# Gesammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

·: ✿ :·

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

### Erster Band.

Gedichte.
Nero.
Hamlet in Wittenberg.
Venien und Epigramme.

---

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Vorrede.

Das geistige Leben unsres Jahrhunderts ist ein Prozeß. Partheien stehen sich mit leidenschaftlichen Mienen gegenüber und machen ihre Ansprüche, ihre Behauptungen, ihre Vorschläge mit Beweisen geltend, die Einer gegen den Andern erst selbst wieder zu vertheidigen hat. Zu Gericht sitzt das Volk oder das Jahrhundert oder das Publikum, wie man nun jene entscheidende Stimme nennen will, die so lange Kränze oder Dornen austheilt, bis eine noch entscheidendere Stimme wieder über diesen Richter urtheilen wird, die Zeit.

Die Schriftsteller und Dichter sind die Advokaten dieses Prozesses geworden. Sie machen die Ansichten ihrer Parthei geltend, sie liefern Klagschriften, Repliken, Dupliken: der Gegner stellt ihnen gleiche Ausarbeitungen in gleichem Interesse gegenüber. Wer verfolgte nicht schon den Lauf eines Prozesses? Die Advokaten erschöpfen sich in schimmernden Vertheidigungen des Für und Wider, sie stellen das, was im Stillen am Gegner ihnen Bewunderung einflößt, laut als verächtlich dar, sie übergehen mit Stillschweigen, was in der

Schrift des Feindes ihnen als das schlagendste Moment des Streites hätte erscheinen müssen, sie werfen mit geringschätzenden Worten dem Gegner Einseitigkeit, Unkenntniß des Rechtes, Verworrenheit der Begriffe vor, bis erst der Richter dazwischentritt und dem Gefechte, das halb ein natürliches, halb ein künstliches ist, ein Ende macht.

Der Richter in der Literatur sollte das Publikum seyn, aber das Publikum ist selbstbetheiligte Parthei. Der Richter in der Literatur sollte die Kritik seyn, aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seit den Encyklopädisten in Frankreich, seit den Essayisten in England, seit Lessing in Deutschland ist die Kritik nicht mehr die Dienerin der Literatur, sondern ihre Herrscherin. Die Kritik ist selbst Literatur geworden. Die Kritik hat den Roman, hat das Gedicht verschlungen. Die Kritik ist der Zankapfel geworden, der aus der Literatur, aus dem stillen Gottesdienste der Musen einen Prozeß mit Partheien und Instanzen machte.

Es hat noch in unsrer neuen Literatur einige fertige, unabhängige, reife Talente gegeben, welche erhabenen oder stillgesenkten Hauptes durch die Partheien hindurchschritten und ihre Gebilde früh abgerundet und nach allen Seiten hin fertig aufstellen konnten. Andren ist es nicht so geworden. Sie standen schwankend, ob sie die Hand zur That oder die Feder zum Schreiben ansetzen sollten. Sie handelten wie auf dem Papiere und schrieben wie kriegerische Partheigänger. Sie öffneten ihr Herz, um das Gewühl des Tages hindurchziehen zu lassen, sie warfen sich in den Strom, um auf die Gefahr hin zu ertrinken, schwimmen zu lernen. Gedanken,

ſo raſch, wie ſie gedacht werden, kann man jetzt durch die Preſſe geleſen machen. Die Uebergänge von Rath zu That ſind nicht mehr ſo ſchnell, wie die vom Wort zum allgemein verbreiteten Buchſtaben. Die wilde, gährende, unklare Zeit wählt ſich blindlings Menſchen aus, die ſie zu ihren Organen macht. Schriftſteller und Dichter werden geſchaffen durch den Zufall und iſt der Zufall Gottes, ſo verläugnet ſich auch hier nicht die Offenbarung einer höhern Fügung.

Die Julirevolution war an das Weltgebäude ein Anſtoß, der eine kurze Weile alle beſtehenden Verhältniſſe ſchwanken, alle ſichern Formen der Sitte ſogar und des Nachdenkens zittern machte. Furcht und übertriebene Hoffnung erwarteten mehr, als wirklich eintrat, und einer bald wieder ſich herſtellenden gleichmäßigen Ordnung der Dinge ging auf kurze Zeit in der That ein Chaos voran. In dieſem Chaos wurde der Saame literariſcher Entwickelungen, die erſt jetzt zu erſtarken anfangen, ausgeworfen und von der Hitze des ſiedenden Bodens ſchnell zum Keimen getrieben. Es rührte und regte ſich aller Orten. Formen geſtalteten ſich und verſchwanden. Kaum fertige Gebilde wurden zertrümmert, um den Stoff zu neuen zu geben. Erſt jetzt möchte die Zeit eingetreten ſeyn, die Geſchichte dieſer jüngſten Vergangenheit von einem beruhigteren Standpunkte zu überſchauen.

Mit dem geringen Antheil ſeines eignen Lebens an dieſer Vergangenheit verſuchte dieſe Ueberſchau der Unterzeichnete. Er erſchrack, als er die Zeugen ſeines Fleißes, ſeiner Hingebung an das allgemeine Wohl, ſeines hier und dort nicht ohne Belohnung gebliebenen größeren oder geringeren Talen-

tes so zerstreut, so ungeordnet, so ungesichtet umfahren sah. Hervorgegangen aus Bedürfnissen des Kampfes um Licht und Freiheit trugen seine Schriften die Spuren aller jener Zufälligkeiten, jener Störungen, jener Mühen, die mit diesem Kampfe verbunden waren und noch immer verbunden sind. Nicht Egoismus möge man es nennen, sondern die jedem Geiste zustehende Gerechtigkeit gegen sich selbst, wenn er sich beunruhigt fühlte, ein ihm und manchem Freunde werthgewordenes geistiges Schaffen vielleicht einst in jener Unordnung zu hinterlassen, in der man bis jetzt meine früheren Schriften erblickt hat.

Ein Prozeß, sagt' ich, ist unser geistiges Leben. Und schon ist die erste Instanz gewonnen. Das Urtheil ist besonnener, die Gesinnung duldender, die Stimmung versöhnlicher geworden. Wo gefehlt wurde, ist der Fehlende dem Spruch des Richters durch Geständniß zuvorgekommen und manches übereilte Verdammungsurtheil hat die gegnerische Parthei zurückgenommen. Wird man mir verdenken, daß ich im Gefühl, meinem Volke in redlichem Willen Herz und Geist gewidmet zu haben, die Hand anlege und diejenigen meiner Schriften, die mir selber werth sind, noch einmal der ruhigeren Prüfung des inzwischen über sich klarer gewordenen Zeitgeistes in einer Gesammtausgabe vorlege?

Ich bin dabei gegen mich selbst mit der größten Strenge verfahren. Ich behandelte diese zerstreuten Schriften wie die Werke eines Andern. Ich habe keine Unklarheit mehr für Licht ausgeben mögen, keine Unordnung für Plan, keine partheiische Liebloſigkeit für Charakter; ich habe getilgt, nicht

was Andern, sondern was mir selbst mißfiel. Ich durfte dies thun, da ich auf der andern Seite eben so viel von reiferer Einsicht, älterer und kälterer Erfahrung hinzufügte. Die Ausgaben sind durchweg nicht nur verbessert, sondern auch im Umfange vermehrt.

Meine dramatischen Werke sind bei J. J. Weber in Leipzig erschienen, sie durften in dieser Sammlung fehlen. Fort ließ ich auch Alles, was von meinen Schriften da oder dort alte Verfolgungen wieder hervorrufen könnte; Verfolgungen, die, unsrer Nation zur Ehre, jetzt nicht mehr im Brauch sind und sogar im Scheine von den Regierungen vermieden werden. Das Vertrauen zu den Geistern hat sich wieder erstarkt. Preußen wird die Zeit der Rochow und Tzschoppe, die z. B. auch fast jedes meiner Bücher, noch ehe es nur erschienen war, schon verboten hatten, Preußen wird diese Zeit nicht so bald wieder erleben. Grade das Vertrauen, auch in meinen Schriften harmlos dorthin jetzt verbreiten zu dürfen, wo sie früher, zu ihrem großen Nachtheil, kaum verkauft, geschweige angezeigt und besprochen werden durften, war mit eine der Veranlassungen, diese Gesammtausgabe zu unternehmen, aus der ich freiwillig fortgelassen habe, was alten Hader wieder erneuen könnte.

Ich lege dies Unternehmen vertrauensvoll an das Herz meines Volkes! Mögen diese Schriften versuchen, den Verstand und das Gemüth anzusprechen, nicht in der Voraussetzung, belehren, entscheiden zu wollen, sondern in der, zu wecken und anzuregen! Neben die großen Vorbilder des Geschmackes gestellt zu werden, fühlen sie sich nicht berechtigt;

aber dennoch sind sie der Beachtung würdig, weil ein Theil des Geistes, der uns Alle bewegt, ein Hauch der Zeit, die uns Alle umfängt, auch in sie übergegangen ist und nach Form und Ausdruck für die Zukunft in ihnen gerungen hat. Ein Spiegel der Zeit sind diese Schriften, die Geschichte eines Lebenslaufes, der mühsam hinanklomm den dornigen Pfad eines der Freiheit und der Schönheit gewidmeten Daseyns und der, zur Stunde angekommen im Alter des reifenden Mannes, nie aufhören wird, Hand und Zunge, Feder und Wort der Aufgabe seines Jahrhunderts zu widmen.

Frankfurt a. M. im März 1845.

Karl Gutzkow.

# Inhalt.


Seite

Vorrede . . . . . VII

Gedichte.

Vorwort . . . . . 3

I. Liebe und Leben . . . . . 7

II. Dichten und Trachten . . . . . 27

III. Ort und Zeit . . . . . 59

Nero . . . . . 101

Hamlet in Wittenberg . . . . . 233

Xenien und Epigramme . . . . . 257

## Verbesserung.

Seite 46 Z 5. v. unten lies: Wenn statt wenn.

# Gedichte.

Was wir schaffen, kann nicht sagen
Alles, was wir in uns tragen.
Jeder hat noch stille Wege
Und ein einsames Gehege.

Mit der Sonne letzten Funken
Oft ermüdet hingesunken,
Sang ich, mir die Seele labend
Diesen stillen Feierabend.

Hohe Kunst, sich die Gedanken
An Spalieren aufzuranken,
Jedes Wort in Reim zu fassen,
Muß ich kundigen Meistern lassen.

Dennoch, helfend, oft vergebens,
An dem Bau des neuen Lebens,
Sucht' ich irgendwo ein Binden,
Ein Vollenden aufzufinden.

Wahrheitsſuchen ließ im Falben,
Freiheit oft im ſchmerzlich Halben;
Doch des kleinſten Liedes Wonne
Spiegelte die ganze Sonne.

Und ſo wandt' ich vom Bekümmern,
Von dem Träumen unter Trümmern
Mich zum Lied oft; denn gefallſam
Iſt der Reim der Schmerzen Balſam.

Anders rauſcht die Tagesweiſe!
Meine will ſich ſtill und leiſe
Feſtesglocken, Faſtnachtsſchellen
Als Naturlaut zugeſellen.

# I.

# Liebe und Leben.

## Ueberirdiſch.

Oft iſt mir's, wie die Schiffer ſagen
An den Antillenküſten,
Daß ſie des Meeres Untiefen
Auch ohne Senkblei wüßten.

Ich ſeh' die Welt im Bild zerſtreuter
Bergbügel unten wallen,
Darauf baumhohe Farrenkräuter
Und zwiſchendurch Korallen.

Ich aber ſchwebe oben drüber,
Nicht mehr auf Waſſerfluten,
Ich fliege himmliſch leicht hinüber,
Ein Vogel in den Lüften!

## Glück.

Nimmer iſt es zu erjagen,
Was du ſuchſt, das wahre Glück!
Willſt du drum die Blume fragen,
Hebt zum Sterne ſie den Blick —
Und der Stern, er wird dir ſagen:
Ach, zur Blume kehr' zurück!

## Draußen.

Sonnige Ebenen,
Wallende Felder,
Luſtige Höhen,
Schattige Wälder,
Oeffnet die Arme,
Weicht nicht zurück!
Ach, wohl trag' ich
Zu Euch nicht das Glück!

Singende Vögel!
Summende Bienen!
Grüße aus Wanderers
Lachenden Mienen!
Frommer Kapellen
Glockengeläut!
Flieht ihr mich morgen?
Bleibt ihr nur heut?

Kühlt mich, ihr Lüfte,
Labe mich, Quelle!
Flieh' nicht zum Walde
Rehlein ſo ſchnelle!
Iſt es ein Zauber,
Ort und Zeit
Lehren ſo lieblich
Vergeſſenheit?

## Liebesschuld.

O Mond, was soll das tangen?
Scheinst mir so voll und hell
In meine feuchten Augen,
Was willst Du mir, Gesell?
Willst Du die Brust erweuen,
Zum Herzen sagen: brich!
Mahnst Du an alte Zeiten
Der alten Liebe mich?
Willst Du mich strafend fordern
An Gräber, still versteckt,
Wo Himmelswonnen modern,
Die keine Thräne weckt?

## Thronrede des Frühlings.

So seh' ich wieder Euch beisammen,
Ihr, meines Reiches Stände!
Ihr bringt die alten Liebesflammen,
Ich schüttle Euch die Hände!

Ihr Bäume, Vögel, Blumen, Lüfte,
Vasallen meiner Krone,
Vom Heroldsamt ihr Veilchendüfte,
Willkommen meinem Throne!

Verändert hat sich nichts im Lande,
Es blieb im alten Gleise:

Das Storchenbein im alten Stande,
Wie auch des Kukkuks Weiſe.

Im Walde hör' ich wohl ein Rauſchen,
Ein Murmeln und ein Flüſtern,
Der Zwergbaum möchte gerne tauſchen
Mit himmelhohen Rüſtern.

Die Vögel machen ein Geleier,
Der Specht zieht blank vom Degen,
Der Kukkuk will ſchon wieder Eier
In fremde Neſter legen.

Doch denk' ich alles Mißvergnügen
Und Rebellion im Haine
Mit Sturm und Blitzen zu beſiegen,
Hilft's nicht, mit Sonnenſcheine.

Dafür verheiß' ich anzuknüpfen,
Um unſre Macht zu mehren,
Mit manches Buſens ſüßem Hüpfen,
Mit manchen Liebeszähren!

Im Uebrigen in Huld und Minnen
Soll es beim Alten bleiben,
Die Flüſſe ſollen thalwärts rinnen,
Die Blüthen Früchte treiben.

Landmarſchall Sonne, nimm den Hammer,
Das Eis zerklopf' und glühe!
Eröffnet iſt die Ständekammer —
Nun web' es, wog' es, blühe!

## Ungeſtandene Liebe.

Es iſt vergebens! Nimmer ſoll
Mir dieſer Demant glühen
Und dieſe Blume, düftevoll,
Nur Andern ſoll ſie blühen!

So gnadenreich und hehr Dein Bild!
Ein Stern im Blick, dem feuchten!
Nur Andern ſoll er hold und mild
Auf ihren Wegen leuchten?

Nur Andern! Ach, es ſagt ſich nicht,
Was ich um Dich empfunden,
Wie es in vollen Strömen bricht
Noch jetzt aus ſtillen Wunden!

Es ſagt ſich nicht, wie ich Dich fand
Und bleibend mochte flehen,
Wie oft ich ſchweigend vor Dir ſtand
Und mochte redend knieen!

Es iſt vergebens! Traumeraus —
Das Säuſeln einer Linde!
Und was ſie träumet — ach es muß
Verwehen in die Winde!

## Der Kranz.

Du ſüßer Schalk, ich ſollte Dir verhelfen
Zu einem Kranz,
Du wollteſt ſtolz, wie Königin der Elfen,
Damit zum Tanz.

Da hab' ich ach! ein volles Beet von Roſen
Nun kahl gepflückt,
Und unter Jubel iſt und unter Koſen
Der Kranz geglückt.

Er ſollte Dir die ſchönen Locken ſchmücken,
War's nicht Dein Plan?
Nun ſiehſt Du ihn mit wehmuthsvollen Blicken
So traurig an?

Es ſollte dieſen Blumenkranz beſtreiten
Nur Kronengold?
Nun läſſeſt Du in Deinen Schooß ihn gleiten
So demuthhold!

## Des Mädchens Loos.

Es segeln oft, wenn still das Meer geworden,
Die Schiffer pfeilgeschwind an sich vorbei,
Der Eine zeigt, sein Ziel der Südpol sei,
Den Andern jagt die Welle nach dem Norden.

Du Mann des Ungefährs! Von deinem Worte bebt
Melodisch das Gesaite meiner Seele,
Wie trunken ich von deinem Munde stehle,
Was alles groß und edel in der Brust dir lebt!

O fremder Mann, gleich einem Frühlingsstrahle
Thaust du von meiner Brust die spröde Hülle;
Und so gelöset steigt in Wonnenfülle
Empor die Zauberwelt der stillen Ideale.

Wie heißt du? Und wo ist dein Dach? Du gehst? Es drängen
Dich andre Bande? Nie kehrst du zurück?
So bleibt an mir — nur noch dein Abschiedsblick,
Ein Sommerfaden, an der Trauerweide hängen!

## Der Nachbar.

Dicht über meinem Kämmerlein
  Schlägt ein verliebter Ritter
Tief in die ſtille Nacht hinein
  Die Saiten einer Zitter.

Ich hör' ihm zu. Zu ſeiner Luſt,
  Zum Grundton, ihm geliehen,
Erfind' ich aus der kranken Bruſt
  Den Text und Melodieen.

Ich geb' ihm Worte, Lied und Schmerz,
  Er giebt mir ſeine Kehle.
Die Note giebt ein fremdes Herz,
  Den Text giebt meine Seele.

Doch plötzlich wird die Hand ihm müd',
  Die Töne ſind verklungen,
Ich habe mich in Nachbars Lied
  Verirrt und wie verſungen.

O ruh' nicht! Nachbar, fortgeſpielt!
  Willſt du mich ſo verhöhnen?
Du haſt die Schmerzen aufgewühlt,
  Du mußt ſie auch verſöhnen.

## Ein gutes Weib.

Sie ſpricht: „Ich habe Deinen Sinn,
Doch nicht Dein ganzes Herz,
Du blickſt zu jenen Bergen hin
Noch oft wie heimathwärts.

Du denkſt, wenn ſich in Liebe Dir
Mein ganzes Seyn ergiebt,
An Eine, die Du lang vor mir
In Schmerzen haſt geliebt!

O denke nur! Du ſiehſt mich froh
Die Thräne längſt zerrann.
Der iſt mir lieber nur, der ſo
Die Liebe lieben kann.“

---

## Jugend des Greiſes.

Viel geliebt und viel geduldet,
Viele Schmerzen, wenig Luſt,
Viel gewagt und viel verſchuldet
Und ein Herz noch in der Bruſt?

Alle Himmel durchgeflogen,
Eine Hölle oft im Arm,
Gift aus jedem Kuß geſogen —
Und das Herz noch liebewarm?

Bruſt noch Herz — und Herz noch Liebe?
Alles wie in alter Zeit!
Doch wer glaubt die Frühlingstriebe
Einem Haupte, das beſchneit!

---

## Sonett.

O könnt' ich jene Töne wiedergeben
Und jene purpurrothen Farben malen
Von Abendglocken und von Abendſtrahlen
Aus meiner Jugend erſtem Liebeleben!

O könnt' ich wieder durch die Gärten ſchweben —
Die Abendnebel dampfen aus den Thalen,
Und einen Bund, beglückt von ſüßen Qualen,
Umſponnen Elfen, die im Mondſchein weben.

Ich höre manchmal wie aus weiter Ferne
Ein Glöcklein wieder mit bekanntem Schalle,
Und mährchenhafter glüh'n die Abendſterne —

Doch ſag' ich wild, von innrer Kraft gedrungen:
Ich will Euch wieder, ihr Erinnerungen!
So zucken ſie und ſie verſtummen alle.

## Ein Herbſtblatt, das nicht fallen will.

Ausgewebt hat milder Weſt,
Herbſt bringt trübe Wetter,
Schüttle, Baum, den welken Reſt
Deiner letzten Blätter!

Offen iſt einmal das Grab,
Alles geht zur Neige,
Streif' auch du dies Blättchen ab
Vom erſtorb'nen Zweige!

Gehe hin, was ſterben ſoll!
Aus des Winters Decken
Wird's der Frühling blüthenvoll
Um ſo früher wecken!

## Die ungerufenen Thränen.

Das war im Herbſt ein ſcharfer Ritt!
Das gute Roß hielt auf der Haide
Faſt mit dem Sturmwind gleichen Schritt.
Das Roß und ich wir glühten Beide.

Die Sporen ab, die Riemen los!
Und ihr auch, laſſet, müde Glieder
Auf dieſen Seſſel, weich wie Moos,
Behaglich auszuruh'n, euch nieder!

Die Flamme zittert im Kamin;
Der müde Tag wird immer blaſſer.
Was iſt das? Von der Herbſtluft zieh'n
Mir in das Auge helle Waſſer?

Die Waſſer quillen hin und her,
Der Blick iſt feucht von wilden Thränen?
Was wollt ihr Thränen denn ſo ſchwer?
Im Herzen heut' iſt nichts zu ſehnen.

Das Auge weint, ich will es nicht,
Die Thräne rinnt, das Herz zufrieden.
Ich denk' an Stunden, wo es bricht —
Und keine Thräne ihm beſchieden!

## Der dritte Stern.

Und weſſen klag' ich mich denn an?
Was hab' ich grauſam ſo verſchuldet?
Was pflanzte Dornen meiner Bahn?
Wo hat ein Herz um mich gedultet?

Ich glaubte nicht, was ihr verehrt?
Der Zweifel ließ ſich nicht beſiegen.
Ich liebte? Ja, vom Wahn bethört!
Ich ließ den Wahn am Wege liegen.

Ich glaubte Eurem Gotte nicht?
Ich wollt' ihn ſelber mir erringen.
Ich war nicht treu? Nein, mit zum Licht
Verſtand ſie ſich nicht aufzuſchwingen.

Ich winkt' ihr: Liebe, folge mir,
Wie kannſt du nur dort unten ſäumen?
Sie rief mir zu: Ich bleibe hier,
Will für dich beten, von dir träumen!

Sie blieb! Mich nahm ein andrer Stern,
Umrauſcht von andern Lebenstönen!
Einſt werden Schuld und Reue fern
Auf einem dritten ſich verſöhnen

## Die Sprache der Natur.

Je mehr wir lernen, glauben, wiſſen,
Umhüllt mit tiefren Finſterniſſen
Die Gottheit ſich vor unſrem Blick;
Wir können nicht des Windes Wehen,
Den Zug der Wolke mehr verſtehen,
Sie weicht vor Irion zurück.

Wir zweifeln an dem Fund des Wahren,
Selbſt wenn im Kelch des Offenbaren
Die Wahrheit wie ein Elfe lacht.
Wir ſind ſchon ſo abſtracte Ritter,
Daß ſelbſt der Blitz im Ungewitter
Das Aug' uns nicht mehr zucken macht.

Ihr glücklichen, ihr großen Alten,
Ihr konntet Euch an Töne halten,
Für die bei uns kein Ohr mehr wach!
Ihr glaubtet mehr als Prieſtertruge,
Wenn Euch aus eines Vogels Fluge
Die Nähe Eurer Gottheit ſprach!

## Räthſel des Daſeins.

O eitle Welt, o toller Traum
Von ſieben magern Jahren!
Wie bald iſt überm Erdenraum
Ein Leben hingefahren!

Wozu das, Gott? Was ſoll ich dir
In dieſer Welt, der herben?
Was machſt du eine Blüth' aus mir,
Läß'ſt welken mich und ſterben!

Warum der Schmerz? Warum die Pein?
Warum der Leib, der ſiechet?
Was darf mein Geiſt ein Seraph ſein?
Mein Leib iſt Wurm und kriechet.

## Wie endeſt Du einſt?

Dämmerſt ſo hin, trübes Leben,
Zwiſchen Freude und Schmerz!
Jene ahnend, dieſen fühlend,
Wie endeſt du einſt?
Glaubſt Dich dem Sturmwind zuvor
Mit rauſchenden Gedankenflügeln!
Und bleibſt doch ewig zurück
Hinter der Schneck' und der ſchleichenden Sorge
Hinter der langſam rinnenden
Welle der Zeit,
Leben ſchaffend, Leben athmend,
Und dennoch
Tod nur genießend!

## Vernichtung.

Ruhig wallt der Strom.
Feuchtnäße hängen die Wolken
Vom grauen Himmel —
Nur die Dohle flattert über dem grünen
Schilfmoor und freut ſich des Raubes.
Mir aber wallen fiebernd die Pulſe
Und das Herz ſchlägt fragend
An die einſame Bruſt:
Willſt Du Donner fodern
Von der Natur,
Willſt Du Stürme?
Nicht Donner, nicht Stürme, Natur!
Gib mir die öde Fläche, den Tod!
Läg' ein Schleier auf Dir, o Welt
Und deckte mich zu
Still
Mit Dir!

## Todesahnung.

„Es wird ein Zimmer nebſt Schlafkabinet für einen einzelnen ſoliden Herrn geſucht.“ Intelligenz-Blatt.

In mancher lieben deutſchen Stadt,
An manchem fremden Ort,
Sucht' ich mir eine Lagerſtatt
Und hauſ'te friedlich dort.

Schon mancher Giebel ſchützte mich;
Hier Fenſter ſchmuck und feſt;
Dort Scheiben, die unſäuberlich
Von einem Schwalbenneſt.

Doch mieth' ich irgendwo, ſo geht's
Mir immer bang und arg,
Ich ſeh' in einem Winkel ſtets
Auch einen ſchwarzen Sarg.

Ich denke nie, wie lebſt du wohl
An dieſem ſtillen Ort?
Ich denke nur: Wie liegſt du hohl
Und blaß im Winkel dort!

Und ſeh' ich um mich, frag' ich mich
Iſt nichts zu eng gehegt,
Wenn man dich einſtens kümmerlich
Im Sarg hinunterträgt?

## Eins wird ſich erfüllen.

Einmal eh' ſie ſcheiden,
Färben ſich die Blätter roth.
Einmal noch in Freuden
Singt der Schwan vor ſeinem Tod.

Und an edlen Bäumen,
Wenn der Winter vor dem Thor,
Bricht in irrem Träumen
Oft ein Frühlingsreis hervor.

Stirbt der Lampe Schimmer
In des Dochts verkohltem Lauf,
Zuckt mit hellem Flimmer
Einmal noch die Flamme auf

Und ſo wird gelingen,
Eh' mein Stundenſand verrollt,
Mir von guten Dingen
Eines noch, was ich gewollt

Eins wird ſich erfüllen,
Eine Freude wird, wie Wein,
Schäumen, überquillen —
Mag es dann geſchieden ſein!

## II.

# Dichten und Trachten.

## Erdichten und erleben.

Zaubern kann die Phantaſie
Hügel, Wolken, Wälder, Flüſſe;
Aber zaubern kann ſie nie
Davon einen der Genüſſe.

O du kannſt als Künſtler ſein
Dir wohl eine Eiche meſſen,
Niemals aber Dichter ſein,
Wenn du drunter nicht geſeſſen.

## Verkohlte Herzen.

Ja, wir ſind dem Tod verwandt,
Reſte ausgeglühter Schmerzen,
Sind im Leidenſchaftenbrand
Früh verkohlte Feuerherzen.

Doch man kann, mit Geiſterhand
Unſre Belſazars zu ſchrecken,
Auch die weißgetünchte Wand
Nur mit Kohlenrunen decken.

## An die Fürſten

So träumt ihr immer noch den Traum,
Der Amme Mährchenlied,
Daß ihr durch dieſen Erdenraum
Mit Götterrechten zieht?

Den Traum, daß Euch die Sonne Land,
Soweit ſie Treue ſchwört,
Gleichwie der Scepter Euer Hand,
Als Spielzeug angehört?

Daß Ihr in Eures Landes Rund
Darft ſchalten wild und mild,
Ein Pfleger ſein dem treuen Hund,
Ein Jäger Eurem Wild?

Daß Euch gehorchen Luft und Wind,
Der Glaube und der Wahn,
Und viele Tauſend Menſchenkind
Leibeigen unterthan?

Und hört Ihr nicht von einem Traum,
Den jetzt die Menſchheit träumt,
So weit den nächt'gen Erdenraum
Das Morgenroth beſäumt?

Von jenem Traum, wo alle Welt
In Euch ſich niederläßt,
In Euch, wie ihrem weiten Zelt,
In Euch, wie ihrem Neſt?

Daß ihr zu Abend, Mittag, Nacht,
Am Morgen allbereit
Zu Gottes Herrlichkeit und Pracht
Des Volks Leibeig'ne seid?

Zwei Träume! Schäume, leicht verweht,
Und beide allzukühn;
Doch der, wo Eins gen Tausend steht,
Ist der nicht vorzuziehn?

## Die Glocke.

„Mein Volk, du ſollſt nicht länger,
Wenn Unrecht dir geſchehn,
Mit Furcht vor deinem Dränger
An meinem Pallaſt ſtehn!
Es ſollen deine Klagen
Zu mir nicht Kanzler tragen,
Du ſollſt mich ſelber ſehn!“

Und daß 'nen beſſren Weiſer
Er hätte für ſein Ohr,
Hängt eine Glocke der Kaiſer
An ſeines Schloſſes Thor,
Zwei Mann mit Hellebarden,
Die ſollten ſtündlich warten,
Ob einer trät' hervor.

Und ſollten Jeden locken,
Wer ſein zu dürfen ſchien,
An jener hellen Glocken
Das Strängelein anzuziehn,
Dem Dürft'gen ſei am Tage,
Bei Nacht, am Prunkgelage,
Vom Bett weder verlieb'n

Nun kamen, Recht zu holen,
  Zahlloſe ringe herbei,
Der war vom Vogt beſtohlen,
  Der von der Kleriſei,
Bei'm Klingeln und bei'm Läuten
Erſchrak in allen Weiten
  Gewaltthat, Tyrannei.

Doch einſtmals war der Kaiſer
  Bei Nacht entſchlummert kaum,
Da hört' er leiſ' und leiſer
  Ein Läuten, wie im Traum;
Er fuhr empor und dachte:
Du giebſt bei Tag und Nachte
  Dem Hülfebedürft'gen Raum!

Er trat ans offne Fenſter
  Und rufte: Wer iſt da?
Doch ſchienen es Geſpenſter,
  Denn keine Seel' er ſah.
Die Glocke aber leiſe
Tönt' in der alten Weiſe —
  Ihm angſt und weh geſchah.

Von keiner Hand gezogen,
  Als wenn's von Geiſtern wär',
Beſchreibt ſie ihren Bogen
  Stets läutend hin und her;
Der Mond beſchien die Wände,
Der Kaiſer faltet die Hände,
  Das Herz ward ihm ſo ſchwer.

„Ach, ſprach er zu ſich weinend
Das ſind die Seufzer all,
Die, ſtille ſich vereinend
Zu einem Geiſterſchall,
Sich in ſich ſelbſt verwinden,
Niemalen Tröſtung finden,
Als vor dem Herrn des All!“

„Was hilft da all mein Richten,
Mein gnädig Kaiſerwort?
Zahlloſes giebt's zu ſchlichten
Der Leiden hier und dort,
Es ſchwimmt auf tauſend Thränen
So vieler Schmerzen Sehnen
Nur in des Himmels Port!“

## Der Genius.

„Nec admodum peritus erat artis suae S. Josephus."

Als Jeſus noch im Kinderlatz
Auf Sankt Joſephi Zimmerplatz
Beſpielt mit Säg' und Hobelſpähn',
Ließ er ſchon manches Wunder ſeh'n.

Man weiß, daß Joſeph ganz und gar
In ſeiner Kunſt ein Pfuſcher war;
Mit Winkelmaaß und mit dem Loth
Hatt' ſtets er ſeine liebe Noth.

Aus Mitleid kam das Jeſulein
Dann öfters zu dem Machwerk ſein,
Und legte, wie ein Zimmermann,
Den Finger ſtatt der Axt daran.

Und ſieh! das Krumme ſtreckte ſich,
Was ungehobelt, leckte ſich,
Zu Kleines wuchs, und was zu grad',
Dreht huſch! ſich wie ein Wagenrad.

Sankt Joſeph blieb verwundert ſteh'n —
Und Jeſus, als wär' nichts geſcheh'n,
Geht wieder an den alten Ort,
Und ſpielt mit ſeinen Spähnchen fort.

## Der Dichter und ſeine Lieder.

Meine Lieder ſchuf ich mir,
Meinem Grame zu entfliehen;
Sang ſie niemals zum Klavier,
Nie nach Not' und Melodieen.

Ihr habt ſie zum Sang geſetzt!
Im Salon, beim Schein der Kerzen
Kokettirt Ihr und ergötzt
Euch an meinen bittern Schmerzen!

Mir blieb Banges ewig bang,
Liebe warb umſonſt um Lieben,
Und die Wunden, trotz Geſang,
Ewig ſind ſie wund geblieben.

## Warum der Schmerz die Menſchen flieht.

Was ſoll ich mich an And're ſchmiegen
Und meinem eignen Gram en'fliehn?
Wie ſchwer, mit Jedem aufzufliegen!
Wie leicht, ihn zu mir niederziehn!

---

## Allmacht.

Großer Gott, was mußt Du geben,
All die Wünſche nur zu ſtillen,
Die auf unſern Lippen beben,
Und die ſtumm dem Aug' entquillen!

---

## Gebrauch der Gelegenheit.

In Alles hänge deine Lieder,
In Blumenglocken,
Blüthenflocken,
In einer Sennin bunten Mieder.

Am alten Thurm die Epheuranken,
Das Spatzenlärmen,
Mückenſchwärmen,
Um Alles winde die Gedanken.

Ein Eiſenring hängt an der Mauer,
D'ran eine Kette,
An dieſer Stätte
Gedenk des Vaterlands mit Trauer.

## Tag und Nacht.

Wo eben noch die blanken Häuſer gafften,
Da — dort — zertreten Gras herum —
Und ſtolz auf edle Eigenſchaften
Sich pfauengleich gebläht das Publikum —
Wo in den ſtaubbedeckten Gaſſen
Noch eben erſt der lahme Zeitgeiſt ſchlich,
Und ſich die Zahlheit trotz der fetten Maſſen
Doch immer höflich aus dem Wege wich —
Darauf gießt nun in Silberſtreifen
Der gute Mond ſein Zauberlicht
Und läſſet durch die Proſa ſchweifen
Ein nachtigalldurchhauchtes Lenzgedicht.
Nun fallen majeſtät'ſche Schatten
Auf jene Zwergenwirklichkeit —
Auf Haus und Hof, auf Schornſtein, Dächerlatten,
Sind ſtrahlende Karfunkel ausgeſtreut!
So lebt die Dichtung auch! Erzittert
Sie vor der Welt, wenn Proſa wacht;
Sie thront auf goldnem Stuhle unerſchüttert,
So lange Mond und Stern und heil'ge Nacht.

## Fern und nah.

Das Licht erliſcht — nur Mondenſchein
Fällt in die dunkle Klauſ' herein —
Schon ſchlummert alle meine Habe,
Ein gutes Weib, ein holder Knabe.

Da zuckt es wie ein Flämmchen her,
Legt auf die Bruſt ſich bang und ſchwer,
Reicht ſtill mir wie beim Herrenmahle
Zum Trunke eine Zauberſchaale.

Ich ſetze an. Und mich umkreiſ't
Mit Höllengluth ein wilder Geiſt —
Ein Blick auf Zauberbuch und Siegel
Giebt meinem Traume Drachenflügel.

Fort reißt es mich aus dieſen Mühn
Hin, wo die Alpen roſig glüh'n,
Wo, während hier der Schlaf noch kuſſet,
Die Sonne ſchon den Montblanc grüßet!

Da ſiehe! Von dem Alpendom
Bin ich im Nu im ew'gen Rom;
Der Platz, wo Shelleys Aſche modert,
Iſt wie von Nachtgluth durchlodert.

Auch hier nicht Ruh — nach Griechenland
Ich ſchwimme ſchon im Wüſtenſand,
Fürſt Pückler mag als Emir reiſen
Ich reiſ' in eines Derwiſches Weiſen.

Es lockt der Werbetrommel Schall
Nach Algier fort, nach Roncesvall!
Statt an Kritik ſterb' ich doch lieber
In Java ſelbſt am gelben Fieber. —

Und ich erwach' — und das Gedicht,
Das mir ſo weit, ſo ferne liegt?
Ich hatte wie von Geiſterzügen
Geſchrieben ſeltſam vor mir liegen

Die Worte: „Was du biſt, das ſei!
Der Traum rauſcht mit dem Tag vorbei.
Was man beſitzt, kommt Keinem theuer,
Was du entbehrſt, ſchürt Dichterfeuer."

## Unſer Thun und Laſſen.

Alles, was wir leben, leben
  Im Beginn wir ſchon dem End',
Jeder Eckſtein, den wir heben,
  Füllt nur unſer Monument.

Jenes gelbe Volk im Süden
  Widmete ſein ganzes Thun
Nur dem Bau von Pyramiden,
  Um als Mumien auszuruh'n.

## Troſt am Egoismus der Welt.

Was zieht es Dich ſo ſchmerzlich nieder,
Wenn du gekämpft, gewegt nicht haſt?
Die Menſchen geben hin und wieder,
Bewegt von eigner Luſt und Laſt.

Was grämt's Dich ſo in tiefſter Seele?
Dein Sieg? Dein Fall? Ach, einerlei!
Ein Jeder ſpricht aus ſeiner Kehle
Und hört nur ſeine Melodei.

## Der Landpfarrer.

Ich gönn' ihm gern das Allerbeſt'
In ſeiner heil'gen Sache,
Ich gönn' ihm gern das Storchennest
Auf ſeinem Giebeldache.
Nur eins mich faſt wie Neid befällt,
Wer kann es ihm verwehren,
Daß er ſich auf die Kanzel ſtellt,
Zum Predigen und Lehren!

---

## Der Wuchs des Dichters.

Du ſollſt den Wuchs des Dichters nicht verklagen!
Der Aſt am Obſtbaum wächſt die Kreuz und Quere.
Nur Bäume, die uns keine Früchte tragen,
Erheben ſchlank ihr Haupt, das blüthenleere.

---

## Der Morgen einer Schmerzensnacht.

Lieb Vater, kommt die Mutter nicht?
Du ſiehſt ſo traurig aus?
Heut giebt es unſer Leibgericht,
Der Fritz, der weiß ſein Sprüchel nicht,
Das Fränzel ihr ein Kränzel flicht;
Iſt Mutter nicht zu Haus?

Kinderchen, ſeyd ſtill, ſeyd ſtill!
Mutterchen noch ſchlafen will!

Lieb Vater, geh' und weck' ſie auf,
Wir waren gut und fromm!
Wir ſpielen: Häuſerchen verkauf'!
Fritz baut ein Schloß, ein Dachel d'rauf,
Die Andern werfen's über'n Hauf:
Wenn nur die Mutter kommt!

Kinderchen mit rothen Wangen,
Mutter iſt ſchon ausgegangen.

Da bringt ſie uns was mit, juchhe;
Denn daß Ihr es nur wißt,
Verſprochen hat ſie uns ein Reh
Und Hirſch' und bunte Bänderle,
Und das beſtellt ſie alles eh',
Jetzt ſchon beim heil'gen Chriſt.

Spielzeug holt ſie Euch von Gott,
Mutterchen liegt drinnen todt.

## Beichtbedürfniß.

Von Allem, was du liebſt und hegeſt,
  Wähl dir ein einzig Kleinod aus,
In das du all dein Sinnen legeſt,
  Dein Lächeln, deine Stirne kraus!
Nur ſey's ein Menſch! Und nicht einmal
  Ein Menſch, der dein zu nennen wäre!
  Es ſey nur eine ſtille Wahl,
  Von der, ſelbſt wenn ſie trifft, nicht höre!
Such dich an einen Geiſt zu halten,
  Den Alle kennen, eine Ehe,
  Die Niemand, nur der Himmel, ſehe;
Am beſten wählſt du einen von den Alten!

## Der Glaube.

Mein Urahn war ein frommer Held,
  Der ſeinem Gott andächtig
So gerne hätte aufgeſtellt
  Ein Münſter hoch und prächtig.

Doch ſeine Hütte war nur klein,
  Die Truhe ſchmal und finſter,
Von Gulden ging nicht viel hinein
  Und nie heraus ein Münſter.

Da nahm er einen andern Plan,
  Er faſtete und ſparte
Und kaufte Quaderſteine an,
  Nicht viel, doch felſenharte.

Die ließ er ſeinem Sohn zurück,
  Der gleichfalls Gott zu ehren,
Allmählig ſuchte Stück für Stück
  Das Erbtheil fromm zu mehren.

So ſammelten die Ahnen fort
  Vom ſauren Schweiß der Hände,
Damit den Bau am heil'gen Ort
  Urenkel einſt vollende.

Da liegen nun die Quadern all,
  Geſchälte Eichenbäume,
Von Pfoſten, Thüren ein Eiſenwall,
  Erfüllung alter Träume.

Des Urahns Wille iſt vollbracht,
Bis auf die kleinſte Schraube
Iſt reif des Domes Wunderpracht —
Nun fehlt nur noch der Glaube.

Es fehlt die Seele, die in Gott
Wie in dem Mutterleibe,
Ein Kind, zum Leben oder Tod
Geduldig harrend, bleibe.

Es fehlt die heil'ge Muſika,
Des Künſtlers frommes Brüten,
Das Zauberwort: es ſtehe da,
Als wär' es Wald und Blüthen!

O ruht, ihr Trümmer, ruht, an keins
Mag ſich Bemooſung kleben!
Doch heil'ge Fügung — All in Eins! —
Die kann ich Euch nicht geben!

## Die Hölle.

Soll ich Euch meine Ahnung zeigen
  Einſt von der Hölle Land?
So löſcht die Lichter, gebt mit Schweigen
  Im Dunkeln Euch die Hand!

Die Hölle iſt das Land der Wahrheit,
  Das alldurchſicht'ge Licht,
Wo jede That in voller Klarheit
  Aus jedem Herzen bricht.

Die Hölle iſt die Qual des Lebens,
  Noch einmal durchgelebt,
Doch ſo, daß Menſchenwitz vergebens
  Der Lüge Schleier webt.

Was je im Trug hier ward geſprochen,
  Was je im Lug geſchah,
Wird nicht geſtraft dort, nicht gerochen,
  Es liegt nur offen da.

Und offen liegt es jedem Auge!
  Warſt du dem Freund ein Feind —
Das iſt der Hölle bittre Lauge,
  Nicht Gott ſieht's, nein, der Freund!

Und Euer Schwur, hat er betrogen,
Von Lieb' und Kuß verbrieft?
Die Nachtigall, hat sie gelogen,
Die Ihr zu Zeugen rieft?

Das ist die Höll': Euch hell zu sehen,
Des Schattens selbst beraubt,
Und vor den guten Seelen stehen,
Die liebend hier geglaubt!

Zu Flammen nicht, nicht zum Verklammen
Führt einst der Hölle Bahn!
Gott wird zur Wahrheit Euch verdammen —
Steckt jetzt die Lichter an!

## Herbſt am Kreuz.

### Im März.

Ein Herrgott ſteht am Rheine
Bei Bonn in einer Stadt,
Durch deſſen Stein-Gebeine
Sich Laub gewunden hat.

Nicht junges Laub vom Lenze,
Das ſanft dem Auge läßt;
Nur Laub verdorrter Kränze,
Vom Herbſte noch ein Reſt.

Doch von dem Fuß der Säule
Sucht ſich ein keimend Grün
Mit emſig frommer Eile
Zum Gott hinaufzuziehn.

Ich ahn' ein neu Belauben,
Wenn dieſer Herbſt beſiegt,
Und einen Frühlingsglauben,
Der ſich dem Kreuze ſchmiegt.

## Der Fluch.

Durch Dich, o Gutenberg, rollt dem Gedanken
Ein tauſendfaches Echo nach,
Trommeten gleich tönt aus der Zelle Schranken,
Was drin ein Weiſer leiſe ſprach!
Die Alten trugſt Du aus den Klöſtern,
Gabſt ſie der ganzen Welt zu Tröſtern,
Das Schlummernd-Neue riefſt Du wach!

Doch war's nicht Fauſt, der Dich belauſchte,
Als Du am Letternkaſten ſtand'ſt,
Durch glitzernd Gold die Kunſt ertauſchte,
Die halb Du hatteſt, halb erſt fandſt?
Und hinter Fauſtens ſpan'ſchem Kragen
Sah man gewiß die Feder ragen,
Die auf Mephiſto's Mütze tanzt!

Und dieſer flüſterte: „Nichts wird geboren,
Es trüge denn des Todes Spur,
Vom Sonnenlicht hat ſich zu Euch verloren
Ein morgenrother Streifen nur.
Wie ſich die neue Freiheit auch verwerthe,
Sie bleibt bedroht von dem Damoklesſchwerte
Am Pferdehaare der Cenſur!"

## Tageshelden.

Laß ſie ihren Götzen dienen,
Die ſie ſich aus Holz gemacht,
Laß die aufgeſchminkten Mienen
Gleißen durch die Zeitungsnacht!

Laß ſie ihre Helden wählen,
Mit Triumph ſie holen ein
Und aus hunderttauſend Kehlen
Lebe hoch! dazwiſchen ſchrei'n!

Werde Du darum kein Andrer,
Ob Du Jenen auch verblühſt!
Glücklich, wenn an Dir ein Wandrer
Still vorübergeht und grüßt.

## Trinklied.

„Was ſchauſt du nur ſo finſter drein
Und ſchmolleſt unſrer Luſt?
Labt dich nicht auch der Götterwein,
Soll ihm ein Hoch geſungen ſein
Nicht auch aus deiner Bruſt?
Auf und trinkt!
Trinkt und ſingt!
Vertrinkt den Erdenwuſt!“

„Entfeſſelt denn die Zunge dir
Nicht auch das volle Glas,
Daß es dir von der Erde hier
Durch Nebel-, Trug- und Lugrevier
Zum Himmel weiſ't den Paß?
Redet frei!
Trinkt, juchhei!
In vino veritas!“

In vino veritas? Verzeiht,
Was durch den Kopf mir fuhr!
Wenn Ihr ſo kühne Recken ſeid,
Im Worte dreiſt, zur That bereit,
Das macht die Traube nur?
Dann zur Stund'
Stopft den Spund!
Vom Weine keine Spur!

Doch wer ſich auch in Nüchternheit
Zum Wahren aufwärts ſchwingt,
Wer auch mit trockner Kehle freit
Im Dienſt der Windsbraut unſrer Zeit,
Der trinkt nur, wenn Ihr ſingt:
Ohne Wein
Frei auch ſein!
Jetzt ſchenket ein und trinkt!

## Nehmt es ſo hin!

Wie die Mathesis aus Hypotenuſen
Den Inhalt der Katheten finden lehrt,
So hoff' ich, ahnet Ihr den warmen Buien,
Selbſt wenn er Götter nur mit Marmor ehrt.

Mein Dichten gleicht dem Monde, den Geſtirnen,
Sie ſind das Abbild nur vom Sonnenlicht;
Ich konnte malen, wie auf Alpenfirnen
Die Sonne ſtrahlt, die Sonne kann ich nicht.

## Der jüngere Nachwuchs.

Glücklich ſeid Ihr, jüng're Streiter,
Daß Euch ſchwarze Warnungsplanken
Zeigen, wo einſt Roß und Reuter
Vor Euch in den Abgrund ſanken!

Glücklich: denn Ihr könnt es wiſſen,
Wo im dichteriſchen Schwärmen
Die erlaubten Saiten riſſen,
Saiten aus Philiſterdärmen.

Eine Welt liegt da in Trümmern —
Bauen dürft Ihr, ſtatt zerſtören,
Tempel ſchon und Kuppeln zimmern,
Die dem Himmel angehören.

Glätter wird die Stirn der Muſen —
Ihr könnt ſchon mit Amor koſen,
Könnt den Jungfrau'n an den Buſen
Wieder ſtecken Liederroſen.

Von dem Speer die Eiſenſpitze
Dürft Ihr ſtoßen in die Erde,
Daß er nach des Kampfes Hitze
Euch ein ſchattig Laubdach werde.

Ihr braucht's, wollt ihr fürder kämpfen,
Nicht den Leuten erſt zu drucken,
Daß ihr nicht die Sterne dämpfen,
Nicht die Sonne wollt verſchlucken!

## Der Dichter der Zeit.

Ihr ſagt da wohl, ich hätte
Nicht Herz und nicht Natur,
Und haſt' an Euch als Kiette
Durch meine Stacheln nur —

Ich gäbe Mittagsſchwüle,
Saharaſonnenbrand,
Nie ſanfte Abendkühle
Nie warmen Druck der Hand.

Ich gliche wohl dem Feuer
St. Elmo's auf dem Meer,
Das Keinem recht gebeuer,
Niemanden Führer wär' —

Ich könnte Tempel ſpinnen
Und drehen aus Asbeſt;
Doch keine Hütte, drinnen
Sich's ruhig ſchlafen läßt! —

Doch wo ſoll ich ſie finden,
Die Liebe, die Ihr wollt?
Wie kann ich den verbinden,
Der unverſöhnlich grollt?

Wie kann den Arm ich legen
Um Eure Schultern hin;
Mit Blumen Euch umhegen,
Da auf der Flucht ich bin?

Wenn wo auf den beſtäubten
Landſtraßen Ruh' ich fand,
Liegt mir mein Schwert zu Häupten,
Der Griff hart an der Hand.

Nehmt meinem Wort die Feſſel,
Gebt ihm das Echo frei;
Dann find't ſich wohl ein Geſſel,
Ein Trunk, ein Scherz dabei!

## III.

# Ort und Zeit.

## Die deutſchen Knaben.

Als ſich vor Hunnenblicken
Die Gothen ſo entſatzten,
Daß ſie die Byzantiner
Um Schutz im Lande baten:
Da mußten nächſt den Waffen,
Sie auch die eignen Kinder
An ihre neuen Herren
Als Unterpfänder ſtellen.

So zogen mehr denn tauſend
Der blonden Gothenknaben
Hinüber nach Kleinaſien
Und hielten Schach der Treibeit
Den tiefgekränkten Vätern.
Man ließ die Väter darben,
Die Väter ſind noch Helden,
Sie ſtehen auf; — ſie ſiegen.

Und drüben nach Kleinaſien,
Wo ihre Knaben wohnen,
Wird laut die Siegesbotſchaft
Der Schlacht Adrianopel.
Da horchen auf die Knaben
Und faſſen freud'ge Blicke
Zur Schmach der Byzantiner
Aus Kindesmienen glänzen.

Im orthodoxen Aſien,
Wo Griechen nur und Römer
Das Recht, mit ihren Lauten
Die Luft zu füllen haben;
Da jubeln nun die Knaben
Mit unerſchrockner Stimme,
Und rufen in die Lüfte
Die deutſchen Heimathslaute.

Und ſingen deutſche Lieder,
Die alten Schlachtgeſänge,
Die aus dem Mund der Väter
Sie unzählbar vernahmen,
Und ſchlagen an die kleinen
Zum Spiel geliehnen Schilde,
Laut rufend, daß ſie kämen,
Der Väter Sieg zu theilen!

Die Römer, drob erſchreckend,
Berufen ihre Räthe
Und jagen auf die Plätze
Von allen Städten Aſiens
Die jungen Sigurdſöhne
Wie eine Jagd zuſammen, —
Bis ſie durch Pfeilesgarben,
Die blonden Knaben, ſtarben.

## Chineſiſche Romanze.

„China's Staat ſteht auf dem Standpunkt der Familie.“
Hegel.

Kan-Tſchu war ein wilder Knabe,
Gut von Herzen, ſtark im Naſchen,
Manchmal diebiſch wie ein Rabe,
Aber höflich, ſtets gewaſchen,
Selber ſeinen Zopf ſich ſtrählend,
Kleine Füße, kleine Hände,
Blumenreich den Ausdruck wählend,
Doch ein Wildfang ohne Ende.

Ach, was hat der Mandarine,
Der ſein Vater, nicht für Mühe,
Daß ihn, hilft kein Blick der Miene,
Klugs das Bambusrohr erziehe!
Soll er mit dem Pinſel ſchreiben
Oder Seidenwürmer füttern,
Immer muß der Stock ihn treiben,
Der kann ihn allein erſchüttern.

Kan-Tſchu flieht. Er flieht nach Weſten,
Selig in der Freiheit Wonne,
Schlummert unter Maulbeeräſten,
Bis ihn weckt die Morgenſonne,
Bis ihn wecken Trommeln, Pfeifen
Von vorüberzieh'nden Truppen,
Die ihn als Rekruten greifen
Und mit Harniſch überſchuppen.

Hinter der Chineſen-Gränze,
In den Steppen der Mongolen,
Sind noch ſchönſte Lorbeerkränze
Für die Tapferkeit zu holen.
Kan-Tſchu vom Kameele mördert
Unterm Feind erſt mit dem Bogen,
Aber bald wird er befördert
Und zur Reiterei gezogen.

Auf dem Roß mit Schild und Lanze
Ficht und ficht er unerſchrocken,
Hüpft zum Kampfe wie zum Tanze,
Wo die meiſten Feinde hocken;
Säbelt, ſchießt im vollen Jagen
Vorwärts, rückwärts, immer Sieger,
Bald ſieht man ihn überragen
Alle kaiſerlichen Krieger.

Kan-Tſchu ſteigt. Ein ganz Geſchwader
Traut man ſeinem Löwenmuthe,
Eine blut'ge Feuerader,
Eine Schlachtkometenruthe,
Ringsum züngelnd, brennend, ſengend,
Furchtbar allen Feindesheeren,
Und den Führer aufwärts drängend
Zu den allerhöchſten Ehren.

Endlich ihren Göttern fluchend,
All zerſprengt in ihren Schaaren
Und die fernſten Steppen ſuchend,
Flieh'n Mongolen und Tartaren.

Kan-Tschu, der den Feind geschlagen,
Trägt den Marschallstab in Handen,
Wird von Stadt zu Stadt getragen,
Ruhmgekrönt in allen Landen.

Auf den Gassen grüne Zweige,
Blumen, Teppiche, Geschenke,
Alles eilt sich, daß man zeige,
Wie ein Volk des Ruhms gedenke.
Pfauenfedern schickt der Kaiser,
Goldgestickte Ehrenkleider,
Mandarinen, Wegeweiser,
Und den kaiserlichen Schneider.

Aber zu dem Ruhm und Preise
Blickt nur Einer stumm und traurig,
Kan-Tschu, den ein Aengsten leise,
Eine Bangniß, schwarz und schaurig,
Ueberschleicht, ein bös' Gewissen,
Daß sein Vater, statt zu segnen,
Dem Entlaufnen mit gewissen
Dingen müßte nun begegnen.

Mit dem schmerzlichsten Entsagen
Naht er sich dem Vaterhause,
Hoch im Palankin getragen,
Rings umschwirrt vom Volksgebrause;
Ach, er sieht die Thüre offen —
Richtig! sieht den Vater zornig,
Bückt sich — wehe! wird getroffen
Von dem Stocke hart und dornig.

Unter einer dichten Wolke
Schläge, die herniederregnet,
Krümmt ſich da vor allem Volke
Der, den Gott ſo hoch geſegnet!
Seht den grimmen Mandarinen
Im Gefühl der Vaterrechte,
Wie er wüthet, daß er Pinen
Bläulich hier in Lorbeern flechte.

Endlich ruht der Stock des Alten,
Kan-Tſchu winkt in Kindeszähren,
Daß ſie nun zum Kaiſer wallten
Von dem Heerd ſo ſtrenger Lehren,
Läßt ſich auf die Sänfte richten,
Während dieſes Reich der Mitte
Alle preiſen, wo in Züchten
Throne Vaterrecht und Sitte.

## Negerbild.

Mittag iſt's. Im ſtillen Hafen
Vor Virginias Waarenballen
Lagern ſich zwei ſchwarze Sklaven
Auf und zwiſchen Tabaksballen.

Einer nutzt die Mußeſtunde,
Hingeſtreckt auf allen Vieren,
Mit dem zugeſpitzten Munde
Peſtalozzisch zu lautiren.

Nimmt die Fibel in die Hände,
Will ſich bilden, lieſt und ſtammelt,
Daß man, wählt der Neger Stände,
Einſt auch ſeine Stimme ſammelt.

Doch der Andre, ob er tauge,
Unbekümmert, was er wüßte,
Richtet finſter nur das Auge
Nach der fernen Kaffernküſte.

## Zum neuen Jahr.

### 1841.

Zur Zeit des Miniſteriums Thiers.

Trübgerunzelt, finſt'rer Dinge
Tritt Saturnus zum Vulkan,
„Meiſter, haſt Du ſie, die Ringe?
Schüre daß die Bälge an!“

„Heda, Elfen, aus dem Bette!
Auf, Geſellen, hämmert flink!
Denn es braucht die Zeitenkette
Wieder einen neuen Ring!“

Und in wunderlichen Weiſen
Singt die Flamme, tanzt und tollt,
Auf dem Amboß ziſcht das Eiſen,
In dem Tiegel dampft das Gold.

Fromm und fleißig ſich bemühend
Haſtet ſich der Elfen Schaar:
Zwölfe ſchlägt es, und noch glühend
Nimmt der Gott die Ringe dar.

Einer grob, wie ihn der Ringer
In die Fauſt zum Stoße nimmt:
Dieſer, wie er an dem Finger
Einer Braut beim Altar glimmt.

Jener mahnt an Kampf und Leichen,
Mahnt an Tod und Völkerſtreit.
Dieſer, wie ein Friedenszeichen,
Einem Liebesbund geweiht

Setzt die Gläſer von der Lippe!
Horcht, Saturn entſteigt der Gruft,
Trauben ſchneidet ſeine Hippe
Klingend durch die Winterluft.

Horcht ihn in die Höhen dringen,
Wo die Zeit nicht iſt, noch war!
Welchen von den beiden Ringen
Bringt er wohl dem neuen Jahr?

## Erholungsreiſe.

So hab' ich einen kurzen Augenblick,
Mich aus dem Leben wieder ſelbſt zurück!
Der Frühling will hervor; ich kann nicht weilen
Muß ſeine Blüthen einzuholen eilen.

Und wie ein Vogel, dem von ſeiner Haft
Ein blindes Ungefähr Erlöſung ſchafft,
Und der nicht weiß, darf er dem Dinge trauen
Und auf die Freiheit ſeiner Flügel bauen —

So blick' ich in die freie Welt hinaus,
Ließ Weib und Kind daheim im kleinen Haus,
Und ſinne ſinſter nach, wie jenen Bergen,
Ich möcht' entfliehn, die meiner Freiheit Schergen.

Vom Frankenlande weht ein Lüftchen her,
Des Rheines Welle eilt behend in's Meer,
Ich halte meine Bruſt, ein wildes Streiten
Tobt drinnen von den Geiſtern alter Zeiten.

Doch wie die Welle ſo vorüber rauſcht,
Wie Wolke ſich mit Wolke oben tauſcht,
So fühl' ich wohl daß ich im Banne liege,
Und nicht mehr weit von meinem Neſte fliege.

Es iſt ein Zauber, der mich wie Magnet,
Je mehr ich geh', jemehr im Kreiſe dreht,
So daß ich wohl nach einer Urlaubswoche
An meines Käfigs Fenſter wieder poche.

## Die drei Farben.

Im April 1837.

Bei Höchſt liegt an dem Maine
Ein Garten hart am Thor,
Aus dem im grünen Scheine
Der Frühling lacht hervor

Und an des Gartens Thore
Hat gar ein freier Held
Die deutſche Tricolore
Tiefſinnig hingeſtellt.

Er hieb des Thors Handheben
Aus rothem Marmelſtein,
Daß ſie vom deutſchen Leben
Ein Sinnbild ſollten ſein.

Und will man Deutſchland führen
In Dunkelheit hinein,
So müßten wohl die Thüren
Von ſchwarzer Farbe ſein

Doch über alle Fernen
Noch unſre Hoffnung geht,
Drum war mit goldnen Sternen
Der ſchwarze Grund beſä't.

Ich fragte, wem die Freiheit
Am Orte ſoviel werth,
Daß er die heil'ge Dreiheit
Des Volks ſo ſinnig ehrt?

Dem Todtengräber! hieß es.
Dies iſt des Todes Haus!
Den Traum des goldnen Vließes
Träum' auf dem Friedhof aus!

## Contraſt.

Schwarze Tannenwälder rauſchten
Auf dem rothen Felsgeſtein,
Und es war mir, gleich als rauſchten
Geiſter in das Thal herein.
Zeitenmüde Burgen ſchliefen
Auf den dunkeln Bergeshöh'n,
Und die Eichen, knarrend, riefen
Hülfe vor dem wilden Föhn.

Bei dem Toben und Gewitter
In der finſtern Bergeskluft
War mir's, als wenn Eiſenritter
Raſſelten aus Todesgruft,
Als wenn von den Burgen Fahnen
Flatterten, und Hörnerſchall
Tönte, um zum Kampf zu mahnen
Bund'sgenoſſen und Vaſall:

War mir's, als wenn ein bemoos'ter
Münſter ragt' aus Nacht und Wald,
Und vom Ciſterzienſerkloſter
Der ein Glöcklein wimmernd ſchallt.

Hülfe rufend, denn zu Roſſe,
Hochgeſchwungen ſchon das Schwert,
Steh'n mit einem reif'gen Troſſe
Räuber vor dem Gottesheerd.

Ja, es war mir, gleich als hüpften
Zwerge rings aus Buſch und Strauch,
Jungfrau'n, die vorüberſchlüpften,
Lächelndernſt nach Geiſterbrauch.
In die Zeiten, in die Sagen
Hatt' ich mich verloren tief,
Bis ein Thurn und Taxiswagen
Mich aus meinen Träumen rief.

## Huß und Hieronymus.

### Am Bodenſee.

Hier war es, hier am ſchönen See,
Gefärbt von Rheinesfluth und Alpenſchnee, —
Die Traube dort im Gartenhag —
Im See ſich ſpiegelnd blauer Sonnentag!

Hier ſeh' ich . . . Iſt das Meeresburg?
Da blitzt es durch die Sonnennebel durch!
Von Thurgau winkt der Alpen Kranz
Und dort liegt die Conzilienſtadt Conſtanz!

Im Graſe bin ich hingeſtreckt,
Von kräuterduft'gem Holderbuſch bedeckt —
Hart an der Bucht durch Wellengold
Rauſcht eben her der Dampfer Leopold.

Doch du im Schatten, finſtre Stadt,
An deiner Stirn klebt ein Hiſtorienblatt
Von Blut und ſchwarzem Höllenruß —
Von Johann Huß und Hieronymus!

O Herr! Das durfte hier geſchehn!
Das durften dieſe Alpenhäupter ſehn!
Vierhundert Jahre ſchon ihr Roth —
Dies Grün! Dies Blau! Und hier ein ſolcher Tod!

Im naſſen Auge ſchwankt das Bild,
Das aus der Ferne mir zuſammenquillt —
Dies Dach! Am Leuchtthurm hart vorbei,
Beim Schifferkrahn! Da ſaß die Kleriſei?

In dieſem Raritätenhaus
Da ſopften ſie die Kirchenſpaltung aus?
Da ſaß mit ſeinem falſchen Eid
Der Kaiſer, der verſprochen frei Geleit?

Des Geiſt's Apoſtel, Johann Huß
Und ſein Johannes, Hieronymus, —
Ich ſeh' die welſche Prieſterſchaar
Sie drückt Euch Teufelskronen in das Haar.

Sie reißt das Ehrenkleid Euch ab,
Bricht über Freiheitshelden ihren Stab,
Holt Holz vom Wald und Schilf vom See
Zum Ketzerſtrafenden Autodafé.

Die Flamme zuckt: das Schilf iſt naß
Und keuchend trägt sancta simplicitas
Noch trocknes Reiſig in den Brand,
Der Fanatismus ſeinen Unverſtand.

Die Beiden ſingen in der Gluth
Dem Herrn der Herrn ein Danklied wohlgemuth:
Doch Alles ſchwärzt ſich! Höllenrauch!
Im Prieſterfluch erſtickt der fromme Hauch.

Ich seh's im Weiße! Hier verschwand
Ein weißes Seelenpaar im Feuerbrand! —
Und wie ich blick' ins Weite, buich!
Da flattert's hinter mir im grünen Busch —

Mein Auge schweift im leeren Raum —
Und wo ich so geträumt den Flammentraum,
Da seh' ich, in die Lüfte klar
Fliegt eben auf ein weißes Taubenpaar.

# Bilder vom Comerſee.

## I.

## Mondſcheinfahrt.

Mit der Sonne ausgefahren
Mit dem Monde heimgerauſcht!
Goldnetz hat in Nixenhaaren
Mit dem Silberpfeil getauſcht.

Und das Silber dünkt mir lieber!
Nixen ſchillern, weiß wie Schnee,
Durch das Mondenlicht herüber
In dem bläulich hellen See.

Und in Nähe und in Ferne
Tauchen ſie, bald dort, bald hier,
Blinzeln mit dem Heer der Sterne,
Summen mit dem Gondelier.

In Gewändern, geiſterhellen,
Schwimmen ſie den Villen zu,
Halten auf den Marmorſchwellen
Mitternächtig leiſe Ruh'.

II.

## Heimkehr.

Aechzend ſtöhnt die kleine Barke
An der Kette nun im Hafen —
Tonio giebt die Hand, die ſtarke,
Geht mit ſeinen Brüdern ſchlafen.

Unter flüſternden Platanen,
Auf dem Raſen, ihrer viere,
Eingehüllt in Segelfahnen
Strecken ſich die Gondeliere.

Morpheus bleibt mit ſeinem Mohne
Fern von ſolchen Zauberräumen.
Draußen muß auf dem Balkone
Eine Stunde noch ich träumen.

## III

## Nachtbild.

Sieh die Furche, langgezogen!
Iſt es einer Wolke Schimmer,
Die ſich ſpiegelt in den Wogen
Schattig in des Mondes Flimmer?

Wie ein Thier auf zwanzig Füßen
Sieht man durch den See — geſchwinde!
Einen Kahn vorüberſchießen —
Zwanzig Ruder ſind die Winde!

Schmal und lang des Kahnes Weichen
Und die Spitzen ſcharf wie Pfeile —
Zwanzig Ruderer, ſtumm wie Leichen,
Rudern ihn mit Flügeleile.

In dem Nachen, leicht wie Federn,
Doch ein Magazin von Waaren,
Leinen, ſeiden, tuchen, ledern,
Schriften auch vielleicht, von raren.

Louis, aufgewacht, vom Strande
Lugt nach dem Geiſternachen —
Contrebande! Contrebande!
Hör' ich ſeine Brüder lachen.

Lachen: Austria evviva!
Bis die Ruder leiſ' verhallen —
Von der Villa Sommariva
Schmetterten die Nachtigallen.

## IV.

## Neue Geſellſchaft.

Hoch ſteht ſchon die Sonn' am Himmel —
Hab' ich wohl die Zeit verſchlafen?
Schiffer harren ſchon im Hafen
Und von Bettlern ein Gewimmel.

Lungern vor dem Ecce Homo,
Vor Maria, tief verſchleiert, —
Ha, ein kleines Glöcklein beiert,
Ha, das Dampfſchiff kommt von Como!

Bettler greifen nach der Krücke,
Schiffer hoffen reiche Landung
Rudern in des Dampfers Brandung,
Und vom Dampfer fällt die Brücke.

Ladies, Zofen und Cafette
Schwanken im Hinunterklettern —
Deutſche fluchen, Ruſſen wettern,
Und dem Lord fehlt die Lorgnette.

Und der Lady von der Leiter
Fällt ihr Album in die Wellen,
In die tiefen, in die ſchnellen,
Und der Dampfer ſchaufelt weiter.

## V.

## Eveline.

Offne Villen, offne Wände,
Offne Pforten für die Gäſte —
Mylord öffnet ſeine Weſte,
Und der Kaſtellan die Hände.

Lady, troſtlos, lobt die Frieſe
In der Villa des Marheſe,
Und Mylord, Signor Ingleſe,
Nimmt beſtät'gend eine Priſe.

Doch mit träumeriſcher Miene
Schleicht ſich von den Kunſtdebatten
In des Gartens duft'ge Schatten
Still ihr Kind, Miß Eveline.

Ach, wen quälte oft die Wahl nicht,
Sieht er Albions Romantik,
Die einſt malten Holbein, Van Dyk,
Die man jetzt ſo ſchön in Stahl ſticht!

Und die lieblichſte von Allen, —
Schwarze Locken, lange Wimpern,
Hände, die die Harfe klimpern,
Seh' ich durch die Blumen wallen.

Stille ſieht ſie bei den Hecken,
Bei den Cactus, Azaleen,
Bei den luft'gen Orchideen. —
Falter ſcheinen ſie zu necken.

Und ſie bricht — die Blätter rauſchen —
Vom Orangenbaum ſich Blüthen:
Marmor aus der Zeit der Mythen
Läßt mich bergend ſie belauſchen.

Hinter marmornen Meduſen
Seh' ich's, küßt die junge Liebe
Einen dieſer Blüthentriebe
Und verbirgt ihn in dem Buſen.

Arthur! Arthur! ſeufzt ſie leiſe,
Schauet nach den Alpenrücken —
Nordwärts reiſ't ſie; doch ihr Blicken
Macht nach Schottland heim die Reiſe.

Blüthenſtaub von dieſen Wänden
Will in's Land des alten Banquo
Mit dem nächſten Briefe franko
Sie an Mylord Arthur ſenden.

Eveline! Hold Gemüthe!
Wenn ich Mylord Arthur hieße,
Ach ich gäbe Paradieſe
Hin für eine ſolche Blüthe!

## VI.

Tonio!
Hoiho!
Rufe Marco, deinen Bruder,
Holt die Ruder!
Ecco!
Nun zum Lago hin di Lecco!

---

## VII.

### Trio.

Aus verborgnen Felſenſpalten
Und noch unbekannten Quellen
Stürzt ein Gießbach, ohne Halten —
Weithin tobt des Sturzes Gellen!

Dies Geheime an dem Fiume
Iſt in Mailand noch Debatte:
Milchweiß iſt des Falles Blume
Und ſie nennen ihn di latte.

Und die Blume in der Ferne
Funkelt wie ein Regenbogen,
Immer iſt mit Friedenswonne
Hold der Waſſerfall umzogen.

Siebenfarbig brechen immer
Sich die diamantnen Strahlen,
Selbſt das Mondlicht will den Schimmer
Eines Regenbogens malen.

Mylord reitet und Mylady
Auf dem Eſel, die Duenna
Schenkend kleine Maravedi
An die Buben von Varenna.

Oben aber, wo es ſchmettert
An der Spitze des Fiume,
Seh' ich kühn hinangeklettert
Eveline, Arthurs Blume.

Iris ſchwebt im Regenbogen,
Sternbeſä't in lichten Garben!
Um ihr Götterbild gezogen
Schimmerten die ſieben Farben.

## VIII.

### Abends.

Wieder bläuet ſich der Schnee
Auf den Alpen in der Runde —
Wieder ſchauert überm See
Sternennacht und Dichterſtunde.

Im Albergo ſchmort der Koch
Brenzelnd ſchon die Abendbrocken.
Von den Weilern läuten noch
Glaubenshell die Abendglocken.

Ruſſe, Deutſcher, Engliſhman,
Holen ſich ein Jeder ſolo,
Appetitserregungen
Vom Spaziergang auf dem Molo.

Mylord einen Meeting hält
Mit den Kellnern von Statiſtik,
Fiſch' und Vögeln, und beſtellt
Sich au naturel ein Beafſteak.

Und Mylady — einen Shwal
Hat ſie um die Schultern halb um —
Jetzt vermißt ſie erſt mit Quaal
Ihr verſunk'nes Reiſealbum.

Ach, ſie hätte jetzt die Frucht
Unvergeßlicher Minuten
Gern im Album eingebucht –
Und die himmliſchen Beſuten

Und ihr Blick, er ſagt Ade
Ihren Nachtgefühlen ohne
Stillung, und ſie träumt am Thee-
Keſſel ſanft auf dem Balkone

Aber wo der Lichtglanz dort
Lockt die ſummende Phaläne,
Hinterm Vorhang rinnt dem Lord
Arthur eine ſüße Thräne.

Kritzeln ohne Hinderniß
Hör' ich's von der Wein-Veranda –
Ach, es ſchreibt die holde Miß
In die fernen Schottenlande.

Füllt ihr Tagebuch zur Nacht
Mit romantiſchen Ergüſſen
Mit des Zimme Farbenpracht,
Mit Orangenblüthenküſſen.

Heimiſch in dem fremden Land
Sind die Sterne nur geblieben,
Droben ſuch' ich eine Hand,
Die daheim auch mir geſchrieben.

## IX.

### Abſchied.

Endlich, endlich muß ich ſcheiden
Von dem Paradies der Feen,
Blumengrabe aller Leiden,
Von dem ſchönſten aller Seen.

Süße Freuden, basta, basta!
Lebe wohl, du Sommariva
Und du Villa, die die Paſta
Sich erſang durch Casta diva!

Nimmer welket ihr Cypreſſen,
An der Villa Pliniana!
See, dich nimmer zu vergeſſen,
Bleibſt du mir Fata morgana!

## X.

## Como.

Und ſo brachte mich der Dampf
Nach des Abſchieds ſchwerem Kampf
Hier nach Como in den Engel —
Für Bedienung ſorgen Bengel.

Bengel, haſt du keine Ohr'n?
Gieb ein Zimmer mir nach vorn!
Doch vergebens, immer ſchlimmer.
Ruſſen haben alle Zimmer.

Ruſſen hier und Ruſſen dort,
Moskowitiſch jeder Ort,
Ruſſen in Neapels Buchten —
Ganz Italien riecht nach Juchten.

## XI.

## Auch eine italieniſche Nacht.

Heiſeres Krächzen
Auf dem ſummenden Corſo —
Almoſenlechzen
Von verkrüppeltem Menſchentorſo —
Schiffer ſchreien:
Una barca commando?
Um dich und hinterdrein
Diebiſche Meſſagerien-Bande.
Käſe — wie ſtinkt er!
Leiermann — wie ſingt er!
Schinken, höchſt ſpeckig!
Weiße poetiſche Frauenſchleier, aber höchſt dreckig!
Grenadiere im Regieladen
Kaufen ſich Tabak und Schwefelfaden —
Und ein Tenoro
Am Angelo d'oro
Belliniſirt mit Macht,
Singt noch um Mitternacht:
Trema Byzanzio!
O! O!
Wer kann ſchlafen ſo!

## XII.

## Verſöhnung.

In der Kirche San Fedele
In dem Duft der Weihrauchkerzen
Richtet auf die müde Seele!
Richtet auf die müden Herzen!

In der Kirche San Fedele
Spricht ein junger Prieſter Segen.
Wohllaut weiß er in die Kehle,
Liebe in den Blick zu legen.

In der Kirche San Fedele
Schlüpfen hin zum Prieſterohre
Große Sünden, kleine Fehle
Und die Orgel ſummt vom Chore.

Bei der Stelle: Filium dedi
Hör' ich fremde Ketzerlaute.
Mylord iſt es und Mylady,
Eveline folgt, die Traute.

Ach, man ſieht auf Reiſen immer
Oft ſich, ohne ſich zu kennen —
Kennt man ſich, dann deſto ſchlimmer,
Muß man gleich ſich ewig trennen.

Mylord giebt ſich höchſt ironiſch
Als Rationaliſt, als kalter.
Lady kennt architektoniſch
An den Styl im Mittelalter.

Milder wird's und immer milder
Evelinen, und die Seele
Taucht ſie in die Fenſterbilder
Dieſer Kirche San Fedele.

Blumenfülle, heiß und tropiſch —
Sternenſchimmer und Karfunkel —
Farbenpracht, kaleidoskopiſch —
Und beſeligend dies Dunkel.

In dem Schatten ganz ergötzlich
Einer Kreuzigung der Schächer
Will ich ſie belauſchen, plötzlich
Fällt zu Boden ihr der Fächer.

Und ich heb' ihn auf geſchwinde,
Schnell zur That, wie Heinrich Perry,
Und ſo ſüß, wie Abendwinde
Flüſtert ſie ein leiſes Merci!

Und im Blick, dem hellen, vollen,
In den Augen, groß wie Sonnen,
In der Locken wirrem Rollen
Lagen aller Liebe Wonnen.

Lagen Villen mir und Schwäne
Lag der See im Kranz der Reben,
Und die ſchwanken Gondelkähne
Und der Nixen Mondſcheinweben.

Lagen Iris an dem Falle,
Blüthen, ſchottlandwärts gedrungen,
Einmal noch zum Abſchied alle
Comerſee-Erinnerungen.

Nimmer wiederſehen ſoll ich
All' die Wonne! O mein Heiland!
Eine Stunde ſpäter roll' ich
Mit dem Omnibus nach Mailand.

## Chamounix.

Leb' wohl, leb' wohl, du ſonniges Genève,
Du grüner Lemanſpiegel, lebe wohl!
Vorbei am bienenreichen Mont Salève
Führt uns der Bergweg, offen bald, bald hohl
Die Krümmungen entlang der wilden Arve.
Vom Montblanc weht der Gletſcherwind, der ſcharfe.

Und wie die Thäler immer mehr ſich engen,
Und immer höher ſchon die Berge ſtehn,
Kann man am Horizont in weiten Längen
Die ewig winterlichen Alpen ſeh'n —
Am Wege fröſteln Halm und Hirt und Ziege —
Wir nahen uns der Erdenſchöpfung Wiege.

'S iſt kalt! Hier wehen noch die erſten Schauer,
Als einſt aus Wort und Licht die Welt erſtand —
Die weißen Häupter ſeh'n mit Urweltstrauer
Hinaus in blaue Luft und grünes Land.
Sie müſſen, daß daheim in grünen Hagen
Wir ſicher ruh'n, der Erde Grundbau tragen.

Den Pfad hinan, umrauſcht von Waſſerfällen,
Vom Flattern wilder Vögel aufgeſchreckt!
Ein Häuschen da — Ein Quell dort — Bienenzellen —
Ein Winſeln — Bettlerhände ausgeſtreckt —
Und welche Hände! Welche Schreckensmienen!
Der Schöpfung Wiege hüten die Kretinen.

Doch freundlicher und minder herb entfaltet
Sich aufwärts endlich das Chamounirthal —
Zwei Alpenwände, mittendurch gespaltet
Für einen Wiesenteppich, wie zum Mahl
Dem Volk, das mit neugierigen Geberden
Den fremden Gast beschaut, den Rinderheerden.

Und das da Gletscher! Krallten Teufelsringer
Beim Kampfe mit des Lichtes Schöpferkraft
Einst in die Berge diese Eisesfinger?
Wie Perlen tröpfelt aus der Gletscher Haft
(Vielleicht sind's Dämonsthränen, wie bei Byron)
Mit Gold beschwert der kleine Bach Aveyron.

Der Sattel eines Maulthiers winkt zum Ritte,
Ich schwing mich auf und mühevoll und schwer,
Doch sicher bringt das Thier mich Schritt vor Schritte
Zur Alpenhütte auf dem Montenvert.
Da blick' ich — unter mir — die grüne Straße!
Der Führer ruft: voici la mer de glace!

O heilig Schweigen! Ew'ge Grabesruhe!
Ein eingefrorner, ein erstarrter Strom!
Zur Eiscrystalle eine Felsentruhe,
Ein wie verlorner unterird'scher Dom!
Der Himmel grau, nur Raben krächzen Lieder
Und starr und schweigend seh'n die Felsen nieder.

Ich steig' — es hilft des Alpenstockes Spitze —
Von feuchten Wänden steig' ich tief hinab —
Das ew'ge Eis — geborsten — Ritz' an Ritze —
Und jeder grüne Spalt ein ewig' Grab —
Kein Westwind weht von dieser Alp, der rauhen,
Nie werden diese Eiskolosse thauen.

Und werden ſie's, dann iſt's zur letzten Stunde,
Wenn dieſe Welt im Feuerbrand vergeht,
Wenn Flammen ſteigen aus der Erde Schlunde
Und Gluthhauch von dem Monde niederweht.
Es faßt ein Schwindel mich, in dieſem Ringe
Zu ſchau'n die erſten und die letzten Dinge.

Ich mußte flieh'n — vom Montblanc loben Schauer
Schneeflocken mir in's glühende Geſicht —
Ich floh den Ort des Schreckens und der Trauer —
Dies Grab! Und doch auch hier fehlt Hoffnung nicht:
Vom Rand des Eismeers brach ich aus dem Mooſe
Mir für den Wanderhut die Alpenroſe.

---

## Bei Baſel.

Ach! Der geliebte Strom,
Rauſcht er dort nicht
Von dem Rieſenſturze her?
Und die Alpennähe!
Und drüben im Sonnengold
Selig winkend
Die deutſche Traube!

---

## Abſchied von Untreue.

Am Rheinfall bei Schaffhauſen.
Von Perlenſchaum beſtäubt,
Fühl' ich im Donnerbrauſen
Mein Herzleid übertäubt.

Es ſpülen fort die Küſſe,
Den oft entweihten Schwur
Die wilden Wogengüſſe
Im Schauer der Natur.

Dem Aug', dem überwachen,
Hier wird ihm endlich Ruh'
Und meine Schmerzen lachen
Dem Donner freudig zu.

Nimm, wilder Rhein, die Schleife,
Die ſie mir einſtens wand,
Nimm die Verlobungsreife
An deine feuchte Hand!

Und ſteck' ſie, Wogenringer,
In ſchnellem Kreiſerlauf
Dem dreimal treuern Finger
Der kalten Nordſee auf!

## Das Dampfſchiff.

Majeſtätiſch
Wallt der Rauch aus der glühenden Eſſe —
Mit Simſonesſtärke
Stemmt ſich der feurige Rieſe —
Und trägt uns kleine Zwerge
Ueber des Daſeins
Unbedeutendheit,
Ueber den lächelnden Strom dahin!

## Abſchied von der Schweiz.

Die Berge flieh'n, die Wellen treiben,
Zur Ebne geht es nun hinab,
Nichts wird noch in den Händen bleiben,
Nichts, als der ſchlanke Alpenſtab!

Am Fuß der heimathlichen Schwelle
Stell' ich den Kameraden hin,
Und denke, könnt' er zauberſchnelle
Sich doch mit grünem Laub umzieh'n!

Könnt' er die kräft'gen Wurzeln ſchlagen
Tief in den Erdenſchooß hinein,
Mit breiten Blätteräſten ragen
Zur Sonne und zum Sternenſchein!

Ich ſäße dann in ſeinem Schatten
An Schweizerheimweh ewig jung,
Träumt' Alpenglüh'n und Alpenmatten,
Umſäuſelt von Erinnerung.

So gab der Herr in Moſis Hände,
Als er nach Canaan hinab
Durch Meere zog und Felſenwände,
Solch einen Wander-Wanderſtab.

# Nero.

## Tragoedie.

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey.
Zu leiden und zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Goethe

# Vorwort.

Was die nachfolgende Dichtung bedeuten will, sagen die beiden vorletzten Verse des Prologs. Sie soll schildern den von der Griechenzeit bis auf unsre Tage noch unentschiedenen Kampf des Schönen mit dem Guten.

Die vorliegende neue Bearbeitung dieses 1845 zuerst erschienenen Gedichtes hatte sich besonders die Aufgabe gestellt, in das Ganze vollere Klarheit zu bringen. Zum Theil haben auch neue Ereignisse zu Dem, was vor zehn Jahren dunkel war, schon den Commentar geliefert.

# Perſonen.

Kaiſer Nero.
Poppäa, ſeine Geliebte.
Hofrath Seneca.
Deſſen Gemahlin.
Julius Vinder, ein [illegible], römiſcher Burſchenſchäftler.
Cornelius Tacitus, ein [illegible] Geſchichtſchreiber.
Tigellinus, ein Mohr.
Locuſta, eine Giftmiſcherin.
Sabinus Caſſius, ein Stoiker. Verſinnbildet ſeine Grundſätze.
Der alte Scevin, ein Verſchwörer wider Willen.
Milichus, ſein Sklave, von Geburt ein Deutſcher, Namens Michel.
Cerialis Anicius, Rom's größter Schmeichler, Verfaſſer von Dankadreſſen an den Kaiſer.
Phäon, der Kreigeſchworene.
Drei akademiſche Ephoren.
Sieben akademiſche Lehrer mit ihren Schülern.
Ein Rhetor, Profeſſor der ſchmeichelnden Künſte.
Ein Bürger mit ſeiner
Tochter und ſein
Nachbar.
Satyrn.
Nymphen.
Oreaden.
Najaden.
Dryaden.
Corybanten. } Chöre.

Cybele, Chorführerin.
Mänaden, auch Chor.
Chor der Hofdichter.
Drei gewöhnliche Dichter.
Ein Buchhändler.
Ein Humorist.
Ein Hauptmann
Zwei Boten.
Ein junger Mensch.
Ein anderer junger Mensch
Mehrere Henker.
Drei Soldaten.
Noch ein Hauptmann.
Ein verwundeter Rekrut.
Zwei feindliche Brüder.
Zwei Mädchen.
Zwei Buben.
Zwei Bürger.
Vater.
Mutter.
Ein Träger.
Senatoren, Tribunen, Soldaten, Studenten.
Die Erde.

Ort der Handlung: Rom. Zeit: jetzt.

## Locuſta.

### Als Prolog.

Ihr Menſchen dort, rings auf den Marmorſitzen,
Bergt Euer Angeſicht und preßt zurück
Den Athemzug in unbelauſchte Ritzen,
Den Mantel ziehet über das Genick,
Des Auges Pfeile laſſet matter blitzen
Und öffnet, da in dieſem Augenblick
Die Hölle qualmt, zu meinem Schreckenswerke
Bedächtig halb nur Eures Ohres Pforte!

Locuſta bin ich, die Giftmiſcherin,
Die alte Ahnfrau römiſcher Cäſare,
Dem Tod zum vorgezeitigen Gewinn
Vermittle ich die Wiege und die Bahre.
Verweſung wehet über Alles hin,
Wohin ich nur mit meinem Athem fahre,
Und nah' ich mich, gleich iſt am Himmelsthor
Der Stern umretzt mit einem Nebelflor.

Des Tags wohn' ich im afrikan'schen Sande,
Bis man des Nachts nach Rom mich rufen läßt,
Noch schwillt im gelben flatternden Gewande
Der blasse Hauch der afrikan'schen Pest:
So eben brachte mich von Libyens Strande
Zum heute angesagten Todtenfest
Ein giftig Schlangenpaar, das nun, ich glaube,
Dort raschelt in des Parkes schatt'gem Laube.

Herauf, herauf, ihr schwer versöhnten Schatten!
Ihr Töchter, die ich liebte, Julia!
Untreue Gattinnen untreuer Gatten,
Du Messalina, und Du, Livia!
Hebt Euern Fuß, den schlotterndmatten,
Es ist die greise Ahnenmutter da!
Herauf, verlaßt des Orkus finstre Säle,
Daß ich durch Euch mich für den Jüngsten stähle!

Zersprungen ist der Hölle Schloß und Riegel,
Es nahet sich die dichte Larvenschaar,
Da sprützen aus dem infernal'schen Tiegel
Blutrothe Funken, wie Kometenhaar;
Ich seh' Euch; aber löst des Mundes Siegel
Und streckt mir drohend nicht die Hände dar!
Wollt' Einer unter Euch viel Jahre zählen,
Konnt' ich denn mehr, als sie dem Andern stehlen?

O zürne, bleich Gespenst, Germanikus,
Nicht allzusehr dem Mund, dem willenlosen,
Der früh' auf Dich gedrückt den Todeskuß!
Und Du, dem ich zum Knabenspiel statt Rosen

Nicht minder früh', mein Kind Brittanikus,
Gegeben einen Kranz von Todesmoosen,
Der Du entmannt schon starbst, und noch nicht Mann,
Nimm ohne Grau'n den Gruß der Mutter an!

An meines Jüngsten Schwelle steh' ich jetzt,
An Nero's Schwelle, der den Göttern treulich
Sich angetraut hat, ob er gleich verletzt
Der ewigen Natur Gesetze neulich:
Denn hat nicht seine Mutter so benetzt
Mit Blut die Erde und gerast so gräulich,
Daß selbst Erinnys jene Fackel senkt,
Mit der sie einst Oresten hat bedrängt?

Die Fahne webt, die schwarze Todesfahne,
Vom Winde flatternd nun einmal gefaßt:
Wer ist noch Held? O sey nur Partikane
Von dem, was einmal stürzt mit Hast;
Die alte Schuld sucht, wo sie Weg sich bahne:
Einmal begonnen, los und ohne Rast
Rollt sich die Kette um; — der Sieg ist dessen,
Der Unerhörtem Größres zugemessen.

Du aber, wirrer Kranz, den das Entsetzen
Um anzuschauen hier zusammenflicht,
Woll'n etwa Deine Blicke sich ergetzen
An bunten Scenen, welche im Gedicht
Dir Blumen vor die trunk'nen Augen setzen:
So halte Dich zurück und traue nicht,
Denn leicht wohl möchte sich der Schlange Zischen
In Philomelens süße Strophen mischen!

Wenn Ihr die Freundſchaft und die Jugend ſeht
Den treuen Arm ſich um die Hüften winden,
Wenn wo die Schweſter nach dem Bruder ſpäht,
Und wenn ein Sohn vor'm Vater, vor dem blinden,
Im Spiel mit ſeinen Greiſenlocken ſteht:
So eilet ſchnell, den Ausgang hier zu finden;
Denn eben war es häuslicher Verrath,
Der ſchleichend in das Herz des Kindes trat!

O fluchbeladne Zeit, wo, wie ein Dieb
Ganz leiſe hämmernd, zu geſunden Theilen,
Durch alle Muskeln, durch der Adern Sieb,
Wo irgend unverſehrte Keime weilen,
Unheilbar ſchleicht des Gift's Anſteckungstrieb!
Wer hier noch leben will, muß ſich beeilen;
Denn rings ſind falſche Netze ausgeſtellt;
Die große That kommt mit dem Sarg zur Welt.

So rolle denn der Vorhang auf, und zeige
Euch eine Welt, die Manchem wohl verhüllt,
Ob eine Haut auch auf die Andre zeige
Wie einſtmals an des Telamoniers Schild!
Des Alterthumes abgeſtandne Reige,
Die große Roma iſt's, womit erfüllt
Ein Becher ſich Euch beut, dem Phantaſieen
Und mancherlei Erfindung Würze liehen.

Den Gegenſatz von Schönheit und von Tugend,
Charakter und von holdem Dämmerſinn,
Von Mannes Ernſt und Poeſie der Jugend,
Den Unterſchied von Bart und glattem Kinn,

Von Laſterſeelen, liebenswürdig Tugend,
Der Freiheit unpoetiſchem Gewinn –
Das Alles im Gemiſch von Zeitenbildern
Will Euch in Ernſt und Scherz ein Freier ſchildern.

Und ſchildern will er Euch die grauſen Schrecken
Der doppelten Natur der Menſchenbruſt,
Wie ſich der Geiſt mit Lüge kann bedecken
Und Schönheit Schlechtes athmet unbewußt,
Wie ſchon dieſelbe Zunge Blut kann lecken,
Die eben noch geſcherzt in heitrer Luſt,
Wie Geiſter, die dem Genius verbunden,
In ihrem Wahn doch grauſam oft verwunden.

So leuchte Mondenſchein, des Tages Lüge!
Ihr ſchlummernden Gebeimniſſe, erwacht!
Es naben ſich die langen Geiſterzüge,
Die, ob ſie gleich aus Fleiſch und Blut gemacht,
Doch ſchon am Leben nicht mehr haben Genüge
Und halb ſchon ragen in des Orkus Nacht:
Was Wirklichkeit, was Traum hier im Gedichte,
Es iſt ein ew'ger Traum der Weltgeſchichte.

## I.

Freier Platz in Rom.

**Julius Vindex** (tritt auf).

Julius Vindex.

Sey mir gegrüßt, du liebe Heimathſtätte,
Wo endlich ruh'n darf der beſtäubte Fuß,
Und die ſo traulich winkt, als wenn mein Gruß
Sie eben erſt verlaſſen hätte!
Wie ſchonend hier die Zeit geweſen!
Ich kann noch Unterſchied und jedes Maal,
Hauslauf und Moos, das ſich durch Ritzen ſtahl,
Wie eines alten Buches Lettern leſen.
Da rankt die Rebe ſich, die ich gezogen,
Mit traubenſchweren Bogen
Zum Fenſter auf, wo die behenden Schwalben,
Die in die fernen Zonen
Mir erſt gefolgt, ſchon in den falben
Zum Neſt gefügten Halmen wieder wohnen.
Nicht nur der Brunnen plätſchert noch ſein altes Lied,
Auch was man bei den Nachbarn ſieht,
Iſt immer noch der alte Sang,
Ein Fenſter ohne Schluß,
Womit dem Ohr zu kläglichem Genuß
Der Wind ſein Spiel treibt Tagelang.
Ja, irr' ich nicht, ſo will's mich faſt bedünken,

Als blitzten aus den offnen Pforten
Wie sonst der Nachbarstöchter Augen aller Orten,
Gleich Perlen, die aus der Conchylie winken.
Was wohl die lieben Eltern sagen!
Vom Fuße bis zum Kragen
Bin ich ein andrer Mensch! Vom hypochondrischen Wesen,
Womit in diesen Tagen
Sich schon unmündige Kinder plagen,
Bin ich vollkommen genesen.
Das ist nicht mopsig mehr, nicht sauertöpfisch,
Mißtrauend, greinend, rappeltöpfisch,
Das macht nicht mehr so jämmerliche Geberden,
Als könnte man gestohlen werden.
Rein, frisch und rund wie eine Nuß,
Sind von dem Wind des Kaukasus
Die bleichen ausstudierten Backen
Und in dem stolzen Nacken
Führ' ich aus allen Königreichen
Ein Heer von Schelmenstreichen.
Man sagt zwar, daß die Welt
Politisch sey jetzt schwarz verhangen.
Wer was davon hält!
Deß laß' ich mich nicht bangen!
Geht Alle doch nur hinaus, die Rom beengt,
Dorthin, wo man nicht Grillen fängt!
Geht, wie ich, aus der Ebene Streifen
Hinauf, auf die Berge, wo die Wolken rauschen,
Wollt Alle doch, wie ich gethan, belauschen
Goldeshüter, fabelhafte Greifen!
Befreit Euch von des Hauses Fesseln
Und sucht in Kolchis Sandeswellen
Die von Medeens Zauberkesseln
Bis tief zur Hölle ausgebrannten Stellen!
Sucht, wie ich suchte, ob die raschen

Unwirthbaren Pontuswogen einen
Der blutigen Troyen ſchon verwaſchen
Von des Abſyrtus zuckenden Gebeinen!
Habt Ihr an Aſiat'ſche Schrecken Euch gewöhnt,
So werdet Ihr die Römiſchen ertragen können.

(Er tritt an das Haus ſeiner Eltern heran. Ein Sarg wird ſchnell heraus-getragen.)

Ha, wie der Zufall meiner Rede höhnt;
Ihr guten Freunde, wollt mir ein Wort doch gönnen!
Wohin, wen tragt Ihr da heraus?

Ein Träger.

'S iſt Trauer in dem Haus!
Weil nun der alte Herr nicht mehr zu retten,
So ging Cornelia voraus,
Ihm in der Väter Gruft bequem zu betten.

Julius Binder.

Bei Gott! Cornelia? Meine Mutter? Halt!
Mein Kuß trifft, was er liebt, erkaltet?
O hört! Sie fliehn — als wenn die Peſt
Dahin gerafft hätt' dieſen kleinen Reſt
Von Leben, den ich zu verſüßen
Nun komme ach! mit allzuträgen Füßen!
Uns hört' ich recht den Todtenvogel ſingen,
Muß auch mein Vater mit dem Tode ringen?

(Ein zweiter Sarg wird noch ſchneller herausgetragen.)

Ha! Zu ſpät! Dies muß mein Vater ſeyn.
Dahin fliegt in dem Todesſchrein
Mein Leben, Hoffen, Alles hin!
Sieht! Sieht! Wißt, daß ich des Mannes Kind und Schatte bin!
Sie fliehn — und wie Geiſtergeſtalten fortgerannt —
Und vor Entſetzen ſteh' ich feſtgebannt —
O wär' es Blendwerk nur!

Eine blutige Spur
Seh' ich am Boden rollen,
Blut, aus dem Sarg gequollen,
Die Tropfen rieseln durch die Gassen.
Hier ist ein Mord geschehn,
Ich muß zum Schwerte fassen
Und blutig wenden dieses Wiedersehn.

(Ein Tribun tritt mit Bewaffneten aus dem Hause.)

Steh', du Tyrannengeneral,
Noch raucht an deinem Stahl
Der Erde bestes Blut,
Fühl' nach dem Morde, wie die Rache thut!

(Er greift ihn an; die Bewaffneten ziehen.)

Tribun.

Wehrt ihm nicht! Mir ist es recht,
Daß sich ein Messer setzt an meine Kehle;
Nach solcher That bin ich mir selbst zu schlecht
Und bitte, daß sein Stoß nicht fehle.

(Sie fechten. Der Tribun fällt.)

Gut, gut! Die Klippen,
Die widerspänstigen Rippen
Vermied der Stoß
Und macht mich des verfluchten Lebens los.
Hab' mich gewunden und mich bethört,
Wenn ich auf kaiserlich Gebot
That, was Männer nimmer ehrt.
Hier mußt' es enden, wo empfindungslos
Selbst in der Freundschaft Schooß
Ich herrendienstbar trat.
Die Zeit ist arg; wer keinen Feind mehr hat,
Stirbt durch des Freunds Verrath. Hier war's Verrath
An Liebe, an mir selbst, an meinen Spielen,
Die ich einst trieb auf dieses Hauses Dielen.

Mein Aug' wird trüb'; doch seh' ich heller —
Mir ist's, als sey der Vogelsteller,
Dem ich erlegen, mir gar wohl bekannt.
Nimm diese sterbende Hand!
Dich grüßt mit stummem Gruß
Dein Pylades — du, mein Orest — mein Julius!

(Stirbt.)

Julius Binder.

Sabinus Cassius? mein Freund? mein arger Feind!
Dies ist das Ziel, das wieder uns vereint?

(Die Leiche wird fortgetragen.)

Fahr' hin, du leichterlegner Traum
Der Jugend, erst hoffnungsgrün und lustumlaubt!
Es hat dir eines Augenblickes Raum
Grund, Wesenheit, Entschuldigung geraubt!
Fluch dem verführerischen Blau
Des Himmels, das mich lau
Und meine Seel' erschlaffen machte!
Ach! aus dem zugefallnen Schachte
Steigt Gram, Verzweiflung, all das Bangen,
Dem ich als Knabe nachgehangen,
Der Schmerz ob dieser Zeiten Graus
Mit größerer Gewalt heraus!
Fort mit der trägen Lüge,
Die meiner Mannheit Wiege
Und meiner Ehre Schlummerlied gewesen!
Nein, dies fieberhafte Herz ist nicht genesen:
Die alten Wunden brechen wieder auf,
Der Zeiten Schrecken nah'n zu Hauf,
Wir sind so eng geschnürt und so gejagt,
Daß Brust und Athem dieser Welt versagt.
Hier steh' ich auf dem Schlachtfeld meiner Liebe,
Die Manen seh' ich weinend mich umschwärmen,

Sie rufen, wo denn ihre Rache bliebe,
Ob ich zu tröſten käm' ihr todtes Härmen?
Die Laſt der einen Schaale drückt ſo tief,
Daß, wenn ich auch im tiefſten Abgrund ſchlief,
Wenn ich auf Scherz und Tand mich ganz geſtellt,
Ich jetzo wär' ſo hoch geſchnellt,
So hoch, ſo ſichtbar nun dem Weltgetümmel,
Wie des Kometen glühende Ruth' am Himmel.

(Ab in's Haus.)

## II.

Nacht.

Vorzimmer eines Balkons, welcher offen steht und die Aussicht nach dem bedeckten Monde gibt.

**Nero** und **Poppäa** auf zusammengehäuften Polstern. Nero spricht träumerisch, phantasirend, halbenzählend.

Nero.

Welche Zeit ist's?

Poppäa.

Mitternacht der Wächter ruft.

Nero.

Die Hähne schrei'n: sie wittern's in der Luft,
Daß sich ein Dieb schleicht um des Hofes Thor;
Die Nacht hat Augen nicht, doch scharfes Ohr.

---

Welch' Zeit ist's?

Poppäa.

Ein Uhr nach Mitternacht.

Nero.

Der Schatzgräber hat sein Werk vollbracht.
Horch, wie der Maulwurf gräbt und hackt,
Schatzgräbers Spaten bracht' ihn in den Takt.
So ein altes Fell ist blind, und sieht
Doch mit dem Ohre Alles, was geschieht.

---

Welche Zeit iſt's?

Poppäa.

Nach Mitternacht zwei Uhr.[1]

Nero.

Vom Himmel ein Stern herunterfuhr,
Die Welt ſchläft nicht, der Himmel ſchläft.

---

Die Dinge

Drehn wahrlich ſich in einem andern Ringe.
Was ſind wir? Warum ſind wir? Sprich,
Du frommes Beichtkind, kreuz'ge dich;
Ihr guten Leute, wenn's erlaubt,
'S iſt Manches Thorheit, was Ihr glaubt.

---

Denn ſind wir dem Gotte nicht ein Bedürfniß?
In ſeinem eignen Seyn das atheiſtiſche Zerwürfniß?
O Gott; er läßt uns tief im Koth, im Trüben,
Und verlangt noch, ihn zu lieben!
Man ſpricht vom Unterſchied des Guten und des Böſen
Und Jeder müſſe ſich durch ſich ſelbſt erlöſen,
Das nennt man die einſtige Vergeltung,
Als wäre der Menſch nicht Gottes eigne Verweltung,
Als wär' es göttlich, uns entſtehen laſſen
Und dann zuletzt bei Wort und That zu faſſen.
Es wäre doch, wie man Komödie ſpielt,
Wenn uns der Himmel deßhalb hätt' erzielt,
Daß wir gleich Puppen ſpielten unſer Weſen
Und dann hingingen zur Belohnung des Guten und Böſen.
Warum erſchuf er uns? Wer bat ihn drum?
Ich nicht — du nicht — Niemand im Publikum.

---

Das Leben wäre Glück! O frommer Dunſt!
Das Leben iſt die ſchwerſte Kunſt;
Und eine Kunſt, die ohne Freude iſt.
Drum wer ſich müht, daß ſich zum Guten Alles wende,
Arbeitet Gottes Trägheit in die Hände.

---

Du ſchwärmſt, mein Kind, in dieſen Finſterniſſen,
Wie ſich der Mond dort hinter Wolken legt,
Der Wind im Wald das Laub aufregt,
Und nimmſt dies allgemeine Flimmern wie 'nen Wagen,
Der dich zum Himmel ſolle tragen?
Ja Liebe, denke dir ein Viergeſpann,
Je ein Pferd nach den vier Winden,
Und in der Mitte einen Mann,
Von dem im Nu fünf Stücke nur zu finden.
Denk' dir Folter, Peſtilenz und jede Noth,
Denk' dir das Beſte, nimm den Tod —
Wie könnt Ihr ſchwärmen, dichten, lieben,
Könnt Euch bemühn, kein Wäſſerchen zu trüben?
Ha! Was iſt ſchon Alles in der Welt geweſen!
Man kann es in dem Blick der Enkel leſen,
Was ſchon geklagt, geweint, gelitten worden:
Und unſrer Scherze Orden
Sey Staub vom Schmetterling, ein bunter Käfer?
Wir haben uns und thun wie blöde Schäfer?
Fluch dieſem ungereimten Dichten,
Wie Gott zuſammenſtellt der Welt Geſchichten!
Ich haſſe Gottes Thron, dies Weltregieren,
Dies ſtumm-pagodenhafte Scepterführen,
Dies Schlichten, Richten, dieſe Sage
Von Wiegen, — Wägen, — Wucht — und Wage.

(Schläft ein.)

(Poppäa entringt ſich ſeiner Umarmung, nimmt eine Amphi und leuchtet ihm in's Geſicht.)

Poppäa.

Graunhaftes Bild! Im Schlafe ſieht
Er ſchrecklicher, als wenn am Tage
Dies Aug' Hyänenblicke ſprüht!
Und ich, Unglückliche, ich trage
In meinem Arm den Fluch der Welt!
Poppäa! Iſt denn jeder Weg verſtellt,
Das Thor verloren, Alles hin,
Daß ich vermählt mit einem Tiger bin?
Wie ſchwer er athmet! Zerſpringen
Will ihm die Bruſt von ungeheuren Dingen,
Die ſchlangenhaft ſchon zittern
Unter des Auges verſchloſſenen Gittern.
Weh! an dieſem fiebriſch zuckenden Munde,
An der Menſchheit klaffenden Wunde,
An dieſem Sammelplatz der Grauſamkeit
Muß ich hängen, immer bereit,
Mein grollendes Herz zu zähmen
Und Blutiges für Scherz zu nehmen!
Und wär' er Mann! Und wären dieſe Plagen
Doch wenigſtens von Tapferkeit ihm zugetragen!
Was liebt das Weib am Mann? Nicht, daß er gut,
Nein, daß er, was er thut, nur männlich thut.
Doch Nero ſtellt in ſeinem Wahn
Sich zu Allem wie ein Knabe an.
Hätt' er als Mann ein böſ' Gewiſſen,
Gern ließ' ich's ruh'n auf meinem Buſenkiſſen,
Denn eine liebende Braut
Iſt auch dem Frevel ihres Mannes angetraut.
Sie hört ihn doch, und in der Nacht
Wenn er geſpenſtiſch aus dem Schlaf erwacht,
So kann ſie ſeine Träume deuten.
Sie zeigt, wie er, ſich vor den Leuten.
Und wenn ſie da erſchrickt, wo er erblaßt,

ntv. Bibl.
Aachen

Wenn ſie, wo er nicht bleibt, nicht bliebe,
So iſt dies doch Vertraulichkeit und Liebe —
Doch hier? O arge Schmach! Poppäa, daß
Du dich verſtrickt ſo tief?
Wie hätte Alles anders kommen können!
Mein Julius! Mein ſchwer verrathner Freund!
Mein Auge feuchtet ſich nicht mehr; Poppäa weint
Nicht mehr — ich kann ihm nichts — ſelbſt Thränen nicht mehr gönnen.

(Geräuſch am Balkone.)

Horch! welcher Ton! Man rief mich? Nicht?

Stimme (von draußen).

Poppäa!

Poppäa.

Iſt dies die Nacht, die zu mir ſpricht?

Stimme (von draußen).

O ahneſt du, Poppäa, weſſen Hauch
Die Säulen des Portales feucht beſchlägt?
Vergaßeſt du der Liebe frühern Brauch,
Wie ein bebender Sprung mich zu dir trägt?
Ich ſehe deines Schleiers Segel ausgeſpannt,
Das landen muß an meiner Lippen Strand.
Nimm wahr, Poppäa, wen dir eine Sommernacht
Aus fernen Zonen hat zurückgebracht!

**Julius Vinder** tritt auf.

Poppäa.

Ihr ewigen Götter! Du — du, Julius?

Julius Vinder.

Nimm zum Willkommen dieſen Kuß!
Nimm die Umarmung meiner Treue,
Nimm Alles wieder hin auf's Neue,
Mein Leben, meines Pulſes Schläge!
Dein Auge werde wieder das Gehäge,

Das mich umſtricke und den armen Thoren
Das zu vergeſſen lehre, was verloren!

Poppäa.

Wie bliebſt du nur ſo lange fort?

Julius Vindex.

Das Meer iſt arg, die Welt ein großer Ort.
Ich eilte nicht, die Segel einzureffen,
Ich ahnte ſo, mein Kind, dich anzutreffen,
Wie du verändert vor mir ſtehſt!
Das Haar in üppige Locken aufgelöſ't,
Verführeriſch, die Hüfte ſtark und rund,
Verlockend eingekerbt der Mund —

Poppäa.

Wie keck! Wie dreiſt, du lieber Junge!
Nie lagen ſoviel Wort' auf deiner Zunge.

Julius Vindex.

Ach, über Trümmern, Schutt und Leichen
Konnt' ich die Heimath nur erreichen:
Doch nun mir's ward, dich wieder zu ſchauen,
Verzweifl' ich nicht, meine Sachen aufzubauen;
Du gehſt mit Liebe mir zur Hand?

Poppäa.

Gleich hab' ich dich doch wieder erkannt,
Julius —

Julius Vindex.

Was iſt? du ſtockſt?

Poppäa.

Ich bin vermählt.

Julius Vindex.

Man hat's auch mir erzählt.
Ich glaub' es nicht; du willſt mich prüfen.

Poppäa.

Ach, wenn, die du begrubſt, ſo wenig ſchliefen,
Wie das gewiß iſt, was ich ſagte —

Julius Vinder.

Poppäa? Wie? So tagte
Nur trügerisch die Nacht, die mich umgab?
So gähnte überall in Rom das Grab?
Poppäa? Ach, so kalt!
Nicht einen Blick? Im Schmerz so ungestalt,
So ohne Reue? Wie? dies bleiche Lächeln,
Derweilen Todesgeister mich umfächeln?

Poppäa.

Wohl wahr; du lehrtest mich das Band zu weben,
Woran die Liebe Löwen führt,
Doch als ich es vollendet, hat dich eben
Mein Auge nirgends wieder aufgespürt.

Julius Vinder.

Klingt deine Rede nicht wie Spott!

Poppäa.

Mein Guter, die Natur —
Gab sie dem Weib doch nur
Das Kleinste, einen kurzen Rausch,
Einen unbewußten Zärtlichkeitenaustausch,
Nichts, als ein Frühlingsweben,
Von der Ewigkeit einen Faden, kaum zu sehen,
Vom Sichvergessen einen leisen Hauch —

Julius Vinder.

Weh mir! Wie der Verführung Schlange
Aus deinen Mienen lacht!

Poppäa.

O schmähe nicht! Wenn du doch klüger wärst!

Julius Vinder.

Sank deine Tugend, Unschuld, Liebe in den Staub?
Wo bist du hin, du reizendes Verzagen,
Als ich der Liebe ersten Raub
Von deinem Munde wagte abzujagen?

Poppäa.

Julius, reich' mir die Hand!
Jetzt weiß ich erst, wie man der Liebe Scherz.
In der Liebe ein gedankenloses Herz
An Aphroditens Muschelwagen spannt.
Einst war's die Schönheit, die dich machte heiß;
Doch Schönheit ziehet nur den Zauberkreis,
Worin sich andre Künst' entfalten müssen,
Will man den Zauber runden und genießen!

Julius Vinder (Nero erblickend).

Ha! Täuscht mein Aug' mich nicht?
Der dorten auf den Polstern liegt,
Ist Nero! — Mir versagt die Kehle:
Hier kam ich in des Tigers Höhle?
Poppäa —

Poppäa.

Himmel, er erwacht —
Fort, Julius, birg dich in die Nacht!
Wir reden noch —
Zu unserm Tode rückt der Weiser an —
Hinweg! O lieber, theurer Mann! —

Nero (auffahrend).

Was ist es, das mir Morpheus schickt?
Was steiget aus dem bunten Kelch des Mohns?
Bin ich erwacht? Nein, traumbeglückt
Bin ich ein Bild Endymions.
O, wem die Phantasie,
Doch ihre Farben lieh,
Der weiß, den Traum zum Tage aufzuraffen
Und Träume aus der Wirklichkeit zu schaffen.

Julius Vinder (bei Seite).

Ich bin erstarrt. Sind das noch Worte,
Die passen für des Lebens Pforte?
Wach ist sein Augenlied

Er muß mich ſehen
Und glaubt doch, was geſchieht,
Sey nur im Traum geſchehen.

Nero.

Todt ſeyn iſt ſchlecht;
Doch ſchön wär's einſt, im Tode ſich zu wiſſen.
Wer wünſchte nicht, ſich recht
Dereinſt in Grabesfinſternissen
Zu fühlen, auszukoſten und zu leſen,
Was es denn heißt, ſo ganz in Nichts verweſen,
Im Augenblick des Sterbens zu belauſchen,
Wie am Bewußtſeyn ſanft
Die ſterbenden Sinne vorüberrauſchen
Und unter des Grabes Rauſt
Noch nachzufühlen ohne Sinne,
(Nur weil man der Sinne Gewöhnung inne)
Wie Alles ineinanderfließt: —
Von dieſem Gefühl genießt
Mein Auge einen Schatten; denn ich träume
Und fühle doch wie wachend dieſe Räume.
Leibhaftig ſeh' ich zwei Geſtalten,
Die doch im Traume nur als wahr zuſammenhalten.

Poppäa.

Flieh'! Noch umgaukelt ihn ein Nebelgrauen!

Julius Vindex.

Ich bleibe. Ha, Tyrann!

Poppäa.

Julius!
Daß ich dich und mich verlieren muß!

Nero (ſich aufrichtend).

Wie deutlich dieſe Schatten ſprechen!
Was willſt du, blaſſer Knabe, an mir rächen?
Bin ich denn ſelbſt nicht Euer Eins
Und diene Euerm Reich des Scheins?

Ich leb' in Euch: hier in den Erdrevieren
Laß ich mein thierisch Theil nur vegetiren.
Ich diene Euch: zu Eurer ganzen Macht
Hat leider es mein Thron noch nicht gebracht.

Julius Vinder.

Er redet irr; das schaun! Vergebene Mühe!
Ich werde feig, ich fliehe!

(Ab.)

(Nero kehrt in die schlafende Stellung zurück.)

Poppäa.

Er schweigt! O wenn er Worte hätte!
Was war das alles? Diese Stätte
Brennt unter mir; was soll ich thun?
Darf ich bei diesem Schweigen ruh'n?
Er nahm das alles wie ein Bild,
Als hätte nur der Traum mit ihm gespielt.

Nero.

Ein Narr, der Gottes Fluch
Mit unheimlicher Geberde trug,
Erwachte einst aus tiefem Schlaf.
Und siehe, die Finsterniß, die ihn traf,
Der Wahn, in den seine Sinne gebunden,
Sein ganzer Aberwitz war im Traume verschwunden.
Es träumt' ihn, daß seine Augen
Die Dinge richtig zu sehen wieder taugen,
Es wickle sich in aller Stille
Von seinen Sinnen die täuschende Hülle,
Er könne wieder verständig und klar
Nachdenken, was wird, ist und war.
O wie jauchzte das erlöst'te Herz!
Wie leuchteten seine Blicke himmelwärts!
Er rief zu Gott inbrünstig: „Ach! verzieh
Denn endlich deine Huld mein Wesen?
Soll sich die Nebelbinde lösen?

Haſt du eine zweite Geburt mir geſchenkt?
Zu ſeine Zugen meinen Verſtand wieder eingerenkt?
O Sonne, Luft, Licht, Leben,
Die Welt iſt mir zum zweiten Mal gegeben!
So, wie ich Eins aus dem Andern habe geſchloſſen,
Da brechen ja nicht mehr des Denkens Syroſſen,
Die ganze Leiter der Begriffe, das Erwägen
Geht ſtufenweis auf glatten Wegen."
Er meint' im Traum — da reißt der Wind
Eine Thür' im Haus auf und geſchwind
Erwacht' er von dem kurzen Glücke.
Mit der Sonne Morgenblicke
Sieht ihn der Wärter — er fährt empor;
Da tönt es wieder wirrſam an ſein Ohr,
Der Wahn kommt wieder angekrochen,
Des Geiſtes ſchwarzer Staar war nicht geſtochen.
Er fabelt wieder in aberwitzigem Weſen;
Der Arme war im Traume nur geneſen.

**Tigellinus**, der Mohr, an der Thür.

Tigellinus.

Juſt ſchlug es vier!
Ew. Majeſtät,
Der Wagen ſteht
Schon vor der Thür.

(Nero richtet ſich auf und ſchleicht unheimlich hinaus.)

Poppäa.

Welch Blendwerk! Welches Gaukelſpiel!
Vernunft und Wahnſinn, Traum und Wachen
Muß hier zu gleichem Ziel
Gleich weite überdachte Schritte machen!
Wenn in der Rede ſo die tollen,
Wahnwitzigen Räder rollen,
Und auch ein Wort, das, gutgeſtellt,

Dem Lauf erſt in die Speichen fällt,
So wird es doch gleich, krumm gebogen,
In den Mänadenzug hineingezogen.
Und nun kommt der, den ich verrieth —
Mein Herz beſinnt ſich auf ein altes Lied;
Das ganze Spiel der erſten Liebe
Sucht, wo ihm noch ein Plätzchen in mir bliebe.
Er darf nicht flieh'n, darf dieſes Herz nicht haſſen,
Ich lock' ihn in die dunkeln Gaſſen
Des Kaiſerlichen Parks, wenn morgen,
Als Weib gekleidet, vor aller Welt
Sich Nero auf die Bühne ſtellt.
Begonnen hat das Spiel, das tolle:
Er ſpiele ſein', ich ſpiele meine Rolle.

## III.

Im Walde.

**Der alte Scevin,** ein Verſchworner, tritt auf.

Scevin.

Endlich hab' ich die Stadt hinter mir und bin vor der Neugier und Ueberſchätzung meines Werthes ſicher. Alle Welt ſieht mich an, wie ein Wunder, ſeitdem ich einen Schwur gethan habe, den doch keine zwölf Menſchen mit anhörten. Pflanzt ſich denn ſo Etwas durch die Luft fort? Wie bin ich mit einem Male dazu gekommen, ſo etwas Außerordentliches zu werden; ein Maſſenverſieher etwa, der kein Wachs an den Fingern hat; oder eine Null, die, wenn man ſie mit ſich ſelbſt multiplizirt, immer eine gerade Zahl gibt? Ich komme um bei den Vorbereitungen zu einem großen Ereigniß, das ich Unglücklicher zu befördern geſchworen habe. Das Unglück ſind eben die, welche ſich meine Freunde nennen. Das grüßt auf der Straße ſo verdächtig und blinkt mit den Augen und macht allerhand Fingerverrenkungen, um ſich verſtändlich zu machen. Dieſe Menſchen haben die Neuigkeit ihres Namens ſchon alle an den Mann gebracht; das hat ſich überall die Finger verbrannt und darf ſich abſeits in keinen Winkel ſtellen, ohne ſchon beobachtet zu werden, was es da an der Mauer zu machen hat. Gott, ich achte dieſe Menſchen im Dunkeln und würde mich immer zu Piſo's Verſchwörung bekennen, wenn das Licht gerade ausgegangen iſt; aber auf der Straße immer angelächelt und bewillkommt zu werden mit verdächtigen Mienen, dazu gehört eine andre Natur,

als die meinige. Horch! ich glaube, es kommt schon wieder Jemand.

Ein Sclav **Milichus** tritt auf.

**Milichus.**

Einen Gruß von Herrn Piso. Dieser Brief ist an Euch.

Scevin erbricht ihn.

Gewürfelt wurde gestern um
Das Glück, den Kaiser zu ermorden:
Dich traf das Loos, den ersten Stoß —

Ein schönes Glück! Ein Glück, das mich sehr unglücklich macht. Ich soll den Kaiser umbringen? Das hat man davon, wenn man sich in Dinge einläßt, die einem nachher über den Kopf und das Gewissen wachsen. Verfluchte Thorheit, die Entscheidung wichtiger Dinge an seinen Rockknöpfen abzuzählen! Was hab' ich mit Revolutionen zu thun? Bin ich auf die Welt gekommen, um andre Leute aus ihr herauszubringen? Ach, wär' ich doch im Schoos meiner Mutter geblieben und hätte die Hoffnung meines Vaters betrogen! Milichus! Kerl, lauf' nicht immer wie ein Windspiel um mich herum! Halte dich in der Nähe, denn die ganze römische Geschichte drängt jetzt auf mich ein, du Lügenbote! Dieser Brief ist ein untergeschobener Wechselbalg.

**Milichus.**

Wahrhaftig nicht! Obschon meine Mutter eine Stuttgarter Hebamme gewesen ist, so sollten doch die Federn erst noch geschnitten werden, mit welchen ich schreiben könnte. Zwar geschieht in meinem Vaterland, in Deutschland, viel für den Volksunterricht; aber noch ist man bei mir zu Hause nicht weit gekommen in der Kunst, seine Gedanken richtig und klar auszudrücken.

**Scevin.**

Einen elenderen Fechter kann es wahrlich nicht geben, als ich einer bin. Ich hab' auch gar nicht die Behendigkeit, die dazu gehört, Jemanden mit guter Berechnung einen Stoß beizubringen. Der erste Stoß! Nun, wenn ich zögre, kommt mir doch vielleicht

Einer zuvor. Für den zweiten Stoß sag' ich gut, falls ich nicht gerade meinen rheumatischen Zufall im Arm habe. Arg bleibt es. Komm, Bärenhäuter, und bleib' in der Nähe!

(Ab.)

Mitchus.

Bärenhäuter? Anspielungen auf mein Vaterland! Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu; Alles drehen sie um. Auch meinen ehrlichen deutschen Namen. Ich heiße doch Michel, und wie man zwei Beine übereinander schlägt, so thun sie's hier mit zwei Buchstaben und nennen mich Mitchus. Ein kurioses Volk, das römische! Gestern rief mir Einer nach: „Heda, Michaelis germanice!" Merkst du was? Ich bin nicht dumm: ich weiß wohl, daß er damit etwas hat ausdrücken wollen. Ich komme auch gewiß noch dahinter.

(Ab.)

Ein **Einsiedler** sitzt vor einer Hütte und schreibt auf einer Tafel.

Einsiedler.

Der kühne, kreiste Grübel! Waltet er
Nicht wie ein Priester stolz und hehr
In all den Schrecken, die er niederschreibt?
Und ohne Zagen treibt
Er Nebel, Dräu'n und die Gefahr
Vor sich einher, erschrickt nicht, recht ein Aar,
Der kreist der Sonn' in's Auge sieht!
So mild und still erklingt der Zeiten Lied,
Die Ströme Bluts sind hell
Gewaschen von der Rede frischem Quell.
Ihr sanfter Spiegel glättet Alles aus
Und bringt selbst aus den schwärzesten Verbrechen
Aus Thaten, von Erinnyen kaum zu rächen,
Noch immer einen linden Trost heraus.
Und ist die Zeit, von der er lebt,
Wo er in Erz die römische Geschichte gräbt,
So glücklich, daß ein Lächeln

Noch über Leichen darf hinfächeln? —
Die Hand iſt lahm und wie der Griffel ruht,
Durchſchauert's dieſes alte Blut,
Obſchon es matter wird und trüber,
Doch immer noch mit neuem Fieber —
Nein, unſre Zeit — das iſt ein Uebermaaß,
Ein Spott des Himmels, der uns wie vergaß.
Die Tugend hin, die Ehre, Ruhm,
Des Glaubens altes Heiligthum,
Nichts iſt mehr übrig, ſelbſt kein Gott;
Die Schande iſt der ſicherſte Pilot,
Der dich aus jedem Sturm in's Trockne bringt,
Derweilen Ehr' in ihrem kleinen Schiff,
Schon leck an allen Seiten, ſinkt
Und ſcheitern muß an einem Felſenriff.
Wenn Tugend ſich ihr kleines Bündel ſchnürt
Und ſucht, daß ſie die ſtille Straße nicht verliert,
Tritt ein unheimlicher Geſell ſie an,
Recht in der ſchwarzen
Livree der Parzen,
Zu rothem Hut, des Tod's Agraffe dran,
Und lagert ſich mit ihm im Schatten
Und würgt im Schlaf den Wegesmatten.
Ach, nur zum Tode iſt jetzt reif, zum Leben nicht,
Wer würdig zehrt von ſeines Lebens Licht.

**Julius Binder** tritt auf.

Julius Binder.

Ich ſuche Nacht, wo Schaam ſich bergen darf,
Wenn mir da an den Ferſen ſcharf
Mein Schatte ſchleicht, der mich umheuchelt,
Sich niederbückt dem Kothe ſchmeichelt
Um meine Trägheit ſpringt, als wären
Seine Conturen nicht der Wiederſchein des Leeren.

Einſiedler.

Das ſagſt du recht: vom Nichts der Widerſchein
Kann nie des Nichts Rechtfertigung ſeyn.
Was trägſt du denn ſo Schweres, Knabe?

Julius Binder.

Ich bin ein Gaul, der nicht zu rechtem Trabe
Kann kommen, dem das Leben
Die Zügel ſo verhängt gegeben,
Daß er an jedem grünen Raſen hält,
Vor jede offne Thür ſich ſtellt,
Den Kopf hineinſteckt, dumm, gedankenlos.
Und was verlor ich? Der Eltern Schooß,
Freundſchaft, Liebe, und da Alles mich belogen,
Bin ich nun um mich ſelber noch betrogen.

Einſiedler.

Du haſt ein blitzend Aug', ermanne dich!

Julius Binder.

Warum ermanne dich! Warum nicht: ermenſche dich!
Ihr alten Grillenfänger ſprecht
Nur immer von Entſchluß und von des Muthes Recht!
Weil ihr zu alt, verlangt ihr von der Jugend ſchön,
Sie ſolle blind in alle Fallen geh'n.
Und was zuletzt auch Muth?
Wahrhaftig wie die Feigheit thut,
Das weiß ich nicht; nur daran muß ich leiden,
Ob dieſe Welt ſich ſo geſtaltet,
Daß man, was ſie uns bietet, meiden
Und flieh'n muß, wo ihr Weſen waltet.

Einſiedler.

Du haſt dem Leben immer recht gelohnt,
Wenn du dem Rechte folgſt, das in dir wohnt.

Julius Binder.

Das in mir wohnt? O thöricht Glauben!
Kann man denn nicht aus unſerm Innern rauben

Erſt Alles, Alles, was ſich denken läßt,
Und immer bleibt zurück ein Reſt,
Der gerade noch zum Athemholen taugt?
Warum iſt die Geſchichte da? Was haucht
Der eine Tag dem andern an?
Darf man denn nichts heran
An ſich ſo nehmen, wie es eben iſt,
Sich ſchickend in der Zeiten Friſt?

Einſiedler.

Die wahre Weltgeſchichte wohnt
Nicht im Genie und im Talente nicht,
In nichts, was der Erfolg belohnt.
Sie iſt nur kurz, ein klein Gedicht,
So kurz wie des Gerechten Traum,
Beſchränkt auf eines Menſchenalters Raum.
Was draußen ſich begibt,
Das iſt die Weltgeſchichte, die getrübt
Wird von den Nebendingen
Und Alles dehnt zu großen, aber leeren Ringen,
Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
Was nur in Gott ein kleines Athmen war!

Julius Binder.

Fluch dieſem Glauben! Nein, nicht Abfall iſt,
Nicht breiter, abendlicher Rieſenſchatte,
Was einſt ſchon ſeine Währung hatte.
Und was ihr Menſchen von der Zukunft wißt,
Iſt kein unweſentliches Schaalen-Nebenbei
Vom großen brütenden Weltenei,
Nicht von dem Erz die Schlackenhülle,
Gleichſam des unſichtbaren Pochhammers Gerülle.
Wir ſchaffen etwas; der Zukunft Schweigen
Wird ſich nicht füllen nur mit Erinnerung;
Nicht das Alte wird wieder jung;
Das Junge muß zum erſten Mal ſich zeigen.

Einſiedler.

Wer ſo von ſchlechten Zeiten ſchwärmt,
Was fände der wohl, das ihn härmt?

Julius Binder.

Du alter Graubart; leicht ſpottet und neckt,
Wer ſich auf ſeine Trägheit ſtreckt:
Sieh dieſe wüſte Welt, dies Lärmen, Toben,
Dies ganz verkehrte Unten-Oben —
Kann Alles ſo aus Uebermuth
Sich überziehn mit beſtem Blut?
Wie Kinder ſich dem Leben
Durch Schmerz erſt übergeben,
Wie ſie die erſten Zähne ſich
Ausſchreien; alſo wähn' ich
Sey auch der Völker Loos,
Das erſt aus ſchwerem Unglücksſchooß
Zu einem Ziele reifen kann.
Es kündigt ſich das Gute an
Durch Böſes, das noch böſer oft
Als das, was man zu tilgen hofft.

Einſiedler.

Mein Kind, ich ſehe dich haſchen
Nach bunten Wolkentaſchen,
Wenn du, was kommen ſoll,
So in den blauen Himmel malſt.
Biſt du von alten Zeiten voll,
So biſt du ſicher, daß du auch der Zukunft ſtrahlſt.
Liebe nur zuerſt die Tugend,
Du allzuraſche, dich ſelbſt vergötternde Jugend;
Halte dich in Sitten und Manieren rein,
Sey deines Ideales eigner Widerſchein!
Nimm Rath an und werde dem Alter

Nur ein rüſtigerer Verwalter;
Vor Allem faſſe, was du biſt, zuſammen
Und ſchüre deines jungen Feuers Flammen,
Stirb, wenn denn kein andrer Rath —
Es lebt nur Eins — die That.

Julius Binder.

Nein, Alter, das iſt den Jugendſchiffen
Kein Leuchtthurm! Mit ſolchen allgemeinen Begriffen
Hat man auch mir die Seele ausgewaſchen.
Will man darnach haſchen,
So greift man nichts, als höchſtens einen Strick
Für unſern Hals — wahrhaftig doch kein Glück!
Betracht' ich, daß deiner Lehre die Welt
Das Umgekehrte nur immer entgegenſtellt,
So fühl' ich wohl, daß ſelbſt Moral,
Vernunft und Sitte und Religion
Gekommen ſind zu ihrem Fall.
Können umſonſt denn ſolchen Hohn
Die Dinge ſprechen alle dem,
Was früher recht war und andem?
Die Tugend! Darauf iſt nun Alles bei Euch gezielt!
Ich fühl's aber, was iſt eine Tugend, welche ſchielt?
Ihr wollt nur immer Mannheit und Entſchloſſenſeyn,
Paribei, geſpreiztes Weſen, frühe Reife,
Ihr haßt am Hut die jugendliche Schleife
Und dringt, ſich jung den Greiſen anzureih'n.
Kunſt, und in der Kunſt die Form, und in den Formen Scherz —
Die rühren nimmer Euer ſtoiſch Herz:
Charakter wollt Ihr, wo genießen
Noch will der Jugend heiteres Zerfließen.
Ihr lauert, kauert und habt ſtets rund
Und kurz den Tod im Mund,
Der wahrlich doch zu Niemand ſpricht,
Bis er im Mund der Götter liegt!

Einſiedler.

Wohl, wohl! Ich kenne dies verſchlagene Bemüh'n.
Ihr Jungen wollt Euch der Parthei entzieh'n;
Ihr hättet gern auf Eure eigne Fauſt
Die Zeit, daß ſie nach Eurem Winde ſauſ't.
Ihr haßt die Tyrannei! Doch ihre Frivolität,
Die iſt's, die Euch zu Sinne ſteht.
So tauchen viel' auf, die, wo wir was weggeſchafft,
Uns ſchelten als philiſterhaft,
Die, ſtatt das Schlechte gänzlich zu zerſtören,
Jetzt meinen, aus dem Schlechten könnte Gutes ſich gebären.
Geht Ihr nur hin; es wird zu dieſen Stunden
Für den Einen wie den Andern ſchon der Hanf gewunden.

Julius Binder.

O ſchwere, ſchwere Zeit! Wär' dieſes wahr?
O Räthſelzeit, o Prometheus,
Stirbſt du an deiner innern Zweifel Brande?
Die Welt wird zu Aegyptens Sande;
Zum Land der Räthſel und der Gräber!
Verzeih' mir Alter, wenn ich irgendwo,
Mein Wort geſtellt ſo oder ſo —
Und wenn ich auch an Allem ſchier erlahme,
Einſt hält noch aus — Gedächtniß — Wie iſt dein Name,
Wenn ich mich auf dich beſinnen muß?

Einſiedler.

Ich bin Cornelius Tacitus.

(Ab.)

Julius Binder (allein).

Wie? der greiſe Seher, der die Zeit
Sich ſpiegeln ließ in der Vergangenheit,
Der uns gelehrt, wie die Cäſaren
Der röm'ſchen Freiheit Mörder waren?
Er, Tacitus, der ſeine Hand
Ausſtreckte zum Gericht, wie Rhadamanth?

Wie liebt' ich, was er ſchrieb, die weiſen Sprüche,
Der Tyrannei verſteckte Schliche,
Die er an alle Welt verrieth!
Sein immer gleiches Zauberlied
Klingt wieder hell durch meine Seele.
Kann noch das Ziel entfernt ſeyn, das ich wähle?
Kann ich noch zittern, ob zu ſterben
Nicht beiße, was man iſt, nein, was man könnte ſeyn, verderben?
Ja er ruft mir. Der Werth, den du erreiche
Sey nur ein möglich großer Raum für deine Leiche!
Greif' mächtig in die irren
Geiſtergrillen ein, die deine Bruſt durchwirren,
Und ſuche dies als Höchſtes anzuſchlagen,
Ein Kind, und doch dem Mann ſchon gutzuſagen!
Hinweg, was mich zu locken kam herbei,
Des Kaiſers aberwitzige Gaukelei!
Hinweg, Poppäa! ach! — noch ſo geliebt,
Daß, was ſie zur Entſchuld'gung ſich geſagt,
In mir ein helles Feuer facht!
Durch Trübes ward ich ſo getrübt,
Daß ich auch einmal umgekehrt
Betrachten wollte der Dinge Werth.
Doch nun hinweg, was Phantaſie, was Kunſt,
Uns zu berücken, bunt erfindet!
Die Seele wird dabei verhunzt
Und jede ächte Mannheit ſchwindet.
Der Einzelne iſt Nichts; durch Geiſteskraft
Wird dieſe böſe Zeit nicht aufgerafft.
Wir müſſen uns zuſammenſchaaren;
Was Einem nicht gelingt, glückt ganzen Paaren
Seyd nun gezückt, ihr Todes-Speere,
Bloß ſey mein Herz, nur nicht von Ehre!

(Ab.)

**Scevin** und **Milichus** treten wieder auf.

Scevin.

Wer steht denn da, ordentlich wie ein Mensch? He da!

Milichus.

Ich bin es ja —

Scevin (einen Dolch betrachtend).

Das hast du gut gemacht, Bursche. Mit diesem Dolche gehe ich der Zukunft schon sicherer entgegen, weil er vom Altar der Göttin der Sicherheit gestohlen ist. Er soll mir in dem Strome von Begebenheiten, in den ich schlechter Schwimmer mich werfe, als Schwimmblase dienen. Milichus, gib her! Wo hast du den Sicherheitsdolch?

Milichus.

Ihr habt ihn ja in der Hand.

Scevin.

Ja so! Ich wollte auch eigentlich nur, daß du ihn nehmen solltest. Und dann das verrätherische Wort Dolch! O gewöhne dir das gänzlich ab, Mensch; bilde dir immer ein, das Ding hätte statt Einer Spitze zwei und nenne es meinetwegen lieber eine Gabel!

Milichus.

Mit dieser Gabel scheinen Sie auf sehr vertrautem Fuße zu speisen.

Scevin.

Lauerst du? Bekümmerst du dich um Dinge, die dich nichts angehen, Schlingel? Sieh' mich nicht immer so an, als hätt' ich was! Aber, was ich gleich sagen wollte, verstehst du wohl Charpie zu zupfen? Suche, was du nur auftreiben kannst an alten Hemden, Halsbinden und leinenem Zeuge, bei mir, bei der Nachbarschaft, auf dem Trödel. Marsch nicht!

Milichus.

Herrgott! Sie thun ja, als sollte einer ganzen wohllöblichen Menschheit zur Ader gelassen werden.

Scevin.

Sage, komm doch einmal her! Was ist denn das, was da immer so auf und nieder geht?

Milichus.

Wo denn? Ich sehe nichts.

Scevin.

Es war mir doch so. Ja wohl, es ist mein Schatte! Nun, Charrie. Richtig, die haben wir; nun aber Schwamm. Kurz, alles Mögliche mußt du auftreiben, was zum Verbande bei Wunden, plötzlichen Blutstillungen und andern unvorhergesehenen Zufällen zweckdienlich ist. Wo hast du das unglückselige Ding, das nicht nur einem Dolche ähnlich sieht, sondern sogar einer ist? Mache dir ein Geschäft, ihn von morgen an alle Tage zu schleifen, so daß er zuletzt unsichtbar spitz wird. Ein Mensch, der ihn nur ansieht, muß davon schon ein Loch im Gesicht bekommen, zwei Zoll tief. Man muß sagen können, Jeder, der vorsätzlich damit verwundet wird, sey aus Versehen hineingelaufen. Hörst du, Milichus? Jetzt komme mir nach, aber schleiche nicht!

(Ab.)

Milichus.

Dahinter muß etwas stecken. Hier sind verbotene Wege, hier sind Dinge im Werke, die, wenn sie offenbar wären, manchem in's Gesicht schlügen. Der Dolch, das Blutbad, der Schwamm — das sind verdächtige Gegenstände. Ehrlicher deutscher Michel, was wirst du hier thun? Du wirst diese Sachen weiter nicht überlegen, sondern morgen in aller Frühe hingehen und der hohen Obrigkeit davon Anzeige machen.

(Ab.)

## IV.

### Akademie.

Die Säulengänge ſind mit jungen Leuten bevölkert, welche theils luſtwandeln, theils ſich zu einzelnen Gruppen vereinigt haben, um die Vorträge der Lehrer anzuhören.

**Zwei Thürſteher** unterhalten ſich im Vorgrunde.

Erſter Thürſteher.

Die Philoſophie hat ſich dießmal einer herrlichen Jahreszeit zu erfreuen. Was das für ein Himmel und für eine milde Luft iſt! Aber ſage mir nur, was du dort in der Hand trägſt?

Zweiter.

Das iſt ein Segeltuch, welches mir Empedokles anvertraut hat. Sollte es regnen, was ich nicht glaube, ſo muß ich es zwiſchen die beiden Säulen da heften, damit die Einwürfe des Regens und des Windes ſeinen Behauptungen über das höchſte Gut nicht ſchaden. Denn, ſagte er, die Ideen könnten Alles ertragen, nur nichts Feuchtes; ehe man die Hand umdreht, haben ſie den Schnupfen weg und verkälten ſich. Doch, da ich gerade Zeit habe, wie gefällt dir denn dieſe neue philoſophiſche Lebensart?

Erſter.

Ei nun, du wirſt dich erinnern, daß ich mich früher damit abgab, Schuhe zu verfertigen. Als die ſtoiſche Philoſophie neulich von den Epikuräern in die Flucht geſchlagen wurde, lief ſich jene ſo ſehr die Hacken ab, daß ſie ſich am liebſten an einen Mann wandte, der ſich gleichſam darauf verſtand, ſie ihr wieder anzuſetzen. Re-

benbei putze ich dem Stoicismus die Stiefel, klopfe seine Kleider aus und beſorg' ihm allerhand kleine Correſpondenzen, welche gewiſſenhaft ausgeführt ſeyn wollen.

Zweiter.

Du kannſt von Glück ſagen, denn du biſt beſſer daran, als ich. Was läßt ſich beim Cynismus, bei einer Philoſophie der Hunde, verdienen? Meine Frau hülfe mir z. B. gern in meinem Verdienſte; aber leider verſchmäht es dieſes Syſtem, ſich ſeine Hemden waſchen zu laſſen. Ich war Bader, ich kann vortrefflich raſieren, Nägel beſchneiden, bei Bädern zur Hand ſeyn, ich beſitze chirurgiſche Kenntniſſe; aber was ſoll ich davon in Anwendung bringen? Glücklicherweiſe geht die cyniſche Philoſophie baarfuß, alſo komm' ich doch wenigſtens einige Male im Jahre dazu, ihr die Hühneraugen auszunehmen. Es ſind ſchlechte Zeiten.

Erſter.

Sieh, ſieh! Da kommt der Aufwärter der Epikuräer. Ein liederlicher Menſch, immer betrunken! Wie ihm die Augen vor Uebermuth aus dem Kopfe quillen!

Dritter Thürſteher.

Guten Morgen! Seyd ihr Beide noch immer in der Welt? Ihr werdet täglich ſchmaler! Ich ſchwöre euch, in Kurzem hat euch mein Syſtem, das Syſtem, dem ich diene, das epikuräiſche Syſtem, in den Sack geſteckt! Wo will das auch mit euch hinaus! Ihr putzt Stiefeln? Aber nach welchem Syſtem? Von welchen Vorausſetzungen geht ihr aus, wenn ihr einen Rock bürſtet? Ihr könnt nach Prinzipien nicht ein Glas Waſſer holen. Ein paar entlehnte Sätze, einige Kategorieen, die ſich von ſelbſt verſtehen, einige aneinander geleimte willkürliche Behauptungen, eine Bürſte, die Federn läßt, Glanzwichſe, welche die Stiefeln verdirbt, träge Handgriffe, nichts Studiertes, da habt ihr's, das iſt euer Syſtem. Aber ſagt mir nur, wie hoch es an der Zeit iſt?

Erſter.

Um die neunte Stunde.

Zweiter.

Dein Syſtem wirft wohl viel ab?

Dritter.

Freilich wirft es ab: alte Kleider, Blumenkränze, die man noch immer an eine Braut verkaufen kann, Salben, die von Badhaltern eifrig geſucht werden, Leckerbiſſen, die meine Nahrung ſind, und ſchöne Weiber, die man aus Epikurs Gärten des Morgens nach Hauſe führen muß. Was ſagt Ihr dazu?

Erſter.

Nun, du biſt nicht verheirathet; aber Jemand, der Frau und Kinder hat und ſchon über die Jahre hinaus iſt, der befindet ſich bei dem Stoicismus recht wohl; das kannſt du glauben, recht wohl.

Dritter.

Jetzt fällt mir ein, daß ich Euch eine Neuigkeit mittheilen wollte, wenn Ihr nur inzwiſchen nicht vergeßt, daß ich eigentlich eine Paſtete holen ſoll, und mich daran hernach erinnern wollt. Die Herren wollen drüben den Kegelſchnitt daran ſtudiren. Nun ja, da ſoll ſich ja jetzt eine ganz neue, verfluchte Sekte aufgethan haben, die den Menſchen für — für — kurz, das Ding iſt zum Henker holen. Dieſe Sekte nämlich, dieſe Neuerung, dieſe Ketzerei behauptet, der Menſch müſſe ſich Alles ſelbſt machen; denn man werde nicht eher glücklich, ehe man die Befriedigung aller ſeiner Bedürfniſſe nicht ſelbſt übernimmt. Dieſe Menſchen ſagen, man müſſe nicht bloß nach dem höchſten Gute ſtreben, ſondern auch darauf ſehen, daß es Einem ſo wohlfeil als möglich zu ſtehen kommt. Sie ſagen, die Menſchen fingen erſt dann an, ihre eigenen Herren zu werden, wenn ſie ihre eigenen Diener würden. Jedermann müſſe deſſen Dienſtbote ſeyn, deſſen Herr er iſt; ſo wie ſie denn zuletzt die Behauptung aufſtellen: Jeder Kunde ſey ſein eigner Schuſter und dieſe dann umdrehen und ſchließen: von nun an müſſe auch jeder Schuſter ſein eigener Kunde werden!

Erſter.

Aber, mein Gott, dann würde es ja gar keinen Abſatz mehr geben.

Zweiter.

Ich habe immer gehofft, der Cynismus würde noch seinen Haß gegen die Seife einmal ablegen; aber diese neue Sekte wäre ja im Stande, sich selbst auf die Waschbank zu stellen.

Dritter.

Wie ich Euch sage, es ist hier von einer gefährlichen Sekte die Rede, die Euch aus dem Brode, mich aber aus dem Kuchen bringen kann. Allein ich versichre Euch, von heut' Abend geh' ich nicht anders als mit einem Stocke aus. Wenn die Disputationen nichts ausrichten, so such' ich es zu veranstalten, daß es zum Handgemeng kommt. Aber jetzt habe ich in der Desperation vergessen, was ich gleich holen sollte?

Erster.

Ich glaube Kegel, um eine Pastete auszuschieben.

Dritter.

Strohkopf! Eine Pastete soll ich holen, damit die jungen Herren die Theorie der Kegelschnitte daran verdauen. Lebt wohl.

(Ab.)

Zweiter.

Die neue Sekte geht mir im Kopf herum; aber ich glaube, der Schuft hat uns was weiß gemacht. Sieh' nur, Empedokles, der mich da ruft, scheint noch der besten Dinge zu seyn.

(Ab.)

Erster.

Der Stoicismus hält sich, denn er hat gar zu vornehme Verwandte. Aber ich glaube, Zeno winkte mir. Ein Glas Wasser? Sogleich bedient werden!

(Ab.)

**Erster Lehrer** mit seinen **Schülern.**

Lehrer.

Meine Herren, ich läugne nicht, daß ich von einem sehr materiellen Grundsatze ausgehe; aber in der Folge werden Sie sehen,

wie erhabene Resultate ſich aus ihm ergeben. Woher kommt es, daß gegenwärtig ſo viel falſche und ungereimte Gedanken ſich in die Herrſchaft der Welt theilen? Das kommt von unſern ſchlechten Zähnen. Mit dem erſten hohlen Zahne wurde der erſte hohle Gedanke geboren. Denn unſere vernachläſſigten unregelmäßig gereinigten, mit Weinſtein beſetzten hohlen Kauwerkzeuge verhinderten die Generation, die Speiſen bis zu jener dünnen, flüſſigen Maſſe zu zermalmen, welche, mit hinreichendem Speichel zerſetzt, dem Magen allein willkommen iſt. Vielmehr bleibt dem Magen in unſerm Jahrhundert ein zu großer Antheil an dem Verdauungsgeſchäft überlaſſen. Der Körper, der angewieſen iſt, ſeine Kritiche aus dem Magen zu holen ſiecht und der Geiſt, der ſich in einem kranken Gehäuſe nicht wohl befindet, ſchrumpft zuſammen. Das iſt eine ganz natürliche Stufenleiter von den Zähnen bis zu den Gedanken.

Ein Schüler.

Sie meinen alſo, daß eine Zahnbürſte die beſte Einleitung und Propädeutik für das Studium der Philoſophie iſt?

Lehrer.

Allerdings. Hatte die alte Philoſophie nur Haare auf den Zähnen, ſo iſt unſere Aufgabe, Borſten zu wählen. Befolgen Sie meinen Rath und Ihre Gedanken werden an Neuheit, Ihre Combinationen an Ueberraſchung gewinnen. Zahnbürſten, meine Herren! Dies iſt mein Fundamentalſatz!

(Geht vorüber.)

## Zweiter Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

Ehe ich heute meinen Vortrag beginne, meine Herren, habe ich nur die eine Bitte an Sie, ſich nicht umzuſehen nach dem elenden Menſchen, der hinter uns hergeht und die Welt aus Nichts conſtruirt. Halten Sie den Kreis, der meinen Rücken beſchützt, dicht geſchloſſen; denn jenes Menſchen Bosheit kennen Sie nicht. Ja, ich habe zuweilen ein Loch im Stiefel; ja ich begleite meine

Lehrſätze immer mit einer dummen Bewegung der linken Schulter, gegen die ich vergebens Bäder gebrauche; allein ſeitdem er dieſe kleinen Gebrechen in Erfahrung gebracht hat, glaubt er mich durch den Spott darüber widerlegen zu können. Das ganze ſcharfſinnige Gebäude meines Syſtems, die Logik in meinen Schlußfolgen, die Bündigkeit meiner Aſſertionen wiegt für ſeine Schüler nichts, ſeitdem er ihnen geſagt hat, daß ich zuweilen ein Loch im Stiefel habe. So ſind die Menſchen. Wenn ſie von Jemand wiſſen, daß er eine Perrücke trägt, ſo iſt es ihnen ausgemacht, daß ein Buch, welches er geſchrieben hat, lächerlich ſeyn muß, ſo wie ſie das, was ſie Ihnen nicht zu ſagen wagen, ſo lange Sie einen guten Rock anhaben, dann gewiß nicht verſchweigen werden, wenn Ihnen eine Naht daran aufgegangen iſt. O ich danke Ihnen, meine Herren, Sie nehmen mich ja recht in Ihre Mitte. Nun können wir anfangen. Wo ſtanden wir?

Erſter Schüler.

Beim Ding an ſich.

Lehrer.

Da haben wir's: der elende Menſch ſitzt wie eine Klette an mir, ich kann den Mund nicht aufthun, ohne ihn hineinzubekommen; er iſt wie Pech, das nicht losläßt. Nun ja, das Ding an ſich; was behauptet er darüber?

Zweiter Schüler.

Daß ſich die Philoſophie nicht mit Dingen, ſondern mit Begriffen beſchäftigt.

Lehrer.

Es iſt zum Todtlachen. O, da muß ich Ihnen doch gleich wieder etwas mittheilen, was er jüngſt gegen mich geſpieen haben ſoll. Aber ich muß Sie bitten, doch enger zuſammenzutreten; denn ich weiß, daß er in dieſem Augenblick von mir ſpricht und mich freilich in die Flucht ſchlägt, wenn er dabei auf die Hacken meiner Strümpfe zeigen kann. Kommen Sie, ich kann ſeinen Geruch nicht ertragen.

(Geht vorüber.)

## Dritter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nichts, wie gesagt, Nichts, meine Herren, also Nichts ist Alles. Jeder, meine Herren, ist also Keiner. Denn gesetzt also, zum Exempel, es klopfte, gesetzt also, es klopfte Jemand, Jemand also an meine Thür, an meine Thür also: wie? nun wie? was würd' ich sagen? also sagen? Wie gesagt, ich würde fragen: wer da? Also wer da? Nun aber, wie gesagt, würde draußen geantwortet, also geantwortet: Ich! Ja, Ich! Was bin Ich? Dumm! Ich ist Jeder, also Jeder: Jeder also, also Jeder ist so viel wie Keiner. Nun aber, also, nun ist doch ohne Zweifel, also ohne Zweifel ist doch Jemand da. Sie sehen also, meine Herren, wie gesagt, das Seyn ist so gut als Nichts. Denn ich, ich, der ich frage, bin denkend freilich, aber die Person draußen, also draußen ist Nichts; denn wie gesagt, sie sagt: Ich! Ich kann aber also Jeder seyn. Nun sehen Sie, wer also pocht, ja pocht auf seine bloße Existenz, seine natürliche Existenz also, ist nichts; denn wie gesagt, das abstrakte Seyn ist Nichts.

Erster Schüler.

Auch das Meinen ist nichts, also wie gesagt, das Meinen —

Lehrer.

Ja, wer denkt, meine Herren, der ist also: aber Meinen, also Meinen kommt, wird hergeleitet, hergeleitet, derivirt also von Mein; aber das Partikuläre, wie gesagt, das Personelle, entscheidet nicht, also Mein, mein also ist Nichts.

Zweiter Schüler.

Das Organ des Denkens nun, wie gesagt, ist der Geist, das heißt also, nichts, was ich besitze, so daß es also, also etwas Partikuläres sey, sondern der Geist, also der Geist kommt, wird hergeleitet, derivirt also von Seyn, Geist ist das Ge-Ist. Also —

Lehrer.

Also das wahre Seyn; so daß zuletzt das Seyn doch wieder Etwas ist. Ist? Etwas? Wieder? Doch? O, meine Herren,

die Sprache iſt alſo, iſt alſo das größte Hinderniß der Philoſophie; denn man ſtößt an, wie geſagt, bei jedem Worte an. Die Wiſſenſchaft braucht aber jedes Wort alſo, alſo jedes Wort in einem andern Sinne, alſo als dem gewöhnlichen alſo, drum, meine Herren, drum iſt die wahre Philoſophie alſo eine Stumme, obſchon, wie geſagt, dies Schweigen, dies Schweigen alſo leicht in Myſticismus übergeht; die wahre philoſophiſche Sprache alſo iſt die Sprache, wie geſagt, die Sprache Gottes.

Alle Schüler.

Groß! Wunderbar!

(Gehen vorüber.)

Vierter Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

Mögen Andere zu wiſſen glauben; wir, meine Freunde, wollen unſern Stolz darin finden, daß wir zu glauben wiſſen. Das Glauben wird in einigen Fällen eine Wiſſenſchaft, in den meiſten aber eine Kunſt ſeyn. Die Quelle der Wiſſenſchaft iſt die Vernunft, die der Kunſt aber das Bedürfniß. Das Bedürfniß wird entweder befriedigt und giebt uns Troſt, oder es bleibt unbefriedigt und erhebt unſere Ahnung; mit einem Worte, Sie ſehen, daß ſich auch der Glaube in ein Syſtem bringen läßt.

Erſter Schüler.

Und was ſollen wir glauben?

Lehrer.

Zuerſt die heilige Tradition und ſodann das, was ich darüber ſage. An den wundervollen Erzählungen, mit welchen die Götter unſere Dogmatik bereichern wollten, an Jupiter, Leda, Danae deuteln Sie nicht! Die Götter wußten es, daß die Menſchen einmal das Bedürfniß empfinden würden, an ſolche Capriolen zu glauben, wie ſie deſſentwegen von ihnen gemacht worden ſind. Es giebt eine Philoſophie (da geht ſie mit ihrem Anhange vor mir), welche das Wiſſen früher ſetzt, als das Gewußte und ſomit die Gottheit nur anerkennt, inſofern ſie von den Menſchen gewußt

wird. Wir sagen vom Glauben dasselbe. Die Erfindung der Religion war von Seiten der Götter eine getroffene Berechnung der Zukunft. Es kann sich ereignen, daß ihr Umfang oft zu gering ist; denn ein glaubensdürftiges Gemüth findet nie genug, woran es glauben könnte. Es wendet sich in Ermangelung hinreichender Glaubensobjekte an die Mythologieen fremder Völker und ich bin gewiß, daß man selbst den indischen, persischen, samothrazischen und chaldäischen Göttern sich mit einer gewissen Andacht hingeben kann. Kurz, beten Sie Alles an, was Ihnen unter die Hände kommt. Es verlohnt sich.

Zweiter Schüler.

O, recht, Theurer, wir sollen dem Vogel gleichen, der sich an die Decke seines Käfigs anklammert und den Kopf herunterhängen läßt, so daß wir den Himmel für die Erde ansehen.

Lehrer.

Und wenn wir uns dabei auch einmal, statt an einem Stern, an einem Balken stoßen, der die Straße versperrt, so wollen wir denken, daß bei uns das Ministerium der geistlichen auch zugleich das der Medizinalangelegenheiten ist.

(Geht vorüber.)

## Fünfter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nehmen Sie an, meine Herren, diese Rose! Was bewegt uns, sie schön zu nennen?

Erster Schüler.

Weil sie wie der junge Tag blüht, weil sie sich schämt, ihre Reize zu enthüllen, weil sie duftet, süßer als zerschnittene Mandelkerne.

Lehrer.

So würde der Dichter sprechen; allein die Schönheit muß sich von uns philosophisch definiren lassen. Warum ist diese Rose schön? Sie präsentirt sich uns in der ersten Form des Vorstellungsvermögens, im Raume. Sie ist demnach etwas Endliches und Ideelles

muß ihrer räumlichen Erſcheinung zum Grunde liegen. Welche Mittelglieder laſſen ſich nun auffinden zwiſchen dem Belvederiſchen Apoll und dieſer Roſe? Galt dort die Harmonie plaſtiſcher Formen, ſo trifft dieſe hier nicht mehr zu; galt dort die verkörperte Idee der Jugend, der Schönheit — aha! das wollt' ich nur. Hier liegt's: es giebt am Belvederiſchen Apoll eine zwiefache Schönheit zu bewundern; denn einmal iſt er ſchön als Apoll, als Thema, ſodann als Belvederiſcher in der Copie. Wie nun die Roſe? Giebt es auch hier einen zwiefachen Typus? Allerdings; wir müſſen zuerſt auf die Pflanzenbildung zurückgehen und zweitens den Coincidenzpunkt ſuchen, wo das Endliche und Unendliche zuſammenſchlägt. Die Urpflanze, meine Herren, welche in Sizilien —

Zweiter Schüler.

Aber ſeht doch nur, die Roſe iſt über Euren Definitionen verwelkt!

(Gehen vorüber.)

**Sechster Lehrer** mit ſeinen **Schülern.**

Lehrer.

So ungewiß, meine Herren, einige Lehren der Moral ſind, ſo vereinigen ſich doch alle Gründe, mögen es nun theoretiſche oder praktiſche ſeyn, dahin, die Lüge unter jeder Bedingung abſcheulich zu nennen. Rede die Wahrheit unter allen Umſtänden! Das iſt das höchſte Sittengeſetz. O geben Sie doch gleich ein Beiſpiel an, um zu beweiſen, wie untauglich die Vorwände ſind, welche die ſogenannte Nothlüge beſchönigen ſollen!

Schüler.

Mörder ſuchen den Herrn eines Sklaven. Der Sklave, um die ſchreckliche Gefahr von ihm abzuwenden, wirft ſich ihnen entgegen, nennt ſich den, den ſie ſuchen, ſtirbt, von den Dolchen der Mörder durchbohrt und rettet ſeinen Herrn.

Lehrer.

Je nun, da haben Sie ja, was ich ſage! Dieſer Menſch ſtirbt, noch im Munde eine elende Lüge! Seyn Sie verſichert,

eine Herren, das Sittengeſetz ſteht höher als alle Colliſionen, in ie es vielleicht gerathen kann. Wäre jener Sklave ein Liebhaber es kategoriſchen Imperativs geweſen, ja, ohne Zweifel, er lebte och. Daraus ſehen Sie zuletzt, daß man auch mit der Wahrheit mmer am beſten wegkommt.

(Geht vorüber.)

## Siebenter Lehrer mit ſeinen Schülern.

Lehrer.

Somit wär' ich denn endlich auf den Punkt gekommen, Ihnen s Ideal eines philoſophiſchen Staates, ein rationelles Gemeinweſen, zu entwerfen. Der Staat, welchen ich in Vorſchlag bringe, ſteht aus fünf Bürgerklaſſen, welche auch zugleich das Fundament r die Regierungsgewalten ſind. Dieſe fünf Klaſſen beſtimmen h nach den fünf Sinnen, ſo daß wir haben: die riechende, die rende, die ſehende, die ſchmeckende und die fühlende Klaſſe. Die geſehenſte Klaſſe iſt die ſchmeckende, die niedrigſte die fühlende, elche ſich damit begnügt, die Hauptſache, gleichſam den Braten, r durch den Nervenäther zu ſpüren, ohne ſelbſt davon etwas zu en oder gar zu ſchmecken. Die ſchmeckende Gewalt ſind der nig, die königlichen Prinzen, die hohe Ariſtokratie des Adels e der Geiſtlichkeit. Die riechende Gewalt ſind die natürlichen nder des fürſtlichen Hauſes, die Juſtiz und die Polizei. Von r ſehenden Klaſſe an beginnen die Unterthanen; doch hat ſie noch n Vorzug, weniger Steuern zu zahlen, als die folgenden. Die rende zahlt nämlich freiwilliger, da ſie nicht ſieht, wie ihr Geld Anwendung kommt. Das Hauptfundament des Staates bleiben zuletzt die Fühlenden; diejenigen, welche von allen Dingen r die Ahnung haben, die gewohnt ſind, ſich in ſüßen Täuſchungen zu wiegen, die den Staat gern für eine Familie halten und Neuerungen abhold ſind, alſo die Weiber, die Gelehrten, die dere Geiſtlichkeit auf dem platten Lande und die Unterhaltungsſchriftſteller ſowohl des einen als des andern Geſchlechts.

Schüler.

Und ließe ſich denn dieſer große Gedanke durchaus nicht in die Wirklichkeit einführen?

Lehrer.

Leider, das iſt das Schickſal, welches ich mit Plato gemein habe. Meine Ideen kommen Jahrtauſende zu früh! Und, meine Herren, daß ich es geſtehe, der Zwieſpalt des Lebens und der Theorie, der Erfahrung und der reinen Vernunft wird wohl niemals ausgeglichen werden.

(Geht vorüber.)

**Julius Binder** tritt auf.

Julius Binder.

Hier bin ich wieder bei dem kleinen Menſchenſchlage,
Der in dem Abend unſrer großen Tage,
Gleich Mücken, die ein geiler Hauch geboren, ſchwärmt.
Wie jeder Chor hier ſummt und drängt und lärmt
Und gern die eigne Melodie
Zum allgemeinen Grundton machte!
Der ſucht die Formel der Magie,
Die Gold bringt aus dem Eiſenſchachte;
Der lehrt, wie ſich aus einer Flüſſigkeit
Ein Würfel ſchneiden läßt, gleich lang und breit,
Und wie aus längſt verwelkten Trauben
Noch prometheiſch Feuer ſey zu rauben.
Dies ſind die Fragen, die, gleich Schmetterlingen
Beflügelt, ſchillernd-bunt, den jungen Knaben
Abſeiten zieh'n, ſtatt daß an ernſten Dingen
Sich ſoll die hoffnungsreiche Seele laben
Nicht in der Zeit allein, ſelbſt im Gedächtniß
Verwebt ſchon unſrer Ahnen ſtolz Vermächtniß.
Hier ſteckt des Cato Dolch noch in der Scheide,
Es ſtarb kein Brutus; kein Auguſt
Durchſtach der Freiheitsgöttin Bruſt

Mit ſeines Zungenſtachels gift'ger Doppelſchneide.
An jede Säule hat ſich hingeſtellt
Ein kecker Mann und macht da ſeine eigne Welt.
Hochbeinig, ſeltenüppig aufgezimmert,
Prangt über ihm ein kleiner Knopf,
Auf dem, wie auf dem Spinnenkopf,
Ein dünnes Büſchel Haare ſchimmert.
Er ſchickt ſich an zum Werk und ſpinnt,
So wenig ſichtbar wie der Wind,
Ein Fädchen aus dem dünnen Leibchen
Und ſammelt alle Sonnenſtäubchen,
Damit den Faden zu verlängern.
Schon will der Umkreis ſich verengern,
Man ſteht nicht mehr am alten Ort,
Das Sonnenſtäubchen ſpinnt ſich fort,
Die langen Spinnenfüße haſchen
Den Faden hie und da zu Maſchen,
Bis ſich zuletzt das Todesnetz
Abzirkelt mathematiſch richtig
Und ſich dem grauen Schüler Archimeds
Die arme Mücke findet todespflichtig.
Doch was trägt jenes Drängen dort im Schooß?
Der Schüler reißt ſich von dem Lehrer los
Und läuft dem Wunderthier entgegen, das
Unſichtbar ſich in eine Welle ſteckt.
Tret' ich doch ſelbſt hinzu, zu wiſſen, was
Ein Vogel für ein Ei dort ausgeheckt!

(Geht auf eine zahlreiche, immer mehr anwachſende Gruppe zu.)

**Nero** und **Seneka** treten verkleidet auf.

Nero.

Sieh dich nicht um! Von allen Orten
Umſchwirrt man uns mit Flüſterworten.
Was wiſpert der? der winkt mir zu;

Komm, komm, das läßt mir keine Ruh;
Hier scheint mir Jedermann ein Mann,
Vor dem sich nichts verstecken kann.

Seneka.

Wenn Ihr so laut sprecht, giebt es nur zwei Fälle. Entweder sagt, daß Ihr ein Taschenspieler seyd, und Ihr werdet, ehe Ihr zu jenem Manne kommt, welcher dort mit Begriffen wie ein Escamoteur spielt, vor Enthusiasmus zerrissen werden. Oder, wozu ich rathe, Ihr gebt Euch für einen jungen Docenten aus, der die Philosophie wieder auf die Erfahrung zurückführen will; dann nämlich könnt Ihr gewiß seyn, daß man Euch stehen läßt.

Nero.

Sey vernünftig, Seneka, und dränge nicht so vor! Es ist abscheulich, sich von den Leuten so verdächtig betrachten zu lassen, als wollte man ihnen hinten das Schnupftuch aus der Tasche stehlen. Das alles hier wären also Philosophen? Ich hasse die Philosophen.

Die Wahrheit, nur gewohnt, sich dreist zu spreizen,
Dem nicht vertraut, was Allzustarkes dämpft,
Weiß nicht, wie Schaam mit unverhüllten Reizen
Und Ueberraschung schön mit Offenbarem kämpft.
Sie drängt sich dir mit frechen Blicken auf,
Gibt immer mehr, als man verlangte, in den Kauf:
Sie gehet mit dem Ungeschick im Bunde;
Denn stets kommt sie zur ungewünschten Stunde:
Und liehst du willig einmal ihr dein Ohr,
Drängt sie sich überall hervor,
Stellt Vollmacht aus in deinem eignen Namen,
Macht sich zum Bild und dich zum schlechten Rahmen.
Wo ist ein Tempel auch im schönen Griechenland,
Der einer Wahrheitsgöttin je zu Ehren stand?
Ist Wahrheit nackt, so ist sie's nicht,
Um dich zu blenden mit der Schönheit Licht.

Wenn ſich der Bach um eine Nymphe ſchmiegt,
So weiß man, daß ihr Kleid am Ufer liegt.
Doch Wahrheit will ſich mit der Blöß' umgattern,
Sie läßt den nackten Mantel wie am Winde flattern,
Den höchſt durchſicht'gen Gürtel: Nacktheit bindet
Sie um die Tunika, die ſich doch nirgends findet.
Hier iſt, was nackt, nicht ſchön: und wie kann Nero lieben,
Was aus dem Reich der Schönheit ausgetrieben?

Uebrigens, Seneka, kauften wir die Mandeln nicht, daß ſie alle von dir verzehrt würden. Gieb her davon! Wie wir nur an dieſen Ort kommen! Ich weiß nicht! Was die Mutter dazu ſagen würde, wenn ſie noch lebte. Ich fange an, mich an den Lärm zu gewöhnen.

Denn was der Schönheit ſchon verwandter iſt,
Das bleibt die Nichtvollendung, dieſer Schöpfungszwiſt,
Wie Jeder hier auf gleiche Unterlagen
Doch einen andern Bau weiß aufzutragen.
Hier war noch nichts; wie bei den erſten Dingen
Sieht man noch wild die Elemente ringen.
Ein Jeder ſucht den Zauberruf,
Der einſt aus Leerem Welten ſchuf.
Beim Einen ſchlummert Nacht: der Blumen Augen
Sieht man noch nicht aus Sonnen Farben ſaugen.
Das Chaos gähnt bei ihm noch ohne Seele,
Dumpf widerhallend, eine finſtre Höhle.
Beim Andern fiel der erſte Blitzſtrahl ſchon
In ſeine Welt mit einem Donnerton,
Man ſieht die Nächte ſchon mit Tagen tauſchen
Und hört ob ſeinen Häupten Sonnen rauſchen.
Der Dritte darf mit hellem Frühlingsgrün
Schon Thal und Hügel überziehn,
Die Blume athmet ihren Duft,

Ein Vogel ſchwingt ſich in die Luft.
Beim Vierten ſchlägt der Puls der Schöpfung ſchneller,
Der Stern des Himmels macht die Nacht ſchon heller.
Da ſteht zwar Einer erſt noch bei den Affen,
Doch dieſer hat den Menſchen ſchon geſchaffen.
Indeſſen hier des Paradieſes Stunden,
Sind nebenan die Staaten ſchon erfunden.
Nun ſteigt's empor, es muß den Giftpokal
Jetzt Sokrates, der fromme Grieche, trinken,
Es wächſt der Tugenden und Laſter Zahl,
Und Cäſar ſeh' ich an Pompejus' Säule ſinken.

Aber was geſchieht nur dort, wo Alles zuſammenläuft?

### Seneka.

Es ſcheint, als ſollte da ein neuer Gedanke geboren werden. Habt Acht, ſind wir da, ſo heißt es, wegen eingetretener Hinderniſſe könnte der angekündigte Gedanke erſt morgen erſcheinen. Wir wollen ſehen.

(Sie miſchen ſich unter die Menge.)

**Ein Rhetor,** in ſuperhaftem Aufzuge, auf dem Rücken mehrerer Sklaven ſitzend, wird von Jünglingen, Männern, Greiſen umringt, die begierig ſeine Worte aufhaſchen.

### Rhetor.

Meine Herren, die Luft iſt blau, ein ſanfter Hauch weht aus Weſten, ich wiege mich auf dem elaſtiſchen Rücken meiner Sklaven und beginne meinen Vortrag. Wenn es Künſte giebt, deren Theorie vollendeter iſt, als ihre praktiſche Ausführung, ſo will ich heute von einer Kunſt reden, die im Leben zu mannichfacher Ausübung bereits gelangt iſt, doch bis jetzt noch in kein vollſtändiges Syſtem gebracht wurde. Dies iſt die Kunſt der Schmeichelei. Die Schmeichelei, meine Herren, iſt mehr als ein Kunſtgriff, der uns zu einer reichen Erbſchaft oder zu einer angeſehenen Stelle im Staate verhilft; ich ſage, ſie iſt mehr als eine Armſeligkeit. Sie läßt ſich

in die Reihe der edelsten Geistesthätigkeiten stellen und auf Grundsätze zurückführen, welche vielleicht der zarteste, duftigste Theil, die Blume der Rhetorik sind. Sie haben Eile, meine Herren! Ich sehe unter Ihnen Männer, denen es unter den Füßen brennt, daß sie in den Senat, in den Rath des Kaisers, in ihr Priesterkollegium zurückkommen; drum gebe ich Ihnen meinen Versuch, die Umrisse eines Systems der Schmeichelei zu zeichnen, in möglichster Eile.

Nero.

Wär' dieser Mann Poet, so faßt' er sein
Zusammen, wie in allen Sachen
Der schöne Schein den Werth bestimmt; allein
So, fürcht' ich, wird er viele Worte machen.

Rhetor.

Von der untersten Stufe der Niederträchtigkeit an erhebt sich in allmähliger Progression die Unterwürfigkeit bis zu der höchsten Stufe, wo sie die feine, geistreiche, glückliche Schmeichelei geworden ist, die ich mir zu schildern vorbehalte. Gewissermaßen schmeicheln mir diese elenden Menschen, auf deren Rücken ich sitze, (o sprecht mir da unten nicht!) in ihrer Art auch; denn sie geben sich den Schein eines Divans und nöthigen mich, auf ihnen Platz zu nehmen, wie auf den Bänken eines Badehauses. Allein hier ist noch Alles plump, roh; hier ist die Sklaverei noch kein Entschluß der Freiheit. Erst dann bekommt die Unterwürfigkeit etwas Schmeichelhaftes, wenn sie von Menschen ausgeht, welche unter den Gesetzen ihres Willens zu leben vorgeben. Hier ist es, wo wir beginnen. Sie verlangen eine Definition der Schmeichelei? Heißt sie, die Unwahrheit sagen? Nein, dann wäre sie Lüge. Nun ist es aber doch eingestanden, daß sie auch nicht die Wahrheit sagt. Was folgt daraus? Daß ihre Definition nur eine modale seyn kann.

Seneka.

Der weidete auf mir bekannten Triften;
Es ist ein Sklave, der von meinen Schriften
Copieen fertigte. Ich hoffe doch,

Er hat vor mir soviel Verehrung noch,
Daß er mit seinem Lob mich nicht beschmiert
Und mich nicht öffentlich für sich citirt.

Rhetor.

Meine Herren! Schmeichelei heißt, sich mit bewaffneter Hand von einem Waffenlosen für überwunden erklären. Ein Sieger, der dem Glücke überläßt, was er doch selbst durchsetzte, schmeichelt dem Besiegten. Dies sind noch sehr einfache Stufen; sie werden aber zusammengesetzter. Je mehr der Schmeichler den Schein der Freiheit annimmt, je furchtloser er ist in seinen spitzfindigen Combinationen, mit denen oft ein Kopf auf der alten Stelle erhalten werden kann, desto bessern Erfolg muß er haben. Es gibt drei Dinge, die der Schmeichler vermeiden muß: Niederträchtigkeit, Albernheit und bösen Willen. Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, entzückt mich. Es gibt aber auch in der That nichts Herrlicheres, als die Lebenswürze, von der wir sprechen. Sie zieht über alle Dinge einen Schein, der, wenn er auch nicht wahrhaft ist, doch dem Auge wunderbar wohlthut. Sie gibt selbst der Kraft, der Ueberschwenglichkeit eine so sanfte Mäßigung, daß ihr Ungestüm das Gleichgewicht der Kräfte, welche der Hebel der Gesellschaft sind, nicht stört. Die Schmeichelei stellt Alles an das rechte Licht, wo es nicht zur Last, sondern gut in die Augen fällt. Sie nimmt dem Laster seine Häßlichkeit, der Tugend ihr vorlautes Wesen. Sie macht aus dem Leben ein Kunstwerk und stellt Alles unter das glücklichste Niveau, unter das Niveau der Schönheit.

Nero.

Jetzt läßt er ab von seinem Ungeschicke,
Er hat zuweilen lichte Augenblicke:
So fahre fort, du bist auf guter Fährte,
Er drückt das besser aus, was Seneka mich lehrte.

Rhetor.

Die niederträchtige Schmeichelei stört; denn sie setzt den Empfänger in Verlegenheit. Was soll die Schöne sagen, der ein Anbeter die Huldigung brächte, daß er aus ihrem Schuh tränke? Was

der Kaiſer, wenn ein Senatsbeſchluß feſtſetzte, daß das römiſche Volk von einem Reitknecht des Juliſchen Hauſes verſtamme? Solche Reden ſind plump, gemein, nicht anzuhören. Eben ſo kann die Schmeichelei ſo fein geſpitzt ſeyn, daß ſie in's Alberne fällt und belacht werden muß. Delabella machte ſich lächerlich, als er im Senat darauf antrug, dem göttlichen Tiberius müßte ein Triumphzug dekretirt werden, weil er einmal in Campanien einen kleinen Spaziergang gemacht hatte. Die gefährlichſte Klippe bleibt freilich der böſe Wille. Es gehört die größte Gewandtheit dazu, dieſen durch die Maske der Schmeichelei zu verdecken. Wer ſeinen Haß hinter Liebe, ſeinen Neid hinter Theilnahme, ſeine Furcht hinter Vertrauen verſteckt, muß ſeiner Geſichtszüge und ſeiner Worte gleich großer Meiſter ſeyn. Schmeichelt er, ſo kann er ſelten die Maxime befolgen, welche den Harmloſen immer zum Ziele führt; er muß weit verſchlungenere Pfade einſchlagen. Eine Huldigung ſogar, die einzeln ſtände, würde ihn verrathen, ſein ganzes Benehmen muß von der Schmeichelei durchdrungen ſeyn.

Julius Binder.

Ich horche ſtaunend und ſchon glaub' ich feſt,
Der Mann gibt eine Waare, die ſich kaufen läßt.
Spann doch der alte Brutus auch ſich ein
In Blödſinn, ſeines Brütens falſchen Schein.
Ich geb' auf dieſe Reden ſorglich Acht:
Denn leicht gewußt iſt, was man will, weit ſchwerer, wie
man's macht.

Rheter.

Die Ausführung meines Unterrichts in der feinen Schmeichelei überlaſſe ich meinen ſpätern Vorträgen; hier nur einige allgemeine Sätze, die Sie mit dem Weſen derſelben vertraut machen ſollen. Es heißt geiſtreich und gewandt huldigen, wenn man Jemanden ſchmeichelt und ſich ſtellt, als wollte man nur der Wahrheit zu Ehren ſprechen und ſich ſogar nicht ſcheuen, wenn man ihn durch ſeine Rede erzürne. Geſetzt, das Staatsoberhaupt wünſchte irgend ein Geſetz zu unterdrücken und es träte Jemand auf, der wie aus

freiem Antriebe, wie nach langer, reiflicher Ueberlegung auf die Abschaffung antrüge, so würde er seine Schmeichelei noch gerundeter machen, wenn er hinzufügte, daß er diesen Antrag stelle, selbst mit der Gefahr, den Zorn des Staatsoberhauptes auf sich zu laden.

Senatoren und Tribunen (murmelnd).

Zeigt der hier nicht vor aller Welt,
Was uns bis jetzt noch aufrecht hält?
Wie weise, was er spricht, auch sey,
Er ist ein Thor, er spricht zu frei.

Rhetor.

Hat ein Regent Eigenheiten, große Eigenheiten, die man allenfalls Laster nennen könnte, so wird es ihm immer darauf ankommen, sie für Tugenden angesehen zu wissen. Die feine Schmeichelei geht in diesem Falle nie auf geradem Wege. Sie ergreift eine ganz bei Seite liegende Gelegenheit und entwickelt eine allgemeine Ansicht, Grundsätze, die ihr wie von ungefähr kommen, die aber wie Saatkörner auf das nebenan lauschende, argwöhnische Herz des Fürsten fallen und hundertfältige Früchte tragen.

Senatoren und Tribunen.

Er dreht sich um und räuspert sich
Und spricht noch mehr ganz sicherlich.
Das Bild, das er von uns gemacht,
Ist deutlich; denn die Menge lacht.

Rhetor.

Am glücklichsten fährt der, welcher sich der Worte der Opposition bedient und doch nur das sagen will, was der Macht willkommen ist. Ein solcher Schmeichler bricht in laute Klagen aus über die Ungebühr der Zeiten, tadelt aber gerade nur das, was den Gegenstand seiner Huldigung beeinträchtigen will. Er spricht von der alten Sitte; von den Vorfahren, von menschlichen und göttlichen Rechten, hebt aber alle Dinge nur in der Verbindung hervor, daß das Licht, das er vermissen will, doch auf den, dem seine Worte gelten, fallen muß. Hier giebt es viel Nüancen. Be-

ſetzt, ein Fürſt wählt ſich einen Miniſter, der auffallend jung, aber für die Tyrannei wie geſchaffen iſt. Der Schmeichler benimmt ſich hier ſo: Er adoptirt die Sprache der Neuerung, nimmt den jungen Miniſter in Schutz, als ein Zugeſtändniß — für die Oppoſition! Denn will die Oppoſition nicht, daß eben das Talent, nicht das Alter die Berähigung zu der Stelle geben ſollt Er ſucht dann die Partei zu verwerfen und als beſiegt darzuſtellen, welche doch eigentlich die Siegerin iſt und deren Kreatur der junge Miniſter bleibt. Das iſt eine der tauglichſten Maximen; denn durch ſein Doppelſpiel gewinnt man ebenſo die herrſchende Gewalt, als die Oppoſition, von der man nur die Wendungen leiht.

Cerialis Anicius (bei Seite).

Er iſt es ſelbſt, der Kaiſer, der mir dicht
Zur Seite ſteht, er glaubt, ich kenn' ihn nicht.
Er weicht mir aus und giebt mir meinen Blick
Mit ängſtlicher Gebärde faſt zurück.
Es iſt im ganzen Staate meine Ehre,
Daß Ich des Schmeichelns größter Meiſter wäre.
Was an dem Kaiſer iſt, prüf' ich zur Stund'.

(Laut zu den Worten zu ſich ſelbſt.)

Verſchlucke deine Zunge, frecher Mund,
Da ne umſonſt den giftigen Stachel wegſt
An Herzen, die dem Athem ſchon verlegt!
Willſt du des Ränke Uebermaß noch mehren,
Die unſres Staates unbeſcholtne Ehren
Schon ſchwärzen überall? Auch dir! Denn dieſe Künſte
Sind wohl der Klugheit übermüthige Gewinnſte,
Doch Nieten für die Tugend, die du ſchmähſt.
Noch iſt in Rom die Wahrheit nicht verweſt,
Sie trägt des Kaiſers Kleid, iſt ſeines Volkes Paß.
Ein guter Fürſt ſieht nie durch buntes Glas.
Pack' deinen Kram zuſammen und zu andern Ohren
Such' dir den Eingang, wo der Leichten Ohren.

Schon giftgefüllt, nicht taub ſind deinem Dunſt,
Du Maskenhändler falſcher Redekunſt!
(Er ſchlägt ihn.)

Rhetor.

O helft mir, edle Herrn! Der mich hier ſchlägt
Beweiſt, wie Doppellüge ſich verträgt!
Er preiſ't den Kaiſer mit erlogner Ehre
Und lügt, als ob der Kaiſer weit von hinnen wäre;
Doch hört ja dorten Nero meiner Rede zu,
Das Windſpiel, das ihn roch mit ſeiner Naſe,
Kriecht wedelnd, da erlegt der Haſe,
Jetzt hin zu ihm und leckt den Koth von ſeinem Schuh.
(Er entflieht.)

Senatoren und Tribunen.

Was ſprach er da? Da läuft der Wicht.
Der Kaiſer hier? Ich ſeh' ihn nicht.
Erkennt er mich, welch' Strafgericht!
Mein Nebenmann, der iſt es nicht.
Cerialis Anicius (auf Nero zutretend).
Erhalte, Juviter, die Spuren jener Schritte,
Die Nero ſetzt in ſeines Volkes Mitte!
Du ſtaunſt, erhabner Kaiſer, wie die Frage
Nach dieſem hohen Wunder kaum ſich wage
Von einem Mund zum andern fortzuſchleichen?
Ein Jeder ſpäht noch, daß ihn nichts betrüge;
Denn deiner holden Nähe erſtes Zeichen
Kam uns vom frechen Läſterſitz der Lüge.
Sinkt, Bürger, Senatoren, in den Staub
Und tragt wetteifernd dieſen theuern Raub,
Das ſchönſte Kleinod eurer Schätze,
Durch Roma's überraſchte Plätze!
(Setzt Nero's Fuß auf ſeinen Nacken.)

Senatoren und Tribunen.

Wer vor mir ſteht, der trete fort,
Ich haſche wohl ein günſtig Wort.
Er ſprach noch nicht, noch iſt nicht Rath,
Wie viel die Uhr geſchlagen hat.

Nero.

Verflucht ſey der, der einen Gruß mir beut!
Mit eurer prahleriſchen Ehrlichkeit
Fallt ihr höchſt räuberhaft mich an;
Wer ſagt mir, wie vor eurer Liebe,
Vor eurer Tugend man ſich retten kann!
Und wenn ich Euer Aller Henker bliebe,
Ein grauſer Fenſterpocher bei der Nacht,
Ein böſer Traum, der, ſelbſt wenn ihr erwacht,
Am Tag noch eure Augen blendet,
So wär' dies alles wie verſchwendet
Und jedes ſo, daß es euch doch gefiele?
Mein Wüten, Morden, meine Trauerſpiele,
Nichts rüttelt euern Schlaf und reißt euch los
Aus der Alltäglichkeit gemeinem Schooß?
Ihr lächelt ſtets und wo ich Tiger wähne,
Zeigt ihr mir eure Lippen ſtatt der Zähne?
Was ſchlugt ihr jenen Meiſter? Seiner Worte Glätte
War für die Grazien ein Ruhebette,
Man ſah darauf die Amoretten ſchaukeln,
Gefiederte Gedanken ab und wieder gaukeln.
Der hat des Lebens Räthſel nie erkannt,
Doch ihr ſeyd ſtumpfes Volk. Das Unterpfand,
Wie Ewigkeit wird aus dem Augenblick,
Das kennt ihr nicht, die heilige Muſik.
Euch ſchuf Natur nur außen hin ein Ohr,
Nur für Disharmonie ein offnes Thor;
Ihr höret mit dem Aug'; am Flötenſpiel ergötzt
Euch einzig, wie die Kunſt dabei die Finger ſetzt.

Drum merk' ich, der auf eurem Rücken ſitzt,
Mit Schrecken wie ihr unten ſchwitzt,
Schon Luſt hineinzupumpen in die Kehlen,
Um euch bei mir durch Nationalhymnen zu empfehlen.
Fragt mich denn fort! Doch ſtöre die Camöne
Mir wenigſtens die falſchen Töne!

(Nero wird auf den Schultern der Menge davon getragen.)

Julius Vindex (allein).

Nach ſo viel tauſend Opfern ſchlägt der Kaiſer
Selbſt unſre Sprache, ſchnürt ſie heiſer,
Macht aus der Red' ein Würfelſpiel,
Wo's gleich, ob hie, ob da ein Wort hinfiel.
Der Sprache ſtolzes Roß beſteigt er,
Macht ſich bald ſchwer, macht bald ſich leichter,
Wirft ſich im Sattel, ſtachelt mit den Sporen,
Bläſ't dann dem Thiere kindiſch in die Ohren;
So elend ſah man einen Reiter nie ſich halten,
Der Römers Rede nie ſo wirrſam ſich geſtalten.
Er iſt auch hierin ein Komödiant,
Den, wenn er kaum der Rede Anfang fand,
Ein Stichwort ſo bethört, daß er die ſtolz'ſten Phraſen
Läßt auf des Umgangs Sprachgemeinplatz graſen.
Man wird aus ihm nicht klug; denn wenn er lacht,
Ist der verloren, der's ihm nachgemacht.
Er lacht, wenn er mit vielverfluchter Hand
Verbannung, Tod, zahlloſe Thränen ſä't,
Derweilen man ihn immer trüb erfand,
Wenn ſich ſein Glück mit vollem Segel bläht.
Wer mag ſich ſchicken in den leeren Thoren!
Doch wahrlich, bei den Göttern iſt's geſchworen,
Bald hab' ich ſelbſt die Sprache aufgeſpürt,
Die zu verſtehn ihn Alles koſten wird.

## V.

Kaiserlicher Park. Nacht.

Chor der Mänaden.

Von des Gangesstroms goldschimmerndem Bett,
Aus dem Palmenhain, wo die Mutter mich sucht
Und mit Thränen benetzt den glühenden Sand,
Rissen du mich hinweg, ambronischer Wein,
Der des Weinstocks Frucht
Auspreßt in Zauberpokale!

Erster Halbchor.

Nicht der goldene Kamm in den Locken der Braut,
Nicht am Hochzeitstag der Freundinnen Lied
War köstlicher, als der berauschende Duft
Des gekelterten Trunks, der mich wachenden Augs
In Träume versenkt
Und zur Erde die Götter herabruft.

Zweiter Halbchor.

Wer nicht kostete von dem göttlichen Most,
Sieht zitternd uns nah'n und verschließet sein Thor.
Doch des Thyrsusstabs breitschattiges Laub,
Die winkende Frucht, der Tympanen Gelarm
Lockt Jeden herbei,
Der zur Heimath nimmer zurückkehrt.

Erster Halbchor.

Wie einst Semelens Schooß und die Hüfte des Zeus
Den blühenden Sohn Dionysus verbarg,

So iſt zwiefach gereift der perlende Wein,
An dem Mittagsſtrahl und der Gährung Schaum:
So ſtählt ſich die Kraft,
Daß uns blind Leoparden gehorchen.

Zweiter Halbchor.

Auch preiſe dein Mund die herrliche That,
Als ein frevelndes Schiff Dionyſus geraubt
Und ſich Epheu ſchlang um den grünenden Maſt,
An das ſproſſende Holz die Rebe ſich hing,
Und die Schiffer in's Meer
Als beſchuppte Delphine verſanken.

Chor.

Wer ſpendet uns karg der Opfer Geruch?
Wer hemmt uns den Weg und der Cymbel Geläut?
Den Thraker Lykurg ſchlug eigene Wuth,
Der Cithäron erzählt von des Pentheus Mord
Und noch liegen zerſtreut
An dem Heber des Orpheus Gebeine.

---

Gedräng unter den Zuſchauern eines Theaters, deſſen Vorſtellung ſchon begonnen hat. Ein **Bürger** mit ſeiner **Tochter**.

Tochter.

Vater, wohin wollen Sie denn? Drängen Sie doch nicht ſo vor!

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willſt, Kind? Wäre deine Mutter nur da, die ſtemmte die Hand in ihre Seiten und machte gleich Breiche! Muß doch was davon abbekommen, wenn man deßhalb eine Nacht aufbleibt, um ſeinen Fürſten Komödie ſpielen zu ſehen und noch dazu in Frauenkleidern.

Tochter.

Sprechen Sie doch nur nicht ſo laut, Vater! Die Leute ſehen ſich alle um.

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willſt. Was gehen mich die Leute an? Wenn die Könige Komödie ſpielen wollen, ſo iſt es immer beſſer, ſie thun es auf dem Theater, als auf dem Throne. Wenn nur deine Mutter da wäre, es kommen gewiß erbauliche Sprüche vor, die wie ein Abendſegen klingen.

Tochter.

Gott, Sie hören nicht auf, Vater! Was ihn nur angefochten hat?

Bürger.

Ich weiß nicht, was du willſt, Kind! Ich lieb' einmal die Menſchen, wenn ſie im Theater ſind, dann iſt doch noch Umgehens mit ihnen. Sie haben keine anderen Dinge im Kopf, als die ihnen vorgeſpielt werden und wenn man gemeinnützige Zwecke hat, z. B. ein Bäcker iſt oder ein Seifenſieder und man durch Aktien ſein Geſchäft heben möchte, ſo ſollte man nur im Theater Unterſchriften ſammeln. Soll mich doch wundern, ob das Ungeheuer da oben denn auch zu ſprechen anfangen wird.

Tochter.

Gewiß, wenn Sie nur zu ſprechen aufhören werden.

Ein Nachbar.

Wen verſtehen Sie unter dem Ungeheuer? Den Fürſten oder den Seedrachen?

Bürger.

Mein lieber nachbarlicher Freund, wie viel ziehen Sie monatlich von der geheimen Polizei?

Nachbar.

Weit weniger, als Sie von mir ziehen werden, nämlich Prügel. Was haben Sie verlaufter Menſch hier immer in das Stück einzureden?

Bürger (zur Tochter).

Kind, wo iſt denn mein Perſpektiv? Ich möchte doch einmal ſehen, ob dieſe Frechheit größer wird, wenn man ſie mit unterſtützter Pupille anſieht.

Tochter.

Vater, ich bin des Todes, was Sie heute wieder für Lärm machen!

Bürger.

Wäre deine Mutter —

Borne.

Still da hinten!

Bürger.

Ruhe, allgemeine Ruhe! Hüte ab!

Alle.

St! Der Monarch spricht!

**Nero** in der Rolle der Andromeda, angeschmiedet an einen Felsen. Am Meere ein Drache.

Nero.

Ist dies, o ewiges Licht, die schwarze Hafenbucht,
Woraus niemals mein kaum gezimmert Lebensschiff
Die Anker wieder lichten wird? Ich blicke scheu
Auf diesen Sand, der jetzt nur Muscheln birgt, doch bald
Die grausenhaft zerstückten Glieder meines Leibs
Zur Bleiche an der Sonne rings ausbreiten muß!
Mein Vater herrschte über schwarze Aethiopier
Und barg der Götter scheelem Neidesblick sein Glück,
Mich, seine Tochter. Siehe, da erregte sich
Der Mutter unter Mädchen auf dem Wiesenrain
So plötzlich ihrer Jugendzeit Erinnerung,
Daß sie mit kecker Zunge ihre Schönheit pries
Und Göttinnen zum Maaße ihrer Reize nahm.
Die Nereïden spotteten des eiteln Weibs;
Doch spiegelte so frevelhaft im Stolz ihr Bild,
Daß sich der Neid mit feuchtem Haar Poseidon naht,
Daß jedes Element, zur Rache ausgewirkt,
Im wilden Aufruhr stürmt und sich der öde Rand
Des Festlands mit des Meeres Geifer überzieht.

Der Amazone Frucht, ein scheußlich Ungeheuer, frißt sich
Auf diesen Felo und frißt hinweg, was irgend nur
Ein Haupt erhebt, so menschengleich gestaltet ist.
Schon währt fünf volle Monde diese Plage an
Und wenn des sechsten Mondes Scheibe unsichtbar
Sich zirkelt, schwände ganz in [illegible]ote des Vaters Reich,
Falls er nach Priester heil'gem Ausspruch nicht von selbst
Sein Kleinod führte unversehrten Göttern zu.
So bin ich hier. Die Götter heilen großen Schmerz
Durch größeren, des Messers Wunde durch das Schwert.
O, greiser Vater, folgen mußtest du, denn ach!
Die Krone drückte früher deine Stirne, als
Du auf den Armen eine süße Tochter trugst!
Mich aber trifft des Thieres Zahn als Leiche nur
Noch an; die Furcht löscht meines Lebens Fackel aus.

---

Bürger.

Ist das Ungeheuer vielleicht die Censur?

(Die antike Tragödie wird weiter fortgesetzt.)

## Cornhanten und Cybele.

### Erster Halbchor.

Laßt ermattet nicht die Hände auf das Fell der Trommel sinken,
Daß im Ohr der Königin nicht wiedertönt des Wundes Klage!
Wehe, Wehe, was sie sucht, stahl Macon, der sie selber zeugte,
Macon, der den Attys grausam stürzte in des Ida Schluchten.

### Zweiter Halbchor.

Soll ich einer andern Kunde trauen, die uns Fama brachte,
So entfloh der spröde Knabe ihrem sehnenden Verlangen,
Legte an der Mannheit Stempel eigner Hand ein scharfes Eisen;
Und, was einst befruchten sollte, schnitt er vor der Reife nieder.

Cybele.

Gibt es in der Luft noch Wellen, die nicht reichlich ſchon beladen
Von Cybelens Liebesklagen, durch die ſtummen Räume ſchwimmen?
Waſſer, Erde, Wind, Geſtirne, nichts giebt meinem Rufe Antwort.
Attys, Attys, lähmte, was du duldeteſt, der Welt die Zunge?
Nahm dich Zeus für Ganymedes? Nahm Aurora dich für Memnon?
Wer beſitzt dich, wen verjüngt das Schwellen deiner jungen Glieder?
Wer ſtiehlt von dem Stock der Lippen mir den Honig deiner Küſſe?
Wolken eilet, Sterne zeiget Attys, meinen ſüßen Knaben!

**Julius Vinder,** verfolgt von **Satyrn** und **Nymphen,** tritt auf.

Satyrn.

Huſch nicht ſo eilig
Durch die Gebüſche hin!
Zieh' aus dem Spiele,
Wo es ſich läßt, Gewinn!
Neckende Nymphen
Schlüpfen durch's dunkle Laub,
Mache behend im
Rauſche den flüchtigen Raub!

Julius Vinder.

Verfluchte Mummerei, treib' deine Poſſen
Mit Andern, die ſich willig zeigen!
Für euren luſtberauſchten Reigen
Iſt meine Bruſt einmal verſchloſſen.

Nymphen.

Daphne, wo biſt du?
Iſt es dir je geſchehn,
Daß du ein Bild ſo
Knabenhaft ſchön geſehn?

Glycera, ſieh nur,
Wie er nachdenklich ſteht,
Wie er das Haupt ſenkt,
Süßer als Ganymed!

Julius Binder.

Verführeriſche Töne hämmern
Am ſpröden Eiſen meiner Bruſt.
Die äußeren Dinge merklich, die innern unbewußt
Verſchwimmen in ein täuſchend Dämmern,
Das mich nach den vermiedenen Nexesmaſchen
Jetzt faſt begierig läßet haſchen!

Dreaden.

Suchſt du der Liebe
Traulichſte Wohnung,
Komm auf die Berge!
Schattige Grotten
Geben zum Lager
Glänzende Muſcheln,
Murmelnde Quellen
Wecken der Echo,
Wecken das Brautlied,
Welches die Thäler
Hallen zur ſüßen
Liebesberauſchung!

Julius Binder.

O wohl iſt Liebe ſchön in dunklen Grotten,
Wie Dido und Aeneas ſchliefen.
Doch glückt Euch nicht, was ich geſchworen auszurotten,
Wenn lockender auch Eure Kehlen riefen!

Najaden.

Nimm dir ein Mädchen,
Tauch' in die Welle,
Wo ihr verhüllt und
Dennoch euch nackt ſeht.

Suchet den Goldſand
Unten zu haſchen,
Oben die Zweige
Hängender Weiden!

Julius Vinder.

In Waſſer, Luft, in Allem wohnet Liebe
Und lockt mit zärtlichem Umfangen;
Wo iſt ein Raum wohl, der unausgefüllet bliebe
Von Flüſtern, Küſſen, Scherzen, Bangen?

Dryaden.

Komme zu uns, wen
Eros verwundet!
Säuſelnde Schatten
Laden zur Liebe,
Wenn in den Zweigen
Tauben ſich ſchnäbeln,
Käfer im Dufte der
Blumen ſich wälzen
Und in der Ferne
Hirtenſchalmeien der
Sinkenden Sonne
Abendlied flöten.

Julius Vinder.

Die Nebel theilen ſich; mein Aug' erblickt
Ein reizend Weib, das mir Gewährung nickt.
Wo blieb ſie? Helft, an Roſenketten
Sie anzuketten mir, ihr Amoretten!

Satyrn.

War ſie nicht hier?
Da huſcht ſie fort;

O folge ihr
An jeden Ort:
Ob Berg ob Thal,
Ob Waſſerreich,
Allüberall —
Der iſt es gleich!

(Die Thore ziehen ſich zurück.)

Eine **Maske** tritt vor Julius.

Julius Binder.

Du reizende Geſtalt! Doch hindert nichts,
Daß du enthüllſt die Schönheit deines Angeſichts?

Maske.

O laß mich ſtumm an deinen Blicken weiden!

Julius Binder.

Und bei ſo vielem Reiz beſcheiden?
Das iſt des ſchönen Zaubers ſchönſtes Kleid.

(Die Fremde entlarvt ſich.)

Wie! Du biſt's, Poppäa! Mich an deiner Schaam
Zu weiden, könnte feſt mich bannen;
Doch treibt der Schwur, den ich von meinem Herzen nahm,
Mich, obgleich willenlos, von dannen.

(Er entfernt ſich.)

Poppäa.

O bleib, bleib, du geliebtes Bild!
Er flieht und die Entfernung ſchwillt!
Was hat ihn ſo von mir geſcheucht?
O Nacht laß zu, daß doch vielleicht,
Wenn nur mein Mund den ſüßen Namen girrt
Der theure Vogel aus dem Buſche ſchwirrt.

(Will ihm nach.)

Die Theater-Vorſtellung iſt beendet. Nero, als Weib mit Schminke und halb offener Bruſt, eilt über die Bühne, von Schmeichlern verfolgt, welche ihn in bekannten Huldigungs-Ausdrücken erheben. Er dankt kindiſch und befangen, wie ein Novitz beim erſten Debüt. Dann folgen die ſchon da geweſenen Chöre bis der Park leer wird. Die Pechfackeln erlöſchen.

**Erſte Pechfacke!** (leiſe aus ihr herausſingend).

Wir brennen und leiden
Zu dieſen Freuden!
O Jehova,
Du Herr Zebaoth!

**Zweite Pechfackel.**

Wir brennen und leiden
Zu dieſen Freuden!
O du mein Heiland,
Jeſus Chriſtus!

Die Fackeln ſinken in Staub zuſammen. Ueberall Nacht und Stille.

## VI.

Große Halle mit mehren Seitenthüren und einer Hauptthüre im Hintergrunde. In der Mitte eine Tribüne.

Ein **Hauptmann** mit **Soldaten** (treten auf).

Hauptmann.

Marsch! Schultert das Gewehr!
Macht Eurem Hauptmann Ehr!
Die Augen links, rechts um geschwenkt,
Und weder rück- noch vorgedrängt,
Den Fuß am Leibe nicht gehängt
Und jeden Muskel angestrengt!
So brav! — Ja, unser Regiment,
Das nur den S..t und Schwerigen kennt,
Das ist das einz'ge, das noch hält
Die Ordnung aufrecht in der Welt
Wo Jeder thun mag, was er will,
Da steht das ganze Wesen still.
Ist wieder 'mal eine Rebellion
Im Werk gewesen; der Union
Von Piso soll der Hauptwardein
Und erste Schuft dabei gewesen seyn
Jetzt ist der ganze Mordverschwör
Im kriminalischen Verhör.
Wer nichts gesteht, dem kommt es bitter an
Und wer gesteht, ist auch verlorner Mann;

Doch iſt zum Schwatzen jetzt kein' Zeit.
Nun, merket auf, ihr tapfern Kriegesleut'!
In dieſen Saal hierauf der Kaiſer tritt,
Heut macht er ſeinen Hippogryphenritt —
Was weiß ich? Mich kümmert nichts,
Wenn nur von Euch ein jeder Taugenichts
Parat iſt, obſerviret das Signal,
Falls nöthig wird ein Ueberfall.
Wer gibt Euch Brod? wer gibt Euch Lohn?
Wer hat von Eurem Witz die Ehr' davon?
Jetzt plaudert nicht! Kreuz Million!
Rechts ſchwenkt das ganze Bataillon!

(Die Soldaten vertheilen ſich in den Nebenzimmern.)

Die **Dichter** treten ein.

**Chor der Dichter.**

Wir ſind die Aechten,
Beſonders Aechten,
Die Vielgeprüften,
Vom Kaiſer ſelbſt mit Ruhm verbrieften!

Wir ſind die wahren,
Poetenſchaaren,
Die Angenommenen,
Schon zur Unſterblichkeit Herangeklommenen!

Uns widerſprechen,
Heißt, ſich verbrechen
An jenen Händen,
Thu' die wir nicht auf dieſem Gipfel ſtänden.

In unſern Tempel
Tritt, wer den Stempel

Vom Staat empfangen: —
Der junge Feld-Spatz mag in Sprenkeln hangen.

Ein Buchhändler.

So recht, meine Herren, wir Verleger hören nichts lieber, als wenn ſich die Dichter mit dem Ruhme und mit Orden begnügen.

Erſter Poet.

Das iſt eine Genügſamkeit, welche Ihnen freilich wohlfeil zu ſtehen kommt.

Zweiter Poet.

Ja, wollte man Ihnen einmal eine goldne Säule ſetzen, ſie würde ſehr klein gerathen, wenn man ſie aus dem Honorar ſchmölze, welches die Poeſie von Ihnen bezogen hat.

Buchhändler.

Ungefähr einem Pfeifenſtiele würde ſie gleichen; Sie haben recht, meine Herren. Doch geſtehen Sie ſelbſt, werden Sie deßhalb ſchlechtere Verſe machen, weil Sie weniger anſtändig dafür bezahlt werden? O meine Herren, Homer wäre darum kein genialerer Dichter geworden, wenn er auch für den Bogen einen Louisd'or mehr bekommen hätte.

Dritter Poet.

Was hat man vom Tempel des Ruhms, wenn nicht ſein Fußboden mit Kronenthalern gepflaſtert iſt?

Ein Humoriſt (bedeutungsvoll).

In welchem Style glauben Sie wohl, daß der Tempel des Ruhms gebaut iſt? Im doriſchen oder joniſchen?

Buchhändler.

Das war ja eine humoriſtiſche Bemerkung und ich muß Ihnen geſtehen, Spaß amüſirt das Publikum. Figürliche Gegenſtände in der Analogie wirklicher zu behandeln — nicht übel. Was kann man, um ein Beiſpiel zu haben, z. B. von der Schönheit ſagen, wenn ſie in die Augen fällt?

Humoriſt.

Daß ſie ſehr ungeſchickt iſt.

Buchhändler.

Allerliebſt! Sie ſind mein Mann, Sie verbinden das Nützliche mit dem Angenehmen. Wenn ich mich hergebe, Verſe zu verlegen, ſo bau' ich immer in die Luft.

Humoriſt (wie oben).

Nach welchen Grundſätzen verfahren Sie, wenn Sie in die Luft bauen? Was kann man überhaupt von der Architektur der Luftſchlöſſer ſagen?

Buchhändler.

Himmel! Sagen Sie etwas!

(Er zieht eine Tafel und ſchreibt heimlich in der Taſche nach, was der Humoriſt ſpricht.)

Humoriſt (räuſpert ſich und beginnt).

Außer der ſichtbaren Welt gibt es gewiß noch eine weite unſichtbare, welche die unſrige oft durchkreuzt. Spricht man doch zuweilen vom Reich der Freiheit, vom Reich der Wahrheit, von zwei Reichen, welche in unſern irdiſchen Reichen unbekannt ſind. Es gibt ſogar eine unſichtbare Geographie; denn wie oft iſt nicht von ſogenannten böhmiſchen Dörfern die Rede, welche überall liegen, nur nicht in dem höchſt aufgeklärten Böhmen. Sie ſelber haben von Luftſchlöſſern geſprochen, welche irrthümlicherweiſe oft nach Spanien verlegt werden, gleichſam als wäre Spanien der Mond, in welchem mancher Edelmann ſeine Güter hat. Wie ſtellen Sie ſich nun ein recht luftiges Luftſchloß vor? Hat es Seitenflügel? Gewiß, die Flügel der Hoffnung. Hat es hohe Giebel? Gewiß, ſchon mancher ſtürzte herunter. Hat es einen Hof? Gewiß, wie der Mond, der von Wolken umgeben iſt. Merkwürdig iſt, daß dieſe glänzende Pracht der Luftſchlöſſer ſich immer da findet, wo es ſonſt am ärmlichſten zugeht: in den Hütten, oder wo man geneigt iſt, ſtatt zu bauen, lieber einzureißen: bei der Jugend.

Buchhändler (fortſchreibend).

O, es iſt zu intereſſant!

Humoriſt.

Aus wie wunderſamen Dingen nimmt jetzt dieſe Baukunſt, welche man, wie die Biber, nicht einmal zu lernen braucht, für welche man kein Patent und keinen Gewerbeſchein löst und in welcher der Ungeſchickteſte immer der größte Meiſter iſt, ihr Material her? Aus dem unſichtbaren Faden einer halben Hoffnung, aus dem Blick eines angebeteten Mädchens, aus der Phraſe eines Gönners, der verſprochen hat, es mit uns gut zu meinen, aus einem Looſe in der Lotterie, aus dem Huſten eines alten Erblaſſers, kurz aus tauſend Seidenbärchen des Schickſals, an welche wir das bleierne Gewicht unſerer Hoffnungen, unſeres poetiſchen Alpdrückens und unſerer nächtlichen Träume hängen. In den Luftſchlöſſern herrſcht Muſik und Tanz, die ſchönſten Mädchen wechſeln mit den vollſten Geldſäcken, auf einen Wink gehorchen tauſend Diener und doch wird Jeder noch einen beſondern Schnörkel haben, den er an dieſer Gattung von Gebäuden nach ſeinem eigenen Geſchmack ſehen will. Die freiſte Mannichfaltigkeit waltet hier, wie auch bei den böhmiſchen Dörfern, die Jedem anders vorkommen. Bei dem Einen ſieht ein böhmiſches Dorf ſo aus, wie das, wovon gerade die Rede geweſen iſt, beim Andern wie ein Satz aus der Naturgeſchichte, beim Dritten wie der pythagoräiſche Lehrſatz, beim Vierten wie die Theorie der Gleichungen vom vierten Grade, beim Fünften, einem Miniſter, wie ſein Portefeuille, beim Sechsten wie etwas, was man ſchon wieder vergeſſen hat oder, bei muſikaliſchen Referenten, wie Etwas, wovon man nichts verſteht. Der Landſchaftmaler — böhmiſche Dörfer wird er nicht zeichnen können, es ſey denn, daß die Malerei für ihn ſelbſt ein böhmiſches Dorf iſt. Der Geograph — vergebens ſucht er ſie auf den Landkarten, es ſey denn, daß ſie da lägen, wo er gerade nicht zu Haus iſt.

Buchhändler.

Unübertrefflich! Sie Edelſtein! Saphir und Originalmenſch! Welch' ſprudelnde Laune! Welch' hinreißender Witz! Sie ſind ganz der Meinige und mit Schrecken hör' ich ſchon, daß ſich dieſe an-

erkannten, klaſſiſchen und belorbeerten Poeten wieder die Schnäbel wetzen, um folgendes Lied zu ſingen!

Chor der Dichter.

Muſenkeyer,
Proſaſchwätzer,
Willſt du uns den Myrtenhain verſtören?
Nachtigallen
Zu gefallen,
Wirbelt wahre Fantaſie in Chören.
Nur am Reime,
Wie am Leime,
Am Spaliere ſoll hinauf ſich ranken,
Was in Schachten
Zu beachten
Iſt an goldenglänzenden Gedanken.
Nur von Schäfern,
Bunten Käfern
Sollt ihr ſingen hergebrachter Weiſe!
Nur im Kleinen
Nett erſcheinen,
Zu des Alten hundertjähr'gem Preiſe!
Reimt Ihr Schmerzen
Nur auf Herzen,
Findet Ihr die Wahrheit blos in Klarheit,
Dann empfangt Ihr
Erſter Hand hier
Zeugniß, daß Ihr Lerche und kein Staar ſeyd!

Ein junger Menſch (zum Buchhändler).

Mein Herr! Ein Wort im Vertrauen! Ich bin hier heute zum erſten Male, aber ich fühle es, auch ich bin in Arkadien geboren.

Buchhändler.

Frage ich denn nach Ihrem Taufſchein? Was wollen Sie mit Ihrer Herkunft ſagen?

Junger Mensch.

Nichts, mein Herr, als die einfachen Worte: Ich bin auch da! Ich komme eben ganz jung aus dem Neste geflogen, kann die Flügel und das Wasser schon halten und möchte mich gern den klassischen Geistern der Nation anschließen.

Buchhändler.

Herr —

Junger Mensch.

Ich dichte! Aber Verschwiegenheit! Meine Poesie bewegt sich in ganz neuen Gegenständen, z. B. besinge ich die Sterne und habe die wichtige Entdeckung gemacht, daß sich Himmel auf Gewimmel, Glück auf Geschick und Demuth auf Wehmuth reimt. Untersuchen Sie meine Verse, ob ich irgendwo Berge und Störche zusammengebracht habe, ob ich finden auf binden folgen lasse oder mir darin gefalle, Mängel auf Fenchel zu reimen. Ich besinge nie besungene Gegenstände, z. B. meine Geliebte, Frühlingsahnung, alte Klostermauern, Ritter, Treue Schwesterliebe — —

Buchhändler.

Freilich, freilich, mein Lieber! Ich sehe ja, daß nur Sie bloß noch gefehlt haben; aber hören Sie doch, hinter der Scene gehen Thüren und vielleicht kommt Sr. Majestät.

Chor der Dichter.

Er naht! Er naht!
Schlingt einen Reigen,
Ihm anzuzeigen,
Daß unser Pfad,
Daß unsre Wonne
Nur sey ein Bogen
Von ihm, der Sonne,
Ringsum gezogen!
Beugt Eure Knie!
Der Nacken biege
Sich krumm zusammen!

Laßt nichts zu helle
Auflodernd flammen!
Auf alle Fälle
Ruft jetzt Euch heiser,
Sr. Majeſtät hoch! Hoch unſer Dichter-Kaiſer!

Nero.

Bin ich Tyrann? Ja, wär' ich's nur, dann ſchliche
So oft der Schlaf von meinem Auge wiche,
Doch ein Geſpenſt, ein böſer Schatte,
Wie eine aufgeſchreckte Ratte
Von meinem Lager und die Thüre harrte
In ihrer Angel, daß die längſterharrte,
Sehnſüchtig angeruf'ne Höll' ich wachen
Und mich beſchützen ſäh' in meinen Sachen!
Doch bleibt ſie aus; in dieſem Hauſe ſchreit
Nichts als der Widerhall der Einſamkeit;
Ob endlich nicht die grauſe Stille ſchwände,
Wirft ſich ein leeres Echo an die leeren Wände.
Dies Schweigen, dieſe Ruhe tödtet mich.
Komm, fürchterlichſte Furie! Doch ſprich!
Sprich, daß dies heiße überkochend Herz
Nicht ewig hört ſich ſelber ſieden,
Sprich, wie des Corybanten lärmend Erz,
Nur im Getümmel find' ich meinen Frieden.
Man ſagt, ich ließe Blut, wohin ich träte,
Der Erde Ströme wälzten rothe Wellen,
Seitdem es Gott gefiel, mich auf den Thron zu ſtellen.
Ich ſehe nichts; wo ſind die finſtern Manen,
Die racheſchnaubenden Geſpenſter,
Die mit dem blaſſen Mond mir ſäh'n in's Fenſter
Und mir durchkreuzten meine Bahnen?
Ich weiß nicht Ruhe; lebet, ruf' ich, lebt!
Wenn Euern Rumpf mein tödtend Wort begräbt.

Damit von Thaten mir ein Schatte doch geworden.
Wußt' ich kein ander Mittel, als zu morden.

Chor der Dichter.

(tremulando.)

O allseitiger,
Objektivster,
Unvermeidlicher
Menschheitsprießer!

Nero.

Was giebt es wieder da für Greul?
Ich glaube gar ein Menschenknäul
Liegt auf dem Boden hingekauert;
Auch sie sind still; sie schweigen — wie's mich schauert!

Chor der Dichter.

Wir sind ja die wohlbekannten
Parnaßtrabanten,
Der Lyra angestellte Kammermusikanten;
O wollest in Frühlingsliedern
Du süß erwiedern
Den Gruß, dir dargebracht von deinen Musenbrüdern!

Nero.

Ihr seyd's? O stehet auf, nehmt meinen Gruß!
Bringt Ihr von draußen Euern Liederkuß?
Wie singt die Nachtigall? Was spricht der Hain?
Belauschtet Ihr die Myrt' im Mondenschein?
Wie ist's? Wie waltet die Natur?
Ist sie noch stets der Liebe Spur?
O daß ich Euch jetzt sehe! Ja es flattern
Aus meiner Seele Mattern
Gedanken, frei von Kerkerluft,
Hinaus in sonnenhelle Frühlingsluft.
Wie schlagen viele Pulse, viele Flügel,
Die mich empor zum Himmel tragen!
O tretet her; nehmt an, dies sey ein Hügel,

Ein Hügel, wo wir oft im Graſe lagen.
Umringt mich, lüftet Eure Bruſt,
Laßt Eure Locken wehn dem Wind zur Luſt,
Im traulichen Vereine
Wie einſt im düſtern
Akazienhaine,
Laßt uns flüſtern
Von der Natur, von jedem reinen Triebe,
Von Unſchuld, Freundſchaft und von Liebe!

Erſter Bote (tritt auf).

Die Sklaven weigern ſich
Des Piſo Frevel zu bekennen.

Nero.

Und deßhalb fragt Ihr mich?
Laßt ihnen die Gelenke trennen
Durch die Tortur, die Sohlen brennen!
Was fragt Ihr mich! (Bote ab.)

(Zu den Dichtern gewendet.)

So ging ich jüngſt mit zwei Geſellen,
Um Lerchen auf dem Felde nachzuſtellen.
Wir ſtanden doch in einem Weingehege
Und ſah'n in's Thal, in das Gekrümm der Wege.
Wie war ſo ſchön, was wir nun ſahen!
Der grüne Hügel, rings umfahen
Von üppigen Terraſſen, fern ein Bach,
Der in ein Wäldchen ſchlüpfte allgemach.
Wie das ſo geht: ein Jeder ſuchte Worte,
Um eben auszudrücken, was am Orte
Ihn ſo gefeſſelt hielt. Der Eine ſprach:
Erfür' ich dem Grund des Zaubers nach,
So möchte wohl das bunte Farbenſpiel,
Wie Eines ſchattig ſich in's Andre malt
Und Jedes doch im eignen Lichte ſtrahlt,
Hier ſeyn der Schönheit erſtes Anfangsziel.

Der Zweite ſchüttelte das Haupt
Und ſprach: Wenn Ihr erlaubt,
So liegt der Zauber wohl in dieſer Linie,
Die Ihr z. B. jetzt hier von der Pinie
Hinunter zieht, am Boden dicht gehalten,
So weit das Auge nur mag walten.
Da findet Ihr Erhöhung und Vertiefung,
Ausbreitung, Dickung und Verſchiefung.
Der mathematiſche Calcul, Ihr Herrn,
Iſt mein Compaß und Schönheitsleitſtern.
Ich aber ſchwieg erſt; denn ich wußte,
Daß Alles in der Welt nur tote Kruſte,
Wenn innen nicht ein weicher Kern.
Das Echo der Natur bleibt Jedem fern,
Der Seelenſpiel nicht zart geſtattet iſt.
Das Herz nur iſt es, das das Schöne mißt
Und ſo ſprach ich, damit ich ſtumm nicht bliebe,
Denn nur dies Eine Wort: Wie waltet doch die Liebe!

Zweiter Bote.

Der alte Lateranus ſtottert
So eben ſeine Schuld heraus.

Nero.

So laßt ihn, wie das Gelb' im Ei dottert,
Bald auf, bald ab, ſo hin und her,
Nicht ganz, nicht halb, mit Dolch und Speer
Auskoſten, was des Todes Graus!

(Bote ab. Nero ſpricht dieſe Intermezzi wie im Traume. Die Dichter erblicken über ihres Fürſten Leppelnatur und weichen zurück. Er aber fährt unbelangen und mit heiterem Accent in ſeinen Phantaſieen fort.)

Meine beſten Verſe ſchrieb ich in einen Band
Von Pergament, mit goldnem Schnitt und Rand.
Ich bin, ein Dichter von der Zehe bis zum Scheitel,
Auch wie ein Dichter auf meine Thaten eitel.

Nun hat zwar Amaryllis noch bis jetzt
Sich nur an Legenden und Prieſterſagen ergötzt;
Doch wagt' ich's einmal, jenes Heft
Ihr anzuvertrauen zum Leſegeſchäft.
Sie ſollte ſehn, wie ich ſie ſchon verſtand,
Da mir ihr Anblick noch war unbekannt.
Noch blieben zwar nur ſchüchtern unſre Blicke,
Die Hand, die ich ergriff, zog ſie zurücke,
Sie wich mir aus, gewohnt zu ſiegen,
Vermied ſie, meiner Werbung zu erliegen.
Sie las das Buch. Ich hatt' es wieder,
Durchflog die jetzt erſt ausgeſprochenen Lieder
Und fand, gleichſam als Leſezeichen
Im Pergament von ihren vollen Locken
Einen einzigen dünnen Seidenflocken.
Du mußte mich die Hoffnung ſchnell erreichen:
Hab' ich dich erſt an einem Haar,
Gehörſt du bald mir ganz und gar.

Dritter Bote (kommt).

So hat auch Subrius ſich nun erklärt
Und zugeſtanden, daß im Lager der Legionen
Noch viele ſeiner Mitverſchwornen wohnen.

Nero.

Ei was, ſo ſoll der Griff am Schwert,
Womit getrennt wird jetzt ſein Rumpf,
Sich oben ſtatt des Kopfes zeigen im Triumpf,
Daß jeder ſeiner Gunſt ſchon eingepfarrte
Soldat erblicke der Verſchwörungen Standarte.

(Die Dichter fliehen vor ihrem grauſam geiſtreichen Fürſten immer weiter zurück, ohne daß es Nero merkt.)

Ja, das ewige Lied der Liebe! Dieſe Wunden,
Der Welt ſo tief geſchlagen, daß

Noch nach Jahrtauſenden ſie nicht gefunden
Und Lieb' noch jedes Auge feuchtet naß!
Die Lieb' iſt unergründlich wie ein Schatz im Meer;
Wer auch der Liebe größter Meiſter wär',
Kann oftmals das nicht wiſſen, was zu wiſſen
Man eben wieder Schüler wird werden müſſen.
O ſelig, wem der Liebe Sonnenſtrahl
Sich mit dem erſten Brand in's Herze ſtahl!
Wer mit dem erſten klar empfundnen Worte
Sich angekommen fühlte an der Pforte
Von einem Paradies, wo Liebe Leben
Und Leben Moſt iſt von der Liebe Reben!
Der Jungfrau Reiz liegt in dem Ueberraſchen,
Wie Alles anders endet, als ſie es begann;
Wie eine bunte Wolke, die naiv zu haſchen
Sie dacht', ihr unbewußt — in Schaum und Schaam zerrann;
Wie ſie oft überfällt ein plötzlich Sinnen,
Will ſie ein altgewohntes Spiel beginnen,
In das kaum eine einzige traumerſchreckte Nacht
Doch plötzlich einen ernſten Sinn gebracht!
Und ſelig jener Knabe, der am Rande
Der erſten Lieb' ein Mädchen ſieht,
Das an des friſchen Lebensbechers Rande
Nur allerwärts ſein Bild ſich ſpiegeln ſieht,
Das ſie nicht weiß, ward ihr die Welt bewußt
Durch den, der ruht an ihrer Bruſt,
Ward, dieſes ganze üppig volle Leben
Recht zu verſtehn, durch ihn ihr erſt gegeben?
Das ſie nicht weiß, wie alle dieſe Gaben,
Die ſie doch ſelber nicht beſaß,
Die ſie aus ſeinen Blicken las,
Er nur von ihr erſt will empfangen haben
O gebt mir jene Welt zurück,
Dies bunte Spiel von Schöpfung und von Hoffen,

Das ich ſo reich an meines Mädchens Blick,
An ihr nur ſo unendlich angetroffen!

Vierter Bote (kommt.)

Nur zu gewiß, auch Euer Lehrer,
Der alte Seneka war ein Verſchwörer.

Nero.

Wer iſt denn dieſer ewige Ruheſtörer?
Schickt meinem afterweiſen Geiſtbethörer
Ein Meſſer in das Haus, er ſoll ſich ſetzen
Als Negation in eine Badewanne
Vom Holze einer guten jungen Tanne,
Und ſich die Adern ſelbſt zerfetzen!

(Schon ſteht Nero ganz allein. Die Dichter ſind, ohne daß er es merkt, fern von ihm ſchüchtern zurückgetreten.)

Was ich befürcht', iſt nur der eine Schmerz,
Daß Alles in der Welt nicht grabeswärts,
Nein, zu des Greiſen müdem Tritte ſchreitet,
Daß dieſe Bruſt, von Liebe noch erweitet,
Sich einſt nicht ſchmücken ſoll mit friſchen Roſen
Und Pfändern, die wir jetzt im Spiel verloſen.
Wie könnt' ich eine Scene tragen,
Wie ich ſie jüngſt erlebt! Es war in Tagen,
Wo von dem Winterheerde Alles flieht
Und hinaus vor's Thor in's Freie zieht,
Wo ſich beim neuen Frühlingsſonnenbrodem
Die Schöpfung regt im lockern Boden.
Da ſah ich an der Krücke einen Greis,
Hinfällig, lächelnd, leis
Sich lehnen an ein todtes Poſtament.
Rings um ihn her, da tobt und rennt
Ein muntrer Schwarm von jugendſtrahlenden Knaben.
Und wie ſie hin und her ſich jagen, haben
Sie dicht am Greiſe

Gezogen ihres Spieles regelloſe Kreiſe.
Da greift ein kecker Burſch die Krücke
Und nimmt, als ritt' er ſeinem Glücke
Entgegen, ſie als Steckenpferd —
Ein fahler Knochen hier ein Schwert!
Ein Wundeneinband hier der Hoffnung Schleife!
Ein Jugendkuß auf Kirchhofsſteine!
Ein Widerſpruch, daß an den todten Steinen
Der Greis die Stirn verzückt' und mußte weinen.
Wie trüg' ich dies? O ewige Mächte,
Daß ein Entzücken mir den Tod einn brächte,
Daß ich, indeß ich Liebe würbe,
Noch in dem Arm der Liebe ſtürbe,
Das Haupt umkränzt, im lachenden Genießen,
Bei Küſſen, die mein brechend Auge ſchließen!

Fünfter Bote (kommt).

Jetzt iſt zum Spruche Alles reif;
Sie ſcheiterten an ihren Lügen,
Ihr Thun liegt in den letzten Zügen.

Nero.

Zum Tode Piſo, todt ſein ganzer Schweif!
Mord und Entſetzen über alle,
Die ſich verwickelten in ſeinem Falle!
Spült die Kloaken aus, eröffnet die Kanäle,
Daß es dem Blut an Durchzug nirgends fehle!
Ihr könnt die Welt heut' an die Leber laden:
Die Sonne drückt, ich will in Blut mich baden!

(Bote ab. Die Dichter, den Sprung des Tigers erwartend, drücken ſich an die Wände, vor Entſetzen bleicher als Leiche.)

Nero

(ſinnend ſich über die Stirne fahrend und das Haar wegſcheitelnd).

Was iſt? Sprach ich vom Tode nicht?
Von meinem? von Blut? von Roſen?
Hört' ich die Parze nicht, die ſpricht?

Den Gott, deß Helm erklingt von Todeslooſen?
Bin ich allein? Es iſt, als wenn dort ſtänden
Verblaßte Schatten an den blaſſen Wänden.
Ich fühl's, von meinen Sinnen
Will Nebel, der ſie drückte, rinnen.
Ich kam hierher — ſo — nein ſo —
Ich ſah hier Männer, die viel leeres Stroh
Gedroſchen, aberwitzige Reime
Von Blumen, Käfern, Honigſeime.
Die Furcht, die hier gewiſſe Kehlen packte,
Bringt meine Phantaſieen aus dem Takte.
Ich fühle wohl, wie was von Bosheit ſich
Herum um meine abgelauſchten Worte ſchlich!
Jetzt bin ich wieder im Zuſammenhang
Und ſehe, wie ich meinen Sang
Nicht beſſer kröne, daß auch nichts ihm fehle,
Als wenn ich Menſchen, halb von Leib und Seele,
Die Objektives gern vermeiden,
Nun zwing', einmal recht objektiv zu leiden.
Man führ' ſie ab, die tugendhaften Schelme,
Und zieh' aus einem ſchwarzen Todeshelme
Je fünf und fünf zu Charons Nachen
Ein Ueberfahrtsbillet; doch ſoll'n ſie wachen
Noch bis zum andern Morgen und verzweifelnd zählen,
Wen wohl des Hahnen Schrei als Fünften möchte wählen.

(Ab.)

(Die inzwiſchen eingedrungenen Soldaten führen die wehklagenden Dichter hinweg.)

**Julius Binder** tritt auf.

Julius Binder.

Iſt denn kein Grund, mich zu verhehlen
In dieſes Hauſes dumpfen Sälen?
Warum ſind meine Schritte frei?
Sagt denn mein Auge nicht, was an mir ſey?

Iſt dieſe Stirne ſo glatt gezogen?
Und meiner Augenbrauen Bogen
So ſanft, daß der Trabant
Die Hellebard nicht ſtößt mit ſtärkrer Hand,
Wenn er mich ſieht durch dieſe Thore ſchreiten?
Wann ſah die Welt ſo ſchwarze Zeiten,
Daß man ſich ſchämt, glücklich zu ſeyn
Und ſich an die, die fallen, nicht anzureihn!
Nun ſind die Eltern todt, der Freund iſt erſchlagen,
Ich ſah, wie blutig alle unterlagen,
Die mich bedeckt mit ihren Küſſen —
Und mich, mich kann die Tyrannei nicht miſſen?
Mich ſchickt ſie nicht zu ihrem Leichentroß?
Nur ich, nur dieſes Leben nur
Entſchlüpfte Nero's falſcher, tückiſcher Natur!
So ſträube deine Mähne, junges Roß,
Und bäume deine ſtarken Glieder!
Die Seele hebt ein mächtiges Gefieder.
Der Augenblick iſt da, ich lechz', auf den zu zielen,
Der Luft und Erde, Meer und Sonne mir entriſſen.
So lebt denn wohl, ihr glatten Marmordielen,
Ihr Wände, Nero's blaß und übertüncht Gewiſſen,
Ihr Echo's, ſolcher Frevel ſtumm Vertraute,
Daß Ihr erſchreckt bei jedem lauten Laute!
Ich ſteig' hinaus in Eis- und Alpenzonen,
Wo auf dem Schnee noch warme Herzen wohnen,
Und ſuche, wo in Deutſchlands dunkeln Forſten
Der Legionen goldne Adler horſten.
Schon blinket wie ein Sonnenſtrahl
Durch Wald und Finſterniß der Rache Stahl.
Rührt mich nicht an! werd' ich den Brüdern rufen,
Eh' nicht von Eurer Roſſe Hufen
Italien zerſtampft, von meiner Hand
Zum Tod der Kaiſer durchgerannt;

So lang von ſeines goldnen Hauſes Brand
Sich noch am Himmel malt der letzte Feuerſchein,
Bin ich von Ausſatz, Schimpf und Peſt nicht rein!
Und zu der Krieger Ruf, dem lebensfriſchen,
Wird ſich des Bären Stimme miſchen.
Der Ur, der an Erbarmen im Vergleich
Mit dem gekrönten Thier iſt überreich,
Wird ſeine wilden Hörner beugen
Und ſich mit uns als Kämpfer zeigen,
Der hinter uns der Rückkehr Thor verriegle
Und nur zum Tode unſern Bund beſiegle.
Die Fahne weht! Ich ſeh' von Sonnenſtrahlen
Sich roſig ſchon die Alpenzinken malen;
Nach Deutſchland hin! Vor Roma werd' ich treten
Nur noch mit racheſchmetternden Drommeten!

(Bl.)

## VII.

In Seneka's Hause. Morgendämmerung.

Seneka, ein dünnes knochiges Männchen, tritt ein und legt eine Leiter ab, die er trägt.

Seneka.

Keine Begrüßleiter, sondern eine ganz gewöhnliche Hühnertreppe, die ich dem Kaiser nachtragen muß, wenn er in die Fenster seiner Schönen steigt! Das ist der Fluch einer offiziellen Philosophie, daß sie sich zu Allem hergeben muß. Ich wüßte nicht, wie das länger zu ertragen wäre, wenn man diesen Despotismus nicht unter dem Gesichtspunkte der Originalität und seine Grausamkeit unter dem der Spaßhaftigkeit ansähe. He, Mütterchen!

Hinter der Scene.

Bist du's, Annäus? Hast wieder warten müssen so lange? Dein Warmbier steht auf dem Tische.

Seneka.

Ja schlaf' nur noch, du gutes Weib! Ich wag' es nicht, mit meinen unkeuschen Ausdünstungen an dein saubres tugendhaftes Bett zu treten. In welche Winkel mußt' ich folgen! Zu Nero's Seufzern muß Seneka Schildwache stehen. Wenn das Laster vorüberzieht, muß die Tugend in's Gewehr treten. Die Ehrlichkeit muß die Leiter halten, wenn der Dieb in fremde Fenster steigt. Sagst du nicht was, Mütterchen?

Hinter der Scene.

Du murmelst so viel, lieber Annäus. Ich fühle, wie du dich wieder angestrengt hast die Nacht.

Seneka.

Ohne Philoſophie wäre das auch gar nicht zum Aushalten. Immer gegenwärtig, immer Stichblatt des fürſtlichen Witzes ſeyn, immer Spaß machen, mehr Hofnarr als Hofrath, wer hielte das aus! Ich denke nur immer, es iſt zuletzt auch gut, die Dinge einmal von der andern Seite anzuſehen. Aber, gerechter Gott! Frauenzimmer, was bleibſt du nicht im Bett?

Frau Seneka (mit einem Lichte, im Nachtüberwurf hereintretend).

Väterchen, laß mich! Wie blaß du ſiehſt! Die ungeſunde Nachtluft! Wo habt ihr nur geſteckt?

Seneka.

Ueberall, in allerhand Winkeln, wo die Liebe einem Geldſtück gleicht mit abgenutztem Gepräge und wo ſie ſchon durch ſo viele leidenſchaftliche Hände gegangen iſt, daß ſich Grünſpan auf ihr anſetzt.

Frau Seneka.

Und du immer mit, Annäerl?

Seneka.

Den Kaiſer ſollteſt du ſehen. Immer der Hahnrei ſeiner eigenen Leidenſchaft. In ganz wohlconditionirte Häuſer, die doch eine ordentliche Treppe, Thür und Klingel haben, muß er durch's Fenſter einſteigen.

Frau Seneka (beſchämt).

Ach, Väterchen —

Seneka.

Nun, was hilft's? Man lebt vom Schein. Ich denke oft, ich wäre etwas beleibter, als ich mager bin und ein wenig ärmer, als ich reich bin. Nur keinen Lebensüberdruß! Ich geſtehe Nero Alles zu, denn ich weiß, daß durch Nachgiebigkeit Ausſchweifungen verhindert und im Fall der Noth große Verbrechen durch kleine hintertrieben werden können. Aber was iſt dir nur?

Frau Seneka.

Einen böſen Traum hatt' ich dieſe Nacht. Lieber, ich glaube, es geht an unſer Leben.

Seneka.

Freilich, beſonders iſt es nicht; es geht immer an, unſer Leben. Oder wie?

Frau Seneka.

Nein, nein, du verſtehſt mich nicht; es geht an unſer Leben.

Seneka.

Ja ſo, ja ſo; unſer Leben geht jetzt erſt an; das wäre doch kein böſer Traum.

Frau Seneka.

Verſteh' mich doch! Es geht an unſer Leben.

Seneka.

Nun, nun, jetzt begreif' ich erſt. Die ungelenke lateiniſche Sprache! Aber das ſind Grillen. Wir ſind ſicher. Nero, dieſe edle, aufrichtige Natur, hat mich dieſe Nacht geküßt und geherzt und als ich von ihm ging, ſagte er, er wolle mich noch höher befördern.

Frau Seneka.

Still, ſtill, was iſt das für ein Lärm?

Stimmen draußen.

Wacht auf! Wacht auf! an euerm Haus
Sieht man des rothen Kreuzes Graus,
Das Euch zu geben den Todes-Pfad
In aller Früh bezeichnet hat.

Seneka.

Was hat man nur? Ich höre nichts.

Frau Seneka.

Ich hör'; doch am Verſtehn gebricht's.

Stimmen draußen.

Ein Leichentuch am Schornſtein hängt,
Die Schwalb' ein neues Neſt anfängt,
Der Guckuck ſchrie: nichts Guts geſchach;
Denn heute iſt Johannis-Tag.

Frau Seneka.

Das klingt faſt wie ein Hexenlied.

Seneka.

Frau, mach' das Fenſter zu, es zieht!

Stimmen draußen.

Zwei Uhren hörte man bei Euch
Laut ſchlagen in dem Takte gleich;
Das heißt, daß von zwei Ehelent'
Das Eine iſt zum Tod bereit.

Seneka.

Da unten ſteht, ſieh! Hinz und Kunz!

Frau Seneka.

Man ſpricht vom Tod. Wen meint man? uns?

Beide.

Wahrhaftig, das iſt doch zu arg,
Man bringt uns wirklich einen Sarg!

Die Freunde und Nachbarn Seneka's treten ein. Henker mit einem Sarg. Man weint. Seneka, eintretend, wie ſchwer es iſt, mit geiſtreichen Fürſten umzugehen, ſpringt plötzlich vom Lächerlichen zum Erhabenen über. Man überreicht ihm eine Rolle Papier. Er wickelt ſie auf, ein Meſſer fällt heraus.

Seneka.

Nun haſt du dich durch Narrenspoſſen
So lang gehalten, alter Thor!
Der Strudel hielt dich hoch empor,
Nun wirſt du mit ihm ausgegoſſen!
Das, was ich war und was ich bin,
Legt ſich auf dieſe Bahre hin.
Die Zeit hat nicht auf mich gewartet.
Ich trete, wie ich bin, ſo ausgeartet
In's offene Grab, im ganz Tand,
Den ich aus Furcht um mein Benehmen wand,
Die Schminke im Geſicht, das graue Haar
Mit Roſenkränzen unehrbar
Geſchmückt, das Auge lüſtern naſchend,
Mich in mir ſelber überraſchend.
So iſt denn alles hin, was du geglaubt,

Das ganze Reich von ſtolzen Sittenſprüchen,
Die du trotz Götterflüchen
Vom Himmel prometheiſch haſt geraubt!
So war ich die Karrikatur
Von allen meinen Büchern nur
Und mußt', um feſten Grund zu faſſen,
Mich ſelbſt zu Grunde gehen laſſen!

Frau Seneka.

O mein Gemahl, nimm was geſchieht,
So freudig wie mich ſelber mit!

Seneka.

Bleib du zurück! Und dennoch, was iſt Leben,
Wenn dir der Athem nicht iſt freigegeben!
O keine Thräne! Dieſe Bahr' iſt faſt
Wie einſtmals uns das Brautbett angepaßt.
O weinet nicht; denn beſſer ſteht
Wer zu den ewigen Göttern geht.
Wir ſehn uns noch, mein Freund;
Dieſelben Zähren, die du zum Abſchied weinſt,
Die rinnen noch vereinſt,
Dem frohen Wiederſehn zu Ehren.

(Beide ſteigen in ein Bad und öffnen ſich die Adern.)

Abſchied der Umſtehenden.

Lebt wohl, lebt wohl und grüßet all,
Die ſchon gekommen ſind zum Fall!
Wer weiß, ob nicht auch bald der Sand
In meinem Stundenglas verſchwand.

Seneka.

O zage nicht, du bald ausblutend Herz!
Dies Leben war nur Vorbereitungsſcherz.
Und wie die Adern da ſo quillen,
Fühl' ich, noch Manches hat ſich zu erfüllen!
Wir lebten nur im Rauſche dieſer Erden,
Um unſerer ſelbſt bewußt zu werden,

Und uns zu runden als Perſon,
Als Träger von dem großen Lohn,
Den einſt der Weltgeiſt nicht für unſer Einen,
Für unſer irdiſch Treiben, nein!
Für ſeines eigenen Schaffens Mühe nimmt.
Wir ſind die Saiten, drauf der Herr
Dereinſt von ungefähr
Die Melodieen ſeines Lebens ſtimmt
Und was ihn ſelbſt im Rauſch hält wach,
Das hallt in unſrer Seele nach.
O liebes Weib!

Frau Seneka.

Mein lieber Gatte,
Wie ich allmählig ſchon ermatte!
Ich weiß nicht, frag' ich dich: ſtirbſt du
Dem Leben ab? oder: lebſt du dem Tode zu?

Seneka.

Nimm meine Hand; vielleicht erwärmt
Sie dich, wenn dich der Tod zu früh umſchwärmt,
Damit im gleichgemeſſenen Takt
Wir enden unſern fünften Akt!
Und wenn ihr, die ihr uns umſteht,
Vom Trauerſpiel nach Hauſe geht,
So denkt, daß zu der wahren Feier
Für uns ſich erſt erhebt des Vorhangs Schleier!
Es gibt ein Widerſehn und wär' es nur
Deßhalb, weil die, die es beweiſen wollen
Mit manchen leicht geborſtnen Wiſſensſchollen,
Erkennen müſſen, daß ſie war'n auf ſchlechter Spur.
Man weiß nicht, was dereinſt geſchieht
So feſt, wie Zahlen man zuſammen zieht;
Doch iſt es ein wahrhaftig Sehnen,

Das unſere Hoffnung nicht läßt wanken:
Es habe über dieſes Lebens Schranken
Das Leben erſt ſich noch recht auszudehnen.
Wie iſt dir, Liebe?

Frau Seneka.

Vor'm Auge fahl
Und ungewiß; dem Tode halb
Und halb dem Leben angehörend.
Ich ſeh' nur dich, mein Gatte, während
Ich von dem Leben ſcheide ab;
Und dennoch jenſeits über'm Grab,
Iſt mir es wiederum als wärſt
Du es, der mich begrüßt zuerſt.

Seneka.

So wechſeln beide Welten nun,
Die, wo wir bald als Aſche werden ruh'n,
Und jene, welche oft mit göttlicher Gewalt
Durch dieſe ſtill ankloppend hallt!
Von allen Sinnen, die nun ſchwinden,
Muß wohl zuerſt das Aug' erblinden,
Dann lähmt die Zunge ſich und das Gefühl,
Dem Athem wird es eng und ſchwül;
Doch das Gehör währt länger an
Und macht ſo fritz ſich, als es kann,
Denn Jeder ſoll noch treu und klar
Im Tode hören, was er war,
Noch hören wer ſein Freund und Feind
Und wer ihm eine Thräne weint
Wie iſt es, liebes Weib? — Sie ſchweigt,
Das Haupt ſich ſchon ohnmächtig neigt.
Der Schlaf erſcheint hier als Pilot,
Der etwas noch vor Charons Boot

Den matten Schiffer aus des Lebens Flucht
Bugſiret in des Todes Bucht.
Auch ich erkalte — die Adern ſind hohl,
Ich werde mir ſelber faſt entnommen.
Nun ſcheid' ich — Freunde, lebet wohl!
Im Jenſeits ruf' ich Euch: willkommen!

(Die Lüge entweicht, der Genius der Wahrheit nimmt ihn in die Arme.)

## VIII.

Im Hauſe der Poppäa.

**Poppäa** ſitzt in ſchwarzen Kleidern nachdenklich. Im Metallkreuten ſchwingt ſich vor ihr ein Papagei.

Poppäa.

Du bunter Vogel, wiege nur und wühle
Mit deinem Köpfchen unterm Federpfühle,
Worin du ſanft gebettet biſt!
Dein Mund geduldig aus der Hand mir frißt
Und krächzt dazu ſein kratzend Lied,
Das gleich verräth, wie wohl es dir geſchieht!
Ich, deine Freundin, kann in Ringen
Mich nicht ſo froh und wohlbehäbig ſchwingen;
Ich werde ſchwer, die Treppen
Feg' ich mit langen Schleppen,
Die mich nur ganz gemächlich
Zu gehen heißen und gebrechlich;
Denn ich bin nicht mehr ich —
Aegyptiſch Thier, wie nennt man's, ſprich?

Papagey.

Jakob!

Poppäa.

Du arger Schwätzer weißt,
Wie man ſeit einem Mond mich heißt.
Ich bin dem Fluch nun unterlegen,
Der auch aus Jovis goldnem Regen

Einſt Menſchenfrucht entſtehen ließ.
In meines Leibs Verließ
Trag' ich die Spuren jener Stunden,
Die mir in Nero's Armen hingeſchwunden.
Da friß, du indiſcher Spatz, dich ſüß
Am Zucker, den du ohne Beißen
Dem Finger magſt entreißen
Und ſprich, ob's auch ſchon ſo gewiß?

Papagey.

Jakob!

Poppäa.

Einfältiger Staar, wo lernteſt du den Schrei?
Von Juden, die dich mir verkauften? Einerlei!
Ich fluche dem, was in mir iſt
Und mit von meinem Leben friſt:
Was ſich von ſelbſt formt, ich mag rütteln
Und an dem Stock verzweifelnd ſchütteln,
Was halb ein anderes in mir drin,
Und halb doch nur ich ſelber bin.
Was bin ich noch für Julius? Nichts, als
Die lächerliche Frucht des Sündenfalls,
Im Harem jene abgebrochene Roſe,
Die ihres Herren Schnupftuch trägt im Schooße!
O Julius! Wo kamſt du hin? Iſt's Scham,
Iſt's innere Luſt, die Luſt der Schöpfung,
Der willenloſen Schöpfung mit Erſchöpfung,
Die mich zu dem, den mir das Schickſal nahm,
Jetzt reißt mit ungeſtümem Drang?
Iſt's des verbotenen Gelüſtes Hang?
Wie iſt mir? Luſtberauſcht
Fühl' ich, wie alles in mir tauſcht,
Halb Leben, halb der Tod, nichts mehr,
Als wenn ich nur der Schöpfung Uebergang noch wär'.
Nicht mehr ich ſelbſt, auch nicht mein Kind,

Es iſt die ſelbſt ſich zeugende Natur,
Die ihrer göttlichen Momente Spur
Durch mich hinzieht, durch meine Adern rinnt,
So daß mir ſcheint, was uns die Dichtung
Von einem ſeligen Leben ſchreibt,
Sey nur die Wonne der Vernichtung,
Wie man ſich mählig einverleibt
Dem Werden, Sinken, Unten, Oben —
Ich muß es gleich einmal erproben.

(Sie würgt den Papagey.)

**Nero** tritt herein.

Nero.

O wo man Leben giebt, da laßt mich ſeyn!
So eben hat man mir die Nachricht zugeſtellt,
Du ſeyſt, Poppäa, einer Hoffnung Schrein
Und eine Schale, die das Schönſte hält?
Ja wahrlich! Du, Poppäa, ſchwindeſt,
Wenn du ein Mädchen mir entbindeſt.
Und iſt's ein Knabe, ſo bedenk' ich
Erziehung, ſchöne Wiſſenſchaften, Deklamiren,
Mit Damen Converſation zu führen,
Tanz und Muſik und Literaturgeſchichte
Und daß er ja, gleich ſeinem Vater, dichte!
Ach! was beginn ich, bis der Tag
Von dieſem Glück erſcheinen mag.
Wenn ich das Kind auf meinen Armen ſchaukle,
Mit Scherz und Küſſen es umgaukle,
Ueber die Schultern der Amme ſehe
Und in des Säuglings Auge ſpähe;
Wenn dann, dem Vater zu Gefallen,
Das erſte liebe Lallen
Aus ſeinem herzigen Munde quillt,
Und wohl nach einem Jährchen

Ein gut erfunden Mährchen
Zur Ruh' den kleinen Schreier ſtillt.

Poppäa.

Ei, Nero! Ich ſehe ſchon, wie du die Wiege
Im Schlafrock und Pantoffeln trittſt!
Ich haſſe Kinder, weil ſie lyriſch
Und materiell ſind, ganz abſcheulich thieriſch
Und klein, mechaniſch, Puppen,
Von Menſchenſternen nur die Schnuppen!

Nero.

Iſt dir die Zartheit nichts? Nichts menſchliches Entzücken?
Nichts heller Schmelz in glanzverklärten Blicken?
Ich haſſe dich!

(Er wirft bekanntlich einen Dolch nach ihr, der ſie durchbohrt.)

Poppäa.

Fluch dir! du Wütherich!

(Sie ſtirbt.)

Nero.

Was that ich?
Poppäa, biſt du todt? Ach, blaß und kalt
Liegt nun die göttliche Geſtalt —
Todt! Todt! So ſchnell, ſo bald!
Das alſo iſt der Tod? Ich ſah noch nie
Des Todes Phyſiognomie.
Matt, zerknickt und ohne Willen,
Der Sinne Gelüſte zu erfüllen,
Eine klappernde Hülſe, eine leere Schale, —
Ich ſehe das alles zum erſten Male.
Und an Poppäen ſeh' ich's, die zu lieben
Wie eine Kunſt mit mir getrieben;
An ihr, die alles, was ich wollte, war
Und doch nicht alles, was ich ſelber bin,
Die, was ich ſchweigend mochte, offenbar,
Und was ich laut gewollt, gab ſchweigend hin;

An ihr, an der ich hing, wie am Magnet
Der Eisenstaub sich immer so gestaltet,
Wie grad des Wundersteines Laune steht.
Nun ist das treue Herz erkaltet!
Die Wege meines Denkens sind verschlungen,
Wild, überhangend; ihr nur war's gelungen,
Ausharrend treu zu folgen! Ueberall
War sie von meinem Weien Widerhall.
Sie hat gelacht zur rechten Zeit
Und wiederum geweint, wenn sich der Streit
Der trüben Wolken meiner Seele
Auflöst'te in den Thränenäther meiner Augen!
Aus Herbem wußte Süßes sie zu saugen —
Das alles hin; der Weg verdeckt, den ich verfehle,
Verschüttet, rück- und vor mein Leben —
Wozu ist mir noch Arm und Mund gegeben!
Das Auge, das doch nur erblindet,
Wenn ihm das Offene, nicht die Dunkelheit ist licht;
Der Mund, der was er spricht, nur spricht,
Um zu gestehen, daß ihn Stummheit bindet?
O Gott! Die Götter spielen mit den Menschenlosen
Und werfen sie wie Bälle sich einander zu;
Schon fühl' ich Grabesluft mich umwesen,
Die Parze schielt mich an und winket — du,
Du, Nero, entfliehe mir nicht!
Mein eigenes Ich, das zu mir spricht —?
O weh! mich faßt ein wirrer
Unheimlicher Strudel und immer irrer
Dreht sich mein Selbst im Kreise —
Das ist der Tod — er nahet leise!

(er wankt fort.)

## IX.

Im Lager des Julius Vindex. Zelt mit einer Lampe.

**Julius Vindex** (richtet ſich vom Bette auf).
Ich kann nicht ſchlafen — die Entſcheidung reißt
Mir immer wieder meine Augen wach;
Ich ſtrecke tappend meine Hände nach
Dem aus, was Siegen oder Unterliegen heißt.
Noch wird die Flamme nicht vom Morgen überblitzt,

(Oeffnet hinten das Zelt.)

Noch tiefe Nacht, die Nacht mit Sternen ausgeſpritzt;
Noch keine Morgenſchatten; von drüben kann ich die Mähren
Der kaiſerlichen Truppen ſchnarchen hören.
Der Schlaf liegt ſchwer auf meinen Leuten
Und macht wohl Manchen jene Scholl' ausweiten,
Die bald zum Grab ihm dienen wird.

(Kehrt zurück.)

Und ich bin nun der Völkerhirt,
Der für ſie Wache hält, mir ſelbſt das einzuſchärfen,
Was alles ſie auf meine Schultern werfen!
Im Zelt hier iſt's ſo ſchwül — die Flamme
Hat an der dicken Luft eine ſchlechte Amme —
Wie? ſie verliſcht? dort jene Ecke
Iſt eine dumpfe Wolkenhecke,
Was gährt, was ſiedet —? Ein Geſpenſt?

(Poppäa's Geiſt iſt ſichtbar.)

Geiſt.

Ob du mich, Julius, wohl erkennſt?

Julius Vinder.

Poppäa biſt du; von Mord und Waffen
Seh' ich auf deinem Buſen eine Wunde klaffen.

Geiſt.

Und doch bin ich nicht todt, auch nicht lebendig.
Ich leb' auch nicht für mich und eigenhändig;
Mein Tod lebt noch von dem, was in mir lebt,
Dem Tode iſt noch Leben, dem Leben Tod verwebt.

Julius Vinder.

Grauenvolles Bild der alten Liebe,
Flieh, zerſtiebe!

Geiſt.

Und nun ich noch auf Erden wanken
So lange darf, bis ſich die Armesranken
Des kleinen Wurms in mir, an meinem Tod,
An den ſie ſich anklammern in der Noth,
Verſterbend, hin zum Tode ſtrecken:
So weil' ich da, wo mir das Liebſte iſt —

Julius Vinder.

Du mußt ſchon ſeh'n, wie unſichtbar
An Thatenkeimen die Erfolge hängen,
Wie ineinander fließt, was iſt und war
Und ſeyn wird, wie die Zeiten dicht ſich drängen;
Drum ſprich, iſt morgen jenes Rad,
Das Phöbus über uns geſchlagen hat,
Für mich ein Rad des Glückes? Sprich!

Geiſt.

Es ſtirbt in mir — ich ſinke —
Tief, wie man im Fieber
Durch Wolken ſtürzt; o laſſe, Lieber,
O laß dein Schwert heut' in der Scheide!
Du ſcheinſt dem Tode eine Augenweide;

Umkreiſet ſeh' ich dich von ſchwarzen Raben;
Heil den Todten, daß ſie bald dich haben!

(Verſchwindet.)

Julius Binder.

Wieder Alles fort! Es war halb Traum,
Halb Fantaſie, wo eins dem andern
Die trügeriſchen Farben lieh.
Auch brennt die Flamme wieder, aber blau;
Die Morgennebel dampfen,
Die Sonne ſchirrt die Roſſe an;
Nun, auch die unſern ſtampfen
Und ſpitzen ihre Ohren blau —
Das Würfelſpiel des Tags geht an —
Ob Nero fällt, ob ſich die Meinen müſſen
Dem Tode geben? Gott mag's wiſſen.

(Tritt hinaus.)

Draußen im Lager.

Soldaten, die aus ihren Mänteln hervorkriechen. Ein Trompeter bläst.

Erſter Soldat.

Was das wieder für ein nüchterner, ungewaſchener und ungekämmter Ton iſt.

Zweiter Soldat.

Der Kerl bläst, als wenn er das Aufſtoßen hätte. So ein Hallunk war Heinz nicht, der früher für die Kompagnie geblaſen hat, als er noch lebte.

Dritter Soldat.

Der Neue iſt ein gefangener Trompeter von drüben, den ſie in unſere Uniform geſteckt haben und der nun aus Patriotismus immer falſche Noten bläst.

Erſter Soldat.

Aber ich muß euch ſagen, ihr beiden Leute riecht ſchon ganz nach Verweſung; ihr überlebt den Tag nicht und würdet gut thun,

mir euer Geld zu geben. Denn sieht, man hat mir vorhergesagt, daß ich in diesem Jahre 365 Tage vor dem Tode sicher bin.

Zweiter Soldat.

So gibt es immer noch einen Tag, wo du gehangen werden kannst; denn dies Jahr ist ein Schaltjahr, du Schalk!

Dritter Soldat.

Auch ist mein Vorschlag besser. Wir wollen alle drei unsere gemeinschaftlichen Vermögensumstände theilen, so daß auf jeden gleich Part käme. Schießt zusammen, wir machen drei Haufen.

Erster Soldat.

Willst du deine Haare mit hinzulegen, die ich dir ausraufen werde, du Kopfrechner!

Hauptmann.

Ruhe ihr deutschen Dorfteufel! Ihr müßt immer eure Schlafmützen über's Ohr ziehen und euch von Federvieh und Haushaltungsgeschäften unterhalten. Rührt euch denn diese Natur, dies Wunder-Italien nicht?

Zweiter Soldat.

Ich will Ihnen nur sagen, Herr Hauptmann, mein Kamerad ist etwas kurzsichtig.

Dritter Soldat.

Ja und das kommt daher, weil ihm seine Kinder aus den Augen geschnitten sind.

Erster Soldat.

Glauben Sie's nicht, Herr Hauptmann. Dieses Italien ist in seiner Art einzig; ich schwärme über dem klassischen Boden, wo die Citronen blühen, und bewundere, wie sich Ulmenbäume hier um die Rebe ranken.

(Trompetenton. Getümmel der Schlacht.)

**Kommando Diesseits und Jenseits.**

Diesseits.

Hart am Hügel
Halte sich der linke Flügel!

Jenseits.

Sie machen einen Bügel,
Schnell gebt dem Roß die Zügel!

Diesseits.

Gemach, gemach!
Die Glieder halten nicht zusammen.

Jenseits.

Auch ihr nicht allzuach!
Allmählich zünden sich des Kampfes Flammen.

Ein verwundeter, anständiger Rekrut (am Boden).

Mich stört nur Eins: daß ich zerrissene Stiefeln habe. Wie nur das gekommen seyn mag? Hab' ich mich denn so beeilt, da anzulangen, wo ich jetzt bin, nämlich eine Handbreit vom Tode? Mein Nachbar da ist noch sehr gut beschuht und vervorschuht; freilich, in zehn Minuten ist's aus mit mir und mit meiner Eitelkeit; aber ich trage das nicht; ordentliche Stiefeln muß ich wenigstens an den Füßen haben, so unhöflich — stolpern — aus der Welt — stolpern — (Er kriecht fort.)

## Zwei feindliche Brüder aus Messina.

Erster.

Weiter kann ich nicht. Gut, Cäsar, daß du in der Nähe bist.

Zweiter.

Ja, nahe genug, Manuel, um dir deine betrügerische Zunge auszureißen.

Erster.

Heiliges Blut meines Körpers! Verströme nicht zu schnell, daß ich den Meineid eines Menschen züchtigen kann, den die schadenfrohe Natur mit mir aus einem Leibe geboren werden ließ!

Zweiter.

Schon als Embryo, wie ich mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen dir gegenübersaß, kniff ich blaue Flecken in deinen Leib! Zieh!

Erſter.

Ich habe gehungert, wenn du am Tiſche warſt, und jedes Spiel verlaſſen, zu dem du dich geſelleſt. Ich habe dich des Nachts im Bette überfallen und dir heimlich die Haare abgeſcheren, wenn du ſchlieſeſt. Es iſt Alles noch ſo; ich habe gezogen!

Zweiter.

Die Wunde ſchmerzt; aber dieſe Quart nimm hin, du, auf dem unſere Familienphyſiognomie in's Griechiſche ſich ausgeprägt hat, nachgemachte Copie meiner ſelbſt!

Erſter.

Ich war früher da, als du Cäſar; aber der Tod iſt mir auf der Zunge! Aber nimm dieſe Terz! Aber ſie trifft dich nicht, du Spiegelfechter! Mich trifft ſie. Ich bin aus. Legt mich zu dem Uebrigen!

Zweiter.

Ich komme auch zurück, zurück auf nichts, auf ihn, aber nicht zu ihm! Er ſtahl ſich in den Leib meiner Mutter; vom Vater hat ſie ihn nicht — auch ich — (Beide ſterben.)

Der verwundete anſtändige Rekrut von früher.

Kann nicht hin zu meines Kamerads ſeinen Stiefeln und muß mich hier ärgern, während es immer ärger mit mir wird. Die Zehen gucken heraus. Ich kann ſie mir erkälten. He, Kamerad! Der Kerl ſchläft und hat ſo hübſche Stiefeln an. Muß ich alſo baarfuß aus dem Leben gehen — werde mich erkälten, wie ich hier liege — wenn nur wenigſtens meine Stiefeln nicht zerriſſen wären. O, ich glaube gar, nun geht's ab. Was wird doch der Hauptmann ſagen, wenn meine — zerriſſene — Stiefeln —

(Stirbt.)

Diesſeits.

Zurück! der rechte Flügel iſt gewichen;
Bald iſt die Linie wieder ausgeglichen.

Jenſeits.

Seht, ſeht, ſie werden lahm, ſie ringen,
Sich wieder in's Geleis zu bringen.

Diesseits.

O ihr metallenen Adler, krallt
Euch in die Nacken der Legionen ein
Und zieht mit Schaam und mit Gewalt
Sie in den Kern des Feinds hinein!

Jenseits.

Nur zu! nur zu! wer heut sich wacker hält!
Wird einst beim Steuerwesen angestellt!
Wer stirbt, dess' Sohn wird Militärkadett,
Die Tochter aber nimmt der Kaiser in's Ballet.

Der erste Soldat von früher.

Gewisse Dinge giebt es doch, die sehr ungewiß sind. Dazu gehört unter anderem alles, was jenseits des Grabes geschieht. Ich wäre des Todes, wenn ich sterben müßte! Wenn ich mir so plötzlich abhanden käme, ich wüßte nicht wie! Das ist mein Alles, des Morgens aufzustehen und mich immer wieder so gesund und munter anzutreffen, wie ich des Abends vorher gütigst zu Bette gegangen bin. Aber was ist das? Mir wird schwach. Ich sehe Blut von mir rinnen, ohne daß ich's fühle. Was — sind denn — das — für — Narrenspossen!

(Stirbt.)

**Die gallischen Legionen** auf der Flucht.

Die Legionen.

Auf dem Blute unsrer Wunden gleiten wir schon selber aus;
Nicht die Schwerter unsrer Feinde treiben uns zum Feld hinaus.
Luft, Luft in den Massen! Athem bei dem allgemeinen Morden!
Denn es ist, als sind wir mit dem Weltmeer übergossen worden.
Weicht zurück und laßt vom Himmel nur ein Tröpfchen Blau mir wieder,
Ach, von dem geronnenen Blute sind verklebt die Augenlieder!
Kein Ersatz? Kein Wink der Gottheit? Nichts, als leicht geknickte Aehren,
An die unsre Rücken lehnen! Wenn wir nur gefallen wären!

## Julius Binder.

Haltet Stand, ihr Memmen,
Laßt euch vom feigen Strom nicht weiter ſchwemmen!
Bleibt! Sie hören nicht
Und meine Hoffnung kracht und bricht;
Da rafft Zerſtörung Alles hin!
Blutige Nieten ſtatt roſigen Gewinn!
'S iſt Sterbenszeit; ein Rabe kreiſ't
Schon lange um mein Haupt und weiſ't
Hinaus in's Leere, in die Nacht,
Die mich mit allem, was ich ſchaffen mochte,
Die Flamme mit dem Oel und mit dem Dochte,
Nun bald zur Rub' gebracht!
Und das war nichts — ich rang
Eine Kette von Zweifeln mich entlang,
Wollte mir die Welt zum Ideale bauen
Und aus dem kalten Marmor Götter hauen,
Wollte das ſtürmende Rad der Zeit
Aufhalten, Friede bringen in den Streit,
Friede, der aus blutgetünchtem Boden ſproſſe;
Ich rang, wie ich der Tugend ihre Größe,
Der Ehre ihre Ehre wieder brächte,
Ob ich das Alte nicht am Neuen rächte —
Und ſinke hin, ein Opfer meiner ſelbſt;
Zerſchmettert von dem eiſernen Geſchick,
Das Niemanden läßt vor noch rück —
Mit aller meiner Tugend, meiner Sprödе,
Mit meiner abgemeſſenen Rede,
Mit meiner Pietät, mit meinem altertbümlichen Beten,
Jetzt wie ein Wurm zertreten!
O hört es, Menſchen, hört!
Wir werden durch uns ſelbſt bethört;
Natur gab uns ein irdiſch Kleid,
Materie als Waffen gen der Materie Streit.

Liebäugelt nicht mit dem, was über Euch!
Macht's Euch bequem im ird'schen Reich!
Genießt! Seyd Herren Eurer selbst! Die Götter
Stehen ob der Erde nur als feige Spötter.
Der Erde seyd Ihr angetraut,
Die Finsterniß und das Gelüst ist Eure Braut,
Steigt nicht in's fremde Bett,
Das jenseits im Alkov der Träume steht!
Der Tag giebt die Gesetze an und spreizt
Euch nicht, dem Augenblick zu widerstreben!
Wer seinen Körper mit Kasteien beizt,
Gewissensschüchtern strebt zu leben,
Wer so abstrakt als tugendhafter Mann
Sich schreibet an des Tages Ordnung an,
Der hat in dieser Zeit sich selbst den Weg gehemmt
Und muß, noch eh' der Schnitter kömmt,
Versuchen, ob, was hier verloren,
Ihn äfft noch einmal an des Jenseits Thoren.

(Er richtet sein Schwert vor sich auf und stürzt sich hinein.)

## X.

### Das brennende Rom.

Dachſtube. Eine beſcheidene Familie. Abend.

Vater.

Nun, Kinder, tretet heran und faltet die Hände!

Mutter.

Und betet euren Abendſegen! Der kleine Bruder ſchläft ſchon.

Erſtes Mädchen.

Wir danken dir —

Zweites Mädchen.

Lieber Herrgott —

Erſter Bube.

Wir danken dir, lieber Herrgott, daß du uns wieder einen Tag haſt leben laſſen —

Zweiter Bube.

Und uns genähret haſt —

Erſter Bube.

Mit Speiſ' und Trank —

Alle.

Nach dem Bedürfniſſe unſeres Leibes, aber himmliſches Brod und unvergänglichen Trank, Lehre, Vermahnung und Unterricht uns gegeben, daß wir leben lernen nach deinen Geboten und dereinſt ſterben in deiner Verheißung. Amen.

Mutter.

Nun, ihr Großen, gebt auf die Kleinen Acht, daß ſie nichts verkehrt thun und ſie endlich einmal lernen, ſich ſelber aus- und

anzieben. Vater hat genug daran zu thun, Euch auf den Leib was anzuſchaffen.

Vater.

O laß das! Tauche die Phantaſie dieſer Lieben nicht zu früh ein in das ſchwarze Elend, wovon ſie nie etwas ahnen ſollten, ſo lange ſie Reichthum und Armuth nicht von einander unterſcheiden können. Sieh, wie ſchnell der Schlaf, der Zauberer aller Freuden, ſie umfangen hat! Und in der Lage, die ſie ſich ſelbſt gegeben haben, wenden ſie ſich wie die Sonnenblumen unwillkürlich nach dir hin und träumen, nach dir die geſchloſſenen Augenkelche gerichtet, von Feen und vom Paradieſe. Du biſt ihre Sonne und ihr Mond.

Mutter.

Wo nur die Groſe bleibt! Aus dem Sitzen in Sommernächten vor der Hausthür kommt nichts heraus. Da gewöhnen ſich die Mädchen an üble Nachrede über die Nachbarn und kommen ſelbſt hinein. Und junge Burſche geſellen ſich wohl gar zu ihnen und ſchneiden ſo viel ſchnakiſches Zeug auf, daß die Mädchen in eins fort kichern und ſich anſtoßen über die dummen Bengel, ſie wiſſen ſelbſt nicht warum.

Vater.

Was hilft's, Mütterchen? Liebe regiert die Welt. Wer hat's von uns beſſer gemacht? Sieh, da kommt ſie; ſag' ihr nichts, ſie gleicht dir auf ein Haar, wie du früher warſt; das Mädchen iſt meine Freude.

Mutter.

Wo ſteckſt du denn ſo lange? Wie du ausſiehſt! Dein Geſicht glüht wie Feuer, deine Augen ſind ganz närriſch; wo biſt du geweſen? Kreatur, willſt du uns unglücklich machen?

Vater

Mütterchen, laß mich nur! Sag' einmal, Kind — was ich doch gleich ſagen wollte, du biſt ja ſo roth, ſo ängſtlich: dir muß was geſchehen ſeyn. Die Mutter grämt ſich.

Das Mädchen weint. **Ein junger Mensch** stürzt herein und zu den Füßen der Alten.

Der junge Mensch.

O Verzeihung! Ich bin an Allem Schuld. Ich liebe Ihre Tochter und muß mich um's Leben bringen, wenn Sie mich nicht zu Ihrem Schwiegersohn nehmen. Hübscher Leute Kind bin ich und Horndrechsler ist mein Vater und dieselbe Profession hab auch ich. Bin jung und fleißig und habe jetzt einen Narren getroffen an Ihrer Jungfer Tochter; ach Gott!

Mutter.

Ja, so kann Mancher kommen. Meine Tochter ist nicht so, wie man eine auf der Straße kennen lernt. Sie kann nähen, stricken, bügeln, weiß mit Putz- und feiner Handarbeit umzugehen und kann auch wohl waschen (was Schade für die zarten Finger! daß du mir nicht gestohlen wirst!). Und wenn das Alles auch so wäre und sie auch was mitverdienen könnte für die Wirthschaft, so sind Sie uns doch ganz unbekannt, obschon sie ganz wie ihre Mutter ist; allein aber ich bin ihre Mutter, sehen Sie, und das ist ihr Vater und an die müssen Sie sich wenden und so einem unschuldigen Mädchen keine Narrheiten in den Kopf setzen. Sehen Sie!

Der junge Mensch.

Ach Gott! ach Gott! Ich mein's ja ehrlich, sehen Sie!

Vater.

Mach' doch dem jungen Menschen kein Herzeleid. Setzen Sie sich gefälligst! Ihr Herr Vater war immer ein sittsamer, feiner junger Mensch, früher; jetzt freilich ist er alt und mag auch sein Päckchen zu tragen haben. Es war heutigen Tags ein recht schöner Abend —

Der junge Mensch.

Recht sternenklar. Ja 's ist selten um die Jahreszeit. Da hab' ich so meine Beobachtung gemacht. Um Johannis herum, wenn die Nachtigall zu schlagen aufhört, sehen Sie, wo die Tage schon kürzer werden, da ist doch selten ein Abend, wo man nicht

draußen ſein Bett in's Freie ſetzen möchte. Ach Gott, Sie haben ja da eine Nachtigallenhecke.

Vater.

Ja, ich hab's einmal probirt. 'S kommt aber nix heraus.

Mutter.

Ja, der mit ſeinen Vögeln! Kommen Sie nur darauf, dann hört er nicht wieder auf.

Der junge Menſch.

Nichts über eine Nachtigall! Sonntags Morgens, wenn die Sonne noch nicht aufgegangen iſt, bin ich im Frühjahr immer draußen. Sehn Sie, aber immer vor'm Mai muß man Nachtigallen fangen ſonſt ſingen ſie ſpottſchlecht ſpäter im Bauer und verdienen's Futter gar nicht. Wo ich eine gehört habe, da mach' ich dann in der Erde eine kleine Grube und lege Mehlwürmer hinein und darüber leg' ich ein Bügelneß aus zwei Bügeln, die mit Garn umſtrickt und mit einem Stellholz wie ein Meiſekaſten aufgeſtellt ſind. Nun geh' ich weg. Meine Nachtigall hat immer zugeſehen und dermaßen neugierig iſt ſo ein dummes Vieh, daß es gleich heranfliegt, um zu ſehen, was ich da gemacht habe. Und ich ſtehe hinter'm Buſch und pfeife immer Witt-Arr! Witt-Arr! Oder iſt's ein Sproſſer: Hi! Glock-Urr! Hi! Glock-Urr! Da ſehen Sie, nun iſt ſie gefangen.

Mutter.

Geht das auf die Tochter?

Vater.

Was der Menſch erzählen kann und die Worte ſetzt er ſo hübſch!

Der junge Menſch.

Nun geht's aber erſt recht an. Meine Nachtigall ſteck' ich in's Netz, aber behutſam, daß die Federn keinen Schaden leiden. Nun gleich in den Bauer und nun gleich Mehlwürmer und friſches Waſſer und nun iſt das Spitzbubending trotzig und rührt nichts an. Dann aber gar keine Umſtände gemacht und die Nachtigall gefaßt und ihr mit Gewalt gegeben — gekochtes Rinderherz, auf einem Reibeiſen zerrieben, oder Mohrrüben, was die Gedärme ge-

ſchmeizig hält, auch gehacktes Rindfleiſch; ich verſichere Ihnen, eine Nachtigall frißt alles, wenn nur Fleiſch drunter iſt.

Mutter.

Ich werde nicht klug draus.

Vater.

Mutter, doch ein geſcheuter Kerl! Der hat ſchon was mitgemacht.

Mutter.

Ich hab' auch gar nichts dagegen, hat er ſein Auskommen —

Der junge Menſch.

Ich ſag' Ihnen, was Nachtigallen anlangt, da bin ich Meiſter. Aber wenn man ein ganzes Neſt ausnimmt, das iſt doch das Schönſte, obſchon es die Polizei nicht haben will. Sehen Sie —

Vater.

Jungchen! Keine Neſter nicht ausnehmen! Ne! ne!

Der junge Menſch.

Ich nehme ja die Alten mit —

Vater.

Ne wirklich — 's iſt einmal — die Polizei will's nicht haben; aber beſuchen Sie mich, gucken Sie nach meinen Hecken, wo's hier und da fehlt; es iſt eine Dachſtube, wir ſchlagen uns auch ſo durch die Welt; nun, du lieber Gott, ſatt eſſen können Sie ſich auch noch des Abends, wenn's gerade Kartoffeln giebt. Gute Nacht, und das Uebrige wird ſich ſchon finden; Sie ſind kein gewöhnlicher Menſch, das ſeh ich, und grüßen Sie Ihren Herrn Vater unbekannter Weiſe oder wenn er ſich noch meiner erinnern ſollte; ich bin auf der Wanderſchaft einmal in einem Städtchen geweſen, wo er drei Jahre früher geweſen war oder geweſen ſeyn ſoll. Und machen Sie keine Umſtände, wir machen auch keine. Leuchte doch dem Herrn!

(Die Tochter und der junge Menſch gehen hinaus.)

Mutter.

Mir fallen die Augen zu. Was d'raus werden ſoll! Hy—ah! ja — ich geh' zu Bette. (Ab; die Tochter kehrt zurück.)

Vater (küßt sie).

Kind, ich muß weinen. Es freut mich, daß man Freude an dir erlebt, und daß du dich nicht an so einen Windbeutel gehängt haſt; sondern es iſt ein ganz geſetzter Menſch und wenn er ſich erſt niederlaſſen wird, ſo wird der Segen auch nicht ausbleiben, und hör' einmal, ſey nur immer hübſch allegro um die Mutter herum; du weißt, ſie iſt wunderlich; aber ſie hat auch ihre Noth.

(Ab.)

Tochter (auf den Knieen).

O Himmel, ich danke dir, daß du meinen Träumen endlich Erfüllung gegeben haſt! Ach, iſt es denn wahr, daß ich ihn lieben darf? Bin ich dieſer Gnade werth? O ich fühle mich ſtark, ihm ſein Leben zu verſüßen. Ich will der Wink ſeines Auges, das erfüllende Echo ſeiner Wünſche und der Troſt ſeines Mißgeſchicks ſeyn. Nun weiß ich erſt, warum ich auf die Welt gekommen bin. Ach, ich dummes Ding! Horch! er ruft unten —

Unten.

Gute Nacht, ſüßes Herz!

Tochter.

Gute Nacht! Gute Nacht! Auf Wiederſehen!

(Sie küßt das Fenſter.)

(Auf dem Dache ſteht ein Dämon.)

---

Auf der Straße.

## Zwei Bürger.

Erſter.

Wenn ich nur wüßte, was in der Luft ſteckt!

Zweiter.

Was ſoll drin ſtecken? Luft iſt Nichts und Nichts in Nichts! Ha ha!

Erſter.

Nein, nehmen Sie mir nicht übel, es iſt ein ganz verdammt peſtilenzialiſcher Geruch, der Einem um die Naſe ſpürt.

Zweiter.

Hm, hm. Sollten die kapitolinischen Gänse schon wieder faule Eier gelegt haben

Erster.

Herr Jesus! Da fuhr ein ganz blauer Lichtstreifen vor meiner Nase vorüber.

Zweiter.

Müssen Sie denn Ihre Nase in Alles stecken?

Erster.

Aber in die Luft werd' ich sie doch stecken können, Herr! Und mit dieser römischen Luft, mit dieser mehr als gemäßigten, beinahe tropischen Atmosphäre ist etwas vorgegangen —

Zweiter.

Ja, wahrhaftig —

Erster.

Haben Sie's gesehen?

Zweiter.

Ein ganz langer Lichtstreifen zog vor mir vorbei, wandte sich links, dann bald rechts, flammte auf und ist verschwunden. Dort alle Häuser leuchten blau. Was ist das für Luft? Ich ersticke —

(Sie verschwinden beide in den auf den Straßen sich ansammelnden Haufen.)

Rom brennt.

Stimmen (aus der Tiefe des Tales).

Hilfe! Hilfe!

Von Unten.

Rom geht in Feuer auf.

Von Oben.

Hilfe! die Kinder!

Von Unten.

Die Tiber hat sich in Feuer verwandelt.

Andere.

Nein, sie ist abgedämmt, man hat kein Wasser, um zu löschen.

Andere.

Rettet! rettet!

Ein Bürger.

Wonach ſoll man nur greifen in der Eile! Ich habe meine Uhr auf dem Tiſche liegen laſſen! Ich muß —

Ein anderer Bürger.

Mein Geld iſt da, aber den Beutel ließ ich liegen; ich kann doch nicht ohne Beutel —

Ein Bube (weinend).

Ich bin drei Stock herunter geſprungen; aber ich habe vergeſſen, die Kammerthür zuzumachen. Wie das brannte! Wenn meine Mutter nach Hauſe kommt und die Kammerthür iſt offen und die Katze iſt doch wieder in die Stube gekommen — und genaſcht habe ich auch und die Deckel nicht wieder auf die Teller gelegt — ich muß die Deckel —

(Alle ſtürzen, um das Verſäumte nachzuholen, in die Flammen.)

Von Oben.

Hilfe! Hilfe!

Der junge Menſch (von früher).

Platz! Platz! Hier die Leiter heran! Er kommt ſchon — nur Geduld da oben — einen Augenblick! Er kommt —

Von Oben.

Er iſt's — ſchnell, ſchnell, wir erſticken —

Der junge Menſch.

Die Leiter wird doch halten? Ich komme —

Von Oben.

Barmherziger Gott, die Leiter bricht ein —

Der junge Menſch (unten liegend).

Das Genick zerbrochen — ach — ach — all unſer junges Glück!

(Oben Alles ſtill. Die Flammen bedecken das Gemälde. Der Dämon fährt über den Brand und lacht.)

Auf der Villa des Mäcenas
mit der Aussicht auf den Brand Roms.

Nero im Purpurmantel, mit einem Lorbeerkranz und die Lyra in der Hand; in der Nähe die Seinigen.

Nero.

So loderte zusammen, was Homer beschrieb,
So stand ein Leib, der hundertfältig trieb,
Die welke Hekuba, am Thrazierstrand
Und spähte weinend, wo einst Troja stand.
Wie schön, wie schön! Die gierigen Feuerzungen
Erzählen wieder, was die Zeit verschlungen;
Sie lecken, daß es funkt und sprüht,
Mir aus der Seele Troja's Flammenlied.

Wälzt der Mäander diese Gluthen an?
Ist es Neptun, der, seinen Groll zu stillen,
Auf Troja's blumenreichen Plan
Dem Ocean läßt Pech und Brand entquillen?
Gewiß, das Roß, das täuschend leere,
Es ward gezimmert ihm zur Ehre!

Und wie die Nacht die sammetweichen
Unheimlichschwarzen Flügel senkt,
Wird leis die Rippe ausgerenkt
Und aus dem Holze sieht man schleichen
Das Eingeweide, diesmal Griechenfürsten,
Die nach dem Blut der Teukrer dürsten.

Wohl jenen Ersten, die im Schlaf
Der Stahl der Griechenrache traf!
Bald wird es laut, man hört die Thore stürzen
Und wie Geschlechte sich zusammenschürzen
In Troja's Straßen, die sich bald erhellen
Von ringsum losgelaßnen Feuerquellen.

Nun ſieht man, welche Waffen wüthen,
Die Helm' und Schilde ſind erkannt,
Die draußen ſonſt am Meeresſtrand
Wie unter'm Schmiedeambos glühten:
Es ſind dieſelben, ja, die oft gehemmten;
Doch wo ſind die, die ſich entgegenſtemmten?

Verzweiflung macht den überraſchten Krieger
Schnell wählen, was er gerade faßt;
Doch was iſt ſelbſt der aufgeſchreckte Tiger,
Wenn man ihn rings nichts ſehen läßt
Als Flammenbündel, die das Auge blenden,
Und Jäger gleich wie Schatten an den Wänden?

Hier iſt kein Ausweg mehr; Troja iſt reif
Und dicht geſchaart, ein einziger Sichelſchweif,
Mäh'n ohne Aufenthalt die Myrmidonen:
Jetzt iſt es Zeit, mit Wucher zu verlohnen,
Daß einſt die Schiffe, die am Ufer ſtanden,
Durch Hektors Löwenmuth in Aſche ſchwanden.

Hektor iſt todt; ach, eine Thräne dem,
Der eben dort zum zweiten Male ſtirbt!
Denn ſeht, der um des Vaters Lorbeern wirbt,
Achilles' Sohn, das Thier Neoptolem,
Stürzt den Aſtyanax, den Stab
Andromachens, von einem Thurm herab!

Noch immer endet nicht die blutige Behm,
Noch immer keucht Neoptolem,
Er klimmt hinauf auf Pergam's Zinnen,
Auf Troja's Königsburg, worinnen
Aus Weibermund Gebete quillen
Zu Göttern, die ſich in des Ida's Wolken hüllen.

Durch des Dardan's uralte Mauern
Zieht noch allein ein fröſtelnd Schauern,
Ein Ahnenruf und Priamus
Raft ſich noch einmal auf, die Nebel
Des Alters ſtößt er weg mit ſeinem Fuß,
Das Auge zittert und er faßt den Säbel!

Doch Pyrrhus lacht, wie die Hyäne lacht,
Und ſtößt ſein Schwert, von dem Achill geerbt,
Dem Greiſe in die Bruſt, der Boden färbt,
Wie er ihn ſchleift mit blinder Wuth,
Sich aus der Adern altem Schacht
Weit mehr mit Waſſer, als mit Blut.

Und daß man deutlich leſe ihre Schrecken,
Hat eine Rieſenflamme ſich die Nacht,
Ein koloſſales Opferbecken,
Rings für die Völker angefacht;
Der Stern iſt überhellt und wenn der Tag ſich wendet
Wird ſelbſt die Sonne hier geblendet.

Im fernſten Ocean, wenn dieſen Brand
Der Schiffer ſieht, glaubt er den Strand
Von Aſien ſich nahe, wenn auch gleich
Noch weit an Herkul's Säulen,
An der Numidier ſchwarzem Reich,
Die Anker ſeines Schiffes weilen.

Die Fiſche tauchen auf im Meere weit,
Geblendet oben von dem rothgefärbten Himmel
Und unten von dem glänzenden Gewimmel
Der Schätze aus verſunkner Herrlichkeit,
Die aus den in das Meer geſchnittenen Kerfen
Jetzt ihre diamantenen Lichter werfen.

O welch ein Tag! Welch eine Nacht! Wie ſelig
Wenn ſich der Phönix aus ſich ſelbſt entzündet!
Ich fühle, wie den Lavaweg allmälig
Die Wonne der Vernichtung in mir findet.
Ich möchte ſterben, möchte untergehn,
Am Winde wie der Staub verwehn.

Lebt, lebt die Poeſie! Und ſterbt,
Wenn Ihr um die Begeiſterung werbt!
Verblutend an Eurer Helden Wunden
Müßt Ihr Euch ſelber zum Gedichte runden!
Ein Schwert herbei, deß ſcharfer Spiegel
In meinem Blute ſoll erblinden!
Auf Troja's Aſchenhügel
Soll man mich nur als Aſche finden.

(Die Sclaven weigern ſich.)

Ihr zögert? Euch kann man
Den Weltkreis zünden an,
Ihr werdet bei der Flamme Leuchten
Das Kleine und Bedenkliche nur beichten.
Wo iſt das Schwert, das, wenn mein Blut entquoll
Draus wie die Feuerlilie ragen ſoll?

**Phaon** (der Freigelaſſene tritt heran).

Phaon.

Wer hätte Muth zu dieſem Stoß?
Inzwiſchen wurde die Gefahr ſo groß,
Daß du durch dich weit beſſer untergehſt,
Eh' als Gefangner du vor Galba ſtehſt.

Nero.

O Troja! O beweinenswerthe Stadt,
Die an das ewige Firmament,
Daß ihr Gedächtniß ewig brennt,
Sich unauslöſchlich angeſchrieben hat!

O große Feuerſäule
Nur einen Augenblick noch weile,
Daß ich mit deinen ewigen Ehren
Zugleich mich ſelber darf verzehren!

Phaon.

Herr, die Legionen brechen
Aus ihrem Lager, Julius Rinder zu rächen.
Sie nahn, umgehn die Burg im Ringe,
Ob einer dich lebendig finge.

Nero.

Aeneas mag in ferne Lande
Entfliehn mit theurem Raub!
Ich will mit Troja's Sande
Vermiſchen meinen Staub.
Wem bin ich etwas werth?
Herbei ein Schwert! Ein Schwert!

Phaon.

Was thu' ich nur? Es ſchweifen
In andrer Welt ſtets ſeine Sinne,
Schon nahen lange Kriegerſtreifen
Durch das Gebüſch — hier hilft nichts mehr —
Wenn ich kein Feiger wär' —
Was halt' ich inne?
Im alten Troja lebt der Held —

(Phaon ersticht Nero.)

Hinter der Scene.

Heil! Galba Heil! Heil der neuen Welt!

Phaon.

Er lacht im Tod — des Mundes Bogen
Iſt ſüß und anmuthvoll gezogen!
Noch wie von Wolluſt ſchwillt
Ein jeder Zug an dieſem Todtenbild!

Er ſtreckt die matten Glieder
Wie im Bewußtſeyn eines Sieges nieder.

Hinter der Scene.

Heil! Galba Heil! Heil die neue Freiheit!

Phaon.

Und immer matter die Todesfackel brennt,
Daß man von Rom die wenigen Reſte,
Die Trümmer aus dem Flammenfeſte,
Mit naſſem Auge wieder kennt!
Hier liſcht die Flamme, dorten bricht
Sie wieder an wie Höllenlicht;
Ein finſtrer Qualm iſt, wie ein Kragen,
Rings um die Glut herumgetragen.
Dort eine neue Säule, ha!
Was für ein Wunder zeigt ſich da?

(Man ſieht dasjenige was Phaon beſchreibt.)

Ein Schlangenpaar mit rothen Adern
Auf grünem Grunde, wie bei Marmorquadern,
Steigt aus der Lohe auf
Und an der einen Schlange Kopf und Knauf
Hat mit gigantiſcher Gewalt
Ein Rieſenweib ſich eingekrallt!
Wie ſich die großen Zirkel winden,
Die Glieder bald zuſammen binden,
Bald gierig durch die Lüfte ſchießen!
Wem gilt des Weibes Grüßen?
Dem Ungeheuer, das hier liegt
Und lachend ſich im Tode wiegt?
Iſt dieſes Weib mit Schlangenhaare
Die Greiſenmutter der Cäſare?
Sie winkt nach Afrika — o kehre nie
Mit deinem Gift und Wahnſinn wieder,

Daß endlich ſtatt der leeren Phantaſie,
Aus falſchem Geiſtesſcheine
Sophiſtiſch traumverwirrter Zeit
Sich auferbaue eine wahre, reine
Und beſſ're Wirklichkeit.

Die Erde
(ruft)

Freiheit! Freiheit!

# Hamlet in Wittenberg.

Dramatiſche Phantaſie.

## Perſonen.

Hamlet, Prinz von Dänemark.
Horatio, ſein Freund.
Senior der Hanſeaten.
Senior der Märker.
Senior der Sachſen.
Senior der Lauſitzer.
} Studenten in Wittenberg.

Fauſt.
Mephiſtopheles.
Ophelia, ein Zauberbild.
Studenten, Geiſter.

Scene: Wittenberg.

## Erſte Scene.

Offner Platz in Wittenberg.

**Studenten** ſitzen auf und an den Tischen in der Runde. **Hamlet** und **Horatio** unter ihnen. Am äußerſten Ende **Fauſt** mit ſeinem Hunde.

Die Studenten.

Hamlet hat Geld!

Hamlet (vor dem ein Haufen Goldes liegt).

Endlich! — Zieht die Röcke aus! Simſon's Goldfüchſe brechen in die Felder der Philiſter. Lauter in Altona geprägte, je zwei und zwei in Eins gekoppelte Doppelfriedrichsd'ore!

Einer.

Es war die höchſte Zeit für deinen abgeſchabten Sammtkittel, Hamlet!

Anderer.

Was Löcher! Aber leider ſah man durch ſie durch, wie der Kronprinz von Dänemark kein andres Hemd anzuziehen hatte, als ſeine eigene Haut.

Hamlet (baut die Goldrollen über einander auf).

Ich will Euch einen Begriff von der Krone meines guten alten Vaters machen. Seht, zuerſt iſt dies der Reifen, der die Stirn bedeckt; Ihr müßt ihn mit etwas Sammt ausſtaffirt denken! Darüber wölbt ſich der Deckel, in welchen alle Königsköpfe unſerer Dynaſtie paſſen müſſen; dann ein Knauf mit einem Kreuz, von

wo in einer hervorſpringenden Krümmung allgemach vier Ränder zur Stirn der Majeſtät heruntergleiten. Der Rand zeigt nach Schleswig, der nach Holſtein, der nach Norweg und der nach Island hin.

Senior der Hanſeaten

(greift in das Spiel Hamlet's hinein und zieht eine volle Hand zurück.)

Aus dem einen Horne, Hamlet, das ſehr paſſend das rindviehreiche Holſtein vertritt, brech' ich mir einige fette Weiderläpe am Sachſenwald fort. Ich kann nicht anders. Du biſt unſerm Corps mit Haut und Haar verſchuldet.

Senior der Märker.

Gieb mir Schleswig, Kronprinz, und decke damit wenigſtens die Zinſen von all der Kreide, die du am Schuldenbrette unſerer Couleur noch ſtehen haſt.

Senior der Sachſen.

Hamlet, verzeih, wenn auch ich den Augenblick wahrnehme, wo du klingender, als mit Achſelzucken und gerittenen Wechſeln zahlſt. Ich nehme mir Norweg.

Senior der Lauſitzer.

Ich, wenn Du nichts dagegen haſt, Island, das letzte Thule, diesmal aber denn doch keine Fabel!

Horatio.

Zum Teufel! Gebt das Geld zurück! Reſpektirt wenigſtens die Krone, die Hamlet einſt tragen wird, wenn auch nur in ihrer Copie!

Hamlet.

Laß ſie, Horatio! Könnt' ich die Zukunft ſelbſt ſo von mir ſchenken, wie dies ihr Symbol! O Gott, in jeder Perle, in jedem Edelſtein des königlichen Schmuckes wird eine Thräne des Volks ſich ſpiegeln. Du lachſt, Horatio? Weil ich mit Diamanten und Sentiments um mich werfe — was behalten wir übrig?

Horatio.

Der Reſt würde kaum ausreichen, eine Wäſcherin zu bezahlen, wenn wir nicht gewohnt wären, unſere Lappen ſelbſt in der Elbe zu waſchen.

Hamlet.

Alſo immer noch den Schläger wetzen und im Buſche dem Kaufmann, der auf die Frankfurter Meſſe zieht, auflauern. Ich muß doch ſagen, ein ſchlechter Ritt, zu dem wir den Pegaſus anſchirren!

Horatio.

Wir ſpielen wahrhaftig die traurigſte Rolle in ganz Wittenberg. Unzichtig brauchen wir beide ein Hemde und wie lange wird's auch damit dauern? Wenn wir wieder in den Buſch gehen und uns vor den Hunden des Voigts die Füße wund laufen, ſo müſſen wir's vielleicht gar zum Verband zerſchneiden. Unſer Schiff wird immer lecker, Hamlet; wir werden mit Mann und Maus zu Grunde gehen.

Hamlet.

Wir ſollen hier römiſches Recht und luther'ſche Dogmatik treiben, damit wir einſt ob Dänemark's grünem Inſelreiche mehr als Philoſoph, denn als König herrſchen. Und was wir lernen, was iſt's? Nichts, als die Kunſt, ſich doch ſatt zu eſſen, wenn man auch in der Taſche blos Löcher hat.

Horatio.

Ich ſehe Polonius noch, wie wir, bepackt mit ſchmalem Ränzel, von Helſingör Abſchied nahmen. Vom Meere wehte ein friſcher Zugwind und unſere weißgewaſchenen Hemdkragen klatſchten uns luſtig um den Hals. „Kinder!" ſagte der alte Narr, „Entbehrung würzt das Leben! In jungen Jahren Milch, in alten Wein! Wer früh den Werth des Geldes kennt —" und was dergleichen verfluchte Redensarten mehr der Geck im Mund zu führen pflegt. An dem hochgehängten Brodkorb ſieht man's, ſie wollen noch immer mit uns Schule halten.

Hamlet.

Ich breche aber durch. So laß ich mich nicht gängeln! Eine um dieſen Preis erkaufte Krone mag ich nicht! Wenn man ein Uebel hat, ſo wäre man ein Narr, wenn man ſich mit ihm nicht erträglich abfinden wollte. So fang' ich auch ſchon an, Süßigkeit

aus meinem Elend zu kosten und mich auf dem Strohbett meiner Armuth wohlbehäbig auszudehnen. Verkümmert mir nur den königlichen Sinn, knickt die Adlerflügel und schneidet mir aus den Tatzen die Fänge weg, die nichts zu fangen haben! Zwingt mich nur, mit dem Bäcker Gevatterschaften einzugehen, Männer, die nach Verdauung riechen, zu küssen und Hände zu drücken, die immer einen feuchten Schweiß an sich haben! Dann werdet ihr gewiß einst mit eigenen Augen sehen, wie bei der Krönung Hamlet sich mit dem Hermelin die Nase schneuzen wird.

(Faustens Hund dreht sich mit wunderlichen Krümmungen um Hamlet.)

Horatio.

Pestilenzialischer Geruch hier!

Hamlet.

Was menschlich ist am Königthume, was lind wie Balsam in die Wunden des Volkes trieft, das liegt nur im Glücke der Majestät, in ihrem ewig gleichen, wolkenlosen Lebenshorizonte. Nur daraus, daß man besitzt, kann man das schätzen lernen, was Andre entbehren. Wer die Armuth selbst theilt, dem wird der Schrei derselben mit der Zeit so gewöhnlich, wie die pickende Uhr. Allmälig wird er die Trommel seines Ohres mit einem Stierfelle überziehen. Ihr laßt mich die ungeheure Länge des Lebensfadens studiren und lernen, als Philosoph bei den Thränen der Wittwen kalt zu bleiben. Als König werd' ich den Armen sagen: wenn sie das Blau des Himmels erblickten, das wäre ja immer noch eine Wohlthat für sie, die sich nicht aufwiegen lasse.

(Der Hund schmiegt sich dicht an Hamlet.)

Horatio.

Mir knackt es in den Fingern — stinkt ja hier wie Schwefel — daß dich! — ich glaube gar, die Luft fängt aus sich selbsten Feuer.

Hamlet.

Was soll ich ein König werden, wenn ich die Kunst, ein Mensch zu seyn, hier zu lernen — hungre. Eine Krone, ein Mantel, ein Aufzug aus der Garderobe auf einem Pflock thut's auch. Wenn

mich hungert, bin ich wie Esau und verkaufe um eine Schüssel Linsen mit gebranntem Mehl von Herzen gern das Recht der Erstgeburt. Ihr wollt in Helsingör nur meinen ausgehungerten Schatten haben? Nun, so rett' ich meinen, Gott sey Dank! noch antastbaren Leib, wandre von Hof zu Hof in meinem schlechten Kleide, hänge die Cither um und singe für ein Nachtquartier, für einen Trunk aus dem Pokal, der an der Tafel kreist, die schönen Lieder meiner Heimath, die Edawunder, wie Sigurd den Drachen schlug, wie Baldur starb und wie die hohen Asen selbst ihr Schicksal tragen müssen nach dem Wind, der in dem Laub der Nerneneiche flüstert!

Horatio.

Halte Dir das Vieh da vom Leibe!

Faust (zum Hunde).

Kusch! Prästigiator!

Hamlet.

Der Hund hat Lust an mir —

Horatio.

Was schnuppert er an deinen Lenden?

Faust.

Das gute Thier schmeichelt sich gern bei fremden Menschen ein — (bei Seite zum Hunde) verfluchter Zottelpelz, wirbst und reibst um Jedermann herum — ja stiere nur, Satan —

(Er stößt ihn — der Hund knurrt.)

Studenten.

Ihr seyd der Taschenspieler Faust?

Andere.

Der Tausendkünstler, der, wie unser HErr, aus Wasser Wein macht?

Andere.

Faust, der Köpfe abschlägt und sie ohne Fährlichkeit wieder anleimt?

Horatio.

Gebt uns doch ein Stück zum Besten, wie Ihr dem Kaiser Maximiliano einst in Inspruck den großen Alexandrum und dessen

Gemahlin fürgeſtellt habt! Teufel auch! Dem Kaiſer ſtanden die Haare zu Berge, als er ganz verlegen der Macedoniſchen Majeſtät, die ein winziges Männlein mit rothem Barte war, die Hand bot.

Hamlet.

Weckſt Du nur Todte?

Fauſt.

Auch Lebendige. Aber was wollt Ihr Geiſter! Ihr jungen Bärte habt noch die ganze, friſche, in ihren thauigen Reizen ſtrahlende Welt! Laßt die Geſpenſter, die ich aus Verweſungsſtaub deſtillire, mürben und abgeſtorbenen Begierden! Fordert Lebendige!

Horatio.

Macht, macht!

Fauſt.

Da Ihr's wollt, wohlan! Aber ich thu' es gezwungen, wie Proteus, da er weiſſagen ſollte.

(Die Scene füllt ſich mit Rauch und Nebel.)

Horatio.

Ich glaube, aus dem Pudel kommt's heraus.

Studenten.

Irgend muß es brennen. Schwarzer Qualm ergießt ſich in langen gewundenen Locken von einem Heerde, den man nicht ſieht.

Horatio.

Rothe Funken kniſtern. Die Wolke malt ſich immer blauer, heller, prächtiger, als ginge hinter einem Transparent die Sonne auf.

Fauſt.

Heus, Heus, Mephiſtophele! In der Weihenacht S. Andrä hält ſie Wacht, löſet und bindet Knoten der Liebe, ob, wen ſie treu erfindet einmal und zweimal, es auch noch bliebe, wenn ſie zum drittenmal das Schickſal zitternd befragt. Löſche das Licht am Herd und reiß' ſie weit über die See, Heus, Heus, Mephiſtophele!

Studenten.

Ein Bild! Ein Schatte! Kein bunter Schatte — es leibt und lebt.

Hamlet.

Horatio!

Horatio.

Ein reizendes Phantom!

Hamlet.

Die Hüfte! Ihr blaues Auge! Ihr lockig Haar, das sich in blonden Wellen vom Scheitel auf den Busen niedergießt. Es ist, Horatio —

Horatio.

Sie grüßt — sie lächelt —

Hamlet.

Ophelia! Unschuldsspiegel, von unserm unreinen Athem angehaucht, erblinde nicht!

Horatio.

Sie weicht zurück; die Farben bleichen aus.

Hamlet.

Nein, o Luft, ich halte dich, täuschender Versteck!

Horatio.

Den Zauber rissest Du ein, weil Du sie nanntest — sie sinkt in Nichts zusammen — da — da — die Gaukelei! Was, Satanspossen!

Studenten.

Da reitet er fort, der Zauberer!

Andere.

Auf den Hund gekommen! Halloh, folgt ihm nach!

(Jann reitet auf dem Hunde durch die Luft fort. Die Uebrigen stürzen ihm nach.)

## Zweite Scene.

In einem entlegenen Theile der Stadt. Nacht, nur ein einzelnes Fenster an einem kleinen Hause ist erleuchtet.

**Hamlet.**

In dieser Gegend — sagte man. Hier finde sich Einer nur zurecht! Ein graues Häuschen — Ja, der Rauch der Nacht macht Alles grau. Nicht eine Seele hör' ich — Da huscht eine Fledermaus — was Teufel, sie setzt sich in die Feder des Barets — s — s — so — Sieh, ein Licht! Ich will doch näher gehen. Ja, das ist er drinnen — welch ein räuchrig Hereninventarium steht an den schwarzen Wänden — still — man spricht; es sprechen Zwei — Ich sehe den Andern nicht. Nur der Hund liegt am Kamin und wärmt sich die Schnauze. Ich sehe wahrhaftig Niemand weiter in dem Loch und doch hält man deutlich Zwiesprach. — Mir graut — Ich will doch lauschen, eh' ich poche.

Von drinnen.

**Faust. Mephistopheles.**

**Faust.**

Ich ward für Dich. Von jener Opfer Last,
Die keuchend Du zu tragen hast,
Ist immer noch Dein Rücken nicht gebogen!
Du bist ermattet, Teufel, sprich, ist das,
Was Du vollbringst, Dein eigner Hass?
Ist es ein Andrer, der auch Dich betrogen?
Ich bin Dein Erbe, kann nicht mehr zurück —
Mir nützt es nichts, doch möcht' ich gerne wissen,
Bist von der Hölle Du ein einzeln Stück,
Das sich vom Ofen glühend abgerissen?

Biſt Du ein Knecht, biſt Du der Hölle Fürſt,
Zündſt Du die Gluth ſelbſt, die Du Andern ſchürſt?

Mephiſtopheles.

Ob ich ein Schnupftuch brauche, willt
Du ſagen, das die Rührung ſtillt,
Wenn von den Menſchenwinseln,
Die mein ſind, manche kläglichſt winſeln?
Ob ich Maſchine bin, ob Dilettant,
Ob ohne Kopf, nur eines Andern Hand,
Ob ich wohl gar einſt Menſch geweſen
Und dann als Spreu aus Euerm Korn geleſen —
Nein, glaubt! 'nen Mann, wie Euch, den ehrt man ſchon:
Ich bin der Fürſt der Hölle in Perſon.

Fauſt.

Die Menſchheit abnt's, daß hinter Deinem Thor
Auf Reue lauſcht kein gnädig Ohr
Und läßt Dich auch geboren werden
Nur aus Dir ſelbſt, gibt keine Mutter Dir;
Wir wiſſen nicht, aus weſſen Brüſten
Du ſogſt die unerſättlichen Gelüſten:
Großmutter nur, die alte Sieben,
War's, die mit Borſten-Haaren ihres Kinns
Aus Zärtlichkeit Dich manchmal wund gerieben.
Am Ofen ſchnarcht dabei ihr Kater Hinz,
Die Grindel ſchnurrt — den Faden feuchtet ſie
Mit Naß, das ihr ein frieſig Auge lieh.

Mephiſtopheles.

O humoriſtiſcher Thor,
Du ziehſt die bunte Farbe
Dem grauen Reck der Wahrheit vor
Und ſprengſt mit einer wipigen Raketengarbe
Das in die Luft, was zu verſtehen
An Deinem Hirn es mangelt an Ideen.
So wiſſe denn, warum Großmutter

Und nicht des Teufels Mutter, als Bildungsmutter,
Womit man flügge Phantaſieen füttert,
Von Ammen Euch geſchildert wird.
Ich bin der Seufzer, den die Creatur
In mondhellen linden Sommernächten,
Allein vernehmbar den Gerechten,
Ausſtößt, der Thränenthau der Flur,
Der aus der ſiedenden Materie Brei
Zuweilen leiſe ausgeſtoßne Schrei;
Gott ſchuf mich und er ſelbſt zerſtört
Mich wieder, wenn ich kaum verjährt.
Er ſetzt mir nach, er läßt mich nirgend harren
Und mich zu keiner kalten Form erſtarren.
So bin ich nichts als nur ſein eignes Beben,
Wie er ſich ſchüttelt, wenn er ſeine Kraft
Als Stein am Stahle Leben
Erprobt und ſprühet, ſpricht und ſchafft.
Gebornes bin ich nicht, von Gotte Zeuge nur
Und bloße Zeugung, ausgeſpritzt in die Natur.
In Allem find' ich meinen Vater,
Berg, Thal und Luft iſt meine Mutter,
Und das Erfleckliches ich nicht verhehle,
Beſonders in der Menſchenſeele.
Nun weißt Du, wer mich leben macht,
Wer mich geherzt, geküßt, belacht,
Und wer aus meinen allerliebſten Augen,
Sich einen ganzen Himmel weiß zu ſaugen.
Es iſt die Welt! Großmutter aber ſitzt, gekauert
Wie eine Schlang' am letzten Loch der Welt,
Das alte matte Auge lauert,
Ob Demiurg das thut, was ſie bei ihm beſtellt;
Und wenn Gott juſt nicht pirſcht in dem Reviere,
So öffnet ſie mir wohl die Thüre
Und läßt verſtohlen mich zu ſich herein,

Dann ſchenkt ſie mir ein Gläschen tauſendjähr'gen Wein
Und packt mir alle Taſchen
Mit Kuchen voll und Zuckerwerk zum Naſchen.
Dafür muß ich ihr dann den krummen Rücken
Aus Dankbarkeit manchmal ein wenig jucken.

Fauſt.

Du miſchſt Dich in das Göttliche, Du Quark,
Und thuſt, als wär' der Erde Mark
Mit Deinem Schlamm verſetzt, als kneteſt Du
Den Sauerteig zum Brod des Himmels zu?

Mephiſtopheles.

Nenn zwiſchen Höll' und Himmel mir den Damm,
Den Ort, wo Gut' und Böſes ſich zerklüften!
In das Erhabne, wie in einen Schwamm,
Saug' ich mich ein mit meinen ſüßen Giften.
Ich ziehe Gottes Mantel an,
Friſir' mein Haupt mit des Olympiers Locken;
Auf leiſen wollnen Socken
Schleich' ich zur Schwärmerei heran
Und bring' durch ein'ge ſalbungsvolle Sprüche
Die arme Seele in die Brüche.

Fauſt.

Ich ſah es heut' —

Mephiſtopheles.

Woran?

Fauſt.

An jenem Dänen.

Mephiſtopheles.

Den jungen Hanſen wollt' ich ſpänen
Vom Euter milchiger Doktrinen.
Das hat ſo blaue, blonde Frühlingsmienen,
Das iſt im ew'gen Stolz, in Hochmuth und Allarm
Und tiſpelt nur dem Teufel unterm Arm.

Faust.

Wie glücklich war er nur, als wir Ophelitens Schatten
Ihm vorgezaubert hatten.
Er glaubt' an die Gespenster —

Mephistopheles.

Still, still, da lauscht das junge Blut am Fenster.

## Dritte Scene.

Faust's Behausung. Der Innere.

**Faust, der Hund, Hamlet** (recht tragisch).

Faust.

Wer sucht mich in so später Nacht? Herein!

Hamlet (tritt ein).

(Für sich.) Behüt mich Gott, ich sehe wahrhaftig nur Einen und doch sprachen Zwei! (Laut.) Mein Lieber, Ihr habt auf dem Markte so verwunderungswerthe Dinge versprechen können, daß ich Euch bitte, mir dasselbe Weib, das wir sahen, zum andern Male herzuzaubern.

Faust.

Möchtest Du nicht lieber Pygmalion seyn, der aus einem Stein einst Leben schuf, nur von mir die Formel jener geheimnißvollen Schöpfung lernen? Dies wäre eines lernbegierigen Mannes würdiger, als der Kitzel bloßer Neugier, den Du von mir verlangst.

Hamlet.

Ich nehme Deine Meisterschaft als ein Wunder, dessen Erklärung mir keine unruhige Stunde machen soll. Ich will nur Ophelien wiedersehen und jene süßeinen Schauer über meinen Nacken rieseln fühlen, die zwischen Furcht und Wollust eine so unaussprechliche Mitte halten.

Faust (für sich).

Die lallende Kindheit! Solch unnachdenkliches Wandeln an einem Abgrunde, den er nicht sieht, solche naive Empfindungsseligkeit gegen das, was mit helleren oder dunkleren Farben auf den Teppich der Wesenheiten aufgetragen ist, bringen mich in Empörung. So sollen die Geister der Unterwelt sich selbst in Deine

Arme werfen und ein Maal auf Deinem Körper zurücklassen, daß Du in ewiger Unklarheit seyn wirst, welches Deine Heimat ist!

Hamlet.

Besinnt Euch nicht! Laßt die Elfen ihre klingenden Tänze beginnen und zieht von dem unsichtbaren Reiche der Geister die verhüllende Decke weg!

Faust (wachend aufsteht).

Heus, Heus, Mephistophele! Sprenge die nächtlichen Felsen und öffne dem lechzenden Auge ein Thal, lieblich beschienen vom Staub des rollenden Sonnenwagens! Laß über einen blumigen Wiesenplan sich das Dach der schattigen Rebe strecken und deren zarte Ranken das Haupt eines Weibes küssen, das Du kennst. Pfeif' auf einem Lindenblatt und locke die Vögel des Waldes, daß sie die üppigen Verschlingungen Deines Werkes beleben, daß sie die Schnäbel wetzen zu süßen Präludien ihrer Zärtlichkeiten! Mach' den Schluß, heus, Mephistophele!

Und es geschieht also.

(Faust und der Hund sind verschwunden.)

## Hamlet. Ophelia.

Hamlet.

Ja, sie ist's, Ophelia! Die weiße Lilie, beschienen von dem glühenden Roth der Muskatellertraube! Ob ich ihr nahe? Mein Aug zögert aufzutreten; denn ist dies nicht Alles die verwirrte Täuschung meines Auges?

Ophelia.

Grüß Dich Gott, Hamlet.

Hamlet.

Grüß Dich Gott? Sie ist kein Schatten der Hölle.

Ophelia.

Du bist stolz geworden, Prinz! Und so blaß, das Auge wie verdorrend. Hat Dir draußen Niemand die Furchen von der Stirn geküßt? Nur die Lippen scheinen die Canäle des heißen

Blutes geworden zu ſeyn; ſie ſchwellen wie die Kirſche, die zu zerſpringen droht.

Hamlet.

Es iſt Opheliens Stimme; aber ihre Worte verrathen die Blume nicht, die feuchte Perlen weinte, wenn man ſie nur ein wenig hart ritzte.

Ophelia.

O Hamlet, befrage den ganzen Hof, ob ich je eine Vergeſſenheit Deines theuern Namens verrathen habe! Auf meinem Herzen trug ich die Angedenken, die ich in der Stunde des Scheidens aus Deinem Haare ſchnitt, wohl gezählt, zwei hundert ſieben und fünfzig blonde Seidenfäden.

Hamlet.

Jetzt erſt erkenn' ich ſie. Dieſe kindiſche Naivetät ſteht ihr reizend ſchön und verräth mir all die holden Schüchternheiten, die bei den erſten Küſſen an ihr aufflatterten, wie ein Schwarm verjagter Tauben. Sie iſt's; aber wie umgekehrt — Lockender als je iſt dieſe Stimme — Ophelia, nun den Kuß des Wiederſehens! (Ophelia verſchwindet.) Da iſt ſie hin! Ich bin wie Jrion und habe ſtatt der Juno eine Wolke im Arm. Aber ich muß —

Geiſterſtimmen.

Seht, ſeht, er ſtürzt dem Schatten nach, wie berauſcht von einem Liebestrank. Seine heiße Sehnſucht ſengt das friſche Grün des Feldes gelb. Immer enger, enger ſchieben ſich die Hügel zuſammen und die Hinderniſſe, die unter ſeinen Füßen wachſen, hemmen den ſtürmiſchen Lauf. Hamlet! Hamlet! Wahnſinnverblendeter! Dort iſt Ophelia! An dem hohen Fenſtergitter des Thurms flattert und weht ihr Schleier. Sie winkt. Sie weint. Sie ſtreckt die Hände, die hülfloſen, gefeſſelten Hände aus nach Dir — rette ſie!

Hamlet (vor einem Thurm in einer finſtern Gegend).

Mein Athem ſchwindet. Jch hörte von Männern, die heimlich liebebezaubert ſind, daß man Johanniskräuter in ihre Schuhe legt und ſie zu laufen zwingt, laufen, laufen Meilen weit, um mit

dem triefenden Schweiß das Gift, das entzündende Gift der Liebe, recht in ihren Adern heiß zu ſieden. Das Bild will mich nicht verlaſſen und lächelt mich aus Buſch und Baum mit ſo anmuthsvollen Zügen an, daß ich hinſterbe im Verlangen nach Dir, Ophelia!

Ophelia (oben am Fenſter des Thurms).

Wer ruft mich? Biſt Du es Hamlet?

Hamlet.

Hinter dem eiſernen Gitter ſchimmert es weiß.

Ophelia.

Mir iſt's, als wär' ich auf Greifen durch die Luft geflogen; aber es war nur mein Vater, der mich aus Deinen Umarmungen riß und in dieſem Thurme die überquillenden Gefühle büßen läßt. Du biſt es doch, was unten zwiſchen den Gebüſchen geht?

Hamlet.

Ich hör' eine weibliche Stimme, etwas tiefer, als die Ophelions iſt. Sollte ſie ſelbſt jenes weiße Schimmern ſeyn?

Ophelia.

Nimm dieſe Blume, Hamlet, die ich hinunterwerfe und drücke ſie an den Stein, ſo wird er überall weich werden und Dir ſein Erſteigen erleichtern.

Hamlet.

Was fällt dort? Ein Haſenſchwanz — aber ſieh, die Mauer weicht, wenn ich mit dem Fuß drücke. Ich ſteig' in die Nischen. Sie iſt's. Ich klimme hinauf zu Dir, Ophelia! Da — da — faß meine Hand — hilf mir, lächelndes Bild! Ophelia! wo iſt ſie!

Geiſterſtimmen.

Wo er ſie faßt, gerinnt die Luft in Nebel. Nur dem Gelüſt, nicht der keuſchen Liebe, hält der Zauber Stand. Seht, ſeht, wie ſich die dunkeln Schatten der finſteren Schlucht allmälig erhellen, wie unter Hamlet, dem unabläſſig ſteigenden, ſich das alte Gemäuer in Marmortreppen verwandelt! Tauſend Lichter werfen ihre blendenden Strahlen auf die glatten Wände eines Pallaſtes, deſſen Echo von den Tönen einer verführeriſchen Muſik wiederhallen. Dort von den Säulen ergießt ſich ein Strudel tanzender Paare, rechts

ein andrer, ein dritter, — o wie die Luft den Fuß beflügelt! Wie sie schnell vorübergleiten und sie sich winken, lächelnd, mit rosigem Lächeln. Hamlet! Du zauderst?

Hamlet (mit einem rauschenden Tanze).

Ich fasse blind hinein in die Reihen der Mädchen, weil ich sie überall zu sehen glaube, die ich suche. Ich schwinge mich einen Augenblick in den wonnigen Reigen und sehe dann die Täuschung. Ah, dort rauscht ihr Gewand!

Ophelia.

Wie ihm die Lichtstrahlen immer den Staar stechen und er immer wieder erblindet! Er sieht mich überall und täuscht sich überall.

Hamlet.

Beflügelte Libelle, weile! Das ist sie nicht — das — das — Ophelia, flieh in die Schatten jenes Gemaches!

Ophelia.

Wühle nicht so in meinen Locken, Sturmwind! Still! still! Laß die Quelle, die aus jenem Becken rieselt, sich murmelnd in das Geflüster unserer Liebe mischen! Hamlet! Du Rasender! Du hast keine Worte mehr, nur Seufzer. Ich zittre — Hamlet! —

Geisterstimmen.

Der Vorhang fällt. Die Geigen weinen nicht mehr; die Töne des Hornes verschwinden in das Rauschen des Waldes. Alles wird dunkel. Nur wir, wir, die Zeugen der Natur, decken leise den Vorhang auf und lauschen, wie sie sinken — — — ach, ach! wir spitzen die kleinen Augen vergebens; vergebens, wir sehen nichts, nichts als die Nacht und das undurchdringliche Chaos.

Faust.

Er schläft noch immer, der gute Thor. Er weiß nicht, daß er in den Armen der Hölle schläft.

(Hebt den Vorhang des Bettes zurück, wo Hamlet neben dem Hunde liegt. Der Hund kriecht wedelnd zu Faust herunter.)

Pst! Stör' ihn nicht, Satan, aus seinem Himmelstraume. Er wird nun hingehen in die Welt, zerrissen, unkräftig, nur lebend

in dem Schatten, den er wirft. Alle seine Worte werden an dem haften, was er sieht, und seine Entschlüsse werden gerade daran scheitern, womit er sie auszuführen sucht. Wie ein schwankes Rohr wirst du hin und her gewiegt werden, armer Knabe! Du wirst den Himmel zu umarmen glauben und nie ahnen, daß die Hölle Dir einen unlöschbaren Fleck wie einen Stempel aufgedrückt hat. Diese Bewußtlosigkeit aber und Unklarheit wird Dich retten; ja, das, was Du der Hölle verdankst, wird Dich dem Himmel erhalten.

Die Sonne langt schon über dem blauen Rand der Fichtenwälder herüber. Der Hahn krähet zum Zweitenmale. Es ist Zeit. Draußen wird es laut. Fort, fort!

(Faust und der Hund verschwindet.)

Stimmen draußen.

Hamlet, Hamlet!

Horatio (rufend).

Hier ist die Thüre offen. (Klopft an.) Sieh da, Hamlet! wir bringen Dir eine ernste und freudige Botschaft.

Hamlet.

Was ist?

Horatio.

Ernst ist der Tod Deines Vaters. Eines Tages in der Schlafstunde nach dem Essen traf man ihn kalt im Garten, mitten unter Blumen, die wehmüthig blickend über ihn ihr duftiges Haupt senkten.

Hamlet.

Mein Vater!

Horatio.

Freudig aber ist es, daß die Krone nun auf Deinen Scheitel wartet. Wir begrüßen Dich als Herrscher Deines grünen Inselreiches!

Die Uebrigen.

Heil, König Hamlet!

Hamlet.

Ich dank' Euch! Jetzt auf nach Dänemark!

# Epigramme und Xenien.

## 1.

## Börne's Tod.

Schön iſt's, ſterben im Kampf, gleichviel ob die Unſrigen ſiegen,
Wenn nur den ſinkenden Leib ſinkend die Fahne noch deckt!
Schön iſt's, ſterben im Kampf, wenn nur die brechenden Augen
Noch den Kamerad ſehn, der uns zu rächen ſich ſchlägt!
Selbſt wenn der Phalanx weicht, wenn Haufen gefallener Leichen
Dem verblutenden Muth ringsum verſperren die Flucht,
ſtirbt es ſich froh! — Doch ach! Du, Börne, ließeſt die Erde
Tief im Frieden zurück, tief in gefeſſeltem Schlaf,
ſtarbſt nicht, wie Du gewünſcht, auf offnem Felde der Ehre,
Starbſt im Dämmerungslicht, ſtarbſt, wie die Sonne verliſcht!
Sprach ein Ereigniß Dir Muth, daß von den zitternden Schatten,
So Du die Deinen genannt, Einer mit rüſtigem Muth
trät' in die Weite des Schuſſes, wo eben Du ſelber gefallen?
Hörteſt Du Waffengeklirr, oder nur feiges Geſeufz?
Ach, wie ſchmerzlich der Tod, wenn, nicht im rollenden Donner,
Vor dem Gewitter ein Held, ſchwül und verzweifelnd, erliſcht!

## 2.

## Neue Kunſtregeln.

Zweierlei drängt jetzt den Dichter: der Kunſt die Reize der Neuheit,
Jene Wahrheit zu leih'n, die den Ideen entquillt,
Oder, ſo lang die Idee mit der Welt, mit ſich ſelber noch ſtreitet,
Wenigſtens, was ſie ſchon hat, alte Bewährung, Natur,
Ewig zu ſichern, vor allen den Sang des Vogels, die alte
Rührung des Herzens und Nachts, was ſich am Himmel begiebt.
Zog ein einiger Klepper am Sonnenwagen der Dichtkunſt
Sonſt, ſo hat ſich ihm jetzt Spekulation zugeſellt.
Hier vermählen ſich Wilhelm und Doris, um zu beweiſen,
Daß die Seele nie ſtirbt; hier iſt's ein myſtiſcher Zweck,
Warum Emil den Hahn des Piſtols ſpannt, warum Aurora
Sich in den Gegner verliebt. Keines blieb das, was es war,
Alles wird durchſchimmert vom Transparent der Idee! Sey's!
Giebt nur die Sonne den Glanz, ſcheint nur die Lampe nicht durch!

## 3.

## Guter Rath.

nderte ſagten mir oft: „Ach, hängen Sie Ihre Kritiken
in den Nagel doch auf! Sie zerſplittern ſich nur!
ſen Sie Andren das Feld der kleinen Chronik des Tages;
kritiſiren Sie nicht, polemiſiren Sie kaum!“
ich höre dies wohl und höre die Adria rauſchen,
Wo ich Muſcheln am Strand läſe viel lieber als Voß,
lwer und Marryat, lieber als Kühne's Kloſternovellen,
Muſcheln am Strand, wie ein Kind, das an der Farbe ſich
freu't;
e das Wiehern und Jauchzen der Lazaroni Neapels,
Die Cavaliere noch ſind gegen Gamins de Berlin;
e das Rauſchen des römiſchen Corſo, das wandelnde Glöcklein,
Das die heil'ge Monſtranz kündet dem Sterbenden an;
' an der Villa Virgil's, am Lago di Garda die Pinien
lüſtern, die ich begrüßt einſt ſchon in beſſerer Zeit,
e dort drüben das Wimmeln Venedigs, indeſſen man hüben
Noch mit dem Gondelier feilſcht, ſelig die Barke betritt
mit klopfendem Herzen die ew'gen Lagunen hinabwogt.
äme mir nächtlich ein Gott, ſpannte den Pegaſus aus,
am Fuß des Parnaß, ſtatt im Grünen zu weiden, nur Furchen
iebt für Gerſte und Korn, Furchen für Hafer und Flachs!

## 4.

## Die Tendenzpoeten.

Redet Ihr ſtets von der Zeit, der Idee und von dem Jahrhundert,
Weiß man wahrhaftig nicht, wie man Euch ſelber kommt bei.
Habt Ihr Talent, wie ſoll man, was Euer, wohl ſondern und ſcheiden
Von dem himmliſchen Stoff, dem Ihr das Beſte verdankt?
Habt Ihr es nicht — was klagt Ihr mich an, daß ein Pfeilſchuß
Leicht den Apfel wohl trifft, aber auch leicht die Idee?
Das iſt der Muth der Kritik, daß man das Jahrhundert zu ächten
Wagen muß, wenn ſich das Nichts rühmt, ſein Sprößling zu ſeyn.

## 5.

## An Franz Dingelſtedt,

als Schullehrer in Fulda.

(Bei einem Beſuche ihm in ein Schulbuch verſteckt.)

Wie man wohl öfters in ein Buch
Ein Roſenblättchen legt,
Daß den pedantiſchen Geruch
Der ſüße Duft verjägt.

So berg' ich im gelehrten Wuſt
Dir dieſes kleine Blatt,
Daß er, Dir ſelber unbewußt,
Den Duft der Liebe hat.

Daß Dich's wie milder Frühlingswehl
Beim Studium umzieh'
Und aus dem Bakel ſproſſen läßt
Das Grün der Poeſie!

## 6.

## An G. Herwegh.

### Zu Neujahr 1843.

Verwelkt sind schon die grünen Tannenzweige,
Die man mit Weihnachtslichtern Dir bescheert;
Von Bundesmahlen, wo man Dich geehrt,
Blieb nichts zurück, als die Philisterneige.

Verfluch die Töne Deiner Zaubergeige!
Das ist ein Volk, der Dichterhand nicht werth!
Wie hat sich das im Nu so umgekehrt!
Erst straßendreist und nun so straßenfeige!

Vielleicht ergötzt Dich schon das Lärmgetriebe,
Vielleicht stehst lächelnd Du am Zürich-See
Und denkst: In Alpen mögt ihr mich verbannen!

Denkst: Bleibt mir nicht noch eine Siegstrophäe,
Aus düsterm Nadelholz der märk'schen Tannen
Ein Weihnachtszweig, die dort gefundne Liebe?

## 7.

## An einen tropiſchen Dichter.

Freilich, räthlich iſt es nicht,
Immer Wüſtenſand zu beißen;
Und man kann es nicht einmal
Jetzt noch freiligräthlich heißen.

---

## 8.

## Ein Schleiermacherſches Wort.

Du hatteſt ſonſt den Ruhm, zu ſein im Worte ſinnig,
Warum verdarbſt Du ihn durch das Gefug: ſchlechthinig!
Kommt dieſes Wort in Cours (zu denken, wär' es grauſig!)
So ſagt man bald vielleicht: nachdemig und gradauſig.

---

## 9.

## Die Reiſe des blinden Schullehrers Knie. Herausgegeben von W. M.

Bekanntlich will einmal der Blinde
Bei Gellerten den Lahmen führen!
Hier aber führt den Armen mit der Binde
Ein Lahmer unverſehens ſpazieren.

---

## 10.

### Ein Profeſſor der Aeſthetik im Jahre 1840 ſein Collegium ſchließend.

Endlich zuletzt von Tieck der Aufruhr in den Cevennen —
Weiter gehen wir nicht. Was auch dahinter noch kommt,
Iſt der Rede nicht werth. Seit achtzehn hundert und dreißig
Warten wir leider umſonſt noch auf den folgenden Band.

---

## 11.

### Ein Student frägt nach der Vorleſung beim Hinausgehen.

Mit Verlaub, Herr Profeſſor, die Reiſebilder von Heine,
Denken Sie Gutes davon?

### Der Profeſſor, ſich beſinnend:

Heyne? von Heyne? bei Gott
Kann mich wahrhaftig nicht gleich — der treffliche Archäologe
Heyne? ſchrieb Heyne denn je Itinerariſches auch?

---

## 12.

## An F. D. Strauß.

Als die Mutter Dir ſtarb, da hat ſie Dir ſicher gelobet:
„Haſt Du geirrt, mein Sohn, ruf' ich's von drüben Dir zu;
Hab' ich den Heiland geſeh'n und ſeine Maale berühret,
Hat er ob dem, was Du ſchriebſt, finſter das Auge gerollt,
Komm' ich des Nachts Dir im Traum und warne Dich, weiter zu wandeln
Auf dem Wege, den Dir, David, Dein Genius wies!"
Siehe, Du träumſt und träumſt und die Mutter kommt Dir im Traume;
Aber ſie lächelt Dir nur, lächelt Dir: Wandle nur fort!

## 43.

### Das Endreſultat des „jungen Europa“ von H. Laube.

Stolz durchwandelt er da die Parkanlagen von Muskau,
Stolz ein Dichter zu ſeyn, träumend von Adel zu ſeyn:
Hinter ihm her ein Jokey, das fürſtlich Laubiſche Wappen
Auf den Knöpfen: Macerhandſchuh' im goldenen Feld!
Hinter den Bäumen ruft ihm die Fürſtin Conſtanze: Valerius,
Iſt es Ihr Ernſt, mon ami; ſind Sie, bei Gott, Oekonom?
„Ja, andaluſiſches Weib, nach vielen verfehlten Tendenzen
Brenne Kartoffeln ich jetzt, baue mir ſelber den Kohl.“

## 14.

## H. Heine.

Daß er ſich ſelbſt nur bezweckt, ſoll man dem Dichter nicht wehren;
Wäre dies Selbſt nur ſo groß, herrlich und weit wie die Welt!

---

## 15.

## Heine's Produktivität.

Heine's Salon No. 4. wird bringen: Erſtens ein Dutzend
Lieder, das einmal bereits ſtand im Salon No. 1.,
Dann die Gellert'ſchen Fabeln und Anekdoten von Müchler,
Ferner ein klein A-B-C nur für den Schulengebrauch,
Endlich zuletzt ein Excerpt aus Bröder's latein'ſcher Grammatik,
Mensa durchdeklinirt — Alles zuſammen, damit
Man die Cenſur vermeide, auf zwanzig Bogen, nicht drunter!
Bin ich nicht immer noch jung, bin ich doch immer noch reich.

---

## 16.

## H. Heine als Sänger „koloſſaler Gliedermaſſen".

Keine der Boulevards-Daphnen, nach denen Du reimend gelaufen,
Wandelt wie einſt dem Apoll je dir in Lorbeer ſich um.

---

## 17.

## Xenien.

Flatt're, beflügelte Schaar! Wenn Deine Spitzen nicht treffen,
Daß Dein Gefieder vielleicht dennoch das Auge ergötzt!

---

## 18.

## Embarras des richesses.

Zieh' ich nach Norden zuerst, nach Süden, zieh' ich nach Westen,
Zieh' ich nach Osten? Es ruht ringsum satyrisches Wild.

---

## 19.

## Der deutſche Buchhandel.

Nicht mit dem Genius im Bund, nein, nur im Bund mit dem Stahlſtich,
Beut' ich Länder und Meer, Himmel und Taſchen noch aus.

## 20.

## Der Meßkatalog.

Alles verwelkt, es ſchwindet die Kraft, es verſiegen die Quellen,
D'raus der Genius ſchöpft! Du nur gedeiheſt und blühſt!

## 21.

## Schiller-Induſtrie.

Haſt es geahnt, auch Dein eigenes Ich, Dein Denken und Dichten
Ward dem Volke zur Kuh, die es mit Butter verſorgt.

## 22.

## Die deutschen Zeitungen.

Hecken einander ſich auf und ſpringen und zeugen und pflanzen
Gräulich ein gräulich Geſchlecht gräulicher Lügen nur fort!

---

## 23.

## Die deutſchen Zeitungen.

Selber fänden wir an, was Viktor Hugo geſchrieben;
Doch Einrückungsgebühr zahle der Deutſche Poet!

---

## 24.

## Non admittitur.

Sagt, wie hält man die Luft, wie hält man die Welle vom Strome,
Von der Sonne den Glanz, Wirkung von Urſach zurück?

---

## 25.

## Die bedingte Preßfreiheit.

Ewig leſen wir nur von bedingter Freiheit der Preſſe.
Giebt's ſeit dem Wiener Congreß nicht die bedungene auch?

## 26.

## Der Grammatiklehrer Th. Heinſius über Preßfreiheit.

Ehre Dir, daß du uns lehrſt zur orthographiſchen Regel:
Schreibe ſtets ſo, wie Du ſprichſt! jetzo auch: So wie Du denkſt!

## 27.

## Der großmüthige Cenſor.

Hiebe, mein Freund, auf die Andern, die kann ich, die darf ich nicht dulden!
Für die Witze auf mich biet' ich den Rücken Dir gern.

## 28.

## Die deutſchen Univerſitäten.

Waſſer zwar immer in's Faß der Danaiden! Doch leiſe
Gleitet es unten hinweg, wäſſernd die Mühl' und die Flur.

---

## 29.

## Troſt.

Tübingen, Jena und Halle — ſo lange der Eule Minervens
Hier noch ein Plätzchen verbleibt, fürchtet, o Deutſche, für Nichts

---

## 30.

## Göttingen.

Weil Du im Zeitgeiſt nie, nie in dem Volke gewurzelt,
Machte ein einziger Sturm Dich auch entblättert und kahl!

---

## 31.

## Bonn.

Grafen beſuchen Dich viel und Prinzen halten Studierens
Halber ſich gern in der Näh' Kölns und des Carnevals auf.

---

## 32.

## Heidelberg.

Alt ſchon werden die Herren und ſtumpfer die Witze; doch hält Dich,
Der Honorare nicht zieht, Dein Profeſſor Natur!

---

## 33.

## München.

Der Dekan ſpricht beim Immatrikuliren:

„Unterſchreiben Sie erſt den Revers, daß Sie keine Verbindung
Je und irgend gehabt!"

Der Student antwortet:

„Mit der Minerva auch nicht?"

---

## 34.

## Deutſchlands Einheit. 1838.

Voller ſchon pulſte das Herz, da ſchließt uns die ſüdliche Kammer
Petri Schlüſſel zu Rom, Lug aus Italien, zu.

---

## 35.

## Gemiſchte Ehen.

Fluche nur läſternd dem Bund, den das Herz mit dem Herzen geſchloſſen!
Der uns die Liebe gebot, Jeſus, der ſegnet ihn ein.

---

## 36.

## Der proteſtantiſche Landwehrmann.

Vor dem Sanctissimum knie'n? So wißt, daß vor Gotte zu ſtehen
Aufgerichteten Haupts, unſer Sanctissimum iſt!

---

## 37.

### Schönes Kompliment.

Gerne blieb' ich bei Euch, doch verzeiht dem Naturphiloſophen,
Wenn's im Sande der Mark ihm nur ein Jährchen gefällt!

---

## 38.

### Rückert.

Ich auch komme zu Euch; doch müßt Ihr dem Dichter geſtatten,
Daß er im Jahr' etwa drei Monat' zum Frühling entflieht.

---

## 39.

### Der alte Kottwitz aus der Priegnitz.

Hol' Euch der Henker! Im märkiſchen Buſch ſchlägt Zinke und Sproſſer
Und von dem Dichtergewächs nenn' ich den Kleiſt nur und Tieck.

---

## 40.

## Der Berliner.

Zwar nicht glüht mir das Aug' in melancholiſchem Tiefſinn:
Aber im lachenden Blau ſpiegelt die Sonne ſich hell.

---

## 41.

## Weimar.

Nicht an Weiler und Stadt iſt gebannt die Ehre der Deutſchen:
Ueber die Lande hinaus wehet der Odem des Herrn.

---

## 42.

## Freundliches Entgegenkommen zwiſchen Heilbronn und Köln.

Steine ſchenken ſie ſich, um ihre Dome zu bauen,
Wäreſt durch Zufall Du doch, Stein auch der Weiſen, dabei!

---

## 43.

## Die Pariſer Steine von 1830 und die Bibericher von 1840.

Einſtmals ließ man durch Steine ſich blutig einander zur Ader;
Jetzo läßt man durch ſie ſtill ſich das Waſſer nur ab.

---

## 44.

## Engerer Anſchluß.

Erſt im Kaffee, dann im Kattun, in der Seide, einig im Zucker —
Geht erſt der Magen voran, folgt dann die Seele wohl auch.

---

## 45.

## Vereinsmünze und die ſüddeutſchen Weinreiſenden.

Hoch auf Boruſſias Wohl! Denn mit den doppelten Thalern
Hat es dauernd den Preis nun des Champagners fixirt.

---

## 46.

## Der deutſche Rhein.

Haben ſoll'n ſie ihn nicht, ſie ſoll'n ihn nicht haben, ſo lange
Zu dem Becker'ſchen Lied man noch die Arie ſucht.

---

## 47.

## Der freie deutſche Rhein.

Schon von den Alpen herab trägſt Du die Farbe des Meeres!
Meerwärts walle, denn im Ozean da biſt du frei!

---

## 48.

## Die merkantiliſche Frage.

Ja, der Handel ſoll blüh'n, der Friede und friedlich Vertrauen!
Fiel' der Gedanke nur nicht ſchnarchend in ſchimpflichen Schlaf!

---

## 49.

## Wirth und die Volkshalle.

Was mich an Fürſten verdrießt, das iſt ihr ewiges Mißtrau'n;
Oder merkten ſie nicht, wie Du gereift zum Lakai?

---

## 50.

## Derſelbe und Dieſelbe.

Von der Tribüne herab — die Jugend mußte Dir lauſchen.
In der Halle des Volks ſchallte nur wolkiger Hall.

---

## 51.

## An Tauſende.

Die ihr uns einſtens geſchmäht, Ihr ſollt jetzt: Sie ſoll'n ihn nicht haben!
Wer für die Freiheit nichts weiß, weiß ſich was als Patriot!

---

## 52.

## Stüve und Dahlmann.

Beide habt ihr die Zeit in blindem Wahn einſt verketzert:
Opfert der Reue den Kranz, den ſie bewundernd Euch beut!

---

## 53.

## Die Hannöver'ſchen Doctrinäre von 1832.

Feilſcht nicht erſt mit der Zeit, was Ihr duldet, was Euch genehm ſey,
Sonſt wirft zornig ſie einſt Kram Euch und Waag' an den Kopf!

---

## 54.

## Das Herrmanns-Denkmal.

Einen Arminius gab's. Er ſchlug die Römer. Thusnelde
War ſein liebendes Weib. Weiter weiß man von Nichts.

---

## 55.

## Frage an Herrn von Bandel.

Fandeſt Du denn im Volk nicht einen geſchichtlichen Helden,
Daß in der mythiſchen Zeit graueſte Nebel Du griffſt?

---

## 56.

## Nacheiferung.

Baader, de groote Hannes, de het de Törken geſloagen?
Vor ſoo'n allmächt'gen Keerl, was ook keen Wunner daby!

---

## 57.

### Hegeliter und Hegelinge.

Dieſe verſtrickten wie Fliegen ſich in dem logiſchen Netze:
Jenen bob ſich im Zwang freier nach Freiheit die Bruſt.

---

## 58.

### Auf Hitzigs Warnung vor Belletriſtik.

Beſſer, daß zehn Stuberten ſich die Tartüre verſperren,
Als daß ein einzig Genie unter dem Hofrath erſtickt.

---

## 59.

### Ruhm und Gold.

Ruhm, mein Knabe, entſtand aus rumor. Erſtere Sylbe
Ward dem Deutſchen. Das or ließ man in Frankreich zurück.

---

## 60.

## Der transatlantiſche Unbekannte.

Schriebeſt Du Engliſch zuvor, wie würdeſt Du reißend geleſen!
Wer dem Deutſchen gefällt, komm' als ein Fremdling zu ihm!

---

## 61.

## Leſſing.

Endlich rechnen ſie Dich, mein Leſſing, Sänger des Nathan,
Auch den Claſſikern zu! Cotta ja hat Dich gekauft.

---

## 62.

## Jean Paul.

Innig haſt Du geliebt, Dein Volk! O kannſt Du vergeben,
Wenn es den Titan vergißt, Bulwer und Bremer verſchlingt?

---

## 63.

### An Justinus Kerner.

Möglich, die Geister sind da; doch daß ich ihrer nicht glaube,
Ist das nicht eben so wahr? Ist's nicht mein menschliches Recht?

---

## 64.

### Das Glück der Täuschung.

Fliehest Du, Hoffnung, so weit — so laß mir den täuschenden Schatten
Nur noch so lange zurück, bis auch mein Auge verlischt.

---

## 65.

### Vergebliche Kritik.

Längst hat ein schärferes Aug' in Schillers Werken gerichtet;
Aber dem kindlichen Traum bleibt er vollendet und hehr.

---

## 66.

## Goethe.

Doppelwirkender Nam', anziehend zum Haß und zur Liebe! —
Aber was Liebe! Was Haß! Wunder beſtaunt man und ſchweigt.

---

## 67.

## Der Torſo.

Unvollendet für uns; für Dich vollendet, ein Ganzes!
Daß man ſo Vieles vermißt, zeugt nur für das, was Du gabſt!

---

## 68.

## Das Kind Bettina.

Rauher, mein Ariel, wird der Kritiker Hand, caliban'ſcher
Schon Dein eigenes Wort. Kehr' in den Äther zurück!

---

## 69.

### Bitte an dieſelbe.

Sey uns offen und wahr! Wirf in das keuſche Geheimniß
Deiner Liebe uns nicht täuſchende Mythen hinein!

---

## 70.

### Eckermann.

Tüchtig und ehrlich Dein Herz, philiſterhafter Dein Denken,
Aber lederner noch konnte ein Riemer nur ſeyn.

---

## 71.

### Das griechiſche Wörterbuch.

Autorität war Schneider, der Rektor billigte Paſſow,
Aber was Riemer geſagt, war ihm verwerflich und falſch.

---

## 72.

## Seltſames Bedientenvorrecht.

Haſſen könnt Ihr den Herrn; doch bin ich wieder von Allen,
Der ihn zu lieben auch ward Einzigſter privilegirt.

---

## 73.

## Goethe's Mitarbeiter.

Ich, ich hab' ihn gekannt, ich habe die Werke geſchrieben,
Die ſein unſterblicher Geiſt mir in die Feder diktirt.

---

## 74.

## Yo el rey: Yo el servo.

Schlegel hebe ſich weg! Weg Humboldt, Schubarth und Goeſchel!
Ihn zu bewundern das iſt Einem, und mir nur, verliehn.

---

## 75.

## Perſönliche Beleidigung.

Was an den Goethe'ſchen Werken man fehlerhaft findet, beleidigt
Mich perſönlich, der ich die Correktur davon las.

---

## 76.

## Riemer's Prophezeiung.

Einſt wird kommen der Tag, wo in Deutſchlands weiteſten Gauen
Jeder Bauer den Fauſt fromm wie die Bibel verehrt.

---

## 77.

## Frage.

Siehe, das wünſchen wir auch, die wir den Genius ehren;
Aber Du meinteſt vom Fauſt doch nur das erſte Fragment?

---

## 78.

## Niemer's Antwort.

Nein, auch den zweiten Theil! Wer für die klaſſiſchen Wunder
Nicht genug Griechiſch verſteht, ſchlage mein Wörterbuch nach!

---

## 79.

## Goethe's Haus.

Nicht in dem engen Gebäu mocht' ich den Genius ſuchen.
Draußen nur wehte mich an heilig die rauſchende Ilm.

---

## 80.

## Friedliche Beſchränkung und deutſcher Ruhm.

Wehmuth ergriff mich ſtets, ſah ich die berühmten Gelehrten
Wohnen ſo einſam und eng, Jena, in Deinem Geniß!

## 81.

## Guter deutſcher Troſt.

Vater und Großvater ſchon ſind vor dem Hauſe gewarnt dort!
Und noch der Enkel bewohnt's! Immer noch ſtürzt es nicht ein.

---

## 82.

## Jenaer Erſatz.

Hier aus dem grünen Thal kam ſoviel geiſtige Größe,
Daß die verlorene Schlacht man in dem Ruhme vergißt.

---

## 83.

## Leipzig.

Sind die Kuchen noch friſch und lädt noch immer das Tagblatt
Zum Schweinsknöchelchen-Schmaus, Liebe zum Stelldichein
ein?

---

## 84.

### Gewandhaus-Gefühle eines Durchreiſenden.

Lerchengeſang iſt mir lieber als Lerchenbraten; doch wäre
Beſſere Table d'hote beſſer als Eure Muſik!

## 85.

### Schwärmerei des neunzehnten Jahrhunderts.

Wunderlich! Dieſer muſikzerfloſſene Enthuſiasmus
Zeigt ſich in Mendelsſohntüll, Mendelsſohnshäubchen hier an.
Mendelsſohnsſchneppen und -Slipſen, -Jouletts und Mendelsſohnsmänteln;
Modiſch geſtaltet es ſich, weil's vom Gewandhauſe kommt.

## 86.

## Erfüllter Zweck der Musikfeste.

Göttlich brauste das Lied, die Speisen waren vortrefflich,
Und das hohe Entrée hatte die Kosten gedeckt.

---

## 87.

## Liederkränze.

Singe, wem Gott die Gabe verliehen, aber bedenk auch
In bedenklicher Zeit was sich zu singen geziemt!

---

## 88.

## Ein süd- und ein norddeutsches Musikfest.

Säh' ich mein einiges Volk und entbrauste der jubelnden Kehle
In meerstürmischem Klang einst so der Freiheit Choral!

---

## 89.

## Eidgenössisches Freischießen.

Völker versammeln sich hier, um nach der Scheibe zu schießen;
Träfe doch jeder Kanton lieber sein Schwarzes daheim!

## 90.

## Thüranschlag im Hotel Baur zu Zürich.

Alles im englischen Styl, in jedem Zimmer die Bibel,
Sonntags predigt ein Pfaff — Uebrigens fermez les malle»!

## 91.

## Zwingli's Denkmal auf der Gränze von Zürich und Zug.

Hier auf dem Berg fiel Zwingli und dort im Thal Kapuziner:
Reicht die Vernunft nur so weit, als sie besiegelt mit Blut?

## 92.

## Zürich.

Sonſt wohl konnte nach Rom man den Weg über Herrnhut nehmen,
Sicherer jetzt und gebahnt geht er an Bluntſchli vorbei.

---

## 93.

## Ditto.

Wenn einſt Rohmer vertheilt die Fürſtenthümer und Kronen —
Giebt er in dankender Huld Bluntſchli'n den päpſtlichen Stuhl.

---

## 94.

## Junge Doktrinärs à la Rohmer.

Geiſt in gemäßigtem Maaß, von Gemüth noch geringere Doſis
Und von Charakter vollends ſelten ein kleinſtes Atom.

---

## 95.

## Zur Schweizer Zoologie.

Nirgends ſah ich ſo braun gewiſſe grunzende Thiere:
Fuhren vielleicht in dies Volk hier Kapuziner hinein?

---

## 96.

## Hurter.

Wandern kannſt Du nach Rom und legſt Italienern zu Füßen
Vaterland, Bildung und Herz, Sprach' und germaniſchen Geiſt!

---

## 97.

## An die Bürger von Schaffhauſen.

Jagt ihn vom Heerde nicht fort und duldet den irrenden Prieſter!
Nur von dem donnernden Rhein wird ſein Gewiſſen betäubt.

---

## 98.

### Baſel.

Ehrbar bin ich und alt, als Wappen führ' ich den Rindskopf
Und mein Wechſelgeſchäft ſchmückt mir die Hörner mit Gold.

---

## 99.

### Lauſanne.

Roſen auf Alpenſchnee und ſonnengolden die Traube;
Aber ein pfäffiſcher Geiſt malt Euch das Alles in Grau.

---

## 100.

### Franzöſiſche Schweizer.

Gouvernantenmoral und pietiſtiſcher Clubbgeiſt:
Eins nur verſöhnt mich mit Euch, höflich ſeyd Ihr und rein!

---

## 101.

## David Strauß.

Darin auch find' ich Dich groß: Du ſchweigſt und freuſt Dich des Schweigens,
Während im Tagesgeſchwätz Andre verplappern den Ruhm.

## 102.

## Guſtav Pfizer.

Armer Vogel, Du trugſt zum Neſt Folianten zuſammen,
Zündeſt es an und verbrennſt, ohne ein Phönix zu ſeyn.

## 103.

## Lenau.

Wie ein Schmetterling flog Dein melancholiſches Dichten
Um die Flamme ſchon längſt, ach und es ſtürzte hinein!

## 104.

## An Franz Dingelſtedt.

Miſch' Dich in's Oberamt nicht, nicht in die Knöpfle und Spätzle!
Rathe zu Schwäbiſchem nie, rathe dem Hofe was deutſch!

---

## 105.

## Klugheitsregel.

Trägſt du ein neues Kleid, ſo nenn' es immer ein altes,
Weil du dem Vaterland ſonſt ariſtokratiſch erſcheinſt.

---

## 106.

## Der Wirth am Berge.

Hadern auch wollen mit Dir daheim ein Pfizer und Uhland,
Aber nach Außen erſcheinſt immer Du würdig und groß!

---

## 107.

## Hofrath.

O, ich hätte des Raths ſo viel den Höfen zu geben
Daß ich ſelber vielleicht nähme ein Hofrathpatent!

---

## 108.

## Bedingung.

Sey nur gewaltig der Fürſt! Auch müßt' ich einſam ihn ſprechen,
Tief in das Auge ihm ſehn, tief in die Seele er mir!

---

## 109.

## Sonderbarer Schwärmer!

Manche von unſren Monarchen, wenn ihre Finanzen erſchöpft ſind,
Ziehn die Poſa's nicht, Poſerts, die Spieler, zu Hof.

---

## 110.

## Die Beſchneidungsfrage in Frankfurt am Main.

Unſere loyale Cenſur beſchneidet den ewigen Juden,
Wie der Jude bei uns ewig beſchnitten auch bleibt.

---

## 111.

## Köln.

Wenn Dir O'Connel gefällt — man kann den Geſchmack nicht belehren....
Aber es widert ſein Lob, kommt es aus pfäffiſchem Mund.

---

## 112.

## Georgi in Gießen und Darmſtadt.

Deutſchland, glückliches Land, wo der Wahnſinn ſizt zu Gerichte
Und in dem ſtändiſchen Saal taumelnd ein Trunkenbold lallt!

---

## 113.

## Deutſche Wählerklugheit.

Weil uns zum Städtchen ſchon längſt ein kleines Chauſſeechen gefehlt hat,
Wählen den Teufel wir Euch, wenn ihn der Amtmann empfiehlt.

## 114.

## Realismus.

Ja, wir ſind ein proſaiſch Geſchlecht! Wer ſchwärmte, wer glüht noch!
Halt! Ein ſchwindelnder Geiſt fäßt uns für Aktien noch!

## 115.

## Die Gewaltigen.

Was mich an Fürſten empört, das iſt ihr Ritzen der Seele,
Das iſt die grauſame Hand, die ſich am Geiſte vergreift!

## 116.

## Prophezeiung.

Einstens noch wird, nach dem Spruch, die Wahrheit von Dächern gepredigt;
Baut ihr schon darauf hinaus deßhalb die Dächer so platt?

---

## 117.

## Klage.

Oftmals in zweifelndem Muth, in falschem Wahne der Dichtung
Sucht' ich die Dämmerung auf, wünschte katholisch zu seyn.
Jetzo wünsch' ich es wieder, doch nur um berechtigt zu streiten
Mit im heiligen Kampf für das erwachende Licht.

---

## 118.

## Monge.

uther ſchon nennen ſie Dich: wo aber entwüchſe ein Philipp
Oder ein Friederich noch unſrem Monarchengeſchlecht!

---

## 119.

## Andre Zeiten.

liefen nach Frankfurt ſie Dich, es ſprächen wohl Bundesgeſandte:
Münchlein, Münchlein, Du gehſt einen verzweifelten Gang!
ber die Excellenzen, ſie klopften vertraulich die Schultern
Nimmer dem Münchlein, wie einſt Luthern ein Edler in Worms.

---

## 120.

### Eines aber träfe zu.

Kämſt Du bei Eiſenach an, ſo ſprengten die edlen Gensd'armen
Wohl aus dem Thüringer Buſch, Glatz wird Wartburg für
Dich! *)

---

## 121.

### Schneidemühl.

Ja, was giebt es noch Wald, der zu Planken geſägt in der Mühle,
Nützlicher über den Strom, als in den Wildniſſen rauſcht!

---

## 122.

### Eine Aufgabe für Polizeirath Duncker.

Ungenäheter Rock, ſteckt hinter Dir auch Communismus?
Stand mit den Prieſtern vielleicht Radel und Weitling im Bund?

---

*) Hat ſich jetzt erfreulicher gewendet. Spätere Not.

## 123.

### Probe.

Wenn das verkrüppelte Recht und was sonst im Vaterland siechet
Würde vom Rocke geheilt, wär' es der ächte des HERRN.

---

## 124.

### Köln.

Brächtest dem Bischof Arnoldi du Millionen von Fackeln,
Schwarz selbst am Tage erscheint Kölner und Trier'sche Nacht.

---

## 125.

### Wunder.

Krankheit heilte der Rock? Gewiß, er heilte die Seelen,
Riß sie von Römischem los, gab uns zurück die Vernunft.

---

## 126.

## An den Biſchof Arnoldi.

Kurz war, Pfaff, Dein Triumph! Du frevelteſt an dem Jahrhundert
Und das Jahrhundert, es nahm Rache am päpſtlichen Stuhl!
Rathlos nahmſt Du den Rock aus der ſtaubigen Truhe der Zeiten,
Stellteſt ihn Kranken zur Schau, Weibern und kindiſchem Volk;
Aber es riſſen dafür die Räthe der einigen Kirche
Und mit vernichtetem Blick ſchauſt Du jetzt zitternd gen Rom!

## 127.

### Guido Görres.

ührender Unſchuldswahn! Wie der Alte noch trabt Rozinanten
Klatſcht das Söhnchen und ſchult tapfer ſein Pferdchen von Holz.

---

## 128.

### Der kleine Jaſon.

rgonautiſch beſinge der Rockfahrt heilige Mythe,
Ja, mein Söhnchen, das thu'! Singe, Jaſonchen, Dich ſelbſt!

---

## 129.

### Heil. Windeln.

iegen nicht irgendwo des Heilands heilige Windeln?
Guido machte darin gern noch ein Windelgedicht.

---

## 130.

## Deutſche Profeſſoren.

Heute noch führt man das Wort beim Champagner für Freiheit und Wahrheit,
Morgen erklärt ein Proteſt nüchterner, wie es gemeint.

---

## 131.

## Profeſſorengeburtstagsſtändchen.

Unten, da jodelt im Chor die Jugend dem kühnen Profeſſor —
Während ſich oben ihr Mann höflich vor Höflingen bückt.

---

## 132.

## Beſtimmung.

Zieh den Stachel zurück, Epigramm! Die Fürſten in Deutſchland
Ziehn nur die Klingel und gleich weiſt Dir den Weg ein Gens-d'arm.

---

## 133.

## Geſchichte.

Achte der Gegenwart nicht, ſie wird Dich nimmer verſtehen,
Lege zukünftiger Zeit gläubig Dein Haupt in den Schooß!
Achte der Mächtigen nicht — es kommen und gehen die Zeiten,
Einſt nach gerechterem Plan ordnet ſich Clio, was lebt!
O wie ſchrumpfen ſie ein, die jetzt der Purpur bekleidet,
Wenn der Hiſtoriker einſt richtet und richtet und ſchreibt!
Flattern ſeh' ich im Geiſt mit traurighängendem Fittig
Leichenvögel um Dich, prahlende Wirklichkeit, ſchon!
Träume ſchon ſcheint ihr zu ſeyn, vergeſſene Mythen und Sagen,
Wenn man im Inder Euch ſucht, Namen und Herrſcher von heut!
Zittern erregt ihr dann nur, wenn einſt von hölzerner Schulbank
Noch ein gelehrter Pedant Eure Verdienſte erfrägt!

## 134.

### Berlin.

Nun, mein helles Berlin, jetzt grüßen die Lenien Dich auch!
Schaff' uns ein gutes Logis! Haſt doch nun endlich Hotels!

---

## 135.

### Muſen und Grazien.

Sey doch nicht allzuſtolz! Du trägſt Nicolais Perücke,
Iſt ſie auch quäkeriſch jetzt oder teutoniſch friſirt.

---

## 136.

### Die Sandbüchſe.

Immer die alte Sucht des Beſſerwiſſens und Könnens,
Gegen die Sonn' und den Mond immer der alte Proteſt!

---

## 137.

## Spontini.

Maeſtro, belächle mit Stolz die Tadler Deiner Poſaunen!
Rellſtab, der Artilleriſt, führte Kanonen ins Feld.

---

## 138.

## Wahrheit und Dichtung.

Alles iſt friedlich und ſtill, auf der Bühne nur lärmen die Trommeln
Und die Begeiſterung blitzt in Colophonium auf!

---

## 139.

## Friedrich II. im „ſchleſiſchen Feldlager".

Weiter und weiter entrückt die Perſpektive des Alten —
Neulich ſchon ſpielt' ihn bereits täuſchend ein Kind vom Ballet.

---

## 140.

## Tieck, der verantwortliche Verfaſſer des Libretto.

Andern verdirbt er den Ton, verpönt die ſüngere Lyra,
Greift er nun ſelber hinein, iſt es Spektakel und Wuſt

---

## 141.

## Gutachten.

Schicken Sie's nur zurück nach Sansſouci! Nimmer geſtatt' ich,
Daß hier ein Drama gefällt, deſſen Verfaſſer mein Feind!

---

## 142.

## Niedrige Poeten-Schmeichelei.

Was iſt ein Heldentriumph, was iſt der Zug Alexander's
Gegen bequemes Relais-Reiſen im Wiener Coupé

---

## 143.

### Prinzeſſin Amalie v. S.

Sinnige Dichterin Du! Dein humoriſtiſcher „Oheim"
Wiegt mir Duzende auf Oktaviäne von Tieck.

---

## 144.

### Maaßſtab.

iebend ſoll der Poet des Volkes Schmerzen belauſchen
Und dem gemeinſamen Weh opfern ein ſtrömendes Herz.

---

## 145.

### Tieck's Blaubart.

„Mondbeſchienene Nacht," einſt ſchienſt Du Götter zu bergen;
Aber das Lampenlicht ließ hölzerne Puppen uns ſehn!

---

## 146.
## Aeſthetiſche Reaktion.

Alte Kater ſind gut, moderne Mäuſe zu fangen;
Aber mit Stiefeln? . . . o weh, Hinze brach ſich das Bein.

## 147.
## Der Humor davon.

Alles zurück, der Staat, die Kirche, die Schule, das Leben,
Auch die Künſte zurück, rückwärts die Literatur!
Doch ironiſch Geſchick! Antigone mußte uns lehren,
Daß es den Göttern gefällt, wenn man die Todten begräbt.

## 148.

## Am unrechten Ort.

Freiheit der Karrikatur iſt Karrikatur nur der Freiheit.
Narren bedürfen des Zwangs, Weiſe bezwingen ſich ſelbſt.

---

## 149.

## Schleiermacher.

Kalt wie die Säule des Memnon und nur harmoniſch erklingend,
Wenn ihn die roſige Gluth ſeiner Gedanken beſchien.

---

## 150.

## Der Myſtagog.

Daß er den ſuchenden Geiſt nur führt an die Pforte der Schule,
Iſt es die Folge vielleicht, weil er Schulpforte beſucht?

---

## 151.

### Janus iſt Chaos.

Jupiter, Jao und Jo, Jehova, Chaos und Janus —
Und in dem Gähnen zuletzt ſind' ich noch mythiſche Spur.

---

## 152.

### Steffens.

Gebe der Genius uns, in ſolcher Liebe zu flammen
Für die Wahrheit, wie Du ihr treu für Falſches geglüht!

---

## 153.

### Der zehnte Band.

Dreifacher Inder am Schluß und doch kein Faden, der ſicher
Aus dem Labyrinth Deiner Verirrungen führt!

---

## 154.

## Rückert.

ſt Du zuviel Dich genährt mit der Lyrik grünen Gemüſen,
Gehn nun in Dünndiarrhöe, Aermſter, die Dramen Dir ab!

---

## 155.

## Die Brüder Grimm.

Oefters citirten wir wohl im Buch den verbannten Profeſſor,
Aber zu Kuchen und Thee nimmer citirten wir ihn!“

---

## 156.

## Einmal iſt keinmal.

cht ſie denn ewig ans Thor, die vaterländiſche Mahnung?
Einmal erklärten wir uns: laßt uns doch ferner in Ruh!

---

## 157.

### Geizer.

Habt ihr des Mannes gekannt und je den Namen vernommen?
Aber des Herren Aug' ſpäht die Gerechten ſich aus.

---

## 158.

### Der neue Janustempel.

Offen ſtehet ſein Thor und hitzig läutet die Glocken,
Doch der politiſche Pfaff bleibt mit dem Küſter allein.

---

## 159.

### Ein Privatum.

Hitzig rufet hinaus: „Nur eine Perſon noch, nur eine!
Mindeſtens eine! Denn tres faciunt collegium!“

---

## 159.

## Ein Publikum.

Ködern soll endlich Moreto, des Publikums Sprödigkeit aber
Weiß ihn trotz Hitzig-Perin Donna-Dianenhaft ab.

---

## 161.

## Ernst von Howald.

Undankbares Geschlecht! Dem Deutschen muß man erst sterben,
Ehe man, daß man gelebt, ihm in Erinnerung bringt.

---

## 162.

## Verdammniß.

Größer nenn' ich das Glück, mit Hegel und Kant in der Hölle,
Als mit Hengstenberg einst im Paradiese zu seyn.

---

### 163.

### Die Bernſteinherze.

Anfangs erſonnen für Strauß und plötzlich auf höheren Beifall
Richtet den Stachel des Werks gegen ſich ſelber der Pfaff.

---

### 164.

### Die urſprüngliche Abſicht.

Fälſchen ließen ſich leicht die Evangelienmythen,
Deßhalb fälſcht' ich zum Scherz pommerſche Mythologie.

---

### 165.

### Andre Wendung.

Aber jetzt dreht ſich der Wind, ich werde bewundert bei Hofe,
Dunker und Pumblot beſitzt Salbung und myſtiſchen Zweck.

---

## 166.

## Karl Beck.

„Ich trinke meine ganze Seele der Menschheit zu.“

Trinke Falerner uns zu, trink' Rheinwein oder Tokayer!
Humpen, mit Seele gefüllt, machen die Kehle nicht naß.

## 167.

## Rührendes Bauer-Stillleben.

Brüder beloben die Brüder und Schwäger und Brüder die Vettern
Und schon die Schwägerin lehrt Vetterchen brüderlich Lob.

## 168.

## Die Literarische.

Jegliches Buch, das erscheint, weißt du in Fächer zu stellen,
Und in's Fach: „Polizeiwissenschaft“ stelle dich selbst!

## 169.

## Der Maler Güdin in Berlin.

„Etwas bläuliche Luft, ein bischen Wellengekräuſel!“ —
Hundert Dukaten, Madame! Ach, wie ſo wenig mein Herr?

---

## 170.

## Internationale Induſtrie.

Tauſende malt nach Paris der Pinſel des neuen Za Preſto,
Aber in Schleſien dafür hebt ſich die Leinwand im Preis.

---

## 171.

## Die Seehandlung.

Stechen ſie auch in die See die Oderkähne und treiben
Wellen vom Meere das Rad ſchleſiſcher Mühlen herum?

---

## 172.

## Die Berliner Narrenvereinsſtifter.

Carneval habt ihr vollauf! In der Voſſiſchen Zeitung bewerfen
Täglich die Narren ſich ſchon, wie auf dem Corſo, mit Mehl.

---

## 173.

## Nutzen der Seehandlung.

Knönagel, gieb Dich zur Ruh'! Was Mehl! Was ſchleſiſche Leinwand!
Anlehn macht ſie für uns ohne die Conſtitution.

---

## 174.

## Das Nautiſche an der Seehandlung.

Flotten verſendet ſie nicht, ſie hat nur im Lande Gewerbswohl
Und die Conſtitution borgend zu Waſſer gemacht.

---

## 175.

### Gewiſſe Konzeſſionen.

Erſt da thun ſie, als ſprächen ſie nur die Sprache der Götter
Aber, o Wunder, mit Eins reden ſie menſchlich wie wir!

---

## 176.

### Den vornehmen Geiſtern.

Nur wer die Sprache der Zeit belauſcht, iſt weiſe zu nennen,
Und der Weiſeſte Der, der ſie am reinſten verſteht.

---

## 177.

*Ἀναγκη.*

Ungeſtraft wohl kann man den Geiſt der Zeiten verkennen,
Aber ſie rächen ſich ſchwer, wenn man die Formen umgeht.

---

## 178.

## Ein Symbol evangeliſcher Unſchuld?

Schön iſt des Schwanen Hals und rein ſein Gefieder, doch iſt nicht
Pfäffiſch ſein ſchlorrender Gang, zornig und tückiſch ſein Blick?

## 179.

## Der Centralverein.

Staunen muß ich, wozu Berlin weiß Alles zu nützen!
Ueber der Armuth ſtudiert's „parlamentariſchen Takt!“

## 180.

## Berliner Opernhaus.

Iſt man zu ſtolz bei uns, von Paris die Queue zu entlehnen
Oder haben wir ſelbſt Zöpfe im Lande genug?

## 181.

## Das kupferne Zeitalter.

Traurige Dichterzeit! Das Publikum kennt die Talente
In dem Falle nur an, daß ſie ihm dienende ſind.

---

## 182.

## Raumer „ein Lump“!

Frankreich, was thätest Du, wenn „ein Dichter“ einen Gelehrten,
Iſt er auch Liebling Dir nicht, dennoch ſo bübiſch beſchmutzt?

---

## 183.

## Heinrich Heine.

Ariſtophaniſcher Schmutz iſt jetzt das Allermodernſte?
Dieſem dann ward es nicht ſchwer, ſchmutzig zu ſeyn und modern.

---

## 184.

## Beſſeres Gedeihen.

Deutſche Erde bedüngt nun der Miſt afrikaniſcher Vögel,
Unſre Literatur liefert den Guano ſich ſelbſt.

---

## 185.

## Spekulative Reue.

Noch im Grabe nicht kalt beſchimpft' ich den Börne . . . . . o Dummheit!
Nächſtens, gemüthliches Volk, preiſ' ich Dir Platen dafür!

---

## 186.

## Moderne Rhetorik.

Macht ſich die Thräne hier gut? Macht beſſer ſich lachen? Ich prüfe,
Ob ſich das Lachen, ob hier beſſer die Thräne rentirt.

---

## 187.

## Der edle Charakter.

Proteſtirſt Du den Wechſel, ſo ſpöttl' ich Deines Verſtandes,
Acceptirſt Du ihn, dann, rühm' ich, eher oncle, Dein Herz!

---

## 188.

## 3000 Auflage.

Aufwärts zu höherem Flug verſagt ihm die Schwinge der Dichtkunſt,
Dennoch zu locken das Volk zieht er die Hoſen ſich ab.

---

## 189.

## Würdige Stoffe.

Wo iſt der deutſche Poet, der ſeinen Verleger beſungen,
Wenn er die Auſtern bezahlt oder Champagner ihm ſchenkt!

---

## 190.

## „Der Dichter."

Dichter mit Gänsefüßen? Dies Zeichen darf Dich nicht wundern,
In Pariſiſchem Koth watſcheln die Adler doch nicht.

## 191.

## Schlechte Kameradſchaft.

Gleich iſt uns Allen der Feind! Doch widert ein ſolcher Geſelle,
Der ſtatt des Bleis aus dem Rohr Unrath aus Spritzen verſchießt.

## 192.

## Weltruhm.

Weit erſchallte mein Ruhm, zwei Welten hallen ihn wieder!
Wenigſtens ſteht er gedruckt in der Revüe des deux Mondes.

## 193.

## Freiligrath.

Säen wollteſt Du Freiheit und haſt Du nicht Witze geriſſen,
Riß Dein edleres Wort Furchen dem Zwecke doch auf!

---

## 194.

## Unterſchied.

O wie verehr' ich, was wahr! Ich kann ſelbſt dem Feinde nicht zürnen,
Wenn mich zu haſſen ihn drängt Wahrheit der eigenen Bruſt.

---

## 195.

## Immermann.

Herrlich blühte das Feld, die Aehren ſenkten die Häupter —
Alles zur Ernte bereit! Und nun der Schnitter — der fehlt!

---

## 196.

## Die politiſche Wochenſtube.

„Neidiſch“ nennſt Du mich, Prutz, und leider muß ich beneiden
Shakesſpeares Komödien wohl, aber die Deinigen nicht!

---

## 197.

## Heinrich Laube, die Birchpfeiffer preiſend.

Nennſt Du Biscuit, was bis jetzt für Pumpernickel gegolten,
Pumpernickelſt Du Dir bald auch Dein eigen Gebäck.

---

## 198.

## Reſultat.

Viele bevölkern die Bühne, doch einſt wird richten die Nachwelt,
Wenn ſich vom Puppengebild trennt der empfundene Menſch.

---

## 199.

## Bundestags-Fortſchritt.

Endlich geſtand man das Recht, den Räuber ſeines Vermögens
Zu verfolgen als Dieb auch dem Dramatiker zu.

---

## 200.

## Unterſcheidung.

Was ich ſelber erfand, das nenn' ich ein Originalſtück;
Was ich Andern entlehnt, nenn' ich ein Drama ſchlechthin.

---

## 201.

## Zugeſtändniß.

Wo ich Wort für Wort ein engliſches Drama verdeutſchte,
Sag' ich wenigſtens: „Nach einem engliſchen Plan!"

---

## 202.

## Ueberſetzungs-Schacher.

Wie im Lottogeſchäft vertrödl' ich franzöſiſche Stücke,
Auf ein Dutzend und mehr kommt wohl ein Treffer heraus.

---

## 203.

## Thaliatheater in Hamburg.

Sämmtliche Mimen heraus! Heraus Ueberſetzer! Direktor!
Schneider und Dekorateur! Und noch zuletzt der Souffleur!

---

## 204.

## Das . . . Theater

Carlos und Romeo ſpielen hier ſilberlockige Greiſe
Und bei Juliens Kuß wackeln die Zähne im Mund.

---

## 205.

## Zopf und Schwert.

Liebe erwarb mein Stück für Preußens deutſche Geſinnung;
Dennoch verboten ſie dir's! Weil — ? Tel est notre plaisir!

---

## 206.

## Ehrenrettung der Schauſpieler.

Die die Würde der Kunſt zuerſt mit Füßen getreten,
War die gemeine Kritik, die ſich zum Lobe verkauft.

---

## 207.

## Nationalität der Kunſt.

Frankreich gefällt's, wenn der Mime ſich hebt auf hohem Kothurne,
Uns, wenn natürliches Spiel priſend und hüſtelnd ſich bückt.

---

## 208.

### Antecedentien.

erehr' ich Merkur, doch wird mir die Elle zuwider,
lt aus dem Schauſpielervolk ringe der Commis Voyageur.

## 209.

### Die Göttin des Gedächtniſſes.

im Muſenchor war Führerin ſonſt Mnemoſyne.
den Souffleuren! Jetzt kommt Mnemoſyne zuletzt.

## 210.

### Beſcheidenes Kunſtſtreben.

in Mime die Macht von Königen oder Miniſtern,
mtliche deutſche Kritik würde gehängt und geköpft.

## 211.

### Die Freiheit der Bühne.

Laſſet dem Volke nur dies! Das höchſte Rumoren und Lärmen,
Das es zuweilen noch ſucht, tobt im Theater ſich aus.

---

## 212.

### Ein Andermal!

Ruhe nun Bogen und Pfeil! Der Köcher füllt ſich zu Rande,
Wenn Du vollends noch zuletzt grollend der Bühne Dich nahſt

---

## 213.

### Xenien-Tod.

Nur was von einigem Werth kann durch die Xenie ſterben;
Das, was allzugering, ſtirbt in ſich ſelber ſchon ab.

---

## 214.

## Die Xenien.

rt! Gottloſes Volk, man wird Dich Frömmigkeit lehren!
romm, wir ſind es ſchon längſt! Fromm in den Wünſchen
gewiß.

## 215.

## Entgegnet!

iſt für heute der Schmaus! Ich lade mich gerne zu Gaſte,
er mir zu dienen gewillt. Nur nicht mit Leipziger Koſt!

## 216.

## Bitte.

gt uns in Folio nicht um mit ſchaal abhandelnder Breite!
ber ein einziger Stoß, ſicher und treffend gezielt!

## 217.

## Fortſetzung folgt.

Und ſo ſey es genug! Wir ſehen uns wieder, wenn irgend
Wo es des Stachels bedarf oder zu kränzen ein Haupt.

# Epilog.

## Wie es uns manchmal iſt.

O halte, Herz, o klopfe, Bruſt
So ſtürmiſch nicht mit Werdeluſt
In unermeſſ'ne Weiten!
Dem Auge wird es wie ein Traum,
Die Hand greift zitternd in den Raum
Und will mit Geiſtern ſtreiten.

Ich fühl's, wie eine neue Welt,
Ein Sehnen ſelig mich befällt,
Als zögen mich die Sterne!
Die armen Sinne tragen's nicht —
O vor den Augen, welch' Gedicht!
Sie folgten ihm ſo gerne.

Ein Ton will aus der Bruſt hervor,
Erſt leiſe, aber nun ein Chor
Von hunderttauſend Kehlen.
Die Seele ſchwimmt im Töne-Meer;
Wenn das der Tod, wenn's Leben wär',
Sie wüßte nicht zu wählen.

Du gottgeſchenktes Dichterwort,
Flieh' nicht von meinen Lippen fort,
Laß mich die Zauber bannen!
O Wunder, hemme Deinen Lauf!
Den Griffel her! Ich ſchreib' es auf —
Flieh' nicht ſobald von dannen!

Doch — arme Kraft! Die Schwinge ſinkt
So ſchnell wie eine Wimper blinkt,
Die That verwelkt im Keime!
Von einem Götteraugenblick,
Vom Himmliſchſten blieb nichts zurück
Als dieſe kleinen Reime.

A.D.
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Gesammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

### Zweiter Band.

Oeffentliche Charaktere.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

# Vorrede

zur ersten Ausgabe.

r größte Theil der hier mitgetheilten biographischen
wurde zuerst durch die Augsburger Allgemeine Zeitung
tlicht. Ich schrieb sie, angeregt von der laufenden
te, noch öfter aber aus Ueberdruß an Begebenheiten,
weniger für die Menschheit, als für den Papierspe-
einigen Werth hatten. Man hat sich seit der Juli-
on ein sclavisches Interesse für Politik angewöhnt und
h immer nicht, einmal eine Zeitung ungelesen zu lassen;
otismus, eben so thöricht, als jener, welcher in der
ationszeit herrschte, wo man sich nur um eine Sän-
der einen kleinen Almanach enthusiasmirte. Es ist
nug dafür gesorgt worden, die Zeit unannehmlich,
und unpoetisch zu machen.

einer solchen zieht sich der Biedermann vom öffent
eben ein wenig seitwärts und beobachtet die Men
elche jetzt wieder die Begebenheiten machen, beob-

achtet die Pompzüge, Vermählungsfeierlichkeiten, Sterbefälle und die ſchweren Geburten der Miniſterien und findet daran ein Wohlgefallen, die Individualitäten zu klaſſifiziren in Meineidige, Servile, Dummköpfe, Glückspilze, Staatsphiloſophen, Kammerherren u. ſ. w. Ein jeder dieſer öffentlichen Heroen zieht einen langen Schweif von kleinen „Evénemens" nach ſich, in welchen ſich ſeine ganze Erſcheinung hüllt, ſo daß drinnen kometenartig nur ein ganz kleiner Kern wohnt, welcher oft nicht größer iſt, als ein adliger Name. Andere waren ehrlicher oder hielten beſſer auf den Schein, Manche ſind bemitleidenswerth, weil ihre Stellung von jedem Kniff, aber nicht von der Tugend auszufüllen war, Einige ſtehen ſogar noch im Vorgrunde, welche zu uns gehören und im weißen Harniſch wie St. George glänzen und unſichtbar von Engeln geſchützt werden, die wir vom Himmel auf- und niederſteigen ſehen — kurz, das Intereſſanteſte ſind nicht mehr die Begebenheiten, ſondern die Menſchen.

Die Präcedentien! Dies Schreckbild wandelt durch die Tagesgeſchichte Europa's und fordert Rechenſchaft von der Apoplexie und der Paralyſe, welche von einer großen und titaniſchen Vergangenheit übrig geblieben iſt. O könnte man tilgen, was geſchehen iſt! Könnte man die Bücher all verbieten, welche die Wahrheit an die Nachwelt überliefern!

Ich geſtehe, daß ich neben dem Zwecke der Charakteriſtik auch noch einen künſtleriſchen hatte und ich muß mir deßhalb einen zwiefachen Vorwurf gefallen laſſen.

Einmal wird man ſagen, ich ſey, um nur die plaſtiſche Einheit und Ruhe in meine Auffaſſung der Individualitäten

zu bringen, oft sehr mild und schonend zu Werke gegangen und hätte durch manchen Hieb des Meißels getilgt, was freilich das Auge beleidigte, was aber auch die Menschheit beleidigt. Doch wird dies immer eine Consequenz seyn, die, wenn ihre Prämissen nur da waren, nicht genannt zu werden brauchte. Die Mißlichkeit der Zeiten entschuldige mich! Ich habe die Blumen der Poesie auf die schlotternden Charaktere der großen Welt nicht geworfen, um die Narben ihrer Ehre oder die offenen Schäden ihres Verstandes zu verdecken, sondern um Euch zu zeigen, wie erhaben Ihr steht über Allen und wie mitleidig Ihr seyd mit der fremden Schwäche und dem allzuzähen feindlichen Alter, das jedoch bald treten muß vor den Thron des ewigen Gerichtes!

Zweitens mag gerade das, was in meinen Skizzen das Künstlerische ist, einem Vorwurfe ausgesetzt seyn, den ihnen die biographische Kunst selbst macht. Gewöhnlich verlangt die Biographie, weil sie die Rivalität der Geschichte nicht ertragen kann, daß ihre Helden dem Bereiche der Begebenheiten entfernt stehen und sie recht viel Raum geben sollen für die kleine Detailentwickelung des Privat-Charakters. Freilich hieran leiden meine Darstellungen, denn sie wissen nicht, um welch' Uhr des Morgens Martinez de la Rosa aufsteht, ob Wellington gern geräucherten Schinken ißt oder ob O'Connel sich ein Tagebuch hält, worin er seine Ideen niederschreibt. Hier werden meine Berichte immer lückenhaft bleiben und ergänzt werden müssen von Varnhagen von Ense, Dorow oder sonst einem biographischen Denkmalsetzer, der noch andere Quellen zu benutzen Gelegenheit hat, als das große aufge-

ſchlagene Buch der Geſchichte. Ich habe nichts gethan, als aus den objektiven Klammern der Geſchichte das Alles abgelöſt, was auf Rechnung der Charaktere kommt, welche dies oder jenes Faktum entweder ſelbſt gemacht oder doch gebilligt haben. Nur Menſchen wollt' ich ſchildern, bei denen ſich nichts verſtecken durfte und bei denen das Nebendetail der Privatverhältniſſe ſo unbedeutend iſt, daß ſie nicht vermißt werden.

Frankfurt am Main, 1835.

# Vorbemerkung

zur neuen Ausgabe.

Seit 1835 haben ſich von den hier vorgeführten Charakteren wohl manche Thatſachen, aber nicht die Geſichtspunkte ihrer Beurtheilung verändert. Es konnte durch jene bei dieſer neuen Bearbeitung Manches berichtigt werden, im Uebrigen aber durfte die urſprüngliche Faſſung bleiben. Neu hinzugekommen ſind: Karl Johann, Friedrich Wilhelm III., Altenſtein, Oelsner, Shelley, Schleiermacher, Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz, Wilhelm Schadow, Friedrich von Raumer und Georg Büchner, den politiſchen ſollten ſich auch einige literariſche Charaktere anreihen.

Im Ganzen wird der Deutſche bei ſolchen und ähnlichen Skizzen jene „Gunſt der Zeiten" vermiſſen, die uns erlaubt, die Wahrheit ohne alle Umſchweife zu ſagen. Wie lange wird es noch dauern, bis wir zu jener unangefochtenen Freiheit des Urtheils kommen, die z. B. Lord Brougham, einſt Lordkanzler von England, in ſeinen „Staatsmännern unter

Georg III. und IV." anzuwenden wagen konnte! Von all den verschleierten Disciplinen, die bei uns für wissenschaftliche Forschungen ausgegeben werden, verdienen unsre Darstellungen der neuern Geschichte den wenigsten Glauben. Wir besitzen z. B. noch kein Buch, in welchem ein anerkannter Forscher gewagt hätte, offen und frei die Geschichte Friedrich Wilhelms II. von Preußen darzustellen. Und doch wären freisinnige Rückblicke auf die nächste Vergangenheit für die nächste Zukunft so belehrend.

Eine Menge Druckfehler und Entstellungen der ersten, minder vollständigen Ausgabe sind in dieser neuen weggefallen.

Frankfurt im Januar 1845.

# Inhaltsverzeichniß.


| | Seite |
|---|---|
| Die Napoleoniden | 1 |
| Talleyrand | 21 |
| Martinez de la Rosa | 39 |
| Chateaubriand | 56 |
| Mehemed Ali | 76 |
| Wellington | 93 |
| O'Connell | 107 |
| Doktor Francia | 119 |
| Armand Carrel | 136 |
| Ancillon | 150 |
| Rothschild | 170 |
| Sultan Mahmud | 191 |
| Karl Johann | 208 |
| Friedrich Wilhelm III. | 235 |
| Altenstein | 244 |
| Oelsner | 253 |
| Shelley | 267 |
| Schleiermacher | 274 |
| Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz | 283 |
| Wilhelm Schadow | 302 |
| Friedrich von Raumer | 319 |
| Georg Büchner | 335 |

# Die Napoleoniden.

## 1835.

Es ſteht keiner Gattung der ungebundenen Darſtellung eine ſolche Veränderung bevor, wie der Geſchichtſchreibung.

Wenn ſich bei jenen alten und vergeſſenen Zeiten, die mit ihren ſchwierigen Jahreszahlen bis zum Anfange der franzöſiſchen Revolution reichen, der Hiſtoriker auf die Ermittelung einiger hervorragenden Erſcheinungen, auf einige charakteriſtiſche Anekdoten und eine Verknüpfung derſelben, welche die Schule ſehr ängſtlich unter dem Namen Pragmatismus empfiehlt, beſchränken durfte, ſo verlangen unſre Zeiten, die uns noch im Gedächtniſſe klingen, einen neuen Styl der Behandlung, deſſen Prinzipien bis jetzt noch keine Rhetorik entworfen hat.

Jene alte Geſchichte wurde gemacht vom Ruhm, von der Uſurpation, von der Genealogie und von einigen wunderbaren Ereigniſſen, welche ſich um Feldherrenſtäbe, wie die der Marlborough, um ewige Portefeuilles, wie die der Richelieu, und um Regierungen, welche nicht kürzer waren, wie die Kaiſer Friedrichs III., herumrankten. Ein Aventurier, ein Eroberer, ein Phantaſt, ein Paar Handſchuhe gaben den

Ausschlag, und der Historiker hat Alles gethan, wenn er in Kürze berichtet, was in Kürze geschehen ist.

Jetzt ist es anders. Die Coëfficienten der Weltgeschichte haben sich vermehrt; jene rasirten Tafeln, Völker genannt, oder Interregna oder matte Perioden, auf welche der Despotismus, die Laune, der Zufall oder gar ein demokratisches Original, das durch eine Empörung oder Mission sich den Scheiterhaufen erkaufte, Geschichte schrieben, sind entweder kleiner geworden, oder haben selbst für die Ereignisse eine Rolle übernommen. Die moderne Geschichte baut sich nicht mehr aus Massen auf, sondern aus Individualitäten; sie läßt keine Lücken, welche für die alte Welt die Kunst, die Religion und die Wissenschaft ausfüllen, sondern alle Fugen ziehen sich eng zusammen, oder wo sie offen bleiben, drängt sich eine neue Erscheinung, die bald alles Uebrige wieder überragt, hervor.

Wie kurz war in unsrer Zeit das Glück, wie bestritten der Ruhm? Wie schnell wandelten sich die Thaten in Begebenheiten um, denen ihre Folgen schon wieder über den Kopf wuchsen! Das Schauspiel unsrer Tage hat sich vor überreicher Handlung in ein Epos verwandelt, so daß der Historiker weniger Epochen als Zustände zu schildern hat, breite Dimensionen, breite Antworten nicht mehr auf die Frage: Was geschah? sondern: Wie wurde gelebt?

Die Poesie der Geschichte war in jenen alten schlummernden Zeiten zuweilen ein flüchtiger Traum, ein üppiger Auswuchs der Chronik, Oedipus im Hain der Eumeniden, Cleopatra am Strande des Meeres kosend mit Antonius, der Obolus des Belisar Konradins Tod; kein Epos, wie jetzt; keine Kette von wunderbaren Begebenheiten, wie die neue Geschichte. Wer wollte Napoleon zu einem tragischen Hel-

den machen? Wer wollte alle die Elemente seiner Zeit (die er nicht immer bezwang, sondern nur augenblicklich beruhigte oder zur Ruhe zwang) fortläugnen, diese Hindernisse und Folien, welche seine Erscheinung in die Länge zogen, aus dem kurzen Drama ein gigantisches Epos mit Völkern und Tendenzen als Endreimen machen, und aus den Resten dieses Meteors, aus den Vallantiden Frankreichs, einen Roman, ein breites Familiengemälde?

Als der Bellerophon — lebten wir zu den Zeiten der Apostel, würde man sagen: eine Wolke — den „großen" Kaiser hinwegnahm, blieb die mannichfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes zurück, Namen von verschiedenem Werthe, zum größten Theil aber Glückspilze, die neben den unauslöschlichen Fußstapfen des Kaisers aufgeschossen waren, diese Fettflecken in den Hermelinen Europa's, welche die Kugeln der heiligen Allianz nicht tilgen konnten.

Seitdem ziehen sich die Napoleoniden durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, welche in St. Helena auf ewige Zeiten gestorben ist.

Napoleons Familie ist eine Verlassenschaft ohne Rache, ungleich den Jakobiten, ungleich den Bourbonen von 1791 und 1830, ja selbst ungleich dem Hause Wasa, es ist eine Bürgerfamilie ohne Trotz gegen die Legitimität, welche ihnen einst Töchter zur Ehe gab und jetzt die Schulden bezahlt, welche sie in ihren versteckten Asylen aufhäufen; eine Verwandtschaft, welche den, der sie erhob, innerlich verwünscht und seinen Feinden die Kostbarkeiten verkauft, welche er ihnen hinterließ.

Diese Ueberreste haben ihre eigenen Straßen, welche sie in Europa nur einschlagen dürfen, ihre eigenen Tage, wo sie

bei ihren legitimen Schwägern zum Besuche kommen, sie sind bei allen Dingen auf gewisse Grenzen angewiesen und verschleudern den Ruhm ihres Bruders, um den ihre Augen nicht mehr naß werden.

Napoleon hatte sich an denen, welche älter waren als er, für die Tyrannei in der Kinderschule, beim Spiel und Vesperbrod empfindlich gerächt; er hatte sie in Lagen gebracht, denen sie nicht gewachsen waren, und sie nur deßhalb mit Geschenken überhäuft, um sie desto besser unter seiner Zuchtruthe zu haben. Die jüngeren zog er vor, seine Schwestern liebte er und tanzte sogar mit ihnen, ja seine erheiratheten Verwandten, den Prinzen Eugen und Hortense, betete er an mit einer Zärtlichkeit, die ihm schön stand; aber Alle hat er sie entweder so verwöhnt oder so geknechtet, daß sie wenig Sympathie für ihn empfanden und ihn noch jetzt anklagen, wenn einmal ihre Finanzen nicht in Ordnung sind oder sie von den Siegern eine Zurücksetzung erfahren.

Dies ist eine bekannte Thatsache und soll mich vertheidigen, wenn ich von den kleinen Funken des zersprungenen Sternes Napoleon nicht mit jener Andacht spreche, welche in neuern Zeiten bei Nennung seines Namens Sitte geworden ist.

Die Poesie hat sich immer sehr erhitzt, wenn auf Lätitia, die Mutter des erloschenen Königshauses, zu sprechen kam. Sie wurde bald mit Hekuba, bald mit Niobe verglichen; christliche Phantasten nannten sie die Rahel oder auch die Maria des neunzehnten Jahrhunderts!

Warum lag in allen diesen Benennungen nichts so Erhabenes, als es das Schicksal dieser alten Dame vorzustellen scheint? Vielleicht weil Niobe mit einem Schlage alle ihre Kinder hinsinken sah, Hekuba außer einer Mutter auch eine

greiſe Gattin war, welche ihren alten Herrn Priamus zärtlich liebte; vielleicht, weil Rahel in ihren gemordeten Kindern junge Keime ſterben ſah, Hoffnungen, die noch nicht Männer geworden waren und den Schmerz ihres Verluſtes nach dem Maaße deſſen, was man von ihnen noch nicht wußte, vergrößerten. Verſchwindet doch ſelbſt der Schmerz einer Maria vor den Leiden ihres Sohnes, deſſen göttliche Vollkommenheit ſie überſtrahlte. „Weib, was hab' ich mit dir zu ſchaffen!"

Lätitia iſt aber keine feudale Fürſtin, keine trauernde Königin aus „dem Schloß am Meer," ſie gebar nicht, um große Erſcheinungen hervorzubringen; Lätitia kann uns nur als Mutter rühren, als Mutter, wo ſie im Vergleich ziemlich glücklich iſt; denn iſt ſie nicht von Enkeln und Kindern umgeben? Es kann bei ihr immer nur von Malheur, nie von Unglück die Rede ſein.

Lätitia würde ſich in alle die Wunder, welche ihr Sohn verrichtete, nicht gefunden haben, wenn Söhne, Schwiegerkinder und Stiefenkel nicht die Aſſociés der Weltgeſchäfte geworden wären, ſo daß ihr Alles in die handgreiflichſte Nähe gerückt wurde. Sie verſtand Napoleon nicht. Sie ſah keine Hoffnungen ſterben, keine Privilegien der Geſchichte, keine Berechtigungen, die, wenn ſie nicht eintreffen, zuweilen poetiſch ſind; die Früchte ihres Leibes waren größer als der Stamm, ſie machten den Schoos vergeſſen, welchem die Geſchichte ein ſo großes Ereigniß verdankt.

Glaubt ihr, daß Madame Mère ſpäter ſo unglücklich war? Thorheit! Lebte doch Luciano noch, den ſie lieber hatte als Napolione, Luciano, der ſie nicht mit harten Worten kränkte; ſchrieb doch auch Giuſeppe zuweilen aus Nord-

amerika, und Girolamo besuchte sie aus Florenz, Girolamo, ihr jüngster Sohn, den Napoleone so sehr tyrannisirte, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral oder wenigstens ein König werden sollte und doch ihr lieber und gegen sie artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! Dort lag sie, auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der so viel Könige gebar, in weite Shawls gewickelt, blind, aber ohne Prophezeiung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, nicht anders, wie einst im Pallast de l'Elisée von Paris.

Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester im Violettstrumpf und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon; er beweist der Matrone, welche schlummernd zuhört und schläfriglächelnden Beifall nickt, wie es der todte Kaiser hätte anfangen sollen, wie Alles gekommen wäre, wenn er auf ihn gehört hätte, wie er aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen wäre! Hier seufzt Madame Lätitia; aber der weise Kardinal fährt fort: „Ich hatte den Pabst in der Hand, den heiligen Vater, welcher es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich schloß das Konkordat, was dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können: aber wollte er?"

Und die alte Dame seufzt wieder und spricht mit jener rauhen Stimme, welche mich vor alten Italienerinnen immer zittern machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wohl in den Himmel kommt, Fesch?" Fesch ist grausam, zuckt die Achseln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!" Wahrhaftig, so sprechen diese Menschen über eine Unsterblichkeit, an welcher sie — die einzigen Nebelflecken sind.

Napoleons Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; sie hatten eine gute Erziehung genossen, und für den jüngsten, für Hieronymus, sorgte der Aeltere selbst. Lucian besaß mehr Feuer als die Uebrigen, war rasch im Handeln, ohne sich um die Verantwortlichkeit zu kümmern, und hat seinem Bruder gegenüber immer einen festen Willen gezeigt. Ludwig hatte einen sanfteren Charakter, mit einem Anstrich von Schwärmerei, die eine gute Entschuldigung seines Phlegma's war. Hieronymus endlich, der schon in dem Glanze seiner Familie erzogen wurde, nahm früh die Eigenschaften, welche ächtes prinzliches Blut zu begleiten pflegen, in sich auf, im Guten wie im Bösen. Napoleon konnte deshalb auch daran denken, sie zu seinen Zwecken zu benutzen, während sonst das Genie immer Noth hat, den Jammer seiner Herkunft und Verwandtschaft zu verdecken.

Anfangs wollte er sich aus ihnen nur Umgebungen schaffen, die ein feines Ohr, verschwiegenen Mund und beredte Zunge hätten; es fehlte ihm an Treue, Sicherheit und Spionen des ersten Ranges; er hatte so manches Amt zu vergeben, das er von der Zuverlässigkeit bekleidet wünschte; ja er sah so viele freie Hände einflußreicher Schönheiten, daß er nicht Männer genug haben konnte, denen er diese aufbewahrte.

Diese letzte Kombination war die erste, welche ihm fehlschlug: denn so leicht es ihm wurde, den Ehrgeiz seiner Brüder zu lenken, so aufsätzig zeigten sie sich doch, als er ihren Herzen die freie Wahl nehmen wollte. Die schöne Jouberton, die Patterson gehörten nicht in seine Plane: man weiß, wie wenig Ludwig mit Hortense wahlverwandt war.

Napoleon, darauf bedacht, ſich mit einer erborgten Legitimität zu ſchmücken, adelte vor allen Dingen zuerſt ſein Blut, ſeine Familie, und machte ſeine Brüder, welche als franzöſiſche Prinzen ſchon die Handgriffe und Bewegungen einer anſtändigen Repräſentation erlernt hatten, zu Königen über Reiche, welche entweder erſt erobert waren oder die durch Intrigue bald einen leeren Thron zeigten.

Dies wurde für Europa eine Propaganda des franzöſiſchen Gouvernirungsſyſtems, die, wie bald auch ihre Wirkſamkeit vorüberging, doch nicht ohne Folgen auf die ſpätere Geſtaltung unſrer Verhältniſſe blieb. Mit Napoleons Brüdern und den andern gekrönten Paladinen der großen Kaiſerherrſchaft kamen die Begriffe Centraliſation und Bureaukratie über uns, welche die ſpätere Reſtauration adoptirte, obſchon ſie Ausflüſſe der Revolution waren. Napoleons eignes Verfahren galt als Muſter, ſeine Politik, ſein Handelsgrundſaz durfte von keinem ſeiner Vaſallen überſchritten werden; dieſe militairiſche Feudalherrſchaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Günſtlingen der kaiſerlichen Gnade dieſe bald ſelbſt unerträglich machte. Zur Gunſt geſellte ſich die Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle ſeines Unmuths.

Sie waren es ſchon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung ſeiner Familie, zu der er dann hinaufſtürmte, die Thüren ſchlug, mit dem Degen drohte, ſo lange bis ihn erſt ſeine Schweſtern beſänftigten.

Napoleon hatte nicht Unrecht; denn ſchon damals, als er noch General der Republik und Konſul war, gaben ſeine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; ſie übernahmen die Lieferungen bei der Armee, um ſich zu bereichern, und mach-

ten Geſchäfte an der Börſe, zu welchen ſie die Politik Napoleons als verſteckte Wetterfahne und Telegraphen brauchten. Joſeph und Lucian leiſteten in dieſen Spekulationen das Mögliche, denn ſie waren älter und italieniſcher als die Andern.

Die ſpätern Könige mußten Napoleons Zuchtruthe noch derber fühlen. An jedem militairiſchen Nachtheil, an einer entdeckten Verſchwörung, an jedem Mißgeſchick des Kaiſers waren ſie Schuld; ſie wären, ſagte er, keine Franzoſen, ſie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papſte, ſie hätten immer andre Dinge im Kopf als er, und er ſchwöre ihnen zu Gott, ſie ſollten ſich in Acht nehmen. Wenn im Haag, in Neapel, in Madrid, in Kaſſel eine Depeſche von Paris ankam, ſo zitterte man; denn die Brüder wußten, daß ſie ſchon wieder Etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleons Mißlaunen mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter ſeinen holländiſchen Poldern mit einem fürchterlichen Defizit der Kaſſe, mit Feuersbrünſten, auffliegenden Pulverſchiffen, Ueberſchwemmungen und republikaniſchen Tendenzen bemitleidenswerth geplagt war. Er war etwas weitläuftig in ſeinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, immer große Anläufe, und liebte es freilich, mehr zu ſprechen, als Napoleons deſpotiſcher Lakonismus gut hieß. Auf Ludwig häufte ſich des Kaiſers Unmuth; er moraliſirte ihm zu viel; Napoleon fand es lächerlich, wenn ſich ſein Bruder, ſtatt gefürchtet, populair machen wollte, wenn er von Nationalität und republikaniſchen Erinnerungen und allgemeiner Menſchenliebe ſprach. Er nannte mit einem ſeiner klaſſiſchen Ausdrücke dieſe Dinge an ſeinem Bruder „Humanitätswahnſinn“ und ſchrieb ihm Einmal über das

Andre, jetzt möcht' er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ Holland, und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauses Napoleon in eine Gesammtansicht bringen will, so findet man zwar, daß sie sich unter einander verheirathen; doch lassen sich zwei Strömungen, selbst mit verschiedenen Kennzeichen und verschiedenartig gegen ihre Umgebungen abstechend, herausscheiden — die männliche und die weibliche Verwandtschaft Napoleons. Rechnet man zu dieser letztern noch seine Heirathen und Adoptionen, so ist sie diejenige Linie, welche sich noch in der lebhaftesten Korrespondenz mit der Legitimität befindet: es scheint, als wenn das weibliche Blut der Fürstenhäuser weit schwieriger zu deprinzipalisiren ist, als das männliche. Citirt Klüber darüber nichts?

Die männliche Verwandtschaft des Kaisers hat sich mehr versteckt und zurückgezogen, ja sie ist sogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht sich, das Gedächtniß ihres großen Bruders und Oheims allmählich wieder mit der Demokratie zu versöhnen und seinen Ruhm in die Herzen des Bürgerthums zu verschließen.

Die weibliche Linie ist an einigen Höfen gern gesehen, weil sie sich glücklich fühlt, eine untergeordnete Rolle zu spielen und das zu sein, was einst in Argos Kassandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Nur die Söhne Murats, dieses Paris unter den Napoleoniden, gingen über an die Demokratie, und predigen, als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den Contrat social und die wohlfeile, bequeme und freie Staatsverfassung Nordamerika's. Dies bürgerliche Ele-

ment hat die ganze Familie auseinandergesprengt, so daß ein Glied derselben in einem Staate proscribirt sein kann, wo das andere um die Hand einer Königstochter freien darf. Eine Reaktion dieses verzweigten Stammes ist undenkbar, weil sein Einverständniß gestört ist. Sie sind sich Alle fremd geworden.

Der Graf Survilliers hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geschichte des Tages protestirt. Er kam selbst über den Ozean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichsstadt in Beschlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz seiner Körperstärke schneller zur Hand.

Auch der Graf Survilliers ist von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge ist matt, seine Manieren sind unköniglich, obschon er auf zwei Thronen gesessen hat. Es ist ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schicksal mit ihm vorgehabt hat; noch heute wird ihm wunderlich zu Muthe, was er damals Alles thun mußte, ohne zur Besinnung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängstlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemanden mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böses Herz hat, so glaubt er, daß seine Völker unter ihm sich sehr glücklich müssen befunden haben, und dies ist ein Trost, den er mit ins Grab zu nehmen gedenkt. Er besinnt sich etwas schwer auf seine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen sind ihm unvergeßlich, welche ihm die kühnen Marschälle und Schildträger seines gebarnischten Bruders keck ins Gesicht sagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er ist der gutmüthigste Mann in Nordamerika. Statt Machiavells Fürsten studirt

er jetzt — und ich betrachte dies als seine ehrenwertheste Seite — rationelle Landwirthschaft, wittert Kohlenlager aus und läßt den Delaware ausschlämmen, welcher an seinen Besitzungen vorbeifließt. Er besucht die quäkerische Stadt Philadelphia gern und liebt es von alten Dingen zu sprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter und Schwägerin Bernadottes von Schweden, ist keine so große Freundin der rationellen Landwirthschaft, sie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlassen und ziert mit ihnen die bekannten Bonapartistischen Salons in Florenz.

Der Fürst von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihn schlechte Finanzen seine römischen Paläste zu verkaufen zwangen. Er stand dem Genie seines Bruders am nächsten, obschon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein guter Börsenspekulant, vielleicht ein kühner Parteigänger der Revolution, oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Was er an schroffer Energie besaß, verdeckte seine Leutseligkeit, und was ihm daran fehlte, ersetzte die Kunst der Repräsentation, die ihm meisterhaft zu Gebote stand. Er drängte sich gewandt durch die Parteien der Revolution, und riß soviel Gewalt an sich, daß er die Hauptsache am 18. Brümaire seinem Bruder übergeben konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon seinem Bruder Etwas zu verdanken hatte, hörte auch ihr gutes Vernehmen auf: Napoleon entdeckte an Lucian einen starren Republikanismus, oder wenigstens die Maske desselben, welche seine ehrgeizigen Absichten verbarg. Diplomatische Verdienste, die sich Lucian erwarb und die neue Kohlen auf Napoleons Haupt sammelten, vermehrten das Mißverständniß, so daß

Lucian endlich aus seiner Opposition ein Prinzip machte. Die Kaiserkrone erschöpfte den eifersüchtigen Bruder, er verließ Frankreich, und führte nicht ohne Koketterie seinen Widerspruch so hartnäckig aus, daß er das Interesse der Engländer verkannte und statt in ihren Schutz in ihre Gefangenschaft gerieth. Die Ereignisse von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb und deshalb nicht so schnöde abgewiesen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucians Anordnungen waren vortrefflich, hätte Marie Louise die Aufopferung gehabt, sich zwischen das Geschick ihres Mannes und die Triumphe der Alliirten zu werfen. Lucian wurde in Italien von Oestreich aufgehoben; doch gab ihn die Einsicht in sein bisheriges Leben frei: man wußte, daß er seines Bruders eifrigster Antagonist gewesen war und seinen Ehrgeiz wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künste, die Wissenschaften und Handelsspekulationen. Die unglücklichen Resultate der letztern haben den Schutz der erstern sehr einschränken müssen. Die große Muße, welche ihm das Schicksal ließ, benutzt er, um seine Verse zu feilen, über die Schönheiten Virgils zu träumen und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner interessantesten Schriften ist eine in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hatte. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geschichte verdankt. Er hatte sie mit einem bestimmten

Zwecke ſtudirt und abſtrahirte ihre Regeln um ſo glücklicher, als er ſeine Zeit zum Maaßſtabe der Vergangenheit nahm. Er ſpricht von Cromwell wie von einem Uſurpator des neunzehnten Jahrhunderts und gibt ihm Regeln, als hätte er ſie von ihm borgen ſollen. Er ſpricht von den alten Helden im vertraulichſten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maaßſtabe, was ſie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was ſie unter ihren Umſtänden wollen durften. Anziehend iſt zuletzt in dieſen Anmerkungen Napoleons Eiferſucht auf ſeines Bruders Styl; man ſieht, wie ſchwer es ihm ankommt, die Trefflichkeit deſſelben zuweilen einzugeſtehen, ein Lob, das er ſogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darſtellenden Kunſt für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, durch einen Styl, der immer wie um die Ecke hervorſchießt, überraſcht zu werden.

Der Graf S. Leu lebt zu Florenz mit dem Stolze ſeiner ehemals bewieſenen Herrſchertugenden. Er glaubt aus den Stürmen ſeiner Zeit das ſüße Bewußtſein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben und nie, nie vergeſſen würden!

Er gibt ſich ſelbſt das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen beſſern König hätte abgeben können, und ſpricht nicht ohne Rührung von den ſchönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch hört er die fürchterliche Exploſion des Harlemer Pulverſchiffes und ſchildert gern, was er für Menſchenliebe bei dieſer Gelegenheit entwickelt, wie er ſelbſt Hand angelegt hätte um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in ſeiner Gegenwart an den Himmel republikaniſche Gebete gerichtet hätte. Seine Miniſter woll-

ten, er ſollte den Frevler beſtrafen: nein, ſagte er ſtolz, er wolle ihn nur belehren und ließ ihn zu ſich kommen und ſetzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeſchichte und die holländiſche auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widerſprechen, wenn er Napoleons Grauſamkeit anklagt, der ihn für ſolche Handlungen verrückt nannte und ihn unter Vormundſchaft ſetzen wollte. Es iſt wahr, ſagt der Graf, in Florenz und in ſeinen Memoiren, ich war derjenige unter den neuen Königen, welcher gegen den Deſpotismus die meiſte Energie zeigte. Denn kurz vor ſeiner Abdankung, als die franzöſiſchen Exekutionstruppen ſchon die Vorſtädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Waſſer ſetzen. Was wollt Ihr? fragte er die Repräſentanten des Landes; Krieg oder Frieden? Frieden, ſagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte, und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübſch gebaute Phraſe, er hielt gern Reden und ſpricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede iſt. Er ſpricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner, wie denn immer, wer über das Königthum erſt philoſophirt, ſich unwillkürlich zu republikaniſchen Grundſätzen neigen muß. Der Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein ſo zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne ſein Wiſſen eine Republik geworden iſt. Seine Söhne haben auch dieſe Täuſchung durchſchaut und offen den Humanitätsgrundſätzen, welche ſie von ihrem Vater erbten, den rechten Namen gegeben: ſie ſind entſchiedene Republikaner geworden; der Eine, welcher in der jüngſten italieniſchen

Insurrektion im Lager von Jaffa starb, der Andere, welcher in der Schweiz lebte und Verdienste um die schweizerische Artillerie haben soll; Verdienste, die Frankreich später in Straßburg und Boulogne nicht mit der Kaiserkrone belohnen wollte.

Der Herzog von Montfort sollte einst ein großer Admiral werden und es wurde nur ein König aus ihm. Mehr als alle übrigen hatte er von seinem Bruder die geheime Zusendung einer seidnen Schnur zu fürchten. Im Besitze mancher liebenswürdigen Eigenschaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Cousin Ludwigs XV. gelten können, so schnell fand er sich in die neue Herrschaft, welche sein Bruder etablirte. Er heirathete eine deutsche Fürstentochter und bestieg einen improvisirten Thron, in dessen Nähe er Bacchus und Venus als Minister rief. Man hat nie so amusant in Kassel gelebt, als während der westphälischen Zeit. Jerome war der gutmüthigste Mensch, er wollte nur Vergnügen, oder wie er selbst sagte: „lustik sein;" sich zu bereichern vergaß er. Dies war ein Fehler, den erträglich zu machen, die Aufgabe seines spätern Lebens geworden ist. Der Herzog von Montfort studirt seitdem an einem Systeme der Sparsamkeit, und rechnet, wie sich Lucullus und Harpagon vermeiden lassen und ein ehrlicher Mann sich einrichten muß, um sein Auskommen zu haben. Er ist krank, erschöpft von seiner Vergangenheit und verläugnet sich gern mit einer achtungswerthen Bescheidenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen so angenehme Saturnalien feiern könnte, er besucht es oft, und Würtemberg öffnet ihm gern seinen berühmten Marstall, obschon er ein schlechter Reiter ist. Sein Sohn gehört zum Militair desselben Staates.

Von Napoleons Schweſtern lebte 1835 nur noch Madame Karoline, Murats Gemahlin.

Für die Unſterblichkeit gibt es keine größere Bewunderung, als wenn das Genie zufällig eine Schweſter hat. Eine Schweſter erkennt den Abſtand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder begeiſtert an und kleidet ſich gern mit dem Prunk des Ruhms, wenn der brüderliche Held nicht die Muße hat, ihn ſelbſt zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte ſeine Schweſtern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für überirdiſche Weiſſagung, wie einſt die alten Gallier; ihr Widerſtand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut, das er durch ſein eignes entſchuldigte, und würde die Aufopferung ſeiner Schweſter Pauline, der Fürſtin Borgheſe, die ſein Exil in St. Helena theilen wollte, ſo tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichſtadt, als der kleine Knabe an den gefeſſelten Prometheus, ſeinen lieben Papa, einen heimlichen Brief ſchrieb, wobei ihm eine verſchwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraſchte ſie der Tod.

Ihre Schweſter Eliſa ſtarb ſpäter in Trieſt, zwei junge Fürſten Bacciocchi hinterlaſſend, von welchen der eine auf Korſika wohnt, der andere aber im verwichenen Jahre bei einem Pferdeſturz verunglückte.

Die weitern von hier ausſtrömenden Descendenzen verſchwimmen allmälig in das breite Niveau der zahlloſen italieniſchen Marcheſen. Hie und da trifft man Perſonen, welche einen Tropfen vom Napoleoniſchen Familienblute haben und vor denen der geſchichtliche Enthuſiasmus gern den Hut abnimmt. Man ſieht dieſe dritten und vierten Glieder der großen Gene-

ration oft im Theater, und bewundert die Physiognomieen, welche noch immer olivenfarbig spielen, das schwarze glatte Haar, das die breite Stirn beschattet, das mächtige zermalmende Kinn, die untersetzte Statur mit einer hervorquellenden Anlage zum Fettwerden. Diese unverkennbar gezeichneten Spätlinge verstehen die Richtung der Lorgnetten wohl, richten sich dann stolz auf und legen die Arme über einander, um uns vollends zu täuschen. Einige auch schlagen die Augen nieder und schämen sich, weil das Schicksal so unbarmherzig mit ihnen Versteckens gespielt hat.

Nur einem Seitenflügel des Hauses Napoleon gelang es, sich vor dem Zusammensturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Es war die edelste Emanation der Kaiserherrschaft.

Das Genie ist von Natur nicht immer glücklich; deshalb heirathete Napoleon sein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günstling einer fast antiken Liebe. Seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleons weiche Empfindung ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeugungen, welche der Kaiser über ihn häufte. Prinz Eugen besaß dieselbe Humanität wie Louis Bonaparte, aber ohne Phrase, ohne Affektation; ihr Organ war nicht die Rede, sondern die Leutseligkeit. In einem militairisch so straff zusammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen und die blutigen Lorbeeren durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Kontrast werfen sollte, daß es keine Rolle, sondern Instinkt und Naturell war, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, excentrisch in Liebe und Haß, seinem Stellvertreter zollte.

Und wenn dieſer ſeine Erſcheinung darnach einrichtete, daß ſie dem Kaiſer nicht auffallen mußte, wenn er einen militairiſchen Erfolg auf Andere übertrug und ſeinen Stiefvater mit Beſcheidenheit und Liebkoſung umarmte, ſo war dies weniger Maske, als Stimmung und Einſicht in den eignen Werth, der was Energie und Beruf anlangt, ſeiner hohen Stellung vielleicht nicht gewachſen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutſchen Fürſtin rettete ihn vor der Degradation: ſeine Kinder haben ſogar bei den mannichfaltigen Wechſelfällen der europäiſchen Politik glänzende Beförderungen erhalten. Die griechiſche Krone ſtreifte nahe an dem Haupte ſeines älteſten Sohnes vorüber, dann die belgiſche; eine Schweſter deſſelben trug einige Zeit hindurch die braſiliſche, eine andere iſt Erbin des ſchwediſchen und eine dritte Erbin des hechingiſchen Thrones. Das Schickſal der Söhne iſt bekannt.

Was haben die Napoleoniden von der Zukunft zu hoffen? Nichts.

Ihre Proteſtation gegen die Geſchichte überhört ſowohl die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes ſind erſtickt; ja ſelbſt die Privilegien ihres Verdienſtes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illuſoriſchen Vergangenheit, wo ſie auf Alles hoffen durften. Was ſie den Einen nähmen, würde unwillkommen den Andern ſein, welchen ſie es geben wollten. Hier gibt es keine Initiative mehr. Der breite Deſpotismus des Kaiſers war erträglich, aber die, welche die Deſpotie zerſtückeln und Erben des Deſpotismus ſein wollen, ſind den Völkern verhaßt.

Eine Univerſaldeſpotie iſt eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende ſinkend, reißt ſie das ganze un-

ermeßliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche ein so großes Ganzes theilen, eiserne Nägel am Sarge der Freiheit sind.

Auch eine Huldigung des Weltgeistes ist es, die die Geschichte dem Heldengrabe auf St. Helena darbringt, daß sie den Enkeln einer wunderbaren Herrschaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken traurig zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und höchst wahrscheinlich doch nur wurmstichige Früchte trug?

Eine weise Gottheit stellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des „Größten unserer Tage" ohne Flecken bliebe und die Geschichte um einen Mann trauern kann, der ohne Nachahmung starb.

# Talleyrand.

Frau Grandt und der Monat Mai mögen beſſer wiſſen, wie oft Karl Moritz Talleyrand von Perigord falſch geſchworen hat; die Geſchichte ſagt, daß er es ſechsmal that.

Sie liebt ihn aber und moraliſirt nicht: Talleyrand war kein gewöhnlicher Ueberläufer. Talleyrand hinkt auf dem linken Fuße, er übereilte ſich nie, er lief nicht.

Hat man ſich je mit mehr Grazie in die Zeitumſtände gefügt! Talleyrand machte keinen Lärm von ſeinen gebrochenen Schwüren, er ließ nicht die Trommel ſchlagen, wenn er das Lager der Partei verließ, er ging ohne Anhang, ohne Commandoſtab, er ging, nur begleitet vom Abbé Desrenaudes, der für ihn Studien machte, und vom Grafen d'Hauterive, der ihm ſeine Reden ſchrieb.

Talleyrand ſuchte die ſchroffen Kontraſte der Geſchichte auszuglätten, er ſprang in den neuen Sattel mit einem Witze und konnte das Blutvergießen nicht leiden. Mit einem Worte, ich finde, daß in Europa viel Sympathie für ſeine graziöſen Meineide herrſcht, und es iſt nicht ſchwer, dafür eine Urſache anzugeben.

Es gibt nämlich Leute, welche diesen greisen Priester für einen verkannten Propheten ansehen. Man vergleicht ihn mit Sokrates, welcher außer seinem eigenen himmlischen Geiste noch einen besondern in Diensten hatte, der ihm Rath, Warnung und die Zukunft gab. Talleyrands Sebergeist wird bald ein Instinkt, bald eine Offenbarung genannt. Was davon zu halten sei, wissen wir nicht, wollen aber sein Leben deshalb zu Rathe ziehen.

Hatte Talleyrand eine eigene Maxime, seine Kokarde bald weiß, bald bunt zu färben? War sein Leben die Einflüsterung eines besonderen Genius, der ihn zu seinem Liebling gemacht hatte? Besaß Talleyrand eine unveränderliche Idee, eine pensée immuable, wie Louis Philipp? Wir wollen sehen.

Es war schon einige Jahre vor der konstituirenden Versammlung, daß der junge Bischof von Autun sich in der besten und abwechselnd in der schlechtesten Gesellschaft von Paris sehen ließ. Er hatte damals nur Ein Geschäft: nämlich alle Welt davon zu überzeugen, daß er kein wahrer Priester wäre. Seine Kehle, noch heiser von der Messe, die er im Stifte hatte singen müssen, sein Anstand, noch kämpfend mit dem Priesterrocke, der dem lahmen Fuße nachschleppte, ein zweiter Esau, der an seinen jüngern Bruder die Erstgeburt für die Linsengerichte des bischöflichen Konvikts verkauft hatte, nahm er ein Betragen an, das aus Ehrgeiz, encyklopädischer Philosophie und Ausschweifungen zusammengesetzt war. Er unterließ nicht, dem Hofe aufzuwarten, und entwickelte dort viel falsche Tugend. Dieser Jüngling von Bischof verstand es schon vortrefflich, die Maske vorzunehmen, er war galant, blumenreich, etwas salbungsvoll, und zog es in den meisten Fällen vor, zu schweigen. Man nannte dies erst Bescheiden-

heit, aber Talleyrand besann sich auf jenes feine Lächeln, das ihn auch später im auswärtigen Amte von London noch nicht verlassen hat. Von diesem Augenblicke an hielt man ihn für geistreich, sein Schweigen wurde eine Autorität, man wettete, daß wenn er den Mund nur öffnen wollte, unfehlbar etwas Gescheidtes zu Tag kommen würde. Talleyrand genoß diesen Triumph des Stillschweigens, empfahl sich und eilte auf Mirabeau zu, der ihm schon lange winkte. Sie legten ihre Arme ineinander, zogen die hohen Personen durch, schwärmten durch das Palais-royal und verbrachten die Nacht am Spieltisch in der Rue Quincampoix. Talleyrand und Mirabeau waren die besten Freunde. Dieser rühmte damals von ihm, daß er ein Mann sei, der Ideen besitze. Ich bin immer neugierig gewesen, was Talleyrand im Jahr 1786 eine Idee genannt hat. Welches mag die Philosophie gewesen sein, für die sich Talleyrand und Mirabeau unter Rosen und gemietheten Küssen damals aussprachen? Nur so viel weiß ich, es fehlte Beiden immer an Geld; und Talleyrands Hauptmaxime, das, was man seine Idee nennen könnte, war in der Folge nur, sich davon so viel als möglich zu verschaffen.

Die Stände traten zusammen: der Bischof von Autun hatte sein Kapitel zu vertreten. Es ist bekannt, was Talleyrand bei der Vereinigung mit dem dritten Stande, bei der Aufhebung der Privilegien, was er auf dem Marsfelde leistete, wo er die neue Verfassung Frankreichs durch eine Messe dem Himmel empfahl. Er hatte gut reformiren. Der Priester verfolgte ihn schreckhaft, er haßte seine Bestimmung und warf ein Vorrecht des Standes nach dem andern nieder. Durch alle seine Amendements und Abstimmungen glühte weniger der Enthusiasmus der Freiheit, als der des Hasses.

Man konnte ſeine Rechnung nicht beſſer machen. Indem er ſich für die Ungerechtigkeit ſeiner Eltern, für die Vigilien, bei denen er als Chorknabe einſchlief, für die Faſten und jenes Linſengericht des Eſau rächte, erwarb er ſich zugleich eine anſehnliche Popularität. Talleyrand wußte, welcher Monarch ſich auf den Thron Frankreichs ſetzen würde; er überließ Marie Antoinette ihren Thränen und ſchloß mit den Königen der Straßen und Vorſtädte eine Freundſchaft, die ſich belohnte. Philoſophirte Talleyrand ſchon damals, ſo wußte er, daß man in den erſten Zeiten einer Aufregung nicht trotzig genug ſein Haupt erheben kann, daß man in einem Glutfieber von Illuſionen leben muß, wenigſtens eine Zeit lang. Er ſtiftete den Jacobinerklubb, er führte, wie Mephiſtopheles bei Goethe, das Papiergeld ein, er drang in jeder Sitzung darauf, daß man das Silbergeräthe der Kirche, dieſe fatalen Pfannen, die er im Chorrocke hatte tragen müſſen, ohne Gnade verkaufte. Er wollte keinen andern Kultus als den der Nation.

Eines Tages beſann ſich aber Talleyrand. Seine Hände waren doch zu zart für eine Popularität, welche ſich nicht wuſch und keine Handſchuhe trug. Die republikaniſche Tugend machte ihm Langeweile, ſeitdem ſie ihm vorwarf, daß er in einer einzigen Nacht 30,000 Livres im Spiele gewann. Er ſah ſich im Spiegel und fand, daß die phrygiſche Mütze der Jakobiner ſeinen guten und tadelloſen franzöſiſchen Zügen ſchlecht ſtand; er ſtiftete den Klubb der Feuillans. Das war ſchlimm. Talleyrand wurde überflügelt: die Ereigniſſe kamen ihm zu ſchnell. Der Abfall Mirabeaus machte ihn wankend, das Poſtmeiſterſtück in Varennes und die Emigration verwirrte ihn, die Koalition des Auslands zwang ihn, die Lage

Frankreichs zu kombiniren. Er hörte das Meſſer der Guillotine ſchleifen, der Bannfluch des Papſtes, der ihn perſönlich traf, weckte Todesgedanken, ſeine Popularität ging an Männer über, welche härtere Schwielen in der Hand hatten. Talleyrand haßte den Ungeſtüm, die Leidenſchaft und die Grauſamkeit. Er drängt ſich zum Geſandten auf und kann mit guter Manier Paris verlaſſen, welches ein unſicherer Boden iſt.

So lange die Dinge gut ſtanden in Frankreich, ſo lange nur erſt Ludwig XVI. und noch nicht das halbe Frankreich geblutet hatte, ſpielte Talleyrand in London einen vortrefflichen Republikaner. Er hatte den Auftrag, die neue Ordnung der Dinge zu repräſentiren, und that es mit gleichem Wohlgefallen vor Engländern und Emigrirten. Seine unbezweifelte feudale Herkunft machte ſeinen politiſchen Abandon erträglich, weniger ſeinen moraliſchen. Die Königin wandte dem ausſchweifenden Prieſter den Rücken, ja ſeitdem der Konvent Luſt ſpürte nach ſeinem Kopfe und ihn einmal über das andere freundſchaftlich erſuchte, über den Kanal zu kommen, verlor er vollends alle Haltung. Seine Miſſion ging zu Ende. Er verzweifelte noch nicht, er rechnete auf Pitt, auf Pitt, der bei ſeinem Oheim, dem Erzbiſchof von Rheims, einſt Faſanen aus den Forſten von Perigord gegeſſen hatte. Allein Pitt, ſo ein großer Staatsmann er war, litt doch an einem ſchwachen Gedächtniſſe und wollte ſich der Faſanen nicht erinnern. Talleyrand war zu ſtolz, ſie zu erwähnen und verließ England auf Pitts Weiſung. In der That, Talleyrand litt nie an einer eingewurzelten Idee; denn wie ſchwer ſich London an ihm verbrach, ſo liebte er es doch unausgeſetzt, und war ſogar im Stande, die engliſche Verfaſſung das beſte Prinzip

zu nennen, wo es nämlich die Klugheit gebot, auf ſogenannte Prinzipien einen Werth zu legen.

Die Tage des Exils brachte Talleyrand in Nordamerika und in Hamburg zu. Die Hamburger werden ſagen, daß er bei ihnen lernen wollte, was wahre Freiheit ſei. Ich glaube auch in der That nicht, daß er jenſeits des Ozeans, wohin er reiſte, die weiße Kokarde aufſteckte. Was hätte er damit gewinnen wollen? Die Liebe einer reizenden Emigrantin, einer Lilie aus dem Geſchlechte der Montmorency oder Levis? Bis dahin ſtieg die Leidenſchaft des geächteten Prieſters nicht, obſchon er ſich ſelbſt die Indulgenz der Ehe geſtattete. Er hatte andere Sympathien; er liebte die gute Hausfrau, und es war nur zufällige Romantik, daß Frau Grandt, eine Philiſterin, aus Oſtindien ſtammte. Zu der blendenden Schönheit dieſer Dame geſellte ſich eine muntere, prononcirte Einfalt: der arme Erbiſchof mußte ſeiner zärtlichen Neigung wegen viel leiden. Aber er ſetzte ſich über den böſen Leumund hinweg und ſehnte ſich nicht nach dem Glücke, das inzwiſchen Herr v. Chateaubriand in den Urwäldern bei den Haſen- und Fuchs-Indianern empfand. Er war in Verzweiflung, daß ihn das Labyrinth der Langeweile, aus welchem ihn nur zuweilen der Faden vom Strickſtrumpf der Frau Grandt rettete, nicht losließ. Er ſehnte ſich nach dem ſchönen Himmel von Frankreich und Navarra: die Guillotine war ermüdet: Talleyrand ſah nichts mehr, was fürchterlich geweſen wäre. Er ſchrieb an den Konvent, er ſchrieb im Tone des patriotiſchen Heimwehs, er weinte trotz einem Schweizer, betheuerte, daß er bei Franklin und Waſhington ſich in ſeinen republikaniſchen Tugenden immer mehr vervollkommnet hätte, und verlangte die Zurücknahme ſeines Anklagedekrets. Der Bür-

ger Talleyrand kehrte zurück: Frau v. Stael und die Koterie jubelten, daß die neue Meinung nun nicht mehr des Glanzes der alten guillotinirten oder emigrirten Herrschaft entbehren sollte.

Carnot verachtete ihn, doch Talleyrand wußte, welche Rolle er zu spielen hatte. Er besuchte die Clubbs und die Salons. Sein Benehmen war ein Wechselspiel republikanischer Urtheile und royalistischer Manieren. Man bewunderte ihn; denn das Bedürfniß nach Ruhe und Anstand überwog. Das Direktorium hatte sein Wohlgefallen an ihm. Nachdem Talleyrand durch die schwache ungesicherte Gegenwart zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben war, begann er, an eine starke, vorhaltende Zukunft zu denken. Seine Augen fielen auf den jungen General Bonaparte, dessen Ehrgeiz eben so feurig war, als damals seine Liebe zu Josephine Beauharnois. Talleyrand machte für beide den Unterhändler; dem Ehrgeize traute er Frankreich an. Er veranlaßte die italienischen Siege und die große ägyptische Pyramidenfahrt; er wußte, daß sich Frankreich zwar noch von keinem Herrscher, aber von dem Ruhm würde regieren lassen und gewann für seinen Günstling so viel Bundesgenossen, daß die hochverrätherischen Bajonnette des 18. Brümaire für eine Wohlthat angesehen wurden.

Bonaparte vergaß niemals die Dienste, welche ihm Talleyrand leistete, und konnte ihm verzeihen, selbst als er später nichts als bourbonische Konspiration athmete. Er ließ ihm seinen auswärtigen Einfluß. Schon eine gewisse schwärmerische Sentimentalität, die für den Mann unsers Jahrhunderts so charakteristisch ist, fesselte ihn an Talleyrand, an diesen Schlaukopf, der auf Kosten der guten Meinung von seinem Ver-

ſtande und auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, den jungen General an das Directorium als — einen leidenſchaftlichen Verehrer der Geſänge Oſſians empfohlen hatte. Oſſian war es, der Talleyrand lange Zeit geſchützt hat. Napoleon verzieh dem Miniſter, der ſein Portefeuille benutzte, um ſich den Cours der Papiere ginsbar zu machen; er verzieh ihm, daß er durch ihn der Mörder Enghiens wurde; er vergaß nicht, daß Talleyrand behauptet hatte, Napoleon läſe zuweilen den Oſſian.

Es iſt zu verwundern, daß Talleyrand die Sympathien ſeines Herrn nicht mehr belauſchte; denn Napoleon hatte noch mancherlei andre Eigenheiten. Napoleon liebte die Tugend; je älter er wurde und mächtiger, deſto mehr zog er die guten Sitten den Geſängen Oſſians vor. Er glich darin allen beſſeren Uſurpatoren, daß er ſich zufriedener fühlte, wenn er auch die Tugend um ſich hatte. Aber Talleyrand wurde Alles, Großkämmerer, Vicegroßwahlherr, nur nicht tugendhaft. Er war der Roué der Börſe und des Spielhauſes, er liebte noch immer ohne Plan, flüchtig, auswählend, ja er hatte keinen Anſtoß daran, daß Frau Grandt noch nicht einmal vor den Altar mit ihm getreten war. Napoleon wollte von dieſen lockern Banden nichts wiſſen, ſondern drohte ihm mit ſeiner Ungnade, worauf ſich Talleyrand murrend verheirathete. Oſſian entfiel dem Gedächtniſſe des Kaiſers immer mehr: in den polniſchen Wäldern dachte er nicht mehr an Schottland und Talleyrand fiel in förmliche Ungnade.

Es war die zweite Periode ſeiner Unthätigkeit, die er mit Sarkasmen, Geldſpekulationen und Verſchwörungen hinbrachte. Er hatte den ruſſiſchen Feldzug den Anfang des Endes genannt, und war früh genug zur Hand, dem gefallenen Helden

die Krone vom Haupte zu nehmen. Er gab ſie den Bourbonen. Er konnte das Degengeklirr der Napoleoniden nicht mehr hören und fürchtete die Granletten, welche um die Wiege des Kindes Reichſtadt würden geſtanden haben. Talleyrand haßte den Krieg, weil ſeine Entſcheidungen ohne Berechnung ſind und nichts ſichrer, nichts die Papiere der Börſe beherrſchender iſt, als ein nicht gefahrloſer Friede, ein Friede mit etwas Beſorgniß und viel Diplomatie. Talleyrand fing jetzt an, von Prinzipien zu ſprechen, und dieſe Prinzipien waren für ihn die Bourbons. Er hatte ihnen ſeit dem polniſchen Feldzuge viel Dienſte geleiſtet; er wollte ihnen nun auch die Mittel an die Hand geben, ihn dafür zu belohnen. Er bewies den Alliirten theoretiſch und praktiſch, wie nothwendig jetzt die weiße Kokarde wäre. Der Kaiſer von Rußland ließ ſich überreden, und dem Grafen von Provence wurde gehuldigt. Man muß gerecht ſein gegen Talleyrand: die Reſtauration der Bourbons war ſeine glänzendſte That. Er bot alle Mittel auf, um dieſen prekären Thron zu ſichern, und die Ereigniſſe brachen ſo ſeltſam herein, daß er jetzt ſogar im Stande war, einen vortrefflichen Patriotismus zu zeigen. Er verfiel mit Alexander, der die zweite Reſtauration haßte, er kämpfte für Frankreichs Unabhängigkeit, und gab den Bourbonen ſo kühne Vortheile, daß Louis XVIII. ſelbſt davor erſchrak. Es war Talleyrand darum zu thun, die Bourbons populair zu machen; wodurch konnte es ihm beſſer gelingen, als durch die Oppoſition gegen die Fremden? Ja er ſcheute ſich ſogar nicht, von einer Waffenentſcheidung zu ſprechen. Louis zitterte vor dieſen guten Dienſten, Talleyrands Muth ging zu weit, der Napoleonismus hatte ihn angeſteckt, und die dritte Periode der Unthätigkeit brach an. Talleyrand gab

ſeine Entlaſſung und fungirte am Hofe nur noch als Reichskämmerer.

Es verſtrich ihm die Reſtauration unter Witzen, Titeleroberungen und Promenaden nach Valençay. Louis und Talleyrand überboten ſich an feinen Bemerkungen; jener liebte das Madrigal, dieſer das Wortſpiel, jener das Impromptü, dieſer den vorbereiteten Hieb, jener wollte geiſtreich, Talleyrand nur beiſſend ſeyn. Louis hätte Talleyrand gern aus Paris gehabt; wie oft ſprach er zu ihm von den ländlichen Freuden, die man fern von Geſchäften auf Valençay feiern könnte! Dann pflegte ihn Talleyrand nach Gent zu fragen, oder hinzuwerfen, welch ſchönes Wetter man am 20. März hatte, und der König mußte ſchweigen. Talleyrand war nicht unthätig in der Reſtauration. Er ließ ſich oft in der Pairskammer ſehen und las treffliche Diskurſe ab, die die böſe Nachrede fremden Federn zuſchrieb. Talleyrand wußte, daß man in Zeiten der Ruhe ſich nie ein Geſchäft ſoll entgehen laſſen, nämlich das, ſich populär zu machen. Er arbeitete daran, ohne Anſtrengung, ohne Ambition, und ſeine Reden gegen die Cenſur und den ſpaniſchen Krieg erwarben ihm gute, ehrliche Freunde aus der Mittelklaſſe, die Alles von der beſten Seite anſehen.

Wir wagen nicht zu behaupten, daß Talleyrand zu der Konſpiration Orleans gehörte. Doch mußte er Louis Philipp lieben, denn beide lieben England. Talleyrand wurde die Aegide der neuen Herrſchaft. Er konnte ſie am beſten beim Auslande repräſentiren. Die alten Verbeugungen und Mienen waren allen Kabinetten bekannt, man lächelte und erkannte ſich wieder. Talleyrand gab der neuen Herrſchaft ein moraliſches Gepräge, gleichſam die Beruhigung, daß ſie nicht anders ſein würde, als die frühere. Es waren dieſelben Manieren, nichts hatte ſich

verändert. Talleyrand war gleichsam bestimmt, wie glattes Oel die anarchischen Wogen der Revolution zu beruhigen. Er machte die Revolution von 1830 so gewöhnlich wie jede andere Staatsveränderung, er ließ sie, die flog, erst geben lernen, machte den Enthusiasmus bei Zeiten altklug, und wurde der pedantische Erzieher der jungen Franzosen des Julius, deren unkluge Streiche er sich bei den auswärtigen Mächten zu entschuldigen erbot. Es liegt die Selbstgefälligkeit des Alters in Talleyrands letztem Auftreten. Es sind die Schwierigkeiten eines alten Geschäftsmanns, der einem jungen Aspiranten das alte Herkommen, die Formalitäten, als etwas Heiliges anvertraut. Talleyrand scheint die Diplomatie zum Selbstzwecke machen zu wollen. Er liebt den Krieg jetzt noch weniger als früher; denn er ist alt, steinalt, der erste Kanonenschuß brächte ihn in Vergessenheit. Er ließ Polen untergehen, gab Italien hin; er hätte Belgien preisgegeben, wenn die Protokolle ihre Wirkung verfehlt hätten; er schuf die Hauspolitik Louis Philipps, und er ists, der die Devise trägt: Friede um jeden Preis! Talleyrand ist achtzig Jahre, seine Augenhöhlen werden immer dunkler, er sieht gespenstisch um die Wangenknochen aus, er geht gebückt und fällt immer mehr zusammen. Wie viele Frühlinge werden ihm die Lerchen in Valençay noch singen?

Was wollt Ihr nun mit diesem Leben beweisen? Daß es ein Kunstwerk war? Eine Lüge? Ich glaube keines von beiden, und läugne, daß Talleyrand ein großer Mann war. Talleyrand erschuf sich seine Schicksale nicht selbst, er machte die Ereignisse nicht. Denkt Euch andere Umstände, und immer werdet Ihr wissen, was Talleyrand unter ihnen gewesen wäre. Louis XIV. hätte in ihm einen vortrefflichen Geschäftsmann gehabt, der auf Ambassaden durch seine Gewandtheit, und nebenbei in den Salons durch

seinen Witz gefiegt hätte. Unter Louis XIII. wäre er nicht Mazarin geweſen; zwiſchen der Fronde und Ligue, zwiſchen Heute und Geſtern, wäre er erdrückt worden. Er brauchte ein Terrain, das großartig genug war, um ſowohl Partei als die Flucht ergreifen zu können. Dies großartige Terrain aber überkam er, es war eine Erbſchaft des Augenblicks an den Augenblick. Talleyrand war ein kluger Mann, er wußte es zu benutzen. Talleyrands ſechs Meineide wird man vielleicht verzeihlich finden unter ſeinen Umſtänden; aber ein großer Charakter wäre nie in die Verlegenheit gerathen, ſie ſchwören zu müſſen.

Eine beſondere Weltanſchauung blickt aus den aufgezählten Schickſalen nicht hervor, wohl aber eine Reihe einzelner Maximen, die ſich immer an ihrem Orte erproben konnten. Talleyrand philoſophirte über die Begebenheiten, über die natürliche Schwäche des menſchlichen Herzens, weniger über die Moral. Das Gewiſſen verwarf er nicht; doch galt es bei ihm nur — gewiſſermaßen. Er ſog das Mark ſeiner Umgebungen aus, er abſorbirte Entſchlüſſe, Intereſſen, Beſorgniſſe, ſelbſt den Verſtand der Außenwelt, und verwandte alles zu ſeinem Gewinn. Talleyrand nannte nicht alles Betrug, was mit einer Nichteinlöſung eines gegebenen Wortes endete. Er brachte die Abſicht des Gegners in Anſchlag, und wußte, daß Einer von des Andern Leben zehre. Warum denen Wort halten, philoſophirte er, die jeden Augenblick bereit ſind, dich ſelbſt zu betrügen? Die Ereigniſſe entſchuldigten bei ihm Alles; nur das Eine glaubte er dem Himmel ſchuldig zu ſein, daß er ihnen nicht unterläge. Der Egoismus war ſeine Religion; er kreuzigte ſich vor einer Tugend, die ihm hätte Schaden bringen können. Talleyrand hatte einige allgemeine

Maximen, welche man ſogar erhaben nennen könnte. So hütete er ſich von zwei gebotenen Fällen den zu wählen, welcher den nächſten Vortheil brachte. Sah er, daß der Umweg mehr eintrug, ſo konnte er ſogar großherzig ſeyn, z. B. gegen die Errichtung einer Pairskammer zu ſtimmen, obſchon ſie ihm für den Augenblick eine köſtliche Würde gebracht hätte. In ſolchen Augenblicken erhob ſich ſeine Geſtalt, ſeine Worte wurden edler und der Nimbus einer uneigennützigen Tugendliebe ſchien ſich um ſein Haupt zu verbreiten. Doch war er nicht geizig nach ſolchen Augenblicken. Er ſuchte ſie nicht abſichtlich und begnügte ſich damit, ſeinen Zweck zu erreichen, ſelbſt wenn man die Mittel in Abrede ſtellen mußte. Er erſchrack vor dem Jeſuitismus nicht, weder in der Moral noch in der Politik, aber ich wiederhole es, er that dies Alles ohne Prinzip, ohne Syſtem, ohne feſte Maxime.

Eine feſte Maxime hatte er, und die ſchloß alle übrigen ein; ich habe ſie ſchon erwähnt, es war die, ſoviel Geld als möglich zu erwerben. Talleyrands politiſche Laufbahn würde anders ausgefallen ſein, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, ſie mit Schulden anzufangen. Es ſcheint, als konnte man beim Anfange der Revolution manche artige Summe gewinnen, während das Glück des Spielhauſes, das Talleyrand früher verſuchte, ein trügeriſches iſt. Doch ſtürzte ihn ſein Exil in große Verlegenheit, er konnte nur mit geborgtem Gelde nach Paris zurückkehren und es gab Zeiten, wo er nicht die Miethkutſche bezahlen konnte, die ihn in das Hotel eines der Direktoren bringen ſollte. Im Konſulat aber und während der Kaiſerherrſchaft häuften ſich die Reichthümer. Napoleon war äußerſt freigebig, war es ſelbſt dann noch, wenn ſich Talleyrand, der ſchlechteſte Wirth, plötzlich

wieder um ein gesammeltes Vermögen gebracht hatte. An der Börse machte der Minister das meiste Glück. Unklar sind die Geldmachinationen geblieben, welche er mit dem Friedensfürsten von Spanien trieb; doch scheint hinter ihnen wiederum ein sehr leichtes Gewissen zu stecken. Talleyrand war stets in der Lage, immer noch mehr zu brauchen. Oft mußte er sein Haus, seine Meubles, irgend ein Landgut verkaufen, ja es kam ihm gerade recht, daß ihm der Papst für sein Fürstenthum Benevent mehrere Millionen zu geben erbötig war. Die Bourbonen waren weniger freigebig; sie hatten nur Orden und feudale Titel zu verschenken. Talleyrand war gezwungen, sich an der Börse zu entschädigen. Sie war noch bis auf seinen letzten Tag seine rechte Hand, die Hand, welche zahlt. Die Politik diente seinem Interesse; um den Tagespreis gewiß zu haben, würfelte er den Völkern ihre Schicksale zu. Talleyrand würde vielleicht nicht so oft Wort und Schwur gewechselt haben, wenn er mehr Geld gehabt hätte. Wenn er sagte: es ist ein Unglück, daß man leben muß! so heißt dies: es ist ein Unglück, daß man die Tugend nicht lieben kann!

Man ist gern geneigt, Talleyrand ein unveränderliches Prinzip für die französische Politik unterzuschieben, das gleichsam das Fundament aller seiner Unternehmungen geworden wäre. Ich meine die Allianz mit England. Doch ist diese nicht so alt; sie fing erst nach der zweiten Restauration an. Als republikanischer und kaiserlicher Minister kam er schwerlich in Versuchung sie anwenden zu wollen. Der Haß jenseits des Kanals schien unauslöschlich. England fürchtete die Vermehrung seiner Schuld nicht, um sich diesem blindlings hinzugeben. Doch ist es wahr, daß Talleyrand früh die ge-

heimen Springfedern kennen lernte, welche die britische Politik in Bewegung setzen. Er verstand die Zusammensetzung des Parlaments und den hohen Werth zu schätzen, welchen man auf einzelne hervorragende Familien des Landes legen mußte. Sein feiner Takt ließ ihn früher schon die Wichtigkeit erkennen, welche die Familie, der Wellington angehört, für England haben würde; er machte Napoleon schon zu guter Zeit darauf aufmerksam, daß man sich durch eine Huldigung, diesem Geschlechte dargebracht, der britischen Politik in etwas bemeistern könnte. Was Napoleon damals ausschlug, nahm Talleyrand nach der Schlacht bei Waterloo wieder auf. Er benutzte die Zusammensetzung der heiligen Allianz, schied die Elemente, welche eine natürliche Sympathie für Frankreich haben konnten, sehr bald von denen, welche in jedem Stücke fremdartig blieben. Er bediente sich Englands als eines Schildes gegen Rußland, eine Politik, die leider Frankreich noch zu schwach war auszuhalten. Talleyrand verspielte die Gunst Louis, den persönliche Eifersucht gegen England reizte, und regte den Zorn Alexanders auf, der ihn auch stürzte.

Nach der Juliusrevolution nahm er seine Politik da wieder auf, wo er sie vor fünfzehn Jahren stehen lassen mußte. Er bemühte sich, jede sich verwickelnde Frage in Englands Interesse zu ziehen und auf fast indirektem Wege dort den Nutzen der französischen Allianz nachzuweisen. In der That sollte man glauben, Talleyrand sei kein Gesandter in London, sondern ein englischer Minister gewesen. Indem er Frankreich scheinbar bei Seite läßt, zwingt er England, zu alledem, was das Pariser Kabinet thun zu müssen glauben dürfte, entweder beizustimmen oder die gleiche Verantwort-

lichkeit oder gar die Initiative zu übernehmen. England, das zögerte sich über Polen zu erklären, zwang er dazu durch geheime auf das Parlament angewandte Mittel; Belgien machte er zu einer englischen Frage, indem er die Wahl des Herzogs von Koburg betrieb; in Sachen des Orients schürt er den englischen Ehrgeiz und zwingt das Ministerium, mit Noten und Demonstrationen vor die Fronte zu treten. Talleyrand will, daß sich Frankreichs auswärtige Politik nur darauf beschränken soll, die englische zu unterzeichnen, wie denn auch der Herzog von Broglie zurücktreten mußte, der es versuchte, auf eigne Verantwortlichkeit in sein Ministerium etwas Selbstständigkeit und Ehre zu bringen.

Die Quadrupelallianz soll durch einen coup de main in Madrid entstanden sein und der lange Anstand ihrer öffentlichen Bekanntmachung scheint diesen Ursprung glaublich zu machen. Doch müssen diese Dinge sich anders verhalten, denn die Lage der pyrenäischen Halbinsel war keine solche, die erst über Nacht entstand; sie ließ sich lange vorhersehen und die Diplomatie mußte auf das Kommende gefaßt sein. Das Interventionsrecht, welches dieser Allianz zum Grunde liegt, scheint vielmehr das Tageslicht etwas gescheut zu haben und nahm, um sich besser verantworten zu lassen, den Deckmantel einer Intrigue vor, da es doch im Grunde nichts Anderes war, als eine in London getroffene Verabredung.

Wir können diese Darstellung nicht verlassen, ohne noch zum Schluß die Frage aufzuwerfen, ob Talleyrand sich noch in dem Bereiche der Territorial- und Gleichgewichtsinteressenpolitik bewegt oder ob er es anerkannt hat, daß die völkerrechtlichen Beziehungen sich immer mehr auf Trutz und Schutz für die beiden Systeme des Stillstandes oder der Bewegung

herausstellen? Wir bezweifeln das Letztere. Talleyrand ist nicht gewohnt, in der französischen Revolution ein Prinzip zu sehen; sie ist ihm nichts als eine Katastrophe. Talleyrands erstes Geschäft war, der Revolution von 1830 das Außerordentliche zu nehmen. Die große Umwälzung, welche sich aus ihr für Frankreichs auswärtige Politik hätte ergeben müssen, hielt er im Beginne auf und zwang sie, in das Gleis des alten betrügerischen Herkommens zurückzukehren. Aus der Völkerfreiheit machte er Fragen des Gebiets und des Gleichgewichts, wie Belgien zur Genüge beweist. Er betrieb die Verwicklungen des Orients mit Vorliebe, weil sie eine Frage der Suprematie sind, eines alten Begriffes, dem die Völker nicht mehr aufgeopfert sein wollen, und weil ihm nichts passender scheint, um Oestreich von der nordischen Allianz abzuziehen. Talleyrand würde im Sinne der alten „Balance" sein Meisterstück erreichen, wenn er Oestreich vermögen könnte, wieder seiner alten englischen Politik nachzugeben. Talleyrand arbeitete an etwas Unmöglichem. Die feinste Kombination der Diplomatie zerstört in unserm Zeitalter ein Augenblick. Unsre jetzige Periode der Legationssekretaire kann nicht lang dauern. Frankreich beklagt nicht mit Unrecht, daß Talleyrand sein Vaterland an England verrieth. Denn welchen Vortheil zog es bis jetzt aus seiner Politik? Es hat Ehre genug, „den Frieden um jeden Preis" keinen Vortheil zu nennen. Talleyrands Politik war ein leeres Würfelspiel. Er spielt mit den Mächten, wer die meisten Augen hat; aber er hätte ihnen zeigen sollen, wer die meisten Arme hat. Talleyrand war zum erstenmale genügsam geworden. Er spielte nicht, um zu gewinnen, sondern um den Einsatz wieder zu haben, mit dem er die zweite Partie wagt. Der alte Mann wollte das Heft

nicht aus den Händen lassen, selbst wenn er damit nur in die Luft focht. Seine Gegner verstanden ihre Sache und ihre Zeit besser; wer könnte läugnen, daß sich die nordische Allianz auf einem höchst realen Boden befindet? Sie steuert sicher ihrem Ziele zu, sie hat ihre Kanonen, ihre Kosacken, ihre Prinzipien, ihre Tendenz. Talleyrand hatte mehr Gewandtheit; aber es ist nur ein Augenblick, wo der Witzige dem Starken überlegen ist. Talleyrand hatte kein Ziel, denn Frankreichs Sache verstand er nicht: er war nicht Repräsentant der Revolution, sondern nur der Personen, welche zufällig in sie verwickelt sind. So war er nur gemacht, dem eignen Lande durch kleine Siege eine große Niederlage vorzubereiten.

Nachdem Talleyrand, wie man behauptet, fromm gestorben ist, setzte Louis Philipp dessen Politik fort.

# Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Francisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüm entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollten. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bändern, dem Pernanischen Falbala kostete mehrere Tausend Francs; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präzedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen.

Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Rosa sich eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches

er giebt, iſt nicht einzig, aber doch ſelten. Die Geſchichte ſträubte ſich immer, Männern, welche gewohnt ſind, im Reiche der Phantaſie zu leben, ein irdiſches Portefeuille anzuvertrauen. Ich beſinne mich in dieſem Augenblicke nur auf Arthur von Nordſtern und Chateaubriand. Selbſt Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Iſai's, ſang ſchon als Miniſter Sauls. Er vertauſchte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verſtand im Palaſte, wie in den Höhlen der Gebirge ſo den Dichter mit dem Premierminiſter zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben iſt, ober mehr durch jenen oder dieſen auf den finſtern, tragiſchen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürſten „auf der Menſchheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poeſie koſtete kein Studium, Alles war Inſtinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man ſelten auf ſolche, welche ſchon angeſchoſſen waren. Es iſt wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philiſtern: aber eine ganze Völkermaſſe von Proſa iſt leichter zu beſiegen, als wenn ſich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt koſtete ſein Ruhm keine Mühe, ſeine Zukunft keine Gegenwart, ſeine Unſterblichkeit nicht, wie den Romantiker, zuweilen den Tod. Der poetiſche Miniſter Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von ſeinen Geſchäften verſäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenöſſiſcher Dichter einen Tag und Alles, was ſich in einem Tage verſäumen läßt, ſetzen muß. Dieß eben

hat unſere Zeit ſo mißtrauiſch gegen Miniſter gemacht, welche mit dichteriſchen Talenten begabt ſind. Eine Ungerechtigkeit iſt eingeriſſen gegen Etwas, was ſich doch mit unwiderſtehlichem Drange in die Seele wirft, was der ſchönſte Begleiter einer dornenvollen Laufbahn iſt und auch einen Miniſter tröſten kann, nach den ſauern Stunden, welche eine Ständeſitzung, ein theilnahmloſer Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn koſtet. Warum ſoll dem erſten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum ſoll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied ſingt? Warum ſoll einer Excellenz überhaupt der Himmel verſchloſſen ſein? Die grauſamen Franzoſen! Sie machten Martinez den Vorwurf, daß er Dichter iſt! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten ſeines Lebens reißen, in ihm den redlichen, patriotiſchen und talentvollen Mann erkennen laſſen.

Geboren wurde Martinez de la Roſa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutſche zu ſein, auf einen Moment vergeſſen könnt, ſo beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada ſtehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, deſſen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit ſeinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten mauriſchen Sagen umflüſterten den Knaben, wenn er beim Spiele ſeinen Ball in die Trümmer der Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie ſich die großen Emire der Wüſte aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorleſen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieſes ſchönſte Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im ſchweigſamen Hofe und

fühlte, wie ſich frühe die Gabe der Weiſſagung und ſchönen Rede auf ſeine Lippen legte. Aber nicht Alles iſt ſchon verſchwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der mauriſchen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit ſeinen Geſpielen anſtellen ohne daß jene die Zegris, dieſe die Abencerragen ſpielten. Er wurde älter und in den ungeheuern Dimenſionen des Palaſtes Karls V. lernte er die Geſchichte des Vaterlandes, die Univerſalträume des ſpaniſchen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinands und Iſabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquiſition eingeſetzt wurde. Hier konnte ſich frühe die Seele an einen mächtigen Flügelſchlag gewöhnen, ſo daß die mönchiſche Erziehung des ſpätern Alters zwar Vieles dem Wiſſensdurſte verweigern durfte, aber nichts nehmen, was ſchon da war.

Martinez war reicher und angeſehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab ſich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthſchaft hin. Das Syſtem der Reformen Karls III. ließ ſich in Spanien durch eine Herrſchaft der Günſtlinge nicht ſogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädiſchen Aufklärung, von dem philoſophiſchen Enthuſiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was ſich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die ſpäterhin in der Geſtalt des Liberalismus als eine politiſche Macht auftrat. Martinez warf ſich in dieſen Strom der Tendenzen und ließ ſich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die

evolution von Aranjuez, die Abtretung von Bajonne und
adrid, die neue Dynaſtie der Napoleoniden warfen Spanien
einen anarchiſchen Kampf von Intereſſen, wie ſie auf einem
inen Terrain in Europa niemals widerſtreitender geweſen
d. Doch machte ſich die gute Natur durch dieſe Verwir-
ng Platz, der Inſtinkt des Patriotismus ließ alle Differen-
n vergeſſen und von zahlloſen ſich durchkreuzenden Leiden-
aften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzoſen.

Die Cortes von 1808 traten zuſammen und Martinez
la Roſa nahm unter ihnen den Platz ein, der ſeinen Ta-
nten und Kenntniſſen gebührte. Er theilte die Schickſale
eſer Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er ſich zu
gend einer Nüance dieſer patriotiſchen Verſammlung bekannt
t, wiſſen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur
heit immer da hintreten hieß, wo ihre beredteſten Für-
recher ſtanden. Noch gab es keine Doktrinairs, noch hatte
e Exaltation durch geſcheiterte Plane ſich nicht in Mißkre-
t gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine
le Seele immer überſteht, den Serviliſmus. Martinez
hte ſich den glorreichen Rednern dieſer Periode an, welche
rch ihre glänzende Beredſamkeit, ein Talent, welches in
ne Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung
angen.

Die Reſtauration Ferdinands machte allen dieſen Dingen
n Ende. Die Cortes waren zerſprengt, der Rückkehrende
grüßte ſein treues Volk mit Schaffotten und Proſcriptionen.
artinez de la Roſa wurde nach der afrikaniſchen Küſte ver-
nnt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er ſcheint
h während dieſer Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu
ben. Er mag ſich bemüht haben, Spaniens Schickſal in

ein Reſultat zuſammenzufaſſen und philoſophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über ſie ſtellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lacys Schickſal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konſpiriren. Feſſeln entnerven: man ſage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenſchaft noch für ſich gut ſteht! Martinez wandte ſich verzweifelnd von den politiſchen Kombinationen ab und dichtete ſeinen Moravma. Die Sehnſucht des Verbannten trug ſeine Phantaſie in die poetiſchen Erinnerungen Granadas, aber ſo gefeſſelt waren ſeine Gedanken an die Schickſale des Vaterlandes, daß ſein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten mauriſchen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron beſteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Perſönliches Intereſſe ſchürt die Leidenſchaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Caſtilianer ſteht vor den Thoren. Der König iſt ſchwach und weil er zwiſchen beiden Parteien in der Mitte ſtehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er ſeine Krone verdankt. Hier ſind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzoſen. Hier aber auch ſchon der Gefangene von Ceuta mit ſeinen Grillen, die er mit den Muſcheln am afrikaniſchen Strande aufließ; denn er ſieht in Allem, was der Hebel ſeines Dramas iſt, perſönliche Leidenſchaft, fürchtet die rohe Gewalt auch da, wo ſie zum Siege ſeiner Partei unerläßlich iſt, und haßt den Tumult der Maſſe.

Wir ſehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er der auf einem, faſt möchte man ſagen, geſchichtlichen Wege unter die Oppoſition gekommen iſt, findet

ſich jetzt umringt von Männern, die erſt durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den conſtitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erſtaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein Syſtem geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwiſchen trug ihn eine hohe Verehrung empor und gleich die erſte Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Kataſtrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Roſa's glänzendſte Periode. In den drei Corteſesſionen dieſer Zeit galt er als einer der vorzüglichſten Redner, der mit Galiano und Auguſtin Arguelles, dem „Göttlichen", wetteiferte. Sein erſter Antrag ſtand noch unter den Eindrücken ſeiner Gefangenſchaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikaniſche Küſte aufgebe und ſie an den Kaiſer von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Miniſter auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchſtreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen beſäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterſtützte und ziemlich reformatoriſch zu einem rein politiſchen machte. Ja, er ſprach ſogar für die Geſchwornen, welche ihm in einer ſpätern Sitzung der Procuratoren ein zu *frühes* Geſchenk waren! Er nahm ſich lebhaft der Joſephinos an und bewirkte eine Amneſtie für ſie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er ſein Talent und ſeinen Patriotismus zeigen konnte. Doch ſprach ſich ſeine ſpäterhin prononzirte politiſche Nüance gleichfalls allmählig aus. Viele ſeiner Meinungen waren gegen die politiſchen Klubbs gerichtet und als am 4. September 1820

dieſe Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwiſchen Martinez de la Roſa, Moscoſo, Garely und Toreno, die ſich in unſern Tagen wieder erneuert hat. Martinez ſagte damals: „Es iſt nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politiſchen Schranken zu ſetzen;“ ein Satz, der erſt dann wahr iſt, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der ſeine ſpätern Reden auf der Miniſterbank ſo unverkennbar charakteriſirt, zeigte ſich auch damals ſchon: Martinez diſtinguirte gern und zog ſich, wie alle politiſch Zaghaften, auf die Phraſe zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite anſehen müſſe. Sein Widerſtand gegen eine Entſchädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perſer“ bekannten meineidigen Deputirten und am Schluſſe der Sitzung von 1821 das Repreſſivgeſetz Toreno's, welches er eifrig unterſtützte. Das Volk ſtürzte Toreno's Wagen um und belagerte nach des Grafen Hauſe auch das des erſchrockenen Dichters, der hier Scenen aus ſeinen Tragödien wiederkehren ſah. Nichtsdeſtoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zuſammenſetzung dieſes neuen Miniſteriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlaſſenen Cortes gebildet, die ſich durch ihren Serviliſmus dem Volke ſo verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange ſelbſt ihr Präſident. Martinez, der ſich ſchon lange an die miniſterielle Phyſiognomie gewöhnt hatte, fand in ſeiner neuen Würde, für die ſeine Uneigennützigkeit ſich nicht bezahlen ließ, einen ſchwierigen Stand. Der Kon-

greß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konspirirte, in Valenzia und Pamplona brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Direktorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonanzmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Hasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß

es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene beſiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für ſeinen guten Willen zeugte. Er ſandte ſeinen Freund Toreno (Toreno iſt Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botſchafterſtelle zu übernehmen und auf das Kabinet der Tuillerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marſan, die ultraroyaliſtiſche Coterie des Grafen Artois und das Aſyl aller ſpaniſchen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem franzöſiſchen Geſandten Lagarde in Madrid, den man beſchuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorſchub zu leiſten. Ja als das feindſelige Benehmen der franzöſiſchen Regierung, die Unterſtützung, welche ſie den Inſurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete ſich im Mai das Gerücht, Lagarde hätte nach einem heftigen Wortwechſel mit Martinez ſeine Päſſe verlangt. Auch hielt der Miniſter darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleichkamen. Dies iſt der einzige energiſche Akt während ſeines Amtes, der aber am deutlichſten ſeine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb.

Die Entſcheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an dieſem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlaſſenen Cortes wurden vom Magiſtrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauſes aus der franzöſiſchen Revolution übernahm, erſetzt. Die aufrühreriſchen Garden mußten im Prado nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana ſo zu nennen) das Gewehr ſtrecken. Auch das Miniſterium war geſprengt. Es iſt kaum glaublich, daß das-

ſelbe mit dem Aufruhre in Verkehr geſtanden habe. Es war von dieſem Ereigniſſe ſo überraſcht, wie die Nation, ein Beweis für ſeine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine ſo zweideutige Rolle ſpielte. In der Nacht vom 7. zum 8. ſaßen die Miniſter wie gefangen im Palaſte, alle Ausgänge waren beſetzt und in dieſer Verlegenheit mag Martinez die politiſche Laufbahn verwünſcht und ſich nach dem ſtillen Umgange mit den Muſen geſehnt haben. Sein Leben war in Gefahr, die ſiegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte anfangs die Miniſter für das Geſchehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Miniſterium aus alten Trümmern früherer, die ſchon geſcheitert waren, zu bekommen, ſo fiel die Anklage und Martinez zog es vor, ſich allmählich ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Abſolutismus in Spanien zum Zweitenmale reſtaurirt. Die franzöſiſchen Bayonette ſetzten Ferdinand in ein **plein pouvoir** ein, das er auch zunächſt gegen die Anhänger der Konſtitution, die er ſo oft falſch beſchworen hatte, in blutige und konfiskatoriſche Anwendung brachte. Martinez de la Roſa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proſcribirten über die Pyrenäen.

Die ſieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab ſich literariſchen Beſchäftigungen hin, welche immer politiſche Leiden am leichteſten vergeſſen machen. Mit ſeinen Landsleuten geſpannt, ſchloß er ſich ſelbſt von ihren Konſpirationen aus, dichtete, äſthetiſirte und ſammelte ſeine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden ſind. Er kam nach Frank-

reich, noch ganz voll von Verehrug des tragiſchen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde ſich täuſchen, ſuchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten ſpaniſchen Theaters. Er iſt als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, ſein Dialog ſind Wechſelreden nach den Grundſätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla ſchrieb, den Morayma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moraliſchen, kalten Tendenzen, ſteifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß ſeine Perſonen handeln, erzählen ſie; ſie reflektiren über das, was ſie thun ſollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verſchieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In ſeinen Unterſuchungen über die ſpaniſche Poeſie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona verſetzt. Er ſieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derſelbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakspeare die Vorwürfe, welche vor ihm ſchon Voltaire machte. Nichtsdeſtoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetiſche Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klaſſiker konnte ihm nicht fremd bleiben und ſeine ſpätern Produkte bezeugen, daß er in ſeiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo wurde ein Beiſpiel. Martinez mochte ſeine Extravaganzen haſſen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht ſchlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus ſeinen alten Anſichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe ſich ſo bald zur Ruhe! Er wird niemals mit ſich zufrieden werden und von ſeinem Nächſten immer die Hoff-

nung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern sie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schaustücken der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müssen.

Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem spanischen Horizonte weg. Die Herrschaft des Beichtstuhls wurde durch die des Alkovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das salische Gesetz und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich und die am wenigsten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amnestie wagen, über die

Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten schon seine Exequien gehalten, er hörte mit scheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herrschaft theilte und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Friede zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik überſprang. Es bildete sich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Ereigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt seyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munnoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen und kriege-

rische Operationen unterzeichnen! Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um Alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clotbar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizlo und Martinez in la Granja ein, sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben: ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Denz willen. Dies ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat.

Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Estatuto real, ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zu-

kunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte ſo viel von ſeinem guten Willen, daß er ſelbſt das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juſte Milieu, abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen ſchlechten Cours, er iſt eine Illuſion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit ſcharfen Rändern und Kanten gezeichnet ſind. Der gute Wille war keine Garantie für ein ſo mißhandeltes Volk, das gezwungen iſt, nur in ſeinen Erinnerungen, d. h. in ſeiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abſtimmungen, alte Fehler, da iſt nichts vergeſſen. Die Männer des „Ringes," die Anilleros, welche Martinez in ſeine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus iſt eine Stereotype, die nur genannt zu werden brauchte, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngſte franzöſiſche Geſchichte noch neue geſtellt und allgemein wurde das Martinez'ſche Miniſterium doktrinär genannt. Vor der Zuſammenberufung der Cortes ſagte man, Martinez würde ſeine Entlaſſung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünſchte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaſchement; denn Toreno iſt Martinez alter Leidensgefährte, nur iſt er ſchneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs.

Wir ſind am Ende unſrer Darſtellung, da der folgende und noch gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Martinez hat Madrid verlaſſen müſſen und iſt wiedergekehrt, iſt wieder gegangen und wieder eingeſetzt worden. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognoſtikon. Selbſt die Oppoſition läßt der parlamentariſchen Fähigkeit des Miniſters Gerechtigkeit werden. Es iſt wahr, ſeine Reden

zeichnen ſich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anſtößig zu ſein ſcheint, Deklamation und Geſten zu dieſen Worten hinzukommen, ſo müſſen ſie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch ſeine Zwiſchenreden, ſeine Einwände, das, was man den parlamentariſchen Dialog nennen könnte, ſind pedantiſch, mit Logik beſtäubt, ſie verrathen den Kleinmeiſter. Martinez de la Roſa iſt immer zur Hand, wo es eine Diſtinktion gilt, er liebt es, am Unweſentlichen zu klauben und auf Dinge Werth zu legen, die die Unterſuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn wahrſcheinlich doch auch in Zukunft wieder ſtürzen wird, iſt zuletzt weniger die Form, als der Inhalt ſeiner Diskurſe. Ich glaube, er iſt in ſeinen Handlungen weniger vorſichtig als in ſeinen Reden. Er gleicht den deutſchen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn ſie nicht für alles gleich Beiſpiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzuſehen. Martinez de la Roſa hat ſich aus der Geſchichte der Revolutionen ſo viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abſtrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts ſetzen kann. Bald ſchwebt ihm der Konvent vor, bald die franzöſiſche Zournaliſtik, bald weiſt er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es iſt eine Gelehrſamkeit, die ihn erſticken muß. Wäre die ſpaniſche Kammer nicht ſelber ſo naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit ſo vieler Angſt, ſo ſcheu und beſorglich auf, ſo müßte der Pedantismus ſolcher Miniſter längſt durchgefallen ſein. Spanien bedarf mehr der Ordnung als der Freiheit. Es iſt ein unglückliches Land und bietet Stoffe zu größeren Tragödien, als dieſer Staatsmann gedichtet hat.

# Chateaubriand.

Wenn man ſich Talleyrand zu allen Zeiten nur wie Harpokrates, alt wie die Winterſonne, denken kann, Martinez de la Roſa in mittleren Jahren, mit bürgerlichem Embonpoint, geſetzten Zügen und einen goldnen Ring an dem zarten, poetiſchen Schreibfinger, ſo gibt es für Franz Auguſt Vicomte von Chateaubriand keine andere Vorſtellung, als die des ewigen Jünglings.

Ihr werdet wenig Menſchen kennen, welche mit ſo viel Jugend ihr Alter angetreten haben. Chateaubriand, der letzte Kreuzfahrer, hat die unverwüſtliche Phyſiognomie der Naivetät, die er mit ins Grab nehmen wird. Er blieb ſich immer gleich, ein ſchüchterner junger Menſch, der vom Lande kommt, froh am Geringfügigen, überraſcht von Allem, ohne Vorausſicht, wie ein Kind; aber auch ungeduldig, zornig und ungerecht wie ein Kind.

Chateaubriand iſt ein Greis geworden, ohne ein Mann geweſen zu ſein. Gewohnt, nur in unbegründeten Hoffnungen zu leben, nahm er ſeine Erfahrung für eine feindſelige Macht, die ihn überall enttäuſchte. Alles, was ihm

eſchah, hielt er für eine Vorbereitung und rechnete, daß immer noch eine Zeit kommen könnte, wo er von ſeiner Vergangenheit Vortheil ziehen würde. Aber darüber iſt er alt geworden, ſeine Jugend hat bis an ſein Grab gedauert.

Könnte dies die Erfahrung eines reifen Charakters geweſen ſeyn, ſo müßte ſeine Verzweiflung jetzt tragiſch und des tiefſten Mitleids würdig werden; doch Chateaubriand fühlt dieſen Widerſpruch nicht: es gibt Nichts, wofür er Alles hingegeben hätte; er lebte ohne Plan, er hatte das ſonderbare Schickſal, immer zu ſpät zu kommen. Er hat Viel verloren, ohne je etwas beſeſſen zu haben; er iſt oft gefallen, ohne daß er je aufrecht ſtand; man vergaß ihn immer, ohne daß man je recht an ihn dachte.

Das iſt es: Chateaubriand erwartete nichts; man versprach ihm nichts, man ſchmeichelte ihm mit keiner Hoffnung. Es iſt niemals Jemand mit ſo wenig Opfern unglücklich geweſen; wenn er fiel, ſo that er ſich ſelbſt am wenigſten wehe. Chateaubriand will ein Märtyrer ſeyn: er will neben den Opfern Diocletians und den eilftauſend Jungfrauen genannt ſeyn. Das iſt ein Scherz: aber lacht darüber nicht! Es iſt ihm darum zu thun, er hat es heilig damit.

Was bliebe dem ſonderbaren Greiſe noch zum Troſte übrig? Nennt ihn alſo Märtyrer, wenn er auch für Niemanden untergegangen iſt, als für ſich ſelbſt!

Wir haben Goethe gehabt; wir wiſſen, was hiſtoriſcher Indifferentismus iſt. Männer von den größten Geiſteskräften hatteten ſich an kleinen Verhältniſſen, an geräuſchloſen Zeiten ab. Stürmiſche, gefahrvolle Epochen warfen die Mittelmäßigen in die Höhe und da, wo die Stärkſten hätten ſtehen ſollen, ſahen wir Cretins. Männer von Genie ſind vor

großen Ereigniſſen geſtohen. Das Erhabene iſt vielfach verkannt worden und nicht ſelten von denen, die ihm am verwandteſten waren.

Chateaubriand war kein Genie; wir müſſen eine Stufe herabſteigen. Chateaubriand erhielt von der Natur eine Stellung, wo ihn der Zug der Begebenheiten faſſen mußte. Er war ein junger Menſch, ohne viel Muth, verzärtelt, eigenſinnig, er wußte noch nicht, wozu? Da er zögerte, ſo faßte ihn der Wirbelwind unſrer großen Zeitgeſchichte und warf ihn aus ſeinem Strome heraus.

Chateaubriand war nun gar nichts mehr, nicht einmal prädeſtinirt; er hätte können Kaufmann werden oder ein Gelehrter, ſo wenig bedurfte ſeiner die Zeit. Aber ſeine Geburt, ſeine Verwandten und ſein Mangel an Geld brachten ihn immer wieder in die Strömung der Begebenheiten hinein, in die er gar nicht gehörte. Die wichtigſten Dinge, Ereigniſſe, welche niemals wiederkehren werden, wurden eine gewöhnliche Mitgift für ihn, gleichgültiger als die Haſen, welche er in ſeinem Torniſter vor Thionville trug. Für den jungen blonden Menſchen war die Zeit eine Familiengeſchichte geworden, in welcher ſeine Vettern und Großoheime die Hauptrolle ſpielten; kurz Chateaubriand war von der Natur zu nichts Außerordentlichem beſtimmt.

Er ſah auch lange ein, wie gut es die Natur mit ihm meinte, er beeilte ſich gar nicht, ſie zu beſchämen, ja er würde ſie auch niemals überflügelt haben, wenn ihm der Zufall nicht einen Gedanken an die Hand gegeben hätte, der mit ſeiner ganzen ſchreckhaften Einſeitigkeit das Leben des Vicomte revolutionirte.

Es iſt unerwieſen, wer ihm den erſten Anſtoß zum prononcirten Chriſtenthum gegeben hat, die Wälder Amerika's, die Erinnerungen Pascals oder eine Wiederholung jenes Blitzſtrahls, der einſt auf dem Wege von Jeruſalem nach Damaskus ein ſo großes Wunder bewirkte?

Ich zweifle an allen dieſen Erklärungen und begnüge mich mit des Vicomte alter Mutter, die ihren Sohn in London zur Vermahnung zog, ihm das Gottloſe ſeiner Schrift über die Revolution vorwarf, an die Kapelle von St. Malo und das vergoldete Geſangbuch, welches ſie auf der Flucht dort hatte liegen laſſen, erinnerte und damit eine Präciſion der Tendenz in ihren Sohn legte, die ihn anfangs ſelbſt überraſchen mochte.

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee. Es war ein muthiges kleines Steckenpferd, bunt bemalt, das er beſtieg: er galoppirte damit über Meere und ferne Länderzonen, klatſchte mit der Peitſche, pfiff, führte das Thierchen an die Krippe von Bethlehem, tränkte es im Jordan und hörte noch nicht auf zu courbettiren, als er ſchon in die Salons von Paris zurückgekehrt war.

Nach Voltaire konnte ein Kind, wie Chateaubriand, nur der Don-Quixote des Chriſtenthums werden. Er brachte nichts Neues an die alte Lehre heran, als den Schmelz ſeiner Sprache. Das war Alles wenig genug für eine Zeit, zu der man im Poſaunentone des Weltgerichts hätte ſprechen müſſen, wenn man aus einer Sache, die in Frankreich wieder Mode werden konnte, einen heiligen Ernſt hätte machen wollen.

Ja, in der That, Chateaubriand hatte das Unglück, in die Mode zu kommen; man intereſſirte ſich für ihn etwas

mehr, als für Abel Remuſat, der die indiſchen Romane aufbrachte. Chateaubriand kam in Begebenheiten, die er nicht verſtand; er verwechſelte das Chriſtenthum mit ſich, hielt ſich für unfehlbar und beging ſo viel Thorheiten, daß man ihn ſchnell bei Seite ſchob.

Jetzt aber ſaß der edle Vicomte einmal mitten drinnen in den Geſchäften; die Weltgeſchichte war bis an ſein Antichambre gekommen, er hatte ſich in acht Tagen, wo man kaum die Flöte blaſen lernt, auf die Höhe der Zeit geſtellt; es kann nirgends ſo verworren ausſehen, als in Chateaubriands Kopf und in ſeinem Portefeuille, das ihm die Bourbons anvertrauten. Ich zweifle, ob dieſer Spätling der Croiſaden ſich ſelbſt nach ſeinen neueſten Unfällen ſchon in die Zeit zurechtgefunden hat. Fordre er keine neue Kolliſion heraus; ſie würde ihn unfehlbar in Verſuchung führen. Chateaubriand hat kein Geſchick für die Geſchichte. Goethe wollte ſeine Zeit nicht verſtehen; Chateaubriand verſtand ſie wirklich nicht.

Die Freunde des edeln Vicomte übertrieben; unter Andern neulich der oft kindiſche Plauderer Jules Janin, welcher eine Parallele zwiſchen ihm und Talleyrand zieht. Sie möchten, wie ſie ſich ausdrücken, ein Epos der Ueberzeugung aus ihm machen, während er doch in dieſem Falle nichts iſt, als eine Tragikomödie derſelben, ein Roman, zuſammengeſetzt aus Gelächter und Thränen.

Wo iſt hier der heilige Schauer, der um das Unglück eines großen Mannes weht? Wo ſind die Schlangen, die er ſchon in ſeiner Wiege erdrückte? Welche greiſe Seherin hat die Hand auf ſein Haupt gelegt und in ihm den künftigen Propheten geſegnet? Wie ſchwer wiegen wohl die Schilde,

die er aus ſeinen erſten Kämpfen mit der Welt heimbrachte?

Dieſer Maaßſtab paßt hier nicht: Chateaubriand kommt erſt nach ſeinem dreißigſten Jahre zu einer Idee, zu einer Idee, die er unter dem Sattel des Pegaſus mürbe reitet, mit der er auf Reiſen geht, die er appertiren lehrt, zu einer Idee, die, ſo vorgetragen, bald eine Chimäre wurde.

Wenn ihr wollt, Chateaubriand iſt auch unglücklich geweſen. Aber ihr wißt, daß im Schmerz eine Wolluſt liegt. Chateaubriand, dieſe romantiſche Ruine, liebte es, zu leiden. Der Dichter braucht für ſein Leben eine poetiſche Staffage und die eines erträglichen Unglücks pflegt ihm die liebſte zu ſein. Chateaubriand iſt nicht einmal ein ſolcher Märtyrer wie Laffitte; denn wenn er zwar ſo arm iſt wie dieſer, ſo war er auch niemals ſo reich wie Laffitte. Er ſtürzte von keinen Höhen herunter; die, auf welchen er eine Zeitlang ſtand, hatte er im Traume beſtiegen: wann hatte der kleine Rabet, der vor der Revolution floh, daran gedacht, Miniſter zu werden?

Glaubt mir, Chateaubriand hüllte ſich gern in die Schatten der Melancholie; verbannte er ſich doch ſelbſt aus Frankreich, als die Bourbons nach Holyrood zogen und kehrte, ungeachtet der ewigen Zeiten, auf die er Frankreich in Trauer verſen wollte, wieder zurück, weil es keine Kleinigkeit iſt, ſich ſelbſt zu ſchneiden und dann nicht einmal von Andern bedauert zu werden.

Unternehmen wir es, einige Epochen in Chateaubriands Leben wieder aufzufriſchen.

Der edle Vicomte kam nach Paris, wie in der guten alten Zeit ein junger Mann nach Paris kam — noch warm

von dem mütterlichen Schooße, in dem er daheim geſeſſen, voll guter Lehren, hoffend, mit dem gereinigten Horaz und Ovid die Welt erobern zu können, das Ohr noch klingend von den Reden Boſſuets, welche den Styl und die guten Sitten bildeten, mit etwas Mathematik, Luſtigkeit und der Ausſicht, in ſeiner Lieutenantsſtelle bei der Garde vom Hofe bald entdeckt, hervorgezogen und geliebkoſet zu werden.

Noch hat Chateaubriand keine Idee. Er läuft durch die Straßen von Paris, ſchließt Freundſchaften, begleitet den König auf die Jagd, wo er einſt ſo glücklich war, daß Ludwig XVI. einige Worte ſprach, gerade in der Richtung, als hätte er ſie ihm ſagen wollen.

Malesherbes war der Oheim des jungen Menſchen, der ihn zuweilen beſuchte und in das Getriebe des Staates ſehen ließ, das ihm zu verſtehen ſehr ſchwer wurde. Eines Tages trat der gute alte Herr in ſeinem kaſtanienbraunen Rocke mit den großen Taſchenklappen und goldgeſponnenen Knöpfen, das Buſentuch mit Taback beſtreut, die Stutzperücke ſchlecht gekämmt und ſchief geſetzt, in die Wohnung des jungen Gardiſten au quatrième ein, ſprach von Staatsverhältniſſen, Revolution und böhmiſchen Dörfern und gab dem Neffen, er war damals 25 Jahre, den Rath, den kochenden Veſuv der Hauptſtadt zu verlaſſen und ein gewiſſes Meſſer zu vermeiden, welches für den alten guten Präſidenten und Roſenliebhaber ſchon geſchliffen war.

Chateaubriand erſchrak und Malesherbes examinirte den jungen Lieutnant, der eben Kapitain geworden war, in der Geographie, in den Elementen des Euklid, kurz ſie vereinigten ſich darüber, daß es gar kein Spaß wäre, wenn Einer

den Weg entdeckte, welcher vom arktiſchen Amerika aus nach Aſien führte.

Chateaubriand, der eben ins Faubourg St. Germain wollte, um dem altfranzöſiſchen Blute ſeine Epauletts zu zeigen, der geſtern noch Freude daran fand, ſeinen Pudel abzurichten, ſprang plötzlich in eine neue Sphäre über; er umarmte ſeinen alten Oheim, den er für die Guillotine zurückließ, und Thränen der Freude erſtickten den Ausruf: die nordweſtliche Durchfahrt! die nordweſtliche Durchfahrt!

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee, wenigſtens einen Schatten davon; er verließ das kniriſchende, murmelnde, bleiche Frankreich und ſchiffte ſich nach Amerika ein. Er wollte ganz allein, im Frack, in Nankingbeſen, auf einem Spaziergange die nordweſtliche Durchfahrt ſuchen, er überlegt, er ſucht auf der Karte, er orientirt ſich, ſtört ihn nicht!

Chateaubriand iſt in Amerika, das ſich von ſeiner errungenen Unabhängigkeit erholt, in Amerika, das ſich nach der Schlacht den Hals lüftet, den Rock abwirft, recht bürgerlich eine Pfeife anzündet und in Hemdärmeln den jungen Vicomte bei ſich vorüberpilgern ſieht. Haltet ihn nicht auf: er ſucht mehr als ihr; er ſucht die nordweſtliche Durchfahrt; er macht eine Nordpolexpedition, ganz allein zu Fuß, auf eigne Koſten und auf eignen Ruhm. Fragt ihn nicht nach Frankreich; er weiß nichts von Frankreich; er weiß nur, was ihm ſein Oheim geſagt hat, daß es beſſer ſei, die nordweſtliche Durchfahrt zu ſuchen, als in Paris die Ereigniſſe abzuwarten.

Chateaubriand befährt den Hudſon, er ſieht den Niagara ſtürzen. Fürchtet nicht, daß ihn der Donner des Falles etwas vergeſſen machen wird; denn noch hat er nichts gelernt! Er beſucht die Indianer, ſie ſollen ihm Auskunft geben über die

nordweſtliche Durchfahrt. Die Indianer lieben ihn, ſie laſſen ihn die Pfeife der Freundſchaft rauchen, er trinkt ihren Meth und bewundert ihre Tänze. Chateaubriand fühlt ſich heimiſch in dem Urwalde, er belauſcht das Krokodil, das am Hudſon ſchläft, er wiederholt die Jagden von Verſailles, ſchießt Haſen und Füchſe, er vergißt die nordweſtliche Durchfahrt und ſiedelt ſich in den Schauern der erſten Schöpfung an.

Dies währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine zerriſſene engliſche Zeitung brachte. Er las hier von der Flucht nach Varennes und leider brach das zerriſſene Stück da ab, wo das Intereſſanteſte kommen ſollte. Die Neugier, vielleicht auch die Stimme der Ehre, trieben ihn an, das Vaterland wieder aufzuſuchen. Er ſagte den Urwäldern, den ſchlummernden Krokodilen, den Atalas und Chaktas, allen den gefühlvollen, nach den Grundſätzen der Frau v. Genlis erzogenen Indianern Lebewohl und ſchiffte ſich in die Heimath ein.

Ach! er traf Paris in einer beklagenswerthen Verfaſſung! Was gab es hier nicht Alles zu thun für einen jungen Mann! Chateaubriand verſprach auch, Hand an's Werk zu legen, aber erſt mußte er ſich verheirathen. Er war aber gerade nur ſo lange ſicher in Paris, als er brauchte, um den Schäfer zu ſpielen; dann floh er nach Brüſſel zu den Emigranten, zu der confédération noble et irrésistible, die ſich ſelbſt den noch „geſunden Theil der Nation“ in ihren Proklamationen nannte.

Chateaubriand aber war im Gegentheil fortwährend krank; er friſtete elend ein kaum mehr hörbares Leben, ermannte ſich eine Zeit lang, ſchoß bei der Belagerung von Thionville einigemal ſeine Flinte ab, kochte vortreffliche Suppen für ſeine Kameraden, Suppen à la sauvage, Suppen à la Hudson, Suppen à l'Atala, ward geliebt und geherzt von ihnen und

geherzt von ihnen und zuletzt verwundet, von einem brennenden Balken, nicht von einem Schuſſe.

Unter bemitleidenswerthen Umſtänden kam Chateaubriand nach England, wo er den in Belgien ſchon gefaßten Entſchluß zur Schriftſtellerei nothgedrungen in Ausführung brachte. Er ſchrieb über die Revolution freier, als man von einem Emigranten erwarten durfte, freier, als er es ſelbſt ſpäter billigte. Sein Prinzip, das Chriſtenthum, ſtellte ſich immer mehr heraus. Er brachte den Genius deſſelben ſchon vollendet über den Kanal, als er gegen Ende des Jahrhunderts, die göttliche Sendung Napoleons, wie er deſſen Conſulat benannte, benutzend, nach Frankreich zurückkehrte.

Wenn Napoleon wählen ſollte, ſo ſah er von zweifelhaften Geiſtern Chateaubriand noch lieber, als Frau von Staël. Dieſe neckte ihn mit den Erinnerungen der Revolution, der Ideologie und mit ihrem Witze; Chateaubriand war ebenſo unverbeſſerlich, aber er nützte den Planen des Conſuls durch ſeinen religiöſen Enthuſiasmus. Napoleon, der mit dem Papſte gewiß Wichtiges zu verhandeln hatte, wollte „die römiſch katholiſchen Götter“ in Frankreich wieder einführen, er ſah es gern, daß ſich die Poeſie mit dem Beichtſtuhl vermählte. Chateaubriands Poeſie war auch ganz dazu gemacht, Napoleon zu ergreifen, er mußte in dem Vicomte einen chriſtlichen Talma, den Himmel ſelbſt im Kothurn wiederfinden. Er belohnte Chateaubriand für dieſen angenehmen Dienſt und ſchickte ihn als Legationsſekretair zu ſeinem Oheim, dem Kardinal Feſch in Rom.

Chateaubriand nichts als ein Legationsſekretair? Beauftragt, die Päſſe der Fremden zu viſiren, Depeſchen zu entwerfen und zu verſiegeln? Chateaubriand wollte nur Rom

ſehen; dann war er wieder in Paris. Er wurde Geſandter eines kleinen Kantons in der Schweiz. Welche Erniedrigung? Er wollte die Schweiz ſehen, er ging und kam in wenig Zeit wieder zurück.

Da fiel Enghien in Vincennes; Chateaubriand entſetzte ſich, faßte einen Entſchluß und pilgerte gleichſam mit Dornenſtab und Muſchelhut nach dem heiligen Lande. Es war der vorletzte Kreuzzug um „Gotteswillen;“ die Ehre des letzten ließ er ſelbſt im Jahre 1823 dem Herzog von Angoulême, als dieſer — nach Spanien zog.

Man weiß, was Chateaubriand von Paläſtina mitbrachte, — Taufwaſſer vom Jordan, das ſpäter in dem Wochenbette der Herzogin von Berry eine ſo große Rolle ſpielte, ſeine Märtyrer und eine Stelle im Inſtitut.

Die Märtyrer ſind der Kulminationspunkt der Autorſchaft Chateaubriands. Hier kommen alle ſeine alten Phantaſieen, die Träume aus der Wildniß noch einmal wieder und die Kirchen- und Ketzergeſchichte, die Erinnerungen des Alterthums nebſt den pittoresken Reſultaten ſeiner Reiſe haben ſich zu ihnen geſellt. Noch nie iſt zu einem erhabenen Zwecke eine ſolche Miſchung aller Geſchmacksarten und poetiſchen Intereſſen vorgekommen. Die Mythologie aller Völker, die alte Literatur, die Bibel, die Acta Sanctorum, Milton, die Archäologie, die Wilden und das menſchliche Herz, Alles hat hier ſeinen Tribut zahlen müſſen. Es iſt die wunderlichſte Maskerade, die ſich in den Märtyrern Chateaubriands zuſammenfindet. Die Sprache iſt nicht berauſcht von Enthuſiasmus, ſondern von Gelehrſamkeit. Die Perioden ſind behangen mit griechiſchen Orakelbecken, heidniſchen Opfermeſſern, myſtiſchen Käfern des Mithradienſtes, mit Genealogie, Bibelſprüchen, Reliquien

von Skeletten der Heiligen, mit Trümmern alter Architektur, mit maleriſchen Perſpektiven, pſychologiſchen Entdeckungen, kurz die Märtyrer Chateaubriands, ſtatt in Himmelsglorien aufzufliegen, winden ſich keuchend und überladen an den Reiſerouten der Landkarte hin. Hier iſt alles zum üppigen Ausbruch gekommen, was an Chateaubriand früher vom Enthuſiasmus gelobt, von der Nachſicht gebilligt war. In dieſen Maſſen pompöſer und gelehrter Worte ſucht man mit Mühe den poetiſchen Funken, Alles iſt in Schwulſt und Wohlrednerei aufgegangen und nichts übrig geblieben, als der eigenthümliche ſentimentale Schmelz, der jeder franzöſiſchen Phantaſie innwohnt, ein gewiſſer ſchmachtender Parfüm, der die Weiber und die Franzoſen ſo entzückt und täglich große Verheerungen unter Frankreichs Talenten anrichtet.

Hier kann man auch fragen, was denn Chateaubriand ſelbſt von der religiöſen Poeſie hielt? Das Chriſtenthum war ihm eine Reliquie, die er mehr mit philologiſcher als katholiſcher Andacht verehrte. Chateaubriand ſtand nicht einmal auf der Stufe, wie der mittelalterliche Enthuſiasmus in Deutſchland; er ſpricht nirgends vom langen Haar, von der ſchiefen Stellung des Halſes und dem wäſſerigen Etwas in dem Auge; er iſt ein Narr mit Grazie, umgänglich und ganz ohne Fanatismus. Sein Chriſtenthum iſt mild, ohne Schrecken; er predigt es ohne Feuer und Schwert, es iſt ein Anflug, der nur ihm geworden ſein ſoll und den ein Jeder haben könnte, wenn er (zufällig einmal!) die Meſſe oder das de profundis hört.

Chateaubriand kennt nur die Vergangenheit des Chriſtenthums; er philoſophirt nicht über die Zukunft dieſes Glaubens. Indem er uns auf die Leiden der Kirche hinweiſt, gewinnt er

unſere Theilnahme für die Duldung; er beſchwört uns, bei den ungeheuern Blutſtrömen, welche für das Leben Jeſu und die Apoſtelgeſchichte gefloſſen ſind, wenigſtens um die Kirche zu weinen und nicht leichtſinnig wegzuwerfen, was die Ahnen ſo theuer erkauften. Das iſt die ſchöne Seite, während er ſonſt immer nur ſchildernd, intereſſirt ſpricht, niemals auffordernd. Chateaubriand wollte kein Apoſtel ſein oder eine Schule ſtiften, ſondern das Chriſtenthum ſollte eine Merkwürdigkeit bleiben, welche unter Hunderten zufällig ihn kenntlich machte. Man ſieht, wie ineinanderlaufend und ungezogen hier die Gränzen ſind von Liebenswürdigkeit, Rührung, Thorheit und Koketterie.

Als Napoleons Glück, wie das des Polykrates, für einen Menſchen dämoniſch lange zu dauern ſchien und alle Welt auf Rechnung von Ereigniſſen, die man noch nicht kannte, zu konſpiriren anfing, ſchlüpfte auch Chateaubriand unter die große ganz Europa deckende Nebelkappe der Verſchwörung. Indem er ſich äußerlich das Anſehen gab, als beſchäftigte er ſich einzig damit, die Früchte ſeines Ruhms für den Winter und die Zukunft einzumachen, zog ihn ſein Inſtinkt, der immer mit der Unterdrückung ſympathiſirte, in die Intereſſen der Bourbonen hinein.

Als Napoleon zum Erſtenmale ſo ſtrauchelte, daß er erſt in Elba wieder aufſtand, zeichnete ihn und ſein Syſtem und die Tugenden der Bourbons Chateaubriand in einer Schrift, welche Louis XVIII. ſtatt einer Armee konnte ſpielen laſſen. Louis ſagte dies ſelbſt und machte den prophetiſchen Vicomte, den Propheten nach rückwärts, zu ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Er war damals ſchon wieder in Gent, Louis XVIII.,

und das Terrain war groß, welches der Dichter zu beſorgen hatte. Es ging nicht weiter, als eine Meile im Umkreis von Gent.

Chateaubriand ſchrieb damals zwar eine vortreffliche Note an Europa, aber er war eine Figur von Pappe, die nur ſo hingeſtellt war, er war die Improviſation eines Miniſters, ein Miniſter mit einem Portefeuille, das man in die Bruſttaſche ſtecken konnte. Das gerade aber war die Thorheit der zweiten Reſtauration, daß ſie aus dem Schattenſpiele von Gent in Paris eine Wahrheit machte. Chateaubriand gab zwar ſein Ducdezportefeuille ab, behielt aber den Titel als Staatsminiſter und trat unter die Pairs und die erſten Räthe des Königs.

Von jetzt an wollte ſich der edle Vicomte rächen für den brennenden Pfeil, der ihn bei Thionville verwundete; er, der nur das Ritterthum und die Maria des Mittelalters bisher verkündet hatte, ſprach jetzt auch von den Privilegien deſſelben. Er trat in die Partei der Rache und des Unverſtandes und ſtimmte wie Labourdonnaye. Er übertrug die Vergangenheit auf die Gegenwart und träumte ſich in einem wirklichen Kreuzzuge gegen die muſelmänniſche und jakobiniſche Partei ſeines Vaterlandes.

Schon damals ging er weiter, als Louis XVIII. verantworten konnte. Seine Vorſchläge waren ſo unpraktiſch, ſeine Erläuterungen der Charte ſo unzweideutig, ſein Zweifel an der Charte ſogar ſo „impertinent," daß ihn Louis aus den Pairs ſtrich und fürchterlich beungnadigte, Louis XVIII., der die Charte ſelbſt verfaßt hatte und darauf eitel war, wie ein junger Menſch auf ſein erſtes Gedicht, Louis XVIII., der mit Männern von Geiſt und Celebrität wetteiferte und niemals gegen Chateaubriand eine Art Neid unterdrücken konnte.

Der Pavillon Marsan griff den Fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortschritte dieser ultraroyalistischen Camarilla, kämpfte zu ihren Gunsten gegen Decazes und brachte es zuletzt, besonders seitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit seinem wunderthätigen Wasser herangetreten war und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geschrieben hatte, wieder so weit, daß man ihm den Berliner Gesandtschaftsposten anvertraute. Hätte ich doch damals von Frankreich schon etwas mehr gewußt, als être und avoir!

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er so beredt gegen die Revolution sprach, daß er selbst einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfassen scheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris und übernahm das auswärtige Ministerium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war. Man weiß, was im Jahre 1823 geschah, in jener Periode, wo fast gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten, Martinez de la Rosa, Chateaubriand und Canning, denn auch Canning hatte in eine etwas stumpfe Leyer gegriffen und Griechenlieder gesungen, wie Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meisten Ruhm zu verlieren und er warf die europäische Achtung in ganzen Massen von sich. Er sprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen sei; er hoffte Angoulême werde ein zweiter Napoleon werden und das parteiische Frankreich sich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinschaftliches, versöhnendes Stroh legen. Manuel, der widersprechen wollte,

wurde mit Bajonnetten aus der Kammer getrieben; das Alles geſchah unter Chateaubriand, der ſich ſo wenig beherrſchen konnte, daß ſelbſt Villèle ihn desavouirte und der Vicomte zum zweitenmale fiel.

Diesmal war ſogar die Camarilla mit ſeinem Sturze einverſtanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, ſieht man daraus, daß er den ganz gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einſchlug, nämlich, aus dem alten Miniſterium in die Oppoſition des neuen überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'ſche Cenſur, das Wahlgeſetz, die Rentenreduktion, was man wollte, wie jeder Andre auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt ſo aufrieb, daß er den politiſchen Schauplatz faſt gänzlich verließ und ſich zur Erholung mit ſeinen alten poetiſchen und hiſtoriſchen Studien beſchäftigte.

Aber es war Chateaubriands Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade doch nicht ganz vergeſſen wollte. Talleyrand hatte das Unvermeidliche, daß er wie ein Dämon überall ſpukte, Herr von Blacas, vorzugsweiſe l'inévitable genannt, das Unvermeidliche des Kammerdieners, der uns auf allen Korridoren des Hofes entgegen tritt und beſtochen ſein will, Chateaubriand das Unvermeidliche, daß er bei Allem zugegen ſein mußte, wo man ihn auch nicht brauchte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom geſandt, um vor dem neuen Papſte eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholiſche Rede, eine Ehrie des konſtitutionellen Katholizismus. Die Kardinäle entſetzten ſich und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch dieſen Freundſchaftsbeweis ſo an die Bourbonen gekettet, daß er ſich in den Ereigniſſen des Julius mit ihnen begrub, obſchon ſie nie etwas von ihm wiſſen wollten.

Die Rolle, welche Chateaubriand 1830 spielte, lebt bizarr genug in unserm Gedächtniß. Ja es scheint, der edle Vicomte hatte sich damals in die Vogelperspektive seines Lebens aufgeschwungen, er stellte eine Berechnung seiner Schicksale an und zog daraus jene Schlußfolge, deren Konsequenz Europa so viel Unterhaltung verschafft hat. Chateaubriand sah ein, was ihm, dem Dichter, dem Manne der Geschichte, dem Küster bei der Taufe des Mirakelkindes, geziemte. Aber er begnügte sich nicht mit dem schmachtenden Air des Unglücks, mit der noblen Physiognomie der Zurücksetzung, er legte sich nicht jenes historische Stillschweigen auf, welches für fallende Charaktere so theilnehmend macht; sondern eröffnete auf eigne Verantwortlichkeit einen Guerillakrieg mit dem 7. August. Seine Waffen waren glänzende Phrasen, der Himmel, dessen Zeichen er deutete, das Mitleid, welches er für das gesunkene Königshaus beschwor. Er wußte selbst, wie schwach diese Munition für seinen Krieg war: aber er resignirte schon beim ersten Schlage auf den Sieg, er wollte nichts, als eine Rolle mit Ehren ausspielen und sah sich nicht einmal nach Bundesgenossen um. Es war eine Komödie, von der man nur sagen kann, daß sie Chateaubriand mit zu vielem Nachdruck in die Scene setzte. Chateaubriand verließ den Boden der Dichtung, dem seine Broschüren und Protestationen noch angehörten, er konspirirte und mußte ins Gefängniß.

Das Gefängniß setzte dem Martyrium die Dornenkrone auf; hier hätte Chateaubriand stehen bleiben sollen, er hatte nun Alles, was er zur Rechtfertigung seines Lebens bedurfte. Allein kaum in Freiheit gesetzt, beginnt er aufs Neue seine schriftstellerische Chouanerie, er heftet seinen Ruf an den fal-

tenreichen Unterrock einer Frau, er küßt die Fußstapfen der Herzogin von Berry und wird der geheimnißvolle Telegraph ihrer abenteuerlichen Reisen. Wir wissen, wie sich das auflöste. Die himmlische Glorie zertheilte sich und mit gemeinem Lächeln trat aus ihr die Hebamme hervor. O das moderne Schicksal ist ein grausamer Humorist! Keine poetische Staffage mehr, der man trauen dürfte: das Erhabene zeigt plötzlich einen Zopf, wie das Heidelberger Faß einen Fuchsschwanz; das Mittelalter erhält Hofrathspatente. Kein Kostüme ist regelrecht; die Schneider dieser Welt erlauben sich zu große Lächerlichkeiten.

Chateaubriand war zerknirscht. Seinem Pilgrimskleide entfiel ein Saugbeutel; auf dem goldnen Schilde des letzten Kreuzfahrers war ein Gevatterbrief zu lesen: er kam gerade zur rechten Zeit.

Doch Chateaubriands Treue ging über Alles. Er warf den Ritter von sich und wollte nur theilnehmender Menschenfreund sein. Er machte sich anheischig, nach Plane zu kommen und selber die Wiege zu treten. Die Dinge waren auf den Punkt gekommen, daß so zu sagen Kölnisches Wasser mehr nützte als der Kölner Dom; das sah Chateaubriand ein und wurde von nun an der Bevollmächtigte der Gräfin Lucchesi Palli, der auf ihre Rechnung reiste. Er war bald hier, bald dort: er betrieb die Aussöhnung der unglücklichen Gefallenen mit ihrer Familie. Er kam nach Prag, wo ihn Niemand mochte. Er flehte, er betheuerte, er schwur: es half Alles nichts; auf dem Hradschin wohnte nur die Tugend; Chateaubriand sank immer tiefer: er wurde von der Ungnade beungnadigt.

Jetzt war das Stück aus, der Vorhang fiel und Chateau-

briand legte sich selbst ein rührendes Schweigen auf. Er schreibt seine Memoiren und läßt in dem öden Theater von Versailles, vor einem Publikum, das aus Paris auf zwei Zeiselwagen ankam, seine Tragödien aufführen.

Chateaubriand kann nie wieder in die Ereignisse verflochten werden. Denn wenn man seine politische Thätigkeit in dem Ausdrucke zusammenfassen kann, daß er für das Königthum und die Legitimität gestritten hat, so fehlen in Frankreich für dieselbe jetzt alle Voraussetzungen.

Selbst wenn sich Chateaubriand, dem man von Seiten des Gemüths jede Schwäche zutrauen kann, dem Juliusthron befreundete, was z. B. nach einem Sterbefalle des jungen Bordeaux sich ereignen möchte, so wäre doch dem Königthum mit einem Streiter dieser Art wenig gedient.

Chateaubriand war vielleicht der uneigennützigste Anwalt der Bourbonen und doch hat er ihnen am wenigsten genützt. Die wahren Freunde des Königthums haben mit den Königen eine geistige Verwandtschaft, einen gleichen Trieb der Superiorität, der angeboren sein muß. Denen hatte Chateaubriand nichts.

Er war von Natur untergeordnet; er wollte hervorgezogen sein; den royalistischen Furor, das Marmorherz eines Grillon oder Bayard hatte er nicht. Chateaubriand war nur der Schauspieler des Königthums, von dem man sagen kann, daß er trotz seines Unglücks doch nicht Aufopferung genug für seine Meinung besaß. Was er für das Königthum litt, war in der That etwas, was er bei seinem Unverstande, seiner unpraktischen Haltung und dem Instinkt, Fehler zu machen, auch sonst hätte leiden müssen. Chateaubriand vertheidigte das Königthum nicht mit der Schroffheit eines unumschränk-

ten Befehlshabers; er war durch ſeine Schickſale unter die Partei getreten, welche gewohnt iſt, Alles mit kalter Ruhe zu prüfen, die öffentliche Meinung zu ſondiren und Jedes von der Theilnahme zu erwarten, unter — die Autoren; ſo kam es, daß er mit den Gegnern des Königthums zu viel unterhandelte.

Solche Männer, welche die Alternative fürchten, können auf einen Augenblick das Königthum retten, wo es in Gefahr iſt; aber auf längere Zeit untergraben ſie es und machen aus einer Thatſache der Autorität ein Zugeſtändniß der Uebereinkunft. Dieſe Männer werden in gefahrvollen Momenten, wo die Täuſchungen ſchwinden, auch immer erdrückt werden.

Ihr wollt dieſe Unterhändler in Schutz nehmen? Ihr ſehet in ihnen Männer des Friedens? Nein, ſie ſind die gefährlichſten Feinde für das unbeſchränkte Königthum, wie für die Freiheit.

# Mehemed Ali.

Wer verließe nicht gern einmal Europa, diesen Welttheil mit gefurchter Stirn, Europa, den verschmachtenden, leberlosen Prometheus, der, angeschmiedet an die Gürtel der Welt, in seinem Haupte die Wissenschaft aller Jahrhunderte trägt, zum Spotte seiner Fesseln, Europa, diese schon veraltete Offenbarung des Weltgeistes, jung nur noch in schwermüthigen Liedern, Menschen erzeugend, welche statt das Leben zu genießen, schon in der Wiege daraus ein Kunstwerk machen müssen!

Allerdings hat in Europa, wo Alles verarbeitet wird, Alles den Stempel einer Fabrik trägt, wo Religion, Wissenschaft, Kunst in tausend Benennungen und Vorwegnahmen des natürlichen Triebes versteinert sind, die Bildung der Charaktere ihre Schule aufgeschlagen; aber welche Menschen entläßt sie? Das Genie mit Verkürzungen, das Talent als Notarier, die Tugend ohne Stolz, das Laster in einem fremden Kleide.

O wir tragen alle unsre Physiognomieen: wir lieben, aber ohne Entzücken: wir hassen, aber unter der Asche; wir geizen

nach Ehre, aber unter demüthigen Augenwimpern; wir ſind ſo gerecht wie Ariſtides, ſo ſchlecht wie der Verräther der Thermopylen; aber wir ſind es unter der Maske; wir ſcheinen nicht das, was wir ſind.

Fein, nüanzirt, künſtleriſch ſind die Charaktere Europa's, ſie ſind Alles, nur nicht erhaben. Es fehlt an Raum für die Erhabenheit, da nicht Jeder, wie Napoleon, ſich ſeine eigne Welt ſchafft; unſer Horizont iſt eng, die Atmoſphäre der That ſo zuwider, daß man ſie gleichſam umgehen muß, um zu athmen. Wir ſind große Staatsmänner, wenn wir die Stellen ausfüllen, welche man uns anweiſt; wir ſind Helden nach den Ordonnanzen aus dem Hauptquartier; wir ſind Männer des Volks, aber mit kleinen Triumphzügen, ſo weit als wir von unſerm Heerde nach der Baſtille brauchen; hier iſt nichts erhaben.

Geht über den Ozean! Werdet geboren, wie das Lama, das Hausthier des Indianers, ſein Junges wirft, ſchwebt in einer Matte von Maſt zwiſchen zwei Kokosbäumen; lernt ſpät laufen, ſpät ſprechen, lernt Religion aus dem Donner, Moral aus den Liebkoſungen des jungen Lama's, das mit Euch geboren wurde! Ihr habt ſchon manchen Stier gebändigt, da tretet Ihr in eine Lancaſterſchule, welche Pater Gomez leitet. Ihr müßt Alles aus Euch ſelber ſchaffen, Alles das ſelber ahnen, was Baſedow und Peſtalozzi dem Europäer vorkäuen. Ihr fühlt mit feinem Ohre, wie die Flügel Eurer Seele wachſen, wie ſie ſich entfalten, mit jeder Sonne ſteigt Euer Stolz höher hinauf! Der Ruf des Vaterlandes ergeht an Euch; Ihr tretet in die Verwirrung der Intereſſen, in eine Anarchie, welche, wie in Europa die Monarchie, von Bajonnetten ſtarrt; die Partei iſt gewählt:

hier, dort, überall verheerend! Barfuß im Kampf vor der Fronte, wie ein Held Homers, mit der Schlinge des Gaucho; dann Parteigänger, gefürchtet und verheerend, wie ein Kometenschweif; zuletzt Haupt der Republik, vielleicht nur einen Tag lang, aber ein Mann des Willens, der Freiheit, zu Allem berufen, ohne Anciennität, ohne Ahnen, ohne Protektion, ein Held, erhaben noch hinter dem Sandhügel, auf welchen Euch zuletzt die Kugeln der Partei, die gerade siegt, niederstrecken!

Das ist Amerika.

Oder geht auf die Freundschaftsinseln, unter die Wilden Guinea's, nur an Asien geht vorüber!

Asien, einst Europa so unähnlich, jetzt wie auf dem Marsche zu uns. Einst so groß in seinen Thaten, ja selbst heroisch im Dulden!

Asien war das Land, wo die Tyrannei keine Bosheit, sondern Leidenschaft war; dort kam Alles durch den Instinkt; die Helden, die Eroberer, die Despoten wurden geboren; hier war niemals ein Epos des Willens, sondern immer die Tragödie des Schicksals. Taumel und Besinnungslosigkeit verwirrten hier einst das Hohe und das Tiefe, das Ziel und das Uebermaß, die Hunderte und Tausende in der Zahl oder in der Wüste des Raums. Die Größe schnitt sich mit scharfem Rande von ihrer Folie ab; die Uebergänge milderte kein Verdienst; während Einer handelte, hielt die übrige Welt ihre Arme kreuzweis über die Brust zusammengeschlagen. Der Ruhm war keine Beute, wovon sich das Roß und der Fuchs anmaßen durften einen Theil mit erjagt zu haben; sie fiel dem Löwen allein zu.

Aber jetzt ist die Zeit der Cyrus, Muhamed und Dschin-

giskhan vorüber, auch die der Hyder Ali und Tippo Saib; die Periode der Götter längst schon übergegangen in die der Halbgötter, jetzt in die der Europäer und Pygmäen. Die Dardanellen ziehen sich eng zusammen, Hero und Leander werden sich bald auf einer Brücke begegnen können.

Sehet Mehemed Ali! Ordinair, klein, hager, pockennarbig, braungelb, ziegenbärtig, zittert er, wie Dionys gezittert hat. Er macht aus der Geschichte eine Domaine, handelt mit Tabak und Baumwolle, führt die Kamaschen und die Knöpfe der europäischen Civilisation und die Journalistik in das Land der Hieroglyphen ein. Hier ist Alles Berechnung, Angst, Eigennutz, kein Enthusiasmus mehr, viel Merkwürdiges, einiges Achtungswerthe, in seinem ganzen Leben nur *eine* Episode, die man im alten asiatischen Sinne erhaben nennen könnte.

Mehemed Ali ist auch selber aus Europa gebürtig. Er war der Sohn eines türkischen Polizeikommissarius, der in einem Städtchen des waldigen Mazedoniens für die Ordnung sorgte. Hier lernte er, wie man sich bei einem Auflaufe benehmen müsse, wie Parteien dadurch geschlichtet werden, daß man beide gefangen nimmt, wie die Steuer mit Nachdruck eingetrieben wird; aber dieser Unterricht währte nicht lange; denn sein Vater, der Polizeikommissair, starb bald.

Doch zum Glück hatte des Vaters Chef den kleinen, aufschlägigen Knaben liebgewonnen. Niemand kraute dem alten Herrn so geschickt im grauen Barte; Niemand wußte ihm die Pfeife so gewandt zu stopfen oder erzählte so drollig, wenn er mit untergeschlagenen Beinen saß und der schlaffe Bauch wie ein Beutel zu wackeln anfing, ob des Knaben Witz und Munterkeit. Der alte Chef schwur beim Barte des Prophe-

ten, daß er für diese Waise sorgen würde, und machte sie mit seinem eigenen Sohne bekannt, welches ein rechter Lümmel war, faul, tückisch, türkisch.

Mehemed besaß einen Ehrgeiz, er konnte keinen Roßschweif sehen, ohne an ein künftiges Paschalik zu denken; aber inzwischen war er fleißig, handelte mit Tabak und ließ sich von einem französischen Kaufmann, der hier zuweilen Geschäfte und den Jungen lieb hatte, über Europa belehren, ob es von Riesen, Menschen mit Straußenköpfen, oder von solchen vierfüßigen Thieren bewohnt würde, welche Eier legen, oder von Vögeln, die lebendige Junge auf die Welt bringen.

Meister Lyon, der aber aus Marseille war, mußte lachen, belehrte den jungen Zögling der Tausend und Einen Nacht und trug viel dazu bei, seine Begriffe über Europa aufzuklären. Mehemed liebte ihn dafür leidenschaftlich und trug von ihm, als er einmal gelegentlich starb, seine Neigung auf alle Franzosen über.

Inzwischen schenkte ihm sein Pflegevater eine Frau, richtete ihm eine Wirthschaft ein, kurz Mehemed lebte im Schooße des Glücks. Er war in Kavala der reichste Tabaksspekulant, der tapferste Krieger, der verschmitzteste Staatsmann und der glücklichste Familienvater. Da langte ein Befehl des Sultans an, ein Korps von 300 Mann müßte mobilisirt werden und als Kontingent zur großen Armee zu stoßen, welche die Franzosen aus Aegypten vertreiben sollte. Der Erstgeborne des Chefs mußte ehrenhalber schon das Kommando übernehmen, aber bald hatte der Bärenhäuter die Strapazen satt, kehrte zu seinen Bädern und Sklavinnen zurück und überließ den Befehl an Mehemed, der ihm als Lieutenant beigegeben war.

So kam Mehemed nach Aegypten. Seine Vaterſtadt ſah er nicht wieder. Dies machte ihm kein graues Haar; denn die Türken haben in Europa nur wie auf der Flucht ein Lager aufgeſchlagen. Die Türken kampiren nur in Europa, ſagt ein Franzoſe.

Aegyptens nicht kleinſtes Wunder war um dieſe Zeit, daß es wie durch die Fabel zu Frankreichs Eroberungen gehörte. Der letzte Kreuzzug gegen den Orient war unternommen worden, ein rationaler Kreuzzug, ein Kreuzzug ohne Glauben und Andacht und Gelübde. Aegypten, das alte Land der Todten, verſandet von den Wogen der Wüſte, nur in dem kleinem Umkreiſe ſeines Pulſes, des Nils, noch athmend, war noch einmal zum Leben aufgeſtanden. Ein neues Räthſel der alten Sphinx war gelöſt worden; das wunderbare tauſendjährige Stillſchweigen der Pyramiden wurde unterbrochen von den Blitzen der franzöſiſchen Bajonette und dem Donner fernher gelandeter Kanonen. Die alten myſtiſchen Cheopſe drehten ſich in ihren himmelhohen Grabern um, der Strauß ſtob mit dem wuthſchnaubenden, hundertmal beſiegten Araber in die Wüſte; nur das gutmüthige Kameel verſtand ſich auf der Flucht und kniete thränenden Auges vor dem Sieger nieder, der ſeinen Höcker bald beritten machte.

Und in Cairo, der Stadt der Peſt, der Juden und Hunde, thronte der große Sultan Buonaberdi, Buonaparte mit ſeinen Paſchas von zwei und drei Roßſchweifen und allen ſeinen heiligen Kriegern; die Armee eines neuen Glaubens, welche mit dem des Propheten viel Aehnlichkeit hatte. Der fränkiſche Sultan badete ſich wie ein Muſelmann, ſprach Recht nach dem Koran, lebte keuſch und mäßig: ja, man würde ihn angebetet haben, hätte er ſich beſchneiden laſſen. Und einige

der Paschas gaben auch hierin nach, schwuren einer Religion des Houriparadieses Treue und lebten mit aller orientalischen Ueppigkeit in den Armen der Sklavinnen, welche ihnen aus den erbeuteten Zelten der Mamelucken mit unwiderstehlichen Reizen entgegen gekommen waren.

Die syrische Expedition in der Nähe der heiligen Geographie war mißlungen, weil diese Kolonnen keine rechte Andacht mehr hatten. Die Empörung Cairo's war mit blutiger Strenge beigelegt; im Süden Aegyptens, in der Nähe des hunderthorigen Thebens, verjagte Desair, der gerechte Sultan, den verzweifelnden Murad Bei, dessen Mamelucken so erbittert waren, daß sie, bis auf den Tod verwundet, im Sande noch herankrochen und ihren Siegern in die Füße bissen. Die Armee, in eiserne Quarrés gestellt, schloß „die Esel „und die Gelehrten" in die Mitte. Cairo occidentirte sich. Sogar eine Akademie, ein ägyptisches Institut wurde errichtet; man untersuchte die wunderliche Hieroglyphik, deren Vögel und Schlangen Buchstaben sein sollen, was ich kaum glaube; man wickelte garstige Mumien, welche von verliebten Orientalisten für schön ausgeschrieen sind, aus ihren Todeswindeln, kostete aus den Seen das Natrum hervor, brachte das Wunder der Fata morgana auf eine natürliche Erklärung zurück und bewies, daß im Nilschlamm nur eilf Theile Wasser, aber acht und vierzig Theile Alaunerde enthalten sind.

Mehemed Ali kam mit seinen dreihundert Rumelioten gerade zur rechten Zeit, um sich und die ganze türkische Armee noch einmal von Buonaparte bei Abukir schlagen zu lassen; denn Buonaparte hatte Eile: den 18. Brumaire und die Lorbeern des zweiten italienischen Feldzugs konnte er nicht schnell genug reifen sehen; er reiste ab. Kleber, „der Sultan mit

dem Goldarm," setzte den Anfang so lange fort, bis ihn selbst von Mendelbane das Ende traf. Menou, der General Abdallah Jacques Menou, der Moslem geworden war, übernahm von ihm eine Sache, die schon längst im Verschleißen lag. Die Engländer landeten, um den französischen Spuk aus Aegypten zu vertreiben. Es war die höchste Zeit für Frankreich, diese Provinz mit Ehren zu schließen; man schiffte sich ein; die letzten Segel auf der Rhede von Alexandria verschwanden; es herrschte einen Moment hindurch ein heiliges, schweigendes Erstaunen; die alten Türken strichen ihre Bärte und riefen: Es gibt nur Einen Gott und Mahomed ist sein größter Prophet!

Nach jenem Abzuge wütheten die Kannees gegen sich selbst. Der alte Kampf zwischen den Mamelucken und Türken, welchen im 16. Jahrhunderte Selims blutige Siege zum Nachtheile der ersteren entschieden hatten, entbrannte aufs Neue. Die Mamelucken, zerstückt nach zahllosen Niederlagen, hatten zuletzt mit Frankreichs unbesiegbaren Granitelementen Frieden geschlossen; die Türken, die ihnen zu Hilfe kommen wollten, traten in ihnen ihre Gegner an.

Aber auch zwischen den Beys der Mameluken herrschte Trennung. Mardjuk Bey und Osko Bey standen sich feindlich gegenüber, dieser, Verbündeter der Engländer, jener, auf die Albaneien vertrauend. Mehemed Ali arbeitete in den Trümmern der alten türkischen Expedition und hatte sich inzwischen zu einem gefährlichen Nebenbuhler aufgeschwungen. Jetzt begann er seine Intrigue, die erst in einigen Jahren an ihr Ziel kam, aber nur desto größeren Schreiben von ihm fortgesponnen wurde. Er balancirte von einer Partei zur andern, gab entweder selbst den Anschlag, oder stellte sich auf die

Seite, welche überwog, je nachdem die Umſtände es geboten. Es war hier kein Ungeſtüm eines ehrgeizigen Helden, kein angeborner Muth, der, um ſeinen Stolz zu retten, ſelbſt den Erfolg in die Schanze ſchlägt, ſondern eine kluge Berechnung, die ſich zu beherrſchen weiß, die in Hoffnung größerer kleine Vortheile aufgibt und nicht in Verzweiflung geräth, wenn ſich bis zum Ziele ein Tag langweilig an den andern reiht.

So lange Mehemed noch nicht im Zuge ſeiner Intrigue war, verdarb er es mit keiner Partei, weder mit der Pforte und ihren Geſandten, noch mit den Beys. Der Zwieſpalt unter dieſen ſelbſt kam ihm dabei trefflich zu ſtatten. Er nahm die Miene an, als ſei er dem von der Pforte geſchickten Statthalter Kusruf treu ergeben, ließ ſich aber zweimal von den Mamelucken ſchlagen; Taher Paſcha diente ihm, indem er Kusruf ſtürzte, Kusruf wieder gegen Achmed Paſcha, der Taher verdrängt hatte. Kusruf war aber nur ein Name und Mehemed brauchte eine Macht; da that er einen Schritt, der dem Scheine nach kühn war, den er aber als gefahrlos kannte: er ging ins Lager der Mamelucken und verband ſich mit Bardiſſy.

Aber auch hier, eingedenk des Grundſatzes, daß der Theilende herrſcht, trennte er ſogleich die Intereſſen und ſchied ſich einen neuen Hinterhalt, die Albaneſen, heraus. Die Albaneſen mußten ihm ſpäter zu Allem dienen, ſie wußten heimlich oder offen für ihn Aufruhr anzuſtiften; er wußte ihre Tapferkeit, ihre Tumulte, ihre Geldgier zu benutzen. Das Bündniß der Mamelucken diente ihm, das Terrain immer mehr zu ſäubern: Gezairly, der neue Statthalter der Pforte, wurde fortgeſchafft, Elfy Bey beſiegt. Es blieb für den Augenblick kein Gegner mehr übrig, als Mehemeds Bundesgenoſſe ſelbſt, Bardiſſy.

Die Albaneſen mußten ihm den Gehorſam aufkündigen den Sold von Bardiſſo verlangen; dieſer drückte das Volk um ſie zu befriedigen, und Mehemed ſtellte ſich zu den Scheiks und Ulemas, indem er dieſe durch ihn veranlaßte Unordnung gloſſirte und dem Volke zeigte, was die Handlungen eines Unterdrückers und ſchlechten Finanzverwalters wären. Mehemed war dem Ziele nahe, da trat wieder ein neuer Name dazwiſchen, der dritte Statthalter der Pforte, Ghurſchid.

Mehemed mußte dieſem wieder ſeine Dienſte anbieten; er focht gegen die Mameluken unglücklich, kehrte ohne Befehl nach Cairo zurück und zwang den Statthalter, die Stadt mit den ſchwerſten Steuern zu belegen. Ein Sturm der Mameluken wurde zurückgeſchlagen und Mehemed fand Raum zu neuen Machinationen. Der Statthalter verſchwand immer mehr neben ihm. Er wollte ihn nach Syrien ſchicken. Mehemed würde gefangen ſein, wenn ihn eine veranſtaltete Deputation des Volks nicht gehalten hätte. Da entſchloß ſich die Pforte, ihm das Paſchalik von Gedah zu geben. Mehemed beugte ſich demüthig, nahm die Beſtallung und den Ehrenpelz; doch ſeine Albaneſen fielen ihn vor dem Hauſe an; er ſprach lächelnd einige Worte und der Tumult, den er veranſtaltet hatte, war zerſtoben. Das Volk jauchzte ſeiner Macht zu, er beſtieg ſein Roß, warf Geld und Silber aus und wurde mit Ehrfurcht von den Scheiks empfangen. Man machte dem Statthalter ſeiner Bedrückungen wegen den Prozeß und noch ehe ſeine Vertheidigung von der Feſtung in Cairo aus zu einer Entſcheidung führte, langte ein Ferman der Pforte an, der Mehemed Ali in ſeiner Uſurpation beſtätigte.

Der Divan von Konſtantinopel beſeitigte bei den Unruhen

in den Provinzen des Reiches immer die Politik, daß dasjenige das Gerechte iſt, was gerade den Sieg in Händen hat.

Vom Julius 1805 datirt ſich Mehemed Ali's Statthalterſchaft über Aegypten.

Das einzige Hinderniß ſeiner Herrſchaft hatte Mehemed in den Mameluken, welche noch nicht beſiegt waren. Sie ſtanden ſeinen Entwürfen noch mehr entgegen, als die Janitſcharen dem Sultan, da ſie in offenem Felde ihm gegenüberlagen. Er verſuchte, ſich durch Liſt von ihrem erſten Andrange zu befreien, ließ ſie von ſcheinbar aufrühreriſchen Soldaten nach Cairo locken und überfiel die Verrathenen, ſo daß er drei und achtzig Mamelukenköpfe nach Konſtantinopel ſchicken konnte.

Die mißtrauiſche Pforte aber ſchwankte ſchon, wen ſie für den Augenblick mehr fürchten ſollte, den Paſcha oder ſeine Gegner, welche durch ihre Uneinigkeit auch für die Türken überwindlicher waren. Sie ſandte zweimal den Kapudan Paſcha, um des Satrapen Schritte zu beobachten; ja zuletzt traf auch der Ferman ein, welcher Mehemed zum Paſcha von Salonichi ernannte und ihn ſomit aus Aegypten vertreiben ſollte. Zu Mehemeds Schrecken verſöhnte ſich auch Elfy Bey mit den Türken; es fehlte ihm an Geld und er wußte, daß er dadurch die Pforte ſogleich umſtimmen konnte. Da warf ſich der Paſcha ſeinen Albaneſen in die Arme, welche ſich durch ein unauflösliches Band an ihn zu ketten verſprachen. Sie legten die Hand auf den Koran und ſchritten, ihrer ſiebenzig Heerführer, über einen Säbel, den am Boden liegend zwei der Aelteſten hielten. Sie erklärten, daß ſie Mehemed nie verlaſſen würden, brachten eine anſehnliche Summe aus ihren eignen Schätzen zuſammen und retteten ſo den Statt-

halter, welcher ſich ſchon auf die Feſtung von Cairo zurückgezogen hatte.

So traf Alles zuſammen, was die Wolken von Mehemeds Sonne zog. Bardiſſy und Elfy, beide Beys ſtarben raſch hintereinander; der Kavudan Paſcha verließ Aegypten und Mehemed konnte zwei Jahre lang an die Civilverwaltung ſeines Landes denken.

Die Pforte ließ aber ihrem mächtigen Diener wenig Ruhe: ſie begann jetzt die Politik, welche ſie bis auf die neueſten Zeiten gegen Mehemed in Anwendung gebracht hat, ihn nämlich im Auslande zu verwenden und ſeine Waffen fortwährend zu beſchäftigen.

Mehemed widerſprach nicht, als ihm der Krieg gegen die Proteſtanten des Islam, die Wehabiten, übertragen wurde; aber er ließ es zwei Jahre anſtehen, bis er ſeinem Verſprechen nachkam. Er hütete ſich wohl, ein Eigenthum zu verlaſſen, das in ſeinem eignen Hauſe noch ſo bedroht war. Er wollte die Mamelucken nicht im Rücken laſſen und führte jetzt jenen tragiſchen Akt aus, der, in Konſtantinopel gegen die Janitſcharen wiederholt, Europa überzeugen konnte, wie weit noch die völlige Vermählung der Civiliſation mit Aſien entfernt liegt.

Fünfhundert achtunddreißig Mamelucken ſchlachtete Mehemed Ali in einem Hohlwege der Feſtung von Cairo ab! Er zitterte während des Gemetzels, aber als man ihm die erſten Köpfe brachte, beruhigte er ſich; als das Ganze geſchehen war, behauptete er, Napoleon hätte es mit den Bourbons nicht beſſer gemacht. Er dachte an Enghiens Fuſillade in Vincennes.

Die Pforte ſchwieg: denn ſie ſchlief ſchon ſelbſt an ihren Meſſern für die Janitſcharen. Dies Alles für die Civiliſation! Dies Alles für einen regelrechten Schuß nach Kommando, für den europäiſchen Geſchwindſchritt „Eins, zwei, drei!“

Mehemed hatte jetzt das Intereſſe des Krieges und wird es bei ſeinem Regierungsſyſtem immer haben. Der unruhige Soldat, meuteriſch im Frieden, zu Abwechſelungen unter ſeinen Befehlshabern geſtimmt, voll Haß gegen das fränkiſche Exercitium, tobt ſeine Leidenſchaft im Kriege am erſten aus; der Krieg beſchäftigt den Ehrgeiz der Großen und die Habſucht der Kleinen. Darum hielt ſich Mehemed immer in einem fortwährenden, in einem gleichſam eiternden Kriege, welcher nicht zuheilt, bald gegen Syrien, bald gegen Feinde, welche er ſich im Süden ſeiner Provinz aufſuchte.

Dazu kam eine Maxime, welche er von der europäiſchen Monarchie gelernt zu haben ſcheint, ſeine Familie ſo populär als möglich zu machen: er brauchte Kriege, um ſeinen Söhnen und Schwiegerſöhnen Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten zu geben. Sein Erſtgeborner machte im Kriege gegen die Wechabiten kein Glück, er liebte die Frauen und ſtarb in den Armen einer ſchönen Georgierin. Ibrahim Paſcha nahm die verlorne Sache wieder auf, ein trefflicher Soldat, damals mäßig, nüchtern, nicht ohne humane Grundſätze und ſelbſt großmüthig, noch nicht verwildert durch den Kampf auf Morea. Die Wechabiten wurden geſchlagen und zu neuen Angriffen unfähig gemacht. Mehemed Ali hatte die Freude, ſeinen Sohn im glänzendſten Triumphe in Cairo einziehen zu ſehen. Er iſt ein liebender Vater, ſchwärmeriſch für ſeine Familie und nicht wenig auf die Deſcendenz bedacht. Er hat ſechs

Wärterinnen eines Kindes, das seinem Sohne Ibrahim starb, ohne Weiteres im Nil ersäufen lassen.

Wenn man die Reformen Mahmuds mit denen Mehemeds vergleicht, so muß man gestehen, daß der Sultan der öffentlichen Meinung von Europa zu imponiren suchte, der Vicekönig aber nur, sich vor ihr zu rechtfertigen. Jener wollte das Erstaunen, dieser den Beifall Europa's. Mehemed schmeichelt der Civilisation, was Mahmud nie that.

Mehemed kann weder den Emporkömmling noch den Tabakshändler verläugnen. Er ist der ungebildete Mann, welcher plötzlich zu großem Reichthum gelangt ist und den Umgang gescheidter Leute aufsucht, welche er bewirthen und bezahlen kann. Er umgibt sich mit einer Bildung, von der er selbst nichts versteht, von der aber z. B. reiche und ungebildete Eltern sagen, daß ihre Kinder Alles lernen müssen, tanzen, französisch, Klavierspielen, Opera singen u. s. w. Mehemed Ali ist ein Spekulant, welcher gute Geschäfte gemacht hat, den der Zufall und eine angeborne Schlauheit begünstigt haben und der jetzt ein ganz vollkommenes, abgerundetes Ganzes vorstellt, obschon er zu dem Schatten, den er wirft, nicht den Körper hat.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, Mehemed Ali besäße den Enthusiasmus der Bildung. Er ist weit entfernt, ein so großartiger Reformator zu sein, wie es Peter der Große war, welcher in den Streltzen auch seine Mamelucken zu vertilgen hatte. Peter hatte von der Natur einen beschwingten Geist erhalten, der sich oft bewundernswürdig aus der Materie erhob. Peter empfand die Freude, welche die Wissenschaften einflößen; er zeigte überall das geniale Erstaunen eines Mannes, dem man Dinge mittheilt, welche

zufällig dem bisherigen Kreiſe ſeiner Bildung fremd geblieben waren. Peter der Große bekannte ſich zu den Wiſſenſchaften mit einer artigen Schaam, welche er im Namen ſeines ganzen Volkes empfand.

Mehemed Ali iſt weit von dieſer Humanität entfernt. Für dieſen Paſcha ſind die Wiſſenſchaften eine Gemäldeſammlung, welche ſich der Glückspilz anſchaffen zu müſſen glaubt, ohne von ihr etwas zu verſtehen. Er würde vielleicht der Sammlung längſt überdrüſſig geworden ſeyn, wenn ſie ihm nicht zufällig auch Nutzen brächte. Mehemed Ali ſieht ein, daß man ohne Kultur in ſeinen Gewinnſten immer verkürzt wird und daß es nöthig iſt, um ein uſurpirtes Land zu beſitzen und zu vererben, ſeiner Herrſchaft die Grundlagen zu geben, welche nicht nur alle übrigen Staatsgebäude aufrecht halten, ſondern auch von den Eingebornen nicht ſo leicht weggezogen werden können, weil dieſe für die fremden Maſchinen nicht die Handgriffe kennen.

Mehemed Ali richtet ſich Aegypten wie eine große Domaine zu. Er verwaltet ſie nach ziemlich türkiſchen Grundſätzen, durch Erpreſſungen, Pachtgelder und Privilegien. Er macht den Staat zu einem Ungeheuer, welches Alles verſchlingt: er iſt der Generalunternehmer aller Gewerbsthätigkeit, der Mäkler des ganzen ägyptiſchen Handels, das große Wechſelhaus, das alle Summen des Landesverkehres traſſirt. Die büreaukratiſchen und Centraliſationsgrundſätze Europa's, die ordinaire, alte Hefe unſrer Staatsweisheit, kommen ihm hierbei zu Hülfe und es iſt möglich, daß ſich Aſien nur auf dieſem Wege beglücken läßt.

Seitdem die Expedition nach Morea dem Vicekönig keineswegs das wieder eingebracht hat, was ſie ihm koſtete,

ſeitdem die Pforte eine Demüthigung nach der andern erfuhr, hat auch Mehemed Ali die Verbindung mit ihr immer loſer werden laſſen. Der Halbmond von Konſtantinopel iſt in der That nur noch ein Viertelmond.

Man hat früher geſagt, in ſeinem Plane läge der Thron von Konſtantinopel ſelbſt, wenigſtens für ſeinen Sohn. Dieſe Kataſtrophe wäre merkwürdig und kann den politiſchen Witz verführen, hier ſchon im Voraus ſeine Kombinationen zu machen. Aber abgeſehen davon, daß eine ſolche Veränderung ohne Rußland nicht geſchehen kann, ohne Rußland, welches über Perſien den Rücken der Türkei umſchleicht und jede Dynaſtie, die es hier findet, mit zwei Armen erdrücken wird, läßt ſich auch aus der ganzen Phyſiognomie der ägyptiſchen Herrſchaft, aus dieſer beſorglichen, zeitvergeudenden Energieverſation Mehemed Ali's und den zweifelhaften politiſchen Talenten Ibrahim Paſcha's keine Zukunft dieſer Art vorausſehen. Seit den fabelhaften Zeiten des Seſoſtris war Aegypten niemals ein Sitz der Eroberer, wohl aber ſolcher Helden, welche von ihren anderweitigen Siegen ausruhten.

Vielmehr möchte Aegypten genug damit zu thun haben, zweien Ereigniſſen, welche es treffen können, die Spitze zu bieten, entweder der Reaktion der alten muſelmänniſchen Militairherrſchaft oder der bürgerlichen Revolution, welche in Folge des Ausſaugeſyſtems Mehemed Ali's noch mehr zu befürchten iſt. Wie, wenn die europäiſche Civiliſation, die dem Volke eingeimpfte Neuerung, hiebei ſelbſt eine Rolle ſpielte? Gährungsſtoffe ſind vorhanden, vom religiöſen Fanatismus an bis zu dem Elend des Fellahs, der bei den Ueberſchwemmungslaunen des empfindlichen Nil oft da nichts als Sand hat, wo er zur Friſt eines kümmerlichen Lebens etwas

Schlamm gehofft hatte. Auch hat ſich ein großer Theil des europäiſchen revolutionairen Geſchwürs nach Aegypten hin zertheilt, die Exerziermeiſter und Renegaten könnte Mehemed Ali nicht vergebens aufgenommen haben. Mehemed Ali fürchtet auch dieſen unruhigen Geiſt und hat ſich den Beſuch der Polen verbeten. Das ſind Elemente, aus welchen der Zufall oder das Schickſal eine Zukunft zuſammenſetzen wird.

Aber das Genie, der Eroberungsgeiſt, ſpielen ſchwerlich noch eine Rolle in Aegypten, in dem Lande des Stillſchweigens und der Todten.

Ihr wollt aus Mehemed Ali einen Philipp, aus Ibrahim Paſcha Alexander machen?

Aus Macedonien ſind ſie beide; doch hat Ibrahim, wie er jetzt iſt, ſchon ſeine Feſte von Babylon gefeiert; und Mehemed Ali glaubt mehr gethan zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Er hat Recht, denn nicht aus jedem Sohne eines Polizeikommiſſarius wird ein Paſcha von Syrien und Aegypten.

Nach den neueſten Nachrichten über dieſen merkwürdigen Mann wäre es nicht unmöglich, daß er nach jahrelanger Bublerei mit der Bildung der Chriſtenhunde noch wieder türkiſch fromm und wie ein orientaliſcher Talleyrand als ein Heiliger ſtürbe.

# Wellington.

Man konnte im Jahre 1835 zweifelhaft ſein, ob die Hauptrolle bei der damaligen engliſchen Kriſis mehr von einem Manne oder einem Syſteme geſpielt wurde.

Es ſchien faſt als hätte der König William, in dem noch immer hie und da der leidenſchaftliche Seemann durchblitzte, nichts Anderes in ſeine Nähe bringen wollen, als Kraft. Wie war nicht das kupferbodene Schiff Albion, Kapitain William, bedroht!

Am Steuerruder der Whiggismus; gleichviel, aber welch' ein Repräſentant deſſelben? Ein Miniſterium ohne Einheit, ohne Zuſammenhang, eine Improviſation der Verlegenheit, Männer, welche ihrer Stellung ſo wenig vertrauten, daß ſie von einander losließen und an die Nation appellirten, wie an eine Macht, von der ſie vorausſahen, daß die nächſte Zukunft ihr eine Entſcheidung abverlangen würde; ein Miniſterium, deſſen Handlungen nur Entſchuldigungen zu ſein ſchienen, ein Miniſterium auf der Flucht.

Vorn mit dem Schnabel des Schiffes hatte ſich Brougham identifizirt, ein rothes, aufgeblaſenes Antlitz, die Augen

hervorquellend, mit dem Uebermuth der Verzweiflung, der lachenden, faſt lallenden Ironie der Trunkenheit, ein Original, welches ſein Miniſterium mit ſchnöden mephiſtopheliſchen Geſten begleitete, Brougham in der That ein Charlatan und ſein eigener Spaßmacher geworden.*)

Oben auf den Maſt hatte ſich ein verwegener Demagog der Salons, Lord Durham, hinaufgeſchwungen. Anſtändiger zwar und gemäßigter als Mirabeau, aber geſpornt vom Ehrgeiz und eiferſüchtig auf die Koterien der Hauptſtadt, ſignaliſirte er die Zukunft, ſchloß im Voraus mit jener drohenden Wolke, welche über England heranzieht, eine kluge Rechnung und kokettirte von ſeiner Höhe herab mit den patriotiſchen Geſundheitstrinkern, welche ihm mit vollen Gläſern und Hoffnungen zuwinkten.

Unten endlich, wo die Vorräthe des Schiffes liegen, am Hühner- und Schweinekoben, grunzte damals Cobett von Kartoffeln, von irländiſchen Ferkeln, von Mennigkraut für den Winter und andern geheimnißvollen Dingen, welche ſeither durch den Communismus mehr in den Vordergrund getreten ſind.

Der König hatte in dieſem Lärm die Beſinnung verloren. Es war keine Intrigue, nicht die Ermahnungen einer ſchmollenden Königin, ſondern Verlegenheit und Bedürfniß, was Sir Arthur Wellesley wieder an die Spitze Englands geſtellt hat. Die Noth des Augenblicks mußte dem Könige ſo groß erſcheinen ſein, daß er ſeine Zuflucht verdoppelte und zu Wellingtons Kraft und Kaltblütigkeit noch die Gewandtheit und Beredtſamkeit Peel's fügte. Er wollte kein

*) Dieſe Charakteriſtik dürfte doch wohl ſehr zu mildern ſein.
Spitzer Rote.

System, er wollte nur die Namen haben. Ueber die Männer hatte er die Partei vergessen.

Dies ist das Unglück. Wellington und Peel kamen nicht allein; sie selber können die Partei, den Haß und den Unverstand nicht zurückhalten, wenn sie es auch wollten. Es ist ein unvermeidliches Gefolge, das sich an ihre Schritte anschließt; sie können ihre Freunde und ihr Bekenntniß nicht zurückweisen.

Ich gestehe, daß in diesem fast allgemeinen Schrei des Unwillens, in dieser nationellen Verachtung des Siegers von Waterloo etwas Tiefschmerzliches liegt. Wie? Dieser weltberühmte Glanz des Herzogs, eine so glorreiche Vergangenheit, Lorbeern, welche er den seit Menschengedenken tapfersten Kriegern Europa's entwand, diese glückliche Nebenbuhlerschaft mit dem größten Manne des Jahrhunderts, wirkt nichts auf ein vergeßliches Volk? Es tritt Präcedentien in den Koth, welche damals, als sie neu waren, vergöttert wurden? Es legt den Maßstab einer blinden Parteiung, die politische Krämerelle an ein Leben, das mit so viel Ruhm und Unvergeßlichkeit ausgestattet ist, es mißt mit seinen oft nur zu illusorischen Grillen über Staatsverfassung, mit einer mehr ideellen Voraussicht auf Zeiten, die noch Vieles werden unerfüllt lassen, den blutigen Grund eines Schlachtfeldes und eine gar fest und bestimmt in der Geschichte angeschriebene Periode? Lemon war wegen des Sieges bei Vittoria drei Nächte hintereinander beleuchtet. Die Züge Wellington, Victory, Vittoria fanden sich tausendfach verschlungen an allen Häusern. Wer vor dem Palaste des Siegers, den die damalige Marquisin, seine Frau, bewohnte, vorbeikam, mußte, dies war der despotische Befehl des jubelnden Volkes, den Hut abnehmen und die leeren Fenster grü-

ſen, dieſelben Fenſter, welche nicht zwei Decennien ſpäter mit Brettern vernagelt werden mußten, um die Wuth des ſteinwerfenden Publikums zurückzuhalten. Ein ſo bald verjährter Ruhm! Eine Grauſamkeit, welche einen tiefen Blick in unſere Zeit werfen läßt!

Und doch iſt in dieſem Falle nicht Alles Egoismus oder das erhabene Intereſſe der Völkerfreiheit; es iſt möglich, daß bei der Gleichgültigkeit gegen den Herzog von Wellington einige andere Triebfedern mit unterlaufen, welche nicht in der Zeit, oder in der Perſon, ſondern in ſeinem Ruhme ſelbſt liegen. Es iſt möglich, daß der Herzog von Wellington in der That kein ſo großer Mann iſt, als ſieben Feldmarſchallſtäbe und drei glückliche Feldzüge uns überreden wollen. Wäre dem ſo, ſo verriethen die rückſichtsloſen Anklagen des engliſchen Volkes einen feinen Inſtinkt oder eine ſehr unterrichtete Kenntniß ihres großen verhaßten Helden. Wir wollen ſehen, ob ſich hierüber eine feſte Meinung faſſen läßt.

Es gibt eine Anlage zum Ruhm, welche zwar mit uns geboren wird, die aber nicht in unſern Talenten liegt; ein Privilegium der Unſterblichkeit, welches ungleich vertheilt und keineswegs die hoffnungsvolle Jugend, ein blitzendes Auge, ein kraniologiſches Symptom iſt, ſondern eine Mitgift des Standes, die Laune des Zufalls, welche den größten Schwachkopf in hohen Regionen und dadurch zukunftſchwanger geboren werden ließ. Auch hat der Soldat (natürlich im Kriege, denn im Frieden gibt es keine Soldaten, ſondern nur Müßiggänger) immer ein Formular, eine Scheda des Ruhms, welche er nur auszufüllen braucht, während das größte Genie oft vergeſſen wird, wenn es kein Terrain hatte. Alle hiſtoriſche Größe beſteht darin, daß man mit impoſanten Unterlagen

er Werkzeugen denkt oder handelt, daß man mit Zahlen rechnet,
elche ſo groß ſind, wie Völker, Armeen, oder auch nur wie
epartemente des Innern und Aeußern, Brigaden und mitde
ns Diviſionen. Solche Rechenexempel ſind oft leichter zu löſen,
s die Aufgaben z. B. des Schneiders, der bei einem Frack
ch die Theile in der Hand hat und wenn er das geiſtige
und die Mode, ſo ſchön mit ihnen zuſammenſchmilzt, wie
n General ſeine einzelnen Poſitionen, doch nie ſo viel Un
ſblichkeit damit einernten wird, als dieſer General. Darum
ehet ſich Alles, was den Ruhm betrifft. Dieſe Logik mit
poſanten Begriffen gehört dazu, um die Aufmerkſamkeit zu
egen, es gehören dazu Geburt, Gunſt, Zufall, Ancienneté
es wiſſen die Völker und ſind ſeither ſo kalt geworden gegen die
öße, welche ihre Situation patentirte; ſie wollen nur die
h verehren, welche ſich aus ihren angebornen Sphären her-
machen und eigne Welten ſchaffen. Dies iſt der Grund,
rum Wellington ſo unendlich klein gegen Napoleon, mit
t er rivaliſirte, erſchien: er hatte ſich die Begriffe, mit
en er rechnete, dieſe Unterlagen ſeines Ruhms, die Armeen
die Kriege nicht ſelber gegeben, ſondern ſie waren ein
ertrautes Gut, eine Maſchine, die in ſeinen Händen die
erationen machte, worauf ſie abgepaßt und zuſammenge-
war. Das Gewinnen von Schlachten ſei etwas Leichtes
Jeden, welcher das Spielzeug einer Armee in Händen
für Jeden, der ſeinen mathematiſchen Kurſus machte, das
ben die Engländer, wenn ſie über die großen Siege
s Herzogs ſpotten und über ſeinen Ruhm die Naſe
ſen.

Betrachtet man das Werkzeug, mit welchem ſich Wellington
ie Jahrbücher der Geſchichte ſchrieb, ſo ſcheint allerdings

auf den ersten Blick Alles dazu zu dienen, dennoch seinen Ruhm zu vermehren.

Wer hätte eine große Meinung von der englischen Armee? Der Krieg ist in Großbritannien außer dem Gesetze, außer der Verfassung. Das Militair, als ein Hinderniß der Freiheit betrachtet, entbehrt jenes öffentlichen Stolzes, welcher auf dem Kontinent die Truppen bevorzugt; das Militair ist in England nicht einmal im Stande, eine soziale Stellung zu behaupten. Zu diesem Nachtheil, den die Art der Rekrutirung, das Kantonnement und die Käuflichkeit der Chargen nur noch vermehren, kommt ein Heer zahlloser Mißbräuche, welches die Bemühungen des Herzogs von York, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das brittische Heer reformirte, nicht vollkommen haben abstellen können. Die allgemeine Revolution der Kriegsverfassung, welche seit Napoleons Auftreten die Truppen des Kontinents ganz neu schuf, hat England nur zum Theil berührt, England, das zwar bei allen Kriegen gegenwärtig war, das den Kontinent an allen seinen Ufern und Landzungen mit Kriegern garnirte und gerüstet überall aus den Nebeln des Meeres hervorblickte und doch unberührt von der großen ideellen Umwälzung blieb, welche Napoleon unter seinen und den gegenüberstehenden Herren beschleunigt hat.

Die englische Armee stand, als Wellington anfing, mit ihr seine „Wunder" zu verrichten, noch auf dem Standpunkte der preußischen Truppen, welche vor Napoleon für die klassische Armee Europa's gehalten wurden; ja selbst im gegenwärtigen Augenblicke, wo Wellington mit seinem Spielzeuge, das ihm fast allein angehört, das Mögliche angestellt und seine verfaulten Flecken auch reformirt hat, bleibt die englische Armee noch immer ein Amalgam, welches einen wunderlichen

indruck macht. Der Grund dieſer Unzulänglichkeit liegt in
ingen, welche ſich nicht ausrotten laſſen, in der engliſchen
erfaſſung, die das Heer nicht beſchützt, in der Stimmung
r Nation, die es nicht achtet, im Charakter des Landes,
ſen Beſchaffenheit kriegeriſche Evolutionen und Vorſtudien
ht begünſtigt, und endlich im Weſen der Engländer und
er Soldaten ſelbſt, das ſich nicht tilgen läßt. Die engli
e Armee hat weder den Inſtinkt der moraliſchen Ehre noch
meingeiſt; wenn ſie ſtolz iſt, ſo iſt ſie es auf Old-Eng-
d, auf den Porter und die Beefſteaks der Heimath, auf
bürgerlichen Tugenden ihrer Anverwandten, welche zu
ſie ſind. Die höhere Ehre kann nicht geweckt werden, da
Avancement dem gemeinen Krieger verſchloſſen iſt; der
rit de corps nicht, weil die Armee in ihrer Größe ſich nie
s geſehen hat, ſondern über alle Theile der Welt in kleinen
zellen zerbröckelt iſt. Noch nie haben ſich ſo viel Engländer
mmenbefunden, als unter Wellington auf der pyrenäiſchen
binſel: der Kontinent kannte ſie bisher nur als Hilfs-
chements und Bundesgenoſſen

Die Infanterie iſt ſtark, aber ſchwerfällig; die Kavallerie
n, ſo ſchön, daß die Franzoſen ſie mit dem romantiſchen
nen Lindors bezeichneten, aber ſie greift an, wie im Wett
en, ſie hält nicht Linie; ſie hat außerdem keine ſchwere
allerie und die Pferde haben keine Schwänze, was in
n Ländern ein fürchterlicher Mangel iſt; die Artillerie
vortreffliches Material, aber in Spanien wußte man ſie
zu verwenden, höchſtens zu Batterien, die unbeweglich
n; endlich haben die Engländer keine Belagerungskunſt,
Fortifikation, kein „Genie", weil ſie im Lande keine
ngen haben.

Wenn man Alles dies in Anschlag bringt, so scheint es, als sei von der großen Meisterschaft des Herzogs von Wellington niemals zu viel gesagt worden; und doch hat das englische Heer wieder einige Eigenschaften, mit welchen es alle übrigen Armeen übertrifft.

Diese liegen in der Persönlichkeit des Kriegers, in seiner kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung. Dies ist nicht Servilität, wie bei den Russen, nicht Muth, wie bei den Franzosen, sondern Naturell. Die neunsträngige Katze, der Korporalstock, die empörende Behandlung des englischen Soldaten machten ihn nicht feig oder tückisch, sondern dienten nur dazu, ihn in seinem Gleichmuth zu bestärken. Der englische Soldat harrt auf seinem Posten aus, weil er in dem heftigsten Feuer kalt bleibt, weil er von Natur auf der tiefsten Hogarthischen Stufe der Grausamkeit steht und weil er zuletzt als Engländer eine gewisse angeborene heilige Veneration des Gesetzes besitzt.

Der Franzose thut Alles um die Personen, um seinen Feldherrn, um seinen Chef, und zuletzt um sich. Der Engländer haßt diese Alle, auch sich, aber er befolgt das Gesetz. Zum Franzosen kann man vor der Schlacht nicht genug sprechen, nicht populair genug sein, ein lakonischer Chef würde ihn außer Fassung bringen; der Engländer ist froh, wenn er seine Befehlshaber nicht sieht, das Haranguiren ennüyirt ihn, ja die Schweigsamkeit wirkt auf ihn belebender, als eine Rede.

Zu einem angreifenden Gebirgskriege, wie der spanische war, sind solche Eigenschaften kostbar, wenn sie auch zu einem vertheidigenden nicht passen möchten. Die Lebhaftigkeit des Franzosen, welche sich hie und dahin zerstreute, konnte zwar überall sein, aber auch an hundert Orten geschlagen werden,

eine Chance, in die der Engländer seltener kam, weil er fest zusammenhielt, sich schwerfällig bewegte und den Angriff immer so einrichtete, daß er mehr einer Vertheidigung gleicht. Der Stoicismus und das Phlegma des Engländers sind zwei Waffen, welche ihn auf einem günstigen Terrain unüberwindlich machen; dies waren in Spanien zwei Waffen, auf welche sich die Franzosen, gewöhnt an die tumultuarische Kriegführung der Eingebornen, nicht eingerichtet hatten; alle Regeln des Gebirgskriegs scheiterten an diesen Granitkolonnen, welche ein Feldherr nur aufzustellen brauchte, um sein ganzes Geschäft abzuthun.

Wellington besitzt selbst im höchsten Grade diese lächelnde Kaltblütigkeit, welche ihm öfter siegen half, als sein Genie. Er stellte seine Truppen und war gewiß, selbst durch die Fehler seiner Anordnungen zu siegen, da die Entscheidung fast immer verloren geht, wenn Feldherren die Fehler ihres ersten Entwurfes in der Schlacht selbst wieder gut machen wollen: die eiserne Konsequenz des größten Fehlers bringt selbst den gewandten Gegner aus der Fassung.

Wellington siegte überall dadurch, daß seine Landsleute zu stehen und zu feuern verstanden. Große Vortheile konnte er damit nicht erringen: denn in der That wußte Wellington niemals seinen Sieg zu benutzen; er gewann immer das Schlachtfeld; mehr wollte er nicht; er ließ seinem Gegner Zeit, sich zu sammeln, sich aufs Neue aufzustellen und wieder das alte Spiel zu beginnen. Es ist merkwürdig, wie nahe sich die Schlachtfelder der Wellington'schen Siege liegen, wie zahllose Menschen er aufopferte, weil er von seinen Vortheilen und seinem Glücke nicht den rechten Gebrauch zu machen verstand, wie häufig er das wiederholte, was einmal

gewonnen einem Feldherrn von Genie blut- und zeitsparende Vortheile gegeben hätte.

Wenn ausgezeichnete Militairs versichern, daß Picton, Crawfurd, George Murray und andere Generale, welche diese Feldzüge mitmachten, dieselben Erfolge gehabt hätten unter diesen Umständen wie Wellington, so muß man ein Glück hochpreisen, das diesem Manne von allen Seiten lachte und ihn unterstützte. Er war der erste englische Feldherr, dem so zahlreiche Streitkräfte anvertraut wurden; alles, was die Geschichte von frühern englischen Heeren erzählt, galt nur von 12 bis 18000 Mann, die von Kontinentaltruppen unterstützt werden mußten, um agiren zu können.

Welche ungeheure Leidenschaften hatte nicht Wellington zu benutzen! Eine allgemeine nationale Verzweiflung, Losungsworte auf Tod und Leben, eine Volksaufregung, wie sie die Geschichte selten gesehen hat. Dazu kamen für unsern torystischen Cid Campeador materielle Hilfsquellen, Mittel, zu verschwenderischer Disposition gestellt; denn ohne Comfort und reichliches Auskommen gibt es keine englische Armee. Entbehrung und Unbequemlichkeit, Hindernisse, welche Napoleons Kolonnen mit dem leichtesten Muthe ertrugen, würden den Engländer getödtet haben. Regelmäßige Mittagsmahlzeiten, vollkommene Portionen, kurz ein Ueberfluß, der die Fleischtöpfe Old-Englands nicht vermissen ließ, waren die Bedingungen, von denen Wellingtons Ruhm abhing. Er wußte dies und kam bei Englands Reichthum nicht in Verlegenheit. Die Pferde der Armee fraßen in den Pyrenäen das Heu, das in Yorkshire gemäht war, und die Soldaten nährten sich mit den Zwiebacken, die in Amerika bereitet waren. Die Hingebung des Parlaments und des Ministeriums, der Haß gegen

Napoleon war so außerordentlich, daß man Millionen nicht scheute, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Wellington war frei von jeder Verantwortlichkeit: selbst von der seines Gewissens. Er verwandelte kaltblütig die fruchtbarsten Gegenden in Einöden, verschanzte sich hinter den Linien von Torres Vedras mit seinen Tonnen Pökelfleisch und richtete, um seinen Feind auszuhungern, eine Verwüstung an, welche jetzt noch sichtbar ist. Wo ihm seine eigenen Pferde im Wege waren, da befahl er den Leuten abzusitzen, den Hahn des Pistols zu spannen, kommandirte und ließ den Thieren vor die Stirn schießen. Hier gab es keine Verantwortlichkeit mehr; alle Dinge waren ihm günstig.

Nun, dies ist, was alle Engländer wissen. Sie wissen, daß sie ihrem Herzoge Alles gestatteten, daß sie selbst für ihn Alles gethan haben und sprechen deßhalb geringschätzig von dem großen Feldherrn der Allianz, der das Glück hatte, in der für Menschengedenken entscheidendsten Schlacht, bei Waterloo, über die kaltblütigen Vierecke der Engländer zu kommandiren.

Seine ersten Sporen verdiente Wellington in einer Expedition nach Holland, wo seine Bewunderer, obschon er nur eine Brigade befehligte, doch schon einen Cyrus, einen Schwarzenburg, man kann hinzufügen, einen Moreau oder Dumouriez in ihm sehen wollten, wenn es handelte sich um einen Rückzug.

Hierauf schiffte er sich mit seinem Bruder, welcher Generalgouverneur von Indien war, nach einem neuen Schauplatze seines wachsenden Ruhmes ein. Er half Tippo Saib, einen Fürsten, der in seinem Hasse gegen England nur von Napoleon übertroffen wurde, in seiner Hauptstadt Seringapatnam belagern und zeichnete sich bei der Erstürmung derselben im Kom-

mando indiſcher Hilfstruppen aus. Die Maratten boten neue Lorbeern an: Wellington leitete zum erſtenmale eine Schlacht, die ſo originell geliefert wurde, daß ſeine Truppen über die Feinde, die ſich todt ſtellten, weggingen und im Augenblick der Siegerfreude im Rücken von der wüthenden Maskerade angegriffen wurden. Die Kaltblütigkeit der Engländer rettete ihn; die Schlacht wurde gewonnen und Friedensunterhandlungen folgten. Auch bei dieſen blieb die erſte Rolle für Wellington, der ſein diplomatiſches Talent gegen die Maratten zuerſt ausbildete. Bathritter, beſchenkt mit einer goldenen Vaſe und einem Diamanten beſetzten Ehrenſäbel, verließ Wellington Calcutta, wurde bald darauf gegen das brennende Kopenhagen verwandt und erhielt jetzt endlich ein Kommando in der portugieſiſchen Expedition.

Der Sieg von Vimeira machte ihn zum Obergeneral derſelben und von dieſem Augenblicke an begann er ſeine ruhmvollen Erfolge, die mit dem Tage von Waterloo endigten. Von nun an mußte er bei Allem gegenwärtig ſeyn, was die Schickſale der Welt beſtimmen ſollte: wenn man ihn zu Allem zog, ſo wußte man, daß das Glück in der Nähe war. Die Kongreſſe nahmen ihren Anfang, jene chirurgiſchen Verſuche, die Glieder des europäiſchen Staatskörpers wieder einzurenken. Wellington, wie ein Prinz von Geblüt behandelt, mußte überall ſeine Stimme zuerſt geben und man kann nicht läugnen, daß er ſich dieſer Macht mit Mäßigung bediente.

Der Grund war einfach. Während die Alliirten in einer kosmopolitiſchen Aufwallung handelten und von einer gewiſſen allgemeinen und gegenſeitigen Großmuth geleitet wurden, beſann ſich der Egoismus der engliſchen Politik zuerſt von den poetiſchen Illuſionen der heiligen Allianz und ver-

folgte ſein eignes inſulariſches Intereſſe, das nicht verſchieden ausgefallen ſein würde von der Gravitationspolitik des vorigen Jahrhunderts, wenn es nicht das Bedürfniß eines allgemeinen Kampfes gegen die Revolution weſentlich beſchränkt hätte. Man kennt die Proteſtationen der Caſtlereagh'ſchen Politik, Widerſprüche, die man von dieſer Seite nicht erwartete; aber es geht ja ſchon lange in England die Sage, daß der Torysmus allein im Stande ſein ſoll, eine impoſante auswärtige Politik aufzuſtellen. Dieſer Widerſpruch gab zu Mißverhältniſſen Anlaß, in welche Wellington verwickelt wurde, die aber die große Verehrung vor ſeinem Genie und Ruhm nicht verringerten. Er wurde Feldmarſchall faſt aller Armeen des Kontinents und überall als der glänzendſte Gaſt der Reſidenzen empfangen.

Seinem Vaterlande gegenüber iſt Wellington der Erbe jener Grundſätze, welche Pitt, Caſtlereagh und Liverpool hinterließen. Wäre der Ariſtokratismus nicht etwas Angebornes, ſo hätte ſchon die Dankbarkeit den Herzog verpflichten müſſen, die Rolle jener Staatsmänner fortzuführen. Sie waren es, deren unermüdlicher Eifer gegen Frankreich ſeinem Ruhme Vorſchub leiſtete, die einer bald ſchwächern, bald ſtärkern Oppoſition gegenüber das politiſche Syſtem vertheidigten, welches Englands Finanzen zu Gunſten einer einzigen ruhmgekrönten Perſönlichkeit zerrüttet hat.

Wellington iſt kein Redner. Er erſchrickt, wenn er der Stimme und dem Antlitze ſeines großen Volkes gegenübertritt. Die Zunge verſagt ihm und ſeine Drohungen fallen nur leiſe und gemäßigt aus dem unberedten Munde.

Als das Raſirmeſſer Caſtlereaghs das britiſche Miniſterium zerſchnitt und Wellington mit Canning ſeinen Platz

wechſelte, entwickelte ſich zuerſt die politiſche Meinung des Herzogs und ſeiner Oppoſition, zu jenem Schrecken, der ſie jetzt für England iſt. Es zeigte ſich jene alte Wahrheit im neuen Beweis, daß die glücklichen Feldherren gern die Bewältiger der politiſchen Rechte ihrer Mitbürger werden, wie Camillus ein ſo großer Krieger und Feind der Volksfreiheiten war.

Doch nach Cannings Tode wieder ins Miniſterium berufen, hatte der Herzog nicht den Muth, ſeine Drohungen zu erfüllen. Die Heiligkeit ſeiner Stellung übermannte ihn, die Verantwortlichkeit vor Millionen iſt ſchreckhaft, er wurde wider Willen der Emanzipator Irlands.

Was ſpäter folgte, iſt uns Allen bekannt. Wir haben den Herzog mit zwei Knieen (es bedurfte nur eines) vor Georg IV. ſich beugen ſehen, als er das Reichsſiegel zurückgab, haben die Wuth des Volkes erlebt, die Widerſprüche im Oberhauſe und die unermüdliche Championnerie des Lords Londonderry, den Todesſtoß der Reformbill, die zweimal vereitelten Verſuche in die Breſchen des Whigismus einzuſteigen, und dann einen Sieg, welchen wir für unmöglich hielten.

Was folgen wird, liegt im Schooße der nächſten Zukunft und der nächſten Zeitungen. Glückliche Fahrt für Robert Peel! Aber auch Glück dem engliſchen Volke! Denn was iſt der Sieg des Torysmus Anderes, als eine Chance des Fortſchritts, als ein Signalruf für die zerſtreuten Parteien, welche in ihrer Liebe zum Volke nicht einig werden konnten? Man kann dem Jahrhundert keinen größern Dienſt leiſten, als wenn man es bekämpft. Die Reaktion hält die Kriſis auf; aber ſie macht ſie reifer.

# O'Connell.

Das grüne Erin, dreifach geſchützt durch einen Kranz von Untiefen, einen Wall von Klippen und im Innern durch ungebahnte Gebirgsſtraßen, war bekanntlich nicht zu allen Zeiten eine Barke, die England ins Schlepptau nahm. Bis zur Eroberung Wilhelms III. gehorchte es ſeinen eignen Clans und behauptete bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Unabhängigkeit, welche wenigſtens illuſoriſch und formell das beſaß, was die Aufhebung der Union ihm heute wieder verſchaffen würde. Irland war mit ſeiner Unruhe, ſeinen barokken Einfällen, mit ſeiner glühenden katholiſchen Andacht immer bereit, die engliſche Politik zu durchkreuzen. Es war die Station des Papismus, die Freiſtatt religiöſer und politiſcher Emiſſaire, welche Frankreich oder Spanien ſandte, und die den Adel und Pad mit ſeinem Irish Bull immer leichtſinnig, beweglich und bereit fanden, oft für den Hauch eines Gerüchtes, für eine leiſe und improviſirte Demonſtration ins Feuer zu gehen. Wie oft ſich auch die Irländer getäuſcht ſahen und die Flotten, die ihren Empörungen zu Hilfe kommen ſollten, von den Bergen vergebens

erwarteten, ſo gaben ſie ſich doch dem nächſten Prieſter mit fremdländiſcher Ausſprache leichtſinnig wieder hin und hofften, der heilige Patrik würde ihnen endlich auf einer Armada den katholiſchen Himmel, von welchem ſie ſich ganz ausgeſchloſſen fühlen, zuführen und Alles ins Gleis bringen, was ſie dann ohne Plan, tumultuariſch, auf eigne blutige Rechnung begannen.

Die Erſchlagenen heiſchten Vergeltung und die Rache geſellte ſich zum Fanatismus. Das religiöſe Kolorit des Widerſtandes verlor ſich in den Hintergrund und die franzöſiſche Revolution fand Irland reif zur Anſprache politiſcher Rechte. Die weißen Engel, die es erwartete, kamen nicht mehr aus Loretto und Compoſtella, ſondern die Emigration, die franzöſiſchen Lilien, welche Irland ſo geliebt hatte, daß es franzöſiſch geworden wäre, wenn man es nur hätte erobern können, wandten ſich nach St. James; die Revolution aber und der Atheismus landeten auf ſeiner Küſte, zogen ein Lager zuſammen und riefen zum allgemeinen Kampfe gegen England. So hatten die Rollen gewechſelt.

Aber die heterogenen Elemente einten ſich nicht, die ganze Unternehmung ſcheiterte und die Folge war für Irland die demüthigendſte; denn es verlor den Schatten ſeiner eigenen Repräſentation und mußte gleichſam Alles das entgelten, was England ſich ärgerte, nicht über ſeine amerikaniſchen Verluſte verhängen zu können.

Mit den beiden letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hörten die iriſchen Parlamente auf, deren proteſtantiſche Trümmer in das Unterhaus verſetzt wurden. Die katholiſchen Vertreter von mehr als ſechs Millionen wurden zurückgewieſen, da ſie ja an der Schwelle des engliſchen Parla-

ments — den antipapistischen und symbolischen Eid nicht leisten könnten!

Aus diesem Gewaltstreiche Pitts und des englischen Parlaments entwickelte sich der gegenwärtige Zustand Irlands, eine Verwirrung, in welcher religiöser Haß, nationelle Vorurtheile, lügenhaft eitler Demagogismus und materielles Elend die ersten Rollen spielen.

Die Geschichte hat es immer bewiesen, daß bis auf einen gewissen, ja vielleicht den äußersten Punkt die Ideen schlagender wirken, als sogar die Fragen der Existenz. Dies hungernde Irland, das sich von den wenigstens für das Volk sparsamen Geschenken eines sonst fruchtbaren Bodens nährt, dies breite Elend, das mit dem Leben wegen einer schmalen Rinde Brodes unterhandelt, um bei aller Noth doch noch dem unwiderstehlichen Zuge des Lichtes und der Luft zu folgen, die ringende Existenz würde vielleicht *zuletzt* auftreten, um den englischen Namen zu verfluchen: denn das, was im Menschen das Thierische ist, wird durch eine geheime Schaam verborgen gehalten, bis auf den letzten Fetzen, welcher noch hinreicht, die Blöße und das Gestell, worin wir uns thierisch alle gleich sehen, zu bedecken. Aber zur Empörung treibt es, wenn dem glänzenden, genährten Leibe des Unterdrückers eine *ideelle* Entschädigung gegeben wird.

Der irische Bauer erträgt den Reichthum neben sich und vermißt in der Lehmhütte, neben seinem einzigen Besitzthum, einem Ferkel und einem Maaß Kartoffeln für den nächsten Tag, nichts von dem Glanze, über den sein Vetter oder Sohn, der in London Schuhe putzt oder die Bettlerkunst mit witzigen Impromptus treibt, in ein schüchternes und uneigennütziges Erstaunen geräth. Allein dem Gefühle zugänglich ist die

rechtliche Beschönigung des Elends, dem Gedächtnisse steht da die ganze Vergangenheit offen und sättigt es mit englischem Hasse. Die Zehntenfrage schlägt in das Gebiet der Religion über, wo die kleine politische Reibung zuletzt unversöhnlich wird. So öffnet sich bald der Blick. Ganz Irland sieht sich von Unrecht umschanzt, von einigen wenigen Fremden, welche den Reichthum und die Gesetze in Händen haben, welche früher sogar ihre politischen Interessen vertreten wollten und deren Geistlichkeit, Pförtner eines verschmähten Himmels, noch jetzt die Gefälle ihrer armseligen aber gutkatholischen Thätigkeit eintreibt.

Das Pachtverhältniß, in England das Fundament der Verfassung, ist in Irland die offne Wunde, welche niemals heilt. Die Eigenthümer des Bodens, meist Protestanten, oder der Adel des Landes, welcher seine Ehre darin sucht, in London die dritte Rolle zu spielen und am Glanze der Monarchie Theil zu nehmen, zerstückeln ihre Ländereien, weil sie für große Pachtungen keinen wohlhabenden Mittelstand finden: die Kultur der kleinen Distrikte endet aber immer mit Zahlungsunfähigkeit, mit Auspfändung, kurz mit der Grausamkeit zweier Executoren, eines civilen und eines kirchlichen, welche zur Verzweiflung treibt und die Brüderschaft der „Weißbuben" organisirt hat, einen fortwährenden Krieg gegen die Eigenthümer und die nachfolgenden Pächter, einen Krieg, der, wenn auch zurück geschlagen von den Rothröcken, sich doch immer wieder in den Schluchten der Gebirge zusammen findet.

Diese sogenannte prädiale Agitation ist es, vor welcher die politische, der Demagogismus O'Connell's in gesetzlichen Formen, immer so emphatisch zu warnen pflegt und welche

doch der eigentliche Rückhalt und gefürchtete Bundesgenosse des letztern ist. Wenn auch die politische Agitation immer die Gesetze im Munde führt, so würde sie doch bei Weitem nicht das imposante Ansehen haben, wenn ihre Demonstrationen nicht durch eine ununterbrochene Kette von Excessen gegen die Pächter unterstützt würden. Ihre Verwahrungen sind nur formell und unvorgreiflich: die politische Agitation, welche wir fortwährend mit England öffentlich unterhandeln sehen, ist nichts als der gesetzmäßige Ausdruck dieser halben Insurrektion, der unantastbare Sekundant der Flintenschüsse, welche nächtlich in die Pfarreien und Pachthöfe fallen, der gesicherte Stab einer immer bloßgegebenen Chouanerie. Der erste Sprecher aber und Parlamentair dieses gesetzmäßigen Demagogismus ist Daniel O'Connell.

Wer mit den Begebenheiten, die durch eigne oder benutzte Leidenschaften in der Geschichte hervorgerufen worden sind, vertraut ist, weiß, daß für die Demagogie eine Menge von Regeln vorhanden sind, welche systematisch zu ordnen keine müßige Erfindung wäre. Das Betragen der Pisistratiden, des Perikles, der Antonins und Octavius steht auf einer Seite und wird auf der andern von Cleon, von den Gracchen, Catilina, von Orleans und Mirabeau ergänzt. Hier ist nichts ohne Plan und Methode, hier ist nicht Alles bloße Willkühr und hingestellte Absicht gewesen, sondern die Demagogie hat so gut ihre Machiavellismen, wie die Autorität, welche sich erhalten will.

O'Connell hat die Geschichte mit dieser Rücksicht studirt, kann aber zu dem überlieferten Systeme so viel Neues geben, daß wir einsehen, eine Agitation, wie die seinige, ist noch nicht vorhanden gewesen. Das Neue liegt bei ihm in seiner wun-

derbaren Stellung, in dieſer kron- und ſcepterloſen, aber darum nicht weniger anerkannten Herrſchaft über Millionen, in dieſem Vertrauen eines ganzen Volkes, das ſeinen Günſtling und Fürſprecher ſogar auf eine Civilliſte ſetzt, welche ihm den Schein eines angeſtammten Herrſchers gibt.

O'Connell iſt den alten Demagogen ſchon darin ungleich, daß er bei aller Genugthuung ſeines perſönlichen Ehrgeizes doch nicht darauf denken kann, für ſich ein poſitives Reſultat, irgend eine Würde oder erbliches Anſehen, kurz mehr zu erobern, als für ſein Vaterland die unbeſtrittene Möglichkeit, ſich bequem und mit Vorſorge für das allgemeine Wohl und die Verkürzung des Einzelnen für die Zukunft einzurichten. Der Zweck ſeiner Agitation kann niemals die Deviſe: Dan I. geweſen ſeyn, ſondern das Ganze handelt ſich darum, die genannte Zukunft ſowohl zu befeſtigen, als zu beſchleunigen.

O'Connell ſieht ein, daß ſein ganzes Syſtem auf drei Grundſätze zurückkommen muß: auf die Nothwendigkeit, die Wunde Irlands immer in eiterndem Zuſtande zu erhalten, auf den Schein der Geſetzmäßigkeit und endlich auf die Sicherung ſeiner Perſon.

Irland weiß, daß es ſeine Konzeſſionen nur erzwingen kann und daß das Drohende in der Maſſe liegt; daher O'Connells unermüdete Aufforderung, Vereine zu bilden und durch Symbole das auszudrücken, was nur durch den Schein der Verſöhnlichkeit noch in ſeinen Schranken zurückgehalten wird. O'Connell drängt in allen öffentlichen Reden, nichts ohne den Schutz der Geſetze zu thun und das Unrecht dadurch zu entkräften, daß man es durch ſeine Beobachtung aufreibt. Er lockt die engliſchen Macbeths gleichſam durch eine Unmöglichkeit, daß Birnams Wald auf Dunſinan herankäme,

und behauptet, nur die würden ſie beſiegen, welche nicht geboren ſind vom Mutterleibe, und doch ſteckt hinter dieſen Prophezeiungen eitel delphiſche Schlauheit. O'Connels Geſetzmäßigkeit und Scheingebung erreicht oft einen Grad, wo ſie nahe an Satyre ſtreift. So organiſirte er z. B kurz vor der Emanzipation das katholiſche Irland in der Abſicht, die Aufregung ins Höchſte zu ſteigern; doch drückten ſeine Statuten gerade das Gegentheil aus von dem was er wollte, ſo daß er dem Feindlichen Namen gab, die nicht freundſchaftlicher klingen konnten.

„Alle katholiſchen Irländer, ſagte er, alle die, welche eine moraliſche, politiſche und religiöſe Reform wollen, mögen ſich — in Haufen von hundert und zwanzig Perſonen vereinigen. Dieſe hundert und zwanzig Perſonen mögen dann unter ſich einen Anführer unter dem Namen Friedensſtifter wählen, der ſeine kirchlichen Obliegenheiten treu erfüllt und wenigſtens einmal des Monats zur Beichte geht."

Der Contraſt dieſer Beſtimmung mit dem, was ſie eigentlich ſagen ſoll, gibt ihr eine lächerliche Wirkung; aber ſie bezeichnet vollkommen O'Connells Syſtem, der den Einfluß der Geſetzmäßigkeit auf die Maſſe kennt und davon überzeugt iſt, daß man theure und werthe Dinge der Rohheit nicht opfern dürfe.

Selbſt ſeinen Egoismus hat O'Connell verſtanden an das Intereſſe der Allgemeinheit zu knüpfen. Er legte gerade ſo viel Werth auf ſeine Nothwendigkeit für die iriſche Sache, als zugleich hinreichend iſt, ſeine eigne Perſon in Sicherheit zu bringen. Während ſein Mund mit dem Stachel ſeines feinen und ſpitzen Accents nicht müde wird zu verwunden und er mit ſchonungsloſer Härte jenſeits in Irland das wie-

der erzählt, was er an Personen und Begegnissen in London erfahren hat, so gibt er nicht einmal die begütigende Formel hinzu, womit so viel untadelhafter Mißbrauch getrieben wird, daß er nämlich Keinen habe beleidigen wollen, sondern gesteht mit leiser Stimme zu, daß die Ausforderung an der rechten Stelle ist; zuckt aber dann die Achseln, sieht gen Himmel und ruft schmerzlich aus: „Ich habe einmal einen Menschen erschossen, den Squire Desterre im Jahre 181?; die Kugel ging ihm mitten durchs Herz und seitdem hab ich der heiligen Mutter Gottes von Kirkpatrik gelobt, jedes Menschenblut zu schonen!“

Was läßt sich dagegen sagen? Mit diesem seinem scheinheiligen Spiele, hat O'Connell ein Privilegium der üblen Nachrede und Injurien und bedient sich desselben verschwenderisch, ohne seine Haut zu Markt zu tragen. Man muß eingestehen, daß dies eine für den Demagogen unerläßliche Maßregel ist; denn wo sollten seine Invektiven hinaus, wenn er der Klinge jedes Fähnrichs von der Gegenpartei, der ihn insultirte, stehen müßte, oder keine Aeußerung über Personen geben dürfte, ohne dabei fortwährend sein Leben als Siegel und Zeugniß einzusetzen? Das Bequeme und Behagliche dieser Maxime kommt nicht als Feigheit heraus; denn mit dem Herzen des Squire Desterre hat es ganz seine Richtigkeit und Jedermann weiß davon.

Einen großen Vorsprung in der Erfüllung seiner Aufgabe findet O'Connell namentlich in den Resten, welche ihm von seiner ersten Erziehung geblieben sind.

Denn obwohl Advokat seinem Gewerbe nach, so kam doch die Perücke auf ein Haupt, das durch die Tonsur schon für den Priesterstand bestimmt war. O'Connell, der Sohn einer

angesehenen, aber nicht vermögenden Familie, sollte die Weihe nehmen und wurde deshalb, wie fast alle jungen irischen Geistlichen, in dem französischen Seminar zu St. Omer erzogen. Der große Agitator hat einst das Meßgewand getragen und bei den Responsorien sich in der Kunst geübt, zur rechten Zeit einzufallen, eine Kunst, ohne welche man schwerlich ein gutes Parlamentsglied werden kann. O'Connell ging vom Studium des Missale auf die heiligen Väter über, auf Chrysostomus und Augustinus, wo ihm bei der Lektüre des Traktats **de Civitate Dei** politische Folgerungen noch ganz fern lagen. Man sagt, daß der junge Priester mit voller Hingebung seinen geistlichen Studien obgelegen haben soll, man kann deshalb auch nur in der nächsten Aufregung Irlands, in den Unabhängigkeitskämpfen von 1798 den Grund finden, warum er das weite Gewand des Seminaristen von den Lenden that und sie mit dem Schwerte des Advokaten gürtete.

Diese energische Anlage der Natur, diese glühende Phantasie mußte einen andern Ausweg finden in einer Zeit, wo es für einen Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux keine Kreuzzüge mehr zu predigen gibt. Aber das Priesterliche steht dem Agitator durch Kunst und Natur noch immer zu Gebot und hilft ihm die Gemüther der katholischen Menge zu erobern. Er ist ein Enkel des heiligen Patricius im Glauben des Volks, ein politischer Luther des Katholicismus. Die Parole, welche ihn überall empfängt, ist: Gott und O'Connell! Seine Benutzung des Aberglaubens erweckt die traurigsten Empfindungen.

Die Dinge standen schon oft in Irland so auf der Spitze, daß die organisirte, in Banden und Uniformen das Land

durchziehende Menge nur das Signal der ersten Ordner zu vollständiger Rebellion erwartete. Welches Gefühl, wenn die Vernunft und die Einsicht in den Thatbestand dem kommenden Ereignisse dann wieder in die Speichen fiel, den Lauf der Dinge zu hemmen gebot und nothwendige Rückschritte nach sich zog, weil es keinen Stillstand in Begebenheiten gibt, die wie geladenes Feuergewehr drohen und nur der Leute Muth oder Befehl gewärtig sind!

Man sprach auch schon oft davon, daß O'Connel dieser kleinen Schritte rück- und vorwärts herzlich müde sei und sich sehne nach Derrinane, an das Meeresufer und die äußerste Spitze Europa's gegen Amerika hin, in den Schooß einer zahlreichen Familie, die das einsame Kloster und die labyrinthischen Nebengebäude seines Wohnortes — eine architektonische und reizende Vermischung von Feudalismus und Bequemlichkeit — in Karawanen besucht und sich Recht sprechen läßt in Familienzwisten von ihrem Advokaten-Priester, der ein patriarchalisches Ansehen unter ihnen genießt.

Doch die Schürzung des Knotens, der immer verworrener wird in England und Irland, ruft ihn dann wieder zurück auf die Hustings der großen Nationalversammlungen, auf die Präsidentenstühle der politischen Gelage, auf den Sitz im Parlament. In London verwickelt er sich dann in die Intriguen der Parteien, die seine Stimme erobern möchten. In London strauchelt er hie und da auf dem schlüpfrigen Boden der Debatte und Vorberathung: er soll dem Einen zusagen, was er schon dem Andern versprochen hatte, er soll es zuweilen vergessen, da einzufallen, wo man seiner bedarf, er soll bald die Radikalen compromittiren, welche ihm ihre tak-

tiſchen Angriffe, bald die Miniſter, welche ihm ihre Geheimniſſe anvertrauten.

Das Miniſterium Grey, ſo denkwürdig mehr durch ſeine Nothwendigkeit als durch ſeine Individualität, ging an des Agitators Unbedachtſamkeit zu Grunde, da er in Dublin unter den Seinigen immer das zu bereuen pflegt, was er in London zugelaſſen hat.

Dieſe Unbehaglichkeit einer unheimiſchen Stellung iſt der Grund, warum O'Connell nie zu einer großen Macht im Unterhauſe gelangt, in iriſchen Angelegenheiten ausgenommen, wo er der Kern eines langen Schweifes iſt, der ihm treu bleibt, weil er ſich zuletzt in die Nebel enger Verſchwägerung und Blutfreundſchaft verliert. O'Connells Züge klären ſich auf, wenn ſich das Ende der Seſſion nähert: dann ſieht man ihn ſchneller durch die Straßen Londons ſchreiten, die breiten Schultern wiegend, den Regenſchirm wie ein Feldwanderer über die Achſel gelegt oder damit gegen die Luft fechtend, ein iriſches Volkslied ſummend und begrüßt von ſeinen Landsleuten, den Savoyarden Englands.

Er fürchtet die Heimath nicht, ob er gleich ſchon oft ihr verſprochen hat, ſie in ſechs Monaten zu dem glücklichſten Lande der Erde zu machen und im Parlamente die kleinſte Beſchwerde aufzuheben, die den Kleinſten drückt. Die Völker tragen nichts nach: ſie tragen O'Connell nicht nach, daß er einſt vor Georg IV kniete, er verſichert, daß er ſich jetzt deſſen ſchäme: ſie tragen ihm die „Zwangsbill nicht nach, gegen die er erſt ſtimmte und deren Erneuerung er ſpäter zuzulaſſen verſprach: denn ſie wiſſen, daß er es auf Rechnung größerer Zugeſtändniſſe that, zu welchen ſich die Verwaltung bereit erklärt hatte. Keine Macht iſt gegen den guten Wil-

len nachſichtiger, als das Volk, das ſich in ſeiner Geſammtheit zu ſtark und zu großmüthig fühlt, die Schwäche eines Einzelnen zu rügen.

O'Connell kennt dieſe ſanfte und linde Moral der Völker und ordnet ſich deßhalb der Laune ſeiner Nation bis zum Abentheuerlichen unter.

O'Connell erreicht ſein ſiebzigſtes Jahr; ein Siegeskranz wird dem alten Kämpfer gereicht von einem Volke, deſſen Sklave zu ſein er ſich überwinden konnte. Er iſt ein Sklave der Irländer, ein Sklave ſeiner Stellung, bei aller Freiheit. O'Connell würde durch ſeine übertriebene Hinneigung zum Volksaberglauben, den ein gebildeter Mann nur ſchonen, nicht theilen ſollte, in letzterer Zeit viel von ſeinem Ruhme verloren haben, wenn nicht der Unverſtand ſeiner Gegner, als ſie ihm den Prozeß machen ließen, ſeiner Stellung wieder die Glorie der Märtyrerſchaft geliehen hätte.

# Doktor Francia.

Am glänzendſten entfaltete ſich die Macht des Chriſtenthums da, wo es nicht zu dem Schwerte des Kriegers oder den Würden der europäiſchen Monarchieen ſeine Zuflucht nahm, ſondern zu ſeiner eignen Naivetät, zu den Nürnberger Spielſachen, durch welche es verbreitet worden iſt unter den Indianern der neuen Welt.

Die Miſſionarien aller Konfeſſionen gingen auf den Urſprung der Lehre zurück, auf Jeſus, den Sohn eines Zimmermanns, auf die Fiſcher, auf die Zöllner, denen die Gnade der Viſionen zuerſt geworden war. Das Chriſtenthum warf ſeine Inſuln und Tiaren ab, das biſchöfliche Pallium und die ſammtenen Mäntel der Kardinäle und zeigte ſich praktiſch, handwerklichen Urſprungs, in Hemdärmeln, und half, flink und rüſtig die Axt ſchwingend, die Urwälder lichten, der Civiliſation Wege bahnen, Hütten bauen und die Felle der Thiere gerben, um ſich gegen Pfeile, die Mosquitos und den Regen zu ſchützen. Jede einzelne Profeſſion der Apoſtel kam hier wieder zum Vorſchein.

Und wie man die Bäume fällte, tödtete man die weinende Dryade und das Heidenthum; wie man an Blöcken ſchälte,

um Kanots zu bauen, erzählte man von dem See zu Kapernaum und dem waſſertretenden Petrus; wie man ſein Veſperbrod aß, erzählte man die Wunder der Speiſung, die Geſchichte von den dreitauſend Mann und den fünf Broden, die Weinmetamorphoſen; und wenn zuletzt der Abend kam und die Sonne ins Meer tauchte, dann ſetzten ſich die frommen Wilden und ihre neuen Prieſter unter das Dach einer Baniane und ſprachen von Gott, von der Menſchwerdung und dem ewigen Leben, indem ſie hinaufzeigten auf das Firmament, auf die Sterne, die an dem nächtlichen Himmel auftauchten.

Dieſe meiſtentheils römiſche Propaganda war es, die in Amerika dem Katholicismus Triumphe verſchaffte, gegen welche Roms Kämpfe mit Kaiſer und Reich, mit Ghibellinen und Ketzern werthlos ſind.

Die Schüler Loyolas erkennt man jenſeits des Ozeans nicht wieder. Vergeſſen ſind die fürſtlichen Beichtſtühle, vergeſſen die Grundſätze macchiavelliſtiſcher Prinzenerziehung, vergeſſen die Principien des Königsmordes und ihre Opfer, Ravaillac, Clement, und nichts iſt zurückgeblieben, als der wahre Grundſatz der Geſellſchaft Jeſu, die Aufklärung und das Bedürfniß mit der Tradition und dem Dogma zu verbinden.

Jede andere Ordensregel hätte Südamerika zu Grunde gerichtet: die Dominikaner hätten zu viel Glauben verbreitet und die Benediktiner zu viel Wiſſen. Die Jeſuiten, dieſe weltlichen, mit dem Konflikt der Zeit vertrauten, man möchte ſagen proteſtantiſchen Prieſter des Katholizismus, halfen allein, denn ſie waren praktiſch, thätig, gingen nicht barfuß, verlangten nicht die ewige Rotation des Roſenkranzes um die Achſe einer trägen Hand, ſie griffen zu Karſt und Spaten und lehrten die

Völker, nicht nur ſelig, ſondern auch glücklich werden. Die Klöſter wurden die Stationen der ſich Bahn brechenden Civiliſation. Der Glaube war nur das Zubrod der erleichterten Exiſtenz, er wurde nur gepredigt durch Beiſpiel, durch die Verpflichtung zur Dankbarkeit und durch Sitten, welche ſich von ſelbſt milderten.

Südamerika iſt die Schöpfung des edelſten Jeſuitismus, und nur diejenigen, welche kein Heil für die Menſchheit ſehen, ehe ihr nicht ſo gepredigt wird, wie in der Leipziger Nikolaikirche oder im Dome von Magdeburg, werden das Bewundernswürdige dieſer Thatſache nicht zu ſchätzen wiſſen.

Ein großer Theil des Unterſchieds der ſüdamerikaniſchen Revolutionen von dem Befreiungskampfe und der gegenwärtigen Stellung der Vereinigten Staaten entwickelte ſich auch zunächſt aus der kirchlichen Verfaſſung der ſpaniſchen Kolonieen.

Ueberall wo keine Vertheilung des Eigenthums herrſcht, wo unermeßliche Länderſtrecken von dem Winke eines Einzigen abhangen, hat die Revolution leichtern Vorſchub; aber ſie greift auch nicht tief hinunter in die Maſſe, welche von den Parteikämpfen der Ariſtokratie nur inſofern berührt wird, als ſie von der letztern abhängig iſt. Das Geheimniß der polniſchen Inſurrektionen, die ſich ſo ſchnell aufſattelten, liegt in dieſer Verfaſſung, ſo wie man auch in England eine kompakte, rebellirende Majorität ſehen würde, wenn die Revolution ausginge von der Ariſtokratie.

Eben ſo iſt das Verhältniß auf der negativen Seite. Der Widerſtand iſt leichter organiſirt bei großem Beſitz, und die katholiſche Kirche da, wo ſie in Südamerika nicht civil und wie der Jeſuitismus blos pädagogiſch geworden iſt, konnte aus dieſer Rückſicht nur ſtörend auf den Gang der Begeben-

heiten einwirken. Ihr großes Ansehen ist ihr geblieben und die neue Ordnung der Dinge hatte sich ihr erst da versöhnt, als der Katholizismus in allen diesen schnell etablirten Staaten als offizielle Religion anerkannt wurde.

Man schließt hieraus, wie unvorhergesehen die ganze südamerikanische Emanzipation war, wie vieler äußerer Umstände sie bedurfte, um sich zu entwickeln, und wie lange es währen kann, ehe die untern Elemente jene Konturen ausfüllen werden, welche für Südamerika in einer genialen Improvisation gezogen worden sind.

Nordamerika hatte an einer langen Vorbereitung zur Revolution erstarken können: es hatte durch Journale und die veröffentlichte Opposition freisinniger Beamten sein Urtheil bilden können; es war in politischer Rücksicht befestigt und hatte das Prinzip der Republik überall schon anerkannt, ehe man an einen Namen für die freien Verhältnisse dachte.

Dagegen war in Südamerika das neue Ereigniß ein Facit der verschiedensten Umstände, ja sogar das Facit einer Menge von augenblicklichen Verlegenheiten, für welche sich keine andere Abhilfe finden ließ, als eine revolutionaire. Die Erschütterungen des Mutterlandes waren in den Kolonieen ohne Berechnung, so daß die Pflicht der Unterthänigkeit an sich selbst irre werden mußte. Die Schiffe, welche von der Halbinsel kamen, brachten die verschiedenartigsten Nachrichten. Wenn sich die Junten kaum für Ferdinand gegen Carl erklärt hatten, so vernichteten die Traktate von Bayonne wieder ihren besten Willen und zwangen sie, für Joseph Partei zu nehmen. Entschied nun die Gährung, die allerdings nicht fehlte, dennoch für die entsetzten Könige, so war hier die Revolution Folge des legitimsten Signals und mußte zuerst

v. Bibl.
nchen

damit enden, daß man die Autorität der Cortes anerkannte. Bald waren aber auch diese, bei ihrer heillosen, karthaginensischen Politik, die Kolonieen in Fesseln zu halten, wieder eine Parole der Regierungsgewalten, eine offizielle Berufung; aber wie lange? Bis die Restauration Luft geschöpft hatte, die Cortes abschaffte und jene Behörden in den Bann erklärte, welche doch legitim handelten und aus Verzweiflung, dem Gange der Ereignisse auf der Halbinsel zu folgen, jetzt sich ohne Weiteres der erstarkenden republikanischen Prinzipienrevolution in die Arme warfen.

Hier ist es, wo wir wieder kirchlichen Boden unter uns spüren und zwar mit Früchten, welche unglaublich scheinen, denn Alles, was an Tendenz, an Prinzip sich in Südamerika verfindet, was aus dem Enthusiasmus neuer Ideen dort entstanden ist, war die Folge des Jesuitismus und jener Bildung, die man auf den Universitäten von Cordova, Cartagena und Mexico erhalten konnte.

Das kosmopolitische Prinzip des Lopolismus bildete sich allmählich zu einer freien Weltansicht aus, zu einem System der Menschenrechte und zu einer Verehrung jener Literatur, welche auch in Europa die morschen Fundamente des politischen Gebäudes zu benagen anfing. Obschon so weit von Rom und Sparta entfernt, schwärmte man doch für Montesquieu; der feurige, leidenschaftliche Creole wurde elektrisirt von dem Rousseau'schen retournons à la nature, und die Werke von Robertson und Raynal studirte er mit um so größerer Hingebung, als sie für Amerika selbst geschrieben waren.

Aber hier ist es auch, wo wir stehen bleiben müssen, um den Schlüssel zu einem verschlossenen Charakter und einem verschlossenen Lande zu finden. Bis auf die Encyclopädie,

vielleicht noch bis zur Deklaration der Menschenrechte, reicht die Bildung, deren genialste und originellste Repräsentation wir in Don Jose Gaspar Rodriguez Francia wiederfinden. Die Schreckensherrschaft ist bei diesem wieder angebrochen; Robespierre schreitet wieder stolz einher mit dem Blumenstrauß am Fest des höchsten Wesens; der Despotismus der Tugend und „Bescheidenheit" ist die blutige Ordnung des Tages. Die Gironde ist schon hingeopfert — Doktor Don Cornelio Saavedra; — Marat starb in seinem Blute — Doktor Don Mariano Moreno; — Danton ging unter, weil er den Gott im Laster suchte — Doktor Castelli. Die todtbleiche, grausame Mäßigung Robespierre's herrscht — Doktor Francia — denn wie Francia würde Robespierre geherrscht und geglaubt haben, die Menschen glücklich zu machen.

Hier hat die Militairherrschaft noch nicht begonnen; der kriegerische Ruhm gibt noch keine Ansprüche, Napoleon ging noch nicht über den Simplon.

An Paraguay jagten Siege und Niederlagen vorüber — San Martin, ein jugendlicher Held, noch ein keuscher und aufrichtiger Revolutionair, wie die Kellermann und Marceau, die gegen die Vendée kämpften; dann die drei Heldenbrüder Carrera, schon angesteckt von dem Beispiele Napoleons, aber Napoleons so, wie er noch Bonaparte hieß, knabenhaft langes Haar trug und so schüchtern war, daß sich erst Weiber in ihn verlieben mußten, um seine Tapferkeit an den Tag zu bringen: dann Bolivar, Suere, la Mar, Gamarra, alle napoleonisirend und eifersüchtig, der auf den ersten Konsul, der auf die Nebenbuhlerschaft Klebers und Moreau's, der auf den grauen Oberrock und den kleinen Hut, der auf die Krönung, und zuletzt Iturbide, eifersüchtig auf den Gipfel des

Unglaublichen, auf die Hoffnungen von 1812 und so früh geknickt, wie diese.

Alle diese unermeßlichen Reiche mit ihren dreifachen klimatischen Zonen, mit ihren Goldadern, Krokodilen, Riesenschlangen und Mesquitos, zerschellen an einander und die Freiheit siegt nur negativ, indem ihre Anwalde unterliegen und die Zonen, die sie beglücken will, kleiner werden. Fahrt hin!

Wir stehen noch am Rio de la Plata und seinen Nebenflüssen, an den Zweigen der Andes, welche silberne Wurzeln haben, in den mannshohen Pampaswiesen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke fliegt, bergend den Gaucho auf dem muthigen Rosse und den amerikanischen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge, in dem Lande der „guten Lüfte," in Buenos Ayres, in der silbernen, argentinischen Republik.

Die Direktorialregierung von Paraguay entwickelte sich schon aus den ersten Kämpfen der spanischen Kolonieen mit dem Mutterlande, auf demselben Wege, welchen wir schon nannten, dem der Verlegenheit, wie man sich bei den Umwälzungen der Halbinsel zu verhalten habe.

Paraguay war eine Provinz vom ehemaligen Vicekönigreich von Rio de la Plata und riß sich von der spanischen Herrschaft los, indem es ruhig den Ereignissen folgte, welche von der Hauptstadt dieser großen Statthalterschaft, von Buenos Ayres, ausgingen. Man klärt sich deshalb am besten über den Ursprung der Herrschaft des Doktor Francia auf, wenn man im Stande ist, sich über die Revolution von Buenos-Ayres eine richtige Vorstellung zu machen.

Von der argentinischen Republik ging die Befreiung Südamerika's aus: ihr erster Versuch gelang und die In-

tereſſen kreuzten ſich hier gerade ſo wunderbar, daß die Freiheit auch gleich für die Zukunft geſichert war. Denn nicht nur, daß die ſpaniſche Beſatzung geringer war als auf der weſtlichen Küſte, in den goldhaltigen Königreichen; auch die Einmiſchung Englands und Portugals, welche beide nicht ohne Treuloſigkeit und Intereſſe verfuhren, leiſtete der Revolution den glücklichſten Vorſchub. Von den erſten Kämpfen gegen den König der Fluren, den ritterlichen und kühnen Artigas, bis zu dem Augenblick, welcher für die Unabhängigkeit der reſte ſchien, verwickelten ſich die Intereſſen unauflöslich.

Die Vicekönige löſten ſich ab, während die alten Befehlshaber ſich kaum befeſtigt hatten; und die nachfolgenden kamen ohne Vollmachten, da ſich der Zuſtand der Parteien fortwährend veränderte. Der Franzoſe Liniers vertheidigte eine Zeit lang die Anſprüche Europa's und während man glauben mußte, daß er die Kolonie für die Uſurpation ſeiner Landsleute retten wollte, ſtellte ſich weiter heraus, daß er Bourboniſt war und an den alten ſpaniſchen Thron dachte, ja ſogar an Braſilien, von wo aus die intriguante und leidenſchaftliche Mutter der beiden feindlichen Brüder von Oporto ihre Minen ſpringen ließ.

So wirrte ſich Alles in einen labyrinthiſchen Knäul zuſammen, aus welchem die Staatsklugheit keinen Ausweg mehr fand, nur die Freiheit, welche die Rückſichten durchhieb, da ſie nur der Zukunft und ſich ſelbſt verantwortlich war.

Zu gleicher Zeit, am Schluß des erſten Decenniums unſers ſtürmiſchen Jahrhunderts, traten in Caracas, in la Paz, Quito, Bogota und in Chile Regierungsjunten zuſammen, und in Dolores ſtand der Märtyrer der mexicaniſchen Freiheit, Hidalgo, auf, um bald auf dem Blutgerüſt Zeugniß zu

geben von dem, was die Zukunft an seinem Loose rächen würde.

In Buenos-Ayres aber, wo nun die zweifarbige, blau und weiße republikanische Fahne wehte, ging die Revolution einen gemächlichen und bequemen Gang. Die Militairherrschaft war über Südamerika noch nicht angebrochen, weil weder die Propaganda der Losreißung noch der spanische Widerstand recht organisirt waren. Hier lag noch Alles in den Händen einzelner von der öffentlichen Stimme bevorzugter Advocaten: nicht einmal die Kaufleute, wie in Bolivia, mischten sich ein, das System aber, das man bei diesen civilen Bewegungen befolgte, war jenes, das Fouché einst zum großen Aerger des Kaisers und zu seinem eignen Nachtheil bezeichnet hatte. „Wenn ich sterbe, Fouché," fragte Napoleon vor der Geburt des Königs von Rom, „was werden Sie thun?" „Sire," antwortete zweideutig der Chef der geheimen Polizei, der sich hier selbst zerrieb, „ich werde so viel Gewalt an mich reißen, als mir nur möglich ist."

Das that man in Buenos-Ayres: man theilte sich in die Revolution und Francia bewies, daß er die Grundsätze dieser Zeiten vortrefflich inne hatte. Er schnitt die nördliche Provinz von Buenos-Ayres, Paraguay, gänzlich von dem weitern Verlauf der Begebenheiten ab und beeilte sich, seine Eroberung innerlich zu befestigen.

Die Bewegung in den andern Provinzen war immer noch stoßweise, immer noch begleiteten bürgerliche Bevollmächtigte, wie die ehemaligen Konventsdeputirten in Frankreich, die Kriegerhaufen, welche den spanischen Heerführern die glücklichsten Treffen lieferten, revolutionirten das Land und leiteten den Prozeß der Gefangenen ein, welches immer ein kurzer war-

Francia überließ die Vertheidigung seines Erbtheils den Doktoren und Advokaten von Buenos-Ayres, seinen Universitätsfreunden aus Cordova und studirte ruhig in Assumcion den Machiavell.

Erst als die thätigen Provinzen ausruhten und man der spanischen Unmacht im Lande so gewiß war, daß man den ächten Libertador Südamerika's, San Martin, über die Anden und den Desaguadero in die Goldländer schicken konnte, da sah man in Buenos-Ayres ein, daß die prokonsularische Herrschaft von Paraguay eine schlechte Konsequenz der neuen Dinge sei und schickte den General Belgrano ab, diese Provinz mit Waffengewalt der Centraljunta einzuverleiben.

Noch hatte Francia kein Blut gesehen und fürchtete die blinden Entscheidungen des Mars; deshalb griff er zu alten historischen Listen, forschte in Roms Geschichte vom Trasimenersee bis zu den Tagen von Capua und leitete eine humane, unblutige Mystifikation ein.

Er stellte dem anrückenden Zuge keinen Widerstand entgegen, Tage lang nicht, bis derselbe in einer Nacht dicht vor Assumcion stand und sich überall von Feuerzeichen auf den Bergen umgeben sah.

Waren dies Mährchen aus Cornelius Nepos? Waren dies die glühenden Stiere des Hannibal? Oder die zahllosen Aufgebote eines allgemeinen Landsturms?

Der Exekutionsgeneral erschrak, nahm den Rath des Doktors an, der ihm lächelnd Proviant und Geschenke für die Junta in Buenos-Ayres und seine terroristischen Schulkameraden anbot und zog sich bis an die Gränze von Paraguay von der Illumination der Berge ringsum begleitet, in seine Kasernen am Rio de la Plata zurück.

Die Mutterrepublik hatte inzwiſchen ihren langwierigen Kampf mit dem rivaliſirenden Montevideo begonnen, ſie mußte alle ihre Streitkräfte gegen Braſilien wenden, welches Anſprüche machte auf die Banda Oriental. Dieſe Zwiſtigkeiten währten bis zum Jahr 1828, wo endlich der Friede von Rio de Janeiro der jungen Republik Athem ſchaffte.

Rechnet man die Anſtrengungen hinzu, welche die Propaganda nach Weſten hin koſtete, ſo begreift man, wie viel Zeit die Uſurpation von Paraguay gewann, ſich zu befeſtigen, ſich chineſiſch gegen das Ausland und die ſchwankende Tagesgeſchichte abzuſchließen und einen Zuſtand zu erhalten, der uns für den vulkaniſchen Boden von Südamerika unmöglich ſcheinen möchte.

Paraguay ſelbſt iſt einer der fruchtbarſten Binnenſtriche von Südamerika. Reichthum der Vegetation, wie überall in dieſem geſegneten Welttheile. Die großen Ebenen begünſtigen die Zucht der Stiere und Pferde, deren Häute nebſt dem berühmten Paraguaythee die Handelsartikel des Landes bilden. Warum mußte auch Bonpland ſo neugierig ſein und die Theepflanze ſo ſorgfältig beobachten! Man hielt ihn für einen Feind des Nationalreichthums und des perſönlichen Einkommens des Diktators: denn er ſelbſt, der Doktor, iſt erſter Theehändler und Staatsgerber. Man glaubte ihm nicht, daß er nur die Akademie, die Verbeſſerungen Linné's und die Wiſſenſchaft im Auge hatte, und kerkerte ihn ein.

Die Bewohnerzahl iſt gering und geht kaum über eine halbe Million hinaus: Creolen, Meſtizen, Farbenſchattirungen aller Art begegnen ſich in Aſſumcion, der Reſt auf dem Lande ſind Indianer, zahme halbzahme und wilde. Dieſe letztern können, wie die Dr[illegible] [illegible] N., das [illegible] nicht

ausſprechen, wobei alſo das Staatsoberhaupt immer um einen Buchſtaben zu kurz kommt und ſomit keineswegs an die Freiheit, die in ſeinem Namen liegt, erinnern kann.

Die Wilden von Paraguay haben einen großen Theil der barokken Naturſitten Amerika's: ihre Frauen eſſen kein Fleiſch, gleichſam um nicht zu verwildern, ſie laſſen nur ein Kind aus ihren Ehen leben, eine Gewohnheit, welche der Malthuſiſchen Klage abhilft, aber für den Flor und die Statiſtik des Staates wenig günſtig iſt.

Viele dieſer Stämme ſind noch nicht einmal mit dem Chriſtenthume bekannt, woraus man auf den Bekehrungseifer der Jeſuiten ſchließen kann. Dieſe ehrwürdigen Väter wollten die Völker erſt glücklich machen, ehe ſie ihnen erlaubten, mit dem Roſenkranze zu ſpielen. So kommt es, daß Paraguay der Antipode von Tibet iſt, daß der Doktor hier nicht bloß für einen Doktor der Theologie, ſondern für die Theologie ſelbſt gehalten wird.

Und welche Ironie! Francia iſt Atheiſt; keine Seltenheit für Amerika. Lebte doch einer der geſchäftigſten Gottesläugner der Revolution, Billaud-Varennes, nachdem er proſkribirt war und auf den Azoren ſich geübt hatte, Papageien abzurichten, lange Zeit bis zu ſeinem Tode unter den Indianern, welche ihn, den frühern Atheiſten, als Schöpfer des Himmels und der Erde verehrten!

Man ſieht, welcher Maaßſtab an jene hermetiſch verſchloſſenen Wunder von Paraguay gelegt werden muß.

Iſt Francia ein Tyrann? Ein Uſurpator wie Cromwell? Nein, er iſt ein kalter Philoſoph, der mit der Menſchheit experimentirt.

Ihr ſeid immer gewohnt, nach Euch die Menſchen zu beur-

theilen, und ſprecht von Francia wie von einem Verräther an Euern eignen Grundſätzen. Klingen nicht Eure Vorwürfe, als verginge ſich jener Doktor an ſeinem Diplom und an ſeinem Hute, als glaubtet Ihr, man könnte doch Schiller und Goethe oder den deutſchen Liberalismus auch wohl beſſer verſtehen, als ſo!

Nein, wir kennen Francia: es iſt Robespierre, der plötzlich unter die Menſchen Rouſſeau's verſetzt wird: es iſt Robespierre, der Lockes tabula rasa neu beſchreiben und füllen ſoll. Es iſt eine Herrſchaft, von der Ironie präſidirt, und grauſam nur dann, wenn ſich die Langeweile oder hypochondriſche Laune des geiſtreichen Geiſtlichen regt.

Oder wollt Ihr in ihm keinen Mann der Revolution und Jeſuiten ſehen, dann nehmt ihn als Philoſophen! Ich rede nicht von Seneca, der den Mord einer ſcheußlichen Mutter (aber einer Mutter!) gut hieß; nicht von dem flammenden Scheiterhaufen des Servet in Genf; denkt an Plato und die Republik mit ihren Grundzügen für jede Tyrannei; denkt an ſeinen Verkehr mit Dionys, oder an jenen andern Dionys, der von Blut troff und doch ſo viel Kenntniſſe beſaß, in dem genialen Korinth noch Schulmeiſter werden zu können, oder an Phalaris und ſeinen glühenden Ochſen und die Pythagoräiſche Philoſophie! Denkt an Machiavell und den Sprung von den Diskurſen über Livius zum Fürſten! Oder an Baco von Verulam, den Verfaſſer des Organons — und den engliſchen Kanzler! Ich thue nichts als die Ahnen Francia's aufzählen.

Francia's Herrſchaft iſt das ernſthafte Mittel zu einem Scherz. Francia lacht unter ſeinen Wilden, die das F nicht ausſprechen können, und wenn die frevamen Meſtizen eine

neue Kirche bauen wollen, nur dann ist er unglücklich und ruft aus: „Wann werden die Menschen aufhören blind zu seyn! Eine Reihe von Geschützen an der Gränze ist besser, als alle Heiligen. Ich erinnere mich nur noch dunkel jener Zeit, wo ich wie Ihr ein Katholik war!"

Dies ist Francia, von welchem man geneigt ist zu sagen, seine Herrschaft wäre priesterlich und ein Triumph der Bigotterie. Nein, Anacharsis Cloots ist Diktator eines Naturstaates geworden und fordert die Langmuth des Himmels heraus, dessen Blitze er seinen Unterthanen — aus physikalischen Ursachen erklärt.

In der That man muß gestehen, wenn jene Weiberrepublik am Amazonenstrome eben so erwiesen ist, wie diese humoristische Herrschaft des Doktor Francia, dann wird Amerika nicht nur der Sitz der Freiheit, sondern auch der der Wunder werden.

Francia fürchtet nur Einen Feind: die Macht des Beispiels, die unwiderstehlich ist in schwach organisirten Staaten und unter rohen Naturvölkern, welche den Instinkt der Masse haben und durch fremde Entschließungen gern die eigenen entschuldigen.

Die neuen Republiken rings um Paraguay her schritten ihrer innern Vollendung immer näher, wenn man die blutige Reaktion der Demokratie und der Creolen gegen Militairherrschaft so nennen darf. Francia fühlte es, daß er vor diesem Miasma nicht sicher war und entschloß sich schnell zu Konzessionen, die aber so schlau und widerhakig angelegt waren, daß sie ihm ein Mittel zum Gegentheil dessen, was sie schienen, werden mußten.

Mit der Verſchlagenheit eines Menenius Agrippa ging er hinaus zu dem Volk, das er im Geiſt ſchon auf dem Mons sacer verſammelt ſah und gab eine allgemeine Repräſentation zu, welche aus Urwahlen hervorgehen ſollte. Statt des bisherigen kleinen Senats, der ſeine Macht unterſtützte und die Laſt der Geſchäfte theilte, berief er tauſend Abgeordnete aus allen Theilen ſeines Landes in die Hauptſtadt. Hier bewillkommte er ſie wie ein Mann von Welt, redete ſie mit Höflichkeiten an, durch die ſie in Verlegenheit geſetzt wurden, ſprach von dem Beruf der Regierung, wie von einer Prädeſtination des Genies und dann wieder wie von dem Reſultate ſolcher Kenntniſſe, die freilich daheim in ſeinem Urwalde Niemand erlangt haben konnte. Er legte ihnen Traktate vor in den ausländiſchſten Sprachen, citirte die ökonomiſchen Schriften Xenophons, um einen kleinen Geldpoſten des Budgets zu erläutern und verlangte von ihnen, daß ſie über Adam Smith und den Phyſiokratismus ihre Stimme abgeben ſollten. Dazu kam noch, daß ſein drittes Wort Uneigennützigkeit war und er von den Deputirten ſo viel Patriotismus verlangte, daß ſie keine Entſchädigung in Anſpruch nehmen durften.

Da ſehnte ſich denn Jeder aus der theuern Hauptſtadt nach ſeinem Meierhof zurück. Jeder fühlte, daß ohne Diäten und Kenntniſſe auch die Demokratie eine unvollkommene Verfaſſung wäre, und in einer der ſchönen ſüdamerikaniſchen Nächte, beim Scheine der Laternenkäfer und goldglänzenden braſilianiſchen Nachtfalter, waren die Deputirten, die Revolution und die Unbequemlichkeiten des Philoſophen von Aſſumcion verſchwunden.

Wir wollen uns wohl hüten, zu ſchließen, wenn Francia ſeine Indianer erſchießen läßt, die ſich unterſtehen ihn statt

anzublicken. Man erzählt dies. Wir können nur nicht zugeben, daß Francia eine angeborne Grausamkeit besitzt.

Solche Erscheinungen, wie Nero und Francia, führen tief in die Schlupfwinkel der menschlichen Seele ein, wo das Ausgezeichnetste in Bildung und Phantasie oft mit Leidenschaften gepaart ist, für welche sich keine andre zureichende Erklärung finden läßt, als oft nur böse Laune der Einsamkeit und der Kitzel, gerade das zu versuchen, was die tägliche Gewohnheit unversucht läßt. In der Vorstellung Hamlets, bei gesunder Vernunft den Narren zu spielen, lag eine geheime Wollust für den dänischen Prinzen.

Allerdings ist ein so arbitraires, launenhaftes Regiment, wie das von Paraguay, ein Unglück für die Menschheit; aber man verberge sich nichts: eine Alleinherrschaft, vorübergehend wie die von Paraguay, eine Herrschaft des Genies und der Kraft, ist zur Zeit noch die glücklichste Chance der jungen Freiheit Südamerika's. England lernte seine Magna Charta erst durch die Tyranneien der Heinrich, Elisabeth, Jakob und Karl schätzen, erst durch langjährige falsche und ungerechte Citate wurde die Freiheit aus einer Abstraktion eine juristische Gewohnheit.

Südamerika hat das Interesse einer dauernden Zerspaltung: die Freiheit beglückt nur kleine Kreise. Diese unermeßlichen Länderstrecken müssen sich in kleine Distrikte theilen, wo sich die Freiheit anbauen läßt, wie der Kohl, den man unter seinem Fenster wachsen, blühen und gedeihen sieht.

Francia haßt die Monarchie als Prinzip; er haßt die Aristokratie; er ist ein Repräsentant jenes sonderbarsten aller Despotismen, der die Welt frei machen will mit Gewalt und glücklich mit Zwang. Er wirkt in seinem Lande Vortreff-

liches, Vorbereitungen für die blaue Zukunft, er betreibt die Kultur des Landes und der Geister, er will Menschen schaffen, welche der Freiheit würdig sind. Francia experimentirt. Er hält mit seinem Lande Schule.

Schon rückte es eine Klasse höher; denn der Handel mit dem Auslande ist seit einigen Jahren freigegeben: solche Konzessionen sind hier wie Noten, welche bei der jährlichen Prüfung dem Fleiße eines Schülers gegeben werden. Francia wäre glücklich, wenn er stürbe und könnte seine Schüler sich selbst überlassen: aber so fühlt er, daß sie noch immer nicht reif genug sind und mußte sich entschließen, noch in seinen hohen Tagen, in seinem siebzigsten Jahre, ein junges Mädchen zu freien, um einen Nachfolger erzielen zu können.

Man denke sich hier den alten Spanier, wie den Doktor Bartolo, mit rothen Strümpfen, lockiger Perücke und im langen Mantel: oder wollt Ihr einen edleren Vergleich, wie den alten Dogen Marino Falieri von Venedig, der als greisesmüder Löwe noch mit einer frischen jungen Gazelle spielt!

Er starb im Jahre 1840 in Folge einer überhandnehmenden Wassersucht.

# Armand Carrel.

Athemlos, in einer ewigen Bewegung, drängen ſich die Aeußerungen des politiſchen Lebens in Frankreich, ſo daß ſelbſt der Umfang von Paris nicht groß genug zu ſein ſcheint, für jede derſelben einen hinreichenden Raum zu laſſen.

Nichts iſt dort vollſtändig: weder der Sieg noch die Niederlage. Jener muß darauf verzichten, Triumphe zu feiern; dieſe hält nur in der Stille ihre Leichenbegängniſſe.

Auch für den Contraſt iſt nicht Raum genug da. Die Maſſe der Intereſſen, innerlich verwandt, oft nur ein Mehr oder Weniger, ſchattirt ſich ineinander, ſo daß die Extreme durch eine lange Kette von Mittelgliedern das Unverſöhnliche ihres Abſtandes zu verlieren ſcheinen.

In jedem andern Lande würde eine Erſcheinung, wie der große Prozeß des National vor der Pairskammer, entſcheidende Folgen gehabt haben; überall, wo Raum iſt, wo man noch athmen kann und nicht gedrückt wird von zahlloſen Intriguen und Beſtrebungen, hätte dies Schauſpiel die öffentliche Meinung beſiegt; denn im Contraſt liegt für die Gemüther eine unwiderſtehliche Wirkung, weil ſie poetiſch iſt.

„Wir — die Männer des National!“ welche Brücke führt zu dieser stolzen Emphase, die Armand Carrel aussprach? Welche Verbindung gibt es, um mit dieser kalten Resignation zu unterhandeln? Namen, welche als Parlamentaire kommen wollten, werden durch diese Phrase, zusammengesetzt aus Stolz, Verachtung und Drohung, zurückgewiesen; Ereignisse, welche jenes schroffe Jenseits erobern möchten könnten es nur, wenn sie der Zukunft angehören.

„Wir — die Männer des National!“ ein Contrast, der überall siegen würde, der aber in Paris durch öffentliche Blätter, durch gesellschaftliche Berührungen und tausend Seiden der Freiheit gebrochen wird und nichts zurücklässt, als die Ordnung eines Tages und eine Besorgniß, welche leichtsinnig der Strudel der Begebenheiten wieder fortspült.

Man sahe damals wirklich einen Tag lang die Männer des National als eine repräsentirte Macht, umgeben von Bundesgenossen und Sympathieen, welche überraschen; eingerichtet, schlagfertig, nur des Augenblicks, der nicht fehlen kann, harrend: man sahe diese schroffen Verneinungen vor den Schranken des höchsten Gerichtshofes, die rechte Hand im Brustlatz, die Linke vornehm über den Rücken geschlagen; man sahe diese bleichen Antlitze, welche die Farbe der Kerkerwände, ihrer Heimath, trugen; diese scharfen und gepreßten Lippen, um welche hundert Verdicte seviler Geschwornen ein ironisches Lächeln unvertilgbar eingegraben haben; diese Relais und Vorposten einer Zukunft, die, wenn man sie nicht zu Fuß haben will, wie Mirabeau sagte, zu Pferd kommen wird; man sprach von diesen geheimnißvollen Physiognomieen einen Tag, vielleicht, daß was kommen muß, unvermeidlich ist und kehrte zurück zu seiner Beschäftigung, zu seinem Kinde,

das ſich auf die Weihnachtszeit freute, zu ſeinen Gönnern, zu ſeinen Kunden, zu dem ganzen Statusquo des Augenblicks, der ſich fortwälzen muß bis zu irgend einem großen Stegreifereigniß oder einem entſcheidenden Zufall.

Für die Tauſende, welche davon gewinnen wollen, iſt das große Terrain ſo klein: der Eine hängt ſich wie an einem Bergabſturze an den Andern, um ſich wechſelſeitig fortzuſchleudern; Jeder fühlt, daß der Boden unter ſeinen Füßen brennt und daß nur der feſt ſteht, welcher ſich bewegt; der Beſitz iſt fortwährende Eroberung oder Vertheidigung; die Exiſtenz iſt ambulant; noch iſt die Zeit der Aufopferung nicht gekommen; die Contraſte ſiegen nicht in Paris.

Der Kampf des Tiersparti und der Doktrinäre kann niemals zu poſitiven Reſultaten führen, wenn nicht Unvorſichtigkeit wie bei geladenen Flinten aus dem Spiele Ernſt machen ſollte. Der Tiersparti mag von der gelehrten Miene der Doktrin beläſtigt ſein; er mag es beleidigend finden, wenn die Doktrin bei jedem Streit erſt eine Weile ſchweigt und ſich dann vornehm erhebt, um die Frage auf ein ganz anderes Feld zu ſchieben; in Frankreich entſcheidet aber nicht die Manier, ſondern die Geſinnung.

Was könnte wohl der Tiersparti wollen, das die Doktrin nicht unterſchriebe? Hat die Doktrin gegen den Tiersparti etwas Anderes im Schilde, als einen andern Ausdruck für dieſelbe Sache? Kann der Tiersparti mit ſeinen halb napoleoniſtiſchen, halb bürgerlichen Manieren, mit ſeinen linkiſchen Complimenten, mit ſeinen Röcken von zwei Reihen Knöpfen, ſeinem kurzgeſchnittenen, ungelockten Haar, mit ſeinen benägelten Stiefeln und der Unbeholfenheit, die ihn bei einem vornehmen Diner, wo er kleine Paſteten mit der Gabel ißt, lä-

cherlich machen — kann er mit dieſem formellen Ingrimme irgend Etwas im Sinne haben, was die neue Dynaſtie in Verlegenheit ſetzte?

Ach, bei Leibe nicht! Nein, beide vereinigen ſich in der Anſicht, welche ſie von einer parlamentariſchen Oppoſition haben; beide, Tiersparti und Doktrin, halten die Oppoſition für etwas nothwendig Bitteres, aber für den bittern Magenſaft, welcher dem Staatskörper verdauen hilft. Radikal iſt keiner von beiden geſinnt. Hier iſt ein Kampf ohne Muth; ein Kampf, welcher die Sieger in Verlegenheit ſetzt. Die Doktrin täuſcht ſich hierüber nicht; ſie erklärte längſt, daß der Tiersparti nicht wagen wird zu ſiegen.'

Die Doktrin ſpielt dem Tiersparti gegenüber eine Rolle, welche plötzlich für ſie ein Intereſſe erregt hat. Wer ſähe nicht mit Theilnahme auf Thiers, dieſen geiſtreichen Renè, der das ganze Königthum in ſeiner Hand zu haben ſcheint, und der dennoch ihm ſo verhaßt iſt, weil er ſeinen demokratiſchen Urſprung nicht abſtreifen konnte, weil er alte burſchikoſe Ausdrücke und Formen beibehielt und ſich noch immer ſo benimmt, wie ein junger Schüler des Collège, der plötzlich einen Wechſel von Hauſe bekommen hat, ſich mit ſeinen Kameraden einſchließt und einige Tage lang ſeine Orgien feiert!

Es gab eine Zeit, wo Armand Carrel mit Thiers und dem Staatsrath Mignet die Namen der Freundſchaft austauſchte, wo ihre Schwüre gemeinſchaftlichen Feinden galten, wo ſie zuſammen Luftſchlöſſer bauten und ſich wechſelsweiſe belauſchten, wie mit den wachſenden Barte die Illuſionen ſchwanden.

Mignet, ruhig und geſetzt, von ängſtlicher Beſonnenheit, der pedantiſche Gegenſtand der Späße des kleinern Thiers,

immer aufgezogen von seinen beiden Freunden, aber ein Mann von weiser Vorsicht, ein Meister des Styls, ganz plastischer Natur, ein Mann zu gut für die Dinge, denen er später diente.

Thiers, lebhaft, Räsonneur, Poltron, immer Widerspruch, heute das Gegentheil von dem, was er gestern war, nicht so tief und ergründend, wie Mignet, auch nicht so marmorn im Styl, aber empfänglich, ein leichter Arbeiter, mit einem genialen Instinkt für das Wahre oder auch nur für das Glänzende.

Carrel, vielleicht nicht so unterrichtet wie Mignet, nicht so geistreich wie Thiers, aber consequent, ein Mann der That, energisch, Meister seines Ideenkreises, Meister der Menge, imponirend durch den Willen und die moralische Macht der Wahrheit, welche elektrisirt, keines Menschen und keiner Meinung Sklave, auch nicht einmal Sklave der Republik, und doch auch ein Sklave — ein Sklave seiner selbst, ein Sklave seines Charakters!

Die Ereignisse lösten diesen Bund. Die Freundschaft verhüllte ihr Haupt und nahm weinend von ihren Jüngern Abschied: wie sich der edle Rüdiger von den Nibelungen wendet und sein Schwert verflucht, das er im Dienste Chriemhildens gegen seine Freunde und Schwäher führen muß.

Das Unglück dieser Tage macht unsre Herzen kalt und mit todten Mienen gehen wir aneinander vorüber, die wir uns liebten, damals, als es noch keine andre Partei für uns gab, als die der Freundschaft.

Armand Carrel wurde mit dem beginnenden Jahrhundert geboren. Seine Kindheit nahm die glänzenden Eindrücke der Kaiserherrschaft auf; die Phantasie mußte sich bei ihm früher

entwickeln, als die Meinung. Die Anbetung des Kaisers steigerte sich mit der Reife der Jahre, denn das Schicksal Frankreichs fiel bald mit der sinkenden Größe des Mannes zusammen: die Liebe des Vaterlandes hatte keinen andern Ausdruck, als die Vergötterung einer unsterblichen Person.

Glanz der Nation, die Größe des Kaisers, die Begierde nach Ruhm, Alles fiel in Eins zusammen und auch in eine Thatsache zuletzt, welche die Wunder der Vergangenheit Lügen strafte und großen Anfängen ein kleines Ende gab.

Als Armand Carrel, wie viele tausend Jünglinge, sich stark genug fühlte, die Bahn der Ehre und des Todes zu betreten, waren die Adler der Nation zerbrochen, fremde Banner wehten im Lande und die Knaben, welche neben ihren Brüdern am Ebro und der Beresina liegen wollten, wurden abgewiesen; die Musketen, welche hinfort in Frankreich getragen werden durften, hatten die Sieger gezählt.

Doch wandte sich bald die Perspektive, es schien eine geraume Zeit hindurch nicht unmöglich, daß Frankreichs zertampfter Boden eine neue Invasion zu fürchten hatte, die Jugend eilte zu den Waffen; auch Carrel entlief seinen Aeltern und ließ sich bei einem Regimente als gemeiner Soldat anwerben.

Seine Aeltern hätten ihn gern hinter ihren Ladentisch gestellt und ihn mit Maaß und Gewicht zu ihrer und der Kundschaft Diensten ausgerüstet; denn es waren ansehnliche Krämer, welche bei einem Tumulte ihre Boutique verschlossen und das Heil der Welt in guten Preisen des Indigo und Pfeffers suchten.

Die guten Leute waren untröstlich, sie schickten sich schon an, das ordinäre Mittel des Enterbens anzuwenden, als ihr

Ehrgeiz der Sache eine andre Richtung gab. Der Oberſt des Regiments ſprach von den vortrefflichen Anlagen des jungen Mannes, von Eigenſchaften, welche ihn ganz für den Tod auf dem Felde der Ehre eigneten: der geſchmeichelte Stolz widerſtand nicht mehr. Carrel bezog die Militairſchule von St. Cyr.

In dieſem Inſtitute ſog die franzöſiſche Jugend jene Grundſätze ein, welche ſpäter bei den Regimentern in Verſchwörungen ausbrachen. Die alten Fechtmeiſter und Ingenieuroffiziere ſprühten noch von bonapartiſtiſchen Ideen; die jungen Männer griffen ſie auf und verſetzten ſie mit der Liebe zur Freiheit und Republik, welche in unſerm Jahrhundert angeboren wird. Man verſchmähte nicht den phantaſtiſchen Schmuck der Verbrüderung auf Leben und Tod, man hatte ſeine Erkennungszeichen, ſeine Symbole, ſeine eigene Art, die Hand zu geben, ſeine Stichwörter, wenn man Eingeweihten zu begegnen vermuthete. Es war ein Geiſt der Unruhe, um ſo gefährlicher, als ſich zur Poeſie noch die Einflüſterungen und das Gutheißen von Männern geſellten, welche durch ihr graues Haar das Unwahrſcheinliche möglich zu machen ſchienen und das Verbrechen heiligten.

Auch war nicht Alles Unbeſonnenheit, nicht Alles gekränkter Stolz, was die Jungen und Alten zuſammenbrachte; ſondern ſchon hiſtoriſche Einſicht in Frankreichs betrogene Geſchichte, eine Ueberzeugung, welche theoretiſchen Urſprungs war und ſich nur der Leidenſchaften bediente, um Sympathie und Märtyrer für ſie zu wecken.

Armand Carrel wurde Offizier des 29ſten Regimentes. Die Militairverſchwörung von 1820 verzweigte ſich auch in dieſem Corps; die Entdeckung derſelben ging aber diesmal

noch schonend über dem jungen Republikaner hinweg, welcher früh die Vorsicht des Mannes entwickelte und von weisen Combinationen einen Vortheil zog, der der guten Sache immer zu Gute kommt.

Carrel wurde versetzt; doch brach seine Geduld zuletzt an der fortwährenden Vereitelung der patriotischen Absichten. Die geheimen Gesellschaften waren vom Verrath untergraben; die Decimationen verringerten ihre Streitkräfte und Carrel sahe ein, daß ein der Freiheit geweihtes Leben nicht unterhandeln müsse mit Hindernissen; wie so viel scheinbare Freunde der Unabhängigkeit ihre Unthätigkeit durch das Unmögliche zu beschönigen pflegen.

Seine Seele dürstete, den oft vorbereiteten und immer wieder von den Ordnern abgesagten Kampf gegen Tyrannei endlich zu bestehen, er verachtete den Egoismus der Freiheitschwang sich auf einen kosmopolitischen Standpunkt und beschloß der spanischen Sache seinen Arm und seinen Tyrannenhaß zu weihen. Er ging nach Barcelona, kämpfte gegen die Glaubensarmee und ertrug unter Mina die Mühseligkeiten des spätern katalonischen Feldzugs.

Als diese Dinge scheiterten, wurde Carrel, obgleich in eine Kapitulation einbegriffen, doch in Toulouse zum Tode verurtheilt.

Die Schicksale haben in diesen Kämpfen oft wunderbar schnell gewechselt. Noch heute trifft es sich wohl auf der pyrenäischen Halbinsel, daß, nachdem an elf Unglücklichen das Todesurtheil vollstreckt ist, für den zwölften die Flinte versagt und im ganzen Bereich so wenig Pulver vorhanden ist, daß man kein frisches auf die mörderische Pfanne schütten kann.

Ein prozeſſualiſcher Fehler rettete Carrel, ſeine Sache wurde revidirt und mit der Erfahrung, ſchon einmal mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben, ging er nach Paris.

Wer ſich nicht daran gewöhnt hat, in der nächſten Viertelſtunde guillotinirt zu werden, wird in unſerer gefahrvollen Zeit nie eine große Rolle ſpielen.

Nur diejenigen, deren Wandel eine ewige Verzichtleiſtung iſt, ſollten das Kreuz des heiligen Kampfes nehmen.

Die Cenſur und die imponirende Stellung des Miniſteriums Villèle hatten die Revolution eine Zeitlang zurückgeſchreckt in die Schlupfwinkel einiger Geheimbünde, noch mehr aber in die Muſeen der Gelehrſamkeit, wo an fremden Studien der Ueberdruß ſich zerſtreuete und an Geſchichtsdarſtellungen, welche Vergleichungen mit den laufenden Dingen zuließen, die Verzweiflung eine Art ſtiller Genugthuung fand.

Carrel ſchrieb eine Geſchichte Schottlands und eine Darſtellung der Contrerevolution in England unter Karl und Jakob II., von welchen die letztere eine Parallele ſeiner Zeit ſchien und vom Parteigeiſte empfohlen wurde.

Die erſtere veranlaßte bloß das Bedürfniß zu leben, wie auch Thiers damals ſeine Revolutionsgeſchichte ohne großen Plan begann und nichts im Anfang damit liefern wollte, als eine kleine Nebenarbeit, welche der ſpekulative Buchhandel bei ihm beſtellt hatte.

Trotz der beſchränkten Preſſe erreichte die Journaliſtik ein ſeltnes Anſehen. Alles, was Kenntniſſe und Geiſt hatte, trat in ihre Schaaren ein. Eine Aufopferung dieſer Art, daß das Genie ſich zerſplitterte, ſich dem kleinen Partiſanenkriege anſchloß und alle Tage wieder mit friſchen Artikeln, welche

nur bis zum Abend Werth hatten, zur Hand war, sahe man jetzt zum ersten Male.

Die Journalistik, durch keine Niederlagen entmuthigt, lernte zuletzt auch siegen; denn die gesetzmäßige Opposition, welche unter Polignac in der Kammer bald die Oberhand erhielt, machte mit ihr gemeinschaftliche Sache, so daß die Journale in den Julitagen eine Macht waren, so positiv, wie Maquis's Kanonen.

Der National, von Carrel, Mignet und Thiers abwechselnd redigirt, wagte noch nach den Ordonnanzen zu existiren; er lieferte die Protestationen der Kammer, bestete sich mit seinen begeisterten Aufrufen an die Straßenecken und gab sein Büreau als Ort der Berathung her. Carrel, der von seinen beiden furchtsamen Collegen verlassen war, entwickelte in dieser verhängnißvollen Krisis ein seltenes Talent, Gegenwart des Geistes, Umsicht und einen militärischen Muth, welchen man der Literatur nicht zugetraut hätte. Der National war immer in der ersten Reihe, er schien aufzufordern, daß man ihn erst tödte und dann zu Patronen benutzte. Er war noch bis in den August thätig, die Aufregung lebendig zu erhalten; bis zuletzt diejenigen hervortraten, welche sich bis jetzt fern vom Schauplatze gehalten und von den Siegen, die fremdes Blut gekostet hatten, für sich die Vortheile zogen.

Man muß sagen, der National war eine Zeitlang von dieser Wendung der Dinge überrascht; er hielt sich noch immer für den Schöpfer der Ereignisse, als sie schon ein fremdartiges Gepräge trugen, und erwachte von seiner Täuschung erst da, als die Zügel seiner Hand entfallen waren. Er verbiß seinen Schmerz, erholte sich von seinem Aerger, sich überlistet zu sehen, schlug Präfektur und Julidekoration aus, ver-

ſagte dem neuen Königthum den Tod und begann gegen den 7. Auguſt und den 13. März einen Kampf, der noch dauert.

Die Zukunft Frankreichs, die Republik, trug bei ihren verſchiedenen Propheten im Jahre 1834 nicht dieſelbe Phyſiognomie.

Die Republik der „Tribüne“ war keine Perſpektive der Combination, ſondern eine Tradition, eine blutige Erinnerung, eine ambulante Guillotine, welche mitten in das Gewirr des Tages hineinfährt. Es waren die alten Carmagnolen und Wohlfahrtsausſchüſſe, vielleicht ohne Blutgier, vielleicht nur Formen, die den Mangel neuer Begriffe erſetzen ſollten. Die Republik der Tribüne war noch nicht conſtituirt, ihre Geſetze waren noch ungegeben, es war mehr ein hiſtoriſcher Enthuſiasmus, der ſie beſeelte, ein Andenken, berauſcht von dem großen Revolutionsprozeſſe früherer Tage, berauſcht von den erhabenen Phraſen, welche damals noch unter dem Beile geſprochen wurden, berauſcht von der Kunſt des Todes, welche ſeit den chriſtlichen Märtyrern nicht ſo meiſterhaft gelehrt wurde wie damals. Die Tribüne fing keine Grillen über die Zukunft, ſie war nichts, als eine Reaktion des Jakobinismus; ſie ſpielte mit den alten Kokarden, Mützen, mit den Tages- und Monatsbezeichnungen, mit dem Dekadi und ähnlichen Nebenſachen, welche bei ihr die Stelle deſſen vertraten, was der Zukunft anheim liegt und ihr noch keine Sorge macht. Die Tribüne hat ſich nicht halten können.

Der National beruht auf einem andern Calcul. Er hält die Zeit der Republik, wie ſie in Frankreich ſchon geweſen iſt, nur für einen tranſitoriſchen Zuſtand. Die damalige Republik war nichts als Revolution; ſie ſtand unter der Tyrannei des Augenblicks; ihre Geſetze ſtarben, wie in werdenden

Zeiten, immer ſchnell ab, ſie hatte noch keine, ſie war noch keine Republik. Das Todesbeil und die Proſcription, für die „Tribüne“ ſo nothwendig, weil ſie die Republik mit der Revolution verwechſelte, ſind für das Syſtem des National unweſentlich. Es iſt nicht Grauſamkeit, wenn er bei den nothwendigen Opfern neuer Zuſtände ſtumm die Achſeln zuckt, er vergleicht das Werdende wie Mirabeau mit den Kindern welche mit Schmerz aufwachſen unter tranchées, maux de dens et rugissemens. Der Uebergang vom Schlechten zum Guten iſt oft übler, als das Schlechte ſelbſt, aber er iſt unvermeidlich.

Die Philoſophie des National verbietet ihm auch zu konſpiriren. Er überläßt den Durchbruch der Zähne, um in Mirabeaus Bilde zu bleiben, den Leidenſchaften, dem Unverſtande und vor Allem der heiligen Nothwendigkeit, welche nichts ungeſchehen laſſen wird und welche noch Niemanden betrogen hat, der ſich auf die Höhe des Entwickelungsganges der Menſchheit zu ſtellen wußte. Das wahre Geſchäft des National fängt erſt da an, wenn die Straßen vom Schutt der Zerſtörung gereinigt ſind, wenn die Tafel der Vergangenheit rein ausgelöſcht iſt und die Sehnſucht der Völker erwacht, an die Stelle des Alten Neues, für die zerbrochenen Formen andre und ſolche zu geben, welche die unabweisliche Glaubensluſt der Gemüther befriedigen können.

Der National ſpricht nie von Trümmern, von Untergang, dieſen gefährlichen Ausdrücken für Ereigniſſe, die auch ſeiner Poſitivität voran gehen müſſen; er ſchiebt nichts auf die Bank einer künftigen Berathung, er ſchildert das Neue weder ſo, wie es geweſen iſt, noch als etwas Unerhörtes, wovor die Menſchheit erſchrecken könnte, ſondern als einen Zuſtand, in

welchem wir uns Alle so gleich stehen, wie jetzt, in welchem wir unsre kleinen Neigungen befriedigen mögen, wie immer, in welchem wir vom Leben alle die Vortheile ziehen, die uns so oft mit dem Schöpfer versöhnen, wenn wir nicht begreifen können, warum wir sind.

Sogar die tägliche Opposition des National, dieser ewige Widerspruch, der sich an jede halbe Maßregel der Regierung, an jeden Verrath der Vaterlandsehre, an die Tagesordnung in Paris anknüpft, ist nie ohne Position; jedem Ungeschick werden die Handgriffe vorgemacht, wie sie die Zukunft, wenn sie schon ihre Rechte hätte, zeigen würde. Nicht aus einer weiten Abstraktion, aus einem idealen Jenseits, für welches es keine Brücke gibt zum heutigen Leibgericht des Bürgers und zur guten Hoffnung seiner Ehehälfte, winkt der Vorwurf mit nebelhaften Contouren, sondern der National ist überall gegenwärtig, ist unterrichtet, ist Staatsmann auf eigne Hand, ist anständig und zulässig in gute Gesellschaft: er hat die Präcedentien des gegenwärtigen Ministeriums in Händen; er wird auch den zukünftigen so viel Seiten zeigen, daß ihnen es nicht unwünschenswerth scheinen würde, ihn an ihre Verlegenheiten anzuketten.

Wollt Ihr die stärkste Waffe wissen, welche im Kampf gegen die Autorität die Stelle der Kanonen vertritt, die uns nicht zu Gebote stehen?

Dies ist das Genie und die Unbequemlichkeiten für Jene, welche das Bedürfniß fühlen, alles Ausgezeichnete an die Spitze des Staates zu stellen und von dem Genie, das man gern den Gegnern abwendig machen möchte, abschlägige Antworten zu bekommen.

Wie fühlbar ist schon in Frankreich dieser Mißstand, wo

ſich zwar Alles zu beeilen ſcheint, der zahlenden Autorität ſeine Dienſte anzutragen; aber zugleich Dienſte, welche nur im Vorüberflug dem Leiſtenden Vortheile abwerfen ſollen, bis zur zwölften Stunde, ſo lange bis ihn das Geſpenſt der Impopularität vertreibt und er ſo viel gewonnen hat, daß er ſein ferneres Glück der Börſe anvertrauen kann!

Wie fühlbar in Frankreich, wo die höchſte Gewalt mit ſo vielen abgenutzten Werkzeugen umgeben iſt, wo die Juriſten für die Marine und die Contreadmirale für die Diplomatie ſorgen ſollen!

Beurtheilt man den National nur nach dem Maßſtabe der franzöſiſchen Revolution, ſo wird man ſehr raſch zur Hand ſein, ihn nur eine wiederholte Auflage des Feuillantismus zu nennen. Dies iſt eine große Ungerechtigkeit: denn die Gironde verbrach nicht an der Republik, ſondern an der Revolution; der National aber überſieht die Revolutionen, weil es in menſchlicher Berechnung nicht liegt, die Dinge zu beſtimmen, wie ſie werden und wodurch ſie kommen.

Der Sache des „National," mit der wir ſeiner bonapartiſtiſchen Richtung wegen als Deutſche uns nicht beſonders verwandt fühlen können, ſchadete unermeßlich der frühe Tod Carrels. Seine Nachfolger haben ihn nicht erſetzen können. Armand Carrel fiel im Jahre 1836 im Duell von der Hand Emile de Girardins.

# Ancillon.

Selten bietet das Leben deutſcher Staatsmänner einen biographiſchen Reiz dar. Es iſt aus zu gleichmäßigen, zu nüchternen Elementen zuſammengeſetzt, es kommt erſt dann in die Strömung der Zeit und des öffentlichen Lebens, wenn es das Greiſenalter erreicht hat; ja oft iſt ſelbſt der höchſte Rang, mit welchem ein deutſcher Staat ſeine Diener bekleiden kann, gänzlich herausgerückt aus der Sphäre des allgemeinen und geſchichtlichen Intereſſes, wie groß auch die ſtillen und beſcheidenen Verdienſte ſein mögen, welche man ſich mit ihm erwerben kann.

Ein heller Kopf, gute Studien, Protektion, wirkliche Vorzüge, welche der höhere Beamte bemerkt und uneigennützig belohnt, allmäliges Hinaufrücken, zuletzt die Altersprärogative; das iſt der loyale Gang, welchen die deutſchen, im Gehorſam gegen ihren Herrn ergrauten Staatsdiener faſt alle gemacht haben. Dieſer Gang iſt friedlich, ohne St[illegible], man hat Zeit, ſich einen Privatcharakter für den Umgang nach beliebigem Gefallen zu bilden und darf darauf rechnen, für ſein geduldiges Fortziehen der Staatsmaſchine eine Menge geräuſchloſer,

kleiner Freuden zu genießen, seine Söhne heranwachsen zu sehen, seine Töchter an solide Cidame zu verheirathen, seine Wittwe zu versorgen und sonst die Zukunft und alle ihre Wechselfälle mit ruhiger Gewißheit abzuwarten.

Nimmt diese politische Idylle einmal einen Aufschwung, so hat man eine Commission in kürzerer Zeit beendet, als die Diäten gezahlt worden wären; man entdeckt ein Complott oder einen finanziellen Rechnungsfehler, mit welchem über das ganze System der vaterländischen Büreaukratie auf einen Monat hätte Verwirrung kommen können; man hat gesunde Staatsschuldentilgungseinfälle, geistreiche Reduktionspläne; man hat feine Manieren, diplomatisches Talent, man erhält eine zarte Mission an einen benachbarten Hof, um für hohe unverheirathete Personen eine Lebensgefährtin zu werben; dies sind die bedeutendsten Epochen und Einschnitte in das Leben eines deutschen Staatsmannes im Frieden.

Es kann sich lange von einem solchen Ereignisse in einer Familie eine Tradition erhalten, man kann die Orden und Geschenke aufweisen, welche bei solchen Gelegenheiten von den Ahnen verdient wurden; doch lächelt dazu die Geschichte, deren Gedächtniß bestürmt wird von den großen Begebenheiten, die nicht einmal an dem Rande ihrer ehernen Tafeln viel Raum übrig hat für das, was doch immer nichts Anderes ist, als Erfüllung seiner Pflicht und Ausführung dessen, was Niemand auszuführen unterlassen darf.

Sie thun alle, was sie müssen; und dies ist angeschrieben ohne Zweifel im Buche des Lebens, auf welches das Buch der Geschichte zu verweisen pflegt, wenn man in diesem etwas vergeblich sucht.

Die kleinen conſtitutionellen Staaten fordern allerdings jetzt das Talent heraus und geben Raum für Kräfte, welche die Anciennität überſpringen. In Oeſterreich wird nur eine glänzende Ariſtokratie an die Spitze der Verwaltung geſtellt: alte, hiſtoriſche Namen, bei denen es immer eine Auszeichnung iſt, wenn ihre Talente das Privilegium der Geburt einholen und ſie das in der That ſind, was ſie zu ſein — keine Verpflichtung haben. Hier lauſcht die Geſchichte und zeichnet ſich manche Thatſache auf. Die preußiſchen Staatsmänner konnten früher ſelten größer ſein, als ihre Verhältniſſe, da die letztern unverrücklich vorgeſchrieben ſind: eben die liberale Zulaſſung aller Stände in die Carrière ſchwächt die Vorſprünge, welche Einer vor dem Andern gewinnen konnte; weil Preußen auf der einen Seite keine im Vorgrunde ſtehende, reiche und maſſenhafte Ariſtokratie hat, ſo gibt es keine natürliche, mit der Geburt gegebene Prädeſtination für das Verdienſt und den Ruhm; und weil es auf der andern Seite ohne Oeffentlichkeit, Verfaſſung und Repräſentation iſt, ſo gibt es auch dem talentvollen Emporkömmling, dem Genie keine Anwartſchaft, wenigſtens nicht eher, als bis mit dem grauen Haar und der langen Entnervung durch die Büreaukratie und Collegialverwaltung das Feuer abgekühlt und das Außerordentliche in eine gemäßigte, wenn auch manchmal geiſtvolle Auffaſſung ſeiner Dienſtpflicht verwandelt iſt.

Neben dieſen jüngern Staatsmännern finden ſich noch zahlreiche Reſte von Preußens hiſtoriſcher Vergangenheit; Namen, deren Anfänge ſich in verworrene, dann unglückliche und zuletzt glänzende Begebenheiten verlieren, von welchen einige ſchon damals Hauptrollen übernommen hatten, andre durch den Conflikt der Umſtände in Stellungen gekommen

ſind, die ihnen das Fortſchreiten auf einer ſonſt verſchloſſenen Bahn ungemein erleichterten.

Hier fehlt es nicht an manchen charakteriſtiſchen Zügen, an kleinen überraſchenden biographiſchen Wendungen, an Lebensſchickſalen, welche man mit Theilnahme verfolgt, weil ſie die Erwartung ſpannen, das Unglaubliche wahr machen und mit ſo vielen Ereigniſſen zuſammenhängen, an welche die Erinnerung mit einem angenehmen Wohlbehagen, mit einer gewiſſen ſtolzen Genugthuung und dem Gefühle, wie das Gegenwärtige dem Vergangenen überlegen iſt, herantritt.

Die Schickſale dieſer Männer verlieren ſich zuletzt in die Regierung Friedrich Wilhelms II., welche ihres unparteiiſchen und unterrichteten Geſchichtsſchreibers noch harrt, in eine Zeit, wo der preußiſche Staat eine Verlaſſenſchaft des Ruhms und des Genies war, wo man zum erſten Male in der Monarchie anfing, die Perſonen von der Maſchine zu emanzipiren, das Talent von der Cabinetsdiktatur Friedrichs II., den Geiſt von der todten und ſtarren Form.

Die Geſchichte weiß, daß von dieſer erwachenden Freiheit diejenigen den meiſten Gebrauch machten, welche ſie nicht verdienten: es war damals die Zeit der Retüre, der Gunſt, der Hintertreppe, die Zeit des Sieges einer glücklichen Stunde; man kann darüber im Urtheil nicht ſo ſtreng ſein, denn die Wiedergeburt des preußiſchen Staates, die Auflöſung der alten knöchernen, tyranniſchen Formen von Sansſouci ließ ſich durch dieſe Periode der Günſtlinge am beſten an. Welche Menſchen ſind damals an das Ruder der Gewalt gekommen! Sie verdienten es nicht; aber ſie riſſen das Herkommen ein, welches Preußen an das Militair und den Adel verkauft hatte, ſie halfen das Vorurtheil gegen ihren Willen bekämpfen und

machten dem demokratischen Elemente Raum, welches später den Staat gerettet hat.

Es war damals leicht in die Geschäfte zu kommen; die Minister waren zum großen Theile Militairs, welche sich die Kenntnisse, die sie selbst nicht besaßen, von Andern leihen mußten; die Freiheit der Presse kam dem Talent und der Vaterlandsliebe zu Hilfe; die Literatur hatte noch ein imponirendes Ansehen, einen Reiz der Neuheit, eine Herrschaft über die öffentliche Meinung, welche die politische Autorität verführte, sich mit ihrem Glanze zu bekleiden; man hörte, da der Zusammensturz des Ganzen immer näher kam, auf die Vorschläge des Privatmannes; ein geistreiches Memoire, das man heute wie aus der Luft gegriffen betrachten und vornehm zurückweisen würde, fand damals Theilnahme und beschäftigte die Aufmerksamkeit der höchsten Personen.

Als die Schlacht bei Jena das Schicksal des Staates entschieden hatte, steigerte sich diese Achtung vor der Oeffentlichkeit immer mehr; denn wer hätte damals, als die schwatzhafte preußische Literatur von 1806 aufkam, nicht behauptet, daß wenn Er am Ruder gestanden, die Dinge eine bessere Wendung genommen hätten? Jetzt glaubte man, daß der Lieutenant, Jakobiner, Schauspieler und Glashändler Heinrich von Bülow ein großer Feldherr geworden wäre und beklagte es, ihn im Gefängniß von Riga haben sterben zu lassen. Jetzt wurde sogar Julius von Voß aufgefordert, Preußen zu retten, indem er Berlin durch die Moräste von Wusterhausen unter Wasser setzen sollte. Man suchte das einzuholen, was man glaubte versäumt zu haben, die Appellation an die Masse, an das Talent, an den Zeitgeist.

Unter dem Ministerium Stein feierte die Humanität einen

ihrer seltensten Triumphe. Man sahe einen Staat, erschöpft in den alten wurmstichig gewordenen Mitteln der Regierungskunst, sich der Natur und dem lebendig strömenden Volksgeiste hingeben, eine Verjüngung im frischen Blute der Demokratie, eine Huldigung, die bis zu dem zweiten Einzuge in Paris dauerte. Unter Hardenberg noch war es möglich, gegen sein Alter und seinen Stand bevorzugt zu werden. Hardenberg brachte noch eine Anzahl von Satelliten der Gunst in die Verwaltung; seitdem aber ist wieder Regel und militairische Gewohnheit auf alle Ressorts der Maschine übergegangen. Die Staatsmänner dieser neuen Schule bieten vielleicht einmal später Stoff zu einer besonderen Charakteristik: jetzt aber nur die Männer, deren Jugend in das alte Regime fiel, und zu welchen, wenigstens dem Alter nach, jener Namen gehört, dessen Talenten und Lebensschicksale diese Skizze gewidmet ist.

Jean Pierre Frédéric Ancillon wurde in Berlin als ein Nachkomme ehemaliger hugenottischer Refugiés geboren. Seine Familie stammte aus Metz und zählte in ihrem Schooße einige Männer, welche gegen die Intoleranz des Zeitalters der Dragonaden und der Tartüffes sich mit Nachdruck stemmten und sich unter den Genossen ihres Glaubens und ihrer Schicksale ein andauerndes Gedächtniß erworben haben.

Wer den besondern Geist dieser jetzt in deutsche Sitte immer mehr übergehenden Kolonie kennt, kann für den jungen Frédéric eine Constellation seiner Zukunft stellen, welche damals in der Situation und den Zeitumständen für einen Sprößling der Kolonie immer die günstigste war.

Man denke sich eine durch gleiche Erinnerungen und gleiche Interessen zusammengehaltene Landsmannschaft, welcher es gestattet blieb, in ihren eigenen Manieren und Hausgesetzen

fortzuleben. Diese Emigrantern hatten einen Vorsprung vor dem neuen Vaterlande voraus, in Wissenschaften und Industrie, welche ihnen schnell die Reichthümer verschafften, die ein anderer Theil von ihnen aus Frankreich mitgebracht hatte und welche, durch Verheirathung und Wohlthätigkeit fast zu einem Gemeingut geworden, die Unterlage und Rechtfertigung einer Achtung wurden, die ihnen von allen Seiten entgegen kam. Aus dem Geburtslande des feinen Anstands hatten sie eine Convenienz herübergebracht, mit welcher sie sich unter einander auszeichneten und welche doch niemals in die Frivolität der französischen Mode ausartete, da sie von dem eigensinnigen, etwas mürrischen und aschgrauen Geiste des Calvinismus gemildert wurde. Der Begriff eines saubern und reinlichen Charakters, einer spiegelblanken Glätte des Gemüthes und einer von aller Excentricität entfernten, immer mäßigen Spannung der Seele ist niemals so vollendet ausgebildet gewesen, als ehemals in den Cirkeln der Berlinischen Hugenottenkolonie. Niemals hat man die Gegenseitigkeit conventioneller Pflichten so glücklich abgewogen und in den Umgang zugleich so viel Freiheit und Gesetz gebracht, wie damals. Noch heut unterscheidet sich ein junger Mann aus der französischen Kolonie auffallend von jedem andern Berlinischen Jüngling. Dort Erziehung, hier Dilettantismus; dort ein gewählter, bestimmter, etwas altkluger Ausdruck, der sich früh in der Familie bildete, hier endlose Geschwätzigkeit oder blödes und unbeholfenes Benehmen; dort immer etwas Pedantismus, ein gewisses Calvinistisches Air aus dem Collège, feine Manieren, Unterordnung gegen das Alter und Tendenz nach dem Vornehmen hin; hier die Eigenschaften, welche oft gänzlich entgegengesetzt sind.

Unter Friedrich II. waren die Aussichten für die Kolonie noch glänzender, da die Neigung des Königs mit ihren Landsleuten sympathisirte und sie noch immer den Stolz besaß, sich für ein verlornes und verschlagenes Stück von Frankreich anzusehen, mit demselben Ruhme, mit derselben Aussprache, mit derselben Literatur, welche der undeutsche Friedrich vergötterte. Seit der König sogar den später so einflußreichen Cabinetsrath Lombard als einen jungen schüchternen Menschen, der die Fähigkeit hatte einen französischen Brief zu schreiben, aus dem Collège herausnahm, mußten sich die Hoffnungen der Kolonie steigern. Lombard, wenn er weniger frivol und ausschweifend gewesen wäre, würde vollkommen den Charakter der Kolonie repräsentirt haben; denn er war ehrgeizig, er beneidete die französische Literatur um ihre Heroen, dichtete Chansons und kannte keinen größern Stolz, als eine Tragödie zu schreiben, welche mit Voltaire wetteifern sollte und die er, nach seinem Unglück in Stettin, vielleicht wirklich Mühe gehabt hat, zu vollenden.

Ueber alle diese Dinge sahe aber Friedrich Achillen hinweg, er erhielt von seinem Vater, einem geistvollen und gelehrten Manne, die trefflichste Erziehung und bildete sich für das geistliche Fach aus, das von seinen Landsleuten noch jetzt immer für einen Lebensberuf gehalten wird, den sie mit Wärme und Eifer bei den Ihrigen unterstützen zu müssen glauben.

Man kann die Einrichtung des französischen Seminars, in welchem die künftigen Lehrer der Kolonie ihre Bildung erhalten, nicht von allen Seiten lobenswerth nennen. Sie schließt ihre Zöglinge von der lebhaften Theilnahme an dem

wiſſenſchaftlichen Progreß des Landes, das jetzt ihre Heimath geworden iſt, mehr als billig aus; ſie wacht über eine alte Tradition von den theologiſchen Wiſſenſchaften, die enger mit dem orthodoxen Katheder von Genf zuſammenhängt, als die lange Entfernung der Zeit gut heißen möchte; man kann nicht ſagen, daß durch eine hinter verſchloſſenen Thüren gegebene, dem Auge des Lehrers überall ſo nahe Unterweiſung die Selbſtſtändigkeit im Denken und Forſchen bei jenen jungen Männern beſonders begünſtigt wird.

Doch befreite ſich ein heller Kopf wie Ancillon bald von dieſen beengenden Schranken und fragte ſich, ob denn die Zeit nicht hinausgekommen wäre über Pascal, Boſſuet, Mabillon und Malebranche? Er kämpfte mit der angeborenen Verehrung dieſer hohen Geiſter, die um ſo natürlicher iſt, je weniger die Theologen und Philoſophen in Deutſchland je eine ſolche Meiſterſchaft der Darſtellung erreicht haben, wie jene. Einem Franzoſen, begabt mit ſo feinen Geſchmacksnerven für die Reize des Stils, mußte die hölzerne Ausdrucksweiſe der Deutſchen, wie ſie auch noch die kritiſche Philoſophie entſtellte, Ekel verurſachen: noch mehr, wenn er die Beredſamkeit für ein der Theologie nothwendiges Studium hält, wie konnte er Vertrauen faſſen zu jenen hohlen aus Zelotismus und Ungeſchmack zuſammengeſetzten Lehren der orthodoxen lutheriſchen Geiſtlichkeit oder ſelbſt zu der deiſtiſchen Gewandtheit Tellers, Zöllners und Spaldings, deren Leiſtungen nicht auf Geſetze und Kunſt, ſondern auf ein glückliches Naturell ſich gründeten oder die doch immer eingeſtehen mußten, daß für ſie der klaſſiſche Ausdruck des Biſchofs von Meaux unerreichbar blieb? Ancillon horchte mit Theilnahme in die philoſophiſche Revolution hinein, welche

mit Kant über Deutſchland kam und entſchied ſich für die Gironde derſelben, für die Philoſophie Jakobis.

Das Princip der Unmittelbarkeit mußte einem Geiſte zuſagen, der ſich von dem kalten Deismus ſeiner Zeit mit Unbehagen abwandte und von Dogmen, welche er auf ſich beruhen ließ, wenigſtens an die lebendige Kraft des Chriſtenthums und die Wahrheit, welche ſie für das Gemüth haben, appellirte. Jene wunderliche Zeit, wo die Leute ihre Köpfe ſo anſtrengten, daß Mendelsſohn geſtand, er müßte nach ſeinen ſchweren Forſchungen manchmal die Ziegelſteine auf den Dächern zählen, um ſich nur wieder zu ſammeln, ging mit allen ihren Erſcheinungen an Ancillon nicht ohne Revolution vorüber; doch war er Feind des Formalismus und ſcheute ſich vor den Syſtemen, die ſich blutige Schlachten lieferten und in einen unerträglichen philoſophiſchen Terrorismus ausarteten.

Noch mehr aber, als die Philoſophie, wirkte auf den jungen Geiſtlichen die Geſchichte.

In welche ſtürmiſche Zeit fiel hier eine Jugend, welche ſo viel verſprach! Die franzöſiſche Revolution konnte für den aufgeklärten Theil Deutſchlands nicht aus den Wolken fallen; ſchon ihre erſten Erſcheinungen mußten ein höheres Intereſſe aufregen, als das einer bloßen Neuigkeit. Die Revolution war in ihren Prinzipien wahlverwandt mit jeder freien Anſicht des damaligen europäiſchen Staatsſyſtems, mit den Ahnungen der Humanität. Sie riß die öffentliche Meinung von ganz Europa hin und die ſtärkſten und lebhafteren Geiſter verfolgten ſie auch da noch mit Ergebung, als die Intereſſen ſich in ihr ſchon ſo durcheinander wirrten, daß nur

die phyſiſche Gewalt der Leidenſchaft die ihrigen zu retten vermochte.

Nirgends herrſchte ſo viel Sympathie für die Ideen, welche jenen großartigen Ereigniſſen zum Grunde lagen, als in der Hauptſtadt Preußens, wo ſelbſt die höhere Gewalt (ich erinnere nur an den Miniſter Hertzberg) der Revolution mit Theilnahme folgte, ihrem Prinzipe huldigte und ſelbſt da noch, als der Schrecken ſtatt des Geſetzes zu regieren anfing, dieſe blutigen Bewegungen mit weiſer Mäßigung würdigte, die Unüberwindlichkeit des demokratiſchen Prinzips anerkannte und jede bewaffnete Intervention, jede Unterſtützung der Rache bei den Ausgewanderten nachdrücklich widerrieth.

Man kann ſehr beſtimmt die Gränze angeben, bis zu welcher die franzöſiſche Revolution von den mäßigen und aufgeklärten Männern Deutſchlands, von einer ſo philoſophiſchen Weltanſicht, wie die Ancillons war, gebilligt wurde. Sie ſahen ja die Tendenz Frankreichs zu einer blutigen Zukunft ſchon mit der glorreichen Regierung Ludwigs XIII., mit der Ausbildung der ſouverainen Gewalt durch Richelieu und Mazarin anbrechen; ſie gaben in der allmählig ſich vorbereitenden Gährung dem beſtrittenen, dann abgeſchafften, dann wieder eingeſetzten Remonſtrationsrechte der Parlamente ſeine rechte Stellung und berechneten, ohne der Geſchichte einen fataliſtiſchen Calcül aufzuzwängen, alle die bewieſenen Thatſachen während der Regentſchaft und der Regierung Ludwigs XV., die Thatſachen der Politik, der Literatur und der Sitten, welche das zündbare Fundament der großen zeitgenöſſiſchen Begebenheit wurden.

Wir ſtreiten hier nicht über Ancillons fernere Anſicht der Revolution, nach welcher ihm zwar der Ausbruch derſelben

unvermeidlich ſchien, aber ihre Folgen nur durch den Fehler, den man beging, indem man ſie zu regeln unterließ, herbeigeführt ſein ſollen; erwähnen ſie aber, weil ſie deutlich die praktiſche Richtung, welche Ancillons Geſchichtsſtudium nahm, erkennen läßt. Seine Anſicht von der Revolution iſt mehr die eines Geſchäftsmannes und Publiziſten, als die einer philoſophiſchen, faſt möchte man ſagen, ſuperſtitiöſen Abſtraktion, welche die Dinge geſchehen läßt und nichts in ihnen ſehen will, als eine blinde Nothwendigkeit.

Ancillon ſchloß ſich frühe jenen Schriftſtellern an, welche nicht wie Burke mit einem gewiſſen Inſtinkt des Abſcheues und mit Leidenſchaftlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich auftraten, auch nicht wie Barruel und Robinſon welche in Allem, was jenſeits des Rheins geſchah, Machinationen einiger Privatmänner, der Freimaurer und Illuminaten ſahen; ſondern welche, wie Gentz, die Revolution in ein Werk der Geſchichte und der Leidenſchaft, in blinde Nothwendigkeit im Anfang und moraliſche Imputation am Ende theilten. Die hiſtoriſche Schule von Koch in Straßburg begann zuletzt eine Art von vergleichender Revolutionsgeſchichte. Man kann ſagen, daß Ancillon dieſer Anſicht, aus welcher auch Schölt hervorging, am verwandteſten iſt.

Er bereiſte in den Schreckensjahren die Schweiz und Frankreich, nachdem er ſchon vorher als Lehrer der Geſchichte bei der Militairſchule in Berlin angeſtellt war. Es iſt nicht ſeine Schuld, wenn die jungen Fähndriche und Cadetten einſt nach dem Tage von Jena Leonidas und Curtius vergeſſen hatten, wenn ſie ſtatt Turenne und Friedrich dem Großen auf der Karte zu folgen, ſich lieber von dem Geiſte der Insubordination anſtecken ließen, welcher durch die Gendarmerie-

offiziere in Berlin verbreitet und von einigen hohen Perſonen damals aus übel verſtandener Genialität genährt wurde.

Die Auflöſung nahte ſich ſchnell: ſie hatte ſchon die Sitten ergriffen, ſie griff jetzt auch die Inſtitutionen, den Ruhm und die glänzenden Traditionen eines ganzen Jahrhunderts an. Preußen mußte bei der Wendung, welche die Revolution genommen hatte, bei den Siegen, welche die Adler einer neuen Nation und die Entwürfe eines jungen militairiſchen Genies krönten, ein entſcheidendes Gewicht in die Wagſchale der Geſchichte legen.

Aber wo es hernehmen? Aus einer Vergangenheit, für welche die Gegenwart keine Beweiſe mehr hatte? Der Abgrund öffnete ſich und übermüthig, blind, pochend, ſchwatzend, unbedacht und drohend ſtürzte man hinein.

Von der Armee war am wenigſten zu hoffen, obſchon die alten Generale derſelben glaubten, Napoleon wäre nur in die Welt gekommen, um ſich von ihnen ſchlagen zu laſſen. An Tapferkeit oder wie man es damals nannte, Bravour fehlte es nicht. Ancillon verkehrte ſelbſt in dem Hauſe eines Prinzen, den die Natur zu ihrem Liebling geſchaffen zu haben ſchien, der tapfer wie ein Held der Sage und auch gebildet wie ein Ritter der Tafelrunde war, aber jene Mäßigung und Sophroſyne nicht kannte, welche allein fähig macht, zu ſiegen oder das Unglück mit Würde zu ertragen, beim Prinzen Louis.

Ancillon ſah von dieſer Zeit an wohl ein, daß alle diejenigen, welche ſich anheiſchig machten, den Staat zu retten, nur entweder für ihre Leidenſchaften einen glänzenden Vorwand ſuchten oder in den andern Sphären von einer hohlen im Räſonniren begriffenen Verbeſſerungsmanie getrieben wurden. Er wählte den richtigſten Weg und ſchloß ſich mit der

Achtung, welche man dem Unglück ſchuldig iſt und der Loyalität, welche an die Schickſale des Königs das Loos des Vaterlandes knüpfte, an die Familie des Herrſchers an, welche ſich der Ergebenheit der alten Provinzen anvertraute. Ancillon wurde Staatsrath und Erzieher des damals eilfjährigen Erben der preußiſchen Monarchie.

Es gab damals in Berlin eine Philoſophie, welche durch Rieſewetter repräſentirt wurde. Rieſewetter gab ſich damit ab, die Kantiſche Philoſophie zu trivialiſiren, und behauptete in den Straßen Berlins eine Reputation, welche er mehr ſeinen bequemen Manieren und ſeiner Stellung verdankte, als einer beſondern Fähigkeit, welche ſeinen flachen Geiſt ausgezeichnet hätte. Rieſewetter milderte den Ernſt der Philoſophie, er lehrte, wie Seneka, eine Wahrheit, welche zuweilen an den Scherz und die Leidenſchaft ein kleines Zugeſtändniß machte; er zog es vor, ſtatt am Hofe den kategoriſchen Imperativ zu vertreten, für kleine Vergnügungen zu ſorgen und arrangirte Bals masqués, Pompzüge und dergleichen, wobei ihn Hofrath Hirt, gleichfalls Hofpädagog, unterſtützte.

Der Ernſt der Zeit machte dieſen Reſten des alten Regimes ein Ende; Ancillons puritaniſche Strenge ſtach gegen die Vergangenheit grell ab; Prinzenerziehung wurde wieder ein Ideal, über das man mit Enthuſiasmus und Entſagung nachdachte. Die Hoffnung des Vaterlandes war in des Erziehers Hand gegeben und die Zukunft Preußens, wenn ſie an Ancillon die ſtumme aber beredte Frage richtete, ob er die Wiſſenſchaft und Geſchichte, die Achtung vor Herrſcherpflichten und den Beruf, Nationen zu beglücken, in ein Herz, das der Welt ſchlagen will, gepflanzt hat, kann ihn für alles das ver-

antwortlich machen, was in der Erziehung nicht aus dem Naturell hervorgeht.

Ancillon, nachdem er zum Mitgliede der Akademie ernannt war, begleitete seinen Zögling in den spätern Jahren des Ruhms nach Paris, wo er die Genugthuung hatte, von französischen Gelehrten collegialisch begrüßt zu werden, so daß er als Theilnehmer zweier Literaturen gelten kann.

Mit dem Frieden zurückkehrend trat er endlich in die Dienste des frischen und erneuten Staates und wurde dem auswärtigen Ministerium, später auch dem Staatsrathe beigesellt.

Ancillon trat darauf in jene Commission, welche die Verfassung, die Preußen noch bis 1840 zu erwarten hatte, entwerfen sollte. Die Resultate derselben sind noch unbekannt und wir zweifeln, ob Ancillons persönliche Meinung in ihr das Uebergewicht erhalten hat. Später hat Ancillons Ansicht gesiegt. Ancillon achtet die Constitutionen, welche auf einem historischen Fundamente liegen, wie die englische: doch als Anhänger einer unbeschränkten Souverainität mißbilligt er es, wenn die Regierungen eine Gewalt, die sie historisch besitzen, aus eigner Großmuth theilen und einer Repräsentation aus dem Stegreife davon abgeben. Was wir Forderung des Zeitgeistes und öffentliche Meinung nennen, kümmert ihn nicht; denn er sieht, wie er ausdrücklich sagt, in jener nur den unnützen Neuerungstrieb sogenannter „unbefugter Schreier", die Unruhe einer Hand voll Menschen, welche eine schlechte Erziehung genossen haben; an dieser aber achtet er nur ihre negative Seite, wenn die Zurechnungsfähigen in einer Nation durch ihr Stillschweigen die Handlungen der Regierung zu mißbilligen scheinen. Wenn

von einer preußischen Conſtitution die Rede iſt, ſo will Ancillon nichts darunter verſtanden wiſſen, als was ſchon da iſt in jener Monarchie, und verſteht ſich nur zu einer Zugabe von gleichſam freiwilligen Beamten, welche das Volk ernennen und in die Hauptſtadt ſchicken mag. Dies Supplement der Regierung ſolle die Behörde unter dem Namen von Ständen conſtituiren und ihm einen conſultativen Antheil an der Geſetzgebung geſtatten, ohne Initiative.

Natürlich war dies nur eine perſönliche Anſicht, welche das Geſetz über die allgemeinen Reichsſtände, ſtatt zu vollziehen, umging, die Anſicht eines Gelehrten, welcher ſeine eigne Theorie des Staatsrechts hatte, die Anſicht eines Beamten, welcher Gelegenheit hatte, in den ſchönen Mechanismus der Regierung einzuſehen und keine Lebensäußerung für zuverläſſig hielt, als die mit Controle und im adminiſtrativen Sinne. Zur Erhärtung ſeiner Stimme kam allerdings das Zweikammerſyſtem, das in Deutſchlands kleinen Staaten improviſirt wurde und in Preußen keinen Beifall fand, weil man es für ſonderbar hielt, auf kleinem Terrain von einem erhaltenden und einem bewegenden Prinzipe zu ſprechen; ferner die Unmöglichkeit, dem preußiſchen Staate eine Vergangenheit, welche er nicht beſitzt, eine Ariſtokratie, welche mit ihrem Grundbeſitz eine imponante Stellung einnähme, einen gewiſſen gothiſchen Modergeruch zu geben, welchen die Aufklärung Friedrichs des Großen ſchon vertrieben hatte. Doch haben ſich alle dieſe Dinge ſeither geändert. Ancillons Anſicht war wirklich keine bloß wiſſenſchaftliche, ſondern die Prophezeiung künftiger Fakta, die zwar für den gothiſchen Modergeruch hinlänglich geſorgt und doch keine Verfaſſung gegeben haben.

Die Reſtaurationsperiode von 1815 — 1830 forderte

die auswärtige Politik der Staaten wenig heraus. Es war das Zeitalter der Polizei; die Diplomatie konnte ruhen in einer Zeit, wo die Staaten einen neuen Gegner, statt Napoleons die Revolution, kennen zu lernen anfingen, wo man nicht nöthig hatte, Vergrößerungssucht, den Ehrgeiz eines Nachbars oder die Intrigue der Allianzenpolitik zu beaufsichtigen oder zu überlisten. Dieser Zustand ermunterte Ancillon wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit.

Die damalige philosophisch-theologische Aufregung bestimmte ihn, in den heftigen Debatten des Tages seine Stimme abzugeben. Die Philosophie nahm ihre Fragen da wieder auf, wo man sie vor zwanzig Jahren gelassen hatte; und in Berlin erhob sich die Hegelsche Lehre mit so vielem Glücke, daß Alles über Seyn und Nichts philosophirte. Jung und Alt that es der Mode nach; man fing an, sich als sich selbst zu setzen, sich zu negiren, dann sich wieder zu vermitteln und dies logische Kopfüber etwas länger fortzusetzen, ehe man wieder zu sich selbst zurückkehrte.

Ancillon nahm seine Modifikationen der Jakobischen Philosophie wieder auf. Seine Resultate haben keinen systematischen, wohl aber einen polemisch-negativen Werth. Er nahm die Existenzen unter das Prisma der Vernunft und begnügte sich damit, die mannichfache Strahlenbrechung desselben wiederzugeben und die Farbenschattirungen zu verfolgen. Ancillon's Prinzip ist das der Wechselseitigkeit in der Methode; er wägt die verschiedenen Erscheinungen der Existenzen ab und findet die Wahrheit gleichsam in einem juristischen Prozeß, in der wechselseitigen Gerechtigkeit des Einen gegen das Andere. Was bei Jakobi unmittelbarer Glaube ist, das fixirt Ancillon als einen intellektuellen Instinkt,

welcher durch mannichfache Bewußtſeyns-Zuſtände zur Vernunft ſich erhebend die Philoſophie macht, indem die Vernunft mit den Exiſtenzen gleichſam multiplizirt wird.

Jakobi philoſophirte, um gewiſſe Dinge, welche für ihn primitiv waren, zu retten; Ancillon läßt nichts in dem Zuſtande, wo die Dinge ſo zu ſagen nur der Wunſch ſind, daß ſie wären, ſondern ſucht ſie zu beweiſen. Er verachtet die Natur nicht, wie Jakobi; wenn ſie dieſem eine Verdunkelung Gottes iſt, ſo iſt ſie bei Ancillon eine Hülle deſſelben; ſie hat bei Jakobi in ethiſcher Beziehung negativen, bei Ancillon aber poſitiven Werth.

Ein außerordentliches Ereigniß der Zeit brach plötzlich dieſe Unterſuchungen ab. Ancillon, welchen ſie wieder in das Gebiet der Geſchichte und Politik zur Vermittelung der Extreme geführt hatten, mußte ſich dem politiſchen Schauplatz mit aller Energie zuwenden; er übernahm in dem erſten Jahre nach der Julirevolution das Portefeuille der auswärtigen preußiſchen Politik.

Nur wer in den faktiſchen Folgen der neueſten Bewegungen unſrer Zeit nichts ſieht, als die Erfolge einiger verbrecheriſchen Leidenſchaften, oder ſich dem Glauben hingeben kann, alle Thatſachen des Augenblicks könnten durch die Reaktion einer nähern oder entferntern Zukunft rückgängig gemacht werden, nur der wird läugnen, daß ein großer Theil von Ancillons politiſchen Behauptungen durch die Erfahrung *nicht* bewieſen worden iſt. Die Einwendungen der Conſervativpartei gegen die der Bewegung waren ſo gut Hypotheſen, wie ein großer Theil der Träume, mit welchen ſich die letztere ſchmeichelte, auf Rechnung ihrer Einbildungskraft kommen mag. In der Stimmung und Laune, welche die

Freude über gelingende Coalitionsmaßregeln veranlaßt, entfällt selbst der Besonnenheit und tiefern Einsicht in den Lauf der Geschichte oft ein Urtheil, gegen welches schon die nächste Zukunft eine Protestation einlegt, die um so siegreicher, je faktischer sie ist. Kein Faktum steht aber sichrer, als das, welches von beiden Partheien anerkannt wird. Und die preußische Politik hat somit anerkannt, was ihre Partheigänger, die berufenen wie die unberufenen, vorher in die heftigste Abrede gestellt hatten. Die Stellung, welche Preußen seit der Julirevolution nach Außen annahm, war als eine friedliebende zwar zunächst aus persönlichen Stimmungen hervorgegangen; allein noch mehr wurde der Friede geboten, nicht durch das Prinzip, mit welchem der Friede stritt, sondern durch die Situation und eine Verrechnung der Umstände, deren Schuld die Vergangenheit hätte bezahlen müssen. Ganz Europa hat gestanden, daß es von den Ereignissen in Frankreich überrascht worden ist. Wird Preußen allein sagen wollen, daß die Dinge ihm nicht neu waren?

Die Mäßigungspolitik war, dem Monarchen gegenüber, damals eine Huldigung, dargebracht seinem milden und versöhnlichen Sinne; den preußischen Publizisten aber gegenüber eine Demüthigung, welche zu verrathen schien, daß man sich auf einer falschen Combination ertappt hatte und durch Temporisiren nur Zeit gewinnen wollte, seine frühern Meinungen zu berichtigen.

Die auswärtige preußische Politik seit der Julirevolution läßt sich in drei Perioden eintheilen: zuerst die Ueberraschung, dann ein endliches Orientiren in den Begebenheiten, Festigkeit und Takt, welche Vorzüge um so leichter zu erringen waren, je mehr die Umstände eine Allianz mit dem Norden

zu gebieten ſchienen; ſpäter, wo die neue Ordnung der Dinge in Frankreich ſich mit der alten aſſimilirt hatte, wo der eine revolutionaire Schlauch, welchen Aeolus auf Europa öffnete, in ſeinem Inhalte ſo vertheilt iſt, daß er nirgends mehr wolkenartig präponderiren konnte, ſpäter eine geiſtreiche Taktik gegen Deutſchland, von welchem die Staatsmänner einſehen mußten, daß es für Preußen ein natürlicheres Fundament iſt, als jede andere Allianz.

Ancillon ſtarb mehre Jahre vor der Zeit, die ihn vielleicht auf den höchſten Gipfel ſeines Glückes geſtellt hätte. Eine Menge in ihm ſchlummernder Ideen würden dann erſt zu ihrer vollen Geltung gelangt ſein, als ſich die unter Friedrich Wilhelm III. etwas ſtarr gewordenen Dinge in Fluß ſetzten und zu neuen Schöpfungen und Geſtaltungen nicht nur die Nothwendigkeit ſich offenbarte, ſondern auch der Wille des Nachfolgers, deſſen Geiſt und Herz ihm ſo nahe ſtanden.

# Rothſchild.

Wenn es ſchwer iſt, von dem Finanzgetriebe unſerer Zeit eine gewiſſenhafte Meinung zu faſſen, ſo iſt es deßhalb, weil das Ganze ſo wunderbar der Phantaſie imponirt. Trügeriſche Begriffe durchkreuzen ſich hier mit offiziellen Thatſachen, Fiktionen mit weſentlichen Reſultaten, Hypotheſen mit erwieſenen Schlußfolgen, kurz es iſt ein neuer Nominalismus und Realismus, der über die Völker gekommen iſt, eine Identität des Idealen und Realen, welche ſchlagender iſt als die der Hegel'ſchen Philoſophie.

Was iſt Geld? Die Alten glaubten, Geld wäre Silber oder Gold. Sie glaubten, Geld wäge die Gegenſtände auf, welche man aus der gleichen Quantität Metall verfertigen kann. Die Alten machten aus dem Gelde eine Waare. Erſt Adam Smith ſagte: Geld iſt das Triebrad der Cirkulation. Das iſt die Formel, welche alle Geldbeutel der Welt revolutionirt hat. Was Carteſius mit cogito ergo sum im Reiche der Geiſter wirkte, das hat für die materielle Exiſtenz, für Luft und Athem die Phraſe gethan: Geld iſt das Triebrad der Cirkulation. Man riß ſich los vom Begriffe Geld als

eines daliegenden Mammons, man war hochherzig wie Curtius, man sagte: Geld ist keine Waare, Geld ist Rennwerth, Geld ist die Formel einer Idee, Geld ist nur Chimäre. Man sagte: Schüttet die Schachten von Potosi zu! Laßt den Nymphen am Rio de la Plata des Flusses Silber, daß sie damit ihr feuchtes Haar schmücken! Kredit — das ist das rechte Bergwerk, Kredit ist das eigentliche Amerika, die kreditein flößenden Mienen unsers Antlitzes sind ohne Wortspiel die rechten Goldminen des neuen Jahrhunderts!

Und so kam es, daß das Papiergeld geschaffen wurde. Das Geld hieß nun Werthbestimmung und konnte somit ins Unendliche vermehrt werden; denn wer vermöchte den Werth aller Dinge in Zahlen auszusprechen! Geld sollte nur noch ein Umsatzmittel sein, nichts, als eine Erleichterung der Cirkulation. Das aber was cirkulirte, war im Grunde das unaussprechliche Kapital an Industrie, an Handelsthätigkeit, an Agrikultur und geistiger Production.

Wie stolz, wie groß ist dieser Gedanke! Wie würdig eines philosophischen und genialen Jahrhunderts! Aber der Irrthum lag wie immer darin, daß man für die Wahrheit keine Gränze wußte.

Statt zu sagen: Geld ist der Ausdruck eines momentanen und wahrscheinlichen Werthquantums, aber nicht Ausdruck der ganzen Werthmöglichkeit, kurz statt sich zu beschränken und in der Papieremission vorsichtig zu sein, grub man immer mehr ideelles Geld aus den Schachten der Phantasie. In einem Augenblicke, wo die Menschheit plötzlich Lust bekam, prosaisch, nüchtern, mißtrauisch zu werden, wo die Banken von Menschen, die ihr Papier in klingende Münze umtauschen wollten, bestürmt wurden, mußte man beschämt, weil

mit leeren Händen, dastehen. So fallirten die Banken und die Regierungen. Der Idealismus hatte einen empfindlichen Stoß erlitten.

Aber schon die Philosophie an sich ist unermüdlich; um wie viel mehr, wenn es sich um den Nerv der Dinge, um das Geld, handelt!

Eine neue Phase des Idealismus entwickelte sich reeller, d. h. vorsichtiger, als die frühere und man kann es nicht läugnen, auf auffallende Weise fast noch ideeller. Denn ist es nicht das luftigste Phantom, welches über Europa schweben muß, wenn man weiß, daß die Schulden aller Staaten zusammengenommen die Masse des vorhandenen Geldes bei weitem übersteigen! Wenn es nur dies wäre, daß die Vorgenden mehr borgten, als sie kurz darauf besitzen, so kommt es alle Tage vor; aber daß selbst die Gebenden mehr gegeben haben, als überhaupt Geld in der Welt ist, das ist ein Widerspruch, der unglaublich scheint.

Sehet hier wieder den Satz von Adam Smith: aber nun haben sich beide Theile vorgesehen; denn die Schuldenmasse kann nie aufgekündigt werden: ihr reeller Werth ist nur das, was sie an Zins beträgt. Jetzt haben wir eine reelle, wahrhaftige Poesie, deren einziges Unglück ihre Gegner sind. Denn es giebt rauhe und empfindungslose Menschen, welche für ein so romantisches Gedicht, wie das Anleihesystem ist, gar kein Ohr haben. Sie behaupten, daß es unverantwortlich wäre, wenn die Völker die Spaziergänge der Kapitalisten bezahlen müssen. Sie sind damit noch nicht einmal zufrieden, daß bloß von einer Verzinsung fremder Imaginationen die Rede ist, nicht von einer Heimzahlung des ganzen Kapitals. Sie glauben sich aus finanziellen, moralischen und politischen

Gründen gegen das herrschende System erklären zu müssen. Sie haben keinen Sinn für den transcendentalen Idealismus des Geldes, diese Nüchternen, Prosaischen, diese Volksverführer!

Lasset heute das Wohl der Völker bei Seite liegen, sprecht nicht von den Einflüssen der Geldaristokratie auf Sitten, Meinungen und Ereignisse, nicht von den Kapitalien, die dem Gewerbe und dem Ackerbau entzogen werden, nicht von Drohnen, die von Renten leben und ohne Verhältniß gering besteuert sind, nicht von der Immoralität des Börsenspieles. Die Anleihen sind einmal da, das große Schuldbuch der Nationen zeigt Namen, Datum und Jahreszahl, das Geschäft ist im besten Gange. Fünf Brüder kenne ich, welche den Ruf der Ehrlichkeit genießen, die originell, liebenswürdig, wohlthätig und reich sind und die sich Niemanden aufgedrängt haben. Die Verpflichtungen sind eingegangen, wir können nichts thun, als einen Riesenbau von Dukatensäulen mit Piasterkapitälern und flatternden Couponsguirlanden umgeben und das blitzende Wunderwerk anstaunen. Naiv, neugierig, ganz unbetheiligt lehnt sich der Autor an seine beschriebene Honorarsäule im Vierundzwanzigguldenfuß und betrachtet das Gewühl und Rennen, das sich vor seinen Augen aufthut.

Aphroditens Vögel fliegen in der Luft von Paris nach Amsterdam und haben die Kurszettel aus der Coulisse unter ihre Fittige gebunden; ein Telegraph angelt von Paris nach Brüssel hinüber, wie hoch die 5prozentige Rente gestiegen ist; Kuriere eilen über die Landstraßen auf keuchenden Rossen; die Abgesandten der wirklichen Könige markten mit den ideellen Königen und Nathan Rothschild in London zeigt Euch, wenn Ihr ihn besucht, ein Kästchen, das aus Brasilien mit ganz

frischen, eben aufgefischten Diamanten angekommen ist, um damit die Zinsen der brasilischen laufenden Schuld zu decken. Ist dies nicht interessant?

Ist es nicht interessant, daß Nathanael, des Londoner Rothschilds jüngster Sohn, bei seiner Audienz in Konstantinopel vom Sultan als Sonne unter den europäischen Bankiers begrüßt wird; daß Karl Rothschild dem Papst die Hand küßt und Lionel, der älteste Sohn des Londoner Rothschild, in Madrid zum Ritter Isabellens der Katholischen ernannt wird?

Beschäftigt Euch einmal gläubig einige Minuten mit diesem wunderlichen Systeme! Ihr werdet noch immer Zeit genug finden, es zu verdammen. Spindlers Bendavid und der Ghetto von Frankfurt sind bekannt. Schon hat die Flamme einen großen Theil dieser antiken Ueberlieferung zerstört; doch der größere blieb zurück und öffnet die Perspektive einer Zeit, die noch nicht lange verflossen ist. Reicht das Mittelalter der Juden nicht noch hinauf in das Jahrhundert der Aufklärung?

Die Frankfurter Judengasse! Zwei schmutzig rothe Häuserreihen, gebaut auf alten Urblöcken, die so schwer sind, wie der Stamm, den Christus auf Golgatha tragen mußte, ziehen sich in einer ängstlichen, finstern, schlecht gekehrten Parallele neben einander hin, von einer unvollendeten Synagoge bis zu dem jenseitigen Thore, das ehemals nächtlich geschlossen wurde.

Welche Charaktere verstecken sich hier hinter den originellsten Mienen! Hier lernt man, daß die Juden noch immer einen innerlichen Zusammenhang unter sich haben, daß sie eine geschlossene Kette mitten in der europäischen Gesellschaft bilden. Dort der mit dem Ränzel auf der Landstraße wan-

bende Hauſirer, die Herberge der nächſten Stadt, die Kundſchaft am Orte — o man lernt hier eine planmäßige Exiſtenz, wie ſie hinter unſerm Rücken von einem ganzen Volke gelebt wird, zuſammenreiben. Seht jenen Sack, in dem auf der Frankfurter Judengaſſe der Hauſirer einen Trödler hineinpacken läßt: iſt es nicht, als ſtäcken Dinge darin, die in Polen und Oſtpreußen vermißt werden? Gewiß iſt dieſer Glaube grundlos, aber die Stille des Ortes nährt ihn. Mitten unter Auskehricht, Reſten kauſcherer Mittagsmahlzeiten, mitten unter Gerüchen, welche für ein Land berechnet ſcheinen, wie der Orient iſt mit ſeinen Roſenwäldern, um ſie zu unterdrücken, tönt hier Alles faſt wie eine geheime Verabredung, wie ein nächtlicher Ueberfall, wie die eben aus Portugal erhaltene Nachricht von des wahren Meſſias endlicher Erſcheinung. Stechende Blicke begleiten ein lakoniſches, mit humoriſtiſcher Freiheit geſprochenes Deutſch. Die Geſichtsbildungen mit ihren barocken Unregelmäßigkeiten, die mir aus einem unerklärlich wuchernden Triebe der jüdiſchen Natur zu entſtehen ſcheinen, das nachläſſige, die Hand in die Innerpreſſibles geſteckte Hinlehnen an die rußige Mauer, das wie von Siegellack Roth prunkende Antlitz der Kattun-Verkäuferin mit ihrem angeſchwollenen Leibe, kurz alles jüdiſch Charakteriſtiſche trägt in ſich einen vielleicht ganz harmloſen Ausdruck, aber dem böſen Gewiſſen des Chriſten, einer jahrtauſendjährigen Verſchuldung, dünkt er wie mögliche Rache. Den Kopf haben wir voll von abgezapftem Blute, vom Feuertod, von der mittelalterlichen Servitut der reingekehrten Gaſſe und den jährlich 14 Brautpaaren; darum verſehen wir uns nichts Gutes hier in dem Quatiere Iſraels.

Aber großmüthiges Volk! Nichts als leben willſt du,

nichts als jenes unblutige, vor Moses gerechte Fleisch, das der Schächter seinen Kunden zuträgt, nichts als die duftende Zwiebel und Menschen, welche Lust zu handeln haben, Menschen, welche gute, heilige Kronenthaler auf Pfänder nehmen! Hier ist keine Rache und ich verdamme meine Phantasie, wenn ich auf dem Gemüse-Markt stehe, wo die alten graubaarigen Rebecken und Rachel mit den Hökern um den Frühling handeln und ich mir über Eurer dunkeln Gasse, über diesem von allen Nebengebäuden und den Beistraßen isolirten Exil den rothen Hahn des Zigeuners unwillkührlich malen muß, als sei diese ganze romantische Antiquität dazu bestimmt, in Kurzem ein Raub der Flammen zu werden. Erschreckt nicht! Ich bin keine Cassandra.

In der Frankfurter Judengasse nun wurde der alte Herr geboren, welcher der Stifter des Hauses Rothschild war, Mayer Anselm Rothschild. Es war einige Jahre früher, ehe die Frau des Patriziers Goethe in die weltberühmten Wochen kam. Mayer Anselm hatte vielleicht auch einen Traum erlebt, wie der junge Wolfgang an der schlimmen Mauer; doch waren es nicht die verführerischen Lockungen der Poesie, welche ihn umgaukelten, sondern die heiligen Schnörkel des Talmud, die glänzenden Urim und Thumim des Hohenpriesters blendeten seine Phantasie, er wollte auf dem Stuhle der Synagoge stehen und einst die Thora predigen, das Gesetz der Gerechten.

In Fürth holte er sich aus alten, schweinsledernen Büchern, aus urweltlichen, ungedruckten Pergamenten das lautere Wort Jehovahs und was Maimonides und Rasche beigebracht haben, um es zu erklären. Er lernte was Keri und Ketiph ist und folgte der Weisheit Mayer Hallevis, des gro-

ſien Rabbi von Toledo, der zuerſt den Werth der Maſora aufgedeckt hat. David Kimchi und David ben Jechiel, die Dictionaire der Sprache Gottes, kamen nie aus ſeiner Hand; noch dachte er nicht an Dividenden und Loose, er ſuchte ſtatt der Wahrheit der Erde die Wahrheit des Himmels.

Als ſich das Projekt, im Violettkleide ein Prieſter zu werden, zerſchlug, da war Mayer Anſelm noch immer nicht auf die Praxis des Lebens geſtellt, auf die klingende Münze, auf die Vierundzwanziger Marien Thereſiens und den Unterſchied der preußiſchen Viergroſchenſtücke von den falſchen Ephraims Friedrich des Großen; ſondern er blieb noch ſtehen bei einer Verbindung der Wiſſenſchaften mit der Praxis, nämlich bei alten Münzen, mochten ſie nun von Gold, Bronze oder Kupfer ſein.

Mayer Anſelm war bewandert in jeder Centurie, in perſiſchen und byzantiniſchen Münzen, er war geſchickt, das Werk des Profeſſors Eckhel in Wien zu rezenſiren, wenn ihn die Salzburgiſche Literatur-Zeitung dazu aufgefordert hätte. Er trieb in Hannover das Komptoir-Geſchäft (denn der Vater wollte nicht glauben, daß der Münzenhandel ein Geſchäft wäre); aber er that es wie Moſes Mendelsſohn, der auf der Burgſtraße in Berlin das große Buch einer Seidenwaarenhandlung führte und nebenbei in dem noch größeren Buch der Natur und des Geiſtes blätterte.

Nur war der Unterſchied der, daß Mendelsſohn für Kant, Mayer Anſelm für Winkelmann ſchwärmte. Jener unterſchied das Räumliche von dem Zeitlichen in der Erſcheinung, dieſer einen Caracalla von einem Heliogabal. Jener wußte, wie ſich das Gute von der Güte, das Schöne von der Schönheit, Ariſtoteles von Plato und beide wieder von Sokrates

unterſchieden; dieſer, wie weit die Römer in Deutſchland vorgedrungen ſind, wo ſie ihre Todten begruben, wo man ihre Münzen fand. Mayer Anſelm war ein Antiquar, der für die Thatſachen der Geſchichte ſchwärmte.

Der Landgraf von Heſſen (ſpäter Kurfürſt) theilte dieſe Liebhaberei ſeines Nachbars und kaufte ihm Münzen ab, obſchon Germanicus oder Domitian, die darauf abgeprägt waren, keine Zöpfe trugen.

Und wie ſie beide ſo unterhandelten und wie ſie ſich beide ſo belehrten über die Nacht der alten Zeiten und die wenigen aus ihr herausblinkenden Münzſterne, da bemerkte der Landgraf in ſeinem Antiquar einen guten Geſchäftsmann und eine Ehrlichkeit, die gerade ſo weit ging, als das erlaubte Prozent ſeines Verdienſtes. Er fing an ſtatt von alter Bronze auch über neues Silber mit ihm zu ſprechen und übertrug ihm manches kleine Geldgeſchäft, bis er 1801 mit der Hofagentur Mayer Anſelms Verdienſte belohnte.

Seither blieb dieſe Verbindung ohne Unterbrechung und war eine Garantie für andere Fürſten, ſich in Verlegenheiten ohne Scheu an das aufblühende Frankfurter Haus zu wenden. Das Verdienſt, welches ſich Rothſchild unter Napoleon um das kurfürſtliche Privatvermögen erwarb, iſt bekannt genug. Er befeſtigte ſich immer mehr in der öffentlichen Achtung und konnte davon unter Dalberg die Beweiſe ſehen; denn dieſer machte ihn zum Mitglied des Wahlkollegiums.

Eine ſchlechte Empfehlung der Republik liegt in der Reaktion, welche in Frankfurt nach Napoleons Sturz gegen die Emancipation der Juden wieder eintrat. Rothſchilds älteſter Sohn harrte noch vor Kurzem vergebens darauf, nur in das Frankfurter Caſino aufgenommen zu werden. Während Dalbergs

ſanfter Monarchie dagegen durfte der Vater den Stab über unzuverläſſige und bankbrüchige Chriſten brechen, Börne durfte wandernden chriſtlichen Handwerksburſchen Päſſe ausſtellen.

Mayer Anſelm erlebte die Reaktion der Intoleranz nicht. Er ſtarb im Jahre 1812, nachdem er ſeine Söhne am Sterbebette verſammelt und ihnen vielleicht die perſiſche Fabel von dem Bündel Pfeile erzählt hatte. Vielleicht hatte er einen holländiſchen Dukaten in der Hand und zeigte ihnen die Pfeile und ſprach leiſe in ſich hinein: „concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.“ So ſtarb er als ein Gerechter, als Vater, als Gelehrter, als Münzkenner. Sein Tod wurde allgemein betrauert; denn er ſpendete überall Wohlthaten mit patriarchaliſcher Uneigennützigkeit.

Oft den fünf Söhnen Mayer Anſelms war es überlaſſen, das in Ausführung zu bringen, was der Vater vorbereitet hatte. Sie fanden ungemeine Geldmittel vor, aber dazu zwei Dinge, die dem Kaufmann noch höher ſtehen müſſen: Kredit und Konjunkturen.

Napoleon war keine Konjunktur. Unter Napoleon hatte das Syſtem der Kontributionen geherrſcht, welches für Frankreich die größten Verlegenheiten deckte. Und die, welche ſie zahlen mußten, ſtießen überall auf engliſche Subſidien und darin eine Zudringlichkeit, die den Kontinent an den Rand des Abgrundes brachte. Auch flößten die innern Zuſtände der vorzüglichſten Staaten den Kapitaliſten kein Vertrauen ein; denn nach den Schlachten von Jena und Wagram hatte das Papier in Preußen und Oeſtreich ſeinen Werth verloren. Oft nach dem Pariſer Frieden, nach dem in Wien für Gu-

ropa punktirten status quo konnten Private zu den Regierungen Vertrauen faſſen; der Wechſel-Verkehr zwiſchen Fürſten und Völkern ſchien reell, Jeder ſah ſich nach den beſten Mitteln um, ſeine Wunden zu heilen, die Entſchädigungs-Gelder bewieſen, daß noch ungeheure Summen aus den europäiſchen Truhen konnten aufgebracht werden, und im Rücken wußte man die noch immer nicht verſiegenden Adern der Gebirge, Ströme, auf welchen der Handel ſeine luſtige Hoffnungsflagge wehen ließ, fruchtbare Thäler, gewerbseifrige Städte und zuletzt die blaue, liebe Luft, in welche die Spekulation viele ihrer Schlöſſer hineinbaute. Jetzt hatte man Luſt zum Geben und zum Nehmen: Einer ſuchte an der Verlegenheit des Andern zu gewinnen und beide lachten; denn beiden war geholfen.

So entſtanden nach Napoleons Sturz Anleihen, welche ſich zu einem förmlichen Syſteme ausbildeten und jetzt in den Lehren der National-Oekonomen ihre feſten, ſehr komplizirten Kapitel haben. Die Gebrüder Rothſchild wurden die Hierophanten einer neuen Religion, welche ihre Fanatiker ſo gut wie ihre Ketzer hat.

Als die Gebrüder Rothſchild zu „operiren“ anfingen, mußte zuerſt ein Vorurtheil zerſtört werden, nämlich die freiwillige Abhängigkeit, in welche ſich der Kontinent von England zu ſetzen pflegte. Sollte die Moneycracy eine Autorität werden, ſo mußten von ihr Fürſten und autoriſirte Geſellſchaften ausgeſchloſſen werden. Hätten die Umſtände nicht faſt ununterbrochen ſeit vierzig Jahren das Bündniß Englands mit Preußen und Oeſtreich begünſtigt und die politiſchen Maßregeln dieſer Staaten zu gemeinſchaftlichen für wenigſtens zwei Theile gemacht, ſo wäre die Verſchuldung

der beiden Kontinentalmächte an den Staat England tausend Irrungen preisgegeben gewesen. Die Geldmänner wollten keine Gemeinwesen zu Rivalen haben, sondern es sollte ein geschlossener Bund, eine Aktiengesellschaft des Geldes unter Privaten werden, die ihr geheimes Netz um Europa spann. Die Anleihen wurden ausgeboten und an den losgeschlagen, welcher die geringste Provision nahm.

Aber freilich die Bereitwilligkeit des Borgens ist wohl immer die schwächste Garantie des Wiederbezahlens; es mußten neue Regierungsakte hinzukommen, um den Privaten Vertrauen einzuflößen. Dies war nach dem Kriege von 1815 einestheils die Errichtung der Tilgungsfonds, sodann die Anerkennung des repräsentativen Systems. Denn man irrt sich, glaubte man, die Geldaristokratie sei in jedem Stücke mit der absoluten Monarchie verschworen. Die Geldaristokratie hat die stärksten Augen und eine nervöse Sensibilität, die sie, man möchte sagen, in den Zustand des Hellsehens versetzt. Sie lebt von einem Handel, den man, als noch mit Tulpen statt mit Aktien gehandelt wurde, schon den Windhandel nannte: sie weiß, daß man über den Wind der Politik nicht physikalisch bestimmen kann, von wannen er kommt und wohin er fährt. Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung schließt keine Chance aus. Deshalb mußte ein System in ihre Berechnungen passen, welches von der Zukunft das Gefährlichste vorwegnimmt und die Demokratie selbst, dies Schreckbild der Kapitalisten und Staatsgläubiger, in ihr Interesse zieht. Die Börsenmänner gehören alle zum Juste Milieu, zu einem Glaubensbekenntniß, das es mit Niemanden verderben will und das überall unterliegen muß, wo es Doktrin ist und mit positiven Zwecken umgeht, da aber die Ober-

band behält, wo es nur eine Maßregel der Schlauheit und kluger Berechnung eines Einzelnen ist. Stände sagten aber gut für die Schulden der Regierungen oder mit andern Worten, jene wahrscheinliche Thatsache, daß unsere Enkel die Verpflichtung ihrer Väter nicht überall mehr anerkennen werden, wurde durch das constitutionelle System noch auf eine ziemlich ferne und nebelhafte Zeit hinausgeschoben.

Weit illusorischer als das Repräsentativsystem ist die Fundirung eines Tilgungsfonds. Diese Maßregel diente nur dazu, einen ungefähren Maßstab des besten Willens zu geben. Denn jedes neue Ereigniß, das plötzliche Bedürfnisse der Regierungen hervorruft, wird alle vorangegangenen schönen Tilgungsentschlüsse zerstören. Wir erinnern an den Sinking-Fund in England. Dennoch ist es für Regierungen vertrauenerweckend, wenn sie sich wenigstens den Anschein geben, als vermieden sie, leichtsinnig zu sein.

Das erste Beispiel, in seinem Staatshaushalte zu ordnen und zu lichten, gab Oestreich. Nicht nur, daß dieser Staat, der unter Napoleon in Geldsachen fast seinen ganzen Kredit verloren hatte, an Tilgung seiner Schuldenmasse dachte, sondern es wurde namentlich die Errichtung einer Nationalbank von wesentlichem Interesse. Auf die Tilgung und die Bank folgte die Emission der Metalliques, eines Papiers, das gleichsam alle bösen Säfte des östreichischen Schuldenwesens in sich absorbirte; denn mit ihm wurden die meisten kursirenden Schuldverschreibungen Oestreichs in Rapport gesetzt. Die Metalliques hatten in sich Schrot und Metallwerth genug, um von den ihnen beigefügten Elementen nicht angerostet zu werden. Sie bleiben der rechte Nennwerth von Oestreichs unerschöpflichem Nationalreichthum, seinen ungarischen Bergen,

welche oben das Gold der Rebe, unten das Gold Tafners hüten, von seinen steierischen Eisenhämmern, seinen gesegneten sonnenhellen Erblanden, von all den Naturadern, die Oestreich zum zähesten und unvertilgbarsten Staate der Erde machen. Die Metalliques sind der leitende Kompaß auf den Wogen der deutschen Börsen. Wären sie nicht zu schwer, als daß sie jeder Wind herumwerfen könnte, so verdienten sie den Namen der deutschen Börsengrouetten. Mit ihrer Emission datirt sich in Deutschland der geregelte Verkehr mit Staatspapieren.

Die Gebrüder Rothschild waren bald in das Interesse der östreichischen Finanzen aufgenommen. Bis zum Jahre 1840 liefen die im April 1823 emittirten kleinen Rothschildschen Loose; 1835 waren schon abgelaufen die Pariser Rothschild'schen Metalliques, welche für originalöstreichische fungirten. Im Jahre 1821 wurden für eine Rothschild'sche Anleihe die Partialobligation creirt. Preußen hatte schon im Jahr 1817 von dem Frankfurter Hause 5 Millionen Gulden geliehen.

In Paris und London trat allerdings die Konkurrenz bedeutender Kapitalisten ein, Aguado, der für Spanien, Lafitte der für Frankreich und Hayti negozirte, Ardouin, Parish u. A. Doch blieben die Brüder bei keinem Geschäft unbetheiligt; sie bilden einen unbesiegbaren Phalanx. Selbst, oder durch ihren Agenten beherrschen sie die vorzüglichsten Plätze und da sie gewohnt sind, nichts ohne Verabredung und Uebereinstimmung zu unternehmen, so können sie dabei nach einem Systeme verfahren.

Die Orden und Titel der Brüder sind nur zur Hälfte ein Maaßstab der Achtung, welche sie bei den europäischen Sou-

verainen genießen. Man hat gefragt, ob die Rothschilds direkten Einfluß auf die Politik haben? Hängt überhaupt die Geldaristokratie energisch mit den Ereignissen der neuen Geschichte zusammen?

Die Phantasie und der Haß haben in dieser Rücksicht viel Fabelhaftes ersonnen. Ihr kennt den Roman von Seatsfield, in welchem die Fiktion eines Bundes von zehn der reichsten Erdengötter, die Krieg und Frieden schließen und die Welt nach Gutdünken regieren, auf höchstanziehende Weise durchgeführt wird. — „Zehn sind wir — sagt einer von ihnen — und über die ganze Welt zerstreut und doch täglich, ja stündlich beisammen; durch keine Bande und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesses, das der Welt eine neue Gestaltung geben soll, früher oder später geben soll, wird, muß. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen aller Reiche und ihre Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie kein Stand ist unserm anatomischen Messer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden unserer Existenz, jedes Standes, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten in unserer Hand. In unserm Soll stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie die im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Kredit und das häusliche Wohl, das Glück aller Reiche der civilisirten d. h. der schuldenden Welt, des Handels und Wandels hangen von unserm Wink und Willen ab. Was ist die geheime Polizei des Kontinents gegen die, welche wir bezahlen! Das tanzende und in seinen Fesseln knirschende Frankreich

und das phlegmatisch-mondsüchtige Deutschland und das träg bigotte Spanien und das elende an den Knochen seines dreitausendjährigen Ruhmes nagende Italien müssen sich beugen und fügen und alle Länder der Erde müssen folgen, denn unsere Mineurs sind thätig."

Dies ist eine Allegorie. Sie drückt das als Machination aus, was die unwillkührliche Thatsache unserer modernen Verhältnisse ist. Ist hier etwas unvermeidlich, so fürchtet nicht, daß es nicht besiegt werden könnte! Glaubt ihr, daß die ganze Zukunft des Menschengeschlechts, daß das wahrhafte Welthistorische sich werde umspinnen lassen von den Metall- und Papierinteressen eines schwindelhaften Jahrhunderts? Ein französischer Minister, der den Telegraphen hat, kann sich Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen, aber schon müssen die von ihm fabrizirten Ereignisse fürchten, entlarvt zu werden: nur auf ein Gerücht dürfen sie sich beschränken oder wenn sie wirklich thatsächliche Wurzel haben, so gedeihen sie nicht länger, als bis ein günstiger Kauf abgeschlossen ist und der Telegraphen-Minister soviel erübrigt hat, daß er sich damit in Zukunft für seine Demission und seine ruinirte Popularität entschädigen kann.

An solche Manoeuver, an einen Einfluß auf die Politik so heilloser Art denken wir nicht, wenn von Männern die Rede ist, die wie die Gebrüder Rothschild im Angesichte der Welt handeln und ganz Europa ihr Komptoir nennen.

Manches Anderweitige aber, das in die Politik eingreift, möchte wohl oft bei ihnen mit unterlaufen, eine Idee, ein Vorschlag, eine Mission. So ist es unbezweifelt, daß das Frankfurter Haus der preußischen Regierung den Vorschlag einer Nationalbank und einer daraus folgenden sublimen Fi-

nanzmetaphyſik nach dem Muſter Oeſtreichs gemacht hat. Doch hat die preußiſche Regierung die anſehnlichen Vortheile, die in gewiſſen Prozenten von dem ganzen Geſchäft beſtehen ſollten, großmüthig von ſich gewieſen. Charakteriſtiſch war es, daß der Widerſtand gegen das Projekt vom damaligen Kronprinzen von Preußen ausgegangen und von Niebuhr, einem gelernten Finanzier, heftig beſtritten worden ſeyn ſoll.

Sodann mochte auch die Julirevolution, als die Legitimität und das ſouveraine Volk, das de jure und de facto in Kolliſionen geriethen, der Geldariſtokratie, als der einzigen unangetaſtet gebliebenen Macht, oft eine Vermittlungsrolle übertragen haben. Wenigſtens ſcheint es erwieſen, daß die Gebrüder Rothſchild von öſtreichiſcher Seite her kurz nach jenem Ereigniſſe dazu gebraucht worden ſind, die beanſtandete neue Ordnung der Dinge in Frankreich zu vermitteln und eine Anerkennung vorzubereiten, welche die Klugheit längſt zugeſtanden hatte.

Die große Kriſis in den Jahren 1824 bis 1826 erſchütterte das Rothſchildiſche Haus nicht. Während durch die Ausſicht auf lange Friedenszeiten ſich die Papierſpekulationen zu einer ſchwindelnden Höhe gehoben hatten, während die Noten der engliſchen Bank den Markt überflutheten und der Handelsgeiſt ſich mit unermeßlichen Kreditgeſtattungen überbot, während endlich die Rentenreduction Villèles, welche dieſer Miniſter zuerſt verſuchte, ſcheiterte und die plötzlich konſtituirten Staaten Südamerika's, eines Welttheils, den man für ein unerſchöpfliches Eldorado hielt, große Summen Geldes aus Europa entfernten, wankte die Firma der Brüder nicht. Ein günſtiger Zufall wollte, daß um jene Zeit faſt gar kein Wechſel auf Rothſchild zirkulirte. Die bedeutendſten Hand-

lungshäuser (besonders P. A. Goldsmith in London) fallirten, in Frankreich stellten zwei der angesehensten Häuser ihre Zahlungen ein, in Berlin war Benecke ruinirt. Was ist? sagten die Rothschilds.

Sie ertrugen die hessen-darmstädtische Finanzkrisis; sie ertrugen eine noch größere von neuerm Datum, die spanische. Dreizehn Millionen standen hier auf dem Spiele, die sie der Regierung vorgeschossen hatten. Zwar ließ sich Lionel in Madrid das Anlehen selbst entgehen, aber die Vorschüsse wurden gerettet.

Fast alle diese Glückszufälle und Kombinationsresultate kommen auf gemeinschaftliche Rechnung. Nichts von größerem Interesse wird isolirt betrieben. Sie leisten, was sie können; doch drückt keiner den Andern, Niemand ist dem Bruder verantwortlich. Sogar ihre Firmen giriren sie gegenseitig; mit einziger Ausnahme des Londoner Hauses, dessen ausschließlicher Chef Nathan ist; eine Anomalie, welche ihren Grund in der großen Sorgfalt findet, die auf jenen ersten Platz verwandt werden muß. Die Brüder leben der Mahnung ihres Vaters eingedenk. Es ist anziehend, das in ihnen Gemeinsame, was die Folge des Interesses und der Verwandtschaft ist, mit der besondern Physiognomie des Charakters zu vergleichen, die ihnen, fast möchte man glauben unwillkührlich, von ihren getrennten Lokalitäten aufgeprägt worden ist.

Anselm, der älteste Bruder, gibt in sich alle die Eigenschaften wieder, welche den Frankfurter kleiden. Er findet seinen Stolz in einer fast bürgerlichen Wohlbehäbigkeit, die mit der Diplomatie an seinem „Platze" nicht kokettirt und nicht einmal rivalisirt.

Dem Salonstone weit näher steht Salomon in Wien, der mit einer gewissen Kälte des äußern Benehmens negative Formen verbindet, welche ans Diplomatische streifen. Nichtsdestoweniger soll er den großen Blick theilen, welcher namentlich den ältesten Bruder auszeichnet.

Nathan in London repräsentirte vortrefflich Sitte, Gesinnung und Reichthum der City. Er packte seine Unternehmungen mit einer Riesenfaust. An ihm war Alles kolossal. Jemand sagte über diesen Mann: „Geht er auf die Jagd, so müssen es wenigstens Elephanten sein, die er erlegt." Kann man dem Bilde trauen, welches Fürst Pückler in leisen Zügen von Nathan Rothschild entwirft, so war es ein jovialer Mann, der im Stande ist, sich über seine Stellung zu erheben und eine Unbefangenheit zu äußern, welche sogar über sich selbst scherzt. Nur läßt es der sarkastische Fürst unentschieden, ob Nathan, wenn er sich etwas breit mit seinem Reichthume entfaltete, mehr der unbewußten naiven Freude über sein Glück sich ergab oder ob er sich, wie wohl große Männer und Genie's thun, aus Bonhommie selbst wie ein wunderbares Objekt betrachtete.

Karl, der Neapolitaner, soll der zugänglichste seyn. Denn wie vorsichtig und italienisch maskirt auch sein Benehmen in Geschäftsverhandlungen, so zeichnet ihn doch ein hervorstechender Zug des Herzens aus, der ihn gut und weich erscheinen läßt.

Jacques in Paris ist Pariser, d. h. ein Charakter, worüber „hundert und ein" Schriftsteller nachdenken konnten, ohne ihn dennoch in zwölf Großoktavbänden gründlich erschöpft zu haben.

Noch lebt die Mutter der Brüder. Sie ist der Genius

der über ſie die Wache hält, ein faſt unſichtbarer Genius; denn noch immer wohnt ſie in der Frankfurter Judengaſſe. Sie kann ſich nicht trennen, die alte Frau, von dem Elend ihres Volkes und freut ſich in dem ſchmutzigen Viertel die Einzige zu ſein, welche alle vier Wochen weiße ſaubere Gardinen an ihre kleinen Fenſter aufſteckt. Das iſt ihr Stolz! Sie verläßt die liebe Heimath nur, um einmal in Anſelms Prachtgärten die Königin der Nacht blühen zu ſehen oder ein neues Gemälde zu betrachten, das der Sohn neben Oppenheims berühmte Suſanna placirt.

In neuerer Zeit haben ſich die Rothſchilds viel zu nachdrücklich in die innern Angelegenheiten des Judenthums gemiſcht. Wer durch ſeine geſellſchaftliche Stellung ſo der durchſchnittlich unglücklichen Exiſtenz des Judenthums entrückt iſt, wie dieſe Geldkröſus, denen überall geſchmeichelt wird, der kann ſich auch nicht mehr im natürlichen Zuſammenhange der Bedürfniſſe fühlen, die ſich im Schooß der jüdiſchen Gemeinde mit der Zeit herausſtellen. Erſt wenn die baroniſirten Rothſchild's nachweiſen können, daß ſie unter der Stellung der deutſchen Juden leiden, erſt dann hätten ſie ein Recht, jüdiſche freiſinnige Entwickelungen zu verhindern. Wir leben in einer Zeit, wo der Gott der Reichen nicht mehr der Gott der Armen iſt. Es ſollen andre Ausgleichungen zwiſchen dem Dieſſeits und dem Jenſeits ſtattfinden, als die früher geglaubten. Dahin ſtrebt Alles! Zäh am Alten ſich zu klammern, mag Denen ſehr leicht fallen, die in der Fülle des Glücks leben! Der Unglückliche muß ſich einen tiefern Lebenstroſt ſuchen, als den ihm der Aberglaube mit ſeinen knöchernen, herzloſen Formen darbietet. Iſt das Religion, im Armenſünderhemd mit der brennenden Kerze in der

Synagoge ſeinen Reichthum abzubüßen und gleichſam die Dämonen des Unglücks zu beſchwichtigen? Aberglaube iſt es, Furcht vor dem „Dalles“, Furcht vor dem Dämon der Armuth. Wenn die Rothſchild's es für zweckmäßiger halten, ſelbſt bei jenem Glauben zu bleiben, in welchem der Vater reich geworden iſt und bei dem ſie ſeither ihre Güter vermehrt haben, ſo ſollen ſie ſich nicht in geiſtige Entwickelungen miſchen, die ſie nicht verſtehen und ihren Einfluß, ihre Güter, ja ihre Börſenverbindungen ſogar nicht dazu mißbrauchen, daß ſie eine Bewegung unterdrücken, die von Gemüthern ausgieng, welche ihrem leidenden Volke einen tiefern Lebenstroſt geben wollten, als der aus ſtumpfer Beruhigung bei abgeſtandenen und überlebten Vorurtheilen quillen kann.

# Sultan Mahmud.

Jene Zeit soll vorüber sein, wo der Beherrscher der Gläubigen, um einen Traktat zu besiegeln, mit der ganzen Hand ins Tintefaß griff und unten am Fuße des Pergaments seine fünf Finger abdruckte. Darf man Berichten trauen, so wäre die Türkei auf dem besten Wege, die Civilisation Europas einzuholen. Der alte, aus Caschemirshawls gewundene Turban, die Zierde des Gerechten, soll einer kleinen flachen Mütze, welche hart auf dem Schädel liegt, haben Platz machen müssen, der schöne lodige Bart, die heilige Tradition des vielbeschworenen Bartes des Propheten, soll ganz kurz geschnitten werden unter den jetzigen Verhältnissen, kurz und starr, schaufelartig, wie Buttler von Hudibras Barte sagt: „Dachziegeln gleich an Art und Schnitt, reißt er wohl schnellen Beifall mit." Die weiten, bauschigen Gewänder verschwinden gegen enge und straffe Kleider, welche die Geheimnisse des Harems, krumme Beine, verrathen. Kurz man ist so voll glänzender Hoffnungen über die Türkei, daß man jenseits und diesseits der Dardanellen, hier wo Hero, und dort wo Leander wohnte, bald im Triumphe europäische Sitte und Meinung gefeiert sehen will.

Wer nur den Glauben hätte! Wer nur so leichtſinnig den Kern der europäiſchen Kultur in der Schaale fände und noch leichtſinniger von einigen mehr theatraliſchen, das Koſtüme, und die Coutüme betreffenden Metamorphoſen auf die innere Revolution des Moslems, auf das alte Vermächtniß einer glänzenden Vergängenheit, ja noch mehr auf die Prophezeiung einer glänzenderen Zukunft ſchließen könnte! Unſre Philanthropie ſieht immer mit illuſoriſchen Augen, kuppelt Feuer und Waſſer zuſammen, den Sultan mit der Republik Venedig, wie das Sprüchwort ſagt, und möchte in einer gerührten Stunde einen Streit beilegen, welchen zu ſchlichten Jahrhunderten nicht gelingen wird.

Ich glaube nicht daran, daß die Frage des Oſtens eine Kulturfrage iſt, ſondern ſie muß eine hiſtoriſche Löſung finden, was man hiſtoriſch nennt, eine Löſung durch Siegen oder Unterliegen.

Was wir ſchon von Mehemed Ali ſagten, den Enthuſiasmus der Bildung hat auch Mahmud II. nicht. Seine Civiliſationsverſuche blicken nur auf das hin, was Europa beſitzt durch ſein anſtändiges Benehmen und ſeine Induſtrie; denn wie könnte man dem ſtolzen Padiſchah ſo wenig Einſicht zutrauen, daß er glauben ſollte, Europa's politiſches Syſtem käme her von den knappen Beinkleidern und den metallenen Steigbügeln! Nein, die Humanität ſpielt hier gar keine Rolle, ſondern das was man in der Türkei unter dem Namen Nizam-Dſchedid verflucht, die Neuerung, das hat einen ganz hiſtoriſchen Grund und ſoll ganz beſtimmten, ächt türkiſchen und muſelmänniſchen Abſichten als Erleichterung dienen. Man muß ſich deßhalb über die Geſchichte der Osmanen ſeit zweihundert Jahren aufklären.

Bajazet, der Blitz, wollte den Erdkreis in Flammen setzen und seine und Amurats Siege bahnten zuerst im türkischen Reiche den Aschenweg des Unterganges. Bei einem solchen Widerstand, wie ihn Hunyad und Matthias Corvinus leisteten, mußte der Islam auf eine Befestigung seines Besitzes denken. Die Kugel, welche bei der Belagerung Wiens in den Stephansthurm fiel, war die letzte der alten Schreckenszeit, wo man die Türken fürchtete wie den Antichrist. Seither ist die Pforte auf ihre Grenze beschränkt: aber da der Islam eine Religion der Unruhe und Ausdehnung ist, da der Türke überall, wo er sich niederläßt, nur gewohnt ist, wie im Feldlager zu leben, so mußte mit dem schwindenden Kriegsglück auch innerlich der Verfall hereinbrechen. Die Türkei wollte aus ihrem improvisirten, durch die Wechselfälle der Eroberung bestimmten Besitze jetzt einen dauernden Zustand schaffen und so gründete sich aus halben, gährenden und gänzlich fremdartigen Verhältnissen eine Herrschaft, welche sich rächen und auf Genuß und Vertheidigung sich beschränken wollte. Während Kriegshauptleute und Günstlinge auf eine tumultarische Weise mit den Provinzen des Reichs belehnt wurden, zogen sich die Sultane in die Serails zurück und drängten die osmanische Geschichte von jetzt an zusammen auf das kleine Terrain häuslicher Intrigue, auf jene Gefängnisse, in welchen Söhne Väter, Brüder ihre Geschwister erdrosseln ließen, auf einen ganz kurzen Raum vom Serail bis zu einem Kiosk am Meere, wo unter Rosenbecken Mord und Verrath ersonnen wurde und Alles so still ist, daß man nichts in der Ferne hört, als das Plätschern der in einen Sack genähten und ins Meer geworfenen Sultaninnen des schwachen und grausamen Herrschers.

Das Sultanat gab die grünseidne Glaubensfahne des Propheten, sein oberpriesterliches Ansehen, die Würde, ein Schatten der Gottheit zu sein, an einen höchsten kirchlichen Patriarchen, den Staatsmufti ab und das Schwert Mohammeds, das ein neuer Sultan noch an seinen verweichlichten Lenden duldete, war eher Talisman als der in die Schlacht winkende Blitzstrahl; denn den Krieg zu führen übernahmen Miethlinge und Kreaturen der Hofkabale.

Das Sultanat war nichts als eine Repräsentation geworden. Die Mütter der Fürsten warfen sich ihren Söhnen in den Weg, wenn sie in den Krieg ziehen wollten, nicht aus zärtlicher Vorsorge und banger Ahnung, sondern weil ihre Macht und ihr Leben mit dem Leben des Sohnes stand und fiel, weil keine neue Herrschaft denkbar war, ohne erst die Trümmer, und wären es Blutsverwandte gewesen, der alten aufzuräumen. Die feigen, berauschten Sultane waren der Spielball der Intrigue, welchen sich immer drei Parteien, die Favoritinnen, die Mutter und die Eunuchen zuwarfen. Wie mancher türkische Herrscher flechte von der Wiege her an heimlicher Vergiftung und mußte doch noch früher, als die gütige und nachgiebige Natur es gewollt hatte, an einer seidenen Schnur sterben, welche ihm sein eigener Sohn schickte!

Das ganze Ansehen, welches die Pforte Europa und ihren eigenen Satrapen gegenüber noch behaupten konnte, entwickelte sich aus zwei Ursachen, aus dem Zufalle und einer Kaste: aus dem Zufalle, welcher zuweilen kräftige und weise Veziere an die Spitze des Reiches stellte und aus einer Kaste, welche das Privilegium des Krieges an sich gerissen hatte, aus den Janitscharen.

Diese stehende Miliz, welche sich erst nur aus den Ge-

fangenen rekrutirte, dann aus einer bestimmten von den Griechen zu liefernden Menschenzahl und welche deshalb einen so unbesiegbaren Korporationsgeist bekam, weil sie von Kindheit auf für ihre Stellung erzogen wurde, riß eine Gewalt an sich, welche, obschon sie die eigentliche Stütze des schwankenden Staates war, Niemanden fürchterlicher wurde, als dem Staate selbst. Den römischen Prätorianern gleich, welche außerhalb der Stadt ihr Lager hatten, zogen sie oft mit der Fahne des Aufruhrs vor die Wohnung des Kaisers, „stürzten ihre Kochkessel um," was immer das Zeichen einer großen Erbitterung war, und verlangten die Köpfe der Minister und Günstlinge, welche sie ihren Interessen entgegen glaubten. Sie machten Krieg und Frieden, ohne ihre Stimme kam keine Thronfolge zu Stande und wenn Mord und die im Holz von Konstantinopel wüthende Brandfackel ihren Weg gezeichnet hatte und die Köpfe der verlangten Opfer an den Minarets des Serails blutig starrten, so konnte wieder die Furcht des Sultans Alles verderben haben, was er eben gewonnen glaubte; denn er hatte vielleicht mehr hinrichten lassen, als die meuterischen Cohorten wollten, er hatte vielleicht irgend einen Mann des Gesetzes, einen guten Reiter, einen populairen Soldatenfreund seiner blinden Furcht geopfert, für welchen dann der eigensinnige Haufe wieder neue Genugthuung verlangte.

Die Türkei ist ein jammervolles Land. Der Geist des Opiums, die höchst und ausschweifend potenzirte Offenbarung des Traumes, liegt schwer auf dem sonnenhellen Himmelsstriche. Hier Ermattung, Furcht und Indolenz, dort Raserei und die Wuth des Tigers, und das Alles oft in denselben Seelen! Wer sollte glauben, daß es in dieser verwilderten

und erſtickenden Atmoſphäre in der That einige Tugenden gibt, welche uns mitunter mit dem türkiſchen Namen verſöhnen könnten; vorzüglich jene innere Gerechtigkeit, die weit mehr iſt, als das, was man in Europa Ehrlichkeit nennt! Es iſt eines der vielen Probleme unſrer Zeit, beweiſen zu können, wie in der Türkei Wahnſinn, Grauſamkeit, Schwäche doch oft noch mit Tugend im Umgang, Mannhaftigkeit und ſchönen Sittenſprüchen zuſammen wohnen können. Ich glaube, das Erklärungsband dieſes Widerſpruchs liegt nicht weit ab von einer Tugend, welche nicht nur den Europäer vorzugsweiſe trifft, ſondern ihn auch übertrifft, in des Türken unbeugſamem Stolze, in ſeiner großen Verachtung, die er Hunden und Europäern zollt.

Es iſt eine ganz falſche und hochmüthige Erklärung der Europäer, wenn ſie die türkiſchen Neuerungen, das was man die Emancipation des Orients nennt, aus einem humaniſtiſchen Intereſſe für die Idee oder aus der Scham, etwa hinter der europäiſchen Civiliſation zurück zu bleiben, herleitet. Der Nizam-Dſchedid iſt nichts, als eine durch die Noth aufgedrungene politiſche Maßregel, welche keinen andern Zweck hat, als gegen die Macht der Janitſcharen ein Gleichgewicht zu ſchaffen. Unſre Philanthropie wird überall auf Schwärmereien ertappt. Gewiß iſt der Orient nicht abgeneigt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens, welche der Occident in Folge ſeiner Induſtrie voraus hat, ſich anzueignen: aber kann man die Einführung z. B. der Hähne bei den Badewannen, ja immerhin auch die Einführung einer neuen, koſtenerſparenden Tracht, mit dem ſtolzen Namen einer Revolution der Sitten und Meinungen belegen?

Nicht um die europäiſche Kriegführung zu überflügeln,

ließ Muſtapha III. den Baron Tott zu ſich kommen und ſich von ihm belehren, wie man Pontons, Gußöfen, Bohrmaſchinen und mathematiſche Schulen errichtet und Bomben à ricochet wirft, ſondern um die Janitſcharen mit den neuen Handgriffen auch neue Pflichten zu lehren und ſie in eine ſteife und disziplinirte Haltung zu bringen, welche der meuteriſchen Unpünktlichkeit dieſer Truppen ein Ende machen ſollte.

Warum ſollte Achmed III. die Buchdruckerkunſt nicht einführen? Er wird immer geglaubt haben, daß die Werke, welche ſeine Preſſen lieferten, Alles übertrafen, was die franzöſiſche und engliſche Literatur nur bieten konnte. Er wird nie Anſtand genommen haben, zu lächeln, wenn man von Montesquieu und Montaigne hätte ſprechen und ſie verziehen wollen zuerſt dem Koran, dann den Diwiban Numa oder dem Belvedere der Welt dem Uſſulül Hikem oder den philoſophiſchen Grundſätzen und zuletzt den „ausgezählten und wohlangereihten Perlen," welche Werke alle früher oder ſpäter in Konſtantinopel gedruckt worden ſind.

Der einzige Selim III. ſcheint nicht freigeblieben zu ſein von den Aufklärungsideen, welche das Zeitalter Guſtavs von Schweden und Joſephs von Oeſtreich charakteriſirten.

Alles Andere aber, was vor und nach ihm war, referirte in unmittelbarer Beziehung auf die Janitſcharen. Ihr Untergang war nicht die Löſung der Civiliſation, ſondern der Autokratie des Sultans. Die Sultane wollten weiter herrſchen als innerhalb der engen Mauern ihres Serails.

Erſt im gegenwärtigen Augenblicke, wo die gefahrvolle Stütze der türkiſchen Alleinherrſchaft vernichtet iſt, müßte ſich etwa die Rolle entwickeln können, welche der Orient dem Occident gegenüber zu ſpielen gedenkt. Wir ſehen das ſeltſame

Vermächtniß der Khalifen, eine Herrschaft, welche die schönsten Striche der Erde umfaßt, einen Staat, dessen Wächter der europäische Schrecken war, dem unvermeidlichen Untergange nahe. Während die Pforte zwei Feinde, die Satrapen und die Janitscharen, durcheinander vertilgen wollte, während sie sich in Konstantinopel einen festen Willen schuf, um den Provinzen Gesetze vorschreiben zu können, hat sie wiederum die Hilfsmacht verloren, welche sie dabei unterstützen mußte. So ist das beste Blut der Türkei verspritzt worden, einem Phantom zu Liebe, einer Idee, welche ohne Haltung ist, der Souverainetät des Sultans.

Diese Souverainetät bahnte sich ihren Weg über die Leichen der Janitscharen, welche den Statthaltern der auswärtigen Politik gegenüber sie erst möglich hätten machen können. Die Pforte besitzt eine Autorität, für welche sie keine Hände mehr hat. Kann hier noch die Civilisation ein Surrogat werden, welches, von unten auf heilend, den siechen Staatskörper rettete? Werden kleine Mützen und kurze Bärte für die Pforte das werden, was in Rom einst allerdings Gänse waren? Ist eine originelle Persönlichkeit vorhanden, welche mit nervigter Faust das Ruder ergriffe, um das Staatsschiff wieder auf die hohe See zu bringen? Wir wollen vor das kaiserliche Thor treten.

Erschreckt nicht vor den Seitennischen der Säulen, welche es tragen: es sind nur die Köpfe der Verbrecher, welche der Sultan hinrichten ließ, und die noch ganz frisch von Blut träufeln! Tretet in den ersten Hof, laßt die Kirche der heiligen Irene liegen, schaudert nicht vor dem Mörser, in welchem die widerspenstigen Häupter der Ulemas zerstampft werden, weil den Mufti keines Menschen Hand berühren darf; lasset

den ach! ſo leeren Schatz, den Marſtall, den Betſaal. Jetzt tretet leiſer. Wir ſind in der Nähe des Harems. Lauſchet nicht, was die cirkaſſiſche Odaliske von ihrer Heimath ſingt, — das Oberhaupt der ſchwarzen Verſchnittenen dort am Fenſter ſetzt eine grüne Brille auf, um eure Mienen zu prüfen! Stumme verfolgen euch und Zwerge; ein fürchterliches Schweigen liegt auf den großen Höfen, deren Mittelpunkt ihr erreicht habt; dort hinter jenen Vorhängen wohnt der Sultan — ein verſtohlener Blick — dort ruht er, er trinkt Wein, er lacht, er lallt, er iſt betrunken!

Keine Pedanterei! Nur aus Verzweiflung, wie man zu ſagen pflegt, übertritt er das Geſetz des Propheten: ſehen wir, wie er es früher befolgt hat!

Mahmud II. kam in Folge einer Revolution auf den Thron. Der einzige philanthropiſche Reformator, der der Pforte zugeſtanden werden muß, Selim III., beſchäftigte ſich in ſeiner Gefangenſchaft, während draußen Muſtapha IV. herrſchte, dem jüngern Bruder des Sultans, ſeinem Neffen, Unterricht zu geben. Er lehrte ihn türkiſch und arabiſch: doch blieb Mahmuds Bildung immer nur äußerlich. Er warf ſich zuletzt auf die Kalligraphie, welche er als jene Profeſſion trieb, die die Sultane immer noch neben ihren Regentenpflichten lernen müſſen. Mahmud war auf die Schnörkel ſeiner ſchönen Handſchrift ſo eitel, wie ein Kommis oder, man erzählt es, der Marſchall von Frexiſo.

Er übte ſich gerade in ſeiner Kunſt und ertrug unwillig die Vorwürfe Selims, der ihn zu Philoſophie und Mathematik antrieb, als der Lärm eines kriegeriſchen Aufſtandes an ſein Ohr ſchlug. Das Feldgeſchrei war Selim, den Taher Paſcha und die disziplinirten Truppen wieder auf den Thron

ſetzen wollten; aber bald erſchien der gürtende Muſtapha mit ſeinem Oberſtallmeiſter und würgte den Greis, den ſie heimlich überfielen. Mahmud raffte ſeine Kalligraphieen zuſammen, und verſteckte ſich vor dem Blutdurſt und der Furcht ſeines Bruders ſo lange, bis ihn die Meuterer ſelbſt aufſuchten, und ihn an des gefangenen Muſtapha Stelle ſetzten.

Sein Patron war Bairaktar, gewiß einer der kräftigſten Charaktere in der neuen türkiſchen Geſchichte. Das Reſultat einer blutigen Verwirrung von vielen Wochen war allerdings der günſtige Tod Muſtaphas, die ungeſtörte Umgürtung Mahmuds mit Osmans Säbel, das glückliche Untertauchen von fünf in den Bosporus geworfenen Säcken, in welche ein Kind Muſtaphas und vier ſchwangere Sultaninnen eingenäht waren; aber auch eine an die Janitſcharen verlorne Schlacht, der Tod Bairaktars, der von ihnen belagert wurde und ſich heldenmüthig in die Luft ſprengte, und eine zur böſen Stunde offenbarte Schwäche, denn der Thron und der Divan hatten mit den meuteriſchen Kaſernen unterhandeln müſſen. Der Sultan befeſtigte die Janitſcharen ſelbſt und ihr Appetit war wörtlich die Temperatur, von der im Barometer der öffentlichen Meinung ſein Steigen oder Fallen abhing. Er zitterte ob man ihm die Nachricht brächte, die verdächtigen Soldaten hätten den Reis unſchmackhaft gefunden oder ſie verſchmähten Brod und Salz, was in den türkiſchen Revolutionen ein technischer Ausdruck iſt; doch der Reis quoll gut, man blieb ruhig und der neue Herrſcher wagte mit Rußland und Serbien Frieden zu ſchließen. Das war im Jahr 1812.

Die Erſchöpfung Europas im zweiten Decennium des Jahrhunderts theilte ſich auch dem türkiſchen Reiche mit, das an allen Streitigkeiten der Politik ſeither immer aktiven Antheil

und bald für, bald gegen Napoleon Partei genommen hatte. Wenn der Sultan ein kraftvoller Charakter wäre, in dieser Periode hat er nichts davon verrathen. Die Ordnung in den Provinzen löste sich auf. Die einzelnen Paschaliks von Rumelien, Widdin, Trebisond, Damaskus, Bagdad u. s. w. rissen sich mehr oder weniger von dem Staatsverbande los, die Wehabiten machten unwiderstehliche Fortschritte und zwei Widersacher, welche bestimmt waren, späterhin die ganze Kraft der Pforte zu absorbiren, umgaben sich im Geheimen mit Hilfsmitteln, gegen welche die des Sultans zuletzt nicht mehr ausreichten — Ali von Janina und Mehemed von Aegypten.

Der Divan übersah entweder die Gefahr oder er war so tief gesunken, daß er sich damit begnügte, vom Unvermeidlichen wenigstens noch einige transitorische Vortheile zu ziehen. Er legte Tribute und Geldstrafen auf, benutzte die streitenden Parteien in den Provinzen, um eine jede zu rupfen und zu scheeren, und befolgte wohl gar die treulose Politik, seinen Paschen heimlich Verlegenheiten zu schaffen, aus welchen sie sich nur durch eine gute Anzahl Piasterbeutel loskaufen konnten.

Inzwischen sorgte Mahmud für eine gute Polizei in seiner Hauptstadt und übte dabei eine krampfhafte, despotische Gerechtigkeit aus, mit der er den Europäern imponiren wollte. Den kleinsten Wortwechsel eines Soldaten mit einem Gesandtschafts-Bedienten aus Pera strafte er durch den Tod und strich sich stolz den Bart, wenn der beschwerdeführende Gesandte über diese Genugthuung fast erschrak. Den Rest seiner Zeit brachte er mit kalligraphischen Uebungen hin; er schrieb selber seine Hattischerifs und entwarf sich ein Tagebuch, worin er niederschrieb, daß er schreibe.

Aber es wurde des Lobes und Preises seiner Schreibekunst hier so viel, daß er sich entschloß, in das Geheimniß seiner Kunst einen Menschen hineinzuziehen, der aber nichts davon verstehen mußte. Es fiel ihm ein, daß er Jemanden haben mußte, der seine Scripturen sammelte und aufbewahrte; da fragte er seinen Barbier, ob er lesen und schreiben könnte. Die Verneinung war ihm recht und seither nahm er seinen Barbier zum geheimen Archivar. Dieser in vertraulicher Stunde gestand ihm, daß er einen Freund habe in Galata bei den Fleischerbänken, der einer der größten Possenreißer unter der Sonne und ein Schreiber des Fleischervorstandes sei. Khalet-Effendi erschien, schrieb schlechter als der Sultan, machte einige gute Kapriolen und Mahmud behielt ihn zurück, erst als seinen Hofnarren, dann als Hofrath, zuletzt als Groß-Weister.

So entstand der einen Tradition zufolge (welche den bekannten Liebling des Sultans von dem ehemaligen Gesandten beim Hofe Napoleons trennt) eine antike und wahrhafte Freundschaft zwischen Mahmud und seinem lustigen Weister, die vollkommen gewesen wäre, wenn sie für die Türkei bessere Früchte getragen und nicht mit einer Treulosigkeit geendet hätte.

Khalet-Effendi stand an der Spitze der Staatsangelegenheiten, d. h. er theilte mit dem Sultan den Raub, welchen die Intriguen des Divans von den Satrapen der Provinzen abgejagt hatten. Noch lange bis in den Aufstand der Griechen hinein dauerte seine Autorität, angetastet von den Geistlichen, bedroht von den Janitscharen, welche ihm die Unfälle des Krieges gegen die Griechen Schuld gaben. Vergebens, daß die Boten des Divans in alle insurgirten Regionen Mord

und Verstümmlung brachten, vergebens das Blutbad in Konstantinopel und die Gräuel auf den Inseln, vergebens die Hartnäckigkeit gegen die fränkischen Gesandten und die Weigerung, sich auf dem Kongresse von Verona über Griechenland beruhigen zu lassen; die Janitscharen sahen in Khalet Effendi, diesem niedriggebornen Weintrinker, das Hinderniß ihres Glückes und brachen im Jahre 1822 im wilden Aufruhr gegen den Serail heran. Berber baschi, der Normalbarbier der ottomanischen Barbarisation, wurde verbannt, nach ihm Khalet Effendi und seine Kreaturen.

Khalet lachte beruhigt, als er über den Hellespont setzte; denn sein Freund Mahmud hatte ihn ja umarmt und hatte ihm eigenhändig einen Sicherheitspaß ausgestellt, der ihn so lange schützen sollte, bis sich die Verhältnisse zu seiner Rückberufung günstiger gestellt haben würden. Aber die Janitscharen waren mit dieser Romantik nicht zufrieden, sondern preßten dem Sultan einen Todesbefehl ab, den er selbst über seinen Freund schreiben mußte, wahrscheinlich mit derselben zierlichen Hand, mit denselben Schnörkeln und Arabesken. Khalet lächelte noch immer und auch da noch, als der Aga schon vor ihm stand und ihm eine seidene Schnur präsentirte; er zog seine Kalligraphie aus dem Brustlatz; aber indem er den neuen Hattischerif las, der alles Vorangegangene, die alten Schwüre, die alten Verbeuerungen widerrief, hatte ihn sein Henker schon gefaßt und erdrosselt. Das ist türkische Sentimentalität!

Erst da, als Griechenland seine Kreuzesfahne erhob und die Brander verderbenschwanger auf den Gewässern kreuzten, als von den Inseln das vergossene Christenblut herabströmte

in das Meer: da haben die Europäer angefangen, Mahmud für einen riesigen Charakter auszugeben, gleichsam als wenn das Aushaltenkönnen in jeder Lage Größe verriethe. Nein, klein war jener ohnmächtige Zorn, der auf dem höchsten Minaret eines Pavillons am Marmormeere in die Ferne des seit uralten Zeiten trauerumflorten ägäischen Meeres blickte und nichts als schwarze Segel heimkehren sah. Dann zu wüthen wie ein angeschossenes Thier und Mord und Tod über die ganze Welt auszuheulen und aus Verzweiflung sich zuletzt dem Trunke zu ergeben: das ist türkisch groß, aber sehr klein für die wahrhafte Charaktergröße, welche über dem Nationalen steht und mäßig im Zorn, kraftvoll und voraussichtig in ihren Entschlüssen ist.

Durch Mehemed Ali besiegte Mahmud die Griechen. Durch Ränke würde er vielleicht auch die Europäer besiegt haben, wenn diese ihre diplomatischen Anträge durch „unerwartete" Demonstrationen à la Navarin nicht unterstützt hätten. Die europäische Einmischung war jetzt keine Drohung mehr; die Russen verlangten den Vollzug des Friedens von Bucharest und die Räumung der Fürstenthümer; ein Vernichtungskrieg war die Folge der Weigerung. Die Riegel und Pfosten der Pforte stürzten ein und was hätte gehindert, daß nicht auf's Neue das Kreuz die Kuppel der Sophiakirche beherrschte?

Der Kern der türkischen Macht, die Janitscharen waren nicht mehr. Drei Jahre vorher hatte sie Mahmud abschlachten lassen, nicht nach einem angelegten Plane, wie man wohl irrig glaubt, sondern in Folge einer benutzten Gunst des Augenblicks. Es war nur dies, daß der Sultan einen gewonnenen Erfolg konsequent durchführte. Er verbrannte die

Kasernen, gab keinen Pardon und rettete sich vor einer Macht, die später den Staat hätte retten können. Jetzt ist Mahmud der Schatte vom Schatten Gottes, er ist der Federball der Intrigue zwischen dreien Kabinetten; wollte er auch seine Statthalter, welche sich emancipiren, wieder zu Paaren treiben, so verbietet es ihm der Himmel; denn sein Säbel fiel ins Meer, als er einmal die Schiffe seiner Hoffnung besteigen wollte.

Rußland, von der Geschichte zum Erben der europäischen Türkei bestellt, hegt und pflegt den alten Erblasser und schützt ihn treulich bis zum Tode. Rußland wird der Türkei sanft und zärtlich die Augen zudrücken. Und wollte sich die Pforte in Konstantinopel nicht das Streicheln der Wangen gefallen lassen, so steht an Persiens Grenzen die russische Heeresmacht gerüstet. Hier ist kein Ausweg mehr. Die Pforte muß sich schützen lassen, um eine vollständige Eroberung zu bleiben. Sie muß Freunden trauen, welche nur die Zeit abwarten, wo sie ihre Maske abnehmen.

Vielleicht stellen sich dieser Weissagung zwei Geschichtsansichten entgegen, die sich darin vereinigen, daß sie Kombinationen der eben genannten Art für unzulänglich halten und sie mechanische und Verstandesabstraktionen nennen.

Die erste Ansicht ist gewohnt, Alles auf den Volksgeist, die zweite, Alles auf die Religion ankommen zu lassen.

Jene glaubt, der Racen- und Völker-Antagonismus, ein demokratisch-populaires Element, werde gegen die wunderlichen Status-quos unserer Tage reagiren; diese erwartet denselben Widerstand vom Glauben der Völker, von einer Rache, die der Himmel an der Erde nehmen werde.

Wir wollen nicht darauf bestehen, daß das Träumerische in diesen Meinungen sie schon verdächtig macht, nicht darauf, daß unsere Propheten noch der Zukunft so viel Theologie zutheilen wollen, als wenn die Nachkommen das zu glauben sich anschicken würden, was wir selbst zu glauben keinen Trieb mehr haben; aber sehet auf die Türkei! Religion und Volksthum fällt hier zusammen; liegt im Islam irgend ein Zukunftskeim? Ist sein Fanatismus mit jener ewigen Wärme verbunden, welche die Anhänglichkeit an geliebte Sitten und Meinungen begleitet? Nein, hier verglimmt sein glühendes Entzücken gegen das Christenthum, welches auch noch in seiner jetzigen Gestalt immer eine Zukunftsreligion ist.

Der Islam ist eine Religion der Masse, keine Religion des Individuums. Der Islam ist nicht Bewußtsein, sondern Trunkenheit; er verleiht Trotz, aber keine Ausdauer. Kein Moslem, der einmal herausgerissen ist aus dem Zusammenhang seines Glaubens, der außerhalb seiner Badeweihen, seiner Moscheen und Fasten ist, kein Moslem, der zur Annahme des Christenthums gezwungen wurde, wird im Stillen jene Treue bewahren, welche den Christen mitten unter heidnischen Verhältnissen immer noch im Bunde mit seinem Heiland erhielt. Die Ursache ist die, daß der Islam in sich kein Moment der Rechtfertigung trägt. Er ist eine Improvisation, eine immer neue Schöpfung, wo Poesie und Klima und Masse ihm zu Hilfe kommen; aber herausgerissen aus seinem Boden und in andre Regionen verpflanzt, welkt und verdorrt er. Der Islam ist im Schematismus der Religionen nur ein Ueberbein, das sich der wandelnde Weltgeist getreten hat, er beweist nichts Unerläßliches, er ist ohne die Verheißung einer historischen Zukunft.

Eine Civilisation in Massen käme in der Türkei nie zu einem guten Ende; wohl aber durch Isolirung, durch stückweises Arrondiren in die europäischen Zustände hinein. In Europa und Asien wird man wahrscheinlich einst griechisch beten, in Syrien bis nach Indien hin anglikanisch, auf der ganzen Nordküste von Afrika — atheistisch, wenn einst Rußland, England und Frankreich sich in der türkischen Verlassenschaft getheilt haben.

# Karl Johann.

Geschrieben im Jahre 1835.

Auch hier rollt ein Bild des Jahrhunderts auf.

Sinnend, in einer Haltung, die vorauszusetzen scheint, daß sie beobachtet werde, steht im Königsschlosse von Stockholm ein Mann, schlanken Wuchses, stark ausgeprägt in seinen Gesichtszügen, Nase und Kinn kräftig ausgestreckt, fein des Mundes Bildung, die Augen dunkelschwarze Punkte, ein Greis, zwei und siebenzig Jahre, und doch wallt wie die Nacht so dunkles Haar über dem gefurchten Antlitz. Man färbt sich das Haar und ist erfahrungsschlau wie Louis Philipp. Man trägt eine Perrücke von den schwärzesten Locken, die je ein Italiener trug und ist so alt, weise, mäßig und philosophisch, wie Karl Johann, Monte Corvo, Bernadotte.

In dem großen Saale weht südliches Klima; aber draußen zeigen die Barometer eine Kälte von 25° Réaumür. Eine Schneedecke verwirrt den Prospect, welcher dem in Betrachtungen versunkenen Greise vor Augen liegt. Der blasse frostige Horizont schwimmt nebelhaft über den weißen Gewändern, welche Normalms Dächer verhüllen. Man weiß nicht

mehr, wo diese aufhören, wo jener beginnt. Auf dem gefrornen Mälarsee, auf der Ostsee, die eine Eiskruste ist, so weit das Auge reicht, seufzen holzbepackte Lastwagen; ein Eisvogel kommt aus Norwegen und setzt sich vor das große Fenster, wo der König steht. Der König scheucht ihn fort. Er läßt seinen Blick über die Gegend schweifen. Da unten am Schloßthor schultert der Dalekarl, gehüllt in den wärmenden Mantel und mit seines Mundes Athem den Reif wegbauend, der der Athem selber ist. Dort oben die stolze Kuppel der Katharinenkirche, der Schnee auf ihr etwas rosig angeglommen von einem Glanz in Westen, der die Sonne sein soll, dieselbe Sonne, deren Schimmer jetzt lustig über Deine heimatblichen Fluren fallen, Sohn des Südens, Hirt aus dem Kampanerthal!

Er wärmt sich an seinem Gedächtnisse. Er ruht sich aus im Schatten eines Orangenbaums und lächelt zu jenen Tönen der spanischen Guitarre, die er aus der Ferne zu hören glaubt. Da fällt sein Blick auf den Schloßhof, rings öffnen sich die Fenster, die Lakaien lachen, selbst der Dalekarl am Thore setzt seine Muskete auf den Boden und hört eine Weile auf, den Reif vom Mantelkragen wegzubauen. Eine Partie lebendiger Wesen, Mitteldinger zwischen Thier und Mensch, sind herausgebrochen aus dem Schlosse und wälzen sich, wie Hunde es im Grase thun, in dem aufgeschütteten Schnee. Kleine untersetzte Gestalten, eingenäht in Rennthierfelle, wühlen sich durch die hohen Schneewälle hindurch, backen eine Festung, höhlen die Hinterwand und drücken sich in die Nischen mit ihrem ganzen Leibe. Jetzt blicken sie umher. Etwas wie ein Lächeln spielt auf den platten, stumpfen Gesichtern. Sie wollen sich wärmen.

Das iſt eine Lappenfamilie, die auf ihren Schlitten aus den äußerſten Marken des Nordens kam, die ihren Rennthierheerden eine Zeitlang Lebewohl ſagte, um den neuen König zu ſehen. Sie wollte, zurückgekehrt in die Heimath, einen Stoff haben, um den vorüberziehenden Nomadenſtämmen etwas Neues aus der Welt zu erzählen, eine Neuigkeit, die ein wenig jünger wäre als Peter der Große und Guſtav Waſa. Es ſind Lappländer, die, wenn ſie nach Hauſe kommen, einen nomadiſchen Geſchichtsabriß, eine herumſchweifende Zeitung abgeben wollen. Schon ſeit acht Tagen ſind ſie in Stockholm, ſtellen ſich an die Straßenecken, glotzen die Häuſer an, werden in's Theater geführt, wo ſie bei des Komikers Hjörtbergs Scherzen verlegen lächeln und reden in einem um ein Jahrtauſend zurückgebliebenen Schwediſchen Dialekt, den ſelbſt Profeſſor Rask nicht verſteht. Bernadotte beſinnt ſich. Sie wollten ihn ſehen; ſie hatten im Vorzimmer gewartet und weil ihnen die Zimmerwärme unerträglich wurde, ſtürzten ſie ſich hinaus in den Schnee. Armer Bernadotte! Woran denkſt du? An den Tag, wo du im Angeſichte der Alpen zwanzigtauſend tapfern, klugen, ehrgeizigen Franzoſen zuriefeſt: Camarades, l'armée de l'Italie vous regarde? Nein, du denkſt an den Nordpol, an deine Unterthanen, an das Elendthier!

Der König winkt. Man führt die in Pelz genähten Hyperboräer herein. Da ſtehen ſie und glotzen mit ihren dummen Augen in die geſcheuteſten, die je unter Augenwimpern geblitzt haben. Der Schnee an ihren Füßen thaut in dem warmen Saale; bald ſtehen ſie in einem kleinen See, der immer näher an Bernadotte heranſchwimmt. Sie ſtoßen ſich unter einander an, mit rauhen Armen, und beurtheilen

das ſchwarze Haar des greiſen Mannes. Er iſt wie auf Kohlen. Sie betrachten ſeine goldgeſtickte Marſchallsuniform, dieſe ſonderbare Tracht, die weder Frack noch Oberrock iſt. Sie greifen nach dem Schwerterorden, nach dem Waſa-, dem Seraphinenorden: er mußte ſich ſchmücken, denn woher ſoll denen, die die Würde nicht kennen, der Begriff des Königlichen kommen? Bernadotte ſpricht kein Schwediſch; am wenigſten einen Dialekt, den Nasl ſelbſt nicht verſteht. Ach, er ſeufzt! Er dachte an Rouſſeau, an die Erklärung der Menſchenrechte, an die Schriften des Abbé Raynal. Die Contraſte erdrücken ihn. Dort St. Juſt, wie er bei Straßburg das Heer organiſirt, in dem er ſelbſt diente, hier drei Lappländer, vielleicht eine Frau unter ihnen, man ſieht es nicht, mit ſtumpfen, aufgeſtülpten Mienen, verkümmert wie das Moos, das unter dem Schnee wächſt..

Wenn ſie nur gingen! Was ſie nur an meinen Epauletten haben! Was thun ſie jetzt? Sie ziehen aus ihrer haarigen Kleidung ein großes ſchmutziges Tuch. Sie wickeln es auf, blutige Klecken kommen zum Vorſchein; da nehmt, Bernadotte! Das iſt Rennthierfleiſch, ſechs Wochen alt, ſteif gefroren, herrliches, blutiges Rennthierfleiſch! Sie wollen dir eine Freude machen, Bernadotte! Nimm, man kocht es in Schneewaſſer, klopft es mit einer Keule, wirft es dann wieder in den Topf, ſchüttet etwas Rennthiermoos hinzu und läßt es vierzehn Stunden am Feuer kochen; iß, Bernadotte!

Die Lakaien ſpringen hinzu. Der greiſe König, gewöhnt an die Olivenwälder, die am Fuß der Pyrenäen wachſen, erblaßt. Er wird ohnmächtig, wenn er Talgl riecht. Où est Oscar, mon fils? ruft er und wankt in ſein Cabinet. Oskar verſteht Schwediſch, Oscar iſt populär, Oscar hat keine

Das iſt eine Lappenfamilie, die auf ihren Schlitten aus den äußerſten Marken des Nordens kam, die ihren Rennthierheerden eine Zeitlang Lebewohl ſagte, um den neuen König zu ſehen. Sie wollte, zurückgekehrt in die Heimath, einen Stoff haben, um den vorüberziehenden Nomadenſtämmen etwas Neues aus der Welt zu erzählen, eine Neuigkeit, die ein wenig jünger wäre als Peter der Große und Guſtav Waſa. Es ſind Lappländer, die, wenn ſie nach Hauſe kommen, einen nomadiſchen Geſchichtsabriß, eine herumſchweifende Zeitung abgeben wollen. Schon ſeit acht Tagen ſind ſie in Stockholm, ſtellen ſich an die Straßenecken, glotzen die Häuſer an, werden in's Theater geführt, wo ſie bei des Komikers Hjörtbergs Scherzen verlegen lächeln und reden in einem um ein Jahrtauſend zurückgebliebenen Schwediſchen Dialekt, den ſelbſt Profeſſor Raſk nicht verſteht. Bernadotte beſinnt ſich. Sie wollten ihn ſehen; ſie hatten im Vorzimmer gewartet und weil ihnen die Zimmerwärme unerträglich wurde, ſtürzten ſie ſich hinaus in den Schnee. Armer Bernadotte! Woran denkſt du? An den Tag, wo du im Angeſichte der Alpen zwanzigtauſend tapfern, klugen, ehrgeizigen Franzoſen zurieſeſt: Camarades, l'armée de l'Italie vous regarde? Nein, du denkſt an den Nordpol, an deine Unterthanen, an das Elendthier!

Der König winkt. Man führt die in Pelz genähten Hyperboräer herein. Da ſtehen ſie und glotzen mit ihren dummen Augen in die geſcheuteſten, die je unter Augenwimpern geblitzt haben. Der Schnee an ihren Füßen thaut in dem warmen Saale; bald ſtehen ſie in einem kleinen See, der immer näher an Bernadotte heranſchwimmt. Sie ſtoßen ſich unter einander an, mit rauhen Armen, und beurtheilen

das ſchwarze Haar des greiſen Mannes. Er iſt wie auf Kohlen. Sie betrachten ſeine goldgeſtickte Marſchallsuniform, dieſe ſonderbare Tracht, die weder Frack noch Oberrock iſt. Sie greifen nach dem Schwerterorden, nach dem Wasa-, dem Seraphinenorden: er mußte ſich ſchmücken, denn woher ſoll denen, die die Würde nicht kennen, der Begriff des Königlichen kommen? Bernadotte ſpricht kein Schwediſch; am wenigſten einen Dialekt, den Rask ſelbſt nicht verſteht. Ach, er ſeufzt! Er dachte an Rouſſeau, an die Erklärung der Menſchenrechte, an die Schriften des Abbé Raynal. Die Contraſte erdrücken ihn. Dort St. Juſt, wie er bei Straßburg das Heer organiſirt, in dem er ſelbſt diente, hier drei Lappländer, vielleicht eine Frau unter ihnen, man ſieht es nicht, mit ſtumpfen, aufgeſtülpten Mienen, verkümmert wie das Moos, das unter dem Schnee wächſt..

Wenn ſie nur gingen! Was ſie nur an meinen Epauletten haben! Was thun ſie jetzt? Sie ziehen aus ihrer haarigen Kleidung ein großes ſchmutziges Tuch. Sie wickeln es auf, blutige Flecken kommen zum Vorſchein; da nehmt, Bernadotte! Das iſt Rennthierfleiſch, ſechs Wochen alt, ſteif gefroren, herrliches, blutiges Rennthierfleiſch! Sie wollen dir eine Freude machen, Bernadotte! Nimm, man kocht es in Schneewaſſer, klopft es mit einer Keule, wirft es dann wieder in den Topf, ſchüttet etwas Rennthiermoos hinzu und läßt es vierzehn Stunden am Feuer kochen; iß, Bernadotte!

Die Valaien ſpringen hinzu. Der greiſe König, gewöhnt an die Olivenwälder, die am Fuß der Pyrenäen wachſen, erblaßt. Er wird ohnmächtig, wenn er Tabak riecht. **Où est Oscar, mon fils?** ruft er und wankt in ſein Cabinet. Oscar verſteht Schwediſch, Oscar iſt populär, Oscar hat keine

ſo noble, feine, höchſtens von Pulverdampf parfümirte Vergangenheit gehabt, wie der Vater. Oscar muß mit den guten Leuten Tabak kauen. Oscar wird das erfrorne Rennthierfleiſch in Empfang nehmen. Oscar wird ſich im Schloßhof mit den Lappen im Schnee wälzen. Ah, mon cher Oscar, que tu es Suédois!

Die Krone muß ein großes Glück ſein, daß ſie Bernadotte auf ſein Haupt ſetzte. Er war Fürſt von Ponte-Corvo, beherrſchte als Gouverneur Hannover, die Hanſeſtädte, hatte Dänemark in ſeiner Botmäßigkeit, hatte eine Million im Vermögen und war gefürchtet von Napoleon. Und doch wollte er Beherrſcher eines Landes, wenn auch nur eines armen, werden! Der ehrgeizige Zug jener merkwürdigen Zeiten, die ich nicht erlebt habe, muß überwältigend geweſen ſein. Wenn man Napoleon haßte, mußte man nicht genug erfinden können, was an ſeinem Ruhme und ſeinem Schickſale nagen ſollte. Die alten Throne ſtürzten ein. Die Marſchallſtäbe Napoleons wurden Königsſcepter. Der Süd und Nord Europas, Neapel und Scandinavien, ſahen Männer von dunklen Anfängen auf ihren von alten Dynaſtieen abgeriebenen Thronen.

Will man die Geſchichte moraliſch beurtheilen, ſo ſoll man die Extreme durch ihre Mittelglieder zu entſchuldigen ſuchen. Da iſt ein Republikaner, der an einem Tage, wo die Revolution ihren Marſch um die Welt begann, den Aermel aufſtreifte und mit angezündeten Pulverkörnern auf das weiße Fleiſch ſchrieb: Vive la Republique! Und zwanzig Jahre ſpäter ſteht er vorm Altar der Sturkirka in Stockholm und des Prieſters Oel ſalbt die Majeſtät an ſeine Stirn. Wer wagt hier zu richten? Da liegen die Annalen

jener welthiſtoriſchen Metamorphoſen einer Zeit in die andere, einer Idee in die zweite und dieſer wieder in das, was die erſte bekämpfen wollte. Hier iſt die Conſequenz kein Maaßſtab mehr. In großen Perioden entſchuldigt der Ehrgeiz der Maſſe den Ehrgeiz des Einzelnen.

Wir wollen verſuchen, in Zuſammenſtellung einiger Thatſachen zu zwei oder drei Gruppen von Betrachtungen das Leben eines Mannes anſchaulich zu machen, für welchen ſich ſchwerlich in vergangenen Zeiten eine Parallele findet. Cromwell und Pipin ſchlagen nicht. Aehnlich war Ptolemäus Lagi von Aegypten. Auch dieſer Regent diente von unten auf, focht in den Schlachten Alexanders, ward Einer von des großen Macedoniers zwölf Marſchällen und riß Aegypten an ſich, als die Verlaſſenſchaft ihres Herrn getheilt wurde. Weiſe und gerecht war ſeine Regierung. Er hob den Handel ſeines Landes und [illegible] dabei tapfer und würdig der Lorbeern, die er in andern Verhältniſſen einſt gewonnen hatte.

Um drei Angeln bewegen ſich die folgenden Bemerkungen, um Bernadotte in ſeinem Verhältniſſe zu Frankreich und Napoleon, um das Ereigniß ſeiner Thronbeſteigung und zuletzt um die Regierung Karl Johanns. Unſer Verfahren wird zuerſt hiſtoriſcher, dann biographiſcher, zuletzt publiziſtiſcher Art ſein.

Johann Baptiſt Julius Bernadotte nannte ſich in ſeinem ſpätern Leben zu oft ſelbſt einen Gascogner, als daß man ihm den Namen eines Basken geben ſollte, den er ſeiner Geburtsſtadt Pau am Fuße der Pyrenäen nach verdient hatte. „Ich bin ein Gascogner," ſagte er nach der Schlacht bei Jena, als Napoleon ſich das Anſehen gab, als könnt' er ihn vor ein Kriegsgericht ſtellen; „aber Napoleon

ist es noch mehr als ich.“ Vielleicht schmeichelte es dem Marschall, aus dem Lande der Fanfaronaden gebürtig zu sein und doch immer die Wahrheit zu sagen. Montesquieu und die größten Geister der Gironde waren seine Landsleute. Doch überwältigte ihn die Lust am Kriege. Er ging nach Amerika unter Rochambeau und focht neben Lafayette, bis ihn die Engländer gefangen nahmen. Es ist wohl etwas zu enthusiastisch gemeint, wenn man sagt, der freundlichen Behandlung, welche Bernadotte damals erfuhr, habe Schweden später die Trennung von dem Handelsgrundsatze Napoleons verdankt. Ich glaube wenigstens, daß Bernadotte damals nur das Wohl seines Landes und nicht das Weißbrod im Auge hatte, das er von den Engländern als Gefangener erhielt.

Die Revolution traf ihn noch als Sergeanten, ob er gleich schon fünf und zwanzig Jahre zählte. Jetzt steigt man. In fünf Jahren war Bernadotte Divisionsgeneral unter Jourdan und that sich durch die glänzendsten Unternehmungen hervor. An Jourdan hielt ihn eine innige, republikanische Zeitgemeinschaft gekettet. Sie standen sich noch am 18. Brumaire nahe, wo Bernadottes Benehmen plötzlich eine politische Bedeutung erhielt. Bernadotte war aufrichtiger Republikaner. Die Grundsätze, welche St. Just in Straßburg der Organisation der Rheinarmee eingepflanzt hatte, waren zwar bald von dem Ehrgeize, der keine Grundsätze hat, ausgelöscht worden; doch einige erhabene und unabhängige Charaktere gab es noch immer, die den Zusammenhang der Begebenheiten mit Wärme und republikanischer Vorliebe empfanden. Zu ihnen gehörte Bernadotte. Er ist mit der zweiten militärischen Fraction der Revolution (Marceau, Dümouriez mag wohl die erste sein), er ist mit Kleber, Desair, Moreau, Hoche verwandter, als mit

den übermüthigen Kriegern, die unter Buonaparte Italien mit ihren Siegesdenkmälern bepflanzten, die der republikaniſcher Sittenſtrenge zu Gunſten engliſcher Manieren, dem Citoyen zu Gunſten des wieder auflebenden Monſieur, den Gehorſam aufkündigten. Bernadotte focht unter Buonaparte, theilte mit dem Obergeneral die Ehre des Tages von Rivoli, aber unmuthig, gereizt, ohne Eiferſucht, aber auch ohne Behaglichkeit. Nachdem Bernadotte bis über Grätz vorgerückt war, nachdem er, um bei großen Dingen eine Anekdote zu erwähnen, die für Berlin von Intereſſe iſt, nahe daran war, jenen bourboniſtiſchen Spion, welcher ſpäter in Preußen intriguirte, um übereilte Pläne in ihren Ausbrüchen zu beſchleunigen, den Grafen d'Entraigues, aufzuheben, wurde er zum Geſandten der Republik am Wiener Hofe ernannt. Hier kitzelte ihn der Republikanismus. Hier, wo Kaunitz ſeine Pläne gegen die junge franzöſiſche Freiheit zu entwerfen begann, hängte Bernadotte an einem ſchönen Abende, nach den Freuden eines Gelages, die dreifarbige Fahne aus. Er bewohnte das Hotel, welches dem jetzt falliten Baron Geymüller gehörte. Die Wiener ſahen hierin ein Signal für die Propaganda, ſie ſahen eine Verſpottung jener Krieger, die ſie, obſchon befreit vom Kriegsdienſte, aus ihren eigenen Mitteln freiwillig in die Fluren Italiens geſandt hatten, riſſen das Straßenpflaſter auf, warfen dem Geſandten die Fenſter ein und benahmen ſich ſo tumultuariſch, daß die Dragoner aus der Joſephſtadt, kaum angekleidet, herbeiſprengen mußten, einer Verletzung des Völkerrechts Einhalt zu thun. Der Krieg ſollte aufs Neue losbrechen: ſo war die Meinung des beleidigten Directoriums. Doch Buonaparte weigerte ſich, ihn zu erklären, weil es an einer gerechten Urſache fehlte und die Thorheit Bernadottes von

keinem Besonnenen gutgeheißen werden konnte. Noch vor Buonapartes Rückkehr aus Aegypten war Bernadotte mit dessen Familie ein Verhältniß eingegangen, dessen verwandtschaftliche Verpflichtungen ihn aber am 18. Brumaire nicht bestimmten, Pläne des Ehrgeizes befördern zu helfen. Bernadotte heirathete eine Schwägerin Josephs Buonaparte, Destrée, die zweite Tochter des Marseiller Kaufmanns Clary. Die Königin von Schweden wurde von Napoleon, ehe sie mit Bernadotte bekannt wurde, angebetet. Napoleon behauptete später, daß er ihren Besitz erringen konnte, wenn er durch das Vaterland nicht aus seiner Bewerbung gerissen wäre; aber es ist bekannt, daß der alte Herr Clary äußerte, an einem Buonaparte hätte seine Familie genug. Napoleon, von Natur sentimental*), bewahrte der Gattin Bernadottes eine unausgesetzte zärtliche Erinnerung und soll ihr zu Liebe in die Uebernahme des schwedischen Thrones gewilligt haben. Sie hatte keine Freude daran. Mit ihren französischen Umgebungen verstieß sie bei ihrer Ankunft in Schweden gegen den Nationalstolz. Es entspann sich die ärgerliche Debatte, welche von den Frauen der Kronprinzessin den Vorrang haben sollten, die ihrer ersten oder die ihrer zweiten Heimath. Die Erbitterung auf die Fremde wurde so groß, daß sie Schweden ver-

*) Das Calex, der Napoleons Individualität von dieser Seite aufgefaßt hat, ist mit Unrecht getadelt worden. Bourrienne erzählt, mit welchem Eifer Napoleon ihm den Besuch des Stückes: Misanthropie et Repentir anempfahl; ja daß er ihn mannichfach aufgefordert hätte, Werthers Leiden geschmackvoll zu übersetzen. Bourrienne that es mit einzelnen Briefen, die Napoleon hinrissen. Wo hat die Geschichte der Deutschen von W. Menzel nur jene Notiz her, daß Napoleon in Aegypten den Werther gelesen und eine Nation, die solche Bücher produzire, verachtet hätte? Die Thatsache der Lectüre mag richtig sein; aber die Schlußfolgerung ist aus der Luft und aus Menzels Goethe-Haß gegriffen.

ließ und bis vor ſechs Jahren im Auslande lebte. Sie wohnte abwechſelnd in Paris und Frankfurt am Main. Am letzten Orte in demſelben rothen Hauſe, welches jetzt die Thurn und Taxis'ſche Poſtanſtalt. Oscar, als er auf den Congreß von Verona reiſte, um legitimiſtiſche Studien zu machen und ſich auf dieſelbe Weiſe zu empfehlen, wie er es neulich in Kaliſch that, gab der Mutter in Brüſſel ein Rendezvous und ſuchte ſie zur Ueberfahrt nach Schweden zu bewegen. Mehre Jahre darauf gab ſie Gehör, wurde ohne Groll empfangen, in jeden Abend im Theater, wo ſie kein Wort von den Stücken verſteht, und hat ſich als Hochmeiſterin in alle die Geſellſchaftsorden einſchreiben laſſen, welche von der ſchönen Welt in Stockholm als winterliche Vergnügungen gebildet werden.

Am 18. Brumaire legte Bernadotte in Napoleons Herzen den Saamen einer Geſinnung, der ihm von dieſem Augenblicke nur taube und nichtsnutzige Früchte trug. Bernadotte war ehrgeizig. Das kann ſelbſt Fouché, der die Intrigue jenes denkwürdigen Tages mit der ganzen Genialität ſeines pſychologiſchen Scharfblickes beſchrieb oder beſchreiben ließ, nicht in Abrede ſtellen. Nur überwog bei Bernadotte die Ehrlichkeit und die nachhaltende Anhänglichkeit an eine Regierungsgewalt, die ihn ausgezeichnet, die ihm das Kriegsminiſterium anvertraut hatte. Napoleon, dem Alles daran lag, den Moment als eine Kriſe zu ſchildern, die mit einer Revolution enden müßte, fragte Bernadotte, warum er in Civilkleidern ginge? Er wollte damit ſagen, warum er im Kamiſol, mit Pantoffeln an den Füßen vor der Hausthür ſtünde und eine Cigarre rauchte, da jetzt Jedermann die Schärpe umlegen müßte und mit ihr zugleich eine Unterordnung unter

den Sieger der Pyramiden. Bernadotte erklärte trocken, daß er von der öffentlichen Gewalt noch keinen Auftrag bekommen hätte. „Und wenn Sie ihn bekommen, gegen wen werden Sie ihn in Ausführung bringen?“ „Contre tous les perturbateurs de la République!“ antwortete Bernadotte. Aber es blieb nur eine Redensart, die dem Manne Ehre machte. Barras und Sieyes, (Sieyes, dieser gewandte Abbé, der für die schweren Geburten in den Krisen der französischen Revolution immer die Stelle einer Hebamme übernommen zu haben scheint) hatten das Terrain so gesäubert, daß die Waffengewalt, welche am 19. gebraucht wurde, nur die Beruhigung einiger übriggebliebenen unzufriedenen Trotzköpfe war. Noch vor dem Anbruch des Consulats mußte Bernadotte seine Demission nehmen. Er erklärte öffentlich, er würde sie nicht gegeben haben, hätte er nicht gewußt, daß man sie annehmen würde. Dies war eine Protestation gegen eine neue Herrschaft des Schreckens, die im Staate aufkam. Bernadotten blieb nichts übrig, als in die Reitschule zu gehen und bei der Aufhebung der dortigen republikanischen Zusammenkünfte die letzte Freiheit der Verfassung aushauchen zu helfen. Es ist ein vernichtendes Gefühl, so ehrgeizig zu sein, wie Andre und doch zu ehrlich, um Rücksichten zu verletzen.

Jetzt war Bernadotte von den Launen des Oberhauptes im Staate abhängig. Napoleon befolgte die Taktik, ihn zu demüthigen und an Posten zu stellen, wo es keine Lorbeeren zu gewinnen gab. Er wollte ihn den Völkern verdächtig machen, er übersah, daß nichts den Herzen der Nationen sich so einschmeichelt wie die Tugenden des Friedens und daß die Völker lieber Palmenzweige als blutige Siegeskränze austheilen. Bald wurde Bernadotte gegen die Vendée verwandt,

wo er Gelegenheit hatte, durch Milde die Gemüther zu gewinnen, bald gegen die Engländer, welche von Antwerpen aus sich näherten und die er durch Anwendung eines nicht weniger populären Mittels zurücktrieb, durch das Aufgebot der Nationalgarden. Diese eigenmächtige Verfahrungsweise war ganz dazu geeignet, Napoleons schlummernden Groll wieder aufzuwecken. Dazu kam, daß Bernadotte weniger durch seine Veranlassung, als durch die Meinung, welche ihm vom Volke imputirt wurde, in fast allen Conspirationen genannt wurde. Mallet, der schon im Jahre 1802 mit einem Muthe drohte, der 1812 zu einem, dem unerschrockenen Manne so verderblichen Ausbruche kam, Mallet und die Philadelphen wurden immer mit Bernadotte zusammen genannt. Man nahm es als fest an, daß dieser General noch unter der consularischen Regierung mit Fouché einen Ueberfall der Hauptstadt verabredet und den Umsturz der damaligen Verfassung bezweckt haben sollte. Napoleon selbst war nicht der Leute, diesen Gerüchten Glauben zu schenken, nur vermied er, mit Eclat ihren Grund aufzudecken, weil er Frankreich und Europa überreden wollte, daß Niemand mehr gegen ihn zu conspiriren wagte. Bernadotte söhnte sich, durch Josephs, seines Schwagers, Veranlassung mit dem Machthaber wieder aus, war aber bei den spätern deutschen Feldzügen ein ewiger Gegenstand der kaiserlichen Spionage. Bernadotte klagte bitter über die Intriguen Savarys, der in den Feldlagern die geheime militairische Polizei zu leiten hatte und das allgemeine Schrecken der Generale geworden war, seit der biedere unerschütterliche Lannes ihm nicht mehr die Spitze bot.

Napoleon war unermüdlich in Herabwürdigungen Bernadottes. Er ging darauf aus, die Feldherrntalente eben so

ſehr wie den Patriotismus dieſes Generals verdächtig zu machen. Jena, Wagram und Eylau waren die Hauptveranlaſſungen dieſer wiederholten Zerwürfniſſe. Am erſten Orte ſollte Bernadotte die Schuld tragen, daß das Preußiſche Heer nicht total vernichtet wurde. Er durfte nur eine feſte Poſition nehmen, ſagte Napoleon zu Automarchi noch auf St. Helena, und das Preußiſche Heer war vernichtet. Aber Genie gehörte dazu, fügte er bei, oder, wenn man Rapps Berichten folgt, nach Napoleons Meinung weniger Eiferſucht auf den Ruhm der andern Marſchälle: denn wenn es Bernadottes Wünſchen gemäß gegangen wäre, ſo hätte, wie Napoleon ſagte, Davouſt die Schlacht bei Auerſtädt verlieren müſſen. Nach der Schlacht bei Wagram desavouirte Napoleon öffentlich von Schönbrunn aus das Benehmen Bernadottes, der ſich erlaubt hatte, in einem eignen Tagsbefehl den Sachſen, die er commandirte, Lobſprüche und den größten Antheil am Siege zuzuerkennen. Ich geſtehe, daß der Bericht, den Bernadotte über den Muth der Sachſen abſtattete, die Erwartung überſteigt, die man von der Tapferkeit eines Volkes haben darf, welches zum größten Theile aus Gelehrten, Buchhändlern und Sänftenträgern beſteht, und glaube mehr an die Anſicht, welche ſich über die Schlacht bei Wagram in der Geſchichte feſtgeſtellt hat, daß die Sachſen, eingedenk des deutſchen Vaterlandes, das ſie in den Oeſtreichern bekriegten, gewichen ſind; aber Napoleon nahm Gelegenheit, den Prinzen von Ponte Corvo wegen eines in dieſen kritiſchen Zeiten ſo übel angebrachten Complimentes an die Bundesgenoſſen in den Augen der Franzoſen als einen Verräther der Nationalehre zu bezeichnen. Die Zwiſtigkeiten bei Eylau waren dieſer Demüthigung vorausgegangen. Dort hatte

Napoleon, um die Ehre eines ſchwer errungenen Tages zu retten, die Schuld auf Bernadotte geſchoben und ihm den Vorwurf einer Verſpätung ſeines ihm zu einer beſtimmten Stunde vorgeſchriebenen Eintreffens auf dem Kampfplatze gemacht. Bernadotte wußte von Nichts. Der Offizier, welcher ihm die Depeſche überbracht haben ſollte, war todt und Napoleon hatte gut weiſe ſein, wenn es ſich um die Vertrauten ſeiner Pläne handelte, die man nicht mehr fragen konnte. Nach der Schlacht bei Wagram nahm Bernadotte ſeinen Abſchied und beſchloß, in Frankreich als Privatmann zu leben. Hier traf ihn die Wahl der Schweden. Napoleon war überraſcht und leiſtete in der erſten Hoffnung, für Frankreich eine neue Station zu haben, keinen Widerſtand. Derſelbe Marſchall, den er einſt vor ein Kriegsgericht ſtellen wollte, wenn er einen andern Grund dazu gehabt hätte, als ſeinen Haß, war daran, eine Krone auf ſein Haupt zu ſetzen. Napoleon ließ ihn ziehen, verſprach für Ponte Corvo zwei Millionen (eine wurde gezahlt) und erſchrak erſt, als ihm der neue Rival aus den Augen war. Ein Briefwechſel entſpann ſich ähnlicher Art, wie der, welchen Napoleon mit ſeinem Bruder Ludwig, dem Könige von Holland, führte. Sie ſind erſtens Franzoſe, zweitens franzöſiſcher Prinz und erſt drittens König von Holland oder Schweden: dies war ſein Refrain. Der Ausdruck: das Intereſſe meines zweiten Vaterlandes, brachte ihn außer ſich. Er begriff nicht, wie man eine Monarchie gründen konnte ohne Machiavellismen. Jetzt rief er aus: „O wär' er hier, ſo ließ' ich ihn in Vincennes erſt Schwediſch lernen'" „Bernadotte war es," ſagte er in St. Helena zu Las Cases, „der unſern Feinden den Schlüſſel zu unſrer Politik, die Tactik unſerer Armeen mitgetheilt; er iſt es, der

ihnen die Wege zum heiligen Böden gezeigt hat." „Er ist jetzt der einzige Emporkömmling, der auf dem Throne sitzt," fügte er ein andermal hinzu; „das ist ein Skandal, dessen Beispiel für die legitimen Monarchien zu gefährlich ist, als daß sie es ungestraft lassen könnten." So riß ihn die Leidenschaft noch im letzten Augenblicke zur Blindheit hin. Bernadotte und Buonaparte besaßen denselben Ehrgeiz, vielleicht dasselbe Genie. Der Eine konnte die Welt, der Andre nur ein kleines Königreich, wo die Natur Eisen statt Korn wachsen läßt, erringen, weil sie sich durch die Verantwortlichkeit unterschieden, die sie im Gewirr sich durchkreuzender Interessen zu übernehmen wagten. Napoleon verschuldete sich beim Glück, Bernadotte wollte bei derselben Göttin reine Rechnung haben. Jener fallirte, dieser sparte ein kleines Capital, von dessen Zinsen sich ein gemüthliches Leben führen läßt, wenn auch unterm sechzigsten Grade der nördlichen Breite, in einem Lande, wo die Weintraube nur im Treibhaus reift, wo man die Buche und die Eiche begießen muß, wo unter drei Jahren das eine immer ein hungriges und mißrathenes ist.

Die Schweden waren nämlich der Herrschaft Gustavs müde geworden, der anstatt im Tacitus im Swedenborg las, der statt das Hirn seiner Unterthanen zu studiren, ihre Schädel nach Gall'schen Grundsätzen betastete und eine Amme entlassen konnte, die es gewagt hatte, dem kronprinzlichen Säugling statt von „Sr. Majestät" von seinem „Papa" zu erzählen. Die schwedische Aristokratie, nicht unähnlich der ehemals polnischen, hatte dabei ihre Privilegien im Spiele und wagte, da die Gemeinschaftlichkeit die Verbrechen zu mildern pflegt, einige Schritte, welche noch im Dunkeln liegen, sich

aber durch die dem Grafen Fersen gemachten Anschuldigungen ahnen lassen. Fersen, derselbe „schöne" Fersen, der als Kutscher verkleidet die unglückliche Familie Ludwig XVI. dem Postmeister von Varennes in die Hände führte, derselbe Graf Fersen, den die französischen Republikaner vom Rastadter Congreß vertrieben, wurde, als angeblicher Mörder des Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg, auf offener Straße vom Volke erschlagen, wie mich ein Augenzeuge versichert, mit Regenschirmen.

Warum die schwedische Aristokratie einen französischen General auf den Thron des Landes rief*), läßt sich aus zwei Gründen erklären, die sich fast zu widersprechen scheinen. Glaubte sie ein blindes Werkzeug ihrer Anmaßung zu gewinnen, oder trachtete sie, durch einen Fremden dem Lande die Ruhe zu geben, welche durch die Wahl eines Einheimischen eines Vrahe, Sparre, Horn, Adlerkreuz, nur noch heftiger wäre gestört worden? Einleuchtender ist, wie man unter Napoleons Generalen gerade auf Bernadotte gerathen konnte. Hier traten Aller Wünsche zu: denn die Aristokratie wollte nur einen Fremden, der gemeine Mann, der halben Ohres auf die Zeitung lauschte, einen Franzosen, am liebsten den Wunderheros Napoleon selbst. Der Mittelstand, der Kaufmann und ein Theil der Offiziere hatten in der That schon ganz speziell an einen bestimmten Namen gedacht. Ob Bernadotte selbst an sich dachte? In Schweden gilt es für loyal

*) In der Skizze über Metternich, welche in einem Hefte der Revue des deux mondes steht, wird ein Graf Löwenhjelm genannt, welcher bei der Thronumwälzung in Schweden mitgewirkt haben soll. Diese Angabe ist doppelt unrichtig, einmal faktisch, sodann Namens, weil Löwenhjelm kein schwedischer Name ist. Auch in dem Pamphlet des Obersten Gyllenhaal, der dreißigste Mai 1809 findet sich keine Andeutung.

zu sagen: Der König war ebenso überrascht wie gerührt von seiner Wahl. Bourrienne, der sich in seinen Memoiren das Ansehen einer ganz besondern Freundschaft für Bernadotte giebt und mit gränzenloser Geschwätzigkeit die Fälle erzählt, wie oft Carl Johann seine Tochter „meine kleine Cousine" nannte, Bourrienne deutet ein entschiedenes Einverständniß mit der Aristokratie, als der Wahl vorangegangen, an. So viel scheint sicher, daß, als ihm Madame Normand in Paris ein Königreich wahrgesagt hatte, das überm Meere läge, Bernadotte dabei — nicht an Amerika gedacht hat.

Den Heeren Napoleons ging ein Enthusiasmus voran, welchen selbst diejenigen theilten, gegen die sie geführt wurden. Die Völker vermischten ihre eignen Hoffnungen nicht mit denen ihrer bestehenden Regierungssysteme, sie sahen sogar kalt zu, wie ihre eigenen Armeen von denen Napoleons geschlagen wurden, denn ihre Politik ging nur darauf aus, sich selbst mit dem Glanze der französischen Waffen zu verbinden und unter ihrem Schutze die Concessionen zu erlangen, welche ihre gedemüthigten Regierungen unter diesen Umständen nicht verweigern konnten. So war es in Schweden. Die kriegerischen Akte Gustav Adolfs mißfielen, seine Bemühungen um Pommern waren nicht einmal national. Die allgemeine Stimme war die der Bewunderung für Napoleon, und derjenige, auf den sie übertragen wurde, war Bernadotte. Bernadotte stand den nordischen Völkern am nächsten. Seine civilen Tugenden entfalteten sich schon, als er Gouverneur von Hannover war. Die Plünderung Lübecks konnte nicht gehemmt werden, aber seinen Bemühungen gelang es, übertriebenen Ausschweifungen Einhalt zu thun, den Bedrängten Schutz, dem Klagenden Gehör zu geben. Bernadottes

Benehmen iſt für Lübeck unvergeßlich. Alle Berichte aus jener Zeit, beſonders der Brief des Herrn Villers, des bekannten franzöſiſchen Verehrers der deutſchen Univerſitäten, an Madame von Beauharnais kommen darin überein, daß Lübeck ohne Bernadotte's Energie verloren geweſen wäre. Spätern Ruhm ſammelte ſich der Prinz von Ponte-Corvo in Hamburg. Mortiers, Michauds und Brünes Benehmen an dieſem Orte hatte Spuren tiefer Erbitterung zurückgelaſſen, welche der neue Gouverneur verwiſchte. Das Dekret von Berlin bewirkte eine Revolution im Handel. Bernadotte bemühte ſich ihre Folgen weniger empfindlich zu machen. Auf ſeine Veranlaſſung mußten die Douaniers immer das eine Auge geſchloſſen haben. Vertrauliche Geſpräche ließen bald errathen, welche Meinung Bernadotte über das neue Merkantilſyſtem hatte. Die Hanſeaten und Nordländer erfuhren hier Prinzipien, welche ſie nicht ahneten von dem Manne ſobald in Ausführung gebracht zu ſehen. Später kommandirte Bernadotte in Copenhagen. Er traf das arme, zerſchoſſene, überrumpelte Copenhagen halb in Aſche, die ganze Stadt aber in tiefſter Trauer. Es war eine beſondere Fügung des Schickſals, daß Bernadotte überall da ankam, wo er Ausſchweifungen zu zügeln oder Schmerz zu verſöhnen hatte.

Selbſt die feindlichen und neutralen Höfe gewann der Marſchall. Dem Fürſten Wittgenſtein werden die ihm in der päpſtlich Poſſiſchen Briefangelegenheit geleiſteten Dienſte unvergeßlich bleiben. Gefälligkeiten verpflichten eben ſo ſehr wie Geſchenke. Der König von Preußen war bei derſelben Angelegenheit intereſſirt, wo Bernadotte mit vieler Gewandtheit ſeinen letzten Einfluß bei Napoleon geltend zu machen wußte. Kein fürſtlicher Name iſt in Preußen ſo populär,

wie früher der des Königs von Schweden. Für den Schmerz des Coriolan, gegen die Römer kämpfen zu müſſen, ſollte die Liebe der Volsker einen Erſatz geben.

Wir ſind jetzt in unſrer Darſtellung bis auf jenen Punkt gekommen, wo wir in Bernadotte nur den Schweden noch antreffen, wo die Pyrenäen, die franzöſiſchen Zeltgemeinſchaften vergeſſen ſind. Wir ſehen ihn von Frankreich, dann von Hamburg Abſchied nehmen und einige ſchwediſche Worte einſtudiren, die ſich auf der Reiſe aus dem Wagen weiſen laſſen. Wir wiſſen nicht, was er lieſ't; Macchiavell oder Mariana über Prinzenerziehung, Plato's Republik oder die Geographie von Schweden. Kaum zwei Stunden iſt der neue Prinz in Copenhagen, ſo ſtirbt der König von Dänemark. Wir übergehen die Thaten des Befreiungskrieges, die der Geſchichte mehr als der Biographie angehören und ſehen nur noch den König auf dem Throne Guſtav Waſa's, auf dem Schloſſe Karls IX., nicht weit entfernt von Gripsholm, wo die Könige verwahrt werden, welche das Vertrauen des Volkes täuſchen, wie einſt Erich. Betrachten wir Carl Johann in der Miſſion, welche er dem ſchwediſchen Volke gegenüber übernommen hat.

Schweden gehört wie Deutſchland und Holland zu jenen Staaten, die ihre glänzende Vergangenheit nicht wieder einholen können. Schweden hat gegen die mächtigſten Reiche unermüdliche Kriege geführt, Schweden dictirte Friedensſchlüſſe. Schweden iſt kaum noch der Schatten deſſen, was es einſt war. Ein armes Land, das allerdings noch die Finniſchen und Pommerſchen Ufer der Oſtſee ſein nannte, aber dafür noch keine Tanne in Norwegen beſaß, lieferte ſtreitſüchtigen Königen die zahlreichſten, muthigſten und gehorſamſten Heere.

Nach einer Schlacht, wie die bei Pultawa, konnten 70,000 Mann dem angebeteten nordischen Alexander, wie ihn Voltaire nannte, zum Entsatze kommen; und noch länger hätte diese Freudigkeit der Nation, diese Hingebung an ehrliche, mannhafte Regenten gedauert, wenn nicht der Adel die Bereitwilligkeit gekränkt, den gemeinsamen Willen zersplittert und eine Obergewalt im Lande gewonnen hätte, die man jetzt in der schwedischen Geschichte die Zeit der Freiheit nennt, deren Rückkehr aber das grausamste Geschenk des Schicksals wäre. Schweden verlor Finnland und die deutschen Provinzen. Norwegen, gegen Schweden so widerspenstig, wie Belgien gegen Holland, ist kein Ersatz für eine Provinz, die dem Czaren von Rußland seine besten Krieger liefert. Schweden ist in einer Lage, die ernsthafte Aufmerksamkeit verdient.

Der Traum jedes patriotischen Unterthanen Carl Johanns ist der Stein, welchen der Sage nach ein Waldgeist an der Newa meißelt und der die ewige Gränze zwischen Scandinavien und Rußland bilden sollte. Jetzt ertragen sie es schwer, daß sich Alexander und der Kronprinz in Abo umarmten und sich der Ehrgeiz statt Finnland Norwegen unterschieben ließ, da man ihm Hoffnung machte, Erbe Napoleons zu werden. Es ist gewiß, daß Bernadotte während des ganzen Feldzuges daran dachte, jenen Hermelin zu erhalten, der im Glauben des Volkes auch schon für Moreau bestimmt gewesen war, den Bienenmantel Napoleons. In Paris wagte Bernadotte nur etwa drei Tage diese Hoffnung, in der ihn Alexander bestärkte, und reiste ab, als er die geheimnißvollen Winkel sah, welche Talleyrand mit hinkendem Fuße schrieb. Bernadotte war getäuscht; aber wer kannte Alexandern, der Aller Welt Alles versprach und Jedem gern den ganzen

Himmel in den Schooß schüttete, zürnen? Wie konnte es Carl Johann in seiner Lage? Die Schweden sagten, daß er auf sie rechnen dürfte; aber Carl Johann nahm das, was ihm gewiß war, die Achtung der Nation, und suchte sich noch das zweite Ungewisse zu verschaffen, die Freundschaft der heiligen Allianz. Die Nation seufzt. Sie haßt Rußland, wie Rußland in England und Deutschland kaum gehaßt wird. Sie denkt an jenen Grenzstein im Walde an der Newa, an Landskrona, eine Festung, welche Torkel Knutson baute; aber die Politik des Kabinettes von Stockholm hat keine Selbstständigkeit. Als Bernadotte Kronprinz von Schweden wurde, fielen die Papiere in St. Petersburg; seitdem stiegen sie: werden sie erst wieder fallen, wenn Carl Johann stirbt?

Auch der König von Schweden ist mit den Resten der französischen Revolution, welche sich als moderner Liberalismus in unsern heutigen Verhältnissen eingekleidet haben, in Widerspruch. Derselbe Republikaner, welcher in Wien einen Kampf gegen die Bevölkerung der Straßen wagt, fürchtet jetzt nichts so sehr, als die Straße, den Tumult und jene nur in mißglückten Revolutionen übliche Bezeichnung des Volkes, den Pöbel. Schon während seiner Statthalterschaft von Copenhagen schrieb er nach Hamburg: „So oft die Massen sich erheben und von ihrer Kraft Gebrauch machen, hört Jedermanns Sicherheit auf. Dann muß die Autorität der beschützenden Gewalt sich in ihrer ganzen Energie zeigen und den Gewaltthätigkeiten durch ihre Dazwischenkunft ein Ende machen. Der alte römische Senat, der doch sonst so mißgünstig und eifersüchtig auf seine Prärogativen war, übergab in Zeiten der Verwirrung das schreckliche Recht über Leben und Tod an einen Dictator, der nach keinem andern

Geſetze verfuhr, als dem ſeines Willens und des Liktorenbeils. Die gewöhnlichen Geſetze begannen nicht eher wieder, bis nicht das Volk zu ſeiner Pflicht zurückkehrte.“ Dieſe Erklärung verräth energiſche Maximen, welche zum Glück in Schweden noch nicht angewandt worden ſind. Jedes Land und jede Lage modifizirt Abſtractionen dieſer Art. Die Schweden ſind nicht leicht überredet; ihre Ueberzeugung reißt ſie oft hin, ſie ſind zum Tumulte geneigt. Ihre von einander entfernt liegenden Wohnſitze zwingen ſie, ſich in einer gewaltſamen Uebereinſtimmung ihres Willens zu erhalten. Die Mißgunſt ihres Bodens, der ihnen das Brod ſo kärglich ſpendet, macht ſie ungeduldig. Es möchte mißlich ſein, Grundſätze, welche für Rom und Paris ſich eignen, auf eine Nation anzuwenden, welche ehrlich und bieder iſt und nie etwas gethan hat, wofür ſie keinen rechten Grund gehabt hätte.

Schweden iſt verroſtet von alten Mißbräuchen. Der Geiſt der Zeit kämpft gegen den Papierdrachen des Schreibeſyſtems an. An einer Bittſchrift aber reiben ſich in Schweden hundert büreaukratiſche Hände ab, ehe ſie erledigt wird. Jede Bägate, das Bändchen an einem Orden, wird dem König vorgelegt, gleichſam als ſollte bei ihm nur durch zahlloſe Unterſchriften die Laſt des Königthums ausgedrückt werden. Der König erliegt unter dieſer geiſtloſen Arbeit, die ſich täglich wiederholt und die ihm immer gleich ſtumm und öde iſt, da Bernadotte kein Schwediſch verſteht. Aber noch gefährlicher iſt die induſtrielle, agrariſche und merkantiliſche Lage des Landes. Schweden iſt arm, d. h. es bettelt nicht; aber es ißt ſein Brod im Schweiß ſeines Angeſichtes. Schwedens Schickſal könnte gehoben werden, das Gouvernement

könnte ſich an die Spitze einer Revolution in des Landes alten gewerblichen Formen ſtellen, dem Ackerbau könnten ſeine Laſten genommen, die Induſtrie könnte ermuthigt werden. Selbſt das, was die Natur dem Lande vor andern Ländern ſchenkte, wird nicht in dem Grade cultivirt, wie es dem Intereſſe deſſelben entſpräche. Sollte man glauben, daß Schweden trotz ſeiner waldigen Gebirge Mangel an Holz leidet und die Ausfuhr dieſes Naturproduktes verbieten mußte? Nur durch eine ſchlechte Bewirthſchaftung der Forſten konnte es ſo weit kommen. Schweden ſollte mit ſeiner Natur eine großartige Induſtrie eröffnen können. Schweden ſollte Nordamerika im Bau von Schiffen, beſonders Dampfahrzeugen übertreffen. Schweden ſollte das Eiſen, das es an England verkauft, nicht von England verarbeitet zurücknehmen, ſondern ſelbſt nach techniſchen Fertigkeiten ſtreben. Wenn ſich auch Schweden nicht im Handel von England unabhängig machen kann, wenn es niemals auf der See zu Hauſe ſeyn und jene Zeit nicht wiederkehren wird, wo Stockholm mehr Kaufleute zählte als London, ſo könnte es ſich doch in der Induſtrie einige Selbſtſtändigkeit verſchaffen. Wie weit Schweden in dieſer Rückſicht gekommen iſt, ſieht man daraus, daß es noch nicht einmal einer allgemeinen Freiheit der Gewerbe genießt.

Schwedens politiſche Lage erregt Beſorgniſſe. Ich rede nicht von jener kleinen, im Intereſſe der geſtürzten Königsfamilie entdeckten Intrigue der Herren Vegeſack und Düben, nicht einmal von der Norwegiſchen Oppoſition, welche ſich auf eine vortreffliche, beinahe philoſophiſche Verfaſſung ſtützt, ſondern von den Zerwürfniſſen des Mutterlandes ſelbſt, welche mir kaum anders, als durch große Reformen heilbar erſcheinen. Die Finanzen ſind in Ordnung. Schweden hat Papiergeld,

aber keine Nationalſchuld. Schweden hat aber ein verfehltes Abgabenſyſtem. Es iſt einmal zu hoch und zweitens ſchlecht regulirt. Zwanzig Millionen Thaler von drei Millionen Menſchen zu verlangen, welche am Nordpol wohnen, die ſechs Monate des Jahres verſchneit ſind, iſt unbillig, und wenn dieſe Millionen noch auf denen laſteten, welche ſie zahlen können! Die Cataſter in der Cameralverwaltung ſind faſt alle irrthümlich und illuſoriſch, das Einkommen derer, welche beſitzen, iſt zu niedrig und derer, welche arm ſind, zu hoch angeſchlagen. Dem Landmann ſieht man leicht in die Geldkatze, mit der er vom Kornmarkt aus der Stadt heimkehrt; dem Kaufmann in Gothenburg laſſen ſich die Prozente aber niemals nachrechnen. Hier muß eine Ausgleichung ſtatt finden. Wann wird ſie kommen? Wann in einem Lande, das unter den Privilegien ſeiner Ariſtokratie ſeufzt? Der Adel zahlt in Schweden 2½mal weniger als er im Vergleich mit den Bauern zahlen müßte. Die Höfe des Adels ſind frei von zahlloſen feudalen Steuern, welche nur noch auf dem kleinen Beſitzthum der Armuth liegen geblieben ſind. Das Land fühlt, was ihm Noth thut. Die Ariſtokratie ſelbſt kommt allerdings den Plänen zur Verbeſſerung entgegen. Ankarſwärd und Björnſterna ſind im Munde jedes Patrioten; aber ſchon offenbart ſich der Zwieſpalt des öffentlichen Lebens, der Schweden zerrüttet. Die Regierung nämlich ſieht ſtumm, mißtrauiſch und gleichgültig der großartigen ideellen Bewegung zu, welche ſich in den Köpfen der Nation entwickelt hat. Sie iſt wohlmeinend, ſelbſt aufgeklärt, dieſe Regierung, ein edler, rechtſchaffener Wille ſteht an ihrer Spitze, ſie würde jedes Land, das keine Verfaſſung hat, beglücken. Aber wo eine Repräſentation vorhanden iſt, wo das

Volk berufen wird, das allgemeine Interesse in Berathung zu ziehen, da soll die Regierung den Ständen Gehör geben und nicht aus ihren Bureaux und Ministerialkabinetten bessere Pläne zu schaffen sich einbilden. Eine Gesetzgebung wie die englische und eine Verwaltung wie die preußische, beide gleich vollendet, beide mit gleicher Willenskraft, würden im Vereine ein Land nur unglücklich machen. Eines muß zurücktreten: der eine Wille darf nur der Schatten des andern sein. Schweden hat eine gute Verfassung, aber es hat eine Regierung, die besser seyn will, als die Verfassung; daher die Reibungen auf den Reichstagen, die Anklage des Ministeriums Wetterstedt, das Todesurtheil des Hauptmann Lindberg, welches Niemand zu vollziehen wagte, daher eine Opposition, welche Namen, Prinzipien und Tendenzen immer mehr von dem allgemeinen europäischen Liberalismus entlehnen wird, daher zuletzt die Verachtung der Verfassung selbst, welche in der That in ihrer vierfachen Zusammensetzung aus vier Ständen den Bedürfnissen des Jahrhunderts nicht zu entsprechen scheint. Man sehnt sich nach jenem Tage, den Frankreich sah, als Sieyes sein berühmtes Pamphlet schrieb: Was ist der dritte Stand?

Es schmerzt mich, daß ich, um vollständig zu seyn, nach einer so achtbaren Tendenz des Schwedischen Volkes ein moralisches Unglück desselben erwähnen muß. Ach! wie groß könnte die Menschheit seyn und wie entwürdigt sie sich. Da ist ein Getränk, dessen Ursprung sich aus dem phlegmatischen, dummen Holland herschreibt, das ich nicht nennen kann, wie den Namen mancher deutschen Journale. Früher preßte man es aus Weintrauben, dann aus den Gaben der Ceres, jetzt aus der Alles verdummenden, die Nationen durch Blausäure

vergiftenden, die Jugend zu frühem Geſchlechtstrieb und das Alter zur Vermehrung der Uebervölkerung reizenden Kartoffel-Die rothen frivolen Naſen und die ſich überbeißenden, leckenden Lippen der Völker jenſeits der Elbe kennen wir. Wir kennen die Ruſſen mit ihrer blaſſen, naſſen Hautoberfläche. Aber auch um Scandinavien zieht ſich eine blaue, narkotiſche Dunſtwolke: in jenem germaniſchen Urlande der Gothen ſind die Scenen allgemein, welche Hogarth in ſeiner Platte: Gin-Lane gezeichnet hat. Schweden allein war vor vierzig Jahren mit fünf Millionen Kannen dieſer Schmach zufrieden, jetzt reichen nicht zweiundzwanzig Millionen hin, ſeinen Durſt des Jahres zu ſtillen. Dreiviertel der Verbrechen kommen, ſtatiſtiſch berechnet, aus dem klebrigen Glaſe. Bei Gaſtereien auf dem Lande iſt es an einigen Orten Sitte, daß die Frauen ein Todtenhemde mitnehmen, um im Falle, daß ihre Männer ſich erſchlagen, ſie chriſtlich beſtatten zu können. Die Generation verdirbt. Ein Drittel der jährlichen Conſcirtion iſt für den heiligen Boden des Vaterlandes zu kämpfen untauglich. Wohin taumelt die Menſchheit?

Und um König zu ſeyn, begab ſich mitten in dieſe Ausdünſtungen ein Mann, der am Fuße der Pyrenäen geboren wurde, der an Napoleon nicht ſehen konnte, wie er mit der Fauſt in die Rocktaſche griff und Tabak ſchnupfte, ſo gierig, wie wenn man Melonen ißt! Bernadotte iſt jetzt zweiundſiebzig Jahre alt. Er hat die Armee auf franzöſiſchen Fuß geſetzt. Er ſteht des Mittags um zwölf Uhr auf, unterſchreibt bis zwei Uhr, dann gibt er Audienz, ißt um ſechs Uhr, giebt wieder Audienz bis in die tiefe Nacht und geht um zwei Uhr zur Ruhe. Er verläßt das Schloß nur, um eine Kirche oder die Revue zu beſuchen. Im Winter ſieht man ihn nirgends. Er erträgt

die Kälte nicht. Seine Unterhaltung ist die französische Literatur und das Pariser Theater. Eifersüchtig auf seinen Ruhm studirt er alle Memoiren, welche über die Revolution und die Kaiserzeit erscheinen. Er duldet nicht, daß man ihn in Paris aufs Theater bringt, er drohte mit einer Landung, als es einem Schauspieler einfiel, im Vaudeville seine Manieren wiederzugeben.

Die Schweden haben in diesem Momente zwei fixe Ideen. Die eine wird sich niemals erfüllen, das ist Finnland. Die zweite ist die Abdankung des Königs. Man möchte Oscar auf dem Throne sehen. Man möchte einen König haben, der nicht bloß durch sein gütiges Auge, durch ein holdes Lächeln, sondern auch durch den heimischen Laut der Zunge die Herzen fesselte.

Diese Hoffnung hat sich jetzt erfüllt.

# Friedrich Wilhelm III.

Läßt ſich eine ergreifendere Situation denken, als ein ſterbender König und ein neuer, der ihm folgt, in dem Augenblick, als der Donner des Geſchützes die Grundſteinlegung zu einem Denkmal Friedrichs des Großen verkündete? Wie drängten ſich hier in eine kurze Spanne Raum und Zeit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zuſammen! Wünſche und Hoffnungen mußten lebendig werden, Beſorgniſſe ſterben, andere konnten erwachen, Gedanken aus den entgegengeſetzteſten Richtungen mußten ſich durchkreuzen. Wer hat den Schlüſſel, um zu errathen, was der Sterbende dachte, das Volk glaubte, der neue Herrſcher ahnte? Wie kommt es, daß grade die Erinnerung an den Begründer der preußiſchen Monarchie in ihrer Stellung zu Europa die letzte öffentliche Thatſache im Leben Friedrich Wilhelms III. ſeyn mußte? Iſt dies eine Sühne der Vergangenheit oder ein Fingerzeig für die Zukunft geweſen? Den Rathſchluß des Weltgeiſtes umhüllen noch tiefe Nebel und erſt die Geſchichtsſchreibung ferner Zeiten wird die Sonne ſein, die ſie erhellt.

Bei den Aegyptern sprach man über die todten Könige Gericht. Man wird in öffentlichen langen Reden und in kurzen Inschriften viel Unwahres über Friedrich Wilhelm III. sagen, man wird seinem Geiste das zuschreiben, dessen sein Herz, man wird dem Herzen zuschreiben, dessen sein Verstand sich rühmen durfte. Man wird in Dem seine Demuth finden, was vielleicht sein Stolz war und wird ihn vielleicht für Das loben, wofür er sich selbst getadelt hat. Könige sind wie die Phänomene der Luft. Sie [illegible] den von Tausenden ihres Volkes für dasselbe verwünscht, wofür sie andern Tausenden die Heißersehnten sind. Ein Gewitter raubt der Mutter ihr Kind, das der Blitz erschlägt, und tränkt die dürstende Erde, die nach ihm schmachtete.

Mag man nun mit Montaigne glauben, daß herrschen le plus aspre et difficile mestier ist, oder mit einem italienischen Sprichworte, (von Oxenstierna einst ironisch angewandt) daß zum Herrschen gute das wenigste Hirn gehört (der Leipziger Professor Adam Rechenberg hat es übrigens schon 1676 in einem eignen Werke widerlegt), mag man auch von dem, was über den Verstorbenen gesagt werden wird, abziehen, was der rührende Moment oder persönliches Interesse überflüssig hinzufügt, so viel wird selbst die Nachwelt nicht umstoßen können, daß der innige Zusammenhang der Schicksale, die die preußische Monarchie trafen, mit der Person Friedrich Wilhelms III. ein in der Erinnerung nie erlöschendes Licht auf ihn geworfen hat. Eine freudenlose, umflorte Jugend machte ihn schon früh für eine stillere Ergebung in das Unglück reif. Die Mäßigung, die ihn in seinen Leidenschaften und Gefühlen beherrschte, lehrte ihn auch das spätere Glück ohne Ueberhebung ertragen. Er nahm die

Gaben des Geſchicks mit einem Gefühl an, das ihn auf Alles gefaßt machte, wenn es nur nicht überraſchend und ohne Vorausſicht kam. Heftigere Aufregungen vermeidend, beängſtigte ihn jede leidenſchaftliche Anmuthung und ſo erhielt auch ſeine letzte Regierungsperiode jenen Charakter der Selbſtbeſchränkung, den Preußen, ein innerlich ſo kraftvoller und nach Außen hin nicht ungedeckter Staat wohl aufgeben durfte, ohne für ſeine Erhaltung beſorgt zu ſeyn. Friedrich Wilhelm III. war durch ſein Temperament vor übereilten Entſchließungen geſchützt und dieſe Thatſache war vielleicht die glücklichſte Erfahrung für das Wohl des Staates in einer Zeit, wo der Zeitgeiſt ſo viel leidenſchaftliche Faktoren in Bewegung ſetzte und es Staatsmänner gab, die ſo gern neue Manifeſte des Herzogs von Braunſchweig in die Welt geſtreut hätten und dem Weltlauf mit kecker Hand in die Zügel gefallen wären. Friedrich Wilhelm III. war nicht ſo groß in dem, was er that, als in dem, was er vermied.

Das vielbeſprochene Buch des Biſchofs Gviert würde man gründlicher beurtheilen können, wenn wir vom Biſchofe Gviert etwas mehr kennten, als ſeine Ordensreden. Der Charakter jedes Biographen iſt das Prisma, durch welches die Lichtſtrahlen von ihm behandelten Gegenſtandes gebrochen werden. Mißtrauen gegen die authentiſchen Aeußerungen und beſonders die langen Reden des nur als wortkarg bekannten Königs fällt uns nicht ein. Wohl aber möchte man wiſſen, auf welchen Ton die Taucherglocke geſtimmt iſt, mit welcher der Biſchof aus dem dunkeln und unbekannten Grunde des geſchiedenen Monarchen ſo viele Perlen heraufgebracht hat. Nach vielen Stellen des Buches ſcheint der Biſchof Gviert ein Gefühlsenthuſiaſt zu ſeyn, ein Geiſtlicher aus jener rhei-

niſchen Homiletenſchule, der auch Strauß mit ſeinen „Glockentönen“ angehört. Die Verſtandesbildung dieſer Richtung muß gewiß gegen die gemüthliche ſehr zurücktreten. Ein gewiſſes unbeſtimmtes Flimmern in religiöſen Dämmerungsregionen dürfte wohl ein eigenthümliches Kennzeichen dieſer weſtfäliſchen Geiſtlichen ſeyn. Auch Weltklugheit ſcheint nicht zu fehlen, ſchwankendes Dilettiren zwiſchen allerhand Gegenſätzen hindurch, ein an ſich kindliches Herz, aber auch viel Gerede darüber, eine gemachte Naivetät und in Bauſch und Bogen genommen viel Unpraktiſches, das aber im kälteren deutſchen Norden an dieſen Geiſtlichen als Originalität bewundert wird. Ob der Biſchof dieſer Richtung angehört, ob ſie auf ſeine Beurtheilung des Verewigten von Einfluß war, bedauern wir, nicht beſtimmen zu können.

Friedrich Wilhelm wird uns in dieſem Buche als ein Menſch von hoher Religioſität geſchildert. Die Religion und ganz entſchieden in der Form des poſitiven Chriſtenthums war die Grundlage ſeines Lebens. Der Glaube an den hiſtoriſchen Chriſtus beſeligte ihn und es war das Leben ſelbſt, es war ſein Schickſal, das ihn zu dieſem Glauben hinführte. Die herbſten Schläge des Geſchickes hatten ihn getroffen. Der unglückliche Krieg von 1806 nahm ihm die Hälfte ſeiner Staaten. Gedemüthigt von den Siegern, mit Vorwürfen beladen von ſeinen eigenen Unterthanen, gepeinigt von tauſend Undankbaren, die von ihm abfielen und den neuen Geſtirnen zuflogen, traf ihn noch der Verluſt einer Gattin, deren kräftiger, entſchloſſener Sinn ihn im Unglück aufgerichtet hatte. Als ein Vaſall Napoleons mußte er in Berlin regieren, gegen ſeinen alten Bundesgenoſſen ſogar einen Theil ſeines zuſammengeſchmolzenen Heeres ſtellen, auf die

Achtung ſeiner eigenen Unterthanen mußte er verzichten. Der Biſchof ſchildert dieſen zerriſſenen Gemüthszuſtand des unglücklichen Königs, ſchildert eine Lage, die ſoweit ging, daß der König ſich vom Haß des Volkes und dem Uebermuth der Fremden faſt perſönlicher Inſulten verſehen mußte, ſchildert dies Alles in wahren und ergreifenden Zügen. In dieſer troſtloſen Zeit bildete ſich des Königs Mißtrauen, ſeine Menſchenſcheu, ſein Hang zur Einſamkeit. Nun aber kommt der Aufſchwung des Volkes, der Sieg, der Triumph! Der gedemüthigte Herrſcher überſchreitet den Rhein, ja das ſchwindelnde Glück wird ihm zu Theil, zweimal in die ſtolze Hauptſtadt des entthronten Weltherrſchers einzuziehen, ſeine Länder fallen ihm wieder zu, vergrößern ſich ſogar, das Unglaubliche, ihm unmöglich Geſchienene war geſchehen und von dieſem Augenblick, wo ein minder beſcheidener Sinn ſich würde überhoben haben, glaubte er an eine faſt unmittelbare Einmiſchung Gottes in die Schickſale der Menſchen. Es überkam ihn eine Gottesfurcht, für deren Reinheit und Wahrheit der Biſchof zu ſprechende Beweiſe anführt, als daß man an ihr zweifeln könnte. Es war dieſe Gottesfurcht Friedrich Wilhelms noch etwas Anderes, als die des Pietismus. Es war keine gewaltſame Leidenſchaft für die Religion, ſondern eine milde Verklärung des ganzen Charakters, eine Herabſtimmung des innern Menſchen unter ein ewiges Geſetz, eine Unterordnung aller ſeiner geiſtigen und gemüthlichen Thätigkeiten unter die Stimme des Gewiſſens. Der Biſchof ſchildert eine religiöſe Entwickelung, die ſich in ihrem unausgeſetzten Ernſt und einem unbefangenen, aufrichtig ſich Rede ſtehenden Denkvermögen faſt bis zu einer Theologie des Herzens ſteigert. Man wird dies Gemälde einer bis ins Kleinſte gehen-

den, religiösen Innerlichkeit, das Bild eines nach Gottseligkeit ringenden Verlangens, das selbst, wie Eylert andeutet, bis zu einer Selbstpeinigung ausartete, nicht ohne Rührung betrachten. In ältern Jahrhunderten würde man einem solchen Christen den Beinamen des Heiligen gegeben haben.

Hatte sich somit der König für sein Leben einen eignen Standpunkt gewählt, so muß man aber über die Art, wie er ihn einnahm, noch Folgendes hinzufügen: Er impfte das Christenthum, nach seiner Auffassung, auf einen Menschen, der mit dieser Auffassung des Christenthums harmonirte. Die Grundlage dieses Menschen war schon eine homogene. Güte und Wohlwollen scheinen dem Herzen des Königs von Natur eingewohnt zu haben. Er konnte nicht leiden sehen, weil ihn fremdes Leiden selber schmerzte, die Schule des Unglücks erhöhte diese Empfindsamkeit des Gemüthes. Wie bei einem Menschen, der einmal einen furchtbaren Schrecken erlebt hat, oft für sein ganzes Leben in den Gesichtszügen oder den Nerven der Eindruck nachdauert, so war auch bei diesem Fürste eine entschiedene Neigung zur Wehmuth und zu trüben Gefühlen vorherrschend. Man mußte sich fürchten, ihm unangenehme Eindrücke zu bereiten, ja er fürchtete sich selber vor ihnen. Er konnte nicht traurige Gesichter sehen und malte sich die ihm bekannt werdenden unglücklichen Zustände anderer Menschen mit einem Schmerze aus, der ihn trieb, überall, wo Heilung und Hülfe möglich war, zu helfen. Ein durchgehender Zug seines Wesens war die Entsagung. Oft getäuscht in seinen Hoffnungen, hatte er sich gewöhnt, an die Hoffnung keine Ansprüche mehr zu machen. Den meisten Dingen ging er, weil er sie zu verfehlen fürchtete, von selbst aus dem Wege. Vieles, das er ganz gewiß erreichen konnte, gab

eiwillig auf, da, wo der Erfolg auch nur zweifelhaft ſtellte er nie eine Probe an. Auch dieſe Entſagung, ge- uf dem Throne, hat etwas Rührendes. Gemüther von trüben Dämpfung macht nichts glücklicher als das Un- tete. Daher des Königs Neigung zu Ueberraſchungen, illen Vorbereitung von Freuden, geheimer Erfüllung Wünſchen. An Zügen dieſer Art ſind die Mittheilungen iſchofs beſonders reich. Einige davon runden ſich wie Familiendramen ab und ich glaube wohl nicht, daß Je- die Geſchichte von dem Pfarrer Kärſten S. 290 u. ohne Thränen wird leſen können.

as Bild des Menſchen, welches in dieſem Buche aufge- wird, iſt alſo ein durchaus wohlthuendes, ja es möchte r Regentengeſchichte einzig daſtehen. Eine andere Be- niß aber hat es mit den Tugenden des Regenten. , daß Friedrich Wilhelm nicht von ſeinem hohen Be- auf das Heiligſte durchdrungen geweſen wäre, nicht, daß irgend Urſache hätte, an ſeiner Gerechtigkeitsliebe, ſamkeit, an ſeinem Geſchäftsfleiße, an ſeiner ſpeciellen ſalt für alle und jede Einzelheiten der Verwaltung zu ln, nein, auch in dieſem Betracht wollen wir dem Ver- unbedingt das Beſte glauben. Nur dieſe Frage ſei uns tet: Iſt es nicht ein ſehr großer und in ſeinen Folgen bedenklicher Widerſpruch, wenn ein König in demſelben ben Schimmer am Horizonte ſeine Abendruhe findet, in em ſein Volk Morgenroth erblickt? Das Jahr 1815 für Friedrich Wilhelm ein Wendepunkt ſeines innern ben. Der Feind war geſchlagen, ſein Land ihm wieder- en. Nach ſo vielen Demüthigungen war der Gede- gte Sieger geworden. Die Glocken läuteten Frieden.

Der Krieger verwandte sein Schwert wieder zum Eisen seiner Pflugschar. Für Friedrich Wilhelm schien die Frage der Zeit — abgethan! Er kehrte, mit Dankgebeten gegen Gott, in sein Inneres ein, widmete sich der Religion, stiftete den heiligen Bund, entwarf die Union der getrennten protestantischen Confessionen, setzte eine neue Agende des Gottesdienstes auf, schützte die Künste des Friedens, gab den Künstlern freie Plätze zu großen Bauten und bereicherte die Museen und Galerien. Sein einziger Gedanke nach außen war Völkerfriede, Gottesfriede nach innen. Wo aber war denn Friede? Begann nicht mit dem Jahre 1815 grade erst ein neuer Krieg, ein Kampf der endlich von der militärischen Gewalt freigewordenen Geister? War die Revolution der Welt beendet oder erst eine militärische Episode derselben? Standen die Völker still oder begannen sie nicht erst jetzt ihre Wege und Märsche, die folgenreicher werden sollten, als die Züge über die Alpen und die Märsche nach Rußland? Von diesem triumphirenden Jahre 1815 an begann jener noch jetzt andauernde Zwiespalt zwischen Dem, was man damals beendet glaubte, und Dem, was nun erst beginnen mußte.

Mit dem Jahre 1815 kehrte Friedrich Wilhelm in sich selber ein. Er wollte Friede und Ruhe. Er wollte, daß sein Volk mit ihm den Durst nach jenseitigen Dingen theilte. So wie sein eignes Leben eine Vorbereitung für das Ueberirdische wurde, so hätte er gern sein ganzes Volk mit sich in höhere Gegenden hinaufziehen mögen. Erst folgte ihm seine Zeit, es war eine Zeit des Dankes gegen Gott, dann aber kamen Verwirrung, Hader, Mißverständniß. Die Union selbst, die Agende, seine rastlosen Bemühungen für die Stiftung eines reineren kirchlichen Lebens wurden das Signal einer erbit-

terten Polemik, die ihm trübe Stunden bereitete, ihn verstimmte. Er führte sie eine Zeitlang und gab sie dann auf. Er zog sich von einer Welt zurück, die ihn nicht begreifen wollte. Er schloß sich in seinen Familienkreis ein, er isolirte sich von den Menschen und, was bedenklicher ist, von der Zeit. Der Bischof bestätigt diese Erfahrungen durch seine Berichte und wir erschrecken darüber. Wir sehen einen König Privatmann werden auf dem Throne. Er beglückt die, die in seiner Nähe sind, und vermeidet die Entfernten. Er sucht sie nicht auf, selbst die Freunde nicht und vergibt den Feinden, noch ehe er sie gehört hat. Das Prinzip der Ruhe und der Stabilität wurde Staatsprincip.

Es liegt in der Darstellungsweise des Bischofs Eylert etwas, was fast glauben macht, er wird im fernern Verlauf seines Werkes diesen Widerspruch eines an sich so edlen Menschen mit seiner Regentenpflicht nicht ohne Freimuth berühren. Der König sagt in seiner christlichen Weise so oft, daß er den Ruhm dieser Welt nicht gesucht hätte. Warum sollte der gewissenhafte Beurtheiler verschweigen, daß in einer so lärmenden und unruhigen Zeit diese an sich rührende Demuth und Vereinsamung an dem Regenten eines großen, strebenden Volkes nicht zu billigen war?

---

# Altenstein.

Wenn eine Todeskunde mit solcher Bestürzung aufgenommen wurde, wie man sie über die des Ministers von Altenstein auf allen Mienen abgeprägt fand, so ist es ein Zeichen, daß man mit dem Tode des Menschen auch den Tod einer Thatsache fürchtete. Wenn man so begierig über den Nachfolger forschte, wie es in diesem Fall geschah, so sieht man wohl, daß man einen Gedanken in Gefahr glaubte und sich weniger um eine Individualität als um die Ideen Kummer machte.

Von Altenstein hatte man immer das günstige Vorurtheil, daß seine Bildungsperiode zum Staatsmann einer Zeit angehörte, wo der wissenschaftliche Gedanke eine höhere Geltung besaß, als die gleichzeitigen politischen und historischen Zustände. Damals, als dem preußischen Staate und dem deutschen Volke im Zustande ihrer tiefsten Erniedrigung nur noch die letzliche Hoffnung blieb, daß das Unglück nur vielleicht den alten Sauerteig des vorigen Jahrhunderts dürfte ausgefegt haben und eine geistige und sittliche Wiedergeburt des Vaterlandes wohl die Willkür und den Uebermuth der

Fremdherrſchaft brechen könnte, damals hatte ſich der Staats-
männer ein ideeller Aufſchwung bemächtigt, der ſie weit über
das gewöhnliche Niveau der ſonſtigen politiſchen Alltagsbil-
dung empor trug. Altenſtein war einer von den Männern,
die dem Gedanken ein urſprüngliches Recht einräumten und
eher geneigt ſind, das öffentliche Geſetz unter die Herrſchaft
der Ideen, als dieſe unter die Herrſchaft des erſtern zu
bringen. Dieſen Muth verdankte Altenſtein der Zeit, wo er
zum erſten Male mit öffentlichen Aufträgen betraut wurde.

Wie ſind unſre Staatsmänner von heute ſo anders ge-
worden! Ihre Jugend fiel meiſt in jene Zeiten der Verſtim-
mung und politiſchen Unbehaglichkeit, wo man nach dem
Sturze Napoleons von der Schwärmerei der Jugend und
dem Fanatismus einiger ihrer Lehrer die Exiſtenz der Staa-
ten bedroht glaubte. Die erſten politiſchen Eindrücke, die ſie
empfingen, waren für die Ausbildung einer freien, unum-
wölkten Beurtheilung der Menſchen und Dinge höchſt unvor-
theilhaft. Die jungen Adligen (denn ſolche ſind es meiſt)
ſahen auf der Univerſität, wo ſie ſtudirten, einem phantaſti-
ſchen Treiben der damaligen Jugend zu, ſtanden, wenn ſie
ſich Landsmannſchaften anſchloſſen, in einem feindſeligen
Gegenſatze gegen die überwiegende Mehrzahl der Commilito-
nen und trafen bei ihrem Eintritt in die Staatscarrière
nicht ſelten ſogleich die Verpflichtung an, richterlich und po-
lizeilich gegen eine Bewegung zu verfahren, die allerdings
die Staatsgewalt mit Beſorgniſſen erfüllen mußte. Ein gro-
ßer Theil von Staatsmännern, die ihre erſte politiſche Bil-
dung aus jener unglücklichen Zeit herſchreiben, haben den
dualiſtiſchen Geſichtspunkt, aus welchem ſie das ganze Staats-
gebiet überſchauen, nicht wieder loswerden können. Sie ſehen

nur Gehorchende und Aufſätzige, ſie ſehen nur Stabilität und Revolution. An jeder Neuerung, mag ſie in ſittlichen, wiſſenſchaftlichen, erwerblichen oder ſonſtigen Bereichen vorkommen, ſpringt ihnen zuerſt das Polizeiliche entgegen und der allerdings immer fortgährende Geiſt der Unruhe, der aber ſo alt wie die Welt iſt, giebt ihnen unaufhörlich neue Handhaben für ihren politiſchen Standpunkt, deſſen Stütze eine nicht mehr in ihnen auszurottende fixe Idee geworden iſt.

Altenſtein hat ſicher während ſeiner miniſteriellen Wirkſamkeit das Störende des Neuerungsfiebers genugſam empfunden. Denn der ſchöne methodiſche Aufbau ſeiner Schöpfungen ward ihm fortwährend von den Einflüſſen und Folgen deſſelben geſtört. Er hätte ſicher den Univerſitäten eine andre Reform gegeben, als ihm die polizeilichen Anſprüche, die andre Staatsgewalten auf die Hochſchulen machten, geſtatteten. Er mußte ſich allgemeinen Verfügungen, die in Berlin und Wien entworfen und von Frankfurt a. M. aus datirt wurden, unterordnen und konnte aus der Unbehaglichkeit, in welche ihn oft dieſe Nothwendigkeit verſetzte, ſich nicht anders helfen, als daß er dafür den Univerſitäten Unterſtützungen und Vermehrungen ihrer Studienfonds und ihrer Lehrmittel zuwandte, ſoviel die Munifizenz des Königs nur möglich machte. Ein Staatsmann aus der Periode, in welcher Altenſtein politiſch fühlen, denken und handeln lernte, konnte nie in dem Neuerungstriebe des Zeitgeiſtes, etwas abſolut Verderbliches, für ſich, iſolirt Thätiges und iſolirt zu Bekämpfendes ſehen. Ihm mußten offen vor Augen liegen die Verbindungsſehnen, welche die Extremität des Böſen noch immer an den Rumpf des Guten gefeſſelt halten, und wie es im ſittlichen Leben der Völker Uebergänge gebe, wo eine ein-

seitige Wirkung nach dem Einen hin auch das bessere Andere in Verwirrung bringen muß. Staatsmänner, die aus unserer neuen administrativen Periode herstammen, können nicht wissen, daß das, was heute die Miene der Revolution annehmen muß, morgen leicht die loyale Ordnung des Tages werden kann, wie dies in der Zeit der Fall war, wo Friedrich Wilhelm III. vor Napoleon Bewegungen desavouiren mußte, denen zuletzt Deutschland und Preußen ihre Befreiung verdankten. Erst mit dem Jahre 1830 und seinen Folgen wurde manchem dieser jüngern Staatsmänner der politische Horizont aufgeklärt oder sie lernten es, sich stillschweigend in politische Dinge schicken, die, so bedenklich sie waren, doch von keiner menschlichen Gewalt geändert werden konnten.

Die soviel bewunderte preußische Schulverfassung ist Altensteins Werk. Er begann seine Reformen erst mit der breiten Unterlage des allgemeinen Volksunterrichts. Er vermehrte die Zahl der Schulen und machte da, wo die Mittel des Staates nicht mehr ausreichten, den Ehrgeiz der Communen für das Unterrichtswesen verantwortlich. Die Zahl der Schulen, der Schüler und Lehrer stieg in bewunderungswürdigem Fortschritt. Dieser Institution gab er einen Unterbau an der Errichtung neuer und Verbesserung der alten Seminarien. Es wurden Lehrer erzogen, denen man zugleich eine bessere pekuniäre Stellung gab, um sie nicht zu zwingen, neben dem Pakel noch immer wie früher die Nähnadel zu führen. Auch in das Volksschullehrerwesen kam viel Schwindelei und Theoriensucht. Altenstein griff aber dem oft ans Lächerliche streifenden Wesen der Volkspädagogen nicht vor, sondern ließ dem entfesselten Fiebergeiste Zeit, sich auszutoben. Hat es mich doch gefreut, den bekannten Diesterweg, einen tüch-

tigen und wackern, aber über deutsches Universitäts- und höheres Unterrichtswesen gewiß befangenen Mann in einer ganz bedeutenden amtlichen Wirksamkeit früher in Berlin ungestört walten zu sehen. Den Gymnasien gab Altenstein eine gleichmäßige Form. Er nahm ihnen, was überflüssig, er gab, was ihnen fehlte. Dem Vorwurf, daß sie zu ausschließlich auf den Gelehrtenstand berechnet wären, begegnete er durch die Einrichtung, daß der Unterricht bis in Tertia in einer Allgemeinheit gehalten wird, daß er auch künftigen Geschäftsmännern als Vorbereitung dienen kann. Unerschrocken trotzte er den albernen Zumuthungen der Realisten, die dem Gymnasialunterricht die Firma: Alles für Alle! geben wollten und Naturwissenschaften, neuere Sprachen, das Rechnungswesen in einer Ausdehnung behandelt wünschten, daß auch gleich ein fertiger Kaufmann und Technologe von ihnen abgehen könne. Für diese Anforderungen wurden Gewerbschulen errichtet. Namentlich steuerte man in Berlin mit Recht dem schlechten Klipp- und Winkelschulwesen, errichtete Stadt- und Communalschulen, die von geprüften Lehrern geleitet werden und erzieht in ihnen bis zu allen jenen Kenntnissen hin, die der Realismus, unvernünftig genug, in den Kreis der Gymnasialbildung gezogen wünscht. Daß die Universitätsverfassung nicht Altensteins freies Werk ist, wurde schon gesagt und wir fügen hinzu, daß ihm auch nicht Alles anzurechnen ist, was im Kirchlichen als Zwangsvorschrift auftrat. Pietistischer Einflüsse durfte er sich nicht immer erwehren; ja die Strenge, mit der man in Preußen das gewiß löbliche Unternehmen der Union und die Einführung der Agende durchsetzte, ist sicher nicht aus seinem Sinne gekommen. Wie sehr Altenstein bedacht war, in Collisionsfällen wenig-

ſtens die Lehrfreiheit vor den Verketzerungen des Pietismus zu retten, beweiſt das taktfeſte Benehmen in der zweimaligen Halliſchen Streitfrage 1829 und 1839.

Daß es in einzelnen Branchen zu beſſern gäbe, iſt keine Frage. Namentlich ſollte in der Verfaſſung der Univerſitäten, wenn einmal die polizeiliche Furcht vor dem Verbindungsweſen nachgelaſſen hätte, viel und durchgreifend geändert werden. Die Berliner Univerſität z. B. überläßt die Bildung ihrer Zöglinge ſehr dem Zufalle. Die Profeſſoren ſind von der Größe und den Abwechſelungen der Reſidenz zerſtreut, die Hörer ſind es nicht minder. Eine Beziehung des Schülers zum Lehrer findet mit wenigen Ausnahmen nirgends Statt und ſelbſt bei dieſen Ausnahmen wird ſie vom Schüler geſucht, nicht vom Lehrer angeboten oder vorausgeſetzt. Es fehlt dem ganzen Körper dieſer Akademie Einheit, Mittelpunkt. Die Profeſſoren erfüllen neben ihrem Beruf als Lehrer noch eine Menge anderer, als Aerzte, Räthe, Prediger, Schulprofeſſoren, ſie erzielen meiſt von einem in's Weite getriebenen Aemtercumulus Einnahmen, wo die Univerſität nur mit dem geringſten Poſten verzeichnet ſteht, ſo daß ſie dem Katheder nur zum kleinern Theil angehören und in einem noch geringeren dem Studenten, für den ſie weder menſchlich geſellig, noch wiſſenſchaftlich beaufſichtigend und controlirend vorhanden ſind.

Noch einer größern Umgeſtaltung bedarf die pädagogiſche Bildung der ſogenannten Oberlehrer. Ich kenne die pädagogiſche Anleitung nicht, die der Philolog in den ſogenannten pädagogiſchen Seminarien erhält, aber ich kenne einige ihrer Vorſteher und weiß, daß es dieſen, die ſelbſt bei aller

Gelehrſamkeit nur ſehr unbehülflene Lehrer ſind, unmöglich ſeyn muß, eine Anleitung zur richtigen Mittheilung gelehrter Kenntniſſe zu geben. Ich kenne die Unterrichtsmethode auf unſern Gymnaſien und weiß, daß ihre Reſultate von einer oft totalen pädagogiſchen Unfähigkeit der Lehrer ſchmählich verkümmert werden. Die Prüfungen der Lehrer ſind überwiegend philologiſch. Man ſagt z. B. eine ſogenannte Probelection des Examinanden an und rechnet darauf, daß er eine Stelle des Horaz in Prima ſicher in lateiniſcher Sprache erklären werde. Der Gebrauch der lateiniſchen Sprache auf den Gymnaſien iſt aber, wenigſtens für die Exegeſe, ein ganz verderblicher. Die lateiniſche Sprache erlaubt eine Menge von Umſchreibungen und Redefloskeln, die mehr als eine Stunde lang beim Lehrer wie beim Schüler die eigentlich gediegenen Kenntniſſe, ob ſie da ſind, ganz verſchleiern. Was im Deutſchen ſich ſogleich als fade zu erkennen giebt, kann im Lateiniſchen oft geiſtreich herauskommen, wenn es nur mit einigem Color latinus gefärbt iſt. Ein gewandter Lateinredner hält während einer Stunde den Mund nicht ſtill und weder die Idee des vorliegenden Gedichts, noch irgend etwas im Einzelnen wird dabei klar. Will man das Lateinreden befördern, ſo ſollte es wenigſtens da nicht angebracht werden, wo man einigen koketten Phraſen aus der Syntaxis ornata das gründliche Verſtändniß des zu erklärenden Autors zum Opfer bringt. Und ſelbſt wenn dieſe Herren Oberlehrer nun deutſch reden! Faſt Alle denken ſie an ihre philologiſchen Kleinkrämereien, Wenige an die Jugend, an das, was ſie braucht, an das, wonach ſie dürſtet. Wenn man den Plato lieſt, ſo zittert der Schüler vor jedem Optativ, vor jedem Conditionalſatze, weil es da immer Fragen und Erörterungen

giebt, die der Herr Interpret weit mehr zur Hauptsache macht, als den Bau des Kunstwerks, den scharfen Umriß des Gedankenganges, den Umriß jedes einzelnen vorliegenden Satzes. Und nun muß man die Freude sehen, wie die Scholaren horchen, wenn sie einen Lehrer haben, der ihnen bei den alten Autoren mehr erschließt, als das Verständniß von Buttmann's und Matthiä's Paragraphen, der ihnen Blicke in die Zeit und antike Denkungsart, der ihnen Antiquarisches zur Erläuterung erzählt und auf den vorliegenden Fall so lange anwendet, bis dieser in sonnenheller Klarheit vor Aller Augen steht und ein sicheres Bildungsmoment für die ganze Lebenszeit geworden ist! An antiquarischen Realien sind die meisten Gymnasiallehrer sehr arm oder wissen sie nicht für den Unterricht der Jugend zweckmäßig zu benutzen. Den schlechten Vortrag der Geschichte, den mangelhaften Unterricht in deutscher Sprache gar nicht zu erwähnen'

Diesen Uebelständen, die freilich auch sehr von der oft unmenschlichen Geistlosigkeit und Pedantrie der Lehrer herkommen, einigermaaßen zu begegnen, sollte an allen Universitäten ein Lehrcursus für die höhere, gelehrte Pädagogik eröffnet werden. Die Oberlehrer sollten im Examen nicht bloß beweisen, daß sie sich die Wissenschaften aneigneten, sondern sie auch mittheilen und verarbeiten lernten. Aechtes pädagogisches Genie läßt sich nicht erlernen, wohl aber eine gewisse Unterrichtsvirtuosität, die jenes ersetzen müßte. In Gross-tertia muß der Schüler in dem grammatikalischen Gefüge der alten Sprachen heimisch, in Secunda muß er zur cursorischen Lektüre angehalten werden. In Prima muß wenig gelesen, dafür aber desto gründlicher erklärt werden. Hier muß der Schüler begreifen, festhalten, schließen, wiedergeben lernen.

Welcher der Herren Philologen das nicht kann und hier noch curſoriſch lieſt oder ſtatariſch nur mit Rückſicht auf Hermann ad Vigerum, mit Rückſicht auf Porſon ad Euripidem, mit Rückſicht auf den ganzen Krimskram gelehrter Haarſpaltungen über die Partikeln und Redetheile der Sprachen, den nenn' ich einen Seelenverderber. Solche Pädagogen, die ihren Primanern in die Feder dictiren: Schreiben Sie ſich auf: Conf. Plat. Prot. 314 B. Thucyd. VII. 9. Siehe auch Reiſigs Conjectan. in Aristoph. II. S. 56; ſolche alberne Geſellen ſind nicht werth, daß ihnen Jugendſeelen anvertraut werden.

Altenſteins Nachfolger mußte ein Mann ſeyn, der ſich trotz Geburt und Rang doch ein lebhaftes Intereſſe an allem Geiſtigen, das allein den wahren Adel giebt, erhalten konnte, der, keiner wiſſenſchaftlichen und politiſchen Schule zugethan, das Geiſtbelebende und Geiſttödtende aus jeder Richtung im kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Leben herauszuerkennen verſteht. Vor allen Dingen mußte ihm perſönliche Vorliebe für eine Tendenz des Tages fremd ſeyn, am fremdeſten aber eine rein büreaukratiſche Anſicht ſeiner Wirkſamkeit, die etwa in ſeinem neuen Departement nichts als eine Beaufſichtigung der Vorbildung des künftigen Beamtenſtandes ſähe. Fremd muß ihm jede leidenſchaftliche Hinneigung zu einem bloß praktiſchen Zweck, den er in ſeiner Verwaltung fände, bleiben; denn wie leicht könnte dann das wiſſenſchaftliche Bewußtſein, das Altenſtein zum leitenden erſten Gedanken ſeines Miniſteriums gewählt hatte, in einen laxen Schlendrian ausarten!

Eine Kritik ſeines Nachfolgers gehört nicht hierher. Dennoch möchte in Rückſicht auf Altenſteins freie Auffaſſungen

und zugleich auf die ſich allerdings herausſtellende Nothwendigkeit von Univerſitätsreformen zu bemerken ſeyn, daß die dialogiſche Methode, die zu dieſem Ende vorgeſchrieben wurde, keine Empfehlung verdient. Bis zu ſeinem Abgange von Prima iſt der junge Muſenſohn gewöhnt an einen mündlichen Verkehr mit ſeinem Lehrer. Frage und Antwort haben ihn bis zu einer allmähligen wiſſenſchaftlichen Reife gebracht. Der Jüngling, ſeine Univerſitätsſtudien beginnend, fühlt ſich zum erſten Male von der Schulform befreit und verſenkt ſich mit träumeriſcher Behaglichkeit in ſein eignes inneres Leben und Weben. Früher lernte er tauſend vereinzelte Dinge, jetzt zum erſten Male geht ihm die Vorſtellung ſyſtematiſcher Kenntniſſe auf, er fühlt die ſchwere Wucht des poſitiven Wiſſens, er fühlt den innern Zuſammenhang der Thatſachen und giebt ſich mit gläubigem Vertrauen neuen Eindrücken, neuen Lehrern, neuen Lehren mit einer Empfänglichkeit hin, die für ſein Leben entſcheidend wird. Ihn nun aus dieſem ſich Arrondiren, ſich und die Welt Ergründen, aus dieſem Glauben an poſitive Thatſachen ſogleich wieder aufzuſchrecken und durch dialogiſche Methode gleich wieder die Negation, die Zweifel, die Sucht ſich ſelbſtſtändig zu zeigen und den Widerſpruchsgeiſt zu wecken, iſt nicht zu rathen. Renommiſten, Räſonneurs kann die dialektiſche Methode auf Univerſitäten wohl erziehen, aber keine Denker, keine Forſcher. Die Jugend bedarf einer Zeit auch der geiſtigen Selbſtändigkeit, auch der geiſtigen Ruhe, des geiſtigen Wuchers und ſtillen Wachsthumes. Die kaum ausſchlagenden Keime des Univerſitätswiſſens durch die Dialektik wieder herausreißen, heißt, ſich die Möglichkeit rauben, je feſt wurzelnde Stämme zu erzielen. Eine Zeit muß es im Jugendleben geben, wo man ſich gewöhnt, auf Atlas-

schultern die Masse des Wissens zu tragen: ist die Universitätsepoche vorüber, wird der Geist träger und spröder, dann kann man wohl erzeugen, aber nicht mehr viel empfangen. Möchte daher Altensteins Nachfolger von einer Vorschrift abstehen, die in der Theorie gutgemeint, aber nicht auf psychologische Erfahrungen begründet ist!

# K. E. Oelsner.

Die Gründe zu unterſuchen, welche den Hofrath Dorow
immen, aus einer unerſchöpflich ſcheinenden Quelle Jahr
, Jahr aus uns mit hinterlaſſenen Briefwechſeln, Denk-
iften und überhaupt einer „Portfolio“-Literatur zu beſchen-
möchte demjenigen, der mit ſeinen Lebensſchickſalen und Le-
ansprüchen nicht vertraut iſt, ſchwer fallen. In einem Beitrage
einen eigenen Denkwürdigkeiten, den er als Erlebtes in zwei
ilen (Leipzig, bei Hinrichs, 1843) herausgegeben hat, führt
Einleitung auf perſönliche Verſtimmungen, auf Begegniſſe
die ihn zu Selbſtvertheidigungen getrieben haben. Nach
en Autographenſammlungen jedoch, den „Reminiscenzen“
jetzt vorliegenden Briefen Oelsner's an den verſtorbenen
eimenrath von Stägemann möchte man ihn mehr für
n jener durch Varnhagens kunſtvolles Beiſpiel angeregten
ividualitäts-Forſcher, für einen enthuſiaſtiſchen Freund jener
ſönlichkeits-Literatur halten, die ſich in aufſteigender Linie
auf Lavaters phyſiognomiſche Fragmente und die jetzt
eſſene Leidenſchaft für die Silhouette zurückführen
. Man hat dieſe Literatur vielfach in Mißcredit zu brin-

gen gesucht, wie es natürlich ist bei einem Volke, das vor der Oeffentlichkeit eine fast kindische Furcht hat. Man hat aber noch nicht die große Bedeutung derselben in dem Falle wegläugnen können, wo sie sich zur tiefern Erkenntniß der Geschichte von supplementarischem Nutzen erwiesen hat; und wie sehr auch z. B. mit Varnhagen, dem großen Meister dieser Literatur, zu rechten wäre über seine jeweilige auch allzu große Nachsicht gegen zweideutige Charaktere, der Muth, mit dem er ganze Partieen seiner Lebensgeschichte der Oeffentlichkeit anheim gegeben, ist nicht minder rühmenswerth, als seine, wenn auch manierirte, doch immer zarte und geschmackvolle Behandlungsweise. Hofrath Dorow erreicht ihn nicht. Seinem Buche „Erlebtes" fehlt bei allem Reiz des Details doch die höhere Objectivität des Künstlers. Er liefert eben nur Materialien, bunt durch einander, Erinnerungen, aufgespeichert nicht in dem Magazin ruhiger Beobachtung, sondern meist in der Galle, in persönlicher Verletzung und überhaupt in der Leidenschaft eines beweglich und leicht, hin und her, bald angeregten, bald abgestoßenen Charakters. Dieser Mangel einer verlässigen Zurechnungsfähigkeit, die uns z. B. in seinem „Erlebten" bestimmen muß, den maßlosen Huldigungen Hardenbergs und den Bitterkeiten gegen Stein eine kühle Unparteilichkeit gegenüber zu stellen, dieser Mangel fällt überall da weg, wo Herr Dorow, wie in dem vorliegenden Buche, auf einfache Wiedergabe von Actenstücken, Briefwechseln und Denkschriften sich beschränkt.

Die Briefe Oelsners an Stägemann (Leipzig, Teubner, 1843) sind gleich interessant durch den Verfasser, wie durch ihre Adresse. Oelsner war zu jener Zeit, als er von Paris aus diese Briefe schrieb, preußischer Legationsrath, jedoch

nicht in unmittelbarem Dienstverhältnisse zu dem Minister, durch den Preußen am Hofe der Tuilerien vertreten wurde, sondern, wie er es in diesen Briefen immer beklagt, in jener traurigen Zwitterstellung, wo man nicht weiß, ist man pensionirt oder nur zur „Disponibilität" gestellt. Er bezieht einen nicht unansehnlichen Gehalt, bekommt aber dafür die Weisung, nichts über Politik zu schreiben. Dieser Fall kommt öfter vor, seltener aber bei Staatsdienern. Sonderbarer noch wird dies Verhältniß, wenn man liest, daß der Gesandte Graf von der Goltz Oelsnern zwar verbietet, in seinen Briefen nach Berlin von Politik zu schreiben, Stägemann aber ihn dazu auffordert. In Frankreich würde diese Duplicität zu erklären sein durch die Doppelpolitik, die daselbst noch immer einerseits von den Ministern, andererseits vom Hofe beliebt gewesen ist (sie erstreckt sich noch jetzt auf eine doppelt, ja, dreifach organisirte Policei); in dem vorliegenden Falle jedoch wurde die Schwierigkeit durch Stägemann's Stellung zu der neubegründeten Staatszeitung ausgeglichen. Oelsners Briefe dienten zunächst dazu, dem geistvollen Beamten, der sich die Organisation dieses Zeitblattes, ja in erster Zeit sogar die unmittelbare Redaction dringend angelegen seyn ließ, Hülfsmittel an die Hand zu geben, die sich in der Beurtheilung der französischen Angelegenheiten nur in Paris beischaffen ließen. Diese Correspondenzen blieben vertrauliche Mittheilungen für Stägemann, der jedoch dem Fürsten Staatskanzler zu nahe stand, als daß ihr gediegener Inhalt nicht oft so zu sagen aus dem Redactionszimmer in das Cabinet hätte transpiriren sollen. Dann erfolgte ein erneuertes Verbot an Oelsner. Man fürchtete, bei der großen, von Herrn Dorow selbst geschilderten Empfänglichkeit des

Fürſten Hardenberg, bei jener, um ein Fremdwort zu gebrauchen, Captivität, die ihn für geiſtreiche und blendende Ideen ſo raſch gefangen nahm, er könnte durch Oelsners Beurtheilung der franzöſiſchen Angelegenheiten von gewiſſen allgemeinen Grundſätzen entfernt werden, die nun einmal damals in gemeinſchaftlicher Uebereinſtimmung von den eben erſt durch den „heiligen Bund“ ſo nahe gerückten hohen Mächten eingehalten werden ſollten. Zuletzt gab Stägemann ſeine unmittelbare Beziehung zur Staatszeitung auf, die Courierpoſt zwiſchen Paris und Berlin, als zu koſtſpielig, wurde eingeſtellt und ein Verkehr, der ſo innig, faſt unzertrennlich ſchien, brach im Handumwenden ab. Es folgen nach 1820 noch einige Billette. Jahre liegen dazwiſchen; wer weiß, ob mit den Jahren nicht auch veränderte Geſinnungen und Geſichtspunkte! Oelsner ſtarb den 18. October 1828 in Paris.

Seine Briefe beweiſen, daß er die Julirevolution vorausgeſehen hat. Es iſt ein Geiſt, ein Urtheil, ja, eine Geſinnung in dieſem Buche, die es zu einer belehrenden und unterhaltenden Lectüre für jeden machen muß, der mit der Geſchichte der Reſtauration nur irgend ſo weit vertraut iſt, um ſich alle die Begebenheiten vergegenwärtigen zu können, zu welchen Oelsner hier, oft ohne ſie zu nennen, die Erläuterungen, die nähern Begründungen, ja, einen fortlaufenden Pragmatismus liefert. Das ganze Bild jener Zeit liegt vor uns aufgerollt; die Parteien in ihrer damaligen Geſtaltung, die Perſonen, ſo weit ſie damals ſchon eine unbefangene Beurtheilung zuließen, ſie friſchen ſich auf und treten uns wieder unmittelbar vor Augen. Der Verfaſſer, der in Frankreich ſeit den Zeiten der Revolution heimiſch war, der

Napoleons Aufgang und Erlöschen mit Sympathieen verfolgte, in welchen das patriotische Gefühl des Deutschen über jede verblendete Vorliebe zuletzt den Sieg davon getragen hätte, wenn nicht schon der freie Sinn des Denkers und Volksfreundes von der Herrschsucht des zum Kaiser sich krönenden Soldaten beleidigt gewesen wäre. Oelsner, der den edelsten Geistern Frankreichs und Deutschlands persönlich nahe stand, besaß eine Kenntniß seiner Zeit, die, über die in den Fesseln der Censur schmachtende politische Presse von 1818, 1819 und 1820 hinweg, den Stand der Dinge in seiner wahren Natur und an der Quelle ergründen konnte. Ohne für irgend einen der Wortführer Partei zu nehmen, besaß er selbst politischen Blick genug, sein Urtheil nach dem Bedürfniß der Masse zu bilden, nach den Zuständen des Volkes, nach Erscheinungen, die vielleicht nur vereinzelt auftauchten, nach Symptomen, die sich mehr in der Provinz, als in Paris kund gaben, und endlich mehr nach dem Schweigen, als dem Reden. Daß eine solche Auffassung der damaligen Zustände Frankreichs, eine solche entschiedene Ueberzeugung, die Royalisten würden Frankreich nur ins Verderben stürzen, von einer Politik nicht gern geübt wurde, die außerhalb Frankreichs selbst mit einem erwachenden Volksgeist und der Eindämmung überall anflutender Neuerungswogen alle Hände voll zu thun hatte, ist leicht zu begreifen.

Oelsners Briefe führen uns zunächst in nächtigen Tagen das Bild Ludwigs des Achtzehnten und seines Ministers, des später gefürsteten Herrn Decazes, vor Augen. Die Wahrheit ist lebendig, sprechend. Ludwig der Achtzehnte in seiner isolirten Stellung mit dem redlichsten Wunsche,

Frankreich nach den Resultaten einer Revolution, die seinem unglücklichen Bruder das Leben gekostet hatte, zu regieren, mit einer Vorliebe für die Charte, als wäre sie eine lateinische Inschrift, ein Bonmot, ein kleines Madrigal von ihm (er liebte es, wenn man seine feine classische Bildung zu würdigen verstand) und deßhalb eben verlassen von seiner ganzen Familie, von seinen Brüdern, von seinen Neffen, vom Pavillon Marsan, von den Royalisten, vom Faubourg St. Germain; seinen Freund in seiner Nähe als Herrn Decazes, den er liebte, wie seinen Sohn, den er sich selbst zum Staatsmann gebildet hatte, der seine eigene Idee von seinem königlichen Lehrer mit feiner Schmeichelei zu entlehnen vorgab und der die Kraft hatte, eine Zeit lang jenen Ultras, die das Verderben der Bourbonen werden sollten, die Spitze zu bieten. Da trifft das Stilet eines Fanatikers den Herzog von Berry. Louvel, der den Ultras hätte eine Lehre geben sollen, wird ihr Triumph. Decazes muß dem Vater des Herzogs von Bordeaux zum Opfer fallen. Decazes, dessen Kraft noch nicht ausreichte, den Ultras zu beweisen, daß ihr reactionäres Extrem nothwendig das andere Extrem, den demokratischen Fanatismus, hervorrufen müsse. Oelsner's Mittheilungen über diesen Knäul von Verwirrungen, über dieses Chaos streitender Interessen sind ein Ariadnefaden, dem man folgen darf.

Wie uns in diesen Briefen Ludwig XVIII. und seine Minister, die, die er wählte, und die, welche ihm aufgedrängt wurden, lebenswahr entgegen treten, so die Intriguen seiner eigenen Familie gegen den wohlwollenden und redlichen Mann. Der Graf von Artois stellt sich an die Spitze derer, die Frankreichs Geschichte von 1789 nicht anerkennen wollen,

die nichts gelernt, nichts vergessen haben. Die Ultras leiten die Entschädigungs-Milliarde ein, setzen die Beschränkung des Wahlgesetzes durch, erzwingen den Feldzug nach Spanien. Delsners Berichte machen uns mit allen Spielarten der Royalisten bekannt, mit den vertrauenden, wie Chateaubriand, mit den herrschsüchtigen, wie Villèle, Lainé, endlich auch mit jenen harmlosieren, die sich in der That in die neuen Sitten und Zustände Frankreichs nicht finden können und Versailles immerfort noch mit Milan verwechseln. Einige dieser alten Herren, die Delsner selber kannte, sind wirklich liebenswürdig und wecken, wenn man sie in ihren Rokokosälen vor dem Kamine, mit ihrem gepuderten Haar und den freundlichen Sitten des ancien régime vorgeführt sieht, Erinnerungen an eine entschwundene alte Zeit, die unserer größten Hochachtung würdig ist. Häßlicher sind schon jene Gräfinnen und Vicomtessen, die noch immer nicht gelernt zu haben scheinen, daß die Menschenrechte gleich sind, und die eine Verachtung der „Canaille" an den Tag legen, die ihnen schon vom moralischen Standpunkte aus unschön steht. Delsner beachtete diese Prätensionen in unmittelbarer Nähe. Auch die bonapartistischen und liberalen Elemente werden uns bei aller Zufälligkeit der Mittheilungen doch mit großer Wahrheit geschildert. Die Opposition in der Kammer bildete sich erst in ihrem festeren Bestande. Von den Doctrinärs saßen damals in ihr acht, schreibe acht Mitglieder! Und diese winzige Minorität sollte zwanzig Jahre später das französische Ministerium bilden und gleichsam das Elixir einer politischen langen Lebensdauer gefunden haben. Trost für alle Minoritäten unserer Tage! Jenes kleine Häuflein barg Guizot in seinem Schooße, dem Delsner schon damals jenes moralische

Uebergewicht zuerkennt, durch welches dieſer Staatsmann ſich noch gegenwärtig vor Frankreich mehr erhält, als durch ſein Talent. Die Beſtrebungen der Radicalen oder, wie Oelsner ſie nach dem Sprachreinigungsfieber von 1819 nennt, der Wurzelwichte ſtehen noch im Hintergrunde. Dagegen verfolgt er mit ſpähendem Auge die Umtriebe des damals von den Geſchäften entfernten Talleyrand. Dieſer ſpukte damals wie Samiel hinter Buſch und Mauer, überall und nirgends, Verwirrung auf Verwirrung häufend, um ſich zuletzt, wenn Alles lichterloh brennen ſollte, die Caſtanien vom Volke heranlangen zu laſſen. Damals muß Scribe die Idee von Bertrand und Raton gefaßt haben. Talleyrand iſt Rantzau und die Julirevolution, zehn Jahre ſpäter, Burkenſtaff. Die Cenſurverhältniſſe der franzöſiſchen Bühne waren damals wie die der heutigen deutſchen ſehr beengt. Scribe konnte erſt fünfzehn Jahre ſpäter von ſeinem eben ſo wahren, wie geiſtreichen Sujet Gebrauch machen.

Neben den treffenden Perſönlichkeits-Schilderungen ſind Oelsner's politiſche Grundſätze hervorzuheben. Hier lernt man einen Publiciſten kennen, der ſich nicht nach einer Theorie, ſondern durch die Geſchichte gebildet hat. Oelsner ſteht über ſeiner Zeit, ohne ſie deßhalb zu verneinen, ohne ſie deßhalb zu meiſtern. Er gehört jener allein richtigen und allein gediegenen Schule der Staatsweisheit an, nach der die Politik im Dienſte der Zeit ſtehen, der Wille der Herrſcher der Wille der vernünftigen Majorität eines Volkes ſein ſoll. Er glaubt nicht, daß das conſtitutionelle Syſtem die einzig wahre Form der Volksbeglückung iſt, aber er beruhigt ſich mit dem Gedanken, daß einmal die Völker zu dieſer Regierungsform vorläufig ein Vertrauen gewonnen haben, und

warnt alle Staatsmänner, in dieſem empfindlichen Punkte klüger ſeyn zu wollen, als der Zeitgeiſt. Durch das Repräſentativ-Syſtem, ſagt er, käme die Welt nicht zum Himmelreich, aber eine gute Repräſentation hindere, daß eine Regierung mit ihrem Zeitalter in Widerſpruch gerathe, ſie bewirke, daß alles, was ein Volk von Geiſtesbildung, Sittenwerth, Kraft des Willens beſitze, ſich in der Regierung ſelbſt darſtelle und äußere und dieſe folglich mit den Fähigkeiten, Anſprüchen und Bedürfniſſen der Nation gleichen Schritt halte. (S. 41.) Er geht noch weiter. Er beklagt mit Stägemann die Neuerungen der akademiſchen Jugend und das furchtbare Verdächtigungs-Syſtem, welches mit den carlsbader Beſchlüſſen über Deutſchland kam, ſagt aber offen, er wiſſe kein anderes Mittel dagegen, als die Weltverbeſſerer ſämmtlich in die Schule der Erfahrung zu nehmen und ihnen eine Verfaſſung, die ſie für Ambroſia halten, wirklich vorzuſetzen; ſie würden bald inne werden, daß ſie Hausmannskoſt iſt und von ihrem Schwindelgeiſte geheilt werden. (S. 99.) „Den Zeitgeiſt abkapiteln," ſagt er S. 153, „iſt eitle Mühe." Die Maßſtäbe, die für Frankreich paſſen, wünſcht er in den Hauptſachen auch auf Deutſchland angewandt, denn durch ganz Europa zöge ſich das Bündniß garantirter Staatsverfaſſungen, das Geld regiere die Welt und man wolle, indem man Steuern zahle, auch wiſſen, wie ſie zum allgemeinen Beſten verwandt werden. Dabei iſt ihm der Trotz des Zeitgeiſtes fremd. Er kommt immer und öfter darauf zurück, daß eine unbedingte Verweigerung der Steuern zur Anarchie führen würde und deßhalb nie in den Befugniſſen der Stände liegen könne, eine Lehre, die wir ſo lange nicht unterſchreiben möchten, als die Gränze nicht feſtgeſetzt iſt, bis

zu welcher ein Miniſterium wagen darf, auch ohne den Willen der Kammern zu regieren. Die Briefe Oelsner's dienen zur Anregung ſolcher und ähnlicher Fragen um ſo mehr, als ſie Bericht erſtatten über ein Staatsleben, das ſich in Frankreich nach früherer Despotie damals erſt in den Anfangsſtadien ſeiner conſtitutionellen Entwickelung befand.

Ein nicht geringer Theil am Verdienſt dieſer Briefe gebührt aber auch ihrem Empfänger. Oelsner, eine rückſichtsvolle, höfliche und in franzöſiſcher Zuvorkommenheit gebildete Natur, würde kaum gewagt haben, ſich über ſeine Zeit ſo freimüthig zu ergehen, wenn ihn nicht Stägemann's klarer Weltſinn dazu ermuntert hätte. Leider fehlen auf die Oelsner'ſchen Briefe Stägemann's Antworten, aber man kann ſich eine Vorſtellung von ihnen machen, wenn man Stägemann's Bildungshöhe zu würdigen weiß. Die Leiſtungen dieſes Staatsmannes ſind der Welt nicht ganz erſchloſſen. Selbſt ſeine Poeſieen ſind nur in einen kleinen Kreis von Verehrern gedrungen. Er dichtete mit einem Wohllaut der Sprache, die ſich nach den claſſiſchen Muſtern gebildet hatte. Seine Sonnette athmen in einer oft zaubervollen Behandlung des Verſes, in einem üppigen Reichthum von Wendungen, Zuſammenſetzungen und bezeichnenden Beiwörtern eine Reinheit der Empfindung, eine Läuterung der Seele, die uns immer, ſo oft wir ſie laſen, einwob wie in ein reines, weißes Aetherlicht. Damals, als Oelsner dieſe Briefe ſchrieb, ſchien der Empfänger auf das Leben die froheſten Hoffnungen zu bauen. Preußens neuerwachendes Staatsleben erfüllte ihn ganz. Er gehörte jener Commiſſion an, welche die dem preußiſchen Staate zu gebende Verfaſſung auszuarbeiten hatte, er machte dieſe Verfaſſung zum Gegenſtande ſeines reifſten Nachden-

lens und berechtigte Oelsnern zu dem Refrain seiner Briefe: Wie befindet sich unsere Verfassung, wann kommt sie, ist sie besser als die baierische? u. s. w. Plötzlich erfuhren die Dinge eine andere Wendung, die Briefe brechen ab und die russischen Orden Stägemann's, des nun Verstorbenen, hat Oelsner nicht mehr erlebt.

Schon diese Gedankenreihe, die ich hier nur ungefähr andeutete, erklären es, warum der geistreiche und freimüthige Briefwechsel, dessen Veröffentlichung wir Herrn Dorow zu danken haben, nach dem Willen der Oelsnern vorgesetzten Behörden nichts über Politik enthalten sollte. Seine Ansichten wichen eben zu schroff von denen ab, die nach einer gemeinschaftlichen Verabredung seit 1819 geltend gemacht werden sollten. Es macht einen rührenden Eindruck, zu lesen, wie sehr sich der geistvolle Mann durch seine Zurücksetzung gekränkt fühlte, wenn er bittet, ihn doch nicht ganz zu vergessen und seiner treuen, dem Vaterland geleisteten Dienste eingedenk zu bleiben. Es lag eben in der Wendung der Dinge, daß andere Köpfe in den Vordrund treten sollten, diejenigen, welche die erkrankten Staatskörper durch heroische Mittel heilen wollten. Oelsner ist als eine einzeln stehende Erscheinung von Varnhagen und Ischokke gewürdigt worden. Er gehörte zu jenen stillen Verdiensten, die ihr lohnendes Bewußtsein in sich selber finden müssen. Die Fesseln, die seinen reichen Geist beengten, zu sprengen, dazu sah er in seiner Lage keine Möglichkeit, auch fehlte dem bescheidenen Sinne wohl das Vertrauen auf die eigene Kraft, der unerschütterliche Glaube an den Beruf einer selbständigen Wirksamkeit. Somit schwankend zwischen Mögen und Können, zwischen Hoffen und Zweifeln, verging er ins Allge-

meine, wie ſo Mancher, dem das Leben Eines zugemeſſen und das Andere verſagt hat, wie ſo viele Geiſter, welche die höchſte Künſtlerweihe in ſich fühlen mögen, den Stoff aber nicht finden können, ſie durch Lebensgebilde dauernd zu bewähren.

# Shelley.

Vor dem Posthause in Pisa stand im Jahre 1820 ein schöner, langaufgeschossener, aber kränklich aussehender Englishman und fragte, ob nichts für ihn poste restante angekommen wäre?

Wie heißen Sie? fragte der Postoffiziant.

Shelley!

In dem Augenblick erhielt der Fragende einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf, nachdem er kaum gehört hatte, daß ein hinter ihm stehender Landsmann ausrief: Was, Sie sind der Gotteslängner? Der Elende entlief. Shelley war besinnungslos niedergesunken. Als er sich erholte, lechzte seine gekränkte Ehre nach Rache. Er hört, der Fremde sei nach Genua abgereist. Er eilt ihm nach: er will für die gemeine Mißhandlung Genugthuung haben. Er findet ihn nicht: er ist außer sich über den Schuft, bis er hört, daß er nach Lissabon gereist war. Es war ein englischer Lieutenant in portugiesischen Diensten. Was sollte Shelley thun? Leidend, hinfällig, sah er dem Tode, der ihn später in den Fluthen des mittelländischen Meeres ereilte, längst

ſchen mit gebrochenen Augen ins Angeſicht. Er ertrug und verwand ſeinen Schmerz. Der Mann von Geiſt hat gegen die Brutalität keine andere Waffe, als Stillſchweigen, Mitleid, Verachtung.

Und dieſe Anekdote kann uns auch ſchnell vergegenwärtigen, wer Percy Byſſhe Shelley war, wenigſtens wofür er in der öffentlichen Meinung galt. Er galt für einen Gottesläugner, für einen Gegner des Chriſtenthums. Seine Braut wurde ihm entriſſen, als ihn dieſer Ruf zu verfolgen anfing, ſein Vater, ein außerordentlich reiches Glied der engliſchen Ariſtokratie, verſtieß ihn und ließ ihn darben, hungern ſogar; die Kinder einer Ehe, welche er ſchloß, weil ſein Herz einer Anknüpfung bedurfte, und welche Scheidung trennen mußte, wurden durch Beſchluß des Lordkanzlers von England aus ſeiner Nähe genommen; er floh, verfolgt von den Verwünſchungen der Prüderie und der Trägheit der Maſſe, nach Italien, ein brutaler Lieutenant wollte ihm den Hirnſchädel einſchlagen; er hatte die ganze Welt gegen ſich, die ganze Kritik, die Kirche, den Staat, die Geſellſchaft, den Vater und die erſte Geliebte gegen ſich, er hatte nichts als eine zweite Gattin, die einen Geiſt beſaß wie Georg Sand und ſelbſt köſtliche Dichtungen giebt, nichts, als einige ſpärlich geſäete Verehrer, zwei oder drei Freunde, unter ihnen aber einen, der für viele galt, Lord Byron.

Wenn irgend das Leben eines modernen Dichters — denn das war Shelley — die Stellung des originellen Gedankens und der ſchöpferiſchen Phantaſie, unſerem ſchroffen, egoiſtiſchen und an Vorurtheilen haftenden Zeitalter gegenüber, vergegenwärtigen kann, ſo iſt es das Leben Shelleys. Er war ein Sohn der Zeit, wie keiner, und ſeine Mutter,

grade unſer materielles leichtſinniges Jahrhundert, ſtieß ihn von ſich, wenn er ſich auf ſie berief, ſich nach ihrem Namen nannte und die Maale zeigte, an welchen er erkannt ſein wollte. Er trug, wie keiner, den Fluch einer Epoche, die nur von Gährungen und halben Ahnungen bezeichnet wird, den Fluch des Mißverſtändniſſes und einer dem Neide und der Intrigue gar leicht möglichen Entſtellung ſeiner edelſten Träume und Abſichten. Er konnte ſich nicht vertheidigen. Denn was läßt ſich der Menge Vernunft predigen, der Menge, die nur nach Stichwörtern hört, die von ſtereotypen Ausdrücken nicht läßt, die nur ſchwarz oder weiß ſehen will und von den Farben des Regenbogens der Ideen nichts verſteht! Shelley galt als Atheiſt, als Gegner des Chriſtenthums, als ein Ungeheuer; welche Waffe hatte er? Konnte er rufen: Von Allem, was ihr ſagt, bin ich das Gegentheil: nur die Freiheit meiner Dialektik, in der ich erſt meine Ueberzeugung die Feuerprobe beſtehen laſſe, nur mein Genius iſt es, der euch beleidigt, den ihr nicht enträthſeln könnt' Er konnte es nicht. Er konnte nicht ſagen: Ich, Shelley, bin ein armer leidender Mann, der nach Klarheit und Offenbarung ringt; ich bin empfindſam, wie die Sinnpflanze; ich bin Idealiſt in einem Grade, wie es Plato nicht war; ich ſehe Gott in jedem was Leben verräth; ich finde in der Natur die ewig geöffnete Pforte des Himmels; ich bin ein ſchwaches Rohr, das vom Zugwind ſeiner Zweifel hin und hergewebt wird; ſchmachte nach Liebe, Hingebung; ich opfre all mein Vermögen Armen und Hilfeflehenden; ich ſchreibe nicht des Ruhmes wegen, ſondern um mir genugzuthun, ach und ich will aufhören, da ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichſter, dämmre dem Tode ent-

gegen und werde von Visionen geängstigt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich sah mich selbst, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verschlungen werden und schrecklich sterben, wie ich freudenlos gelebt habe!

So konnte Shelley selbst nicht sprechen. So spricht nur der, der ihn näher kannte; so spricht sein Leben, sein Tod. Erst die Grabschrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cästius in Rom zu lesen ist, ein treues Herz, cor cordium, eine liebe, gute, treue Haut, nennen. Byron nannte ihn so. Das atheistische Ungeheuer, vor welchem sich die Vasen und Reviews Englands kreuzigten, war ein schwaches liebes Kind, das sich in Augenblicken der Gefahr zur muthigsten Elastizität emporschnellen konnte; sonst aber sanft und gut wie ein Frauenzimmer, abergläubisch sogar, religiöser jedenfalls als die Bischöfe von Oxford und Exeter. Im Leben konnte das Niemand von ihm beweisen. Erst sein Tod und die unverfälschten Thatsachen, die der Gedächtnißrede seiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derselben Lage; allein diese Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an seinen Gegnern, er schwang seine satyrische Geißel über die, die ihm mißwollten. Konnte er nicht ganz England durch seine Verse in den Belagerungszustand der Poesie versetzen, so nahm er Repressalien an Italien, an den Frauen, an Menschen, die ihn nicht verstanden, die nur sein Geld, seine Hunde und seine aristokratischen Manieren zu schätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er seinen Aerger austoben konnte. Allein Shelley, dem man nicht so sehr die Unsittlichkeit, als die frechste Gotteslängnung vor-

warf, mußte denſelben Aerger in ſich ſelbſt verwinden. Er
ebte ſich nicht in den Leidenſchaften aus. Er errang die
Mißgunſt der Welt und lebte, je mehr ſie ihn von ſich ſtieß,
eſto mehr in ſich hinein. Sein Weib verſtand ihn: ſie
war auf der Höhe ſeiner Ideen; ein ſeltnes Glück beim Dich-
erunglück. Er hatte Frieden in den Kreiſen, die ihm die
ächſten waren. Das gab ihm den Muth, ſo viele üble
Nachrede zu ertragen und ſeinem ätheriſchen Genius treu zu
leiben. Shelley hatte eine Seele wie Ariel.

Wie Ariel war auch ſeine Poeſie. Luftig und ätheriſch
lattert ſie, wie die Libelle über dem Bache. Seine Gedanken
itterten, wie die Flamme des Lichtes zittert. Er war, wie
ie Lerche, wenn er ſang, immer im Steigen begriffen. Er
wußte die Poeſie an das, was uns begegnet und im Wege
iegt, wie die falſche moderne Richtung iſt, nicht anzu-
nüpfen, ſondern er mußte Grundlagen für ſeine Anſchau-
ungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Re-
lexionen angehörten. Nachdenken entzündete ſeine dichteriſche
Begeiſterung, die Anſchauung lieh ihr erſt die Worte, deren
e ſich bediente. Alles, was er ſang, ging von einer hohen
dee aus: die Form erſt ſchöpfte er aus der Natur, die ihn
mgab. Er wußte der Natur aber Alles zu entlehnen und
bzulocken, was ſie Poetiſches nur enthält. Er kannte das
Beien der Blumen und Steine, er löſte von Allem, was er
ah, ein Bild für ſeine Dichtungen ab. Die ſchönſten Gleich-
niſſe ſtrömten ihm in üppiger Fülle zu. Er kannte in Bil-
ern ebenſo lieblich wie großartig ſeyn. Schwollen die An-
chauungen, hoben ſich die Gedanken, ſo ward er in ſeinen
ormen gigantiſch. Er brauchte Bilder, wie Aeſchylus, dem
in der Tragödie nachſtrebte. Es iſt, als ſähe man das

heiße Afrika eines Hannibal über das Eis der Alpen ziehen. Oft erhoben ſich ſeine Formen ſo hoch, daß man ihm nicht folgen konnte, ſondern wie einen Luftball ihn allmälig aus dem Auge verlor. Ich weiß nicht Engliſch genug, um meiner Charakteriſtik der Shelley'ſchen Poeſie Vollſtändigkeit zu geben. Aber ich ahne ihre zarte Miſchung von Sentimentalität und Metaphyſik und glaube allerdings gewiß zu ſeyn, daß ſie der äußern plaſtiſchen Geſtaltung ermangelte und in den zu erhabenen Stellen mit den obern Luftſchichten der Atmoſphäre zuweilen eine gleiche Wirkung hat, nämlich die, daß man erfriert. Indeſſen rühmt Byron das Talent ſeines Freundes für das Drama und ſagt: die Cenci Shelleys ſind das beſte Trauerſpiel, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat und Shakespeares nicht unwürdig.

Die Cenci betreffend, ſo leitet ſie Shelley mit tiefen Bemerkungen über den dramatiſchen Charakter, über Moralität der Poeſie und ähnliche Fragen ein. Der Gegenſtand iſt bekannt. Ein römiſcher Patrizier, Cenci, ein Wüſtling, der ſich vor ſeinen eigenen Kindern nicht ſicher glaubt, wirft in verbrecheriſcher Leidenſchaft ſein Auge auf ſeine eigne Tochter und reizt dieſe durch die ihr angethane Schmach, den Vater ermorden zu laſſen. Die That wurde entdeckt und ſie mit ihren Mitſchuldigen zum Tode geführt. Beatrice Cenci iſt der Mittelpunkt der Tragödie, die füglich nach ihr hätte benannt werden können. Ihr Unglück, ihre Verzweiflung, ihre Rache und die Verſchlagenheit, mit der ſie ſich gegen die Anſchuldigung des Mordes zu rechtfertigen ſucht, ſind meiſterhaft geſchildert Wenn das Trauerſpiel im Allgemeinen zur Lektüre geeigneter iſt, als zur Darſtellung, ſo liegt dies in der negativen Charakteriſtik der übrigen Perſonen.

Sie entwickeln wenig draſtiſche Leidenſchaft, ſie ſind fein gezeichnet, ſie entſprechen menſchlichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, allein ſie bewegen ſich in keiner ſchlagenden und raſchen Thätigkeit, ſie haben nicht einmal ſichre Zwecke, die ſie erreichen wollen. Der Vater, Graf Cenci, iſt gleichfalls mit origineller Wahrheit hingeſtellt und auch wirkſamer als die Uebrigen, Beatrice ausgenommen. Die Sünde im Bunde mit der Frechheit hat der Dichter in kraſſen aber naturgetreuen und die Schranken haltenden Situationen gezeichnet. Läſterung und Bigotterie liegen auf einer vom Weinrauſch lallenden Zunge. Ein Schauſpieler, der dieſen Charakter richtig wiederzugeben wüßte, müßte die ſataniſche Originalität mancher Menſchen gründlich ſtudirt haben. — Zu den Vorzügen des Trauerſpiels gehört die natürliche Sprache deſſelben. Shelley vermied abſichtlich die lyriſchen Ueppigkeiten, welche heutigen Tages grade bei talentvollen Dichtern das Drama ſo unwirkſam machen. Er wußte, daß die Größe Shakespeares nicht in ſeinen verblümten, oft ſchwülſtigen Redensarten, ſondern in der Sorgloſigkeit, ſo oft ſie ihn beſchleicht, in der Familiarität des Ausdrucks liegt. Nichts weckt die Sympathie mehr, als wenn ſich die Geſtalten des Dichters ihm ganz analog, ganz ebenbürtig bewegen, wenn ſie die Sprache Aller reden und nicht etwa eine Staats- und Sonntagsſprache, die nur das Zeichen des Ungeſchickes zur Poeſie iſt.

# Schleiermacher.

**Unmittelbar nach ſeinem Tode geſchrieben.**

---

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutſchen Männer, welche ein in verſchwundenen Zeiten erworbenes Kapital an Ruhm ſorgfältig angelegt haben. Nach der Julirevolution ſah ſich das Vaterland nach dieſen großen Gelehrten, Weltweiſen und Staatskundigen um und konnte ſie nicht finden, die ſich mit den Renten ihrer Vergangenheit von dem ernſten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet hatten; allein der Tod forſchte nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte leiſe ſeine Opfer: Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Paſſow und manchen Andern, an deſſen Namen ſich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals knüpfen. Die Greiſenſchaar des deutſchen Ruhms wird immer lichter und das letzte geheimnißvolle ſchwarze Band, das die einzelnen Häupter zuſammenhält, zieht ſich immer enger zuſammen.

Und wie ſie hinſterben, dieſe hehren Geſtalten — ſehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo

t der Schmerz, dem es ſich hingäbe, ungetröſtet? Wo die hräne, die ein vertrauensvolles Wort ſtillen könnte? Kein chmerz, keine Thräne; nur ein ſtummer Schauer.

Aber in dieſer Sprachloſigkeit liegt noch mehr, als in r Apathie, die am Grabe Goethe's ſtand. Goethe war inem Theile ſeiner Zeitgenoſſen längſt verſtorben; er hatte e durch ſein langes Leben bereits ermüdet. Weit anders ei dem Tode dieſer mächtigen Geiſter, welche in den frühe- en Tagen aus ihren der Wiſſenſchaft geweihten Muſeen eraustreten waren und die Sache des Vaterlandes hatten rklären, ſchützen, die ihr hatten ſiegen helfen. Lebten dieſe Männer noch, als ihre einſt ſo feurigen Zungen plötzlich erſtummten und die beredteſten Worte auf ihnen erſtorben aren? Da war das verworrene Deutſchland, da hatte ſich ie Jugend an ihre Lehrer wollen anlehnen, dieſelbe Jugend, elche ſich ſpäter tollkühn — in die Gefängniſſe ſtürzte? Ver wußte ſie, als ſie noch nicht reif waren, zu lenken? ie jungen Männer wollten die Söhne ihres Geiſtes ſeyn nd entarteten ſie da nicht erſt, als ſie von ihren Vätern nterbt wurden? Man kann nicht läugnen, daß ſeitdem eine ewiſſe Lauheit gegen unſere Notabilitäten eingetreten iſt. owohl diejenigen, deren Schülerſchaft ſie nicht duldeten, ls jene Andern, denen ihre Weigerung und Inkonſequenz n Gute kam, beide Parteien gaben dem alten Ruhme wenig ehör und man kann ſagen, daß dieſe Erfahrung den Mei- en an's Leben gegangen iſt.

Schleiermachers innere Kraft ſchien unzerſtörbar und och waren namentlich für ihn die Ereigniſſe ſeit der Juli- volution Todesſtöße. Wie felſenhart Schleiermachers Cha- akter war, ſo reichte ſeine Kraft doch nur aus, ſich ſelbſt

zu beherrſchen. Die Begeiſterten ermüdeten ihn, nicht, weil er ſich dem Schmerze unmännlich hingab, ſondern weil er ihn fühlte, weil er ihn nicht wegläugnen konnte, eben ſo wenig, wie jene theologiſchen Begriffe, an die er nicht glaubte und die zu widerlegen er doch ſo viel weitläuftige Dialektik ausſpann.

Wer mit Schleiermacher in in Berührung gekommen iſt, wird immer bereit ſeyn, zuerſt von ſeinem centripetalen, unverrückten Verſtande *) zu ſprechen. Um ſein ganzes Weſen hatte ſich die logiſche Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerſtöreriſche, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menſchen ſeiner Natur eine immer wiederkehrende Erſcheinung iſt, ſo hatte er bei aller logiſchen Iſolirung doch ein moraliſches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorſchein gekommen iſt, wohl aber in den geheimen Saiten ſeines Weſens wiedertönte. Wer ihn in den drei letzten Jahren ſeines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Wehmuth bezeugen können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieſer Stimmung die erſte Veranlaſſung her oder, um mich richtiger auszudrücken, der Tod ſeines einzigen Sohnes riß die Schleuſen fort, welche noch die Gefühle und Selbſtgeſtändniſſe eines, vielleicht wußt' er ſelbſt nicht wie, gebrochenen Daſeyns zurückdämmten. Es war eine treue Gemeinde, die er noch zu elektriſiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er ſeitdem immer mit dem Gefühl einer Verklärung und eines Bedürfniſſes der innerſten Mittheilung getreten iſt.

---

*) Steffens war ein centrifugaler Charakter.

Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei dem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn eben so vernichtete, wie sie ihm wohlthat. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerke weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen müssen, daß er des Trostes bedürfte und der künstliche Bau einer stolzen Vergangenheit bricht morsch zusammen. Schleiermacher predigte seitdem in seiner Kirche mit einer rührenden Ergebung. Die Anlage seiner meisterhaften Vorträge war ihrem Schematismus nach zwar dieselbe geblieben, aber Ton, Haltung, die ganze Auflösung seiner dialektischen Räthsel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte sich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß Schleiermacher die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verlust seines Sohnes und die Ahnung seines eigenen Todes zu einer solchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, welche sie außerdem zum größten Theil in einer Wendung seiner theologischen Studien und Resultate erklärt finden wollen. Es ist wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, seinen hartnäckig gegen die Tom-Agende geführten Kampf fallen lassen zu müssen, ferner die kurz vor der Julius-Revolution vorgefallene Hallesche Denunciation, welche die Einmischung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht selbst die erneute Ausgabe seines Systems der christlichen Glaubenslehre mit all den kritischen Ungelegenheiten, welche in Deutschland die Erscheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es ist wahr, daß ihn die theologische Parteiung, die Appellation an die Laien, die

rückſichtsloſe Abſonderung in rationaliſtiſche und ſupernaturale Syſteme und das Drängen der Umſtände, ſich auf irgend eine Seite hingeben zu ſollen, in trübe Stimmung verſetzte. Allein wir glauben an keine Inkonſequenz theologiſcher Meinungen bei einem Gelehrten, der in ſeinen erſten Schriften, in ſeiner erſten Begrüßung des deutſchen Publikums ſchon all die Keime ahnen ließ, welche ſpäter zu ſo bewundernswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philoſophen, in deſſen dialektiſchen Principien ſich keine Momente der Ruhe und der ſtarren, dogmatiſchen Abſchließung vorfinden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen und doch reſignirenden, die Welt opfernden Chriſtenthums, die wir in Schleiermacher's letzter Kanzelwirkſamkeit finden, hatte einen tiefern Grund und hing mit den Bemerkungen zuſammen, welche dieſe Worte des Gedächtniſſes eröffneten.

Die Begebenheiten der drei letzten Jahre paßten nicht mehr in die Berechnung, welche auch Schleiermacher von ſeinem Leben gemacht hatte. Es ſtörte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Parteien nicht citirt ſeyn und widerrief ſogar öffentlich eine Nachricht, welche ein franzöſiſches Blatt über ſeine politiſche Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten in der preußiſchen Staatszeitung. All die früheren offiziellen Mißverhältniſſe waren in der That gehoben, ſeine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, Schleiermacher wurde bei Hofe gern geſehen und ſeines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraſchende Auszeichnung. Schleiermacher hatte die Wendung, welche die jüngſte Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er ſtand den Tendenzen des Tags mit offenem

Bekenntniß gegenüber. Allen ſeinen öffentlichen Vorträgen gab er von jezt an eine Richtung, welche ſich entſchieden gegen das Drohende, Nächſte, wandte. Er mag nicht ſo weit gegangen ſeyn, wie Niebuhr, der eine neue Barbarei fürchtete, aber Schleiermacher ſah ein, daß die Zeit Nichts mehr für ihn thäte. Die Impulſe, welche das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit ſeinen ideellen Beſtrebungen in keiner Verbindung mehr ſtand. Das Terrain hatte ſich verändert, die Fragen waren auf eine verbrecheriſche Spitze getrieben, alle Vorausſetzungen, unter denen ein Mann wie Schleiermacher noch hätte wirken können, waren in der Haſt des Augenblicks eingeſtürzt. Niebuhr fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forſchungen der Gelehrſamkeit haben: Schleiermacher fürchtete, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menſchlichen Herzens, nach Liebe, Vertrauen, Treue vergeblich fragen. Dies iſt der Schmerz, der den Verſtorbenen in ſeinem letzten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er ſich an das Chriſtenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil ſeiner Vorträge beendet hatte und zur Schlußfolgerung und Exhortation an ſeine Zuhörer überging. Er frug nicht geradezu, wo bleibt Plato, wo ſind Sokrates und Chriſtus? Wo bleiben die Thatſachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals in unmittelbarer Berührung ſteht. Aber die Brücken, welche vom Einen in das Andere führten, die ſah er überall wie abgeriſſen, er verzweifelte, an den übermüthigen Intereſſen des Augenblicks einen Geſichtspunkt zu entdecken, der eine Ausſicht in die höheren Regionen der Humanität öffnete; er reſignirte, ſchloß Auge und Ohr und

flehte eine Gemeinde mit Thränen an, Nichts zu thun, als zu reſigniren und gleich ihm Aug und Ohr zu ſchließen. Seine Rede gewann in ſolchen Augenblicken einen hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie ſeit Jahrhunderten den Namen Chriſti umhüllt hat, zur Seite liegen und trat mit faſt ſchwärmeriſcher Zuverſicht der unmittelbaren Erſcheinung des Erlöſers immer näher, bis der Theologe (und ſo ging ſeine Hingebung in ein dogmatiſches Bedürfniß über) in des Gottmenſchen Leibhaftigkeit, Perſönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferſtehung ſah, ſchwelgen konnte. Schleiermacher ſtand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur noch Chriſtus rettete.

Ich kann hier nicht unterlaſſen, noch einen beſondern, tiefen, zerſtörenden Eindruck zu erwähnen, den auf Schleiermacher eine traurige Erfahrung der Tagsgeſchichte machte. Wie er ſich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Intereſſen würde bewegt werden, ſo ſchien ihm die Cholera gerade eine ekelhafte Konſequenz dieſer Richtung, ein Einbruch telluriſcher Kräfte, eine dämoniſche Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der ſiegenden unmoraliſchen, materiellen Tendenzen gehe. Man kann wohl ſagen, daß Wenige das grenzenloſe Unglück der Cholera ſo tief empfunden haben, als Schleiermacher, den ſeine Stellung als chriſtlicher Lehrer zwang, auf den blaſſen, ermattenden Gedanken der in Berlin und Preußen wüthenden Seuche öfters abhandelnd einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere Uebel, gegen welche ſich die Menſchheit wohl zu wappnen verſteht, aber die Cholera, dieſer ſchmutzige, ekle Tod, die allgemeine Hilfloſigkeit ſelbſt der Gelehrten, mit

der man ſie erwartete, der peſtartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine faſt höhniſche Reaktion der Materie gegen die Idee, eine Konſequenz des Zeitgeiſtes und ſeiner leichtſinnigen Orgien. Von dieſer ſchmerzhaft-krankhaften Ueberzeugung waren ſeine öffentlichen Vorträge wehmüthig durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf ſeine ſaubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerſtand zu leiſten und fand nur Troſt in jenem lezten Grunde, deſſen wir ſchon Erwähnung thaten. Es war dann zuweilen eine lächelnde, ſeinen Thränen ſich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, eben die Seuche, die Menſchen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß ſie ſich unter einander Beiſtand leiſteten und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies iſt ein Beiſpiel ſeiner lezten Dialektik. Männer dagegen, welche noch den Muth beſaßen, jeder Erſcheinung des Lebens in's Auge zu ſehen, welche in der einbrechenden Aufregung ein Geſetz der Nothwendigkeit fanden und in allen Ausſchweifungen der Leidenſchaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Lebensluſt, das freudige Vertrauen, der Siegesjubel der Jugend, dieſer hielt ſich ſeitdem von Schleiermacher, dem zerſtoßenen Rohre, entfernt. Seine Hilfloſigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr ein Leben und ſein thätiges Chriſtenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in ſeiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der einſt ſo Starke, zulezt ermattend, erſchlaffend.

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerſpruch zu kennen, der gegen dieſe Darſtellung Schleiermacher's von ſeinen Schülern, ſeinen Umgebungen, ſeinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben iſt. Allein es war uns nicht

darum zu thun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, sondern ihn als ein Glied der sich immer mehr lösenden Kette unserer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmensch war, um sich in seine wissenschaftlichen Gebäude zurückzuziehen, sondern der mit der Zeit fortlebte, ja selbst auf sie eingewirkt hatte. Wenn spätere Zeiten sich auf Schleiermacher berufen, so ist es wichtig, die verschiedenen Gesichtspunkte zu kennen, unter welchen derselbe scheint aufgefaßt werden zu müssen.

# Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

Wer einſt die organiſche Entwickelung der neuen deutſchen Literatur zeichnen will, darf den Sieg nicht verſchweigen, den drei durch Gedanken, ein Gedicht und eine That ausgezeichnete Frauen über die Gemüther gewannen. Mit Rahel zeichnete ſich die höhere Empfänglichkeit, bis zu der es weibliche Weſen bringen können, gegen die Folie der gewöhnlichen Frauenbildung ab. Bettina warf auf das Antlitz zahlloſer Frauen den roſigen Abglanz einer freieren Anſchauung der Menſchen und Dinge, ſo daß ſie wieder etwas Dreiſtes, Großherziges und Naives zu denken und zu ſagen wagten. Charlotte Stieglitz endlich ließ in dieſe heitern Gemälde einen dunkeln Schlagſchatten fallen und zeigte, wie groß die Opfer werden können und werden müſſen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreiſe des Handelns und Fühlens heraustritt und von dem verbotenen Baume der modernen Erkenntniß koſtet. Wie durch eine göttliche Verabredung ergänzen ſich dieſe drei großen Geſtalten: drei Parzen, die den Faden der neuern Literatur und einer ernſtern Ausglei-

chung der Bildung mit dem, was die Gesellschaft vertragen kann, anlegten, spannen, abschnitten.

Um zunächst das Aeußerlichste zu erwähnen, so gaben Varnhagens von Ense niannigfache Veröffentlichungen von Persönlichkeiten und deren stillem oder geräuschvollerem Verkehr eine sehr verführerische Anschauung des Bildungsprozesses früherer Literaturphasen. Man konnte in den vielfachen Briefen und seinen Charakteristiken den Gang verfolgen, welchen die Literatur ins Leben und das Leben wieder in die Literatur nimmt. So viel Geheimnisse, die hier gelüftet wurden, gaben den Bildern, die Varnhagen von Ense um sich zauberte, einen magischen Reiz. Man sah das Große in seinen ersten kleinen Anfängen, man sah das Berühmte im einfachen Hauskleide, man konnte die Wirkungen verfolgen, welche oft scheinbar unbeachtet gebliebene Schriften doch auf das Urtheil geistreicher Menschen in der Stille hervorbrachten. Eine Parallele der Anfänge, aus welchen die romantische Schule hervorging, war mit dem gegenwärtigen Werden und Gebären einer neuen Literatur bald gezogen. Man übertrug die Zeichen des Alten auf das Neue, verglich die Symptome der Vergangenheit mit der Gegenwart und schöpfte Muth, einer feindlichen Abneigung der öffentlichen Thatsachen und den eingewurzelten Vorurtheilen der überwiegenden Anschauungsweisen, Systeme und Bildungen die Spitze zu bieten, auf eine Zukunft der Gewöhnung und Versöhnung hoffend. Ein frommes Vertrauen ermuthigte so die Einen, steigerte sich aber bei Andern zu einer Zuversicht, die sie ihre Kräfte höher anschlagen ließ, als ihnen der Erfolg hätte erlauben sollen.

Weit mächtiger wirkte indessen der Gedankeninhalt der Briefe und Tagebücher, die Varnhagen von seiner Gattin

herausgab. Die Neuerungsluſt, die ſich auf ſittliche Ueberlieferungen geworfen hatte und, ſeitdem die Franzoſen durch ähnliche Erſcheinungen beſchäftigt wurden, in ſich faſt eine hiſtoriſche Nothwendigkeit entdeckte, las aus den Briefen der Rahel eine zartkeimende Saat neuer titaniſcher Ahnungen heraus, die ihre grünen Köpfchen verſtohlen über die Fläche des Ueberlieferten hinausſtreckte. Noch nie hat es politiſche Umwälzungen gegeben ohne Angriffe auf die gleichzeitigen moraliſchen, geſellſchaftlichen und religiöſen Begriffe. So wie die Reformation poetiſche Utopismen hervorrief, ſo wurde noch jede Revolution von einem Zittern begleitet, das ſich allem, was überhaupt in Sitte und Geſetz feſtſteht, mittheilte. Jeder große Prophet kam in die Verlegenheit, von einem ſchwärmeriſchen Anhänger politiſch gedeutet zu werden; jeder Held der Geſchichte, der mit Rieſenkraft alte Formen zertrümmerte, kam in die Lage, ſittliche Stimmungen, die ihm zunächſt nicht angehörten, als Verbündete neben ſich zu dulden. Nur ein Rigoriſt des Widerſpruchs kann abläugnen, daß die durch die Julirevolution geweckte ſchwankende Bewegung des Zeitgeiſtes und namentlich die ſchnelle Bändigung deſſelben, die eine Menge zurückgeſtauter, im vollen Laufe begriffener Gewäſſer vorausſetzt, ſich nicht auch andern Fragen, als den politiſchen, hätte mittheilen müſſen. Wie innig Rahels Nachlaß mit dieſer Erſcheinung zuſammenhängt, beweiſt das Urtheil, welches man unbeſtreitbar über ihre Andeutungen fällen muß, und zugleich die Berichtigung, die nothwendig doch wieder der übertriebenen Vorſtellung vom Werthe derſelben zu geben iſt. Daß Rahel ſo Bedenkliches philoſophirt hat, ſcheint mir lediglich die Folge einer gemüthlichen Mißſtimmung, eines freudenloſen Blickes in die

nächſten Umgebungen und einer allzuſchwärmeriſchen Vorſtellung von dem zu ſeyn, was in Zeit und Raum von ihr entfernt lag. Sie quälte ſich entweder ſelbſt oder wurde gequält. Da der Geiſt der Frauen nie ſchöpferiſch wird, ſo kann ihre höchſte Bildung immer nur eine unglaubliche Steigerung der Empfänglichkeit ſeyn. Wie oft erſtaunt' ich, das Weſen der mir als geiſtreich angerühmten Frauen nur in dieſer gewandten Beweglichkeit zu finden, mit der ſie jeder möglichen Wendung einer Frage, jeder halben und kaum gebornen Idee nachſpringen und zu dem Unreellſten ihre ſcharfſinnigen Conſequenzen ziehen. Ich ſprach z. B. Bettina und fand, daß ſie mit Sonnenſtrahlen ſpinnt, daß ſie aus Klängen Häuſer baut. So war auch Rahel nur groß im Anknüpfen, Ausſpinnen und Ausbauen deſſen, was die Schöpfungskraft der Männer bei Seite liegen läßt. Sie lebte in einer Gedankenatomiſtik, wo ſie in jedem der faſt unſichtbaren Molecules eine Kugel ſahe und Menſchen darauf, Flüſſe und See'n und Staaten und neue Sitten. Männer würden ſo negative Geſpräche, wie man mit geiſtreichen Frauen führen kann, unter ſich immer abbrechen. Der Idealismus der Männer hat immer eine reelle Grundlage, eine Beziehung. Sie nehmen nicht, wie Frauen zu thun pflegen, das letzte Wort, das man ſpricht und machen gleich daraus ein Thema zu einer neuen Frage, und ſo in's Unendliche fort. Und bei Rahel kam noch eine vielleicht farbloſe Draperie des Lebens hinzu, ein aſchgraues Einerlei der Ohnmacht, ſchnelles Verkoſten eines Genuſſes, ſchneller Ueberdruß und jene Zergliederungsſucht ſeiner Freuden, vor welcher Goethe ſo rührend gewarnt hat. Aus dieſen Grundſtoffen und Veranlaſſungen bildeten ſich Rahels viel beſprochene ſociale Reneruugskeime,

deren Zuſammenhang mit neuern Verſuchen und Wagniſſen ich auch nur darin finden kann, daß in unſrer Zeit dieſelbe Unbehaglichkeit, auf unſerm Horizonte daſſelbe zum Menſchen- und Sittenhaß reizende trübe Grau liegt. Was das ſogenannte „junge Deutſchland“ ohne Verabredung und ohne Plan in dieſer Richtung zu einer deutlicheren Vorſtellung auszubilden gewagt hat, war ebenſo Folge einer Verſtimmung. Man muß mit Schmerzensbanden an die Welt gefeſſelt ſein, man muß ſein Herz erſt dann begreifen lernen, wenn es gebrochen iſt, um zu verſtehen, was ich hier ſagen will. Und ich kenne Herzen, die mich verſtehen.

Der Glaube, daß man durch Literatur auf das Leben, durch Dichtung auf Frauenbildung und überhaupt auf eine idealiſche Verſchönerung des Daſeins und faſt möchte man ſagen, auf die Genialiſirung der Herzen wirken könne, wurde durch Bettina's Briefwechſel zu einer zauberhaften Gewißheit erhoben. Sie hatte zu Goethe geſagt: es wär' ihr, als müßte ſie immer vor ihm tanzen. Dieſer zunächſt nur kindlich naive Ausdruck ihrer Liebe zu ihm drückt doch gerade das ganze eigenthümlich magnetiſche und faſt religiöſe Verhältniß ihrer Seelen aus. Goethe wirkte auf ſie wie ein kräftiger Bogenſtrich auf Sand, deſſen Klangfigur ſie wurde. Wie die Schlangen, befangen vom Blick des indiſchen Zauberers, tanzen, ſo verlor Bettina im Anſchauen des Genius ihr Individuum und mußte es ihm, ſo fühlte ſie's wenigſtens, im Cultus ſchwankender Schönheitsbewegungen opfern. Keine Stelle drückt das Magnetiſch-Schöne ihres Verhältniſſes zu Goethe, wo Liebe, Anbetung und durch beides hervorgerufene eigne Kunſt ſich vermählten, deutlicher aus. Welch' eine hehre Ahnung des zwiſchen dem

Genius und der [illegible] Ursprünglichkeit (Bettina kannte kaum Goethes Schriften), möglichen Verkehrs mußte diese Erscheinung wecken! Wie schien der Literatur eine Huldigung dargebracht, die schwärmerischen [illegible] Die Schranken der spröden Convenienz fielen, wo ein Genius lächelte. Die Rückhaltsgedanken des im Leben Üblichen und Hergebrachten schlummerten unbewußt ein, wenn das Große und Erhabene sein Auge aufschlug und die zarte weiße Hand ausstreckte. Ein Verkehr seliger Geister schien hienieden möglich zu werden: die Gesetze waren nur noch Blumengewinde, mit denen Engel sich scherzend umschlangen. Man konnte glauben an ein Leben im blauen Aetherlicht der Ideenwelt, wo die Brust von irdischen Dünsten nicht mehr beängstigt athmet, sondern wo freie, reine Himmelsluft, wie auf hohen Bergen, den Busen hebt und erweitert. Waren neue Ideen da oder sollten auch nur die alten in's Leben gerufen werden, hier sah man ein Beispiel, einen Versuch, der schon gemacht war. Mußte man ihn, da sich bald kalte anekdotische Ergänzungen in das Verhältniß Goethe's und Bettina's eindrängten, auch mißlungen nennen, so war doch etwas davon übrig geblieben, nämlich ein Gedicht.

Und wurde dies Gedicht durch die kalte Reaktion der Wirklichkeit, als Bettina und Goethe der Poesie, die sie um sich gewoben hatten, nicht mehr gewachsen waren, eine Elegie, so erhob es Charlotte Stieglitz, als sie den Dolch ergriff, zu einer Tragödie. An diesem furchtbaren Ereignisse sahe man, daß die Wunden, die man sich selbst im ungewissen Drange und Zorne schlug, bis an's Leben gehen konnten. Was man getrieben hatte, war ein Spiel gewesen, dem die Laune des Schicksals ein ernsthaftes Ende gab. So gaukelt ein Scherz in den Worten eines Freundes, der uns mit

lächelnder Miene belehrt, und wir wittern nicht, daß ſich dahinter Ernſt verbirgt. Die Gewitter des Lebens ziehen nicht wie am Himmel herauf, drohend, in finſtern Wolken, lange voraus zu berechnen; ſondern wolkenlos iſt der Tag, die Sonne ſcheint wie zum Feſte und plötzlich zuckt der Blitz durch die im Nu ſich verfinſternde Ausſicht. Wenn wir, des Endes uns nicht bewußt, einen Anfang wagen, den Gedanken denken ohne Syſtem, Stein' auf Steine fügen ohne Riß, Gott auch außerhalb des Himmels zu ſuchen uns vermeſſen und mit Dämonen ſcherzen, ohne die Hölle zu betreten, ſo fällt doch plötzlich das Gatter in's Thor, wir ſind abgeſchloſſen, ohne Rückkehr, der Verzweiflung preisgegeben, während wir kaum zu ſcherzen ſchienen. Zweifel und Glauben ſind von ſich ſo fern wie Leben und Tod und doch nimmt nichts leichter in einander über wie dieſe. Das unglückliche Ende jener Frau mochte herbeigeführt ſein durch eigne oder ihres Gatten Ueberheit, durch Liebe oder durch Erkaltung, durch freiwillige oder gezwungene Entſagung, durch Entſinnlichung oder Uebergeiſtigung; darüber iſt jetzt keine Auskunft zu geben; allein entſchieden iſt, daß man ihrem Tode eine Deutung auf den Kampf der Idee mit der Wirklichkeit gab und daß ſie, wenn auch mit eignen Lebens- und Charakterbeziehungen, wohl ein Opfer jener Conflicte genannt werden konnte, in welche Rahel's verdrießliche und Bettina's überſchwängliche Beurtheilung der Menſchen und der Verhältniſſe gerathen mußten. Wie ſehr dies Alles auf gährende und dichteriſche Gemüther einwirkte, wird man begreifen, wenn ich eingeſtehe, daß ich den Roman: Wally, die Zweiflerin, nicht geſchrieben hätte ohne den Tod der Stieglitz. In ſternenhellen Winternächten begibt ſich mehr,

als mancher ſich am Ofen träumen läßt. Man kann edel ſeyn und doch nicht wiſſen, was noch edler iſt. Man hat über die Dinge, die hieher gehören und die ich verſchweigen will, mit vieler Vernunft, aber mit wenig Wahrheit geurtheilt. Es gibt Irrthümer, die ſchöner ſind, als das Richtige.

Ja, ſeit dem Tode des jungen Jeruſalem und dem Morde Sand's iſt in Deutſchland nichts Ergreifenderes geſchehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethes beſäße und es ſchon aushalten könnte, daß man von Nachahmung ſprechen würde, könnte hier ein Gegenſtück zum Werther geben. Denn es ſind moderne Culturzuſtände, welche ſich hier durchkreuzen, und doch iſt der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder ſo ſehr Original, daß die Phantaſie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geiſtlicher hat an dem winterlichen Grabe dieſes Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgeſprochen. Es war ſeines Amtes. Aber wir ſind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geſchworen. Und dennoch hörte man rings von ungeheurer Verirrung ſummen, von Nervenſchwäche, von falſcher Lektüre, und Alles ſchlägt ſich ſtolz an ſeine Bruſt, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide ſeines Verſtandes heraus, um zu zeigen, wie geſund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel ſie ſind; und ſie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das ſie in Gotha beim Geheimerath Arnoldi verſichert haben, und furchtſame, aber kühne Philoſophen behaupten den alten Satz, daß Selbſtmord die unzulänglichſte Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine Culturtragödie aufgeführt iſt und die Heldin des Stücks bis auf den letzten Moment für

zurechnungsfähig erklärt werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unserer Zeit versteht. Es gilt überhaupt nicht das Urtheil, sondern die Erklärung.

Das erste Motiv des tragischen Aktes ist auch hier die Liebe, denn es war ein Opfer, das dies Weib ihrem Manne brachte. Aber diese Liebe war eine volle, gesättigte; eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt und welche allein im Stande ist, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnheit zusammengehaltene Neigung, die bei den meisten Frauen sich zuletzt auf die Thatsache der Kinder wirft und von diesen aus den Mann mit einem matten, aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoistische Liebe der Schönheit, die nur um ihrer selbst willen sich hingibt, wo sie Anbetung findet. Sondern ein anderes Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine Liebe, die sich auf Thatsachen stützt, welche für beide Theile des Bandes gemeinschaftlich waren, auf eine Weltansicht, auf wechselseitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntnisses. Diese Liebe war erfüllt, sie hatte Staffage. Beide Theile standen sich gleich und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich seyn. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich seyn, bis die Liebe nicht überall wieder diesen idealen Charakter angenommen hat, den sie sogar vor vierzig Jahren schon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesstoße in Rahels Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemahl niemals haben so unglücklich machen können, denn sie wollte keine Rejul-

tate, wie Charlotte; ſie ergab ſich nur dialektiſchen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzuſehen: Rahel zog, wie Leſſing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit ſelbſt vor. Charlotte kannte dieſe Reſignation des Gedankens nicht; ſie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einſt die Mirabeau's und Catilina's des preußiſchen Staats und der Periode 1806 geſeſſen hatten.

Rahel war Negation, Vaillantfeuer, Scepticismus und innerer Geiſt. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde, ſondern wühlte ſich in ihn hinein und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenkörnern, welche immer die Form des Geiſtreichen und ein Drittel von der Phyſiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken; ſie war kein Weib der That: wie kann ſie Selbſtmord lehren! Charlotte war Poſition, dichteriſch, gläubig und immer Seele. Sie beugte ſich vor den Rieſengedanken der Zeit und der Thatſache und ihr Geiſt fing erſt da ſich zu entfalten an, wo es galt, ſie zu ordnen. Charlotte war Syſtem: und weil ſie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), ſo blieb ihr Nichts übrig, als ihr großer, ſtarker Wille. Charlotte konnte ſterben auch ohne die Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf dieſe Höhe kam, wird nur durch Heinrich Stieglitz einzuſehen ſeyn; denn wir ſagten ſchon, daß hier Nichts ohne die Liebe war.

Heinrich Stieglitz, wie man ihn früher in Berlin ſah im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchſchneidend, in keck berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweiſe die Berliner ſeit zehn Jahren charak-

teriſirt haben. Er liebte Hegel, Goethe, die Griechen, die Philologie, die preußiſche Geſchichte und die deutſche Freiheit, ruſſiſches Naturleben, polniſche Begeiſterung, Alles in einander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienſtmädchen verkehren, welche für ihre Herrſchaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Regiſter führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete: man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es iſt Alles ſo öd und triſt in Deutſchland, die Dinge ſind alle Geſchmackſache geworden und da, wo in der Reſtauration Geiſt, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufſehen war und die Tonangabe, fand Stieglitz ſchneidenden Widerſpruch. So gerieth er, der mit Haßzen ſchwelgte und auf den aſiatiſchen Gebirgsrücken geſattelt ſaß, in Gefechte mit Saphir. Seine Ideale wurden ihm profanirt. Menzel wies ihn kalt zurück, weil er keine Einſeitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an und ergriff auch ſeine Muſe, wie ſeine Meinung. Da erſchienen die „Lieder eines Deutſchen", vom Tiersparti vergöttert und doch von den Repräſentanten des Tiersparti, aus Inkonſequenz, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? Stieglitz liebte die Goethe'ſche Poeſie und die Freiheit und konnte keine Brücke finden. Er fühlte ſich unheimlich in den Syſtemen, die ihn zunächſt umgaben; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in ſein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder ſoll Alles Meinung, Wahrheit und die Proſa der Partei ſeyn. Iſt die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für ſich ſeyn und zugleich Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier ſang?

Der unglückliche Dichter klagte noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit, vor ihm. Im Nebenzimmer schlug Charlotte zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, welche sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu seyn? Wo der Haß eines Dante, rechter, tiefer Ghibellinischer Haß? Wo die Blindheit eines Milton? Wo der Bettelstab Homer's? Wo die Situation eines Byron, geschaffen aus eignem Frevel und der rikochettirenden Rache des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, stachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, heiterer Sonnenschein, reichliches Auskommen und der Bekanntschaft lästiger Besuch! Der arme Heinrich liegt krank an der Miselsucht, wo ist des „Meiers" Tochter, die sich für ihn opfre?

Ich meine es aufrichtig mit diesen Worten und fühle, welche tragische Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unsrer poetischen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß sie sich zusammenschaaren solle und sich an einander reihe, um das zu besingen, was die Weltgeschichte dichtet. So fühl' ich es wenigstens: vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an seine Verse und abstrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeschichte und an die Sonderbarkeit, daß gerade Homer, Virgil, Arioſt, Petrarca zu ihrer Zeit so viel gemacht haben und Stieglitz jetzt gar nichts; vielleicht

dachte er nur an die Perſönlichkeit, wie ſie zu allen Zeiten, unabhängig von den Zeiten, dichteriſch ſich ausgeſprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage ſeines Schickſals haben müſſe, um originell zu ſeyn in der Lyrik, erhaben im Drama, intereſſant im ſogenannten Infanteriſten-Ausdruck, in der oratio pedestris, und lechzte nach einem Ereigniß, das ſein Inneres revolutioniren ſollte.

Thöricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er ſeine Gattin in dieſen Strudel hineinriß. Sie mußte doch wahrhaftig wiſſen, was ſeine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an ſeinem Weſen nagte. Sie ſtand auf der Höhe, ſein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage ſeiner nüchternen Begeiſterung fehlte. Das gewöhnliche Geſchwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwiſchen ihren Nichten und ſogenannten Schöngeiſtern, Kraftgenies und Demagogen, die Philiſterei großer und patriotiſcher Städte, welche ihren Töchtern nur angeſtellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poeſie ſelbſt wegen, welche ja beſſer gedeihe ohne bürgerliche Rückſichten und Wittwenkaſſen; dieſe ganze Miſere kam wohl nicht in Charlottens Seele. Es iſt ganz falſch, ihr lieben geſchwätzigen Robberſpielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närriſche Doktorin Stieglitz, das beklagenswerthe Weſen, habe ſich deshalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu ſchaffen, ihn aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäſche zu bringen und ihm die Sorgen zu erſparen: was werden wir eſſen? was werden wir trinken? Daran dachte ſie doch nicht. Nicht Ruhe, ſon-

dern Verzweiflung gönnte sie ihrem Manne. Sie gab sich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, sondern um ihn in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte seiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewissen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien und gab sich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des Frühlings, resignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das fürchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müssen, resignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für sie blühen konnte.

Die That ist geschehen. Das Grab ist still. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier ist befriedigt. Was soll man schließen? Ihr Nichts: mir Alle Nichts. Was soll Heinrich Stieglitz? Armer Ueberlebender! Du bist ein trauriger unglücklicher Rest. Dein Ungück, das nun da ist, ist ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen. Was willst du thun? Die ungeheure That besingen? Gewiß, ein Todtenopfer steht dir an. Dante hätte dieser Anregung nicht bedurft; Goethe gar nicht. Willst du die Thatsache überwinden, sie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zusammenhang deiner Gedanken, so mußt du so groß seyn, wie dennoch Dante und Goethe. Wirst du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beschwöre dich, bring' an das Risiko deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine — Komödie seyn könnte. Wahrlich, Poesie ist hier Nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist größer, als Das, was sich darauf bauen läßt. Es ist nicht mehr die

Welt, in der hier etwas Seltenes vorgegangen iſt, ſondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden: es iſt eine Tragödie. Aber noch iſt die Tragödie nicht vollſtändig. Wie willſt du ſie runden?

Charlotte Stieglitz iſt an zwei Irrthümern geſtorben, die beide denſelben Gegenſtand betrafen und von denen einer den andern ablöſ'te. Zu Anfang glaubte ſie an die Poeſie ihres Mannes, ſie wühlte in ſeinem langen Haare, ſie erſchrack vor dem Trotz ſeines Auges, ſie dachte ſich in Heinrich Stieglitz einen Adler, der auf dem höchſten Gipfel des Parnaſſes horſtete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was ſie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Menſch vorausſetzte, glaubte ſie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheiſches Gleichniß, das ſie auf ihn nicht angewandt hätte. Das was ihr erſter Irrthum, ſie glaubte ſich mit einem Titanen zu vermählen.

Als ſie von dem erſten zurückkam, verfiel ſie in den zweiten. Als ſie eine ſchlaffe, ermüdete, ſelbſtquäleriſche Natur antraf, als ſie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wiſſenslücken in ihren Armen hatte, als die Vergangenheit ſtatt der Gegenwart, der Orient ſtatt des Vaterlandes, die Goethe'ſche Reminiscenz ſtatt des Genies aus ſeinem Munde ſprach, da gab ſie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da ſie glaubte, daß er doch noch anders werden könnte. Seine Zukunft wollte ſie retten, ſein Fundament, ſeine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Vorausſetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüſte Sahara als ein Pilger, in ſeiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Iher. Sie

wollte ihn retten. Sie wollte [redacted] die Lüge aus ſeinen ermatteten Augen wiſchen, ſie wollte das Einerlei einer ewigen Selbſttäuſchung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, ſie wollte ihm die klaſſiſche Wahrheit ſtatt der romantiſchen Hypotheſe geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten ſie in einer und derſelben Betrachtung nicht ihr gemeinſchaftliches Band gefunden. Dieſe Betrachtung war religiös chriſtlicher Art. Sie war ſo viel als Reſignation und Opfertod und drückte ſich in der männlichen, energiſchen Frau durchaus nicht phantaſtiſch, ſondern ganz bürgerlich und wirthſchaftlich aus. Ihr erſter Schmerz bei ihrem erſten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewiſſen Exiſtenz geweſen, in welche ſie den Geliebten durch ihre Liebe verſetzt hatte. Sie erzwang es ſchwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der königlichen Bibliothek ſuchen mußte. Schmerzhaft dachte ſie: mir kleinen, überflüſſigen Frau zu Gefallen, um meine Küſſe und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu ſchaffen, ſteigt ein (umgekehrter) Ganymed vom Himmel und natürt als Königl. Cuſtos Bücher, die man [redacted] einer öffentlichen Anſtalt entleiht! Damals ſchon war ſie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte feſt in dieſem kleinen holdſeligen Haupte, das ſo viel Ernſt und Muth umſchloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem erſten zum zweiten Irrthume führte. Sie war ſo fromm und gläubig, daß ſie es ſich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könnte den andern ablöſen. Im zweiten müßte ſie das Rechte

finden, ſann ſie: der Faden, der ſie durch das Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich ſtürbe, dachte ſie, würd' ich ſeine Zukunft erlöſen und in ſein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Moments flechten, wie einen rothen Faden im Schiffstaue. Der Schlüſſel ſeiner Zukunft würde wie in dem Mährchen in Blut gefallen ſeyn und kein Verſuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur ſeiner die Götter verſuchenden Trägheit abzuwiſchen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verſcheuche durch ſtolze und erhabene Leiſtungen die üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt; zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (denn die Schwächlinge ſind bald beruhigt), ſondern aus einem Entſchluß, der nachhaltig, der ſo rieſengroß iſt, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Verſöhnungsſchatten wirft! So dachte ſie und gab ſich in einer Dezembernacht ſelbſt den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Advent auf jedem Antlitz ſtrahlt und der Kranke des Frühlings harrt.

Die in dem Denkmal Charlottens erſchienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuch-Auszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen ſtarken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was aus ihrem Munde kommt, iſt artig geſagt: Styl und Urtheil ſind ſcharf ausgeprägt. Man ſieht hier eines jener ſchönen weiblichen Weſen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünſtigt von der Natur, etwas ernſt, ſchwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal beſonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wiſſenswerthen; aber glau und munter ſich dafür intereſſirend, zuweilen geſpornt vom edel-

ſten Ehrgeiz, ſtumm zuhörend der ernſtern Geſpräch und aus tiefſter Naivität zuweilen dialektiſche Momente ſpendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der ſich aus der Freude entſchuldigen läßt, wenn man ſo viel Liebe, Zartheit und Unſchuld für die Litteratur hätte erobern und auch von Andern bewundert ſehen können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umſichtigem Blicke und hielt ſich in ſeinem eigenen Urtheile der Gerechtigkeit ſo nahe, als es perſönliche Rückſichten geſtatteten. Es muß noch eine Reviſion der Akten dieſes Prozeſſes geben, die außerhalb des Buches von Mundt liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph dieſe weitere Appellation anzuerkennen ſcheint und Nichts vorwegnimmt, was ſonſt noch dem Einen oder Andern in dieſer Sache moraliſch imputirt werden kann. Beſonders anziehend iſt der ſentimentale Schmelz in Mundt's Darſtellung, eine elegiſche Geſtrecktheit und poetiſche Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich fänden, die aber hier ſo an ihrer Stelle iſt, daß wir ſie ungern vermiſſen würden. Auch des Darſtellers Schwelgerei in Schilderung poetiſcher Beziehungen, in Ausſchmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu ſeyn, iſt Etwas, das hier dem kalten, proſaiſchen und pietiſtiſchen Urtheile der Menge gegenüber eine hinreißende Wirkung hat. Denn es gehört Muth dazu, dieſen altklugen Menſchen, die ſich auf ihre Zufriedenheit und auf ſich ſelbſt ſo viel einbilden und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Roſen und zarten Gefühls-Ergüſſen, ja ſelbſt mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißachteten Namen

eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für ſich ſelbſt ſtreiten zu hören, wo er doch nur von ſich die Farben lieh, um Das auszumalen, was Charlotte mit Recht in der Dichtkunſt, mit Unrecht in ihrem Gatten, Glorienhaftes zu ſehen glaubte.

# Wilhelm Schadow.

1837.

Leicht aufgefaßt iſt ein Künſtler in ſeiner Stellung zur Geſchichte der Kunſt. An ſeinen Tonſchöpfungen, an ſeinen Gemälden iſt bald erkannt, was er zum Fortgange der Muſik und Malerei beitrug, ſeine Leiſtungen bedürfen keines großen Studiums, um in ihrer Natur ergriffen zu werden; Töne und Farben aushauchend, locken ſie das Verſtändniß und ſchmeicheln ſich dem Urtheil mit ſinnlicher Gewalt ein. Allein dennoch hätte man Unrecht, dieſem erſten Eindrucke ſich gänzlich hinzugeben und aus des Künſtlers einzelnen, ja aus allen ſeinen Schöpfungen nach dem beſtimmten Umfange ihres Werthes und Zweckes die Tiefe ſeines Geiſtes zu ermeſſen. Die Beſtimmung des Hauches, der in einer Künſtlerſeele weht, iſt mehr als die Kritik ſeiner Produktionen, in unſerer Zeit zumal, wo die ſchon vorhanden geweſenen großen Epochen faſt in allen Künſten den ſpäter gebornen Jüngern ihre Virtuoſität ſo unendlich ſchwierig machen, wo der Künſtler ſelten noch von dem freien Streben ſeiner ſchöpferiſchen Intuition

getragen wird, ſondern der Rückſichten, Reflexionen, Vergleichungen und trocknen logiſchen Begriffe ſo viele zu verbinden hat, daß ſein geiſtiges Auge oft von den glänzendſten künſtleriſchen Anſchauungen der Natur und des großen Stoffgebietes zahlloſer Weſenheiten erfüllt ſeyn kann und ſeinem Vermögen, ſelbſt dem begabteſten, doch der Uebergang zur reproduktiven Thätigkeit der Hand, zur Hülfe des Pinſels, Meißels, des tönenden Inſtrumentes auf einer Bahn liegt, die zu luftig, zu geheimnißvoll und zu idealiſch iſt, als daß ſich der Gedanke, angemeſſen ſeinem Urſprunge und Bilde, verkörpern ließe. Der neue Künſtler taſtet weit mehr nach dem Ideal, als der alte that. Dieſes ſchnelle, rückſichtsloſe Ergreifen des begeiſterten Momentes, dieſes ſorgloſe, freudige Hinhauchen jedes beliebigen, wunderbaren und wunderlichen Einfalls, dies faktiſche, immer im Bereich ſeiner Kunſt ſich fühlende, genügſame Selbſtbewußtſeyn gab der alten Kunſt ein ſo ſichres, gediegenes Gepräge der Würde und Vollkommenheit, daß vielleicht Raphael und Michel Angelo weit weniger ſtetige anhaltende Kunſtintuition beſaßen, als ſich in ihren unſterblichen Leiſtungen ausſpricht, daß ſie als Künſtler und Individuen vielleicht weit tiefer ſtanden, als jener gewaltige Gott, der ſie zu Augenblicken ergriff und der ſie nie verließ, ſo lange ſie rüſtig daran arbeiteten, einer ſeiner Eingebungen das ſchöne ſinnliche Gewand zu geben. All die Ideen, welche man an die alte Malerei anknüpfen kann, all die ſinnigen Betrachtungen, welche die antike Sculptur, die Architektonik und Muſik des Mittelalters in unſerm Nachdenken geweckt haben, auch dem vollen und klar ausgeſprochenen Bewußtſeyn der alten Meiſter unterlegen zu wollen, würde Viſion und keine Geſchichte ſeyn. Raphael kann dieſe Fülle

von Kunſt-Philoſophie nicht beſeſſen haben, die ſich aus der Betrachtung ſeiner Meiſterwerke entwickeln läßt.

Wie anders iſt dieß jetzt, wo alle Kunſt an der Vorwegnahme des Inhalts und der ſchönen Form leidet, wo das klare, ein Individuum wie leichtbewegte Fluth tragende Bewußtſeyn über ſeinen Gegenſtand dem Künſtler erſt dann zu Theil wird, wenn er kalten, abſtrakten, kritiſchen Studien bereits den größten Theil ſeiner geiſtigen Energie geopfert hat, wenn er aus Zeitverhältniſſen, aus theoretiſchen mit der erlernten Technik ſchon eingeſogenen Vorurtheilen ſich losringen mußte, um ſich klar zu werden, nicht bloß über das, was die eignen Schultern tragen können, ſondern auch über die vielen Rückſichten, welche man auf die Zeit, auf die Auslegung ſeines Strebens, auf die Maßſtäbe, die den Mitlebenden zu Gebote ſtehen und welche oft ganz heterogenen Gebieten entnommen und auf die Kunſt übertragen ſind, nehmen ſoll! So iſt es faſt in allen Bereichen der Kunſt, daß die Virtuoſen darin doch in ihrer Bildung und dem Enthuſiasmus für ihre Sache oft wirklich höher ſtehen, als man nach ihren Werken ſchließen darf. Dieſer innere Künſtler, der in dem Heiligthum des Herzens und der Phantaſie als unbekannter Gott thronet, ſchafft die herrlichſten Geſtalten, die ſich je dem menſchlichen Auge vorgeſtellt haben. Die Seele iſt voller olympiſcher Jupiter, voller Iliaden und Odyſſeen, auch die Kraft iſt groß, aber ſo gering oft und unhaltbar das kleine Echo, das davon ſich hörbar verkörpert. Woran liegt dies? An den Heterogeneitäten der heutigen Kunſt. An den zahlloſen Berührungen, die ſie theils dem Urſprunge ihres allerdings beſſeren neuern Gedeihens, theils ihrer graſſirenden falſchen Zweckbeſtimmung verdankt. Die Literatur, die Re-

ligion, ja ſogar die Politik, Alles wirkt auf die Entwickelung der Kunſt zurück und befördert das ihr ſo verderbliche Streben, ſich eine Manier zu ſuchen, ſich mit den Anſprüchen dieſer und jener Ideenverbindung auszugleichen, hier ein Opfer zu bringen, dort eines zu verlangen. Die Kunſt unterhandelt mit denen, die Nichts zu thun haben ſollten, als nur vor ihr nieder zu fallen und anzubeten. Kann das Talent gedeihen, wenn es ſo viel Rückſichten nehmen und ſo viel Verwahrungen von ſich geben muß?

Der moderne Vandalismus iſt weit verzweigt. Er beſteht nicht bloß darin, daß der politiſche Egoismus Tempel, Statuen und Bilder zertrümmern möchte, am liebſten noch ehe ſie geſchaffen ſind; Vandalismus iſt auch der größte Theil der Zumuthungen, die für den modernen Künſtler nicht bloß von Perſonen und Tendenzen ausgehen, ſondern überhaupt alle, die er nicht ſelbſt an ſich macht. Die Verhältniſſe ſelbſt ſind vandaliſch, ja oft die Zwecke, die bei geprieſenen Kunſtvereinen ſich eingeſchlichen haben. Dieſe ganze Atmoſphäre, in der wir leben, hat nicht die joniſche Durchſichtigkeit des Alterthums. Ein Künſtler iſt weit mehr ein Geſchöpf des Studiums, der Abſtraktion, der Kritik als eine Größe, die mit Fichte von ſich ſagt: ich ſetze mich ſelbſt. Dies ſich Setzen und ſogleich Negieren, dies Umſchlagen, Suchen, Streben, dieſe Wandelbarkeit, welche unzertrennlich iſt von einer Zeit, wo die ſubjektiven Zweifel mit den objektiven Haltloſigkeiten in den meiſten Exiſtenzen Hand in Hand gehen, dieſe ſtetige Metamorphoſe macht es unmöglich, daß ſich der Künſtler mit ruhig lächelndem, ſeiner Superiorität über die Materie ſich bewußtem Auge rings um ſich her die Kreiſe ſeines Wirkens und Schaffens zieht und allmählig zu einer

intenſiven Vollkommenheit gelangt, zu einer Abrundung, die ihr Centrum nicht aufgibt, ſondern nur eine höher und höher geſteigerte Potenz iſt. Was iſt auch an Raphael und Tizian das eigentlich Charakteriſtiſche und Beiſchmäckige ihrer Schönheit im Guten wie im Böſen anders, als dies klaſſiſche Beharren auf einer naiv einmal eingenommenen Poſition, dieſe Sorgloſigkeit über das, was unſern jetzigen Künſtlern ſo große Mühe macht, die Sorgloſigkeit über Zweck, Ziel und Tendenz, und dabei einzig und allein nur das Potenziren des einmal raſch gefaßten Entſchluſſes zur außerordentlichſten Höhe? Wir ſchildern hier etwas, was unſern jetzigen Künſtlern unmöglich zu erreichen iſt. Denn gerade die Kritik würde es ſeyn, welche ihre Beharrlichkeit nicht zu ſchätzen wüßte und ſie fortwährend in Unruhe verſetzen würde. Die Kritik iſt heute noch weniger über das Schöne im Reinen, als der Künſtler.

Bei keinem neuern Künſtler möchten dieſe einleitenden Bemerkungen ſo angemeſſen ſeyn, als bei Wilhelm Schadow. Wenige tragen in ihrer Bruſt ein ſo verzehrendes Feuer und wenige ſtreuen nur ſo, wie er, die bloße Aſche ihrer Ideale in die Luft. Wilhelm Schadow hat alle Phaſen der modernen Kunſtbildung vom Katholicismus, zu dem er convertirte, an bis zu ſeinem jetzigen Eklekticismus durchgemacht. Er knüpfte an die Plaſtik ſeines Vaters, die marmorne Feſtigkeit eines geſunden körnigen und ſolidmaſſiven Styles, ſein erſtes damals bezweifeltes Talent an und hörte mit einer Richtung auf, die der reinen Romantik des Gefühls, ja man möchte ſagen jener Vorſtellung ergeben iſt, als ließen ſich unſichtbar bewirkte geiſterhafte Klänge der Natur auf die Leinwand bringen. Von ſeines Vaters übereinandergeſchlagenen, allgemein als allzu huſarenmäßig bezeich-

eten Beinen des alten Ziethen auf dem Wilhelmsplatze in
erlin an bis zu den lechzenden Hylasnymphen und zerflie-
enden Fiſcherknaben der Schadowſchen Schule, welch eine
eite Strecke! Berlins ſandiger Wilhelmsplatz und das ewige
om! Dazwiſchen muß es der Stadien viele geben, um aus-
uruhen. Wilhelm Schadow ſtürzte ſich in das äußerſte
xtrem der neuern Kunſtgeſchichte, in den Katholicismus,
o man glaubte, wie der fromme Maler von Fieſole, durch
brünſtiges Gebet dem Pinſel die größte Wunderkraft zu
eben; und nun von dieſem Aeußerſten immer wieder zurück,
us der Peterskirche in die Bibel, aus der Bibel allgemein
ur in die Religion, aus der Religion in die Romantik, aus
er Romantik in den allgemeinen poetiſchen Dilettantismus,
nd zuletzt nur noch Verehrer der Zeichnung und der Farbe
it dem Motto: Malt was ihr wollt — das iſt eine Meta-
orphoſe, ſo konſequent, ſo richtig, und doch von ſo unge-
eurem Umfange, daß man in der Grundſtimmung des Scha-
ow'ſchen Gemüthes gewiß auf eine ſchmerzliche Empfindlich-
it und ſehnſüchtige, bald weiche, bald ſtarrherzige Reſigna-
on ſchließen muß. Ein ſolches Künſtlerleben kann keine
ußerordentlichen Produktionen aufweiſen, aber die werth-
ollſten Betrachtungen über die Zeit und ihre Fähigkeit laſſen
ch daran anknüpfen. Die Schöpfungen können mißlungen
nd an dem gebrochenen Herzen ſelbſt geſcheitert ſeyn: aber
er Meiſter wohnt doch in der klopfenden, wild und mild
ewegten Bruſt. Das Ideal gaukelt mit bunter Farben-
racht doch vor dem immer verklärten geiſtigen Auge des
enies, wenn dem Raphael auch wirklich die Hand gefehlt
aben ſollte, eine einzige ſeiner großen Vorſtellungen auf die
einwand zu bannen für die Ewigkeit.

Wilhelm Schadow kam im Jahre 1811 nach Rom. Er war wenig über zwanzig Jahre alt und hatte damals weit weniger verſprochen, als er ſpäter leiſtete. Er war mehr empfänglicher, als ausſtrömender Natur, zum Maler eben ſo ſehr geboren, wie ſein verſtorbener Bruder Rudolph zum Bildhauer. Was brachte Wilhelm Schadow wohl aus der Heimath nach Rom mit? Jedenfalls eine große Zeichnungsfähigkeit, die Anſchauung Carſtens'ſcher Cartons, ein vom Vater geſchultes tüchtiges praktiſches Talent, dem es jedoch an Klarheit des innern künſtleriſchen Bewußtſeyns und namentlich gerade in praktiſchen Dingen noch an aller Sicherheit fehlte. Es ſind bei Wilhelm Schadow immer zwei Entwickelungen Hand in Hand gegangen, die techniſche und die poetiſche. Er konnte ein Gleichgewicht zwiſchen beiden nicht herſtellen. Er konnte nicht im vollen Vertrauen auf ſein Schöpfungsvermögen ſich allein dem Streben nach Manier, welches damals alle Künſtler beſeelte, hingeben, etwa wie Cornelius, der einen gewiſſen Fond von zeichnender Technik beſitzt und von jeher beſeſſen hat und all ſeine Fortſchreitung immer nur auf den Inhalt, auf die Idee ſeines Malens beſchränkte. Schadow ſchwankte vom Inhalt zur Form, warf ſich wieder, von der Form, von der Schule losgelaſſen, gänzlich in den Inhalt, wurde ein Kunſtſchwärmer von der äußerſten Rechten, trieb dies lange Zeit mit und ſank zuletzt wieder in die Form, in den Styl und Ausdruck zurück, ſo daß jetzt bei Schadow und ſeiner Schule weniger von dem Was? als dem Wie? ſeiner Gemälde geſprochen wird.

In Rom traf der junge Künſtler einen Kreis von Kunſtgenoſſen, der, von den entgegengeſetzteſten Anfängen ausgegangen, doch in eine und dieſelbe Richtung ſich vereinigte.

Die romantiſche Tendenz der deutſchen Literatur hatte ſich, ausgegangen zum größten Theile von der Malerei, in ihren Urſprung wieder zurückbegeben. Die Künſtler ſchloſſen mit dem Alterthume, das ſie zeichnen gelehrt hatte, auch den allmählig verflogenen antiquariſchen Enthuſiasmus der Winkelmann-Mengs-Tiſchbein'ſchen Periode ab und vertieften ſich in die Dämmerung des Mittelalters, welche allmählig durch gelehrte und enthuſiaſtiſche Lichtſtreifen erhellt worden war. Das Mittelalter verlor ſeine bäuerliche Färbung und wurde für das goldene Zeitalter der Liebe, Religion, des Heldengeiſtes, ja ſogar von Phantaſten für das goldene Zeitalter der Künſte und Wiſſenſchaften gehalten. Namentlich hatte die romantiſche deutſche Dichterſchule einen ſo wonnevollen Zauber über die aus ihrem Grabe jetzt erſtehende Vergangenheit zu verbreiten gewußt, daß ſich Sitten, Vorſtellungen, Tendenzen, ja ſogar die Sprache der Deutſchen darnach zu modeln anfing und die ſchwärmeriſche Neigung ſogar dem Auslande mittheilte. Der Katholizismus bildete den Mittelpunkt dieſer Neuerung. Der bildende Künſtler kam auf das Dogma der Inſpiration zurück und ließ ſich, ſtatt daß die eben beendete Malerperiode vom Worte ſich begeiſtern ließ, jetzt von der Muſik begeiſtern. Zu lauſchen in der Peterskirche den zitternden ausgehaltenen Klängen des Miſerere, ſich hinübergetragen fühlen in ein Reich der Viſionen, das hinter dem Weihrauchdufte ſchon in bunten Strahlenbrechungen ſich anzukündigen ſchien — dieſen Eindrücken widerſtanden die ſtrebenden jungen Männer nicht und fingen an, katholiſch zu malen, einige ſogar, wie Schadow ſelbſt, katholiſch zu beten. Wie man in Rom ſelbſt katholiſch werden kann, werden die nie begreifen, welche ſehr wohl begriffen haben, wie Luther gerade in Rom proteſtantiſch werden konnte.

Die römiſchen Thorheiten haben wenigſtens dazu beigetragen, eine größere Wahrheit in den Gemüthern der Kunſtjünger zu verbreiten. Sie haben dahin gewirkt, daß eine gewiſſe gläubige Ueberzeugung in die Auffaſſung und Darſtellung der gewählten Gegenſtände kam. Der bloße Dilettantismus, welcher ſogar in den Goetheſchen Kunſtanſichten, geſchweige in der früheren Periode des Verfalls vorwaltete, kann Großartiges nicht ſchaffen. Alles Große iſt die Frucht der Begeiſterung. Erfüllt von ihrem Gegenſtande, verwachſen mit allen Beziehungen deſſelben, trugen die neuern Künſtler, welche in Rom damals zuſammentrafen, den ganzen Schmelz ihrer Ueberzeugung auf die Leinwand über und erreichten dadurch eine Friſche und Saftigkeit des Ausdrucks, eine blühende Geſtaltung des Lebens und der Wirklichkeit, welche nach dem Vorgange der italieniſchen Schule nicht wieder möglich geſchienen hatte. Die Geſtalten ſchienen verklärt von dem warmen Odem des Gemüthes, welches ſie anſchaute. Man konnte aus den Gemälden vielleicht, wenn die Kraft nicht zutraf, nicht entnehmen, was der Künſtler gab, aber immer, was er geben wollte. Seine Intuition, ſeine Idee, ſein Eifer ſchien an das Gemälde, wenn es auch techniſch mißlungen war, feſtgebannt zu ſeyn und wirkte verſöhnend oder ängſtlich, je nachdem die Fehler geringer oder größer waren. Es konnte hierdurch ein großer Nachtheil für die Kunſt entſtehen, der auch nicht ausgeblieben iſt und der von den guten Folgen aufgewogen werden muß. Es konnten ſich ſehr leicht die Ideen und dringlichen Vorlieben für die Sache in allgemeine Abſtraktionen verwandeln, zu welchen man das Material, den Stoff der Wirklichkeit, ſpäter nicht mehr aufzufinden vermochte. So war z. B. die Cornelius'ſche

Schule von dem Begriff der Erhabenheit des alten Heldenthums so erfüllt, daß die Gestalten, welche dieser Begeisterung untergelegt wurden, nicht mehr dem, was irdisch möglich schien, entsprachen und sich in Ideale verwandelten, welche sich selbst in der Vorzeit der Völker nicht so gefunden haben können, wie sie Cornelius (und z. B. Fellner, ein Schüler von ihm, in Umrissen zur Sage des Ezzelino di Romano kürzlich,) hingeworfen haben. Auch Schadow blieb von diesem Fehler nicht frei. Auch bei ihm überflügelte die Begeisterung für den Gegenstand, für den Ausdruck und gleichsam den Duft des Gemäldes den Stengel der Blume und die natürlichen Blätter. Sein Extrem wurde, wie bei Cornelius die Kraft, bei ihm die forcirte Lieblichkeit. In diesem Eifer, mit Schmelz und Weichheit zu malen, schuf er seine Charitas, eine Mutter, umringt von mehreren Kindern. Ich habe schon an einem anderen Orte*) bemerkt, wie diese Charitas der Ueberfülle und Stellung der Kinder wegen nicht den Eindruck der mütterlichen Liebe, sondern den der mütterlichen Fruchtbarkeit auf mich gemacht hat.

Im Allgemeinen scheint Wilhelm Schadow Rom nicht mit einem einigen und in sich klar gewordnen Bewußtsein verlassen zu haben. Wir sehen, daß Cornelius, auf den heimathlichen Boden zurückgekehrt, sogleich rasch Hand anlegt, wirkt und schafft und zwar nach einem bestimmten Ziele hin. Er hatte die Großartigkeit der Freskomalerei ergriffen und fand auch glücklicherweise (was man sucht, findet man) Wände genug, die er mit bunten Ideen bekleiden konnte. Der Umzug von Düsseldorf nach München kam seinem Aufschwung

*) Einleitung zur 13. Lieferung der Erklärungen zu Hogarths Kupferstichen.

zu Hülfe. Alles, was er brauchte, fand er. Er brauchte den Enthusiasmus nicht erst zu wecken, den er so großartig zu befriedigen wußte.

Ganz anders W. Schadow. Ihn nahm Berlin, eine entschieden protestantische Stadt auf, in welcher sich eine Kunstbegeisterung, die, um das Wahre zu haben, erst katholisch werden mußte, nicht empfahl. Erst durch die Kunstvereine und namentlich durch die zweijährigen Ausstellungen der Berliner Akademie gelang es, in der norddeutschen Hauptstadt eine Empfänglichkeit für die bildenden und zeichnenden Künste rege zu machen, die für Poesie, Beredsamkeit und Architektur bis in die untersten Regionen daselbst längst verbreitet ist. Das Terrain war zu groß, daß Schadow es hätte beherrschen können. Ja die Theilnahme, die er für die römischen Kunstoffenbarungen fand, mußte er mit noch einigen Propheten derselben theilen, mit Wach, Begas und Andren, die Alle in der Sphäre einer besondern Manier sich haltend, doch nicht das erreichten, was Cornelius, von den Umständen und seinem Genie begünstigt, in Düsseldorf und München schuf. Schadow bekleidete eine Professur an der Berliner Akademie der Künste.

Später nach Düsseldorf berufen, entfaltete sich endlich die besondere Wirksamkeit, die ihm vorbehalten schien. Allerdings war dies sein Lehrertalent, seine Entwicklungsgabe, diese kritisch-sceptische Halbheit, die, wenn sie selbst etwas schafft, nie das erreicht, was ihr Großes vorschwebt, die aber das Große und Außerordentliche kennt, es in prädestinirten Köpfen zu wecken weiß und Anleitung geben kann überall, wo Rath und That willkommen sind. Cornelius ist viel zu entschieden, um ein guter Lehrer zu seyn. Er hat viel zu

viel Selbſtändigkeit, um nicht das aufkeimende Talent an das Spalier ſeines eigenen Weſens aufzuranken. Schadow's weiche Empfänglichkeit, die Unentſchloſſenheit ſeiner Prinzipien, die ſceptiſche Neigung zu Allem, wenn es nur richtig ausgeführt wird, machen ihn gerade zum Führer einer Schule, zum Accoucheur des Talentes. Man entdeckt bei einem durch Erziehung und Geburt vernachläſſigten Knaben, bei einem jungen Handwerker, der mit ſeiner Lage unzufrieden iſt oder in welchem der Dämon des Ehrgeizes tobt, die Fähigkeit, gewandt zu zeichnen. Man wirft ihm Sonntags den Beſuch der Akademie aus. Sein Meiſter will ihn nur an dieſem Tage miſſen. Die Fortſchritte ſind ſo außerordentlich, daß auch der Meiſter erſtaunt, den Knieriem fallen läßt und die Mittwoch- und Samſtags-Nachmittage um ſo eher noch frei gibt, als aus dem Handwerk doch nichts Geſcheutes wird. Endlich findet ſich Rath, den jungen Menſchen ganz aus den bedrückenden Feſſeln eines falſchen Berufes und der Anſteckung einer gemeinen Geſinnung zu befreien. Er beſucht unausgeſetzt die Akademie, holt Wiſſenſchaft nach, bereichert ſeine Phantaſie durch gewählte Lektüre, er geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, ſeine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umriſſe in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortſchreitens, welche der Meiſter ſelbſt mit durchmacht und daran aufs Neue ſich verjüngt. Er wärmt ſich behaglich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, welche er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunſt zuführt. Man wird vom Unterſchied der Düſſeldorfer und Münchner Schule zunächſt immer geſtehen müſſen, daß hier der Meiſter, dort die Schüler größer ſind.

Das Lob dieſer Schüler iſt in Aller Munde; beſonders haben Leſſing und Bendemann eine ſolche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babyloniſchen Juden ſchon auf Stickmuſtern, Tabacksdoſen und Bilderbogen zum Ausmalen für Nürnberger Tuſchkaſtenkünſtler erblicken kann. Schwieriger iſt die Charakteriſtik der gemeinſamen Düſſeldorfer Beſtrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß ſie das Bindende wäre, die Farbe, meinetwegen das Schadow'ſche ſchmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt der ungezwungenſte zu ſeyn ſcheint. Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantiſche Dichtung des Mittelalters, das Goethe'ſche, Uhland'ſche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigne Phantaſie, Alles iſt Fundgrube für dieſen Künſtlerverein. Dennoch ſcheint ſich durch dieſen großen Kreis von Anſchauungen, den er ſich erlaubt, ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es iſt dieß eine beinahe muſikaliſche Empfindung, eine etwas ſentimentale Mondſcheinſchwärmerei, die ſich in den Gegenſtand nicht blos mit allen Sinnen vertieft, ſondern ihn auch von vornherein nur nach dieſem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantaſie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdrucke, daß die Phantaſie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn dieſe Definition enthält alle Vorzüge der Düſſeldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigſtens in ſo fern gegen ſie machen kann, falls ſie ihren gegenwärtigen Typus dauernd feſt zu halten geneigt ſeyn ſollte.

Jede Intention, jede Abſichtlichkeit ſtört die Einheit des künſtleriſchen Zweckes. Die Dinge nach einem beſtimmten Schema auffaſſen, immer und immer dieſelbe Empfindung an die Welt und ihre Erſcheinungen heranbringen, gebiert zuletzt

eine Einseitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunstidee günstig ist. Die Düsseldorfer scheinen einen solchen stehenden Grundzug ihres Wesens zu haben, den sie selbst für lyrische Sättigung ihrer Phantasie ausgeben. Wie aber die Münchner Schule der Plastik viel zu sehr nachgibt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten mit dem Duft der Sage zeichnet, so wird die Schadow'sche Schule zu sehr von einem unbestimmten Etwas, das nur eine lyrisch-romantische Genußsucht ist, getrieben. Es entspricht dies freilich dem norddeutschen Charakter. Es entspricht dies jungen phantasiebegabten Köpfen, die sich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnsucht nach ihr erklären können, die durch Gewöhnung an Heideland, Tannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer, alles, das höher zu schätzen lernen, was sie nicht besitzen, und mehr in ihren Schwärmereien, als in Erfahrungen, selbst wenn die Erfahrung manchmal noch poetischer sein sollte, als die Schwärmerei, zu leben wissen. So scheinen sich die Gemälde der Düsseldorfer Schule nach der Wahrheit und Schönheit zu sehnen und nicht zu begreifen, wie sie beides schon in der Hand haben. Die Conzeption des Künstlers ist auf seiner Leistung allzusichtbar. Eine Tendenz nach diesem oder jenem Eindrucke hin springt sogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es ist dies eine Art sentimentaler Koketterie. Man nehme Lessings trauerndes Königspaar. An diesem reizenden Gemälde störte mich von jeher der Schmerz, der der erste Eindruck ist, welchen es machen oder wenigstens vorstellen soll. Die Situation, die Fabel kam erst hintennach und konnte nur verstanden werden, wenn man Uhlands Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer blos so

oder ſo beſtimmten und veranlaßten Empfindung findet ſich auch in dem berühmten Bendemann'ſchen Bilde wieder, ob dort gleich die Urſache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da, wo das Gemälde ſelbſt in die epigrammatiſche Kürze des Schloſſes am Meere von Uhland übergegangen iſt.

Süße und Grazie iſt das vorzüglichſte Prinzip der Schadow'ſchen Schule, wenigſtens in der Führung des Pinſels. Allein aus dieſem ſchönen Streben kann leicht ein Schmachten und Düſteln entſtehen, leicht ein Lechzen und Kokettiren nach dem ſich den Sinnen zärtlich Einſchmeichelnden. Die Düſſeldorfer Künſtler wählen größtentheils nur dann ihre Stoffe aus den romantiſchen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn ſie Gelegenheit haben, eine ſchöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde zu gießen. Das iſt unbeſtritten richtig und charakteriſtiſch. Allein es gibt Gegenſtände im Bereich der Phantaſie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigſten freilich von der Plaſtik) ausgedrückt werden können und wo eigentlich nur die Muſik die richtigſte Vorſtellung geben würde, wenn nicht Worte zu den Noten gehörten.*) Solche dämmernde, luftgeſtaltete Momente ſind Goethes Fiſcherknabe, Erlkönig, Bürgers Leonore und ähnliche das Geiſterreich berührende Balladenſtoffe, die, mag man ſie nun blos in Verſe bringen oder malen oder in Muſik ſetzen, niemals eine abgerundete Vorſtellung geben, ſondern immer erſt durch Zuthat der Vernehmenden ergänzt werden müſſen. Eine ſolche nothwendige Thätigkeit ſtört aber beim Gemälde die Einheit des Kunſtwerkes und ſetzt es der Mißſ-

*) Sonderbar, daß Felix Mendelsſohn ſeine Lieder ohne Worte auch aus Düſſeldorf gebracht hat.

deutung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die Düſſeldorfſche Schule, tappend in jenen Erlkönigreichen und Nachtgebieten der romantiſchen Sage, auf dem rechten Wege iſt. Ein klares Bewußtſeyn über die Kunſt wird dadurch ſo wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poeſie wurde. Die Schule wird ſich verirren. Sie wird nichts als Trauriges produziren. Erſt ein trauerndes Königspaar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, kurz dieſe Monotonie wird ſo lange hindurch gehen, bis, um ein Berliniſches Sprüchwort hier anzuwenden, die Künſtler jenen trauernden Lohgerbern gleichen werden, denen die Felle, die goldnen Vließe ihres Ideals, weggeſchwommen ſind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremias auf denen von Jeruſalem — dies Alles ſind im Grunde keine Gegenſtände für die Malerei. Nur der Dichter kann ſie erfaſſen, weil nämlich Gedanken, Reflexionen, hiſtoriſche Urtheile mit ihnen verknüpft werden müſſen. Marius auf einem umgeſtürzten Denkmal ſitzend, Zerſtörung um ihn her, das Meer und Roms Morgenröthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, ſondern immer nur ein theatraliſches Stück, eine Schilderei, die der Poeſie bedarf, um erklärt zu werden. Das wahrhaft Tragiſche in einer ſolchen Compoſition erreicht nur und weiß nur der Dichter wieder zu geben.

Die Münchner Romantik zerrt ſich noch weit mehr mit der romantiſchen Fratze herum. Arabesken, Blumengewinde mit Schmetterlingen, Greifenſchnäbeln und dergleichen Schnörkel drücken bei den Münchnern noch viel Weſentliches aus! Die Münchner Romantik kann man nur

mit jener Heidelbergiſchen Periode unſrer neuern Literatur vergleichen, wo mit Görres, Brentano, Arnim eine gewiſſe ſpielende Bedeutſamkeit des Unbedeutenden aufkam, das Gemiſch des Heiligen und Weltlichen, welches wir Veranlaſſung haben werden, in der Skizze über Herrn von Raumer noch näher anzudeuten.

Ich ſchließe dieſe Bemerkungen mit dem Wunſche, es möchte ein begabter Kopf auftreten und Leſſings Laocoon neu für unſre Zeit bearbeiten. Die techniſche Meiſterſchaft ſcheint erreicht, die Ideen gähren, Enthuſiasmus ſieht man überall bei Ausübenden und bloß Antheilnehmenden verbreitet. Es fehlt aber nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe aufs Neue die Gränzen gezogen werden, welche der weiſe Genius der Kunſt zwiſchen Wort, Meißel und Farbe geſetzt hat.

# Friedrich von Raumer.

1837.

---

Auf der Berliner Universität pflegt Herr von Raumer in jenem Zimmer seine Vorlesungen zu halten, wo die jungen Theologen gewöhnlich ihre homiletischen Uebungen anstellen. Es liegt zur linken Hand, wenn man aus dem Garten der Universität die Räume der Berliner Minerva selbst betritt. Es wehte immer eine frische schattenreiche Kühle an den beiden einzigen Fenstern des kleinen Hörsaales. Ein Vogel zwitscherte oft munter in das Mittelalter hinein, das uns Studenten dort Herr von Raumer in seine Haupthegriffe zerlegte.

Ich will aber diese Skizze weniger lokal als persönlich beginnen und habe vom Ort nur gesprochen, weil die Menschen in ihrem äußern Erscheinen oft von der Lokalität abhängig sind. Herr von Raumer tritt in seine allgemeine Geschichte, ohne Heft, ein kleiner schmächtiger Mann, einem sehr freundlichen, klugen Auge, das überall herumspäht, während über die ästhetische Gourmandise, welche auf den Zügen

liegt, die mit Naſe und Mund zuſammenhängen, ein gutmüthiges und zuthunliches Lächeln ſich ergießt. Herr von Raumer trägt ſich ſchlicht und beſcheiden und iſt unter ſehr herzlichen Bewillkommnungen ſeiner Zuhörer allmählig auf den Katheder geſtiegen, wo er die vergangene Lektion zu rekapituliren und das Thema der neuen zu entwickeln anfängt.

Herrn von Raumers Vortrag beſitzt dieſelbe Trockenheit, die ich ſchon an ſeiner äußern Geſtalt andeutete. Er iſt keineswegs monoton, hat ſogar eine gewiſſe Modulation, allein es fehlt ſeiner Stimme und dem Accent, den er ihr zu geben weiß, an der Vollſaftigkeit, welche zum Herzen oder zur Phantaſie ſpricht. Herr von Raumer hat eine gewiſſe Muſik, wie ſie Guſtkow etwa aus Holzſtäben zu locken weiß. Es iſt daſſelbe kurze, ſchnell verklingende, pointirte Weſen, das nur durch die ſchleunigſte Bewegung und die ſchnellſte Aufeinanderfolge eine gewiſſe harmoniſche Rundung bekommt und bei Herrn von Raumer vollends nur den Verſtand beſchäftigt. Sein Curſus iſt eine Uebungsſchule für gewandte Combination und Verknüpfung heterogener Thatſachen. Hier und dahin greifend, vom Zehnten ins Zwanzigſte, manchmal auch wohl vom Hunderſten ins Tauſendſte ſpringend und dabei ſelbſt das Widernatürlichſte ineinanderneſtelnd, wirkt er auf die Urtheilskraft und Dialektik ſeiner jungen Zuhörer mächtig ein. Man folgt ſeinen Parallelen, ſeinen Vergleichungen, ſeinen Geſetzen, die er aus kleinen Erfahrungen zieht, dieſer oft kleinen Krämerei von beiläufigen Bemerkungen und oft wieder ebenſo großartigen Reduktionen des Unbedeutenden auf eine Verwandtſchaft, die ſelbſt das Winzige gut hervortreten läßt, mit der wißbegierigſten Theilnahme, ohne jedoch

etwas davon notiren zu können. Das Praktiſche tritt an Herrn von Raumer ſo entſchieden hervor, daß man entweder gleich handeln oder ſprechen möchte, keineswegs aber ſchreiben kann. Herrn von Raumers Kurſus über Univerſalgeſchichte iſt die reichſte Belehrungsquelle, die jungen Männern auf der Univerſität nur erſchloſſen werden kann.

Verſuchen wir vom Voranſtehenden einen Schluß auf Herrn von Raumers Stellung dem deutſchen Publikum gegenüber zu machen, ſo zeichnet alle Schriften und ſeine ganze literariſche Carriere überhaupt dieſer eigenthümliche praktiſche Takt aus, der ihnen faſt den Charakter einer Beamtenmeinung gibt. Die Einen halten die Geſchichte für eine große Anekdote und kramen in ihr mit der Neugier Alles wiſſen zu wollen. So der trefliche Schloſſer. Die Andern wollen einen großen Hauptzweck darin ausgedrückt ſehen. So die Philoſophen. Die Letzten endlich, (und Herr von Raumer gehört zu ihnen, ſo aber, daß ſie auch die Erſten ſeyn können,) halten die Geſchichte für eine Lehrerin, den Weltgeiſt für einen Profeſſor, der in verſchiedenen Perioden verſchiedene Themata abhandelt und die Geſchichte nur deshalb macht, um gewiſſe Abſtraktionen und Grundſätze zu beweiſen. Herr von Raumer unterſcheidet ſich dadurch entſchieden von der ſogenannten philoſophiſchen Geſchichtsanſicht, daß er keine Andacht und Bewunderung der hiſtoriſchen Fakta duldet, ſondern in gleichem Athem von den Phöniziern bis auf die Parlamentsreform herunter erzählt und dies Alles nur dazu dienen läßt, daß er beweiſt, Recht war immer Unrecht, Unrecht immer Recht, die Tugend mußte dem Laſter dienen, um zuletzt doch nur dem guten Mittel, nicht dem ſchlechten Zwecke die Ehre zu geben, die Republiken und Despotieen waren zu

allen Zeiten gleich, was ihre Achtung vor der Menschenwürde betrifft; die Uebervölkerung hat immer ihre bestimmten Abzugskanäle, sei es nun Krieg oder Pest oder die Entdeckung eines neuen Industriezweiges, der einigen Hunderttausenden mehr die Existenz sichert ... Kurz, Herr von Raumer geht immer von dem Schiller'schen Satze aus und kommt auf ihn wieder zurück: Alles wiederhole sich nur im Leben, nichts Neues geschehe unter der Sonne. Politik, Moral, Religion, Kunst, Oekonomie, das sind die Anknüpfungen, die Herr von Raumer zu gebrauchen pflegt und die ihm oft das Ansehen geben, als schildere er die Geschichte nur, um die Thatsachen jener Wissenschaften und Ideenkreise zu beweisen. Er verletzt damit die Selbständigkeit der Geschichte. Sie ist ihm nur eine Fundgrube von Beispielen, die dazu dienen müssen, seine ideellen Lieblingsneigungen zu beweisen und aufzuklären.

Da man bisher diese Bemerkung als die Eigenthümlichkeit des Herrn von Raumer hervorzuheben unterlassen hat, so ist er in den Ruf eines Dilettanten gekommen und hat das Unglück gehabt, an der Authentizität seiner Forschungen, an dem Gelehrtenstaube seiner Quellenstudien bezweifelt zu werden. Seine klassische Geschichte der Hohenstaufen, seine neuesten Quellenbeiträge zur Geschichte der drei letzten Jahrhunderte haben nicht schwer genug gewogen, um ihn von einem Vorwurfe zu befreien, der zwar das Lob des Geschmackes und der Eleganz, auch das Lob einer feinen Urtheilsgabe zulassen würde, jedoch seine wissenschaftliche Competenz in einem Grade streitig machen müßte, der für einen Mann des Katheders empfindlich ist. Herr von Raumer hat aber die Quellen gründlich eingesehen, er wird immer den Ruf eines gewissenhaften tüchtigen Gelehrten mit vollem

Rechte in Anſpruch nehmen dürfen: nur ſeine Lebendigkeit, ſein allerdings pratiſcher Blick, ſeine übergroße Geneigtheit zur Reflexion, ſeine Apropos und vor Allem eine gewiſſe Adminiſtrationsphyſiognomie des Intereſſes geben ihm das Anſehen des Talentianismus, deſſen guter Eigenſchaften er ſich mit Recht rühmen darf. Wenn Herr von Raumer in Paris Kritiken an Madame Gretinger ſchreibt, ſollte man noch nicht ſo eilig ſchließen, könnte er dort keine lateiniſche Manuſcripte eingeſehen haben. Der ganze Unterſchied zwiſchen ihm und Herrn Schloſſer iſt hier nur der, jener kennt die Schauſpielerinnen unſerer Zeit und dieſer diejenigen, welche im achtzehnten Jahrhundert geblüht haben. Beide Gelehrten ſind in ihrer Art Petitmaitres, Herr von Raumer wäre im Stande, über die Mode unſrer Zeit zu ſchreiben, Herr Schloſſer ſtudiert über die Moden, die ſchon eine Antik hät geworden ſind. Da ſind ich keinen erheblichen Unterſchied

Die Hauptſache in der Beurtheilung des Herrn von Raumer wird immer die bleiben müſſen, ſein ausgezeichnetes Adminiſtrationstalent anzuerkennen und einzugeſtehen, daß er die Geſchichte als ein treflich temperirter Beamter ſchreibt. Räſonnirende Statiſtik möchte man den Vorzug des Herrn von Raumer nennen, dieſer Ausdruck vereinigt ſeine Trockenheit und ſein flackerndes Redefeuer. Niemand weiß in Deutſchland ſo geſchickt mit Zahlen umzuſpringen wie Herr von Raumer. Niemand zieht aus einer Legion Nullen nebſt einigen benannten Zahlen und Brüchen ſoviel intereſſante Reſultate für die Sittengeſchichte, für die Nationalökonomie und überhaupt für die politiſchen und ſchönen Wiſſenſchaften. Wo Herr von Raumer in der Geſchichte kein mathematiſches Geſetz entdecken kann, da findet er gewiß

ein arithmetiſches. Hieraus entſpringt ſein eigenthümliches Claſſifiziren, das Herüber und Hinüber ſeines beweglichen Geiſtes, der ſich ſeine Grenzpfähle und Geſichtspunkte abſtecken muß, um die gewaltigen Stoffmaſſen zu bemeiſtern und der Darſtellung derſelben die logiſchen Lichter aufzuſetzen. Die Conſtructionshiſtoriker manipuliren die Geſchichte, als ſäßen ſie im ſauſenden Webſtuhle der Zeit. Sie machen die Geſchichte nach, wie ſie der Weltgeiſt ſelbſt gemacht hat. In anderem Sinne möchte man auch bei Herrn von Raumer glauben, er treibe ſein Handwerk als Weberei. Er ſchürzt hie und da einen Knoten, ſchlägt hier einen Faden und da einen ein, das Schiffchen ſeiner Zunge fährt dabei auf und ab, hin und her, immer luſtig und gut im Stande, bis das Garn zu Ende iſt und einmal in Paris oder in London wieder Neues geſponnen werden muß. Solche Vorarbeiten pflegen dann als Briefe aus jenen Orten oder als „England im Jahre 1835" im Buchhandel zu erſcheinen. Herr von Raumer zeigt ſich dem Publikum im Zuſtande des Avant, Pendant und Après ſeiner Studien. Seine Raſtloſigkeit geſtattet ihm, ſich öffentlich in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Toilette zu zeigen. Die Kritik hat ihm in neuerer Zeit dieſe Mittheilungsluſt, die ſich ſogar auf rohe Materialien erſtreckt, ſehr übel genommen. Allein hätte man ſich eingeſtanden, daß Herrn von Raumers wahrer Kern die räſonnirende Statiſtik iſt, ſo würde man finden, daß zwiſchen ſeinen ausgearbeiteten Geſchichtswerken und den Materialien dazu ein ſehr unſchuldiger, natürlicher Uebergang ſtatt findet.

Herr von Raumer begann ſeine Laufbahn im Cabinet des Fürſten Hardenberg. Eine unbegränzte Liebe zu den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften vermochte ihn, ſeine Stellung auf-

zugeben und eine Breslauer Professur zu übernehmen. Sein Abschied als Beamter hinderte ihn aber nicht, die Gewöhnung an Verwaltungsideen mit sich auf die Universität zu nehmen und allen seinen Leistungen die oben angedeutete administrative Färbung zu geben. Herr von Raumer kam zu einer Zeit nach Breslau, wo diese ehrenwerthe Provinzialhauptstadt, als gewesener Heerd der preussischen Nationalbewaffnung, einen Aufschwung erhalten hatte, dem zuerst die Universität und der Turnergeist, später das Theater und die Literatur auf eine achtbare und behagliche Höhe emporhalfen. Eine gewisse ästhetische Frivolität kann man der letzten Epoche der damaligen breslauer Blüthenperiode nicht absprechen. Es waren mancherlei gesellige, besonders theatralische Elemente, die damals, wie überall in der Restaurationszeit, gerade einen gar erheiternden Zusammenstoß in Schlesien feierten. Herr von Raumer nahm mit schalkischer Laune an dieser Stimmung Theil und mischte etwas Liberalismus, etwas Statistik und Hohenstaufenschwärmerei zu der fröhlichen Crisis hinzu. Will man einen sprechenden Ausdruck jener Zeiten haben, so lese man seine Reise nach Venedig, ein Buch, das theils von Machiavell, theils von Adam Smith, theils aber auch von Thümmel geschrieben seyn könnte. Es werden darin mancherlei Zeitfragen abgehandelt, einige Italienische Gegenden und Wirthshausscenen beschrieben, zum großen Theil aber darin nur Witze, und mitunter gute, gerissen.

Herr von Raumer kam als Verfasser der Hohenstaufen nach Berlin. Die Theatermanie begleitete ihn und fand in der Residenz reichliche Nahrung, da damals Oper, Ballet, Schauspiel und Farce in blühendem Zustande waren und es sogar von der sogenannten Geistesphilosophie nicht verschmäht

wurde, an jenen ästhetischen Saturnalien Theil zu nehmen. Herr von Raumer brachte noch eine andere Empfänglichkeit mit, die an ihm allmählig charakteristisch wurde und von unserer Seite einer Erklärung bedarf. Denn es ist etwas schwer zu begreifen, wie man erst eine Reise, in welcher die ledernen Hosen des Bedienten, welchen Herr von Raumer mitnahm, eine Hauptrolle spielen, schreiben und dann mit einer großen Anhänglichkeit an Mystik, Ironie, Tieck- und Solger'sche Kunsttheorie auftreten kann. Es wird wohl ein Theil dieses Widerspruches im Zeitgeist und ein andrer im Charakter des Herrn von Raumer liegen.

Die Geschichte der Hohenstaufen war eine der Hauptstützen des in Deutschland um sich greifenden mittelalterlichen Wesens. Ideen über Deutschlands Einheit und Größe, Einbildungen über unerringliche Bestrebungen knüpfte man am liebsten an eine Periode an, welche die einzige zur Erhabenheit sich gruppirende der deutschen Geschichte ist. Der Begriff des Weltreiches, der in den Köpfen der Hohenstaufen spukte, zündete viele deutsche Gelehrte an, die oft um so heftiger flackerten, je trockner das Holz war, aus welchem sie der Schöpfer geschnitten hatte. Ueber Hildebrand, über Friedrich Barbarossa wurde viel geschwärmt, viel Tragödien begannen sich zu dichten: selbst bis in die Moskowitischen Wälder, wo damals noch Herr Raupach lebte, drang der Jubel einer wenigstens in der Poesie wiedergefundenen Nationaleinheit.

Herr von Raumer schürte durch sein vortreffliches Werk die Lohe der mittelalterlichen Manie, ohne sich selbst von ihr anstecken zu lassen, wenigstens von historischer Seite nicht. Herrn von Raumer kann man durch die Geschichte nicht beikommen, wenn man ihn in Enthusiasmus versetzen wollte;

denn die Geſchichte iſt ſeine Freundin, ſeine nüchterne alte Tante, mit der er auf dem Fuße der Reflexion ſteht, mit der er weder Tendenzen noch ewige Wahrheiten, ſondern nur kleine Erfahrungsſätze, kleine Maximen, kleine Analogieen durchſpricht. Soll ihn etwas mit Macht ergreifen, ſo muß es von einem andern Gebiete herkommen. Herr von Raumer iſt Supernaturaliſt, in der Religion zum kleinern Theil, zum überwiegenden in der Aeſthetik. Er nimmt an, daß es gewiſſe verſperrte Gränzen des Gedankens gibt, über welche das Gefühl allenfalls in einem Zwielicht noch hinaustappen und manches, wenn nicht Gewiſſe, doch Wahrſcheinliche herausfaſten kann. Wenn irgend etwas an Herrn von Raumer den Charakter des Dilettantismus hat, ſo iſt es dieſe fröhliche und an ihm etwas anomale Kopfhängerei. Er kann fünf und fünfzig Minuten hintereinander ſcherzen und in den letzten fünf Minuten wird er plötzlich eine gewiſſe Glaſur in die Augen bringen, die man nur an Verzückten und Myſtikern zu ſehen gewohnt iſt. Herr von Raumer ſpricht dann gewöhnlich von der Gründung der Chriſtuslehre, von dem heiligen Bernhard von Clairvaux, von Franz von Aſſiſi oder von der Solger'ſchen Ironie, welche letztere ihm recht der Ausdruck dieſes Kampfes zwiſchen dem klugen und muntern Verſtande und einer angebornen Herzensſehnſucht iſt, eines Kampfes, deſſen Schlachtfelder oft genug in ſeinem Innern liegen.

Das Gemiſch des Heiligen und Weltlichen hat in Deutſchland mehre Stufen erlebt. Die erſte war die, auf welcher Görres in München noch ſteht und auf welcher ſich ſein Sohn mit dem Grafen Pocci z. B. noch um ihn herum bewegt, indem ſie kindiſch kindlich mit dem Heiligen ſpielen, Bilderbücher für alte Leute machen, Poeſieen, wo die Unbeholfen-

heit des Mittelalters in Sprache und Zeichnung absichtlich wieder gegeben wird. Derjenige, welcher in das Gemisch des Heiligen und Weltlichen schon seinen protestantisch-märkischen Geist mitbrachte, war Achim von Arnim, der Gemahl Bettinens. Er war schon nicht mehr das unter Blumen spielende Lamm, wie Brentano, sondern es störte ihn zu wissen, daß die Lämmer geschoren werden und jährlich in Stettin ein großer Wollmarkt ist, wo an der Wolle nur gesehen wird, ob sie hübsch fett und vom Kamm geschoren ist. Achim von Arnim bahnte jener Ironie den Weg, welche Tieck nach vielen vergeblichen Versuchen in der spielenden und frommen Poesie endlich in seinen Novellen als eigne Kunstform behandelte und von Solger in die Aesthetik einführen ließ. Herrn von Raumers eigenthümlicher Gemüths-Beschaffenheit konnte nichts so Ansprechendes geboten werden. Er rettete in jenem Genre seinen gesunden Menschenverstand, der so gut rechnen, der so praktische Ansichten über Findelhäuser und Armenanstalten entwickeln kann, und zu gleicher Zeit eine gewisse heimliche, norddeutsche Gemüthlichkeit, die ein natürliches Erbstück an ihm ist und das Meiste dazu beiträgt, ihm jenes oben geschilderte einfache, schlichte und bürgerliche Aussehen zu geben. Diese Ironie hat Herrn von Raumer seither nicht mehr verlassen und ihm jene eigenthümliche Halbheit erhalten, welche namentlich in Fragen der Politik von entschiedenen Parteigängern ihm so heftig (und, wenn man dabei noch gar verlangt, jede Originalität solle sich von dem Hammer des Zeitgeistes breitschlagen lassen,) fast unbillig vorgeworfen ist.

Zunächst darf man nicht einmal unerwähnt lassen, daß jener trockne gesunde Verstand es war, der Herrn von Rau-

trieb, ſich bei der durch die Julirevolution geweckten
ſchen Diskuſſion nach Kräften einzumiſchen. Er gab
e Entwickelung der Begriffe über Staat und Recht zum
iten Male heraus und war vielleicht nur durch die erſte
faſſung und durch die Scheu, welche jeder freie Mann vor
er Vergangenheit haben muß, veranlaßt, des Widerſpre-
den, Unbeſtimmten, des zweifelhaft Gelaſſenen eine große
rie in die bekannte Schrift aufzunehmen. Im Allgemei-
iſt dieſe Publikation etwas flüchtig und unordentlich ab-
ßt, die einzelnen Theile der Darſtellung ſtehen in keinem
t ſyſtematiſchen Zuſammenhange, die Entwickelung hat
Form des Fragmentariſchen und Beiläufigen und geht
en aus innern Nothwendigkeiten hervor, die man bei Be-
ſen, welche ſich unter der Hand der Geſchichte bildeten,
ſtatuiren muß, ohne darum Hegelianer zu ſeyn. Herr
Raumer hat überhaupt in dieſer Schrift ſeine große
neigung zum Formellen und Unweſentlichen an den Tag
at, er hat ſich wieder den Vorwurf müſſen gefallen laſ-
, von den Einen, daß er auf die Wiſſenſchaft, von den
dern, daß er ſogar auf die Wahrheit kokettire. Er hat
Ueberzeugung faſt immer als eine Geſchmackſache darge-
t und nicht verbergen können, wie ſehr die geiſtreiche
tivirung, die Form und der oft nur ſprachliche Ausdruck
verſchiedenen in der Politik aufgetauchten Meinungen auf
Urtheil einfließen. Es herrſcht weniger ſtrikte Philoſo-
e in dem Werke, als ein Maaßſtab, der vom Theater,
der Kunſt, von der Literatur überhaupt auf eine Branche
Letztern übertragen wird, da doch des Verfaſſers Gegen-
d hier weit mehr lebendige Thatſachen als Bücher waren.
n hat ſchon anderſeits hervorgehoben, Herr von Raumer

könnte eine ganz bestimmte Meinung eben gefaßt haben und in dem Momente widerspräche der Verfasser von the Beauteful and the Sublime mit seinem rhetorischen Farbenspiel und alles wäre hin, Satz, Gegensatz, Voraussetzung, Schluß: Herr von Raumer halte nicht mehr Stich, mit keinem einzigen seiner Paragraphen mehr.

Diese Ironie, die man aber zuletzt nur noch Selbsttäuschung nennen kann, hat sich in den drei bis vier letzten Jahren, von heute zurückgerechnet, an Herrn von Raumer anziehnlich gemildert. Es gibt hier viel Umstände, die, um jene Erscheinung erklärbar zu machen, zusammenwirkten. Im Allgemeinen ist es wohl das Gefühl der Isolirung, das Herrn von Raumer in seinen jüngsten Schriften eine Bitterkeit gab, die manches schwierige Verhältniß nicht mehr scheute und die und da eine für seine Stellung wichtige Rücksicht zu verletzen wagte. Einen gewissen Supranaturalismus würde Herr von Raumer sehr gern zugestanden haben, allein der Pietismus und die Muckerei sind denn doch Extreme, wo man sich in Acht nimmt, auch nur die geringste Konzession ohne Klausel zu geben oder überhaupt Sätze aufzustellen, welche der Fanatismus könnte für sich in Anspruch nehmen. Andre Bestrebungen mußten mit gleich niederschlagender Kraft auf Herrn von Raumer wirken: die Hegelsche Schule, die juristisch-pietistischen Haus- und Bibelerklärer, kurz eine Menge exclusiver Richtungen, die sich bis zu der von Herrn von Raumer um jeden Preis zurückgewiesenen Antheilnahme an der hoffentlich nur provisorischen Censuranstalt erstreckten. Dazu kommt die gänzliche Antiquirung der Anknüpfungen, die Herr von Raumer bisher gewohnt war; das sichtliche Absterben des Tieckschen Talentes, der Mangel aller Ironie

unſrer ernſten Zeit, die Verdächtigung des Staates und
e Unbehaglichkeit, die ſich ſogar auf die geſellſchaftliche
ſtenz erſtrecken muß, wenn man bedenkt, wie ſehr ſeit
n Jahren das Parteiweſen und der Meinungsſtreit ſich
in die innerſten Ritzen der Häuslichkeit und der Familie
zweigt haben. Verſtimmt über dieſe Erfahrungen reiſte
er von Raumer nach England.

Schon die Aeußerlichkeit dieſer engliſchen Reiſe war eine
le Proteſtation gegen Verhältniſſe, welche ihn bedrängten
er von Raumer ſchrieb, als er ſeine Reiſe wiederholte,
ſämmtliche deutſche Zeitungsredaktionen und bat ſie in
ndigſt, dem Gerücht, als reiſte er auf Staatskoſten, zu
erſprechen und im Gegentheil hervorzuheben, daß er auf
nen eignen Beutel reiſe. Was ſollte dieſe Reklamation
euten? Sollte ſie ihn vor der engliſchen Tory-Kritik in
hutz nehmen, die ihn erſt einen „verlaufenen Landſtreicher“
annt hatte und ihn, wenn er Geld zur Reiſe empfing,
ht auch einen „beſoldeten Agenten“ hätte nennen können?
er wollte Herr von Raumer, indem er eine Sache hervor-
, die nicht geſchah, andeuten, daß ſie unter freiſinnigen
rhältniſſen ſehr gut hätte geſchehen können? Ich glaube
Lettre, ich glaube an die Verſtimmung der alten guten
une des Herrn von Raumer.

Sein Buch über England hat die verſchiedenſten Urtheile
vorgerufen. Der hauptſächlichſte Mangel deſſelben iſt
bl der, daß es die Beſchreibung einer Reiſe enthält, die
Verfaſſer nach Ablauf eines Jahres zu wiederholen ge-
hte. Einen ſolchen Reiz, wie Fürſt Pückler ſeinen ver-
benen und ewig jungen Briefen gab, konnte er erſt in
n Augenblick beſchwören, wo er ſich entſchloß, nie wieder

nach England zurückzukehren. Auch Herr von Raumer suchte das high life der Aristokratie der Meinung und der Bildung ins Auge zu fassen. Was wird er aber von ihm sagen können, wenn er den Wortführern und Tonangebern der großen Gesellschaft wieder zu begegnen gedenkt? Der hauptsächlichste Mangel dieser Reise ist der, daß er sie wiederholte.

Die Fehler und Irrthümer, welche die englische Kritik dem Buche über England vorgeworfen hat, muß man unterscheiden. Jene sind leichter zu entschuldigen bei der Masse von Stoffen, die sich einem solchen Sichfürallesinteressirer zur Beachtung darboten und bei seiner Stellung als Fremder. Die letztern kamen auf Rechnung des entschiedenen Whiggismus, dem sich Herr von Raumer zuwandte und der ihm auf der einen Seite die Ehre brachte, von J. Russel im Parlamente zitirt zu werden, auf der andern eine Verfolgung der Tories, die ihn mit dem ganzen kühlen Humor, welchen die Engländer Kritik zu nennen pflegen, überschüttete. Weit mehr für sich hat das andere von dem Quarterly Review aufgestellte Axiom seines Tadels: Du kommst nach England als ein Bewunderer deiner heimathlichen autokratischen Staatsformen und willst bei uns den Revolutionär spielen! Allein auch hier giebt es einen Punkt, wo sich die treffende Spitze des Angriffs abbiegt. Der Engländer kann eines Theils jene feine Oppositionen nicht verstehen, die in dem Buche: England im Jahre 1845 liegt, jene kleinen Andeutungen über die verstimmte Gegenwart, welche bei gewissen Leuten in Berlin ein heißes Blut müssen rege gemacht haben, Andeutungen, die vielleicht für die Erlösung unsrer gegenwärtigen Zustände wichtiger sind, als wenn Herr von Raumer in seinem Buche offne Demagogie entwickelt hätte; andererseits ist der Deutsche von Haus

aus unfähig, fremde Verhältniſſe nach ſeinen eigenen zu beurtheilen. Das Fremde iſt für ihn immer Sache des Studiums, wie ſehr ihm auch in der Heimath die perſönliche Erfahrung auf die Finger brennt. Was die Kritik des Quarterly Review an Herrn von Raumer ausſetzt, wird mehr oder weniger die Schwäche aller Deutſchen ſeyn.

Im Uebrigen iſt die erwähnte Schrift mit dem Schleppkleide, welches ihr an hiſtoriſchen Excerpten und Commentarien angehängt worden iſt, eine Fundgrube vortrefflicher Materialien. Herr von Raumer iſt wieder zu ſeiner raſonnirenden Statiſtik zurückgekehrt und erzählt uns in demſelben Athem, wie man den Hamlet auf Drurylane gegeben und wie viel Orhoft Porter jährlich in London gebraut werden. An den Tabellen und verhältnißmäßigen Zahlenberechnungen, die Miſs. Auſtin hier überſetzt hat, konnten die Engländer ſich überzeugen, daß in ſolchen Regiſtraturarbeiten die Deutſchen Meiſter ſind und daß ſelbſt Männer, die über die Kunſt und ſchöne Literatur ſprechen, doch den Viehbeſtand einer Nation und die Maſſungsmethode der irriſchen Gäule für Gegenſtände ihrer Unterſuchungen halten. Finden ſich dieſe Fragen zufällig in der Reiſe des Herrn von Raumer nicht gelöſt, ſo kann man doch die Verſicherung geben, daß er Notizen darüber mit Freuden würde empfangen und aufgeſchrieben haben.

Ziehen wir aus Vorhergehendem einen Schluß, ſo bleibt es feſt, daß Herr von Raumer, in der unnützen Meinung für einen Dilettanten gehalten zu werden, einen oft ſehr langweiligen Begriff von der Gelehrſamkeit hat. Seine ſtatiſtiſch archivaliſchen Expoſitionen ſind ſelten von der Wichtigkeit, die er ihnen, man weiß nicht durch welche Selbſt-

täuſchung beilegt. Seine Dokumente über Friedrich den Großen ſollen wenig Neues enthalten. Seine Unterſuchungen über Maria und Eliſabeth erſchöpfen ſich in ganz ſpitzfindigen und langweiligen Diſtinktionen, die eine auf der Hand liegende Wahrheit nimmermehr umſtürzen werden. Kein Menſch verlangt von Herrn von Raumer, daß er Verſe mache, aber Jedermann fühlt ſich durch eine Autorſchaft, erheitert, die heute über Mad. Grelinger, morgen über Raupach und in einigen Tagen über die Statiſtik der engliſchen Eſſigfabriken ſprechen wird. Dieſe flackernde, irrlichternde Rührigkeit d Alleskönnerei hat viel dazu beigetragen, einen Gelehrten zu ſtiliren und zu einer perſönlichen Grille zu ſtempeln, der grade den Beruf zu haben ſcheint, ſich dem größern Publikum recht nahe zu bringen und dem Urtheile deſſelben als ein ſtets mit gleicher Klarheit ſichtbaren Leitſtern zu dienen.

Möchte der Zweck dieſer Skizze nicht verkannt werden! Sie ſoll einestheils die Perſon ſelbſt, der ſie gilt, veranlaſſen, ſich den Beſtrebungen und Verhältniſſen der Nation enger und aufrichtiger anzuſchließen; anderntheils aber auch die Verdächtigungen zurückweiſen, die man von mancherlei Seiten her gegen Herrn von Raumer rege gemacht hat. Da wo man Alles vermißt, ſetzt man das Geringe, was man allenfalls beſitzt, außer aller Wirkſamkeit. Je weniger man von Herrn von Raumer fordert, deſto größer wird die Ueberraſchung ſeyn, wenn er in ſeinen Leiſtungen unſre Erwartung übertrifft.

# Georg Büchner.

Um die Wehmuth zu verſtehen, welche dieſen Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutſchen Dichter durchbebt, denke man ſich eine Freundſchaft, die aus der Ferne, ohne perſönliche Begrüßung, nur durch wechſelſeitige Beſtrebungen, durch gleiche Geſinnungen hervorgerufen und durch das Band thatſächlicher Ideale zuſammengehalten wurde! Man wechſelt Briefe und Zuſprüche, man tauſcht ſeine Zukunft aus und ſchüttet ein reiches Füllhorn lachender, dreiſter Hoffnungen ſich einander in den Schooß; man ſpricht ſich in trüben Stunden Muth zu und malt ſich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir ſelbſt vom Winde, der ſich dreht, gefaßt werden dürften; man hofft auf perſönliche Begrüßung und gibt ſich Kennzeichen, wenn man ſich plötzlich begegnen ſollte. Ein ſolcher Gemüth und Geiſt bewegender Verkehr dauert ein Jahr: da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der Eine beſtellt ſein Haus, der Andere rüſtet ſich zu einer Reiſe und neuen Lebensbahn. Der Briefwechſel ſtockt. Man iſt ohne Sorge über den ſtill fortglimmenden Freundſchaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo

ſich das Echo der tauſend Tagesgerüchte, der Irrthümer und der Verfolgungen in Zeitungen durchkreuzt. Man ergreift ſorglos eine derſelben und lieſt, daß der Freund, der hoffnungsvolle, ſtrebende, muthige, ſchon ſeit Monaten hinübergegangen iſt in das Reich des Friedens, ſanft entſchlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöſcht aus dem jungen Nachwuchsregiſter unſrer Hoffnungen, todt — ja mehr als todt — ſchon ſeit Monden verſtorben!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem ſtrebenden Jünglinge aus Darmſtadt, deſſen Freundſchaft ich mir erworben hatte und der ſie mir leiſtete mit vollem, ideenreichem Herzen, ging es mir mit einer Knoſpe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenſpiel am Sonnenlicht geſpiegelt hätte, die die volle Ahnung eines nicht blos genießenden Frühlingslebens in ſich trug, ſondern auch das Verſprechen eines durch außerordentliche Fähigkeiten geſicherten Gewinnes für ſeine Nation. Noch glaubt' ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältniſſen ſich losringend zu wiſſen; und in dem Augenblicke barg ihn ſchon der kühle Schooß der Erde. Ich ſah ihm ſeine Waffenrüſtung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten ſchmücken — und ſchon ſchlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widerſprüche verſöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Aſche verwandelt iſt. Mein Herz bebte vor Rührung. Ich kann jenes tiefe, grauſame Weh verſtehen, auf dem Todtenbette mit ſeiner Liebe zum Leben und ſeinen Zukunftsträumen zu ringen, ſich trennen zu müſſen von dem Großen und Edlen, was man noch von ſich bewahrheiten und bewähren wollte, und in jener Hand, die ſich eben ausſtreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden

Tod zu fühlen. Junger Kämpe, vielleicht warst du ergeben, als ſich die Sinne und dein Bewußtſein löſten; vielleicht lächelteſt du ſchon verklärt über der Menſchen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachteſt ſelig, daß Alles eitel wäre, daß auch die Irrthümer, die du bekämpfen wollteſt, ja ſelbſt die Dichterträume, die wie Lorbeer ſchon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit zerſchellen und wie bunte Farben ſich in Vergängliches auflöſen. Vielleicht vermißteſt du, ſchon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber ſie ſind ihn dir ſchuldig; ſie müſſen dein Andenken mit friſchem Raſen belegen und einen Kranz von Immergrün um das beſcheidne Kreuz hängen, welches deine Grabſtätte bezeichnet. Du gehörteſt in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menſchen die du haßteſt, ſollen wiſſen, wer du warſt; und die du liebteſt, ſollen hören, was ſie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieſes für die Geſchichte unſrer neuern ſchönen Literatur ſo ſtürmiſchen Jahres, war es, als ich einen Kreis von ältern und jüngern Kunſtgenoſſen und Wahrheitsfreunden bei mir ſahe. Wir wollten einen Autor feiern, der bei ſeiner Durchreiſe durch Frankfurt am Main nach Literaturart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob ſie gleich jüdiſchen Inhalts waren, dennoch von der evangeliſchen Kirchenzeitung kanoniſirt werden ſollten. J. Jacoby war dies. Kurz vor Verſammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmſtadt ein Manuſcript nebſt einem Briefe, deſſen wunderlicher und ängſtlicher Inhalt mich reizte, in erſterem zu blättern. Der Brief lautete:

Mein Herr!

„Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigne Erfahrung ſchon geſagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rückſicht vergeſſen und jedes Gefühl verſtummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man ſolle ſich in einem ſolchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem ſeit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gaſſe aufgreifen, welcher erklärt, er würde ſich todtſchießen, wenn er nicht gezwungen ſei, ſeiner Familie durch ſein Leben ſeine Beſoldung zu erhalten. Das iſt entſetzlich. Sie werden wohl einſehen, daß es ähnliche Verhältniſſe geben kann, die Einen verhindern, ſeinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieſer Welt in das Waſſer zu werfen, und werden ſich alſo nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuſcript auf die Bruſt ſetze und ein Allmoſen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuſcript ſo ſchnell wie möglich zu durchleſen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewiſſen als Kritiker dies erlauben ſollte, dem Herrn S... zu empfehlen und ſogleich zu antworten.

Ueber das Werk ſelbſt kann ich Ihnen nichts weiter ſagen, als daß unglückliche Verhältniſſe mich zwangen, es in höchſtens fünf Wochen zu ſchreiben. Ich ſage dies, um Ihr Urtheil über den Verfaſſer, nicht über das Drama an und für ſich, zu motiviren. Was ich daraus machen ſoll, weiß ich ſelbſt nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Urſache habe, der Geſchichte gegenüber roth zu werden; doch tröſte ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben daſtehen.

Ich wiederhole meine Bitte um ſchnelle Antwort; im Falle eines günſtigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn ſie noch vor nächſtem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer ſehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieſes Briefes befremden, ſo bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und faſt leichter, die Piſtole in der Hand: la bourse ou la vie! zu ſagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüſtern.

G. Büchner."

Dieſer Brief, den ich abdrucke, um gleich ein Bild von der Aufregung des Charakters zu geben, deſſen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um ſeine noch lebenden, vermöglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affektation und das unmotivirte Elend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuſcript zu leſen. Es war ein Drama: Dantons Tod. Man ſahe es der Produktion an, mit welcher Eile ſie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, deſſen künſtleriſche Durchführung der Dichter abgehetzt hatte. Die Scenen, die Worte folgten ſich rapid und ſtürmend. Es war die ängſtliche Sprache eines Verfolgten, der ſchnell noch etwas abzumachen und dann ſein Heil in der Flucht zu ſuchen hat. Allein dieſe Haſt hinderte den Genius nicht, ſeine außerordentliche Begabung in kurzen ſcharfen Umriſſen ſchnell, im Fluge, an die Wand zu ſchreiben.

Alles, was in dem loſe angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten ſollte, war aus Charakter und Talent

zuſammengeſetzt. Jenes ließ dieſem keine Zeit, ſich breit und behaglich zu entwickeln; dieſes eher auch jenem nicht, nur bloß Geſinnungen und Ueberſchwenkungen hinzuzeichnen, ohne wenigſtens eine in der Eile verſuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köſtlichſten Stahlquelle der Natur fließenden kryſtallhellen, und muntern Worte. Dantons Tod iſt im Druck erſchienen. Die erſten Scenen, die ich geleſen, ſicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend ſelbſt. Die Vorleſung einer Auswahl davon, obſchon von dieſem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das ſtände im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfaſſers.

Kaum hatte Georg Büchner einen Beſcheid, ſo erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im Frankfurter Journal folgte ihm auf der Ferſe. Er hatte in Darmſtadt, vor ſeiner Familie ſogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick befürchten mußte, in eine Unterſuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückſeligen politiſchen Wirrniſſe verwickelt, welche die Ruhe ſo vieler Familien untergraben, ſo vielen Vätern ihre Söhne und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn Verdacht oder eine vorliegende Beſchuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man verſicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen nicht fremd geweſen. Vielleicht hatten ihn auch nur ſeine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab ſich, daß Büchner die Partie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg verſprochen; das Exil, für Andre eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er geſtand mir ein, daß er die Theil-

nahme ſeiner (wahrſcheinlich loyalen) Eltern durch ſeine tollkühnen Schritte auf eine harte Probe ſtelle und daß er nicht den Muth hätte, dieſe abzuwarten. Dies ſpornte ihn an, ſich ſelbſt einen Weg zur bürgerlichen Exiſtenz zu bahnen und von ſeinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsſchreiben des Danton: daher das Piſtol und die unſchuldige Banditenphraſe: la bourse ou la vie!

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchners ſind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indeſſen große Mühe mit ſeinem Danton. Ich hatte vergeſſen, daß ſolche Dinge, wie ſie Büchner dort hingeworfen, ſolche Ausdrücke ſogar, die er ſich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte eine wilde Sanscülottenluſt in der Dichtung; die Erklärung der Menſchenrechte wandelte darin, nackt und mit Roſen bekränzt. Die Idee, die das Ganze zuſammenhielt, war die rothe Mütze. Büchner ſtudierte Medizin. Seine Phantaſie ſpielte mit dem Elend der Menſchen, in welches ſie durch Krankheiten gerathen; ja die Krankheiten des Leichtſinns mußten ihm zur Folie ſeines Witzes dienen. Die dichteriſche Flora des Buches beſtand aus Feld- und aus Queckſilberblumen. Jene ſtreute ſeine Phantaſie, dieſe ſeine übermüthige Satyre. Als ich nun, um dem Cenſor nicht die Luſt des Streichens zu gönnen, ſelbſt den Rothſtift ergriff und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcenſur beſchnitt, fühlt' ich wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unſern Sitten und unſern Verhältniſſen geopfert werden mußte, der beſte, nämlich der individuellſte, der eigenthümlichſte Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksſcenen, die von Witz

und Gedankenfülle ſprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortſpiele mußten abgeſtumpft werden oder durch ausbelfende dumme Redensarten, die ich hinzuſetzte, krumm gebogen. Der ächte Danton von Büchner iſt nicht erſchienen. Was davon herauskam, iſt ein nothdürftiger Reſt, die Ruine einer Verwüſtung, die mich Ueberwindung genug gekoſtet hat.

Büchner ſchrieb im Sommer 1835 an mich:

„Straßburg.

Verehrteſter!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im Frankfurter Journal meine Abreiſe von Darmſtadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verſchiedenen Umſtänden ab. Mein Manuſcript wird unter der Hand ſeinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft iſt ſo problematiſch, daß ſie mich ſelbſt zu intereſſiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem ſubtilen Selbſtmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entſchließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigſtens ein Vierteljahr lang friſten zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jeſuiten für den Dienſt der Maria oder von den St. Simoniſten für die femme libre oder ſterbe mit meiner Geliebten. Wir werden ſehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münſter eine Jacobiner-Mütze aufſetzen ſollte. Was ſagen Sie dazu? Es iſt nur mein Spaß. Aber Sie ſollen noch erleben, zu was ein Deutſcher nicht fähig iſt, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr gibt, worin nur der Hanf geräth! Das ſollte luſtig

geben, wir wollten ſchon eine Boa Conſtriktor zuſammen flechten. Mein Danton iſt vorläufig ein ſeidenes Schnürchen und meine Muſe ein verkleideter Samſon.“

Der wilde Geiſt in dieſem Briefe iſt die Nachgeburt Dantons. Der junge Dichter muß ſeinen Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reſte auf ſeiner Farbenpalette, mit welcher er jene dramatiſchen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrſchaft gemalt hatte. Der Ausdruck iſt ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionäre Phraſeologie reißt ihn hin, für ſie nach idealen Unterlagen zu ſuchen. Er wird bald andere Anſichten haben und ſich von jener Unruhe befreien, die man immer ſpürt, wenn man eben vom Reiſewagen abſteigt. Der Puls ſchlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltſamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker ſchien ihm auch die Revolution zu verſchieben. Je mehr jene zunimmt, deſto mehr ſchwindet ihm eine Ausſicht auf dieſe. Er ſchrieb mir unter anderm: „Die ganze Revolution hat ſich ſchon in Liberale und Abſolutiſten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klaſſe aufgefreſſen werden; das Verhältniß zwiſchen Armen und Reichen iſt das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moſes, der uns die ſieben ägyptiſchen Plagen auf den Hals ſchickte, könnte ein Meſſias werden. Mäſten Sie die Bauern und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den galliſchen Hahn verenden.“

Inzwiſchen hatte ich den erſchienenen Danton nach Verdienſt im Phönix gewürdigt. Büchners Beſcheidenheit

ſchmollte, daß ich ihn zu hoch geſtellt: er käme in Verlegenheit, meine in ſeinem Namen gegebenen Verſprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andere Folge, die für unſere Zuſtände nicht unintereſſant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anſcheine nach von der dortigen jeune Allemagne herrührte und worin mir über mein Lob eines patriotiſchen Apoſtaten, wofür Büchner nun ſchon galt, die heftigſten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der ſich in dem Briefe auskällte. Den Verfaſſer ärgerte das einem ehemaligen Freund geſpendete Lob und um ſeine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er ſich in pädagogiſche Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad ſchrieb: „Bei der unbedingteſten Gerechtigkeit, die ich Büchners Genie widerfahren ließ, iſt es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen!“ Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad beſtärkt werden würde, eine Verſicherung, daß er Büchners wahrer Freund wäre und in einem Poſtſcript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir ſchien dies anonyme Treiben ſo verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle herſetzen; nicht, weil das ganze Verhältniß von Bedeutung iſt, ſondern weil ich darin eine Abſpiegelung von Jugenderinnerungen ſehe, die gewiß in vielen Leſern dieſes Aufſatzes auftauchen. Wer hätte nicht in Beziehungen geſtanden, wo brechen ſo ſchwer, faſt unmöglich iſt und wo man durch das freundſchaftliche Verhältniß doch nicht erquickt, ſondern im Gegentheil nur beläſtigt wird und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, ſich mit gutem Grund die Laſt abzu-

ſchütteln! Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zuſendung aus der Schweiz ſagen, macht mich lachen. Ich ſehe ſchon, wo es herkommt. Ein Menſch, der mir einmal, es iſt ſchon lange her, ſehr lieb war, mir ſpäter zur unerträglichen Laſt geworden iſt, den ich ſchon ſeit Jahren ſchleppe und der ſich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth und ich hatte mich ſo ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es iſt mir, als wäre ich von einer Todſünde abſolvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu ſchlagen, als zu ſagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott ſei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu ſtehen, als die Humanität."

Weil ſich Büchner mit allen Kräften auf eine akademiſche Stellung vorbereitete, ſo konnte er ſeine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er überſetzte in der Serie von Victor Hugos übertragenen Werken die Tudor und Borgia mit ächt dichteriſcher Verwandtſchaft zu dem Originale. Einen ſeiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugos mit ſeinem Auge muſterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Muſſet zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er ſich durch V. Hugo durchnagen" ſolle, Hugo gäbe nur „aufſtrannende Situationen," A. de Muſſet aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeſchnitzte." Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den Danton, der ſo hurtig nicht zu Stande gekommen, wären „die Darmſtädtſchen Polizeidiener ſeine Mu-

ſen geweſen," ſo trug er ſich doch mit einer Novelle, wo Lenz im Hintergrunde ſtehen ſollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über dieſen Jugendfreund Göthes erfahren haben, viel Neues über Friederiken und ihre ſpätere Bekanntſchaft mit Lenz.

Büchners ſpätere Briefe beſchäftigen ſich meiſt mit ſeinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefeſſelt, er ſuchte eine Exiſtenz, als Schmied ſeines Glückes. Er hatte die Medizin verlaſſen und ſich auf die abſtrakte Philoſophie geworfen. Er ſchrieb (wie gewöhnlich ohne Datum):

„Straßburg.

Lieber Freund!

War ich lange genug ſtumm? Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich ſaß auch im Gefängniß und im langweiligſten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geſchrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geſchichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächſten Semeſter zu Zürich einen Kurs über die Entwickelung der deutſchen Philoſophie ſeit Carteſius zu leſen; dazu muß ich mein Diplom haben und die Leute ſcheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn Danton den Doktorhut aufzuſetzen.

Was war da zu machen?

Sie ſind in Frankfurt und unangefochten?

Es iſt mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebſtöckel (Straßburger Gaſthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutſchland weiß ich ſo gut als nichts; nur einige verſprengte Broſchüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt ſich in dem Kampf gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht geſunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch ſo natürlich ſeyn können! Und Menzels Hohn über die politiſchen Narren in den deutſchen Feſtungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geſchichten erzählen.

Es hat mich im Tiefſten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächſtens eine Profeſſur in München erhält?

Uebrigens, um aufrichtig zu ſeyn, Sie und Ihre Freunde ſcheinen mir nicht grade den klügſten Weg gegangen zu ſeyn. Die Geſellſchaft mittelſt der Idee, von der gebildeten Klaſſe aus reformiren? Unmöglich! Unſere Zeit iſt rein materiell, wären Sie je directer politiſch zu Werk gegangen, ſo wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von ſelbſt aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwiſchen der gebildeten und ungebildeten Geſellſchaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, ſo viel Conceſſionen ſie auch von der Gewalt für ſich begehrt, wird nie ihr ſpitzes Verhältniß zur großen Klaſſe aufgeben wollen. Und die große Klaſſe ſelbſt? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöſer Fanatismus. Jede Parthei, welche dieſe Hebel anzuſetzen verſteht, wird ſiegen. Unſre Zeit braucht Eiſen und Brod — und dann ein Kreuz oder ſonſt ſo was. Ich glaube, man muß in ſocialen Dingen von einem abſolnten Rechtsgrundſatz ausgehen, die Bildung eines neuen geiſtigen Lebens im Volk ſuchen und die abgelebte moderne Geſellſchaft zum Teufel gehen laſſen. Zu was ſoll ein Ding, wie dieſe, zwi-

ſchen Himmel und Erde herumlaufen. Das ganze Leben deſſelben beſteht nur in Verſuchen, ſich die entſetzlichſte Langeweile zu vertreiben. Sie mag ausſterben, das iſt das einzig Neue, was ſie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen ſind ſchön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Parthei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil ſie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch iſt mir das Büchlein lieb; ſollten Sie nichts Günſtiges darüber zu ſagen wiſſen, ſo bitte ich Sie, lieber zu ſchweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogeſen ſind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergſpitze und jedes Thal und die alten Sagen ſind ſo originell und heimlich und die beiden Stöber ſind alte Freunde, mit denen ich zum Erſtenmal das Gebirg durchſtrich. Adolph hat unſtreitig Talent, auch wird Ihnen ſein Name durch den Muſenalmanach bekannt ſeyn. Auguſt ſteht ihm nach, doch iſt er gewandt in der Sprache.

Die Sache iſt nicht ohne Bedeutung für das Elſaß, ſie iſt einer von den ſeltnen Verſuchen, die noch manche Elſäſſer machen, um die deutſche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigſtens das geiſtige Band zwiſchen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu laſſen. Es wäre traurig, wenn das Münſter einmal ganz auf fremdem Boden ſtände. Die Abſicht, welche zum Theil das Büchlein erſtehen ließ, würde ſehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutſchland Anerkennung fände und von der Seite empfehle ich es Ihnen beſonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philoſophie; ich lerne die Armſeligkeit des menſchlichen Geiſtes wieder

von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man ſich nur einbilden könnte, die Löcher in unſern Hoſen ſeien Ballaſtfenſter, ſo könnte man ſchon wie ein König leben; ſo aber friert man erbärmlich."

Dies Ganze iſt die Zuſammenſetzung zweier Briefe; der letzte Theil iſt älter, als der erſte. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beſchäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Zürcher Niederlaſſung würde gute Wege haben. Inzwiſchen erkrankte Büchner — und ſtarb.

Beweiſen nicht ſchon dieſe von mir mitgetheilten Brieffragmente, um welch einen reichen Geiſt mit ihm unſre Nation gekommen iſt? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutſame Form zu gießen. Er hatte die Rede und den Gedanken ſtets in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten ſo ſeltenen Beſonnenheit, ſeine Ideen abzurunden und zu kryſtalliſiren. Seine Inaugurationsabhandlung wird als ein ſeltner Beleg von Gelehrſamkeit und Scharfſinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, ſeine Dichterkraft durch die Philoſophie geregelt und in der Philoſophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelſten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle dieſe Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchen ſich all die friſchen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in dieſen Mittheilungen geleſen haben, enden ſollten. Zu dem Trotze, der aus dieſem Charakter ſprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der ſich über dieſe gährende Kampfes- und Lebensluſt zog, war die Senſe des Schnitters, von welcher ſo frühe gemäht zu werden, uns ſchwerzlich und

faſt mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schickſals anklagen läßt. Könnt' ich dieſe Erinnerungsworte anſehen, als in Stein und nicht in Sand gegraben, daß ſie vom Wind nicht verweht werden! Könnt' ich in künftigen Darſtellungen unſrer Zeit, wie ſie war, rang, litt und hoffte, wenigſtens den Namen Georg Büchner in der Zahl derjenigen, welche durch ihr Leben und ihre Arbeiten die Entwickelung unſrer Uebergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldnem Scheine erhalten! Wenn die Fluth der Vergeſſenheit über uns Alle kommt, möcht' er mit Einer der erſten ſeyn, von welchen, wenn der Zorn Gottes verronnen iſt, wieder ein grünes Blatt die Friedenstaube in die Arche der dann entſcheidenden Gerechtigkeit trägt!

---

Die ſchönſte Belohnung, die ich für dieſen Nachruf erhalten konnte, waren die ſaubern Abſchriften des poetiſchen Nachlaſſes Büchners von der Hand ſeiner Geliebten. Es iſt ein vollendetes Luſtſpiel Leonce und Lena, in der Weiſe des Ponce de Leon von Brentano. Sodann das Fragment des Lenz und ein Heft von Briefen, die ohne Abſicht geſchrieben und doch voll künſtleriſchen und poetiſchen Werthes ſind.

Herwegh ſang von ihm in einem größeren ſchönen Gedichte:

— Es bricht die müde Bruſt in Staub!
Und mit ihr wieder eine Freiheitsſtütze;
Aufs ſtille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß ſie im Tod noch vor der Welt es ſchütze!
Und die ſo reich vor ſeinem Geiſte ſtand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben
Und ſeine Träume müſſen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied ſinkt er ins Grab,
Der Verſe ſchönſten nimmt er mit hinab.

Im Verlag der **Literariſchen Anſtalt** in Frankfurt a. M. ſind ferner erſchienen:

**Ariſtophanes Werke**, nebſt den Fragmenten, deutſch von L. Seeger. 3 Bände in 12 Lieferungen. Die Lieferung à 10 gGr. (12½ Ngr.) od. 42 kr. rhein.

**Agaſſiz geologiſche Alpenreiſen.** Von E. Deſor. Herausgegeben mit einer Einleitung über die Hochgebirgsgruppen von C. Vogt. 35 Bogen. Mit 3 Abbildungen. Thlr. 2½ oder fl. 4. 18 kr. rhein.

**Fried. Engels**, und **Karl Marx**, die heilige Familie, oder Kritik der kritiſchen Kritik. Gegen Bruno Bauer u. Conſorten. 22½ Bogen. Thlr. 1. 21 gGr. od. fl. 3. 12 kr. rhein.

**Weil, Dr. G.**, Bibliſche Legenden der Muſelmänner. 20 Bogen. Thlr. 1. 10 gGr. od. fl. 2. 24 kr. rhn.

**Heinrich König**, Eine Fahrt nach Oſpende. 24 Bogen. Thlr. 2. od. fl. 3. 30 kr. rhein.

**B. H. Oppenheim**, Syſtem des Völkerrechts. 27 Bogen. Thlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Gesammelte Werke

von

# Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

## Dritter Band.

Briefe eines Narren an eine Närrin. — Seraphine. — Wiener Eindrücke.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

# Inhalt.


Seite

Vorrede . . . . . 7

Aus den Briefen eines Narren an eine Närrin 13

Seraphine . . . . . 39

Wiener Eindrücke . . . . . 269

(Nürnberg. Fürth. Regensburg. Bürgermeister Behr. Die Walhalla. König Ludwig. Ein Walhalla-Gericht. Gräfin Arsch. Die Donau. Gegen-Reformation. Die Jesuiten in Linz. Kaiser Joseph. Douane. Bücherfurcht. Der Benediktiner Enk. Der Pfaff vom Kahlenberge. Ankunft in Wien. Ein Traum. Das Aeußere der Stadt. Die Fiaker. Volkscharakter. Seine Umwandlung. Die sittenlose Bühne. Tageschronik. Politische Fiakerfreiheit. Geheime Polizey. Theatererinnerungen. Direktor Carl. Pokorny. Baron Dietrich. Nestroy. Scholz. Die Oper. Balochino. Das Burgtheater. Die Censur. Sedlnitzki. Die österreichische Geschichte. Die Darsteller. Anschütz, Löwe, Fichtner, Wilhelmi, Laroche. Die Damen Enghaus, Neumann, Fichtner, Wildauer, Peche. Herr von Holbein und seine Gegner. Graf Dietrichstein. Die Petition um Censurerleichterung. Die Literaten. Die Akademie und der Fürst Metternich. Hammer-Purgstall. Grillparzer. Bauernfeld, Castelli, L. A. Frankl, Zedlitz, Saphir, Carl Pugo. Antwort der Regierung auf die Petition. Bücherrevisionsamt. Die österreichische Dynastie und ihre Geschichte. Herr von Hormayr. Kaiser Franz. Fürst Metternich. Fr. von Gentz. „Materielle Flor." Verjüngung des Kaiserhauses. Der Adel. Die Geistlichkeit. Oesterreichs Zukunft.)

# Vorwort.

Aus meinen 1831 geſchriebenen „Briefen eines Narren an eine Närrin“ hab' ich nur einige Bruchſtücke geben wollen, weil dies mein erſtes Buch ſo ſehr unter dem Eindruck der damaligen Zeitumſtände, ja ſogar der kleinen Tageschronik verfaßt worden iſt, daß es jetzt nach allen Seiten hin unverſtändlich erſcheinen würde.

Dieſe Briefe waren verworren, wie jene Zeit ſelbſt. Von tauſend Neuerungen hatte man nur die Ahnungen und auch dieſe konnten ſich nur kämpfend geltend machen. Für die Confuſion eines Kopfes, der ſich durch eine Maſſe von Widerſprüchen hindurch zu arbeiten ſuchte, konnte keine beſſere Form gewählt werden, als die der ſelbſteingeſtandenen irr- und wirrſinnigen Gedankenſprünge. Was Kunſt an dem Buche ſcheinen konnte, war in der That Natur. Es fehlte der Feder noch jeder Fluß. Ueberall mußte ſie ſtocken, ja was ihr am meiſten im Wege lag, das waren die ſchon geſammelten kleinen Reichthümer des Nachdenkens, dieſe kleinen Schätze von Abſtraktionen und Erfahrungen, die der damals zwanzigjährige Autor um jeden Preis anbringen und mittei-

len wollte, selbst auf die Gefahr hin, seinen Mangel an innerer Einheit und einer ihm selbst aufgegangenen Klarheit seiner Gedanken zu verrathen.

Seraphine wurde theils im Oktober 1835, theils im Winter 1836 geschrieben. Ich habe hier nur Druckfehler, Unklarheiten und stylistische Nachlässigkeiten der ersten Ausgabe verbessert, im Uebrigen aber diesen Erguß ungekünstelter Empfindungen in alter Form gelassen. Manche dialektische Spitzfindigkeit, besonders in den Gesprächen, wolle man einer Zeit zu Gute halten, die sich vor zehn Jahren mit spekulativen Zweifeln und mit Anfang, Mittel und Ende des Denkens abmühte. Zur bloßen Unterhaltung konnte ein Erguß unmittelbarer Eingebungen des eigen innersten Menschen nicht bestimmt seyn, ja der Verfasser verschmähte sogar absichtlich, dem üblichen Romanenidealismus nachzustreben. Doch ist der Trotz gegen die überlieferte Schönthuerei in dieser Gattung von Dichtungen ihm theuer zu stehen gekommen. Die große Lesewelt ist von dem, was in dem Buche Wirklichkeit seyn sollte, mannichfach verletzt worden. Seraphine erschien zu bizarr, zu abentheuerlich, zu unschön sogar. Wo der Verfasser im Streben nach Natur zu weit ging, hat er etwas gemildert, sonst aber den Charakter des Faktischen seiner Dichtung um so mehr gelassen, als wir durch die „Dorfpoesie" und was dahin einschlägt, jetzt vorbereiteter sind, solche realistische Schilderungen zu verstehen und zu genießen.

(4

# Aus den Briefen
# eines Narren
an
# eine Närrin.

# Vorwort.

Den nachfolgenden Briefwechsel — von dem, wie vom Monde, nur eine Seite sichtbar ist — fand der Unterzeichnete bei einem unruhigen Kopfe, der selbst im Tode die Narrheiten noch nicht lassen konnte.

Nächtlich ward ich aus meinem Schlafe durch ein ungewöhnliches Lärmen und Poltern aufgeschreckt und vor einigen Monaten gelang es mir in einer mondhellen Stunde, zwei Schädel über die Gräber des Friedhofes tollen zu sehen, die sich bald zu necken, bald zu küssen, erst zu verfolgen, dann wieder sich zu nähern schienen. Ich trat heran und bemerkte an beiden silberweißen Schädeln einen seltsamen Schmuck, die Augen- und Ohrhöhlen waren mit Blumen besteckt, der eine trug zwischen seinen Zähnen eine Rose, der andere eine Lilie.

Ich mochte aber den Spuk nicht länger ertragen und ſchlug nach §. 7 meiner Beſtallung, die mir erlaubt, jeden Ruheſtörer von der mir anvertrauten Stätte mit den gerade zu Gebote ſtehenden Mitteln zu vertreiben, dem Roſenritter mit meinem Spaten die Hirnſchaale von einander, die Lilie entſprang und in meinem ſcharfen Eiſen ſaßen die nachſtehenden Briefe, hier und da durch den Hieb verletzt, was der Kenner an ſeinem Orte finden und meinem Eifer zu Gute halten wird.

Doch ſind dieſe Briefe nach dem Urtheile ſachkundiger Männer — es beſuchen mich deren, um ihren Sinn fürs Schauerliche bei mir zu üben — nicht ſo merkwürdig, als ein Rechtsſtreit, den ſie veranlaßt haben. Ich konnte nämlich nicht umhin, den nächtlichen Vorfall meinen Vorſtänden zu melden, ja es fanden ſich ſogar Prozeßluſtige, die mich des Todtſchlags angeklagt hätten, wenn nur über den Mord eines erweislich Todten ein Geſetz vorhanden geweſen wäre. Es handelte ſich nun aber um die Herausgabe dieſer Briefe, und der Arzt unſeres welthiſtoriſchen Inſtituts ſtritt mit dem Prädicanten deſſelben, wem das Recht der Vorrede gebühre.

Jener wollte das unläugbare Factum der Seelenſtörung an unſerem Briefſteller durch ſeine Vorliebe für Verhältniſſe des Lebens, die mit dem Materiellen alle Verbindung aufgehoben hätten, erklären und freuete ſich über dieſe paſſende Gelegenheit zu einer pſychologiſchen Diſſertation ſo ausneh-

mend, daß ich mir seine Erbitterung denken kann, als das Recht der Vorrede von unserem Magister reclamirt wurde.

Er habe — darauf stützten sich des Letztern Behauptungen — über diesen merkwürdigen Fall schon mehrmal vor seiner Bedlamitischen Gemeinde gepredigt, habe nachgewiesen, wie hier die Verrückung ihren Erklärungsgrund in Nichts Anderem fände, als in dem von ihm bemerkten geringen Grade christlicher Gesinnung, in dem gänzlichen Mangel an Sinn für das Ewige und Unsterbliche und er müsse die Vorrede als eine Art Belohnung ansprechen, da er durch seine Reden über dies Thema schon viele Glieder der Gemeinde veranlaßt habe, sich ähnliche Briefe, aber voller Salbung und Hingebung an die bestehenden Formen der Erde und des Himmels zu schreiben.

Ich hab's schon gesagt, daß aus diesen vermeinten Rechtsansprüchen ein Prozeß von größter Bedeutung entstanden ist, und da die Theilnahme des Publicums sich schon so lebhaft für ihn ausgesprochen hat, so werden hiermit diese Briefe als **corpus delicti** bekannt gemacht. Dies bescheidene Vorwort wird von dem künftigen Sieger durch eine tiefere und gehaltvollere Vor- oder vielmehr Nachrede ersetzt werden.

Ich selbst wage über den streitigen Punkt nur die schwache Vermuthung, daß vielleicht die Kirche ihr Recht wird geltend machen. Durch Veränderung eines einzigen flüssigen Buchstaben wird jedes Lazareth zu einem Nazareth, so wie Bedlam zu Ehren Bethlehems, der Kleinsten in Juda, gegründet ist.

Den freundlichen Gruß an den Leser behalte ich zurück. Er könnte ihn für Beleidigung halten; nicht des Todes wegen, weil die Behauptung, wir müßten Alle sterben, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat; wer möchte aber auf meinem Kirchhofe ruhen wollen?

**Jonathan Kennedy,**
Todtengräber zur St. Bethlehemskirche
des Bedlam in London.

Wenn ich von meiner Freundin ſchriftliche Ergüſſe ihrer Liebe erhalte, ſo ſollte ſie billig ſelbſt nicht ausbleiben, um Zeuge der Aufnahme zu ſeyn, die ich ihnen angedeihen laſſe.

Wie die Flammen mir zur Seite aufpraſſeln! Wie die Düfte des wohlgefälligen Brandopfers in die blaue Ferne des Himmels wirbeln! Mit andächtigem Entzücken kniee ich an den Stufen des Altars, auf deſſen Opferhöhen ſich Dein geſammelter Briefwechſel dem Herculiſchen Opfertode weiht, um wie der entfeſſelte Gott am Mahle der Unſterblichen Theil zu haben.

Hörſt Du denn nicht in dem Reſonanzboden Deiner Thäler das ſiebenfache Echo meiner Geſänge, wenn ich durch die dunkeln Laubengänge ziehe, die Urne mit Deiner epiſtolariſchen Phönixaſche in der Hand, wie ich des Augenblicks lauſche, da ſich der Vaſendeckel — ein Sargdeckel zum Leben — hebe und der Wundervogel ſeine goldenen Schwingen ausbreite?

Noch iſt Alles, was Du denkſt, für mich Traum; in dem Zauber Deines Geiſtes ſchlaf' ich wie im Kelche einer Lotosblume. Schon ſenkt ſich auf mein dunkles Auge Dämmerung nieder, nicht Dämmerung zur Nacht, ſondern Morgengrauen.

Jeden Deiner Briefe ehr' ich dadurch, daß ich ihn für die Liebe halte, die ſich an meinem Grabe opfert. Wie eine Glocke häng' ich dann im brennenden Stuhle des Thurms und läute fort in meinen bangen, pochenden Herzensſchlägen, immer leiſer und dumpfer, bis ich ſchmelzend verſtumme.

Mit dem Aſchenkruge Deiner Briefe, Geliebte, will ich die Alpenhöhen erklimmen und hoch über den Wolken die Wimpel meiner Gedanken flaggen laſſen. Der kleine Kreis dieſer Grotte beengt mich. Ein Glühwurm leuchtet mir aufs weiße Papier. Ein Schmetterling ſetzt ſich wie ein Wetterhahn auf die Fahne meiner Schreibfeder. Eine Nachtigall muthet meinem Sinnen zu, daß ich ihre Sangesweiſe zum Thema und meine Empfindungen zu deſſen Variationen mache.

Du haſt mir ein Boot geſchickt, auf dem wir eine ferne Inſel ſuchen wollten. Aber warum iſt der Maſt auf ihm nicht ſo hoch, daß ich die Welt in verjüngtem Maßſtabe ſähe, daß ich einen Punkt habe, von dem ich Alles und Alles zugleich ſähe?

Du wirſt mich ungeduldig nennen, Deine Liebe wird mich tadeln wollen, aber ich bin ein Kind meiner Zeit und heute ſtolz darauf. Gegen die Wind- und Wetterhoſen, in denen die Jahrhunderte über die Erde ſchreiten, gehen wir ewig in den Kinderröcken und treten die erſten Schuhe nicht aus. Die größten Ideen, die die Geſchichte aufweiſen kann, waren für die, die in ihnen lebten, nur Spielzeug. Ich werde die Wahrheit nie lieben, ohne auch an ihr meine Freude zu haben. Und da das Letztere in unſern heißen Tagen un möglich iſt, ſo wird die Wahrheit, wenn nicht gehaßt, doch nicht geſucht. Es fehlt unſerer Zeit ein Ideenhanswurſt.

Es lebten einst Volker, die jedes Wort aus dem Munde ihres Richters, jede begeisterte Rede des Propheten auf die unmittelbare Eingebung eines göttlichen Geistes zurückführten. In die Schatten geweihter Höhlen legten sich die Völker mit allen ihren Schmerzen und Freuden hin und im Traume nahte sich ihnen der Gott, der die Leiden linderte, und die Glücklichen nur an den Wankelmuth des Glückes, nie an das geringere Verdienst, so glücklich zu seyn, erinnerte. Für eine verhüllte Sage aus dem verachteten Judäa, für ein über Länder und Meere nur dämmerndes Licht himmlischer Hoffnungen legten einst Tausende im fernen Occident ihre Häupter auf den blutigen Henkersblock. Für die Erlaubniß, mit seinem Munde ein geweihtes Brod berühren zu dürfen, stieg ein Kaiser von seinem Throne, warf ein härenes Gewand um und litt Tage lang büßend den harten Frost des Winters. Wenn ich von solchen Betrachtungen mein Auge aufschlug, so nahm ich ein Licht und suchte in der Welt vergebens einen Gedanken, für den noch einige Hundert zu sterben bereit wären. Ein Anderer, Du z. B., würdest das Licht ausgelöscht und Dich in die tiefe Nacht Deines Schmerzes begraben haben; mich erfüllte diese Täuschung nur mit Entzücken, weil ich Ungebundenheit, Zerstörung, Auflösung liebe.

Du hast mir ein Boot gesandt, um mit mir aus der Welt zu fliehen. Aber man muß ein Ruder haben, mit dem man durch die Wogen steuert. Man muß ein Segel aufziehen können, um dem Winde eine solche Richtung zu geben, daß man dabei sein Fortkommen hat.

Die allgemeine Verwirrung der Gegenwart läßt sich darum so leicht verstehen, weil überhaupt kein Gesetz herrscht,

weil Jeder das Bedürfniß fühlt, sich verständlich zu machen. Jetzt, da kein Gedanke mehr an der Spitze steht, vor dem die Völker sich in den Staub würfen und anbeteten, hat eine jede Meinung das factische Recht ihrer Gültigkeit. Kein geheimnißvoller Spruch wird jetzt noch Tausende zu Handlungen verleiten, die sie hinterher meist immer bereut haben; und wenn es heilige Gräber wieder zu erobern gibt, so liegen sie in dem gelobten Lande der eigenen Brust. Kreuzzüge unternehmen jetzt nur Skeptiker und selbst die sind schon aus der Mode gekommen. In den Processen der Gährung und Zersetzung ist der befriedigendste Standpunkt die völlige Unbefangenheit. Wer über einen Abgrund einen Unglücklichen schweben sieht, den er doch nicht retten kann, macht seinen Fall nur um so fürchterlicher, je länger er ihn an dem Zipfel seines Rockschooßes zurückhält: der Fallende sammelt so eine größere Schwere, als er im ersten Augenblicke seines Sturzes gehabt hätte. — —

---

Ein Räthsel hast Du mir vorgelegt, einen Vorschlag mitgetheilt, ich komme auf Beides, meine Beste.

Du fragst mich, ob ich einen Begriff von krystallisirter Wehmuth habe? Ich gebe Dir eine Gegenfrage, ohne eine Antwort zu verlangen.

Warum muß sich doch schon an die wonnigen Tage der Jugend, wo die Phantasie noch mit solchen Blumenguirlanden die Welt umzieht, wie mich die meinige mit ihren riesigen Himmelsblüthen, jener eisige Schauer des Winters legen, der die brennenden Lippen erstarren und die bebenden Küsse erfrieren macht?

Legionen solcher erstarrter Thränen und erfrorner Küsse schweben wie Engel und unsichtbare Eiszapfen durch die lange Nacht des Winters, bis sie erst der milde Strahl der Frühlingssonne zu glänzenden Perlen auflöst. In einigen Monaten kannst Du das an mir selbst erleben.

So wie sich erst die Morgensonne in dem frischen Grün wieder spiegeln wird, so nehm' ich meinen Thränenkrug und sammle auf den Auen. Durch Vermittelung des Salzes macht der chemische Proceß alles Flüssige fest und so krönt endlich meine Mühe das beneidenswerthe Gefühl, Dein Problem aufgelöst zu haben.

Da eigentlich die ganze Welt nur krystallisirte Wehmuth, errathst Du wohl nun leicht, daß die Erde — im Vertrauen gesagt — nur ein ganz winziges Ding, eine Thräne im großen Weltenauge.

---

Ich schreibe jetzt an einer Geschichte der Zukunft. Jede Gewalt wird in ihr an den zwei höchsten Mächten, politischem und religiösem Fanatismus, scheitern. Das Bedürfniß, glücklich zu leben, ist eben so mächtig, als das andere, seinem Glücke die Unterlage eines höhern Lebens zu geben. Beide sind die Factoren der entscheidendsten Schläge in der Geschichte gewesen, die Explosionen der Zukunft werden wiederum durch ihr Zusammentreffen herbeigeführt werden. Die Zukunft wird uns unzählige Charaktere zeigen, in denen die Flammen der Begeisterung für das hohe Ziel politischer Freiheit, Republicanismus, mit dem heiligen Feuer religiöser Andacht und Hingebung zusammenschlagen werden. Hier wird mehr seyn, als die furchtbare, blutige Sittlichkeit eines

Robespierre. Vor der Tugend allein erschrickt der Despotismus nicht. Sie bedarf des Lasters als hebender Folie und pflegt sonst mit ihrer Selbstbeschauung zu enden. Die Macht des Christenthums reicht höher hinaus, in ihrer richtigen Stellung zum Staate ist sie unüberwindlich.

An der Lehre der St. Simonisten ist dies das Wahre, daß sie das Bedürfniß einer Coalition unseres geistigen und materiellen Lebens aussprechen. Sie ist ein Symptom des Zeitgeistes und hat daher nur ein vorübergehendes Interesse. Ihre Lehren selbst befriedigen jenes Bedürfniß nicht, sie müßten dazu weniger die Resultate eines speculirenden Kopfes seyn, aber sie haben im Schematismus der mannigfachen, unsere Zeit durchkreuzenden Tendenzen eine so mathematisch richtige Stellung, wie keine andere neuere Erscheinung im Gebiete der geistigen Cultur.

---

Unsere Zeit ist zum Märtyrerthum nicht mehr gemacht. Wenn es zwar an treuen Seelen nicht fehlen möchte, die sich gern für die erkannte Wahrheit hingäben, so fehlt den Gegnern doch der Muth, durch offene Gewaltthat die Partei zu reizen und ihren Willen mit Leidenschaft durchzusetzen. Und ich gestehe Dir gern, daß ich kein Märtyrer der Wahrheit seyn möchte, wenn nicht Jedermann dieselbe Wahrheit an allen Wegweisern auf der Landstraße lesen könnte. Wie Goethe und sonstige Unsterbliche unter den Sterblichen, wird man nie mehr seyn, als wozu man gemacht wird. Man pflücke Nichts vom Baume des Lebens, es fallen genug Blätter von ihm ab, die auf der ruhigen Spiegelhelle des Daseyns umhertreiben und immer so ansehnlich sind, daß sich

Lorbeerkranz daraus winden läßt. Wohl dem, dessen Ueberzeugung nicht weiter reicht, als die Augen seiner Zeitgenossen!

—

Verzeih', Unsterbliche, daß ich heute mit mir beginne, nachher verweil' ich desto länger bei Dir. Ich schildere meine Leiden ausführlicher, um den Werth Deines Trostes in ein desto helleres Licht zu setzen.

Es war schon spät, doch weißt Du, mir ist Nacht, wie der Tag — die Flammen in meinem Ofen waren erloschen, die in meiner Brust loderten hell auf. Meine Zähne klapperten vor Winterfrost, in meinen Adern rollte es wie Gluthenstrom.

Ich trat hinaus in die heilige Stille meines Gartenparadieses. An seiner Himmelspforte hielt der Mond mit brennender Fackel schon Wache. Die Sterne waren seine Trabanten, was ich astronomisch beweisen will.

Wie badete sich mein krankes Herz in dem Dufte der Violen! Unter einer Blumendecke legt' ich mich nieder und schwamm in den duftigen Seufzern der Rose. Der schlummernden Unschuld der Lilie ward ich zum süßen Traum. Aus ihrem Kelche tauchte ein holder Engel auf und neigte sein Blumenantlitz auf mich träumenden, traumerregenden Endymion nieder. Der Mond war es aber, der sich in gnadenreicher Herablassung auf mein liebestrahlend Auge senkte. Ich lächelte ihm freundlich, denn ich wußte wohl, daß zur selben Stunde an der mir abgekehrten Seite der Scheibe Deine Blicke hingen. Denke Dir, wenn wir einmal die Scheibe mit unsern Augenpfeilen durch und durch sähen!

Nicht ohne poetiſche Kraft und mit höchſt blendende
Farbenſchmuck ſchilderſt Du mir Deinen Aufenthalt auf de
St. Bernhard, auf deſſen Wipfeln Du in dem Hoſpiz de
menſchenfreundlichen Kloſterbrüder ſo liebevolle Aufnahm
fandeſt. Die Zelle, wo du ſchlieſſt, ging nach den Gräber
des verſchneiten Kirchhofes hinaus, der auf Erden ſeine
Gleichen ſucht. Auch mich wollteſt Du dort unter den mü
den Schläfern treffen und nur, weil ich Dir ſo lange nic
geſchrieben, haſt Du die ungeheure Reiſe gemacht. Sovi
habe ich daraus gelernt — ſo führt der erkannte Irrthu
immer zur verfehlten und noch zu einer neuen Wahrheit —
daß ich dort auf jenem kosmopolitiſchen Höhepunkte einſt a
liebſten ruhen möchte. Die Gebeine welcher Menſchen läge
dort neben mir! Pilger, müde Wanderer, die vielleicht nic
mehr beſaßen, als den Stab, auf den ſie ſich ſtützten, die w
ich auf Erden zwar noch Glaube an Liebe und Edelmut
aber dieſe ſelbſt nicht angetroffen haben!

Du weißt, ich haſſe jede Täuſchung und fliehe mit Frev
den eine Welt, die Verſprechungen und Hoffnungen an d
Stelle der erſehnten Güter ſelbſt ſetzt. Wäre die Welt i
einem ſteten Untergange begriffen, ſo vermöcht' ich vielleic
noch aus ihren Trümmern verkannte Tugend, beleidigte Un
ſchuld zu retten, ſo aber ſoll ſie ja erſt gebaut werden, höc
ſtens das Modell und Gerüſt iſt vorhanden, man appelli
an das goldene Zeitalter der Zukunft, und hab' ich für Alle
Glauben, zu dieſer Hoffnung fehlt er mir.

Man will, daß wir ringen und ſtreben ſollen, das G
rungene aber und Erſtrebte nicht außer uns ſuchen, ſonder
in dem hoffenden, noch glaubensfähigen Gemüthe. Da ſo
an der Liebe nicht der Beſitz das Wahre ſeyn, ſondern d

Liebe selbst. Nicht auf die erkannte Wahrheit käm' es an, sondern auf den erkennenden Geist. In sich selbst müsse man Ersatz für nicht gewürdigtes Verdienst finden.

Theure, war's nicht Sokrates, der die Philosophie vom Himmel holen und in die Wohnungen der Sterblichen einführen wollte? War aber dies die Befriedigung und der Ruhepunkt seiner Absicht, daß er den Giftbecher trinken mußte? Cato träumte den Traum von einer ewigen römischen Republik. War dies die große That, die ihn seinem Ziele näher führte, daß er mit eigener Hand mordendes Eisen in seine Brust senkte und seine große Seele aushauchte? Cäsar und Napoleon — was hätten Beide in sich selbst gefunden, wenn ihre Unternehmungen nicht ein glücklicher Erfolg gekrönt hätte? Oder war wirklich für Cäsar das das Höchste, daß er an der Säule des Pompejus starb? Für Napoleon, daß er auf die Felsen von Helena geschmiedet wurde?

Da stand ich auf den Höhen des Simplon, mitten unter zersprengten Felsblöcken. Ich sah die Tiefe der Landstraße hinab, die eine von den Chiffren ist, in denen menschliche Kühnheit und Ausdauer spricht. Die Gluthen der untergehenden Sonne leuchteten schon in weiter Ferne über die Wellen des Genfer See's. Da sprang der letzte Strahl von dem nackten Felsen, an den ich mich lehnte, ab und es wurde lebendig um mich, leises Murmeln, wie aus den Gräbern der Abgeschiedenen, umflüsterte mich immer dringlicher. Deutlich konnt' ich unterscheiden, wie aus der Tiefe der Straße über Klippen und jähe Felsen mannigfache Gestalten zu mir hinaufstiegen. Braune, gluthverbrannte Leiber, mit Bogen und Pfeil umgürtet, wie aus Afrika's und Numidiens

Sterben. Fußgänger und Lanzenträger mit Helm und Schild, in ihrer Mitte ein flatterndes Fahnenwinkel, oben drauf ein goldener Adler. Lange Grenadiere und Flügelmänner mit buschigen Bärten und riesenhohen Bärenmützen, Bajonette blitzten wie Stahlfunken durch die Nacht.

Ich aber that meinen Mund auf und begann mit einer Anrede, die sie, auf einem Bergabsprunge in mannigfache Gruppen gelagert, anhörten. Denn sie blieben dort.

Wenn vielleicht einer unter Euch — begann ich — mit mir Philosophie der Geschichte bei Hegel gehört und verstanden hat, so wird der seinen Cameraden die Erklärung geben können, warum ich Jedem unter Euch gleiche Gerechtigkeit widerfahren lasse. Dir da unten, Numidier, der Du Dir das Tabakrauchen angewöhnt hast — wo könntest Du sonst Deinen Nebenmann um Schwamm bitten? — bist eben so gut ein Moment der welthistorischen Idee, als dieser schwammreichende Nebenmann, den ich nach meinen antiquarischen Kenntnissen für einen halte, der in Cäsars Commentarien mitgefochten hat. Und selbst Du da, bärtiger Schelm, irr' ich nicht, ein Krämersohn aus Toulouse, hast die Objectivität Deiner historischen Stellung schon gewonnen. Erwartet also nicht, daß ich die Bivouakgemeinschaft, die Euch so brüderlich zu vereinen scheint, durch vorwitzige Bemerkungen über Eure etwaige Classification stören werde. Solche kurzsichtige Ansichten der Geschichte überlassen wir denen, welche die historischen Personen so gern zu Vehikeln ihres leeren Raisonnements machen. Beklagen würd' ich Euch also müssen, wenn Ihr etwa in der Absicht auf die Höhe dieses Standpunktes gestiegen seyd, um in diesen wilden Natur- und Geschichtsschauern aus meinem Munde Declamationen und

großartige Parallelen zu vernehmen. Hannibal, Cäsar und Napoleon sind für mich jetzt nicht mehr, als was mir ein Jeder von ihnen zu seiner Zeit gewesen wäre. Ich bewundere oder tadle gern in den Thaten historischer Helden auch zugleich die Reihe der durch sie veranlaßten Folgen, nie aber sollen wir von diesen letzteren aus jene zu messen suchen. Es gibt nun einmal in der Geschichte außer der göttlichen keine andere Gerechtigkeit; politische ohnehin nicht, die poetische steckt nur in der Einbildungskraft schwacher Gemüther. Nichts thörichter, als den zweiten Band der Weltgeschichte wie einen Roman mit Augen zu lesen, die sich schon nicht enthalten können, nach dem sechsten zu schielen. Was in Beziehung auf Kommendes Vorurtheil ist, davon ist die extreme Umkehr eine gleichsam retrograde Charakteristik der Vergangenheit. Die Wiege der Thaten eines Hannibal muß der Schwur ewiger Feindschaft am Altare der Hausgötter bleiben. Hat es denn Cäsar verschuldet, daß ihn der Anekdotenkramer Plutarch mit Alexander in eine Parallele brachte, und umgekehrt? Haben Napoleons fingirte Zwiegespräche mit den an St. Helena brandenden Wellen des Oceans, mit den Sternen, die sich in ihnen spiegeln, je für die Geschichte einen solchen Werth, wie die Poesie ihnen leihen möchte?

Unstreitig findet man jetzt darum so wenig glückliche Erfolge großartiger Versprechungen, weil man sich gerühmt hat, die Geschichte nur als stupenden Marmorblock zu betrachten, dessen ungefüge Masse schon jedes kleine Wort, jede noch kleinere That zu bilden beitrage. Es verhält sich freilich vielleicht wirklich so. Doch wird man im Handeln immer besser thun, die Wahrheit, die verwirklicht werden soll, so zu wissen, als wisse man sie nicht. Man soll die höchsten

Zwecke der Menschheit befördern helfen, sich aber nicht zugleich auf eine Ehrensäule stellen. Diese Ansicht hatte auch in der Schreckenszeit die französische Republik, als sie in einem naiven Decrete bei den größten Anstrengungen für die Wohlfahrt der Republik noch zum Schluß von Jedem die Bescheidenheit verlangte.

Die deutschen Fürsten sollten unsere Historiker aus der Johannes Müller'schen Schule, die weltepochirenden und weltzeitalternden, vor Allem den Hegel'schen Geschichtsstupor in ihr Interesse ziehen. Große Geister kann zwar Nichts mehr entflammen, aber die kleinen auch Nichts mehr entmuthigen. Doch wird von jenen die eine Hälfte meist immer unpraktisch seyn, die andere ist nun einmal da, als nothwendiges Uebel, wenn schon in der geringsten Anzahl. Aber die Legion der Halben, die die Masse bilden, wird durch eine schwere Arbeit am leichtesten niedergehalten und so nie gefährlich werden.

---

Ach! Es umdämmert mich die Nacht der Wehmuth, und aus Deinen Augen gehen die Thränen als Sterne auf. Unsere Communalseele wird — nach bekannten physiognomischen Gesetzen — die Züge unseres Gesichtes ausgleichen und ähnlich machen und dann werd' ich nicht mehr wissen, ob ich Du bin und Du nicht, ob Du ich bist. Du willst Dir Rosen zum Kranze winden und mich schmückt der Blumenkranz. Die schönste entfällt ihm, mir will ich sie anstecken und schon ziert sie den Doppelthron Deines Busens. Entzückt wollen wir uns in die Arme fallen, wollen die Treue unserer Liebe mit heißen Küssen besiegeln und ich umarme mich selbst, Du küssest Dich selbst.

Ueberſchicke mir alſo zur Miſchung Deinen Geiſt und fürchte während des Experiments nicht, Du möchteſt um Deinen Verſtand kommen. Wir wollen für Deutſchland die erſte Probe des Gemeingeiſtes aufſtellen.

---

Ich begreife nicht, wie Capodiſtria Plato's Werke in Griechenland verbieten konnte. Dieſen Widerſpruch eines in Griechenland verbotenen Plato mag jene Weisheit löſen, die das Schickſal der Völker auf die tiefſten Grundlagen der Liebe und der Billigkeit, wie ſie ja vorgibt, anlegt. Nur bitte ich, welcher deutſche Fürſt würde ſich einfallen laſſen, Goethes Werke in ſeinem Bezirke zu verbieten! Und Plato ſollte fähig ſeyn, politiſche Träume in den Köpfen der Jugend aufzuregen! Plato, deſſen Republik nur von einer Republik den Namen hat, der nichts als das helleniſche Vorbild eines Machiavell heißen kann!

Plato iſt der Flügelmann der preußiſchen Ariſtokratie der Geiſtreichen, die jetzt die Stelle der ehemaligen Potsdamer Rieſen einnehmen. Den Zeitgenoſſen Plato's war ſeine Republik eine Reſtauration der Staatswiſſenſchaften. Man hat ſehr oft die Frage aufgeworfen, ob Plato ſich die Möglichkeit einer Einführung ſeiner Verfaſſungsformen gedacht habe. Sollt' er von jenem Worte Ahnung gehabt haben, das ich aus eines Berliniſchen Univerſitätsprofeſſoren eigenem Munde vernahm: Ueberhaupt gäb' es nur zwei Staatsformen: die eine ſey durch Preußen und Plato's Republik, die andere durch das andere Zeug erklärt?

In dieſer Republik iſt vom Volke gerade ſo viel geſagt, als von Solchen geſagt werden kann, die auf einen ruhigen

Genuß des Daſeyns, auf die kleinen Freuden der Familie, auf die nothwendigen Prüfungen, die Gott über ſeine tugendigen und ſchuldigen Geſchöpfe verhängen muß, angewieſen ſind. Wie auf einem Bühnenzettel ſtehen oben die Civil- und Militärperſonen erſten und zweiten Ranges und dann unten erſt die unbeſtimmte Allgemeinheit des dritten Standes, Volk, Arbeitende genannt. Die erſten Claſſen ſind ſolche, denen wie dem Steffens'ſchen Adel das Genießen ihre Arbeit iſt, den Letzteren iſt ihre Arbeit zugleich Genuß. Die Bureaukratie und der Militärdespotismus iſt da nicht nur kein nothwendiges Uebel, ſondern wird ſogar durch Unterricht und Erziehung und durch alle Prüfungs- und Läuterungsgrade hindurch zum eigentlichſten Nerven des Staatslebens gemacht. Das höhere Band des Organismus ſoll in der feſten Beſtimmung und Abgrenzung der einzelnen Thätigkeiten ſchon enthalten ſeyn und den Schlußſtein des Ganzen bildet die Lehre vom Vertrauen auf landesväterliche Huld. Schon die Ahnung eines Uebels käme dem Vorhandenſeyn deſſelben gleich. Jeder Vertrag ſetze ſchon die feindſeligſte Geſinnung voraus.

Newton hat der Phyſik zugerufen, ſie möchte ſich vor der Philoſophie in Acht nehmen. Dieſelbe Warnung thut der Politik Noth. Ein Politiker, der ſeine Verfahrungsweiſe nach philoſophiſchen Beſtimmungen des Rechts und der Sittlichkeit abwägt, iſt wohl eine ehrenwerthe Erſcheinung. Aber ein Philoſoph, der nach ſeinem Schema in die Wirren der Welt- und Zeitlagen mit conſtructivem Hiatus hineinfährt, macht ſich lächerlich. In ſeinen Verhältniſſen zum Syracuſaniſchen Hofe hat Plato dies Schickſal getroffen. Die Ideale der Tugend und Glückſeligkeit, für die er den jungen Dionys

entflammen wollte, ſollten die Philoſophie auf den Thron bringen, ähnlich wie am Ende des vorigen Jahrhunderts die Kronprinzen vieler Staaten von den Kantianern beſtürmt wurden, die Kritik, wenn nicht der reinen, ſo doch der praktiſchen Vernunft mit großartiger Anwendung in ihre künftige Regierung einführen zu wollen. In vielen hinterlaſſenen Briefwechſeln lieſt man die Aeußerungen dieſer Sorge mit Vergnügen: „Wie iſt's, theurer Bruder, hat Dein Prinz ſchon meine Abhandlung über das radicale Böſe geleſen? o trag' ſie ihm doch ja vor! ſie iſt ſo ganz auf das Eine abgeſehen, was jetzt der Menſchheit Noth thut!“ Welch' unſchuldige Täuſchung! Wenn deutſche Fürſten ihre Regierung zur praktiſchen Anwendung des Unterrichts, den irgend ein aus den beſtäubten Winkeln ſeines Muſeums hervorgeholter Schulphiloſoph oder Moraltheolog ihnen beigebracht hatte, machen wollten, glaubten ſie nicht da das Edelſte zu thun? Tugend und allgemeine Wohlfahrt, Herrſchaft der Vernunft, Aufklärung, die edle Gönnerhuld als Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, Friede, Edelmuth, Moral in Beiſpielen — o warum hat es doch eine franzöſiſche Revolution, einen Napoleon geben müſſen! Weinen möchte ich, wenn ich die Folge von Friede und Zufriedenheit bedenke, die bei ſolchen Geſinnungen, bei ſo wohl angewandtem Fleiße der auf die Regentſchaft präparirten Prinzen über unſer glückliches Vaterland hätten einziehen können! Jetzt will man den Herrſchern gern das Schulgeld wieder erſtatten, will ihnen die ſaure Mühe, die ſie ſich in ihren Studien über Volksbeglückung gegeben haben, gern bezahlen. Der Thron enthält wohl noch ſo viel Gold, Sammet und Seide, als zum Erſatz für ihre Alleinherrſchaft nöthig iſt. Das iſt der Glaube der argen Zeit.

An Plato's Republik lobe ich mir nur zwei Dinge. Ein entdeckter guter Stoff zu einem humoristischen Romane und die Annäherung an den St. Simonismus.

Die Frauen wollen keine Engel mehr seyn, sie wollen Menschen werden. Ihr Mund soll nicht zum Küssen, zu leisem Liebesgeflüster, sondern zur politischen Beredtsamkeit geformt seyn. Da sie ihn nun aber nie öffnen können, ohne den Mann mit süßem Zauber zu bestricken, so steht davon mehr zu erwarten, als selbst die Londoner Conferenz als europäisches Amphiktyonengericht zu leisten vermag. Kommt es zum Kriege, so gehen die französischen Damen den Russen bis an den Rhein entgegen. Liebreiz und Anmuth, kriegerischer Adel und männlicher Stolz werden die schönsten Ingredienzien zu Romanen seyn, die die deutsche Grenze entlang sich anlegen, entwickeln und mit allgemeiner Entsagung und Entwaffnung schließen werden. So die Simonisten. So auch Plato, nur weniger zärtlich, mehr preußisch. Die Frauen sollen bei ihm nicht nur ihren Landwehrmännern das Essen auf die Wache bringen, sondern während der Mahlzeit selbst das Gewehr ergreifen und in Reihe und Glied treten.

Das andere Anziehende liegt in der trefflichen Vorsorge, daß die Weiber sich nicht versehen und Mißgeburten gebähren. Alle Krüppel, nämlich Blinde, Lahme, Krumme, Buckelige kommen bei Plato nach eigenen Oertern als Grenzbannat. Der Feind nimmt schon an der Grenze vor ihnen die Flucht. Welch' schöner Gegenstand ist nicht an sich die Liebe zweier Krüppel, etwa eines Krummen zu einer Lahmen, und nun gar die Annalen einer Stadt, die allein mit solchen körperlichen Gefährlichkeiten bevölkert ist! Wenn die Leute dort nicht infibulirt werden, welche Uebergänge der

Naturbildung! Jedes Kind hätte die Hälfte der mütterlichen Gebrechlichkeit, dafür aber auch einen Fehler seines Vaters weniger. Der Vater schielt mit beiden Augen, die Mutter ist krumm an beiden Füßen, wie nun die Tochter? Nur am rechten Auge wird sie in die Quere sehen, am linken Bein in die Quere gehen. Ich glaube fast, die Menschen werden über diese Formation weniger, als die Natur in Verlegenheit kommen. An einen Zufall wollen wir auch hier nicht einmal glauben.

Genug von Plato.

Aber wie gnädig hat sich doch die Cholera bei Ihnen in Berlin bewiesen und nicht so mit der Sterblichkeit der Menschen gewüthet! Es ist wahr, Berlin hat sich immer durch Unsterblichkeit ausgezeichnet.

---

Dir gehen die Augen vor Weinen, mir vor Lachen über, Du bist Heraklit, ich Demokrit. Du hassest die Welt und fliehest sie. Ich liebe sie nicht und bleibe in ihr. Dich ärgert der Lauf der Welt, Du willst, sie soll auf zwei Füßen stehen. Ich lasse sie gehen und bin zufrieden, wenn sie nur den rechten Fuß voransetzt. Du verfolgst die Handlungen der Menschen von ihren Anfängen bis dahin, wo Du Dich endlich getäuscht findest. Ich setze schon das Ende in den Anfang und habe nie Ursache zur Klage, weil ich mich nie täusche. Du erwartest und hoffest Neues da, wo den Leuten nur immer das Alte neu erscheint. Ich erwarte immer nur Altes und weiß, daß selbst das scheinbar Neue im Grunde nur alt ist.

Die Wünsche der Menschen reichen nie weiter als die Theilnahme, die sie erregen. Es gibt nur Hoffnungen,

in so fern man ihre Erfüllung mit Andern theilen kann. Deine Theilnahme aber ist immer der Wunsch selbst, und darum hast Du einen doppelten Verlust. Dein Mitgefühl ist verschwendet und Deine Aussicht getäuscht. Hoffe doch auf nichts, als auf die Hoffenden selbst! Mich interessirt weniger das Gefundene, als das Gesuchte. Beste, was kann lächerlicher seyn, als eine Menschheit, die nach Kamtschatka wallfahrtet, um die Aepfel der Hesperiden zu holen!

Wenn ich nicht bei Trauerspielen lachen müßte, so würde ich Dich fragen, warum Du bei Lustspielen weinst?

Als Korinth zerstört und Griechenlands letzte Kraft gebrochen wurde, da stelltest Du Dich hoch auf den Olympus und sahest über Thessaliens Höhen in die blutigen Thäler von Hellas. Ich stand hinter Dir und trocknete lachend die Thränen, die Du weintest, als müßte jeder Tag nicht seinen Abend haben!

An Deiner Stelle hätt' ich mich auf dem Schlachtfelde bei Philippi geschämt, als Cassius Schatten auf Dich zukam und Deine Beileidsbezeugungen mit den Worten abwies: Weib, heule die schlafenden Krieger nicht aus ihrer Ruhe! Gehe hin, setze Dich auf den Gebärstuhl und gebäre Männer!

Ich glaube fast, Du gehörst zu jenen deutschen Historikern, die die Geschichte für einen Todten, sich selbst für angestellte Klageweiber halten. Das Geheimniß des Lebens scheint fast nur durch Offenbarung an die Leute zu kommen. Die Alten hatten für Schlaf, Traum, Tod, Geburt eine oder mehre Gottheiten, für das Leben keine, weil sie wußten, daß dies der Menschen einziges Vorrecht, daß hier Niemand Etwas ist, als durch sich selbst. Diese Ansicht, daß das Leben

nur ein ewiges Sterben und der Tod die Geburt zum wahren Leben sei, ist für Viele die einzige Idee geworden, auf die sie ihr Dasein gründen. Aber sie ist verwerflich, nicht nur als Meinung, sondern auch als That. Als That lebt sie in einem ewigen Todtschlage. Die tiefste Quelle dieses Uebels liegt nicht im Christenthume, wie man zu behaupten gewohnt ist, sondern noch weiter hinauf in den ersten Ursprüngen des germanischen Lebens. Die germanischen Völker würden nie zu solchen Consequenzen christlicher Ideen, die sich im Mönchthum und Klosterwesen aufs Höchste steigerten, gekommen sein, wenn sie an ihrer eigenen historischen Quelle, den alten heidnischen Naturanschauungen, nicht aus diesem Becher des Todes getrunken hätten. Die Sagen des alten Nordens weben, wie die Nebel auf seinen düstern Heiden, beständig zwischen Leben und Tod. Schon bei der Geburt seiner gefeierten Helden hört man den Grabgesang, die Götter selbst haben zeitliche Grenzen ihrer Macht, und dämmern dem Untergange entgegen. Solche Empfindungen ließen sich der Lehre des Christenthums leicht anpassen, sie fixirten sich in einem bestimmten, religiösen Bewußtsein, und so ist denn die thörichste Erscheinung des Dualismus entstanden, die, daß man sich bei uns immer Bürger zweier Welten nennt.

O ja, man hat sich mit dem Suchen der Wahrheit beschäftigt, dabei aber egoistisch genug nur an die Uebung seiner Geisteskräfte gedacht; wie Lessing, wenn ihm die Wahl frei stände zwischen der Wahrheit und dem Streben nach ihr, lieber das letzte wollte. Noch mehr, man hat wirklich eine Formel, einen Zauberspruch gefunden. Wer besaß nun

aber jenen Lebenshauch, daß ſich die Buchſtaben ſolcher Formeln zu dehnen und zu bewegen anfingen, lebendig wurden, immer größer und natürlicher, bis ſie zuletzt als Thaten ſelbſt das ſchwächſte Gemüth faſſen konnte? Und dies lebendige Eingreifen in die bewegten Räume der Wirklichkeit iſt ſo ſehr immer das Wahrere, daß ich, wenn ich in den Himmel Deiner Augen blickte, aus dem klaren Grunde der Wellenlinien Deines Angeſichts köſtlichere Perlen über Schönheit und Anmuth hole, als aus den Syſtemen der Weltweiſen.

Die Wahrheit iſt immer ſo indiscret, mit den Fingern zu zeigen. Man muß ſie mitten auf den Weg legen, damit Jedermann darüber fällt. Meine Beſte, ſo ſehr ich die Forderungen achte, die Deine Schweſtern an die Welt machen, ſo ſollen doch die Scribenten nicht nur Menſchen, ſondern auch Männer ſein. Das Gaukeln und Schmetterlingsweſen, das ſie bis jetzt immer verhindert hat, den gehaltenen Ton des Ernſtes anzuſtimmen, ſollen ſie mit Würde und Adel vertauſchen. Nicht mit den Anſichten der Partei kämpfen wir allein, ſondern mit dem unredlichen Willen, mit der Untreue auf die Dauer eines Kampfes, mit der Dummheit, die ſie bei aller Klugheit nicht verbergen können.

Wenn man Männer zum Kampfe ruft, ſo ſtellen ſich nur Dichter, Schriftgelehrte, Erzieher, Philoſophen. Unter ihnen vergißt ein Jeder über ſeine Welt die des Andern. Alle ſtehen ſie an Oertern, wo ſie nicht hin gehören. Der Dichter verehrt den Katholicismus, weil er ohne ihn nicht Dichter ſein kann. Der Philoſoph verwirft ihn, weil ihm ſonſt die Nothwendigkeit der Reformation unerwieſen bleibt. Der Erzieher opfert gern die Idee des Volkes, wenn er nur noch die der

Menſchheit behält, ein Anderer hat das entgegengeſetzte Intereſſe. So bildet ſich auf der Oberfläche unſeres Lebens eine Menge kleiner, nicht einmal mit ihrem Umkreis zuſammenſtoßender Cirkel.

An den Parteiungen und dem bisherigen Streite unſerer Theologen will ich Dir beweiſen, wie ſich jede Einſeitigkeit an der andern aufreibt.

In einer Legende ſtreiten ſich zwei Kloſterjungfrauen über den Vorzug ihrer Heiligen. Die Eine verehrt Johannes, den Täufer, die Andere Johannes den Jünger. Ueber Nacht erſcheinen die Heiligen ihren Anwälten, und belehren Jede, daß nicht ihr Liebling, der jetzt zu ihnen rede, ſondern der Andere der größere ſei. Am folgenden Morgen hatten ſich nun Beide von ihrem Irrthum bekehrt, nur daß unſere Kleriker das ſich nicht ſo offen geſtehen, nicht ſo reumüthig wie jene Nonnen ſich um den Hals fallen. Kann es aber etwas Thörichteres geben, als einen Zank über den Anfang oder das Ende eines Cirkels? Den Einen erſcheint Gott in den erſten Anfängen ſeiner Erkenntniß unbeſtimmt, unerklärbar; die Andern erhalten dieſe Unbegreiflichkeit zum Reſultat. Die fünfzehn Jahre der Reſtaurationsperiode hat man mit ſolchen Mißverſtändniſſen hingebracht, und die geringe geiſtige Kraft, die ſich in jener Zeit entfalten wollte, auf dieſen Streit verwendet.

Ich ſpreche noch immer von den Theologen. Zwiſchen jene Ungereimtheiten ſind ſchon früh Vermittler, Verſöhner getreten. Mit eigenem Ohr hab' ich einen ſolchen Beſänftiger mit dem tönenden Glockenſpiel ſeiner Rede ausſagen hören, daß Chriſtus am Kreuze ſubjectiv geſtorben, objectiv aber nicht geſtorben ſei. Von dieſen Concordienformeln mußt' ich mich alſo bald abwenden und in Gemeinſchaft mit Deinem

zarten Sinne hofften wir auf die Aeſthetiſchen, auf jene Liebhaber des Chriſtenthums, die uns Fragmente aus ihren Jugendjahren geben, wie ſie die Mutter zur Kirche und zum Wiedererzählen der Predigt angehalten, wie ſie vor Wehmuth an heiligen Oertern ſich nicht hätten laſſen können, wie dies Heimathland das Ziel alles wahren Lebens ſei. Wie wir da entzückt waren! welche poetiſche Seligkeit empfanden wir! Nun mußten wir aber doch nach und nach von dieſen Dilettanten auf Chriſtus auch verlangen, daß ſie uns über Wunder, die uns in dieſem Gebiete bei jedem Schritt aufſtoßen, ihre Erklärung abgeben. Gleich waren ſie da mit der Meinung zur Hand, ſo wär' es eigentlich nicht gemeint geweſen, die Bibel gäb' ein religiöſes Epos ab, das nach richtiger Kunſttheorie ohne Wunder nicht ſein könne und vor Allem ſei das das Wunder, daß eine ſolche Lehre, wie die chriſtliche, ſich nach Jahrhunderten noch habe erhalten können. Gut; Aber dieſe letzte Ausflucht erinnert mich an einen Hiſtoriker, der ſeine chriſtliche Geſinnung nicht für die kleinſte Tugend ſeiner Geſchichtsauffaſſung hält. Er ſoll erklären, wie es mit des heiligen Bernhard von Clairvaux auffallenden Wundern ſtände. Dafür replicirt er, das ſei das Wunder, wie ein ſo unſcheinbarer Mann auf die Höchſten ſeiner Zeit mit ſolchem Einfluß habe wirken können, wie er ihn beſaß.

Ich kehre zu den Theologen zurück. Eine andere Claſſe, ordentlich eine Schule, die ſich weit bis in die Schweiz, ſelbſt auf die proteſtantiſchen Inſtitute Frankreichs verbreitet hat, umgibt ſich gern mit dem köſtlichen Dufte evangeliſcher Salbung. Sie hat die Entdeckung gemacht, daß man das Chriſtliche unter jeder Geſtalt verehren müſſe. Ihr ganzes Geſchäft iſt, fremden Glaubenseifer mit Andacht zu beſchreiben. Erſah

für die Forderung, den eigenen zu zeigen. Sie ſind duldend, nachgiebig, ſagen ſich von denen los, die mit ihnen einerlei Meinung, aber mehr Muth, ſie zu vertheidigen, haben. Es fehlt ihnen ſogar nicht an Tadel, wenn ſie in der Kirchengeſchichte, ihrem Hauptfache, auf Märtyrer der Ueberzeugung ſtoßen. Man erkennt ſie an ihrem Schiboleth: ſeid fromm wie die Tauben, aber klug wie die Schlangen!

Und nun zuletzt bietet man uns in Glaubensſachen nicht noch einen Troſt an, den abſoluten, die Beſtrebungen der Speculation um die Wahrheit des Chriſtenthums? Haſt Du Knigge's Umgang mit den Menſchen geleſen? Cheſterfield's Briefe und Aehnliches? Gewiß, es gibt im Handeln eine Lüge, die den täuſchenden Schein der Sittlichkeit annimmt. Dieſelbe Verſchlagenheit hat bei uns im Wiſſen faſt immer gegolten. Die angedeutete neue, jetzt hirt-, aber nicht herdenloſe Secte iſt auf Kunſtſtraßen zu Lehren gekommen, die ſie um ſo leichter aufopfern wird, je weniger ihre einzelnen Glieder wiſſen mögen, wie ſie zu den ſymboliſchen Büchern, zum heiligen Auguſtinus, zur Erbſünde und zum Teufel gekommen ſind. Der Schein der Ueberredung iſt täuſchend, aber der täuſchendſte der der logiſchen Wahrheit. Und wenn es wahr iſt, daß man ſich ſelbſt ſchon zehnmal belogen hat, ehe man einem Andern nur eine Lüge aufheftet, ſo ſchaudert's mich vor der Tiefe jenes Elends, wenn einmal von einer wunderthätigen Hand den Blinden die Augen ſollten geöffnet werden.

— — Erinnerſt Du Dich wohl noch einer Uebung, Theure, die ich einſt eifrig mit Dir anſtellte? Unbemußt

kommſt Du jetzt wieder darauf zurück, Du wirſt Dich freuen, wenn ich Deine Gedanken bis auf jenen Quellpunkt der Freundſchaft hinführe.

Eben ſo ſchön als wahr haſt Du die diſſonirenden Verhältniſſe der Weltharmonie nach Deiner großartigen Kenntniß des Contrapunctes auseinandergeſetzt. Selbſt Beruhigung für die wechſelnden Erſcheinungen des Lebens muß eine Anſicht gewähren, die die Wahrheit alles Schönen und Edeln erſt in dem Streite anmuthiger und mißfälliger Formen, der Liebe mit dem Haſſe, findet, die an einem Gott nichts Ehrfurcht- und Andachterweckendes findet, wenn er nicht ebenſo einen Teufel zu einem ſeiner Perſon freilich ausgeſchiedenen, ſeiner Idee aber integrirenden Beſtandtheile anerkennt.

Nun aber die Erinnerung. In jener Zeit, als die Liebe noch wie mit ſüßem Kindeslallen an der Wiege unſerer Jugend ſtand, bracht' ich Dir wohl öfter dichtbeſchriebene Blätter, ſcheinbar in ungebundener Rede, die ich Dir zum Binden in gereimte Sträuße aufgab. Wie freuten wir uns, wenn Du bis auf Reim und Maßbewegung das in Proſa aufgelöſte Original wieder herſtelltеſt! Auf der lateiniſchen Schule hatt' ich dieſe Kunſt von einem Lehrer gelernt, der einem Schüler Apollo's freilich wenig ähnlich ſah.

Solche Turbatverſe ſind alle Dinge unſerer irdiſchen Anſchauung, Gott ſitzt auf ſeinem Throne und ſpielt auf der Harfe, deren Saiten Himmelsſphären ſind, die Harmonie der Welt. Jede Blume, der Kryſtall, ein leuchtender Edelſtein ſind die zerworfenen Glieder eines großen Gedichts. An ſich nur einzelne Worte, ohne Zuſammenhang, auch ohne Sinn und tonlos; wem es aber gelingt, ihre erſte Fügung, wie

ſie der Dichter oben einſt geordnet hat, wieder zu finden, an deſſen Ohr mag es wohl wie himmliſche Sphären klingen.

Du wirſt mich fragen, ob der Dichter den Dichter, oder der Philoſoph ihn beſſer verſtünde? ob ein kindlich Gemüth in Einfalt mehr ſähe, als der Verſtand der Verſtändigen? ob ein Mädchen, das ſich eine Roſe bricht, die Lieder, die in der göttlichen Blumenſprache gedichtet ſind, beſſer vernähme, als der Sänger eines weſtöſtlichen Divans?

Die Stellung mancher Fragen deutet ſchon oft auf die kommende Antwort. Laß Dich aber dadurch nicht beſtimmen, mein Urtheil ſchon für entſchieden zu halten.

---

— — O, meine Gute, ich kenn' eine Telegraphenlinie, die geht durch alle Länder, in denen menſchlicher Odem webet: Keiner hat es dem Andern geſagt und doch wiſſen ſie es Alle Jeder Seufzer, jede Klage, jeder Schrei der Verzweiflung ſteigt wie Feuerſäulen in die Luft, von Bergen zu Bergen ſieht man Tauſende ſolcher Flammenzeichen rauchen. Das ſind die Geiſter der Abendwinde und die Mondſcheinwellen, auf denen ſie ſchiffen. Das ſind die unſichtbaren Landſtraßen, die die Engel in duftigen Frühlingsnächten gewoben und gedämmt haben. Das ſind all die heimlichen Gedanken, die hinüber und herüber ziehen, tröſtend und mahnend. Wie Irrlichter ſieht man die großen, glühenden Buchſtaben hinter ſchwarzem, ölgetränktem Papiere auf dunkeln Moorgründen auf- und niedergaukeln. Wie Feuerkugeln fallen aus nächtlichem Himmelsblau die Abbreviaturen der großen Commandowörter, die zum Schrecken der Tyrannen die Bewegungen unzähliger Heerſchaaren ordnen und lenken.

Der helle Nordſchein mit ſeinen gelblichrothen Lichtſtrömen iſt eine glanzvolle Ueberſetzung der Parole, die durch die kampfgerüſteten Reihen wie ein Bach murmelt. Die Natur hat es doch weiſe eingerichtet. Wo ein Thal aufhört, da fängt ein Berg an, und hinter ihm liegt wieder ein Thal. Wo Ströme und Meere fließen, da gibt es nicht nur diesſeits ein Ufer, ſondern auch eines jenſeits. Wo endlich ein Grenzſtein liegt, da iſt eines Landes Ende, aber auch eines andern Anfang. Freilich mögen über Meilen ſich die Zungen fremd ſein und nicht verſtehen, was ſie ſich zuflüſtern wollen. Aber wie bei einem Baue oder bei einem Brande reicht Einer dem Andern den Stein oder Eimer, dieſer wieder einem Dritten, und ſo hinauf bis zum Letzten. Das Geheimniß ſchreitet in Siebenmeilenſtiefeln. Eine ſchöne Sommernacht, wo ein Nachbar mit dem andern aus dem Fenſter redet, kann durch ganz Europa eine expreſſe Nachricht ſpediren. Ein edler Dichter hat die Bundſchmecker auf den großen, ewigen Bund der Sterne verwieſen. Wahrlich, ſo lange denen noch ihre Bahn gezeichnet iſt, kann es der guten Sache nicht an Fortgang fehlen. Die Ewigkeit der Sterne bedeutet mehr als die bloße Ausdehnung in der Zeit, ſie iſt auch der Sieg der Zeit, ihr ruhmvoller Sieg. Der Ideenſchmuggel wird die Poeſie des Lebens werden. So lange noch der Pflüger auf dieſer Grenze ſeinen Pflug eine Weile ſtehen läßt, und mit dem Pflüger auf der andern im Schatten der Grenzeiche ein vertrauliches Geſpräch halten kann, ſo lange noch keine Mauer verhindert, daß ſie ſich einander die Hand reichen, wollen wir nicht fürchten, die Wahrheit möchte abhanden kommen. Zwang und Gewaltthätigkeit kann wohl verhindern, daß man in Flachſenfingen weiß, was der Amts-

ſchreiber in Kauzen den Bauern für Grobheiten ſagt; aber daß man in China ein erbärmliches Leben führt, hat ſelbſt durch die hohe und lange Mauer nicht können verſchwiegen werden. Durch Endliches läßt ſich die Erkenntniß des Unendlichen weder befördern noch hindern. Wenn die Baumeiſter des babyloniſchen Thurms das Weſen Gottes mit Kalk und Steinen begreifen wollten, ſo iſt das dieſelbe Thorheit, die in den Verſuchen der Gewalthaber liegt, wenn ſie einen mächtigen Strom dämmen wollen. Der Strom glaubt ja nicht mehr an die Nothwendigkeit ſeines alten Bettes, wird er hier aufgehalten, ſo bahnt er ſich dort einen neuen Weg und das mit reißender, zerſtörender Gewalt. So verfehlen ſie nicht nur an der einen Seite ihre Abſicht, ſondern machen an einer andern Seite den Schaden größer, als er je zuvor war. Das Ungeheuere traut man ſich zu, nicht nur die tief, ach! ſo tief geſchlagenen Wurzeln des Haſſes auszuheben, ſondern ſogar an ihre Stelle junge, friſche Reiſer, Liebe und Vertrauen zu pflanzen. Wird es gelingen?

— — Nur nicht in die Roſengärten Saadi's führe mich! Die poetiſche Weiſe Deiner Empfindungen, die Luſt an jenen zarten Freuden, die jeden Schritt auf den Gedankenwegen des Gemüths mit Blumen beſtreuen, ſetzt mich in Verlegenheit. Ich habe dann Noth, die aufjauchzenden Flügel meiner Begeiſterung niederzuhalten, und da ernſt und kalt zu erſcheinen, wo ich nur Lied und Feuerſtrom ſein möchte.

Wenn ich wo von Poeſie höre, von frommer, ungetrübter Naturanſchauung, von Liebe und Treue, deren die Menſchen noch fähig ſeien, von großen Gedanken, die wie elektriſche

Funken Tausende zugleich durchbeben können, so seh' ich mich ängstlich um, weil ich den Mephisto nahe glaube. Ob es ein Himmelreich auf Erden gibt, ob es keines gibt, ich weiß es nicht, nur das weiß ich, daß ich es nicht finden darf. Denn eine tiefe Philosophie lehrt, wer einen Engel begreift, ihn erkennt, macht ihn zum Teufel.

Es gibt Stunden, wo ich vor der Größe des Weltgeistes andächtig bete, wo ich nach heiligen Gräbern, Lorettohütten, ehrwürdigen Domen pilgere, wo ich heiliges Weihwasser schöpfe und meine brennende Stirn netze. Wenn ich mich aber vergeblich bemüht habe, jene Menschen nicht zu sehen, die die Nimbusstrahlen jedes Heiligenbildes auf ihr hirnleeres Haupt zu sammeln suchen, wenn ich vergebens mich gemüht habe, aus jenem Satze, daß die Menge nur das Nächste, das Sinnliche zu erfassen vermöge, den Wahnwitz wegzuschaffen, so kommt der Spott wie Windeswehen über mich und ich bin aus meiner seligen Illusion heraus.

Welche Verehrung zollt' ich der Monarchie! Wenn es sich um Ideen handelte, die die Grundlage der menschlichen Gesellschaft bilden müßten, so schien sie mir für solche die einzige Sicherstellung zu sein. Ein Monarch war mir dabei mehr als der erste Bürger, was Friedrich II. nur sein wollte, selbst noch mehr als die Personification der Gerechtigkeit. Mit der tiefsten Demuth beugt' ich mein Haupt und fand in ihm jenes göttliche Moment, woran Kirche, Kunst, Wissenschaft, alle Gebiete unserer höchsten Geistesfähigkeiten ihre Wahrheit hätten. Das Interesse des Augenblicks, die gehinderte Befriedigung eines Wunsches meines arglosen Herzens öffnete mir aber die Augen. Wenn ich die Verfasser der positiven Wirklichkeit einst beklagte, daß sie das von der

Phantaſie der Völker ihnen dargebotene Ruder, einen zarten Lilienſtengel, nicht ergriffen, ſo dank' ich ihnen jetzt dafür, ſeitdem ich jede Mondſcheinbeleuchtung in Sachen der Vernunft und Erfahrung verabſcheue.

Ich hatte mich einmal auf die Teufelskanzel des Brockens geſetzt und ließ die Weltgeſchichte in ihren erhabenſten Repräſentanten an mir vorübergehen. Ich erſtaunte über jene Ordnung, jene unverkennbare Weisheit, mit der ſelbſt das kleinſte Beiwerk angelegt ſchien. Von den Hochgebirgen Aſiens bis zu den Höhen Scandinaviens lag das weite Feld wie in ſyſtematiſcher Symmetrie. Einer ſprach zu dem Andern, und die im Leben mit tödtlichem Haſſe gegen ſich gewüthet, reichten ſich freundlich die Hand. Da lag Cato in Cäſars Armen, Gregor weinte an Heinrichs Bruſt, Robespierre und Danton küßten ſich mit ihren wieder aufgefügten Köpfen. Damals bildet' ich mir ein, in dieſer Viſion ein Geſetz gefunden zu haben. Ich lobte alle die, die ſich haßten, und weinte ſchon im Voraus die Thränen, die ſie einmal ſpäter auch vergießen würden. Später hab ich den Grundſatz umgekehrt. Ich ſah ein, daß mein Haß eben ſo gut in der allgemeinen Welthiſtorie placirt werden muß, als meine Liebe. Und weil ich ferner einſah, daß jener auf Ueberzeugung, dieſe auf Täuſchung beruht, ſo hab' ich mir nun vorgenommen, in Timons Fußſtapfen zu treten.

Alſo, Du Süße, erinnere mich nicht ſo oft an jene Bilder der Vergangenheit! Sie wecken ſo ſchmerzliche Gedanken. Es thut mir weh, an Dinge geglaubt zu haben, die ich bei Andern ſo bitter table. Da ſprichſt Du von der Liebe zum Vaterland und vergiſſeſt, daß überall die Welt Gottes iſt. Biſt ſtolz, daß Dich Berge von einem fremden Volke ſcheiden;

und das Maulthier und das Saumroß des Kaufmanns bringen dem Nachbar Deine Waaren und er Dir seine Sitten. Du dringst auf das, was der Natur gemäß ist, willst den Geist in ihre Krystallisationen bannen und diese hat eine entgegengesetzte Aufgabe. Ihre Fesseln sucht sie zu sprengen, um zum Geiste sich zu verklären. Du nennst den Krieg ewig, er steht Dir höher als der Frieden, weil Dir Sehnsucht mehr ist als Befriedigung und der Krieg scheint Dir ein Sehnsucht nach dem Frieden. Aber der Krieg ist ein Irdisches, im Irdischen will die Menschheit immer befriedigt sein, nur nach himmlischen Dingen begnügt sie sich mit der Sehnsucht. Dich reizen noch die Trümmer alter Herrlichkeit auf Deinen heimathlichen Bergen und aus Oekonomiegebäuden und Schenken steigen Dir noch immer die Geister der Vergangenheit auf. Zünfte mit klingendem Spiel und den feierlich getragenen Insignien des Gewerbs, voran der Fahnenschwenker mit seinen tollen Possen — o es ist das Deine größte Lust. Wenn Du einen wandernden Handwerksburschen die Straße heraufkommen siehst, schlägt Dir Dein Herz vor Freude, und Studenten scheinen Dir über und über in poetische Farben getaucht zu seyn. Aber hast Du je gefochten, bist Du je relegirt worden? Es ist aus mit der stillen Heimlichkeit der Gemüther. Die Empfindungen des Volkes verflachen sich. Sie werden durch andere Eindrücke anders gestimmt. Man frage nur unsere Romanzendichter, ob noch all die alten Sagen gewußt werden, die von diesem Teiche, diesem Walde, diesem Berge erzählen. O sie wollen aufgeklärt sein und schämen sich, sie mitzutheilen, man könnte ja denken, sie glaubten dran!

Du erwartest, der unschuldige, gemüthliche Sinn der Deutschen werde sich einmal mit furchtbarer Kraft an jenen

Frevlern rächen, die ſie in die gegenwärtige Verwirrung, in dieſes gottloſe Treiben des Tages geſtürzt hätten. Aber ich verſichere Dich, eine ſolche Reaction gäbe nur die ſchönſten Ausſichten für den Flor unſerer komiſchen Bühne.

Denke Dir, ich wäre ſo ſchadenfroh, ladete Dich zu mir und brächt' es durch die muthwilligſten Mittel dahin, daß Du voll ſüßen Weines würdeſt und ſo zu ſagen Deine eigene Scham aufdecktеſt. Es müßt' eine Luſt ſein, Dich mit Deinen ſanften Empfindungen, mit jener himmliſchen Weichheit Deiner Seele wie eine Raſende und Närriſche gebärden zu ſehen, wie aus Deinem ätherblauen Auge eine Hölle von jauchzenden Dämonen jubelte, wie Du unter den Ergüſſen Deines fühlenden Herzens über Tiſch und Bänke ſprängeſt und mit lallender Zunge von Deiner Univerſalentzückung redeteſt. Die Engelfurie wird aber nüchtern werden und zornig, daß ſie einer zahlreichen Geſellſchaft zum Ergötzen gedient hat. Du ſchwörſt ihr blutige Rache und nun frag' ich Dich, ob das nicht den vortrefflichſten komiſchen Effect gäbe, wenn aus allen Deinen Machinationen der Jubel jenes luſtigen Abends hervorlachte, wenn jede Verlegenheit, in die Deine geſchäftige Intrigue die ungefügen Lacher verſetzte, ſich in die Luſt der Erinnerung, in die Du zuletzt einſtimmen müßteſt, wieder auflöſte?

O eine ſolche Reaction kann nur einen neuen Don Quixote geben. Deutſchland käme mir dann wie ein Mädchen vor, die gern Nonne ſein möchte, von der aber das ganze Kloſter weiß, daß ſie ein Kind an der Bruſt ſäugt. Vorwärts! Vorwärts!

Ja, ſchon Viele ſind der Sache des Vorwärts untreu geworden. Nicht darum laſſen ſie die Arme ſinken, weil ſie ſchwach und ermattet ſind, ſondern ſie wollen bemerkt haben,

daß ſie da Streiche in die Luft geführt, wo ſie nach den Befehlen der Ordner den dichteſten Schaaren hätten begegnen müſſen. Sie haben ſich ſelbſt auf einem gewiſſen Indifferentismus ertappt; ſie ſehen zwar ein, daß die Gegner hier und da im Irrthum befangen ſind, erſchrecken aber vor dem Gedanken, daß es doch etwas Beſtimmtes, ein gewiſſer Inhalt, ein Intereſſe iſt, was Jene vertheidigen. Auch ſie wollen nun mehr ſein, als ein Medium, woran ſich die im Hintergrunde gährenden Maſſen zerſetzen. Sie wollen nicht nur zerſtören, ſondern auch aufbauen, neben dem Schwert auch den Scepter führen.

Ja, von jeher hat es Männer gegeben, die über dem Kampfe der Parteien erſt den wahren Mittelpunkt ihres Lebens finden wollten. Sie ſuchten das Außerordentliche, weil entweder ihre Bildung eigenthümlicher geſtaltet war, oder der Drang ihrer Ueberzeugung ſie trieb. Sie berufen der Maſſe, aber nur des Gegenſatzes und der Folie wegen. Der Eine ſuchte einen tieferen Frieden des Gemüths, den er im Lärm des Marktes nicht finden konnte, der Andere war Egoiſt aus Eitelkeit oder aus Reflexion. Dieſe Leute verlangen von der Wahrheit, daß ſie auch immer neu, von ihrer Darſtellung, daß ſie Jedem überraſchend ſcheine. Daher verſchmähen ſie eine Gemeinde, wo der Schüler vom Meiſter nur durch den Unterſchied des Alters getrennt wird. Wir Deutſche würden mehr Vertheidiger der politiſchen Freiheit aufweiſen können, wenn ſie mit unſerer Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur inniger zuſammen hinge. Weil ſich die politiſche Wirkſamkeit ſelbſt in den Weg treten würde, wenn ſie tiefer eindränge, als in die Durchſchnittsintelligenz des Volkes, ſo ſind ihre Begriffe und Terminologien einfach.

Es gibt noch Andere, die aus andern Gründen dem Vorwärts untreu geworden ſind. Sie konnten den Nachwuchs eines neuen Geſchlechts nicht ertragen, ſie wollten nicht, daß man munterer, dreiſter dem gemeinſchaftlichen Feinde die Spitze bieten könne. Es iſt in Frankreich ebenſo gegangen. Die in der alten franzöſiſchen Kammer einſt die äußerſte Linke bildeten, die ausgezeichnetſten Glieder der ehemaligen Oppoſition ſind nur darum in die rechte Mitte des Zentrums hinaufgerückt, weil ſie nicht ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, ſich in jugendlichen Gemüthern lebendiger bethätigte. Die Menſchen erſchrecken nicht ſo ſehr vor dem Was? als vor dem Wie?

---

Genug! Du haſt Recht. Ach, wir kämpfen nur um die Wege zum Ziele, kennen aber das Ziel ſelbſt nicht. Der letzte Grund unſerer Wünſche iſt noch kein beſtimmter Zuſtand, ſondern nur die Möglichkeit, ſich frei zu bewegen, das Mittel, einſt irgend einen Zuſtand herbeizuführen. Wir wollen die Freiheit haben, künftig das zu ſein, was wir ſein werden. Dies iſt aber auch das Geſetz unſerer Zeit. Die Willenskraft muß bis zu dem Letzten im Volke wieder geboren werden. Erſt muß ein Jeder das unbeſchränkte Gefühl ſeiner Perſon gewonnen haben und dann mag er hintreten und anfangen, was ſeines Geiſtes Gebot, ſeines Herzens Gelüſt ſein wird. Das Zeitalter der Revolution deutet auf eine neue Schöpfung. Ihr erſtes Werk innerhalb der Menſchengeſchichte muß der dritte Adam ſein, der in der Welt erſchienen iſt. Wie in Chriſto die Menſchheit in die Einheit geſetzt wurde, ſo muß ſie einſt in die Beſonderheit geſetzt

werden. Wer da weiß, was er sagt, wenn er Ich sagt, ist ein neuer Heiland der Welt. Ob dieser Ausbruch des allgemeinsten Fichtianismus auch jener Augenblick ist, wo Alles, was sonst der Mensch aus der Vergangenheit als geschichtliches Erbe auf seinen Lebenspfad miterhält, rein verschwunden ist, wo alte gesellschaftliche Ordnung, Christenthum, wissenschaftliche Bildung nur wie ferne Erinnerung an die menschliche Seele klingen wird, wo man Nichts mehr findet, als die Sehnsucht nach einer neuen Erfüllung des ausgeleerten Bewußtseins? — vielleicht weiß Dein Scharfsinn mir darüber Auskunft zu geben. Wird man wieder eine Idee brauchen, um damit die Welt zu regieren? werden die Gesetze in todten Buchstaben oder in den Herzen der Menschen beschrieben sein? Wird es wieder Personen geben, die man für die sichtbaren Träger des Gesetzes hält? Werden überhaupt die kleineren Geister wieder größere zu Vormündern, zu Gesetzvollstreckern wählen, oder wird man alles Redens und Strafens überhoben sein?

Um die Zukunft zu erkennen, sieht man in die Vergangenheit. Ich thue das, find' aber nirgends eine passende Analogie. Die Verhältnisse werden verschieden, daher auch die Bedürfnisse andere sein. Natürlich ist die Zukunft das Werk einer allgemeinen Veränderung, sollten also die Zustände unserer oder früherer Zeit nicht einiges Analoge zur Hand geben? Sie lehren freilich das ewige Bedürfniß des Menschen, ein Gesetz, eine Idee, die Alle zusammenhalte, an die Spitze jeder Gemeinschaft zu stellen. So viel Blut ist nur geflossen, weil man wollte, daß es nicht flösse. Nur darum war die Anarchie an der Tagesordnung, weil Alle die Einigkeit wünschten. Aber wie? man wollte ein Gesetz und doch keinen

der es gäbe! Man liebte die Menschheit und haßte die Menschen! Darum glaub' ich es nicht, Geliebte, daß einst in Buchstaben wieder geredet wird. Die Liebe wird herrschen. Aber die Liebe steht nicht unter dem Gesetz, sie ist Feindin des Gesetzes, wie Du schon in der Bibel lesen kannst. Viele Dinge werden dann aufhören, besonders die, die jetzt schon keinen Sinn mehr haben. Das nimmt Alles ein Ende. Nur die Liebe nicht und die Treue nicht.

O liebe mich und bleibe treu, dem Treuen! —

— — — Laß uns nie die Bände der Weltgeschichte überwinden, sondern nur so handeln, wie es der gestrige Tag dem heutigen befohlen! Ein Ganzes weist Dir die Geschichte der Menschheit so lange nicht nach, bis sie selbst ihren Lauf vollendet hat. Der Gedanke mag seinen Mittelpunkt und vollkommenen Umkreis in dem ihn denkenden Geiste finden, aber die That wird ewig Torso bleiben. Kann denn eine Blume ewig blühen? Hat nicht die Natur dafür gesorgt, daß jeder Tag eine neue, nur an ihm blühende aufzuweisen hat, gleichsam seinen Blumenheiligen? Wenn wir nun wirklich unser beiderseitiges Dasein zu einem Ganzen zusammenfügen wollten, wie sollen wir wissen, daß wir so dem Ideale der Humanität näher stehen, als wenn von uns Beiden Jeder sich für sich behielte? Ich habe mich in meinem Leben unendlich oft verwandelt und bin nicht nur dabei stets derselbe geblieben, sondern habe mich auch dem Wesen des göttlichen Geistes näher gefühlt, als wenn ich mir einen unveränderlichen Normalzustand angeschafft hätte. Ich habe oft heute da Ja gesagt wo ich morgen Nein sagte, und das

hat mich unendlich mehr erquickt, als eine entſchiedene Meinung. Ich glaube an die Palme als das allein der Menſchheit würdige Symbol. Nichts deſto weniger ſteck' ich gern ein Schwert vor mir in die Erde, und bet' es an als meinen König, wie wilde Völker thun. Man ſpricht da unaufhörlich von der Conſequenz. Woher weiß man, daß die Conſequenz die Wahrheit iſt? ſie iſt nicht einmal die Ueberzeugung von der Wahrheit. Ueberzeugt kann auch ein Spitzbube ſein. Der Teufel kann ſich auf die Conſequenz ſeiner Ueberzeugung berufen. Ich habe mich unaufhörlich gehütet, in der Metamorphoſe meines Lebens ein Geſetz aufkommen zu laſſen. Schon darum nicht, weil man in meine Fußſtapfen hätte treten können. Ich will die Wahrheit meines Lebens für Niemanden verbindlich machen. Wer ſich zuerſt meinen Anhänger nennt, wird in mir ſelbſt ſeinen erſten Gegner finden.

Ich will Dir die drei Hauptverwandlungen meines Lebens vorführen. Urtheile ſelbſt, ob ich meine Hand abhauen muß, weil ſie erſt eine Oriflamme, dann eine Peitſche und zuletzt ein Schwert führte!

In der Zeit der Reifröcke und Perücken geboren, trug ich mich doch immer à l'enfant, und ging offen in meiner nackten Schönheit. Ein tauſendfach gefaltetes Gewand war die Welt in meiner Jugend. Schon früh hatt' ich den Muth, es an ſeinen Enden zu ergreifen und es faltenlos zu ziehen. Ich glich einer Blume, aber gedörrte, gelbe Blätter machten meine Blüthenkapſel. Ich konnte nicht einmal meine eigene noch verſchloſſene Herrlichkeit betrachten, nur ahnen. Da brach endlich die läſtige, morſche Hülle und die verſchämte Gluth meiner entfalteten Pracht durfte ſich frei in

den flimmernden Wellen des Lichtes baten. Die Vorurtheile meiner Zeitgenossen, die ihnen anerzogene Bildung erfüllten mein Herz, das nur für das Wohl der Menschheit schlug, mit tiefster Wehmuth. Vergebens rief ich in die Salons meine ernsten Warnungen: noch waren sie aber zu schwach, das Geräusch kreist ausgesprochener Lügen zu übertäuben. Darum trat ich an die Wiege des Unmündigen. Aber auch hier mußt' ich erst die geschwätzigen Ammen mit ihren Mährchen und albernen Erfindungen vertreiben, eh' ich die betrohte Unschuld in die Einsamkeit der abgelegenen Natur retten konnte. Das süße Lallen der Kleinen flößte in die Empfindungen meines Herzens die innigste Wärme. Ich glaubte in einem Paradiese zu leben, in dem die Schlange der Verführung nicht wäre, aber ich stand nur wie eine Gvane unter reifen, überreifen Aehren. Ich glaubte, wie der göttliche Gesandte von der Höhe Nebo in ein gelobtes Land zu sehen, wo nur Milch und Honig flösse, und es war Blut, das die Schaar meines Volkes erwartete. Hab' ich es aber ahnen können, daß ich es war, der die Völker in di Thäler des Schreckens führen half! Daß ich meine Blumen zusammen brachte, nur um ein Schaffot zu errichten! So wahr man mich damals Rousseau nannte, mein Herz wollte nur das Beste!

Ich stieg die Ufer des Genfer Sees entlang, auf die höchsten Gipfel der Alpen, und machte sie zu meiner Sternwarte. Millionen Sterne tauchten aus der blauen Himmelsdecke, die wie ein Baldachin über die schlummernden Erdbewohner ausgebreitet war. Mein lauschendes Ohr vernahm die Seufzer, die der beängstigten Brust so vieler Dulder entfuhren. Sie rannen zu einer großen Thräne zusammen,

die ihre Blüthenblätter sehnsüchtig in die Weite des Himmels streckten. Sie flehten nach Linderung der Leiden, nach kühlendem Thau, und fanden Beides in ihren eigenen Thränen. Engel stiegen eine, wie Harfentöne klingende Himmelsleiter herab und flochten einen großen Blumenkranz, den sie rings um die Eiszinken der Alpen wanden. „Heil — sangen sie, und es tönte lieblich wie Flöte und Glockenklang — Heil allen müden Lebenspilgern! wir führen sie an die Quelle der ewigen Genesung! Sie haben ihr Leid verloren, denn über unsere Sänge haben sie es vergessen!“ Ich stieg hinab in die Thäler und die Menschen verehrten mich wie einen Propheten. Wenn sich mein Geist in blitzende, leuchtende Strahlen spaltete, so war ich Regenbogen und Sonne zugleich, Wärme so gut, wie Licht. Gern sah ich in die Kreise des menschlichen Lebens, auf die sonst der Stempel des Gewöhnlichen gedrückt ist. Aus den tiefsten Schachten einer reinen Gemüthswelt sah ich reines Gold blinken. Mit dem Zauberstabe meiner sanften Rede führt' ich die Engel, die der irdische Glaube der Menschen in den Hütten der Unschuld und ungezwungenen Sitte unsichtbar gemacht hatte, wieder heim in diese Wohnungen des Friedens. Wie grünende Inseln schwammen meine Gedanken lange unentdeckt auf den Gewässern meiner Zeit. Nur verirrte Schiffer oder ein Unglücklicher, dessen letzte Rettung ein erhaschtes Boot gewesen, fand sie. Dann labt' er sich an dem süßen Quellwasser, das aus meinen dunkeln, heimlichen Grotten floß, an den fröhlichen, muntern Tönen geschwätziger Waldbewohner. Aber oft hat sich in einer Welt voller Flachheit und Entartung die Unschuld mit scharfem Stahl gewaffnet, so hab' auch ich die dunkeln Schatten meiner Zeit mit Feuerlilien

vertrieben. Meine Frühlinge keimten meiſt nur aus Aſche, wie aus den Lavaſtrömen des Veſuvs die Thränen Chriſti keimen. Die Biene war mein Symbol. Schwärmend voller Luſt im weiten Raume, den ſüßeſten Staub aus allen Blumenkelchen ſaugend, aber auch ſtechend den, der den Heiligthümern, deren Dienſt mein Leben geweiht war, nicht mit frommer Scheu nahete. Damals hieß ich Jean Paul.

Iſt aber die Welt eine Schöpfung Deines Gedankens, oder hat ſie nur Deinem Gedanken Licht, Deinem Gefühle Wärme gegeben? Wenn Du eine Blume an der Quelle eines Stromes in die Fluth warfeſt, haſt Du ſie noch da, wo ſie ins Weltmeer trieb, duftend und ſchön gefunden? Wenn die Welt verlangt, daß wir die Herren unſerer Einbildung ſeien, fühlen wir, daß wir ihre Sclaven ſind. Wenn einſt himmliſcher Seelenfriede mein Traum war, jetzt welch ein Erwachen! Die Liebe ſoll die Zauberformel ſein, die uns die Hölle in den Himmel verwandelt. Liebe! Liebe iſt die Frucht der Eitelkeit. Hört ſie nicht auf, Liebe zu ſein, wenn ſie Treue wird? Ehe! Sie iſt ein Inſtitut des Staates, das Gefühl der Hinfälligkeit, künftigen Schwäche und Verlaſſenheit ihre Grundlage. Religion! Es gibt einen Grenzſtein, wo ſie Lüge wird, wo iſt der? Auf welcher Station bin ich noch im Gebiete Gottes, auf welcher ſchon im Gebiete des Teufels? Solche Fragen nannte meine Zeit Zweifel, Doctor-Fauſtthum. Sie beklagte mich, daß ich nur an der Vorhalle zum Tempel des Verſtändniſſes der Welt ſtehen geblieben ſei. Welch thörichter Glaube! Theilweis Haltbares faſſen die Menſchen zuſammen und laſſen ſich dadurch in ihren Handlungen beſtimmen. Viele halbe Wahrheiten zuſammengenommen, geben ihnen zuletzt die vollſom-

mene Wahrheit. Wenn ich an der Vorhalle des Heiligthums, wo meine Zeitgenossen anbeten, schon meine Hand in ein Becken tauchen muß, um mich mit magischem Wasser zu segnen, so wag' ich schon keinen Schritt weiter, bleibe draußen und bete lieber die todten Steinbilder an, die vor dem Eingange Wind und Wetter getrotzt haben. Einst ließ ich mir einen Schädel als Pocal zurichten und trank aus ihm die reine ewige Luft des Lebens getrunken. Das nannte man bizarr und rechnete mich unter jene kleinen Geister, die sich die Welt als Widerstand ihres Willens dichten, um nur unter den Titanen aller Zeiten mitgenannt zu werden. Dann floh ich meine Heimath. Die schwachen Nerven meiner Zeitgenossen wollten gesehen haben, daß ich von den brennenden Fackeln meiner Reue umflat getrieben wäre. Ich hab's wohl tiefer, als man es geahnt hat, selbst gefühlt, daß ich in mir keinen Frieden fand; aber ich sah, daß der Geist dieser Zeit in eben solchem Drange sich selbst verfolgte, was konnte mir größern Trost gewähren? Ich weiß, daß das Buch des Lebens nie mehr enthält, als was wir hineinschreiben, daß der die Zeit verstand, der seinen Geist zu dem ihren machte. Wer jede Stunde benutzt, hat einen Tag genossen, auch Jahrhunderte bestehen nur aus Tagen. Mein junges Leben hab' ich mir in Augenblicke getheilt, und wenn mir jeder dieser Augenblicke einen Freudenbecher an den Mund setzte, so hab' ich ihn getrunken. Verstand ich also nicht mich, nicht meine Zeit? Weil ich aber nie rechte Entzückung empfunden, so starb ich an der ersten, die ich empfand. Ich starb im Morgenroth eines schönen Tages, sah noch die aufgehende Sonne der Freiheit und ganz Europa erfüllte die traurige Kunde, Lord Byron sei zu den Todten gegangen

Aber noch leb' ich, Geliebte! Ich gleiche dem Gedanken und der Natur, die sich ewig zerstört, um sich ewig wieder zu erzeugen. Die Leidenschaften der Menschen läutern sich. Jetzt hoff' ich auf sie, weil sie selbst hoffen.

---

— — Schmerzlich fühl' ich, daß ich meine Klugheit unter dem Gewande der Thorheit verbergen muß, schmerzlicher, daß wohl gar Deine liebende Seele, Schwester, bei der allgemeinen Kunde von der Schwäche und Zerrüttung meines Geistes, zu zweifeln anfängt und an sich selbst irr wird, da sie doch besser von dem unseligen Verhältnisse unterrichtet ist. Kann doch der Glaube einer ganzen Welt selbst einen Blinden bewegen, sich für sehend zu halten.

Um Dich an die unerschütterliche Ausdauer und Kraft meines Willens zu erinnern, eil' ich nun in Deine freundliche Nähe. Ich will Dich lehren, wie in dem Nebellande, das mich scheinbar umdämmert, noch immer die feurigste Glut der Liebe und des Hasses lodert. Je länger ich der Weisheit dieser Welt eine Thorheit scheine, desto schärfer weh' ich mein Schwert. Ich will ihr schon die neue Lehre eines Thoren einst predigen! Mit Sehnsucht erwart' ich jenen Augenblick, da ich endlich die täuschende Hülle abwerfen und in richtenden Thaten die Größe meiner Einsicht zeigen werde.

Woher aber dies, daß mich oft eine so schmerzliche Ahnung bewegt, als müßte jener Augenblick doch auch nur durch meine Seele wie ein Dolch fahren? als müßt' ich betäubt, entsetzt vor irgend einem Anblick, mein Gesicht abwenden und das Schwert nicht aus meiner Scheide ziehen, sondern

erſt aus den Händen rachefordernder Manen empfangen? Schweſter, ſollteſt Du das Opfer des Tyrannenfrevels werden? Bei jenen Tempelhöhen des capitoliniſchen Juviter! ich ſchwöre Dir unerhörte Sühne.

Solche ahnungstrübe Gedanken engen oft hart die Straße, die ich wandle. Dann fahr' ich entſetzt wie vor Geſpenſtern zurück. Und über Schwäger und Vettern, die mich nur im duldenden Blödſinne zu ſehen gewohnt ſind, kommt ein Schauder und Schrecken, daß ſie das ſtarre Weiß in meinen Augen nicht ertragen können. Wie ſehn' ich mich nach der Stunde der Erlöſung!

Wer weiſe ſein will, der werde ein Narr in dieſer Welt! Iſt dies die Art unſeres Jahrhunderts, daß, wer ſein Vaterland retten will, ſich für verrückt ausgeben muß? Wie ein toller Sänger zieh' ich durchs Land und ſinge Lieder mit entſetzlicher Stimme und ſchlage dazu Töne, lachend bald, bald weinend. Hier lärm' und donnr' ich, rede wie in Aprilſchauern dort und dann wieder wie Frühlingsglanz und Sonnenwärme. Das Volk gafft den Gaukler an, ſchlägt aber immer ein Kreuz, wenn er ſich naht. Oft liegt er im Staube oder Graſe und die Kinder ſpielen mit ſeinem weißen Barte: dann ſtürmt er aber plötzlich auf und Alles flieht vor den Flammen ſeiner Blicke.

Und das Alles — fragſt Du zweifelnd — um der Freiheit willen?

An den Höfen der Fürſten hab' ich mich in ein buntes Kleid geſteckt, trage eine lange, klirrende Schellenkappe und ein hölzernes Schwert. Die Prinzeſſinnen muß ich ins Theater

führen, in den Zwischenacten ihnen Späße vormachen, die Volte schlagen, auskundschaften, wer bei ihrem Eintritt den tiefsten Bückling gemacht und zuletzt noch das Spiel und den Dichter recensiren. Geht es zu Tische, so bin ich eine lebendige Tafelmusik, muß die Unterhaltung beleben, Dummes in kluger, Kluges in dummer Manier vortragen, die hohen Zwerchfelle in Bewegung setzen und darf überhaupt die Lichter und den Lachstoff nicht ausgehen lassen. Ja, selbst dann noch, wenn die Majestäten vom Regieren ermüdet sind, wenn sie den Tag über die Last des Volkes getragen und ihm den Schweiß von der Stirne gewischt haben, wollen sie in das Kaleidoskop meiner Gedankenwelt sehen. Nur in den wenigen Stunden des Schlafes erlaubt man mir vernünftig, meinem Volke frei zu sein.

Wenn die Völker dieser Zeit nur auf Trümmern und zersprengten Felsen wohnen, so sind die Schriftsteller meist nur das niedrige ärmliche Gestrüpp, das ihnen noch einigen Reiz und Lebensausehen gibt. So grünt das modernde Moos, wenn es sich über verwitterte Steine, zwischen Tod und Leben kämpfend, zieht. Sollen wir nicht rathend, belebend, schaffend durch die Räume der Erde walten? Wir besitzen die Klarheit des Geistes und nicht die Sitte und Gewohnheit soll herrschen, sondern der Geist, der sie prüfend verwirft oder annimmt. Gibt es unter dem Volke Unmündige, so ist das ein Zeugniß gegen uns. Die Vorurtheile sind stark, aber sie sterben aus mit denen, die sie hegen. Die Wahrheit des Geistes soll ein ewiges Erbe sein.

Die deutschen Schriftsteller tadeln, theure Lucretia, ist nur die halbe Seite ihrer Würdigung. Noch öfter müssen

wir ſie bemitleiden. Ich kenne keine Literatur, die durch mildes Urtheil ſo ſehr Alles, durch ſtrengſten Angriff ſo ſehr Nichts iſt. Faſt alle großen Geiſter unſerer Nation verſchwanden, wenn man neben der Gerechtigkeit nicht mehr die Billigkeit wollte gelten laſſen. Auf die leichterregte Menge haben ſie gewirkt, aber keinen Stein um einen Schritt fortgerückt. Wenn ſie vorgeben, zu ſchaffen, ſo bildeten ſie verſchüttete Dome mit neuen Steinen nach und bauten in der Meinung, Palläſte zu zaubern, Ruinen. Deren haben wir genug.

Dieſe Abenddämmerung verſpricht aber den Anbruch eines neuen Morgens. Die Zierde des kommenden Geſchlechts wird eine Fülle lebensfroher Kräfte ſein. Man hat oft in der Geſchichte die Erſcheinung erlebt, daß ein neues, thatenkräftiges Herrſcherhaus eine ſieche, geſchwächte Nation wieder neu beleben konnte. So wird die wahre Ariſtokratie künftiger Geiſter wie neue Keime und grüne Schößlinge aus der alternden Welt emporwachſen. Die Schuppen werden von den blöden Augen fallen und ein lichter Tag den Sehenden entgegenſcheinen.

Jetzt, meine Schweſter, ſind wir noch Deinem Geſchlecht in das zarte Werk ſeiner Hände gefallen. Wie wir heute z. B. zur Oſtermeſſe 1832 ſchreiben, weben wir an einem großen Vorhange, der aber einſt unter den Zeichen des Himmels zerreißen wird, wenn der neue Bund mit ſeinem Blut den Untergang des alten beſiegelt. Weil dies Weben nur eine vorübergehende Beſchäftigung iſt, ſo iſt es uns auch ungewohnt: denn mit den ſpitzen Nadeln fahren wir uns oft gar unſanft in die Hände. Aber iſt der Vorhang zu Stande,

ſo werfen wir die Nadeln weg, die neue Zeit wird uns anders beſchäftigen.

Noch ſind uns alle Wege zum Ziele mit ſchwarzem Trauerflor behangen. So viele junge Herzen, die ſich entſchloſſen haben, auf ihr ganzes Leben den Belohnungen der Machthaber zu entſagen, wandeln dieſe Thränenſtraße. Ueberall müſſen ſie ſich an ſpitzen Dornen blutig ritzen. Kaum aus den Kreiſen des häuslichen Lebens herausgetreten, mit kindlicher Hoffnung nur Liebe und Treue erwartend, werden ſie ſchon von den Schergen der Gewalt ergriffen. Ihre Hoffnung wird Mißtrauen und dies bis zum Haß geſteigert. Wenn in die Köpfe der Deutſchen während der Reſtauration eine wahrhafte Oede und Leere eingezogen war, ſo iſt dies die verſteckte, nur die traurigſten Erinnerungen weckende Urſache. Wenn man ein Land in Bann legt, ſo läuten darin auch keine Glocken mehr.

Der Sand auf der Uhr iſt bald verronnen. Ich rufe die Römer zum Streite, zur Befreiung ihres Vaterlandes. Der ſein Schwert zu zücken verſteht, wird nicht ausbleiben.

Wer hat ſie gelehrt, daß ich ein Narr bin? Ich ſelbſt werde unſterbliche Beweiſe für meinen Verſtand führen. Wirſt Du mir den Lorbeerkranz um meinen Scheitel winden? Wenn ich auf goldenem Triumphwagen durch die heilige Straße zu dem Tempel des größten und beſten Juviter ziehe, die befreiten Scharen palmengeſchmückter Sieger mir zur Seite, wirſt Du mir dann an den Stufen des Heiligthums aus dem Kreiſe der verſammelten Prieſter entgegen treten? Werden die Jungfrauen Roms zum Danke, daß ich ſie in die Brautkammer freier Männer führte, mein Gedächtniß ewig mit Lobgeſängen und feſtlichem Umzug feiern?

Der nächste Augenblick kann der Schöpfer großer Leiden und Freuden werden. Freuden? wir werden sie genießen! Leiden? Auch aus dem Gewitter spricht ein Gott, auch finstere Wolken lieben sich, denn Blitze und Donner sind nur ihre Seufzer und Küsse.

# Seraphine.

Ein

Roman.

# Erstes Buch.

Eine Staubwolke ließ auf der Höhe der Landstraße die Ankunft eines Reisewagens signalisiren. Dies war für die kleine, offene Stadt keine Neuigkeit mehr, seitdem Madame Lardy die ländliche Abgeschiedenheit derselben zur Anlage einer weiblichen Erziehungsanstalt benutzt hatte. Madame Lardy war eine Deutsche von Geburt; aber sie behauptete, eine französische Schweizerin zu sein. Als Gouvernante hatte sie ihre Laufbahn in verschiedenen adeligen Häusern begonnen, wo ihre mittelmäßige Kenntniß der französischen Sprache schon für hinreichend genommen wurde, die weibliche Jugend mit den nothwendigsten Reisepässen für das öffentliche Leben zu versehen. Dann hatte Madame Lardy eine Periode in ihrem Leben, welche etwa fünf Jahr dauerte und niemals recht aufgeklärt worden ist. Wenn sie im Winter beim Schimmer der Sinumbralampe ihren Zöglingen die Schicksale ihres früheren Lebens erzählte, richtete sie an dieser Stelle immer eine Verwirrung von der Art an, wie sie an den Strickstrümpfen ihrer Pensionärinnen so oft von ihr getadelt wurde. Sie ließ hier nämlich gleichsam einige Maschen fallen, und verpfuschte, wie sie zu sagen pflegte, ihre eigene Lebensgeschichte. Endlich hatte sie wieder den rechten Faden gefunden, sprach von großen Geldsummen, Protektionen und zeigte

dann rings herum die Vollmacht der Behörde, welche ihr gestattete, in der kleinen Landstadt eine Erziehungsanstalt für Töchter gebildeter Stände zu errichten. Madame Lardy erzählte dies immer im schlechtesten Französisch; denn es wär' ihr dabei, sagte sie, weniger um ihre Biographie als um die Conversation zu thun.

An dem Tage, wo sich die große Staubwolke auf der Landstraße sehen ließ, feierte Madame Lardy gerade, wie sie behauptete, ihren einundvierzigsten Geburtstag. Auf allen Tischen des Zimmers prangten Geschenke, welche ihr die Dankbarkeit der Zöglinge verehrt hatte. Wo man nur hinsahe, da hatten ihr die kleinen zarten Hände etwas genäht, gestickt oder gehäkelt. An Tassen, Silbergeschirr, kupferne Theekessel, an Alles knüpften sich die Erinnerungen von herrlichen lieben Geschöpfen, die jetzt nach allen Enden der Windrose hin verheirathet waren. Man denke nur nicht, daß Madame Lardy eigennützig war! Freilich nahm sie Alles, was sie bekommen konnte, aber nur aus pädagogischer Rücksicht. „Ich habe," sagte sie, „nur die Entwickelung der moralischen Eigenschaften meiner Zöglinge im Auge. Solche Geschenke der Liebe soll man nicht zurückweisen, weil sie ein edles und tugendhaftes Gemüth verrathen. Das kleinste Kind würde ohne Philosophie behandelt werden, wenn man das Brod verschmähte, das es in unsern Mund steckt. Wir sollen anbeißen und uns nicht sträuben. Ein solches Kind wird nie begreifen, wie es möglich ist, daß man zu ihm sagte: „behalte nur!" — Man sieht, Madame Lardy hatte Maximen, die nahe an die Ideen Rousseau's streiften.

Jetzt rasselte der große Wagen schon in der Stadt. Die jungen Mädchen sprangen von ihren Arbeiten im Neben-

zimmer auf und drängten ſich an die Fenſter. Madame Lardy blieb auf dem Sopha. „Es iſt vielleicht Deine Mutter, Auguſte; oder Deine Tante, Jenny; oder Dein Großonkel, Minna!“ Im Stillen aber dachte ſie: „vielleicht bekomme ich eine neue Schülerin!“ Henriette, ein etwas altkluges Mädchen von fünfzehn Jahren, bemerkte: „Sehen Sie nur, Madame Lardy, wie neugierig Alle ſind!“ Aber Madame Lardy, weit entfernt in dieſen Pedantismus einzuſtimmen, verſetzte: „Ich liebe dieſe natürliche Empfindung der Neugier, die andere Erziehungen zu unterdrücken pflegen. Ich bin gewohnt, in den Seelen der Jugend die Rückhalte zu zerſtören, jene Reſte gehemmter Eigenwilligkeiten, die nur die Veranlaſſungen zu verſteckten Charakteren ſind.“ Während Madame Lardy dies ſprach, rechnete ſie im Stillen nach, wohin ſie das Bett des neuen Ankömmlings ſtellen ſollte, ob er ein ſilbernes oder goldenes Beſteck mitbringen würde, wieviel ſie gewinnen könnte, falls der neue Zögling die Engliſche Stunde mitnähme, dieſe Engliſche Stunde, für welche ſich bis jetzt erſt zwei ihrer Schülerinnen entſchloſſen hatten und die ihr ſo viel Honorar koſtete! Dabei ſaß Madame Lardy auf dem Sopha, ein Bild der Reſignation, frei von allem Eigennutz, lächelnd über die Neugier der kleinen Demoiſelles, die ihr Alles verriethen. Jetzt lenkt der Wagen ein, hieß es; er ſucht die Hausnummer: ein Herr ſitzt darin, und zwei Damen, zwei Schweſtern vielleicht oder zwei Couſinen; jetzt hält er ſtill. **Ne faites pas de sottises!** rief Madame Lardy, vom Sopha aufſpringend und ihre Philoſophie vergeſſend. **Reprenez vos places! Travaillez, travaillez! Silence, silence! Mon Dieu, mon Dieu! On frappe, n'est-ce-pas? Herein!**

Die Beſuchenden waren eine Dame, ſo blühend und jung, daß man in ihrer kleinen Begleiterin ſchwerlich eine Tochter geahnt hätte. Der junge Herr, welcher Beide führte, konnte weder ihr Sohn, noch, wie es ſchien, ihr Bruder ſein. Sie kamen aus der Stadt, ſie hatten entſchiedene, abgeglättete Manieren und ſahen auf das, was ſich ihnen hier darbot, mit vornehm lächelnder Theilnahme herab. Die Kleinſten unter den jungen Mädchen blieben ſtehen und blickten munter und ohne Scheu in das Auge des jungen Mannes; die Aelteren aber flohen in das Nebenzimmer und wurden roth über eine Verlegenheit, für welche ſie ſelbſt noch keinen Namen hatten. Dem jungen Manne ſchienen dieſe Scenen neu und merkwürdig. Er machte Miene, nach der erſten Begrüßung ſich in das Nebenzimmer zu verfügen; aber ein ernſter Blick der Dame, die er geführt hatte, zwang ihn an ihrer Seite zu bleiben und an dem ceremoniöſen Geſpräche Theil zu nehmen, welches ſich ſchon zwiſchen Madame Lardy und der Gemahlin des Miniſters von Magnus entſponnen hatte.

„O ich ahn' es," rief Madame Lardy aus, indem ſie das kaum dreizehnjährige Kind einer ſchöneren Mutter umarmte, „Excellenz wollen dieſe engelreine Unſchuld meiner Obhut anvertrauen? "

„Sie verzeihen," ſagte Frau von Magnus, „daß ich für meine Antonie ein Herz in Anſpruch nehme, welches, wenn ich mich entſchließen ſoll, die Erziehung meiner Tochter in fremde Hand zu geben, ſo empfinden müßte, wie ich ſelbſt."

„Ich hoffe, gnädige Frau," erwiederte Madame Lardy, indem ſie mit feinem Lächeln die Augen niederſchlug; „daß Sie nicht der Zufall in mein Haus führt. Fromme Töchter, treue Gattinnen hab' ich erzogen. Was Sie hier um mich

ſehen, iſt meine Welt. Ich bin eine alte, aber ſchattenreiche Ulme, an welche ſich die zarten Schlingpflanzen meines Hauſes aufranken. Zuletzt kenn' ich die Convenienz nicht, ich kenne nur die Tugend."

„Erziehen Sie nach einem Syſteme?" fragte der junge Mann.

„Nein, mein Herr," ſagte Madame Lardy, „ich habe eine Methode, aber kein Syſtem."

„Sie laſen Peſtalozzi, wohl auch Rouſſeau?" fuhr der junge Mann fort, indem ſich Frau von Magnus mit ſchönem, aber boshaftem Lächeln auf die Lippen biß.

„Ich las," erwiederte Madame Lardy keck, „Alles, was von ausgezeichneten Denkern über die wichtigſte Angelegenheit der Menſchen geſchrieben iſt. Aber glauben Sie mir, ich bin bald von jenen abſtrakten Vorſchriften zurückgekommen, für welche es oft eben ſo ſehr an den Lehrern wie an den Zöglingen ſelbſt fehlt. Die ächte Pädagogik iſt eine Naturgabe, die wie ein geheimer Aether dem Charakter des Lehrers entſtrömen muß. Für die Erziehung muß man geboren ſein. Glauben Sie mir, daß viel gute Menſchen durch die Principien, die beſten aber durch den bloßen Umgang erzogen ſind."

Im Nebenzimmer lachte man. Augenſcheinlich waren dieſe Phraſen dem Ohre der Penſionärinnen ſchon ſo bekannt, daß ſie von ihnen immer den Eindruck einer Comödie hatten. Frau von Magnus hatte darauf im Geheimen mit Madame Lardy die Bedingungen der Aufnahme zu ſtipuliren. Man hörte ſehr deutlich, daß von der Engliſchen Stunde die Rede war. Antonie und der junge Mann ergriffen dieſe Gelegenheit, ſich in das Nebenzimmer zu begeben, wo die Einen in

Kreide zeichneten, die Andern auf Stramin arbeiteten, aber nach maleriſchen Muſtern.

„Sie haben Zeichenſtunde?“ fragte der junge Mann. Keine wollte eigentlich antworten; doch ſagten zehn Stimmen auf Einmal ein ganz einfaches, kindiſches Ja! Dann wurden ſie Alle roth und fuhren ſtill in ihrer Arbeit fort.

„Wo iſt aber der Lehrer, der Ihnen den Unterricht gibt?“

Jetzt ſchwiegen Alle; da ſie ſich aber ſchämten, daß ſie es thaten, ſo ſagte die Eine: „Herr Meyer iſt von der Treppe gefallen.“ Kaum hatte ſie dies geſagt, als die Uebrigen mit lautem Lachen einfielen, einmal deßhalb, weil Auguſte den Muth gehabt hatte, ſieben Worte vor einem Fremden zu ſprechen, ſodann aber, weil wahrſcheinlich Herr Meyer eine komiſche Figur war. Jetzt folgten die ſatiriſchen Bemerkungen Schlag auf Schlag: „Herr Meyer hat ſich den Arm verſtaucht.“ „Herr Meyer ſpringt immer wie ein Wiedehopf.“ „Herr Meyer iſt über ſeinen Zopf geſtolpert.“ Weiter brachten ſie es aber nicht. Sie lachten nur noch. Ihr gutes Herz machte, daß ſich ihre Satire ſchon erſchöpft hatte.

Der junge Mann war im beſten Zuge, dieſe Unterhaltungen fortzuſetzen; aber Frau von Magnus nahm ſeinen Arm und ließ ſich durch die verſchiedenen Zimmer führen, welche zu Madame Lardy's Lokalitäten gehörten. Sie ſtiegen zwei Treppen höher, wo die Betten der Roſenknospen ſtanden und auch Antoniens Zelle ſein ſollte. Als ſie auf dieſer Wanderung eine Thüre nach der andern aufklinkten, ſtießen ſie auf ein kleines Erkerzimmer, das Madame Lardy ebenfalls öffnete, ohne zu wiſſen, wer darin war. Sie hatte kaum den Kopf hinein geſteckt, als ſie ſich zurückbog und mit den Worten: Ach, Sie ſind hier, Fräulein Seraphine!“ die

Thür wieder ſchloß. Frau von Magnus bemerkte, daß ſich die Geſichtsfarbe ihres Begleiters bei dieſem Namen plötzlich veränderte. Sie wurde aufmerkſam, als ſie überhaupt den heftigen Eindruck und ſpäter das Stillſchweigen gewahrte, in welches der junge Mann verfiel. „Wer iſt Fräulein Seraphine?“ fragte ſie Madame Lardy. „Eine meiner Lehrerinnen,“ antwortete dieſe; „ein tiefes Weſen von lieblichſten Gemüthe, ganz geſchaffen auf die Jugend einzuwirken. Sie werden ſie heut Abend ſehen, wenn Sie uns die Freude gönnen und unſerm kleinen Balle beiwohnen. Sie bleiben doch bis zum nächſten Morgen in meinem Hauſe?“

Frau von Magnus beſann ſich und ſagte: „Das wohl nicht; wir werden die Nacht hindurch fahren; aber den Ball müſſen wir ſehen.“ Ihr Begleiter wollte Einwendungen machen. Sie fixirte ihn aber ſcharf. Sein ganzes Benehmen ſchien vom tiefſten Nachdenken und ſogar von Furcht beherrſcht.

Gegen Abend zündete man unten einen kleinen Kronenleuchter an, welcher an der Decke des großen Arbeitszimmers der Penſion hing. Der Tanzmeiſter erſchien, die Violine unterm Arm. Es war eine kurze, wohlbeleibte Figur, Krauskopf mit grellen Augen. Alle ſeine Bewegungen ſchienen von einem inwendigen Orcheſter geleitet. Apoll und Merkur zu gleicher Zeit, ſchwebte er in den Saal herein. Dem Balle gingen erſt einige theoretiſche Uebungen voraus, Wiederholungen ſchwieriger Pas, um die kleinen Füße erſt in die richtige Bewegung zu bringen. „Denn,“ ſagte Madame Lardy, „es iſt in der Erziehung nichts ſchwerer, als jenen Uebergang zu vermitteln von den Vorſchriften der Schule zur Freiheit ſeiner eigenen originellen Bewegung. Ich müßte

nicht, was die entsetzliche Schüchternheit und Angst, welche man vor dem ersten Tanze auf dem ersten Balle, den man in seinem Leben besucht, empfindet, besser vertriebe, als dieser Ernst, mit dem wir beginnen, und diese Heiterkeit, mit der wir schließen werden."

Ueber wie Vieles hätte sich Frau von Magnus jetzt nicht gern moquirt; aber ihr Begleiter saß zerstreut vor einem Spiegel und betrachtete darin die Thür, welche sich öffnen sollte, um ihm über Seraphinen Aufklärung zu geben. Seine Leichtfertigkeit hatte ihn verlassen. Die kleinen naiven Mädchen mit ihren graziösen Bewegungen zu einer alten gekratzten Geige, regten seine Empfindungen nicht mehr auf. Frau von Magnus, die Seraphinen fast vergessen hatte, war erschrocken über eine Indolenz, die sich hier vor einen Spiegel setzen konnte und keinen ihrer Blicke mehr zu verstehen schien.

In demselben Augenblicke, als dasjenige, was hier Ball genannt wurde, beginnen sollte, öffnete sich die Thür und eine weißgekleidete Dame trat herein, mit schönen, aber blassen Zügen. Sie glich einer Göttin, die in der Fabel erscheint und mildernd und versöhnend die aufgeregten Leidenschaften beschwichtigt. Ein sanfter Ernst lag auf der hohen glänzenden Stirn. Den Mund verzog ein innerer Schmerz in eine etwas krampfhafte Lage, welche aber nur der Vorbote irgend eines Entschlusses zu sein schien und hierdurch gemildert wurde. Das dunkelbraune Haar war einfach gescheitelt und verlor sich auf das Anspruchloseste in zwei Ringellocken hinter dem Ohre. Alles schwieg, als diese Gestalt eintrat. Madame Larpy flüsterte ihrem Gaste zu, daß dies Demoiselle Seraphine wäre.

Frau von Magnus erwiederte nur halb den ihr von der jungen Lehrerin dargebrachten Gruß. Sie hatte ihren Begleiter im Auge, der bei Seraphinens Eintritt aufgesprungen war und ſich mit dem Rücken an das Fenſter lehnte. Sie ſahe was zwiſchen Beiden vorging. Seine Bläſſe, ſeine Unruhe, ſein Verſtummen, und auf Seraphinens Antlitz die leiſe Röthe, ihre wogende Bruſt, ihr verlegenes Lächeln, der ganze Schmelz einer durch Freude und Schmerz hervorgebrachten Verklärung — ſie mußten ſich kennen.

Seraphine hatte eher Gelegenheit, von ihrer Ueberraſchung befreit zu werden; denn die Zöglinge drängten ſich an ſie, umſchlangen ihren Leib, bogen ihren Kopf herunter und liebkoſten ſie. Sie wies lächelnd dieſe Gunſtbezeugungen zurück, erwehrte ſich ihrer aber erſt, als der Tanzmeiſter ſeine Geige ſtrich und die Paare zuſammentreten ſollten. Da brachten die jungen Mädchen einen Myrtenkranz herbei, mit dem man ſie ſchmücken wollte. Sie hatten ihn heute Madame Lardy geſchenkt, die, obſchon ſie als Frau bezeichnet wurde, doch niemals verheirathet war und den Kranz mit einem Erröthen empfangen hatte, das keine der jungen Damen verſtand. Seraphine gab den Kranz Antonien und ſank, wie von einem innern Schmerz überwältigt, auf einen Seſſel zurück, wo ſie vor den tanzenden Paaren ſicher war.

Einer ſo feinen Beobachterin, wie Frau von Magnus war, entging von dieſen Gemüthszuſtänden Nichts. Eiferſucht oder Neugier ergriff ſie. Sie ſchreckte ihren in Träume verſunkenen Begleiter auf, umarmte ihr Kind, umarmte Madame Lardy und ſchied mit einer Phraſe, die ungefähr ſo viel ſagen ſollte, als: „Madame, ich laſſe Ihnen hier mein Theuerſtes. Von Ihnen fordr' ich es wieder zurück. Es iſt

ein Engel, machen Sie ein menſchliches Weſen daraus! Sie lerne Franzöſiſch! Sie lerne Engliſch! Sie leſe den ganzen Schiller, Goethe mit Auswahl, aber Nichts von Jean Paul, weil mir das ſentimentale Genre fatal iſt. Seien Sie nicht zu verſchwenderiſch in der Koſt, ſehen Sie auf gute Haltung und geben Sie nicht zu, daß ſie beim Tanze ohne Erregung bleibt. Denn will man beim Tanze die Geſundheit erhalten, ſo müſſen die Lungen freien Lauf haben. Man muß tiefen Athem holen dürfen und Sie müſſen das Heben der Bruſt eher begünſtigen als hemmen. Und Du, Antonie, mein Kind, mein einziges Kind, lebe wohl!"

Antonie blieb kalt, wie ihre Mutter. Aber Madame Lardy weinte und geleitete den Beſuch bis an den Wagen. Eine männliche Geſtalt ſprang vom Hauſe zurück in die dunkle Nacht, als ſie unten waren. Der junge Mann flüſterte: „Ich glaube gar, das war Philipp?" Die Uebrigen ſahen nichts und ſchieden. Noch hörte man den Wagen raſſeln, als Madame Lardy ſchon ihr Büreau aufgeſchloſſen und ſich an ihre Bücher geſetzt hatte, um viel, ſehr viel zu rechnen mit benannten und unbenannten Zahlen.

---

Arthur, wie kalt iſt dieſe Nacht und Sie haben keinen Druck für meine Hand.

Julie, ich bin in dieſem Augenblick nur der Umriß eines Mannes.

Eiferſucht quält mich nicht, Arthur. Sie vergeben mir meine Vergangenheit; darum darf ich auch keine Rechenſchaft von der Ihrigen fordern.

Wie es regnet draußen! Das Wetter klatſcht an die klappernden Wagenfenſter.

So heimlich dieſer enge Raum, Arthur! Mögen Sie Seraphinen geliebt haben oder noch lieben: gehören Sie doch wenigſtens jetzt mir! Sie ſind ſtill, ſo wehmüthig. Wenn Sie keine Umarmungen für mich haben, ſo ſchlagen Sie Ihre Biographie auf! Wer iſt dieſe Seraphine? Sie müſſen ſich beide kennen. Sie antworten nicht?

Kein Stern am Himmel. Die Laterne des Wagens zeigt nur die abdorrenden Kleider der Bäume, und noch iſt die Traube nicht einmal vom Stock geleſen.

Ach, dieſe nächtliche Philoſophie, Arthur, iſt kein Erſatz für Ihre Zärtlichkeit! Es wäre doch entſetzlich, wenn ich einſchlafen müßte. Erzählen Sie von Seraphinen? Wer iſt ſie?

Sie verdienen dieſe Biographie nicht.

Warum?

Sie ſind kalt, Julie. Sie haben kein Herz, Sie haben nur Eitelkeit. Sie lieben, weil Sie nur Andere, nicht ſich beſiegen können. Sie würden lachen, wenn Sie zu dem Triumphe, den Sie über meine Gegenwart feiern, noch den über eine Vergangenheit fügen könnten, welche Sie niemals verſtehen werden.

Arthur, ich will ganz ſtill ſein. Iſt es eine Idylle aus den Schuljahren, ſo werd' ich wahrſcheinlich über Ihre Thränen lachen müſſen, aber ich will Sie's nicht hören laſſen. Erzählen Sie nur; ſchon Ihre Worte ſind Muſik für mich.

Nun denn, meine arme, gute Seraphine: ich will von Dir erzählen, nicht daß ich eine egoiſtiſche Seele um die Nacht betrüge, ſondern ich will laut an Dich denken. Ich will alte vernarbte Wunden wieder aufſtechen und das Gras faſerweiſe ausrupfen, das über mein grauſames Gedächtniß gewachſen iſt.

Alſo?

Ich verließ die Schule und fiel mit Haſt über Alles her, was meinen Geiſt und mein Herz bereichern konnte. Ich war noch rein und fromm in meinen Gefühlen, ich war ehrgeizig, aber nicht anders, als in der Abſicht, mich dem Allgemeinen zu opfern, mein Ehrgeiz zerfloß in das blaue Licht meiner Ideale. Aber der Zwieſpalt zwiſchen Herz und Welt nagte ſchon früh an meinem Leben. Ich wollte für jenes Eroberungen machen und konnt' es nur, wenn ich dieſe aufgab. Ich wollte mich in das Verſtändniß der Begebenheiten, lernend und theilnehmend, werfen und konnt' es wieder nur, wenn ich meinem Herzen keine Feſſeln anlegte. Das Opfer dieſes Zwieſpaltes ſah' ich heute nach langer Trennung wieder.

Im achtzehnten Jahre bezog ich die Univerſität. Meine Studien waren unglücklicherweiſe von der Art, daß ich hätte vorausſehen ſollen, wie ich ſie allmälig aufgeben, wie ich aus einer Region in die andere hinüberſchweifen würde. Ich muß dieſe ewige Metamorphoſe meines Ichs, dieſe unaufhörliche Erweiterung meiner Ideenkreiſe feſthalten, um mich in den folgenden Begebenheiten von einer Seite wenigſtens rechtfertigen zu können. Da traf ich in einem Cirkel, den ich zu beſuchen pflegte, in einem Verein von jungen Leuten, die ſich im Geſang übten, ein Mädchen, deſſen friſche, blühende Erſcheinung mich bezauberte. Auguſtens roſige Wangen, ihr dunkles Haar, ein tiefblaues Auge, quellende und mit dem Netz einer durchſichtigen Haut umſponnene Formen riefen meine Neigung wach. Das war keine krankhafte Stimmung, ſondern ein geſundes Verhältniß, deſſen glücklicher Fortſchritt mich wahrſcheinlich in eine ganz veränderte Lebensrichtung

geworfen hätte. Auguſte ſang ſchlecht: das machte ſie mir nur um ſo lieber, weil natürlicher. Auguſte hatte keine beſonders originellen Ideen, einen Reiz, den die erſte Liebe, die nur Liebe will, nie vermißt. Ich näherte mich ihr, ſo weit es ging. Sie war ſpröde, gleichgültig, ſie trug, wie ich ſpäter hörte, um dieſelbe Zeit eine flüchtige Neigung in ſich, der ſie ſchon treu war und die ſie ſich doch kaum geſtanden hatte. Meine Bewerbungen gingen an ihrem Herzen ſpurlos vorüber und wurden ſelbſt von Eitelkeit, die ſie demnach kaum zu haben ſchien, nicht bemerkt. Ich hörte einſtweilen wieder auf, nach ihrem Beifall zu geizen.

Es war Charfreitag. Ich hatte ein Solo übernommen, das in einer Kirche geſungen werden ſollte. Die ganze Geſellſchaft, von der ich eben ſprach, führte eine geiſtliche Muſik auf. Am grünen Donnerſtage hatten wir die erſte und letzte Probe. Ich weiß es nicht, war es ſchon hier, oder erſt am folgenden Tage, wo ich Seraphinen kennen lernte. Die Geſellſchaft wandelte auf dem Kirchhofe, der das Gotteshaus umſchloß. Die jungen Mädchen, alle in feſtlichen Kleidern, laſen die Inſchriften auf den Leichenſteinen und ſetzten ſich dann auf die Gräber, ohne indeß beſondere Todesgedanken zu nähren. Nur ein Weſen ſchien von dem ſtillen Frieden, der über dieſen, theils verfallenen, theils friſchen Gräbern wehte, mächtig ergriffen zu ſein. Mich zog dies an, aber ich weiß nicht, ich glaubte dennoch darin eine Art Koketterie zu erblicken: denn ſchon damals regte ſich vielleicht in mir jener Gefühlsterrorismus, mit dem ich mich ſelbſt und meine Umgebungen allmählig zu tyranniſiren begann. Mein ganzes Leben wurde damals Polemik gegen den Schmerz, von dem ich glaubte, daß er ſich immer mit dem Egoismus verbände

und in eine offenbare Wolluſt der Gefühle ausarten könnte. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß ſich diejenigen Menſchen, welche leiden, beſſer vorzukommen pflegen, als die Fröhlichen, und haßte darum die Schwelgerei im Schmerze mit dem ganzen Rigorismus, den junge Männer beſitzen, wenn ſie zum erſten Male nach ihren eigenen Principien zu leben anfangen.

Seraphine war blaß, ihre Stirn frei, ihr Antlitz oval. Dem Teint mangelte Reinheit, ſelbſt das Schönſte was ſie beſaß, das Profil einer griechiſchen Naſe, hatte die launiſche Natur geſtört, indem ſie nach einem Falle, eine etwas unregelmäßige Neigung bekam. Keines der übrigen Mädchen war bei Allem, was ſie thaten, mit ſoviel Seele zugegen. Aber es ſchien mir, als ſpränge Seraphine immer in die Extreme über. Bei ihr wurde die tiefſinnigſte Trauer vom ausgelaſſenſten Scherze abgelöſt, ſo daß ich jedenfalls anfing, dieſe Originalität zu beobachten.

Wir ſprachen vom Tode, aber ſteinerne Schmetterlinge auf den Gräbern tröſteten unſern Schmerz, weil wir an Unſterblichkeit glaubten. Ach, hier knickte der Sturm des Lebens ein junges Frühlingsreis, ein Kind, das kaum hinaufreichte, ſeinen Vater zu küſſen: dort lag eine Mutter mit ihrem Säuglinge. Unter einer Trauerweide barg ſich das ſchmerzliche Drama einer einzigen Woche, das ich ſelbſt erlebt hatte und das ſich in dieſem Verſe ausſprach:

Weil es ſich ſanfter ſchläft, vom Arme der Liebe gebettet,
Ging dem ſterbenden Kind ſterbend die Mutter voran.

Dies Epitaph ergriff mich um ſo mehr, da — es von mir war, und Seraphinens Thränen, die ich ſonſt verdammt hätte, ſtörten mich diesmal nicht. Sie blickte mich mit ihrem

großen blauen Auge an, als ſchien ſie in meiner Seele leſen zu wollen, vielleicht ob ich eine Reminiscenz oder etwas aus mir ſelbſt Gebornes in jenem Verſe gegeben hätte. Denn nichts bindet die Seelen ſo feſt, als wenn ein Weib vom Manne ahnt, daß er Thränen zu vergießen fähig iſt.

„Dies ſind die einzigen Verſe, die von mir auf die Nachwelt kommen werden," ſagte ich, und ſie entgegnete, „ob ich auch ſonſt Dichter wäre?" Dieſe im Grunde witzige Frage ärgerte mich; denn ich ſah darin ſchon wieder Egoismus und glaubte, ein ganzer Federbuſch von Koketterie winke und nicke mir aus ihrem Benehmen zu. Deshalb brach ich ſchnell ab und lief in die Kirche, um mein Solo: „Weinet nicht, es hat überwunden der Löwe," aus dem Tod Jeſu zu ſingen.

Ich hatte Seraphinen vergeſſen. Meine Studien abſorbirten mich, auch meine Freundſchaften, welche ſogar in unterſagte Verbindungen ausarteten. Am nächſten Himmelfahrtstage jedoch war es, wo ich ſie wieder ſprach. Die Geſellſchaft hatte in zwei großen Wägen eine Partie auf's Land gemacht, einige Meilen weit: ich konnte mich nicht zurückziehen.

Auf Seraphinen beſann ich mich nur dunkel. Sowohl ihre äußeren Formen, wie ihre Manieren hatten ſich meinem Gedächtniſſe nur obenhin eingeprägt. Auch war ſie heute nur Scherz, potenzirte, faſt aufgeſchraubte Luſtigkeit, die den Humor der Uebrigen weit hinter ſich ließ. Auguſte war es wieder, die mich eifrigſt beſchäftigte. Alle meine Gedanken und im Spiele meine liſtigen Pläne gingen darauf aus, mich ihr wie eine Blüthenflocke dem Haare einzuneſteln, ſo daß ich ihr, wenn ſie ſich des Nachts ihr Haar abſteckte, gleichſam als der ganze Reſt eines durchlachten und durchſcherzten Tages in den Schooß fiel. Ich dachte mir das als ein Ge-

dicht aus. Aber Auguste war kalt, fast mißtrauisch gegen mich. Denn mein ganzer Antheil an dem Feste war doch nie recht im Mittelpunkte desselben, ich durchkreuzte es nur und daraus nahm sie vielleicht ab, daß ich excentrisch war.

So saß ich auch abgesondert von den Uebrigen, still und betrübt in mich versunken, unter einem Fliederbaum, der das von uns besuchte Bauernhäuschen beschattete. Vom Kaffee waren Milch- und Zuckerreste übrig geblieben, an denen auf dem Tische sich die Fliegen sättigten. Ich war erschöpft. Das Reifwerfen, Ballschlagen und Schwarzermannspielen, dacht' ich, ist eine Thorheit für einen Helden wie du, der sich einbildet, das Jahrhundert erwarte ihn! Was würden die Stoiker, meine altdeutschen Freunde, sagen, wenn sie mich hier mit Weibern Versteckens spielen sähen? In diesem Augenblicke stand Seraphine vor mir. Sie hatte den Muth einen Mann anzureden, der sie vernachlässigte. Ich sehe sie noch, wie sie sich an den Fliederbaum lehnte, die Hände zurückgeschlagen, ganz nachlässig, siegreich sogar auf mich herabblickend, fein lächelnd, plötzlich doch eine Erscheinung geworden, die mir auffiel. Wir sprachen allerdings nur von Halsweh, (sie klagte darüber) von isländischem Moos, wollenen Strümpfen; aber ihre soliden Bemerkungen zogen mich an, mehr noch, als einige Stellen aus Tiedge's Urania, die sie neulich auf dem Kirchhofe citirt hatte. Ihr ungezwungenes Benehmen umstrickte mich, und ich hatte sie am Arme, als wir alle aufbrachen und die Wägen uns nachkommen ließen, um durch einen Wald ein nahe gelegenes Dörfchen aufzusuchen. In einer Herberge angelangt, setzten wir uns zu Tisch, da es dunkelte. Ich blieb an Seraphinens Seite. Sie war inzwischen weich und klagend geworden, ihre Stimme

zitterte, ſie vergoß Thränen. Ich verſtand ſie nicht. Mir wurd' es ungewiß im Geiſte; denn die Situation war zu widerſprechend. Vor uns auf dem Tiſche ein Stück Landkäſe, und neben mir ein poetiſches Weſen, das mit ſeinem Schmerze rang. Seraphine blieb mir die Antworten auf meine dringenden Fragen ſchuldig. Doch hört' ich wohl, daß eine Stiefmutter und unwürdige Behandlung im Vaterhauſe Quell der Leiden war.

Als wir nach Hauſe fuhren, hatte Seraphine ihren Sitz durch Zufall vor mir. Das Wetter war ſchön, die Geſellſchaft heiter, ſie aber ſprach nicht. In der Stadt mußte irgendwo Feuer ausgebrochen ſein; denn ein lichterloher Schein glänzte am dunkeln Himmel. Nun fuhr Alles wild durcheinander, man berechnete, wo das Feuer ſein könnte. Daran, daß auch hier Seraphine ruhig blieb, ſah ich ihren Schmerz, ihre üble Lage, der ich mit ritterlichem Edelmuthe abhelfen wollte. Als wir nach Hauſe kamen und ich mich ſpäter im Bette wälzte, zogen chevalereske Gedanken durch meinen brennenden Kopf. Am frühen Morgen ſaß ich ſchon am Schreibtiſch und entwarf an Seraphine ein glühendes Gemälde des Intereſſes, welches ihr Schickſal mir eingeflößt hätte. Ich beſchwor ſie, aufrichtig gegen mich in Schilderung ihrer Leiden zu ſein. Von Liebe ſprach ich nicht, deſto mehr aber von einem unerhörten Kreuzzuge für ihr Leben, für ihr kleines Haupt, das ſo fromm und duldſam wäre und unmöglich Jemanden kränken könnte!

Noch ſeh' ich mich, wie ich an die Thür des Muſikdirektors klopfte, der unſere Stimmen und unſere Spazierfahrten leitete. Beſorgt gab ich dem Manne das Billet für Seraphine. Mit verdächtigem Blicke wurde ich gemeſſen, und

ich Achtzehnjähriger hielt den Blick nicht aus, sondern erröthete. Doch gewann ich zuletzt etwas über den strengen Mann und ging mit bester Hoffnung.

Am nächsten Tage frag' ich nach einer Antwort. Keine da. Es vergehen drei, vier Tage, ich höre nichts. Man lacht dich aus, schloß ich, über deinen Ritterdienst. du hast dir eine Blöße gegeben, Gott dam! Doch ermuthigte ich mich, in den nächsten Verein zu gehen, wo ich Seraphinen sahe. Sie hatte sich festlich gekleidet. Ihr Auge war verklärt, sie sang mit unbeschreiblichem Ausdruck das Solo in Rossini's Schweizer-Pastorale aus Wilhelm Tell. In Gall's Quartett: Liebe wohnt in niedern Hütten, hörte man sie vor allen, so daß sie ganz allein den Sopran zu halten schien. Ich glaube, sie sang schon im Vertrauen auf meinen Schutz oder auf meine Liebe, wie sich denn auch schon bei mir beides verwechselt hatte.

Nach der Stunde trat ich in ihre Nähe. Sie sprach einige verwirrte Worte und drückte mir einen Zettel in die Hand, den ich beim Schimmer der ersten Laterne draußen aufriß. Sie vertröstete mich auf morgen, wo sie in einem öffentlichen Park, dem gewöhnlichen Rendezvous der Liebe, ungestört mit mir sprechen wollte. Wie dies nun Alles kam, weiß ich kaum noch. Wir umarmten uns in jenem Garten, beschützt von Hollunderhecken. Wir schwuren uns Treue, wir wechselten Ringe, wir hatten keine Geheimnisse mehr. Als wir schieden, sagte sie: „Arthur, morgen um sechs Uhr treffen wir uns auf dem *** Platze; dann führ' ich Dich zu meinem Vater!"

Diese letzten Worte waren ein Donnerschlag für mich. Wie? dacht' ich, sie will mich wie eine gemachte Beute in

ihr väterliches Haus ſchleppen? Dieſe Schwärmerei, welche mein Herz erquickt, ſoll mit einem bürgerlichen Act und mit einer väterlichen Prüfung meiner Zeugniſſe endigen? Jeſus, wohin haſt du dich verirrt! Vormund wollteſt du ſein und biſt Geliebter geworden!

Dabei fiel mir die Scene in den Hollunderhecken ein. Ich ſahe, wie klug Seraphine auf eine Entſcheidung gedrängt hatte und erinnerte mich, daß ſie bei meinen Verſicherungen, ihr beiſtehen zu wollen, einmal nach dem andern fragte: „Wie wollen Sie das aber anfangen, ohne mich zu compromittiren?“

Mein Glück oder Unglück, ich weiß nicht wie ich ſagen ſoll, waren in dieſer Lage meine Studien. Den ganzen Vormittag las ich, ſchrieb, excerpirte und lebte im Alterthum. Erſt gegen Abend thaute mein Herz auf und dann war mir, ich geſteh' es mit Scham, jede Hingebung recht, die ich gerade finden konnte. So vergaß ich denn auch bald die geſtrige Wehklage und traf auf der von Seraphine bezeichneten Stelle ein. Eine Viertelſtunde hatte ich wohl gewartet, als ſie kam und mich herzlich grüßte. Ich fragte: Was thuſt du hier? Sie erröthete und ſagte dann: Ich lerne hier, wie man ſich ſelbſt Kleider zuſchneidet. Wie ſie das ſagt, fällt ihr etwas aus dem Korbe auf die Erde. Ich hebe es auf: es iſt ein Glas. Wie kommſt du zu dem Glaſe? Ei, ich habe ſchlechte Augen, ſagt ſie kurz, nimmt meinen Arm und drückt ihn an ihr Herz. Ich ſahe ſie, ich hätte vergehen mögen. Sie war heute nicht ſchön, ſie war nachläſſig gekleidet, um mehre Jahre älter als ich, ſonderbar wochentäglich und doch war ſie meine Braut, allmächtiger Gott!

Wie ſie mir nun ſo in einem feinen taffinen geſchmackloſen Hut, mit einem großen zwiſchen Grau und Gelb die Farbe ſuchenden Umſchlagtuche am Arme hing, da wollt' ich mich gar nicht bequemen, ihrem Vater zu begegnen. Ich müßte mich erſt ſammeln, ſagt' ich und bat um einen Umweg. Wir nahmen ihn, das Ufer des Fluſſes entlang, an welchem die in Rede ſtehende Univerſitätsſtadt liegt, und mußten über verfaulende Späne auf Holzhöfen, die ſich hier der Ausladungen wegen befanden, hinwegſchreiten. Da begegneten mir nun mancherlei Freunde, welche geangelt hatten und ſchwere Netze trugen, in welchen gefangene ſilberne Fiſchchen mit rothen Floſſen zappelten. Ich dachte an mein Schickſal, blickte kaum auf und ſtand endlich in der That vor meinem künftigen Schwiegervater.

Dies war ein dünnes, ſchmächtiges Männchen, in grauem Oberrock, das ein ſchwarzes Sammetkäppchen auf dem Kopfe, die brennende Pfeife aber einſtweilen aus Ehrerbietung in der Hand trug und mich mit dem liebenswürdigſten Ausdruck von Gutmüthigkeit begrüßte.

Sie ſind, Sie wollen —

Ja, ich bin — ich will —. Ach, nicht die Verlegenheit raubte mir die Sprache, ſondern eine Erſcheinung, die ich hier nicht anzutreffen glaubte. Ich wußte, daß Seraphine eine Schweſter hatte. Sie ſaß auch vor einem kleinen Nähtiſch am Fenſter und ſtrickte. Es war Auguſte.

Alle meine Bewegungen ſind gelähmt. Mechaniſch antwortete ich dem alten Manne, erzähl' ihm von meinen Verhältniſſen, examinire Seraphinens Bruder, einen liebenswürdigen und geſcheuten Knaben. Eine Idylle umwehte mich und meine Gefühle löſten ſich in Wehmuth auf. Ein Hänf-

ling im Bauer, ein leiner Bücherſchrank, ein mißgeſtimmtes Spinett, worauf Seraphine klimperte, draußen dicht vorm Fenſter und die Stube verdunkelnd eine Kirche, wo man gerade die Kanzel im Auge hatte, und unten ein Kirchhof, der auch zugleich der Garten des Pfarrers war. Alle Viertelſtunden ertönte an der Kirche ein holländiſches Glockenſpiel mit Choralanklängen, und immer waren es dieſelben Töne; eine melancholiſche Monotonie, und ich ſelbſt, unruhig gedrängt von der Luſt, meine Flügel in großartigen Regionen zu verſuchen, ich ſelbſt hier angeſchmiedet an ein Weſen, das ich lieben ſollte und an ein anderes, das mit feinem Lächeln am Fenſter ſitzt, von den ſchönſten Reizen überquillt, das ich anbete und von dem ich aufrichtige Glückwünſche zu meiner Verbindung hinnehmen muß. Der Gedanke: wie zugänglich iſt hier Alles, wie leicht konnte Auguſte in dieſen Umgebungen und Verhältniſſen errungen werden! — hielt mich zu Boden. Nur der Ruf: Seraphine iſt Braut! dieſer Ruf, den ich ſchon in allen Kämmerchen ihrer Freundinnen wiederhallen hörte, ſchreckte mich aus meinem Brüten auf. Sie iſt Braut! Und Deine Braut!

Und bei allen dieſen Leiden lag Seraphine in meinen Armen. Der Vater ſegnete uns, die holländiſchen Glocken ſpielten: Nun danket Alle Gott! Und endlich hieß es: wo nur Mutter bleibt! Seraphinens Lippen zuckten und mit elektriſcher Gewalt ſchlug es in mein Herz, daß ich wußte, warum ich hier war. Ich fühlte mich nun ſtark, ihre Lage zu theilen. Der Vater war zum zweiten Male verheirathet und der letzte Reſt ſeiner erſten Ehe war jener kleine Grabeshügel, nicht zwanzig Schritte von unſern Augen entfernt, wo ſeine erſte Frau begraben lag, und Seraphine, Auguſte

und Eduard waren aus der zweiten Ehe und hatten Seraphinen zurückdrängen müssen, nicht weil ihr Herz, sondern die Mutter es wollte. Seraphinens Erziehung war vernachlässigt; immer zurückgesetzt, immer des Hasses gegen ihre Stiefmutter beschuldigt, von der Rohheit mißhandelt und von der Schwäche ihres Vaters niemals in Schutz genommen, irrte sie, eine verlassene Waise, durch fremde Häuser. In einer entfernten Stadt schützten sie eine Zeitlang Verwandte, aber sei es, daß es an Liebe oder Geduld gebrach, Seraphine kam wieder zurück, blieb einige Tage im väterlichen Hause und mußte sich sogleich wieder vor der Brutalität flüchten. Weder ihre herrlichen Geschwister, die treuesten und zartesten Seelen, noch die Pflicht des Vaters vermochten sie vor dem Haß und der Intrigue einer zornigen Frau zu schützen. Denn es ist wahr, Seraphine hatte etwas, das reizen konnte. Die Entschiedenheit ihres Willens, welche sie durch frühes selbständiges Handeln gewonnen hatte, ließ sich von einer Frau mit wenig Begriffen nur als Tücke auslegen. Seraphine hatte dabei in der Sprache etwas Feines, Spitzes, Stechendes. Die Höhe ihrer durch eigene Anstrengung erworbenen Bildung trieb sie über ihre Familie und über ihre eigenen Verhältnisse hinaus und durch ein gewisses spöttisches Lächeln, welches gegen die Rohheit ihre einzige Waffe war, verdarb sie alle Aussöhnungen, wenn man auch im Begriff war, sie anzuknüpfen. Nach den erschütterndsten Scenen, welche das traurige Verhältniß schon allen Nachbarn mitgetheilt hatten, verließ Seraphine, wie auf der Flucht, das Haus und mußte Schutz suchen bei fremden Leuten in dienstbarer Abhängigkeit. Von all diesen Dingen mußte mein Herz mit tiefstem Mitleide erfüllt werden. Ich liebte

Seraphinen nicht; aber wenn ich an ihre Lage dachte, so fühlt' ich mich ſtark, ſie wenigſtens zu ſchützen.

Während ich dieſe Berechnung in mir durchging, tritt die Mutter ein. Sie iſt etwas beleibt, aber für eine zwanzigjährige Ehe von ausnehmender Schönheit. Dieſe runden vollen Linien, dies geſunde Inkarnat, dies Weiß der Zähne und Schwarz der Augenbraunen waren das Urbild zu Auguſtens anmuthsvollen Zügen. Die Frau ſieht mich nicht: ſie will es nämlich nicht. Sie weiß recht gut wer ich bin, das ganze Haus weiß es ſchon, alle Nachbarn wiſſen's. Mit höhniſchem Lächeln geht ſie an mir vorüber.

Liebe Mutter — hier iſt —

Sie ſchlägt ein lautes Gelächter auf und ſagt: Ich weiß ſchon. Ihre Dienerin, mein Herr! Hier hab' ich ja doch nichts zu ſagen. Damit ſchlug ſie die Thür zu und ging hinaus.

Unvergeßlich iſt mir das Lächeln ihres Mannes, das aus Schmerz, Scham und Verachtung zuſammengeſetzt und zu gleicher Zeit darauf eingerichtet war, daß es ſoviel ſagen ſollte, als: ſie iſt verrückt! Doch kehrte ſie nach einiger Zeit wieder zurück, wahrſcheinlich um mich zu beobachten. Sie verhielt ſich auch ganz ruhig, wir merkten aber darauf nicht und eilten hinunter in den Kirchhof.

Ich athmete auf, als ich in freier Luft war und umarmte Seraphinen, an welche mich dieſe peinliche Situation wieder gekettet hatte. Sie war auch ungemein liebenswürdig jetzt. Ihr erſtes Beginnen war ſogleich, eine Art von Freundſchaft zwiſchen mir und ihrer Schweſter zu ſtiften. Wir mußten uns umarmen, ja ich durfte ſie ſogar küſſen. Darauf füllte ſich der ſtille Platz, den die Strahlen des eben aufgehenden

Mondes, wie sie lang und geheimnißvoll in die Kirchenfenster hineinschienen, nur noch melancholischer machten, mit jungen Mädchen aus der Nachbarschaft, die sich alle eingefunden hatten, um meine Person in rechten Augenschein zu nehmen. An Witz und Gewandtheit wurden sie wohl alle von Seraphinen übertroffen, deren Munterkeit so weit ging, daß ich hier am Grabe ihrer Mutter fast unheimlich davon berührt wurde. Dennoch schieden wir heiter und treu. Der Vater, der mir den Hut herunter brachte, um mir die Mühe zu ersparen, seiner Frau eine gute Nacht zu wünschen, entließ mich mit herzlichst gemeintem Handschlag.

Das war also der erste Tag dieser neuen Lebensepoche. Ihm folgten weitere, an Erfahrungen reiche, betrübte, freudige, ich hielt diesen Zustand zwei Wochen aus. Ich mußte das neue Terrain erst übersehen lernen, wissen, wer alles an meinem Schicksale Theil nahm, noch fing ich nicht an, über das Ereigniß zu reflectiren. Seraphinens Vater war Schulmeister und es machte mir große Freude, als er meine ihm dargebotene Unterstützung annahm. Ich schlug mich mit sieben- und achtjährigen Buben herum, und zwar im eigentlichen Sinne des Worts. Die Bibel wurde exponirt, im Kopf wurde gerechnet, lautirt und alles kam zuletzt doch nur darauf hinaus, daß es hieß: Herr Arthur, eine Geschichte erzählen! Nun kann man sich keinen schlechtern Lehrer denken, als den ich abgebe. Ich schlug in die Uebermüthigen mit Fäusten hinein, welches durchaus keine angeborne Heftigkeit, sondern Verstellung war, die mich, während ich den Bakel der Vergeltung schwang, immer zuerst zum Lachen zwang, während die Buben mit nicht minderer Verstellung schrieen, als wenn sie am Spieße stäken. Denn ich that ihnen nicht

wehe, weil ich die empfindsamen Stellen nicht kannte. Kurz man spielte gräulich mit dem jungen Studenten, so daß ich immer froh war, wenn es zwölf schlug und die Widerspenstigen mit abgeplärrtem Liede entlassen wurden: „Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaßen!“

Weil das tragische Pathos meines Verhältnisses zu Seraphinen noch nicht völlig ausgebrochen ist, so benutz' ich die sich vorbereitende, allmählige Gährung, um mehre Kreise zu skizziren, welchen ich mich damals mit meinem Mädchen anzuschließen pflegte. Da war zuerst eine Freundin der beiden Schwestern, welche Eveline hieß. Sie war die älteste Tochter einer Wittwe und hatte einen jungen Stutzer zum Anbeter, der aber ein gutes Herz besaß und sich in diesen für ihn neuen, unschuldigen Kreisen von einer in seinem Gemüthe eingerissenen Verwilderung heilen zu wollen schien. Die Wittwe bewohnte ein Häuschen, das ihr eigen gehörte. Eveline war eine Figur von kaum vier Fuß: doch spielte und sang sie vortrefflich zum Klavier. Ein gewisses Gehufort war in der Wirthschaft sichtbar, man hatte angesehene Verwandte, man hatte sogar eine jüngste Tochter, welche Tänzerin am Theater werden sollte, kurz man war so wohlhabend, daß regelmäßig des Abends in einem gewissen Styl souvirt wurde. Hier saß ich oft auf dem Sopha, zuhörend den von Evelinen meisterhaft vorgetragenen Tönen des Beethovenschen Sehnsuchtswalzers. Seraphine summte das Lied still neben mir nach, Auguste saß trüben. Was in mir vorging hatte Seraphine zu ahnen begonnen. Mein Stillschweigen und meine an Augusten gerichteten Seufzer verstand sie und übermannt von ihrem Schmerze stürzte sie wohl oft an das Klavier, vertrieb Evelinen und sang: Leise rauscht es in den Bäumen,

das bekannte Ständchen an Louise, eine Compoſition, welche hinreißt, wenn ſie mit heimlicher, zitternder Begleitung des Inſtrumentes, im Geſange ſchwebend gehalten, anſchwellend und mit dem Worte: Dann gute Nacht! leiſe verklingend vorgetragen wird. Aber Seraphine rührte mich dennoch nie Unbedingt, ich konnte ſie nicht ſingen hören. Ich konnte dieſen Schmelz nicht ertragen, den Seraphine in das Lied legte und der doch hinein gehörte, dies Bewußtſein, daß ſie ergreifend ſänge, dieſe, wie ich Grauſamer dachte, abſichtliche Koketterie mit einer Empfindung, für welche es in meiner Bruſt einmal an allen Gründen fehlte. Und ich verbarg dies auch nicht. Wir gingen dann ſtill nach Hauſe und ſchieden mit Seufzern und die Leute, wo wir waren, beklagten mit Recht Seraphinens unglückliche Wahl. Nur Auguſte war immer friſch, geſund, lachte und blühte wie eine thauige Roſe.

Keine fünfzig Schritte von Seraphinens Wohnung verſammelte ſich ein anderer Kreis in einem ganz kleinen Zimmer, das kaum zum Umwenden ſo eng war. Es lag im dritten Stocke eines Hoſpitals, welches die arme Witwe eines Leichenbitters bewohnte. Sie ſehen, Julie, ich war in ſehr demokratiſche Kreiſe gekommen! Dieſe gute, brave Leichenbitterfrau hatte vier blühende Töchter, eine war ſogar bildſchön zu nennen. Alle hatten ſie ihre Beſchäftigungen unter fremden Menſchen, nur des Sonntags verſammelten ſie ſich bei ihrer Mutter, wo es denn ſo viel zu lachen und ſich zu freuen gab, daß die lieben Geſchöpfe für eine ganze Woche daran genug hatten und des Lebens Laſt und Plage ſchon leichter ertragen konnten. Gewiß beſaßen ſie Alle, eine natürliche Schalkheit, die ſie weit über ihren Stand und ihre

Bildung emporzuheben ſchien. Wegen dieſe Naivetät ſtach Seraphine ſowohl in ihrer grimaſſirten Luſtigkeit wie in der blaſſen Mondſcheinsſtimmung ihrer Sentimentalität nur zu grell ab.

Von den vier Schweſtern hieß die jüngſte Lina und war die Verlobte eines Mannes, der für meine damalige Zeit von höchſter Wichtigkeit wurde. Fritz Federer hatte urſprünglich das Handwerk ſeines Vaters gelernt; erſchrecken Sie nicht, Julie! Er war Schuhmacher. Als aber ſein Vater vom Dreibein in einen ſtädtiſchen Poſten avancirte, regte ſich auch im Sohne der höhere Trieb. Im wörtlichſten Sinne fing er an, ſein Pech zu beklagen. Höherer Beſtimmung war der Treffliche inne geworden, ein Geiſt der Heiligung trieb ihn, wie Jakob Böhmen. Zum Prieſter war es ſchon zu ſpät, von der Miſſion unter Heiden hielt ihn ſeine Liebe zu Lina zurück, er entſchloß ſich zum Schulmeiſter, rang ſich von ſeinem Vater los, beinah handgreiflich, und rettete ſich in eine Elementarſchule, wo er als Lehrer engagirt wurde. Fritz Federer iſt eine der freundlichſten Erinnerungen, die in meinem Gedächtniſſe leben. Ein kräftiger Körper, geſund, nur etwas blaß das Antlitz von ſchmaler Koſt und emſigen Nachtwachen, eine ſo poetiſche Geſtalt, daß ſie Dichter zu einem Entwickelungsromane benutzen könnten. Er liebte die Wiſſenſchaften, weil er ſie wie eine Religion verehrte. Es war ſein Cultus, immer mehr zu lernen, immer vollkommner, immer lückenloſer in ſeinem Wiſſen, immer examinationsfähiger zu werden. Er ſtudirte wie ein Eroberer. Und dazu kam ein ſo treues, edles Herz, daß ich, der eitle Student, ihn doch mit ſchwärmeriſcher Freundſchaft umfing. An Jahren und Verſtand, an Kenntniß der Welt und Lebensklug-

heit war er mir sogar überlegen, und dies bestimmte mich um so mehr, ihn zum Vertrauten meines unglücklichen Verhältnisses zu Seraphinen zu machen, wo er sich auch in den Kämpfen, welche nun bald beginnen werden, redlichst erprobt hat. Wo ist er jetzt? Wo sind meine Jugendfreunde, denen eine poetische Ader im Herzen schlug? Ach, ich ahne, sie sind alle Pietisten geworden!

Eine Meile vom Schauplatz dieser Verhältnisse entfernt, auf dem Lande, lag endlich die dritte Region, in welcher ich zu öfterm mich bewegte. Wenn die beiden Schwestern und ich dorthin auswanderten, so erwartete ich sie gewöhnlich an der Landstraße. Da war zuvörderst ein Judenkirchhof, wo ich hielt und durch das eiserne Gitter des Portals die hebräischen Inschriften zu lesen mich befleißigte, welche die halb stehenden, halb liegenden Leichensteine enthielten. Während ich über die frischen, weißgetünchten Wände des Grabhauses, über moderne Fabrikationen und den jüdischen Rationalismus philosophirte, über etwas, was mir damals so hohl und jetzt so ehrenwerth erscheint, klopften mir die beiden Mädchen auf die Schultern: Auguste, immer gleich in ihrer Stimmung, in lebhaften, farbigen Kleidern; Seraphine erst lächelnd, forschend, wie ich wohl gestimmt wäre, im Uebrigen aber immer kahl, fahl, monoton und aschgrau gekleidet, wie damals, als ich sie auf dem ***platze erwartete. Sie wollte Alles geistig fassen und verachtete jede Aeußerlichkeit. Es ermunterte mich Augustens Gegenwart, so daß wir tapfer vorwärts schritten, viel Wichtiges und Scherzhaftes durchsprachen und uns bald ermüdeten. An einem kleinen Graben, der die Wiesen bewässerte und an seinen Uferrändern mit Vergißmeinnicht besetzt war, pflegten wir uns dann eine

Weile im frischen Grase auszuruhen. Seraphine breitete ihr verhängnißvolles graues Umschlagetuch auf den Boden hin und schüttete Obst darauf aus, das sie am Thore erhandelt hatte. Da saßen wir drei Seelen denn ganz allein unter dem freien Himmel, der sich in unermeßlicher Weite blau über uns wölbte. Wir schienen so eng verschwistert, so harmonisch zusammenklingend und doch lagen die erschütterndsten Geheimnisse zwischen uns. Seraphine ahnte schon Alles. Sie schwieg eine Weile, legte dann eine Birne, die sie eben versuchen wollte, auf das Tuch nieder, ergriff meine und Augustens Hand und fügte sie in einander. Ganz erschrocken war ich und sagte zu Auguſten: „Ja, haben wir uns denn erzürnt?“ Auguſte sprang aber auf und sagte sehr gleichgültig: „Jetzt müssen wir wohl gehen, es wird zu spät.“

Nach einer darauf einsilbigen Wanderung kamen wir endlich in dem Dorfe an, wo das junge Liebespaar sich einer daselbst ansässigen Familie vorstellen sollte. Die Besitzung lag am äußersten Ende des Dorfes und bestand aus zwei Häusern, von denen jenes das Entgegengesetzteste, was sich denken läßt, umschloß. In dem einen etwas tiefer in den Garten hineingebauten Hause wohnte ein steinalter Geistlicher, dessen um zwanzig Jahre jüngere Gattin sich im Vorderhause bei ihrer Tochter und Enkelin aufhielt, deren Gatte und Vater ein ehrlicher Mann war, der die Landwirthschaft trieb.

Der alte Herr war in einem Landstädtchen Geistlicher gewesen, hatte darauf wegen zunehmender Altersschwäche seinen Dienst verlassen und wohnte nun bei seinem Schwiegersohne in einem artigen Zimmer, dessen Fenster von Weinlaub, türkischer Bohnenblüthe und orangegelber Kresse beschattet wa-

ren. Als ich eintrat, lüftete er sein schwarzes Kappchen und ich war wie auf Kohlen, denn man hatte mir gesagt, daß er schon kindisch wäre. Ich wußte aber durchaus nicht. Es war ein eigensinniger Alter, der eine Welt verdammte, die sich ihm über Nacht geändert hatte. Sein erstes Wort war sogleich: „Sind wohl auch Mystiker?"

„Mystiker?" Ich bejahte damals das Prinzip und verneinte die Bezeichnung.

Da gab er mich schon auf, blickte gen Himmel und begann mit einer aus tiefster Seele quillenden Ueberzeugung von der rationellen Theologie des vorigen Jahrhunderts zu sprechen. Teller, Spalding, Jerusalem, Zollikofer, Steinbart, waren die Apostel seines Glaubens und mit verklärten Zügen ergriff er meine Hand und drückte sie an sein Herz.

Dann stützte er sich auf meinen Arm und winkte, daß wir mit ihm hinausgingen in den Garten. Die Anlage war erst einige Jahre alt und noch etwas frei. Es fehlte an Bäumen; aber dafür dufteten alle Beete von den herrlichsten Blumen. In der Mitte kreuzten sich vier mit Buchsbaum besetzte Wege und trafen in einer riesenhaft angelegten Laube zusammen, welche durch ein rankendes Schlinggewächs von unten bis oben in eine gewölbte Kuppel grün umzogen war. Hier nahm nun der alte Mann sein Mützchen ab, faltete die Hände und sagte: „In diesem Tempel verehr' ich Gott. Flüsternde Blätter heben mit sanfter Musik die Seele zu ihm! Hier athm' ich, was da heißt Odem Gottes. Heilige Natur! du bist meine Religion. In jedem Lenze, wo du, Schlummernde! wieder aufwachst und das Veilchen am Bache, die Ceder auf dem Libanon dem Evangelium des erwärmenden Sonnenstrahls sich entgegen freut, wird der

Bund beſiegelt, welchen der Himmel mit der Erde geſchloſſen hat.

Dem alten Manne rannen die Thränen von der Wange; ich ergriff ſeinen zitternden Arm und führte ihn hinweg. Zwar von der Wahrheit dieſes Gefühls tief ergriffen, verſteckte ſich in meiner Seele doch etwas Feindſeliges. Spekulative Netze hatten mich ſchon damals gefangen, ich glaubte über dem Greiſe zu ſtehen, der mit ſeiner Hingebung an die Natur mir nur erſt auf der „unterſten Stufe“ des Gottesbewußtſeins angelangt ſchien. Ich hielt dafür, daß er ſich Heide nennen dürfte — und jetzt — wie iſt Alles ſo anders! Jetzt könnt' ich den Kleidesſaum jenes Propheten der Natur küſſen, welcher damals ſtill und zitternd an meinem Arm in das lärmende Vorderhaus ſchlich.

Die Gattin des Herrlichen nun war, für mich wenigſtens, was man ſo zu nennen pflegt, eine unangenehme Priſe. Sie nahm den Studenten forſchend auf, und als ſie merkte, daß er etwa reif genug wäre, um ihren Bildungsgrad zu verſtehen, entwickelte ſie ein Benehmen, welches zwiſchen der aſtronomiſch-ſentimentalen Poeſie Tiedge's und dem malitiöſen Weltione Goethe's die Mitte hielt. Sie ironiſirte die gekochten Aepfel, welche wir zur Nacht nahmen; ſie wollte mir den Beweis geben, daß ſie ſich diesmal nicht in ihrer Sphäre befinde. Auf ihren Mann, der mit ängſtlicher Haſt und zahnloſem Munde die weiche Speiſe verzehrte, blickte ſie, wie ungefähr Prometheus auf den Felſen geblickt haben mag, an welchen er angeſchmiedet war. Trotz der Goetherei dieſer Frau, trotz ihrer pretiöſen Bedeutſamkeit in Schickſal und Antheil, haßte ſie Goethe. Seiner von ihr behaupteten Unſittlichkeit wegen verfolgte ſie ihn das ganze ländliche Souper hindurch und

erzählte eine Geſchichte aus Halle, wo eine Gattin ihrem Gatten, eine Mutter ihren Kindern untreu geworden wäre, weil ſie die Leiden des jungen Werther geleſen. Und dabei erinnerte ſie mich an die Gewohnheit, welche einige unſerer jungen Kritiker angenommen haben, nämlich Goethe niemals ohne ſeinen Vornamen zu nennen, gleichſam als wollten ſie ihm damit jenen idealen Schmelz, jenen Titanenmuth wiedergeben, welcher durch die Weimarer Miniſterſtelle etwas erſtickt wurde. Nur ſchloß ſie ſich dabei mehr an die Allgemeine Deutſche Bibliothek an, und verſah den Dichter immer mit ſeiner bürgerlichen Bezeichnung. Oder ſollte man glauben, daß ſie Herrn von Goethe perſönlich kannte? Ach, es machte mir wenig Freude, daß Seraphine an dieſer Frau hing, daß ihr drittes Wort immer die Predigerin war. Ihr vertraute ſie alle ihre Geheimniſſe an und fand dann bei ihr jenen mit weltkluger Miene gegebenen Troſt, welchen ſie in den Schriften der Henriette Hanke, in Witſchel's Morgen- und Abendopfern und den Stunden der Andacht auch hätte finden können.

Als wir am ſpäten Abend zum Dorf hinaus gingen, ſiehe da trat uns aus einer Heckenwand, welche des Dorfes Gränze bildete, Jemand entgegen, der auf uns gewartet hatte. Es war verabredet, daß wir Herrmann an dieſer Stelle träfen. Wer war Herrmann? Herrmann hatte auf Schule und Univerſität das Recht, ſich mein anderes Ich zu nennen. Seit jenem Augenblicke, wo er auf zwei Krücken in die Klaſſe ſchlich und uns als neuer Mitſchüler empfohlen wurde, wo ich ihm aufwaßte und ihm meine Liebe, meine Wartung ſeiner körperlichen Mühſal anbot, waren wir unzertrennlich verbunden. Freilich gab es zahlloſe Differenzen zwiſchen uns, aber

hatten wir im Irdiſchen Zwiſtigkeiten, ſo begegneten wir uns wieder, da wir ganz gleiche Sympathien in uns trugen, im Aether unſerer Ideale. Herrmann war der älteſte Sohn eines Landpfarrers, der die Preußiſche Agende nicht annehmen wollte und daher immer auf dem Sprunge ſtand, mit Frau und zehn Kindern nach Amerika auszuwandern. Die Widerſetzlichkeit gegen dieſen tollkühnen Entſchluß, den eine unnöthige Verzweiflung dictirt hatte, die unverabredete Anwaltſchaft ſeiner bei dieſen Excentricitäten ſchmerzlichſt leidenden Mutter, beides hatte dem Sohn eine frühe Reife und Selbſtſtändigkeit gegeben. Später erholte er ſich von ſeiner Hüftenkrankheit, warf die Krücken weg und hinkte ein wenig, was mit ſeinem lebendigen Temperament ſonderbar kontraſtirte. Herrmann wollte Seraphinen ſehen. Er ſahe ſie nun zum Erſtenmale in einer Beleuchtung, wo ſie ſich am beſten ausnahm, beim Mondſchein. Er führte ſie und verlor ſich bald, wie es jungen Norddeutſchen eigen iſt, in ein zartgeſponnenes Geſpräch über Liebe, Gegenliebe, Gott, Freiheit und Unſterblichkeit. Ich ging lautlos neben Auguſten, und nur zuweilen rückten wir alle vier zuſammen und ſangen auf der ſtillen Landſtraße: Es blinken drei freundliche Sterne! Dabei ſchienen unſere Blicke verklärt und doch bluteten die Herzen. Wer dies Concert jubelnder Stimmen hörte, ahnte wohl nicht, daß ſie im Grunde ein trauriges und verzweifelndes Thema variirten. Als mein Freund und ich von den Mädchen ſchieden, war jener hingeriſſen durch Seraphinen. Ich ſchwieg und hatte es wahrlich zehnmal auf den Lippen, ſie ihm abtreten zu wollen.

Die Oppoſition der Predigerin gegen Goethe im Sinne Puſtkuchen's bringt mich darauf, einen Dichter zu nennen, der

damals für mich ein eigenes Studium wurde. Das war Bürger. Eines Tages brachte ich seine mit einem Porträt gezierten Werke den beiden Schwestern. Seraphine, die Bildung genug besaß, um Bürger's Leben zu kennen, erblaßte als ich den Namen nannte. Ich sprach ohne Rückhalt mit feurigen Worten und leidenschaftlichen Mienen von den Leiden des Mannes, von Molly, als sie sich losreißen wollte, von seiner Liebe zur Schwester seiner Gattin. Hier zeigte ein Bild seine schmerzhaften Züge, diesen gutmüthigen frommen Glanz des Auges, dies schlichte Haar, das glatt gekämmt, ganz gegen die Sitte seiner Zeit vom Scheitel des unglücklichen Mannes hing! Als ich dies Alles ausdeutete und die Geschichte Bürger's erzählte, standen mir die Thränen in den Augen, so daß die Mädchen stumm zur Erde blickten und Seraphine seufzend ankündigte, wir würden heut zu Evelinen gehen.

Dies war der schmerzlichste Abend. Seraphine verlangte schon keine Zärtlichkeit mehr, sie war stolz genug, nichts haben zu wollen, was ich für sie nicht besaß. Allmälig bekam sie eine wunderbare Festigkeit und ich wußte nicht, was sie mit der glorienhaften Miene wollte, als hätte sie einen Triumph genossen. Nothwendig mußte in ihrer Seele etwas vorgegangen sein und noch denselben Abend erfuhr ich es. Sie drängte mich zu ihrer Schwester hin, warf ihr die bittendsten Mienen zu und kaum hörte ich das, was sie mir in's Ohr flüsterte Eveline sang dabei das Lied: „Treu geliebt und still geschwiegen!"

Seraphine hatte auch in der That noch nichts gesprochen; denn die Stimme versagte ihr. Endlich hörte ich ohne daß sie weinte: „Arthur, sie wird dich lieben!" Ich wende mich.

um. Nun erſchrickt ſie. Und warum erſchrickt ſie wohl? Ach, weil ſie keine Thränen hat! denk' ich, weil ſie eine Luſt im Schmerze ſucht, weil ihr dieſe Reſignation eine leidende Folie gibt.

Und nun brach der ganze Rigorismus meiner Gefühle aus. Ich ſtieß ſie, die mir ein ſo großes Opfer bringen wollte, von mir. Groß? Groß? Sie koſtet es nichts, dacht' ich; ſie ſchwelgt in dieſer ſchmerzlichen Situation: Sie will mit dem Myrtenkranz ſterben, wenn ich ihre Schweſter heimführe, wenn alle Menſchen ſie als Märtyrerin ihrer Liebe anbeten werden und ſagen: Schaut, ſchaut, was ſie that! Sie opferte ſich dieſem Herzloſen!

Dieſe Scene bildete den Wendepunkt meines ganzen Verhältniſſes zu Seraphinen. Hier durchkreuzten ſich endlich alle Fäden, an welche damals die Pſyche meines Lebens gefeſſelt war. Ich hatte mich durch meine Liebe nicht abſorbiren laſſen. Sie verpflichtete mich nicht. Nach den höchſten Gipfeln wiſſenſchaftlicher und Welteinſicht ringend, war ich auch auf einem ſteten, dornigen und blutigen Hinaufklimmen begriffen. Alle Ideen, welche die Zeit erfüllten, fanden in meiner Bruſt ihren Wiederhall. In Liebe und Haß war ich leidenſchaftlich. In der Politik tollkühn, in der Religion Phantaſt, in der Philoſophie Schattenſpieler, in der Moral ein Narr, gährte und ſtrebte ich und mordete meine nächſte Vergangenheit immer durch die nächſtfolgende Zukunft. Seraphine war das Herz, das zwiſchen die Räder eines wildſtürmenden Schöpfungs- und Zerſtörungsdranges gerieth. In den Sitten das Philiſterhafte haſſend, in den Gefühlen jede Weichheit, die ich Egoismus nannte, brachte ich Alles, was mich auf meinen Wegen reizte, in Verbindung mit meinen idealen Sympathien.

Ich ſahe in meinen Umgebungen nur falſche und lügneriſche Manieren und fand darin Stoff für die Polemik vieler deutſchen Autoren gegen die Tendenzen der Zeit. Mein Symbol war: Natur und Ehrlichkeit in der Politik, Natur und Leidenſchaft in der Moral. Ein Herz, das liebt, liebt um jeden Preis, war meine Vorausſetzung, und ein Herz, das entſagen kann, liebt nicht, meine Folgerung. Seraphine muß dich nicht opfern, Seraphine muß ihre Schweſter haſſen, da ich ihre Schweſter liebte, Seraphine muß ſich an meinen Beſitz anklammern, ſelbſt wenn ich ſie an den Haaren ſchleifte, und — nun verwarf ich ſie.

Mein erſter heldenmüthiger Entſchluß war, die Empfindungen für Auguſten erfrieren zu laſſen. In der Jugend, wo man von Illuſionen lebt, kann man Alles. Es wurde freilich ſchwer! Zuweilen wurd' ich noch weich und die Eiskruſte, die mein Herz umgab, thaute wieder auf: allmälig aber beſchränkte ſich meine Neigung zu Auguſten auf eine Benutzung von gerade ſo viel guten Gelegenheiten, als ſich darboten, um einmal ihre Hand, oder beim Spiele meine Lippen auf ihre Stirn drücken zu dürfen. Innere Regungen unterdrückt' ich mit ſtoiſcher Kraft: ich beobachtete nur die Feinheit ihrer Haut, weil auf ihr jede Berührung dieſer Art immer ein Maal zurückließ, welches fünf Minuten brauchte, um ſich zu verwiſchen. Das war noch romantiſche Liebe, Julie! Im Uebrigen ging ich darauf aus, Seraphinen jede Veranlaſſung zu ihren Tragödien zu nehmen. Ich überwand meine Gefühle, um den Stolz der übrigen zu überwinden. Ich ſagte ihr, an mir würde ſie die Glorie der Entſagung nicht verdienen, weil ich gar nicht wüßte, wem zu Gunſten ſie entſagen wollte. Mit gräßlichem Spotte folterte ich

die Arme, muthwillig zerriß ich die Cypreſſen, welche ſie im Geiſt ſchon auf ihren Grabeshügel pflanzte. Böſes Herz war dies nicht: ich glaubte nur im Auftrage des Richtigen zu handeln.

Jetzt war mir an Seraphinen Alles fatal. Mit meinem terroriſtiſchen Scalpell anatomirte ich ihre Seele, in der ſich nichts mehr verbergen durfte. Wenn ſie den Mond, wenn ſie die Sterne anrief, ich nannte es Verbrechen. Wenn ſie mir mit ihrer Witſchelſchen Glaube-, Liebe-, Hoffnungspoeſie, mit ihrer Wilmienſchen, Spiekerſchen Jungfrau beim Eintritt in die Welt kam, mit ihren Nachläſſen Roſaliens und Serena's Brautmorgen, ſo wurd' ich unmuthig. Zahlloſe Briefe, die ſie mir des Abends in die Hände drückte, las ich nicht. Aeußerlich waren wir noch ganz gerubig und erträglich. die Welt ahnete nichts; aber Seufzer, verzweiflungsvolle Blicke, oft ein nur hingeworfenes Wort drückten unſer ruinirtes Verhältniß aus. Es entſpann ſich ein Briefwechſel, wo ich Wahnſinniger ihr Vorleſungen hielt über Unſchuld und ächtes Gefühl, über deutſche Literatur und tauſend heterogene Dinge, von denen ich vorgab, daß ſie durch ſie in mir beleidigt würden. Die Unglückliche antwortete darauf, mit Träumen, Gebeten, Gedichten, die mitunter durch eine originelle, faſt immer ſymboliſche oder myſtiſche Idee ausgezeichnet waren. Ihr ganzes Syſtem verwarf ich und um ſo mehr, da ſie Dichterin ſein wollte und ich mir damals einbildete, daß Frauenzimmer nicht die Beſtimmung hätten, zu ſchreiben. Ich muß mich haſſen um dieſe Dinge!

Federer, war meine Zuflucht. An ſeiner treuen Bruſt ſöhnt' ich den Schmerz meines zerriſſenen tollen Gemüths aus. Wie oft ſagt' ich ihm: „Sieh, Fritz, Seraphine hat

Geiſt. Sie hat ſogar Verſtand und im Verſtande Witz: Fremde ziehet ſie Stunden lang auf und erträgt ein Geſpräch, wo die feinſten Saiten klingen. Wenn ich mich aber hinreißen laſſe und ihr meine Begriffe zu entwickeln beginne, dann bleibt ſie in ihren Entgegnungen immer beim Trivialen, Angelernten, bei der Phraſe ſitzen. Ich weiß, ſie ſind freilich alle ſo, die ſich vorzugsweiſe höher dünkenden weiblichen Naturen. Alle haben ſie ſich die gefühlvollen Gemeinplätze über Liebe, Religion und Leben zu eigen gemacht und fallen, wenn du aus des Gedankens tiefſtem Borne ſchöpfteſt, dir in die Flanken mit ihrem ſchon Alles Gewußthaben. Fritz, ſie verſtehen dich gleich, wenn du noch gar nicht fertig biſt, und wenn du ſie reden läſſeſt und frägſt nun, was ſie denn glaubten, daß du meinteſt, dann ſagen ſie gerade die Sätze, die du bekämpfſt, die ausgedroſchenen Strohkiſſen, auf welchen ſich die egoiſtiſchen ſchönen Seelen ausruhen!“

Mein Freund ſuchte mich wohl zu tröſten; aber ich fuhr fort: „Fritz, vergleiche deine Lina mit Seraphinen! Jene ſteht mit der Sonne auf: dieſe träumt bis neun Uhr im Bette, ſo daß ich der Mutter den Haß nicht verdenke. Jene duftet von der Friſche, die des Morgens auf den Federn liegt. Seraphine — auf ihrer ganzen Erſcheinung liegt eine ſolche Decke, wie ſie ſich auf dem Weine zu bilden pflegt, der ſteht. Alles, was ſie ſpricht, iſt überlegt, gut; aber in dem Sinne überlegt, daß ſie auf die Wirkung lauſcht. Ich verſichere dich, Fritz, gerade die, welche immer mit ihrem Gefühle kokettiren, ſind kalt. Seraphine? Glaubſt Du daß ſie eine Thräne vergoß, als ſie meinen Beſitz an Auguſten abtreten und vor aller Welt ſich mit neuem Glorienſcheine umzaubern wollte? Nicht in dem Schmerze lebte ſie dabei,

ſondern in der Thatſache, die ſie, objectiv, erfüllt, von Euch und Allen ſchon bewundert, vor ſich ſahe. Des Schreckens, der Furcht, des Mitleids glaubſt du ſie fähig? Nein, Fritz, gewohnt in ewiger Gefühlsſchwelgerei zu leben, hat das Gefühl für ſie ſchon das Plötzliche, Ueberraſchende und Ergreifende verloren. Stumm und kalt bleibt ſie bei fremdem Schmerz. Ach, ich bin hin, hin!'"

Fritz zuckte die Achſeln. An Hülfe dacht' ich nicht. Ich dachte nur an Trennung; denn dies Verhältniß war die Kette, die mich wie einen Verbrecher an den Klotz der Alltäglichkeit gefeſſelt hielt. Nur mit einem Schlage zurückzutreten wagt' ich nicht, weil ich es meiner Ehre ſchuldig zu ſein glaubte, bis auf den letzten Athemzug auszuharren. Ich nahm Seraphinen jetzt hin, wie eine Aufgabe, die ich zu löſen, wie einen Notenſatz, den mir der Himmel herunterzuſpielen aufgetragen hatte. Proteſtation aber wollt' ich mir wenigſtens vorbehalten, Proteſtation, die darin beſtand, daß ich darauf ſtudirte, Seraphinen zu quälen. Ich zeigte ihr alle Karten, mit denen ich ſpielte, offen. Wie oft erzählt' ich ihr nicht, daß ich dereinſt ein Weib gewünſcht hätte, das leicht, beweglich, zum Transporte geeignet wäre, eine Frau, die gleichſam mein Taſchenmeſſer ſein müßte, das ſich zuklappen und einſtecken ließe. Ich erzählte ihr das Goethe'ſche Märchen von jenem Reiſenden, der ein Käſtchen bei ſich getragen und in jedem Gaſthofe geöffnet hätte; da wäre ein Weſen herausgeſtiegen, das ſich vergrößerte zu Menſchenlänge und nach traulichem Umgange wieder in das Käſtchen zurückkehrte. Seraphine lächelte dazu; denn ſie hoffte, ſich nach meinem Syſteme umbilden zu können. Zum Beiſpiel hatt' ich ihre affectirte Luſtigkeit getadelt, weil ſie ſich damit vor-

drängte und den Leuten doch im Grunde nur Angſt machte. Nun glaubte ſie gerade das Rechte zu treffen, daß ſie ſtill und in ſich zuſammengekauert ſaß und die Scherze ihrer Freundinnen mit Molltönen accompagnirte, die nicht weniger ſchreiend von jenen disharmonirten. So wurde mir ihre Erſcheinung immer unerquicklicher.

Der Winter nahte heran. Ich ſpann mich in meine idealiſtiſchen Gewebe ein und ertrug das Aeußere zur Noth, da ich innerlich an Leben und Frühling keinen Mangel litt. Im freudigen Kampfe rang ich mit Büchern und Menſchen, um zu feſten Ueberzeugungen zu gelangen. Den Niederſchlag dieſer Gährungen ließ ich Seraphinen, einen des Abends ermatteten Körper, der in ſeinen Nerven überall unſanft berührt wurde, einen Geiſt, der ſich einbildete, der Zukunft vorzuarbeiten und der von dem, was der Augenblick brachte, immer abweſend war. Poeſie wäre jetzt das geweſen, was mich hätte feſſeln können: aber Seraphine entwickelte wenig davon, wenigſtens nicht in meinem Sinne. Manches rührte mich. Sie ging oft im größten Schneegeſtöber, ein altes Tuch über den Kopf gezogen, und begleitete mich des Abends nach Hauſe. Wenn wir dann an dem Häuschen vorübergingen, wo Herrmann in einer Dachſtube wohnte, und durch Licht die Fenſter matt erleuchtet waren, ſo polterten wir die Treppe hinauf, ſie dann in meinen Mantel gehüllt und die Nachbarn täuſchend. Herrmann war immer erſchrecken und rückte den Schemel an den laugewordenen Ofen. Seraphine aber durchſtöberte bei dem matten Schimmer, den die Lampe an die Wände warf, Alles, was zu der tumultuariſchen Wirthſchaft eines jungen Studenten gehörte. Außerdem vernahm ich oft, wenn ich in meiner Wohnung des Abends ein-

ſam ſtudirte, ein leiſes Pochen an der Thür. Oeffnete ich dann, ſo huſchte etwas die Stiege hinunter und unten fiel die Hausthür ins Schloß. Es war Seraphine, die mich nur grüßen wollte. In allem Excentriſchen war ſie bedeutend. Bei höherer Geiſtesbildung, glänzenderen Verhältniſſen und bei einem ſo receptiven Manne, wie Goethe, hätte ſie es bis zur Claſſicität Bettinens bringen können. Ich zweifle aber, ob ſie mich damit beglückt hätte; denn ich litt ſchon genug an der tieferen Potenz dieſer Originalitäten.

Mit den Weihnachten näherte ſich endlich die Kataſtrophe. Selbſt in dem, worin wir uns Freude machen wollten, kränkten wir uns.

Noch vergegenwärtig' ich mir lebhaft jene Scene, als Seraphine und ich in dem engen Hospitalſtübchen ſaßen. Draußen kniſterte der Froſt; drinnen athmete der glühende Ofen. Eine ſpärliche Flamme aus zinnerner Lampe beleuchtete uns, die wir ſchweigend auf den Boden blickten.

Lina fragte mich, was ich wohl geſchenkt haben möchte, ob ich einen Tragband oder ein Notizbuch vorzöge? Höflich, wie ich glaubte, antwortete ich: „Was erhält denn Fritz?“ Sie ſagte „ein Notizenbuch. „Nun ja,“ fiel ich ein, „das wäre mir auch lieber. Man kann es doch zeigen, man kann doch vor den Leuten ein wenig groß damit thun, man kann doch ſeinem Mädchen Complimente damit zuwenden. Ein Tragband? das ſieht Niemand; ich möchte um Alles in der Welt kein Tragband haben!“

Seraphine ſtieß einen Schrei aus und ich begriff ſie nicht. Keine Ahnung hatt' ich davon, daß ſie ſich etwa hinſetzen konnte des Nachts, die Arme mit blöden verweinten Augen, daß ſie an Weihnachtsfreuden hätte denken, und mir ein Trag-

band ſtricken können. Ich tobte über dieſe empfindſamen Convulſionen, für die es keine ſichtbaren Gründe gäbe, während Lina die Augen ſenkte und für zwei der unglücklichſten Geſchöpfe ſtill zu beten ſchien.

Mit dem Tage des Herrn flackerte der matte Schein unſerer Liebe noch einmal etwas heller auf. Hören Sie Julie, wie Studenten lieben! Ich ging zu einem Schreiner und kaufte einen kleinen Nähtiſch, und weil ich Niemanden an dem Feſte finden konnte, der mir ihn getragen hätte, ſo nahm ich das Ding ſelbſt auf den Kopf und watete damit durch den Schnee ohne Zwang zu meiner blaſſen Liebe hin. Auf der Straße hatte Alles Eile, Niemand beobachtete mich. Zuweilen ſtellt' ich meine Laſt nieder und kaufte Bänder, Spitzen, Lebkuchen, Wachsſtöcke, Pfeifenrohr, einen Weihnachtsbaum, etwas Silberzeug und Theodor Körner's ſämmtliche Werke, kurz ein ganzes Waarenmagazin, womit ſich eine deutſche Familie beglücken läßt. So behangen und betrödelt kam ich denn an dem holländiſchen Glockenſpiel an, um meine Siebenſachen zu verbergen. Mein Herz pochte vor Freude; denn ich dachte nur an die ſtrahlenden Geſichter, welche mir entgegenlachen würden, und es war mir als hätten an dieſem Feſte auch die Seelen neue Gewänder angelegt. Als Seraphine von den kleinen Wachslichtern an dem Baume geblendet, in meinen Armen lag, feierte ich mit ihr die herzlichſte Ausſöhnung. Jung und Alt ſtand rings um uns her und betrachtete die Beſcheerung. Frohlockend nahm ich das Tragband, womit ſich mir das neuliche Räthſel des Aufſchreiens enthüllte und Auguſte hatte mir ein Uhrenband von Perlen gehäckelt.

Bis über das neue Jahr hinaus dauerte dieſe wechſelſeitige Zufriedenheit. Da kamen aber bald die alten Zweifel

und Sorgen wieder und in mir um ſo heftiger, als Seraphine ſich einzubilden ſchien, daß ich nur launiſch geweſen und jetzt vollkommen wieder mit ihr zufrieden wäre. Die Correſpondenzen, welche ſie um jeden Preis wieder anknüpfen wollte, um mir ihr Herz zu zeigen, reizten mich heftig. Ihre ſentimentalen Deklamationen waren mir unerträglich und ich hatte nicht unrecht, daß ſie ſich beſſer vorkommen wollte, indem ſie ſchrieb, als indem ſie ſich ſo gab, wie ſie die Natur geſchaffen hatte. Die alten Wunden brachen wieder auf, ich flüchtete zu Fritz, der mir ein heroiſches Mittel empfahl, nämlich mich zurückzuziehen.

Ich ergriff es zuletzt, da Umſtände eintraten, die es milderten. In einem vornehmen Hauſe wurde eine Geſellſchafterin geſucht und man wandte ſich zu dieſem Zwecke an Seraphinen. Die Familie ſprach darüber hin und her, die Meinungen waren verſchieden, bis ich den Ausſchlag gab, daß ſie die Aufforderung annehmen ſollte. „Denn," ſagt' ich vor Allen grad heraus, „Seraphine iſt ohne Erfahrung und voller Eitelkeit. Mag dies ihre Prüfzeit werden! Briefwechſel findet zwiſchen uns nicht Statt; denn ihr Erbübel iſt die Feder und die Phraſe." Ueber dieſe Erklärung fehlt' es freilich an Erſtaunen nicht; aber Seraphine, die immer noch dachte, meine Liebe gewonnen zu haben, unterzog ſich freudig dieſer Anordnung und ich trennte mich ſpät Abends von ihr, heftig erſchüttert über einen Schritt, den ich thun mußte, um mein Leben zu retten.

Nun vergingen drei Monate, daß ich nichts mehr von Seraphinen vernahm. Der Eingang beim Vater ſtand mir immer offen, und ich benutzte ihn um meine Sehnſucht nach Auguſten befriedigen zu können. Ich ſprach nie über Sera-

phinen mit ihr, mit Niemanden, und Allen war der Bruch entſchieden.

Da erhalt' ich eines Tages von Seraphinen ein Billet, worin ſie mir ein kategoriſches Entweder-Oder vorſchlug und dabei ein Verhältniß berührte, das ſich ihr für ihre Lebenszeit anböte und das ſie auch annehmen würde, wenn ich in meiner Reſignation verharrte. Eine ſolche Sprache kam mir unerwartet und zitternd vor Wuth lief ich zum Vater, bei dem ich kaum zu Worte kommen konnte. Er benutzte meine Verwirrung und ſetzte mir mit Ruhe dasjenige auseinander, was ſich in dem herrſchaftlichen Hauſe entſponnen hätte. Einer von der Umgebung des jungen Herrn vom Hauſe, ein ſchlanker ſchöngewachſener Mann, den man Philipp nannte, hatte eine glühende Neigung auf Seraphinen geworfen, mit der ſie, wie es ihre Art war, nicht kurz abbrach, ſondern witzig und geiſtreich ſpielte. Doch hielt ſie dieſe Maske gegen eine energiſche Bewerbung nicht lange aus, ſondern ward beſtürmt und ſo in die Enge getrieben, daß ſie endlich einen Entſchluß faſſen mußte. Und doch, ſagte der Vater, verwundere er ſich, daß ſie es hätte thun können.

Es war auch nur verzweifelte Verſtellung bei Seraphinen. Sie dachte nicht daran, den Bewerbungen Philipp's Gehör zu geben; aber, wie ſie denn in praktiſchen Dingen immer auf das Verkehrteſte gerieth, ſo glaubte ſie ſehr geſcheut durch jene Alternative auf mich zu wirken und mich mit einem Schlage wieder für ſich zu gewinnen. Als ſie nun aber von mir die volle Zuſtimmung zu ihrem Entſchluſſe erhalten hatte, geberdete ſie ſich wie eine Raſende und gab Abſichten zu erkennen, die nöthig machten, daß man ſie bewachte. Sie wollte ſich den Tod geben, wenn ſie mich wenig-

ſtens nicht noch einmal ſpräche. Und dies Geſpräch ihr zu bewilligen, ward ich nun von allen Seiten beſtürmt.

Es war eine mondhelle Frühlingsnacht, die den vor der Stadt gelegenen Park mit magiſchem Helldunkel ſchmückte. Seraphine hing mir am Arme und ſchmiegte ſich mit hinreißender Liebenswürdigkeit zu meinem Antlitz auf, das ſich mit ſeinem reſignirten Lächeln gar leicht dem Monde verrieth. Wirklich war ihr ganzes Weſen friſcher und natürlicher geworden und ſie behauptete, ſich in allen Stücken zu ihrem Vortheil verändert zu haben. Ich nahm das Alles ſehr einſylbig hin, fühlte mich jedoch unwillkürlich an ſie gefeſſelt, als ich merkte, daß eine dunkle Geſtalt im Schatten der Bäume uns nachſchlich, und mir Seraphine erklärte, an der Jägermütze erkenne ſie Philipp. Philipp war Forſtmann. Der Muth, hier für mich ſelbſt aufzutreten, ging auf Seraphinen mit einer Wirkung über, daß ich ſie wenigſtens in dieſer Lage vertheidigt und für die meine erklärt hätte. Doch hielt ſich der Mann in ziemlicher Entfernung, ob er uns gleich nachſchlich, bis ich von Seraphinen Abſchied nahm.

Damit ſchloß aber auch das Verhältniß; denn ich erklärte ohne Weiteres, daß man für die Liebe ſich nicht erziehen könne und mein Lebensſchiff in die hohe See gelichtet hätte. Sie verfiel in tiefe Betrübniß, ſchrieb noch einigemal und drückte ſich zuletzt nur noch durch Blumen aus, die ſie mir des Abends ins Fenſter warf. Einige Monate ſpäter erfuhr ich, daß ſie die Bewerbungen Philipp's annähme, ihm aber eine unerläßliche Bedingung geſtellt hätte. Sie wollte nicht umſonſt ihr Herz brechen machen, die Arme, ſie wollte mit ihrer Liebe wenigſtens etwas wirken. Philipp war katholiſch und ſie erklärte, ihm Gehör geben zu wollen, wenn

er proteſtantiſch würde. Dieſe Idee hatte etwas, das ihr Inneres verklärte, ihren Stolz hob, ſie hatte etwas von der Märtyrerſchaft, nach welcher ſie ſo begierig war. Der Gedanke, dem Himmel ſich als Opfer zu bringen und der Wahrheit einen neuen Bekenner durch ihren eigenen Schmerz zuzuführen, beſeelte ſie und ſie fing ſelbſt an, ihren Katechumenen zu unterrichten und ihm die Lehrſätze des Proteſtantismus auseinander zu ſetzen. Er durfte ſie vor dem öffentlichen Uebertritt kaum mit der Hand berühren. Sie war dabei mitten in einem Geſchäfte, wovon ſie glaubte, daß ſie für ſo Etwas eigentlich geboren ſei.

Doch das Alte vergaß ſie nicht, wenigſtens den Schwur nicht, den ſie mir gegeben hatte, ſich niemals zu verehelichen, und den ſie um ihr Verſprechen an Philipp zu erfüllen, von mir wieder einlöſen mußte. Sie lud mich eines Nachmittags ein, ſie in der väterlichen Wohnung zu beſuchen. Ich kam und ſah hier die mir ſchon ganz fremd gewordenen Umgebungen meiner Leiden wieder. Seraphine kam mir ſchluchzend entgegen, ganz ſchwarz gekleidet, im Haar ſogar eine Agraffe vom ſchwarzem Crepp. Sie fühlte dieſen Moment, wo wir auf ewig Abſchied nehmen würden, tief und mich ſelbſt drückte nicht weniger die Erinnerung des Vorangegangenen nieder, das ſtill erlebt, ohne fernere Anſprüche hinter uns lag. Dieſe Scene wird mir für mein ganzes Leben unvergeßlich bleiben. Zwei Seelen, die ſich nach langen Qualen, nach hundert vergeblichen Verſuchen, ſich auf immer zu verſchmelzen, nun ruhig und reuevoll auseinander ſetzen und zum letztenmal umarmen, ohne Leidenſchaft, ohne lauten Schmerz, daß der Eine nun dort, der Andere dahin wandern

müſſe! Ich bedurfte der ganzen Umgebung und der kleinen komiſchen Züge, die ſich noch in dies Bild miſchen ſollten, um in meiner Wehmuth nicht zu vergehen. Seraphine wollte mich nämlich wie einen Ehrengaſt bewirthen und regalirte mich mit einem Kaffee, von dem ſie bedeutungsvoll und damit einen Blick auf altes Lamentiren eröffnend und lächelnd ſagte, daß er ihr eignes Produkt wäre. Nun dieſe Proſa der Maſchine, die nicht recht brennen und der Sahne, die nicht recht färben wollte, dieſe Thränen und dies Kaffeetrinken zuſammengenommen — die Bruſt wollte mir zerſpringen. Wir lachten und weinten, wir hatten gar keine Gewalt mehr über unſre Mienen, ſondern die widerſprechende Situation und das innere Vergehen vor Schmerz machten alle Fibern tremuliren, ſo daß wir gar nichts mehr zu ſtammeln wußten als: „Ach Gott, ach Gott!“

Ein Geräuſch an der Thür ſtörte uns. Philipp kam: ich ſchlich mich durch ein Seitenzimmer davon und ſeitdem hab' ich Seraphinen heute zum erſten Male wiedergeſehen. —

---

Arthur blickte nach dieſer Beichte auf Julien, die ihn aus der Ecke des Wagens, aus der Dämmerung des Morgens, mit unheimlich glänzenden, geſpenſtiſchen Augen anſtierte. Sie ſchien wie abweſend und hatte auch wenig von Arthur's Erzählung gehört.

Der junge Mann, zerknirſcht von den Erinnerungen an ſeine frühere Jugend, und an Seraphine wie an einen Engel denkend, den er durch ſeine Ungeduld und Zerriſſenheit um den Himmel betrogen hatte, warf einen verächtlichen Blick auf die kokette Frau, die jetzt gähnte und ſich dehnte,

als hätte ſie im tiefſten Schlaf gelegen. Er rief den Kutſcher an und ſprang zum Wagen hinaus, der inzwiſchen ſchon bei der Stadt angekommen war. Gelähmt in allen ſeinen Empfindungen, von Scham ergriffen, daß er einem ſo kalten Weibe die idylliſchen Geheimniſſe ſeines Lebens Preis gegeben hatte, hüllte er ſich in ſeinen Mantel und warf ſich, zu Hauſe angelangt, auf ſein verſpätetes Lager. Unter heißen Reuethränen über Seraphinen, die nur von dem Schwure, Julien auf immer verlaſſen zu wollen, erſtickt wurden, ſchlief er ein, da eben die Sonne am Rande des öſtlichen Horizontes aufblitzte.

# Zweites Buch.

Frau von Tyren, eine liebe, gute Frau, hatte selbst die Gefälligkeit, ihrem Sohne die Cravatte zuzuschnallen. Edmund wollte auf den Ball gehen, welchen heute die Freimaurer den Schwestern gaben, und wo auch männliche Verwandte und Uneingeweihte aller Art diesmal zugelassen wurden. Die Mutter betrachtete ihren Sohn mit dem ganzen Schmelze ihrer Zärtlichkeit und schien in Edmund's Mienen etwas lesen zu wollen, was ihr vielleicht Trost und Genugthuung geben sollte. Ihr ganzes Benehmen verrieth, daß sie gewisse Saiten im Gemüthe ihres Sohnes zu berühren sich scheute und mit ihren Besorglichkeiten ihm mehr zu als abreden wollte.

„Nimm Dich nur in Acht, Edmund," sagte sie, „und tanze nicht mit Deiner gewohnten Leidenschaft! Sieh, wie Du keuchst, wenn Du Dich ein wenig beeilen willst! Ich fürchte noch immer für Deine Brust!"

„Ach, liebe Mutter" — verwies sie Edmund gutmüthig.

„Ja, hören willst Du nicht," fuhr die Treffliche fort; „der Medicinalrath muß durchaus Dich einmal mit dem Teleskop —

„Stethoscop, Mütterchen!" verbesserte Edmund lachend.

„Ja, Du lachst' Edmund' Die Eltern haben dann die Sorge und ich überlebte die Stunde nicht, wo ich Dich" —

„Leih mir Deine Uhrkette!“ fiel Edmund ein, um nur das Gespräch aus dem Lazarethtone herauszubringen, „sie steht vortrefflich auf dem Sammtgilet.“

Die treue herzliche Frau von Oppen hastete fort und brachte das Erbetene, wofür Edmund dankte und sie dann bat, ihn doch zu lassen, es wäre noch nicht Zeit, auf den Ball zu gehen und es mache ihm eine unerträgliche Angst, wenn sie ihn immer so bedenklich ansähe. Die gute Mutter schlug die Augen nieder, wünschte ihm Heiterkeit und Erholung und verließ ihn mit besorgten Mienen.

Als Edmund allein war, richtete er alle seine Gedanken auf den Freimaurerball und Julie von Magnus, die er anbetete. Er setzte sich an den offenen Flügel und stürmte die leidenschaftlichsten Phantasien herunter, sprang dann wieder auf und ergriff einen kleinen Zettel, auf dem er einige Verse verzeichnet hatte, die er Julien zuflüstern wollte und welche auf die heutige Situation angepaßt waren. Er las:

Suchst Du wirklich, Dich bebende
Unter eroter'schen Zeichen
In die innern Tempelwände
Salomonis einzuschleichen?

Fühlst Du solchen Wissensmangel,
Daß Du Dich als frommen Laien
In den mystischen Triangel
Eilest, walzend, einzuweihen?

Laß das Schurzfell, Kelle, Tiegel!
Komm und nimm von mir die Weihnis,
Unter eines Kusses Siegel
Philadelphisches Geheimnis!

Indem Edmund noch darüber nachsann, was er antworten sollte, wenn Julie sagen würde, daß sie, um sein Gedicht zu verstehen, das Conversationslexicon nicht zur Hand hätte, trat einer seiner Freunde ein und berichtete ihm zu schmerzlichster Ueberraschung, daß Julie bei den Freimaurern nicht erscheinen würde. Er kleidete das unter dem Wortspiel ein, der Sansfaçon fehle unter den Francmaçons.

Edmund hatte Julien seit mehren Tagen nicht gesehen und erschrack, als er erfuhr, daß sie auch eben so lange schon krank wäre. Leicht alterirt und excentrisch, wie er war, sank er auf das Sopha nieder und kam erst zur Ruhe, als ihn sein Freund mit der bösen Botschaft verlassen hatte. An den Ball dachte er nicht mehr. Ihm lag nur noch daran, zu wissen, was über seine Freundin gekommen wäre, und ob sie ihm eine so lange Vernachlässigung verzeihen könnte. Ohne jedoch den Plan gefaßt zu haben, sie in einer so späten Stunde noch zu besuchen, verließ er das Haus und stürmte unruhig und von seiner Theilnahme gefoltert in den Straßen einher.

Er war schon einigemal an dem Hotel des Ministers von Magnus vorübergegangen und wunderte sich, daß ein Reisewagen vor dem Portale stand, eine kleine Landkutsche aus der Provinz, die hartnäckig ihren Stand behauptete. Eine magische Gewalt ergriff ihn, und ohne festen Vorsatz das offne Haus betretend, war er in die innern Gemächer gedrungen, welche Julie bewohnte. Ihr Cabinet stand offen und da er Stimmen hörte, so scheute er sich nicht, näher zu treten. Das Zimmer war matt erleuchtet. Zwei junge Damen standen an dem Ruhebett, auf welchem Julie ausgestreckt lag. Sie bemerkte Edmund, der hereinzutreten zögerte, winkte ihm,

und konnte nicht begreifen, wie ihn das Wagniß seines Besuches so betroffen machen konnte. Edmund stand wie betäubt, als er die Begleiterin der jungen Tochter Juliens erkannt hatte. Er hatte nicht nöthig, daß ihm seine kranke Freundin erst den Namen Seraphinens nannte. Er legte die Hand über die Augen und vermied der jungen Erzieherin nicht weniger überraschte Blicke. Auch sie hatte im Gespräche gestockt, da sie Edmund eintreten sahe. Sie beendete schnell den Abschied, den sie eben nehmen wollte und zog Antonien mit sich fort, um draußen ihr glühendes Antlitz zu verbergen.

Edmund war auf einen Sessel niedergesunken und gab nicht eher Antwort auf Juliens fragenden Blick, (denn mit Worten grüßte sie ihn nicht,) bis nicht unten der Reisewagen sich in Bewegung gesetzt und sein Echo auf den Steinen der Straße verloren hatte. Ein Seufzer, der nur der Name Seraphinens war, durchschnitt seine Brust und lag so laut auf den stummen Lippen, daß ihn Julie unausgesprochen verstehen mußte.

„Wie kommt sie zu Ihnen?" fragt' er.

Julie wollte den Namen hören und sagte: „Meine Tochter?"

„Nein, Seraphine — ich kenne sie — ich hab' ihr ein frisches und starkes Jahr meiner Jugend geopfert — —"

Julie fuhr entrüstet auf und rief: „Ist das erhört! Das junge Frauenzimmer befaßt sich mit der Erziehung, nachdem sie von allen meinen leichtsinnigen Freunden die ehemalige Vertraute war! Was hatten Sie denn mit ihr, Edmund?"

„Unglück!" erwiederte er trocken. „Doch fürchten Sie für Antonien nichts. Ein so herb gerüstetes Wesen, wie Seraphine, ist zur Erzieherin geboren. Das sind die besten

Lehrer, die aus den Trauerweiden, die ſie über ſich ſelbſt pflanzten, ihre Ruthen ſchneiden. Mit ihrem Hunger ſättigen ſie, mit ihrer Blöße bekleiden ſie."

„Was wiſſen Sie von Seraphinen?" fragte Julie, jetzt lachend.

„Ich," ſagte Edmund, „weniger von ihr, als ſie von mir. Ich denke mit Schrecken an jene Zeit zurück, wo ich in meinem Gefühlsleben dämmerte, das in mir keine feſte Form und Geſtaltung aufkommen ließ. Ich habe nur noch ein einziges Nachweh dieſer Vergangenheit: das iſt Scham und Reue. Auf meinen damals bald ſtürmenden, bald ſeichten und windſtillen Waſſerfluthen trieb Seraphine wie ein hilfloſer Nachen hin und her. Wo ich mich bäumte, ſie zu haſchen, ſchleuderte ich ſie fort: war ich ſtill und ſanft, ſo wollt' ich ſie bewegt und ſich bewegend ſehen. Ich war unglücklich damals; dies die einzige Entſchuldigung, wenn ich auch Seraphinen unglücklich machte. Die Strafe muß hier die Entſchuldigung ſein."

Julie ſchien von dieſen unverſtändlichen Andeutungen doch aufgeregt. Nach einer kleinen Pauſe fragte ſie Edmund, ob er aufrichtig ſein könne.

Edmund war aufgeſtanden und ſchritt im Zimmer mit gebeugtem Haupte umher. Dann wandte er ſich zu Julien, die ihr Geſicht der Lehne des Sophas zukehrte, und ſagte aufrichtig genug: „Julie, was mich an Sie feſſelt, iſt Indifferentismus. Ich habe zu leben und zu lieben auf die eine Art verſucht, und Sie füllen als Epiſode den Uebergang aus, bis ich es auf die andere Art verſuche. Ich liebe Sie darum beſſer, als ich je liebte und lieben werde; denn Sie beſitzen nicht bloß die Trümmer des alten Fahrzeuges, ſondern Sie

ſind auch der Strand, an welchem ich mein neues baue. Sie zeigen mir in dem Spiegel Ihrer wunderbaren Liebenswürdigkeit nicht bloß das Bild deſſen, was ich bin, ſondern auch deſſen, was ich ſein möchte. Sie beherrſchen mich mit jedem Wimperſchlage Ihres Auges, aber ich bete zu Gott, daß er mich bald von Ihnen erlöſen möge."

Julie ſagte darauf ganz leiſe: „Ich weiß das wohl, daß Ihr Alle, die Ihr mir Worte ſagt, die einer Verheiratheten zu hören nicht geziemen, nur arme Geſtrandete ſeid, Nackte, Hilfsbedürftige, ſo eben an irgend einem Verhältniß Geſcheiterte. Ich nehm' Euch auf, warte, pflege Euch, ich laſſe Eure Effekten ſammeln, kleide Euch und bin getröſtet, Euch zu ſehen, wie Ihr bald wieder ein neues, hohes und ſtolzes Meer befahrt. Bei Ihnen, Edmund, ſamml' ich nun gar alle Schläuche voll Wind und Phantaſie, und fange Ihre zahlloſen Grillen ein und binde Ihre Schwingen, daß Sie nicht zu früh ſich wieder in alle Welt verſtreuen und Feldzüge beginnen, ehe Sie Ihre Truppen alle an ſich gezogen haben. Bei Gott! Erzählen Sie mir von Seraphinen!"

Edmund ſetzte ſich ihr zu Häupten und begann, ohne durch einen ihrer im höchſten Grad erſtaunten Blicke geſtört zu werden:

„Ich hatte ſo eben in Heidelberg meine Studien beendet, als ich in die Reſidenz und zu meinen Eltern zurückkehrte. Meine damalige Stimmung war ſo wehmüthig, wie ich ſie in dieſer Stärke nie wieder empfunden habe. Mein Leben in Heidelberg war verronnen wie etwas, das nie dageweſen war. Mechaniſch hatt' ich gedacht, gearbeitet, ſelbſt mechaniſch empfunden. Das rohe und gemüthloſe Treiben der Verbindung, zu welcher ich gehörte, hatte mich angeſteckt: Alles

war an mir formell und äußerlich geworden; jedes Gefühl erſtickte die Cameraderie, keine Regung des Herzens durfte aufkommen, da Einer den Andern überbot, um das Endziel alles Studentenlebens zu erreichen, die göttliche Gleichgültigkeit. Guten Morgen, Herr Bruder! Die Pfeife im Mund, ein ſchlendernder Gang mit einem großen Pudel, Gleichgültigkeit in Wort und Gebärde: ſo ging das die ſchönſten, unwiederbringlichen Jahre hin! Ohne Bewußtſein macht' ich das Examen und that, wie die Andern auch. Der Gang wurde nachdenklich affektirt, ein Folioaktenſtück lag unterm Arme und ſo ging ich, wie tief in Geſchäften ſteckend, auf das Stadtgericht. Doch wurden mir dieſe Aeußerlichkeiten bald ſo widerwärtig, daß ich ſie mit Männlichkeit von mir warf. Aber was half mir das? Ich hatte in meinem Innern keine Speicher angelegt, ich hatte keine Vorräthe für den Winter des Lebens geſammelt, Alles da drinnen im Herzen war leer und dumpf geworden: ich fürchtete mich, als wenn Mäuſe durch die leeren Herzenskammern liefen. Da kam ich, von der Zukunft nicht geleckt, von der Gegenwart verlaſſen, auf meine Vergangenheit zurück, auf die erſten Frühlingsjahre, die ich ſo ſchwärmeriſch verlebt hatte. Ich nahm Muſik, Tanz, Malerei, ich nahm die Dichtkunſt wieder auf, und trieb dieſe Dinge um ſo leidenſchaftlicher, je mehr ich mich meines Univerſitätslebens ſchämte und die heraufziehende Periode bürgerlicher Geſetztheit fürchtete.

Nur ein receptiver Charakter bin ich. Ich habe keinen Trieb und keine Anlage, etwas zu erfinden. Ich leſe lieber als ich ſchreibe; und wenn ich ſchreibe, ſo ſuch' ich nur mich ſelbſt mir näher zu bringen, nicht Andern mich mitzutheilen. All meine Anſchauungen ſind weiblich. Ich ſehe im Dunkeln

beſſer, als bei hellem Lichte, und nehme dabei die negativſten, unbeſtimmteſten Gefühle als etwas, das eine Lebensgrundlage ſein kann, als etwas, womit man bauen und ſchaffen kann. Ich bin mit keiner einzigen kritiſchen Fähigkeit ausgeſtattet. Das Rührendſeinſollende, im Theater z. B., rührt mich und wenn es noch ſo ſehr künſtleriſcher und pſychologiſcher Motive entbehrt. Dem Unmittelbaren erliegt mein Herz. Die ſchlechteſten Opern ergreifen mich, wenn die Muſik nur einigermaßen weich und ſchmelzend iſt. Für Bellini gibt es keinen beſſern Zuhörer, als mich. So in Allem.

Die Metamorphoſe, die mit mir vorging, war eine Rückkehr zu den erſten bewußten Anſchauungen des reiferen Knaben. Ich kam mir beſſer vor, da ich doch nur ſchwächer wurde. Ich würde in eine allzublöde Weltanſicht mich verflacht haben, wenn ich nicht Gelegenheit bekommen hätte, es ſchmerzlich durchzukoſten, wohin der Illuſionentaumel führt.

Bei meinen Eltern wohnend fiel mir eine junge Dame auf, die von ihnen mehr für die Geſellſchaft, als für die Wirthſchaft aufgenommen war. Sie kam mit gutem Humor in unſer Haus und fand ſich bald in den Ton und Charakter eines eximirten Wirthſchaftsweſens, der ihr nicht geläufig ſchien, zurecht. Ich fand an ihren ſchwächlich zarten Formen, noch mehr aber an ihrer feinen discantirten Stimme und der Beſtimmtheit ihrer Antworten viel Gefallen, unterließ aber eine weitere Beobachtung, da ich wußte, Seraphine würde ſich mit dem Förſter unſerer Waldungen verheirathen. Dies Bündniß wurde von den Eltern gern geſehen, weil Philipp, der Bräutigam, ſeiner Geliebten zu Gefallen die Religion zu ändern verſprochen und dies wirklich durchgeführt hatte. Niemand hatte eine Ahnung davon, daß Seraphine dem Tage

der Hochzeit mit Furcht entgegenſah, daß ſie ſich überhaupt in einem Verhältniſſe, das freilich für ſie nicht zu paſſen ſchien, gedrückt fühlte. Ich nahm Philipp's Einladung, Zeuge der Verbindung zu ſein, mit jener Gleichgültigkeit an, die ſo auffallend iſt, wenn ſie über einen unterminirten und gefährlichen Boden, ohne davon zu wiſſen, hinwegſchreitet und ſich gedankenlos an das begibt, was ſelber ohne Gedanken zu ſein ſcheint. Ich ging in die Kirche, ohne zu ahnen, daß ſich hier eine Kataſtrophe ereignen würde, welche meinen ganzen Menſchen feſſeln und in eine ſchmerzliche Reihefolge unglückſeliger Situationen werfen ſollte.

Die Zahl der Zeugen war durch die beiderſeitigen Verwandten ſo ſtark, daß ich glaubte, wenn ich entfernt blieb, es unbemerkt bleiben zu können. Ich trat zur Kirche hinaus in einen engen grünen Raum, der von einer niedrigen Mauer umgeben früher als Kirchhof benutzt ſchien. Das Gras auf den Gräbern war verdorrt, die kleinen Hügel ſelbſt ſchon waren abgetreten und dies gewiß von Leuten, welche die hier aufgeſpannten Seile benutzten, um Wäſche zu trocknen. Ich ſetzte mich auf einen dieſer Hügel nieder, gedankenlos, während oben vom Thurm ein Glockenſpiel ertönte und drinnen ſelbſt die Orgel ein feierliches Präludium begann. Da öffnet ſich die Thür der Kirche und Seraphine, im weißen bräutlichen Gewande mit dem Myrtenkranze im Haare, wankt leichenblaß, wie auf der Flucht aus der Kirche. Ich eil' ihr entgegen; nachfolgende Freundinnen fangen die Ohnmächtige auf: ſie hatte meine Hand ergriffen und preßte ſie mir ſo krampfhaft zuſammen, daß ich nichts thun konnte, um ihr behülflich zu ſein. Die Scene füllte ſich, der Bräutigam war erſtarrt, der Geiſtliche kam herbei und traf den richtigen und

ſchönen Ausweg, daß er ſagte: „Ihr Gefühl hat ſie überwältigt!“ Niemand glaubte wohl, daß dies die Urſache der Flucht war, man ſchwieg beſtürzt über den wahrſcheinlichen Grund, ſtimmte aber in den zarten Vorwand des Geiſtlichen ein, der eine Vertagung der heiligen Handlung beantragte und durch Zureden dem bekümmerten Bräutigam die Verlegenheit erſparte, als ſei er im Momente des Jawortes von ſeiner Verlobten verſchmäht worden. Ich ſelbſt nahm mich, als der Pfarrer gegangen war, der verwickelten Scene an und löſte ſie auf, indem ich Seraphinen zu ihren Eltern führen ließ, die dicht in der Nähe wohnten, alle Uebrigen aber und Philipp ſelbſt beſchied, die Leiden des jungen Mädchens durch allmälige Entfernung und Zerſtreuung zu mildern.

Erſt als man Seraphinen bei ihren Eltern auf ein Bett gelegt und von der ſpannenden Kleidung befreit hatte, trat mir der Vorgang recht lebhaft vor die Phantaſie. Ich hörte, wie liebloß die Urtheile waren, welche über Seraphinen gefällt wurden. Man klagte ihre Empfindſamkeit, ihren abenteuerlichen Hang, ihren Leichtſinn an; aber ſtatt daß der Tadel mich ergriffen hätte, entzündete er mich. Ich ſetzte mir aus der Menge von Wunderlichkeiten, die man über die Arme zu berichten hatte, das Bild einer reizenden Originalität zuſammen, ich erhitzte mich noch mehr, als ich nach Hauſe zurückgekehrt den Eltern die auffallende Geſchichte erzählen mußte. Philipp hatte Abſchied genommen und ließ ſich aus Scham im Hauſe nicht mehr ſehen. Er nahm den Vorgang von der richtigen Seite und ſagte, als er ging, mit finſterer und bedenklicher Reſignation, er wolle noch eine Zeitlang paſſen. Das Feld war nun rein, ich wollte es recognosciren und war täglich bei Seraphinen im Hauſe

Univ. Bibl. München

ihrer Eltern, wo ich empfangen wurde, als etwas Vornehmes oder als die Herrſchaft.

Meine ſich immer mehr entwickelnde Neigung zu Serapbinen ſetzte ſich aus zwei Faktoren zuſammen: einmal daraus, daß ich in der That Außerordentliches an ihr entdeckte, ſodann daraus, daß man dies hatte überſehen können. Was ſie Großes beſaß, erſchien mir um ſo größer, je niedriger dies hatte geſtellt werden ſollen. Sie ſagte mir bald, daß ſie ſich tief in einen Wahn verſtrickt fühle, deſſen lichte Momente nur dann einträfen, wenn ich ſie beſuchte. „Mein Leben," ſprach ſie zu mir mit einer ſchmerzlichen Melancholie, „mein Leben kann den Andern kein größeres Räthſel ſein, als mir ſelbſt. Was ich verſchuldete, iſt viel; aber was ich leiden mußte, ſteht dazu in keinem Verhältniß. Ich habe immer das gethan, was mir das Nächſte und Natürlichſte ſchien, und wenn es geprüft und unterſucht wurde, ſo war es immer nicht viel mehr, als eitel Verbrechen."

„Sie haben die Kreiſe nicht," ſagte ich zu ihr, „in denen Sie leben ſollten." „Glauben Sie das nicht," entgegnete ſie; „ich werde überall anſtoßen, wo man nicht übereingekommen iſt, mich wie eine Thörin zu behandeln und mir als einer Unverbeſſerlichen Alles nachzuſehen. Das Anſtößige liegt nicht in meinen Handlungen oder Worten, es liegt ſchon in den Bewegungen der Hand, im Ton der Stimme. Unter allen Vergebungen, die der Schwäche entgegenkommen, findet die meine keine; denn alle Welt glaubt, daß ich darin ſtark ſein will, worin ich mich nur allzuſchwach fühle."

Sollten von einer ſo myſteriöſen und tiefſinnigen Sprache nicht meine innerſten Nerven getroffen werden? Nachdenkend dieſen mit rührender Sanftmuth geſprochenen Worten warf ich

allmälig alle Fesseln des alltäglichen Momentes von mir und badete mich in einem Meere von Idealismus, wo ich mir selbst vorkam wie umspült von göttlicher Verjüngung. Es gibt eine andre Welt, dacht' ich, eine andre, hier mitten auf der irdischen Welt selbst, eine Welt, die unter unserm Leben liegt, wie unter einem Siebe. Nur Feines und Edles kann hindurch. Ich gewöhnte mich von allen meinen Umgebungen zu abstrahiren, ich wußte nicht mehr, was blau oder roth war, ich ging auf der Straße mit somnambülem, schwebendem Fuße: denn nichts von all dem Gewühl mit Wagen, Pferden und Fußgängern, nichts von dem, was man Essen und Trinken nannte, schien mir noch eines daran haftenden Blickes werth.

Eine Erörterung über die vereitelte Heirath wurde niemals angeknüpft. Unser Verhältniß, das sich immer fester zusammenzog, hatte keine Antecedentien gehabt. Wir waren uns beide neu, sie wenigstens mir, dem Schwärmenden. Sie sagte lächelnd zu mir: „Wir Menschen gedeihen wie die Spargeln. Man sticht uns jede neue angeschossene Blüthenkrone ab und wir schießen immer muthig fort, setzen immer auf's Neue wieder an, bis das Gärtnermesser des Schicksals endlich ermüdet ist und unser geringer noch übrig gebliebener Rest an Triebkraft Raum gewinnt, noch einen wuchernden Blick in die Welt zu werfen und dann zu sterben, nachdem wir diese letzte Freiheit, die Freiheit des Todes durch zurückgelassenen Samen für die Zukunft großmüthig erkauft haben."

So liebte Seraphine bildlich über ihre Lage zu reflektiren. Der Umgang mit mir reizte ihren Scharfsinn und ich dachte damals, daß vielleicht auch ihre Einbildungskraft von mir erfüllt wäre. Sie gewann ein großes Vertrauen zu mir, ent-

deckte mir die häusliche Lage in der sie sich befand und nahm, ohne es jedoch ausdrücklich zu sagen, meinen Beistand für ihre Zukunft in Anspruch. Aber ihren hoffnungslosen Blicken war ich längst vorangeeilt und mit meinen Eltern einig geworden, daß wir Seraphinen zu zwei alten Damen unserer Verwandtschaft, als eine jugendliche Gesellschafterin bringen wollten. Sie war es zufrieden und der fragende Blick, den sie bei dieser Mittheilung auf mich richtete, schien mir auszudrücken zu sollen, ob sie die Annahme dieses Verhältnisses durch den Verlust meines Umganges erkaufen müßte? Ich ergriff ihre Hand und sprach einige jener Phrasen, welche die Tradition der Verlegenheit eines so seligen Momentes als herkömmlich an die Hand gegeben hat. Ton und Auge mußten meine Betheurung heben.

Seraphine senkte nachdenklich ihr Haupt und schien sich auf einen Entschluß besinnen zu wollen, dann drückte sie meine Hand, welche die ihre längst ergriffen hatte und sagte: „Die Traube ist das Bild der Liebe. Unter allen Pflanzen und Affecten belaubt sie sich am frühesten und blühet. Ihre erste Probe, ihr erstes Leben ist die Erquickung welche sie, gereift zur schwellenden Beere, dem Durstigen gibt. Aber sie bewährt sich noch zum zweitenmale im krystallenen Glase, als Frucht der Kelterung und gebundener Geist gestillter Gährung. Hat die Traube erquickt, so stärkt der Wein; die Süße und Anmuth wird abgelöst vom Arom und dem Feuer."

Sie sprach dies nachdenklich ohne aufzublicken. Ich dachte dem Sinne dieser Worte nach und wäre beinahe gestört worden, als ich sie auf ihr früheres Verhältniß zu Philipp bezog. Sie merkte dies und sagte: „Ich bin gegen die Männer gerechter als andere Frauen, denn ich fühle, daß ihre Be-

dürfniſſe alle dieſelben ſind, und daß es nur an uns liegt, ſie auf die richtige Weiſe zu befriedigen. Ich ſchäme mich, ſo ſinnend und nachdenklich über ein Gefühl zu ſprechen, das in milden Tropfen aus meinem geritzten Herzen rieſeln ſollte. Iſt dies Liebe, was ich Ihnen weihen kann? ich denke zuviel darüber nach, ich weiß nicht mehr ſichern Fuß zu faſſen, ich kann nichts ſagen was ſo ſanft wäre, wie irgend eines der Worte, die Sie zu mir geſprochen."

Eine Verlegenheit, die mich ſelbſt beängſtete, drückte Alles was ſie in dieſer Situation ſprach. Sie wollte mir nicht wehe thun, ſie liebte mich nicht, ſie drückte aber meine Hand an ihre Augen die ſo glühend waren, daß die feuchten Thränen darin verlöſcht ſchienen. Sie war eben im Begriff geweſen, das elterliche Haus wieder zu verlaſſen; ein Wagen ſtand vor der Thür, ſie litt, daß ich ſie umarmte ſo lange wir allein waren, nahm dann ſchnellen Abſchied von ihrer Familie und ſtieg ein, um zu den beiden alten Tanten zu fahren.

Es waren dies zwei ledig gebliebene reiche Geſchwiſter, bei welchen Seraphine jetzt ſchalten ſollte; ſie machten ein Haus, ſahen viele Gäſte, aber trotz dieſes Umganges hatten ſie ſich eine ſo wunderliche Lebensweiſe angeeignet, daß ein Beſuch, den man bei ihnen machte, immer etwas Beläſtigendes war. Man denke ſich die größte Sauberkeit in einem weitläufigen, pedantiſch angeordneten Haushalte, viel Glas und Porzellan, viel Teppiche und Vogelbauer, und zwiſchen dieſen zerbrechlichen und lärmenden Verhältniſſen zwei wunderliche weibliche Weſen, beide von bejahrtem Alter, die Eine ausgezeichnet durch ihre Originalität, die Andere durch ihre Nachahmung. Was die Jüngſte that, war immer ſanguini-

ſcher und närriſcher Einfall: die Aelteſte ſetzte ihren Pedantismus darein, Alles ſo zu machen, wie Lenchen es gemacht hatte: ſo zu gehen, ſo zu ſprechen, ſo zu urtheilen. Das Komiſche war, daß beide Schweſtern, trotz ihres unabänderlichen Einheitstriebes, doch immer im lebhafteſten Widerſpruch gegeneinander ſtanden; denn Lenchen war ſo unruhiger Natur, daß Sannchen oft den Athem verlor, ihr nachzukommen. Hatte dieſe kaum angefangen, das zu thun, was jene gewollt hatte, ſo wollte Lenchen ſchon wieder etwas Anderes. Sannchen beſtand dann darauf, daß es vor fünf Minuten ja ſo oder ſo geheißen hätte, daß ſie abſolut darnach handeln wolle, worauf vor fünf Minuten die Uhr gewieſen hätte, und Lenchen ſchrie, daß ſie ein unglückliches Weſen wäre, weil ihre Schweſter ihr Nichts zu Willen thäte und immer nicht nur *nach*, ſondern auch *auf* ihrem eigenen Kopfe ginge. Aus Liebe lagen ſie fortwährend im Streit. Womit ſie ſich zu Gefallen leben wollten, dadurch erbitterten ſie ſich.

Ich wäre gern öfter zu den beiden wunderlichen Tanten gegangen, wenn ſie in ihrer Umgebung nicht etwas gehabt hätten, wogegen ich idioſynkraſire. Auf den Teppichen nämlich, womit das ganze Haus belegt war, ſchlich und ſchmiegte ſich eine ganze Colonie von Katzen: vier, fünf große Angorakater von bewunderungswürdiger Schönheit als Vieh genommen, aber widerwärtig durch und durch, nicht bloß durch ſich ſelbſt, ſondern eben ſo ſehr durch die Art, wie ſie gehalten wurden. Dieſe großen Kater lebten nicht etwa von in Milch eingeweichtem Weißbrode, geſchweige von Ratten oder Mäuſen; ſie nahmen nichts und bekamen auch nichts, als die herrlichſten gekochten Fiſche. Eine Magd war eigens nur für dieſe

Kater bestellt. Sie war fast den ganzen Tag damit beschäftigt, aus dem gekochten Fischfleische die Gräten zu zupfen, denn diese verwöhnten Thiere ließen den schönsten Hecht stehen, wenn sie eine Gräte darin fanden. Diese Magd mußte ferner für ein großes Familienbett sorgen, auf welchem die Lieblinge der Herrschaft übernachteten und ihr Mittagsschläfchen hielten, womit noch gar nicht gesagt war, daß sich diejenigen weiblichen Personen von der Bedienung des Hauses eines tüchtigen Legates im dereinstigen Testamente gewiß machen konnten, welche die Kater mit in ihr Bett nahmen und des Morgens den beiden Tanten erzählten, wie angenehme nächtliche Träume die Thiere neben ihnen gehabt zu haben schienen.

In diese Welt wurde nun Seraphine versetzt. Zwei confuse alte Jungfern, vier bis fünf Angorakater, eine Menge schreiender Papageien und eben so viel Singvögel aus den Buchenhainen, eine servile und verschrobene Dienerschaft, sehr viel Glanz, viel Unterhaltung und gemischte Gesellschaft. Erst als sie da war, sah ich ein, wie wenig sie hieher paßte. Ich dachte, wo findet hier die sanfte Schwärmerin einen Ruheplatz, ihren Gedanken nachzuhängen; wie kann ihr irgend etwas zusagen von all diesen wahnsinningen Formalitäten, diesen Bewegungen, deren grausenerregenden Eindruck man abnehmen konnte, wenn man sich einen Augenblick vorgestellt hätte, daß sie von Worten nicht begleitet gewesen wären? Ehe sich Seraphine nicht eingerichtet hatte, besuchte ich sie nicht in ihrem neuen Wirkungskreise; ich mußte mich überwinden einige Tage zu warten, wie schwer es mir auch ankam, bei meiner täglich gesteigerten Neigung.

Ich theile keine Erfindung, sondern einen wirklich erlebten Roman mit. Ich will meine Erzählung nicht so einrichten

wie es der Dichter thut, der mit plötzlichen Schlägen die Aufmerksamkeit des Hörers überrascht und sich auch hütet das Unerwartete allmälig erwarten zu lassen. Warum wurde ich so unglücklich durch meine Liebe zu Seraphinen? Weil wir uns mißverstanden und uns, statt nach der Eingebung unsrer Herzen, nach einem Systeme behandelten. Ich war freier von Schuld, denn ich verstellte mich nicht; ich bot ihr mein ganzes Herz, ohne Rückhalt und Schutz, das zarte weiche Fleisch meiner Liebe, ohne die deckende Haut, meine innerste Blüthe, ohne die grünen, schuppigen, spitzigen Blätter, von welchen die Rosenknospe umschlossen ist. Ich hatte mich nicht durch mich selbst, sondern durch die erste Begegnung mit Seraphinen befestiget in jenem Glauben an eine Welt, die ohne Scheu ihre zarten Fäden und Gefühle in das Treiben des Tages spinnt; ich glaubte, man könne sich hinsetzen des Nachts in einer stillen Laube, beschienen vom Monde, umduftet von der Nachtviole, und sich schmiegen Herz an Herz und lächeln über eine Welt, die uns nicht kennt, die wir nicht kennen und die da Nacht ist gegen unsre Sonne! Alle meine Empfindungen waren damals ein Traum, als schifft' ich auf einem kleinen, von Bergen rings umschlossenen See, im Dämmerschein, ich allein mit meiner Liebe kosend, verschränkt, Mährchen und Sagen uns zuflüsternd, das Wasser durch unsre Finger gleiten lassend, verfangen in Schilf und Lilien mit großen Kelchen, und uns nichts davon zu brechen wechselseitig vor der Nixe warnend.

Aus allen diesen Täuschungen trieb mich diejenige heraus, die mich in sie eingeführt hatte. Seraphine hatte Wesen, Ton, die Farbe und den Duft einer Schwärmerin und Alles was sie hinfort that und sagte, trumpfte doch so absichtlich

dieſe Vorausſetzung nieder, daß ich mich gelähmt fühlte in Allem was mich an das Leben feſſelte. Dieſe Zartheit, dieſe Melancholie, dies Schickſal das beſtimmt ſchien nur auf die Entſagung zu wirken, ſtürzte ſich durch ein Raiſonnement, das mir niemals klar geworden iſt, gerade auf das Gegentheil. Sie lächeln, Julie? Alles Zarte und Empfindſame zu beleidigen, der Widerſpruch ihrer ſelbſt zu ſein, machte ſich Seraphine zur Aufgabe. Sie trug den Kopf hoch, realiſirte, praktiſirte, kurz ſie that, als läge auf ihren blaſſen Wangen das Roth eines Mädchens vom Lande, als ſei die Welt ein lachender Apfel und die Menſchheit nur dazu beſtimmt, ihn mit wäſſerndem Munde zu ſchälen. Seraphine that, als ſtünden rings die Dinge in der Welt mit überhangenden Fruchtzweigen, als ſei alles verborgene Geiſtige dem Auge mit glänzend lockender Deutlichkeit zugewandt. Es war recht gut daß ſie ſagte, man müſſe ſich in die Dinge fügen; aber ein ihrem Weſen ganz widerſprechender Optimismus ließ ſie die Dinge weit vorzüglicher ſehen, als unſre Wünſche. Ihr Leben wurde ein Widerſpruch und ich habe nie erfahren können, welches der leitende Gedanke dieſer Inkonſequenzen geweſen iſt.

Wir ſprachen von der Liebe. Wir waren allein in einem dämmernden Zimmer bei den alten Tanten, die nicht zu Hauſe waren. Wir hatten das Licht, das man uns bringen wollte, zurückgewieſen und ſaßen in ſanftes Geſpräch vertieft. Alles was ſie bisher geſprochen hatte, befruchtete, wie milder Regen, die Saat meiner Gedanken; doch wollten wir endlich von allen unſern Ideenpoſten ein Facit ziehen und das Weſen unſrer Liebe ſelbſt zergliedern. Hier zerſchlug ſie wie durch ein Hagelwetter, was doch durch ſie gediehen war. Sie ſagte:

„Würd' ich wohl Dich Edmund glücklich machen können, wenn ich, mich hineindrängend in den Mittelpunkt Deines Lebens, auch von dieſem aus den Umkreis meiner Liebe zöge? Du würdeſt bald ermatten, wenn ich mit all meinem Athem all Deine Seele wie ein Segel aufblähen wollte, Dein Lebensſchiff flöge davon und müßte im Taumel des allzu günſtigen Windes bald an einer Klippe zerſchellen. Ihr jungen Männer dieſer Zeit klimmt unaufhaltſam, Ihr habt keine Heimath, wohin wollt Ihr uns aufnehmen? Genug, wenn Ihr ermüdet vom vergeblichen Suchen Eurer Ideale in das abendfeuchte Gras ſinket und die Liebe dann zu Euch heranſpringt, und Euch die Augen zuhaltend frägt, rathe wer's iſt?

Ich widerſprach dieſer Auslegung deſſen was ich von ihr wollte; ich ſagte: „Liebe ſoll keinen Theil des Lebens bilden, ſondern ſich in Alles einſchleichen, was am Manne ſein Leben iſt. Du willſt durch Deine Neigung nur überraſchen und Dich zuweilen nur deshalb vergeſſen machen, um immer wieder lebhaft in's Gedächtniß zurückzufallen. Du nimmſt die Liebe nicht als einen Zuſtand, ſondern als eine Thätigkeit."

Seraphine beſann ſich eine Weile mit Augen, die nicht zugegen zu ſein ſchienen, ſondern aus der Ferne etwas abſtrahirten. Dann wandte ſie ſich mir lächelnd zu, umarmte mich und erwiederte: „Sei unbeſorgt Edmund, wenn du mich brauchſt werd' ich da ſein; aber ich weiß ſchon, die Männer brauchen uns ſelten. Sie dürfen nicht ahnen, daß wir ſelbſt ein eignes Leben haben und einer ähnlichen Entwickelung unterworfen ſind, die ſie an ſich ſelbſt ſo emphatiſch ihren Bildungsproceß nennen. Wir ſollen den Männern Früchte bieten, deren Wachsthum aber in uns ſelbſt verſchließen. Du willſt mich immer um Dich haben' Wenn ich

mich nun wie Epheu an Dich hinaufrankte, an Deine Wünsche und Hoffnungen, an alle einzelne Pulsschläge und Tagesstationen, welch' eine Last würde Dir die leichte Schlingpflanze werden! Euer Wesen ist schwer zu ergründen. Ich setze mich den Stürmen Deines Genius nicht aus, denn wie leicht würdest Du mich verachten, wenn ich Dir nicht helfen kann. Bist Du sanft, so spiegl' ich mich in Deinen Wellen; gewitterst Du, so will ich in der Ferne stehen und still für Deine Seele beten."

Diese Worte waren so lieb und zart gesprochen, daß ich mit Unwillen mich nicht über sie zu äußern wagte. Ich begriff die Ideenassociation nicht, welche Seraphinens Reden zu Grunde lag. Es war nicht die unmittelbare Eingebung ihres Gemüths, sondern die Frucht eines schweren, im Momente sichtbar werdenden Nachdenkens, fast als suchte sie Etwas besser zu machen, was sie früher verdorben hatte. Hatte sie schon geliebt? War sie unglücklich gewesen? War sie nicht verstanden worden? Ich schwieg, von den unbehaglichsten Gefühlen übermannt, und entfernte mich zuletzt mit gereizter Resignation, als ich vollends sah mit welcher Zärtlichkeit Seraphine die im Dunkeln herangeschlichenen großen Angorakater streicheln konnte.

Meine Familie wendete gegen das Verhältniß nichts ein. Diese guten Leute hatten, wenn ich etwas ganz Anderes sein könnte als ich bin, mich ein gutes Theil verzogen. Sie widerstanden keinem meiner heftigen, unverständigen Wünsche, da ihnen ein Arzt gesagt hatte, daß deren Nichtbefriedigung auf meine Neigung zum Blutsturze wirken könnte. Sie hatten noch alle alten Begriffe von Mesalliance und linker Hand, aber so oft mir die Nase blutete, schlug ich alle ihre Ver-

urtheile in die Flucht und ſetzte durch, was ich wollte. Meine Mutter trug eine große Neigung zu Seraphinen und gewöhnte ſich allmälig daran, ſie künftig ihre Tochter zu nennen. Die lebhafteſte Beförderung dieſer Verbindung waren, ohnehin bürgerlichen Urſprungs, die alten Tanten; denn Seraphine hatte ſich zu meinem Entſetzen in deren Naturell ſo hineingedacht, daß man ſie für die Dritte des altjüngferlichen Bundes hätte halten mögen. Seraphine hütete ſich wohl, durch ihren Verſtand die komiſchen Mißverſtändniſſe zwiſchen den beiden Schweſtern beizulegen, denn ſie ſah wohl ein, daß Beide ſich in dieſen tumultuariſchen und ewig gereizten Stimmungen wohlbefanden. Die Mißſtimmung war der Sauerteig dieſer ſchweſterlichen Liebe geworden, ohne welche ſie nicht locker aufging. Seraphine ging auf alle Ideen dieſer eigenſinnigen Frauen ein und trug ſich ſo wie ſie. Mit den lärmenden Papageien, mit einem in blaue Livree mit Goldtreſſen gekleideten Affen, ſchloß ſie innige Freundſchaft; ſie nahm die Kater in ſpecielle Obhut. Kurz, Sannchen und Lenchen fingen an ſie wie ein Weſen höherer Art zu verehren. Je mehr ſie mir Seraphinen anprieſen, deſto unglücklicher ward ich; Alles was ſie ſchön fanden, waren in meinen Augen Sommerſproſſen.

Die Kreiſe, die ſich um die lärmende Wirthſchaft der Tanten verſammelten, waren die bunteſten, die man ſich denken kann. Die Schweſtern gingen nie in Geſellſchaft, aber alle Tage hatten ſie ſelbſt welche. Künſtler, Gelehrte, Militairs, Staatmänner, ſelbſt des erſten Ranges, beſuchten mit weiblichem Anhange die Salons der Schweſtern. In die Wunderlichkeiten fügte man ſich bald. Man ſah darüber hinweg, daß Lenchen und Sannchen oft mitten in einem ihrer

glänzenden Zirkel ſich mißverſtanden und in heftige Wechſelreden geriethen. Lenchen hatte früher das Haus verkauft, in welchem ſie geboren war und das Beide früher bewohnt hatten, ein werthvolles aber altes Gerüſt, zu dem ſich ein vortheilhafter Käufer gefunden hatte. Sannchen, immer im Eifer, ihrer Schweſter zu Willen zu leben, ſchilderte den Schmerz, den Lenchen dieſe Veräußerung gekoſtet hätte, und wie ſie untröſtlich darüber wäre, die Stätte ihrer Geburt in fremder Hand zu wiſſen. Lenchen ſah ſie groß an, und fragte ſie mit Entſchiedenheit, was ſie damit ſagen wollte? Sannchen erſchrickt, denn ſie weiß nicht was ſie verbrochen hat. Die Eine ſchmählt, daß es der Andern wahrſcheinlich in der neuen Wohnung nicht gefalle; die Andere, daß es ihr in der alten in der That weit beſſer gefallen hätte. Der Zank entſtand aus einem Compliment, und endete ſo, daß Sannchen unaufhörlich ausrief: „Ja, und es war auch beſſer dort, und Du biſt da geboren, Du biſt mir mehr werth als die Bequemlichkeit, und ich will doch ſehen wer mich verhindern will, etwas auf meine Schweſter zu geben!“ Und wie ſie dies ſprach, warfen ſich Beide die wüthendſten Blicke zu — aus Liebe!

Die ganze Geſellſchaft brach in Lachen aus. Nur Seraphine that, als wenn es ſich mit der Logik der alten Damen richtig verhielte. Sie that beſtürzt und unglücklich, wodurch ſie den Schweſtern inſofern ſchmeichelte, als ſie doch einſah, daß es ſich in dem Streit um etwas handelte, was wenigſtens ſoviel Grund hatte, daß es einen Andern beſorgt machen konnte. Ich blickte ſtill vor mich hin und beklagte die Richtung, die Seraphine genommen hatte. Sie war nicht mehr naiv, nicht mehr jugendlich und poetiſch, ſie philoſophirte; immerhin!

Wenn ſie nur nicht geglaubt hätte, daß mein Herz dieſer Philoſophie bedurfte.

„Wie iſt es Dir möglich, Seraphine," ſagt' ich ihr als wir allein waren, „an allen dieſen Thorheiten ſo haſtigen und gewiſſenhaften Antheil zu nehmen?" „Ich wundere mich ſelbſt darüber," antwortete ſie; „aber die Konfuſion dieſes Hauſes macht einen wohlthätigen Eindruck auf mich. In meinem Herzen zittern viele Zweifel, und in dieſem Strudel von Thorheit vergeſſ ich ſie. Zuletzt mußt Du auch nicht ungerecht ſein, und Dir nicht eine Welt einbilden wollen, die dem Möglichen und Wirklichen widerſpricht. Die beiden Schweſtern ſind für mich der lebhafteſte Eindruck des irdiſchen Treibens, der Zweckloſigkeit und des Zufalls, die uns hienieden verfolgen; ſie betrügen ſich wechſelſeitig um jeden Athemzug, und ſpielen ſich die Stunden aus der Hand, ſo leichtſinnig, daß ſie niemals wiſſen wo die Sonne ſteht. Oft, wenn es Mittag iſt, klingelt Lenchen nach Thee, Sannchen bringt ihn; es ſchlägt Eins, Lenchen erkennt ihren Irrthum und überhäuft die allzu nachgiebige Schweſter mit Vorwürfen, die auf Niemand anders paſſen, als auf ſie ſelbſt. Lenchen hatte neulich ein großes Stück Seidenzeug gekauft. Eine Freundin geht unten vorüber; ſie ruft ihr nach, demonſtrirt ihr aus dem erſten Stock die Vortrefflichkeit des Gekauften, und rollt, um die Auseinanderſetzung deſto beſſer zu geben, das Stück von oben auf die Straße hinunter, damit die Frau die Güte und die Farbe unten probire. Die Leute auf der Straße ſtehen ſtill, und Sannchen bricht in Vorwürfe aus, nicht daß man hier der Welt ein thörichtes Spektakel gibt, ſondern daß man ſich die Frau da unten zur Feindin macht, weil man durch das Herabrollen des ſeidenen Zeuges

das Unangenehme ihres Beſuches auszudrücken ſcheine. So ſtritten ſie ſich den ganzen Tag um ihre verwerfen und extremen Meinungen, während das an der Sache allein Unpaſſende weder von der Einen noch von der Andern empfunden wurde. Soll ich mich nun dazwiſchen werfen und ihnen über ihre Irrthümer die Augen öffnen? Man muß ſich in die Menſchen ſchicken! Ich ſehe das ruhig mit an und freue mich der Gewöhnung, auch über das Komiſche mich allmälig des Lachens enthalten zu können.“

Inzwiſchen näherte ſich der Tag, wo ich mit Seraphinen förmlich verſprochen werden ſollte. Eltern und Freunde waren davon überzeugt, daß mir eine häusliche Befeſtigung fehlte, um meiner praktiſchen Indolenz ein Ende zu machen. Seraphine war mit ganzer Seele bei dieſer in der That ſtattfindenden Handlung zugegen. Ich ſelbſt aber wußte nicht mehr, wie mir geſchah. Dies Verhältniß hatte einen ſo großen Anlauf genommen und endete mit einer ſchleichenden trübſeligen Bewegung. Keine der Berechnungen, die ich über den Charakter meiner Geliebten machte, traf noch zu. Sie war noch weder mein Werkzeug, noch mein Geſchöpf, ſondern nur noch meine Lehrerin. Mit weltkluger Enthaltſamkeit fuhr ſie über meine Träume hin, lächelte zu meiner Schwärmerei und warnte mich, dem nachzugeben, dem ſie ſich entzog. Ich wußte, daß ſie früher Muſik getrieben und geſungen hatte. Ich ſehnte mich darnach, einen einzigen melodiſch gemeſſenen Ton aus einem Munde, dem ſo viel zarte und feine Worte entquollen, zu vernehmen; aber ſie ſchlug keine Taſte an, ſie ſang keine Note. Ich beſchwor ſie, mir die Gründe ihres Schweigens zu ſagen. Ich ſchilderte ihr die Wonnen der Muſik, von der ich behauptete und noch

glaube, daß ſie die Sprache der Engel iſt. Sie nahm dies Alles ungläubig auf und erwiederte: „Ich werde mich nie wieder mit der Muſik befaſſen; denn das, was ſie ausdrücken ſoll, kann man nur dem eigenen Gemüthe entlehnen, und wer verbürgt Dir, daß ich die richtigen Saiten treffe?“

„Seraphine!“ rief ich entrüſtet, „hat dies Alles Zuſammenhang? Welchen Grübeleien gibſt Du Dich hin! Ich verſtehe nicht ein einziges Deiner Worte, und weiß nicht, welch räthſelhafte Beziehung alle deine Gedanken haben. Die Liebe erhöht die Muſik, wie ſie Alles verklärt, was ohne ſie nur Mechanismus, oder doch nur ein Leben ohne Gemüth und Seele iſt. Wie ich die Natur nur verſtehe an Deiner Hand, ſo auch alles Andere, womit die Kunſt des Menſchen die Natur nachzuahmen, zu ergänzen und zu übertreffen ſucht.“

Seraphine beſann ſich eine Weile, ehe ſie antwortete: und als ſie ſprach, war es wieder kein tröſtender Gedanke, der die Fäden ihrer Worte regierte. „Du weißt es nicht Edmund,“ ſagte ſie, „wie Du biſt, wie ihr Alle ſeid oder doch werden könnt. Glaube mir, Muſik wird uns eher hindern als verbinden. Du kannſt mein Gefühl wahrlich nicht ertragen, wenn ich es ſo in das leere Nichts einer erträumten, dies oder jenes Gefühl weckenden Situation hinausſinge. Ich lege etwas hinein, was Dir nicht gefällt. Ich bin unerträglich, wenn ich die Himmelsleiter des Geſanges beſteige und an den Sprossen prüfe, ob ſie mich wohl tragen werden. Sei nur nachgiebig gegen mich und vertraue meinen Gründen, meiner Selbſtkenntniß; ich habe das Alles erlebt, ich bilde mir's nicht ein.“

Als ſie dies ſprach, zitterte ihre Stimme. Sie langte nach mir und drückte mich an ihr Herz, um über meinen

Schultern ihre Thränen zu verbergen. „Was iſt Dir, Seraphine?“ Ich will ſie zurückdrängen, um ihre Augen zu ſehen; ſie drängt ſich aber feſter an mich, um ſie hinter mir zu verbergen. Ich ertrag' es eine Weile, und lege ſie dann ſanft auf einen Seſſel nieder, kniee zu ihren Füßen, und bitte mit tiefſter Inbrunſt: „Was quälſt Du mich, Mädchen? Warum keine Klarheit zwiſchen uns? Du vernichteſt mich durch die Widerſprüche Deines Lebens; daß Du lachſt und weinſt, daß Du Alles biſt unter einer Geſtalt und wieder nichts unter hunderten, die Du zu gleicher Zeit annehmen kannſt? O gib mir den Faden, der mich aus dieſem Labyrinthe und auf jene ſichere Warte führe, von wo ich Dich in allen Deinen Wegen zu gleicher Zeit überſchauen und ich beſeligt ausrufen kann: O Gott, dies alles iſt mein!“

Seraphine entzog ſich meiner Begeiſterung nicht. Sie war ſelig von dem Momente ergriffen; aber in ihrer Reflexion ſchien etwas vorzugehen, was den Ausbruch ihrer Empfindungen hinderte. Ihr glänzender Blick ruhte fragend und zweifelnd auf meinem Antlitze. Sie beſann ſich auf etwas, das abweſend war und drückte krampfhaft meine Hand. Wir waren ſeither einverſtandener; doch hatte dies Glück keine lange Dauer.

„Wenn ich Dir untreu würde,“ ſagte ſie bald darauf zu mir, ſtockte aber, da ſie ſich verſprochen hatte. „Ich wollte ſagen,“ fuhr ſie fort: „Wenn Du mir untreu würdeſt, und ich Dich durch Reſignation glücklich machen könnte, würdeſt Du ſie zugeben?“

Ich verſtand aufrichtig nicht, was ſie ſagen wollte. „Zugeben, daß Du reſignirſt? fragte ich. „Zugeben, wenn es in meinem treuloſen Intereſſe läge, Dich zu verlaſſen?“

Wenn Du meine Schweſter liebteſt," ſagte ſie, „und ich träte Deine Hand an ſie ab, würdeſt Du die meine ſegnen oder fluchen?"

„Ich glaube," ſagte ich, „ich würde ſehr glücklich ſein, Deiner ledig zu werden."

Als ich dies geſagt hatte, ſchien ſie betroffen und verſank in ein tiefes Nachdenken. „Aber würdeſt Du es nicht für unnatürlich halten," fragte ſie mich, „wenn ich in Güte das abgebe, was ich ſo herzlich liebe, und diejenige beſchenke, welche doch meine größte Feindin iſt? Das Vorwaltende in der Liebe ſoll doch der Beſitz bleiben."

Ich verneinte dies. „Auf keinen Fall, Seraphine; die Liebe iſt Verluſt, Entäußerung; die Liebe iſt dann am reichſten, wenn ſie Alles verſchenkt hat."

„Das iſt wunderlich," ſagte ſie nach einigem Nachdenken, ſchwieg wieder eine Weile und fuhr fort: „Aber ich glaube Dir nicht. Du biſt ſanft und nachgiebig in Deinen Ideen, aber verliere nur was Dir gehört, und Du wirſt ſchnell aufbrauſen. Ihr würdet es am liebſten haben, wenn zwei Herzen zu gleicher Zeit an euch hingen. Gern beſäßet ihr das eine, möchtet aber auch das andere nicht aufgeben. Und dies iſt noch nicht einmal Alles; Du würdeſt Dich, wenn ich zu dem ſchmerzlichen Opfer entſchloſſen wäre, mit Verwunderung nach mir umzuſehen, auf mich zukommen und ſagen: Ei wie leicht wird Dir das! Und würdeſt das ſo oft ſagen, bis Du Deine neue Liebe vergeſſen haſt und an der alten noch ſo viel Intereſſe wieder gewinnſt, daß Du für ihren ſchnellen Entſchluß ſie quälteſt und ſie aus Rache, daß ſie einen Augenblick nur glauben konnte ohne Dich ſeyn zu können, beinahe tödteteſt!"

„Das ſind mir neue Lehren," mußt' ich antworten. „W
ich liebe, iſt mir Liebe ein Bedürfniß; und ich werde Jede
achten, der mir die Befriedigung deſſelben erleichtert. Hab
ich das Bedürfniß Dir untreu zu ſein, ſo könnteſt Du m
kein läſtigeres Geſchenk machen, als durch Deine ewige un
unwandelbare Treue."

„Nein, Du Guter," ſagte ſie und reichte mir die Hand
„Du ſtandeſt noch nicht im Feuer. Sei nur erſt mitten dri
zwiſchen dem Plus und Minus Deiner gemüthlichen Beſit
thümer; Du hältſt die Probe der Großmuth nicht au
Warum liebſt Du denn eigentlich? Haſt Du Dir darüb
Rechenſchaft gegeben?"

„Wunderliche Frage!" ſagt' ich, ärgerlich über dieſe kal
Dialektik.

„Nicht ſo wunderlich, Edmund," fiel ſie ein. „Du lieb
nur, weil Du weißt, daß Du geliebt wirſt. Daß unter de
Tauſenden, die ſich herzen und küſſen und behaupten, f
einander geboren zu ſein und es auch ſind, Du noch e
Weſen findeſt, das ihr Träumen und Denken, all ihre Zu
kunft und Hoffnung auf Dich bezogen zu haben ſcheint, d
Dich erwartete, Deiner bedurfte und Jedes an Dir anerkenn
jedes Kleine und Große, jedes Zufällige und Abſichtliche, je
Stärke und Schwäche; das iſt der Zauber, der Dich feſſelt u
Dich wie durch eine optiſche Täuſchung glauben läßt, der Tri
käme aus Dir, aus Deiner Sehnſucht, aus deiner Wahl

„Und wenn dieſer Dein Irrthum richtig wäre?" fiel ich i

„Er iſt richtig, und auch ſeine Folge iſt richtig," behau
tete ſie. „Der Gedanke der Trennung iſt das Bindende
der Liebe. Zu beſitzen, iſt Nichts; aber zu verlieren,
Alles. Du weißt, daß ich Dich liebe, und kannſt desha

nicht von mir laſſen. Schon die Vergangenheit kettet. Wir liebten uns, wir ſaßen hier, wir wandelten dort, wir lachten in einer Weinlaube, weinten unter einer Trauerweide; daß dies Alles war, kann nicht ausgelöſcht werden. Wir können nicht ſo gefühllos und boshaft ſein und ſagen, daß dies Alles nicht war, daß wir nichts erlebt hätten, wovor wir, wenn wir es nicht fortſetzten, erröthen müßten. Und dann die große Frage: Iſt es möglich? Nämlich: kann der Himmel einfallen? Konnte das Lüge ſein, was noch vor acht Tagen eine ſo ſelige Wahrheit war? Mit einem Worte: Nicht, kannſt Du in mir zu Grunde gehen? ſondern, kann ich es in Dir? Ich, der ſo und ſo Geartete in Dir, Dein Spiegel; ich, der Inhalt in Dir, dem Gefäße? Siehſt Du! Das iſt es Alles: Egoismus!"

Ich war heftig erzürnt über dieſe leidenſchaftliche und gehäſſige Deduktion. Ich griff nach meinem Hut und lief davon, und gab doch gleich einen Beweis, daß die Liebe Egoismus iſt. Denn als ſie mir nicht nachkam, mir nicht nachrief, war ich untröſtlich; nicht daß es geſchah durch mich, ſondern daß es geſchehen konnte durch ſie. Sie hält mich nicht zurück, ſie läßt mich toben, ohne daß ſie zeigt, daß es ſie ſchmerzt. Sie kann das Gefühl der Leerheit, die nun in uns waltet, überwinden; ſie hat ſoviel Inhalt in ſich ſelbſt, daß ich ſagen kann: Es iſt Nichts! Ich hielt es nicht aus, ſondern lief wieder zurück und quälte ſie, mir doch den Schmerz zu erleichtern, der mir das Herz abdrückte und nicht ſo zu thun, als wenn er ihr Nichts wäre! Sie lächelte und umarmte mich, zuerſt formell, allmälig mit Wärme. Wir gingen zur Geſellſchaft in den Saal, wo ich vor lauter Betrübniß mich keines klaren Momentes bemeiſtern konnte.

Wär' ich ein Mann des Willens und ſchnell wirkender Energie, ſo hätt' ich nach dem Gefühl meiner Lage auch zu handeln den Muth gehabt. Daß unſere Mißſtimmung unlöslich war, ſah ich wohl ein; aber wie ſollt' ich es anfangen Seraphinen, die mich liebte, zu verlaſſen? Sie ahnte meine Abſicht, und ward darüber ängſtlich. Sie ſetzte ſich in Bewegung, wie ich deutlich ſah, die Konflikte zu hintertreiben, aber die Mittel, die ſie wählte, goſſen nur Oel in's Feuer. Sie war geſetzt, bis zum Pedantismus. Sie trug ſich mit einer Sorgfalt, die immer zu fragen ſchien: Gefall' ich dir ſo? Sie griff überall die Sentimentalität an, auf welche ſie täglich das Geſpräch brachte, und erinnerte mich an jene weiblichen Weſen, die ſich über ihren Mangel an Empfindſamkeit brüſten und den Mond und die Sterne, dieſe treuen Wächter der Liebe, bewitzeln können. O ich ſehne mich nicht nach jenem ewigen Naß des vorigen Jahrhunderts; aber einige Tropfen glänzender, verklärter Feuchtigkeit thäten dieſen matten Seelen wahrlich Noth! Seraphine hatte Freundinnen, die ſich aus der Aufbewahrung von Freundſchafts- und Liebesreliquien ein heiliges Geſchäft machten; die in ihren Schreibpulten für jedes werthe Herz ein eigenes Fach hielten, wo mit rother Seide umflochten deſſen Korreſpondenz lag. Sie hatte Freundinnen, die ſich Blumen auftrockneten, die man ihnen ſchenkte, und einen Frühlingsſtrauß ſo viel Tage in friſches Waſſer ſetzten, bis er unwiederbringlich verwelkt war. Dieſe Alle mußten den Stachel ihres Spottes empfinden; wie ſie auch eine Menge von neueren Dichtern und religiöſen poetiſchen Erweckern bekrittelte, deren Leier freilich etwas monoton klingen mag, die aber in empfänglichen Herzen immer eine gewiſſe heimliche Gluth und

eine unter der Aſche glimmende Rührung anſchüren. Seraphine konnte eine lange Kritik über die Stunden der Andacht herſagen, worin ſie dieſes Buch als eine Erfindung des eleganten Modechriſtenthums ſchilderte, und wahrlich ſie vergaß dabei, daß dieſe Betrachtungen einer gewiſſen Bildungsklaſſe der Geſellſchaft eine fortwährende Anreizung zum Blicke nach Oben ſind und ſie zu einer ſanften Tugendliebe verklären.

In meiner Verzweiflung griff ich nach einem Mittel, das mich den Ideen Seraphinen's näher bringen ſollte. Ich glaubte noch, daß es uns nur an Verſtändigung fehlte, und ſchlug ihr deshalb ein Tagebuch und eine tägliche Correſpondenz vor. Aber als ich nur das Wort ausgeſprochen hatte, ſagte ſie mit ſchneidender Kälte: „Wir ſind ja in einer Stadt, wir ſehen uns ja!“

Dieß verwundete mich ſo heftig, daß ich an das Fenſter lief und Luft ſchöpfen mußte. Sie kam mir nach und ſagte begütigend: „Gewiß lieber Edmund, es iſt nicht gut, daß wir uns ſchreiben. Im Tagebuche liebäugelt die Eitelkeit mit ſich ſelbſt, und ſelbſt wenn wir uns Vorwürfe machen und mit Schärfe unſre Fehler rügen, ſo können wir ſchon daraus genug Eitelkeit ſaugen, daß wir da ſo gerecht gegen uns ſind, und ſo rückſichtslos prüfen und auf eine ſo ehrenvolle Weiſe uns zu beſſern ſuchen! Die Liebe vollends erliſcht bei einem nutzloſen Briefwechſel. Man ſpricht ſich in mehr hinein, als man verantworten kann; man gefällt ſich in überlieferten Verbeugungen und malt ſich Welten aus, die nicht exiſtiren und unſre Blicke kalt werden laſſen, wenn wir uns in der matten Wirklichkeit begegnen. Nimm Dich in Acht, Edmund, daß unſre Liebe keine Liebe auf dem Papiere wird.“

„Deſto leichter kann man ſie zerreißen," ſagt' ich mürriſch.

„Sei nicht ungerecht," ſuchte ſie mich zu beruhigen. „Du willſt es gut, aber ich verſichere Dich, daß ich es noch beſſer will. Könnt' ich auch Deinen Briefen, Du würdeſt nicht lange den meinigen trauen. Denn ich habe nicht die Feſtigkeit des Styls, die Dir zu Gebote ſteht. Ich muß viel Fremdes borgen, um mich auszudrücken, und muß ihm meine Empfindungen unterlegen. Ich würde viel Phraſe in meine Ergüſſe miſchen und es nicht verdienen, daß Du mich deshalb haſſen lernteſt. Laß uns aufrichtig gegen einander ſein, mittheilſam im Geſpräch. Von Mund zu Mund kommen wir eher zurecht, als durch eine Schwärmerei, die wir uns verſiegelt und verſtohlen in die Hände drücken."

Sie mochte Recht haben, ich geſtand es ihr auch zu; aber ich verſprach mir nicht viel von dem weiteren Verlaufe unſeres Verhältniſſes. Eine abenteuerliche Scene kam mir zu Hülfe, um mich von all meinem Unglück zu befreien. Ich hatte die Gewohnheit, zuweilen in einem Phaëthon mit Seraphinen in den nahen Wald zu fahren. Sie ließ ſich ungern dorthin führen und geſtand mir endlich die Urſache ihrer Beklommenheit. So oft ſie allein wäre oder in einer abgelegenen Gegend, ſagte ſie, würde ſie an Philipp erinnert. Es war das Erſtemal, daß dieſer Name zwiſchen uns genannt wurde. Ich hatte an dem bisherigen Stillſchweigen über dieß Verhältniß ein heiliges Wahrzeichen haben wollen, daß ich Seraphinen ſo lange lieben wollte, bis ich ſie zum Erſtenmale den Namen jenes Mannes ausſprechen hörte. Jetzt that ſie es, und das zuſammenrinnende Blut machte mir eine Empfindung, beklommen zugleich und doch angenehm. Es war mir, als hätte ſich Seraphine in dieſem Augenblicke um

Etwas bei mir gebracht; als hätte ſie etwa ein ihr anvertrautes Unterpfand ſo gut wie veruntreut. Sie erſchrak über das Lächeln, mit welchem ich Philipp's Namen und die Nachricht aufnahm, daß er ſeiner ungefähren Frau ſeit einiger Zeit Briefe ſchicke und ihr mit einer eigenmächtigen Beſitzergreifung ihres untreuen Willens drohe. „Was ſchreibt er denn ſonſt?“ fragt' ich.

Sie ſagte: „Philipp dringt auf mein Verſprechen wegen des Religionswechſels. Gewiß, dereinſt im Jenſeits die Hölle zu gewinnen, wollt' er ſich hier wenigſtens“ —

Ich ergänzte die Stockende: „den Himmel nicht entgehen laſſen?“

Am Tage nach dieſer Eröffnung fuhr ich mit Seraphinen in den Wald. Es iſt ein herrlicher, ſchattiger Aufenthalt, den ich am liebſten habe, wenn ich ihn mit meinen Pferden durch ganz ſchmale, kaum fahrbare Wege durchſtreife. Ich fahre ſelbſt und habe nur einen Hund bei mir, der durch das vom letzten Herbſt übriggebliebene Laub raſchelt und Schnecken und Käfer anbellt, die er darin aufſtöbert. Wie ich ſo mitten im dichteſten Walde fahre, hör' ich in der Ferne ein gellendes Pfeifen. Mein Hund horcht auf und läuft, als ſich das Pfeifen wiederholt, ſpornſtreichs in den Wald. „Das muß Philipp ſein,“ ſagt' ich ruhig; „der Hund kennt ihn und iſt an ihn gewöhnt. Sollte der Jäger etwas Böſes im Schilde führen, ſo bin ich doch begierig, für wen ſich das Thier entſcheiden wird.“

Seraphine beſchwor mich umzukehren. Sie ſah aber wohl ein, daß das Umwenden hier unmöglich war. Ich wußte, daß wir bald an die Landſtraße kommen mußten und gedachte, in dem daran gelegenen Hauſe des mir bekannten Förſters

das Dach zu besteigen, auf welchem eine runde Platte, zur Uebersicht in den Wald, angebracht war. Ich wollte mich nach meinem Hunde umsehen. Wir gelangten auch glücklich zur Wohnung des Försters; ich befestigte die Zügel der Pferde, hieß Seraphinen einen Augenblick warten, und kletterte auf die kleine Warte hinauf. Wie ich oben war, sah ich Philipp mit dem Hunde ganz in der Nähe. Der Hund umwedelt und liebkoset ihn, und Philipp, mechanisch des schuldigen Respektes eingedenk, greift nach dem Hute um zu grüßen. Ich will Seraphinen nicht allein lassen, gehe von der Platte, und höre wie ich hinuntersteige einen lebhaften Peitschenknall und fröhliches Hundegebell. Ich stürze die Treppe hinunter, bin unten, und sehe, daß Seraphine von Philipp in dem Phaëthon gewaltsam davon geführt ist. An ein Nachkommen war nicht zu denken; ja hätte ich ein Pferd gehabt, ich würd' es nicht gethan haben; denn Seraphine hatte nicht Hülfe gerufen, sie wandte sich nur mit zum Tod erschrockener Geberde nach mir um. Da ich wußte, daß Philipp ehrlich war, machten mir Pferde und Wagen keine Sorge.

Unvergeßlich wird mir die Stimmung bleiben, als ich mich hier so verlassen und einsam erblickte. Ich rannte durch das Gebüsch und warf mich, übermannt von meinem Schmerze, auf die weiche Decke des hier frischen, dort verdorrten Grases hin. So im Nu, so geheimnißvoll, ein Faden abgeschnitten, der sich zu meiner Qual bis ewig fortzuspinnen gedroht hatte und der nun, da er zerriß, mich doch die bittersten Thränen kostete. Ich beklagte nicht mein Geschick, sondern nur meine Thorheit, die es herbeigeführt hatte. Ich suchte Trost in einer Fülle von Vorwürfen, in der ich meinen verlassenen

und vereinſamten Schmerz zu erſticken ſuchte. Ich hatte ſie geliebt, wie ein Weib, wie ein Narr. Ich hatte ein Weſen von mir geſtoßen, das die Erfahrung des Lebens kannte und von einer Saat reicher und ſchöner Gedanken befruchtet war. Meine Neigung war unnütz; die ihre war Samen geweſen, der nicht gedeihen konnte, da wir beide die natürliche Ordnung des Mannes und Weibes umgekehrt hatten. Ich ſah ein, daß, meinen Anſprüchen nachzuleben, für einen ſo ſtarken Willen Entkräftung geweſen wäre, daß ich mich zu ihr hätte emporheben, ſtatt ſie zu mir herunterziehen ſollen. Ich hatte ſie ſo gequält und ſie ſo irre gemacht an mir, an ſich ſelbſt und an dem Glauben über die Dinge dieſer und jener Welt, daß ſie nicht anders konnte, als ſich in den rohen Willen eines Mannes fügen, der meerestief unter dem hellen ſchönen Spiegel ihres Auges und ihres Geiſtes ſtand. Ich weiß nicht, wie ich aus dem Wald gekommen bin, und habe heut zum Erſtenmale Seraphinen wieder geſehen.

---

Edmund hatte dieſe Geſtändniſſe geſprochen, indem er die beiden Arme und das Haupt auf die Seitenlehne des Ruhebettes legte, auf welchem ihm Julie zuhörte. Jetzt blickte er wie aus einem Traum erwachend auf, ſah die Lichter alle heruntergebrannt, das Zimmer ſchaurig düſter und hörte auf dem Tiſche nur eine kleine Uhr ihre ängſtlichen Schläge meſſen. Er näherte ſich Julien, ſah ihr in's Geſicht, und fand ſie in tiefen Schlaf geſunken. Die Bruſt wollte ihm zerſpringen vor klopfender Herzensangſt. Er beſann ſich eine Weile, was er thun ſollte, ergriff aber bald ſeinen Hut und ſchlich leiſe auf den Zehen aus dem Zimmer, durch die matt

erleuchteten Gänge und Treppen bis zur Hausthür, die ihm ein schlaftrunkener Portier öffnete. Auf der Straße war Alles still. Die Laternen wollten eben auslöschen, und nur in der Ferne hörte er den hallenden Gleichtritt der Patrouillen. Um Alles kürzer und bald Ruhe zu haben, stieg er in sein im untern Stock gelegenes Fenster ein und warf sich, angekleidet wie er war und erschöpft, auf seine nächtliche Lagerstatt.

# Drittes Buch.

Arthur und Edmund, Ihr beiden Wendekreiſe, durch welche meine Jugendſonne geſchritten, ich ſah Euch wieder! Ich erblickte Dich, Arthur, mit Deinem ſtürmenden Drange, Hohes zu denken und zu thun, Dich, Edmund, Du weiches zartes Gebild, ſchöner als Arthur, aber kein Granit, wie der! Wir ſtanden uns ſtumm gegenüber, unſre geſenkten Augenwimpern beſchatteten zwei Geheimniſſe, die doch, ach! in Euern Seelen noch nicht ganz verklungen ſind? So zu ſtehen in einer Gegenwart, die ihre Pflichten, ihre Wirklichkeit hat, der wir mit Theilnahme angehören, und ſo plötzlich in die Vergangenheit zurückverſetzt in Etwas, das nicht blos Erinnerung iſt, ſondern lebendige Täuſchung mit ſauſender Wahrheit, mit ſprechenden Pflichten und uns wohlbekannten weinenden Schmerzen — Es iſt ein Gefühl, klar genug, aber nicht klar zu machen. Und nun Beide, die Ihr von einander nichts wiſſet, und ich dazwiſchen ſtehend, Jedem von Euch ein Ganzes, mir ſelbſt aber zerſplittert, vielleicht ſo wie Kieſelſteine ſich zerſchlagen laſſen, daß alle Theile die Form des Ganzen tragen. Oder habt Ihr Ahnung von einander?

Ich umſchlang Euch Beide einſt mit ſo inniger Liebe, daß Ihr mir nur ein Name waret, ein Ziel, ein Höchſtes! Ich habe nie aufhören können, in Edmund Arthur zu lieben,

und in dem Bilde, wo es Arthur's Erſcheinung nicht bedurfte, um es in meiner Seele wieder aufzufriſchen, fehlt nicht einer der ſanften Züge, die Edmund gehören. Eure Namen ſind nur veränderte Zeiten, veränderte Entſchlüſſe, ſind nur eines Mannes Bezeichnung, während der Zwieſpalt und die Zweiheit nur in mir liegen. Ich war die doppelte Perſon, die heute Arthur, morgen Edmund hieß, die eine einzige hohe Gottheit durch zwei entgegengeſetzte Opfer ehren wollte!

Schmerzliche Täuſchung! Ich hatte geglaubt, daß wie Arthur und Edmund in der Liebe für mich nur Eines waren, ſie auch die Natur als Zwillingsbrüder geſchaffen und mit gleichen Gaben und Anſprüchen ausgeſtattet hätte. Was ich aber ſahe, war, daß ſie ſich alle gleichen in dem Maße von Theilnahme, deren ihr Herz bedarf, daß aber die Mittel und Formen ihnen das einzuflößen, was der Durſt nach ihnen iſt, die Liebe der Geliebten, die verſchiedenſten ſind. Zu weich gegen Arthur, glaubte ich gegen Edmund hart ſein zu müſſen; und deſſen Arthur bedurfte, war dasjenige, was Edmund bei mir am liebſten preisgegeben hätte. Wodurch ich ſie beglücken wollte, dadurch verdarb ich ſie. Wer iſt unglücklicher, als ein Weib das liebt und nicht weiß, ob dieſe entzieglichen Männer es gern hell oder dunkel, lieber blau als roth, lieber ſüß als ſalzig haben?

Ich will die wenigen Augenblicke, die ich vom Umgange mit meinen Zöglingen ſparen kann, ich will die ſtille Stunde der Nacht der Erinnerung widmen und mir die Welt, die mir durch Perſonen wie Arthur und Edmund nur verſinnlicht werden kann, mit liebendem Andenken auf das Papier zeichnen. Es war nur ſtilles Leben das mich ſeither umgab, aber es pulſete mächtiger als wär' ich im Strudel des großen Lebens

geſchwommen, wo man über dem Eifer kleine Sandbänke und Zielpunkte zu erreichen, die Abwechſelungen der ſchwimmenden Fahrt ſelbſt vergißt und nur dumpfes brauſendes Waſſer im Ohre fühlt. Die unvergeßlichſten Momente ſind die kleinen und unſcheinbaren des Genuſſes, ſind jene ſtillen Träumereien auf einer Bank, die ſich an ein Weingeländer lehnt, ſind jene Augenblicke, wo uns zuweilen iſt, als dränge nur eine Note, kaum ein halber Takt einer göttlichen Sphärenmuſik, welche durch das Weltall tönt, an unſer betroffenes Ohr. Wenn ich an einem See ſtehe und blicke den ſchwarzen Spiegel entlang, ſo zuckt dort unten ein ſilberner Strahl. War's ein Sonnenblick, oder ein Fiſch, der die glänzenden Floſſen ſchüttelte? Der leuchtende Punkt iſt unvergeßlich, und ſo blitzen durch die Nacht der Vergangenheit erinnerungsfriſche Punkte, ſpielende Floßfedern, aber bleibende! So weiß ich, wie ich als Kind vor unſerm Hauſe ſtand und eines Abends die Wolken anſtaunte, die ſich in verworrenen Schichten an dem dunkeln Himmel thürmten. Alſo dort hinten wohnt Gott? Ein heiliger Abend, den ich nicht beſchreiben kann, den ich nur unvergeßlich fühle. Oder jener Regenbogen, der noch immer mit ſeinen Farben vor meinen Augen prangt, als man mir ſagte, an den beiden Enden wo er die Erde berührte, läge ein Haufen Goldes! Ich glaubte der Sage, doch fiel es mir nicht ein ihren Werth zu prüfen, etwa, indem ich drüben in des Nachbars Garten geſtiegen wäre, wo ſich die leuchtende Wölbung mit dem einen Flügel zur Erde niederzulaſſen ſchien. Und ſo zahlloſe, ſtille Momente! Ein Weihnachtsmorgen, wo ich nur mit meinen Zehen auf eine ſchwache Eisdecke drückte, die ſich in der heiligen Nacht über einen kleinen Pfuhl vor dem Hauſe gezogen

hatte: Was iſt dies nun? Eine unbedeutende Erfahrung, eine Fußzehe, ein wenig Eis und ich vergeſſ' es nicht; ich muß immer darauf zurückkommen, wenn man mich fragt, ob ich aus meiner Kindheit mich wohl noch irgend eines Momentes entſinnen könnte.

Als ich mich von Edmund trennte, war es auch ein ſolcher Ruhepunkt, wo ich Nichts erlebte und doch Alles auf einmal zuſammenkam, ſo daß ich öfter an dieſen denken werde als an jenen, wo mir der Athem und das Bewußtſein ausging, an die Zeiten Arthur's und Edmund's. Es iſt eine Periode der Beſinnung und des Nachdenkens, die ich mir redlich aufzeichnen will. Euch ruf' ich an, ihr ſtillen Schauer der Nacht, zu wachen über mir, und mein Herz zu durchzittern, daß ich Wahrheit rede vor Gott!

Als ich, im Wagen ſitzend, Edmund oben auf der Warte des Jägerhauſes ſahe, wurde dicht in der Nähe mein Name gerufen. Ich wende mich um und erblicke Philipp, der ſich mit kaltblütiger Entſchloſſenheit auf den vordern Sitz des Wagens ſchwingt, die Zügel ergreift und mit mir davonfährt. Die plötzliche Erſcheinung hatte meinen Willen ſo gelähmt, daß ich nicht wagte mich umzuſehen, ja es war mir als zwänge mich eine dämoniſche Macht vorwärts zu blicken, und Edmund und die ganze Welt, die hinter mir lag, auf ewig zu vergeſſen. Die Eile, mit der Philipp durch den Wald jagte, ließ mich zu keiner Beſinnung kommen; ich erſchöpfte meine Kraft, und durch Nichts ſo ſehr, als durch das Erſtaunen, daß ich ſo fügſam ſein konnte, daß ich ſchwieg und die Oberherrſchaft des Mannes vor mir, wie durch einen Inſtinkt, anerkennen mußte. Ich hielt dies wechſelſeitige Stillſchweigen nicht aus. Philipp war ſchon mehre Stunden

gefahren, und noch immer wandt' er ſich nicht nach mir zurück oder gab mir eine Erklärung über ſein Vorhaben. Sie von ihm zu fordern, war ich unfähig. Eine unerklärliche Gewalt zwang mich, ihm Gehorſam zu leiſten. Statt zu zürnen oder nur um Aufklärung zu bitten, wandt' ich mich zuerſt an ihn, legte meine Hand auf ſeine Schulter und ſtieg, da er auf Nichts achtete, vorn auf ſeinen Sitz und ſagte, als wär' es meine Pflicht ihm entgegenzukommen und ihn zu beſänftigen: „Hier gehör' ich her!“ Da er noch ſchwieg und mich nur mit einem prüfenden Blicke betrachtete, ſo konnt' ich nicht anders, als freundlich gegen ihn ſein und ihn, nur um ein Wort zu erobern, mit Verſicherungen meiner Anhänglichkeit überhäufen. „Was iſt Dir Philipp? Du ſprichſt Nichs, ich habe wahrlich Unrecht gegen Dich.“ War ich ihmnicht vom Altar entflohen?

Seine Antwort fing mit den Pferden an. Er ſagte, daß ſie nicht weiter könnten, wir es aber müßten. In einem kleinen Dorfe, das ganz nahe gelegen ſei, woll' er das Fuhrwerk an den Eigenthümer zurückſtellen, wir ſelbſt aber müßten noch eine Strecke zu Fuß gehen, bis wir übernachten könnten.

Dies Alles ſprach Philipp mit einer Zartheit und Zurückhaltung, die mir an ihm wohlbekannt war, und die mich immer zu ihm gezogen hatte, weil ſie eine mangelhafte Bildung leicht vergeſſen machen konnte.

Als wir darauf Arm in Arm durch den ſchon finſtern Wald gingen, ſprach er nicht ein Wort von der Untreue, die ich an ihm mit ſo leichtem Herzen begangen hätte, ſondern ſagte: „Du weißt, Seraphine, daß wir durch ein höheres Band verknüpft ſind, als Menſchen und Prieſter es weben können. Ich bin durch Dich in eine zweifelhafte Stellung zur Ewigkeit gekommen; Du ſelbſt haſt ein viel zu reines

Gewiſſen, als daß Du Dich jemals in Deinem Leben auf die Dauer wirſt mir entziehen können: Ich laſſe Dich in den Kreiſen, wohin Dich der Zufall oder der Trieb meiner los zu werden, führen mag, aber ich bin gewiß, daß wenn Du auch keine Sehnſucht haſt zu mir zurückzukehren, Du doch niemals widerſtreben wirſt, wenn ich Dich hole. Du kannſt in jene Welt nicht zurück, aus der ich Dich eben genommen habe, und um es mit einem Worte zu ſagen, ich bedarf Deiner."

Er eröffnete mir hierauf, daß ihn ſeine Seele um Alles bekümmere. Wir wollten freundſchaftlich mit einander wohnen, er würde Alles achten, was ich ihm nicht freiwillig bieten würde, und von mir nur ermunternden Zuſpruches gewärtig ſein. Ich vergaß ſchnell die Vergleichung meiner jetzigen und früheren Lage, und ging mit Vorliebe auf religiöſe Geſpräche ein, welche ihm die liebſten waren. So gelangten wir im tiefſten Dunkel, nur vom Wilde zuweilen aufgeſchreckt, das ſich aus dem Gebüſch vernehmlich machte, zuweilen von einem fallenden Schuſſe, wo Philipp immer ſtillſtand und etwas vor ſich hin ſprach, in eine dicht von Bäumen umſchloſſene einſame Wohnung, die ſich durch ein einziges Licht ſchon aus weiter Ferne den Wanderern angekündigt hatte. Ein paar Hunde fuhren auf, ſchwiegen aber, da ſie Philipp's Stimme hörten. Wir traten in das kleine Haus ein und begaben uns in das Zimmer, von wo das Licht durch die Fenſter gefallen war. In einem Lehnſeſſel ſchnarchte eine alte Frau, die noch den Faden des Spinnrockens, der vor vor ihr ſtand, in der Hand hielt und durch eine ihr von der Naſe auf den Schoos gefallene Brille verrieh, daß ſie in einem auf dem Tiſche liegenden Buche geleſen hatte oder leſen wollte. Philipp rüttelte ſie wach und brauchte dabei ziemlich derbe

Ausdrücke, die ſeinem feinen Weſen ſonſt fremd waren, verlangte eine Lagerſtatt für mich, Nachteſſen für uns Beide, und ſchien mir ſo ziemlich zu Hauſe zu ſein, da man ſelbſt wenn man bezahlt, ſchwerlich ſo entſchieden fordern konnte. Die Alte ſetzte ſich in Bewegung, ließ uns allein und kam erſt nach einer langen Weile mit klappernden Tellern und Gläſern zurück. Auch Philipp ließ mich einigemal allein während wir aßen; er ſtand mit vollem Munde auf und ging zur Alten hinaus, mit der er bald ſehr laut über die geringfügige Mahlzeit tobte, bald wieder flüſterte, was mir recht unheimlich vorkam. Ich fragte ihn, was dies für ein Haus wäre, und er ſagte mir, wie verwundert über Etwas das ſich von ſelbſt verſtünde: Ein Wirthshaus. Ich dachte an keine böſe Abſicht, und folgte ruhig in den erſten Stock, wo mir die Alte in einem Kämmerchen ein nothdürftiges Lager hergerichtet hatte. Da Alles um mich her ganz ſtill war, ſo ſchlief ich vor Ermüdung bald ein.

Kaum mocht' ich jedoch eine Stunde geſchlafen haben, als ich erwachte. Ich fuhr auf, als hätte mich etwas geweckt, das ſich erhorchen ließe. Aber ich hörte lange nichts. Erſt als ich wieder einzuſchlafen verſuchte, vernahm ich ein nicht weit entferntes Geſpräch, an welchem bald mehr, bald weniger Perſonen Theil nahmen. Wie von brennenden Fackeln fielen in meinen engen Schlafraum zuweilen vom Hofe her helle Lichtſtreifen, die mir an der Wand bald den kleinen Spiegel, bald ein Muttergottesbildchen zeigten. Die Neugier trieb mich aus dem Bette, ich ſah in den Hof, wo mehre Männer bei Laternenſchein von Gegenſtänden, die ſie ſich wechſelſeitig von den Schultern nahmen, einen kleinen Haufen thürmten, den ſie dann wieder in Keller und Speicher ab-

trugen. Ich ſahe bald, daß es todte Rehe und andere Waldthiere waren. Für ein Haus in dieſer Lage, ſchien mir dies nichts Neues; ſelbſt daß Philipp dabei beſchäftigt war, fiel mir nicht auf; ich kehrte in mein Bett zurück, und ſchlief bis zum frühen Morgen.

Wie ich erwachte, konnt' ich von meinem Bett aus in den Hof ſehen, wo Philipp mit den Augen mein Fenſter fixirte und mein Heruntergkommen zu erwarten ſchien. Ich kleidete mich ſchnell an, bekam im Hausflur ſehr freundliche Morgengrüße von ihm und der Alten, und ſetzte mich in ein kleines wunderliches Fuhrwerk, das nur aus einem Kaſten über zwei Rädern beſtand und von drei großen Hunden gezogen wurde. Philipp ſelbſt ging nebenher und ſagte: „So lange wir im Walde ſind, Seraphine, geht es recht gut, die Thiere halten ſchon ein paar Stunden aus, kehren dann auf ihre eigene Gefahr wieder nach Haus zurück, und wir ſehen dann ſchon zu, wie wir weiter fortkommen."

Arthur hat immer geſagt: Du biſt leichtſinnig! Und jetzt ſahe ich wohl, daß er Recht hatte; denn ich war vergnügt über unſern Aufzug und ſcherzte mit Laune über meine Lage, von der ich keine Vorſtellung hatte. Am Ende des Waldes ſagte Philipp den Hunden Etwas in's Ohr, worauf die Thiere wie toll den Weg zurückliefen. Als ich darüber lachte, ſagte Philipp, dies hätte er von einem alten Norwegiſchen Jäger gelernt, der 1814 mit Carl Johann in Deutſchland geweſen wäre. Die Lappländer machten es ſo mit ihren Rennthieren; und überhaupt fügte Philipp mit ſeinem dumpfen Aberglauben hinzu: „Es gibt wunderbare Dinge in der Welt." Ich griff dieß ſogleich auf und begann unſere geiſtlichen Geſpräche fortzuſetzen. Es war ein feier-

licher Sonntagsmorgen der uns umwehte, indem wir ſo traulich durch die ſchwellenden, überreifen Saatfelder wandelten. Die Lerche wirbelte in der Luft; Philipp holte mir Kornblumen, die ich zu einem Kranze wand, die Glocken läuteten aus den Dörfern, die etwas tiefer im Thalgrunde lagen, geputzte Kirchgänger grüßten uns, indem ſie eilfertig ſchritten, um in die Meſſe zu kommen. Dieß anmuthige Wandeln dauerte bis Mittag. Dann miethete Philipp in dem Dorfe, wo wir aßen, einen Leiterwagen, den die Leute ungern hergaben, weil es morgen in die Erndte ging. Das Exemplar, das wir bekamen, war kläglich genug. Ein Brett wurde in die Quere gelegt und an den beiden Seiten angebunden; ein Kiſſen von geſchnittenem Stroh war in Anſehung des ganzen Geſtells ſchon ein ausſchweifender Luxus. Wir lachten jedoch mit Zufriedenheit über Alles was uns begegnete; Philipp rauchte ſeine Pfeife und ich ſang, ſeit langer Zeit zum Erſtenmale, der fröhlichen Menſchen mich freuend, die in den Wirthshäuſern, wo wir hinkamen, bei Muſik und Tanz die kurze Blüthe feierten, welche zuweilen auch von den Diſteln ihres Daſeins getrieben wird. Gegen Sonnenuntergang kamen wir endlich in dem Städtchen an, wo Philipp ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, und ich die heilige Verpflichtung zu haben glaubte, hinfort ruhig und mit Ergebung in mein Schickſal zu bleiben. Man fährt über ein kleines Waſſer, ehe man in die Stadt kommt, d. h. es war eine Brücke da, aber die Hitze hatte den Bach ausgetrocknet. So dacht' ich von mir ſelbſt. „Sei nur immer eine Paſſage für die Menſchheit," ſagt' ich ſtill in mich hinein; „ein Uebergang, eine Hilfs- und Rettungsbrücke für die Deinen. Jetzt haſt Du keinen Strom, Philipp iſt nur ein ſchmaler

Streifen Waſſers, und unvergleichbar jenem ſtürmenden Bergkatarakten Arthur, und jenem murmelnden mit Blumen beſetzten Wieſenbache, dem armen Edmund! Und wenn du Nichts wirkeſt, Seraphine, denke nur immer, daß du es wollteſt, daß du daſteheſt mit ausgebreiteten Armen, ſtrebend und anbietend, eine Mühle, die immer im vollen rauſchenden Gange iſt, wenn für die Menſchheit auch nicht einmal ſo viel Körner, als auf eine Aehre gehen, zwiſchen die umrollenden Steine fallen!"

Das Häuschen, in welchem ich hinfort wohnen ſollte und mußte, gehörte Philipp's Mutter und war zugleich auch von ſeinem Bruder bewohnt. Wir waren ſo ſchnell vor demſelben angekommen, daß mich Philipp kaum noch bedeuten konnte, man wüßte hier Nichts von ſeinem Religionswechſel: man glaubte auch von mir nur, daß ich durch irgend eine herrſchaftliche Veranlaſſung ſeiner Obhut anvertraut wäre. Die alte Mutter ſteckte ihr Köpfchen aus dem Fenſter, lachte und nickte, ohne aber auch nur einen Schritt uns entgegen zu thun. Ich ſahe bald, daß ſie vor Alter etwas beſchränkt war und daß man ſie dahin treiben mußte, wohin man ſie haben wollte. Sie ſagte immer, ſie wolle Alles thun und daß es gleich fertig ſein würde: wenn man aber nachſahe, ſo hatte ſie noch gar nicht angefangen. Sie ſtand mir minutenlang gegenüber, die Hände über den obern Leib gefaltet, und betrachtete mich mit wohlgefälligem Beifallnicken, ohne daß ſie wahrſcheinlich wußte, worüber ſie bei mir denn eigentlich zufrieden ſein durfte. Ich ſagte ihr: „Mütterchen, Sie ſind wohl ſchon in den Sechzigen?" Und Beifall nickend antwortete ſie: „Ja, ſie wird gleich da ſein." Sie meinte nämlich eine Suppe, die übrigens noch nicht einmal auf dem Heerde ſtand. Als

ich ihr dieß bemerkte, lachte ſie übermäßig und ſchickte ſich an, auf Philipp's dringendes Verlangen einen Abendimbiß zuzubereiten. Er gab ſeine Befehle ſo laut, daß ich auf die Taubheit der alten Frau ſchließen mußte.

Die Lage des Häuschens war mitten in einer Straße, welche aus lauter kleinen Wohnungen mit runden und mit Blei befeſtigten Fenſterſcheiben beſtand; aber ſie hatte ſich im Innern ſo gut geſchmückt als es ging. Die Wand nach dem Hofe zu war mit einem üppigen Weinwuchs beſetzt. Hof und Garten liefen in Eins. Vorn waren Beete angelegt, die reichliche Küchengewächſe trugen, dann kam ein Brunnen, kamen ein paar Obſtbäume, ein kleiner Pfuhl für Gänſe und Enten und zuletzt eine Laube, welche ſehr dicht bewachſen war, in welcher aber nicht die Liebe, ſondern die Wirthſchaft ihre Zuflucht gefunden hatte. Zuber und Eimer, der ganze Waſchapparat ſtand an dieſem anmuthigen Orte aufgeſchichtet. Gränzen gegen das Gebiet der Nachbarn waren nirgends gezogen; das Augenmerk und die Ehrlichkeit waren der Zaun, der das eine Gebiet vom andern trennte. Ich nahm das Alles noch am ſelben Tage in Augenſchein, und dachte ſehr eifrig darüber nach, wie man wohl aus der herrlichen, mit ſogenanntem wilden Wein überzogenen Waſchküche wieder eine Laube, wenn auch nicht für die Liebe, doch für die Einſamkeit machen könnte.

Als ich in das Haus wieder zurückkam, war die Alte ſchon zu Bette gegangen, hatte den Feuerheerd, die Suppe und die Kartoffeln dem Zufall und dem Anbrande überlaſſen, und ſchien die neuen Ankömmlinge plötzlich wieder vergeſſen zu haben. Das Feuer loderte flackernd in den Schornſtein empor, es ziſchte aus allen Töpfen; Philipp und ich wir

laufen Beide hin und ſind um die Hälfte unſerer Labung betrogen. Philipp lärmte im Hauſe, richtete aber Nichts aus, ſondern mußte froh ſein, das Zimmer unverſchloſſen zu finden, welches künftig von mir ſollte bewohnt werden. Es hatte die Ausſicht in den Hof und Garten, und war gar anmuthig ausgeſtattet. Sehr viel Embleme des Katholicismus, ein kleiner porzellanener Kalvarienberg ſtanden unter dem Spiegel auf der weißen Decke, welche auf einem Pfeilerſchränkchen ausgebreitet war. Eine Menge wahrſcheinlich im Würfelſpiel auf Jahrmärkten gewonnener Gläſer ſtanden rings um die heilige Paſſion, ja es fehlte ſogar nicht an einer Katze aus Gyps, die mit dem Kopfe hin und herwackelte. Es war eine herrliche Nacht, die Sonne war ohne Wolkengefolge untergegangen, die Sterne verſenkten ſich tief in den nächtlich blauen Himmel. Die Menge von Gärten, die ſich hier alle überſehen ließen, lagen in ödem Schweigen da; zuweilen nur ſchrie eine Gans, die aus einem Traume auffuhr, oder es krähte ein Hahn, der ſich in der Zeit verrechnet hatte, vorzeitig laut. Was ich ſchon Alles geweſen war, und wie nun dies Alles noch werden ſollte! — Ich blickte mit einem erſtaunten Lächeln in den dunkeln Nachthimmel, und flüſterte zu Gott, daß hienieden Alles auf ſich beruhe und gleichgültig wäre, wenn man ſich mit ihm nur unter vier Augen beiſammen fühlen könnte. Wer konnte ſich zwiſchen mich und den Himmel drängen?

Ich mochte kaum eine Stunde geſchlafen haben, als ich von einem im Hauſe erhobenen Lärmen erwachte. Eine fluchende Stimme polterte die Treppe hinauf und benahm ſich dabei ſo ſchwerfällig, daß ich auf einen Berauſchten ſchließen mußte, der erſt ſo ſpät aus dem Wirthshauſe heim

kam. Er mochte ſchon oben ſein, als man einen ſtarken Fall hörte. Ich wollte hinzuſpringen, hörte aber bald jenes zufriedene Lachen, welches Menſchen in dem vermutheten Zuſtande eigen iſt. Eine Hand taſtete an der Wand. Der Ankommende ſuchte fluchend ſeine Thür und ſchien endlich in ſie hineinzuſtürzen, ohne daß ich hörte, daß ſie wieder angelehnt wurde. Endlich war Alles ſtill, und von der Müdigkeit überwältigt, ſchlief ich wieder ein.

Am frühen Morgen ward ich wieder durch Geräuſch geweckt; aber auf eine weit angenehmere Art. Ein gut klingendes und wohlgeſtimmtes Klavier wurde kräftig angeſchlagen, und ich traute meinem Ohre kaum, da die Akkorde aus jenem Zimmer zu kommen ſchienen, welches in der Nacht mit ſo vieler Ungewißheit geſucht wurde. Ich warf mich in ein Morgenkleid, öffnete das Fenſter, in welches eben der erſte Frühſtrahl der aufgehenden Sonne fiel, lehnte mich hinaus und ſog mit der freien friſchen Luft der Natur eine Fülle von ſchmelzenden Tönen ein, welche aus einem nach dem Hofe zu geöffneten Fenſter kamen. Es waren die reizendſten und ſchwierigſten Compoſitionen der klaſſiſchen Meiſter, welche hier von einer geübten Hand geſpielt wurden. Eigene Phantaſien löſten die Noten ab; im Anſchlag erkannt' ich den fertigen Techniker, im Ausdruck aber, in der Modulation, in den Tempi eine mit dem tiefſten Weſen der Muſik vertraute Meiſterſchaft. Der Spielende mußte ein Mann ſein, was ich aus ſeinem häufigen Räuſpern erkannte. Endlich ſchien er die Kehle rein zu haben, und begann mit einer tiefen und ſonoren Baßſtimme einige Arien zu ſingen, welche von dem geübteſten Sänger in der Reſidenz nicht beſſer vorgetragen werden konnten. Einige komiſche Stücke von Mozart,

von Cimarosa und älteren Italienern waren durch ächt theatralischen Humor ausgezeichnet. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, das ich bei diesen unscheinbaren Umgebungen über die Entdeckung eines musikalischen Genie's empfand.

Eine Magd, die erst diesen Morgen zugezogen war, wollte mir im Ankleiden behülflich sein. Philipp rief mich in das Wohnzimmer hinunter, wo die Alte schon mit vieler Behaglichkeit ihr Frühstück schlürfte. Sie nickte mir sehr freundlich zu, und gab mir, als ich mich schon gesetzt und mit Philipp gesprochen hatte, noch wie nachträglich, als etwas Vergessenes, die Hand. Alles was sie sprach, waren nur die Worte: „Ja, ja." Aber sie verstand diese beiden Silben so eigenthümlich im Tone zu variiren, daß mir, was sie sagte, immer wie eine sehr lange und ausführliche Rede vorkam. Ich fragte Philipp nach dem Virtuosen neben mir. Er sagte: „Das ist mein Bruder. Er versteht Musik, das muß man ihm lassen; er ist Organist in der Kirche!" Nach dem Störenfried von gestern Nacht fragt' ich nicht, denn ich war überzeugt, er wäre im Hause nur eingemiethet und hätte mit Philipp und seinem Bruder nichts weiter zu schaffen. Als ich darauf in den Garten ging, hört' ich den jungen Organisten noch immer mitten in seinen Studien. Er hörte auch die Hälfte des Vormittags nicht auf, kam nie an das Fenster, sondern spielte und sang abwechselnd mit einem unermüdlichen Eifer. Philipp holte mich darauf ab, einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Um der gaffenden Neugier zu entgehen, nahmen wir den kürzesten Weg. Wir waren bald draußen im Felde und schlugen unsern Weg rings um die offene Stadt ein. Hier gab es viel über kleine Gräben zu springen und durch tief gelegenes feuchtes Gras zu

ſchreiten. Da rings um die Stadt ſchon geerntet war, ſo hatte man eine weite Ueberſicht der Ebene. Durch die Kartoffeln verkürzten wir uns die Umwege, zuweilen ſehr ſcharf darob von einem Bürger angeſehen, der mit Hut und Stock auf ſeinem Grundſtück poſtirte und erſt nach einigem Beſinnen unſer Grüßen erwiederte. Ich wurde müde genug, ſo daß wir uns auf eine Wieſe mit rothen und weißen Kleeblumen niederſetzten. Ich ſuchte nach einem viergeſpaltenen Kleeblatt. Philipp half mir; aber es traf ſich Nichts.

„Ich ſehe wohl," begann jetzt Philipp, „daß ich recht thöricht gehandelt habe, Dich in dieſe abgeſchiedene Welt zu verſetzen. Du kannſt vielleicht Freude an der Einſamkeit finden; das war auch mein Gedanke; aber jetzt ſeh ich erſt, daß Du gar nicht einſam biſt, ſondern durch meine taube und ſchwache Mutter und manches Andere recht geplagt ſein wirſt. Sage mir nur, wie ich es nun mit Dir machen ſoll? Ob Du wieder zu andern Leuten gehen willſt oder zu Deinen Eltern?

Ich antwortete ihm, daß es mir in der Lage recht wohl gefiele, und daß ich, wenn ſie nicht ſo ſonderbar wäre, ſie wohl immer theilen möchte. Inzwiſchen aber blieb' ich noch gern hier, und wollte die Zeit benutzen, mich zu ſammeln und nebenbei recht verſtändig zu werden.

Das ſchien Philipp zu erfreuen und er ſagte, indem er die Luft in ſeinem Pfeifenrohr probirte und den Schwamm zurecht legte, um ſich Feuer zu ſchlagen, mit leiſer Stimme: „Wenn Du mir nur ein wenig gut ſein könnteſt!" Ich wußte darauf vor Verlegenheit Nichts zu antworten, und fragte ihn blos, ob er denn noch immer hübſch kräftig an Luther glaubte?

„Ei," sagte er, indem er sich seine Pfeife anrauchte: „das ist ja Alles Schnickschnack! Ich mache mir keine Scrupel mehr; denn der Mensch ist immer besser, wenn er das zu übertreffen sucht, was er eigentlich durch die Natur schon ist! Wenn ich immer höre, daß so die Juden von ihrer Ehre sprechen und daß sie sich darum nicht können taufen lassen, so möcht' ich doch wissen, ob es nicht eine größere Schande ist, wenn man keinen freien Willen hat? Was sie mir angespritzt haben bei meiner Taufe, das kann wohl so ziemlich meine Ehre nicht sein, weil man mich wenig darnach gefragt hat. Was man ist, soll man durch sich selber sein; und ich gestehe Dir, ich komme mir groß vor unter diesem Volk, wo ich früher das Paternoster artig mitgemacht habe."

Als er dies sagte, zog eben ein Priester an uns vorüber, vor welchem das Hochheilige getragen wurde. Philipp war so sehr an die Reverenz gewöhnt, daß er aufsprang, seine Pfeife ins Gras warf und die Mütze zog. Er war über diese Inkonsequenz so beschämt, daß ich ihn nicht erst zu belächeln brauchte, sondern auf das dürre Gras verwies, welches von dem heißen Porzellankopfe ringsum versengte.

Nach Hause zurückgekehrt, ging ich erst, um meinen Hut abzulegen, auf mein Zimmer, und hörte, als ich darauf die Treppe wieder herunterstieg, einen so gräßlichen Lärm in dem Wohnzimmer, daß ich nicht hineinzugehen wagte. Auf den Tisch wurde mit entsetzlichen Flüchen gedonnert; Messer wurden unter das aufgesetzte Speisegeschirr geworfen. Endlich flog die Thür auf, und Philipp warf einen jungen Mann aus dem Zimmer hinaus. Wie mich dieser jähzornige Mensch erblickte, fragte er: „Was wollen Sie hier?" Ich konnte vor Schreck keine Antwort geben und suchte hinein zu Philipp zu kom-

men. Er ſchleuderte mich zurück, fiel aber ſelbſt über die falſch berechnete Anwendung ſeiner Kräfte zu Boden und blieb einen Augenblick wie betäubt liegen. Philipp kam heraus und ſagte: „Das iſt mein Bruder, er wird vernünftig ſein. Komm Ferdinand und ſetz' Dich zu Tiſch'."

Der junge Mann that es ſchweigend, die Mutter ſaß ſchon und aß mit Heißhunger. Philipp ſah zum Fenſter hinaus, um ſeine Aufregung zu verbergen. Zu ihm zu gehen, hinderten mich in der That nur die ſtieren Blicke ſeines Bruders, deſſen Verſtand mit Rieſenanſtrengung zu kämpfen ſchien, um ſich klar und nüchtern zu werden. Mit ſehr hochtrabenden Worten taſtete er allmälig nach Beſinnung. Es war eine gräßliche Erſcheinung für mich, die ich nicht unbedingt verachten konnte, da ich die muſikaliſchen Genüſſe vom heutigen Morgen nicht vergeſſen hatte. Endlich fand ich das Richtige, in welchem der Strom meiner Empfindung fort konnte. Die Wehmuth über einen ſo unglücklichen Kontraſt des Genie's und des Charakters ergriff mich zu heftig; ich eilte auf mein Zimmer hinauf und badete mich in Thränen über einen ſo unerklärlichen Widerſpruch.

Kurz nachher kam Philipp zu mir und ſuchte mir Aufklärung zu geben. „An dieſen Menſchen," ſagte er mit der heftigſten Erbitterung, „haben Eltern und Verwandte die Blutstropfen ihrer Anſtrengungen angewandt. Sie haben ihm Unterricht und Kenntniſſe beigebracht, die weit über die Bildung ſeines innern Menſchen hinüberragen. Sie hungerten, damit er bei den größten Meiſtern in der Muſik zu Tiſche ging. Er kommt zurück als ein Matador auf allen Inſtrumenten. Er hat beim 19ten Linieninfanterieregimente drei

Jahre lang die erſte Clarinette geblaſen, hat alle Opern, wie ſie nur in Berlin gegeben werden, auf Militärmuſik übergeſchrieben und alle Donnerſtage in ſeiner frühern Garniſonsſtadt öffentliche Konzerte gegeben, und nun iſt ein ſolcher Teufelsgeiſt in ihn gefahren, daß er den ganzen Tag flucht und wirklich in allen Dingen ein rechter Uebelthäter iſt. Hier hat er die Organiſtenſtelle; die hat er wohl nehmen müſſen, da er von den Soldaten fort mußte wegen ſchlechter Streiche; es iſt eine Schande für eine ganze Gemeinde eigentlich, daß ſie, um Gott zu loben, ſich gleichſam vom Satan ſelbſt dazu aufſpielen läßt; aber die Menſchen ſind hier in ihn vernarrt, in ſeine großen Redensarten, in ſeine muſikaliſchen Kunſtſtücke. Nur der Pfarrer durchſchaut ihn und hat ihm heute angekündigt, daß in acht Tagen ſein Gottesdienſt zu Ende geht, und er Regiſter und Blaſebalg dann an einen jungen, frommen und geſitteten Menſchen abzutreten hat, der aus dem katholiſchen Landſchullehrerſeminar bis dahin eintreffen wird. Jetzt wüthet der Taugenichts und will den Pfarrer ſammt dem Seminariſten umbringen. Er will die Orgel verderben, kurz man kann nicht ſicher ſein, was für Spitzbübereien von ihm ausgehen. Aber ich paſſ' ihm auf die Schliche, und ſollt' ich ihn über den Haufen ſchießen, ich will ihm ſchon die Raiſon halten."

Philipp brannte im Geſicht, als er dies ſagte und ging mit einer drohenden Gebärde, als wenn ich Schuld daran trüge, zur Thür hinaus. Ich zitterte vor Furcht, als der Lärm ſchon wieder begann und damit endete, daß Philipp ſeinen Bruder zum Hauſe hinauswarf. Ich ſah darauf den ganzen Tag und den Abend keinen von Beiden mehr, zerſtreute mich durch die Abfaſſung einiger Briefe und ging zu

Bett mit der Abſicht, am nächſten Tage auf meine Abreiſe zu dringen.

Den kommenden Morgen verſchönte wieder eine himmliſche Muſik, die aus dem Fenſter des Organiſten kam. Es war jetzt nicht mehr die Fertigkeit, welche mich anzog, ſondern die göttliche Empfindung, welche das Spiel beſeelte. Jedes einzelne Muſikſtück war zu gleicher Zeit ein durchdachtes Kunſtwerk und zugleich Naturlaut der bald jubelte bald weinte, bald hoffte bald verzweifelte und faſt möchte man ſagen, die Gedanken des Componiſten ſelbſt zu überflügeln ſchien. Ich eilte hinunter in den Garten, wo zwar nur ſehr wenig Schatten war, ich aber die Töne, die von oben kamen, voller und reiner vernehmen konnte. Ich ſetzte mich in der Laube auf einem umgekehrten Eimer nieder und richtete unverwandt meine Augen dem bezaubernden Fenſter zu. Wie ich ſo eine Weile geſchaut und über das Finale einer Beethoven'ſchen Sonate alle irdiſche Sehkraft verloren hatte, trat Ferdinand an das offene Fenſter und grüßte mich mit einem Lächeln, deſſen Vertraulichkeit ich überſah. Erſt als er ſprach, beſann ich mich. Die Entfernung war nicht ſo groß, daß ich ihn nicht hätte verſtehen ſollen. Er fragte mich: „Von wem war dies?“ Ich rief: „Von Beethoven.“ Er nickte mit begeiſtertem Lächeln. „Verſtehen Sie Beethoven'ſche Muſik?“ fuhr er fort.

„Ich verſtehe ſie wohl,“ ſagte ich von meinem umgeſtülpten Eimer, „aber ich kann ſie nicht erklären.“

„Sie müſſen nur immer auf den Baß ſehen,“ rief er von Oben herunter. „Bei der neuern Muſik, beſonders der franzöſiſchen, können die Componiſten nicht hoch genug hinauf-

kommen; die Violiniſten taſten da immer hinter dem Brette hinauf, als wenn da bei den quitſchenden Tönen die Herrlichkeit läge; und bei Beethoven werden Sie finden, er kann nie tief genug hinunter. All ſeine Gedanken reißt er in den Baß hinab und möchte gern noch einen Ton finden, der da unten ganz im tiefſten Abgrunde, wie das tauſendjährige Greiſenwort des alten Saturn, brummte."

Als ich erſtaunt ſchwieg, fuhr er, ſich behaglich zum Fenſter hinauslehnend, fort: „Ja, ich verſichere Sie, Beethoven'ſche Muſik will ſtudirt ſein. Man vergleicht Beethoven mit Jean Paul. Allein das will Nichts ſagen; denn wie herrlich auch die Bilder dieſes Dichters und ſeine humoriſtiſchen Abwechslungen ſind, ſo läuft bei ihm doch Alles ziemlich bunt durch einander, ſo daß man nie recht weiß wo man iſt. Auch ſind Töne etwas Anderes als Worte und klappern nicht, wenn ſie Uebergänge machen, ſo hölzern eben her wie dieſe. Man muß bei Beethoven immer davon ergriffen ſein, daß ſeine Muſik ein Ganzes iſt, eine organiſche Selbſtſchöpfung, die trotz aller Freiheit des Gemüths und der Empfindung doch in ihrem Anfange ſchon die Nothwendigkeit ihres Endes beſitzt. Das Herrliche dabei iſt der Schein der Anarchie, iſt jene Verwirrung und beinah möchte man ſagen Geiſtesabweſenheit, welche zuweilen über Beethoven's muſikaliſche Gedanken zu kommen ſcheinen. Aber das ſind erſt recht die magnetiſchen ſomnambülen Traumphantaſien, welche ſich wie unbewußt auf das Auge des göttlichen Sehers legen und durch welche ſich das Thema zuerſt leiſe und darauf mit aller Macht der Inſtrumentation hindurcharbeitet. Beethoven's Muſik iſt nicht plaſtiſch. Fidelio begeiſtert durch den Werth der Muſik; aber es fehlt ihm die dramatiſche Angemeſſenheit. Beethoven's Muſikſtücke

ſind keine maleriſchen Repräſentationen, oder ſtellen ſich in muſikaliſchen Thatſachen zu gleicher Zeit dem Auge wie dem Ohre dar; ſondern Beethoven's Muſik iſt träumeriſches Ausſpinnen einer einmal aufgezogenen Gedankenreihe, eine Gebirgswanderung, mit all ihren erhabenen und anmuthigen Abwechslungen. Wir beginnen ohne viel Pomp und auf den Effekt berechnetes Raffinement, ganz einfach und eben, treten dann mitten in die Alpenpracht hinein, und klimmen auf und ab; jagen bald nach einem Vogel, bald verweilen wir an einem grünen Rank, der mit Blumen beſetzt iſt, bald läutet monoton von der Matte herab das Glöckchen der weidenden Kuh; dann verengt ſich das Thal, wir müſſen ſteigen, und drängen uns durch die engſten Paſſagen hindurch. Wie wir ſo mühſelig wandern und die innere Dialektik der Noten erſchöpfen, ſpottet unſerer ein Vogel der über uns wegfliegt, ruft uns ein Echo, oder läutet es weit, weit hinter den Bergen aus einer unſichtbaren Kloſterkirche zur ſonntägigen Frühmette. Endlich ſpalten ſich die Felſen und lachender Sonnenſchein gießt ſich über ein wunderbares neuentdecktes Thal. Bemerken Sie wohl, daß man Beethoven nicht zu der vorzugsweiſe ſentimentalen Manier rechnen kann. Er läßt alle Töne des Gemüthes walten, am liebſten die klagenden, und wie oft Gefühle, die vor Schmerz zum Himmel ſchreien. Allein er wird ſich nie in der Wehmuth begraben. Sein Gedanke iſt immer männlich und vertrauensvoll. Er entwindet ſich mit Sanftmuth, nicht ſelten mit einem Scherze dem dämmernden Brüten und der Reflexion auf ſich ſelbſt. Er ſteigt wieder jubelnd wie die Lerche empor, und ſchließt die meiſten Compoſitionen mit einer Heiterkeit, die verſöhnt, mit einem Blicke, der lächeln kann, weil er überwunden hat."

Indem Ferdinand dieſe Worte ſprach, hob ſich ſeine Geſtalt. Ich ſelbſt ſtand wie feſtgebannt von dem Zauber eines Widerſpruches, von dem ich in dem Momente kaum noch wußte, und ſah den jungen Muſiker mit großen Augen an. Plötzlich nahm er eine Lorgnette, und rief: „Da iſt eine Spinne, die hat gemerkt daß wir von Muſik ſprechen. Spinnen ſind die einzigen Muſikkenner unter den Thieren; ich glaube die durch die Luft vibrirenden Töne machen ihren Nerven ein galvaniſches Wohlbehagen. Dort, dort, auf Ihrem Kleide!“

Ich ſchrie vor dem garſtigen Thiere; er aber ſchlug lachend das Fenſter zu, und das unerwartete Geſpräch war beendigt.

Als Philipp ſpäter neue Schmähungen über ſeinen Bruder häufte, mußt' ich mich ganz ſtill verhalten, weil mir zur Beſtätigung oder zum Widerſpruche Muth und Ueberzeugung fehlten. Ich verzweifelte, mir die Möglichkeit zu erklären, wie in einem und demſelben Herzen zwei ſo verſchiedene Prinzipien walten konnten, denn die Muſik war bei Ferdinand nicht etwas Erlerntes, ſondern wirklich etwas aus dem Herzen Geborenes. Wie konnte man in den zarteſten Saiten des Gemüthes ſo leicht berührt ſein, und zu gleicher Zeit in ſich eine ſo unermeßliche Rohheit aufkommen laſſen! Ich dachte an Shakſpeare's „gute Leute und ſchlechte Muſikanten,“ und wandte dieſe Bezeichnung umgekehrt auf Ferdinand an, wo freilich der Scherz ein bitterer Ernſt wurde.

Es war immer nur gegen Abend daß die Kriſis ausbrach. In einem Wirthshauſe dominirte Ferdinand alle Geſpräche. Er erzählte von allen möglichen Dingen in der Welt, und die Leute liebten ihn, weil er ein Tauſendkünſtler war und

dabei das große Wort führte. Seit einiger Zeit war der Pfarrer der Gegenstand seiner heftigsten Anklage. „Ich soll Ruhe geben; er will mich exkommuniziren," schrie er, wie ich es aus dem Wirthshause hören konnte, und verdrehte dabei das letzte Wort auf eine sehr komische Weise, da ihm schon der Gebrauch der Zunge schwierig geworden war. Ich kam mit Philipp von einem Abendspaziergange heim, und hatte vergebens gesucht seine Entschlossenheit gegen Ferdinand zu mildern. Er sagte: „Er ist gescheidter als sie alle hier in dem Nest. Er gibt mir auch Räthsel auf; aber ich werde mich nicht einschüchtern lassen. Ich wundere mich nur, woher der Pfarrer den Muth genommen hat, ihn von der Orgel zu treiben. Denn das bleibt schon richtig, nachmachen kann's ihm keiner."

In Ferdinand schien dieselbe Ueberzeugung, aber mit fanatischer Gluth zu lodern. Um seines Zornes ledig zu werden und vielleicht an die Ursache gar nicht zu denken, ergriff er das Mittel sich mit wahnsinnigem Getöse zu umgeben. Er zog gegen Mitternacht mit einer Rotte gegen das Haus seiner Mutter und warf, als ihn Niemand einlassen wollte, die Fenster ein. Philipp, kaum angekleidet, stürzte hinaus, ergriff den Taumelnden und richtete ihn im Jähzorn so grausam zu, daß er am Morgen verwundet auf der Straße gefunden wurde. Furcht vor einer Untersuchung zwang Philipp wohl, sich schnell seiner anzunehmen. Er trug Ferdinand auf sein Zimmer, und ich kann wohl sagen, daß diese Summe von Brutalität an dem einen Bruder wie an dem Andern, mich mit so heftigem Abscheu erfüllte, daß ich gesonnen war mein Heil in der Flucht zu suchen. Doch was mich fesselte, war, als sich Ferdinand bald erholt hatte, sein

erneuertes Spiel. Mich zog jedoch diesmal nicht die Klarheit und die Seele desselben an, sie tauchte auch nirgend auf, sondern in wilden phantastischen Fugen stürmte seine Hand in den Tasten und brachte Notenanakoluthen zusammen, wo das Gräßliche bald komisch, das Komische wieder grauenerregend war. So ging dies den ganzen Vormittag in einer Weise fort, wo alle kräftigen, aber bösen Geister aus Ferdinand's Seele herauszuwüthen schienen; wo sich die Töne mit jenen Alpenmassen vergleichen ließen, auf welchen die verwegenen Titanen den Sitz der Götter stürmen wollten. Die klagenden Akkorde, welche zuweilen durch das satanische Gewühl hindurchdrangen, machten den entsetzlichsten Eindruck. Es schienen verdammte Seelen zu sein, die in der siedenden Höllengluth stöhnten und ächzten; oder jene Schmerzenslaute, die, wie man sagt, mit der höchsten Raserei des Sinnengenusses verbunden sein sollen. Das währte bis gegen Mittag, wo sich Ferdinand in dem nachlässigsten Anzuge aus dem Hause fortschlich. „Wenn er heute etwas Böses thut," sagte Philipp, „so thut er es gegen den Pfarrer; der ist aber glücklicher Weise verreist. Es ist sein letzter Organistentag."

Als die Dämmerung einbrach und die Bewohner der Stadt durch die engen Straßen schlenderten, und sich zuweilen unter Lindenbäumen niederließen, von welchen hier und da ein Haus beschattet war; da waren zuletzt alle an der Pfarrkirche festgebannt, in welcher so tief nach Sonnenuntergang noch die Orgel gespielt wurde. Zum letzten Mal von Ferdinand. Die verschlossene Thür verhinderte den Eintritt; der Küster sagte, daß der Organist und der Balgentreter hinter sich zugeschlossen hätten. Man horchte den Tönen, die aus dem stattlich gewölbten Gebäude kamen. Die Or-

gel wurde angeſchlagen, aber wahrlich nicht zu Ehren Gottes! Eine feindſelige Macht ſchien in das Heiligthum des Herrn gedrungen; der Teufel ſelbſt war es, welcher den Himmel verhöhnte. Dieſe Melodien waren ein Ausfluß der unheiligſten Geſinnung. Sie waren rieſig und genial gedacht, aber ſie hatten Beſtimmungen, welche nach Unten, nicht nach Oben zeigten. Die höchſten Regiſter an dem heiligen Inſtrumente, nur angeſchlagen, wenn man die Freudigkeit des Gottvertrauens in ihren höchſten Jubel ausbrechen laſſen wollte, dieſe Regiſter waren ſtets in zitternder, lockender Bewegung, tändelten, ſcherzten und lachten in die Wölbung der Kirche hinein. Die heiligſten Geſänge, die noch aus des heiligen Ambroſius Zeiten herſtammten, wurden karrikirt, in's Lächerliche gezogen und mit weltlichen, aus Opern geriſſenen Tönen verunreinigt. Das mächtige brauſende Inſtrument mußte allen Einfällen und Kapriolen dieſes ruchloſen Talentes nachſpringen, mußte tanzen und pfeifen, mußte trillern und cadenziren; die heilige Orgel, die ſonſt nur betet, und mit den rauſchenden Fittigen ihrer gewaltigen Töne die gläubige verklärte Seele zum Himmel hebt!

Ich hörte dies mit Schrecken, als ich vorüberging und floh von der Kirchenmauer fort, an welcher es mir wurde als glühte der Boden unter mir, als fielen die Chöre der Unterirdiſchen in jenen lächerlichen Spott ein, der drinnen den Altar, das Cruzifix, die heilige Monſtranz und die Bilder der Apoſtel und Märtyrer mit Gottloſigkeit beſpritzte. Aber von den Bürgern, ihren Frauen und Töchtern ahnte Niemand dieſe Entheiligung. Der Teufel kitzelte ihnen die Füße, ſo daß ſie zu ſpringen und zu tanzen anfingen, und ſo laut jauchzten, wie auf der Kirchweihe, wenn ſie beim Walzen

die Absätze aneinander schlagen. Das währte bis tief in die Nacht hinein. Das Orgelspiel drinnen wurde plötzlich matter und matter, erhob sich dann noch einmal, und ahmte ein höllisches erschütterndes Gelächter nach; worauf Alles schwieg. Die ganze Stadt war in Jubel gekommen. Niemand verfolgte einen kleinen Lampenschimmer, der durch die Fenster der Kirche fiel; Niemand kümmerte sich darum, wie der Organist mit seinem gewiß schuldlosen Balgentreter die Kirche verließ.

Ach, und dieser Spott des Heiligsten währte, da der Pfarrer verreist war, vier volle Tage, und wiederholte sich jeden Abend bei Untergang der Sonne und sann auf Mittel und Wege, das Bizarrste und Gemeinste aus den Registern der Orgel hervorzuziehen. „Ich will die Orgel verderben," hatte Ferdinand gesagt; Philipp fürchtete dies, ahnte aber nicht was sein Bruder damit gemeint hatte; und jetzt war er auf einige Tage verreist, so daß ich ihm keinen Aufschluß geben konnte. Ferdinand ging darauf aus, die Stadt zu verzaubern und seinem Nachfolger ein so entheiligtes Instrument zu hinterlassen, daß von nun an kein Ton mehr zum Herzen dringen, sondern sich der Gesang des Gottesdienstes in eitel Sinnenlust und Narretei verwandeln sollte. Man sah ihn den ganzen Tag nicht. Wenn der Balgentreter in die Kirche kam und hinter sich zuschloß, wie ihm befohlen war, so fand er Ferdinand schon immer auf dem Platze, mit Noten-Papier und Bleistift, und die tollsten Notensprünge punktirend. Dann begann das Toben drinnen und draußen; der spielte, diese jubelten, und was man höchstens sagte, war: „Ein närrischer Kerl! Schade um ihn! Den hätten sie auch recht gut dran lassen können!" Ein wilder, beleibter Metzger

rief aus: „Hurrah, Geiſtlich und Weltlich!“ Ein Anderer rief: „Daß dich, Klingelbeutel und Granaten!“

Dieſe Höhe hatte das Treiben an einem Samſtag Abend erreicht. Am nächſten Morgen, ganz in der Frühe, fuhr der Pfarrer mit ſeinem neuen Cantor und Organiſten, den er ſelbſt aus dem Seminar abgeholt hatte, den kleinen Hügel hinauf, auf welchem die Stadt lag. Es war ein friſcher, herrlicher Herbſtmorgen. Die Luft roch nach lauter reifen rothwangigen Aepfeln. Der Pfarrer war im Ornat, weil er ſogleich in die Kirche gehen wollte um die Meſſe zu leſen und zu predigen. Ich konnte das kleine Bauernfuhrwerk von meinem Fenſter aus wohl unterſcheiden; zog mich auch ſchnell an und ging, obgleich mit Eifer an meinem Luther hängend, doch in die Meſſe, weil ich glaube, Jude, Katholik oder Lutheraner, es iſt denn doch immer derſelbe Gott!

Wie ich auf der Straße bin, da ſeh' ich keinen Menſchen, der mit Andacht auf ſein Geſangbuch blickte. Der Pfarrer kommt die Straße herauf; ſie betrachten ihn Alle mit zweideutigen Mienen und wiſſen nicht mehr, wo ihnen der Schirm an der Mütze ſitzt. Der Mann ſeufzt, da ich, die Ketzerin, ihn allein begrüße. Er ſegnet mich als er vorübergeht, und Niemand iſt da der mich zu beneiden ſcheint. Das heilige Amt beginnt, man ſchwatzt und lacht über die Sitzſtühle hinaus, winkt ſich und reicht ſich nicht einmal in ein Sacktuch eingehüllt die Tabaksdoſen von einem Orte zum andern. Der heilige Orgelton ſcheint Alle luſtig zu ſtimmen. Die Männer kratzen ſich ganz wohlgemuth im Kopf und keine einzige Frau läßt ihre ſonſt ſo krähende Stimme ertönen. Ich weinte, als ich dies Alles ſah, und fing ſogar an für mich ſelbſt zu zittern, da der Ton der Orgel etwas eigenthümlich Fremdes

und Spöttiſches zu haben ſchien. Ich war beklommen, daß man mir meine Angſt anſehen möchte, eilte aus der Kirche und flüchtete mich ſo weit, daß ich das Inſtrument nicht mehr hören konnte. Als es ſchwieg, kehrte ich zur Predigt zurück. Die ganze Gemeinde war zerſtreut; Niemand blieb zum Abendmahl, und wie im Tumult leerte ſich das Gotteshaus. Am Nachmittag ging Niemand hinein, die Leute zerſtreuten ſich auf die Dörfer, wo viel getanzt und geflucht wurde. Am Abend kam mitten in der Stadt Feuer aus. Die Leute ſagten als ſie herbeieilten, das hätte der Eigenthümer ſelbſt angelegt, weil er ſich nicht nur in Berlin, ſondern auch in Paris verſichert hätte. Man lachte und ſagte: „Ei, nun wollen wir's bald Alle ſo machen!“

So begann und vermehrte ſich die Verwilderung der Stadt. Die Arbeitsſtunden wurden verkürzt und die Ausfälle in den dadurch verminderten Einnahmen mußten einige Juden decken, denen die Bürgerſchaft bald mit Leib und Seele ſich verpfändete. Wohin man blickte, wurden Poſſen getrieben. Ja es gab ſogar alte Leute, welche auf dem Brummeiſen ſpielten oder Nürnberger Mundharmoniken von vier Tönen, die einen Akkord machten, beim Holzſpalten, beim Heueinfahren und beim Seifenſieden, den ganzen Tag anhauchten. Der Leichtſinn wuchs und trug ſich bald von den Sitten auf die Verhältniſſe über. Die ehelichen Bande wurden locker: es wurde üblich, ſich mehr um ſeine Schwägerin als um ſeine Frau zu bekümmern. Die Vettern beſuchten ihre Baſen, wenn ſie wußten daß deren Männer im Felde waren und Kartoffeln gruben. Dem geiſtlichen Stande vollends wurde allmälig alle Achtung entzogen. Den Pfarr grüßte Niemand: oder wer es that, doch nur mit ſcheuem

Blick. Die Kirche war leer. Oder man verglich des Pfarrers Predigten mit ſeinem wahrlich untadelhaften Lebenswandel. Ja, es gab ſogar Leute, welche das Abendmahl als ein Recht verlangten, weil der Pfarrer vom Staate beſoldet wäre, und er es ſich einmal unterſtehen ſollte, einem Einzigen in der Gemeinde den Leib Chriſti zu entziehen! Wenn er an Feiertagen ſeine Zuhörer des Morgens gebeten hatte, daß ſie heilige Augenblicke würdig begehen, und an die Andachtsfeier nicht ſogleich tobſüchtige Gelage reihen möchten, ſo verſtanden ſie dies nicht mehr, ſondern jubelten in der Stadt, als wär' es wie ſie ſagten bei Chriſti Kindtauf eben ſo hergegangen. Namentlich richteten ſie es ſo ein, daß der Pfarrer aus ſeinem Gärtchen die Verhöhnung ſeiner Bitten recht deutlich ſehen konnte. Wurden nicht ſelbſt Raketen geworfen? Das Schmerzlichſte für ihn war, daß es ſogar die Kinder unmittelbar nach der Firmelung nicht beſſer thaten, ſondern truppweiſe ſchaarten ſich Knaben und Mädchen zuſammen, rückten auf irgend ein Wirthshaus und zechten mit um ſo größerer Befriedigung, da die Alten rings herum ſtanden, und ſich die Seiten halten mußten um ſich nicht vor Lachen auszuſchütten.

Und Ferdinand war es, der durch ſeine Zauberei dieſe Verblendung in die Gemüther geworfen hatte. Sein Nachfolger mühte ſich vergebens ab, durch den Geſang auf ſie zu wirken; denn ſelbſt das Feierlichſte klang ihnen auf der Orgel wie eine Clarinette, die in recht bei Bauern beliebter Weiſe einen Steiermärker Dudelwalzer heruntertrödelte. Gibt es etwas Fataleres als ein Bäuerlein, das vom Bock des Uebermuthes geſtoßen wird? So albern ſich zu nehmen, fingen ſie in dem Städtchen Alle an. Einige, die vornehmer ſein wollten, legten ſich ein ſogenanntes Schützenhaus an und ver-

einigten sich ordentlich mit Statuten zu einer Tabaksgesellschaft. Hier sah ich recht, wie komisch der deutsche Philister ist. Man trank fast nichts als Würzburger Wein; ein so entsetzliches Getränk, daß es nur in Naumburg geboren sein konnte. Ja sogar Champagner aus Grüneberger sogenanntem vaterländischen Weine, wurde auf den Würzburger als noch etwas Vorzüglicheres gesetzt. Die Bäuche dieser Herren nahmen immer mehr zu: eine gewisse Tollheit quoll ihnen aus den Augen. Sie schnitten sich ihre langen Röcke kürzer, und schienen in Miene und Haltung sagen zu wollen: „Ja, da komme nur Einer zu uns, wir sind die rechten Kerle!“ Sogar an Journallektüre fehlte es nicht, denn ganze Stöße von Abendzeitungen und Morgenblättern kamen von einem Buchbinder in der Nähe, der zehn Meilen in der Runde einen Lesezirkel etablirte. Doch hatte unsere kleine Stadt das Unglück, daß sie die Hefte immer erst ein Vierteljahr nach ihrem Erscheinen erhielt, so daß sie sich lächerlich machte, wenn sie eine längst veraltete Erscheinung für eine so eben mit der Botenfrau angekommene expresse Neuigkeit ausgab. Ein Tuchmacher war der geniale Nädelsführer des Schützenhauses. Er war der Mann, der die Literatur vertrat, und es wird mir unvergeßlich bleiben, wie mir derselbe in Gegenwart seines Gevatters, eines Gensdarmen, einen Enthusiasmus für Rotteck zu erkennen gab, der fast an das damals Verbotene streifte.

Hier auf dem Schützenhause hatte Ferdinand sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er wohnte hier, zechte, gab Konzerte und einen Tag um den andern Tanzmusik. Sein bewunderungswürdiges Spiel auf der Violine fand hier mitten in dem Dampf eines kleinen Tanzsaales nur wenig Anerken-

nung. Die Leute waren immer einverſtanden, die Trompete für die Hauptſache zu erklären; doch kümmerte ſich Ferdinand wenig darum; war doch das ganze aus fünf Mann beſtehende Orcheſter ſein Werk! Zuweilen kündigte er große muſikaliſche Quodlibets an, Bauernhochzeiten, Schlachten bei Leipzig und Bellealliance, unzuſammenhängende Zuſammenhänge, Eiſenbahnenrutſcher, Runkelrübenwalzer und ähnliche Tollheiten, wie ſie von Strauß in Wien aufgeführt wurden. Er hatte durch Muſik die Stadt verdoben und ſich gerächt. — Es war an einem Sonntage, wo ich ihm über die Vergeudung ſeines Talentes die ernſtlichſten Vorwürfe machte. Er hatte nämlich angefangen, mich mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu behandeln, war oft in meine Wohnung gekommen wozu ihm die Abweſenheit Philipp's Raum ließ. Ich entſetzte mich erſt vor ihm, da mich ſeine teufliſche Verführung der Stadt mit zu tiefem Abſcheu erfüllt hatte, aber er kannte die Seite, an welcher er mich überliſten konnte, die Muſik. In der That veränderte ſich, wenn er in meiner Nähe war, ſein Weſen ſichtbar. Ich ſchlug ihm ſchon nicht mehr ab, mich an ſeinen Arm zu hängen und in irgend ein Dorf oder das Schützenhaus mit ihm zu gehen. Ich trug ihm dann gewöhnlich einen Theil ſeiner Noten und tauſchte Anſichten und Ideen mit ihm aus, die nicht kenntnißreicher und ſcharfblickender angeregt werden konnten. Er brachte mich mit großer Beſorglichkeit in die beſondere Obhut der Wirthin, und benutzte jede mögliche Pauſe, um ſich nach mir umzuſehen. Nur darüber ward er zornig, daß ich niemals das Ende ſeiner Tanzorgien abwarten und mit ihm, dem Erhitzten und Berauſchten, heimkehren wollte. Noch immer vor Sonnenuntergang ſchickt' ich mich ſelbſt zur Rückkehr an

ganz allein mit Erſtaunen und Wehmuth den wechſelnden Contraſten meines unſcheinbaren und doch ſo bewegten Lebens nachdenkend.

An jenem Sonntage nun hatte ſich Ferdinand ſchon früh über das Maß hinaus in Worten und Begierden geſteigert. Er kam, als eben der ſtaubige Saal gekehrt und mit Waſſer geſpritzt wurde, zu mir hinunter, wo ich ihm vorwarf, daß er ſein Pfund ſchlecht vergrübe, und wahrlich ein wenig mehr ſein könnte, als ein bloßer Dorfſiedler. Ruhig antwortete er mir: „Das wiſſen Sie nicht, Seraphine! Eines Muſikers Herz iſt ſchwer zu ergründen. Jeder Künſtler ſehnt ſich nach zwei Dingen, Auditorium und Schauſpiel. Ich muß Handlanger, ein Orcheſter, ich muß Zuhörer haben. Ich kann meine Kollegen für ihre Bereitwilligkeit, meine beſſern Compoſitionen des Vormittags mit mir durchzuſpielen, nicht anders belohnen, als wenn ich des Nachmittags mit ihnen ſpiele. Zuletzt vergeſſen Sie auch nicht, daß in der Muſik Alles auf den Charakter ankommt. Muſikaliſche Phantaſien ſind recht gut; allein Alles, was ſpricht in der Muſik, iſt noch beſſer. Sprechende Muſik iſt Tanzmuſik, Opernmuſik. Jemehr ſich die Muſik dem Worte nähert, und doch ſelbſt ſo unendlich verſchieden vom Worte iſt, deſto belebender iſt ihre Wirkung, während doch auch an der himmliſchen Unendlichkeit ihres Weſens nichts verloren geht. Das Volk muß für gute Muſik erzogen werden, und ich verſichere Sie, der Zehnte weiß nicht was er will, wenn er ſagt: „Mir gefällt dieſe oder jene Compoſition.“

Ich geſtand ihm, daß es mir ſo ginge, und ich darum auch ſo oft gegen die Muſik Zweifel gehegt hätte, weil man ein Eingeweihter ſein müßte, um ſie zu verſtehen.

„Glauben Sie das nicht," widerſprach Ferdinand. „Für den Laien iſt einmal die Berechnung der Muſik, auf den Laien muß es ankommen. Das Gedicht wird erſt Gedicht, wenn es der Hörer mit der Proſa des Lebens vergleicht. Für den Poeten ſelbſt gibt es keine Poeſie, weil er von der Poeſie zehrt und ſich nährt, weil die Poeſie ſein tägliches Brod iſt. So iſt es auch mit der Muſik, von welcher es lächerlich wäre zu behaupten, daß ſie bloßes Gefühl, und nicht eben auch Produkt des Gefühls wäre. Wie jedes Tonſtück ſeine innere Regelung hat, eben ſo muß es etwas Fertiges und Objektives ſein und muß dem Laien mit eben ſo viel Anregung gegenüber treten, wie ein Gedicht oder ein Marmorbild. Dasjenige aber, woran es uns eigentlich mangelt, iſt die Erziehung zur Muſik. Man putzt den Leuten nicht die Ohren rein. Sie haben über dem Trommelfell noch manche andere dicke Felle, welche ihnen in früheſter Jugend aufgeſtochen werden ſollten. Wäre ich Erzieher, ſo würd' ich bei den vorgetragenen Muſikſtücken immer darauf ſehen, daß ſie entweder Entſchlüſſe oder Gedankenreihen weckten. Jede Tonart iſt auf eine eigene Seite des menſchlichen Gemüthes berechnet. Durch eine kleine Verſchiebung der Vorzeichnung wird aus dem Schmerze wilde Begier, aus der Begier Grauſamkeit, aus der Grauſamkeit Wahnſinn, aus dem Wahnſinne Weinen u. ſ. f. Auf das Errathen dieſer Empfindungen käm' es an, um den Sinn für die Muſik zu beleben. Ich würde eine Sonate vorſpielen und dann fragen: Woran haſt Du gedacht? Woran Du? Woran Du? Ich würde meine Schüler veranlaſſen, einer ihnen vorgeſpielten Compoſition Worte unterzulegen. Sie würden da bald lernen, wie toll es iſt, wenn Roſſini einen Walzer aufſpielt, und dies die

Begleitung zu dem Röcheln eines Sterbenden sein soll. Ginge das mit Gewissenhaftigkeit so fort, wäre dies System, nämlich Volksunterricht und nicht etwa eine einzelne Logier'sche Methode, so würde sich die ungeheure Notensaat, mit welcher die Welt seit 40 Jahren überwuchert ist, verlieren, und es bald unmöglich sein, so viel Sachen zu componiren, die, um es kurz zu sagen, auf gar Nichts hinauskommen."

Ich fragte ob der Musiker auch einen Prüfstein hätte, eine Musik, die er nicht spielt, sogleich richtig beim bloßen Lesen der Noten zu prüfen? „Natürlich," antwortete er recht treuherzig. „Sie nehmen ein Gedicht, einen Aufsatz, einen gedruckten oder geschriebenen Aufsatz zur Hand, und sehen augenblicklich, daß da ein orthographischer Fehler ist, hier eine Interpunktion fehlt, hier ein schlechter Reim ist; Sie sehen auch bald, ob das Ganze wässerig oder feurig ist. Eben so in der Musik. Quinten und Octaven sind leicht erkannt, dummes Kindergeschnörkel ist von einer sichern Handschrift bald unterschieden. Manches ist auch sehr korrekt geschrieben, hat aber keinen Inhalt; Manches hat sogar einen guten Styl, aber die Gedanken fehlen. Manches Notenstück ist voll von genialen Einfällen, aber sie liegen dicht neben einander ohne Verbindung, ohne Klarheit: sie haben keinen Styl. Selten ist es, daß die Idee groß ist, das Wort angemessen, die Periode rund gebaut und der Duft, der auf dem Ganzen liegt, frisch und recht aus der unmittelbaren Anschauung dessen, was man sagen will, hergenommen. Zeigen Sie mir irgend ein Notenstück; ich sage Ihnen gleich, ob es von Schiller oder Goethe, von Wieland oder Glauren geschrieben ist."

Oben im Saale hatte es schon geklingelt. Er hatte kaum noch Zeit die letzten Worte auszusprechen, und ließ mich wäh-

rend des nächſten Tanzes allein. Der Garten, in dem ich ſaß, war voller Gäſte, die ſich um ſchwarze, vom Regen halb verfaulte Tiſche herumgeſetzt hatten und aus ungeheuren Kannen den Kaffee tranken, den ſie ſich ſelbſt gegen Bezahlung der Milch und des Holzes hier gekocht hatten. Obgleich mich oben der Tanz, hinten die fallenden Kegel ſtörten, ſo fiel mir doch ſchmerzlich eine Zeit aufs Herz, wo ich jünger und lebensfroher als jetzt, in ähnlicher Lage gewaltet hatte. Mich überwältigte die Wehmuth der Erinnerung. Ich legte ſtill mein Tuch zuſammen und ſchickte mich zur Rückkehr an. Da ſtürmte Ferdinand von Oben herunter, umſchlang und zog mich in das Gebüſch hin. Ich wehrte ihn zurück, mußte es mit der größten Anſtrengung thun und weiß nicht, ob ich erſchrak oder froh war, als in demſelben Augenblicke Philipp über einen Graben ſprang, der den Garten des Schützenhauſes vom Felde trennte. Als mich Ferdinand los ließ, und ſeines Bruders anſichtig wurde, war ſein Lachen aus Verlegenheit und Trotz ſo eigenthümlich gemiſcht, das es komiſch und ſchrecklich zu gleicher Zeit klang. Doch Philipp ſchien es nicht ſo nehmen zu wollen. Mein Sträuben hatte ihm Muth gegeben, und ſeine ganze Entrüſtung niederkämpfend, drückte er ſeine geballte Fauſt an Ferdinand's Stirn und ſagte kaum hörbar: „Ich bring' Dich um!“ Als Ferdinand darüber lachet, konnt' ich im Nu alle Finger von Philipp's weit ausgeholter Hand auf ſeiner Wange ſehen, Philipp gab ſich einer Rohheit hin, die plebejiſch war. Alle die im Garten waren, kamen herbei, der Wirth, der Tuchmacher, alle Mitglieder der Journalklubbe, der Gensdarme, und Niemand wagte der fürchterlichen Mißhandlung Einhalt zu thun, welcher hier der Liebling der Stadt ausgeſetzt war. Ferdinand

ſchäumte vor Wuth und ſtöhnte aus ſeiner blutrünſtigen Lage auf: „Nehmt ihn, nehmt ihn!“ und raunte knirſchend dem Gensdarmen zu ohne Sinn und Zuſammenhang: „Wilddieb, Wilddieb!“ Philipp, dies hörend, ſprang auf's Neue gegen ihn ein, doch der Gensdarme hielt ihn feſt, und bemächtigte ſich ſeiner mit Hülfe der Uebrigen. Der Diener der Gerechtigkeit führte jetzt das große Wort, weil die Scene durch Ferdinand's Entdeckung eine andere geworden war, und rief einmal über das andere aus: „Was wird der Graf ſagen, was wird der ſagen!“

Alle Forſten in der Umgegend nämlich gehörten einem reichen Grafen, und da man Anzeigen genug hatte, daß der Wilddiebſtahl in ihnen völlig organiſirt war, ſo ſtanden auf die Entdeckung eines Waldfrevlers ſo große Summen, daß der Gensdarme wahrſcheinlich bei ſich dachte: „Erſtens zahlſt du jetzt dein Pferd ab, was dir nur vorgeſchoſſen iſt, und für's Zweite kommen deine Zulagegelder in die Remontekaſſe, ſo daß du in einem Jahre nicht nur dein altes Pferd verkaufen kannſt, ſondern auch ſchon wieder ein neues haſt!“ Man arretirte Philipp.

Ich habe Philipp, wie ſeinen Bruder nur wiedergeſehen auf kurze Augenblicke. Von dem Erſtern erfuhr ich, daß ihn der Graf, der keine Patrimonialgerichtsbarkeit mehr beſaß, der Landesbehörde ausgeliefert hatte. Ich erfuhr ſpäter ſein trauriges Schickſal, daß er zu mehrjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt war. Was hinter Philipp's Kommen und Gehen, hinter ſeinem langen Ausbleiben und nächtlichen Verkehren im Hofe geweſen war, ſah ich nun wohl ein. Ob man gleich in ſeiner Behauſung ſelbſt kein Wild antraf, ſo wurde

er doch überführt, daß er deſſen genug im Walde geſchoſſen und durch den Handel damit ſein Leben gefriſtet hatte. So eigenthümlich aber iſt das Urtheil des Volkes, daß Niemand in Philipp's Handlungen ein Verbrechen, ſondern nur darin daß es entdeckt wurde, ein Unglück finden wollte. Der alte Gerichtshalter in der Stadt, den ich oft über dieſe Sache ſprach, ſagte: „Nur das ſchlechte deutſche Recht ſetzt den Armen einer Strafe aus. Nach römiſchem Rechte wär' er frei, denn da heißt es: Alles Getier auf dem Felde, in der Luft und dem Waſſer iſt Gemeingut und kann erlegt werden von Jedem der will. So waren die Alten, die unſterblichen Alten! Das nannten ſie Völkerrecht."

Von der tiefſten Reue aber war Ferdinand ergriffen. Er wagte nicht mehr, ſich meinem Anblicke auszuſetzen. Er wurde der eifrigſte Vertheidiger ſeines Bruders und bemühte ſich ſeinen ſchlechten Angeberſtreich dadurch zu verwiſchen, daß er vor Philipp's Schickſal gar keine Furcht zeigte, ſondern behauptete, die ganze Sache würde auf einen kleinen Denkzettel hinauslaufen. Doch innerlich ſah ich wohl, wie ihn Angſt und Gewiſſen quälte. Es war mir rührend zu ſehen, wie gierig er zuweilen einen Blick von mir zu erhaſchen ſuchte, einen Blick, durch welchen er wünſchen durfte, in den Bund beſſerer Seelen aufgenommen zu werden. Seither bewohnte er wieder ſein kleines Kämmerchen im Hauſe der Mutter und muſicirte mit ſeinem gewohnten Eifer. War ich im Garten, ſo ſah ich ihn wohl oft durch die kleinen Gardinen ſeines Fenſters blicken, oder ſtieg ich hinauf in mein Zimmer, ſo mußte er irgend eine Bewegung vornehmen, die ich hören ſollte; er mußte die Thür aufklinken, oder drinnen etwas fallen laſſen, weil es ihn peinigte, in meiner Nähe ſtumm

zu ſein, oder weil er hoffte in ſich ſelbſt damit Etwas überzeugen zu können.

Für mich ſelbſt war aber mein Entſchluß bald gefaßt. Ich wollte um jeden Preis verſuchen, ob man Philipp's Schickſal durch einen die Treue ſeines Charakters ſchildernden Einſpruch nicht mildern könnte. Ich wollte überhaupt verſuchen mich aus meiner ungeſchickten Lage zu befreien, da wahrlich in der Welt nichts ſo ungeſchickt ſein kann, als eine Anordnung, die von niedrig geſtellten Menſchen ausgeht und mit der ſie eine Lage wiedergeben zu können glauben, welche nur den in der Geſellſchaft Begünſtigten zu blühen pflegt. Ich trug all mein Gepäck zuſammen, miethete mir ein kleines Fuhrwerk und entſchloß mich, auf den Schauplatz meiner früheren Leiden und Freuden zurückzukehren. Ein Geſuch beim Miniſter für Philipp war dasjenige, was ich ſchon dramatiſch in meinem Verſatz ausführte. Von der alten Frau war es ſchwer Abſchied zu nehmen. Sie lachte als ich kam und lachte als ich ging. Sie war ſo ſehr von allen Begriffen verlaſſen, daß ſie ohne Falſch mir ſagen konnte, wie angenehm es ihr wäre, daß ich jetzt ihr Haus verließ. Sie that dabei, als erwieſe ſie mir einen Freundſchaftsdienſt. Ferdinand ſtand oben am Fenſter und grüßte mit Weinen und leiſem Kopfnicken, als ich eben meinen Wagen beſtieg. Hier mein kleiner Koffer, dort eine zuſammengedrückte Hutſchachtel, nur einige leichte Silbermünze in der Taſche, hinter mir ein Pund Heu für das magere Pferd, ich ſelbſt ſchwankend auf einem kleinen Brett, das nur über die beiden Lehnen der Kaleſche übergelegt war, ſo fuhr ich früh Morgens einer Zukunft entgegen, die unerklärlicher und räthſelhafter war als jemals. Am Ende der Stadt hatte der Kutſcher ſeine

Peitsche in das Geschirr des Pferdes verhauen und mußte absteigen, um sie wieder loszubinden. Wir waren am Schulhause der Stadt, wo die liebe Jugend eben das Lied sang: „Wir Kinder, wir schmecken der Freuden recht viel.“ Sie hatten zu tief angefangen und erhoben nun, da sie keine Brust mehr hatten, um die tiefen Noten hervorzubringen, ihren Gesang um die Oktave höher, welches in Elementarschulen eine oft vorkommende komische Erscheinung ist. Mir trieb aber diese Erinnerung an das Haus meines Vaters heiße Thränen aus. Ich hüllte mich in ein altes graues Umschlagetuch, welches ich auf der Reise (ungesehen von Arthur!) wohl tragen durfte. Der Pfarrer lustwandelte durch das Feld und grüßte mich mit einem herzlichen Blicke. Später sahe ich auch den jungen Seminaristen, der Philipp's Bruder vertreten hatte und der sehr kränklich war. Er saß auf einem Steine, einen Krug Mineralwasser vor sich, den er zuweilen an den Mund setzte. Gerechter Gott! Ist dies deine Welt? Lernt man so das Menschenleben kennen? Hier Schmerz, dort Reue; hier Furcht, dort Siechthum! Tausend kranke Empfindungen und noch kränkere Ideen! Und dazwischen bellt ein Hund, schüttelt sich das Laub einer Pappel; dazwischen drängt sich die zinnerne, eiserne, steingutne, hölzerne, heilige Alltäglichkeit!

In der Residenz angekommen, besaß ich gerade noch soviel, um den Träger bezahlen zu können, der mir meine Sachen in eine finstere und abgelegene Kammer eines Hinterhauses schaffte; denn Vater und Mutter aufzusuchen, die Geschwister anzusprechen, dessen war ich in meinem Elende nicht fähig. Ich suchte mir weibliche Arbeiten zu verschaffen und gewann damit soviel als ich zu meinem Unterhalte brauchte.

Weißt Du, Arthur, daß ich ein kleines verlorenes Stübchen in dem Hofe des Hauses bewohnte, wo Du nach vorn hinaus Deine glänzenden Zimmer aufgeschlagen hattest? Ich erfuhr dies, als mich ein Mädchen an der Hausthür bat, ihr die Adresse eines sauber geschriebenen Briefes, den sie in der Hand hielt, vorzulesen: sie war an Dich gerichtet und lautete auf die Wohnung, die wir zusammen hatten. Wie geizte ich danach, Dich einmal zu erblicken! Aber Du schwärmtest Tag und Nacht. Licht hab' ich an Deinem Fenster nie gesehen, aber es wohl noch gewagt wie ehemals, wenn es offen stand, Dir eine todte herbstliche Aster hineinzuwerfen!

Von meiner Absicht, den Minister zu besuchen, kam ich nicht ab. Ich ließ mich eines Morgens bei ihm melden und wurde sehr eingeschüchtert als ich sah, daß er einen Besuch vor mir annahm, ohne die Thür zu schließen. Ich fand nämlich im Vorzimmer einen jungen Mann, dessen stark ausgeprägte jüdische Physiognomie mir besonders auffiel. Er schien, indem er auf den Abgang eines noch im Zimmer des Ministers befindlichen Besuches wartete, sehr in Gedanken vertieft, musterte mechanisch die rings ausgehängten Gemälde und schien auf mich kein besonderes Augenmerk zu haben. Der Fremde hatte einen ganz gelben Teint, entweder schwarze oder tiefbraune Augen, und war bis ins Wilde mit rechdunkelm Haar und Backenbarte bewachsen.

Seine Kleidung verrieth zu gleicher Zeit geniale Nachlässigkeit und nicht weniger beabsichtigte Eleganz. Seine Haltung war gebückt, indem aber gleichsam seine Augen dem Korfe um einige Fuß voraus waren, so thätig lugten sie in die Weite hinaus. Weiße Glacéhandschuhe streifte er, um Falten zu vertilgen, über die Finger und riß sie dabei ent-

zwei, worüber ich lachen mußte. Er ſah mich an und ſchien mich fragen zu wollen: was ich lachen könnte? Sogar durch den Blick war es mir als ſchimmerte die jüdiſche Geberde hindurch. In dem Augenblicke aber öffnete ſich die Thür, der junge Mann ſchlüpfte hinein, wollte ſie wieder zumachen, wurde aber daran verhindert durch Jemand, der ſagte: „Ich weiß bereits, was Sie mir zu ſagen haben, und fürchte, daß Sie es für ein Geheimniß halten; erlauben Sie alſo, daß ich die Thür offen laſſe!“

Hiedurch konnt' ich ein Geſpräch mit anhören, das ohngefähr folgendermaßen geführt wurde.

„Woher kommen Sie jetzt?“

„Aus Halle, Ew. Excellenz.“

„Und Sie wünſchen?“

„Vergeſſenheit für Etwas, das mich ſelber reut.“

„Sie bereuen, weil Sie ſich die Folgen nicht gedacht hatten?“

„Gewiß nicht. Ich bereue, weil ich einige Partien von der Welt noch nicht kannte.“

„Statt daß Sie die Welt kennen müßten, um Autor zu ſein, ſcheinen Sie Autor ſein zu wollen, um die Welt kennen zu lernen?“

„Erfahrungen werden auf verſchiedenem Wege geſammelt, es kommt nur darauf an, ob ſie ernſthaft ſind.“

„Ich zweifle an Ihrem Ernſte. In Ihrer Schrift wenigſtens ſpringen Sie vom Pathetiſchen zum Komiſchen ſehr leicht über. Es ſind nicht die Grundſätze, die uns daran mißfielen, ſondern die wunderlichen Lichter, die Sie darauf geſetzt hatten. Solche Grundſätze wie die Ihrigen zerplatzen bald. Sie, mein Lieber, ſind nichts als ein Mann des

Styles, und ſchreiben deshalb gegen uns, weil der Angriff immer angenehmer zu leſen iſt, als die Vertheidigung."

„Sie beurtheilen eine Zeitrichtung, und indem Sie mich ihr einverleiben, haben Sie Recht, ich aber auch nicht gänzlich Unrecht. Ich bin aus jener neuern Schule hervorgegangen, welche man mit dem Namen der Heine'ſchen bezeichnet. Glauben mir Ew. Excellenz, daß ich die Hohlheit derſelben erkannt habe!"

„Sie wollen ſagen, daß Sie jetzt die ſchlimmen Folgen derſelben kennen."

„Ich will Beweiſe liefern, daß es nicht Furcht, ſondern Ueberzeugung iſt, die aus mir ſpricht."

„Sie wollen für uns ſchreiben?"

„Iſt Ihnen das ſo neu, iſt das ſo wenig?"

„Wir haben unter den Männern, welche ſich mit Aufopferung und einem der menſchlichen Natur angemeſſenen Ehrgeize in eine ſolide Staatscarrière warfen, Köpfe genug, welche eine Maßregel der Regierung oder ihr Syſtem, wenn ſie ein ſolches hat, geſchickt vertheidigen können. Ich glaube nicht, daß Vertheidigungen beim Publikum Anklang finden, wenn ſie von einer Seite kommen, von welcher früher die Anklagen kamen. Dennoch ſetzen Sie ſich, mein Lieber!"

„Ich kann nichts thun, als Ew. Excellenz auf die Lage der Dinge in Deutſchland aufmerkſam machen. Was die Regierung bedarf, iſt kein einzelner Aufſatz, ſondern eine ihr unausgeſetzt gewidmete literariſche Thätigkeit. Man hatte Männer dieſer Art, welche ſich den Kampf gegen die Revolution zur Lebensaufgabe machten. Wir hatten Gentz, Adam Müller, Pfeilſchifter, wir haben noch Einige, welche Ihnen

bekannt ſein werden. Glauben Sie, daß Männer dieſer Art unter den jetzigen Umſtänden noch wirken können?"

„Gewiß nur wenig; denn der beſte Kampf gegen die Revolution, der beſte Erſatz der Garantien, welche die Revolution verlangt, ſind weiſe berechnete Maßregeln, ſind die begünſtigten Fortſchritte der Induſtrie und des Handels, ſind die Beförderungen der Wiſſenſchaft. Dieſe Thatſachen ſprechen für ſich ſelbſt, und laſſen uns jeder offiziellen Polemik, die immer etwas Mißliches iſt, entbehren."

„Vollkommen wahr; aber ſelbſt das Gute das man thut, darf in unſerer Zeit nicht mehr nackt hingeſtellt werden. Sie können die Geſinnung des humanſten Regenten vertreten, und werden dennoch, wenn Sie unſere Zeit in dem Sinne nämlich verſtehen wollen, darauf bedacht ſein müſſen, dieſer Geſinnung die richtigen Anknüpfungspunkte zu geben. Ihre weiſen Maßregeln müſſen nicht blos beglücken wollen, ſondern auch ſprechen können. Sie müſſen ſagen: Dazu ſind wir da, dies oder jenes wollen wir ſetzen! Die Regierung bedarf keiner Apologie, aber ſie bedarf einer Dialektik, die ihr vorarbeitet und dasjenige verknüpft, was ſie von ihrem Syſteme nur Vereinzeltes ausführen kann. Und dennoch möchten ſchwerlich die genannten Publiziſten dieſe Dialektik beſeſſen haben."

„Ich habe immer geglaubt, daß es in der Politik darauf ankommen muß, ſich nicht blos der Theilnahme, ſondern des Enthuſiasmus zu verſichern. Die Regierung hat eine Zeitlang mit dem Enthuſiasmus gemeinſam gehandelt. Allein wohin wäre ſie gerathen, wäre ſie ihm gefolgt? Sie können ſich wohl erklären, daß ſeither alle Exaltation ihr widerwärtig geweſen iſt, und ſie keine Verbindung ſo ſehr von ſich wies, als die mit der Literatur."

„Das iſt ein Unglück, Excellenz! Sie müſſen die Literatur wieder zu erobern ſuchen. Sie müſſen es möglich machen, daß auch für das Syſtem des Widerſtandes eine Begeiſterung ſich regt, und ich verſichere Sie, daß im Lager der Oppoſition ſelbſt eine Meuterei ausbrechen kann, welche die feindlichen Fahnen zu Ihren Füßen legt."

„Das iſt mir nicht auffallend; denn was ſahen wir denn? Junge Leute, die noch nicht in die Jahre gekommen ſind, ſich an regelmäßige Verhältniſſe zu gewöhnen, deren Jeder ſo lange von der Leidenſchaft die Farben borgte, bis ſie wieder hingehen müſſen und auf's Neue ſtudiren. Ich bin ſo ſehr von der ächten Wiſſenſchaftlichkeit eingenommen, daß ſie auch dieſer widerſpenſtigen Literatur, welcher Sie, mein Lieber, bisher angehört haben, einen neuen Stoß geben könnte, einen Stoß der zur Beſinnung brächte, falls man nämlich die Herren für die Wiſſenſchaft gewönne!"

„Um Vergebung; wer dieſe Dinge näher in Augenſchein genommen hat, kommt darauf hinaus, daß man ſich ſelbſt auf einer Affektation ertappt. Ich habe als Student" —

„Sie ſind Jude?"

„Allerdings. Ich habe als Student allerlei Studien die Kreuz und Quere getrieben. Ich disputirte über die neuſte Philoſophie, und kam leider durch die Eitelkeit, mich gedruckt ſehen zu wollen, in die Sphäre einiger Lokaljournaliſten hinein, welche, gleichfalls meines Glaubens, ſich beſonders mit der Theaterpolemik beſchäftigten. Von da ging ich in eine durch ihre literariſche Induſtrie berühmte Handelsſtadt, und arbeitete für die Ideen, welche kurz nach der Julirevolution ſich über Süddeutſchland verbreitet hatten. Der buchhändleriſche Spekulationsgeiſt machte meine liberaliſirende Feder

flott. Ich ſchrieb ein Politiſches Büchlein für die Deutſchen, und gab darauf jene Bilder und Zuſtände heraus, deren Schickſal mich veranlaßt hat, mich zu beſinnen und einen andern Weg einzuſchlagen. Was man, um für die Regierung ſchreiben zu können, erfahren haben muß, das iſt die Gedankenloſigkeit, mit der man als moderner Autor Niedriges und Hohes verknüpft, das iſt die Affektation, in welche man ſich hinaufſchraubt, um ſo originell zu ſein, als das Publikum von der Originalität einer neuen Schule verlangt."

„Sie können jetzt in der Mitte der zwanziger Jahre ſein, mein Lieber, und ſollten doch bisher zuweilen erröthet ſein, wenn Sie für Etwas ſchrieben, wofür Sie nicht lebten."

„Sie urtheilen zu ſtreng! In den Jahren wo ich mich befinde, überwiegt die Form. Der Inhalt iſt gleichgültig und wird es um ſo mehr, je weniger er die Form begünſtigt."

„Sie ſind der Form mächtig. Ich kenne Ihre abſpringende dem Zeitgeiſte ſo zuſagende Schreibart. Sie brauchen die rechten Bilder, ſind ſüß und ſauer wo es gerade am rechten Orte iſt. Wenn an Ihnen Etwas Verbrechen iſt, ſo ſind es weniger die durch Ihre Excentrizität unſchädlichen Anſichten, als Ihr Styl."

„Das iſt es. Dieſen müſſen Sie erobern. Mit denſelben Bildern, mit demſelben Heinianismus humoriſtiſcher Sentimentalität müſſen Sie das Syſtem vertheidigen laſſen, welches früher mit jenen Mitteln angegriffen wurde. Wenn ich auch für die Andern dieſes Genre's nicht gutſagen kann, ſo bin ich bereit, das Meinige zu thun."

„Sie kommen mir wie ein Soldat vor, der einen blauen Rock mit rothem Unterfutter bei dem einen Fürſten trägt,

und wenn er bei dem Andern dienen will, nichts zu thun hat, als seinen Rock umzukehren; dann hat er einen rothen Rock mit blauem Unterfutter. Sie stimmen mich zum Scherze, da Sie zu glauben scheinen, in Ihrer Feder läge das Schicksal der Welt."

„Ich weiß nicht, ob Sie als Vertreter gewisser Regierungsmaximen einen Mann so beiläufig betrachten dürfen, der sich anheischig macht, diese zu vertheidigen."

„Ich hindere Sie ja nicht. Sprechen Sie Ihre Ueberzeugungen aus!"

„Ich werde noch mehr thun als mich aussprechen. Ich werde danach streben eine Stellung zu gewinnen, wo ich einen unausgesetzten Kampf zu führen habe. Ich will vom Liberalismus beweisen, daß er die Menschheit in eine Rechnungsmaschine todter Begriffe verwandelt. Ich will versuchen, ob man nicht das historische Recht mit ein wenig mehr Poesie vertheidigen kann, als bisher das Vernunftrecht vertheidigt wurde. Es gibt in der Geschichte Nichts, was aus dürrem Sande hervorgewachsen wäre; sondern Alles was gedeihen will, muß seinen fetten historischen Boden haben. Man muß aber über diese Vertheidigung des Vernunftrechts noch hinausgehen auf die sogenannte neue Schule selbst, und muß deren Widersprüche aufdecken. Ich wenigstens will nachweisen, daß die neue Schule sogar den Liberalismus haßt, weil dieser in der That doch immer einige Dinge hat, die er der Kirche und dem Staate lassen will. Weit verwandter ist diese moderne Destruktion aller Verhältnisse mit einigen über der politischen und moralischen Versumpfung Frankreichs aufgeschossenen Wasserblumen sogenannter socialer Theorien, mit St. Simon, mit Fourier. Ja ich kann sogar nachweisen, daß

es darunter einige Köpfe gibt, welche recht gern zu einer Theokratie im Sinne Lamennais' ihre Stimme gäben. Dieſes Chaos von Meinungen iſt da; eine weiche knetbare Maſſe, die man bald ſpitz, bald rund, bald eckig formen muß, um ihr zu beweiſen wie unhaltbar ſie iſt. Ich will dies thun. Ich will, da ich gewohnt bin, mich der Gedanken und Redeformen der neuen Schule zu bedienen, mein innerſtes Eingeweide herauskehren und dasjenige was ich ſelbſt nur denken kann, immer ſo hinſtellen als dasjenige was man bekämpfen muß. Jede Partei hat etwas von Affektation, aber ich werde ſie nur meinem Gegner zuſchreiben; ich werde beweiſen, daß er anders denkt als er ſchreibt, daß er ſich von einer Ideenverbindung tyranniſiren läßt, die er gern abwürfe, wenn er den Muth dazu hätte, nämlich den Muth vor der Partei. Und dies Alles werd' ich in keinem größeren Werke thun, ſondern in anonymen Zeitungsartikeln; werde mir wie ein Maulwurf bald hier bald dort Luft geben, und nicht in der Form des Angriffs, ſondern in der des Ueberfalls und Hinterhalts. Vor allen Dingen gehört, um hier etwas Gediegenes zu erreichen, eine offizielle Maske dazu. Ich muß ſagen können: Man geht damit um, man hat ſich entſchloſſen, es iſt im Werke! Wenn es auch nur heißen ſoll: Es iſt wünſchenswerth, es iſt leicht möglich, es iſt mein guter Rath! Beſonders kommt es darauf an, einen feſten Standpunkt über die auswärtige Politik zu behaupten. Man muß immer mit Schlachten bei Roßbach drohen; man muß ſich nicht fürchten, eine förmliche Revolte aller auswärtigen Journale auszuhalten. Zuletzt muß man ſich an die Ausdrücke gewöhnen, welche in den neueren Cenſuredicten vorkommen. Man muß von einem Buche, das etwas frei, etwas ſubjectiv, kurz etwas modern

geſchrieben iſt, ſogleich ſagen: Dies Buch iſt in einem ſchlechten Geiſte geſchrieben! Es muß gar nicht darauf ankommen, dieſen Geiſt zu analyſiren, zu beweiſen, warum der Geiſt eigentlich nicht ſchlecht, ſondern nur unbrauchbar iſt; ſondern man muß aus einer Sache der Politik ſogleich eine Sache der Moral machen. Eben ſo muß man ſich an den Ausdruck falſche Lehren gewöhnen. Denn es iſt zu weitläufig, nachzuweiſen, daß ſich dieſe oder jene Idee da oder dorthin verzweige. Man muß durchaus nicht thun als wenn irgend Etwas in Frage geſtellt werden könne. Man muß das herrſchende Syſtem die Wahrheit nennen, und ihre Widerſprüche nicht mehr für Irrthümer, ſondern geradezu für falſche Lehren ausgeben. Falſche Lehren, ſchlechter Geiſt, ſind kategoriſche Ausdrücke, die Alles umfaſſen, was man an den Erſcheinungen der Zeit in ihren einzelnen Mißlichkeiten und Bedenklichkeiten feſt anatomiren müßte."

Nach einer Pauſe, während welcher ich nur das Kritzeln einer Feder hörte, hieß es: „geben Sie dies Billet bei der Kaſſe des Miniſteriums ab".

Der gelbe Israelit mit dem ſchwarzen Haar und dem krummen Rücken ſchoß an mir vorüber, und ängſtlich folgt' ich dem Winke des Miniſters in ſein Zimmer. Der Mann war ſehr erſchöpft; ſeine lange hagere Geſtalt ſtreckte ſich auf dem Sopha neben mir. Er ſchien abweſend und ſagte ohne meine Bitte vielleicht gehört zu haben: „Es wird ſich ſchon machen laſſen." Als ich darauf fortfuhr, unterbrach er mich und ſagte: „Meine Liebe, drücken Sie das Alles ſchriftlich in einer Bittſchrift an den Fürſten aus, und wollen Sie ſie mir dann anvertrauen, ſo denk' ich wohl, daß ſich etwas wird machen laſſen." Dabei erhob er ſich; ich verließ

das Zimmer ſo ſtill als ich hineingekommen war. Er lächelte mich wie ein Glückwünſchender an, und dennoch mußt' ich auf der Treppe ſtehen bleiben, weil mir eine Ohnmacht über die ausgehaltene Spannung über die Augen zog. Ein ausbrechender Thränenſtrom half mir, und ſelbſt die kalte Herbſtluft draußen hatte nicht Kraft und Gewalt genug, die Näſſe auf meinen Wangen zu trocknen. Als ich nach Hauſe kam, warf ich mich erſchöpft auf meinen einzigen hölzernen Stuhl, der in meinem Zimmer ſtand. Später that ich Alles was mir der Miniſter gerathen hatte. Es half aber nicht viel, da ich meine Bitte für Philipp weder als Gattin noch als Schweſter, noch als verlobte Braut motiviren konnte. Es war unwiderruflich, daß er ein ganzes Jahr in Verhaft bleiben ſollte. Ich kann wohl ſagen, daß die Theilnahme für ihn nur eine eingeredete, keine empfundene war; doch ſoviel ſah ich wohl, daß ich mir Hülfe ſchaffen mußte um nicht unterzugehen. Alle meine Empfindungen waren in einer gereizten Stimmung. Die Verwandten hatten mich aufgegeben. Die Schweſter war auswärts verheirathet, der Bruder ſtudirte auf einer fremden Univerſität, der Vater rang ſchon ſeit längerer Zeit mit dem Tode. Ich entſchloß mich endlich ein Anerbieten anzunehmen, das auf meine Fähigkeiten berechnet ſchien. Ich wurde Erzieherin.

# Viertes Buch.

Arthur harrte im Vorzimmer des Miniſters. Der Chef wollte mit ſeinem jungen Sekretär ausfahren. Ein dringender Beſuch ſchien den Ausbleibenden zurückzuhalten. Arthur ging voraus, lehnte ſich auf das Geländer der Treppe, ging unten in der Hausflur auf und ab, trat endlich auf die Straße, wo die Pferde, ungeduldig wie er, ſchon ſeit einer langen Zeit ſtampften; Herr von Magnus, der Miniſter, ließ lange auf ſich warten. Endlich eilte ein junger Mann aus dem Hauſe, den man wegen ſeines gelben Teints allgemein den Aegyptier nannte. Es währte nicht lange, ſo kam der Miniſter und ſtieg mit dem Harrenden ein. Wie ſie um die nächſte Ecke bogen, zog der Aegyptier noch einmal ſeinen Hut, drollig, gleichmüthig, die Hände in den Hoſentaſchen.

Ein freundlicher Park nahm das leichte Fuhrwerk auf, eine ſüße, milde Luft wehte den Fahrenden entgegen, der Miniſter wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und antwortete noch immer nicht, ob ihn gleich Arthur gefragt hatte, ob denn ſeine Relationen mit dem conſervativen Aegyptier in der That ſo eng wären, als man nach dieſem Geſpräche vermuthen möchte.

Das Raſſeln des Wagens auf dem Steinpflaſter mochte in der Stadt die Frage übertönt haben. Draußen wieder-

holte ſie Arthur und erhielt die Antwort: „Mein Lieber, ich kann Ihnen wohl im Vertrauen geſtehen, daß die heutige Art, regieren zu müſſen, alle meine bisherigen Begriffe über Staatskunſt verwirrt. Mein Trieb war auf einen allmäligen Fortſchritt in nützlichen Reformen gerichtet, und ich überzeuge mich ſelbſt, wie nothwendig es iſt, daß die Staatsmaſchine mit allen Kräften, die ihr zu Gebote ſtehen, gehemmt wird, daß ein abſoluter Stillſtand der natürlichen Bewegung und des ſelbſt ſich entwickelnden Organismus eintreten muß, damit man wenigſtens den Augenblick behauptet und ſein überliefertes Beſitzthum rettet.“

Arthur hatte längſt ſeine jugendliche Schwärmerei aufgegeben und ſie mit einem Indifferentismus vertauſcht, der, wenn er dazu kam ſeine Meinung zu ſagen, am liebſten die Meinung — des Gouvernements ſagte. Arthur hoffte Beförderung. Er ſagte auch deshalb: „Wer an der äußerſten Grenze ſteht und die meiſte Macht hat, parlamentirt gern oder beſcheidet ſich, nur einen Theil von ihr zu gebrauchen. Wellington wird niemals einem ſo reinen Torysmus folgen, als wozu ihm diejenigen ſeiner Partei rathen, die hinter ihm ſtehen und keine Verantwortlichkeit tragen.“

„Nein, mein Lieber,“ entgegnete Herr von Magnus; „es iſt nicht Scheu, die mir meine Stellung unbehaglich macht, ſondern eine wirkliche Ueberzeugung. Mit welchen Begriffen bin ich in die politiſche Carrière eingetreten? Mit Begriffen der Freiheit und des Kampfes gegen fremdländiſche Uſurpation. Meine Studien fallen in eine Zeit, wo die Staatswiſſenſchaft zum erſten Male in eine Berührung mit den Inſtitutionen Englands kam, in eine Zeit, wo man ſich mit Edmund Burke von der franzöſiſchen Revolution zwar ab-

wandte, aber dafür auch die engliſche Staatsraiſon, die Vorzüge einer auf geſellſchaftlichen Vertrag gegründeten Verfaſſung in ſeine politiſchen Vorſtellungen einſog. Ich bin mit dem Enthuſiasmus groß geworden, den die Werke Adam Smith's erregten und habe mit Entſchloſſenheit an dem Kampfe Theil genommen, welchen das Syſtem des großen Schotten mit dem Egoismus, mit der feudaliſtiſchen Verdächtigung, mit dem Fanatismus der theoretiſchen Phyſiokraten und den Querelen der kleinen praktiſchen Gutsbeſitzer führen mußte; erlauben Sie mir, zu ſagen, daß alle dieſe Elemente meiner politiſchen Bildung demokratiſcher Natur waren. Das Reizende der engliſchen Verfaſſung iſt jetzt ihr ariſtokratiſches Prinzip geworden, damals war es die populäre Grundlage derſelben, welche die ſtrebenden Köpfe begeiſterte. Die Thatſachen, welche außerdem von der damaligen Geſchichte geſetzt wurden, waren nicht ſo geſtaltet, daß man auf dieſen künftigen Zwieſpalt hätte aufmerkſam gemacht werden können. Das neuernde Prinzip war das der Regierung; Gouverniren hieß damals aufräumen, Mißbräuche tilgen, Einheit ſchaffen, erziehen, beleben, erzeugen; man hatte einen Fingerzeig für Alles, was man that, eine eben ſo geheime wie offenkundige große Idee, die Befreiung vom fremden Joche: die Idee realiſirte ſich, ein Brauſen und Wehen entſtand, daß es eine Luſt war, an den öffentlichen Vorfällen Theil zu nehmen. Ich folgte dem Heere, ich warf mich oft mitten in die Gefahr; denn für mich begann nichts Neues, ſondern meinen Hoffnungen wurde die Krone eines glorreichen Endes aufgeſetzt. Von dieſem Gedanken begann mein doppeltes Mißverhältniß zur Zeit. Die revolutionäre Tendenz unſerer Zeit datirte von dieſen Begebenheiten einen Anfang; ich ſah

in ihnen nur ein Ende. So zerfiel ich eben ſo ſehr mit dieſen mir verhaßten Beſtrebungen, wie ich aufrichtig zugeben muß, die entgegengeſetzte Tendenz der neueren Politik noch bis zum gegenwärtigen Augenblick nicht verſtanden zu haben."

Arthur kam in Verlegenheit. Es war bekannt, daß Herr von Magnus der Ausdruck der höchſten Gutmüthigkeit war, daß er mit ſeinem guten Herzen auch gern ſeine Stellung durchgehen ließ und daß man längſt von ihm ſagte, er befände ſich nicht mehr auf ſeinem Platze. Die Unbehaglichkeit ſeiner Lage verleitete den braven Mann, mit wem er nur konnte, darüber zu ſprechen. Es war eine ewige Verwunderung, aus welcher ihm herauszuhelfen er die Menſchen anging. Arthur war ein Freund ſeines Hauſes, ein beliebter Geſellſchafter ſeiner Frau, gegen ihn legte er ſich alſo am wenigſten Zwang an. Arthur erhielt ihn lebhaft durch ſeine Widerſprüche. Er beſann ſich auch diesmal nicht, ihm offen zu ſagen: „Der Charakter unſerer Zeit hat ſich merkwürdig umgeſtaltet. Das entfeſſelte Volk fing an, ſich nicht mehr als den dritten oder vierten Stand zu betrachten, ſondern es feierte überall ſeinen 17. Juni und machte ſich zur Allgemeinheit, zum Plenum. Wo blieben die Intereſſen der Uebrigen? Alles das zu erfüllen, was die Menge verlangt, wäre in unſerer Zeit nicht einmal etwas Großes, ſondern nur etwas Abenteuerliches."

„Aber um Gotteswillen," fiel Herr von Magnus mit Heftigkeit ein, „ſagen Sie mir nur, durch wen man heutiges Tages etwas erzielen kann? Wer beſitzt die Reichthümer, wer beſitzt die Intelligenz, wer beſitzt zuletzt die phyſiſche Gewalt, mit welcher ſich die Staaten ſchützen ſollen? Der Schwerpunkt aller politiſchen Exiſtenz fällt in unſern Tagen auf die große Maſſe,

weil Reichthum, Intelligenz, ja ſelbſt die adelige Prärogative der Ehre etwas Populäres und Allgemeines geworden ſind. Wie kann man hoffen, unter dieſen Umſtänden ein gleichmäßiges Aequilibrium von gleich berechtigten und gleich verpflichteten Geſellſchaftsſtufen herzuſtellen, wo Alles das, was der geringen Zahl des Adels ehemals dennoch das größere Gewicht gab, auf den Bürger und Bauer übergegangen iſt? Sagen Sie mir um Alles in der Welt, wie wollen Sie Staaten von dem Papiere in's Leben rufen? Habt Ihr Reaktionäre nicht dieſelben Träume, wie die Demagogen?"

„Erlauben mir Ew. Excellenz," entgegnete Arthur, „aufrichtig meine Meinung zu ſagen. Hätte die Demagogie die Kraft, wie die Reaktion, ſie würde vielleicht eben ſo wenig eine Thorheit ſein, wie es dieſe iſt. So lange aber die Reaktion noch über Mittel und Kräfte gebieten kann, wird ſie dieſelben zu zwei Abſichten verwenden. Sie muß negativ und poſitiv verfahren. Sie muß jenen Neuerungstrieb zerſtören, der in die Völkerſchickſale leider durch die Regierungen ſelbſt gekommen iſt, ſie muß zu gleicher Zeit nach irgend einem Schema dasjenige, was ſie als Contre-Revolution zertrümmert, wieder aufbauen und überhaupt auf Poſitivitäten dringen."

„Recht gut!" bemerkte der Miniſter; „aber welch ein Schema iſt zu dieſem Zweck gezeichnet worden! Das iſt nichts als eine ſklaviſche Abſtraktion von den veralteten Zuſtänden."

„Nein, eine freie Abſtraktion; ein Schema, das eben ſo ſehr der Geſchichte wie dem Gedanken angehört."

„Ihre Gedanken denken nichts, als die Vergangenheit."

„Wir vertheidigen das Recht der Geſchichte."

„Die Geſchichte hat kein Recht gegen Diejenigen, welche täglich Geſchichte machen."

„Der Fortſchritt wird nicht geläugnet; allein woher die Materialien der Zukunft nehmen?“

„Nicht aus den alten Inſtitutionen, ſondern aus dem Urtheil über ſie.“

„Das Urtheil ſchafft keine Welt, es ſei denn Gottes Urtheil. Es muß Unterlagen, Bedingungen, es muß faktiſche Erleichterungen geben.“

„Sie wählen die rechten nicht! Die Gegenwart bietet dieſelben Erleichterungen. Die Menſchheit gewöhnt ſich ſchneller an etwas Neues, als an die Nachahmung des Alten.“

„Das große Geſetz unſerer Zeit iſt die Freiheit. Die Thatſachen, auf welche wir dringen, ſind eben ſo ſehr Traditionen, wie Ergebniſſe der Vernunft. Das iſt der große Unterſchied des Alten und Neuen, daß jenes gegeben war, dies genommen iſt, jenes belaſtete, dies befreit: es ſind dieſelben Formen, aber ſie werden in einem andern Lichte betrachtet. Das Erſte iſt die Tyrannei, das Zweite die Empörung, das Dritte aber die Verſöhnung durch die Liebe und die Ueberzeugung.“

Der Miniſter ſchwieg, grüßte mehremal Vorübergehende, ſeufzte und fuhr fort: „Urtheilen Sie, wie Sie müſſen; müßt Alle ſo! Ich kann es nicht und die Zeit mit ihren täglichen Erlebniſſen wird meine Schwäche entſchuldigen. Ich zittre, wenn ich den unaufhaltſamen Strom von Verneinungen überblicke, der über die Welt kommen kann. Die Vernunft zieht ſich Gränzen, aber die Leidenſchaft reißt ſie alle ein. Die Vernunft weiß, daß ſie Einiges bezweifeln darf, daß ſie Manches wiſſen kann, das Meiſte aber glauben muß; die Leidenſchaft aber weiß nichts, die Leidenſchaft glaubt nichts, die Leidenſchaft bezweifelt Alles. Nennen Sie mir

den Moment, wo Sie glauben, daß auf dem Heerde der Verneinung, Paris, endlich ein Ende der Unruhe eintreten wird! Ich ſehe kein Ende ab, am wenigſten, wenn man das thut, was die Menſchen fordern, noch weniger, wenn man ſie mit Bajonnetten umpflanzt. Es iſt ſchrecklich!“ — Dieſer Miniſter bewies, daß es Zerriſſene nicht blos unter den Schriftſtellern gibt.

Eine Pauſe trat ein, während welcher der Wagen langſam die Landſtraße, auf welche man kam, wenn man den Park verließ, hinunterfuhr. Jeder drückte ſich mißgeſtimmt in eine Wagenecke. Der Miniſter war ein langer hagerer Mann, der immer Noth hatte, ſeine Beine unterzubringen. Er ſchlug ſie gewöhnlich übereinander, auch die Arme, und ſenkte dabei den Kopf tief in dieſe kreuzweiſen Verſchränkungen herab. Doch jetzt erhob er ihn mit Lebhaftigkeit. Ein Wagen begegnete ihnen, deſſen Schlag ſich öffnete und ein bleiches Kindesantlitz herauslächeln ließ. Die langen Glieder ſprangen auf, der Kutſcher wurde angerufen zu halten, es war die Tochter des Herrn von Magnus, die ſo eben mit ihrer zukünftigen Gouvernante, Seraphine, aus der Penſion kam und anhaltender Kränklichkeit wegen in das Haus ihrer Eltern zurückkehrte. Auch der ſtaubige Reiſewagen hielt an, der Schlag wurde geöffnet und mit herzlichem Willkommen drückte der geiſtig ſo tief gebeugte Mann Antonien, ſein einziges Kind, an ſein Herz. Das kleine Weſen war krank und hatte von Natur wenig Gefühl. Sie ſtieg in den Wagen, wo ihr Arthur Platz machte, der ſich von der plötzlichen Erſcheinung Seraphinens erhebend abwandte und um Zerſtreuung zu ſuchen in das Feld hinausſahe, wo ſich leider auch nicht ein einziger Baum fand, an welchen er ſeine Ver-

legenheit hätte anheften können. Auch Seraphine, die Arthur nicht deutlich ſehen konnte, ſtieg in den friſchen Wagen. Arthur war hinausgeſprungen und gab vor, noch einen weitern Spaziergang machen zu wollen. Herr von Magnus war viel zu ſehr mit ſeiner Tochter beſchäftigt, als daß er ernſtlich verſucht hätte, den erſchrockenen Flüchtling zurückzuhalten.

Seraphine überließ Antonien den Zärtlichkeiten ihres Vaters, der Aufnahme bei der Mutter und zog ſich auf die Zimmer zurück, welche ihr für die Zukunft angewieſen waren. Es dunkelte ſchon. Sie konnte ſich wenig in ihrer neuen Lage orientiren. Sie hatte auch hinlänglich damit zu thun, der wunderbaren Veränderung nachzuhängen, welche auf's Neue ihr Schickſal betroffen hatte. In dieſem Hauſe war ſie als Hülfeflehende erſchienen: der damals ſo zerſtreute Mann hatte ſie nicht wiedererkannt. Sie war auf's Neue in Kreiſe verſetzt, wo ſie Arthur und Edmund begegnen mußte, als eine Hingeſchiedene, die Niemanden mehr in dem, was er über ihrem Grabe that, verhindern durfte. Sie wachte am nächſten Morgen mit dem Gefühle auf, welches Niemanden unbekannt ſein kann, der eine plötzliche und glückliche Veränderung, die ihm Tags zuvor widerfuhr, am Morgen an den Wänden ſucht und vorſichtig auf ſein Gedächtniß tritt, damit er allmälig ſich überzeuge, ob es denn wirklich Wahrheit ſei, worüber er ſich zu freuen nicht mit einem Male wagt.

Jetzt erſt bemerkte Seraphine ihre anmuthige Wohnung. Sie ging nach einem Garten hinaus, den man mehr Anlage und Park nennen mußte, weil er nur ſpärliche Blumenbeete, meiſt ſchattige Baumpartien zeigte. Dicht unter ihren Fenſtern, obgleich einen Stock tiefer, begannen rieſenhafte Glas-

fenſter, welche die ſchräge Bedachung von verſchwenderiſch angelegten Treibhäuſern bildeten. Brennende, tropiſche Farben leuchteten durch die hellgrünen Fenſter hindurch, die hier und da geöffnet waren, und die zierlich geordneten Terraſſen, die von den ſeltenſten Pflanzen beſetzt waren, ſehen ließen. Zur linken Hand war ein ungeheures Netz gezogen, unter welchem Pfauen und Faſanen ihren ſchlanken Wuchs und ihre Farbenpracht entfalteten. Zur Rechten gruben ſich auf einer kleinen Inſel Kaninchen ihre unterirdiſchen Gänge, während ſich auf dem Teiche, der ſie umgab, einige ſtolze Schwäne brüſteten. Man ſahe, hier waltete eine eigene Liebhaberei, eine Hypochondrie, die ſich von der Welt abſchloß und auf ihre eigenen Schöpfungen beſchränkte. Auch blieb der Beherrſcher dieſer Anlagen, die trotz ihres ausgeſuchten Charakters etwas Düſteres hatten, da zumal der Park dicht daran ſtieß, nicht fern. Herr von Magnus wandelte in einem langen blauſammtnen Morgenſurtout durch ſeine Faſanennetze und tropiſchen Pflanzenterraſſen. Eine gelbe Schnur durchſchnitt den geſtreckten Körper gerade in der Mitte in zwei Hälften, von welchen jede ſchon hinreichend geweſen wäre, die Länge eines ſoliden unterſetzten Mannes zu bilden. Ein großes Aktenſtück klemmte er unter den linken Arm, ſein oſtindiſches Taſchentuch unter den rechten. Das erſtere war, weil er das letztere ſehr viel brauchte, nahe daran, ihm hinten zu entgleiten. In der That entfiel es ihm, ohne daß er's merkte. Er wandelte gravitätiſch ſeinen Gang fort, während das vielleicht wichtige Papier am Boden lag und von einigen türkiſchen Enten, die in die Inſelkolonie gehörten, verdolmetſcht wurde. Zuweilen hatte Herr von Magnus Bedürfniß ſich auszuſprechen. Dann rief er gewöhnlich aus

vollen Leibeskräften: „Heinrich!“ worauf ein Livreejäger erſchien, der hier ſowohl die botaniſchen wie zoologiſchen Funktionen zu gleicher Zeit zu verſehen ſchien. Zuweilen hatte Herr von Magnus etwas recht derb zu erinnern, zuweilen rief er auch nur: „Heinrich,“ und wenn dieſer kam, ſo winkte er ihm, daß es ſchon gut wäre und er wieder gehen möchte. Endlich führte der Zufall den braven Mann wieder auf die Stelle, wo ſeine Depeſche von den türkiſchen Enten, die damit hin- und herzerrten, wahrſcheinlich entziffert wurde. Wie ein Blitz ſchoß die lange, ſonſt ſo phlegmatiſche Geſtalt über den vielleicht unerſetzlichen Verluſt her, die Enten wackelten in die Flucht, er hatte ſein Papier, aber er ſetzte ihnen aus Strafe ſo lange zu, bis ſie keuchend in den Teich ſtürzten. Nicht genug, daß die indiscreten Leſerinnen diplomatiſcher Geheimniſſe vor der Rache des Miniſters hatten entfliehen müſſen: nein, er drohte ihnen auch noch vom Ufer aus, ſie in eine ſtrenge Unterſuchung ziehen zu wollen; er überhäufte ſie mit Vorwürfen und Drohungen, unter welchen das Schlachtmeſſer der Küche oft genannt wurde, rief endlich ſein Faktotum Heinrich und trug auf dieſen ſeinen Unmuth und ſeine Zankluſt über, bis er lärmend und polternd den Garten verließ. Das Lärmen der Enten und das Geſchrei der Pfauen gab dieſer Scene einen komiſchen Effekt.

Seraphine mußte herzlich lachen, aber ſie hatte es bald bemerkt, daß der Miniſter von Magnus ein herzensguter, nur etwas langweiliger und hypochondriſcher Mann war. Ihre Natur verlangte es jetzt, daß ſie ſich ihm mit Vorliebe widmete. Wo ſie irgend ein Leiden ſpürte, wo ſie überhaupt eine Eigenthümlichkeit wahrnahm und begriff, da mußte ſie verſuchen, ob ſie nicht darauf wirken und mit Verläugnung

ihres eignen Weſens ihr nützen könnte. Sie malte ſich den Charakter des Miniſters aus, ſchwärmte von hochgeſtellten Männern, die innerlich doch recht unglücklich ſein könnten, und betrachtete ſich bald, durch eine ihrem Weſen unvertilgbar zum Grunde liegende Eitelkeit, wieder als den Genius, der dieſem Hauſe gefehlt hatte. Das Leiden Antoniens aber bekümmerte ſie ſehr. Denn die Aerzte „gaben nicht mehr viel“ für ſie, wie man zu ſagen pflegt; das Kind ſiechte augenſcheinlich ſeinem Ende entgegen. Doch war Antonie dabei ſehr lebensluſtig, gierig, und überhaupt excentriſch in ihren Wünſchen. Man mußte ihrer Unliebenswürdigkeit Alles nachſehen und Seraphine klagte oft darüber, daß alle ihre ſchönen Lehren und Lebensmaximen leider nur dem Tode gepredigt würden.

Das Unheimlichſte aber im Leben iſt die Ruhe und Gleichgültigkeit, welche, gleichſam als könnte nichts geſchehen, einen Ort umgibt, wo doch bald recht viel geſchehen wird. Man ſieht der Zukunft ſicher entgegen, und dennoch ſtemmt ſich die Gegenwart mit Hand und Fuß, ſich auf dieſe Zukunft nicht einzurichten. Ein einziges Kämmerchen gibt es oft, wo das Kommende ſich ſchrecklich genug vorbereitet, und ſchon die nächſte Wand glaubt nicht an ihren Nachbar, ſondern ladet die Menſchen ein, ſo unbeſorgt zu bleiben, wie ſie ſelbſt, die kein Herz hat. Julie wenigſtens ahnte Alles, was kommen würde, hatte aber keine Luſt, ſich darauf einzurichten. Sie dachte mit aufrichtigem Schmerz daran, daß die Zukunft etwas Unheimliches verbarg, ſie meinte aber, daß das Leben aus ſo vielen Verwickelungen zuſammengeſetzt wäre, daß man nach den Momenten, die keine Knoten wären, geizen müſſe. „Ueberhaupt,“ ſagte ſie zu Seraphinen, als

dieſe zu ihr herunter kam und ihrer Toilette beiwohnte: „überhaupt muß ich Sie mit meiner kleinen Duodezphiloſophie bekannt machen, aus der ich zuweilen, wie aus der Bonbonnière, eine Deviſe zur beſchaulichen Unterhaltung nehme. Ich war längſt verheirathet, meine Liebe, als ich erſt mein Selbſtbewußtſein bekam. Ich war ſchon Mutter, als mir erſt ein reifes Urtheil möglich wurde. Ich war Gattin, als ich erſt anfing Mädchen zu werden; und wurde mädchenhaft, als ich ſchon eine Tochter hatte. Ich denke nun ſo: Die Natur hat Recht, aber ſie kann uns keine Pflichten auflegen. Alles was das Recht der Natur iſt, das ſetzt ſie tyranniſch durch und fragt uns nicht viel danach, ob wir es zugeſtehen wollen oder nicht. Die Natur zwingt phyſiſch, zahlloſe Menſchen auch moraliſch; mich aber nie. Was ich der Natur geben muß, das geb' ich ihr, nämlich Alles, was ich nicht die Kraft habe, bei mir zu behalten. Aber was verlangt die Natur nicht Alles? Sie hat unſre Ehen, unſre Verwandtſchaften, unſre Freundſchaften, ſie hat unſer ganzes Daſein in Beſchlag genommen und es auf einen Fuß eingerichtet, der unbemerkt auch der moraliſche geworden iſt. Ich werde dieſe Moral der Umſtände und der Gewohnheit niemals anerkennen, ſondern mich gegen ſie ſträuben, ſo lang' es geht. Denn es ſteht der Natur etwas Anderes gegenüber, was ich die Freiheit nennen würde, wenn ich ein Mann wäre, und das ich als denkende Frau nur etwa den Geiſt, als liebende das Herz, auf alle Fälle aber den Menſchen, den neuen geiſtigen Adam nennen kann. All mein Handeln iſt Proteſtation gegen die Natur, all mein Denken Appellation an eine Autorität, für welche mir das rechte Wort fehlt. Ich weiß wohl, daß die Leidenſchaft hier eine Rolle ſpielt

und daß ſie nicht die reine Form deſſen iſt, woran ich eigentlich denke; aber ſie hilft mir oft, ſie bringt mich der Wahrheit, meiner Wahrheit näher, ſie erleichtert den Flug und läßt mich wenigſtens ahnen, was ich nicht wiſſen kann."

Seraphine entgegnete: „Sie nennen die Natur eine Tyrannin! Mich hat ſie immer befreit. Mich ſchnürten die Combinationen der freien Wahl und des Gedankens ein, und was mir wieder Luft gab, war die Natur. Geſetzt, der Geiſt gebiert die wahre Freiheit; warum verſetzt er uns in Widerſprüche, die nur die Natur löſen kann? Ein Leben, das ſich nach eignen Geſetzen regeln will, wird ſo in Verwirrung gerathen, daß es keinen Ausweg mehr findet. Laſſen Sie uns das Schrecklichſte nehmen: es gibt keine größere Proteſtation gegen die Natur, als den Selbſtmord, und bis zu dieſem Extreme treibt uns niemals ein natürliches, ſondern immer nur ein Verhältniß, das aus übertriebenen geiſtigen Combinationen entſtanden iſt."

„Es iſt möglich," ſagte Julie von Magnus, „daß Sie Recht haben, weil Sie das Verhältniß umkehren. Sie brauchen die Natur als Heilmittel: Sie haben die Kraft nicht, ſich von der hergebrachten Ordnung der Dinge zu befreien. Sie nahmen vielleicht zu öfterm geniale Aufflüge und beſtimmen ſich ſelbſt Ihr Schickſal, ſinken aber immer wieder, weil Sie ſich hülflos vorkommen, auf die Ebene herab, auf die Natur, die Alles gleich macht und ſomit auch heilt."

Seraphine erröthete über eine ſo treffende Charakteriſtik ihres Lebens und Sinnens. Julie aber fuhr fort: „Sagen Sie mir nur, was aus den Menſchen werden ſollte, wenn ſie immer nur das Natürliche wollten? Nicht einmal das

würde ſie fördern, wenn ſie den Geiſt blos zur Hülfe riefen, um die Natur zu ergänzen. Beide Elemente zuſammenlöthen, heißt Silber durch Kupfer verdächtigen, wenn man auch eine gewöhnliche kurſirende Landesmünze daraus machen kann. Waren Sie ſchon in einer freien Reichsſtadt? z. B. in Hamburg. Sie werden hier finden, daß zwiſchen den verſchiedenen Phyſiognomien der wohlhabenden Familien eine auffallende Aehnlichkeit herrſcht. Die Heirathen zwiſchen Nachbarn und Verwandten, der Mangel auswärtiger provinzieller Einmiſchung, geben dem Blute keine freie Circulation mehr. Der Spielraum der freien Selbſtbeſtimmung des Geiſtes iſt beſchränkt. Die Menſchen ſehen ſich alle ähnlich, und ihr Kolorit erblaßt. So iſt es in allen Verhältniſſen, wo man das Phlegma der Natur walten läßt und nicht auch jenen Lebensmotiven Zugang öffnet, für welche ich keinen Namen habe, die uns aber von der Sclaverei der Gewohnheit befreien."

Seraphine entgegnete: „Ich verachte den höhern Impuls nicht; wie könnt' ich ihn auch, da die Liebe die höchſte Blüthe deſſelben zu ſein ſcheint. Aber eben bei der Liebe finden Sie es ja! Man wird von ihr ergriffen wie von einer Thorheit, wie von einem kecken Einfall, der, weil er Caprice iſt, von den Liebenden gern als göttliche Fügung ausgegeben wird. Aber wie drängt man nicht auch, den Bereich des Zufalls zu verlaſſen und ſeine Thorheit in die Verhältniſſe, wie eine Nothwendigkeit, einzufügen! Man trieb ſich in einem phantaſtiſchen Gebiete um und drängt ſich wieder in den Schooß der Natur hinein, um ſich mit der Wirklichkeit auszugleichen, und ſeinem Einfalle die rechte Weihe zu geben! So glaub' ich, ſollte immer das Verhältniß der natürlichen und geiſtigen Fähigkeiten und Zuſtände ſein."

Julie empfing in dieſem Momente einen Brief. Sie betrachtete wohlgefällig die Aufſchrift und zeigte Seraphinen die zierliche Handſchrift. Seraphinen kannte ſie. Der Brief mußte von Edmund ſein. Als ſie die Augen niederſchlug, und Julie dies auf ihr angezogenes Beiſpiel bezog, ſagte die eigenthümliche Frau: „Schämen Sie ſich nur Ihrer Kenntniß der Liebe nicht! Aber ich hörte wohl, Sie kennen nur die Liebe, welche bürgerliche Tendenzen hat. Es iſt wahr, die Liebe entſteht meiſtens durch mein romantiſches Lebensprinzip und wird dann durch die Natur mit der Tradition und dem Herkommen ausgeglichen. Aber es iſt nur das eitle Menſchenkind mit ſeinen egoiſtiſchen kleinen Schlichen, das hinter dieſer Erſcheinung ſteckt. Man will ſich ſeinen genialen Einfall ſichern, man will ihn nicht davon fliegen laſſen, man muß ihn alſo einrenken in die Gelenke des gewöhnlichen Wandels. Glauben Sie mir, man kann lieben und doch in der Region des Urſprungs verbleiben. Es gibt Verhältniſſe, wo an Beſitz nicht gedacht wird, wo man ſich freut, unbefangen genug zu ſein, um ſich immer erhaſchen zu können. Meine Region iſt ein hoher grüner Bergwald, wo man Alles friſcher und himmelnaher hat, als in der Ebene. Mein Mann mit ſeinen Faſanen unterm Netz, mit ſeinen Ententeichen und mit ſeinen Treibhäuſern, wo die Natur vor Ofenwärme ſchwitzt, um etwas hervorzubringen! Wie geſagt, ich rathe Ihnen“ —

Hier verloren ſich Juliens Worte und flüſterten in den Brief hinein, den ſie eben öffnete. Sie lachte und war wieder ernſt. Seraphine fand, daß ſie ſich in dieſe Mittheilung vertiefte, fühlte auch, wie krampfhaft es ihr das Herz drückte, daß ſich hier eine Frau an den Redensarten ſonnte,

die von einem Manne kamen, den sie einst geliebt hatte, und verließ das Zimmer, ohne die Leserin zu stören. Sie wußte nicht, woran sie sich halten sollte, als sie sich über die Teppiche der prachtvoll dekorirten Zimmer leise davonschlich.

Oben traf sie an einem Tische, die Feder in der Hand, ihren Zögling auf sie wartend. Papier und Lineal lagen auf dem Tische. Seraphine sollte eine historische Lektion da fortsetzen, wo sie in der Pension stehen geblieben war. Sie sprach gerade von der babylonisch-assyrischen Geschichte und quälte sich, ihrer Zuhörerin den Namen Nabopolassar richtig in die Feder zu diktiren. Seraphine wußte selbst nicht viel von dem Gegenstande. Sie flüchtete sich immer wieder in Pölitz's Weltgeschichte, wo sie den Finger bei der Babylonischen Geschichte eingeklemmt hielt, und sich rasch eine Thatsache aufschlug, während sie immer vorgab, sich nach der Orthographie der Namen umsehen zu wollen. Nach der Weltgeschichte exponirte sie die Geographie. Sie war von der Pension her im Norden Amerika's festgefroren und quälte sich, das kleine Boot ihrer Kenntnisse aus dem Eise der Baffinsbay herauszubringen, ein zweiter Kapitän Roß. Sie stieg dann ans Land und verfolgte die Hasen-, die Fuchs-Indianer, bis sie bei den wahrscheinlichen Quellen des Missisippi ankam. Hieran reihte sich eine halbe Stunde Naturgeschichte, Etwas über die Flötzgebirge, über Glimmer, Feldspath, Granit, über Säugethiere und Wallfische, kurz den ganzen Apparat, mit welchem die Bildung unserer weiblichen Jugend erzielt wird, kramte Seraphine in der Angst aus, daß dies Alles dazu gehöre, um dereinst mitsprechen zu können. Erst als Antonie vor Schwäche allmälig entschlummert war, bemerkte sie, welche Menge Fehler sie gemacht

hatte, wie ſie meiſt immer dasjenige behauptet hatte, was in den Handbüchern beſtritten wurde. Sie war ſehr unglücklich und weinte, da ſie ſich eingeſtehen mußte, daß ſie die lange Reihe der Xerres und Artaxerxes verwirrt hatte und eigentlich Nichts in der Welt verſtünde, als einen guten und leſerlichen Brief zu ſchreiben.

Wie ſie ſo ihren pädagogiſchen Mängeln nachdachte, öffnete ſich die Thür und Herr von Magnus in fertiger Toilette trat herein. Er hatte einen Stern am Rock und ſchien ſehr gnädig geſtimmt. Er küßte Antoniens Stirn und wandte ſich mit vieler Höflichkeit an Seraphinen. Es fiel ihm nicht ein, daß er ſie ſchon einmal geſehen. „Waren früher im Inſtitut?“ fragte er. „Kennen meine Tochter ſchon längre Zeit? Hat kein Talent, iſt zerſtreut, gebe aber Nichts drauf. Hauptſache iſt Verſtand. Können Sie Verſtand lehren?“

Der Miniſter lachte, aber Seraphine ſagte auffallend genug: „O ja!“

„Wirklich? Wie machen Sie das?“

„Verſtand iſt eine negative Fähigkeit,“ erklärte Seraphine. „Man übe ſeinem Zögling nur recht viele Thatſachen ein und laſſe darauf eine Andeutung folgen, als wenn nicht viel darauf ankäme. Der Verſtändige ſieht zwar ein, daß das Wiſſen unnütz iſt; aber um dies mit Verſtand behaupten zu können, muß er das Wiſſen beſitzen.“

Herr von Magnus war eigentlich nur auf dem Sprunge. Als er aber dieſe faſt wie eine Bezüglichkeit klingende Entgegnung hörte, that er gleichſam, als wollte er Hut und Stock ablegen und ſetzte ſich nieder. „Sie werden doch nicht glauben,“ ſagte er, „daß die Wiſſenſchaften einer Frau Relief geben? Wenn ein Mädchen weiß, was ſpartaniſche Suppe

war und ist doch nicht im Stande, ihrem Manne eine zu kochen! Die Erziehung der Frauen ist ganz etwas anders, als die der Männer."

Der Ton war erhitzt. Seraphine fürchtete sich, antwortete aber: „Sie muß doch eine Unterlage, eine Veranlassung haben. Man kann doch nicht erziehen ohne Unterricht, wie es keine Farben zum Malen gibt, die nicht erst kurz und klein gerieben sind."

„Dies ist auch wieder eine der Merkwürdigkeiten unserer Zeit," behauptete der Minister, „daß sie das Wissen organisirt, daß sie den Menschen vorschreiben will, wie weit man in seinen Kenntnissen gehen soll. Sogar die Mädchenerziehung wird vom Staate angeordnet. Als wenn der Staat Lust hätte, die Frauen zu emanzipiren! Ist es nicht, als wenn beide Extreme unserer Tage, das Revolutionäre und das Reaktionäre, auf ein Ziel lossteuerten? Sie verstehen mich nicht. Ich kann Ihnen aber deutlicher werden."

Seraphine sagte, daß sie nicht begreifen könne, warum Bildungselemente nicht absolute wären, warum der Frau die wissenswürdige Sache anders eingerichtet und beigebracht werden solle, als dem Manne.

„Ich bitte Sie, erlauben Sie," fiel Herr von Magnus heftig ein und drohte, da er nicht gleich den Anfang seiner Rede finden konnte, abschreckend mit der linken Hand. „Worum handelt es sich? um Mann, um Weib, um zwei Naturprodukte, die wohl verschieden sein müssen, weil sie sonst nicht bestimmt wären, sich einander zu ergänzen. Es frägt sich nun: wo ist die Einheit? Wo ist der Coincidenzpunkt? Wo läuft die abweichende Bestimmung zusammen?"

„In der Bildung," bemerkte Seraphine.

„Um Gottes Jesu willen, die Bildung ist ja blos das Mittel zu einem Zwecke. Der Zweck muß sich doch ausdrükken lassen.“

„Der Zweck ist die Einheit, die Ergänzung.“

„Nein, der Zweck ist — freilich die Ergänzung; aber das Mittel ist kein Stoff, das Mittel ist die Gesinnung. Psychologie — darauf kommt's an. Raisonnement, Empfindung — damit haben die Wissenswürdigkeiten nichts zu thun. Die Erziehung der Frauen muß nicht davon ausgehen, es den Männern gleichzuthun, sondern davon, ihnen etwas zu geben, was sie nicht besitzen. Der Eine muß in dem Fache des Andern Laie sein und nichts dafür besitzen, als nur die Empfänglichkeit. Eine Frau, die Alles das versteht, was ich verstehe, ist ein Hut, den ich suche und in der Hand habe. Die weibliche Erziehung soll Beziehungen auf die männliche haben, aber sie soll nicht dieselbe sein; denn was ist die Folge? Daß das Weib, unfähig, so zu fassen und zu behalten, wie der Mann, doch immer als eine zurückgebliebene Nachzüglerin dasteht, als der Ausdruck der Schwäche, während sie so gut wie der Mann die Bestimmung hat, in ihrem Kreise eine Vollkommenheit auszudrücken. Es ist die offenbarste Ungerechtigkeit, die Frau in das Gebiet des Mannes hineinhorchen zu lassen und sie in ihrem eigenen Kreise zu vernachlässigen.“

„Der Kreis der Frau,“ bemerkte Seraphin, „ist etwas Angebornes. Er braucht nicht viel angebaut zu werden.“

„O bedeutend, bedeutend!“ rief Herr von Magnus; „allerdings, sehr bedeutend! Denn auf die Wirthschaft und das Nähen kommt wenig an. Die Keime sind es, die Anfänge, die in der weiblichen Natur liegen. Diese, ich sage, diese

müſſen beobachtet und großgezogen werden. Mit einem Worte, die weibliche Erziehung muß gänzlich verändert werden. Zuerſt, was iſt weiblich? Was iſt es in der Natur, in der Geſchichte, in der menſchlichen Seele? Sodann; was iſt halb? Was muß ergänzt werden? Der Mann beſitzt Muth, das Weib Ausdauer. Man muß viel ſprechen mit den weiblichen Zöglingen, ſie müſſen Raiſonnement bekommen, Dialektik für und wider; denn, wie geſagt, der Mann will, aber die Frau muß die Gründe kennen, ſie muß ihm auf den richtigen Weg helfen. Sagen Sie mir, warum hat es keine Frau höher als bis zum Verſtand gebracht? Die Männer reichen bis zum Genie hinauf. Eine Frau kann, wenn ſie das Höchſte erreicht, nur höchſt vernünftig ſein. Darin liegt's, daß ſie den Mann begleiten, ihn ergänzen, Augen haben, wo er blind, Ohren, wo er taub iſt. Finden Sie nicht auch, daß demnach die ganze pädagogiſche Behandlungsweiſe der Frauen eine andere ſein muß, als die der Männer? Die Frauen ſollen ausdauern, aber das, was ſie lernen, entkräftet gerade ihre Beharrlichkeit. Sie werden das männliche Wiſſen immer am erſten vergeſſen. Alle die Stoffe, die man jetzt ihrem Gedächtniſſe anbietet, wiederkäuen ſie nicht. Es iſt, als wollte man nur Ruhe haben und legte Blei auf die Flügel, die ſo gern draußen flatterten."

Seraphine war verſtummt über dieſe Aeußerungen, die der Miniſter mit den heftigſten Geſtikulationen begleitete. Er fuhr fort: „Was geſchieht ſelbſt da, wo ich nicht am Steuerruder ſondern auf der Galeere ſitze? Was wird da gekabinetsordert? Wie bildet man ſich ein, den weiblichen Unterricht auf eine Normaluniform zurückführen zu müſſen? Es gibt jetzt weibliche Oberlehrer und Unterlehrer, es wird nächſtens weibliche

Profeſſoren und Privatdozenten geben. Eine Frau iſt eine Frau. Was Eine kann, können ſie Alle. Dieſe Rangordnung, dieſe Prüfungen, es iſt etwas Schändliches, und kurzum, ich halt's nicht mehr aus!"

Mit dieſen Worten ſtürzte Herr von Magnus zur Thür hinaus und ließ Seraphine in Angſt und Schrecken zurück, die den innerlichen Grund der heftigen Erzürnung des Miniſters in nichts anderem, als in ſich finden konnte. Antonie war über den Lärm aufgewacht und ſuchte ſie über die Heftigkeit des Vaters zu tröſten.

Dieſer inzwiſchen ſtürmte die Treppe hinunter und irrte ſich bei dieſer Aufregung in ſeinen Zimmern. Die große Treppe ſpaltete ſich unten in zwei Arme, er wählte den unrechten und brach mit der ganzen Wildheit, die plötzlich über ihn gekommen war, in die Zimmer ſeiner Frau ein. Ein großes Windſpiel ſchoß ihm zufällig nach, ohne daß er es merkte. So gewann es den Anſchein, als zöge das wilde Heer heran. Julie, die eben Geſellſchaft hatte, erſchrak über den Aufzug ihres Mannes, der die Thür hinter ſich nachwarf und doch noch eine Spalte weit genug übrig ließ, daß der Hund ſich dazwiſchen drängen konnte. Jetzt das Erſtaunen des langen Mannes, ſich geirrt zu haben, und ſo viel zweideutige, im Uebrigen doch ſehr werthe Bekannte hier zu finden, dazu das kluge Auge des Hundes, der dem Stürmenden auf der Ferſe folgte: dies gab einen Contraſt, der von allen gefühlt, von Julien aber zum herzlichſten Gelächter benutzt wurde. Herr von Magnus, betreten über die Störung und ſeinen eigenen komiſchen Effekt, wich einen Schritt zurück und trat dem Windſpiele unbarmherzig auf die Füße. Das Thier ſchrie und nun zog ſich über das Antlitz des Herrn von Magnus

ſelbſt ein feines verwundertes Lächeln, das er mit einem ſehr herablaſſenden und populären Kopfſchütteln unterbrach.

Arthur hatte Takt genug, die Lachnerven, welche einmal in Bewegung waren, ſchnell auf einen andern Gegenſtand hinüberzuführen. Man konnte den Miniſter nicht ſo gehen laſſen, ohne den Eindruck der ärgerlichen Scene, die er geſpielt hatte, in ihm zu verwiſchen. Arthur griff daher ſchnell etwas auf, wovon er wußte, daß es den Herrn des Hauſes feſſeln würde.

„Ich erzählte ſo eben," begann Arthur, auf einen jungen Mann mit grauen Haaren in Uniform weiſend, „daß der Herr Hauptmann ſo ſehr von dem Hegelſchen Syſteme beherrſcht wird, daß er ſogar die Neigungen ſeines Herzens darin aufgenommen hat."

„Ich?" fragte der Bezeichnete. „Wie kommen Sie darauf?"

Arthur weidete ſich an der plötzlichen Aufmerkſamkeit des Miniſters. Dieſer fixirte mit ernſter Miene den Officier, ſetzte ſich in die Nähe ſeiner boshaft lächelnden Frau und ſchien vorläufig erſt abwarten zu wollen, wie ſich denn das Thema dieſes Geſpräches eigentlich feſtſtellen würde.

„Freilich, Herr Hauptmann;" fiel Arthur ein. „Sie können es doch nicht in Abrede ſtellen, daß Sie die Vorleſungen eines Mannes beſuchen, der in Berlin ſich der Hegelſchen Philoſophie affiliirt hat. Eben ſo wenig, daß Sie —"

„Sie brauchen nicht zu ſtocken, lieber Freund," fiel der Hauptmann ein, indem er mit dem Stuhle etwas vorrückte; „ich werde niemals vergeſſen, daß ich in meinem Verhältniſſe zu Eulalien eigentlich den ganzen Verlauf der Hegelſchen

Philoſophie durchgemacht habe. Dieſe Liebe war die praktiſche Anwendung der Encyklopädie."

Julie entgegnete, daß ſie zwar wüßte, wer Eulalia war, aber nicht, was die Encyklopädie ſei. Herr von Magnus blickte bald ſie, bald Arthur, bald den grauen Hauptmann an und ſchien den Moment abzuwarten, wo er in das ſich entſpinnende Gefecht mit all ſeiner eigenthümlichen Hitze einbrechen wollte.

„Ich brauche wohl nicht zu verſichern," begann der Hauptmann mit feierlich-pedantiſchem Ernſte, „daß Eulalia der Liebe eines Philoſophen würdig war. Ja, ſelbſt wäre ſie es nicht geweſen, ſo würde ſie unbewußt doch eine konkrete Unterlage des prozeſſirenden Gedankens geworden ſein. Ich benutzte Eulalien, aufrichtig geſagt, als dieſe Unterlage. Sie vergegenwärtigte mir die Selbſterzeugung der Ideen, ihren Umſturz, ihr Andersſein, ihre Rückkehr in ſich ſelbſt. Alles, was ich von Treue und Untreue an ihr verſpürt habe, kommt auf die Paragraphen der Encyklopädie hinaus. Die erſte Begegnung, dies einfache Setzen des Begriffs, war nur noch die leere Abſtraktion, die aber bald mit Zeit und Raum, mit Ort und Stunde ſich erfüllte und ſtatt des unbeſtimmten dämmernden Seins eine ſichere handgreifliche Exiſtenz ponirte. Dieſen Verlauf des zwiſchen uns Beiden ſich entwickelnden Gedankenprozeſſes verfolgt' ich ſelbſt da noch mit Theilnahme, als die Idee und mit ihr Eulalia umſchlug und ſie mit ihrem jetzigen Manne für mich immer mehr in die Form der Negation überging. Hat denn nicht Alles ſeinen Herbſt und Winter? Iſt die Negation nicht die Herrſcherin der Welt, die immer beſiegte und immer wieder ſiegende? Sie iſt das Prinzip, welches die Erdare ſich um ſich ſelbſt drehen läßt,

ſie erzeugt jene jetzt auch in der Phyſiologie entdeckte Flimmerbewegung oberhalb des Gehirnes, d. h. das Leben. Gerade die Negation iſt das, was die Dinge erhält, ob es gleich auch ſie iſt, die die Dinge zerſtört. Die Negation iſt freilich der Tod, aber der wahre Tod iſt auch nicht das Grab, ſondern die Unſterblichkeit. Sie wurde mir untreu! Das mußte ſie, wenn ſie mich liebte, denn ſie gab mir Leben, ſie ſchuf mich, den noch nicht Gebornen, ſie riß mich aus dem Chaos der unbeſtimmten Abſtraktion heraus und beſeelte mich durch ihr Umſchlagen, wie weh es auch anfangs that! Ich habe mich damit getröſtet, daß ja alle Dinge im ewigen Fluſſe ſind, weshalb auch, wie Sie wiſſen, das Waſſer ehmals als ihr Prinzip angenommen wurde."

Julie meinte, daß dieſer wunderliche „Tröſter an ſich ſelbſt" conſequenter gehandelt hätte, wenn er ſich nun auch ſeinerſeits in dieſen ewigen Fluß der Dinge hinein geſtürzt und erſäuft hätte.

Die Uebrigen lachten darüber, nur Herr von Magnus nicht. Ueber eine Abgeſchmacktheit mit kurzen Worten den Stab zu brechen, war er nicht im Stande. Er mußte ſie erſt zu widerlegen ſuchen und einen Theil derſelben dadurch auf ſich ſelbſt ablenken. Er räuſperte während der Exegeſe des philoſophiſchen Hauptmannes ſo laut, rückte mit dem Stuhl ſo heftig, daß man von ihm jetzt etwas erwarten konnte. „Mein Herr," begann er, „ich weiß nicht, welche Stellung Sie zum Zeitgeiſte haben, welches Phantom Sie, ja Sie, für die Beſtimmung unſeres Jahrhunderts ausgeben. Allein geſtehen muß ich, daß mir die Verbindung des Säbels mit einer ſo abweichenden, unlogiſchen Philoſophie außerordentlich auffallend iſt. Meine Kantiſche praktiſche Vernunft,

ſehen Sie, die kann ich rechts und links, hinten und vornen ſchleifen, wie ein zweiſchneidiges Schwert; ich kann ſogar die Klinge der reinen Vernunft in die Scheide der praktiſchen ſtoßen; allein wenn die Sekte, welcher Sie angehören, in der Armee unſeres gnädigen Landesvaters auch nur noch einen Schritt weiter, über einige wenige Unteroffiziere oder Gefreite ſich verbreiten ſollte: ja dann gute Nacht — wie geſagt — dann, Herr Hauptmann, dann könnten wir nur ſehen, wie weit wir mit dem Pariſer Frieden gekommen ſind!"

„Excellenz, keine Ungerechtigkeit!" fiel der Hauptmann ein, „Bildung, Aufklärung," —

„A la bonne heure, Bildung und Aufklärung," meinte der Miniſter, „das laſſ' ich gelten; allein alle Dinge unter einen myſtiſchen Flimmer verſetzen und Pietismus treiben, ohne doch die Hände zu falten, das iſt mir nun noch hundertmal ärger, als die tollſte Herrnhuterei ſelbſt. Nehmen Sie mir's nicht übel; Sie können mir nicht mehr ſagen, Herr Hauptmann, was mein Rock iſt, grün oder blau?"

„Dies iſt auch ſchwer," fiel der erhitzte Gegner ein. „Grün manifeſtirt ſich deutlich genug, aber es iſt doch nur eine Abſtraktion! Concret genommen wird man Ihren Rock eben ſo gut blau, wie grün oder gelb nennen können. Nichts ſteht feſt. Das Eine integrirt das Andre. Zeit wird zum Raume, Maß wird Gewicht; Qualität und Quantität ſind in gewiſſen Momenten nicht mehr von einander zu unterſcheiden."

Hier ſprang Herr von Magnus auf und rief: „Sie verwechſeln Qualität und Quantität? Sie confundiren mir die einfachſten Gegenſätze der natürlichen Größenlehre?"

Der Andre ebenſo: „Excellenz, Sie überhören, daß ich jenen Punkt meine, wo das Eine in das Andre überſchlägt. Die Zahl iſt der deutlichſte Beweis deſſen, was ich meine. Excellenz, Sie werden gewiß zugeſtehen, daß der Ausdruck: Das Eine und das Andre, eine Correlation iſt. Allein ich beſchwöre Sie, das Eine iſt doch der Ausdruck einer Zahl, es iſt eine Quantität, und ſogleich ſagen Sie: Das Andre, und dies ſteht nicht mehr zu dem Ausdruck: Das Eine in dem quantitativen Verhältniſſe von Eins und Zwei, ſondern ſchon in dem qualitativen Verhältniſſe der Unterſcheidung.“

Herr von Magnus hörte aber nicht mehr darauf. „Die Sophiſtik Ihrer Schule iſt mir bekannt,“ rief er, „Sie verwechſeln die Qualität ſchon mit der Quantität, Ihre Collegen haben geſagt — o, Sie dürfen es nicht läugnen! — wenn unſer Staat auch nicht im Raume exiſtirte, er würde niemals aufhören, in der Idee zu exiſtiren. Was bewirken Sie hiermit? Sie untergraben den eigentlichen Patriotismus, der über das Wohl des Landes nicht ſchlafen kann. Sie vertheidigen alle kraſſen Sätze der Orthodoxie und in unſerer Bruſt, ja, großer Gott, in unſerer Bruſt, da können Sie uns keine Gefühlsſproſſen für die Gedankenleitern einſetzen, daß man aus dem Herzen auch glaubt, was man aus dem Kopfe beweiſen kann. Nein, wo ich nur hinblicke, wächſt mir die Thorheit dieſer Zeit über den Kopf. O ich ſehe kein Gutes mehr in der Welt, nichts, nichts!“

Mit dieſen Worten, die in der Stimme beinahe erſtickten, mitleidig und gefühlvoll die Geſellſchaft betrachtend, ging Herr von Magnus quer durch die Zimmer ſeiner Frau in die ſeinigen. Die Anweſenden waren verſtimmt und verließen den kleinen Saal. Julie zog ſich zurück, da es ſchon ſpät

war. „Herr von Magnus," ſagte ein Bedienter, „würde nicht zur Abendtafel kommen."

Der unglückliche Mann, der an ſeinen geſunden Ideen ſo heftig krank war und beſonders an dem Schmerze litt, daß die Gedanken ſeiner Gegner ſich in dem Syſteme des Staats, an deſſen Spitze er ſtand, durch mancherlei ſehr rückſichtswerthe Einflüſſe als offizielles zu befeſtigen anfingen, löſchte jetzt in ſeinen Zimmern alle überflüſſigen Lichter aus. Mit einer Lampe verſehen, flüchtete er ſein gefoltertes Herz in die geiſtenſtiſche Todtenſtille eines ihm ſehr lieben und werthen Antiken-Cabinets, das einige gute Originale und ganz vorzügliche Copien enthielt. Von Statue zu Statue, von Rumpf zu Rumpf ſchritt er tief aufſeufzend in dem Gemache einher, ſtand zuweilen ſtill und betrachtete mit gefalteten Händen den Schmerz, der aus den Augen des Laokoon ſtöhnte, blickte dann wieder zu Niobe auf, prüfte und beleuchtete in verſchiedenen Stellungen Antinous und Aphrodite, und ſprach ſtill vor ſich hin: „O ihr großen Alten!" Endlich fiel ſein Blick auf die Büſten der deutſchen Claſſiker, auf Wieland, Herder, Winckelmann, er klammerte den Arm um das Bruſtbild Goethes und las in dem ſtrengen Antlitze dieſes Unſterblichen, wie reine Vernunft mit höchſter Phantaſie ſich vermählen kann. „Sie waren doch Alle ſo groß und trieben ein ſo einfaches, ſtilles und geſundes Denken!" ſeufzte der ſchwermüthige Mann, und begab ſich erſt zur Ruhe, als ihn unter dieſen kalten weißen Geſtalten ſelbſt zu fröſteln anfing.

Von jetzt an hatte Seraphine regelmäßig jeden Morgen Gelegenheit, die Spaziergänge und den Charakter des Herrn von Magnus zu belauschen. Die Furcht vor ihm legte sich allmälig, seitdem sie ihn so natürlich schalten und walten sahe wie er es unter seinen Blumen und Fasanen gewohnt war. Sie hörte ihn gewöhnlich schon vor seinem Auftritt in die frische vom Morgenthau befeuchtete Scene; er kündigte sich hinter ihr meist immer schon mit einer Fanfare von Predigten und Kritiken an, die an das Gesinde, an Hunde, die ihm in den Weg kamen, vertheilt wurden, zuweilen pfiff er auch und lockte das Federvieh, das auf der kleinen künstlichen Insel mit den Flügeln ihm entgegenklatschte. Sein Lieblingsgegenstand war ein mit Wein besetztes Spalier, über dessen Fortgang jeden Morgen mit Gründlichkeit verhandelt wurde. Heinrich, sein Faktotum, war sogleich da, wenn Herr von Magnus über diese Frage verhandeln wollte. Die Discussion beschränkte sich aber meistens auf Prophezeiungen für den Herbst, auf eine mehr oder weniger reichliche Erndte. Die Beere wurde geprüft, über das Wetter die Meinung gewechselt, und die Verhandlung immer mit dem Satze abgebrochen: Regen, Regen thut Noth. Eines Nachts hatt' es auch geregnet und wie schön die Sonne schien, so war doch der Boden sehr feucht und locker. Herr von Magnus hatte die Gewohnheit, sich bei seinen Morgenspaziergängen aller Rücksicht auf sich selbst zu überheben und namentlich das Gleichgewicht seines Körpers durch seine Bewegungen niemals auf eine schickliche Weise zu contrebalanciren. Er hatte da etwas zu zeigen an einem großen Blumenstrauß, demonstrirte ein Langes und Breites, und kniff die Flügel seines Schlafrockes so lange zwischen die langen Beine, bis diese ihre

Haltung verloren, die lange Figur in eine perpendikuläre Schwankung brachten, und es nicht hindern konnten, daß Herr von Magnus in seiner ganzen außerordentlichen Länge auf den feuchten Boden niederfiel. Seraphine, die diese Katastrophe hatte kommen sehen, vermochte einen Aufschrei, der aber mehr Lachen als Schreck war, nicht zu unterdrücken. Herr von Magnus entdeckte sie, indem er aufstand, und war so überaus gnädig und herablassend, daß er trotz seines Unfalles ihr einen herzlichen guten Morgen wünschte und sich anschickte, ein Gespräch zu beginnen. Seine gellende Stimme erhob sich dabei so laut, als wenn man sie einige Häuser weit hören sollte. Wunderlich aber war es, daß er dies Gespräch nur in ganz abgerissenen Strophen hielt, und nach einigen zu Seraphinens Fenster hinaufgerufenen Worten immer wieder auf seine botanischen und ökonomischen Verhandlungen zurückkam, so daß er wie ein ächter Staatsmann zwei Gespräche zu gleicher Zeit führte. Seraphine, von Natur leichtsinnig und ausgelassen, widerstand der komischen Erscheinung des Mannes nicht länger, sondern nahm sich vor, irgend wie an seinem verworrenen Wesen Antheil zu nehmen und ihn, wo möglich, hier und da auf eine ergötzliche Weise anlaufen zu lassen. Dies gelang ihr um so mehr, da sie Kenntniß des Garten- und Viehwesens genug hatte, um zuweilen vom Fenster aus bei einer bestrittenen Frage auch ihre Meinung abzugeben. Herr von Magnus nahm dies hoch auf, und mußte sich bald gestehen, daß ihm der Aufenthalt im Garten seither noch einmal so lieb wurde. Sein Antlitz klärte sich auf, sein Gang beschleunigte sich; man hätte schließen mögen, daß Seraphine auf ihn wirkte. Sie konnte seine Zerstreuung und Vergeßlichkeit ungestraft zu den ärgsten Neckereien be-

nutzen: er war vergnügt dabei. Sein Sacktuch pflegte er regelmäßig aus der Tasche zu verlieren und dadurch eine Veranlassung herzugeben, daß ihn Seraphine bald hier- bald dorthin schickte und ihn so lange neckte, bis er freundlich still stand und ihr mit seinem langen knöchernen Zeigefinger zum Fenster hinausdrohte. Dann gestand sie ihm, daß es ja halb aus der Tasche heraushinge, oder daß er es gar nicht verloren hätte, sondern ganz fest in der linken Hand halte. Herr von Magnus war dann immer äußerst zufrieden über das „kluge" Mädchen und lachte ihr so lange Beifall zu, bis er den Husten bekam und aus Gefahr zu ersticken, sich in den Fasanenstall flüchten mußte. Kam er dann wieder heraus, so war er ganz erschöpft und überdies so mit bunten Federn bedeckt, daß er sich den Spottnamen Papageno von Seraphinen gefallen ließ. Außer dem Sacktuche bot auch die Tabaksdose vielen Stoff zu einer angenehmen und für Seraphinen, bei Herrn von Magnus freundlicher Gesinnung gegen sie durchaus nicht mehr riskanten Unterhaltung dar. Er ließ sie gewöhnlich offen auf einer Bank stehen, wo denn die Hühner niemals ermangelten, den Spaniol nach allen Richtungen hin zu verstreuen. Kurz, Herr von Magnus hatte gerade soviel kleinen Aerger, als er brauchte, um immer im Zuge zu sein. Lärmen mußte er; und selbst die Freundlichkeit hatte bei ihm etwas Tobendes. Seraphine fesselte ihn, ohne daß sie anders wollte, als ihn verspotten.

Ohne Streit war zwischen beiden auch kein Verständniß möglich. Der wunderliche Mann mußte beständig etwas haben, woran er sich stieß, und Seraphine stellte ihm dergleichen Hindernisse genug in den Weg. Alles was er that und behauptete, stellte sie in Frage und erzürnte ihn damit doch so

wenig, daß ſie im Gegentheil über die Zuvorkommenheit erſchrack, mit der er ſie in einem Augenblicke behandelte, wo ſie es bei ihm ſchon ganz verſpielt zu haben fürchtete. Die Löſung des Räthſels lag darin, daß der Widerſpruch, den er ſonſt erfuhr, nur aus den Sachen kam, welche von den Perſonen vertheidigt wurden. Diesmal waren es aber nur Beziehungen auf ſein Individuum, nur formelle Streitigkeiten, die er zu ſchlichten und zu beenden nach Gefallen die Freiheit hatte, es waren Gegenſtände, auf die es Seraphinen nicht groß ankam. So nahm der Verkehr zwiſchen ihnen allmälig die Form der Belehrung an, wie ſchwer ſie ihm auch von der Widerſpenſtigkeit und dem weiblichen Muthwillen gemacht wurde. Und ſelbſt dieſer Widerſtand mußte ſchwinden, da ſich die Form dafür abnutzte und die Natur über die Kunſt den Sieg davontrug. Seraphine konnte das treffliche Herz des Herrn von Magnus nicht in Abrede ſtellen. Er handelte väterlich an ihr und verpflichtete ſie dadurch, auch wie ein Kind an ihm zu hängen.

„Gut geträumt?“ fragte er ſie eines Morgens, als ſie mit ihm, wie ſie es ſeit einiger Zeit gewohnt war, ſeine Frühpromenade theilte.

„Gut wohl, aber ſonderbar,“ entgegnete Seraphine. „Ich finde, daß ſich mir eine auffallende Erfahrung des Traumes immer mehr beſtätigt.“

„Was träumen Sie denn?“ fragte Herr von Magnus, ſich auf einen langen Vortrag ſeinerſeits und eine weit ausgeſponnene Polemik rüſtend.

„Weniger der Gegenſtand, den ich träume,“ ſagte Seraphine, „fällt mir auf, als die Umſtände, unter denen ich träume. Ich finde nämlich, daß es im Traume beinahe eine

eigene phantaſtiſche Topographie gibt, die ſich bei gewiſſen Gegenſtänden nach Jahr und Tag unverändert wieder einfindet."

Herr von Magnus und Seraphine ſaßen auf einer Bank. Jetzt ergriff er aber ihre Hand, ſtand auf und ſagte: „Kommen Sie; ich verſtehe Sie nicht recht."

„Ich meine ſo:" erklärte Seraphine. „Ich träume z. B. von einem Freunde, deſſen Lokalitäten und Exiſtenzumſtände mir vollkommen bekannt ſind, und dennoch haben ſie im Traume nicht nur immer eine andere Geſtalt, ſondern dieſe falſche Geſtalt bleibt auch die nämliche, ob ich auch nach Jahr und Tag erſt wieder von ihnen träume. Es iſt nicht ſo auffallend, daß der Traum an der Wirklichkeit etwas ändert, als daß der Traum gleichſam ein Gedächtniß zu haben ſcheint und daß man ſich eine unmittelbare Fortſetzung des Traumlebens, wenn auch täglich von der Wirklichkeit unterbrochen, als möglich denken kann."

„Noch nicht darauf geachtet," bemerkte Herr von Magnus, „aber nicht unwahrſcheinlich!"

„Nein, ganz ſicher," erwiederte Seraphine, „was mir im Traume vorkommt, Alles hat bei mir Ort und Stunde, und zwar jede Empfindung, jedes Verhältniß hat ihre eigene Situation, die in mir bleibt während meines Traumlebens, ob auch die Wirklichkeit mir täglich ſagen kann, daß dieſe Situation nicht die richtige iſt. Die Vorſtellung z. B., welche ich vor meinem Eintritt in dieſes Haus von deſſen Lage und äußerem Anſehen hatte, bleibt im Traume feſt, wie ſehr ich mich auch von der gegentheiligen Wahrheit überzeugt habe. Es ſind immer grüne Jalouſien vor den Fenſtern, immer einige eiſerne Pechbecken vor dem Thorwege, aus welchen

Flammen brennen, da dies Alles doch so entgegengesetzt meiner Erfahrung ist. Die falsche Vorstellung bleibt und kann durch nichts berichtigt werden."

Nachdem Herr von Magnus mehrmal zu diesen Worten ernst genickt und sich geräuspert hatte, sagte er: „Daraus, meine Liebe, würde folgen, daß Traum und Wachen unabhängig von einander existiren und daß der Tod vom Leben scharf geschieden sein kann, ohne daß der erste aufhört, sein eignes schlummerndes Dasein in sich zu fühlen. Ich verstehe Sie wohl: Der Keim, der in der Blume liegt, träumt sich in der Knospe so ungestört fort, wie in der entfalteten Rose. Was übrig bleibt ist das Saatkorn für die Ewigkeit. Ja, mein gutes Kind, die Möglichkeit eines für sich selbst existirenden Traumlebens, das von der Wirklichkeit keine Erfahrung, keine Berichtigung seiner Irrthümer annimmt, diese garantirt uns die vorübergehende irdische Existenz als ein für unser Ureignes unwesentliches Erlebniß. Ja, ja — und doch — o setzen wir uns!"

Herr von Magnus war in einer großen Aufregung des Gemüthes. Seraphine war nicht frivol genug, jetzt noch an ihm etwas komisch zu finden; sie ließ den Druck ihrer Hand geschehen, es war ihr, als würde sie jetzt in die Tiefe eines philosophischen Nachdenkens über die wichtigste Angelegenheit des Lebens, über den Tod, blicken und Rath und Belehrung schöpfen können für einen Wissenstrieb, den sie selbst ohne Zweiflerin zu sein heftig fühlte. So werden schwächere Naturen, überhaupt die Laien immer dadurch ihren Glauben stärken, daß sie auf Männer blicken, die die Wissenschaft ergründet haben und dasjenige gewiß beweisen können, was sie nicht fassen können. Wir wissen wohl, daß Gott ist,

aber es gibt tiefe Denker und stolze Philosophen, die werden doch wohl wissen, wie er ist. So denken wir und glauben.

Herr von Magnus faltete jetzt seine Hände, die eben die Seraphinens gedrückt hatten, und sprach mit weicher Stimme: „Ich weiß, daß es eine Zukunft für uns geben muß, aber ich weiß nicht, ob wir sie fühlen werden. Mein gutes Kind, das ist schwere Arbeit, den Vorhang vom Allerheiligsten aufzuheben. Ich hab' es vielfach versucht und bin immer auf einem doppelten Wege gewesen, wo immer das Resultat dasselbe war, die entgegengesetzte Richtung meiner Denkmethode mich aber beunruhigte."

Für Seraphinen war das freilich schwer; aber dennoch sagte sie: „Ei, wenn Sie's nur fassen!"

„Nein, meine Gute," fiel Herr von Magnus ein, „nein, das ist erschrecklich zu sagen: Dies ist so, weil Jenes schwarz ist: und dann wieder sagen: dies ist eben so, aber darum, weil Jenes weiß ist. Sie verstehen mich nicht. Ich will es sagen. Zwei Gedanken wohnen in meiner Brust, die mich heben, die mir sagen: Mensch, Du bist unsterblich! Der Eine heißt: Du bist es, weil Du Dich zu lebhaft als existirend fühltest, oder wie ein Denker sagte: Ich fühle allzusehr, daß ich bin, als daß ich je aufhören könnte, zu sein. Liebes Kind, das ist ein großes Wort! Das ist ein Spruch, der Mark in das Bewußtsein seiner selbst bringt und es so stärkt, als könnt' es nie vergehen. Ich bin, ich lebe, ich trete hier mit meinem Fuß auf den Boden. Das ist Etwas, das ist eine persönliche Empfindung, die mir eine Garantie für die ganze Ewigkeit sein kann. Weil ich jetzt lebe, weil ich's fühle, drum werd' ich ewig leben."

Seraphine ſchwieg. Ihres begeiſterten Freundes lange Geſtalt hatte ſich erhoben und ſtand ihr mit einem Unternehmungsgeiſte gegenüber, der ſie zu bedrohen ſchien. Es war aber nur die Vorſtellung ſeines heroiſchen Beweiſes für die Unſterblichkeit, daß er die Hand ballte und ſie mit kriegeriſchem Muthe anblickte. Das dauerte eine Weile: dann ließ er die Schnellkraft ſeiner Glieder wieder ſpringen, ſie ſchlotterten in einander und zogen ihn auf den Sitz nieder. Der Mann fuhr fort: „Ich weiß es aber, das iſt eigentlich nur Trotz oder wenn auch eine göttliche Ahnung, wer baut mir die Brücke zwiſchen meinem Sein hier und dort? Die Welt wahrlich nicht, unſer Dichten und Trachten auch nicht; überhaupt iſt dies meine zweite Gedankenreihe: Aus dem Leben beweiſeſt Du nichts für den Tod, als daß er abſolut iſt! Der Unſterblichkeitsgedanke iſt nur die ephemere, ja nur über Nacht dauernde Blüthe einiger unſerer flüchtigen Daſeinsmomente, die weniger dem Leben, als dem Tode, weniger dem Tage, als der Nacht angehören, wozu Traum, Ahnung und Sympathie zu rechnen ſind. Wenn ich mich fühle wie ein Held, meinen Arm recke und recht auf das Leben trotze, ſo thut das in mir nur der Tod. Aber mein Träumen, mein Schmerz, mein Hinſchwinden und Sterben, das iſt, ja das iſt die Ewigkeit."

Eine geheimnißvolle Pauſe trat ein, während welcher Seraphine unbeſchreiblich litt. Sie hatte ihren natürlichen einfachen Glauben an eine dereinſtige Begrüßung der Gottheit von Angeſicht zu Angeſicht, ſie hatte aber dafür nichts zum Beweiſe als das kleine längſt ſchon dageweſene Gleichniß vom Schmetterlinge. Auch fühlte ſie wohl, daß dies Bild mehr für die Möglichkeit, als die Nothwendigkeit der überirdiſchen

Zukunft spricht. Dann sammelte sie sich und sagte zu ihrem geachteten Freunde: „Wissen Sie aber nichts, das Hülfe schafft?"

Er blickte sie fragend an und ergriff ihre Hand.

„Ich weiß!" sagte er triumphirend. „Beginnen wir die Unsterblichkeit früher, als wir uns in ihr täuschen oder sie bewahrheitet finden werden. Leben wir in der Ewigkeit schon da, wo wir nur noch in der Zeitlichkeit leben! O der schönen Welt! Wie kommen wir darauf sie auszukosten recht mit Angst, daß es bald zu Ende sein wird! Warum so gierig, nicht einen Tropfen davon zu verschütten, und es so lange hinauszudehnen, unser Nichtwissen, wie es der Leib nur tragen will! Weil wir Tod vom Leben trennen, so trennt uns der Tod vom Leben. Wir stehen uns selbst im Lichte der Unsterblichkeit. Ihre Wärme und ihr Glanz würde uns bescheinen, wenn wir lebten, gleich als lebten wir nicht, und wären der Güter, die wir hoffen, daß sie kommen sollen, längst theilhaftig durch uns selbst. Wir sollen nicht so sehr an die Tugend glauben, auf daß wir selig werden; sondern wir sollen selig leben, damit uns die Tugend etwas Natürliches und Nothwendiges scheint. Die Unsterblichkeit liegt in eines Jeden Hand. Er beginne in dem Momente, wo er ihre Nähe fühlt, sie in sein Herz einzufangen; denn im Herzen wohnt sie, nicht in unserm ganzen Dasein, das wir Egoisten immer mit ihr in Verbindung bringen. Gerade jetzt, in diesem Augenblicke, herrliches Kind, stirb; jetzt drücke die Augen zu, und nun du sie wieder aufschlägst, denke, du lebtest im neuen Leben, schon im Antlitze Gottes, und wir werden sterben einst, ohne daß wir fühlen, aufzuhören, ohne daß wir eine Fortsetzung verlangen, wir, die wir ja noch kein Ende in uns wissen!"

Der begeiſterte edle Redner hatte Seraphinen, die nicht weniger ergriffen war, in dem Momente umarmt. Er verblieb eine Minute in dieſer Stellung und ließ ſie dann von ſeiner Bruſt, die ihm leicht geworden war, wie einem Sterbenden. Er beſann ſich ſtill auf Alles, was dieſes kurze Geſpräch von ſeinem Innern verrathen hatte, und richtete einen fragenden Blick auf die ihm wohlbekannte alltägliche Umgebung ſeiner Lage. Er ſtand dann auf und ſchritt geſenkten Hauptes in das Haus zurück. Sein Sacktuch blieb ſchon wieder liegen. Aber Seraphine war zu heftig bewegt, als daß ſie es bemerkt hätte. Sie folgte ihm ſtill nach.

Herr von Magnus wurde heute von Gefühlen gehoben, für welche man ihn abgeſtorben hätte glauben ſollen. Auch traf alles Günſtige an dieſem Tage zuſammen, um ihn über ſeine gewöhnliche Sphäre zu erheben und in einer beinahe an Schwärmerei gränzenden Schwebe zu erhalten. Die philoſophiſche Rührung der Morgenſtunde verlor ſich zwar ihrer Veranlaſſung nach bald in ſeiner zum Zweifeln überwiegend geneigten Bruſt. Die Theorie des Traumes als eines ſtetig für ſich athmenden Lebens verwarf er ſogar nach einigem Nachdenken, weil ihm einfiel, daß er kürzlich geträumt, er hätte eine alte Frau umgebracht, und daß er dieſe ſchreckliche That für ſein geängſtigtes Gemüth im Traume ſelbſt dadurch gemildert hätte, daß er ſich wie ein Wachender tröſtete: es iſt ja nur der Inhalt einer neuen Oper, die du nicht geſehen haſt! In dieſem allerdings ſinnloſen Räſonnement (ſich durch etwas tröſten zu wollen, das man nicht kennt) ſah er doch zu deutlich die Einmiſchung des Verſtandes und des wachenden Bewußtſeins, als daß er über die Anſicht Seraphinens noch länger gegrübelt hätte. Die heutige Mor-

genverklärung seines Gemüths blieb aber auf ihm zurück und brachte seine Gedanken so lebhaft in Verbindung mit Seraphinen, daß in ihm das vertrocknete Herz sich auszufurchen und zu glätten begann, daß er in Zerstreuung minutenlang vor sich hinblicken und über etwas nachdenken konnte, das ihn auf seine Weise lächeln machte. Dazu kam, daß er eine in unerhört freundlichen Worten ausgedrückte Einladung zum Fürsten erhalten hatte. Er präsidirte einem kleinen Rathe, den sein Souverain zusammenberufen hatte, und setzte über mehrere schwebende Fragen seine eigenthümlichen Ansichten mit allgemeiner Zustimmung auseinander. Später nahm er an der Tafel des Fürsten, dicht in seiner Nähe, Theil und redete sich mit so viel Geläufigkeit in sein Glück hinein, daß er gegen Abend in sein Hotel zurückkehrte, fast übermüthig, den Mund unwillkürlich vor sich hin bewegend und noch lange nicht gewillt sich zur Ruhe zu begeben. Die Fenster seiner Frau waren, ob es gleich noch früh war, schon alle dunkel. Auch die Dienerschaft war nicht sogleich bei der Hand. Es fehlte überall an Pünktlichkeit und Voraussicht. Allein der Herr des Hauses merkte, da er seinen eignen Gedanken nachhing, wenig davon. In seinen Zimmern entkleidete er sich nicht. Er blieb in der Staatsuniform, mit der er vom Hofe kam. Er schritt unruhig und nachdenklich auf und ab und schien einen Entschluß fassen zu wollen, wieviel Rücksichten er ihn auch kosten mochte. Er dachte an Seraphinen, er umfing sie in seiner Vorstellung mit einer Leidenschaft, die er für Frauen nie empfunden hatte. Je mehr er diese Vorstellung verfolgte, desto mehr verschwand zwar die sinnliche Beimischung, aber der moralische Zug verstärkte sich; er sehnte sich heftiger nach ihr, je weicher sein Gemüth wurde. Seine

ſchnellen, entſchloſſenen Schritte, die er durch die Zimmer gemeſſen hatte, hielt er jetzt inne. Er ſetzte ſich auf ein Ruhebett und ſann über ſein Beginnen nach. Er wollte noch dieſen Abend zu Seraphinen gehen, um ſie zu ſprechen oder ihre Stirn zu küſſen. Er war auch eben im Begriff, es zu thun, als ihm ſeine prunkende Uniform in die Augen glänzte. „So nahſt du dich nicht, ſagt' er zu ſich; ſo erſchreckſt du ſie und verſcheuchſt durch dieſe irdiſchen und weltlichen Embleme den Genius, der mich ſchützen möge!“ Als nun aber die Pracht abgelegt und mit dem Morgenſchlafrocke vertauſcht war, erſchien ſich Herr von Magnus auf's Neue nicht in dem Lichte, in dem er erſcheinen mochte. Er nahm zuweilen einen Kronleuchter und betrachtete ſich im Spiegel, wie er ſich wohl ausnehmen möchte, wenn er ſo plötzlich vor Seraphinen träte. Dann verwarf er ſein Vorhaben gänzlich, dann wieder nur die Art, wie er ſich darauf rüſtete; endlich ſchlug es zehn Uhr. Ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Draußen war Alles ſtill; er öffnete einigemal die Thür, ſein Kammerdiener ſchlief. Er konnte nach vorn nicht ſehen, ob Seraphine noch Licht hatte. Endlich faßte er Muth, ſagte ſich einmal laut vor, womit er ſeinen Beſuch entſchuldigen wollte, hielt noch einmal inne, weil es ihm war, als ging' ihm die Beſinnung aus. Du biſt ein Thor! flüſterte er vor ſich hin, ſtellte das Licht auf den Tiſch und ging nun ſchnell zu Bett.

Er konnte aber die Augen nicht ſchließen. Sein Kopf glühte, das Blut flog ab und auf durch die zitternden Adern. Es ſchlug elf Uhr. Er hielt ſich nicht mehr, warf den Rock über und ſtieg leiſe mit der brennenden Kerze in das dritte Stockwerk hinauf. Nur auf Hintertreppen konnte man zu

Seraphinens Zimmer gelangen. Endlich ſtand er vor ihrer Thür und ſetzte das Licht in eine Niſche ab, weil er nicht mehr die Kraft hatte es zu tragen. Er horchte an der Thür: Alles war ſtill. Durch eine Ritze fiel ein dünner Lichtſtrahl hindurch. Er faßte jetzt einen Entſchluß und klopfte mit allzugroßem Nachdruck an. Wie er öffnete und eintrat, ſchrie Seraphine auf und ſank zurück. In der Lage, wo ſich die Arme befand, mußte ſie durch die nächtliche Erſcheinung der langen Geſtalt, die gegen das draußen in der Niſche ſtehen gebliebene Licht ein geſpenſtiſches Lüſtre erhielt, auf das Heftigſte erſchreckt werden. Herr von Magnus ſank zurück auf einen Stuhl, als er näher getreten und die Scene verſtanden hatte. Sein Kind, Antonie, lag auf einem Ruhebett, Seraphine zu den Füßen der Sterbenden. Die Augen des Kindes waren gebrochen. Er legte ſeine Hand an die Wange, ſie war todtenkalt. Dieſe Kälte fuhr ihm wie ein elektriſcher Schlag durch die Glieder. Es war nicht das Entſetzen über den Tod ſeines Kindes, (daß er dies nicht ſogleich fühlte, lähmte ihn ſchon); ſondern das Entſetzen, ſeinen Ungeſtüm ſo geſtraft zu ſehen. Seraphine erholte ſich, da ſie ihn erkannte. Jetzt brach ſie erſt in Thränen aus. Sie hätte am Tage, erzählte ſie, vergebens zur Mutter geſchickt, und ihr die traurige Wendung, die das Befinden Antonien's nähme, angezeigt, aber keine Antwort erhalten. Es wären Aerzte gekommen und gegangen, dem Vater hätte man den Schmerz erſparen wollen. Sie wäre hier oben ganz verlaſſen geweſen und hätte es erſt vor einigen Minuten, als es klopfte, gefühlt, daß Antonie geſtorben ſei. Die Furcht habe ſie verhindert, die Thür zu öffnen und hinauszugehen, um Hülfe zu holen. Herr von Magnus ſprach nichts, ſondern blickte

ſie nur ſtarr an. Sie ergriff aber ſeine Hand und zog ihn von dieſer Stätte, wo eben der Tod geweſen und ſich ein Opfer geholt hatte, krampfhaft hinweg. Der Vater hatte keinen Willen mehr. Er machte nicht einmal Anſtalten, die Dienerſchaft wieder zu beleben, ſondern nahm Seraphinen mit ſich hinunter, wo ſie neben ſeinem Zimmer die Nacht zubrachte. Beide kamen ſich wie Träumende vor und erſt am nächſten Morgen lag Beiden die Laſt einer unwiderruflichen Wahrheit ſchwer genug auf den Herzen.

Herr von Magnus hatte noch eine andere zu tragen. Ein gnädiges Handſchreiben des Fürſten entließ ihn von ſeiner Miniſterſtelle.

# Fünftes Buch.

Der Herbſt, einem regneriſchen Vorwinter folgend, brachte noch einmal wieder die Täuſchung des Sommers. Leſſing's Wunſch, die langweilige grüne Natur auf einmal roth zu ſehen, verwirklichte ſich; denn immer gelber, röther und brauner färbte ſich das nur noch mit mattem Stiele am Stamme haftende Laub. Gibt es im Herbſt doch Büſche, welche auf der einen Seite ihrer Blätter zinnoberroth aufgetragen ſind, ſo daß man ſich wohl eine Fabel erſinnen möchte, wie auf den höheren Bäumen, welche dies wunderliche Strauchwerk beſchatten, vielleicht ein Paradiesvogel einſt geſeſſen der vom Pfeile getroffen, ſich ſchmerzlich hat verbluten müſſen und ſo die untern Bäume bemalte. Thörichte Vorſtellung! Aber der Schmerz, den ſie ausdrückt, bezeichnet die Hingebung des Menſchen an die ſcheidende Naturgewalt, wie er die letzten Abendblicke der bald zum Schlummer ſich wendenden Elementarkraft noch zu haſchen ſucht. Mit ſtillem Schmerze wandl' ich durch den Herbſt und zähle bedächtig von Tag zu Tag, wieviel die Nacht ſchon wieder hinwegraffte, bis es mit einem Sturme, mit einem Regenſchauer, mit einem Nachtfroſte um Alles geſchehen iſt und dein Blick am Morgen darüber erſchrickt, nur kahle, winterliche Zacken noch zu finden. Es iſt ein Todesfröſteln, das dich dann befällt,

der Schauer einer Einſamkeit, wo wir die Uhr zu hören vermeinen, welche durch alles Lebendige ihre Minuten und Stunden pocht, das Meer, das eine Welle nach der andern aus der zukünftigen Ewigkeit in die vergangene ſchleudert

Einige Meilen vom Schauplatze des vorigen Abſchnittes entfernt, beſaß Herr von Magnus ein Landhaus, das er diesmal ſtatt zum Sommer-, zum Winteraufenthalte machen wollte. Es widerſtand ihm, noch länger an einem Orte zu bleiben, wo er eine ſo plötzliche und auffallende Zurückſetzung hatte erfahren müſſen. Er wollte in der Einſamkeit ſeine Unzufriedenheit begraben. „Biſt Du ſo erfroren," ſagte ihm zwar Julie, „daß Du nur im Schnee Dich glaubſt wieder wärmen zu können?" „Wir werden einheizen laſſen," hatte Herr von Magnus entgegnet und damit kurz erklärt, daß auch ſeine Gattin an ſeinem Tomi werde Theil nehmen. Sie hatte ihn darauf ſcharf angeblickt; aber er gab nur noch die kurze Erklärung, daß ſie in vier und zwanzig Stunden ſchon fahren würden.

Jetzt war er auf ſeinem Gute, das ſie nach einer Reparatur des herrſchaftlichen Wohnhauſes Magnusruhe getauft hatten. „Ja, Magnus ruh!" ſeufzte der Gefangene von Ham, wie man ihn als einen Exminiſter nennen könnte. „Hier werd' ich noch die letzten Herbſtfäden einfangen," erklärte er ſeinem Verwalter, „ich werde mich noch etwas um die Baumſchule und die gute Verwahrung der Treibhäuſer bekümmern, werde noch einige Nußbäume ſchütteln, einen ſogar, der mein Sarg werden ſoll, fällen laſſen" .... Hier ſchwieg er gerührt eine kleine Weile. Der Verwalter trocknete ſich das Auge. „Und dann" — fuhr er mit leichter Stimme fort, „verriegl' ich mich im Schloſſe. Ich habe meine Bibliothek

herausgebracht, ich werde viel leſen, vielleicht auch etwas ſchreiben, aber anonym, ohne Ehrgeiz: ich werde über Miniſterverantwortlichkeit ſchreiben. Ja, ja, mein Lieber, ſo ſteht man, ſo fällt man. Es iſt Alles kugelrund in der Welt: wir auch! Man wird geworfen, wirft einige Kegel um, und wird wieder zurückgeworfen, ja, ja mein Lieber!"

Herr von Magnus erwartete kurz nach ſeiner Ankunft auf dem Gute mit großer Sehnſucht einen Brief. Er ſollte von Seraphinen kommen und eine Einladung beantworten, welche an ſie ergangen war, ihren frühern Beſchützern zu folgen. „Sie kommt nicht," ſagte der Penſionär, als er den Brief eröffnete, und ſie kam auch wirklich nicht. Sie ſchrieb, daß ſie dafür geſorgt hätte, Antonien dem Range ihres Vaters angemeſſen beſtatten zu laſſen, fügte aber hinzu, daß ihr das Zuſammenleben mit einer Mutter, die vor dem Kranken- und Todtenbette ihres Kindes fliehen könne, zuviel Grauenhaftes hätte! „Ich bin nicht feſt gegen Geſpenſter," ſchrieb ſie mit Bitterkeit; „das wiſſen Sie ſelbſt, Excellenz, als Sie in jener entſetzlichen Nacht in mein Zimmer traten! Laſſen Sie mich nur auf den Wogen weiter treiben! Mein Leben rettet ſich ſchon; wo nicht, ſo drückt mir gewiß Jemand die Augen zu, der Mitleid hat. Bei Ihrer Gattin möcht' ich nicht leben; denn ſie würde mich haſſen, z. B. dafür, daß ich ſehr oft an einem ſteifen Halſe leide."

Der Empfänger dieſes Briefes drückte ihn zuſammen und machte eine Miene, als wollt' er auf ewig eine Erinnerung von ſeiner Stirn wegwiſchen. Sie war aber nur flüchtig und machte andern Gedanken Raum, die ſich beeiferten, in ſeiner Betrachtung die Oberhand zu gewinnen. Es war ſeit einiger Zeit an ihr ſichtbar, daß er außerordentliche Aufmerk-

ſamkeit auf ſeine Gattin verwendete, wo er nur konnte, ihr in den Weg zu treten, und ſich ihr zu einem ſolchen Bedürfniß zu machen wie ſie in dieſer Einſamkeit es vielleicht für ihn war. Sie wich ihm aber aus. Das erhitzte ihn. Sie hing ſich, wie immer, an Arthur, der dem ehemaligen Miniſter auf einige Zeit folgen mußte, um mehrere Geſchäfte der alten Verwaltung mit der neuen zu vermitteln und Vieles, was ſich unter Herrn von Magnus als erledigt ausgegeben hatte, ſchnell nachzuholen. Dieſe letzte Verbindung ſchürte vollends ſeinen Unmuth. Die Eiferſucht, die ihn zu beherrſchen anfing, war um ſo leidenſchaftlicher, da ſie aus dem Gefühl der Rache hervorging. Er wollte jenen nächtlichen Gang zu Seraphinen, deſſen er ſich ſchämte, an ſeiner Gattin rächen und ſie zwingen, dieſelben Schranken anzuerkennen, die ihm eine ungebundene Neigung verſperrt hatten. Er hatte gehört, daß auch Edmund noch einen Beſuch auf dem Gute abſtatten würde. Er entſchloß ſich, jetzt einmal die rauhe Seite ſeines Weſens herauszukehren.

Allein wie immer verfolgte ihn auch hier der Fluch des Lächerlichen. Er ließ ſeinen Groll an jeder zufälligen Begegnung aus, die ihm in den Weg kam. Er trug ſeit einiger Zeit einen langen Stock, den er nie ablegte, ſondern ihn als eine Art von Waffe, gleichſam um ſich einzuüben, trug. Er ſtrich in den Gebüſchen des Parkes Stunden lang umher, wenn er wußte, daß Julie und Arthur ſpazieren gingen. Begegnete er ihnen, ſo hieb er auf die Büſche ein und ſchlug die Blätter derſelben ab. Eines Tages waren Beide in eine entferntere gelegene Bergpartie gefahren, ohne daß er vorher davon wußte. Der Gedanke ſpäter, nicht ſie allein, ſondern ſie beiſammen zu wiſſen, ein Gedanke nicht der Eiferſucht,

ſondern der Mißgunſt ſpornte ihn ſo ſehr, daß er in den Stall lief und ſich ein Pferd ſatteln ließ. Der Reitknecht wurde blaß vor Schrecken, da ſeit Menſchengedenken nie die Rede davon war, daß man Herrn von Magnus auf einem Pferde geſehen hatte. Er ließ ſich aber Sporen anſchnallen und trieb mit erſtaunlicher Haſt, daß der Menſch ein Ende machen ſollte. Endlich verſuchte er aufzuſteigen und zwar auf gänzlich verkehrte Weiſe. Indem er nämlich an des Thieres rechter Seite den linken Fuß in den Steigbügel ſetzte, hätte er unfehlbar mit dem rechten ſchwenken müſſen und wäre auf dieſe Art mit dem Rücken an die Mähne und mit dem Antlitz an den Schweif des Thieres zu ſitzen gekommen. Doch glücklicherweiſe beſann er ſich und ſtieg wieder herunter, um es richtiger zu machen. Der Reitknecht ſahe nicht einmal darauf; denn dieſer hatte ſchon lange ſeine Augen auf den Riemen des Steigbügels gerichtet gehabt, weil ihm die Länge deſſelben mit den Füßen des Herrn von Magnus ſchwerlich zu paſſen ſchien. Endlich hatte er aber doch eine Proportion zurecht ſchnallen können. Es ging, wenn man auch bedenkt, daß die Füße des Reiters beinahe das Knie des Pferdes ſtreiften. Endlich ſetzten ſich Herr und Diener in Bewegung. Der Erſtere flog jedoch von dem Trabe bald ſo in die Höhe, daß ihm die Steigbügel entglitten. Sich feſter an das Pferd anklammernd, hielt er dieſe auch für unnöthig. Den Zügel gab er ebenfalls bald preis und zog es vor, die Mähne des Pferdes an deſſen Stelle zu gebrauchen, wie fatal ihm auch das fortwährende Ueberfallen ſeines Körpers auf den Hals des Thieres war. Ging das Letztere etwas zu ſtark, ſo rief Herr von Magnus ſogleich Brr! rückte ſich dann zurecht, ſuchte auch wieder einen Steig-

bügel aufzuangeln und versuchte den sauern Ritt auf's Neue. Herunter fiel er nicht, denn er hätte eher dem Pferde die Mähne ausgerissen, als sein Gleichgewicht verloren. So kam er denn endlich auf einer Anhöhe an, wo er die beiden pittoresken Reisenden vermuthete. Zu seinem Schrecken aber sahe er in der Ferne schon, daß sich ihre Anzahl auf drei vermehrt hatte und daß Niemand anders als Edmund der neue Ankömmling war. Ein lautes Gelächter und Bewillkommen empfing ihn, als er den Berg hinauf ritt. Ein solches Bild hatten sich alle Drei nicht träumen lassen. Julie fand diese Kühnheit an Herrn von Magnus so liebenswürdig, daß sie von der Ruhebank unter einem schon halb entblätterten Eichbaume aufsprang und Herrn von Magnus selbst von seinem Gaule herunterhalf.

Edmund besaß zuviel natürliche Bescheidenheit, als daß ihm der Pensionär einen unfreundlichen Willkomm hätte geben sollen. Man verwunderte sich über die zufällige Begegnung mit dem jungen Idealisten, der unten auf der Landstraße gezogen und in seiner Verhüllung im Reisewagen von Arthur und Julien sogleich erkannt worden war. Einer Einladung konnte Herr von Magnus nicht ausweichen. Sie wurde gemacht und angenommen.

Von jetzt entspann sich zwischen diesen vier Personen ein wunderliches Verhältniß. Die jungen Männer betrachteten sich wechselseitig mit Mißgunst. Herr von Magnus hatte Ursache Beiden zu zürnen, bediente sich aber des Einen gegen den Andern. Man würde sich irren, diese Taktik seinem Feldherrngenie zuzuschreiben. Es war nur Gutmüthigkeit, daß er gegen den agiren zu müssen glaubte, welcher gerade um seine Frau war, und daß er sich dessen als Vertrauten be-

diente, der mit ihm Bundesgenosse zu sein ein eben so eigennütziges und ihm feindseliges Interesse hatte. Julie endlich war seit dem politischen Sturze ihres Mannes weicher und schwächer geworden. Sie begann, als Weib zu fühlen, bedurfte Zuspruch und Theilnahme und tauschte für beides, das sie von ihren jungen Freunden erhielt, wohl mehr an Empfindung aus, als sich mit ihrer frühern spröden Koketterie zu vertragen schien. Sie haßte ihren Gemahl um so mehr, als sie sich gestehen mußte, daß sie der Liebe bedurfte.

Herr von Magnus irrte unter diesen Umständen wie ein Träumender umher. Er stürmte auf Edmunds Zimmer und sagte: „Mein Freund, was soll ich von dem Benehmen Arthurs denken? Er ist die Seele meiner Frau. Was der fühlt und denkt, denkt und fühlt sie mit ihm! Sie fahren, sie reiten, sie gehen zusammen. Ihr ist nicht wohl, wenn sie ihn nicht wenigstens sprechen hört. Ich bin bei lebendigem Leibe schon verschollen. Ich werde mir das Leben nehmen müssen."

„Beruhigen Sie sich, Herr von Magnus," sagte dann Edmund, dem die Begünstigung Arthurs das Blut ins Gesicht trieb; „es kann so schlimm noch nicht stehen. Sie zieht Arthur nur auf, sie spielt mit seinen Schwächen, sie" —

Ein Bedienter unterbricht die stockende Rede des Eifersüchtigen, der den Eifersüchtigen trösten wollte. Julie wünsche mit Edmund zu singen, heißt es. Edmund eilte davon und Herr von Magnus muß sich die Hand vor die Stirn schlagen. Er läuft in den Garten und trifft Arthur, wie er mit den Gärtnern spricht, als wären es seine Untergebenen.

„Mein Freund," sagte Herr von Magnus zu ihm; „was soll ich von dem Benehmen Edmunds denken? Er ist die

Seele meiner Frau. Was ſie denkt und fühlt, fühlt und denkt ſie mit ihm! Sie muſiciren, ſie zeichnen, ſie leſen zuſammen. Ihr iſt nicht wohl, wenn ſie ihn nicht mit Augen ſieht. Sagen Sie mir, ob ich mir nicht das Leben nehmen muß, um dieſe Menſchen glücklich zu machen?"

„Beruhigen Sie ſich, Herr von Magnus," ſagte Arthur, den ſeinerſeits wieder der Gedanke an Edmund in Harniſch brachte. „Sie zieht Edmund nur auf, ſie" —

Er ſprach dies gleichfalls nicht aus, ſondern ließ den Unglücklichen ſtehen, um ſich Juliens zu vergewiſſern. Herr von Magnus blieb einen Augenblick betroffen ſtehen, ſah ihm nach und rief dann, vom Vorgefühl des Todes durchſchauert, einige ſeiner Leute herbei. Er ging mit gräßlichen Vorſtellungen um. Noch unklar darüber, wollte er wenigſtens ſeinen Sarg bei Zeiten zimmern laſſen und befahl, wie ein Ekſtatiſcher ſo aufgeregt, einen Nußbaum im Parke zu dieſem Zwecke zu fällen. Die Leute ſahen ſich an, folgten ihm aber mit Beilen und Sägen in den kalten, von Herbſtblättern raſchelnden Park. Mit mächtigen Schritten eilte er voran.

Inzwiſchen trat Arthur in die Zimmer Juliens, wo Edmund mit ihr à quatre mains muſicirte. Sie ließen ſich beide nicht ſtören, ſondern gaben Arthur Gelegenheit, ihnen Beifall zu klatſchen, da ſie vortrefflich ſpielten. Arthur hatte aber weder Sinn für die Muſik noch für die Gerechtigkeit. Er lehnte ſich an das Fenſter und ertrug eine Vertraulichkeit, die er ohne Aufſehen zu machen nicht ſtören konnte.

Es waren Sonaten des alten Haydn, auf welche Edmund gern zurückkam und die er, da ſie von neuerer Hand überarbeitet waren, auch Julien empfehlen zu können glaubte.

Sie behauptete nun aber, nachdem sie einige Concerte beendigt hatten, daß noch viel Puder auf diesen Compositionen läge und daß, jemehr Takt in diesen Stücken wäre, Einem destomehr davon auf die Schultern falle.

Edmund fühlte sich durch diese Anmerkung gekränkt und antwortete nicht. Julie war aber seither so milden Herzens geworden, daß sie ihren Widerspruch nicht fortsetzte, sondern Edmund sogar die Wangen streichelte und ihm sagte: „Es ist eine Musik für Blondköpfe.“

„Auch das ist nicht wahr,“ entgegnete Edmund, ohne auf die heftigen Schritte Arthurs zu hören. „Eher eine Musik für Krausköpfe; so etwas Schalkiges, Graziöses und wieder Gutmüthiges liegt in diesen herrlichen Klängen, die die Meisterschaft eines Mozart schon ahnen lassen.“

Keines von beiden schien Arthurs Gegenwart bemerken zu wollen. Sie begannen eine neue Piece und hatten einige Sätze durchgespielt, als sich in den Nebenzimmern ein Geräusch näherte. Die Thür wurde aufgerissen und leichenblaß trat der Hausbofmeister herein, eine schreckliche Nachricht mit ungewissen Lippen stammelnd. „O Gott, kommen Sie,“ rief er den Erschrockenen zu; „es ist ein Unglück geschehen! Der Herr ist von einem Nußbaum erschlagen, den wir im Park haben fällen wollen. Wir warnten ihn fortwährend, aus der Nähe des Baumes zu gehen, weil er leicht in dessen Fallrichte kommen könne. Er hörte aber nicht, bückte sich immer dahin, wo der Stamm eben überschlagen mußte, sagte sogar, der Baum solle sein Sarg werden, der Baum schlägt über und, mein Jesus! zerschmettert ihn.“

Arthur wollte hinausstürzen, um zu sehen, ob noch Rettung wäre. Aber Julie in dem Augenblicke der Gefahr die

Anwesenheit des Nebenbuhlers nicht mehr ignorirend, sprang sogleich zu ihm heran, als bedürfte sie seines Schutzes; hielt ihn zurück und beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig wäre, sie nicht zu verlassen. Da er zögerte, so klammerte sie sich an seinen Körper und zog ihn zurück, bei ihr, der alles Grause und Entsetzliche Fürchtenden, dazubleiben, als bedürfte sie eines Beschützers, nicht eines Tröſters!

Edmund, von seinem weicheren Herzen getrieben, übersah diese Richtung, welche Juliens Angst nahm, und überhörte, daß sie ihm, als er forteilte, um das Schreckliche zu sehen, nachrief: „Kommen Sie nicht wieder!“ Er eilte in den Park, an die unglückselige Stelle, wo man den Entseelten eben auf eine Tragbahre legte, um ihn ins Schloß zu bringen. Der herbstlich entblätterte Baum, hie und da noch eine Frucht tragend, lag weithin ausgestreckt, er trug eine Inschrift, die in das Holz geschnitten war, welche besagte, daß Karl von Magnus vor vierzig Jahren diesen Baum gepflanzt hatte. Edmund war so bewegt, daß er den Trägern nur mit Mühe folgte. Ein Diener des Hauses suchte, als man den Unglücklichen unter Dach und Fach gebracht hatte, einige wundärztliche Kenntnisse an ihm zu erproben; allein weder die Ader gab Blut, noch schien der zerschmetterte Hirnschädel irgend eine Möglichkeit von Trepanation zuzulassen. Man mußte die Hoffnung aufgeben und trug den Verschiednen in die der Gruft nahgelegene herrschaftliche Todtenkammer.

Edmund wollte zu Julien zurückkehren und ihr den Stand der Sachen berichten; allein sie ließ ihn nicht vor. Er fand dies ganz in der Ordnung, da er ihre Furcht vor aller Aufregung kannte und wollte sich zufrieden geben, als es ihm

einfiel, nach Arthur zu fragen. Dieſer war noch immer bei Julien! „Welche Schändlichkeit!“ knirſchte er. Edmund konnt' es glauben, was er hier glauben mußte. Er hatte längſt ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen geſucht, von Arthur verdrängt zu werden; aber er wollte wenigſtens nicht freiwillig nachgeben, ſondern ſich für den ſchmerzlichen Verluſt männlich rächen. Er wußte nicht, wie wunderbar ſeine Stellung zu Arthur war, und daß ſie ein ſtiller, unſichtbarer Genius, Seraphine, verband.

Ja, Edmund mußte ſich ſogar geſtehen, daß der Verluſt nicht einmal mehr ein ſchmerzlicher war. Er zog ſich auf ſein Zimmer zurück und hing ſeinen Gedanken nach. Weiblichen Gemüthern liegt ein gewiſſer Egoismus, der dieſelben Aeußerungen mit dem Egoismus des Dichters hat, immer nahe. Dieſen ergriff er und klagte ſich ſelbſt an, einem Weſen wie Julien ſein Herz zu opfern, dem Widerſpruche ſeiner ſelbſt, wie er ſagte, meine Harmonie! Ihr Gleichmuth gegen das Unglück ihres Mannes, ihre Angſt, ſich aus der Sphäre des Todes entfernt zu halten, ſchrecklich genug ſchon bei dem Hinging ihres Kindes bewieſen, machte ſie ihm grauenhaft. Er hätte vor dem Wunſche, vom Tode ihres Mannes Nutzen zu ziehen, jetzt erröthen können. Allein er ſagte ſich, daß er ihn nicht einmal ziehen könnte.

Nur Arthurs Bevorzugung riß ihn wieder aus dieſer Entſagung auf. Sich zurückgeſetzt zu ſehen, ertrug er, wenn nicht ſeiner Liebe zu Julien, doch ſeiner Liebe zu ſich ſelbſt wegen nicht. Jemehr er die Natur und äußere Erſcheinung Arthurs prüfte, deſto ſtärker regte er ſich auf. Er ging ſogar ſoweit, Arthur einen Adel vorzuhalten, den dieſer zwar im Weſen und im Geiſte, aber nicht im Namen hatte. Er

war entſchloſſen, ſich wenigſtens die Genugthuung zu verſchaffen, die ihm, dem Cavalier gebührte. Man verſtehe aber wohl! Edmund war ein ſo guter Junge, daß er die Adelsideen nur deshalb in ſich beſchwor, weil ſie ihm in dem Augenblicke den Satisfaktionsheißhunger gaben, den er ſonſt, ſeinem Herzen und ſeinem Verſtande folgend, nicht würde gehabt haben.

Am folgenden Tage war freilich all ſeine Kraft ſchon hin. Ein weichmüthiges Verzeihen und Verſöhnen kam in ſein Herz. Er hätte ſich ſelbſt an den Haaren herbeiſchleppen müſſen, um ſich in die Situation ſeiner Entſchlüſſe vom geſtrigen Abend zu verſetzen. Was war es aber? Er verzieh Julien ihre geſtrige Entfernung von ihm: er rechnete ſicher darauf, daß ſich heute das Gleichgewicht wieder herſtellen würde. Allein er mußte erfahren, daß er ſich täuſchte. Er wurde auf's Neue nicht zugelaſſen. Er ſchäumte vor Wuth über dieſe infame Zurückſetzung, wie er ſagte. Er ſchrieb ſie nur dem Uebergewichte Arthurs zu und hatte ganz Recht darin: denn dieſer behauptete ſeinen Vorzug und war immer in Juliens Nähe. Zwar ſchrieb ſie an Edmund: „Ich kann Sie nicht ſehen, Edmund, weil Sie keine Kraft haben, weil Sie blaß ausſehen würden über das traurige Ereigniß, weil Sie endlich mich gar nicht ſchonen würden.“ Auch leuchteten dieſe Züge mit einiger heimlichen Wärme in ſein Herz und richteten ihn eine Weile auf; allein er war doch zuletzt aufrichtig genug, ſie nicht anders als wie für eine Ablehnung ſeiner Nähe auf lange Zeit zu verſtehen; ſogar Arthur ſchien ihm unſchuldig; es quälte ihn, daß er ſich auf eine dem Ehrenpunkte angemeſſene Weiſe aus dieſer Lage retten mußte. Er ſchrieb noch den nämlichen Abend eine Ausforderung an Arthur.

Dieſer hatte die Nothwendigkeit einer ſolchen Löſung ihrer beiderſeitigen Rivalität längſt vorausgeſehen und war auf eine Waffenentſcheidung gefaßt. Er nahm die Herausforderung ohne Groll oder Blutdurſt an; er war ſelbſt ergriffen genug von dem Drange der Umſtände, die hier eine mathematiſche Nothwendigkeit ſchufen. Es war am frühſten Morgen, als Arthur und Edmund, beide ohne Zeugen, in einen nahe gelegenen Wald ritten. Ein dichter Herbſtnebel lag auf der Gegend und entzog Einen dem Blicke des Andern, ob ſie gleich, der Kälte wegen in Mäntel gehüllt, ganz nahe zuſammenritten: keine dreißig Schritte auseinander. Aus dem Wald bellte ihnen ein Hund entgegen. Eine Stimme rief und pfiff ihn zurück. Edmund erkannte ihn. Es war derſelbe Hund, den ihm einſt Philipp abgelockt hatte. Das Thier erkannte auch Edmund und umwedelte den Reiter, indem es an das Gebiß des Pferdes bellend hinaufſprang. Es pfiff Jemand darauf ſtark und rief ihn zurück. Weiterhin lichtete ſich der Wald und die beiden Reiter wurden, da ſie ſich ſchon längſt gehört hatten, ihrer anſichtig. Ein gut gelegener, wie abſichtlich von Bäumen umſchloſſener Platz bot ſich dar. Sie hielten an, ſtiegen ab, banden die Pferde an zwei Bäume feſt und maßen ſtillſchweigend die Entfernung. Eigentlich hatte Edmund die Waffen anzubieten. Es war ſchon wunderlich genug, daß ſie Arthur unterm Mantel hervorzog und ſeinem Gegner, der die Augen kaum aufſchlug, die Wahl ließ.

Sie hatten ſchon Poſitur gefaßt, als neben ihnen im Gebüſch ſich etwas regte. Sie merkten jetzt erſt, daß ſie ganz nahe an der Landſtraße ſtanden, die ſich durch den Wald zog. Ein zweirädriger Karren fuhr vorüber mit einem

grauen Verdeck. Der Hund saß oben auf dem Verdeck und bellte herüber. Aus dem Korbe aber sah man eine Peitsche hängen, die ein unansehnliches, schwaches Pferdchen zur Eile antrieb. In dem Augenblicke sah aber ein weiblicher Kopf aus dem Takelwerk des Wagens hervor, es war Seraphine. Wie Arthur und Edmund ihrer ansichtig wurden, ließen sie die Waffen sinken und blickten sich fragend an. Seraphine, die die Scene wohl verstand, griff in den Zügel und wehrte eine Hand ab, die sie zurückhalten wollte. Im Nu war sie dem Käfig entsprungen und eilte zu Arthur und Edmund, die sich zurückziehen wollten. Sie wußte, soviel Worte ihr auch auf dem Munde lagen, doch keines davon auszusprechen und blieb wie erstarrt auf dem Boden angewurzelt, da sie jetzt erst die beiden sich bedrohenden Gestalten erkannte. Edmund tritt näher heran und ruft: „Seraphine!“ Sie lehnt sich aber, da auch Arthur heranschreitet, an einen Baum und bricht in heiße Thränen aus. Diese peinliche Situation währte einige Sekunden, bis sich Arthur an Edmund mit der Frage wandte: „Kennen Sie das Mädchen?“ Seraphine blickte auf und richtete ihr Auge so fest auf Arthur, daß er die Frage kaum beenden konnte. „Ob wir uns kennen, Seraphine!“ rief Edmund mit allem Schmelze seines edlen Gemüthes aus. Seraphine wußte nur zu antworten, indem sie seine Hand drückte und auch die des kalten, spröden Arthur zu erfassen suchte. Dieser Moment währte einen Augenblick: die Pistolen entglitten den Händen der beiden Männer. „O liebt Euch!“ sagte Seraphine mit krampfhaft erstickter Stimme; „liebt Euch! Ihr seid Eins, Eins in mir, haßt Euch nicht!“ Ah, es war eine Welt von Erinnerung, die auf diesen drei Seelen lastete. Sie blickten sich stumm an, ohne daß Eines

recht die Rührung des Andern verstand. In dem Augenblick fing Philipp an, lebhaft mit der Peitsche zu knallen. Er rief seinen Hund, der sich unter die Scene gemischt hatte, schien aber mit seinem Pfeifen weit mehr Seraphinen zu meinen. Sie verstand auch seinen Ton, drückte noch einmal den beiden Männern die Hand und wandte sich mit lautem Schluchzen dem Wagen zu. Philipp, der sich selbst nicht sehen ließ, hob sie herein, der Hund sprang auf das Verdeck, das er über Kisten und Koffer, die hinten aufgepackt waren, leicht erreichen konnte, und die kleine Karavane zog von dannen. Man hörte noch Seraphinens Weinen bis tief in den stillen Forst. Kein Vogel sang. Keine Blume duftete am Wege. Ein starker Windhauch hob die Herbstblätter von der Erde auf, und trug ihrer eine raschelnde Wolke den Davonziehenden nach.

Die beiden jungen Männer aber, von denen nur Arthur die Lage der Dinge recht übersah, lächelten sich schmerzlich an, bestiegen ihre Klepper und ritten aus dem Walde nach dem Schlosse zurück. Als sie es in der Ferne liegen sahen, kam Edmund zu Arthur heran und sagte: „Es ist Alles eitel in der Welt, lieber Freund: wollen wir noch einmal auf Magnusruhe einkehren?“ „Wie Sie wollen, Herr von Oppen, ich habe da eigentlich nichts zu suchen!“

Edmund, lächelnd, um seine Beschämung zu verdecken, entgegnete: „Ich hole mir wenigstens mein Gepäck und meinen Wagen.“

„Gut,“ sagte Arthur, „wir theilen den letztern und fahren zusammen nach der Residenz zurück.“

Allein es lag im Schooße der Götter nicht, daß sie so leichten Kaufes davon kommen sollten. Es war ihnen

noch eine Kataſtrophe aufgeſpart, die ſie in ihren Vorſätzen gründlich beſtärken mußte, ein Erlebniß, das grauenhaft vor ihre Augen treten ſollte, Niemanden aber mehr vernichtete als den Stolz, den Leichtſinn und die Gefühlloſigkeit des Weibes, um deſſen Gunſt ſie gewetteifert hatten.

Sie waren nämlich kaum bei dem Schloſſe angekommen, als ſie im Wohnhauſe, im Hofe, wo ſie ihre Pferde abgaben, eine wunderliche Aufregung der Dienerſchaft wahrnahmen. Nach der Urſache derſelben fragend, antworteten ihnen die Einen, daß der ſelige Herr ſpuke, die Andern, daß er von den Todten auferſtanden ſei. Der Haushofmeiſter kam ihnen entgegen und erklärte ihnen: „Sie wiſſen, meine Herren, wie viel Noth wir hatten, das Blut am Kopfe des Seligen zu ſtillen. Indem wir ihn vorgeſtern in die Gruft trugen, zog ſich aus dem eilig beſorgten ſchlechten Sarge, welcher aus dem unglückſeligen Baume gezimmert wurde, eine Spur davon durch das Haus entlang, die ich gern getilgt hätte. Wir fangen damit heute an und ſind ſchon dicht am Gewölbe, als ſich ein plötzliches Stöhnen vernehmen läßt, das ſicher aus der Gruft kommen mußte. Ich faſſe mir ein Herz, ſtoße die eiſerne Thür zurück... ach," unterbrach ſich aber der Erzähler, „dort kommt die Frau Baronin ſelbſt."

Julie wurde nämlich von mehreren Dienern eine Stiege herunter geführt. Halb ohnmächtig ſchritt ſie dem Gewölbe zu, ohne ihre beiden Freunde zu ſehen, die ſich anfangs zurückzogen und dann langſam nachfolgten. Als Julie zögerte, rief ihr ein Geiſtlicher zu: „Sie müſſen! Er verlangt nach Ihnen. Er will mit Ihnen allein ſprechen und nur im Gewölbe; alle guten Geiſter loben Gott den Herrn."

Es war im Gewölbe finſter und ſchwül. Fackeln erhellten den grauenhaften Raum und ließen rings die aufgeſtellten Särge der Ahnen des Hauſes ſehen. Julie wankte an den jüngſten dieſer Aſchenbehälter. Ihre Blicke fallen auf den Todtgeglaubten, auf eine Verbindung, mit der ſie niemals Gemeinſchaft gehabt hatte und die jetzt ein ſo Grauſen erregendes Recht auf ſie ausüben wollte. Es iſt Herr von Magnus, der in einem langen Sarge, mit gräßlicher Entſtellung ſeiner Geſichtszüge daliegt. Der Auferſtandene hängt kaum mit einem Faden am Leben; aber der Faden wirbelt ſich immer dichter zuſammen, das Bewußtſein leuchtet immer glänzender aus den ſtarren Augen. Er erblickt jetzt Julien und winkt ihr mit matter Hand.

„Ich ſtand ſchon an den Pforten der Ewigkeit," ſprach er leiſe zu ihr. „Dieſe Sinne, welche jetzt allmälig in meine auflebenden Nerven zurückfließen, taſteten ſchon in dem unendlichen Raume der Unſterblichkeit, wie ein neugebornes Kind ſich an die Welt gewöhnt. Ich lag wie ein Säugling an einer überirdiſchen Mutterbruſt und ſog mich am Himmel zum Himmel auf. Muß nun aber zurückkehren in dieſe elende Welt! Der Aſt, an dem ich mich anklammerte, um einige Zoll hoch über die Erde zu kommen, brach. Ich werde mit der Minute kränker, d. h. menſchlich geredet, geſunder, kräftiger: ich fühle, daß ich ſterben, ich meine menſchlich geredet, daß ich leben kann. Ich will leben. Du ſeufzeſt? Nun, Julie, ich will alſo nur leben, wenn Du willſt. Darum rief ich Dich. Willſt Du mein Siechthum nicht verachten? Willſt Du Dich durch den Anblick meiner Leiden rühren und Neigungen entſagen, die zwiſchen mir und Dir die Scheidewand geweſen? Sprich, ich verlange Nichts, das Du geben müßteſt.

Rück' ich in dieſem Kaſten nur ein wenig höher hinauf und preſſe mein offenes Hirn an die Kopfwand, ſo bin ich hin! So iſt jetzt Leben und Tod in Deiner Hand; ſprich!"

Arthur, der dies hörte, bekam ſo großes Mitleiden mit der gefolterten Frau, daß er hinzutreten und vermitteln wollte. Edmund aber und der Pfarrer hielten ihn zurück. Der Letztere trat ſelbſt vor und verſuchte zu verſöhnen. Aber der zwiſchen Tod und Leben Schwankende rief: „Keine Fürſprache will ich! Nur die Stimme des Herzens und der Pflicht ſoll entſcheiden. Habe ich kein Recht mehr, dann fahre wohl, Welt, was ſoll ich hier?"

Als aber Juliens Thränen floſſen, ſo laut, daß der Scheintodte ſie hörte, hielt er ſelbſt inne ſie zu quälen. Er wünſchte hinaufgetragen und von einem geſchickten Arzte, der jeden Moment erwartet wurde, behandelt zu werden.

Indem man hierzu Anſtalten machte, zogen Arthur und Edmund ſich zurück. Ihr Wagen war inzwiſchen gepackt worden. Sie fuhren zuſammen nach der Reſidenz zurück, im Anfang ernſt genug geſtimmt, bald aber heiterer und zuletzt über den Contraſt der komiſchen Art des Herrn von Magnus mit der fürchterlichen Alternative in dem Nußbaumholzſarge, ſogar zum Lachen geſtimmt.

Zwei aber gab es hinfort, die nicht mehr lachten: Seraphine und Julie. Dieſe hielt treulich den harten Winter auf Magnusruhe aus und pflegte die Geneſung ihres Mannes, die ſich langſam, aber mit beſter Hoffnung anließ. Herr von Magnus mußte fortan eine feine ſilberne Hirnſchädelplatte tragen. Er ging gebückt und war jeder kleinſten Veränderung der Temperatur auf das Empfindlichſte ausgeſetzt. Julie trug ihr Schickſal mit bewunderungswürdiger Entſa-

gung. Sie hatte zum erſten Male in ihrem Leben dem Schrecken in's rollende Auge geblickt, jetzt ertrug ſie ſein Drohen, ſie zitterte nicht mehr vor dem, was ſie früher nicht hätte tragen können. Mit der Aufopferung einer Antigone führte ſie einen Mann, der alt genug war, um ihr Oedipus zu ſein, durch den kurzen Lebensreſt, den er noch zu verwenden hatte. Oft konnte man beide an öffentlichen Orten, auf Promenaden ſehen, wo ſie aus dem Wagen ſtiegen, und die gebückte Geſtalt des unglücklichen, jetzt aber der Welt, ihren Tendenzen und Syſtemen gänzlich abgewendeten Mannes ſich in den Arm ſeiner fröhlich blickenden und in die Fügung ſtill ergebenen Gattin hing.

Weniger troſtreich geſtaltete ſich Seraphinen's Loos. Philipp war in der Haft verwildert und beſaß nichts mehr von der feinen Zurückhaltung, die er ſonſt weit über ſeinen Stand hinaus gegen eine ihm gewiſſe Braut beobachtete. Von Nahrungsſorgen gedrängt, mißhandelte er ſie und vernachläſſigte ſeine Umgebungen. Seraphine verkümmerte in der Proſa ihres jetzigen Daſeins. Muß man auch zugeſtehen, daß ſie ſich oft ihrer Verhältniſſe überhob und Philipp den ganzen Adel ihrer Seele ſelbſt mit unangemeſſenem Stolze empfin, den ließ, ſo fügte ſie ſich doch in Freunde und Verwandte in ſeine Kundſchaft und Gönnerſchaft. Aber was vermochte ſie! Ihre beſtimmten Aeußerungen kränkten die Nachbarn mehr, als ſie dieſe gewannen. Bald hieß es von ihr, ſie trüge große Ideen im Kopf, bald entdeckte man als Folge derſelben ökonomiſche Nachläſſigkeiten, Unordnung des Coſtümes, niedergetretene Schuhe, offenherzige Strümpfe, allzuſpät gemachtes Haar, hundert Handhaben für Verläumdungen die zuletzt ſyſtematiſch wurden. Wuſch ſie, ſo wurde

das Weißzeug gemuſtert, ging ſie auf den Markt, ſo kaufte ſie das Schlechteſte und bezahlte es am theuerſten. In dem kleinen Kramhandel, welchen Philipp etablirt hatte, beobachtete ſie kein Maaß und Gewicht, ſprach heute mit den Kunden nicht, und hielt ſich morgen wieder ſo lange mit ihnen auf, daß ſie das Innere des Hauſes vernachläſſigte. So ſchwankte ſie von Extrem zu Extrem und verlor allmälig das Gleichgewicht ihrer ſelbſt. Sie genas eines Kindes, das bald ausathmete. Wenige Wochen darauf folgte ſie ihm ſelbſt nach. Die Mißhandlungen ihres Mannes und ein Schmerz, den ſie ſich nicht erklären konnte, der aber fortwährend an ihrem Herzen nagte, hatten ſie getödtet. Niemand, ihre, weit von ihr entfernt geweſenen Geſchwiſter ausgenommen, weinte über ihren Tod.

---

Arme Seraphine! Was drängte mich, das Bild Deines Lebens vor allem Volke aufzurollen und Dein gebrochenes Herz, als ein Kunſtwerk, von Händen anatomiren zu laſſen, die nichts daran ſchonen werden, weil ſie es für Dichtung halten, da es doch eitel Schmerz und Wahrheit iſt, Wahrheit, die Du erlebteſt, und Schmerz, den ich ſelber — ſoll ich nun Edmund oder Arthur ſein — mitgeduldet und mitgeſchaffen habe! Ach, wenn Dichtung nicht blos Traum und Phantaſie, wenn Dichtung auch der Seele wirkſamſter und wahrſter Athemzug iſt, dann hatt' ich ein Recht, meinen Schmerz und meine Vergehungen an Deinem Herzen auszuhauchen in dieſe bunte Abwechſelung von Zuſtänden, die ſich poetiſch vor mir abrundeten und der Hand des Künſtlers nicht bedurft hätten! Nun ſchlummerſt Du ſchon länger als ein halb

Jahrzehend, biſt Staub und Aſche — was bin ich! Nicht einen Faden hab' ich noch, der mein Leben an Deine Jugend und jetzt Deinen Tod knüpfte, keine Erbſchaft der Liebe, kein Teſtament eines letzten Blickes, keine Blume mehr, die Du vor mir, der Alles zerriß, retten konnteſt, nicht eine Zeile Deiner Hand! O unendlich, furchtbar weit iſt Dein Tod und mein irrendes Leben geſchieden. Du ſtarbſt ohne Ahnung deſſen, was ich noch erſtreben würde, ſtarbſt mit einem heitern Bild von mir vor Deinen das Himmliſche ſuchenden Augen: und ſahſt keine der Klippen, über welche ich noch klettern, keinen der Abgründe, aus denen ich mit Mühe zum Lichte klimmen ſollte — ach, dies Andersſein, dieſe Umgeſtaltung drückte ſo mächtig auf mein Herz, daß ich ihm Luft machen mußte und einen Augenblick Alles, was ich bin und habe, preisgeben, um mir Etwas zu verwirklichen, was jetzt ein Grab iſt, ein kahles vielleicht, ein einſames, und was einſt ſo blühendes und hoffnungsvolles Leben war! Wirklichkeit war es, wie das nächtliche Rauſchen meiner Feder jetzt auf dem weißen Papiere, Wirklichkeit wie die Uhr, die da eben draußen eine Stunde nach Mitternacht ſchlägt! Es mußte abgethan werden! Jetzt, wo es geſchehen iſt, fällt die Thür der Vergangenheit wohl auf ewig ins Schloß. Sagt mir nicht, wo ſie begraben iſt! Sie iſt hin! Der kommende Morgen wird kalt und gleichgültig mit neuen Pflichten an mein Fenſter pochen.

# Wiener Eindrücke.

## 1845.

Im Mai 1845.

— — Von Frankfurt nach Nürnberg traf ich noch überall die Spuren des ſtürmiſchen Abſchieds, den diesmal der eiſige Winter von der Erde genommen hatte, ausgetretene Flüſſe, durchbrochene Dämme, durchfeuchtete Häuſer. Erſt in der ſandigen Umgebung Nürnbergs hatte die Fluth ſchon Zeit gehabt, im durſtigen Boden zu verſchwinden. Die Bäume, die von einigen ſchönen Apriltagen in Frankfurt ſchon mit ihren grünen Schimmern ſich geziert hatten, ſtreckten im Gebirge noch ihre kahlen Aeſte in die froſtige Luft und in Nürnberg gab es noch keine Spargeln.

Aber König Gambrinus hatte ſchon den Spund ſeiner kühlen Fäſſer aufgeſchlagen. Salvator und Bock floſſen in den tannenbekränzten Wirthshäuſern und Herbergen und der Mond ſtand des Nachts ſo voll, ſo goldgelb brennend am Himmel, daß ich ordentlich am eignen Auge, wenn es zum Wagen in die blauhelle Nacht hinausblickte, fühlte, wie das ziehen und locken und alles Feuchte aus dem Erdenſchooße auffaugen müſſe. Daß der Mond ſomnambül macht bewieſen auch die ſchönen Judenmädchen in Fürth, die am Samſtag Abend ſchon

frühlingsweiſe vor den Häuſern plauderten, armverſchränkt i
den freundlichen Straßen luſtwandelten und träumeriſch di
heißen Blicke der orientaliſchen Jünglinge erwiederten, di
unter ſich von Calico und Jaconnet, mit den Mädchen abe
vom ſchönen Monat Mai und ſeinen Blüthen ſprachen.

In Regensburg regnete es wieder mit aller Kraft de
Aprils. Um den Dom ſchwammen die Gewäſſer, wie um die Arch
Noäh. Mein Ararat wurden die „drei Helme" und ſtatt de
Taube hatt' ich im Nebenzimmer eine Nachtigall, die Haſſelt
Barth. In Regensburg, was beginnen, wenn es regnet
Den Schirm aufſpannen und irgendwo das hier begraben
römiſch-deutſche heilige Reich ſuchen? Einen Fiaker nehme
und um die verſchwundenen Jahrhunderte weinen? Ei
freundlicher Bürger der Stadt führte mich zuvörderſt an eine
Ort des beſten Bieres und ſonntäglichen Nachmittagskaffee
Die bayriſchen Chevaux-legers-Offiziere und die Regens
burger Gymnaſialjugend ließ mich das alte römiſche Vater
land vergeſſen. Auf der feuchten Promenade, in einer trop
baren Allee, deren Ende das perſpektiviſche Bild der Walhall
auffing, begegnete uns ein kleines ſilberlockiges Männchen
mit einem Mützchen auf dem Scheitel. Es war der Bürger
meiſter von Würzburg, Profeſſor Behr .... ſchmerzliche
Andenkens. Dort die Walhalla, hier der greiſe Behr, Kö
nig Ludwigs Lehrer, der Gefangene von Paſſau ..... nich
die Gegenſätze unſerer Zeit ſind ſo merkwürdig, ſondern da
iſt merkwürdig, wie nahe ſie beieinanderſtehen.

In den Laden von Manz, dem Verleger der Convertite
und Ultramontanen, konnt' ich nicht eintreten, weil es Sonn
tag war. Das Theater bot eine Raimund'ſche Poſſe, d
Niemand gelerat hatte. Die Walhalla ....? Sie hat

ſo zauberiſch geglänzt in der grünen Allee, über dem Scheitel des Bürgermeiſters Behr hinweg. Eine Aprilwolke hatte ein paar Sonnenſtrahlen durchgelaſſen und dieſe waren ſo blendend auf den weißen Marmor gefallen . . . . . ich dachte: Gerechtigkeit gegen Jeden! Ich will die Walhalla ſehen.

Und ich ſah ſie mit Staunen und Bewunderung und mit Mitleid für König Ludwig. Warum muß ein ſo hoher ſchöpferiſcher, edler Geiſt, wie er dieſen Fürſten beſeelt, im Widerſpruch mit ſeiner Zeit liegen? Warum müſſen die künſtleriſchen Thaten dieſes poetiſchen Menſchen ohne allhingebende, allentzückte Theilnahme bleiben? Dieſe Walhalla, bei Donauſtauf den breiten Strom beherrſchend und hinaus in die Lande leuchtend, iſt ein majeſtätiſcher Tempel, erhaben in ſeiner Anlage, großartig in ſeiner Ausführung, wohl das ſchönſte Werk dieſer Art, das in unſern Tagen erſonnen und begründet wurde. Berlins Bauten ſind Bettlergaben dagegen. Auch Paris beſitzt Nichts von dieſer Schönheit. Die Walhalla reiht ſich nur den Tempeln an, die einſt auf Sunium, Päſtus und der Akropolis ſtanden.

Der Aufgang iſt majeſtätiſch. Ein öder Fels ſpringt in die Donau hinaus. Dort oben im blauen Sonnenlicht, die granitnen Stufen hinan, liegt einſam und hehr der edle Marmortempel. Einſam und hehr wie der Ruhm, dem er gewidmet wurde. Tretet hinein und Euer Auge wird geblendet ſein! Was hilft es zu lächeln und dem Schöpfer dieſes Baues gram ſein wegen dieſer und wegen jener Dinge . . . . der Gedanke, zur Zeit unſerer politiſchen Erniedrigung, zur Zeit der franzöſiſchen Gloire einen deutſchen Ruhmestempel zu gründen, bleibt groß und edel. Die deutſchen

Gelehrten, wie Johannes von Müller, werden von dem jungen Prinzen um ihre Meinung ersucht, sie nennen ihm die Ruhmeswürdigen, er beginnt mit den Büsten, bestellt deren eine nach der andern, sammelt, zeichnet, erweitert seine erste Anlage, beginnt endlich die Ausführung und nun steht das Ganze da, nach Außen erhaben, nach Innen voll Reiz, wohlthuend für die Sinne, reich, geschmackvoll, fehlerhaft vielleicht nach diesen oder jenen Prinzipien, aber voll Grazie selbst in diesen Fehlern, eine Schöpfung mit einem Wort, die unendlich größer als ihr Ruf ist.

Ein Buch liegt an den kolossalen Metallthüren, in welches mancher Engländer sein Entzücken eingeschrieben hat, auch mancher Deutsche. Münchner Praktikanten, die Beförderung wünschten, schrieben hier: „Heil dem König Ludwig!" oder: „Nur Ludwig konnte dieses Werk vollenden!" oder: „Heil! Heil dem König und Dichter!" oder: „Dem edlen König traut, der solche Werke baut!" Ein Wiener trennte sich von der Walhalla und schrieb: „Ich scheide, durchdrungen von deutschem Gefühle!" Die Gräfin Yrsch aus München dichtete:

Nur Ludwig konnt' den Gedanken denken,
Nur Er Walhallas Schöpfer sein,
Und auch diesen Ruhm der Nachwelt schenken,
Walhallas einst Genoß zu sein.

Charakteristisch ist der Ausruf eines Hamburger Kaufmanns, der im Wechselstyl schreibt: „Samuel Lachmann von Hamburg. Sah ein Palais Royal und Eine Walhalla" .... eine Zusammenstellung, die dem franzosenfeindlichen Könige wenig schmeichelhaft gewesen sein wird.

Aber was beweisen diese Ausrufungen! Die Walhalla ist unpopulär. Sie kommt uns von einem Fürsten, dessen

poetiſcher Sinn ſeinem politiſch geſtimmten Zeitalter keinen Geſchmack abgewinnen konnte, der die revolutionären Bewegungen ſeit 1830 mit einem faſt perſönlichen Haſſe verfolgte, der der kirchlichen Aufklärung das Hemmniß neubegründeter Klöſter in den Weg ſtellte und aus der Walhalla ſelbſt der Deutſchen Größten Einen, Martin Luther, entweder aus Religionshaß oder, wie ich eher glaube, weil Luther Deutſchland trennte, aus mißverſtandener Vaterlandsliebe entfernt hielt. Da ſteht dieſer ſchöne Tempel, würdig, ein Wallfahrtsort unſeres Volkes zu ſein, eine Zierde Deutſchlands. Luftig ſchwebt die Walhalla mit ihren marmorweißen Ruhmesgenoſſen über dem irdiſchen Walten und Treiben und doch gehört ſie im Grunde Niemanden, als ihrem Stifter, ihrem Erbauer, ihrem Dichter. Es iſt kein Pantheon der Nation, ſondern eine Privatkapelle eines Einzelnen. Wo Luther fehlt im Reigen großer deutſcher Männer, da kann kein wahrhaft deutſches Herz ſich heimiſch fühlen, ſelbſt das der aufgeklärten Katholiken nicht. Was ſollen hier Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, wenn die Männer fehlen, in deren Geiſte jene zugelaſſenen Ritter handelten und litten? Der Ruhm iſt eine Sache der Allgemeinheit. Das Verdienſt iſt oft fraglich. Dem Verdienſte huldigt oft nur ein kleiner Kreis, der es erkannt hat. Luther's, Melanchthon's, Zwingli's Verdienſte mögen dem Katholiken zweifelhaft erſcheinen, aber ihr Ruhm iſt weltumfaſſend, hiſtoriſch, allgemein, katholiſch.

König Ludwig hätte in dem Augenblick, als der Tempel fertig war, den goldnen Schlüſſel, mit dem er ihn öffnete, in die Hand eines Walhalla-Gerichtes legen ſollen, eines vielleicht aus den Akademieen von Berlin, München und

Göttingen (daß Wien keine hat, iſt Metternich's Schuld) zuſammengeſetzten Amphyktionengerichtes. Hier hätte über die Vergangenheit und Gegenwart des deutſchen Ruhmes entſchieden und in Form einer Inſtitution auch die Zukunft, auch die Ehre der Walhalla-Beiſetzung künftiger Geſchlechter, der Nation ſelbſt überwieſen werden müſſen. Das war ſo groß bei den Alten! Ihre Tempel, ihre Pantheen entſtanden aus dem Volke und gehörten dem Volke. Kein Perikles entſchied bei den olympiſchen Spielen, wer der Unſterblichkeit angehören ſollte. Das Preisgericht war ein Inſtitut des Volkes. Hätte König Ludwig, ſtatt ſich ſelbſt die „Walhallagenoſſen" zu wählen, die Wahl einem volksthümlich zuſammengeſetzten Körper überlaſſen, wir würden dankend daſſelbe Pantheon begrüßt haben, das uns jetzt fremd, entlegen und zweideutig erſcheint.

Die Façade der Walhalla blickt nach Süden, in's Straubinger Land, in's Salzburg und Tyrol, wo deutſche Sprache, aber nirgend deutſcher Geiſt vertreten iſt. Der Rücken lehnt ſich an eine Felswand, die den ſchönen Tempel vom deutſchen Norden trennt, von dem Heerde der Intelligenz. Und die Donau! Iſt ſie ſo deutſch wie der Rhein und die Elbe? Wo fließt ſie hin? In's Ungarn- und Türkenland und da, wo ſie deutſch iſt, lehnt ſich Charakteriſtiſches und deutſcher Ruhm nur wenig an ſie an.

Das Dampfſchiff, das mich nach Wien bringen ſollte, betrat ich in Straubing. Maleriſche Schönheiten bietet die Donau erſt hinter Paſſau, vom Standpunkte der Naturbetrachtung vielleicht erhabenere, als der Rhein. Der Rhein bietet keinen ſo wilden Anblick, wie die Donau in ihrer Verengung kurz hinter der öſterreichiſchen Gränze, wo ſie ſich

durch hohe nackte Felsen hindurchzwängt; der Rhein bietet keinen Blick wie die Donau in die schneebedeckte ferne Alpenwelt. Aber was den Rhein zum Sieger über die Donau macht, ist der allgewaltige Hauch des Culturlebens, der sich mit dem Hauche über den Gewässern vermählt. Da sind fröhliche Städte, lustige Weiler, sagenreiche Burgen und Kapellen. Hinter Linz hat die Donau noch mehr als Kapellen, sie bietet uns malerisch gelegene Stifte und Abteyen. Aber erwecken sie holde und freundliche Vorstellungen? Auf mein Gemüth nicht; denn ich kenne nichts Schöneres, als das freie Athmen des Geistes und nichts Häßlicheres als des Geistes hier glänzend vertretene Sclaverei.

Trauriger aber noch wird unsre Stimmung, wenn uns hier an den Ufern der Donau die Schauer der historischen Erinnerungen erfassen. Alle diese Gauen, die sich dort im Bayerlande und Oesterreich vor uns mit grünen Hügeln ausbreiten, haben einst nach andern politischen und religiösen Gestaltungen gerungen als in denen wir sie jetzt erblicken. Echtdeutsch sind sie, Schauplätze der vaterländischen Sage der deutschen Geschichte. Der Sänger der Nibelungen, der Ordner des Gedichtes, muß hier gelebt haben. Die Orte, wo Rüdiger gehaust haben soll und Hagen über den Strom fuhr, finden wir noch an der Donau wieder. Die Bauernkriege ließen auch hier links und rechts Spuren ihrer Verwüstungen, aber auch Erinnerungen an hochherzige Züge zurück. Endlich hatte die Reformation schon die tiefsten Wurzeln geschlagen und besonders den ernsteren, tiefern Geist des Oberösterreichers über den Verfall der Kirche emporgehoben, aber priesterliche und weltliche Macht verstanden alle diese Keime wieder auszurotten und die Bekenner des neuen

Glaubens in die Gebirge zu verdrängen, wo ſie ſich noch jetzt hie und da zerſtreut erhalten haben. Es könnte ein anderer Geiſt über dieſe geſegneten Fluren wehen. Dieſe biedern, treufleißigen Stämme könnten dem Walten des deutſchen Genius näher ſtehen, als es Metternich und ſeinem Syſteme beliebte ſie zu ſtellen.

Ich muß hier eine Anmerkung machen. Zu den großen Lobpreiſern und Enthuſiaſten der proteſtantiſchen Kirche gehör ich nicht. Wenn ich Deutſchlands gebrochene Einheit damit hergeſtellt ſehen könnte, gäb' ich gern etwas Leipziger Ra tionalismus hin, gern einige Pakete proteſtantiſcher Synodal beſchlüſſe und die ſämmtlichen Jahrgänge der evangeliſchen Kirchenzeitung ohnehin. Aber in den meiſten katholi ſchen Landen erfaßt uns denn doch der Stolz, einem pro teſtirenden Geſchlechte anzugehören. Die Poeſie des Katho licismus hört auf, wo die Beſchränkung des Geiſtes und ſeine gedankenloſe Sklaverei anfängt. In ganz Oeſterreich hat eine frivole Politik die Religion zum Vorwande genom men, die Völker um ihre ewigen Rechte zu bringen, die Menſchen um ihre nächſte und urſprüngliche Freiheit zu ver kürzen. Wo die Religion zu ſolchen Beſchönigungen dienen kann, verliert ſie ihre Würde und ich geſtehe, daß man, in Oeſterreich auf dem Lande reiſend, dieſe ewigen Kapellchen dieſe hölzernen Crucifixe und die geklexten Votivtäfelchen recht herzlich ſatt bekommt.

In Linz, hoch auf einem Feſtungsthurme, mit wunder voller Ausſicht auf Berge und Thäler, hat ſich eine Colonie Jeſuiten angeſiedelt, an dem Schrecken der Gebildeten ſah man's, die erſten in der reizenden, gewerbfleißigen Gegend

ich z. B. ein Werk ſchreiben laſſen wollte, für welches kein Buchhändler die materiellen Koſten und den Ehrenſold wagen will, gar nicht beſinnen, folgendes Mittel zu meinem Zwecke zu wählen: Die Pflaſterung der Straßen mit Erdpech greift immer mehr um ſich; ich habe gewiſſermaßen ein Werk darüber geſchrieben; kein Buchhändler will ſich zu deſſen Verlag bequemen. Meine Kenntniß des deutſchen Buchhandels kömmt meinem Intereſſe zu Hülfe. Ich ſchreibe an die Redaction des Leipziger Buchhändlerbörſenblatts im Namen irgend einer Buchhandlungsfirma, deren Handſchrift von jener nicht gekannt iſt. Ich laſſe in jenes Blatt einrücken: Schriften über die Pflaſterung der Straßen mit Erdpech erbitte mir in fünfzigfacher Anzahl! Zwei Andere rücken drei Tage ſpäter ein: Erdpechſchriften erbitte mir ſchleunigſt per Poſt in ſechzig — ſiebenzig Exemplaren; nun rück' ich mit meinem Werke vor und trete damit einem Verleger

unter die Augen. Der erſchrickt, ein Werk ſchon fertig zu finden, das er eben bei einem Gelehrten beſtellen wollte; die Nachfrage in dem Börſenblatt hat ihn ermuthigt, er bezahlt mein Werk, und ich verſchwinde."

Der Graf, von mehrfachen Empfindungen freudig bewegt, greift auf den Tiſch und ſagt: „Dies Werk iſt von Ihnen?" Die Brüder Schlachtenmalers beſtätigten es und fingen von einer Periode der größten Noth an, wo ſie dies Experiment gerettet hätte. Schlachtenmaler ſchämte ſich faſt und meinte, ein Troſt wäre nur der, daß das Buch in der That über jenen Gegenſtand ſpräche: denn der Buchhändler hätte es nicht geleſen, ſondern gleich in die Druckerei gegeben, und wär' es auch ſtatt über die Erdpechpflaſterung eine Schrift über die Kantiſche Philoſophie geweſen. Der Graf aber dachte erſtens, wie erwünſcht ihm ein Mann käme, der über Erdpech ſchreiben könne und zugleich Maler und Schauſpieler

wäre; dann aber, daß man unter Dieben nie gehangen wird. Er ſagte: „Meine Herren, ich bin überzeugt, daß wir uns bald verſtändigen werden, und Sie vielleicht ſich ſelbſt jene Fächer wählen, für die ich mir einen Jeden von Ihnen vorläufig zu beſtimmen erlaubte. Doch darüber morgen! Nehmen Sie drüben Ihre Wohnung und Erfriſchungen ein!“ Damit empfehlen ſich die Brüder und auch Schlachtenmaler; doch rief dieſem der Graf nach: „Noch auf ein Wort!“ Schlachtenmaler kehrte um, und der Riegel der Thüre fiel in's Schloß. Sie ſprachen lange und leiſe, und die Muſe weiß nur, was die Frucht der Unterredung war. Indeſſen ſchien es doch, als hätte ſich rings um das Zimmer eine große Schlange gelagert und einen magiſchen Kreis gezogen, und allerhand kleine Teufelchen kugelten aus den Wänden hervor und ſprängen an das Schlüſſelloch, wo ſie kichernd lauſchten und ſich zu verdrängen ſuchten, um zu hören, was

drinnen verhandelt wurde. Und man behauptete unten im Schloßhofe, einige Male wäre das Fenſter geöffnet worden, wo der Graf ſein Zimmer hatte, und eine rothgekleidete, ſcheußliche Geſtalt hätte hinausgeblickt, um Luft zu ſchöpfen, und hätte die Leute mit einer rothgefiederten Mütze begrüßt. Und, wer den Inhalt der dort oben abgeſchloſſenen Uebereinkunft gekannt hätte, der würde auch wohl nicht an dem Erdbeben gezweifelt haben, welches die Leute zur ſelben Stunde ſpüren wollten. Der Hund im Seitenhofe des Schloſſes wimmerte, und die Männer, welche im Hofe das Bette gruben, in deſſen Mitte der Peliſan ſtehen ſollte, warfen entſetzt die Spaten weg, weil ſie auf ein großes Rattenneſt geſtoßen waren, deſſen Bewohner ohne Zahl zu ſeyn ſchienen. Sie wimmelten aus dem Graben heraus und ſtürzten alle dem Keller zu, wo der Graf den Brunnen graben ließ. Dann war es aber wieder (und dies ſchien ganz

gewiß), als stände an der Kellerösfnung eine weiße, jugendliche Frauengestalt. Jeder Arzt würde in ihr die Schwester Hygieens erkannt haben, die Nymphe der Bäder, eine zarte, trauerumhüllte Gestalt, mit einem Kranz von Kräutern und krystallisirten Fischaugen umwunden, die wie Edelsteine aussahen. Als der Rothe oben wieder das Fenster öffnete und Luft schöpfte, floh sie davon, und bald traten heiter und vergnügt, Arm in Arm, der Graf und der Schlachtenmaler aus dem Hause und gingen mit ironischem Lächeln an der sonderbaren Quelle vorüber, die der Graf in dem mystischen Gewölbe graben ließ.

# Drittes Kapitel.

Das Buch Hiob.

Man kann nicht immer ſagen, daß die Unfähigkeit, Jemanden in die Augen zu blicken, das Zurückſchrecken vor der Sonne der Wahrheit iſt. Blaſedow hatte, dem Grafen gegenüber, ſicher nichts auf dem Gewiſſen; doch war es ihm, als müßt' er hinfort nichts als rothe und grüne Flecken ſehen, wenn ihm die ſtechenden Augenſtrahlen des Grafen gerade die ſeinigen blenden würden. Er wußte auch, daß der Graf die Kunſt beſaß, heiter und wolkenlos auf einem Vulcan zu ſtehen und ſcherzen zu können, ſelbſt, wenn Nemeſis ſchon

mit ihren Kataſtrophen an die Thür pochte. Blaſedow konnte den Blick nicht aushalten, der durchbohrend ihn treffen würde, wie er ſchon wußte; und ſo dachte er: „Ich will mich in die Seele des Grafen hineinſchämen und roth werden über das, was ſein Gewiſſen drückt!“ Und wer wird unſerm alten Freunde nicht bezeugen, daß uns die Fühlloſigkeit mancher Menſchen und in den Augenblicken, wo ſie zerknirſcht ſeyn ſollten, ihre halsſtarrige Ruhe vernichten und grauſam quälen kann? Wie mancher gefühlvolle Richter möchte dem Verbrecher um den Hals fallen und ihn beſchwören: Verſöhne doch wenigſtens das Gleichgewicht der Natur und der moraliſchen Ordnung durch eine Thräne über deine Störung derſelben! Und von Blaſedow kann man berichten, daß ihn in ſeiner Jugend ein Bekannter beſtohlen hatte, und er die Faſſung verlor und ſeine Anſprüche aufgab, als er den Dieb vor ſich ſah, und ihn der Richter ſeiner

That überführt hatte, und ſich kein Tropfen Reue in ſeinem Auge ſpiegelte. Ja, wen hätte die Geliebte nicht um allen Frieden gebracht, die, ungeachtet ihrer Liebe, ſtarr und kalt bei der Ausſicht auf einen möglichen Bruch, den ſie oder du verſchuldeten, blieb, die ſich mit erfrorenem, ſtarrem Schmerze in die tödtliche Dialektik einſpann: Wer mich aufgeben kann, der mag es können; ich will geliebt ſeyn, um zu lieben!

Blaſedow flüchtete in die Verwirrung des Parkes, der hinter dem Schloſſe theils verwüſtet, theils umgeſchaffen wurde. Er ſah bald, daß es ſich hier um die Erzeugung künſtlicher Ruinen handelte, und ſchwer fiel es ihm auf's Herz, daß er ſelber eine ſo natürliche war! Seitdem er ſich in dem Erfolge ſeiner Erziehungsträume getäuſcht hatte, glich er einem entwurzelten Baume, bei dem man zu lange gewartet hatte, um ihn wieder in ein anderes Erdreich zu pflanzen. Der Augenblick,

wo die Blätter und Blüthen seines Geistes die gewaltsame Veränderung nicht würden gespürt haben, war verpaßt, und nun welkte er allmählich ab und war sich selber eine Last. Moralische Vorstellungen mischten sich wenig in diese Dumpfheit, die seinen Geist drückte, ob er gleich fühlte, daß alle seine Söhne durch ihn verpfuscht waren, und keinem die Kraft innewohne, irgend eine selbstgewählte Lebensrolle mit künstlerischer Freiheit durchzuspielen; er nahm vielmehr diesen Erfolg und ihrer Aller Unglück als ein organisches Verhängniß, wo Niemanden ein Vorwurf treffe, als höchstens den Zufall, der gerade in dem Jahre, wo seine Hoffnungen reifen sollten, einen Mißwachs wollte. Ja, es fehlte sogar an Momenten nicht, wo er sich über das abendliche Ergebniß seines Lebens tröstete und sagte: „Muß es nicht Menschen geben, die gleichsam einem Netze oder Korbe ähnlich sind, in welchem die Frauen alle überflüssige Enden Band,

Zwirn- und Seidenfäden, Taffetreſtchen, und was vom beſten Werke übrig bleibt und, da es unnütz iſt, nur im Wege liegt, anſammeln? Wir haben die ſchönſten Stoffe in uns vereinigt; nur ſind ſie überflüſſig, weil ſie zu kurz ſind und nicht ausreichten, um noch an den Meiſterwerken ſelbſt verwandt zu werden. Es gibt große Menſchen, die gerade aus einem Stoffe aufgingen und ſich vollendet abrundeten; es gibt andere, die Alles in ſich beſitzen, nur nicht von jedem ſo viel, um daraus Eines machen zu können. Die Einen ſind Individuen, die Andern ſind Collectivmenſchen; jene ſind die Herrſcher der Welt, und dieſe ſollten ihre Rathgeber ſeyn; jene ſchaffen, dieſe denken."

Als Blaſedow den Entſchluß ſeiner Söhne billigte, Schauſpieler zu werden, und ſich bereit erklärte, zwar nicht zu ſpielen, aber ihnen die Lampen zu putzen — ach, er that dies einige Jahre hindurch mit ſtill in ſich lächelnder

Was ſie beginnen würden, lag noch im Dunkeln. Sie kamen mit hohen Schutzbriefen, mit Empfehlungen von einflußreichſten Händen. Aber die Gemeinden haben ſchon alle ihre Seelſorger, die Schulen ihre Vorſteher, die einzelnen Gläubigen ihre Beichtiger. Was wollen ſie? Wer bedarf ihrer? Was werden ſie beginnen? Sie werden, um feſten Fuß zu faſſen, zur Intrigue ihre Zuflucht nehmen. Sie werden zuerſt Wohlthaten ſpenden, die Armen, die Bettler an ſich locken, ſie werden unter den Kindern, den Frauen, den Greiſen von ſich reden machen. Dann werden ſie predigen. Haben ſie Talente, ſo verdunkeln ſie einen Pfarrer dort, einen Kaplan da. Sie eröffnen Frühmetten, Abendmetten, Nachmittagserbauungen, ſie locken, womit ſie können. Dann verdächtigen ſie die andern Ordensbrüder, endlich treten Vakanzen ein, eine Pfründe iſt offen, ein Lehramt iſt zu beſetzen, der Augenblick iſt reif, ſie huſchen hinein, ſie haben in den fremden Häuſern nur einen Fuß und bald ſind ſie darin die neuen Herren und ſetzen die alten vor die Thüre. Nein, es gilt zwar in den Augen Metternichs und ſeiner doctrinairen Umgebungen, der Herren Jarcke und Pilat, durchaus nicht für geiſtreich und eines denkenden Schriftſtellers für würdig, den Kaiſer Joſeph zu rühmen, allein Ruhm und Preis dem edeln Fürſten, der in ſeinen Staaten ſolchen Ränken ein für allemal eine Ende machen wollte! Weil er vielleicht zu weit ging, als er dem Fanatismus alle und jede Nahrung entzog, durftet ihr Reaktionäre Euch ſo an Gott und ſeinen Geſchöpfen verſündigen, daß Ihr den Wahnſinn nun auch nirgends mehr bekämpft? Oeſterreich iſt, wie ich noch ſpäter zeigen werde, ein Land, in welchem oft der Menſch an ſeinem Urrechte, auf Erden zu exiſtiren, förmlich irr werden kann.

Entſagung — da waren ſeine Vorſtellungen dieſe: Wer den Stoff der Größe in ſich trägt, aber nicht das Modell beſitzt, ſie auszuformen, oder derjenige, dem der Stoff mit zu vielen heterogenen Beſtandtheilen verſetzt iſt, der ſollte immer Schauſpieler werden! Das gerathene Genie dichtet das Werk, und das verdorbene Genie ſtellt es dar. Der Heros wirft aus einem Guſſe hin und zeichnet die großen Contouren, welche der Schauſpieler dann ausfüllt und ſo bewunderungswürdig belebt, daß der Heros ſelbſt vor ſeiner Schöpfung erſchrickt: denn, daß man ſo Lebenvolles daraus zaubern könne, hatte er nicht gedacht. Ein Schauſpieler war Blaſedowen (wie Hamannen in Königsberg ein Jude) Gegenſtand einer tiefen religiöſen Verehrung, ein Wunder: „denn," ſagte er ſich, „wie Großes und welche Bewunderung vor der Größe muß nicht in einem Menſchen leben, der die Helden faſt noch über ihren natürlichen Wuchs hinaus

erhebt; und ſelbſt ſeine Uebertreibungen und Uebergriffe verrathen doch das ungeheure Maß von Genie, welches dieſe Menſchen dem Genie zutrauen, verrathen die abgöttiſche Verehrung, die ſie vor der Erhabenheit und dem menſchlichen Heroismus haben. Wenn die Geſinnungen und Empfindungen der Menſchen bei ſteigender Cultur ſich noch mehr und mehr ausflachen ſollten, und die Diplomatie der Umgangsſprache und Umgangsgeberden jeden originellen Zug weglügt und weglächelt, den der entſchloſſene Wille und die unerſchrockene Ueberzeugung ſonſt anzunehmen gewohnt war: ſo werden es die Schauſpieler ſeyn, welche die Tradition des menſchlichen Gemüthes und ſeines halb göttlichen, halb thieriſchen Urſprungs erhalten. Sie werden Tyrannen zeichnen, ſo daß wir im Stande ſind, ſolche aus unſern conſtitutionellen und die Hände der Bürger drückenden Staatsoberhäuptern herauszukennen; ſie werden den Geiz ſchildern, der ſich längſt

hinter einer ſcheinbaren Lebensphiloſophie verbirgt; den Haß, der ſich längſt wie Liebe geberdet; den Spott, der längſt die Miene des Lobes angenommen hat; den Neid, der ſchon die Miene der Freigebigkeit macht; die Verfolgung und Verleumdung, die ſich jetzt ſchon hinter Küſſen verbergen. Wie iſt ſchon ſo Manches in den menſchlichen Gefühlen, die das vorige Jahrhundert durchzitterten, eine Fabel geworden! Das Theater aber hat die lebendige Abſchauung jener Empfindſamkeitsperiode und jenes Iffland'ſchen Familienjammers, in dem wahrlich eine groſſe Wahrheit troz der Carricatur liegt, erhalten, das Theater, wo dieſe uns ſchon wie im Herbarium aufgetrocknet bedünkenden Affecte friſch aufblühen und einen Duft verbreiten, der unſere ſtarren und kälteren Empfindungen betäubt und überwindet. Um wie viel wichtiger wird die Kunſt des Schauſpielers werden, wenn erſt die glatte Oberfläche der Convenienz alle Falten des Antlizes,

alle Falten der Gewänder, auch derer, in welchen Möros einſt noch einen Dolch tragen konnte, geebnet haben, und die Natur nur noch auf dem Theater zu finden ſeyn wird."

Doch hatte Blaſedow gewiß an dem Lampenputzen ſelbſt eingeſehen, daß ſo vieles Häßliche und Unbedeutende, wird es nur in eine glückliche Beleuchtung geſtellt, ordentlich einen Schein von Schönheit und Reiz annehmen kann. In ſo Vieles legt das Dichtergemüth einen tiefern Sinn, und wie ſchwer würd' es ihm werden, ſollt' es dieſen Sinn ſelber tragen und an eignem Leid in Erfüllung bringen! Blaſedow, auch durch das Theater, welches er anfing, recht für die höhere Weihe und Verſöhnung ſeiner verfehlten Erziehungsmaximen zu halten, getäuſcht, hatte ſich gewöhnt, nun auch Alles und Jedes in ſeinem eigenthümlichen und aus ihm, dem Dinge und ſeinen Verhältniſſen ſelbſt ausſtrömenden Aether zu laſſen; etwas hinzuzuthun aus ſich oder

den Aether der Dinge zu deſtilliren in höhere Gedankeneſſenzen, daran verzweifelte er, ſeitdem er wußte, daß ſich das Meiſte im Leben ſchön ausmalen, und das Wenigſte davon doch ſelbſt tragen läßt. Er ſagte: „Nichts bleibt uns, als die Klage — wehmüthig genug — auch die ſtolzen und kühnen Heldenſagen der Vergangenheit ſchloſſen mit dem Geſtändniß, daß man nur Eines immer und ewig gewiß ſeyn könne, des Schmerzes; der Schlußſtein der Nibelungen iſt der Leichenſtein der Klage.“ Und dann ſagte Blaſedow auch wohl: „Ich bin der Chor der griechiſchen Tragödie!“ Und als ſolchen duldet ihn und tragt ihn und zürnet ihm nicht, daß er dort ruhig und gelaſſen durch die Hecken ſchreitet, ſcheinbar empfindungslos an den Bäumen hinauf ſieht und wie abweſend ſich die künſtlichen Felſen betrachtet, welche der Graf zu hydrauliſchen Verirſpielen benutzen wollte! — In einem kleinen Bosket, welches zur Zeit noch von

dem Baugeiſte, der hier Alles in etwas Merkwürdiges verwandeln wollte, verſchont war, bemerkte unſer ſchwermüthiger Wanderer eine verhüllte Frauengeſtalt; wenigſtens war ihr der Schleier, den ſie an einem kleinen Sommerhute trug, etwas in's Antlitz gefallen und gab ihr das Anſehen einer tief in ſich verloren Nachdenkenden. Und ſaß ſie nicht auch wirklich da, wie ein Bild der Melancholie, und würde auch ohne Schleierfall dieſen Eindruck gemacht haben? Wie ſich Blaſedow näherte, blickte die Dame auf, und, wie ſie ihn erkannt hatte, wußte Gräfin Sidonie nicht, ob ſie aus der Orgel ihrer Empfindungen dieſes oder ein anderes Regiſter anziehen ſollte. Sollte ſie die Gräfin ſeyn, welche huldvoll und herablaſſend den alten Bekannten grüßte und ihn ihrer Gnade verſicherte, oder ſollte ſie der Landpartie nach Dreifelden und des rothen Ochſen gedenken oder des unterbrochenen Theeopferfeſtes, an welchem der Pfarrer ja Theil

genommen, oder ſollte die lichte, helle Wahrheit aus ihrem Auge klagen, und ſelbſt die Thräne nicht verleugnet werden, die ſich eben darin ſpiegelte? Ach, ſo ſteht der Menſch oft wie eine Windharfe dem ſanften und ſtürmiſchen Luftzuge gleich offen oder weiß die nackte und ausgeſtorbene Bruſt bei einer ſchnellen Ueberraſchung mit keiner Hülle zu bedecken und muß ſich gefangen geben! So knicken oft im Nu die friſcheſten und eiligſten Entſchlüſſe oben am Stengel ab; ſo ſinkt dem Helden die Waffe nieder, die er kaum erhoben: denn er fühlt den Tod im Arme oder erkennt durch eine Spalte des Viſiers hindurch ſeinen eigenen Bruder. So entwaffnet ſtand E[illegible]nie. Hundert Scherze und Vorſtellungen erſparben ihr auf der zu den alten Lügen (die ſie für eine ſchwere Standespflicht anſah) ſchon angeſchlagenen Zunge; ſie mußte den ſchon zu einem künſtlich unbefangenen Willkomm erhobenen Fuß und ſich ſelber auf die Raſenbank

ſinken laſſen und der Wehmuth ihres Gefühls, den guten und, nicht minder wie ſie, unglücklichen Mann wieder zu ſehen, Raum geben. Blaſedow aber, nur des Lügengeiſtes der Adeligen ſich bewußt, verſtand auch dieſen Empfang ſich nicht anders als im Sinne der Komödie zu deuten und ſagte nicht ohne einige Ironie: „Wie unbequem muß es Ihnen ſeyn, in dieſer Zerſtörung zu leben, woſelbſt der Wiederaufbau, mit dem ich rings die Arbeiter beſchäftigt ſehe, einen künſtlichen Verfall vorſtellen ſoll? Haben Sie mich noch nicht vergeſſen, Frau Gräfin?“

„Ach, lieber Freund,“ ſagte die Gräfin, „wir Menſchen haben oft diejenigen als Leitſterne, die man an unſerm Lebenshorizonte gerade am ſeltenſten ſieht. So Mancher weiß nicht, wie er in die Berechnungen eines Andern und oft gerade zu in ſein Gewiſſen verflochten iſt. Man kann ſich ſehen und nie ſprechen und doch für einander eine Beziehung

haben, die man Niemanden und kaum sich selber eingesteht."

Blasedow, der diese Wahrheit wohl fühlte, sie aber nicht auf sich zu beziehen wagte, wich deren Schlußfolgerung aus und schrieb sich davon nur so viel zu gute, daß er fortfuhr: „Wenn ich Ihr Gewissen bin, gnädige Frau, dann sind Sie sanft und gut gebettet!" Und nun setzte er sich an ihre Seite, ganz betroffen über die Schwermuth, die den Stolz dieser Frau, er wußte noch nicht, ob verschleiert oder vernichtet hatte.

„Sie haben viel gelitten, lieber Freund," begann Sidonie, und Blasedow ergänzte, sie verbessernd: „Leiden wollen, meine Beste! Und besser ist es immer, unglücklich durch sich selber, als durch Umstände seyn. Wenn der Arzt eine versteckte und nicht recht ausgesprochene Krankheit sieht, so befördert er ihre Entwickelung und sucht ihr gerade jene normale Gestalt zu geben, die sich sichrer heilen läßt."

„So hoffen Sie also?“ fragte Sidonie und legte in den Ausdruck ihrer Stimme einen Ton, als hätte sie es an sich selbst erfahren, wie unmöglich dies ist.

„Ich würde hoffen,“ antwortete Blasedow, „wenn ich jünger als meine Söhne wäre. In ihnen liegt mein Unglück, weil in dem Unglück meiner Söhne wieder meine Schuld liegt. Ich würde glücklich und ruhig seyn, wenn ich jedem meiner Kinder sein Grab zu werfen und einen einfachen Denkstein darüber bauen könnte; ich würde gerade dann hoffen, auf Friede wenigstens, wenn ich nichts mehr zu hoffen habe. So steh' ich armer Mann jetzt so weit von meinen Söhnen ab, die ich mir einst dem warmen Herzen so nahe gebracht hatte; sie können mir ein Recht, ihnen Vater zu seyn, kaum gestatten, und doch trab' ich, als fünftes Rad, an ihrem Wagen einher, schleppe nur und drehe mich nicht mehr um meine eigene Axe. Und, wenn es einen Trost

Linz bietet, beſonders auf ſeinem großen Platze, faſt ei
italiäniſchen Anblick. Die Gewohnheit aller dieſer Gegen
die Häuſer glänzend weiß zu tünchen, gibt den Städten
Weilern, wenn ſie ſo im Sonnenſchein und friſchem G
daliegen, etwas ungemein Liebliches. Linz hat nun volle
noch den Schmuck flacher Dächer, ſchöner Kirchen, ſchatt
Promenaden und den ſchönſten in dem lieblichen Ausd
ſeiner weiblichen Bewohner. Die großen goldnen Helme
Frauen gefallen mir nicht, aber die ſchwarzen enganliegen
Tücher, die ſie für gewöhnlich tragen, geben der Stirn,
Naſe und dem zarten Profil überhaupt einen anmuthi
Ausdruck. Auch das Theater, das unter einer fleißigen Di
tion ſteht, nimmt vortheilhaft für ſich ein. Mit Vergnü
begrüßt' ich in ihm wieder die Döbler'ſchen Nebelbilder, d
zarten Farbenhauche, mit welchen uns ein als Menſch e
ſo liebenswürdiger wie als Künſtler und Gelehrter bed
tender Mann zuerſt in Deutſchland bekannt gemacht
Döbler hatte die Zahl ſeiner Bilder vermehrt und es in
kräftigen Ausdruck der Effekte zu einer Virtuoſität gebra
die ihn vor ſeinen Nachahmern ſicherſtellt.

Die Unterſuchung durch die Douane geſchah in Linz
Milde und Zuvorkommenheit. „Was haben Sie dor
Bücher! . . . Himmel, das ſchien die Scene zu verände
Vor Büchern hat dieſer Rieſenſtaat mit ſeinen koloſſa
ungriſchen Grenadieren eine wahre Geſpenſterfurcht. Als
aber hinzufügte: Lauter Comödien! klärte ſich die Miene
Douaniers freundlich auf. Vor Theaterſtücken haben ſie
keine Furcht. Zwar laſſen Metternich und Sedlnitzky
einziges Shakeſpeare'ſches Stück aufführen, in welchem ein z
deutiger König oder ſchlechter Miniſter vorkommt, aber was

gäbe, wollen Sie ihn wissen? Brauchen Sie ihn?“ — Sidonie schwieg. „Nun,“ fuhr Blasedow fort, „so ist es die Unbegreiflichkeit des menschlichen Daseyns. Ach, wüßten wir, meine liebe Frau, die Lebensaufgabe, die Gott den Menschen gestellt hat, dann wären wir gar übel dran: denn die Unglücklichen, die ihr Unglück selbst verschuldeten, diejenigen, denen alle ihre Pläne fehlschlugen, hätten dann keinen Trost mehr. Ich sehe so oft in stiller Nacht die Sterne an und denke dann leise bei mir: Was jagt nun wohl und rennt die Welt, was kümmern sie die eingebildeten Aufgaben und selbstverschuldeten Leiden, was lügt sie vielleicht über unser Sollen und Müssen, über unser Treffen und Verfehlen! Es ist so schön, sich mit sanfter Ergebung unter den Wettern zu beugen, die dicht über unserm Haupte vorüber ziehen; es ist so schön, gehorsam zu seyn und zu dulden. Und, wenn denn einmal in der Welt und in unserm Verhältniß zu ihr doch

nichts ohne Ehrgeiz seyn kann, nichts ohne ein wenn auch noch so leise ausgesprochenes Interesse, so wär' es ja möglich, meine liebe Frau, daß gerade der Boden, den wir mit unsern Thränen und mit dem Stroh unsers Unglücks düngen, daß gerade die Thorheiten und Irrthümer, denen wir uns im guten Glauben hingaben, und die wir nun vor der Welt so sichtbar, so an den Pranger gestellt, zu bereuen haben, gerade das rechte Ackerland bilden, auf welchem die Lebensaufgabe blüht und dereinst ihre Früchte tragen wird. Versuchen Sie es nur, meine Liebe, das Elend des Lebens als eine Aufgabe zu betrachten, so wird es Ihnen bald so werden, wie mir. Ich habe ordentlich versucht, in der Lösung dieser Aufgabe es bis zur Virtuosität zu bringen und ein still vergnügter Märtyrer der Widerwärtigkeit zu werden: das gibt Heiterkeit und Trost und läßt sogar wünschen, das Maß möchte sich immer mehr füllen und das

Elend dicht über den Rand laufen.“ Sidoniens Lächeln über dieſe Worte machte nur, daß die dadurch entſtehenden kleinen Falten aus den Augen die mit Mühe verhaltenen Thränen entgleiten ließen. Dann verſuchte ſie die erſtickte Stimme zu überwältigen und mit einem Nachdruck, der nur die Rührung zurückdrängen ſollte (wer die Thränen kennt, weiß, was ich ſagen will), zu antworten: „Hätte nur der Schmerz nicht immer ein beſtimmtes Colorit und ginge lieber gleich, wie es leider ſchon bei Ihnen zu ſeyn ſcheint, von einem allgemeinen, grauen Dunſtkreis, der Ihren Horizont bildet, auch bei mir aus! Aber ſo niſtet ſich zwiſchen verbrannte Steppen immer wieder etwas friſches Grün an, flicht ſich in den Todtenblumenkranz immer wieder durch Zufall eine Roſenknoſpe oder ein kleines Veilchen ein, daß man jener Reſignation, die Sie mir ſchildern, nicht völlig Herr werden kann. Die Täuſchung iſt der

Anfang des Schmerzes, und die Entſagung ſein Ende. Aber bei mir — ach — das iſt unmöglich zu ſagen, was man leidet, wenn das Leiden nicht anerkannt wird, wenn man die Miene des Glückes ſelbſt im Unglück tragen muß und das Widerwärtige meiſt nur als die Folge eines ärgerlichen Zufalls betrachten kann. Dann kömmt wohl ein Augenblick, wo man die Maske abwerfen möchte und ausrufen: Ich bin allein! ein Augenblick, wo man im Begriff iſt, alle Fenſter ſchwarz zu verhängen und mit dem Leben — ja, daß ich's nur ſage — auch mit der Lüge abzubrechen; aber..... ich fühl' es wohl, es gehört dazu ein größerer Geiſt, als ich ihn beſitze, ein Heldenmuth, den ſelbſt die Frauen nicht hatten, welche Klöſter ſtifteten: denn wurden ſie dafür nicht als heilig verehrt?" — „Und wurden ſie nicht Aebtiſſinnen der Klöſter?" ergänzte Blaſedow lächelnd.

„Ach," fuhr die Gräfin fort, „es iſt gerade die gegenwärtige Lage, in der ich mich befinde,

die mir dieſe Reiſe zu einem völligen Abſchluſſe mit dem Leben gibt. Was mich ſo ſchmerzhaft bewegt, iſt dieſer Contraſt meines geängſteten und nichts mehr hoffenden Gemüths und die tollkühne, frevelhafte, ich möchte faſt ſagen, gottesleugneriſche Art, wie mein Mann da gräbt und baut und ſich und Andre täuſcht. Da hat er den Kopf voll verwegener Projecte und ſchläft kaum und iſt in einer Aufregung, die recht verräth, wie viel davon abhängt, und wovon er ſchon abhängt! Der lärmt und arbeitet und grübelt und legt ſelber Hand an in Hemdärmeln, mit Schweiß an der Stirn, und, ſo ſehr ich's in ſeinem Zuſammenhange all verachten muß, ſo viel Mitleid koſtet mich's doch wieder und ſo viel Thränen. Die trügeriſche Vorſtellung, als könnte durch all dies Toben und Hämmern und Zimmern etwas erreicht und möglich werden, iſt es, die mich ängſtigt: denn ich ſehe ja, daß es wie Schattenſpiel an der Wand und aller Weſenheit

und Solidität baar und bloß ist." — „Ich soll eine Rolle dabei spielen," sagte Blasedow, „oder bin wenigstens der Ballast derjenigen, auf die der Graf hiebei stark rechnet, meiner Söhne. Ich denke, wenn die Gegend eine merkwürdige werden soll, so muß es dabei Menschen von allerhand Charakteren geben."

„Kommen Sie," sagte Sidonie, indem sie sich erhob und Blasedow'n den Arm reichte; „ich zeige Ihnen eine Stelle, wo ich mir den Hain von Montmorency und das Cenotaph Rousseau's mit seinen Trauerweiden nachkünsteln will." Sie schritten langsam vorwärts, oft gezwungen, über verstümmelte Gartengötter, die im Wege lagen, den Fuß zu heben, über Baumstämme, die sich in bergige Erhöhungen verwandeln sollten, wegzuschreiten, bis sie auch allmählich hinter den Bäumen verschwanden.

# Viertes Kapitel.

Unentgeltliches Inserat einer Zeitungs-Annonce

Nicht lange nach diesen Vorgängen las man in mehreren öffentlichen Blättern einen Bericht, den wir, da er nicht unwahrscheinlich in den Zusammenhang unserer Geschichte gehört, hier wieder abdrucken wollen:

**Das Bad Amalienbad.**

Schon zur Zeit, als Herr von Metzenthin noch Besitzer jener freundlichen Herrschaft und Gegend war, welche sich jetzt unter dem Namen Amalienbad aus einem Sandmeere wie eine blühende Oase erhebt und in der

Fürſtenkrone Vierhufens wie ein prangender Diamant erglänzt, bemerkte man oft, daß die herrſchaftliche Wäſche nicht jenen Grad von Weiße erreichen wollte, den man durch einen beiſpielloſen Aufwand von Mühe und Seife nothwendig und bei einem natürlichen Hergange der Dinge hätte erreichen müſſen. Die Tiſchtücher, Servietten, ja, die feine Leibwäſche des Herrn von Metzenthin ſelbſt und die Garderobe ſeiner Töchter (leider war Herr von Metzenthin ſeit Jahren Wittwer) machten ſich nicht nur durch einen auffallenden hellbräunlichen Schimmer, der darauf lag, ſondern auch durch einen widernatürlichen Geruch ſo bemerkbar, daß vielleicht einer der Gründe, warum Herr von Metzenthin die jetzige Standesherrſchaft Amalienbad verkaufte, in dieſem Umſtande zu ſuchen iſt. Auch der jetzige Beſitzer, der Herr Graf von der Reige, bemerkte bald nach ſeiner Anſiedelung auf der Herrſchaft, daß ſeine Wäſche ſich durch einen

Teint auszuzeichnen anfing, den er jedoch, ein feiner Kenner der Chemie und mehrerer angewandten Zweige der Naturwissenschaften, bald als verwaschene, sogenannte Eisenflecke erkannte. Das Phänomen war auffallend und mußte die Neugier eines Mannes reizen, der nichts, was zur Bereicherung seiner Kenntnisse dienen könnte, zu unterlassen gewohnt ist. Er untersuchte den Brunnen, welcher das Wasser in die herrschaftliche Waschküche leitete, und fand zu seinem Erstaunen, daß dasselbe in einem außerordentlichen Grade mineralhaltig war. Den Herrn Grafen nahm diese späte Entdeckung eines für unsere ganze Monarchie und die angränzenden Länder so äußerst wichtigen Factums kein Wunder: denn der betreffende segensreiche Brunnen war im Untergeschoß des Schlosses selber gegraben und wurde lediglich, da man vielleicht längst zu dem Wasser kein Vertrauen hatte, zur Reinigung der herrschaftlichen Wäsche benutzt,

deren gelbliches Ausſehen allerdings längſt hätte Verdacht erregen ſollen. Der Herr Graf, im Entzücken über dieſen Fund, rief aus: „Hier ſollen künftig keine Hemden mehr, ſondern Menſchen gewaſchen werden!“ Ein Ausruf, der ſich jedoch als zu ſanguiniſch ergab, da die Quelle nicht ſtark genug iſt, um von ihrem Abfluß baden zu können'. Die herbeigerufenen Aerzte und Chemiker erklärten, Amalienbad würde eine der ſegensreichſten mineraliſchen Trinkanſtalten des Vaterlandes und der geſammten Umgegend werden, und ſchon ſollen mehrere Werke darüber unter der Preſſe ſeyn.

Die genaueſten chemiſchen Unterſuchungen ergaben folgendes Reſultat: Die nach der geliebten Landesmutter ſogenannte Amalienquelle iſt eine überwiegend eiſenhaltige, doch von der Art, daß ihr durch eine ſanfte Miſchung von Laugenſalz jene ſtrenge und zuſammenziehende Eigenſchaft geraubt wird, die das urſprüngliche Weſen des Eiſens bildet.

so gewöhnlich in Oesterreich Comödien nennt, ein bischen Bauernfeld, etwas Grillparzer, ein wenig Raimund und viel Nestroy, das läßt man zu und der Koffer wanderte durch eine Barrière von zwanzig Mauthsoldaten, die die Straße versperrten, ungefährdet, um in Wien noch einmal, aber strenger, untersucht zu werden. Das ist Alles in der Ordnung und in Frankreich noch viel schlimmer. Der Staatszweck muß seine Quellen haben.

Von Linz bis Wien wallt die Donau durch einen der gesegnetsten Theile der Monarchie. Die Strudel und Wirbel wiegen das Bingerloch bei Weitem auf und solche malerische Burgen wie der Dürrenstein, solche kecke Raubnester wie Aggstein, die Burg des Ritters Schreckenwald, findet man am ganzen Rhein nicht, nur daß dieser von Bingen bis Bonn den Vorzug engerer Zusammendrängung hat. An Wallfahrtskapellen und Abteien herrscht Ueberfluß. Von den letzteren ist die Benediktinerabtei Mölk die berühmteste und verdienstlichste. Hier war es, wo sich kürzlich Enk, der geistreiche Kunstrichter, ein Benediktiner, den Tod in den Wellen der Donau gab. Eine Erklärung dieses unglücklichen Endes, die mir genügend schien, hab' ich nirgend bekommen können. Es scheint wohl, daß krankhafte Körper- und Geistesstimmung, Ueberdruß am gewählten Lebensberufe, Nichtbefriedigung durch die eignen Erfolge und Leistungen den Ausschlag zu dieser unglücklichen That gegeben haben. Natürlich duldet die österreichische Censur nicht, daß solche Vorfälle auf eine beruhigende und gründliche Art besprochen werden und so entstehen denn Folgen, die viel schlimmer für das „System" sind. Viele haben mich für bestimmt versichern wollen, Enk hätte in der Abtei seinen Tod durch

Saliniſche Theile kommen hinzu, um dieſe wohlthuende Miſchung noch zu befördern, und die mehr erhitzenden Eigenſchaften durch ſanft eröffnende und auflöſende zu vertauſchen. Die Amalienquelle enthält auf einen Grad Eiſen faſt zwei Grad Glauberſalz und einen halben Grad ſalzſaurer Magneſia. Die Beſtandtheile von Mineralalkali, ſalzſaurer Kalkerde, Kochſalz, Magneſiakalk und Alaunerde halten ſich in einem anmuthigen Gleichgewichte, ohne daß eines vor dem andern beſonders hervorſchmeckte. Der Extractivſtoff iſt außerordentlich gering, dagegen der Cubikzollinhalt des kohlenſauren Gaſes faſt ſo ſtark wie in Pyrmont, nämlich achtundzwanzig, was jedenfalls ſo viel iſt, als auch die Quelle in Driburg zählt, und mehr, als Schwalbach, Spaa, Brückenau und Lauchſtädt ſich rühmen dürfen.

Wenn wir ſpäter die Verdienſte aufzählen werden, welche ſich der verzeitige Beſitzer der Amalienquelle, Herr Graf von der Reige,

um dieſe recht „ein Kind ſeiner Laune“ gewordene Entdeckung und die Umwandlung derſelben in ein mit vielen berühmten Bädern rühmlichſt wetteiferndes Badeweſen erworben hat, ſo erwähnen wir jetzt diejenigen Krankheiten und menſchlichen Leiden, gegen welche, nach übereinſtimmender ärztlicher Prüfung, Amalienbad ſich allen Siechen und ſich Uebelbefindenden empfehlen läßt. In der kurzen Zeit, wo die Heilkraft des Amalienbades ſich in der nächſten Umgegend verbreitete, wurden ſchon mehrere Privatkuren verſuchsweiſe und zu allgemeiner und beſonders zur Zufriedenheit der Leidenden ſelbſt in dieſem neuen Tempel Hygieens vollzogen. Mehrere, durch Ausſchweifungen in der Blüthe ihrer Entwickelung ſtillgeſtandene und verkümmerte Leidende, die wir aus Discretion nicht anführen dürfen, haben die ganze Kraft dieſes, wie Hufeland von dem Driburger Brunnen ſagt, excitirenden, reizenden, erhitzenden, das Blut nicht

allein bewegenden, ſondern in ſeinem rothen balſamiſchen Theile vermehrenden, erwärmenden, toniſch ſtärkenden und zuſammenziehenden Waſſers erlebt. Die Bleichſucht einer jungen, ſentimentalen Schwärmerin iſt bereits mit einem friſchen, erfreulichen Roſenabglanz übermalt. Ein hyſteriſch-hypochondriſcher Engländer, der gerade durchreiste, wurde durch mehrere Gläſer dieſes ermuthigenden Zaubertrankes von dem ſchrecklichen Entſchluſſe abgehalten, ſich um's Leben zu bringen, welches er auch in dem Badgedenkbuche ſelber niedergeſchrieben hat, mit dem Charakter, den er ſich gab: Lord John Butterfly, geheilter Selbſtmörder!

Wäre unſere Gegend katholiſch, welche Votivtafeln würden die Tauſende, denen hier Rettung und Geſundheit fließt, nicht am Eingange des Amalienbades aufhängen dürfen! Hieher komme, wer an Krampfkoliken, Bruſtkrämpfen, nervöſem Schwindel und Epilepſie

leidet, welches letztere Uebel selbst in Pyrmont keine Heilung findet. Alle Krankheiten des Magens und Verdauungssystems, die in Schwäche ihren Grund haben, chronischer Appetitmangel, habituelles Erbrechen, Schwerverdaulichkeit, Bläbsucht, Schleimsucht können, so gut wie chronische Diarrhöen, Lienterien, schleimichte Hämorrhoiden oder, wie Hufeland richtiger sagt, der weiße Mastdarmfluß, hier eine sichere und gründliche Heilung erwarten. Die chloritische Dyskrasie, welche in dem Mangel an rechter Lebenswärme im Blute besteht, und die nach einer Periode gewaltiger Aufregung, die Europa erlebt hat, die gegenwärtigen Zeitgenossen zu überfallen scheint, wird beim Amalienbrunnen bald verschwinden. Auch Würmer gehen Einem hier ab, selbst wenn man deren bisher in sich keine verspürte. Alle widernatürliche Hemmungen des für das menschliche Daseyn so unerläßlichen Wasserlassens, als da sind Strangurie und Blasenkatarrh,

ſchwinden nach dem Genuſſe dieſes ſtark auf den Urin treibenden Waſſers. Wir wollen einige Krankheiten nicht erwähnen, welche der Anſtand zu nennen verbietet, doch aber anführen, daß chroniſche Geſchwüre ſich eben ſo gut hier entwickeln und auflöſen, wie auch das männliche Unvermögen hier bei einer geregelten Kur ſicher ſchwinden wird. Frauen, die zum Abortus geneigt ſind, kann hier die Hoffnung, auf ihrem Arme dereinſt noch ſüße Kinder zu ſchaukeln, wiedergegeben werden, da die krampfhafte Reizbarkeit des Uterus bald vor dem Trunke aus dieſer Amalienquelle weicht. Die weibliche Unfruchtbarkeit wird künftig nicht mehr nöthig haben, nach Ems zu reiſen: denn auch dieſes Bad heilt ſie, und das um ſo ſicherer, als wir ſchon von ſeinem Einfluſſe auf die entſprechende Unfähigkeit der Männer ſprachen, für welche in Ems kein Kraut gewachſen iſt. Ueberhaupt alle Krankheiten des Gebärmutterſyſtems, die ſchmerzhafte Menſtruation

mit ihren gleichzeitigen Koliken, Erbrechungen, Ohnmachten und ähnlichen hyſteriſchen Zufällen müſſen hier eben ſo weichen, wie ſelbſt, was bei andern Bädern unmöglich iſt, die übertriebene Vollſaftigkeit des Uterus, woraus ſo leicht Verhärtungen, Polypen und Metaſtaſen von pſoriſchen, arthritiſchen und andern bedenklichen Stoffen an jenem empfindlichen Theile entſtehen. Es iſt dies nur eine kleine Skizze jener Krankheitsgruppen, welche durch das Amalienbad überwunden werden; den Aerzten und dem ſpätern Erfolge muß es überlaſſen bleiben, ob ſich dies troſtloſe Regiſter zum Wohle der leidenden Menſchheit noch vermehren läßt.

**Anmerkung** Die Amalienquelle ſteht zur Stunde noch nicht reichlich genug, um ihr auch einen äußerlichen Gebrauch abgewinnen zu können. Einſtweilen ſind unter dieſen Umſtänden die Brunnengäſte ſicher, daß ſie kein Waſſer trinken, in welchem ſich ſchon Andere gebadet haben; wie es denn noch jetzt Leute gibt, die mit Recht keinen Rothwein trinken, weil ſie leicht auf jenem Jahrgang ſtehen könnten, in deſſen ganzem Ertrage der König von Westphalen, Jerôme, ſeine Pariſer Krankheiten ſich abzuſuktion pflegte.

Da aber bekanntlich der Erfolg aller Badekuren davon abhängig ist, ob sich mit ihnen auch der Genuß einer angenehmen Gegend und einer heitern Geselligkeit verbindet, so hat der gegenwärtige Besitzer und Entdecker der Quelle, der Herr Graf von der Reige, sich angelegen seyn lassen, seiner Herrschaft alle die Reize wieder zu geben, mit welcher die Natur und Kunst sie früher bedacht hatten, und welche nur so lange in Verfall gerathen waren, als Herr von Metzenthin und dessen Töchter sich vergebens um den Teint ihrer Wäsche grämten. Der Herr Graf scheute keine Kosten, um das Schloß und die dazu gehörigen Besitzungen nicht nur in einen wohnlichen Zustand wieder zu versetzen, sondern sie selbst noch für höhere Anforderungen reif zu machen. Er legte passende Communicationswege an, auf welchen man von den verschiedensten Seiten her zum Amalienbade gelangen kann; er schuf das außerordentlich große Schloß selber in eine

einſtweilen äußerſt faſhionable Herberge für die Badgäſte um, indem er nur einen kleinen Theil der faſt zahlloſen Gemächer für ſich und die Dienerſchaft zurück behielt. Im Dorfe ſind für minder vermögende Beſucher alle nöthige Vorkehrungen und Bequemlichkeiten getroffen worden. Der Bad-Inſpector, Herr Schlachtenmaler, wird über Alles, was zum Comfort der Kurgäſte dienen könnte, bereitwillige und gefällige Auskunft geben.

Die Zierde des Amalienbades iſt die reizende Parkanlage, die ſich theils bei Herrn von Metzenthins Zeiten ſchon vorfand, theils erſt jetzt eine Wiedergeburt erfahren hat, die ſie zu einer ganz neuen Schöpfung macht.

Mit Vergnügen werden diejenigen, welche wahrhaft Leidende ſind, hören, daß Amalienbad in einer nicht gebirgigen Gegend liegt. Denn jeder Arzt beſtätigt, daß die Berge das zu verderben pflegen, was die Bäder gut gemacht haben. Sie ſind zur Mittagszeit ſehr

willkommen, aber des Morgens und Abends athmen ſie Dünſte und Nebel aus, welche einen gleichzeitigen Aufenthalt in der freien Natur dem Kranken unmöglich machen. Regengüſſe und Gewitter treten in Gebirgen öfter ein, als die Natur deren zu ihrer Abkühlung bedarf, die Partien ſind mühſam zu erſteigen und bringen beim Gebrauch von Stahlwaſſer nur Congeſtionen nach dem Kopf hervor. Darum kann ſich Amalienbad ſeiner Lage in einer reizenden Ebene rühmen. Sanfte kleine Anhöhen geben dem Blicke maleriſche Fernſichten; Bäche murmeln durch das friſche Wieſengras hin, auf welchem ſich die idylliſchen Heerden der Herrſchaft tummeln. Das Geläute dieſer Thiere trägt nicht wenig dazu bei, dem Amalienbade, mit Abzug der Gebirge, einen faſt ſchweizeriſchen Charakter zu geben. Wenn der Park für den täglichen Spaziergänger, der nicht zu weite Wege liebt, ein Ort der geiſtreichſten Erholung, wie wir dies beſſer unten

erklären werden, seyn wird, so liegen doch auch in der nächsten Umgegend des Amalienbades einige entferntere Punkte, denen theils die Kunst, theils die Natur ein reizendes Interesse gab. Partien und größeren Gesellschaften, die sich vereinigen wollen, werden wir vorläufig schon mehrere liebliche Spazierfahrten bezeichnen können, welche einen größern Aufwand von Wandermuth sicher belohnen. Der Hirschpark ist ein schattiges Tannen- und Birkengehölz, in welchem sich zur Zeit zwar nur ein gezähmter Hirsch aufhält, doch dagegen zahllose wilde, die oft rudelweise durch die Büsche springen. Leider sind sie in dem Grade scheu, daß sie nichts so sehr, als die Nähe der Menschen fürchten, und man oft Tage lang locken muß, bis man ihrer ansichtig wird. Der zahme Hirsch dagegen ist ein sanftes, freundliches Thier, mit dem sich die Kurgäste um so lieber beschäftigen werden, als neben seiner Einfriedigung, durch die Fürsorge

Andere gefunden. Das ist verkehrt, aber Irrlichter hüpfen nur auf Sümpfen.

Eine Stunde von Wien, in Nußdorf, landet das Dampfboot. Der Horizont hatte sich nach einem heißen Tage mit Wolken überzogen. Vom Kahlenberg her drohte ein Gewitter. Die Wiener wissen vielleicht nicht, daß von diesem Kahlenberge auch die Blitze der Calembourgs stammen. Der „Pfaff vom Kahlenberge" hieß im Mittelalter eine Sammlung von Schwänken oder richtiger von Lebensmaximen und Weisheitsregeln, die an Anekdoten geknüpft waren und die uns noch zum Theil erhalten ist. Der Kahlenberger Pfaff war mit der erste jener geistlichen Hofnarren, zu denen später Abraham a St. Clara gehörte und die Zacharias Werner und mancher moderne Wiener Fastenprediger wieder in Aufnahme bringen wollte. Ein Kahlenberger Spaß ist ein Calembourg, ein Wiener „Bär", wie deren der liebe Castelli eine Menge selbst angebunden und gedruckt später losgelassen hat. Bald aber werden wir sehen, daß auch die Zeit der Wiener Bären vorüber ist.

Also ein Gewitter und noch mehr, ein Wolkenbruch und zuletzt sogar eine Feuersbrunst. Das war eine merkwürdige Einfahrt in Wien. Eine Vorstadt unter Wasser und eine andere vom Blitz entzündet. Ich wurde als Dramatiker begrüßt mit Sturm, Regen und Donnerschlag. Aber auch die Censur repräsentirte sich in den Feuerlöschanstalten, die rasselnd an dem bescheidnen Fiaker vorüberfuhren. So hatt' ich ja Alles gleich bei der Hand. Und wenn ich noch hinzufüge, daß mir die schönen neuen Häuser des Josephstädter Glacis und die seit Frankfurt ganz aus dem Auge verlornen grünen Bäume, die hier schon wieder in ganzem Frühlings-

des Herrn Grafen, ein Wirthshaus angelegt ist, dessen gegenwärtiger Besitzer nicht ohne Fertigkeit auf der Geige ist. Sein Sohn bläst die Flöte und seine Frau schlägt die Harfe, so daß außer der regelmäßigen Badmusik an der Amalienquelle auch hier ein musikalischer Genuß für einen dergleichen Liebhaber stündlich anzutreffen ist.

Ein ander Mal rathen wir den Kurgästen, die Fasanerie und das Vogelhaus zu besuchen. Auch diese Sehenswürdigkeiten liegen in einem schattigen Gehölze. Mehrere ausgespannte Netze schließen eine Anzahl böhmischer Fasanen ein, von denen wir nicht wünschen wollen, daß sie bei der Ankunft der spätern Badgäste von den frühern schon möchten verzehrt seyn. Jedenfalls würde dann der Herr Graf Sorge tragen, aus Böhmen schleunigst einen neuen Transport zu verschreiben. Das Vogelhaus enthält eine artige Sammlung der beliebtesten Singvögel. Canarienvögel, Zeisige,

Finken leben hier im traulichen Vereine und räumen die Oberherrſchaft über ſie einer alten Eule ein, die aber, um die Damen nicht zu erſchrecken, nicht natürlich, ſondern ausgeſtopft iſt. Auch hier iſt für Erfriſchungen durch eine ſich mehr dem Ruſſiſchen nähernde Herberge beſtens geſorgt.

Die Eremitage, auch die Grotte der Liebenden genannt, iſt eine reizende Anlage auf der Südſeite des Amalienbades. Vor vielen Jahren hat hier in einem nach gothiſcher Art gebauten Hauſe, welches über und über mit Moos ausgelegt iſt, ein frommer Einſiedler gelebt, von dem aber die Sage ging, daß ſein nur der Zurückgezogenheit vom Leben gewidmetes Dach auch oft für unglückliche Liebende der Umgegend ein freundliches und verſchwiegenes Aſyl wurde. Wenn es wahr iſt, daß jetzt die Ehen nicht mehr im Himmel, ſondern in den Bädern geſchloſſen werden, ſo wünſchen wir, daß auch dieſe Grotte der

Liebenden vielen Herzen ein Ankerplatz ihrer Hoffnungen werden möge.

Endlich erwähnen wir noch eine Sehenswürdigkeit des Amalienbades, welche in dieſer Originalität vielleicht kein anderer europäiſcher Kurort aufweiſen kann. Dies iſt nämlich eine Gegend, die, nicht weit vom Bade belegen, den auffallenden Anblick einer mehr als arabiſchen Wüſtenei darbietet, und welche denn auch von dem Herrn Grafen, der überall das Charakteriſche mit kurzen Worten zu bezeichnen verſteht, mit dem Namen: die Wüſte Sahara, getauft worden iſt. Tiefes melancholiſches Schweigen liegt auf einem unüberſehbaren Sandmeere, deſſen Wellen unergründlich ſind. Kein Baum, kein Strauch wächst auf dieſem traurigen Eilande, welches in ſeiner düſtern Monotonie gegen die üppige grüne Fülle der Umgebungen einen faſt rührenden Abſtich gewährt. Es würde die Strafe eines Verbrechers ſeyn, durch dieſes bewunderungswürdige Spiel

der Natur, die oft mit der einen Hand Rosen flicht und mit der andern graue Asche ausstreut, zu Roß, zu Wagen oder gar zu Fuß waten zu müssen. Einigen Hunden, die man früher hinüber zu hetzen so grausam war, soll dieser Versuch das Leben gekostet haben. Von diesem rührenden Schauspiel einer unbedingten Oede und Unfruchtbarkeit werden die Kurgäste nicht ohne Wehmuth und Erstaunen scheiden: denn, so schmerzlich es ist, ein Bild des Todes zu sehen, so merkwürdig bleibt doch dieses seiner Seltenheit, seiner hohen Vollkommenheit wegen. Der Herr Graf lassen übrigens in Amsterdam gegenwärtig ein Kameel ausstopfen, welches er trotz aller Schwierigkeiten und Kosten, die das Unternehmen darbieten wird, doch in der Mitte dieser Wüste aufstellen will, um sie der afrikanischen Aehnlichkeit noch immer näher zu bringen.

Einer ausführlichen Beschreibung des Parkes können wir uns um so mehr überboben

fühlen, als es nicht nur Dinge gibt, die man durch Rühmen und Anpreiſen nur verletzt, ſondern auch einen ſehr talentvollen Dichter, welcher auf Virgils georgiſcher Leier ein Lehrgedicht über Amalienbad heraus zu geben gedenkt. Gleich hinter dem Schloſſe, an dem Brunnen, iſt ein großes türkiſches Zelt aufgerichtet, in einem Geſchmack, der ſo echt orientaliſch getroffen iſt, daß das Zelt wie von Feen über Nacht hingebaut ſcheint. Hier ruht ſich der Brunnengaſt aus, hier ertönt eine fröhliche belebende Muſik, hier plätſchert ein Springbrunnen, hier iſt das Rendezvous der Leidenden, die gläubig zu Hygieens Tempel ſtrömen. Blumenterraſſen und Blumenbeete ſchmücken die nächſte Umgebung des Zeltes, ſchattige Laubgänge ſchützen vor den Strahlen der Sonne. Höher hinauf ſind zwei leichte, aber anmuthige Gebäude errichtet, links das Ballhaus, rechts der Spielſaal. Vielleicht bedarf Letzterer einer Entſchuldigung.

„Die beiden Bade-Aerzte, die DD. Amandus Müller und Theobald Schmidt, waren nämlich durchaus abgeneigt, zur Errichtung einer Spielbank ihre Einwilligung zu geben. Indeſſen traten ihren moraliſch diätetiſchen Gründen doch andere entgegen, welche den Herrn Grafen bewogen, auch dies Uebel im Amalienbad heimiſch zu machen. Selbſt, wenn man von denen abſtrahiren wollte, die ausdrücklich nur, um zu ſpielen, in die Bäder reiſen, ſo würde doch auch denen, welche nicht ſpielen, hier eine Gelegenheit entzogen worden ſeyn, ſich in ihrem beſſern Selbſt zu fühlen. Um die Menſchen tugendhaft zu machen, muß man ihnen die Gelegenheit geben, es nicht zu ſeyn. Mancher, der aus einem Bade heimkehrt, freut ſich, nicht nur ſeine Zufriedenheit, ſondern auch ſein moraliſches Gewiſſen gerettet zu haben. Aus dieſen Rückſichten auf die Vermehrung der öffentlichen und Privat-Moral glaubte der Herr Graf bei ſeiner

hohen Landesregierung um die Eröffnung einer Spielbank einkommen zu müssen. Sie wurde ihm gegen eine Abgabe bewilligt, die nicht groß ist: welchen Umstand wir ausdrücklich anführen, weil das Publicum aus den allzugroßen Spielsteuern Mißtrauen in die Chancen einer Bank fassen muß. Die Amalienbader Bank wird von Herrn Albin Blasé d'Eau gehalten, einem gebornen Gascogner.

Die Saison beginnt mit dem 15. Juni. Anmeldungen auf Logis werden von dem Bad-Inspector Schlachtenmaler befördert, und etwaige sonstige Anfragen gründlichst beantwortet werden. Briefe und Gelder franco.

## Anhang.

### Geheime Depesche des Dr. Amandus Müller an den Grafen.

Vierhufen, den 15. Mai 18

Hochgeborner Herr Graf!

Mein erster Blick im hiesigen Gasthofe zum König von Hannover, der eine recht angenehme Lage hat, ob man gleich dem allgemeinen Straf- und Zuchthause gerade gegenüber wohnt, fiel auf eine Nummer der Vierhufener Landeszeitung, in welcher mein Bruder die Geschichte und Lage und Vortrefflichkeit des Amalienbades gottsträflich erlogen und übertrieben hat. Das Geheimniß der Quelle kenn' ich nicht und kann daher auch nicht bestimmen, ob das Amalienbad mehr in die Geschichte der Entdeckungen oder der Erfindungen gehört, zu welcher letztern unfehlbar die Struve'schen künstlichen Mineralwasser zu rechnen sind, ohne daß ich mir erlaube, die

Amalienquelle in ihre chemiſchen Beſtandtheile zu zerlegen, was mir um ſo ſchwerer werden würde, da ich kein Arzt bin, ſondern nur einen vorſtelle. Wer wird aber zu dem Waſſer Vertrauen faſſen, wenn er ſich in faſt allen Verſprechungen des Proſpectus getäuſcht findet? Von all der geſchilderten Wohnlichkeit iſt zur Zeit noch wenig vorhanden, von all den Sehenswürdigkeiten und ſchönen Gegenden gar nichts. Wie kann Schlachtenmaler von Eremitagen, Hirſchparken und Faſanerien ſprechen? Ich bedaure ihn, wenn er glaubt, ſeine Phantaſie werde den Kurgäſten auch in der Wirklichkeit das Alles vorſpiegeln, was das geduldige Papier ertragen hat. *

Mit wahrer Genugthuung jedoch kann ich Ew. Excellenz melden, daß meine Bemühungen für die Amalienquelle erfolgreicher ſeyn werden, als Uebertreibungen, die aus dem

* Als der Graf dieſe Stelle las, bewunderte er die Zwietracht und den Neid, der zwiſchen den Brüdern herrſchte.

Traum eines Fieberkranken zu kommen ſcheinen. Alle Zeichen treffen günſtig zuſammen und verſprechen, wenn nicht ſchon in dieſer, doch in der nächſten Saiſon alle meine Bemühungen zu krönen. Die allerdings nicht unbeträchtlichen Summen, welche ich von Ew. Excellenz zur Disposition bekommen habe, ſcheinen vorläufig freilich in den Wind zu gehen; doch nach dieſem Winde gerade werden ſich bald die Wetterfahnen der hofärztlichen Rathſchläge richten und den Pfeil nach dem Amalienbad umwerfen. In Kayuth konnte ich nichts verſuchen, da an Sägenreißers Unbeſtechlichkeit jeder Louisd'or aus Scham in ein rothes werthloſes Kupferſtück ſich verwandelt, und auch der Fürſt von Sayn-Sayn Jahr aus Jahr ein daſſelbe Bad beſucht. Allein in Vaduz habe ich das feierliche Verſprechen von dem Medicinalrath, Dr. Schuft, bekommen, daß er wenigſtens die Fürſtin, und zwar im nächſten Jahre, uns zuſchicken will. In dieſem Jahre

ſchmuck prangten, nach der ſtürmiſchen Fahrt entgegen lachten, ſo hatt' ich auch die freundliche Seite Wiens und fuhr erwartungsvoll und heiter angeregt durch das dunkle Kärnthnerthor.

Im erſten Augenblick verlor ich in der „Stadt Frankfurt," die ich bezog, faſt die Sinne. Ein Wolkenbruch, eine Ueberſchwemmung, eine Feuersbrunſt, die engen Straßen, der Fiakerlärm, Fiakerprellerei, das Theater an der Wien vor einer Stunde an Pokorny verkauft, Graf Czernin eben geſtorben, kurz der Boden wankte unter meinen Füßen und da ich keinen Menſchen und keine Idee hatte, an die ich mich halten konnte, ſo hielt ich mich an einen Theaterzettel und ſammelte mich erſt im Burgtheater, wo ſie „Bürgerlich und Romantiſch" ſpielten. Hier war mein Aſyl, hier konnt' ich mich ſammeln, hier war eine Art Heimath. Die Elsler tanzte im Kärnthnerthortheater, Neſtroy führte vor baldigem Thoresſchluß an der Wieden eine neue Poſſe auf, es war mir aber Gewiſſensſache, zuerſt das Burgtheater zu beſuchen. Wir weltlichen Leute haben auch unſre Religion.

Eine Tageschronik meines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Wien will ich nicht geben. Ich ſchreibe dieſe Erinnerungen nur im Allgemeinen aus dem Gedächtniſſe nieder. Ich war nicht etwa deßwegen in Wien, um darüber zu ſchreiben. Warum alles Leben in Buchſtaben verwandeln, warum einen Genuß ſich definiren oder einen Verdruß noch einmal durchkoſten? Ich wollte nur lernen, lernen von der großen Stadt, lernen von den Dichtern, den Künſtlern Wiens, ich wollte mir die größte deutſche Stadt in eine unmittelbarere Nähe führen, als die Cenſur und die Geographie erlaubt. Als ich aber ſchied, ging es mir ſeltſam. Träume ängſtigten mich

geht sie nach Ems ihrer leidenden Brust wegen; wenn sie aber den Winter überlebt, und die Schwindsucht nicht im Galopp kömmt, so wird Medicinalrath Schuft Sorge tragen, daß sie unsere Stahlquelle braucht. Freilich könnt' es ihr Tod seyn, sagte der Leibmedicus nachdenklich, als er mir eine Quittung über das Honorar für die Heilung eines Fingers schrieb: — denn Ew. Excellenz werden leicht errathen, daß ich einen so hochgestellten Mann nicht mit einer Summe Geldes so ohne Weiteres bestechen kann. Es ist immer meine Gewohnheit, mich absichtlich mit einem leichten Schaden zu behaften, z. B. mich in den Finger zu schneiden, einen Splitter einzureißen und dergleichen. Während der Heilung wird die Amalienbader Frage angeregt, und deutlich genug gezeigt, daß auf der Empfehlung ihres Eisenwerthes Gold steht. Der Leibmedicus nimmt für einen ausgezogenen Splitter recht gern dreißig Pistolen, wo ich noch den Vorzug habe, mir

eine Quittung darüber auszuwirken, was zu bewilligen sonst jedem Bestochenen die Klugheit untersagt. — Ich sagte also: der Medicinalrath hätte sich mit einem Buche getröstet, worin ein berühmter Arzt erklärt haben soll, daß oft ein begangener Heilungsirrthum die Wahrheit in einem krankhaften menschlichen Zustande schneller an's Licht fördere und der Behandlung des Arztes Diversionen eröffne, wo die kämpfende Natur sich stärkt und sich in ihrer Kraft zu üben beginnt bis zum allmählichen Siege.

In Lausau erklärte mir der dortige Leibmedicus des Großherzogs, daß er an dem Leben eines Fürsten keine Experimente zu machen wage, und daß dem Großherzoge Aachens Schwefelquellen einzig zuträglich wären, der schlechten Kuren wegen, die die Aerzte in Rom und Neapel mit dem als Erbgroßherzog dort reisenden jungen Fürsten angestellt hätten, und wo nun all das überflüssige Metall,

das in ihm stäke, in Aachner Schwefelqualm ausdünsten müsse; indessen machte er mir Hoffnungen auf einige Minister, namentlich auf einen, der dem Großherzoge längst viel zu constitutionell gesinnt wäre, und den er in einem Eisenbad so erhitzen wolle, daß er unfehlbar bei seiner Rückkehr sich zu falschen Schritten verleiten lassen und dadurch selber stürzen würde.

In Kuhschnappel hatte ich die Bestechung nicht nöthig. Dort fand ich einen würdigen Leibmedicus, der mir mit thränenden Augen gestand, daß das Leben des Kronprinzen nur noch durch Stahlbäder gerettet werden könne; er hätte dem Prinzen Campe's Sophrosyne zu lesen gegeben, er hätte ihn durch die Spitäler geführt, hätte ihn durch ritterliche Uebungen von seinem Laster abbringen wollen, aber selbst Pyrmont, das nach Hufelands Heilquellen, Seite 57, doch so ausgezeichnete Heilkräfte gegen diese allmählichen physischen und moralischen Selbstmörder entwickeln solle,

ſelbſt Pyrmont hätte wenig gefruchtet. Ich ſagte, als wir ſchieden: Herr Medicinalrath, vielleicht weckt ſchon der weibliche Name der Amalienquelle natürlichere Vorſtellungen in Sr. Hoheit! Will's Gott, ſeufzte der redliche Staatsdiener und gab mir weinend das Geleite.

In Flachſenfingen ſchien der Leibarzt des ungemein ſtark bekinderten Fürſten ein verſteckter Republicaner zu ſeyn. Wenigſtens ſprach er nur von dem Budget und deſſen täglich ſich vermehrender Ausdehnung. Er war bereit, uns das jüngſte Glied der fürſtlichen Familie, welches an Scropheln litt, zu opfern, und dachte dabei vielleicht an deſſen Apanage. Es war ein zorniger Mann, der mir beim Abſchied noch nachrief: er verlaſſe ſich wenigſtens darauf, daß man in Amalienbad künſtliche Salzbäder werde bekommen können; das Kind in echte zu ſchicken, nach Kreuznach z. B. oder in's Meer nach Dobberan, darunter würde das Land nur noch immer mehr leiden.

Ich habe auch noch eine andere Entdeckung gemacht, die einen tiefen Blick in die Badmanie unsrer Zeit und die von den Aerzten dabei gespielte Rolle werfen läßt. Es ereignet sich oft, daß kleine, unbedeutende Bäder dicht bei großen Städten in der Nähe liegen, z. B. Soden bei Frankfurt, Cannstadt bei Stuttgart u. s. w. Hätten nun diese Bäder eine große Kraft, so würden sie längst von der echten Wissenschaft allgemein empfohlen seyn. Dies hindert jedoch die Aerzte der benachbarten großen Städte nicht, alle Welt in diese kleinen Bäder zu schicken: denn welcher Patient trennte sich gern von seinem Arzte, welcher Arzt gäbe gern einen ganzen Sommer hindurch die Behandlung eines Kranken auf? In Soden bei Frankfurt gibt es zum Glück sieben Quellen: man denke sich, welche Auswahl hier die Frankfurter Aerzte haben! Mein Patient will nach Ems, ich schick' ihn aber nach Soden N° 3! Ihr Patient will nach Töplitz,

ſchicken Sie ihn nach Soden N° 5! So bleibt dem Arzte die Kundſchaft und dem Kranken ſein Uebel; auch ſpart er die Reiſekoſten.

Auf dergleichen Erfahrungen bau' ich alſo meine Operationen. Was ſie hier in Vierhufen erreichen werden, theilt vielleicht mein Nächſtes mit, bis wohin ich verbleibe,

Hochgeborner Herr Graf,

Ihr ergebener Diener

Amandus Blaſedow.

genannt Dr Amandus Müller

# Fünftes Kapitel.

**Diesebows Standrede an eine Dame, die da mystisch werden wollte.**

„Ich denke mir den Herrgott oft wie ein Elternpaar, das von vielen und mannigfach gearteten Kindern umgeben ist. Die einen lieben ihn, ohne davon viel Wesens zu machen, die andern tragen aber ihre Liebe fortwährend zur Schau und machen ein Geschäft daraus. Es gibt Kinder, die so gern die Rolle der Eltern übernehmen und in deren Namen ordnen, befehlen, unterdrücken, besonders die unterdrücken, welche lieben, ohne es zu sagen. Die älteren Geschwister, wenn sie

wie die Blüthen chelofer Pflanzen vertrocknen und nie die zarten Schwielen des Traurings fühlten, werden leicht geneigt, die Eltern selbst an Wachsamkeit gegen die jüngern zu übertreffen. Sie sagen wohl gar, daß sie ihrer Liebe zu den Eltern wegen nie heirathen würden, und machen aus dem, was ihnen große irdische Noth verursacht, eine himmlische Tugend. Die Welt geht wie ein lachender, blumengeschmückter Bräutigam an ihnen vorüber, den sie eben verschmähen, weil er ihnen nichts in den Schoß wirft.

„Der Herrgott ist aber kein alter schwacher Mann, der so urtheilen würde, wie der tolle, kindische Lear urtheilte. Cordelia war niemals pietistisch, und deßhalb kann sie wohl von dem überlebten thörichten Lear der Kirche ausgestoßen werden, aber nicht von einem himmlischen Vater, der die Nieren dem Fett, was darum liegt, vorzieht. Der Pietist schwört und betheuert, er weiß, wie hoch er sich in

seiner Liebe vermessen kann; das wahre Gotteskind lebt immer und ewig in der sich ihm von selbst verstehenden Voraussetzung der Größe und Allmacht Gottes, es macht kein Wesens davon.

„Nach Luther gibt es dreierlei Christen, die sich zu einander verhalten, wie die drei Theile des Tabernakels, welches Gott Mosen zu bauen befahl. Erst kömmt der äußere Kirchhof, dann das Schiff, endlich der Chor der Kirche. Diejenigen Gläubigen, welche ihre Gottseligkeit in äußeren Geberden, in der Pruderie gegen den Genuß des Lebens, im Essen, Trinken und Schlafen suchen, nennt er kirchhöfische Heilige, welche nur fünf Ellen hoch wären, das heißt, nach den fünf Sinnen; sie hätten, fährt er fort, ihre Heiligkeit im viehlichen Leben und wären Speiseheilige, Kleiderheilige, Zeitheilige. Die zweite Christengattung ist diejenige Gemeinde, welche zwar in die Kirche geht, aber rücklings; die

ihr Angehörigen ſind mit dem Hintern immer früher darin, als mit dem Kopfe. Erſt die Chriſten der Emporkirche wären die echten; ſie bekämen durch den Geiſt, den ihnen Chriſtus verheißen, ein rein, frei, luſtig, fröhlich, lieblich Herz, wie es im Prediger Salomonis Kap. 9 heißt: So gehe hin und iß dein Brod mit Freuden, trinke deinen Wein mit gutem Muthe: denn dein Werk gefällt Gott. Laß deine Kleider immer weiß ſeyn, und laß deinem Haupt Salbe nicht mangeln. Gebrauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb haſt, ſolange du des eiteln Lebens haſt, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat, ſolange dein eitel Leben währet.

„Ich ſage ja auch nur, daß Luther durch all ſein theologiſches Wachen und Träumen (denn die Bibel und die Kirchenväter mußten ſchon des Streites wegen ſein ganzes Leben ausfüllen) das Lebensprincip der Freude und Hoffnung hindurch ahnte. Ich ſage nicht, daß

und verſetzten mich immer wieder nach Wien zurück. Ein verhüllter Genius trug ein großes Füllhorn von Theaterzetteln, Cenſurſtrichen, fünf Gulden-Noten, Viſitenkarten, Albumsblättern, und ſchüttete den Wuſt über den Träumenden aus, daß es ihm war, als drückte ihn der Alp. In einer Nacht erſchien mir eine ernſte Geſtalt und ſagte: Stumpf ſei der Kiel deiner Feder auf ewige Zeiten und nimmer zünde mehr ein Wort, das du zur Menge ſprichſt, wenn du feige verſchweigſt, was du in Wien haſſen, was du befehden mußt! Es war mir, als malte die Geſtalt an die Wand die Buchſtaben: Metternich! Und ich fuhr aus dem Traume auf und hätte doch ſchwören mögen, die Buchſtaben noch brennen zu ſehen. Iſt es nicht eigen, mußt' ich mir geſtehen, daß unſre politiſche Literatur ſich vorzugsweiſe mit den Fehlern beſchäftigt, die uns Preußen, Bayern, Hannover zu machen ſcheinen, und dieſe öſterreichiſchen Zuſtände, dieſe tief eingreifende Durchwühlung Deutſchlands durch Metternich und ſeine veraltete Politik, dies Alles wird mit geheimnißvollen Schleiern bedeckt, umgangen, ja von einigen Schriftſtellern mit der Wiener Farbe der Freude und der Luſtigkeit verdeckt! Iſt für die urſprünglichſten Rechte der Menſchen nicht Preußen bei allem, was ihm vorzuwerfen wäre, doch ein Paradies und Oeſterreich ein Kerker, ein Kerker, der die, die einmal in ihm wohnen müſſen, gezwungen hat, um es zu können, Kinder zu werden? Warum das verſchweigen? Warum kriechen vor der Macht, die dich armen Wurm freilich zertreten kann? Warum, wie es z. B. Heine zu thun pflegt, auf Koſten Preußens förmlich buhlen mit Oeſterreich und über Theater und Backhändl das Ewige vergeſſen, das der ſtill duldenden Menſch-

ein ganz nach Luthers Vorschriften eingerichtetes Leben vom Pietismus allzuweit abliegt. Luther bekämpfte die guten Werke zum Nutzen des ewigen Bibelaufschlagens und Blätterns und Lesens darin und zum Trotz des römischen Ablaßgeschäftes; indessen, wer immer tiefer und tiefer in die Tiefe graben will, der sehe ja zu, daß ihm der äußere Schacht nicht einstürze und die Rückkehr verschütte! Das menschliche moralische Daseyn ist eine Pflanze, die ihren Hauptgrund in der Wurzel, aber ihr göttliches Leben und ihre Pflichterfüllung in den Blättern, der Blüthe und der Frucht hat. Auf den Duft der Menschen kömmt es an, auf die ätherische Wolke, die ihr Daseyn umfließt, auf das Gefühl einer sanften Erregung, wenn man in ihre Nähe tritt. So wie man Gott nicht in den Gestirnen und ihrem Stoffe, sondern in den Bahnen, welche sie beschreiben, suchen muß, so ist auch das, was im Menschen sich als Gesetz und harmonische

Ordnung gestaltet, moralischer, als was an Thaten und Worten den Stoff zu dieser Symmetrie hergibt. Sieht man nicht Bäume, die sich ihre ganze Triebkraft erhalten haben, selbst, wo der Stamm inwendig heraus gebröckelt ist, wenn nur die Rinde noch zusammen hält? In den feinen Arterien der Baumschale liegt die Kraft der Vegetation. Der Baum blüht auch ohne Stamm und trägt Früchte, wenn nur die Schale ohne Risse und Sprünge ist.

„Die Pietisten haben einen andern Glauben. Sie schälen sich vom Herzen die Rinde ab und wollen aus dem nackten Stamme Blüthen treiben und greifen, da sie zu erfrieren fürchten müssen, wie erfahrne Pomologen auch thun, nach einer Mischung von Kalk, der in Urin gelöscht ist, und von Kuhmist und legen das Zeug um ihren abgeschälten Lebensbaum: denn nur mit dieser trüben und häßlichen Hülle kann er bei ihnen gedeihen. Das Frömmeln ist nicht einmal ein Zwerggewächs,

nicht einmal eine Mißgeburt, ſo wenig entſteht es aus einer organiſchen Function der natürlichen Geſchichte des Geiſtes; ſo wie ſie heutiges Tages betrieben wird, miſcht ſich immer in dieſen widerlichen Bildungsproceß eine unreine Zuthat ein, ſo wie man in der Kunſtgärtnerei Mittel hat, dem natürlichen Verlauf der Pflanzenentwickelung eine künſtliche Richtung zu geben und Roſen ſogar von ſolchen Stöcken zu erzielen, bei welchen die Befruchtung nicht mit Piſtillen durch die Natur, ſondern mit feinen Malerpinſeln durch den Gärtner vollzogen wird.

„Wenn die Extreme ſich berühren, ſo ſteht der Pietiſt gerade in der Nähe des Atheiſten. Iſt der Atheismus conſequent, ſo macht er aus ſeiner Reſignation auf die Welt einen Cultus. Ein Glaube, der die Welt umgeht, kann ſie nicht beſiegen: wo kein Kampf, iſt auch kein Sieg. Wir Menſchen ſollen mehr Aehnlichkeit mit jenen Thieren haben, denen

der Inſtinct verſagt iſt, das ihnen Schädliche gleich ohne Weiteres zu erkennen, als mit den Ziegen, die jedes Kraut, nur den Schierling nicht, eſſen. Die Pietiſten ſind gerade die verwöhnten und verzogenen Koſtverächter des Herrn, während die Größe des moraliſchen Menſchen etwa darin beſteht, an Allem zu prüfen und den Grad zu beſtimmen, in wie weit Göttliches ihm beigemiſcht iſt oder Irdiſches. Eine Thräne der Reue und der getäuſchten Erwartung iſt mehr werth, als all die trockne Hitze, die ewig im Auge des Pietismus brennt.

„Noch erträglicher wäre der Pietiſt, wenn er für ſich allein betete; aber gerade die Gemeinde verderbt ihn, indem ſie ihm das Gute nimmt, was im Pietismus noch möglicherweiſe liegen könnte. Ein Einſiedler kann im Walde uns als ein ſchönes Bild der Reſignation begegnen; aber eine Colonie von Einſiedlern wird ein lächerlicher Widerſpruch. Ach, es

mag eine große Seligkeit und ein unschätzbarer Troſt darin liegen, von dem Erfolg einer gewagten, ſtolzen Handlung wie von einem Roſſe abgeworfen zu werden und dann gleich auf Chriſtus, der dann aber ein Kiſſen, kein Eckſtein ſeyn müßte, zu fallen; aber nun für ſein ganzes Leben mit dieſem Kiſſen ſich auszupolſtern, immer den Fallhut Chriſtus zu tragen und eine ganze Secte in dieſem Stolze, daß ihnen die Welt nichts anhaben könne, zu erblicken? — nein: das wäre ſo gut, als wenn die Weiber deßhalb nicht mehr heirathen wollten, weil ſie ſich vor dem Niederkommen fürchten. Der Pietismus, würd' er allgemein, verſetzte die Geſchichte in Ruheſtand. Sein himmliſcher Friede, den er allerdings öfters geben kann, gleicht dem Elektriſirfiſche: man fängt ihn wohl, aber er lähmt uns auch den Arm.

„Ich will einiges Gute an dem kopfhängeriſchen Weſen nicht beſtreiten. Selbſt Blumen, die in Paris von Fiſchbein gemacht ſind,

können uns einen wohlgefälligen Blick abgewinnen, und braucht man in einer Zeit, wo es so viel Nachtfröste gibt, nicht selbst, wenn's nicht anders ist, Frostableiter von Stroh bei den Bäumen? Aber einem wahrhaft philosophischen und dichterischen Blicke kann es nicht entgehen, daß dem Pietismus die eigentliche Schönheit des zu einem Systeme krystallisirten Gemüthes abgeht, wie es Schiefer gibt, die zwar sehr feinblätterig und zart gemischt sind, die aber doch immer an dem sie berührenden Finger eine gewisse Fettigkeit zurücklassen. Die Frage ist nur die, ob man das Gute am Mystischen nicht auch ohne Pietismus haben kann, und ob ferner dies Gute am Mystischen durch den Pietismus nicht gerade verkümmert wird?

„Ich selber bedarf des Mystischen, weil ich nicht für Alles den erklärenden natürlichen Grund kenne. Oft mach' ich mir Vorwürfe, daß ich irgend einen Zeugungsproceß bei der

Pflanze, irgend ein Gesetz der Natur, das eine poetische Ausnahme von der Regel zu seyn scheint, für mystisch halte; aber, wenn ich dann denke, einem Linné, einem Humboldt ist das dir räthselhaft Scheinende geläufig, wie dem höhern Mathematiker der verwickeltste Kettensatz, dann freu' ich mich wieder, daß die Mystik nichts Absolutes, sondern etwas lediglich von dem einzelnen Gemüthe und Verstande Abhängiges ist. Etwas schlechthin Mystisches für Alle gibt es nicht, selbst Gott nicht; wohl aber für den Einzelnen ist es eine Ruhebank, auf der er weilt, wenn ihn das Steigen zu den Alpenhöhen des Gedankens ermüdet, oder er einen Punkt sucht, von wo aus er übersehen möchte, was sich ihm nun Alles schon als Panorama und Lohn für seine Mühe des Steigens darbietet. Und Linné und Buffon und Oken — o, sie werden auch ermüden und ihrer Forschung einmal den Rücken kehren müssen und sehen, wie ungeheuer hoch sie

über der Meeresfläche ſtehen, und wie tief und kaum ſichtbar die Gegend unter ihnen liegt! Sie werden einen Fleck am Himmel entdecken, den ſie mit ihrer Arithmetik und Algebra noch nicht auslöſchen und erklären können, während ſie für die Räthſel aller übrigen Geſtirne ſchon manche Löſung und Beruhigung haben. Dem Myſtiſchen kann man ſich nicht entziehen, oder man müßte ſchon Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen.

„Erleichterer und Beförderer der in den Pietismus ſich verflachenden Myſtik (der Pietismus iſt ein nach den Geſetzen der Myſtik geregelter und auf ſie begründeter Cultus) ſind jene poetiſchen Menſchen, welche in ihrem Sinnen und Denken den Gang gewiſſer Inſecten nachahmen, die auf einer ebenen Fläche einen ſtarken Anlauf nach Süden nehmen, plötzlich, wie von etwas, was ihnen im Wege ſtände, erſchreckt, nach Oſtſüdoſt ſich wenden, wieder vor etwas, das nicht vorhanden iſt, erſchrecken

und ſich nach Norden wenden und ſo nach jedem Anlaufe wieder die Richtung ändern. Es ſind dies oft die tiefſten und anregendſten Menſchen; aber es gefällt ihrem Gemüthe, da ein Wunder zu ſehen, wo eine natürliche Erklärung nicht unmöglich wäre, wie es Theologen gibt, die die ganze heilige Geſchichte als hiſtoriſch nehmen und gerade das wirklich nur Chronikartige in ihr gern zum Wunderbaren ſchlagen möchten. Dieſe Menſchen ſind nicht dem Denken abgeneigt, aber ſie denken nur, nicht, um auf das Klare, ſondern das Dunkle zu ſtoßen. Wie ſich Andere freuen, wenn ſie etwas durchſchaut haben, und ein Geheimniß vor ihnen enträthſelt iſt, ſo freuen ſie ſich, wenn ſie im Felde der Gedanken wandeln und plötzlich an einer Stelle ſtehen, wo der Weg zu Ende geht, und ein Zaun gezogen iſt, der ſie zwingt, wieder den Rückweg anzutreten. Mit freudigen Blicken begrüßen ſie uns, wenn ſie ſchon wieder etwas Geheimnißvolles auf dem

Herzen tragen, dem Kinde gleich, das eine Blume pflückt und seelenvergnügt sie der Mutter bringt. Will man das Räthsel lösen und für das unerklärlich Scheinende einen Grund angeben, so lächeln sie und sagen: Nein, nein, hier ist einmal wieder die Welt zu Ende! Sie vernageln sie sich nämlich selber mit den Brettern.

„Ist diese Scheu vor dem Göttlichen schön und poetisch, warum kann man sie nicht hegen, ohne Pietist zu seyn? Ich habe mir oft einen Mann gedacht, der gewohnt ist, schlicht und sinnig zu leben, nie laut zu sprechen und von der Bibel mit Hochachtung; einen Mann, der erröthet und erschrickt, wenn die Frivolität auf ihrer Paganinigeige die kecken schreienden Accorde streicht, der die Modegespräche nicht liebt, wenig Politik versteht und am liebsten Bücher liest, die jetzt zu den vergessenen gehören. Und bei dieser Sonderbarkeit scheint er sich selber am wenigsten eine; ihm fällt

heit in Oeſterreich förmlich von der Geiſtestafel, die Gott all' ſeinen Geſchöpfen gedeckt hat, weggeſtohlen wird? Iſt es nicht eine Pflicht des Schriftſtellers, ſolche Verſündigungen am Menſchengeiſte zu rügen? So bei mir denkend, ergriff mich die Heiligkeit des Berufes und ich entſchloß mich, in dieſen Blättern die allgemeinen Ergebniſſe meiner Wiener Eindrücke niederzulegen.

Die Stadt iſt ſchön, reizend, maleriſch umſchlungen von einem Arme der Donau. Das Glacis, vielleicht etwas zu breit, bietet den Luftſtrömungen den freiſten Durchzug. Die Vorſtädte haben alle etwas Charakteriſtiſches, die eine mehr ſtädtiſch, die andere mehr ländlich. Kann man freundlicher wohnen als in der Leopoldſtadt mit dem Blick über die belebte Brücke? Oder welche Stadt bietet eine ſolche Fernſicht, wie man ſie von der Schotten- und Mölkerbaſtei über die Vorſtädte, die Gärten und ins Gebirge genießt? An verſchönernden Neubauten findet man größtentheils nur Wohnhäuſer, wenig öffentliche; doch tragen die alten Denkmäler den Stempel der Ehrwürdigkeit. Das Innere der alten Häuſer der Stadt iſt maſſiv, meiſt dunkel und winklich, und doch fehlt es nicht an freundlichen Ausſichten. Die Einrichtung der Häuſer trägt einen eigenen Charakter. Wenn man an der Gränze Bayerns von Eleganz und Comfort der Wohnungen Abſchied nehmen zu müſſen glaubt, ſo wird man überraſcht, im Oeſterreichiſchen bald einen eigenen Styl der Zimmerverzierung zu finden. Wiens Comfort erinnert an Italien. Man möchte annehmen, daß der Wiener Luxus von Paris über Mailand gekommen iſt.

Zur Verbindung der ungeheuern Diſtanzen, an welchen der Fremde in Wien keucht und ſchmachtet und die auch dem

nicht ein, daß die Oberfläche in der Welt jetzt sollte die Regel, und er die Ausnahme seyn; er spricht und handelt und lebt in seiner Weise ohne Kopfhängens, ohne düstre und graue Mienen, ohne auffallende äußere Geberde, und, siehe! plötzlich hörte er diejenigen nennen, welche man in der Stadt als Pietisten bezeichnet, und sein eigener Name käme selbst darin vor! Ein tragischer Moment! Der treffliche Mann wird wie vom Schlage getroffen seyn und nicht wissen, was er denken, was thun und erklären soll. Du giltst als Pietist — der Gedanke würde ihn quälen Tag und Nacht, er würde nicht zu bestätigen, nicht abzuleugnen wagen; er würde in jenem Falle gegen seine eigne, ihm so theure Geistesfreiheit zeugen und in diesem zeugen müssen gegen eine Secte von Menschen, die er mit Milde und, wenn man die Oberflächlichkeit des alltäglichen Lebens und jene Ankläger der Pietisten bedenkt, von denen man sagen muß, daß sie noch nicht

einmal Pietisten sind, sogar mit Vorliebe beurtheilte. Er würde sehr unglücklich seyn und zweien Möglichkeiten nicht entgehen können: entweder, er würde durch das ewige Grübeln über den Pietismus wirklich in ihn verfallen, wie es vielen geistreichen und sogar berühmten Namen gegangen ist, oder er würde seinen Handlungen eine weitere Begründung, seinen Anschauungen einen größern Horizont, seinen Gedanken zahlreichere Factoren geben müssen, so wie ich es selbst gethan habe.

„Meine liebe Freundin, ich habe bis jetzt nur von den Männern und nicht einmal von diesen allen, sondern nur von den Denkern unter ihnen gesprochen; mit dem Pietismus der weiblichen und empfangenden Seelen hat es einen andern Grund. Noch seh' ich jene schöne und rührende Mischung von Scherz und Schmerz auf Ihrem Antlitz, als Sie sagten: „Denken Sie sich, Blasedow, nun läßt er sich alle Leiden der Welt hieherkommen, alle

Aussätzige und Gichtbrüchige, alle Wunden, die nicht vernarben wollen, die fallende Sucht und tausendfaches Elend — Gott, als wären wir nicht selber mühselig und beladen genug!" Ich habe so im Stillen meine Freude daran gehabt, wie Ihre Leiden die Kruste einer falschen und erlogenen Weltansicht allmählich durchbrachen, wie Sie in Verzweiflung rangen und des Haares und der äußern Kleidung dabei vergaßen, ob auch darüber nichts verschoben wird oder sich abneſtelt; ich habe so still in mir gelacht vor Seligkeit, daß Sie noch so viel höhere Lebenskraft in sich haben, ein so verklärtes Osterauferstehungsfest zu feiern; aber das hätten Sie schon nicht thun sollen und mir sagen: „Blaſedow, ich kehre zur Bibel zurück!" Ich schwieg damals: denn die Bibel ist ein herrliches Buch, ob es gleich verstanden und mit dem Leben tief und ernst vermittelt seyn will; aber nun thun Sie mir ein Leides an, daß ich Sie, statt auf der Bibel,

auf dem „wahren Chriſtenthum von Arndt“ betreffe. Sähen Sie dies Buch nicht in ſeinem neuen Einbande, in dem ſaubern Abdruck, den der neue Buchhandlungsſpeculationsteufel aus der Trödelkammer des ſiebenzehnten Jahrhunderts wieder beſchworen hat, Sie würden zuviel Geſchmack haben, um eine ſolche Wahl zu treffen, und in allem Ernſte, ich beſchwöre Sie, meine verehrte Freundin, werden Sie nicht pietiſtiſch!

„Welch ein Stolz lebte in Ihnen! Die Hälfte davon war vom Uebel; aber ſchütten Sie mit dieſer Hälfte nicht auch die andere aus! Der Menſch darf ſtolz ſeyn in einer Zeit, wo die Freiheit des Geiſtes nicht die Blüthe der Erziehung, der Ueberlieferungen und der Sitte iſt, ſondern die Frucht der eigenen, mit ringender Mühe erworbenen Bildung. Die Griechen und die erſten Chriſten konnten nach Geſetzen leben, weil ihre Bildung auf gemeinſchaftlichen Grundlagen ruhte; wir aber

müſſen bei dem Chaos von Licht und Finſterniß, in dem wir leben, unſere eigenen Geſetzgeber werden und uns jene Würde, die uns die andere geſinnte Welt und die weit, weit hinter unſerem Geiſte zurückgebliebenen geſellſchaftlichen Ordnungen nicht einräumen werden, ſelber mit nicht froſtigem, aber doch immer etwas kühlen Stolze herausnehmen. Aeußerlich kalt und ſpröde ſollen wir Funken in uns bergen, wie der Feuerſtein.

„Der Weg, der zum Pietismus führt, iſt wenigſtens ein abſchüſſiger. Man kann ihn wandeln bis zum Niveau des Meeres, tiefer nicht. Auch die Demuth hat eine Grenze: der Menſch ſoll nicht höher, als bis zu der Gegend der Alpen greifen, wo ihr Gürtel noch grün iſt, aber auch nicht tiefer, als bis zum Rande des Meeres, wo er an den Muſcheln lernen kann, daß ihre ſchönſten Perlen aus den ſchwerſten Leiden geboren werden. Die Reſignation, meine Theure, iſt eine echte, der

Pietismus eine Stiefschwester der Religion. Lassen Sie sich durch einzelne, im Pietismus auftauchende schöne und beinahe poetische Erscheinungen nicht täuschen: es gibt eine Farbe, das Tyroler Berggrün, welche der schlaue Chemiker täuschend ähnlich nachmacht; so machen jene Pietisten öfter das Berggrün der wahren und fröhlich entsagenden Lebensphilosophie aus dem Grünspan des Hasses und dem Bleiweiß der blassen Schwärmerei nach. Man soll seinen Stolz schon deßhalb nicht aufgeben, um nicht mit den Muckern verwechselt zu werden. Aus der bloß schmachtenden Liebe und blassen Empfindungszärte wird die Welt nicht überwunden, wie auch gerade die Blüthen der Aepfel, welche Taubenäpfel heißen, bei dem sonst so grellen Roth der Apfelblüthe die allermattesten sind.

„Ich ziehe dem Pietismus, als einer dauernden Lebensherabstimmung, lieber einmal eine Lebens-Episode der schwärzesten Verzweiflung

vor, wie ich sie öfters hatte und dann mich wieder ermannte. Die Gärtner sagen es, daß selbst bei zarten Blumen ein starkes Begießen auf Einmal diesen zuträglicher ist, als das öftere Betröpfeln. Das gefühlige und verzweifelnde Wesen kann in seinem natürlichen Zustande, wie das Naphthaöl, einen erquickenden, angenehmen Geruch ausströmen; erhitzt man es aber, übertreibt man die gebundene Wärme, die in ihm liegt, und bringt es zum Sieden, so riecht es, wie die pietistische Lebensansicht selber, widerlich und Wanzen verscheuchend. Jung Stilling und seine Angehörigen sind mir werthe Begegnungen: ich würde sie, unberufenen Anklägern gegenüber, immer in Schutz nehmen; aber es fehlt ihnen doch jenes warme rothe Lebensblut, das ich selbst in Lavater und Hamann noch finde. Sie sind lieb und gut, aber matt, wie das Nihilum album, das weiße Nichts im Laboratorium, das in der That auch nur der

oxydirte Rauch des Zinkerzes iſt. Es ſtreift ſo Vieles im Pietismus an das, was ich zwar nicht aller Welt als Lebensprincip empfehlen möchte, was aber für Einzelne durch Schickſale und Nachdenken es werden ſollte; allein dort iſt es immer im verfälſchten Zuſtande, dort wirkt dasjenige auflöſend, was hier ſtärkt und heilt. Der ausgebrannte Granit der menſchlichen Freiheit wird pietiſtiſcher Bimsſtein, aus dem das Leben ſchneiden kann, was es will; aber mein Ideal eines durch Unglück zur Wehmuth geſtimmten Charakters iſt nicht ſo durchgebrannt, ſondern bleibt ſpröde, feſt, durchſichtig und ſchön, wie der Bernſtein. Reibt ihn die Welt, ſo wird er warm und elektriſch und zieht Herzen an.

„Die Gottheit verlangt von uns nicht mehr, als daß wir ihr nicht zürnen, wenn ſie uns mit Schmerzen heimſucht. Der Pietismus ſagt, ſie wolle uns damit prüfen. Wie kalt, wie mönchiſch erklärt iſt das! Nein, Gott

will nur, daß wir ihm für Leiden nicht zürnen, die nicht in seinem speciell gegen uns gerichteten Plane, sondern im Lauf der Dinge liegen. Weil die Welt einmal eine sich umrollende Kugel ist, wo heute fallen muß, was gestern stand, so will Gott nur, daß wir seine Welt und ihre Kugelgestalt verstehen, daß wir den Schmerz so gut als Lebenselement hinnehmen, wie die Freude, und lernen, auch im Moralischen Tag von Nacht zu unterscheiden. Der Güter sind einmal nicht mehr ausgetheilt, als für die Hälfte des Menschengeschlechts genug ist; die andre muß immer entbehren, und die Menschen müssen sich unter einander abzufinden wissen. Wer so denkt, dem sind Leiden eine Laune der Natur, die ihn von Gott nicht trennt, sondern vielmehr Gott, den Liebevollen, zum Mitleidenden macht, die Ideale wenigstens, die er an Gott knüpft, seine moralischen Motive: denn, um Ihnen nur zu sagen, was Gott ist, so ist, wie

Luther mit mehr Philoſophie, als man ihm zutrauen möchte, geſagt hat, einem Jeden dasjenige Gott, welches der Grund iſt, warum er etwas thut. Mein Gott iſt darum auch nicht viel mehr, als mein Vermögen, ihn begreifen zu können. Meine Bildung iſt mein Gott, und was können Schmerzen hier anders wirken, als einen ſtolzen Sieg meiner Bildung und meines Gottes über ſie?

„O, ſo thun Sie mir's zu Liebe und verzweifeln nicht! Wenn Sie Alles verloren und nur noch das Auge haben, das Sonnenlicht zu ſehen, was iſt da verloren? Wandeln Sie unter den Bäumen und freuen ſich, Blume und Grashalm belauſchen und beherrſchen zu können und den Blick über Alles hin ſo ſelig und mächtig ſtreifen zu laſſen, daß von Ihnen erſt die Einheit und Schönheit alles dieſes Daſeyns ausgeht! Weinen Sie, wenn es Sünde wäre, über Leiden, die Ihnen begegnen, zu lachen; aber denken Sie dabei, daß

Einheimiſchen für ſeinen Beruf ſtörend ſein müſſen, iſt noch wenig geſchehen. Das Auge des ermüdeten Wanderers, der überdies noch an der Lokalunkenntniß leidet, ſieht ſich vergebens nach Omnibus um, die man bei der Polizei für eine zu demokratiſche Inſtitution der Franzoſen zu halten ſcheint. Das Fiakerweſen iſt Wiens partie honteuse. Die Wagen und Pferde ſind vortrefflich, aber die Kutſcher ſind die unausſtehlichſten Geſchöpfe der Erde. Sonderbar! In Oeſterreich, wo Alles der Taxe und Controle unterworfen iſt, läßt man die Wiener Fiaker im Zuſtand der Anarchie. Jede Fahrt, die der Fremde mit ihnen machen muß, wird ihm vor dem Einſteigen durch ein unverſchämtes Ueberfordern und die ekelhafte Nothwendigkeit, mit dieſen Gaunern handeln zu müſſen, verbittert. Wie geregelt ſind dieſe Dinge in dem „anarchiſchen" Paris, in dem „gemüthloſen" Berlin! Wenn es wahr iſt, daß man die Wiener Fiaker einer Taxe zu unterwerfen nicht wagt, ſo gäbe das eine merkwürdige Vorſtellung von der moraliſchen Kraft der öſterreichiſchen Regierung.

Ueber den Volkscharakter der Wiener iſt viel geſchrieben worden. Es iſt nicht gut als Fremder darüber ein Urtheil abgeben. Der Fremde kommt ſo ſehr nur mit dem Theile einer Bevölkerung in Verbindung, der von ihm Vortheile zu ziehen hofft, daß es ihm leicht geſchehen kann, wie den italiäniſchen Reiſenden, die Italiens Bewohner nur nach den Gaſtwirthen und Poſtillionen beurtheilen. Eine traditionelle Phraſe iſt die Gutmüthigkeit der Wiener. Ich glaube aber, die Wiener von heute lächeln ſelbſt über dieſe Tradition. Sie wiſſen ſehr gut, daß ſie nicht mehr die alten Wiener ſind, die wir in Vaudevilles und Wiener Poſſen auf der Bühne

man Ihnen gerade dieſe Thränen nicht rauben kann, die Manchem Goldes werth wären, hätte er nur noch ein Herz, weich genug, ſie weinen zu können. Ach, es iſt wohl der unſchuldigſte Hochmuth, auf dem man ſich betreffen kann, daß man ſich freut, noch die Eiskruſte der Weltbildung von ſeinem Herzen wegthauen zu können und noch heimlicher Wärme genug in ſeiner äußern ſcheinbaren Erfrorenheit zu bergen! Dieſen Hochmuth wird uns Gott wohl mit ſanftem Lächeln vergeben, daß wir ſtolz ſind, kein ſchlechter Menſch zu ſeyn und gerührt zu werden, wenn wir ein todtes Kind begraben oder Waiſen erblicken, die in langer Reihe durch die Straßen ziehen und, mit Blumen bekränzt, an einem feſtlichen Tage Almoſen ſammeln, oder von einem Freunde Abſchied nehmen, der, ſonſt ſo kalt, uns doch noch einen Kuß auf die zitternden und künſtlich nach Faſſung ringenden Lippen drückt! Dieſen Stolz wird Ihnen der Pietismus als verſteckte

Sünde nie verzeihen, aber Gott verzeiht ihn! Halten Sie es mit ihm, und gehen Sie nicht unter die Mystiker! So ist es Recht — Sie geben mir Ihre Hand — — Segne Gott diese Stunde!"

## Sechstes Kapitel.

### Die Eisen.

Die eisenhaltigen Mineralwasser liegen fortwährend mit den Laugenbädern in Streit. Der Zeitgeist, nicht bloß die Mode, ist Schuld, wenn diese über jene einen momentanen Sieg davon trugen. Ein Jahrhundert, wie das vorige, mit seinen nachgewirkten Julirevolutionen, Hambacher Festen und deutschen Ständeversammlungen, war für das Menschenblut von einer so entzündenden Kraft, daß die Arzneimittel alle weit mehr auf Herabstimmung, die Bäder auf Abführung und Auflösung hinzielen mußten. Wie berühmt war dagegen

Pyrmont in der Zeit des siebenjährigen Krieges, wo sich daselbst keine andere Leidenschaften begegneten, als die der fürstlichen Personen gegen einander, wo die Herzöge von Celle sich daselbst für Prinzessinnen von Merseburg oder Wolffenbüttel entschieden? Das vorige Jahrhundert bis zur Revolution hatte dem weißen Blute rothes zuzuführen, und wir behaupten, die abführenden und auflösenden Bäder werden bald wieder aus der Mode kommen, da unser Jahrhundert die Jugendzeit ausgebraust zu haben scheint, und in Politik, Leben, Literatur und Kunst ein ruhigeres und langsameres Tempo im Uebergange ist. Deßhalb hätte sich auch, bemerkte Schlachtenmaler öfters vor den Kurgästen in Gegenwart des Grafen, dieser für eine Eisenquelle entschieden. Wenn der Graf dann vor Zorn und Verlegenheit roth wurde, verbesserte Schlachtenmaler gewöhnlich: „Hätten Sie denn nicht können ein Salzbad im Würtembergischen kaufen?“

Wir wollen in die Bitterkeiten, die ſich Schlachtenmaler als Bad-Inſpector und mehr noch als Humoriſt und perſönlicher Gegner des Grafen gegen dieſen erlaubte, nicht einſtimmen: denn dem Grafen verdanken wir es, daß wir dieſes Kapitel der Göttin des Wiederſehens widmen können. Die Heilkraft, die Nähe und die angeprieſene Schönheit des Bades bewog viele uns theuer gewordene Perſonen, noch einmal in dem letzten Acte unſeres Familiendrama's aufzutreten. Es war in der Mitte des Juli, die Sonne ſchoß ihre drückendſten Hundstagsſtrahlen, und kaum hatte die ſchöne Welt an den früheſten Morgenſtunden Schatten genug, um ihre Brunnenpromenade an der Quelle und in dem Parke zu beenden. Schon um neun Uhr wurde es ſo heiß, daß ſich die Kurgäſte eilends in ihre Zimmer flüchten mußten, wo es denn bei der unfreiwilligen Sieſte, die man bis gegen Abend machen mußte, an Langeweile oder, was daſſelbe iſt, an Aufforderung

zur Intrigue nicht fehlte. Mancher praktische Geschäftsmann und Staatsbeamter wurde hier aus Müßiggang romantisch: denn entweder mußte er die Liebesgeschichten der vom Grafen schnell improvisirten Bibliothek durchlesen, oder er machte in der Wirklichkeit selber welche. Es wurden Partien beredet, Paare zusammen gethan, die sich an einander gewöhnten, man lernte Eigenschaften und Liebenswürdigkeiten entwickeln, welche daheim hinter den Acten der Processe und Berufsgeschäfte im Staube erstickt waren. „Ist es ein Wunder," pflegte Schlachtenmaler zu sagen, „daß hier die Menschen gesund werden?" — womit er den Grafen, der es hörte, empfindlich kränkte: denn es sollte ja auch die Heilkraft der Amalienquelle kein ausnehmendes Wunder seyn, sondern ganz natürlich in ihrer mineralischen Beschaffenheit liegen.

Des Morgens um sechs Uhr schon begann an der Quelle in einem eigens dazu in Form

eines Regenschirms erbauten kleinen chinesischen Pavillon die Bademusik. Sie beschränkte sich, da es nur ihrer vier Mann waren, hauptsächlich auf Quartette und wurde von dem unglücklichen Echofinder und moskowitischen Kapellmeister, der die erste Geige spielte, dirigirt. Die wirklich Leidenden unter den Gästen waren schnell zur Hand. Einige wurden in Rollwägen herbeigefahren, Andere stützten sich auf ihre Bedienten. Ihnen zunächst kamen die eingebildeten Kranken, welches besondere Staatsbeamte waren, die an Nichtanerkennung ihrer Verdienste litten. Mehrere davon hatten ein scheues, misanthropisches Wesen bekommen, weil sie, wie Unterrichtete versicherten, bei mehreren Ordensverleihungen übergangen waren. Es waren dies die am schwersten zu Heilenden; sie sahen in die Gläser, die sie tranken, mit schwermüthigen Blicken hinein: denn die Sonne machte, daß sich ihre Strahlen darin bunt färbten und den bescheidenen

Staatsbeamten alle jene Ordensbänder prismatisch vorgaukelten, die sie gern im Knopfloch getragen hätten. Sie hielten oft noch die Trinkgläser lächelnd gegen die Sonne, wenn sie sie auch schon geleert hatten, und schüttelten den Kopf über das merkwürdige Spiel der Natur. Einige von ihnen zeichneten sich an der Table d'hôte auch durch eine mehr als loyale Freimüthigkeit aus; sie stellten einige hier und dort fallende kecke Behauptungen, namentlich vor anwesenden süddeutschen Ständemitgliedern, durchaus nicht in Abrede, weil sie wenigstens eine Behörde ihres Staates kannten, deren Verfahren ihnen ganz willkürlich erschien, nämlich die Ordenscommission.

Es war überhaupt ein eigenthümliches Schauspiel, an der Table d'hôte den Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland zu beobachten. Da Amalienbad auf der Grenze beider lag, so befanden sich hier beide Theile in gleichem Rechte. Jede Hälfte versuchte

jedoch, ihre Sitten und Gesinnungen zu den vorherrschenden zu machen, oder, um es noch richtiger zu bezeichnen, die Süddeutschen traten meist faktisch und vorwegnehmend, die Norddeutschen aber polemisch und in Abrede stellend auf. Besonders waren einige alte Majore und Obersten aus preußischen Festungsgarnisonen da, die da behaupteten, man müsse alle Ständekammern in die Luft und jeden Hambacher über die Klinge springen lassen, was einige Frank- und Schweinfurter Bürger so sehr verdroß, daß sie ihnen den Zollverein gegenüberhielten und sie fragten, was denn Preußens Fabriken ohne Absatzgelegenheit wären, worauf das Gespräch auf die Landesproducte, die Lebensmittel, das Papiergeld, die Landwehr- und Recrutenaushebung, ja sogar, als der Streit immer hitziger wurde, auf die Silbergroschen und Kreuzer kam, wo Niemand mit dem Andern tauschen wollte. Diese Scenen wiederholten sich bei Tische sehr

oft und wurden wohl gar durch den Grafen herbeigeführt, weil die menſchliche Natur wunderlich iſt und ſich nach Streitigkeiten immer beſſere Weine geben läßt, auch überhaupt mehr trinkt, wie im Frieden. Eines Tages wurden die anweſenden Frankfurter Bürger auf's Empfindlichſte verletzt, weil ein alter preußiſcher Haudegen auf den Tiſch ſchlug und ſagte: „Und es gibt eher keine Ruhe in Deutſchland, bis Frankfurt nicht preußiſch geworden iſt!“ Gleichſam, als hätte dieſer grauhärtige Bayard ſchon ſeine Pferde auf dem Römer einquartirt und die Feier des 18. Octobers auf den 3. Auguſt verlegt, ſo fuhren die Frankfurter Bürger auf und erklärten, nur über ihre Leichen ginge für die Preußen der Weg durch's Friedberger- und Allerheiligen-Thor und eher ſollte vom Römer kein Stein auf dem andern bleiben, als daß ſich dort ein Oberlandesgericht und eine Kreisregierung und eine Militär-Erſatzcommiſſion, und wie die Kunſtſtücke weiter

geſehen haben, die guten alten Schildbürger, die uns Bäuerle in ſeinen jungen Tagen anziehend geſchildert hat. Steht ein Humoriſt wie Caſtelli nicht jetzt einſam in Wien? Die Zeiten haben ſich verändert und mit ihnen die Menſchen.

Ich glaube, dem im Herzensgrunde guten und braven Wiener hat das Bewußtſein der Großſtädtigkeit geſchadet. Der Stolz, daß es nur ein Wien gäbe, iſt ihm etwas zu Kopf geſtiegen. Der Berliner iſt nicht heimiſch in ſeiner Vaterſtadt, er fühlt ſich unſicher in dem Glauben an ſeine heimiſchen Vortrefflichkeiten, das Fremde imponirt ihm. Der Wiener dagegen glaubt Alles in höchſter Vollkommenheit zu beſitzen und dadurch wird er z. B. auf Reiſen nergelnd, mäkelnd, er vergleicht alles mit ſeiner heimiſchen Art und bekommt davon auch zu Hauſe einen Schein von Prüderie und Süffiſance, der nicht eben wohlthuend iſt. Die jüngere Generation hat ſich vollends unter andern Bedingungen entwickelt, als die alte. Die Anſprüche an die Exiſtenz haben ſich geſteigert, die Vergnügungen ſind raffinirter geworden, die Verlegenheit, allen Ausſchweifungen des Luxus und der Mode nachzukommen, verbittert den Humor und macht die Stimmung nach einer ausgelaſſenen Luſtigkeit am Morgen drauf verdrießlich. Die Wiener empfinden ſelbſt, daß eine Veränderung mit ihnen vorgegangen iſt und die ältere Generation iſt betrübt darüber. Wieviel ſchöne, wohlthuende Beiſpiele der alten Art hab' ich noch angetroffen! Herzige, liebe Menſchen voll Theilnahme und Güte. Aber ſie ſind goldne Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Forſcht man den Gründen dieſer Aenderung genauer nach, ſo liegen ſie offen am Tage. Die Kunſt des Daſeins iſt ſchwieriger geworden. Das Geld hat einen geringeren Werth

hießen, einnisten dürfte! Lieber wollten sie hessen-homburgisch werden, als preußisch, und auf alle Fälle würden Tausende nach Hamburg auswandern, nach Bremen und Lübeck oder, wenn auch diese Städte ihre Selbstständigkeit verlören, nach der Schweiz. Der alte Major ließ sich nicht erschüttern, sondern fuhr in den Verwünschungen der Stadt fort, sagte auch, daß es gerade gelegen käme, wenn die Ruhestörer gingen, und so dauerte das Streiten bis zum Dessert fort, wo sich freilich die Partien wieder vereinigten, da es der Reihe nach und umzichtig ging, wer den Champagner geben ließ. So kam in der Amaliendader Saison manche der in Deutschland herrschenden ältern und neuern Volksstimmungen zum Vorschein. Fast alle Stände und Tendenzen hatten ihre Stellvertreter hergeschickt; doch die merkwürdigsten und für den Sittenforscher werthvollsten blieben immer jene classischen geheimen Hofräthe, die Tieck, besonders, seitdem er

ſelber einer geworden, lange noch nicht genug ausgebeutet hat; die neueſte Zeit hat zu dieſem Typus der bürgerlichen Komödie noch Züge von reizender Mannigfaltigkeit gefügt. Auch Amalienbad hatte ſeine Hofräthe. Mit drei Töchtern und einer Gattin traten ſie gewöhnlich auf, lange, dürre, „zugeknöpfte“ Geſtalten, Ritter des rothen Adlerordens vierter Claſſe, kurz, bündig und hohl in der Sprache, naiv in ihren Beurtheilungen alles deſſen, was von der heimathlichen Küche und Lebensgewohnheit abweicht, keck und inquiſitoriſch, ja ſelbſt „patzig“ in dem, was von den loyalen Anſichten eines Beamten abweicht, Hypochonder, Quälgeiſter ihrer Frau und Töchter, Schneider'ſche Badapparatmenſchen, ewige Patienten und Urlaubsbedürftige, Schwärmer für die Homöopathie, theatraliſche Kunſtrichter nach dem Maßſtabe des Berliner Hoftheaters, ſich von ſelbſt verſtehende Abonnenten der preußiſchen Staatszeitung, nichts leſend, nichts

lernend, ſtrebend nur nach Schwiegerſöhnen und Gehaltsverbeſſerung, Schachclubsmitglieder, Freimaurer, Sommerwohnungsmiether, endlich, um das Uebel vollzumachen, ſogar Arrangeurs von Quartetten und geborne Bratſchenſpieler — ja, auch ſolche Hofräthe gab es in Amalienbad.

Man kann nicht leugnen, daß der Graf in der Anordnung der Brunnenpromenade Geſchmack verrathen hatte, wenigſtens hatte er mit geringen Mitteln einen großen Erfolg erreicht. Daß die kleinen Zelte alle von Leinwand und Holz aufgerichtet waren, überſah man bei der geſchmackvollen und originellen Form, die er ihnen zu geben wußte, und beſonders bei dem hübſchen Ineinanderſpiel von Farben, die er zweckmäßig zu ordnen und zu gruppiren verſtand. Gäſte, die aus einer völlig öden Gegend kamen, wurden ſchon durch einen zwei Fuß hohen Springbrunnen gefeſſelt, in deſſen Baſſin Goldfiſchchen ſchwammen, und

der von einem Kranz grünen Raſens und Vergißmeinnicht umſchloſſen war. Für Schatten war durch einen bedeckten Gang geſorgt, in welchem ſich manche bekannte Geſichter begegneten. Da war beſonders Herr von Lipmann hervorzuheben, der dies Bad aus vielen Gründen für ſeine diesjährigen Sommerferien gewählt hatte. Erſtens koſtete es ihn nichts: denn der Graf war ihm ſchuldig genug, und das Heilwaſſer und die Wohnung und die Beköſtigung waren doch nur ein Tropfen in dem Meere von Verpflichtungen, in welchem der Graf bei Herrn von Lipmann ſchwamm. Zweitens hatte es dem Herrn von Lipmann ſein Arzt allerdings ſtreng unterſagen wollen, ein Bad zu beſuchen, welches für Actionäre und Papierhändler von tödtlicher Wirkung ſeyn könne: denn gerade dem erhitzten vollblutigen Börſenhandel haben wir die große Aufnahme der abführenden und auflöſenden Bäder zu verdanken, da es wenig Banquiers und Mäkler

gibt, die nicht an Rheumatismen, Hämorrhoiden oder Nervenzufällen litten; indeſſen war Herr von Lipmann ein guter Chemiker und hinreichender Kenner des erfinderiſchen Grafen, um zu ſagen: Das Eiſen in ſeinem Waſſer bringt mich nicht um! Endlich ſprach man auch oft davon, daß das ganze Geheimniß zwiſchen dem Grafen und Herrn von Lipmann im Schoße Sidoniens läge, wovon wenigſtens ſo viel gewiß ſchien, als man auf Rechnung einer dem Hofagenten angebornen Verliebtheit bringen konnte. Es ließen ſich hier nur Vermuthungen aufſtellen, welche durch die Anherkunft des Herrn von Lipmann gar nicht und durch ſein Benehmen gegen die Gräfin höchſtens theilweiſe beſtätigt wurden.

Die feinſte Tournure und den ſtärkſten Geiſt entwickelte während der ganzen Saiſon ſein Sohn, Guido von Lipmann. Doch auch er lebte auf abſchlägliche Abrechnung mit dem Grafen: denn ſo kam für das laufende

Jahr wenigſtens ein Theil der fälligen Zinſen heraus. Guido trug ſich meiſt à la jeune France. Er hatte zwei ungeheuer ſtarke, hellglänzende und glatt gekämmte ſchwarze Haarbüſchel von den Schläfen auf die Oberhälfte der Wange niedergleiten; vorne waren die Haare à la Jésus Christ geſcheitelt, hinten wollen über den Frackkragen ſehr künſtliche, aber wahrſcheinlich natürliche Locken hervor, die jedoch nicht lang genug waren, um mit altdeutſchen Locken verwechſelt zu werden. In der ganzen Miene und dem Ausdruck der Augen lag etwas Melancholiſches, jene moderne Miſchung von Romantik und Zerriſſenheit, die irrſinnige Schreckhaftigkeit eines werdenden Selbſtmörders. Er ſah wie eine jener ſchmachtende Arabeskengrazien aus, wie ſie von den Franzoſen gewöhnlich gezeichnet werden, hingegoſſen, träge, und eine Flaſche in der Hand, aus der ſie Blumen begießen. Guido von Lipmann konnte hier füglich für eine

Sehenswürdigkeit gelten, da man ſeine Gedichte ſogar ſchon componirt hatte, und ſeine proſaiſche Schreibart Bewunderung erregte. Die beiden Journaliſten, Schmeißer und Püſſer, waren in ſeinem Gefolge und arbeiteten mit ihm gemeinſchaftlich an einem neuen Almanach, der im nächſten Herbſt erſcheinen und nur Beiträge von ihnen Dreien enthalten ſollte. Die Stahlſtiche, welche ihre drei Bildniſſe wiedergaben, waren ſchon fertig; auch hatte ihnen Ritter, der ſich inzwiſchen in Jena als Privatdocent habilitirt hatte, geſchrieben, ſie möchten die Herausgabe beſchleunigen, da er in ſeiner Geſchichte der neueſten Literatur ihre Leiſtungen denen des „jungen Deutſchlands", welche er heftig zu bekämpfen gedächte, gegenüberſtellen und ihnen die Anwartſchaft auf die Zukunft der deutſchen Nationalliteratur verſchreiben wolle. Sie waren alle Drei immer von eifrigen und faſt zänkiſchen Geſprächen umſchlungen und nahmen ſich daher

wie eine wandelnde und ſchreiende Laokoons-gruppe aus.

Auch ein ſanfter, blauer Stern ging hier an Schlachtenmalers Nachthimmel auf (denn ihm wurde hier oft die Sonne ein Trauerflor, wenn er Alles im Zuſammenhang bedachte und ſeinen Haß gegen den Grafen erwog), Celinde, mit ihrem ſie umhüllenden Nebelſtreifen und Gatten, dem bis auf den Tod kranken und blödſinnigen Baron Satan von Höllenſtein. Dieſer hatte ſeit dem Kunſtmanoeuvre die Beſinnung und ſein Commando verloren; er war faſt kindiſch geworden und konnte nicht einmal mehr ſelber den Löffel, geſchweige den Degen und Feldmarſchallſtab führen. Man mußte ihm das Fleiſch klein ſchneiden und es ihm mit dem Löffel zu eſſen geben. Stundenlang ſaß er ſcheu und blödſinnig in einer Ecke und verlor mit den Gedanken auch die Fähigkeit, ſie auszudrücken. Er fing an, die Dinge wieder kindiſch zu benennen, ein neuer

Kaspar Hauſer von mehr als vierzig Jahren. Das ihm ſonſt ſo liebe Pferd nannte er Trara, und Hunde rief er mit indiſcher Furcht Wauwau. Der Baron Satan von Höllenſtein ſchien nicht mehr Bewußtſeyn zu haben, als ein eben entwöhnter Säugling; ſchwerlich dürfte man in Moritzens Magazin der Erfahrungsſeelenkunde ein ähnliches Beiſpiel geiſtigen Zurückkommens finden. Celinde ſtand an dieſem halboffnen Grabe wie eine Trauerweide. In der Inſchrift ihrer Augen konnte man leſen, nicht, was ſie verlor, wohl aber, was ſie litt. Und doch ſelbſt an dieſem trüben und morſchen Stamme noch blühte ſie, zur Bewunderung der Welt, wie eine dunkelgluthige Cactusblume über einem verwelkten Blatte. Ihr Mann ſchien ſich in ihr wie das Präparat ſeines Namens in ſeine urſprünglichen Silberbeſtandtheile aufzulöſen. * Sie wuchs

* Der Höllenſtein wird aus reinem Silber durch Miſchung mit Salpeterſäure gewonnen.

wie die Pflanze Sonnenthau auf häßlichem Torfgrunde, hatte aber gerade wie sie die geheimnißvolle Eigenschaft, sich nur bei heiterem, wolkenlosem Wetter zu erschließen, und nie länger als eine Stunde, von zwölf Uhr Mittags bis eins: denn um eins mußte sie dem Baron wieder seinen Milchbrei reichen, den er nur von ihr nehmen wollte. Schlachtenmaler sah ihr oft wehmüthig nach, wenn sie ihren alten Säugling führte. Als der Graf, dem bei seinem jetzt im Zenith stehenden Glücke oft eine frivole Laune überkam, ihm vorschlug, da er doch zeichnen könne, möcht' er ein Seitenstück zur heiligen Familie entwerfen: Celinden als Maria, den Generalissimus auf dem Schoß und ihm die Brust reichend — fuhr er wild auf und sprach eine Beleidigung aus, von der der Graf mit verbissener Wuth sagte, er wolle sie einstweilen zu den übrigen stecken, bis das Maß voll würde. Man behauptete auch, daß der Graf gegen Celinden dieselben

als ſonſt. Man braucht mehr zum Ausgeben und die Einnahmen ſind die alten geblieben. Die Vergnügungen waren früher harmloſer, wohlfeiler. Jetzt, wo alles auf Salons, auf Bälle, Maskeraden berechnet iſt, wo die Anſchlagzettel an den Straßenecken zu den kunterbunteſten Freuden einladen, jetzt hat der Prater aufgehört, das Aſyl der Wiener Erholung zu ſein. Ich ſah am erſten Mai die Bevölkerung zum Prater hinausziehen. Das ganze Vergnügen, ſchien mir, war in der Toilette aufgegangen. Wer kann in ſolchen Ballkleidern, die ſelbſt die unterſten Klaſſen trugen, auf dem grünen Raſen ſpringen und tanzen! Die alte Zaubermacht des Praters mit ſeiner neckiſchen Ausgelaſſenheit iſt vorüber.

Wie kann das aber auch anders ſein, wenn man ſieht, wo es jetzt den Menſchen nur wohl iſt? In Berlin erlebt man daſſelbe. Wo ſind dort die idylliſchen Vergnügungen auf den Dörfern hin, ſeitdem Coloſſeum, Tivoli, Elyſium, Kroll entſtanden? In Wien iſt es ebenſo. Im ungeheuern Odeonſaale den Dampf von tauſend „Millykerzen" einathmen, den Staub der Tänzer hinunterſchlucken und in der Nacht mit dem ſtolzen Gefühle ſcheiden: „Ich war auch da!" das iſt die Quinteſſenz aller dieſer auf maſſenhaften und daher langweiligen Beſuch berechneten Zerſtreuungen. Welche Stimmung im Gemüth nach ſolchen „chineſiſchen Zaubernächten," „venetianiſchen Maskenfeſten" u. ſ. w. zurückbleibt, iſt eine moraliſch und phyſiſch bewieſene Thatſache. Kein Wunder, wenn darüber ein ganzes Volk blaſirt wird.

In Verbindung mit dieſer Wuth nach excentriſchen Vergnügungen kann ſich auch die Bühne einen großen Theil der Schuld beimeſſen, zur Verwilderung des Volkscharakters bei-

Gefühle hegte, die man Herrn von Lipmann gegen Sidonien zuſchrieb. Wirklich verſtanden ſich auch beide Damen nicht und ſuchten ſich zu meiden: Celinde freilich wie die Sinnpflanze, die vor Allem, was ſie zu nahe berührte, erſchrack, und Sidonie ſchon mehr wie die Eſelsſpringgurke, die die leiſeſte Berührung ihrer allerdings ſehr gereizten Stimmung durch Ausſpritzen eines keineswegs heilſamen und oft recht verletzenden Saftes belohnte.

Von Geigenſpinner, der auch da war, und der Hofräthin Wieſecke (Sophie) und dem Hofrath ſelber, der an hektiſchem Huſten litt und ſich nicht immer ſtark genug fühlte, in ſeinem chineſiſchen Schlafrocke, mit dem er auf der Promenade erſchien, auch eine chineſiſche Mauer zwiſchen Geigenſpinnern und Sophien (denn Sophie legte Feuer an, wo ſie irgend Schwamm und brennbare Stoffe entdeckte) aufzuführen — von dieſen Dreien iſt die Chronik weniger ergiebig und nur ſo viel

bekannt, daß Schlachtenmaler an den verliebten Irrwegen des Mispelheimer Pfarrers öfters deſſen Tücke und ſeines Vaters Unglück zu rächen ſuchte.

Denn auch Blauſtrumpf und Mörder waren da und mit ihnen ein gutes officielles Saatfeld, auf welchem ſich Brennneſſeln und Schlingpflanzen für Geigenſpinner ſäen ließen. Mörder ſchien neben Blauſtrumpf eine entzauberte Alraunwurzel zu ſeyn, die dieſer als ewiges ſinnbildliches Denkmal ſeiner Ausſätungen des Aberglaubens mit ſich führte. Mörder blieb gewöhnlich auch, wie der Baron Höllenſtein, da ſitzen, wo man ihn hinſtellte, und ſeine Bewegungen glichen theils nur den Capriolen einer kleinen Figur, die die ſtark aufhämmernden Taſten und Predigten Blauſtrumpfs auf dem Clavier-Reſonanzboden der öffentlichen Meinung in dem Bade hervorbrachten, theils zur gar den Chladni'ſchen Klangfiguren, die in einem dummen Haufen

Sandes entſtanden, jenachdem Blauſtrumpf auf der gläſernen Scheibe der Table d'hôte den Fidelbogen ſeines eindringlichen und immer an den Meiſter vom Stuhl erinnernden Vortrags ſtrich.

Da Celinde keine Neigung zu Juden hatte (wurde doch ſelbſt Bettina in Frankfurt zum Judenhaß erzogen!), ſo vermied ſie Herrn von Lipmann, ohne jedoch darum zu billigen, was ſich der Bad-Inſpector Schlachtenmaler in ihrer und des Hofagenten Gegenwart, als dieſer ſich darüber beklagte, zu ſagen erlaubte: „Bei Frau von Höllenſtein haben alle ihre Hoffnungen und Lebensfreuden ſich in ein todtes Meer verwandelt, und bekanntlich ſchwimmt nur das Judenpech auf dem todten Meere am ergiebigſten!“ Auch Guido war zugegen und fing dieſen Wurfſpieß des ihm ſehr bekannten Ex-Redacteurs des Nichts auf und ſagte: „Es könnte für das Judenthum kein ſchöneres Wortſpiel gefunden

werden, als daß man ein flüssiges Harz nach seinem Unglück benennt: denn, wenn alle Formen des modernen Bewußtseyns überlebt seyn würden, würde noch das Judenthum seine bindende, zusammenhaltende, seine zähe und, man möchte fast sagen, klebrige Kraft und den Monotheismus entfalten." Püsser, der auch zugegen war, fiel mit der feinen Bemerkung ein: „Erinnern Sie sich wohl noch, Schmeißer, daß Sie einst zu mir sagten: Auffallend, daß doch vom Berge Sinai nichts als Bindendes kömmt, früher die Mosaischen Gesetze und jetzt bekanntlich das beste arabische Gummi, das so bindend wie Leim ist?" — Schmeißer lächelte; Guido zog sein Notiztäfelchen; aber Herr von Lipmann hatte Witz und strafte den Schlachtenmaler (der an seinen Vater und die ihm mitgetheilte Zehnthalergeschichte dachte) durch folgendes Gleichniß: „Wissen Sie was, Herr Bad-Inspector? Ich habe gelesen in einer Reisebeschreibung,

daß die Türken auf die Geschirre von ihren Pferden streichen Judenpech, bloß damit sie durch den starken Geruch die Schmeißfliegen abhalten. Ich empfehle mich Ihnen." Und damit ging Herr von Lipmann triumphirend vorüber, und Schlachtenmaler hatte die Demüthigung und das Nachsehen. Aber wir erwähnen diese Antipathie Celindens nur, um zu erklären, warum der Graf sagen konnte, sie wäre das einzige ruhige Plätzchen, wo er sich erholen könnte: denn überall anders verfolgte ihn Herr von Lipmann mit stechenden und beißenden Bemerkungen. Bald hieß es: „Sagen Sie mir, Graf, wo haben Sie die Idee mit dem Wasser her? Wo ist die Fasanerie, wo sind die Hirsche im Park? Soll die alte Mooshütte die Grotte für Liebende seyn?" Der Graf hatte keine Ruhe vor ihm während der ganzen Saison, weßhalb ihm so ein entrüsteter Ausruf, wie z. B.: „Herr, Sie quälen mich wie ein Floh!" öfters entfuhr.

Herr von Lipmann hatte aber auch hier Witz genug, ihm boshaft lächelnd zu erwidern: „Nun, wenn Einen sticht ein Floh, so zieht man sich nackend aus und schlüpft in ganz neue Hemder und Strümpfe und Unterbeinkleider und Vorhemdcher und Alles so fort.“ Und, wenn Herr von Lipmann sonst nur von Gold und Papier sprach, so hatte er sich in Amalienbad zur Verzweiflung des Grafen angewöhnt, nur von Eisen zu sprechen. Bald hieß es: „Daß in dem Brunnen Eisen ist, sieht man schon an der magnetischen Kraft, mit der es die Leute aus allen Gegenden anzieht;“ bald: „Auf dieser Eisenbahn werden Sie schnell zu Ihrem Ziele kommen;“ bald umarmte er den Grafen an der Table d'hôte und rief zu allgemeinem Gelächter: „Alte Liebe rostet nicht!“ Sein Sohn Guido mußte ihm die ganze Geschichte des Eisens vortragen, nur, um ihm Gelegenheit zu Anspielungen zu geben. War der Graf unmuthig, so schüttelte sich der

Hofagent und rief ihm so laut nach, daß es die ganze versammelte Kurliste hörte: „Säure löst das Eisen auf und macht Salze daraus, die von den echten Salzlaugen sich dadurch unterscheiden, daß diese zusammenziehen, Ihre aber auseinander jagen!“ Er wurde in seinen Bildern so gelehrt und in den Vergleichungspunkten so auffallend, daß Schlachtenmaler einmal einen Vorwitz nicht scheute und ihm seiner Grobheit wegen vorwarf, daß ihm seine ewigen lächerlichen Eisengespräche nachgerade zu oxydiren schienen. Seitdem schwieg auch Herr von Lipmann über den Gegenstand.

Von Amandus wissen wir, daß er reiste, um die Hofärzte zu bestechen. Theobald hatte den Namen Schmidt angenommen und wagte es, den Badarzt zu spielen. Weil eines Theils das Wasser nur äußerst schwache Eisentheile enthielt (worüber sich bald alle Stimmen vereinigten), so brauchte er mit Fug und Recht und zum Bestand der herrschaftlichen

Küche nicht allzukarg mit der Diät zu ſeyn. Er empfahl Küche und Keller, und die Patienten ſtanden ſich gut dabei, weil das Waſſer, ſelbſt, wenn es gewöhnliches Brunnenwaſſer geweſen wäre, doch einen ſtarken Appetit erregte, und überhaupt die Heilkraft der Bäder meiſtentheils aus der Luft, und zwar, weil ſie ja ſo friſch und ungewohnt, gegriffen iſt. Wirkliche Leiden verwies Theobald auf den erſt ſpäter ſich ergebenden Erfolg, was denn namentlich von Frauen, denen es an der rechten Fruchtbarkeit fehlte, geglaubt werden mußte, da ſie ja ihre Männer nicht immer gleich bei ſich hatten. Bei andern Krankheiten kam es nur darauf an, geſchickt zu temporiſiren. Niemand konnte in ſechs Wochen eine vollſtändige Heilung vorausſetzen, Niemand kam auch ohne vorgängige mediciniſche Behandlung, die ſich bei einigem Scharfſinne ſehr leicht dem Patienten entlocken und zur Grundlage der Brunnenkur machen ließ. In plötzlichen An- und Vorfällen

wurde der Graf gerufen, scheinbar als theilnehmender Hauswirth, eigentlich aber, weil er in der That ein grosses encyklopädisches Wissen und eine Hausapotheke besaß, viele Jahre hindurch seine eigenen Pferde curirt hatte und überhaupt ein Mann von Geist und schneller Fassung war, der vor nichts erschrack, am wenigsten vor Gefahr. Es lagen die schönsten Elemente in ihm; selbst die Philosophie, mit der er die Lüge, Betrug, Mord und Todschlag würde entschuldigt haben, hatte etwas Geniales und entsprach den Vorstellungen, die er von dem specifischen Werthe des Adels hatte.

Der Gascogner, Alboin de Blasé d'Eau, leitete, von einigen auf das Spiel abgerichteten Dienern des Grafen unterstützt, die Roulette. Der Graf hatte lange Anstand genommen, ob er nicht einige seiner alten Jugendfreunde, zurückgekommene wilde Cavaliere, in Perspective nehmen sollte und ihnen, ausgelernten Croupiers, die grüne Tafel anvertrauen;

doch hatte ihn Sidonie faſt fußfällig gebeten, dieſe Menſchen, die ſein Geſchick und ſeinen Charakter genug zerrüttet hätten, jetzt aus ſeiner Nähe zu laſſen: denn nur Unheil wachſe unter ihren Füßen. Der Graf meinte, zur würdigen Haltung eines Hazardſpieles gehöre eine felſenfeſte, ruhige Todesverachtung, ein nobles Air, das nicht einmal allen Adeligen gemein wäre; in Frankreich hielten meiſt alte Bonapartiſten die Bank, Männer, die an der Brücke von Arcole gekämpft und in Rußland ihre Geſundheit und den Glauben an Gott zurückgelaſſen hätten; in Deutſchland wäre es ſelten, einem hinlänglich terroriſtiſchen Spielergenie zu begegnen; am paſſendſten wären alte Landsmannſchaftſenioren aus Göttingen, und ſeine Freunde wären das geweſen. Der Grund, warum ſich der Graf entſchloß, Albein, einen Bürgerlichen, auf den grünen Tiſch abzurichten, lag auch nicht in den faſt zur Erde gebeugten Knien Sidoniens, ſondern theils

getragen zu haben. Die Zweideutigkeit und die Selbstironisirung haben besonders in den Nestroy'schen Stücken einen Einfluß auf die unteren Klassen geübt, der ihnen zwei der kostbarsten Kleinode des Volkscharakters raubte, sittliche Grundanschauung aller Dinge und gläubiges Vertrauen gegen Menschen. Das ist entsetzlich, wie Nestroy, dieser an sich höchst talentvolle Darsteller, in seinem Spiel fast noch mehr als in seinen Produktionen dem sittlichen Grundgefühle und der gläubigen Naivetät des Volkes Hohn spricht. Man denke sich die bis zum Giebel gefüllten Theater, besetzt von Handwerkern und ihren Frauen und Töchtern und sehe diese Gestikulationen, diese Mienen, höre diese Späße, dieses Anwitzeln jeder überlieferten edlen Empfindung, diese zweideutigen Randglossen zu den Motiven von Tugend und Edelmuth.... es überlief mich kalt, ein ganzes Volk so wiehern, Weiber lachen, Kinder klatschen zu sehen, wenn die Equivoque gezündet hat oder Nestroy, die Achsel zuckend, die Liebesversicherungen einer Frau, die Zärtlichkeiten eines Gatten mit einem satanischen „O Je!" oder dergleichen begleitet. Da steht nichts mehr fest, keine Liebe, keine Freundschaft, keine großmüthige Hingebung. Die schamlosen gesungenen Couplets (die rechten Cancans, die bei den Franzosen aus der erröthenden Sprache in den stummen Tanz verbannt wurden) sagen es ja deutlich, daß „Alles einen Haken hat," daß Eigennutz die Triebfeder jeder Handlung ist. Es ist das fürchterlich, eine ganze Bevölkerung solchen blasirten Anschauungen überliefert zu sehen. Aus jedem etwas dunkeln Satze dieser Komiker grübelt sich der Zuschauer Zweideutiges heraus und will er's nicht gleich finden, so blinzeln diese unwürdigen Musenpriester mit den Augen und das Gewieher

in dem Gedanken, daß die Genossen seiner Vergangenheit ihm hier theuer zu stehen kommen würden, theils in der Nachricht, daß sie sich rüsteten, in's Carlistische Hauptquartier zu reisen: denn nächst seiner eigenen Lebensfrage war ihm die des Don Carlos die wichtigste. Alboin benahm sich mit Ruhe und Tact auf seinem Posten. Er erschrack vor Gewinn und Verlust nicht und verzog nie die Miene. Wenn die eigentliche Erziehung zum satirischen Schriftsteller, die ihm sein Vater gegeben, zu etwas gefruchtet hatte, so war es dazu, ihm jene stolze Impassibilität zu geben, welche besonders von den Engländern, die auch die besten Humoristen haben, so außerordentlich hoch geschätzt wird.

Und Blasedow selbst? Ihm, da er nichts sprach und immer allein ging, hatte der Graf die Rolle eines unglücklichen Spielers übertragen. Als solcher war er ein nothwendiges Requisit eines vornehmen Badeortes.

Blaſedow, der ja ſo Vieles verloren hatte, und noch dazu im Spiel, zeigte ſich in dieſer Rolle, ohne von ihr zu wiſſen, wie der durchdachteſte Meiſter. Wenn er im Park mit zurückgelegten Armen wandelte, ein Bild gänzlicher Apathie, zuweilen ſpukhaft lächelnd, zuweilen das Auge zum Himmel aufſchlagend, ſo betrachtete ihn mancher Mitleidige und Gefühlvolle mit Bedauern, mancher Moraliſt mit Schadenfreude, und manche Mutter zeigte ihn ihren Kindern als lebendige Warnung vor einer unerhörten Spielwuth! Es umraſchelten ihn Sagen und Gerüchte, die ſich über ſeine enormen Einſätze und Verluſte gebildet hatten, ohne daß er je davon hörte. Er wußte nicht, daß ſeine Seufzer den Menſchen die Tauſende beſtätigen mußten, die er auf jene verführeriſche Tafel geſchüttet haben ſollte. Ein Witzbold ſagte von ihm, er gleiche dem Auguſtus, als er ausgerufen hätte: Varo, Varo, gib mir meine Millionen wieder! Manche

nannten ihn den „Märtyrer des Zufalls“. Der Graf war entzückt, daß Blasedow unbewußt auf die Idee, die seinen eigenen Vorstellungen so nahe verwandt war, einging: denn er wußte, wie wunderlich der Menschensinn erregt wird, wie gerade der Anblick von Hinrichtungen, Mörderschaft und ein Pistolenschuß und eine verhüllt fortgetragene Bahre einem Spielhause mehr Zulauf verschafft, als ein gelungenes Va banque! In der Freude darüber redete er einmal Blasedow mit der Bezeichnung an: „Wie geht es Ihnen, Freund, unglücklicher Spieler?“ Blasedow blickte ihn groß an und wandte sich dann verächtlich ab, indem er sagte: „Unglücklicher, aber kein falscher!“

# Siebentes Kapitel.

### Der Congreß.

Seit einiger Zeit hatte das Regenwetter den Kurfreuden so vielen Abbruch gethan, daß mehrere von den minder Kranken beschlossen, ihre Abreise zu beschleunigen. Dem Grafen kam diese Nachricht sehr erwünscht: denn seit acht Tagen war ihm der Raum in Haus und Hof, in Flur und Wald zu enge; er wurde, je finsterer das Wetter, desto heiterer in seiner Stimmung. Die beiden Flügel des Schlosses waren in einer so freudigen Bewegung vor Arbeiten und Zurichtungen, daß es schien, als sollte das Bad einen noch höhern Aufschwung

nehmen, durch Besuche nämlich, deren Wichtigkeit der Graf schon mit geheimnißvoller Miene ahnen ließ. Keinem aber wär' es eingefallen, das europäische Gleichgewicht und die Continentalpolitik mit diesem stillen Jubel des Grafen und der Amalienquelle in Verbindung zu bringen; und doch war in jüngster Nacht ein Courier angekommen, und hatte den Grafen aus dem tiefsten Schlafe geweckt und ihm Mittheilungen gemacht, die wie hinter dem Vorhange eines zur Vorstellung sich rüstenden Theaters wegliefen und nicht errathen wurden. Es wurde den Kurgästen erst mit Hülfe der Zeitungen dies Geheimniß etwas lichter: denn war es nicht möglich, daß das Gerücht von einem demnächst abzuhaltenden Congresse sich in Amalienbad bestätigen konnte? Der Graf wollte diese Vermuthung nicht Wort haben, meinte aber doch, daß ein Badeort sich nie zu irgend einer Höhe aufschwingen würde, wenn er nicht durch einen politischen Congreß auch

in den Annalen der Geschichte verzeichnet wäre. Der Karlsbadsprudel wäre erst in Aufnahme gekommen, seitdem die dortigen „Beschlüsse" den jungen deutschen Preßfreiheitssprudel von 1819 in Abnahme gebracht hätten; wenigstens müßte einmal eine fürstliche Heirath an einer Quelle geschlossen seyn, ehe sie fashionable würde. Es kam den Grafen schwer an, die Wahrheit zu verschweigen, weil sich so mancher Besuch durch die Möglichkeit, einer wichtigen Staatsaction beiwohnen zu können, doch zum längern Bleiben würde entschlossen haben. Indessen beklagte er die leer werdenden Zimmer nicht, da er deren für die Dinge, die da kommen sollten, kaum genug zu haben schien.

Indessen ist unsere Zeit in nichts so indiscret, als in der Politik. Da unser politisches Leben einem lecken Faße gleicht, so quillt das Geheimniß durch alle Ritzen und Fugen durch und bleibt kaum länger, als es Sache eines Einzelnen, verschwiegen. Ein großer

Diplomat, den wir bald die Ehre haben werden kennen zu lernen, sagte oft: „In alten Zeiten mußte man sich viel Mühe geben, um eine Neuigkeit unter die Leute zu bringen; jetzt aber ist der politische Verstand so weit gediehen, daß kein Diplomat mehr vor seinem Kammerdiener sicher ist. Die Menge der unbesoldeten und eigenmächtigen Staatsmänner, d. h. der Zeitungsschreiber, ist zu groß, die Verrätherei der Ueberläufer und Zuträger, die es gern zu gleicher Zeit mit den Fürsten und den Völkern halten wollen, zu eingerissen, als daß man sich noch auf den geregelten Gang, wie bisher in der Diplomatie die Geheimnisse mitgetheilt wurden, verlassen dürfte. Es käme fast darauf an, in der Politik ganz unsinnige und gewaltsame Unternehmungen zu beginnen, um nur das Geheimniß zu retten: denn gerade dadurch, daß wir Staatsmänner nur das Vernünftige und Wahrscheinliche thun, wird es der so sehr ausgebildeten Combination

der Publiciſten und Kannengießer möglich, jedem Courier durch das Fellеiſen ſeine Depeſchen zu leſen.“ Es iſt dies derſelbe Staatsmann, der, um nur Herr ſeiner Geheimniſſe zu ſeyn, einen uns bereits bekannten Staat, das Fürſtenthum Vierhufen, an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Graf Leibrock erhob die Diplomatie zu einer Wiſſenſchaft an ſich; er machte ſie zur Herrin der Politik. Er ließ eine Feſtung mitten im Frieden ſchleifen, um nur die Genugthuung zu haben, das Geheimniß davon drei Wochen in ſeinem Bureau bewahren zu können. Er verletzte die freundſchaftlichſten Beziehungen ſeines Hofes zu auswärtigen Höfen, rein, um die Freude zu haben, etwas gegen alles Erwarten unternehmen und eine Weile geheim halten zu können. Er hätte ſich entſchließen können, ein Biron, ein Patkul zu werden, wenn ſich die Zeitungsgerüchte etwa herausgenommen hätten, ihn einen Pombal zu nennen, womit es aber gar keine

Noth hatte. Und dennoch brachten die Zeitungen die Nachricht, daß in dem neuen Amalienbad ein Congreß zwiſchen den bevollmächtigten Miniſtern Sayn-Sayns und Vierhufens würde abgehalten werden zur Schlichtung gewiſſer Differenzen, die auf dem Punkte ſtanden, in Feindſeligkeiten auszuarten. Wohl dem Manne, der die Geſchichte kennt! Wir wiſſen es, woher der Hader kam; wir ſahen die dunkeln Gewitterwolken heraufſteigen, für welche auf dringendes Anſuchen der größern Mächte, um den Weltfrieden zu erhalten, ein Congreß der Blitzableiter werden ſollte. Da ſich beide Fürſtenthümer vertragen mußten, ſo kann man die Schwierigkeiten ermeſſen, welche es auf dieſem Congreſſe zu löſen gab. Gerade, weil es ſich hier um etwas Nothwendiges und Unumgängliches handeln ſollte, ſuchten die beiden Parteien ihm den Schein einer Unmöglichkeit zu geben. Sie mußten den höhern Schutzpatronen gehorchen, wollten es dieſe aber auch

dafür recht empfinden laſſen, welch ein Opfer ſie dem allgemeinen Weltfrieden brächten.

Es war eines Abends kurz vor Sonnenuntergang. Die Regenwolken hatten ſich verzogen, und mit aufgeklärtem, heiterm Himmel wollte der Tag von der Erde Abſchied nehmen. Der grüne Tiſch wurde leerer, die Geſellſchaft verſammelte ſich, um die ſchönen Augenblicke zu genießen, im Parke, und mit Erwartung ſprach man von den großen Ereigniſſen, die dem Bade ſo nahe bevorſtanden. Da ſtieg in einiger Entfernung vom Schloſſe eine Rakete auf, und auf der andern Seite eine zweite. Der Graf, der ſchon den ganzen Tag über am Fenſter geſtanden hatte und durch ein Perſpectiv die Gegend ausforſchte, war Augenblicks im Hofe; aber zu ſeinem Schrecken hatte ſich gleich vorn am Thore ein Knoten von ſo gordiſcher Verwirrung zuſammengeneſtelt, daß er, der ſonſt ſo Geiſtesgegenwärtige, nicht wußte, wie hier zu helfen

bricht los, man hat den Witz verſtanden. Ein Theil der Preſſe beſchützt dieſe Verwilderung, ein anderer bekämpft ſie. Aber merkwürdig, wenn z. B. Saphir, der viel Wahres und Schönes gegen dieſe Entartung geſchrieben hat, ſich wiederholt dagegen ergehen will, ſo ſtreicht ihm die Cenſur ſeine Angriffe ſpaltenlang. Man ſagt ihm, er vertheidige die Sitte nur aus perſönlicher Rancüne gegen dies oder jenes Theater. Geht nun die Cenſur irgend etwas von den Motiven eines Schriftſtellers an? Im Gegentheil! Alles Lob ſolchen „perſönlichen Rancünen," deren Ergebniſſe der Sitte und der moraliſchen Geſundheit eines Volkes zu Gute kommen.

Schon die römiſche Imperatorenzeit lehrte uns, daß unfreie Zuſtände die Moralität der Völker vergiften. Der erlaubte politiſche und religiöſe Freimuth eines Volkes adelt deſſen Moral. Die unterdrückte freie Bewegung der Vernunft erzeugt die Zügelloſigkeit in den Sitten. Die Wiener Theatercenſur iſt gegen die Vorſtädte milder als gegen die Theater der Hauptſtadt. Im Burgtheater darf kein Stück gegeben werden, das die königliche Würde von einer menſchlichen Seite darſtellt, Heinrich IV. von Shakeſpeare iſt verboten, kurz eine Willkür, die man gottlos nennen müßte, wenn ſie nicht vielleicht die Frucht einer traurigen ariſtokratiſchen und altſpaniſchen Etikette wäre, legt dort auf die ſchönſten Blüthen der Poeſie eine vermeſſene Hand; aber Ehre, Liebe, Freundſchaft, Sitte und Zucht, Kindererziehung, die ewigen Güter des Daſeins dürfen in den Vorſtadttheatern verſpottet werden. Es ſtimmt dies vortrefflich zu einer Politik, die aus ſybaritiſcher Genußſucht (Friedrich von Genzens Lebensprinzip!) das außerordentlich bequeme Princip der Stabilität gemacht hat.

ſey. Er ſchickte Schlachtenmalern ab. Die Schwierigkeit lag nicht in den fünf bis ſechs Reiſewagen, die zu gleicher Zeit an dem Thore ſtanden, ſondern in dem wunderlichen Zufall, daß gerade die beiden paciscirenden Theile zu gleicher Zeit ankommen mußten, und ſich nun eine Rangſtreitigkeit, der Einfahrt wegen, erhob, die gleich zu den empfindlichſten Reibungen und wohl gar zu einem präliminariſchen Notenwechſel führen konnte. Wenn ein kleiner Vorſprung, den allerdings in ſeinem vierſpännigen Wagen der Freiherr von Hundt, Oberhofmeiſter und außerordentlicher Bevollmächtigter des Fürſten Sayn-Sayn, voraus hatte, ihm das Recht zur frühern Einfahrt zu geſtatten ſchien, ſo war doch Freiherr von Hundt Diplomat genug, einzuſehen, wie wichtig oft eine zur rechten Zeit angebrachte Höflichkeit iſt, und wie großartig immer derjenige erſcheine, der bei gleichen Verhältniſſen und wohl gar in glänzenderen gegen

den Andern die Rolle der Höflichkeit übernehme. Graf Leibrock wollte gerade deßwegen auch nicht der Erste seyn, weil er Kenner genug war, diese Hundt'sche Finesse zu durchschauen, unangesehen, daß er ihn empfindlich würde verletzt haben, wenn er am Ende doch wohl gar hätte der Zweite seyn müssen. Nun würd' es allerdings gegen alle Courtoisie verstoßen haben, wenn sich die beiden bevollmächtigten Botschafter mit ihren Gefühlen verrathen hätten; sie mußten vielmehr für ihre Zögerung, einzufahren, eine scheinbare äußere Veranlassung suchen. Der Freiherr von Hundt behauptete, um den Schein zu retten, er hätte einen verloren, nämlich den Postschein, da er mit eigenen Pferden fuhr. Graf Leibrock verwünschte seinen Kutscher, der die Pferde schlecht aufgezäumt hätte, und der Kutscher war diplomatisch eingefahren genug, abzusteigen und sich an den Pferden etwas zu schaffen zu machen. Schlachtenmaler, der die Lage

der Dinge überſah, dachte an den gordiſchen Knoten, zog heimlich ſein Taſchenmeſſer und ſchnitt ihn durch, nämlich den Schnallenriemen, an welchem eines der hintern Pferde des Grafen befeſtigt war. Nun gerieth allerdings der Kutſcher in Verlegenheit und begann eine ſo weitläufige Anneſtelung, daß der Graf Leibrock zornig aus dem Wagen ſtieg (er war ein Mann ſtarken Umfangs) und um ſo gegründetere Urſache zur Erbitterung hatte, als er jetzt nicht einmal dem Freiherrn von Hundt hätte vorfahren können, ſelbſt, wenn dieſer gegen ihn, als den Aelteren, zurückgeſtanden wäre. Freiherr von Hundt fuhr alſo mit ſeinen ſchnaubenden Roſſen an ihm vorbei und nahm zuerſt von dem Schloſſe Beſitz, zwei Wagen hinter ihm, die das Geſandtſchaftsperſonal und einige Damen enthielten. Graf Leibrock entſchloß ſich nun, zu Fuß zu gehen und ſeinen Wagen langſam nachfolgen zu laſſen. Zwei Geſandtſchaftsſecretaire mußten ihn

führen, so schrecklich griff ihn eine hier vielleicht vorgefallene Verletzung des Völkerrechts an.

Zunächst mußte das Aufsehen, das des Grafen Ankunft im Schloßhof erregte, ihn für die vermeintliche Zurücksetzung entschädigen. Der Graf von der Reige stürzte auf den Erblandesmarschall zu und bat wegen der am Schloßthore vorgefallenen Verwirrung um Entschuldigung. „Was läßt sich da machen?“ sagte der außerordentliche Gesandte, sich den Schweiß und den Zorn von der Stirne wischend; „Sie konnten doch unmöglich, selbst, wenn Sie das gleichzeitige Eintreffen geahnt hätten, zwei Thore in dem Vorgitter des Hofes ausbrechen lassen!“ Darauf fuhr er fort, indem ihn der Graf in die für ihn bereiteten Zimmer die Treppe hinauf führte: „Es ist schon dies ein Grund, warum die Hierarchie nie beseitigt werden darf. Die Päbste genießen seit undenklichen Zeiten bei allen diplomatischen Verhandlungen für ihre

Nuntien den Vorrang; die päbſtlichen Nuntien eröffnen den Zug. Sie ſind um ſo eher dazu berechtigt, ſich in Rangſtreitigkeiten vermittelnd einzulegen, als ſie keine Frauen und demnach keine häusliche Aufhetzerinnen haben. Ein Congreß ohne päbſtlichen Nuntius iſt ein polniſcher Reichstag, wo Jeder der Erſte ſeyn will — ein Grund, warum ich nimmermehr wünſchen möchte, daß das Pabſtthum oder der Katholicismus einmal aufhöre. Ich muß ſagen, daß mir der katholiſche Glaube ehr- und ewiger Dauer würdig erſcheint, weil ſeine Stellvertreter auf den Congreſſen ein allerdings eingebildetes und unmächtiges Primat beſitzen. Hätte Napoleon den Pabſt geſtürzt, er würde auch die Diplomatie über den Haufen geworfen haben."

In den Zimmern mußte ſich aber gleich wieder etwas finden, das dem Erblandesmarſchall mißfiel und ihm die erſten Augenblicke des Amalienbader Aufenthaltes ſchon recht verbitterte.

Es iſt dies nicht ſo ſehr die Bosheit Schlachtenmalers, der wie zufällig hier auf einem Tiſche hatte eine franzöſiſche ultrarevolutionäre Zeitſchrift liegen laſſen, die der Geſandte mit bedenklichem Kopfſchütteln und mit einer ſtrengen Miene des Vorwurfs gegen den Grafen im Vorübergehen in die Hand genommen hatte, ſondern es war die Lage des Zimmers ſelbſt. „Sie glauben Wunder, welchen Gefallen Sie mir thun, daß Sie faſt alle meine Zimmer nach vorn verlegt haben," bemerkte ſehr mißgeſtimmt der Erblandesmarſchall; „allein nennen Sie mir irgend ein auswärtiges Amt, ein Botſchaftshotel, das nach vorn hin ein beſonderes Leben verriethe! Die Arbeitszimmer einer Geſandtſchaft ſind alle nach hinten hinaus. Der Freiherr von Hundt wohnt mir gerade gegenüber. Sieht er des Nachts um zwölf Uhr Licht an meinem Fenſter, ſo wird er ahnen, daß mir die Entwickelung unſerer Angelegenheiten ſchwer wird, oder daß wir einen

ihm unerwarteten Coup beabsichtigen, Depeschen bekommen haben oder mit einem Courier noch in der Nacht welche absenden wollen. Ich muß Sie bitten, mir alle diese Zimmer nach hinten zu verlegen." Der Graf gerieth über diese Zumuthung in sichtliche Verlegenheit, so daß Schlachtenmaler, der die französische Zeitung an sich genommen hatte, sich zu fragen erlaubte: „Könnten nicht Eure Excellenz des Nachts wie die Diebe mit Hülfe einer Blendlaterne arbeiten?" Dieser Vorschlag, da er den Reiz des Geheimnisses in der Diplomatie vermehrte, gefiel dem Grafen Leibrock; er musterte den Bad-Inspector von unten auf und fragte ihn, ohne jedoch, nach vornehmer Leute Art, eine Antwort abzuwarten: „Treiben Sie auch Politik?" Natürlich antwortete Schlachtenmaler nicht darauf.

Während sich der Gesandte und der Graf in die hintern Zimmer und in Auseinandersetzungen und Gegenreden über Lage, Oertlichkeit

und Bedienung des Bades verloren, ging Schlachtenmaler hinunter und hatte seine Freude an dem Auspacken der Wagen hüben und drüben. Zwei Gegenstände waren es besonders, die ihm diesseits auffielen. Im Gefolge des Grafen Leibrock befand sich zuvörderst ein Pferd, das einen wahrhaft kümmerlichen Anblick darbot. Ob es gleich vom Kopf bis zum Schwanz gesattelt war, so saß doch kein Reiter darauf. Es mußte in diesem Aufzuge während der ganzen Reise hinter einem der Wagen hergetrabt seyn. Als er sich nach der Bestimmung dieser Aufzäumung erkundigte, sagte ihm einer von den Leuten des Grafen: „Der arme Klepper zählt jetzt dreizehn Jahr, und seit acht Jahren ist er in dem Zustande, wie Sie ihn da sehen. Niemals ist seitdem der Sattel von seinem Rücken gekommen. Es ist ein ewig gesatteltes Courierpferd, das nothwendig zur Bestallung eines diplomatischen Pferdestalles mit gehört. Man kann ja nicht

wiſſen, was plötzlich vorfällt. Da ſoll Einer in der Nacht aufſitzen und einen Brief fortbringen; Eile thut Noth, nun erſt das Pferd ſatteln! Bei dem Aufenthalt könnte ſchon was verloren ſeyn, und ſo iſt ſeit acht Jahren von dem Thier der Sattel nicht herunter gekommen."

Schlachtenmaler wurde von Mitleid über dieſen traurigen Anblick ergriffen, mehr aber noch über den Mann, der ihm dies ſagte und an Ohren- oder Zahnſchmerzen zu leiden ſchien. „Warum tragen Sie denn das Tuch um den Kopf, guter Freund?" fragte Schlachtenmaler; der Andere aber lachte und ſagte: „Gott ſey Dank, daß ich mir wenigſtens meine Ohren verbinden darf und nicht nöthig habe, taub oder gar taubſtumm zu ſeyn. Ich bin Kammerdiener beim Erblandesmarſchall und ſoll nun einmal von ſeinen politiſchen und Staatsgeheimniſſen nichts abhören. Der Graf ſagte mir, als er mich vor acht Jahren, gerade ſo lange, als das Pferd geſattelt iſt, in ſeine

Dienſte nahm: Lieber Freund, daß Sie hören können, iſt mir nicht lieb. Ich hätte es ſehr gern, daß Sie, wenn auch nicht ganz taub, doch etwas harthörig wären der Ordnung wegen. Ich rechne darauf, daß Sie verſchwiegen genug ſind und nichts, was in meinen Cirkeln und Abendgeſellſchaften geſprochen wird, unter die Leute bringen, auch keinen Verwandten haben, der etwa in auswärtige politiſche Zeitungen Berichte ſchreibt; aber ich bin es theils meinem Rufe als groſſer Diplomat, theils der Discretion gegen die mich Beſuchenden ſchuldig, daß Sie wenigſtens den Schein der Taubheit annehmen und ſich das Hören durch ein ſeidenes um den Kopf gebundenes Halstuch vergehen laſſen. Ich rechne dieſe Betäubung Ihres Trommelfells zu der Livrée meines Hauſes und werde Ihnen vierteljährlich dafür ein ſchwarzes Tuch, Lyoner Fabrik, ſelbſt liefern! Seitdem, Herr Bad-Inſpector, bin ich dem Grafen ſehr nützlich

Die Tageschronik Wiens ist immer belebt. Nie fehlt es an einem Stoff, der alle beschäftigt. Freilich sind es keine Deputirtenwahlen, keine Ständesitzungen. Es sind größtentheils Vergnügungen. Theater und Conzerte stehen im Vorgrunde. Auch von neuen Büchern, selbst unerlaubten, wird gesprochen. Die Aristokratie schafft „Evenements" genug. In Kaffeehäusern und Restaurationen ergeht man sich frei und behaglich. Ueberhaupt ist für ein heiteres Vegetiren außerordentlich gesorgt. Ist man einmal in die laufende Ordnung der Zustände gebannt, so unterhalten auch die im Grunde so stoffarmen Wiener Zeitungen. Von Auswärts kommen der Nürnberger Correspondent und die Oberpostamtszeitung, am verbreitetsten aber und mit der hier besonders sichtbaren, auf Oesterreich vorzugsweise berechneten und darum imposanten Wirkung die Augsburger Zeitung. Im kaufmännischen und juridischen Verein hält man weniger Zeitschriften, als vielleicht erlaubt wären. Ersterer bietet alle Annehmlichkeiten eines Casinos im englischen Styl, dieser wird von der studierenden Jugend und ihren Lehrern, von Kunst- und Wissenschaftsbeflissenen vorzugsweise besucht und sammelt sich eine hübsche Bibliothek. Ueberall wird der Fremde mit Zuvorkommenheit eingeführt. Wem sich das Innere der Familien erschließt, den begrüßt Ordnung, Geschmack, gediegener, selbst häuslicher Sinn, welchen man kaum erwartete. Die geselligen Tugenden sind ein Schmuck des Wieners. Er bewirthet reich und ohne eigennützigen Hinblick auf Erwiederung. Manche, die vielleicht mit einem Schwall von Zärtlichkeiten dich begrüßten, verschwinden vielleicht plötzlich und machen nicht eine von ihren Versprechungen wahr: Andere, die schweigend und still dich empfiengen, bewähren

gewesen. So manche Mittheilung, die man ihm in Gegenwart eines hörenden Kammerdieners beim Thee oder Whist nicht würde gemacht haben, hat er meiner Aufopferung zu danken. Die fremden Gesandten halten, wenn sie mein Leiden mit dem Ohrenreißen sehen, weit weniger zurück und lassen sich zur Freude des Grafen, der in seinem Fache der größte Schlaukopf von der Welt ist, noch einmal so vertraulich gehen."

Da Schlachtenmaler merkte, daß dieser Kammerdiener sich für sein beeinträchtigtes Gehör am Sprechen entschädigte und weit mehr ein Schloß vor den Mund, als ein Tuch um das Ohr verdient hätte, so ging er auf die Vorzüge seines Herrn ein und vermochte den Mann, noch immer redseliger zu werden. Als es daher spät Abends geworden war, und der Graf mit seinem Secretair arbeitete, und der Kammerdiener im Vorzimmer mit Schlachtenmalern, in Folge der gemachten Bekanntschaft, zu Nacht aß, so fuhr dieser mit einer Gewandtheit, die

ſeiner Bildung Ehre machte, fort: „Unſer Fürſt hat dem Grafen Land und Leute zu danken. Als Napoleon bei den deutſchen Landesherren kein großes Aufhebens davon machte, daß er ſie aufhob, da gelang es bloß der Geſchicklichkeit des Grafen, in Paris unſerm Fürſten einen Theil ſeiner Einkünfte, vorläufig ſeinen Titel, zu erhalten und den Urtheilsſpruch über die fernere Exiſtenz des Ländchens ſo lange aufzuſchieben, bis bei Napoleons Abreiſe nach Sanct Helena alle von Gott eingeſetzte Fürſten ſich wieder ſehen ließen, und auch wieder für uns Hoffnung wurde. Der Erblandesmarſchall hat in Paris dem Talleyrand und in Wien dem Metternich viel zu ſchaffen gemacht. Der Pariſer Friede und der Wiener Congreß wären beide leicht ohne Erfolg geweſen, wenn man nicht die drohende Stellung des Grafen Leibrock gefürchtet und ihn in die verhandelten Intereſſen als Theilhaber mit hineingezogen hätte.

Es iſt aber auch einzig, mit welcher Schlauheit dieſer Staatsmann verfährt. Kommt er an einen Ort, wo es Stimmungen auszuforſchen gibt, ſo ſollten Sie ſehen, wie er ſeine Maßregeln nimmt. Hier kann ich es ſchon ſagen, weil wir nur mit dem Freiherrn von Hundt zu thun haben und, im Vertrauen geſagt, uns mit ihm vertragen müſſen. Des Grafen erſtes Unternehmen an jedem fremden Orte, wo es etwas durchzuführen gibt, iſt, ſich erſt um alle einflußreiche Perſonen des Landes und der Stadt zu bekümmern. Der Secretair und ich ſelbſt, wir müſſen eine Liſte aufſetzen von allen Adeligen und hohen Beamten der Reſidenz und dürfen dabei weder die Titel, noch die Orden überſehen. Beſonders wichtig iſt die Rubrik über die Wappen, die Livréen und die Stammbäume der Adeligen. Dieſe Liſte übermalen wir an der Stelle, wo von den Livréen und Wappen die Rede iſt, mit bunten Farben, ſo daß der Graf ſchnell

eine Ueberſicht der in der Stadt beliebten Heiducken-, Jäger- und Läufer-Uniformen bekommt: denn das ſoll mir Einer ſagen, ob ein bevollmächtigter Geſandter ohne dergleichen Vorarbeiten auskömmt! Ohne ſolche Liſten würden hundert Verſtöße gemacht werden, und der Graf, der, wenn man ihm etwas zu Danke macht, gar gnädig iſt, erklärte mir's auch deutlich genug. Denn, ſagte er, was ſind die Menſchen überraſcht, wenn man von ihnen Dinge weiß, die ſelbſt, wenn ſie auf Aeußerlichkeiten beruhen, doch eine gewiſſenhafte Nachforſchung und Bekanntſchaft mit ihren Intereſſen vorausſetzen! Was kennt denn mancher Adelige mehr, als ſeinen Stammbaum, und mancher Banquier Größeres, als einen Rieſen von Portier und deſſen goldene Borduren? Die Wappenbilder benutzt der Graf oft zu ſehr ſinnreichen Zuſammenſtellungen, die ihm den Ruf eines der witzigſten Staatsmänner zugezogen haben. All die Katzen, Hunde,

Hirsche, Ochsen- und Häringsköpfe, welche die deutschen Adeligen in ihren Wappen führen, weiß er sehr lustig nebeneinander zu stellen, wobei ich immer meinen Spaß habe: denn meist weiß ich, was der Graf an einem Abend alles für Witze vortragen wird, und muß schon immer früher lachen, als bis er so weit ist, sie springen zu lassen. Er hat mir's freilich verboten, weil es zu auffallend ist und die Wirkung stört."

Indem klingelte es, und der Kammerdiener, der in der That eine Politur hatte, die Schlachtenmaler bewundern mußte, ging schnell zu seiner Herrschaft hinein. Als er wieder kam, sagte er geheimnißvoll zu dem Bad-Inspector: „Es ist was im Werke. Der Graf will dem Freiherrn von Hundt zeigen, wie wichtig ihm diese Verhandlungen wären, und schickt noch diese Nacht einen Courier ab." Damit ging der Kammerdiener hinunter, um dem Reitknecht anzumelden, daß er sich bereit

halte. Als er zurück kam, fragte ihn Schlachtenmaler, was es denn so Wichtiges zu berichten geben würde? „O, wahrscheinlich nichts," antwortete der Kammerdiener; „es ist auch gleich damit verbunden, daß Graf Hans, der Sohn meiner Herrschaft, zum ordentlichen Staatsmann erzogen wird. Der Vater schickt ihm öfters des Nachts Couriere, um ihn theils überhaupt daran zu gewöhnen, theils auch, um ihn, der etwas Faullenzer ist, zum Dechiffriren zu zwingen. Auf die Chiffern hält der Graf was Erstaunliches; doch zieht er die Chablonen vor. Wir haben deren über hundert, eine confuser ausgeschnitten, als die andere. Legt man sie auf die übersandte Depesche, so werden die unnöthigen Worte verdeckt, und nur die treten hervor, welche den gewünschten Sinn bilden. Es ist keine Kleinigkeit, einen Brief zu schreiben, welcher ganz harmlos von einem Handwerksburschen zu kommen scheint, und der doch z. B. die wichtige

Nachricht in ſeinen Zeilen enthalten muß: Kaiſer Leopold iſt vergiftet!“

Indem klingelte es wieder. Der Kammerdiener ging und kam zurück, um in einem Koffer zu wühlen, der eine Menge wunderlicher Papiere enthielt. „Die Chablone N° 78 ſoll heute benutzt werden,“ ſagte der verſchwiegene Mann und trug ſie hinein. Als er wieder kam, erzählte er in ſeiner Redſeligkeit weiter: „Graf Hans wird nie ſeinen Vater abgeben; ich habe auch den Erblandesmarſchall öfters weinen ſehen, daß ſein Sohn keine Miene macht, um ihm nachzufolgen. Da iſt nichts als Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, kein Geheimniß ſicher vor ihm. Der Vater bietet Alles auf, um ihn für ſein Fach zu erziehen, aber trichtr' es ihm 'mal Einer ein! Das Erſte, was ein Staatsmann lernen ſoll, iſt dies: ſchnell und unvermerkt ſich etwas zu notiren, was man in einem diplomatiſchen Cirkel aus Unvorſichtigkeit fallen läßt. Der

Graf kann es ihm nicht beibringen, mit Gewandtheit ſich zu unterhalten oder am Spieltiſch zu ſitzen und zu gleicher Zeit ſich hinten in der Rocktaſche etwas zu notiren! Mein Alter kann das zum Verwundern ſchön: er unterhält ſich mit Ihnen und ſcheint in der Bruſttaſche etwas zu ſuchen, während gerade ſeine Hand dort beſchäftigt iſt, auf einem immer bereit gehaltenen Pergament mit einem Bleiſtift, der wie ein Zahnſtocher ausſieht und auch einer iſt, das Geſprochene zu notiren. War ja auch Herr von Hundt darüber einmal ſo boshaft und ſagte meinem Herrn, als dieſer ſich ſo lange die Zähne ſtocherte: Notiren Sie ſich etwas auf Ihren Zähnen? Die Bemerkung war um ſo bitterer, als der Erblandesmarſchall, ein alter Mann, deren nicht mehr viel hat." Es wurde wieder ſehr ſtark geklingelt. Der Kammerdiener lief und brachte geheimnißvoll die Depeſche zurück, die er einſiegeln mußte. Schlachtenmaler war in

der That neugierig. Er hätte gern gewünscht, den Inhalt zu wissen, und gestand es auch. Der Kammerdiener zögerte erst künstlich; dann meinte er, da sie doch so schnell bekannt geworden wären, so wolle er ihm den Brief zu besehen geben. Schlachtenmaler warf einen Blick hinein und fand, daß er eher Alles, nur nicht diplomatische Gegenstände berührte. Es war ein Brief nicht ohne Sinn und Verstand: die Reise, die Ankunft wurde beschrieben; aber das eigentlich Geheimnißvolle wußte er nicht zu entdecken. Der Kammerdiener weidete sich an der Verlegenheit und dem vergeblichen Bemühen des Bad-Inspectors. Endlich nahm er lächelnd und mit hochwichtiger Miene, indem er sich nach allen Seiten umsah und ganz leise flüsterte, die Chablone N° 78, legte sie mit Behutsamkeit auf den Brief, sah sich nochmals um, ob sie auch durch nichts gestört würden, und, da Alles still war, so bückten sich Beide auf den Brief

herab und fingen an zu buchſtabiren. Folgendes brachten ſie nun als den weſentlichen Inhalt der Depeſche heraus: J-ch-b-i-t-t-e-u-m-f-e-ch-o-P-a-a-r-w-o-l-l-e-n-e-N-a-ch-t-m-ü-t-z-e-n! Indem knarrte nebenan eine Thüre; der Kammerdiener blies das Licht aus und drängte den Schlachtenmaler zur Thür hinaus. Dieſer ging leiſe die Treppe hinunter und fand ſchon unten im Schloßhofe das ewig geſattelte Courierpferd, auf die wichtige Depeſche wartend. Der Kammerdiener erſchien, der Brief wurde am Sattelknopf in einer ledernen Taſche befeſtigt, der ſchleunigſte Ritt wurde noch einmal anempfohlen, der Reitknecht ſtieg auf, und fort trabte der arme Gaul zur Verwunderung aller Badgäſte, die die Fenſter öffneten und ſich neugierig frugen, was der Courier wohl Wichtiges in ſo ſpäter Nacht noch zu überbringen hätte. Man ſah hier gleich des Grafen von Leibrock raſtloſe Thätigkeit und ſeinen politiſchen Verſtand.

# Achtes Kapitel.

Fragmente eines Seitenſtücks zu den Memoiren des Freiherrn von H – dt.

— — — Eine der heiterſten Erinnerungen aus meiner diplomatiſchen Laufbahn iſt der Amalienbader Congreß, wenn man Congreß eine Entrevue * zweier Diplomaten nennen kann, die den Auftrag hatten, zwei kleine Staaten um jeden Preis zu verſöhnen. Das Lächerliche dieſer Erinnerung liegt hauptſächlich in dem Widerſpruch dieſes ſo einfachen Zweckes,

* Diese franzöſirende und überhaupt auch mehr weltmänniſche Sprache, die auffallend genug gegen unſre bisherige Darſtellung abſtechen wird, muß man dem Freiherrn von Hundt zu gute halten. Er hat ſich in der Schule von Goltmann und Barnhagen gebildet.

mit den von den beiden Abgesandten aufgebotenen Mitteln. Man hätte, wenn man diese Schwierigkeiten sah, die sich die beiden Männer machten, glauben sollen, es handelte sich um die Wiedereinfugung höchst gefährlich ausgerenkter Glieder des europäischen Staatskörpers, während einige streitige Punkte über Erbschaftssachen, Enclaven und einige wenige administrative Berührungen, die allerdings für zwei dicht an einander grenzende Länder Lebensfragen sind, den Gegenstand der Verhandlungen abgaben. Wenn es einige Dornen an jenen Rosen gab, die wir auf höhere Anweisung ohne Widerrede pflücken mußten, so waren es die Verstimmungen, die zwischen beiden zu vermittelnden Höfen seit einer gemeinschaftlichen Kriegsübung eingetreten waren, wo eine Partei von der andern mit willkürlicher und gegen alle genommene Abrede verstoßender Rücksichtslosigkeit behandelt worden zu seyn vorgab. Ich wenigstens hatte das Interesse

jenes Hofes zu vertreten, dem man von der andern Seite das Meiſte an dieſem Verſchulden aufgebürdet und aus Aerger darüber alle jene freundnachbarlichen Bezüge aufgekündigt hatte, welche durch die Amalienbader Unterredung wieder in das alte Geleis der Freundſchaft ſollten zurückgeführt werden.

Ich hatte dabei mit einem Gegner zu thun, der die wunderliche Grille beſaß, aus der Diplomatie einen Selbſtzweck machen zu wollen. Graf L..... war ein Original-Ueberbleibſel aus einem Jahrhundert, welches die Würde des Menſchen in der peinlichſten Beobachtung von Förmlichkeiten erblickte. Jünger einer Politik, die keine Ahnung von den Veränderungen des Zeitgeiſtes hatte, ſondern in der Geſchichte nur die Namen und Perſonen, nicht die Begriffe und Vorausſetzungen ſich ändern ſah, hatte Graf L. überdies eine ſo hohe Vorſtellung von der Unfehlbarkeit ſeines Verſtandes und der Feinheit ſeiner klügelnden Berechnungen,

daß man die Berührungen mit ihm allerdings zunächst als eine Quelle vielen Aergers, aber zuletzt doch, wenn man sich beruhigt hatte, auch einer nicht oft gebotenen Unterhaltung betrachten mußte. Im Augenblicke, wo man ihm gegenüberstand und die kleinen Fechterkünste seiner eingebildeten Schlauheit pariren mußte, konnte man es nicht ohne das Gefühl einer unerträglichen Belästigung und einer alles Verständniß hindernden Verzögerung thun; doch, wer sich durch seine Umtriebe nicht irre machen ließ, wird mir bezeugen müssen, daß der Rückblick auf eine mit dem Grafen L. einmal gepflogene Verhandlung ein kostbares Cabinetstück diplomatischer Erinnerungen ist. Ich muß sogar gestehen, daß ich etwas vermissen würde, wenn meine Welterlebnisse nicht auch auf einen Mann gestoßen wären, der aus der am meisten durch vorliegende Facten und durch die Umstände bestimmten Wissenschaft eine Sache für sich, eine absolute Theorie

machen wollte. Es schien in der That, als wollte Graf L. die Originalität selbst zur Evidenz eines Rechenexempels erheben.

Nachdem ich schon so viel von diesem Talleyrand leerer Formen gehört hatte, war meine Neugier nicht wenig gespannt, als wir uns in einem eigens für unsere Besprechungen bestimmten Saale auf dem Schlosse in Amalienbad zum ersten Male begegneten. Es ist immer ein eigenes Gefühl, dessen ich gestehen muß nie recht Meister geworden zu seyn, wenn sich zwei Diplomaten, die bestimmt sind, gegen einander zu operiren, gegenüber treten. Man kann diesen ersten, scheu prüfenden und kaum das Auge des Andern aushaltenden Blick einen Triumph, aber auch eine Demüthigung unserer Civilisation nennen. Ich muß sagen, daß es mir immer schien, als würde in dieser peinlichen Stellung die Menschenwürde recht mit Füßen getreten. Hier bricht nirgends ein Strahl jener göttlichen Liebe, die der Himmel

in unſere Seelen pflanzte, durch das ängſtlich und mit allen Kunſtmitteln eines eigentlich im Gemüth gar nicht vorhandenen Haſſes ausgerüſtete Benehmen hindurch. Ich wüßte keine andere Situation im Leben, die dieſer vergleichbar wäre, als die auf der akademiſchen Menſur. Wer ſich aus ſeinen Studentenjahren jener kaltblütigen Malice erinnert, mit welcher ſich die Duellanten gegenüber zu treten pflegen, dem wird dieſe liebloſe und ſcheinbar ganz apathiſch ausſehende höchſte Nervenſpannung deutlich werden, wenn ſich, etwa in einer Geſellſchaft, wo über ganz gleichgültige Dinge verhandelt wird, die Thür öffnet, und derjenige hereintritt, dem man beauftragt iſt auf den Dienſt zu paſſen, und der ſeinerſeits gegen uns ſelbſt die gleiche verrätheriſche Wachſamkeit üben muß. Dies zufällige Begegnen iſt mir noch peinlicher, als das Stirn gegen Stirn gerichtete Unterhandeln, wo ich wenigſtens immer die Sitte jener Diplomaten vermieden

habe, welche auch hier nicht unterlaſſen können, Verſteckens zu ſpielen und über ihr Auge zu wachen, da ich es meiſtens vorzog, dem Andern offen die Karten zu zeigen, welche ich auswerfen konnte, und rund zu erklären, was ich fordern mußte, um bei meinen oft ſehr unredlichen Inſtructionen zwar ein gebundener, aber doch ehrlicher Mann zu erſcheinen. Wenn ich diesmal befangener als Jener, ſo trug die Schuld davon des Grafen L. wunderlicher Ruf und der allerdings auch nicht abzuleugnende Umſtand, daß man, wie es Menſchen gibt, die erſt im Angeſicht des Feindes tapfer werden, auch in der diplomatiſchen Verhandlung gereizt, angreifend, biſſig wird, wenn man einer entſchieden feindſeligen Herausforderung gegenüberſteht.

Ich war zunächſt derjenige, welcher die Unterhandlung zu eröffnen hatte, denn auf Veranlaſſung meines Hofes war ſie eingeleitet; wir waren diejenigen, welche ſich von der

Gegenpartie beeinträchtigt glaubten. Ich ſehe noch die Miene, welche der äußerſt ſorgfältig friſirte und gepuderte Graf L., eine beleibte und faſt behagliche Figur, annahm, als ich meinen Vortrag geendet hatte. Während ich doch wußte, daß er keine Erlaubniß hatte, mir irgend einen der wichtigeren meiner Anträge abzuſchlagen, ſtellte er ſich, als thäten ihm die Ohren weh, eine Reihefolge ſo unnützer vergeblicher Forderungen anzuhören, und es brachte mich wirklich in Verwirrung, als er mit der künſtlich erſonnenen Befremdung ſagte: Aber, Herr Oberſthofmeiſter, was wollen wir uns die ſchöne Zeit verderben, auf dieſe unzähligen, höchſt unmöglichen Punkte einzugehen? Darauf begann er vom Bade, von der diesjährigen Saiſon, von der faſhionablen Welt, und bemerkte, als ich wieder auf den eigentlichen Gegenſtand einlenkte, indem er mit dem Stuhle rückte: Sie ſcherzen nur, Herr Oberſthofmeiſter, Ihr Memoire ſcheint

mir mehr eine im rhetorischen Styl verfaßte, übertreibende Ausarbeitung eines kleinen Stoffes, als die Grundlage unsrer Verhandlungen zu seyn. Dabei zog er seinerseits eine Schrift hervor, die er mir vorlas, und worin mit Redensarten, die immer dasselbe sagten, die geschichtliche Entwickelung der politischen Relationen der beiden Fürstenhäuser seit hundert Jahren bis zu dem verunglückten Manoeuvre erzählt wurde. Als er geendet, brach ich den Eindruck, den er aus diesem Aufsatze sich versprach, kurz mit den Worten ab: Was soll das? Der Bruch ist da; aber wir sollen ein Band dafür entdecken. Lieber wär' es mir, Sie zeigten mir an jeder einzelnen Forderung, die ich mache, die historisch statistischen Gründe, welche Sie zwingen, sie mir abzuschlagen! Und so stand ich auf, da mir das Sitzen im aufgeregten Zustande unmöglich ist, und fing mit der Regulirung der Erbschaftsansprüche an, welche des Grafen Hof an den meinigen machte.

Ich muß es mit Erröthen geſtehen, daß alles das Lächerliche, welches man vom Amalienbader Congreſſe erzählt hat, allerdings begründet iſt. Es handelte ſich um einen Erbſchaftsunterſchleif, den der Fürſt von Bierhufen den Vorfahren meines Souverains vorwarf, um zwanzig an der Verlaſſenſchaft eines beiden Höfen angehörigen Verwandten fehlende Schweizeruhren, um zweiundfünfzig dreieckige Hüte, einen ſilbernen Bettwärmer von ausgelegter Arbeit, um drei goldene Nachttöpfe und eine Menge chineſiſcher Figuren, welchen am Todestage des Urahns die diamantenen Augen wären ausgeſtochen geweſen. Der Graf verbat ſich den leichtfertigen Ton, mit dem ich über dieſe Gegenſtände ſprach, worauf ich ihm einwandte: Ja, dann laſſen Sie uns abbrechen; dann müſſen wir an den Bundestag gehen und ein austrägalgerichtliches Verfahren einleiten. Ich hätte, fuhr ich fort, die ſtrengſte Weiſung, daß, wenn dieſer Gegenſtand

ſo viel Ueberraſchendes kennen gelernt, daß ich mit Dank von der ſchönen Kaiſerſtadt geſchieden bin. Dieſe Wiener Theater, wenn ſie alle geregelt und der Produktion freigegeben wären! Sie könnten noch jetzt, wie im vorigen Jahrhundert für die deutſche Bühne den Ton angeben. Wie das Volk ihnen zuſtrömt! Wie feurig der Beifall! Wie linde das Urtheil! Wie ſchonend die Zeichen des Tadels! Es wäre eine Freude, dort Hand mit anlegen zu dürfen zu einem ſchönen Ganzen, zum Aufbau einer Burg des Geſchmackes, eines Walles gegen fremdländiſche Nachahmung und heimiſche Entartung! Ein neues Stück bewegt die ganze Bevölkerung. Die Erfolge ſind belohnend; ſcheiternde Verſuche ſind ſchnell vergeſſen und werden dem Autor nicht nachgetragen, wenn er ſpäter Beſſeres liefert.

So leid es mir that, daß der gewohnte Gang der Vorſtellungen am Wiener Theater durch den Verkauf unterbrochen wurde, ſo erlebte ich darum doch noch einige der merkwürdigſten dortigen Theaterabende. Direktor Carl, der zwanzig Jahre dieſe Bühne zum Vortheil ſeiner Kaſſe verwaltete, hatte ſich die Lokalität durch ein Uebergebot von Pokorny und Baron Dietrich entgehen laſſen. Ich traf den merkwürdigen Mann von dieſem Schickſalsſchlag heftig erſchüttert. Seine Kraft, die für den eigenthümlichen Bereich ſeiner Wirkſamkeit ſonſt rieſenſtark war, ſchien gebrochen. Er erholte ſich langſam. Für den Tag, wo er von den alten Räumen ſcheiden mußte, war eine Abſchiedsvorſtellung angeſagt. Das in ſchönen Verhältniſſen gebaute, geräumige und von früherer Eleganz zeugende Haus war überfüllt. Hunderte von Lichtern glänzten an den Logenreihen. Wo man hinblickte in den untern Rängen ſah man maleriſche Toiletten ſchöner Frauen, eine

nicht in Güte fallen gelassen würde, ich ihn unverzüglich als nur durch gerichtliches Erkenntniß zu lösen anzeigen sollte; worauf Graf L. sehr unwillig erklärte, bis zu solchen extremen Maßregeln und Bundestagseinmischungen wär' er, dreier Nachttöpfe wegen, nicht gesonnen zu gehen, und damit war ich denn in dieser Rücksicht im Reinen und am Ziele.

Es würde mich zu weit führen, den ganzen Verlauf dieser ersten Sitzung hier wiederzugeben. Ich lernte in der That einen Staatsmann kennen, der beim westphälischen Frieden nur gefehlt hätte, um ihn noch mehr in die Länge zu ziehen. Kaum hatte er mir eine Forderung eingeräumt, so stellte er sich im nächsten Augenblick so vergeßlich, daß ich ihn daran wieder, als wär' es ihm wildfremd geworden, erinnern mußte. Die einzige Ursache, warum ich nicht diesem Gewirr gegenüber Alles verloren gab und an die Abreise dachte, war die Gewißheit, daß des Grafen Instructionen

mit den meinigen gleich lauteten, und demnach das Verständniß zuletzt gar nicht ausbleiben konnte. Dem Grafen gegenüber ſtehend, konnte ich hieran nur wie an etwas Unglaubliches denken: denn gerade das Zunächſtliegende rückte er in die weiteſte Ferne, das Deutlichſte gab er für unklar aus, und das wirklich Schwierige umging er, wie etwas, das ſich des Aufwandes vieler Mühe nicht verlohne und ſich ſchon zuletzt als Zugabe von ſelbſt ergeben würde. Kam ich wirklich auf Punkte, wo ich begierig war, ſein Gebot oder Gegengebot zu hören, ſo verfiel er, wenn er durchaus nicht mit der Sprache herausrücken wollte, auf ein Huſten und Räuſpern, ein Nieſen und Schnupftuchziehen, daß ich die Hoffnung aufgeben mußte, aus dieſen Manoeuvres eine ſichere Meinung herauszuhören. Er fing einen Satz an, nahm dann eine Priſe, wollte ihn fortſetzen und ſtand nun mit aufgerichteten offnen Naſenflügeln in der Erwartung da, zu

nieſen. Endlich entlud er ſich mit heftigem Geräuſch, ſprach dazwiſchen immer fort Dinge, die ich verſtehen konnte, fing nun an zu ſchnauben und zu räuſpern, hatte ſcheinbar etwas in die unrechte Kehle bekommen und ſchloß dann, nachdem ſich der aufgeregte Sturm ſeiner Naſen-, Kehl- und Gurgelorgane beſchwichtigt hatte, mit der Erklärung: Dies iſt meine Meinung!

Wenn man in dieſem Maße Jemanden, an deſſen geſunden Sinnen man zu zweifeln gerade keine ausdrückliche Veranlaſſung hat, Komödie ſpielen ſieht, ſo iſt es wohl zu verzeihen, wenn man öfters in der That nicht mehr weiß, ob man eine Täuſchung vor ſich ſieht oder am Ende doch wohl etwas, das einen Schein von Wahrheit für ſich hat. Man geräth in eine Verwirrung, deren nächſte Folge die iſt, daß man ſich aus ihr durch ein Aufnehmen der dargebotenen Fäden, durch ein Eingehen auf den vorgeſchlagenen künſtlichen Kampf zu retten

ſucht. Ich will nicht verſchweigen, daß mich die Umtriebe des Grafen allmählich zwangen, auf ſie einzugehen. Wie wir mit einander auf- und abgingen in dem geräumigen Saale, bemerkte ich, daß er mit einem Zettelchen wie in der größten Zerſtreuung ſpielte. Ein Diplomat kann eine ſolche Entdeckung nie ohne eine Aufregung und den Wunſch der Bemächtigung machen. Ich hefte meine Blicke geiſtig feſt auf das Papier, es entfällt, wie zufällig, den Händen des Grafen, der plötzlich die Uhr zieht und für heute die Verhandlung abgebrochen wünſcht. Ich ſehe den Zettel auf der Erde liegen, laſſe, wie zufällig, mein Taſchentuch darauf fallen und ſteck' es unerſchrocken ein. Wir empfehlen uns Beide ſchnell, und kaum bin ich auf dem Wege zu meinen Zimmern, ſo entfalt' ich das Blättchen. Nachdem ich den Inhalt deſſelben geleſen hatte, geſtehe ich, daß ich mich ſchämen mußte. Es enthielt einige Notizen, welche gerade Alles das, was

mir der Graf eingeſtanden hatte, am meiſten in Abrede ſtellten. Er hatte beabſichtigt, mir dieſen Zettel in die Hände zu ſpielen und dadurch meine Ungewißheit über den Stand der zu verhandelnden Fragen in völlige Verwirrung zu bringen. Ich durchſchaute die Abſicht und ließ mich nicht täuſchen. Ich wußte ja, daß die Diplomaten öfters Briefe, ohne Chiffern und leicht zu öffnen, expediren, gerade, damit ſie aufgefangen, erbrochen und geleſen werden. Als die Ruſſen im Jahre 1811 erwarteten, Oeſtreich würde ſich ihnen zum Kriege gegen Napoleon zuwenden, wie mancher Brief iſt damals von den Franzoſen aufgefangen worden, dem Metternich gerade von Seiten mancher Hofdamen oder anderer ſcheinbar indifferenter Perſonen die größte erkünſtelte Sorgloſigkeit, die man nur im Angeſicht des Feindes haben kann, hatte einflößen laſſen. Man kann daher wohl in der Diplomatie annehmen, daß, wenn man durch irgend eine

Unterlaſſungsſünde des Gegners in den Beſitz wichtiger Nachrichten gekommen iſt, dieſe in hundert Fällen neunzig Male gerade die Beſtimmung haben, uns irre zu führen; wodurch ich denn auch hinreichend genöthigt war, mich von meiner bisherigen Beurtheilung der zwiſchen mir und dem Grafen ſchwebenden Sachlage durch dieſe ſcheinbar gelungene Diverſion deſſelben nicht abbringen zu laſſen.

Am folgenden Morgen ertappte ich den Grafen wieder auf einer neuen Spiegelfechterei. Kaum hatte ich mich nämlich zur Fortſetzung der begonnenen Verhandlungen gerüſtet, ſo hieß es, der Graf wäre — abgereiſt. Im erſten Augenblick ſetzte mich dies Verfahren allerdings in Erſtaunen und flößte mir Beſorgniſſe ein. Aber gerade die Verlegenheit, in der ich mich befand, half mir, für die Veranlaſſung deſſelben Aufklärung zu finden. Eine kleine Caleſche war allerdings in aller Frühe fortgefahren; ob ſie aber den Grafen wirklich

enthielt, bezweifl' ich. Es fiel mir ein, daß es eine alte Lehre der verschmitzten Diplomatenpraktik ist, nicht immer auf demselben Platze zu bleiben und gleichsam vor den sichtlichen Augen seiner Gegner nicht alt und grau und wenigstens gewöhnlich und alltäglich zu werden. Ein Gesandter gewinnt viel, wenn er mitunter kleine Reisen und sich dadurch zum Gegenstand eines bei jeder Rückreise immer wieder frischen Interesses macht. Russische Gesandte in Paris und London sollten nie länger auf diesen Stationen seyn, als ein halbes Jahr; österreichische, z. B. am Bundestage, sind es auch bekanntlich nicht. Herr von Münch-Bellinghausen versteht es vortrefflich, durch seine längere Abwesenheit vom Bundestage sich bei jeder Rückkunft von Wien immer wieder ein neues und imponirendes Interesse zu geben. Die Zeitungen berichten mit Sorgfalt den Tag der Abreise und der Wiederkunft, der Geschäftsgang am Bundestage

richtet ſich nach dieſem Kommen und Gehen, und Oeſterreich hat davon den Vortheil, Preußens bequem und behaglich in Frankfurt ausdauernde Repräſentation in den Hintergrund zu ſtellen. Nicht anders mochte Graf L. verfahren. Da es ihm im Großen nicht möglich war, die Launen einer mächtigen Diplomatie nachzuahmen, ſo verſuchte er es im Kleinen. Im Verlauf des Congreſſes verſchwand er nicht weniger als viermal vom Schauplatze der Begebenheiten. Die Caleſche fuhr ab, wohin, wußte Niemand. Sie blieb einen, mehrere Tage aus, und, da ſie Nachts zurückkam, ſo ließ ſich nicht entſcheiden, ob ſie wirklich den Grafen zurückbrachte, oder ob dieſer ſich inzwiſchen freiwilligen Stubenarreſt auferlegt hatte. Später hört' ich einmal, daß er ſeinen Leuten die Bewahrung dieſes Geheimniſſes nicht mehr anzuvertrauen wagte, und daß man ihn, den alten Mann, einmal in dem Keller ſeines Hauſes verſteckt betroffen habe, während

in den Zeitungen ſtand, daß er auf einer Reiſe begriffen wäre. Und, wenn ſich dieſe Reiſen nicht ausführen ließen, ſo ſuchte der Graf wenigſtens dadurch ſein Princip geltend zu machen, daß er ſogar bei mündlichen Verhandlungen öfters um Entſchuldigung bat und ſich auf Augenblicke aus dem Zimmer entfernte. Den Ruf, daß er ein Mann wäre, der das Waſſer nicht halten könne, ſcheute er weit weniger, als den Verluſt jener kleinen Vortheile, die er durch ſein auffallendes und für die Gegenpart allerdings läſtiges Benehmen davonzutragen glaubte.

Es wurden im Verlaufe der Unterhandlungen von dem Beſitzer des Amalienbades und verſchiedenen vornehmeren Mitgliedern der ſehr gemiſchten Kurgeſellſchaft einige kleine Feſte veranſtaltet, denen die, harmloſe und nur im Allgemeinen ausgeſprochene Abſicht, die anweſenden Diplomaten zu ehren, zum Grunde lag. Hier ſpielte der Graf L. die wunderlichſten

Rollen. In einem Cirkel beim Grafen von d. N. erdrückte er mich faſt mit Höflichkeiten, die ich nicht erwidern konnte, da ſie, zumal nach einer ſehr heftigen Begegnung, die wir an demſelben Vormittage gehabt hatten, kaum am paſſenden Orte zu ſeyn ſchienen. Die glatten, faſt zärtlichen Manieren des Grafen L. zwangen mich, auf meiner Hut zu ſeyn und ſie durch ein ähnliches Betragen weniger zu erwidern, als zurückzuweiſen. Ich ſah mich genöthigt, auf die Farce des Grafen einzugehen und vor der Geſellſchaft ein Schauſpiel durchzuführen, welches Einige der Anweſenden ſicher geſcheit genug waren zu durchſchauen. Wir behandelten uns mit einer Auszeichnung, als hätten wir eben unſere erſten Gegenviſiten gemacht. Er ſchien nur auf den Wink meines Auges zu warten, um jedes kleine Bedürfniß, das ich etwa äußern dürfte, gleich wahrzunehmen und, wo möglich, zu befriedigen. Dieſe Sorgfalt erſtreckte ſich ſogar ſo weit,

Menge künſtleriſcher Notabilitäten, Kritiker, Theaterdichter, und das Parterre und die obern Regionen boten eine Moſaik von Köpfen. Der Direktor Carl trat am Schluß vor die Lampen und ſprach Dinge, deren Begründung die ſpätere Kritik bezweifelt hat, die aber im Moment mit einer ſolchen Sicherheit, mit einer ſo geiſtesgewandten Klarheit und mit einer Fülle ſo epigrammatiſch zugeſpitzter Apropos vorgetragen wurden, daß ich den Redner bewundern mußte. Der Enthuſiasmus des Publikums kannte keine Gränzen und wenn auch das immer wieder von vorn anfangende Hervorrufen der ſcheidenden Künſtler nicht mit völlig natürlichen Dingen zuzugehen ſchien, ſo wurde doch hier ſo viel Enthuſiasmus, wurden ſo viel Bravis verbraucht, wie Cäſar nicht erndtete, wenn er von ſeinen Triumphzügen nach Rom zurückkehrte und ihm von Vernunft wegen ein Tadler verordnet wurde, der ihm in dem donnernden Tumult dicht am Ohr ein komiſches Spottlied ſingen mußte.

Carl iſt nun in die engen Räume des Leopoldſtädter Theaters gebannt und nach der Richtung, die die Truppe des geiſtreichen Impreſſarios genommen hat, mit Fug und Recht. Neſtroy muß nicht zum Volk ſprechen. Er mag eine kleine Verſammlung täglich anlocken, aber in dem alten großen Hauſe ganz Wien mit ſeinen Zweideutigkeiten zu haranguiren, das wurde nachgerade ein ſittliches Verbrechen. Als Schauſpieler machte Neſtroy einen großen Eindruck auf mich. Möglich, daß öfteres Sehen ihn würde verwiſcht haben. Die Geſtalt des Sans-Quartier in den Sieben, Vierzehn, oder wie viel? Mädchen in Uniform iſt des größten Mimen würdig. Wie Schade, daß in dieſem geiſtreichen Darſteller kein gefühlvolles Herz ſchlägt! Karrikatur iſt ſeine Kunſt. Gott und

daß er, als die Sonne ſo in's Fenſter ſchien, daß ich von ihrem Schein getroffen wurde, lief und heftig an den Rouleaux zerrte, bis oben ein Nagel wich und ſie hinunterſtürzten. Mich zwang nun wieder der gleiche Trieb, ihm gefällig zu ſeyn, den er künſtlich in mir aufgeregt hatte, den gebröckelten Kalk von ſeinen Kleidern wiſchen zu helfen und mich als die Urſache einer Verwirrung anzuklagen, die ſich der ganzen Geſellſchaft bemächtigte. Es kam ferner, der gemiſchten Geſellſchaft wegen, zu Geiſtesſpielen, in welchen er alle Spitzen ſeines nicht gewöhnlichen Verſtandes auf mich richtete, ſie aber durch darauf befeſtigte Blumengewinde zu eben ſo vielen Huldigungen machte. Es iſt mir nie ſo viel Erfreuliches geſagt worden, und nie hab' ich mich in dem Grade bemüht, auf Jemanden wohlthätig zu wirken, als an jenem Tage.

Bei einer andern feſtlichen Gelegenheit ſchien dagegen der Graf L. dieſe Rolle gänzlich

vergeſſen zu haben. Er hatte Urſache, mich weniger zu ſchonen, als neulich, wo wir auf dem Punkte ſtanden, uns unverrichteter Sache zu trennen. Einige ſeiner Forderungen waren an meinem feſten Willen, ſie ihm zu verweigern, geſcheitert, andere hatte er mir nach heftigen Debatten einräumen müſſen. Weil er wohl wußte, daß ich nach einem ſolchen Vorgange an ihm keine üble Laune wahrnehmen durfte, und er doch nicht heiter genug geſtimmt war, mir in Gegenwart ſo vieler Zeugen den Hof zu machen, ſo zog er diesmal andere Saiten auf. Er ſpielte den Zerſtreuten, den Abweſenden, den alten ſchwachen Mann, der jede Minute etwas vergaß und ſich nicht einmal auf das kaum Dageweſene beſinnen konnte. Die künſtlichen und bewußten Irrthümer ſpielen bekanntlich eine große Rolle in der diplomatiſchen Kunſt. Man erzählt ſich, daß Graf L. auf dieſe Art ſeinem Fürſten den Titel königliche Hoheit ſtatt

Durchlaucht verſchafft hatte; er hatte ſich in mehreren Depeſchen an fremde Höfe dieſes Titels bedient, gleichſam aus Verſehen, und faſt alle hatten blindlings, die Depeſchen vor den Augen, den Titel in ihre Antwort rückübertragen, woraus eine formelle Anerkennung, die ein factiſches Recht hatte, unbedingt hergeleitet wurde — eine Intrigue, die ſtark an jenen künſtlichen Dechiffrirfehler erinnert, durch welchen die preußiſche Königswürde vom kaiſerlichen Hof in Wien anerkannt wurde. Und doch war Graf L. an jenem Abende, trotz ſeiner Zerſtreuung, geſammelt genug, mir einige Streiche zu ſpielen, die Diplomaten unbedingt nicht ertragen können. Er faßte nämlich zuweilen Jemanden von ſeinen oder meinen Attaché's beim Knopfloche und ſtellte ſich mit ihnen, leiſe wiſpernd und mich ſtarr fixirend, in eine Fenſterniſche. Man kann ſo etwas nicht ſehen, ohne von der Vorſtellung gepeinigt zu werden, man wäre ſelber der

Gegenſtand jener geheimen Mittheilungen. Ich weiß ſicher, daß der Graf dieſe Umtriebe nur anlegte, um mich in Verlegenheit zu ſetzen und mich gleichſam mit unſichtbaren und gar nicht vorhandenen Netzen zu umſtricken. Bedauert hab' ich einen jungen Mann, der die Badeſaiſon mitmachte, einen jungen Literaten Namens Schmeißer. Dieſer hatte einige überſchwängliche Worte, die ſehr viel Geiſt und noch mehr Arroganz verriethen, fallen laſſen. Der Graf, ſcheinbar geblendet von dem Glanz dieſer Behauptungen, ſtand auf, winkte dem jungen Manne, faßte ihn vertraulich in's Knopfloch und ſtellte ſich mit ihm an die Fenſterbrüſtung. Ich ſah es, daß der Literatus hochroth wurde: denn Graf L. fing von diplomatiſcher Carriere, claſſiſchem Styl, geiſtreichen Wendungen, von Manifeſten, Depeſchen und officiellen Zeitungsartikeln an und eröffnete dem jungen Manne Perſpectiven, für welche, ich erfuhr es ſpäter, der Graf

am folgenden Tage, als ihm der Glückliche einen Besuch machen wollte, kein Gedächtniß mehr hatte. Ein grausamer Riegel wurde vor die Camera obscura geschoben, in die ihn der Graf nur meinetwegen hatte blicken lassen: denn auf mir ruhte während des ganzen Gespräche in der Fensterbrüstung sein Auge; um mich in Schach zu halten, hatte er mit aller Welt zu flüstern und Geheimnisse zu verhandeln; und ich muß gestehen, die Stellung zweier diplomatischen Contremineurs ist so kitzlich, daß ich während solcher Umtriebe nie recht meiner selbst Meister seyn konnte, sondern immer in einer gereizten Spannung dasaß, die ich durch frühere Entfernung aus der Gesellschaft abzubrechen suchen mußte. Der Literat that mir leid; die Aussicht, eine Stelle, wie Herr von Gentz sie bekleidete, zu bekommen, war ihm nur zu einem ihm ganz unbekannten, intriganten Zwecke eröffnet worden. Er wußte nicht, daß er, indem seine Geistesgaben einen

großen Triumph zu feiern ſchienen, lediglich nur eine Statiſtenrolle ſpielte.

Ich erfuhr es ſchon von meinen Leuten, daß der Graf L. eifrig bemüht war, ſich nach meinen etwaigen kleinen Schwächen zu erkundigen. Ich mag deren ſehr große haben; aber die kleinen Laſter mit ihrem Gefolge von Blößen, die man der Welt gibt, von Lächerlichkeiten und oft merklichen Nachtheilen hab' ich von jeher gehaßt. Mein Weſen iſt moraliſch und körperlich zu nüchtern, als daß ich für die Ueberrumpelungen des Grafen L. eine Breſche hätte darbieten können. Ich beſaß für den fernern Verlauf unſrer Verhandlungen einige Geheimniſſe, von denen ich um ſo mehr wußte, daß der Graf um jeden Preis dahinter kommen wollte, als ich auch in der That einen Courier erhielt, der mir Nachrichten überbrachte, die meine Inſtruction zwar nicht weſentlich, aber doch in einigen Punkten veränderten. Der Graf bot Alles auf, um hinter

den Inhalt dieſer Depeſche zu kommen; da ſie aber nur mir bekannt war, ſo konnte ſie auch nur aus mir ſelbſt herausgelockt werden. Wenn Diplomaten alle Wege vergebens verſucht haben, das wußt' ich wohl, ſo ſteigen ſie zu den thieriſchen Leidenſchaften herab und ſuchen auf dieſe zu wirken. Ich hörte an den Geſtändniſſen meiner Leute, daß der Graf ſchon bis auf dieſe letzten Hülfstruppen gekommen war. Nun, dacht' ich, ſo erlaubſt du dir zur Abwechslung einen Scherz mit ihm! Ich gab meinen Leuten Anweiſung, bei nochmaliger Anfrage ungefähr ſo viel fallen zu laſſen, als wär' ich etwas ſchwach im Trinken und übernähme mich darin leicht, falls man Geſchick genug hätte, mich dabei etwas in Zug zu bringen. Dieſe Notiz zündete, und noch auf denſelben Abend lud mich Graf L. zu einem kleinen vertrauten Abendeſſen bei ſich ein. Der Speiſen waren nicht viel, aber der Weine weit mehr; Graf L. ſagte, die Küche könne

er nicht ſo mit ſich führen, wie den Keller
Er war ungemein heiter, ſprach über Dinge,
für die ich ihm kaum eine Empfänglichkeit zu-
getraut hätte, und würde mich in der That
redſelig und durſtig gemacht haben, hätte ich
mich nicht gerüſtet. Aeußerlich jedoch that ich,
als wär' ich einer jener militäriſchen Diplo-
maten, die jetzt ſo üblich ſind, und denen
man ſich allerdings nicht beſſer nähern kann,
als wenn man ſich mit ihnen betrinkt. Da ich
aber mein Trinken, das ich allerdings nicht
ganz unterließ, an einen feſten Vorſatz, näm-
lich an die Bedingung geknüpft hatte, daß es
mir Graf L. darin, wenn nicht zuvor, doch
gleich thun müſſe, ſo ſtellte ſich bald ein Er-
folg heraus, der in der That ein Werk der
Nemeſis ſchien. Ich hatte einen feſten, leiten-
den Gedanken, der mir Kraft gab, meine Be-
ſinnung vollkommen zu beherrſchen; Graf L.
dagegen, ſtürmiſch nur an das ſcheinbare Ge-
lingen ſeiner Liſt denkend, hatte ſein Bewußtſeyn

nicht ſo ſiegreich in der Gewalt; die Wellen der durch den Wein erregten Heiterkeit glitten über ſeine Beſonnenheit hinweg und betäubten bald alle die Vorſätze, die er, ſeines Einfluſſes auf mich gewiß, für ſich ſelber gar nicht gefaßt zu haben ſchien. Nun war das Verhältniß umgekehrt. Ich nüchtern, Graf L. trunken. Ich heiter und mittheilſam, Graf L. aber, um mich zum Aeußerſten zu verlocken, ſchwatzhaft, rückſichtslos und zuletzt ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig. Um ihn nicht mißtrauiſch zu machen oder, was in dieſem Zuſtande ſo leicht iſt, zu erzürnen, befriedigte ich ihn mit erſonnenen und irrthümlichen Zugeſtändniſſen und riß ihn damit ſelbſt zu einer Beichte hin, die er mir freiwillig, jetzt ohne allen Rückhalt, mit drolligem Jubel gab. Wollt' ich alle die Intriguen, die er mir damals von ſich erzählte, hier wiedergeben, ſie würden ſich wie die Geſchichte eines diplomatiſchen Gilblas ausnehmen. Erſt in tiefer Nacht ſchieden wir.

Das Erwachen muß für Graf L. fürchterlich geweſen ſeyn. Da die Anker ſeines Gedächtniſſes mit dem Rauſche fortgeſpült geweſen waren, ſo hatte er ſelbſt von den Erfindungen, mit denen ich ihn bediente, nichts behalten können. Aus der Leere ſeines Gedächtniſſes mußte ihm am folgenden Morgen gleich erklärlich geweſen ſeyn, wie er ſich den Abend vorher verrechnet hatte. Was er ſelbſt nicht wußte, beſtätigten ihm die Bedienten. Der Gedanke, daß er ſelber gewiß mehr geredet hätte, als ſich mit ſeinem Syſteme der Schweigſamkeit und Klugheit vertrug, peinigte ihn ſicher entſetzlich. * Er fühlte, daß er in dem gemeinſchaftlich von uns angeſtellten Wettlaufe weit hinter mir zurück blieb, ſeitdem er ſich in dem Grade vergeſſen und in eigenen Gruben

* Ohnehin wird das Gemüth nach einem verſchlafenen Rauſche darum ſo bitter, weil man ſich der vielen exaltirten Reden wegen, die man dabei geführt hat, und von denen ein wirres Echo Einem noch immer im Ohre nachklingt, recht abgeſchmackt und dumm vorkömmt

der Menſchheit einen Eſel bohren, das iſt ſeine Luſt. Er perſiflirt Alles und wenn nichts mehr zünden will, ſich ſelbſt. Seine Stücke, die faſt alle nach dem Franzöſiſchen bearbeitet ſind, wimmeln von einem witzig ſein ſollenden Kauderwelſch, das ſich die Friſeure, die Barbiere, die Schneider Wiens ſchon als Umgangsſprache angewöhnt haben. Er gibt zwei Akte hindurch eine Art Erfindung, eine Art Handlung, im dritten, wenn die Löſung ſchwierig wird oder die Cenſur, wie in „Unverhofft" einen baaren Unſinn vorgeſchrieben hat, dreht er ſich um und fängt, ſich, ſein Stück und das Publikum verſpottend, an zu ſingen: Kladeradatſch u. ſ. w. und parodirt in ſogenannten Quodlibets Himmel und Erde nach der Maxime: „Es iſt alles Wind! Juchhe!" Neben dieſem blasphemiſchen Neſtroy wirkt Scholz. Es wird den Wienern auffallen, wenn ich geſtehe, dieſen Darſteller langweilig zu finden. Dieſe geiſtloſe Fleiſchmaſſe mit dem ſtereotypen, unveränderlichen Geſicht, dieſe kurzen Beine und korkſtöpſelartigen Bewegungen haben mir keinen Eindruck gemacht. Impoſanter wirkt Carl, den ich leider nur als Roderich in der bekannten Traveſtie der Rettungsſtücke ſah. Er ſpielte den abentheuerbefliſſenen Helden mit einer Kraft, die für ſein Alter überraſchte. Feuer und Geiſt ſprühte aus dem rollenden Auge, hochtragirenden, unverrückten Ernſt legte er in den koloſſalen Unſinn der zu löſenden Aufgabe. Die pathetiſche Conſequenz, mit der er ſie durchführte, erſchütterte das Zwerchfell. Gemüth, das leider bei allen Dreien, weder bei Neſtroy, noch bei Scholz oder Carl, vorherrſchend iſt, liegt in dem Spiele eines unter geordneteren Darſtellers, Namens Grois, der den dem Oncle Baptiſte nachgebildeten ſentimentalen Viehhändler aus Oberöſterreich mit vieler Wahrheit zur Anſchauung brachte. Von

fangen konnte, und mußte nun das Aeußerſte aufbieten, um wieder mit mir in gleichen Schritt zu kommen. Ich geſtehe, daß Graf L. ſich hierbei wieder einer Liſt bediente, die nicht klüger erſonnen ſeyn konnte. Er fing nämlich an, da er doch einmal wußte, wie viel oder wenig mir im Moraliſchen beizukommen wäre, meinen Abſcheu gegen Lügen und Verſtellungen auf eine ſehr empfindliche Probe zu ſtellen. Um mich zu zwingen, die Verhältniſſe einiger Fragen nach ihrer Wahrheit einzugeſtehen, kam er auf den glücklichen Einfall, ſie mir durch Lügen zu entlocken. Er ſtellte die keckſten Behauptungen auf, auf welche er ſo entſchiedene Schlußfolgerungen baute, daß ich in die peinlichſte Ungewißheit gerieth, ob ich ſie auf ſich beruhen laſſen oder widerlegen ſollte. Er nahm z. B. irgend eine Verfahrungsweiſe meines Hofes als etwas an, das ſich von ſelbſt verſtände und allgemein bekannt wäre, baute hierauf nun Folgen über Folgen, die ſich bald

in ſolche Annahmen verloren, daß ich, da ſie ſich wie Anklagen und gefährliche Irrthümer anhörten, ſie allerdings nicht ohne Widerlegung laſſen konnte. Man denke ſich hierin meine ſchwierige Aufgabe! Ich wußte, daß mir Graf L. auf dieſe Art einige allerdings nicht unweſentliche Geheimniſſe entlocken wollte; und war doch wieder zu gewiſſenhaft und zu ſehr Feind der Lüge, als daß ich ihm ſeine irrthümlichen Vorausſetzungen hätte laſſen können; ich geſtehe, daß mich dieſer Mann durch ſein Spiel in eine ungemein ſchwierige Lage brachte. Mit dem Zugeſtändniß der Schlußfolgerungen aus ſeinen Lügen war eben ſo viel Gefahr verbunden, wie mit Einräumung der letztern ſelbſt. Hätte es ſich hier um Dinge von größerem Werthe gehandelt, wer weiß, ob Graf L. hier nicht ſeinen Gegner zu dem traurigen Bewußtſeyn getrieben hätte, daß er aus dem Fuchseiſen jenes Mannes nicht gänzlich ohne einige Haare entkommen!

Von einigen kleineren Kunſtgriffen will ich nicht weitläufig reden: z. B. von ſeiner Methode, manche Dinge, die er ſelbſt nicht durchzuführen wagen durfte, einem Dritten in den Mund zu legen. Graf L. benutzte ſie gerade zu den größten Grobheiten. Nichts war ihm geläufiger, als zu ſagen: Ich erhielt einen Brief, in welchem man mir ſchreibt, daß Sie würden abberufen werden. Ein ander Mal behauptete er, in Zeitungen etwas Aehnliches geleſen zu haben; viele Keckheiten legte er Leuten aus der Geſellſchaft in den Mund, die er mir, um Unheil zu erſparen, hartnäckig verſchwieg. „Was würden Sie wohl thun,“ ſagte er am Vorabend unſrer Schlußverhandlungen zu mir, „wenn wir uns ohne Reſultat trennten, und Sie an unſern Hof als Geſandter in dem Moment geſchickt würden, wo alle Wahrzeichen auf einen Krieg deuten?“ Noch heute bewundere ich die Aufrichtigkeit, mit der er mir damals (er konnte es ja, da kein Krieg

in Ausſicht war) einen förmlichen Curſus über die Maßregeln hielt, die er in einer ſolchen Lage ergreifen würde. Daß er mir hier einen wahren Schatz von durchtriebenen Maximen mittheilte, ſchien gleichſam aus dem Aerger hervorzugehen, wie nun der Congreß ein Ende, und ich vielleicht noch keine allzuvortheilhafte und ausreichende Beweiſe ſeiner außerordentlichen Leiſtungen hätte. Drollig war unter andern für den oben angegebenen Fall die Vorſchrift, daß, wenn z. B. ein Geſandter Napoleons in dem Augenblick nach Kaputh geſchickt worden wäre, wo ein möglicher Bruch zwiſchen Frankreich und Sayn-Sayn vorauszuſehen war, jener ſich beſonders dadurch auf ſeinem ſchwierigen Poſten inſinuirt haben würde, daß er über die geringfügigſten Dinge, die den Hof von Sayn-Sayn nur intereſſiren konnten, in den franzöſiſchen Blättern ein Aufſehen hätte machen laſſen. Man würde ſich in Kaputh gratulirt haben, daß z. B. kleine

Feſte des Landes, unbedeutende Bauten, fürſtliche Liebhabereien von dem Werthe für Frankreich ſeyn könnten, um ſogar im Moniteur darüber Berichte zu leſen. Eine Entenpfütze vor Kaputh, als ein großer Ladoga- oder Gardaſee im Moniteur hingeſtellt, würde den Hof von Sayn-Sayn für alle Forderungen Frankreichs empfänglich gemacht haben, wie es auch bekannt iſt, daß die Berliner ſchon deßwegen vor der Schlacht bei Jena ſehr gut auf Frankreich zu ſprechen waren, weil Ihnen Napoleon durch Correſpondenzen im Moniteur ſchmeichelte und mehrere Spalten dieſes officiellen Organs zur Beſchreibung des Stralower Fiſchzugs hergab. Die Berliner hätten ihm für dieſe Spalten, wenn nur nicht die Schlacht bei Jena gekommen wäre, gern aus eigenem Antriebe die Länderſtriche geſchenkt, welche Jeröme für die Arrondirung ſeines Königreichs Weſtphalen bekam. Kaum glaublich ſcheint es, daß Graf L. mit mir ſo heitre

Gespräche führen konnte in einem Augenblicke, wo der Congreß beendet werden sollte, und noch nicht ein einziges seiner Resultate sicher war. Graf L. hatte mich sträflich hingehalten, alle meine Forderungen, die bewilligt werden mußten, schwebten noch unerledigt in der Luft, kein Punkt, keine Linie stand fest, und am 1. August unbedingt mußte der Congreß zu Ende seyn. Es war am 31. Juli, wo Graf L. mir das System der Umtriebe erzählte, die er an unserm Hofe, falls er dort Gesandter würde, spielen lassen würde; beim Scheiden lag mir auf der Zunge, ihn zu fragen, was morgen werden würde? Er sah mir's an und brach lächelnd und schnell ab. Unwillig ging ich auf meine Zimmer und setzte noch in der Nacht eine Note auf, die ihm am frühen Morgen schon überreicht wurde. Der erste August war da, und noch keine einzige Frage erledigt. Ich bemerkte sehr viel Unruhe im Schlosse; die Promenade am Brunnen

war nicht sehr zahlreich besetzt. Es mußte etwas vorgefallen seyn. Graf L. expedirte vor meinen Augen einen Courier. Nicht lange darauf erhielt ich seine Gegennote. Sie schlug mir Seitens seines Hofes rundweg alle gemachte Bedingungen ab, und wünschte Wiedereinsetzung der Sachlage in den frühern mißlichen Stand. Wie ich schon am Schreibtische meinen heftigsten Ingrimm zu beherrschen suche, um einen Bericht an meinen Hof aufzusetzen, und einem meiner Leute zu satteln befohlen hatte, vermehrt sich die Aufregung im Schlosse. Man läuft Trepp' auf, Trepp' ab, ich trete an's offene Fenster und sehe Graf L. an dem seinigen. Freundlich winkt er mit der Hand, so daß ich vor Zorn über diesen Menschen das Fenster zuschlage und zurücktrete. Indem bringt mir der Kammerdiener nicht nur ein neues Schreiben von drüben, sondern ich sehe auch eben einen zweiten Courier, den er expedirt hatte, aus dem Schloßhofe reiten. Die

erbrochene Note enthielt die Anzeige, daß in der Lösung unserer Verhandlungen eine Krisis eingetretn wäre, die den bevollmächtigten Gesandten Sr. Hoheit des Fürsten von Vierhufen allerdings bestimmen müsse, die vorletzte Note zu desavouiren und des bessern Vernehmens wegen nun, da die Veranlassung des Streites nicht mehr vorhanden wäre — da so eben der ehemalige Generalissimus, Baron Satan von Höllenstein, gestorben — auf die jenseitigen Forderungen ohne Weiteres einzugehen. Somit hatte Graf L. aus den Leiden eines Mannes, der allerdings die entfernte Ursache unsrer Verhandlungen war, Veranlassung genommen, seine Verfahrungsweise zu maskiren und Widerstand zu leisten bis auf den Augenblick, der für den armen Dulder, den seit dem unglücklichen Manoeuvre geistesfranken Baron von Höllenstein, der letzte war. Ob und wie dieser Sterbende mit unserer Frage zusammenhängen durfte, kümmerte

Grafen L. nicht. Er ſtand vor ſeinem Hofe als ein Ausbund der Klugheit da. Er hatte ſo lange temporiſirt, bis er ſagen konnte: Wir würden euch nichts, gar nichts bewilligt haben; da aber der Mann da geſtorben iſt, ſo geſchehe euch Alles, wie ihr's wollt! Man kann nicht leugnen, daß Graf L. durch dieſe Combination, wo die äußerſte Nothwendigkeit noch als gnädigſte Großmuth herauskam, ſich wirklich als einen ſcharfſinnigen Kopf bewährt hatte, und er des Großkreuzes des Civilverdienſt-Ordens wohl würdig war, das er von ſeinem Hofe für das Manoeuvre ſpäter bekommen hat.

Um dieſe Schilderung des Grafen L. vollſtändig abzurunden, muß ich noch hinzufügen, daß er ſehr geizig war. Und in der That geſtand einer ſeiner Bedienten, daß er das Ende des Congreſſes auch darum ſchon bis auf den Todestag des armen Barons verſchoben hätte, um nicht nöthig zu haben, die völlige

Aussöhnung mit dem benachbarten Hofe und den glücklichen Ausgang des Congresses durch ein kostspieliges diplomatisches Diner feiern zu müssen. Unvergeßlich wird mir das Andenken dieses exemplarischen Menschen bleiben.

den Frauen möchte eine kecke Darstellerin von Lokalcharakteren Mad. Rohrbeck und Mad. Brüning, eine geistreiche, nur etwas verzerrte Soubrette, zu nennen sein. Das übrige Personal bewegt sich mit geringen Kräften und noch geringeren Gagen um diesen Stamm, bleibt und geht, wie es eben kommt und muß nun ohnehin für das Leopoldstädter Theater, von dem die Spektakel- und Arrangementsstücke ausgeschlossen sind, vereinfacht werden.

Wenn sich das Theater an der Wien unter Pokorny's Direktion mit der Oper beschäftigen sollte, so scheinen die Auspizien für seinen Bestand sehr mißlich zu werden. Der Impressario wird sich gute Sänger halten müssen, wird auch vom Publikum mit reichem Zuspruch belohnt werden, aber die guten Sänger werden, wie einst von dem königsstädtischen Theater in Berlin, allmälig für die deutschen Hoftheater gewonnen werden. Neben der Oper wird Pokorny ein Schauspiel halten, das freilich höher stehen müßte, als die Truppe des Josephstädter Theaters. Wenn dies Schauspiel den Muth und die Mittel hätte, dem Burgtheater die Spitze zu bieten und die Stücke zu geben, die die Censureticette dort nicht zulassen will, so wäre hier ein würdiger Zweck erreicht. Allein es steht zu fürchten, daß Pokorny seine Oper nur durch Possen und Ausstattungsstücke ergänzen wird. Für jene ist schon Beckmann's unverwüstlicher Humor gewonnen, für dieses sprechen die glänzenden Erfolge der Josephstadt und die baulichen Vorkehrungen des neuen Terrains. Pokorny besitzt das Vertrauen und die Hingebung der Wiener. Er gibt alle acht Tage eine „Wohlthätigkeitsvorstellung." Der weibliche Theil des Hofes beschützt ihn.

Die deutsche Hofoper hatte Ferien. Es sangen im Kärnthnerthortheater Italiäner und die Elsler tanzte. Die Gin-

# Neuntes Kapitel.

### Uebergänge und Ausläufe.

Es iſt möglich, daß die arme Celinde beim Tode ihres unglücklichen Mannes mehr von dem Schauer vor dem Tode überhaupt, als vom Schmerz über den Verluſt an ſich geängſtigt wurde. Wenn die weißen Tiſchtücher, mit welchen ein Sarg in die Grube gelaſſen wird, für Viele, die darum ſtehen, zu einem neuen fröhlichen „Tiſchlein, deck' dich" des Lebens gehören, und aus einer verlornen Hoffnung hundert neue blühen, einem erſtickten Athemzuge tauſend tiefere und ſchwellendere und belebtere nachfolgen, ſo hätte man

auch bei Celinden nicht lange darüber forſchen und prüfen ſollen, ob ihr die Blumen, die ſie auf des Gatten Grab pflanzte, recht vom Herzen gingen, oder ob ſie ihren wiedererwachten Sinn für das Leben und die Farbenſpiele der Sonne in ihnen verrieth. Wer kann hier entſcheiden und richten! Celinde hatte mit am Grabe geſtanden, als Blauſtrumpf die Leichenrede hielt; ſie fürchtete daheim ihre Einſamkeit mehr, als auf dem Kirchhofe das Gepolter des Sandes, den die Todtengräberſpaten auf den dumpf widertönenden Sarg ſchütteten. Wie Blauſtrumpf von den Feldherrntalenten des verabſchiedeten Kriegers ſprach und ihm, in Ermangelung einer in Amalienbad belegenen Garniſon, redend einige donnernde Gewehrſalven von Verdienſten um den Staat, das Fürſtenhaus und von Wiederſehen und Unſterblichkeit nachſchickte und ſogar ein dialektiſches Kreuzfeuer über den Werth eines höhern Militairs, der ſein Lebenlang

für die Erhaltung des Friedens besorgt gewesen wäre, spielen ließ, blieben Celindens Augen trocken und irrten nur Hülfe suchend und obdachlos in dem Kreise der dazu aufgeforderten Leidtragenden umher. Als Blaustrumpf aber begann von des Abgeschiedenen letzten Lebenskämpfen zu sprechen, von dem stillen seligen Geistesdämmern seiner Krankheit und von dem frommen Engel, der ihn trug, daß sein Fuß an keinen Stein stieß, der ihn speiste, wie der Prophet in der Wüste gespeist wurde, und Alle mit feuchten Blicken zu ihr hinsahen, da mußte man sie fortführen und ihr unter den stillen Gräbern mit dem Troste des Lebens zusprechen, um nur den Durchbruch ihrer Thränen, die alle Fassung fortzuschwemmen schienen, zu hemmen. Ach, so kann uns selbst eine Last theuer und lieb werden, wenn wir sie lange getragen haben, und ein dem Tode längst geweihtes krankes, verkrüppeltes Kind wird von Elternliebe nur mit

bitterſtem Schmerz herausgegeben. So weiß man auch nicht, was in Celindens Herzen ſchlummerte. Schon das Gefühl, daß ſie ſich durch ihres Gatten Tod erleichtert finden mußte, und das Geſtändniß dieſer Erleichterung, mußten ſie wehmüthig geſtimmt haben, wie es ja Menſchen genug gibt, deren Thränen eine Anklage ihrer trocknen Augen und ein Vorwurf ſind, den ſie ſich ihrer Kälte wegen machen. Menſchen, die nicht die ſchlechteſten ſind.

Schlachtenmaler gehörte z. B. zu ihnen; bei ihm trat das Thauwetter des Gefühls gewöhnlich nur aus Schmerz über ſeine Eiſeekälte ein; er war ein zu umſichtiger, ſchöpferiſcher, trotziger Charakter, als daß er die von Außen kommenden Eindrücke nicht gleich gebändigt und ſeiner objectivirten Stellung (denn die war ihm immer gegenwärtig, wie einem Feldherrn) unterthänig gemacht hätte. Die Empfindung war bei ihm dann erſt ein Vorwurf, den er ſich machte; er wurde

weich, weil es ihn ſchmerzte, ſo hart ſeyn zu können. Und Menſchen dieſer Art haben einen allwiſſenden, ſeelenkundigen Blick. Er wußte bald, daß Celindens Schmerz noch weit mehr Furcht war; der Tod betrübte nicht, ſondern ängſtigte ſie. Ihr Zuſtand kam ihr ſelber ſchauerlich vor, und ſie würde Schlachtenmalern um Schutz gebeten haben, auch ohne daß ſie ihn liebte.

Ganz von ſelbſt hatten ſich die abgeriſſenen Fäden des frühern Verhältniſſes wieder zuſammen gefunden. Man ſtrich ſich ſcheinbar über die Stirn, als ſuche man dort eine längſt entſchwundene Erinnerung wieder aufzufriſchen, obgleich die Erkennungszeichen wie goldene Buchſtaben an der Stirn prangten oder wie auf einem Palimpſeſt nur mit den Notizen und Zahlen der gewöhnlichen haushwirthſchaftlichen Alltäglichkeit überzogen waren. Schlachtenmaler hatte als Bad-Inſpector Celinden ſo Vieles leiſten können, was er für ſeine Pflicht

ausgeben, sie aber auch als einen Tribut der alten Freundschaft aufnehmen konnte. Bei der Krankheit des Barons, seiner letzten gänzlichen Hülflosigkeit, wo man ihn legen und tragen mußte wie ein Wickelkind, bei seinem Sterben und nach dem Tode hatte sich Schlachtenmaler mit seiner umsichtigen und selbst handanlegenden Thätigkeit herrlichst bewährt und sich, Celindens zarten Sinn verstehend, wohl gehütet, die peinliche Stellung der Armen noch durch ein zur Schau getragenes Bestreben und Beabsichtigen zu vermehren. Er that, was er that, wie eine schuldige Pflicht und fiel erst da aus seiner Rolle, als von den traurigen Vorgängen der letzte Rest, Celinde selbst, einsam und bis auf den Tod erschrocken dastand, und man ihr sich nicht anders mehr hülfreich beweisen konnte, als durch geistige Annäherung. Schlachtenmaler fühlte wohl, was Alles auf ihm lag: denn hatte er nicht eigentlich dadurch, daß er den Plan zum Manoeuvre

unterſchlug und für unſägliche Zwecke benutzte, über den Baron alles Unglück verhängt, ſeinen Geiſt verwirrt und den frühen Tod des Vierzigers verſchuldet?

Celinde wußte wohl, daß ſie nun Amalienbad verlaſſen ſollte; doch überredete ſie Schlachtenmaler, ſo lange zu warten, bis das Grab des Barons mit all dem Schmuck würde verſehen ſeyn, welchen man aus Kaputh kommen laſſen mußte, da nicht einmal an Blumen in dieſer dürftigen Gegend eine hinreichende Auswahl möglich war. Schlachtenmaler zeichnete einen Würfel als Grabſtein, auf welchen aus Gußeiſen Helm, Schild, Schwert und andere militairiſche Inſignien kommen ſollten. Als er mit dieſem Plane Celinden gegenüberſtand, wagte ſie erſt lange nicht, ihn anzuſehen, und reichte ihm dann weinend die Hand, als wollte ſie ihn jetzt erſt zum erſten Male nach ſo langer Trennung begrüßen. Seine Zeichnungen, ihre Malereien, die muſikaliſchen

Abende und der Solger'ſche Sophokles — Alles ſtand in dieſem Augenblick wie von den Todten auf und blickte ſich forſchend und fragend an und taſtete ſich in die Nägelmale und ſuchte ſich wiederzuerkennen; Schlachtenmaler, längſt durch dieſes Amalienbad in ſeinem Innern wankend gemacht, ja faſt zerrüttet, hielt das ſelige Wiederſehen nicht lange aus, ſondern ſank erſchöpft auf den Seſſel und ſagte nur mit einer Bitterkeit, die Celinden unendlich rührte: „Ach, was iſt das Leben!“ Es war gewiß nicht Viel und nichts Tiefes, was er da ſagte, aber es lag ein ungeheurer Schmerz in dem Ausdruck, den ſeine Mienen annahmen. Die Seligkeit der Erinnerung, die ihn ergriff, war ein ſtechender und verwundender Ueberreiz. Beide Hände mußte er an ſein Herz preſſen, um es zu beruhigen.

In Celinden aber tauchten die alten Zeiten nicht wie drohende, zürnende und verhüllte Göttinnen, ſondern wie lächelnde, gleich

Schmetterlingen flatternde Nymphen mit bunten Flügeln auf, und sie konnte nicht weinen, weil sie Schlachtenmalern so unglücklich sah, sondern sie freute sich innerlich, weil sie einen so schönen, tiefen und bezaubernden Blick in sein gutes Theil werfen konnte. Wie er da an den Stuhl lehnte, die Hand das männlich schöne Haupt stützend und tief in Nachdenken verloren, da war er ihr wie eine selige, in Sonnenglanz sich badende Sonntagslandschaft, mit Glöckengeläut und geschmückten Spaziergängern, mit Lerchenjubel und Waldhornruf; nicht jener schäumende Bergstrom, wie früher, der sich wild von den höchsten Gebirgszacken stürzte, in seinem Silberschaum allerdings manche losgerissene Alpenblume bergend, aber keck und grausam mit ihr spielend. Sie näherte sich ihm und nahm seine nachlässig hingleitende Rechte auf und fragte nach seinen Schicksalen, seit sie sich getrennt hatten. Schlachtenmaler sagte lächelnd: „Ach, Celinde,

ich bin Vieles gewesen. Ich war eine Zeitlang, unter dem Namen Carl Moor, in den böhmischen Gebirgen sehr thätig und opferte manchen Gutsbesitzer und zuletzt mich selbst dem Ideal einer veredelten Menschenrace. Dann war ich eine Zeitlang Hofmeister und Busenfreund bei einem jungen spanischen Kronprinzen, dessen Vater eine neue Welt erobert hatte, um damit die alte zu unterjochen. Mein Zögling war das Opfer des tyrannischen und eifersüchtigen Vaters, während ich selber noch mit diesem über Gedankenfreiheit mich nicht ganz verständigt habe. Die größte Abwechselung ist der Charakter meiner erlebten Abenteuer. Ich war sogar einmal genöthigt, vor meinen Verfolgern in die Wohnung eines Scharfrichters zu fliehen, der mich unter dem Namen Hinko so lang in seinem Handwerk unterrichtete, bis ich mich dem Irrthum, als ein Königssohn am Rabenstein entdeckt und zu großen Ehren befördert zu werden, nicht anders,

richtung dieſer deutſchen und italiäniſchen Oper iſt eine durchaus verkehrte. Man hat das kaiſerliche Theater an einen Italiäner verpachtet, dem der Hof einen glänzenden Zuſchuß gibt. Dieſer Italiäner verſteht kein Wort Deutſch, hängt von fremder Bevormundung ab und iſt kontraktlich zu keiner einzigen Verbindlichkeit gegen die deutſche Kunſt verpflichtet. Gute deutſche Sänger und Sängerinnen, die er allerdings theuer bezahlt, gurgeln dem Publikum Bellini, Donizetti und den cenſurfähig gemachten Meyerbeer vor und um zu zeigen, daß die Deutſchen nicht komponiren können, läßt der welſche Impreſſario von Wiener Dilettanten und Muſikern zuweilen Opern aufführen, die regelmäßig durchfallen. Marſchner, Spohr, Lorzing ſind auf dieſer Bühne fremde Namen. Es charakteriſirt den von Oben ausgehenden Geiſt, daß man dieſem Italiäner nicht andere Bedingungen ſtellt. In Paris würde man ſagen: Du haſt jährlich für zwei, ſelbſt von dir beſtellte und nicht dem Zufall preisgegebene Texte zu ſorgen. Dieſe Texte übergibſt du demjenigen deutſchen Componiſten, der dir am meiſten Geſchmack, Talent und dramatiſchen Beruf zu haben ſcheint. Von zwei ſolchen Opern würde jährlich vielleicht eine gefallen, während ſich jetzt noch der Impreſſario von den Wiener Componiſten die Ehre, auf dem Kärnthnerthor durchzufallen, manchmal baar bezahlen läßt. Es fehlt hier, wie überall in Wien, von oben herab deutſcher Stolz und Sinn für deutſche Größe.

Wahrhaft befriedigt fühlt' ich mich durch das Burgtheater. Hier iſt denn doch eine Ueberlieferung der Zeit, die ſich in vornehm bedeutungsvoller Größe erhalten hat. Man klagt über den Verfall dieſer Bühne, die Deutſchlands Muſterbühne ſein ſollte, aber das, was von dem frühern Werthe

als durch ſchnelles Umkleiden entziehen konnte. Bei vielen tragiſchen und komiſchen Begebenheiten bin ich einer der vornehmſten Mitſpielenden geweſen; Schiller und Goethe, Kotzebue und Raupach ſind mir für weſentliche Dienſte, die ich ihnen leiſtete, Verpflichtungen ſchuldig; ſo Vieles hab' ich erlebt, daß ich endlich, überdrüſſig des ewigen Wechſels, vom Schauplatz abtrat und die Zurückgezogenheit dieſes Bades aufſuchte.“ Celinde verſtand den Freund nicht anders, als daß er ohne Bild von wirklich Erlebtem ſprach; gerade das, was ihr von der Bühne hergenommen ſchien, war für ſie das Gleichniß. Sie ſtaunte und freute ſich, ihn nach ſo vielen Irrfahrten in einem ruhigen Hafen zu wiſſen.

Für ſchöne und gute Seelen iſt die Liebe in ihrem Entſtehen und Fortſchreiten nichts ſpecifiſch für ſich Beſtehendes, keine ausſchließliche und alleinige Aufgabe, ſondern ein griechiſches Feuer, welches in dem gewöhnlichen

Stabe des alltäglichen Lebens, mit dem man geht und wandert, innerlich verſchloſſen und geborgen iſt. Wie eine Rebe rankt ſie ſich an das Spalier der gegebenen Verhältniſſe auf, ſtill unter ihren breiten Blättern reifend, bis die Zeit erfüllet iſt. Nie erwähnt, iſt ſie immer zugegen. Ohne Händedruck ſind die Seelen vereint. Im Zufälligen liegt die Abſicht, das Bedeutende im Gewöhnlichen. So war auch zwiſchen Schlachtenmalern und Celinden jetzt eine innige Liebe vorauszuſetzen, aber ſie wurde nicht ausgeſprochen. Sie ketteten ſich unauflöslich an einander, ohne ſich Beide den Verluſt ihrer Freiheit gegeneinander einzugeſtehen. Sie fanden für den bedeutſamen Inhalt ihrer Gegenſtimmungen gleichgültige Worte und legten in ſcheinbar zufällige Formen dasjenige thatſächlich nieder, was Andere ſich erſt in Kataſtrophen und künſtlichen Scenen, nach gewechſelten Briefen, gedrohten Selbſtmorden und in beſtellten Begegnungen

weitläufig gestehen und auseinandersetzen müssen. Spinoza liebte Olympien, indem er von ihr Latein lernte, Voltaire die Marquise du Chatelet, indem sie zusammen Mathematik und Physik trieben und über Newton Bücher herausgaben, an welchen Beide gleichen Theil haben. So auch zückte Schlachtenmaler das Schwert seiner Liebe niemals offen, sondern trug es in der Scheide von Malerei, Lecture und Musik, durch welche er sich mit Celinden verständigte. Er war, da er ihren zarten Sinn kannte, unermüdlich, solche Vehikel seiner Neigung aufzufinden und die Naturwissenschaften, die alten Classiker und Schiller und Goethe für sich sprechen zu lassen. Diese Beschäftigungen steigerten die Sehnsucht mehr, als sie sie abkühlten; sie war nicht Wasser, sondern Oel für die Flammen ihrer Liebe.

Celinde fand noch ein anderes Mittel, ihrer Liebe zu Schlachtenmalern unverfängliche

Worte zu geben. Sie hauchte nämlich den ganzen Zauber ihrer Zärtlichkeit, den sie gegen diesen zurückhalten mußte, gegen seinen Vater aus. Gerade an der treuen Hege und Pflege der Besitzthümer des Geliebten gibt die unschuldige Neigung der Frauen zu..t ihre Gefühle kund. Schlachtenmaler kannte Jemanden, dessen Geliebte sich ihm zuerst durch die Sorgfalt verrieth, welche sie seinen Handschuhen zuwandte. Sie duldete niemals eine aufgerissene Naht in ihnen, ja, ersparte ihm sogar den zu häufigen Ankauf von neuen dadurch, daß sie ihm, nach zarter Frauensitte, die Flecken mit Brodkrume und Gummi elasticum austrieb. Für Celinden war Blasedow dieser Handschuh ihres Freundes. Sie besuchte ihn in der kleinen abgelegenen Kammer, die er sich zum Aufenthalt gewählt hatte, sie steuerte der beispiellosen Unordnung, die in diesen engen Mauern herrschte, sie suchte ihn für die Reize einer saubern Lebens- und Leibeseinrichtung

dadurch empfänglich zu machen, daß sie nicht erst von deren Nothwendigkeit und Annehmlichkeit sprach, sondern ihm hinlegte, was er finden mußte, ihn zwang, zu nehmen, was er, ohne aufzufallen, nicht abweisen durfte, z. B. reine Hemden und saubere Schnupftücher. Sie hing sich wie eine Tochter an seinen Arm und hätte ihn wie Antigone nach Kolonos begleitet, wenn dieser Oedipus sich bewußt gewesen wäre, die Götter beleidigt zu haben. Die Sommerfäden manches zarten und sinnigen Gespräches, das sie mit einander führten, blieben in den Zweigen des Parkes hängen. Sie suchten sich die dunkelsten Schattengänge, die die äußersten Ränder des Parkes darboten, um mit einander auszutauschen Liebe gegen weisheitsvolle Sprüche, Trost gegen die poetischen Ahnungen eines Sehers, Ermunterung und zärtlichen Zuspruch gegen mannigfache geistvolle Belehrung. Sidonie, die, eine weltkluge Frau, den eigentlichen Schnallenhaken

dieſes innigen Bandes wohl kannte, nahm an den Spaziergängen mit jener vornehmen, ſcheinbar leidenſchaftloſen Ruhe Theil, auf deren tiefſtem Grund doch ſelbſt bei ſo reſignirten Weſen immer noch ein gewiſſes Gefühl von Haß oder etwas dem Aehnliches ſchlummerte. Auch gegen die Kälte, die ihr einmal angeboren war, konnte ſie nicht. Blaſedow gewann in dieſem Verein eine Friſche wieder, die wenigſtens auf die Wangen ſeines Geiſtes einen heitern, ruhigen Abglanz zurückzauberten. Die Badegäſte behaupteten, er hätte eine Prämie in der großherzoglich Darmſtädtiſchen Serienziehung gewonnen. Schlachtenmaler indeſſen verfiel immer mehr in einen gegen ſeinen excentriſchen Charakter ſo grell abſtechenden Tiefſinn. Der Friede jenes ſchönen Vereins, in welchem Blaſedow neues Leben gewonnen, ſchien ihn zu Empfindungen herabzuſtimmen, welchen eine ungewöhnliche Seelenqual zum Grund liegen mußte. Feurig, aber

vor Zorn, flammten seine Augen nur auf, wenn ihm der Graf begegnete. Sonst schien er über etwas zu grübeln, das Celinde am wenigsten ahnte, da sie sich so glücklich fühlte.

Um diese Zeit war es, daß in der Amalienbader Gesellschaft eine Erscheinung auftrat, welche zwar nicht selber das Aufsehen, das sie machte, zu beabsichtigen und irgendwie nähren zu wollen schien, es aber auch nicht hindern konnte. Ein Türk in seiner Nationaltracht, mit zahlreicher Dienerschaft, trat plötzlich auf dem Schauplatz unserer Erzählung auf. Ein Bimbaschi schien er wenigstens zu seyn; seinem Gefolge und seinen Geldmitteln nach hätte er auch ein Pascha, von wenigstens zwei Roßschweifen, seyn können. Vielleicht war es auch nur ein Privatmann, der zu seinem Vergnügen in Europa reiste, oder ein umgekehrter Fürst Pückler, der die Absicht hatte, eine Reisebeschreibung über Europa herauszugeben. Viele Badgäste, die im Begriff waren,

abzureiſen, beſtellten die Poſtpferde wieder ab; auch war Schlachtenmaler lange zweifelhaft, ob nicht der Graf, um die Geſellſchaft zu feſſeln, hier wieder eine Verkleidung veranſtaltet und irgend einen Abenteurer in Türkenkleider geſteckt hätte. Indeſſen, ſo räthſelhaft allerdings der Bimbaſchi ſelber war, ſo konnte doch ſeiner Umgebung, die aus einem Haushofmeiſter, einem Koch, zwei Kammerdienern und vier Schwarzen beſtand, der echte türkiſche Charakter nicht abgeſprochen werden. Dieſe Leute verriethen in allen ihren Bewegungen und naiven Vorſtellungen, daß ſie von der europäiſchen Civiliſation höchſtens in den Fragen beleckt worden waren, die den Luxus betreffen; wenn es allerdings auch auffallend blieb, daß der Bimbaſchi ſelber ein artiges, wenn gleich ſehr gebrochenes Deutſch ſprach. Ohne ſich eines Dolmetſchers zu bedienen, leitete der Fremdling alle Verhandlungen, die mit der ökonomiſchen Verwaltung des Bade-

Ortes unvermeidlich waren. Zuweilen schlug er, wenn ihm ein Ausdruck nicht geläufig war, ein Wörterbuch nach, eine Sitte, die ihm aber auch dadurch wieder etwas Verdächtiges gab, daß er im Türkischen selbst öfters stecken zu bleiben schien. Freilich war das Letztere mehr eine Vermuthung: denn die Diener des Bimbaschi durften in seiner Gegenwart nur sprechen, wenn kein gesitteter Europäer zugegen war. Aber man wollte doch gehört haben, daß es ihm in seinen belauschten Gesprächen mit ihnen öfters an den recht bezeichnenden Wendungen fehlte, daß er wohl gar stockte, und Vieles von dem, was er sprach, den echten Türken unverständlich war. Wenn man nun hieraus wieder schließen wollte, der Bimbaschi dürfte ein Renegat seyn, so war dies theils voreilig, indem seine Gelehrsamkeit vielleicht die abgebrochenen Säze liebte oder ihn dem gemeinen Muselmann unverständlich machte, theils war es gleichgültig,

da das Intereſſe an dem Bimbaſchi dadurch eher nur gehoben, als gemindert wurde. Und Niemanden war an alle dem weniger gelegen, als dem Grafen. Der räthſelhafte Türke ſchien bei einer unerſchöpflichen Taſſe zu ſeyn. Er nahm alle die Zimmer ein, welche Graf Leibrock und Herr von Hundt eben verlaſſen hatten, und, wenn er auch keinen Wein trank, ſo war er an andere theure Bequemlichkeiten gewöhnt und ſchien wenig Sinn für den Werth des Geldes zu haben. Das Letztere in dem Grade, daß Schlachtenmaler hier wieder ein Zeichen der Verſtellung zu entdecken glaubte, ob er gleich an eine Intrigue des Grafen nun nicht mehr zu denken brauchte. Er gönnte dem Grafen die Wahrheit dieſer Erſcheinung nicht; er hätte gewünſcht, Lug und Trug wäre ſein Anfang und Ende geweſen; er ärgerte ſich, daß dem Grafen eine falſche Saat in echten Früchten aufgehen ſollte; doch ließ ſich eine genauere Beobachtung nur

übrig blieb, ist noch immer so groß, daß es die übrigen deutschen Theaterzustände bei Weitem überragt. Die Aufgabe dieses Theaters fand ich mit einem gewissen feierlichen Ernst gelöst. Ich fühlte mich ergriffen von diesem geregelten Gang der Geschäfte, von dieser voraussichtigen Beherrschung aller an einer solchen Anstalt vorkommenden Eventualitäten. Die Schauspieler fühlen sich geehrt durch ihre Stellung: sie sind stolz, da zu stehen, wo ihr Talent oder die Gunst des Zufalls sie hinstellte. Das Gefühl, vor einem oft zahlreichen, immer aber gewählten und feinen Publikum, vor einer Kritik zu spielen, die gewohnt ist, ihnen unausgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken, läßt sie ihre Kunst mit einer gewissen heiligen Verehrung üben. Nirgend hab' ich auf den Tag, wo er auftritt oder die Reihe einer Darstellung ihn trifft, so viel Freude, so viel Vorbereitung im Wesen des Künstlers bemerkt. Nie hab' ich ein nachlässiges Auftreten gesehen, nie dies Arbeiten um's liebe Brod bemerkt. Die obern Behörden sind selbst von Achtung vor den Darstellern, vor den Dichtern durchdrungen. Bei einer Bühne, die täglich Schauspiele gibt, kann es nicht fehlen, daß sie sich von den Talenten abhängig weiß. Sie kann nicht, wenn Kassenebbe eintritt, zu Oper, nicht zu Ballet, nicht zu Virtuosenconzerten, nicht einmal zu lebenden Bildern, zu Possen greifen, sie muß sich stets in den Gränzen des gesetzten Dramas, selbst im Lustspiel in den Gränzen conventionellen Anstandes bewegen und das macht diese Bühne zu einer wahren Arena des Talentes, zu einer ewigen Appellation an die schaffenden Kräfte, zu einer einschmeichelnd überredenden Vertrauten der Dichter und der Künstler.

Und diese herrliche Bühne darf nicht dem deutschen Genius gehören! Eine kindisch bornirte Censur beherrscht sie. Statt

in einiger Entfernung anstellen. Der Bimbaschi lebte zurückgezogen und beobachtete in fremder Gesellschaft ein hartnäckiges, dem Orientalen eigenthümliches Schweigen.

Eines Tages stand der Bimbaschi mit jener würdevollen Ruhe, die ihn beim Spiel immer auszeichnete, an der Roulette und warf, dem türkischen Fatum trauend, blindlings seine Goldmünzen in die Zahlen hinein. Da bemerkten die Umstehenden plötzlich, daß er erblaßte und sich an der Kante des grünen Tisches zu halten suchte. Der Gascogner Albоin hatte ihm eben einen ansehnlichen Gewinn auszuzahlen; doch achtete der Bimbaschi nicht darauf, sondern stierte in eine Ecke des Saales, wo eine lange, hagere Gestalt an der Mauer lehnte und mit abwesenden Blicken in die Flammen des über der Roulette hängenden Kronleuchters schaute. Die Umstehenden sahen bald den Bimbaschi, bald den unglücklichen Spieler Blasedow an. Dieser

blieb unbeweglich, da er die Aufmerksamkeit, die er erregte, nicht bemerkte; jener ließ seinen Gewinn unangerührt auf der Stelle liegen und schien beim Anblick jenes gespenstischen Wesens mit Empfindungen zu kämpfen, die die höchste innere Aufregung voraussetzten. Indem schlug das Glück dem Bimbaschi wieder zu; man erinnerte ihn daran, daß der Goldhaufen, der auf der von ihm schon lange besetzten Zahl lag, ihm gehöre; der Türke fuhr wie Einer, der sich verrathen oder wie auf einem Gedanken ertappt glaubte, auf, besann sich, strich seinen dunkeln Bart und sagte halb in Pantomimen, halb in minder gebrochenem Deutsch, daß man den Gewinn jenem Mann an der Wand auszahlen solle. Damit ging er eilends vom Tisch und aus dem Saale. Der Graf, der zugegen war, meinte, das Geld gehöre der Bank, weil der Türk ein Gespenst gesehen zu haben glaubte und sich eingebildet hätte, daß er den Göttern, um sie nicht zu

erzürnen, ſein Glück opfern müſſe; doch Schlachtenmaler ſtieß den Haken, mit welchem der Graf das Geld an ſich ziehen wollte, zurück, ſtrich es ruhig ein und trug es ſeinem Vater hin, der wie aus einem Traum erwachte und nicht wußte, was er zu dieſem Geſchenke ſagen ſollte.

# Zehntes Kapitel.

Eine politische Schwerfade

Als Blasedow von der wunderlichen Grille des Türken gehört hatte, erwachte in ihm eine Vorstellung, der er eine an ihm ganz ungewöhnliche Thätigkeit widmete. Er malte sich den Eindruck aus, den auf die üppige Phantasie dieses Morgenländers Europa mit seiner blassen Cultur machen müsse; er empfand ihm ein Grauen nach, als wär' er selbst im Banne von Damaskus geboren und trüge nun die enge und prosaische Tracht des Europäers, in dessen gemüthlosen Verhältnissen er sich bewegen müsse. Er sah in dem Bimbaschi

eine aus ihrem heimiſchen Boden geriſſene Tulpe, dieſe ſymboliſche Pflanze des Türkenthums, und entſchloß ſich, ihr wenigſtens im Treibhauſe der Phantaſie einen künſtlichen Grund und die Temperatur des Orients wiederzugeben, indem er nicht in unſerer eingebildeten europäiſchen Vollkommenheit ihm die Dinge und Menſchen Europa's erläutern wollte, ſondern von aſiatiſchen Geſichtspunkten dabei ausging. Der Bimbaſchi konnte den Dank für das von ihm gemachte Geſchenk nicht zurückweiſen; er ließ den unglücklichen Spieler ungehindert vor ſich kommen und hörte mit jenem an den Türken ſo bewundernswerthen Gleichmuthe, der keineswegs, wie dies in Europa der Fall ſeyn würde, aus dem Egoismus fließt, das ihm von Blaſedow gemachte Anerbieten eines politiſch-ſocialen Curſus über Europa an. Hätte der Türk ahnen können, wie unglücklich ſein Lehrer war, und wie viel dieſe Vorträge ihm Lebensfriſche, Zuſammenhang

und Selbſtbewußtſeyn wiedergeben würden, er hätte den Antrag auch ſo ſchon nicht zurückgewieſen. Und, um die Zufriedenheit Blaſedows noch zu erhöhen, ſo könnte er in vollſter Bequemlichkeit zu ſeinem Schüler kommen und die Nachtmütze, die ihm Celinde ſelber geſtrickt hatte, über den Ohren behalten, wie wunderlich auch der Contraſt der in Blaſedow wie von Opium aufgeregten Phantaſie und ſeiner bilderreichen Anknüpfungen an den Orient mit ſeinem ſchlottrigen Auftreten war. Der Bimbaſchi hörte mit unerſchütterlicher Ruhe den Erzählungen ſeines Freundes zu. Er ſaß dabei mit untergeſchlagenen Beinen auf einem mäßig erhöhten Polſterbette, rings umſchlungen von einem ungeheuren Pfeifenrohr, das in einer zierlichen Urne, worin der Tabak glimmte, endete. An verſchiedenen Krümmungen des Rohres ging der Rauch durch Waſſerkugeln, durch die er ſo abgekühlt wurde, daß der Bimbaſchi von der Hitze, die ihm

eine ganze brennende Urne Tabaks verurſacht haben würde, an ſeinem Munde nichts ſpürte.

Als Blaſedow ſeinem Zöglinge einen Ueberblick über die gegenwärtige Lage Europa's geben wollte, ſagte er zu ihm: „Und ſiehe, es wohnte in Damaskus ein Jüngling, Namens Haſſan, deſſen Vater beim Sultan in hohen Ehren ſtand und vieler Reichthümer Herr war. Es war aber Haſſans Vater geſetzt über die Zucht der Pferde des Landes um Damaskus und war dem Sultan verpflichtet, daß ihrer keine an die Franken verkauft wurden, es ſey denn zu den höchſten Preiſen. Haſſans Vater war ein milder und freundlicher Herr, der Jedem mehr als den Zins ſeiner Werke zurückgab: denn er behandelte die Menſchen nach größerem Verdienſt, als ſie beſaßen. Haſſan aber, ſein Sohn, wurde unterwieſen in allen Wiſſenſchaften und ritterlichen Künſten, wie denn ihm Niemand gleichkam in der Kunſt, ſein Pferd zu reiten, oder

ſelbſt zu beſchlagen, oder die entlegenſten Stellen im Koran aufzufinden. Oft ſah man ihn durch die Straßen von Damaskus reiten, einen arabiſchen Dichter vorn auf dem Sattelknopf und im Leſen vertieft, und, wenn er dabei ſeines Roſſes Lenkung vergaß, ſo ſtand dies nirgends anders ſtill, als vor der Thür oder einem Fenſter der Moſcheen, woraus man ſchloß, daß die Thiere unter der Obhut weiſer Menſchen ſelber an Verſtand zunehmen und eine unwillkürliche Liebe zu Allah empfinden. So das Pferd. Haſſan aber hatte einen Durſt nach Weisheit, den die öftere Wiederholung des ſchon mit allen Büchern der arabiſchen Sprache angeſtellten Studiums nicht mehr löſchen konnte. Seine Sehnſucht ſchweifte über die Palmenwälder um Damaskus hinaus und trug ihn in die Länder der Franken, von denen er gehört hatte, daß ſie einen großen und umfaſſenden Geiſt mit Laſtern und Unglauben verbänden. Da er den Koran inne hatte

und die Reinigungen, Waschungen und Fasten alle nach dem Gebote des Propheten hielt, so sagte er: Was kann mich ihr Unglaube und ihr lasterhafter Lebenswandel anfechten! Ihre Werke und Künste zu betrachten, schien ihm um so gefahrloser, als sie ja Alles, wie er dessen gewiß war, doch nur von den Weisen des Morgenlandes gelernt hatten und nichts besaßen, was sie nicht von den Arabern in Spanien empfangen hatten, an Welt- und Sternenkunde, Künsten und Gewerben. Hassan war aber bestimmt, einst in den Rath des Sultans zu treten: denn Viele in Damaskus, und nicht die Unheiligsten waren dies, hatten geträumt, wie sie ihn auf einem Pferde mit drei Schweifen hätten reiten sehen, weßhalb auch leicht ein anderer Pascha, als der von Damaskus, ihm nachgestellt hätte: denn dieser war sein Oheim und ein ihm wohlgewogener Herr. Und Hassan kannte Alles, was die Geschichte seines Volks anging, und fühlte tief,

daß der Schimmer des Halbmondes nicht mehr so leuchtend gelb war, wie damals, als Soliman und Mahomet das Schwert des Propheten führten. Der Goldglanz flimmerte nur noch wie Silberglanz. So trug Haſſan ein großes Verlangen, den Welttheil kennen zu lernen, den noch die Kinder der Propheten beſiegen müſſen, wollen ſie nicht von ihm beſiegt werden. Aber das Meer iſt weit von Damaskus und hinter dem Meer erſt liegt der Franken Land, und Haſſan führte dem Vater die Bücher über die Pferdezucht um Damaskus und konnte nicht entbehrt werden ohne Nachtheil für ſein eignes Haus und die Stadt und das Reich.

„Da geſchah es eines Abends, daß die untergehende Sonne den von einem wichtigen Geſchäft heimreitenden Haſſan ſo zauberhafte Lichter auf die ſchönen Pfade um Damaskus ſtreute, daß er ſich nicht halten konnte, ſondern abſtieg und ſich unter einem Feigenbaum,

den Geſchmack des Publikums zu bilden, hängt ſie von dem verdorbenen Geſchmacke dieſes Publikums, von den ariſtokratiſchen Prätenſionen der Logenbeſitzer ab. Es hat ſich für dieſe Bühne durch Zuſammenwirkung der Cenſur und die Adelsanſprüche der Abonnenten eine Atmoſphäre des Urtheils, ein Dunſtkreis des Geſchmackes gebildet, in dem die geſunde Vernunft manchmal zu erſticken droht. Das ſpielend Frivole, das neckiſch Zweideutige wird herzlich gern geduldet; jeder ernſte Anlauf aber zur Löſung irgend einer ſozialen Frage wird mit Mißtrauen betrachtet. Die Geſchichte, die Politik, die Religion ſind völlig verſchloſſene Gebiete. Das ginge noch. Aber auch die Moral iſt hier eine eigenthümliche und von den Standesvorurtheilen abhängige. Es darf hier keine illegitimen Kinder auf der Bühne geben, keine Väter dürfen mit ihren Söhnen, keine Söhne mit ihren Vätern zerfallen, Könige müſſen immer vortrefflich ſein, ſchlechte Präſidenten und Miniſter werden Vicedome getauft und wie die Liſte jenes baaren Unſinns weiter lautet, den ſich das gute Wiener Publikum hier gefallen läßt. Der Präſident in Kabale und Liebe iſt hier des Major Walters Onkel und nicht der Vater! „Ich habe einen Fleck in meinem Herzen," ſagt hier Ferdinand, „wo der Name Onkel noch nie hingedrungen iſt!" Ich würde mich ſchämen, Beherrſcher eines Staates, Miniſter einer Regierung zu ſein, die ſolche Albernheiten beſchönigt. Warum dieſe Anekdoten ſcherzend erzählen? Sie beleidigen den Geſchmack, die geſunde Vernunft, ſie ſchänden Die, denen Gott die Gewalt in die Hände gab, und deshalb muß man ſie mit Entrüſtung wiedergeben.

Jedes neueingereichte Stück hat eine mehrfache Cenſurinſtanz zu durchlaufen. Erſt lieſt es ein Unterbeamter, der

an dessen Nebenmann er sein Roß befestigte, niedersetzte. Es war der Anfang eines kleinen Hügels, auf welchem die Ruinen alter Zeiten mitten zwischen frischem grünen Gezweig verwitterten. Hassan nahm sich Zeit, da er die Thürme und Minarets von Damaskus schon vor sich sah und deutlich den Almodan auf der Moschee des Propheten das Abendgebet blasen hören konnte. Wie aber Hassan so im Grase hingestreckt lag, überfiel ihn eine plötzliche Müdigkeit. Ob er gleich fühlte, daß es Zeit wurde, aufzustehen und heimzukehren, so vermochte er sich doch nicht aufzurichten. Seine Glieder waren wie von einem unsichtbaren Zauber beherrscht, und siehe, er war in wenig Augenblicken eingeschlafen. Kaum mochte er so eine Weile gelegen haben, als es ihm war, als erwache er. Da war es rings um ihn Nacht, und nur die Sterne funkelten; die Käfer, die in dem hohen Grase schwirrten, leuchteten, und von den Thürmen

von Damaskus her sah man die Lichter der Feuerwachen, die auf ihnen unterhalten werden. Das treue Roß hatte sich im Grase zum Schlafen niedergelegt. Wie Hassan noch so um sich blickte und sich die Augen rieb, hörte er in dem alten Gemäuer auf dem kleinen Hügel, an dessen Fuß er geschlafen hatte, ein Geräusch und glaubte auch einen wilden Fuchs auf der Ruine plötzlich aufgeschreckt zu sehen, der in's Feld hinauslief. Bald aber trat eine hohe menschliche Gestalt aus dem Gemäuer und schritt gerade auf den aufgeschreckten Schläfer zu. Hassan, sagte er, ich kenne deine geheimen Wünsche! Stehe auf, wir wollen die Länder der Franken durchfliegen und uns durch Anblick ihres mit glänzendem Schein überzogenen Elends zum neuen Kampfe für den Propheten stärken. Ich war schon oft in jenen Ländern und kenne sie, als wäre ich dort geboren. Da Hassan zögerte und sich mit den Geschäften seines Vaters entschuldigte,

ob ihm gleich das Verlangen, dem Derwisch zu folgen, aus den Augen brannte, so beruhigte ihn dieser, indem er sagte: Hassan, ich habe in Cypern einen glücklichen Fund gethan, den die Malteser und Venetianer auf jener Insel, als sie davonzogen, mitzunehmen vergaßen. Ein Edelmann, Namens Fortunat, besaß dort einen Hut, mit dessen Hülfe er im Flug überall, wohin er wollte, gelangen konnte, und einen Beutel, der, obgleich leer und unscheinbar, doch unerschöpflich an Geld war. Diesen haben die Nachkommen des Edelmanns Fortunat mitgenommen und ihn, wie man sagt, an den reichen Hebräer Rothschild verkauft; der Wünschelhut ist aber zurückgeblieben. Hier ist er! Damit zeigte er ihm einen alten, fast verschimmelten Filz und ermahnte ihn dringend, sich um seinen Leib zu klammern. Hassan stand eine Weile unschlüssig; dann aber, der Freude und Neugier nicht mehr widerstehend, schlug er seinen Arm

um den Derwisch und schmiegte sich wie ein Bräutigam an seine Braut an. Dem Derwisch that es wohl; er lächelte und setzte die alte Kappe auf. Indem erhoben sie sich und schwebten mit der Schnelligkeit eines Vogels über die Nacht hin. Damaskus, Syrien, Cypern schwanden unter ihren Füßen, und, als es Morgen wurde, und die Meereswellen von der aufgehenden Sonne glühten, hatten sie eine Menge kleiner und großer Inseln vor Augen, flogen dann noch eine Strecke und schwebten zuletzt über einem festen Lande, welches der Derwisch als das neuerstandene Hellas bezeichnete.

„In griechischen Kleidern besuchten die beiden Reisenden, in Athen angekommen, eine der vielen Kaffeebottegen, wo schon am frühen Morgen sich Gäste zu versammeln pflegen. Sie hatten sich kaum in eine Ecke gesetzt, wo sie die Ankömmlinge mustern konnten, als ein dicker Wanst in fränkischer Kleidung schwerfällig zu ihnen herantrat, und ihnen einen weißen

Bogen Papier überreichte. Der Derwisch las und fragte Hassan: ob er Lust hätte, an einer bayerischen Actienbierbrauerei Theil zu nehmen? Dies wäre eine Einladung dazu! Hassan schüttelte den Kopf. Der dicke Bräu aus Regensburg suchte in einer Sprache, die der Derwisch, so wie Ihr selber, vollkommen verstand, ihm den Plan annehmlicher zu machen; er bewies, daß er seine Brauerei auf der Akropolis anlegen dürfe (dicht bei dem der Minerva geheiligt gewesenen Oelbaume, bemerkte ein sich in das Gespräch mischender Alterthumsforscher); er schilderte die Freuden dieses Getränks, welches er Bock nannte, auch wohl Erlöserbier, wenn gleich das Letztere leiser zu verstehen gebend, da einige Officiere mit dem Erlöserorden in der Nähe standen. Als sich der Bräu unverrichteter Sache zurückzog, sagte der Derwisch zu Hassan: Sieh, dort drüben öffnet ein Türke und hier ein Grieche seinen Laden; es sind zwei Geldwechsler.

Komm, wir wollen ſehen, welcher ehrlicher iſt. Sie gingen zum Griechen hinüber und ließen ſich ein Goldſtück in kleine Münze verwechſeln. Seiner Ehrlichkeit vertrauend, zählten ſie nicht; doch, als ſie draußen vorm Laden waren, prüften ſie und fanden, daß ihnen eine Drachme zu wenig gegeben war. Nun gingen ſie zu dem Türken und gaben auch ihm ein Goldſtück. Während der Grieche es zehnmal auf den Tiſch geworfen hatte, um ſeinen Klang zu hören, prüfte der Türke es leicht, zählte das Silber auf, ſcharrte es zuſammen und gab es ſtumm, wie der Türken Art iſt, den beiden Fremden. Dieſe zählten draußen nach; es fehlte kein Heller. Ich will nicht ſagen, begann der Derwiſch, als ſie wieder drüben bei dem Sorbetier und Kaffeewirth ſaßen und von den rings die Zeitungen leſenden Kaufleuten und Officieren nicht geſtört wurden, daß ich den Griechen ihre Freiheit mißgönne, wenn ſie ſie nur in dem Grade

beſäßen, als ihre Anſtrengungen verdienten, oder als nöthig iſt, um ſich der Freiheit allmählich auch würdig zu beweiſen. Die Griechen ſind ein Volk der Lüge und Heuchelei. Kann es ſchon einen größern Betrug geben, als den, daß ſie ſich für die Söhne des alten Griechenlands auszugeben wagen, während ſie doch allzumal aus dem barbariſchen Norden und den Hinterſteppen Aſiens gekommen ſind? Sie ſprechen die Sprache der dünngeſäeten Ureinwohner, welche ſie vor Jahrtauſenden hier unterdrückt haben; aber, daß ſie durch Denkmäler und Einrichtungen ſich einen Nationalaufſchwung geben wollen, dem etwas Erlogenes zum Grunde liegt, das iſt eine jener Faſchingsthorheiten, wie wir ſie in Neapel und Livorno ſehen werden. Dieſe griechiſche Nation wird die Beute ihrer Habſucht und ihrer Unredlichkeit werden: denn was iſt ein Volk, das Wohlthaten nimmt von Jedermann und Niemanden dafür Treue halten zu müſſen

glaubt? Indem bemerkten die beiden Reisenden, daß sich eine Bewegung unter den Anwesenden erhob, deren Veranlassung ein eiligst hereingetretener Officier war, der mehreren in die Zeitungen Vertieften etwas in's Ohr raunte. Die Bürgerlichen zeigten deutliche Spuren von Freude, die Officiere dagegen erhoben sich schnell, befestigten ihre Säbel und verließen das Kaffeehaus. Die beiden Reisenden folgten ihnen und fanden, daß die ganze Stadt in einer sichtbaren Aufregung war. Ich weiß jetzt, sagte der Derwisch, nachdem er an verschiedene Gruppen Zusammenstehender hingehorcht hatte, warum es sich handelt. Ein kaum aus fernem Lande hergekommener Vezier ist vom König entlassen worden; du mußt aber wissen, daß in Europa diejenigen, welche fallen, immer besser sind, als die, welche sich obenauf erhalten. Die Oberhäupter in diesem Welttheile sind so verderbt, daß die Tugenden nicht lange ihre Verbündeten seyn können,

weßhalb ſie auch tugendhafte Menſchen nur darum an das Ruder des Staates rufen, um ihre Tugenden abzunutzen: denn der Sinn der Völker in dieſen Ländern iſt ſo mißtrauiſch, daß ſie Alles haſſen, was über ihnen ſteht — ein Beweis, wie hart man ihnen in frühern Zeiten mitgeſpielt haben muß. Hier in Hellas wird noch ein ärgeres Spiel getrieben. Ein junger König wurde hier an die Spitze einer trägen, lügenhaften und hinterliſtigen Nation geſtellt. Da nun vorauszuſehen war, daß die Undankbarkeit dieſes Volkes ſich bald ſeiner entledigen und, wenn auch nur im Herzen, ſich ihm entfremden würde, ſo verfiel eine ſchmähliche Politik auf folgenden Rath: Es wurde ein zwiefaches Intereſſe künſtlich unterhalten, eines, das die Regierung, eines, das die Dynaſtie anging. Indem man den jungen König ſcheinbar von den Staatsgeſchäften entfernt hielt und dieſe nur fremden Vezieren übertrug, ſo mußte aller Haß, den eine

geregelte Verwaltung bei einem an Zügelloſig-
keit gewöhnten Volke hervorrief, nur auf die
Veziere fallen, dieſe armen Schlachtopfer,
welche doch nur thaten, was im Intereſſe der
Dynaſtie war, und was, hätten ſie es unter-
laſſen, ihr Leben gefährdet hätte. Und, ſiehe!
ſo wurden, um den jungen König von aller
Verantwortung frei zu erhalten, alle Veziere
nach einander dem perſönlichen Intereſſe der
künſtlich in der Volksliebe ſich befeſtigenden
Tyrannei zum Opfer gebracht. Den König
ſprach man abſichtlich von alle dem frei, was
doch die Veziere in ſeinem Namen thaten.
So mußten die Diener die Ableiter der Blitze
ſeyn, die aus dem grollenden Volke auf das
Haupt der jungen Dynaſtie ſelbſt hätten fallen
können. Der Derwiſch ſchwieg, und Haſſan
ſagte: Europa iſt ſehr klug, aber auch ſehr
unglücklich.

„Auf der höchſten Spitze der Burg von
Athen klammerte ſich Haſſan wieder feſt an

herauswittern muß, ob darin Verhältniſſe vorkommen, di in die erlaubten Schubfächer des Syſtemes paſſen oder nicht Iſt das Ganze harmlos genug, daß kein König, kein Mi niſter, keine Verſchwörung u. ſ. w. darin vorkommt, ſo geh man an's Einzelne. Endlich nach Wochen ſchleppt ſich da Stück zu den weitern Inſtanzen. Zuletzt muß es der Poli zeiminiſter ſelbſt leſen, ein Mann, der von einer an ſich rühmenswerthen Neigung, alles ſelbſt zu ſehen, ſelbſt zu leſen, ſelbſt zu beſtimmen, beherrſcht wird, aber unmöglich die Zeit finden kann, jeden Journalartikel, jedes Buch, jedes Theaterſtück ſo ſchnell zu erledigen, als es das Intereſſe der Betheiligten verlangt. So liegen bei ihm die Stücke oft Monate lang, ehe er Zeit findet, ſie zu leſen und oft viel leicht milder zu entſcheiden, als die furchtſamen Geiſter, die unter ihm ſtehen.

Schon im Obigen gab ich einige Beiſpiele, wie ſtreng die Theatercenſur geübt wird. Die öſterreichiſche Geſchichte, ſo reich an den großartigſten Thaten und den rührendſten Epiſoden, iſt völlig verſchloſſen. „Man mag das nicht!“ „Man will das nicht!“ „Man braucht das nicht!“ So lau ten die engherzigen Beſcheide, wenn ſich irgend ein patriotiſch flammendes Jünglingsherz in die vaterländiſche Geſchichte wirft. Iſt es nicht ebenſo komiſch, wie rührend, daß der treffliche Grillparzer nicht einmal ſeine loyalen Herzens ergießungen, ſeine conſervativ wohlgemeinten Gedichte kann in Scene gehen laſſen! Man fürchtet ſich vor dem Wider ſpruch. Man traut ſich nicht einmal die Kraft zu, ſich ge lobt und verherrlicht zu ſehen. Die großen klaſſiſchen Dich terwerke des Auslandes und unſre eignen Nationalkleinodien werden ſchmählich von der Cenſur verſtümmelt oder durchaus

den weiſen Derwiſch an. Dieſer ſetzte den Zauberhut auf, und ſchnell erhoben ſie ſich in die Luft und ſchwebten über Länder und Meere dem Untergang der Sonne zu. Als ſie trotz der angebrochenen Nacht wieder feſtes Land unter ſich erblickten, ſagte der Derwiſch: Wir wollen an dieſem Lande vorüber, ob es gleich das ſchönſte auf der Erde iſt! Der Sultan iſt vor der Treuloſigkeit der Paſcha's ſicherer, als der Fürſt von Neapolis und Trinacria vor ſeinem Volk oder ſeinem Verdacht. Alles ſchläft jetzt; doch der Fürſt läßt die Trommel rühren und zieht an der Spitze ſeiner Miethſoldaten durch die Straßen von Neapel, um deſſen unruhige Bevölkerung zu erſchrecken und den Verräthern ſeine Wachſamkeit zu zeigen. Er geht zu Fuß, weil er auf einem Roſſe Meuchelmördern die Bruſt zu offen darbietet. Komm, fliehen wir ein Land, wo der Stich der Tarantel ſich auch allen Verhältniſſen mitgetheilt zu haben ſcheint: denn, wo man hin

blickt, begegnen uns Mißtrauen und Verdacht. Mit dem erſten Morgenſtrahl aber ließen ſie ſich herab auf eine unermeßliche Stadt, welche der Derwiſch die Stadt der ſieben Hügel nannte. Schon Vieles hatte Haſſan von Rom gehört, der Hauptſtadt der Chriſtenheit. Es iſt nicht fein, ſagte der Derwiſch lachend, als ſie unten waren, daß wir dieſe fromme Stadt ſo früh überraſchen: denn, ſieh nur, wie viele Fenſter dort leiſe geöffnet werden, hier, da, drüben, in allen Straßen! Sieh, wie die Prieſter aus den Kammern ihrer Schönen ſchleichen, und wie, umgekehrt, aus den Paläſten, wo man ſagt, daß dort Cardinäle wohnen, verhüllte Frauengeſtalten aus den halb geöffneten Portalen entſchlüpfen! Es wird bald Zeit ſeyn, daß die Meſſe geleſen wird.

„Als ſich Beide, in die Art deutſcher Maler gekleidet, in einer Oſteria ausruhten, ſagte der Derwiſch: Man ſollte den Menſchen nie zu arg verdenken, daß ſie Menſchen ſind, ſelbſt

wenn sie die Verpflichtung haben, theilweise schon an den Himmel zu erinnern. Doch muß, um diese Schwäche zu verdecken, etwas Größeres da seyn, als was gegenwärtig noch die Herrschaft des Pabstes, des Obermufti der Christenheit, sagen will. Wo große Ideen da sind, da verschwinden in ihrem weiten Bausch und Bogen manche Schwächen, wie auch unser Prophet ein Mensch war und erst in dem Mantel seiner großen Idee so groß dastand. Aber nun, wo dieser Mantel reißt, die Falten sich auskräuseln, wo die Ideen so klein werden, da treten die Schwächen derer, die ihnen einverleibt sind, so kahl und deutlich und fast schäbig hervor. Der Pabst aber hat nur noch äußere Ehre, keine Macht mehr. Er schleudert Bannstrahlen, die nicht mehr zünden. Wo die Milizen Roms, die Priester, in fremden Ländern gen Norden und Westen noch Gewalt haben, da müssen sie sich mit einer Wissenschaft vermählen, die Rom nicht

verſteht. Haſſan, unſer Glaube iſt ein Glaube für heiße Regionen; aber außer der Kälte würde dort gegen Mitternacht hin dem Koran nur noch die Liebe zum Glauben, nicht der Glaube ſelbſt mehr entgegentreten! Doch ſieh den ſcheuen Geſellen dort in der Ecke! Haſſan blickte auf und erſchrack vor einer gelben, häßlichen Figur, die in einem Winkel der Oſteria kauerte und ſich damit unterhielt, kleine Rüben mit einem ſcharfen Meſſer und in einem Schwunge zu köpfen. Der Hut des geſpenſtiſchen Rübenſcharfrichters ſtand neben ihm. Der Derwiſch zog ſeinen jungen Freund von ſeinem Sitz auf, warf einige Münzen in den Hut und verließ ſchnell die Oſteria. Dieſer Mann, ſagte er draußen, war einſt König von Portugal, wo er ſeine Hände mit Henkerblut beſudelte und von ſeinem Bruder, dem er die Krone geſtohlen hatte, verjagt wurde. Er iſt arm und halb wahnſinnig. Haſſan ſchauderte und ſagte: In Aleppo und Damaskus würde

dieſer Menſch geſteinigt werden. Ach, ſagte der Derwiſch nach einer Pauſe, doch auch nur, wenn er ſo gefallen wäre, wie hier. Käme er hoch zu Roß und umgeben von den Trabanten des Sultans, auch die Gläubigen würden vor ihm niederfallen. Die Schmach trifft nur die, welche ihn vor dem Zorn des Volkes ſchützen und ihm das Menſchenblut auf ſeiner Hand vergeben, weil in ſeiner Hand Fürſtenblut fließt.

„Indem ſie noch ſo ſtanden, näherte ſich ihnen ein Knabe, der Haſſan einen Brief in die Hand drückte. Der Derwiſch eröffnete ihn und las eine an einen jungen deutſchen Maler gerichtete Aufforderung, ja nicht die verabredete zehnte Stunde zu verſäumen und in der Wohnung des Cardinals Lambruſchini zu erſcheinen. Was wird es ſeyn? ſagte der Derwiſch, ein Abenteuer mit der Nichte irgend eines Kirchenfürſten. Kommt, es werden die blonden Haare nicht allein ſeyn, die ſie liebt!

So gingen Beide zu dem Palaſt. Unſchlüſſig ſtanden ſie noch eine Weile vor dem Portale, da Haſſans Schüchternheit nicht zugab, daß er ſich ſo leicht von ſeinem Freunde trennte. Dieſe Unſchlüſſigkeit ſchien von oben bemerkt worden zu ſeyn: denn derſelbe Knabe, der den Brief gebracht hatte, kam, um beide Herren einzuladen, für den Fall, daß ſie Landsleute wären. Haſſan blickte den Derwiſch betroffen an; doch dieſer nahm lachend einen ſchnellen Entſchluß und winkte dem Knaben voranzugehen. Wie ſie über mehrere Treppen geſtiegen und durch einige Säle gegangen waren, öffnete ihnen einer der vielen Geiſtlichen, die ſie in dem Palaſte ſahen, die Thür eines Seitenzimmers. Sie traten mit einiger Beklemmung ein und fanden zu ihrem Erſtaunen nicht ſowohl nicht das, was ſie erwartet hatten, ſondern weit etwas Ueberraſchenderes. Zwei ältliche Herren, welche ganz den Anſchein von Cardinälen in einfacher Hauskleidung

hatten, erhoben ſich von zwei Gichtſtühlen mit freundlicher Zuvorkommenheit und winkten den beiden Türken, die ſie für deutſche Maler hielten, auf zwei bereit ſtehenden Seſſeln Platz zu nehmen. Es konnte nicht auffallen, daß nur der Derwiſch italieniſch ſprach. Wir haben euch da, begann der Eine, etliche Fragen vorzulegen, für deren Beantwortung ihr uns zu Dank verpflichten würdet. Ihr werdet von der verderblichen Neuerung gehört haben, die in eurem Vaterlande ſich im Schoß der katholiſchen Kirche gebildet und viel Unheil und Verwirrung geſtiftet hat. Da ihr Beide, wie uns geſagt wurde, zu den getreuen Schafen der Kirche gehöret und die Malerei auch nur eurer Frömmigkeit wegen treibet, ſo konnten wir ſchon zu euch unſere Zuflucht nehmen, um uns über den Sinn einiger Worte aufzuklären, welche ſelbſt Mezzofanti, den ihr hier ſehet, bei ſeiner großen Kenntniß eurer Sprache nicht zu enträthſeln vermag. Mezzofanti,

der Kenner von fünfzig Sprachen, nickte dazu und murmelte fortwährend die wunderlichsten Worte vor sich her: denn seine Kenntniſſe in Sprachen waren so groß, daß er die Worte nicht alle in seinem Gedächtniſſe lassen konnte, sondern immer welche aus dem Munde mußte gleiten lassen. Sein Kopf schien wie ein Bienenschwarm zu summen, so vielen Lärm machten darin all die Vocabeln und Wörterbücher, bei denen er Mühe hatte, ihre Grenzen hübsch aufrecht zu erhalten und unter ihnen keine babyloniſche Verwirrung eintreten zu lassen.

„Haſſan, der von dem Allen nichts verstand und sich fast vor dem immer murmelnden Mezzofanti fürchtete, sah mit Erstaunen, wie gewandt der Derwiſch auf alle die an ihn gerichteten Fragen Antwort gab. Die beiden Prieſter schlugen mehrere vor ihnen liegende Bücher auf und erkundigten sich nach der Bedeutung von Worten, deren Bekanntſchaft, wie der Derwiſch ſpäter sagte, man schon bei

einer ganz oberflächlichen Kenntniß jener Ketzersprache voraussetzen müßte. Es handelte sich um die Verdammung jener Lehren, und doch konnten sie die geistlichen Herren nicht verstehen. Den Zweifel verwechselten sie mit Zwiebel, Gott vertrauen nannten sie eine Blasphemie, da Gott in seinem Verhältniß zur Maria niemals als Ehemann gedacht würde, also auch nicht einem vertraut, d. h. irrthümlicherweise getraut werden konnte; aus einem verletzten Gebote wurde ein vorletztes, aus Gottes Undenkbarkeit machten sie Undankbarkeit, und für viele Ausdrücke, z. B. Ueberzeugungstreue, hatten sie nicht einmal einen zweideutigen Sinn, es sey denn, daß Mezzofanti sich wirklich einbildete, auf einen möglichen Sinn zu kommen, wenn er es vor Ueberzeug und Streue herleitete, wo er sich es dann möglich dachte, daß hier eine Anspielung auf die Krippe Jesu stattfinden könne. Als der Derwisch den beiden Prälaten

hinlängliche Auskunft gegeben hatte, schlugen sie die Bücher zu und entließen die beiden Dolmetscher mit ihrem Segen.

„Ob nun gleich die beiden Reisenden gut genug aufgenommen waren, um hier noch länger mit Bequemlichkeit weilen zu können, so sagte doch der Derwisch, daß diese Verdammung von Büchern, die so mühselig und irrthümlich in Rom entziffert würden, ihn der tiefsinnigen und edeln Nation wegen, die sie betreffe, viel zu sehr verwunde. Er schlang seinen Arm um Hassans Schulter und drückte vor Unmuth den Wünschelhut ganz tief in's Gesicht. Als ihn, da die Nacht herankam, Hassan in den Wolken nach dem Verhältniß dieser neuen Lehre fragte, antwortete er: Strenge deine Augen an und sprich, was erblickest du? Hassan that, wie ihm geheißen, und sagte: Ich sehe eine wunderbare Erscheinung in der Luft. Dunkle und helle, einförmige und bunte Gestalten seh' ich in langen

nicht zugelaſſen. Jedes Stück, das nach drei Jahren wieder neu gegeben wird, muß auch wieder neu cenſirt werden. Natürlich, die Verhältniſſe können ſich verändert, Anſpielungen können ſich inzwiſchen herausgeſtellt haben, die man früher nicht bemerkt hatte. Shakeſpeare's Dramen, wo ſie Könige auf die Bühne bringen, ſind verboten. Heinrich den Vierten kann man nicht wieder „herausbringen!“ Der ſteckt drin im Tintenfaſſe der Hofkanzlei. Welche Menſchen! Welche Grundſätze! Was werden die Geſchichtſchreiber in hundert Jahren über Euch urtheilen!

Die Dichter und die Künſtler ſeufzen unter dieſem Syſteme. Den Letztern bleiben die großartigſten Aufgaben verſchloſſen. Und wär' ich ein Jahr in Wien geblieben, Anſchütz würde mir ſeinen bewunderten Falſtaff nicht haben vorſpielen können. Genug davon. Ich komme auf die Schauſpieler. Wie zuvörderſt Anſchütz in Bauernfeld's „deutſchem Krieger“ als Kurfürſt heraustrat und ſeine erſten Reden ſprach, erſchrak ich über die unvortheilhafte, falſtaffartige Erſcheinung; aber wie die Worte quollen, das Gemüth ſich erſchloß, wie die hohe Verſtändigkeit der Auffaſſung hervorſprang, da fühlt' ich mich hingeriſſen, bewältigt. Klarheit des Vortrages, lichtvolle Auseinanderſetzung der Motive, einſchmeichelnde Uebergänge des neckenden Humors zum ſeelenvollſten Ernſt bezeichnen dieſes Künſtlers hauptſächlichſte Vorzüge, erſchöpfen ſie aber nicht. Ein milder Geiſt der Liebe durchweht ſeine Gebilde, die gewiß vollendet ſein müſſen, wenn man von ihnen im Stande ſein kann, die äußere Hülle ſo abzuſtreifen, daß ſie nicht mehr ſtört. Unmittelbar ihm an ſchließt ſich Ludwig Löwe. Noch immer liegt eine Welt von Poeſie und liebenswürdiger Romantik in dieſem gefeierten Namen. Wie

Gewändern über die Wolken fahren, die Einen lehnen sich friedlich an die aufgethürmten Schichten, die Andern stehen sich mit drohender Geberde gegenüber. Etliche sind zwergig, Andere riesenhaft, Viele mißgestaltet, und Einige scheinen noch ungeboren. Das sind, sagte der Derwisch, die Ideen, welche sich in die Herrschaft über Europa theilen. Wir nahen uns jetzt den Ländern, wo sich die Menschen mit Gedanken umhüllen müssen, um die eigennützigen Absichten ihres Ehrgeizes oder ihrer Habsucht zu verbergen. Die Tugenden und Laster haben hier aufgehört, allein das Wohl der Staaten zu entscheiden: denn du wirst jetzt bald auf lasterhafte Seelen stoßen, die sich mit dem Schmuck großer Ideen verbrämen, bald auf tugendhafte, die in kleinen und beschränkten Vorstellungen verkümmern. Diese kämpfende Ideenwelt nimmt den Einzelnen die persönliche moralische Zurechnung; sie würde, bei aller angebornen Herzensgüte und Seelengröße,

sich nicht scheuen, Böses zu thun, nur um ihren Ideen über Geschichte, Staat und gesellschaftliches Leben den Sieg zu verschaffen. Indem der Derwisch das sagte, zuckte ein Blitz unten auf der Erde, und in weiter, weiter Ferne hörten sie einen Knall wie von einem Feuergewehr. So eben schoß, sagte er, ein Mann, Namens Alibeaud, auf den König der Franzosen..... Er drückte den alten Filzhut tief in's Gesicht und flog unaufhaltsam weiter, bis sie am frühen Morgen auf dem höchsten Gipfel einer ungeheuren Gebirgskette standen. Dies ist Spanien, sagte er, ein Land, das einst unsere Väter überwunden und lange besessen haben."

Wir können nicht ganz die in orientalischer Breite gehaltenen Phantasien Blasedows hier wieder erzählen. In aller Kürze berichten wir, daß Hassan und der Derwisch in Spanien alle Gräuel eines Bruderkriegs erblickten. Jener erstaunte über die Erläuterungen,

die ihm der Derwisch über die hier streitenden Interessen geben konnte, besonders über die Hebel der Gesinnungen, welche so verschieden in beiden Feldlagern waren. Dort beutete eine Partei die Heiligthümer der Kirche aus, um Geld zu prägen; hier schmolz man das Silber der Kelche und Crucifixe, um Ordenskreuze daraus zu machen. Besonders in Frankreich konnte sich Hassan von diesen Gegensätzen der Liebe zur Freiheit und dem Ehrgeize nach Auszeichnungen unterrichten. Hier sah er, daß Niemand mehr in der gewohnten, von der Natur oder den Verhältnissen des Lebens ihm angewiesenen Stellung bleiben wollte, und sogar die Diener von ihren Herren nicht Milde und Güte, sondern selbst Zuvorkommenheit verlangten. Die Kellner träumten von Königskronen, die Unterofficiere von Marschallsstäben. Der Derwisch zeigte seinem jungen Freunde alle jähe Ueberstürzungen und Uebersättigungen dieser Pariser Gesellschaft, so daß dieser

über die Masse von Geist und von Elend, die hier in einander gemischt war, Thränen des Mitleids vergoß. Besonders betrübte ihn, daß er hier eine Flüchtigkeit der Zeit bemerkte, wie sie ihm in seinen syrischen Palmenwäldern unmöglich geschienen hatte. Alles, was hier nicht bloß der Tag, sondern selbst das Jahrhundert erzeugte, war eine Eintagsblume, die noch am Abend ihrer kurzen Blüthezeit wieder verwelkt war. Jede bunte Erscheinung, die da auftauchte, stand eine kurze Weile so der Gunst der Sonne zugewendet, daß sie ihre prismatischen Lichter ihr lieh; dann aber war sie bald in Schatten und Nacht getreten. An nichts konnte sich hier lange der Blick erfreuen, an nichts konnte das Herz sich wärmen. Alle die Flammen des Lebens, welche doch anderswo mit elektrischer Kraft die Triebe und Neigungen der Gesellschaft zusammenhielten, waren hier erschlafft und wichen jedem leisen Drucke von Außen. Der Sitte waren die

Fangarme genommen, und das Gesetz hatte deren hunderte und quälte, statt zu beschützen: denn selbst die Tugendhaften waren nicht sicher vor ihm. Alle dauernde, mit Beharrlichkeit durchgeführte Bestrebungen waren verhaßt, keine aber mehr, als die sich auf die Herrschaft bezogen. Neun Monate des Jahres brachte man hier dreien zum Opfer; man verschlief jene, um in diesen nie das Auge zuzumachen; man verlebte jene in einem abgelegenen Winkel der Provinz, hungernd, entbehrend, unbekannt, um diese in der Hauptstadt mit den aufgesparten Mitteln zu verbrausen. Man sah, daß sich die Menschen hier sechs Jahre an der Tugend stählten, um das siebente ganz im Arm des Lasters zu vergeuden. Die größten Gegensätze standen sich hier gegenüber, und, was das Betreffendste war, in einem und demselben Menschen.

In England fanden sich dieselben gesellschaftlichen Gegensätze; doch waren sie nicht in

dem Grade Werk des Zufalls, sondern Folge von Gesetzen und langjährigen Gewohnheiten. Hier erschrack Hassan besonders vor der finstern und gehässigen Vereinzelung, mit der sich der Mensch hier auf seine eigene Weise zurückzog, und die wildfremdeste Unbekanntschaft mit Allem, was seinen Nachbar berührte, verrieth. Er hörte wohl, daß dieser schroffe Egoismus zunächst einen schönen Ursprung in dem großen Privilegium persönlicher Freiheit hatte, welches hier jedem Säugling schon mit in die Wiege gelegt wurde. Dann aber mußte er doch zugestehen, daß hier etwas Gutes zu etwas Schlimmem führte: denn die Bewohner dieses Landes behandelten sich unter einander mit einer Kühle und Schroffheit, als trüge ihnen die Natur auf, Niemanden weiter, als ihre Familie zu lieben. Hassan konnte nicht begreifen, daß in diesem Lande schon seit Jahrhunderten Parteien sich befehdeten, ohne noch zur Stunde sich ausgesöhnt zu haben; ja,

er ſchauderte, als er ſogar die Lehrer der Religion an dem Haſſe der Einen gegen die Andern ſchüren ſah und in den Händen der Prieſter nicht die Palme des Friedens, ſondern das Schwert erblickte.

„Als endlich die beiden Reiſenden," fuhr Blaſedow fort, „nach Deutſchland kamen, in das Land, wo Ihr jetzt ſelber ſeyd, da begann der Derwiſch und ſagte: Dieſes Land iſt das Herz Europa's, aber das gebrochene: denn es iſt ſehr unglücklich. Urſprung und Stammſitz aller derjenigen Völker, welche die tüchtigſten ſind in Europa, hat es ſich doch nur den geringſten Einfluß auf die Wendung der Ereigniſſe zu erhalten gewußt; ſein Leiden liegt in dem Mangel an Einheit, ſo daß es ſich weit mehr durch ſeinen Geiſt, als durch ſeine Kraft auszeichnet. Deutſchland iſt ein ungeheurer Wald, wo man auf der einzelnen Stelle, da man gerade ſteht, ſich innig am Blättergrün, Wild und Waldhornklang erfreuen

kann, der ſich aber nicht überſehen, beherrſchen und begrenzen läßt. Die Sprache der Deutſchen reicht weiter, als ihre Nationalität. Könnte um alle dieſe Elemente ein einziger Reif gezogen werden, und ließen ſich die im Innern ſich widerſtrebenden Gegenſätze und Widerſprüche aufheben, dieſe Nation würde nicht ſogleich, aber nach kurzer Gewöhnung an ihre Freiheit, mit Ausnahme der Türken, die erſte der Welt werden. Es iſt bei der Lage dieſes Volkes kein Wunder, daß es ſeine aufgehäuften zahlreichen geiſtigen Reichthümer nutzlos auf die Gaſſe wirft und von ſeinem Geiſt eher Nachtheil als Gewinn hat.

„Indem kamen die Reiſenden an einen Fluß, der mit bunt bewimpelten Schiffen bedeckt war, und an deſſen Ufer eine unüberſehbare Menſchenmenge ſtand, die mit Tüchern wehte und laute Begrüßungen ausrief. Die Fremden folgten dem Zuge, der ſich in die Straßen einer alterthümlichen Stadt drängte

und endlich auf einem Platz innehielt, der mit Tausenden von Menschen rings bedeckt war. In der Mitte stand ein verhülltes Monument, dem die Feier zu gelten schien. Die Glocken läuteten, die Chöre der Musiker schmetterten, Kanonen wurden gelöst. Ein Redner stand an dem verhüllten Monument und donnerte Worte in die weite, unabsehbare Menschenmasse hinein, die Niemand der Entfernung wegen verstand, aber doch Jeder der Bedeutung des Tages wegen ahnte. Da wurde ein Zeichen gegeben, und ein hehres Standbild löste sich aus der herabfallenden Hülle heraus, eine stolze, ernste Figur aus Erz. In diesem Augenblick dröhnte ein tausendstimmiger Freudenruf in die Luft, gemischt mit dem Wirbel der Trommeln und dem Krachen der Geschütze. Es ist dies, sagte der Derwisch, dem Erfinder jener Kunst zu Ehren, mit der die Menschen ihren Gedanken die schnellste Mittheilungsfähigkeit gaben und allmählich

Leben der wirklichen eine idealiſche Welt, dauernd und der Verfolgung trotzend, aufbauten. Und doch ſiehe jenen Jüngling, wie ihm die Thränen in den Augen ſtehen, und wie wehmüthige Blicke er auf dies Ehrenbild des Erfinders einer Kunſt wirft, deren ganze Kraftentfaltung Jene auf dem Balcon drüben (es ſind Fürſten) hindern und verkümmern. Die Freude, dem großen Geburtshelfer des Geiſtes eine ſolche Huldigung, in die Jung und Alt, Hoch und Niedrig einſtimmten, dargebracht zu ſehen, preßt ihm das Herz ab, und doch iſt ſein Blick mit Traurigkeit umflort, da er an die Wolken denkt, welche zur Zeit noch auf der Sonne jener göttlichen Erfindung liegen!

„Und ein ähnliches Feſt ſahen die beiden Reiſenden dicht in der Nähe. Kleiner war der Fluß, trüber ſein Bett, die Ufer niedriger, die Stadt, die an ihm liegt, kümmerlicher. Wieder flaggten die Segel von Schiffen, die über ihn hinfuhren, wieder ſtanden Tauſende

das sprudelt aus dem Quell des Gemüthes! Wie die Wort
sich fast überstürzen aus der leidenschaftlich bewegten Brust
Ich möchte behaupten, Löwe's Spiel hätte mit den reifere
Jahren an männlicher Kraft zugenommen und etwas von jene
Süße verloren, mit der ich mich sonst nicht ganz befreunde
mochte. Der Wein ist herber, aber klarer geworden. E
steht ihm schön, daß Löwe, in Jahren jetzt vorgerückt, Män
ner spielen will, nicht mehr Jünglinge. Und ginge doc
von ihm auf die Jünglinge, die ihm folgen, dies liebens
würdige Gemisch von Kraft und Schalkheit, von Würde un
Humor über! Das Feuer der Rede ist noch nicht erloschen
Eine Vorstellung mit Löwe geht eine halbe Stunde schnelle
aus, als anderwärts. Den „Sohn der Wildniß," der fas
überall mit so langweiliger Melancholie gegeben wird, hab
ich von Löwe dreimal sehen können; denn er faßt seine Rol
len kurz beim Kragen und spielt sie, wie sie der Dichte
nicht etwa geschrieben, sondern wie er sie gedacht, empfunden
hat. Dabei immer Würde und Anstand, unberechnete und
natürliche Grazie, nicht eine gesuchte und doch jede Stellung
schön! Das jeweilige Blinzeln mit den Augen gibt ihm
eine auf die Frauen wirkende Schalkhaftigkeit, die alle Toi
lettenkünste moderner Liebhaber nicht erzielen können. Auch
den Tempelherrn im „Nathan" sah ich meisterhaft von Löwe
dargestellt und mit Nüancen verschönt, die man von seiner
freien unmittelbaren Darstellungsweise kaum erwarten mochte.
Adel und Poesie ist seiner ganzen Erscheinung aufgedrückt.

Fichtner, Wilhelmi und La Roche sind Künstler von
großem Verdienst. Wilhelmi gibt mit Aufwand geringer
Mittel fast immer dieselbe Persönlichkeit, aber immer bleibt
sie sich an Natur, körniger Kraft und gesundem Humor gleich.

am Ufer, um die Kommenden zu begrüßen. Wunderlich aber, daß alle die versammelten und auf den Schiffen kommenden Männer Papierstreifen vor den Augen hielten und Gesänge anstimmten, von denen Hassan sagte, daß er sie freier Männer nicht für würdig hielt. Die Worte, die er nicht verstand, waren es nicht, die ihm mißfielen, sondern er fand darin ein Zeichen von Sklaverei und Entnervung, daß Männer aus dem Gesange nach Noten etwas Oeffentliches machen könnten. Der Derwisch lächelte und sagte: Dies Fest ist einem großen Meister der Musik geweiht. Hassan antwortete: So mögen ihn Bajaderen und Sklaven feiern oder Schauspieler, die von der Kunst ein Gewerbe machen! Der Derwisch aber entgegnete: Table diese Nation nicht, daß sie auf's Kindische und Unmännliche fällt; sie fühlt es nicht, wie unwürdig es freier Männer ist, in tausendfacher Anzahl mit geöffnetem Munde dazustehen und von einem

Notenblatt herab Lieder zu ſingen, die allerdings gar anmuthig klingen. Sie finden in den Liedern einen Troſt für ihr unglückliches Vaterland; ſie haben Sehnſucht, ſich zu einigen, ihre gebundene Volkskraft zu zeigen und ſich einander an die Bruſt als Freunde und Begeiſterte zu ſtürzen; da ſie aber nicht reden dürfen, ſo ſingen ſie; da ſie nicht des Vaterlandes wegen ſich verſammeln können, ſo verſammeln ſie ſich ihrer Dichter und Sänger wegen. Sie fühlen es nicht mehr, daß tauſend Männer, die zuſammenſtehen, um von einem Notenblatt zu ſingen, den Anblick einer unmännlichen Verweichlichung darbieten. Dies Volk iſt ſehr unglücklich, weil es nach Thaten ringt, für die es keine Organe hat."

Blaſedow fühlte es endlich, daß er ein Narr war, ſich mit dem Bimbaſchi in ſo feine und ſchwer nachzufühlende Betrachtungen einzulaſſen. Auch ärgerte er ſich, daß ihm ſein Mährchen über den Kopf gewachſen war. Nach

so großen Weltfahrten und Völkerspaziergängen seinen Hassan wieder unter den Palmenbaum in der Ebene von Damaskus zurückzuführen und den Derwisch in die alte Ruine schlüpfen zu lassen, schien ihm recht kleinlich; doch war der Bimbaschi gerade auf diese äußere Umrahmung begieriger, als auf den Inhalt des aufgerollten Gemäldes. Es erfreute ihn sichtlich, als Blasedow Hassan erwachen und die Morgensonne schon hoch am Himmel sehen ließ. Blasedow fügte zur größern Beruhigung des Bimbaschi hinzu, daß Hassan jetzt geheimer Rath im Divan des Sultans wäre und sich um die Verbesserung der militairischen Kleidertracht in der Armee des Großherrn, besonders um die möglichst geringe Anzahl von Knöpfen an den Monturen der Soldaten, große Verdienste erworben hätte. Der Bimbaschi war davon sehr erbaut und legte öfters die Hand vor die Augen, als besänn' er sich, Hassan schon gesehen zu haben. Schlachtenmaler aber, der

einige Male bei der Erzählung ab und zu kam, meinte, es käme ihm eher vor, als wenn der Türke weine. Gewiß werden wir darüber noch Aufschluß bekommen, wer von Beiden richtiger gesehen hat.

Es war eine Thorheit von Blasedow, sich diesem Türken offener hinzugeben, als irgend Jemand in der Welt. Das magische Licht der erleuchteten Glaskugeln in dem zeltartig drappirten Zimmer des Fremdlings mochte ihn blenden; der bequeme Sitz auf den Polstern und der in stummer Aufmerksamkeit seine Pfeife rauchende Zuhörer mochten ihn unwillkürlich zu einem orientalischen Philosophen machen; er wurde hier redselig und sprach sich über alle Fragen der Zeit und des Lebens aus. Dies Verhältniß dauerte bis zu dem Unglück, das Schlachtenmalern betraf, und wovon wir jetzt einen genauern Bericht erstatten müssen.

# Elftes Kapitel.

Das Duell.

Die ſchönſten Sommertage waren vorüber, und mit ihnen flog einer der Güſte nach dem andern fort. Um ſo weniger hätte man ahnen können, daß noch ein ſo ſpäter Beſuch eintreffen würde. Profeſſor Sägenreißer aus Kaputh war es, der es über ſich vermocht hatte, ſich einmal von ſeinen Kranken und ſeinen ganzen und verſtümmelten Todten zu trennen, um für den eigenen, durch heranrückendes Alter hinfälligen Körper etwas zu thun. Sägenreißer hatte von dem Ruf dieſer neuen Quelle gehört und beſchloß, da ihre

Bestandtheile ihm zusagen müßten, und da sie seinem Wohnorte so nahe lag, noch die letzten Spätsommerwochen dieser wohlthätigen Erholung zu widmen. Daß schon die Blätter der Bäume sich herbstlich färbten und hier und da erstorben von den Zweigen fielen, hielt ihn nicht zurück, wie auch Blasedow sagte, daß die Natur nie einen persönlicheren Charakter als im Herbste hat.

Der Graf erschrak, als ihm der Name des neuen Ankömmlings in dem Fremdenbuche gezeigt wurde. Er dachte dabei weniger an die Gefahr, seine Quelle der sachkundigen Untersuchung eines Arztes preisgegeben zu sehen, als an das Gerücht, welches seinen und seiner Frau Leichnam zum Einsatz einer bei Sägenreißer stehenden Schuld machte. So lustig diese Gerüchte über die bei dem Anatomen gemachten Insätze waren (wir wissen es schon aus genauerer Quelle), so wird man sich doch schwerlich einer Beklommenheit erwehren können,

wo man genöthigt iſt, mit Menſchen und Verhältniſſen zuſammenzutreffen, zu welchen uns eine, wenn auch völlig irrthümliche Nachrede eine Beziehung gibt. Es war aber, wie wir ſehen werden, ein deſto größeres Unglück für den Grafen, daß er den neuen Gaſt abſichtlich vermied: denn Niemand konnte mißtrauiſcher ſeyn, wie dieſer.

Aber noch gewaltſamer laſtete auf Schlachtenmalern dieſer neue Beſuch. Er dachte an die Summen Geldes, die er dem Profeſſor ſchuldig war, und an das Unterpfand, welches er ihm verſchrieben hatte. Die geringen Einkünfte, welche er von ſeiner Stelle bezog, hatten bis jetzt kaum hingereicht, die in einem mehr als ſechsjährigen wilden und oft ſehr unglücklichen Vagabundenleben aufgehäuften Schulden abzutragen. Ueber den Zeitraum, wo er den ſo großmüthigen Darleiher hätte befriedigen ſollen, waren längſt noch einmal ſo viel Jahre verſtrichen, und Schlachtenmaler

hatte nicht einmal Gewißheit, was er von dem unheimlichen und so verrufenen Arzte selber denken sollte. Der Eindruck, den dessen astrologische Apparate auf seine damals noch leichtgläubige und jugendliche Phantasie gemacht hatten, schien sich als dauernd und gewiß in ihm erhalten zu haben. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die plötzliche Ankunft Sägenreißers eine Erinnerung an seine Schuld seyn solle; ja, es war ihm, als wenn er den Tod auf sich lauern sähe, die Rache eines Dämonen, dem er sich verschrieben hatte, und der in der That auf seinen Spaziergängen, wo er ihm, dem Ungekannten, begegnete, öfters in seiner Brieftasche blätterte oder wohl gar einen forschenden und durchbohrenden Blick aus seinen sonst so gutmüthigen, aber in dem Bade doch öfters feindseligen und mißtrauischen Augen auf ihn richtete.

Man muß hinzufügen, daß Schlachtenmaler seit längerer Zeit geistig und, soweit der

Körper davon abhängig wird, auch physisch krank war. Celinde nahm diesen Zustand für ein gemildertes und durch Unglück erweichtes Gemüth, sie sah durch das Alles, wodurch Schlachtenmaler seiner Vergangenheit untreu wurde, ihn sich näher gebracht. Sie ahnte nichts von dem tiefen moralischen Elend, in dessen Mißgefühlen ihr Freund sich krümmte und mit der Zeit immer mehr und mehr aufrieb. Schlachtenmaler fühlte das Unglück, ein durch und durch verfehltes Leben führen zu müssen, eben so tief, wie Blasedow, daß er die Schuld davon war. Er war sich der schönsten Fähigkeiten und der edelsten Empfindungen bewußt, ohne daß er davon etwas in der Wirklichkeit bethätigte, als das Gegentheil. Seine Stellung war untergeordnet, sein Gewissen war untergraben. Das seit mehr denn sechs Jahren geführte Leben lag allerdings als eine leichtsinnige Erinnerung hinter ihm, deren Schuld mehr den Vater traf; doch wie viel hatte er

zu dem Schickſal nicht aus ſeinen eigenen Mitteln muthwillig und nicht ſelten gewiſſenlos hinzugefügt! Solcher Streiche, wie der mit der Erdpechbrochure, war ſein noch ſo junges Leben voll. Da war keine ihm begegnende Treuherzigkeit, die er nicht hintergangen, kein Vertrauen, das er nicht gemißbraucht hätte, ja, man möchte faſt ſagen, kein offenes Fenſter, in das er nicht geſtiegen wäre. Wenn er ſich auch das Zeugniß geben konnte, nie dabei einem böſen Willen gefolgt zu ſeyn, ſondern mehr der Luſt an Verwirrungen und Umtrieben und der Verführung, auch wohl der Noth des Augenblicks, ſo ſah er doch, daß einſt im Regiſter ſeiner Thaten eine zahlloſe Menge zweideutiger Handlungen würden aufgezeichnet ſtehen, von denen er die übermüthigſten zwar gleich ſchon nach ihrer Ausführung bereut hatte, ohne daß ſie ihn jedoch verhindert hätten, ſie zu wiederholen, wo ſich die Gelegenheit bot. Und welch eine Schuld hatte er nicht noch in

Fichtner gehört zu jenen eigentlichen Burgtheaterheroen, deren Bedeutung und Werth man besonders in dem heimischen Rahmen schätzen lernt. Er ist vorzugsweise ein Liebling des Publikums und verdient es zu sein, denn selbst wenn der zuvielbeschäftigte Künstler sich etwas gehen zu lassen scheint, bleibt ihm doch immer sein gutes Naturell treu. Jugendliche Charaktere mit dem Schein einer gewissen Etourderie kann man nicht liebenswürdiger dargestellt sehen. Das Hochtragische, das Schwermüthige, Melancholische ist ihm verschlossen, aber jene Menschen, die uns durch ihre fast möcht' ich sagen Gewöhnlichkeit so nahe stehen, diese täglichen Freunde unseres Hauses, diese täglichen Bekannten unsres Umgangs weiß er mit einer so zutraulichen Herzlichkeit uns nahe zu führen, daß wir uns freuen, auf dem Zettel seinen Namen zu finden und müßten wir ihn auch täglich finden. Endlich steht Carl La Roche in den Rollen, die seiner Natur zusagen, großartig da. Er ist einer der feinsten Charakteristiker, die, besonders im Komischen, je die Bühne betreten haben. Für hochtragische und Gemüthsaufgaben steht der reflektirende Verstand des Künstlers und sein Organ im Wege: aber in possenhaften, schleichenden, heuchlerischen, geckigen Charakteren bietet er Unübertreffliches. Man kann nichts Vollendeteres sehen als seinen Eolen von Götze in „Zurücksetzung". Dabei ist über alle seine Gebilde, selbst die etwas aufgetragenen, eine gewisse vornehme Grazie gehaucht: Banquiers und Juden haben bei ihm nie etwas Verletzendes. Endlich ist La Roche außerordentlich groß in plötzlichen Lichtblitzen der Darstellung. Eine Ohnmacht, einen Schreck, eine Ueberraschung gibt er mit einer Wahrheit wieder, die der Natur abgelauscht ist.

Die verdienstlichen Darstellungen des Herrn Herzfeld

dieſen letzten Monaten aufgehäuft! Er konnte den Betrug mit der Amalienquelle allerdings einen humoriſtiſchen Streich nennen und würde ohne Gewiſſensbiſſe darüber haben ſterben können; aber quälend wirkte doch auf ſein beſſeres Bewußtſeyn die Schuld, ſich bei dieſem Streiche zum Verbündeten des Grafen gemacht zu haben. Was bei ihm ein Spiel mit der Leichtgläubigkeit der Maſſe war, wurde bei ſeinem Mitſchuldigen ein mit böſer Berechnung angelegter Plan. Unbefangen und wie zum Scherze hatte er dem Grafen zu ſeinem Vorhaben die Hand geboten und nicht geahnt, welch einen Schreck es ihm machen würde, wenn ihm das auf ſeine Lüge gebaute Glück wie eine redlich verdiente Wahrheit gegenüberſtehen würde. So muß es dem treuloſen Baumeiſter ſeyn, der zum Fundament eines Gebäudes ſchlechtes Material nahm, das beſſere unterſchlug und nun darauf ein zum Wohnſitz von Menſchen beſtimmtes maſſives Gebäude ſich erheben ſieht, deſſen

Zuſammenſturz er in jedem Augenblick erwarten muß. Die Folge dieſes unglücklichen Bewußtſeyns, das ſich bei Schlachtenmalern oft bis zur Verzweiflung ſteigerte, war ein tödtlicher Haß, den er auf den Grafen warf, und den dieſer ſo gut verſtand, daß er ſorglich genug einem gefährlichen Ausbruch deſſelben aus dem Wege ging.

Die Ankunft Sägenreißers ſchien dem geängſteten und unglücklichen Gemüthe des Schuldbewußten kein gewöhnlicher Zufall. Er ſah hier die Annäherung des Schickſals, das da käme, um ihn an die höheren Geſetze der Vergeltung zu erinnern. Jetzt ſchien ſich ihm Alles mit Einemmale zu erfüllen, was ſeit einiger Zeit in ihm verworren rang; er bereitete ſich in der Stille vor, dem Schickſal gegenüber die Waffen zu ſtrecken, und wenn es mit ſeinem Leben wäre. Da nun ſeine Vorſtellungen ſeither alle anfingen, immer auf der Grenze zwiſchen Leben und Tod zu wandeln,

und ſeine Würfel, die er in banger Einſamkeit im Geiſte warf, alle nur die ſchwarze oder weiße Farbe zeigten, ſo kamen ſeine grübelnden Gedanken allmählich auf eine Vorſtellung, welche der letzten zuſammengerafften Kraft Simſons glichen, die dem Tode voranging. Er wollte Sägenreißern den Arm geben: denn er dachte nicht, aus einem Duell mit dem piſtolenkundigen Grafen das Leben davon zu tragen. Dies Duell, fühlte er, mußte ihn von der Gewiſſensſchuld befreien, die er in Verbindung mit dem Grafen auf ſich gezogen hatte, er mußte die beleidigten edeln und beſſern Geiſter ſeines Innern verſöhnen und ſie an einem Manne rächen, der mit kaltem Blut einen Scherz zu einem weit umfaſſenden, großen Truggewebe ausgefaſert hatte. Von dem Augenblick an, wo ſich dieſe quälenden Gedanken an Sägenreißer, ſeine Unbeſonnenheit und die Rache an dem Grafen ſo zutreffend mit einander vermählten, war er aufgeweckt

und entſchloſſen und zeigte in allen ſeinen Vorbereitungen auf die Kataſtrophe jene krampfhafte Erregung des Willens, die ſich nur für ſo harmloſe Seelen, wie Celinde, hinter äußerer Ruhe und Zufriedenheit ſicher und unbemerkt verbergen kann.

Es war ſchwer, den Grafen durch einen gleichſam vorgehaltenen Stock ſo zum Fallen zu bringen, daß er nicht wieder aufſtehen konnte, ohne auch den am Boden liegenden Fehdehandſchuh zu einem Duell mit aufzuheben. Schlachtenmaler war ein Untergebener, ein Diener des Grafen. Dieſer konnte ihn für eine öffentliche Beleidigung züchtigen laſſen, ob er es gleich der zwiſchen ihnen obwaltenden Geheimniſſe wegen niemals würde gewagt haben. Schlachtenmaler berechnete dies und baute darauf den Plan, ſeinen Gegner dennoch zu einer ſo ernſten und blutigen Genugthuung, wie er ſie wünſchte, zu zwingen. Der Graf, bei ſeiner großen Menſchenkenntniß

und dem Gefühl seiner Schuld, sah dem Benehmen seines jungen Freundes (denn in diesem Verhältnisse hatten sie gestanden) bald eine böswillige, versteckte Absicht an. Er mußte meiden, vor andern Leuten mit ihm zu reden, weil er sich der rücksichtslosesten Antworten und ungescheut ausgesprochener Beleidigungen gewärtigen konnte. Er wußte sehr gut, daß hier mehr als seine adelige und herrschaftliche Prärogative auf dem Spiele stand, und wich jeder nähern Berührung mit dem ihm wahnsinnig gewordenen scheinenden Gegner aus. Eines Tages jedoch erreichten die Unarten, die sich Schlachtenmaler gegen den Grafen erlaubte, den höchsten Grad. Dieser saß nämlich an dem zweiten grünen Tische des Spielsaales, wo zur Abwechselung mit dem Roulette öfters mit den Gästen auch Rouge et noir gespielt wurde. Der Graf spielte die Karten aus, während die Umstehenden ihre Einsätze auf den Glück oder Unglück bringenden Feldern bald

hier-, bald dorthin rückten. Hätte der Graf geſehen, daß ſich Schlachtenmaler leiſe unter die Spielenden miſchte und ſpielte, er würde aufgeſtanden ſeyn. So aber fuhr dieſer plötzlich mit den Worten auf den Grafen los: „Herr, Sie ſind ein Betrüger; Ihre Karten ſind falſch!“ Die Mitſpielenden fuhren zurück, der Graf ſprang leichenblaß auf, während Schlachtenmaler die Karten ergriff und ſie in's Zimmer warf, ſo daß ſie in alle Ecken flogen und nicht mehr verglichen werden konnten. Waren ſie wirklich falſch, ſo blieb dieſe Beſchämung dem Grafen jetzt erſpart; aber der nächſte Zweck Schlachtenmalers war erreicht. Er hatte dem Grafen die Nothwendigkeit in die Hand gegeben, irgend etwas für ſeine Ehre thun zu müſſen, und ging aus dem Saale. Der Beleidigte blickte ihm mit zorndurchglühtem Antlitz nach und ſagte, um nur die Stille zu unterbrechen: „Er iſt verrückt!“ Indeſſen konnte damit dem Erſtaunen der zugegen

gewesenen Gäste nicht Genüge gethan werden. Der Graf, der sich bald entfernte, fühlte, daß es einer entschiedeneren Rechtfertigung bedurfte, und konnte doch auch wieder nicht geneigt seyn, sich, wenn auch mit einem Bürgerlichen, doch mit seinem eigenen Diener zu schlagen. Ihn einer entehrenden Strafe zu unterwerfen und dann der Dienste zu entlassen, war noch unräthlicher, da er damit seinen Ruf in die Hand eines Mannes würde gegeben haben, der sich gerade an diesem rächen wollte und nichts verschwieg. Unentschlossen sein Zimmer mit großen Schritten durchmessend, empfing er ein Billet. Er erbrach und las:

„Die Stunde ist da, wo wir mit einander abrechnen müssen. Bei der Theilung unseres gemeinsamen Verdienstes bin ich zu kurz gekommen, so daß ich mich durch etwas Anderes schadlos halten muß. Das Vergnügen, Sie einen falschen Spieler genannt zu haben, ist für meine Befriedigung noch lange nicht hinreichend:

denn ich war mitleidig genug, die Karten in den Wind zu ſtreuen, um jeder Unterſuchung vorzubeugen. Mein eigentlicher Antheil an dem guten Erfolg unſerer gemeinſchaftlichen metallurgiſchen und balneologiſchen Bemühungen ſoll erſt kommen; ich denke, Sie werden, da Sie ſich's zur Ehre rechneten, mit mir anzuknüpfen, ſich auch mit Ehren wieder von mir abneſteln. Vor Gott und der Amalienquelle ſind wir Beide gleich. Ich denke, Sie werden mich auf den Entſchluß, den Sie faſſen müſſen, nicht allzulange warten laſſen!

Oscar Blaſedow,
genannt Schlachtenmaler.

Der Graf, ritterlichen Wallungen nicht unzugänglich, zerknitterte das Papier und war jetzt um ſo mehr zum Aeußerſten entſchloſſen, als es leicht das Letzte ſeyn konnte, für den Gegner nämlich. Und für ihn ſelbſt? Was feſſelte ihn noch an dies Daſeyn, das ſich für ihn längſt in ein raſtloſes Elend verwandelt

hatte? Der Einſatz, den er mit ſeinem eignen Leben machte, ſchien ihm klein gegen den Gewinn, der für ihn auf dem blutigen Spiele ſtand, den Tod des Mitſchuldigen. Mit jener kaltblütigen Entſagung, die nicht das Erbtheil niederer und gemeiner Seelen iſt, griff er in eine herausgezogene Schublade ſeines Schreibtiſches. Neben unzähligen papiernen, an ſeine Gläubiger verſchwendeten Gründen, von denen er Abſchriften behalten, lag hier auch in friedlicher Form die ultima ratio rerum. Er nahm zwei Piſtolen aus dem Kaſten und band die zu ihnen gehörige Munition in zwei lederne Beutelchen, legte Alles auf den Tiſch und bedeckte es mit ſeidenen Schnupftüchern. Dann ſchickte er zu einem ſeiner im Bade gerade anweſenden adeligen Freunde, einem guten Spieler und Schützen, eröffnete ihm ſein Vorhaben, duldete keinen Widerſpruch und leitete den Verfolg ſeiner Abſichten ſo ſchnell ein, daß noch an demſelben Tage in der Nähe des ſogenannten

Hirſchparks, wo ſich eine dem Publicum nicht zugängliche Umzäunung befand, der Ehrenhandel geſchlichtet werden ſollte.

Kurz vor der Kataſtrophe empfing Sägenreißer folgendes Billet:

„Mein Herr!

„Es iſt gut, daß Sie meinem Gedächtniſſe zu Hülfe gekommen ſind. Im Strudel eines vielbewegten, nicht immer glücklichen Lebens war mir die Erinnerung an eine Ihnen ſchuldige Verbindlichkeit entfallen, welche Sie recht gethan haben mir durch Ihre perſönliche Erſcheinung an dieſem Orte wieder vorzuführen. Die Summe, die ich Ihnen ſeit länger als ſechs Jahren ſchulde, bin ich nicht im Stande, Ihnen jetzt wiederzugeben; meinen Ihnen längſt verfallenen Arm jedoch, ſteht Ihnen frei, ſogleich nach meinem in Kürze erfolgten Ableben ſich als das Ihnen gebührende Unterpfand zu nehmen. Sollte die Operation, die ich eben im Begriff bin, mit mir zu machen,

ſchienen mir zuweilen an Monotonie zu leiden. Herrn Korn dem einſt gefeierten Liebhaberſpieler, hab' ich keinen Geſchmack abgewinnen können. Als Sultan Saladin ſpielte er geiſtlos und ſogar ohne äußere Haltung. Wenn doch die Schauſpieler lernen wollten, zur rechten Zeit Abſchied nehmen! Herr Korn iſt eine öde Ruine ſeiner frühern Popularität. Herr Koberwein ſollte ebenfalls nicht mehr auftreten, ebenſo wenig die Herren Moreau und Wothe. Ich will damit nicht ſagen, daß dieſe Herren nicht Spuren guter Schule und einſtiger Verdienſte noch jetzt zeigten, aber ſie ſind zu alt, nicht etwa für's Leben (Ehre dem Alter!), aber zu alt für die Kunſt. Sie ſtören nur. Herr Lucas ſpielt vielerlei durcheinander, mit Fleiß und nicht ohne Talent. Allein für das bürgerliche Drama iſt ſeine Figur zu derb, ſeine Augen ſind ungezügelt ſinnlich und ſein vieles Lachen zeigt dem Kenner die Lücken der Sicherheit. Herr Lucas und Herr Rettich, den ich nicht ſah, bekommen zuviel von den guten alten Rollen; hoffentlich behalten ſie ſie nur interimiſtiſch, bis neue Acquiſitionen da ſind. Herr Jerrmann, ein verſtändiger und verwendbarer Darſteller, gehört der Anſtalt erſt ſeit Kurzem an und ſcheint ſich in der für Novizen ſchwer zu erringenden Gunſt des in dieſen Räumen richtenden Publikums befeſtigen zu wollen.

Das jugendliche und komiſche Fach ſind am ſchwächſten vertreten. Herr von Holbein hat Verſuche gemacht, die Lücken zu füllen, iſt aber darin nicht glücklich geweſen. Nur der einzige Th. Wagner ſcheint mir als Naturburſche die Bemühungen des Direktors belohnt zu haben. Die Uebrigen, denen Talent keineswegs abgeſprochen werden ſoll, ſcheinen ſich in dem Rahmen nicht einzufugen, haben auch vielleicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

mißlingen, ſo haben Sie ſich wenigſtens von meinem beſten Wollen, Ihnen gerecht zu werden, überzeugt und ſind vielleicht nicht abgeneigt, den Termin der Rückzahlung noch auf einige Zeit zu verſchieben.

Mit Hochachtung

Oscar Blaſedow,
genannt Schlachtenmaler.

Wenn auch Sägenreißern Name und Sache in dieſem Briefe nicht ſchnell gegenwärtig waren, ſo fühlte er doch, daß hier etwas Gewaltthätiges im Werke war, welches man durch ſchnelle Dazwiſchenkunft noch vielleicht hindern konnte. Raſch griff er nach Hut und Stock und riß eben die Thür auf, als ſie ſchon von Außen im Begriff war geöffnet zu werden. Sägenreißer zog ſich zurück, um einem langen verdeckten Korbe Platz zu machen, den man eben in ſein Zimmer tragen wollte. Er riß die Decke ab und erblickte einen ohnmächtig daliegenden Verwundeten, dem das

Blut in's Antlitz und nach allen Seiten hin gespritzt war. Als Sägenreißer den Namen des Unglücklichen gehört hatte, war er so betroffen, daß er sich sammeln mußte, um mit schneller Hülfe beizuspringen. Wie durch ein bitter ironisches Schicksal war Schlachtenmalern der rechte Arm zerschmettert, und zwar in dem Grade, daß an eine Heilung desselben nicht zu denken war. Die Oberarmröhre war auf das Gewaltsamste, ganz in der Nähe des Schulterblatts, durch die Kugel zerbrochen worden. Sägenreißer wollte seinen Augen nicht trauen; und dennoch mußte er sich gestehen, daß Rettung hier nur durch Amputation des Armes möglich würde. Entschlossen, wie er war, benutzte er die Ohnmacht des Verwundeten, ließ ihn auf sein Bett legen und öffnete den Schrank, in welchem er seine zum Glück mitgenommenen Apparate liegen hatte. Schlachtenmalers Brüder, die ihm secundirt zu haben schienen, waren ihm in

Allem zur Hand und ſahen wohl ein, daß der Arm vor dem Brande nicht ſicher war, ſondern abgenommen werden mußte. Sägenreißer legte ſeine Verbände an und begann eine Operation, die ihm ſonſt ſo geläufig war, unter den obwaltenden Umſtänden aber die heftigſte Gemüthsaufregung koſtete.

Von den fürchterlichen Schmerzen, die die Operation dem Verwundeten verurſachen mußte, erwachte der Arme aus ſeiner Betäubung. Aber, weit entfernt, ein verzagtes Herz zu zeigen, ſchien ihn dieſe Einlöſung ſeines gegebenen Wortes zu ermuthigen. Entſchloſſen biß er die Zähne zuſammen und hielt bis zum Schluß ſein Leiden aus, worauf er wieder in eine Ohnmacht verfiel, die endlich in einen leiſen Schlaf überging. Seine Brüder weinten, als ſie den losgetrennten Arm ſahen; Sägenreißer legte ihn in ein Gefäß mit Spiritus und ſtellte es an einen Ort, wo Beides unbemerkt blieb. Er verlor den Kranken

keinen Moment aus dem Auge, brachte künſtliche, ſtark riechende Lebensgeiſter in die Nähe ſeiner faſt erſtorbenen äußern Reſpirations-Organe, netzte ſeine Stirn und ordnete alles zur Bequemlichkeit des Kranken nur Erdenkliche an. Beſuch ließ er nicht zu, nur daß er den Brüdern erlaubte, mit ihm gemeinſchaftlich an dem Krankenlager zu wachen. Die Vorhänge des Bettes und der Fenſter wurden herabgelaſſen, und die Dielen des Fußbodens mit Decken belegt.

Erſt nach drei Tagen erholte ſich Schlachtenmaler von den Ohnmachten, in die er abwechſelnd verfiel, und der allgemeinen Entkräftung und Fieberhaftigkeit ſeines Zuſtandes. Als ſeine Vorſtellungen wieder klar zu werden anfingen, war ſein erſtes Verlangen nach Celinden. Man hatte ihr den ſchrecklichen Zuſtand und die Gefahr, in der ihr Freund ſchwebte, verborgen gehalten, ob ſich gleich nicht ganz verbergen ließ, daß er krank war.

Ihre Liebe kämpfte mit der angebornen Schamhaftigkeit: sie wußte nicht, ob sie wagen durfte, vor sein Krankenlager zu treten; doch würde man sie auch nicht zugelaſſen haben. Da ſich aber die Krankheit nicht gab, ſo ſteigerte ſich ihre Ungeduld zum unſeligſten Mißtrauen; ſie nahm für gewiß an, daß er mit einer heftigen Krankheit zu ringen hätte, und gab ſich erſt zufrieden, als ihr Sägenreißer die heiligſte Verſicherung gab, daß ſein Pflegbefohlener außer Gefahr war. Leidenſchaftlich war auch der Antheil, den der Türk an dem Unglück Schlachtenmalers nahm: er ließ nicht drei Stunden des Tages verfließen, ohne ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Blaſedow ſelbſt war vielleicht am ruhigſten.

Als es Sägenreißer wagen konnte, auf die Fragen des Kranken zu antworten und ſomit ſein Gemüth in Erregung zu bringen, ſagte der edle Mann: „Jetzt kann ich Ihnen, mein junger Freund, nicht einmal Ihre

Verſchreibung zurückſtellen. Ich fand ſie erſt lange Zeit, nachdem Sie ſchon Kaputh verlaſſen hatten, und mußte ſogleich darüber lachen, was mir wohl nicht eingefallen wäre, wenn ich gewußt hätte, wie das enden ſollte! Ich kannte den Ruf, in dem ich ſtand, und hütete mich wohl, eine ſcheinbare Beſtätigung deſſelben aufzubewahren; ich zerriß Ihre Verſchreibung und ſomit auch das Document, daß ich Ihnen Geld geliehen. Sie hätten es unter allen Umſtänden ableugnen können, ich würde Ihnen meine Anſprüche durch nichts haben beweiſen können."

Schlachtenmaler lächelte, als wollte er ſagen: „Gute Ausrede — ich weiß doch, daß es Ihnen Freude macht, meinen Arm zu haben!"

Sägenreißer fürchtete, in dergleichen Gefühlen betroffen zu werden, und ſagte: „Liegen Sie nur ruhig; ich ſchaff' Ihnen für Ihr Unglück noch eine ganz andere Genugthuung. Ich erfuhr von Ihren trefflichen Brüdern den

Zuſammenhang vieler Dinge und bin eben im Begriff, mit dem Waſſer der Amalienquelle einen chemiſchen Verſuch anzuſtellen.“

Schlachtenmaler wollte ihm winken, dies ſchlummern zu laſſen; aber, ach — er hatte keinen Arm mehr, und Sägenreißer trat zurück, die Vorhänge des Bettes zuziehend und ſtill an dem, was er vorhatte, weiter arbeitend.

# Letztes Kapitel.

Wir müſſen jenes im Sandwege mühſam fortſchleichende Fuhrwerk ſchon einmal geſehen haben. Das Pferd iſt älter geworden, und die Kaleſche nur friſch angeſtrichen. Der Kutſcher ſcheint der Beſitzer ſelbſt zu ſeyn, aber die Dame neben ihm doch die Herrin des Ganzen. Ein vier- oder fünfjährig Mädchen iſt uns freilich ganz neu; doch, wie ſie ſo in ein großes Tuch gewickelt daſitzt und an den Fingern ſaugt, ſcheint ſie nicht ohne einige Aehnlichkeit mit der nun längſt verſchollenen Sophie zu ſeyn. Tobiannus ſind es und Gertrud, die Beide

von der Gegend des Amalienbades her gefahren kommen. Wie Beide gealtert ſind! Wie die Zeit und die Liebe ſie verzehrt haben! Doch noch immer ſcheint ſie Beide daſſelbe Temperament zu beleben, Tobianus gelaſſen und beſorgt, Gertrud auffahrend und nichts ſich nehmen laſſend. Wie ſie die Hände zuſammenſchlägt und dem dritten Gatten nicht genug ihre Verwunderung bezeugen kann! „Ihn in Sünden und Gottloſigkeit wiederſehen zu müſſen!“ rief ſie ſchluchzend aus und verbarg ihr Haupt in dem Umſchlagetuch. Tobianus, der mit dem Pferd genug zu thun hatte, meinte, daß Gottes Wege wunderbar wären, und die Kleine fiel mit Aeußerlichkeiten ein, was er für einen Bart, für Kleider und Mütze hätte! „Stille!“ fuhr Gertrud auf und verbot dem Kinde, von dieſer Geſchichte mit- oder gar etwas auszureden. „Das wäre ja eine Schande vor der ganzen Welt,“ fuhr ſie fort, „ſein Kind auf ſolchen Irrwegen zu ertappen, wie es

ſeinen Heiland, Jeſus Chriſtus, abſchwören muß.“ — Da ſie hier auf's Neue in ein jämmerliches Schluchzen verfiel, ſo meinte Tobianus, etwas zu ihrem Troſte zu thun, wenn er ſagte: „Das kann man gerade nicht ſagen! Die Türken erkennen Chriſtum wohl an, wenn ſie gleich ihren Muhamed über ihn ſetzen. — Peter hätte gerade,“ fuhr er fort, „Chriſtum nicht abgeſchworen, wenn es ihm auch, aufrichtig geſagt, etwas ſchauerlich wäre, einen Stiefſohn zu haben, der ſich hätte beſchneiden laſſen. . . . .“ Gertrud rief unaufhörlich: „Ach Jeſus, Jeſus!“ und die Kleine bemerkte des Beſchneidens wegen, daß er ja kein Jude geworden ſey. Gertrud gab ihr dafür, mitten aus ihrem Schmerze herausfahrend, recht derb Eins auf den Mund und ſagte: „Ich werde dich lehren mitreden, du Balg, der du noch nicht wiſſen ſollteſt, daß es zwei Geſchlechter in der Welt gibt!“ Tobianus, immer gewohnt, die raſchen Zornausbrüche

Die Zahl der Schauſpielerinnen iſt ſehr groß und der Werth ihrer Leiſtungen verſchiedenartig. Die jugendliche Liebhaberin Mad. Anſchütz und Mad. Rettich hab' ich nicht geſehen, auch manche von Denen nicht, die überflüſſig zu ſein ſcheinen. Dem. Enghaus hat Mühe, ihre heroiſche Geſtalt und ihr reiches Organ in dies kleine Echo einzuzwingen. Sie ſpielt zu oft mit unterdrücktem Erguß ihres etwas amazonenhaften Weſens. Sie beſitzt mehr Feuer, als ſie zeigt, mehr koloſſale Wirkung, als den Rollen, für die ſie verwandt wird, innewohnt. Sie würde ſich auf dem Theater an der Wien prächtiger entwickelt haben. Ihre Hauptfehler, Monotonie des Vortrags und Antheilloſigkeit in ſtummen Momenten, wo ſie ſogar durch ihre Arme in Verlegenheit geſetzt wird, hindern nicht, daß ſie in der Hauptſache eine überaus brave und vom Publikum ſehr geſchätzte Darſtellerin iſt. Sie empfindet, was ſie ſpielt, und das erhöht die Achtung, die ſie verdient. Mad. Fichtner hab' ich zu wenig geſehen, als daß ich von einem großen Eindruck ſprechen könnte. Sie iſt ſehr beliebt und ſcheint mir den Vollgehalt ihrer Rollen zu angenehmer Geltung zu bringen. Das Verdienſt einer nicht verletzenden Koketterie ſcheint ihr im vollſten Maaße zu gebühren. Ihre Koketterie iſt mit weiblicher Güte verbunden, ſie reizt die Männer, ohne die Frauen zu beleidigen. Auch Dem. Neumann iſt grade in dieſem Bewußtſein der edlen Grenze ſo liebenswürdig. Dieſe junge Künſtlerin erfreut ſich mit dem Aufwande geringer Mittel der lebhafteſten Wirkungen. An ihr nicht vortheilhaft klingendes Organ iſt das Ohr der Wiener einmal gewöhnt. Dem. Neumann, die Tochter der berühmten Haizinger, zeichnet ſich beſonders durch die Sauberkeit ihrer Ausführungen, durch

ſeiner Frau durch ſanfte nachträgliche Erklärungen zu motiviren, tröſtete das nun auch weinende Kind, wie es denn auch ſo dumm ſeyn könne und Petern für einen Juden halten! Peter wär' ein Türke geworden, was allerdings eine Neuigkeit wäre, in die es ihm ſchwer falle ſich zu finden. Indem hatte Gertrud bemerkt, daß ihr an den Füßen ein unbequemes Käſtchen ſtand. Schon wollte ſie ihrem Ehemanne wegen ſeiner ſchlechten Art zu packen Vorwürfe machen, als ihr die Form des Käſtchens auffiel. Sie hob es auf und ſtieß Tobianus an, er ſolle helfen. Auf dem Käſtchen ſtanden wunderliche Charaktere; da aber der Schlüſſel daranhing, ſo öffnete ſie es. Wie groß war ihr Erſtaunen, in Sammt und Seide hier nichts als Koſtbarkeiten anzutreffen, Ringe, Schnallen, Vorſteckgabeln, Armbänder, Alles von Gold und mit den edelſten Steinen beſetzt! Gertrud ließ dieſe herrliche Beſcherung, wie vom Schlag getroffen,

in ihren Schoß gleiten und ſtarrte Tobianus an, der ſich auf dergleichen Sachen, er war ein wohlhabender Mann und trug Ohrringe, verſtand und jeden Stein bei Namen nennen konnte. Daß dies Geſchenk von dem abenteuerlichen Sohne kam, litt keinen Zweifel. Jetzt weinte Gertrud Freudethränen und rang nur zuweilen verzweifelnd die Hände, wenn ihr einfiel, daß ſie für dies und vielleicht auch jenes Leben auf immer von ihrem Sohne Peter getrennt wäre. In Beziehung auf das ewige Leben tröſtete ſie indeſſen Tobianus und begann, ſich über das Chriſtenthum und den Himmel ſehr freimüthig auszuſprechen. Sein Glaube war weltlich und natürlich. Er ſpornte nun den Gaul wieder an und fuhr ſchnell zu, weil er noch ſeine Tochter Sophie im nächſten Gaſthof antreffen wollte: denn er hatte mit ihr zu reden, da ſie im Begriff war, ſich von Wieſecke zu trennen und mit Geigenſpinnern zu verheirathen.

Auch wegen der Ehescheidungen, dachte er so in seinem Sinn, wie gut ist es, daß wir nicht katholisch sind!

Demnach schienen in Amalienbad sich Wunder begeben zu haben. Der so lange in Ungarn und Siebenbürgen pilgernde und fechtende Peter hatte sich in den Orient und den Islam verloren und kehrte jetzt als Renegat heimlich zu den Seinigen zurück, um sie noch einmal zu sehen — und wo möglich sein Gewissen dadurch zu erleichtern, daß er ihnen Gutes thäte. Er hatte nicht gewagt, geradezu seine Mutter aufzusuchen, auch Dinge gehört, die ihm den Muth benahmen, sich offen zu erkennen zu geben. Er beschloß, von dem Amalienbad aus seine genaueren Nachforschungen zu leiten. Hier war es, wo er am Spieltisch seinen sonst so harten und ihm feindseligen, aber doch so biedern Stiefvater erkannte. Er nahm die Besuche und den Unterricht desselben mit Freuden an, glücklich, in seinem Bart

und ſeiner Kleidertracht jede Erinnerung an ſich verbergen zu können. Später lernte er unter den Badgäſten ſeine Brüder unterſcheiden. Schlachtenmalers Unglück betraf ihn wie ein ſelbſt erlittenes. Nun konnte er ſich aber auch nicht länger zurückhalten, ſondern ſchrieb an ſeine Mutter, ſie möchte kommen, um ihren erſten, wenn auch bis in den Tod unglücklichen Sohn zu umarmen. Den Erfolg dieſes ſonderbarſten aller Wiederſehen kennen wir. Der Bimbaſchi war troſtlos, in ſeiner Mutter ſo viel Kälte und, wie der inzwiſchen merklich geneſene, einarmige Schlachtenmaler hinzufügte, ſo viel Bigotterie kennen zu lernen. Blaſedow hatte ſich während des Tobianus'ſchen Beſuches verborgen gehalten, nicht, weil er fürchtete, Gertrud zu begegnen (denn er wußte, daß ſie ſich in Thränen baden würde, ſähe ſie ihn wieder), ſondern, weil er Tobianus noch immer die verhängnißvollen zehn Thaler ſchuldig war und ihn

hinlänglich kannte, um zu ſagen: Ein Philiſter iſt unerträglich, wenn man ihm ſchuldig iſt, aber vollends unausſtehlich wird er, wenn er großmüthig iſt und uns die Schuld erläßt. Im erſten Falle fürchten wir ihn doch nur, aber im zweiten ſollen wir ihn bewundern! Erſt, als dieſer Beſuch fort war, kam er wieder an's Tageslicht und geſellte ſich mit fröhlichſter Neugier in den kleinen verſchwiegenen Kreis, wo der Bimbaſchi ſein in Wahrheit ſehr merkwürdiges Leben erzählte. Er bekleidete jetzt in der von Mehemet Ali geſchaffenen ägyptiſchen Beamtenhierarchie eine nicht unanſehnliche Stellung. Er hatte nämlich die Oberaufſicht über den Nilſchlamm. Die Brüder lachten, als er ihnen nach einigem Zögern dies Geſtändniß machte; doch bemerkte Blaſedow unwillig, was es da zu lachen gäbe? Der Nilſchlamm ſey eine Lebensfrage Aegyptens, und es ſcheine ihm ehrenvoller, General-Director des Nilſchlamms in Aegypten, als in

Europa ein Oberceremonienmeiſter am Hofe zu ſeyn. Der Bimbaſchi (dieſe militairiſche Würde bezeichnete den Rang Muſtapha Bei's, des Renegaten) forderte ſie Alle dringend auf, ihm zu folgen und unter ſeinem Schutze ihr Glück in Aegypten zu verſuchen — im Lande des Todes, wie Blaſedow ſtill und ſinnend ergänzte. Schlachtenmaler meinte, mit einem Arme würd' es ihm im Gewühl der europäiſchen Concurrenz ohnehin ſchwer werden, ſich Bahn zu machen; die Brüder waren nicht abgeneigt, und Blaſedow ergriff es geradezu als eine Lieblingsidee, in einer Pyramide dereinſt begraben werden zu können oder ſanft und unbewußt an der Peſt einzuſchlummern. Celinde meinte, daß dieſe Ausſicht zwar nicht allzulockend wäre; doch ſchmiegte ſie ſich mit Zärtlichkeit an ihren blaſſen Freund und drückte innig die einzige Hand, die er noch hatte, und ſagte treulich: „Ueberall, wohin du willſt!“ Indem ſie ſo innig ſaßen und über eine

außerordentliche, ſehr poetiſche Zukunft rathſchlagten, wurde Schlachtenmalern ein Brief überbracht. Da ihm in ſeinem Arme noch alle Gewandtheit gebrach, ſo öffnete Celinde und las. Die Zeilen kamen von Sägenreißer. Er forderte ihn und die Seinen auf, ſo ſchnell wie möglich einen Ort zu verlaſſen, der bald in allen öffentlichen Blättern von ihm als ein Sitz des Betruges würde bezeichnet werden; er wäre feſt entſchloſſen, um die getäuſchten Badegäſte, die ſich in Zukunft vielleicht wieder einfinden könnten, nicht noch unglücklich zu machen, alle Welt vor dem Beſuche dieſes Bades zu warnen. Er bäte ihn deßhalb, um ſich jeder Rache zu entziehen, auf's Schleunigſte ſeine Abreiſe anzutreten. Muſtapha Bei duldete nun noch um ſo weniger Bedenklichkeiten. Er zeigte ihnen einige mit Kremnitzer Ducaten gefüllte Beutel und erbot ſich, ſie Alle in ſeine neue ferne Heimath auf ſeine Koſten mitnehmen zu wollen. Celinde bedurfte

dieſer Beruhigung nicht. Sie war vermögend genug und meinte, ſie gäbe wohl Alles hin, um einmal da zu ſtehen, wo Chriſtus geboren, und da, wo er geſtorben wäre. Man trieb alle nur in der Umgegend vorhandene Fuhrwerke auf und bildete bei der Abreiſe eine mehr als fürſtliche Caravane. Von Blaſedows und Sidoniens Abſchied wiſſen wir nicht viel zu ſagen, wie uns denn überhaupt das etwas heimliche Verhältniß zwiſchen ihnen Beiden entgangen iſt; nur ſo viel iſt gewiß, daß Sidonie nach dieſer Trennung von ihrem Freunde in der That ſichtbar zum Pietismus überging. Sie neigte ſchon längſt abſchüſſig und hatte nun keinen Halt mehr, an den ſie ſich lehnen konnte.

Die Reiſe ging über Kaputh, wo Schlachtenmaler von Sägenreißer und Silberſchlag Abſchied nahm, und Celinde ihren großen Haushalt ſo ordnete, daß ſie ihn nach Jahren, wo ſie vielleicht wieder zurückkehren

durfte, in erfreulichem Zuſtande zu finden hoffen durfte. Unterweges laſen ſie in allen Zeitungen, die ſie in den Wirthshäuſern antrafen, folgenden Artikel:

### Warnung vor Betrug.

Wenn in unſerer Zeit der Gebrauch von Mineralbädern ohnehin ſchon auf eine die möglichen Heilungsausſichten weit übertreffende Weiſe um ſich gegriffen hat, und die Aerzte ſchon vor dem zu weit getriebenen Gebrauch echter Mineralbäder warnen ſollten, wie viel mehr ſollten ſie es vor unechten! Unterzeichneter glaubt es ſeinem Gewiſſen und dem Wohle ſeines Vaterlandes ſchuldig zu ſeyn, auf eine, er will es unentſchieden laſſen, ob abſichtliche oder zufällige, Täuſchung aufmerkſam zu machen, die im laufenden Sommer einem neuentſtandenen Bade einen unglaublichen und darum höchſt gefährlichen Zulauf verſchafft hat.

Verführt durch eine in den Zeitungen gegebene lobpreiſende Darſtellung des neu eröffneten eiſenhaltigen Amalienbades, entſchloß ich mich, an weißem Blute leidend, noch in den Spätſommermonaten jene Quelle zu beſuchen. Dort angekommen, hörte ich, daß eine große Anzahl von Gäſten während der Mittagshöhe der Saiſon dort geweſen, nur eine geringe Anzahl aber weſentliche Erleichterung von dieſer Quelle erfahren habe. Das erſte Glas jenes angeblich heilenden Waſſers, das ich an den Mund ſetzte, benahm mir ſogleich jedes Vertrauen. Der Geſchmack des Waſſers verrieth allerdings eine mineraliſche Berührung; doch war das Eiſen unmöglich in ſeinem organiſchen Bildungsproceſſe mit dem Urſprunge dieſer Quelle zuſammenhängend, im Gegentheil hatte das Waſſer alle Kennzeichen eines durch Eiſenbeſtandtheile mehr verderbten, als geſtählten Zuſtandes. Jetzt erſt ward ich auf den Charakter der Gegend aufmerkſam, in

die zierliche Naivetät ihrer Darstellungen aus. Ihr Ton dringt zum Herzen. Sie ist in ihrer kleinen erlaubten Gefallsucht von einer Grazie, die umstrickt und fesselt. Ohne auf die Empfänglichkeit der Zuschauer loszustürmen, erobert sie allmälig und darum um so siegreicher. Ohne nach grellen Nüancen zu haschen, entwickelt sie stets ein geistreiches Spiel, eine Fülle klarer Gedanken über ihre Rolle, die sie uns als wahre Künstlerin erscheinen lassen. Derber, kräftiger ist das Naturell der Dem. Wildauer, einer reizenden Blondine mit schmachtend schalkhaften Augen. Das Talent dieser nicht minder ausgezeichneten Darstellerin schwankt zwischen dem Sentimentalen und dem ausgelassen Komischen. Im Ersten ist sie wahr, treu und ächt, wie ein gutes deutsches Bürgermädchen: im Andern steigert sich ihre vis comica zuweilen so überraschend, daß sie, in andrer Sphäre wirkend, vielleicht eine der größten Soubretten wäre, die gelebt haben. Man kann in weiblicher Sphäre nicht komischer spielen, als wenn diese Künstlerin die Vaudeville-Laune bekommt und z. B. im Markt von Ellerbrunn die schwäbische Zuhalterin des alten Doktors spielt. Die Wildauer ist recht eigentlich das, was der Wiener „ein lieber Narr" nennt. Endlich wäre noch Mad. Peche zu nennen, die aus ihrer frühern berühmten Periode sich einen Berg von Rollen erhalten hat. Ich will eine gewisse bescheidene Empfindsamkeit dieser Darstellerin nicht bestreiten, glaube aber, daß diese nur im Ton, nicht im Herzen liegt. Wie man bei einem so veralteten Organ, bei der durch alle weiße und rothe Schminke doch grausam hindurchschimmernden Annäherung an das Matronenalter noch soviel junge Mädchen von achtzehn Jahren spielen kann, das

welcher dies Wunder einer Eisenquelle sich ereignen sollte. Man braucht kein großer Geognost zu seyn, um einzusehen, daß in einer durchgängig sandigen Gegend die Natur kein Eisen, also auch keine eisenhaltige Gewässer erzeugt. Nirgends findet sich in dieser Gegend auch nur die geringste Spur einer gebirgigen Formation; weit eher ist glaublich, daß sie das Bett früherer urweltlicher Gewässer ist, die nichts als Flugsandwellen zurückgelassen haben. Einige neue Versuche mit diesem lügnerischen Wasser belehrten mich, daß es sich hier um ein durch verrostendes Eisen verfaultes, keinesweges durch mineralischen Contact in seinen Bestandtheilen organisch gehobenes Wassers handelte. Offen und frei, unbekümmert um den Gegenstand, den meine Anklage eines vielleicht absichtlichen Betruges treffen könnte, erklär' ich, daß auch alle meine sonstigen, auf die Geschichte und den Ursprung der Quelle gerichteten historischen und topographischen

Nachforschungen die feste Ueberzeugung, die sich in mir ausgebildet hatte, bestätigten, daß das Wasser dieser sogenannten Amalienquelle aus einem gewöhnlichen Süßwasserbrunnen kömmt, aber so geleitet wird, daß es erst eine Zeitlang in einem Gerümpel alten, verrosteten Eisens stagnirt und dann an jenen Hahn der Röhre kömmt, wo die Brunnengäste, auf Linderung ihrer Leiden hoffend, in Treu' und Glauben ihre Gläser füllen.

Unterzeichneter weiß nicht, wen seine Anklage auf Betrug hier persönlich trifft; er will nicht aussprechen, wer das von einem in dem Schlosse stattgehabten Bau gewonnene alte Eisen, als da sind Thürkrammen, Fensterbeschläge, alte schadhafte Schlösser, verrostete Schlüssel u. s. w., plötzlich an einen Ort untergebracht hat, der allen Bauleuten ein Geheimniß geblieben ist; aber seiner Pflicht als Gelehrter und Menschenfreund glaubte er es schuldig zu seyn, das Publicum vor dem

Gebrauch einer Quelle des Betrugs zu warnen und durch diese offene Erklärung Jedermann von dem Besuche jenes Gift-brunnens zurückzuschrecken. Wer es kann, der belehre mich eines Andern!

**Prof. Dr. Hägenreißer,**
Fürstl. Sayn-Sayn'scher Hof-Wundarzt.

Kaputh, den 15. September 18...

In Wien erfuhren die Reisenden, daß Graf von der Reige diesen Artikel unbeantwortet gelassen, sich aber mit einer neuen Speculation befaßt hatte. Er hatte eine Compagnie zur Erdpechpflasterung aller Straßen und Plätze Europa's gebildet und sich zum Director des permanenten Ausschusses dieser neuen industriellen Unternehmung wählen lassen.

Von unsern vertrauteren Freunden aber nehmen wir jetzt vielleicht auf immer Abschied. In Wien haben sie so eben das Donau-Dampfschiff Nador bestiegen und blicken wehmüthig in die neue Zukunft hinaus, die ihnen der

Orient erſchließen wird. Es iſt ein kalter Morgen. Blaſedow lehnt ſich fröſtelnd an das Dach der Cajüte, den Arm in den Bruſtlatz geſteckt, und denkt über ſein Grab in den Pyramiden nach. Die Brüder und die Türken lärmen mit den Arbeitsleuten, die ihre Effecten verpacken. Muſtapha Bei ſieht mit ſtumpfer Neugier dem geſchäftigen Treiben zu und zählt die Thürme Wiens in der Ferne. Schlachtenmaler unterhält ſich mit dem Capitän und beſichtigt die Maſchinen. Celinde ſitzt neben Blaſedow und ordnet ihre Guides de Voyageur, ihre Landkarten, Albums und Zeichenmaterialien, wie eine Engländerin. Die Glocke wird zum zweiten Male gezogen. Die letzten Verſpäteten beeilen ſich, auf das Schiff zu kommen. Die Glocke läutet zum dritten Male, der Schornſtein hört zu brauſen auf, und im leichten Tanze ſchaukelt das ſchwere Schiff ſich allmählich in die Mitte des Stromes hinein.

Nimm dein Tuch und wehe ihnen noch einmal deinen Abſchied zu! Grüßet die Kuppeln der Minarets von Stambul, grüßet die Ruinen Troja's, grüßet den heiligen Nil und den Vater Enfantin! Eine neue Welt geht vor euren Augen auf; vergeßt unter Palmen nicht die deutſche Buche, unter Dattelbäumen unſere Zwetſchen nicht, unter Rododendren nicht das Veilchen und Vergißmeinnicht! Lebt wohl, ihr Theuren, Guten! Noch einen Gruß mit euren Tüchern; ach, dann nehmt ſie, um eure Thränen zu trocknen! Lebt wohl, ihr Lieben! Lebt wohl!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# König Saul.

Bei **Hoffmann** und **Campe** in **Hamburg** sind ferner erschienen:

Gutzkow, K., Briefe eines Narren an eine Narrin. 8. . . . . 1 ℳ 16 ß
— — Novellen. 2 Thle. . . . . 3 : — :
— — Oeffentliche Charactere. 8. . . . 1 : 16 :
— — Zur Philosophie der Geschichte 8. 1 : 16 :
— — Seraphine. Ein Roman. 8. . . 1 : 16 :
— — Götter, Helden, Don-Quixote. Bestimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche. 8. . . 2 : — :
— — Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verständniß des Görres'schen Athanasius. 8. . . . . — : 12 :
Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bde. 8. 1832. . . . . 2 : 16 :
— — Gerzona. Bilder aus dem franz. Mittelalter. 2 Bde. 8. 1833. . 2 : — :
— — Graf Lewzinski. Polnische Novelle. 8. 1832. . . . . — : 18 :
— — Prjebrachi. Der russische Polizeispion. 8. 1832. . . . . 1 : 12 :
— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. 1831. — : 16 :
— — Novellen. 3 Bde. 8. 1831—1833. à 1 ℳ 12 ß. . . . . 4 : 12 :
Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der 128. Nebst Briefen an und von Friedrich Wilhelm III. König von Preußen. 2 Bde. 3 : — :
Oedina, Dr. J. F. W., Album für Freunde Helgolands. 8. 1836. Nebst einem Atlas in Querfolio von 10 Ansichten und 1 Karte. Schwarz. . 4 : — :
Pfeilburg, L., Aesthetische Feldzüge. 8. . 1 : 16 :
— — Holland in den Jahren 1831. u. 1832. 2 Thle. 8. . . . . 2 : 16 :
— — Wanderungen durch d. Thierkreis. 8. 1 : 12 :
— — Tagebuch v. Helgeland. 8. . . 1 : 8 :

# König Saul.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von

Karl Gutzkow.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe
1839.

iſt eines von jenen Räthſeln, welches vielleicht genügend nur durch Oeſterreichs conſervatives Syſtem gelöſt wird.

Die Verwaltung des Herrn von Holbein iſt vielfach getadelt worden und wie mir ſcheint, mit großem Unrecht. Es laſſen ſich ihm vielleicht Fehler und Mißgriffe nachweiſen, aber man ſollte dies immer nur dann thun, wenn man zuvörderſt gegen ſeine Verdienſte gerecht war. Holbein bekam das Burgtheater in einem, was die Finanzen anlangt, lüderlichen und verwilderten Zuſtande. Man bilde ſich doch nicht ein, daß dieſer Anſtalt eine ökonomiſche Reform gleichgültig war! Der Zuſchuß, den der Hof zahlt, iſt ſehr unbedeutend. Er ſteht in keinem Verhältniß zur Würde des Kaiſerſtaates, in keinem Verhältniß zu der Ueberzahl von Anſprüchen, die der Hof mit ſeiner läſtigen Cenſur, mit ſeiner Etikette, mit ſeinen Hunderten von Freibillets an eine Anſtalt macht, die allein das Publikum erhält. Wie nun, wenn man dies theuerwerthe, herrliche Inſtitut einem Pächter im Geſchmacke der HH. Balochino und Merelli übergeben hätte? Holbein hat durch ſeinen geregelten Geſchäftsgang, durch ſeine berechnende Oekonomie, vielleicht auch durch die Gunſt mancher Zufälle die Anſtalt vor dieſem Unglück bewahrt und darin kein Verdienſt ſehen wollen iſt undankbar und kurzſichtig.

Die Neulinge, die Herr von Holbein in das lückenhafte und alternde Perſonal einführte, gefielen nicht. Aber ſind ſie auf Lebenszeit engagirt? Wer ſich nicht einſpielt, wird ausgeſpielt. Es werden andere kommen: vielleicht gefallen ſie beſſer. Seid nicht zu wähleriſch, nicht zu ſtreng, Eure beſten Mitglieder haben ſich erſt nach und nach Eure Gunſt erringen können! Im Repertoir ſind' ich Abwechſelung genug. Das Beſte, was die Direktion geben möchte, verbietet

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leipzig, gedruckt bei Ph. Reclam jun.

# Perſonen.

König Saul.
Jonathan, Michal } ſeine Kinder.
Abner, ſein Feldhauptmann.
Samuel, Hoherprieſter.
David, am Hofe Sauls.
König Achis von Gath.
Zeruja, ſeine Tochter.
Aſtaroth, Flach, Oberflach, } Philiſterfürſten.
Sauls, Davids } Waffenträger.
Ein Tempeldiener.
Ein Offizier.
Ein Trabant.
Aſtaroths Waffenträger.
Eine Hexe.
Ein Bote.
Zwei Krieger.
Zwei Krieger aus Davids Gefolge.
Geſandte, Krieger und Prieſter.

# Erſter Akt.

## Erſte Scene.

Ein dunkler, nur von einer Lampe erhellter Saal. Im Hintergrund eine Gallerie, durch welche allmählig die Morgendämmerung hereinſcheint.

**Zwei Wachen,** darauf **Offizier.**

Erſte Wache.

Die dritte Stunde rufe's vom Thurm.

Zweite Wache.

Die Sonne
Macht ſich ſchon auf.

Erſte.

Noch eben ſah ich drüben
Den König durch den linken Seitenflügel
Nachtwandeln.

Zweite.

Ja, man glaubt, er schliefe wachend.

Erste.

Das glaub' ich nicht; denn wehe dem, der ihm
Auf seinen nächtlich irren Fahrten je
Begegnet! Manchen schlug er nieder, der,
Wenn um die Eck' er schleicht, nicht schnell entfloh.
Er ächzt die Treppen auf und ab, und stößt
Wehklagen aus, die Niemand deuten kann!

Zweite.

Die Großen, mein' ich, sterben schwer.

Erste.

Still!

Zweite.

Gibts was?

Offizier (schnell auftretend).

Der König kömmt! Fort, fort! Dort drüben hin!

(Er drängt sie beide fort.)

## Zweite Scene.

Saul (tritt verſtört im Nachtkleide auf).

Saul.

Ich kann nicht ſchlafen — Träume, die des Leibs
Erquickung ſollten ſein, ermüden mich —
Ein frecher Zaubergeiſt umgaukelt ſie
Mit Bildern, denen nur des Mannes Hirn
Als guten Freunden ſich vertrauen kann.
Ringsum aus häßlichen Gefpenſtermasken
Neckt trügeriſch der ungebetne Gaſt,
Der wie ein knurrend Thier bald in der Ecke,
Bald wie ein Alp auf meinem Herzen liegt.
O Saul, wo iſt der Tag, da im Gebirge
Von Ephraim der Hirtenknabe ſchlief,
Von Bienen und von Engeln Gottes nur
Umſchwärmt: als Samuel, der Prieſter —
Ich weiß nicht, lebt er oder iſt er todt —
Auf ſeines Hauſes Dache, angeglänzt
Vom Morgenſonnenſtrahl, das Knabenhaupt
Mit ſalbte mit dem heil'gen Oel! Gift ward
Das Oel; es wuchſen Schlangen draus, die ringelnd

Um meinen Leib, dem Herzen kaum zur Klage
Noch Athem laſſen. — Und was ringt nicht Alles
In mir nach Luft! Lahm wird mein Schwert, die Krone
Iſt wie ein Dornenreif, ein Kerker eher
Scheint mein Palaſt, die Diener ſind wie Wächter;
Was ich befehle, wird belächelt, überall
Erblick ich eine Hand, die meinen Willen,
Wie einem Pfeil die Spitz' im Fluge biegt.
Und gleich als wär' ich bei lebend'gem Leibe
Schon eine Leiche, theilt man meine Erbſchaft,
Setzt einen Sarg vor meine Thür und einen Knaben,
Dem heimlich ſie die Stirne ſalbten, drauf,
Daß er mit falſchen Thränen und mit Klimpern
Auf ſeiner Harfe mir das Gradlied ſänge!
Da wird gebuhlt mit Tugend und erlogner
Hochachtung, mit Geduld und mit geſenkten
Demüth'gen Augenliedern; ja es heißt:
Ach, lebte hundert Jahre noch mein Herr
Und ſchaukelte auf ſeinen Knien Kind
Und Kindeskind und ſähe noch, wie Israel
Im Schatten ſeiner Herrlichkeit gedeihe!

Ich kenn' die Mischung — es ist Priestergift,
Das man in Bechern nicht, nein mit dem Kelch
Der Augen, mit der hohlen Freundschaftshand
Gleichwie aus heiligen Gefäßen reicht!
So wie die Lampe dorten überflüssig
Noch brennt, indeß die Sonne schon den Rand
Des Horizontes küßt, steh' ich ein Rest,
Nicht aufgeräumt vom Mahle geistern, da —
Und muß der eignen Tochter heut die Schlange,
Die ich im Busen nährt', als Eheweib
Vermählen. — (Sinnend und grübelnd) Doch vielleicht
gelang mein Plan —
Von funfzig Feinden mußte David erst
Das Panzerhemd erbeuten, ehe Michal
Sein Weib wird — Alles still noch — ha, vielleicht
Frißt er im Sande Hochzeitskuchen — und
Ein Haufen Steine ist sein Braut'gamsrock.

## Dritte Scene.

Samuel tritt durch die hintere Gallerie auf und hält ſich während der ganzen Scene in der magiſchen Beleuchtung der Morgenſonne). Saul.

Samuel.

Du irrſt! Den böſen Anſchlag ſtrafte Gott
Durch zweimal fünfzig Eiſenkleider, die
Als Morgengab' er Michal bringen wird!

Saul.

Biſt Du ſein Geiſt, biſt Samuel Du ſelbſt?

Samuel.

Ich bin die Hand des Herrn, die Dich geſalbt;
Ich bin die Hand des Herrn, die Dich verflucht.

Saul.

Du fluchſt und ſegneſt, wie es Dir gefällt!
An einem unſichtbaren Seile läßt
Du Deine Königskronen wie ein Spielwerk
Von einem Kopf zum andern tanzen. Fluchen
Wird Gott des Prieſters Hand, die aus dem Schmuck
Der Majeſtät ein bloßes Mährchen machte,
Zu dem ſie ſich den Schlüſſel rückbehielt.

Samuel.

Ein blinder Löwe, der verspottet wird.
Kann der noch König sein? Verflogen ist
In Deinem Haar der Duft der Salbung, seit
Ein Geist der Mitternacht Dich wirr umkreis't.
Längst hat der Herr die Stirne Dir gezeichnet!

Saul.

Was ist Jehovas Zorn? des Priesters Zorn,
Dem erst das Volk die Krone abgetrotzt,
Und dem sie dann in seiner magern Hand
Ein Stecken sollte sein. Der Stecken wuchs
Ihm aber aus der Hand heraus zum Baum,
Der seine Zweige stolz zum Himmel streckt.

Samuel.

Bis ihn des Herren Blitzstrahl fällen wird.

Saul.

Ha! Durch ein klein Insekt nur wird er sterben,
Das in die Berk' als Ei man ihm gelegt,
Sein Mark, sein Hirnsmark ihm auszufressen.
Ich weiß wer mich verdrängen soll. Seitdem

ihr die Censur. Dabei sind' ich nicht, daß Herr von Holbein furchtsam ist. Sein Fehler ist der: er vertraut vielleicht zu sehr auf die Zeit. Er macht sich zu wenig daraus, dieselbe Sache, die heute abgeschlagen wird, in einem halben Jahre wieder in Erinnerung zu bringen, aber es ist doch besser, als wenn er sie ganz fallen läßt oder als wenn ein in österreichischen Verhältnissen großgezogener Beamter auf diesem Platze kaum die Verantwortlichkeit fühlen würde, die das Burgtheater vor dem gesammten Deutschland hat. Herr von Holbein hat die Tantième durchgesetzt. Die Minister bewilligten sie, weil sie glaubten, Geldgewinn würde die Dramatiker reizen, „harmlose" Stücke zu schreiben; aber die Aristokratie, die Abonnenten verwünschen Herrn von Holbein, weil im Prinzip der Tantième häufige Wiederholungen liegen. Endlich ist es wahr, daß es besser wäre, manche neuere Tendenzdramen blieben auf dem Burgtheater, statt daß sie verstümmelt gegeben werden, lieber ganz unaufgeführt. Aber in Herrn von Holbein's Wunsch, daß keine neuere dramatische Erscheinung, besonders wenn sie im übrigen, im freien Deutschland Aufsehen macht, am Burgtheater vorüberginge, seh' ich doch eher etwas Anerkennenswerthes, als etwas Tadelhaftes.

Der neue Chef des Herrn von Holbein, Graf Dietrichstein, hat die Verwaltung des Hofburgtheaters mit der unverholenen Andeutung angetreten, daß er das System des Herrn von Holbein nicht billige. Graf Dietrichstein ist ein sehr unterrichteter, ein sehr geistreicher Herr, aber er haßt die neuern dramatischen Entwickelungen. Er hofft die Talente der Dichter sowohl wie den Geschmack des Publikums wieder auf jene Zeit zurücklenken zu können, als Zedlitz und

Ich, wie Du predigst, böse bin, aß ich
Vom Baum der Schlange Aepfel der Erkenntniß.

**Samuel.**

Was Du erkennst, ist Deines Argwohns Frucht.
Wer unrein essen will, dem ist zu blank
Ein jedes Messer. So Tyrannenart
Ist das, in eignen Uebermuthes Folgen,
Wie sie die Ordnung der Natur verlangt,
Den bösen Anschlag Anderer zu sehn!

**Saul.**

Und Priesterart, Tyrannen die zu nennen,
Die mit dem Scepter nicht wie an der Krücke
Feig bettelnd schleichen. Weißt Du, wer ich bin?
Ein Kriegsmann, früh gewöhnt, von meinen Heerden
Den Wolf mit eigner Hand zu jagen, Feldherr,
Der schnell im Siege, auch im Beten schnell,
Am Knauf des Schwerts die Händ' zusammenfaltend,
Mit einem kurzen Blick gen Himmel Gott
Um seinen Beistand in den Schlachten bittet.
Womit ich Euch verletzt; ich weiß es wohl.
Altäre baut' ich nicht, ich gab den Priestern

Nicht sattsam Opfer, brauchte meine Beute
Für die, die sie gemacht, zum Lohn des Kriegers
Nach heißem Tag! Für Wittwen, Waisen, die
Man nicht mit leeren Händen trösten kann.

Samuel.

Ich laß Dir gern die Nahrung Deiner Habsucht!
Doch statt die Heiden zu vernichten, ihre Sitte
Der Erde gleich zu machen und die Schlange,
Die uns umringelt, köpflings zu zertreten:
Verhandelst Du mit ihr, kaufst ihr den Balg,
Den sie gehäutet, ab, bist mit Tributen,
Mit Friedensschlüssen und geschriebenen
Artikeln hochzufrieden, treibst den Krieg
Nur um der Fehde, nicht um Gottes Willen.

Saul.

So schicke mir von Rama Deine Kutten,
Die schwarzen Priester, als Würgengel zu.
Dem Krieger stehet Kampf nur an, nicht Mord,
Nicht blut'ge Metzelei; wir achten den,
Der wehrlos, in die Knie gesunken, bittet,
Daß ihn des Siegers Großmuth schone! Ja

Es liegt in Schwertern, die im Kampf ſich meſſen,
Im Funken, der dem heißen Stahl enthüpft,
Ein geiſterhaftes Band, ein ſtilles Werben
Um Freundſchaft, wenn beſiegt der Eine weicht.
Was kennt ein Prieſter von dem ſtolzen Herz,
Das eines tapfern Mannes Buſen ſchwellt!

Samuel.

Die Waffen gab Dir Gott; der Prieſter Andacht
Erflehte Dir den Sieg: Du möchteſt gern
Den Krieg zu einem Handwerk machen, gleich
Der Katze, wenn ſie Mäuſe fängt und ſich
Am Haſchen mehr als an dem Fraß erfreut!

Saul.

Krieg ſtählt des Volkes Kraft; Dein Friede riecht
Nach Opferduft und Prieſtern nur und macht mit
Singen,
Mit Klingeln, Beten, Faſten, Wallfahrtgehen
Das Volk nur dumm!

Samuel.

Dies Volk iſt Gottes Volk.

Ich bin in ſichtlicher Verkörperung
Der Stellvertreter Gottes; Du nur biſt
Die eine Hand, die meinen Willen thut!
Von wannen kam Dein weltlich Regiment?
Beauftragt biſt Du nur, nicht ſelbſtberechtigt,
Dein Herrſchen kömmt und geht. Den Königszehnten,
Die eitle Pracht der Krone, Irdiſches,
Beſitz von Gütern; ſolches gab der Herr
Den Königen und Kaiſern; uns jedoch,
Den Prieſtern, gab er die Gewiſſen, gab
Die Opfer, gab die Ehe, alle Weihen
Zur höhern Ordnung aller Ding', die Pforten,
Die ſich zum Himmel, die zur Hölle öffnen!
Und weil Du ändern wollteſt an dem Lauf
Der uralt göttlichen Geheimniſſe
Und Schwertesrecht an Gottesrecht geſetzt:
Zerriß der Herr den Pact, den er mit Dir
Einſt ſchloß und läßt auf eines Andern Haupt
Nun wieder — leider! — ſeine Salbung duften.

Saul.

Du ſprichſt von David —

Samuel.

Forſche nicht! Ein Blinder,
Kannſt Du nichts ſehn . . .

Saul.

Doch meine Geiſter ſind
Nicht blind. Ich weiß, wer mich umſchnuppert, wer
An mir Gerüche der Verweſung ſucht —
Den habt Ihr Prieſter gut Euch ausgewählt!
Ein glatter Burſche, immer roth die Wangen,
Und fußlich wie ein Mädchen; hei, wie wird
Nach ſeinem Saitenſpiel die Kleciſey
Dereinſt um Gottes Bundeslade hüpfen!

Samuel.

Und dennoch kennt man einen böſen Gaſt,
Der nächtlich, wenn mit ſel'gem Frieden
Die ganze Welt in ihrem Gotte ruht,
Nicht ſchlafen kann und ſich den Harfenſpieler
An ſeine Lagerſtätte ruft und Tönen,
Von eines Knaben Hand geſchlagen, lauſcht.
Wie krümmt ſich da der Dämon in der Bruſt,
Und ächzt und duckt ſich wimmernd, kreiſcht und weint,

Und kann nicht leben, kann nicht ſterben, weil
Die heilige Muſik ihm möchte ſchier
Die Eingeweid im Leib zerreißen!

Saul.

Pfaffe!

(Springt auf Samuel zu und reißt ihm den Oberrock ab, den er in der Hand behält.)

Samuel (ergrimmt).

So wie das Kleid Du mir vom Leib geriſſen,
So trennt ſich ewig Juda, Israel
Von Deinem gottverfluchten Haupte jetzt!
Die Krone fällt Dir in den Koth und rollt
Die Straß entlang. Auf Israel! Erwach
Und lauf der feilen Königskrone nach!

(Hinter der Scene ein Trommelwirbel. Samuel flieht vor Saul, der ihm verfolgt. Verwandlung.)

## Vierte Scene.

Heller, freier Platz.

Ein Trupp Krieger tritt auf und trägt im Vordergrunde einen Haufen erbeuteter Waffen zusammen.

### Zwei Krieger.

Erſter.

Das iſt ein hartes Hochzeitsbett, das ſich
Der Hauptmann erſt zuſammenleſen mußte!

Zweiter.

Und allerwegen iſt's auch Sitte ſonſt,
Daß von der Braut die Betten kommen!

Erſter (vertraulich).

Ja,
Auf Roſen hätt' ihn ohnehin auch Saul
Wohl nicht gebettet!

Zweiter.

David lacht dazu
Und ſagt: Es ſtünde jedem Manne an,

Daß er der Braut erſt vom Philiſter etwas
Als Morgengabe bringt.

Erſter.

Da kömmt er her!

Zweiter.

Mit ihm der Prinz. Der Vater ſieht es nicht.
(Treten zurück.)

## Fünfte Scene.

David. Jonathan (den Arm auf David's Schulter lehnend). Die Krieger.

Jonathan.

So hat Dich Gott beſchützt, mein theurer Bruder!
Da liegen ſie die neuen Ehrenzeichen
Des jungen Ruhmes, der Dich ſchmückt Ach,
Michal
Durchweinte dieſe Nacht und ich war ſelber
Recht ohne Troſt!

David.

Und Saul?

Jonathan.

Er hat geahnt,
Mein theurer Freund, daß Du den Lorbeer, hing' er
Auch noch ſo hoch, ſtets pflücken würdeſt. Finſter
Saß er mit uns zuſammen geſtern Nacht
Im großen Saal und ſpühlte ſeinen Zorn
In vielen Bechern Weins hinunter, fluchte
Und ſchwur, ſich hoch vermeſſend, warf die Becher,
Wenn ſie geleert, den Tiſch entlang und ſprach
Mit ſeinem finſtern Geiſt, der ihn ſo ſchien
Zu quälen, wie noch nie. Die Nacht hernach
Soll er den Pallaſt auf und abgeirret,
Soll in das Aug', wie uns vor Schmerz, ſo ihm
Vor Zorn kein Schlaf gekommen ſein.

David.

Ich lag
Derweil im Hinterhalt und traf, als hätte
Sie Gott gezählt, zweimal fünfzig Mann,
Von denen nicht einmal ein Boe' entkam.
Ach, Bruder, laß die Grillen! Sieh, die Sonne
Begrüßt den langerſehnten Ehrentag

Mit heiterm und erhabnem Lächeln! Iſt
Denn Michal nicht ſo vieler Mühen werth?
Schätzt man doch höher nur, was man ſich ſelbſt
Mit Fährlichkeit errungen hat!

Jonathan.

Du biſt
Ein Dichter, David; kannſt mit Sonnenſtrahlen
Dir jede Luft, ja ſelbſt den Schmerz vergolden!
Du zauberſt Dir ein himmliſch Ideal,
Zu dem Du fliegſt mit kühnen Adlerſchwingen!
Du hängſt Die Deine Welt mit Teppichen,
Die ſelbſt die Trauer bunt bedecken, aus!
Dir dienen Freud' und Leid zu einem Zweck,
Der Poeſie Juwelen drein zu faſſen;
Doch wir!

David.

Nein, Jonathan, Du ſiehſt zu ſchwarz!

Jonathan.

Ich ſehe nur, was kommen muß und was
Schon über Wolken, die ſich dunkeln, wallt!
O wär' es Deine Liebe nur zu Michal,

Grillparzer unter ſeinen Auſpizien für das Burgtheater ſchrieben. Allen Dank dem Herrn Grafen Dietrichſtein, wenn es ihm gelänge, zwei ſo ausgezeichnete Dichter von ihrer Gleichgültigkeit für die Bühne zu heilen und mit dem Zauberſtabe ſeiner hohen Protektion die verborgenen Schätze derſelben zu heben. In Wien werden übrigens täglich genug Trauerſpiele in dieſem Geiſte geſchrieben. An Trochäen und Jamben iſt dort kein Mangel. Ich zweifle nicht, daß ſich ſogar im übrigen Deutſchland Stücke auffinden laſſen, welche ſich nicht mit Königen, nicht mit Miniſtern, nicht mit der Geſchichte und ihren Tendenzen, ſondern mit Donna Clara's Liebe zu Don Aſtolfo beſchäftigen und von ihrem rührenden Geſchicke unter blühenden Mandelbäumen handeln. Wir wünſchen bei dieſer Geſchmacksrichtung dem Publikum recht viel Unterhaltung, den Schauſpielern gute Rollen und der Kaſſe die beſten Einnahmen.

Soviel von Wiens artiſtiſcher Welt. Die literariſche fand ich in einer eigenthümlichen Aufregung. Seit Wochen harrte man auf das Ergebniß einer Petition, welche von faſt ſämmtlichen literariſchen Notabilitäten Wiens um Milderung der Cenſur den höchſten Behörden vorgelegt war. Dieſer Schritt war mit einer ſo erfreulichen Uebereinſtimmung gewagt, in ſo ſchönem Gleichtakte ausgeführt worden, daß dadurch die literariſchen Kräfte Wiens beinahe den Anſchein eines geregelten und organiſchen Bewußtſeins ihrer Gliederung bekamen und ſich hier viel mehr Einheit, Zuſammenhang und faſt möcht' ich ſagen, erlaubte Collegialität zeigte, als man bei uns in Leipzig oder Berlin findet. Die nach gleichem Ziele Strebenden ſchließen ſich, von gleichen Hinderniſſen bedrängt, an einander an. Man findet hier mehr Freund-

Die, endlich mit Erfolg gekrönt, dem Streit
Ein Ende machte! Nein, Du ſelber, David,
Weißt, was noch Alles in Erfüllung gehen,
Was für ein Räthſel ſich noch löſen ſoll!
Die Kirche ſalbte Dich?

David.

Mein Bruder, laß!

Jonathan.

Nein, David, nein, es liegt ein tief Geheimniß
In Deiner Bruſt; ich weiß es — weiß auch, was
Du leideſt, Freund — da man den Willen Dir
Gefangen nahm und in ein Herz voll Liebe
Den Haß und Künſte der — o zürne nicht —
Verſtellung ſenkte . . . ja; Du biſt geſalbt —

David.

Mein Bruder, iſt nicht Jedermann geſalbt,
Der je in einer heil'gen Stund' Etwas
Ob ſeinem Haupt wie Gotteshand geſpürt?
Sind Jungfrau'n nicht geſalbt, wenn immerdar
Um ihre unſchuldsvolle Schläfe ſcheint
Ein Engel an dem Myrthenkranz zu weben?

Sind's Greise nicht, wenn ihre Silberlocken
Ein rührend Bild vom Winter und vom Tod
Der Leidenschaften geben; Knaben nicht,
Die mitten in Gefahr, beim Spiel, am Abgrund,
Wo schon die Mutter kreischend Hülfe ruft,
Von einer Gotteshand ergriffen werden?

Jonathan.

Nein, Du entgehst mir nicht! Was alle Welt
Sich sagt, die Kirche so geflissentlich
Sucht auszubreiten und Du selbst nur weigerst
Einzugestehen; ich nehm' es für gewiß
Und freue mich des Opfers, das dem Freunde
Ich mit Entsagung bringen kann. Die Krone
Wird Dein; denn wem die Kraft ist, dem sei auch
Die Herrlichkeit!

David.

Du quälst mich! Nimmermehr!

Jonathan.

O laß es, Bruder; dächte so, wie ich
Mein Vater auch! — Ich denke mir, es muß
So Menschen geben, die in schönen Bildern,

In herrlichen Gestalten Alles, was
Die minder Gottbegabten ahnen, fühlen,
Was unbewußt in ihrem Busen schlummert,
Ans Licht des Tages bringen, groß und schön,
Und stolz vom Sonnenlicht beschienen; Menschen,
Die mit Bewußtsein ihres Daseins Meister
Und Künstler in der Kunst des Lebens sind!
Die müssen uns wie die Gestirne leuchten,
Wegweiser sein auf dunklem Meer, müssen
Dem Himmel gegenüber in der Erde Namen
Zusammenfassen, was vom Menschengeist
Vor Gott nicht gänzlich zu erröthen braucht!

David.

Dich reißt Dein treues Herz zur Schwärmerei!
Die Freundschaft drückt wohl gern die Augen zu;
Doch schmeicheln soll sie nicht!

Jonathan.

Der König kommt!

Trompeten.

## Sechste Scene.

Saul. Michal. Abner. Gefolge. Die Vorigen.

Saul (ſchon im Hintergrunde).

Wo iſt mein Sohn? (vorn) Sei mir willkommen,

David!

(Dem Hauen Waffen entblickend.)

Der Teufelskerl, was führet er für 'ne Klinge!

Wir ſchlafen und Der baut ſich Monumente.

Als wenn's zum Tanze mit der Fidel wär',

So kratzt er auf Philiſtervolk herum!

(Michal und David, die aute Laune des Vaters hörend, umarmen ſich in die Arme.)

Nun ſind wir quitt. Der Eigenſinn des Alten —

So flüſtern ſie — hat ſeinen Willen jetzt,

Jetzt kömmt die Reihe an uns junges Volk!

David.

So bin ich endlich denn am Ziele längſt

Erträumten Glückes?

Michal.

Und Segen ſpricht mein Vater

Dem Bunde, den der Tod nur trennen wird?

Jonathan.

Des Vaters Herz neigt ſich dem theuern Bruder
Mit Liebe zu, ſo daß ein doppelt Band
Ihn nun an meine Freundſchaft feſſelt!

Saul.

Biſt
Du auch, Prinz Ueberflüſſig, da! das lagert
Sich all herum um Einen — kann man weichen,
Wenn man bei jedem Schritt — ſie ſagens ja —
Ein Herz zertritt! — Kos't, machet Euch, vermiſcht
Euch alle drei in Eines, mache Muſik,
Und tanzt und treibt dreitauſend Teufel aus!
Ich will nichts hindern; bin zwar alt und ſtreng,
Doch ohne Liebe nicht und trink', zu Haus
Bei Gott! auf Euer Wohl 'nen Becher mehr.

Michal.

Wie gütig kannſt Du ſein . . .

Saul.

So — kannſt Du ſein!
Ich bin's auch — und nun hier kein Fiſelkanz
Von Seufzern und Allegorien gemacht!

Wär' Alles nur im Reiche so, wie's Herzen wohlthut,
Wir glotzten uns nicht so verwundert an!
Und was die kleine (vertraulich) Waffenprobe anbetrifft,
So nimm das nicht zu ernst, mein Sohn! Sie
sollte
Nur so ein Gleichniß sein, wie's in der Ehe
Oft bunt und sauer geht und überhaupt
Wie man nicht immerdar auf seinem Knie
Mit kleinen Kindern Reuters spielen kann.
Es war kein Arg dabei, mein Sohn!
(Giebt David die Hand.)

Abner (stottend).

Es war
Nur so'n Versuch —

Saul.

Still, Abner! Nicht gestört!
Mein Herz ist heiter, meine Stirne frei;
Ich will, daß Alles heut vergessen sei!

David.

So soll Ihr Freude an dem Eidam haben!

Ein Eidam, theurer König, iſt ein Vogel,
Der ſich in einem fremden Baume niſtet.
Aus weiter Fremde kommt er oft gezogen
Und ſingt und zwitſchert in dem alten Stamm,
Der ſäuſelnd mit neugierigen Blättern lauſcht;
Erzählt ihm von der Heimath, ſeinen Eltern,
Von ſeiner Jugend, ſeinen Lehrern, führt
Die Tugenden und kleinen Fehler auf,
Die ihm ſchon früh ſein eigen Weſen gaben.
In langen Nächten unterhält er ſo
Den alten Baum und wird dem neuen Kreiſe,
In dem er ſich vermählte, lieb und werth.

Michal.

Und ſelbſt das eigne Kind bekömmt den Eltern
Ein neues Anſehn; reicher, voller blüht
Ihr Gutes an ihr auf und was man oft
Vergebens an ihr rügte, ſchwindet plötzlich.
In Liebe erſt erwacht, was Alles todt
Bisher im Mädchenherzen ſchlummerte.
Sie giebt uns Muth, giebt Witz, Erfahrung, giebt
Ein durch ſich ſelbſt getragenes Gefühl

Von dem, was man vermag mit ernſtem Willen —
So wirſt Du Freud' erleben an uns beiden.

Saul.

Nein — ſo mir Gott! Ich bin nicht bös — Ich hätte
In Winternächten gern ſolch trautes Leben
Um mich herum — ich — ich — für mich —

Abner.

Die Kirche
Wird dieſe ſchöne Eintracht ſegnen —

Saul.

Abner,
Sitzt denn der Teufel immer Dir im Nacken?

Jonathan (mit einem Seitenblick auf Abner).

O lieſeſt Du von Deiner Seite Menſchen
Doch treten, die am Hader Freude haben!
Sie ſäen nur das Unkraut, das zuweilen
Dein edler Theil im Herzen überwuchert.
An David gieb die Ehren, die die Andern
Zum Schimpf der Krone tragen; David führt

Das Schwert nicht nur, wie Keiner je zuvor,
Es möchte selbst im Ordnen einer Schlacht
Wohl schwerlich seines Gleichen geben . . .

Saul.

Singt

Man's doch auf allen Gassen —

David.

Und in Tönen,
Die wie Beschämung klingen. Was ich that,
That immer nur des Augenblickes Weihe,
Die plötzliche Erregung eines Geists
Von Oben; denn wer't eher furchtsam bin ich!

Michal.

Mein theurer Freund, bedecke Deinen Werth
Nicht mit dem Schleier der Bescheidenheit!
Der Ein' ist tapfer, las ich oft in Büchern,
Durch trotz'gen Leidesübermuth, der Andre
Durch ein begeisterndes Gefühl der Würde
Und ernstes Sinnen über Mannesadel!

Jonathan.

So wie die Jungfrau, wenn ſie recht im Dufte
Der Unſchuld blüht, nicht weiß, was Unſchuld iſt,
So iſt auch Deine Tapferkeit.

Abner (vertraulich und ſpottend zu Saul).

Nicht wahr,
Ein Gleiches ſprach auch Samuel, als wir
Den ſteh'nden Heerbann ſchaffen wollten — Lanzen
Zu ſchwingen, lerne man im Spiel; es ſei
Die Tapferkeit die Frucht nur der Gefahr;
Ein jeder ſchlüge ſich, wenn man ihn drängt:
Im Frieden ſoll der Krieger Gerſte ziehen
Und hinterm Pfluge das Commando lernen . . .

Saul.

Ha, ha, das iſt die Art der Kirche; immer
Holt ſie aus göttlichen Geſetzen her,
Was ihres Vortheils iſt.

David.

Mein Vater, höhnet
Die Kirche nicht, die Alles faſt erſchaffen,
Deß Israel ſich freut! Sie gab Geſittung,

ſchaft, mehr wechſelſeitige Achtung und Schonung als bei uns. Der große Raum des Wirkens verhindert, daß der Eigennutz ſich überall auf die Füße tritt. Man ſpricht mit Theilnahme von den Lorbeern, die etwa auch Andern blühen könnten und ordnet ſich mit Liebe dem größeren Verdienſt unter. Die fachwiſſenſchaftliche Gelehrſamkeit nimmt gegen die ſchöne Literatur keinen hohen Ton an oder ſpreizt ſich dünkelhaft gegen ſogenannte „Belletriſtik.“ Ich will nicht ſagen, daß dieſe edlere Phyſiognomie der hieſigen Literatur durchgängig aus einem Gefühle der Kraft entſteht. Im Gegentheil. Es fehlen für die tüchtigſten Beſtrebungen Anlehnungen und Mittelpunkte. Hier in Wien, wo man nur Werth hat durch ſeine Geburt, bemerkt man nirgends, daß irgend eine bedeutende intellektuelle Kraft, etwa wie in Berlin Alexander von Humboldt, einen Ausſchlag geben, ein Gewicht in die Waagſchale der öffentlichen Meinung legen könnte. Die Ariſtokratie empfängt und die Wiſſenſchaft ſteht im Vorzimmer. Glücklicherweiſe hat die Muſe ihre Launen und wählt ſich ihre Lieblinge ſelbſt. Der Patriarch Pyrker, ein geiſtreicher Sohn des berühmten Feldmarſchalls Fürſten Schwarzenberg, ein Neffe des Bundestagsgeſandten von Münch-Bellinghauſen, der Graf Auerſperg vertreten in den höheren Kreiſen die Literatur und der freundliche, gefällige Hammer-Purgſtall bildet für die verſchiedenartigſten wiſſenſchaftlichſten und künſtleriſchen Beſtrebungen einen Mittelpunkt. Viel weiter aber in die „Geſellſchaft“ dringt die Literatur nicht. Die Stelldicheins des Geiſtes finden nur bei einigen wiſſenſchaftlichen Berühmtheiten und einigen reichen Kaufleuten ſtatt. Weßhalb hat der Fürſt Metternich die Akademie nicht in's Leben gerufen? Weil

Gab mildre Formen uns und hob das Antlitz,
Das wir dem Thiere gleich zur Erde neigten,
Empor zur Himmelswölbung; sie
Erschloß den Himmel und verlieh die Sterne
Uns auf dem Meer des Glaubens und der Zweifel
Als leuchtende Piloten! Ehrt die Kirche,
Die unsrer höhern Heimath Schlüssel trägt!

Jonathan.

Der Frömmste bin ich nicht; doch scheint es besser
Auch mir, man schüfe durch ein stehend Heer
Sich nicht ein Kriegsvolk, das im Frieden träge
Und übermüthig wird durch Müßiggang.

Saul.

Das laß Du mir, mein Sohn! Bin ich erst todt,
Dann werde Davids Waffenträger, werde
Sein Knabe, der ihm mag die Pfeile suchen,
So er zur Uebung auf dem Feld verschießt!

Jonathan.

Ein Ehrenamt, darf man's bei solchen Helden
Versehn — Er ist der erste Held der Welt.

Davids Gefährten.

Heil unserm Hauptmann!

Saul (auffahrend).

Hat Euch wer gefragt?
Seid Ihr bei Euern Weibern, daß Ihr Euch
Mit Selbstlob übermalt?

Michal.

Sie lieben ihn —

Saul.

Verlautes Knabenvolk! Das heckt zusammen
Streicht sich heraus, nennt sich Propheten gar
Und will die Gegenwart und Zukunft meistern!

Jonathan.

Ein neu Geschlecht steht vor dem Thor — und Lüge
Wird Manches werden, was jetzt Wahrheit scheint.

Saul.

Das lacht und stößt sich an und dünkt sich klüger,
Als Zeiten, die die größten Männer sahen!
Was wir geliebt, belächeln sie; was uns
Wie Tod verhaßt ist, lieben sie und sagen:

Es ändre ſich der Zeitgeſchmack! Ihr Knaben!
Noch leben Männer, die des Flaumes ſpotten,
Der noch an Euerm Kinn kein Meſſer ſah!

David.

Ich ſtaune, was Ihr düſtre Grillen all
Auf einen Klagepunkt ſo ſammeln könnt!

Saul.

Genug der Poſſe! Sprich mir nicht hinein
In meine Rede, Knabe! Grade Du
Biſt mir mit Deinem ſpitzen Ton verhaßt,
Mit dieſer reinen Kehle, die nie ſtockt
Und jeden Satz wie Offenbarung ſpricht!

Michal.

Wo iſt der linde Ton der Liebe, Vater,
Mit dem Du kaum verſöhnt der Herzen Bund
Zuſammengabſt?

Saul.

Ich trag' es nicht, ich kann
Es nicht, beim Teufel; kirren ſie mir erſt
Mein gutes Theil und ſtreicheln mir das Kinn,

Und ſprechen mir von meinem beſſern Selbſt.
Sie ſchneiden mir die vollen Mannesflocken
Wie Simſon ab und krauen mir im Kopf
Und lähmen meine Sehnen. Aber noch
Bin ich im Lande Herr und dulde nicht,
Daß Einer hier ſich gegen Andre mißt!
Ich, König Saul, ich bin, daß Ihr es wißt,
Ein alter, aber donnerſtarker Mann,
Der, wenn's gebricht, — (Er entreißt einem Waffenträger den Speer und ſchießt ihn nach David.)
noch Blitze ſchleudern kann!

Die Geharnischten Davids treten ſchnell ihn bedeckend hervor und legen die Hand an's Schwert. Spannende Gruppe. Vorhang fällt.

# Zweiter Akt.

## Erste Scene.

Im Hain von Rama. Dichter Wald. Im Hintergrund ein verfallener Tempel. Im Vorgrund hängt an einer Eiche ein großes Schwert.

Es erschallen hinter der Scene mehre heftige, schnell aufeinanderfolgende Metallschläge.

Ein Tempeldiener und ein Knabe treten aus dem Tempel.

**Tempeldiener.**

Lauf schnell! Nur wer um Hülfe fleht, schlägt so
Gewaltig an das Eisenthor!

(Der Knabe geht. Noch einige Schläge.)

Ich muß es
Doch gleich an Samuel melden!

(Geht in den Tempel zurück.)

## Zweite Scene.

David tritt eilig von der Seite herein und fällt aufs Knie.

David.

Großer Gott,
Hier kann ich raſten! Dieſe heil'gen Wipfel
Verbergen gnädig das geheßte Reh.
Das von dem Feld vor Todespfeilen fliehend
Im Mutterſchoß des Walds zuſammenknickt!
(Steht eine Weile. Erhebt ſich.)
In dieſen großen Schauern, dieſer Eichen
Uraltem Säuſeln, dieſer Gradesſtille
Iſt Gottes Lieblingsſitz — O träten die,
Die mich verfolgten, ein in dieſen Dom.
Wo mit erhabnem Schweigen Gott, der Herr,
Beredſam ſpricht, wie würde matt der Arm
Vom Griff des Schwerts, der Pfeil vom Bogen ſinken!
Hier glüht aus jedem Buſch des Herren Antlitz.
Der Wipfel zitternde Bewegung läßt
Den nahen Odem ſeines Mundes fühlen!
Hier Alles ſtill und gut — und draußen Jagd,
Verrath und Mord und tückiſche Verſtellung —

Und Michal, armes Weib, hat von dem Brautbett
Der eigne Vater seinen Eidam jagt!
Jetzt tritt erst Alles, was im Chaos sich
Der dräuenden Gefahr zusammenwirrte,
Der Folgereihe nach vor meinem Blick —
Der Wurf nach meinem Leben und dennoch
Das selige Vergessen der Gefahr
In Michals Armen — mitten in der Nacht
Der grause Mörderruf — der Fackelschein
Im Hof; die Waffen blitzend; sel'gen Träumen
Entrissen, stürz ich vom Altan des Hauses,
Verfolgt vom Lärm der bösen Meute, fliehe
Durch Gassen, Plätze, fliehe über's Feld
Die ganze Nacht, an Dornen blutig ritzend
Die Schenkel und die Hände, immer lauschend
Ob wo den Ruf der lärmenden Verfolger
Der Wind herüberträgt — hier find' ich Ruhe.
Hier schützen Deine Eichen mich, o Herr! ·
Dein Name sei gelobt in Ewigkeit!

## Dritte Scene.

Samuel tritt aus dem Tempel. David.

Samuel.

Sohn Iſai's!

David.

Dein Sohn, mein Herr und Meiſter!

Samuel.

Ich werd' im Sehen ſchwach, mein Kind: tritt näher!

David.

Nackt, Vater, hülflos ſteh' ich da vor Euch —

Samuel (bitter).

Ich weiß; nun willſt Du wieder Schafe hüthen.

David.

Ein Hirtenknab iſt reicher als ein Prinz.
Aus ſeiner hohlen Hand ſchmeckt ihm der Quell,
Der aus den Bergen rieſelt, beſſer als
Aus goldenen Pokalen Königswein.

Samuel.

Und wer rieth Dir, den Wein kredenzt zu nehmen
Von eines Königs Tochter — Warnt' ich längst
Dich nicht vor einem Kreis, der allzueng
Geworden, schmählich Dich erſticken mußte?

David.

Du meinſt, im Staate gilt die Liebe nicht —

Samuel.

Hier iſt nicht Staatsweisheit, hier ſind Gebote
Des ew'gen Gottes nur zu achten — Kind
Ein Weiſer iſt nicht klüger, als die Gemſen,
Die ganz von ſelbſt die gift'gen Kräuter meiden.
Du mußteſt, der Kirche Liebling, thun, wie dieſe,
Zuwartend nur in einer Ecke ſtehn
Und ſtill verfolgen, bis die Zeiten kommen,
Wo wir mit einem mächt'gen Griff den Fang
In beiden rieſenſtarken Fäuſten halten.
Du aber haſt Dich vorgedrängt, liebäugelnd
Mit Deines Feindes ſchlechtem Saamen, buhlend
Um Frauengunſt und mit dem Narren ſchmachtend,

Der Dich mit eines Weibes Neigung Freund
Benennt —

David.

Mein Vater, redet Gott aus Dir,
So beug ich mich in Demuth seinem Willen,
Doch hab ich immerdar geglaubt mit meiner
Verwormen Dichterphantaſie, der Himmel
Beglänze wohlgefällig jeden Blick,
Den man mit Liebe ſelbſt auf Feinde wirft!

Samuel.

Ein Andres iſt des Einzlen Herz, ein Andres
Ein Volk, das auf Dich ſieht und Deiner harret!
Wenn ſich in der Geſchichte immer nur
Nach Herzensdrang die Federn ſchnellen ſollten,
Dann hätte Moſes nimmermehr ſein Volk
Aus der Egypter Knechtſchaft heimgeführt,
Und Juda tanzt' am Fuß des Sinai
Um Aarons güldne Kälber noch! Nun ſtehſt Du,
Weil Du dem Licht rebelliſcher Gewalt
Zu nah gekommen, mit verſengten Flügeln

ſie die Idee des Herrn von Hammer war? Vielleicht. Jedenfalls aber auch deßhalb, weil eine Akademie in Wien der Intelligenz ein kleines Gegengewicht gegen die Ariſtokratie hätte geben können und dies wäre völlig gegen die Abſicht dieſer geiſtreichen Anomalie des neunzehnten Jahrhunderts, die man die Politik des Fürſten Metternich zu nennen pflegt.

Eine andre Lähmung des eigenen Kraftgefühls der hieſigen Literatur iſt jene rührende Abhängigkeit derſelben vom Urtheil des deutſchen „Auslandes". Das iſt die ſchmählichſte Conſequenz des hieſigen Bücherzwanges und des Cenſurdruckes. Die tüchtigſten Kräfte ſtehen hier nicht feſt auf ihren Füßen. Ihre Werke, mit der Firma Wien gedruckt, widern ſie ſelbſt an; Alles, was aus Oeſterreich kommt, ſcheint ihnen dem Untergange geweiht. Iſt das nicht rührend? Iſt das nicht eine fürchterliche Anklage der Männer, die Oeſterreich ſeit 1815 in einen Winkel der Geſchichte gedrückt haben? Es herrſcht in Wien mehr edle Hingebung an die Muſen als im übrigen Deutſchland. Die Talente haben mehr Schöpfungstrieb, ſelbſt mehr Erfindungsgabe, als bei uns, und doch geſtaltet, formt, erhält ſich nichts. In der Wiſſenſchaft gedeihen nur die von der Noth des Augenblicks gebotenen Naturwiſſenſchaften, in der Philoſophie etwas myſtiſche, im Schatten der Stephanskirche wuchernde Dialektik, in der Poeſie, mit einigen durchgedrungenen trefflichen Ausnahmen, viel herumfahrende zweck- und herrenloſe Dramatik und etwas zu ſehr in Bilderſaamen aufgeſchoſſene Lyrik.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, auf alle Einzelnheiten des Wiener Literatur- und Zeitſchriftenweſens einzugehen. Nur um zu zeigen, wie viel Einigkeit und Geſinnung unter

Verloren iſt die Frucht ſo vieler Jahre,
Die kaum ſich röthend an dem Baume hing —
Ich weiß, was Dir geſchah; was willſt Du thun?

David.

Die Augen ſchlag' ich nieder, nicht aus Furcht,
Und ſelbſt aus Scham nicht, weil ich wo gefehlt;
Nein, laß mich's offen ſagen — weil umſtrickt
Ich bin von einem Netz rathloſer Mittel
Und dunkler Ziele, weil ich ſelber wohl
Das Eine thu', indeß das Andre mir
Unſichtbar eine fremde Hand vorwegnimmt!

Samuel.

Fühlſt Du der Ehren, die ich Dir geſchenkt,
Dich nicht für werth?

David.

Ich fühls; ſie ſind dem Traum
Des Dichters, ſeinem Werthe nicht zu hoch;
Ich ſegne Deine Hand, die mir gegeben,
Was meiner würdig iſt; doch ſage ſelbſt,

Wie ſtünd' ich größer da, wenn ich ein Dichter
Auch meines Schickſals wäre, ſelber ſchüfe,
Was mir geheime, unbekannte Kräfte
Jetzt nur zu wahren, nur zu bergen geben!

Samuel.

Du ſchwacher Knabe glaubſt, es legte Gott,
Was ein Pallaſt an Größe werden ſoll,
Auf eine einz'ge Säule? Was der Herr
Mit Dir bezweckt, iſt mehr als eine Krone.
Was willſt Du thun?

David.

Mein kleines Fähnlein tapfrer
Aus allen Stämmen auserleſner Krieger
Kennt für den längſt vorausgeſeh'nen Fall,
Daß ich vom Hofe fliehe, einen Ort,
Wo wir bei Nacht uns wieder ſammeln werden.
Mit dieſer kleinen Schaar will in den Bergen
Ich raſten, ziehn von Thal zu Thal, die Schluchten
Und jeden Paß mit Wachen decken, friſten
Mit wildem Honig unſer Leben, bis

Den Dränger reut, was er gethan und wieder
In seine Nähe er mich rufen läßt.

Samuel.

So sollte der, den Gott zu seinem Liebling
Sich auserkohr, mit Furcht und Zittern kauern
In Bergeshöhlen, unter'm freien Himmel?
Und sollte lauschen, ob Tyrannenzorn
Vorübergeht, wie eines Trunk'nen Rausch?
Die Krone, nein, ist jetzt so hart gelegt
An Tisches Rand, daß, greifst Du schnell nicht zu,
Herab sie fällt, wer weiß, ob nicht in Trümmern!

David.

Was räthst Du mir?

Samuel.

So hör', die Kirche spricht:
Als einst die Schlang im Paradiese sich
Um der Erkenntniß Baum gewunden hatte,
Und Eva brach, was ihr verboten war,
Und Adam aß, was Eva pflückte; siehe!
Da sprach der Herr zur Schlange: Lügenthier,

Weil Du einmal zerſtört, was ich gepflanzt,
So will ich Deine Ernte doch verkleinern,
Will an dem höchſten Werth der Tugend mildern,
Was allzuſtreng, und Deine Saat ſo miſchen,
Daß manchmal Gutes draus erwachſen ſoll!
Da ſtrich der Herr die reine Tugend aus
Im Buch des Lebens, als ſeit Adams Fall
Den ſchwachen Menſchen nicht mehr ganz erſchwinglich.
Seitdem iſt es vor Gott erlaubt, zu Zwecken,
Die ſeines Namens Herrlichkeit berühren,
Sich ſchlangenkluger Mittel zu bedienen.
Nach Gath, zum König Achis, flieh! und harre,
Bis dort in Zufall oder Offenbarung
Dir Gottes Finger ſichtbar werden wird.
Die Heiden rüſten aller Orten ſich
Zum Streit. (Er nimmt das Schwert vom Baum.)
Hier nimm das Schwert des Hünen, den
Du einſt geſchlagen, Goliath! Was Du
Mit ihm vollbringſt, iſt freilich minder gut,
Als wär's die Waffe Melchiſedek's; doch
Die Stunde kömmt, wo man vor Gott ſich ſühnt
Und mit dem Böſen ſeinen Pakt zerreißt. (Ab.)

David.

Ich blicke ſchwindelnd auf dies roſt'ge Schwert —
Und folge, gleich als würd' es angezogen
Von einem Zauberſteine, blind und jach
Ihm in des Zufalls Nebelfernen nach! (Ab.)

Verwandlung.

## Vierte Scene.

Am Hofe des Königs Achis von Gath.
Ein Saal. Hinter der Scene ein Bankett mit Musik.
Kurz nach Beginn der Handlung schweigt die Musik.

Achis. Astaroth. Flach. Oberflach. Zeruja treten auf. Darauf Abner und Gesandte Sauls.

Achis.

Nur für ein leidig Staatsgeschäft, Ihr Gäste,
Den kleinen Augenblick! Dann geh'n wir wieder
Zu unsrer Lustbarkeit zurück.

Zeruja.

So laßt
Mich geh'n, die unter Euern Staatsgeschäften
Ein ebenso gequälter Fremdling ist,
Wie unter Euern Trinkgelagen!

Aſaroth.

Bleibt
Primeſſin; Frauennähe giebt das Maaß
Im Trinken und im Unterhandeln an!

Achis.

Man laß die Boten ein!

(Abner und Geſandte Sauls treten ein.)

Der Feldhauptmann
Des Judenkönigs? Nun, dann ſeid entweder
Ihr ſo zum Krieg gerüſtet, daß des Ordners
Ihr nicht bedürfet, oder Frieden wollt Ihr?

Abner.

Von Beiden nichts! Entnehmt aus meiner Sendung,
Wie Saul vor andern Heiden-Fürſten Euch
Und gleicher Zeit auch meinen Auftrag ehrt!

Achis.

So redet!

Abner.

Kurz bin ich. Ich führe Worte

Nicht ſo geläufig, als, Ihr wißt's, das Schwert!
Mit höchlichſter Befremdung bringt mein Herr
Und König in Erfahrung, daß ſein Todfeind,
Den ſelbſt die Bande der Verwandtſchaft nicht
Verhinderten, die Hand nach Kron' und Leben
Des edlen Vaters auszuſtrecken, jetzt
An Eurem Hof verborgen weilt. Wenn Ihr,
So iſt die Botſchaft meines Herrn, in Frieden,
Den er aus Schonung Eurer Schwäche Euch
Vor andern Heidenfürſten hat geſchenkt,
Wollt länger mit dem Schwerte Sauls verbleiben,
So giebt er Euch die Warnung, Augenblicks
Den Hochverräther zu ergreifen, ihn
An ſeinen Herrn und Richter auszuliefern!

Achis.

Nur Eure Frechheit iſt das Eine, das
Aus Euern Worten klar in's Auge ſpringt!
Ihr wißt von meines Hauſes Gäſten mehr
Als ich; und ſoll es David ſein, den Ihr
Hier ſucht, ſo käm' in meiner Nähe wahrlich
Er aus dem Regen in die Traufe.

Aſtaroth.

Fügt,
Wenn Ihr zu Euerm König wiederkehrt,
Noch dies hinzu, daß ſeitdem Aſtaroth,
Der Fürſt von Midian, an Achis' Tafel
Mit ſeiner ihm verlobten Tochter ſitzt,
In dieſen Hallen kein Hebräer mehr
Den Nacken höher tragen darf, als einem
In unſer Land gedrung'nen Räuber ziemt!

Achis.

Euch ſchützt kaum Völkerrecht; doch geht und leckt
Die Teller ab, die wir vom Mahl zur Küche
Hinunterſchicken werden!

Abner.

Danken Euch,
Herr König, haben unſre Roſſ' im Hofe
Nicht abgeſäumt; auch iſt ein Enkel Simſons
In unſrer Schaar, der könnte leicht die Säulen
Des Tanzſaals, lehnt' er ſich daran, erdrücken
So lebet wohl! (Ab mit den Geſandten.)

Achis.

Ein ſpitzig Volk, vermeſſen
Und prahleriſch im Glück, im Unglück feige —

Aſtaroth.

Doch lohnt's der Mühe, Kundſchaft auszuſenden,
Ob irgend David wo betreten wird.
Ein ſolcher Fang, mag er als Geiſſel dienen,
Als Opfer für die Tauſend, die er ſchlug,
Als Beute, um mit Saul zu unterhandeln,
Iſt immer wohlgethan.

Achis.

So ſendet Boten
Im Lande aus! Doch kommt! Die Würfel könnt'
Uns indeß ein böſer Geiſt verderen.

(Ab mit den Uebrigen, ohne Zeruja.)

## Fünfte Scene.

Zeruja (allein).

Geht, geht, von Euern wüſten Spielen treibt
Ein krankes, ſchmerzerfülltes Herz mich fort!
Das Auge, von den grellen Lichtern all

den verschiedenartigsten intellektuellen Kräften der Kaiserstadt waltet, geb' ich hier das Verzeichniß der Namen, welche unerschrocken genug waren, gegen das bestehende österreichische Censursystem aufzutreten. Die Petition war von folgenden Unterschriften begleitet:

Grillparzer. Dieser edle und tiefsinnige Dichter bekleidet die Stelle eines Archiv-Direktors. Ihn hat das System allmälig stumm gemacht; denn Weltklugheit war seinem redlichen Dichterherzen nicht gegeben. Sogar patriotisch, sogar niederösterreichisch zu dichten machte ihm die Etikette unmöglich. Unmuth und durch Thränen lächelnde Resignation haben sich seiner Seele bemächtigt. Er schafft, er dichtet im Stillen für sich, läßt aber an den Frost der Verhältnisse von seinem warmen Busen nichts fort und hofft auf einen Frühling, den vielleicht nicht mehr er selbst, aber sicher seine Werke erleben.

A. von Ettingshausen, der berühmte Physiker.

Bauernfeld, der gesinnungsvolle Anreger der Petition. In seiner Stimmung Grillparzer verwandt, aber weniger entsagend. Dieses feurige Gemüth muß sich austoben. Diesen edlen Wein kann die Censur nicht um seine Gährungen bringen. Man fürchtet seine gesellschaftliche Stellung, man duldet seinen Freimuth, man läßt ihm mehr, als den Andern, hingehen. Sein großes dramatisches Talent ist eine zu wesentliche Stütze des Burgtheaters, als daß man es ganz mit ihm verderben kann. Man hat ihm seinen „deutschen Krieger" unverstümmelt durchgehen lassen, ein Schauspiel, dessen polemische Anlage man nur hier, dessen dramatische Wirkung man nur auf dem Burgtheater versteht. Die Kritik hat sich die Analyse dieses Stückes etwas leicht gemacht. Zwei Prin-

Geblendet, ſucht ſich Schattenräume auf,
Um unter dunklem Schleier zu verbergen,
Daß Gram in ſeinen feuchten Wimpern hängt!
O Liebe, warum nahteſt Du ſo kalt,
So traurig mir, mit weggewandtem Blick?
Warum erfüllſt Du bald mit heißem Beben
Nicht meine Bruſt, bald kühlſt Du linde ſie?
Warum erliſcht die Flamme meiner Augen,
Warum ſenkſt Du, o heil'ge Liebe, nicht,
Als friſcher Thau Dich auf die heißen Wangen,
Die unter Thränen welken? Träumte ich
Doch einſt ſo ſchön von eines Mannes Werbung —
Und nun des Traums Erfüllung! ach, wie tritt
Sie gegen ihn ſo matt und ſchaal zurück!
Wie war das Bild, das ich im Herzen trug,
So hehr und ſchön! Ein Jüngling, ſanft und flammend
Von edlem Zorne nur, ein Feuergeiſt,
In zarte Locken ſich verhüllend, wetternd,
Und wieder doch, wie milder Maienregen
Und Nachtigallenruf, ſo hold beſtrickend,
Daß ich in meiner Träume bunten Lügen
Mir eines Engels Braut erſchien!

## Sechste Scene.

David (von der Seite ſchüchtern eintretend). Zeruja.

Zeruja (freudig betroffen).

Wer biſt Du?

David.

Ein Gaſt —

Zeruja.

Doch nicht zum Feſt geladen —

David.

Sieht
Ein Weib gleich nach den Schmuck? Ich komme ſchlicht.

Zeruja.

Und kämſt in Bettlerkleidern Du; ich ſeh's
An Deinem Antlitz; ſolche Blicke ſind
Zu königlich, zu groß für unſer Haus.
(Ihr Auge feſt auf David richtend, für ſich.) Ihr Götter!

David (forſchend).

Kennt' ich wohl zum Feſt ſo gehn.

Daß eine Weil' ich, nur des Scherzes wegen,
Verborgen bliebe?

Zeruja.

Nein, ich warne Dich;
Denn ſieh', es kommt mit zauberhafter Ahnung
Mir auf die Zunge: Ja, Du biſt mein Traum
Und in der Wirklichkeit nennt man Dich David!

David.

Du kennſt mich?

Zeruja.

(Zur ſich.) Herz zerſpringe nicht! — (Laut.) Du biſt
Verrathen, ſo man Dich erkennt. Es waren
Kundſchafter hier von dem, der Dich verfolgt,
Wenn Dich die Fürſten drinnen ſahen, kühlten
Sie einen längſt gehegten Zorn an Dir;
Und wenn's nach meines Vaters Willen iſt,
So liefert er Dich Deinem Volke aus,
Vor dem er trotz des Bunds in Aengſten lebt.

David.

So muß ich fliehen —

Zeruja.

Nein, ſo nicht! Sie kommen,
Sie ſuchen mich — vertraue mir — gebehrde
Dich wie ein Bloder, gieb auf Fragen nur
Verworr'ne Antwort, denn ſie fürchten die,
So in verworr'ner Rede ſprechen; ſei
Ein Narr, die Narren ſind die Lieblinge
Der Götter — wenn Dein Leben Dir und mir —
Sie kommen!

## Siebente Scene.

Achis. Aſtaroth. Flach. Oberflach und andre Gäſte. Die Vorigen. Ein Trabant. Zuletzt Samuel.

Achis.

Bleibt Zeruja denn entfernt,
Von Freuden, die zu Deinen Ehren ſind
Und die Du ſelber heiter ſchmücken ſollteſt?

Aſtaroth.

Dort ſteht ein Fremder, den beim Feſtgelage
Ich noch nicht ſah.

Zeruja.

Ich traf ihn hier. Er ſcheint
Ein Narr; denn, was er ſpricht, hat Klang und dufret;
Doch iſt's wie eine abgepflückte Blume
Der des Verſtandes erd'ge Wurzel fehlt.

David (ruhig lächelnd).

Ich brauch Euch nichts, als Verſe wie
Aus Scherz zum Kranz zu einen;
Es wird ja ſtets die Poeſie
Philiſtern Wahnſinn ſcheinen.

Achis.

Das klinget luſtig, doch verrückt. Du Armer,
Wo kommſt Du her? Biſt Du aus dieſem Land?

David.

Ich komm' aus fernen, fernen Landen,
Wo heiß die Sonn' am Himmel glüht
Und plötzlich doch vor Eiſesbanden

Die glüh'ndste Mittagshitze flieht;
Ich komm' aus Schluchten, die in düstern
Waldschatten sich erhellen nie;
Und doch wie Rosenwälder flüstern —
Mein Heimathland heißt: Phantasie.

Achis.

Ein Narr!

Flach.

Doch lustig anzuhören.

Oberflach.

Nein
Im Gegentheil, mich greift es an; denn Eins
Ist so ins Andre hier gemengt, daß man
Fast glaubt, es wär' Was; dennoch ist es nichts.

Astaroth.

Ich sah den Menschen schon: bei den Hebräern
Sind das Propheten, die im Land herum
Mit Harfen und mit Liedern ziehen.

Achis.

Mach uns
Was vor, Du armer Wicht! Zeig' Deine Künste!

David.

Der Eine ſingt in Liedern
So luſtig, daß im Feld
Die Lerchen ihm erwiedern,
Von Eiferſucht geſchwellt.

Der Andre weiß mit Sagen
Von alter Herrlichkeit
Das Volk herauszutragen
Aus dieſer böſen Zeit.

Ich muß die Saiten ſpannen
Wie juſt die Wolken ziehn,
Um Traurigkeit zu bannen,
Ward mir Geſang verliehn.

Achis.

Er ſpricht vom Singen —

Flach.

Ohne Inſtrument!

Oberflach.

Für einen Vogel, ſagt er, hält er ſich.

Jeruſa.

Sprich, haſt Du, Armer, Träume nie gehabt,
Die Dir die Zukunft ſo erfaßlich malten
In Menſchen und in Bildern, daß erſchrocken
Du wachend wiederfabſt, was deutlich ſchon
Der Gott des Traums im Traum Dich ahnen ließ?

Achis.

Wer weiß; im Traum iſt er vielleicht vernünftig!

David.

Seid Ihr Philiſter je einmal
Beim Weine aufgeräumt,
So denkt Ihr, wird's Euch wieder ſchaal:
Ich hab' einmal geträumt.

Geht Ihr des Nachts vom Mahl nach Haus
Und ſeht den Sternenraum,
So macht Ihr gleich ein Wunder draus
Und ſprechet: Welch ein Traum!

Dem Dichter aber iſt die Zeit,
Wo er hienieden kaum,
Recht erſt die wahre Wirklichkeit;
Das Uebrige iſt Traum.

Der Dichter ſchwelgt der Biene gleich
Auf zarter Blüthen Flaum;
Das iſt ſein waches Himmelreich:
Das Uebrige iſt Traum.

(Alle außer Aſtaroth und Zernja lachen.)

Achis.

Beim ew'gen Moloch! das iſt tolles Zeug;
Es hat faſt, ſtraf' mich Gott, Manier und Hand
Und Fuß und könnte ſchier für Weisheit gelten:
Doch wer wird klug daraus?

Flach.

Da lob' ich mir
Doch meinen klaren Altverſtand und meine
Wie Leder zäh' und durchgegerbte Weisheit!

Oberflach.

Ein Glück für den, der ſich Begriffe machen

Und Schlüsse zieh'n kann, dem die Schrauben alle
Im Kopf so richtig sind, daß nicht das kleinste
Zum klaren Denken nöth'ge Stiftchen fehlt!

Astaroth (für sich).

Ich trau' dem Schelme nicht!

Achis.

Nun sprich, wie hast
Du Dich hieher verflogen, toller Kauz!

David.

Wie die donnernde Lawine
Hütten in das Thal entrückt,
Und der Bergstrom, grauser Miene,
Rasch die Alpenblume pflückt;
Wie die Vögel jagt aus Eichen
Eines Walds des Sturmwinds Lied,
Und der Hirt vom Feld mit bleichen
Wangen vor dem Löwen flieht,
So flieh' ich vor Ungewittern,
Die aus bösen Augen drohn,
Komme arm, doch ohne Zittern,
Obdach flehend vor Deinen Thron.

eine ſtehen ſich gegenüber, die Feder und das Schwert, die Büreaukratie und die friſche, freudige That, die Unterwürfigkeit unter den knöchernen Buchſtaben und der ſtolze Muth des ſich ſelbſt Geſetze vorſchreibenden edlen Willens. Vermittelnd und verknüpfend zwiſchen beiden waltet das Prinzip der Aventüre, das Abenteuerliche, das Erträumte, Unpraktiſche, das uns beſchleicht, wenn wir in einem unfreien Verhältniſſe nicht leben wollen und in einem freien nicht leben können. Eine Ausſöhnung dieſer Gegenſätze verſucht die herrliche Geſtalt des Kurfürſten, ohne ſie freilich befriedigend zu geben. Das Stück blitzt von Spott gegen das veraltete Schubfächer-, Akten- und Repoſitorienweſen des Regierens und iſt in ſeiner polemiſch-lokalen Bedeutung von Oeſterreich wohl verſtanden worden.

A. Baumgartner. Fr. von Feuchtersleben. Otto Prechtler. C. L. von Littrow. A. Schrötter. Faſt alles Angeſtellte, die den Muth hatten, ihre eigne Regierung auf ihre Gebrechen aufmerkſam zu machen. Selbſt wenn es wahr wäre, daß von den Unterzeichnern mancher ſich ſpäter beim Polizeiminiſter entſchuldigte, ſo beweiſt doch die Nothwendigkeit, dieſe Gebrechen anerkennen zu müſſen, die zwingende Macht der öffentlichen Meinung.

Der Erzbiſchof und Patriarch J. Ladislaus Pyrker. Freiherr von Münch-Bellinghauſen. Beides die bekannten Dichter. Dr. Moritz von Stubenrauch. Hofrath Jenull, ein gefeierter Juriſt, in deſſen Beitritt zur Petition eine moraliſche Kraft lag. Dr. L. Neumann. Der K. K. Rath Joſeph Bergmann. Dr. Ferdinand Gobbi. Dr. Franz R. Seligmann. Julius Krone. Profeſſor Hye. Regierungsrath Kudler. Mar. Löwenthal.

Zeruja.

Auch bleibſt Du hier: die Götter löſen nicht
Vergebens eines Menſchen Sinne auf;
Wer weiß, was Du ertragen müßteſt, hätte
Dir nicht ein gnädig Schickſal ſtilles Dulden
Und freundliche Vergeßlichkeit geſchenkt!

Achis.

So bleib an meinem Hofe, armer Mann!

Flach.

Als luſt'ger Rath mag er Euch Späße treiben.

Aſtaroth.

Ich trau' dem Weſen nicht — Was meint Ihr, wenn —
Doch ſeht, was trägt man da herbei?

(Ein Trabant bringt Goliaths Schwert.)

Trabant.

Dies Schwert
Fand man im Hof verſteckt — ein großer Stein
War drauf gewälzt: es muß in Blut geſchweißt ſein,
Denn Hunde witterten den Fund. (Ab.)

Achis.

Das Schwerdt
Des Hünen Goliath — ich kenn's —

Aſtaroth.

Und dieſer
Iſt David, der ihn ſchlug!

Alle.

Ha!

Achis.

Greift ihn, legt
In Feſſeln ihn! Das Schwert verrieth's, er ſpielte
Den Thoren, um in beſſerm Hinterhalt
Den böslichen Verrath und Ueberfall
Zu bergen.

Aſtaroth.

Mir war's gleich wie Gaukelei!

Flach und Oberflach (zu den Uebrigen).

Ergreift ihn!

Zeruja (hervortretend).

Nein, zurück! die Götter führten
Den Helden Israels vergebens nicht
In unſ're Mitte; ſandten ihn, verfolgt
Von ſeinem eignen Volk als Hülfsbedürft'gen,
Der nicht nach Euerm Blut, nach Euerm Rath
Nur dürſtet; nehmt ihn auf, des Sieges Liebling,
Den Helden, der die Leier und die Schlacht
Mit gleichen Zauberhänden ſchlägt, nehmt ihn,
Den alles Volk in Ruhmesliedern preiſt,
An Eurer Heere Spitze; laßt für Euch
Ihn ſiegen, während Ihr ihm rächen helft!
Er will es ſelbſt — Was Ihr für Narrheit hieltet,
War, nur in ſchönen Bildern, längſt dies Alles,
Zur Prüfung klug an Euer Ohr gelegt!

Achis.

Ja, ſieht es ſo; dann bleibt!

Flach.

Was hieltet Ihr
Auch ſo zurück!

Achis.

Nehmt wieder Euer Schwerdt!
Ich büß' indessen den erneuten Kampf.
Behaglich iſt der Bund mit Feinden nicht.
Wenn Euch dies drückt, ſo liegt die Schuld an Euch:
Wir zähmen gerne unſern Groll und löſchen
Aus dem Gedächtniß, was Euch feindlich, aus!

(Ab mit den Fürſten.)

Aſtaroth (für ſich).

Ich wittre Gutes nicht und gebe nie
Mein Heer in eines Feindes Hand. (Ab.)

Jeruja (vor David auf die Knie ſinkend).

Verzeihe,
Was ich gethan! Du bleibſt und ſegneſt mich!

David.

Wie kam der Dämon über Dich? Wer gab
Dir Worte ein, die, mich beſtrickend, wie
Von einem Geiſt Dir zugeflüſtert ſchienen?

(Ein dumpfer Donnerſchlag.)

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04298/619

Samuel (quer über die Bühne ſchreitend).

Der Herr, Dein Gott, ſpricht aus Gewittern, ſpricht
Aus Sonnenſchein und Regenbogenlicht.
Die Ernt' iſt reif, der Himmel ſo ergrimmt,
Daß es ihm gleich, woher er Schnitter nimmt!

(Vorhang fällt.)

# Dritter Akt.

## Erste Scene.

Bergigte Gegend. Im Hintergrund eine Höhle.

David, ſein Waffenträger, Krieger
treten auf.

Waffenträger.

Das iſt die Höhl' Adullam.

David (erſchöpft).

Raſten wir
Denn eine kurze Weil' und ſuchen ſchlafend,
Was wir im Wachen ſünd'gen, zu vergeſſen!
Wir ſind vom Lager hier wohl weit entfernt?

Waffenträger.

Griff' uns der Feind an, ſchwerlich wieder würden
Wir uns auf unſre Maſſen werfen können.

David.

Dann ſtürben wir — o wollte Gott die Stunde,
Wo blutig Reugeld wir bezahlten, käme
Herbei und ſchnitte ab das Band, ſo ſchmählich
Uns kettend an den Feind des Vaterlands!

Waffenträger.

Daß wenigſtens in Deinen nächſten Reihen
Dein Ohr nur vaterländ'ſche Laute hört,
Sind auf den Ruf der Werbetrommel wir
Gekommen.

David.

Und damit — vergiß dieß nicht —
Wenn ich gefallen, mich doch Bruderhand
In fremder Erde wenigſtens beſtatte!

(Ab mit den Uebrigen in die Höhle.)

## Zweite Scene.

Saul. Abner. Krieger.

Saul (ſinnend).

Es waren ſiebzig, ſagſt Du?

Abner.

Siebzig Prieſter,
Die nun an dem von ihnen oft entweihten
Altar des Herrn in ihrem Blute ſchwimmen.

Saul.

Ich haſſe Blut — ein Kriegsmann haßt das Blut
Im Frieden; grauſam nur ſind Feiglinge,
Tyrannen, die nur hinter der Gardine
Vom Tode hörten, nie in's Aug' ihm ſahen —
Doch waren's Prieſter . . .

Abner.

Die den Tod verdienten;
Was wandeln ſie durchs Land und preiſen David,
Den wir befehden, mit verzückten Tänzen!

Saul.

Nein — Davids wegen nicht — Gott ſei mir Zeuge,
Daß ich nur das an ſeinem Herzen haſſe,
Was Prieſterlug hineingethan; er iſt
Beſcheiden ſonſt, ein Kind mehr als ein Mann!

Abner.

Nichts kann so frech sein als Bescheidenheit.

Saul.

Das wohl — und die vermaledeiten Blicke,
Die lächelnden, das dumme Achselzucken,
Der stumme Blick zur Erde, der gleichsam
Verrathen sollte: Ah, der Alt' ist schwach,
Wie lange wird er machen, tragt ihn noch
Einstweilen mit Geduld; wir sind die Bessern,
Die Edlen, die für Großes schwärmen, denen
Die Priester Stimmen aus der Höhe melden!
Dem Dinge sei ein End! wie stehn die Truppen?

Abner.

Mir wird gesagt, daß David sich vom Kern
Des Heers mit einigem Geleit entfernte
Nach dieser Richtung her. Die Mittagshitze
Drückt unsre Männer; laß sie Schatten suchen,
Daß wir ein Stündchen rasten!

(Nimmt den Helm ab und giebt ihn seinem Waffenträger.)

Da!

(Die Krieger lagern sich rings.)

J. F. Caſtelli konnte in dieſem Reigen von Ehrenmännern nicht fehlen, dieſer Dichter, ſo ganz der Ausdruck des treuherzigen Wieners, der wahrlich eine ihm geſchenkte größere Freiheit nicht mißbrauchen würde. Caſtelli pflückt noch immer, nach dem Spruche des Horaz, vom Baume der Zeit jeden Tag eine Frucht des Genußes. Er trägt die Jahre nicht wie eine Laſt, ſondern wie eine Zierde. Er gehört der jüngeren Bewegung nicht mehr als Mitſtrebender, wohl aber als Rathgeber und väterlicher Freund ſo manches ihrer Talente an. Wer ſich ihm vertrauensvoll naht, findet ein offnes Herz und mehr Weisheit, als die oft derb ſcherzenden Lippen zu verbergen ſcheinen. Möge Charon noch lange zögern, von ihm ſeinen Obolus einzufordern!

L. A. Frankl hat ſich die ſchwere Aufgabe geſtellt, die ich aus eigner Erfahrung kenne, den Dichter mit dem Journaliſten zu vereinigen. Seine „Sonntagsblätter" geben einen ſtolzen Gang und tragen ihm mehr Dornen als Roſen. Er iſt ſcharf und treffend in ſeinem Urtheil, geiſtreich im Ausdruck, voll Poeſie ſelbſt da, wo dem Style etwas weniger Bilder, etwas weniger Blumen und Lichter vortheilhafter wären. Wenig Kunſtrichter werden ſich eines ſo ausgebildeten Geſchmackes rühmen dürfen; der Sinn für plaſtiſche Schönheit ſcheint dieſem geiſtreichen Dichter angeboren. In der Poeſie gehört er zu den Wenigen, die noch den Glauben an die Möglichkeit des Epos in unſern Tagen hegen und wir werden bald eine neue größre epiſche Dichtung von ihm begrüßen können.

Johann Springer. Joſeph Werthheimer, deſſen milder, menſchenfreundlicher Sinn ſich um die Wohlthätigkeitsanſtalten Wiens dauernde Verdienſte erworben hat. Th.

Saul (zieht seinen Helm ab).

Da nehmt!
Man liegt im Graf' ein wenig ruhiger,
Seitdem wir siebzig Schlangen aufgeschreckt.

Abner.

Nur ist's ein Unglück; haut man Samuel
Die Arme ab, sie wachsen doppelt wieder.

Saul.

'S ist wahr. Mit Waffen schlägt man Priester nicht.
Sie reiten, nicht zu überwinden, hoch
Auf Rossen in den menschlichen Gemüthern.
Gedanken sind die Sporen, Träume die
Gebisse und das trügerische Spiel
Der Worte sind die Zügel, die sie führen.
Wer die Gewissen koppeln kann, verachtet
Mit seiner Meute Recht und selbst Vernunft.

Abner (lachend).

Einstweilen mag uns dies zum Troste dienen:
Das Volk ist dessen, den's zu fürchten hat!

Saul.

Doch die, ſo furchtlos ſind, die betet's an.
Durch Dulden, Seufzen, auf gen Himmel Blicken
Weiß ſich die Kirche die Gemüther ſo
Zu feſſeln, daß des Mitleids menſchliche Erregung
Der Glaubenswuth zu Hülfe kömmt, und wir,
Die Kön'ge, nur ein frevelnd Uebermaaß
Der an das Schwert gebundnen Rechte ſcheinen.
Wo raſten wir?

Abner.

Dort hat man eine Höhle
Entdeckt.

Saul.

So gehen wir hinein!

Abner.

Sagte
Nicht wer, ſie ſchien ihm nicht geheuer?

Sauls Waffenträger.

Ich
War drin: Man kann mit Augen ihre Tiefe

Nicht messen; doch ein Rascheln merkt ich wohl.
Als huschte schnell was in die Nacht, auch blitzte
Im Hintergrunde etwas Glänzendes.

Abner.

'S sind Füchse wohl.

Saul.

Wie? Pfaffen überall?
Mit diesen wag' ich's. Kommt; der Tag ist heiß.
(Alle in die Höhle.)

## Dritte Scene.

Jonathan. Michal.

Michal.

Das sind die Unsrigen!

Jonathan.

Wie soll ich es
Verstehn, daß Davids Spuren hieher auch
Auslaufen?

Michal.

Ach, der Berggeiſt neckt uns ſo
Und giebt ſtatt des Geliebten trauter Bruſt
Uns nur des Echos ſpottende Umarmung.

Jonathan.

So war die laſtge Wanderung vergebens,
War Täuſchung nur, daß öfters hinter Felſen
Ich Davids Stimme deutlich hören konnte.

Michal.

Und hört er uns, wer weiß, ob nicht ſein Fuß
Vor unſerm Wiederſehen floh!

Jonathan.

Ein Weib
Spricht ſo. Die Freundſchaft, wiſſe, zweifelt nicht;
Ihr Glaube iſt auf einen Fels gebaut.

Michal.

Gab er uns ir.ird Kunde?

Jonathan.

Konnt' er es?

Iſt in dem Dienſte, dem ein ſchmähliches
Geſchick ihn hat verkaufen müſſen, nicht
Der Arm gebunden? Weiber wiſſen nur
Den Werth des Mann's nach dem zu ſchätzen, was
Bequem für ſie. Wann gäbe wohl ein Weib,
Wenn ihrem Freund die Wahl gelaſſen bliebe,
Ob er an ihrem Buſen feige heißen,
Ob Mann von ihr getrennt er wolle ſein,
Den Ausſchlag dorthin, wo Entſagung ſich
Mit ihres Freundes Lorbeern tröſten muß?

Michal.

O Bruder ſei gerecht! Dich reizt der Schmerz,
Von Deinem Freunde Dich getrennt zu ſehen,
Zum Zorne gegen Frauenliebe auf.
Zerlegen kannſt Du, wie das menſchliche
Gehirn des Weibes Herz, kannſt Faſern, Nerven,
Kannſt alles zeigen, draus ein Frauenherz
Beſteht; doch was d'rin Lebensfunke iſt,
Was unſrer Liebe innerſtes Gemüth,
Das weiſt kein Meſſer nach, kein ſpottender
Vergleich.

Jonathan.

Mit Worten kannſt Du viel verſichern;
Doch Thaten ſind's, die hier entſcheiden. Männer,
Die ſich einander lieben, folgen nicht
Dem Zug natürlicher und Thieren ſelbſt
Gemeiner Neigung, nein, der freien Wahl,
Die aus des Menſchen tiefſtem Innern ſtammt!
In Frauenliebe muß ſich Thorheit miſchen,
Verliebte Schwärmerei und kindiſch Tändeln!
Des Freundes Liebe iſt erkannter Werth
Des Manns, iſt Stolz, der uns zu Göttern macht.

Michal.

Vernichte nur dies Herz! Gieß in die Flammen
Noch Deines Zornes Oel! Ich trage ſtill
Und dulde —

Jonathan.

Liebe ſchwächt, die Freundſchaft ſtärkt.
Wenn jene träumt, iſt dieſe wach; ſie hebt
Die Fackel lauſchend überm Freunde hin,
Wenn er im Graſe ſchläft, ſie ſpähet rings
Und ſetzt ein Leben für das andre ein.

Michal.

Ans Grab des Gatten, es mit ihren Thränen
Zu nehen, fiedelt ſich die Liebe an.

Jonathan.

Den Todten rächt der Freund und ſtirbt.

Michal.

Die Liebe
Iſt wie der Nachtthau, der mit Zephyrkuſſen
Sich auf des Tages welke Blume ſenkt.

Jonathan.

Zwei Freunde ſind wie Feuerroſſe, die
Dem Sonnenwagen eingeſchirrt, die Welt
Mit diamantbeſchlagnem Huf durchmeſſen!

Michal.

Die Lieb' entſagt, ſie bricht das Brod der Armuth
In lächelnder Genügſamkeit mit Ihm.

Jonathan.

Die Freundſchaft, Kind, geht betteln für den Freund!
Doch laß! Ich will ihm Deine Liebe gönnen,
Wenn ſie auch mehr als halb ſein Herz mir ſtiehlt!

Michal.

Wir ſtreiten uns, wer ihn beſitzen ſoll;
Und Gott, der ihn uns nimmt, giebt Beiden Recht.

## Vierte Scene.

Saul (tritt mit einigen Kriegern aus der Höhle). Die Vorigen. Darauf Abner.

Saul.

Den Jager ſtärkt ein kurzer Schlaf. Der Pfeil
Harrt auf dem Bogen; mag das Wild uns bald
Zum Schuſſe in die Richte kommen! Sieh',
Ein weißes Frau'ngewand.

Michal.

Ich bin es, Michal.

Saul.

Und Jonathan — Ihr lauert wohl auf eine Maſche
Im Netz, das David um uns aufgeſtellt,
Um gleich hineinzuſchlüpfen als Gefangene,
Als Geiſeln und gezwungne Ueberläufer,

Als Einſchlag für ein anzuknüpfendes
Gewebe von Verhandlungen! Ihr irrt Euch;
Ich geb' um die, die meinem Herzen längſt
Entfremdet, keine Spanne meines Rechts!

Jonathan (gleichgültig-ernſt).

Wir ſehn dem Kampf als Todtengräber zu.
Geſchehe was da will! Wir ſchürfen dem,
Der unterliegt, den Weg in's Schattenreich.

Abner (brummt).

Seid Ihr ſchon wach?

Saul (auf die Kinder lauernd).

Wer ſchläft, wenn Diebe ſchleichen?

Abner.

Vernahmt Ihr in der Höhle nichts? Mir war's,
Als flüſterts drin aus allen Ritzen, lachte
Und rutſchte hin und her —

Saul.

Ich ſchnarchte feſt
Im Ratzenloch.

Abner.

Wahrhaftig, haben Euch
Die Ratzen da ein ganzes Hinterviertel
Von Euerm Rocke abgenagt. Seht her!

Saul (ſich betrachtend).

Ich blieb wo hängen!

Sein Waffenträger (laut rufend).

Seht, den Felſen dort!

## Fünfte Scene.

David (erſcheint mit den Seinigen auf dem Felſen über der Höhle). Die Vorigen.

David (einen Fetzen zeigend).

Hier, König Saul, hier iſt, was Dir ein Dieb
Vom Rocke ſtahl! Was ſchläfſt Du auch ſo feſt!
Mein Schwert war zweifelhaft, ſollt' es den Hals
Dir leiſe ritzen oder zur Erinnerung
Von Deinem Rocke ſich den Fetzen ſchneiden!

G. von Karajan, der gelehrte Philolog. A. Graf von Auersperg = Anastasius Grün. Dr. von Somaruga. Wilhelm Marsano, K. K. Oberst. Fürst Friedrich von Schwarzenberg, der vielgereiste, ritterliche Paladin, dessen lebensvolle Sitten- und Völkerschilderungen leider nur als Manuscripte gedruckt sind. Er fügt seinem berühmten Namen die Worte hinzu: „Um so mehr einverstanden, als in Ungarn bereits eine viel größere Druckfreiheit besteht, als hier (durch diese Petition) angestrebt wird." Dr. Ignaz von Wildner, Edler von Maithstein. Dr. Adolph Schmidl. J. F. Schlager. Friedrich Kaiser, der talentvolle Lokalpossendichter. Joseph Rank, der Dorfnovellist aus dem Böhmerwalde. Hermann Rollet, ein lyrisches Talent voll Schwung und Phantasie, wenn auch die Begeisterung für Frühling, Liebe, Freiheit noch etwas zu wirr in einander geht. Dr. von Frank, gegenwärtig Herausgeber der Wiener Zeitschrift, eines seit Jahren im besten Rufe stehenden kritischen und unterhaltenden Organes. J. N. Vogl. Franz Stelzhamer. Dr. J. Herz.

Joseph Baron Zedlitz. Den gefeierten Dichter der „Todtenkränze", der bisher zu außerordentlichen Diensten von der Staatskanzlei verwendet wurde, gleichfalls unter den Protestirenden zu erblicken, hat allgemein überrascht. Man kann an diesem Widerspruche nur in der That die mathematische Nothwendigkeit einer Censurreform erblicken. Stephan Endlicher, der berühmte Doppel-Gelehrte, der die Stamm- und Wurzelforschung der Natur als Botaniker und die Botanik des Geistes als Philolog vertritt. Hammer-Purgstall, tief eingeweiht in die Antezedentien des gegenwärtig zur Neige gehenden Regierungssystemes, zwar seiner aktiven Stellung

Saul.

Iſt das nicht Davids Stimme?

Abner (zu den Kriegern).

Auf! den Berg
Beſetzt! die Wege rings verſperrt! Ihr drüben,
Ihr rechts herum! daß dieſer nächtlichen
Vampyre Keiner kann entrinnen!

Saul.

Halt!
Zurück! ſenkt Eure Waffen! Hier zurück
In dieſen Kreis! (Halblaut.) Ich will nicht kleiner ſein
Als irgendwer, der Großmuth üben kann.
(Laut.) David, mein Sohn!

David.

Mein Herr und König!

Saul.

Du warſt
Der Fuchs, der in der Höhle Hintergrund
Mit Augen, die Dich faſt verriethen, ſtak?

David.

Die Waffen waren's, die so glänzten, Herr!
Ich lag mit meiner ganzen Schaar am Boden
Gekauert, kroch, als Du entschlummert, hin
Zu Deinem Haupt und fragte Gott, warum
Des Vaters Stirn so feindliche Gedanken
Dem Sohn und treuen Diener bergen mag?

Saul.

Ist es auch David? Spricht er wahr? Mein Sohn,
Gott gab in Deine Hand mich und Du schontest
Des Greisen, den ein rascher Streich des Schwertes
Aus Deinem Pfade hätte fortgeräumt?

Michal.

Er ist's! Wär' ich der Wind, der fröhlich ihm
In seinen flatternden Gewändern spielt!

David.

Willkommen all' Ihr Lieben, Theuren! Flösse
Doch zwischen uns ein wilder Bergsturz nicht
Von jähem Haß und schäumender Verfolgung!

Saul (ſinnend).

Mein Leben ſtand in ſeiner Hand und ſpielend
Schnitt er von meinem Rock ſich einen Zipfel
Wie zur Erinn'rung ab!

David.

Gebt mir die Harfe.
Daß ich dies Wiederſehn, ſo ſchön und ſchauria,
Mit ihren klagenden Accorden feire!

(Nimmt die Harfe und ſpricht mit Begleitung derſelben.)

Warum verfolgſt Du mich?
Den Frühling ſiehſt Du blühen,
Die Abendſonne glühen;
Die Vöglein ſiehſt Du ſpringen
Von ihrer Liebe ſingen —
Und was verfolgſt Du mich?

Warum verfolgſt Du mich?
Im Wald die Blätter rauſchen,
Du kannſt den Hirſch belauſchen,

Aus ſeinen frommen Augen
Dir Lieb' und Treue ſaugen —
Und was verfolgſt Du mich?
(Saul verhüllt ſein Geſicht.)

Warum verfolgſt Du mich?
Gott gab der ſchönen Erde
Doch darum nur Beſchwerde,
Daß wir zuſammenrücken,
Die warme Hand uns drücken —
Und was verfolgſt Du mich?

Warum verfolgſt Du mich?
Wenn ſie der Haß vertriebe
Die treue Kindesliebe,
Wer ſoll den Segen ſprechen,
Wenn einſt die Augen brechen?
Warum verfolgſt Du mich?

Saul (wehmüthig ſinnend).

Mir bricht das Herz entzwei; die Bruſt ſtürmt wie
Das wilde Meer; mein Wille leidet Schiffbruch.

(Laut) Mein Sohn! Du kannſt die Wetter bänd'gen!
Komm!
An Deinem Herzen bricht die Welle ſich
Und Himmelsbläue deckt den klaren Spiegel!

(David ſetzt die Harfe zurück und kömmt allein vom Felſen herab und ſpricht:)

David.

Der Jäger pfeift, der Falke fliegt zurück;
Doch ſchneller noch flieg' ich zu Deinen Füßen!

Saul (ihn umarmend).

Laß', treuerfund'ner Sohn, an Deinem Buſen
Mich bergen meine Schaam und Reu! Vergiß,
Vergiß die böſen Stunden, die mir Gott
Und Deiner Harfe ſüßes Klingen wieder
In Sonnenblicke umgewandelt hat!
Hier iſt Dein Weib! Hier Jonathan, der Treue!
Da, ſtillt den Durſt des lechzenden Verlangens,
Das Euch verzehrte; nehmt mich alten Mann
Mit Kindesliebe auf und laßt auch ihm
Ein kleines Plätzchen in dem Freundeskreis!

David.

Ich ſeh Euch wieder, Michal, Jonathan?

Michal.

Von Todten ſtehſt Du auf.

Jonathan (mit zurückgehaltener Freude).

Des Freundes Gruß
Iſt kurz; doch liegen Welten d'rin.

Saul.

Nun kommt!
Wir bleiben einig — dorten iſt das Lager!
Nehmt eine Jeder für das Königszelt;
Spannt es ſo hoch wie's Firmament! denn Sonnen
Und Sterne — ja das ſeid Ihr mir fortan —
Die wollen Raum für ihre Bahnen haben!

(Ab mit Jonathan, Michal, David.)

Abner.

Er ſieht die blutigen Geſpenſter nicht
Der ſiebzig Prieſter, die mit hohlen Augen

Indeß aus allen Felſenſpalten ſchielten.
Was hat er ſie getödtet, wenn die Saat,
Die ihm aus ihren Gräbern ſprießen ſollte,
Ein Harfenton erſtickt! Mich trifft's nicht —
Kommt!

(Ab mit den Uebrigen.)

## Sechste Scene.

Jerusa (in männlicher Kleidung).

Hier läuft das Thal in ein Gewirr von Wegen
Zuſammen — welchen wähl' ich nun? Am Herzen
Trag' ich verſteckt in wunderbaren Zeichen
An den Geliebten eines Prieſters Brief.
Er wählte mich zum Boten, weil die Liebe
Dem Fuß des Wanderers luft'ge Flügel giebt
Von Hirten hört ich, daß aus weiter Ferne
Die Davids Krieger mit dem finſtern Saul
Im Zwiegeſpräche angetroffen hatten.
Vielleicht, daß ich in Feindeslagen ſchleichen

Und meinem Freunde dorthin gar des Prieſters
Geheimnißvolle Botſchaft bringen muß.
Hier iſt im Sande Menſchenſpur. Wohin
Mich auch der Liebe Engel führt; ich folge.

(Nach der Richtung der Uebrigen ab.)

Verwandlung.

## Siebente Scene.

Halle im Tempel von Rama. Dämmerung. Im Hintergrunde ein Vorhang. Hinter der Scene ein allmählig verhallender Grabgeſang.

Samuel. Tempeldiener.

Samuel.

Ihr blut'gen Märtyrer! Es kann die Kirche
Euch nichts mehr geben, als ins dunkle Grab
Des Liedes trauernde Begleitung noch —
Und gold'ne Namen wohl, in Erz gegraben,
Die durch der Menſchen dämmerndes Gedächtniß
In ferne Zeiten leuchten — doch wer wird
Zukünft'gen Zeiten die Geſchichte ſchreiben,
Wenn ſiebzig Griffel (auf den Vorhang zeigend), die die Kirche ſpitzte,
Vom Arm der Kön'ge werden abgeknickt!
Wo biſt Du, Iſaſchar?

Tempeldiener.

Hier bin ich, Herr!

Samuel.

Mein Auge wird ſchon ſchwach — hier nimm die Schlüſſel
Und geh' hinunter in den Gang, der an
Der Todtengruft vorüberführt ins Freie!
Dort harre, bis zwei Jünglinge — vielleicht
Nur Einer — nein, gewiß — zwei Jünglinge
An dem verſteckten Thore mit bekannten
Gebetesformeln leiſ' um Einlaß bitten!
Der Eine mag verweilen; doch den Andern
Führ' zu mir her!

Tempeldiener.

Dein Wille ſei geſegnet! (ab.)

Samuel (allein).

Warum bedarf es ſtiller Kloſtermauern
Und heil'ger Haine einſamer Umzäunung,
Um menſchliche Gemüther für den Frieden
Des Gottesreiches zu gewinnen? Spricht
Denn auf der Flur, in Berg und Wald nicht Alles,

zum Staate enthoben, aber in der Gesellschaft durch Geburt, Verdienst und Weltruhm unerschütterlich.

J. E. Löbisch. Dr. Moritz Heyschler. Adolph Wisner. Dr. Beer. Descharp. E. M. Selinger. Dr. Siegfried Becher. Professor Rothkögel. Professor Dr. J. Neumann. Professor Berkiba. Professor Schulz von Straßnitzky. Dr. Fleischmann. Oberstlieutenant Pannasch. Franz Gräffer. Der fürstbischöfliche Rath J. S. Ebersberg, Herausgeber einer starkgelesenen Zeitschrift. M. G. Saphir, dem die Censur seine Neigung, conservativ zu sein, unmöglich macht. Der Witz wird immer liberal sein, und deßhalb sollte der „Humorist" nicht zu oft gegen den Zeitgeist polemisiren. In einer von Saphir gegebenen Akademie, die den Hof, die höchsten Würdenträger des Staates und den „Obers" der Gesellschaft versammelt hatte, sprach Saphir so treffend, so unerschrocken über manche Mängel der Verwaltung, daß man seinen Muth bewundern mußte.

Sigmund Kolisch, ein vielversprechender junger Dichter, nur etwas zu stark beladen mit dem Ballast moderner Terminologieen. Baron Lannoy. Adalbert Stifter, ein Maler mit dem Pinsel und der Feder, ein seltnes Talent für gemüthliches Still-Leben. Professor Stöber. Professor Geiger. Hofkapellmeister Preyer. Heinrich Proch. Dr. A. Schmidt. Dr. Bernstein, bekannt als Dramatiker unter dem Namen Carl Hugo, ringend nach Anerkennung mit der „Ungunst der Verhältnisse." Seine Bühnenversuche haben einen täuschenden Schein von Darstellungsfähigkeit. Seine Charaktere sind mit großer Lebhaftigkeit hingestellt, ergehen sich aber zu wortreich, zu dialektisch und stellen plötzlich statt ihrer selbst den Verfasser hin. Seine Situationen

Im Blick, der fragend an den Sternen hängt,
Für eine Ordnung, die der Fürsten Arm
Nur stört, für geistliche Gesetze nicht?
Ich wollte herrschen, sagt die Eifersucht,
Die uns nicht gönnt, daß nur bei Priesters Nahe
Das Herz der Menschen selig überquillt:
Ich wollte vom Gehorsam, den das Ganze
Jedwedem auferlegt, die Kirche nur
Befrei'n — O Herr, Dir ist es kund — ich hege
Nicht weltliches Gelüst. Ich möchte nur,
Da einen König über Israel
Zum Schutz in Krieg und Frieden ich gesetzt,
Nicht jedes Menschengut verrathen sehn
An eine Hand, die ihre Wucht nur kennt.
Mein Traum war schöner. Dacht' ich doch,
Es könnt in frommer Eintracht Weltliches
Der Inhalt göttlicher Gefäße sein.
Ich dacht' an einen Garten, wo die Blumen
Die aus dem Schooß der Erde weltlich sprießen,
Sich geistlich ranken an's Spalier des Himmels.
Nun trennt das Eine sich vom Andern ab:
Das bürgerliche Recht mit blankem Schwerte

Tritt auf die eine Seite, trotzig pochend
Auf Burgen, Gräben, einen Wald von Lanzen;
Die Kirche aber flieht zur andern Seite,
Sucht ſich des Waldes Dunkel, birgt die Lade
Des Bunds, den Gott mit dieſem Volk gemacht,
In mitternächt'ge Schatten, betet, ſtirbt.
Und draußen weiß das Volk, von Angſt gefoltert,
Nicht, wo im Kampf des Herrn Gefieder rauſcht.
Die Opfer ſind verdampft, die Reinigungen
Und Faſten ſind an Ordnung nicht geknüpft;
In Blindheit tappt die Welt, ob hier, ob dort
Ein Strahl von oben dieſe Nacht erhellt!

## Achte Scene.

### David. Samuel.

David.

Hier bin ich, Samuel; doch ſag' ich Dir,
Du wirrſt mein Leben wie in einen Knäul
Zuſammen; rufſt mich vom Verſöhnungsmahl,

Wo ich dem Bechergruße Sauls Beſcheid
Will thun, rufſt mich vom Schooß' der Lieb' und
Freundſchaft
Zu Deinen dunkeln Wegen wieder ab!

Samuel (bitter).

Wie glücklich iſt der edle Menſchenfreund,
Der abendlich mit dem geliebten Weibe
In ſeiner Rebenlaube ſitzt und heiter
Sein Kind die blanken Sterne zählen lehrt!
Sein Lanzenſchaft dient als Gerüſt für Bohnen.
Im Helm bewäſſert er die Blumenbeete
Und unter Roſen roſtet ihm ſein Schwert.

David.

Bin ich auch ſolches Glückes nicht gewärtig,
So will ich doch mit Sonnenblicken geizen,
Die mir nicht oft ins dunkle Daſein fallen.
Der Dränger iſt verſöhnt. Zu traulichem
Verein, wo ſo viel Thorheit ſich begrub
In ſo viel Liebe, rückten wir zuſammen.
Nun trennt Dein Opfermeſſer wieder kalt
Die Glieder, die zu einem Leib gehören.

Samuel.

Mein Opfermeſſer! Was dem Herrn man opfert,
Muß ohne Hehl und ſtreng geſichtet ſein.
Das Freundſchaftsthier, ſo Du dem Herrn willſt bringen,
Iſt eine Mißgeburt, die den Altar
Beſudelt. Hörner, wie vom Ziegenbock
Und eines Lammes wollig Fell und wieder
Des Löwen Tatze und des Hundes Schweif —
Mit ſolchen Gaben iſt die Opferung
Ein Gräu'l. Mein Sohn, die Zeiten ſind zu ſchwarz,
Als daß man, um darin zu wandeln, Fackeln
Sich aus Johanniswürmchen machen darf!
Ein Feuerzeichen will der Herr, ſo groß,
Daß man es leuchten ſieht durch alle Lande.
Doch aus verbuhlten Liebesblicken nicht,
Nicht aus des alten Sünders trockner Hitze,
Die Saul ergreift, wenn ſeiner Eitelkeit
Man fröhnt, bricht dieſe Opferflamme aus.
Wer Großes will, darf ſich an's Einzle nicht
An Vater, Mutter, Weib und Kind anklammern;
Nichts hat er, daß ihm anverwandter wäre,

Als den Gedanken, dem er ſich vermählt,
Um d'raus zu zeugen einen Sohn: die That!

David.

Saul lebt; die Kron' iſt ſein, ſo lang' er lebt.

Samuel.

Wer aber ſetzte ſie zum Wettpreis aus?
Wer machte, daß Du ſagen konnteſt: Bin
Ich nicht verfolgt?

David.

Nun iſt er ausgeſöhnt!

Samuel.

Weil Du gewollt. Nicht rieth ich Krieg, ſo lange
Die Uebermacht auf ſeiner Seite war
Und ſich das Volk zu ſeinem Ruhme hielt.
Doch riß er ſelbſt die Wunde auf; was eilen
Wir ſo geſchwind, daß ſie vernarben muß!
Zu allen Zeiten muß das Eine ſelbſt
Man thun, das Andre nimmt man vom Geſchick,
Und richtet es nach dem Bedarfe ein.
Vernarben darf die Wunde nicht. Geſchieden

Iſt immerdar Dein Weg vom Wege Sauls;
Im Wald ſollſt Du die Lagerſtatt von Laub
Dem Sitz an ſeiner Seite vorzieh'n, ſollſt
Ein Flücht'ger wandeln, bis ſich das Geſchick
Zu Deinen Füßen huld'gend niederwirft!

David.

Im Bunde mit dem Feind des Vaterland's
Soll ich verbleiben; ach, nicht Worte faſſen
Die Qual!

Samuel.

Trägſt Du des Volkes Krone einſt,
So ſchufſt Du Dir ein ſo gerüttelt Maaß
Der Gnade, daß des Einen leichter Du
Entbehrſt, da Du das Andre haſt.

David.

Ich kann
Geheimniſſe nicht wahren, kann nicht handeln
In ihrem Auftrag, immer quillt mein Herz
Durch die Verſchwiegenheit hindurch.

Samuel.

Vergiß
Dich selbst, vergiß den Glanz der Krone, sieh
Selbst auf den Willen Deines Volkes nicht!

David.

Das Volk begehrt mich nicht.

Samuel.

Das Volk! Begehren!
Die Völker dämmern nur: das Gute selbst
Muß ihnen aufgezwungen werden. Sieger
Sind die, die öfters nur ein kleines Wort
In ihrer Fahne, das da zündet, führten.
Bedenk' einmal (drinaend und tief erschuttert), mein Sohn,
was ist und war,
Was kommen muß in Deines Volks Geschichte!
Erwäge, was Dich rings umgiebt, und was
Du täglich siehst, das sich im Reich entwickelt.
Und sage selbst, ob unwillkürlich nicht
Die Hand Dir nach dem Griff des Schwertes fährt!

David (aufſtehend).

Zum Aufruhr bläſt Dein Wort die Geiſter wach.

Der hintre Vorhang geht auf und man ſieht in magiſcher Beleuchtung eine Reihe von Särgen. Grabgeſang in der Ferne.

Samuel (mit tiefſtem Schmerz).

Sieh dort; Und trotze noch der fiebernden
Empörung Deines zitternden Gebeins!
Dies, von der Schlachtbank ſpärlich aufgeleſen,
Der letzte Reſt von ſiebzig Gotteszeugen!
Für Dich verbluteten die treuen Opfer!
Für Dich der grauenhafte Leichenzug!

David (ſinkt in die Knie).

Zermalmend über's arme Menſchenherz
Fährt das Verhängniß hin und reißt
Beſinnungslos uns in den Wirbel fort.
Dein Knecht gehorcht; Du rufſt mich, Herr! Ich komme.

(Vorhang fällt.)

# Vierter Akt.

## Erste Scene.

Am Hofe Sauls. Eine Halle.

Saul. Jonathan. Abner. Michal. Gefolge. Ein Bote.

Saul.

Nun sprich, wie David den Betrug vollzogen,
Den er an heil'ger Gastfreundschaft beging!
Vom Becher, den ich selbst mit Liebeszähren
Benetzt, ihm bot, stahl er sich heimlich fort.
Versöhnung war ihm eine harte Speise,
Er kostete und ließ die Schüssel stehn!
Wer Böses hegt, den mache man nicht roth
Mit freundschaftlichem Gruß, er schlägt die Augen

Zu Boden, läuft wie blind vorüber; Böse
Kränkt man mit nichts so sehr, als wenn man offen
Den kleinen Grund aufräumt, wodurch sie etwa
Ihr Bubenstück entschuld'gen könnten, wenn
Man seine Schuld bezahlt und kleine Reste
Vergeff'ner Feindschaft von der Kreide wischt.
Er wollte freie Hand, die Krone mir
Vom Haupt zu stoßen; wollte nicht, daß ihn
Bei seiner That ein Blick aus meinem Auge
Mit ihn entwaffnender Beschämung träfe!
Nun sprich!

Bote.

Was ich erfahren, ist, daß David
Auf's Neue weilt an Achis Hof in Gath!
Die Fürsten halten ihn in höchsten Ehren
Und haben ihn zum Hauptmann aller Truppen
Gemacht, die dort im Lager stehn. Beweises,
Wie man ihn zu bestricken sich bemüht,
Ist wahrlich schon genug, daß jener Bote,
Der ihn zu rufen kam, des Königs Tochter
In männlicher Verkleidung war.

zeigen die Kenntniß der Bühne, verrathen Phantaſie, ergeben ſich auch natürlich aus den Bedürfniſſen der Handlung, aber die Handlung ſelbſt hat etwas Willkürliches oder iſt nicht genug auf einſchmeichelnde Ueberredung und allmälige Gefangennahme des Publikums angelegt. Beſäße doch Wien noch eine Bühne zur Ergänzung des Burgtheaters, wo ſich das Talent bilden, ſich im Spiegel der Darſtellung ſelbſt erblicken und ſeine Fehler erkennen könnte! Carl Hugo würde ſie verbeſſern und ſichrer das Ziel erreichen, nach dem er jetzt zum aufrichtigen Leidweſen ſeiner Freunde vergebens ſteuert. Friedrich Witthauer, ein Norddeutſcher, eingebürgert in Wien und einer der edelſten und geiſtreichſten Vertreter der würdigen Kritik. Möchte ihm in Italien Hygieens heilende Umarmung werden!

Franz Fitzinger. Ferdinand Graf von Colloredo-Mansfeld. Franz von Holbein, Direktor des Burgtheaters. Graf Barth von Barthenheim. Ritter von Bartſch. Ludwig Selliers von Moranville. Albrecht Kraft. J. Deſſauer. G. Barth. Karl Hock. Dr. Mikolaſch. Prof. Schuh. Dr. C. Melly. Prof. Rokitansky. Dr. Scoda. Vicepräſident C. Freiherr von Pratobevera-Wiesborn. Appellationsrath Adolph Freiherr von Pratobevera. Dr. Rizzi. Prof. Fiſchhof. K. A. Kaltenbrunner. J. Kriehuber. L. Millichhofer. Direktor von Schreibers. V. Kollar. Dr. Fenzel. P. Partſch. Düſing. L. Fitzinger. J. J. Heckel. F. X. Fritſch. Dr. Löhner.

Alle dieſe Männer traten unterm 11. März 1845 der Regierung nicht etwa mit einer Theorie über Preßfreiheit entgegen, ſondern nur mit einer Berufung auf den Zwieſpalt,

Michal.

Ein Weib,

Das ihn entführet!

Jonathan (mit Würde und Ruhe).

Dein Urtheil greife nicht
Der dessen Prüfung vor! Ein Mann, der Großes
Bewirkt, ist nicht in Mitteln wählerisch.

Bote.

Ihr sinnet, Herr!

Saul (wie aus Träumen auffahrend).

Und was nun noch?

Bote.

Im Lager
Der Feinde wiehert's, Pferde reißen sich
Vom Strange los, die Schmiede hämmern; Jeder
Klopft sich die Beulen aus dem Harnisch aus.
Der Trommler wirbelt, daß die Roß' sich
Gewöhnen an den Klang, Trompeter blasen
Sich die Fanfaren und Signale ein.

Saul.

Ha, Läſtrer, ſchweig!

Abner.

Kömmſt Du in unſer Lager,
Wird dies da alles nur wie Ohrenſauſen
Dir klingen gegen unſre Rüſtungen.

Bote.

Ich melde, was ich ſah. Auch im Gebirge,
Das zwiſchen uns und unſern Feinden liegt,
Regt ſich das Volk und mahnt mit Feuerzeichen
Von Berg zu Berge ſich zur Wachſamkeit.
Ich frug, was ſie in Herrenfehden ſich
Zu miſchen hätten? Rüſte ſich, gab man
Zur Antwort mir, in dieſer böſen Zeit
Ein Jeder, der auch nur die Senſe ſchwingen kann!
Es gehen Sagen durch das Volk von Wundern,
Die bei den Opfern vorgekommen wären,
Am Himmel will man Zeichen ſehen; Träume,
Von den Propheten ſeltſam ausgelegt,
Beängſtigen das Volk.

Saul (vornig).

Das fehlte noch,
Daß ſich die alten Weiber, Hexenmütter,
Und Zeichendeuter in den Hader miſchten!
Im Lande baue man ein Galgennetz
Für die verfluchten Lug- und Zauberſpinnen!
Kein altes Weib ſoll fürder leben, die
Ein katzenröthlich Aug' im Kopfe trägt,
Kein Faſelhans, der Köpfe will beſchwören
Und Träume dummem Bauervolk erklärt!
Und wo ein Pfaff den Himmel offen ſieht
Und ſich im Namen Gottes unterfängt,
Von Stimmen aus der Höh' zu reden; flugs
Ein Scheiterhaufen angebrannt, dem Kerl
Mit Theer das Prophezeien angeſtrichen!

Michal.

Mein Vater, folge nicht dem böſen Geiſt,
Der ſich auf Deinen Unmuth finſter lagert!
Wem könnte wohl das arme Herz im Buſen
Von Schmerzen kläglicher zerriſſen ſein,

Als mir, die ich verlorne Treu' und Liebe
Verzweifelnd, aber friedlich tragen muß!

Saul.

Aus meinen Augen fort, fort Alle, die
Den Wurm ſo lang' mit ihrer Liebe Blüthen
Geſättigt, daß er nun mit Gift zum Dank
Den Ort belohnt, wo man ihn hold gebettet!
Der Traum iſt hin! Die Küſſe werden jetzt
Mit Schwerterlippen eingetauſcht! Ein Jeder
Auf ſeinen Poſten! Angeſchirrt das Roß!
Das Aug' auf dieſen Thurm gerichtet, bis
Zum Aufbruch ich das Looſungszeichen gebe!

Jonathan (ruhig).

Komm Schweſter! Sieh', mein Glaub iſt noch ſo ſtark,
Daß ich ein Theil davon Dir kann als Tröſtung
In Deinen Zweifeln laſſen. Männer ſind
Im Wollen ſtark und brächʼ die Welt auch ein!

(Alle ab bis auf Saul und Abner.)

## Zweite Scene.

Saul. Abner.

Saul.

Die Stunde der Entscheidung naht. Ich ahne
Nichts Gutes, Abner!

Abner.

Ahnen kann ich nicht;
Ich leb' im Augenblick und thue was
Ich muß; doch Wissenschaft ist besser als
All Ahnen und ich weiß — wir siegen ob.

Saul.

Wie weißt Du das?

Abner.

Habt Ihr noch nichts gehört?

Saul.

Wovon?

Abner.

Daß Euch ein Feind gestorben ist,
Den man mit Wehr und Waffen nicht besiegt?

Saul.

Was? Samuel?

Abner.

Man ſagt ihn todt . . .

Saul.

Todt wie
Die Schlange, die im Winter ſtarr erfroren
Im Schnee liegt, bis der Frühling kommt.

Abner.

Im Volke
Geht das Gerücht, und wär es minder wahr,
So hätt's die Klerisey längſt widerlegt.

Saul.

Mir ſtarb ein arger Feind und grade jetzt
Bedaur' ich ſeinen Tod.

Abner.

Ihr nehmt mich Wunder!

Saul.

Weil ich mit Donnerworten ihm ins Ohr
Die Schande raunen möchte ſeiner Brut,

Die er mit Opferwärme ausgebeckt
Und zum Symbol der Frömmigkeit erzog.
Ich möcht ihn fragen: Nenn' einmal ein Thier,
Das, gut geartet, dem, der ihm den Hals
Gestreichelt, tückisch mit den Zähnen lohnte?

Abner.

Noch ist im Grabe Samuel nicht kalt;
Ein Zauberer rief ihn aus dem dunkeln Schooß
Des Schattenreiches leicht noch einmal wach.
Doch schwerlich wagt, seitdem auf schwarze Kunst
Den Tod Du setztest, sich ein altes Weib
Mit ihrem Spruch heraus!

Saul.

Hier soll Vergebung
Und selbst Belohnung sein: mein Ende naht,
Ich fühl's und eh' der Hahn der Frühe kräht,
Hätt' ich noch mit Gespenstern viel zu reden.

Abner.

Im Wald bei Endor wohnt ein altes Weib,
Die Dein Verbot vielleicht noch nicht vernommen.
Scheeläugig ist sie, triefend, lahm und krumm

Und von dem Säftekochen ausgedörrt;
Doch soll ihr Wort den Geistern lieblich klingen,
Sie kommen schnell, wenn sie die Formel spricht!

Saul.

Noch diese Nacht, in Mänteln eingehüllt,
Soll uns das Roß durch Sturm und Regen hin
Zu ihrer Sudelküche führen.

Abner.

Besser,
Sie weiß nicht, wer wir sind.

Saul.

Ist es der rechte,
So nennt uns Samuel: doch komm; wir eilen,
Um mit der Sonne Aufgang unser Schicksal,
Wie auch die Zaubernacht es mag enthüllen,
Zu Tod, zum Siege tapfer zu erfüllen. (Beide ab.)

Verwandlung.

## Dritte Scene.

Eine Halle am Hofe des Königs Achis.

Zeruja. Aſtaroth (ihr folgend).

Zeruja.

Ich haſſe Dich! Verpeſte nicht die Spur,
Die meine Schritte laſſen; hebe Dich
Hinweg!

Aſtaroth.

Du bringſt den Zorn zum Sieden, ſei
Gewarnt, daß er nicht ziſchend überſchäumt
Und gegen Euch und Alles, was Ihr thut,
In tödtlicher Verheerung wüthe!

Zeruja.

Drohung
Iſt wahrlich Minnedienſt! Nur Feige fetzen

Auf Frauenliebe Preise aus und kaufen
Mit Geld sich Herzen ein, die sie verachten!.

Astaroth.

Ich kam hieher, gerufen, nicht von selbst —

Zeruja.

Ich rief Dich nicht, wenn Dich Dein Herz nicht rief —

Astaroth.

Ich kam hieher, um einen alten Haß,
Den ich von Ahnen gegen Euch geerbt,
In Deinen Armen zu vergessen . . .

Zeruja.

O
In meinen Armen singt man Wiegenlieder
Dem Schmerz der Liebe nur, dem Hasse nicht!

Astaroth.

Ich ließ die Feindschaft, knüpfte gar mein Heer
An Deines Vaters Narretheiung an,
An Kinderthorheiten und Träumerei,
So Greise plagt, die sich noch Jüngling dünken.

in welchem die aufgeklärte Gesetzgebung über die Censur mit ihrer nicht mehr zu ertragenden widerrechtlichen Ausübung läge. Diese bescheidene, aber von gerechter Entrüstung eingegebene, mit schlagenden Thatsachen und Beispielen versehene Denkschrift wird dem Publikum nicht vorenthalten bleiben. Sie wird früher oder später erscheinen müssen. Die Unterzeichner sind die Veröffentlichung ihrer eignen Ehre schuldig; denn mit Gleichgültigkeit ist ihre Bitte empfangen, mit Kälte zurückgewiesen worden. Man hat ihnen gesagt: „Wie könnt Ihr Euch zusammenschaaren und um etwas bitten, das wir so eben im Begriff waren, Euch selbst zu geben!“ Die Bittsteller fielen aus den Wolken. Diese so öffentliche, so zugängliche Regierung beschäftigte sich mit etwas, das das Publikum errathen sollte. Und womit beschäftigte sie sich? Mit dem ungeheuern Fortschritt, daß sie einsah, 1) die Censoren müßten vermehrt und 2) besser besoldet werden. Von einer Milderung der Grundsätze ist keine Rede, sondern nur von einer Verkürzung des Verfahrens, von einer Beschleunigung der bisherigen langsamen Gedanken-Hinrichtungen. Man hat die Petition wie eine Emeute behandelt.

Das bei der Censur angestellte Personal (Hofrath Malß an der Spitze) besteht an und für sich vielleicht aus wohlwollenden, selbst aufgeklärten Männern. Sie streichen nicht nach ihren Ueberzeugungen, sondern nach ihren gegebenen Instruktionen. Diese schließen allen und jeden Freimuth aus. Die Zeitschriften stehen unter einer bis in's Kleinste gehenden Beaufsichtigung. In Theaterverhältnisse mischt sich die Censur mit ihren eignen Ansichten ein, verwandelt oft Tadel in Lob und unterdrückt harmlose Meinungen, die ihr nicht gefallen

Zeruja.

Des edlen Wettſtreits! Sah man Dich doch nur
An unſerm Hofe wie ein Pfau ſtolziren,
Vergleichen, wie's daheim und wie's bei uns,
Das Tuch erproben, d'raus man hier zu Lande
Die Kleider macht, die Naſe rümpfen, lächeln,
Und in der Sonne mit dem eignen Schatten
Liebkoſen, was Du ſchöner ſeiſt als Andre!

Aſtaroth.

Dein Uebermuth macht wahrlich Dich geſchickt,
Noch eines Juden Weib zu werden. Liefſt
Du im Gebirge nicht dem Schächer nach,
Und haſt in Deine feile Zärtlichkeit
Ihn ſo verſtrickt, daß er ſein Vaterland,
Sein Weib, den Freund und ſeinen König ließ,
Um in treuloſer Treue hier mit Dir
Zu tändeln?

Zeruja (freudig).

Glaubſt Du, ſprich, hat es den Schein,
Das ich es bin, der Alles dies gelang?

Aſtaroth.

Wem anders, als dem dreiſten Buhlerblick,
Den Du von feilen Weibern ſtahlſt, dem Schmachten
Und ſtieren Haften an des Juden Mund,
An ſeinem Thun und Laſſen? Schande Dir!

Zeruja.

O träfe mich die Schande nur für ein
Gelungen Werk, wie gerne trüg' ich ſie!
Ein Weib erträgt den Makel aller Welt
Mit Freuden, weiß es ſich geliebt!

Aſtaroth.

Geliebt?
Wie täuſchſt Du Dich? Er beutet Deine Luſt
Für ſeinen Ehrgeiz aus, das Hirtenkrönlein
Sollſt Du ihm ſtehlen helfen, — doch ich ziehe
Von zehn verwitz'gen Fingern, d'rauf er rechnet,
Fünf wenigſtens zurück, die meinen; denn
Ich halte mich zu gut, Dir noch die Ehre,
Im Land der Juden Königin zu ſein,
Mit meinem tapfern Heere zu erobern.
Ich ziehe fort.

Zeruja.

Du bleibſt! Es ſteigen mir
Wie Schatten aus der Erde Ahnungen
Herauf; wir ſiegen — und durch Dich — Du bleibſt;
Der Theil, den Du gewinnſt, ſoll nicht geringer
Als Deine Hoffnung ſein. Noch weiß ich nichts,
Und doch — nur iſt's noch dunkel — Götter, helft
Die Dämmerung zerſtreun — ich ahn's — vertrau'!
Die Liebe ſiegt!

Aſtaroth.

Entſchließe Dich! Sie kommen!

## Vierte Scene.

Achis. Die Fürſten. David. Die Vorigen.

David.

Wenn auf den Würfeln der Entſcheidung denn
Einmal die Augen blut'ge ſollen ſein;
So müſſen die vereinten Kräfte, die
Hier lagern, wenigſtens von einer Seele

Durchgeritten werden. Euer Heer, mein Fürſt (zu Aſtaroth)
Iſt träg' in Allem, was ich ihm befehle;
Wenn Roſſe in das Eiſen beißen, das
Sie zügelt, iſt es ihre thieriſche
Natur; doch folgt in Euerm Heer der Reuter
Dem Roſſe nach und Niemand achtet d'rauf,
Was ich als Feldherr für Bewegungen
Dem Heereskörper geben will.

Aſtaroth.

Sie kennen
Nun einen Herren; wie ich ſelber — mich.

David.

Ein Wille lenkt die Welt, ein Wille lenkt
Die Schlachten.

Achis (zu Aſtaroth).

Gebt Euch d'rein: er führt das Heer,
Wir folgen, ſeiner Tapferkeit vertrauend!

Aſtaroth.

So hab' ich doppelt Anlaß, aufzuſitzen
Und wieder heimzuziehn in meine Marken!

Achis.

Was hör' ich! Laßt den Ehrgeiz fahren! Warum
Hat immer uns bisher das Judenvolk
Besiegt? Wir schlossen Bündnisse, wo Jeder
Dem andern wollte gleich im Rathe sein;
Indessen drüben alles einem Starken
Sich unterwirft und blind ihm folgt zur That!

Astaroth.

Ich achte eines Andern Weisheit nicht!
Was selbst ich wage, davon trage ich, ohne
Mich anzuklagen, stets auch den Erfolg.
Das ist der eine Punkt; erwägt ihn, während
Ich jetzt mit meinen Truppen aus der Stadt
Und meinen Marken näher rücke; was
Den andern Punkt betrifft, so könnt ihr leicht
Ihn rathen, wenn ich sage: Macht zum Boten
Der Antwort, die Ihr mir zu geben habt.
Jeruja; so geht's All' in Einem hin! (Ab.)

Achis.

Ich bin zu stolz, ihm nachzugeh'n, und doch
Zu schwach, ihn wirklich zu entlassen.

David.

Wunder

Darf ſich der Feldherr in des Schlachtplans Lücken
Nie träumen und ein Wunder wär's, ihn miſſen
Und dennoch ſiegen.

Zeruja (hervortretend).

Nun, was rathſchlagt Ihr!
Ihr zweifelt da an Wundern, während ſich,
Indeß ich brütend hier geſtanden, auf
Die Erde that und dunkle Geiſter mir
Aus ſchauerlich vertrauten Augen winkten.

Achis.

Was ficht Dich an?

Zeruja.

Habt Ihr es nicht gehört?
Er will die Botſchaft nur aus meinem Munde!
Er kennt nur meinen Mund, in den er gern
Die Küſſe ſeiner edlen Leidenſchaft
Begrübe; ha, ich kenne meinen Arm,
Den Arm, der ſich an einen (ergreift Davids Schwert)
ſolchen Zweig

Mit Schaudern hält, um über einen Abgrund
Hinwegzuſpringen! Vor mir lacht die Welt
Mit ihrem ſchönſten Wonnegruß mich an:
Noch trennt ein Abgrund mich von meinem Himmel!
Ein letzter Sprung — und er iſt ewig mein! Ab.

David.

Was will ſie thun?

Achis.

Es iſt ſo ihre Art,
In wildem Feuer aufzuloedern; mir
Verdankt ſie's nicht; von ihrer Mutter kommt's,
Die man in Tyrus auf dem Sklavenmarkt
Mir angekauft; ſie war aus fernen Landen,
Nicht groß, doch ſchön und wie ein Pfeil ſo ſchnell,
Auf ihren Willen bin; und hinterher,
Wenn man ihn kaum erfüllt, ſo ſchoß ſie ſchon
Auf etwas andres Blankes hin, juſt wie
Ein Rabe.

Flach.

Ja, da weiß man prachtige
Geſchichten —

Oberflach.

Einſtmals —

David.

Laßt es diesmal ſein;
Die Stunde drängt.

Achis.

So kommt! Vielleicht bewirkt
Von Eurer Seite Ueberredung, und
Von mir ein bittend Wort, daß Aſtaroth
Die jählings aufgeſtiegnen Zornesnebel
Mit beſſerer Beſinnung niederſchlägt. (Alle ab.)

Verwandlung.

## Fünfte Scene.

Ein dichter Wald. Im Hintergrunde eine matt erleuchtete Höhle. Nacht. Donner und Blitz.

Saul. Abner (im Harnisch, mit Mänteln treten auf).

Abner.

Hier iſt der Ort.

Saul.

So muß der Teufel wohnen.
Mir klammerten ſchon Fledermäuſe ſich
Im Helmbuſch ein. Die alten Eichen ſind
So dicht verwachſen, daß man hier kaum hört,
Wie ſich im tollen Strom der Wolkenbruch
Auf ihre Häupter ſchüttet. Unſre Roſſe?

Abner.

Ich band ſie dort an einen Baum. Sie zittern
Vor Froſt.

Saul.

Wer weiß, ob wir ſie wiederfinden!
Der wilde Jäger wittert ſie und jagt
Mit ihnen in drei Teufels Namen fort.

Abner.

Ihr ſeid bei guter Laune.

Saul.

Sollt' ich nicht,
Wenn man im Kampfe der Natur ſich ſelber
Faſt ein entfeſſelt Element erſcheint!
Die Eule und das wilde Heer der Geiſter
Verbergen hier die Teufelsfratze nicht.
Der Donner ſpricht, wie's ihm zu Muthe iſt,
Und ohne Hehl erwiedern ihm die Blitze.

Abner.

Soll ich zur Höhle gehn?

Saul (hinausrufend).

He, alter Drache,
Von Deinem Lager auf! Verſcheuche uns
Des Sturmes Kinderwiegenlied, betäube

wollen. Der Censor wird hier dem Schriftsteller gegenüber oft förmlich ein Recensent. Wehe dem armen Gelehrten, der in der Provinz einen philosophischen oder historischen Gegenstand besprechen will! Sein Manuscript wandert nach Wien, wird dort oft einem Gegner oder Rivalen zur Begutachtung übergeben, bleibt ein Jahr lang in dessen Händen und kehrt mit einem Druckverbote zu dem armen gelehrten Leibeigenen wieder zurück. Man kann der Intelligenz nicht mehr Hohn sprechen.

Mit der vom Auslande kommenden Büchereinfuhr wird es so gehalten: Die Bücherballen, die von Leipzig kommen, werden nicht den Buchhändlern, sondern der Regierung ausgeliefert. Diese hat ein eignes Amt niedergesetzt, das Revisionsamt, welches jedes Packet öffnet und den Buchhändlern nur die völlig unverfänglichen Schriften ausliefert. Alle Schriften, die nicht auf die materielle Existenz berechnet sind, werden vorerst censirt und dann in drei Rubriken getheilt, solche die gänzlich verboten sind, solche, die man gegen eine persönlich von der Polizei einzuholende Erlaubniß kaufen kann, solche, die der Buchhändler verkaufen, aber in den Zeitungen nicht ankündigen darf. Diese Einrichtungen gelten in Oesterreich für so naturgemäß, als hätte sie Gott schon im Paradiese dem ersten Menschenpaare mitgegeben. Man kann sich denken, wie lästig es dem gebildeten Manne sein muß, sich die Lektüre selbst solcher Bücher, die er nicht billigt, die er aber zu seinem Unterricht lesen will, von der Polizei zu erbitten! Viele Privatleute, Gelehrte, selbst Geistliche thun es, weil sie die Schriften nicht anders erhalten, aber die Regierung bekommt dadurch eine Liste aller derjenigen Menschen, die sich in der Welt noch um etwas

Den Donner, der uns viel zu ſlötenmäßig
Noch klingen will. Bring etwas Beſſ'res auf!
Mit kaltem Rieſeln kitzle uns den Rücken,
Daß Geiſterbände uns im Haare krauen,
Daß es ſich ſträuben muß, bewundernd,
Was Deine Höllenkunſt vermag!

Abner.

Sie kommt.

## Sechste Scene.

Die Höhle erhellt ſich.

Die Hexe (tritt heraus). Die Vorigen. (Später Samuel.

Hexe.

Was ruft Ihr mich um Geiſter an?
Die Geiſter ſind in Bann gethan;
Die Flammen an den Keſſel lecken,
Der Spruch bleibt in der Kehle ſtecken.

Abner.

Mach' fort! Von uns befürchte nicht Verrath!

Hexe.

Die Geiſter ſtehen vor dem Thor;
Doch ſchiebt die Furcht den Riegel vor.
Soll Euch das Harren draußen frommen,
Muß eines Mächt'gern Stimme kommen.

Abner.

Ruft Ihr! die Hexen haben kein Gehör.

Saul.

Befürchte nichts! Wir haben Macht genug,
Dich zu beſchützen. Setz' den Keſſel auf!

Hexe.

Keſſel lodert ſchon;
Eurer Stimme Ton
Macht die Funken kniſtern;
Denn die Geiſter flüſtern,
Daß Ihr höher ſteht,
Als ein Galgen geht.

Abner.

Sie ahnet, wer Ihr ſeid. Nun fordert laut,
Wen Ihr zu ſehn begehrt!

Saul.

Ruf von den Todten
Mir Samuel herauf, den Hohenprieſter!
Er ſtarb, wenn uns die Sage nicht belog.

Hexe.

In die Höhle an einen dampfenden Keſſel zurücktretend.

Bei Todten, die noch warm, vom Leben kaum
Geſchieden, wirkt der Spruch nur langſam. Gut
Ding
Will Weile haben; darum bilden ſich
Die Todten auch erſt nach und nach zu Geiſtern.
Doch ſei's! Ich poche an. Er kömmt vielleicht.

Mächtigſte hab' ich entboten
Aus dem Schattenreich;
Samuel, es ſind die Todten
Sich im Tode gleich.
Dieſes Lodern, dieſes Düften

Lockte ſchon aus tauſend Grüften
Leichen in die Welt herein!
Samuel, erſchein', erſchein'!

Donnerſchlag. Samuel ſteigt, auf einen Stab ſich ſtützend, aus dem Tanwi und geht, in Lichtglanz verhüllt bleibend, dem Vorgrunde naher.

Abner.

Er iſt's.

Saul.

Sein Bart iſt ihm im Grab gewachſen.
Der feid'ne Rock, wie immer. Nur der Stab,
D'rauf er ſich ſtützt, iſt neu. Ich dachte nicht
Daß ſelbſt im Grabe noch die Menſchen altern.

Abner.

Ihr ſeid bei beſſ'rer Laun' als ich — er ſpricht.

Samuel.

Saul, rufſt Du mich?

Saul.

Nun kann ich doch nicht ſprechen.

Samuel.

Du bleibſt ſtumm? Und der, der todt iſt, ſpricht?

Benutze Deine Kraft! Nicht lange mehr,
So iſt ſie hin; die Stunden kannſt Du zählen.

Saul.

Die Geiſter lügen nicht. So muß ich ſterben.

Samuel.

Schon mit der nächſten Nacht verhallt in Bergen,
Die ohne Mitleid ſind, Dein letztes Ach!
Mir iſt die Zeit ſo nah, daß ich ſchon deutlich
Ein Schwert in Deinem Herzen zucken ſehe.

Saul (verhüllt ſich).

Ich weiß genug.

Samuel.

Doch wirſt Du mehr erfahren,
Wenn Du im Schattenreiche ſitzen wirſt
Mit Zechern, die den Wein aus Schädeln trinken,
Wo ſich, was nur Du greifſt, in Knochen wandelt.
Ich komme dahin, wo im tiefſten Erdreich

Die Würmer ſelbſt an Cederwurzeln nagen,
Da kannſt Du lernen, was die Kön'ge ſind.

Abner (zu Saul).

Von David habt Ihr fragen wollen.

Saul.

Laß
Es Abner! Wer zum Tode gehen muß,
Blickt mit Verachtung auf die Schergen hin.

Samuel.

Was ſpielen Kön'ge in der Unterwelt
Für eine Rolle, Saul! Sie ſitzen da,
Gewohnt, gehört zu werden und bedient,
Und Niemand achtet ihrer, als die Schmeichler,
Die ſich in Läſterer verwandelt haben.
Das wen'ge Gute, das ſie thaten, knurrt
Zwar wie ein kleiner Schooßhund neben ihnen,
Doch was ſie unterließen, beſſer noch,
Als gut zu thun, umbellt wie eine Meute
Von hungrigen Hyänen ſie. Sie zittern!
Kein Hermelin erſchreckt die Wahrheit mehr,

Die ihnen rings aus Todtenſchädeln grinzt;
Und ſelbſt der Witz kann ungehindert ſchwärmen
Um ein Gehör, das nichts ſo bitter haßte,
Als Freimuth einſt und feingefügte Worte.
Sie ſagen etwas, und man lacht. Sie hatten
Es einſt im Leben tauſendmal geſagt,
Und jetzt erſt hör'n ſie, daß es albern war.

Abner.

Von Prieſtern, wie die Todten die bedienen,
Da ſagſt Du nichts —

Samuel (mit einem finſtern Seitenblick auf Abner).

Mit Knechten red' ich nicht.

Saul.

Wenn denn die Kön'ge ſo verſpottet ſind,
Was weihſt Du David zu dem Elend ein?

Samuel.

Auch er wird ſchaudern, kömmt ſein Tag herbei,

Er muß die größten Dinge thun, ſoll'n ihn
Die Todten einſt als ihres Gleichen grüßen.
Ich hielt' ihn gern von ſeinem Pfad zurück;
Doch will die Welt einmal ihr Weſen haben;
Sie hört den Ruf des wahren Hirten nicht.

Saul.

So dank' ich Dir, feindſel'ger Geiſt, daß Du
Noch bis zur letzten Stunde treu dem Haſſe
Geblieben biſt und nichts verſchwiegen haſt.

Samuel.

Weiſſagung hat kein Herz: Was ſie erſchaut,
Das ſpricht ſie aus. Mein Haß ward in der Erde
So kühl, wie ſie; doch werd' ich nie bereuen,
Daß ich Dir gab, was Dich verderben konnte.
Niemand beſtimmt, wie Einer nutzt, was man
Ihm ſchenkt; Dein eigner Wille war's, daß Du
Dich bäumteſt und das Gleichgewicht verlorſt.
Vollende nun, was Du Dir ſelbſt beſchieden!
Doch nicht als König, rath' ich Dir, tritt ein
In's Reich der Todten; nein, als Hirte komm',

Als Knabe, wie Du einſt geweſen, ſtark
Und löwenmuthig, einfach, noch verdorben
Durch den geſchwollnen Kamm der Herrſchſucht nicht.
So ſtehn vielleicht die Todten auf vor Dir
Und hör'n auf mich, wenn ich Dich feierlich
In unſerm Reih'n begrüße. Lebe wohl!

(Donnerſchlag. Verſinkt.)

Saul.

Komm, Abner, komm!

Abner.

Ihr glaubt doch nicht dem Spuk?

Saul.

Ich glaube d'ran: Ich zieh mein Sterbehemd
Zum Schlachttag morgen an; Du bette mich,
Bin ich verklammt, nur gleich auf friſcher That
Beim erſten beſten Stein.

Abner.

Die Alte ruft!

Hexe.

O tretet ein, nehmt ſo vorlieb! Ich backe
Ein Böcklein Euch und ungeſäuert Brod.
Die Nacht iſt keines Menſchen Freund, verweilt,
Ich leg' ein neu Bund Stroh zurecht, d'rauf ruht,
Bis uns die Vögel in dem Walde wecken.

Saul.

Mit nichten, Weib, wir müſſen fort.

Abner.

Bleibt lieber,
Wir ſtoßen zeitig noch zum Heer.

Saul.

Nein, nein!
Hier iſt ein Ring, Du Alte! Trag' ihn bis
Du ſtirbſt, und laß ihn weiter erben, daß
Den König Saul, wenn ihn ſein Volk vergißt
Und ſeine Thaten dunkeln, wenigſtens
Die Zaubrer noch im Gedächtniß führen!

(Wirft ihr den Ring zu.)

Anderes, als ihres Leibes Nahrung und Nothdurft, bekümmern. Ebenso ist es mit den Zeitungen, die man zu halten wünscht. Die Post verabfolgt sie nur gegen den polizeilichen Erlaubnißschein. Für Diejenigen, die in der Provinz leben, denke man sich die Weitläufigkeit! Wer in Salzburg z. B. eine Schrift von Raumer über Italien kaufen will, macht dem Buchhändler die Anzeige. Dieser trägt den Wunsch und den Namen des Käufers seiner Polizeibehörde vor. Die Salzburger Polizeibehörde schreibt an die Regierung in Linz und die Linzer Behörde, selbst noch nicht competent genug, berichtet noch an eine dritte Behörde, die Central-Polizeistelle, von welcher endlich der Bescheid zurückkommt, daß dieser Ankauf gestattet wird oder nicht.

Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Wer hat dieses abscheuliche System erfunden? An welche Grundbedingungen lehnt es sich? Ist es Ueberlieferung der Zeiten oder Erfindung der Gegenwart? In welchem Zusammenhange steht es überhaupt mit dem Geist der österreichischen Politik im Großen und Ganzen?

Die Gerechtigkeit zwingt, zu bemerken, daß uns hier eine historische Ueberlieferung vorliegt. Die Geschichte des Hauses Habsburg von seiner Begründung an durch Rudolph bis zu seiner Aufnahme spanischen Blutes und zu seinem Uebergange in lothringisch-französisches ist die Geschichte einer das Völkerleben als solches ignorirenden und nur auf das eigne Wohl und Wehe bedachten Dynastie. Von den Kämpfen gegen die Schweizerfreiheit an, wo die Junker den Bauern erlagen, bis zu den österreichischen Executionsmärschen in die Romagna, nach Neapel und Piemont hat diese Politik immer das Kennzeichen eines der Zeit abgewandten Antlitzes ge-

Nun komm! im ſcharfen Ritt, daß Funken ſprühen,
Vergeſſen wir die Schauder, die wir fliehen.

(Beide ab. Die Höhle verdunkelt ſich. Ein Donnerſchlag.)

## Siebente Scene.

**Zeruja** (geſchmückt im Brautkleide, mit dem blanken Schwert.)

Ich bin des Sturmwinds Braut; er neſtelt mir
Aus meinem Haar mit wilder Freiershand
Die Myrthen und die weißen Roſen ab;
Auf meine glüh'nde Wange ſchmiegt der Regen
Sich an mit feuchtem Kuß und preßt den Athem
Mir in die tiefbeklemm'ne Bruſt zurück.
Wie oft biſt, Genius der Liebe, Du
Selbſt falſchen Schwüren nicht gefolgt und goſſeſt
Auf einen nur erlog'nen Liebesbund
Das Füllhorn Deiner Zärtlichkeiten aus!
So ſteh' mir bei, Du holder Knabe; lächle
Mir Liebe in den Blick und heiße Küſſe

Streu' auf den Mund mir, daß mein Buhle nicht
Das Zucken meiner Hand spürt, nicht mich frage,
Was ich auf seines Halses hüpfende
Arterien so gierig blickte! Zaubre
Ein Chor holdselig gaukelnder Dämonen
Um unser Brautgemach, bis er entschläft,
Und ich im Bund mit Göttern schnell die Sichel
Mit kühner Hand zur blut'gen Ernte schwinge! (ab.)

Vorhang fällt.

# Fünfter Akt.

## Erste Scene.

Freies Feld.

Saul. Abner. Jonathan. Michal. Gefolge.

Michal.

So lebe wohl und kämpfe, weil Du mußt,
Mein Vater, Deinen Kampf in Ehren aus!
Ich fliehe diesen Tag, wo mir die Freude
Beim Sieg des Einen nimmer doch die Kraft,
Den Fall des Andern zu verschmerzen, gäbe!
Was Dir erfreulich, wäre mir verhaßt,
Und was Dich kränkte, wär's ja minder nicht!

Wie auch die Würfel fallen, geh' ich hier
Mit leerer Hand, mit leerem Herzen aus!

Saul.

'S iſt beſſer, daß Du gehſt, auch Jonathan
Mag gehn! Er nimmt, trägt man mich aus der Schlacht,
Von mir doch nur mit halbem Schmerze Abſchied.

Jonathan.

Ich bleibe; denn das größte Opfer wohl,
Das ich dem theuern Jugendfreunde bringe,
Iſt, ihm im Kampfgewühl, zerriſſ'nen Herzens
Begegnen müſſen. Prüfen will uns Gott!

Saul.

So gehe Kind! (Betrachtet ſie.) So alſo ſiehſt Du aus?
Noch einmal will ich mir die lieben Züge
In meine Seele drücken, daß im Tod' ich
Mir ſagen kann: So war's, was Du verlor'ſt,
So war die Welt, ſo bunt, ſo ſchön ... Du gehſt
Zu meiner Vetterſchaft im Lande Uz,

Dort hüll' Dich in den Wittwenſchleier ein,
Den doppelt Du zu früh ſchon trägſt und forſche
Nach all den grünen Plätzen, nach den Eichen,
Wo ich einſt ſaß, die Heerde hütete
Und nicht verſtand, was mir die Wind' im Baume
Zuraunten von Geſchick und großer Zukunft.
Wie drängt an's Grab des Menſchen ſich die Zeit
Der Jugend doch heran und möchte gern
Der Erſte ſein, der auf den Sarg die Erde ſtreut!
Nun lebe wohl mein Kind!

Michal.

Begrüßt Dich Leben.
Begrüßt Dich Tod, ich nehm' Euch für geſchieden!
Du Jonathan, laß dies auch David wiſſen:
Ich bin nicht mehr, ſeitdem in ſeiner Bruſt
Der Ehrgeiz all' die ſchönen Blumen, die
Der Lieb' ich d'rin gezogen, kalt zertreten.

Jonathan.

Ein Weib liebt nur am Mann ſich ſelbſt, den

Schein,

Den ſie auf ſeines Herzens blankem Schilde
Von ihrem eignen Ich läßt widerglänzen.
Doch kränken will ich nicht in ſeinem Kummer
Dein ſchwaches Herz; komm mit, ich führe Dich
Zu den Begleitern Deiner Reiſe hin.

(Ab mit Michal.)

Saul (zu Abner).

Nun ſind wir frei! die volle Wucht und Schwere
Der ſelbſtbewußten Kraft des Körpers kehrt
In meinen Arm zurück; ich fühle, eh'
Die Ceder fällt, wie mächtig ſeine Streiche
Das Beil des Feindes führen muß. Es iſt
Ein ander Ding, zu ſterben auf dem Bett,
Und in der Schlacht Geraſſel ſeinen Tod
Im Voraus rächen, daß die Stücke fliegen!

Abner.

Ich hoffe mehr; ich hoffe, daß wir ſiegen. (Alle ab.)

## Zweite Scene.

David. Sein Waffenträger. Truppen.

David.

Wie im Gewühl des Marktes man seines Orts
Nicht Meister ist, so reißt mich unaufhaltsam
Die Welle einmal angefangner Thaten
Zu immer neuen fort. Ich laß es gehn,
Wie man den Schneeball nicht, der von den Bergen
Herabfällt, hemmt in seinem Wuchs und Lauf.
Nicht alles, was man Schlechtes thut, geschieht
Aus schlechtem Sinn; das Meiste wirkt der Stoff,
Der vom Begonnenen und halb Bereuten
Nicht lassen will, der Feigheit Vorwurf scheuend.
Daß meine That ein Werk des Himmels ist,
Das seh' ich wohl. Mir lieg' dabei die Hand
Im Schooß; die Reihen schließen sich, die Winke
Zum Kampfe kommen wie von Geisterhänden;
Ich sehe zu und bin nur für die Ruder

Die Arc, die ſich um ſich ſelber dreht.

(Zum Waffenträger.)

Und keine Hoffnung da, daß ſich Aſtaroth
Zu unſ'rer Sache ſchlägt?

Waffenträger.

Wie Todte liegt
Das Volk in ſeinem Lager. Hochzeit, hieß es,
Hätt' Aſtaroth die Nacht gehalten.

David.

Zeruja, zartes Blüthenreis, ſo hat
Auch Dich der Sturm des Krieges knicken müſſen!
Man ſpricht von Sagen und Geſchichten ſo
Friſchweg und ſpricht von Kriegen nur und Helden:
Wer aber zählt ſchon die Herzen all,
Die ſtarben, weil des Bodens Nahrungskraft
Von Rieſenbäumen aufgeſogen ward,
Die nebenan wohl den Gewittern trotzen?
Wie viel erſtorben Moos von Lieb' und Schmerz
Kriecht dürftig auf den Marmortafeln hin,
Die das Gedächtniß großer Thaten künden!
Zertret' ich ſelber nicht ein Herz, das draußen

Vielleicht vor Schmerz, wie mir es möglich ward,
Sie preiszugeben, ſtirbt! Und bin ich ſelbſt
Nicht mehr ein Opfer, als ein Held, und kann
Nur ſtummen Einſpruch meinem Schickſal thun?

Waffenträger.

Ihr träumt, indeſſen ſchon die Schlacht beginnt.

(Trompetenfanfare.)

David.

Wie Schiffe auf dem Fluſſe Furchen ziehn,
So gehe, Finger Gottes, du voran!
Ich folge; Dir, o Herr, den Weg befehlend.

(Ab mit Gefolge.)

Schlachtlarm hinter der Scene.

## Dritte Scene.

Jonathan (wird verwundet aus dem Kampfe getragen). Einige Krieger. Darauf David und Gefolge.

Jonathan.

Hieher! der Ort iſt ſtill — zum Sterben weit

Bequemer als der Huf der Roſſe; welch
Ein Glück, daß ich ſchon etwas weiter bin
Als ein Rekrut! So gleich vom erſten Pfeil,
Der abgeſchoſſen wird, durchbohrt zu werden!
Für Mutterſöhnchen wär's kein Spaß. Niemals
Schickt' ich den zweiten Sohn zur Schlacht, fiel ſo
Der Erſte. Gleich der erſte Pfeil! Und David —
Wenn Du ihn ſelber gar verſchoſſen hätteſt!
Mein theurer Freund — der Tag fängt wacker an!
Die Beſten erſt, dann haſt Du leichte Arbeit!
Und doch bewein' ich meinen Tod — denn ſtirbt
Mit ihm mein Recht nicht aus, das ich ſo gerne
Dem Freund geopfert hätte, als Geſchenk,
Als Huldigung, die ihm gebührt . . . Die Aſche
Kann nicht regieren, kann entſagen nicht.
Zu leben, das iſt ſchön und ſich als Spreu,
Als wäre man geſtorben, in den Wind ausſtreu'n
Und ſprechen: Siehe Freund, das ſchenk' ich Dir,
Geburt und Stand und Krone, Brief und Siegel!
Nun hab' ich nichts und die das Auge mir
Zudrücken, lächeln zweifelnd über mich,
Ob es auch wohl mein Ernſt geweſen wäre . . .

tragen. Volksthümlichkeiten durfte ſie niemals anerkennen, weil die den Erblanden einverleibten neuen Beſitzthümer mit dem deutſchen Hausſyſtem vereinigt werden ſollten. Aufſchwung eines Volks- oder Stammbewußtſeins, hiſtoriſche Nationalerinnerungen waren von jeher die Geſpenſter, welche dieſe Politik erſchreckten*). Die Reformation wurde in ihrem Laufe durch Oeſterreich gehemmt und ſelbſt da, wo ſie ſchon Wurzeln gefaßt hatte, erzwang dieſer Staat Contre-Reformationen, die die Bekenner der neuen Kirche in den Schooß der alten zurückführten. Der Geiſt des Mißtrauens und der egoiſtiſchen Iſolirung hat ſich dieſer Dynaſtie ſchon ſeit Jahrhunderten bemächtigt und durch den Einfluß der Frauen, der Günſtlinge und Beichtväter wurde dieſem an ſich vielleicht ungefährlichen Syſteme der Charakter der empfindlichſten Reizbarkeit aufgedrückt. Eine Frucht- und Dornenleſe aus Oeſterreichs Geſchichte ſammelte zu dieſem Zwecke kürzlich der Verfaſſer der Anekdoten. Mögen weder die Prinzipien dieſes Autors völlig klare, noch ſeine Motive unbeſcholten edle ſein, die Wahrheit wählt ſich ihre Organe oft wunderlich. In dieſem Buche ſpricht die Geſchichte. Man wird vielleicht kaum Mühe haben, die Behauptung zu widerlegen, daß Oeſterreichs Geſchichte durchaus eine Chronik der glücklichen Zufälle, der ſelbſtgemachten Verſchwörungen und des Undankes wäre. Aber die Thatſache des dynaſtiſchen Egoismus ſteht feſt und wird, wie es ſcheint, ſchon darum

*) Charakteriſtiſch iſt folgende Thatſache: Des armen Andreas Hofer Gebeine moderten in Mantua. In der Hofburg zu Wien vernahm man es ſehr ungnädig, als ſich einige tyroleriſche Offiziere beigehen ließen, dieſe Reliquien dort auszugraben, ſchimpflicher Vergeſſenheit zu entziehen und ſie nach Insbruck zu bringen, wo ſie jetzt von dem Schallerſchen Denkmal verdeckt werden. Die Offiziere erhielten für ihre angemaaßte Hochherzigkeit einen ſtrengen Verweis.

David (tritt von der Seite ſchnell auf).

Dort drüben weicht der linke Flügel! Vorwärts!

(Truppen ziehen vorüber.)

(Jonathan erblickend.) Hier ſtirbt ſich's luſtig ſchon.

(Rüſtet ſich den Helm.) Der Tag wird heiß.

Jonathan.

Täuſcht mich die Stimme nicht — die Augen dunkeln
Es war ſein Ton, ſein Gang; wo biſt Du, David?
Mein Freund —

David.

Wer ruft da? Himmel, ſo nur klingt
Die Stimme Jonathans.

Jonathan.

Ich bin es, David!
Komm, drücke mir die Augen zu!

David.

Im Tode
Dich wiederſehn! Kann dieſes Herz es tragen?

Jonathan.

Nur Deine Hand! Ein warmer Druck von ihr
Hält eine kurze Weile noch die Flucht
Der Lebensgeiſter auf. Wie Deine Pulſe
Noch wild ſich bäumen! Ha, was gäb' ich d'rum.
Wenn neben Dir der Schütze mich getroffen!

David.

Ich träumt' in deines Vaters Halle, träumt'
Im Wald, wo wir das Lied der Vögel oft
Belauſchten, wohl ein ſchöner Wiederſehen!

Jonathan.

Die Zeit iſt hin, es ſchoben Wolken ſich
Als Riegel unſ'rer Zukunft vor, und jetzt
Nun gar die düſterſte, der Tod!

David.

Verfluche
Die Hand, die in den Bund der Freundſchaft Blumen
Des Todes und des Haſſes wand!

Jonathan.

Mit Nichten
Mein Freund! Dein iſt die Welt der großen Geiſter,
Die die Geſchichte' auf ihren Schultern tragen.
Du ſchaffſt und bauſt, wir ſehen nur wie Kinder
Dem Werke Deiner Hände ſtaunend zu
Und bieten gern, und wär's das eigne Leben,
Was Du zu Deinem Ruhm bedarfſt, Dir an.

David.

Verwirr' in Deiner letzten Stunde nicht
Das ewige Geſetz der Sitt' und Tugend!
Was in der Hütte gilt, gilt in Palläſten,
Dem Großen opfert Gott die Tugend nicht;
Was wär' auch unter Menſchen groß zu nennen,
Dem Himmel gegenüber?

Jonathan.

Einer mühe
Im Leben ſich an fern'gen Gütern ab;
Der Andre ſchafft ſie neu, Gedanken ſchwellen
Ihm ſeinen Buſen, er ergänzt die Schöpfung.

Du konnteſt nicht, den hohen Winken folgend,
Die Dir von Gottes Flammenfinger kamen,
Dich feſſeln an ein kleines Loos. Ein Held
Muß frei und ohne Schlingkraut wachſen.

David.

Der größte Baum, wenn er des Winters ſchläft,
Freut ſich an ſeinem Fuß der Epheuranken,
Die immer grün wie Lieb' und Freundſchaft ſind!
Wie geht es Michal?

Jonathan.

Wie dem Immergrün.
Es welkt zwar nicht, doch bleicht es aus, wird matt,
Und ſtirbt allmälig hin von unten auf.
Sie lebt; doch brach ihr Herz, wie Glas, da ſie
Nicht faſſen konnte, wie ein Held nicht immer
Mit ſeines Weibes Locken ſpielt, der Ehre
Drommetenrufe lieber folgt, ſtatt im Geflüſter
Von Roſenbüſchen zart zu tändeln. Laß
Sie ziehn! Sie weilt im Lande Uz, gepflegt
Von den Verwandten! Siehſt Du ſie dereinſt,

Grüß ſie von ihrem todten Bruder nicht!
Geheimniß iſt dem Weib des Mannes Herz.

David.

Ich kann mit Deiner wunderbaren Liebe,
Die Dich im Leben, wie im Tode noch
Gleich reizend ſchmückt, nicht rechten!

Jonathan.

Bald iſt's aus —
Doch auf' die Seele, die nun ſcheidet, Freund,
Manchmal zurück in Deiner Harfe Saiten!
Der iſt nicht todt, der einen Dichter liebt;
Ich preiſe ſelig, wen in Sängers Nähe
Ein holdes Schickſal führet; er haucht ſein Leben
In ſeines Freund's Unſterblichkeit nur aus.
Er wird mit Allem, was dem Dichter er
Im Leben war, Mitſtimmung ſeines Lieds.
Ein Ton der Leier wird nach ihm benannt,
Und wenn der Menſchen dankbares Gedächtniß
Dereinſt von großer Dichter Freud und Leid
Erzählt, dann fehlt ſein Name nicht.

(Erneuerter Schlachtlärm.)

David.

Du ſtirbſt
Und mitten in den Kriegeswettern träume
Ich mit hinüber in das Land der Sel'gen.

Davids Waffenträger.

Von allen Seiten weicht der Feind.

David.

Mein Volk
Nennſt Du den Feind?

Waffenträger.

Saul iſt auf einen Punkt
So eingezwängt, daß ſelbſt der Löwenmuth
Mit dem er kämpft, ihm nichts mehr hilft. Der
Tag
Iſt Dein!

David (mit plötzlicher Beſinnung).

Nicht mein! Er iſt des Herrn; man blaſe
Den Rückzug!

Jonathan.

Nein, das thuſt Du nicht, nein, nein!

Verfolg den Sieg und ernte reich und ſchwer
Den Segen, der Dir blüht!

Waffenträger.

Auch Aſtaroth
Stößt jetzt mit ſeiner ganzen Heeresmacht
Zu uns! Man ſieht ihn dicht gepanzert, daß
Auch nicht ein einzler Spalt wo offen wäre,
An ſeines Heeres Spitze ziehen.

David.

Nie
Soll dieſer Heide einen Schlag noch führen
Auf meines Volkes Haupt, das ſchon genug
Von Wunden trieft. Jehova iſt die Loſung!
Des Tages Wendung ſpaltet ſich; zur Rechten
Stirbt Saul und Jonathan in Frieden, links
Wirft unſre Hand den Heidenbund zurück.

Waffenträger.

Ich ſtaune —

David.

Geh, Du bürgſt mir für mein Wort!

(Waffenträger ab.)

Jonathan.

Das war ein neuer Blitz von Gottes Hand!
Dein Auge leuchtet wunderbar, war's doch,
Als wenn sich Offenbarung auf Dich senkte!
In diesen Abglanz Deines Genius
Verschwimm' ich still und sterbend. Lebe wohl. (Stirbt.)

David (küßt ihn).

Den Kuß noch. Nie berührten wir die Lippen,
Nur Händedruck war unsre stumme Sprache; —
Und diese Thräne! Tragt ihn fort . . . (Es geschieht.)

Die Loosung,
Die ich gegeben, laßt von Mund zu Mund
Durch unsre Reihen fliegen: wie ein Keil
Soll unser Heer sich zwischen Astaroth
Und Sauls ohnmächtiges Verenden schieben.
Wir halten Stand, dem Einen wie dem Andern,
Und kaufen uns durch einen Tag von Saul,
Den Gott verwarf, und von den Heiden los.

(Alle ab, mehr nach dem Hintergrunde zu.)

## Vierte Scene.

Zeruja (avanziert) mit Truppen. Aſtaroths Waffenträger.

Zeruja.

Vorwärts! Mir nach! Das Feldgeſchrei iſt David!

Waffenträger (wirft ſein Schwert weg).

Wir folgen länger nicht, Du zögeſt denn,
Daß wir Dich ſehen, das Viſir herauf!

Zeruja.

Haſt Du in meinen Augen Zorneswetter,
Wie Dich zermalmen könnten, nie geſehn?

Waffenträger.

Du biſt nicht Aſtaroth. Wann wäre je
Ein Fürſt in vollem Waffenſchmuck des Morgens
Aus ſeinem Zelt getreten ohne mich!

Zeruja.

Ha? Deine Flüche, wenn Du mir den Helm
Am Harniſch ſchnallſt, ſoll'n früh das zarte Weib,

Das dieſe Nacht ſich mir vermählte, ſchon
Aus ihrem Schlummer wecken?

Waffenträger.

Hört die Stimme!
Iſt ſie des Fürſten Ton? Hier iſt Verrath!

Zeruja.

Du Wurm, was zweifelſt Du? Du biſt gewohnt,
Mich nur zu ſehn mit übernächt'ger Laune,
Des Morgens gähnend noch im Bett, indeſſen
Dein ſchlechter Witz an meinen reſt'gen Waffen
Und meiner Laune putzt, ſie blank zu machen.
So kennſt Du mich. Im Streite ſahſt Du nie
Wie ich das Schwert, den Wurfſpieß ſchwingen kann,
Wenn mächtige Gedanken meinen Arm
Beſeelen und ein Held wie David ruft.
Was weiß die Schnecke von des Adlers Schwung,
Der ſeine Bruſt in Sonnenſtrahlen badet?
Bleib Du zurück; Ihr Andern folget dem,
Der Euch zum erſten Mal bis in die Sterne
Den Weg des Ruhmes aufwärts führt!

die noch lange dauernde Grundlage dortiger Politik bleiben, weil sie alle Ursache hat, die Monarchie als einen in's Märchenhafte gerückten und vom Menschlichen völlig freien Begriff in unantastbarer, mythischer Würde zu erhalten.

Wenn Oesterreich die deutsche Kaiserwürde behalten hätte, es wäre für die Geschichte ein Glück gewesen. Denn so wie so ist der mächtige Einfluß dieses Staates auf Deutschland derselbe geblieben, während er seit 1804 auch nicht mehr die geringste Verantwortlichkeit für Deutschlands Ruhm und Größe hat. Dem Kaiser hätten doch die Gesammtzustände des Vaterlandes in einer gewissen Nähe bleiben müssen, er hätte die freien Fortschritte des Bürgerthumes und besonders die Segnungen des constitutionellen Systemes nicht in dem Grade gleichgültig betrachten dürfen, als er es jetzt darf, wo von Oesterreich so Vieles ausgeht, was diese neuzeitigen Entwickelungen, diese heiligen Postulate unsres Jahrhunderts, verhindern muß. Auch Oesterreich selbst würde sich einer freieren Rückwirkung von dem übrigen Deutschland, von dem es jetzt völlig gesondert ist, erfreut haben. Kaiser Franz bedankte sich aber für eine Würde, die ihm keine Rechte mehr, wohl aber einige nicht zu umgehende Verpflichtungen auferlegt hätte. Seine egoistische Kraft blieb ja dieselbe, so wie so!

Ueber die Bedeutung, welche der Vater des jetzigen, wie ich hinzufügen muß, als Mensch geliebten und hochverehrten Kaisers in der Geschichte der österreichischen Politik hat, befindet man sich fast überall noch sehr im Unklaren. Man unterschätzt gewöhnlich die geistigen Fähigkeiten dieses letzten deutschen und ersten österreichischen Kaisers, während man doch alle Ursache hat, ihm einen außerordentlich klugen Ver-

Ein Krieger.

Mag's ſein,
Wer will; es iſt ein Engel.

Ein Theil der Krieger.

Auf!

Die Uebrigen.

Ihm nach!

(Alle ab.)

## Fünfte Scene.

Saul (verwundet). Abner. Sauls Waffenträger.

Saul.

Orakel lügen nicht, auch Prieſter nicht,
Wenn ſie im Tod vor Gott dem Herren ſtehn.
Der ſieht den Geiſtern auf die Finger.

Abner.

Schont Euch!
Die Wunde ſcheint nicht ſo gefährlich.

Saul.

Sie
Iſt grade breit und tief genug, um ſo
Ein Menſchenleben abzuzapfen. Achtzig,
Wenn's hoch kommt — und ich glaube, ſiebzig kaum
Hab' in mein Jahreskerbholz ich geſchnitten.
Seit David um mich heuchelte, ließ ich's
Kalendermachen . . .

Abner.

Wären glücklich Eure Jahre
Geweſen, könntet Ihr mit ihrer Zahl
Zufrieden ſein. Lehnt Euch in meinen Arm!

Saul.

Das Reich iſt hin! Auch Jonathan, der Erbe!
Mit mir ſtirbt meines Volkes Heldenzeit.
Nun werden kleine Menſchen kommen, Zwerge,

Poſſierlich an Verſtand, in Witz und Klugheit
Behend und emſig trippelnd, hin und her
Die Aeuglein werfend, ſich durchs Leben zwängend.
Sie werden morden, aber nur mit Gift —
Sie werden auch den Prieſtern nicht gehorchen,
Doch nicht wie ich, den Bannſtrahl wenig achtend,
Im off'nen Kampf. Wer weiß, verbinden ſich
Die Fürſten mit der Kirche gar, die Maſſen
Mit gleichgewicht'ger Uebermacht zu drücken!

Abner.

Ein Rächer lebt in mir! Verzweifelt nicht!

Saul.

Sieh, wie ſich alles matter malt dem Auge,
Das Grün der Bäume bleicht ſich aus, der Himmel,
Der unſres Jammers blau und harmlos lächelt,
Verſchwimmt in fahles Grau, die Dinge fallen
Faſt wie aus ihrer Form heraus, die ſie
Begränzt — ſo gehts auch mit dem leid'gen Troſt,
Dereinſt von Deiner Hand gerächt zu werden.
Des Menſchen Zorn liegt, ſcheint mir faſt, im Blut:

Je mehr es ſchwindet, löſen ſich die Sinne
In friedenvolle Dämm'rung auf und weichen
Dem guten Geiſt, der keine Rache kennt.

Abner.

Wie endet Ihr! So rieſelt ſanft und leiſe
Das letzte Sandkorn durch die Stundenuhr,
Und ſelbſt die Bäume ſenken ihre Zweige
Wehmüthig lauſchend, ſtummen Mitgefühls,
Auf dieſen Heldentod herab.

Saul.

Nur gut,
Daß ſie nicht aus der Schule ſchwatzen. Dir
Rath' ich das Gleiche an; erzähle Niemand,
Wie ich verſöhnt geſtorben bin! Wenn Helden
Auf ihrem Todtenbett mit naſſem Auge
Ausathmen, kömmt Fraubaſerei und lügt,
Daß man den Feind geſegnet und vom Prieſter
Das letzte Werk des Troſts gefordert hätte.
Verdammte Lügen! Stirbt der Löwe nicht
Mit wehmutsvollem Bruch des Augs und frägt

Mit einem Blick, der uns das Herz durchſchneidet.
Wie ſo viel Rieſenkraft verenden kann!

(Zum Waffenträger.)

Nun, altes Wehrgehenk, Du ſtehſt und ſtarrſt
Und läſſeſt mir die Qual, daß eh' ich todt bin,
Der Leiche ſo viel trauernde Gedanken
Schon das Geleite geben — nimm mein Schwert
Und ende kurz das Ringen der Natur!

Waffenträger.

Wie kann ich meine Hand an den Geſalbten
Des Herren legen?

Saul.

Auf die Salbung hin,
Da wag' es nur, mein Sohn! Die Prieſter ſchufen
Die Unverletzlichkeit der Majeſtät;
Doch manchmal ſchmücken ſie auch Königsmord
Mit grünen Himmels-Palmen aus. Stoß zu.

(Waffenträger wendet ſich ab.)

Du weigerſt Dich? Dir, Abner, ziemt es nicht.
Das Sterben müſſen hab ich immerdar

Gefürchtet. Sterben wollen hilft im Tod.
Da Ihr ihn mir nicht rufen wollt, ſo komm
Ich ſelber ſeinem trägen Gang zuvor.
(Stellt das Schwert vor ſich auf.)
Ein wenig Sand vergeßt zu ſchaufeln nicht
Auf meinen Leib, daß ihn nicht allzu früh
Die Geier des Gebirges wittern! Nun
Steh Du mir bei, mein wackres Schwert, und löſe
Mir ſchnell des Lebens räthſelhaften Traum!

(Stürzt ſich in das Schwert. Abner und der Waffenträger beſchäftigen ſich mit dem Todten.)

## Letzte Scene.

David. Sein Waffenträger. Gefolge.
Samuel. Vorige.

David.

Zwiefacher Sieg und zwiefach Leid!

Waffenträger.

Wie man
Berichtet, hat es ſich beſtätigt. Achis,
Des Königs, Tochter feierte die Brautnacht
Mit Aſtaroth, wie Jael einſt im Schlaf
Den Siſſerah erſchlug zur Zeit Deborah's.
Noch blutend von dem grauſen Werk nahm ſie
Des Buhlen Harniſch, täuſchte alles Volk
Und führte Dir die Kriegerſchaaren zu.
Du griffſt ſie an, weil Du dem Tage ſchnell
Die neue Wendung gabſt; Zeruja fiel.
An ihren Locken, die dem Helm entquollen,
Ward ſie erkannt.

David.

O, wohl ihr, daß ſie todt,
Und um die Wette mit der grauſen That,
Die ſie beging, zum Schattenreich enteilte!
Nun kann ſie gleich von ihrer Hand das Blut
Mit Reuethränen waſchen und erſchrickt
Nicht mehr, wenn man die anmuthsvollen Züge

Der Mörderin geflohen wäre, wie
Man einem Roſenſtrauch nicht traut, in dem
Sich Schlangen bergen. Schmerzlicher wohl nichts,
Als wenn bewußt ſich einer großen That
Und des verſcherzten Himmels man ſtatt Dank,
Nur grauenhafte Furcht der Menſchen erntet!
Seht dort, ein Todter!

(Alle treten zu den Vorigen heran.)

Abner.

Schone unſrer nur
So lange, bis des Todtengräbers Amt
An einem Beſſern wir verrichtet haben;
Dann rufe Deine Henker!

David.

Abners Stimme
Hör' ich; wem kannſt Du anders Todtengräber
Als Deinem König ſein?

Abner.

Sieh her, hier iſt
Der Adler, dem das heutge Königsſchießen
Gegolten!

David.

Mitten durch den Leib gebohrt —

Abner.

Ja, wie ein Knabe Schmetterlinge ſpießt!

David (zu den Seinigen.)

Senkt Eure Waffen, Männer! König Saul
Iſt todt; wir müſſen ſtill zum Himmel beten,
Daß uns der Herr nicht führe ins Gericht!

Abner (noch an der Leiche knieend).

Ich drücke Dir die Augen zu, daß man
Nicht ſehen kann, wie ſie in Liebe brachen.

David.

Den Liebling unſrer Heldenſage fällte

Der finſt're Tag. Was wird der Hirte klagen,
Der im Gebirg' den Reigen ſang von Saul,
Von ſeinem Heldenthum, daß ſelbſt die Heerden
Neugierig Eines auf des andern Kopf
Sich lehnten und des Hirten Liede lauſchten!
Sagt's nicht den Feinden, die vor ihm gezittert,
Daß auch auf ihn des Herren Blitzſtrahl fuhr!
Du Berg von Gilboa, nicht Thau, nicht Regen
Soll fürder ſich auf deine Gipfel ſenken!
Nie komme zum Altar des Herrn ein Scheit
Von Deinem Wald, nie eine Frucht von Dir!
Ihr Töchter Israel's, wo ſind die Spangen,
Die Saul aus ſeinen Schlachten Euch gebracht?
Hängt ſie an Euer Ohr und weinet laut,
Daß Eure Kinder nie den Tag vergeſſen,
Wo auf die Leichen Sauls und Jonathans
Die Strahlen einer Sonne ſcheinen mußten!

Samuel (in ſchwarzem Harniſch, mit hohler Stimme).

Die Geier ſtöre auf durch Deine Trauer!
Nicht Israel, dem dieſer Grabgeruch

ſtand und eine eiſerne Willenskraft zuzuerkennen. Die Schöpfungen, die in der Geſchichte faſt alle den Namen Metternichs tragen, ſind das Werk des Kaiſers Franz. Man muß die authentiſchen Aktenſtücke der „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen“ leſen, um ſich zu überzeugen, welches hier die wahre Stellung des Dieners zu ſeinem Herrn war und unter welchen Bedingungen dieſer Herr ſeine Diener beibehielt. Die Erfahrung hatte den Kaiſer perſönlich in die Schule genommen. Das Ziel des Handelns war ihm oft ſo nahe vorgezeichnet, daß es keiner Wahl des Weges, dahin zu gelangen, bedurfte. Es wäre freilich kein Wunder geweſen, wenn Oeſterreich von 1813 hinter dem Oeſterreich von 1809 zurückgeblieben wäre und die Theilnahme an dem Völkerkampf — eben weil es ein Völkerkampf war! — verweigert hätte. Sein guter Genius bewahrte es vor dieſem Unglück. Es ſchloß ſich dem Freiheitskriege an. Aber nach dem Sturze Napoleons vereinfachten ſich die Möglichkeiten. Kaiſer Franz erfaßte einen einzigen klaren, feſten Gedanken und die, welche ihn zu beherrſchen ſchienen, führten nur ſeine Ideen aus. Er haßte jede Theilung des errungenen Gewinnes der Fürſten mit ihren Völkern, er haßte die ſich herausſtellenden liberalen Prinzipien, die Prinzipien der wahren Pazification Europas, mit faſt perſönlichem Haß. Er entwarf aus Egoismus, Mißtrauen und Ueberſchätzung ſeiner Würde jenes conſervative Syſtem, das Metternich in die europäiſche Gleichgewichtspolitik einführte und aus welchem einige eitle, von den Lockungen des Geldes und ſybaritiſchen Wohllebens geblendete Stubengelehrte, wie Gentz u. ſ. w. ein Prinzip der Legitimität mit philoſophiſchem Nimbus ſchufen. Kaiſer Franz haßte die Ideologie

So lieblich nimmer duften wird, wie Dir,
Deß Hirn nur allzuleicht von einem Herzen,
Das nicht wie Stahl gehärtet, Feuer fängt!

David.

Wer redet das?

Samuel.

Ein Störenfried.

David.

Ich ſah
Heut im Gefechte Deinen finſtern Helmbuſch
Bald hier, bald dorten ſchwanken. Für die Hülfe
Nimm meinen Dank, doch nicht für Loſungsworte
Des Haſſes, die in meiner Bruſt nicht zünden!

Samuel.

Ermanne Dich von weichlichen Gefühlen
Und gönne Gott das letzte Wort, nicht Dir!

David.

So redet Einer nur, und der iſt todt!

Samuel.

Gott ſalbte Saul, doch war das Oel ſchon lange
Auf ſeinem Haupte ranzig; ſtinkend liegt
Der Schächer da, der Gottes Prieſter ſchlug!
Dein Ruf geht dort hinaus, wo Israel
Der neuen Schöpfung harrt, die Du dem Staat,
Die Du der Kirche geben ſollſt. Gedenke, was
Du einſt im Hain von Rama haſt geſchworen!

David.

Biſt Du des Samuel Geſpenſt, heb' Dich hinweg!
Die Geiſter ſind wahrhaftig gute nicht,
Die noch von Jenſeits mit den kalten Fingern
Ins Menſchenleben krampfhaft lüſtern greifen!
Uns iſt die Sonne; Dein der Mond! Wir blicken
Mit Freud' und Leid in eine bunte Welt,
Nicht kalt wie Du in grau Gewölk hinein!

Samuel.

Im Hain von Rama haſt Du einſt geſchworen!

David.

Die Zeit iſt um, wo ich Dein Knecht geweſen,
Laß mich die Welt, wie ich ſie mir erobert,
Zum ew'gen Vorwurf meines Herzens mir erobert,
Nun ſchlichten, ſie begreifen, wie ich will,
Und Staat und Kirche nach Geſetzen ordnen,
Die Gottes Hand auf meine Stirn geſchrieben!

Samuel.

So ſpricht das Glück aus Dir, Verräther!

David.

Glück
Giebt Einſicht; Leiden dunkeln nur den Geiſt!
Die Hoffnung nahm die Binde von den Augen.

Samuel.

Gott wehrt Dir den Gebrauch der Kräfte nicht,
Die er Dir lieh'; doch denke nur, er webt

Sich aus der Menſchen Herzensfäden Tempel,
In ſolcher Form, wie es ſein Wille iſt'

David.

Die Lieb' und ſeiner Allmacht Ahnung iſt
Dem Himmel ſchon genug; was willſt Du mehr?

Samuel.

O ruhig ke. ' ich in. den Tod zurück;
Ich weiß, daß Du mit Deinem Menſchenwitz
Nie auf die Dauer Formen ſchaffen wirſt,
Bei denen ſich die Welt beruhigt; weiß,
Daß ſtets die Creatur ſich ſehnt, in ſich
Des Himmels höh're Ordnung abzuſpiegeln.
Du neuer König, bade Dich im Glanz
Der Majeſtät, mit der Du Dich umzaubert!
Benutze Deinen Sieg und greife frech
Ins volle Leben ein, das Du Dir nicht
Geſchaffen; werde Ahnherr böſer Plagen,
Entwürdige die Menſchheit, Gottes Bild,
Zum Spielwerk Deiner königlichen Laune!
Zerſchneide nur mit Deinem Schwert das Band,

Das dieſe Erde an den Himmel knüpft:
Es kommt die Zeit (mit prophetiſch erhobener, gewaltiger Stimme), wo Gott Erlöſer ſendet,
Und, iſt der Becher überſchäumend voll,
Sich ſelber in den Menſchenſohn verbirgt.
Dann wird die Welt aus einem Traume fahren,
Die Erd' in ihren Fugen angſtvoll zittern
Und die Tyrannen werden niederknien
Vor Glorien und nie geahnten Wundern.

(Donner. Verſinkt.)

David.

Fahr' hin! Wir folgen nur der Offenbarung
Die aus dem menſchlichen Gemüthe ſpricht.
Die Sonne lächelt mild zu dieſen Worten
Und löſcht ſie bald aus dem Gedächtniß aus.
Wie könnte, ſelbſt wenn wir das Beſte thäten,
Es gegen Gottes Kraft vollkommen ſein!
Vielleicht will er nicht Prieſter, will nicht Kön'ge;
Nur Menſchen ſchuf er, die in Liebe ſich
Umfingen, leicht verſöhnt dem Feinde ſelbſt
Die Rechte ſchütteln. Könnte, Saul, die Deine

In meiner ſo zum Leben neu erwarmen!
Im tiefſten, ſchwermuthsvollſten Tone ſoll
Auf meiner Leier Dein Gedächtniß zittern;
Denn dem, der Dich erſchlug, ſei dies die Strafe,
Daß er der Sänger Deiner Thaten wird!

(Man greift nach Sauls Leiche.)

(Vorhang fällt.)

# Karl Gutzkow

und

# die Gutzkowgraphie.

Ein gemüthliches Literaturbild

von

**Heinrich Hoff.**

als Antwort auf die

Abfertigung des Buchhändlers Hoff Wohlgeboren,
von Karl Gutzkow.

**Mannheim.**

Verlag von Heinrich Hoff.

**1839.**

und würde auch für dieſe romantiſch-katholiſche Staatsphiloſophie wenig Sinn gehabt haben, wenn ſie ſich nicht, ſchimpflich genug, zum Kampf gegen jede von dem Jahrhundert geforderte Neuerung hergegeben hätte.

Dionyſius, Tiberius, Ludwig XI. waren Tartüffes auf Thronen, die ſie nach der Sitte ihrer Zeitalter mit Grauſamkeiten behaupten konnten. Unſre Zeit bedingt einſchmeichelndere Formen, gefälligere Vorwände. Aber die Tartüfferie hat unter dem Purpur ſo wenig aufgehört, wie unter der Stola. Man klopft einigen Bettlern und Bauern auf die Schulter und iſt ein Freund des Volkes; man empfängt Bittſchriften und ſcheint ein Feind der Miniſterwillkür. Gemüthliche Monarchen, die Ihr Euch eine geheime Polizei zum Privatvergnügen anlegen könnt, wie wir uns des Abends eine Caſinoerholung, eine Parthie Whiſt! Freilich, muß Euch auch Nachts ſo ſchwer der Alp von Conſpirationen, ſelbſt in der eignen Familie, drücken! Unglückliche Phantaſieen jener Ausgewählten, die Gott ſo einſam auf die Throne ſetzte!

Das Syſtem des Kaiſers Franz hätte vielleicht mit ſeinem Tode aufgehört, wenn es nicht Staatsmänner gäbe, die den Schein hiſtoriſcher Größe ſich wenigſtens dadurch erwerben wollen, daß ſie Conſequenz zeigen. Die Geſchichte wird dieſe Staatsmänner verurtheilen, hat ſie ſchon verurtheilt, aber es findet ſich dann vielleicht in irgend einer Note zum Text: „Man konnte ihm wenigſtens nicht abſprechen, daß er in ſeiner Art ein Charakter war.“ Viel charaktervoller wäre geweſen, zu ſagen: „Ich ſeufzte als Diener meines Herrn und will jetzt, da ich frei bin, auch Euch die Freiheit geben.“ Statt deſſen erblicken wir einen Staat, der ſeit zehn Jahren

Es iſt eine widerliche und wahrhaft Ekel erregende Erſcheinung, wenn ein begabter Menſch, der als Schriftſteller vor einer Nation auftritt, ſein Talent faſt ausſchließlich dazu mißbraucht, Anderen ſchaden, ſie herabſetzen und kränken zu wollen. Eine ſolche Stellung hat bekanntlich ſeit lange der Vielſchreiber Karl Gutzkow aus Berlin, gegenwärtig Redakteur des Telegraphen in Hamburg, eingenommen. Er iſt dabei von einer ſolchen Arroganz und von einem ſo übertriebenen Eigendünkel beſeelt, daß er glaubt, über Alles, was nur in der ganzen phyſiſchen und moraliſchen Welt exiſtirt, auf die keckſte Weiſe aburtheilen zu können, mit einem Worte, Alles am beſten zu wiſſen. Er iſt ganz feſt davon überzeugt, daß er der unterrichteſte und geſcheidteſte Menſch, namentlich aber der erſte und einflußreichſte Schriftſteller in Deutſchland ſei. Darum ſchreibt er über alle Fächer der Literatur und Kunſt, über den Staat, über die Kirche, über die Ehe, über

den Buchhandel ꝛc., und will überall reformiren, und nach seinen Ideen einrichten, greift aber bei dieser Gelegenheit sehr häufig Personen an und beleidigt sie gewöhnlich in seinen sogenannten Kritiken auf die schmählichste Weise, weßhalb man ihn seit Jahren schon den „Gamin“ der Literatur getauft hat.

Das Alles ist eine bekannte und längst abgehandelte Sache, bei der ich mich also gar nicht aufzuhalten brauche, sondern hier gleich vorausschicken will, daß ich in dieser Schrift über Gutzkow, veranlaßt durch seine Angriffe auf den deutschen Buchhandel im Allgemeinen, wie speciell auf meine Person, nur als Buchhändler sprechen werde, alles Andere aber neben aus liegen und den Literaten vom Fache überlassen will. G. hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, unter andern Dingen auch den deutschen Buchhandel zu reformiren, und ihm eine neue Gestaltung zu geben, schrieb deßhalb schon zu verschiedenen Malen größere, dahin abzielende Artikel in seinem Telegraphen, der dazu gar nicht das geeignete Blatt ist, weil der Gegenstand seiner Natur nach gar nicht vor das große Publikum gehört, und für den Buchhandel vier ihm besonders gewidmete Blätter erscheinen: das Börsenblatt des deutschen Buchhandels in Leipzig, das Organ des Buchhandels in Berlin, die deutsche Buchhändlerzeitung in Leipzig, und die süddeutsche Buchhändlerzeitung in Stutt-

in denen die Verhältniſſe und Zuſtände des Buch-
els von ſachkundigen Männern zu Genüge beſpro-
werden. —

So hat nun Gutzkow vor längerer Zeit her-
ebracht, daß der angebliche Hauptkrebsſchaden
Buchhandels der ſei, daß die neu erſcheinenden
er an alle Sortimentsbuchhändler Deutſchlands in
miſſion verſandt, und von dieſen ihren Kunden
r zur Einſicht vorgelegt würden, und meinte da-
die Deutſchen ſeien doch da am dümmſten, wo
m klügſten zu ſein wähnten. Man ſolle alſo nur
Buchhandel in Deutſchland auf den Fuß ſtellen,
r in Frankreich ſtehe, ſo wäre ihm ganz geholfen;
ntlich aber ſolle man alle ſchönwiſſenſchaftlichen
e dem Sortimentsbuchhändler nur auf feſte Rech-
geben, die andern könne man ſchon eher in
miſſion geben.

Wer G. und ſeine egoiſtiſchen Zwecke kannte, der
e damals gleich, wodurch dieſe Betrachtungen in
entſtanden waren. G. hatte nämlich vom Anbe-
ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn an ſein Haupt-
ımerk darauf gerichtet, zu ergründen, auf welche
r für ſeine Produktionen von den Buchhändlern
meiſte Geld erhalten könne; und man muß ge-
, er hat es darin zu etwas gebracht, und war in
Beziehung ſtets ein guter Spekulant, von ſeiner

ersten literaturblätterigen Arbeit an, bis zu seinem Auftreten als Klassiker Bulwer-Blasedow.

Als er nun jene Vorschläge machte, hatte er in seinem Geiste Folgendes überlegt:

Wenn man jetzt schnell den Buchhandel so einrichtete, wie du es vorschlägst, und du Gutzkow, der berühmte Gutzkow, gibst dann ein interessantes Buch heraus, etwa unter dem Titel „Brautnächte;" dein Verleger zeigte es schnell in allen Zeitungen an, und du verursachtest durch deine geheimen und offnen Mittel einen künstlichen Lärm darüber, so daß alle Welt darnach fragte, so schafft sich schnell ein jeder Buchhändler eine Partie davon an, weil er hofft, gute Geschäfte damit zu machen, und auch mit unter die guten gezählt werden will. So ist nun die Auflage in einigen Wochen oder wenigstens Monaten vergriffen, du erhieltest dann Honorar für eine zweite, und könntest für dein nächstes Buch von vorn herein noch einmal so viel fordern, die Buchhändler werden sich um dich reißen. Du machst dich dann erst recht rar und theuer, bist ein gemachter Mann, und verwerthest dein geistiges Kapital auf die höchste Weise, sitzest auf dem hohen Pferde und hast der Literatur (wenn G. sagt „die Literatur," so meint er damit immer seine eigene ihm höchst werthe Person) eine achtunggebietende äußere Stellung verschafft.

Ich, der ich Herrn Gutzkow genau von innen und ußen kenne und durchschaue, weiß es zuversichtlich, daß auptsächlich nur dies Motiv bei seinen damaligen Erterungen ihn leitete.

Das wäre nun wohl Alles recht gut, vortrefflich nd schön, wenn es so wäre, aber es ist nicht so! r wurde auch damals von mehreren Seiten in den Buchhändlerblättern treffend widerlegt, und da er wie ewöhnlich in arrogantem Tone gesprochen hatte, von inigen auch derb, man wollte sich aber mit ihm, als nberufenem Egoisten, nicht viel einlassen.

Daß der Buchhandel in Frankreich, wie in Deutschnd, sich ganz nach der verschiedenen Beschaffenheit und rn politischen Einrichtungen der beiden Länder richten üsse, daß er in Frankreich durch die Centralisation und as Zusammendrängen aller Kräfte, wie auch des anzen Verlagshandels auf die große Hauptstadt Paris edingt sei, in Deutschland aber gerade durch seine Vertheilung auf alle Punkte des Landes, bei dem Mangel ner prädominirenden großen Hauptstadt, er sich auch n seinen innern Einrichtungen, seinem Zweck der Förerung der allgemeinen deutschen Literatur gemäß, gerade und nicht anders gestalten mußte, daß es eine histosche, aus dem ganzen deutschen Volksthum herauswachsene Naturnothwendigkeit ist, und daß er zur hre der deutschen Nationalität und Wissenschaft so

gestaltet ist, das hat der literarische Finanzkünstler damals nicht bedacht, obwohl er es gut wissen konnte.

Was Paris producirt und allgemein für gut findet, das nehmen die Franzosen in Marseille und Lyon, wie in jedem andern Nest Frankreichs, herzhaft auch für gut, was wir aber in Mannheim für gut oder schlecht halten, das wollt ihr in Hamburg auch noch erst ansehen, und was in Berlin gefällt, das will sich der Wiener auch erst besehen, ehe er mit einstimmt. Das ist in Deutschland so, weil es in Deutschland und in Frankreich anders, weil es in Frankreich ist!

Auch die Betrachtung hat er nicht angestellt, angenommen: man richtet es nach seinem Wunsche ein, und es gelingt ihm und seinem Verleger wirklich, mit einem Buche Gutzkow's ein coup-de-main, sie bringen schnell eine große Anzahl an die Sortimentshändler fort, weil jene glauben, es sei etwas damit zu machen, das Buch findet aber, wie es doch bis jetzt bei den meisten Gutzkow'schen Büchern der Fall war, im Publikum keinen Anklang, und wird in den Läden Makulatur, wie ist es dann, mein scharfsinniger Herr, mit Ihren andern Büchern, selbst wenn Sie später wirklich viel bessere brächten? Wenn die Sortimentshändler, durch die bittere Erfahrung gewitzigt, nicht mehr zugreifen, so behalten die Verleger ihre Gold-

hse in der Tasche und Sie sind bei lebendigem
be Makulatur geworden.

Ein Buch an sich, sei es noch so gut, repräsentirt
nen Geldwerth, es bekommt ihn erst durch den Act
s Begehrens desselben.

Seit dieser Zeit schrieb nun G. öfters über den
uchhandel, und stets in hochnasiger übermüthiger
anier, durch die nichts gefördert, sondern nur Er-
terung erzeugt werden kann, und zwar stets mit
ziehung auf bestimmte Personen. Jedermann fühlte
er das freche Beginnen Indignation; die, welche es
traf, hielten es aber für überflüssig, sich gegen diesen
chen Fant zu wehren, und aus diesem Grunde fanden
h auch andere Buchhändler nicht veranlaßt, gegen
n aufzutreten, und so wurde er in seinem Thun und
eiben nur noch bestärkt und sicher gemacht. Wer
iß, was er noch Alles angegeben hätte, wenn man
n fort so gewähren und wirthschaften ließe?

Man wird es stets allgemein dankend anerkennen
d es wird von dem wohlthätigsten Einflusse sein,
enn unterrichtete Schriftsteller die Zustände der Lite-
tur, auch in ihren äußern materiellen Verhältnissen
d ihren Verbindungen mit dem Buchhandel, in den
reis ihrer wissenschaftlichen Betrachtungen ziehen und
rüber belehrend und im wahren Interesse der Lite-
tur und des Buchhandels schreiben, wie es z. B. in

neuerer Zeit öfters Herr D. Schellwitz in Leipzig thut, dessen vortreffliche Aufsätze in der Zeitung des Buchhandels und dem Börsenblatt, über das Eigenthumsrecht der Schriftsteller und das Verlagsrecht der Buchhändler, den Nachdruck, und die schädlichen Preisherabsetzungen im Buchhandel, sehr werthvolle beachtenswerthe und unterrichtende Beiträge zur Förderung der materiellen Interessen der Literatur sind, denen jeder Buchhändler und Literat Anerkennung zollt.

Wenn aber Gutzkow in seinem hochfahrenden, übermüthigen Tone, in der von ihm erfundenen, füglich so zu benennenden „Gutzkowgraphie" über dergleichen Gegenstände schreibt, und sich dabei häufig noch blamirt und Blößen durch Unwissenheit und überspannten Hochmuth gibt, so verdient er solche Zurechtweisungen und Züchtigungen, wie er sie schon öfters, jedoch ohne im mindesten dadurch gewitzigt und gebessert zu werden, erfahren hat.

So brachte nun G. unter Andern auch im December v. J. in seinem Telegraphen einen Artikel über „Preisherabsetzungen im Buchhandel," in welchem er, anstatt über die Sache vernünftig zu reden, wieder ziemlich robomontirte, und anstatt Persönlichkeiten bei Seite zu lassen, meiner Person, einer ganz eigenthümlichen Preisherabsetzung wegen, auf unpassende Art gedachte.

Da mir dieſer Hansnarr mit dem beſten Willen
ts ſchaden kann, ſo lachte ich darüber. Als ich
r einige Wochen darauf ſah, daß die Verlagshand-
g dieſe Nummer noch als Probenummer für den
hſten Jahrgang in mehreren Tauſend Exemplaren
rall gratis ausgeben ließ, und nicht Jedermann,
ſolche Dinge lieſt, das Falſche von dem Wahren
dern kann, ſo ſchrieb ich, um doch einmal dieſer
che ein bischen zu ſteuern, über das berührte Ver-
tniß, in ſo weit es meine Perſon betraf, einen
rdings ein wenig angreifenden Artikel gegen den
ßen Mann, der in Nr. 1. des Intelligenzblattes
Zeitung für die elegante Welt abgedruckt iſt.

Gutzkow's Artikel über Preisherabſetzungen hat
tlerweile in dem Berliner Organ des deutſchen
chhandels, einen andern zurechtweiſenden Freund ge-
den, und ich laſſe nun, das Publikum ganz um ſolche
ſetzen, jenen Aufſatz aus dem Organ Nr. 3 und 7.
in der gutzkowgraphiſche Artikel ſehr ſarkaſtiſch und
end gloſſirt iſt, hier abdrucken.

## oſſen eines alten Buchhändlers über ein Thema eines jungen Schriftſtellers.

(Fortſetzung.)

In Hamburg ſind ſeit einiger Zeit zwei Telegraphe
Bewegung; der eine ſtreckt ſeine hölzernen Schen-

kel nur gegen Cuxhaven hin, der andere aber breitet seine papiernen Arme für und nach Deutschland aus. Jener soll für die Handelsherren der freien Hanseſtadt von hohem Werthe ſein, und manchem von ihnen ſchon Gold eingebracht haben; dieſer aber — der papierne nämlich — iſt notoriſch werthlos und für Deutſchland von gar keinem Nutzen. Die Herren Hoffmann und Campe, als Beſitzer des Gold koſtenden und kein Geld einbringenden papiernen Fernſchreibers, würden dieſen mithin ſchon längſt wieder in den Ruheſtand verſetzt haben, wenn ſie nicht ihr Vergnügen daran fänden, die Manipulationen und Geſticulationen des auf ſolche Weiſe nur für ſie koſtbaren Telegraphen genau zu beobachten. Sie werden zweifelsohne ihre gemachten Obſervationen und Erfahrungen zu Nutz und Frommen ihrer deutſchen Collegen zu ſeiner Zeit veröffentlichen, und bis dahin wollen auch wir jenem Telegraphenſpiel wohlgefällig lächelnd mit zuſehen.

Zufolge der eingezogenen Nachrichten bildet der Hamburger Berg in örtlicher Hinſicht zwar nicht den höchſten, wohl aber in moraliſcher Beziehung den niedrigſten Theil der freien Hanſeſtadt. Wenn nun für die Thätigkeit der Telegraphen vorzugsweiſe die höchſten Punkte gewählt werden, der papierne in Hamburg aber auf dem genannten Berge ſein Weſen treiben ſoll, ſo iſt zu folgern, daß er hierzu nicht durch

gleichsam über sich selbst hinausgewachsen ist. Alle Glieder dieses großen Körpers sind stärker, kräftiger geworden, als der Rumpf, dessen Kopf den großen Mann spielen und der Geschichte gegenüber wenigstens Consequenz zeigen will. Ein Volk, was sag' ich — fünf Völker Opfer der Consequenz eines Mannes, der nie eine eigne Idee hatte, nie eine große That sein nennen konnte und der sich die Politik durch ein ewiges Neinsagen so leicht gemacht hat, daß er freilich alle die Staatsmänner, welche seit 1815 strauchelten, weil sie sich bewegten, überragte, weil er stillstand.

Welches sind nur wahrhaft große Staatsmänner gewesen? Die, welche die Völker über schwierige Krisen mit naturgemäßen Mitteln hinwegführten. Naturgemäße Mittel nenne ich hier den freien, ungehindert sich entwickelnden Volksgeist, das Ausströmen jeder berechtigten Kraft im Staate, die ungestörte Lebensäußerung selbst derjenigen Elemente, welche im Staate aus natürlichen oder historischen Gründen sich befehden. In diesem Sinne erzeugt England große Staatsmänner. Da aber, wo ein Minister die Freiheit hat, mit dem Kehrbesen der Censur und mit den Bajonetten der polizeilich-militärischen Gewalt alle diese natürlichen und historischen Gegensätze eines Staates, diese sich von selbst verstehenden Hindernisse seines Eigenwillens bei Seite zu fegen und nach dem Machtworte: Tel est notre plaisir ein willkürliches System aufzubauen, da sehe ich den großen Staatsmann nicht mehr.

Oesterreich hat einige große Staatsmänner aufzuweisen gehabt; es waren diejenigen, welche meist unglücklich endeten, diejenigen, welche sich der launenhaften und mißtrauischen Dynastie gegenüber nicht halten konnten. Die aber, welche

ſittlichen, ſondern nur durch die moraliſchen Ver-
ältniſſe jener Gegend bewogen worden, was auch in
fern nicht in Abrede geſtellt werden kann, als letztere
uf ſeine Mittheilungen den mächtigſten Einfluß aus-
üben ſcheinen. Dies konnte übrigens bis jetzt keine
achtheiligen Folgen für Deutſchland haben, da die
epeſchen des Fernſchreibers nur zu Händen der Be-
ohner jenes Berges kamen und **ad libitum** von ihnen
nutzt wurden. Wenn jedoch vor Kurzem eine jener
epeſchen auch über die Gränzen des Weichbildes der
eien Stadt als Probe des Werthes der dort thätigen
elegraphie expedirt und dadurch der Verſuch gemacht
orden iſt, für dieſe wo möglich eine correſpondirende
inie durch ganz Deutſchland anzulegen, ſo bleibe es
ache der literariſchen Polizei, zu entſcheiden, in wie-
rn es zuläſſig ſein dürfte, jenem Telegraphen auch
ußer dem Bereich des Hamburger Berges die Con-
ſſion zur Errichtung von Stationen zu ertheilen.
ch meinerſeits habe es hier nur mit demjenigen Ab-
hnitt der beſagten Probe-Depeſche zu thun, der mit
inem **G.** unterzeichnet iſt, welcher Buchſtabe auf preußi-
chen Münzen Stettin oder Glatz, als römiſche Zahl in
lten In- und Handſchriften **460**, auf Recepten Gummi,
uf Courszetteln Geld, im Gegenſatze von (B.) Brie-
n; in der Zeichenſprache des Hamburger Berg-Tele-
raphen aber, nach den von mir angeſtellten Dechiffrir-

Versuchen, „Nichts!“ bedeutet. Da nun, wie ich vernommen habe, der Buchstabe G. in den Depeschen jenes Viel- und Fernschreibers die erste und letzte Stelle einnehmen soll, so wird es wohl Jeglichem leicht sein, daß richtigste und gerechteste Urtheil über dessen Mittheilungen zu fällen. Sollte aber nach dieser Exposition man es mir zum Vorwurf machen wollen, daß ich mich um G., oder, was dessen gleichbedeutend ist, um Nichts bekümmere, so würde man mir Unrecht thun, denn aus Nichts ist ja die Welt, in der es eine große Rolle spielt, erschaffen worden. Ich erinnere mich, in meiner Jugend eine Ode über das Nichts mit wahrer Begeisterung gelesen zu haben, so daß ich mich freute, wenn mein Lehrherr nach dem Durchblättern der ihm von jungen Autoren zum Druck angebotenen Manuscripte versicherte, es wäre nichts daran, und überhaupt für einen soliden Buchhändler unpassend, mit solchen Leuten, die noch nichts wären, nichts gelernt, nichts erfahren hätten, Verlagsgeschäfte zu machen, bei denen durchaus nichts Anderes als Nichts herauskommen könne. Später, als ich selbst zum Besitz einer Buchhandlung gelangt war, wurde ich durch eigene Erfahrung belehrt, daß mit jungen Schriftstellern, zumal mit denen, die sich für etwas halten, beim besten Willen nichts anzufangen sei. Jetzt in meinen alten Tagen muß ich es noch erleben, daß das Nichts

urch den Buchhandel wieder zu Ansehen kommt, unsere jungen Collegen wähnen durch nichts ra= n den Besitz eines Vermögens zu gelangen, als sie die nichts enthaltenden Werke junger Litera= legen, die andern Glaubens, als sie sind, indem nicht dazu bequemen, ihre Manuscripte für hinzugeben. Dadurch wird denn die Secte der sten unter uns, d. h. solcher Buchhändler, die, sie auf die Erfahrung Anderer nichts geben, ihren Verlag in solche Verlegenheit gerathen, e nichts mehr drucken und nichts mehr zahlen , immer größer. — Doch, **nihil facit ad rem!** ehe jetzt zu dem in der Probe=Depesche des Ham= Berg=Telegraphen enthaltenen Thema über, lso lautet:

## er Preisherabsetzungen im Buchhandel.

er Buchhändler Hoff in Mannheim verlegte vor n Jahren von dem talentvollen Schauspieler nnd dten Schriftsteller Jerrmann eine Streitschrift, m durch persönliche Begegnisse abgenöthigt wurde. ch erzürnten sich aus Ursachen, die nicht hierher n, Verfasser und Verleger und der letzte rächte n jenem dadurch, daß er die erwähnte Brochüre Kreuzer öffentlich ausbot und bei zwei Exempla= ie der Käufer nehmen wollte, sogar für 2 Kreuzer.

Herr L. Wigand in Leipzig, ein sonst sehr achtbarer und um die deutsche Literatur wahrhaft verdienter Mann, verlegte vor einigen Jahren ein Werk von J. Jacoby, das er kürzlich, um diesen Apostaten früherer Ueberzeugungen lächerlich zu machen, auf 8 Groschen im Preise herabsetzte. [1]) Wie hier aus persön-

---

1) Schon hatte ich über diese Sätze des Thema's meine Glosse zu Papier gebracht, als mit dem Leipziger Post-Paquet die Zeitung fur die elegante Welt und mit dieser das Intelligenz-Blatt Nr. 1, vom 26sten Januar d. J. anlangte. Da Letzteres nun uber eben jene Sätze die Variationen des hier stark betheiligten Collegen Hoff enthält, so theile ich diese statt der meinigen nachstehend um so lieber mit, als ich mir zärtliche Mollione gewahlt hatte, Herr Hoff hingegen die hart ergreifende Dur-Tonart anwendet, die auf dem hamburger Berge die beliebteste ist, daher auch der dortige Telegraph seinem Publiko in ihr schon manches Stückchen aufgespielt hat, und sich freuen muß, daß das Echo des Berges sogar von Mannheim her wiederhallt:

Wie Herr Gutzkow über Preisherabsetzungen im Buchhandel faselt.

Karl Gutzkow, der vielseitige Schriftsteller, der das Unglück hat, in nichts etwas Rechtes zu wissen, was mir herzlich leid für ihn thut, der wahre „Er mengt sich in Alles," der es darauf abgesehen hat: Parforce-Jagden in der Literatur zu halten, aber mit der Nase in der Luft über manchen Stein stolpert, hat in Nr. 195 des Telegraphen für Deutschland (ein Journal, das weit eher einen Gutzkowgraphen vorstellt

chen Motiven, so setzen eine Unzahl anderer Buchhänd-
r aus finanziellen Rücksichten ihren Verlag auf die

---

s einen Telegraphen) einen Artikel: „Ueber Preis erab-
zungen im Buchhandel" mitgetheilt, und fangt diesen damit
n, daß er Folgendes erzählt: (Man sehe oben die zwei ersten,
us neun Zeilen bestehenden Sätze des Thema's.)

Herr Gutzkow hat sehr unklug und täppisch gehandelt,
ese literarische Anekdote, seinen Freund Jerrmann betreffend,
n er zu einem talentvollen Schauspieler und gewandten
chriftsteller stempelt, mit zur Grundlage seiner Erörterun-
n über Preisherabsetzungen im Buchhandel zu machen, deren
erderblichkeit und Schädlichkeit jeder verständige Buchhändler
nd überhaupt Jedermann einsieht, denn er konnte wohl wissen,
aß diese Anekdote hierzu gar nicht paßt. Er hätte über diese
ichtige Angelegenheit im Allgemeinen seine Meinung sagen
nnen, ohne auf einzelne Personen, wie er es thut, resp.
ren Verlagsformen und namentlich die meine, ein falsches
icht zu werfen, und sie bei dem Publikum und der Gelehr-
nwelt verdächtigen zu wollen.

Obschon nun eigentlich Karl Gutzkow dies nicht zu thun
n Stande ist, ich also dieser Rücksicht halber die Sache auf
ch beruhen lassen könnte, so will ich doch, da sie einmal so
ur Sprache gebracht ist und die betreffende Nummer des
Telegraphen in Masse als Probeblatt ausgegeben wird, sie
enigstens ein Wischen aufklaren, da ich bekanntlich nicht zu
enjenigen Verlegern gehore, die Bücher willkürlich herab-
eben und G. sich, um so an ihnen zu experimentiren, 100
ndere passendere hätte heraussuchen konnen.

Ich habe die berüchtigte Schrift:

niedrigſten Preiſe herab, verkaufen ihn partienweiſe und ergreifen alle ihrem Intereſſe zuſagenden Maaß-

---

Reue und Bekenntniſſe von E. Jerrmann. Ein Karnevals-Schreiben an den Ex-Compagnie-Chirurgen D. Rave in Göln. broſch. 8 Gr. 36 kr.

die ich im Frühjahre 1836, als ich den Verfaſſer noch nicht hinlänglich kannte, das Unglück hatte zu verlegen, und in der Herr Gutzkow ſicher darum den gewandten Schriftſteller erkannt hat, weil darin ein herzbrechendes Pathos über das junge Deutſchland vorkommt, nicht für den Buchhandel, ſondern ſpeciell nur für die Stadt Mannheim in der mannheimer Stadtpoſt herabſetzte, und zwar nur für die Monate Auguſt und Sept. d. J., auch nicht auf 3 Kr. das Exemplar, das wäre ja lumpig geweſen und hätte ausgeſehen, als wollte ich noch viel daran verdienen, ſondern hören Sie, Herr Gutzkow, auf Einen Kreuzer, bei 3 Expl. das 4te gratis, bei Partieen an Colporteure noch ein bedeutender Rabatt. Es iſt doch erſtaunlich — nicht wahr — ſolcher Preis! Die Auflage verkaufte ſich auch bei ungeheurem Zudrange von Menſchen in einer ſchönen Morgenſtunde, und der Trodel hat mich ſehr amüſirt.

Der liebenswürdige Verfaſſer der ſaubern Schrift hatte mich durch Quälereien, deren Mittheilung viel zu langweilig und umſtändlich wäre, die aber Jedermann erfahren kann, wenn er die mannheimer Stadtpoſt Nr. 31 beziehen will, nach endlich erſchöpfter Langmuth, zu dieſem Schritt gewaltſam getrieben und ich that ihn, um den Verfaſſer, ſo wie Alles, was mich an ihn erinnern konnte, mit einem Schlage los zu werden. Uebrigens war beſagte Schrift, welche ihrer

gen ohne Rücksprache mit den Autoren, deren be-
digtes Ehrgefühl sie weniger kümmert, als ihre er-

t nur für Göln Interesse gehabt hatte und ein Gengie-
cat von schlechtem Styl und Schimpfereien enthält, längst
ufnatur, und auch ihrem Inhalt nach nicht mehr als einen
euer werth, weshalb ich mir, sie einmal loszuschlagend,
ht getraute, mehr dafür zu verlangen. Der ganze Vor-
t ist also nur eine allerdings sonderbare literarische Farce,
eigenthümlicher nur durch die Umstände bedingter Fall,
sonst mit den gegenwärtig leider so üblichen Preisherab-
ungen, die auch ich hechtlich beklage, gar keine Aehnlichkeit
t, und bei Erörterungen über diese Frage gar nicht in
tracht kommen kann.

Herr Gutzkow meint nun, die Literatur müsse auf das
ntschiedenste gegen ein solches Verfahren protestiren, ich habe
r an Herrn Jerrmann eine Injurie erlaubt ꝛc. Herr Otto
igand in Leipzig, der zwar auch ein Buch von Zeel Jacoby
f 8 Gr. herabsetzt, möchte noch eher zu entschuldigen, ob-
ich nicht zu rechtfertigen sein, da sein Verfahren gegen
en allgemein discreditirten Autor gerichtet gewesen, dessen
lück oder Unglück keine Theilnahme finde.

Das alles ist sehr komisch, lächerlich und falsch, denn
der ist Herr Gutzkow die Literatur, noch hat die Literatur
was mit dem Jerrmann'schen Witz gemein. Und was kün-
rt es Herrn Gutzkow oder das, was er die Literatur nennt,
nn ich nach dem Injurien-Retorsions-Recht Jemanden inju-
re, der mich zuvor injuriirt hat. Haben nicht Sie, Hr. Gutz-
w, schon Leute genug injurirt, und haben sich Andere darum
kümmert? Was nun ferner den subtilen Unterschied zwi-

schöpfte Casse.²) Das Unwesen der Preisherabsetzung

schen Zerrmann und Joel Jacoby betrifft, so steht Letzterer, was das Talent betrifft, noch viele Klafter höher als der Erstere; seine politischen Meinungen und sonstigen Gesinnungen sind eine Sache für sich.

Das ganze Experiment ist ein falsch losgegangener Schuß, der nicht einmal knallt und dem Herrn Gutzkow höchstens die Nase verbrennt.

Uebrigens mag er nun über mich gutzkowgraphiren und die bei mir erscheinenden Bücher so schlecht recensiren und nach seiner Art herunter reißen, als er nur will, mich wird dieses wenig rühren, ich werde darüber nur herzlich lachen, wie ich über den Puffschuß lachte, und bin nebenbei mit vielen andern Leuten überzeugt, daß wenn man viele seiner Schriften auch auf den sechsten Theil des Preises herabsetzte, sie doch nicht gehen würden, trotz aller seiner Parforce-Jagden.

Mannheim, im December 1836.

Buchhändler Heinrich Hoff.

2) Ich will hier einen Vorschlag zur Güte machen. Ich ertheile nämlich denjenigen unsrer Collegen, die sich mit dem Druck der Werke unsrer jungen Schriftsteller dergestalt übereilt haben, daß ihre Cassen dadurch an der galoppirenden Schwindsucht leiden, den wohlgemeinten Rath, in ihren erschöpften Cassen an die Stelle des entschwundenen Geldes das Ehrgefühl der betreffenden Autoren sorgfältig aufzubewahren, und dann mit dieser neuen, bisher noch nicht im Umlauf gewesenen Münze den Herrn G. zu honoriren, wenn er ihnen ein Manuscript zum Kauf anbieten sollte. Auf solche Weise würde Herr G. zu dem Besitz einer so bedeutenden Quantität

t seit einiger Zeit so um sich, daß die Literatur
nicht länger gleichgültig zusehen darf, sondern
und frei ihre Entrüstung über diese Entheiligung
Autorrechte aussprechen muß. [3])

---

Ehrgefühl gelangen, daß er, nach Sicherstellung seines
en Bedarfs, mit dem Ueberrest auf dem hamburger
e, wo dieser Artikel schon längst gar nicht mehr zu finden
recht erkleckliche Geschäfte machen konnte. Dann würden
re erschöpften Collegen auch wieder zu Athem kommen,
sich nicht mehr genöthigt sehen, aus finanziellen Rück-
n ihren Verlag auf die niedrigsten Preise herabzusetzen,
ihn partienweise, oder wohl gar als Makulatur zu
aufen. Dem unter solchen Verhältnissen in Deutschland
henden Mangel an letzterer abzuhelfen, wird Herr G.
den Telegraphen schen Sorge tragen.

3) Möchte doch in Folge des herzzerreißenden Ausrufs die
Dame Literatur, der, ungeachtet ihres hohen Alters,
re jungen Autoren noch immer fleißig den Hof machen,
ch aus ihrem lethargischen Zustande, in der sie durch
rreizung versetzt worden, erwachen; sie würde dann,
n sie sich *in puris naturalibus* erblickte, nicht über die
heiligung der Autorrechte, sondern über die Entheiligung,
hr durch die rechte Hand der Autoren widerfahren, um
ehr in die höchste Entrüstung gerathen, als sie in ihrer
thezeit sehr auf Anstand hielt, den die jungen Autoren
t nicht mehr bei den Parforce-Jagden nach Verlegern
hatten. Sollte übrigens die alte Dame in Folge der
ration ihren Geist aufgeben, was ihr nicht schwer fallen

Jedes neue Circulair, jede neue Nummer des Buchhändlerbörsenblattes bringt neue Preisherabsetzungen.[4]) Kein Autor ist mehr sicher, über Nacht von seinem Verleger gedemüthigt zu werden.[5]) Solide, con-

---

dürfte, da er ihr in neuerer Zeit schon von mehreren Seiten her völlig abgesprochen worden, wovon auch ihre jugendlichen Anbeter, die ihr den Kopf verrückt haben, die Schuld tragen, so hat das nichts zu sagen, weil in diesem Falle der papierne Telegraph es dem schreibseligen jungen Deutschland flugs verkündigen würde, wie er auf dem hamburger Berge mit einer andern Dame Bekanntschaft gemacht habe, die im Besitz aller Eigenschaften ist, die man von einer Repräsentantin der neuesten Literatur nur fordern könne.

4) Freilich könnte das leipziger Börsenblatt den Buchhandlern statt der Anzeigen über Preisherabsetzungen Abhandlungen uber die Entheiligung der Autorrechte und dahin einschlagende Jeremiaden darbringen, welche nach beliebigem Maaße anzufertigen Herr G. nicht abgeneigt sein dürfte. Da jedoch die Anzeigen Geld bringen, die Jeremiaden aber Geld kosten, so wird hoffentlich das Börsenblatt es beim Alten bewenden lassen.

5) Wie ein solcher **coup-de-maitre** auszuführen, will mir nicht einleuchten, und selbst einem Philadelphia, Pinetti und Bosco dürfte er ein Räthsel bleiben. Wenn aber vorauszusetzen ist, daß der Schlüssel zu diesem Geheimnisse in den Händen des Tausendkünstlers G. ruht, so sei er hiermit eingeladen, die Anweisnng zu einer solchen Demüthigung in einer besondern telegraphischen Depesche den Buchhändlern

ſich derſelben ſklaviſch unterwarfen, dieſe ſind allein mit ihren Portefeuilles alt geworden. Das neueſte Beiſpiel beweiſt es zur Genüge. Ein eingewanderter Adliger, der ſich aufſchwingt, durch gefällige Formen befeſtigt, keine Idee hat, als die, Glück zu machen, beim Syſtemwechſel, der in den Verhältniſſen zu Napoleon lag, immer dahin trat, wo es der Egoismus des Herrn verlangte, wer kann da hiſtoriſche Größe finden? Es kann dem bezeichneten Staatsmanne nur lieb ſein, wenn man die herzloſe Verfolgung der „Demagogen“ in den Jahren 1817—1824, die unchriſtliche Antwort an die Griechen, ſie ſeien „Empörer gegen Se. Hoheit, den Sultan,“ die Executionen in Italien und die Zärtlichkeiten für Dom Miguel, den Zögling Wiener Bildung und Staatsweisheit, ſeiner dienſtlichen Stellung und dem Gehorſam gegen den Willen ſeines Herrn zuſchreibt. Seit dem 2. März 1835 zeigte ſich ja der eigne Kern. „Es bleibt Alles beim Alten.“ Das war ein Troſt, der zur Verzweiflung bringen konnte.

Wo ſteht denn geſchrieben, daß Oeſterreich der träge Schwerpunkt Europa's ſein müßte? Es iſt wahr, ſeine Politik hat im Lande ſelbſt eine Maſſe Gegenſätze zu balanciren, den Deutſchen gegen den Ungar, den Ungar gegen den Slaven, den Slaven gegen den Italiäner. Aber darum auch die Abhängigkeit von Rußland, die ganz Oeſterreich demüthigt? Darum die preisgegebenen Donaumündungen? Darum dies ewige kleinliche Einmiſchen in den Gang der deutſchen Entwickelungen von der heißerſehnten preußiſchen Verfaſſung an bis zu den Vorgängen des conſtitutionellen Lebens im ſüdlichen Deutſchland? Darum die troſtreiche Ausſicht, daß jeder Fortſchritt der deutſchen Wiſſenſchaft und Bildung

ente Verleger ſehen dem Treiben mit Verachtung, auch mit Beſorgniß zu.*) Was ſoll aus dem ma-

---

* mitzutheilen, wozu wir, da die Sache wohl nicht ſo ll niedergeſchrieben iſt, als ein Artikel über Preisherabſetzun- m Buchhandel, das Probeblatt des Telegraphen pro 1939 orſchlag bringen. Uebrigens liegt es nicht außerhalb der gen der Möglichkeit, daß einſt Herr G., oder ein anderer ungen Autoren, über Nacht des Manuſcripten-Vorraths bt werden könnte, und für dieſen Fall mögen ſich die n ihrem Gedächtniſſe nur folgende vier Zeilen zur einſt- gen Beruhigung imprimiren:

Ein Spitzbub ſtahl mir heut —
„Beklagenswerther Veit!“
Was ich ſeit Jahren ſchrieb —
„Beklagenswerther Dieb!“

) Solide und inſofern auch conſequente Verleger, als ſie gefaßten Vorſatze, ſich mit jungen Autoren durchaus eine Geſchäfte einzulaſſen, treu bleiben, haben keinen d, mit Verachtung und Beſorgniß auf diejenigen ihrer gen hinzublicken, die, jenem Principe nicht folgend, ſich higt ſehen, die von ihnen auf den Büchermarkt gebrach- areifen Geiſtesfruchte, aus Mangel an Kauflustigen im herabzuſetzen, um ſie auf ſolche Weiſe wo möglich an Mann zu bringen. Jenen ſoliden Verlegern entſpringt dieſem Verfahren kein Nachtheil, und es iſt nicht Ver- ng, ſondern nur Mitleid, das ſie mit ihren, freilich eigene Schuld ſich in Verluſte ſtürzenden Collegen nden. Würde in den Herzen vieler junger Bücher-Fa- nten ein gleiches Mitgefuhl mit dem Unglücke ihrer

teriellen Werth alter Büchervorräthe und neuer Verlagsartikel werden, wenn der Schwindelgeist muthwillig an seiner Grundlage, dem festen Preise, rüttelt, wenn die Bücher in den Augen des Publikums ihren so lange gehabten Werth plötzlich verlieren und die Käufer sich gewöhnen, den ersten Preis eines neu erscheinenden Werkes, für einen Schreckschuß zu halten, dem bald die Ermäßigung als Nothschuß folgen werde! Die Besorgniß ist keine eingebildete.[7]) Jene Handlun-

---

Nebenmenschen sich regen, so würden sie die Unerfahrenheit junger Buchhändler nicht benutzen, diesen Manuscripte aufzuschwatzen, mit deren Druck ein unvermeidlicher Schaden verbunden ist.

7) Und doch ist diese Besorgniß nur eine Geburt der Einbildungskraft des Herrn G. — Gute alte Werke, wie gute neue Verlagsartikel, können dadurch, daß schlechte Bücher, sie mögen nun neu oder alt sein, im Preise herabgesetzt werden, an ihrem Werthe durchaus nichts verlieren. Der Verleger, der ein gangbares gutes Werk im Preise ermäßigen wollte, ohne von außen her dazu gezwungen zu sein, über welche Fälle ich mich in einer besondern Glosse auszulassen gedenke, würde durch keinen Schreck- oder Nothschuß, sondern durch einen andern Schuß, den er plötzlich bekommen, reif zur Aufnahme in ein Bedlam geworden sein. Nur derjenige, der am Autoren-Schwindel, dem gefährlichsten von allen Schwindelarten, leidet, kann wähnen, daß der Werth der Bücher in den Augen des Publikums von dem Preise abhängt, den der

, welche gewohnt ſind, für Leihbibliotheken zu ver-
en und ſich neuerdings in die Aufſtellung von Par-
epreiſen eingelaſſen haben, werden an dem Abſatz
er neuen Romane und Unterhaltungsſchriften empfind-
die üblen Folgen des verlornen Vertrauens ſpüren.
ele ihrer alten Kunden werden warten, bis die No-
äten veraltet ſind und ſich dann mit ihnen verſor-
; denn nicht jede Leſeanſtalt iſt in der Nothwen-
keit, ſich jede neue Erſcheinung alſobald anſchaffen
müſſen. *)

So nehmen ſich die verderblichen Folgen des mo-
ntanen Gewinnes der Preisherabſetzungen von ihrer

---

chhändler bei ihrem Erſcheinen feſtgeſtellt hat. Wer im
an Ernſt eine ſolche Behauptung aufſtellen wollte, dem
nte man mit Virgil zurufen: **O Coridon, Coridon.**
**e te dementia caepit!**

*) Hier hat Herr G. wieder den hamburger Berg und
auf demſelben befindlichen Leſeanſtalten im Auge, die
ich ſich nicht in der Nothwendigkeit befinden, jede neue
cheinung ſofort anſchaffen zu müſſen. Sollten übrigens
Buchhandlungen, die gewohnt ſind, nur für Leih-Biblio-
en zu verlegen und dieſe ihre Waare nach Partiepreiſen
verkaufen, einen Verluſt dieſes Vertrauens zu den von
n ausgebotenen Raritäten ſpüren, ſo wäre dies ein er-
liches Ereigniß, deſſen üble Folgen nur die Fabrikanten
er Waare empfindlich treffen dürften.

merkantiliſchen Seite aus.[9]) Eine andere Geſtalt bekommen ſie aber von der literariſchen Seite her. Die Literatur muß auf das Entſchiedendſte gegen das Verfahren jener Buchhändler proteſtiren. Herr Hoff hat an Herrn Jerrmann ſich eine Injurie erlaubt, und ſelbſt Herr Wigand möchte nicht zu rechtfertigen ſein, wenn auch mit dem Unterſchiede, daß ſein Verfahren gegen einen allgemein discreditirten Autor gerichtet iſt, deſſen Glück oder Unglück keine Theilnahme findet.[10])

9) Es liegt etwas Bezeichnendes darin, daß Herr G. das Merkantiliſche zum Avers, das Literariſche zum Revers des Buchhandels macht. Die merkantiliſche Seite zeigt Geld, die literariſche Manuſcripte und Druck- und Papier-Rechnungen. Da nun der momentane Gewinn der Preisherabſetzungen oft nicht zureichend iſt, die alten Sünden für Druck und Papier zu tilgen, ſo führt er die verderbliche Folge nach ſich, daß den Verlegern kein Geld übrig bleibt, neue Manuſcripte anzukaufen. **Pereant**! daher den Preisherabſetzungen, denn wären ſie nicht, ſo wüßten ſich die in agone verſirenden Verleger nicht anders zu helfen, als ihre Rettung in neuen Unternehmungen zu ſuchen, und wären gezwungen, noch den letzten Obolus für Manuſcripte hinzugeben. Den Preisherabſetzungen daher ein nochmaliges **Pereant**!

10) Ueber dieſe Stelle haben wir bereits sub Nr. 1 dieſer Gloſſen die Variationen unſeres Collegen **Hoff** vernommen, ob nun auch der discreditirte Autor, dem auf dem hamburger Berge gut accreditirten, etwas Aehnliches aufſpielen wird, das wird die Zeit lehren; ſo wie es

ſo ungerecht verfahren jene Carl Hoffmann in
tgart und die zahlloſe Menge anderer Verleger,
e, ohne Rückſprache mit den betreffenden Autoren
hmen, deren Werke willkührlich im Preiſe herab-
[11]). Es iſt die Aufgabe einer neu zu begrün-
n Entwicklung des geiſtigen Eigenthums-
es, dieſe Ungerechtigkeit zu beweiſen und wir kön-
icht umhin, bei dieſer Gelegenheit Herrn Hitzig,
hnliche Unterſuchungen in den Kreis ſeines Nach-
ns zu ziehen pflegt, öffentlich aufzufordern, auch
Frage der Preisherabſetzungen bei einer Defini-
des geiſtigen Eigenthumsrechtes in Erwägung zu
[12]).

Die Buchhändler berufen ſich darauf, daß ſie die

---

) dem Herrn Buchhändler Carl Hoffmann in Stutt-
überlaſſen bleibt, dieſe IIte Gloſſe, die ich einſtweilen
vacat" bezeichne, zu ergänzen.

) Wenn Herr G. berechtigt zu ſein glaubt, mit der
m hamburger Berge üblichen Beſcheidenheit, den Herrn
„öffentlich aufzufordern," die Frage über Preis-
tzungen bei einer Definition des geiſtigen Eigenthums-
in Erwägung zu ziehen, ſo erlaube ich mir nur, im
n aller deutſchen Buchhändler, Herrn Criminal-Di-
r D. Hitzig inſtändig zu erſuchen, die Beantwortung
Frage gefällig liefern, und dafür ſchon im Voraus den
der Betheiligten entgegennehmen zu wollen.

vom Autor erſtandene Auflage eine ihnen zugehörige Waare nennen, mit der ſie machen dürfen, was ſie wollen [13]). Sie behaupten, es läge wenig Unterſchied

13) Schon die Benennungen: Buchhandel und Buchhändler ergeben es, daß die Bücher, mit denen wir entweder für eigene Rechnung, oder im Auftrage für Andere Handel treiben, von uns nur als Waare behandelt werden können. Jedes Verlagsunternehmen iſt, und bleibt für uns nicht anderes, als eine Handels-Spekulation. Der Verleger kauft ein Manuſcript nur in der Erwartung an, daß, nachdem ſolches durch den Druck vervielfältigt worden, er durch den Abſatz der einzelnen Exemplare ein ihm Vortheil bringendes Geſchäft machen wird. Nur allein vom dem Vortheile, den er, wie jeder andere Handeltreibende, aus ſeinen Unternehmungen zieht, hängt die Sicherſtellung ſeiner Subſiſtenz ab. Daß dem ſo iſt, darüber liefern diejenigen Buchhändler einen ſchlagenden Beweis, die Werke druckten, welche keinen Abſatz fanden, und über dieſe ihre verfehlten Spekulationen zu Grunde gingen. Nach dem Eintritte einer ſolchen Kataſtrophe machen nicht die ruinirten Verleger, ſondern auf den Antrag ihrer Gläubiger die betreffenden Gerichtsbehörden mit den Verlagsvorräthen, was ſie wollen. Dieſe werden dann in der Regel, gleich andern abgepfändeten Waaren, in öffentlicher Verſteigerung an den Meiſtbietenden losgeſchlagen, dem es dann wiederum freiſteht, mit ſeinem rechtmäßigen Eigenthume zu machen, was er will. Vielleicht gelingt es dem mächtigen Einfluß des Herrn G., bei den Legislatoren Europa's es dahin zu bringen, daß die Verlagsvorräthe einer Buchhandlung nicht mehr, gleich den Waarenvorräthen einer

ſchen einem Ballen unverkauft lagernder Exemplare
es Buches und einem verſchoſſenen Reſte Kattun-
aren, den man, um aufzuräumen, zu beiſpielloſen
eiſen losſchlägt. In Berlin nennen das die Lords
n Mühlendamm Ausverkauf[14]). Gegen keinen
sdruck ſollte man aber in literariſch merkantiliſchen

---

ttunhandlung, als ein **objectum executionis** betrachtet
den dürfen.

13) Die Lords vom Mühlendamm in Berlin kommen bei
m Ausverkauf, ſelbſt zu ſogenannten Schlauderpreiſ-
, immer beſſer fort, als der Buchhändler, wenn er mit
er verlegenen Waare ein ähnliches Manoeuvre vorzuneh-
n ſich gezwungen ſieht. Verſchoſſene, oder aus der Mode
ommene Kattunwaaren können durch Anwendung der chemi-
n Bleiche in weiße reſtituirt, und dann durch dem Umdruck
der in gangbare Artikel verwandelt werden. Eine ähnliche
.ation mit bedrucktem Papier vornehmen zu wollen, würde
en andern Erfolg haben, als der Verſuch, einen Mohren
ß zu waſchen, oder Herrn G. von ſeinen fixen Ideen zu
reien. Uebrigens hat ein verſchoſſener Kattunreſt in den
gen des Publikums immer noch einen höhern Werth, als
verlegene Waare der Buchhändler; denn dieſe wird dem
sverkauf nicht in jenen, jener in dieſe emballirt. So ent-
idet über den Werth von bedrucktem Kattun und bedruck
Papier die Volksſtimme, von der es heißt: **vox populi,**
**dei!** Unſere jungen Autoren haben mithin alle Urſache,
darüber zu beruhigen, wenn bei dem durch die Buchhändler
anſtalteten Ausverkauf ihrer Fabrikate, dieſe in keine andere

Dingen spröder sein, als gegen den, daß Bücher eine Waare sind [15]). Wird in dem Verlagsrecht des Buchhändlers nichts gesehen, als eine Anhäufung contraktlich bestimmter Abzüge eines Werkes, nichts als der numerische Umfang einer Auflage, so möchte es schwer halten, von solchen Begriffen aus auch die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks zu deduziren, der gerade von dem materiellen Begriff der Waare her sein vermeint-

---

Hände, als in die der Mühlendammer Mylords gerathen, denn durch diese kommt der **beau-reste** ihrer Werke unverhoffter Weise in die Hände des **beau-sexe**, und was kann für einen jungen Schriftsteller wohl angenehmer und schmeichelhafter sein, als das Endurtheil über seine **opera omnia** von einer schönen Hand zu erwarten?

15) Hier werden wir, sonderbar genug, vom hamburger Berge aus auf die Sprödigkeit verwiesen! — Wären dieser Tugend, die nach der Behauptung der Ethiker jetzt überhaupt nur noch als ein Kabinetsstück vorgefunden wird, dort Altäre errichtet, und Herrn G. als Sakristan die Beaufsichtigung dieser anvertraut, so würde ich vor Allen den Buchhändlern den Rath ertheilen, sich durch ihn in dem Tempeldienste dieser Tugend unterweisen zu lassen. Welch' ein Segen würde den Verlegern erwachsen, wenn sie spröde würden gegen die oft höchst unbescheidenen Anträge und Anforderungen unserer jungen Schriftsteller, die darin eine Aehnlichkeit mit alten Koketten haben, daß sie in merkantilischen Dingen zuweilen aus Schlauheit die Prüderie sehr geschickt zu handhaben und durch sie Vortheile zu erzielen wissen.

liches und von vielen Staatsmännern und Juriſten ihm keineswegs beſtrittenes Recht leitet. Wird der Begriff des Autor- und Verlagsrechtes nicht höher gefaßt, ſo iſt den Beweisführungen für die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks Thür und Thor geöffnet [16]).

Das Urſprüngliche und Hauptſächliche in den hier einſchlagenden Begriffsbeſtimmungen bleibt immer das heilige Autorrecht [17]). Aus ſeiner umfaſſenden

---

16) Dieſe beiden Sätze des Thema's ſcheinen mir ſo ſublim, daß ich nicht den Muth habe, ſie zu gloſſiren. Vielleicht hauſt in der Nähe des Herrn G. eine mitleidige Ariadne, die durch den Telegraphen uns den Faden zuwirft, durch deſſen Hülfe wir aus dem Labyrinthe der hier aufgeſtellten Begriffsverwirrungen über den Nachdruck einen Ausweg finden. Die Beweisführung für die Rechtmäßigkeit des Letztern iſt übrigens eben ſo unmöglich, als die Demonſtration der Quadratur des Zirkels.

17) Ueber dieſes Recht iſt im vorigen Jahre in Paris unter dem Titel: **Traité des droits d'auteurs** von **A. C. Renouard** ein intereſſantes Werk erſchienen, das nachzuleſen wir Herrn G. anheimſtellen. Sollte er ſich hierzu geneigt bezeigen, ſo wird er hoffentlich manche Behauptung, die er in dem vorliegenden Thema über jenes Recht ausgeſprochen hat, zurücknehmen. Er wird dann belehrt werden, daß dem Verfaſſer über ein noch nicht veröffentlichtes Werk nur ein ausſchließliches Recht zuſteht, und er ſich dieſes Recht begibt, wenn er ſein Werk der Publizität überliefert. In dieſem Falle hat nicht nur der Verleger, ſondern auch die bürgerliche

Definition nur darf alles Uebrige, was ſich im Buchhandel für Rechtes ausgibt, hergeleitet werden [18]). Das Urrecht des Autors hört beim Verlage, bei der Ceſſion einer Auflage an den Buchhändler nicht auf. Immerdar iſt der Autor moraliſch an ſeinem Werke berechtigt, und der Verleger ihm moraliſch verpflichtet [19]). Die Uebereinkunft des in Verlaggebens, mag ſie nun ſchriftlich oder mündlich erfolgen, ſchließt niemals aus, daß Ehre, guter Name, Schriftſtellername an dem Verlagsartikel die erſte Vorhand haben [20]).

---

Geſellſchaft ein Recht an ſeinem Werke, und es ſteht nicht mehr in ſeiner Gewalt, dieſes Recht außer Wirkſamkeit zu ſetzen.

18) Nicht aber auch aus der Definition über die Rechte der Verleger? Nimmt übrigens Herr G. für die Autoren das **jus divinum** in Anſpruch, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil einer von ihnen einſt eine göttliche Comödie geſchrieben hat, und viele von ihnen gegenwärtig noch eine ſolche mit den Buchhändlern ſpielen, ſo erlaube ich mir, zuerſt für die Verleger das **jus utendi** und demnächſt auch für das Publikum das **jus fruendi** zu vindiciren.

19) Auch dieſe Stelle gehört zu den ſublimen meines Thema's, und bevor ich ſie zu gloſſiren vermag, muß vom hamburger Berge her die Definition über Moralität erfolgt ſein, der wir mit der geſpannteſten Erwartung entgegenſehen.

20) Bei dem Haſardſpiele mit Verlagsartikeln hat der Buchhändler die Vorhand; er ſetzt ſein baares Geld ein, der

plötzlich von „Bundeswegen“ gehemmt wird, damit das Niveau ſich herſtellt? Darum die über alles Maaß hinausgehende Note an die Luzerner Schlächter, die ihnen Glück wünſcht zum Triumph über die Feinde der jeſuitiſchen Bosheit? Darum in dieſem Augenblick die Zurüſtungen zu einem Congreß, auf welchem in der Stille die ungeheure Gefahr beſprochen werden wird, welche Europa drohe, wenn die römiſche Kirche aus ihren Fugen gehen und unterſtützt vom lutheriſchen Gewiſſen deutſcher Fürſten der „Geiſt nicht gedämpft“ werden ſollte?

Man rühmt Oeſterreichs materiellen Flor und es iſt wahr, dem Dampf und den Elementen der Natur hat man jede Conzeſſion gemacht. Eiſenbahnen, die ohnehin zur Centraliſation dienen, Militärſtraßen ſind mit Muth und Ausdauer angelegt worden. Handel und Induſtrie breiten ihre Arme nach allen Richtungen aus. Der Strom des materiellen Lebens iſt nirgends in ein beſchränktes Bett zurückgedrängt worden. Die Regierung, gewaltiger Finanzmittel bedürftig und ſeit Kaiſer Franzens zweideutigen Grundgeſchäften in einer nicht eben wünſchenswerthen Intimität mit der Börſenwelt, mußte alle natürlichen Hülfsquellen öffnen, um ihren Credit durch Unterpfänder und thatſächliche Werthbeſtimmungen zu unterſtützen. So hat zwar das Elend und die allgemeine Noth auch in Böhmen ihre Opfer gefordert, aber beruhigend iſt im Durchſchnitt des Landes Wohlſtand und die jüngere Beamtengeneration ſucht von unten auf den Weg der Reformen zu ebnen und anzubahnen.

Aber genügt dies materielle Wohlbefinden? Der Geiſt iſt der Zweck des Daſeins und dem Geiſte knicken ſie die Flügel. Eine bunte, glitzernde Induſtrieausſtellung löſt die

Die Art und Weiſe, wie der Verleger das erſtandene Werk zurichtet, es drucken oder verbreiten läßt, der Preis, der anfänglich dafür genommen wird; das ſind ie urſprünglichen Garantien, die gleich anfangs dem Autor von moraliſcher Bedeutung für ſein Werk ſind nd niemals aufhören, es zu ſein[21]). Kein Autor

---

Schriftſteller ſeine Ehre und ſeinen guten Namen. Die Karten in ieſem Spiele ſind die Manuſcripte, von denen oft unter 52 nicht eins Gewinn bringt. Bei dieſem ſo mißlichen Spiele beruht s allein auf Uebereinkunft, ob dem baaren Gelde gegenüber ie Ehre und der gute Name als Einſatz gelten ſollen. Der n der Vorhand ſitzende Buchhändler prüfe mithin, bevor er dem Verlagsſpiel ſich auf eine ſolche Uebereinkunft mit dem n der Hinterhand ſitzenden jungen Schriftſteller einläßt, wohl, b dieſer noch im Stande iſt, ihm für jene Marken aufzu-ommen. Wird dieſe Prüfung von Seiten des Buchhändlers nterlaſſen, ſo hat er die Schuld ſich ſelbſt beizumeſſen, enn er ſpäter durch den Schaden darüber belehrt wird aß er ſein baares Geld gegen Nichts, oder was, wie ich über gezeigt habe, im hamburger Telegraphen mit dieſem eichbedeutend iſt, gegen G. riskirt hat.

21) Dieſe Garantien ſich zu verſchaffen, hängt lediglich on der Uebereinkunft ab, die bei dem Entriren eines Ver-gsſpiels der Autor mit dem Buchhändler ſchließt. Will die orhand jene Garantieen nicht gewähren, ſo bleibt es der interhand überlaſſen, die Karten — vulgo Manuſcripte — die Taſche zu ſtecken, und ſie hier ſo lange ruhen zu laſſen, s ſich ein Hazardier findet, der jene Garantien ſtellt.

würde eine Schrift verkaufen, wenn ihm die Absicht, die der Verleger damit hat, zweideutig schiene[22]). Von dem Hungerleider, der nur das Honorar, nicht seine Ehre im Auge hat, kann in einer wissenschaftlichen Begriffsbestimmung nicht die Rede sein[23]). Das Princip ist auf das gebaut, was edel ist, und kein Autor sollte so unedel sein, in dem Grade die Liebe zu seinem Werke zu verlieren, daß es ihm gleichgültig wird, ob der Verleger das erstandene Manuscript druckt oder liegen läßt, oder Fidibus daraus macht oder es auf Löschpapier druckt, heute für einen Thaler, morgen für einen Groschen ver-

---

22) Hiernach liefert die Masse von Schriften, die jährlich erscheint, den Beweis, daß die Absichten der Verleger mit den Autoren die besten von der Welt sind, und ihnen keine Zweideutigkeiten supponirt werden können; ein Umstand, der den Buchhändlern zur Ehre gereicht.

23) Wir ersuchen Herrn G., in dem Telegraphen darüber eine wissenschaftliche Begriffsbestimmung zu liefern, wo bei unseren jungen Autoren das Verspüren eines starken Appetits aufhört und das Hungerleiden anfängt. Sollte auf wissenschaftlichem Wege die Bestimmung jenes Begriffs nicht möglich sein, so kann er vielleicht auf empirischem Wege durch den Versuch einer Hungerkur festgestellt werden, zu der es übrigens nichts weiter, als der Entziehung von Tinte, Papier und Feder bedarf.

uft [24]). Die Buchhändler in Deutſchland bilden
h faſt alle ein, daß ſie mit einem Manuſcript, das
kauften, machen können, was ſie wollen, z. B.
ß ſie es gar nicht zu drucken brauchen [25]). Sie be-
achten die moraliſche Exiſtenz eines Werkes
s ganz von ihrer Laune und ihrem dafür bezahlten
onorar abhängig und werden unter Andern erſtaunen,
ie man darauf kommen könne, ihnen das Recht,

---

24) Nach dieſem Satze des Thema's gehören z. B. Herder,
ohannes von Müller, Schiller und Göthe zu den unedlen
utoren, da bekanntlich von ihren Werken auch Ausgaben
uf Löſchpapier vorhanden ſind. Edel hingegen ſind hiernach
e jungen Autoren, deren Schriften in eleganter Ausſtattung
ſchienen. Aber auch in der literariſchen Welt, wie im
ürgerlichen Leben, gilt der Spruch: das Kleid macht nicht
n Mann! Der Werth des Esprit wird nicht nach der
taſche tarirt, in der er aufgehoben wird. — Ad vocem
idibus, ſo bewahrt die Literar-Geſchichte ein Beiſpiel, wo
ür den Reſt eines Manuſcripts, das zum größten Theil in
euer aufgegangen war, noch der urſprüngliche für das Ganze
rforderte Preis gezahlt wurde. Wem fallen hier nicht die
obilliniſchen Bücher ein! Es iſt möglich, daß die Werke
nſerer jungen Autoren auch an ihrem Werthe nichts ver-
eren, wenn neun Zehntheil zu Fidibus verbraucht worden ſind.

25) Dieſer Meinung bin auch ich, und würde mir etwas
arauf einbilden, wenn ich den Auftrag hätte, im Namen
ller meiner Collegen dem Herrn G. zu erklären, daß auch
e über dieſen Punkt vollkommen meiner Meinung ſind.

Bücher im Preiſe herabzuſetzen, ſtreitig zu machen [26]). Freilich unſere in dieſem Punkt ſo mangelhaften Geſetzgebungen hindern ſie nicht; aber wir ſind ſoweit gekommen, daß in ſie die tieferen Begriffe vom lite-

---

26) Allerdings ſind wir darüber erſtaunt, daß man uns dieſes Recht ſtreitig machen will. Ich nehme den Fall an, daß Herrn G. die Ehre widerfahren, daß ein Nachdrucker es der Mühe werth gehalten, eine ſeiner Schriften nachzudrucken, würde er etwas dagegen haben, wenn der rechtmäßige Verleger jener Schrift die Original-Ausgabe bis auf den Preis herabſetzte, für welchen der Nachdruck verkäuflich iſt? — Ich ſetze ferner den Fall, daß es Herrn G. vom Schickſale beſchieden wäre, dereinſt eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke zu veranſtalten, und dieſe zu einem Preiſe verkauft würde, der dem gleich käme, den früher eine ſeiner Schriften hatte, die er in die Geſammtausgabe gleichfalls aufgenommen; würde er darüber erſtaunen, wenn in dieſem Falle der Verleger jener Schrift dieſe, die er heute noch für einen Thaler verkaufte, morgen für einen Groſchen losſchlüge? — Endlich iſt der Fall anzunehmen, daß es Herrn G. daran gelegen ſein könnte, je eher je lieber eine neue und völlig umgearbeitete Auflage zu ediren, und er deshalb ſeinen Verleger geziemend erſuchte, die vorhandene Auflage, um damit aufzuräumen, im Preiſe herabzuſetzen; würde Herr G. nicht ſehr ungehalten darüber ſein, wenn der Verleger ihm die Erfüllung dieſer Bitte abſchlüge? — Wir erſuchen Herrn G., dieſe an ihn gerichteten Fragen in dem Telegraphen gefällig beantworten zu wollen.

hen Eigenthumsrechte werden aufgenommen wer-
Begriffe, die an dem Werk eines Autors eine
getragene freie Perſönlichkeit ſehen, die
anders verletzt werden darf, als durch die Chancen
Kritik [27]).

---

) Dieſen Satz des Thema's können ſich unter Anderen
die Nomodidacten **ad notam** nehmen, denn Herr G.
t ſie, daß unſere Geſetzgebungen noch ſehr mangelhaft
und zwar in Betreff des Titels vom literariſchen Eigen-
recht. Dann aber erfahren auch die ſich mit der Ge-
bulfe und der gerichtlichen Arzneikunde Befaſſenden die
ſſante Neuigkeit, daß es außer ausgetragenen Lei-
rüchten auch ausgetragene moraliſche Perſön-
eiten gibt, welche letztere ungeſtraft nur von der Hand
ritik verletzt werden dürfen. Wenn nun über die Zeit, wo
menſchliche Leibesfrucht als ausgetragen betrachtet werden
noch ein Dubium obwaltet, im Allgemeinen aber neun
te feſtgeſtellt, und hiervon nur zu Gunſten unehelicher
r eine Ausnahme gemacht worden, ſo waltet über dieſen
in Betreff der ausgetragenen literariſchen Perſönlich-
kein Zweifel mehr ob, ſeitdem Horaz ſein **nonum pre-
r in annum** ausgeſprochen hat. Hiernach ſind alle
skinder unſerer jungen Autoren, die vor dem neunten
nach der Empfängniß zur Welt kommen, als nicht
ausgetragene Perſönlichkeiten zu betrachten; wovon der
rger papierne Telegraph Notiz nehmen wolle.

Bis hierher war der Artikel mit den Gloſſen in Nr. 6 und 7 des Organ abgedruckt, und um die Erſcheinung dieſes Werkchen nicht länger zu verzögern, muß ich den Schluß, welcher eigentlich noch die gutzkowgraphiſchen Glanzpunkte enthält, weglaſſen. Wem es intereſſirt, der mag den Schluß in Nr. 8. des Berliner Organ nachleſen. Man wird aus dieſen Noten einen erfahrnen Sachkenner und competenten Richter in dieſer Sache hinlänglich erſehen, daß Gutzkow hauptſächlich nur unverdautes Gewäſche, Unſinn auf Fiktion und Arroganz gegründete Anſichten in die Welt hinausgeſchickt hat.

Auf meine ihm verdientermaßen gegebene Zurechtweiſung aus der Dur-Tonart, in der Zeitung für die elegante Welt, brachte nun der Gutzkograph Nr. 26. d. Jahr, folgendes eklatante Aktenſtück, eine wahre unbezahlbare Perle der Gutzkowgraphie. Ich nehme es ebenfalls wörtlich auf, und habe der ſocialen Abhandlung einige gemüthliche Anmerkungen beigefügt. Das Manifeſt heißt wörtlich alſo:

## Abfertigung des Buchhandlers Hoff,

Wohlgeboren.[1])

Ich kann gar nicht sagen, was ich glücklich[2]) war, s ich den schönen, gegen mich gerichteten Aufsatz des uchhändlers H. Hoff in der eleganten Zeitung gelesen tte. Meine Sicherheit war es, die mich so glücklich achte. Konnte er doch die Drohung, daß man auch nige meiner Schriften um das Sechsfache im Preise rabsetzen sollte, mit nichts Anderem ausführen, als nem Roman, der zufällig in seinen Verlag gekom-

---

1) Das „Wohlgeboren" ist ein Witz, man muß es aber zu schreiben, denn es ist der einzige, der in dem Seelenguß vorkommt und man ersieht daraus, daß sich der Verfasser von vorn herein vorgenommen hatte, witzig zu sein.

2) Diese ganzen Phrasen sind verunglückte Poesien. Die cherheit habe ihn so glücklich gemacht, sagt er; das Glück uß aber nicht so überschwänglich gewesen sein, weil er hinten steht, daß er sich sehr geärgert habe und in Zorn gerathen ; ein schönes Glück ist das! In seiner Wuth hat er nicht mal recht gelesen und faselt von einer Drohung, die ich macht habe, ihn auch im Preis herabzusetzen; Hanstapps, habe gerade das Gegentheil gesagt und erklärt, daß viele einer Bücher, wenn man sie auch auf den sechsten Theil s Preises herabsetzte, doch nicht geben würden, sperr uloo! Mit dem zufällig in meinen Verlag gekommenen man von ihm meint er die „Wally," seine süße Zweifle. Die ist nicht zufällig in meinen Verlag gekommen,

men, aber längst gänzlich vergriffen ist, mit einem Roman, dessen Ertrag ihm eine seiner unglücklichen Messen hatte decken müssen. Wie gesagt, ein seliges Gefühl von Sicherheit überkam mich, als ich die giftige Drohung dieses rachedürstenden Krämers gelesen hatte. So muß es einsamen Wanderern sein, wenn sie auf der Landstraße ein verdächtiger Gesell begleitet und sie hören wieder die Hunde im nächsten Dorfe bellen und die Hähne krähen; so muß es in den Abruzzen einem Reisenden sein, der sein Nachtquartier in einer Räuberhöhle nehmen wollte und durch ein ahnendes Gefühl bestimmt wurde, unter einem Baume im Freien zu schlafen. Ich kann jetzt diese Sache mit dem Mannheimer Shylock spaßhaft betreiben, da mein

---

sondern umfällig, als sie schon halb todt war; ich reichte ihr einen Labetrunk, da richtete sie ihr sterbend Auge empor, sah mich wehmüthig an und sprach: hilf mir, ich bin in die Tinte gerathen, ayez la bonté und ziehen Sie mich heraus. Ernstlich gesprochen: nur Gutzkow, der berühmte Gutzkow, war Schuld daran, daß die Löwenthal'sche Verlagshandlung damals ganz ohne ihr Verschulden gezwungen wurde, das Geschäft abzugeben, welches ich von dem Besitzer Hrn. D. Löwenthal aus Gefälligkeit übernahm. Sich eine unglückliche Messe in das Jahr 1836 hineinzuträumen, schmeichelt jetzt dem Wallyser und das gönne ich ihm von Herzen, man muß doch etwas haben.

Menſchenfleiſch, mein Blut und mein Leben, meine Autorenehre vor ihm ſicher iſt.[3])

Ich bin zunächſt meinen Leſern eine Aufklärung über die Veranlaſſung ſchuldig, der wir das erſte ſchriftſtelleriſche Debüt des Herrn Hoff in Mannheim verdanken. Herr Jerrmann und mein troſtloſer Eifer, die Intereſſen der Literatur gegen Schmach, Unbill und böſen Willen in Schutz zu nehmen, ſind die nächſten Urſachen eines Zornes, deſſen giftige Ausſpritzungen die Elegante mit Freuden in die Kanäle

3) Wie es in den Abruzzen ausſieht und zugeht, davon macht ſich Gutzkow einen duſtern Begriff, und der Vergleich mit Shylock paßt ganz zu dieſer Duſterheit, mit etwas Nebel vermiſcht, des großen Gutzkowgraphen; der angekundigte Spaß allein iſt's, der fehlt, und das wirklich iſt paßhaft. Das ſelige Gefühl iſt hoffentlich von Dauer geweſen und hielt noch an. Deine Autorehre, Narrchen, war vor mir immer ſicher, du beſtiehlſt dich ja aber ſelbſt darum, durch ſolche mattſelige, lahme Artikel war dieſer, worin nichts als Flachheit und verunglückte Bosheit zu finden iſt. Selbſt die Sicherheit, der er ſich ruhmt, iſt eine Prahlerei. Gutzkowchen hat ein kurzes Gedachtniß und weiß nicht mehr, daß ich ja auch ſeine Streitſchrift gegen Menzel im Verlag und noch in großer Maſſe auf dem Lager habe, ihn alſo dem Kreuzermann, wenn ich wollte, beigeſellen könnte. Man reißt aber einen derartigen Witz nur einmal im Leben, weil er im Wiederholungsfalle keine Pointe hätte.

ihrer Spalten übergeleitet hat; denn daß ich die Würde der Literatur gegen jenen feigen Kaufmann vertheidigt habe, daß man in solchen Ehrenfällen selbst dem Feinde beispringen müsse, das ist eine Betrachtung, die in Herrn Kühnes edlem, mannhaftem Gemüthe keinen Raum gewinnen konnte. Es wäre gerade so, als wenn ich in dem Telegraphen die Klagen eines Gläubigers abdrucken ließe, der bei irgend einem meiner Feinde nicht zu seinem Gelde kommen kann. Schöne Begriffe von Ehre und Mannhaftigkeit, die in Leipzig von Schriftstellern gehegt werden, die mir oft genug gesagt haben: Es kommt Alles darauf an, daß die Literaten eine noble, gesellschaftliche Stellung haben; und die, obgleich sie nie zu Pferd saßen, deßhalb nie anders, als mit Sporen und Reitgerte auftreten![4]) Doch zur Sache!

Mannheim ist eine kleine Stadt, in der sich zwei Feinde nicht gut ausweichen können. So stießen denn auch, aus Ursachen, die mir unbekannt sind, die Herren Jerrmann und Hoff zusammen. Jener als Schauspieler, dieser als Herausgeber eines Lokalblatts. Jener hatte eine Rolle vielleicht mit Grazie gespielt, dieser ließ seinen Theaterreferenten schreiben, daß sie mit mehr

---

4) Auf dies Alles wird Herr Kühne in Leipzig schon zu dienen wissen, elegant und kühn!

Räthsel des Daseins nicht. Diese Spiegel, diese Tapeten, diese Shawls und seidnen Tücher bedecken nicht die ganze Fläche unserer Ahnungen, unserer Wünsche, unserer tieferen Anschauungen. Das Leben ist werthlos, wo ihm sein wahrer Gehalt verkümmert wird und noch ist es keinem Afterphilosophen gelungen, der Menschheit auszureden, daß dies Leben doch nur die Vorschule eines moralischen Jenseits ist.

Doch Oesterreichs Zukunft winkt wie ein hellerer Lichtstreifen nach langem dunklem Regenhorizonte. Oesterreich wird im Fortschritt der Völker nicht zurückbleiben, denn absolute Widersprüche duldet die Geschichte nicht. Der Gott, der sich mit der Menschheit andre Zwecke stellte, als erdgeborne, wird sich seinen Weltplan von einer frivolen Politik nicht verkümmern lassen, die dem Geist des Jahrhunderts die Spitze zu bieten wagt.

Oesterreichs Politik nach Innen und nach Außen hat leider drei schwierige Bedingungen, an welche ihre Prinzipien geknüpft sind: das Interesse der Dynastie, das Interesse des Adels und das Interesse des Katholizismus.

Die Dynastie ist aber in einer Verjüngung begriffen. Einige Mitglieder der kaiserlichen Familie scheinen jener Isolirung, jener Zurückgezogenheit nicht mehr hold zu sein, mit welcher sich früher die Erzherzöge vom Schauplatz der Welt entfernt hielten. Die Bildung, welche die Gegenwart erfordert, ist keine solche mehr, die nur in der Hand von geistlichen Erziehern liegt. Von Weltreisen bringen die jungen Erzherzöge freiere Anschauungen mit. Sollten denn die Gefahren, welche dieser Dynastie von der verschiedenartigen Zusammensetzung ihrer Bestandtheile und Besitzthümer drohen, nicht Märchen sein, erfunden von Denen, die ihre herzlose

Plumpheit müſſe geſpielt werden. Jener hatte vielleicht
a gelacht, wo Herr Hoff ſeinen „rheiniſchen Poſtillon,“
o heißt das dumme Blatt,[5]) ſich dahin entſcheiden ließ,
aß man weinen müſſe. Darüber erzürnten ſich die
eiden ehemaligen guten Freunde,[6]) ohne daß ich an-
ugeben wüßte, wer von Beiden Recht hat. Ja, wir
ollen ſogar annehmen, daß der leidenſchaftliche heiß-
lutige, raſch ergrimmende, geniale Künſtler gegen die-
en tückiſchen, weißblütigen, hämiſchen, witzelnden Buch-
ändler nicht im Vortheil iſt, wir wollen annehmen,
aß Jemmänn ſo unbeſonnen war und ſich dicht vor
en Laden ſeines Gegners ſtellte und ihm zurief: Sie
ind ein Naſeweis! Sie miſchen ſich in Kunſt- und
iteraturfragen, für die Ihnen jedes Urtheil, jede Fä-
igkeit des zuſammenhängenden Denkens abgeht![7]) Sie
ind ein arroganter, hämiſcher, kleiner Intriguant, den
an nur muß reden hören, um zweifelhaft zu bleiben,
b ſich dieſer Mann für das Gute oder das Böſe ent-

---

5) Der Rheiniſche Poſtillon dankt beſtens für das Com-
liment.

6) Waren nie Freunde. Der weißblütige Buchhändler
ellt den Begriff von Freundſchaft höher, und kann ſolche
icht an Jeden verſchwenden, mit dem er zufällig in Ge-
chäftsberührungen kommt, alſo auch nicht an heißblütige
chauſpieler.

7) Danke verbindlichſt für das Compliment.

ſcheiden wird![8]) Sie ſind ein Buchhändler, der den Inſtinkt, unreell zu ſein, nur dadurch beſiegt, daß er genöthigt iſt, ſich einen guten Leumund zu erhalten![9]) Sie haben bereits ja ſchon einmal[10]) — Genug; Herr

---

8) Das haben Sie wohl aus eigener Erfahrung geſchöpft, als der Buchhändler, da Sie das Unglück hatten, hier in Unterſuchungshaft und dann im Strafarreſt ſich zu befinden, aus Theilnahme an dem Schickſal eines Jeden unverſchuldet in miſsliche Verhältniſſe gerathenen Menſchen, für Sie that, was er nur konnte, um Ihnen gefällig und nützlich zu ſein.

9) Iſt dies ſo zu verſtehen, daß ich der Buchhändler, den Inſtinkt, unreell zu ſein, nur dadurch beſiege, weil ich genöthigt bin, mir einen guten Leumund zu erhalten, oder weil ich zu der Gattung der Buchhändler gehöre, deren Naturell das ſei. Wahrſcheinlich meinſt du das letztere und willſt dadurch nur dem deutſchen Buchhändler eine neue Schmeichelei ſagen, für die ſich dann noch die erwähnten Herrn Perthes, Enslin, Mohr und Winter bedanken müſſen. Armſeliger Wicht! Wenn du einen Menſchen in Deutſchland auftreiben kannſt, der es vermag, mich einer unreellen Handlung in meinem Leben zu zeihen, ſo will ich, ich ſetze einen ſtarken Trumpf darauf, fortan Alles verlegen, was du ſchreibſt, und ſollt' ich darüber zu Grunde gehen.

10) Mit dem Gedankenſtrich will der große Mann, der ſeine Seele, wie er in der Allgemeinen Zeitung ankündigte, Deutſchland, dem alten Germanien, opfern will, ſagen: geſtohlen, betrogen oder geſeſſen oder ſonſt was, er hat aber nicht den Muth, das Wort hinzuſchreiben, drum macht er

errmann hätte wirklich ſo unbeſonnen ſein können,
lbſt dieſe abſcheulichen Verläumdungen auszuſprechen.
a, wir wollen Herrn Hoff einräumen, daß es an
)m war, Genugthuung zu fordern.

Jetzt ſind wir begierig, was Herr Hoff thun wird.
r wird zwei Piſtolen laden, und ſeinen Gegner auf
ie Rheinſchanze zum Duell fordern. Er wird aufs
aſino gehen, und Herrn Jerrmann öffentlich ein
aar Ohrfeigen geben[11]). Er wird wie ein geſitteter
Menſch handeln und eine Klage gegen ihn einreichen.
Gott, wir wollen Herrn Hoffn nicht einmal verdenken,
enn er ein klein wenig boshaft würde und ließe
B. ſeinen rheiniſchen Poſtillon ſich gegen die Lei-

---

n Strich. Elender, wer auf ſolch' heimtückiſche Weiſe
rläumden will, für den hat unſere deutſche Sprache ein
zeichnendes Wort, ich brauche keinen Gedankenſtrich dazu,
an nennt ihn im gemeinen Leben einen Schurken. Ich
eine damit nicht Hrn. Gutzkow, denn der will mich ja nicht
rläumden, er legt nur dem Schauſpieler Jerrmann den Ge-
nkenſtrich als Verläumdung in den Mund, aber den Jerr-
ann meine ich auch nicht, denn der kann offenbar nichts
zu, wenn ihm ſein Freund und Beſchützer einen verdächti-
n Gedankenſtrich in's Maul hinein ſchmiert.

11) Es ahnt dir alſo doch, daß es in Hamburg, Mann-
im und anderswo Leute gibt, die eigentlich mit öffentlichen
hrfeigen bedient zu werden hoffen dürften! Du biſt wirk-
h geſcheidter, als du ausſiehſt.

ſtungen des Künſtlers ganz heiſer blaſen, oder er machte, da Herr Hoff urſprünglich ſelbſt ein Conditor [12]) iſt, aus Dragèn eine Figur, die Herrn Jerrmann in einer ſeiner Rollen, als König Lear, oder Abdallah vorſtellte, oder als Mannheimer Talma, der auf Stelzen geht, oder gar als eine Zwillingsfigur à la Ritta und Chriſtina, die halb den Carl, halb den Franz Moor vorſtellte. Nein, Herrn Hoff iſt das Alles zu ſehr gewagt. Er wird ſich eine unblutige Rache ausſinnen, einen Mord, gegen den es keine äußern Anzeichen gibt,

---

12) Urſprünglich Conditor? Mein Vater war Conditor und ein Ehrenmann. Ich bin Buchhändler ſeit meinem fünfzehnten Jahre, das weiß Gutzkow ſehr wohl, er kennt mich ja, er glaubt alſo, mit dem Conditor mich ein bischen lächerlich machen zu können. Armſeliger, ein guter Conditor und ein Ehrenmann iſt mehr werth als ein Schriftſteller zu ſein, der ſein Talent vergeudet und mißbraucht, und von zweideutigem Charakter iſt. Du haſt dich freilich deines Vaters ſchon einmal geſchämt, und ihn verläugnet. Als du hier in Unterſuchung warſt und das Hofgericht der Form wegen nach deinem Vater fragte, gabſt du an: er ſei Staatsdiener in Berlin. Man erkundigte ſich und erfuhr, Hr. Gutzkow in Berlin ſei Kanzleidiener beim Kriegsminiſterium. Ein Kanzleidiener kann auch ein Ehrenmann ſein und ſeine Söhne können Miniſter werden, aber ein Staatsdiener nach dem bekannten Sinne des Worts iſt er nicht.

er wird der Ehre seines Gegners ein heimliches [13]) Gift beibringen und sich dabei nicht blos in's Fäustchen lachen, sondern sogar — noch Geld verdienen! [14]) Man höre, was er unternimmt!

Es war vor mehreren Jahren, daß Herr Hoff eine kleine Schrift von Herrn Jerrman verlegt hatte. Die sechszehn Auflagen, die er sich davon möglich geträumt hatte, waren nicht nur ausgeblieben, sondern ein Theil der ersten lag sogar noch unverkauft. Herr Hoff dachte: Hier machst du dir einen Spaß, Jerrmann soll sein Lebtage daran denken! Er kündigt in den Blättern an, daß jene Schrift von ihm hinfort zu 1 Kr. das Exemplar! zu haben wäre; wer 3 Exemplare nähme, bekäme das 4te umsonst! Seht, so rächt sich ein Philister! So feige ist die Tapferkeit dieser bürgerlichen Helden, wenn sie im Leben und nicht auf den Brettern eine Rolle spielen! [15]) So gemein, schäbig steht dieser Mannheimer

---

13) Mit dem heimlichen Gift, meint G. die Oeffentlichkeit jener Geschichte.

14) Jawohl 2 Thaler 4 Silbergroschen 1 Pfennige preuß. Courant.

15) Hier verwechselt unser Held in seinem heiligen Eifer die Personen, denn Schauspieler spielen wohl auf den Brettern eine Rolle, Buchhändler aber nie. Hr. Jerrmann macht eine Ausnahme hiervon, er wollte in seiner Jugen

Shylock neben dem Venetianiſchen![16]) Dieſer wie ein Bluthund wollte doch gradezu Menſchenfleiſch haben; der aber in Mannheim begnügt ſich, ſeinem Gegner ein Stück ſeiner moraliſchen Ehre auszuſchneiden und ihn da, wo er am empfindlichſten iſt, mit einem Rechte, das ihm der geſetzloſe Zuſtand des Buchhandels geſtattete, mit kleinen glühenden Zangen zu kneipen. Faſt wie die Schufte, die ſich an Abälard dadurch rächten, daß ſie ihn entmannten, wie der Böſewicht Jago, der ſeine gekränkte Eitelkeit dadurch rächte, daß er die arme unſchuldige Desdemona[17])

---

als Buchhändler eine Rolle im Leben ſpielen, gerieth aber ſpäter auf die Bretter; Hr. G. ſcheint auch hierauf anſpielen zu wollen, Hr. Jerrmann mag ſich bei ihm bedanken!

16) Dieſer Vergleich ſieht aus, wie ein Samojede im engliſchen Frack, ächte Gutzkowgraphie! Jerrmann's Reue und Bekenntniſſe ſind ein Stück ſeiner Ehre, das muß er ſich von G. in ſein Stammbuch ſchreiben laſſen. Der Jude von Venedig hatte doch 3000 Dukaten gegen Verpfändung eines Pfundes Fleiſch geliehen. Hat mir denn Jerrmann gegen den tarmäßigen Ladenpreis ſeiner Reue von 36 kr. ein Stück ſeiner Ehre verpfändet? Ich habe ihm ja weder auf ſeine Ehre noch auf ſeine Reue was geborgt, ihm vielmehr die letztere abgekauft und theuer genug bezahlt.

17) O Desdemona-Jerrmann! Sollte nächſtens Gutzkow vor dem Hamburger Publikum mit rothen Backen erſcheinen, ſo möge man nur feſt glauben, daß der Geiſt Shakes-

nſchwärzte, wie in dem neuen Stück in Paris der rſchmähte Liebhaber ſich dadurch rächt, daß er die rinzeſſin ſich in einen Lakaien verlieben läßt; ſo feige, ückiſch, bösgeſinnt hat ſich dieſer Herr Hoff an Herrn errmann gerächt. Er wollte ihn lächerlich machen icht dadurch, daß er ſeine Blößen aufgedeckt hätte; [18]) ein, er thut es ſo, daß er ihm, indem er ſich ſetzen llte, den Stuhl hinten wegzog und dann davon ief, oder daß er ihm an die Perücke einen Köder für unde befeſtigte und ihn ſo zum Gelächter der Straße achte. Eine ſchöne Rache, we[illegible]nan hingeht und einem Gegner, dem man anders nicht leicht beizu- ommen wagt, das Haus ſeiner Ehre heimlich anſteckt der den Ruf ſeiner Schweſter beſchmutzt oder ihn um ine Penſion bringt, indem man ihn bei ſeinen Gön- ern verläumdet [19]). Herrn Hoff's Rache war eine

---

rates aus dem Grab geſtiegen und ihm Ohrfeigen gege- en hat, weil er auch ſeine erhabene Charaktere verhun- en will.

18) Hr. G. beurtheilt hier mich nach ſich. Ich habe nie errmann's Blößen aufdecken wollen; was der Recenſent mit im hatte, ging mich nichts an. Was ich mit ihm hatte, ls er mich maltraitiren wollte und ich ihn zurück ſchlug, abe ich ſeiner Zeit offen und redlich erklärt. S. Stadtpoſt Nro. 31.

19) Das ſind wieder Vergleiche, die wie eine Fauſt auf

hämiſche, ohnmächtige Erbärmlichkeit, deren er ſich um ſo mehr ſchämen muß, als er noch dabei Geld verdiente![20]) Was kann für die ſchmutzige Geſinnung dieſes Krämers bezeichnender ſein?

Herr Jerrmann konnte von der Literatur erwarten, daß ſie ihm gegen dieſe Ehrenkränkung beiſtünde. Herr Jerrmann hat einige Bücher herausgegeben, die ſeiner Beoachtungsgabe und ſeinem Darſtellungstalente Ehre machen.[21]) Was ſollte wohl aus dem guten Namen eines Schriftſtellers werden, wenn jeder Buchhändler ſich erlauben wollte, bei einem nur zu leicht entſtehenden Zerwürfniß mit ſeinen Autoren deren Werke zu verſchleudern, ſie faſt wörtlich auf die Gaſſe zu werfen und zum Gegenſtand eines öffentlichen Scandals zu machen! Es war zu bedauern, daß Niemand auftrat, der dieſem kecken Beginnen in Mannheim derb auf die vorwitzigen Finger klopfte. Die Deutſchen

---

ein Auge paſſen; iſt Jerrmann der Ruf ſeiner Schweſter, habe ich ihn beim Gutzkowgraphen verläumdet?

20) Nur zu milden Zwecken. Kein Buchhändler verſchenkt ſein Makulatur. Eine ſchöne Faſelei, wenn er wähnt, ich habe jenes Manöver unternommen, um Geld zu verdienen!

21) Meines Erachtens nach nur ſeiner Streit- und Händelſucht. Das „Weſpenneſt" in Köln „Reue und Bekenntniſſe."

er sind so tief gesunken, daß ihnen die Ehre
Schriftstellers nichts gilt, wenn sie bei deren
eidigung in Gefahr kommen dürften, von einem
gslustigen Buchhändler keine Zusendungen mehr
halten. Wir gestehen selbst ein, daß wir zum
z des Herrn Jerrman vielleicht auch von unsrer
schon früher hätten auftreten müssen.[22])
Der Buchhändler in Mannheim ist nun schnell
die kurze Erwähnung seines schlechten Streiches,
ir vor einigen Wochen thaten, aufgesprungen und
mich darüber mit einer Kritik meiner literarischen
ung an, die er nur nöthig hatte, meinen guten
den in Leipzig, Berlin und anderswo nachzu-
ben.[23]) Wer jetzt Lust hat, gegen mich eine Bro-
herauszugeben, wird in Herrn Hoff den Mann

2) Also war der Jerrmann vom Juli bis December eine
rte Festung, er wird nun entsetzt oder entsetzt sich, weil
nicht übergeben wollte. Das ist mir ein schöner Ent-
wenn du nun auch noch auf den heißblütigen genialen
ter stichelst, ihn als Doppel-Moor und Zwillingsfigur
ragant darzustellen räthst und dessen längst vergessenen
bal aufs neue aufwühlst, so daß er in dieser zärtli-
Geschichte hin und her gerissen wird, wie ein Lappen. Der
auch sagen: Gott behüt' mir vor meinen Freunden!

3) Sie irren sich, suchen vergebens meine Argumente
hren Leipziger und Berliner bon ami's.

dafür finden. Wer ein Oppositionsjournal gegen mich begründen will — schnell aufgesetzt, nach Mannheim geschrieben oder gleich gefahren: dort kann ihm jetzt geholfen werden![24]) Ich sehe mit Ruhe der Werbetrommel und dem Gesindel,[25]) das sich um sie vielleicht versammelt hat, zu; denn um mich zu schlagen, muß man mit mehr Vernunft und Wahrheit anrücken, als sich in dem Arsenal des Herrn Hoff findet.[26]) Er sagt,

---

24) Männlein, du hältst dich für zu wichtig, ein Oppositionsjournal gegen dich? Wäre doch gerade, als ob man ein Regiment Kürassire gegen eine Windmühle führen wollte!

25) Das wissen wir sehr wohl, daß Alles, was dich nicht lobt und dich, wie deine kleinen Trabanten, Namen nennen sie nicht, privatim den literarischen Napoleon nennt, nach deiner gutzkowgraphischen Terminologie Gesindel für dich ist

26) Um dich zu schlagen, muß man mit mehr Vernunft und Wahrheit anrücken, als sich in dem Arsenal des Buchhändlers Hoff findet, ja, ja, das ist ganz wahr, dafür bist du aber auch **Napoleon literatus**; sieh, da fürchte ich mich ungeheuer vor dir, ich laß die Werbetrommel schlagen und das Gesindel mit dem Eilwagen kommen. Dein Arsenal kenne ich zum Glück, es enthielt folgende Waffen: Rachedürstender Krämer, Mannheimer Shylock, feiger Kaufmann, tückischer, weißblütiger, hämischer Buchhändler, ursprünglicher Conditor, Philister ꝛc., ꝛc., ꝛc.; das ist freilich eine Artillerie, hätte die Napoleon bei Waterloo gehabt, dann o weh England, Adieu Deutschland!

Politik nur durch ewige Visionen von Verschwörungen entschuldigen konnten? Italien mag des großen Ländercompleres verwundbare Ferse sein. Aber ohne einen allgemeinen europäischen Krieg bleiben italiänische Schilderhebungen immer nur unschädliche Funken in erkaltender Asche. Um die Lombardei hat Oesterreich noch nicht nöthig, dem Zeitgeiste ewig ein düstres Gesicht zu zeigen. Tyrol, Stevermark, Kärnthen, Oesterreich sind fest in Liebe und Treue. Wohin könnte sich Böhmen wenden? Sind die kleinen panslavistischen Komödien auf Universitäten und Gymnasien mehr als romantische Schülerschwänke? Die Regierung opfre ihre Sucht zum Centralisiren, opfre ihre Abneigung gegen die historischen Ueberlieferungen der Länder, die durch die Gunst der Zeiten ihr zufielen, und sie kann das, was sie jetzt befehdet, passender zu ihrer eignen Erstarkung benutzen. Der erste österreichische Kaiser, der einen ihm gebrachten Verschwörungsrapport in's Kaminfeuer wirft, wird derjenige sein, der am ruhigsten schlafen kann.

Schwieriger würde einer aufgeklärten Politik der Kampf gegen den Adel werden. Man muß nämlich wissen, daß Oesterreich das Eldorado der Standesprivilegien ist. Der gewaltige Zusammenfluß von ungrischem, böhmischem, polnischem, italiänischem und deutschem Adel hat Wien zu einem Orte gemacht, in welchem der Bürgerliche fortwährenden Demüthigungen und Zurücksetzungen ausgesetzt ist. Ich will nicht sagen, daß diese nur aus Adligen bestehende höhere Gesellschaft voll Anmaßung wäre. Diese gewaltige Adelskette bedient sich nur des Vorrechtes, welches ihr hier vom Zufall gegeben wurde. Das Publikum fühlt die Last dieser gesellschaftlichen Prärogative und hilft sich dadurch, daß es

ſein ſchlechter Streich gegen Herrn Jerrmann hätte mit dem jetzt einreißenden Uebel der Preisherabſetzungen nichts zu ſchaffen, es beleidige ſeine Ehre, daß ich ihn in Verbindung mit jenen Buchverſchleuderern (auch mit Carl Hoffmann, ſeinem Schwager?) genannt hätte, er hätte nie ein andres Buch im Preiſe herabgeſetzt, als den „Wiſch" des Herrn Jerrmann.[27]) Abgeſehen davon, daß Herr Hoff ſicher vor drei Jahren dieſen „Wiſch" als eine „ſehr witzige Streitſchrift" in den Zeitungen angekündigt hat, abgeſehen davon, daß allerdings in der Frage nach dem Rechtsgrunde der Preisherabſetzungen ſein Verfahren mit dem eines Carl Hoffmann und Andrer auf Eines hinauskömmt, ſo ſcheut ſich auch der wahrheitsliebende Mann nicht, hier

---

27) Hier will der Schlaukopf mich auf meinen Schwager, oder dieſen auf mich ſetzen, ſchlecht berechnetes, verunglücktes Manöver! Als Buchhändler ſteht jeder für ſich, und handelt nach ſeiner Maxime, und der Geſchäftsmann trennt ſeine Geſchäftsſache von der Perſon. Hoffmann hat, ſo viel mir bekannt, ſchon im vorigen Sommer der Firma Hoffmann & Campe geſchrieben: es ſtehe Dieſes und Jenes im Telegraphen über ihn, er halte aber den Verfaſſer für einen „dummen Jungen" und ſie möge nicht glauben, daß er ihm antworten würde, und darauf nicht warten. Wenn ich dies hier ausplaudere, ſo iſt es nicht meine Schuld, warum macht Napoleon eine falſche Schwenkung.

eine offenbare Lüge auszusprechen.[28]) Oder wer hat vor einiger Zeit in allen Blättern H. Laubes sämmtliche Schriften zu herabgesetztem Preise angeboten?[29]) Meine Ansicht über Heinrich Laube ist bekannt; aber Herr Hoff hat ihn noch vor zwei Jahren vergöttert. Er nennt ihn noch jetzt in seinen Ankündigungen einen geistvollen Schriftsteller und wird ihn so lange so nennen, als er von seinen Werken etwas auf dem Lager hat. Allein solche Ankündigungen verrathen die Theilnahme nicht, die man der Entwickelung eines jungen Autors, den man schätzt, schuldig ist. Herr Hoff hat sich, indem er Laubes Werke im Preis herabsetzte, eine empfindliche Ehrenkränkung desselben erlaubt;[30]) er

28) Da hat Napoleon im Zorn wieder nicht recht gelesen; das hab' ich nicht einmal gesagt; übrigens ist es so.

29) Das ist einfach eine Lüge, denn ich habe weder Laube's sämmtliche Schriften zu herabgesetztem Preise angeboten, noch ein einzelnes Werk von ihm, sondern nur für eine Anzahl seiner Schriften, die genau bezeichnet waren, zusammengenommen einen geringern Partiepreis gemacht, eine Sache, die in dieser Art von den angesehensten Verlegern Deutschlands geschieht. Diese einzelnen Werke zusammen genommen, erreichten einen hohen Preis und ich wurde deßhalb häufig darum angegangen, sie gegen baar wohlfeiler abzugeben, was im Buchhandel sehr gebräuchlich ist.

30) Gutzkowgraphie! Heinrich Laube selbst glaubt dies

t, um seine andern verfehlten Spekulationen zu
cken, um den erschöpften Zustand seiner Casse zu
rbergen,[31]) schnell zu einem Verlagsartikel gegriffen.

---

n allerwenigsten, er war von meinem Schritt zuvor unter-
chtet, wir hatten darüber correspondirt. Diese sämmt-
hen Phrasen über Laube sind nur eine Fortsetzung seiner
s Neid seit längerer Zeit schon gegen diesen allgemein geach-
ten und beliebten Autor gerichteten Angriffe, den er mit
ewalt herunter zu setzen sucht, und in seinem Jahrbuch der
teratur in dem gutskowgraphischen Artikel über ihn erklärt,
ser Autor habe einen jähen Sturz gethan. Laube hatte
über erklärt, er rechne sich nicht zum „Jungen Deutsch-
nd", obgleich er gewaltsam dazu geworfen war; nun wollte
utzkow das Handwerk allein fortsetzen, und Jenen nun in der
entlichen Meinung zu stürzen suchen, welches Manöver
n aber total verunglückte. Laube, seit anderthalb Jahren
Staatshaft und mit der Abfassung eines größeren litera-
chen Werkes beschäftigt, antwortete ihm nicht, vertheidigte
) auch nicht, das ärgert G. und er greift ihn darum im-
r wieder an, und will nun die Gelegenheit benutzen, hier
ner Stellung einen Hieb beizubringen, der abgleitet und
der sein eigen Haupt trifft.

31) Hier hat der edle Hr. Verfasser seine blausaure Bos-
it concentriren und dem Kaufmann und Verleger durch
Angabe schaden wollen: die Laube'schen Schriften seien
es erschöpften Zustandes seiner Kasse wegen herabgesetzt wor-
n, der aber lacht seiner Verläumdung. Er könnte ihn
ar dieser Stelle wegen vor das Gericht laden und zu einer

von dem er voraussetzen konnte, daß eine Verschleuderung desselben ihm einen augenblicklichen Gewinn bringen mußte. Was geht ihn Laubes Zukunft an? Was geht ihn der Verdacht an, in den er den jungen Autor brachte, als wenn es an seinen Werken nur zu verlieren gäbe; er treibt seine Spekulation, das Papier und die Masse des Vorraths ist sein, er kann ihn brauchen, um einen Autor lächerlich zu machen, wie bei Herrn Jerrmann, er kann ihn brauchen, um recht schnell zu einer Summe Geldes zu kommen, wie bei Heinrich Laube. Ich will mich nicht bei einer Wiederaufnahme der Rechtmäßigkeit solcher gewissenlosen und wucherischen Handlungen aufhalten; ich wollte nur sagen, daß Herrn Hoffs Behauptung, er könne mit den Bücherverschleuderern nicht verwechselt werden, eine Lüge ist.[32])

Und um nun recht der gemeinen Gesinnung unsres Gegners inne zu werden, bedurfte es da mehr, als der Besorgniß, die Herr Hoff am Schluß seiner Diatribe äußert? Er sagt, ich könnte nun „immerhin die

---

Freiheitsstrafe verurtheilen lassen, hält aber dies gar nicht für nöthig, er gönnt ihm die Freude der Verläumdung, da sein edles Herz Befriedigung darin findet.

32) Ist bereits auf sein Haupt oder seine Federspitze zurückgewälzt.

Werke seines Verlags in gewohnter Weise herunterreißen[33]) u. s. w." Also, nichts, als Rache! Nichts, als hämische Eunuchentücke? Die Autoren soll ich es entgelten lassen, was ihr Verleger gegen mich sündigte! Du armseliges, beschränktes Philistergemüth! Um zu sagen, daß die bei Dir erscheinenden Denkwürdigkeiten von Varnhagen gut, aber ohne Styl geschrieben sind,[34]) daß Gentz unwürdig ist, auf's Neue der Deutschen Nation, die ihn, dankbar genug, nicht mehr haßt,

---

33) Um zu dokumentiren, was Gutzkow hierin leisten kann, brauche ich nur zu erwähnen, daß er z. B. in Nr. 127 der Gutzkowgraphie von 1828 über Ludwig Robert's Gedichte nichts zu sagen wußte: „als daß dieser Ludwig Robert eine nergelnde, hämische Natur sei, die sich in Alles einbohre mit einem kleinen satyrischen Stachel, den Lahmen nachhinke, den Buckligen ihren Höcker nachmache, Grimassen schneide, sich über alles ärgere, was größer und genialer als er sei, und immer schreibe: „könnt ich nicht auch so berühmt sein, wie Heine und Börne. Es sei ein großer Mangel an Rahel, daß sie einen so unbedeutenden vorlauten Bruder habe." Das ist Gutzkowkritik. Setzen wir hier nun für Ludwig Robert Karl Gutzkow, so hat er sich selbst porträtirt und gut getroffen, ganz vortrefflich! Diese Gutzkowgraphie hat er, wie es scheint, nur geschrieben, um auf bequeme Art Varnhagen zu ärgern, wie er wähnt.

34) Gutzkowgraphische Behauptung.

sondern vergessen hat, vorgeführt zu werden,[35]) daß Deine Spanische Geschichte von Guttenstein von Schlosser für eine Compilation erklärt ist, daß Dein Verlag seit einiger Zeit ohne besondern Werth ist,[36]) um mit einem Worte gerecht zu sein, glaubst Du, ich müßte erst von Dir beleidigt werden? Gut, ich werde sagen, daß Göthe's Iphigenie langweilig ist, weil sie bei Hoff in Mannheim erschienen, daß Jean Paul keine Phantasie hat, weil er bei Hoff und Heuser gedruckt wurde, daß Hoffmann, Tieck, Börne, Heine traurige Stümper wären, weil Du Dir Verdienste um sie erworben

---

35) Bornirter Fanatismus, der durch die wirklich über Erwarten günstige Aufnahme des so wichtigen und nothwendigen Werkes in allen Theilen Deutschlands auf das schlagendste widerlegt wird. In diesem Urtheil charakterisirt sich wieder Gutzkow, der offenbar gar nicht kennt, was Gentz geschrieben hat. In dieser Beziehung können wir nächstens neuen gutzkowgraphischen Beiträgen entgegensehen, die ihre Würdigung finden werden.

36) Für dich allerdings, für mich und das Publikum aber nicht. Da du stets das Mißvergnügen empfinden mußt, deine Bücher nur wenig gelesen und beachtet zu sehen, ich aber schon lange das Vergnügen empfinde, daß die meisten meiner Verlagswerke sehr gut gehen, und fast alle Buchhändler sich sehr gern dafür verwenden, so muß man deiner Gereiztheit den Ausspruch schon verzeihen.

haſt?[37]) — Ich begann ſcherzhaft, und ärgere mich, daß ich jetzt doch in Zorn gerathen bin.[38]) Ja es gibt noch treffliche Charaktere unter den Buchhändlern; ein Perthes, ein Enslin, ein Mohr, ein Winter[39]) würden in jeder Ehrenhalle einen der erſten Plätze verdienen; es giebt Viele, Viele, die ihnen gleich ſind, und deren Aufzählung ſie ſelbſt am erſten bei ihrem beſcheidenen Sinn verletzen würde; aber Manche ſind darunter, Manche — wo man wirklich begreifen lernt, wenn Jemand geſagt hat, daß unter den Wechslern, die Chriſtus aus dem Tempel trieb, ſich auch gewiß Buchhändler befunden haben.[40]) Aus der Literatur, die doch

---

37) Heine lebt in Paris und kann dir nichts ſchaden, mit Einem mußt du dich doch halten. Wer weiß, ob du nicht auch noch an ihn dich machſt? Wären Jean Paul, Hoffmann und Börne nicht todt, du hätteſt längſt über ſie gutzkowgraphirt!

38) Dieſem Zorn und Aerger kann durch dies Schriftchen wieder abgeholfen werden; ich hoffe, Sie werden es mit Erbauung leſen und davon gerührt ſein.

39) Stellt eine Einleitung zu Verlagsanerbietungen vor. Guter, die drucken doch nichts von dir. Warum desavouirſt du deinen Verleger ſo, ihn hier nicht auch mit anzuführen, glaubſt du auch ſeiner Beſcheidenheit zu nahe zu treten?

40) Wenn Chriſtus von Wechslern ſprach und wie du meinſt, dabei auch Buchhändler geweſen ſind, ſo können es

ein Heiligthum Gottes iſt, wollen dieſe Menſchen gar zu gern, wie es in der Bibel heißt, eine Mördergrube machen. [41])

K. G.

---

nur ſolche geweſen ſein, die von dem damaligen jüdiſchen Repräſentanten der Gutzkowgraphie verlegene Abfertigungen gegen klingende Münze eingewechſelt hatten, und ſie, weil ſie ſolche gar nicht mehr anders los werden konnten, in dem Tempel feil boten, aus dem ſie mit Recht herausgetrieben wurden. Den modernen Buchhändlern wird ſolches nicht paſſiren, ſie werfen dergleichen gleich nach der Erſcheinung unter den Tiſch.

41) Schlußnote. Die Literatur, ein Heiligthum Gottes, welche Ironie in Gutzkow's Mund, der ſich ſelbſt für die Literatur hält, die freilich, wär' es ſo, ein ſauberes Heiligthum vorſtellte. Die Buchhändler wollten eine Mördergrube daraus machen, welche Begriffsverwirrung! Die Schriftſteller machen ja die Literatur, die Buchhändler verkaufen ſie nur, und können nur wünſchen, daß ſie ſo hoch als möglich daſtehe, denn für Mördergruben-Literatur wird das Publikum nicht viel Geld ausgeben. Gäb' es freilich viele Schriftſteller, wie Gutzkow, ſo würde ſich die Literatur bald in eine Kloake verwandeln; es exiſtirt aber glücklicherweiſe nur ein ſolches Original, das hiermit in Gnaden entlaſſen wird.

Ich war nun, wie mir Jedermann glauben wird, durchaus nicht erſtaunt, als ich dieſe Abfertigung vor einigen Tagen zu Geſicht bekam; ſo und nicht anders hatte ich ſie erwartet, dies ja auch ſchon vorher angedeutet. Weß das Herz voll iſt, davon läuft der Mund über. Doch muß ich geſtehen, hätte ich ihm ein wenig mehr Kraft zugetraut, ſo matt und tief geſunken, daß er nur im Schimpfen einen Haltpunkt ſucht oder in verunglückter Verläumdung, hätte ich ihn mir nicht einmal gedacht. Da ſchleicht aber das Machwerk lahm und geärgert einher, ohne Witz und Verſtand, nur Lügen von A—Z auftiſchend, wie aus meinen gemüthlichen Anmerkungen zur Genüge erſichtlich ſein wird. Nicht einmal die Bosheit kann zu einem rechten Aufſchwung darin kommen, auch die iſt nur ſo halblahm und mattherzig trotz aller Anſtrengung. Hätt' er mir nur etwas beigebracht, was mich wirklich geärgert hätte, es hätte mich warlich gefreut, oder da er es doch einmal wollte, eine wirklich ſarkaſtiſche, entſchieden ſcharfe Bosheit aufgetiſcht, ſo hätte ich doch den reſoluten Kerl noch in ihm achten können, aber ſo — du lieber Gott, es lohnt ſich kaum der Mühe, ihm darauf hin den Hohn in ſein verzerrtes Antlitz zu ſchleudern.

Das einzige, worin ſich das gutzkowgraphiſche Meiſterſtück charakteriſirt und worin ſich Gutzkow gleich

bleibt, iſt die alte Eitelkeit und Arroganz. Nachträg- muß ich doch nun auch noch in gedrängter Kürze erklären, warum ich den Jerrmann für einen Kreuzer verkauft habe, da die Gutzkow'ſchen Suppoſitionen alle falſch ſind. Der Schauſpieler Jerrmann wurde in der Mannheimer Stadtpoſt, dem Beiblatt zum Rheiniſchen Poſtillon nicht gelobt, nahm dies ſehr übel, und ſuchte ſich auf verſchiedene Weiſe einen Einfluß bei dem Blatte zu verſchaffen, um mit Gewalt gelobt zu werden, oder ſich ſelbſt loben zu dürfen, der abgelehnt werden mußte. Ich miſchte mich als Verleger in dieſe mir fern liegenden Sachen nie hinein, dennoch drohte mir der Künſtler ſchon vor einem Jahre, er würde mich, wenn es nicht anders werde, ſchon in auswärtigen Blättern empfindlich dafür zwiebeln, wahrſcheinlich dachte er damals ſchon an den Gutzkowgraphen. Mich kümmerte dies nicht, ich nahm es auch nicht übel. Quäkereien verſchiedener Art, und Kämpfe zwiſchen J. und dem Theaterreferenten, der anonym bleiben wollte, gingen lange fort bis zum Auguſt v. J., wobei Jerrmann immer zu kurz kam. So was iſt bitter — ich war aber ganz unſchuldig an allem, mußte dennoch viel leiden und wurde etwas ſtark gelangweilt. Endlich an einem ſchönen Sommermorgen ſandte mir J. einen Brief mit verſchiedenen ausgeſuchten Schimpfwörtern geſpickt und erklärte mir darin: er würde ſich

Jedermann baronisirt, Jedermann zu adligen Gnaden erhebt. Das ist nicht Höflichkeit, wenn man in Oesterreich alle Welt Herr von anredet, sondern Nothwehr. Es ist zu drückend, zu demüthigend, inmitten dieser allgemeinen Hochgeborenheit als ein Bürgerlicher aufzutreten. Besonders äußert sich in den Frauen das adlige Selbstgefühl auf die unschönste Art. Unwissend und oberflächlich behaupten sie auf ihre Geburt einen so prüden Stolz, daß die schönsten Formen darunter unedel erscheinen können. Hätte der bürgerliche Wiener nicht seinen Witz, er bliebe in dem Gefühl, von dieser vornehmen Kaste zur Canaille gerechnet zu werden, ohne alles Gegengewicht.

Man muß zur Entschuldigung der gegenwärtigen österreichischen Politik hervorheben, daß sie sich an die österreichische Aristokratie anlehnt. Sie ist zum größten Theil der Ausdruck jener kläglichen Vorurtheile, die sich in den Köpfen dieser durch Zufall adlig gebornen Menschen gebildet haben. Man haßt in diesen Kreisen in der That die neue Zeit, weil sie nivellirt, weil sie möglich macht, daß in Frankreich und England Bürgerliche Minister werden. Man findet in diesen Kreisen die modernen Constitutionen lächerlich und nennt sie papierne. Man findet die Eingriffe der neuen Zeit in die Vorrechte des Adels revolutionär und macht es der Regierung zum Vorwurf, wenn ihre Büreaukratie diesen Vorrechten in den Weg tritt und sich neuern Begriffen zuweilen anschließt. Diese hochgebornen Herrschaften haben es empörend gefunden, daß Herr von Holbein und die Theatercensur Moritz von Sachsen und den deutschen Krieger aufführten. Als diese Stücke gefallen hatten, schlugen sie ihre Logenthüren zu (selbst die Damen!) und riefen: Es wird immer ärger!

von nun an an meine Perſon halten, Antwort nähme er übrigens von mir keine an, wenn ich weiteres von ihm wollte, ſo ſolle ich zu ihm mich verfügen. Da riß meine Geduld; kommſt du mir ſo Männchen dacht' ich — das verſteh ich falſch oder du, und antwortete ihm offentlich in ſubtilen Redensarten: ſeine Einladung gefiele mir nicht, der Weg zu mir ſei ihm auch nicht abgedämmt. Was wollte ich anders machen, wenn er keine Antwort annimmt. Ferner dacht ich, werde ich den überläſtigen, zudringlichen ganz übertrieben heißblütigen Künſtler gar nicht anders los, ſo werd ich ihn doch gewiß los, wenn ich ihn, das heißt ſeine Reue für 1 kr. losſchlage, auch jede Erinnerung an den Quälgeiſt damit fortbringe. Geſagt gethan, und ſo läßt Heinrich Hoff die Kreuzeranzeige unter die öffentliche Antwort an Jerrmann ganz apart einrücken.

Aber wie raſend ging das Mannheimer Publikum an jenem Sonntagmorgen auf den höchſt willkommenen Ulk ein, und zwei Gensdarmen hätte ich von 9 bis 11 Uhr brauchen können, um 11 Uhr aber prangte ein großer Zettel am Laden, „Jerrmann's Reue und Bekenntniſſe ſind vergriffen," ihrer an 600 waren wie weggeblaſen. Mehrere ſeiner Collegen waren in den Laden gekommen, und ſahen unter beſtändiger Bewegung ihrer Lachmuskeln den reißenden Ab-

gang des Mimen von europäiſchem Ruf (nach ihm) mit an. Für 6 kr. Jerrmann hieß es und zwei Freiexemplare.

Der Jerrmann aber rannte herum wie ein gereizter Eber, ſchrieb dann heftige Artikel gegen mich, und ich mußte nun die langſam und ſteigend angewachſene Geſchichte in der Stadtpoſt erzählen. Da wurde dann Ruhe, und der Sturm legte ſich. Seitdem bin ich ihn los, und er ſchimpft nur über mich bei Leuten, die ihn hören wollen, mit ſeltener Conſequenz.

Einen Schleier über die Sache!

Das geehrte deutſche Publikum wolle aus dieſer gedrängten Darſtellung erſehen, daß es nur ein kleiner rein perſönlicher Skandal war, den Gutzkow zur großen Literaturfrage erheben wollte, und deßhalb gab ich ihm ein niederſchlagendes Mittel ein, da er ſich in dieſe Sache nicht ſo zu miſchen, am allerwenigſten mich deßhalb verdächtigen zu wollen das Recht hatte. Ich will meinen Schritt gegen Jerrmann hier gar nicht vertheidigen, ich erkläre ihn ſelbſt für unrecht und etwas malitiös, aber es iſt auch unſchicklich und unrecht, Jemanden öffentlich eine Ohrfeige zu geben, und doch kann jeder Ehrenmann in den Fall kommen, irgend einem Kerl, der ihm durchaus in den Weg treten will, eine Ohrfeige geben zu müſſen, daß er umtaumelt. Genug davon.

Um nun zu Gutzkow und seiner Arroganz zurück zu kommen, so wollen wir doch einmal untersuchen, wer denn eigentlich der Mann ist, der stets eine solche Sprache führt. Ist er denn ein so bedeutender Schriftsteller, hat er denn so großen Einfluß und Geltung in der Literatur, im Buchhandel und beim Publikum? Komm' mal her, edler Jüngling, laß dich einmal betrachten!

Ein solcher Einfluß mit nachhaltiger Wirksamkeit müßte sich doch durch die Theilnahme des Publikums, also durch den Absatz seiner Werke dokumentiren. Wie überaus traurig es aber damit aussieht, will ich nun enthüllen.

Da Gutzkow in seiner Bosheit sich auf verläumderische Weise bemüht hat, sogar meinem Kredit als Kaufmann schaden zu wollen, so wird es mir niemand verargen, wenn ich, um ihn dafür zu strafen, nachstehende wahrheitgetreue Notizen über den Absatz seiner Bücher und seine wahre Geltung in der Literatur und im Buchhandel mittheile.

Ehe durch Wolfgang Menzel, der sich die Walle dazu vom Zaune brach (ein ziemlich unbedeutendes Buch, das fast kaum gelesen worden wäre und von dem ohne den Mordlärm höchstens **300** Exemplare in ganz Deutschland abgesetzt worden wären) den furchtbaren Skandal mit dem Jungen Deutschland anfing,

wodurch sich Niemand mehr schadete, als Menzel selbst, da er den ihm unverzeihlichen bösen Kunstgriff gebrauchte, mit unerhörter Leidenschaft den deutschen Regierungen dieses sogenannte Junge Deutschland als politisch gefährlich zu denunciren, worauf die bekannten viel besprochenen Maaßregeln erschienen, ehe also dieser heillose Wally-Skandal entstanden war, interessirte man sich für Herrn Gutzkow im Publikum nur wenig.

Sein Maha-Guru oder Geschichte eines Gottes, eine Compilation, geschöpft aus längst bekannten Nachrichten über das indische Volk, war still hinübergeschlummert, auch die Briefe eines Narren waren vergessen, und seine bissigen Kritiken wurden fast nur von den Literaten und Buchhändlern gelesen. Erst als er durch Menzel und die Wally das Unglück hatte, dieses Buches wegen angeklagt, und nach sechswöchentlichem Untersuchungsarrest zu einer vierwöchentlichen Freiheitsstrafe verurtheilt zu werden, wurde auch das große Publikum mit ihm bekannt. Jeder wollte die Wally lesen und Jeder legte sie unbefriedigt aus der Hand; das Buch war jedoch des entstandenen horrenten Lärmens wegen kurz nach seiner Erscheinung vergessen und wurde, da es verboten war und diese Sache gar ernst genommen wurde, nicht wieder gedruckt. Indessen nahm man weniger an den Schriften, als an der Person, welche unglücklicherweise die künstlich erregte

Sache ausbaden mußte, Antheil, es erhoben ſich viele Stimmen, zum Theil gewichtiger Männer gegen Menzel, und jetzt war der günſtige Moment, wo Gutzkow, wäre er es im Stand geweſen, ſich beim Publikum einigermaßen hätte einführen können.

Man war ſehr geſpannt auf ſeine nächſten Productionen, und bald darauf erſchien ſein Buch „Zur Philoſophie der Geſchichte.“ Es iſt weder die Abſicht, noch der Zweck dieſer Zeilen, hier über die Bücher ſelbſt Ausführliches ſagen zu wollen, das gehört nicht hierher, auch ſind ſie längſt alle durch die Kritik beſprochen. Das aber kann ich von der Philoſophie der Geſchichte melden, daß mir Hr. Campe in der nächſten Meſſe verſicherte, das Buch habe kaum die Druckkoſten gedeckt, und er hatte ein hohes Honorar dafür gezahlt, ich glaube 60 Louisd'or. Es mögen alſo von der 2000 Exemplare ſtarken Auflage etwa 400 abgegangen ſeyn, vom erſten Buch nach der Wally. Der Reſt iſt philoſophiſches Makulatur. Etwas muß ich doch auch über dieſes Buch erzählen. Das Vorwort deſſelben fängt nemlich ſo an: „Dieſe Schrift wurde unter Umſtänden verfaßt, wo ich keine andere Quellen benutzen konnte, als höchſtens einige an die Wand gekritzelte Verwünſchungen der Langenweile oder einige in die Fenſterſcheiben geſchnittene Wahlſprüche zahlloſer unbekannter Namensinſchriften. Dies war eine Bi-

bliothek, die in jeder Beziehung etwas zu wünschen übrig ließ. Nun ist dies aber ein Vorzug dieser allein durch das Gedächtniß unterstützten Arbeit" ꝛc. ꝛc.

Hier hat nun der geehrte Hr. Verfasser dem lieben deutschen Publikum aus reiner Ostentation, Eitelkeit und Prahlsucht eine heillose Lüge aufgetischt. Er hat nemlich das Buch hier in seiner Haft geschrieben, und dabei im buchstäblichen Sinne des Wortes mitten in den Büchern gesessen, aus denen heraus er sein Werk schuf, ich selbst habe ihm diese Bücher besorgt, unter andern eine **90** Pfund schwere Kiste voll, vom Antiquar Wolf, auch besuchte ich ja Hrn. Gutzkow beinahe täglich und ersah die Fortschritte der eifrig aus dem Gedächtniß von **60** bis **100** Bänden betriebenen Arbeit. Wer mir dies Faktum nicht glauben will, dem kann ich es nöthigenfalls gerichtlich bestätigen lassen, es ist ja aber auch nur eine gemüthliche Lüge, die nichts gekostet und recht geglänzt hat. Daß ich nun so unverschämt bin, sie zu enthüllen, wolle der geehrte Verfasser gütigst verzeihen, und Sich Selbst zuschreiben. Auch fühlte ich mich besonders noch deßhalb dazu verpflichtet, um damit die badische Gerichtsbehörde, die gar nicht aus eigenem Antrieb, sondern nur aus Folge höherer Weisung diesen Prozeß einleitete, von der ihr hier durch Gutzkow indirect gemachten

ſchen Beſchuldigung übermäßiger und unangemeſſener
trenge zu reinigen.

Nun etablirte Gutzkow in Frankfurt a. M. den
elegraphen, wozu Beurmann den Namen hergeben
ußte, was zu entſchuldigen und zu rechtfertigen war,
il Gutzkow und das Junge Deutſchland in Preußen
on im voraus verboten waren. Gutzkow gab das Blatt
f ſeine Koſten heraus (er hatte mittlerweile gehei-
thet und damit Vermögen erlangt), konnte aber trotz
er Anſtrengungen nie über 150 Abonnenten bekom-
en und der Verluſt fing ſchon an in die Tauſende
gehen. Da ergriff er den großartigen wirklich
eculativen Gedanken, die von ihm ſchon längſt
fundene und practizirte Gutzkowgraphie zur Hebung
nes Blattes zu benutzen. Die Gutzkowgraphie,
ne edle ganz neue Schreibart, beſteht nemlich darin,
arrogant und übermüthig als möglich zu ſchreiben,
d in Kritiken und andern Aufſätzen bald dieſen bald
nen empfindlich und tückiſch anzugreifen, ſo daß hier
d da Einer ſich verletzt fühlt, es nicht einſtecken
ll, und ihm daher in einem öffentlichen Blatte ant-
ortet. Das leſen die Leute und ſo wollen ſie auch
eder leſen, was der Gutzkowgraph dagegen ſagt, denn
s Publikum liebt den Skandal und amüſirt ſich
ran.

Die Sache machte in ihrer Art Glück und darum legte sich nun Gutzkow ordentlich darauf und betrieb es wie ein Handwerk, die vielen Beispiele davon sind hinlänglich bekannt.

Da aber doch das Selbstverlegen bedeutende Summen gekostet hatte, was unserem Helden gar nicht gefiel, denn er rechnet genau, und war hier, als er selbst Buchhändler werden wollte, in allen seinen Erwartungen betrogen worden, so wurde es aufgegeben, der Telegraph kam in die Hände der Herren Hoffmann und Campe, und hat gegenwärtig wohl zwischen **600** bis **700** Abonnenten, da seine Verbreitung erst vom Jahre **1838** an durch die einflußreiche Verlagshandlung eifrig und buchhändlerisch betrieben wurde. Die beharrlich fortgesetzte Gutzkowgraphie hat wohl zur Verbreitung manches mit beigetragen. Uebrigens, um gerecht zu sein, muß man anerkennen, daß der Telegraph auch manche recht werthvolle und interessante Beiträge, zum Theil auch von Gutzkow selbst, gebracht hat. Gerechtigkeit ist Pflicht. Könnte er sein böses Naturell bezwingen, es stände weit besser um ihn, und könnte er seinen ungezügelten Ehrgeiz und die lächerliche Anregung, Alles besser zu wissen, abstreifen, so würde er noch Vieles lernen können und es könnte bei seinen sonstigen glänzenden Anlagen und seiner Ausdauer noch etwas aus ihm werden. Aber ich

glaube, er hält in seiner Verblendung seine bösen Leidenschaften nicht im Zaume, und ist verloren.

Doch zu den Büchern zurück. Nach der Philosophie kam die Seraphine, eine arme verunglückte Personage. Er wollte mit ihr die Wally-Schuhe austreten und zeigen, daß er eben so gut eine Seraphine schreiben könne. Sie kam, sah und verschwand wie eine Erscheinung auf dem Theater. Weder die Auflage noch der entstandene Haufe Makulatur sind mir bekannt.

Selbst mit dem vielleicht besten Werke Gutzkow's, „Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte," hat der Verleger Hr. Louis Nitze in Berlin ein sehr schlechtes Geschäft gemacht, vielleicht auch kaum Druck und Papier herausgebracht, und ist dadurch bestimmt worden, von G. nie wieder etwas zu verlegen.

Nun kommen wir zu einem General-Coup des literarischen Napoleon. Im Verlag der Klassiker in Stuttgart erschienen unter Bulwer's Name „seine Zeitgenossen" pomphaft angekündigt, als habe dieser Verlag das Manuscript von Bulwer, dem ersten jetzt lebenden englischen Romandichter, enorm theuer erkauft, um sie in der deutschen Uebersetzung vor der englischen Originalausgabe erscheinen zu lassen. Ein Theil der Abnehmer der außerordentlich stark verbreiteten Metzler'schen Ausgabe von Bulwer's Werken, wurde

durch dieſen gutzkow-klaſſiſchen Kniff hintergangen, weil dieſe Zeitgenoſſen genau in der Art und Form der Metzler'ſchen Ausgabe des Bulwer, in Bändchen zu 3 gr. als Fortſetzung dieſer angeboten wurden, wodurch ſich denn natürlich Viele täuſchen ließen. So war durch dieſen Handſtreich Gutzkow plötzlich ein Klaſſiker geworden; dann aber wollte er auch damit ſagen, als die Sache herauskam: könnt' ich nicht auch Bulwer ſein, ſchreib' ich nicht auch wie er? Man wollte dies aber nicht finden, und die ganze Geſchichte ſieht von Seiten des Verfaſſers wie der Verleger einen ſchmählichen Betrug ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Durch den guten Erfolg der Gutzkow-Bulwer'ſchen Zeitgenoſſen ermuntert, erſchien dann ſpäter, noch im verfloſſenen Jahre, bei den Klaſſikern Herr Blaſedow und ſeine Söhne, auf feinſtes Velinpapier, mit wahrem Pomp und herrlich ausgeſtattet. Gutzkow hatte dies Buch, wie ich durch ſichere Mittheilung genau weiß, nachdem er mit den Klaſſikern ſchon faſt im Reinen war, auch ſeinem Verleger Hrn. Julius Campe angeboten, natürlich nur um möglicherweiſe einen durch den anderen zu ſteigern. Herr Campe aber kennt die Gutzkow'ſche Manier ſehr gut, er hatte aus dieſem Grunde früher die Wally fahren laſſen. Er ſagte darum zu Herrn Gutzkow ſehr ruhig und leiſe, mochte auch dabei an die Philoſophie und Seraphine denken

Wer dieſen öſterreichiſchen Adel mit ſeinen urweltlichen, ſtolzen Namen und noch ſtolzeren Anſprüchen recht aus erſter Hand beobachten will, der beſuche die böhmiſchen Bäder!

Man braucht, um dieſe Menſchenklaſſe auf das Maaß der Natur zurückzuführen, nicht ſo weit zu gehen, wie Kaiſer Joſeph ging, der, um den Adel zu demüthigen, Bediente zu Grafen erhob. Eine weiſe und erleuchtete Politik würde minder excentriſche Mittel finden. Inſtitutionen ändern, die von der Unbill der Vergargenheit läſtig genug auf die Gegenwart überliefert ſind, und ihnen in unmittelbarer Form zu begegnen wird kaum möglich, kaum räthlich ſein. Die wahre Weisheit der Regierungskunſt iſt nicht von heute. Das Buch der Geſchichte weiſt Beiſpiele genug auf, wie Fürſten ſich des Adelwalles entledigen können, der ſie von ihren Völkern trennt. Wer den Bürgergeiſt weckt, wer die Säulen einer Monarchie in Denen findet, die da arbeiten müſſen, um zu leben, wer die Bildung ſeiner Völker auf die Ideale zurückzuführen ſucht, die in unſerer Bruſt unvertilgbar ruhen, der wird auch hier ein Gleichgewicht der geſellſchaftlichen Klaſſen herſtellen, ohne welches für Bürgerliche von Charakter und Bildung das Wiener Leben oft unerträglich iſt.

Die größten Schwierigkeiten für eine vom Licht des Jahrhunderts erleuchtete Politik bietet die Geiſtlichkeit. Die katholiſche Kirche befindet ſich hier im Vollgenuß ihrer Privilegien. Joſeph II. hatte ſie die ganze Kraft der modernen Aufklärung in übereilter und haſtiger Form empfinden laſſen; aber ſeit ſeinem Tode ſind ihr faſt alle alten Würden, faſt alle Kirchen und Klöſter, alle Pfründen und Beichtſtühle wieder zurückgeſtellt worden. Man machte die Prieſter zu Bundesgenoſſen und Werkzeugen der conſervativen Politik. Die proteſtantiſche

h laſſen Sie doch den Blaſedow den Klaſſikern für
Honorar von **2500** fl. (ich glaube), es iſt ja doch
ſchönes Geld, und ich habe ohnehin gerade andere
chen zu drucken, laſſen Sie ihnen doch das Werk.
d ſo ließ er es den Klaſſikern, aber Deutſchland,
s undankbare Deutſchland, hat dem deutſchen Buch-
ndel bis jetzt höchſtens **200** bis **230** Exemplare
von abgenommen, die anderen können die Klaſſiker
chſte Oſtern auf einen großen Güterwagen laden
ſen, und mit tief gerührtem Herzen einen geſchickten
emiker conſultiren, ob das prächtige Papier nicht
eder weiß zu bringen ſei. Hiernach mögen ſie in
gehen und heilſame Betrachtungen über den Un-
ſchied einer illuſoriſchen Idee und der nackten vollen
irklichkeit im deutſchen Buchhandel in Bezug auf
klaſſiſchen Bücher von Gutzkow anſtellen. O Klaſ-
er, Bulwer-Blaſedow, was iſt das für eine trau-
e Begebenheit!

Von den vor einigen Jahren erſchienenen „Soireen"
t Sauerländer in Frankfurt a. M. von **800** Exem-
ren nur **240** abgeſetzt, die anderen ſind Makulatur
worden. Man wolle aus allem dieſen mir zum
eil genau bekannten, zum Theil aus collegialiſchen
ittheilungen geſchöpften Angaben gütigſt erſehen, daß
rl Gutzkow, der berühmte Gutzkow, der deutſchen
eratur und dem deutſchen Buchhandel ſchon einen

ſehr großen Haufen Makulatur geliefert hat, der jedenfalls früher oder ſpäter in den Käſekram wandern, oder zum Tapezieren der Wände verbraucht werden muß, wenn man an dem Verfaſſer nicht empfindliche Ehrenkränkungen vornehmen und die Bücher zu ſehr billigen Preiſen abgeben will.

Das einzige Buch von ihm, welches, die Wallo ausgenommen, in neuerer Zeit gut gegangen iſt, iſt ſeine „Rothe Mütze und Kapuze," weil es unter pikantem Titel ſich an dem von ganz Deutſchland mit Neugierde geleſenen „Athanaſius" von Görres anſchmiegte und unter den Schriften gegen Görres zuerſt erſchien. Durch die in ſeiner „Mütze" übrigens herrſchende Geſinnungsloſigkeit des Verfaſſers, erregte das Buch das Mißfallen beider Parteien und wurde bald für unbedeutend erklärt. In neueſter Zeit hat er nun herausgebracht, daß ſeine und andere ähnliche Bücher wohl nur darum ſo ſchlecht gingen, weil manche deutſche Buchhändler ſo viele Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen verlegten. Er will dies unterdrücken, und greift deßhalb in einem neuen gutzkowgraphiſchen Artikel die Herren Weber, Reclam und Kollmann in Leipzig, Vieweg, Weſtermann und Meyer sen. in Braunſchweig, Mayer in Aachen und Metzler in Stuttgart an, denen er ihr Geſchäft mit Ueberſetzungen gewaltſam ſiſtiren und wenn ſie ihm alſo der

Literatur, nicht gehorchen, sie in ausdauerndem Kampf in ein so verachtetes Licht wie die Nachdrucker stellen will. —

Auch dieser Versuch wird Dir mißlingen. Schaff erst bessere deutsche Schriftsteller herbei, die das Publikum lesen mag, und dann ändere den Geschmack des Publikums und bringe es dahin, daß es diese deutschen Autoren kauft. Das ist der rechte Weg, auf dem von Dir eingeschlagenen richtest Du aber nichts aus, sondern stolperst wieder einmal mit der Nase in der Luft über einen großen Stein. Es möge den Angegriffenen, wenn sie es für nöthig erachten, überlassen bleiben, sich über diesen Punkt näher gegen ihn auszusprechen. —

Es geht aus allem diesem ferner hervor, daß Gutzkow bis jetzt nur da Aufsehn erregte und sich famos gemacht hat, wo mit seinem Auftreten zugleich einiger Skandal verbunden war und wo er Gutzkowgraphie schrieb.

Nun zum Schluß noch etwas. Ich weiß es, daß ich mit diesem Schriftchen ein ziemlich gutes Geschäft mache, ein fünfzigmal besseres als mit Jerrmann's Reue und Bekenntnisse, also ziemlich viel Geld dabei verdiene. Lieber Gutzkow, Du hältst Dich für die Literatur, wohlan, so halte ich Dich (siehe Schiller) für eine Kuh, die ich bei dieser Gelegenheit bequem

melken kann. Gußkomgraphite nur fort und komm mir nur, ich will Dich, wenn es Dir darum zu thun iſt, ſchon noch beſſer faſſen, ich bin bereit! Schrieb's und lachte.

Es lebe die Gußkomgraphie!

Mannheim, den 26. Februar 1839.

Heinrich Hoff.

## Fortsetzung der
## Glossen eines alten Buchhändlers über ein Thema eines jungen Schriftstellers.

Da gerade beim Schluß dieses Bogens die Nr. 8 s Berliner Organs ankömmt, und hier sonst eine eiße Seite bliebe, so kann ich mich nicht enthalten, er noch die Fortsetzung nebst den Glossen **28** und **31** itzutheilen und bitte Alle, welche sich für den Gegenstand teressiren, diesen vortrefflichen und dabei äußerst witzigen ufsatz in Nr. **5**—**8** des Organs ganz nachzulesen. — Gutzkow fährt also dort fort: Jedes Werk, und ls es das trivialste, trägt in sich dem Prinzipe nach r Möglichkeit unendlicher Auflage.[28]) Die Zahl n Exemplaren, die ich dem Verleger der ersten ge itte, ist allerdings sein Eigenthum, doch nur bis so-

28) **Risum teneatis, amici!** — Seitdem in neuerer it die Möglichkeit nachgewiesen worden ist, ein Papier ohne de zu fabriciren, spukt in den Köpfen unserer jungen chriftsteller auch schon das Phantom der Möglichkeit einer endlichen Auflage ihrer Werke, denn nur dies kann Herr G. Auge gehabt haben, weil er besonders hervorhebt, daß ogt das trivialste Werk Anspruche auf eine unendliche Fort uer machen kann. So verdankt die Trivialität in der Lite tur Herrn G. und dem hamburger papiernen Telegraphen e Unsterblichkeit! Wer hätte jetzt wohl noch die Frechheit, literarische Immortalität des Herrn G. in Zweifel ziehen wollen? Wie ist durch seine eigene Hand alle Fassfestigkeit beeinträchtigt, und so erachte dann an seine künftigen Ver er die Aufforderung, **in perpetuam rei memoriam** den tel eines jeden seiner Werke mit dem Vermerk „unend che Auflage" zu versehen. Sollte die Kritik gegen diese ticipation der papiernen Unsterblichkeit des Herrn G. Ein uche machen, so ist dies eine der Ohnarten, denen er sich nothig zu unterwerfen hat, da — wie wir es oben aus nem eigenen Munde vernommen haben — es nur der Kritik Recht, in dem Werke eines Autors auch seine ausgetragene ie moralische Persönlichkeit zu verletzen.

weit, als die Benutzung dieſes Eigenthums nicht das wieder eintretende und nie erlöſchende, freie, moraliſche Urrecht des Autors ſtört. Zum Urrecht des Autors gehört die Möglichkeit unendlicher Auflage. Wird ihm dieſe nicht verkürzt, wenn der Verleger der erſten Auflage eines Werkes ſie im Preiſe herabſetzt und dadurch ein Urtheil über den Abſatz ausſpricht, der eine zweite Auflage unmöglich macht? Herr Hoffmann in Stuttgart verſchleuderte die letzten Exemplare, die er von Rotteck's Weltgeſchichte liegen hatte. Zufällig iſt er es ſelbſt, der jetzt eine neue Auflage dieſes Buches bringt. Wär' er es nicht geweſen, hätte ein Anderer ſich unbefangen an eine Unternehmung wagen können, die Herr Hoffmann durch ſeine Verſchleuderungen ſchon beim Publikum amüchtig gemacht hatte? Hier war das Autorrecht ſo empfindlich verletzt, daß Herr Hoffmann bei einer beſſern literariſchen Rechtsverfaſſung, die wir gewiß bekommen werden, der Strafe der Geſetze hätte verfallen müſſen. Die Preisherabſetzungen ſagen: Die Auflage iſt unſer; wir können damit machen, was wir wollen![31])

31) Wäre ich unglücklicher Weiſe Verleger auch nur Eines von Herrn G. herausgegebenen Werkes, wurde ich ohne Weiteres mit an dieſem die Richtigkeit jener Behauptung ad oculos demonſtriren. Ich wurde mit dieſem Werke eine ähnliche Farce, als Herr Hoff mit der „Neue und Bekanntniſſe" des talentvollen Schauſpielers Jerrmann ſpielen, ob aber mit gleichem Glücke, das wurde noch die Frage ſein. Für den Fall aber, daß ſich auch nicht Ein Liebhaber fände, der für eine ſolche ausgetragene freie moraliſche Perſönlichkeit Einen Kreuzer hinzugeben gedächte, ſo wurde ich dem Beiſpiele der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg folgen, welche die Geiſtesprodukte des Herrn G. gratis vertheilen, und dadurch den Beweis liefern, daß ſie ſelbſt in ihren Augen keinen Werth haben.

## Sicherheitsmaßregel.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

# Vertheidigung

gegen

# Menzel

und

## Berichtigung einiger Urtheile im Publikum

von

**K. Gutkow.**

8. broſch. 4 gr. — 18 kr.

Um nicht empfindliche Ehrenkränkungen an dem rühmten Verfaſſer vorzunehmen und ſo die deutſche teratur zu ſtürzen, kann dieſe Schrift, welche zwar Rakulatur und als ſolches keinen Kreuzer werth iſt, ch nur zum Ladenpreis abgegeben werden. Doch will h, um möglichen dringenden Anforderungen Genüge leiſten, einen Partiepreis dafür feſtſetzen. Wer ämlich **3** Exemplare davon zuſammen nimmt, erhält as **4**te gratis, gerade wie früher bei Jerrmann's Neue." Wer aber ſpäter den Beweis beibringt, daß das Freiexemplar geleſen hat, erhält als Belohnung as Geld für die drei bezahlten zurück.

# Dedication.

Man widmet gewöhnlich von vorn, ich aber widme nun einmal von hinten diese Schrift meinem Gönner, dem

## großen D. Gutzkow,

dem Haupt- und Mittelpunkt der deutschen Literatur, dem Schöpfer einer neuen literarischen Aera, dem Beschützer alles Großen, Schönen und Wahren, dem erhabenen Erfinder der Gutzkowgraphie, dem sublimen Vertheidiger der Unschuld und der neuen Lehre vom geistigen Eigenthumsrecht, dem kühnen Reformator des deutschen Buchhandels, dem Mitgliede aller ungegründeten Gesellschaften ꝛc. ꝛc.

in tiefster Verehrung

der Verfasser.

Kirche wird nur unter den eingeſchränkteſten Verhältniſſen geduldet. Man geſtattet ihr keine Kirchen, ſondern nur Bethäuſer. Ueber die neue apoſtoliſch-katholiſche Bewegung fand ich in den Zeitungen entweder nur Schweigen beobachtet oder diejenigen Dinge hervorgeholen, die dieſe neue Kirchenverbeſſerung kompromittiren ſollten. Wer ſich etwa in Böhmen oder ſonſt einfallen ließe, ſeine Mitbürger zum Bekenntniß der neuen Lehre aufzufordern, der würde augenblicklich durch polizeiliche Mittel zur Ruhe verwieſen werden. Man kann ſich die Verzweiflung dieſer hierarchiſchen Staatsmänner denken, im übrigen Deutſchland, Preußen voran, dem neuen Glauben Tauſende zuſtrömen ſehen zu müſſen. Man kann überzeugt ſein, daß die erſte Blöße, die das Menſchliche, was ja auch in dieſer Offenbarung des göttlichen Geiſtes oft nicht ausbleiben kann, geben ſollte, augenblicklich benutzt werden wird, um durch das Organ des Bundestages dieſe Bewegung in ein der italiäniſch-katholiſchen Kirche unſchädliches Bett zurückzudämmen. Wie unbequem muß ihnen ein Monarch ſein, wie der jetzige König von Preußen, ein Fürſt, deſſen Lobredner zu ſein ich wenig Geſchick habe, dem aber eine gewiſſe Verehrung vor Allem, was auf die göttliche Ordnung der Dinge geht, zuerkannt werden muß, ein Fürſt, der nie wagen wird, ſich in dem Grade nicht als Proteſtant zu fühlen, daß er nicht alles, was der Annäherung an ſeinen eignen, heiligen Glauben dient, mit Freuden unterſtützen ſollte.

Die niedere Geiſtlichkeit beherrſcht das Volk, die hohe den Hof, beſonders ſeinen weiblichen Theil. Der Gebildete wird mit Mitleid und Rührung am Stephansplatz jene Wallfahrerzüge an ſich vorübergehen ſehen von Greiſen, von Kindern, von Weibern, einen Kirchendiener im rothen Kleide

# Skizzenbuch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Skizzenbuch

von

Karl Gutzkow.

Caſſel und Leipzig,
Krieger'ſche Verlagshandlung
(Th. Fiſcher)
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Vorwort.

Es iſt nicht möglich, jedem dichteriſchen Gedanken, der uns ergreift, eine Ausführung in großen Umriſſen zu geben. Wer Neigung zum gebundenen Gedichte hat, hilft ſich durch einige ſchöne Verſe, in welche er die plötzliche Stimmung, den glücklichen Einfall birgt; wer dagegen gewohnt iſt, ſtatt mit kurzen Strichen anzudeuten, immer mit einer das Ganze der Idee erſchöpfenden Ausführlichkeit zu verfahren und ſich nicht anders genugzutun, als durch eine organiſch gegliederte vollſtändige Wiedergabe ſeiner guten Gedanken, der muß zu ſolchen

Formen greifen, wie ich sie in diesem Buche angewandt habe. Er muß Scenen statt der Akte, Akte statt des ganzen Trauerspiels geben, er muß aus der Klaue auf einen Löwen schließen lassen, der auch nur alle Jahr einmal geworfen wird; denn man kann ja nicht jeden glücklichen Einfall gleich in ein Buch verwandeln.

Wer mit dem Maler Cornelius sich nicht befreunden kann, befreundet sich gewiß mit dem Zeichner. So muß auch der Autor die Gunst, die er manchmal durch größere Werke zu verlieren in Gefahr gewesen ist, zuweilen durch kleinere sich wieder zu sichern suchen. Eine Skizze in Wasserfarbe kann oft wieder gut machen, was ein Maler durch ein großes ausgeführtes Wandgemälde verdorben hat. Wer weiß z. B. ob Kaulbachs Hunnenschlacht, aus dem einfarbigen Carton ein buntfarbiges Gemälde geworden, noch seinen alten Ruhm

behauptet! Daß Gott auf den Gedanken kam, die Welt zu ſchaffen, bewundert man; aber wie wenige ſind mit der Art und Weiſe, wie er ſeinen hübſchen Gedanken ausführte, zufrieden! Der Idee eines Kunſtwerkes räumen vielleicht alle ein, daß ſie genial iſt; aber das Kunſtwerk ſelbſt bleibt den Meiſten hinter ihren Erwartungen zurück. Jeder würde, iſt es ein Buch, deſſen Entwickelung anders betrieben, die Rollen der handelnden Perſonen vertauſcht, die Charaktere anders gezeichnet haben. Jede Dutzendleſerin wünſcht, daß ein Roman eilfmal anders endet, als der Dichter es gewollt hat.

Die Skizze iſt glücklicher daran. Sie fordert jene Menſchen, die alles beſſer wiſſen, nicht heraus; ſie kömmt mit jenen zahllos Tauſenden nicht in Streit, die ſich für Raphaele halten, ob ſie gleich ohne Hände geboren ſind, die wie jener Schul-Profeſſor ſagen: Gott, ein Leſſing thut uns noth — und dann mit

pfiffigem Lächeln hinzusetzen: Ja, hätt' ich nur Zeit! der gute Mann wollte sagen, er würde ein zweiter Lessing seyn, hätt' er nicht täglich in der Schule vier Lehrstunden zu geben und müßte die übrige Zeit auf Verbesserung der Schüler-Exercitien verwenden. Deutschland namentlich wimmelt von Genies, die nur durch Verhältnisse gehindert werden, sich als solche zu erkennen zu geben. Alle diese latenten Schiller und privatisirenden Göthe rächen nun das Schicksal, das ihnen unsterblich zu werden verbot, an denen, die zufällig so wenig zu thun haben, daß sie Dichter und Schriftsteller werden konnten; sie nehmen an keiner neuen Dichtung mehr hingebenden Antheil, sondern würden auch an der Iliade und Odyssee ohne Zweifel sehr wesentliche Veränderungen getroffen haben. Zufällig haben Einige unter diesen Menschen doch noch so viel Zeit, daß sie an Rezensions-Kliniken sich anstellen lassen und dort ih-

re Wuth, durch äußere Verhältniſſe um ihre innere Unſterblichkeit zu kommen, gegen die armen Autoren austoben, die zufällig kein Amt, keine Praxis haben und ſich dafür bei der Zukunft einzuſchmeicheln ſuchen. Dieſe Thatſache muß man kennen, um ſich zu erklären, warum die meiſten deutſchen Literaturblätter eher Lazarethen und Kirchhöfen, als Kindtaufen und Chriſtbeſcheerungsabenden gleichen.

Einigen der hier mitgetheilten Skizzen hab' ich im Buche ſelbſt die nothwendigen Erläuterungen beigefügt. Nur von dem jüngſten Anacharſis bemerk' ich noch, daß er jetzt ſieben Jahre alt und eine meiner erſten Schriftproben iſt. Ich hatte damals ein gutes und frommes Herz, aber einen ſehr unklaren Styl. Da ich zaghaft bin, von mir ſelbſt zu ſprechen, ſo will ich denen, die ſich deßhalb in frankirten Briefen an mich wenden, die ſchönen Gedanken die ich hierüber habe, ſchriftlich mittheilen.

Die literarischen Elfen sind ein Versuch, die polemischen Streitigkeiten in der schönen Literatur etwas genießbarer zu machen, als sie bisher geführt wurden. Man wird diesem Versuche sicher das Lob nicht versagen, daß er nachgeahmt zu werden verdient.

Hamburg im Januar 1839.

K. G.

an der Spitze, gedankenlose Worte plärrend, ein Licht in der Hand, und in diesem Aufzuge Meilen weit zur Maria Taferl oder einer andern berühmten Kapelle pilgernd. Ich wiederhole, was ich schon oben sagte, daß ich mir auf meine menschliche Vernunft, dem ewigen Gott gegenüber, wenig einbilde und gern bereit bin, in Demuth mein Haupt zu beugen vor den Räthseln des Daseins; aber dem Aberglauben, dem Unsinn gegenüber hat unser Bischen menschliche Vernunft eine zum Zorn entflammende Kraft. Fürsten und Staatsmänner, die nicht einen heiligen Eifer haben, die Völker aus der Dummheit zu erlösen, werden vor dem Gerichte der Jahrhunderte einst eine klägliche Rolle spielen.

Die Wege Gottes sind wunderbar, die Offenbarungen seines Geistes haben noch immer jede Berechnung getäuscht. Arme, niedrige Priester stehen auf und lehren die Völker einen reineren Glauben, als der den stolzen Würdenträgern der Kirche gefällt. Der Gesammtbau der italiänisch-katholischen Kirche kann sich nicht mehr länger in seiner alten Form halten. Gerade die, die diesen Bau stützen wollen, die Jesuiten, gerade diese werden ihn stürzen. Ihr unberufener Eifer geht über das Ziel des Möglichen hinaus. Die Staaten haben schon ihre Verfassung ändern müssen, in allen Gebieten des Wissens und Glaubens werfen sich die alten Voraussetzungen um und machen neuen Ueberzeugungen Platz. Rom sollte allein dieser Bewegung Widerstand leisten?

Die zähste Kraft entwickelt die Hierarchie in Italien und in Oesterreich. Nicht der katholische Glaube soll gefährdet werden, wohl aber die Weltlichkeit des Glaubens, ihre Anlehnung an Absolutismus und Aristokratie. In Frankreich und Spanien hat der Zeitgeist die Hierarchie überwunden.

## Inhaltsverzeichniß.


Arabella, eine Toilettenphantaſie . . 1
Marino Falieri. Dramatiſche Studie . 24
Hamlet in Wittenberg. Dramatiſche Umriſſe 55
Die drei Guttenbergstage in Mainz 1837 85
Ein Beſuch bei Görde . . . . 131
Eine Criminalerinnerung . . . 143
Der jüngſte Anacharſis. Reiſebriefe an zwei Schweſtern in Stuttgart . . . 154
Die literariſchen Elfen . . . . 229

# Arabella.

## Eine Toilettenphantasie.

---

1.

Der Mond schien durchs Fenster. Arabella war im Bade. Man hörte nur das Plätschern der schönen Glieder, welche in verwandter Färbung von dem Strahle ergriffen wurden bei irgend einer Wendung, und dann wieder verschwanden, entweder im Schatten oder in der Tiefe des Bassins. Dies Spiel währte einige Zeit, dann erhob sich Arabella, hüllte den nassen Leib in einen weiten Shawl und warf sich mehr erschöpft als gestärkt auf ein Ruhebett nieder, das in der Nähe stand.

Arabella schwieg. Daran konnte man sehen, daß sie unglücklich war; denn es giebt eine Art, selbst mit der Einsamkeit zu sprechen, welche immer den Glücklichen verräth. Und doch verriethen wieder die lautlosen Bewegun-

gen in diesem Augenblicke mehr Hoffnung, als Schmerz. Arabella schien etwas zu erwarten, das vielleicht zutreffen konnte; aber der ängstlich gemessene Athem bewies, wie wenig sie selbst an dessen Erfüllung glaubte. Sie blieb noch eine Weile auf dem Ruhebett ausgestreckt. Dann schellte sie und bald hatte das Kammermädchen ihr Licht gebracht.

Wie Jeannette im Zimmer war, verhüllte sich Arabella noch dichter, und preßte ihr Antlitz in den harten Polster; aber ohne Thränen. Jeannette stand einen Augenblick: sie wagte nicht zu sprechen: denn sie kannte das Unglück ihrer Gebieterin. Dann ging sie.

Nach langen Minuten hatte sie einen Metallspiegel in der Hand. Die Bilder, welche Silber auffängt, schmeicheln nicht, wie Glas, und geben alle Conturen bestimmter, zusammengezogener, weniger treu, und doch verrätherisch, wo sich die Eitelkeit gern einen kleinen Mangel ausgeredet hätte, wieder. Arabella zögerte lange; endlich wagte sie den entscheidenden Blick und sahe mit krampfhafter Resignation in die blitzendhelle Fläche.

Erst lächelte sie; denn ihre Hoffnung schien

ſich zu verwirklichen. Sie ſahe das feurige braune Auge, beſchattet von dunkeln und langen Wimpern; ſie ſahe den leiſen und allmäligen Umriß ihrer bedeutſamen Phyſiognomie; ſie ſahe, wie Augenbrauen, Mund, Kinn, wie alle Rundungen ſich in ſanfte Ovale zirkelten. Sie ſchwamm in den Wellenlinien, welche durch die Höhen und Tiefen einer plaſtiſchen Vollendung floſſen. Arabella war aus der Materie ſchön herausgemeißelt. Die Stirn, noch höher gemacht durch das hinaufgebundene Haar, lag heiter, mild, wie ſonniſcher Himmel über dieſen Wundern. Sie lächelte noch immer. Ein warmer Hauch entfuhr ihrem Munde. Das Metall war im Nu von Nebel beſchlagen. Sie lehnte ſich zurück und lispelte vor ſich hin die proſaiſchen, aber wie Schöpferurtheil klingenden Worte: „Gut, gut, ſehr gut!“

Aber Arabella wollte ſchwelgen. Oder ſie wollte nur Wahrheit. Oder ſie wußte doch, daß es ihr doch nicht gelang! Und der Spiegel war wieder in ihrer Hand. Aber nur ein Blick, ein lechzender, halb ſeliger, halb mißtrauiſcher Blick, und ſie warf das Metall raſch, daß es widerhallte, auf das marmorne Getäfel,

ſchrie wie eine Verzweifelnde auf, zerriß das Geflecht des Haares, ſtürmte mit fliegenden Locken in den feuchten Wänden ab und nieder, und warf ſich laut ſchluchzend zurück auf die Ottomanne, die ſie mit ihren Thränen benetzte.

Was hatte ſich geändert? Nichts von ihren Formen. Dieſelbe Rundung, Fülle, Ueppigkeit, daſſelbe unübertroffene Gebilde der Schönheit, aber die Friſche des Bades war hin. Eine fahle, matte Haut zog ſich über die alten Reize, ein gewiſſes ohnmächtiges Dämmern wehte über ſie hin. Es war wie ein Netz, das irgendwo an einer Stelle der Haut in ſeinen Maſchen zerriſſen ſeyn mußte, und das nun ſchlaff und nüchtern auf ſeinen zauberhaften Unterlagen ſich ausſtreckte. Tägliche Bäder machten die Haut einen Augenblick friſch; aber bald nachher ſank ſie immer wieder zurück in ihre trockne, ſchlechtgefärbte, ſaftloſe Natur. Das war der Fluch Arabellens. Sie war ſchön; aber ſie hatte einen ſchlechten Teint.

Es ſchlug neun Uhr. Draußen rollten die Wagen vom Theater her. Arabella hörte, wie ihre Schweſtern, welche aus „Robert dem Teufel“ kamen, die Treppen des Hauſes herauf lachten,

wie die Thüren geſchlagen wurden, und ein lautes „Ah!“ erſcholl, als die ſchönen Mädchen in die Geſellſchaft traten, welche bei der Mutter war. Sie hörte, wie man ſcherzte, ſang, tanzte. Sie war ſehr unglücklich. Ein weiter Mantel hüllte ihre tragiſche Geſtalt ein, ſie nahm das Licht, und ſchlich leiſe auf ihr Zimmer. Sie warf ſich dem Schlaf in die Arme; denn nur im Traume ſchien es ihr zuweilen, als wenn Alles noch einmal anders werden könnte.

## 2.

Arabellens Mutter gab einen glänzenden Ball. Ihre unglückliche Tochter war zugegen, aber ſie tanzte nicht. In einer Ecke des Saales ſaß ſie einſam. Selten daß ſich der Anſtand entſchloß, an ſie, als eine der Tochter des Hauſes, heranzutreten und ihr einige Verweiſe zu geben, daß ſie ſich von Allem ſo zurückzöge, in der neulichen Vorſtellung des Maskenballes vermißt wäre, ſich in keinem fremden Cirkel blicken ließe. Arabella war geiſtreich und eine Meiſterin des Ausdrucks; aber dieſe

Improvisationen beunruhigten sie; sie gab nur schüchterne und abgebrochene Antworten, und war bald von Gegenwarten befreit, die sie selbst in dem Falle nicht festgehalten haben würde, daß ihre Schönheit durchsichtiger geschimmert hätte. Denn Arabella liebte. Sie liebte Ottokar, den leidenschaftlichen Tänzer, der sich mit keiner Schönen unversucht ließ, und in ewigen Wirbeln an ihr vorüberflog. Sie waren beide zusammen erzogen worden; aber Ottokar hatte sie später übersehen. Sie hatte nichts, womit sie ihn fesseln konnte, nichts, als süße, unschuldige Erinnerungen, die in der jungen Mannesseele alle verklungen waren. Sie konnten um so weniger zusammen kommen, als sie sich ihm zu verbergen suchte und er sie gar nicht zu bemerken schien. Nachdenklich stützte sie sich auf die Lehne ihres Sessels, das Gesicht halb verschleiert, und verfolgte die muthwilligen Bewegungen Ottokars, den der Rausch des Festes hier und dort hintrieb und der an allen Orten zu fehlen schien. Sie dachte nichts. Sie empfand auch nichts. Sie war ganz Resignation. Durfte sie wohl ein Recht ansprechen? Wenn sie Eines nicht begriff, so war

es dies, daß zu einem ſo herben Schickſal, zu dieſem Schauſpiel mit lauter Unglücksmotiven ihr Auge noch trocken bleiben konnte.

Ottokar mußte ſich einen Augenblick Erholung gönnen. Mit dem Tuche wehend, durchmaß er den geringen Raum, welchen im Saale die tanzenden Paare ließen, und trat zufällig in die Ecke, wo Arabella ſaß. Sie zitterte. Sie wußte nicht, welche Worte er für ſie haben konnte. Er hatte einige, aber verlorne, abgeſtandene, Reſte aus Converſationen, welche er mit Andern abgebrochen hatte. Er hielt ſie eines neuen Gedankens, eines tiefen Urtheils nicht für würdig, ſondern warf ihr die kleine kupferne Scheidemünze der Unterhaltung zu, welche beleidigt, weil ſie wie Gnade klingt. Wie ſie ſich befände? frug er ſie: eine bei Damen an und für ſich dumme Frage, da ſie immer vorausſetzt, als müßte alle Welt den Schnupfen oder Zahnſchmerzen haben; die aber hier noch empfindlicher wirkte, da Arabella in der That krank zu ſeyn glaubte und für ihr Uebel Heilung hoffte. Sie erwiederte nichts; und Ottokar erwartete nichts. Er verließ ſie. Sie ſenkte das Haupt, und ſchüttelte es dann,

weil ſie dieſe böſe, böſe, kalte Welt nicht begreifen konnte.

Nachher ſaß Arabella im hinterſten aller Zimmer, welche ihre Mutter hatte öffnen laſſen. Sie ſuchte Schutz in der dunkeln Beleuchtung und den Schatten grüner Vorhänge, welche das Zimmer ſchmückten. Ein Traum umfing ſie, und als ſie erwachte, wunderte ſie ſich, daß ſie Thränen vergoſſen hatte. Und als ſie dann nachdachte, ſtaunte ſie von Neuem; denn der Marquis von Negro ſtand vor ihr, und hatte ſie ſchon lange ſtumm betrachtet. Sie blickte auf, und es war ihr, als huſchte eine Schlange fort; aber es war nur der Marquis, welcher ſprach: „Ich beobachte Sie, Arabella, ſchon ſeit länger als einem Monate. Die wenigen Gelegenheiten, wo Sie ſich zeigen, hab' ich haushälteriſch ergriffen, und ich glaube, tief in Ihrer Seele leſen zu können."

Arabella betrachtete den Marquis. Sie kannte ihn wohl, ſo weit man ihn kennen konnte, denn im Grunde kannte ihn Niemand. Sie blickte an die lange, hagre Geſtalt hinauf, und fuhr entſetzt vor dem blaſſen, dämoniſchen Antlitz des Marquis zurück. Seine Lippen

Der katholiſche Glaube als ſolcher hat darum nicht aufgehört. Die Prieſter mögen, wie dies in Frankreich genug geſchieht, den weltlichen Geiſt befehden, ſie mögen eine Philoſophie bekämpfen, die ſich nicht auf chriſtliche Vorausſetzungen gründet, aber nimmer ſollte es ſein, wie in Oeſterreich, wo dieſer Kampf von vornherein unmöglich wird, weil der freien Vernunft und dieſem weltlichen Geiſte jedes Organ, jede Aeuſſerung von vornherein abgeſchnitten iſt. Die Religion hat es noch immer aufs Tiefſte büßen müſſen, wenn ſie ſich zur Beſchönigung weltlicher Despotieen hergab.

Es iſt das ſo ſchreckhaft an der politiſchen Gewalt, daß ſich mit den Schwankungen ihrer Grundſätze auch die Imputationen der politiſchen Verbrechen ändern. Was iſt ein politiſches Verbrechen? Heute regiert ein Fürſt, dem Conſtitutionen ein Gräuel ſind. In den Jahren 1820 ſtraften die Unterſuchungskommiſſarien diejenigen Ueberzeugungen als demagogiſche, die von „der Nothwendigkeit gemiſchter Verfaſſungen" ſprachen. Zehn, zwanzig Jahre ſpäter kommen Fürſten und Staatsmänner mit andern Ueberzeugungen und die Märtyrer von damals werden Staatsweiſe. Träte, durch merkwürdige Umſtände der Natur und des Zufalls, in zehn Jahren ein aufgeklärter Monarch aus dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe hervor oder ein Staatsmann bahnte einem liberalen Princip den Weg bis an das Ruder der Geſchäfte, ſo wäre alles das, was in dieſen Blättern heute noch für Verwegenheit wird ausgegeben werden, bis dahin das Loyalſte und Willkommenſte, was eine erleuchtete Regierung nur zur Unterſtützung ihrer edeln Abſichten gegen Fanatismus und Prärogative ſich wünſchen könnte. Und in dieſem Hinblick auf eine ausgleichende Zukunft leg' ich getroſten Muthes die

zuckten, das Auge fieberte, seine Glieder schnellten zuweilen auf, als rüttelte sie ein plötzlicher Krampf. Der Marquis fuhr fort: „Arabella, ich bin ein Mann ohne Liebe. Mein Herz ist kalt, wie der Tod. Schönheit zwingt mir ein Lächeln ab; wenn ich zu lieben scheine, so ist es aus Neid. Ich gönne Niemanden, eine Schönheit zu besitzen. Was ich meiner todten Liebe zuwenden kann, das reiß' ich an mich. Ich will Sie auch erobern, Arabella; nicht aus Anbetung, sondern aus Caprice."

„Wer lachte da!" fragte Arabella.

„Niemand!" sagte der Marquis. Sie schrak zusammen, und doch sprach sie leise, als wenn es ihr nur so entschlüpfte: „Ich bin nicht schön." Denn es hatte sie ergriffen, daß man ihr von Liebe sprechen konnte. Aber der Marquis war fürchterlich.

So währte es einige Sekunden. Arabella war gebannt wie vom Blicke des Basilisken. Dann fuhr der Marquis fort: „Arabella, ich weiß, woran Sie leiden. Sie sind schön; Sie scheinen es nur nicht. Ich will Ihnen diesen Schein geben. Sie sollen im Glanze der Schönheit strahlen, für welche Ihr Körper alle

Grundlagen und Formen hat; Sie sollen bezaubern, bewundert werden; tausend Bewerbungen wird Ihre wunderbare Metamorphose zur Folge haben."

Arabella war aufgesprungen. „Gott! ist es möglich? Ich beschwöre Sie! Wie? Wodurch?" — das Alles rief sie wirr durch einander.

Aber der Marquis stand und lächelte fein. „Was erbalt' ich?" war seine kurze Frage.

„Fordern Sie!" rief Arabella, und ihre Blicke leuchteten; ihr Busen wogte, die Locken ihres Haares neigten sich ab; sie stand da, schon halb ergriffen von der neuen zauberhaften Veränderung, die mit ihr vorgehen sollte.

Der Marquis verlangte nach fünfhundert Tagen den Besitz ihrer Hand.

Sie schauderte. Sie maß die dämonische Gestalt des Mannes, dem sie sich verkaufte, und dachte an Ottokar. Da fiel ihr Blick durch die offnen Zimmer in den Saal; sie sahe, wie Ottokar im Rausche des Vergnügens fortwirbelte an der Hand einer Dame, welche in der Residenz für die schönste gehalten wurde. Ihr Entschluß war gefaßt. Mit abgewandtem Ant-

lig ſprach ſie die überwundenen, waffenloſen Worte: „Marquis! ich erwarte Sie morgen vor zehn Uhr in meinen Zimmern.“

Sie wankte hinaus. Der Marquis ſchlug die Arme übereinander und ſah ihr mit triumphirendem Lächeln nach.

3.

In der Oper, im Concert, auf der Promenade gab es ſeit kurzer Zeit nur eine Geſtalt, der alle Bewunderung und Anbetung gezollt wurde. Der Enthuſiasmus kam ſich von allen Seiten entgegen. Hier war von keinem Zugeſtändniß mehr die Rede, ſondern die Thatſache zeugte für ſich ſelbſt. Dieſe mochte ſchon einmal dageweſen ſeyn; aber in ſolcher Genialität nie. Was die Natur, ja ſelbſt was die Dichtkunſt nicht ſchöner erfinden kann, war hier in Erfüllung gegangen. Arabella war die Loſung, welche die Männer bezauberte und die Frauen verſtummen machte.

Arabella ſtrahlte in all' den Reizen, welche ihr die Natur mitgegeben hatte, ohne eine äußere Hülle hinzuzufügen. Zu der allgemeinen Anbetung geſellte ſich das Staunen, wie dieſe

plötzliche Veränderung hatte möglich werden können. Sie war eines Abends, wo sie sich den ganzen Tag verschlossen gehalten hatte, in einer lebhaften Soirée erschienen, und hatte sogleich jedes Auge geblendet. Niemand wagte, ihr sein Erstaunen zu erkennen zu geben, weil es beleidigen konnte; aber sie fühlte wohl, welche Herrschaft sie im Nu errungen hatte, und jede neue Toilette, die sie machte, gab ihr die Gewißheit, daß sie ihr nie entrissen werden konnte.

Aber keine Genugthuung war Arabellen willkommener, als die, welche ihr Ottokar's verändertes Betragen gab. Nicht, daß er der augenblicklichen Regung der öffentlichen Meinung in der Gesellschaft augenblicklich gefolgt wäre, und sogleich gegen Arabellen einen Ton angestimmt hätte, der für das Echo der fremden Urtheile gehalten werden konnte. Arabella schwelgte in dem Gefühl, die allmälige Umwälzung in Ottokar's Benehmen verfolgen zu können. Er schwieg lange; er vermied jede Parthie, er war nachdenklich, er tanzte nicht, auch mit Arabellen nicht. Dann wagte er allmälig zu ihr aufzublicken: er glaubte seine alte Schuld gesühnt zu haben, und trat

ihr näher. Seine Lippen zitterten, wenn er mit Arabellen ſprach. Seine Urtheile ſchwankten, ſeine Ausdrücke waren unſicher; die innere Uebermannung ſeines Gefühls lähmte alle Weiſen, wie er es äußern wollte. Es war eine tiefe Empfindung, welche vielleicht zum erſten Male in ſein Herz einzog. Arabella ſahe Alles. Sie las und verſtand dieſe ſtummen Blicke, dieſe Unentſchiedenheit, dieſe Zeichenſprache auf der Stirn, ſie reimte ſich Alles zuſammen. Arabella war glücklich.

Doch ſie war es nicht lange. Denn als ſie Ottokar's Bewerbungen offner empfing, als es ſich nicht mehr um Liebe, ſondern um Beſitz handelte, da erſchrak ſie und erwog ihr elendes Schickſal. Der Marquis war ihr entfallen: jetzt ſahe ſie ihn wieder vor ſich, wie er an jenem verhängnißreichen Morgen zu ihr trat, ihre Hand kußte, und einen wunderlich geformten Ring, als Zeichen des Verlobniſſes, an ihren Finger ſteckte; wie ſie vor Erwartung ſeiner Gabe nichts hatte ſehen und verſtehen können, und wie er ihr dann endlich nach peinlichen Augenblicken ein kosmetiſches Geheimmittel, das er in den Harems der Levante wollte

gefunden haben, überreichte und sie vor seinen Augen die Wahrheit seines Versprechens im Spiegel erkannte. Seitdem hatte sie ihn nicht wieder gesehen. Aber wie ihr Verhältniß zu Ottokar immer hingegebner und vertraulicher wurde, da erschien er wieder, und sie sahe mit Schrecken, daß das erste Fünftel der zugestandenen Frist bald verronnen war. Der Marquis zog seine dämonischen Kreise um sie her, und Niemand ahnte, daß sie der geheime Mittelpunkt derselben war, obschon Arabella an ihrem stockenden Athem fühlte, daß er seine Kreise immer enger und enger zog. Wo ein Ausweg? Sie liebte Ottokar und sahe dem Geständnisse seiner Liebe entgegen. Schaam fesselte sie, das Geheimniß ihres Boudoirs immerfort zu benutzen und nicht blos Schaam, sondern auch Eitelkeit. Wäre im Augenblicke der Untreue gegen den Marquis nicht ihr ganzer Zauber verschwunden? Würde nicht Ottokar, statt heute noch ein blühendes Leben in den Armen zu haben, morgen vor ihrem herbstlich welken Aussehen erschrocken seyn? O, man sage auch nicht: Eitelkeit! Würde sie nicht Ottokar betrogen haben? Man täusche und entschuldige

nicht! Schönheit bleibt der Liebe stärkstes Band. Und das ist auch Liebe, an sich zu bauen und zu schmücken, und das äußere Gestell, das Antlitz, in dem sich die Seele spiegelt, mit all' dem Zauber zu umgeben, der der Natur und der Kunst zu Gebote steht. Dies ist auch die natürliche Philosophie jedes Mädchens: und wir träumerischen Männer sind es nur, die diesen schönen Glauben und die Bescheidenheit der Naivetät vernichten wollen.

So hin- und hergerissen wurde in Arabellens Herzen der Entschluß, als in einer heimlichen Stunde einst Ottokar zu ihren Füßen sank, und um eine Welt, um ein neues Leben, um den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, um sich selbst, das heißt um sie flehte. Seine Hand hatte die ihrige ergriffen, er drückte sie sehnsuchtig an den heißen Mund; sie ließ Alles geschehen. Sie rang, sie weinte, sie wußte ja, daß Alles, was er verlangte, sie nur von ihm empfangen hatte. Sie fühlte, daß in dem Moment die Wage ihres Lebens erhoben sey, und nicht herunterfänke auf eine Seite, sondern im Gleichgewicht stünde, in jeder Schaale eine gleiche Last, in jeder Leben oder Tod.

Ottokar schwieg; es war schon längst an ihr die Reihe, Antwort zu geben. Sie fühlte, daß Ottokar ihre Hand mit Thränen netzte: sie war dreifach unglücklich. Denn ein Weib kann den Mann nicht sehen, wenn er seine Rolle als Mann vertauscht und flieht, und wird ringen, das Gleichgewicht der Natur wiederherzustellen. Aber Arabella war zu Allem unvermögend; nicht Furcht vor dem Marquis, jetzt nicht einmal mehr Furcht vor sich selbst, wie ohne den Marquis sie werden würde, jetzt drückte sie nur das Fürchterliche des Geheimnisses. Sie verlor den Muth der That, sie verzweifelte an sich selbst als an einer Person des freien Willens; sie sahe den Zügel ihres Entschlusses in fremden Händen. Arabella wandte sich ab mit einer verneinenden Geberde, und ließ Ottokar zurück, der in dem Momente seinen Schmerz nicht fühlte, weil er sich schämte, plötzlich allein im Zimmer auf den Knieen zu liegen. Nachdem er aber dem Manne in sich Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, fühlte er doch, wie unglücklich er war, hüllte sich in seinen Mantel, bestieg sein Pferd und ritt in die Welt hinaus, er wußte selbst nicht, in welcher Richtung.

4.

Mehr als ein Jahr und mehr als die Hälfte von Europa brauchte Ottokar, um seinen Schmerz zu zerbrocken und ihn zu zertheilen an tausend äußere Eindrücke, welche, so viel sie dem Menschen geben, auch immer etwas mit hinweg nehmen von seinem Innern, wofür ihm kein Ersatz geboten wird. So blieben an den Wundern, welche er sahe, an der ganzen Abwechselung einer ereignißvollen Reise alle die Seufzer hangen, welche sonst seine Brust zersprengt hatten. Er kam in die Heimath zurück mit einem Schmerze, der zum großen Theile geheilt war, der aber noch nicht recht vernarben wollte, und sorgfältige Nachpflege verlangte. Er mied seinen alten Umgang und seine alten Straßen: er wollte von Niemanden hören, und, um neue Freunde zu finden, suchte er neue Kreise auf.

Er liebte das Spiel. Nicht mit Leidenschaft, sondern aus Indolenz; denn überall unglücklich, war die Göttin des Spiels die einzige, welche es gut mit ihm meinte. Er hatte

die Prädeſtination, zu gewinnen, und keine Karte ſchlug ihm fehl. So verſuchte eines Tages Jemand, an dem er nur ſahe, ob er zahlen konnte, ſein Glück mit ihm. Er gewann immer. Der Andere ſuchte ihn zu überbieten. Das hitzige Gefecht hatte begonnen. Er ſetzte es kaltblutig fort und ſtrich Tauſende ein. Sein Gegner ſuchte ſeine Verluſte einzuholen und verdoppelte ſie. So währte es lange. Die Steigerung nahm zu: rings lautloſes Erſtaunen. Eine Pauſe entſtand. Ottokar hörte, daß ihm Jemand in's Ohr raunte: „Mein Herr! jetzt ſetz' ich den Reſt meines Vermögens. Verlier' ich ihn, ſo bin ich morgen todt.“ Ottokar war, wie man es im Spiele ſeyn muß: grauſam. Er ſahe nicht auf, er gewann. Sein Ohr erreichte wieder ein ſtöhnendes Liſpeln. „Mein Herr,“ — hieß es, — „Sie betrachten mich nicht. Ich weiß, daß Sie Arabella kennen.“

Jetzt erſt fuhr Ottokar auf: er ſah einer langen Geſtalt in's blaſſe Antlitz. Er fuhr ſich über die Stirn, er hatte dieſen Mann ſchon geſehen.

„Sie lieben Arabellen,“ hieß es drüben.

Feder nieder. Ich bin im Grunde kein Parteischriftsteller und habe meinen Zeitgenossen durch mehr, als bloße Erörterung von Principienfragen, nützlich und angenehm zu werden gesucht; aber schimpflich wäre es, irgend eine Ueberzeugung, wenn sie sich mit Riesengewalt aufdrängt, verschweigen zu wollen. Hundertmal gefragt, wie hat es Ihnen in Wien gefallen? hab' ich hundertmal die Antwort gegeben:

Ein herrlicher Aufenthalt für Den, der die natürlichen Reize des Daseins noch zu genießen Lust und Fähigkeit hat. Aber ein trauriger, wenn man sich überzeugt, wie eine veraltete, dem Zeitgeist feindliche Politik dort ihre knöcherne Hand noch krampfhaft über dem geistigen Leben ausgespannt hält — vor ihrem baldigen Ende!

---

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte reist' ich von Wien ab. Ischl, das Salzkammergut, Salzburg, Tyrol, die Lombardei sind (fast sollte man sagen leider!) schön genug, das, was in Oesterreich so tief die menschliche Freiheit demüthigt, eine Weile vergessen zu lassen.

„Ich konnte jetzt zu spielen aufhören, und das Pistol laden, das meinem Leben ein Ende macht. Aber ich will Ihnen noch eine Gelegenheit geben zum Gewinn, und zwar zum Gewinn, der Ihnen mehr werth ist, als meine Dukatenrollen. Ich will Arabellen auf's Spiel setzen; ich thu's, wenn Sie sich bereit erklaren, im Fall Sie Arabellen gewinnen, mir all' das Geld, das Sie von mir gewonnen haben, wieder zurückzustellen."

Ottokar war außer sich. Alte Wunden brachen wieder auf. Er erkannte den Marquis de Negro. Staunen, Entzücken, Mißtrauen lähmten ihm die Sprache. „Die letzte Clausel," sagte der Marquis drängend.

„Ist zugestanden," murmelte Ottokar, spielte und gewann. Der Marquis lachte und winkte dem Glücklichen, ihm zu folgen.

5.

In der Dämmerung eines halb erleuchteten Zimmers lag Arabella auf einem Ruhebett. Als Ottokar und der Marquis eintraten, richtete sie sich auf. Ottokar lag schon zu ihren Füßen.

Aber sie that, als bemerkte sie ihn nicht.

Ottokar blickte zu ihr auf. O sie war so schön, wie damals, als sie so kalt war. Es war noch immer das Abbild der schaumgebornen Göttin; ja noch mehr, sie war wie ein italienisches Gemälde der klassischen Zeit, dessen Farben je länger, je frischer blühen. Ottokar hatte ihre Hand ergriffen, wie früher.

Sie erschrak. Ein Wort starb auf ihrer Lippe.

Der Marquis trat heran, und flüsterte ihr zu: „Es ist Ottokar." Da brach sie in einen Strom von Thränen aus, und langte mit dem Arm hinaus, wie in's Ungewisse, faßte aber Ottokar's Haupt, das sie an ihre wogende Brust drückte.

Ottokar rief: „Arabella, nun ewig die Meine!" Sie erschrak und zeigte zum Marquis hinüber, der aber schon verschwunden war. Sie sah es nicht, und fragte: „Negro, was soll ich glauben?"

Ottokar begriff sie nicht. Er erklärte ihr Alles, was geschehen war, er wiederholte ihr seine alten Schwüre, er durfte seine heißen Küsse auf diese schwellenden Lippen drücken, sie

wehrte nicht; aber was sie that, drückte Schmerz und Verlegenheit aus. Sie sprach von seinem Herzen und griff nach seinem Arme. Sie sprach von seiner Stirn und küßte seinen Mund. Jede Bewegung war berechnet und jede schien falsch zu seyn. Ottokar betrachtete sie noch einmal. Sie verfolgte seine Wendungen in anderer Richtung. O jetzt sahe er's. Arabella war blind.

Die metallischen Bestandtheile ihres Geheimmittels hatten die feinen Nerven des Auges vergiftet. Je schöner sie wurde, desto mehr verlor sie die Sehkraft. Fast allmälig verschwammen die Umrisse entfernter Gegenstände, dann die näheren, zuletzt sahe sie keine Farben mehr, und während ihr Auge hell und klar blieb, zog rings um sie her undurchdringliche Nacht. Sie hatte nichts mehr vor Ottokar zu verbergen. Sie gestand ihm Alles.

Ottokar's Liebe reichte hinaus über diese Entdeckung; aber er beschwor sie nun auch, abzulassen von dem Gebrauch der Mittel des Marquis. Arabella ließ sie nicht. Sie konnte den Fluch, unschön zu seyn, nicht ertragen, um so weniger, da sie Ottokar nicht nur lieben,

sondern auch fesseln wollte. Sie verbarg die verrätherische Gabe des auf immer verschwundenen Marquis, und fand ihr Glück darin, in einer Schönheit fort und fort zu glänzen, welche sie selbst nicht sahe; wenn sie nur Ottokar sahe.

Aber mit der Blindheit hörten die Folgen nicht auf. Alle Sinne und Organe wurden allmälig angegriffen und schwanden in Ohnmacht hin. Die edelsten Thätigkeiten des menschlichen Körpers wurden unterbrochen. Sie war nichts mehr, als hinreißendes, wunderbares Antlitz: rings war Alles für sie wüst und leer. So blühte sie einem schnellen Tode entgegen. Ottokar verließ sie nicht.

Sie saß einst an seiner treuen Seite: sie sah, sie hörte nicht mehr, ihr Gefühl hatte alle Intensität verloren, nur die Zunge konnte noch dazu dienen, wenige, tiefe und liebe Worte auszuhauchen. Da blieb sie plötzlich stumm. Es fielen alle innere Fäden, welche an das Leben binden, von ihr ab; ihr Auge brach, sie sank zurück, ohne Schmerz, aber erschöpft. Sie hatte ihr tragisches Leben ausgehaucht. Arabella war todt.

Aber noch im Tode strahlte ihr Körper von wunderbaren Reizen. Rosig blieb der Schmelz ihrer Wangen; die blutrothen Lippen verzogen sich zu einem feinen Lächeln. Alle Formen quollen frisch und rund. Das ganze Inkarnat war wie nach einem Bade so schön gemischt. Sie lag da, wie eine schlafende Nymphe der Fabelwelt; gleichviel, die Palette oder den Meißel des Künstlers herausfordernd.

So betrachtete sie Ottokar eine Weile mit schmerzlichem Entzücken, denn er konnte nicht glauben, daß diese Reize des Todes wären. „Dies ist nicht der Tod!" sprach er mehremal vor sich hin. Er trat hinzu, er neigte sein Haupt, er brachte seine Lippen an Arabellens Mund; aber welch' ein gräßliches Schauspiel! Seine Lippen drückten sich in einen Haufen Asche ein. Arabella lag da im Zustande einer hundertjährigen Verwesung. Sie war nichts mehr, als das, was wir Alle werden — Erde.

Ottokar bedeckte sein Auge und stürzte fort, und noch irrt er verzweifelnd umher, weil er das fürchterliche Ereigniß, das er sahe, von seinen Augen nicht verbannen kann.

# Marino Falieri.

## Dramatiſche Studie.

---

### Erſte Scene.

Das Vermählungsfeſt des greiſen Dogen und der jugendlichen Luzia. Erleuchteter Saal, verlängert im Hintergrunde. Muſik, die im Verlauf der Scene allmälig verhallt. Gäſte, erſt herumwandelnd, dann um die Hauptperſonen ſich gruppirend. Der Doge tritt beſchleunigten Fußes, Luzia am Arm, in den Vorgrund.

**Marino.**

Mein theures Ehgemahl, verlocken denn
Die Melodien der Flöte und der Cympel
Auch Deines Fußes Flügel nicht zum Tanz?
Schon lang erwart' ich, dieſe wilden Wirbel
Mit flatternden Gewändern reißen nun
Auch Dich hinein in dieſe ſüße Strömung,
Wo Jugend ihres Athems Kraft erprobt.
Mir unterſagt das Alter, ſolche Luſt

Zu theil'n; doch ſiehſt Du Manchen, der ſchon lange
Mit meinem Aug' vertraulich unterhandelt,
Die Füße reckt und gern von meinem Alter
Das ehrenvolle Amt loskaufen möchte,
Mit Dir zum Tanz zu gehn, mein ſüßes Lieb!
Nein, nicht zu Deinen Ehren ſoll allein
Dies Hochzeitsfeſt ſo reiche Freuden ſpenden;
Nimm ſelber vollen Theil daran, mein Kind!

Luzia.

Ach, wenn ich fühlen ſoll, mein lieber Herr,
Daß Alles dies, was mich umgibt, kein Traum iſt.
Muß ich mich feſt an Eure Seite klammern.
Von Eurer hoh'n, ehrwürdigen Geſtalt
Will ich der Schatten ſeyn, ſo klein nur wie
Der Mond ihn wirft; das Echo Eures Athems,
Die ſo an Euch gekettete Gefährtin,
Daß nichts mich ſorgt, als den geheimen Pulsſchlag
Von Eurem liebevollen Herzen zu belauſchen.

Marino.

O ſüßer Ton aus unſchuldsvollem Mund!
Ich höre gern, daß Deine räthſelhafte Liebe
Mir Opfer bringt; ſie aber anzunehmen
Vermag ich ohne Selbſtanklage nicht.

Bin ich in Deine Jugend nicht getreten
Mit räuberiſcher Hand und nahm, was die
Natur der Kraft, dem gleichen Alter ließ,
Was ſie für ſchwärmeriſche Gunſtbewerbung
Beſtimmte, für mich ſelbſt auf falſche Rechnung?
Auf Rechnung einer kurzen Friſt, da dieſer
Schon morſche Bau zuſammenſinken muß:
Auf Rechnung der langweil'gen Wintermächte,
Wo ich, in Pelz gehüllt, mich kaure am
Kamin, auf Rechnung einer ſchmerzlichen
Vergleichung, die Du einſt mit meinem weißen
Saftloſen Haare und dem friſchen Flaum
Anſtellen wirſt, der ſich um's runde Kinn
Der Mann gewordenen Geſpielen kräuſelt!

Luzia.

Obgleich Ihr älter ſeyd, ſo werdet Ihr
Euch doch vergeblich meiner Lieb' entringen,
Und werdet leichter es ertragen, wenn
Die kind'ſche Zärtlichkeit noch nicht die Liebe
In Wort und Werken alſo trifft, wie ſie
Geſetzt ſeyn müſſen, Männer zu beglücken!
Auch mag ich ſchwerlich größre Leidenſchaft
Euch weihen können, als ich je empfunden
Für meinen Vater, der nun todt, und die,
Der Himmel weiß es! wohl die größte war.

Marino.

Ja, unerhört war Deine Hingebung;
Er warf Dich unter ſein Vermächtniß, nahm
Dir eignen Willen, die verſchämte Wahl
Des Gatten, den er eigenſinnig Dir
In meiner Schwäche gab; doch übertrifft
Du jede Hoffnung, die ich auf die Liebe
Der Jugend, die in jugendliche Welt
Sich ſehnt, nicht ohne Vorwurf meiner Thorheit
Zu ſetzen wagte.

Luzia.

Und dennoch will ich Euch
Geſteh'n, daß höher noch für Euch mein Herz,
Als für den Vater ſchlägt; denn gabt Ihr mir
Nicht Höheres? Ihr holtet mich aus meinem
So dunkeln Daſeyn, einer engen Zelle,
Wo ich die trägſte Einſamkeit beweinte,
An's Licht des Tags, ließt mich auf prächt'gem Schiff
Die Wellen Eurer angetrauten Braut
Durchſchneiden, und auf meine Stirn, die nur
Feldblumenkränze trug, habt Ihr gedrückt
Ein ſchweres, herzogliches Diadem!

Marino.

Mein theures Kind, was Dir der Zufall nur

Zu geben ſchien, iſt mehr als dies der Preis
Für Deine Tugend. Denn wer trug das Kleinod
Beſcheidenheit, von allen andern Reizen
Jemals ſo koſtbar eingefaßt, wie Du!
Und nicht blos todte Schätze ſind es, die
Dich ſchmücken, ſondern eine Götterkraft,
Die Leben wirkt, dem Alter ſelbſt Verjüngung
Zufächelt. Ja, ich fühle, wie belebend
Die ſanfte Herrſchaft Deiner Jugend iſt!
Es fallen mir die grauen Jahre ab,
Wie Schlangen häuten ihren bunten Leib;
Die Runzeln meiner Seele, welche Flucht
Der Zeit und Ueberdruß in ihr gezogen,
Ich fühl' es, glätten ſich faſt merklich aus.

(Er reißt eine Perle von ſeinem Kleide und gibt ſie den Dienern.)

Nehmt dieſe Perle, wie ſie theurer nicht
Venedigs ſchwimmende Muſchel bergen kann!
Zerſtoßt ſie, ſchüttet ſie in einen hohen,
Mit edlem Cyperwein gefüllten Becher!
Sey dies ein Zaubertrank, Geliebte, der
Auf lange Zeiten uns zuſammenbinde!
Ich wag' es noch, Dir alſo zuzutrinken,
Wenn gleich die Jugend nur gewohnt iſt, ſich

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Zum Zeichen des verliebten Uebermuths,
Mit ſolchen Scherzen zu vermählen!
(Er gibt ihr den Becher.)

Luzia.

Sehr
Wie des Kleinods zerſtoß'ne Ueberreſte
Am Rand des Bechers ſich in einen Kranz
Zahlloſer Perlen ſammeln! Ja, ſo ſoll
Auch jede Wohlthat Eurer Liebe, die
Ihr an mir übt, im Grunde meiner Seele
Zu tauſend Wiederſpiegeln ſich verwandeln,
Zwar leer, und nur mit luſt'gem Inhalt, aber
Ein Zeichen meiner Dankbarkeit, das Euch
Erfreu'n, das ſich um Eure greiſen Schläfe
Wie friſche Blumenkränze winden wird!

Gratiano.

Heil dieſem Bund, der an Venedigs Spitze
Ein unerhörtes Wunder ſtellt! Wenn ſich
Ungleiche Jahre ſolcher Treu umfangen,
Welch' ſchönes Beiſpiel gebt Ihr da für Alle,
Die gleichen Alters am Altar den Ring
Der Treue wechſeln!

Paſchale.

Und von dieſer Stadt
Wird man jetzt ſagen, daß ſie nicht allein

Die mächtigſte und reichſte, ſondern auch
Die treuſte Königin der Meere iſt!

Montenegro.

Ja, hätte wohl ein ſchöneres Geſchenk
Für die erprobte Tugend, die Verdienſte,
Die wohl verzinsten Jahre unſers Herzogs
Die Zeit aufſparen können, als der Unſchuld
So anmuthsvolle Neigung! Glücklich der,
Der auf der letzten Steige ſeines Lebens
Noch einmal ſo im lachenden Muth der Jugend
Sich baden darf!

Marino.

O ihr erfahrnen Männer,
Ihr battet Zeit, die Gaben des Geſchicks,
Die wahre Gunſt des Himmels zu erproben:
Wie wohl thut ſolcher Preis aus Eurem Munde!
Ich weiß, Ihr werdet dies mein Ehgemahl
Höchſt werth und theuer halten; denn Ihr habt
Den ihr geleiſteten geringſten Dienſt
Bei meiner Würde ſelber angeſchrieben.
Und nehmt zum Zeugniß deſſen, wie ich hoch
Sie achte, dieſe Gnade, die ich Dir,
Mein holdes Kind, jetzt weihe, daß im Nu
Ich jedem Wunſche Deines Herzens, ſey

Er auch der größte, der in meiner Macht liegt,
Vor diesen Männern g'nügen will!

Luzia.

Ach, wenn
Nach dem Maßstabe deß, wovon ich diesem
Moment ich sagen dürft', es fehlte mir,
Ein solcher Wunsch auf meinem Herzen drückte,
So wüßt' ich nichts, mein lieber Herr; — und doch
Vielleicht etwas, was aber so gering ist,
Daß ich mich schäme, solchen kind'schen Wunsch
Vor diesen Herrn zu äußern —

Marino.

Sprich, vielleicht
Besinnst Du später Dich auf Größeres;
Doch selbst dem Kleinsten, was Bedürfniß wäre
Für Dein bescheiden Herz, schaff' ich Gewährung.

Luzia.

Gewiß ich würd' es auch nicht nennen, Herr,
Wenn ich's mit ein'ger Sehnsucht nicht vermißte,
Und mich der Vorwurf träfe, daß ich im
Geräusch des heut'gen Festes es vergaß.
Es ist ein alter Brauch bei jungen Mädchen,
Den mir die Amme sorgsam eingeschärft,

Daß ſie für die Vermählungsnacht des Abends
Vom Zauberkraut Reſeda ein'ge Stauden,
Als Mittel gegen Böſes, unter's Kiſſen
Des Bettes legen. Freilich ſchämt es mich,
Mit dieſes kind'ſchen Brauchs Erwähnung jetzt
Das Lächeln dieſer Herren zu erregen;
Doch fallt's mir ſchwer auf's Herz, daß auf den Steinen
Venedigs, wo kein Hälmchen wächſt, wohl ſchwerlich
Um dieſe Stunde die Befriedigung
Der gutgemeinten Thorheit möglich iſt.

Marino.

Warum nicht? Liegen an der Brenta Ufer
Nicht meine Gärten, die ein rüſt'ger Arm,
Des Ruders kundig, noch zur rechten Zeit
Erreicht, um dann zurückzukehren, wenn
Des Feſtes lange Dauer und der Kerzen Schein
Zum Schlafe Deine Augen übermattet.
Und Dir zu zeigen, wie ich hoch Dich ehre,
So fodre Du den Jüngſten dieſer Männer,
Die hier um uns verſammelt ſtehen, auf,
Mit jenem Ehrendienſte Dir zu huld'gen!
Wie gern verdiente Michaele Steno,
Der edle Ritter, ſich der Schönheit Dank!

Luzia (zu Steno).

Verliebt Ihr wohl um ſo geringen Preis,
Mein Lieber, dieſer abergläub'ſchen Schwache
Die gütige Beruhigung?

Steno (kalt).

Ich glaube,
Erhab'ne Frau, daß Ihr dies nur im Scherz
Zu mir geſagt habt.

Luzia (ſich weinend zu Marino kehrend).

O da hört Ihr's, wie
Ich hof'ſcher Sitten unerfahren, ohne es
Zu wollen, eben fehlte!

Marino.

Theure Luzia,
Mit Nichten; dieſer edle Ritter will
Sich Deines Auftrags nur verſichern,
Um in Erwartung ſchon den lieben Preis
Recht zu genießen. Ihr nehmt ſicherlich,
Mein lieber Steno, von des Feſtes Freuden
Eine Stunde weg, beſteigt die ſchönſte Gondel,
Die unten am Pallaſte liegt, und bringt
Aus meinen Gärten den verlangten Strauß?

Steno.

Wo denkt Ihr hin, mein Herzog? Würden
nicht

Die Edlen dieſer Stadt mit Fingern auf
Mich zeigen, ſich des Umgangs eines Ritters
Entſchlagen, welcher Dienſte für Euch that,
Die nur den Knechten Eures Soldes ziemen!
(Allgemeines Erſtaunen.)

Marino.

Was ſpricht aus Dir? Vom Weine überwunden,
Etwa Vernunft, oder die Einflüſterung
Des widerſpenſtigen Senats?

Steno.

Nichts als
Die Ehre. Glaubt Ihr, daß man ſeinen Ruf
Verkauft um etwas, das, wenn ich beſtimmte,
Was man in öffentlicher Meinung ſagt,
Freilich mehr zu belachen wäre, als
Zu tadeln?

Marino.

Wie, Du häufeſt auf verruchte,
Gewiſſenloſe Weigerung noch Spott?
Pochſt, blaſſes Milchgeſicht, Du ſchon darauf,
Daß Du zwei Jahre über Deine Unſchuld
Hinausgelebt? Dir, dem im feuchten Munde
Noch halb von Ammenbruſt die Warze ſteckt,
Will lächerlich erſcheinen, was der Schmuck
Des kindlichen Gemüthes iſt? Wie lang'

Iſt's her, daß man die Armbruſt Dir von Holz
Schon aus der Hand nahm, Dich mit Ruthen peitſchte,
Wenn Du des Nachts Dein Bett beſudelteſt!

Steno.

Es iſt die ſchwächſte Waffe, die ihr alten Herren
Der Jugend gegenüber führt, wenn ihr
Sie an die Zeit erinnert, die ihr ſelbſt
Doch nicht habt überſprungen. Kam ich her,
Daß ihr am ſtolzen Namen meines Hauſes
Den Geifer Eures Mundes wiſchet! Ha!
Für jede Kränkung, die mich trifft, werd' ich
An Euch ſchon eine wunde Stelle finden,
Die meine Rache brennend ätzen wird!

Marino.

Fegt ihn hinaus, den frechen Buben! daß er
Den Koth, den meiner Gäſte Schuhe ließen,
Von dieſes Hauſes Stiegen kehrt!

Steno

(zieht den Degen; doch Gattiano, Paſchale und Montenegro fallen ihm in den Arm).

Du alter,
Von kind'ſcher Thorheit ſchon bemooſter Schädel!
Und was wollt ihr, elende Paraſiten!

Setzt eure Ehr' an Knochenreſt', um die ihr
Die Hunde dieſes alten Narrn betrügt!

Marino

(indem Steno hinausgedrängt wird und dann in die Scene rufend).

Verflucht ſey jeder Schritt, den Du je wagteſt
Auf das Getäfel dieſes Hauſes zu ſetzen!
Nach der Dogana wunderbaren Pfeilern
Sollſt Du hinaufſchiel'n, ein gemeiner Bettler!
Anſpeien wird Dich jedes Kohlenweib
Auf dem Rialto, daß Du von der Hochzeit
Marino Falieri's biſt hinaus
Geworfen, wie ein falſcher Würfelſpieler,
Ein Dieb, der Kerzen von den Leuchtern ſtahl;
Geſtäupt, weil Du den Dogen auf den Fuß
Getreten, räud'ger Hund!

Graziano.

Beruhigt Euch,
Mein edler Herzog; dieſen Uebermuth
Traf der verdiente Lohn. O ganz Venedig
Kennt dieſes frechen Edelmanns Benehmen:
Es wird Euch danken, wenn Ihr Leidenſchaft
Und böſe Ausſchweifung ſo ſtraft.

Marino.

Ich fürchte
Mich nicht vor venetian'ſcher Neugier, die

Nun morgen dieſe Sach' aus einem Fenſter
In's andere rufen, ſie entſtellen wird.
Was liegt mir an den ſchiefen Mienen des
Senats, der es verdient, daß ihn ein ſolcher
Ehrloſer Schlag trifft! Warum dürfen Knaben,
Die noch ſo jung ſind, daß ſie ihren Degen
Lang nach ſich ſchleppen, ſeine heil'ge Mitte
Zum Tummelplatze wählen?

Paſchale.

Sey es mir
Erlaubt, inzwiſchen jenen Ehrendienſt
Der Herzogin zu weih'n, für die Ihr einen
So tölpelhaften Boten wähltet, Herr!

Marino.

So recht, mein Freund!

(Paſchale ab, dann zu Luzia.)

Du aber, ſchüchtern Herz,
Verzweifl' an zartem Mitgefühle nicht!
Der Menſchen Seelen ſind gar mannichfach
Geſaitet, und es ſcheint, als forderte,
Wie Inſtrumente, jede eine andere
Berührung; doch einfache Klänge, wie
Sie aufgezogen ſind in Deinem herrlichen
Gemüth, verſtimmt nur ſchlechte Abſicht,
Vor der zu ſchützen meine Macht noch groß

Genug iſt. Aber Alle, die hier ſtehen,
Gehorchen freudig Deinem Blick, dem ſtummen,
Beſcheidenen Verräther Deiner Wünſche.
Jetzt kommt und werft auf's Neu', ihr theuren Gäſte,
Mit offner Bruſt Euch in den Strom der Feſte
(Er geht mit Luzien in den Hintergrund. Die Uebrigen folgen, hinter ihnen einen Kreis ſchließend.)

## Zweite Scene.

Vor dem Dogenpallaſt. Nacht. Die Fenſter ſind erleuchtet.

Steno (allein).

Mein Grimm wirft mich zu Boden, denn wo nehm' ich Kraft her, ihm zu opfern, wie ich möchte? Dieſe unerhörte Beleidigung mir, der ich jeden ſcheelen Blick auf der Gaſſe zwinge, mir Rede zu ſtehen! Hinausgeworfen, wie ein Bettler, der zu unrechter Zeit um ein Almoſen kommt! Ha, was flüſtert mir die Nacht zu? Stumm und ſpottend ſieht ſie auf dies Elend herab. Als wollten mich die Sterne heimgeleiten von einem alten Vormund, den ich um ſeine Mündel prellte, ſo ruhig winken ſie. He,

# Gesammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

### Vierter Band.

Philosophie der That und des Ereignisses.
Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

Bürger Venedigs, wälzt Ihr in Euern warmen Ehebetten nach dem erſten Schlafe Euch auf die andere Seite, gähnend, um meiner zu ſpotten? O! ich möchte die Nacht aufſchreien aus ihrem ſchwarzen Sarge, und das Schleiertuch des Himmels zum Verbande der blutigen Wunde nehmen, welche man mir geſchlagen hat! Ja, dort von den Schloſſern, welche ſie mit falſchen Schlüſſeln erproben, ſchleichen furchtſam die Diebe weg, weil ſie es fühlen, daß nun Tag anbrechen muß, daß etwas geſchehen iſt um dieſe Stunde in Venedig, was ſchnell zu ſchauen ſelbſt die Sonne die Stunde ihres Aufgangs nicht erwarten kann. Ach, und doch möcht' ich, daß ewig Nacht bliebe, daß man nicht ſähe, wie die Fetzen meiner Ehre mir am Leibe hängen. Kann ich ſie je wieder zuſammenflicken? Womit? Bei Gott, ich fürchte die Mütze des Dogen nicht, und werde ſeine weißen Haare um meine Fauſt wickeln, ihn wenigſtens mit hineinzuſchleifen in den Koth, in den er meinen ſtolzen Namen geworfen hat!

(Zieht ſich in das Dunkel zurück.)

Cippo (aus dem Pallaſte kommend).

Tragt mir eine Fackel nach, daß ich mei-

nem lieben Vetter seine verlorne Ehre suchen helfe! Wo steckst Du, Vetter? Wo hältst Du den Schiffbruch Deines guten Namens? Ehrliche, klingende Münze, man hat Dir so heiß gemacht, daß man den goldenen Feingehalt Deiner unübertrefflichen Tugenden ausschmelzen wollte! Es ist kein Traum, Krämer Venedigs! Wahrhaftig, es sind die Adelsbriefe im Preise gesunken und werden losgeschlagen an den, der am gröbsten ist. Ihr schnuppernden Markuslöwen, kommt und helft mir auf diesem einst weltberühmten Platze, jetzt aber dem Mordgetäfel der Ehre, meinen bis auf den Tod verwundeten Vetter suchen!

Steno (schüchtern hervortretend).

Ach, mein guter Cippo —

Cippo.

Das ist er: so spricht die gewesene Unschuld, wenn sie eine verhängnißvolle halbe Stunde beweint. Tritt hervor, Steno; man hat Dir Gewalt angethan. Fürchte Deine Anverwandten nicht!

Steno.

Ich danke der Nacht, daß meine Schamröthe nicht sichtbar ist.

Lippo.

Richte Dein Haupt auf! rücke die Mütze Deines Stolzes einmal auf das linke Ohr der Gleichgültigkeit! Mich ſchmerzt es, Dich ſo mit gebrochenen Flügeln auf dem Erdboden klatſchen zu ſehen. Es wäre Alles beſſer; aber da hatt' ich mich in den Netzen Fortuna's verfangen und würfelte in einem der hintern Zimmer um die eitle Gunſt dieſer Göttin. Erſt in dem Augenblicke, wo die Einſprache meiner Fauſt zu ſpät kam, vernehm' ich Deine ſchnöde Verbannung und breche mir durch das Gedränge Bahn, um jetzt den Dolch Deiner Rache ſchleifen zu helfen. Siehe, dort werfen ſich ſelber aus dem Hauſe heraus alle die, ſo für fallende Größe noch Mitgefühl haben! Hierher tretet und betrachtet, wie ein Hoffnungsſtern bleich ſiebt, wenn ſein Glanz zum erſten Male ſchnuppte! (Cornaro, Peſaro, Malfatti treten mit Fackelträgern aus dem Pallaſt.)

Lippo (wirft ſich ihnen entgegen).

Beſtürmt ihn mit eurem Mitleide nicht! Kein Ruhekiſſen für ſeinen Schmerz, auf welchem ihn eure Schmeicheleien einſingen wie Wiegenlieder! Nur zu gern hüllen ſich ſolche junge Hänſe ein in ihre Widerwärtigkeiten und

prunken mit ihren Trauergewändern, als wäre jede Thräne, die darauf gefallen, ein Edelstein, und unternehmen dann Nichts! Was sprecht Ihr?

Cornaro.

Nein, mein theurer Steno, wenn Dein Schwert beim Falle zerbrochen ist, so bieten wir Dir das unsrige an.

Malfatti.

Und bevollmächtigen Dich, so lange auf Rechnung unsres keuschen Namens zu leben, bis Du im Stande bist, wieder mit dem Deinigen zu zahlen.

Pesaro (ruhiger).

Es ist ein Ereigniß, das die Wohlfahrt unsres Staats bedroht. Wie konnte der Doge in der Weisheit seines Alters sich zu einer solchen That hinreißen lassen!

Steno (seufzend).

O ihr lieben Freunde! —

Malfatti.

Man hat mir gesagt, daß er zugleich gegen uns Alle, die wir bei der jüngsten Wahl in den Senat kamen, Schmähungen ausprach.

Cornaro.

Dieſer Alte verrechnet ſich, wenn er die Disciplin ſeiner Feldlager auf die Verwaltung des Staats übertragen will. Das ſpreizt ſich mit ſeiner zähen Lebensdauer und wirft einem überall den ſchon verjährten Ruhm eines halben Jahrhunderts ins Angeſicht. Wir wollen keine mit dem Kopf wackelnde Vergangenheit an der Spitze des Staats, keine Schwelgerei in beſtäubten Erinnerungen, nicht die Laune eines alten Murrkopfes, der aus der Republik eine Aufwärterin machen möchte, die ihm die Kiſſen des Kopfes zurecht rückt und den Ofen heizt, an dem er ſeine gichtiſchen Füße wärmt!

Malfatti.

Deine Sache iſt die unſrige, Steno! Wir überlaſſen Dir, die kleine Scharte Deiner perſönlichen Ehre auszuwetzen, wenn Du es willſt, durch einen beliebigen Anſchlag; werden Dir aber eine Rache ſchaffen in dem Lauf, den das ganze Staatsſchiff gegen den Willen ſeines übermuthigen Hauptmanns von jetzt an nehmen ſoll.

Peſaro.

Und doch handelt Ihr vielleicht zu eilig, zu-

ten Leute; bedenkt, daß wir eine weltberühmte Vergangenheit an's Ruder gestellt haben, den Schrecken unserer Feinde und das Unterpfand einer glücklichen Fahrt! Opfert dieser Rücksicht die kleine Unbequemlichkeit, welche die Nähe großer Männer immer verursacht, und übertragt hier eine Beleidigung, welche den jungen Nacken eines Neulings getroffen hat, nicht auf die Republik, als müßte sie der Schwertträger bei Steno's Rache seyn.

Cippo.

Schlecht gesprochen, Vetter Pesaro! aber vortrefflich für den Sohn einer reinen Jungfer, vortrefflich für ein so versöhnliches Herz, daß es die Republik Venedig mit dem Sultan vermählen möchte; vortrefflich für ein Insekt, das sich zwischen der Thür der Ehre und der Angel der Vorsicht zu klemmen versteht! Ihr werdet alt, guter Mann! Große Entschlüsse verursachen Euch kein Kopfweh mehr: die Haare, die von Eurem äußern Schädel fallen, braucht Ihr wohl, um drinnen die Wände des Gehirns zu füttern, daß Eure Gedanken hübsch weich liegen? Pfui, das sind morsche Worte, eben so verwittert als verwettert, Vetter!

Cornaro.

Haltet's ihm zu gut, Lippo: er hat des Wirths Gaſtgebot noch nicht verdaut und ſcheut ſich, gegen ihn ſo lange Boſes im Schilde zu führen. Wir ſprechen mehr von dieſer Sache; jetzt gute Nacht.

Peſaro.

Warum zählt Euer Verſtand nicht weiter als eure Jahre, ihr jungen Leute! Euer Unfall ſchmerzt mich, Steno; doch wühlt in Eurer Wunde nicht, um ſie zu vergrößern!

Malfatti.

Mit vergnügteren Mienen ſehen wir uns wieder; gute Nacht, Steno!

(Dieſe drei gehen ab.)

Lippo.

Mein kranker Junge, das ſind Schwätzer, deren Antheil nur Kampf gegen ihre angeborne Empfindungsloſigkeit iſt. Sie wollen nicht in den Ruf der Grauſamkeit kommen. Aber Du ſprichſt nichts! ſinnſt auf Rache! Wo ſuchſt Du ſie! Haha, die ganze Welt iſt Dir im Wege! Die Sterne rufſt Du zur Hulfe! Das Weitläuftige, was man nicht erreichen kann! Nichts da von dieſer unbeſtimmten, ohnmächti-

gen Leidenſchaft, die ſich bei der Unmöglichkeit Raths erholt, und um ein Fenſter einzuwerfen, nach dem ganzen Kaukaſus greift!

Steno.

Gibt es ein Gebiß, das ſtark genug für meine Wuth wäre, ſo nenne es; aber ich fürchte, ſchon der giftige Schaum derſelben äzt es durch, zu Aſche, zu Nichts, zu Etwas, was mir nicht helfen kann.

Cippo.

Geh hin, benage das Portal der Dogana! Hebe ganz Venedig mit den beiden Markusſäulen aus den Fugen! Dort ſind die großen Glocken der Campanile; nimm ſie herunter und ſchenke ſie dem Alten zum Hochzeitsangebinde, als Obrgehenke für die junge Dogareſſe! Wozu dieſer kindiſche Grimm, der nur das Gelächter der Welt herausfordert?

Steno.

Du irrſt, wenn Du glaubſt, daß blos die empfangene Beleidigung meine Sinne ſo in Verzweiflung wirft. Nein, mich foltert ebenſo der Anblick der Dogareſſe, dies reizende Meiſterſtück der Schöpfung, das ich durch eine Weigerung, die mehr Verwirrung als Stolz, mehr

Gunstbewerbung als Mißachtung war, so elend kränkte, und daß Alles an mir, was in Leib und Geist für mich als Freiwerber bei ihr auftreten konnte, vor ihren Augen so schmählich herabgesetzt wurde.

Cippo.

Ich sehe wohl, Vetter, daß Du, statt einer Thorheit aus dem Wege zu gehen, ihr gerade entgegentrittst. Diese schnell aufgelohderte Leidenschaft ist eine schlechte Bundesgenossin für den Feldzug, dessen geheime Minen zu legen für mich ein süßes Ingenieurstück ist. Und dennoch überlege ich diesen wunderbaren Widerstreit des Interesse, und würde mich freuen, Dir durch eine und dieselbe Handlung ein zwiefaches Vergnügen zu verschaffen.

Steno.

Ach, noch jener verzweifelnde Blick, als mein tölpelhafter Stolz ihr einen Dienst der Liebe abschlug, blieb wie ein Sommerfaden an mir hängen. Es war nicht Haß, der aus ihm sprach, sondern eine flehentliche Bitte, so daß mein ganzes Wesen in zerschmetterte Erbörung zerfloß.

Cippo.

Doch glaub' ich nicht, daß Du darum mit verkürzter Ehre durch die Welt hinken oder gar aus dieſer Neigung einen Stelzfuß machen willſt?

Steno.

Nimmermehr, aber wie treff' ich nur den Adler, ohne die Taube zu verwunden, welche er in ſeinen Krallen hält?

Cippo.

Ich werde mit meinem Scharfſinn zu Deinem Beſten eine Verhandlung anſtellen und mich bemuhen, das Grobe und Feine an dieſer Sache richtig abzuwägen. Wenn die Menſchen da am leichteſten zu verwunden ſind, wo ſie ſich ſchämen, am wenigſten leiſten zu können, ſo iſt dies am Dogen ſeine poſſenhafte Liebe, dieſe Leidenſchaft, die ſich bei ihm um zwei Menſchenalter verſpatet hat. Stell' ihm einen Spiegel vor, wenn ſich ſein zahnloſer Mund bemüht, jugendlicher Zärtlichkeit verliebte Schwüre nachzuſtottern! Peinige ihn mit Schilderungen männlicher Schonheit und lege in ſeinen unruhigen Schlaf die Eiferſucht, nur einen Keim davon, ſo groß wie eine Erbſe; glaube mir, ſie

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

iſt groß genug um dieſe Wunde in fortwährender Eiterung zu erhalten! Wir überlegen dies Alles noch. Doch ſiehe, die Nachzügler des Feſtes verlaſſen jetzt das Haus. Wie überladene Gondeln ſchwanken ſie auf dem Boden und ſuchen mit ihrem Fuße den Mittelpunkt der Erde, welche kreisförmig um ſie herumtanzt! Herr Niccolo! verſprechen die Sterne ein Hagelwetter! Er will nicht hören, dieſer Schuft, der zugleich ein Glashändler und Fortunens verzogener Günſtling iſt. Er zählt die Goldſtücke, die er im Spiel gewonnen. Ich drücke die Nüze in's Geſicht. Komm, Vetter, jagen wir dem Eſel ſeine Beute ab! (Ab mit Steno.)

(Die Gäſte, welche aus dem Hauſe mit Fackeln treten, zerſtreuen ſich allmälig, ſich gute Nacht! zurufend.)

Marino und Luzia erſcheinen an einem hellen, offenen Fenſter und lehnen ſich an die Baluſtrade deſſelben.

**Marino.**

Dort gleiten unſrer Gäſte Fackeln über
Den ſtillen Golf wie hüpfende Irrlichter!
Wie ſelten wurde mir das Glück zu Theil,
In ſolcher Ruhe das geſchloſſne Auge,
Das leiſe Athmen der im Traum befangnen

Natur zu überraſchen! Riſſen doch
Des Lebens Stürme mich im ewigen Taumel
Dahin, ſo daß ich keine andre Stille
Im Leben je gekannt, als die des Schlachtfelds.

Luzia.

Gewiß habt Ihr den Himmel ſtets geliebt,
Daß er für dieſes hohe Alter noch
Mit ſoviel reichen Gütern Euch geſegnet?

Marino.

Wie das ſo kam, mein Kind; gar ungeſtüm,
Hoffärtig war ich ſtets; mich hatte faſt
Das Glück verwöhnt. Und was der gute Wille
Auch aufgerichtet, das zerſchlug der Ruhm.
Wie ſelten gab der meinen Willen frei!
Der Ruhm iſt ein unruhiger Beſitz,
Der ſich nicht in die Truhe legen läßt,
Der auffährt, Meiſter ſeines Herrn wird, und
Dich zwingt, vor ihm Dich ſelber zu verbergen;
Ein Kapital, an alle Welt verborgt,
Das Du von Niemand wieder fordern darfſt.

Luzia.

Noch eh' ich Euch von Angeſicht geſehen,
Hört' ich von Euren großen Thaten ſagen
Die Heiden und den Feind der Republik.
Nun tret' ich mitten in die Wunder ein,

Vertiefe mich in ſie, wie in ein Buch,
Das uns von alter Heldenzeit erzählt.
Was wäre ſchöner, als Vertraulichkeit
Mit ſolchem Ruhm!

Marino.

Ich ſage umgekehrt,
Daß Deine Liebe wie ein Lichtſtrahl in
Die große Wirrniß meines Lebens fiel.
Die dunkeln Maſſen langer Thätigkeit
Zertheilen ſich, und wenn ich davon rede,
So reihen an dem Faden Deiner treuen
Geduld ſie ſich zu Perlenſchnüren auf,
Zu einem Schmuck für Dich. Ich wünſchte wohl,
Daß ich noch lange ſo am Ziele ſtände,
Rückblickend in vergang'ner Tage Traum,
In eine Zeit, die, wenn ſie Glück iſt, jetzt
Erſt hell und rein wie eine Sonne ſcheint.

Luzia.

Legt meine Jahre zu den Euren zu,
Und theilt dann dieſe Zahl, ſo gleichen wir
Uns wechſelsweiſe aus, und kommen wohl
Noch manchen ſchönen Lenz begrüßen!

Marino.

Ja,
Man ſagt wohl, daß mit ſolchem jungen Blut,

Wie Du es biſt, das Alter ſich noch einmal
Auffriſcht und neue Lebenskraft gewinnt.
Doch wahr' es Gott, daß eine Spanne Zeit
Dir deßhalb fehlen ſollte. Zahl' ich der
Natur den ſchuldigen Tribut, nun, Kind,
So lüfte dieſes Hauſes dumpfe Räume,
Verſcheuch' mit grünen Mai'n die Grillen, die
In Spinnenweb und altem Winkelwerk
Sich niſteten, als Reſte der nun endlich
Zu den Vätern heimgegangenen Grämlichkeit,
Und lebe fröhlich dann auf eigne Hand!

Luzia.

Ihr kränkt mich, theurer Herr.

Marino.

Laß dies der Zukunft,
Die klein genug ſeyn wird, um unſre Neugier
Nicht allzuſehr zu pein'gen, liebes Kind!
Doch fühl ich, kräuſelt ſchon der Morgenwind
Des Golfes Wellen auf, nimm gute Nacht!
Auf Deinem Lager ringe mit dem Gott
Des Traums; denn keine andre Welt iſt's doch,
Der Du Dich angetraut, als Phantaſie,
Und eines Mährchens fabelhafter Glaube.
Der neue Tag weckt Dich zu neuen Feſten!

Luzia.

Für Alles, was Ihr heute mir gebracht,
Nehmt meinen Dank und eine gute Nacht!

(Sie treten zurück und der Vorhang des ersten Akts fällt.)

* * *

Die Geschichte des später hingerichteten Dogen Marino Faliari ist bekannt. Aus Aerger über die geringe Strafe, die der Senat gegen Steno aussprach, verschwor er sich gegen des Senats fernern Bestand. Grade durch seine Frau wurde aber, da sie einen der Senatoren zu retten wünschte, das Complott unvorsichtigerweise verrathen und der Doge hingerichtet.

Die dramatischen Elemente dieses Stoffes springen in die Augen; auch sind sie mehrfach schon verarbeitet worden. Lord Byron war mit seinem Trauerspiel nicht glücklich. Man kann seinen Marino Faliari nur eine sehr mittelmäßige Dichtung nennen.

Eine größere Einheit des Stoffes schien mir daraus hervorzugehen, daß man Steno zum Anbeter Luziens macht. Sie braucht ihm nicht

mehr Theilnahme zu ſchenken, als Emilie Galotti dem Prinzen, den ſie auf die Länge zu verſchmähen nicht mehr die Kraft zu haben fürchtet. Vielleicht, daß dieſem erſten Akte noch einmal die vier andern nachfolgen.

G.

# Hamlet in Wittenberg.

## Dramatiſche Umriſſe.

---

### Erſte Scene.

Offner Platz in Wittenberg.

Studenten ſitzen auf und an den Tiſchen in der Runde. Hamlet und Horatio unter ihnen. Am äußerſten Ende Fauſt mit ſeinem Hunde.

**Die Studenten.**

Hamlet hat Geld!

**Hamlet**

(vor dem ein Haufen Goldes liegt).

Endlich! — zieht die Röcke aus! Simſon's Goldfüchſe brechen in die Felder der Philiſter. Es ſind in Altona geprägte, je zwei und zwei in Eins gekoppelte Doppelfriedrichsd'ore!

**Einer.**

Es war die höchſte Zeit: nämlich für Deinen ziemlich abgeriebenen Sammtkittel, Hamlet!

Anderer.

Was ſchaden Löcher! Aber leider ſah man durch ſie durch, wie der Kronprinz von Dänemark kein andres Hemde anzuziehen hatte, als ſeine eigene Haut.

Hamlet

(baut die Geldrollen übereinander auf).

Ich will Euch einen Begriff von der Krone meines guten alten Vaters machen. Seht, zuerſt dies iſt der Reifen, der die Stirn bedeckt; Ihr müßt ihn mit etwas Sammt ausſtaffirt denken! Drüber wölbt ſich der Deckel, in welchen alle Königsköpfe unſerer Dynaſtie paſſen müſſen; dann ein Knauf mit einem Kreuz, von wo in einer hervorſpringenden Krümmung allgemach vier Ränder zur Stirn der Majeſtät heruntergleiten. Der Rand zeigt nach Schleswig, der nach Holſtein, der nach Norweg und der nach Island hin.

Senior der Hanſeaten

(greift in das Spiel Hamlets hinein und zieht eine volle Hand zurück).

Aus dem einen Horne, Hamlet, das ſehr paſſend das rindviehreiche Holſtein vertritt, brech' ich mir einige fette Weideplätze am Sachſenwald

fort. Ich kann nicht anders. Du biſt unſerm Corps mit Haut und Haar verſchuldet.

Senior der Märker.

Gib mir Schleswig, Kronprinz, und decke damit wenigſtens die Zinſen von all der Kreide, die Du am Schuldenbrette unſerer Couleur noch ſtehen haſt.

Senior der Sachſen.

Hamlet, verzeih, wenn auch ich den Augenblick wahrnehme, wo Du klingender, als mit Achſelzucken und gerittenen Wechſeln zahlſt. Ich nehme nur Norweg.

Senior der Lauſitzer.

Ich, wenn Du nichts dagegen haſt, Island, das letzte Thale, diesmal aber denn doch keine Fabel!

Horatio.

Zum Teufel! gebt das Geld zurück! Reſpektirt wenigſtens die Krone, die Hamlet einſt tragen wird, wenn auch nur in ihrer Copie!

Hamlet.

Laß ſie, Horatio! Könnt' ich die Zukunft ſelbſt ſo von mir ſchenken, wie dies ihr Symbol! O Gott, in jeder Perle, in jedem Edelſtein des königlichen Schmuckes wird eine Thräne des

Volks ſich ſpiegeln. Du lachſt, Horatio? Weil ich mit Diamanten und Sentiments um mich werfe — was behalten wir übrig?

Horatio.

Der Reſt würde kaum ausreichen, eine Wäſcherin zu bezahlen, wenn wir nicht gewohnt wären, unſere Lappen ſelbſt in der Elbe zu waſchen.

Hamlet.

Alſo immer noch den Schläger wetzen und im Buſche dem Kaufmann, der auf die Frankfurter Meſſe zieht, auflauern. Ich muß doch ſagen, ein ſchlechter Ritt, zu dem wir den Pegaſus anſchirren!

Horatio.

Wir ſpielen wahrhaftig die ruppigſte Rolle in ganz Wittenberg. Umzichtig brauchen wir beide ein Hemde, und wie lange wird's auch damit dauern? Wenn wir wieder in den Buſch gehen und uns vor den Hunden des Voigts die Füße wund laufen, ſo müſſen wir's vielleicht gar zum Verband zerſchneiden. Unſer Schiff wird immer lecker, Hamlet; wir werden Mann und Maus zu Grunde gehen.

# Vorwort. *)

Dieſe Schrift wurde unter Umſtänden verfaßt, wo ich nicht viel andere Quellen dazu benutzen konnte, als höchſtens einige an die Wand gekritzelte Verwünſchungen der Langenweile oder einige in die Fenſterſcheiben geſchnittene Wahlſprüche zahlloſer unbekannter Namensinſchriften. Dies war eine Bibliothek, die in jeder Beziehung Etwas zu wünſchen übrig ließ **).

Nun iſt dies aber ein Vorzug dieſer allein durch das Gedächtniß unterſtützten Arbeit. Denn deſtomehr wird der Leſer aus ſeinen eigenen Mitteln zu deren Vollſtändigkeit beizuſteuern haben und dadurch in eine ergänzende Thätigkeit

*) Zur erſten Ausgabe, die unter dem Titel: „Zur Philoſophie der Geſchichte“ erſchien.

**) Es war das Mannheimer Gefängniß, welches ich im November 1835 wegen meines Romanes Molly, die Zweiflerin, auf zwölf Wochen beziehen mußte. Acht waren Unterſuchungs-, vier Wochen Strafhaft. Auch die in dieſem Bande enthaltene Abhandlung über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte wurde zum größten Theile in jenem unfreiwilligen Aufenthalte geſchrieben.

Hamlet.

Wir ſollen hier römiſches Recht und luther'ſche Dogmatik treiben, damit wir einſt ob Dänemarks grünem Inſelreiche mehr als Philoſoph, denn als König herrſchen. Und was wir lernen, was iſt's? Nichts, als die Kunſt, ſich doch ſatt zu eſſen, wenn man auch in der Taſche blos Löcher hat.

Horatio.

Gott, ich ſehe Polonius noch, wie wir, bepackt mit ſchmalem Ränzel, von Helſingör Abſchied nahmen. Vom Meere wehte ein friſcher Zugwind, und unſere weißgewaſchenen Hemdkragen klatſchten uns luſtig um den Hals. „Kinder!" ſagte der alte Narr, „Entbehrung würzt das Leben! In jungen Jahren Milch, in alten Wein! Wer früh den Werth des Geldes kennt —" und was dergleichen verfluchte Redensarten mehr der alte Geck immer im Mund zu führen pflegt. An dem hochgehängten Brodkorb ſieht man's, ſie wollen noch immer mit uns Schule halten.

Hamlet.

Ich breche aber durch. So laß ich mich nicht gängeln! Eine um dieſen Preis erkaufte

Krone mag ich nicht! Wenn man ein Uebel hat, ſo wäre man ein Narr, wenn man ſich mit ihm nicht erträglich abfinden wollte. So fang' ich auch ſchon an, Süßigkeit aus meinem Elend zu koſten, und mich auf dem Strohbett meiner Armuth wohlbehäbig auszudehnen. Verkümmert mir nur den königlichen Sinn, knickt die Adlerflügel, und ſchneidet mir aus den Tatzen die Fänge weg, die nichts zu fangen haben! Zwingt mich nur, mit dem Bäcker Gevatterſchaften einzugehen, Männer, die nach Verdauung riechen, zu küſſen, und Hände zu drücken, die immer einen feuchten Schweiß an ſich haben! Dann werdet ihr aber auch einſt mit eigenen Augen ſehen, wie bei der Krönung Hamlet ſich mit dem Hermelin die Naſe ſchneuzen wird.

(Fauſtens Hund dreht ſich mit wunderlichen Krümmungen um Hamlet.)

Horatio.

Peſtilenzialiſcher Geruch hier!

Hamlet.

Was menſchlich iſt am Königthume, was lind wie Balſam in die Wunden des Volkes trieft, das liegt nur im Glücke der Majeſtät,

in ihrem ewig gleichen, wolkenloſen Lebenshorizonte. Nur daraus, daß man beſitzt, kann man das ſchätzen lernen, was Andre entbehren. Wer die Armuth ſelbſt theilt, dem wird der Schrei derſelben mit der Zeit ſo gewöhnlich, wie die pickende Uhr. Allmälig wird er die Trommel ſeines Ohres mit einem Stierfelle überziehen. Ihr laßt mich die ungeheure Länge des Lebensfadens ſtudiren und lernen, als Philoſoph bei den Thränen der Wittwen kalt zu bleiben. Als König werd' ich den Armen ſagen: daß ſie das Blau des Himmels erblickten, wäre ja immer noch eine Wohlthat für ſie, die ſich nicht aufwiegen laſſe.

(Der Hund ſchmiegt ſich dicht an Hamlet.)

Horatio.

Mir knackt es in den Fingern — ſtinkt ja hier wie Schwefel — daß dich! — ich glaube gar, die Luft fängt aus ſich ſelbſten Feuer.

Hamlet.

Was ſoll ich ein König werden, wenn ich die Kunſt, ein Menſch zu ſeyn, hier zu lernen — hungre. Eine Krone, ein Mantel, ein Aufzug aus der Garderobe auf einem Pflock thut's auch. Wenn mich hungert, bin ich wie Eſau,

und verkaufe um eine Schüſſel Linſen mit gebranntem Mehl von Herzen gern das Recht der Erſtgeburt. Ihr wollt in Helſingör nur meinen ausgehungerten Schatten haben? Nun, ſo rett' ich meinen, Gott ſey Dank! noch antaſtbaren Leib, wandre von Hof zu Hof in meinem ſchlechten Kleide, hänge die Cither um, und ſinge für ein Nachtquartier, für einen Trunk aus dem Pokal, der an der Tafel kreiſt, die ſchönen Lieder meiner Heimath: die Eddawunder, wie Sigurd den Drachen ſchlug, wie Baldur ſtarb und wie die hohen Aſen ſelbſt ihr Schickſal tragen müſſen nach dem Wind, der in dem Laub der Norneneſche flüſtert!

Horatio.

Halt Dir das Vieh vom Leibe!

Fauſt (zum Hunde).

Kuſch! Präſtigiator!

Hamlet.

Der Hund hat Luſt an mir —

Horatio.

Was ſchnuppert er an Deinen Lenden?

Fauſt.

Das gute Thier ſchmeichelt ſich gern bei fremden Leuten ein — (bei Seite zum Hunde)

verfluchter Zottelpelz, wirbſt und reibſt um Jedermann herum — ja ſtiere nur, Satan —

(Er ſtößt ihn — der Hund knurrt.)

Studenten.

Ihr ſeyd der Taſchenſpieler Fauſt?

Andere.

Der Tauſendkünſtler, der, wie unſer Herr, aus Waſſer Wein macht?

Andere.

Fauſt, der Köpfe abſchlägt, und ſie ohne Fährlichkeit wieder anleimt?

Horatio.

Gebt uns doch ein Stück zum beſten, wie Ihr dem Kaiſer Maximiliano einſt in Inſpruck den großen Alexandrum und deſſen Gemahlin fürgeſtellt habt! Teufel auch! Dem Kaiſer ſtanden die Haare zu Berge, als er ganz verlegen der Macedoniſchen Majeſtät, die ein winziges Männlein mit rothem Barte war, die Hand bot.

Hamlet.

Weckſt Du nur Todte?

Fauſt.

Auch Lebendige. Aber was wollt Ihr Geiſter! Ihr jungen Bärte habt noch die ganze,

friſche, in ihren thauigen Reizen ſtrahlende Welt! Laßt die Geſpenſter, die ich aus Verweſungsſtaub deſtillire, mürben und abgeſtorbenen Begierden! Fordert Lebendige!

Horatio.

Macht, macht!

Fauſt.

Da Ihr's wollt, wohlan! Aber ich thu' es gezwungen, wie Proteus, da er weiſſagen ſollte.

(Die Scene füllt ſich mit Rauch und Nebel.)

Horatio.

Ich glaube, aus dem Pudel kömmt's heraus.

Studenten.

Irgend muß es brennen. Schwarzer Qualm ergießt ſich in langen gewundenen Locken von einem Herde, den man nicht ſieht.

Horatio.

Rothe Funken kniſtern. Die Wolke malt ſich immer blauer, heller, prächtiger, als ginge hinter einem Transparent die Sonne auf.

Fauſt.

Heus, Heus, Mephiſtophele! In der Weihenacht St. Andrä hält ſie Wacht; löſet und bindet Knoten der Liebe, ob, wen ſie treu erfindet einmal und zweimal, es auch noch bliebe,

wenn ſie zum drittenmal das Schickſal zitternd befragt. Löſche das Licht am Herd und reiß' ſie weit über die See, Heus, Heus, Mephiſtophele!

Studenten.

Ein Bild! Ein Schatte! Kein bunter Schatte — es leibt und lebt.

Hamlet.

Horatio!

Horatio.

Ein reizendes Phantom!

Hamlet.

Die ſchlanke Hüfte! Ihr blaues Auge! Ihr lockig Haar, das ſich in blonden Wellen vom Scheitel auf den Buſen niedergießt. Sie iſt's, Horatio —

Horatio.

Sie grüßt — ſie lächelt.

Hamlet.

Ophelia! Unſchuldsſpiegel, von unſerm unreinen Athem angehaucht, erblinde nicht!

Horatio.

Sie weicht zurück; die Farben bleichen aus.

Hamlet.

Nein, o Luft, ich halte dich, täuſchender Verſteck!

Horatio.

Den Zauber riſſeſt Du ein, weil Du ſie nannteſt — ſie ſinkt in Nichts zuſammen — da — da — die Gaukelei! Was, Satansposſen!

Studenten.

Da reitet er fort.

Andere.

Halloh, folgt ihm nach!

(Fauſt reitet auf dem Hunde durch die Luft fort. Die Uebrigen ſtürzen ihm nach.)

## Zweite Scene.

In einem entlegenen Theile der Stadt. Nacht, nur ein einzelnes Fenſter an einem kleinen Hauſe iſt erleuchtet.

Hamlet.

In dieſer Gegend — ſagte man. Hier finde ſich Einer nur zurecht! Ein graues Häuschen — Ja, der Rauch der Nacht macht Alles grau. Nicht eine Seele hör' ich — Da huſcht eine Fledermaus — was Teufel, ſie ſetzt ſich in die Feder des Barets — ſt — ſt — ſo — ſieh

ein Licht! Ich will doch näher gehen. Ja, das iſt er drinnen — welch ein räuchrig Hexeninventarium ſteht an den ſchwarzen Wänden — ſtill — man ſpricht; es ſprechen Zwei — Ich ſehe den Andern nicht. Nur der Hund liegt am Kamin und wärmt ſich die Schnauze. Ich ſehe wahrhaftig Niemand weiters in dem Loch, und doch hält man deutlich Zwieſprach. — Mir graut — Ich will doch lauſchen, eh' ich poche. —

Von drinnen.

Fauſt. Mephiſtopheles.

**Fauſt.**

Ich warb für Dich: von jener Opfer Laſt,
Die keuchend Du zu tragen haſt,
Iſt immer noch Dein Rücken nicht gebogen!
Du biſt ermattet, Teufel, ſprich, iſt das,
Was Du vollbringſt, Dein eigner Haß?
Iſt es ein Andrer, der auch Dich betrogen?
Ich bin Dein Erbe, kann nicht mehr zurück,
Mir nützt es nichts, doch möcht' ich gerne wiſſen,
Biſt von der Hölle Du ein einzeln Stück,
Das ſich vom Ofen glühend abgeriſſen?
Biſt Du ein Knecht, biſt Du der Hölle Fürſt,
Fühlſt Du die Gluth ſelbſt, die Du Andern ſchürſt?

Mephiſtopheles.

Ob ich ein Schnupftuch brauche, willt
Du ſagen, das die Rührung ſtillt,
Wenn von den Menſchenpinſeln,
Die mein ſind, manche kläglichſt winſeln?
Ob ich Maſchine bin, ob Dilettant,
Ob ohne Kopf, nur eines Andern Hand,
Ob ich wohl gar einſt Menſch geweſen,
Und dann als Spreu aus Euerm Korn geleſen —
Rein, glaubt! 'nen Mann, wie Euch, den ehrt man ſchon:
Ich bin der Fürſt der Hölle in Perſon.

Fauſt.

Die Menſchheit ahnt's, daß hinter Deinem Thor
Auf Reue lauſcht kein gnädig Ohr,
Und laßt Dich auch geboren werden
Nur aus Dir ſelbſt, gibt keine Mutter Dir;
Wir wiſſen nicht, aus weſſen Bruſten
Du ſogſt die unerſättlichen Geluſten:
Großmutter nur, die alte Sieben,
War's die mit Borſten-Haaren ihres Kinns
Aus Zärtlichkeit Dich manchmal wohl gerieben.
Am Ofen ſchnarcht dabei ihr Kater Hinz,

versetzt werden, ohne welche ein anregendes Buch nicht gedacht werden kann. Dies soll immer wirken wie eine Symphonie, die in dem Hörer die buntesten Gedankenreihen aufweckt.

Ohne Leidenschaft nachdenkend wird man die große Verschiedenheit der in Deutschland herrschenden wissenschaftlichen Voraussetzungen dennoch eine Begünstigung der Literatur nennen dürfen. Keine Nation wird durch Institutionen aller Art und eine unläugbare Principienanarchie so sehr zu dialektischer Gedankenerzeugung gereizt, wie die deutsche. Während in England gewöhnlich die literarische Debatte, um sie nicht ganz verglimmen zu lassen, durch Paradoxien angeschürt wird, ist in Frankreich nicht weniger der Gedanke durch so viel Thatsachen vorausbestimmt und das Meiste in seinen Factoren so sehr außer Zweifel gesetzt und durch allgemeine Zustimmung vorweggenommen, daß man in diesen beiden Ländern sich über Bücher wundern würde, welche man noch immer nöthig hat in Deutschland herauszugeben. Ich glaube, daß auch dieses, das meinige, dazu gehört.

Weit mehr Entschuldigung wird die formelle Abfassung meines Versuches bedürfen. Ich scheine oft das Widersinnigste in einander zu mischen, und fehlte doch nur darin, daß ich die Uebergänge zu schwach andeutete. Man sollte ganz numerische und mathematische Grundanschauungen haben, die uns verhindern, dort eine Farbe zu hungrig, hier eine zu satt aufzutragen. Man sollte diese Ausglättung und Aufweichung der verknoteten und verhärteten Massen, das Ableiten der Ueberfülle von einem zum andern Ort schon in den

Die Spindel ſchnurrt — den Faden feuchtet ſie
Mit Rotz, den ihr das frieſ'ge Auge lieh.

Mephiſtopheles.

O humoriſtiſcher Thor,
Du ziehſt die bunte Farbe
Dem grauen Rock der Wahrheit vor,
Und ſprengſt mit einer witzigen Raketengarbe
Das in die Luft, was zu verſtieben
In Deinem Hirn es mangelt an Ideen.
So wiſſe denn, warum Großmutter
Und nicht, die mich gebar, als Bildungsfutter,
Womit man flügge Phantaſieen füttt,
Von Ammen Euch geſchildert wird.
Ich bin der Seufzer, den die Creatur
In monderhellten linden Sommernächten,
Allein vernehmbar den Gerechten,
Ausſtößt, der Thränenthau der Flur,
Der aus der ſiedenden Materie Brei
Zuweilen leiſe ausgeſtoßne Schrei;
Gott ſchuf mich, und er ſelbſt zerſtört
Mich wieder, wenn ich kaum verjährt.
Er ſetzt mir nach, er läßt mich nirgend harren,
Und mich zu einer kalten Form erſtarren.
So bin ich nichts als nur ſein eignes Beben,
Wie er ſich ſchüttelt, wenn er ſeine Kraft

Als Stein am Stahle Leben
Erprobt und sprühet, spricht und schafft.
Gebornes bin ich nicht, von Gotte Zeuge nur
Und bloße Zeugung ausgespritzt in die Natur.
In Allem sind' ich meinen Ater,
Berg, Thal und Luft ist meine Mutter,
Und daß Erkleckliches ich nicht verhehle,
Besonders ist's die Menschenseele.
Nun weißt Du, wer mich leben macht,
Wer mich geherzt, geküßt, belacht;
Und wer aus meinen allerliebsten Augen,
Sich einen ganzen Himmel weiß zu saugen.
Großmutter aber sitzt, gekauert
Wie eine Schlang' am letzten Loch der Welt,
Das alte matte Auge lauert,
Ob Demiurg das thut, was sie bei ihm bestellt:
Und wenn Gott just nicht pirscht in dem Reviere,
So öffnet sie mir wohl die Thüre,
Und läßt verstohlen mich zu sich herein,
Dann schenkt sie mir ein Gläschen tausend-
jähr'gen Wein,
Und packt mir alle Taschen
Mit Kuchen voll und Zuckerwerk zum Naschen.
Dafür muß ich ihr dann den krummen Rucken
Aus Dankbarkeit ein wenig jucken.

Fauſt.

Du miſchſt Dich in das Göttliche, Du Quark,
Und thuſt, als wär' der Erde Mark
Mit Deinem Schlamm verſetzt, als kneteſt Du
Den Sauerteig zum Brod des Himmels zu.

Mephiſtopheles.

Kenn' zwiſchen Höll' und Himmel mir den Damm,
Den Ort, wo Gut' und Böſe ſich zerklüften!
In das Erhabne, wie in einen Schwamm,
Saug ich mich ein mit meinen ſüßen Giften.
Ich ziehe Gottes Mantel an,
Friſir' mein Haupt mit des Olympiers Locken;
Auf leiſen wollnen Socken
Schleich' ich zur Schwärmerei heran,
Und bring' durch ein'ge ſalbungsvolle Sprüche
Die arme Seele in die Brüche.

Fauſt.

Ich ſah es heut' —

Mephiſtopheles.

Woran?

Fauſt.

An jenem Dänen.

Mephiſtopheles.

Den jungen Hanſen wollt' ich ſpänen

Vom Euter milchiger Doktrinen.
Das hat so blaue, blonde Frühlingsmienen,
Das ist im ew'gem Stolz, in Hochmuth und Allarm
Und kitzelt nur dem Teufel unterm Arm.

Faust.

Wie glücklich war er nur, als wir Opheliens Schatten
Ihm vorgezaubert hatten.
Er glaubt' an die Gespenster.

Mephistopheles.

Still, still, da lauscht das junge Blut am Fenster.

## Dritte Scene.

Faust's Herberge. Von Innen.

Faust, der Hund, Hamlet (vor der draußen).

Faust.

Wer sucht mich in so später Nacht? Herein!

Hamlet (tritt ein).

(Für sich.) Behüt mich Gott, ich sehe wahrhaftig nur Einen. (Laut.) Mein Lieber, Ihr habt auf dem Markte so verwundernswerthe

Dinge beſprechen können, daß ich Euch bitte, mir daſſelbe Weib, was wir ſahen, zum andern Male vorzuzaubern.

Fauſt.

Möchteſt Du nicht lieber Pygmalion ſeyn, der aus einem Stein einſt Leben ſchuf, und von mir die Formel jener geheimnißvollen Schöpfung lernen! Dies wäre eines lernbegierigen Mannes würdiger, als der Kitzel bloßer Neugier, den Du von mir verlangſt.

Hamlet.

Ich nehme Deine Meiſterſchaft als ein Wunder, deſſen Erklärung mir keine unruhige Stunde machen ſoll. Ich will nur Ophelien wiederſehen, und jene froſtelnden Schauer über meinen Nacken rieſeln fühlen, die zwiſchen Furcht und Wolluſt eine ſo unausſprechliche Mitte halten.

Fauſt (für ſich).

Die lallende Kindheit! Sein unnachdenkliches Wandeln an einem Abgrunde, den er nicht ſieht, dieſe naive Empfindungsloſigkeit gegen das, was mit helleren oder dunkleren Farben auf den Teppich der Weſenheiten aufgetragen iſt, bringen mich in Empörung. So ſol-

len die Geiſter der Unterwelt ſich ſelbſt in Deine Arme werfen und ein Maal auf Deinem Körper zurücklaſſen, daß Du in ewiger Unklarheit ſeyn wirſt, welches Deine Heimat iſt!

Hamlet.

Beſinnt Euch nicht! Laßt die Elfen ihre klingenden Tänze beginnen und zieht von dem unſichtbaren Reiche der Geiſter die verhüllende Decke weg!

Fauſt (mit dem Zauberſtabe).

Heus, Heus, Mephistophele! Sprenge die nächtlichen Felſen und öffne dem lechzenden Auge ein Thal, lieblich beſchienen vom Staub des rollenden Sonnenwagens! Laß über einen blumigen Wieſenplan ſich das Dach der ſchattigen Rebe ſtrecken und deren zarte Ranken das Haupt eines Weibes küſſen, das Du kennſt. Pfeif' auf einem Lindenblatt und locke die Vögel des Waldes, daß ſie die üppigen Verſchlingungen Deines Werkes beleben, daß ſie die Schnäbel wetzen zu ſüßen Präludien ſüßrer Zärtlichkeiten! Mach' den Schluß, heus, Mephistophele!

Und es geſchieht alſo.

(Fauſt und der Hund ſind verſchwunden.)

Hamlet. Ophelia.

Hamlet.

Ja, ſie iſt's, Ophelia! Die weiße Lilie, beſchienen von dem glühenden Roth der Muskatellertraube! Ob ich ihr nahe! Mein Fuß zögert aufzutreten; denn iſt dies nicht Alles die verwirrte Täuſchung meines Auges!

Ophelia.

Grüß Dich Gott, Hamlet!

Hamlet.

Grüß Dich Gott! Sie iſt kein Schatten der Hölle.

Ophelia.

Du biſt ſtolz geworden, Prinz! Und ſo blaß, das Auge trocken, wie verdurſtend. Hat Dir draußen Niemand die Furchen von der Stirn geküßt! Nur die Lippen ſcheinen die Canäle des heißen Blutes geworden zu ſeyn; ſie ſchwellen wie die Kirſche, die zu zerſpringen droht.

Hamlet.

Es iſt Opheliens Stimme; aber ihre Worte verrathen die Blume nicht, die feuchte Perlen weinte, wenn man ſie nur ein wenig hart ritzte.

Ophelia.

O Hamlet, befrage den ganzen Hof, ob ich je eine Vergeſſenheit Deines theuern Namens verrathen habe! Auf meinem Herzen trug ich die Angedenken, die ich in der Stunde des Scheidens aus Deinem Haare ſchnitt, wohl gezählt, zwei hundert ſieben und fünfzig blonde Seidenfäden.

Hamlet.

Jetzt erſt erkenn' ich ſie. Dieſe kindiſche Naivetät ſteht ihr reizend ſchön, und verräth mir all die holden Schüchternheiten, die bei den erſten Küſſen an ihr aufflatterten, wie ein Schwarm verjagter Tauben. Sie iſt's; aber wie umgekehrt — Lockender als je iſt dieſe Stimme — Ophelia, nun den Kuß des Wiederſehens! (Ophelia verſchwindet.) Da iſt ſie hin! Ich bin wie Ixion, und habe ſtatt der Juno eine Wolke im Arm.

Geiſterſtimmen.

Seht, ſeht, er ſtürzt dem Schatten nach, wie berauſcht von einem Liebestrank. Seine heiße Sehnſucht ſengt das friſche Grün des Feldes gelb. Immer enger, enger ſchieben ſich die Hügel zuſammen, und die Hinderniſſe, die

unter ſeinen Füßen wachſen, hemmen den ſtürmiſchen Lauf. Hamlet! Hamlet! Wahnſinnverblendeter! Dort iſt Ophelia! An dem hohen Fenſtergitter des Thurms flattert und webt ihr Schleier. Sie winkt. Sie weint. Sie ſtreckt die Hände, die hülfloſen, gefeſſelten Hände aus nach Dir; rette ſie!

Hamlet

(vor einem Thurm in einer finſtern Gegend).

Mein Athem ſchwindet. Ich hörte von Männern, die heimlich liebebezaubert ſind, daß man Johanniskräuter in ihre Schuhe legt, und ſie zu laufen zwingt, laufen, laufen Meilen weit, um mit dem triefenden Schweiß das Gift, das anſteckende Gift der Liebe, recht in ihren Adern heiß zu ſieden. Das Bild will mich nicht verlaſſen und lächelt mich aus Buſch und Baum mit ſo anmuthsvollen Zügen an, daß ich hinſterbe im Verlangen nach Dir, Ophelia!

Ophelia

(oben am Fenſter des Thurms).

Wer ruft mich? Biſt Du es, Hamlet?

Hamlet.

Hinter dem eiſernen Gitter ſchimmert es weiß.

Ophelia.

Mir iſt's, als wär' ich auf Greifen durch die Luft geflogen; aber es war nur mein Vater, der mich aus Deinen Umarmungen riß und in dieſem Thurme die überquillenden Gefühle büßen läßt. Du biſt es doch, was unten zwiſchen den Gebüſchen geht?

Hamlet.

Ich hör' eine weibliche Stimme, etwas tiefer, als die Ophelions iſt. Sollte ſie ſelbſt jenes weiße Schimmern ſeyn?

Ophelia.

Nimm dieſe Blume, Hamlet, die ich hinunterwerfe, und drücke ſie an den Stein, ſo wird er überall weich werden und Dir ſein Erſteigen erleichtern.

Hamlet.

Was fällt dort? Ein Haſenſchwanz — aber ſieh, die Mauer weicht, wenn ich mit dem Dinge drücke. Ich ſteig' in die Niſchen. Sie iſt's. Ich klimme hinauf zu Dir, Ophelia! Da — da — faß meine Hand — hilf mir, lächelndes Bild! Ophelia! wo iſt ſie?

Geiſterſtimmen.

Wo er ſie faßt, gerinnt die Luft in Nebel.

Fingern haben. Ich hab's: kämpfe aber zu sehr mit meinem Stoffe und dem leidenschaftlichen Eifer, ihn ja gründlich zu erschöpfen und vor falschem Verständnisse zu sichern.

Bei meiner Revision dieses Buches empfand ich recht lebhaft die Betrübniß, daß sich in ihm viel Verhaue, Verhacke und Gedanken-Anacoluthe finden und daß ich mich von der Vorstellung nicht losmachen konnte, als wären Bücher, die man schreibt, nur Beschäftigungen mit uns selbst. Aber noch mehr beklagte ich, ein Hülfsmittel nicht anwenden zu dürfen, womit die Autoren des vorigen Jahrhunderts eine ähnliche Unruhe der Composition zu verdecken wußten. Ich dachte bei diesem Hülfsmittel an Montesquieu.

Montesquieu hielt eine gedehnte und monotone Untersuchung nicht lange aus. Hundert Einfälle und Reminiscenzen laufen ihm über den Weg seines Grundgedankens. Links und rechts ist er umschwärmt von Thatsachen und Beobachtungen, die ihn immer aus dem Zusammenhange seiner Untersuchung herausreißen und in ganz entgegengesetzte Gedankenreihen locken. Da ist eine Anekdote Plutarch's, dort ein Axiom des Plato, hier eine Stelle aus den Missionsberichten über China, da ist eine Brochüre, die, während er seinen Geist der Gesetze schrieb, gerade an der Tagesordnung war; das Alles zieht ihn rück- und vorwärts; er ist zum Dozenten nicht geboren und lernte im Style weit mehr von Tacitus als von Cicero.

Aber Montesquieu wußte sich zu helfen. Sein classisches Werk wäre ohne ein Mittel, das ihm seine Zeitgenossen anboten, ein zusammengeronnenes Amalgam von tausend Ein-

Nur dem Geluſt, nicht der keuſchen Liebe, hält der Zauber Stand. Sehe, ſehe, wie ſich die dunkeln Schatten der finſtern Schlucht allmälig erhellen, wie unter Hamlet, dem unabläſſig ſteigenden, ſich das alte Gemäuer in Marmortreppen verwandelt! Tauſend Lichter werfen ihre blendenden Strahlen auf die glatten Wände eines Pallaſtes, deſſen Echo's von den Tönen einer verführeriſchen Muſik widerhallen. Dort von den Saulen ergießt ſich ein Strudel tanzender Paare, rechts ein andrer, ein dritter, — o wie die Luſt den Fuß beflügelt! Wie ſie ſchnell vorübergleiten und ſie ſich winken lächelnd, mit roſigem Lächeln. Hamlet! Hamlet! Du zauderſt!

Hamlet
(auf einem rauſchenden Feſte).

Ich faſſe blind hinein, in die Reihen der Mädchen, weil ich ſie überall zu ſehen glaube, die ich ſuche. Ich ſchwinge mich einen Augenblick in den wonnigen Reigen und ſehe dann die Täuſchung. Ah, dort rauſcht ihr Gewand!

Ophelia.

Wie ihm die Lichtſtrahlen immer den Staar

ſiechen, und er immer wieder erblindet! Er ſieht mich überall und täuſcht ſich überall.

Hamlet.

Beflügelte Libelle, weile! Das iſt ſie nicht — das — das — Ophelia, flieh in die Schatten jenes Gemaches!

Ophelia.

Wühle nicht ſo in meinen Locken, Sturmwind! Still! ſtill! Laß die Quelle, die aus jenem Becken rieſelt, ſich murmelnd in das Geflüſter unſerer Liebe miſchen! Hamlet! Du Raſender! Du haſt keine Worte mehr, nur Seufzer. Ich zittre: Hamlet! —

Geiſterſtimmen.

Der Vorhang fällt. Die Geigen weinen nicht mehr; die Töne des Hornes verſchwinden in das Rauſchen des Waldes. Alles wird dunkel. Nur wir, wir, die Zeugen der Natur, decken leiſe den Vorhang auf und lauſchen, wie ſie ſinken und ſich heben, — ach, ach! wir ſpitzen die kleinen Augen vergebens; vergebens, wir ſehen nichts, nichts als die Nacht und das undurchdringliche Chaos.

Fauſt's Herberge.

**Fauſt.**

Er ſchläft noch immer, der gute Thor. Er weiß nicht, daß er in den Armen der Hölle ſchläft.

(Hebt den Vorhang des Bettes zurück, wo Hamlet neben dem Hunde liegt. Der Hund kriecht wedelnd zu Fauſt herunter.)

Pſt! Stör' ihn nicht, Satan, aus ſeinem Himmelstraume. Er wird nun hingeben in die Welt, zerriſſen, unkräftig, nur lebend in dem Schatten, den er wirft. Alle ſeine Worte werden an dem haften, was er ſliebt, und ſeine Entſchlüſſe werden grade daran ſcheitern, womit er ſie auszuführen ſucht. Wie ein ſchwankes Rohr wirſt Du hin und her gewiegt werden, armer Knabe! Du wirſt den Himmel zu umarmen glauben, und nie ahnen, daß die Hölle Dir einen unvertilgbaren Fleck wie einen Stempel aufgedruckt hat. Dieſe Bewußtloſigkeit aber und Unklarheit wird Dich retten; ja, das, was Du der Hölle verdankſt, wird Dich dem Himmel erhalten.

Die Sonne langt ſchon über den blauen Rand der Fichtenwälder herüber. Der Hahn

krähet zum Zweitenmale. Es iſt Zeit. Draußen wird es laut. Fort, fort!

(Fauſt und der Hund verſchwinden.)

Stimmen draußen.

Hamlet, Hamlet!

Horatio (draußen).

Hier iſt die Thür offen. (Tritt ein.) Sieh da, Hamlet! wir bringen Dir eine ernſte und freudige Botſchaft.

Hamlet.

Was iſt?

Horatio.

Ernſt iſt der Tod Deines Vaters. Eines Tages in der Schlafſtunde nach dem Eſſen traf man ihn kalt im Garten, mitten unter Blumen, die wehmüthig blickend über ihn ihr duftiges Haupt ſenkten.

Hamlet.

Mein Vater!

Horatio.

Freudig aber iſt es, daß die Krone nun auf Deinen Scheitel wartet.

Die Uebrigen.

Heil, König Hamlet!

Hamlet.

Ich dank' Euch! Jetzt auf! nach Dänemark!

* * *

Ich traute wohl dem Scharfsinn der deutschen Kritik zuviel zu, wenn ich hoffte, sie würde die eigentliche Bedeutung dieser kleinen Dichtung errathen. Deutlich ist, daß Hamlet durch seine Begegnung mit Faust die deutschen Elemente des Zweifels in sich aufnehmen sollte, die Shakespeare so unübertrefflich geschildert und Borne so fein zergliedert hat. Dunkler aber ist die Absicht, die ich mit Ophelien hatte. Ich wollte die Tieck'sche Hypothese über Opheliens Verhältniß zu Hamlet, als die Erinnerung früherer Schuld und näherer Berührung, mystisch und typisch zugleich rechtfertigen und widerlegen. Denn sicher ist Tiecks Vermuthung unbegründet, in sofern sie der jungfräulichen, ich möchte sagen der Aufgebotsehre Opheliens Eintrag thut; begründet aber allerdings im Reich der Phantasien und Gedanken, die auffallenderweise bei Ophelien mehr zu verrathen scheinen, als sie

ſich und Hamlet vorzuwerfen hatte. Ihre alle auf eheliche Verhältniſſe gehenden Sprüche im Wahnſinn klingen wie die Erinnerung einer Hochzeit, die ſie mit Hamlet ſicher nicht hielt, die ich mir aber erlaubte, typiſch und myſtiſch zu erfinden. Denn im Traume haben wir ſicher manches gethan, wovor wir wachend und am Tage erröthen würden; ja es frägt ſich ſogar, ob es für uns nicht eine geheimnißvolle Verantwortung derjenigen verbrecheriſchen Gedanken und Gefühle gibt, deren Gegenſtand wir bei Andern, wenn auch ohne unſer Mitwiſſen, werden!

# Die
# drei Guttenbergstage
## in Mainz.

Zeichen am Himmel und Naturerscheinungen gingen dem Feste Guttenbergs, gefeiert im August 1837, voran. Vom Oberrhein bis zum Niederrhein und in den benachbarten Thalern und Nebenflußgebieten rollten die Donner am nachtlichen Himmel, der sich in ein zuckendes Feuermeer verwandelt hatte. Noch einmal war gleichsam die Gewaltthätigkeit des Mittelalters losgelassen, bis der Morgenstern der Buchdruckerkunst als Vorläufer der Aufklärungssonne durch die Wolken bricht. Postwagen fielen um, Bäume entwurzelte der Sturm, der Blitz zündete, wo ihn die Kunst der Menschen nicht ab-

leitete. In der ſanften Stille der Natur, die mehre Tage nach dem Gewitter anzudauern pflegt, eilt' ich von Frankfurt nach Mainz.

Die Frankfurter Schriftſetzer hatten Deputirte nach Mainz geſchickt; die Schriftſteller nicht. Autoren waren überhaupt in Mainz zahlreich vorhanden, aber nicht als Corporation; ſie trugen keine Binden, ſie hatten keine Fahnen. Und doch iſt die Schriftſtellerei für Viele ein Gewerbe, das ſie nährt; für Alle eine Zunft, auf deren Privilegien ſie eiferſüchtig ſind. Hätten nicht die deutſchen Ueberſetzergilden einen ihrer vorzüglichſten Repräſentanten, z. B. den Hofrath Theodor Hell, nach Mainz ſchicken können? Oder die Verfechter einzelner Tendenzen einen aus ihrer Mitte, der ihre Sache repräſentirte? Der Zufall holte nach, was die Abſicht verſäumt hatte. Auf dem Frankfurt-Mainzer Eilwagen ſaß vorn ein Schatten vom Geſpenſt des jungen Deutſchland, ich ſelbſt, und in der Mitte Rieſſer, oder was daſſelbe ſagt, die Emancipation der Israeliten. Wer nennt die Uebrigen? Wir bildeten eine lange Caravane, Autor und Publikum, Drucker und Setzer, die ſich verſpätet hatten, auf das bunte Ehrenſchiff, das

den Main hinab fuhr, zu kommen, Lithographen, Rezensenten, Correktoren, Censoren, Alles was zum Wohle der Literatur erforderlich ist.

Schon in Cassel, der Vorstadt Mainzs, wurde mir das Herz schwer, als ich die Zubereitung des Rusttages zum Feste, die Menschenmenge, die harrende Erwartung in den Gesichtern selbst der Oesterreicher und Preußen, und vor allen Dingen die bunten Ordensbänder der Festordner sahe. Wer zum Feste gehörte, war am Abzeichen leicht erkenntlich. Behaglich lehnten sich die „Kunstgenossen" an das Geländer der Rheinbrücke. Vergessen war aller Buchdruckerschmerz, das schlechte Manuscript der Autoren, ihre unleserlichen Abbreviaturen, vergessen war die erste und zweite Correktur, die Verwechslung zwischen n und u, das Lasier der „Spieße" und die Censurstriche, die leider oft dann erst bei Zeitungen eintreffen, wenn der Druck schon begonnen hat. Das Buchdruckeratelier war zugeschlossen. Die Lettern waren daheim abgelegt, die Presse abgeschroben, die „Schwarzkunstler" lebten jetzt im Zusammenhang der Geschichte. Mich freute ihr glücklicher Triumph. Heute mußte die Welt, die ihnen

ja schon lange gehört, auch ihre Unterwerfung einräumen. Selbst die Frankfurter Börse, die ich überall in den Straßen wandeln sahe, mußte heute (und wie nun erst an den folgenden drei Tagen!) sich unterordnen und es einen Augenblick vergessen, daß sie die Wechsel der Buchhändler nicht zu discontiren pflegt. Von Makulatur und Krebsen war heut' keine Rede. Ich sahe Verleger, die sich durch den Verlag von lyrischen Gedichten ruinirt hatten, heute so vergnügt, wie die, welche von gangbaren Schulbuchern lebten. Sie hatten alle gleichsam am Conversationslexicon eine Aktie; sie hatten die Civilisation, das Schicksal der Welt in ihrer Hand. Sollte mich das nicht erquicken?

Einen interessanten epischen Stoff hab' ich aber nicht durchgemacht. Ich meine eine Domicilirungsodyssee, eine Quartier-Irrfahrt; denn ich hatte längst meine Unterkunft. Freunde aber erzählten mir, daß sie auf ihren Wanderungen durch die Stadt manche Logismühseligkeit mit Romantik gewürzt, genossen hätten. Die Würze war der liebe, gastfreie Sinn der Mainzer und ein gewisses keckes, rasches und freimüthiges Wesen, durch welches sich die alten Republikaner

zelheiten geworden: er ergriff es ohne Umstände. Das sind seine Paragraphen, seine Eintheilungen, seine Capitel von drei Zeilen mit einer Ueberschrift von fünf Zeilen, das sind diese bequemen Abzugskanäle der Verworrenheit, welche seinen Geist der Gesetze durchschneiden und ihm das Ansehen eines großen Netzes mit zahllosen Maschen geben.

Als Klärungsmittel habe ich dem zu Folge zuweilen Striche benutzt, Barrieren, womit ich Eins vom Andern trennen und den Leser veranlassen wollte, beim Schluß der Sätze ein wenig inne zu halten oder sich den Uebergang zu dem Folgenden selbst zu bahnen. Mehr jedoch durfte ich bei einem Buche nicht wagen, das von Vielen beachtet zu werden wünscht und diese Vielen doch nur aus dem verwöhnten deutschen Lesepublikum rekrutiren kann.

Da man Lob und Tadel in der Literatur ohne Rücksicht auf ein gekränktes oder erwärmtes Herz austheilen soll, so trug ich keinen Augenblick Bedenken, ob ich mehrere in meinem Versuche mit Hochachtung genannte Namen, da ich deren spätere Verläugnung einer mir freilich untergeschobenen Tendenz erfuhr, an ihrem Platze sollte stehen lassen oder nicht. Ich kann mir aber erklären, wie es in einer allgemeinen Verwirrung aller Begriffe Gesetze geben kann, die einen unumgänglichen Einfluß haben, und daß, wenn man die Dinge retten will, man zuerst damit anfangen muß, die Personen in Sicherheit zu bringen.

„Das junge Deutschland“ und „die junge Literatur“ aber anlangend, so wird wohl Niemand in Ab-

von 1793 noch immer auszeichnen. Man rief die Frauen, die in den Fenstern lagen, an: Kann ich bei Ihnen wohnen? Ei warum nicht, erklärte die junge Dame, Betten sieben genug in der Kammer! Und so machte sich im Nu die Bekanntschaft, der Gast zog ein, fand es bequem, und junge Leute hatten obenein das Vergnügen, daß zu der gastfreien Familie schlanke, blühende Töchter geborten. Das Paßwesen war einstweilen suspendirt. Polizei sah ich nirgends; trotz dem, daß man Emeuten gefürchtet haben soll, und Herr Ernst Emil Hoffmann aus Darmstadt mich sogar versichern wollte, es gehörte ein von ihm kommandirter Sturm auf den Hardenberg zu den ausgesprengten lächerlichen Gerüchten! Herr Franc von Lichtenstein, der Commissär der Frankfurter Gefangenen, mußte davon besser unterrichtet gewesen seyn; ich habe, ohne eine Sorge in seinen Blicken zu entdecken, heiter und behaglich mit ihm im weißen Roß zu Mittag gegessen. Die Gefangenen konnten die Freude nicht theilen; und so mancher Buchdrucker, Gelehrter, ja selbst ein Autor ist unter ihnen! Die Nähe dieser Unglücklichen gab dem Feste eine eigne, schmerzliche Folie.

Das Wichtigste war zunächst, die grosartige Fest-Tribüne und den verhüllten Guttenberg aufzusuchen. Dieser war noch eine Pyramide von Sackleinewand; jener aber fehlten nur noch die Menschen. Der amphitheatralische Terrassen-Halbkreis war mit Blumen (aber gemachten; frische würden bald verwelkt gewesen seyn) mit Fahnen und mit Wappen geschmückt. Die Auszeichnung der Repräsentation galt hier jenen Städten, die sich um die Buchdruckerkunst verdient gemacht hatten; doch hatte der Ordner dieser Verzierung mehr Geschmack als Kritik offenbart. Er vergaß zwar das kleine Städtchen Eltville am Rhein nicht, wo Guttenberg sich unter dem Schutze Adolphs von Nassau niederließ, Eltville, welches neben Rom komisch genug kontrastirte; aber Venedig und manche andere durch Typographie berühmte Stadt war vergessen, besonders Holland, das durchaus heute nicht für voll galt, Kosters wegen, der die Buchdruckerei nach holländischer Meinung früher, als Guttenberg, erfunden haben soll. Die Holländer hielten sich überhaupt in den Tagen sehr zurück. Sie blieben in Wiesbaden, um es zu bewachen, während die übrigen sämmtlichen

Kurgäſte nach Mainz wallfahrteten und in den Gaſthäuſern alle Brunnenregeln vergaßen. Es waren mehr Franzoſen als Holländer bei dem Feſte; und wäre die Ruhe geſtört worden, wie man dies befurchtete, ſo würden mir eher die Holländer, als die Straßburger verdächtig erſchienen ſeyn. Dennoch hätte man großmüthig handeln können und wenigſtens der Elzevire wegen Amſterdam nennen. Harlem, durch ſeine Tulpenzwiebeln berühmt genug, hätte die Zurückſetzung ſchon eher weniger ſchmerzlich gefühlt.

Die wogende Menſchenmaſſe ſchwemmte mich an den Rhein hinunter, wo eben die in der Ferne ſignaliſirte Darmſtädter Deputation, die von Oppenheim kam, eine Gährung unter den am Ufer Stehenden veranlaßte. Eine Regenwolke, die einzige, die dem Feſte drohte, vermochte die Harrenden nicht zu vertreiben. Die Darmſtädter ſchoſſen vor Freude ſo heftig, als wenn ſie in Noth wären. Eine Schaluppe mit Mainzer Feſtordnern ſtach in den Fluß und bugſirte die Ankömmlinge in einen kleinen mit Fahnen geſchmückten Hafen. Die Darmſtädter jubelten den am Ufer Stehenden zu, und es that mir leid, daß nicht beſſer für den Entbu-

siasmus dieser gesorgt war. Die Menschennatur ist schwierig. Gegen Rührungen hart, währt es vollends lange, bis innerer Jubel sich äußerlich Luft zu machen wagt. Ich hätte gern den Hut geschwenkt und selbst meinen lieben Widersachern, Duller und Karl Buchner, zugewinkt; allein noch waren die Gemüther um mich her nicht recht flüssig geworden. Sie freuten sich alle, lachten und rieben sich die Hände, aber sie wollten nicht das Sacktuch ziehen und rufen. Mit einem Worte, bei solchen Gelegenheiten dürfen Claqueurs nicht fehlen. Sie müssen unter der Menge zerstreut seyn, und den Ton für eine Freude angeben, die ja alle am Ufer sichtlich empfanden. Am folgenden Tage erst hatte sich das Volk an das Fest gewöhnt, und Stutzer sogar, Officiere in Civilkleidern, Wiesbader Kurgäste und schweigsame Schriftsteller fraternisirten mit den Buchdruckern, indem sie beredt Alles mitmachten, was zum Feste gehörte.

Die Darmstädter kamen so zahlreich, daß sie einen langen Zug durch die Straßen bildeten. Eine gute Militärmusik zog ihnen voran, Reichsmusik im Gegensatz zu den Oesterreichern und

Preußen, die wir morgen hören werden. Die ganze literariſche Bildung Darmſtadts war herübergekommen; die Kirchen-, Schul- und Militärzeitung ſtand verwaiſt. Wie mancher Wormſer, Oppenheimer und Mannheimer hatte ſich dieſem Zuge angeſchloſſen! Sie kamen aus einer ehrwürdigen Gegend her, vom Ruhebette des Nibelungenhortes, den einſt Luther ſchon in Worms zu heben ſuchte! So klang alles, was zum deutſchen Ruhme und Stolze gehörte, großartig in einander; wo man hinblickte, eine hiſtoriſche Anſpielung! Die Menſchen brachten die Erinnerungen mit, und ein Feſt war im Anzuge, wo man dieſe alle zu einer majeſtätiſchen Melodie vereinigen konnte. In unſern ſchwülen Tagen eine ſolche Freude! So viele Tauſende um die höchſten Intereſſen der Menſchheit gruppirt! Alle von einem Gedankenzuge ergriffen und innerlichſt verwandt geworden in einer Zeit der materiellen Abſtoßung und der Sonderung! Ich war ſo ergriffen, daß man mir nicht verdenken wird, wenn ich nicht ins Theater ging.

Denn man gab zwar auch wieder Guttenbergiſches, aber einmaſkirt von Mad. Birch-

Pfeifer. Ein Aufruf an die deutschen Dichter hätte vielleicht auch von dieser Seite das Fest verherrlicht. Mad. Birch-Pfeifer ist eine geniale Amazone; aber ihr Guttenberg ist noch nicht einmal so gut, wie ihr Hinke. Als ich vor Jahren mit der gefeierten Dichterin zusammen in Schwalbach badete, las ich ihren Guttenberg schon im Manuscript, und sagte ihr: Sehr interessant für Buchdrucker! Sie hielt dies für Satyre; allein Herr Becker aus Frankfurt machte doch Effekt. Da man von Guttenbergs Figur kein Bild hat, so machte es Herr Becker wie Thorwaldsen, und schuf „einen deutschen schlichten Mann." Der verehrte Gast sagte dies selbst und zwar in Versen; eine Danksagungsmethode, die Herr Becker von Ludwig Löwe in Wien gelernt hat. Uns Frankfurtern machte es Vergnügen, als wir hörten, daß Herr Becker in Mainz nicht blos als Guttenberg, sondern auch als Dichter aufgetreten war.

Am nächsten Morgen begann das eigentliche Fest. Glocken hört' ich nicht; die Sonnenstrahlen läuteten es ein. Die Priesterschaft von Mainz sagte: Die Glocken sind unser! Die Erfindung der Buchdruckerkunst aber ist ein Fest der Refor-

mation. Der Clerus hielt die Stränge seiner Glocken fest und protestirte damit im Stillen gegen Guttenberg. Der Klang der metallenen Worte: Licht und Aufklärung, die an dem Tage die Parole der Fröhlichen waren, ersetzte aber das Glockengeläut.

Die Wahl war schwer: Geht man zu Herrn Lauter, wo der Zug sich versammelt, oder in den Dom oder auf die Tribune? Ich entschied mich dafür, die Messe zu versäumen und mir lieber einen Sitz auf dem Gerüste, als einen im Himmel zu erwerben. Zuvor fand ich aber die beste Gelegenheit, den Zug zu sehen. Die östreichischen Musiker der Garnison marschirten voran und spielten, ob es gleich in die Kirche ging, den Marsch aus einer neuen Oper. Ihnen folgte zunächst die Denkmals-Commission, und dann das Waisengrün, wie man in Hamburg sagen würde. Die Zoglinge aller Schulen und des Gymnasiums schritten tapfer auf die Kirche zu. Wer kein weißes Notenblatt zum Singen in der Hand hatte, trug wenigstens einen weißen Hemdkragen um den Hals. Ein Commis neben mir fing an, über den Leinwandshandel zu philosophiren. Er meinte, dieser wäre sehr

gut; denn, sagte er, welcher von diesen Knaben hätte heut' nicht ein reines, weißes Hemd an! Diese profane Bemerkung rührte mich doch; denn man muß Gymnasiast gewesen seyn, um zu wissen, wie man von seiner Mutter für Examina und öffentliche Aktus gewaschen wird, was es da für Ermahnungen gibt und wie sich die Eltern freuen, ihre Kinder in dem Zuge und aus der Masse herauszuerkennen. Ein Andrer rief: Gott, was hat's in Mainz Kinder! und hatte dabei eigene Gedanken an die Offiziere der Garnison. Ich wollte ihm eben sagen: Mein Herr, Sie verleumden! als die drei weiß und roth aufgezäumten Rosse kamen, welche die alte Presse Guttenbergs, mit Blumengewinden umrankt, auf zwei Rädern zogen. Dieser Anblick war ergreifend schön. Das alte Instrument so in Ehren gehalten! Die weißen Rosse — man vergaß, daß sie Doktor-Pferde waren und glaubte sich zurückversetzt in die Olympischen Spiele Griechenlands; denn so müssen die Wagenlenker einhergezogen seyn! — Jetzt folgten die Genossen der schwarzen Kunst, mit ihren Fahnen und Herolden. Nahe und ferne Städte wurden von ihren Deputationen vertreten, Darm-

ſtadt, Wiesbaden, Mannheim, Straßburg, Stuttgart, Frankfurt, Leipzig, Cöln; Carlsruhe hatte, wahrſcheinlich aus der Hasperſchen Buchdruckerei, überdieß noch ein feines Meiſterſtück geliefert, nämlich einen ſo kunſtvoll gedruckten Bogen, daß man ihn als Fahne benutzen konnte. Den Frankfurtern ſah man die Luſt an, daß ſie einmal aus den Zeitungsoffizinen erloſt waren und O'Connel, Don Carlos und der Ebro einmal für Deutſchland pauſiren mußten. Der natürliche Gedanke: Die Ereigniſſe laufen nicht davon, aber die Abonnenten! ſtörte heute ſelbſt die ängſtlichſten Zeitungsbeſitzer nicht. Die Poſtamtszeitung wandelte brüderlich mit dem Frankfurter Journal Arm in Arm, die Priorität der Nachrichten, die franzöſiſche Poſt mit ihren bequemen Unbequemlichkeiten war vergeſſen; ein roth und weißes Band umſchloß friedlich die ſonſt ſo feindlichen Elemente. — Die Coda des Zuges bildeten endlich einige ſcharfſinnige Spekulanten, welche mit gravitätiſcher Miene ſich den Vorangehenden anſchloſſen und auf dieſe Weiſe nicht blos im Dom ein gutes Unterkommen fanden, ſondern auch ſpäter dicht vor der Säule ſitzen konnten. Einige meiner Bekann-

ten entlarvt' ich und zog sie mit mir auf die Tribüne.

Guttenberg hatte einen leichten Morgenüberwurf an und auf dem Kopfe eine Jakobinische Bedeckung. Die kühlen Winde, welche die entsetzliche Hitze des Morgens erträglich machten, fanden jedoch von allen Seiten in die Umhüllung Zugang und tausendstimmiger Jubel erhob sich, wenn Guttenberg aus seinem Schleier hervorguckte. Man hatte diesen Ueberwurf so eingerichtet, daß er leicht bei einem gegebenen Winke abzuziehen war; so war der Widerstand desselben gegen den Wind nur schwach und schon das ganze Schulterblatt des Erfinders der Buchdruckerkunst war zu sehen. Man brachte Leitern und stieg hinauf, die rothe Mütze wieder über das eherne Haupt zu ziehen, und innen sahe man wohl, daß Jemand die ganze Geschichte zusammenhielt. Diese kleine Neckerei des Zufalls unterhielt die zahllosen Menschen, welche sich inzwischen auf dem Platze versammelten. Man gab der Bildsäule Leben und sprach bald von ihrer Neugier, bald von ihrer Langenweile. Alles, was man selbst empfand, übertrug man auf das verschleierte Bild. Endlich ließ sich

rede ſtellen, daß ſich das öffentliche und gutgemeinte Urtheil über dieſe Hypotheſe eine Uebereilung vorzuwerfen hat. Wer da weiß, daß das einzige Band, welches die öfter genannten Autoren des jungen Deutſchlands zuſammenhielt, factiſch nur das Band einer oft überreizten und faſt immer rückſichtsloſen Rivalität war, wird zugeſtehen müſſen, daß es jenen Prozeduren an einem erweislichen Thatbeſtande fehlte und daß bei aller Bedenklichkeit, die in irgend einer einzelnen heftigen Exploſion eines dieſer Autoren liegen mochte, doch ein ſolidariſches Verfahren gegen ſie durch die Umſtände am wenigſten gerechtfertigt war. So will ich denn hiermit nicht gegen meine Irrthümer proteſtiren, ſondern nur dagegen, daß ich ſie mit Andern gemeinſam haben ſoll.

Wenn etwas meinen Willen, dem Vaterlande nützlich, wenigſtens erfreulich zu ſein, darthun kann, ſo iſt es dieſer Verſuch, welchen ich der öffentlichen Beurtheilung überlaſſe. Ich gebe hier meine Grundſätze über Philoſophie der Geſchichte zwar nicht in einer einfachen Beichte, aber doch in einer deutlich genug ſprechenden Anwendung auf erläuternde Beiſpiele. Irr' ich mich nicht, ſo muß Wahrheitsliebe der erſte Eindruck ſein, den die Lectüre dieſes Buches macht. Nur böſer Wille, der ſich in ſich ſelbſt verſtrickt, könnte mir vorwerfen, daß die überlieferten und beſtehenden Formen der Geſellſchaft nicht meine Prämiſſen, ſondern meine Reſultate ſind. An neuen Verketzerungen wird es nicht fehlen, doch vielleicht ſchon an der Bereitwilligkeit, ihnen ſo ſchnellen Glauben zu ſchenken, wie früher.

die Glocke des Domes hören, (man begreife, was dies Ehrwürdiges sagen will!) Musik fiel ein. Die hintere Terrasse wurde eingenommen von tausend Sängern, auf dem Theaterbalkon erschienen Prinz Wilhelm von Preußen und der Herzog von Cambridge, der Zug ließ seine ersten Vorposten sehen. Wie kann ich wiederholen, was nach allen Seiten hin die Ehronik schon berichtet hat? Der Gesang des Ritter Neukomm, des Capellmeisters Don Pedro's, wurde von dem alten Manne selbst in Lebensgroße dirigirt. Ich versetzte mich nach Rio Janeiro und in den Moment, wo zum ersten Male Don Pedro seine constitutionelle Hymne vor allem Volk aufführen ließ; aber wozu Beispiele, wo man das Großartigste selbst erlebte! Ueberall, wo die große Trommel und die Pauke nichts mehr ausrichteten, nahm Neukomm seine Zuflucht zu Kanonenschüssen, was eine grandiose Wirkung machte. Nachdem erfolgte die Festrede. Sie wurde unten am Guttenberg aus dem Gedächtniß vorgetragen, verhallte aber trotz der bedeutenden Brust- und Kehlmittel, die Herrn Puttschaft scheinen zu Gebote zu stehen, doch schon unten am Fuß der Säule. Die Drucker und Setzer

unten benutzten auch den Moment und fingen an, ein Festgedicht, das der gute Zweck loben möge, zu setzen und zu drucken.*) Dafür, daß man Herrn Pittschaft nicht hören konnte, sprach er zu lange und durfte bei dem spätern Zeugniß, welches er dem „bewunderungswürdigen Anstand" des Publikums stellte, nicht vergessen, daß sich derselbe auch in jener Stille bewährte, die sich unter den Massen erhielt, trotz der Unmöglichkeit, seine wackre Rede zu hören. Herr Pittschaft drückte in der That das Siegel auf einen verschlossenen Brief. Sein Vortrag war für die Tribüne ein Geheimniß, bis endlich am Schluß einzelne Planken und Trümmer von dem für die Masse allerdings gescheiterten Meisterstücke an das Ufer herantrieben: „Jahrhundert", „Europa", „alle gebildeten Völker der Erde" und ähnliche Guttenbergs-Stereotypen. Ich dachte an Demosthenes, und daß doch auch wohl 20,000 Athener zuhörten, wenn er sprach, und daß die Letzten sich schwerlich an die Ersten

---

*) Herr Schneider aus Rödelheim schnitt auf dem Platze in herrliche Formen den Namen Guttenberg aus Holz.

würden gewandt haben, wie jener jüdiſche Rekrut: Was hat er geſagt? Warum keine Oeffentlichkeit mehr in unſerm Leben! Guttenberg, wenn Du etwas verfabeſt, ſo war es auch dies, daß wir, wenn wir zu 20,000 Menſchen ſprechen wollen, gleich in den Lettern-Kaſten greifen müſſen. Licht gabſt Du, aber ein großes Stück Leben nahmſt Du fort! Du haſt dem Geiſte Flügel gegeben, aber der bleierne Buchſtabe hält dieſe zuſammen! Du machteſt den Geiſt ſtark und den Körper ſchwach, den Gedanken rieſig und den Willen zwergig! Wenn es auch nur Zufall iſt, daß man Deinen Geſchäftsgenoſſen Fauſt mit dem Wittenberger Zauberer verwechſelte; ſcheint nicht in der Mythe, daß Fauſt die Druckerei erfand, dieſer unverwüſtliche Dualismus des Guten und Böſen, die unverwüſtliche Negation und die Mephiſtophelesnatur ſelbſt bei Gottesoffenbarungen zu liegen!

Zu Betrachtungen dieſer Art blieb keine Zeit und noch weniger Stimmung. Auf das Wort des Redners flog die Hülle vom Guttenberg ab und die Luft wiederhallte von dem Jubel der Maſſe, dem Wirbel der Muſik, dem Don-

ner der Kanonen. Wer ein saubres Schnupftuch hatte, ließ es über die Köpfe der Damen, die vor ihm saßen, wehen, die improvisirte Flagge in der rechten, den Hut in der linken Hand. „Weiber wurden zu Hyänen.“ Denn alles rief, was Odem hatte. Zuletzt konnt' ich nicht mehr; mein Herz wurde mir allzuschwer, besonders wenn ich die Kinder drüben auf der Tribüne sah, die eben Neukomms Tedeum gesungen hatten. Die riefen fast mächtiger als alle; ihre Lust war so herzlich, so frisch. Diese Kinder mit ihrem Anrecht auf eine bessere Zukunft, mit ihrem schon im Voraus gewonnenen Siege über so viel Feindseliges, gegen das ihre Väter noch kämpfen müssen, mit dem gewiß für sie einst vollen Genusse und Segen der Guttenbergserfindung — was kann rührender seyn! Ueberhaupt war dieser Moment mehr als ein Schauspiel. Hundert Stimmungen, die aber alle aus einer Wurzel schossen, bewältigten mich auf einmal. Erst fühlt' ich, daß man Autor seyn müsse, um diesen Jubel zu verstehen. Dann zog sich mir durch das tausendstimmige Gewühl hindurch der ängstliche Mißton der Literatur und ihrer im Augenblick so unbeque-

men Stellung zu den öffentlichen Thatſachen. Dann geſtand ich wieder, daß man nicht blos durch Guttenberg zum Volke ſprechen müſſe, um jetzt mit Thränen zuzujauchzen, ſondern daß man auch verfolgt ſeyn müſſe, mißverſtanden, bedrückt, geplagt vom Mißtrauen der poſitiven Autoritäten, geplagt von der Cenſur. Alle die Stellen und Gedanken, die mir je von ihr geſtrichen ſind, blitzten jetzt auf der von der Sonne glitzernden Bildſäule. Und von dieſer Gedankenreihe heraus fiel ich auf Goethe und Frankfurt und dachte bei mir: War's möglich, daß man ſich daheim einbildete, Goethe's Standbild würde im Momente der Enthüllung von einem ebenſo rauſchenden Enthuſiasmus empfangen werden! Ich bin ein aufrichtiger Junger Goethe'ſcher Weisheit und Anbeter Goethe'ſcher Schönheit; aber warum mit einem Griffel über Glas fahren, warum Unſinn ſchaffen und ſich einbilden, Goethe'ſche Intereſſen konnten jemals populär werden! Mochte das Frankfurter Goethe-Comité ums Himmelswillen nicht glauben, die Guttenbergsfeier ließe ſich nachahmen! Dieſe ſteht einzig und unübertrefflich da. Auch Schiller kann, wie Guttenberg, enthüllt werden; aber für Goethe

müßt' es ein andres Arrangement geben. Göthe kann von solchen Massen nicht mit Jubel empfangen werden, und empfangen sie ihn, so ist die Lust eine Lüge und gilt mehr den Coulissen, als den Personen des Schauspiels.

Inzwischen hatte sich die Freude beruhigt. Guttenberg stand sichtbar da, und die Musik begann eine Ouvertüre von Ries, welche jedoch nur für den Concertsaal berechnet war. Sie erfuhr das eigne Mißgeschick, daß man die Solostellen für Pausen hielt, ja sogar bei einem unhörbaren Piano annahm, sie wäre ganz zu Ende! Ein neuer Redner, ebenso unverständlich wie der frühere, stieg in diese Bresche der Ouvertüre ein, und zwang sie, die Waffen zu strecken. Niemand hat auf der großen Tribüne bemerkt, daß die Ouvertüre des Herrn Ries noch gar nicht beendet war. Nach den wenigen Worten, die der zweite Redner sprach, begann der ganze versammelte Menschen-Chor, gegen die Vorschrift des Comité's, der dem Publikum nur den Refrain lassen wollte, den Festgesang: Heil Dir, Moguntia! Die Frauen scheuten sich nicht, miteinzufallen. Auf dem abgedroschenen Stroh der Melodie konnte sich die Masse gut

lagern; denn wer kennt nicht God save the King! Niemand mehr that spröde. Alles sang und in dem behaglichen Gefühle einer höhern geistigen Sättigung verliefen sich endlich die Menschenschaaren; die Ordnung wurde durch Nichts gestört.

An dem Festmahle hinderten mich theils homöopathische, theils verwandtschaftliche Gründe Theil zu nehmen. Dunkle Sagen gehen über diese Tafelrunde um. An Toasten soll es mehr gefehlt haben, als an Speisen; wenigstens wären, sagte man, jene später gekommen, als diese. Jedenfalls war das Festcomité allzubesorgt über die Richtung, die eine aus zweifach geistigen Elementen zusammengesetzte Versammlung nehmen konnte, und kam, um die Aufregung zu vermeiden, mit den Toasten so spät, daß die Zungen der Uebrigen grade erst da frei wurden, als auch die Korke vom Champagner sprangen. Man erzählt von einer Rede Heinrich Königs, für deren Gehalt Jeder einstehen kann, der aus seiner Feder die hohe Braut las. König wünschte, die höchste deutsche Behörde, der Bundestag, wäre bei einem für Deutschland so wichtigen Feste in corpore aufgetreten und

hätte das Geschenk der Preßfreiheit mitgebracht. Ob in diesen Worten eine Anklage liegen sollte, weiß ich nicht. Der Redner wurde jedoch unterbrochen. Eine Verwirrung schwoll brausend höher und höher an. Das Für und Wider behauptete sich mit Erbitterung, bis Gott Dionysos mitleidig und versöhnend den Vorhang über das Gemälde zog.

Mir war es in der Hitze um Kühlung zu thun, und ich fand sie im noch leeren Theater. Löwe's Oratorium sollte von den combinirten Liedertafeln der Umgegend aufgeführt werden. L. Giesebrecht in Stettin hatte dazu den Text geschrieben, und zwar mit edleren Worten und feineren Wendungen, als sonst in den Libretten der Componisten zu finden. Die Ouvertüre scheint mir gehaltlos zu seyn, aber das Hauptwerk selbst ist voll anmuthiger, wenn auch nicht blendender Schönheiten. Löwe strebte nach klassischer Einfachheit und erreichte sie nicht selten, obgleich dann auch mit Gefahr, zuweilen Tonverschlingungen zu geben, die wie aus Mozart entnommen schienen. Die Ballade, in der Löwe so groß ist, tönt durch seine ganze Composition hindurch, die Arien sind fast alle nur Modula-

tionen ihres Rhythmus, nur die Chöre und besonders die Schlußfuge verriethen, daß Löwe nicht blos für die epische, sondern auch für die dramatische Musik schaffen kann. In der Aufführung zeichnete sich eine Dilettantin aus, die sich fest und sicher in dem ungewohnten Element der Oeffentlichkeit bewegte. Ein Bassist aus Hanau machte sich um Guttenbergs Partbie verdient; daß er aber nicht so beifällig begrüßt wurde, als seiner schönen Stimme gebührte, lag wohl in dem ängstlichen Texte, der das Publikum nicht recht frei athmen ließ. Guttenberg und Faust stehen sich nämlich in der Art gegenüber, daß jener die heilige, dieser die weltliche Anwendung der Buchdruckerkunst repräsentirt. Dieser mit seinen Gesellen ruft trotzig den Gründer von Mainz, den Römer Drusus an; jener den heiligen Bonifazius. Was wollen wir leugnen? Wir finden die typographische Frömmigkeit Guttenbergs etwas langweilig, und die Intention des Dichters dabei, wenn nicht geradezu servil und bigott, doch affektirt. Guttenberg war ein Laie, kein Priester. Er druckte die Bibel, weil sie das lebhafteste Bedürfniß der Zeit war. Guttenberg wollte zunächst irdischen und dann

erſt den himmliſchen Lohn erwerben. Er hat nicht daran gedacht, daß er für ſeine Erfindung kanoniſirt zu werden wünſchte. Herr Gieſebrecht und der bekanntlich ſehr pietiſtiſch geſinnte Componiſt Löwe machen faſt einen Mucker aus ihm. Sie umgeben ihn mit einem Heiligenſchein und verderben dadurch das Bild des tapfern, ſtrebſamen und ſcharfſinnigen Mannes, der weit mehr an ſeine geheimen Künſte, als an die Meſſe gedacht hat. Der Sänger aus Hanau mußte nun für dieſen deprimirenden Charakter des Guttenberg ſein Haar laſſen. Wer möchte applaudiren, wenn uns ein Sänger mit noch ſo ſchöner Stimme etwas dem Sinne nach Falſches und dem Zwecke nach Verdächtiges vorträgt! Fehlte doch am Schluß nichts mehr, als daß der Graf von Naſſau, als es ſich um ein Mittel handelte, die guten Folgen der Preſſe zu erhalten und ihr die böſen Wirkungen zu nehmen, die Cenſur vorgeſchlagen hätte! Dieſen Grafen ſang übrigens eine herrliche Stimme. Ich hatte den Zettel nicht, und dachte: Das iſt ein Dilettant, aus dem kann etwas werden! Kurzſichtige Kritik! Der Sänger war längſt etwas geworden. Es war Haizinger!

Dieſer Verſuch einer neuen Geſchichtsphiloſophie iſt beſonders gegen die Hegel'ſche Conſtruktion der Geſchichte gerichtet. Wie großartig die Ergebniſſe der Hegel'ſchen Philoſophie für eine tiefere Auffaſſung der Geſchichte waren, iſt bekannt; dennoch hat ſich ſpäter, ſogar innerhalb der Schule ſelbſt, das Bedürfniß, ſich von der ſtarren logiſchen Nothwendigkeit zur bewegenden Freiheit zu emanzipiren, ſo herausgeſtellt, daß dieſer Verſuch einer Philoſophie der hiſtoriſchen Subjektivität (der That) und der hiſtoriſchen Objektivität (des Ereigniſſes) jetzt mehr als je gerechtfertigt erſcheinen wird.

Wenn wir dem Ziele entgegen gehen, daß ſich alle Philoſophie von den Formeln zu erlöſen hat, ſo hat dieſem Ziele auch unſere Schrift gedient. Die Philoſophie der Schule hat ſich überlebt: man konnte nicht weiter hinaus, als über Hegel. Man mußte zur Erfahrung, zum Menſchlichen, zum Sittlichen, zu dem Maß aller Dinge, zu den Thatſachen unſres nächſten Bewußtſeins wieder zurückkehren. Philoſophie muß erſt wieder Weisheitsliebe werden, ehe ſie neue Formeln über den Urſprung der Dinge aufſtellt.

Dieſe Schrift, die in dem heftigen Streit der Schulen vor zehn Jahren wenig beachtet wurde, wird jetzt erſt, wo ſich auch der Schule die Geſichtspunkte erweitert haben und ſogar die Theoretiker zur Erkenntniß kommen, daß wir nur wiſſen, daß wir nichts (oder Alles!) wiſſen, mehr verſtanden werden, als damals.

Um die Feier in andauernder Steigerung zu erhalten, mußte auch grade am folgenden Dienstag nicht nur Maria gen Himmel gefahren, sondern auch Napoleon geboren seyn. Maria und Napoleon, beide werden gleich innig in Mainz verehrt. Heute läuteten alle Glocken, alle Kirchen waren geöffnet. Die Priester lasen die Messe. Ein frischer Wind vom Niederwald kühlte die drückende Hitze. Mit Muße wandelte man in den Straßen, um sich für den Nachmittag zu rüsten, der nicht mehr der Maria und Napoleon, sondern wieder Guttenberg gewidmet war. Als die Leute aus der Kirche gingen, bemerkte man auf dem Brand auch Herrn von Drais aus Mannheim, den Erfinder der Dräsine, einen Professor der unendlichen Wissenschaften. Zur Belustigung der Jugend ruderte er mit seinem zweirädrigen Karren auf dem Festlande umher. Es ist merkwürdig, daß Herr von Drais vielleicht bis jetzt noch der Einzige ist, der von seiner Draisine Gebrauch gemacht hat. In Mannheim, Heidelberg und Carlsruhe gibt er regelmäßige Vorstellungen mit seinem Instrument; wann werden wir ihn nun auch auf jener Luftdraisine reiten sehen, die er

ſchon ſo lange verſprochen hat, oder auf jenem Wagen fahren, an welchem zur größern Beſchleunigung des Publikums die Pferde ſtatt vorne nunmehr hinten angeſpannt werden ſollen? Herr von Drais theilte unterm Volke einen Catalog ſeiner gemachten und ungemachten Erfindungen aus. Das Feſtcomité hätte zur Beluſtigung des Publikums eine oder die andere davon ankaufen und ſie von Herrn von Drais gleich aus erſter Hand etwa nach dem Fiſcherſtechen ſelbſt ausführen laſſen ſollen. Dies Fiſcherſtechen am Rheine hätt' ich lieber aus der Vogelperſpektive (der zahlloſen Menſchen wegen), als von den Terraſſen der neuen Anlage aus beobachten mögen. Man hat geſagt: Was ein Aal- und Entengreifen den Manen Guttenbergs, der auch nicht einmal Enten-, ſondern Gänſefleiſch hieß, für Ehre bringen konnte? Allein das Schifferſtechen war eine Folge des katholiſchen und ex-politiſchen Feſttages und wurde nur für die Guttenbergsfeier in Beſchlag genommen. Das Panorama war jedenfalls reizend; hier die unabſehbaren Menſchenmaſſen, vor uns der Rhein mit dem ſinnig geordneten Halbkreis von Schiffen, rechts der gelbe Main,

der in den Rhein fließt, links die Stadt und in der Ferne das Niederwaldgebirge. Ein solches Fischerstechen kann man weder auf der Pleiße noch der Pegnitz wieder antreffen.

Ich gestehe, am zweiten Tage viel versäumt zu haben. Schon am Morgen war ich nicht bei der typographischen Besprechung zugegen, welche die versammelten Druckherren und Schriftschneider mit einander veranstalteten. Was davon verlautet ist, beweist, wie geneigt in exzentrischen Momenten das menschliche Herz ist, Alles zu versuchen, selbst das Unmögliche. Der Enthusiasmus war einmal da, den Druckern schlug er ins Gewissen und sie versprachen unter einander durch Handschlag, brav und gut zu drucken, keine stumpfen Lettern mehr zu nehmen und namentlich in Fortschritten der Typographie sich einander beizustehen, und dies alles durch Druckersynoden, je nach den verschiedenen Provinzen, aufrecht zu erhalten. In solchen idealischen Momenten sind die Deutschen zu Allem fähig. Allein ich fürchte, diese Druckersynoden sind eine Chimäre. Die Druckerei ist nichts auf sich selbst Basirtes. Sie kann gute Entschlüsse fassen, um elegant zu drucken. Hängt

es aber von ihr ab, ob an eine Schrift der Kostenaufwand eines guten Drucks gewandt werden kann? Oder überwiegen in den Druckereien die sogenannten „Accidenzien" die vom Buchhändler gelieferte Arbeit! Auch werden die Rivalitäten schwer auszulöschen seyn; durch den rosenrothen Farbenüberzug des Ideals werden immer wieder die gelben Tinten des Interesses hervorschimmern. Die Kundschaft und der Verdienst entscheidet, und zumal im Bereich einer Provinz. Eine Druckverzierung, die Hinz hat, wird er wohl besorgt seyn, Kunz vorzuenthalten. Das ist das große Gesetz der Zeit, welches nicht blos die St. Simonisten, sondern auch die Herren Drucker vom 15. August zu Mainz vergessen hatten: Im Handel und in der Industrie gibt es Beförderung zwar durch Compagnien, aber nie durch Assoziationen.

Aber auch den Fackelzug hab' ich versäumt und die Beleuchtung der Säule. Mit einem Worte, Alles konnte der Einzelne nicht bewältigen. Ich wollte den Ball besuchen, und weiß auch nicht, wie ich in das Menschengewühl im Theatersaale fortgezogen wurde. Ich drängte mich fort, so gut es ging, und wurde bald von

rationaliſtiſchen Pfarrer, die ich kenne, ging um Mitternacht mit mir von dannen. Die Lampen am illuminirt geweſenen Hofe von Alzey waren im Verloſchen begriffen, und wir träumten noch lange in den mondhellen Straßen von einer neuen Religionsoffenbarung und dem geläuterten Chriſtenthum, gewiß recht ſchönen Ballgeſprächen!

Am dritten Tage weckte mich ſchon in aller Frühe die preußiſche Janitſcharenmuſik. Im Garten des Offizierecaſino's, in deſſen Nähe ich wohnte, wurde das Conzert, welches den Abend in der neuen Anlage gegeben werden ſollte, einſtudirt. Gegen zehn Uhr war die Deputation im Guttenbergshofe ausgeſchrieben, in welcher Jahr und Tag der Erfindung der Buchdruckerkunſt beſtimmt werden ſollte. Ich erwartete von dieſer Geſellſchaft nichts und ſah nur einer Lokalſtreitigkeit entgegen, deren Perſönlichkeiten die Nichtmainzer nicht verſtehen würden. Man muß wiſſen, daß die Guttenbergsangelegenheit Mainz in vielfache Partheiung geworfen hat. Dem Einen genügten die Mitglieder des Comité's nicht, ein Andrer wünſchte ſelbſt zu ihm zu gehören und griff die Maßregeln derſelben um ſo

wirksamer an, als er selbst behauptete, um Guttenberg Verdienste zu haben. Dem Geschichtschreiber Guttenbergs, Herrn Schaab, will die öffentliche Meinung in Mainz unwohl; man versichert, daß Herr Schaab das Werthvollste in seinen Mittheilungen fremden Leistungen, die er in einem nicht herausgegebenen gelehrten Manuscripte vorfand, entnommen hatte. Herr Wetter, in seiner kritischen Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, wies eine solche scharfsinnige Ader nach, die sich durch die Schriften des Herrn Schaab zoge und erstaunen mache, wenn man sie mit den Unrichtigkeiten und willkürlichen Erdichtungen vergleiche, die sich in der Erzählung des Herrn Schaab fänden. Endlich wurde das Jahr der Säkularfeier zur Parole erhoben, der verstorbene Lehne, Kulb und andere tüchtige Forscher nahmen an dem Streite Theil, dessen Ziel dies wurde, das Jahr 1840 als Säkulartag zu bestreiten oder zu vertheidigen. Herr Schaab fand in den Akten des Straßburger Prozesses gegen Guttenberg vor, daß man schon 1436 daselbst bei den geheimen Künsten des Mainzer Auswanderers von Zerlegen sprach. Hier versichert er, deutlich angegeben

zu finden, daß Guttenberg ſchon 1436 mit beweglichen Lettern, und nicht mehr mit Tafeln druckte. Herr Wetter beſtreitet die Competenz der gegen Guttenberg aufſtehenden Zeugen, er nennt ſie ungebildet. Allein dieſe Entgegnung iſt wunderlich. Findet ſich einmal der Ausdruck: Zerlegen, ſo muß man ihn zu beſtimmen ſuchen. Wenn die anderweitigen Zeugniſſe für die Annahme, vor 1550 hatte es keinen andern, als Tafeldruck gegeben, entſchieden ſprechen, ſo muß man das Zerlegen in Straßburg freilich auf die vier Tafeln beziehen, die mit einem Male abgedruckt wurden und die Gezüge auf den Zuſammenhalt derſelben in eine Form. Werden ſich aber dieſe prägnanten Ausdrücke blos durch die Bemerkung zurückweiſen laſſen, daß ſie von ungebildeten Leuten kämen?

Für das genau ermittelte Säkularjahr kann aber auch Herr Schaab nicht einſtehen. Er ſtreitet für 1436; allein nur, weil dies zuerſt der Erfindung Erwähnung thäte. Er muß ſelbſt bemerken, daß Guttenberg vielleicht ſchon 1420 die beweglichen Lettern kannte. Was nützt nun dies für die Säkularfeier? Die Gelehrſamkeit

mag verſuchen, die Frage zur Entſcheidung zu bringen; allein, das ſah man wohl voraus, die Buchdrucker, Buchhändler und zufällig der Nähe wegen in Mainz anweſenden Gelehrten würden die Frage nicht genügend beantworten.

Die Guttenbergscommiſſion ſchien auch ihr Vorhaben, eine Arena zu eröffnen, höchlichſt zu bereuen, und hätte gern die Verſammlung mit einem ſchicklichen Grunde umgangen; denn kurz vor dem Feſte waren von den Herren Schaab und Wetter noch zwei heftige Brochuren erſchienen; wer konnte dieſe Streitbähne hindern, ſich am 16. Auguſt öffentlich anzufallen? Als ich in den Saal kam, war er voller Menſchen. Ein gruner Tiſch fur das Präſidium ſtand geheimnißvoll da, und neben ihm zwei Tribunen, die ſich feindſelig einander anblickten. Dieſe Tribunen mochte Niemand beſteigen; denn ſie ſtanden nicht feſt und waren zu leicht gearbeitet. Wenn das Säkularjahr, ſagte man, auf ſo ſchwachen Füßen ſteht, wie dieſe Tribunen, auf welchen es ermittelt werden ſoll; dann brechen ſich nicht nur einige Redner den Hals, ſondern wir kommen noch weniger zu einer Gewißheit. Es hieß allgemein, der Zweck der Verſammlung

wäre schon so weit heruntergestimmt, daß man, statt sich mit dem Säkularjahre bekannt zu machen, sich untereinander bekannt machen wolle. Ein Album auf dem grünen Tische wurde eröffnet. Die Anwesenden schrieben ihre Namen ein. Um dieses Stammbuch schien es den Festordnern mehr zu thun, als um den Stammbaum der Buchdruckerkunst.

Inzwischen ließ sich doch der Erfolg anders an. Herr Pittschaft bat die Gesellschaft, Sitze zu nehmen. Er las einen Eingang ab, dem man ansahe, wie gern er den Gegenstand der Debatte preisgegeben hätte. Er erfand ein sinniges Auskunftsmittel, den Zweck der Gesellschaft in aller Kürze zu erreichen. Sie sollte sich für incompetent erklären, eine Preisaufgabe stellen und eine der drei deutschen Akademien zur Richterin machen. Ehe man hierüber abstimmen konnte, handelte es sich um eine von der Gesellschaft zu wählende Leitung der Sitzung. Herr Pittschaft behielt sie, und zwei Sekretäre wurden ihm zur Seite gestellt. Ich will nicht verschweigen, daß bei diesen Wahlen sich grade da eine sehr gehässige Animosität zeigte, wo man sie nicht hätte vermuthen sollen. Wer kennt die

# Philoſophie

der

# That und des Ereigniſſes.

---

Lokalintriguen der Mainzer! Wer mochte ſie in dieſe Geſellſchaft hineingezogen wünſchen! Ein Herr Baur, dem man das Sekretariat antrug, entſchuldigte ſich mit eignem Tone, in welchem viel unterdrückter Groll zu liegen ſchien, durch ſeine Geſundheit. Gewiß war Herr Baur leidend. Warum wurde von Seiten des Herrn Pittſchaft dieſe Entſchuldigung mit Spott aufgenommen? Warum rief er dem dann erwählten Sekretär zu: Sind Sie etwa auch krank? Dieſe Ironie, wäre ſie von allen Mitgliedern verſtanden worden, hätte kräftig gerügt werden müſſen. Was kümmerten die Gäſte Eure Kunſtvereins- und Monumentalſtreitigkeiten, Euer Vorrangsehrgeiz, Eure Perſönlichkeiten! Herr Pittſchaft iſt ein mäßig geiſtvoller Mann; allein in dem Prinzipate, den er vermoge ſeiner perſönlichen Energie zu behaupten wußte, ſprach ſich keinesweges jene ſanfte, gleichmäßige und abwägende Nachgiebigkeit aus, die vor allen Dingen zu einem Präſidium gehört. Dieſe perſönliche Mißſtimmung der in der Verſammlung auftauchenden Mainzer Elemente trat beſonders ſchroff hervor, als Herr Aull, dieſer conciſe, feine und durch Ton und Haltung gleich

imponirende Redner, ſprach. Welche Bitterkeit, welche Verhöhnung in den Interjektionen des Präſidiums! Was dahinter ſtecken mag, weiß ich nicht; nur das iſt mir einleuchtend, daß während der drei Feſttage perſönliche Fehden und Abneigungen ſich hätten mäßigen ſollen, zumal wenn ſie einer Verſammlung präſidirten, die über den Ton erſtaunte, weil ſie nicht au fait war.

Ueberdrüſſig der langen Ausfaſerung, die Herr Pittſchaft für ſeinen Vorſchlag beliebte, bat ich die Geſellſchaft, nicht zu vergeſſen, daß ſie einen zwiefachen, zwar in ſich involvirten, aber doch praktiſch zu ſondernden Zweck hätte, einen kritiſchen und einen liturgiſchen. Jener gälte dem Erfindungs-, dieſer dem Sakularjahr, jener könne leicht unerreichbar, dieſer dürfe es um keinen Preis ſeyn. Wie wenig uns die gelehrte Unterſuchung nütze, ergäbe ſchon das Jahr 1836, das von Herrn Schaab gefordert wurde, und für welches ſich allenfalls alle Akademien vereinigen konnten; dann müßten wir in dieſem Jahrhundert auf die Feier verzichten. Ich bat das Präſidium, beide Fragen an die Geſellſchaft zu richten, die wiſſenſchaftliche und die praktiſche,

und ſie anzugeben, mit welcher ſie ſich zu beſchäftigen gedächte. Herr Aull hielt darauf einen Vortrag, der zwar vorher durchdacht ſchien, aber doch im Moment alle Zeichen einer originellen Improviſation trug. Der Ausdruck gewählt, der Vortrag belebt, die Argumente ſchlagend. Dieſe lichtvolle Anrede an die Verſammlung entſchied ihre Beſtimmung. Herr Aull verwarf die wiſſenſchaftliche Feſtſetzung eines Jahres, und ſagte ſehr ſchön: „Wir zweifeln nicht, daß die Dampfſchiffe in dem Augenblick erfunden waren, als Fulton an Napoleon das Geheimniß derſelben ausſprechen wollte, und würden die Säkularfeier der Dampfſchiffe doch erſt dann feiern, nachdem hundert Jahre ſeit dem erſten fertig vom Stapel gelaufenen Dampfſchiffe verfloſſen ſind. Und ſo zweifelt auch Niemand, daß Columbus Amerika entdeckt hat, ob er gleich nie das Feſtland von Amerika betrat.“ Jenes Beiſpiel war für Herrn Wetter, dieſes für Herrn Schaab; für beide aber ergab ſich, daß die Buchdruckerkunſt eine allmalige Erfindung war und daß Guttenberg wohl ſchon in Straßburg mit Dem einen Verſuch anſtellte, was er ſpater in Mainz erſt ausführte. Herr Aull ſagte mit Recht, daß

das Jahr 1440 nicht blos ein mittleres, sondern auch durch Gewohnheit geheiligtes wäre, und schlug aus Dankbarkeit gegen Mainz vor, den 14. August für das Fest der Säkularfeier zu wählen. Mit der Preisaufgabe schließlich mochte er sich am wenigsten befreunden; denn diese schlosse eine Geringschätzung dessen ein, was Mainzer Gelehrten bereits für die Frage gethan hätten. Er hätte hinzufügen können, daß man auch nur in Mainz fähig seyn konnte, der Lokalität und Materialien wegen, die Frage gründlich zu beantworten. Dieser Vortrag wurde der Wendepunkt der Debatte. Man erkundigte sich bei seinem Nachbar nach dem Namen des imponirenden Mannes; denn Was er sprach, wurde von einer in solcher Abrundung und Sicherheit seltnen Persönlichkeit unterstützt. Die murmelnden giftigen Schaumwellen des Präsidiums erschütterten diesen Felsen nicht.

Herr Campe aus Nürnberg, ein taktfestes Mitglied der Buchhändlerbörse, schlug statt des 14. August den Johannistag als Namenstag Guttenbergs vor und hielt sich in Betreff des Jahres an das Jahr 1840, „die geheiligte Sitte der Altvordern." Ich hatte auf der Zunge, daß

die es allein noch nicht machen sollte. Herr Campe schien sehr gleichgültig auf die Kritik herabzusehen, ja erklärte rundweg: „Ich im Namen der Buchhändler versichre, daß wir das Fest im Jahre 1840 feiern werden.“ Als ich später bei der Competenzfrage auf diesen kategorischen Entschluß, der einem Diktatorspruche nicht unähnlich sah, verwies und meinte: Was können wir uns für competent erklären, da Herr Campe im Namen der Buchhändler sagt: Wir feiern 1840 quand même! sprang Herr Friedr. Fleischer aus Leipzig schnell auf und erklärte: Die Buchhändler hätten nichts bestimmt und Herr Campe wäre im Irrthum, wenn er glaubte, für sie etwas versichern zu dürfen; die Buchhändler unterwürfen sich der heutigen Versammlung.

Das erste Resultat war nun die Zurückweisung der wissenschaftlichen Erörterung. Die Worte des Herrn Aull: Mögen das die Gelehrten ausmachen! fanden allgemeinen Anklang. Von der Preisaufgabe war keine Rede mehr. Das Jahr, wo Gattenberg zum ersten Male bewegliche Typen brauchte, wurde somit für einen locus conclamatus erklärt.

Jetzt kam die praktiſche Frage: wann feiern wir die Erfindung? Zunächſt hieß es: ſind wir kompetent, hierüber einen Beſchluß zu faſſen? Man war nicht übel geneigt, dieſes in aller Kürze zuzugeben; ich ſagte jedoch: Wie können wir kompetent ſeyn? Wir haben wohl eine moraliſche Competenz, wir können eine Meinung mit uns nach Hauſe bringen und die zu verbreiten ſuchen; aber wir können ſie nicht als Geſetz mitbringen, wir können uns nicht verpflichten, für die Einhaltung unſres heutigen Beſchluſſes bei den Unſrigen einzuſtehen. Daran ſchloß ſich die ſchon oben erwähnte Anführung der Campeſchen Bemerkung, die jede Competenz der Verſammlung auszuſchließen ſcheine, und Herrn Fleiſchers Berichtigung. Der verehrte Herr ſagte überdies: „Wir ſind kompetent. Mainz hat uns gerufen, wir ſind gekommen. Wer ausgeblieben iſt, hat keine Stimme.“ Es lag darin ein Vorwurf und eine ſtarke Vermeſſenheit; die letztere hatte ich gern gerügt; ich hätte gern gefragt: Wo ſind die Typographen und Bibliopolen von Wien, Prag, Breslau, Berlin, Hamburg, Hannover und Göttingen? Wo ſind ihre Deputationen? Allein der Saal

kam jetzt in unruhige Bewegung. Ein Redner drängte den andern. Jeder wollte zu Wort kommen, für und wider die Competenz. Herr Otto Wigand donnerte für die Competenz, Herr Hoff aus Mannheim mit starkem Anklange dagegen. Jener wollte ein Gesetz; dieser nur einen Wunsch. Endlich kam zur Frage: Erklärt sich die Gesellschaft für kompetent, zu bestimmen, wann die Säkularfeier der Buchdruckerkunst stattfinden soll? Möge! rief ich, und der Saal war ein Gewirr von Soll, Möge, Möge, Soll, bis sich die Majorität für Soll und 52 Stimmen für Möge aussprachen. Ich war in der Minorität und ergötzte mich daran, das, was ich hier sichtlich erlebte, auf die geistigen Interessen und die Literatur zu beziehen und den großen Haufen von der kleinen ausgewählten Gemeinde zu unterscheiden. Der Festrausch hatte die Versammlung hingerissen. Sie glaubte sich zu Großem berufen und erklärte sich für souverän. Zuletzt brachte sie sich selbst ein Lebehoch. Damit mußte der Stolz eines gefeierten Selbstbewußtseyns konsequent enden.

Zwischen Soll und Möge warf endlich Jemand Nonne und fand des Scherzes wegen

Beifall. Zuletzt mußte der Präsident sogar erklären, das Wörtchen Soll bezeichne hier nur eine moralische Nothwendigkeit. Damit war die Stimme der Minorität faktisch doch zur Siegerin über die Majorität geworden.

Bei der Frage: Wie die Feier erfolgen solle? wurde manche idealische Tendenz sichtbar. Man wünschte wieder einen Hauptort der Feier: Herr Wigand deutete nicht übel auf Leipzig, Herr Robert Haas schien Mainz zu wünschen. Herr Wigand wohnt in Leipzig und Herr Haas bei Mainz. Herr Konig sagte einiges sehr Bittre und mit Recht, wenn man bedenkt, daß ein Aalgreifen zum Feste geboren sollte und keine freie, ungehinderte Rede, wie er's erfahren hatte. Ich gestehe jedoch, die besondere Intention meines Freundes nicht verstanden zu haben. Das Protokoll, welches sehr mittelmäßig abgefaßt wurde, es auch kaum anders werden konnte, da die Sekretäre selten die Namen der Redner wußten, meint, Konig hätte wieder einen äußern Anlaß gewünscht. Das versteh' ich aber grade nicht. Herr Campe endlich in seiner ungebinderten und sehr bestimmten Art gab seine Meinung dahin: Das Säkularfest ist

überall Lokalsache; es wird überall in Deutschland gefeiert. Allgemeine Zustimmung. Natürlich. Die Sakularfeier wird jedenfalls eine religiose seyn. Die Geistlichkeit wird aus dem Tage ein Kirchenfest machen, und die Initiative ergreifen. Die Ausbeutung der Bibel ist der religiose Anknupfungspunkt.

Das Jahr und der Tag, wo Herr Aull sich zu dem sinnigen Vorschlage des Herrn Campe bereit erklarte und den 14. August zurucknahm, wurde einstimmig angenommen. Bei dem Johannistage hatt' ich Furcht vor etwa versteckter Freimaurerei. Indessen hieß Guttenberg Johannes und taufte, zwar mehr mit Feuer, aber bei vielen Schriftstellern und Buchhandlern, die durch die beweglichen Lettern beweglich geworden sind, auch wohl mitunter mit Wasser. Ein Formscrupel Niessers, der wieder aus dem Unbehagen herkam, die Gesellschaft mochte sich fur großer, vollstandiger und wichtiger halten als sie war, wurde von Herrn Aull beseitigt. Einer sogar entgegnete: Formalitaten waren der Gesellschaft unwurdig; welche pompose Bemerkung denn freilich auch auf den Jubel und die Pracht des Festes zu schreiben ist. Zum Schluß

lebte, auf Veranlaſſung des Herrn D. Wigand, das Präſidium hoch!

Warum haben aber die Berichterſtatter eines Mannes und eines Toaſtes nicht Erwähnung gethan? Herr Schaab, der Vertheidiger von 1436, ein würdiger Greis, ſaß ſtillſchweigend in der lauten Verſammlung. Er war der einzige, der gegen Alles, was vorgenommen wurde, proteſtirte. Großer als Galilai, ſaß er auf der Folter, als die Geſellſchaft der praktiſchen Erleichterung wegen beſchloß, ſich für 1840 zu entſcheiden. Als der Prozeß zu Ende war, trat er auf und ſagte mit ſchwankender Stimme: Ich wünſche einen Toaſt auf Guttenberg! Auf wen? frug der Präſident, von dem man es, des Anſtandes wegen, am wenigſten hätte erwarten ſollen. Auf Guttenberg! ſagte der alte Mann, indem er einfließen ließ: Ich bin der Geſchichtſchreiber Guttenbergs. Darauf bemerkte jene liebloſe Indiscretion wieder: Ach ja, Herr Schaab hat ſchon recht hübſche Verdienſte um Guttenberg. Der Toaſt wurde dünn angeſtimmt und dünn ausgeführt. Freilich auch, was braucht Guttenberg zu leben, und wenns auch ſeine Manen wären! Allein die Verſamm-

lung, vom Präsidium instruirt, wer Herr Schaab wäre, instruirt, daß der alte Mann überhaupt Herr Schaab wäre, was nur die Wenigsten wußten, wurde Rücksicht genommen und einen Greis, dessen Bitte dem Unkundigen trivial vorkam, nicht gekränkt haben.

Nächstdem traf grade ein Brief von Thorwaldsen ein und wurde der Versammlung mitgetheilt. Beim Vorlesen des Protokolls zeichneten sich die Anwesenden in ein Album ein. Die Mittagsstunde war gekommen.

Das Fest war zu Ende. Die meisten Gäste flogen in die Heimath oder nach Wiesbaden. Auf der neuen Anlage, wo die Preußen ihr Conzert gaben, und Prinz Wilhelm mit dem Bruder des ehemaligen Herzogs von Cumberland sich höchst vertraulich und ungezwungen unter die Massen mischte, traf man überwiegend nur die Mainzer Societät. Im Theater sang Mad. Pirscher und Haizinger. Ich hatte keine Ruhe mehr. Entweder nach Hause zurück oder weiter fort! An einem Orte zu bleiben, wo kurz vorher so viel Gewühl sich drängte und nun alles still und nüchtern wird, wer vermag das? Ein Rheinbad in der Nacht spülte die drei Tage,

was ſie Irdiſches zurückgelaſſen hatten, ab; ich gab dem ewigen, göttlichen Fluſſe meinen Tribut und zog am nächſten Morgen die Terraſſen von Hochheim hinauf nach Frankfurt zurück. Der Sonnenſchein des Feſtes lag hinter mir, das Feſt ſelbſt verklärte ſich in eine ferne Märchenſage. Der Himmel überzog ſich wieder mit Wolken. Es fing ſanft an zu regnen. In Gaſthäuſern bläſt uns Fama wieder die neue Zeitung zu. In Berlin die Cholera, in Warſchau die Peſt, in Palermo die Entmenſchung. Welch ein Schrecken, wenn man von den ſonnigen Gipfeln und Träumen eines durch und durch geiſtigen Feſtes wieder hinabſteigt in die Thäler der Wirklichkeit und Erfahrung, in die breite Ebene der Alltäglichkeit!

# Ein Beſuch bei Göthe.

Ich erzähle einen Beſuch nicht beim lebenden Göthe, ſondern bei ſeinem Grabe, bei den welken Herbſtblättern, die im Park von Weimar liegen, bei ſeinen Münzen und optiſchen Täuſchungsvorrichtungen, bei dem verroſteten Ehrenbecher, den ihm Frankfurt vor Jahren ſchickte, bei den aus Tiefurths Wieſen dampfenden Herbſtnebeln und dem Ufer der gutmüthigen Ilm, an welches einſt Göthe ſeine unglücklichen Gelegenheitsdichtungen anknüpfte. Aus Buſch und Baum, von jeder Höhe, aus jeder architektoniſchen Verzierung der öffentlichen Garten um Weimar brannte mir Göthe's Geiſt entgegen. Wo iſt hier etwas, das er als Künſtler nicht mitſchaffen half, oder als Geſchäftsmann nicht wenigſtens begutachtet hätte! Schon bei

der erſten Einfahrt in Thüringens Berge mit rothem Fuß und grünem Tannenwipfel, in Eiſenach und überall, wo man weimariſche Huſaren trifft, konnte ich mich nicht enthalten, in Allem Göthe's grabende, meſſende, nivellirende Hand, ſeine Gärtnerhand zu entdecken, oder wenigſtens die Eindrücke zu vergleichen, die Frankfurts ſtolzvornehme Lage am Maine einſt auf den Patrizierſohn machen mußte, als er den üppigen italiäniſchen Horizont ſeiner Vaterſtadt mit den Höhen und Thälern Thüringens vertauſchte und gen Weimar hin Geſichtspunkte bekam, die immer enger und begränzter wurden, einen ſo kleinen, beängſtigenden Horizont. O wie lange ſchwimmt über die Umarmung des Rheines mit dem Maine hin die Sonne, ehe ſie dem Andächtigen auf der Brücke in Frankfurt untergeht; und wie ſchnell iſt ſie in Weimar verſchwunden! Sie duckt ſich hinter eine Fichte, und iſt fort. Und in dieſen Schranken war Göthen ſo wohl. Hier hatte er überall eine kleine Felswand, um ſeine Phantasmagorieen daran zu gaukeln, eine kleine Quelle, die er zum Niagarafturze dichten konnte, überall einen Bach, der ihm das Weltmeer ſcheinen durfte,

Duodeztempel, die er ſich auf klaſſiſchem Boden träumte, kleine Laubgänge im Belvedere, die ihm Belriguardo dünkten und ein Naturtheater aus geſtutzten Baumbecken, aus dem er ſich einen dramatiſchen Dionyſostempel Griechenlands entnehmen durfte. Göthe war ſo an dieſen kleinen Horizont mit den Jahren gebannt, daß er eines Tages, im höchſten Unwillen über eine vermeintliche Zurückſetzung des Hofes, ein Glas nach dem andern herunterſtürzend, mit ſeiner Gigantenfauſt auf den Tiſch ſchlug, alles darauf zittern und klirren machte und ausrief: Kommt das noch einmal vor, ſo bin ich des hieſigen Treibens ſatt, ſetze mich in meinen Wagen und reiſe — wohin denkt ihr wohl? Nach Rom, Neapel, nach irgend einem Tomi in der Schweiz? Nein, Göthe's Rieſengeiſt war ſo von dieſen kleinen Verhältniſſen umſponnen, daß er nur ſagte: — und reiſe nach Jena.

Indeſſen gibt es wohl zur Stunde noch keine Stadt in Deutſchland, wo die Literatur ſo frei und behaglich Athem ſchöpfen dürfte, als Weimar. Die Luft iſt hier mit den klaſſiſchen Namen der Nation geſchwängert. Die Lohnbedienten und die Gaſthöfe leben von dem Tafelabhub,

der vom frühern Göttergastmahl der Literatur hier übrig geblieben ist. Könnten wir nur wieder einen berühmten Mann hierherziehen! sagte mein Lohndiener, und ich schlug ihm vor, Subscribenten zu sammeln und etwa Männer wie Raupach oder Rellstab einzuladen. Er schrieb sich die Namen auf und betreibt vielleicht schon im Geheimen meinen guten Rath. Die Literatur ist in der That in Weimar Etwas, das zum Ganzen, zum Staate, mitgehört. Der Hof selbst ist noch unschlüssig: soll er's machen, wie alle andern Höfe, und seine Begriffe in zwei nackte Gegensätze auflösen: Legitimität und Demagogie; oder soll er der Göthe'schen Schule Ehre machen und die Literatur mit ihren kleinen poetischen Blumenkränzen und großen Etikettenverstößen wieder zum Handkuß lassen? Noch ist Göthe's Name mit einigen Würdeträgern des Hofes verwandtschaftlich verbunden. Noch lebt Stephan Schütze in Weimar! Noch arbeiten Staatsminister am Taschenbuch der Liebe und Freundschaft mit. Ohne Scherz, die Fürstin ladet alle vierzehn Tage bei sich ein, was sich in Weimar und Jena von Literatur nur auftreiben läßt. Novellen werden vorge-

lesen und Theorien über das Schöne. Von Weimar kommt die Produktion, von Jena die Kritik und das System. Stoff zu einem geistigen hohern Wirken, das sogar die Freude hätte, sich an Gegebenes lehnen zu dürfen, ist genug in Weimar da; wer ihn nur zu bemeistern wüßte!

Viele Schriftsteller haben eingestanden, daß sie zitterten, als sie Gothe besuchten. Ich gestehe aber, nur Willibald Alexis in dieser Lage begriffen zu haben; denn dieser kehrte bekanntlich auf dem Wege zu Gothe vor Angst wieder um, und sah ihn nicht. Wer aber einmal das schlichte Haus, das Gothe bewohnte, und die auffallend kleinen Dimensionen, in welchen die Treppe und die obere Hausflur gehalten sind, sahe; wie kann der nicht Muth gefaßt und sich gestanden haben, daß diese Umgebungen ganz nach der petite ville eingerichtet sind? Beängstigend für Besuchende sind große Treppen, weite Vorsäle, glattes Parquet; aber die Verhältnisse, die sich bei Gothe darboten, sind durchaus klein, die Decke des obern Stockes ist auffallend niedrig, die Zimmer haben eine beschränkte Ausdehnung, der Hof ist dunkel und mit fünf Schritten durch-

messen, altes verfallenes Bauwerk lehnt sich daran; wie kann dies Alles nicht Muth machen, wenn es denn doch der Geheimerath seyn soll, und nicht der große Geist, vor dem man so besorgt ist! Ich wußte zwar, daß Göthe schon todt ist, war aber doch darauf gefaßt, ihn plötzlich aus einem Nebenzimmer treten zu sehen. Recht trotzig wäre ich gleich in sein Inneres eingestiegen und hätte ihn da gefaßt, woran auch die Muse sich bei ihm halten mußte. Alles Uebrige, die Dekoration, Hinter- und Vordergrund, ist kleinlich.

Herr Kreuter zeigt jetzt die Göthe'schen Sammlungen und das Arbeitszimmer. Er war der letzte Sekretär des Seligen gewesen, und hatte am Zelter'schen Briefwechsel tüchtig mitgearbeitet. Er scheint Autodidakt, und erinnert ganz an jene Naturen, die Göthe in seiner Art tüchtige zu nennen pflegte. Zunächst zeigt dieser Mann, was Göthe an Knochen und Schädeln, Ehrengeschenken, Münzen, Gypsabgüssen, Zeichnungen, bunten Porzellanschüsseln, Mineralien und Autographen besaß. Eine Siegel- und Schmetterlingssammlung vermißte ich. Van Dyks Schädel steht neben dem eines

Verbrechers, um den Adel der menſchlichen Seele ſelbſt noch in den Knochen nachzuweiſen. Der Farneſiſche Stier iſt öfters vorhanden, ein Bild der ſtrotzenden Manneskraft. Ich weiß nicht, dieſer prächtige Stier kam mir immer wie der verzauberte Gothe ſelbſt vor. Nun Medaillen aller Art, um die Weltgeſchichte darnach zu erklären; Zeichnungen von Gothe's Hand, wo es mir auffiel, Dinge wiedergegeben zu finden, die Vielen gleichgültig erſcheinen werden. Unter andern ſtellt eine Zeichnung nur ein ſchlichtes Gartenthor vor; und dennoch muß man geſtehen, daß gerade nichts heimlicher auf den poetiſchen Sinn wirkt, als eine ſolche Einfahrt zu Räthſeln und romantiſchen Abenteuern, die wir nicht löſen können, weil wir den Thorſchluſſel nicht haben. Eine Zeichnung ſtellt Schiller's Garten in Jena vor, und wenn es wahr iſt, was Herr Kreuter behauptet, daß Gothe von einem dazu gehörigen Gartenhauſe, zu dem Schiller ſelbſt den Riß entworfen, geſagt hätte: Es wäre Schiller's beſtes Werk; ſo iſt dies eine jener aphoriſtiſchen Ruſſe, welche die alten klaſſiſchen Herren ſo leicht hinwarfen, um das Publikum ſich daran die Zähne zerbeißen

zu lassen. Hätten wir, die wir nichts sind, das gesagt, man würde es trivial genannt haben.

Unter allen diesen mineralischen und ästhetischen Schätzen muß man gewesen seyn, um das zu verstehen, was Göthen die Welt und ihre Geschichte war. Würdet ihr es nicht möglich finden, daß ein Mann, der anerkannt den ersten und größten Diamanten in der Welt besäße, sich um alles Andere nichts kümmerte und seinen Stolz darein setzte, daß man, um etwas vollständig zu haben oder nur zu kennen, und wär's auch nur die Edelsteinkunde, zu ihm kommen müsse? Habt ihr nicht Personen gekannt, deren ganze Wichtigkeit, die sie für Andere und sogar für sich selbst hatten, in irgend einer zufälligen Berührung mit Napoleon, in einer Verwandtschaft mit Werthers Lotten bestand? So gibt es Menschen genug, die ein ganzes Leben hindurch von der Notiz erhellen, daß sie etwa Nachkommen jenes Müllers sind, der Friedrich dem Großen den Effekt seines Sanssouci verdarb, oder daß sie diejenige Person sind, die Schiller unter seiner Laura verstand. So hatte Göthe um sich die kostbarsten Reliquien,

# Einleitung.

Wenn des Aeſchylus gefeſſelter Prometheus in die gefühlloſe Luft ſeine Klagen ſendet, miſcht er in den ſtöhnenden Schmerz die Drohung, daß auch von den Göttern keiner ſeinem Schickſal entgehen würde. Und wirklich, der wolkenverſammelnde Zeus verhüllt ſich in die Nebel des Ida und wägt in zwei Schalen das Schickſal Pergamums.

Wer iſt wohl nach dem Glauben der Alten dieſer höhere Wille, dem ſelbſt die Kroniden nicht entrinnen? Der Spruch der alten Götterdynaſtie des Aeſchylus, der Spruch jener elementariſchen rieſigen Begriffe, welche vor der Fluth ſich über die Erde lagerten, jener uraniſchen Granitſchicht der griechiſchen Mythologie? Oder das Schweſterkleeblatt der Parzen, die individuelles Leben und Tod (was iſt auch die Geſchichte anders, als ein Menſch, der in ewiger Metamorphoſe aus der Wiege in das Grab und aus dem Grabe in immer neue Windeln ſchlüpft!) auf ihrem Rocken ſpinnen? Oder Tyche, die Würfelſpielerin des Zufalls?

Die Alten hatten hierüber kein klares Bewußtſein. Ihre Götter waren nur die Stufen ihrer Andacht, niedriger oder

Münzen, die bei Eckhel fehlten, Gemmen, die Lippert nicht kannte, Uralsteine, wo Alexander v. Humboldt erklärte, Loder, der sie geschickt, hätte sich damit „die Seele aus dem Leibe" genommen. Konnte da Gothe nicht immer in der Illusion bleiben, daß trotz aller Zurückgezogenheit doch die Welt durch seine Sammlungen ergänzt werden müßte! Was Krieg und Friede, was Napoleon und der Zeitgeist, was Philhellenen und spanische Prätendenten, was selbst Rationalismus und Supernaturalismus — Gothe hatte seine Welt um sich, ein Gewühl von Beziehungen und Auslegungen, ein Chaos von Erinnerungen, Alterthum, mittlere, neuere Zeit. Was war ihm Wellington, was der Kreis der berühmtesten Heerführer der neueren Zeit! Er hatte ja von allen die Handschriften Was Papst Gregor! Er hatte ja eine Münze von ihm. Ja, was war ihm der Regenbogen draußen in der nassen Luft! Er hatte ja in seinem Zimmer einen kleinen künstlichen sich machen gelernt, von Pappe, einer Glaskugel und einigen von seinem Garten hereinfallenden Sonnenstrahlen!

Auch dies Arbeitszimmer habe ich gesehen.

Es iſt allgemein bekannt, daß es ausnehmend einfach iſt, ohne Sopha, nur mit eichnen, unpolirten Stühlen und Tiſchen beſetzt; aber weniger bekannt iſt es, daß auch in dieſer Einfachheit ein groſſer Luxus liegt. Wenigſtens muß es für einen vornehmen Geiſt Genuß ſeyn, in einer ſolchen Umgebung nur ſein Innerſtes als das Koſtbarſte aufzuſtellen. Sind wir in unſern Wohnzimmern abgeſpannt, der Erregung bedürfend; ja dann mögen die glänzenden Möbeln und die Goldleiſten an den Wänden für uns geiſtreich ſeyn. Dann mag die ſchimmernde Aſtrallampe das ſagen, was uns nicht einfällt, und die ſeidene Tapete reden, während wir ſtillſchweigen. Wer kann ſchaffen, wenn man rings mit Schöpfungen umgeben iſt! Die geiſtige Leere und Oede der franzöſiſchen Schriftſtellerwelt hat mir nie etwas ſo verſinnlichen können, als die Eleganz, mit welcher ſich dieſe berühmten Herren umgeben. Vielleicht ſind die koſtbaren Schilderungen der Umgebung, in welcher die franzöſiſche Romantik dichtet und lebt, nur Erfindungen der Phantaſie, oder um den Gläubigern dieſer Dichter zu imponiren. Zu Balzacs Ehre glaube ich, daß ihm ſeine Schreibfeder

nur deshalb auf einem goldenen Teller präsentirt wird, damit die, welche ihm borgen, wissen, daß es in seiner Wirthschaft noch etwas einzuschmelzen gibt. Nein, der ächte Dichter wohnt wie Göthe, und findet es sogar pikant und jedenfalls am anregendsten, in einem Zimmer zu schaffen, wo nichts als nackte Wände, ein eichener Stuhl, ein gleicher Tisch ihm zu Gebote stehen. Das Uebrige wird schon die Phantasie hinzuthun.

Göthe schrieb auch im Stehen, und merkwürdigerweise gegen das Licht. An einem solchen Orte grübelt man über Alles, und so führe ich dies an, weil ja Jedem unwillkürlich einfallen wird: In der That, er schrieb gegen das Licht. Er ließ sich die Sonne auf den Rücken, nicht aufs Herz scheinen. Sonst ist Alles, was man in dem Zimmer anrührt, todt und kalt. Es scheint zu verwesen, seitdem der Herrscher darüber nicht mehr ist. Ich dankte Gott, als ich draußen auf der Straße wieder frische Luft schöpfte. Ich war wieder ein freier und eigner Mann, und hütete mich wohl, ob ich gleich auf heiligem Boden stand, der mir

unter den Füßen brannte, mathematiſch und wörtlich mit Eckermann und Riemer zu unterſuchen, wo wohl noch Spuren von Göthe's Fußtapfen auf der Treppe oder an dem Kratzeiſen vor dem Hauſe zu finden wären.

# Eine Criminalerinnerung.

Das Mannheimer Kaufhaus iſt eine Gebäude, welches man, ſeiner vortreflichen Bauart wegen, jeder Stadt wunſchen mochte. Ein großes Quadrat, zeichnet es ſich an allen Seiten durch Arkaden aus in welchen man vor Sturm und Regen Schutz findet, ja wo man ſelbſt Spaziergänge und Modenmuſterungen anzuſtellen pflegt. Das Dach dieſes großen Gebäudes iſt gleichförmig, aber im Innern trennen den unmittelbaren Zuſammenhang mehrere Hofe, die theils Privaten, theils der Stadt angehören. In einem dieſer Hofe wird Mehl verkauft, ein anderer gehört zur Polizei.

Der letztere iſt gar klein und den Gefängniſſen angemeſſen, aus denen man auf ihn herabſehen kann. Ein Waarenſchauer trennt

ihn von Privathöfen, die aber alle zu dem groſſen Ganzen des mächtigen Kaufhauſes gehören. Die Gefängniſſe, welche die Polizei hier unterhält, ſind eigentlich nur proviſoriſche Abſteigequartiere. Sie werden nur von ſolchen bevölkert, die in Unterſuchung ſind; für überführte Verbrecher gibt es eine andere, hoffentlich nach modernen Erleichterungstheorien gebaute Strafanſtalt.

Die Mannheimer Polizeigefängniſſe laſſen eine ganz eigenthümliche und ſpannende Darſtellung zu. Durch ſie iſt ein großer Theil der politiſchen Aufregung hindurch gegangen, die wir vor und nach dem Freiſinnigen in Baden erlebt haben. Die Frau des Polizeidieners, die den hieſigen Gefangenen mancherlei Handreichungen leiſtet, weiß uns in ſchnellen und anekdotiſchen Zügen die ganze Geſchichte Badens von 1831 bis 1834 von ihrer criminellen Seite darzuſtellen. Sie weiß, wie Strohmayer, der Herausgeber des Wächters am Rhein, es einer Knallerbſe verdankt, daß man ihn in der Stadt entdeckte und feſtſetzte.*) Sie erzählte mir, daß

*) Beim Unterſuchen eines Hauſes wurde die Polizei

in demſelben Raume, wo wir uns (unwillkürlich) befanden, Venedey gehauſt und ſich eines Tages mit einem Spiegel geholfen hatte, um zu erfahren, wer über ihm in Gewahrſam wäre. Die Eiſenſtäbe, ſagte ſie, verhinderten, daß Venedey den Kopf hinausſteckte. Der Zufall führte ein Stück von einem zerbrochnen Spiegel herbei, das er zum Fenſter hinaushielt und damit die Phyſiognomie des oben durch Eiſenſtäbe nicht gehinderten Gefangenen auffing. So gelang es Venedey, ſich mit ſeinem Leidensgefährten zu unterhalten. Derſelbe war der bekannte Studioſus Rähler aus Holſtein. Geſchnittene Mienen mußten die Stelle von Worten vertreten. Endlich erhielt ich einen intereſſanten Bericht über die mißlungene Flucht, die Venedey eines Abends verſuchte. Er ließ ſich nämlich, als es dunkel geworden war, von dem Wärter einen Abendtrunk holen und ſtellte ſich ſo, daß er, bei der Rückkehr des Mannes, ihm ſein Licht ausblaſen und ihn von der Thür

durch Kinder, die mit Pulver ſpielten, auf die Vermuthung gebracht, der jetzt in der Schweiz lebende Flüchtling möchte hier verborgen ſeyn.

verdrängen konnte. Dies gelang vollkommen. Der Wärter war eingeschlossen, da der entspringende Flüchtling schnell den Riegel vorgeschoben hatte. Venedey stürzte hinunter und fand die Thür des Hauses — verschlossen. Inzwischen brüllte der Wärter aus dem Fenster oben alles heraus, was sich Lebendiges auf dem Amte noch vorfand. Der Flüchtling stürzt in den kleinen Hof zurück und versucht es mit Hülfe eines Brunnens über das Dach des Waarenschauers zu steigen. Er setzt an, kömmt einige Fuß in die Höhe; da bricht eine Latte und Venedey, der bekehrte Demagoge, der jetzt in Havre de Grace wohnt und über die Sagen und Geschichten der Normandie träumt, stürzt in die Arme seiner Verfolger zurück, die ihn nicht unsanft wieder an den Ort seiner nächsten Bestimmung beimführten.

Psychologisch merkwürdig war es mir, die verschiedenen Arten kennen zu lernen, wie die Gefangenen ihr Schicksal aufzunehmen pflegen. Die gute Frau erzählte von einem Schiffer, der wegen Widersetzlichkeiten hier eine Zwangswohnung beziehen mußte, erst ganz ruhig war und dann wie ein wildes Thier sich auf dem Boden

des Zimmers gewälzt hätte. Die Langeweile machte ihn rasend. Solche Menschen sind nicht gewohnt, sich vis-à-vis von sich selbst zu sehen. Sie leben in steter Entäußerung, haben entweder etwas zu sprechen oder zu thun; Sie selbst sind sich das Unheimlichste. So erschrak dieser Mann vor sich selbst, wie vor einem Gespenste, und half sich durch Schreien und Toben, um nicht genöthigt zu seyn, in sein Inneres einzukehren.

Lebhaft aber zog mich die Erzählung eines Vorfalls an, der sich, wie die schönste Novelle, in sich abrundete, und wohl verdient, wieder erzählt zu werden. Ich will die Frau nicht selber sprechen lassen, ob sie gleich in ihrem pfalzischen Dialekte lebhafter schilderte, als ihr der hochdeutsche Stelzenausdruck es wird nachthun können.

Ein junger Franzose war arretirt. Er konnte kein Wort deutsch und kam überhaupt in diese Lage nur, weil es ihm sowohl an Legitimation, wie an irgend dem Verlangen fehlte, sich über seine Person, seine Herkunft deutlich zu machen. Er war blutjung und über die Beschreibung anziehend. Man wußte nicht, wo er hergekom-

men, und konnte der Polizei nicht verdenken, daß sie sich seiner versicherte.

Er kam in dasselbe Zimmer, wo mir seine Geschichte erzählt wurde. Früher war aber eine Thür nicht verschlossen gewesen, die in ein Nebenzimmer führte, in welchem ein Kamin angebracht war. Seit jenem Franzosen ist diese Thür verschlossen. Der junge Mann schien sich wenig um sein Schicksal zu kümmern. Auf alle Fragen gab er ausweichende Antworten. Man wurde bei ihm recht lebhaft daran erinnert, wie der Franzose Frankreich für die Welt hält, und in das Ausland wie in eine wilde Barbarei hineinstarrt. Der junge Mann schien Maler zu seyn. Sein erstes Geschäft in dem Gefängnisse bestand darin, aus seinem Koffer ein Gemälde zu holen und dies so aufzustellen, daß das wenige Licht, welches der dunkle Hof gestattete, darauf fiel. Das Bild stellte ein junges weibliches Wesen vor, welches von ausnehmender Schönheit strahlte. Trunken in den Anblick versunken, und wie geistesabwesend stand der junge Maler (denn mit Stolz deutete er an, er hätte dies Bild selbst gemalt) vor seiner Schöpfung und verrieth, daß diese

höher, je nachdem das Auge ihres Geistes trug. Oben verlor sich die amphitheatralische Rangordnung ihrer Mythologie in die blaue Luft, in die heitere Sorglosigkeit des ionischen Himmels. Sie umkränzten sich mit den Rosen Anakreon's und nannten zuletzt Verhängniß nur jenen bleichen Schatten, der sie für einen Obolus über den Acheron setzte.

Die Schicksalsnothwendigkeit war bei den Alten, philosophisch ausgedrückt, nur der Nexus der Begebenheiten, das Band, geheimnißvoll für den, welchen eine einzelne Schleife davon umwindet, objectiv aber und im Ganzen genommen kein Räthsel, da ja Eins in das Andere geht und das Erste immer die Ursache des Zweiten ist. Das Schicksal der Alten war nicht Fürsorge oder ein Plan, dessen äußerste Gränzen sich in die Nebel irgend einer Offenbarung verloren hätten, sondern es war die Kette der Ereignisse, deren einzelne Glieder der Zufall bindet. Die Geschichte hatte gleichsam, wie die Erde selbst, den bekannten „ersten Stoß" der materialistischen Philosophie bekommen. Ein Atom reibt sich nur am andern, die Lust am Schmerze, Reichthum an Armuth, Liebe an Haß. Die Geschichte webt sich da wie von selbst zusammen, ohne Räthsel, oder wo sich gordische Knoten ineinanderwirren, da tritt ein Alexander auf und löst sie mit dem Schwerte.

Nothwendigkeit war bei den Alten der Zufall, wenn er sie überraschte. Sie konnten also auch kein Schema der Begebenheiten haben, keine Philosophie der Geschichte in dem Sinne, daß der Historiker in den Ereignissen einen noch tieferen als nur pragmatischen Zusammenhang gesehen hätte. Herodot und Thucydides kennen für ihre Darstellungen keinen andern Maßstab, als den der Authenticität. Die Reden-

Züge nicht seiner Phantasie, sondern der Wirklichkeit angehörten.

In den Verhören jede Auskunft über sich verweigernd, nur eilend, wieder zur Anschauung seines Bildes zurückzukehren, hielt ihn der Untersuchungsrichter für einen unschuldigen stillen Wahnsinnigen und würde ihn bald freigegeben haben, wenn sich der Gefangene nicht auf eine schlaue und beispiellos kühne Weise selbst befreit hätte. Noch ist es ein Räthsel, wie er es anstellte, davon zu kommen; aber mancherlei zusammentreffende Umstände lassen folgende Art als ganz gewiß annehmen:

Seit einiger Zeit stellte sich der junge Mann krank. Der Wärter ermunterte ihn, wenigstens so lange aufzustehen, bis er ihm sein Bett würde gemacht haben. Dies gab er aber nie zu, sondern blieb Tag und Nacht in derselben Lage, ohne eine Veränderung zu leiden. Da das Bett ein gemiethetes war, so konnte der Wärter nicht einsprechen. Drei Tage vergingen in dieser Art: der Arrestant blieb beharrlich im Bett. Am vierten Tag kommt der Wärter und findet den Franzosen aufgestanden. Er wird im andern Zimmer seyn, denkt er, geht hinein, findet das

Kamin geöffnet und eine Partie rußiger Kleider auf dem Heerde liegen. Der Vogel war ausgeflogen. Der erschrockene Wärter geht in das vordere Zimmer zurück, untersucht das Bett und findet alle Laken und Ueberzüge in Stücke geschnitten und den größten Theil davon mit fortgenommen.

Dem Wärter ließ sich kein Vorwurf machen, da es seine Schuld nicht war, daß im zweiten Zimmer das Kamin zugänglich war. Und das Polizeiamt konnte wieder sagen: wer wird auf diesem gefahrvollen Wege die Flucht nehmen? Und doch hatte der Flüchtling diese Gefahr nicht gescheut. Es war ein außerordentliches Wagstück. Zuvörderst mußte der Gefangene mit seiner Strickleiter von Linnenzeug und einem zweiten Anzuge belastet, den Kamin hinaufkriechen. An der Mündung des Schornsteins angelangt, zog er die rußig gewordenen Kleider aus und warf sie hinunter. Nun schwebte er zwischen Himmel und Erde. Rings in den dunklen Straßen unten herrschte nächtliche Stille. Hie und da eine Patrouille, ein bellender Hofhund. Da sich eine zerbrochene Scheibe und ein dadurch geöffnetes Dachfenster an einem

entgegengesetzten Ende des Kaufhauses später vorfand, so mußte er an der blechernen Regenrinne eine große Strecke entlang geklettert und zuletzt durch das Dachfenster und das Innere eines Hauses, wo er entweder bis zum Morgen wartete oder sonst ein Mittel fand, das Haus zu öffnen, entkommen seyn.

Es vergingen einige Wochen, ehe man von dem „Franzos", wie die Erzählerin sagte, etwas erfuhr. Sein Koffer war zurück geblieben, an dessen Inhalt sich zum Theil die Bettvermiethe-rin pfändete. Auch seine Gemälde hatte der Flüchtling mitgenommen. Da erschien nach einem halben Jahre ein ältlicher Herr in Mannheim, und erkundigte sich in allen Gasthäusern nach einem jungen Mann, dessen Beschreibung ganz auf den Flüchtling paßte. Die Spuren, die er antraf, führten ihn in das Polizeihaus, und hier kam es dann zu Erklärungen, die folgenden Zusammenhang ergaben:

Der alte Herr war der Vater des jungen Mannes. Er suchte ihn nicht mehr; denn durch den Tod hatte er ihn für immer verloren. Er wollte nur noch den Trost haben, die Fußtapfen aufzusuchen, die sein Sohn in der Fremde zu-

ruck gelaſſen. Der junge Mann war Maler und faßte eine bis zur Raſerei gehende Leidenſchaft für eine verheirathete Dame, die ihm geſeſſen hatte. Mancherlei Anzeichen ließen ihn vermuthen, daß ſeine Neigung nicht unerwiedert bleiben würde; der Gatte der Dame miſchte ſich aber ein, es kam zu Zerwürfniſſen, zu einem Duell. Der junge Mann hatte das Unglück, ſeinen Gegner zu erſchießen. Die ſtrengen Geſetze Genfs — von hier waren die handelnden Perſonen des Drama's gebürtig — zwangen ihn zur Flucht. Ohne Hülfsmittel, ohne Kenntniß fremder Sitten kam er nach Deutſchland, und erlebte in Mannheim ſeine Aufhebung. Nach der Flucht aus dem Gefängniſſe kehrte der Sohn des Alten wieder auf den Schauplatz ſeines Verbrechens, nach Genf zurück. Er verſuchte, ſich der Dame zu nähern. Sie wies ihn mit Entſchiedenheit als einen Mörder und Geächteten zurück, und der Unglückliche ſtürzte ſich in einer hellen Mondnacht, dicht bei dem Landhauſe ſeiner Geliebten, in die Fluthen des Genferſee's.

Der alte Herr reiſte nun durch die Schweiz und Deutſchland, um überall nachzufragen, wo

ſein Sohn geweſen wäre. Wer ihn geſehen und geſprochen hatte, der konnte den guten Mann glücklich machen. Die heldenmüthige Flucht aus dem Mannheimer Gefängniſſe tröſtete ihn faſt bei ſeinem Verluſte, und es charakteriſirt vollkommen den ehrſamen loyalen Genfer Bürger, daß er, nachdem er hier und dort Trinkgelder vertheilt hatte, zum Schluß noch bemerkte: Es freue ihn nur, daß ſein Sohn durch dieſe Flucht keinen der angeſtellten Herren Beamten ins Unglück gebracht hätte! Er wäre doch nicht ſo ebenbin, ſondern mit Anſtand und einer gewiſſen Delikateſſe geflohen.

Der gute Herr nahm den Koffer ſeines unglücklichen Sohnes und reiſte betrübt nach dem Hügel zurück, unter dem er begraben lag.

# Der jüngſte Anacharſis.

## Reiſebriefe

an

zwei Schweſtern in Stuttgart.

---

### Erſter Brief.

Nürnberg, den 9. April 1832 Vormittags.

Wenn die beiden Sterne an meinem Stuttgarter Lebenshimmel ſeither nie die gleiche Bahn verfolgten, und ſich gerade dann am meiſten durchſchnitten, wenn ſie vorgaben, in dem Kerne eines und deſſelben Mittelpunktes zu wurzeln, ſo hat jezt der Zufall vereint, was ſonſt nicht einmal der Wille binden konnte. Oder können Sie wirklich entſcheiden, ob ich meine Ausflucht eine Reiſe aus der Heimath, oder eine in die Heimath ſeyn laſſe? Wußten Sie doch nie,

wie die Hirten vom Mädchen aus der Fremde, von wo ich kam, folglich können Sie auch jetzt nicht wissen, ob ich abgereist bin, weil ich einmal dort ankam, oder ob ich abgereist bin, weil ich wiederkomme. Ich läugne es nicht, Sie haben von dieser Ungewißheit die Verlegenheit, ich aber einen unschätzbaren Vortheil. Sie wissen, daß das Leben eine Reise ist, daß also auch umgekehrt die Reise dem Leben gleicht. Sie wissen, daß der Aufgang der Sonne schöner ist, als der Untergang; denn kann nicht die Hoffnung auf ihre morgende Wiederkehr auf Täuschung beruhen, kann sie wirklich nicht einmal ausbleiben! Keine Reise ist uninteressanter, als die in die Heimath, weil nichts gewisser ist, als daß man sie wiederfindet, weil die stürmende See einen höhern poetischen Reiz hat, als der ruhige Hafen. Die Portugiesen wissen das längst und nennen die Spitze Afrika's nur dann das Vorgebirg der guten Hoffnung, wenn sie nach Indien segeln, dann aber das stürmische, wenn sie heimkehren. Wenn eine Reisebeschreibung drei Bände enthält, so finden Sie in den beiden ersten die Hin-, im letzten die Herreise. Gesetzt nun auch, ich reiste wirk-

lich nach Scythien zurück, in die unwirthbaren Steppen meines Vaterlands, so sagte ich es Ihnen nicht einmal, weil ich für meine Schicksale Ihrer gütigen Aufmerksamkeit bedarf.

Es wird Ihnen noch bekannt seyn, daß ich Ihre schwesterliche Einheit gern in zwei Theile sonderte. Den einen, den dunkellockigen, schwarzäugigen, nannte ich die Malerische, den andern, den blondlockigen, blauäugigen, die Poetische. Zwar klagten Sie darüber, und wollten nicht nach Fakultäten unterschieden seyn, aber jezt beweise ich Ihnen die Richtigkeit meiner Unterscheidung durch die Frage über meine Heimkehr; denn ich seh es ja, schöne Louise, schon haben sie den Homer in der Hand, und deuten triumphirend auf die Odyssee, worin freilich alles poetische Interesse in des göttlichen Dulders langer, irrseliger Heimfahrt liegt. Aber haben Sie denn jene Fastenpredigt vergessen, die ich jüngst über die Verhältnisse der Poesie und Polizei in Ihrer holdseligen Nähe vortrug? Sprach ich in jener nicht darin meine gesetzmäßige Gesinnung mit einem unerhörten Grade von Freimuth aus, daß ich keinen Anstand nahm, für unsere Zeit das auch als unpoetisch

zu erklären, was den Geſetzen der bürgerlichen Ordnung und des civiliſirten Anſtandes entgegen handle? Bewies ich nicht, daß in den goldnen Saiten der Lyra die Leiden irrender Helden nur zu einer Zeit klingen konnten, wo man ſich den kundigen Dienern der Fürſtlich Turn- und Taxiſchen Poſtexpedition noch nicht anvertrauen konnte? Daß unſere bekannten Wanderlieder wahre Vagabundenlieder ſeyen und die Handwerksburſche dann aufhören, poetiſch zu ſeyn, und anfangen, polizeilich zu werden, wenn ſie ihr Wanderbuch verlieren? O Sie wiſſen das Alles noch! Sie ſehen alſo ein, daß von einem poetiſchen Schimmer, der ſonſt über Rückfahrten ausgegoſſen war, in einer Zeit nicht mehr die Rede ſeyn kann, wo man für 25 Meilen 13 fl. 30 kr. Poſtgeld zahlt, wo man präcis um ſechs Uhr ſich einfinden muß und dem Poſtillon ſelbſt dann nichts geben darf, „wenn er ſich mit Höflichkeit ein kleines Geſchenk ausbittet.“

Gut, hiſtoriſch geben Sie mir Recht, aber das Poetiſche wollen Sie geltend machen, wollen Gründe für das Unpoetiſche der Heimfahrten. Freilich, meine Theure, iſt eine Reiſe epiſch,

aber eine Reiſe im Eilwagen iſt lyriſch-epiſch. Denken Sie doch an Pindar. Worin lag für uns der himmliſche Zauber ſeiner Geſänge? In dem Pomp der Worte? in den kühnen Fügungen und Bildern? in der erhabenen Salbung der Andacht und des Gebetes? Gewiß nicht. Er war uns ſchön, weil er beſchrieb, während er zu empfinden ſchien; weil er erzählte, während man den Strom ſeines Herzens rinnen zu hören glaubte. Durch eine Täuſchung iſt Pindar groß: er gibt vor, Lyriker zu ſeyn, und dichtet doch Epen. Er beginnt, bricht plötzlich ab, und hat doch nichts vergeſſen; er deutet an, und hat Alles geſagt. Wir ſehen ſeine Helden wie die Sonne aufgehen, das mußten wir erfahren; daß ſie wie jene auch untergehen würden, wiſſen wir ja leider auch ohne den Dichter. Sondern Sie alſo meine Heimath nicht von den duftigen Thälern und Rebenhügeln, durch die ich ſeither in ſo ſchönen, holden Tagen mit Ihnen luſtwandelte, wie jene beiden im Paradieſe.

Aber auch Sie, ſüße Auguſte, werden mir Beifall winken; denn Sie haben von vornherein mit mir dieſelbe Meinung, weil Sie die

welche ſie ihnen einflechten, erſetzen das Räſonnement der neuern Geſchichtſchreibung. Tacitus, der Culminationspunkt der antiken Hiſtorie, ſchwingt ſich nicht höher als ſein Zorn. Die Alten brachten es in den Fabeln der Geſchichte höchſtens zu einer kurzen Moral.

Philoſophie der Geſchichte konnte es erſt geben, als ſich das große Feld der Begebenheiten in Licht und Schatten theilte. Indem Rom alle antiken Nadien in ſich ſammelte, hatte das Alterthum bloß den politiſchen Standpunkt gewonnen. Phrygier und Cappadocier, Egypter und Juden ſchwanden in Nichts vor dem römiſchen Bürgerrechte, das alle Nationen umſchloß. Erſt wurden die Bewohner Italien's, dann Griechenland, zuletzt alle Völker, welche bis an die Säulen des Hercules oder an die ſchwarzen Aethiopier wohnten, abſorbirt in jene rhetoriſchen Begriffe, welche auf dem Forum ſtritten, in jene Geſetzesauslegungen, die durch das Amt eines einzigen römiſchen Prätors geheiligt wurden, in jene Parteikämpfe, die mit dem Diademe des Auguſtus endeten. Die alte Welt hatte immer nur einen Satz. Es gehören aber zwei Sätze dazu, um einen dialectiſchen Schluß zu machen.

Dieſer Minor und Heiſcheſatz wurde dann das Chriſtenthum. Eine Religion des Unſichtbaren ſchleuderte den Sonnenſtrahl in die Nacht der alten Welt. Rom und Chriſtus rangen um die Herrſchaft und während beide ſich auf einer von Blut getünchten glatten Paläſtra niederzuwerfen trachteten, emancipirte ſich das Individuum, das Individuum zur Nation. Die Nebel der Vergangenheit löſten ſich: die Kimmeriſche Nacht entließ ihre Söhne. Auf den Hochebenen Aſiens ſuchten heranpilgernde Nationen jene alten Furchen, welche die erſten Menſchenpflanzer der Erde urdenklich

Maleriſche ſind. Würden Sie je den Titanenkampf ſo darſtellen, daß die Rieſen ſchon gleich auf der Spitze des zuſammengethürmten Pelion und Oſſa thronten, nicht ſo, daß ſie ihn erſt zuſammentrügen! Wer iſt ſchöner, jener Chriſtus, der am nächſten Sonntag unter Palmen und Hoſianna auf dem Füllen einer Eſelin in Jeruſalem einziehen wird, oder jener, der am zweiten Oſterfeiertage von ſeinem Auferſtehungsorte nach Emmaus wandelt! Sie kennen David's berühmtes Gemälde, Napoleons Uebergang über die Alpen darſtellend. Welcher Mißgriff, wenn der Künſtler den Helden dorthin geſtellt hätte, wo er einige Nebenfiguren wirklich angebracht hat, am niederſteigenden Ende des Berges! Nein, der Heros zeigt hinauf auf die ſteile Höhe, weil er wohl weiß, daß nur der bewundert wird, der die kommenden Schwierigkeiten vor ſich ſieht und nicht erſchrickt, nicht aber in gleichem Grade der, der ſie ſchon überwunden hat. Alexander in Babylon — ein wehmüthiges Bild! Ich in Berlin — ich könnte mich ſelbſt haſſen!

Bis vor die Thore Nürnbergs hab' ich Stuttgart ausgedehnt, habe mir da Rebenhügel

hingedichtet, wo ich nur Sandſteppen fand, und nur zuweilen bin ich recht erſchrocken und katholiſch aufgefahren, wenn mir ein Marienbild vom Wege in den Schlag hereinſah und das Quadrat des Wagenfenſters mit myſtiſchem Lichte erhellte.

## Zweiter Brief.

Nürnberg, den 9. April Nachmittags.

Schon in der Nähe Nürnbergs fühlte ich einen heftigen Schmerz um Kinn und Oberlippe. Langes Barthaar floß da hervor, wo bisher nur weicher Flaum am Winde geflattert hatte. Das Geſicht ſchrumpfte wie eine getrocknete Frucht zuſammen, der Scheitel wurde kahl, und ein Sammtkäpplein vertrat die Stelle einer Perrücke. Sie erſchrecken, ich erſchrak auch. Aber der Schreck währte nicht lange, und ich beruhigte mich. Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich nämlich, daß jeder Fremde vor Nürnberg um drei Jahrhunderte hiſtoriſch jünger, alſo biographiſch um eben ſo viel Jahre älter werde, um gleichſam den in Nürnberg ſchlummernden Genius des Mittelalters nicht zu erzürnen. Und

ſiehe da! kaum war ich in die Ringmauer ein-getreten, ſo öffnete ſich die alte Marthakirche, und in feierlichem Zuge wallfahrtete die deutſche Literatur im funfzehnten Jahrhundert heraus. Guldne Ketten trugen die Herrn um den Hals, und hatten lange, weite Oberröcke am Leibe, an den Saumenden mit Pelz verbrämt, und trugen Kappen und das Haar à l'enfant friſirt. Und Einer hielt vorn am Zuge ein ſonderbares Sinnbild, eine durchbrochene Kupferplatte, ſah aus wie ein Irrgarten, das nannten ſie den Portenſieg, oder die *Tabulatur*, und konnten es nicht anſehen, ohne zu beben, wie der Fromme vor der heiligen Monſtranz. Jeder aber trug noch ein beſonderes Symbol, womit er einen eigenthümlichen Meiſterton, eine beſondere Geſangsweiſe bezeichnen wollte. Der eine trug eine Harfe, der andere eine Zimmtröhre, ein Dritter einen Strohhalm, dieſer einen Fuchs, Jener einen Vielfraß, und ein Letzterer einen Pantoffel, je nachdem ſie nun ihre Tonart benannt hatten. Dabei ſpielten ſie mit den Fingern, zählten Längen und Kürzen, und thaten, als ſey Apollo's göttlicher Dichterfunke über ſie gekommen. Auf dem Marienplatz hielt

der Zug, vor der Kirche unserer lieben Frauen, gerade dort, wo eine alte Sage über drei Jahrhunderte später ein Quarré von Marktbuden hinprophezeit, und wo sie im Jahre 1832 gewiß auch stehen werden. Unzähliges Volk war versammelt. Endlich schmetterten Trompeten, und oben auf dem Altane über dem Eingang der Kirche trat Kaiser Maximilian hervor, umgeben von seinen Reisigen und Räthen, zur Linken Albrecht Dürer, zur Rechten Wilibald Pirkheimer. Der Kaiser zog ein Papier aus der Tasche und las allem Volk eine Rede über den altdeutschen Kunstgeschmack, über die Sinnigkeit und Innigkeit der deutschen Malerei und Skulptur vor, gerade wie sie noch nach Jahrhunderten von einem künstlerischen Dichter, Eduard von Schenk, in Schiller'sche Jamben übertragen und dem Dürer in Venedig in den Mund gelegt werden sollte, nach einer alten Weissagung, die schon in den ersten, aber von Tarquinius verbrannten sibyllinischen Büchern gestanden haben soll. Da hört ich neben mir Jemand wie ein Kind schluchzen, ich sah mich um, und konnte nicht recht Herr meiner Sinne werden. Denn es war mir, als saß'

ich im Hanauer Theater, wo ich zum erstenmale ein Schauspiel, benannt „Hans Sachs", mit meinen Augen gesehen habe. Und der da weinte, wußt' ich doch nicht, war es Hans Sachs, oder der Schauspieler, der ihn damals vorstellte, oder der Professor Deinhardstein in Wien. Endlich erwacht' ich aus meinem Taumel.

Es war Mittag geworden; ich dachte an die sieben Kurfürsten, die einst aus Erz über dem Portal der Frauenkirche standen und eingeschmolzen und verkauft sind; an ein Kloster, woraus man eine Stallung für Dragonerpferde gemacht hat; an ein anderes, wo man jetzt auf Pfand leiht; an einen Thurm, in den man Närrische einsperrt; an den Begründer Nürnbergs, den Kaiser Nero. Denn von Nero ist der Name der Stadt herzuleiten, der sie vermuthlich deshalb aufbauen ließ, weil er Rom verbrannt hatte.

## Dritter Brief.

Nürnberg, den 10. April.

Haben Sie je von einem Theater in Nürnberg gehört? Für mich war die Nachricht neu,

daß hier der Sitz einer ſtehenden (welcher Widerſpruch!) Bühne ſey. Durch Analogie und Deduktion hatt' ich eine Dame, die mir über Tiſche geſtern zur Seite ſaß, vom Gegentheil zu überzeugen geſucht. Ich glaubte meinen Sieg errungen zu haben, als ich auf dem Theaterzettel die Ueberſchrift las: „Interimstheater.“ Die Freude war nur kurz; denn ich wurde bald vom Sinne dieſes Interim belehrt. Man wollte damit die einſtweilige Benutzung eines fremden Lokals bezeichnen, ſeitdem das alte baufällig und dem Einſturz nahe ſchien.

Das interimiſtiſche Theater liegt an der Pegnitz, an einem der am meiſten poetiſchen Flüſſe Deutſchlands, an der Hippokrene des ſiebzehnten Jahrhunderts. Das Brettergerüſt ſah einer Menagerie ähnlich, wo man wilde Thiere zeigt. Fidelio gaben ſie geſtern Abend hier. Sie wiſſen, ein Schalk gibt mehr, als er hat. Da Sie das Sujet der Oper nicht kennen, ſo kann ich darüber ſchon etwas weitläuftig werden. Glauben Sie an muſikaliſche Schönheitslinien, an Töne, die man mit Strichen, Wellen- und Spirallinien zeichnen kann? Der Name Fidelio klingt wie ein ſüßer Cirkum-

ſier, aber der Inhalt des Stücks iſt ſchauerlich, höchſt ſchauerlich. Denken Sie ſich eine Welt voll nicht aufgelöster Diſſonanz, feuchte Kerkerluft, kein Sonnenlicht, und in dieſer Grabesnacht die rothen, feurigen Lilien des Zornes und der Liebe. Wir ſehen den Raub der Freiheit, und hören ein Machtgebot, das den, der ein freies Wort gewagt, tödtet. Nein, ſie tödten ihn nicht, ſie ſind zu ſchwach, zu gemüthlich, ſie laſſen ihn langſam hinſchmachten an vorenthaltener Nahrung. Man hat nicht den Muth, Jemanden umzubringen, hält es ſogar für einen ſchönen Herzenszug, den Gefürchteten nur in Ketten zu legen. Endlich wird die Freiheit nach königl. Befehl proklamirt, man betet zu Gott, Alle ſind nun frei, und ſelbſt die Tyrannen werden — aber hab' ich Ihnen, ſchöne, ſchüchterne Louiſe, nicht an Eidesſtatt geloben müſſen, nie mich mit Politik zu befaſſen? Haben Sie mich in Stuttgart nicht immer nach der obern Stadt getrieben, wo die zahmen Leute wohnen, und die Hügel- und Bergpartei herrſcht, und zurückgehalten von den Jakobinern in der untern Stadt? Hab' ich nicht auf Ihr dringendes Erſuchen meinen

Namen und das gefährliche Motto von der Subscriptionsliste des Rheinbaierschen Vereins gestrichen, und erklärt, daß ich für Deutschlands Einheit monatlich keine 24 Kreuzer gebe!

Lassen Sie uns von Nurnberger Tand sprechen, von der Darstellung des Fidelio, einer psychologischen Merkwürdigkeit. Der gestrige Abend und seine Einnahme war zum Benefiz der Prima Donna bestimmt. Das junge Mädchen sang so voll Rührung, ihr war so weh um's Herz, sie drückte so tief die Zunge an den Kehlkopf, und die Hand so wonnevoll an's Herz, als ein dankbares Publikum ihr die Ehre des Hervorrufens schenkte! „die gütige Nachsicht, welche u. s. w., wird mich anfeuern, meine schwachen Kräfte u. s. w." In ihrer lyrischen Trunkenheit erlaubte sie sich die kühnsten Wortstellungen. Sie sieht Florestan, erkennt ihn, und ruft statt des prosaischen: Er ist es! das poetische eum licentia: er es ist. Die wunderlichste, bizarrste Gestalt war Pizarro, vermuthlich der Prinzipal der Gesellschaft. Entsetzlich war der Mann, nicht blos nach Noten: denn er schrieb Beethoven ordentlich vor; aber so blutgierig that er, wie ein Metzgerhund. Wenn

die Franzoſen den Marat auf die Bühne bringen, ſo ſollten ſie ſich dieſen Mann verſchreiben.

Das Innere des Theaters war eben auch interimiſtiſch. Damen faßen zahlreich verſammelt. Da muß ich mich über meinen ſonderbaren Ideengang verwundern, über die Art, wie ich die Nürnbergerinnen anſahe. Sie erinnern ſich wohl noch der Unterhaltungen, die wir in vielen Stunden über den Philoſophen und Arzt J. B. Erhard mit einander gepflogen haben. Auch damals, wie immer, theilten Sie Ihre Geſinnungen, und überließen mir das ſchwierige Geſchäft, einer Jeden von Ihnen Recht zu geben, eine Aufgabe, wo Wahrheitsliebe und Höflichkeit oft in arge Colliſion kommen. Wie ich mich damals ausdrückte, wollte der wunderliche Kauz Erhard die Tugend ſeiner Nürnberger Freundinnen nicht auf ihre Unſchuld, ſondern auf die Vernunft gründen. Durch Ueberzeugung wollte er zum Herzen kommen, und ſeiner Geliebten keinen Kuß geben, den er nicht der ganzen Menſchheit mit demſelben Entzücken hätte auf den Mund drücken können. Sie, Auguſte, als Maleriſche, nannten ihn einen

Menſchen, der, wie manche Leute, keine Farben, ſondern nur die grauen Umriſſe der Geſtalten ſehe, wahrhaft einen Steindruck mit ſchwarzem Schatten und weißem Lichte, einen Abdruck mit verkehrter Zeichnung. Sie aber, Louiſe, als Poetiſche, hielten ſich daran, daß er, gleichviel für was? doch geſchwärmt habe; daß er doch von einem Dinge mit Entzücken geſprochen habe, von ſeiner Entzückungsfähigkeit, und daß er grade über die Kälte gegen die Menſchen heiß wurde. Erhard war eine deutſche Ueberſetzung Rouſſeau's, aber eine Voſſiſche.

Zum Poſtſcript folgende Denkblätter:

### Die Freskomenſchen.

Sollen wir ſie lieben, oder vor ihnen auf der Hut ſeyn? Es genügt, daß wir ſie kennen. Was ſind Freskomenſchen?

Der Schatten, welchen die Tugend wirft, iſt immer noch hell genug, um wirklichen Mängeln und Gebrechen blühendere, gefälligere Farben zu geben. Ein hingebendes, aufopferndes Herz läßt aus ſeinen Kammern ſo warme Lichter ſtrahlen, daß jede Regung des Gemüths

zurückgelaſſen hatten. Keine Hütte hielt ſich vor dem brauſend wehenden Sturme einer neuen Zeit. Mit Weib und Kind brachen die Männer auf und durchkreuzten ſich maſſenhaft, immer mit blutigem Gruße in Wäldern und Ebenen. So ſyrudelten die Quellen der Nationalitäten.

Das Chriſtenthum, an und für ſich genommen, als hiſtoriſche Begebenheit, war nur Gegenſtand der Geſchichtsphiloſophie; Methode konnte es erſt durch die Adoption des Judenthums werden. Dieſe Vereinung des alten und neuen Bundes brachte in die Auffaſſung der Begebenheiten ein ganz neues Colorit, jenen Regenbogen den Jehovah der Welt als Zeichen ſeines Bundes mit ihr über die atmoſphäriſche Kugel gezogen. Die Geſchichte hatte durch die Bibel einen Anfang gewonnen, der mehr als bloß mythologiſcher, der pädagogiſcher Art war. Die Idee einer göttlichen Menſchenerziehung, einer beſtimmten Aufgabe der Geſchichte verdanken wir jener Miſchung jüdiſcher und chriſtlicher Begriffe. Waren die Menſchen nur urſprünglich dazu beſtimmt, gut und glücklich (das Paradies) zu ſein, ſo iſt mit dem Abfalle von dieſer Beſtimmung das Ziel einer allmäligen Wiederkehr in den alten Zuſtand ausgeſprochen. Weil die Menſchen aufhörten, gut zu ſein, ſo mußten ſie fromm werden, d. h. ſie mußten jene allmälige Stufenleiter der innern Selbſtbeſchauung, Prüfung und Beſſerung erklimmen, die ſie des jenſeitigen Paradieſes würdig macht. Die Nationen wurden nach dieſen Begriffen die abtrünnigen Söhne der Patriarchen, je weiter entfernt vom Wohnſitze ihrer Väter, in deſto tiefere Nacht verſtrickt. Die Erlöſung durch Chriſtus war die zweite Offenbarung dieſes göttlichen Erziehungsplanes, der allmälig die aufkeimenden Nationalitäten abſorbirte und ſich mit der-

von ihnen noch ergriffen werden kann. Der Dank, welchen dir, dem Wohlthäter, ein erquickter, aufgerichteter Unglücklicher ſtammelt, wird dich erröthen machen, wenn du auf dem Wege warſt, etwas zu thun, was deiner nicht würdig war.

Ich rede hier von den guten Freskomenſchen, die gleich den Bildern dieſer Gattung ihre Farben und Lichter ſich einander bedingen laſſen, welche aus dem Violett die blauen Lichtſtreifen in die gelben Felder lenken, um ſie grün zu färben, und aus den grünen Parthien blaue, um die rothen violett zu malen.*)

Alle Farben, die auf naſſen Kalk geworfen werden, vereinigen ſich zuletzt zu einer großen Lüge, welche dem Auge unſichtbar iſt. Ein trocknender Windbauch ſtürzt den Regenbogen der Palette um. Du glaubſt einen Freund zu haben, und ſeine Gefälligkeiten ſind nur die Einſätze, um größere Treffer bei dir zu gewinnen. Du achteſt die fromme Entſagung jenes

*) In der Freskomalerei iſt blau nicht blau; die Farben werden erſt durch Uebergänge und Miſchungen auf der Wand ſo, wie man ſie bezweckt.

ernſten Weiſen, und iſt ſie mehr, als der verkalkte Egoismus eines Spötters? Der ſchwärmeriſche Blick dieſes holden Weibes ſcheint dir der Zauber einer himmliſchen Unſchuld, und du ahnſt nicht, daß unter ihm die ſinnlichſten Leidenſchaften dich herausfordern? Was du für Liebe hältſt, iſt nur ein ſtarker Reflex der Eitelkeit. Was dich als Treue entzückt, iſt nur ein Schimmer, der aus dem Kreiſe der Gewöhnung herüber dämmert, oder gar ein Nachhall eines innern Grolles, daß die gute Treue von einem Dritten nicht auf die Probe geſtellt wird.

Achte dieſe Menſchen, ſo weit du darfſt; denn ihr Leben iſt ein ewiges Kunſtwerk der Selbſtbeherrſchung! Aber fliehe ſie, wenn ſie auf dein Vertrauen wirken wollen! Iſt das Grün vor allen die Farbe der Hoffnung, ſo denke an jene Gemälde, welche ich hier zum Vergleiche aufführte! Du ſuchſt dieſe Farbe vergeblich auf ihnen; denn das Laub der Blätter, das Gras der Felder iſt dort nur die Folge einer langwierigen Miſchung von Reflexen, die zuletzt doch nur an den welkenden Herbſt und den verſengten Sommer, ſelten an den duftigen, keimenden Frühling erinnern.

Eine optiſche Täuſchung in der Politik.

Wir wiſſen alle, daß die Fixſterne keine Planeten ſind, und müſſen doch ſo oft hören, daß die politiſchen Fixſterne, die Parthei der Stabilen, keineswegs den unbedingten Stillſtand liebt, ſondern zu mäßigen Fortſchritten und Conzeſſionen ſehr geneigt iſt. Man muß geſtehen, daß dieſe Behauptung ſehr oft einen gewiſſen Schein von Wahrheit hat, ſowie die Fixſterne eine ſcheinbare Veränderung ihres Ortes erleiden, und das Anſehen haben, als durchliefen ſie jährlich eine elliptiſche Bahn von nicht geringem Umfange.

Man braucht in dieſem Falle nur die Urſachen der Täuſchung am Firmamente aufzuſuchen, um die ähnliche Erſcheinung unſrer Tage zu erklären. Unſer Auge iſt zu kurzſichtig, um jede Verwickelung der Schnelligkeit in ihre Theile zu zerlegen. Ein feuriges Phänomen iſt oft längſt an uns vorübergerauſcht, und wir ſind noch geblendet von dem lichterloben Schleppkleide, das ihm auf die Ferſen folgte. Die Ereigniſſe nehmen ihren Lauf, in der Eile des Vorüberflugs verwechſeln wir die Rollen,

welche die verſchiedenen Partheien in ihnen ſpielen.

Dies iſt der Prozeß der berühmten Aberration des Lichts. Das Licht, die entfeſſelte Vernunft, ſtrömt in ungeheurer Schnelle von der Sonne aus über die Sterne und die Welten. Aber betrachten wir dieſen Flug ſtehenden Fußes? Nein, wir folgen der Rotation der Erdachſe, und ſtehen in der Mitte der Ereigniſſe. Beide Bewegungen, die weltdurchſtrömende Freiheit und die Progreſſion der Geſchichte, brechen ſich über einander, und der Punkt des Zuſammenſtoßes beider Schnelligkeiten iſt dann ein ruhender Fixſtern, der aber dem ſchwachen Auge wie fortgeſchleudert erſcheint.

Man muß wiſſen, wie die Hofzeitungen auszulegen ſind, wenn ſie von den aufrichtigen Abſichten gewiſſer Leute ſprechen.

## Vierter Brief.

Baireuth, den 10. April.

Dieſen Brief an mein ſtrahlendes, ſeefahrtlenkendes Dioskurinnenpaar hab' ich eigentlich

nicht geſchrieben, ſondern nur gedacht. An jedes der unzähligen Felſenſtücke, die zu beiden Seiten der ſo eben von mir befahrnen Straße aufgethürmt lagen, bab' ich einen Buchſtaben geſchrieben. Die Dinte, in die ich meine Feder tauchte, war der Mondenſchein, und die Feder ſelbſt mein einſamer, in die Klauſe meines Kopfes und des Poſtwagens verſchloſſener Gedanke. Wie ein hämmernder Gnom kam ich mir in dieſen Steinmaſſen vor, das Viergeſpann Ihrer ſchönen Augen bildete das Grubenlicht, und die Gedanken, die ich zu Tage forderte, waren jene beſchriebenen Felſen, deren Inhalt ich Ihnen nicht vorenthalten würde, wenn ich Runenſchrift zu ſchreiben, Sie aber zu leſen verſtänden. Laſſen Sie mich noch einen Augenblick bei dieſer Hieroglyphenſchrift verweilen, wenigſtens bei ihrem vollkommenen Extrem, dem niedlichen Sans pareil, das Ihnen jeder Druckerburſche erklären wird als die feinſten Perlenlettern, mit denen man auf Staatsſchuldſcheinen zu drucken pflegt, daß, wer ſie nachzufälſchen ſich unterſtünde, zu Feſtungs- und Karrenſtrafe und zu Staupenſchlag verdammt werde. Drum bab' ich auch von dem hieſigen

Sans pareil und den andern Herrlichkeiten, durch die Baireuth so berühmt geworden ist, nichts sehen können, und kann darüber nichts berichten. Nein! ich will offen seyn: ich habe sie nicht sehen mögen. Ich liebe diese Monrepos, Fantaisies, Bellevues nicht mehr. Es gehören andere Menschen dazu, als wir sind. Denken Sie sich einen kleinen, dicken Mann, der mit seinem Puderkopfe einem beschneeten Bergkegel gleicht. Denken Sie sich ihn in einem fahlgrünen Leibrock mit langen Schößen und weiten Taschen, kurzen Aermeln und Manschetten und silbernen Knopfen, und unter'm Arm bemerken Sie gefälligst jenen steifleinenen Regenschirm, die Spitze nach vorn, den Stock nach hinten gekehrt. Treten Sie näher und untersuchen Sie den Glanz, der das rothwangige Antlitz überfirnißt! Thränen weint er, Thränen der Entzuckung, daß der Mensch so klein, Gott so groß und die Natur so schön sey. Da saugt eine Biene in einem Blumenkelche: das sticht dem kleinen Auge des kleinen Mannes die Thränendrüse auf. In jede Blumenglocke hängt er den Schlägel irgend eines seiner diversen Gefühle, und läutet damit, bis er vor

Wehmuth zerfließt. Jetzt naht er ſich einem Hugel. Hören Sie die Inſchrift, die dort zu leſen iſt:

Es wird hier Jedermann gebeten,
Die Berge und Hügel nicht flach zu treten;
So unhöflich wird doch Niemand ſeyn,
Und ſtecken gar die Felſen ein.

Auf eine grünfarbige Bank ſetzt er ſich nieder und ſieht hinein in des lieben Gottes liebe Natur und der Menſchen Kunſt, ſieht zu ſeinen Fuſſen grunes Gras, Vergißmeinnicht, die lieben Blümlein an dem blauen Bach, der durch die Wieſen ſich ſchlangelt, und auf dieſen Wieſen die maleriſchen Gruppen der Viehheerden, und die Schafer blaſen auf der Flote, und weiße Wolkenſchaflein ziehen am Himmel, und unten ſpringen die Lämmer zum Tanze, und die Hute der Schafer haben grune Bänder, und der kleine Mann da oben weint noch immer, und holt nun aus der Taſche Sulzers Theorie, um die ihn jetzt bewegenden Gefuhle der Schönheit, der Anmuth, der Erhabenheit auch ordentlich zu unterſcheiden. Dieſe Menſchen ſind nicht mehr, und mit ihnen iſt der Geſchmack an ſol-

chen Gebärden und Anlagen gestorben. Ein Denkblatt als Beu[illegible]

### Ein Fehler des Alters.

Ich war neunzehn Jahr alt, als ich mit einem Offizier, der zwar noch keine Compagnie befehligte, aber schon sechs und dreißig Jahre zählte, beim Schachspiel in Streit gerieth. Ich wollte einiges in den Sprüngen des Königs und der Bauern nach neuerer Methode verändern, aber der Gegner sprang auf, und rief mit grämlichem Accent: „Junger Mann, als an Sie noch nicht zu denken war, trug ich schon ein Port'epée. Was wollen Sie mit Ihren Neuerungen?"

Diese Anrede muß die Jugend so oft hören! Das Alter beruft sich nicht auf seine Erfahrung, sondern auf seine frühere Geburt. Ein Hofrath wirft sich in die Brust, daß er schon zweimal für einen Orden empfohlen war, als unsre Mütter sich noch vergeblich nach einem Mann umsahen. Ein Regierungspräsident sagt, daß er sich schon das zweite Haus gekauft habe, ehe

wir Zibelſchützen noch wußten, daß er ſich nur noch zwei zu kaufen brauchte, um dann zweimal zwei iſt vier zu haben.

Die Berufung auf dieſe bemitleidenswerthe Ancienneté erinnert an den alten Mythus von Abadir, dem Stein des Jupiter, welchen Rhea dem Vater Saturn zu verſchlingen gab. Als ihn Saturn wieder ausſpie, empörte ſich der Stein gegen den, welchen er hatte erſetzen ſollen. Er weigerte ſich, das Regiment Jupiters anzuerkennen, und berief ſich auf die längere Weile, die er im Schooße der Zeit zugebracht hatte. Jupiter hatte Mühe, ihn nach Delphi zu bringen, wo er den erzürnten, altklugen Stein fortwährend mit linderndem Oel zu begießen befahl.

## Fünfter Brief.

Mondenſchein, den 10. April Nachts.

Schlagen Sie nur alle geographiſchen Handbücher von Büſching bis Cannabich nach, Sie werden den Ort, aus dem ich dieſen Brief datire, nicht finden. Ich kenne die Gegend nicht, in der ich jetzt bin, und nenne ſie am

beſten nach dem, wovon ſie beleuchtet wird. So nimmt man die Erſcheinung der Dinge für ihr Weſen, und ſetzt den Ruf an die Stelle der Tugend. Glauben Sie alſo nicht, daß in dem Ortsnamen Mondenſchein gar eine verſteckte Anſpiegelung auf die herzogl. und königl. Sächſiſche Aufklärung liegt, der ich immer näher rücke; halten Sie ſich feſt an mein früheres Geſtändniß, daß ich poetiſch, nicht geographiſch reiſe, und ſtatt von Städten und ihren Schönheiten, lieber von dem Lichte erzähle, in dem ſie mir erſchienen ſind. Aber die Lage, in der ich mich jetzt befinde, iſt doch ſehr unerwünſcht! Ich bin mitten unter die Kinder Iſraels gerathen, muß mich in ihren Kehltönen fortgurgeln, die Prozente der Naumburger Meſſe berechnen, und auf die preußiſche Regierung bös zu ſprechen ſeyn, daß ſie die Naumburger Meßprivilegien aufgehoben hat. Und dennoch — ich hab' einen anſehnlichen Gewinnſt aus dieſer Zahlenlotterie gezogen, eine Nachricht, die, ſo viel mir bekannt iſt, es noch nicht iſt. Einige Stunden hinter Nürnberg haben Bemühungen, deren Eifer alte Tradition und ein ausgeſetzter Preis unterſtützte, einen mineralhaltigen Segens-

ſelben ſuperficiellen Ausdehnung über die Gemüther legte, wie Rom mit ſeiner Autorität im Alterthume. Jetzt gab es Blicke in die Geſchichte, welche eine Ordnung und Symmetrie der Begebenheiten ahnten. Jetzt hatte jede vereinzelte Erſcheinung der Geſchichte ihre primitiven Anknüpfungspunkte; ja ging man doch, wie ein neuerer Autor bemerkt hat, ſo weit, daß ſelbſt die einzelnen Städte, z. B. Cöln, in ihren Chroniken immer mit der mythiſchen Zeit der Patriarchen anfingen, bis ſie auf ihre hiſtoriſch erweislichen Bürgermeiſter kamen.

Die ewige Wiſſenſchaft verdankt demnach dem Chriſtenthume den erſten Anſtoß zur Philoſophie der Geſchichte. Der iſolirte Begriff des Bürgers war vernichtet; ſtatt der Pflichten emancipirten ſich die Rechte. Der Menſch wurde eine allgemeine, raſirte, kahle Idee, noch nicht in Beſchlag genommen von der Erziehung und der Tradition, ſondern ein bildſamer Stoff, den das Chriſtenthum aus den Wäldern fortnahm und mit dem Taufwaſſer in einen großen Weſenzuſammenhang, in hiſtoriſche Präcedentien einführte, wo die Allgemeinheit etwas in ſich Abgeſchloſſenes und von dem Einzelnen Freies hatte. Im Alterthume hörte der Staat mit dem Bürger auf; aber die Idee der neuen Welt, das Chriſtenthum, war etwas von der individuellen Integration des Einzelnen Unabhängiges. Das Chriſtenthum hätte bei der Weigerung der Nationen, es anzunehmen, doch nicht ſogleich aufgehört, weil die dogmatiſche Feſtſetzung ſeines Weſens, wie ſie von der ſpäteren Zeit beliebt wurde, nichts als der Complex der Vergangenheit und eine auf das Unbeſtimmte angewieſene Prophezeiung für die Zukunft war.

Sieht man jedoch auf den neueſten Zuſtand der Philoſophie der Geſchichte, ſo wird man finden, daß die Dankbarkeit, mit

born entdeckt, der dem Teiche Bethesda an Heilkraft und Wunderthätigkeit nichts nachgeben ſoll. Das Talmudiſche Mährchen vom fluthaufregenden Engel übergeh' ich und berichte, daß die Völkerſchaften der ganzen Umgegend dies neue Heil zu ihrem Wallfahrtsorte machen. Schon ſo viel ſollen von ihren Gebrechlichkeiten geneſen ſeyn, daß ich fürchte, wenn der Ort erſt dem geſunden und ungeſunden Publikum der Welt, den Novelliſten, falſchen Spielern und Diplomaten geöffnet ſeyn wird, werde ihm die Heilkraft ſchon entnommen ſeyn. Jetzt noch eine zweite Merkwürdigkeit! Sie kennen den fürſtlich Verſtorbenen, wenigſtens ſeine Briefe. Dieſer Revenant iſt Beſitzer eines Badeortes, und es iſt merkwürdig, wie grade dieſe Namen zu Deutſchlands Heilquellen kommen; denn der Beſitzer der vorhin genannten Badenbedeckung in der Gegend von Eſchenau iſt ein Graf Pückler. Um jener Thatſache auf den Grund zu ſpüren, hab' ich mir vorgenommen, eigens noch einmal die Nibelungen zu ſtudiren und zu forſchen, ob denn der Ahnherr des Hauſes, Herr Rüdiger von Pechlaren, nicht irgendwo in einer metallurgiſchen Beziehung erwähnt wird. Iſt

die Reise zum Etzel vielleicht gar nur eine Badereise der Riflungen und Burgunden gewesen? Sollte die Lachmannsche Hypothese, daß die Riflungen Gnomen sind und Dämonen, sich in Mineralwasser auflosen? In der That, die Pechlaren stammen nicht aus Deutschland, sondern aus Arabien, vermuthlich — dem steinigten. Rüdiger war der erste deutsche Diplomat in hunnischen Diensten. Ueberall schreitet er zur Vermittlung der Extreme ein, versöhnt durch milden Zauber der Rede und durch erfahrne Klugheit des Verstandes, und Etzel, der den flüchtigen Araber in seinen Schutz aufnahm, bedient sich seiner am liebsten zu Gesandtschaften und ähnlichen diplomatischen Aufträgen. Man sieht, daß hier die Badekurbeziehung durchaus nicht fehlt, und staunend über die Divinationsgabe des Verstorbenen (denn im Stammbaum wird doch Rüdiger nicht stehen!) räume ich ihm die Ehre jener nebelhaften Abstammung gern ein. Daß mir aber Juden zu dieser Anerkennung die entfernte Veranlassung gegeben haben, ist ein Uebelstand, dem sich nun schon nicht abhelfen läßt. Möge der Verstorbene darin einen Fingerzeig der Re-

meſs wahrnehmen, die uns den zur Hülfe ſendet, den wir bekriegen wollen! Nach Frauenart ſind Sie, meine Freundinnen, unverſöhnlicher als ich. Sie werden dem Manne nie vergeben, daß er ein plebejiſches Hep Hep gerufen hat hinter unſerm modernen Moſes Börne, der auf dem Montmartre (in monte martyrum) wie auf den Höhen Nebos hauptumleuchtet ſteht, in das gelobte Land der Freiheit uns noch begleiten konnte, es aber ſelbſt nicht betreten darf und von den Engeln einſam begraben wird. Ich habe Sie in Thränen gefunden, da Sie eben jene berüchtigte Geruchsſcene zwiſchen dem Juden und dem Fürſten geleſen hatten, und Sie, Auguſte, riefen unwillig aus: des Fürſten Wappenvogel iſt nicht mehr der Adler, ſondern die Krähe! Ich kenne für einen Schriftſteller keine größere Demüthigung, als wenn Frauen erklären, er habe aufgehört, liebenswürdig zu ſeyn. Ach! wo läßt ſich dieſe Gefahr weniger vermeiden, als bei uns Deutſchen! Daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Schritt gibt, gilt nur für Franzoſen. Daß es vom Witzigen zum Groben nur einen halben, vom Geiſtreichen zum Frivolen nur einen Vier-

tel-, und vom Kopfe zum Hute, der ihn bedeckt, vom Herzen zum Stern, der auf ihm prangt, gar keinen Schritt gibt, gilt nur für uns Deutsche!*)

## Sechster Brief.

Hof, den 11. April.

Hören Sie! Zu Nutz und Frommen deutscher Kunst, die das Lebenselement der guten Stadt Nürnberg geworden, sollen in kurzer Frist alle deutschen Bühnendichter aufgefordert werden, Feststücke zur Einweihung des neuen Nürnberger Theaters einzureichen. Einzige Bedingung ist die Beziehung auf den Ort. Der Ehrenpreis sind hundert Dukaten. Da haben

*) Fürst Pückler reklamirte später gegen die Autorschaft jener „Neuesten Briefe eines Verstorbenen", die im Morgenblatt Börnen als Juden gehässig hingestellt hatten. Der Verf. derselben war Ludwig Robert, jene hämische Breiseele, die, selbst jüdischen Ursprungs, sich nicht schämte, das, was sie selbst an sich überplattirt und verneusilbert hatte, an andern lächerlich zu machen.

Sie den offiziellen Theil meines diesmaligen Briefmoniteurs. Der private iſt nur für uns beſtimmt, und beſteht in einem Jammerruf und in einem Aufruf, in einem Ach! und in einem O!

Die Klage gilt jener Fluth von Pinſeldramen und Schuſterluſtſpielen, die eine ſo wohlgemeinte Aufforderung wieder veranlaſſen wird; der Aufruf aber iſt an uns drei gerichtet, die ich hiermit auffordere, ſelbſt ans Werk zu gehen, den Strickſtrumpf aus der Hand zu legen und gleichfalls an die Erringung jenes goldnen Lorbeerkranzes zu denken. Laſſen Sie uns in einen Kreis, richtiger in ein Dreieck zuſammentreten und gemeinſchaftlich an einem Ariſtophaniſchen Luſtſpiele arbeiten, das vielleicht negativ in dem Kampfe ſiegt, während unſere Konkurrenten nur poſitiv ſtreiten werden. Sie, Louiſe, liefern in das Stück die Empfindungen, Sie, Auguſte, die Scenen, ich die Worte. Nicht in unſern Beiträgen wird das Lächerliche liegen, ſondern in ihrer Zuſammenſtellung. Man wird es den Thränen anſehen, daß ſie von Auguſten veranlaßt, von Louiſen geweint und von mir beſchrieben ſind. Die Fühlende zeigt das Gold

in dem Schachte, die Schildernde bringt es aus Tageslicht und der Darſtellende prägt es zu Dukaten aus, zu hundert, alſo für jeden 33⅓. Es leuchtet ein, daß wir den Kunſtenthuſiasmus zum Thema unſerer Variationen machen, daß wir — um dem Plane näher zu kommen — ein Kunſtheim von Tönen oder von Farben aufbauen, und nach dem Muſter der Alten einen Chor in unſer Stück einführen, etwa aus Pinſeln oder Meißeln beſtehend. Ich denke es mir ſo: Als Prolog tritt die Idee auf, ſpricht über den Zuſammenhang der Gottheit und Schönheit, über Ahnung, Glaube, Liebe, Hoffnung, über die Feier des heutigen Tages und die Geduld des Publikums. Jetzt beginnt der erſte Halbchor. Die Pinſel tanzen um den Altar der heiligen Cäcilia und ſingen dabei Friedrich Schlegels Ideen zur chriſtlichen Kunſt ab. Der zweite Halbchor, die Meißel, tanzt um die neun Statuen der Muſen und recitirt Sätze aus Winkelmanns Geſchichte der Kunſt. Sie gerathen in einen Streit, den ein Wanderer, der vorübergeht, ſchlichten will. Es iſt Hans Sachs, der eben aus Nürnberg fröhlich und wohlgemuth auf die Wanderſchaft zieht.

Er gibt den ſtreitenden Partheien den Rath, zwei neue Städte anzulegen, den Meißeln, ein neues Mannheim, ein Winkelmannheim, den Pinſeln, eine ähnliche, etwa Heiligenſtadt. Die Intrigue muß folgende ſeyn: Zur Erbauung dieſer Städte und zur Einrichtung des Gemeinweſens bedürfen die Einen derſelben Mittel, wie die Andern; doch wiſſen ſie davon nicht, und bauen in der Meinung, Verſchiedenes zu bauen, ein und daſſelbe. Der neckende Dämon der Intrigue iſt die Poeſie, und die Baubedürfniſſe ſind z. B. die ſchiefe Richtung des Halſes, der wehmüthige Ausdruck des Auges, die Heiligenſcheine, die langen Haare, alles allegoriſche Figuren, die mit einem mäßigen Witze eingeführt werden müſſen, d. h. nicht als Kunſtrequiſite, ſondern als Helden eines für ſich beſtehenden, vom Ganzen völlig unabhängigen Drama's, etwa eines bürgerlichen Trauerſpiels oder eines romantiſchen Schauergemäldes, wie uns noch zu beſprechen übrig bleibt. Den Schluß bildet endlich die Einſicht, daß Pinſel und Meißel unter Leitung des poetiſchen Genius nur Eine Stadt gebaut haben. Das iſt denn natürlich Nürnberg, und Dürer, Sachs und

Bischer müssen sich zum Zeichen der heiligen Dreieinigkeit die Hände reichen und in die Töne einer Harmonika, wie in Aether, zerfließen. Das letzte Experiment kann die Meisterschaft eines Maschinisten krönen, und das Ganze wird mich und meine Freundinnen krönen, die ich durch diesen schwachen Umriß für meinen Plan wünsche gewonnen zu haben.

Zum Schluß schick' ich noch einen Denkzettel!

### Der Umgang mit Schriftstellern.

Einen fleißigen, schreibseligen Autor um 9 Uhr Morgens besuchen, heißt einen verwegenen Blick hinter die Vorhänge eines Geheimnisses werfen. Der Unzeitige überrascht den Heimgesuchten dann im Verkehre mit den Musen, wie sie um ihn her gaukeln, ihn necken, die Feder unter der Hand stehlen, und erst nach einigen Minuten mit eingetauchtem Morgensonnengolde zurückkehren. Beim vorwitzigen Anklopfen schwirrt die ganze Wunderwelt, welche den Dichter umgibt, auf, die Salamander zittern in dem weißen Krystallglase, das uns die

alte Magd jeden Morgen mit frischem Quellwasser füllt; die Eidechsen werfen neugierig ihren bunten Kopf aus den Blumenvasen, die unser Fenster zieren, auf; das Wurzelmännchen, dem wir, im Vertrauen gesagt, unsre besten Einfälle verdanken, springt erschrocken in unsern bergenden Busen, und alle ausgeflogenen, durch das Zimmer summenden Schnurren, Papillons und Libellen flüchten sich in die Falten und die poetischen Löcher unsers Phantasus, des Schlafrocks. Bist du endlich auf unser: Herein! mit fußfreundlichen Entschuldigungen durch Thür und Angel gekommen, so wirst du über die Zauberstille unsrer Umgebung erstaunen, und vor dem letzten Flügelschlage eines verschwundenen Gesellschafters unserer Muse zusammenfahren.

Ein Autor in der Morgenstunde ist ungenießbar; wenn er gegen Mittag die Feder ausspritzt, so nimm dich in Acht, daß deine weißen Gallakleider davon nicht getroffen werden, und erst nachdem die Sonne von ihrem Zenith herabsteigt, wirst du den Schalk, der dich erheitern, oder den Freund, der dich belehren soll, in ihm finden.

Die Schriftſteller ſind deshalb umgekehrte Kupferſtiche, welche den größten Werth vor der Schrift, mittelmäßigen mit halber, nur eingeriſſener, und den geringſten nach vollendeter Schrift haben.

## Siebenter Brief.

Hof, den 12. April.

Welch glücklicher Zufall! Die milde Frühlingsluft lockte mich in der geſtrigen Abenddämmerung auf den Weg nach Schwarzendach. Mein Auge weidete ſich an den fernen, dunklen Bergſtreifen des Fichtelgebirges, die den blauen Horizont trugen wie einen Baldachin, an dem die Prachtfedern kleiner, weißer Silberwölkchen ſich wiegten. Junges, friſches Gras ſtreckte behutſam die grünen Halme empor, noch zweifelnd, ob Blüthen- oder Schneeflocken auf ſie fallen würden. Ein weißer Gegenſtand, den ich in der Ferne erſt für einen ſchneeigen Nachzügler des Winters hielt, zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich; er flatterte und bewegte ſich, ich trat hinzu, und denken Sie ſich mein Er-

welcher die Wiſſenſchaft dem Chriſtenthume verpflichtet iſt, eine zu weite Ausdehnung bekam. Wir ſagten ſchon, daß die reine Idee jenes welthiſtoriſchen Ereigniſſes in Judäa weſentliches Moment, die Vermiſchung aber deſſelben mit dem Judenthume nur methodiſche Erleichterung für die Philoſophie war. Daß man durch das Chriſtenthum erſt über die Geſchichte denken lernte, verführte die Philoſophie dazu, nichts als das Chriſtenthum zu denken. Das Chriſtenthum war ein dialectiſches Moment der Ideen, aber nicht im Sinne neuerer Philoſophie zu gleicher Zeit der Brenn- und Mittelpunkt der hiſtoriſchen Entwickelung, die Scheidewand der Jahrhunderte, ſo daß es nur zwei Begriffe für die Weltgeſchichte gäbe, ein Vorher und ein Nachher. Nein, die Methode iſt in der neueren Philoſophie leider zum Schema geworden. Das bewegende Princip wurde die Achſe ſeiner ſelbſt.

Man wird dieſen Tadel und meine daraus hergeleitete Reviſion der Philoſophie der Geſchichte beſſer begreifen, wenn ich eine Seite des Chriſtenthums beleuchte, welche mir ſeine ſchönſte iſt. Schon Herder hat mit erquickendem Eifer dieſe Beziehung aller Dinge auf das Chriſtenthum beſtritten und das nicht, um die Lehre ſeines Meiſters herabzuſetzen, ſondern um ihr einen neuen Triumph zu verſchaffen. Gott ſchuf uns ihm zum Bilde. Wir ſind zwar nackt und hülflos hinausgeworfen auf die Erde, welche unſere Mutter iſt, aber eine ſehr launiſche: wir ſind an den Karſt und Pflug gewieſen; doch glüht in uns der göttliche Funke, erwärmt unſern Geiſt und leuchtet unſeren Schritten. Da ſtehen wir nun, Menſchen mit beliebiger Willenskraft, oft Werkzeuge unſer ſelbſt. Du haſt deinen Kopf, dein Herz und deine Hand, nun gehe hin und tummle dich! Ich habe nur eine Lebensmaxime; das iſt

ſtaunten, als ich zwei Briefe finde, die einſt dem glücklichſten Bewohner dieſer Gegenden gehört hatten! Es war ein Brief an, und ein zweiter von Jean Paul. Von beiden war das Datum abgeriſſen, nur die Oerter, von wo ſie ausgeſtellt, waren noch lesbar. Ich ſchick' Ihnen die Abſchrift beider Briefe, die Originale werd' ich wie Reliquien verehren.

## I.

### L. und A. an Jean Paul.

Stuttgart, . . . . .

Warum mußte auch den Griechen ihre Pythia ein Weib ſeyn? Wir hätten Dich, edler Mann, ſo gern jenen heiligen Prieſter genannt, deſſen Heiligthume wir uns in frommer Scheu nahen, um einen weiſen Spruch Deines gottbegeiſterten Mundes zu hören.

Wir haben Dich deshalb zum Schiedsrichter einer zwiſchen uns ſtreitigen Frage erwählt, weil Du in dem Gerichtshofe, vor den ſie gehört, heimiſch biſt, und Dein Advokatenamt nicht Deines Genuſſes wegen übſt, ſondern um andern ihn zu verſchaffen. Ja noch mehr! Du

ſollſt ordentlich einen Familienproceß entſcheiden, den wir mit Deinem Vater angebunden haben. Nicht die ruhmwürdige Verlaſſenſchaft Yoricks, ſeine Tugenden und Schonheiten, ſollſt Du geerbt haben, ſo daß, wenn man ihn, ſo auch Dich liebt, ſondern auch die Schulden, die er bei vielen noch anſtehen hat, und die Du ehrenhalber bezahlen wirſt. Wir erklären uns deutlicher.

Zwei Schweſtern ſind über den Satz des empfindſamen Reiſenden: Einer, der nicht gegen das ganze weibliche Geſchlecht eine Art Zuneigung hat, liebt keine recht! verſchiedener Meinung geworden. Nicht eigentlich uber den Satz ſelbſt, ſondern über einige Folgerungen, zu denen er uns Veranlaſſung gab. Höre den Sachbeſtand, nicht wie er gerade iſt, ſondern wie er jetzt vorliegt, und gib Deine Entſcheidung!

Die ältere Schweſter kennt keinen tiefern Forſcher in den Geheimniſſen der weiblichen Seele, als Jean Paul: die jungere widerſpricht, und hofft dennoch von der Unpartheilichkeit des betheiligten Richters. Jene behauptet, die weibliche Seele ſey eine Art Kommunalſeele, eine

Art Gemeingeiſt, und bekennt ſich damit zu jenem poetiſchen Pantheismus, der, wie Sterne in der vorhin angezogenen Stelle will, zuvor die Weiblichkeit und dann erſt die Weiber liebt. Weder der Abend- noch der Morgenröthe gleiche dieſe Seele, ſondern nur dem freien, blauen Himmelsraum. Der Unterſchied der Frauen läge nur in der Art, wie ſie ihr Haar flechten, ihre Locken drehen, kurze oder lange Taillen tragen, und zwei Säume am Rock lieber haben, als drei. Die Frauen — fährt ſie fort — ſind alle dieſelben, ſie lieben ſich daher auch unter einander nicht, weil ſie im Grunde dann ſich ſelbſt lieben müßten, und weil Egoismus nur den Männern zukommt, die allein Charaktere tragen. Das ewige Sittengeſetz: Erkenne dich ſelbſt! erfüllen zwar auch die Frauen, aber nur ſo, daß ſie die Fehler und Tugenden nicht in ſich, ſondern in andern aufſuchen, und ſich ſelbſt beſſern, indem ſie andere loben oder tadeln. Dieſe Anſicht iſt die Deine, ſie zieht ſich wie Goldgeäder auf Deine Schriften. Der letzte Vergleich rührt noch immer von derſelben ältern Schweſter her.

Die jüngere iſt ſo kühn, dieſe Anſicht den

einzigen tauben Gang in Deinen Schriften zu nennen, Perlen in dem labenden Weine Deiner unſterblichen Schöpfungen, aber Perlen, die aus Luft gebildet ſind. Sie behauptet, daß die Weiber nur darum haſſen, weil ſie in der That auch lieben können. Nicht das Gefühl, ſagt ſie, iſt ihr Liebeselement, ſondern der Verſtand. Nur durch die Formen unſers geſellſchaftlichen Lebens werden ſie verhindert, eine wunderbare Fülle mannigfacher und untereinander ſich durchaus entgegengeſetzter Charaktere zu entfalten. Sie hält dieſen weiblichen Liberalismus nicht für eine leere Meinung, ſondern für die tiefe Anſicht eines erweisbaren Verhältniſſes. Sie erſchrickt vor den weiblichen Geſtalten, die Deine Phantaſie dem Leſer vorführt, und bekennt, daß ſich in ihnen nur die Eitelkeit der Männer ſpiegelt. „Entſetzlich!“ — ſchrieb ſie geſtern in ihr Tagebuch — „man hält uns Weiber nur für eine Taucherglocke, die die Männer berge, wenn ſie ſich aus der Tiefe des Lebens koſtliche Perlen zu ihrem Schmucke holen.“

Nun iſt dies unſere beſcheidene Frage: Haben wir uns in der Auffaſſung Deiner Meinung geirrt? Biſt Du im Stande, ſie einer Prüfung

zu unterwerfen, und wenn Du vor Dir ſelbſt nicht beſtehſt, ſie zu widerrufen? Oder wenn Du ganz die Sache als die Deinige nicht betrachten wollteſt, kannſt Du für Deinen Ausſchlag dann entſcheidende Gründe anführen? Verzeihe den läſtigen Fragerinnen, die ſelbſt den Muth beſäßen, wenn Du zauderteſt, Dich auf den Seherdreifuß zu ziehen, wie Alexander die ſträubende Pythia! O, ſie wünſchen Dir ja ſo viel Lebenſonnen als Lebenstage, und bitten die Götter, einen ewigen Frühling um Dich blühen und duften zu laſſen! Verſag' ihnen die Bitte nicht, Du Guter!

## II.

### Jean Paul an L. und A.

Hof, . . . . .

Jemand hat einmal geſagt, und irr' ich nicht, bin ich es ſelbſt geweſen, es ſey ein verflogener Schmetterling in den ſtillen, heiligen Räumen einer Kirche ein erhabener Gedanke.

Im Gegentheil, der Gedanke weht wie Tod und Grabesſchauer. Wenn eine Schönheit nicht aufhören ſoll, durch ſich ſelbſt ſchön zu

seyn, so muß sie keine Folie haben. In der Algebra bejahen zwei Verneinungen, in der Aesthetik verneinen sogar zwei Bejahungen.

Theils um überhaupt meine Fähigkeit zum Widerruf zu zeigen, theils um die Flammen eines drohenden Schwesternkrieges zu ersticken, erwähne ich diesen falschen Ausspruch. Zwar bin ich es selbst gewesen, der allen von mir entworfenen Gestalten als Urbild gesessen hat, doch sieh' ich von ihnen noch immer so weit entfernt, wie von meiner Feder, dem Papier, den Lettern, der Druckerschwärze. Ich rufe Euch Streitenden jenes obige Bild zurück und gesehe beschämt, daß mein Gedanke dem Schmetterlinge gleicht und die Räume der Kirche dem Heiligthume der Weiblichkeit; daß ich Leben und Wahrheit zu schildern glaubte, und doch die Frauen wie leblose Bilder gezeichnet habe.

Die Frauen sind mir auf meinen Wanderungen durch's Leben zwar oft, aber nur vorübergehend begegnet; ich habe manchen Blick des Auges, manches stille Geheimniß des Herzens belauschen können, und besitze viele Edelsteine einzelner Beobachtungen, die ich mit der Kunst meiner Rede zu schleifen, sie aber nicht

zu faſſen verſtehe. Die weiblichen Geſtalten, die in meinen Schriften geſchildert ſind, bilden nur einen Complex von Wahrnehmungen, eine Zuſammenreihung, wo die Perlen den Charakter bedeuten ſollen, die Schnur aber, die dieſer eigentlich ſeyn müßte, nur meine Willkühr iſt. Mein Leben hat nur ſolche Frauen gekannt, die in einer kurzen Zeit mir Alles waren und dann plötzlich ſo wenig wurden. O! ich fühle es tief, daß ich manches weibliche Herz wie einen zarten Baum geritzt und verwundet habe, weil ich den Trieb zu beobachten, nicht den, zu genießen empfand. Die Einheit der Weiblichkeit kannte ich wohl, aber die des Weibes nicht. Jene betrachtete ich wie ein Petrefakt, wie eine Kryſtalliſation, die, einmal gebildet, durch ſich ſelbſt ſich nicht wieder auflöſen könne; dieſe blieb ſo oft eine kalte Mumie, wie ſehr ich ſie auch mit Blumen und Kränzen behing.

Ob ich nun der jüngern unter den feindſeligen Schweſtern allein Recht gebe? Nein, auch hierin juste milieu! Ich löſe die materielle Anſicht, nach der die Weiber eine höhere Art Meerkatzen ſind, und die ſpirituelle, nach der ſie eine ewige Engelerſcheinung vorſtellen wür-

den, in die praktiſche auf, die, von Illuſionen ſich fern haltend, die Weiber auf jeder Stufe anerkennt. Die Weiblichkeit iſt eine leere Abſtraktion, ein leerer Raum, der Reſonanzboden, in dem ſich die Töne der auf vier Oktaven hoch und tief anſchlagenden Taſten bilden. In Alles hat die Natur das Moment der Entwickelung geſetzt; nur die Weiber ſollten nichts Weiteres ſeyn, als Abdrücke einer urſprünglichen, unveränderlichen Zeichnung? Nein, das iſt das ſtetige Geſetz, daß ſie in Tuſchmanier zeichnen, während die Männer in Stahl ſtechen. Variationsfähig ſind wir Alle, die Einen in Dur, die Andern in Moll.

Darf ich nun zum Zeichen des Friedens auf einen Regenbogen hoffen? Soll ich, da ich nun doch einmal Prieſter und Richter bin, der Bundeslade nahe treten und opfern zur Verſöhnung zweier Schweſtern? Ein Theil fällt dem Prieſter zu: es ſey die Bewahrung der alten Liebe. Ich kann ohne dieſen Himmelsthau nicht gedeihen! Man liebt mich ſelbſt bei meinen Fehlern, weil man ſie für Tugenden hält; nun ich ſelbſt eingeſtehe, daß es Fehler ſind, ſoll man mich dann zu lieben aufhören?

## Achter Brief.

Altenburg, den 13. April.

Ein durch Papier, papier maché und gelinde Cenſur ausgezeichneter Ort. Oder intereſſirt Sie die Burg an der Stadt, die auf Porphyrfelſen gebaut iſt, ſo und ſo viel Fuß hoch, auch viele Erinnerungen an Mittelalter, Prinzenraub, Kunz von Kauffungen und Schwerter enthält, die wir alle drei mit vereinten Kräften nicht heben können? Mich beſchäftigt ein anderer Gegenſtand, ein ethnographiſcher.

Ich ſuche nämlich ſchon den ganzen Tag auf der Karte, in meinem Tagebuche und in der Umgegend die große Demarkationslinie zwiſchen nord- und ſüddeutſchem Charakter. Jetzt glaub' ich faſt, daß ich ſie dort hinſtellen muß, wo zum erſten Male ein Voigtländiſcher Bettlerknabe meinem Wagen nachlief und um eine geneigte Unterſtützung anbielt. In Schwaben und Franken geſchah das nicht, und glauben Sie, nicht die Armuth iſt Schuld daran, ſondern die gegen Norden zunehmende Dreiſtigkeit.

Nirgend hab' ich die Jugend ſo verſchämt, ſo zurückhaltend gefunden, als in Süddeutſch-

land. Der Gegenſatz der beiden Kammern im Herzen Europa's, der viel angefochten und viel vertheidigt iſt, liegt hauptſächlich in der Art der Erziehung, wie ſie im Süden und im Norden betrieben wird. Dort wird die Jugend zu ſpät, hier zu früh reif. Dort kann man ſchon viel gelernt haben, ohne noch etwas ſprechen zu können, hier hat man ſchon ſehr viel geſprochen, ehe man noch etwas gelernt hat. Sechszehn- und Achtzehnjährige werden in Schwaben noch bis über die Ohren roth, wenn man ſie anredet; hier unten ſind die Buben von vierzehn Jahren ſchon weiſe, ja naſeweis. Die ſüddeutſche Seminar- und Kloſtererziehung verhindert die Jugend, ſelbſtſtändig zu werden. Die fortwährende Aufſicht des Lehrers weiſt ſie nur auf Gehorſam und Arbeit hin. Das elterliche Haus, dieſer alleinige Tempel der Erziehung, iſt dem Knaben entrückt, und die Sehnſucht nach der Familie gibt ſeinem Geiſte ein eigenthümliches Kolorit. Aus ſolchen Einflüſſen läßt ſich die poetiſche Stimmung der Süddeutſchen erklären, die mit Unrecht ein Geſetz der Natur genannt wird.

Hier unten fehlt die Aufſicht des Lehrers.

die, mir Aufgaben zu ſtellen. Ich werfe einen Ball hinaus in die blaue Luft, ich weiß nicht, wohin er fiel, und ſteige dann über Hecken und Dornen, bis ich ihn wiedergefunden. Das nenn' ich leben, das Verworrene zu löſen, ein Thema zu entwirren, eine Unbeſonnenheit wieder in die Gleiſe des Herkommens zurückzulenken. Nichts könnte gefährlicher ſein, als eine Maxime dieſer Art, wenn ſie nicht von Grundſätzen und einer unverwüſtlichen Integrität des Herzens begleitet iſt. Jedem, der ſich auf ſich verlaſſen kann, rath' ich ſie an, weil ſie voller Genuß und Abhärtung iſt.

In dieſer Weiſe war nun auch das Chriſtenthum eine Aufgabe. Es mußte ſo gut ſeine Kräfte zuſammen nehmen, wie jede Energie, welche die Maſſe ergreifen will. Es mußte Kreuz und Leid, Hohn und Verfolgung dulden. Es iſt dem Chriſtenthume auch nicht Alles ſo in die Hand gewachſen, ſondern es hat ſich wohl ſtrecken und dehnen müſſen, um an die Decke der Geſchichte zu reichen. In der Geſchichte hat eigentlich nichts ein abſolutes Recht; denn die Geſchichte iſt ein Complex von ungezählten Individualitäten, die kommen und gehen und das Recht haben, in die Wagſchale der Ereigniſſe zu werfen, was ſie wollen, Gold oder ein Schwert, wenn es nur wiegt. Man ſpricht von dem Finger der göttlichen Vorſehung; ſollte aber damit ſagen, daß Gott nur zeige und andeute. Alles, was geſchieht, kletterte an jener ſteilen Höhe hinauf, wo jedes Wagniß durch das Rollen eines Steinchens vereitelt werden konnte. Jede That hat ihr eigenes Recht, jede Zeit hat es. Man ſollte, ohne dem Chriſtenthume feindlich zu ſein, eine Philoſophie verlaſſen, welche behauptet, daß Alles in der Geſchichte nur dem Chriſtenthume zu Liebe geſchehen ſei.

Die Schüler ſchließen ſich feſter an einander an, der Korporationsgeiſt entwickelt ſich oft bis zum gehäſſigen Gegenſatz gegen das Leben der Schule, und die Familie tritt nicht ſo in die Ferne zurück. Die extreme Folge des ſüddeutſchen Erziehungsſyſtems iſt Pedantismus bei den Stillen und Cynismus bei den Freieren, des Norddeutſchen faſt immer fade Leerheit und Anmaßung. Wären im Süden dieſe Ueberreſte alter Sitte nicht ſo feſt gewurzelt, wie ſollte ſich bei den vielen Berührungen mit Frankreich, bei dem Einfluſſe einer ſo ſchönen, reizenden Natur noch ſo viel Trockenheit der Meinungen und trüber Wahn haben erhalten können? z. B. in der Theologie und Philoſophie jener alte, hölzerne Scholaſticismus, die trockenſte Orthodoxie? Es iſt eine auffallende Erſcheinung, daß die friſchen, jungen Schößlinge der alten Stämme alle nach dem Norden hin ausſchlagen. Der Ruf des Genialen, Geiſtreichen, der dem Norddeutſchen vorangeht, führt ſich allein auf die Zellen der ſüddeutſchen Schulen zurück. Von oben her führt man die rohen Stoffe ein, die hier unten verarbeitet und durch geſchäftige Thätigkeit nutzbar werden.

Diesen Brief vollende ich, indem ich schon auf dem Wege nach Leipzig bin. Ich sehe deutlich, wie der erste Strahl der Frühsonne die Spitze der St. Thomaskirche röthet. Erst wollte ich diesen rothen Fleck eine Jakobinermütze auf dem Freiheitsbaum Leipziger Waare nennen, thue es aber nicht, weil es wieder an Politik erinnert und zuletzt wie Satyre klingt. Wie ich eben sehe, ist es um Pleiße-Athen sehr kahl und flach; aber hat nicht schon Heraklit gesagt, daß das Element des Geistes das Trockene sey?

Vorher noch ein Gedenkblatt!

### Ein Mangel der Erziehung.

Unsre gegenwärtige Erziehung gibt der Jugend nur die Anweisung, Alles zu genießen, und sollte ihr nur die geben, Alles zu entbehren. Sie macht den jungen Körper fähig, Hunger und Durst zu ertragen, Hitze von der Kälte nicht zu unterscheiden, und allen Elementen Trotz zu bieten. Das läßt sich hören; aber was wird damit gewonnen? Kommen unsre Vettern und Neffen, unsre Nachbarskinder, die einen solchen Abhärtungscursus doppelt bezahlen

können, wohl je in die Lage, von ihrer spartanischen Erziehung Gebrauch zu machen? Sind die Urwälder denn nicht längst ausgerottet? Hausen wirklich noch Bären auf den Akazien unsrer Promenaden? Sind die Tuchfabriken, die Heizöfen, die Kaffeehäuser noch nicht erfunden? In dieser Hinsicht thut die Erziehung wirklich zu viel, in der andern thut sie zu wenig.

Wir lernen die künftigen Prüfungen bestehen, wer lehrt uns aber den Schmerz der Resignation ertragen, wenn wir durchfallen? Warum lehrt uns die Erziehung, Minister zu werden, warum nicht vielmehr einst das Portefeuille zu verlieren? Man gibt den Kronprinzen Unterricht, als Phönixe einst ihre Völker zu beglücken oder als Raubvögel zu verderben; wer lehrt sie, von ihren Thronen herabsteigen, verjagt werden, und mit Würde im Exil leben?

Wir sollten in der Schule unsre Zöglinge in der Gymnastik der Seele üben, und statt den Körper gegen Unfälle, welche sie niemals treffen, die Gemüther gegen Leiden abhärten, welche ihnen die Zukunft nur zu gewiß bieten wird.

## Neunter Brief.

Leipzig, den 14. April.

Jetzt bin ich in einer Stadt, wo die Söhne des Merkur in der elegantesten Kleidung mit der Feder hinter'm Ohr spazieren gehen. Die berühmte Frage der Leipziger, ob man schon um ihr Thor herumgegangen wäre, hab' ich durch die That beantwortet und mich überzeugt, daß Leipzig einer Zwiebel gleicht, die immer noch Zwiebel bleibt, wenn man auch die erste, zweite, dritte äußere Haut abschält. Was sie nämlich in Leipzig ihr Thor nennen, ist erstens kollektiv als eine Mehrzahl von Thoren zu verstehen, sodann ist der bezeichnete Umgang eine Promenade innerhalb der Stadt selbst. Auch die Spartaner haben gesagt, ihre Herzen seyen die Mauern der Stadt.

Den Kuckuck hab' ich zwar schon rufen hören, und die sentimentalen Handlungsjünger gehen schon mit blauen Veilchen in den Knopflöchern ihres schwarzen Fracks — um's Thor herum, aber noch ist an Rosen nicht zu denken, weßhalb ich auch nicht sehen konnte, ob das Rosenthal wirklich von einer Thatsache seinen Namen

hat. Ein gedruckter Fremdenführer ſpricht ſogar von Nachtigallen auf dem Wege nach Gohlis, aber die noch zu frühe Jahreszeit hat mir dieſe Wunder verſchloſſen. Eins aber glaub' ich dem Fremdenführer nicht, daß jene Parthien beſonders von „melancholiſchen Denkern" beſucht werden ſollen. Meines Wiſſens hat die Geſchichte der Leipziger Dicht- und Denkweiſe eine ſolche Gattung von Denkern niemals aufzuweiſen gehabt.

Wenn in Deutſchland ein Gedanke dem Gange der Wiſſenſchaft eine neue Bahn brach, ſo kam er zwar auch nach Leipzig, aber nur dann erſt, wenn ſchon wieder eine neue Idee jene für Leipzig noch unerhörte, allerneueſte widerlegt hatte. Ein ſonderbares Schickſal! Die Alongeperrücken waren in und an den Köpfen der Deutſchen älter, als die Zopfe. Gottſched und ſeine Alongeperrücke waren aber für Leipzig noch immer das Modernſte, als die geſunde Vernunft ſich ſchon längſt für Bodmer und die Zopfe entſchieden hatte. Welch ein Unterſchied zwiſchen Garve, Gellert, Platner auf der einen, und Gottſched und ſeiner Kulmus'ſchen Ehehälfte auf der andern Seite!

Aber als jene für Leipzig entſcheidend wurden, da hatten Jakobi und Kant ſchon längſt, jener in den Schachten des Gefühls, dieſer in denen der Vernunft, bisher unentdeckte Erzſtufen gebrochen. Nun ſind die Zeiten Kants ſchon wieder vorüber, und Leipzig hegt ihn noch immer, und „Leipzigs Denker" hat ſogar ſeine Terminologie ins Griechiſche überſetzt (ſein großes Verdienſt!). Leipzig ſcheint ſich in ſo vielen andern Dingen neu: in der Kirche iſt es rationaliſtiſch, in der Schule humaniſtiſch, im Staate geſetzlich liberal, und wie alt iſt all' dieſes Neue! Hat ſich je in Leipzig Etwas aus eigenem Triebe entwickelt? Hat ſein Genius dies je zugelaſſen? Die deutſchübende Geſellſchaft nannte ſich die Görlitziſche, Leſſing ſchrieb Bremer Beiträge, und Fichte mußte erſt in Zürich das werden, wonach er in Leipzig ſchon tendirte, mußte ſogar noch ſpäter in Jena büßen, daß er nicht war, wie im ſächſiſchen Konſiſtorio der Geringſten Einer. Ich habe viel in Leipzig gefragt, ob ſich nicht eine Gallerie der ausgezeichnetſten Gelehrten, die ſeit Jahrhunderten ſeine Zierde geweſen ſind, vorfände; aber die Gemäldeſammlungen ſind unvollſtändig, und

nach andern Geſichtspunkten, z. B. dem der Seelſorge in den Kirchen, geordnet. Wie gern hätt' ich einen Kommentar, einen catalogue raisonné zu ihnen phantaſirt! Von der Stiftung der Univerſität hätt' ich begonnen und meinen obigen Satz über das Zuſpätkommen ſchon gleich in dieſen Anfängen durchgeführt. Leipzig wurde Univerſität, weil die in Prag aufhörte. Leipzig wurde Stapelplatz des Buchhandels, weil die Frankfurter ſich ihn entreißen ließen. Leipzig lauſchte zur Zeit der Reformation auf die Worte, die von Wittenberg herüberdonnerten, und es war ordentlich eine Ironie der Weltordnung, daß die aufgehobene Wittenberger Univerſität in Bitterfeld ſich nicht auf den Leipziger, ſondern auf den Halleſchen Poſtwagen ſetzte.

## Zehnter Brief.

Leipzig, den 15. April.

Haben Sie ſchon von einem Buche gehört: Ideen zur Philoſophie des Leipziger Meßkatalogs? Unmöglich; denn ich will es erſt ſchreiben.

Man hat in der neuern Zeit alle Dinge zu philoſophiren geſucht. Die Engländer, oder wenigſtens ein Marktſchreier unter ihnen, nennen die Haarkräuslerkunſt ſchon längſt eine philoſophiſche, weil die Zubereitung der Pomaden auf Grundſätze der Chemie gegründet iſt. Kant iſt Verfaſſer einer Metaphyſik der Sitten, und als ein Gegenſtück zu dieſer könnte wohl eine Metaphyſik des Buchhandels gelten.

Iſt die Philoſophie eine Hebammenkunſt, um wie viel mehr der Buchhändler eine Hebamme? Die Buchhandlungen ſind die Gebärſtuhle, in denen die reife oder unreife Konception des Geiſtes das Licht der Welt erblickt: die Kritik nimmt den Säugling in die Taufe — ach! wie ſelten iſt es Weihwaſſer, deſſen ſich der Prieſter bedient! Wie oft iſt ſchon die Taufe und die Namengebung die letzte Oelung! Doch zurück zu unſern Ideen, zur Philoſophie des Meßkatalogs.

Nach dem Beiſpiele Herders ſchicken wir dem vollendeten Syſteme noch Propyläen voraus, in denen kurz das Materielle, die Druckerſchwärze, der Speditionshandel, die Geſchichte des Buchhandels abgethan wird. Den Ueber-

gang bildet die Bemerkung, daß in dem jährlichen Zusammenfluß der Buchhändler am Pleißestrom fast ein sittliches Moment liegt. Ihre Unternehmungen gewinnen dadurch an Solidität; Treu und Glauben, die bei vielen dieser Herrn oft punisch ist, wird durch die persönliche Konfrontirung lebendig erhalten. Jeder Mißbrauch des merkantilischen Vertrauens wird sogleich auf das Empfindlichste gestraft, weil die Zahl der Betrogenen nicht auf Wenige, sondern auf Massen sich beläuft. Fanden sich doch auch unsere Schreibherrn so zusammen, daß sie sich nicht die Köpfe stießen, sondern die Hände reichten! Wie sehr würde das persönliche Verhältniß der Bewegung auf die Feinheit und die Würde literarischer Sitte einwirken! Wie würde man dann einsehen, daß die edelsten Kräfte des Geistes, Phantasie, Witz, Scharfsinn, sich auch dann noch unter einander ehren müssen, wenn sie zu verschiedenen Zwecken verwandt werden!

In die Einleitung des Systems gehört das Verhältniß des Meßkatalogs zur Bibel, Fibel und Weltgeschichte. Darauf wird der Begriff der Zahl erläutert. Sie hat im Buchhandel eine zweifache Gültigkeit, einmal als die gedan-

kenlose, in den Progreß der Unendlichkeit fortschreitende Zahl der Auflage, ob 500 oder 1000, oder noch mehr Exemplare eines Buches abgezogen werden, und zweitens als die intensive Zahl, als Bezeichnung des innern Werthes, die Bogenzahl. Denn wie in den Formen des gesellschaftlichen Lebens der Grundsatz anerkannt wird, daß der Mensch gerade immer so groß ist, als der Boden, den er besitzt, so steigt auch in deutschen Autoren mit der Zahl der Bogen das Bewußtseyn der Großjährigkeit. Unter zwanzig Bogen wird Niemand als literarisch-mündig vom Bundestag angesehen.

Der zweite Theil beginnt von einer Entwicklung des Begriffes Maaß. Ich weise nach, daß dieses Begriffes Bestimmung in der Relation liegt, in dem Verhältniß des Hegel'schen Außer sich. Hier entscheidet sich der Werth der Bücher nicht nach dem, was sie an sich sind — denn an sich steht z. B. eine politische Schrift Krugs nicht höher, als vielleicht eine reitkünstlerische über die rechte Art, Sättel geschickt und fest anzuschnallen, und von einem auf den andern zu springen — sondern nach dem, was sie erst durch ihre Beziehung werden. Ich bitte,

Das Buch der Geſchichte hat breite Ränder und weite Zwiſchenräume laufen durch ſeine einzelnen Linien. Man betrachte dieſe Ränder und Zwiſchenräume! Sie ſind nicht leer. Mit ſympathetiſcher Tinte, die dem Auge des unbefangenen Forſchers ſichtbar wird, ſind zahlloſe Arabesken und Caricaturen von der Göttin Tyche gekritzelt, die ſich lächelnd dem greiſen Vater der Welt über die Schultern lehnt und ihn ſcherzhaft in ſeinen lapidariſchen Schriftzügen zu verhindern ſucht. Da iſt ein Dolchſtoß; um ein Haar glitt er vorbei. Da ſind tauſend Möglichkeiten und embryoniſche Anfänge und Begebenheiten, die ſich würden entwickelt haben, wenn die Geſchichte nicht eilte und der höchſte Dichter, Gott, in ſeiner Diction nicht ein Feind der Anacoluthe wäre. Man nenne dieſe Geſchichtsanſicht nicht atomiſtiſch oder glaube, daß ich ein Apologet des Zufalls wäre! Ohne Zweifel liegen Geſetze in der Geſchichte, aber es ſind Geſetze, die ſie ſich ſelbſt gegeben hat. Ich möchte die Menſchen von den Begebenheiten und von den Ereigniſſen das Individuelle trennen. Ich möchte die Geſchichte in ihre ſubjectiven Factoren auflöſen und Vieles dem menſchlichen Muthe, der Tapferkeit und der Tugend vindiziren, was unſere Philoſophie immer gewohnt iſt, auf die Rechnung des vorausbeſtimmenden Himmels zu ſetzen.

Ehe ich aber die beſondere Methode, die ich in meiner Behandlungsweiſe der Univerſalgeſchichte befolgen will, angebe, mögen hier noch einige Entwickelungen über frühere Verſuche Raum haben.

Es lag in der Natur des Gegenſtandes, daß die Philoſophie der Geſchichte ſich nur ſecundär zu einer Doctrin ausbildete. Dieſe Wiſſenſchaft hing von den Fortſchritten

nicht zu voreilig den Schluß zu machen, daß ſich der Werth der Bücher nach der gegenſeitigen Zerſetzung ihrer Materien beſtimme, ob ſie ſiegen, oder beſiegt werden, ob ſie Recht oder Unrecht lehren. Denn man ſieht leicht ein, daß in dieſem Falle nicht die Philoſophie, ſondern die Kritik die Grundlage des Syſtems bilden würde, daß wir ſo auf das vage Feld der Meinungen, auf den grünen Moorgrund der Ueberzeugung gerieſen, und von den Dingen ſprächen, nicht als ſtänden wir über, ſondern mitten unter ihnen. Nein, das Maaß der Literatur iſt die Fülle der Negation oder Poſition, je nachdem die Rede eines Buches Ja, ja, oder Nein, nein iſt. Der bleibende Werth liegt in den Reſultaten. Löſen ſich dieſe in ein Fragezeichen oder überhaupt nur in ein Interpunktionszeichen auf, dem nichts vorangeht, ſo hat ein ſolches Buch ſein eigenes Urtheil, und ſein nur ephemeres Intereſſe ausgeſprochen. Die Geſetzgebung iſt das Ziel des Geiſtes. Geſetze umſtürzen, iſt eben ſo leicht, als ſie übertreten. Die alten vertheidigen, oder die antiquirten durch neue erſetzen, das iſt das Dauernde im Leben und im Buche. Vielleicht durch Inſtinkt

denken Sie darüber schon längst ächt philosophisch. Sie lieben die Bücher nicht, die nur lächeln. Sie untersuchen selbst bei den lachenden, ob der Verfasser auch die linke Hand in der Rocktasche hielt, um an die Stelle des eben Verlachten ein Besseres zu geben. Sie kennen den Grundfehler unserer Zeit, daß man nicht der Wahrheit wegen spottet, sondern nur des Spottes halber, daß die Ironie nicht in der sonderbaren Kontrastirung der Meinung und des Gegenstandes, sondern in der Spiegelung liegt, die das Gegenüber zweier Gegenstände bildet. Wer vor dem Nichts kniet, betet Alles an. Der edle Theil des Publikums, der sich lieber Volk genannt hört, erschrickt vor keiner Neuerung, nur muß er wissen, welches der neue Ersatz des Aufgeopferten seyn wird.

Der dritte Theil des Systems endlich bewegt sich in dem Elemente des Gewichts. Wie es jedes gründlich schematisirte System verlangt, muß der dritte Theil desselben eben so sehr aus dem zweiten sich entwickeln, als in den ersten zurückkehren. Das unmittelbare Gewicht eines Buches liegt nicht in der äußern Masse des Papiers, im Gegentheil wiegen hier Brochüren

von einem oder zwei Bogen die dickleibigsten Folianten auf. Kommt es auf das Gewicht eines Buches an, so entscheidet das Interesse des Augenblicks. Wie verwerflich eine Schrift ihrer Masse nach seyn kann, so vortrefflich kann sie oft ihres Gewichts wegen genannt werden. Weil sie federleicht ist, wenn sie auf Dauer Anspruch macht, so kann sie centnerschwer wiegen, wenn sie auch heute geschrieben ist, um morgen vergessen zu werden. Daher kommt es auch, daß selbst die bekannten Zwanzigbogner oft nicht mehr enthalten, als man auf einem preußischen Silbergroschen dreimal abschreiben kann. Nämlich das wahre Gewicht dieser Lovalen ist nicht das unmittelbare, sondern das specifische. In eine bestimmte Quantität Wasser getaucht, wiegen sie oft zehn, ja funfzehn Bogen weniger, als in der Luft.

Nun aber trenn' ich mich von Ihnen und von Leipzig. In der That kann ich nur Eines nennen, was mir hier Vergnügen gemacht hat, das hiesige Tageblatt. Auf der letzten Spalte ist es täglich ein gedruckter postillon d'amour. „Wann werd' ich Sie wiedersehen, holde M....!" läßt ein schmachtender N. einrucken, und Tags

darauf heißt es: „das Schicksal begegnet uns wie eine dunkle Wolke. Ach! vielleicht entladet es noch zuckende Blitze! Heut' Abend um acht Uhr erwartet Sie am bewußten Ort Ihre M...." — „Eine um ihre Kinder besorgte Mutter" läßt einrücken, wo man wohl die Drahtpuppen kaufen könne, nach welchen sie die jetzt beliebten sonderbaren Grüße ihren hoffnungsvollen Töchtern beibringen könne? Und nun die Bosheit eines Antwortenden! Er bezeichnet mehrere Fenster mit bestimmt angegebener Hausnummer, wo solche Drahtpuppen zu $^1/_{12}$, $^1/_{6}$, $^1/_{4}$ Dutzend zu haben seyen.

Noch ein Postscript!

### Euer Rath für werdende Schriftsteller.

Seine erste Schrift muß man nicht herausgeben. Du lasest vielleicht eine erhabene Stelle deines Lieblingsautors, oder du kamst in einer Mondnacht aus den Umarmungen deines Mädchens heim, ein Stern fiel vom Himmel und die aufgehende Sonne des nächsten Morgens schien gleich auf das erste Blatt, das unter deiner jungen Schöpferhand keimte und blühte.

Einige fiebernde Wochen, eine Traumperiode mit halbwachem Schlafe, einige tausend Philister-Fingerzeige auf den bestimmungslosen, nur von der Fee Aquilina redenden Jüngling, und die erste Bescheerung der Muse liegt vor ihm. Auf einer Papierbrücke von hundert Bogen kehrt er in die irdischen Räume zurück.

Für dies Convolut aber, ich beschwöre dich, suche keinen Verleger! Es ist ein Hecktbaler für deinen künftigen Reichthum. Es ist eine Hanswurstjacke, deren Lappen groß genug sind, daß du alle die nachgebornen Kinder deiner Phantasie darein kleiden kannst. Es ist ein Polyp, ein Vielfuß, mit welchem sich noch hundert Torsorumpfe, welche dir der Zufall oder die Speculation eines Buchhändlers in den Weg legen, auf die Beine bringen lassen. Es ist ein Baum, der noch unzählige schlanke, gefällige Ableger treibt. Es ist ein heiliger, züchtiger, erhabener Stamm, mit welchem du alle wilden und üppigen Launen deiner spätern Muse, wie junge, wilde Schößlinge, veredeln kannst. Es ist die indische Adjigeni, die Gebärmutter der Wolken, der Sterne, des Mondes und unzähliger Welten.

Die erſten hundert Bogen deiner Feder müſſen nie bekannt werden, und wenn du ſtirbſt, ſo befiehl deinen Erben, daß man ſie verbrenne, und auf dieſe heilige Aſche im Sarge dein todtes Haupt lege!

## Eilfter Brief.

Deſſau, den 16. April.

Faſt fürcht' ich, Sie möchten den Plan meiner Reiſe entdeckt haben, und doch wiſſen Sie, wie ſehr es in meinem Intereſſe liegt, nicht verrathen zu ſeyn. Ich blickte in die weite, öde Leere um Leipzig und beſann mich auf einen Ort, der Sie von der großen Fahrſtraße, die Sie in Ihrem Wahne mich ſchon einſchlagen laſſen, mälig wieder abbrächte. Gern würd' ich auch in Weimar's eben über Göthe's Tod trauererfüllte Mauern oder in die Muſenſtadt an der Saale eingezogen ſeyn, triebe mich nicht ein ſeltſames Geſchick immer an Oerter, wo ich in den Wonnen großartiger, und doch mehr lächerlicher als ernſter Erinnerungen ſchwelgen kann. So zieht es mich nach Deſſau hin, in

das Land der Nimrode, wo ich ſo Vieles finde, was einſt die Glückſeligkeit des Jahrhunderts war, und was jetzt von einem ſpäter gebornen Geſchlechte ſo gern belächelt wird. Welch mildes Weben in dieſen gefälligen Gaſſen! Welch ſtille Ruhe auf den geſchmückten Gräbern des weltberühmten Friedhofes! Und auf ſeinen Grabmonumenten all' die ſanften Gründe des Troſtes, die thränenden Gedanken, Hinblicke auf die verſchloſſene Welt dereinſtiger Hoffnung, und daß das Leben nicht Leben, ſondern Tod das Leben ſey! Scheint mir doch ganz Deſſau wie die Empfindung einer ſchönen Seele zu klingen. Es iſt aus Rührung aufgebaut; man glaubt hier im Vorhofe eines großen Tempels des Gemüths zu ſtehen.

Mendelsſohn iſt hier geboren. Wäre dieſem doch kein Spinoza vorangegangen! Wo man nach dem Bedürfniß des Herzens entſcheiden möchte, da ſoll man den Maßſtab der Kritik anlegen! Mendelsſohn würde noch jetzt als ein wahrer Schüler des Sokrates geprieſen werden, weil er die Philoſophie aus den Wohnungen der Himmliſchen in die Herzen der Menſchen brachte, wenn nicht ſein großer Vorgänger ſchon

umgekehrt die Philoſophie aus der Erde in den Himmel zurückgeführt hätte. Spinoza lehrte die Göttlichkeit des Menſchen, und weil dieſe Lehre weder gehört, noch befolgt wurde, ſo war die Humanitätsphiloſophie eines Mendelsſohn vielleicht kein Fortſchritt, ſondern ein Hinderniß. Woher aber dieſer wunderbare Ton der Wehmuth in Mendelsſohn's und des ihm ſo verwandten Garve's Schriften? Waren dieſe Männer ſo ſehr Griechen, daß ihnen die Philoſophie nur Liebe und Sehnſucht zu ihr blieb? War es ſo die Stimmung ihrer Seele, wenn ſie faſt wie mit verweinten Augen ſchrieben? Ich habe Garve's Schriften nie leſen können, ohne mir das Bild des leidenden Mannes, wie ſein ganzes Seelenleben ein klagender Optativus war, lebhaft vorzuſtellen. Ich dacht' ihn mir in ſeiner einſamen Klauſe, kämpfend mit den Leiden des Körpers, die auch den Geiſt durchzitterten, nur Bitte, nur Wunſch und Bedürfniß. Und dennoch glaub' ich nicht, daß dieſe ſanfte Schwärmerei des Schmerzes allein aus dem Unterleibe gefloſſen iſt. Nein, ich denke, die Zeit denkt und fühlt mit uns und für uns. Die Töne der Weltharmonie ſingen wir, wohl mit eige-

ner Kehle, schreiben auch die Noten selbst, aber die Stimmung ist nicht unser, auch der Flötenzug und die Dämpfung nicht. Als in Griechenland selbst das letzte Abendroth der Freiheit verglommen war, und ein Volk, das sich in den Formen seines politischen Lebens nur allein als lebendig gefühlt hatte, mit diesen Formen auch den Glauben an sich selbst verlieren mußte, da suchte man das geweihte Wasser, in dem sich der Greis verjüngen möchte, das heilige Opferfeuer und die mystische Weihe des Priesters, um nur irgendwo an den gelähmten Lebensnerven wieder berührt zu werden. Aehnlich stimmte im vorigen Jahrhundert der Schmerz der Zeit und Geschichte die kranken Geister. Der Wust der Eindrücke war zu unermeßlich und verworren geworden. Ueberall fühlte man sich beengt und beschränkt, so daß kein Wunsch natürlicher war, als der, die alte beschriebene Tafel der Seele möchte ausgelöscht und urneue Charaktere darauf gezeichnet werden.

Nun traten die modernen Weltpriester des Volkes auf, die Erzieher, und die kleine, hoffnungsvolle, frisirte Jugend wurde den liebenden Armen der rettenden Heilande anvertraut. Da

ſtand auch in Deſſau eine Schaar zu vermenſchlichender Knaben, und an ihrer und ihrer Haarbeutel Spitze der dicke, große Baſedow. Mit den Helden des Jahrhunderts trieb er Denkübungen und Kopfrechnen. „Mein Söhnchen, wie nennt man das, was Du jetzo thuſt?“ — „Eſſen.“ — „Was braucht man, um zu eſſen?“ — „Speiſe.“ — „Wie bekömmt man ſolche Speiſe!“ — „Für Geld.“ — „Nein, nein, mein gutes Kind, ich meine, woher überhaupt die Speiſe kömmt?“ — „Sie iſt gewachſen.“ — „Richtig, und wer hat ſie wachſen laſſen?“ — „Der liebe Gott.“ — „Das iſt ſchön! und was ſollen wir nun thun?“ — „Wir ſollen ſie eſſen.“ — Nein, nein!“ — „Wir ſollen Gott danken, daß er ein ſo lieber Vater iſt und gibt ſeinen Kindern zu eſſen.“

Baſedow! Man hat ihn einen Charlatan genannt. Warum mußt' er aber auch ſo kontraſte Manieren haben, und mit ſeiner Frau, die ſich wie eine Kunſtreiterin aufſchmückte, durch's Land ziehen! Ich würde ſein Erziehungsſyſtem lachend vertheidigen; warum beſaß er aber auch die poſſenhafte Eigenſchaft, jedes Lied nach der Melodie des Deſſauer Marſches

ab, welche die beiden Zweige machten, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt. Die Philoſophie mußte ſich von der Scholaſtik und die Geſchichte von der Chronik frei machen, ehe jene auf dieſe angewandt wurde. Wie in allen Punkten, wo Ernſt, Tüchtigkeit und Charakter auf die Beförderung menſchlicher Entwickelungen das Meiſte beitrugen, ging auch hier England mit ſeinem Beiſpiele voran. Philoſophie und Hiſtorie verdanken beide den Engländern ihre wahren Grundlegungen.

Wie immer, eine politiſche Frage gibt in England den Anſtoß. In der engliſchen Revolution lagen entfeſſelndere Grundſätze als in der deutſchen Reformation. Dieſe löſte die Menſchheit von der Tradition, knüpfte ſie aber wieder an das Geſetz. Die engliſche Revolution ging aber auf Normalzuſtände der Natur zurück und begünſtigte die Discuſſion des geſellſchaftlichen Vertrages. Die rothe und die weiße Roſe der engliſchen Revolution war das göttliche und natürliche Recht. Die Stuarts kämpften mit Hobbe's ſpäterem Leviathan für die Legitimität, die Oppoſition mit Lockes' ſpäterer raſirter Tafel für den geſellſchaftlichen Vertrag. Die Oppoſition ſiegte. Der geſellſchaftliche Vertrag iſt der erſte Grundſatz der engliſchen Parlamentsacte geworden.

Engliſche Philoſophie und Geſchichtſchreibung haben bis heute den anthropologiſchen Charakter feſtgehalten. Der Engländer, wie er auch am menſchlichen Körper der geſchickteſte Anatom iſt, ſezirt die kleinſten Faſern der menſchlichen Seele. Von Hume bis Stewart hielt ſich die engliſche Philoſophie in jener pſychologiſchen Propädeutik und Annäherung an die Wahrheit, ſoweit die Seelenvermögen die Organe der Wiſſenstriebe ſind. Ihre Poeſie ſchon bei Shakeſpeare iſt die

zu ſingen! Baſedow war eine durchaus plebejiſche Natur. Auch die Philanthropie hätte Cynismus werden können, wenn der Geiſt des Menſchen außer Empfängniß nicht auch Entwicklung beſäße. Die Erziehung gleicht einem Baume, der ſich, wenn er noch jung iſt, niederbeugen läßt, aber überall ſchlagen denn doch friſche Keime aus dem grünen Holze, die emporſchießen und das Licht der Sonne ſuchen. Baſedow brachte eine Erziehungsart auf, wie jener unerfahrne Gärtner, der nicht den Stamm der Bäume begoß, ſondern die Blätter und Blüthen, und zu gewinnen hoffte, während er doch die Bäume zur Fäulniß brachte.

Von dieſen pädagogiſchen Hetzjagden, wie ſie von Deſſau nach Magdeburg kamen und mit Buſching die Reiſe nach Rekahn machten, iſt der Uebergang leicht auf die Nimrodiſchen, die einſt die Anhaltiner mit ſo vielem Glanze ausführten. Aber ich ſcheue mich, Ihnen von Zwanzigendern zu erzählen. Hetzpeitſchen, Hallali, Halloh, wiehernde Pferde, ſchäumende Hunde, zuſammengetriebene Bauern, Frohnen, Leibeigenſchaft — nein, meine Freundinnen, das ſind kalte, ruſſiſche Gegenſtände, von denen

ich zwar gern spreche, aber nicht in Ihrer Gegenwart.

Noch eine Betrachtung zum Schluß!

### Die todten Gedanken.

Große, unermeßliche Gedanken, der Gedanke einer Revolution, einer Weltherrschaft erlebten oft eine zwiefache Geburt. Es gibt Gedanken, die zweimal geboren wurden, ehe sie einmal starben; aber es gibt deren noch mehr, die, ehe sie einmal geboren wurden, schon zweimal gestorben sind. Ich kenne Menschen, welche für solche Gedankenembryone nur Spiritusgläser sind. Die Welt ahnt es selten, daß die Ideen dieser Menschen Riesen sind, denen man nichts vorwerfen kann, als daß sie nicht zur Reife kamen. Sind es Künstler, so werden sie verabschiedet, weil sie nur mittelmäßig in der Farbengebung, unvollkommen im Faltenwurf sind; man übersieht es, daß ihnen nur dies Wenige fehlte, um in allem Andern Raphael und Correggio zu werden. Sind es Schriftsteller, so wurden sie von neun und neunzig Kritikern unter das Caudinische Joch der Schmach

geführt, und nur der Hundertſte ahnte, daß unter der ſtaubigen Aſche ihrer verfehlten Schriften ein himmliſches, prometheiſches Feuer glühte.

Außer dieſen todten Gedankenembryonen gibt es auch geſchiedene Gedankenkinder, und verſtorbene Gedankenjünglinge. Dem rückwärtsblickenden Gefühl iſt das Land der Erinnerung ein Paradies, ein Spielplatz der Jugend, wo die Sonne noch goldner ſtrahlte, und die Blumen noch friſcher blühten; wie anders dem denkenden und dichtenden Geiſte! Er iſt ein Januskopf, deſſen Jünglingsantlitz in die Zukunft, deſſen Greiſenauge in die Vergangenheit blickt. Wenn die Seele ihr Auge rückwärts wendet, ſieht ſie in der Erinnerung nur die ſtillen Gräber eines ſchweigenden Friedhofes, und jeder Denkſtein nennt ein Wort, für welches deine Seele einſt glühte! Jeder Cypreſſenzweig ſenkt ſich auf eine Lehre, die du einſt mit ſtürmiſcher Hingebung umfingſt, ſenkt ſich auf einen Irrthum, der den Wiſſensdurſt des Jünglings auf einige ſelige Tage ſtillen konnte. Ach! jene kleinen Gräber mit den ſchwarzen, roſenverhangenen Stäben — erkennſt du die

ſchlummernden Todten, die unter ihnen ruhen! Es waren die erſten Gedanken, die im Traume, auf einem Spaziergange, hinter einer ſchattigen Hollunderhecke, im Arm deiner erſten Liebe durch deine Seele blitzten; es waren die aufſchäumenden Ideenperlen in dem noch überſtrömenden Becher deines erwachenden, erſtarkenden Selbſtbewußtſeyns. Man pflegt von hellen, aufgeweckten Kindern ſo paſſend zu ſagen: „Sie haben Raupen im Kopf!“ Jene blumenbedeckten Schläfer waren die erſten entpuppten Schmetterlinge, welche deine junge Pſyche in ihre heitere, ſonnenhelle Welt ſandte!

Je lebendiger die Fortſchritte unſerer Erkenntniſſe ſind, deſto mehr ſolcher Todten haben wir zu begraben. Bemitleidet jene Spötter, die auf ihre erſten Träume, die Irrthümer ihrer Jugend, die falſchen Spiegelbilder richtiger Ahnungen, mit ſtolzem Lächeln herabſehen können!

Der edle Jüngling wirft ſich vor ſeiner Zukunft nieder, und fleht ſie mit heißen Thränen an, für ſeine jetzige ſelige Gegenwart, für ſie einſt Vergangenheit, ein heiliges Andenken zu bewahren. Und der gereifte Mann hält ſeiner Jugend das gegebene Wort; eine fromme

Scheu durchzittert ihn, wenn ſein Auge auf die Vergangenheit fällt, und ſeine jetzt zu Grundſätzen erſtarkten, männlichen Gedanken opfern gern den Manen ihrer jungen, ſchon im Flügelkleide dahingeſchiedenen kleinen Brüder.

## Zwölfter Brief.

Potsdam, den 17. April.

Hinter Wittenberg hört der Wechſel der Jahreszeiten auf. Nun iſt die Natur ewig jung und ewig alt; Tannenbaum, das edle Reis, bleibt die Zierde des gelben Landes, und die nüchternen, geiſtloſen Pappeln ſtrecken ſich auf den ſtaubigen Chauſſeen. Vor Wittenberg ſah ich zum erſten Male einen ſchwarz und weiß bemalten Pfahl. Warum mir aber ſo weh wurde, davon muß ich Ihnen den Grund verſchweigen, und kaum werden Sie errathen, wie ein Scythe durch die preußiſchen Nationalfarben kann zur Wehmuth geſtimmt werden. Das Sonnenlicht brannte auf den Block, und deutlich unterſchied ich mit der Hand, wie immer die ſchwarzen Streifen glühten, und immer die

weißen ſo kalt und todesmatt ſchimmerten, ganz wie in Preußen, eines herrlich, das andere beängſtigend.

Nun finden Sie überall nur Adler und Kronen und Scepter, und in Potsdam endlich lange Grenadiere. Potsdam wollte ich Anfangs zu Allem, was ich über Preußen ſchon geſehen und gedacht und empfunden hatte, wie ein kategoriſches Punktum ſetzen, bald aber merkte ich, daß es in der großen Staats- und Geſchichtsſprache Preußens nur der Anfang einer Periode iſt, der das rechte Ende fehlt, ein Anakoluth.

Ich habe Sansſouci geſehen und Friedrichs des Großen Grabmal und die Grabmäler ſeiner Hunde, die einmal ein ſpäterer Alterthumsforſcher für Freunde und Freundinnen des großen Mannes halten wird. Was ich von den ſchönen Tempeln und Palläſten denke? Die Kunſt, meine Töeuren, iſt ebenſoſehr ein Werk der Begeiſterung, als ſie den Enthuſiasmus bewirkt. Ein jeder Künſtler hat Etwas befriedigen wollen, entweder ſeinen noch unausgeſprochenen Drang oder ſein künſtleriſches Intereſſe. Griechen formten Tempel, weil ſie die Götter in heilige Gemächer ſtellen mußten, und wie

ſie gleichſam ihren eigenen Geiſt als Kalk und Mörtel verbaut haben, beweiſen die Unterſchiede ihrer Bauarten, von denen man nicht weiß, ob man ſie nach äſthetischem oder pſychologiſchem Geſichtspunkte trennen ſoll. Ludwig XIV. Zeitalter iſt für die Richtung aller Künſte entſcheidend geweſen. Die ſchwebenden, tänzelnden Statuen ſcheinen nicht mit dem Meißel geformt, ſondern wie von Lulli komponirt. Auch in die Architektur wurde das erhabene, pompöſe Gleichmaaß des Alexandriners gebracht. Die Schule, in der ſich der Künſtler bildete, war das Studium. Dies ſoll es zwar immer ſeyn, aber wenn die Begeiſterung keine volksthümliche iſt, ſo muß ſie eine philologiſche bleiben. Die Bauten Schinkels könnten auch von den Profeſſoren der Aeſthetik als Apparat zur Erklärung des Vitruv und Pauſanias gebraucht werden.

Bei den Bauten von Verſailles und Potsdam hatte der Künſtler die ungefähre Idee eines neuen Gebäudes; er ſetzt ſich hin und zeichnet ſie auf. Nun findet ſich aber, daß die Idee nichts mehr war, als im Grunde nur eine einzelne Façade, daß ſie durch ein wirkliches Haus noch unterſtützt werden muß. Aus dieſer Vor-

bereitung ergaben ſich zwei Folgen, einmal die Armuth dieſer Palläſte, die bei allem Schmuck und bei aller Großartigkeit doch ſehr grell hervortritt, und überdies die alte Bemerkung, daß Potsdams Gebäude nicht nach architektoniſchen Grundriſſen, ſondern wie nach niedlichen Kupferſtichen gebaut ſind. Man kann ferner an ihnen deutlich unterſcheiden, was des Künſtlers Enthuſiasmus aufgefunden und was ihm die Nothwendigkeit geboten, hinzuzuſetzen. Die Einheit liegt nicht im Ganzen, ſondern in einzelnen, ſeparaten Theilen. Während an Jedem immer Eins, was anmuthig und freundlich in die Augen fällt, ſich findet, herrſcht im Uebrigen die geiſtloſeſte Kategorie, die in der Kunſt nur exiſtirt, das gleichmäßige Fortſchreiten in der Proportion. Die Conſequenz der Proportion iſt chineſiſcher Geſchmack, und ich muß geſtehen, daß ich bei vielen Palläſten dieſer Stadt an China erinnert wurde. Das Chineſiſche iſt in der Potsdamiſchen Kunſt ſo durchgreifend, daß ſogar ein Haus, das in der That japaniſch ſeyn ſoll, nicht im chineſiſchen Style gebaut iſt. Wolf, Friedrichs des Großen Liebling, hielt China für den beſten Staat.

Zum Denken und Exerciren iſt dieſe Stadt ſehr geſchickt. Man kann hier ziemlich abſtrakt leben, und ich mache den Vorſchlag, bei dem gegenwärtigen Mangel einer tonangebenden Philoſophie, eine Kolonie von Denkern hieher zu führen, die man vielleicht eben ſo bereitwillig aufnimmt, als die ruſſiſche Kolonie Alexandrowka. Als ich durch die Blockhäuſer dieſes Dorfes wandelte, dachte ich an den Weiſen drüben auf Sansſouci, an die Schlachten bei Zorndorf und Kunnersdorf, an Diebitſch und an eben dieſe Kolonie, und an eine Welt, wo man heute wegen einer Meinung gelobt und morgen ſchon getadelt wird, daß man ſie nicht geändert hat.

Durch die Einſamkeit Potsdams fliegen rothe und ſchwarze und ſteinerne Adler. Ueberall Helmlarven an den Häuſern, aufgeſtürzte Panzer, von Kugeln und Kanonenröhren umgeben, und Fahnen, geſtickt und geſchmückt mit frommen Wünſchen und militäriſchen Lakonismen. Selbſt an meinen Ofen im Gaſthofe hatte ſich ein Adler geflüchtet, einer aus Lehm, in die Kacheln gebrannt. Ihm zu Füßen lagen Siegestrophäen, Helme, Schilde, Speere, Schwerdter.

Oben ſtand die Sonne mit vier und zwanzig Strahlen, und ein Mann in der Scheibe, als wär's nicht die Sonne, ſondern der Mond. In dieſe Sonne fliegt der Adler kühn hinein, ein Experiment, um welches drei Worte zu leſen ſind, die mir, einem unerfahrnen Lapidologen, mancherlei Schwierigkeit verurſachten. Erſt las ich: *huic* soli cedit, und überſetzte, dieſer allein (nämlich der Sonne) weiche Preußens Adler. Ich erſchrak vor dieſer Auslegung, denn der Preußiſche Staat iſt ja das Land der Aufklärung, es ſucht die Sonne und flieht die Finſterniß, und der Adler fliegt auch auf dem Bilde gerade hinein. Ich glaub' auch, das Gegentheil iſt richtiger: *non* soli cedit, nicht einmal der Sonne weicht der Adler. O, ich weiß es, Preußen wird der Wahrheit, und dann wird die Wahrheit auch ihm Wort halten! Aber auch nur dann!

Malerei des Details, ihre Geſchichtſchreibung (noch bei Gibbon) die Entwirrung der Knoten, die Auflöſung der Begebenheiten in ihre Factoren und zufälligen Veranlaſſungen. Das philologiſche Material häufen ſie maſſenweiſe, wie Guthrie und Gray, oder ſie anatomiren eine einzelne Periode mit ſkeptiſchem Verſtande, wie alle die, welche z. B. über das Zeitalter Homer's geſchrieben und die ſpäteren Unterſuchungen Wolf's möglich gemacht haben. Die Engländer haben demnach eine nationale Antipathie gegen univerſalhiſtoriſchen Schematismus. Sie ſuchen nur Eines in der Geſchichte, den Menſchen, nicht wie die Franzoſen den Bürger oder wie die Deutſchen den Gott. Man nehme die Conflicte, in welche Gibbon mit dem Chriſtenthume gerieth! Weit entfernt, in dem Verfalle des römiſchen Staates nach deutſchen Anſchauungen das Abblühen einer überreifen Erſcheinung, die nur die Stufe zu einer andern wäre, zu ſehen, weit entfernt, den Untergang der Römer als eine univerſalhiſtoriſche Nothwendigkeit zu betrachten, die ihnen von dem Chriſtenthume nach göttlichem Rathſchluſſe wäre aufgelegt worden, zerlegt er den Verfall in ſeine einzelnen Urſachen, in die Mißgriffe der Regierungen, die Laſter und Tyranneien der Kaiſer, die Sittenloſigkeit und den Luxus der Unterthanen und gibt dabei dem Chriſtenthume eine Stellung weder höher noch tiefer als irgend eine dieſer mit viel bewunderten Stylguirlanden umwundenen hiſtoriſchen Gruppen. Gibbon ſieht nur die vereinzelte Größe und die vereinzelte Schwäche. Hier iſt alles Analyſe. Die Geſchichte dient, um den Blick zu ſchärfen; ſie iſt eine Vorbereitung für die politiſche Debatte.

Den rein politiſchen Standpunkt in der Geſchichtſchreibung nahmen die Franzoſen ein. Bayle's Skepticismus und

# Die literariſchen Elfen.

## Ein Märchen ohne Anſpielungen.

---

Einer der mächtigſten Berggeiſter des Harzes hatte drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, welche ſich für ihr Leben gern mit der neuen Literatur beſchäftigten. Je weniger ſich davon in ihre unheimlich glänzenden Metallpaläſte, in ihre einſamen Erzſtuben und zinnernen Philoſophengänge verlor, deſto heißer wurde ihr Verlangen nach einer genaueren Bekanntſchaft. Jetzt mußten ſie ſich begnügen, wenn ein Bergmann einſam in ſeiner von einer Lampe matterhellten Erzkammer ſaß und mit dem Eiſen in dem Felſen pickte, ihm recht tief in ſeine blauen Augen zu ſehen und daraus die Kunden der Oberwelt zu leſen; oder der Bergmann hatte

ſein Frühſtück in ein Stück Makulatur eingewickelt, und ließ das Papier, wenn er zu Tage fuhr, zurück, wo ſie ſich, jeder um es zu haben, bald zerriſſen und das Papier gewiß. Die vollſtändigſten Kunden von der neuen Literatur konnten die Geſchwiſter aber doch nur von den Mäuſen und Ratten bekommen, welche ſich in die Bücherlager der Leipziger Meſſe, beſonders in die Remittenden, hineinzuſtudiren pflegten, und mit mehr Weisheit nach Thüringen und dem Harz zurückkehrten, als ſie verdauen konnten. Die tiefſinnigen Brocken, welche dieſe Thierchen nach ihren Leipziger Studien fallen zu laſſen pflegten, laſen die Geſchwiſter alle emſig auf, und wurden in ihrer Neugier, einmal die Oberwelt zu beſuchen und alle die dort aufgeſtapelten Geiſtesſchätze näher in Augenſchein zu nehmen, ſo ausſchweifend, daß der alte Vater ſich heimlich nach der Schweiz wandte und vom Alpenkönig die Erlaubniß erbat, ſeine Kinder möchten einmal in menſchlicher Geſtalt die Oberwelt ſehen und bereiſen dürfen.

Pimpernella, die jüngſte Tochter des Berggeiſtes, war ein blondes, liebes Geſchöpf, mit vielleicht etwas zu hellblauen Augen. Ihre

Händchen waren wie Bleiweiß ſo weiß, und ihre Wangen wie Zinnober ſo roth. Sie hatte einen gar lieben kindlichen Sinn und haßte alle Elfenſtreiche, wenn ſie nicht darauf ausgingen, die Menſchen glücklich zu machen. Wenn die Bergleute in den Gruben hämmerten, ſo war es ihnen oft, als ſänge ein Engel in der Nähe und ſpräche ihnen Muth zu. Gewöhnlich erklärten ſie dieſe himmliſchen Töne für das Rauſchen eines unterirdiſchen Baches, aber es waren nur die frommen Lieder Pimpernella's, die ſie ihnen zur Erheiterung anſtimmte. Hatten die Bergleute Kinder zu Haus, die noch ſpielten oder in der Wiege lagen, ſo legte ihnen Pimpernella, ohne daß ſie es merkten, die niedlichſten verſteinerten Schnecken und Fiſchchen, die ſchönſten Steingebilde, muſiviſche Veilchen und Vergißmeinnicht vorſtellend, in den Hut, und erfreute dadurch die Kleinen, die ſie gern zu Geſpielen gehabt hätte. Ging der Berggeiſt einmal des Nachts, wenn Alles ſtill und ſicher im Gebirge war, ſpazieren, ſo war es ihm ſchon verdrießlich geworden, Pimpernellen mitzunehmen, weil ſie immer etwas anzuſtaunen und am Wege zu pflücken hatte. Oft waren der

Vater und die älteſten Geſchwiſter ſchon eine weite Strecke gegangen, und Pimpernella war in einem Buſch zurückgeblieben, wo ſie Brombeeren und Himbeeren pflückte. Kam ſie dann athemlos nachgelaufen, ſo wurde der alte Herr, wenn er ſie ganz ſchwarz und roth um den Mund und an den Fingern ſahe und wie ſie ſich wieder die weiße ſeidene Schürze vom Knieen im Graſe verdorben hatte, oft recht unwirſch und gab ihr eins hinter die Ohren, was die beiden Geſchwiſter vergeblich zu verhindern ſuchten. Dennoch hatte der alte Herr Pimpernellen lieb, und trug ſie, wenn ſie vom Bergſteigen gar zu müde wurde, mit Vergnügen Huckepack, und gab ihr oft ſein eigenes Sacktuch, damit ſie ſich auch hübſch die Naſe putzte. Pimpernella liebte beſonders die moderne Lyrik, und wußte alle Gedichte von Uhland, Juſtinus Kerner, Lenau und einigen andern ächten und naturaliſirten Schwaben auswendig. Sie hatte längſt eine große Moſaik in einem Stickrahmen angefangen, wo kleine bunte Muſcheln, purpurrothe Polypchen, verſteinerte Gänſeblümchen und Schneeglöckchen hübſch in einander verſchlungen lagen, und ſann oft darüber nach, wie ſie

wohl dieſe fromme Votivtafel könnte irgend ins Schwäbiſche bringen und, da ſie nicht wußte, wem ſie eigentlich damit vorzugsweiſe ihre Achtung bezeugen ſollte, etwa eine Ausſpielung veranlaſſen, worauf jeder Dichter, der im letzten Muſenalmanach geſtanden, ein Loos erhalten ſollte. Ja, als ſie hörte, daß die Hamburger Zeitſchrift: Der Telegraph, einen Preis für das beſte lyriſche Gedicht ausſtellen wollte, konnte ſie vor Freuden mehre Nächte nicht ſchlafen, und ſchickte dem Herausgeber derſelben einen ſinnigen allerliebſten Blumenſtrauß, den ſie unter der Erde entweder erſt gepflückt oder vom letzten Sommer noch in den kalten Gewäſſern des unterirdiſchen Harzes aufbewahrt hatte. Dieſer hatte aber ſchon die Preisaufgabe zurückgenommen, und bat die freundliche Geberin, ihren duftenden Blumenſtrauß in den Kyffhauſer zu tragen, und ihn dem ſchlummernden Barbaroſſa ſo dicht vor die Naſe zu halten, daß der gute Mann endlich aufwache und ſein längſt gegebenes Verſprechen, mit hunderttauſend Mann in Deutſchland einmal nach dem Rechten zu ſehen und die Runde zu halten, endlich erfülle.

Spekulantia und Spekulativus waren Pimpernellens ältere Geschwister. Letzterer war ebenfalls blond, wie seine jüngere Schwester, und ein einfacher, schlichter, tiefsinniger Mensch. Es lag etwas Finsteres und Gesetztes in seinem Wesen; Alles, was er sprach, hatte Hand und Fuß, so daß es eine Freude war, seinen Vater zu sehen, wie der sich freute. Spekulativus war lang und dünn aufgeschossen, und da die Erzgänge des Harzes nicht gerade sehr hoch angelegt werden, so konnte die sanfte Neigung seines Hauptes entweder daher kommen, oder von den sinnigen Betrachtungen, in welchen sich dieser Elfensohn gefiel. Da sein alter Vater eine Bibliothek von theosophischen Schriften, besonders von solchen, die über den Stein der Weisen geschrieben waren, besaß, so hatte Spekulativus für seine Forschungen einen guten Grund legen können und sich damit auch fast die Augen verdorben; denn das Tageslicht war ihm schwer zu ertragen, und ging der Vater mit ihm aus, so mußte er, selbst bei Nacht, wo ihn das Sterngeflimmer und der Mondschein blendete, eine Brille von einem durchsichtigen Agatsteine tragen. Da ihn zu gleicher Zeit die

reinſte Seelengüte beherrſchte, ſo behandelte ihn der alte Elfenvater längſt als ſeinen beſten Freund und dachte mit Schmerz daran, daß er ihn doch noch einmal auf die Bergakademie von Freiberg werde ſchicken müſſen, um ſeine mannichfachen metallurgiſchen Kenntniſſe, in denen ihn kein Werner und kein Humboldt übertraf, in ein ordentliches Syſtem zu bringen. Spekulativus' Vater ſah ſeinen Sohn ſchon im Geiſte, wie er einmal im Elfenreich einen Lehrſtuhl der Mineralogie bekleiden und allen deutſchen Gnomen und Berggeiſtern, wie Spekulativus früher wohl ſelbſt ſagte, „ein wiſſenſchaftliches Bewußtſeyn" über ihr Wiſſen, von irgend einem ſilbernen Katheder, beibringen würde. Längſt wäre auch dies ſchon ausgeführt geweſen, wenn nicht immer Vetter Rübezahl aus Schleſien geſchrieben hätte: „dummes Zeug!" und in Spekulativus ſelbſt eine ganz neue Richtung gekommen wäre. Denn, den Beſtrebungen eines Steffens folgend, war er auch von den Flötzgebirgen auf die Naturphiloſophie, von dieſer auf Hegel und den abſtrakten und konkreten Geiſt gekommen, und je weniger er Gelegenheit hatte, die in dieſe Gedankenrichtung einſchlagenden Schriften anders

als vom Hörensagen und Rattenmagen kennen zu lernen, desto heftiger wurde sein Verlangen darnach, desto melancholischer sein Blick, desto entfernter die Aussicht auf den Elfenkatheder der Geognosie. Spekulativus stand als Geist dem göttlichen Wesen durch sein Gefühl näher als der Mensch, durch sein Denken aber noch nicht einmal so nahe, und dies flößte ihm eine so große Ehrfurcht vor der neuesten Philosophie ein, daß er in Trübsinn versank und seinem alten Vater vielen Kummer machte. Die Bergleute müssen den langen Elfenjüngling oft in diesem Zustande gesehen haben, wie er im schwarzen Dozenten-Frack mit wehmüthig gebücktem Haupte und die milchweiße Agatbrille vor den Augen durch die Hallen und Grubengänge schritt, die Arme ineinander verschränkt und leise philosophirend: Seyn oder Nichtseyn.

Spekulantia endlich, die ältere Tochter des Berggeistes, war ein ganz von ihren Geschwistern abweichendes, wunderbar poetisches Wesen. Ihre Gestalt war erhaben, ihr Haar war schwarz, ihr Auge dunkelblau. In ihren Worten lag ein bewältigender Zauber, auf ihrer Stirn ein hoher, heiliger Ernst. So muß Sankta

Cäcilia geblickt haben, als sie die Orgel erfand; so Heloise, als sie ewige Entsagung schweren mußte. Wer Spekulantia zum ersten Male sah, hätte in ihr eine unglücklich Liebende entdecken mögen, was sie auch war, in einem gewissen Sinne. Eine unbestimmte gränzenlose Sehnsucht lag in ihren Worten, ihren Blicken, in allen ihren Bewegungen. Alles, was sie sprach, lag von dem Gewöhnlichen weit abwärts, und schlug immer Töne aus Registern an, die nicht auf jedem Instrumente zu finden waren. Die Elfen konnten sie nie zum Tanz bewegen; nie sang sie vor Andern, sondern, wie Philomele, immer allein. Niemals lachte sie heftig; selbst die drolligsten Koboldwitze konnten ihr nur ein leichtes Verziehen der Mundwinkel abgewinnen, freilich eine Bewegung, in der für Jeden, der sie sahe, eine wunderbare Beseligung lag. Auch weinte sie nie, wenn man nicht anders zuweilen einen feuchten Glanz des Auges und einen einzigen großen quellenden Thautropfen, der sich in ihren dunkeln langen Augenwimpern verfing, weinen nennen will. Das Tiefste schien sie in ihrem Busen zu bergen, und der Alpenkönig selbst, behauptete man im ganzen Unter-

harz, hätte auf ihre erhabene Schönheit sein Auge geworfen. Dennoch liebte sie Unterirdisches nicht; all ihr Sehnen zog sie hinauf in die Regionen des Lichtes, wenn sie sich auch gestehen mußte, daß sie etwas Dunkles, Geheimnißvolles und beinahe Dämonisches in ihrem Herzen trug. Wenn sie etwas mit vollem Verlangen liebte, so war es die Kunde von einer vorzugsweise modern genannten Poesie. Spekulantia hatte oft hinter einem Bergabhange gelauscht, wenn Studenten aus Jena kamen, und von „Weltliteratur" sprachen, oder von Göttingen, die daselbst behaupteten, alle Materialien des Weltbaues angetroffen zu haben, aber den Weltgeist selber nicht. Die Dorfzeitung, der Gothaer Allgemeine Anzeiger, das Weissenseeer Unterhaltungsblatt und die Jenaer Literaturzeitung waren die einzige Lektüre der Geschwister; denn nur in diese Blätter wickelten die Mannsfelder, Clausthaler und Thüringer Bergleute ihr Käs und Brod ein, und selbst aus dieser Lektüre entnahm Spekulantia die neue Wendung, welche die Poesie in Frankreich und Deutschland genommen hatte. Bettinen überließ sie ihrer Schwester Pimpernella; sie selbst hielt sich an

Boſſuet's Verſuch einer Univerſalgeſchichte im orthodoxen Sinne bilden nur zwei Anomalieen in einem Verfahren, das allerdings nicht auf Verabredung beruhte und wo die individuelle Meinung ſich noch immer für ihre eigene Rechnung ausbreiten konnte. Aber in der Mitte zwiſchen beiden liegen alle die Einflüſſe, welche Montaigne, Montesquieu und Rouſſeau auf das hiſtoriſche Urtheil der Franzoſen ausübten. Dieſe geiſtvollen Schriftſteller beförderten weniger die Syſtematik, als eine gewiſſe abſtrahirende Methode, die ſich aus der Geſchichte Maximen und Grundſätze, immer aber einen practiſchen Fond entnahm, der in der Gegenwart angewendet, oft auf die Vergangenheit ſelbſt ein neues Licht warf. Montaigne brachte durch ſeine Klugheitstheorie die Ereigniſſe immer dicht vor die unmittelbare Anſchauung, als Werkzeug, Regel oder Vorſchrift für das eigene Verfahren. Die Geſchichte verlor ſich unter ſeiner Hand in eine Maſſe einzelner Thatſachen, die für einzelne Lagen und Entſchlüſſe die ſchlagendſten Belege wurden. Wenn der Franzoſe ſo frühzeitig mit den Begebenheiten umſpringen lernt und ihm für jede ſeiner Handlungen die Geſchichte immer eine Analogie bieten muß, ſo war Montaigne für ihn dieſer gewandte Lehrer, der aus der Geſchichte eine Schule der Erfahrung machte. Montesquieu beſchränkte dieſen Unterricht auf den Staat und lehrte aus der Geſchichte zunächſt die Maximen der politiſchen Geſetzgebung. Rouſſeau endlich ſtellte nicht nur die Geſchichte, ſondern das ganze Gebiet der Philoſophie unter die Neverböre des Staates. Rouſſeau, der in dem Bürger den Menſchen retten wollte, that doch nichts, als alle menſchlichen Beziehungen an den Staat anknüpfen, ſo daß er Coder jeder politiſchen Berufung werden mußte, beſonders der des ſouveränen Volkes ja ſogar des

Rabel und Charlotte Stieglitz. Selbſt für das junge Deutſchland nahm Spekulantia Parthei und ſchickte in die Berliner und Mannheimer Gefängniſſe einige ihrer gelehrten Mäuſe und Ratten zum Gruße ab, welche ſich den daſelbſt Inhaftirten jedoch nicht recht verſtändlich machen konnten, und im Gegentheil ſo ſehr mißverſtanden wurden, daß Schreiber dieſes mehr als ſechs Stück davon in Mannheim mit einer piemonteſiſchen Mauſefalle guillotinirte. Spekulantia zerfloß über den Bundestagsbeſchluß in Thränen; vielleicht das erſte Mal, daß ſie auf dieſer Schwäche ertappt wurde, und da ſo Vieles verboten wurde, konnte ſie es ja um ſo weniger zu leſen bekommen. Wenn ſie aber öfters mit ihrem Vater und den Geſchwiſtern des Nachts im Harz herumirrte, und ſie immer dort kletterten, wo die Fichten am höchſten ſtanden und ſie ſich im Mondenſchein geiſterhaft genug für die Schnellpoſtreiſenden ausnahmen, deren Fuhrwerk in der Tiefe keuchte, dann pflegte wohl Spekulantia ſich mit dieſen Worten zu tröſten: Ach, liegt der Zauber einer neuen Welt- und Gedanken-Verjüngung nicht ſchon in dem Athem der Luft, die uns umfächelt! Sind die

Sterne nicht wie Bücher und Geſchichten zuſammengerückt, deren geheimnißvoller Sinn bald keinem tiefer blickenden Auge mehr ein Räthſel ſeyn wird! Plaudert die Blume und der Nachtfalter und das glühende Johanniswürmchen nicht jedes dem Weltgeiſt abgelauſchte Wörtchen aus, und hat die Muſik der knackenden, vom Sturm gebeugten Föhren nicht einen Text, den jedes empfindungsvolle Herz ihr ohne viel Mühe unterlegen kann! So tröſtete ſie ſich wohl, daß ſie in keiner Leihbibliothek abonnirt war, weil die Elfen wohl Silber haben, aber kein gemünztes, und wohl den „Segen des Mannsfelder Bergwerkes“ geben, aber die daraus geſchlagenen Preußiſchen Thaler um ſo weniger beſaßen, als grade dieſe, aus Patriotismus, ſehr geſucht ſind. Der alte Berggeiſt ſah wohl ein, daß hier nur die Erlaubniß des Alpenkönigs helfen konnte, und harrte mit Sehnſucht auf den Tag, wo es entſchieden wurde, ob ſeine Kinder ſich einige Jahre lang unter die Menſchen begeben durften.

Eines Tages ſaß der Berggeiſt mit ſeinen Kindern und allen Verwandten und Angehörigen ſeines Hauſes in der großen Familienhalle bei-

nes in der Nähe der Baumannshöhle belegenen Grottenpallaſtes. Wunderbare Tropfſteingebilde verzierten rings die Wände und bildeten an den Stalaktitſaulen Frieſe von Korinthiſcher Schönheit. Alle Geräthe waren von durchſichtig ſchimmerndem Tropfſtein oder Glimmerſchiefer. Kommoden, Tiſche, Stühle, Eckſchränke, alles mit Bequemlichkeit eingerichtet. Die Decke des Saales war von Zinnerzkryſtallen, die in Topas- Granat- und Uranglimmer-Miſchung einen ſehr hellen Effekt machten. Rings waren die Wände mit Granaten in den prächtigſten Dodekaedern ausgelegt. Smaragden von der Größe eines Straußeneies ſaßen in dem Schiefer, der noch manches verſteckte ſeine Erz verrieth; Beryll ſchimmerten aus Graniten, indigblaue Saphire, ſchöner als ſie die durch Saphire ſo berühmte Bairiſche Königskrone enthält, glänzten, als wären es indiſche. Topaſe winkten, bald wie Pfirſichblüthen gefärbt, bald wie Veilchen. Alles, was nicht mit Koſtbarkeiten ausgelegt war, war mit ſtrahligen kryſtalliniſchen Hornblendeblättern bedeckt. In dieſen Wundern ſaßen die Elfen und ſcherzten; Pimpernella band aus kleinen Edelſteinen einen Kranz, den ſie gern Rucker-

ten geſchenkt hätte, um ihn für die Cigarren zu tröſten, die er von einem Verehrer aus Bremen jüngſt bekam. Nur Spekulantia war bald in Tiefſinn verſunken und drückte mit ihrer weißen Hand die Augen zu, bald las ſie eine polemiſche Brochüre vom Dr. Marbach, die ein Reiſender kürzlich in der Baumannshöhle liegen gelaſſen hatte, und rief aus: O Proſa, Proſa! Spekulativus griff an ſeiner Brille und probirte, ob er nicht tiefer in's Weſen der Dinge hineinſehen könne. Der alte Berggeiſt in der Nachtmütze führte Rechnung über die Einnahme und Ausgabe ſeines Gebirges, über das, was ihm der Bergbau nahm und die ſchaffende Natur wieder erſetzte, und ſchüttelte bedenklich den Kopf, daß er, ſeitdem er bei dieſen Berechnungen die doppelte Italiäniſche Buchhaltung eingeführt hatte, recht zur Erkenntniß kam, wie die Kraft der Natur weit ſchwächer iſt, als die Habſucht der Menſchen. Horch! da erſcholl ein feines Klingen im Gebirge; alle feinen Metalle läuteten wie Glocken, und der alte Rechenmeiſter ſprang von ſeinem Hauptbuch auf; denn ſo kündigen ſich die Boten des Alpenkönigs an. Das Klingen kam immer näher,

die Sprache der Metalle wurde immer melodischer, und durch einen Felsenspalt trat bald ein Fremdling ein, der sich nach dem Familienhaupte umsah. Er trat auf den Berggeist zu. Es war ein launiger, jedoch etwas vornehmer Elfe, dessen jodelnde Stimme mit der Bestimmtheit seines Auftrages fast im Widerspruch lag, der aber doch folgendes zur allgemeinen Spannung vortrug:

Vom Alpenkönig einen Gruß —
Und leider macht' es ihm Verdruß,
Daß selbst des Harzes grauer Herrscher
In Kinderzucht nicht wäre bärscher.
Was sollte wohl daraus noch werden,
Wenn aus den Schachten ganze Heerden
Von Elfen nach Paris und Wien,
Nach London und Neapel zieln!
Der macht' in Leipzig Kuchen essen,
Der seine den Aequator messen,
Die will bei Musard Solo tanzen.
Die schmachtet nach Bindoccis Stanzen.
Der Eine liebt die Schäferin,
Der Andre eine Königin,
Die bäumt, als Fräulein Günderode,
Um einen Creuzer sich zu Tode;
Und machte Elfenkind Bettine
Zur Rückkehr wohl schon ernste Miene!

Wir brauchen ſelbſt, was unſer iſt,
In einer Zeit, die ſich vermißt,
Den Schooß der Erde aufzuwühlen,
Die Berge in die Luft zu ſprengen,
Faſt in die Hölle uns zu drängen,
Um ihren Erzdurſt abzukühlen!
Schuf man vor Alpenkönigs Naſe
Nicht freventlich die Simplonsſtraße?
Und, munkelt es von Eiſenbahnen,
Was kann der Elfe Gutes ahnen?
Der Alpenfürſt hört oft die Meſſe,
Gibt jetzt in's Ausland keine Päſſe.

Doch einmal noch, weil Ihr es ſeyd,
Will er zur Gnade ſeyn bereit;
Er liebt den Harz, die dunkeln Sagen,
Die Eure Grubengänge tragen,
Er liebt Eu'r ſtilles frommes Weſen,
Walpurgisnacht und Hexenbeſen.

Nun hört! hier ſind drei Wünſchelringe,
Gebt ſie den Kindern auf die Reiſe:
Sie ſchenken in bekannter Weiſe
Den beſten Ausgang jedem Dinge!
Sie mögen wie die Menſchen werden,
Sich tummeln auf der weiten Erden;
Geöffnet iſt des Berges Thor;
Doch Eins hält ſich der Fürſt bevor:
Kehrt Spekulantia einſtens wieder,
Vom Lichtglanz müd' die Augenlider,

Iſt ihr das Treiben dort zu laut:
Wird ſie des Alpenkönigs Braut!
Und ſucht Spekulativus ſpäter
Die kühlen Grotten ſeiner Väter,
Zieht ihn das Erz hinab, ſo iſt er
Des Alpenkönigs Staatsminiſter.
Doch um durch dieſe Probereiſen
Euch nicht zu ſchmerzlich zu verwaiſen,
Und Eures Leibes Nothdurft wegen,
Und Euch in Liebe einzuhegen,
Bleibt es der Jüngſten unverwehrt,
Iſt ihre Neugier ausgeleert,
Daß ſie zu Euch zurückekehrt!

Nach dieſem Vortrage, welcher in den Zuhörern die verſchiedenſten Gefuhle aufregte, ſprangen die Kinder des Bergageiſtes auf und umarmten ihren Vater und wußten nicht, ob ſie ihrer Luſt, die neue Literatur kennen zu lernen, oder ihrem Herzen nachfolgen ſollten und beim Vater bleiben. Doch konnte dieſer jetzt auch nicht mehr anders, als die Anordnung ſeines Lehnsherrn befolgen, weil es ſonſt den Anſchein gehabt hätte, als wollt' er ihm die Hand Spekulantiens verweigern. Auch kannte er den Leichtſinn des jungen Blutes und ſagte, indem er jedem den Ring aufſteckte und plötzlich

Pferdegetrappel über der Behausung erscholl: da haben wir's ja; jeder von Euch hat seinen innern Wunsch gleich verrathen; denn was Ihr wünscht, das geschieht nun gleich! Pimpernella meinte: Nein, nein, das sind Englische Familien, die den Brocken besuchen! Schöne Englische Familien, sagte der Berggeist und nahm seine drei Kinder und führte sie, nachdem für des Alpencouriers Bequemlichkeit gesorgt war, an's Helle und zeigte ihnen die drei stampfenden Extraposten, bepackt mit allen Bequemlichkeiten. Spekulantia drückte den Vater mit Innigkeit an ihr Herz und Pimpernella weinte bittere Thränen. Spekulativus machte sich etwas zu schaffen, um seine Rührung zu verbergen. Die Elfen sahen aus Busch und Baum und hinter kleinen und großen Steinen der Abschiedsscene zu, die zuletzt noch damit endete, daß der alte Berggeist in der feuchten Nebelluft, und bei seiner leichten Kleidung, den Schnupfen bekam und einmal übers andre niesen mußte. Pimpernella meinte: Nun würde sie auf keinen Fall reisen; der Vater müsse Fliedertee trinken und schwitzen; er hätte sich gewiß erkältet. Doch nahm der alte Herr ihren Reisemantel, wickelte

sie ein, packte sie in den Wagen und gab ihr noch den Edelsteinkranz, wo sie noch ungewiß war, ob sie ihn Uhlanden oder Rückerten geben sollte. Indem sie darüber nachsann, daß ihr gewiß Gustav Pfizer darüber Auskunft geben würde, fuhren die drei Reisewagen, jeder nach der Richtung hin, welche die Geschwister wünschten. Noch lange hörten sie den alten Berggeist husten und die Metalle hinter ihnen verklingen und sahen kleine Elfen, die die Münze schwenkten und neben dem Wagen verliefen und Purzelbäume schossen; dann kamen sie in die platten Chausseen, und fuhren ohne andern Aufenthalt, als um die Pferde zu wechseln, ihrem Ziele zu; Spekulativus nach Berlin, Pimpernella nach Schwaben, Spekulantia nach Paris.

# Die Abentheuer des Dr. Spekulativus in Berlin.

---

Da Spekulativus schon sehr viel von der Stellung des Gedankens zum Königreich Preußen (womit doch wahrscheinlich mehr Altpreußen gemeint ist), gehört hatte, so zog er es vor, in Berlin im Hotel de Brandebourg abzusteigen, dessen patriotische Inschrift: Dieu et mon Roi ihn so rührte, daß er sich entschloß, in diesem Gasthofe nur Mansfelder Thaler auszugeben. Theater, Kirche und Stehely, Alles hatte er hier gleich aus der ersten Hand; er wünschte nun nichts sehnlicher, als immer tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen und seinen Durst nach Wahrheit nicht aus kleinen Maderagläschen geistreicher Aphoristik, sondern aus vollen, tiefen

Despotismus der Freiheit. Der reine, abſtracte Menſch des Genfer Philoſophen war immer nur ein Findelkind, auf welches ein Dritter, nicht der unbekannte Vater, ſondern der Staat und ſeine öffentliche Erziehung ein Recht hatte. Die Rouſſeau'ſchen Menſchen, ſie mögen in der entlegenſten Einöde geboren ſein, ſind unter der Controle geboren, ſie haben eine politiſche Beſtimmung an ſich, welche ihr Muttermaal und in der Haut ſchon der Abdruck jener — Kette iſt, welche auch ſie einſt tragen werden. So iſt alle franzöſiſche Geſchichtsbetrachtung politiſche Marime und jeder Franzoſe wird erſt dann Einſicht in den inneren Zuſammenhang der Begebenheiten bekommen, wenn ſeine Phantaſie zuläßt, ſich bei ihnen perſönlich betheiligt zu denken. Niemand kann dieſen Satz ſchlagender beweiſen, als ein Mann, der zwar ſelbſt kein Franzoſe war, der aber aus dem Scheine, es zu ſein, ein Studium gemacht hat, Napoleon. Napoleon, über Geſchichte raiſonnirend, ſprach über Alexander, Cäſar, Cromwell und Friedrich den Großen nie anders, als ſich ſelbſt mit ihnen verwechſelnd und von ihren Thaten, wie von den Folgen ſeiner eigenen Ueberlegung urtheilend. Dies iſt keine Marime des Selbſtbewußtſeins geweſen, ſondern Etwas, das jeder Franzoſe mit ſeinem Kaiſer gemein hat.

Um in dieſer Ausführung eine größere Vollſtändigkeit zu erreichen, will ich eines franzöſiſchen Verſuches über die Philoſophie der Geſchichte Erwähnung thun, deſſen Kenntniß ich Herrn Roſenkranz in Königsberg verdanke. Ich thue ſie um ſo lieber, als ich bei Gelegenheit dieſes ſpeziell gegen die Hegel'ſche Philoſophie geſchriebenen Buches dennoch gern meine Hochachtung vor einem ihrer gewandteſten und geiſtreichſt gebildeten Lehrer ausſpreche. Die Berliner Akademie

Bechern unmittelbarer, seliger Anschauung zu stillen. Es mußte ihm das wahrheitsuchende Bestreben sehr deutlich auf die Stirn geschrieben seyn; denn die Kellner nannten ihn gleich Herr Hofrath, wohinter doch immer schon lag, daß sein Aeußeres etwas Außerordentliches verrieth und daß er Kopf hatte. Aber er hatte für nichts Sinn, als blos für den Mittelpunkt. Er betrachtete Alles, was man ihm Merkwürdiges vorführte, von einem hohen Gesichtspunkte, und blickte über die äußere Erscheinung, selbst wenn sie noch so glänzend war, fort, um in den innern Kern zu dringen. Recht pressant war es ihm nun, die vorzüglichsten Repräsentanten der Berliner Gedankenrichtung, sowohl die alten Spekulanten, wie die mittleren und die jüngsten kennen zu lernen. Das System und die junge Kritik, beides zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an und das Herz schlug ihm, wenn er daran dachte, Worte zu hören, die ihm Schlüssel der Ewigkeit däuchten. Um seinen Cursus recht von unten auf anzufangen, kaufte er sich Dr. Mager's Brief an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie. Diese Schrift, statt ihn bedeutend herabzustimmen und

ihm von vornherein alle Hoffnung auf das Allerheiligſte der Wahrheit zu benehmen, beſtärkte ihn nur noch heftiger in ſeinem Vertrauen auf eine objektive Entwicklung des Gedankens. Hier wurde einer Dame ſoviel verſprochen, daß er dachte: Gott, was wird nun den Männern erſt gehalten werden können! Die Aufgaben der Philoſophie waren ſo ſtolz, ſo kühn, der mögliche Umfang des Wiſſens bis dicht vor Gottesthron abgeſteckt, die Ideen traten ſo wenig durch das Organ des menſchlichen Verſtandes in den Vordergrund, ſondern ſie kamen alle ſelbſt, alle unmittelbar, alle, wie ſie im Schooße Gottes ruhten — Himmel, was war Spekulativus eingenommen! Er ſetzte ſich in eine neue Berliner Droſchke, und vergaß dem Kutſcher zu ſagen, wo er hinfahren ſollte. Er war ſo in Gedanken verſunken, daß dieſer ihn die große Friedrichsſtraße drei mal auf- und abfuhr, und nachdem jener ihm zwei Mansfelder Thaler gegeben hatte, ruhig eine gedruckte Quittung, nur über zwanzig Minuten, macht fünf Silbergroſchen, ausſtellen konnte. Was wußte Spekulativus von Droſchkenſtatuten! Daß er den Regierungsrath Steffens beſuchte, war nur eine Höflichkeits-

viſite und geſchah mehr der Kalkſteine, als des Steins der Weiſen wegen. Sein Vater würde ihm die Unterlaſſung übelgenommen haben, da er ſo herrliche Eiſenkenntniſſe in der Mineralogie beſaß und eigentlich die Beſtimmung hatte, in Freiberg auf der Akademie zu ſtudiren. Als er Steffens aufſuchte, verirrte er ſich in das Haus nebenan, und las an einer Klingel: Frau von Arnim geb. Brentano la Roche. Ach, dachte er, wäre Pimpernella da; auch iſt Bettine vielleicht bös, daß ich ſie nicht beſuche, da wir doch Eiſenverwandte ſind! — .... Er ſann und ſann, aber er ſtand ſchon an dem Glockenzug des Prof. Steffens, der ſich ein milchweißes Porzellanſchild an der Thür zugelegt hatte. Er fand dieſen berühmten Mann aus verſchiedenen Gründen ſehr mißmuthig: 1) hatte man in den Blättern ihm eine höhere Charge beigelegt, als er bei ſeiner Rückkehr von einer Reiſe in Berlin wirklich vorfand; 2) war heute große Tafel beim Kronprinzen und er dazu nicht eingeladen; 3) hatte ihm eine unartige Freundin eine bosshafte Kritik in's Haus geſchickt, die in Frankfurt über ſeinen neueſten Roman erſchienen war. Steffens und Spekulativus kamen Beide zu

keiner rechten Wärme. Dieſer ärgerte ſich über die Bemerkung: man müſſe doch eigentlich immer nur mit dem Bergmannsſchurzfell des Verſtandes in den Schacht der Ideen rutſchen; und hatte ſchon die Worte auf den Lippen: Herr Regierungsrath, da komm' ich ja eben her; als ſein zarter Elfenſinn recht erſchrak, wie Steffens mit einem Male von Politik ſprach, dann wieder vom heiligen Abendmahl, dann wieder von dem innern Brand der Erde, nun kam er auf das nächſte Ordensfeſt, dann auf die Heimskringla Saga; dann auf Schleiermachers Nachlaß und endlich auf die nächſte Rektorwahl und die „Perſönlichkeit des Chriſtenthums." Spekulativus war recht froh, als er unter den Linden wieder freie Luft ſchöpfen und ſich einem conſequenten und zuſammenhängenden Denken überlaſſen konnte.

Die eigentlichen Vorhänge des Gedankens, wußte Spekulativus wohl, ſollten nun erſt gelüftet werden. Sah er jedoch die Einrichtung aller dieſer Gelehrten, ihre Bücherumgebungen, ihre Titel und rothen Adlerorden; ach, ſo wurde ihm ſo bange um's Herz, und es war ihm, als ſäß' er in einer großen engliſchen Spinnmaſchine

drin, und durfe ſich nicht rücken und rühren, weil er entweder ſelbſt geradert zu werden, oder fürchten mußte, daß man ihn anklagen konnte, er hätte etwas an der Maſchine verdorben. Keiner war eigentlich ſeines Gottes froh; alle wurden ſie von Nebengedanken und von Rückſichten beherrſcht, die nicht zu kennen und zu entſchuldigen man ein Elfe, kein Berliner, kein Menſch ſeyn mußte. Er war ein ſolcher Thor, daß er nicht begriff, wie man bei einem noch nicht klaren Gedanken ſchlafen könne. Er hätte ſo gern nur die Pſyche der Gelehrten geſehen, welche mit ſo vieler Wichtigkeit jetzt den eigentlich welterlöſenden und naturöffnenden Gedanken in ihrer Briefta[ſ]che unter dem Bruſtfutter verborgen trugen. Er hätte ſo gern etwas Schwärmeriſches und Seliges in den Blicken derer, die die Seligkeit des gefundenen Himmels hatten, angetroffen, und ängſtigte ſich recht bitter darüber, daß dieſe Männer die Wahrheit hatten, aber die Wahrheit nicht ſie, daß keiner ihrer Blicke verrieth, ſie hörten lieber die Harmonie der Sphären, als die um eilf Uhr dicht bei der Univerſität aufziehende Wachtparade. Gabler ängſtigte ihn, weil er mit ihm über eine Wahr-

heit, die ein Deutſcher gefunden, lateiniſch ſprechen wollte, Trendelenburg ſetzte ſogar Griechiſch an, wo aber Spekulativus nicht mitkonnte und ſich recht ſchämte. Viele Andre ſchienen ihm recht poetiſch, recht ſinnig und tief, z. B. Gans und Hotho, aber ſie hatten ſich mehr ein Einzelnes, wie aus einem Schiffbruch gerettet und betrachteten, wenn auch geiſtreich, die Schönheit und die Freiheit ſo ſehr unter dem Geſichtspunkte der Zeit und gleichſam als die Ironie ihres urſprünglichen Hegelthums, daß Spekulativus ſich, Thränen vergießend, drei Tage lang im Hotel de Brandebourg einſchloß, nicht an die Table d'hote ging, ſondern blos durchgeſeihte Hafergrütze trank. Für das eigentliche Weſen der Dinge wollten ſich ihm nun gar keine Ausſichten mehr eröffnen, am wenigſten, da er ſahe, daß die gleich ihm Verzweifelnden doch nicht wie er faſteten, ſondern der beſten Dinge waren und ſelbſt im Tode beſſerer nicht zu harren ſchienen. So hatte er ſchon faſt den Muth verloren und dachte: Da bin ich armes Elfenkind auf meinen Erzſtufen und Grubengängen doch vielleicht dem Weſen der Dinge und dem Schooß der Allmacht näher,

wenn auch ſchlummend und nicht ſo lebendig, wie dieſe! Spekulativus hatte, ein träumender Grübler, nur zu ſehr Furcht, ſchon als des Alpenkonigs Staatsminiſter in die praktiſche Laufbahn zu treten, und ſein Herz in einem Gewühl von Rückſichten oder Pflichten unter dem Schneedache des Montblanc cryſtalliſirt zu ſehen; ſonſt hätte er ſich ſeine Rechnung von Herrn Krauſe geben laſſen, und wäre unmittelbar nach der Schweiz gegangen, ſelbſt wenn es mit dem Paſſe einige Schwierigkeiten gehabt hätte.

In dieſer Lage fiel ihm ein, daß er von jungen, ſehr achtbaren Talenten gehört hatte, welche der Spekulation entronnen ſeyen, und mit ihren Ideen die ſchöne Literatur, beſonders in geiſtreichen Kritiken, befruchtet haben ſollten. Wo der Gedanke, dachte er, mit der Dichtkunſt in eine Wahlverwandtſchaft tritt, o — und hier übermannte es ihn ſchon vor Entzücken. Er ſprang auf und blickte auf den nächtlich finſtern Gensd'armenmarkt — o, fuhr er ſelig zu ſich ſelber fort, da kann die Sehnſucht nach dem Unmittelbaren nicht fehlen, da kann ich unmöglich ewig hören müſſen, daß der Begriff ſchon

die Sache ſelber wäre. Nein! es iſt noch Hoffnung da. Mit dieſer Hoffnung und viel bei ſich nachdenkend über die Verbindung des Gedankens mit der Schönheit, über die Gränzlinien der Natur, des Scheins und des Weſens, warf er ſich den Mantel um und eilte, in der Charlottenſtraße einigemal zwar angehalten, aber immer tugendhaft ſich losringend, in die Schmidt'ſche Weinhandlung im Hauſe des Buchhändlers Schleſinger. Wie er in das Lokal trat, vernahm er aus einem verborgenen Zimmer einen Geſang, der ſo lautete:

Wir ſind nicht jung, wir ſind nicht alt,
In Nichts etwas; doch mannigfalt!
Wir kühlen mit demſelben Waſen,
Womit wir Warmes kälter blaſen.
Wir lieben nur das Gegentheil,
Das Eb'ne paßt ſich beſſer ſteil,
Das Steile könnte eb'ner ſeyn,
Das Feine grob, das Grobe fein.
Auf uns warf ihren ſchielen Blick
Als zehnte Muſe: Die Kritik!

Das Wort: Kritik wurde von jedem Einzelnen wiederholt, bis der ganze Chor einfiel und mit klingenden Gläſern den Vers abrundete: Kritik, Kritik, Kritik!

Spekulativus erſchrak erſt; denn er glaubte faſt eine Heerde junger Hähne anzutreffen, die ſich im Kikerikibrufen übte; doch trat er ein und fand, ob es gleich ſehr voll war, doch noch Platz, da gerade einige der lauteſten Wortführer ſehr ſchmale und bebende Perſonen waren, wie auch ſchon die Namen: Mücke, Meyenkäfer, Klein, Mager u. ſ. w. auf keine Elephanten ſchließen laſſen. Spekulativus horchte Allem, was geſprochen wurde, mit großer Andacht zu und entſchloß ſich, Einigen, die ſehr ſtumm waren, aber vorzugsweiſe als gedankenreich bezeichnet wurden, ſich zu nähern und ihnen ihre Meinung über Poeſie und ſpekulative Anſchauung abzufragen. Da er hier nun große Dinge vernahm und es faſt ſchien, als wären in dieſen Köpfen die Begriffe organiſch und wuchſen und blühten und trügen erquickende Früchte, ſo trat er, theils vom Wein, theils von Schwärmerei ergriffen, mit dem Vorſchlage heraus, er wollte zwei Schreibfedern hinter ſeine beiden Ohren (die als Elfenohren etwas wunderlich waren) ſtecken, jeder Muthige von der ſpekulativ-kritiſchen Schule ſollte ſich darauf ſetzen, und dann wollten ſie zuſammen in den Sirius fliegen.

Er war so wild geworden, daß er sich die Brust aufriß und wie ein junger Weltrevolutionär Sonne, Mond und Sterne eskamotirte. Er wiederholte nochmals seinen Vorschlag, der dann auch von jenen, die wir schon vorzugsweise als sehr leicht und bebende kennen gelernt haben, angenommen wurde. Doch kränkte es ihn sehr, daß sie das Ganze für Scherz hielten. Ihm war es heiliger Ernst, ihm lag es auf den Lippen, zu sagen, daß ihnen solche Himmelsreisen nicht oft würden geboten werden; aber der Kellner brachte schon zwei Federposen, die oben noch eine sanfte Fahne hatten, Spekulativus bückte sich, Mücke, Mevenkäfer, Klein und Mager setzten sich auf die Federposen und hurrah! so gings zum geöffneten Fenster hinaus, gerade auf den Sirius los. Die Zurückgebliebenen wußten nicht, was sie davon denken sollten; Einige meinten, das gäbe einen guten Correspondenzartikel, Andre fürchteten einen Unfall; aber ein witziger Kopf aus der Gesellschaft sagte: Es passirt ihnen nichts; sie haben ja den Mücke bei sich, der so viel Rettungsromane geschrieben hat.

Spekulativus ärgerte sich gleich beim ersten

im vorigen Jahrhundert ſo unweſentlich für die Entwickelung unſerer deutſchen Zuſtände, immer dem Spotte ſogar ihres eigenen Beſchützers ausgeſetzt, der ſie z. B. zwang, auf die wunderliche Frage: Soll der Staat anerkannte Irrthümer bei ſeinen Unterthanen dulden oder nicht? goldene Preiſe auszuſetzen, beſitzt in ihren Verhandlungen zwei geiſtvolle Verſuche über die Philoſophie der Geſchichte von Weguelin. In dem Raiſonnement dieſes Philoſophen walten ſo zu ſagen mathematiſche Kategorieen. Die Geſchichte wird unter ſeiner Hand zu einer geometriſchen Figur, welche ſich durch die Elemente des Euclid löſen läßt. Er ſchöpft aus den Zeiten die Ideen ab, bringt ſie in algebraiſche Formen und rechnet darauf mit ihnen nach den einfachſten Regeln der vier Spezies. Die Reſultate dieſer Verfahrungsweiſe ſind oft erzwungen, kalt und todt, oft aber auch voller Anwendbarkeit und lehrreicher Conſequenzen. Wäre die Anſicht Weguelin's richtig, ſo ließe ſich die Welt als eine ungeheure Zahl betrachten, für welche Gott der Vega'ſche Logarithmus wäre, und die Geſchichte als eine Rieſenpyramide von Zahlen und Buchſtaben, die ſich herauf- und herunter potenzirt auflöſe in die große Wahrheit, daß $a^2 + 2\,ab + b^2$ das Quadrat von $a + b$ iſt. So ſtrikt ſind ſeine Ausführungen.

Könnte ein ganz vollkommenes Geſchichtswerk exiſtiren, ſo müßte ein Deutſcher dazu das Material, ein Engländer die Charaktere und ein Franzoſe den Pragmatismus liefern. In Frankreich erhebt ſich keine Univerſalhiſtorie über die Mittelmäßigkeit. Der alte Rollin! Erſt in neuerer Zeit haben franzöſiſche Specialhiſtorien (Rulhiere mit der Geſchichte Polen's ging voran) einen Grad von Vollendung erreicht, der für Frankreich ein Privilegium zu bleiben ſcheint. Nicht von

Anfluge über die Bemerkungen, die seinen Begleitern entfuhren. Sie benutzten diesen Aufschwung zur Himmelsnähe zuvörderst nur zu einigen literarischen Miscellen, als sollte damit ein Feuilleton gefüllt werden. Sie flogen an dem Thurme vorbei, wo Rellstab und Wilibald Alexis zusammen wohnen. Jener schnarchte, um morgen in der Frühe sein Mundwerk desto flinker spielen zu lassen; dieser schrieb schon die neunzigste Nacht an seinem Romane: zwölf Nächte, der, wie Rucke aus Brotneid bemerkte, gewiß zum Einschlafen bestimmt wäre. Dann sahen sie Wilhelm Beer und Mädler den Mond beobachten. Ideler und Nolte — wollt' ich sagen Encke — waren auch in Thätigkeit, jener, um die Chaldäische Zeitrechnung zu bestimmen, dieser wollte bloß sehen, wo sein Komet jetzt steckt. Der Königl. Telegraph meldete mit großer Hast, wie viel so eben in den Rheinprovinzen die Uhr geschlagen hatte. Spekulativus war froh, endlich aus diesen kleinen Notizen herauszukommen und stieg prächtig, wie ein Luftballon, in die Höhe. Die kleine literarische Coterie wurde stiller und ängstlicher und beantwortete auch mit größerer Mäßigung die Fra-

gen, die der glückliche Spekulativus an ſie richtete. Ach, ſeufzte er halb ironiſch: ich glaube, wir können das Weſen der Dinge nicht erkennen . . . Hier fuhr Meyenkäfer auf und ſagte: Das iſt die alte Leier, die ſchon Haller geklimpert hat:

> In's Inn're der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt,
> Zu glücklich, wenn er nur die äuß're Schaale beiſt!

Schaale weiß, zum Henker! korrigirte Mager und ſchlug die betreffende Stelle der Encyklopädie auf; Klein machte einige Jean Pauliſmen über Haller und Alexandriner; Mücke träumte über die Bogenzahl ſeines neuen ſozialen Romans. Spekulativus war überſelig; denn ſeine jungen Freunde deuteten ja nun genugſam an, daß ſich das Innere der Natur ſicherlich finden laſſe. Der Sirius lag immer klarer und ſchöner vor ihnen. Die Luftſtrömungen, die ſie höher trugen, wurden elektriſcher. Die Herzen ſchlugen heftiger und das Blut kreiſte wie bei den Wonneſchauern einer glücklichen Liebe. Spekulativus phantaſirte und ſprach: „Ach, da liegt ſie unter uns, die kleine Erdkugel mit ihren verſtockten Widerſprüchen, ihren Sackgaſſen falſcher Dialek-

tik, mit ihren Gaslaternen, die da riechen, mit allen ihren Schönheiten, die durch Opfer erkauft werden müssen. Neue Zeit, neues Leben — o du Sandkornwort auf dem Sandkornballe! Vom Himmel klingen uns die Sphären schon ihren seligen Gruß zu: die Ideen stehen am Ufer und warten der Fremdlinge, die da kommen, sie zu grüßen. Unter Eure Laubhütten nehmt uns auf, Eure Hände reichet uns; ach, welch ein Druck, welche Wärme, welches Gefühl! Ist es nicht, als fielen die Hüllen von unserm Körper und von der Seele fiele der Leib und nur jener ätherische Flimmer, der, nach Paracelsus, die Seele umduftet und ihre austreibende nach Gestaltung ringende Thätigkeit ist, wäre noch an uns und alle Sterne des Himmels könnte man durch unsere Brust flimmern sehen! O, wir fühlen es, Gott nahe seyn, heißt nichts, als in Liebe zerfließen, in Liebe sich baden, in Liebe zittern und selig seyn, dem Ewigen gegenüber vernichtet zu werden. Ach, meine Pulse schlagen matter, die Schwungkraft meines Körpers wird gelähmt; sterben, nichts seyn, in das All verweben, welch ein Himmel! Ich sinke, ich lehne mich wie ein Hülfeflehender

an das Knie Gottes und bedecke seine Hand mit meinen Küssen, meinen Thränen!"

Diese Phantasie des jungen Schwärmers fand auf den beiden Federposen lebhaften Widerspruch. Man erinnerte ihn erst mit Ruhe, dann mit fürchterlicher Heftigkeit daran, daß das Denken Alles wäre, was die Menschen erreichen könnten, und daß das Gedachte, objektiv, seinem Kerne nach, immer schon in dem Begriffe mit enthalten sey; Kinder griffen sinnlich gegen die Sterne, Philosophen trügen das ganze Firmament in dem zweiten Buche der Encyklopädie, wo die Idee im Zustande des Außersichseyns bereits schon längst geschildert wäre. Und nun soll er aufhören, und man würde ihm zeigen, was Polemik von ihrer Seite wäre, und sie wollten sein Gutes nicht verkennen, aber seine Noah-Blößen schrecklich aufdecken, und Meyenkäfer schreibe eine Literaturgeschichte und darum wären noch ganz andere Leute auf der Hut, vorsichtig mit ihm umzugehen und genug — die Federposen verloren das Gleichgewicht und die ganze Berliner Kritik stürzte in ihren achtbarsten Repräsentanten zur Erde hinab.

Als den folgenden Morgen Spekulativus ausgeſchlafen hatte, war es ſein erſtes Geſchäft, den Lohnbedienten des Hotel de Brandebourg zu den jungen Kritikern zu ſchicken und ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Die Anweſenheit eines Rettungsromantikers hatte wirklich als Fallſchirm gedient und Mager rüſtete ſich ſchon, ſeine Genfer Profeſſur anzutreten, Meyenkäfer ſchrieb an einem Bericht für eine Mecklenburgiſche Zeitſchrift, und Klein hatte epileptiſche Anfalle, in denen er allerhand jeanpauliſirende Aphorismen und forcirte Gedichte ſchrieb. Er litt nämlich an Bilderkrämpfen. Spekulativus griff nach dem Intelligenzblatt und wußte ſelbſt nicht, was ihm geſtern geſchehen war. Er las, theils um ſich zu zerſtreuen, theils um die Leere, die ſein Gemüth beherrſchte, mit irgend etwas, wenn auch nur mit neuen Weſtenzeugen, die in der Jägerſtraße beim Römer oder ſonſt wo zu haben waren, auszufüllen. Ach, er war nahe daran, alle Hoffnung aufzugeben, ſeine Rechnung zu bezahlen und Berlin und die Erde überhaupt mit ſeinem Alpen-Miniſterpoſten zu vertauſchen. Indem er ſo das Intelligenzblatt flüchtig überſah, fiel ſein

Blick auf eine Ankündigung des Blumengärtners Bouché: Heute blüht bei mir die Königin der Nacht! (Entrée 2½ Silbergroschen.) Spekulativus wurde hier von einer Vorstellung ergriffen, die ihn bestimmte, schleunigst seinen Hut zu nehmen und einen letzten Versuch zu wagen, ob er wohl die Kritik, wenn auch nicht zu Siriusreisen, doch wenigstens zu einem poetischen Gedanken begeistern könne. Er suchte die vier namhaften jungen Talente auf, welche ihm die Nacht hinter den Ohren gesessen hatten, und machte ihnen den Vorschlag, mit zu Bouché zu gehen und sich in den erschlossenen Kelch der Königin der Nacht zu setzen. Träumen wollten sie wie der schlummernde Goldkäfer auf der Rose, schwärmen wollten sie, nicht wie die Bienen, die den Duft stehlen, um in systematischen Zellen doktrinäres Wachs daraus zu machen, sondern wie der Schmetterling, der sich auf der Nelke wiege. Die junge Kritik sah sich verwundert an, und hielt den Vorschlag für eine Allegorie. Sie gingen auf die poetische Umschreibung eines einfachen Besuches bei der Königin der Nacht recht gern ein, und setzten sich zusammen in einen „Sparwalder", der sie

in die Nähe des Frankfurter Thores fuhr. Spekulativus kam auf die Interessen der neuen Poesie zu sprechen und freute sich recht, daß Rucke an ihr die Phantasie vermißte. Klein hatte sich einige hübsche Jeanpaulismen abgepreßt, und das Gespräch war ungemein reizend, so lange kritische Ansichten über die Poesie ausgetauscht wurden. Revenkafer war am langweiligsten, weil er, ehe er etwas sagte, immer sehr lange Beine machte, und sich gewöhnlich der vornehmen Formel bediente: Hierüber ist zu sagen —. Von ihm ging auch zuerst die Bemerkung aus, ob Spekulativus verrückt wäre, daß er immer vom Schlummern im Reiche der Königin der Nacht spräche; wir hätten jetzt Gedankenpoesie und könnten uns auf das Flimmern und Schimmern der Romantik, überhaupt auf das Persönliche und Beliebige nicht einlassen; es käme nur darauf an, die Hegel'schen Kategorien mit kleinen Rundt'schen Sechspfennigsträußern zu behängen und mit etwas veilchenblauer Seide zu umwickeln. Als sie bei Bouché ausstiegen und Spekulativus immer wieder auf sein Schlummern im Reich der Königin der Nacht zu sprechen kam, wollten

auch die übrigen nicht mit ihm hineingeben, und sagten, solche tolle Ideen hätte wohl Arthur Mueller, aber sie, sie wären Verstandes-Dichter und jetzt gar hier vor den vielen Leuten! Es war nämlich sehr viel bei Bouché. Eine Menge Hofräthe und Majore a. D., welche ihren Kaffee gewöhnlich nur in Treibhäusern trinken, saßen unter den Orangebäumen, und die Damen, welche sich noch nebenbei auf die Blumenverloosung spitzten, strickten stolz und unbefangen; denn das Notenblatt der Musici ging ja immer an ihnen vorbei. Kein Tisch war mehr zu haben. Alle Stühle waren besetzt. Spekulativus blieb dabei, was sie denn Tisch und Stühle brauchten! und faßte die junge Kritik in's Knopfloch und wollte sie mit Gewalt in den Kelch der Königin der Nacht ziehen. Herr, fuhr jetzt Mücke auf, ich sag' es Ihnen zum letzten Male, wir müssen einen hölzernen Tisch haben. Der Kaffee war schon bestellt und der Marqueur stand ironisch da und wußte ihn nirgends hinzustellen. Spekulativus zog den jungen Menschen näher und meinte, er solle die Portion Kaffee nur in den Kelch der Blume stellen. Die Kritik hörte dies, und wandte sich

um und warf dem armen Spekulativus einen so fürchterlich, fürchterlich giftigen Blick zu, daß er sich hinter den Myrthen, Orangen und Granaten versteckte, immer kleiner wurde, immer kleiner, bald nur noch wie ein Schmetterling, in den Schooß der Königin der Nacht flog, und in deren himmlischer Farbenpracht und ihrem Zauberduft, wie gar nicht dagewesen, verschwand.

Es war bei Bouché's ein solches Drängen, daß die junge Kritik die Entfernung des wahnsinnigen Spekulativus nicht bemerkte. Sie trank, da sie endlich doch noch einen Sitz fand, ihren Kaffee allein und verbrauchte mehr Cigarren, als Herrn Bouché für seine Blumen lieb war. Dann gewann Mücke in der Blumenverloosung eine Butterblume, Mager eine Federnelke, Mevenkafer einen noch nicht ganz vertrockneten Rosinenstengel, Klein ein hübsches Bouquet, das er aber gleich zerriß, und es mit Heftigkeit auf eine Kritik streute, die er eben über Mundts **Delphin** geschrieben hatte.

Herr Krause im Hotel de Brandebourg wartete mehrere Tage auf Spekulativus; dann ließ er ihn in's Intelligenzblatt setzen, und als er auch da noch nicht kam, vergriff er sich in

Gegenwart eines beeidigten Juſtiz-Commiſſarius an den Sachen des verſchollenen Reiſenden. Man fand nichts als gerade ſoviel Mansfelder Thaler, wie die Zeche betrug, Hegel's ſämmtliche Werke, die als Prämiengeſchenk an die Berliner Gymnaſien vertheilt wurden, und einige Andeutungen zu einem Werke, deſſen Titel Siriusnähe heißen ſollte. Die junge Kritik verfolgte Spekulativus mit verſchiedenen Correſpondenzartikeln und Miscellen; doch ſaß dieſer längſt zur Seite des Alpenkönigs, unter der Eiskuppel des Montblanc, im Zaubercapitol des Elfenreichs. Die Donner, die über ſeinem Haupte rollten, die Blitze, die ihm in die Augen zuckten, die Schneelawinen, welche vom Scheitel des Alpenkönigs ſtürzten, und dann die grünen Matten und die ſanfte blaue Alpenblume: dies Alles befriedigte zwar nicht ſeinen nach dem Ewigen dürſtenden Sinn; doch hatte er einſehen gelernt, daß die Philoſophie und die junge Kritik nicht weiter waren, als der Elfe und die Natur, und noch nicht einmal ſo weit!

Villemain, Capefigue und ſelbſt dem Grafen Ségur iſt hier die Rede; denn dieſe Hiſtoriker ſtehen noch immer unter rhetoriſchen Einflüſſen und arten bald in die ſcythiſche Romanendarſtellung des Abbé Barthelemy, bald in die gigantiſchen Eis- und Nebelphantaſien Oſſian's aus; ſondern von den unſterblichen Werken eines Thiers und Mignet, die deßhalb ſo groß ſind, weil in ihnen das rein aufgefangene Echo der Begebenheiten ſpricht. Thucydides, Livius oder Tacitus nachzuahmen, muß immer mißlingen, weil man ſelten mit den Autoren unſerer Zeit ſo reine Vorſtellungen verbinden kann, wie mit jenen Alten, unter denen gerade Salluſt deßhalb einen beſondern Platz einnehmen wird, weil ſich die Nachrichten über ſein Leben widerſprechen und der Künſtler bei ihm immer durch den Afrikaniſchen Proconſul in Schatten geſetzt wird. Aber die Ereigniſſe ſelbſt reden laſſen, Symmetrie und epiſche Perſpective, Lebhaftigkeit und dramatiſche Gruppirung in ſeine Auffaſſung derſelben bringen; darin liegt das große Verdienſt der neuern mitten auf dem Forum gebildeten franzöſiſchen Geſchichtſchreibung. Wäre nicht Friede das Glück der Völker, ſo möcht' ich dieſen Künſtlern nur noch das Eine wünſchen — die eigne Anſchauung des Feldlagers, und für dieſen Fall, da wir Deutſche ſind, z. B. dem kriegeriſchgeſinnten Thiers am liebſten die eines Xenophontiſchen Rückzuges.

Mit dem ſpaniſchen Erbfolgekriege verſpritzten die Deutſchen das letzte Blut, womit ſie bisher die Adern des übrigen europäiſchen Staatskörpers beherrſcht hatten. Seither immer in die Ereigniſſe verwickelt, wurden ſie von ihnen immer übervortheilt; durch Friedensſchlüſſe wurden ſelbſt ihre Siege Niederlagen. Daher vielleicht die Einmiſchung ſo vieler Andacht

## Pimpernellens Schwabenſtreiche.

Pimpernella ließ zwar die Poſtillone immer in ihren Pompadour greifen, und ſich ſoviel Geld herausnehmen, als ſie haben wollten; aber ſie machte ihnen auch zu ſchaffen! Da ihr das Meiſte, was ſie ſah, ganz fremd war, ſo war ihre Wagenthür ewig im Gange, bald wollte ſie dies, bald das ſehen. Einem weißen Reh, das ihr über den Weg, der durch den Wald führte, lief, ging ſie ſo lange nach, bis ſie beinahe ihren Reiſewagen nicht wiedergefunden hätte. Blumen, Vögel, Alles wollte ſie brechen und greifen, wie ein Kind, das nur immer ſchreit: Haben! haben! Zuletzt wurde ihr doch der Weg zu lang und ſie hätte ſich gerne Geſellſchaft gewünſcht. Die Poſtillone hatten alle

nur daſſelbe Geſpräch, das ſich nie weiter erſtreckte, als wer ſeit acht Tagen hier mit Extrapoſt durchgekommen wäre und wie viel lederne Hoſen ſie im Jahre zerriſſen. Sie konnte hier nichts Neues mehr lernen, und ſah jetzt erſt ein, wie viele, viele Meilen Schwaben entfernt liegen müſſe. Indem ſie, in Gedanken verſunken, ſich ausmalte, wie wohl in Schwaben Kirchen und Kapellen, Weingärten und Aepfelbäume, Blumen und Dichter ausſehen möchten, hörte ſie draußen auf der Chauſſée eine häßliche, krächzende Stimme ſingen:

'S iſt eigentlich ſchmählich
Und beinah e Schand,
Ich bin nicht recht ſelig,
Und auch nicht verdammt!

Pimpernella rief den Poſtillon an, was denn ſo fürchterlich draußen nach Knoblauch und Meerrettig röche und wer dieſe gräßlichen Töne ausſtieße? Der hatte aber weder etwas gerochen noch gehört, und meinte, es wäre ja mäuschenſtille; ob vielleicht der Hemmſchuh klappre oder was ſie meine? Indem hörte Pimpernella jenen Vers ganz deutlich am Kutſchenſchlage, und ob es gleich ein Geruch war,

wie von einem zehn Wochen angehabten Hemde, ſo wagte ſie doch, einmal hinauszuſehen, und ſtieß ſich beinahe den Kopf an einem abſcheulichen Schlingel, der eben, ganz zerlumpt und halb betrunken, in den Wagen ſteigen wollte. Sie ſchrie laut auf, der Poſtillon hielt inne und erkundigte ſich, was ihr wäre. Ob er denn den gräßlichen Menſchen nicht hinten am Rockſchooß zurückhalten könne! bat ſie; aber der Poſtillon bemerkte mit Erſtaunen: Um Jeſu Willen, es iſt ja keine Menſchenſeele da! Er riß den Kutſchenſchlag auf und fand Pimpernellen ganz allein; aber ſie weinte, ein ſchändlicher Tolpel wolle mit ihr fahren und quäle ſie um Eſſen und Trinken, wie ein Wehrwolf. Da ſie nicht aufhörte zu ſchreien und ausrief, er kneife ſie und thäte ihr Gewalt an, ſo dachte der Poſtillon: Halt, hier iſt etwas nicht recht richtig! und fuhr, was das Zeug hielt, vorwärts.

Pimpernella fragte jetzt den zudringlichen Schlingel, wer er denn wäre! Ei, ſagte der mit einem ellenlangen gottloſen Fluche, ich war einmal ein Schuſtergeſell aus Nordhauſen und bin in der Elbe vor einigen Jahren ertrunken.

Seitdem hab' ich noch kein recht paſſendes Unterkommen weder im Himmel noch in der Hölle finden können; die Stellen ſind alle beſetzt und können, wenn Einer abginge in's höhere Jenſeits, drei- und vierfach alle wieder ergänzt werden. So treib' ich mich denn im Zwiſchenreich noch ſo lange um, bis meine Akten in Ordnung ſind, und es ſich herausgeſtellt hat, wo ich eigentlich hingehöre, zu St. Peter oder Beelzebub. Jetzt kommen wir bald nach dem Main, wo ich mir täglich einige Maaß Aepfelwein zulegen werde, und ich hoffe, daß ich durch Dich an Sauerkraut, Frankfurter Würſtchen und Rettig keinen Mangel leiden werde. Durch mich? fragte Pimpernella erſchrocken. Freilich, antwortete der ertrunkene Schuſtergeſell, ſo unmittelbar können wir das Materielle nicht mehr recht genießen, weil es uns wie Krüppeln geht; wir empfinden zwar unſre Arme und Beine, aber wir haben keine. Ich ſehe doch, daß Dir nichts abgeht, bemerkte Pimpernella. Das freut mich eben, ſagte der unſelige, unverdammte Geiſt, daraus entnehm' ich, daß Du irgendwie, ſei's durch Krämpfe oder Bücherleſen oder durch hyſteriſche Zufälle für den Umgang mit Geiſtern

geſchaffen biſt, und daß, indem ich mich Deiner bemächtige, ich noch manchen Spaß und Unfug hier auf Erden treiben kann. Pimpernella, an allen Gliedern zitternd, drehte und drehte an ihrem Ring und wünſchte den Unhold zu allen Teufeln, denen er angehörte; aber das war's eben; auf intelligente Geiſter haben die Elfen, als Naturkinder, keine Gewalt; der Ring brachte nichts zu Stande und Pimpernella fing bitterlich an zu weinen. Als der Schuhmacher das ſahe, wurde er zornig und zerſchlug die Wagenfenſter, zerkratzte das rothe Saffianleder der Polſter, tobte und ſchrie und wollte mit Gewalt in Pimpernellen hineinfahren. Doch kam ihr hier ihre eigene dämoniſche Natur, in welche ſich nichts zweites Spukhaftes einſchachteln ließ, zu Hülfe. Beſeſſen wurde ſie nicht von ihm, aber geängſtigt und geängſtigt, daß man in Frankfurt, wohin ſie eben kam, allgemeines Mitleid mit ihr empfand, und ihr ſchon den Dr. Carové anempfahl, falls ſie ſich wollte magnetiſch behandeln laſſen. Der ertrunkene Schuhmacher ließ ſie aber nicht lange daſelbſt verweilen, ſondern ſagte, ſie müßten jetzt zu einem Manne reiſen, bei dem's die Zwiſchenreichsſtädter gut

hätten, und wo alles unbegrabene Pack doch ordentlich einmal wieder zu Worte kommen konnte und angehört würde, wenn man als Gespenst sich einmal aussprechen wolle. Pimpernella frug weinerlich, wer das wäre? Zum Kreuzbummeltausendsapperment, sagte der Schuster in seiner ungeschlachten Manier, das ist Justinus Kerner in Weinsberg. Als Pimpernella diesen Namen nennen hörte, fuhr sie, freudig bewegt, auf und legte die Hand an ihr Herz, das stärker und seliger an zu pochen fing; ach, rief sie, in der nächsten Stunde, sogleich; eben zu ihm will ich ja. Nun sang sie das schöne Lied:

Wohlauf noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun ihr Lieben,
Geschieden muß seyn u. s. w.

das sie so oft von Jenenser Burschenschaftern im Harz hatte jodeln hören. Herr Günther, der Wirth vom Hotel de Paris, zuckte die Achseln über das unglückliche Frauenzimmer, welches in einemfort mit Jemanden im Zimmer sprach, der gar nicht im Fremdenbuch eingeschrieben war. Mehrere Frankfurter Gelehrte sahen

das Unglück mit an und Hofrath Berly, der Redakteur der Oberpoſtamtszeitung, meinte, darüber wollt' er morgen einen „leitenden Artikel" ſchreiben. Sie halfen alle mit, um die junge Dame, die jetzt ſehr vergnügt war und vortreffliche Trinkgelder zahlte, in den Reiſewagen zu bringen, und ſo fuhr ſie denn, ihren unſichtbaren Begleiter neben ſich, auf und davon. Er war im Wirthshaus zu Langen wieder recht unanſtändig und in der Traube zu Darmſtadt ſchlug er mehrere Waſſer-Karaffinen entzwei, die im Speiſeſaale ſtanden, zertrümmerte einen Spiegel und zerriß mehrere Nummern der Großherzoglich Heſſiſchen Zeitung. Das Unangenehmſte war hierbei immer, daß der Schurke ſeine Streiche nur übte, wenn Niemand zugegen war. Kamen dann die Kellner herein und fanden die Beſcheerung, ſo konnte ſich die weinende Pimpernella von der Ausſicht, ins Narrenhaus geſchleppt zu werden, nur durch dreifache Vergütung des Werthes der zertrümmerten Gegenſtände loskaufen. Gleich hinter Darmſtadt, ach! ſaßen am Wege drei kleine, unglückliche, zuſammengekauerte Duller'ſche Phantaſieembryone, mit großen Köpfen und kleinen Füßen, Kronen

und Ketten tragend, und froren, und waren alle recht ängstlich anzusehen. Späterhin hätten sie beinahe den Großh. Darmstädtischen Justizrath Karl Buchner niedergefahren, der wie ein Chiffonier mitten auf der Landstraße allen alten Plunder umkehren mußte und Glasscherben, Kupferpfennige, Papierschnitzeln, Alles in einen großen Notizensack packte, den er jährlich einigemal in den Hamburger Blättern der Börsenhalle auszuschütten pflegt. Von Heidelberg bis Heilbronn gab man Pimpernellen einen jungen Mediziner mit, weil's der Schuhmacher zu arg trieb. Der junge Arzt versuchte einigemal im Wagen, Pimpernellen zu magnetisiren, aber sie verbat es sich und bezahlte ihm in Heilbronn, was er mit Anstand verlangen konnte. Jetzt wurde auch der böse Geist etwas ruhiger. Die Aussicht, nach Weinsberg zu kommen, das im ganzen Zwischenreich als das einzige Loch berühmt war, durch welches die Geisterwelt in die irdische „hineinragen" durfte, benahm ihm doch etwas den Muth; oder er sammelte alle seine Kräfte und Unarten, um sich bei Just. Kerner erst recht zu entwickeln und zu zeigen, was er im transcendentalen Unfug leisten könne.

Noch einmal verſuchte er es, ob er nicht in Pimpernellen hineinfahren konnte; doch ſchrie ſie ſo gewaltſam, daß ihr der Wirth vom Falken zu Hülfe eilte und ſie aus der Umarmung eines Menſchen befreite, den er nicht ſehen konnte. Ach Gott ja, ſagte man in Heilbronn, für die iſt es wohl das Beſte, ſie kömmt nach Weinsberg. Wenigſtens bemerkte Dr. Strauß, der Verfaſſer des Lebens Jeſu, der eben an der Wirthstafel im Falken ſaß, in ſeiner ſarkaſtiſchen Art, wenigſtens wird dann ein Buch über ſie geſchrieben werden!

Es würde uns zu weit führen, wollten wir dieſe einfache Darſtellung der Schwabenſtreiche Pimpernellens in eine Novelle umwandeln. Sie kam bei Kerner an, wurde als eine äußerſt bedeutende Kranke erkannt und in den vielfach beſchriebenen Thurm des liebenswürdigen, poetiſchen Oberamtsarztes einlogirt. Pimpernellens ſchwärmeriſche Hinneigung zu dem Weſen der Schwäbiſchen Dichterſchule verlieh ihr hier noch einen beſonderen Reiz; ſie entfaltete auch in der That in den Augenblicken, wo der Schuhmacher ſie in Ruhe ließ, ein ſinniges, für die Poeſie wunderbar empfängliches Gemüth. Sie

wußte die klaſſiſchen Stellen der Schwäbiſchen Dichter, die ſie nun alle leſen konnte, ſehr ſchnell auswendig und hatte überdies durch ihren Reichthum einen Vorſprung voraus, durch welchen ſie einigermaßen verſuchte, die Stadt Weinsberg für den Lärm zu entſchädigen, den der betrunkene Nordhäuſer bei Tag und Nacht inner- und außerhalb der Mauern verübrte. Sie ſelbſt gab ſich, was ſie auch durfte, für eine Thüringiſche Bergmannstochter aus, was ſo poetiſch ließ, daß einige junge Tübinger Stiftler, die zugegen waren, gleich einige Gedichte auf ſie machten und ſie an G. Schwab ſchickten, der ſie corrigirte und in's Morgenblatt rückte.

Mit der Heilung Pimpernellens verwickelte es ſich aber immer mehr. Ihr Quälgeiſt konnte, da er ſie nicht beſaß, auch nicht recht gebannt werden. Es war ein eigener Fall, über welchen Eſchenmayer aus Kirchheim an der Teck einige theoretiſche Winke ſchickte. Der Magnetismus wirkte natürlich außerordentlich auf das Elfenkind. Sie ſah aber nie den Himmel, ſondern immer nur den Harz offen, wenn ſie klairvoyant wurde, und ſchilderte das Leben und Weben der Metalle mit einer Poeſie, daß Kerner er-

und Theologie in die deutsche Geschichtsbetrachtung. Daher diese deutsche Bürgerschaft zweier Welten, wo man gern vom Himmel Vorschüsse nimmt, um seine irdischen Rückstände zu bezahlen. Es ist auffallend, daß Lessing es sein mußte, der diese theologische Ansicht der Geschichte zuerst in ein System brachte. Möchte man nicht glauben, dieser große Freidenker hätte dafür, daß er dem Christenthum alle Geschichte nahm, der Geschichte dafür desto mehr Christenthum geben wollen?

Oder war auch schon Lessing in die seither so überflüssig cultivirte Unterscheidung des Theoretischen und Practischen verfallen? Glaubte er mit der bald so zahmen, bald so kühnen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, daß Dinge, welche sich in der Theorie nicht beweisen ließen, dennoch für die Praxis verpflichtend sein könnten? Leibnitz fing diesen unwissenschaftlichen Dualismus an, Lessing setzte ihn fort und Kant sprach ihn als ein System aus. Leibnitz erfand neben seiner göttlichen Monadologie die menschliche Theodicee: Leibnitz ist der Stifter jener Unterscheidung zwischen Dingen, die wider, und Dingen, die über die Vernunft hinaus sind, einer Unterscheidung, aus welcher man noch heut ein der pietistischen Theologie die trivialsten Sätze herleitet. Man muß Leibnitzen einen großen Einfluß auf die deutsche Geschichtsauffassung zuerkennen, von welcher sich außer Iselin, der die englische Methode der Psychologie befolgte, nur noch Kant selbst befreite. Kant näherte sich dem französischen Principe, dem politischen. Seine Schüler machten leider ein juristisches Princip daraus und lösten die Frage über den Zweck der Geschichte in die über den Zweck des Staates auf. Noch sehen die meisten unserer deutschen Rechtslehrer in der Geschichte nichts als entweder die Herr-

ſtaunte, und dasjenige, was Pimpernellen im Kopf lebte, eine Erzbotanik nannte. Sie ſahe nämlich nur Metallblumen, Granatroſen mit Smaragdblättern, Sapphirveilchen und die wunderbarſten Gewachſe, Steinbildungen und Metallverkörperungen, wie ſo etwas nur höchſtens von Novalis einmal geträumt worden iſt. Pimpernella litt entſetzlich dabei; nicht weil ſie die Menſchen gequält hätten, ſondern weil ſie immer verrieth, was ſie doch verſchweigen wollte, daß ſie nämlich die Tochter eines Berggeiſtes war. Man fand es ungemein poetiſch, wenn ſie nach dieſen hinabwärtsgehenden Viſionen immer bat, man möchte doch nur nicht glauben, daß ſie wirklich ein Elfe wäre, wobei ſie bitterlich weinte.

Die beſſere Wendung ihres Schickſals verdankte ſie endlich dem Schuhmacher ſelbſt. Dieſer ward es nämlich überdrüſſig, ſie zu plagen, da er ja bei ihr keinen Einlaß fand. Mehre andre anweſende Handwerksburſche, die in Kerners altem Thurm ihr Zwiſchenreichsweſen trieben, meinten, ob er ein Narr wäre und mit dem Frauenzimmer verhungern und verderben wolle. Hier gäb' es aller Orten hyſteriſche

Dirnen, die von dem vielen Beſchwören und Predigen und Hörenſagen nichts ſehnlicher wünſchten, als auch einmal beſeſſen zu werden; ſie wollten ihm ſchon eine hübſche Kundſchaft zuweiſen, wo er ſein Glück machen könne. Der ertrunkene Schuhmacher, der es ſatt hatte, bei Pimpernellen zu hungern, gab den dringenden Vorſtellungen ſeiner Collegen Gehör, wollte nur noch einmal in Kerners Stiefelgarderobe, warf Nachts alle Stiefel und Schuhe deſſelben unter und durch einander, und fuhr dann um's Morgenroth, nachdem er Pimpernellen noch einigemal ſchrecklich gekniffen hatte, in eine angehende Somnambule, die ſich in der Umgegend von Weinsberg heimlich vorbereitete, demnächſt Epoche zu machen. Als Kerner in der Frühe ſeine Stiefeln ſuchte, kam ihm Pimpernella freudig entgegen und ſagte, jetzt hätte ſie das Ungethüm verlaſſen! Kerner freute ſich darüber, daß ihm eine Kur gelungen war, mehr, als er bedauerte, nun um Pimpernellens metallurgiſche Gedichte zu kommen. Kerner iſt ein Menſchenfreund, und die wiedererlangte Vernunft bei ſeinen Patienten doch ihm gewiß lieber, als die Originalität ihres Wahnſinnes!

Inzwiſchen waren aus Stuttgart nach Weinsberg Briefe über Briefe gekommen, welche den Zuſtand des Schwäbiſchen Dichters Gumal immer bedenklicher ſchilderten. Dieſer junge, talentvolle Mann hatte zwei Bände Gedichte herausgegeben, welche unter vielem Unbedeutenden doch hie und da ein Gemüth verriethen, welches die Erde nicht blos im Sonntagsputz, wie ſie bei Uhland immer auftritt, ſehen mochte, ſondern vor dem die unſchuldigen, ſonnenhellen Landſchaftsperſpektiven mit ihren Lämmerchen und Hirtenknaben, ihren Gänſeblümlein und Rittern und Jungfrauen ſich zuweilen in pittoreske Fernſichten, über welche Wolken und Gewitter hingen, verſchoben. Gumal war hauptſächlich zur Reflexion geneigt; aber da er die urſprüngliche Naturanſchauung hatte, ſo konnte er leicht die Kälte des abſtrakten Gedankens durch eine wärmere Temperatur auflöſen und ein genialerer Dichter werden, als die moderne Lyrik und der Weidmann'ſche Muſeralmanach für wünſchenswerth hielten. Gumal neigte ſtark zum Gedanken, Gumal hatte Ideale, die zwar noch von Schiller die Form borgten, aber doch in eine Region ſtreifen konnten, wo

die Schwäbiſche Dichtkunſt hätte aufhören müſſen, ſich im Kleinen traulich zu bewegen und das Poſitive mit Blumen zu beſtreuen. Gumal fühlte den Drang in ſich, einem Byron nachzuſtreben, und ſchnell veranſtalteten es ſeine Gönner, daß er von Byron eine Ueberſetzung liefern mußte, um nur ſein ſtrebſames Gemüth auf etwas Unſchuldiges und höchſtens ſprachlich Schönes abzulenken. Wie gern hätten die Dichter geſehen, daß Gumal Eberhard den Greiner noch einmal beſungen hätte; aber er wies das Anſinnen zurück und reiſte nach Italien. Zurückgekehrt, machte er Miene, ein Titan zu werden. Er dichtete eine reizende Phantaſie, in der er den Gedanken ausführt, daß wir Griechiſch leben wollen, nackt, mit Blumen bekränzt, nur dem Schönen opfernd, — die Schule erſchrak und eilte, das Ganze eine mythiſirende Allegorie zu nennen, damit Gumal nicht wild würde, die Feſſeln ſprengte und den Kandidaten der Theologie mit einem „jungen Gott" vertauſchte. Um ſeinen Unmuth abzulenken, ließ man ihn den Bulwer überſetzen, ſchickte ihn in's „Ausland", nämlich das Augsburger, zu dem er eine Beilage ſchreiben mußte; ja, wie Luther

auf die Wartburg geführt wurde, um ſicher zu ſeyn und ſich zu mäßigen, ſo ließ man ihn das Leben des Gottesmannes ſchreiben und zuletzt gar deſſen ſämmtliche Werke herausgeben. Wenn uns Gumal abtrünnig würde! hieß es. Wenn er durch Rückert und Anaſtaſius Grün in die höhern Regionen des modernen poetiſchen Gedankens käme! Wenn ihm im „Ausland" bei der Analyſe eines Georges Sand'ſchen Romans plötzlich die höhere Muſe der neuen Poeſie ergriffe! Was räthſt Du uns, Schattenſpieler Lux!

Da jeder Stuttgarter und Tübinger Brief in Kerners Hauſe ein Feſttagskuchen iſt, ſo hatte auch Pimpernella alle jene Briefe geleſen, lange mit ſich Rath gepflogen und endlich erklärt: Ich will ihn retten! Man ſah ſie groß an; aber ſie ſagte, ſie wolle Gumal's ſtürmiſchen Geiſt an die kleine Wieſenblume feſſeln, ſie wolle ihn ſo umzaubern und die Hand auf ihn legen, wie man Maikäfer hindere, aufzuſchnurren; ſie gebe ihr heiliges Wort, ſie wolle Gumaln der Schwäbiſchen Dichterſchule erhalten. Dabei ſah ſie ihren Ring und der ſchalkhafte Kerner meinte, ob ſie ihn etwa heirathen wollte? Pim-

pernella wurde roth und ängſtigte ſich, was ſie als Elſe alles für menſchliche Verpflichtungen eingebe, blieb aber bei ihrem Verſprechen und rüſtete ſich zur Abreiſe. Kerners konnten nichts einwenden und ließen ſie in Frieden ziehen. Kerner, eine wirklich poetiſche Natur, ſpielte ihr noch ems auf der Maultrommel vor; dann dankte ſie für alle Liebe und Freundſchaft, war aber doch froh, aus einer ſo unheimlichen Atmoſphäre endlich glücklich zu entkommen.

Als Pimpernella in Beſigheim gefrühſtückt, in Ludwigsburg Pferde gewechſelt und Stuttgart endlich erreicht hatte, traf ſie doch, obgleich ſehnlich erwartet, keinen von der Schwäbiſchen Dichterſchule daheim. Sie waren alle in die Fildern gegangen, theils um Schmetterlinge zu fangen, theils um den jungen, gährenden Dichter Gumal zu zerſtreuen. Es war mit dieſem immer ſchlimmer geworden; er las Hegel's Werke, und hätte Einiges, was ihm darin gefiel, gern unter glatte Schiller'ſche Verſe geſetzt. Aber ſelbſt dieſer Anfang einer höhern Tendenz, in welche ſolche Anomalien hätten auslaufen können, erfüllte Gumal's Freunde mit Schrecken; ſie konnten das wilde Gedicht nicht ver-

geſſen, wo Gumal gewünſcht hatte, die Deutſchen möchten, wenigſtens in geheizten Stuben, nackt gehen und ſich mit Roſen bekränzen. Man hätte ihn gern Blumen malen und zur Guitarre ſingen gelehrt, eine verheirathete Dame bot ſich dazu an; aber Gumal nannte ſich ſchon zuweilen einen Prometheus, einen Oedipus, eine Sphinx; die Stelle in Gothe's Briefwechſel an Zelter verwirrte ihn, und vor Freuden gern hätt' er den „religiös-moraliſch-patriotiſchen Bettlermantel" von ſich geworfen und ſich wie die Raupe als Cokon ſelbſt ihr Kleid gewoben. Gumal ſchritt tiefſinnig unter den Freunden und Lehrern der Dichterſchule, als Pimpernella athemlos mit dem keuchenden Lohnbedienten Schwarz, aus dem Waldhorn, der ſchwerlich nüchtern war, ihnen auf die Fildern nachkam. In dem Augenblicke, als ſie ſich näherte, hob Gumal etwas auf; es war ein leeres Briefcouvert, mit einem offiziellen Wappen, dem Königl. Preußiſchen Adler, verſiegelt geweſen, und die Aufſchrift enthaltend: Herrn Dr. Guſtav Schleſier in Stuttgart. Wahrſcheinlich kam dies Schreiben vom Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin und bedauerte,

daß der Gesandtschaftsposten in London schon vergeben wäre, tröstete aber Schlesiern, daß man bei der nächsten politischen Verwirrung, ehe man entscheidende Maaßregeln ergriffe, ihn erst um Rath fragen wolle. Als Gumal den Adler von Siegellack sahe, faßte er den Entschluß, sich von ihm wie Ganymed in den Himmel tragen zu lassen. Er breitete seine Füße aus, und da Pimpernella in einem Anfluge von Schwärmerei gedacht hatte: Ach, möchte ihm doch jeder Wunsch gelingen! und dabei ihren Ring berührte, siehe! so trat aus dem diplomatischen Siegel der Adler immer größer und mächtiger hervor, breitete die Flügel aus, hob sich einigemal und stieg, zum Schrecken der Dichterschule, mit Gumal in die Lüfte. Pimpernella, über den Anblick selbst nicht wenig erschrocken, fand die Poeten in der größten Bestürzung; Gumal war ihnen mit einem Adler davon geflogen, er hatte einen Aufschwung genommen, weit höher, wie die Schwäbische Alb: es war keine Aussicht mehr vorhanden, daß er Eberhard den Greiner bearbeiten würde, der nächstjährige Musenalmanach war verdorben, es konnten Elemente hineinkommen, denen sich,

wie z. B. einem Portrait von Heine! die Süddeutſche Redaktion unmöglich fügen würde; und ſo ſtanden die Männer rathlos und ſahen Gumal mit dem Adler immer höher und höher ſteigen, bald nur noch einem Nebelflecke gleichend. Jetzt begriff Pimpernella ihre Aufgabe. Jetzt verſtand ſie, was es heißt, einen Dichter ſeiner Schule erhalten, und ſchnell rückte ſie ihren Ring, wünſchte etwas und trat dann an die betroffenen Sänger heran, denen ſie Jedem von Juſtinus Kerner einen Kuß gab. Man war ſehr (nicht über den Kuß, ſondern über den Empfang) in Verlegenheit, Guſtav Schwab hätte gern gleich einen Abend arrangirt, aber Gumal — Gumal — Pimpernella fragte, ob ſie denn nicht bemerkten, daß er ſchon wieder herunter käme? In der That, der Fleck wurde ſichtbarer, entwickelte ſich immer mehr, Gumal wurde immer deutlicher, und ſiehe! da kam er herunter geſchoſſen, reitend nicht mehr auf einem Adler, ſondern auf einem ſanften, lieben, geldigen, girrenden Täubchen, reitend auf dem Bilde der Unſchuld. Gumal lächelte ſelbſt, wie ſelig. Es war ſo rührend, ſo lieb, auf einem Adler ſitzen, der ſich plötzlich in ein ſanftes

Täubchen verwandelt! Gumal machte ein Gedicht darüber, die Dichterschule küßte ihn und die schönen Verse standen einige Tage darauf im Morgenblatt.

Pimpernella wagte nicht, sich das Verdienst dieser Scene zuzuschreiben. Sie wagte es um so weniger, als sie Gumal in die allerdings mit einer Brille bedeckten, aber doch von einem tiefen Gemuth beseelt scheinenden Augen blicken sollte. Die Frische seiner Wangen, die Lieblichkeit seines Lächelns, die Schüchternheit seiner Bewegungen; dies alles nahm sie so für ihn ein, daß Menschenkenner, geschweige Elfenkenner, wie diese Dichter, errathen mußten, was in des Mädchens Busen sich entspann. Pimpernella brauchte mehrere Tage, um sich aus den Verwirrungen ihrer Gefühle zu klaren Vorstellungen zu ringen. Gumal betrachtete sie nicht ohne Theilnahme, wenigstens so lange, als die Erinnerung an das Täubchen vorhielt. Doch, als es ihm deutlicher wurde, was sich zwischen ihm und dem Mädchen zu gestalten schien, suchte er dem Gedanken zu entfliehen, weil er alle seine Poesie zu begraben fürchtete, mußte er sich mit solchen Idyllen und Landschaftsträumereien ver-

ſchaft des Geſetzes oder die Herrſchaft der Sicherheit oder die Herrſchaft des „allgemeinen Wohles.“ Das juriſtiſche Extrem in der Weltgeſchichte iſt die Auslegung derſelben nach der Offenbarung des Juſtinian, das theologiſche Extrem die Auslegung nach der Offenbarung St. Johannis.

Leſſing hatte mehr bindenden als trennenden Verſtand; denn man ſpricht weniger von ſeinem Scharfſinne als von ſeinem Witze. Leſſing, indem er das Chriſtenthum vernünftigte, hütete ſich wohl, die Philoſophie zu rationaliſiren. Leſſing war ein Feind der atomiſtiſchen Philoſophie ſeiner Zeit und haßte ſie wie die Regeln Boileau's. Seine teleologiſche Weiſe, die Geſchichte zu ordnen, ſeine Idee der Perfectibilität und der Erziehung des Menſchengeſchlechtes waren die milden und zarten Conſequenzen einer Seelenſtimmung, die ſich von der ſanften religiöſen Glut, z. B. der in Moſes Mendelſohn's Morgenſtunden aufgehenden Wahrheitsſonne, gern erwärmte. Leſſing machte aus der Geſchichte eine pädagogiſche Oeconomie, er ſah den Arm der göttlichen Allmacht in den verworrenſten Perioden walten und ſtellte alles in die Begebenheiten ſcharf Einſchneidende, jede neue die Welt erſchütternde Idee, jede Bereicherung der Kenntniſſe oder des Glückes der Nationen als eine Stufe der göttlichen Welterziehung hin. So mußte bei ihm Socrates, ſo Jeſus, ſo Spinoza kommen. Die Geſchichte gleicht hier einer Aloe, wo aus dem unten erſterbenden Blatte oben wieder ein neuer grüner Keim hervorſchießt, und Gott ſelbſt wäre nach dieſem Bilde bei dem Pantheiſten jener Zeugungskeim, der in ewiger Metamorphoſe niemals ſtirbt. Bei Leſſing iſt er der fromme und gute Gärtner, der ſeinen Stock begießt bei jedem Sonnenuntergang und der ſich zuweilen mit gemüthlicher Pfeife vor ihn

mählen, als ſie in Pimpernellens Vorſtellung lebten. Er wurde wieder düſtrer und dem Dichterwald bedenklicher. Er gab, als man ihm von einer möglichen Heirath zwiſchen ihm und der Fremden ſprach, geiſtesabweſende Antworten und faßte ſchnell nach ſeinem Herzen, als würd' es ihm von der Trivialität des Daſeyns erſtickt. Auf allen Wegen mußte er Begleitung haben. Pimpernella wich nicht von ſeiner Seite, ſie ſuchte durch Worte zu wirken, aber ſie mußte Wunder thun.

Gumal hatte ſeit einigen Tagen kein Wort geſprochen, und höchſtens einmal eine Strophe aus Heine's Buch der Lieder recitirt. Große Betrübniß herrſchte unter den Zierden des Muſenalmanachs. Sie ſuchten Gumal zu zerſtreuen, und luden ihn ein, auf die Silberburg zu kommen; Pimpernella würde auch da ſeyn. Grade dies hätte ihn abhalten können, zu kommen; doch kam er. Das literariſche und artiſtiſche Stuttgart war heute auf dieſem reizenden Punkte, von welchem man die Reſidenz prächtig überſehen kann, verſammelt. Dort ſaß Auguſt Lewald und berechnete mit einem Bambusrohr im Sande den Ueberſchlag einer neuen literari-

ſchen Unternehmung, die er jedoch, als ihn einige Schauſpieler fragten, was er dort thäte, in Abrede ſtellte und dagegen ſagte: Ich zeichne den Grundriß meiner neuen Cannſtädter Villa! Hier blickte Seydelmann mit künſtlich Iffland'ſcher Rührung zu dem Verf. des „Seydelmann und die deutſche Schaubühne" hinüber, und wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen, die gleichſam ausdrücken ſollte: Alſo, Freund, dahin ſind wir gekommen! Dort ſaßen einige Landtagsdeputirte, hochherzige, treue Männer, und ließen ſich von Dr. Krämer aus Eßlingen ſeine neue Menſchlichkeitsguillotine vormachen, die derſelbe in Ausſicht auf das nächſtens in der Kammer zu debattirende Strafgeſetzbuch erfunden hatte. Einige über dieſen Humanitätsexperimenten zu Grunde gehende Gläſer und Flaſchen machten eine hübſche Abwechſelung zur Unterhaltung der Anweſenden. Dr. Weil ſprach über Waggons, Lokomotive und Lobmotive der Agneſe Schebeſi; Sir Francis Rottenkamp über Engliſche Hahnenkämpfe und Spaniſche Stiergefechte. B. Auerbach ſuchte jene Gränzlinie des Gedankens zu zeichnen, wo Juden- und Chriſtenthum ſich in der Spekulation vermählen.

Ernſt Münch zeigte heute zum erſten Male ſeinen aus München angekommenen Griechiſchen Erlöſerorden; kurz es war, wie Laube ſagen würde, „ein Stück Deutſcher Literaturgeſchichte", das hier freundlich ſich durchkreuzte und Aktienbier trank.

Die Schwäbiſche Dichterſchule hielt mit allen dieſen Männern jedoch keine Gemeinſchaft. Sie ſaß ganz vorne, wo man die Tübinger Straße ſignaliſiren konnte, falls etwa Uhland herunter käme; ſonſt war ſie ſehr betrübt über Gumal's Tiefſinn und Pimpernella ſtrickte. Es ſchien ſich in Gumal wieder ein Entſchluß vorzubereiten, der kühner war, als der neuliche Adlerritt. Wer ihn ſah, hätte glauben mögen, er wollte ſich das Leben nehmen, und in der That hatte er nichts Geringeres vor. Die Dichter ſaßen noch gedrückt und ſcheinbar unbefangen zuſammen, ſprachen vom Weſen der Ballade und der Romanze, von Eberhard dem Greiner, dem edlen Mörung und von einigen Fliegen und Mücken, die Karl Mayer erſt kürzlich wieder beſungen hatte, als ſich Gumal erhob, wild und ſcheu um ſich blickte, ſchnell über die hölzernen Planken ſetzte und ſich jählings vom Felſen hinunter-

ſtürzte. Jeſus! ſchrieen ſie alle auf, die Muſik hielt inne, die kritiſchen, hiſtoriſchen, encyklopädiſchen, artiſtiſchen und Stahlſtichbeſtrebungen Stuttgarts liefen herbei; nur Pimpernella verlor den Muth nicht, berührte ihren Ring und ſchuf eine merkwürdige Verzauberung, die an die Sage vom heil. Franz von Aſſiſi erinnerte. Gumal, ſtatt zu ſtürzen, fing plötzlich zu ſchweben an; Genien flatterten aus dem Geſtein hervor mit langen Roſengewinden, welche ſich um den Dichter ſchlangen; Maikäfer, Schillebolde, ſtachelloſe Bienen, Schmetterlinge und Marienwürmchen kamen zu Tauſenden geflogen und umſchwärmten die Transfiguration; hohe Malven ſchoſſen vom Boden auf und breiteten ihre Kelche aus, um den Dichter aufzufangen, der ſich endlich auf eine große ſtämmige Sonnenblume ſanft niederließ und es dulden mußte, daß Engel und Genien von allen Seiten kamen und ihm Veilchen, Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber, ja ſogar Lorbeeren um die Stirne flochten. Gumal wollte ſich wie eine moderne Sappho vom Fels der unglücklich Liebenden ſtürzen, und die Embleme der Schwäbiſchen Poeſie, die Embleme der Unſchuld und des

frommen Glaubens mußten ihn retten. Die Stiftskirche von Stuttgart läutete herüber, die Sonne ging eben prächtig unter und Gumal, umstanden von den auf sichern Wegen den Felsen hinabgestiegenen Freunden, war dem Leben, dem Uhland'schen Dichterwald, war dem Musenalmanach erhalten. Pimpernella hätte vor Seligkeit vergehen mögen.

Eine geraume Zeit ging es nun mit Gumal ganz vortrefflich. Der Musenalmanach erschien und brachte von ihm Gedichte ohne Schwung und Erhabenheit, Töne der alten und ewigen Leier, einzelne Dichtereinfälle, keine Offenbarung eines tiefen, poetischen Gedankenlebens. Eine Broschüre über Rückert und Uhland wurde eine ganz gewöhnliche Parallele, eine sogenannte unpartheiische Kritik, ein Schulexercitium. Doch kaum hatte Gumal sie im Druck gelesen, so fühlt' er es selbst, daß seine Schrift nicht tief war, und daß die jetzige sogenannte revolutionäre Partei in der Deutschen Literatur, geradezu gesagt, das junge Deutschland, eine solche Charakteristik weit tiefer erfaßt, weit leuchtender ausgeführt hätte. Er war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß er sich zu sehr an das Ufer

des Stromes halte, um in den rechten Zug und Fluß zu kommen, und fing wieder an, in sein altes Wesen zu verfallen. Seine Freunde hatten einigemal an ihm etwas bemerkt, worüber sie nicht mehr schlafen konnten: er hatte sich nämlich gegen Wolfgang Menzel öffentlich einige Ausdrücke erlaubt, welche die Schwäbische Dichterschule nur ganz im engen Kreise über die Lippen kommen ließ. Gumal hörte auf ihre Bitten, auf ihre Warnungen nicht; er verachtete die Taktik der Schule, daß sie's mit einem Manne nicht verderben wollte, für welchen sie keine Sympathieen hatte. Sie hatten ja Menzeln seit Jahren, um seinen Zorn nicht zu erregen, die größten Opfer und Soupers gebracht; sie hatten, ihm zur Liebe, als die Nachricht von Göthe's Tode kam, keine Thräne in seiner Gegenwart vergossen, und nur mit Furcht eine Klage auf der Bühne in äußere Gestaltung gebracht. Sie hatten durch Dulden, Nachgiebigkeit, Besuche und Gegenbesuche, besonders durch gute Kochkunst es dahin geführt, daß W. Menzel Lenau anerkannte, Mayer anerkannte, Pfizer anerkannte, den Musenalmanach nicht blos günstig beurtheilte, sondern sogar

ſelbſt beſchenkte. Und jetzt drohte Gumal dies ganze künſtliche, aus den zarteſten Fäden geſponnene Gebäude zu zerſtören. Keine Bitte fruchtete. Dieſelbe Zerſtörung, die er früher gegen ſich ſelbſt, aus Mißmuth über den Zwieſpalt ſeines Wollens, Sollens und Könnens gerichtet hatte, wollte er jetzt gegen Andere richten. Er ging mit Plänen gegen W. Menzel um, die ſeine Freunde ſchaudern machten. Pimpernella, die nun mit der Literatur ſehr vertraut war und im Reinbeck'ſchen Journalzirkel nicht umſonſt las, Pimpernella rieth, Gumal in ſeinem Zorn zu beſtärken. Käm' es auf's Aeußerſte, ſo könne ſie ihn wieder auf's Beſte heilen. In dieſem Sinne ſchürte ſie Gumal's Ingrimm zum heißeſten Brand. Er redete ſich ſelbſt in eine Vorſtellung hinein, als hieße das eigentliche Uebel, an welchem unſere jetzige Literatur krankt, das Uebel, welches alle unſere Partheien geſchaffen hätte und über die Talente ein wahres Siechthum verbreitete, W. Menzel! Er nährte die Vorſtellung von einem Faß, das man ſich vergebens quälen könne, zu füllen, ſo lange eine Ritze, durch welche Alles durchläuft, nicht verſtopft wäre. Eines Abends griff er im Zorn

nach zwei Piſtolen, hüllte ſich in einen langen Spaniſchen Mantel und rannte, ſelbſt nicht wiſſend, was er wollte, bang der Wohnung zu. Das Häuschen liegt einwärts gebaut und hat vorne einen kleinen Garten von Kieſelſteinen. Schon ſtand er an der Hausthür, beſann ſich noch einmal, biß dann die Zähne zuſammen und ſchritt entſchloſſen vorwärts. Er wollte dem Tugendhelden die falſche Maske abreißen, dem Franzoſenfreſſer die Perrücke Altdeutſcher langhaariger Burſchenſchaftelei, dem Prieſter den geborgten Glorienſchein ſeines Hauptes. Jetzt aber entfaltete Pimpernella die Kraft ihres Ringes. Hinter Hecken und Zäunen lagen die Lyriker verſteckt und ſahen mit Staunen dem Weſen zu, welches das Mädchen trieb. Sie wollte Gumal verwirren, täuſchen durch eine Phantasmagorie.

Als Gumal die Hausthür geöffnet hatte, prallte er zurück. Die erſte der Menzel'ſchen Lug- und Truggeſtalten trat ihm durch Pimpernellens Künſte ernſt gegenüber. Es war die Göttin der Unpartheilichkeit; ſie trug nur eine Farbe, die weiße, die ſich nicht für eine andere Farbe ausgeben ließ. Sie hielt ein Buch in

der Hand, das in der That aufgeſchnitten war, und nicht von der Seite geleſen wurde. Sie blätterte nicht flüchtig, ſie machte keine langen Excerpte, um den Bogen zu füllen, ſondern ſtudirte mit Eifer und las eine dunkle Stelle drei-, viermal, bis ſie ganz gewiß war, daß ſie ſie verſtanden hätte. Dann kam die Göttin der Vielſeitigkeit, auch eine Truggeſtalt. An der war nichts oberflächlich, ſondern alles ſcharf und kantig; ſie ſchien aus verſchiedenen Details zuſammengeſetzt, gab aber ein ſchönes Enſemble. Dann kamen zwei Genien: die Genien der Nachſicht und der literariſchen Liebe. Hierauf wurde der Qualm, der aus der Thüre ſtieg, ſtärker; die Lichter ſchienen greller aufgetragen und wie eine Siegesgöttin webte an Gumal die Göttin der conſtitutionellen Freiheit vorüber. Sie trug ſich phantaſtiſch; doch anſtändig. Sie hatte einen Würtembergiſchen Repräſentantenmantel um, und ſtatt der Phrygiſchen Mütze eine Blondenhaube. Statt der zerbrochnen Ketten, welche die antike Freiheitsgöttin mit Füßen tritt, zertrat dieſe Göttin mehre Embleme der Republik. Jetzt kam der Genius des Deutſchen Vaterlandes, in Geſtalt eines wilden Mannes,

wie er in mehren Deutſchen Wappen, z. B. dem Mecklenburgiſchen, vorkömmt, eine tüchtige Natur, mit Keule, Bärenfell und Eichenlaub verziert. Hierauf wurde der Qualm ſo ſtark, daß Gumal zu erſticken fürchtete; denn nun kamen aus Menzel's Hauſe fromme Engelchöre, weiße und ſchwarze Nonnenzüge, ſingende Mönchswallfahrten, und zum Beſchluß dieſer Lüge der Genius des Chriſtenthums mit der Palme des Friedens in der Hand und das überwundene Thier der Apokalypſe mit kräftiger Zehe niederhaltend; dieſe Glorie war von einer großen Anzahl ſymboliſirter Tugenden begleitet, unter welchen die ſittliche Unſchuld am demüthigſten, unbefangenſten und liebenswürdigſten auftrat. Alle dieſe Truggeſtalten verloren ſich allmälig in der dunklen Nacht und nur ein pikanter Geruch blieb übrig, der da verrieth, daß hinter den Couliſſen dieſes erlogenen Himmels W. Menzel eben Sauerkraut und Schwäbiſche Spätzeln aß. Gumal, ſo ſchrecklich getäuſcht, wankte bewußtlos fort. Von dieſem Augenblick war er für die Richtung, in welche ihn der Zufall hineingeſchoben hatte, mit Leib und Seele entſchieden. Er ſchrieb in Cotta's Vierteljahrſchrift

hinſtellt, um mit den Rauchwolken das Ungeziefer von ſeiner lieben Pflanze zu vertreiben.

Dennoch muß man geſtehen, daß in Leſſing's Schriften etwas liegt, was dieſer wohlgefälligen, genügſamen und beinahe optimiſtiſchen Anſicht der Geſchichte wieder zu widerſprechen ſcheint. Leſet ſeinen Laokoon! Wie ſchwelgt der enthuſiaſtiſche Antiquar in Ausmalung jener Griechenwelt, wo ſelbſt die Künſte in das Staatsgewebe verflochten waren und ſich eine Zartheit des Geiſtes in ihrer politiſchen Bevormundung ausſprach, welche unſere Zeit nun und nimmermehr wieder produciren wird. Der Olympiſche Sieger bekam eine Statue; aber nur erſt derjenige, welcher es dreimal geworden war, eine ſolche, die ſeine eigne Geſtalt wiedergab. Man wollte den Adel der menſchlichen Figur bewahren, man wollte durch das Porträt nicht die äſthetiſche Anſchauung des Volks an das Ordinäre und Zufällige verweiſen. Dies iſt eine ſo goldene und feinhaltige Regel, daß man bei einem Blicke auf unſere Zeit dagegen nur auf Barbarismen und geſellſchaftliche Solöcismen zu ſtoßen glaubt. Wie zerfahren und materiell ſind unſere Intereſſen! Wie drängen ſich Künſte und Wiſſenſchaften durch den Lärm des Tages hindurch! Unſer Körper iſt verweichlicht, unſer Geiſt iſt ohne Harmonie, und ſelbſt das Chriſtenthum muß erſt durch dialectiſche Muthmaßungen und Kühnheiten mit den edelſten Blüthen der menſchlichen Cultur verknüpft werden. Hätte Leſſing dieſe Vergleichung angeſtellt, ich weiß nicht, ob ihm ſeine Perfectibilität nicht wie eine grundloſe Schwärmerei erſchienen wäre. Sind wir gegen dieſe griechiſchen Auffaſſungen nicht offenbar zurück?

Da blitzte das Genie eines Herder auf, ein Phänomen, deſſen electriſcher Stoff für Deutſchland verloren ſcheint und

den animosen Artikel gegen Heine, der sehr viel Wahres, obgleich falsch ausgedrückt, enthält, und wird sicherlich mit Pimpernellen nächstens aufgeboten werden.

Diese hatte den Harz und ihren Vater, Bruder und Schwester vergessen. Sie, das sinnige poetische Elfenkind, wurde ein Opfer der Schwäbischen Lyrik, und der alte Berggeist, der nun den Sohn und die eine Tochter, jenen an den Alpenkönig, diese an den Musenalmanach verloren hatte, mußte alle Hoffnung aufgeben; denn Spekulantia war ja unter allen Umständen für ihn dahin! Ach, Pimpernella hätte wohl zuweilen des Nachts ein leises Klagen und Rufen in ihrer Nähe hören sollen; aber eine Poesie, die sich an die Sonntagsfreuden und den hellen lichten Tag hält, schläft bei Nacht sehr fest und gesund, und da mögen die Elfen noch so wimmern, die Nachtigallen noch so klagen, der Mond sich in tiefste Wolken hüllen, die Bäume zittern, die Alpengeister an die Rückkehr zum Wunderbaren und Großen mahnen ..... Diese Poesie und Pimpernella, keine von beiden versteht Was davon.

# Spekulantia in Paris.

Eins der schönsten Häuser der Rue St. Honoré wurde von Spekulantien, die mit Pracht und Nachdruck in Paris auftreten wollte, bezogen. Wenn sie auch erst von dem Lärm der Welthauptstadt in ihrem zarten Sinn und ihrer empfindsamen Seelentiefe, die immer die Ruhe liebt, betäubt zu werden fürchtete, so gelingt es doch oft den zartesten Naturen, im Gewühle der Welt durch Sammlung und etwas Zähigkeit mutbig zu werden und wenigstens die Besinnung nicht zu verlieren. Spekulantia konnte, da ihr diese verständige Beherrschung der Verhältnisse auch gelang, recht gern die Dienste zurückweisen, welche ihr besonders Deutsche Zeitungs-Correspondenten, ein Traxel, ein

Bernſtedt, antrugen. Jener, geblendet von dem Reichthum, den Spekulantia entfaltete, wollte ſie als eine Deutſche Fürſtin in den Pariſer Blättern auftreten laſſen, als eine geborne Salm-Krautheim-Rietberg, als eine Hohenlohe-Schillingfurſtin oder dergleichen; dieſer erkundigte ſich fleißig nach ihren Spitzen, Blonden und Edelſteinen, um der Allgemeinen Zeitung darüber Bericht zu erſtatten. Spekulantia wies alle dieſe Vermittelungen zurück und nährte nur einen Wunſch in ihrem Herzen, den, Georges Sand kennen zu lernen. Sie kannte die Schriften dieſer Dame; ſie waren ihr als das Genialſte der neuern Poeſie unendlich lieb; noch mehr, ſie war durch die Ideen dieſer Frau in eine Stimmung des Gemüths verſetzt, wo ſie Troſt, Belehrung und Friede nur an der Bruſt dieſes ſo groß und ſtolz denkenden Weibes zu finden hoffte. Georges Sand hatte die Beſtimmung des Weibes zum Hauptthema der neuern Poeſie gemacht. Sie hatte Seelenzuſtände und Pflichtverwickelungen gezeichnet, welche ſie in kühner, alle hergebrachten Formen verletzender Neuerung löſt; ſie hatte dem Manne nur das Genie und die Verführung, der Frau nur den

Schmerz und die Leidenschaft zugetheilt; die Stellung der beiden Geschlechter war aus ihren Fugen gerückt und Spekulantia schmachtete darnach, ein Weib zu sehen, das wenn auch noch nicht die Gesellschaft, doch die Empfindungen derselben umgewälzt hatte. Sie fuhr bei Madame Dudevant vor; ihr Bedienter brachte den Bescheid, daß sie sich nicht sprechen ließe. Spekulantia stieg aus, flog am Portier vorüber und wollte sich selbst den Weg bahnen. Sie bat die Bedienung der großen Dichterin dringend, sie noch einmal zu melden. Wie die Kammerzofe dies that, versuchte sie ihr nachzugehen; doch hielt sie die Befangenheit von dem Entschluß zurück. Es war ihr, als hörte sie einige Zimmer weiter mit einer Glockenstimme rufen: Ist sie verheirathet? Die Kammerfrau hinterbrachte diese Frage: Nein! rief Spekulantia laut. Eh bien, hörte sie hinter der Tapetenwand, eine verheirathete Frau mag ich nicht sehen und eine unverheirathete sollte erröthen, mich zu besuchen! Dabei fiel eine Thür heftig ins Schloß und Spekulantia wankte aus den Zimmern. Die Kammerfrau bemitleidete die untröstliche Fremde; und, um ihr einen Trost

zu geben, ſagte ſie, die Baronin würde um zwei Uhr an der Börſe ſeyn.

Spekulantia hatte gehört, daß Georges Sand, als Mann gekleidet, auf die Gallerie der Börſe zu gehen pflegt, und dort in Staatspapieren ſpekulirt. Sie hielt ſich die Augen zu, als ſie im Wagen ſaß und hierüber nachſann; doch war ſie tiefſühlend genug, ſich die Bemerkung zu machen, daß alle genialen Geiſter lieber Würfel, als Schach ſpielen. Das Genie, ſonſt gewohnt, jedes Ding ſich ſelbſt zu ſchaffen, wirft ſich mit der größten Leidenſchaft auf das Hazard, um zu ſehen, ob ihm auch der Zufall gehorche. Das gemeine Gemüth ſieht im Zufallsſpiele nur Gewinn und Verluſt, das tiefe hingegen ein dämoniſches Walten. Das Hazardſpiel iſt für das Genie eine Unterhaltung mit den Nachtſeiten der Erkenntniß. So war auch Spekulantia weit entfernt, ihrer angebeteten Dichterin das Börſenſpiel mit moraliſchen Phraſen zuzurechnen oder hinter einem pſychologiſchen Problem eine ganz proſaiſche Intereſſirtheit zu vermuthen.

Sie kam an die Börſe. Es war zwei Uhr. Damen war der Zutritt noch nicht unterſagt,

ſie konnte ſich an die Balüſtrade lehnen und eine Gruppe beobachten, die in der Nähe ihre Aufmerkſamkeit feſſelte. Georges Sand ſtand, umringt von der Pariſer Tagesliteratur, in männlicher Kleidung wenige Schritte von ihr. Sie bot einen reizenden Anblick dar. Der Hut verbarg das hoch aufgekämmte lange ſchwarze Haar; dem ſammtnen Oberrock ward es ſchwer, die üppigen Formen des ſeltenen Weibes zuſammenzuhalten; um den Hals lag ein ſeidenes Tuch, loſe geknüpft; die Bruſt war mit einer zierlich gefältelten Chemiſette bedeckt, auf welcher eine Brillantnadel funkelte.

Georges Sand unterhielt ſich mit den Courtiers mehr, als mit der Literatur, die ſie umgab. Jene traten aus dem innern Raum der Börſe an die Balüſtrade und holten ſich neue Aufträge, wenn ſie den Erfolg der alten gemeldet hatten. Spekulantia, nur darauf bedacht, ein ſo wunderbares Weſen zu beglücken, wandte ſich jetzt an ihren Ring, um der Spielerin einen Erfolg zuzuwenden, der immer zutreffen mußte. Die Baronin gab ihre Aufträge, und die Mäkler, welche vorher einigemale ſehr ungünſtige Mienen gezeigt hatten, fingen jetzt an,

lebhafter zu Georges Sand zurückzukehren und ein glückliches Resultat nach dem andern zu melden. Die Spielerin gab Käufe und Verkäufe an, und kaum hatten die Courtiers ihre Anweisungen ausgeführt, so wurde eine telegraphische Depesche angeheftet, die der Baronin außerordentliche Summen sicherte. Spekulantia erschrak jedoch über nichts so sehr, als über die Ruhe, mit welcher die Gewinnende ihr Glück hinnahm. Das Hin- und Herrennen der Courtiers, die erstaunten, auf Georges Sand gerichteten Blicke des größten Banquiers, die allgemeine Aufmerksamkeit, welche in kurzer Zeit die ganze Börse ihr schenkte, konnte die Dichterin der Lelia nicht erschüttern. Diese, um den Humor des Schicksals recht zu prüfen, gab jetzt in aller Ruhe einen Auftrag, der der telegraphischen Depesche ganz entgegengesetzt war. Die Börse athmete auf; sie hoffte ihre ungeheuren Verluste einzuholen, sie nahm die übermäßig dem Glück trotzenden Anerbietungen an, und in dem Moment wird ein Zusatz zur ersten Depesche angeschlagen, der ihren Inhalt modifizirt und Georges Sand wieder gewinnen läßt. Spekulantia zitterte vor Erstaunen und Weh-

muth, daß ſich im Antlitz jenes Weibes auch nicht eine Miene verzog, ſondern daß ſie, jemehr ſie gewann, ſogar deſto düſterer wurde. Das Bewußtſeyn, ſie verſchaffe der wunderbaren Frau ihre großen Erfolge, ermuthigte ſie, ſich durch die Feuilletoniſten und Romantiker Bahn zu brechen, und zu Georges Sand heranzutreten: Madame, Sie haben kein Herz! Georges Sand wandte ſich um, ſagte kurz: Ich bin kein Frauenzimmer! und fuhr in der Beobachtung der Börſe fort. Spekulantia ſtand im Gedränge der Franzöſiſchen Tagsliteratur, und Herr Riſard, der ſo ſchön ſchreibt und ſo pedantiſch denkt, näherte ſich ihr mit den Worten: Madame, ich habe zwar gegen Georges Sand geſchrieben; aber ich bewundere ſeinen Styl. Er iſt nicht unempfindlich gegen mein Urtheil, und hat mir eingeräumt — Daß Sie ein Narr ſind! wandte ſich Georges Sand um. Herr Riſard lächelte und fuhr ruhig fort: Sehen Sie, Madame, das iſt gleich eine ſeiner Originalitäten. Denn er hat mir eingeräumt, daß er überall, wo er über die Ehe geklagt, nur die verheiratheten Frauen darunter verſtanden hätte. Georges Sand iſt nur deshalb ſo ruhig über ſein Glück, weil er

durch ein kindiſches, betroffenes und excentriſches Mienenſpiel ſich dabei als ein Weib verrathen würde. Spekulantia, aus Dankbarkeit für dieſe Erklärung, griff an ihren Finger und überreichte Herrn Riſard einen Ring (nicht den Zauberring), mit einer muſiviſchen Abbildung, über welche Herr Riſard eine antiquariſche Abhandlung ſchreiben wollte. Herr Merimée, romantiſcher Antiquitätenneuſtos, wollte eine Novelle über den Ring ſchreiben, Herr Scribe ein Drama daraus machen, Herr Melesville eine Oper, Herr von Balzac einen Sittenroman, Herr Victor Hugo eine Ode, kurz der Ring ging von Hand zu Hand, bis er in die eines nicht ſehr groſſen, unterſetzten, ſchlichten Mannes kam, der ihn mit einem eignen wehmüthigen Sarkasmus betrachtete, und zu Spekulantien auf Deutſch ſagte: Mein Gott, das ſind ja Harztannen und da oben, das iſt das Brockenhäuschen! Spekulantia war entzückt, als ſie im Auge des Sprechers zwar keine Thräne, aber doch die Anlage zu einer entdeckte. Wer ſind Sie? — Heinrich Heine. — Gott ſey Dank, ſagte Spekulantia, nahm ſeinen Arm und bat ihn, ſie aus dieſem Gedränge fortzuführen.

Sagen Sie mal Heine, fing jetzt Spekulantia recht zutraulich an, iſt es denn Ihr Ernſt, daß Sie eine neue Religion ſtiften wollen?

Heine machte ein weinerlichkomiſches Geſicht und ſagte: Ja, muß ich denn nicht wenigſtens ſo gut wie Chriſtus mein ſchweres Kreuz und die Sünden der Welt tragen, und haben ſich alle meine alten Paſſionen nicht beinahe in eine einzige Paſſion verwandelt? Fürſt Pückler iſt in Aegypten nahe daran, Paſcha zu werden; und ich muß blos ein Paſcha-Lamm in Paris bleiben!

Nein, nein, Heine, fiel Spekulantia theils mit wahrem, theils gemachtem Ernſte ein; Sie hätten, um über Philoſophie und Theologie zu ſchreiben, noch länger in Göttingen ſtudiren ſollen.

Ach nein, ſagte Heine, mit einer Miene, als wenn ihm etwas weh thäte, es ſind ja ſchon ſo viel Profeſſoren dort, daß ſie ihrer ſieben jetzt haben müſſen geben laſſen! Hätt' ich was gelernt — das wiſſen Sie ja — dann ſchrieb' ich überhaupt ja gar keine andere, als Contobücher.

Spekulantia ſtand ſtill und ſtellte den Dich-

nichts Aehnliches wieder hervorbringen wird. Herder, ein Prieſter — aber ein Prieſter in dem großen Sonnentempel der Natur, ein Prieſter, wie es Johannes muß auf Pathmos geweſen ſein. Hatte Johannes aus dem Schoße ſeines Meiſters Dogmen geerbt? Sein Erbtheil war die Poeſie, die Entzückung und die Liebe. Hätte Jeſus nur den einzigen Jünger Johannes gehabt, ſeine Religion wäre eine Verheißung geworden, eine Seelenſtimmung, eine Wiedergeburt der ſiechen Menſchheit, nicht durch den Glauben, ſondern durch die Liebe, eine Religion ohne andere Symbole, als die, welche in den Phantaſmen des Traumes und der Einbildungskraft liegen. Herder war ein Prieſter dieſer Johanneiſchen Ausbreitung des Chriſtenthums, welche von der eifernden des Petrus und der moraliſch myſtiſchen des Paulus verſchieden iſt und keine andern Tempel hat, als duldſame Herzen.

Herder war weit entfernt, die Leſſing'ſche Methode zu adoptiren. Im Gegentheil, er ſchickte in ſeinen Ideen den Menſchen auf ſeine jahrtauſendjährige Wanderſchaft mit dem Abſchiedsgruße: Sorge für dich ſelbſt! Herder's Princip war die Humanität. Was verband er mit ihr? Den ganzen Complex aller der Begriffe, welche ſich an die Wiege und an den Sarg des Menſchen drängen, ſowohl jenes Terenziſche nil humani a me alienum, d. h. die Leidenſchaft und das Temperament, wie jede Blüthe der Cultur, die ſich aus der Benutzung menſchlicher Geiſteskräfte, ja ſelbſt aus der Benutzung zufälliger Begegniſſe entwickeln konnte. Herder findet das Philoſophiſche in der Geſchichte mitten in der concreten Erſcheinung ſelbſt. Mit Ehrfurcht und mit geſenktem Haupte ſchreitet er zuerſt an den unbekannten Urſachen des Weltalls vorüber, greift aber ſogleich haſtig nach dem Seile,

ter ſo, daß er ihr in ihr großes blaues Auge ſehen mußte, und ſagte: Heine, Sie ſollten, wenn nicht den Glauben an die Menſchen, doch den an die Natur, die Schöpfung, an Gott wieder gewinnen! Sie ſollten eine Frühlingsauferſtehung feiern, und wie ein Gotterſohn mit flammenden Blitzen aus den höchſten Wolkenſchichten fahren! Haben Sie denn nichts, wofür Sie leben und ſterben möchten?

Heine ſchlug die Augen nieder und blieb ſtumm. Nach einer Weile ſagte er: Es iſt zu ſpät. Ich bin kein Sohn des Haſſes, wie alle die nach mir jetzt in Deutſchland auftauchenden jungen Dichter und Denker, bin es nicht, war es nicht, kann es auch nicht mehr werden. Was in mir die Frucht des Haſſes und der Leidenſchaft war, bildet den verpönteſten Theil meiner Schriften, die theologiſch-philoſophiſchen Controverſen; und grade dieſe leitete man aus der Schadenfreude und dem bloßen Witze her. Mißverſtanden zu werden, iſt die erſte Enmuthigung. Die Einen verlangen von mir Philoſopheme, die Andern ſoziale Romane und Dramen, die Dritten Lieder. Die Einheit meines dichteriſchen Selbſtbewußtſeyns

iſt gebrochen; ich weiß nicht mehr, was ich der Welt bieten ſoll, ſeitdem ſie ſo entgegengeſetzte Zumuthungen an mich macht. Ich ſchreibe, überdrüſſig des Wirrwarrs, für künftige Zeiten meine Memoiren.

Spekulantia war innig ergriffen von dem Schmerz des Dichters und drückte wehmüthig ſeine Hand. Das erſte Urtheil, ſagte ſie, das Sie abgaben, verwandelte ſich für Sie in das erſte Vorurtheil. Denkt er, dachte man, und dichtet nicht blos, ſo muß er auch ein Syſtem haben. Beurtheilt er die Geſchichte, wie es in den „Zuſtänden" geſchah, ſo muß er auch Prinzipien haben. Unſer Publikum iſt ſo verwöhnt und ſo empfindungslos, daß es die wunderbar poetiſche Garnitur Ihrer politiſchen Schilderungen als etwas in Kauf nahm, was ſich von ſelbſt verſtand — freilich, freilich, Sie hatten einen unüberwindlichen Rivalen, Börne, nicht als Autor, ſondern als Charakter, nicht den Schreibenden, ſondern den Schweigenden, nicht den Lebenden, ſondern jetzt grade erſt den Todten.

Hier nun erhob ſich Heine mit Bitterkeit und fuhr auf: Wer dem Grabe näher ſteht, als

der Wiege, hat gut consequent seyn. Börne durfte schon rückwärts blicken (denn was er leisten konnte, hatte er geleistet); ich war und bleibe mein Lebenlang ein Ringender, der sich nie genug thut. Anders der, der, wie Börne, eine große Zeit, die Zeit Napoleons, sehen und nur Reaktion in der Gegenwart erblicken konnte; anders ich, mehr als ein Epigone, ein Sohn der Reaktion, der sich an die Zukunft wendet und den Glauben nicht lassen kann, aus der Gegenwart, wie sie einmal ist, müsse sie sich doch neugebären können. Ich fühle mich im Momente und ich wüßte nicht, worauf ich, da ich noch nichts besonders Großes erlebt habe und mich nur eines Napoleon'schen Trommlers aus der großen Zeit entsinne, resigniren sollte!

Sie haben Recht, Heine, tröstete Spekulantia; es werden Zeiten kommen, die gerechter sind, als die unsrigen! Eines aber muß ich doch sagen: Ihre Lyrik auf der einen Seite ist mir zu beschränkt, zu eng und geringfügig, zu kleinen Horizontes, nicht gewölbt, doch und Lebensspiegel genug; Ihre Spekulation auf der andern ist grade wieder zu umfassend, zu doktrinär, zu literarhistorisch und ordentlich auf

Studium und gelehrte Haltung pretentiös — für Sie als Dichter ſollt' es da doch eine Mitte geben! Könnte ſich der verunglückte ironiſche Profeſſor, der in Ihnen plötzlich ſtecken ſollte, mit der kleinen idylliſchen Miniaturmalerei Ihrer Lyrik vermählen, ſollte da nicht eine organiſche, ſtarke, geſunde Ehe zu Stande und — zu poetiſchen Kindern kommen? Wenn Sie nicht vorangehen, überflügelt Sie die neue Schule.

Heine lachte ironiſch und ſagte: Die neue Schule! Madame, das hat gute Wege! Diejenigen, die in Deutſchland beſſere Verſe wie ich machen, die Anaſtaſius Grün, Lenau und Andere; dieſe können nicht ſo ſchön in Proſa ſchreiben wie ich; und die andrerſeits, welche wieder meinen Styl allenfalls erreichen, oder ſelbſt einen originellen haben, die können nicht das kleinſte Gedicht ſo machen, wie ich's früher gemacht habe. Aufrichtig, meinen Sie nicht auch?

Spekulantia zog ihre dunkeln Augenbrauen, als wollte ſie ſich beſinnen, in die Höhe, lachte und gab ihm dann die Hand. Sie ſtanden an ihrem Hotel in der St. Honoré. Nach einer Verabredung, daß ſie den Abend zu Muſard geben wollten, trennten ſie ſich.

Heine hielt aber nicht Wort; weil es näm-
lich blauer Montag war und zuviel Deutſche
Handwerker bei Muſard tanzten, oder, wie er
ſich bei Spekulantien entſchuldigen ließ, weil er
eine Tragödie angefangen hätte. So ſtand ſie
nun allein und begriff nicht, wie ſchwer es ihr
wurde, feſten Fuß in der Pariſer Geſellſchaft
zu faſſen und alle die Berührungen zu finden,
nach welchen ihr Herz ſich ſo geſehnt hatte.
Der Fluch, daß ſie ein Weib war, verfolgte ſie
überall. Handelte es ſich um etwas Neues, ſo
verwandelte es ſich für ſie, die kein Mann war,
gleich in etwas Geheimnißvolles; wollte ſie et-
was in ſeinem innern Zuſammenhang erklärt
haben, ſo ſahen ſich die Männer, die ſie befrug,
bedeutungsvoll lächelnd an und gaben ihr eine
Auskunft, die ſchwerlich die richtige war. Es
mag ſeyn, daß ſich Beſorgniß bei ihr als fixe
Idee feſtſetzte und ſie keine eigentliche Veranlaſ-
ſung zu ihrem Mißtrauen hatte; dennoch ver-
harrte ſie bei dieſer unglücklichen Vorſtellung,
daß das Moderne im Leben und in der Kunſt
eine Richtung eingeſchlagen hätte, bei welcher
gleich in den erſten Propyläen des Verſtändniſ-
ſes, geſchweige des Mitgenuſſes, die Entäußerung

des geſchlechtlichen Unterſchiedes vorausgeſetzt würde. Die Namen der Modegegenſtände, die im Palais royal zum Kauf ſtanden, ſetzten ebenſo ſehr wie die Romane, die ſie ſich von Barba und Renduel kommen ließ, eine vollkommene Indifferenz der Geſchlechter oder wenigſtens bei den Frauen dieſelben Gefühle und Neigungen voraus, wie ſie die Männer ſich nicht nur geſtatten dürfen, ſondern auch offen von ſich zu bekennen pflegen. Die geheimnißvollen Schleier, welche bisher die weiblichen Intereſſen und Gefühle bedeckt hatten, waren zerriſſen und gleichſam das Geheimniß ſo offen gegeben, wie wohl Männer ihre Geliebten, wenn dieſe eben nicht mehr zu erröthen pflegen, öfters fragen: Sagt mir doch, wie iſt's Euch Frauen denn eigentlich bei Dem und Jenem, wo wir Männer ſo oder ſo ſind? Dasjenige, was unter dieſen Umſtänden ſelten ein ſchüchternes und enthaltſames Weib von ihrem Geſchlechte verrathen würde, um ſo weniger verrathen würde, als es ja gar nicht klar und ausgeſprochen in ihrem Bewußtſeyn liegt, war nun ſchon kein Myſterium mehr, ſondern an's Tageslicht hervorgezogen, als eine wilde, bewußte Leidenſchaft,

die ſich von der männlichen nur durch ihr Intereſſe, keineswegs aber durch den Grad unterſcheidet. Alles, was ſich das Weib kaum ſelbſt zugeſteht, fand Spekulantia in Paris ſchon vorweggenommen und zu einer ſich von ſelbſt verſtehenden Thatſache geſtempelt. Ach, ſie konnt' es nicht verſchmerzen, daß ſie als Frau für ihren angebeteten Georges Sand keinen Werth haben ſollte. Kann uns denn, klagte ſie ſtill, die Emanzipation einen andern Körper geben!

Inzwiſchen, da ſie ſo viel von Muſard gehört hatte, beſchloß ſie für dieſen Abend den ihrigen wenigſtens unſichtbar zu machen. Die Kraft des Ringes ſtand ihr bei, und doch, ob ſie gleich nicht darauf rechnete, von irgend Jemand bemerkt zu werden, war ſie weiblich genug, ſich in ihren ſchönſten Schmuck zu werfen. Bis zu Muſard mußte ſie auch allerdings ſichtbar bleiben; denn wer hätte ſie anders und discreter an jenen verrufenen Ort hingeleitet, als ein Fiaker? An dem Portale des Saales — es war weit über eilf Uhr, als ſie ihn betrat — drehte ſie ihren Ring und ſchlüpfte, unaufgehalten von irgend einem der Billeteure, in

den hellerleuchteten, rauſchenden Saal. Die arme Spekulantia! Sie bildete ſich ein, unſichtbar zu ſeyn; aber die Kraft ihres Ringes reichte zu allem hin, was ſie wünſchte; nur dazu nicht, daß ſie ein Geſchenk des Alpenkönigs, grade die menſchliche Exiſtenz und Geſtalt, hätte in ſich vernichten können. Alle ihre Wünſche und deren Erfüllung war an dieſe Geſtalt gebunden und ihre ganze anomale Erſcheinung, ihre irdiſche Verzauberung hätten aufhören müſſen, wenn ſie einen Augenblick auch aufgehört hätte, ein menſchliches Weſen zu ſeyn oder zu ſcheinen. Indeß war das Drängen im Saale ſo ſtark, daß ſie ihres Irrthums nicht ſo zeitig gewahr wurde, und die Blicke, die man auf ihre reizende und prachtvolle Erſcheinung warf, eben ſo gut auf Frauen deuten konnte, von denen ſie zahlreich genug umſchwirrt war. Sie ſuchte einen abgelegnen Winkel, um dem Treiben behaglich zuzuſehen, und doch war auch dieſer, als ſie ihn fand, belebt genug, um ſie nicht auffallen und Tänzer anlocken zu machen. So ſaß ſie ernſt und ſinnend und forſchte dem Geiſt des Jahrhunderts nach.

Und dieſer offenbarte ſich auch ſprechend

genug in dem Charakter dieſer Tänze und dieſer Compoſitionen, welche die ſinnlich erregte Menge beſchäftigten. Der Induſtrialismus in ſeinen compliziriteſten Beſtandtheilen (Kunſt, Literatur und Politik ſind Nebenzweige dieſes Stammes geworden) feierte hier in der That in dem Sinne ſeinen blauen Montag, als man in Frankreich von blauen Märchen, von blauen Geſpenſtern ſpricht. Hoffmanns Teufelselixire, mit einem Fidibus angeſteckt, würden auch in der That blau brennen. Spekulantia bewunderte das Dämoniſche und beinahe Religioſe in dieſer wilden blauen, zuckenden Luſt. Sah man den wilden Taumel der tanzenden Paare und hörte dazu eine wehmüthige Muſik, die ſich oft in zitternde Orgeltöne verlor und ſchwermüthiges Glockengeläut zum Baß der im Sopran wirbelnden Walzermelodien machte, fiel dann die hohnlachende Pickelpfeife mit dem boshaften unterirdiſchen Geiſterchor aus Robert dem Teufel ein und verwandelte ſich das Gewühl in eine faſt mochte man ſagen transparente oder mit Kolophonium durchblitzte Orgie, fielen dann Kanonenſchüſſe in das Gewirr hinein und lichteten es allmälig zu dem frommen Hugenotten-

choral, der die Liebespaare ſtatt zu dämpfen, eher zu dem in der That originellen Meyerbeerſchen Haut zu! Stoßt zu! Stecht zu! begeiſterte; ſo wußte Spekulantia nicht mehr, ſollte ſie dieſen Anblick eine Caprice des Himmels oder eine Ironie der Hölle nennen? Sie ſtand, wild und wirr bewegt, auf, drängte ſich wie bewußtlos durch die luſtwandelnden oder ausruhenden Tanzpaare und ſuchte einen andern Verſteck, um ihrer ſtürmiſch erregten Empfindungen Meiſter zu werden. Sie ſah hier die Tiefe und die Gemeinheit des Zeitalters in einer bis zum Wahnſinn verworrenen Miſchung; ſie ſah Herzen, die die Genußſucht verzehrte, und wieder Gemüther, die ſich ſchämten, Atheiſten zu ſeyn; ſie klagte Niemanden unter dieſem Gewühl an; ſie ſah nur das Zeitalter in ſeinem Kampfe, in ſeinen Geburtswehen; ſie ſah die Lüge und Bodenloſigkeit der gegenwärtigen harpyenartig und mit Verzweiflung nur auf den Beſitz und Erwerb gerichteten Geſellſchaft; ſie klagte Niemanden an, als die alten Traditionen, die Vorurtheile, die Blutſtockungen im ſozialen Körper, die das Blut ſo fieberhaft in die Extremitäten drängte, während die, welche das Herz der

welches ihm die Materie aus ihrer Arche zuwirft und arbeitet im Schweiße ſeines Angeſichts, um Natürliches natürlich zu verfolgen, um Alles zu retten, was die Triumphe der Menſchheit als Werk der Menſchheit erhöhen muß. Dann tritt er an das erſte Kind heran, das im Graſe mit den phrygiſchen Schafen des Herodot ſpielt und lauſcht, wie ſich ihm allmälig das Zungenbäutchen der Sprache löſt. Dann ziehen ſich ſchon Spuren von Heerden und nomadiſchen Völkern durch die ungeheuern Sandebenen und einzelne Familien raſten in den Oaſen und durchfurchen die Erde mit ſinnig berechneten Werkzeugen. Das heilige Saatkorn, Perſephone, die Tochter der Demeter, ſteigt in die Erde hinab und bringt hundertfältige Garben. Die Gerſte wird gebrannt auf dem Roſte und die Prieſter ſtreuen ſie auf das Haupt des Stieres, der ſich zum Opfer beugt. Homer ſingt den Zorn des Achill und ſeine Schüler den zwiefach verſchlagenen Odyſſeus. Jonien's Himmel lacht, die Göttin Athen's blickt von den Oelbäumen Sunium's auf die von den Schnäbeln perſiſcher Schiffe beſäeten griechiſchen Gewäſſer; Thucydides lauſcht dem Vater der Geſchichte, der in Olympia allen Hellenen ſeine Muſenbücher lieſt; endlich erliſcht die Sonne der Schönheit und die des Ruhmes taucht empor. Rom ſchmiedet ſeine Ketten und Mars zertritt die Ernte der Jahrhunderte. Dann tiefe Nacht, Weihnacht. Im Orient flammt ein Stern und aus einer Krippe lacht die neugeborne Zukunft der Welt. An ein geheimnißvolles Leben ſchließt ſich eine beſſe lichtere Wahrheit. Kampf und überall Untergang; auch die Boten des neuen Himmels ziehen das Schwert. In den entfernteſten Gegenden der Erde regt ſich ein unbewußtes Sehnen, die Völker kommen der in der

Gesellschaft vorstellen sollten, so matt und kalt schlugen; sie klagte nur die Umstände und die Menschen an, durch welche der Industrialismus diese krampfhafte Erregbarkeit bekommen mußte; — waren Galeerensklaven unter diesen Menschen; wer weiß, ob sie nicht so philosophisch sich gebildet hatten, wie Trenmor; waren Spieler und Gauner darunter, wer weiß, ob sie nicht mit Leoni an Liebenswürdigkeit stritten! Ach, hier erst lernte Spekulantia jene dunkle Flamme kennen, an welcher Georges Sand sein Frauenherz, für Frauen wenigstens, zu Asche brannte!

Indem bemerkte Spekulantia einen etwas gebückt gehenden, jungen Mann, der, wie sie, nur einen philosophischen Beobachter in dem Saale zu spielen schien. Auf seinen Mienen lag eine seltsame Mischung von Verwunderung, Ernst und Wohlbehagen; er lächelte über das, was er sah, und genoß doch weniger davon, als er darüber reflektirte. Es sprach sie aus den Gesichtszügen des jungen Mannes eine heimische Deutsche Gründlichkeit an, ob sie gleich erschrak, da der Fremde seine Lorgnette auch auf sie, die Unsichtbare, richtete, und es ihr

war, als käm' er ihretwegen näher. Der junge Doktor, denn dafür hätte ſie ihn halten mögen — richtete ſich an einige nicht unzweideutige Damen, die in ihrer Nähe ſaßen, und ſprach einige Worte, deren Accent ihr ſogleich den Deutſchen verrieth. Sie erſchrak noch heftiger, als dieſe verſchiedenen kleinen Anreden rechts und links, auf welche gewöhnlich ein längeres Beſinnen folgte, nur als Manövres dienen ſollten, wie ſie wohl bemerkte, um auf ſie ſelber überzuſpringen. Sie betete verzweifelt zu ihrem Ringe. Sie bemerkte jetzt erſt an den Blicken der Damen um ſie her, daß ſie Niemanden ein Geheimniß war; aber der junge Deutſche Gelehrte vertrat ihr den Weg, als ſie aufſpringen wollte, und ſagte, nicht ohne einige Vorbereitung und philoſophiſches Beſinnen, und doch mit einem Germanismus, lächelnd: So allein! Si seulement! Spekulantia, todtenbleich, bemerkt in dem Augenblick, daß dem jungen liebenswürdigen Manne ein Medaillon aus der Weſtentaſche gleitet, das an einer Haarſchnur befeſtigt war. Sie erkennt darauf das Bild der Charlotte Stieglitz, ſpringt auf und frägt den betroffenen jungen Mann auf

Deutsch: Die Stieglitz! Ich bitte Sie, wer sind Sie! — Sie kennen mich! — Nein, nein, das Bild kenn' ich — und Sie! — Als sie den Namen eines bekannten Deutschen — nicht Dichters — auch nicht Denkers — sondern etwa Dichterdenkers erfahren hatte, faßte sie Theodor Mundts Arm, drückte ihn mit Innigkeit an ihre Brust und gab ihm die unverkennbarste Freude zu erkennen, endlich denjenigen gefunden zu haben, der sie über die wichtigsten Interessen ihres Herzens aufklären müsse. Theodor, ganz betroffen, wollte sich ihrer entledigen und fragte verwundert. Ma donna! Freilich, freilich, Madonna hab' ich gelesen, entgegnete Spekulantia lachend, wir haben viel mit einander zu sprechen, kommen Sie! und damit zog sie Semilasso jun. quer durch die eben getanzte Cachucha aus dem Saale fort.

---

Am Morgen nach dieser ersten Begegnung mit einem der vorzüglichsten Repräsentanten der neuen Gedankenpoesie war Spekulantia niedergeschlagener als vorher. Sie hatte nicht geahnt, daß Alles das, was Theodorn so viel Muth

gegeben hatte, ihr den ihrigen so sehr nehmen würde. Sie hatte einen Eindruck hinterlassen bekommen, der nicht wüster, regelloser seyn konnte. Das Neue und Emanzipative war vortrefflich; sie fühlte, daß es mit einer gewissen Wahrheit aus dem Gemüthe durfte so geboren werden, wie es Theodor aussprach; aber sie bemitleidete seinen unreellen, unhistorischen Sinn, der nirgends seine Erfindungen an etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes, geschweige an die Menschennatur anzuknüpfen verstand. Sie sah eine bunte Phantasmagorie, deren blauen Dunst ihr Theodor als die Morgennebel der Zukunft zu deuten wagte; aber an nichts Historisches, Menschliches, Praktisches wußte er anzuknüpfen. Er hatte Sinn für den Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, allerdings auch etwas Faktisches, aber die politische Richtung des Zeitgeistes verstand er ebenso wenig, wie die gegenwärtige Politik des Ministeriums, wie die Stellung der Partheien in Frankreich und England, was doch der müßte, der die Gesellschaft überhaupt reformiren will. Er konnte La Mennais im Allgemeinen definiren und ästhetisch über seine Werke, seinen Styl urtheilen, aber das

eigentliche Feuer, welches dieſem Manne das Herzblut ſieden gemacht hatte, kannte er nicht, die Stellung und Lage der untern Klaſſen, ihre Wünſche und ihre Bedürfniſſe. Indeß, dachte Spekulantia, wenn nur aus dieſer allgemeinen doktrinären Revolution des Statusquo ein reizenderes Ergebniß für die Poeſie entſtünde! — wenn dies neue Georges Sand'ſche Element in einer kecken, entſchloſſenen und entſagenden Auffaſſung des Lebens beſtünde und nicht in dem Hinführen gewöhnlicher und lahmer Erfindungen auf einen gewiſſen Punkt, wo plötzlich der Lehrmeiſter ſich der Handlung bemächtigt und der Dichter zurücktritt! Ach, ſagte ſie ſich, ihre zerſpringen wollende Bruſt haltend, Georges Sand iſt ſo wild, ſo frei, ſo entſchloſſen; ſie meint es gewiß weit zarter, als die von der Welt Verfolgte ſich das Anſehen giebt; ſie hat weniger Tendenz, als daß ſie ein durchgebildetes Phänomen iſt. Weil ſie ſo üppig leben kann, ſo ſchreibt ſie auch ſo üppig; weil ihr Herz von Liebe überquillt; weil ſie den Winter nicht ertragen mag, ſo treibt ſie im Treibhauſe ihrer Phantaſie einen Frühling von ſo brennenden und ſtolzen Blumen um ſich. Ihre Männer

gelingen ihr darum so erstaunlich wahr und poetisch, weil sie, trotz der ungeheuern Schwächen, die sie ihnen zuschreibt, sie doch so heiß, so innig liebt; sie liebt Stenio, sie liebt selbst André, diesen schüchternen, idyllischen Philister, sie liebt ihn, weil er Mann, und weil er so unschuldig, dumm und gut ist! Aber Theodor!! —

Nämlich sie meinte, Theodor hätte den modernen Stoff in seine Adern und Blutgefäße nicht im verflüchtigten Zustande aufgenommen; seine sozialen Theorieen wären ihm eben in der Poesie nur Theorieen, die es abzuhandeln gilt, er wolle aus Georges Sand, die in Frankreich blos ein Phänomen war, auf das sich Niemand verließe, da es ja dem genialischen Individuum einfallen könnte, plötzlich alle ihre sozialen Doktrinen umzustoßen, wenn sie z. B. einen Mann fände, den sie unaussprechlich liebte, und der stärker und weltbezwingender wäre, als sie — also sie meinte, er wolle aus diesem isolirten Phänomen in Deutschland gleich eine Schule stiften und jeden hohlen Kopf begeistern, der von sich gestehen müßte, daß er zwar keine Romane, wohl aber soziale Romane schreiben

könne! So grübelte ſie fort, und verleidete ſich innerlichſt die Anſichten eines gewiß talentvollen jungen Mannes, der als Kritiker eben ſo kurzſichtig daſteht, wie er als Menſch ſich durch einen ſtillen blöden Humor und ein wunderſchönes dunkelbraunes Haar auszeichnet. Das Wichtigſte war ihr eine Erörterung über die Stellung des Weibes zum modernen Gedanken, und dieſe ſpann ſich um zwölf Uhr in ihrem Boudoir an, wo Theodor das Glück hatte, von Spekulantien empfangen zu werden.

Theodor begann nämlich mit einer Charakteriſtik der Pariſerinnen und ihrer Pantoffeln, über den Unterſchied der Deutſchen und Franzöſiſchen Coquetterie, über den Begriff einer femme conservée, der Demivertueuses und der fille entretenue, Mittheilungen, die Spekulantia ſehr beluſtigend fand, und die ſie um ſo lieber hörte, als ſie den Weg zur eigentlichen Frage bahnten. Und glauben Sie denn, begann ſie, daß ſich die alte, nur durch die Liebe und die Ehe bedingte Stellung des Weibes, nachdem Sie dieſe Erfahrungen gemacht haben, verändern werde? Theodor zuckte die Achſeln und meinte, ſo etwas ließe ſich gar nicht beantworten. Das

heißt mit andern Worten, fiel Spekulantia schnell ein, Sie glauben allerdings, daß es so wie bisher nicht bleiben kann? Theodor wurde sehr ernst und sinnend und bemerkte dann: Ist die Stieglitz nicht an der Stellung der Frauen zu der Idee des Modernen gestorben? Hier sprang Spekulantia auf und rief erzürnt: Seyn Sie nicht thöricht! Eine Kulturtragödie! Ich bitte Sie, machen Sie die Welt nicht confus! Gestorben ist sie aus Mangel an Liebe. Ihr hattet hundert Redensarten für sie, und nicht einen einzigen warmen Händedruck und Kuß! Ihr habt sie zu Tode genergelt mit Eurer Mannesschwäche, und nicht gewußt, daß es Mannespflicht ist, zu geben, sich aufzuopfern und des Weibes Herz zu entflammen, statt, wie Ihr gethan habt, die Rollen umzutauschen und vom Weibe zu verlangen, daß sie handele, sie sich opfre! Es ist mit den modernen Ideen eine schöne Sache; aber kömmt nicht Liebe dabei in's Spiel, so sind sie dürres Reiserholz und erwärmen Niemanden. Liebe, Zärtlichkeit mußte sie mit den Ideen mitbekommen; der Trank aus dem bezaubernden Becher des Neuen mußte nicht nüchtern machen, sondern berauschen, und

die Leidenſchaft mußte folgen. Es gibt keine Annäherung an Gott, ohne Zunahme der Liebe, und es iſt gleichgültig, ob ſie dieſe Liebe beim Manne oder beim Freunde fand. Iſt eine Frau erſt aus den Fugen ihrer Begriffe, dann wird man ihr ſelbſt das Herausrücken aus den Fugen der Sitte nicht mehr verargen, wenn nur Liebe die ſchöne Entſchuldigung iſt, die ſie unter allen Umſtänden begleitet!

Theodor konnte und mochte nichts dagegen einwenden, weil ihn der Gegenſtand drückte und die Erinnerung zu ſchmerzlich war. Er kam nun auf Rahel und meinte, daß in den Briefen dieſer genialiſchen Frau Andeutungen enthalten wären, welche eine Veränderung unſrer ſozialen Zuſtände beſtimmt voraus ſagten, und ſie wäre in ſo vielem eine hellſehende Prophetin geweſen! Spekulantia erwiderte, es wäre etwas durchaus Zufälliges und mit der Zeit in geringem Zuſammenhange Stehendes, wenn eine Dame in ihrem betagten Alter, im Winter ihrer körperlichen Reize, unter Verhältniſſen, die noch nicht gänzlich gelüftet ſind, an Allem, was einmal Geltung hat, rüttelte; um ſo mehr, da Rahel den Trieb hatte, zu philoſophiren und

die erſte Operation des Denkens im Aufſtellen von Gegenſätzen und formellen Negationen beſtände; und noch um ſo mehr, da Rahel bei ihrer Geiſtesſchärfe nie zum Gedanken, ſondern immer nur zum Denken gekommen wäre, da wenige von ihren Urtheilen richtig und zutreffend wären, dagegen faſt alles die Wahrheit um einige Linien verfehle, ſo daß ſie mehr ermattend als belebend wirke, mehr Dunkelheit als Licht um ſich verbreite. Ferner hatte Spekulantia die Güte zu bemerken, ſie kenne nur zwei Verſuche, die Stellung des Weibes zur Spekulation zu bezeichnen, jenen, wo ein Wally ſtirbt, weil ſie die alte Bildung, das traditionelle Material derſelben, nicht begreift, dieſen wo ein Stieglitz, wie es von Theodor wenigſtens verſichert wird, ſtirbt, da ſie die neue nicht begreift; doch in beiden Fällen müſſe ſie erklären, daß die Liebe gefehlt hätte, die unter allen Stürmen und Zweifeln immer die ſiegreich thronende bliebe, und von der ſich die Stärkſte überwinden ließe, wenn ſie nämlich — keine Närrin ſey!

Theodor hielt die verſchiedenen Zugeſtändniſſe Spekulantiens feſt und ſagte: Vom Begreifen

Schlacht faſt verlornen heiligen Standarte, dem Labarum, zu Hülfe, und die Geſchichte erhält eine neue Integration ihrer Elemente. Hier konnte Herder noch einmal jene poetiſchen Wonnen empfinden, die ſich in ſeinen Stimmen der Völker am zarteſten ausſprechen. Dann aber bricht ſein Werk mit der Hierarchie, mit der Barbarei des Mittelalters ab und man iſt verſucht zu glauben, daß ihm nicht die Muſe, wohl aber das Ideal zu fehlen begann, die Humanität, mit welcher ſich das Prinzip mittlerer und neuerer Zeit, das egoiſtiſche Intereſſe nämlich, nicht zu vertragen ſcheint. Mit den dunkeln Farben, welche Herder jetzt auf ſein ſonnenhelles Bild hätte ſetzen müſſen, fürchtete er, ſich den Pinſel zu verkleiſtern. Ich habe hierin ſchon dasjenige ausgedrückt, was ſich gegen Herder's Ideen mit beſonderem Gewichte erinnern läßt.

Die Reſonanz der Herder'ſchen Seele war zu ſchwach und zu zart gebaut, als daß ſie alle erſchütternden und grellen Töne der Geſchichte hätte halten können. Sie zerſprang vor dieſen metallenen Glockenſchlägen, welche aus den höchſten Regionen der Geſchichte dröhnen. Herder, nur gewohnt, im Völkerleben die poetiſche Blume zu ſuchen, verlor ſich in eine zu ſanfte und elegiſche Stimmung ſeiner Darſtellung und verfiel, wo ihn die Ereigniſſe überboten, oft in eine mäkelnde und intolerante Methode. Wer kann ſeine Beurtheilung der Römer billigen? Wer erſchrickt nicht, wenn man Herder's Nachgiebigkeit gegen die Ereigniſſe eben zu einem neuen Principe für die Geſchichtsdarſtellung erheben will, plötzlich über dieſen ſtrengen, abfälligen, faſt ſchulmeiſterlichen Ton, den er ſich über das durchgebildetſte, charakterfeſteſte und bürgerlichſte Volk der Erde erlaubt? Herder kann die Räu-

des modernen Prinzipes bis zum Leben darnach iſt nur ein Sprung. Wir fühlen und glauben nichts, wornach wir nicht auch leben und entſcheiden wollten.

Sie ſind ein Dialektiker und wollen mich fangen, ſagte Spekulantia ernſt und bedeutſam. Was iſt denn vorhanden, was zunächſt nur begriffen zu werden verdiente? Dies allgemeine Zittern und Schwanken der allerdings im innerſten Grund erſchütterten ſittlichen Ordnung der Dinge? Dies ungewiſſe Ahnen, Hoffen und Taſten in's Mögliche hinaus? Iſt da etwas zu begreifen? Kann ſich da etwas in ein Princip und nun gar ſchon in eine Lebensmaxime verwandeln? Glauben Sie (allmächtiger Gott, die täppiſchen Deutſchen mit ihrer Nachahmung, die immer zu viel thut!), daß Georges Sand dieſem Zittern und Bangen unſrer ſozialen Ordnung etwas anderes, als die Poeſie davon entnehmen will, etwa gar einen doktrinären Zweck?

Nein, nein, bemerkte Theodor ſchnell, Sie ſagen das Rechte! Die Poeſie — um Weiteres handelt ſich's nicht. Hier iſt ſchon Veranlaſſung genug, Sie fragen zu dürfen: Glauben Sie,

daß jede Frau, von Bildung und Geſchmack freilich, dieſe Poeſie genießen kann, ohne nicht eine gewiſſe Sympathie mit der darin entwickelten Weltanſicht zu fühlen und beinahe eine halbe Anſteckung davon ſchon empfangen zu haben?

Sie wollen, antwortete Spekulantia, immer auf die Geſellſchaft und deren Bildung hinaus, und ich will immer nur auf die Dichtung hinaus. Der traurige Irrthum, in dem Sie ſich befinden, iſt der, daß der tendenziöſe Zweck Ihrer Poeſieen über deren Werth bei den Leſern entſcheiden ſolle, während dies doch immer nur der rein poetiſche Zweck und Werth kann. Geben Sie das Bedenkliche, aber geben Sie's mit poetiſchem Gemüth! Geben Sie das ſich gegen unſre Sitte Auflehnende, aber geben Sie's als einen reizend ſchönen Organismus, der ſich in Ihrem Dichtergemüth geſtaltet hat; dann haben Sie nicht nöthig, auch erſt die Umwälzung unſrer Sitten vollbracht zu wünſchen, ehe Sie gewiß ſeyn können, für einen Dichter gehalten zu werden. Göthe ſchrieb ſeine Wahlverwandtſchaften, ehe noch der St. Simonismus entſtanden war, und die Menſchen begriffen ihn.

Das ſich gegen die hergebrachte Ordnung Auflehnende iſt immer da geweſen, wie es Nacht- und Taggedanken gleichſam in der Culturgeſchichte der Menſchheit immer gegeben hat, und wenn wir jetzt reicher an Gedanken ſind, die nur wie die Nachtviolen am Mondenlicht ihre Kelche öffnen, ſo ſollten wir nicht verdammen, was am Tage, am Sonnenlicht, immer für gut und wahr gegolten hat. Es handelt ſich um eine Stimmung des Zeitalters, nicht um eine Umwälzung. Unſere Gefühle kommen aus einer erhabeneren Tonart wie früher, aus Es Dur, aber nicht von andern Inſtrumenten und andern Contrapunkten. Dieſe bleiben ewig die alten, und die Frauen — bleibens auch.

Theodor nahm ſich jetzt zuſammen und fuhr mit einem Satze heraus, der eine zerſtörende Wirkung auf Spekulantien ausübte: „Jedes bedeutende Weib, ſagte er, muß heute mehr oder weniger Courtiſane ſeyn!“ Sie ſank, als ſie dies hörte, in den Seſſel zurück, ſtützte den Kopf auf ihren zitternden Arm und fuhr wie ergrimmt auf, als ſich Theodor anſchickte, ſein Thema zu wieder-

holen *). Sie wurde von einem seltsamen Zorn ergriffen, ihr Auge blickte unheimlich und schleuderte Blitze, auf welche in der That fernherrollende Donner folgten. Das Zimmer wurde dunkel, ihre Gestalt richtete sich hoch empor, mit wilder Ironie lachte sie einige Male auf und schritt dann stolz und hehr, wie eine Seherin, aus dem Zimmer. Indem schienen sich die Wände zu öffnen und der Fußboden weitete seine Ritzen auf und zahllose Papiere drängten sich durch Fugen und Spalten hindurch und schwollen um Theodor zu hohen Bergen an. Im Nebenzimmer war es, als riefe eine spottende Stimme: das ist zuletzt doch das Ende vom Lied und Dir zu allen Zeiten für Dich und die Deinen das Liebste! Und nun griff Theodor in die immer mehr steigenden Fluthen der Papiere hinein. Spekulantiens Ring hatte Theodorn und die Seinen die Rühne, die Varnhagen u. s. w. kostbar persiflirt. Theodor griff in die Manuscripte — denn das waren es — hinein und las mit Erstaunen: „Memoiren der Gräfin von Itzenplitz. Enthaltend einen Brief-

*) Theodor Mundt hat es auch gedruckt gethan.

wechsel mit Göthe, den sie in zartester Jugend mit dem Dichter des Werther geführt hatte." Welch ein Beitrag zur Literaturgeschichte! rief Theodor selig aus! Er griff wieder hinein in die Fluthen: „Tagebücher der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar. Enthaltend die Briefe Göthes an sie und ihre an Göthe, wie die interessantesten Enthüllungen der Weimarer Geniepoche und der Tiefurter Geheimnisse." Ferner: „Tagebücher der Lea Itzig von Itzigheim. Lea war eine tief durchgeistigte Natur, die mit den Begründern der romantischen Schule, mit Schlegel und Tieck, in sehr zarten Berührungen stand, später in Meseritz und Märkisch Friedland ein großes Haus machte, wo sich die feinsten und ausgeschnittesten Charaktere begegneten, und endlich auch am Aachner und mehren Teplitzer Congressen eine bedeutende Rolle spielte." Ferner: „Correspondenz der Gräfin Aurele Chateaumargot-Verbeutel. Eine Nichte des Fürsten von Ligne, verheirathet gewesen an verschiedenen Europäischen Höfen, inspirirt von allen Geheimnissen der Europäischen Diplomatie, geschmackvolle Kennerin der Französischen, Italiänischen und Russischen Literatur, Bewun-

derin der Göthe'schen Farbenlehre, eine Fundgrube für die Biographie des vorigen Jahrhunderts." Ferner: „Die Memoiren der Gunderode. Beiträge zur Creuzer-Literatur." Ferner: „Mehre bisher noch mit sieben Siegeln verschlossen gewesene Briefe Göthes an Friederiken, Lilli und Bettina. Als Anhang: Darstellung der eigentlichen Ursache des zwischen Göthe und Bettinen eingetretenen Bruches." Ferner: „Denkwürdigkeiten des Hutmachers Typke. Dieser praktische, tüchtige Gewerbsmann stand in mannigfachen Berührungen mit den ausgezeichnetsten Geistern seiner Zeit und verdient wohl, in eine Gallerie biographischer Denkmäler aufgenommen zu werden." Ferner: „Ungedrucktes über den Grafen Schlabrendorf, Jochmann, Bellmann, Schönborn und mehre Andre, die den Edelsten ihrer Zeit genug gethan." Kurz eine Fluth von Memoiren von Peter, Kunz und Hinz, die Alles mitgemacht hatten von Gothes Geburt bis auf die neuesten Wirren, die bei allem Großen, was geschah, allem Bedeutenden, was gesprochen wurde, immer zugegen waren, ja die selbst, ob sie gleich nur Staatsmänner, Diplomaten, Hutmacher, Strumpf-

wirker, Generallieutenants, Jüdinnen und Consuln waren, doch die ausgebildetſten, feinſten Perſönlichkeiten vorſtellten, ſchwamm um Theodor herum und verbreitete eine ſo ſelige literarhiſtoriſche Atmoſphäre um ihn, daß er hinſank und unter dieſen unermeßlichen Schätzen, an die Freunde in Berlin und Leipzig denkend, die hier Arbeit bekommen würden, ſanft und lächelnd entſchlummerte.

Auch Spekulantia, von Wehmuth überwältigt, ſank im Nebenzimmer in die Kiſſen eines Ruhebettes zurück und verfiel in fieberhafte Phantaſieen, aus denen ſie öfters aufſchreckte; ſie träumte ohne zu ſchlafen. So war es ihr auch, als kämen lichte Engel herabgeflattert und umſchwebten und umkränzten ihr glühendes Haupt; die Engel brachten Zweige und Steine aus den heimathlichen Bergen und flüſterten ihr Grüße von dem „kleinen Volk" zu, dem ſie ſelber angehörte. Da war es ihr auch, als riſſen ſich die Genien um ein kleines Billet, das ein Engel im Triumph getragen brachte, und wollte einer dem andern nicht die Freude des Vorleſens gönnen. Endlich gewann ein

pausbackiger Posaunenengel die Oberhand und las mit lauter Stimme Folgendes vor:

„Madame! Ich habe gehört, daß Sie mich nicht aus Neugier zu sprechen wünschten, sondern daß Sie von der Unruhe Ihres Herzens nach Paris getrieben wurden, und in dieser gottlosen Stadt beichten und dann absolvirt seyn wollten. Sie sind, wie ich von mehren Seiten gehört habe, über die Geschlecht-Indifferenz im Zweifel, welche die moderne Literatur bei ihren Lesern voraussetzt. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht im Stande seyn werde, Ihnen eine Theorie über die moderne Poesie zu geben; was ich allein kann, sind Geständnisse, die ich gerne als Weib, in Ihr gefühlvolles Herz niederlegen will. Kommen Sie, damit wir des Geräuschs der Welt überhoben sind, heut Abend um zehn Uhr auf die zweite Balustrade der Kirche Notre-Dame. Die Beamten der Kirche werden uns ein- und allein lassen.

Georges Sand."

Erschreckt fuhr Spekulantia aus ihren Fieberträumen auf, blickte starr und wild um sich, und wollte sich eben ihre schmerzliche Täuschung gestehen, als sie ein zierliches Billet auf dem

Sophatisch erblickte. Die Aufschrift verrieth Frauenhand; sie öffnete und las dieselben Worte, die sie eben vernommen hatte.

Als die Nacht hereinbrach, rüstete sich Spekulantia zu dem abentheuerlichen Stelldichein auf der Notre-Dame. Sie fuhr dicht vor dem wunderbaren Baue vor, an dessen Eingang sie der Ruster erwartete und sie auf den Ort des Stelldicheins begleitete. Der Mann sagte: Nächtliche Promenaden auf Notre-Dame sind nichts Seltenes mehr; denn woher sollten die Dichter mitten in dem modischen und unpoetischen Paris die Phantasieen holen, die sie in ihren Romanen niederlegen? Hier oben findet man nicht blos das halbe Mittelalter, sondern kann sich auch leicht alles Andere vorstellen, wie's damals muß ausgesehen haben. Der andre Herr ist schon oben! — Also doch Herr! dachte Spekulantia. Sie waren mehre hundert Stufen gestiegen und traten auf eine Balustrade hinaus, die zwar nicht die höchste war, aber doch dicht jene Glocke über sich hängen hatte, auf welcher Quasimodo geritten. Der Ruster ließ sie allein, und der Anblick des zu ihren Füßen liegenden Paris mit den Tausenden von

Lichtern, den flimmernden Streifen, die im leichten Abendnebel die Züge der Straßen andeuteten, mit einem Gewühl, dessen dumpfes Brausen selbst noch in diese Höhe hinaufreichte, ließ sie kaum den geliebten Gegenstand, dessen sie hier harrte, sogleich vermissen. Als sie sich an den wunderbar großartigen Anblick gewöhnt hatte, und sie das architektonische Gefuge des großen Baues, auf dem sie stand, links und rechts verfolgte, sah sie in den verschiedenen äußern und inwendigen Windungen der Thürme eine Gestalt wandeln, die sie der tiefen Dunkelheit wegen nicht erkennen konnte. Bald war sie über, bald unter ihr; endlich öffnete sich die Thür, die auf die Gallerie führte, und Georges Sand trat, in einen Mantel gehüllt, heraus. Sie umarmte Spekulantien zärtlich und nöthigte sie, auf einer der hervorspringenden plastischen Verzierungen der Gallerie Platz zu nehmen. Sie saßen auf einem Sims, der über die Kreuzigung Christi herübersprang — unten das flimmernde, unermeßliche Paris — oben die ewigen Sterne — rings, bis auf das Geräusch der Thurmuhr und einen blitzenden Johanniswurm tiefe Stille und Dunkelheit.

berei und Zerſtörungswuth eines Mummius nicht vergeſſen. Die Bildſäulen und künſtleriſchen Denkmäler der Griechen, Sophokles und die Weisheit Plato's behertſchen ſeine Einbildungskraft ſo ſehr, daß er in den Römern nur Barbaren, die entarteten Söhne entarteter Väter, eine tollkühne Verbrechercolonie aus Albalonga ſieht. Da iſt die wundervolle römiſche Geſetzgebung, der ganze Bau jener Univerſalmonarchie und zuletzt das an zahlloſen köſtlichen Charakterentwickelungen überreiche Detail der römiſchen Geſchichte keiner Rede werth gegen eine Pindariſche Ode! Herder *verweichlichte* in der griechiſchen Kunſt. Seine Seele iſt zu ſanft für die Strenge der Geſchichte. Aus der *Philoſophie* der Geſchichte wurde bei ihm eine Kritik derſelben. Herder veranlaßte moraliſch-politiſchen Ghriee, welche ein eigenthümliches Stadium der deutſchen Schulbildung bezeichnen; überhaupt wurde die Geſchichte für die Jugend *nach* ihm ein pädagogiſcher Pappelbrei oder jene mit Erfahrungen naßgemachte Ruthe, welche die Erziehung hinter den Spiegel ſteckte als furchtbares **Regardez-moi!**

Ehe nun Friedrich *Schlegel* ſein Bedürfniß einer äſthetiſchen Sinnenreligion in den Domen des Katholicismus zu befriedigen ſuchte, hatte ſeine Ideenentwickelung viele mit Leſſing, deſſen Schriften er in einem Auszuge herausgab, gemeinſame Punkte. Aber es war ein origineller Standpunkt, unter dem er Leſſing betrachtete. Wie man in dem Leben von Männern, welche man bewundert, gern nach Thatſachen ſucht, wo wir ſie auch *lieben* möchten, z. B. ob ſie mit Wehmuth von ihrer Mutter ſprachen, ob ſie eine Blume ſinnig betrachten konnten; ſo durchſuchte Schlegel die Schriften Leſſing's und brachte ſich ein Bild von dem Mei-

Georges Sand drückte Spekulantiens Hand und ſagte: Glauben Sie nur nicht, Madame, daß ich Sie deßhalb hieher eingeladen habe, weil ich mir einbilde, die unermeßliche Erhabenheit dieſes Anblicks ſolle etwas Charakteriſtiſches für mein Leben, meine Dichtung oder unſer Zuſammentreffen ſeyn! Nein, ich geſtehe Ihnen, daß mir die Schwärmerei eines Viktor Hugo und überhaupt all' die poetiſchen Intentionen, die ſich an dieſen Namen anknüpfen, ſehr kalt, gemacht und ihrer innern Unwahrheit wegen gefährlich ſcheinen — gefährlich für die Menſchen, die ſich in dieſen künſtlichen Phantasmen und Uebertreibungen des wirklichen Daſeyns nicht wiederſpiegeln können und ſich von ſolchen Poeſieen nur ohnmächtig tragen und ſchaukeln laſſen. Nein, ich bin Weib genug, um mich hier oben fürchten zu können. Ich geſtehe Ihnen, daß mein Sinnen und Denken immer im Geraüſche der Welt etablirt ſeyn muß, (Sie ſagte: etablirt) daß ich die Richtung habe, zu den Sternen aufzublicken, aber nicht von ihnen herab. Um mich Ihnen recht als Weib und Sünderin zu zeigen, führt' ich Sie hieher. Hier haben wir keine Folie und

ſind zwei arme, hülfloſe, bange Geſchöpfe, zwei — Frauen.

Für Spekulantien war jedes dieſer Worte, die Georges Sand geſprochen hatte, Muſik und erfüllte ſie mit ſtummem Entzücken. Sie wußte nicht, wie ſie ihrem gepreßten und nun ſo seligen Herzen Luft machen ſollte; ein Händedruck war Alles, was ſie bis jetzt erſt über ſich vermochte. Georges Sand nahm wieder das Wort und ſagte: Glauben Sie denn, daß die Frauen unter ſich eine Kette bilden ſollen, wo ein Individuum dem andern verpflichtet iſt? Spekulantia antwortete: Aber die Männer bilden doch eine — Ja, fiel Georges Sand ein, Sie bilden mehr als eine: denn ihre Intereſſen ſind oft ſo gleichartig, daß ſie unter denſelben Bedingungen zu ſteben und zu fallen ſcheinen. Der Staat, die Geſellſchaft, die Wiſſenſchaft nimmt ſie in Anſpruch; die Frauen nimmt nur die Liebe in Anſpruch. . . . Daß Georges Sand, die ſo viel geliebt hatte, (denn iſt ſie nicht immer ſelbſt die Heldin ihrer Dichtungen und empfindet in der Phantaſie deren Freud und Leid ſo wahr, wie in der Wirklichkeit?) bei dieſen Worten noch erröthen konnte, wie

Spekulantien eine Sternſchuppe verrieth, machte ſie glücklich; doch mußte ſie entgegnen: Wenn die Liebe das einzige Geſetz iſt, ſo iſt doch ein Geſetz da, und mit ihm eine Regel, die überall ſich gleich bleibt . . . Ach, fiel Georges Sand ein, definiren Sie die Liebe nicht! Sie iſt, wie die Religion, kein Begriff, ſie kann nur empfunden, nie beſchrieben werden! Die Liebe und ihr Unglück haben aber ſicher auch die Wirkung, daß ſie die Frauen trennen, wie die Liebe eben auch das Originellſte iſt, was die Frauen leiſten können und wo ſie Meiſterinnen ſind, ohne etwas gelernt zu haben. Welche Rückſichten könnten alſo auf die Frauen genommen werden? . . . Glauben Sie nur nicht, ſagte Spekulantia, daß ich vom Dichter eine moraliſche Berechnung ſeiner Werke verlange; aber dennoch wirken dieſe moraliſch. Georges Sand antwortete: Ich ſchildere ja nur die unglückliche Liebe. Wer würde die zum Muſter nehmen? Für die glückliche gibt es der beruhigenden Poeten genug. Spekulantia erwiederte lächelnd: Freilich ſchildern Sie nur den Schmerz, aber wahrhaftig, dieſer Schmerz iſt die größte Wolluſt, die man empfinden kann. Wer möchte

nicht mit Ihnen lieber unglücklich, als mit Arioſt oder Madame Sophie Gay glücklich ſeyn? . . . Das komiſch-ſelige Antlitz Georges Sands hätte man ſehen müſſen. Lachend erklärte ſie: Warum ſoll ich nicht ſchadenfroh ſeyn? Warum ſollen meine Leiden nicht wenigſtens den Vorzug haben, daß ſie erhabener und dichteriſcher ſind, als die Freuden der Andern? . . . Ach, ſagte Spekulantia, indem ſie die Hand der Dichterin an ihre Bruſt legte, ich weiß es wohl, daß Sie groß und einzig als ein Phänomen im eignen Lichte daſtehen. Nur werden Sie nicht verhindern können, daß gewitterhafte Erſcheinungen immer eine Veränderung in der Atmoſphäre bewirken. Sie haben, wie Apollo, zu den bisherigen Saiten unſrer Leier noch eine neue gefunden, einen Ton, der bisher noch nicht gefunden war. Ihre Dichtungen zittern in unzähligen Herzen nach und leicht wird die Schilderung deſſen, was einmal ſo geweſen iſt, mit dem verwechſelt, was nun immer ſo ſeyn müſſe. Sie werfen in Frauenherzen eine Dialektik, die ihnen bisher unbekannt war, oder wecken vielmehr eine Philoſophie, die unbewußt bisher in ihnen ſchlummerte.

Was Sie als Ausnahme ſchildern, wird Regel werden. Die Menſchen und nun erſt die Frauen! werden faſt alle alten Gewänder abwerfen und ſchwerlich das Geſchick haben, Ihre neuen ſich mit Grazie anzulegen! Ein fieberhaftes Zucken wallt durch die Pulſe der Menſchheit; alles ſtrebt nach der höchſten perſönlichen Freiheit und iſt denn jede Frau ſo glücklich, daß ſie dieſe Freiheit in der Liebe poetiſch verklären und an ein ſittliches Geſetz binden kann? . . . Sie werden doch nicht leugnen, fragte Georges Sand ironiſch, daß jeder Frau zu lieben frei ſteht? — Gewiß nicht, antwortete Spekulantia; aber deſto ſchmerzlicher für ſie, wenn ſie keinen Anklang findet und mit ihren geöffneten Armen wohl gar lächerlich wird.

Georges Sand ſtand auf und lehnte ſich mit Spekulantien über die Brüſtung der Gallerie. Ernſt war der Ton ihrer Stimme, als ſie nun Folgendes ſprach: Madame, über Zweck und Ziel der modernen Poeſie gibt es gar keine Einigung! Es iſt eine Revolution, eine Kriſis, wie Sie's nennen wollen, und jede Einmiſchung einer Theorie würde wie ein unpaſſend eingemiſchter Stoff bei einer chemiſchen Gäh-

rung nur die schrecklichsten Folgen haben können. Läßt man der Entwickelung nicht freien Spielraum, so zwingt man die Dichter, auf dem, was Momente ihrer Auffassung des wunderbaren Zeitgeistes sind, einseitig zu beharren und jene abscheulichen Theorieen abzuschließen und zu fixiren, welche einige hirnverbrannte Philosophen apriori aufgestellt haben und durch die Erzeugnisse der modernen Poesie zu bestätigen versuchten. Es wäre den dürren Theoretikern wahrlich recht, wenn sie ihre kahlen Schädel mit den Blumen der Poesie, die sie von andern Beeten pflücken, zieren könnten! Indessen, es ist keine Hülfe da, die Revolution des poetischen Gedankens muß ihre Stadien durchmachen und ich bin gewiß, daß dafür gesorgt ist, daß kein Baum in den Himmel wächst.

Spekulantia schwieg und Georges Sand fuhr fort: Statt die Frauen zu beklagen, daß sie durch die moderne Poesie aus ihren stillen Gärten, wo sie mit weißen Lämmern spielten, aufgeschreckt werden, sollte man freilich eher die Männer glücklich preisen, daß sie aus ihren poetischen und sozialen Wirren grade dadurch vielleicht am ehesten wieder zu festen Gesetzen

kommen, daß die Frauen an ihren Intereſſen Antheil nehmen. Wiſſen Sie, Madame, welches jetzt die Miſſion der Frauen iſt? Sie ſollen ſich wie das Schlinggewächs an die Männer ranken, damit ſelbſt die zerfallende Ruine nicht ohne den Schmuck des liebenden Epheu's iſt. Die Frauen ſollen das Ariadneknäul ſeyn, welches die Männer mit in die Labyrinthe des modernen Lebens nehmen, damit ſie, ſicher vor den Minotauren des Egoismus, ſich wieder aus ihnen herausfinden. Die Frauen ſind beſtimmt, gegen den Egoismus der jetzigen Epoche immer wieder die Thatſachen des Herzens, Aufopferung und Liebe, geltend zu machen. Dann müſſen ſie aber auch den Männern folgen können. Sie müſſen ihnen nicht nachſehen, wie die Gattin vom Gemſenjäger ſcheidet und ihm, der bald um die Ecke eines Felſens verſchwinden wird, nur noch ſehnſüchtig mit dem Tuche nachwinkt, und dann vor einem Muttergottesbilde für ihn betet; ſondern ſie müſſen ihn auf ſeinen Klippenfahrten begleiten, müſſen bei der Gefahr ſelbſt mit zugegen ſeyn und die Wache halten können, wenn der Ermüdete ſich im Graſe ausruht! Madame, wenn wir Frauen die Zügel

der ſittlichen Ordnung in Händen behalten wollen, ſo müſſen wir, um die Männer widerlegen zu können, ſie vor allen Dingen erſt verſtehen; wir müſſen uns in die Geheimniſſe ihres Denkens und Fühlens einſchleichen, müſſen ihre Sprache reden lernen und uns für das Außerordentliche, wonach alle Männer der Epoche trachten, empfänglich machen. Wir müſſen ſogar da, wo die Empfindungen der Männer ſtagniren, wo ſie ſich der erblaſſen machenden Sumpfluft des herzloſen Erwerbes, dem Materialismus ausſetzen, ſie überflügeln und auf unſre Wangen den Abglanz einer idealiſchen Welt fallen laſſen, für welche ſie Egoiſten, Erwerbsleute, Männer der Börſe, der Eiſenbahnen, ſich verſchließen. Wenn es eine Emanzipation der Frauen gibt, ſo iſt es die, daß ſie ſich einen Schmuck, der ihre Stirn zieren könnte, nicht rauben laſſen, daß ſie jenes Scepter der Geſellſchaft, welches ihnen die moderne Bildung ſeit einem Jahrhunderte überantwortete, nach wie vor in Händen halten. Verzweifeln Sie nicht an der Maſſe aufgewühlter Widerſprüche, an der abentheuerlichen Erſcheinung des Neuen, was ja ſobald wieder veraltet ſeyn wird,

an den fortgeſchwemmten Markſteinen der alten Sitte und Gewohnheit — wenn ſich unter ſolchen Umſtänden auch nur mit großer Schwierigkeit Grundſätze für das Allgemeine aufſtellen laſſen, ſo werden doch grade die iſolirten Individualitäten ſich deſto freier, ſchöner und originneller entwickeln konnen und werden wahrlich nie weiter gehen, als die Feſſeln der Liebe geſtatten. Es iſt jetzt jeder Frau ein hohes Ziel geſteckt; die Literatur iſt der bequemſte Ausdruck dieſes Zieles und kennen, entſchuldigen, richtig verſtehen; ah, Madame, das iſt für jede Frau eine unerläßliche Aufgabe; während alle die, welche zurückbleiben, nicht zählen und von uns verachtet werden ſollten, wie jene Spartanerinnen, die unfruchtbaren Leibes waren.

Spekulantia, gefeſſelt von dem Klang dieſer Worte und ihrem Sinne nicht abgeneigt, verlor ſich in ein abweſendes Sinnen und ſagte vor ſich hin: Was iſt's auch für mich! Ich bin ein Elfenkind und kehre zu den Meinen heim! Georges Sand hörte dies und lachte: ein Elfenkind! O, ſo bitt' ich Sie, drüben in der Rue Coq Heron iſt das Büreau des Monde; verſchaffen Sie meinem guten Lamennais

6000 Abonnenten auf ſein Journal! Spekulantia ſahe ſie an und griff an ihren Ring: doch Georges Sand fiel ſcherzend ein: Nein, nein, nicht durch Zauberei! Es ſoll freier Entſchluß ſeyn, damit wir einen Barometer haben, wie reif die Welt für unſre Welt iſt! Und Spekulantia konnte froh ſeyn; denn ihr war es wohl gegeben, Geld zu ſchaffen, aber nicht Menſchen, die es zahlten; ſie konnte Erfolge zaubern, aber keinen Willen, keine Entſchließung. Nun, eine andere Probe! ſagte ſie zu Georges Sand; und die Dichterin, um ſie beim Wort zu halten, ihre gute Laune und ihr Herz verrathend, ſagte: Laſſen Sie mich Liſzt hören, wie er in Mailand ſpielt! Kaum hatte ſie dies geſagt, als ſich über ihnen leiſe die große Glocke Quaſimodos zu bewegen anfing und über die metallenen Wände derſelben ein melodiſches Flüſtern ſtreifte, wie Aeolsharfenklang. Es war, als flatterten tauſend Schmetterlinge um die Glocke und verurſachten ſchon durch die ſanften Erſchütterungen, die ſie der Luft gaben, ein leiſes, ſanftes Klingen in dem Metalle, das ſich bald als wohlgefugte Melodie zu erkennen gab. Georges Saud ſtand wie betäubt. Sie hörte

ker heraus, das zwar unähnlich, aber dennoch nicht ohne Reiz war. Leſſing wurde bei dieſer Schlegel'ſchen Moſaik das Gegentheil ſeines Rufes. Ueberall für einen Feind des Chriſtenthums geltend, macht ihn Schlegel zu einem Feinde des aufkläreriſchen Deismus. Faſt ſcheint es, als hätte es Schlegel zu ſchmerzlich vermißt, wenn ſich zu der Schelling'ſchen praktiſchen Polemik, der Friedrich damals angehörte, nicht die Manen des bewunderten Leſſing geſellt hätten. Er richtete den großen Kritiker gerade ſo ein, wie er ihn als Glorie ſeiner ſpätern eigenen philoſophiſchen Expoſitionen *brauchte*. Schlegel ging nur einen Schritt — ich möchte lieber ſtatt weiter, ſagen zurück — gegen Leſſing's Erziehung des Menſchengeſchlechts. Schlegel bezog das, was Leſſing nur zu Gunſten des Deismus geſagt hatte, in der Geſchichte auf das Chriſtenthum und ſogleich auf den Katholicismus!

Ich erwähne hier Schlegel's Philoſophie der Geſchichte, ob ſie gleich von ſpäterem Datum iſt, als diejenigen Erſcheinungen in der Wiſſenſchaft, welche demnächſt charakteriſirt werden ſollen. Schlegel's Werk iſt die letzte Kuppel des Doms der romantiſchen Schule. Gleich beim Beginnen deſſelben ſind wir in die Unterſuchungen *Kanne's*, *Creuzer's* und *Görres'* über die orientaliſche Mythe verſetzt; wir reiten auf dem ungeheuren myſtiſchen Elephanten der Gangesreligion und hören bald, daß ſich die hebräiſche Urkunde mit der Vernunft und Erfahrung in die glänzendſte Harmonie bringen laſſe. Dann wird die göttliche Heilsordnung das Schema der Schlegel'ſchen Darſtellung. Die Sünde iſt das Verderben der Geſchichte. Welche Ueberwindung, daß Schlegel noch an ſeinen alten äſthetiſchen Studien mit ſo

deutlich das geniale Klavierſpiel ihres Freundes, ſeine ſchwärmeriſchen Capriccios, ſein ſeelenvolles Adagio, ſeine Notenhumoresken, die nur er, kein andrer ihm nachſpielen konnte. Dazu erleuchtete ſich allmälig der Thurm durch links und rechts aus dem uralten Bau aufſchießende Raketen; Leuchtkugeln ſtiegen in die blaue Nachtluft und ſenkten ſich oben in tauſend hellglänzenden Funken, allmälig zerſpringend, aber immer wieder von neuen abgelöſt, hernieder. Tourbillons ſchnurrten dazwiſchen, blauweiße und glutrothe Lichter zuckten um den ſtolzen Dom und, bezaubert von den wunderbaren Klängen der leiſe bewegten Glocke, geblendet von dem Schimmer der Girandolen, die wie Feuergarben aus den Spitzbögen unter ihnen aufſchoſſen, ſanken beide, Spekulantia und Georges Sand, ohnmächtig zurück und entſchlummerten in der bewältigenden Nachtluft.

Als aber Spekulantia erwachte, lag ſie auf ihrem Ruhebette und wußte nicht, ob ſie an etwas wirklich Erlebtes oder einen Traum glauben ſollte. Hatte ihr die heiße Sehnſucht, die ſie für den größten Dichter des jetzigen Frankreich empfand, dieſe Täuſchungen vorgeſpiegelt?

Sie ſah um ſich; kein Billet auf dem Tiſche. Sie erhob ſich und blickte auf die Straße; es war früher Morgen; niemand ließ ſich blicken. Sie fühlte ſich ſo einſam, ſo wenig in den Zuſammenhang dieſer Welt paſſend, daß ſie beſchloß, das Erwachen der großen Stadt nicht einmal abzuwarten, ſondern ihre menſchliche Hülle von ſich zu werfen und, ſchnell wie ein Gedanke, ſich an die Bruſt des Königs zu werfen, der ſie zur Braut begehrt hatte. Sie verließ ihre Wohnung und betrat die noch ſtillen vom Nachtthau feuchten Straßen von Paris. Ach, es wurde ihr ſchwer, ſich auf die dunkle Geiſterbrücke zurückzuziehen, welche ſie in's halbſchlummernde Leben der Natur heimführte. Die Thränen ſtanden ihr in den Augen und wo ſie auf ihrer einſamen Wanderung an etwas kam, das ſie feſſelte, da faltete ſie die Hände und flehte über die Erde und Europa und die Geburtswehen unſerer Epoche den Segen des Himmels herab. So kam ſie an die Quais der Seine. Als ſie einige derſelben durchſchritten hatte, erblickte ſie ein Weib, das am Gitter des Fluſſes auf und abging, zuweilen in die dunkeln Wogen ſahe, ſtillſtand und ſich krampf-

haft am Eisen des Gitters hielt. Sie bemerkte Spekulantiens Annäherung kaum und antwortete auf deren Frage: Wer sind Sie? mit einem dumpfen, todten: Une prolétaire! und auf die Frage: Ihr Name? Amélie Vicomtesse de St. Jean d'Angely Millevoie, Redactrice en Chef du Journal: l'Emancipation des Femmes. Spekulantia ging betroffen von dieser Begegnung einige Schritte vorwärts und da ihr der Gedanke durch die Seele fuhr, daß die Dame vielleicht Noth litte, und sie sich eben wieder umwandte, sah sie die Frau, die schnell über das Gitter gestiegen war, sich in die Seine stürzen. Der Schreck über diesen Anblick gab ihr den Wunsch ein, mitzusterben, und im selben Augenblicke, da sie grade den Ring gefaßt hatte, — stand sie in dem unterirdischen Pallaste des Montblanc und wurde von ihrem Bruder, dem Staatsminister Dr. Spekulativus, noch zur glücklichen Stunde in seinen Armen aufgefangen. Die großartige Umgebung, die Annäherung des Alpenkönigs, der von der Ankunft seiner Braut gehört hatte, die Musik, die sich zur Hochzeit einübte, und der Lärm in der Hofküche, wo schon die Kuchen gebacken wurden,

das alles half, sie desto schneller zur Besinnung zu bringen. Man paßte ihr die von Asbest gewebten Brautkleider an und schmückte ihr Haar mit einer prächtigen Diamantenkrone. Spekulativus wischte sich seine Agathrille, um besser sehen zu können, und drückte der lieben Schwester zärtlich die Hand. Ach, sagte diese, wie sind die Menschen doch so groß und stolz, so tief und so poetisch; und wie müssen sie nur den einen, einen Fehler haben, daß sie so unendlich — unglücklich sind! Spekulativus suchte sie von ihrer Schwermuth zu zerstreuen und erzählte, daß der Vater sich bei ihrem Abschied wirklich einen heftigen Schnupfen geholt hätte und deßhalb leider nicht zur Hochzeit kommen konnte; auch Onkel Rübezahl, der jetzt in Schlesien des immer mehr um sich greifenden Materialismus wegen bald Runkelrübezahl heißen würde, hätte abgesagt, aber viel prächtige Geschenke übersandt, die er alle nach Genera und Species eintheilen wolle; denn, sagte er, er hätte sich wieder auf Mineralogie gelegt, ein Minister müsse dem Praktischen vor dem Idealischen den Vorzug geben. Spekulantia lächelte schmerzlich und drückte ihm die Hand und folgte

willenlos dem Alpenkönig, der ſie ehelichte und ſie zur Königin über alle Blumen und Bäume der Alpen ſetzte, während er ſich ſelbſt den Schnee und die Lawinen vorbehielt.

Pimpernella aber zeigte kein Verlangen, zu ihrem hülfloſen alten Vater, dem Harzfürſten, zurückzukehren. Sie hatte ſich mit Gumal verheirathet und kam Jahr aus Jahr ein in die Wochen. Die Kinder wuchſen heran und machten ſchon frühzeitig Gedichte z. B.

Der Maienkäfer ſumm, ſumm, ſumm,
Fliegt um den Blüthenbaum herum; —

ein Gedicht, welches Guſtav Schwab nahe daran war, in den Muſenalmanach aufzunehmen. Gumal war Pfarrer an einer Würtembergiſchen Stiftskirche geworden, und beide verwandten alle ihre Mußezeit mit Liebe und Fleiß auf die Dichtkunſt; Gumal, indem er mehrere Bände Gedichte herausgab, und Pimpernella, indem ſie für die ganze Schwäbiſche Dichterſchule wollene Strümpfe ſtrickte.

Druck von Hirschfeld.

In gleichem Verlage iſt erſchienen:

Beurmann, Ed.,

## Brüſſel und Paris.

3 Theile. 8. 4⅔ Thlr.

---

A. v. Beebach.

## Ruſſiſche Novellen und Skizzen.

8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

---

Skinner, Th. Maj.,

## Streifereien in Oſtindien.

Nebſt
einer Wanderung über das Himalaya-Gebirge zu den Quellen des Ganges und des Jurma.

Aus dem Engliſchen
von
**Dr. Steeger.**
2 Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Derſelbe,

## Abentheuer auf einer Reiſe

nach

Indien über Aegypten, das heilige Land und Syrien.

Aus dem Engliſchen

von

**Dr. V. Jacobi.**

3 Theile. 8. broch. 3 Thlr. 12 Gr.

---

## Talleyrand's

Fürſten von Benevent

## politiſches und religiöſes Leben

von

## Louis Vaſtide.

Aus dem Franzöſiſchen.

Iſte Lieferung. Vollſtändig in 10—12 Lief. à 4½ Gr.

Dieſes Werk, welches ſofort, wie die einzelnen Lieferungen deſſelben in der franzöſiſchen Preſſe erſcheinen, von einem tüchtigen Ueberſetzer in's Deutſche übertragen wird, bietet eine vollſtändige Ueberſicht über dieſen in der europäiſchen Diplomatie vorragenden Charakter. Talleyrands Leben, ſeine Stellung zur Geſellſchaft, zur Politik des Jahrhunderts und der Geſchichte, werden hier eben ſo vorurtheilsfrei wie treu beleuchtet. Außerdem iſt aber eine reiche Ausbeute noch wenig oder gar nicht bekannter Thatſachen in dieſer Schrift niedergelegt, die eben ſo ſehr den Beweis der von dem geiſtreichen Verfaſſer aufgeſtellten Anſichten, als den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung des größten Diplomaten neuerer Zeit an die Hand geben.

---

vieler Liebe hing, um nicht Homer und Sophokles als die Sänger der Lüge zu brandmarken! Das Chriſtenthum macht die Halbſcheid der Begebenheiten, die Völker beten an und die Peterskirche in Rom wird der Mittelpunkt der Geſchichte. Das Zeitalter der Reformation, der Vernunft und des Abfalles beginnt, die franzöſiſche Revolution iſt die letzte Offenbarung des Satan, während hier und da ſchon einzelne Glöckchen der neuen Hierarchie ihren ſüßen verlockenden Ton anſtimmen und ſich die Zeichen der Zeit zur Wiederkunft des Herrn mehren. Der Staat emancipirte ſich früher von der Kirche, jetzt wird ſich die Kirche vom Staate emancipiren und das Band, welches die Nationen umſchließt, wird eine neue geſellſchaftliche — Chimäre ſein. Dies iſt wirklich kein Syſtem, ſondern nur ein Glaubensbekenntniß, das ſich beſtreiten, aber nicht widerlegen läßt.

Wenn ich mich hierauf nun endlich gegen die ſogenannte Geſchichtsconſtruction erkläre, ſo möchte ich doch nicht, daß man mich für einen Verkleinerer der Hegel'ſchen Philoſophie anſähe. Dieſes Syſtem war nothwendige Schlußfolge einer vierzigjährigen ſpeculativen Aufregung Deutſchland's und mußte alle Radien vorangegangener Beſtrebungen in ſeinen Mittelpunkt zuſammenfaſſen. Ich habe ſelbſt zu den Füßen Hegel's geſeſſen und aus dem unkünſtleriſchen Vortrage ſeiner Lehrſätze die entſchiedene Wirkung wahrgenommen, welche ſeine weiten Umriſſe, dieſe ungeheuren Conturen ſeiner Kategorien auf die Gymnaſtik der Seele haben. Hegel's concrete Methode, das materielle Füllſel ſeiner leeren Begriffsſchemen machte ſeine Philoſophie zu einem Surrogat der Erziehung, das weder von der pſychologiſchen noch mathematiſch-ſcholaſtiſchen Methode anderer Lehrer erreicht wird. Die

# Börne's Leben

von

Karl Gutzkow.

## Bei Hoffmann und Campe iſt erſchienen.

---

Buchner, K., Staps. Eine geſchichtliche Erzählung. 8. 12 Gr.
Clemens, Fr., der Excentriſche. Roman. 8. 1 Rthlr.
— — das entſchleierte Bild zu Sais. Blicke in die Tiefe. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.
Forſch, H., Studentenbilder, oder deutſchlands Arminen und Teutonen in den Jahren 1830 — 1833. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
Gathy, A., Cavalcade. Aus dem Leben der Guerraſchen Kunſt-Reiter-Geſellſchaft. 8. 1 Rthlr.
— — der Völker-Frühling und ſeine Verkünder. Frühlingsgabe an deutſchlands Redner 8. 9 Gr.
— — Briefe aus Paris, während der großen Juli-Woche 1830. 8. 12 Gr.
— — Album littéraire, 1e & 2e Année. 4. 12 Rthlr.
Gutzkow, K., Briefe eines Narren an eine Närrin. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
— — Novellen. 2 Bde. 8. 3 Rthlr.
— — öffentliche Charaktere. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
— — Zur Philoſophie der Geſchichte. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
— — Seraphine. Ein Roman. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
— — Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verſtändniß des Görres'ſchen Athanaſius. 8. 12 Gr.
— — Götter, Helden, Don Quixotte. Abſtimmungen zur Beurtheilung der liter. Epoche. 8. 2 Rthlr.
— — König Saul. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. 1 Rthlr.
Horn, U., Nicolaus Lenau, ſeine Anſichten und Tendenzen. 8. 6 Gr.
Jäger, Neueſtes Gemälde von London. 2 Thle. 8. 3 Rthlr.
Jahrbuch der Literatur. Erſter Jahrgang 1839. Mit H. Heines Bildniß. cart. 8. 2 Rthlr.
Jung, A., Briefe über die neueſte Literatur. 8. 20 Gr.
Kolloff, Schilderungen aus Paris. 2 Thle. 8. 3 Rthlr.
Oettinger, confiscirter Eulenſpiegel. 8. 2 Thle. 3 Rthlr.
— — Eau de mille fleures. 8. 2 Thle. 2 Rthlr 16 Gr.
— — Panaché. 2 Thle. 2 Rthlr. 16 Gr.
Wihl, L., engliſcher Novellenkranz. 8. 1r Thl. 1 Rthlr. 12 Gr.

---

Börne

# Börne's Leben.

Von

**Karl Gutzkow.**

Mit Börne's Bildniß in Stahl gestochen und einem Facsimile.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
**1840.**

BIBLIOTHECA
REGIA

# Vorrede.

Dies Buch ſollte zunächſt die Einleitung zu einer neuen Ausgabe der in den deutſchen Bundesſtaaten erlaubten Schriften Börne's ſein. Das Unternehmen gerieth jedoch in Stocken und die Biographie Börne's, ſchon im Herbſt vorigen Jahres vollendet, wurde unter dieſen Umſtänden in ihrem Erſcheinen länger hingehalten, als die zunächſt daran betheiligten Freunde Börne's wünſchen mußten.

Ueber eine kurze Charakteriſtik, welche ich erſt nur zu geben bezweckte, wuchs das ſich anhäufende Material hinaus, von allen Seiten trug mir die Gunſt des Zufalls Blätter und Zweige zu dem Ehrenkranze, den ich einem Todten winden wollte, heran, ich wurde Biograph des Verfaſſers der „Briefe aus Paris," ohne es zu wollen.

Wenn ich auf dem halben Wege, wo ich mich entſchließen mußte, vor- oder rückwärts zu gehen, mich zum erſteren entſchloß, ſo geſchah es, weil ich unter den jetzt wirkenden Schriftſtellern wohl einer der wenigen bin, die zu einer Entwickelung der Lebens- und Autorenmomente Börne's einen gewiſſen Beruf haben. Wenn ich, auch jetzt noch ſchwankend, mich endlich wirklich entſchloß, an das ſchwierige Werk zu gehen, ſo gab den letzten Ausſchlag meine durch theure Familienbande erleichterte Kenntniß des Bodens, auf welchem Börne wuchs und reifte. So wie man Goethe's Jugend und in ihrem ganzen Daſeyn Bettina und Clemens Brentano nicht ohne Kenntniß der Frankfurter Lokalitäten innigſt verſtehen kann, ſo muß man auch

für die richtige Auffassung Börne's auf einem Terrain heimisch sein, das für Poesie und Verständniß des öffentlichen deutschen Lebens voll der eigenthümlichsten Anregungen ist.

Ein mißlicher Umstand hätte mich freilich zurückhalten können: Ich habe Börne nicht gekannt. Manche seiner nähern Freunde, die mir mit Rath und That beistanden, haben dies oft bedauert. Indessen beruhigt es mich, daß ich seine nächsten Freunde, die mit ihm gelebt, doch oft auch darauf ertappte, daß sie mit ihm nicht auch empfunden hatten. Ihre Urtheile über den Verstorbenen widersprachen sich. Sie hielten mit verzeihlicher Täuschung allzusehr am Menschen fest und wußten für jede geistige Lebensfunktion des Freundes Gründe, die von den Andern wieder bestritten wurden. So kennt' ich, wenigstens schien es mir so, vielleicht besser in die Wahrheit dringen, als wenn ich durch persönliche Bekanntschaft wäre mit in diesen Strudel von Widersprüchen gezogen gewesen. Das unmittelbare Leben ist selten ohne Verstimmungen. Wir sind nie in dem Grade frei

von unserm eignen Interesse, daß wir bei persönlichen Collisionen stets den Blick ungetrübt und das Vorurtheil unbefangen erhielten.

Von früh an hab' ich die Neigung gehabt, mich in fremde Individualitäten hineinzuleben. Die besten Menschenkenner sind die, welche von den Tugenden und Schwächen der Andern Vortheile zu ziehen wünschen; die ihnen zunächst kommen, die, welche einen Fanatismus daraus machen, gegen Jedermann gerecht zu sein. Ich bin immer erschrocken, wenn ich irgend Einen unbedingt verurtheilen hörte; denn meine eigne Lebensentwickelung zeigte mir nur zu sehr, daß wir in unserm Gemüth von der ganzen Welt abweichen können, ohne deßhalb Ursache zu haben, uns weniger gut und gerecht zu erscheinen. Was ich mir selbst geschenkt wissen wollte, dies Vertrauen auf die individuelle Selbstgerechtigkeit des Menschen, hab' ich andern nie entzogen, ja mit Leidenschaft mir darin gefallen, mich in die Denk- und Fühlweise Anderer hineinzuleben, Adern und Geflechte in fremden Seelen tief zu verfolgen und die Menschen

Maſſe von eigenen Kenntniſſen, die man in Hegel's Syſtem vergraben kann, ohne im Beſitze verkürzt zu werden, die eigne Durchbildung des Kopfes, die ſich mit dem Hegel'ſchen Syſteme immer in einen vertraulichen Zuſammenhang bringen läßt, kurz das im Grunde Unverbindliche, Lare und Leichtwendbare der Hegel'ſchen Principien ſchuf eine ſehr freie, bunte und der Individualität Alles einräumende Schule, zu der ſich die unabhängigſten Geiſter bekennen. Wir haben hier z. B. nicht die über einen Leiſten geſchlagene Propaganda des Kantiſchen Kriticismus, dieſe Heydenreich, Feder, Schmid, Kieſewetter, wo Einer immer in Gefahr kam, mit dem Andern verwechſelt zu werden, ſondern ich erinnere nur an das tiefe und in der Kunſt beinahe myſtiſche Gemüth eines Hotho, an den in hundert Farben blitzenden Esprit eines Gans und viele andere ausgezeichnete Hegelianer. Es würde ſchmerzen, wenn ſich Polemik nicht mit der größten Hochachtung vor dem Gegner vertragen ſollte.

Was iſt Conſtruction der Geſchichte? Ein kleiner Demiurgos ſitzt mitten im Weltgebäude und ſucht mit einem Cirkel die Zahl der hiſtoriſchen Breiten- und Längengrade zu beſtimmen. Er hockt dem Schöpfer der Welt auf der Schulter und beginnt am ſiebenten Tage, wo jener zur Ruhe gegangen, den Himmel und die Erde, die Thiere in und über dem Waſſer, die Bäume und den Menſchen ſo nachzuformen, wie er an dem Allvater ſich die Handgriffe gemerkt hat. Geſchichtsconſtruction heißt, die einzelnen Höhepuncte der Geſchchte mit Spinnweben verbinden und das Disparateſte zu witzigen Harmonieen zuſammenſchnüren. Sie iſt zuletzt prophetiſcher Natur, ſowohl in denm Sinne, daß ſie, wie Aenes es bei Virgil thun konnte, einen Auguſt und Marcellus pra-

von innen heraus zu beurtheilen. Was mich in der Poeſie zum Dramatiker, mußte mich in der Proſa zum Biographen machen.

Ich zweifle nicht, daß dieſem Buche viel Berichtigungen und Erweiterungen bevorſtehen. Erſt wenn viele perſönliche Freunde Börne's leſen werden, wie ſich in ſeinem Leben eine gewiſſe Ordnung nachweiſen läßt, werden ſie ſich angeregt fühlen, dieſe Ordnung zu vervollkommnen. Es werden ſich Anekdoten mancherlei Art an das nun vorerſt einmal Gegebene anſetzen. Ich zweifle auch nicht, daß die Auffaſſung, die in dieſem Buche herrſcht, nicht allſeitig genügen wird. Es war mir nicht möglich, mit den Lebensmomenten eines ſo merkwürdigen Mannes, wie Börne war, erſt ein polizeiliches Verfahren anzuſtellen. Sollt' ich zu Gericht ſitzen und von einem abgekühlten Standpunkt herab in Börnes Leben ſichten und ſcheiden, hier einräumen, dort verdammen und aus einer Charakteriſtik eine gerichtliche Anatomie machen? Es ging nicht. So wenig die Meinungen Börne's von ſeiner Zeit, der rückſichtsloſe Ton in dem er

ſie vortrug, von den Gährungen der Julirevolution zu trennen ſind, ſo wenig mocht' ich von der einfachen Erzählung ſeines Lebens das hingebende, enthuſiaſtiſche Colorit entfernen, welches ſein ganzes Leben ausſtrömte. Ein Biograph ſoll ſeinen Gegenſtand mitdurchleben und in ihm mit ſo viel warmer Toleranz aufgehen, daß ſogenannte „Rettungen," wie ſie der gute, menſchenfreundliche Leſſing von verkannten Geiſtern der Vorzeit ſchrieb, von vornherein niemals nothwendig werden.

Freunde und Bekannte des Verſtorbenen haben mich mit Bauſteinen zu dieſem Gedächtnißtempel unterſtützt. Ihnen meinen Dank! Viele, die dem Verſtorbenen nahe ſtanden, fürchteten ſich, ihrer Beziehungen zum „Römer" wegen, mit ihm zuſammen genannt zu werden, oder hielten ſich im Stillen für zu unbedeutend, die Aufmerkſamkeit des deutſchen Bundes zu erregen. Manchen ging es aber noch eigner. Sie hatten mit Börne gelebt und wußten nichts von ihm. Sie hatten mit ihm gegeſſen und getrunken und kein Wort, was er geſprochen, war ihnen im Gedächtniß geblieben.

Es waren dies Männer, welche ſich ſelbſt auszeichneten. Feiner atomiſtiſcher Staub des Egoismus, der in menſchlichen Seelen zerſtreut iſt! Sie leben mit Geräuſch, jeder ihrer Tritte macht ein Echo, ſie haben nie den Mund geſchloſſen, ſie leben mit Händen und Füßen und was um ſie vorgeht, für den Herzensſchlag in der Bruſt eines Nebenmenſchen haben ſie kein Ohr. Einen Augenblick zu ſchweigen und den Andern reden zu hören, wär' ihnen ſonderbar. Nach zehn Jahren iſt der Andre eine europäiſche Berühmtheit und ſie müſſen ſich ſchämen, daß ſie mit ihm lebten, ohne von ihm Eindrücke empfangen zu haben.

Freilich kann hier eine Entſchuldigung eintreten. Börne gab ſich nicht, ſondern er wollte genommen ſein. Es fehlte ihm das Talent, mit ſich ſelbſt Komödie zu ſpielen, ſich als der, der er war, auch in Scene zu ſetzen und ſich jene Ruhe um ihn her zu erzwingen, die man braucht, um gehört zu werden. So haben viele ſeiner Freunde einen unbeſtimmten Erinnerungsdämmer von ihm, ein lachendes, geiſtſprühendes Flimmern des Wohlwollens,

darin aber nichts Bestimmtes, nichts, was besonders des Notirens ihnen denkwürdig erschienen wäre. Auch diese Erscheinung hab' ich zur Charakteristik Börne's zu verwenden gesucht und ich hoffe, die Folgerungen, die daraus in meinem Buche gezogen sind, wird man nur billigen können.

Bücher, die ich benutzen konnte, hab' ich an den betreffenden Stellen angezogen. Hauptquelle waren Börne's eigne Schriften und die Blätter der Geschichte, wie sie seit der Scene im Ballhause von Versailles bis zum Jahre 1837, wo Börne starb, vor uns aufgeschlagen liegen. Wo ich Lücken in Börne's Lebensmomenten fand, hab' ich sie getreu durch die Geschichte ergänzt; denn man kann annehmen, daß sein innerer Mensch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf seinen Körper wirkten die Ereignisse, wie bei uns Andern nur die Einflüsse der Atmosphäre. Wenn er Gichtschmerzen hatte, konnte man annehmen, daß sich das politische Wetter ändern würde. Papierspekulanten hätten größere Stücke auf ihn halten sollen. Denn wenn ihm

das Eſſen nicht ſchmeckte, ſtak ſicher ein Congreß in der Luft.

Das überlang verzögerte Erſcheinen dieſes Buches erlaubte, daß ich erſt noch die Schrift leſen konnte: „Heinrich Heine über Ludwig Börne.“ Sie iſt vor einigen Tagen erſchienen und ſcheint den Zweck zu haben, die in Deutſchland herrſchende verſöhnte Stimmung über den vielverkannten, ungeſtümen, aber edlen Todten wieder zu zerſtreuen, meiner Biographie deſſelben im Voraus jeden Glauben zu nehmen und um einen Namen, von dem allmählig der irdiſche Dunſt des Vorurtheils ſich zu verziehen anfing, wieder auf's Neue einen Geſtank von Perſönlichkeiten zu verbreiten, der jede Beſchäftigung mit ihm widerlich machen muß, ſei's auch zum Theil auf Koſten deſſen, der dieſen Unrath in die Oeffentlichkeit auf ſeinen Schultern hineinträgt! Wer die Schrift von Herrn Heine geleſen hat, und an Börne kein tieferes Intereſſe nimmt, wird ſagen: Seht, da reiben ſich die beiden undeutſchen Menſchen gegen einander auf, der Todte an dem Verweſenden, der

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04299/020

Jakobiner am Narren, die Revolution an ihren eignen Excrementen! Dieſe Schrift des Herrn Heine iſt eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für den, der ſie ſchrieb, und faſt ein Todesurtheil für die Sache, der beide gedient haben.

Ich werde nie meine Feder eintauchen, um gegen Herrn Heine zu ſchreiben. Wir tauchten ſie ja in unſer eignes Blut! Es giebt viele Freunde der neuern Literatur, die es ſchmerzlich bedauern, daß unter den Gliedern derſelben keine Einigkeit herrſcht. Sie wollen für Ideen ſtreiten, ſagen ſie, und ſchlachten ſich der eignen Eitelkeit! Ich weiß es; daß dieſe Selbſtbefehdungen der jüngern Literatur den Feinden derſelben ein großes Vergnügen gewähren und würde mich nie dazu verſtanden haben, über Herrn Heine auszuſprechen, was ich über ihn ſeit Jahren empfinde. Aber hier gilt es einer höhern Pflicht. Er hat durch ſeine in ihrer Veranlaſſung ganz unerklärliche Schrift auf die Bahn, die mein Buch über Börne zurücklegen ſollte, ſo viel Hinderniſſe geſtreut, er hat auf die

Region, in der ſich mein Buch bewegt, ſo vielen widerlichen Hautgout ausgedunſtet, daß ich gezwungen bin, im Intereſſe Börne's und ſeiner Freunde gegen ihn aufzutreten. Ohne Beziehung zu Börne hätt' ich Herrn Heine's Buch bemitleiden können; als Biograph des Angegriffenen werd' ich es widerlegen muſſen.

Deutſchland wird nicht begreifen, was Herr Heine mit ſeiner Schrift eigentlich bezweckte. Der Titel: Heine über Börne, verräth allerdings deutlich, daß das ganze Buch der Selbſtüberhebung gewidmet iſt und der Gegenſtand deſſelben das Axiom ſein ſolle: Heinrich Heine geht doch über L. Börne, ein Axiom, das in lapidarer Kürze allerdings den Titel abwerfen kann: Heinrich Heine **über** Ludwig Börne! Aber warum bleibt dieſe Entſcheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenoſſen oder der Nachwelt uberlaſſen? Wem ſind dieſe Rangſtreitigkeiten nicht ſchon bei größeren Namen, wie Schiller und Goethe, zuwider geweſen? Würde Goethe je ein Buch ſich nur haben denken können: Goethe supra Schiller! Ich ſage supra;

denn daß Herr Heine an de dachte, möchte ich zu seiner Ehre nicht glauben. Supra ist nur kindisch und eitel, de aber wäre lächerlich und anmaßend.

Die Schrift des Herrn Heine kommt in vieler Hinsicht zu spät. Zu spät — weil Börne todt ist und man solche Verläumdungen, wie sie hier gedruckt sind, nur von einem Lebenden sollte auszusprechen wagen. Zu spät — weil Börne's Grab längst so dicht mit der freundlichen, versöhnten Anerkennung der deutschen Nation bewachsen ist, daß die Brennesseln des Herrn Heine auf dem geweihten Platze keinen Raum übrig finden. Zu spät — weil Herr Heine die deutsche Nation wegen einer Frage beunruhigt glaubt, die uns diesseit des Rheins sehr gleichgültig ist. Herr Heine weiß nicht, daß man sich jetzt in Deutschland mit den wichtigsten Erörterungen über Kirche und Staat, mit den Untersuchungen über Protestantismus und jesuitische Reaktionen, über Preußens und Rußlands Zukunft, über hundert wichtige Culturfragen, nur nicht mehr mit seinen „Reisebildern“ beschäftigt.

## XIX

Es hat etwas Rührendes! Herr Heine ging vor zehn Jahren nach Paris und bildet ſich ein, daß Deutſchland noch immer auf Vollendung des Perioden harrt, den er grade angefangen hatte, als ſein Fuß das Hamburger Dampfſchiff betrat, welches ihn nach Havre transportirte. Er glaubt, wir knusperten noch immer an den kleinen Gedichten und Novellen der damaligen Taſchenbücher, an ſeinem Streit mit Platen, an ſeinen Salonwitzen, an einem Bilde, das er von Herrn von Raumer brauchte und ähnlichen, großartigen Leiſtungen, von denen er (S. 363) ſagt: „Meine Leiſtungen ſind Monumente, die ich in der Literatur Europa's aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutſchen Geiſtes.“ Weil Herr Heine glaubt, daß wir um dieſe Monumente wie die Zwerge noch immer mit ſtaunender Bewunderung herumgingen, ſo hielt er eine Schrift über ſeine perſönlichen Differenzen mit Börne für ein Unternehmen, deſſen Erſcheinung man nicht zu motiviren brauche.

Ob ſich Herr Heine für witziger, poetiſcher, unſterblicher als Börne hält, kann dem Biographen

phezeit, als auch in rein caſſandriſchem Sinne, daß ſie noch wirklich das Ungeſehene in der Zukunft zu erblicken glaubt.

Jedem wird hier Mephiſtopheles im Fauſt einfallen, wo er die philoſophiſche Methode perſiflirt, welche uns beweiſt, daß die Dinge nicht nur ſo ſind, ſondern auch ſo ſein müßten wie ſie ſind, und daß gleichſam Jedermann kein Andrer wäre, als er ſelbſt. Doch müſſen wir hinzufügen, daß das Reagens dieſer Geſchichtsconſtruction die logiſche Idee iſt.

Von der logiſchen Idee bei Hegel muß man ſich eine ſehr ausgedehnte Vorſtellung machen. Sie iſt allerdings zunächſt nur ein Begriff, oder, wenn wir dem Meiſter trauen dürfen, zu gleicher Zeit auch der Inhalt deſſen, was dieſer Begriff ausdrücken ſoll. Sie iſt mit einem Worte der metaphyſiſche Urſtoff, aus welchem ſich die Dinge als die Ideen darüber entwickeln, vielleicht Gott ſelbſt, wenn man Beweglichkeit des Geiſtes genug hat, ſich unter dieſem Stoffe nichts Ruhendes und Abſtractes, ſondern ewig Gebärendes und Schaffendes vorzuſtellen. Dieſes hohle Prädicat des Seins ohne Subject, dieſe noch unbeſtimmte und unwirkliche Kategorie wird uns immer in die Vorſtellung des Nichts verfließen und wir werden jenen Moment ahnen können, wo es noch keine Welt und keine Geſchichte gab. Hegel nimmt jene Periode des reinen Seins oder des Fürſichbegriffs als die Periode der Urwelt die Geſchichte wie der Dotter im Ei ſchwimmt, wo die Götter auf der Erde wohnten und das Paradies die Ordnung des Tages war. Geſchichte war da noch nicht. Geſchichte iſt das Product zweier Factoren und dieſer zweite Factor, die Negation, brauſte in das Chaos hinein, die Idee ſtürzt aus ihrem Gehäuſe, die Natur öffnet ihren Drachenmund, Geſchichte iſt das Werk der Rebellion. Hegel kennt nur

des letztern gleichgültig sein. Immerhin mag er ein Buch schreiben, dessen Thema in folgenden Worten (S. 240) ausgesprochen liegt: „Börne's Anfeindungen gegen mich waren am Ende nichts anders, als der kleine Neid, den der kleine Tambourmaitre gegen den Tambourmajor empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reich gestickten Uniform, woran mehr Silber, als er der kleine Tambourmaitre mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balanzire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwiedre!“ Allein diese Schilderung der eignen Liebenswürdigkeit, des „fetten Hellenismus“ seiner schönen Gestalt, der Liebesblicke, die ihm die jungen Dirnen des Palais Royal zuwerfen, mußte nicht auf Kosten eines Mannes geschehen, dessen sittliche und politische Bedeutung, publizistische

Tiefe und römiſche Charakterfeſtigkeit, deſſen ſchönes edles Gemüth und zarte Hingebung an Schmerz und Unglück, deſſen Herz, in allen ſeinen Lebensfunktionen ihn gegen Herrn Heine als einen Rieſen erſcheinen läßt, der ganz ruhig die Hand auf die „europäiſchen Monumente“ des Herrn Heine legen und ſagen kann: „Siehſt Du, ich bin doch größer als Du!“

Herr Heine erzählt uns ſeine Berührungen mit Börne. Er erzählt, wie er ihn gefunden, im ſeidnen Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, ſchwerhörig, heute krank, morgen geſund. — Auch dieſe Beſchreibungen ſind zum Theil wahr, theils ergötzen ſie, weil ſie aus dem Beſtreben hervorgehen, zu zeigen, daß Herr Heine ſchöner gebaut, corpulenter, liebenswürdiger, kurz ein Menſch wäre, den man mit Börne gar nicht vergleichen könne. Mißlich aber iſt es mit den Aeußerungen, die er Börnen in den Mund legt. Dieſe fullen oft in einem Zuge mehr als ſechs bis ſieben Seiten. Sollte Herr Heine ſchon vor zwanzig Jahren die Abſicht gehabt haben, ſeine Memoiren

zu schreiben und über die Aeußerungen der Menschen, mit denen er umgeht, schon so lange Buch führen? Nein, es ist unmöglich. Diese langen Tiraden, die oft witzig, oft durch ihre Länge ungenießbar sind, kann Börne nicht gesprochen haben. Herr Heine, der ein so schwaches Gedächtniß hat, daß er sogar dasjenige, was ihm das Theuerste war, seine Grundsätze, mit der Zeit vergaß, Herr Heine sollte den Kopfrechner Dase an Intensität des Erinnerungsvermögens übertreffen? Gegen die Aechtheit dieser Diatriben müssen wir also von vornherein protestiren. Sie sind ohne Zweifel durch einen schlagenden Einfall Börne's angeregt, aber in dieser Form ohne Widerrede von Heine eben so erfunden, wie die Reden, die Cornelius Nepos Imperatoren halten läßt, die auch größer waren als er.

Alle Welt wird mit mir darin übereinstimmen, daß das, was Börne bei Herrn Heine redet, ihn eben nicht im liebenswürdigsten Lichte erscheinen läßt. Nicht nur, daß er sich wie ein unsinniger Coupe tête in seinem politischen Fanatismus gebehrdet, er ist auch laßciv, gewöhnlich und nicht

ſelten beinahe geweſen. Dieſe Lüge in dem Buche des Herrn Heine hat mich — nächſt der empörenden Mißhandlung eines edlen weiblichen Gemüths — am tiefſten gekränkt, hat mich um ſo mehr gekränkt, als vielleicht Börne ſich wirklich gehen ließ, wenn er mit der faleppen Geſinnungsloſigkeit, der witzelnden Blaſirtheit und dem bekannten bauchgrimmenden Ennui des Herrn Heine zuſammen kam. Wir ſind Menſchen und Börne war ſogar ein guter Menſch. Wenn er in Herrn Heine's Gegenwart manches Laſcive und Triviale ſprach, ſo that er es aus Gefälligkeit gegen den Mann, der ihn beſuchte. Er war zu gutmüthig, um Herrn Heine eine andere Sprache vorzuſchlagen, als welche dieſer in ſeiner Unterhaltung gewohnt iſt. Es ſind wahrhaft häßliche Dinge, namentlich über Chriſten- und Judenthum, die Herr Heine Börne'n in den Mund legt. Wenn ſie nicht ganz erfunden ſind, ſo beweiſen ſie nur, wie freundlich Börne in ſeinem Weſen war, wie wenig er den Streit liebte und mit wie zarter Aufmerkſamkeit er denen entgegenkam, die ihn beſuchten. Womit ſollte er Herrn Heine unterhal-

ten? Er schätzte den jungen Mann, er setzte große Hoffnungen auf seinen Styl, er glaubte ihn aufmuntern zu müssen und ging harmlos auf die albernen Talmudwitze ein, an denen Herr Heine mehr seinen Humor genährt hat, als an unserm großen Jean Paul, den er in diesem Buche einen „confusen Polyhistor“ nennt! Ja, um die Wahrheit ganz zu sagen, man muß wissen, daß zwei getaufte Juden von so lachlustiger Natur, wie Börne und sein Schatten, tausend Gelegenheit finden, an den drolligsten Vorkommnissen innerhalb der Synagoge und des Ghettos ihren Witz zu üben. Es ist recht betrübend für mich, daß ich manchem Israeliten vielleicht weh thue, wenn ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen ist, als wenn zwei jüdische aufgeweckte Köpfe sich gegenseitig in witzigen Einfällen zu überbieten suchen. Der arme Börne (Herr Heine nennt ihn in seinem ganzen Buche nicht anders) ließ sich vor dem jungen Manne, der ihn besuchte, mehr als billig gehen und dieser benutzt jetzt dessen problematische Äußerungen, um über Börne ein-n häßlichen gelben

Nebel zu verbreiten. Möchte dieſe Aufklärung des wahren Sachverhältniſſes ihn von dem Andenken des trefflichen, grade in ſeinem häuslichen Geſpräche immer gewiegten und beſonnenen Mannes für immer verſcheuchen!

Der politiſche Theil der mit Börne gepflogenen Unterredungen des Herrn Heine bezweckt, Erſteren als einen republikaniſchen Narren, Letzteren als einen Royaliſten, oder wie man es von den ausgeſöhnten Legitimiſten in Frankreich nennt, als einen Ralliirten hinzuſtellen. Börne iſt nach Herrn Heine ein Sansculott, er dagegen nur ein philoſophiſch-gemüthlicher Beobachter des Laufes der Begebenheiten, Börne gehört zur Parthei des Berges, Herr Heine zur Parthei des „Sumpfes.“ Ich habe die zahme, royaliſtiſche Widerrufs-Politik des Herrn Heine mit Vergnügen geleſen, denn ſie läßt hoffen, daß man die Polizei-Aktuarſtelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt, und ihm dadurch Gelegenheit verſchafft, ſich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf ſeine Worte legt,

selbst zu überzeugen. Allein man bedenke: die erwähnten Gespräche mit Börne sind alle zu einer Zeit gehalten, wo Herr Heine selbst einer der unternehmendsten Jakobiner war, zu einer Zeit, wo seine Schriften mit der Marseillaise begannen und der Parisienne aufhörten; zu einer Zeit, wo seine Pamphlets nur verstümmelt erscheinen konnten, weil kein deutscher Druckherr wagte, seine Finger zum Aufbau all der staatsgefährlichen Mausfallen und Guillotinen, die in diesen Räsonnements drohten, herzugeben. Nun ist nicht zu läugnen, (und mein Buch wird darüber mit Ernst und Aufrichtigkeit urtheilen) daß Börne in den Tagen nach der Julirevolution sich der Hoffnung auf einen gewaltsamen Umschwung der Begebenheiten mit rücksichtsloser Leidenschaft hingab; allein was ist edler, wahrer und redlicher: diese Ansichten auch innerhalb seiner vier Wände vertheidigen, oder sie, wie es bei Herrn Heine der Fall war, nur zur interessanteren Drapperie seines Styles zu benutzen und nach einigen Jahren in Hoffnung auf die Frankfurter Polizei-Aktuarstelle, sie als nie dage-

weſen läugnen? Das dritte Wort in Herrn Heine's „franzöſiſchen Zuſtänden“ iſt die Tricolore, die Guillotine, das Ça ira u. ſ. w., bei Börne war es auch das dritte Wort in der Converſation. Geſetzt, ſie wären Beide in einem betrübten Irrthum befangen geweſen, wer war redlicher, Börne oder ſein Judas?

Herr Heine hat die Abſicht, die patriotiſchen Erhebungen ſeit 1830 als lächerlich hinzuſtellen. Große Anfänge, die klein enden, fordern leicht den Witz heraus. Allein auch hier muß der Spötter Berechtigung haben und Herr Heine, der Jahrelang um die Gunſt der republikaniſchen Parthei in Paris buhlte, hat dieſe nicht. Wenn über das Mißlingen des Hambacher Feſtes ein Mann von deutſchem Gefühl, Sinn für Gemeinwohl, ein Freund geſetzmäßiger Freiheitsentwickelung frohlockt, ſo wird man ihm vielleicht mit getheilter Empfindung zuhören; allein Herr Heine ſollte ein Recht haben, die ſüddeutſche politiſche Bewegung, die Vorfälle in Rheinbayern und das Aſſociationsweſen der deutſchen Handwerker zu beſpötteln?

Er hat es einmal deshalb nicht, weil er früher seine Schriften mit den grellsten revolutionären Farben überpinselte, und zweitens auch darum nicht, weil ein Herz ohne Gefühl, ein Charakter ohne Stetigkeit, ein Streben ohne Gesinnung überhaupt nicht berufen ist, in ernsten Fragen, die das Gemeinwohl berühren, eine Ansicht für oder gegen auszusprechen. Wer so tief, wie Herr Heine, im Irdischen, Materiellen, in der Blasirtheit des Jahrhunderts verkommen ist, dem kann nicht einmal das Frohlocken über eine gescheiterte Unbesonnenheit gestattet werden. Alle deutschen Ehrenmänner, die den Gang der Begebenheiten seit 1833 billigen, werden darin einig sein, daß sie nimmermehr zum Organ dieser Billigung Herrn Heine wählen möchten. Der deutsche Sinn ist einmal so. Börne mit seiner Übertreibung steht uns immer noch ehrenwerther da, als Herr Heine mit seinem Widerruf.

Die gänzliche Unfähigkeit unseres leidigen Gewährmannes, sich in die Tiefe eines edlen Gemüthes zu versenken, beweisen die schnöden Trivia-

litäten, die Herr Heine über die religiöse Stimmung, die Börne'n am Abend seiner Tage für vieles Gescheiterte tröstete, sich erlauben zu dürfen glaubt. Auch über diese Erscheinung werden nachstehende Blätter sich wahrer aussprechen, so wie denn überhaupt mein Buch auch die einzig als wahr annehmlichen Aufschlüsse über das Zerwürfniß zwischen Börne und Herrn Heine enthalten dürfte. Herr Heine hat der Wahrheit durch seine Schrift zuvorkommen wollen; aber ich denke, da jene *nach* der Lüge erscheint, wird ihm das Aufräumen der Gegnerin um so leichter werden.

Ich gestehe, daß ich für das Unterhaltende und Witzige in der Schrift des Herrn Heine nicht unempfindlich bin. Er wird für das Formelle in seinen Büchern wenig so dankbare Leser haben, wie mich. Herr Heine ist ein muntrer Kopf, der, ohne wissenschaftliche Bildung, mit einer, weniger poetischen, als poetisirenden Gabe ausgestattet ist, die ihm erlaubt, an den Dingen mehr Seiten wahrzunehmen, als sich der Beobachtung des Verstandes auf den ersten Blick darbieten. Weniger

alte und neue Welt: was in der Mitte zwiſchen Beiden liegt iſt Kampf. Das Mittelalter iſt Streit zwiſchen der Natur und dem Geiſte, zwiſchen dem zweiten und dritten Theile des Syſtems. Chriſtus war die Idee des Anundfürſich, die in ihren Anfang aber mit Geiſtesbewußtſein zurückgekehrte Idee. Sein Reich iſt das Reich der Freiheit, Wahrheit und Wiſſenſchaft, des vollſtändigen dritten Theiles, welcher mit dem Triumphe der Philoſophie und beinah mit jenem Horaziſchen Satze ſchließt: der Philoſoph iſt König, Gott, Alles, wenn er nicht zufällig den Schnupfen hat.

So geſund und friſch die Anſicht Hegels iſt, nach welcher man die Wahrheit doch nicht immer an entlegenen Orten ſuchen möchte, ſondern daß man ſtündlich über ſie wie über die Thatſachen der Straße ſtolpere, daß ferner das Aeußere der Dinge faſt immer ihr Inneres ſei und wir uns doch nicht einbilden möchten, was Wunder für große Begebenheiten auf dem Uranus und der Milchſtraße geſchähen; ſo möchte es doch ſchwerlich ein großer Triumph der philoſophiſchen Wahrheit ſein, wenn die hiſtoriſche Facta unſres Erdballs ihre ausſchließlichen Belege wären. Inzwiſchen will ich der conſtructiven Methode drei Punkte entgegenhalten, welche ein practiſcher Grundſatz und zwei Verlegenheiten ſind.

Herder verfiel in den Fehler, die Geſchichte kritiſiren zu wollen. Hegel übt gegen ſie eine Toleranz, welche die Moral in Gefahr bringt. Ich klammere mich nicht an die fünffüßige Phraſe: die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht; denn Millionen Thränen ſind in der Geſchichte ungetrocknet, tauſend Verbrechen ungeſtraft geblieben, das Recht war immer deſſen, der der Stärkere war; aber in Allem Nothwendigkeit ſehen, wo bleibt die Freiheit? Starb in Cato ein

Poet, als poetiſcher Dilettant aus der romantiſchen Zeit, weiß er den Gegenſtänden ſeiner Beobachtung eine phantaſtiſche Appretur zu geben, die von einem angebornen Sinn für das Naive, das Detail, das Unweſentliche, Specielle unterſtützt wird. Ohne ſittliche Selbſterziehung, von den Schmeicheleien ſeiner Umgebung früh gehätſchelt, angewieſen auf Lebensernten, die er nicht zu ſäen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, ſchlenderte er mit nachläſſiger Indifferenz durch ein menſchliches Daſeyn, das ihm der Zufall ſanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, ſtehen und gloſſirte die Menſchen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schickſale, ihren Glauben. Nie hat Herr Heine aus dem Kreiſe des kleinlichſten Egoismus heraustreten können, nie empfand er für das, „Was, wie Goethe ſagt, der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt.“ Zieh man ihn der Unwahrheit, nannte man ihn geſinnungslos, häufte man Vorwurf auf Vorwurf, — es ließ ihn gleichgültig, wenn man ihm nur — den Witz einräumte! Und in der That,

das Talent, ſich im fernen Paris in eine dunkle, verſteckte Stube einzuſchließen und von dort aus über die Lächerlichkeiten von tauſend Menſchen, denen er im Leben begegnete, ſpottend nachzugrübeln: dies Talent beſitzt er meiſterhaft. So muß ich geſtehen, hab' ich Vieles in ſeinem Buche über Börne belacht. Aber nun denke man ſich, wenn man gezwungen werden ſoll, auf Koſten edler Menſchen zu lachen! Wenn man mitten in einem ſpaßhaften Satze vor der beleidigenden Wendung deſſelben erſchrickt und für einen Autor erröthet, der nicht mehr erröthen zu können ſcheint! Als ich von Herrn Heine's Witz gebrandſchatzt wurde, auch über Edle zu lachen, da war es mir, als bekäme man von einem Reſtaurant eine Fleiſchſpeiſe mit pikanter, appetitreizender Sauçe, ſtriche dieſe mit dem Meſſer fort und würde dann plötzlich von einem infamen Faulgeruch angedunſtet, den die Cappern und Champignons verdecken ſollten, oder man nähme einen Biſſen in den Mund und müßte ihn aus Schreck über ein langes, durchſichtiges, rothes Haar an der Gabel wieder

fallen lassen! Solche Schrecken bietet fast jede Seite der Schrift des Herrn Heine dar.

Auch ohne meine Rüge wird man die Mißhandlung einer edeln gebildeten Dame, die Börne'n in treuer Anhänglichkeit ihr Leben gewidmet hat, empörend finden. Das Verhältniß Börne's zu Madame W. (es ist in meinem Buche thatsächlich dargestellt) gehört zu jenen schönen Begegnungen edler Seelen, die zum Glück der Dichter und Weisen nicht bloß von ihnen nur zum Gegenstand ihrer Schöpfungen gewählt wurden, sondern die oft sie selber beglückten und ihnen ein einsames Daseyn verschönerten. Ganz Frankfurt, hierüber gewiß kompetent, stimmt darin überein, das Börne's Verhältniß zu Mad. W. ein ebenso wohlthätiges für den verlassen und einsam in der Welt stehenden Unverheiratheten, wie seiner Natur nach rein und sittlich war. Herr Heine wahrlich sollte einer der Ersten seyn, der das Poetische einer solchen Beziehung mehr, als Andere, zu würdigen wüßte. Statt dessen bringt er diese Dame an den Pranger der Publicität. Er entwürdigt ihr Leben, er

bezweifelt ihre Sittlichkeit, er ſchändet ſie mit der Laſcivität ſeines gemeinen Witzes. Eine Frau, die ihn durch Nichts gekränkt haben kann, als durch ihre liebende Verehrung für Börne, ihr Gatte, der der dritte in einem Seelen-Bunde war, für deſſen Verſtändniß die alltäglichen Begriffe unſeres Lebens nicht ausreichen, alle dieſe Beziehungen werden hier von dem frechen Spott des Herrn Heine ſo beſudelt, daß ſie wie die Cloake eines eben ſo unſittlichen Verhältniſſes ausſehen, als in dem Herr Heine, Zeitungsnachrichten zufolge, ſelber leben ſoll. O wie tief iſt die Würde unſerer Literatur geſunken! Ein Schriftſteller, der ſich einbildet, „europäiſche Monumente“ errichtet zu haben, kann ſich darin gefallen, kleine Kothhaufen aufzubauen, wie die Gamins der Straße! Wenn dieſer zügelloſe Mißbrauch der Preſſe fortfrißt, welches ſittliche weibliche Gefühl wird nicht zittern vor einer Berührung mit Dichtern und Schriftſtellern? Hingebungen, wie ſie Goethe, Bürger, Tieck, Schlegel fanden, werden aus Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, ausſterben und

der Poet wird auch darin der ärmste werden, daß kein Frauenherz mehr seinem Frieden traut, und ihm, wie Herrn Heine's, des großen Sittenrichters, Beispiel lehrt, nichts übrig bleibt als eine Wahl unter den Nachtvögeln des Palais Royal.

Ich bin zu Ende. Herr Heine schließt sein Buch mit einer von ihm schon abgenutzten Allegorie fast wie ein Testament. Er sagt: „Ich werde dick und fühle eine sonderbare Müdigkeit des Geistes.“ So wird auch bald, nach solchen Büchern, der schöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, sein Auge schließen und von Herrn Heine nichts mehr übrigbleiben, als ein ödes, nur mit spärlichem Grün bewachsenes Gewesen! Börne's letzte Schrift zeigte ihn uns edler, verklärter, als je. Selbst seine Feinde gewannen ihn lieb, als er sein letztes kleines Buch geschrieben und starb. Herrn Heine's letzte Schrift aber zeigt ihn uns vollkommen in einer moralischen Auflösung. Börne war kein Dichter und schrieb wie ein Prophet. Herr Heine affektirt, ein Dichter zu sein und schreibt

wie ein Gamin. Börne war nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer ſeiner Überzeugung härtete ſich ein ſtählerner Charakter. Herr Heine ſchwimmt im Meer der Lüge und wird ſich allmälig ganz verdunſten in das „goldne Nichts“ der Eitelkeit. Börne ſtritt gegen die Lebenden und verſöhnte ſich mit den Todten. Herr Heine fürchtet die Lebenden und erſt, wenn ſie ſterben, bekämpft er ſie. Börne griff ſeine Feinde an: Herr Heine nur die Gattinnen und Freundinnen ſeiner Feinde. Börne ſtritt, als er noch lebte, gegen Herrn Heine: Herr Heine wartete und antwortete dann erſt, als Börne geſtorben war!

So mögen dieſe Blätter hingehen und für das Leben eines merkwürdigen Mannes ein beſſeres Zeugniß geben, als die Lügenſchrift ſeines Rivalen, der ihn um den Ruhm einer edlen Geſinnung und den Vorſprung eines gediegenen Charakters beneidete! Wenn Herr Heine beabſichtigte, meinem Buche von vornherein beim deut-

ſchen Publikum die Glaubwürdigkeit abzuſchneiden, ſo denk' ich nicht, daß nach dem Inhalt dieſer zu meiner Schrift nothwendig gewordenen Vorrede ihm ſein ſchnöder unedler Zweck gelungen iſt.

Geſchrieben in Hamburg,
den 10. Auguſt 1840.

K. G.

# Börne's Leben.

Es iſt nichts leichter, als von achtbaren Eltern geboren werden, einen guten Schulunterricht genießen, mit viel Sittſamkeit die Hochſchule beziehen, mit viel Anmaaßung ſie verlaſſen, im ſchwarzen Frack die Runde bei den Staatsmännern machen, die ein Amt zu vergeben haben, es glücklich erhalten, den Eid der Treue ſchwören, wirklich treu ſein, treu dem Fürſten, treu den Grundſätzen unſrer Vorgeſetzten, treu dem Geiſte, in welchem uns unſer Gehalt vierteljährlich von der Landeskaſſe ausgezahlt wird, funfzig Jahre in dieſem Geiſte verharren, ſteigen bis zum wirklichen geheimen Rath und mit Orden bedeckt, von Kindern und Enkeln umringt, ein ehrlich erworbenes kleines Vermögen hinterlaſſend, endlich das Zeitliche ſegnen. Und noch mehr! Du kannſt dir wirklich manches Verdienſt um deine Mitmenſchen erworben haben und die Medaille mit Recht anſprechen dürfen, welche in der fürſtlichen Münze

Begriff oder eine große Seele? War Philipp II., war Robespierre ohne moraliſche Zurechnung? Iſt der Weltgeiſt der Souffleur aller großen Worte geweſen, die von Menſchen geſprochen wurden? des non dolet der Arria, das sancta simplicitas Huſſens und ſelbſt jenes wehmüthig herben Spruches, womit ein Gladiator den Kaiſer grüßte: Caesar, moriturus te salutat? Dieſer philoſophiſche Schematismus betrügt ja die Menſchheit um ihre ſchönſten Zierden und die Seele um ihre höchſten Entſchlüſſe. Er erzeugt einen indifferenten Quietismus für die gegenwärtige Zeitlage und ſelbſt wenn er richtig wäre, müßte man ihn beſtreiten, weil er der Thatkraft die Sehnen zerſchneidet.

Das zweite Unglück der conſtructiven Methode iſt die Sackgaſſe. Wo hinaus? Welche Regeln gibt uns der Tag? Natürlich iſt es eine weite Zeit, von der ſchon Plato träumte, wo alle Menſchen Philoſophen würden. Aber wie es mit der Wiederkunft Chriſti war, der Eine ſpricht von tauſend Jahren, der Andere: über ein Kleines! Hegel ſelbſt hat ſich verleiten laſſen, ſeine eigenen politiſchen und wiſſenſchaftlichen Verhältniſſe für den unmittelbaren Durchgangspunkt der Geſchichte anzuerkennen, er hat an den Staat, welcher ſeine Verdienſte belohnte, eine ſo entſchiedene Miſſion ausgetheilt, daß man verführt wird, ein ziemlich nahes Ende der gedachten und geſchehenen Dinge anzunehmen. Hegel fing alle hiſtoriſchen Strahlen zu jener Sonne zuſammen, welcher der preußiſche Adler kühn entgegenfliegt und brachte dadurch ſeine Schüler ſelbſt in Verlegenheit. Gans war lange damit beſchäftigt, dieſen Sack durchzubrechen und der freien, von der beigepflanzten Linné'ſchen Bezeichnung unabhängigen Geſchichtsvegetation wieder Luft und Athem zu ſchaffen. Irr' ich nicht,

auf dein Andenken geſchlagen wird! Du kannſt die Reſidenz deines Landesherrn mit einer hübſchen Pappelallée geziert und für Brunnen geſorgt haben, die deinen Mitbürgern ein beſſres Trinkwaſſer geben! Du kannſt eine Rentenanſtalt begründet, die Lotterie abgeſchafft, eine beſſre Verwaltung des Armenweſens nach neueren Theorien eingeführt haben! Du haſt die Landwirthſchaft deiner Provinz gehoben, indem du Wettpreiſe für den beſten Flachs, das beſte Obſt ausſetzteſt; die Pferdezucht, die Schaafveredlung, die Schulanſtalten und ſogar die Landesbibliothek, Alles kann durch dich gehoben, verbeſſert, neu begründet ſein; und doch war dein Leben ſo, wie der Wind vorüberfährt. Was du thateſt, that dein Amt, deine bürgerliche Stellung, deine nächſte äußerliche Pflicht: Du hätteſt auf dieſe Art die Welt erobern können und doch nicht nöthig gehabt, dabei dein Bett zu verlaſſen. Man kann ſterben und drei Tage lang von einem ganzen Lande mit Läuten der Glocken, angelaufenen Degen und Florbinden betrauert werden, und hat doch nicht wahrhaft menſchlich gelebt.

Menſchlich leben? O das heißt mehr, als ein guter Vater, glücklicher Gatte, treuer Unterthan ſein. Menſchlich leben heißt ein Engel ſein, der vom Himmel

abkömmt und ſich in dieſe Welt verfliegt, und irrend umherflattert, nicht wiſſend, wo er ein Thor finden ſoll, um in ſeine Heimath wieder zurückzukehren. Menſchlich leben heißt nicht, wachen am Tage oder träumen in der Nacht, ſondern: träumen am Tage, wachen in der Nacht; und vor allen Dingen heißt menſchlich leben unglücklich ſein, verkannt werden, in ſeinem heiligſten Glauben mißverſtanden, in ſeinen Hoffnungen von einer ſchadenfrohen Wirklichkeit verſpottet werden, geäfft von dem Echo der Ohnmacht, wenn wir ſtolze und erhabene Wünſche mit donnernder Stimme in die Welt hineinrufen, betrogen von dem Nächſten und Entfernteſten, verfolgt vom Feinde und noch mehr ſogar belächelt und bemitleidet werden vom Freunde, der uns nicht verſteht. Seht, ſo zwängt ſich der Eine mit zuſammengedrückten Schultern, gebognem Rücken und geſenktem Kopf durch alles das hindurch, was das Leben an guter Ordnung, friedlicher Sicherheit und nettem Ertrage uns darbietet; der Andre ſucht grade die Widerſprüche unſres Daſeins auf, will ſie verſöhnen und geräth zwiſchen die Räder einer Bewegung, die er zum Wohl des Ganzen hemmen wollte. Er ſucht die ungebahnten Straßen, die verſteckten Winkel des Lebens auf, bis in welche der Lärm

eines gewiſſenloſen, ſcheinbar glücklichen In-den Tag-Hineinlebens nicht gedrungen iſt, er denkt an den Winter, während Jene ſich im Sommer ſonnen. Und nun bricht meinem Menſchenfreunde eine Sproße der Leiter, die er anſetzte, um eine köſtliche Frucht für uns Alle zu holen, — die Menge lacht. Er wendet ſich zu ihr mit geiſtvoller ſchwärmeriſcher Rede, ſie findet beim Einen Anklang, aber beim Andern Widerſpruch und beim Dritten verläumderiſche Entſtellung. Nun werfen ſie ſich ſein Herz mit den innerſten ſeligſten Geheimniſſen deſſelben wie einen Spielball zu, ſuchen in großen Zwecken, die dem Allgemeinen galten, kleine auf, die ſich die Perſon vorbehielt, ſtellen die Abſichten und die zu ihrer Durchſetzung aufgewandten Mittel in einen lächerlichen Contraſt und machen aus dem Erhabenſten etwas Gemeines: — ſeht, das heißt menſchlich leben!

Ich las, daß ein geiſtvoller Denker einſt ſagte: „Die Möglichkeit, daß noch einmal ein Meſſias erſcheine, iſt für unſre Zukunft noch nicht abgeſchnitten.“ Ich mußte lachen. Ja, ein Meſſias kann erſcheinen; wenigſtens bedürfen wir ſeiner; um ihn aber anerkannt zu wiſſen, nimm uns erſt die kleinliche Genußſucht unſrer Zeit, nimm uns die hämiſche Begrüßung

des Außererdentlichen, dies Produkt unsrer frivolen Ohnmacht, nimm uns jene sogenannte Civilisation, die uns in den Ketten und Banden einer scheinbaren bürgerlichen Ordnung hält, nimm uns diese fürchterliche Controlle unsrer nächsten unschuldigsten Lebensäußerungen, und dann denke an deinen Messias! Oder glaubst du, der Sohn Gottes hätte in einem Jahrhundert der Gensd'armen und der Pässe in die Welt kommen können? Warum nicht? Wirst du antworten. Zum Gekreuzigt werden haben wir Pilatusse und Golgathas genug. Nein, der ächte Mensch, der, welcher seinen Ursprung vom Himmel nicht vergißt, der die Aufgabe des Lebens darin findet, daß er dem Unterdrückten beisteht, der nur das Edle und Große will, nur die Liebe für das einzige Band unsrer irdischen Verhältnisse anerkennt, dieser ächte Ecce Homo kommt auch nicht einmal mehr dazu, gekreuzigt zu werden. Man würde ihn tödten; o ja! aber durch Nadelstiche; durch tausend kleine Qualen schürte man ihm ein Feuer unter einem Rost, auf dem er langsam und schmerzlich ausathmete; nicht den Körper, das Gemüth tödteten sie ihm. Das ist der große Muth, den das Genie in unserem materiellen Jahrhundert haben muß, — lächerlich zu erscheinen; der Muth, entstellt zu werden, mit seinen

persönlichen Verhältniſſen an's Tageslicht geriſſen, gekränkt in Vater und Mutter, Schweſter und Gattin, geärgert von der rothwangigen Genügſamkeit, die ſeinem Treiben mit einer Art von Mitleid zuſieht, verzerrt zu werden in eine Carrikatur und als ein Märtyrer für etwas zu fallen, das ſelbſt die nicht einmal anerkennen, denen zu Liebe es erſonnen und mit dem Tode beſiegelt wurde!

Und wenn ich den edlen Mann nenne, welcher dieſe Betrachtungen bei mir weckte, Ludwig Börne, ſo geſellt ſich zu ihnen noch eine andre hinzu, von der ich nicht weiß, ſoll man ſie eben ſo ſchmerzlich oder einen Troſt nennen? Kaum war die Kunde von Börne's Tod erſchollen, ſo war das Urtheil der entgegengeſetzteſten Partheien verſöhnt. Was man dem Lebenden nicht einräumte, räumte man dem Todten ein. Als man ihn beſtattete, ſenkten alle Prinzipien ihre Fahnen und ſagten: Es war ein Charakter! Den Werth der Ideen, für die er gelebt hatte, ließ man unentſchieden; man bewunderte wenigſtens, daß er auch mit ihnen geſtorben war. Er hatte nichts widerrufen, er hatte keinen Prieſter an ſein Bett kommen laſſen, um ihm einen Brief zu diktiren, den er an den frankfurter Senat ſchreiben ſollte, er hatte Wolfgang Menzel

nicht deshalb geſchont, weil er ihn einmal gelobt, Heine nicht deshalb doch geduldet, weil dieſer ſich ja nach ihm gebildet hatte, er nahm weder ſeine Pariſer Briefe noch ſeine Satyre auf die Schnelligkeit der Thurn- und Taxis'ſchen Eilwägen zurück, weder den Narren im weißen Schwan, noch einen Paragraphe ſeines politiſchen Glaubensbekenntniſſes, es wurde nichts bekannt von Penſionen, die er etwa bezogen hätte, im Gegentheil erfuhr man, daß er ſeiner Liebe zur Freiheit die uneigennützigſten Opfer zu bringen pflegte — da konnte man die Bewunderung nicht mehr zurückhalten. Unſre Zeit, ſo ſchwach! und doch war Einer ſtark geweſen.

Seht die einzige Art, wie man ſich mit Euch verſöhnen kann! Man muß nur feſt bleiben in dem Unglück, das dieſe Welt über uns verhängt, muß nur nicht weichen links oder rechts, wenn man mit Koth beworfen wird, muß erhaben lächelnd durch Eure Irrthümer und Täuſchungen, durch Eure Schwäche und Euren Eigenſinn hindurchgehen; darüber erſtaunt man in einem Zeitalter, wo ſelbſt ein Talleyrand ſo ſchwach wurde, in der letzten Stunde dem Papſt ſein ganzes Leben abzubitten. Soll man nun an dieſer Verſöhnung, mit der ſeit Börne's Tod ſein Name genannt wird, Freude haben? Soll man ſagen: die Menſchen ſind

so kindisch und so feig, daß sie nur durch ein Schauspiel, das vor ihnen aufgeführt wird, erschüttert werden können; oder soll man doch noch Vertrauen zu unserer Zeit schöpfen und denken: Es liegt doch noch etwas Edles in den Gemüthern verborgen, der Quell der Tugend ist nicht ganz versiegt und es ist immer möglich, daß Staatsmänner über das, was sie am Tage Böses wirken, des Nachts bittre Thränen der Reue vergießen? Ich gestehe — hier verläßt mich die Kenntniß meiner Zeit, und ich begnüge mich mit dem an sich erfreulichen Resultat, daß Börne's Charakter jetzt nicht mehr dem Mißverständnisse so ausgesetzt ist, wie zu seinen Lebzeiten, daß sich die Urtheile über ihn auffallend berichtigt haben, und dem Menschen in ihm schon dieselbe Genugthuung widerfährt, die der Schriftsteller Börne, der witzige, sinnreiche Kopf, der geschmackvolle Stylist und scharfsinnige Kritiker zu allen Zeiten gefunden hat.

Eine Rettung in der Art, wie sie Lessing von Horaz und minder bedeutenden Namen schrieb, würde bei Börne nun nicht mehr nöthig sein. Wohl aber hat sein Leben Aehnlichkeit mit den Charakteren der französischen Revolution, von denen mancher allerdings bis auf den heutigen Tag unverantwortlich geblieben

iſt, mancher aber auch durch den im Verlauf der Zeit ſich mildernden Geiſt der Beurtheilung aus einem Ungeheuer allmälig ſich in einen ſonſt trefflichen, biedern Mann verwandelt hat, den nur die fürchterlich beengenden Umſtände der Revolution zu Handlungen zwangen, die ſeinem Gemüthe urſprünglich völlig fremd waren. Wer ſich auch bei Börne durchaus von dem Gedanken nicht trennen kann, daß ſeine Briefe aus Paris Anſichten und Redewendungen enthalten, die ſich von einem unmittelbaren Standpunkte nicht vertheidigen laſſen, dem wollen wir nicht vorgreifen, wenn er die Geſchichte unſrer Zeit zur Hülfe nimmt und ſich durch die Gährung und Verworrenheit derſelben erklärlich macht, was er ſonſt nicht würde verziehen haben. Börne beſchäftigte ſich viel, wenn auch nicht, wie es hieß, mit einer Geſchichte, doch mit Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution; es war ſeine Abſicht, einzelne Charaktere derſelben durch den Pragmatismus der damaligen Begebenheiten zu erklären und in der Möglichkeit, ja Nothwendigkeit ihrer extremen Handlungen zu entwickeln. Der ſittliche Leumund, der dem Privatcharakter einiger dieſer Männer nachtönte, beſtimmte ihn, ihr Wirken genauer zu prüfen. Eine mißliche That wird uns gleich verzeihlicher erſcheinen,

wenn wir erfahren, daß bei ihr kein Vortheil im Hintergrunde ſtand. So feindſelig für Börne's Gemüth und Sinnesweiſe z. B. die Beſtechlichkeit eines Mirabeau, die geniale Unſittlichkeit eines Danton wirken mußten, ſo ſehr zog ihn im Gegentheil alles an, was man über Robespierre's häusliches Leben erfahren hat, die Armuth, in der er ſtarb, die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe, ja, um noch eins zu nennen, was für Börne's Seelenleben entſcheidend iſt, die Kunde von Robespierre's Hypochondrie und Schüchternheit im Umgang; der Menſchenhaß, den man bei dieſem dunkeln Charakter gewöhnlich als die Urſache ſeiner Grauſamkeit anzunehmen pflegt, ſchien Börne eher ein Unglück, als eine Leidenſchaft zu ſein. Je mehr er in Erfahrung brachte, daß Robespierre im Leben linkiſch war, nicht reden konnte, ſparſam lebte, an Hypochondrie litt, in einem kleinen Hauſe ſtill und traulich bei ſeiner Schweſter wohnte, endlich für Geld und Sinnlichkeit unempfänglich war, deſto gerechtfertigter wurde ihm die hiſtoriſche Erſcheinung und fürchterliche Stellung desſelben zur Geſchichte. Wenn ſich Börne geirrt hätte, ſo beweiſt dieſe Art des Irrthums doch die Tiefe ſeines Gemüths und einen ſittlichen Ernſt, der in der That auch ſein ganzes Leben verklärte.

Das Leben Börne's iſt, abgeſehen von dem perſönlichen Intereſſe, welches die Neugier daran nehmen kann, noch in manchen Beziehungen merkwürdig. Angedeutet iſt ſchon, wie es uns die Stellung des Genies und des Charakters zu unſrer Zeit verſinnlicht. Auch in Börne's Stellung zur Literatur, wie dieſe ſich allmälig ergeben hat, liegen Gedankenreihen, die man an ihn zuerſt anknüpfen muß, und die in der bisherigen litterariſchen Erfahrung zu bilden gar nicht möglich war. Außer dem denkwürdigen Einfluſſe, den Börne auf die politiſche Bildung des deutſchen Volkes hatte, gewann er, da er dieſen Einfluß grade in ſo geiſtreicher Form und Sprache geltend machte, noch im beſondern zur Literatur eine Stellung, die, man kann wohl ſagen, epochemachend geweſen iſt. Nun war es aber die harmloſeſte Art, wie Börne zur Literatur kam, die unbewußteſte. Bisher ſind wir gewohnt geweſen, daß Beamte oder Gelehrte in ihren Mußeſtunden in die Leier griffen und das Lob der Frauen, des Frühlings und des Weines ſangen; junge Studenten dichteten Dramen, verſäumten, ſich die Antworten einzulernen, welche ſie einſt auf die in den Staatsprüfungen vorgelegten Fragen zu geben hatten, erwählten den Dichter und Schriftſtellerberuf als einen aus-

ſo iſt Herr Gans ein Hegel'ſcher Socinianer. Er ſucht den Moment, die Freiheit und vielleicht ſelbſt den Zufall zu retten*).

Die Einwürfe gegen die Conſtruction müſſen deſto ſchlagender werden, wenn ſie im Stande ſind, einige Inconſequenzen derſelben nachzuweiſen. Der Hegel'ſchen Philoſophie der Geſchichte ſchwebt das Bild einer auf- und herabſteigenden Linie oder vielmehr eines Nieder- und Aufganges vor. Das Chriſtenthum iſt ihr der mittlere Durchſchnittspunkt, der Kreuzweg, wo ſich die Bahnen brechen und alle Begebenheiten in eine neue Strömung gerathen. Wie aber, wenn es welthiſtoriſche Ideen gäbe, welche ſich in der neuen Welt mit Energie geltend machten und aus der alten herüber kamen, ohne vom Chriſtenthume tingirt zu werden? Noch bis zu dieſer Stunde iſt die humaniſtiſche Bildung die erweislich beſte Mitgift, welche man dem Jünglinge für ſeine Vermählung mit dem Leben geben kann. Sie hat ſich frei erhalten vom Chriſtenthume, ja ſie flieht das Chriſtenthum, weil ſie fürchtet, von dem linguiſtiſchen Apparate deſſelben barbariſirt zu werden. Oder um etwas zu nehmen, was keine Ueberlieferung, ſondern in der That eine Inſtitution iſt. Wer kann nachweiſen, daß das römiſch-deutſche Kaiſerthum eine Idee des Chriſtenthums iſt? Die Hierarchie und das Kaiſerthum iſt ein Widerſpruch, der auf heidniſche Verhältniſſe zurückgeht. Daß am Weihnachtsfeſte der Biſchof Zacharias Karl den Großen ſalbte, hab' ich

*) Spätere Note. Dies Alles wurde geſchrieben vor Ruge, vor Feuerbach und vor Dir Bauer. Nichtsdeſtoweniger haben die Halliſchen Jahrbücher vornehm auf den Verfaſſer herabgeſehen, der jungdeutſchen Literatur unphiloſophiſchen und prinzipienloſen Dilettantismus, abſtraktes Literatenthum, wie ſie es nannten, vorgeworfen. Feuerbach's Theorie, das Menſchenthum in ſeiner Tiefe und Schöne zum Maßſtabe unſerer Gotteserkenntniß zu machen, lag fünf Jahre vor dem Hervortreten der neuſten Entwickelungen der Hegel'ſchen Philoſophie in dieſem Buche ausgeſprochen. Ich ſage das nicht, um mich zu rühmen, ſondern lege nur ein Gewicht — in die Wagſchale der Gerechtigkeit.

schließlichen, indem sie Zeitungen, Almanache und literarische Genossenschaften begründeten, alle hatten sie von Goethe herab bis zum gewöhnlichsten Taschenbuchsnovellisten ein bestimmtes nur in den bisher der Literatur abgesteckten Grenzen liegendes ästhetisches Ziel. Seit den Befreiungskriegen traten freilich schon Männer auf, die, ohne speciell für die Literatur als solche zu schreiben, doch tiefe Furchen sogar in den Prinzipien derselben zogen und jedenfalls ihre Gränzen erweiterten; Arndt z. B. Görres, Steffens und Andre. Doch zogen sie sich meist auf die Geschichte oder Philosophie oder sonstige wissenschaftliche Einzelgebiete wieder zurück, oder besaßen in Styl und Vortrag nicht jene Saatkeime, die in eine neue Epoche für die Literatur aufschießen konnten. Börnen jedoch gelang es, ohne es zu wollen, ein deutscher Classiker zu werden. Dasjenige, woran er am wenigsten gedacht hatte, fiel ihm am ersten zu. Er beurtheilte die Dichter, die Schauspieler, die Philosophen, die Publizisten seiner Zeit: er machte aus dem Jean-Paulismus etwas Klares, Durchsichtiges, schrieb Satyren aus äußern Zwecken, trieb die schöne Literatur nur, um die Politik in ein erlaubtes Gewand zu hüllen, sprach von Schiller und Goethe und dachte dabei an

Montesquieu und Metternich, ſchrieb faſt immer nur auf äußre Veranlaſſung, getrieben durch eine herausfordernde Gelegenheit — und doch iſt aus dieſem Zufälligen etwas Nothwendiges geworden, die Zuſammenſtellung ſeiner vereinzelten Thätigkeit machte Epoche, er wirkte nicht bloß auf Miniſter und Landſtände, wie er faſt allein zu wollen ſchien, ſondern auf den ganzen Verlauf unſrer Literaturentwickelung, auf unſre Dichter, unſre Styliſten.

Wäre Leſſing nicht noch Dichter geweſen, ſo würde die Art, wie er ſich zur Literatur ſeiner Zeit anregend und umwälzend verhielt, mit der, wie Börne auf die unſrige wirkte, durchaus zuſammentreffen. Börne wie Leſſing, beide waren bei ihren kritiſchen Abhandlungen immer nur vom Stoff beherrſcht; und grade dieſer verflüchtigte ſich vielleicht zuerſt und ging mit dem Augenblick verloren, die Form aber blieb und befruchtete die Thätigkeit der Andern. Leſſings Dramaturgie war längſt vergeſſenen franzöſiſchen Dramen gewidmet, deren übergroße ſteife Regelrichtigkeit er der Natur gegenüber erröthen machte; die Stücke und Verfaſſer intereſſiren uns jetzt nur wenig; aber die Behandlungsweiſe Leſſing's hat ſich erhalten. So wird man auch von Börne mit innigſtem Vergnügen ſeine

Theaterkritiken in der Waage lesen, die er nur zum Theil in seine „Gesammelte Schriften“ aufnahm; sie sind alle würdig, erhalten zu werden; denn wenn auch die Herren Heigel, Otto, Urspruch, die Damen Busch, Pazkowska vergessen sind, so ist doch die Art, wie Börne die flüchtigen Leistungen derselben fixirte, so fein, witzig und mustergebend, daß sich die Belege derselben daurend erhalten werden. Große Genien sind in ihren Schöpfungen harmlos, und was wir am meisten an ihnen bewundern, schenkte ihnen der Zufall vielleicht im Spiele.

Das Leben Börne's ist durchaus nicht reich an überraschenden Motiven. Man würde kein Melodrama daraus machen können; weit eher eine Idylle. Er bedurfte der Einsamkeit, um seinen Träumen über das Wohl des Vaterlandes nachzuhangen, er bedurfte des Umgangs weniger Menschen, weil ein Mann, dessen Leben nach innen gerichtet ist, nicht mit vollen Händen Anregungen ausstreuen, noch weniger zu viel Eindrücke in sich aufnehmen kann. Es wird sich ein reiches herrliches Seelenleben in dem nachfolgenden Gemälde vor uns ausbreiten; aber grelle Tinten, überraschende Schlagschatten erwarte man nicht! das Meiste, was Börne persönlich erlebte, gab er sich selbst; von

Außen her empfing er nur jene Eindrücke der Zeit, die in ihm Gemüthsumwälzungen und Gedankendurchbrüche schufen, welche wohl von einer innern, seelischen Tragödie beim Leben dieses Mannes sprechen lassen. Ein Zeitungsartikel, der ihm eine längst gefürchtete Nachricht bestätigte oder die Kunde eines irgendwo ausgebrochenen unverhofften Ereignisses gab, konnte ihn in die lebhafteste Aufregung bringen und ihn in Stimmungen versetzen, welche die Andern nur kennen, wenn sich das Schicksal mit Gunst oder Ungunst ihren persönlichen materiellen Interessen nähert. Um Börne's Leben ganz zu erschöpfen, müßte man die Zeitgeschichte von dem Augenblick an, wo ihm das Verständniß derselben als Jüngling aufgieng, bis zur Ueberantwortung der Juli-Revolution an die Stock-Jobberey der Börse wieder erzählen; ja man müßte sie nicht bloß so darstellen, wie sie jetzt allmälig aufgeklärt und möglichst durchgesichtet, vor uns liegt, sondern so trüb nud verworren, wie sie sich im Augenblick darstellte, wo auf eine sichre Nachricht noch hundert falsche Gerüchte kamen, von denen jedes in andrer Art die Nerven eines Gemüths erschütterte, welches mit seinen geheimsten Fäden an das Geflecht der Geschichte angesponnen schien und in jedem kleinsten Ereignisse nach dem Glück

oder Segen fragte, der daraus der Menschheit, dem Vaterlande erwachsen würde. Allgemeine Andeutungen müssen hier den Biographen von der Unmöglichkeit, das Einzelne richtig und erschöpfend zu treffen, loskaufen. Ich muß darauf rechnen, daß sinnige Leser sich durch ein empfängliches Studium der Schriften Börne's die Züge, die sich angeben lassen, ergänzen werden. Denn auch darin sind ja diese Schriften so groß, daß sie überall es nicht bis zu jener ungeheuern Abtödtung der Subjektivität gebracht haben, welche den Goethischen Gebilden ihre starre Ruhe gab; sondern Börne mag behandeln, welchen Gegenstand er will, immer spiegelt sich in der krystallnen Klarheit seiner Darstellung seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein eignes für Freud und Leid der Geschichte empfängliches Gemüth. Diese Empfänglichkeit für die Interessen der Außenwelt, welche sich in der Stimmung seiner größern oder kleinern Aufsätze leicht erkennen läßt, giebt seinen Schriften auch noch den Werth, daß sie als eine gleichzeitige Quelle wenn nicht für eine Geschichte der Ereignisse, doch für eine Geschichte der öffentlichen Meinung benutzt werden können.

Ludwig Börne wurde als Löb Baruch den 22. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren. Diese Abstammung Börnes ist für seine spätre Geistesbildung zu entscheidend gewesen, als daß wir uns über sie nicht gleich an der Schwelle seines Lebens verständigen sollten. Börne war Jude Seine Feinde haben dies oft genug geltend gemacht, entweder um seine angeblichen Verirrungen zu erklären oder sie mitleidig damit zu entschuldigen. Die Einen, die Germanischen, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen unmittelbar von den Eicheln der altdeutschen Urwälder abzustammen vorgeben, haben darum Börnen nie recht an sich herankommen lassen, haben sich seines Geistes, seiner Gesinnungen erwehrt, selbst wenn diese, wie früher z. B. bei Goerres mit der Tendenz des Herausgebers der Waage im Allgemeinen übereinstimmten. Die Andern, boshafter, als jene Phantasten, haben grade den verbissenen Groll eines nicht emanzipirten Juden geltend gemacht, um Börne's uneigennützige Liebe zur Freiheit zu verdächtigen, haben das Häßlichste, was man nur im Durchschnitt vom jüdischen Charakter zu behaupten pflegt, in das Gemüth Börne's ob er gleich Christ geworden, zurückzuleiten gesucht und ihm jene Lieblosigkeit, jenen zer-

ſetzenden Verſtand angedichtet, welchen man gern für das Erbtheil der Juden ausgiebt. Die Wahrheit iſt aber die, daß allerdings die jüdiſche Abſtammung auf Börne's Sinnes- und Denkweiſe von großem Einfluß war, daß ihm aber dieſe Abſtammung noch um ſo mehr den Beruf gab, für die Freiheit Aller aus dem tiefſten Bedürfniß derſelben zu wirken.

Es iſt wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, welchen die Frankfurter Polizey einſt in ſeinen Paß ſchrieb, bitter gekränkt und geſtachelt hätte, ſich einſt dafür zu rächen. Aber woran hat er ſich gerächt? Warlich nicht an etwas, das er um ſeinen Zorn zu kühlen, erfand, ſondern an dem ganzen Zuſammenhang jener thatſächlichen politiſchen Zuſtände, die es mit ſich bringen, daß wir die Leibeignen unſrer Herrſcher und die Juden wieder die Leibeignen unſrer Herrſchſucht ſind. Er fand, als ihm die Dinge und Menſchen klar wurden, daß dieſer Juif de Francfort nicht allein daſtand, ſondern daß eine und dieſelbe Kette, die den Juden in ſchimpflicher Abhängigkeit hält, ihre Fortſetzung hat auch in die größten und kleinſten Kreiſe der chriſtlichen Exiſtenz. Das Eine verſchmolz ihm mit dem Andern; es führten die Leiden alle zurück auf dieſelbe Quelle.

So wie die Lage der Juden in Deutſchland war und noch iſt, muß es ein unſeliges Gefühl ſeyn, unter ihnen geboren zu werden. Schon das Spiel des Kindes hat ſeine Gränze; denn was der chriſtliche Knabe nicht durch ſein eignes unſchuldiges Herz zu haſſen und zu verſpotten lernt, lehrt ihn der Haß und der Spott ſeiner Eltern. Eingepfercht in häusliche Gewohnheiten, religiöſe Sitten, für welche dem jüdiſchen Knaben das tiefe Verſtändniß abgeht, oder das er doch verliert, wenn die Bildung, die ſeinen Geiſt mit chriſtlichen Stoffen ſchwängert, über ihn kömmt, ausgeſchloſſen von den Bahnen, welche chriſtliche Geſpielen und Schulfreunde für ihre Zukunft einſchlagen, gefeſſelt an eine Geſellſchaft, die in ihrer Abgeſchiedenheit gar zu ſehr in grelle Einſeitigkeiten und wunderliche Richtungen verfällt, die der reifere Verſtand bald durchſchaut, ausgeſetzt endlich den zahlloſen Gehäſſigkeiten, welche ſich die Chriſten im bürgerlichen Verkehre, in der Geſellſchaft, in lokalen Beziehungen gegen die Juden erlauben — o das muß tief in ein edleres Gemüth einſchneiden und Wunden hinterlaſſen, die, da der Zuſtand der Juden ſich immer noch nicht beſſern will, nie vernarben können. Der jüdiſche Kaufmann zerſtreut ſich vielleicht durch den glücklichen Erfolg

seines Gewerbes; aber der jüdische Gelehrte ist auf die traurigste Vereinsamung mit seinem Schmerze angewiesen. Hat er die Jugend mit den Nadelstichen für seinen Ehrgeiz hinter sich, so ist ihm nun die ganze Zukunft versperrt. Er hat die Früchte der Wissenschaft und Kunst brechen gelernt so wie wir, aber er darf sie nicht genießen. Alle Voraussetzungen der Bildung sind bei ihm dieselben wie beim Christen, ja er kann durch wissenschaftliche Einsicht sogar vom Christenthum eine höhere Idee haben, als mancher christliche Gelehrte sie hat, und doch bleibt er ausgeschlossen von einer Wirksamkeit für das Allgemeine, und muß, beschränkt auf seine Glaubensgenossen, eine Bitterkeit nähren, die seinem versöhnlichen Herzen sonst vielleicht ganz fremd geblieben wäre.

Aber Börne war noch unglücklicher als ein Jude; er war ein Jude in Frankfurt am Main! Ueberall pflegt doch wenigstens die Bildung den Juden für den Umgang in der Gesellschaft zu emanzipiren; in Berlin und Wien findet unter diesen Umständen kein Unterschied mehr zwischen den Bekennern beider Religionen Statt. Aber in Frankfurt ist die Schranke für das ganze Leben gezogen; denn selbst in Hamburg tritt die Großartigkeit des Weltverkehrs und der rein unter-

nehmende Charakter des dortigen Handels immer wieder bindend zwischen zwei Bereiche, die in der Gesellschaft sich allerdings auch dort wechselseitig ausschließen. In Frankfurt ist der Judenhaß bei den Christen eine aus den ältesten Zeiten überkommene Umgangstugend, eine Art fashionabler Sitte, von der sich weder der junge Elegant noch die junge Schöne ausschließt: selbst Bettina verräthet in ihrem Briefwechsel, daß sie zum Judenhaß erzogen wurde. Der alte reichsstädtische Uebermuth erprobte seine Kraft von jeher an der Hülflosigkeit der Juden, wofür nicht nur in Frankfurt Gemälde zeugen, die früher dort an öffentlichen Gebäuden die Unterdrückung der Schutzbürger versinnlichten, sondern noch eine Menge von Sitten und Rechten, die, da sie gesetzlich nicht aufgehoben sind, jeder Christ gegen einen Juden in Anwendung bringen dürfte, wenn sie durch die fortschreitende Bildung der Zeit nicht in Vergessenheit gekommen wären. Zu Börne's Jugendzeit wurden noch die Juden um eine bestimmte Stunde der Nacht in ihrem traurigen Quartier, der von Spindler zum Schauplatz eines Romans gewählten Judengasse, eingeschlossen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften sie nur den Fahr- nicht den Fußweg betreten; das Mach Mores, Jud! hat bekanntlich

immer nur für eine Ueberraſchung halten können, die der Kaiſer, er, der Harun al Raſchid ebenbürtig grüßen ließ, von dem Prieſter als einen Dienſt der Höflichkeit annahm. Das Kaiſerthum ſollte die unmittelbare Fortſetzung der Auguſte, Trajane und Diocletiane ſein. Dieſer unveränderliche Gedanke, der das ganze Mittelalter erſchütterte, ſchwebte allen deutſchen Kaiſern vor und beweist, daß die Form der Geſchichte nicht Auf- und Abſteigen, nicht der concentriſche Kreis oder die Spirale iſt, ſondern der epiſche Parallelismus, bald congruirend, bald divergirend. Nichts macht namentlich dieſe Form ſo einleuchtend, wie der Islam, den die conſtructive Methode nicht erklären kann. Schon in meiner Skizze über das Leben des jetzigen Sultans führt' ich an *), daß dieſe Methode den Islam für wildes Fleiſch, für ein Ueberbein, den ſich der ſtürmende Geiſt der Geſchichte getreten habe, halte und noch jetzt wüßt' ich nicht, daß irgend ein Theolog oder Philoſoph aus der Hegel'ſchen Schule den Islam anders behandelt hätte, denn als ein zufälliges Corollarium der neueren Geſchichte. Wir wollen ſehen, wie in dreihundert Jahren vielleicht ein türkiſcher Gelehrter die Hiſtorie conſtruiren und welche Dinge er für wildes Fleiſch ausgeben wird.

Bevor ich endlich die neuen Geſichtspunkte angebe, unter welchen ich die Philoſophie der Geſchichte künftig aufzufaſſen empfehle, mögen hier einige zur Sache gehörende Bemerkungen über den Geiſt der modernen Literatur ihren Platz finden.

Nach den Syſtemen eines Spinoza, Descartes und Leibnitz brach über die europäiſchen Literaturen eine Art philoſophiſcher Dilettantismus herein, welchen man mit dem Na-

*) Geſammelte Werke, Bd. II. S. 200.

Börne selbst sehr witzig auf den frankfurter Senat angewandt, der nun auch vor den fremden bei ihm eingelegten Garnisonen Mores machen müsse. Die vierzehn nur erlaubten jährlichen Ehen sind zwar der Aufklärung der Zeit gewichen; sogar einige der reichsten Banquiers sind in das christliche Casino aufgenommen worden; aber sonst dauert die Abneigung und die Trennung immer noch fort. Der jüdische Knabe ist in der kecken Sprache der Stadt ein „Juddebub"; die Casinos und die Gesellschaften vermischen sich nicht, die jungen noch so reichen und höchst gebildeten jüdischen Damen kommen mit den weiblichen Sprößlingen der stolzen Patriziergeschlechter in keinerlei Berührung; nur im Theater und Conzert läßt sich die Begegnung nicht vermeiden; sogar die Freimaurerlogen, die doch der Bruderliebe und dem Gott, der das „höchste Wesen" ist, mag er nun Brahma, Allah, Jehova oder Christus heißen, gewidmet sind, selbst diese schließen sich einander aus und mauern jede nach ihrem eignen Religionsbekenntnisse. Wenn sich auch hier wohl Manches zur Entschuldigung der Christen sagen ließe, und die Absondrung, deßwegen, weil die Juden meist sehr wohlhabend sind, und immer den Chef von Frankfurt, Rothschild, an ihrer Spitze haben,

öfters beinahe wie eine Farce herauskömmt, so kann sie doch für ein tieferes Gemüth nur verletzend wirken. Bei Börne war dies sicher der Fall; wenn ihm auch sein Talent, aus diesem ganzen Wust die Philisterey herauszuerkennen, davon eine mehr heitre, als trübsinnige Auffassung gestattete.

Ueberhaupt irrt man sehr, wenn man bei Börne in Betreff seiner jüdischen Herkunft jene übergroße Empfindsamkeit voraussetzt, die jetzt in der Behandlung der Emanzipationsfrage Sitte geworden ist. Freilich, da er früh Christ wurde, mag in ihm diese Stimmung auch schon allmälig verklungen seyn; in der Weise, wie sie sich z. B. in „den trauernden Juden vor Babylon" und ähnlichen Versinnlichungen des Judenschmerzes ausspricht, kam sie entweder bei ihm nicht mehr auf oder hielt nicht lange an. Um aufrichtig zu seyn, Börne verhielt sich weniger emphatisch zu den neuern Versuchen für die Judenemanzipation, als manche seiner frankfurter Freunde gern gesehen hätten. Es störte ihn theils die Einseitigkeit einer solchen Freiheitserklärung, die gleichsam nur für eine Classe von Menschen fast aristokratisch erfolgen sollte, während er die ganze Menschheit in Fesseln und Banden sah; theils kannte er die innre Organisation der jüdischen Gesellschaft zur

Genüge, um nicht zu fürchten, daß der Geist der Geldsucht, die rein materielle Richtung der meisten Juden sich mit den Drängern der Menschheit verbinden und sich auf die Masse des ganzen Volkes werfen würde. Deßhalb wünschte er, daß sich die Rothschilds taufen ließen. Wenn er auch in seinen Briefen dagegen protestirt, daß er die Rothschild's hasse, so entsetzte er sich doch vor der politischen Stellung, die die vorzugsweise jüdische Börse im modernen Europa einnahm, vor diesem Geist der Anleihen und der Papierspekulationen, wo mit den Thränen und dem Blut der Völker die Course der Staatseffekten notirt werden. So viel Mitleid er mit dem armen Manne hatte, der durch die Straßen seinen Zwerchsack trägt und nach den Fenstern der Häuser Handle! hinaufruft, so abscheulich war ihm der Vorschub, den die reiche Judenschaft der weltlichen Tyrannei leistet, so widerlich war ihm der Ehrgeiz der reichen Judenfamilien, wenn sie des Umgangs mit der christlichen Aristokratie sich rühmten und glücklich waren, ihre Töchter auf dem Ball eines Gesandten tanzen zu sehen. Börne hatte auch kein Interesse an der neuerdings üblichen zu übertriebenen Herausstellung der Nationalität und der sittlichen Sonderung, sondern wünschte eine Verschmel-

zung, eine völlige Germanisirung des Judenthumes; wenigstens lassen sich die Stellen in seinen Briefen, wo er den ihm werdenden Mahnungen, sich der Judensache besser anzunehmen, ausweicht, nicht anders erklären; vor allen Dingen war ihm diese Sach keine Frage für sich, sondern sie hieng ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutschen Volkes, mit der Freiheit der ganzen Menschheit zusammen.

Börne's Grosvater war Finanzagent am ehemaligen Kurfürstl. Cöllnischen Hofe und wohnte in Bonn. Wer von ihm erzählt, nennt ihn einen „feinen Mann," worunter ein sicheres Auftreten in der Gesellschaft, ein rücksichtsvolles Benehmen gegen Vornehme und Niedre, gelernt in der Schule des Hofes, zu verstehen ist. Er soll bei einer Vakanz des kurfürstlichen Stuhles für einen österreichischen Erzherzog sich sehr thätig bewiesen und ihm die Mehrzahl der Wahl-Stimmen am Capitel zugewandt haben, woraus sich zum Theil die freundlichen Beziehungen desselben und später seines Sohnes zum Wiener Hofe erklären lassen. Maria Theresia bekannte sich als ihm für diesen, einem ihrer Söhne geleisteten Dienst dauernd verpflichtet und gab ihm die Versicherung, daß er und seine Kinder zu allen Zeiten in Oesterreich jeglichen Vorschub für

ihre Unternehmungen finden würden. Im ererbten Besitz eines solchen Gelöbnisses mußte es Börne's Vater allerdings schmerzen, seinen Sohn auf so politisch unpraktischen Wegen wandeln zu sehen, als er später einschlug. Der Großvater kam öfters nach Frankfurt und beredete mit seinen Söhnen die Ausführung großer Aufträge, die er von seinem Hofe, von dem reichen Adel dortiger Gegend empfing. Im Revolutionskriege besorgte er für die belgisch-österreichischen Stände Lieferungen und machte dadurch, daß auch Börne's Vater wenig an seine häusliche Einrichtung gefesselt blieb, sondern fast immer auf Reisen war. Das Verhältniß des jungen Börne und seiner Geschwister zum Großvater war streng patriarchalisch. Sie waren gelehrt, ihn für einen außerordentlichen Mann zu halten und standen in ehrbietiger Entfernung, wenn sie den Gasthof zum weißen Schwanen besuchten, wo der Hofagent einzukehren pflegte. Der junge Börne, schüchtern und seiner Schweigsamkeit wegen von seinen Geschwistern geneckt, hatte sich bei einer solchen Gelegenheit einmal des in der Familie wie ein heiliger Seherausspruch verehrten Wortes vom Großvater zu erfreuen: „Laßt mir den Jungen gehen; das giebt noch einmal einen großen Mann!“ Diese Prophezei-

hung wurde in der Familie oft wiederholt und Börne kam wohl im vertrauten Kreise nicht ohne Humor selbst darauf zurück.

Börne's Vater war ein strenger, verschlossener Mann, der, selbst gegen seine Eltern im Verhältniß der Abhängigkeit, ein gleiches bei seinen eignen Kindern voraussetzte. Er besaß Weltbildung genug, um die Verhältnisse des Lebens mit Leichtigkeit zu übersehen, und Formen für den Umgang, sich in sie bald hineinzudenken. Er würde mit seinen eignen Talenten mehr hervorgetreten seyn, hätte er sich in einer selbstständigeren Lage befunden. So aber zwang ihn die Beziehung zu seinen Eltern, Ansichten und Pläne zu verfolgen, die seiner eignen Bildung und seinen eignen Wünschen schwerlich immer entsprachen. Um dem Ehrgeiz seines Vaters zu schmeicheln, bemühte er sich, Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Frankfurt zu werden, eine Ehrenstelle, die nur durch den äußren Schein der strengsten Anhänglichkeit an das jüdische Gesetz erreicht und behauptet werden konnte. Das Vertrauen seiner Glaubensgenossen zeichnete ihn auch in der That auf mannichfache Weise aus. Er wurde Vorsteher und Mitglied vieler Ausschüsse, die bei außerordentlichen Gelegenheiten zu Nutz und From-

men der Gemeinde niedergesetzt wurden. Er war Mitglied jener Botschaft, welche die Frankfurter Juden auf den Wiener Congreß schickten, um ihr wohlerworbenes Bürgerrecht gegen die Eingriffe der Restauration zu sichern. Ein ihm dafür von der Gemeinde angebotenes Geschenk von Fl. 8000. wies er zurück *). In seiner Häuslichkeit war Börne's Vater nicht ohne Liebe; aber er hatte den Grundsatz, daß man seine Liebe verbergen müsse: er gab sich den Schein der Strenge, ohne deßhalb verhindern zu können, daß sich die Kinder an die Maske, nicht an das, was dahinter steckte, gewöhnten. Börne sagte einmal von seinem Vater: „Er hat zu viel Verstand für seine Stellung" und schien damit ausdrücken zu wollen, daß er sich den Umständen unterzuordnen pflegte; eine Tugend, die er sogern auch bei seinem Sohne ausgebildet hätte. Es gelang ihm nicht und daher die fortdauernde Spannung zwischen beiden. Die politischen Grund-

*) Börne's Familie bezieht noch jetzt von der jüdischen Gemeinde in Bonn eine Geldsteuer von nicht viel mehr als jährlich einen Gulden. Sie soll den Dank versinnlichen, die sie für eine vom Großvater geleistete Gefälligkeit ihm und seinen Nachkommen schuldig ist.

sätze, für welche Börne später auftrat, hatte sein Vater Verstand genug, als solche zu billigen, aber er fand es unbesonnen, sie auszusprechen. Ich lese, sagte er einmal, ich lese gern, was in seinen Schriften steht; aber ich wünsche nicht, daß es mein Sohn geschrieben. Hätte Börne den Empfehlungsbrief von Maria Theresia genommen, wäre nach Wien gereist und hätte sich im österreichischen Cabinet anstellen lassen, so würde er grade Dasjenige getroffen haben, was ihm mit seinem Vater hätte aussöhnen können. — Börne's Mutter war eine einfache Frau, die ohne wesentlichen Einfluß auf Börne's Gemüthsentwickelung geblieben ist. Von seinen Geschwistern liebte er besonders zärtlich eine Schwester (jetzige Madame Spiro in Frankfurt) und einen zu früh verstorbenen, sehr talentvollen jüngern Bruder. Zwey andre Brüder leben noch gegenwärtig in Frankfurt am Main.

Jacob Sachs, ein um die Fortschritte der Erziehung in Frankfurt a. Main verdienter Pädagog, wurde als junger Mann von dem grade in Lüttich abwesenden Vater Börne's aufgefordert, die Erziehung seiner drei Söhne zu übernehmen und zu dem Ende das in der Judengasse belegene Baruch'sche Haus zu beziehen. Die Bedingung, welche Herr Baruch machte,

konnte für den jungen Pädagogen nicht erfreulich seyn. Dieser, von den aus Berlin strömenden Reformationsideen eines Mendelssohn und Friedländer fortgerissen, erhielt hier die strengste Anweisung, seine Erziehung lediglich auf die jüdisch-herkömmliche zu beschränken und auf die gewissenhafteste Beobachtung des Ceremonialgesetzes zu sehen. Die Kinder des Herrn Baruch sollten religiös d. h. orthodox erzogen werden. Sie sollten zwar die Bibel nach der schon üblichen Mendelssohn'schen Uebersetzung verdeutschen lernen, zu gleicher Zeit aber auch in den Satzungen des Talmud heimisch werden und streng befolgen, was dem frommen Juden die Sitte seiner Väter zu thun befiehlt. Der Vater, der sonst für einen aufgeklärten Mann galt, der sich auch in spätern Jahren allmälig mehr von dem Gewissenszwang der Cermonie lossagte und schon damals, auf seinen vielfachen Reisen wenigstens, sich nicht scheute, die Bequemlichkeit der christlichen Gasthöfe wie ein jeder Andre zu genießen, stellte doch den Grundsatz auf, daß sich für die Jugend Gehorsam unter das Gesetz zieme. Er wollte, daß die spätre moralische Freiheit seiner Kinder sich wenigstens aus einer positiven Grundlage selbst hervorbilde. Verwandschaftliche Rücksichten kamen hinzu. Man muß wissen, daß da-

mals die Orthodoxie unter den Juden noch die Regel, die Aufklärung eine Ausnahme war, daß unter den Juden, ihrer Vermögensverhältnisse wegen, viel Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile der Großeltern und andrer Verwandte zu herschen pflegte und eine gewisse Verketzerungssucht denjenigen das Leben sauer machte, die ihre Kinder etwa freier erziehen ließen, als es Tanten und alte reiche Oheime wissen durften. Bei Börne's Vater kam sogar ordentlich eine philosophische Maxime den äußern Rücksichten, die er zu nehmen hatte, zu Hülfe. Die Kinder sollten orthodox erzogen werden.

Der neue Lehrer betrat das in der Judengasse belegene Haus des Herrn Baruch. Man weiß, daß alle Juden damals in jener schmutzigen Gasse wohnen mußten, die sich ursprünglich bis zu der Einmündung in die Fahrgasse erstreckte, wo jetzt Rothschild wohnt. Ein Brand war mitleidiger als der Senat Frankfurts. Er zerstörte einen Theil der finstern Gasse — die Juden mußten ein neues Quartier haben und kehrten nicht mehr in ihren Ghetto zurück. Vordem aber mußten selbst die reichsten Familien sich in den engen kleinen Häusern behelfen. Das Baruch'sche Haus, winklig, eng, mag jetzt keine tausend Gulden

men der Encyclopädistenperiode zu bezeichnen pflegt. Jede Literatur stockt, wenn das System über sie die Autorität hat. Der Gedanke, welcher aus dem Systeme kommt, ist todt und welk wie die Blume des Herbariums. Styl und Abwechselung geht beim Siege des Systems verloren. Emancipation vom Systeme ist Fortschritt.

Welches sind die schlagendsten Ideen? Diejenigen wahrlich nicht, welche aus dem Systeme hervorbröckeln. Spinoza war ein größeres philosophisches Genie als Lessing; aber keine Idee Spinoza's ist so lebendig, so schöpferisch und so vieler Consequenzen fähig, wie eine Idee Lessing's. Dies ist ein Gesetz der Literaturgeschichte: nach der Blutstockung der Systeme *springen die subjectiven Adern*. Einzelne Köpfe arrondiren sich dann gerade so weit im Systeme, als es nöthig ist, um einen gewissen Zusammenhang in seinen Ideen zu haben; das weitere Band ist der Charakter, die Laune, der subjective Einfall, kurz alle Tugenden und alle Fehler des Encyclopädismus.

Einige junge Doctrinäre in Deutschland wollen unserer neuesten Literatur den Vorwurf machen, daß sie auf die bezeichnete Tendenz hinauskäme. Ich glaube, daß die Thatsache richtig ist, nur ist es unrecht, sie eine Nachahmung zu nennen. Ich glaube, daß unsere deutsche Literatur einen ganz neuen Charakter annehmen wird, der aber zunächst in nichts anderem bestehen dürfte, als in der Emancipation von der Schule und vom System. Man sollte die Geburtswehen dieser Literatur erleichtern helfen, da es sich um die Garantie unserer literarischen Zukunft handelt.

Zersetzende, verneinende, trennende Principien! Von Principien war noch nicht die Rede, sondern nur von einer neuen

werth seyn; damals bei noch größerem Werthe des Geldes mochte es gut und gern 20,000 gelten. In diesen kleinen Zimmern konnte von Pracht und Geschmack des Ameublements nicht die Rede seyn, wenn auch wohl ein gewisser Comfort der Wohlhabenheit nicht fehlte. Börne's Vater hatte einmal die Absicht, nach Bonn zu seinem Vater zu ziehen und kaufte eine sehr geschmackvolle Einrichtung. Als sich der Plan zerschlug, mußten die Möbel verkauft werden; in der Judengasse war kein Raum und zu wenig Licht dafür.

Der Lehrer betrat das Haus und glaubte, ihm würde nur über zwei Knaben die Sorge anvertraut werden oder der dritte wäre wenigstens nicht ein Kind vom Hause. Zwei Knaben waren beständig um die Mutter; einer stand abseits, nahm an dem, womit sich die Andern beschäftigten, wenig Theil und schien fremd oder eingeschüchtert zu seyn. Es war der künftige Börne. Ist das ein angenommenes Kind? fragte der Lehrer bei einem vorläufigen Besuche. Die Mutter lachte und bemerkte, es wäre ihr zweiter Sohn, Löb. Er war der Gestalt nach unansehnlicher als die beiden andern Brüder; ein Flecken auf dem Auge gab seinem Blick etwas Unsichres und Abgewandtes. Bald entdeckte der Lehrer, daß sich der Knabe nicht ganz

aus freiem Antriebe ſo zurückgezogen hielt: er fand, daß er zwar dem Herzen der Mutter nicht fremd war, daß aber ein regierender Hausgeiſt es gern dahin gebracht hätte. In jüdiſchen Familien fand man vor etwa dreißig Jahren noch oft einen ältern weiblichen Dienſtboten, der von einer Generation zur andern hinüber vererbt wird und eine Herrſchaft im Hauſe führt, der ſich oft die Brodherren ſelbſt nicht zu widerſetzen wagen. Dieſe alten Rebecken, Rachel, Roſinen, Täubchen u. ſ. w. haben ſchon die Eltern auf dem Schooß getragen, wie viel größer iſt ihre Macht über die Kinder und die Enkel! Sie lenken die Ordnung des Hauſes, ſie paſſen dem übrigen Geſinde auf den Dienſt, ſie wachen, daß bei der Zubereitung und Auswahl der Speiſen nichts dem Geſetz Zuwiderlaufendes vorkommt. Sie ſorgen dafür, daß ſich die Kinder den religiöſen Vorſchriften in keinem Falle entziehen dürfen un nehmen die Angebereien gerne an, wenn eines das andre verklagt, daß dieſer am Sabbath ſich den Rock gebürſtet, jener von einer unerlaubten Speiſe gegeſſen oder an einem Faſttage heimlich genaſcht hätte. Ein ſolcher höchſt ſtreng und eigenmächtig waltender Hausgeiſt war in der Baruch'ſchen Familie die alte Elle. Sie hatte wenig Neigung zu dem mittleren, minder

hübſchen und verſchloſſenen Knaben. Gab es eine Näſcherei, ſo wurde ſie in ungleiche Theile gelegt; Löb bekam den ſchlechteren. War eine Unordnung vorgekommen, wer konnte die Urſache anders geweſen ſeyn, als Löb? Sie verfolgte das Kind mit einer Abneigung, die ſich ſelbſt der Mutter hätte mittheilen können (der Vater war meiſt immer auf Reiſen) wenn nicht glücklicher Weiſe der neue Lehrer dazwiſchen getreten wäre und den armen Knaben mit ſeinen Brüdern in gleiche Rechte eingeſetzt hätte.

Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe eigenthümliche Stellung, die Börne als Kind in ſeinem elterlichen Hauſe hatte, beſonders die ungerechte und hartherzige Verfolgung der alten Elle viel zur Entwickelung ſeines ſpätern Charakters beigetragen hat. Indem er ſich zurückgeſetzt fühlte, lockerte ſich das Band, welches ihn an ſeine Umgebungen feſſelte. Eine gewiſſe Gleichgültigkeit beſchlich ſein Gemüth, er wurde minder reizbar für Freud und Leid, und gewöhnte ſich, fremde Intereſſen mit einer Ruhe zu beobachten, die man ihm in ſpätern Jahren mit großem Unrecht oft als Herzloſigkeit ausgelegt hat. Zu gleicher Zeit fieng der Knabe ſchon früh an, ſich gegen die Unbill namentlich der alten Elle mit den Waffen der Satyre zu-

vertheidigen. Er gab, da er ohnehin in seinen glücklichen Geistesgaben bald von seinem Lehrer anerkannt und nach Verdienst bevorzugt wurde, gewöhnlich so treffende Antworten, daß er die ihm feindlichen Elemente des Hauses zum Lachen zwang und dadurch allmälig mit sich aussöhnte. Die Mutter, der, wie man sich wohl denken kann, der Witz und der Verstand des Knaben schmeichelte, bezeichnete ihn mit dem ihm von der Elle gegebenen Namen Katev (Witzbold), mit dem er später lange Zeit im Hause gerufen wurde. Besonders mußte, je älter der Knabe wurde, die alte Elle seine Satyre erfahren. Sie suchte zwar, da sie über ihn lachen mußte, seine Ausfälle zu erwiedern, aber er blieb keine Antwort schuldig, und griff zuletzt nicht selten zur Malice. Sie sagte ihm z. B. einmal: „Wirst du Rabbi, so läßt sich die ganze Gemeinde taufen.“ „Nun,“ antwortete er, „so bleib' ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen (sie hatte zwey und sorgte ängstlich für deren Wohl) ihren ganzen Handel.“ „Du kommst gewiß in die Hölle;“ sagte sie ihm ein andermal. „Das thut mir leid entgegnete er, so hab' ich auch noch im Jenseits keine Ruhe vor dir.“

Ungeachtet der Lehrer alles aufbot, zwischen seinen drei Zöglingen jeden Unterschied der Bevorzugung aufzuheben, so gelang es ihm doch nicht, dem Knaben die Neigung zum Isoliren und Entferntstehen, die einmal in ihm vorherrschte, gänzlich zu nehmen. Ungern schloß er sich anderen Knaben an; selten, daß er Theil an ihren Spielen nahm. Er hatte keinen Sinn dafür; kaum, daß man ihn bewegen konnte, auf der Pfingstweide vor den Thoren Frankfurts so wie andre Knaben seinen Drachen steigen zu lassen. Er wurde des Spieles bald überdrüssig und begnügte sich, zuzusehen oder mit seinem Lehrer sich zu unterhalten. Seine Wißbegierde und Aufmerksamkeit war musterhaft. Eben so glücklich war er im Auffassen; doch gieng die geistige Selbstthätigkeit bei ihm etwas langsam von Statten; dafür haftete das einmal Erfaßte desto dauernder und diente wirklich dazu, seine Denkkraft zu stärken. Sein Lehrer konnte früh abnehmen, daß unter den drei Brüdern der mittlere den meisten Beruf zum einstigen Gelehrten haben würde.

Bei dieser Wahrnehmung mußt' es Jacob Sachs nur um so schmerzlicher sein, daß der Vater den Umfang seines Unterrichts nur auf den Bereich des jüdischen Wissens ausgedehnt hatte. Man denke sich einen

Erzieher, der mit heiligem Eifer für die damals namentlich von Berlin ausgehende Idee einer Reformation des Judenthums auf dem Wege der Jugendbildung ſchwärmte, der, ſelbſt noch jung, ſo gern Gelegenheit gehabt hätte, durch die Verpflichtung, in den Realfächern zu unterrichten, ſich ſelbſt noch zur weitern Ausbildung geſpornt zu ſehen, denke ſich einen Erzieher, der im Grunde ſeines Herzens an dem ganzen Wuſt der talmudiſchen Gelehrſamkeit und des Ceremonialheuchelgottesdienſtes einen Ueberdruß hatte: wie mußt' er bei den ewigen Vorſchriften des Vaters leiden: Ueberſchreiten Sie die traditionelle Erziehung nicht! Die Kinder erhielten von einem Lehrer, der in's Haus kam, mangelhaften Unterricht im Deutſchen; der Hauslehrer mußte dagegen Hebräiſch mit ihnen treiben. So viel wie möglich ſuchte er auch hier dem neuen Geiſte der Zeit zu huldigen; er las mit ſeinen Zöglingen Stücke aus dem hebräiſchen Kinderfreund, dem Aſtalgon von Wolffſon (dem Lehrer Michel-Wilhelm- und Meyerbeer's). Er erklärte ihnen nach Friedländer das jüdiſche Gebetbuch und ließ ſie die wichtigſten Stücke desſelben auswendig lernen. Er begleitete ſie in die Synagoge, welche die Kinder täglich Morgens und Abends beſuchen mußten.

Alle dieſe Unterweiſungen und religiöſen Anleitungen nahm der junge Börne nur mechaniſch auf. Möglich, daß ſeine Klugheit bald dem Lehrer abmerkte, mit welchem Widerwillen dieſer die Zeit auf unnütze, ſpäter doch der Vergeſſenheit anheim fallende Dinge vergeudet ſah, während er lieber, auch zu ſeiner eignen Anregung, in Geographie, Arithmetik, in deutſcher Sprache und Grammatik ſeine Zöglinge unterrichtet hätte. Die Lektüre der religiöſen Schriften der Juden ließ den Knaben eben ſo kalt, wie der Beſuch der Synagoge. Alles, was an den Gebeten der Juden eine poetiſche Färbung trug, gefiel ihm wohl; andres kam ihm dagegen eher lächerlich, als erbaulich vor. Es gefiel ihm, daß man betete für die Wiederherſtellung des Tempels und die Rückkehr der Juden in ihr Vaterland; es mißfiel ihm aber, daß auch die Opfer wieder hergeſtellt werden ſollten. Die Wendung, die ihm ſehr geläufig war: das iſt dumm! kam hier oft vor. Viele religiöſe Vorſchriften und Gebote, z. B. das Gebot: halte richtiges Maaß und Gewicht — im Naſſen und Trocknen! ſchienen ſich ihm von ſelbſt zu verſtehen. Mit einem Worte das ganze Weſen ſprach ihn nicht an.

Obgleich der Knabe von der größten Ehrfurcht von den Büchern des alten Bundes durchdrungen war

und in ihnen eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu sehen gelernt hatte, so regten sich doch bei seinem zur stillen Reflexion geneigten Verstande schon frühe mancherlei Zweifel. Schillers Sendung Mosis fiel ihm in die Hände. Er fand hier, daß der Erzählung von dem großen Gesetzgeber seines Volkes Alles Mythische und Wunderbare genommen war und erstaunte darüber um so mehr, als ihn sein Lehrer bedeutet hatte, daß die Christen sich zum alten Testament mit derselben Ehrfurcht verhielten, wie die Juden. Auch die jüdischen Briefe des Marquis d'Argens kamen ihm in einer deutschen Uebersetzung zur Hand. Der Lehrer nahm sie ihm fort, ehe er sich über sie noch ein anderes Urtheil gebildet hatte, als daß er seine Verwunderung ausdrückte, wie ein Christ zu so viel hebräischer Gelehrsamkeit käme! Bei dem Allen mußte er die Vorschriften des Gesetzes genau beobachten, durfte nie Brot essen, ohne sich die Hände gewaschen zu haben und begann auch schon, an den Fasttagen Theil zu nehmen. Ein alter Geistlicher, Rabbi Joseph, kam wöchentlich ins Haus, um in religiösen Dingen nach dem Rechten zu sehen, eigentlich aber wohl nur, da er sehr beschränkt war, um sich seinen Almosen zu holen.

Der Lehrer gab sich alle Mühe, die auffrebende Zweifelsucht des Knaben niederzuhalten; besonders aber suchte er ihn von einer bittern Beurtheilung des Verhältnisse der Juden zu den Christen abzubringen. Vergebens. Der Knabe grübelte fortwährend über die schimpfliche Zurücksetzung seiner Glaubensgenossen und bedrängte seinen Lehrer mit Fragen, auf welche sich nur eine seufzende Antwort geben ließ. Der Lehrer sagte ihm: Siehst du nicht, auch die Katholiken sind in Frankfurt zurückgesetzt und können nicht der gleichen Rechte mit den Protestanten sich rühmen? Börne fand dies noch um so auffallender, als ja der Kaiser selbst katholisch wäre. „Kaum, bemerkte er, haben sie Den kürzlich mit großem Gepränge gekrönt, und wollte er hier bleiben und in Frankfurt ansäßig werden, so könnte er ja nicht einmal Thorschreiber werden!“

Das erste Mal, wo er auf die Lage der Juden zu sprechen kam, war bei einem Spaziergange um die Thore Frankfurts. Es regnete stark und der Fahrweg war durch Koth fast unwegsam. Wir wollen hinüber gehen in den Fußweg, sagte Börne zu seinem Lehrer. Weißt du nicht, antwortete dieser, daß uns der Fußweg verboten ist? Die Antwort des Knaben, die hierauf erfolgte: Es siehts ja Niemand! nahm der

Lehrer zum Anlaß moraliſcher Beherzigungen und ſprach von der Heiligkeit des Geſetzes. „Ein dummes Geſetz! fiel der Knabe ein; wenn es nun dem Bürgermeiſter beikäme, daß wir Winters kein Feuer machen dürften, würden wir da nicht erfrieren?“ Als einige fremde jüdiſche Bettelknaben von vorübergehenden Chriſtenknaben mit Koth beworfen wurden, wunderte er ſich erſt, wie man darauf käme, das Wort Jude als Schimpfname zu gebrauchen und ſagte dann: „Sie lehren mich immer, die Chriſten hielten auch etwas aufs alte Teſtament; aber ſteht denn nicht im alten Teſtamente: Du ſollſt den Fremden nicht kränken; denn einſt warſt du auch ein Fremder im Lande Egypten?“

Der Lehrer, obgleich tief die Wahrheit dieſer Aeußerungen mitfühlend, hütete ſich doch, die Erbitterung des Knaben zu nähren und war unermüdlich, ihm Beiſpiele der Toleranz zu erzählen, ihm die Geſinnungen beſſrer Chriſten ſeiner Bekanntſchaft zu ſchildern. Aber auf Schritt und Tritt begegneten ſie ja immer wieder einer neuen Beleidigung der im Juden nicht geachteten Menſchenwürde! Wurden öffentliche Beluſtigungen vor dem Thore angeſagt, kein Jude durfte hinaus. Blanchard ſtieg zum erſten Male in Frankfurt mit einem Luftball in die Höhe, die Juden

Integration unſerer Literatur durch einzelne Köpfe, welche die mumienhaft von den Syſtemen umwickelte Wahrheit aus ihren Gräbern wecken und zwiſchen der Schule und der eigenen Individualität die Straße des Lebens halten wollen. Und wenn auch die Poeſie dieſer Periode einen eigenen Charakter tragen ſollte, ſo wäre es billiger, ihn erſt zu ſtudiren, als ihm die Merkmale des achtzehnten Jahrhunderts aufzuzwingen. Ich finde in einigen neuen Productionen weit mehr Poſitivität, als in den Spielen der romantiſchen Schule und glaube überhaupt, daß alle Poeſie das Werk einer Ueberlegung iſt, wie ſie ſich in Pindar's Oden trotz ihres dithyrambiſchen Schwunges findet. Denn welche Schönheit iſt die vollendetſte? Die plaſtiſche. Alles, was aus der Form gegoſſen wird, glüht nur während des Guſſes. Will es dauern, muß es ſich abkühlen.

Dieſe Abſchweifung macht' ich, um meine Gleichgültigkeit zu beweiſen, wenn mein Werk etwa der Vorwurf der Verſtandsabſtraction trifft und die Schule, immer des Syſtemes gewohnt, von einem Conglomerat einzelner Thatſachen ſprechen ſollte. Ich ziehe es vor, in der Philoſophie lieber ein Virtuoſe, als ein bloßer Schüler zu ſein.

Der erſte Fehler, in welchen der conſtruirende Geſchichtsphiloſoph zu verfallen pflegt, iſt das lange Verweilen bei der Schöpfung, bei der Erde und bei der Urwelt. Die Geſchichte beginnt nicht mit dem erſten Menſchen, ſondern mit dem erſten Charakter. Ihr Signal iſt die erſte That. Was iſt hiſtoriſche That? Was iſt Begebenheit? Die Erweislichkeiten der alten Geſchichte liegen vor uns, die mittlere Zeit iſt gelichtet, in der neueren Geſchichte leben wir. Eine Philoſophie der Begebenheiten oder auch das, was der Geiſt der Geſchichte genannt wurde, iſt ein Nachweis der innern

durften den Segler nur aus ihrem Quartier verfolgen. Reiſten hohe Herrſchaften durch die Stadt und wurden mit Feſtlichkeiten geehrt, ſo ſchloß man die Juden in ihrer Gaſſe ab oder fieng ſie auf, wie bei der Krönung Leopold des Erſten, wo die angeſehnſten Mitglieder der jüdiſchen Gemeinde auf der Straße arretirt und in die Hauptwache geführt wurden. Die meiſten Gaſthäuſer waren ihnen unterſagt. Auf dem jetzt eingegangenen Schneidewall, im Roß, auf dem Römerberg an der Seite des Römers, in der Allée, durfte kein Jude ſich betreffen laſſen; man hatte den Grundſatz: „wo ein grüner Raum kein Jude!“ Jeden Sonntag, um 4 Uhr Nachmittags, wurden die Thore der Judengaſſe verſchloſſen und nur derjenige wurde aus- und eingelaſſen, der einen Brief zur Poſt oder ein Rezept in die Apotheke trug. Wache ſtand am Thore, und finſter ſagte einmal der Knabe Börne: „Ich gehe bloß nicht hinaus, weil der Soldat da ſtärker iſt, als ich!“ Und doch konnte ſich der Knabe, der ſchon frühe großen Hang zur Wohlthätigkeit zeigte, entſchließen, als er von zwei Bettelknaben, einem jüdiſchen und einem chriſtlichen, angeſprochen wurde, ſeinen Almoſen dem letztern zu geben. Warum giebſt du deinem Volke nicht den Vorzug? fragte der Lehrer, verwundert und

faſt unwillig. Haben wir nicht geſtern, antwortete der Knabe, Sprüche Salomonis geleſen, du ſollſt glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes ſammeln? Der Lehrer war aber ſo gewiſſenhaft, daß er dies ſchöne Gefühl deßhalb nicht aufkommen ließ, weil es auf einer irrthümlichen Vorausſetzung beruhe, nämlich der, daß die Chriſten die Feinde der Juden wären. So bekam Börne eine Richtung, die die verbiſſenen rückhaltigen Gefühle des Grolles unterdrücken ſollte, eine Richtung, die ihn in ſeinem ſpätern Leben auch ſo ſehr beherrſcht hat, daß er von dem ingrimmigen Gefühl der Rache gänzlich frei war und die Lage der Juden rein nach Vernunftgrundſätzen, nicht aus einem verletzten Ehrgefühl beurtheilte. Sein Witz war ihm ſchon früh ein Hülfsmittel, ſich aus widerwärtigen Stimmungen zu befreien. Als der Lehrer ihm erzählte, aus der Gefangenſchaft in Babylon wären nur 40,000 Juden wieder nach Paläſtina zurückgekehrt, ſagte er: „Wenn wir wieder nach Paläſtina zurück dürfen, gehen die franzöſiſchen Juden gewiß nicht hin; die Frankfurter aber ganz gewiß.“

Die gleichzeitigen Vorgänge der franzöſiſchen Revolution blieben zwar in ihren Hauptmotiven dem Knaben unverſtändlich; aber einige Begriffe davon

wurden ihm um ſo eher klar, als ſein Lehrer bekennt, mit vielen andern jungen Leuten von den ſchönen Hoffnungen, die man damals an die Erklärung der Menſchenrechte knüpfte, ſelbſt mit fortgeriſſen geweſen zu ſein. Die jungen Leute bildeten auch in der Frankfurter Judengaſſe einen Clubb, in welchem ſie Anſichten und Neuigkeiten austauſchten. Man nannte die Theilnehmer, um ſie ſchnell mit einem Wort bezeichnen zu können, Jakobiner. Der Lehrer Börnes nahm gewöhnlich die Kinder mit in dieſen Klubb. Während ſeine Brüder mit andern Knaben ſpielten, hörte Börne nicht ſelten den Erörterungen der jungen Freiheitsfreunde zu. Die häufige Erwähnung des Adels beſtimmte ihn eines Tages, ſeinen Lehrer nach der Bedeutung dieſes Ausdrucks zu fragen. Die Erklärung eines gegen unſer natürliches Gefühl ſich richtenden Inſtituts war ohne Bitterkeit nicht leicht. Gleich die erſte Vorausſetzung, daß ein Sohn von den Vorzügen ſeines Vaters eine Auszeichnung in der Geſellſchaft anſprechen dürfe, prallte an dem geſunden Verſtande des Knaben ab. Daß der Adlige auch mehr Sorge dafür trage, ſeine Kinder, des Adels würdig, zu erziehen, beſchwichtigte ihn nur für einige Zeit. Er wollte den Adel als Titel nicht gelten laſſen; wie

brauſte er erſt auf, als er hörte, daß der Adel ein Privilegium wäre! In ſeinem zwölften, dreizehnten Jahre ließ er ſich von ſeinem Lehrer über nichts mehr, was ihm unklar war, obenhin beſchwichtigen. Er hatte die Art, oft Tage lang über eine ihm gegebene Antwort und Bedeutung zu ſchweigen und dann plözlich, wo der Lehrer längſt den Gegenſtand vergeſſen glaubte, mit ſeinen Bedenken hervorzubrechen. Der Schmerz, den man allgemein über die Hinrichtung Ludwig XVI. ausſprach, theilte ſich ihm ſelbſt mit; er begriff nicht, wie man auf der einen Seite tugendhaft und ſo unglücklich ſein könne, auf der andern, wie ſich die große Idee der Freiheit von einem ganzen Volke ſo misbrauchen ließe! Die Löſung dieſer beiden Widerſprüche gelang Börnen erſt im gereiftern Alter; wer weiß, ob nicht erſt nach der Julirevolution!

Die Leſeſucht, ein ſelten trügendes Wahrzeichen talentvoller Kinder, ergriff auch den Knaben Börne mit ſolcher Gewalt, daß er zehn Stunden lang ſich in ein Buch vertiefen, Eſſen und Trinken darüber vergeſſen und ſeiner Umgebungen nicht gewahr werden konnte. Der Büchervorrath des Vaters und ſeines Hauslehrers bot wenig Abwechſelung dar. Er las oft in einem Werke, welches Aphorismen über Staat,

Kirche und vermischte Gegenstände enthielt, aus dem Französischen des Borgne, er las Schröckhs Weltgeschichte, Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Alte Memoiren wechselten mit Blumauers travestirter Aeneide, Schubarts, des Patrioten, Gedichte mit den alten Jahrgängen der Neuwieder Zeitung, welche in den neunziger Jahren wegen ihres Witzes und Freimuths sehr beliebt war. Seinen eigenen spätern Aeußerungen zufolge las er (vielleicht erst später in Gießen) heimlich viel Romane von Lafontaine, die er sich ohne Vorwissen seines Lehrers zu verschaffen wußte. Jeder gedruckte Buchstabe schien ihm lesenswerth, so daß er sich sogar in Bücher vertiefte, die ihm auch nicht das geringste Interesse gewähren konnten.

Auf den Unterricht seiner Kinder verwandte Herr Baruch viel Sorgfalt. Da er sie nun fest glaubte in der Kenntniß des Hebräischen und der Religion, so räumte er auch eine weitre Ausbildung in Sprachen und Realwissenschaften ein. Ein Hauptgegenstand des Unterrichts war die deutsche Sprache. Obgleich die Kinder keinen Umgang mit gewöhnlichen Judenknaben und dadurch sich ein fehlerhaftes Gewälsch in der Sprache anzugewöhnen Gelegenheit hatten, so bot doch selbst

das eigne Haus nicht die sicherste Sprachschule dar und der Hauslehrer selbst gesteht, über die grammatischen Gründe und Regeln der deutschen Sprache damals nicht ganz taktfest gewesen zu seyn. Wie daher Sachs seinen Unterricht dazu benutzte, sich selbst noch auszubilden und mit seinen Zöglingen zu lernen, so bot auch der Unterricht in der deutschen Sprache um so größre Schwierigkeiten dar, als sich der Lehrer in der Auswahl einer passenden Grammatik vergriff und dem Unterrichte gleich die philosophische Sprachlehre Adelungs zum Grunde legte. So dunkel und abstrakt nun auch die einzelnen Paragraphen derselben waren, so sehr sich auch der Lehrer selbst Mühe geben mußte, sie immer zu begreifen; der junge Schüler ließ sich diese Mühe nicht verdrießen, sondern dachte sich langsam, aber gründlich und völlig bewußt in die Schwierigkeiten dieses übel gewählten Leitfadens hinein. Früh war bei ihm eine Anlage zu eigenthümlicher Ausdrucksweise bemerkbar; aber in der grammatisch-orthographischen Regelrichtigkeit blieb der Knabe noch sehr zurück, um so mehr, als ihm durch seinen Umgang nicht möglich wurde, immer ein gutes und gebildetes Deutsch zu hören. Der Hauslehrer räumt ein, daß Börne die Grundlage der Grammatik erst bei seinem spätern

Gießner Lehrer Dr. Schapper legte, ja er will behaupten, daß Börne ſelbſt ſpäter als Schriftſteller nicht frei von Incorrektheit geblieben ſey. Wenigſtens iſt ſo viel wahr, daß allerdings die frühſten Manuſcripte Börne's mit einer etwas unſichern Orthographie geſchrieben ſind.

Für die Erziehung und den Unterricht ihrer Jugend hatte damals die jüdiſche Gemeinde in Frankfurt noch wenig gethan. Nur zwei Lehrer gab es, die die Häuſer der reichern Juden beſuchten und dem immer dringender werdenden Bedürfniſſe nach Bildung allein nicht abhelfen konnten. Chriſtliche Lehrer giengen nicht in die Judengaſſe, um dort zu unterrichten. So fieng man denn an, die Knaben den chriſtlichen Lehrern ins Haus zu ſchicken. Der junge Börne ging zu ſeinem Schreiblehrer Ernſt um ſo lieber, als er dort mit Toleranz und Schonung behandelt wurde und ſich keiner Zurückſetzung gegen chriſtliche Kinder verſehen durfte. Als ſpäter die Emigrirten in Frankfurt einzogen und ſich theilweiſe durch Lektionen ernähren mußten, boten ſich den Juden beſſre Ausſichten für ihre Kinder dar. Der Klavierlehrer der Familie war ein kurkölniſcher Emigrant, Namens Buchwieſer. Abbé Marx aus Nancy gab den Unterricht im Fran-

zöſiſchen. Die feinen und artigen Manieren dieſes Mannes machten auf den Knaben einen ſo günſtigen Eindruck, daß er in ſeinem Vorurtheil gegen die Chriſten beinahe wankend geworden wäre, wenn er ſich nicht damit geholfen hätte, daß er ſagte: „Herr Marx iſt ja ein Franzoſe und die Franzoſen ſind keine Chriſten mehr.“ Als ihn ſein Lehrer bedeutete, daß der Pfarrer Hufnagel der freundlichſte Mann und den Juden innigſt zugethan wäre, antwortete er: „Nun, er iſt kein Frankfurter.“ Um alles zu erwähnen, iſt auch noch zu bemerken, daß Börne gelernt hat die Flöte blaſen.

Nachgrade war es die Pflicht der Eltern und des Lehrers, die künftige Beſtimmung des Knaben zu berathen. Die ſchwächliche Geſundheit und die geiſtigen Anlagen Börne's führten darauf hin, ihn ſtudiren zu laſſen. Dem Vater war jedoch dieſer Plan nicht genehm. Er hatte viel dagegen einzuwenden, brach die Unterhandlungen mit dem Lehrer oft ab, bis dieſer wohl merkte, welches der eigentliche Grund ſeiner Weigerung wäre. Der Knabe mußte, wollte er ſtudieren, lateiniſch lernen und lateiniſch ließ ſich nur vom Gymnaſium holen. Wie ſollte Herr Baruch dieſen Schritt vor dem Hofagenten in Bonn entſchuldigen?

Wo blieb bei dieſer Berührung mit Chriſten-Knaben die Garantie, daß Löb nichts Anſtößiges aß, die Faſten beobachtete und ſich in ſeinem Weſen überhaupt rein und religiös untadelhaft erhielt! Da aber der Vater dem Plane, ſeinen Sohn Arzt werden zu laſſen (denn dies nur konnte er werden) im Grunde nicht grade abgeneigt war, ſo ſann der Hauslehrer auf eine Auskunft. Er machte ſich anheiſchig, Moſche, den Rektor, des Gymnaſiums, zu überreden, daß er dem Knaben im Lateiniſchen Privatunterricht gäbe. Darauf ging der Vater ein. Moſche erklärte ſich bereit und begann ſeinen Unterricht, in dem ſich Börne als fleißigen und gelehrigen Schüler bewies. Auffallend aber, daß dem Knaben ſelbſt die Beſtimmung ſeines künftigen Schickſals ganz gleichgültig war. Er wäre mit derſelben Bereitwilligkeit Kaufmann geworden, wie er es aufnahm, daß er ſtudiren ſollte. Dieſen Umſtand gänzlich aus ſeinem Gemüth zu erklären, möchte nicht ganz richtig ſeyn. Es iſt wahr, Börne's Jugend war im Allgemeinen ſo freudlos und unbehaglich, daß ſich früh eine gewiſſe trübe Theilnahmloſigkeit ſeines Innern bemächtigt hatte, er war gewohnt, keinen Willen zu haben und vermißte auch wohl in ſeiner ganzen Exiſtenz die gemüthlichen, ſein innerſtes Weſen wohlthätig an-

ſprechenden und befreienden Anknüpfungspunkte. Dazu kommen aber noch zwei Umſtände. Einmal war der einzige Ausgangspunkt des Studiums für ihn der wahrlich nicht beneidenswerthe Beruf des Arztes, und zweitens konnte in Börne durch ſeine iſolirte Erziehung nicht im mindeſten Ehrgeiz und Sucht nach Auszeichnung geweckt werden. Durch die Rangordnung und das Claſſenweſen in der Schule, durch Prämien und Zeugniſſe werden frühe in uns die unruhigen Geiſter des Ehrtriebes heraufbeſchworen. Börne beſuchte aber keine Schule, brachte keine Cenſur nach Hauſe, keine öffentliche Belobung, keine Prämie; ſo blieb er zum Glück für ſeine ſpätre Laufbahn vor einer Leidenſchaft bewahrt, die ihm in den Verfolgungen, die er wegen ſeiner Pariſer Briefe auszuſtehen hatte, eine leidige Tröſterin geweſen wäre. Freilich hätte aus dies brennende Verlangen nach Auszeichnung einen noch größern Schriftſteller in ihm entwickelt, aber wie leicht hätte die Größe ſeines Charakters darunter leiden können! Er beſaß allerdings nicht die ſchönen Eigenſchaften des Ehrgeizes, aber auch die häßlichen nicht. Er machte ſich wenig aus dem Urtheil der Welt. Sein eignes Bewußtſein genügte ihm.

Analogieen, welche ſich in den hiſtoriſchen Facten finden. Philoſophie der Geſchichte iſt die vergleichende Anatomie der Ereigniſſe. Der Gegenſtand dieſer Philoſophie iſt in weit höherm Grade der handelnde, als der leidende Menſch, immer aber der Menſch in der Autonomie ſeiner Freiheit und ſchwächer oder ſo ſtark wie ſein Wille. Man wird die göttliche Aſſiſtenz nicht läugnen können, aber doch einräumen müſſen, daß die Geſchichte zunächſt des Menſchen wegen da iſt und daß eine Philoſophie derſelben die innere Dialectik der Begebenheiten iſt. Die Phyſiologie z. B. entwickelt die innern Beſtandtheile des thieriſchen Körpers, das Verhältniß des Fleiſches zu den Muskeln, der Muskeln zu den Knochen, die Phyſiologie lehrt nicht, wie Gott den Menſchen ſchuf, noch weniger, wie er ihn erhält, ſie überläßt jenes der Theologie oder Naturwiſſenſchaft, dieſes der Medizin und Diätetik. Ebenſo iſt das Objekt der Hiſtoriologie nichts als der moraliſche Menſch, der Menſch in ſeiner einmal bekommenen Ausſtattung, in ſeinen Beziehungen zur That und zum Ereigniß. Die Geſchichte kann ein Problem ſein; aber dann ſtünd' es nur der Theologie zu, es zu löſen. Unter Philoſophie der Geſchichte ſollte man nur eine Wiſſenſchaft verſtehen, welche ihre drei Theile hat, einen anatomiſchen, einen phyſiologiſchen und einen dialectiſchen. Der erſte gäbe den Thatbeſtand dieſer Wiſſenſchaft, die hiſtoriſchen Factoren unter dem Geſichtspunkte der Vereinzelnung aufgefaßt, der zweite eine Philoſophie des hiſtoriſchen Menſchen, und der dritte eine innere Verknüpfung, Analogie und Verwandtſchaft der Begebenheiten und den Verſuch, das in allen Zeitlagen Gemeinſame und Gleichartige nach kritiſchen und mathematiſchen Geſetzen zu entwickeln. Man hat ſo viel paränetiſche, fromme und rührende Zwecke

Ueberhaupt scheint die Gemüthsentwickelung des Knaben auf den ersten Blick ein Räthsel zu seyn. Es sind so viel Beweise vorhanden, daß Börne der zartesten Empfindungen fähig war und doch könnte eine gewöhnliche Beurtheilung sehr leicht an ihm irr werden. Immer verschlossen, schien der Knabe nicht bloß lebhafter Gefühle, sondern selbst lebhafter Mitempfindung und Theilnahme unfähig zu seyn. Was Andre erregte, ließ ihn kalt. Der Maaßstab seines Urtheils über Menschen und Begegnisse war nie das Gemüth, sondern der Verstand. Was ihm mißfiel, nannte er nie schlecht, sondern immer nur dumm. Diese Auffassungsweise blieb ihm für sein ganzes Leben. Er empörte sich weniger über die Schlechtigkeit, als über die Albernheit der Menschen. Wie oft hat er nicht von seinen und den Gegnern des Menschenwohls ausgerufen: Wenn sie nur klüger wären! Selten, daß er als Knabe sich über irgend etwas grenzenlos freute oder grenzenlos erzürnte. Thränen waren ihm nicht geläufig. Leidenschaft kam nur über ihn, wenn es sich um Unrecht, um Unterdrückung handelte. Dann wurden seine Aeußerungen heftig, seine Gefühle rücksichtslos. Man sieht, daß es seinem Gemüth nicht an Lebhaftigkeit fehlte, nur wurde es auf andre

Art, als gewöhnlich, entzündet. Von Schaalheit und sehr viel Albernheit, die er früh durchschaute, umgeben, mußte sein Verstand früh zum überwiegenden Lenker seiner innern Thätigkeiten erhoben werden. Man machte ihm die Zumuthung, sich für Dinge zu erwärmen, die ihn geistig nicht anregen konnten; kleinliche Familienereigniſſe traten mit Ansprüchen auf seine Theilnahme auf, die er nicht erwiedern konnte. So bekam er früh sein eignes apartes Wesen, trennte sich von seinen Umgebungen los und lebte sich in Gedankenreihen und Gemüthszuſtände hinein, in welche ihm Niemand folgen konnte. Es bedurfte der Verpflanzung in einen ganz neuen Boden, um eine geistige und gemüthliche Selbstständigkeit in ihm zu wecken und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Leben für Jedes und Alles, was es bietet, ein Urtheil, einen Willen, ein Gefühl verlangt. Im Hauſe seiner Eltern befand sich sein ganzes geistiges Leben noch in chaotischer Unordnung.

Es ist wahr, zu den meisten im spätern Alter in uns aufknospenden Gefühlen und Stimmungen müſſen wir schon in der Jugend den Saamen gestreut haben. Die beseligendsten Gefühle des Alters sind die der Rückerinnerung an die Jugend. Eine Empfin-

dung höherer Art wird uns dann erſt recht glücklich machen, wenn ſie uns in eine verwandte Stimmung unſerer Kindheit zurückverſetzt und dasjenige klarer ausſpricht, was wir ſchon bei unſern Spielen ahnten. So ſeh' ich mich in Börne's Jugend nach den erſten grünen Keimen jener zarteren Blüthen ſeiner Schriften um, die uns in ihm den Mann von Herz und ſo viel verſteckter gebundener Poeſie verrathen. Wie hat ihn nicht Jean Paul ſo tief ergriffen! Wie gemüthlich hat er nicht grade deſſen idylliſche Elemente, ſeine zarte bürgerliche Beſchränktheit mit ihren poetiſchen kleinen Freuden und großen Entſagungen in ſich aufgenommen! Wie rührend ſchildert er den erſten Frühlingseindruck, den Lamennais Worte eines Gläubigen grade auf ſein krankes, der erſten Geneſungswonne entgegenſchlagendes Herz hervorbrachten! Nun, wo iſt in der frankfurter Judengaſſe der grüne Fleck, an den er ſich bei ſolchen Stimmungen erinnert fühlen konnte? Wo iſt überhaupt in ſeiner frühſten Jugendzeit etwas gemüthlich, poetiſch und idylliſch ihn Anregendes, ein Element, für welches er ſich doch ſpäter ſo empfänglich zeigte? So tragen wir doch Alle eine Erinnerung in uns von jugendlicher Pfingſtwonne und Weihnachtsfreude, von den erſten Beſcheerungen, die

nus gute Eltern auf den grünen Teppich unsrer Kindheit legten, von unsern ersten Träumen auf dem Rasen unsrer Spielplätze: — Börnen, dem Judenknaben, wurde wenig davon geschenkt und doch lag es in ihm, die Sehnsucht darnach fühlte er schon im väterlichen Hause, und darum, weil er so wenig davon gehabt hatte, rührte ihn so sehr die Welt Jean Pauls. Schaal und alltäglich waren seine Jugendeindrücke, die Eltern kalt, jeder grüne Fleck verpönt, um ihn her nur niedrige Bestrebungen nach zeitlichem Gewinn, Furcht, die kriechenden Laster, die die Unterdrückung erzeugt, wenig oder gar keine bedeutenden Einschnitte merkwürdiger Erlebnisse, keine Zerstreuung und Anregung des muntern Knabensinnes in der Schule oder im Umgang mit Spielgenossen — Alles das zusammengenommen ist der beste Schlüssel, um das Räthsel des in trüber Gleichgültigkeit hindämmernden Knaben Börne zu lösen. Es zitterte die Ahnung eines bunteren, blüthenreicheren Jugendlebens in ihm, als es ihm zu Theil ward. Er war unglücklich, ohne es zu wissen.

Die erste maaslos freudige Aufregung, die Börne empfand, war in der That auch die, als er das väterliche Haus verlassen durfte und plötzlich in einen ganz neuen Lebenskreis versetzt wurde. Als er nämlich

sein 14tes Jahr erreicht hatte (1800) verlautete von einer Erziehungsanstalt, die in Gießen vom Professor Hetzel errichtet, in ihrer Art Ausgezeichnetes leisten sollte. Wenigstens hatte der Vorsteher des Instituts, der bekannte Orientalist Hetzel, ein Programm erscheinen lassen, worin er seine Schöpfung etwas marktschreierisch als die Pforte zum Tempel alles Wissens dargestellt hatte. Hetzel war als Gelehrter anerkannt, als Mensch ließ er sich durch die Folgen eines unordentlichen Haushalts zur Deckung der ihn fortwährend quälenden Verlegenheiten zur Projektenmacherei hinreißen. Sein Institut stand, als er es schon in seiner Blüthe ankündigte, erst noch auf dem Papiere. Der Hauslehrer, der hievon nichts wußte, bestärkte den Vater, seinen zum Studium bestimmten Sohn in diese Pension zu geben; hier würde er eine hinlängliche Vorbereitung zur Universität finden und zu gleicher Zeit vor den Gefahren sicher seyn, denen die Großeltern in Bonn ihren Enkel nicht ausgesetzt wissen wollten. Ein Hauptgrund, warum sich Herr Baruch entschloß, auf diesen Vorschlag einzugehen, war auch in der That der, daß sich mit Hülfe einer in Gießen lebenden entfernten Verwandtschaft Vorkehrungen treffen ließen, daß der Knabe nicht nöthig hatte, mit seinen

chriſtlichen Mitpenſionairen zu eſſen, ja ſogar Gelegenheit fand, bei einem dortigen Unterrabbiner die religiöſen Studien fortzuſetzen. Er ſollte bei jenem Verwandten zu Tiſch gehen und dieſer Geiſtliche ſollte ihn die Woche einigemal zum Religionsunterrichte beſuchen. Der Knabe war glücklich, endlich in neue und freiere Beziehungen zu kommen. Denn auch ſein Verhältniß zum Vater fing ſchon an, auf den Grund abweichender Anſichten, manche Störung zu erleiden. Herr Baruch wollte die Grundſätze nicht billigen, die ſich ſein Sohn aus dem allmäligen Verſtändniß der franzöſiſchen Revolution entnommen hatte. Er äußerte ſchon damals oft, daß die hergebrachte Ordnung der Dinge in der Natur begründet wäre, daß, ſo wie es Kinder und Eltern gäbe, es eben ſo auch Herr und Diener, König und Unterthan geben müſſe und ähnliche Gemeinplätze mehr, deren öftere Wiederholung dem Vater für die drohende gefährliche Ideenrichtung ſeines Sohnes ſehr nothwendig ſchien. Doch waren dergleichen Befürchtungen noch nicht ernſterer Natur.

Gießen iſt von Frankfurt eine Tagereiſe entfernt. Der Weg führt durch die fruchtbaren Thäler und anmuthigen Berge der Wetterau. Sachs, der Hauslehrer, begleitete den vierzehnjährigen Knaben, der

glücklich war, eine so heitere Veränderung seines bisherigen Lebens zu erfahren. Auf dem Postwagen gestand eine junge Dame aus der Umgegend, daß sie zuweilen an einem Liebhabertheater mitspiele, was dem Knaben Veranlassung gab, über diesen Beruf mit ihr recht heiter zu scherzen. Börne besuchte im Hause seiner Eltern regelmäßig alle vier Wochen das Frankfurter Theater, dessen Mitgliedern er in spätern Jahren durch seine Kritiken so furchtbar werden sollte. In Gießen stiegen sie im Gasthof zum Einhorn ab.

Gleich beim ersten Besuche im Hause des Professors Hetzels wurde dem Erzieher klar, daß die Anstalt des Mannes bis jetzt noch eine Phantasie war. Sie existirte nur in seinem Prospektus. Durch die pomphafte Ankündigung hatte Prof. Hetzel bezweckt, erst zu schaffen, was er als schon vorhanden so gepriesen hatte. Das Ganze war ein Experiment, auf den Erfolg berechnet. Indessen wußte sich Prof. Hetzel zu helfen. Er wies nach, daß bis da und dorthin dieser Schüler, jener Lehrer eintreffen müsse, wenn auch vorläufig Börne erst der zweite Pensionair der Anstalt wäre. Namen geachteter Schulmänner wurden genannt, die den Unterricht leiten würden, ja es dauerte auch nicht lange, so war in der That die

kleine Erziehungs-Maschiene in Bewegung gesetzt. Vorläufig wurde der Knabe sogleich als Student bei der Universität immatriculirt. Der Lehrer fand dies auffallend; aber Prof. Hetzel hatte seine Gründe, dies für besser auszugeben. Wir kennen sie nicht.

Ein Examen, welches der Orientalist mit dem jungen Akademiker anstellte, zwang ihm vor den hebräischen Kenntnissen desselben viel Hochachtung ab. Der junge Börne übersetzte die Psalmen mit einer Geläufigkeit, daß sich Professor Hetzel die Angabe der Methode erbat, nach der ein so junger Mensch schon eine solche Sprachfertigkeit erlernen konnte. Es war eine Art hamilton'scher Methode, nach der Börne unterrichtet gewesen war. Es scheint aber doch, als wenn diese Kenntniß erst durch späteres gründlichstes Studium der Grammatik hätte müssen befestigt werden; denn Börne vergaß in spätern Jahren in dem Grade sein Hebräisch, daß er nicht die kleinste Stelle des Alten Testaments im Urterte mehr verstehen konnte. Er begriff oft nicht, wie Heine sich in seinen Schriften als einen so geläufigen Hebräer bewähren und noch immer auf so viel jüdische Ausdrucksweisen anspielen konnte. Er hatte in seinen spätern Jahren Alles vergessen, selbst jüdische Gebräuche, die er sich als ihm

ganz neu mußte wiedererzählen laſſen und deren oft recht ſinnige Bedeutung ihn wohl anſprach.

Die Lebensweiſe im Hauſe Hetzels war Börnen ganz neu. Einen ſo freien behaglichen Genuß des Daſeins, wie er hier traf, hatte er ſich in dem Zwang ſeiner häuslichen Verhältniſſe nie möglich gedacht. Da gab es Beſuche, feine Manieren, heitere Unterhaltung, Abendgeſellſchaften, geſellige Spiele. Gleich die erſte Soirée, die Hetzel, ein Lebemann, veranſtaltete, regte ſeine Phantaſie wunderbar an. Von dem Eſſen bei ſeinem jüdiſchen Anverwandten war keine Rede mehr. Der Unterrabbiner erhielt ſeine Bezahlung, ohne daß er das Hetzel'ſche Haus je betrat. Die Lehrer Dr. Schapper, Keppel und Andre waren unterrichtete Männer, bei welchen er ſich freute, ſeinen Geiſt gründlich vervollkommnen zu können. Er ſchrieb nach Frankfurt die heiterſten und wirklich leſenswerthe, gutgeſetzte Briefe, die ein untrüglicher Gradmeſſer ſeiner zunehmenden geiſtigen Bildung waren.

Je mehr nun Börne dem Jünglingsalter entgegenreifte, deſto mehr veränderte ſich ſeine Stellung zur Welt, ſeine Auffaſſung der Menſchen, ſein Urtheil über näher oder entfernt Liegendes. An die Ordnung ſeiner neuen Lage ſich bald gewöhnend, gewann er

auch über ſie bald ein reiferes Urtheil und verhehlte ſich und den Seinigen nicht die Mängel derſelben. Bei ſeinen jährlichen Beſuchen in Frankfurt ſprach er ſich offen über den Gang des Unterrichtes in Gießen aus und ſagte z. B. einmal von dem Geſchichtsunterricht, den er empfing, mit einer Wendung, die dem ſpätern Schriftſteller ſchon anzugehören ſcheint: „Der Vortrag des Mannes hat den Kopf eines Rieſen und die Hand eines Zwergen.“ Er meinte damit das Unebenmäßige ſeines Aufriſſes, indem er Unwichtiges gründlicher behandelte, als das Wichtigere. Sein Lehrer Schapper, der ihn einmal nach Frankfurt begleitete, wollte in ihm nicht viel erkannt haben. Er äußerte: Er hat zwar Anlage zum ſchriftlichen Ausdruck, ſonſt aber wenig Kopf. Börne's Erzieher war durch deſſen Briefe jedoch ſchon mit dem Unterrichtsgang in Gießen bekannt genug, um darauf mit Feuer erwiedern zu können, daß daran lediglich die trockne, höchſt langweilige, grammatikaliſche Methode des Mannes ſchuld ſey. Schwerer zu beſeitigen war der Einwand, daß der junge Akademiker nicht beſonders fleißig wäre. Wie dieſe Urtheile nun aber auch immer ausfielen, (ungerecht wenigſtens auch in ſo fern, als Börne's ſchwächliche Geſundheit dabei nicht berückſichtigt wurde)

in die Geſchichte gebracht, daß ihre Philoſophie ſtatt einer Erklärung eine Adelserhebung derſelben geworden iſt. Geſchichte iſt jener tauſendjährige blutige Kampf zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen Natur und Geiſt, ſie iſt eine Abwechſelung von Sonnenſchein und Ungewitter. Was will hier die Philoſophie? Ausglätten, richten, verſöhnen? Die kalte Geſchichte erwärmen und das Grauſame behaglich machen? Nein, hat die Philoſophie der Geſchichte eine Methode, ſo iſt es die der erleuchtenden Fackel, hat ſie ein Ziel, ſo iſt es dies, das Aehnliche zu verknüpfen, und hat ſie eine Folge, ſo iſt es die, daß wir auf unſerer Hut ſind.

Dieſer Auffaſſung gemäß dürfen zuerſt die Klammern der beliebten Zeiträume nicht länger bleiben. Alles, was uns ſchematiſch vor Augen ſteht, iſt Hinderniß unſeres Verfahrens. Das Chriſtenthum muß als die größte Thatſache der Religionsgeſchichte verehrt werden, als ein welthiſtoriſches Ereigniß, wo aus kleinen Anfängen die großartigſten Schlußfolgen entſprangen; aber aufhören muß es, jene Scheidewand der Begebenheiten zu bilden, welche wohl das äſthetiſche Gefühl der Symmetrie, deſto weniger aber die hiſtoriſche Wahrheit befriedigt. Kann z. B. etwas dieſe unmittelbare, vom Chriſtenthume unabhängige Vermiſchung und Fortſetzung der Zeiten deutlicher beweiſen, als die heutige Griechennation? Die Thatſache (nicht mehr die Hypotheſe) weiß von dieſen Griechen, daß ſie Slaven ſind, daß Namen, wie Bozaris und Zavellas nur aus den aſiatiſchen Steppen kommen konnten, und doch halten ſich dieſe Enkel der Barbaren für die Enkel des Miltiades und Epaminondas und leben nicht im Bewußtſein der Lüge und Adoption, wenn ſie an Marathon erinnern, ſondern im Bewußtſein ihrer ächten helleniſchen Herkunft.

darüber blieb man einig, daß man dem jungen Mann eine gewiſſe Originalität, etwas Apartes in ſeiner Art unbedingt zuerkennen müſſe.

Inzwiſchen wurde Profeſſor Hetzel durch ſeine häuslichen Verhältniſſe veranlaßt, einen Ruf nach Dorpat anzunehmen, wo er ſich eines bedeutenderen Einkommens zu erfreuen hatte. Seine Anſtalt überließ er dem Statiſtiker Crome, einem Gelehrten, der noch in ſpäterer Zeit ſich Börnen mannichfach gefällig bewies. Hetzel und ſeine Familie ließen in dem Stammbuche des Zöglings freundliche Erinnerungszeilen zurück. Wenn man überhaupt den Verſicherungen der Stammbücher trauen dürfte, ſo hätte Börne damals in einem trauten Kreiſe älterer und jüngerer Bekanntſchaften gelebt; wenigſtens finden ſich eine Menge von Schwüren und Freundſchaften verzeichnet, die noch über dem Grabe fortdauern ſollten. Bei einigen Namen hat Börne ſpäter das Zeichen des Kreuzes gemacht. Sie waren nach Jahr und Tag geſtorben.

Jetzt war es Zeit, daß Börne, oder wie er damals hieß Louis Baruch, bisher nur dem Namen nach Student, es wirklich wurde. Auf Gießen, als eine Gelegenheit, gründlich Medizin zu ſtudieren, ſetzte man in Frankfurt kein Vertrauen. Bei jeder andern

Univerſität war dem Vater die Selbſtändigkeit ſeines noch ſo jungen Sohnes peinlich. Da kam man auf einen Mittelweg. Man ſcheute die außerordentlichen Koſten nicht, um den angehenden Mediziner einem Manne anzuvertrauen, der in der gelehrten und praktiſchen Welt einen berühmten Namen hatte, in der Geſellſchaft eine ausgezeichnete Stellung einnahm und durch ſeinen jüdiſchen Urſprung den Sympathieen der Familie Baruch näher ſtand, als irgend ein Anderer — Marcus Herz in Berlin. Man wußte, daß Herz außer der raſtloſen Thätigkeit, der ſich dieſer Arzt in Berlin widmete, ſich auch noch die Laſt auflud, in ſein Haus junge Leute aufzunehmen, die unter ſeiner Leitung in Berlin, welches damals noch keine Univerſität, ſondern nur Kliniken berühmter Aerzte hatte, ihren mediziniſchen Kurſus begannen. Herz war Arzt am jüdiſchen Krankenhauſe und hielt Vorleſungen, die für ein größeres Publikum berechnet waren. Die Beſorgniß, den jungen Börne an einen ſittlich ſo verrufenen Ort, wofür beſonders damals Berlin galt, zu ſchicken, wurde durch die Beruhigung gemildert, daß er doch in dem Hauſe ſeines Lehrers dann noch immer unter einer Art Aufſicht ſtehen würde. Dieſe Penſion koſtete 100 Louisd'ors.

Auf Louis Baruch wirkte die Aussicht, nach Berlin zu kommen, ungemein erfreulich. Für ihn war damals Berlin, was dem Franzosen der Provinz Paris. Berlin war damals noch die Hauptstadt des unüberwindlich scheinenden Preußens, welches sich die Miene geben durfte, zu der anschwellenden Lawine der Napoleonischen Herrschaft zu sagen: Bis hieher und nicht weiter! Berlin war der Sitz der feinsten Sitte, der Haupttummelplatz der bedeutenderen Geister der Nation; Fichte, Schleiermacher, die Schlegel, Johannes von Müller wirkten von dort aus. Man braucht nur die Briefe der Rahel zu lesen, um sich recht lebhaft in die frivol-geniale Geselligkeit jener Kreise hineinzudenken, in welchen namentlich die Sprößlinge reicher jüdischer Familien eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Und vor allen glänzte grade die Frau Marcus Herzens als ein Phänomen erster Größe. Das Haus dieser Dame, deren Ehegemahl ihr an Jahren weit voraus war *), galt für das Stelldichein aller bedeutenden Köpfe Berlins; für den Pensionär eröffnete sich eine

*) Börne bewunderte später oft, wie trefflich sich hier eine junge Frau in das Wesen eines älteren Mannes zu schicken wußte.

glänzend heitre Aussicht. Börne hat auch in spätern Jahren nie aufgehört, von Berlin einzugestehen, daß er es wohl leiden möge. Selbst zuletzt, als das öffentliche Gespräch in Berlin sich nicht mehr um die Fragen der Politik und Literatur drehte, sondern wie er selbst sagt, um die Tänzerinnen der Oper und die Prinzen des Königlichen Hauses, machte er sich anheischig, vier Wochen in Berlin mit der größten Befriedigung auszudauern. Dazu kam, daß Börne sogar von den Heiligthümern Preußens Eines verehrte, wie keines vom gleichen Range, nämlich Friedrich den Großen. Noch später, als er schon die Pariser Briefe geschrieben hatte, hörte er im Gespräch nicht auf, von den klaren, blauen Augen dieses Berliner Friedrichs zu reden, von seiner Enthaltsamkeit, Mäßigung, von seinem Esprit, von seiner Achtung vor berühmten Männern, und dem Ehrgeize, mit ihnen umzugehen. Friedrich der Große und Heinrich IV. von Frankreich waren die einzigen Könige, von denen Börne mit gemüthlicher Theilnahme sprach.

Von den medizinischen Studien scheint indessen in Berlin nicht viel geworden zu sein. Marcus Herz war mit seiner Praxis übermäßig beschäftigt. Die Beziehungen des Hauses, die häufigen Gesellschaften,

ſchufen Zerſtreuungen, welche den Studien nicht günſtig ſein konnten. Es iſt unzweifelhaft, daß Börne die Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes weit mehr zur Cultur ſeines innern und äußern Menſchen, als zur Erlernung der Arzneikunde verwandte. Er wird viel geleſen, viel aus der bewegten Geſchichte der damaligen Zeit in ſich aufgenommen haben. Daß ſich die Wärme ſeines Herzens regte und zartere geſchlechtliche Neigungen ausbrütete, iſt ohne Zweifel anzunehmen, wenn man auch darin übertreibt, daß man ihm hoffnungsloſe Liebe zu der geiſtvollen und ſchönen Herrin des Hauſes, in dem er gaſtlich lebte, zuſchreibt. Er hatte zu Madame Herz die Neigung eines jungen Mannes, deſſen erſte herzinnigeren Regungen kein glücklicheres Schickſal haben können, als wenn ſie ſich einem uns entfernt und unerreichbar ſtehenden weiblichen Weſen von höherem Werthe anſchließen. Als Börne nach dem plötzlichen Tode Marcus Herzens das Haus verließ, hörte er nicht auf, mit der von ihm hochverehrten Frau deſſelben in briefflicher, (wenn auch oft geſtörter und unterbrochner, doch nach einigem Verlauf immer wieder aufgenommener) Verbindung zu bleiben. Es iſt unendlich zu beklagen, daß die noch lebende würdige Matrone ihre Correſpondenz mit Börne

den Flammen übergeben hat. Einige indiscrete Veröffentlichungen von Privatverhältnissen, die grade aus Berlin in neuester Zeit gekommen sind, hatten ihr einen solchen Widerwillen gegen das Herausgeben von vertraulichen Briefen eingeflößt, daß sie noch bei ihren Lebzeiten glaubte, ihren gewiß sehr reichen Schatz von schriftlichen Beziehungen zu berühmten Männern und Frauen zerstören zu müssen. Man kann die Gründe dieses Schrittes ehren, muß aber doch gestehen, daß viel Entschlossenheit dazu gehört, ihn auszuführen.

Madame Herz war es selbst, die den Eltern Börnes vorschlug, ihren Sohn nach Halle zu schicken und ihn dort der Aufsicht des Reil'schen Hauses anzuempfehlen. Reil, der geistreiche Begründer einer neuen Fieberlehre, war ein Name, dessen Berühmtheit den Wünschen der Eltern vollkommen genug that. 1804 gieng Louis Baruch von Berlin nach Halle. Er hatte jetzt den festen Vorsatz, die medizinischen Studien mit Eifer zu erfassen.

Der achtzehnjährige Student bezog das Reil'sche Haus selbst. Freundlichst aufgenommen, fand er hier einen andern Ton, wenigstens eine andre Atmosphäre, als die in Berlin gewesene war. Die Geselligkeit war eben so lebendig, aber mehr nach Innen zugekehrt,

mehr auf die allerdings nicht schroff gezogenen Gränzen der Familie sich beschränkend. Liebenswürdige Töchter gaben dem Hauswesen ein freundliches, der Phantasie wohlthuendes Relief. Reil selbst, sein sanfter seelenvoller Blick, sein anregender Umgang, seine geistvollen, über das Gebiet der Medizin weit hinausgehenden Bemerkungen konnten nie genug von Börne gepriesen werden. Reil's Vortrag war so gebildet-allumfassend, daß man seine Einleitung in die Zweige der Arzneiwissenschaft eben so gut für eine Einleitung in einen Vortrag über Politik, Moral oder Aesthetik hätte halten können. Es ist auch nicht zu verkennen, daß die philosophischen Ansichten Reil's, sein halber Brownianismus sowohl, wie seine allgemeinen Begründungen der Lehre vom Menschen sich für Börne in Denkfaktoren verwandelten, mit denen er sich auch später die meisten Begriffe regelrecht gestaltet hat. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, die sich im Gebiet der theoretischen Politik und besonders der Cameralistik bewegten, sind ganz auf Reil'sche Prinzipien begründet. Börne besuchte gleich anfangs sehr fleißig seine Vorträge über Anatomie und stand um vier Uhr des Morgens auf, um sich auf die Clinik vorzubereiten.

Ueber das geſellige und wiſſenſchaftliche Leben des damaligen Halle hat ſich Börne in dem Aufſatze: „Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens“ ſelbſt ſehr warm und erinnerungsfroh ausgeſprochen. Es iſt dies einer der wenigen Aufſätze, in welchem er uns ſelbſt Materialien zu ſeiner Biographie darbietet. Bei F. A. Wolf hörte er wahrſcheinlich über die griechiſchen Lyriker und Homer, von Schleiermacher ſagt er, er hätte die Theologie ſo vorgetragen, wie ſie Sokrates gelehrt haben würde, wäre er Chriſt geweſen. Von Reil rühmt er die ſtete Jugendfriſche, die ſogar aus der Beſorgniß zu veralten entſtanden wäre. Reil hätte abſichtlich nach dem Umgang mit ſtrebenden Jünglingen und neuen Büchern verlangt, um nicht die Jugend des Geiſtes zu verlieren. An Horkel rühmt er ſein emſiges Studium und ſeine Beſcheidenheit, ganz beſonders aber theilt er den Enthuſiasmus, den damals Steffens für Naturphiloſophie und was damit zuſammenhing, in der akademiſchen Jugend zu entzünden wußte. Zwölfhundert Studenten waren damals in Halle beiſammen, recht als ſollte dieſe Univerſität ihren ſchönſten Triumph kurz vor ihrem Falle, (den ſpäter Napoleon beſchloſſen hatte) feiern. „Sitten, Sprache, Kleidung, ſagt Börne von

den damaligen Studenten, alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillonen.“ Börne war später einsichtsvoll genug, die Nachtheile zu durchschauen, welche unserer politischen und gesellschaftlichen Bildung aus den Eigenthümlichkeiten des deutschen Studenten-Leben erwachsen sind; aber an seine Studienzeit in Halle dachte er gern zurück.

Von Halle aus wurden kleine Ausflüge in die nähere und entfernte Umgegend gemacht. Schon in den ersten Ferien besuchte er mit einem akademischen Freunde, Namens Grossing, das sächsische Erzgebirge und befuhr einige der bekanntesten Stollen desselben. Des Winters wurden Ausflüge nach Dessau und Leipzig, oft zu Schlitten und im Maskenaufzug unternommen. Besäßen wir von Börne über sein Leben Geständnisse, so würde gewiß in diese Periode die Schilderung eines immer klarer werdenden Seelenlebens fallen. Börne wird damals die ersten Blicke in seine Zeit geworfen, die ersten Ver-

ſtändigungen über Menſchen und Bildungsrichtungen, über Syſteme und Bücher in ſich erfahren haben. Die große Gährung der Geiſter, welche grade in jene politiſch für Deutſchland ſo unglückliche Zeit fiel, kann an ihm nicht ſpurlos vorübergegangen ſeyn, wenn ihn auch ſeine angeborne Verſtändigkeit, ſeine ſatyriſche Laune und die beſondern Einflüſſe ſeiner Nationalität vor jener flammenden Ueberhitzung bewahrten, die damals oft die beſten Köpfe mehr verſengte, als erleuchtete. Den lebhaften Debatten, womit die jungen Studenten oft glaubten die Speiſen der Reil'ſchen Tafel würzen zu müſſen, (Reil war ſehr gaſtfrey) hörte er mit ruhiger Enthaltung zu, gab aber zuweilen ſo treffende Zwiſchenbemerkungen, daß man auf den kleinen, zuſammengedrückten, ſchweigſamen jungen Mann um ſo mehr aufmerkſam wurde, als man ihn von Reil mit einer gewiſſen ſorgſamen Theilnahme behandelt ſahe.

So vergingen beinahe drey Jahre in heiterer Geſelligkeit und gewiſſenhaften wenn auch nicht übermäßigen Studien. Da kam die geſchichtliche Umwälzung der damaligen Zeit dem Preuſſiſchen Staate immer näher und eins der erſten Opfer, das fallen mußte, war der Halliſche Muſenſitz in ſeiner augenblicklichen Verfaſſung. Der Lärm der Waffen verſcheuchte die Eule Minervens.

Da floß alte und neue Zeit ineinander. So wenig ſicher ſind jene Grenzpfähle, welche die Hiſtoriker und Philoſophen für die Geſchichte aufgeſteckt haben.

Sodann vertauſchte man das Reagens der logiſchen Idee mit dem Reagens des Zufalles. Man verſtehe mich recht! Die Geſchichte ſoll nicht das Werk des Zufalles, ſondern der Zufall ſoll der Prüfſtein der Ereigniſſe werden. Die Ereigniſſe haben immer etwas an ſich, was ihnen erlaubt hätte, auch etwas Anderes zu werden, als ſie wurden. Nachzuweiſen, daß die Dinge gerade nur das wurden, was ſie ſind, iſt wahrlich nicht philoſophiſch! Umgekehrt, der zweite Keim, der negative, gehört der Speculation an, denn iſt eine einzige That ihres Zuſammenhanges wegen gethan? War der Gedanke an den Augenblick nicht früher da, als der an die Ewigkeit? Ich ſollte glauben, die Geſchichte iſt allgemein genug; es käme jetzt darauf an, ſie zu individualiſiren.

Jeder, der noch nicht von einem neuen Syſteme zu ſprechen wagt, wird wenigſtens über die Methode deſſelben ein gebildetes Urtheil haben. Mein Buch iſt keine Philoſophie der Geſchichte, aber es ſind Vorſtudien dazu. Wenn es ſich hier um ein Syſtem der Moral handelte, ſo würde ich ſagen, ich will in meinem Buche zunächſt nur auf die Geſinnung wirken. Man hat ſo viel Glaube, Liebe und Hoffnung auf die Geſchichte ausgegoſſen, daß meine ſalbungsloſe Darſtellung jedem kräftigen Geiſte willkommen ſein wird. Ich glaube an den Gott mit der Geſchichte, an die Perfectibilität unſeres Geſchlechts und an jede Frage der Humanität; doch geht es mir dabei wie mit dem menſchlichen Auge. Man ſieht nur dasjenige gerade und aufrecht, was auf die Pupille verkehrt fällt.

Wer ein leichtes Gepäck hatte, wartete das fernere Geschick der Universität nicht ab.*) Auch Börne nahm von dem ihm so lieb gewordenen Tummelplatz seiner ersten im volleren Jünglingsbewußtseyn verlebten Jahre Abschied und wandte sich nach der Universität Heidelberg, die sein Vater weit lieber mit Gießen vertauscht gesehen hätte. Auf dem Wege von den Ufern der Saale an die reizenderen des Neckar müssen sich in Börne's Innern eigne Gedankenreihen entsponnen haben. Es reifte in ihm der Entschluß, sich von der Medizin loszusagen. Was ihn hiezu bestimmt haben mochte, ist zu enträthseln nicht schwer. Er hatte den medizinischen Beruf ohne Wahl ergriffen, er war der einzige, der ihm bei seinem Glaubensbekenntnisse in spätern Jahren eine seinen Studien angemessene bürgerliche Stellung möglich machte. Diese Rücksicht hatte sich aber verändert. Die freie Reichsstadt Frankfurt hatte sich in ihren alten Spinnweben von Gesetzen und Vorurtheilen müssen lüften und ausfegen lassen; die

*) Erst 1813 hob sie Napoleon auf, da er den auch von den Universitäten drohenden jungdeutschen Geist bei Bautzen und Groß Görschen zu fürchten gelernt hatte.

Resultate der französischen Revolution hatten Kastengeist und Privilegienunbill aus den Thoren vertrieben. Frankfurt hatte mit seiner Selbstständigkeit auch das Recht der Tyranney gegen die Juden verloren. Diese erhielten vom Fürsten Primas, dem Großherzoge von Frankfurt — (auch eine eigne Art von Emanzipation) — für eine sehr bedeutende Summe das Recht, sich frei zu kaufen. Somit eröffnete sich den studirten Söhnen der Juden die Aussicht einer andern als nur medizinischen Wirksamkeit. Börne dachte sogleich an Jurisprudenz, ging aber auch von dieser, da der Beruf eines Advokaten ihn nicht reizen mochte, allmälig ab zur Cameralistik, die ihm eine Anstellung im Regierungsorganismus erwerben durfte.

Zu diesen Erwägungen mochte die Selbsterkenntniß kommen, daß ein Arzt zu sein von einer ganz andern Vorliebe für diesen Stand bedingt werden müsse, als sie Börne besaß. So sehr seinen höhern Erkenntnißsinn die aus der Philosophie und allgemeinen Naturkunde hergeleiteten Heischesätze der medizinischen Propädeutik ansprechen mußten, so wenig fühlte er sich in der Medizin heimisch, wenn er den Vorhof verließ und das innere Heiligthum jener Kunst selbst betrat. Seine zarten Nerven gewöhnten sich schwer an den

Anblick von Leidenden, ja ein gewisses Vorgefühl mochte ihm wohl sagen, daß er in seinem künftigen Leben die Bestimmung hätte, sich zur Medizin mehr als Patient, denn als Arzt zu verhalten. Wenn man seinem spätern Mistrauen gegen die Arzneiwissenschaft, das er oft genug aussprach, folgen darf, so fühlte er sich auch durch die Unsicherheit ihrer Prinzipien bei seinem ernsten, wahrheitsuchenden Sinne nicht befriedigt. Er besaß nicht den Muth, mit der leidenden Menschheit Experimente zu machen. Das mochte vollends den Ausschlag geben, sich von einer Wissenschaft zu trennen, deren praktische Ausübung ihm keine Zukunft mehr vorspiegelte die ihm erwünscht und willkommen gewesen wäre.

Man kann sich denken, wie misliebig der Vater diese Erklärung seines Sohnes aufnahm. Die außerordentlichen Summen, die er bisher für die Ausbildung des künftigen Arztes aufgewandt hatte, die drei Jahre eines wie er gehofft hatte, gründlichen und gewissenhaften Studiums sah er für unersetzlich verloren an. Und dennoch überraschte ihn die plötzliche von den Zeitläuften geschenkte Möglichkeit, seinen Sohn sich in einer offiziellen Laufbahn bewegen zu sehen, selbst so sehr, daß er sich dem veränderten Entschlusse

nicht grade widersetzte, wenn er ihn auch nicht vollkommen billigte. Dabei hatte er noch immer nicht den Muth, seinen Sohn ihm selbst zu überlassen. Er beauftragte den Professor Martin, ihm in Heidelberg einige, sein Betragen regelnde Aufmerksamkeit zu schenken. Börne fühlte sich durch dies ewige Bevormunden unangenehm berührt. Es war ihm unerträglich, daß, wenn er die übrigen Studenten in freier Selbstständigkeit sich tummeln sahe, man bei ihm immer die Drathfäden der väterlichen Wachsamkeit bemerken mußte. Er lebte allerdings in Heidelberg ausschreitender, als bisher. Man sah ihn öfter im Mannheimer Theater, als im Collegio. Er schloß sich großen Parthieen in die herrlichen Umgegenden Heidelbergs an, schaukelte sich lieber auf den Wellen des Neckar, den er zu befahren liebte, als auf den Titeln der Pandekten; auch kostete dies mehr Geld, als ihm von Hause bewilligt war. Er machte Schulden, ein Schritt, der wie er sich später noch manchmal scherzhaft äußerte, grade in Heidelberg nicht so unerhört war. Nun kam aber der Vater und schlug einen Lärm, als wäre sein Sohn der ungerathenste Verschwender und das unartigste Kind, das es vielleicht in ganz Heidelberg gäbe. Dieses Zurückdrängen in

eine kindiſche Sphäre verletzte ihn bitter. Er ſchämte ſich in die Seele ſeines Vaters, daß Der ſo wenig vom Univerſitätsweſen verſtände und die ſoliden Grundſätze ſeines Frankfurter Handelsverkehrs auf ein durchaus freies und von vornherein bürgerlich unzurechnungsfähiges Leben übertrug. Er ſagte ſpäter noch oft mit Beſchämung: Was werden die Profeſſoren über dies philiſterhafte Verfahren meines Vaters gelacht haben! Herr Baruch hatte in der That von den Schulden ſeines Sohnes in Heidelberg ein Aufſehen gemacht, als handelte es ſich um eine Falliterklärung an der Frankfurter Börſe.

Börne hätte ſo gern ſein neues Studium der Cameraliſtik in Heidelberg zu Ende gebracht, aber der Vater, der ihn durchaus mehr in der Nähe und im Zwange haben wollte, drang darauf, daß er nach Gießen ging. Im Jahre 1808 ſah Börne einen Ort wieder, der ihm die erſte freundliche Ausſicht in die Welt geboten hatte. Es war die Macht der Gewohnheit, daß er Gießen nicht ſehen konnte, ohne zum Fleiß gemahnt zu werden. Mit dem Vorſatz, gründlich ſein neues Ziel zu verfolgen, kam er diesmal hin, mit dem Bewußtſein, ſeinem ſich ſelbſt gegebenen Worte treu geweſen zu ſeyn, verließ er es. Auch bot Gießen

zu wenig Zerſtreuungen dar, die ihn in ſeinem Eifer hätten erkalten laſſen. Eine Parthie Piquet mit Herrn von Meſeritz, dem jetzigen Verfaſſer der in unſern Zeitungen ſpukenden bekannten Tendenz-Berichte von der ruſſiſchen Gränze, damaligem Leutenant, war vielleicht Alles, was ſich Börne erlaubte. Er verabredete mit dem durch gleiche Studien und das frühere Penſionatsverhältniß ihm doppelt nahe ſtehenden Profeſſor Crome ſein baldiges Gelangen zur philoſophiſchen Doktorwürde. Er wurde noch in demſelben Jahre, als er nach Gießen kam, den 8. Auguſt 1808 Doktor der Philoſophie.

Vorher ſchrieb ihm Crome:

Carissime et honoratissime
Domine Doctorande!

Ihr Geſuch um die Ertheilung der philoſophiſchen Doctorwürde, habe ich mit meinem Bericht darüber, und mit Beiſchluß der beiden, von Ihnen eingereichten Abhandlungen, der philoſophiſchen Facultät zum Votiren vorgelegt.

Dieſelbe hat einmüthig beſchloſſen, daß Ihr Wunſch erfüllt werde, und Ihnen das ehrenvolle Diplom der philoſophiſchen Doctor-Würde ertheilt werden ſolle, und zwar in Hinſicht der manigfaltigen

ſchätzbaren Kenntniſſe, die Sie in den obengenannten beiden Abhandlungen ſowohl, als auch ſonſt bei mir und bei mehreren meiner Herren Collegen, an den Tag gelegt haben, ohne weitere Examen und Disputation.

Doch habe ich dabei der philoſophiſchen Fakultät verſichert, daß einer oder der andre von Ihren Aufſätzen in unſer Journal Germanien unter Ihrem Namen ſolle abgedruckt werden.

Hochachtend unterzeichne ich mich

Dr. Aug. Fried. Wilhelm Crome

Facultatis philosoph. Decanus.

Von den beiden in dieſem Schreiben erwähnten Abhandlungen iſt die eine, ein Jahr ſpäter, gedruckt worden *). Sie führt den Titel: Ueber die geometriſche Vertheilung des Staatsgebiets und iſt höchſt wahrſcheinlich Bruchſtück eines größern Werkes, welches Börne damals entworfen hatte und zum Theil auszuführen begann. Crome macht in ſeiner Zeitſchrift dazu folgende verbindliche Anmerkung:

„Nachſtehender Aufſatz wurde der hieſigen philoſophiſchen Facultät, unter mehreren Probeſchriften, von dem hier ſtudirenden jungen Iſrae-

*) Crome's Germanien. Band III.

liten, Herrn Dr. Louis Baruch, aus Frankfurt a. M., übergeben, wie derselbe auf der hiesigen Universität im vorigen Jahre die philosophische Doktor-Würde erhielt. Sie wurde damals gleich zum Druck bestimmt, da sie von den Talenten dieses jungen Mannes zeugt, der bei uns die Staats- und Cameral-Wissenschaft mit dem glücklichsten Erfolg studirte. Wir hoffen daher, das Publikum sowohl als der Herr Dr. Baruch selbst, werden den Abdruck dieser Schrift in unserm Journal mit Vergnügen bemerken, und letzterer unsere Zeitschrift noch mit mehreren Aufsätzen aus seiner geschickten Feder beschenken."

Dr. Crome.

Jenes umfassende Werk sollte, auch seinem Titel zufolge, über den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit handeln. In den davon gedruckten Bruchstücken erstaunt man, auf eine Idee zu stoßen, die Börne's ganze spätre politische Wirksamkeit schon zusammenfaßt. Er spricht von der natürlichen Arrondirung der Staaten, kommt auf die damals grade tausend Jahr alte Trennung Deutschlands von Frankreich durch den Vertrag von Verdün,

und behauptet, daß beide Länder in ihrer Vereinigung das Geſchick der Welt entſcheiden würden. Eine ſolche Idee war damals, als Napoleon Staaten ſchuf und zertrümmerte, keine Chimäre. Die Entwickelung des Gedankenganges, ſogar der Styl, alles trägt in dieſen, beſonders den noch ungedruckten Fragmenten, ſchon das Gepräge des ſpätern Börne'ſchen Charakters. Er entwirft ein lebhaftes Bild von der Lage Preußens vor der Schlacht bei Jena. Er nennt es den Geiſt der Mittelmäßigkeit was damals regiert hätte; nur durch ſeine Gewöhnlichkeit hätte man ſich in der preußiſchen Verwaltung pouſſiren können. Seine Definition des Staates als eines umfaſſenden Bandes für jede freie menſchliche Thätigkeit entſpricht vollkommen den ſpäter von ihm. vertheidigten Anſichten. Doch iſt ſeine Polemik noch harmlos, ſeine Satyre noch in der Freude über die originelle Art, wie ſie im Styl heraustritt, befangen. Vom Adel redend, ſagt er: „die Deutſchen werden regirt von Menſchen, die es ſich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzuſtammen.“ Er dringt darauf, daß „die Fürſten ſich mit den Philoſophen befreundeten,“ für welche harmloſe Bundesgenoſſenſchaft die ſpätre Aufregung das Wort: „Geiſt der Zeit,“ ſubſtituirte. Manche Bilder

verrathen den noch nicht ganz vergeſſenen Mediziner. „Das Leben,“ ſagt er, „liegt nicht in den Nerven, nicht im Blut, nicht im Gehirn u. ſ. w., ſondern in Allem liegt etwas davon.“ Ein andermal heißt es: „Wozu klagt man über die Unzuläſſigkeit der Heilmethoden und vergißt dabei, daß man ſo leben ſolle, der Aerzte gar nicht zu bedürfen!“ Indeſſen verrathen dieſe Aufſätze noch nirgends das Selbſtbewußtſein und Intereſſe am Formellen eines werdenden Schriftſtellers; der Stoff iſt es, der allein in ihnen nach Klarheit ringt.

Als Börne wieder nach Frankfurt zurückkehrte, wurde er in ſeinen nächſten Umgebungen mit Aufmerkſamkeit, in entfernteren nicht ohne Mistrauen aufgenommen. Seine Unſtätigkeit, ſein planloſes Studium, die Zwiſtigkeiten mit dem Vater hatten ihm einen Ruf gemacht, als Wankelmüthiger und Unzuverläſſiger. Die großartigeren Verhältniſſe, in denen er bisher gelebt hatte, mochten ihm ſelbſt die Anknüpfung an die zum Theil doch ſehr kleinſtädtiſchen Rückſichten Frankfurts wohl erſchweren. So kam er früh mit manchen, die ſich nicht die Mühe gaben, ihn genauer zu prüfen, in ein ſchiefes Verhältniß. Aeußre Auszeichnungen, die er erhielt, (z. B. wurde er den 5. November 1809

# I.

## Ueber die todten Kräfte der Geſchichte.

Jean Paul hat in ſeiner Sonnenrede jenen eiskalten, vernichtenden Gedanken gewagt, den Uebergang der Zeit in die Ewigkeit zu belauſchen. Alles, was wir denken und fühlen können, wird durch die beiden unſichtbaren und doch nicht weniger vorhandenen Bänder von Zeit und Raum zuſammengehalten. Wie niedere und höhere Luftſchichten fließen beide ineinander. Sie ſind der eigentliche Athem unſers Daſeins, ja Jean Paul hätte bedenken ſollen, auch der Athem der Poeſie. Denn niemals läßt ſich jene wirre Phantaſie, welche Zeit und Raum überflügelt, vor äſthetiſchen Geſetzen rechtfertigen. Dante miſchte immer noch etwas Hiſtorie, Milton immer noch etwas Mythe in die Einbildungskraft. Jean Paul gefiel ſich in jenen Zeit und Raum überſpringenden Geſtalten, welche den fürchterlichen Unthieren gleichen, die man in einem Glas Waſſer durch microſcopiſche Vorrichtungen wahrnimmt.

Alſo eines haltet wenigſtens feſt, den Raum, dieſen flüſſigen Aether, der nichts iſt, als unſer Gedanke. An die Geſtirne und die Erde, von denen ſich die Phantaſie doch niemals losreißt, klammert Euch: nur dies verſucht einmal

correſpondirendes Mitglied der cameraliſtiſch-ökonomiſchen Sozietät in Erlangen) *) war er nicht der Mann herauszukehren; ſich mit vermeſſener Selbſtſchätzung geltend zu machen, gelang ihm eben ſo wenig. Ob ſeine um das Jahr 1811 erfolgte Anſtellung im Polizeifache die Frucht ſeiner eignen Bemühungen war, iſt ſehr zu bezweifeln. Der Vater, in der Weiſe ſeiner Glaubensgenoſſen, viel auf Verbindungen mit einflußreichen Männern haltend, wird wahrſcheinlich die Haupttriebfeder dieſer einſtweiligen Verſorgung ſeines Sohnes geweſen ſein. Man nennt den damaligen Polizeidirektor von Ibſtein als den Vermittler der Anſtellung des jungen Doktor Baruch.

Zu den humoriſtiſchen Widerſprüchen, die uns die Geſchichte in ihrer Luſt an grellen Contraſten öfters aufzuſtellen pflegt, gehört auch der Frankfurter Polizei-Aktuarius Börne. Man giebt ſeiner Phantaſie ein Räthſel zu löſen auf, wenn man ſich den Verfaſſer der Briefe aus Paris in den finſtern Aktenſtuben des Frankfurter Amthauſes, des Römers, denken ſoll,

*) In das Journal dieſer Geſellſchaft, Paris Cameralcorreſpondent, 1809 Dezember, ließ er eine Abhandlung über das Geld einrücken.

wie er Päſſe viſiert, Wanderbücher prüft, Protokolle aufnimmt, und in Uniform und Degen bei feierlichen Anläßen die Würde der Polizei vertritt. Es wäre überdieß irrthümlich anzunehmen, daß Börne hier nur eine Rolle geſpielt hätte, über welche ſeine Wünſche und Anſichten hinaus geweſen wären. Börne hatte damals nur theoretiſche Begriffe vom Weſen der Staatsverwaltung und beſchränkte ſich in ſeinen politiſchen Meinungen, wie alle ſeine Zeitgenoſſen damals, auf die Beurtheilung Napoleons. Börne bewunderte ihn, ohne in ihm ſeinen Lieblingshelden zu ſehen. Börne ſtrebte ſogar nach dem Ruhm, in ſeiner Art ein tüchtiger Beamter zu ſein. Er war einer der fleißigſten und unverdroſſenſten Arbeiter im Römer, und zeichnete ſich durch friedfertige Duldung ſeiner an Geiſt und Kenntniſſen oft tief unter ihm ſtehenden Collegen und durch freundliche Zuvorkommenheit gegen die Bürger aus. Der Einſicht des nachmaligen Polizei-Direktors von der Thann gereicht es zur Ehre, daß er Börnes Fähigkeiten zu würdigen wußte und ihm ſchwierigere Arbeiten faſt ausſchließlich anvertraute, die dann nicht ſelten unter fremdem Namen gingen und Andern die Ehre brachten. Den Ruf der Unbeſtechlichkeit erwarb ſich Börne bei vielen Gelegenheiten, wo ihm von ſtreiten-

den Partheien, Grund- und Gerechtigkeitsbesitzern und ähnlichen Petitionären Anerbietungen zu Gewinntheilungen und dergleichen maskirten Unredlichkeiten gemacht wurden. Daß ihm das häufige Annehmen der wichtigthuenden Amtsmiene bei seinen Collegen zuwider war, bezeugt der Unwille, den er später oft genug über die Brutalität der Polizei aussprach. Doch legte er auch, wo sie nöthig wurde, Proben von Geistesgegenwart ab. Als baiersche Soldaten, im Jahre 1813, bei ihrem Einrücken in Frankfurt, Plünderungsversuche machten, sah man ihn neben andern Polizeibeamten diesem Beginnen mit gezogenem Degen Einhalt thun. Es ist dies wohl derselbe Degen, den einst in spätern Jahren noch ein Freund bei ihm in der Ecke stehen sah. „Fürchten Sie sich nicht vor ihm," sagte Börne, „es klebt kein Blut daran."

Die erste Anerkennung seiner geistigen Gaben verschaffte sich Börne durch seine Vorträge in der jüdischen Maurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe." In einem Gedenkbuch, welches diese Loge 1833 für Brüder herausgab, ist einer derselben mitgetheilt, den er im Jahre 1810 hielt. Friede und Liebe ist der Athem, der durch diese geistvolle Arbeit weht. Mit ergreifender Wahrheit wird darin das Thema umschrieben:

Woher kömmt es, daß der Geiſt der Logen, die Humanität, das Verborgene aufſuchen muß, um an ſeiner Vollendung zu arbeiten? Wer erkannte hier nicht ſchon die Keime der künftigen Entwickelung Börne's, eben ſo wohl, wie das Verhältniß, in welchem er ſich zur Freimaurerei fühlte? So leidenſchaftlich er früher für den Zweck derſelben glühte, ſpäter erkaltete er. Das Particuläre ſtörte ihn. Unter ſeinen Papieren befindet ſich eine Zuſchrift der Loge von Mannheim, die ihm unter dem 10. Jan. 1810 für eine Abhandlung dankte, deren Gedankengange ſie trotz der aufgewandten geiſtvollen Mittel des Verfaſſers doch nicht folgen könne. Er hatte darin gewiſſen Farbenſymbolen eine Deutung gegeben, die der Mannheimer Loge nicht zureichend erſchien. Dieſe Abhandlung müßte ſich gewiß im Archiv der letzteren auffinden laſſen. Aus Börnes ſpätrer Zeit verdient hier zuletzt noch angeführt zu werden, daß er einmal die Beſchränktheit einer der chriſtlichen Frankfurter Logen ſehr witzig widerlegte. Als die Rede davon kam, daß die Loge Sokrates zur Standhaftigkeit keine Juden zuließ, ſondern die Frage vorlege: Biſt du ein Chriſt? bemerkte Börne, daß in dieſem Falle der eigne Schutzpatron der Loge, Sokrates, an der Pforte würde abgewieſen werden müſſen.

Börne dachte damals noch immer nicht an ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, wohl aber mochte ihn dazu öfters ein Reiz überſchleichen, wenn er die Ergebniſſe ſeiner ſehr umfaſſenden Lektüre überſah und ſich der Vorzüge ſeiner Lieblingsſchriftſteller recht bewußt wurde. Dieſe waren damals Johannes von Müller und Voltaire. Bei Jenem zog ihn die gedrungene Tacitëiſche Ausdrucksweiſe, der lapidare Charakter ſeines jetzt uns weit mehr, als früher, erzwungen und gekünſtelt ſcheinenden Styls an; bei dieſem die Grazie, die Voltaire über die Behandlung ernſter Gegenſtände zu hauchen wußte, ſein Witz, ſein freimüthiges, wenn unbeſtochnes Urtheil. Die erſten publiziſtiſchen Arbeiten, mit denen Börne auftrat, tragen unverkennbar das Gepräge eines ſich an dieſen beiden Muſtern heranbildenden Studiums. Sie ſind durch den Einfluß Johannes von Müllers nicht ſelten ſchroff und ſogar unklar. Dr. Stifel, damals Redakteur des Frankfurter Journals, würde wohl im Stande ſeyn, die ſeit dem Aufſtand gegen Napoleon in jener Zeitung von Börne herrührenden anonymen kleinen Artikel näher zu bezeichnen. Sie tragen ganz den Stempel der fiebernden Zeitaufregung, ſind von einer lebendigen Vaterlandsliebe eingegeben, ſprühen einen tödt-

lichen Haß gegen Frankreich und Napoleon aus und würden eine größere Wirksamkeit gehabt haben, wenn sie jenen rhetorischen Abandon besessen hätten, durch welchen Görres im rheinischen Mercur so große Wunder that.

Börne, der den Aufschwung des Vaterlands mit allen Pulsen seines innersten Menschen mitempfand, ahnte nicht, daß er eines der ersten Opfer des Sieges seyn sollte. Kaum war die französische Herrschaft in Frankfurt gebrochen, so trat wieder die alte freistädtische Verfassung hervor. Der Senat nahm von seiner Souverainität Besitz, die Anstellung eines Juden hob sich von selbst auf. Börne erhielt, jedoch nicht sogleich, seine Entlassung. Man glaubte ihn zuerst durch Zurücksetzungen zu bewegen, sie selbst zu nehmen. Man überwies ihm geisttödtende Registraturarbeiten, doch schlugen diese Berechnungen fehl. Börne that, was man ihm übertrug und sah den Intriguen mit ruhiger Gelassenheit zu. Endlich, da man einen Juden nicht länger mehr im Amt lassen wollte, entschloß man sich, ihn zu entfernen, konnte ihn jedoch vermöge einer Bestimmung der Congreßakte hinsichtlich der Großherzoglich Frankfurtischen Staatsdiener die Pension nicht entziehen. Börne nahm auf das ängstliche Betreiben

seines Vaters diese mit 400 Gulden an, die er leicht auf das Doppelte erhöht bekommen hätte, wenn ihn nicht sein eingeschüchterter Vater von einem ernstlicheren Widerstande gegen die Unbill der Reaktion zurückgehalten hätte.

Man nimmt gewöhnlich diese bittere Erfahrung, die Börne in den Jahren der Befreiung machte, als den Wendepunkt seiner politischen Bildung an. Man hat aber Unrecht, wenn man glaubt, daß ihm persönlicher Groll oder gekränkte Eitelkeit die neue Richtung seiner Ideen gezeichnet hätte. Einmal war Börne durch seine Bildung und seinen Umgang darüber hinaus, daß ihm grade die Erinnerung an sein Judenthum hätte besonders empfindlich seyn sollen; sodann war er zu edel und unbefangen, um sich eine Weltansicht aus persönlichem Mißgeschick zu bilden. Das aber war der Sonnenblick, an dem sich seine politischen Begriffe aufhellten: Der Zusammenhang, in dem sein eignes Erlebniß mit dem stand, was sich mit dem Jahre 1815 nun ringsum ihn her zu offenbaren anfing. Deutlich genug sah er, daß sich eine ihm widerfahrene kleine Ungerechtigkeit an große Tendenzen lehnte, die immer offner hervortraten. Mit den entarteten Söhnen der Revolution wollte man auch die

großen Wahrheiten umstürzen, die die Revolution gezeitigt und den Lauf um die Welt zu machen geheißen hatte. Die Couriere, welche zwischen Wien und jenen Städten, in welchen die berühmten Reaktionscongresse gehalten wurden, hin und herflogen, rissen Furchen in das blutgedüngte Vaterland, in die man den Samen veralteter Meinungen und Vorrechte wieder zu streuen wagte. So Vieles, was uns die Restauration brachte, ging aus den edelsten Stimmungen des Zeitgeistes, aus einer schwärmerisch erwachten Liebe zum Vaterlande, zur Muttersprache, zum Christenthume hervor; aber die Intrigue benutzte diese Gefühle, um in ihrer trüben nebelhaften Dämmerung die eignen Vorrechte sicher zu stellen. Viele sonst besonnene Männer hatten das Unglück erst später das falsche Spiel zu durchschauen und es unbewußt, nicht selten zum eignen Verderben, in gutem Glauben mitzumachen; andere überblickten schon früher den Gang, den die Ereignisse nehmen würden, befreiten sich von jenen an sich schönen Täuschungen und Spiegelbildern eines neu erwachten Volksthums und bildeten sich jene Theorie allmälig aus, welche unter dem Namen des Liberalismus bald eine Parole des Partheiwesens werden sollte. Börne, keiner der schönen Ideen vom Vaterland, von deutscher

Einheit und Würde, von Volkserziehung und sittlich religiösem Ernste fremd, ahnte doch früh, wozu diese schönen Namen würden misbraucht werden und reifte in der Schule sich drängender, wirrer Ereignisse, die dem Siege von 1815 folgten, zu einer politischen Intelligenz, wie sie damals nur Wenige in Deutschland besaßen. In kleinen anonymen Artikeln, die er dem Frankfurter Journal überließ *), bildete er seine Darstellungsgabe und das Talent, unter schwierigen Verhältnissen die Wahrheit wenn nicht zu sagen, doch errathen zu lassen. Er widersetzte sich der zu großen Ausdehnung, welche man der Reaktion gestattete und trat als Anwald mancher guten Neuerung auf, die wir behalten sollten, ungeachtet wir sie der Fremdherrschaft zu verdanken hätten.

Börne's Charakter war zu harmlos, als daß er durch seine Amtsentsetzung sich hätte einem Abgrunde gegenüber fühlen sollen, einer dunkeln Zukunft, die er durch irgend einen Entschluß sich erleuchtet hätte. Es wäre allerdings leichtsinnig gewesen, hätte er sich vom

*) Doch wurden nicht alle gedruckt. Ihre Länge gestattete in dem damals sehr kleinen Blatte die Aufnahme nicht.

Zufall nur ſo fortſtrömen laſſen, er mochte wohl auf Pläne und Entſchließungen mancherlei Art ſinnen; aber mit einer gewiſſen Elaſtizität das Ruder ſeines Schickſals zu ergreifen, dazu fehlte ihm das ſanguiniſche Temperament. Auch waren die Bedingungen, von denen ſeine Zukunft abhing, unter allen Umſtänden ſehr ſchwierig. Was blieb ihm als Juden offen? Sich taufen laſſen — der Entſchluß keimte; aber es gehört in einem gefühlvollen Herzen Zeit dazu, bis er reif wird. Rückſichten auf Eltern und Verwandte traten ebenfalls hindernd dazwiſchen. Zunächſt konnte noch einige Hoffnung ſeyn, daß das Benehmen der neuen Frankfurter Regierung gegen die Juden in Wien oder vom Bundestage könnte caſſirt werden; denn es widerſprach aller Billigkeit. Die Judengemeinde in Frankfurt hatte ſich durch die Summe von 440,000 Gulden das Bürgerrecht erkauft; Preußens und Oeſterreichs Staatskanzler, die Fürſten Hardenberg und Metternich, verſicherten ſie ihrer thätigſten Verwendung und richteten ſelbſt Zuſchriften an den Frankfurter Senat, um dieſen zu einer billigen Ausgleichung zu bewegen. Die Gemeinde ſchickte Börne's Vater, J. Gumprecht und G. G. Uffenheim zum Wiener Congreß, die Akte des Congreſſes wahrt im Artikel 16 die Rechte der Juden

einen Augenblick, die Anſchauung der Zeit in Euch zu tödten.

Saturn hat ſeinen rieſigen Arm um die Welt geſchlagen. Im Stundenglaſe, das auf ſeinem Schoße ſteht, rieſeln lautlos die Jahrhunderte. Noch iſt ſein Auge wach: ſein Auge iſt die Zeit ſelbſt, der Augenblick ein Jahrtauſend.

Nun aber ſchliche über dieſe ermüdeten Wimpern die leiſe Dämmerung des Schlafes. In dieſes helle, mit buſchigen, weißen Brauen behangene Auge zöge die Nacht ein mit ihrer löſenden Kraft, die Nacht mit ihren gaukelnden Geſtalten und der greiſe Gott der Jahrhunderte wäre gefeſſelt von der unbeſiegbaren Macht des Traumes.

Nun wäre freilich, im unendlichen Raume ſchwebend, die Erde da. Aber die Unterſchiede der Zeiten irrten phantaſtiſch durcheinander. Keine Epoche iſt mehr eingeklammert, keine Thatſache mehr gefeſſelt, die Völker und die Jahrhunderte miſchten ſich zuſammen. Der Germane ſtünde lauſchend an jener Säulenhalle, in deren innerem Hofe unter ſäuſelnden Platanen der Grieche ſeine Weisheit hört. Napoleon läge über den Schultern Machiavell's und blickte lächelnd in den Fürſten, an dem der große Staatsſecretär ſchreibt. Friedrich nähme aus dem Munde des Epaminondas jene Regeln der ſchiefen Schlachtordnung, die aus Collin ein Leuktra hätte machen können; und Raphael zeichnete nicht die Bäuerin auf dem Felde, um Kirchen zu ſchmücken, ſondern die ſüße Königin des Himmels ſelbſt mit ihrem ernſten Kinde.

Genug des Bildes! Ich möchte von meinem träumenden Saturn eine philoſophiſche Anwendung machen. Welche Fäden ſpinnt das Alterthum in die neue Zeit? Iſt unſere Zukunft die Rückkehr einer endenden Schlange in

in Frankfurt; dennoch wurden auf den Grund des Ausdrucks: Les institutions seront basés sur le principe d'une parfaite egalité der Zukunft, die nähern Bestimmungen anheim gegeben, einer Zukunft, die Alles beim Alten ließ. Am liebsten hätte man wieder sämmtliche Juden in die Judengasse eingesperrt. Börne besorgte damals im Auftrage der Gemeinde eine lichtvolle Zusammenstellung der Aktenstücke, welche diese Frage erläutert; sie erschien 1816 unter dem Titel: „Aktenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt am Main."

Börne's Vater, der nicht umsonst in Bonn mit dem nachmaligen Fürsten Metternich zusammen in die Schule gegangen war (wenigstens erzählt man es in Frankfurt) war ein halber Diplomat. Er hörte zwar nicht auf, mit Eifer für die rechtliche Gleichstellung der Juden zu wirken, sah aber auch mit Schrecken, daß die Fürsten und ihre Rathgeber den erwachenden und von manchen Ideologen, wie Rühs, Fries und Anderen genährten Judenhaß theilten. So veranlaßte er zwar seinen Sohn, eine Brochüre zu schreiben: „Die Juden und ihre Gegner;" erschrak aber, als sie schon gedruckt war, so sehr vor dem bösen Blute, das diese Schrift setzen konnte, daß er sie selbst unterdrückte;

Gewiſſenhaft genug muß er dies betrieben haben; denn man möchte ſchwerlich von dieſer Schrift noch ein Exemplar aufzutreiben im Stand ſein. Eine kleinere Flugſchrift von Börne unter dem Titel: Für die Juden, erſchien auf Veranlaſſung der Poſſe: Unſer Verkehr, in der damals der Schauſpieler Wurm die gemeine jüdiſche Nationalität täuſchend lächerlich wiedergab. Sie wurde wenig verbreitet und iſt ihrem Hauptinhalte nach in die „Geſammelten Schriften“ aufgenommen.

Natürlich mußten dieſe verſchiedenen Federproben in Börne den Gedanken, als Schriftſteller zu wirken, immer klarer ausbilden. Nur Mistrauen in die eigne Kraft, vielleicht auch Mangel an Aufmunterung hielten ihn noch immer zurück, ihn mit Lebendigkeit zu erfaſſen und durchzuführen. Er hatte der Welt in der Richtung, die ſie zu nehmen anfing, ſo unermeßlich viel zu ſagen und grade weil er das Ende nicht abſah, wußte er noch immer nicht den Anfang zu finden. Schon im Jahre 1815 hatte er auf einer Vergnügungsreiſe nach Stuttgart Gelegenheit, den berühmten Buchhändler Cotta, der als ein Anhalt aller Talente bekannt war, zu ſprechen; doch erfolgte noch keine nähere Verbindung. Cotta bot dem Dr. Baruch die Spal-

ten seiner Zeitschriften an, die erst in späterer Zeit bestimmt waren, von seinen geistreichen Aufsätzen geziert zu werden. Die Unentschlossenheit des angehenden Schriftstellers wurde noch durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er arbeitete, vermehrt, zum Theil auch wohl durch den Mangel an Routine, der ihn bis an sein Ende nicht verließ. Er schrieb zwar leicht nieder, aber die Gedanken mußten sich vorher im Kopfe schon gerundet haben, sie mußten fertig auf das Papier kommen. Dazu war Börne im Ausdruck wählerisch, ein fehlendes Bild störte ihn lange und hatte er es, so sann er wieder auf die passendste Art, es anzubringen. Es war ihm die Haupttriebfeder des Schriftstellers, Ehrgeiz, gänzlich fremd; Neuerungssucht in dem Sinne, andre Menschen verbessern zu wollen, große Umwälzungen zu veranlassen oder wenn nichts, doch wenigstens Aufsehen zu erregen, kannte er nicht. Wenn er auch in seinem spätern schriftstellerischen Wirken von der Ansicht ausging, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth wäre, so konnte ihn doch Aussicht auf Gewinn eben so wenig locken. So gingen denn einige Jahre in planloser Zerstreuung hin. Seine Lieblingslektüre war um diese Zeit Jean Paul. Er las in den Häusern, die er am liebsten besuchte, bei Stiebel, Ochs, bei Reis

zuweilen den Frauen, deren Umgang er vorzugsweiſe liebte, vor, ließ ſich aber von dem eignen Intereſſe, das er an dem Dichter nahm, ſo bewältigen, daß z. B. über den Feldprediger Schmelzle ſein Vortrag im unauslöſchlichen Lachen, das er ſelbſt nicht zurückhalten konnte, erſtickte.

Dr. Stifel hatte im Jahre 1817 die Abſicht, eine Zeitung im conſtitutionellen Sinne, aber zu Gunſten der Regierung herauszugeben. Freiherr von Otterſtedt, der Preußiſche Geſandte, ermuthigte ihn dazu, Cotta erbot ſich zum Verlag. Börne ſollte für dieſe unter dem Namen Miniſterialblatt projektirte Zeitung gewonnen werden. Stifel und Börne reiſten nach Stuttgart, konnten ſich aber mit Cotta nicht einigen. Der Plan ſchlummerte ein und erſparte Börne die Verlegenheit, ſich in ein Unternehmen eingelaſſen zu haben, das zwar Freimüthigkeit im Schilde führte, ſeinen Anſichten aber auf die Länge großen Zwang angelegt haben würde. Börne erntete von dieſer Reiſe nichts, als den Stoff zu ſeiner Monographie der deutſchen Poſtſchnecke.

Im Juli 1817 verlebte Dr. Stifel mit Börne in Rödelheim bei Frankfurt einige ſehr angenehme Wochen. Sie beſorgten dem Rath Schloſſer (Göthe's



Bay. Staatsbibl. München

Schwager) die Correctur einer dort gedruckten Denkschrift für die Juden. Beide kamen sie bei einer Wasserfahrt auf der Nied beinahe einmal in Lebensgefahr.

Den 5. Juni 1818 that Börne einen Schritt, der ihm für sein ferneres Wirken unerläßlich schien. Er trat zum Christenthum, lutherischer Confession, über. Er war damals 32 Jahr alt. Pfarrer Bertuch in Rödelheim bei Frankfurt übernahm die geistliche Handlung, an der dessen Sohn, der damalige Handelsbeflissene Bertuch (jetzt in Italien) als Taufzeuge theilnahm. Von diesem Pathen nahm Börne noch den Namen Karl an, so daß er jetzt eigentlich Karl Ludwig Börne hieß. Wie er auf diesen letztern Eigennamen kam, ob er ihn sich selbst zusammensetzte oder irgend woher entlehnte, ist unbekannt und wird am wenigsten durch seinen humoristischen Stammbaum in den Pariser Briefen, wo er sich vom großen Bör ableitete, klar werden. Lange blieb Börne's Religionswechsel unbekannt; selbst seine nächsten Bekannten, sein eigner Vater, der es auch später lange nicht glauben wollte, wußten nichts davon. Ein Beweis, wie wenig er dadurch auf die Erlangung äußerer Vortheile oder eine Veränderung seiner gesellschaft-

lichen Stellung gerechnet hatte, ist sein wunderliches Verhalten, als er sich im Winter desselben Jahres zur Aufnahme in die Frankfurter Lesegesellschaft meldete. Als Herausgeber eines Journals, (es waren die ersten Hefte der Wage erschienen) schrieb er damals an einen der Vorsteher jener Anstalt, wäre ihm die Zeitungslektüre so sehr Bedürfniß geworden, daß er sich gern unter den Mitgliedern jener Gesellschaft befände. Der Brief lautet:

Ew. Wohlgeboren.

Ich erlaube mir mich an Sie als einen der Vorsteher der hiesigen Lesegesellschaft zu wenden. Es ist mein Wunsch, derselben als Mitglied beizutreten. Zwar haben mich Freunde versichert, daß ich Hindernisse finden würde, wegen meiner Abstammung von einem, ich weiß nicht welchem, der Zwölf Stämme Israels; indessen schmeichle ich mir, daß Sie meine herzliche Bitte berücksichtigen und mit Theilnahme für mich reden werden. Es ist mir nicht blos darum zu thun, den Vortheil, und den Genuß einer Anstalt, die sonst jedem wohleingerichteten Menschen offen steht, *) auch

*) Börne tadelte später oft, daß von dieser Lesegesellschaft der Handwerker ausgeschlossen ist.

mir zuzuwenden; dieſes allein würde meine Abneigung in eine Geſellſchaft einzutreten, wo auch nur zwei mich ungern ſehen, nicht haben überwinden können. Aber dieſe Leſe-Anſtalt iſt mir unentbehrlich, da ich Herausgeber einer Zeitſchrift bin (der Wage) und wir Journaliſten, wie Sie wiſſen, weder Honig, damit zu erquicken, noch Wachs, damit zu leuchten, machen können, wenn wir nicht auf den litterariſchen Wieſen, bald dieſe bald jene Blume ausſaugen. Man hat mich verſichert, daß Sie, wertheſter Herr, die Gefälligkeit ſelbſt wären, und ſich gewiß bemühen würden, meinen Wunſch in Erfüllung zu bringen.

Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu unterzeichnen

Ihr ergebenſter

Dr. Börne.

Frankfurt, den 12. November 1818.

(Im Johaniterhof auf der Fahrgaſſe.)

Man ſchlug ihm ſein Geſuch ab, weil die Geſetze der Anſtalt Iſraeliten ausſchloſſen. Nun war er doch Chriſt und konnte ſich als ſolcher geltend machen! Dies verſchmähte er. Man erfuhr ſeine Religionsänderung erſt, als er einige Jahre ſpäter einen verdrießlichen Handel mit der Polizei hatte, der ihn auf mehre Tage, wegen eines Mißverſtändniſſes, auf die

Hauptwache brachte. Der Aktuar wollte damals zur Einleitung des Verhörs, Namen, Stand, Religion u. ſ. w. aufſchreiben, hatte ſchon die Rubrik Religion mit: Iſraelitiſch ausgefüllt und hörte zu nicht geringer Verwunderung, daß Beklagter Chriſt war.

Börne's Uebertritt wurde zwar zunächſt nur durch das gleichzeitige Erſcheinen ſeiner berühmten Zeitſchrift: „Die Wage" veranlaßt; indeſſen mochte ihn doch vielleicht außer dem bloß politiſchen Grund zu dieſem Schritt auch der Umſtand beſtimmen, daß er dem Judenthum, ſeinen Gebräuchen und Lehren, völlig fremd geworden war. Er wollte von ſeiner einſeitigen Stellung zu ſeinen Glaubensgenoſſen frei werden und ſich zu einem überſichtlichen Höhepunkt aufſchwingen, von dem aus er alle Intereſſen Deutſchlands mit gleichem Scharfblick überſchaute. Der Einwand, daß er an dieſen als Jude gar nicht betheiligt ſeyn könne, mußte zuerſt zurückgewieſen werden. Der Gedanke, als Publiziſt zu wirken, war jetzt zu lebendig in ihm aufgegangen.

In den geſelligen Kreiſen, wo Börne zu verkehren pflegte, hatte man ihn oft über den jämmerlichen Zuſtand der deutſchen Tagesblätter klagen hören. Es fehle ihnen Taktik, Geiſt, Styl, alles, womit ſich die

Ideen eine ſchlagendere Wirkung erobern könnten. Man ermunterte ihn, doch ſelbſt mit einem Journal aufzutreten. Ich werd' es auch! ſagte er mit einem Ausdruck, der ſeine Beſcheidenheit verrieth; denn daß man ihn aufforderte, machte ihm den Entſchluß ſchon um Vieles leichter. Wie erſtaunte man, als Börne, an dem man ſchnelles Auffaſſen eines Planes und langſames Ausführen gewohnt war, in der That nach einiger Zeit erſchien und einem vertrauten Kreiſe ſeinen Proſpektus zur Wage vorlas! Er gefiel allgemein und bald trat das erſte Heft der neuen Zeitſchrift ans Licht. Sie ſollte in zwangloſen Heften erſcheinen und bandweiſe bezahlt werden. Börne, der damals im Johaniterhof auf der Fahrgaſſe (öſterreichiſches Beſitzthum) wohnte, nahm ſelbſt die Beſtellungen an, wandte ſelbſt die erſten Ausgaben an ſeine Unternehmung und hatte bald einen ſo guten Erfolg, daß er das erſte Heft neu auflegen mußte. Geheimerath Willemer beſuchte ihn ſogleich nach Erſcheinen deſſelben; von allen Seiten kamen Briefe und ermunterten den noch ängſtlichen Redakteur, in ſeinem Wirken fortzufahren. Wie, ſagten die, die früher nichts Beſonderes in ihm geſehen hatten, das wäre dieſer Doktor Baruch, der auf dem Römer nie ein ordentliches Protokoll abfaſſen

konnte? Die Wage verbreitete ſich zwar nicht in Maſſen, aber doch überall dorthin in Deutſchland, wo Urtheil genug vorhanden war, den Geiſt derſelben zu würdigen. Wie viel Aufſehen ſie in Wien machte, beweiſt die ſehr günſtige Meinung, welche Gentz über den Herausgeber zu Rahel Varnhagen ausſprach. Dieſe ſchrieb im Jahre 1819: „Dr. Börne ſchreibt ein Journal: Die Wage. Mir empfahl es Gentz als das Geiſtreichſte, Witzigſte, was jetzt geſchrieben würde, er empfahl es mir mit enthuſiaſtiſchem Lobe; ſeit Leſſing, ſagte er mir, — er meinte einen beſtimmten Artikel darin — ſeyen ſolche Theaterkritiken nicht erſchienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk ſein Lob an Witz, ſchöner Schreibart. Es iſt ſcharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodiſch, ganz neu, gelaſſen wie einer der guten Alten, empört, wie man ſoll, über Schlechtes in der Kunſt. Und ſo gewiß ich lebe, ein ſehr rechtſchaffener Menſch! Wenn Sie ſeine Theaterkritiken leſen und nie die Stücke geſehen haben, ſo kennen Sie dieſe, als hätten Sie ſie vor ſich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie ſeine Kritiken leſen. Sie lachen ſich geſund! Anderes von ihm kenn' ich nicht. Gentz tadelte ſtark ſeine po-

ihren Anfang? Welches ſind die ſchlummernden Kräfte der Geſchichte?

Schon in des Orients alten Sagen lebten die im Chriſtenthum verklärten Ideen. Auch bei den Perſern war im Anfang das Wort und das Wort war Gott und wurde in Mitra Fleiſch, das Wohnung auf der Erde machte. Noch heute lebt in Tibet jene ewige Fleiſchwerdung Gottes, eine permanente Idee, in welche ſich fromme Knaben hineinſtudiren, um die ſichtbaren Träger des Unſichtbaren zu werden. Im fernſten Indien geſtaltet ſich dreifach die Epoche der Offenbarung; in den blühenden Gärten, wo Kriſchna wandelte, iſt Chriſtus ſchon einmal angebetet worden. Sollten jene drei Weiſen, die aus Morgenland kamen mit ihren Geſchenken, nicht das Symbol dieſer Identität der Zeiten, das Traumſymbol Saturns geweſen ſein? Ja, flimmert in der griechiſchen Mythe nicht auch Herkules als Sonnengott, der in der Erde die Hölle bezwang und, von ſeiner eigenen Liebe verrathen, ſich auf dem Oetaberge opferte? Auch zwiſchen Orient und dem Norden weben ſich geheimnißvolle Bänder. Die Walkyre, welche in der Schlacht würgt, und die Keren, welche ihre Todesloose auf die ſcamandriſche Ebene ſchütten, die Mören im Hauſe des Meleager und die Nornen am Herde der Asgardiſchen Helden, ſind in ihrer Verwandtſchaft phantaſtiſche Zuſammenwürfelungen des Zeitengottes. Man ſollte glauben, daß die Menſchheit nur ein einziges Individuum wäre, welches ſich in den ach! ſo ſchmerzlichen Illuſionen dieſer Welt millionenfach widerſpiegelt.

Dieſe Verwandtſchaft fehlt in der Hiſtorie ſelbſt nicht minder. Denn hatte Rom nicht ſeinen Berg und ſeine Gi-

litiſchen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er ſie hätte.*)"

Daraus, daß die Regierungen auf die Wage aufmerkſam wurden, erſieht man wohl, wie ſehr man den leitenden Gedanken Börne's, die Politik, verſtand. So wie ſich ihm die politiſchen Ideen als Rektificationsmittel der trüben Luft, die ſich in unſern äſthetiſchen, moraliſchen, geſelligen Beziehungen angehäuft hatte, erwieſen und er jene zu vertreiben ſuchte, daß er den Eſſig ſeiner Satyre auf den heißen Stein der mißlichen politiſchen Verhältniſſe goß, eben ſo konnt' er auch äußerlich nicht unterlaſſen, ſeine Bilder aus politiſchen Regionen herzunehmen und in der ganzen Färbung ſeines Ausdruckes zu verrathen, daß ihm die

*) Später wurde Rahel ſogar Mitarbeiterin der Wage. Das letzte Heft derſelben bringt Briefe, die zum Theil durch mancherlei Perſönlichkeiten unklar ſind, zum Theil aber auch ſehr feine Aperçus und Appreheſionen (dies wird wohl der beſte Ausdruck für ihre Art ſeyn) über damals geleſene und noch jetzt werthvolle Bücher bringen. Unter Anderm ſagt ſie: „Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geſchrieben hätte, wären ſie ſchlechter? Oder iſt es aus der Organiſation bewieſen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann?"

Politik immer gegenwärtig war. Sie ſchimmerte wie ein ſeidnes Unterkleid durch einen Gaze-Ueberwurf immer wieder hervor. Konnt' er doch ſelbſt z. B. bei ſeinen Theaterkritiken nicht unterlaſſen, einmal von einer an der Frankfurter Bühne gaſtirenden Dame vom ſtändiſchen Theater in Grätz zu ſagen: Wenn die Stände in Grätz ſo leiſe ſprächen, wie dieſe Dame, dann müſſe es um die Freiheit Steyermarks ſehr ſchlimm ſtehen. Börne hatte keine Vorſtellung davon, wie manche zahme Journaliſten eine neu begründete Zeitung mit der Bemerkung ankündigen konnten: „die Politik iſt gänzlich ausgeſchloſſen" oder um es richtiger zu ſagen, Börne hat oft gerathen, allerdings ſolche, die Machthaber täuſchende Erklärungen zu geben, aber er konnte nicht begreifen, wie ſie ſich halten ließen. Er rieth den Freunden der Freiheit oft, Jeſuiten zu werden; wo keine freie Einfuhr erlaubt ſey, lieber zu ſchmuggeln; aber das einfältige Einhalten einer ſolchen Proſpektusverſicherung war ihm den zu bekämpfenden politiſchen Zuſtänden gegenüber, unerklärlich. In Paris vollends ſchien ihm auch eine ſolche Erklärung verdammungswürdig. Die kurz nach der Julirevolution geſtiftete Europe littéraire, die dem Gedanken Goethes von einer Weltliteratur großen Vorſchub hätte leiſten können, aber

bald der zu koſtſpieligen Begründung wegen eingehen mußte, hatte, um in Deutſchland Eingang zu finden, erklärt: Die Politik bleibt von unſern Spalten ausgeſchloſſen. Dies ſchien Börne ſchimpflich: denn eine Freiheit haben und ſie nicht benutzen, war ihm noch mehr als eine Thorheit. In Deutſchland entſchuldigte er die Wendung, wenn er auch nicht geſchaffen war, ſie einzuhalten. Ich mußte lachen, als mir Börne Ende des Jahres 1836 von Paris aus ſagen ließ, er wolle zu der in Frankfurt damals erſcheinenden „Börſen-Zeitung" eine Sonntagsbeilage ſchreiben, ganz „mit Ausſchluß der Politik." Ich wußte recht gut, daß Börne nur über die Taglioni und die Malibran zu ſchreiben brauchte und darum doch ſtaatsgefährlich bleiben würde.

Wir müſſen hier gleich an der Schwelle der Betrachtungen über Börne als Schriftſteller einen Punkt erwägen, der bedenklich ſcheinen könnte. Börne ſprach in ſeiner Wage über Kunſt, Literatur, Geſellſchaft und hatte dabei immer nur den Maaßſtab der Politik. Es iſt nun aber in neurer Zeit zu einem ſehr folgenreichen Streite über die Frage gekommen: In wie fern politiſche Maaßſtäbe zur Beurtheilung dichteriſcher Eigenthümlichkeiten ausreichen? Daß man ſie anlegte,

war gewiß eine Nothwendigkeit, die einmal in der Zeit lag. Unſre Literatur hat ſich während der ſchönſten Zeit ihrer Blüthe nur in Zuſtänden heimiſch gefühlt, welche dem unmittelbaren Bewußtſein der Gegenwart fern lagen. In Griechenland, Rom, im alten Germanien, in den Nebeln des Nordens bewegten ſich die Anſchauungen der Dichter und die Philoſophen beſchäftigten ſich eher damit, das Räthſel der Weltſchöpfung zu löſen, als eine ſchwebende Frage der Zeit. Jedenfalls mußte gegen dieſe idealiſche Welt eine Reaktion ſtatt finden, die um ſo gewaltiger war, als ſie mit den Stürmen der politiſchen Erlebniſſe ſelbſt heraufzog und ſich nach und nach ſogar mit Geiſtesrichtungen und Dichtern verbinden konnte, welche die Stimmungen des nächſten Moments der Zeitgeſchichte wiedergaben und die Leier nur zu vaterländiſch-freiſinnigen Geſängen ſtimmten. Die Fürſten hatten an dem Aufſchwung unſrer klaſſiſchen Literaturperiode einen Antheil gehabt, den ihre Söhne an dem ihr folgenden ſilbernen Zeitalter nicht mehr nehmen wollten, weil ſie vor dem neuen Geiſt der Dichter und Schriftſteller erſchraken. Diejenigen Heroen der literariſchen Vergangenheit, welche in die neue Gegenwart noch hinein lebten, konnten ſich in dem Weſen derſelben

nicht zurecht finden und Goethe zeigte ſogar unverholen, daß ihm das Studium der Gall'ſchen Schädellehre mehr Intereſſe gewähre, als die Neuerungen unſres öffentlichen Geiſtes ſeit dem Sieg über Napoleon.

So lange ſich der patriotiſch-freiſinnige Zeitgeiſt gegen jene Thatſache entrüſtete, war er ohne Zweifel in dem vollen Recht, das die Gegenwart an ſich ſelbſt hat; das Fehlerhafte fing nur an, als man über dieſe Thatſache als ſolche hinaus ging. Nicht genug, daß man die vorzugsweiſe ariſtokratiſchen Ueberlieferungen der klaſſiſchen Periode mit jener Sprödigkeit ablehnte, die der aufgeregten Stimmung nicht verdacht werden konnte; man dehnte ſeine Oppoſition auch über die Gegenwart aus, und übertrug ſie in eine Vergangenheit, die ſich unter Umſtänden entwickelt hatte, welche ſie in politiſcher Hinſicht von vornherein unzurechnungsfähig machten. Von den Geſinnungen ſtürmte man zum Talent ſelbſt über und glaubte, nachdem erwieſen, daß Goethe ein Ariſtokrat war, auch erweiſen zu können, daß er kein Genie hatte.

Börne hat ſich bei dieſer Bilderſtürmerey indeſſen nie von dem Fanatismus fortreißen laſſen, den Wolfgang Menzel zur Schau trug. Börne empfand die vornehme Excellença Göthes ſchmerzlich genug, er

geißelte die ariſtokratiſche Ruhe dieſes Ueberglücklichen mit mehr als bloß kaltem Spott, er geißelte ſie mit glühendem Zorn und nicht verhaltener tiefſter Erbitterung; über die Geſinnung ging er aber kaum hinaus, ſich anmaaßend, dasjenige, was er verderblich nannte, auch ſtümperhaft zu nennen. Börne trat auch nicht wie Menzel im Intereſſe andrer Richtungen, z. B. der Romantik auf, welcher die Goethen abgeriſſene Pracht und Herrlichkeit angeflickt werden ſollte, ſondern es war ein urſprüngliches, rein menſchliches Gefühl, welches er durch Goethes Stellung in Deutſchland an ſich verletzt ſahe. Er verlor ſich nicht ſo wie Menzel in die frühſten Anfänge des Dichters, zergliederte nicht Goetz, Werther und Egmont ſchon in dem Geiſte von 1819, ſondern eben weil er dieſe Größe Goethen laſſen mußte, war es ihm um ſo ſchmerzlicher, ihn nicht lieben zu können. Erſt in der heftigen Aufregung, in die ihn die gehäſſige Aufnahme ſeiner erſten Pariſer Briefe verſetzte, ließ er ſich gegen Goethe zu offenbaren Ungerechtigkeiten hinreißen. Die Kritik der Goethiſchen Tag- und Jahreshefte im dritten Band der Pariſer Briefe iſt nicht frei davon. Sie verwandelt das, was man an Goethe bemitleiden muß, in offenbar Haſſenswürdiges; ſie macht aus dem, was

Goethe nach dem ganzen Verlauf ſeiner Bildung nicht leiſten konnte, etwas, das er ſeiner argen Natur nach nicht leiſten wollte.

Um die Stimmung, die Börne gegen Goethe empfand, hier gleich vollends zu würdigen, muß man wiſſen, daß ſie beide Landsleute waren. Börne konnte den ganzen Bildungsgang der Goethiſchen Jugend verfolgen; er wurde, ſo oft er von der Zeil und dem Türkenſchuß nach dem Eſchenheimer Thore in Frankfurt einen kürzern Weg nehmen wollte durch die ſchlimme Mauer, den Schauplatz des von Goethe erzählten Knabenmärchens, an den vornehmen Geheimrath in Weimar erinnert. Er kannte die patriziſchen Einflüſſe, die auf Goethes Jugend gewirkt hatten, er wußte das eigenthümlich Hochfahrende und ächt Frankfurteriſche in der Frau Rath genugſam zu würdigen, um ſich Goethe in ſeiner gemüthlichen Erſcheinung ganz klar zu machen. Die Abneigung Goethes gegen das Judenthum, eingeimpft ſchon durch die Geburt, anerzogen durch die Frankfurter Sitte, mochte nicht wenig zu ſeiner Verſtimmung gegen Goethe beitragen. Und ſoll ich ganz ſagen, was ich denke, ſo iſt es mir oft, als hätte Börne darauf gerechnet, daß Goethe irgend wie ſeine Aeußerungen über ihn erfahren würde; nicht

als hätte ihn Eitelkeit dies wünschen laſſen, wohl aber gönnte er ihm in ſeiner vornehmen Abgeſchiedenheit, in dem Schooß jener künſtlich arrangirten Glückſeligkeit, wo weibliche Sorgfalt jede Unannehmlichkeit von ihm abzuhalten ſuchte, einmal den Einblick in Meinungen und Urtheile über ihn, die von den aus Berlin jährlich zum 28. Auguſt ankommenden Weihrauchopfern ſehr verſchieden waren. Er gönnte ihm, daß er noch vor ſeinem Tode erführe, wie ihn die neue Zeit faſſe, und wie ihn nichts retten könne vor der Verurtheilung, die der erzürnte Genius des Vaterlandes, die beleidigte Göttin der Freiheit über ihn verhängt hätte.

Sonſt wüßten wir nicht anzugeben, daß Börne je etwas Geiſtloſes und Gewöhnliches deshalb angerühmt hätte, weil es patriotiſch und liberal war, wie es Menzels Sitte; im Gegentheil konnte ihn nichts tiefer ſchmerzen, als Geiſt mit ſchlechten Geſinnungen vereinigt und bei guten mangeln zu ſehen. Seine Briefe aus Paris verrathen ſpäter oft das unheimliche Gefühl, daß ihn beſchlich, wenn er enthuſiaſtiſche Aeußerungen freier Ideen hörte und doch an dem, der ſie ausſprach, nichts fand, was ihn feſter hätte anziehen können. Er hat ſeinen Ueberzeugungen nie den Geſchmack geopfert. Er hat ſich nie entſchließen können,

einen gewiſſen äſthetiſchen Ariſtokratismus an ſich zu unterdrücken. Man kann Jemandes beſter Freund ſein und ſich doch nicht entſchließen, mit ihm in einem Bette zu ſchlafen.*)

Die Liebe zur Freiheit iſt wie jede edle Leidenſchaft oft ungerecht, öfters aber noch unausſprechlich. Zuweilen iſt ſie auch nur deßhalb ungerecht, weil ſie ſich nicht ausſprechen läßt. Börne kam hier zuweilen in verwickelte Colliſionen ſeines Geſchmacks für

*) Börne achtete die Form zu wenig, um von dem Studium Goethes beſonders angeſprochen zu werden. Er ſagte oft, wenn er ein Buch von ihm las, während des Leſens: «Ich weiß nicht, mir wird ganz dumm im Kopfe.» Jean Paul dagegen rege ihn ſo gewaltig an, das er ſich von einem ganzen Heere von Ideen umſchwirrt fühle, er könne nur zugreifen und hätte immer etwas Bedeutendes. Börne hatte die Abſicht einmal noch gegen den Fauſt zu ſchreiben. Doch hintertrieb er es, daß ſeine Urtheile über Goethe in's Franzöſiſche überſetzt würden. Es war ein vaterländiſcher Stolz, der ihn beſtimmte, die Franzoſen nicht einen Geiſt mißachten zu lehren, deſſen Tiefe ſie ſchon an und für ſich nicht zu begreifen verſtanden. Börne war einmal nahe daran, Goethen in Weimar vorgeſtellt zu werden; von Holtei wollte ihn einführen. Doch ſchlug es Börne aus.

das Schöne und ſeiner Sympathie für das Richtige. Aus dieſem Geſichtspunkt war mir aus ſeiner ſpätern Zeit immer ſeine Beurtheilung des „Trauerſpiels in Tyrol“ von Immerman intereſſant. Es ſtörte ihn etwas an dieſer Dichtung und doch zog ſie ihn an. Er fühlte an dieſem Werke etwas, das ihn lähmte, kann es nicht recht ausdrücken und wiedergeben, hundert Gedanken laufen ihm queer über den Weg, keiner iſt der rechte und doch will jeder erwogen ſein. Er räumt dem Dichter alles ein und ſagt zuletzt: Nein, es iſt doch, doch etwas darin, was mir fremd iſt und bleiben wird. In einer ſolchen Stimmung greift er wohl zur Dialektik, die er denn auch gegen Immermanns Hofer ſcharfſinnig genug in Anwendung gebracht hat.

Wenn bei Börne Fälle eintraten, wo die Idee der Freiheit mit dem Geſchmack collidirte, ſo wird man nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft ſein, daß er der erſten das Vorrecht einräumte. Er ging wie man an dem vorigen Beiſpiel ſehen konnte, hart daran; „aber,“ ſagt er, „in einer wüſten, kahlen, menſchenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es ſich nur fülle, daß es nur fortbeſtehe.“ Indeſſen gab es doch einen Maaßſtab, der ihm noch höher ſtand, als der politiſche; das war der moraliſche. Man

ronde, wie einſt Paris? Oſtraziſirten die Florentiner nicht die Verdienſte ihrer Bürger, wie die Athener auch? Und lag in dem, was in den Schluchten des Taygetus die rauhe Doriſche Philoſophie erzeugte, nicht ſchon Alles, was ſpäter St. Simon und Fourier über Frauen, öffentliche Erziehung und gemeinſchaftliche Mittagsmahlzeiten gelehrt haben?

Die Geſchichte iſt demnach eine ewige Regeneration. Ihre Erſcheinungen ſind elaſtiſch: ſie geben nach und dehnen ſich wieder aus. Eine Epoche reſtaurirt ſich durch die andere. Das Alterthum und die Griechenwelt ſind nicht verloren. Wo war das Chriſtenthum im ſechszehnten Jahrhunderte? Die claſſiſchen Studien hatten es verdrängt und Luther mußte wieder an den alten Born der Bibel zurücktreten, um eine neue Religion zu ſtiften. Das Zeitalter der Revolution warf die Menſchheit noch weiter zurück, in die lallenden Anfänge der Kindheit, in die Experimente einer Philoſophie ohne Vorausſetzungen. So wirren ſich die Zeiten durcheinander und eröffnen uns eine Ahnung in jene Ewigkeit, wo keine Partei, keine Autorität mehr gelten und die Geſchichte daliegen wird, offen und nackt, wie der Boden eines Teiches, von dem man das Waſſer abließ. Wie erhaben jener Tag, der nicht mehr Tag iſt! jener Moment, wo das unſichtbare, dünne Gewebe unſerer Anſchauungen, dieſe Kategorie der Zeit, von dem Ewigen, nämlich dem menſchlichen Geiſte und ſeiner That, herabfällt, wo man Euch überraſchen wird in den Armen Plato's oder ſitzend im Schoße Chriſti, wo ſich Brutus und Cäſar begrüßen werden und Robespierre erſchrickt, vor den gewaltigen Schultern Danton's zu ſtehen!

verſtehe mich recht! Die moraliſchen Maaßſtäbe ſind in Verruf gekommen, ſeitdem ſie von der Prüderie und der Scheinheiligkeit angelegt wurden. Börne's moraliſcher Maaßſtab war ein weit höherer; es war das Maaß des Gemüths und der Ehre. Das Malhonnette, Unhonorige war ihm tief verhaßt. Wir werden ſpäter, bei Entwickelung ſeines Charakters, auf dieſen Adel des Herzens und eine ganz eigenthümliche Form, in der er ſich bei ihm ausſprach, zurückkommen; hier intereſſirt uns nur die Anwendung deſſelben auf ſeine Kritik. Börne verachtete z. B. den Schiller'ſchen Wilhelm Tell. Dieſer geprieſene Held der ſchweizeriſchen Freiheit war ihm ſchon in ſeiner Wage, nicht nur ein Philiſter, ſondern ſogar ein ſchlechter, unedler Menſch. Börne konnte entſchuldigen, daß Jemand für die Freiheit ſeines Vaterlandes vielleicht einen Mord beging, vielleicht einen falſchen Eid ſchwor; aber er konnte nicht entſchuldigen, daß Jemand, um Allen dienlich zu ſein, ſein Kind opfert. Daß Tell den Apfel vom Haupt ſeines Kindes ſchoß, empörte ihn; er ruft aus: „Tell hätte nicht auf ſeinen Sohn ſchießen dürfen und wäre aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden!“ Etwas Trübes liegt, genau geprüft, allerdings auch in dieſer Ideenverbindung, doch hängt ſie mit

andern dunkeln Gemüthsſtimmungen zuſammen, die wir ſpäter entwickeln werden; wenigſtens beweiſt dieſer Ausſpruch, daß Börne kein ſtarrer Begriffsmenſch war, kein kalter Terroriſt, wie man ihn zu ſchildern pflegt, ſondern ein ſanftes Gemüth, dem die Liebe eines Vaters zu ſeinem Kinde noch höher ging, als die Liebe zur Freiheit.

Will man Börne's politiſche Ideen darſtellen, ſo muß man ſie von der praktiſchen und theoretiſchen Seite auffaſſen. Jene ſind die ſichtbaren blauen Adern, die ſich auf der ſchönen Haut ſeiner Schriften ſchlängeln, dieſe die tiefer liegenden Muskeln. Um jene zu ſchildern, muß man das Gemälde der politiſchen Lage Deutſchlands aufrollen und die Geſchichte erzählen, wie ſie ſeit dreißig Jahren, von Napoleons Invaſion bis zu der Ohnmacht der deutſchen Ständekammern geworden. Börne ergriff als Publiziſt die Feder kurz nach dem Sturze Napoleons: die Abneigung gegen Napoleon, den Teſtamentsverfälſcher der Revolution, verließ ihn nimals. War Börne nicht edel? Das Ende der franzöſiſchen Herrſchaft in Deutſchland nahm ihm eine achtbare Stellung, die er auf der Frankfurter Polizei bekleidete, und doch erfüllt ihn der Gedanke an die Schmach des Vaterlandes ſtets nur mit Grauen.

Er hat nie die Vorſtellung jenes Napoleon verlieren können, der die Revolution nur deßhalb bändigte, um ſie zu ſeinem Pudel abzurichten; jenes Napoleon, der alle Traditionen derſelben abſchwor, nur um ſeine erzwungene Herrſchaft mit der Legitimität, der kirchlichen und weltlichen, auszuſöhnen. Er haßte die Verwaltungsgrundſätze Napoleons, ſeinen Verrath an der einzigen Frucht, die am Baume der Revolution zur vollendeten Reife gekommen war, der conſtitutionellen Freiheit, er haßte ſeine Kriege, weil ſie die leichtſinnige Vergeßlichkeit der Franzoſen ſchüren und ihre Gedanken von Dem ablenken ſollten, was ihnen Napoleon genommen hatte. Den Hoffnungen, die der Sturz des Corſen nährte, entzog ſich Börne nicht. Er war wirklich keiner von den Klugen, die nur deßhalb, weil ſie des Enthuſiasmus nicht fähig ſind, ſchon damals geſagt haben wollen: ich ſah das alles voraus. Aber um ſo bittrer mußte Börne's Enttäuſchung ſein. Die feierliche Ankündigung der heiligen Allianz, der das einzig freie Volk Europas, England, nicht beitrat, weckte ſeine Beſorgniß; die Verhandlungen des Wiener Congreſſes beſtätigten ſie. Die alte Zerſtümmelung des Vaterlands blieb, aber noch konnte man hoffen, der Bundestag würde mehr als eine bloß diplomatiſche

Repräſentation werden. Männer, die für Patrioten galten, bildeten damals noch einen Theil dieſes Areopags; aber bald wurde er, wie die großen Mächte ſagten, epurirt. Jene Reaktion, deren ariſtokratiſchen, hierarchiſch-jeſuitiſchen, abſolutiſtiſchen Zwecke von einer beſtens organiſirten Polizei ſchnell ins Werk geſetzt wurden, trat auf den Congreſſen in Aachen, Carlsbad, Verona immer unverholener hervor, die freiſinnigen Staatsmänner, welche mit dem Volke glaubten, die letzten Kriege ſollten uns nicht bloß von den Franzoſen, ſondern auch von jenen politiſchen Uebeln befreit haben, die jene ſo leicht zu Siegern über uns gemacht hatten, wurden genöthigt, ihren Abſchied zu nehmen und traten zum Theil ſogar in die Reihen der Oppoſitionen ein, die ſich bei den in aller Eile gegebenen Verfaſſungen von ſelbſt bilden mußten. Einzelne befangene, irrende oder beſtochene Köpfe mißbrauchten ihr größres oder geringeres Talent, um gleichſam a priori ſolche politiſche Theorieen aufzuſtellen, die doch nur erfunden waren, um die Anſprüche der Ariſtokratie ſcheinbar rechtlich zu begründen; ſelbſt die Religion, die chriſtliche Religion, die Religion der Freiheit, wurde gebraucht, um die Unterthänigkeit des Volkes zu lehren. Freiſinnige Lehrer der Jugend wurden verdächtigt. Viele

ihrer Stellen entſetzt, manche eingekerkert. Die Reaktion lockte natürlich etwas von einer Revolution hervor. Da man die Freiheit und die Nationaleinheit in der Idee, die das deutſche Volk damit verband, bedroht ſah, bildeten ſich, ſie zu ſchützen, geheime Vereine. Sie wurden entdeckt und die Gefängniſſe füllten ſich mit jungen Männern, deren Schickſal doch nicht hindern konnte, daß andre immer Das wieder aufnahmen, was die Vorhergegangenen verloren gegeben hatten. Um das Volk zu verwirren, wirkte man auf die ſchlechten Leidenſchaften der Maſſe, auf den Zunftgeiſt, den Religionshaß; man ließ die Juden die Heloten der Neuerungsluſt werden, wenigſtens behaupteten die Juden, daß ſie in den freien Städten bei den Behörden einen für ihre bedrängte Lage unverhältnißmäßig lauen Schutz fanden. Es kam den Intriguanten damals alles darauf an, daß die Begriffe von Freiheit und bürgerlichen Rechten dem Volke ſelbſt verdächtig würden. Börne faßte auch in der Wage dieſe Verfolgungen der Juden vortrefflich auf. Nicht wie Andre wandte er ſich mit bittern Vorwürfen an die Chriſten, nicht wies er ſatyriſch, wie das leider nur zu ſehr bei den Emanzipationsſchriftſtellern Sitte iſt, auf die „Religion der Liebe“ hin; ſondern er bemitleidete die Maſſe, die nur

einem falſchen Wahne, auf fremde Verführung, folgte. Er verglich noch ſpäter dieſe Judenverfolgungen mit der indiſchen Schlangenjagd. Um die Schlange zu erlegen, jage man ihr einen Ochſen in den Rachen; ſie freſſe ſich ſatt und läge dann unbehülflich da, jedes Kind könne ſie tödten. Börne kannte den Charakter der Deutſchen. Eine Heldenthat, die Niemanden von den Angreifenden etwas koſtete, nicht einmal Blut, viel weniger Geld, hält lange im Bewußtſein der Deutſchen vor: ſie ſprechen hundert Jahre davon und wiſſen ſich mit ihr für tauſend Niederlagen zu tröſten.

Mitten in der vollen Thätigkeit dieſer rings um Deutſchland beveſtigten reaktionären Schrauben, die alles politiſche Leben hemmten und eine Freiheit nach der andern erdrückten, verſuchte Börne, in ſeiner Wage über die Politik des Tages zu ſchreiben. Er griff die Geſetze, welche zur Beſchränkung der Preßfreiheit gegeben wurden, behutſam, aber deſto treffender an. Er ſchrieb ſeine geiſtvollen „Schüchternen Bemerkungen über Oeſterreich und Preußen," in welchen er das Weſen beider Staaten in ihrer wechſelſeitigen Ergänzung darſtellte, wohl aber auch mehr als ahnen ließ, wie gefährlich für Deutſchland dieſe Ergänzung werden müßte, wenn beide Staaten auf eine Gattung

von Politik hinarbeiteten, an der ſich damals noch zweifeln ließ, da ihre Werke noch nicht für ſie zeugten. Zuweilen gab Börne Überſichten über die damalige politiſche Lage, aus denen das Zuſammenwirken einer und derſelben feudaliſtiſchen Parthei in Spanien, Italien, Frankreich und Deutſchland hervorging; er theilte die Anſichten ausländiſcher Publiziſten über Deutſchland mit. Aphorismen griffen kleinere Ereigniſſe aus der Tagesgeſchichte auf und brachten ſie unter den allgemeinen Geſichtspunkt ſeiner leitenden politiſchen Gedanken.

Als Börne das erſte Heft ſeiner Wage dem ihm befreundeten Schauſpieler Weidner, einem denkenden Künſtler, überſandte, ſagte er in dem Begleitungsſchreiben: „Für Sie ſind die Theaterkritiken meines Journals nicht; ſie ſind nur für ſolche Leſer, die einer Lockſpeiſe bedürfen, um auch das Uebrige zu leſen.“

Börne hat ſpäter oft die Strenge ſeiner dramaturgiſchen Urtheile bereut. Er ſagt ſelbſt, daß er die Anforderungen, die er als Herausgeber der Wage an die Leiſtungen des damaligen Perſonals der Frankfurter Bühne machte, niedriger geſtellt haben würde, wenn er ſich ſchon damals überzeugt hätte, daß auf

den meiſten deutſchen Theatern nicht beſſer geſpielt wird, als es damals in Frankfurt wurde.

Börne ging an ſeine Theater-Kritiken mit außerordentlich viel Gewiſſenhaftigkeit. Er ſuchte ſich vor der Aufführung immer erſt mit dem Stücke ſelbſt, falls es gedruckt zu haben war, bekannt zu machen; ſo konnte er ſeine Aufmerkſamkeit allein auf das Spiel richten und gerieth nicht in Gefahr, vom Intereſſe der Fabel ſo beſchäftigt zu werden, daß er darüber die Mängel ihrer Darſtellung überſah. Er ſtellte an die Schauſpieler die Anforderung, daß ſie ihm die Wirklichkeit täuſchend wiedergäben und uns die Illuſionen des Theaters vergeſſen ließen. Statt deſſen fand er meiſt, daß die ſogenannten Künſtler ihr Spiel grade nur für das Theater berechneten und ſelten in den Rollen die ſie wiederzugeben hatten ganz aufgingen. Wer den Böſewicht ſpielen ſollte, fürchtete ſich, ſeine Gutmüthigkeit ganz zu verläugnen; wer von den Damen alt ſein ſollte, hüthete ſich wohl zu verbergen, daß ſie noch um einige Jahre jünger wäre, als ihre Rolle. Börne, ein feiner Beobachter des menſchlichen Gemüths, in unſern geſellſchaftlichen Begegnungen ſehr empfänglich für den Anſtand, war fortwährend auf der Folter, wenn er dieſe gänzliche Ermangelung aller pſychologi-

ſchen Wahrheit ſich ſpreizen, im Lehnſtuhl hin und her werfen, in leidenſchaftlichen Momenten ſtöhnen und tragiren ſah. Er kannte den Hof nicht, aber er wußte, daß kein Fürſt mit ſeiner Frau ſo ſpricht, wie Clauren im Hotel de Wiburg einen ſprechen läßt und der Schauſpieler, nun gar noch outrirend, es wiedergiebt. Man hat gut ſagen, daß Börne ſein Urtheil milder hätte ausſprechen ſollen! Einem Mann von Urtheil und Geſchmack iſt nichts ſo peinigend, als der Beifall, der den Fehlern der Schauſpieler geſpendet wird. Wer eine Zeitſchrift herausgiebt, die das Schauſpiel einmal in den Kreis ihrer Beſprechungen gezogen hat, kann ſo wenig wie die Satyre, ſo wenig ſeine wahre Meinung über den geſtrigen Theaterabend unterdrücken Wer keine Rückſicht auf ein Freibillet nimmt, von den Schauſpielern bei ihren Benefizen kein Prozent von der Einnahme erwartet, durchreiſenden Schauſpielern ſich verläugnen läßt, und die Empfehlungsbriefe, die ſie mitbringen, uneröffnet in den Papierkorb wirft, wer nicht das Caffehaus beſucht, wo ſich die Mitglieder des Theaters zu verſammeln pflegen und ſich abſtumpft gegen jede auch noch ſo lockende Gelegenheit, die nähere Bekanntſchaft der erſten Liebhaberin zu machen, und dabei den Geiſt, die Kenntniſſe und den Geſchmack

Börnes beſaß, konnte nicht anders urtheilen, als er urtheilte. Einem freien Kritiker ſcheint an der Ordnung der Dinge etwas verrückt zu ſein, wenn die Intenſion eines Dichters von einem Schauſpieler nicht verſtanden oder aus übermäßigem Verſtändniß verzerrt wird. Er hat nicht eher Ruhe, bis dem Dichter, bis der Natur wieder ihr Recht geſchehen und man möchte, wenn es auch lächerlich klingt, faſt ſagen, die Lücke in der Weltordnung compenſirt iſt.

Börne war aber nicht bloß ſtreng gegen die perſönliche Leiſtung des Schauſpielers, ſondern eben ſo gegen den Regiſſeur. Da er die Wiedergabe der Wirklichkeit täuſchend verlangte, ſo konnte ihn im Arrangement der Stücke, ihrer Scenerie, namentlich aber in der Comparſerie nichts ſo ſehr verletzen, als was den Theaterplunder zu grell herausſtellte, die nachgiebige Phantaſie und Ergänzungskraft des Zuſchauers zu ſehr in Anſpruch nahm. Ein bürgerliches Zimmer, das zu koſtbar, ein Prunkgemach, das zu einer Bürgerwohnung gehören ſollte, beleidigte ihn. Durchaus komiſch ſind in ſeiner Dramaturgie die ewigen Klagen, daß für die Hölle, z. B. im Don Juan, viel zu wenig Feuerwerk verwandt wird, daß nicht genug Schwärmer praſſeln und alles nur auf eine jämmerliche Komödie berechnet

Aber nicht nur die ſchlummernden, ſondern auch die todten Kräfte der Geſchichte verdienen Beachtung, jene zeitloſen über die Erde ausgeſtreuten Möglichkeiten, jene an alles Leben ausgetheilte hiſtoriſche Dynamis. Same der Geſchichte fiel überall hin, auf den Weg, auf den Stein und das fruchtbare Feld war oft nur dasjenige, wo zufällig ein Geſchichtsſchreiber die Ernte ſammeln konnte. Ich will hier einige Momente hervorheben, denen man geſchichtliche Rechte nicht ſtreitig machen ſollte und welche hinreichend beweiſen, daß es unnöthig iſt, für unſere Entwickelungen den Conflict mit großen Begebenheiten als nothwendig anzunehmen.

---

Im öſtlichſten Aſien blüht ſeit Jahrtauſenden die Blume des Weltalls China, der Mittelpunkt der Erde. Beweiſt irgend ein Land, wie unweſentlich die weſtlichen Begebenheiten an und für ſich den Zwecken der Menſchheit ſind, ſo iſt es China's in graueſte Vergangenheit ſich verlierende Cultur, das noch heute iſt, was es zu den Zeiten ſeines Meſſias, Foſchon war. Höhere und niedere Künſte, practiſche und theoretiſche Wiſſenſchaften blühen ohne hiſtoriſchen Anfang in jenem Lande der Mitte, das Schießpulver und die Buchdrukkerei kennen die Chineſen lange vor den Europäern. Was bleibt von unſerer mit ſo viel Zufall und Nothwendigkeit gezeichneten Geſchichte noch übrig, wenn dieſe Erfindungen, welche für uns Epoche machen, ſchon um tauſend Jahre früher von einem Volke gekannt waren, welches man immer als außer dem Bereiche der univerſalhiſtoriſchen Entwickelung befindlich darzuſtellen pflegt? Die Conſtructionsphiloſophie nimmt z. B. China nur für den Ausdruck

wäre. Namentlich ärgerte ihn der geringe Aufwand, mit welchem die damalige Frankfurter Bühne Schlachten und Gefechte aufführen ließ. Sechs Mann von der Stadtmiliz ſollten nicht ſelten ein ganzes Armeecorps vorſtellen, und durch das Zuſammenſchlagen zweier blecherner Gefäße verſuchte man, ein Gefecht hinter der Scene anſchaulich zu machen. Wenn es hieß: Bauern, Volk, Soldaten u. ſ. w. ſo war die Anzahl, die davon zu ſehen war, Börnen immer zu gering und er ſpottete mit ſchlagendem Witz, ob ſich wohl eine Räuberbande durch fünf ſolcher Landdragoner gefangen nehmen ließe u. ſ. w. Er hatte dabei den eignen Ausdruck, daß er, auf dergleichen Mißſtände kommend, fragte: „Und was war denn das da wieder“ z. B. mit den drei bis vier Verſchwornen, die einen ganzen Staat ſtürzen wollen? u. ſ. w. Um Börnes Gedanken hiebei ganz richtig zu treffen, müſſen wir hinzuſetzen, daß er in dergleichen Armſeligkeiten eine gewiſſe kleinſtädtiſche und ſpießbürgerliche Hungerleiderei erblickte, und ſich, man ſollte es kaum glauben, wirklich darüber ärgerte. Er verband damit die Vorſtellung von der ganzen knappen Engherzigkeit unſrer Unternehmungen, von einer gewiſſen reichsſtädtiſchen Krähwinkelei, von der leeren und nüchternen Spiegelfechterei,

mit der man da wage, uns wie Kindern ein bischen Lärm vorzuraſſeln und uns durch ein Dutzend Schwärmer Furcht für Hundert einzujagen; denn auch die Ritterlichkeit ſeines Charakters ſträubte ſich gegen ſolche, rein auf Verblüffung angelegte Zumuthungen.

Wie empfänglich ſein in ſpätern Jahren leidendes Ohr für die Reize der Muſik war, hat Börne in den Pariſer Briefen durch die Bewunderung, die er vor der Malibran hegte, genug ausgeſprochen. Es war nicht das meiſterhafte Spiel dieſer Sängerin, das allein ihn ſo ſehr in Anſpruch nahm, ſondern er war Kenner des Geſanges, ſo weit es ſich um den Eindruck der Compoſition, um den Eindruck des Vortrages handelte. Die Mozart'ſchen Opern hatte er ſo in ſich aufgenommen, daß er mit wahrem Schmerz fühlte, wie bei ihrer Aufführung in Frankreich der eigentliche Duft von ihnen weggeweht ſchien und es zwar die alten, ihm ſo vertrauten Töne noch waren, aber im Munde der Italiäner, auf den Saiten der Franzoſen, nicht mehr der ächte claſſiſche Geiſt derſelben. Früher hatte Börne auch in der vor Zeiten ausgezeichneten Darmſtädt'ſchen Oper, welche die Frankfurter häufig zu beſuchen pflegten, Gelegenheit, ſein muſikaliſches Urtheil zu bilden. Die Töne aus der Haydn'ſchen Schule wirkten auf ſein Herz

am einſchmeichelndſten; er war glücklich nach einer Oper von Roſſini einmal wieder die rührenden Töne der Schweizerfamilie zu hören, wenn er auch Weigls Tonmalerei in Nachtigal und Rabe für kindiſch erklärte. Was mußte er ſpäter Roſſini ſchätzen lernen, als erſt jene weichlichen Cantilenen von Bellini und Donizetti aufkamen, welche nur für die Erſchlaffung der Gemüther berechnet ſcheinen! Sein Aufſatz über die Sontag, der ihm in Berlin ſo viel Bewunderer ſeines Talents der Bewunderung verſchaffte, darf in dieſer Verbindung nicht unerwähnt bleiben.

Für Börne's unmittelbar die Poeſie mit dem Leben verbindende Prinzipien mußte der dramatiſche Dichter am höchſten ſtehen. Je größer ihm der ächte Genius erſchien, der das Leben, erfaßt in ſeinen tiefſten Räthſeln, die Menſchen in ihrer Wirklichkeit, das Erhabene in ſeiner unverkürzten Größe auf die Bühne bringt zur Erſchütterung der Tyrannen, zum Beiſpiel der Nacheiferung für die Menge; ſo verächtlich und gefährlich erſchien ihm der dramatiſche Stümper, der die gemeinen Sitten des Tages, die Lüge und die Verworfenheit unſrer Standesbeziehungen ohne eine höhere ſittliche Verklärung wiedergab, erſchien ihm der Anmaaßliche, der ſich die Miene giebt, das Erhabene

ſchildern zu wollen und doch nur eine Karrikatur dafür ausgiebt, der für etwas Gewöhnliches und Schwächliches unſre tiefſten Gemüthserregungen in Anſpruch nimmt. Man muß ſich die dramatiſche Literatur der Reſtaurationsperiode von 1815 bis beinahe 1830 vergegenwärtigen, um den günſtigen Boden auszumeſſen, auf dem ſich Börne mit ſeiner edlen Entrüſtung und mit ſeiner Satyre tummeln konnte. Seitdem Schiller todt war, hatte man den Kothurn ihm nicht mit ins Grab gelegt; ſondern ſeine Nachfolger wagten es, ihren kleinen Fuß auf ihm anſchnallen zu laſſen und nun mit lächerlichem Pathos, ohne innre ſittliche Würde, ohne den ächten Schwung der Phantaſie, auf ihm herumzuſchlorren. So ſehr ſich Börne vom Dichterfeuer eines Grillparzer erwärmen ließ, ſo fröſtelte ihn bei der dürftigen Armuth eines Houwald. Mit dem Schweiß des Angeſichtes kitteten dieſer und ihm ähnliche ihre papierne Welt wie Kartenhäuschen zuſammen. Weil man das Erhabene nicht mehr aus ſeinen eignen Combinationen zu ſchaffen wagte, ſo erfand man ſich einen Spukbegriff, der jenen Puppen einer armſeligen Erfindung etwas Schauerliches geben ſollte, die Schickſalsidee. Dieſe polterte wie ein Juſtinus Kerner'ſcher Geiſt aus dem Zwiſchenreich hinter den Couliſſen der

Bühne und langte zuweilen geiſterhaft eine dürre Geſpenſterhand von oben herab, die den Drath verrieth, an welchem die Figuren gelenkt wurden. Zuweilen ſchlich die Schickſalsidee, in Geſtalt einer Ahnfrau, in langem, ſchwarzem Kleide über die Bühne und ächzte wie ein Jahrtauſendjähriges Verbrechen, das auf Erlöſung harrt. Bald hockte der Kobold an der Schwelle eines „Leuchtthurms," bald hinter einem „Bilde," bald begleitete er einen armen zum Tode geweihten Hungerleider von Helden auf der „Heimkehr" in eine Förſterswohnung. Börne hatte gegen dieſe Schickſalstragödien, die aber weit mehr Zufallstragödien waren, unaufhörlich zu kämpfen; er geſteht ein, dies tragiſche Schickſal nicht begreifen zu können. „Was ſie unter Schickſal verſtehen," ſagte er, „hab' ich nie verſtanden; ich habe nie verſtanden dieſe Miſchung von antiker und romantiſcher Denkweiſe, dieſes chriſtliche Heidenthum. Entweder iſt der Tod ein liebender Vater, der ſein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann iſt es untragiſch; oder es iſt der menſchenfreſſende Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, und dann iſt es unchriſtlich. Euer Schickſal iſt ein Zwitter, unfähig zum Zeugen, wie zum Gebähren." Die Börne'ſche Analyſe der Dramen, welche

damals auf die Schickſalsidee gebaut wurden, ſind Meiſterſtücke der feinſten und ſcharfſinnigſten Kritik. Man machte ihm eine gewiſſe Neigung zu Conſequenzen zum Vorwurf; Müllner ſogar, den Börne, auffallend genug, ſchonte, wollte in einer Kritik der Wage gleichſam ſagen, der Verſtand könne alles lächerlich machen; aber die Fabel z. B. der Houwald'ſchen Stücke war doch meiſt ſo widerſinnig zuſammengeſetzt, daß ſie keine andre Kritik, als die der geſunden Vernunft verdiente. Von der Begeiſterung, die dieſe Pſeudo-Dichter ſelbſt empfanden, ſetzten ſie voraus, müſſe auch der Zuſchauer angeſteckt ſein, während ihre Gebilde auf dieſen keinen andern Eindruck hervorbrachten, als den des Zweifels und der Verwunderung. Die beſonnene Kritik konnte von den Strömen von Thränen, die um Houwalds Bild floſſen, nicht fortgeriſſen werden.

Zu dieſen Erzeugniſſen einer verſpäteten und forcirten Romantik geſellten ſich alle die abgeſtandenen Reſte des Repertoirs von ehemals. Iffland ſchilderte deutſche Duodezzuſtände an den Höfen, die veraltet waren und ganz neuen Untugenden und Umtrieben der Fürſten und Beamten Platz gemacht hatten. Dieſe edlen Juſtizräthe und Präſidenten paßten wenig für eine Zeit, in welcher die Unterſuchungscommiſſionen

über demagogiſche Umtriebe niedergeſetzt wurden. Dann brachte das neue Repertoir die patriotiſchen Stücke, in welchen die Begeiſterung von 1813 und der Triumph von 1815 kein Ende nehmen wollte, Stücke, wo alle Perſonen die Kokarde trugen und jeder junge Liebhaber früher freiwilliger Jäger geweſen war und Anſpruch auf das eiſerne Kreuz hatte. Die Koſaken wurden in dieſen Stücken noch immer als Brüder behandelt und freiſinnige Idealiſten als Projektenmacher, von denen im letzten Act herauskam, daß ſie ſchon einmal geſtohlen, oder ſie wurden als vierſchrötige Turner ausgelacht. Die militairiſchen Spektakelſtücke löſten die alten Ritterſtücke ab. An die Stelle Wallenſteins oder Ottos von Wittelsbach kamen der alte Deſſauer, Friedrich der Große, wunderthätige Feldmarſchälle, die das tragiſche Schickſal in der Patrontaſche trugen und es als Tags- oder Militairbefehl austheilten. Wachtparaden zogen in den Stücken auf, Trommeln wirbelten, Kanonen wurden abgefeuert, Bivouaks gehalten, kurz es war alles auf den Landſturm und die Einführung der allgemeinen Militairverpflichtung berechnet. Und trotz dieſer erbärmlichen Richtung, die bald von der noch ſchlechtern der Vaudeville-Ueberſetzer, mit welcher Angely und die Sieben

Mädchen in Uniform aufkamen, abgelöst werden sollte; trotz dieser Unsumme von Trivialität war Börne kein Rigorist. Wo ihm eine natürliche, wenn auch noch so leichte Erfindung Lachen entlockte, da gab er sich harmlos hin und selbst von Kotzebue sagte er: Da haben sie mir meinen allerliebsten unersetzlichen Kotzebue todt gestochen! — Börne war besonnen genug, die Vielseitigkeit seines Talentes anzuerkennen, wenn er ihn auch mit der bittersten Lauge übergoß, wo er sich herausnahm, von uns für seine erlogenen Thränen Mitgefühl zu fordern. So oft die Gemeinheit eines Kotzebue erhaben werden will und seine Lasterhaftigkeit empfindsam, ist er auch ihm unerträglich. Von Raupach, der sich damals erst entwickelte, hatte Börne ein wenig schmeichelhaftes Vorgefühl. Doch soll er später einige seiner Dramen; z. B. Tassos Tod nicht ohne Interesse gelesen haben.

Der rein politische Maaßstab, angelegt an die Kunst, hätte Börne zu jenen Einseitigkeiten führen können, denen z. B. W. Menzel in seiner Kritik ganz anheimgefallen ist. Börne unterschied sehr wohl den praktischen Gesichtspunkt von dem theoretischen. In Dem, was ihm praktisch verwerflich schien, hat er sicher auch immer das Rechte getroffen. So empörte ihn

in unſrer dramatiſchen Literatur dieſes Element des Allerunterthänigſten, empörten ihn dieſe Katzenbuckel, welche der Bauer vor dem Schulmeiſter, der Schulmeiſter vor dem Paſtor, der Paſtor vor ſeinem Patronen macht. Der Einwand, daß in dieſen häßlichen Beleidigungen der Menſchenwürde doch unſre Sitten getroffen würden, genügte ihm nicht. Iſt dieſe Hundedemuth da, ſo iſt das Mittel, ſie auf der Bühne lächerlich zu machen, noch immer nicht wirkſam genug, ſie auszurotten. Börne tadelte, daß unſre gehorſamen Diener von Dichtern die Fürſten immer edel und gut auftreten laſſen oder, wenn ſie doch nicht gut und edel handeln, die Schuld auf ihre ſchlechte Umgebung werfen. Die Unſchuld, in der z. B. Leſſing ſogar in der Emilia Galotti den Fürſten erſcheinen läßt, mußte ihm um ſo bedenklicher vorkommen, als die Harmloſigkeit eines Fürſten bei einem ſo notoriſch ſchlechten Untergebenen, wie Marinelli einer iſt, unglaublich wird. Freilich war es die Weiſe des 18ten Jahrhunderts, die Fürſten zu ſchonen und nur die Miniſter anzugreifen; erſt im 19ten Jahrhundert wagte man ſich an die Fürſten ſelbſt heran.

Börne bemerkt ſehr richtig, daß die Luft, in der allein ein dramatiſches Talent gedeihen kann, politiſche

Freiheit iſt. Wo kein öffentliches Leben herrſcht, muß nicht nur der dichteriſche Ausdruck ſeiner natürlichen Kraft beraubt werden, ſondern die Geſtalten werden auch nicht den freien Geiſt ureigenſter Perſönlichkeit athmen; Rückſichten entnerven die Sprache, und laſſen die Malerei des Lebens ſich nur in dämmernden Andeutungen ergehen. England, ſo groß durch ſeine dem Einzelnen geſtattete politiſche Freiheit, hat darum auch nie aufgehört, ſelbſt beim unläugbar dort herrſchenden Verfall der dramatiſchen Kunſt Stücke zu zeitigen, die eine feine Charakteriſtik, eine tiefe Menſchenkenntniß verrathen. Börne bemerkt dies ſelbſt bei Gelegenheit des Cumberland'ſchen Juden und des Grafen von Eſſex. Ein Engländer kann in ſo nebelhafte Allgemeinheiten und unmögliche Spezialitäten, wie ſie die deutſche Bühne ſchildert, nie gerathen, weil ihn der freie Gebrauch ſeines Daſeyns das menſchliche Daſeyn überhaupt richtiger verſtehen lehrt. In neueſter Zeit iſt das Drama in England durch den vorherrſchend epiſch-lyriſchen Charakter ſeiner Dichter ſehr geſunken und dennoch was wir von Engliſchen Stücken überſetzen zeichnet ſich doch immer noch durch eine klare und täuſchende Lebenswahrheit aus, ſo die Gebrüder Foſter, der Bucklige, Bulwers neueſte Dramen und

der leeren, wesenlosen Abstraction der Bildung und erkennt diesem Lande nur eine einzelne in der Geschichte von ihr repräsentirte Idee zu, nämlich die patriarchalische Staatsform. Aber was kann die innere Natur China's matter ausdrücken, als dieser Begriff des Patriarchalischen, den wir in jeder andern Phase der asiatischen Cultur, nur nicht in der chinesischen antreffen! Das chinesische Princip ist ein durchaus künstliches, weit aus dem Naturleben hervorgerücktes, ja, fast möchte man sagen, bureaucratisches Princip. China hat namentlich in Betreff seiner Bevölkerung Institutionen, die mit den schwindelhaften Theorieen Law's und anderer moderner Staatswirthe mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Naturweisheit eines Abraham, der weiße Ziegen und schwarze Böcke zusammen that, um buntes Vieh zu erzielen. Dies chinesische Problem wird uns die Philosophie nimmermehr lösen, wenn sie auf ihren Kategorien der Nothwendigkeit besteht. Denn was ist selbst der Einwurf, daß China kein Gemüthsleben habe, anders, als eine Unbekanntschaft mit chinesischer Literatur? Wahrlich, ich glaube, daß die Herzen auch ohne das germanische Princip warm werden! Die chinesische Poesie ist das zarteste, was der Orient hervorgebracht hat. Diese sinnige Betrachtung der Blume, diese sanft ausgesponnenen Seufzerfäden des Schmerzes, diese Klagen der verkauften Braut des Harems um ihren fernen Geliebten, diese rührende Polemik gegen die bestehenden Sitten- und Staatsgesetze, — ist dies alles darum weniger empfindungsvoll und tief, weil es nicht die germanische Gefühlsprobe überstanden hat?

Auch mag es nicht Fabel sein, daß in entlegenen Gegenden der Erde politische und moralische Organisationen

manches Andre, deſſen die Ueberſetzer ſich nur allzuraſch bemächtigen. Wie wäre in Frankreich dieſe ſchnell aufſproßende Blüthe des Theaters in neueſter Zeit möglich geweſen, wenn ſich nicht die Franzoſen einer politiſchen Freiheit rühmen dürften, die ihnen die ängſtliche Scheu deutſcher Dichter, die von hundert Süjets nicht zehn auf die Bühne bringen dürfen, benimmt? Unſre Dramen bewegen ſich meiſt in einer fictiven Welt, ſogar die Sitten und Charaktere der Luſtſpiele ſind nicht ächt und wahrhaft aus dem Leben gegriffen. Die Theatertradition ſchafft dieſe Huſarenoberſten und Rittmeiſter, dieſe Herren von Lammersdorf und von Saldern, dieſe Wirthſchaftsinſpectoren, dies ganze ſtehende Perſonal unſrer heitern Familiengemälde. Sie ſind aus alter Zeit überliefert, haben wohl Zopf und Perücke, Manſchetten und ſeidnen Rock abgelegt, wiederholen aber immer noch ihre alten Abentheuer vom Jahre 1790; ſelbſt der Dialog hat ſich wenig verändert. Man muß die ſeltſame Spannung auf dem Antlitz des Zuſchauers beobachten, wenn einmal eine Thorheit oder Mode des Tages, z. B. die Homöopathie, die Waſſerkuren oder dergleichen in unſern Dramen erwähnt werden, um zu wiſſen, daß dieſe Neugier wie aus dem Reiz nach Verbotenem ent-

ſteht. Unſer Theater kann nicht aufblühen, ſo lange ihm die Lebensluft der Freiheit fehlt.

Börne hatte immer Gelegenheit, ſich in ſeinen Kritiken über den Mangel an Lebenskenntniß bei unſern Bühnendichtern zu entrüſten. So wie ein Fürſt oder Miniſter auftrat erſchrak er, weil er wußte, daß ſie — hundert gegen eins — ſo ſprechen würden, wie Fürſten und Miniſter nicht ſprechen. Die Situationen, in welche wir die verſchiednen Grade der Geſellſchaft bringen, ſind faſt immer unnatürlich. Was bei uns auf der Bühne die Soldaten thun, entlehnen die Dichter von den Studenten, was die Studenten, nicht ſelten von Philiſtern.*) Eine ächte wahre Charakter- und Situationen-Färbung wenn auch nur im Geiſt der Genremalerei, beſitzen wir nicht. Es finden da immer zwei Fälle ſtatt; entweder kennen wir die Lebensäußerungen der Stände nicht oder wir dürfen ſie nicht wiedergeben; Beides gleich nachtheilig für die Wahrheit der Bühne. Jetzt, um die Verſchleierung des Lebens bis zu völligem Dunkel auf der Bühne zu heben, erleben wir nun gar die Erſcheinung, daß eine Prinzeſſin für ſie ſchreibt. Gäbe ſie uns das Leben

*) Kann Jemand handwerksburſchenartiger auftreten, als Maltitzen's alter Student?

der höchſten Geſellſchaft, des Hofes und der Ringe, die ſich um ihn ziehen, ſo würden wir für ihre Bemühung, uns durch Luſtſpiele zu erheitern, dankbar ſeyn; allein die Prinzeſſin Amalie von Sachſen ſchildert uns das Bürgerleben, das Daſeyn kleiner beſcheidner Familien, das Leben der Landedelleute, die, um zu Geld zu kommen, ſich mit Bürgerlichen verſchwägern; ſie ſchildert uns Aerzte, Landwirthe, Geiſtliche; kann ſie dieſe Erfahrung anderswo her haben, als aus Büchern? Es iſt nicht bekannt, daß ſie wie Louis Philipp und ſeine Familie im Exil lebte, angewieſen auf bürgerlichen Erwerb und Umgang; woher ſollte ſie den Stoff zu dieſen ſich ſogar als Sittengemälde ankündigenden Schilderungen anders entnommen haben als aus Büchern!

Indeſſen hielt ſich Börne's Kritik in der Wage nicht immer bloß an dieſe mehr allgemeine Betrachtung der Bühnenſtücke, ſondern ſeine dramaturgiſchen Leiſtungen ſind auch voll der feinſten Sonderbemerkungen, in denen er eben ſo viel Geſchmack als Menſchenkenntniß entwickelte. Ich mache beſonders auf ſeine Erörterung über phyſiſche Gebrechen auf der Bühne aufmerkſam. Müllner wollte damals im Morgenblatt beſtreiten, daß Börne die Blindheit der

Camilla in Houwalds Bild mit Grund getadelt und als nicht gemacht, um unſer Mit'eid zu erregen, dargeſtellt hätte. Börne entgegnete ſehr wahr, daß phyſiſche Gebrechen uns im Leben das größte Mitleid abgewinnen könnten, auf der Bühne uns aber kalt laſſen. Er erwiederte ſchlagend, daß das von Müllner angeführte Beiſpiel des blinden Oedipus den vorliegenden Fall nicht träfe. Oedipus iſt blind geworden vor unſern Augen, wir kennen die Urſache derſelben und empfinden dieſe Blindheit durchaus als ein zur Handlung gehörendes tragiſches Motiv. Eine unmotivirte Blindheit aber, ein phyſiſches Leiden a priori, das außer dem Zuſammenhang der entwickelten Fabel liegt, nimmt, auf der Bühne wenigſtens, neben der geſchilderten Handlung kein beſonderes Intereſſe in Anſpruch. Börne hätte noch hinzufügen können, daß grade in dieſer Zumuthung Müllner's und Houwald's, uns für eine unmotivirte Blindheit einer ihrer dramatiſchen Figuren zu intereſſiren, die Grundſchwäche der dramatiſchen Leiſtungen dieſer Dichter erkennbar iſt. Sie ſetzten Novellen in Scene, aber keine Handlungen. In der Erzählung kömmt uns allerdings durch die Notiz, daß dieſe oder jene geſchilderte Perſon, auch noch blind ſey, noch ein eignes Intereſſe zu

ihrer ſonſtigen Stellung in der Fabel hinzu; im Drama nicht. Müllner und Houwald verwechſelten das Dramatiſche mit dem Novelliſtiſchen; ihre Stücke ſind dramatiſirte Erzählungen, deren hauptſächlicher Fehler in dem Mangel aller Charaktere liegt. Ihre Charaktere können außerdem, was ſie in jenen Stücken ſind, nichts weiter ſeyn, ſie dauern über den Theaterabend, über die Fabel des Ganzen, dem ſie eingefugt ſind, nicht hinaus.

Zwey der berühmteſten Kritiken Börne's ſind aus dem Innerſten ſeines Gemüths gefloſſen, die Beurtheilung des Tell von Schiller und die des Hamlet. Eine genügende Wiederlegung der geiſtvollen und überraſchenden Analyſe, die Börne von dieſen beiden berühmten Dramen gab, iſt mir nicht bekannt. Börne traf hier ſicher das unwiderleglich Richtige, wenn auch mit dem Unterſchiede, daß Schiller durch die Analyſe allerdings verlor, Shakesſpeare durch die Zergliederung ſeines Hamlet nur um ſo mehr gewinnen mußte. Die Feigheit und Großſprecherei, die Börne dem Tell nachwies, kam aus Schiller's falſchen Begriffen vom ſchlichten Biederſinne ſeines Helden, er machte eine Art Hofer aus dem Tell, er legitimiſirte ihn. Bei Börnes Kritik über Hamlet, ſo geiſtreich und wahr

ſie iſt, habe ich immer den Dichter nur um ſo mehr bewundern müſſen, daß er Geſtalten hinſtellen konnte, denen Börne ordentlich Vorwürfe macht, nicht als wären es Schöpfungen des Dichters, ſondern wirklich lebende, für ſich verantwortliche Perſonen. Denn daran dachte doch wohl Börne nicht, Shakesſpearen die Unentſchloſſenheit Hamlets zuzurechnen; im Gegentheil, Shakesſpeare hat ſich wohl ein Bewußtſein darüber erhalten, wenn auch nicht mit den Nebenbegriffen, die Börne mit dem Charakter des Hamlet verband. Aber Börne puzt die Figuren dieſes berühmten Dramas ordentlich herunter wie unartige Buben, denen man einmal die Lektion leſen müſſe. Kann etwas das Genie eines Dichters größer herausſtellen, als wenn die Geſtalten, die er uns vorzaubert, in dieſem Grade Fleiſch und Bein haben, eine Wirklichkeit erreichend, die bei Weitem größer iſt als die täuſchende Aehnlichkeit jener gemalten Weintrauben, an welchen die Vögel pickten?

Da Börne nicht nöthig hatte, ſeine Theaterkritiken gleich am Morgen nach der Vorſtellung herauszugeben, ſo konnte er an ſie dieſelbe Feile legen, die allen ſeinen Arbeiten auch die geſchmackvolle Vollendung des Styls gab. In monatlichen Berichten faßte

er ſein Theater-Tagebuch zuſammen. Börne hat nur wenige davon der Aufbewahrung für würdig gehalten, aber jetzt, wo wir das ganze Verſtändniß ſeines reichen Geiſtes beſitzen, iſt uns auch das noch ſo ſehr an den Moment geknüpfte, in der Art, wie er es zu feſſeln wußte merkwürdig. Kann wohl eine Kritik geiſtreicher ſeyn, als die folgende:

„Am 28. Juli 1810. — Die Roſen des Herrn von Malesherbes, von Kotzebue. Demoiſelle Lindner, Suſette; Herr Otto, Malesherbes; Herr Schmitt, Peter; — Keine Roſe ohne Dornen. Demoiſelle Lindner war die Roſe.“

So ſinnig, kurz und treffend, wie ein Epigramm.

Den Frankfurter Schauſpielern jagte Börne durch ſeine Kritiken keinen geringen Schrecken ein. Die gefeiertſten Helden kamen in Gefahr, ihren Ruf zu verlieren. Das Lampenlicht verlor ſeine auch das Urtheil blendende Wirkung. Es fehlte nicht an Drohungen und dunkeln Gerüchten von Mord und böſem Hinterhalt. Börne hielt ſtandhaft aus und ſchaffte ſich ein paar Piſtolen an, um auf alle Fälle gefaßt zu ſein. Von ſeinen Freunden lachten einige, Andre vermehrten ſeine Beſorgniß und riethen ihm von der Fortſetzung ſeiner Kritiken ab. Er ließ ſie nicht; ſie waren ihm ein

Mittel, Dinge auszusprechen, die in andrer Form sich nicht sagen ließen. Er durfte stets auf seine Besonnenheit, im äußersten Falle auf seinen Muth rechnen. Man erzählt sich von einem gewaltthätigen Angriffe, den sich der von Börne allerdings für immer von der Bühne weg recensirte Schauspieler Heigel auf offner Straße gegen den Herausgeber der Wage erlaubt hätte. Es ist nichts Wahres daran. An Drohungen von dieser Seite fehlte es nicht und nur so viel wird von seinen Freunden zugestanden, daß Börne allerdings damals nur mit Sackpistolen ausging. Ob sie geladen waren, wird nicht gesagt.

Eine kleine Fehde mit dem Schauspieler Urspruch gab Veranlassung zu einem interessanten Briefwechsel. Im zweiten Heft der Wage sagte Börne bei Gelegenheit der Elisa von Valberg Folgendes: „Herr Urspruch, Hofjunker von Nülen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen, als auf der Bühne.“ Herr Urspruch fand diesen Satz so auf Schrauben gestellt, daß er seinen bürgerlichen Ruf dadurch beleidigt glaubte. Er forderte Börne auf, sich deutlicher zu erklären. Als ihm Börne darauf eine zwar nicht abweisende, doch sehr kühle Antwort gab, wiederholte er sein Verlangen in einem

Briefe, der nicht ohne Drohungen und Unarten war. Börne replizirte in der Wage ſehr witzig. Er erklärte den Sinn ſeiner Worte dahin, daß er von Herrn Urſpruch hätte ſagen wollen, auf der Bühne wolle ihm die Schufterei nicht gelingen, ohne daran zu denken, als wäre er im Leben darin glücklicher. Dann griff er die kleinen Drohungen des Mimen wie Fangbälle auf, mit denen er artig ſpielte; und in der That ſind ſeine ſpäteren Urtheile über Herrn Urſpruch milder, woran freilich der Umſtand Schuld ſein mag, daß Betty Urſpruch, die Tochter „des Mitarbeiters der Wage wider Willen," wie ihn Börne genannt hatte, ihr theatraliſches Debüt und auf Börne eine Wirkung machte, von der man in Frankfurt behaupten wollte, daß ſie mehr als artiſtiſch ſei. Indeſſen alle Stimmen kommen darin überein, daß Betty Urſpruch (ſie lebt noch als ein bedauerlicher Schatten ihrer Vergangenheit) die großartigſte Zukunft verſprach. Börne tadelte ſie zuweilen, aber faſt mit dem Schmollen eines Verliebten; er ſagte ihr die ſchönſten Regeln, gleichſam in der Vorausſetzung, als wäre er der Mann, der aus ihr etwas machen könne. Sie ſolle nur nicht übermüthig werden, ſie ſollte ſich's nur nicht zu leicht machen, zürnte er ihr. Rühmte Börne, ſo

entdeckte er ſelbſt im Unweſentlichen bei Betty Urſpruch Schönheiten. Sie hatte in: Die Waiſe und der Mörder Friederiken geſpielt. „Unübertrefflich wahr und rührend“ ſagte er, „erſchien Demſ. Urſpruch in der Scene, da ſie zur Rettung des in's Waſſer gefallenen Viktorin nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehre unſrer Schauſpieler bei dieſem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter andern zu lernen, wie man mit Natur und Anſtand die Stimme bis zum Schreien erhebe.“ Und in der That, von Stund an, fingen die Damen des Perſonals, denen an dem Urtheil der Wage viel gelegen war, an, der jungen Urſpruch dieſen inzwiſchen berühmt gewordenen Schrei nachzurufen. Theaterbeſucher von damals verſichern, es wäre nicht mehr auszuhalten geweſen, wie ſich damals alles bemüht hätte, kunſtgerechte Schreilaute auszuſtoßen. Alles wollte, zum Wohlgefallen des Dr. Börne, wie die Urſpruch ſchreien.

Daß es Börne mit ſeinen Kritiken viel zu gewiſſenhaft nahm und darüber oft grauſam wurde, iſt unzweifelhaft. Was ihn ſtachelte, war die erſte Begeiſterung ſeiner methodiſchen journaliſtiſchen Wirkſamkeit, es war der hohe Begriff, den er mit ſeiner Aufgabe verband, unverkennbar auch die glänzende Ge-

exiſtiren, welche von unſerer adoptirten Weltgeſchichte unabhängig Höhengrade erreicht haben, die wir nur gewohnt ſind, in den Strömungen der bekannten Geſchichte zu finden. In Abyſſinien ſoll es einen jüdiſchen Staat geben, den einige Flüchtlinge nach der Zerſtörung Jeruſalems bildeten. Jedenfalls enthält das Innere von Afrika Völkerexiſtenzen, die mehr als nomadiſch ſind, die dem Löwen und Tiger die Herrſchaft des Strandes ließen und ſich ſelber die der Oaſen ſicherten. Die Geſchichtsconſtruction ſpricht der africaniſchen Race alle Geſchichtsfähigkeit ab und nennt auch Amerika das wiedergekäute Europa. Der Neger und Indianer ſollen nur auf jenen Stufen ſtehen, welch die europäiſche Bildung überwunden hat; ihre Beſtimmung ſoll die Verflüchtigung in die caucaſiſche Race ſein, als wenn es jemals gelingen könnte, ſo zu ſagen, einen Neger weiß zu waſchen! Zur Prüfung jener abfälligen Urtheile empfehle ich Beobachtung der Negercolonie Liberia. Sie wird noch lange eine Treibhausanſtalt ſein, wo der auf den Neger geimpfte europäiſch-amerikaniſche Stoff kümmerlich ſich entwickeln wird. Doch Nichts ſagt dafür gut, daß ſich nicht in den Enkeln ſchon wieder das alte hyrkaniſche Blut regt und die Geſchichte jener Colonie Beobachtungen zuläßt, welche beweiſen, ob irgend eine menſchliche Individualität für die Geſchichte abſolut ohne Prädeſtination iſt.

---

Auch den aſiatiſchen Völkern will die Philoſophie kein Zugeſtändniß machen, ob in den Europäern gleich die Ahnung lebt, daß der Orient ſich einſt noch auf den Occident werfen und Koſaken mit den edelſten Blüthen der Cultur ihre Gäule

legenheit, die die Schwächen des Schauspielers dem Witze boten. Börnen war die Autorschaft damals noch so neu, daß er eines guten Einfalls wegen sein Urtheil nicht gern unterdrückt hätte. Wenn ihn ein fremder oder ein heimischer Künstler besuchte, so zeigte er es im nächsten Hefte der Wage an und ließ seine Leser über Wendungen, wie die folgende, lachen: „Herr Keller war bei mir, um mich zu bestimmen, seine Frau in der Rolle der Emma von Falkenstein zu schonen. Ich thue es hiemit.“ Er warnte alle Schauspieler ihn zu besuchen. Es würde ihnen das nichts helfen, da er nicht weichherzig genug wäre, die Leser seines Journales zu betrügen. Von den Schauspielern übertrug er seinen Zorn zuweilen auf die Regie, auf die Direktion. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihr schlechtes Repertoir: „Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererey, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unsrer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theater-Abenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe.“ Bald

verging auch dem gewiſſenhaften Dramaturgen die Luſt. Die Hefte der Wage verſpäteten ſich Monate- und Jahrelang und die beiden letzten, die in Tübingen 1821 erſchienen, ließen das Theater ganz bei Seite liegen.

Der ruhmvolle Name, den ſich Börne ſchon durch die erſten Hefte der Wage erwarb, beſtimmte den Buchdrucker Wenner in Frankfurt, ihm die Redaktion einer Zeitung anzuvertrauen. Das ſehr zurückgekommene Staatsriſtretto ſollte unter dem Titel einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt wieder in Aufſchwung kommen und Niemand wäre auch zu dieſer Wiederbelebung geſchickter geweſen, als Börne, wenn es keine Cenſoren gegeben hätte. Vier Monate lang vom 1. Januar 1819 bis in den April hielt Börne dieſen kleinen Guerillakrieg mit dem ſcheerenbewaffneten Cenſor (noch dazu ſeinem ehemaligen Collegen von der Polizei, einem gewiſſen Severus) aus; er iſt in ſeinem „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur“ ſelbſt der Hiſtoriograph dieſer, trotz einer Schlacht ermüdenden Scharmützel geworden. Eingekeilt zwiſchen hundert Rückſichten auf Diplomatie und Senat wurde ſeine ganze Thätigkeit auf das Unbedeutende herabgeſchraubt; er ſah ein, daß in der

flachen Weiſe, wie in Frankfurt (noch jetzt) Zeitungen nur erſcheinen dürfen, jeder Andre dem Buchdrucker ſein Blatt eben ſo gut und noch mit weniger Koſtenaufwand für dieſen redigiren würde und gab es ab. Dieſe vier Monate hatten ihm Nachtwachen, Geldſtrafen, die witzigſten Gedanken und treffendſten Wahrheiten gekoſtet und nichts eingetragen, als die Ueberzeugung, daß man unter dem Damoklesſchwerte der Cenſur höchſtens für ſeinen Styl manche Feinheiten, manche diplomatiſche Unbeſtimmtheiten und graziöſen Zweideutigkeiten lernen könne. Börne ſagte oft ſcherzhaft und ließ es drucken, daß man mit Einführung der Preßfreiheit auch der Ausbildung des deutſchen Styls ſchaden würde; fein, witzig, behutſam und graziös ließe ſich nur ſchreiben, wenn mit uns die Katze Cenſur ſchäkerte. Nach Börne verſuchte es Friedrich Murhard eine Zeitlang, in Frankfurt den Poſtillon der Geſchichte zu ſpielen; aber auch er ward es bald müde. Die ſtolze Poſaune der Fama bekömmt in Frankfurt ſo viel Beulen, daß ſie einen ſo kläglichen Ton wie eine Nürnberger Kindertrompete von ſich giebt. Uebrigens blieb das Wenner'ſche Haus für Börne ein Ort, den er um ſich zu erholen, gern aufſuchte. Mad. Wenner, die Schweſter des bekann-

ten witzigen Lokaldichters Maltz, veranstaltete Leseabende, an denen Börne Theil nahm und die in andern Kreisen, in denen er zu verkehren pflegte, nachgeahmt wurden. Börne's Freunde, die Doktoren Goldschmidt, Stiebel, Reis, gebildete Kaufleute wie Ellisen und Andre rückten damals oft zu geistreicher Unterhaltung zusammen, an der Börne, in seiner Art, einfach und gemüthlich Theil nahm. Es fehlte nicht an harmlosen Scherzen, nicht an den lebendigsten Erörterungen der Tagesereignisse. Frankfurt selbst mit seiner Tageschronik lieferte den meisten Stoff. Börne ließ z. B. damals einen kleinen Zettel drucken, auf dem er einen durchreisenden Zahnarzt, der sich etwas pomphaft angekündigt hatte, sehr witzig in einer Weise, die an Lichtenbergs berühmte Parodie der Anschlagzettel Philadelphias erinnert, persiflirte.

Die Herausgabe der in Offenbach gedruckten Zeitschwingen war in demselben Jahre 1819 ein journalistischer Versuch, den schleppenden Gang einer Monatsschrift durch wöchentliches Erscheinen zu beschleunigen und schneller mit dem Tage fortzugehen. Gleich die ersten Nummern fanden eine lebhafte Theilnahme, der Verleger Fr. Wilmans in Frankfurt war glücklich, ein gutes Geschäft zu machen, ein Artikel: Der kleine

Hamann (gegen den Physikus Varrentrapp) hatte besonders lokales Interesse erregt, als plötzlich das fernere Erscheinen der Zeitschrift in Offenbach verhindert und Börne auf Großherzogliches Hessisches Ansuchen gefänglich eingezogen wurde. Man überraschte ihn in seiner Wohnung, nöthigte ihn seine Papiere zusammenzuraffen, (Bindfaden und einen Geldsack gab er in aller Gemüthlichkeit selbst dazu her) und führte ihn auf die Hauptwache. Die Kunde verbreitete sich schnell. Man zweifelte nicht, daß Börne seiner politischen Lehren wegen oder wohl gar als heimlicher Demagog in Untersuchung gekommen wäre. Seine Familie, mit der den Israeliten (freilich aus guten historischen Gründen) übermäßigen Aengstlichkeit, verbrannte einen ganzen Koffer voll alter Scripturen Börne's, unter welchen manches für ihn selbst sehr werthvolle Document seiner Lebensgeschichte verloren ging.

Inzwischen vernahm Börne die Veranlassung dieses plötzlichen Ueberfalls. Er war beschuldigt, aufrührerische Schriften verfaßt zu haben, die ein gewisser Sichel aus Frankfurt sich das Vergnügen gemacht hatte, in Darmstadt auf heimlichen Wegen, im Schloßgarten und sonst, unbemerkt auszustreuen. Börne fiel aus den Wolken. Er war froh, Manuscript genug für

ſeine Zeitſchriften zu haben; nun ſollte er ſogar aufrühreriſche Flugblätter in den Wind ſtreuen und, um eine Revolution zu ſtiften, mit Darmſtadt angefangen haben? In der That war es ein guter Glücksfall, daß ſeine Unſchuld bald an den Tag kam. Dieſer gute Herr Sichel hatte geglaubt, einen Theil ſeiner Schuld dadurch von ſich abzuwälzen, daß er die Autorſchaft der von ihm ſo unbehutſam verbreiteten Placate einem Manne zuſchrieb, dem er ohnehin nicht zu ſchaden glaubte; er hatte für ganz gewiß gehört, Börne wäre nach Paris gereiſt, ohne wiederkommen zu wollen. Es iſt wahr, Börne hatte ſich dahin längſt geäußert, er hatte eine Verbindung mit dem Buchhändler Cotta angeknüpft, die ihn dauernd an Paris würde gefeſſelt haben; und ſo kam er dazu, der Sündenbock Sichelſcher Thorheiten zu werden. Und doch mußte er vierzehn Tage auf der Hauptwache ausdauern, bis ſeine Unſchuld erwieſen war. Man hielt ihn ſehr ſtreng, nahm ihm, um etwaigen Selbſtmord zu verhindern, jedes ſchneidende Inſtrument; man ſchmeichelte ſich wirklich, von ihm den wahren Zuſammenhang des ganzen Europäiſchen Carbonarismus zu erfahren. Die Tochter eines Hauſes, wo er gern verweilte Röschen O. ging des Tages zehnmal an der

Hauptwache vorbei und als sie einmal so glücklich war, ihn am Fenster seines Gefängnisses zu erblicken und ihm freundlich zunickte, wurde sie von dem „rauhen Krieger," der auf Schildwache stand, bedeutet, dergleichen ja unterwegs zu lassen. Börne's kränklicher Körper litt in dieser Zeit so sehr, daß er sich wirklich unglücklich fühlte. Er äußerte später noch oft die Absicht, einmal diese Geschichte seines Gefängnisses zu schreiben. Es würden sicher sehr humoristische Mi prigione geworden seyn.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so umsichtiger und gebildeter Buchhändler, wie Cotta, auf das Talent Börne's aufmerksam wurde. Mit einer Handschrift, deren Unleserlichkeit Börne bei späterer Correspondenz zwischen beiden oft verwünschte, machte er ihm im Interesse seiner Zeitschriften Vorschläge, die für Börne eben so ehrenvoll wie äußerlich vortheilhaft waren. Um den Zwecken des Buchhändlers aber wahrhaft dienlich zu sein, mußte sich Börne auf einem andern Terrain befinden. Von Paris aus konnte er der allgemeinen Zeitung politische Berichte, den politischen Annalen zusammenfassende Uebersichten, dem Morgenblatt Sittenschilderungen und Genreskizzen aller Art übersenden. Börne, von den Be-

ſchränkungen, welche für die deutſche Preſſe immer läſtiger wurden, angewidert, mißgeſtimmt durch das neuſte polizeyliche Begegniß, mit ſeinem Vater in einem fortdauernden Mißverſtändniß, von der Einförmigkeit des Frankfurter Lebens*) gelangweilt, entſchloß ſich, nach Paris zu reiſen.

Hatte man doch in Frankfurt nicht einmal Sinn genug, ſeinen Spaß zu verſtehen! Seine Monographie der deutſchen Poſtſchnecke war im Jahre 1821 in den verſpäteten Heften der Wage erſchienen, als ihn eines Tages ein Poſtconducteur beſuchte und ihm das Unglück klagte, das er über ihn heraufgeſchrieben hätte! Seine Vorgeſetzten hätten nachgeſchlagen, wer an dem Tage, als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienſt am Eilwagen verſehen, wer ſich erlaubt hätte, wie es dort geheißen einen blinden Paſſagier mitzunehmen! Der arme Mann würde ſeines Poſtens entſetzt worden ſein, wäre nicht Börne zur Poſtdirektion gelaufen und hätte dieſe verſichert, daß ſeine Aufnahme eines blin-

*) Er ſchrieb mir im Jahre 1835 aus Paris, das es ihm in Frankfurt eigentlich nur Donnerstags gefallen hätte, wenn es im „weißen Schwan“ ſo vortreffliches Sauerkraut gab.

den Paſſagiers in die Poſtſchnecke lediglich eine dem Humoriſten wie Dichter geſtattete Licenz wäre, deren Strafbarkeit *ihn* nur allein treffen dürfte.

Es iſt Zeit ein Verhältniß zu berühren, welches durch die Adreſſe, an die Börne ſeine *Briefe aus Paris* richtete, über das Weichbild Frankfurts hinaus ſchon bekannt geworden iſt. Es war im Winter von 1816 auf 1817, als Börne im Hauſe der Schwiegereltern ſeines Freundes Stiebel eine junge Dame kennen lernte, die in ſein ganzes ſpätres Leben auf höchſt eigenthümliche Weiſe verflochten werden ſollte. Madame W. war ſo eben aus einem ehelichen Verhältniß geſchieden, daß ihrer Neigung ſo wenig wie ihren höhern, geiſtigen Bedürfniſſen zugeſagt hatte. Freundin künſtleriſcher Unterhaltung und anregenden Geſprächs gerieth ſie mit den Lebensanſichten ihres Mannes in einen Widerſpruch, der nur mit dem Bande, das ſie beide vereinigt hatte, ſelbſt gelöſt werden konnte. Eine aus ſolchen Urſachen geſchiedene Frau iſt für einen Mann von Phantaſie ſchon an ſich intereſſant, ſelbſt wenn ſie jene äußern und geſelligen Reize *nicht* beſeſſen hätte, durch welche Männer zunächſt gefeſſelt werden. Eine förmliche Erwägung ſolcher nothwendig zu einem Ehebunde führenden Umſtände fand zwiſchen

Mad. W. und Börne nicht einmal Statt. Das Intereſſe, welches ſie aneinander nahmen, war nicht die Folge einer plötzlichen Ueberraſchung und Eingebung, ſondern einer längern gemüthlichen Gewöhnung, einer ſittlich reinen Freundſchaft. Börne verkehrte in der Familie, wo ſie wohnte, als täglicher Gaſt. Seine Pläne und Ausſichten fanden bei den jungen weiblichen Mitgliedern derſelben freundlich rathenden Vorſchub, man ermunterte ihn, man genoß ſeinen geiſtreich anregenden Umgang. Mad. W. und Börne rückten zum Einverſtändniß über viele eigne Leiden und Begegniſſe zuſammen, die man ſich nicht geſtehen kann, ohne mit dem Bewußtſein, ein Geheimniß zu haben, auch den Anſchein einer innigeren Vertraulichkeit vor der Welt zu gewinnen. So feſſelten ſich beide immer mehr zu einer Freundſchaft, die, von jedem geſchlechtlichen Bewußtſein entfernt, ein ſeltnes Beiſpiel, bis über das Grab hinausdauerte.

Dies wunderbare Verhältniß erprobte ſich aber nicht bloß bei perſönlichen Begegniſſen und im Briefwechſel, ſondern die Beziehung war geſellig faſt ſo eng wie die Ehe. Börne traf mit ſeiner Freundin auf Reiſen zuſammen, wohnte in ihrer Nähe, miſchte nicht ſelten die beiderſeitigen Exiſtenzmittel zu einer gemeinſchaftlichen

füttern würden. Hier fühlt die Ahnung der Völker vielleicht tiefer, als die Philoſophie und nur dies iſt ungewiß, ob dieſe Reaction ein Glück oder Unglück für Europa iſt. Hier iſt eine todte Kraft der Geſchichte, die mit dem Donnertone der Kanonen zum Leben erwachen wird! Doch glaub' ich, nur die erſten Vorpoſtenlinie iſt ein Verluſt für die Cultur. Hinter Rußland liegen die Hochſteppen Aſiens und werden bewohnt von frommen und in Sitten ſtrengen Völkern. Kämen ſie in Eure Städte, ſie würden wieder die fromme Einfalt der Wüſte mit ſich bringen, Worte, die ſo viel als ein Mann ſind, Tugenden der Mäßigung, Zucht im Verkehre der Geſchlechter, eine Sprache mit offnen und ungeſchminkten Ausdrücken. Jede Nation, welche das Pferd liebt, hat hiſtoriſche Prädeſtination.

Und wäre dieſe Lüftung unſrer verſtockten und verſchimmelten Gefühle, dieſe friſche, geſunde Integration unſrer geſellſchaftlichen Extravaganzen und Raffinaden kein Glück oder nur ein humoriſtiſcher Traum; ſo bliebe noch die eine Erklärung des nothwendig auferſtehenden Orients übrig, welche in den unauflöslichen Schwierigkeiten des europäiſchen Statusquo läge. Dieſer heutige Statusquo bleibt, ich ſeh's mit prophetiſchem Blicke. Dieſe Wirren und Gegenſätze löſen ſich nicht durch eigne Kraft. Die europäiſche Revolution iſt durch die franzöſiſche für ewig eine unmögliche geworden. In einer ſo künſtlich geſteigerten Exiſtenz, wie die jetzige Europa's iſt, in dieſer allgemeinen Noth, um die ſeufzende Natur und die diſparateſten Intereſſen zur Effectuirung des Augenblickes und der Luft, die man athmen muß, zu benutzen, iſt an Reſignation, an demokratiſche Aufopferung, an eine demokratiſche Stimmenmehrheit nicht zu denken. Europa wird viel Tumulte,

Kaffe und entbehrte, wenn ihn ſein kranker Körper an das Zimmer oder Bett feſſelte, keinerlei liebevoller Handreichungen, grade ſo, wie ſich nur die Ehe in ſolchen äußerſten Lagen als eine milde Wärterin und Tröſterin zu bewähren pflegt. Börne war nachgrade in die Jahre gekommen, wo man ſich nach einem trauten Umkreis behaglicher Häuslichkeit ſehnt. Es iſt ein ſo ſchöner Troſt, Herzen zu wiſſen, die den Pulsſchlag unſrer eignen Stimmung mitempfinden und ſich ein Gewiſſen daraus machen, auf unſrer Stirn zu leſen, Wünſche von unſern Lippen zu ſtehlen. Und die, welche mit der Welt in Hader leben, werden das Bedürfniß, einen felſenfeſten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Geſinnungen zweifelhaften Geſellſchaft zu haben, nur um ſo dringender empfinden. Es muß Herzen geben, die die geheime Werkſtatt unſres Innern kennen und auf uns ſchwören, ſelbſt wenn die ganze Welt uns verläßt. Dies war der Reiz, der Börne an ſeine Freundin feſſelte. Sie wußte um ihn die trauliche Atmoſphäre einer Familie, die ſtärkende Luft einer Freiſtatt, den Troſt einer Heimath zu verbreiten. Daß es an vielen klugen Beurtheilungen dieſes Verhältniſſes nicht fehlte, verſteht ſich bei einer, von dem Gewöhnlichen abweichenden

Thatſache, von ſelbſt. Die Redlichſten waren noch die, welche aus Rückſicht auf die Unredlichen einen legitimen Abſchluß dieſes Verhältniſſes mit der Ehe wünſchten. Indeſſen waren Börne und ſeine Freundin grade hievon am allerentfernteſten. Eine offenſtehende Thür, die zu betreten verboten iſt, iſt viel räthſelhafter und feſſelnder, als eine geſchloſſene. Das beſeligende Bewußtſein dieſes Bundes — wer weiß, ob es nicht grade in der Entfernung jeder äußern Verpflichtung lag? Weibliche Unentſchloſſenheit, Börne's zunehmende, oft höchſt bedenkliche Kränklichkeit kamen hinzu und den Ausſchlag gab vorläufig, daß Mad. W. durch Rückſicht auf eine ſtreng altgläubige Mutter verhindert wurde, ſich taufen zu laſſen, was zur Verbindung mit dem Chriſten Börne unerläßlich geweſen wäre. Andere Beurtheiler zogen den wohlthätigen Einfluß des Verhältniſſes auf Börne in Zweifel und ſtützten ſich dafür auf den allerdings richtigen Satz, daß geliebt zu werden meiſt eine große Seligkeit, zuweilen aber auch eine große Qual ſein kann. Nun würde es gewiß ungebührlich ſein, wollte man behaupten, daß Börne immer nur die Roſen, nicht auch die Dornen dieſer Freundſchaft geärndtet hätte; aber es würde wohl den größten Egoismus bei Jemanden vorausſetzen heißen,

wenn man annähme, Börne hätte von einem Weſen, das ihm ihr ganzes Leben widmete, nur ein ihm zu Gute kommendes Ausſtrömen von Aufopferung verlangt und nicht auch die in der Natur begründete Erſchöpfung in Kauf genommen, die überall eintritt, wo das Maaß menſchlicher Kräfte waltet. Unentſchloſſenheit, Furcht, tauſenderlei Bedenklichkeit iſt einmal das Erbtheil der Frauen, eine Schaale, die hier den köſtlichen Kern einer ſteten unermüdlichen liebenden Einwirkung auf Börne's Thun und Schaffen einſchloß. Seine Freundin hielt mit einem den Frauen eignen Ueberblick in ihm nicht ſelten das Bewußtſein ſeiner literariſchen Stellung aufrecht; ſie ſchürte ſeinen Ehrgeiz, ermunterte ſeinen Schaffenstrieb und war ihm, wie jenen andern berühmten Schriftſtellern ein Maaß deſſen, was ſich verſtehen ließ, ein Maaß des Styls und der Darſtellung. Hätte Börne's leidende Geſundheit es geleiſtet, ſeiner Freundin würden wir einen weit umfaſſenderen Umfang an Schriften verdanken. Ließ er einen Wunſch, Dies oder Jenes ſchreiben zu wollen, fallen, ſie ging darauf ein, brachte ihn zum Beginn und kam, wenn es liegen blieb, immer wieder darauf zurück. Sie ermunterte ihn ſpäter ſein Leben zu ſchreiben, früher, ſich im Roman zu verſuchen, zu dem er oft anſetzte. Er ge-

ſtand ihr, daß er ſchon früher eine Erzählung an das von Thereſe Huber geleitete Morgenblatt geſandt hätte, ohne etwas vom Schickſal derſelben zu wiſſen. In Paris wollte er ein Leben Rouſſeau's, dann über deutſche Literatur ſchreiben und war ſchon in vollem Zuge, die Werke Hamanns, mit dem er zu beginnen dachte, zu ſtudiren; aber ihre Ermunterungen ſcheiterten an ſeinen körperlichen Leiden. Er ſchien beſtimmt zu einem Autor, der wie er ſelbſt ſagt, Bücher macht, nur indem er Blättchen auf Blättchen legte.

Die Reiſe nach Paris verabredeten Börne und ſeine Freundin, gemeinſchaftlich zu machen; um aber das Aufſehen zu vermeiden, beſchloſſen ſie, ſich erſt in Heidelberg zu treffen und von dort weiter zu reiſen. Mad. W. war von der nachmaligen Gattin des Dr. Reinganum begleitet, der dieſe in Paris bei einem Beſuch erſt kennen lernte. Börne gieng mit einer ſehr gründlichen Kenntniß des Franzöſiſchen ausgeſtattet; umſonſt war er nicht des Morgens im Winter mit einer Laterne zu Herrn Prevot gegangen, um ſich im Franzöſiſchen zu vervollkommenen! Und doch hielt ihn ſeine mangelhafte Ausſprache im Comtoir bei dem Banquier, auf den er angewieſen war, ungebührlich lange auf; man verſtand nicht, daß ſein Name Börne

mit einem B geſchrieben würde und ſchlug im Regiſter der Contobücher immer im Buchſtaben P herum. In Paris hin- und herlaufen, um alle Merkwürdigkeiten zu ſehen, war des Ankömmlings Sache nicht. Den Zeitgeiſt, den Stand der Partheien, die Menſchen und die Dinge, wie die Franzoſen ſagen, wollte er kennen lernen. Er war mehr, als ſich für einen Fremden gebührt, auf ſeinem Zimmer, und ſiehe da! in ſechs Wochen hatte er Heimweh. Er vermißte hundert kleine Bequemlichkeiten, die ihm ſchon Bedürfniß geworden waren. Hätte er nicht die Verpflichtung mit Cotta gehabt (für jährlich 6000 Franks), er würde abgereiſt ſein. Man kennt die claſſiſchen Reſultate dieſes Pariſer Winters aus dem fünften Theil der „geſammelten Schriften." Dieſe Schilderungen aus Paris ſind doch noch immer das Lebenvollſte und Geiſtreichſte, was wir über die franzöſiſche Hauptſtadt beſitzen. Sie ſind auch von dem, was Börne geſchrieben, das bei Weitem Gerundetſte und ſo fein ausgearbeitet wie ein Stahlſtich. Es iſt hier wohl am Ort, bei dieſer Gelegenheit überhaupt über den künſtleriſchen Werth der Schriften Börne's einige Andeutungen zu geben.

Börne's Schriften tragen ein charakteriſtiſches Gepräge, deſſen Merkmale, obgleich meiſtentheils die Folge ſeiner konſequenten Geſinnung, doch durch ſie nicht allein erſchöpft werden. Börne's Ausdruck und Behandlungsweiſe ſeiner Artikel, ſein Ton, ja wenn man ſagen will, ſeine Manier, laſſen ſich auf Muſter, nach denen er ſich gebildet hat, allerdings zurückführen; doch verhärteten ſich die ihm von außen kommenden flüſſigen Stoffe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bildung erſt in ſeinem eignen Feuer zu der bronzenen Feſtigkeit und Sicherheit, die wir an ſeiner ſchriftſtellernden Weiſe bewundern. Börne wie Leſſing ſollten es für alle Phaſen unſrer Literatur beweiſen, daß, um Schriftſteller der Nation zu ſein, der Gedanke und die Geſinnung zwar den Ausſchlag geben, aber allein dafür nicht ausreichend ſind. Der feurige, edle Wein des Geiſtes will nicht aus bleiernen Deckelkannen genoſſen ſein, ſondern aus kunſtvollen Pokalen, wo das Gefäß den Inhalt ehrt. Börne's Styl und Darſtellungsweiſe war dem Spruch gewidmet: Im ſchönen Leib die ſchöne Seele!

Man kann über die Kunſt in Börne's Schriften nicht ſprechen, ohne den Antheil zu beſtimmen, den daran Jean Paul hat. Börne war nicht bloß der

Gesinnung und der gemüthlichen Weltauffassung dieses Dichters aufs Innigste zugethan, sondern auch den Wendungen und dem Style desselben. Die erste Sympathie hat er durch seine Denkrede auf Jean Paul gefeiert, die zweite durch alle seine Schriften. Ihm behagte an Jean Paul dessen kindliche Unschuld, dessen edle unverkünstelte Natureinfachheit, sein warmes schwärmerisches Herz, das uns den Adel der Jugend in weit herrlicheren Idealen noch, als Schiller gemalt hat, seine eigenthümliche Auffassung der Frauen von einer durchaus gemüthlichen Seite, wo uns die Frauen als gute Wirthschafterinnen und Engel zu gleicher Zeit erscheinen; ihn fesselte Jean Pauls Ironie, wenn er Fürsten und die vornehme Welt zu schildern hatte, seine Satyre auf Deutschlands politische Zustände, sein Freimuth über die Religion und doch dabei seine innige Liebe zu allem Tiefen, endlich seine Scheu vor dem Geheimnißvollen. Mit dem Kindlichen und Erhabenen in Jean Paul zog auch die Lust an seiner Ausdrucksweise bei ihm ein. Die Fülle der Bilder beschäftigt unsre Phantasie, ihre Beziehung auf das, was sie erklären sollen, unsern Verstand. So sind wir bei Jean Paul immer in einer doppelten Geistesthätigkeit, indem wir theils die uns gemachten Mittheilungen in uns

aufnehmen, theils aber auch an der Art, wie ſie der Dichter uns recht vergegenwärtigen will, mitſchaffen und unſer eignes, kleines Schöpfungsvermögen anſtrengen müſſen. Indeſſen hat Börne etwas voraus. Er vermied die Fehler ſeines Lehrers. Ob ihm dies der Geſchmack eingab, oder ob ihm der übergroße Reichthum an Phantaſie, in dem grade Jean Pauls Fehler liegt, mangelte, oder ob ihn ſeine entſchloſſene Geſinnung zwang, immer den Leſer en face anzuſehen und ſein Viſier, nicht einmal mit Blumen, zu verhängen: er vermied dasjenige, was die Art Jean Pauls nur zu ſehr zur Manier gemacht hat. Er ſelbſt ſagt von den jean-pauliſirenden Nachahmern ſeines Meiſters: „Sie dünken ſich frey, weil ſie mit ihren Ketten raſſeln, kühn, weil ſie in ihrem Gefängniſſe toben, und freimüthig, weil ſie ihre Kerkermeiſter ſchelten. Sie ſpringen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — ſie ſind hier oder dort; aber der Abgrund iſt geblieben; ſie verſtanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung iſt ihnen Gewandheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Geſichts, ſie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldſtücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wiſſen ſie es

nicht ſchicklich zu gebrauchen und man ſieht ſie gleich jenem Häuptling der Wilden ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.“

Börne hat zunächſt nichts von dem Style Jean Pauls angenommen, als was deſſen großes und befruchtendes Prinzip für die ganze neuere Literaturrichtung iſt, die Unmittelbarkeit und die Subjektivität. Der Styl, in welchem Goethe ſchrieb, war nicht Goethe ſelbſt. Man leſe die frühſten Briefe Goethe's, z. B. die an die Gräfin Stollberg, welche kürzlich erſchienen ſind, und man wird erſtaunen über die Unregelmäßigkeit ſeiner Schreibart. Eine Parthie ganz unmittelbar, wie ihm der Styl aus der Seele quillt — und plötzlich eine angeeignete Periode, eine ſchriftſtelleriſche Paſſage, die ihm zwar auch innerlichſt gehörte, aber doch mit Rückſicht auf den Leſer gebildet war. In ſpätern Jahren ſteigerte ſich bei Goethe dieſer Zwieſpalt ſo ſehr, daß ſeine Wahlverwandtſchaften und ſpätern proſaiſchen Leiſtungen in einem eignen Kunſtſtyle geſchrieben ſind, der immer in einer gewiſſen Diſtanz von dem unmittelbaren Entſtrömen des Gedankens aus dem Herzen entfernt lag. Dieſe Weiſe kannte Börne nicht. Seine Briefe an die vertrauteſten Freunde ſind alle in derſelben Manier, in

der er drucken ließ, abgefaßt, kurze Sätze, treffende Bilder, naive Wendungen, ſicher und feſt ſich in der kleinen originellen Handſchrift ausprägend. Börne war demnach ein urſprünglicher Künſtler im Style. Sein Gedanke formte ſich von ſelbſt, er kam gleich in ſeiner angemeſſenen Tracht auf die Welt; Börne konnte nicht anders denken, als wir ihn in ſeinen Schriften gewöhnt ſind, ſprechen zu hören. Was er nun dabei von Jean Paul hat, iſt außer mancher naiven Redewendung die Vorliebe für Bilder und Allegorien. Da er ſich aber nicht ſcheute, auch ohne Bild zu ſprechen, ſo hat er vor Jean Paul, der nichts ohne Bild ausdrücken konnte, den Vorzug, daß jedes ſeiner Bilder zutreffend iſt. Er zwang nie, wie Jean Paul öfters gethan zu haben ſcheint, einem fertigen Bilde einen noch nicht fertigen Gedanken auf, ſondern hatte erſt den Gedanken und brauchte dann das Bild nur, um ihn deutlicher auszudrücken oder ihn zu verſchönern. Bei Börne erhob ſich der Jean Pauliſmus zu einer durchſichtigen, klaren und ebenmäßigen Methode. Da drängt ſich keine Wendung ungebührlich vor, da dufteten nicht ganze Wälder von Blumen betäubend auf uns ein, wo ein einfaches Veilchen oder gar nur ein grünes Blatt als Folie genug war. Börne beſaß in ſeiner frühern

aber aus ſich ſelbſt keine Revolution mehr haben. Wie nun, wenn das aſiatiſche Princip, das ſich durch Rußland auf uns werfen wird, zuletzt ſeinen eignen Zweck verfehlte? Wenn für die religiöſe und politiſche Freiheit Europa's die aſiatiſche Maxime der unermeßlichen Staatendiſtricte eine glückliche Chance wäre? Ich meine dies: das theilende Princip iſt das herrſchende, das bindende, das befreiende. Wär' es möglich, Europa in ein einziges, unter einer Controle ſtehendes ungeheures Khanat verwandelt zu ſehen, ſo müßte der Tag der Freiheit ein allgemeiner ſein und der Jubelruf am Tajo ſein Echo an der Newa finden.

---

Welches iſt in der Geſchichte der rechte Moment? Man ſagt, die providentielle Nothwendigkeit. Doch könnte man nicht auch ſagen: der Conflict der Umſtände? Die Ungerechtigkeit der Vielheit gegen die Einzelheit oder wie man dieſe Bevorzugung des Einen vor dem Andern durch Glück, Stellung, Geleit und ſonſtige Umſtände nennen mag? Viriathus konnte ſo groß wie Sulla, Spartacus ſo groß wie Marius werden. Man ſagt, für Luther ſei die Zeit reifer geweſen, als für Huß, doch hätte Luther nur in Prag leben und ſtatt nach Worms nach Konſtanz berufen werden dürfen, ſo hätte ihm ſelbſt das ſechzehnte Jahrhundert jenen Scheiterhaufen gebracht, den Calvin noch für Servet anzuzünden wagte. Gottes Wille kann es wahrlich nicht geweſen ſein, den trefflichen Huß fallen zu laſſen, um Luthern den Sieg zu geben. Die pädagogiſche Geſchichtsanſicht, dies ewige Manövriren mit der Hand Gottes, kommt zuweilen auf Trivialitäten heraus.

---

Bildung ein Gegenmittel gegen die zu üppige Manier Jean Pauls. Es war dies von Voltaire und Johannes von Müller her seine Neigung zur Aphorisme, zur Sentenz zur Antitheſe. Börne hatte ſogar großes Talent zum Franzöſiſchſchreiben; nur jener rhetoriſche Abandon, der das eigentliche Geheimniß des franzöſiſchen Styls iſt, mochte ihm fehlen; das Talent der Antitheſe beſaß er im höchſten Grade. Börne mochte dies fühlen und darum von dem Wunſche, franzöſiſch zu ſchreiben, ſo oft heimgeſucht werden. Er hatte Ausſicht, in Frankreich mit ſeinem Style (es war ihm aber mehr um die Ideen zu thun) weit heimiſcher zu werden, als Heine, deſſen Manier in Frankreich nicht verſtanden wird. Es finden ſich Stellen bei Börne, die, wenn ſie wörtlich ins Franzöſiſche überſetzt würden, dort das größte Glück machen müßten; z. B. iſt folgende in ſtyliſcher Hinſicht durchaus franzöſiſch gedacht: „Mirabeau war der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu ſpielen verſtand. Doch Mirabeau als Menſch und Bürger war ſchlechter, als Robespierre. Dieſen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ ſich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbeſtechlich und erwürgte, Mirabeau

hat Geld genommen und ſchonte. Wer ſich zu einer Miſſethat beſtechen läßt, der geſellt nur Unreines zum Unreinen, wer ſich aber zum Guten beſtechen läßt, der beſudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: Das war ein Fehler ſeines Herzens. Er glaubte die Revolution leiten zu können: Das war eine Schwäche ſeines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künſtler war und zu reden verſtand; die Natur in ihm war ſchlecht." *)

Das Vorbild Jean Pauls tritt uns wieder in den kleinern humoriſtiſchen Aufſätzen mehr entgegen. Börne bewegte ſich hier ſogar in der komiſchen Topographie Deutſchlands, die Jean Paul erſonnen hatte, in Kuhſchnappel und Flachſenfingen. Doch brachte er in dieſe Gegenden immer wieder eine ſatyriſche Bevölkerung, die Jean Paul ſpäter nicht mehr mit dieſer Umſicht und Freimüthigkeit aus den Zuſtänden des deutſchen Vaterlandes auszuheben wußte. Jean Paul ſpricht vom Nürnberger Poſtreuter, Börne von der Thurn- und Taxiſchen Poſt, Jean Paul vom Kammergericht in Wetzlar, Börne vom Bundestag.

*) Geſammelte Schriften. Theil VII. S. 300.

Jean Paul vom Allgemeinen Anzeiger in Gotha, Börne vom Oeſterreichiſchen Beobachter. Die Satyre, in der Jean Paul gegen das deutſche Reich vor dem Deputationshauptſchluſſe ſo treffend war, übertrug Börne auf die neueſten Verhältniſſe, bei welchen Jean Paul, ſo oft er ſie in den Jahren bis zu ſeinem Tode erwähnte, ſich auf allgemeinere Andeutungen beſchränkte. Selbſt die mehr dichteriſchen Verſuche Börne's, in welchen er gänzlich der Form Jean Paul's verfallen ſcheint, z. B. in der Allegorie: Honeſtus, iſt Anwendung des Bildes, Situation und Moral doch immer die Frucht einer Börne eigenthümlich angehörenden Kenntniß ſeiner Zeit. Jean Paul iſt allgemeiner, Börne treffender. Eine Gattung in der ſich Börne nicht weniger verſuchte, die Novelle findet ſich bei Jean Paul gar nicht. Wir meinen jenes aus tiefſtem Schmerz geborne Lebensbild: Der Roman, in welchem Börne in kurzen, aber kräftigen Zügen das geſellſchaftliche Leid der gebildeten Juden ſchildert.

Wenn man von Börne's Kunſt ſpricht, darf man nicht vergeſſen, zu bemerken, daß er ſie nie zum Selbſtzweck erhob. Wir beſitzen ausgezeichnete Schriftſteller, denen wir es nachſehen müſſen, wenn ſie in den Becher der Form, iſt ihnen der Wein der Ideen ausgegangen,

die Würfel des Zufalls werfen und blind mit ihrem Talente spielen. Börne brauchte das Roß seiner Kunst immer nur zum Tragen oder zur Erreichung eines Zieles, nie um damit Parade zu machen. Hat es in seinen kleinern humoristischen Aufsätzen je einmal den Schein, als lahme der Gedanke der vorausspringenden Form hinterher oder als überschleiche ihn die bloß äußerliche Formbildung, so setzt er schnell die Sporen ein oder öffnet eine Schleuse seines Herzens, dreht an einem Hahne seines Gemüths, um gleich die belletristische Weichlichkeit durch unmittelbares, reines Quellwasser der Ueberzeugung wieder anzufrischen. Er springt schnell aus dieser Traumhaftigkeit auf den reellen Boden der Wirklichkeit zurück. Auch seinen Witz ließ er nicht frei herumwandeln, sondern, wenn er nicht auf der Jagd war oder des Nachts das Haus bewachen mußte, lag er an der Kette. Sein Witz war wohlgezogen; er fiel niemanden an, auf den Börne ihn nicht gehetzt hätte. Er hatte nicht die Art des Witzes bei andern Humoristen, die wie kleine Kläffer jeden Vorübergehenden, jeden Wagen, jedes Pferd anbellen und ihren Herrn in tausend Unannehmlichkeiten verwickeln. Börne hatte nie die Prätension, witzig zu seyn. Man konnte ihn nicht einladen und

annehmen, er würde gleich, noch ehe er der Gesellschaft vorgestellt wäre, mit einem Witz über die Schwelle stolpern. Das hat viele Leute so gewundert, in Börne beim Umgang einen so stillen, harmlosen Mann zu finden, der keineswegs mit Bonmots und Calembourgs um sich warf und bei dem gesellschaftlichen Rundspiele: „Die Leber ist von einem Hecht“ boshafte Malicen anbrachte. Börne hielt weder Reden, noch konnte er witzig auf Bestellung seyn. Er mußte eben so auch in seinen Schriften Stoff und Veranlassung zum Witze haben, und um recht witzig zu seyn, mußte er aus dem Vollen greifen, wie seine „Schilderungen aus Paris“ beweisen, die unter allen seinen Schriften noch immer für das schlagendste Zeugniß seiner feinen Beobachtungsgabe und seiner geistreichen Satyre gegolten haben.*)

---

*) Man hat den Styl Börne's öfters nicht ganz correkt finden wollen. Herr Theodor Mundt in Berlin hat sich unter Andern die Mühe gegeben, beweisen zu wollen, daß Börne kein Deutsch schreiben konne. Es hat damit gute Wege. Einige Abweichungen seines Ausdrucks vom gewöhnlichen sind Provinzialismen. Eine wunderliche Art von Inversion in solchen Fügungen wie: „Die Treue,

Börne konnte damals, als er zum erſten Male in Paris lebte, die jeſuitiſch-ariſtokratiſche Reaktion ganz in der Nähe beobachten. Wie wenig ſich die Bourbonen beveſtigt hatten, beweiſt die ſpätere Möglichkeit der Julirevolution. Sie fühlten ſich auf einem unſichern Boden, der unter ihren Füßen wankte, und den ſie zu ſtützen glaubten, indem ſie ſich blind der eifernden Ultrapartei in den Kammern überließen, rachgierigen Emigranten, die Frankreich wieder in die Tage Ludwigs XV. zurückverſetzen ſollten. Villèle hatte ſo eben das Staatsruder ergriffen und arbeitete an der Aufgabe, ſich ſo unpopulär wie möglich zu machen, mit großem Talente. Aus jener Zeit reihen wir hier einige Brieffragmente an, die aus Börne's Verkehre mit Friedrich Murhard in Kaſſel ſtammen, einem Publiziſten, der ihm nicht bloß als Herausgeber der politiſchen Annalen,*) ſondern auch aus näherm Zuſammentreffen in Frankfurt befreundet war.

---

die das Band ſollte ſeyn, fehlte" iſt das Auffallendſte davon.

*) Siehe den achten Jahrgang der Annalen.

Paris, den 10ten Februar 1822.

Frankreich ist das Zifferblatt Europa's; hier sieht man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst schlagen hören, um die Stunde zu erfahren. Man verhört sich aber leichter als man sich versieht. Ich habe mir vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Wesen unserer Zeit aus ihren Zeichen zu erforschen und meine Beobachtungen Ihnen, mein Hochverehrtester unter allen meinen Freunden, auf dessen Urtheil ich stets so hohen Werth legte, mitzutheilen. Eine so eben hier erschienene Flugschrift zur Apologie des Ministeriums Villèle kommt mir sehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen, denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich ist, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, ist es in Meinungsstreitigkeiten immer räthlich, sich auf den Standpunkt zu stellen, den sich der Gegner gewählt. Die Leser jenes Pamphlets, von welcher Partei sie auch sein mögen, Aristokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewisse Grundsätze, Ansichten und Zwecke öffentlich bekennt und über Mittel und Wege unverholen spricht. Des Königs

geſchicht zwei- oder dreimal Erwähnung, der Ariſtokratie wird oft gedacht, unaufhörlich aber iſt davon die Rede, was Herr von Villèle oder jeder andre Miniſter jetzt nothwendig thun muß, um ſeine Stelle zu behalten. Von den Forderungen der Franzoſen aber, von den Bedürfniſſen und dem Wohle Frankreichs, wird auch nicht das kleinſte Wörtchen geſprochen. Eine jener Ungeſchicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorſchein kommen, ſobald die Gewalt — ſpricht, zeigt ſich in der ganzen Schrift. Die Freiheit kann reden, denn ihr iſt das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber iſt verloren ſobald ſie anfängt ſich zu rechtfertigen, auf eine Weiſe wie hier geſchieht! Ich füge die Schrift ſelbſt, von mir verdeutſcht und mit Randgloſſen begleitet bei. Machen Sie Gebrauch davon für die Allgemeinen politiſchen Annalen!

---

Paris, im März 1822.

Möchten ſich die Herren Miniſter in konſtitutionellen Monarchien doch endlich des Diplomatiſirens und Intriguirens entwöhnen! Aber der öffentliche

Markt ist ihnen nur eine größere Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine gespielt. Sie zischeln hier wie dort, sind schlau jetzt wie vordem und schlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn sie nur weiter einheizten, damit könnten sie den Frühling abhalten. Die heutigen französischen Minister sind viel zu klug, als daß sie hoffen dürften, ihre Absichten durchzusetzen. Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht Jeder dumm, der will. Giebt's eine Eigenschaft der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren sein muß, so ist es die Dummheit. Es giebt für jeden französischen Minister nur Ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er Frankreich nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will — er darf diese Gefahren nicht sehen. Sein System, wenn er ein solches hat, offen darzulegen, wäre unter diesen Umständen in seiner Stellung viel zu gefährlich für ihn. Darum bedient er sich der Journale des Auslandes, um seine Ansichten und Grundsätze zu rechtfertigen und Andere läßt er dann hinterher als deren Vertheidiger auftreten. So wählte

Villèle den miniſteriellen engliſchen Courier zur Schaubühne einer Correſpondenz. Ich ſage Schaubühne, denn der Urſprung wie der Zweck jener Correſpondenz iſt das Geheimniß der Komödie. Decazes hatte zur Zeit ſeiner Herrſchaft auch ſeine maskirte Correſpondenz; er iſt aber doch vorübergegangen und ſo wird auch Villèle bloß eine vorübergehende Rolle ſpielen.

---

Villèle ging bei der Verfolgung des Reaktionsſyſtems der Ariſtokratie viel zu langſam zu Werke. Die Ultras ſprechen fort und fort von der Nothwendigkeit, den Eifer, die Treue, die Ergebenheit belohnt zu ſehen. Ein Vertheidiger des von Villèle befolgten Syſtems fand es darum für nöthig zu bemerken, daß die Worte: Treue, Ergebenheit, Eifer, ſo achtungswerth ſie auch ſeien und ſo gewiß Herr von Villèle nichts mehr verlange als alle dieſe Dinge zu belohnen, da er ja ſelbſt ſeinen Theil vom Lohn in dieſer Beziehung fordere, doch keinen Talisman gewähren könnte, der die, während einer 25jährigen Revolution entſtandenen Intereſſen und aufgekommenen feierlich

In einem und demſelben Menſchen kann das Entgegengeſetzteſte ſchlummern. Der Menſch iſt immer das, wozu ihn ſeine Lage macht. Die beſtgearteten Menſchen geriethen in den Strudel der franzöſiſchen Revolution, und wurden, wozu ſie die Vorſehung wahrlich nicht prädeſtinirt hatte, Henker. Ich bin heftig erſchüttert, wenn ich an einen Charakter jener Zeit denke, über den Charles Nodier eine vielleicht zu romantiſche Skizze geſchrieben hat, Eulogius Schneider. Dieſer Unglückliche war ein deutſcher Geiſtlicher, ein Weltprieſter, der ſich Rhetorik und ſchöner Wiſſenſchaften befleißigte. Schneider lebte in Bonn, ſchon während des Ausbruches der Revolution, und lehrte an der dortigen Hochſchule Poeſie und Beredtſamkeit, ſo weit der Katholicismus erlaubte. Ich beſitze ſeinen in Bonn gedruckten Leitfaden der Aeſthetik, deſſen Dedication im naivſten und unbefangenſten Tone an den Curator der Univerſität, den Grafen Spiegel zum Deſenberg, gerichtet iſt. Wie ſchwärmt der junge Docent über die Quellen der Schönheit, über das Vorſtellungs- und Empfindungsvermögen, über die Erhabenheit eines Klopſtock und die Theorieen von Sulzer und Eſchenburg, wo es ihm eine heimliche Freude zu machen ſcheint, ſie in den Katholicismus einzuſchwärzen! Mit pedantiſcher Gewiſſenhaftigkeit gibt Schneider alle rhetoriſchen Wendungen an, das Zeugma, die Hendiadys, die Metonymie; keine Sylbe verräth den ſpätern Advocaten der Guillotine. Schneider iſt ein empfindſamer Schwärmer für die Muſen und Grazien und eine einzige Straßburger Reiſe macht ihn zum Apoſtel des Schreckens, zu einer Furie, welche St. Juſt an das Tribunal in Paris überliefert. Mittelglieder zwiſchen der Definition über die Hendiadys und dem Schaffote fehlen;

anerkannten Meinungen plötzlich verschwinden mache. Also mit dem Verschwindenmachen wäre man einverstanden, nur daß es allmählig geschehe, und man hierbei mit Frankreich fortfahre wie jener gutherzige Lakai mit dem Pudel seines Herrn gethan, dem er die Ohren abschneiden sollte, ihm aber vorerst nur ein Endchen davon abschnitt, um dem armen Thiere nicht auf einmal so wehe zu thun! Dabei werden die plebejischen Interessen, die ewig bestanden, als in der französischen Revolution erst entstanden ausgegeben, um sie revolutionär schelten zu können.

---

Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne dessen Lage und Sitten zu kennen, so verdienen sie nur die Hälfte des Vorwurfs, den sich Villèle ganz zugezogen. Dieser kennt den Boden, auf dem er wandelt, die Luft, die ihn umgiebt und dennoch glaubt er, Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, aus der es sich durch die Revolution gerissen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras und auf dem nämlichen Wege, nur will er langsamer gehen. Das ist dieselbe

Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurtheilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schaffot führte.

---

So lange Hr. v. Villèle die Ultrapartei gebraucht hat, schmeichelte er ihren Leidenschaften; jetzt da er erster Minister geworden, wendet er, wie üblich, den Leuten den Rücken zu. Er thut, was jeder seiner Freunde auch thun würde, sobald er Premier-Minister geworden wäre. Als solcher würde es selbst Herr v. Peyronnet nicht besser, das heißt hier, nicht schlimmer machen als Hr. v. Villèle. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältnisse überschaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Ansehen erlangt, welche den höchsten Ehrgeiz befriedigen, lernte noch jeder Staatsmann bald einsehen, daß Frankreich in aristokratischem oder in der Canzeleisprache der Heuchelei zu reden, in royalistischem Sinne nicht mehr regiert werden könne, und daß, würde es versucht, nicht bloß Frankreich, welches eine Nebensache ist, sondern auch

der Waghals, der es verſuchte, darüber zu Grunde gehen müſſe.

---

Herr v. Villèle giebt den Ultras, die ihn zur Macht geführt und denen er es jetzt als Miniſter nicht recht machen kann, zu verſtehen, daß es ja offenbar auch ſein Intereſſe ſei, die ariſtokratiſchen Principien der Charte zu begünſtigen. Es kann wohl Frankreich wie ganz Europa ſehr gleichgültig ſein, was der jetzige franzöſiſche Principalminiſter für ſein Intereſſe anſieht. Ueber das kindiſche Weſen der großen Leute, welche feſt daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Kaviars willen den Ozean geſchaffen, wird ſich ein vernünftiger Menſch nimmer und nimmer ſatt lachen. Es handelt ſich in unſerer Zeit um andre Dinge als um das Intereſſe des Herrn von Villèle und den Kaviar der großen Leute.

---

Chateaubriand, der heftigſte aller Ariſtokraten, ſagt es ſelbſt: les idées du siècle sont repu-

blicaines und dennoch glaubt Ihr, die Welt ändern zu können? Man bekommt den Schwindel, wenn man ſieht, zu welchen Höhen menſchlicher Hochmuth hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung iſt die See, in der man das Staatsſchiff ſteuert, und man behandelt ſie wie eine Suppe Décazes hat ſie zu ſehr geſalzen, Villèle will ſie milder kochen — Kinder werden darüber lachen!

---

Der Irrthum ſo vieler politiſcher Steuerleute unſrer Zeit iſt, daß ſie die Demokratie für die Klippe und die Ariſtokratie für den Hafen anſehen, da doch umgekehrt die Ariſtokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen iſt. Weſſen Schuld iſt es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer ſcheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es iſt die Schuld derer, die es nicht dahin *gelenkt*.

---

Das iſt die ewige Verblendung der Ultraariſtokraten, daß ſie es fort und fort nur mit Demokraten

zu thun zu haben glauben. Sie verſtehen ſich nur auf Menſchen, nicht auf die Menſchheit und verwechſeln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereigniſſe, meinen ſie, entſpringen aus kleinen Quellen, die man nur zu verſtopfen brauche, um der Geſchichte ein Ende zu machen. Von den Schlüſſen des Himmels haben ſie keine Ahnung und käme zum zweiten Male eine Sündfluth über die Welt, würden ſie ſagen: Das iſt eine Intrigue, und hingehen ihrer Quelle nachzuſpüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber in Paris ausbräche und Conſtant, Foy, Laſitte, Terneaux und die übrigen Häupter der Gegenpartei ſtürben daran — die Ariſtokraten würden ſich die Augen reiben und ſagen: Gott ſey Dank, es war alles nur ein Traum, heute iſt Hirſchjagd im Walde von St. Germain.

---

Als Börne im Jahre 1822 Paris verließ, kehrte er nicht ſogleich nach Frankfurt zurück, ſondern lebte eine Zeitlang in Geſellſchaft ſeiner Freundin in Heidelberg. Hier war es, wo zum erſten Male ſein fortwährendes körperliches Leiden zu einem ſehr bedenklichen plötzlichen Ausbruch kam. Er wurde von einem heftigen

Blutſturz befallen, und dadurch ſo geſchwächt, daß man für ſein Leben mußte beſorgt werden. In dem hierauf folgenden langen Krankenlager widmete ihm Mad. W. die liebevollſte Pflege. Langſam erholte er ſich. Sein Lungenleiden ſchien ihm nun erwieſen und er ging viel mit fremden und ihm befreundeten Aerzten zu Rathe. Später, ſeit 1824 beſuchte er faſt jedes Jahr Ems. Ein deutliches Bild ſeines körperlichen Unbehagens, zu dem ſich noch eine zunehmende Schwerhörigkeit geſellte, giebt ein aus Stuttgart datirter Brief an ſeinen Freund Dr. Stiebel in Frankfurt. Er ſchrieb ihm:

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr mediziniſches Gutachten. Wegen der Aloe haben Sie ſehr Recht, und ich habe das Mittel ſogleich eingeſtellt, nachdem ich es jetzt ſchon faſt 14 Tage gebraucht hatte. Die erhitzende Eigenſchaft der Aloe war mir bekannt, nur hatte ich nicht den Muth, meinem hieſigen Arzt zu widerſprechen. Es iſt wahr, daß ich Erleichterung dadurch gewann, ich rede mir aber ein, daß es Schuld an dem ſtärkren Ohrenbrauſen iſt (im ſchwächern Grade habe ich es immer) woran ich gegenwärtig leide. Mein Uebel, meine ich, müſſe jedem Arzte ſehr klar ſeyn, es kömmt

nur darauf an, das rechte Mittel dagegen zu finden. Es ist offenbar eine Blutergießung in den Unterleibs-Eingeweiden, die sich aber durch die Brust entleert hat. Wie ist dem vorzubeugen? Diät allein hüb' es wohl nicht. Ich hatte seit 6 Monaten die strengste Diät geführt, gar keinen Wein getrunken, und mir viel Bewegung gemacht, der Blutauswurf hat sich aber doch widerholt. Es ist freilich wahr, daß ich das letzte Mal, meinen Schrecken ausgenommen, gar kein Uebelbefinden dabei hatte, das erste Mal aber war ich sehr krank, vielleicht weil unordentliche Lebensart vorhergegangen war. Bei meinem neulichen Anfall hatte ich sehr stark Schmerzen, auf der rechten Seite unter den Rippen, wahrscheinlich von der Leber herrührend. Ich meine, dieses wäre sehr bezeichnend. In Schwefel setzte ich großes Zutrauen. Schon vor 18 Jahren verschrieb es mir Reil gegen irgend ein chronisches Uebelbefinden. Ich erinnere mich damals Schmerzen im Rückgrade gehabt zu haben, und daß Reil gesagt, es wären Hämorhoidal-Dispositionen. Der achttägige Gebrauch des Schwefels gab damals meinem Gesundheitszustand eine ganz andere ausdauernd bessere Richtung. Ich wollte, Sie schickten mir ein solches Rezept, mit der vorgeschlagenen Mischung von Ta-

raxakum oder andern bittern Mitteln. Datiren Sie das Rezept auf den März vorigen Jahres zurück, damit ich es meinem Arzte als ein früher gebrauchtes vorzeigen könnte.

Sie sind zu bescheiden, wenn Sie meine Rezension von Windischmann fürchten, oder Sie wollen sich über mich lustig machen. Sie wissen, daß ich von solchen Dingen nichts verstehe, und selbst in der einseitigen Art, in welcher ich solche Sachen zu behandeln weiß, ist es mir diesesmal mislungen, so daß es mir lieb wäre wenn die Rezension gar nicht gedruckt würde, wie ich es fast erwarte, weil Anstößigkeiten gegen Geistlichkeit darin vorkommen. Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir durch Gelegenheit (etwa wenn Louis Ochs hierher reist) Ihre Artikel von Windischmann, und andere Ihrer Rezensionen und Schriften, mittheilen möchten: Ich würde Ihnen die Sachen gut aufbewahren und zu seiner Zeit zurückschicken."

Das Siechthum Börne's hielt ihn von seinen meisten literarischen Unternehmungen ab und beschränkte seine Thätigkeit nur auf kleinere Aufsätze, die er ab und zu dem Morgenblatt schenkte. Natürlich mußte hiedurch der Rückhalt, den er für seine Existenz von

Cotta hatte, wanken, und die Beziehung zum Vater, wie läſtig ſie auch für Börne unter dieſen Umſtänden war, wieder angeknüpft werden. Börne war kein großer Finanzier. Ohne Verſchwender zu ſein, ohne ſelbſt von dem vielen Gelde, das er brauchte, einen rechten Genuß zu haben, war er doch immer in einem Mißverhältniße ſeiner Einnahmen und Ausgaben. Er hatte Liebhabereien, die nicht wohlfeil waren. Er kaufte gern Bücher, hielt ſich Vögel, verſchwendete viel mit Blumen; eine Liebhaberei, die er von ſeinem Vater geerbt zu haben ſchien; denn dieſer pflegte zu Geburtstagen ihm befreundeter Perſonen mit ganzen Blumenbeeten aufzuwarten. Börne war Freund eines behaglichen Comforts, den ſein leidender Körper ſchon um ſo mehr in Anſpruch nehmen durfte, als er ſich ſonſt ſo Vieles ſeiner Geſundheit wegen verſagen mußte. Er liebte Teppiche, Vorhänge, faſhionable Lage ſeiner Wohnungen, bequeme Bedienung. Wie man Talglichte brennen könne, begriff er nicht. Gern reiſte er in ſeinem eigenen Wagen, ſchon der geiſtigen Anregung wegen, die ihm unterweges immer am mächtigſten zuſtrömte. Er war kein Elegant, weil ihm Körper-Haltung und Eitelkeit dazu fehlten, nur die Elemente der Eleganz liebte er, feines Tuch, weiße Wäſche, ge-

schmackvolle Muster zu Westen, saubre Handschuhe. Er hatte eine Art komischer Freude daran, sich den Knoten seines Halstuches so zu binden, wie es die neueste Mode verlangte und mit einem gutmüthigen Selbstgefühl, wenn er auf einen Ball ging, den, der ihn musterte, zu fragen: Wie gefall' ich Ihnen? Boten sich Kunstgenüsse im Theater oder Conzert dar, so war er nicht geneigt, sie sich zu versagen. Er liebte es, durch Geschenke zu überraschen; kurz er war eine Lebensweise gewohnt, die sich weit über die Decke seiner Einnahme hinausstreckte, und selbst wenn Plus und Minus mit einander gestimmt hätten, so war er kein Oekonom. Zu dieser fast aristokratischen Behandlungsweise des Lebens hatte ihn wahrscheinlich seine Pensionszeit in Gießen, Berlin und Halle verführt.

Unter diesen Umständen konnte Börne nie von seinem Vater unabhängig werden. Er mußte sich, da er seiner nicht entbehren durfte, die Launen desselben gefallen lassen. Die Rücksicht auf die Geschwister, die schon selbstständig wurden, erzeugte manches Mißverhältniß; ja, ohne Vermittelung der Freunde Börne's, die auf den Willen des Vaters zu wirken suchen mußten, wäre für ihn nichts mehr durchzusetzen gewesen. Ging

denn ein böſes Herz? Die Manie des Jacobinismus beweiſt noch immer kein böſes Herz.

---

An die harmlos vegetirenden Völkermaſſen, an die ſtille Exiſtenz auf dem Lande möcht' ich faſt ſagen und an abgelegene Daſeinskreiſe legt Euer Ohr und lauſchet auf das geheimnißvolle Rollen der Räder, welche kein Auge ſieht, auf dies Sprühen und Glühen electriſcher Funken, die aus unſichtbaren Stoffen ſpringen! Gott ſäete auf jeden Fleck der Erde die Möglichkeit der Geſchichte und noch ſind ihre ergreifendſten Momente immer da ausgebrochen, wo von ihnen die geringſte Ahnung war. Die feuerfangende Materie iſt überall. Ein zufälliger Funke, der hineinfällt, gibt die Entſcheidung der Jahrhunderte. Ich habe Scheu vor jeder Scholle, auf der ich ſtehe; denn der Erdgeiſt gleicht dem Geiſt im Hamlet und nimmt mit ſeinem dunklen Schwöre! bald hier, bald dort eine Exiſtenz oder ein Individuum in den geheimnißvollen Dienſt der Jahrhunderte.

---

nun ein ſolcher Vermittler zum alten Baruch, ſo traf er einen wohlbeleibten Herrn, nicht groß, aber fein und zierlich gebaut, mit kleinen Füßen und ſorgfältig gepflegten zarten Händen. Seine Kleidung war ſauber gebürſtet, kein Stäubchen durfte darauf ſitzen, feinſte, blendendweiße Wäſche mußte auf der Bruſt ausgelegt ſein, Gang und Benehmen waren gemeſſen. Ohne allen jüdiſchen Accent ſprach er ein wohlgeſetztes Deutſch, langſam, als wenn er das Gewicht jedes Wortes prüfen wollte, mit weichem Organe, wie ſein Sohn. Seine Umgebungen zeigten Geſchmack und Sinn für Eleganz, die Schnelligkeit, mit der ſeinen Winken gehorcht wurde, verrieth die patriarchaliſche Strenge, mit der er in ſeinem Hauſe waltete. Nur war es bedenklich, bei ihm die Saite ſeines Sohnes, des Schriftſtellers, anzuſchlagen. An ſeinen übrigen Kindern, die in der Welt „was vor ſich brachten," erlebte er Freude; der Doktor hatte ihm 20,000 Gulden, wie er behauptete, gekoſtet und war nichts geworden, als Verfaſſer von Schriften, die nun einmal bei ſeinem Jugendfreunde, dem Fürſten Metternich in Wien, durchaus keine Billigung fänden. Was wolle er in der Welt mit den liberalen Verkehrtheiten? Sich Feinde machen! Die Großen angreifen! Paßt für ſeine Stellung gar nicht.

Was iſt er denn in der Welt, daß er ſich erlaubt, ſo ein Wort zu führen? Jetzt könnt' er Arzt und Accoucheur ſein, könnte eine reiche Praxis haben, bekäme in jeder Meſſe ſeine Rechnung bezahlt. Gut, nun iſt er Juriſt geworden. Warum ſieht man ihn nicht als Advokaten? Er könnte noch auf den Römer gehen, könnte Eingaben machen, könnte dem Rothſchild ſeine Prozeſſe führen. Statt deſſen ſchreibt er Bücher, verreiſt das bischen Geld, was ſie ihm einbringen und verſperrt ſich durch ſeine gottloſen Bemerkungen über die Großen auch jede Gelegenheit, es in der Welt noch einmal zu etwas zu bringen.

Nun wehe aber dem, der auf dieſe Klagen des Herrn Baruch eingegangen wäre! Dieſe Vorwürfe wollte er dem nur geſtattet wiſſen, der unter dem Gegenſtand derſelben zu leiden hatte. Die einzige Wendung, die ihn auf dieſe Aeußerungen von einem Dritten recht war, durfte nur dahin lauten, daß es Schade um die großen Talente des Sohnes wäre! Man würde ſich ſehr irren, nähme man an, Börnes Vater hätte die Gaben des Schriftſtellers nicht zu ſchätzen gewußt; er beklagte nur, daß er von ihnen nicht den rechten Gebrauch machte. Syſtem, Geſinnung — nein in der That, auch das war für Herrn Baruch kein

Lariſari; aber wer verlangt das von meinem Sohn? Was braucht der in ſeiner Lage Geſinnungen? Solche Chimären! Wir Juden haben in der Welt eine ganz andre Stellung, als ein großes Wort zu führen. Wir werden doch wahrhaftig den Weltlauf nicht ändern! Er ſchadet uns nur; er bringt uns in unſren Intereſſen zurück und ich ſchäme mich, wenn ich nach Wien komme, und bei unſern langjährigen Verbindungen mit dem öſterreichiſchen Hofe einen ſolchen Sohn haben muß!

Herr Baruch war Kenner der Politik genug, um zu wiſſen, daß ſein Sohn auch immerhin kein Arzt, kein Advokat zu ſein brauchte und doch eine einträgliche Stellung haben könnte. Nur mußte er kein Syſtem, keine Geſinnungen haben! Hatte doch Herr von Gentz längſt deſſen Styl, Fürſt Metternich deſſen politiſche Kenntniſſe gelobt! Herr Baruch wußte, wofür Gentz, Friedrich von Schlegel, Pfeilſchifter und Andere ihre Wechſel bezogen, er wußte, daß deren ganzes Talent darin beſtand, aus gegebenen Materialien einen hübſchen Zeitungsartikel zuſammenzuſetzen. Man erzählt ſich, daß er, unbekümmert um ſeinen Sohn, in Wien daran gearbeitet hat, ihm eine Stellung zu verſchaffen. Er wollte ſeinem Talente eine metallene Bahn brechen

und ſchrieb ihm von Wien aus, als ſich Börne von Stuttgart nach München begeben hatte, er ſolle nun kommen und in Wien unter Aufſicht gewiſſer hoher Perſonen etwas Ordentliches werden. Als Börne die Zumuthung abwies, fuhr der Vater nicht gleich in Harniſch, ſondern bot, da dieſe Frage ihm zu wichtig für des Sohnes ganzes Lebensglück ſchien, jedes beſonnene Mittel auf, ihn zur Reiſe zu bewegen. Da er wohl wußte, daß Sanftmuth hier mehr wirken würde, als Zorn, ſo befleißigte er ſich aller Künſte der Ueberredung, ſprach zum Herzen des Sohnes, als Vater, als Freund. Nein. Nun denn, ſchlug er ihm vor, ſo ſolle er wenigſtens erſt einmal nach Wien reiſen, um zu ſehen, wie es ihm dort gefallen würde; gefiele es ihm nicht, ſo blieb' es ihm ja unbenommen, wieder abzureiſen. Um wenigſtens für dieſen Vorſchlag den Sohn ganz gewiß zu haben, ſchickte er ihm nach München eine bedeutende Summe als Reiſegeld. Börne nahm das Geld, beſtellte Poſtpferde und reiſte über Augsburg — wieder nach Stuttgart zurück. Es läßt ſich nicht läugnen, daß dies von Börne noch ein alter Hallenſer Studentenſtreich war. Der Vater war empört und wollte lange Zeit von dem ungerathenen Demagogen nichts wiſſen Es erbitterte ihn tief, daß

er obenein mit jener Geldsumme ordentlich noch wie in eine Falle gegangen war.

Börne pflegte sich über dies Wiener Projekt so zu äußern: Meine Gesinnung kann und werde ich nie, um keinen Preis, ändern. Gesetzt aber auch, ich hätte es gewollt oder gekonnt, so würde ich grade dadurch allen Einfluß verloren haben und ganz in die Kategorie jener verkauften Publizisten gesunken sein, denen, sie mögen behaupten, was sie wollen, von Niemanden geglaubt wird. Daß ich lieber gar nicht nach Wien erst hingieng, sagte er zu seinem Freunde Stiebel, das war ich meiner eignen Vorsicht schuldig. Ich bin schwach; wozu sich da einer Verführung aussetzen? Wer weiß, womit sie mich gefesselt hätten! In meine eigne Schwachheit, die sie bald ausgemittelt hätten, würden sie mich verstrickt haben.

Als Börne wieder nach Frankfurt zurück kehrte, freute er sich, im dortigen Polizeiwesen manche Verbesserungen, in dem Aeußern der Stadt manche Verschönerungen anzutreffen. Gleich bei seinem ersten Spaziergange durch die freundlichen Anlagen, von denen Frankfurt umgeben ist, lächelte er wohlgefällig über den höflichen Styl, in welchem die Polizei auf den Warnungstafeln mit dem Publikum sprach. Da hieß

es nicht mehr: „bei fünf Thaler Strafe darf hier Niemand den Rasen betreten!“ oder dergleichen; sondern er las zu seiner Verwunderung: „Diese Anlagen sind der Sorgfalt des Publikums empfohlen.“ Er glaubte sich nach Paris versetzt. Ein so kleiner Fortschritt in der Cultur konnte ihn einen ganzen Tag glücklich machen. Für die Frankfurter Theaterverhältnisse bewahrte er noch immer viel Theilnahme; und in mancher Correspondenz, die er an das Morgenblatt einsandte, machte er seinen gepreßten kunstrichterlichen Empfindungen Luft. Noch immer wog er in diesem Bereich die Worte nicht. Es war ihm eine Kleinigkeit, den damaligen Chef der Theateroberdirektion, den Banquier Leerse, einen Tyrannen zu nennen, wofür ihn dieser zu verklagen drohte. Eine kleine Brochüre gab er bei Gelegenheit der Ankündigung der Berliner wissenschaftlichen Jahrbücher für Kritik heraus. Er ahnte schon 1826 die vielen Einseitigkeiten, mit welchen dieses Institut in der That gleich begann, und die Anarchie, in die es sich jetzt aufgelöst hat. Manche seiner Befürchtungen waren jedoch sehr in seiner Abneigung gegen die Philosophie als Wissenschaft begründet. Der Literaturbeilage des Morgenblattes, die seit 1828 von W. Menzel redigirt wurde, sandte er die gründlichsten

und geiſtreichſten Kritiken über Schriften, welche grade an der Tagesordnung waren. Aufgefordert, eine Beurtheilung des „Leben Napoleon's“ von Walter Scott einzuſenden, antwortete er in einem noch unter ſeinen Papieren befindlichen, wahrſcheinlich nicht abgeſchickten Briefe, daß ihm Verfaſſer und Gegenſtand dieſes Buchs gleich wenig genehm wären. Das Muſeum, eine der höhern Unterhaltung gewidmete Geſellſchaft in Frankfurt, bedachte er mit ſeiner geiſtvollen Denkrede an Jean Paul; lieferte auch manches für die Iris, eine Zeitſchrift, die Berly, in deſſen Hauſe Börne gern verweilte, herausgab. Die Unterhaltung eines ſo beleſenen Weltmannes, wie Berly, einer liebenswürdigen Tochter und einer Hausfrau, die mit klugem Urtheil jedem Ding ſchnell ſeine praktiſche Seite abgewann, feſſelten ihn eben ſo ſehr, wie die häufigen Gelegenheiten, die ſich in dieſem Hauſe zu intereſſanten Bekanntſchaften darboten, von welchen wir nur die des Grafen Bentzel-Sternau, dieſes merkwürdigen Beiſpiels, wie ſich die klarſten Gedanken im unklarſten Styl ausdrücken laſſen, nennen wollen. Jeden Dienſtag kam er bei Berly zum Thee und war dann immer launig, geſprächig und aufgeweckt, beſonders mit der Jugend und den Frauen Die Ankunft der

Sonntag begeisterte ihn zu seinem berühmten Artikel über sie, der ihm in Berlin so viel Freunde machte. Ja das Interesse, welches Börne an dieser Sängerin nahm, war so lebhaft, daß er sich sogar in eine Fehde über die Frage einließ: Ob ein Louisd'or zehn oder eilf Gulden gälte? Die jetzige Gräfin Rossi hatte nämlich mit der Theaterdirektion auf ein in Louisd'oren ausgesprochenes Honorar unterhandelt. Gute Rechner und Enthusiasten hinterbrachten ihr, daß man in Frankfurt unter Louisd'ors nicht Friedrichsd'ors à 10 Gulden, sondern Carolin à 11 Gulden verstehe. Die Gräfin Rossi war auf einem Handelsplatze, wo es Sitte ist, sich an den Cours zu halten. Sie verlangte Goldstücke zu eilf Gulden. Nun gab dies Mißverständniß eine Fehde, deren Schauplatz die Iris und einige andre Frankfurter Blätter wurden. Börne war ein solcher Sonntags-Enthusiast, daß er zum Nachtheil der Theaterdirektion darauf bestand, sie solle fest dabei bleiben: Unter eilf Gulden thät' sie's nicht. Von Vereinen besuchte Börne den sogenannten Gelehrtenklub, wo es ihm jedoch durch seine zunehmende Schwerhörigkeit gar oft an Empfänglichkeit und Mittheilsamkeit zu fehlen schien. Nur im engern Kreise entfaltete er die Liebenswürdigkeit seines Umganges.

Durch den 1827 erfolgten Tod ſeines Vaters wurde Börne's äußre Lage günſtiger geſtellt. Zwar war das Vermögen des Vaters von den Unfällen, welche damals öfter der Papierhandel erlitt, nicht verſchont geblieben, zwar ſchien er im Teſtament gegen die übrigen Geſchwiſter auffallend zurückgeſetzt, doch kamen noch immer 22000 Gulden auf ſein Theil, die ihn mit Einſchluß einer Rente, durch welche er den künftigen Anſprüchen an das Vermögen der Mutter entſagte, mit Einſchluß ſeiner Frankfurter Penſion von jetzt an auf ein jährliches ſichres Einkommen von etwa 1200 Gulden rechnen ließen. Dieſe Selbſtſtändigkeit war für die Ruhe, mit der er die politiſchen Ereigniſſe betrachtete, durchaus nicht unweſentlich. Ein Prozeß mit ſeinen Brüdern wurde von ſeinem Freund und Anwald, Dr. Goldſchmidt, gütlich ausgeglichen; doch blieb zwiſchen ihnen eine Verſtimmung zurück, die ſich erſt in ſpätern Jahren verlor. Als ihn ſein älteſter Bruder nicht lange vor ſeinem Tode in Paris beſuchte, bot er alles auf, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Er wurde ſo lebendig, wie lange nicht zuvor, ſprach viel von vergangenen Zeiten und verrieth wohl, daß ſein Herz zu weich war, um lange einen Groll zu nähren. Das Verhältniß zu ſeiner Schweſter blieb ungetrübt.

Er ſchätzte ſie hoch und nahm an ihren Kindern einen innigen Antheil. Sein Neffe, der leider zu früh geſtorbene junge Dr. Spiro, zog ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade an ſich, er verfolgte deſſen Studiengang und konnte nur bedauern, daß dieſer in Gebiete ſich verlor, wo Börne gewohnt war, nichts als Untiefen und Falleiſen zu ſehen. Börne's talentvoller Neffe war Hegelianer.

Im Winter nach dem Tode ſeines Vaters führte Börne einen längſt gehegten Lieblingsplan aus. Er wollte wieder einmal Berlin ſehen. Berlin hatte nie aufgehört, ihn anzuziehen; die großartigſten Eindrücke waren ihm von da geblieben, und wenn er auch wußte, daß ihn die ganze Richtung dort nicht anſprechen würde, ſo wußte er ſich doch von dem Vielen, was dort geboten wurde, Einzelnes herauszuleſen, das ihn allerdings feſſeln konnte. Er ſah Mad. Herz wieder, Varnhagen und Rahel waren ihm von Frankfurt her bekannt und zugethan. Empfehlungen nahm er mehr mit, als er abgab. Er reiſte in ſeinem eigenen Wagen. Die Parade, die Willibald Alexis und Ludwig Robert mit ihm in der Mittwochsgeſellſchaft machten, hat er ſelbſt beſchrieben. „Hofrath — Börne — Sonntag — göttlich!“ war der Refrain, den er des Tages hun-

## II.

## Die natürlichen Vorausſetzungen der Geſchichte.

Ob die Erde allmälig aus dem feuchten Aether herabtröpfelte, ob dieſe Maſſe breiiger Verſchlammung durch das kosmiſche Geſetz der Bewegung eine runde und haltbare Form bekam oder ob aus dem Gedanken Gottes die electriſche Weltmaterie blitzte (der Electricismus bildet den Uebergang von dem Unſichtbaren in's Sichtbare), und die Schöpfung das Werk vulkaniſcher Zerſtörung war; dies geologiſche Problem liegt außerhalb der Geſchichte. Auch jene rieſigen Ungeheuer der Urzeit, welche den Grund des Meeres bewohnten, jene entſetzlichen Cüvier'ſchen Quadrupeden, welche in den baumhohen Farrenkräutern ſchlummerten, dieſe Mammuthe, deren letzter Reſt der fromme, kluge, von ſechstauſendjähriger Weisheit ſo plumpe ſchwerfällige Profeſſor der Thierwelt, der Elephant, iſt. Das iſt eine Beluſtigung des Witzes und der Neugierde; aber kein Gegegenſtand der Geſchichte. Und zuletzt ſelbſt der Menſch, dieſe letzte Zuſammennahme der natürlichen Kräfte, dieſe letzte Feierſtunde der faſt verbrauchten Zeugungsfähigkeit der Materie, dieſer Ehrenwein, den die Natur ſo lange hatte gähren und reifen laſſen und dann

dertmal hörte. Jedenfalls meinte man es gut und herzlich mit ihm. Die Berliner Belletristik war damals noch nicht in dem Grade von allem Anstand, aller ächten Begeisterung entblößt, wie jetzt, wo die Eckensteherwitzlinge daselbst das große Wort führen und einige trockne Epigonen von den hintersten Reihen der Hegelschen Schule den Ton angeben. Die Anbetung Goethes, die damals in Berlin Mode war, gab dem ganzen Wesen etwas Geordnetes, Enthaltsames; Niemand drängte sich vor; Alle waren sie nur die Gesellen eines einzigen unsichtbaren Meisters. Börne mit seiner süddeutschen Nachlässigkeit, mit seiner politischen Terminologie, mit seiner Schweigsamkeit, hinter deren lächelnder Aussenseite so viel wichtiger gedankenschwerer Ernst verborgen sein mußte, erschien in diesem Kreise als ein völlig Fremder; jeder mußte sich erst seine eigne Brücke bauen, um zu einem Verständniß dieses kleinen unscheinbaren, kränklichen Mannes heranzukommen. Die meisten begegneten ihm von der dramaturgischen Seite, die ja nichts Verpöntes hatte. Daheim, er wohnte eine Zeit lang in der Friedrichsstraße im Hause des Buchhändlers Logier, traf man ihn nur in dicke Tabackswolken eingehüllt, im langen Schlafrock und ein rothes Jakobinerkäppchen auf dem

Haupte. Dieſes Käppchen beſtärkte manchen Verdacht, der gegen den Fremdling laut wurde. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es gewiſſe Augen gab, die ihm, wie der preußiſche Gensdarmenausdruck iſt, damals „auf den Dienſt paßten.“ Der Buchhändler Logier war aber außer ſich über den Tabacksrauch, den Börne in ſeinem Hauſe verbreitete. Seiner Geſundheit und vieler Zahnſchmerzen wegen ſchien er eine wahre Rauchkur zu gebrauchen. Hr. Logier bat ihn, unter dieſen Umſtänden auf die Ehre ihn länger in ſeinem Hauſe zu haben, verzichten zu dürfen. Wenn ſich übrigens Mad. W. entſchließen wird, Börne's vertrauten Briefwechſel mit ihr herauszugeben, ſo dürften grade die aus Berlin damals von ihm gekommenen Nachrichten ſehr denkwürdig ſein.

Als Börne nach Frankfurt wieder zurückkehrte, gieng er ſchon ernſtlich mit einem Plane um, zu deſſen Ausführung man ihn in Berlin wahrſcheinlich eifrig ermuntert hatte. Schrieb ihm doch Hitzig, er wolle Haus für Haus auf ſeine Schriften collektiren gehen! Er wollte die hie und da zerſtreuten Denkſteine ſeiner literariſchen Thätigkeit zu einem einzigen Gebäude zuſammentragen. So oft ſeine Beſcheidenheit ihm dagegen einen Einwurf machte, ſo zweifelte er doch

nicht, daß es sinnigen Lesern gelingen würde, aus den Fragmenten, die er nur bieten konnte, sich eine ernste, das Beste des Vaterlandes wollende und den innern Beruf des Wortes tragende Persönlichkeit zusammenzusetzen. Er knüpfte deßhalb eine Verbindung mit dem Buchhändler Campe in Hamburg an, der sich durch einige freimüthige Verlagsartikel damals den Ruf eines unternehmenden, waglustigen und gesinnungsfesten Verlegers erworben hatte. Trotz vieler Debatten über die Bedingungen dieser Ausgabe kam es zuletzt in Hamburg selbst zu einem definitiven Abschluß über acht Bände „Gesammelter Schriften von Ludwig Börne." Börne erhielt für eine zehnjährige Entäußerung seines Verlagrechtes 4000 Thaler. Ein witziger Prospektus lud das Publikum zur Subscription ein.

Auf der Reise nach Hamburg im Jahre 1828 begleitete Börne bis Hannover seine Freundin. Diese blieb hier bei der ihr verwandten Familie des bekannten Componisten Aloys Schmitt, der damals Capellmeister der Herzogin von Cambridge war, zurück. In Kassel war für Börne hauptsächlich Murhard ein befreundeter Anlehnungspunkt. Murhard, dessen Gespräche sich am liebsten mit Politik beschäftigten, rühmt Börne's treffende Aeußerungen über die damalige Zeitgeschichte

und die Ruhe, mit der er abweichende Ansichten aufnahm. Börne war kein Proselytenmacher. Er haßte es, über Ansichten zu streiten, die sich nicht demonstriren ließen, sondern nur aus innerer Ueberzeugung geboren würden. In Kassel erlebte Börne einen heftigen Rückfall seiner körperlichen Leiden. Er mußte, von Dr. Harnier behandelt, länger dort bleiben, als er gewünscht hätte; denn Kassel war ihm ein todter und ängstlicher Ort. Um Murhard zu beweisen, wie groß die Einsamkeit Kassels wäre, erzählte er ihm, er hätte auf einer Bank in der Carlsau (einem reizenden Park bei Kassel) einen Sechsbätzner zurückgelassen, um zu sehen ob Jemand in drei Tagen an den Ort würde gekommen sein. Er kam nach drei Tagen und siehe! er fand das Geldstück noch auf derselben Stelle, wo er es hingelegt hatte.

Damals nahm Börne in Kassel seinen Konrad in Dienst, den treuen Konrad, der in den Pariser Briefen so oft die Scene erheitert, seinem Herrn Gelegenheit zu so vielen humoristischen Einfällen giebt und ihm seine physischen Kräfte anbietet, falls er sich an seinen Feinden wolle nachdrücklich gerächt sehen. Konrad schien bestimmt zu sein, nur der Literatur die Kleider auszuklopfen und die Schuhe zu reinigen. Konrad

war ſchon in Kaſſel in einer Druckerei, beim Redakteur der Kaſſeler Zeitung, Dr. Pinhas Auslaufer geweſen. Konrad machte ſogar Verſe und erfreute damit ſeinen Herrn. Konrad ſchrieb Briefe, die würdig waren, gedruckt zu werden. Börne hätte oft gewünſcht, Konrad wäre weniger geiſtreich, und dafür geſchickter und flinker auf den Beinen geweſen. Dieſer Bediente war in Allem eine treue deutſche ehrliche Seele, auch darin, daß er hundertmal etwas fallen ließ, das er nicht bezahlen konnte, daß er gar nicht gemacht ſchien, mit ihm Staat zu machen und weit öfters ſelbſt unbequem, als ein Hülfsmittel zur Bequemlichkeit war. Konrad war ehrlich, aber auch gewiſſenhaft; er war gewiſſenhaft aber auch pedantiſch. Er würde ſich in einem Luſtſpiel oft weit beſſer ausgenommen haben, als im wirklichen Leben. Dort hätte man doch wenigſtens über das lachen können, worüber man hier zuweilen hätte weinen mögen. Und grade mit allen dieſen böſen Tugenden und glänzenden Laſtern wurde er für Börne ein Bedürfniß. Er hieng mit gränzenloſer Liebe an ſeinen Herrn und lebte ſich ſo in ihn hinein, daß er durch Börne's Tod ganz vereinſamt daſtand. Er begleitete einen Reiſenden nach Italien, ſchrieb von dort aus ſehr originelle Briefe

und ist jetzt bei Meyerbeer in Diensten. Vielleicht ist dieser so gefällig, einige seiner Gedichte in Musik zu setzen.

Nach einer gemüthlichen Aufregung, die Börne in Hannover erlebte, und deren nähern Zusammenhang zu lüften einer spätern Zeit überlassen bleiben muß, reiste er allein nach Hamburg. Der großartige Weltverkehr dieser Stadt überraschte ihn. Seewesen war ihm etwas Neues, er fühlte, daß sich in dieser Fülle von Zerstreuungen und lebendigen Anregungen auch ohne Empfehlungsbriefe auskommen ließe und gab die wenigsten der Vielen, die er hatte, ab. Seine Wohnung, die er im Hotel Belvedère nahm, gestattete ihm einen freien Blick auf die schön und voll sich schaukelnde Wassermasse des Alsterbassins. Der bedeutende Buchvertrieb in der Handlung, die seine „gesammelten Schriften" verlegen sollte, sprach ihn an. Er ließ sich die großen Vorräthe derselben zeigen und äußerte besorglich: Wenn hier eine Feuersbrunst auskäme? Da er einige Titel der aufgestapelten Bücherballen las, verbesserte er sich und sagte: „Es ist wahr, Feuer kann ihnen nichts thun; es ist zuviel Wasser darin!" Zu dem Dramaturgen Zimmermann fand Börne einen begeisterten Verehrer. Zimmermann ist einer der

seltenen Beweise, daß sich die gründlichsten philologischen Kenntnisse und ein gelehrter Beruf (er war Professor am Gymnasium) mit geschmackvoller Beurtheilung der neuern und neusten Literatur, mit aufopfernder Hingebung an die Kunst und selbst ihre flüchtigsten Entfaltungen am Theaterabende wohl vereinigen lassen. Zubedauern ist nur, daß seine sittliche Kraft nicht ausreichte, um diese beiden Elemente seiner Bildung im schönen Gleichgewichte zu erhalten, und daß bei ihm zuletzt der Mensch dem Genius unterlegen ist. Wie Börne diesen gründlichen Kunstkenner damals noch antraf, war er zum Umgange wohl noch verwendbar. Er wurde des von ihm hochverehrten Schriftstellers Cicerone, machte ihn mit Hamburg's Natur und Menschen, mit Hamburg's Sitten und Unsitten bekannt. Wer könnte Hamburg verlassen, ohne seine Menschenkenntniß in allen Winkeln dieser Seestadt zu vervollständigen und seine Beobachtungen selbst da anzustellen, wo das Laster seine Orgien feiert? Mit scheuem Erstaunen blickte Börne in jene Tummelplätze der entfesselten Sinnlichkeit, die man in Hamburg mit dem dort für die diplomatische Welt verlornen Namen Salons bezeichnet. Mit launiger Gutmüthigkeit näherte er sich einem der weiblichen Geschöpfe, die bei

Peter Ahrens ihre (bei einer jammervoll ſchlechten Tanzfertigkeit) entfalteten käuflichen Reize zum Köder der Verführung machen, und reichte ihr, um ihren geiſtigen Bildungsgrad zu erforſchen, ſein Porteſeuille, um ihm etwas hineinzuſchreiben. Es wäre bei der ſchrecklichen Ideenverwirrung dieſer Weſen gar nicht auffallend, wenn ſie ihm eine ſentimentale Stelle, etwa aus Tiedge's Urania eingezeichnet hätte; doch war das, was Börne zu leſen bekam, zufällig etwas unſinnig. Wie erfreulich iſt es doch, mit einem Philologen umzugehen! ſagte Börne, als Zimmermann den Verſuch machte, in das Gekritzel des Frauenzimmers, wie in eine Attiſche Inſchrift, wirklich einen vernünftigen Zuſammenhang zu bringen.

Im October 1828 reiſte Börne ſchnell von Hamburg wieder nach Hannover zurück. Hier begab er ſich nun ſogleich mit einem ungewohnten Fleiß an die Redaktion ſeiner geſammelten Schriften, an die Abfaſſung eines Proſpectus, an neuere Aufſätze, die den alten ſchon gedruckten als Ergänzung dienen ſollten. Die Sorge über gutes Papier, geſchmackvolle Lettern, Correktheit des Drucks, die Sorge um das Format, die Cenſur, die Verſendung ſeiner Schriften machte ihm viel unruhige Stunden. Wo ſoll ich all das Zeug

zu 120 Bogen herunehmen? seufzte er oft, wenn ihm das Format zu groß schien. Campe in Nürnberg druckte die Schriften mit einer Eleganz, die dem Verleger, der die Kosten nicht scheute, Ehre machte; fünf lange Wintermonate arbeitete Börne in Hannover mit dauerndem Eifer. Hannover, schreibt er seinem Verleger, ist ein Ort, wo man nur die Wahl hat, zu arbeiten oder an Langerweile zu sterben. Ich habe gefunden, schreibt er ein ander Mal, daß Hannover doch noch langweiliger ist, als mir meine Werke vorkommen. Dabei beobachtete er den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten in diesem Lande und äußerte sich: „Ich denke diesem guten Hannover früher oder später ein Ehrendenkmal zu setzen. Einen solchen Ort such' ich mir schon lange.“ Einige der vorzüglichsten Artikel Börne's sind aus dieser Zeit, z. B. seine Kritik des Immermann'schen Hofer, an der er vierzehn Tage lang gearbeitet zu haben erklärte. Aufgefordert, Immermann's Friedrich II. zu beurtheilen, wies er es ab, weil er nicht Zeit hätte, jetzt die sechs Bände von Raumers Hofenstaufen durchzulesen. Schon damals beschäftigte ihn lebhaft der Gedanke, über Frankreich etwas Zeitgemäßes und in periodischer Form zu schreiben. Er wollte nach Weiblinger's Art einen

Almanach aus Frankreich mit Kupfern herausgeben. Doch ſtand er davon ab, als ihm der Verleger den Ueberſchlag der Koſten machte. Damals erhielt er die Abrechnung über die kleine Brochüre, die er gegen die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik in Heidelberg herausgegeben hatte. Vier Thaler ſechszehn Groſchen kamen auf ſein Theil. Das reicht grade zu meinen Kirſchen für den nächſten Sommer! ſchreibt er. Dieſen Sommer aber von 1829 ſollte er wenig Kirſchen eſſen. Gleich bei ſeiner Ankunft in Wiesbaden wurde er heftig krank und blieb es, als er Wiesbaden ſpäter mit Ems vertauſchte. Er blieb leidend bis zur Julirevolution und ſchien damals Allen dem Tode nahe.

Die erſten etwas langſamen*) Erfolge ſeiner geſammelten Schriften wartete Börne in Frankfurt ab. Kritiſch wurden ſie beſonders in Berlin mit freudiger Anerkennung, namentlich ihrer formellen Reize, begrüßt. Den Inhalt und beſonders die politiſchen Theorieen, die durchſchimmerten, mußten die äſthetiſchen Beamten, welche wie der Intendanturrath Neumann die Schriften be-

*) Sollte man glauben, daß der erſten Aufforderung zur Subſcription kaum mehr als nur 150 Unterſchriften gefolgt waren!

beim verklärten Lächeln der Sonne mitten in die erstaunte Schöpfung stellte, als Letztes, Bestes und Gelungenstes — auch an den ersten Menschen knüpft sich der Anfang der Geschichte nicht. Adam und Eva gehören der Philosophie und der Dichtkunst an.

---

Die menschlichen Fähigkeiten sind eine Mitgift; aber die Natur hatte den größten Antheil an ihrer Verwendung. Wer vermag in Betreff der Sprache schon das Mehr oder Weniger ihrer primitiven oder secundären Einflüsse zu bestimmen? Die Annahme einer Ursprache ist ein Problem der Philosophie; aber jene zahllos verzweigten Sprachwillküren, jene Originalitäten der Bezeichnung, welche das Gemeingut ganzer Völker wurden, sind ein Factum der Geschichte, das auf die Rechnung der Natur kommt. Die Natur sprach ihre Töne dem sprechenden Menschen vor: ihre Donner, ihre Blitze, ihr Waldsäuseln, ihr Wogenbrausen, ihr Wallen der Kornähren, ihre zahllosen lauteren oder sanfteren Stimmen, mit denen sie aus der Pflanzen-, Thier- und Steinwelt spricht, gaben den Nationen die Themata, welche sie mit gelehriger Zunge nachschnalzten und nachzwitscherten. Der ganze Charakter dieser oder jener Sprache ist der Abdruck der Natur des Landes, wo sie gesprochen wird. Die griechische Sprache ist der griechische Himmel selbst mit seiner tief dunklen Bläue, die sich in dem sanft wogenden ägäischen Meere spiegelt. Hier ist der Einfluß der Natur ein fast unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener während in den semitischen Sprachen die ängstliche Nachahmung der Natur waltet, eine Nachahmung, die sich in

urtheilten, sehr in Abrede stellen. Auf die Jugend machte diese Erscheinung einen bezaubernden Eindruck. Diese Frische, dieser Witz, diese großartige Perspektive in Welt- und Zeitanschauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Universität zu dem Verbotenen gehörte! Von den Fesseln des Systems sah man sich erlöst; die freiste Ungebundenheit war doch zugleich zu einer in bunten Farben schimmernden Crystallisation der Darstellung kunstvoll verhärtet. Alle Formeln und Gesetze lösten sich hier vor der freien Gesetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörsaal, sondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geschichte heraustrat. Verklungene Debatten sah man hier wieder aufgenommen, ein patriotisch freier Sinn reagirte gegen die ästhetische Verflachung, in welche wir gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, uns zu verlieren fürchten mußten. Es waren nicht goldne Aepfel in silbernen Schaalen, sondern frische, natürliche, den Reif des Gartens tragende Früchte in crystallenen Schaalen.

Börne wurde jetzt in Frankfurt immer mehr ein berühmter Mann, dem der durchreisende Dilettant und Kunstfreund seine Aufwartung machte. Auch das Hand-

werk ſprach an. Heine, Saphir, viele Berühmtheiten des Tages beſuchten ihn. Um Heine war Börne eifrigſt beſorgt. Er ſchätzte ihn von den gleichzeitig Strebenden am höchſten. Er wurde in Frankfurt der Colporteur des jungen knospenden Ruhms der Heine'ſchen Muſe, empfahl Heine's Schriften und ehrte ihn ſelbſt in ſeiner Perſönlichkeit, ohne künftige Zerwürfniſſe zu ahnen. Leider ſtörte ihn oft mitten im Genuß ſolcher für ihn feſtlichen Augenblicke ſein Körperleiden. Als Saphir, Schnyder von Wartenſee und Andre eines Abends bei ihm eingeladen waren, trafen ſie ein dunkles Zimmer, nirgends eine Vorbereitung, Mad. W. kam ihnen verſtörten Blicks entgegen, Börne war ſo eben wieder vom Blutſturz befallen. Um Alles zu verſuchen bezog er im Sommer 1830 das bei Frankfurt gelegene Bad Soden, das ihm die Aerzte angerathen hatten.

Das Tagebuchs-Idyll, welches den achten Band ſeiner Schriften bildet, ſchildert einen Theil ſeines Sodener Aufenthalts. Mad. W. war ſeine Nachbarin. Börne holte ſich weniger an den neunzehn Quellen dieſes Bades, als aus der freien Natur, aus den Feſſeln einer idylliſchen Langenweile, und den kleinen Zerſtreuungen, zu welchen ſich die Badegäſte vereinig-

ten, eine Stärkung ſeiner Geſundheit. Börne liebte den Umgang mit Frauen; hier war er in einem Frauenbade. Sie berichten auch von ihm, daß er an allen Geſprächen harmlos Theil nahm, ſich nie vordrängte, ſondern in einer ſolchen Zurückgezogenheit hielt, daß man ihn aufſuchen mußte um ſeinen Geiſt recht zu erkennen. In ſeiner freundlichen und ſtill ſinnenden Weiſe ſchloß er ſich jedem gemeinſchaftlichen Vergnügen an, und hatte ſeine große Freude an jedem kleinen Erlebniß der Umgegend, mochte es auch nur eine nach altem Ritus gefeierte Judenhochzeit ſein, bei der er die ſchöne Bedeutung der wunderlichſten Ceremonien mit Aufmerkſamkeit verfolgte. Bei einer frühen Morgenwanderung auf den Dachberg gieng er mit der Laterne voran, ein Kreis von Badgäſten hinterher. Und was ihn über ſein gewöhnliches Maaß hier vollends hinaushob, war die Nachricht von der Julirevolution. Mit Ungeduld harrte er auf die Stunde, wo die Zeitungen ankamen. Er ging auf die Landſtraße hinaus und ſpähte nach der Ankunft des Boten, der ſie von Höchſt bringen mußte. Dauerte es ihm zu lange, ſo gieng er ſelbſt nach Höchſt, um die wunderbare Begebenheit zu verfolgen. Lange hielt er es nun auch in Soden nicht mehr aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück und

ſetzte Alles durch das elektriſche Feuer, das aus ihm ſprühte, in Erſtaunen. Im Gelehrtenverein erkannte man den früher ſo ſchweigſamen leidenden Börne nicht wieder. Es ſchien ein Wunder mit ihm vorgegangen.

Verſetzen wir uns jetzt wieder in Börne's politiſche Geſinnungen, ſo liegt der Gegenſatz ſeiner Stimmung wie ſie ihn kurz vor der Julirevolution und unmittelbar nach ihr beherrſchte, in den Pariſer Briefen und dem Tagebuch ſeines Aufenthalts in Soden klar ausgeſprochen vor. Hier zeigte ſich der Grad, bis zu welchem ſeine Hoffnungen vor dem July 1830 erloſchen, ſeine Wünſche verſtummt waren. Er hatte keine einzige ſeiner Ueberzeugungen aufgegeben, aber die Welt war mit Schleiern verhängt; nur noch den Blüthenbäumen am Fuß des Taunusgebirges vertraute er ſeine Gedanken, nur noch mit den Najaden der wunderthätigen Quellen in Soden plauderte er über Politik. Sein Tagebuch zeigt ihn uns, wie er nicht mehr Fürſten und Diplomaten, ſondern die Gänſe und Hühner im Gaſthaus zum „Frankfurter Hof" beobachtet und ſich aus ihrem Treiben an den Lauf der Welt draußen erinnern läßt. Er ſpricht über Schiller und Goethe, über die ſorgloſen Träumereien und Zerſtreuungen, denen ſich die letzte Zeit der Reſtaurationsperiode

hingab. Da endlich bricht die Julirevolution aus. Alle ſeine alten Gedanken ſpringen plötzlich wie niedergehaltene elaſtiſche Federn auf. Seine Pariſer Briefe zeigen ihn uns wieder mitten in den Fragen der Zeitgeſchichte, er ſieht das, was er längſt behauptete, bewieſen, was er vorherſagte, eingetroffen. Er verfolgte, im ſchönſten Vertrauen auf eine muthige Erhebung der politiſchen Begriffe, die ſich auch der Deutſchen bemächtigt zu haben ſchien, den Verlauf der Ereigniſſe, wie ſie auch bei uns nach und nach das Losſchlagen einer vom Zeitgeiſt geheim gelegten Mine waren. Er mußte ſeinen Blick auf England, Belgien, Italien, Polen richten; denn alles traf wie mit einem Zauberſchlag zuſammen. Die Bitterkeit der darauf folgenden Pariſer Briefe iſt aber weniger die Folge ſeiner übermüthigen Freude, als des Schmerzes, daß der Freiheit ihr Sieg verloren gehen könne. In Deutſchland hatte ſie ihn, er ſah es bald, nicht vollſtändig errungen, in Frankreich wurde ſie darum betrogen. Die Freiheit hatte gleichſam eine große Erbſchaft gemacht, aber der Banquier, bei dem ſie ſie ausgezahlt erhalten ſollte, Louis Philipp fallirte böswillig. Börne hatte ein ſcharfes Auge, dieſe Umtriebe zu durchſchauen. Er konnte hier ſeine Erfahrungen aus den Zeiten der Wage und der Carls-

daher Beschlüsse wieder aufnehmen; daß er es mußte, daß ihn die Wendung, die die Erfüllung seiner Hoffnungen nahm, dazu zwang, gab ihm jenen Unmuth, der in den Pariser Briefen Dinge aussprach, die selbst manchen seiner Freunde verletzt haben.

Die praktischen politischen Ideen Börne's blieben auch damals immer dieselben. Er wollte ein einiges Deutschland, das von der Vielherrschaft seiner Fürsten dadurch befreit wäre, daß keiner seine Souveränität dem Wohl des Ganzen gegenüber geltend machen dürfe. Er verlangte von Preußen, daß es seinen Schwerpunkt nicht in Rußland, sondern in Deutschland suche; er verlangte von Oesterreich, daß es seiner Politik des Stillstandes und seinen aufhaltenden Einflüssen auf die süddeutschen Höfe entsage; er verlangte von diesen selbst und von den Schirmherren, Oesterreich und Preußen, die freieste Entfaltung des constitutionellen Systems. Erst wenn für diese Hoffnungen sich durchaus kein guter Wille bei den Fürsten zeigen wolle, dann war ihm die Republik lieber, als jede andre Verfassung, die dem Bürger nicht gestatte, für sein irdisches Wohlergehen nach freiestem Menschenrechte zu sorgen. Es ist kein Zweifel, daß dies Börne's politisches Glaubensbekenntniß von seiner praktischen Seite war.

Ueberhaupt ſtimmt Börne's Theorie von Staat und Bürgerthum mit Roſſeau's Contract Social zuſammen. Sein Gefühl ließ ihn, um das Weſen des Staates zu beſtimmen, von Nichts anderm ausgehen, als von den Menſchenrechten. Sein politiſcher Grundgedanke war der, daß ihm die Gleichheit noch höher ſtände, als die Freiheit. Börne hielt dieſe Ueberzeugung für ſo tief in der Menſchenbruſt begründet, daß er daraus den Grund herleitete, wie Napoleon die Franzoſen faſt zwanzig Jahre hindurch beherrſchen konnte. Napoleon nahm ihnen die Freiheit, aber er ließ ihnen die Gleichheit. Er ſchuf zwar einen neuen Adel, aber jeder konnte in ihn aufgenommen werden. Die Franzoſen hatten zwar keine andere Rechte mehr, als das eine, Soldat zu werden und ſich für den Kaiſer erſchießen zu laſſen; aber wenn dies Recht mehr für eine Pflicht angeſehen werden ſollte, ſo traf ſie als ſolche alle. Eine Sklaverei wird leichter vergeſſen, wenn Niemand von ihr ausgenommen iſt.

Manche theoretiſche Behauptung über den Staat in Börne's frühern Schriften wird man weit gemäßigter finden, als man einem Manne zutrauen ſollte, der allerdings mit der Ueberzeugung ſtarb, daß die Republik die einzige Geſellſchaftsverfaſſung wäre, bei der ſich

ein geſunder Kopf und ein geſundes Herz beruhigen könne. Von der Volksſouveränität, dieſer Parole des Streits der politiſchen Doktrinen, ſagt er (Bd. VII. S. 35.) „Diejenigen, welche für die Volksſouveränität ſtreiten, welches wünſchenswerthe Gut erwarten ſie von dem Siege? Soll Herrſchaft ſein, iſt es beſſer, ſie iſt in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, beſſer, ſie iſt unwandelbar, als daß ſie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht geſichert. Es kann das Volk ſein eigner Tyrann ſein und es iſt es oft geweſen.“ Börne giebt in dem Aufſatz, dem dieſe Stelle entnommen iſt, ferner ſeine politiſche Meinung deutlicher an. Er ſagt, es handle ſich eigentlich gar nicht um Monarchie oder Republik, nicht um abſolut oder conſtitutionell, ſondern um dasjenige, was in einem Staate als das Urſprüngliche geſetzt wird. Er ſagt, darum handl' es ſich: „iſt der Menſch frei geboren und die bürgerliche Geſellſchaft nur eingeführt worden, daß ſie die Freiheit wahre und ſchütze, wie der Becher den Wein: oder iſt der Menſch zur Dienſtbarkeit geboren und darf ihm nur ſo viel Freiheit verſtattet werden, als er bedarf, ſeine Kräfte für den Dienſt der Geſell-

ſchaft auszubilden und dazu verwenden? Kurz, es iſt die Frage: iſt der Staat Zweck, oder der Menſch in ihm?“ Nicht das, fährt Börne fort, wäre an Ludwigs des Vierzehnten Ausſpruch: Der Staat bin Ich! ſo gefährlich geweſen, daß er ſich zur Hauptſache, ſondern den Staat überhaupt zur Hauptſache gemacht hätte. „War Lykurg beſſer, als Robespierre?“ frägt Börne. „Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen. Lykurg die Menſchheit. Robespierre opferte ſie, er ſchlachtete ſie nicht. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber und kindiſche Männer glauben: er war ein guter Bürger, im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der republikaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Beſſières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde; beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebt, ſei es das Volk, ſei es der Fürſt.“ Indem wir dringend auf jene Abhandlung hinweiſen, bemerken wir, daß ſie Börne's politiſche Philoſophie am deutlichſten entwickelt. Sie iſt ſo frei

von Partheileidenſchaft, daß Börne ſogar die von der Oppoſition in Frankreich ſo heftig angegriffene Milliarde, die Entſchädigung der Emigrirten, aus Gründen der Billigkeit vertheidigt. Börne's adminiſtrativer Grundſatz war: Il ne faut pas trop régner. Das Zuvielregieren, mochte es nun von einem Robespierre oder Ferdinand VII. kommen, war ihm verhaßt; denn es opfert den Menſchen der Maſchiene, den Bürger dem Staat, es tödtet die freie harmloſe Benutzung unſres Daſeins, das uns von Gott nicht gegeben wurde, um nichts als die Erbärmlichkeit unſrer ſogenannten polizirten Geſellſchaftsverfaſſung zu genießen, d. h. zu erdulden, ſondern, um uns für eine höhere Weltordnung geiſtig und ſeeliſch vorzubereiten. Er haßte dies ewige Bevormundetwerden, die Controlle, die Beamtenarroganz, die Demuth, die uns dem verkörperten Geſetz gegenüber zugemuthet wird, die polizeiliche Schinderei, der wir ausgeſetzt ſind, wenn wir nur den geringſten Schritt aus unſerer Häuslichkeit herauswagen; z. B. eine Reiſe machen wollen. Humanität, ächte Philanthropie, Friede, Liebe und Glückſeligkeit, dafür ſchwärmte Börne's edler Geiſt und hat in dieſem Sinne allein alles ausgeſprochen, was an politiſchen Maximen und Urtheilen je nur in ſeinem

Gurgellauten durch die Kehle quetſcht, die mit Livre, Zunge und Naſe die vorſprechende Lehrerin zu imitiren ſucht. Und zuletzt iſt dort, wo die Natur kalt, öde und ſtumm iſt, wo nur zuweilen ein Eisvogel über ſchneeige Gefilde flattrrt, die Sprache arm und unbeholfen und der Ton in ihr, ſo wie in den nordiſchen Sprachen, ſingend und klagend oder, wenn noch höher hinauf, faſt der Ausdruck des Schreckens und Zuſammenzuckens vor einem kleinen Geräuſche neben der Hütte, die der Lappländer in die Erde gräbt, um ſie vor der Wuth des Nordwindes zu ſchützen.

---

Die Scholle beherrſcht den Menſchen. Ihre Mißgunſt macht ihn zum Nomaden, ihr Wohlwollen zum Ackerbauer. Sie leitet ihn zu Erfindungen an und lockt ihn ſogar in ihren Schoß, um die Metalle an den Tag zu fördern. Jedes Phänomen der Natur kann für die Geſchichte zum Hebel werden. Ein Fluß, der Nil, iſt ſeit erdenklichen Zeiten die Pulsader des ägyptiſchen Lebens. Die Aegypter ſind noch immer mit ihrem Glauben und mit ihren Sitten in dem Schlamm des Nil verwickelt. Ihre Religion iſt ein Vogel, der aus dieſem Schlamm das Ungeziefer frißt. Der Nil überſchwemmte nicht nur das Land dieſes Volkes, ſondern auch ſeine Begriffe, ſeine Philoſophie und Andacht. Hat der Glaube an die Seelenwanderung nicht ſeine Quelle im Nil? Man hielt die Thiere dieſes Fluſſes für heilig, man hielt es für eine Belohnung ſeines Glaubens, dereinſt zu irgend einem Ibis oder Krokodil „verſammelt“ zu werden und göttlicher Ehre zu genießen. Wenn den Aegypter eine verzweifelte Scheu vor dem Verweſen beherrſcht, wenn ihm

Munde so bedenklich erschienen ist. Er verlangte nichts, als daß die Beamten höflich sind, die Collegien minder impertinent, die Polizeicommissäre minder patzig (wie man in Berlin sagt), er verlangte, daß jeder Bauer vom Amtsschreiber Herr angeredet und Jedem, der, ohne ein Dieb zu sein, auf der Amtsstube erscheinen muß, ein Stuhl angeboten wird; er verlangte, daß der vornehme grobe Staat sich zu uns verfügt, wenn wir ihn nicht ansuchen; er haßte die Frechheit der Offiziere, die Dreistigkeit der Adligen, die übermenschliche Einbildung der Fürsten, — da liegt der Punkt, wo sich ein so harmloses Gemüth, wie das eines Börne, entzündete und in Flammen auflodern konnte, die gefährlich waren. Hätten wir in unserm politischen Leben Edelmuth, Offenheit, liberales Zuvorkommen, bei den Fürsten ächte Menschlichkeit, Achtung vor dem Gemeingeiste und dem öffentlichen Urtheil, Zartheit in allen Berührungen, Biedersinn in dem, was man thut, und Milde in dem, was man verbietet; wie sicher würden wir einer Beruhigung der politischen Leidenschaften entgegengehen, wie ruhig unsre besten und edelsten Geister sich mit den herrschenden Verhältnissen über das, was sich nicht in einer Sommernacht ändern läßt, verständigen sehen!

Im Spätherbſt des Befreiungsjahres reiſte Börne nach Paris. Es ließ ihm in Deutſchland keine Ruhe mehr. Er wollte dem Heerde der Ereigniſſe nahe ſein und ſie nicht von der Peripherie, ſondern dem Centrum aus beobachten. Die beiden erſten Bände ſeiner Briefe geben über alle ſeine perſönlichen Begegniſſe auf der Reiſe und den Winter über in Paris den vollſtändigſten Aufſchluß; denn ſie ſind ein Tagebuch, ein zuſammengeheftetes Journal, eine Art Zeitſchrift, die alle Reize und alle Nachtheile der periodiſchen Literatur vereinigt. Friſch, lebendig, aber auch voller Widerſprüche und ohne eine andre Einheit, als die einer geiſtreichen, glühend hoffenden Perſönlichkeit. Ueberhaupt iſt der richtigſte Geſichtspunkt, um Börne's ſechs Bände Pariſer Briefe zu beurtheilen, der, daß man ſie eine zuſammengeheftete Zeitſchrift nennt, mit allen Tugenden und allen Fehlern des Journalismus. Sie gaben Nachrichten, die nicht ſelten ſehr begründet, nicht ſelten aus der Luft gegriffen ſind; ſie bauen Schlußfolgerungen auf, die ſchon vom nächſten Tage widerlegt werden; ſie ſind abgeriſſen im Styl, im Gedanken, ſie wollen nichts ſein als das Echo des Tages, aufgefangen in einer Menſchenbruſt, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, vor Hoffnung

und Verzweiflung zu zerſpringen droht. Man iſt in dieſen wunderbaren Briefen nie auf ſicherm Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finſtre Moorgründe; freundliche weiße Engelsgeſtalten winken uns hinter den Büſchen wieder heraus. Nicht einmal als Barometer der perſönlichen Temperatur Börne's möchte man dieſe Briefe gelten laſſen; ſie ſind eine Zeitſtimmung, ſie ſind ein Daguerrotyp dreier fiebernder Jahre, hier zierlich das Kleinſte wunderbar wahr treffend, dort alles wie in ſchwarze Tuſche verwiſchend, ohne bunte Lichtübergänge, ſchwarz und weiß, je nach der Parole des politiſchen Glaubensbekenntniſſes. Noch ehe ſich Börne an die Abfaſſung dieſer Briefe begab, ſchrieb er bei der Nachricht von den in Deutſchland ausbrechenden Tumulten am 22. Sept. 1830 aus Paris an einen Freund. „Offen geſagt, ich freue mich nicht über das revolutionäre Weſen in Deutſchland. Gewonnen wird doch nich dabei; Nichts durch Gewalt; denn die iſt noch nicht auf Seiten des Volkes; Nichts durch Belehrung unſrer Staatsmänner; denn die ſind nicht zu beſſern. Dies alles wird keine andre Folge haben, als daß die Seiler in Flor kommen: denn, ich bin gewiß, es wird viel gehängt werden.“ Der Gedanke, ein Journal,

etwa mit Heine in der Schweiz, herauszugeben, beschäftigte ihn lebhaft. „Daß man jetzt arbeitet," sagte er, „ist nicht mehr Sache des Schriftstellers, sondern des Bürgers." Er hätte so gerne mit Heine eine eigne Art Quartalschrift, nämlich eine wirklich zwischen ihnen unterhaltene Correspondenz, herausgegeben. Heine hatte keine Lust dazu. Börne kam ein Jahr später wieder auf diese Idee zurück und äußerte sich unterm 12. Octb. 1831: „Bei Heine, den ich übrigens wenig sehe, hab' ich nichts von dem Eifer für die gute Sache gefunden, den ich ihm zugetraut. Er hat ihn nicht oder verbirgt ihn, was mir aber in Beziehung auf mich unerklärlich wäre, da er mich als einen Gleichgesinnten kennt, mit dem er nicht zurückzuhalten braucht."

Börne kam im Frühjahr 1831 nach Deutschland zurück. Er fand, daß dem Aufschwunge der Deutschen unzählige Niederschläge drohten, daß aller Orten Fallen für die „jungen Füchse der Demagogie" gestellt waren, aber noch schien ihm nichts verloren, noch konnte dem wild gewordenen deutschen Ackergaul durch Pfeifen und Rufen wieder Muth gemacht werden. Ein solcher Zungenschlag, womit der Reuter seinem Rosse die Ohren spitzt und es in bessern Trab bringt, sollten seine Briefe sein. Daß er darin Dinge gab,

die sich nicht vor der Vernunft verantworten ließen, wußte wohl Börne recht gut; aber gerade durch diesen pikanten Sauerteig sollte das noch etwas fade Gebäck des erwachten Volksgeistes schmackhaft gemacht werden. Börne hätte das Alles beschwören sollen, daß er die Deutschen verachte, daß er ihnen auf der Kehler Brücke seinen Rücken und noch mehr zeigte, daß man Könige ihrer Nase wegen verjagen dürfe u. dergl.? Gewiß nicht; aber er dachte: Es ist gut, wenn Einer kommt und so das Aeußerste sagt; das bringt sie in Harnisch, hurtig, flink! das bringt Leben in die Sache — und darum ließ er diese Lachtauben ausflattern. Daß sie ihm hernach kamen und alles bewiesen haben wollten, daß sie Abhandlungen über jene Nase, Abhandlungen über das Verbrennen der Göttinger Bibliothek schrieben, daß sie alles buchstäblich nahmen und in dem Buche alles, nur nicht das, was es sein sollte, einen elektrischen Leiter, sahen, das empörte ihn und gab ihm die Erbitterung, die in den folgenden vier Bänden allerdings methodischer, überlegter und unversöhnlicher auftrat. Börne war den Sommer 1831 über in Baden, wo er mit Männern freundlich umging, von denen er nicht ahnte, daß sie sich bald in seine widerwärtigsten Feinde verwandeln sollten. Die Briefe er-

ſchienen endlich, ohne Cenſur, im Spätherbſt deſſelben Jahres, als ſchon Warſchau gefallen war und die Polen ihre Durchzüge durch Deutſchland begannen.

Es iſt wahr, Börne's Briefe aus Paris fanden mehr Widerſpruch als Anklang. Sie konnten nicht nur von der Parthei des Widerſtands als ſchlagendes Beiſpiel benutzt werden, wohin wir mit den demokratiſchen Ideen kommen würden, ſondern ſelbſt die liberale Parthei, welche bei ihrem Erſcheinen in den Kammern, in Volksverſammlungen und Zeitſchriften im Vortheil war, konnte ihre geſetzmäßigen Fortſchritte durch die Verwahrung geltend machen, daß man zwar auf Freiheit drang, aber die Zügelloſigkeit eines Börne verabſcheute. Seine Briefe ließen ſich als eine Befürchtung und als eine Drohung citiren. Sie gaben ein Beiſpiel für das, was man gewärtigen konnte, und ein anderes für das, was man vermeiden wollte. Zwiſchen beiden Partheien ſtanden noch jene literariſchen Halblinge, deren Beruf es zu ſein ſcheint, allen originell ſich entwickelnden ſchriftſtelleriſchen Perſönlichkeiten das Leben zu verkümmern, Jedes zu bemäkeln und den Satz aufrecht zu erhalten, daß ſelbſt das Ausgezeichnetſte in der Welt nicht ohne Widerſpruch ſein dürfe. Ohne von der politiſchen Strömung erfaßt zu ſein, kamen

meiſt aus Berlin, Leipzig und zum Theil aus Hamburg, überhaupt aus der Gegend hinter der Elbe dieſe retardirenden, gewöhnlich vom Ei beginnenden Einſprüche. Es iſt das eine alte Erfahrung bei uns. Es kann einer eine fertige, abgerundete Phyſiognomie in der Literatur längſt nach allen Seiten hin gezeigt haben, ſo kommt gewöhnlich von dorther noch immer Einer und fragt: Womit vertheidigſt du deine Exiſtenz? Wer biſt du und auf weſſen Namen biſt du getauft? Paſſeſt du in die Definition, die ich von dir, noch ehe du warſt, ſchon zu geben wußte? Und dieſe waren es auch, (z. B. in den Brockhaus'ſchen Blättern für literariſche Unterhaltung) deren Einſpruch Börnen am meiſten verletzte; denn eigentlich ſind dieſe Leute unwiderlegbar; die einzige Verſtändigung, die mit ihnen möglich iſt, bleibt die, bei ſeinem Weſen und in ſeinen Behauptungen zu verharren. Conſequenz iſt noch das Einzige, das auf die Phantaſie dieſer Doktrinäre Eindruck macht.

Unſtreitig hat der ſpäter ſo treuloſe W. Menzel das Verdienſt, die erſten Bände der Briefe aus Paris am richtigſten gewürdigt zu haben. Er ſah in dem, was ſich in ihnen wohl nachempfinden ließ, aber mißlich auszuſprechen und am wenigſten öffentlich zu billi-

gen war, Börne's als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande. Die schönen patriotischen Huldigungen, welche unsern Schriftstellern immer so bequem im Munde liegen, sind ja meist immer nur die Eingebung einer Liebe, die sich nicht auf Proben stellen läßt und, stellte man sie, nicht bestehen würde. Schmachtende Vaterlandsliebe kannte Börne nicht, sondern nur jene, die auch grollen kann, die Liebe, welche erhebt und bessert, nicht die, welche einschläfert und in Küssen begräbt. Wir haben noch viele solcher Schwärmer, die mitten in den zahllosen Gebrechen unsrer gesellschaftlichen Beziehungen, einer Nation, die sich diese gefallen läßt, schmeicheln zu müssen glauben. Börne würde gern geliebt haben, hätte er gedurft. Seine Liebe war nicht mondscheinblasser Natur, sondern vollblutig, leidenschaftlich, eine Liebe, von der man sagen durfte, sie hat Temperament. Wenn er die Deutschen schmähte, so ist es möglich, daß er die Lage nicht berücksichtigte, welche uns hinderte, die Ursachen seines Tadels so schnell wegzuräumen; aber er schmäht nicht aus Haß, sondern wo er zu hassen scheint, sieht man nur einen solchen Haß, der, wenn er gedurft hätte, sich bald würde in Liebe verwandelt haben. In keinem Lande wird mehr über die Vaterlandsliebe, von

der Schule an bis ins Leben, deklamirt, als bei uns und doch trägt sie uns weit weniger Früchte ein, als in Ländern, wo sie ein unmittelbar im Nationalegoismus vorausgesetztes, mit der Muttermilch eingesognes Gefühl ist und weit weniger besprochen wird. Börne durfte nur wieder in Paris sein, um sogleich sein deutsches Heimweh zu bekommen. Er pflegte im Umgang nie anders, als mit der größten Verehrung vom Vaterlande zu sprechen. Er haßte Goethe, aber die Franzosen sollten ja nichts davon erfahren, daß wir Deutsche unsre großen Genien hassen müßten. Hatte er etwas Tiefes in einem deutschen Schriftsteller gelesen, so sagte er oft: „Die Deutschen sind doch die erste Nation.“ Er suchte seiner Freundin diesen Ausspruch oft sogar zu beweisen, er führte ihr die Grundelemente des deutschen Wesens vor und schloß dann mit Schmerz, daß unsre politischen Verhältnisse uns, die wir die Herren der Geschichte sein könnten, leider nur zu ihren Sklaven gemacht hätten.

Einige der Gegner, auf welche Börne ein Gewicht legen zu müssen glaubte, hat er in der Fortsetzung seiner Briefe selbst widerlegt. Da sie meist böswillig waren, so durfte er die Waffe des Spottes nicht verschmähen. Auch selbst auf grobe Keile setzte er nicht

gröbere, ſondern ſeine Polemik, wie gegen W. Alexis, L. Robert, E. Meyer in Hamburg, iſt immer fein, witzig, unterhaltend. Vielen ſeiner damaligen Gegner, die da glaubten, Vaterland und Vernunft gegen ihn vertreten zu müſſen, mag wohl jetzt ihr Zorn verraucht ſein. Um ſo widerwärtiger iſt es, wenn ein Literarhiſtoriker wie Gervinus, in ſeinen „Geſammelten hiſtoriſchen Schriften“ das ganze Wörterbuch leerer Beſchuldigungen, die jemals gegen Börne ausgeſprochen ſind, wieder aufſchlägt und mit ſelbſtzufriedenem, ſcheinbar wiſſenſchaftlichem Ernſte darin herumblättert. Es könnte auch dieſes Urtheil über Börne's Pariſer Briefe unerwähnt bleiben und zu den übrigen geworfen werden, wenn nicht Gervinus ſich die Miene gäbe, der Ausdruck wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit und einer von Profeſſorenvorurtheilen unabhängigen Unpartheilichkeit zu ſein. Darum hier über ihn einige Worte!

Ein von Hauſe aus mit Schematismen, mit Parallelen, Maximen, Aperçüs, verworrener Lektüre und andern vorgefaßten Bildungselementen ausgeſtatteter Kopf wie Gervinus iſt unfähig, die freie Selbſtſtändigkeit einer literariſchen Perſönlichkeit zu entwickeln. Von hundert aus der vergleichenden Geſchichtsmethode entnommenen halben Wahrheiten her, fallen ihm auf die

Alles daran liegt, ſeinen Todten die Möglichkeit der Metempſychoſe zu verſchaffen, ſo haben ſelbſt die Künſte und Wiſſenſchaften in jenem Lande der Räthſel ihren Grund in dem Räthſel des Nil. Sie erbauten unermeßliche Steinkoloſſe nicht für die Maſſe, wie die Römer, dies Volk des Univerſalismus, ſondern für ein einziges Individuum, für irgend einen Cheops, dem ſie die Ehre ſichern wollten, unverſehrt in den Leib einer Katze zu fahren.

Ohne Furcht, mit einem Schematiker in der Geſchichtsphiloſophie verwechſelt zu werden, nenn' ich Indien das Land der Geburt, Aegypten das Land des Todes. Es iſt bekannt, welche Parallelismen beide Länder verbinden. Nicht nur die indiſche Einwanderung von Aegypten wird für hiſtoriſch gehalten, ſondern auch die Eintheilung in Stämme und Kaſten iſt ein Gemeingut beider Länder. Aber in Indien ſind alle Symbole, alle Beweiſe für Volksbegriffe auf die Idee der Geburt und der Zeugung gerichtet; weil, wie der Schematiker ſagen würde, Indien der Uterus und Aſien die Wiege des Menſchengeſchlechts iſt. Geſetzt, dieſe Erklärung wäre mehr als ein witziger Einfall, wie käme Aegypten zu der correſpondirenden Rolle des Todes? Ging vielleicht die indiſche Kolonie nach Aegypten, um auszudrücken, daß der Blüthenſtengel des Lebens auch immer ſchon der Nagel zum Sarge iſt? Wenn auch; warum aber für Aegypten dieſe Rolle? Warum nicht für Thule? Was gab Aegypten der Geſchichte? Nichts. Die ägyptiſchen Todesgedanken ſind unläugbar; aber ſie kommen aus der Seelenwanderung, dieſe kommt aus der Verehrung des Thieres und die Thiere kommen aus dem fruchtbaren, ſegensreichen Schlamme des Nil. Der Nil iſt die Offenbarung der Aegyptier.

Perſonen und Leiſtungen, die er zu beurtheilen hat, Schlagſchatten, die ihn das Meiſte in einer falſchen Beleuchtung ſehen laſſen. Gervinus iſt kein Literarhiſtoriker, bei dem die Dichter und Denker ſelbſt reden. Er gruppirt ſie dahin, wo er einen Schloſſerſchen Erfahrungsſatz für ſie hat; er iſt ein wiſſenſchaftlicher Dilettant, über deſſen Kenntniſſe man eben ſo erſtaunt, wie über den falſchen Gebrauch, den ihn ſein übergroßes Selbſtvertrauen und eine gewiſſe laienhafte und exoteriſche Leidenſchaftlichkeit von ihnen machen läßt. Gervinus hat den Heißhunger, alles Originelle um ſich herum abzugraſen, weil ihm das Bedeutende nur in der Form einer ſehr endlichen und vorgefaßten Nothwendigkeit geſtattet ſcheint. Er erſchrickt vor keiner neuen Erſcheinung. Jede muß etwas beweiſen, das er auf anderem Wege ſchon früher gefunden hatte. Wo bleiben da die Genien? Wo bleiben da ſelbſt die Individuen?

Wenn man ſagt, daß Börne's Pariſer Briefe ein oberflächliches Gemengſel von Tollheiten und Verbrechen ſind, (Gervinus ſagt dies) ſo iſt ein ſolches Urtheil eben ſo lieblos, wie unwiſſenſchaftlich. Das letztere, weil es dieſe Briefe ganz aus dem Zuſammenhange mit der Zeit, das erſtere, weil es ſie ganz aus dem

Zuſammenhange mit Börne als Menſchen losreunt. Wer die Aufregung der Zeit kannte, wird den Ton dieſer Briefe zu würdigen wiſſen; wem auch dann noch Räthſel übrig bleiben, der gehe an die Quelle ſelbſt, an das Gemüth des Autors, und überzeuge ſich, ob es geſund oder krank, und warum es krank iſt. In Büchern nichts als den Inhalt ſehen; das ſoll allerdings die Aufgabe der Kritik ſein. Aber die Literarhiſtorie würde wenig Achtbares zu verzeichnen haben, wenn es nicht auch Bücher gäbe, die ſich nur um ihres Autors willen erhielten. Gervinus iſt ſchon deßhalb ein Feind dieſer Briefe, weil ſie keine Abhandlungen enthalten.

Gervinus benimmt ſich gegen die Perſönlichkeiten der Literargeſchichte faſt immer wie ein Inquirent, der einen Inculpaten zu Protocoll zu nehmen hat. Aber nicht einmal einen denkenden Juriſten würde er vorſtellen. Ein Richter, der den Thatbeſtand eines Verbrechens aufnimmt, der ſich das geiſtige Signalement des Thäters entwirft, wird vor der kleinſten Anomalie ſeines Urtheils ſtutzen und den kleinſten ihm auffallenden Zug feſthalten, um vielleicht von dieſem aus über die Natur des Angeklagten völlig ins Reine zu kommen. Gervinus räumt Börnen ſeine Uneigennützigkeit ein.

Himmel, ist das eine solche Kleinigkeit, in einer Zeit, wo alles käuflich ist, Seele und Leib, Feder und Gedanke? Hier solltest du nicht stehn bleiben, solltest nicht weiter forschen und deinen Charakter nicht von innen heraus zu erfassen suchen? Gervinus wirft dieses Zugeständniß so hin und vergißt, daß es die meisten seiner pedantischen Ansichten über Börne schon an und für sich verdächtig macht. Das Verdächtigste aber ist, das Gervinus hiedurch beweist, wie wenig er Sinn für Individualität, für Charakter hat. Dieser Literarhistoriker scheint in der That völlig unfähig, selbstständige Erscheinungen unter der Beleuchtung ihrer selbst aufzufassen. Von Börne springt er z. B. gleich auf Byron. Sie haben gewiß manches gemein, und doch wie ist jeder so ganz ein Anderer! Das kümmert diesen Kritiker nicht. Er macht den Einen für den Andern verantwortlich, macht sie beide zu zwei Stationen derselben Richtung, nimmt, um eine Thatsache zu beweisen, die Arme von Byron, die Füße von Börne, den Kopf von Victor Hugo, den Rumpf von Chateaubriand, gleichsam als hätte hier eine Verabredung stattgefunden. Freilich, wenn man aus einem Menschen immer gleich ganze Richtungen herleiten, aus einem Uebelthäter gleich ganze Verbrechercolonien machen will,

ſo läuft das Alles freilich ſehr angenehm in die Breite und ins Deklamatoriſche, worin Gervinus und ſein ſonſt trefflicher Meiſter Schloſſer ihre Hauptſtärke haben.

Alle die lächerlichen Theorieen, die Gervinus aus Börne's Briefen herleiten will, zu widerlegen, würde vergebliche Mühe ſein. Was er über die von Börne bezweckte Geſetzloſigkeit ſagt, beweiſt, daß er nicht die Anfangsgründe der politiſchen Theorie kennt, die in Börne's Schriften zerſtreut liegt. Man kann dieſe Irrthümer und falſchen Beſchuldigungen des Profeſſors nur dadurch widerlegen, daß man von ihm ſelbſt die Thatſache feſtſtellt, wie wenig er fähig und geneigt iſt, Börnen zu begreifen. Gervinus iſt ein Philiſter. Früher Commis, iſt er ungemein ſtolz auf die Kenntniſſe, die er ſich erworben, die tauſend Bücher, die er geleſen hat. Er hat eine angeborne Feindſchaft gegen alles das, was ſich durch ſich ſelbſt auszeichnet und in der Welt nicht übermäßig fleißig zu ſein braucht, um dennoch eine Geltung anzuſprechen. Er ärgert ſich über geniale Ausdrücke. Er hat ordentlich einen Fanatismus der Solidität, einen Heroismus für das Bürgerliche, als wollte er ſagen: das grade iſt das Geniale, häuslich zu ſein; das iſt das Excentriſche, ſich ſeiner Nachtmütze nicht zu ſchämen und ſelbſt auf die Gefahr hin,

ausgelacht zu werden, um neun Uhr zu Bette zu gehen! Daher der Haß gegen alles Phantaſtiſche und Ureigne, daher die Neigung, für Außerordentliches gewöhnliche Urſachen aufzufinden. Behauptet er doch in dem Artikel über Börne: Die Neuerungsſucht bei der Jugend käme doch im Grunde nur daher, daß die jungen Leute nur Furcht vor dem Examen hätten! Füg' ich nun zu einer ſolchen Trivialität noch hinzu, daß Gervinus ſagt, Börne könne nicht ſchreiben, weil „in den ſechs Bänden Pariſer Briefe auch nicht ein einziger Periode zu finden" wäre, hinzu, daß die Wendung: „Börne könne nie ſein Frankfurt vergeſſen," den Darmſtädter verräth, der von Hauſe aus mit neidiſchem Aerger an eine Stadt denkt, wo die Darmſtädter, weil ſie den Buchſtaben R. nicht ausſprechen können, nur Gegenſtand des Spottes ſind: ſo haben wir das Bild dieſes Kritikers vollſtändig und wiſſen, warum er unfähig iſt, Börnen zu würdigen. Dieſer Eine ſei nur ein Beiſpiel der Uebrigen.

Schmerzlicher mußte es für Börne ſein, daß auch Freunde, die ihn kannten, an ihm irr wurden. Den Abſagebrief eines Carové ertrug er mit lachendem Muthe. Empfindlicher war ihm das Urtheil der näher Befreundeten. Börne iſt toll geworden! das ließ ſich

noch hören; aber wenn ihn andere entſchuldigen wollten, mit Gründen, die er, als künſtlich erſonnen, gleich erkannte, das that ihm weh. Die Einen kamen zu ihm: Daß die Leute nicht den Humoriſten in Ihnen ſehen! Sie haben uns zum Lachen bringen wollen, was iſt da weiter? Die Andern ſagten: Börne iſt von Natur ſchwach; aber er fürchtet, es zu ſcheinen. Um dieſen Schein zu vermeiden, übertreibt er; gleichſam wie Marat ſeine eigene Furcht dadurch vertrieb, daß er Andern welche einjagte. Am meiſten verlegen waren wohl die, welche gern dieſelben Zwecke mit Börne verfolgten, das Mittel einer Verſpottung der Deutſchen aber zu unverſichtig gewählt fanden. Die Deutſchen ſind gewohnt, ſich ſelbſt ſtark zu rühmen und viel an ihre Vergangenheit erinnert zu werden. Das zu thun hatte Börne unterlaſſen. Er hatte im Gegentheil ſich eine größere Wirkſamkeit auf den Ehrgeiz der Deutſchen verſprochen, wenn er ihnen recht ſtark die Wahrheit ſagte. Läſtig waren Börnen die Einwendungen ſeiner doktrinären Freunde. Dieſe räumten den Franzoſen nur die Initiative der Freiheit ein, den Deutſchen aber ſprachen ſie eine organiſche Begründung derſelben zu. Bei uns müſſe alles nach dem Maaß gegebener Zuſtände, auf dem Wege wiſſenſchaftlicher Erörterung

und allmäliger hiſtoriſcher Heranbildung gezeitigt, nicht aber übereilt und am wenigſten durch unzeitige Einſchüchterung der Fürſten verdorben werden. Börne hatte mit jeder dieſer Einwendungen ſeine Noth. Eine ſolche Verwirrung der Urtheile hätte er ſeinen Briefen nicht zugetraut. Der Erfolg derſelben übertraf auch in dieſer Hinſicht ſeine Erwartung.

Da das kurze politiſche Leben, zu dem ſich Süddeutſchland aufgeſchwungen hatte, bald von Einkerkerungen und Prozeſſen abgelöſt zu werden anfieng, ſo dachten auch die Lenker der Stadt Frankfurt daran, Börne für den Hohn, den er den deutſchen Verhältniſſen ſprach, zu ſtrafen. An Leib und Leben vorläufig unerreichbar, ſollte er an Haab und Gut die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit fühlen. Man machte Miene, ihm ſeine alte großherzogl. Penſion zu entziehen. Sie dürfe nur in Frankfurt verzehrt werden, behauptete man, ohne ſchwerlich darauf zu rechnen, daß Börne Thor genug wäre, wirklich zu kommen. Börne bevollmächtigte ſeinen Freund Reinganum, einen rechtsgewandten Anwald, auf dem Römer ſeine Sache zu führen. Es gelang auch dieſem ſehr bald, die Nichtigkeit der geſtellten Bedingung zu erweiſen und Börnen eine Hülfsquelle zu ſichern, deren Urſprung ſich in

Zeiten und Verpflichtungen verlor, über welche sich die Frankfurter Behörden nicht hinwegsetzen durften. Man beharrte auch nicht länger auf jener Bedingung, weil die Sache dann leicht hätte an die Bürgerschaft kommen und Gelegenheit zu anzüglichen Erörterungen geben können. Reinganum fand in den Aktenstücken, die Börne einsandte, die Abweichung, daß statt des Ausdrucks les serviteurs du Grand Duché de Francfort, wie in der Wiener Akte die Beamten des ehemaligen Fürsten Primas genannt waren, Börne oder sein Pariser Notar gesetzt hatten: les fonctionnaires. Börne hatte bei der Abschrift sich wohl geschämt, einen Franzosen wissen zu lassen, daß man in Deutschland die Beamten des Staats serviteurs nenne!

Börne begriff nicht, wie ihm seine Freunde so dringend abrathen konnten, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Man warnte ihn von allen Seiten. Er zweifelte nicht, daß man ihn für seine Pariser Briefe gefänglich einziehen könne, aber er rechnete auf eine Theilnahme, die der Sache, welche jene Briefe vertheidigten, nur nützen könne. Er rechnete, wenn er in's Badische oder Rheinbaiersche reiste, auf öffentliche Verhandlung seines Prozesses und versprach sich von

den Debatten, wie von dem ihm günstigen Urtheil der Geschworuen (in Rheinbayern) einen in vieler Hinsicht wichtigen Erfolg. Zu Pfingsten 1832 war er auf dem großen Hambacher Feste. Die Frankfurter, welche dem Dr. Wirth einen Ehrensäbel *) brachten, mußten ihm vom Römer erzählen, von den Versammlungen im „König von Preußen," von Adressen, Polenbewillkommnungen, von liberalen Gattinnen illiberaler Senatoren, von hundert Familienzwisten, wo der Sohn nicht mehr die Meinung des Vaters, der Schüler die des Lehrers theilte. Börne war von dem politischen Leben um ihn her so überrascht, daß er eine Erhebung der Deutschen in Masse damals wirklich für nahe bevorstehend hielt. Den augenscheinlich hinfälligen Körper hielt die Hoffnung, dies zu erleben, die Enttäuschung über so vieles, was ihm früher an den Deutschen unglaublich geschienen hatte, wunderbar aufrecht. Börne mischte sich in die dichtesten Haufen, schloß sich Prozessionen an, hörte die Reden in dem

*) Als König Ludwig von Bayern später einmal Frankfurt besuchte, zeigte er in einem Laden auf einen hölzernen Nürnberger Kindersäbel und fragte: Ist das so ein Säbel, wie Ihr dem Wirth einen nach Hambach geschickt habt?

geſchloſſenen Cirkel des engeren Ausſchuſſes. Mitten unter dem Jubel über das wiedererſtandene Vaterland, mitten unter den aufrichtigſten Huldigungen, die ihm die Patrioten darbrachten, wurde Börne plötzlich — ſeine Uhr geſtohlen. Wenn ihn hier etwas ärgerte, ſo war es, daß der ſich fühlende Volksgeiſt eben keinen ſchönen Anfang gemacht hatte. Der Thäter wurde aber bald entdeckt; es war Börne's Barbier, der beim Weggehen die Uhr heimlich zu ſich geſteckt hatte.

Da trotz der Junibeſchlüſſe des Bundestages die liberale Sache im Badiſchen noch immer im Vortheil war, ſo wagte es Börne, wie der Erfolg zeigte, ungehindert, das Großherzogthum zu durchreiſen. Er brachte wieder einige Zeit in Baden zu, wo gewöhnlich Dr. Kramer ſein Arzt war und reiſte dann nach Freiburg, wo ihm Profeſſoren und Studenten huldigten.

Im Allgemeinen hatte er wenig Freude an einem Liberalismus, deſſen Cultus in dieſer Gegend nicht ganz ohne Eitelkeit getrieben wurde und der, um ſich recht lange die Gelegenheit zu ſchönen Reden zu erhalten, einen Badiſchen Separatliberalismus ſtiftete, in deſſen Intereſſe man durch Schmeicheleien und Conzeſſionen mancher Art den bürgerfreundlichen Großherzog Leopold zu ziehen ſuchte. Börne fürchtete, daß von

Die Philoſophie und das Chriſtenthum nennen die Natur ein mürriſches, böſes und willkürliches Princip. Gott halte die Natur nur ſo beim Nacken, im Ganzen und Großen, nieder, doch winde ſich und ringe der ſchwarze Fürſt der Erde, die weißen Zähne bald hier, bald dort fletſchend. Der aber vergifte die Gewäſſer und ſchlage mit den Ruthen der Peſtilenz über die Erdſtriche, welche verdorren. Der ſchwarze Tod mäht im Mittelalter alle Straßen der Städte öde und Satan lacht, daß eine Religion entſteht, welche Gott mit dem blutig gepeitſchten Rücken des Flagellantismus verehrt. Dieſe ſchadenfrohe Natur ſpringt unvermuthet über jeden Calcul und zerſtört den Schematismus der Geſchichte, wenn er vorhanden iſt. Sie treibt auf dem unruhigen Meere zu den Füßen des ſinnenden Columbus Muſcheln, Pflanzen, Baumrinden, ja ſelbſt den Leichnam eines rothgezeichneten Menſchen und lockt mit dieſen verführeriſchen Wahrzeichen einer fremden Welt den ehrgeizigen Genueſen. Wenn es im Plane der Geſchichte gelegen hätte, dies Amerika mit ſeinen Sonnentempeln und Goldadern ſich ſelbſt entwickeln zu laſſen, damit einmal eines Tages dem Bräutigam Europa die Braut Amerika zugeführt würde, ſo kurvelte eine Grille der Natur ſie vor der Reiſe zuſammen und gab der reichen Erbin, dem frommen Mukakinde, ſtatt Küſſe die Umarmung des Krieges, grauſame, blutige Freiwerber und das Loos einer zitternden, gefeſſelten Sclavin. Iſt das Alles göttlich oder dämoniſch?

---

Es ſcheint, daß immer, wenn ſich die moraliſchen Geſetze der Geſchichte erſchöpft haben, die Natur an ihrer Stelle neue giebt. Wie welterſchütternd und geſchichtserzeu-

dieſer ſich mit dem Deckmantel der Loyalität ſchützenden liberalen Schönrednerei für das Ganze nicht viel Gutes kommen würde. Er zog ehrenvolle Niederlagen zwecklosen Vermittelungen vor. Es iſt doch noch beſſer, daß die Wahrheit unterliegt, als daß ſie entſtellt wird.

In Baden ſtarb damals L. Robert, den er bedauerte in ſeinen neuen Pariſer Briefen heftiger, als für einen Todten ziemlich, angegriffen zu haben. Aus Freiburg, wohin er im July reiſte, ſchrieb er damals an einen Freund: „Welchen moraliſchen Eindruck meine Pariſer Briefe in Deutſchland hervorgebracht, glauben Sie kaum. Ich habe es ſelbſt nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken laſſen: ich dürfte mich in Deutſchland nicht mehr ſehen laſſen, ich würde aus jeder honetten Geſellſchaft geworfen werden. Das ſind Propheten! Seit ich in Deutſchland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von Einzelnen, ſondern von ganzen Maſſen, ſo daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angſt nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all die Menſchen, die mich beſuchen. Ich war auf dem Hambacher Feſt. Das ganze Land hat mich faſt beſucht, ſo daß ich krank von der Laſt

geworden bin. Wenn ich in Neuſtadt über die Straße gieng, erſchallte es aus den Wirthshäuſern, aus den vorüberfahrenden Kutſchen: Es lebe Börne, der Verfaſſer der Briefe aus Paris. Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze ſtehen, Wirth u. ſ. w. erklärten, mir hätte man die vaterländiſche Bewegung in Deutſchland zu verdanken, die andern wären erſt nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich Viele an ihre Bruſt gedrückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es eben ſo. Die Studenten ſind Abends, als ich ſchon im Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Vertheidiger der deutſchen Freiheit! Selbſt die hieſigen Bürger, die einige Tage ſpäter einem liberalen badiſchen Deputirten, der in meinem Wirthshauſe wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemiſcht und gerufen: es lebe der deutſche Patriot Börne! Was werden meine Rezenſenten dazu ſagen, die mich für einen ſchlechten Deutſchen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt ſich nicht irre führen. Aber ſo verblendet ſind die Ariſtokraten, ſolches närriſche Vertrauen ſetzen ſie in ihre alten Polizey-Pfiffe, daß

ſie nach dem Hambacher Feſte in einigen Zeitungen haben drucken laſſen: Die Heidelberger Studenten hätten mir in Neuſtadt ein Charivari gebracht! Und Tauſende waren dort, die das Gegentheil wiſſen. Bei den hieſigen Profeſſoren hab' ich die ſchmeichelhafteſte Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Freunden aus allen Gegenden, die ſich in Baden zuſammengefunden, wo ich mich ſeit der Mitte April aufgehalten. — Meine Rezenſenten, ſo viele mir von ihren Kritiken in Paris bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienſt heruntergemacht. Meyer und Wurm kommen noch am beſten weg. Aber Hering und Andre werden an mich denken. Aus Hering und einigen ſeiner Geiſtesverwandten habe ich einen eignen Artikel unter dem Titel: Herings-Salat geſchrieben, der als Beilage hinter einem Briefe ſteht. Einer meiner (anonymen) Rezenſenten, (Ludwig Robert) dem ich auch den Kopf gewaſchen, hat mir vor einigen Tagen den boshaften Streich geſpielt und iſt geſtorben, welches mich ſehr genirt, da ich manches über ihn geſagt, was man gegen Einen, der ſich nicht wehren kann, ſchicklicherweiſe nicht ſagen ſoll. Da muß ich denn manches weglaſſen. Auch bete ich jetzt täglich zum lieben Gott, er möge meine Rezenſenten bei Leben

erhalten. Wenn mir der Hering auch stürbe, ehe meine Briefe gedruckt sind, ich würde mich aus Verzweiflung ins Wasser stürzen.“ Darauf reiste Börne in die Schweiz und verweilte mehre Wochen bei Zürich auf dem Gute des Grafen Bentzel-Sternau, Mariahalden. Er weiß in seinen Briefen nicht Rühmens genug über die Aufnahme und Behaglichkeit, die er dort gefunden.

Es verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß die ersten Bände der Pariser Briefe rein aus einer Art Verlegenheit entstanden sind. Börne war nämlich den Abnehmern seiner gesammelten Schriften noch einige Bogen schuldig, die der Verleger gern zu einem Bande ausgedehnt gesehen hätte. Börne wußte nicht, wie er die dringenden Mahnungen anders befriedigen sollte, als daß er sich entschloß, das Anziehendste aus seiner Correspondenz mit Madame W. ausziehen zu lassen und dies dem Tagebuch aus Soden als Ergänzung zu einem Bändchen beizufügen. Als er die Hälfte der Briefe schon in aller Vertraulichkeit geschrieben hatte, fiel ihm dies erst ein, so daß man erst von den Briefen des spätern Datums annehmen darf, sie waren zum Druck bestimmt. Börne beauftragte nun seine Freundin von Paris aus, in Frankfurt eine Abschrift

des Intereſſanteſten aus ſeinen Briefen fertigen zu laſſen. Dieſe aber, alles hoch und theuer achtend, was aus Börne's Feder kam, ſtellte ein ſo großes Convolut von Auszügen her, daß Börne ſelbſt über die Reichhaltigkeit ſeiner Mittheilungen erſtaunte und mit ſeinem Verleger über die beſte Art der öffentlichen Benutzung zu unterhandeln anfieng. So ergab ſich zuletzt die geſonderte Erſcheinung derſelben.

Als Börne wieder in Paris war, erſchien die zweite Sammlung ſeiner Pariſer Briefe. Obgleich größtentheils der Bekämpfung ſeiner Gegner gewidmet und wiederum nur ſprungweiſe den Tagesgerüchten folgend, enthalten ſie doch Partieen von dauernderer Bedeutung. Die Urtheile über literariſche Erſcheinungen der Pariſer Winterſaiſon von $18^{31}/_{32}$ erinnern an die feinſten und gediegenſten Urtheile der frühern Epoche Börne's. Einige dramaturgiſche Zergliederungen ſind Meiſterſtücke, wenn auch das z. B. Victor Hugo geſpendete Lob zum Theil von der Vorliebe für alles Neue und Kämpfende, der ſich edle Gemüther nie entziehen können, eingegeben iſt. Ueberraſchend waren die Bemerkungen über einige neue Schriften von Heine, dem Verfaſſer der Reiſebilder. Er nannte ihn einen Knaben, der auf Schlachtfeldern nach Schmet-

terlingen hasche. Er warf ihm Wankelmüthigkeit und Egoismus vor. Er mahnte ihn, von seinem dichterischen Talente einen edleren und seiner eignen Vergangenheit würdigeren Gebrauch zu machen. Die selbstgefällige Art, mit der Heine in den französischen Zuständen die wichtigsten Ereignisse nur zur Folie seiner scherzhaften Einfälle machte, hatte ihn empört. Dem Style opfere er die Ueberzeugung. Als das Verhältniß schon zum völligen Bruche gekommen war, äußerte Börne einmal: „Es ist Heinen ganz einerlei, ob er schreibt: Die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er wird immer nur das wählen, was in dem Satz, den er eben schreiben will, grade einen bessern Tonfall macht.“

Börne war Heinen, seitdem er dessen literärische und persönliche Bekanntschaft machte, immer freundlichst zugethan. Er sprach sogar mit Liebe von ihm. Ein Besuch Heine's in Frankfurt konnte ihn in große Aufregung bringen. Als er ihn in Paris wiedersah, war er für Einflüsterungen und Zuträgereien über den Charakter Heine's unempfänglich. Die Vergleichungen, die man zwischen ihnen beiden zog, störten ihn nicht; er ließ, so lange nicht böseliche Absicht oder gefährliche Entstellung wichtiger Partheifragen verlautete,

dieſem das vollſte Recht ſeiner Selbſtſtändigkeit. Heine, jünger, weniger Meiſter ſeiner Leidenſchaften, viel auf äußern Erfolg im Publikum gebend, mochte vielleicht nicht ganz unbefangen bleiben über das Aufſehen, das die Pariſer Briefe machten. Nun kam über die in Paris wohnenden Deutſchen außerdem noch das Aſſociationsfieber. Die zahlreichen deutſchen Handwerker, Commis, Gelehrte, die in Paris wohnten, wollten durch Adreſſen und öffentliche Erklärungen die überrheiniſche Sache unterſtützen; man ſchrieb Verſammlungen aus und bezeichnete die, welche von ihnen fortblieben, mit Namen, die vom Verdacht in Zeiten politiſcher Aufregung bald erfunden ſind. Heine, der nur Begriffe von kleinen literariſchen Bundsgenoſſenſchaften hat, erſchrak vor dieſen maſſenhaften Verbrüderungen und hütete ſich vor allen der demokratiſchen Zumuthungen, die grade an ihn als einen Freiheits-Dichter ergingen, höchſt beläſtigt. Aus frühern Lebensverhältniſſen her, als gelernter Kaufmann, war er gewohnt, ſich bei Namensunterſchriften ſehr ſchwierig finden zu laſſen; da ſollte nun alle Tage vermittelſt einer Adreſſe ein Fürſt vom Thron geſtoßen werden, oder durch Subſcriptionslisten für hunderttauſend kleine politiſche Zwecke gewirkt werden, und immerzu die

Feder in der Hand und ſeinen Namen da hinzuſchreiben, — daß war ihm wirklich ſehr unangenehm. Gern hätte er die von den Fäuſten der Handwerker ganz ſchmutzigen Subſcriptionsbögen unter ſeinen glacirten Händen durchſchlüpfen laſſen, aber einige Terroriſten paßten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Beſonders ärgerte es Heinen, daß Börne, der kränkliche Menſch, ſo einen fanatiſchen Königsfreſſer ſpielte und das ganze Ding mit der Revolution, das ſich nur gedruckt, in Vorreden, datirt „Paris am Tage der Baſtille“ hübſch machte, ſo ernſt nahm und jede Tollheit, die Einer auf's Tapet brachte, mitunterſchrieb. Börne und Heine aßen zuſammen an einem Orte, wo viele deutſche Handwerker verkehrten. Zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch kam regelmäßig eine ſchmutzige Subſcriptionsliſte den Tiſch herunter. Heine war in Verzweiflung. Er wartete die Gelegenheit ab, wo er losbrechen konnte und ergriff dieſe endlich, als die Liſten ſich unter anderm einmal auch gegen den Papſt und deſſen politiſches Verfahren in der Romagna ausſprachen. Was ſie der Papſt angienge erklärte er unwillig und unterſchrieb ſich nicht mehr. Man kann nicht läugnen, daß Heine's Be-

nehmen hier von vielem Verſtande zeugte. Nur hätte er ſich dann von dem Umgang mit ſo erhitzten Gemüthern ganz zurückziehen und nicht nach dem Ruhm einer Popularität bei den Handwerkern ſtreben ſollen. — Da erſchienen der dritte und vierte Band der Briefe aus Paris und in ihnen Börne's ſtrenges, aber durchaus nicht feindſeliges Urtheil über Heine's franzöſiſche Zuſtände. Die Folge war ein offenbarer Bruch, den natürlich die Zwiſchenträger nur noch erweiterten, und unheilbar machten. Heine ſollte Drohungen ausgeſtoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drolligen, bemühte ſich, ſeine Furchtloſigkeit zu zeigen und ſogar recht zur Schau zu ſtellen. Heine, der Börnen zu vermeiden ſuchte, kam in die größte Verlegenheit, weil Börne grade alles aufbot, daß ſie ſich begegnen mußten. Börne, der nie begreifen konnte, wie in Heine's Salon die Schlußfigur des kleinen Simſon ſich auf ihn beziehen ließ, kundſchaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heinen treffen konnte. Wo Heine aß, wollte er auch eſſen. Seine Umgebungen hatten Mühe, ihn von dieſer förmlichen Hetzjagd, die er auf Heinen anſtellte, zurückzuhalten. Später begegneten ſie ſich noch oft in Soiréen, die die Mutter des Componiſten Hiller gab. So unbefangen

gend ſind ſeit den letzten drei Jahrhunderten jene Entdeckungen geweſen, welche man in der Benutzung der chemiſchen Naturgeſetze machte! Die Natur kehrt Seiten heraus, welche immer dämoniſcher und geheimnißvoller werden. Jene Exploſion, die zuſammengeſchüttete Kohle, Schwefel und Salpeter erzeugten, brachte eine Revolution des Kriegsweſens hervor. Der electriſche Funke mit ſeinen Schlußfolgen über den Magnetismus ſchafft eine Methode der Heilkunſt, ja ſogar eine neue Gemüthsſtimmung und die ergreifendſten Rückwirkungen auf den Glauben und die Poeſie einiger Nationen. Eine Spiegelfechterei der Hölle wird die Jakobsleiter der Viſionen und der hereinragenden Geiſterwelten. Und zuletzt wird in jenen Dunſtwirbeln, von welchen die Alten nur wußten, daß ſie die Laune der Götter anzeigten, und die Neuen, daß ſie als Regen wieder zu uns kommen, ein Expanſionsgeſetz entdeckt, deſſen Anwendung auf Schifffahrt und Handel unſerm Zeitalter eine ganz neue Phyſiognomie gegeben hat. Sind die Nationen nicht wieder in die Macht der Natur gefallen? Iſt dies Erhabenheit über die Natur, wenn ein Engländer oder Amerikaner alle ſeine Combinationen wie ein Uhrgehäuſe aufzieht und getrieben von der induſtriellen, durch unſere Lage verſchuldeten Erfindungsmanie die Natur ſequet, beſchwört und um Erbarmen anfleht! So ſitzet jetzt die Menſchheit und drückt und reibt an der harten Materie, ob ſich nicht ein neues Geſetz von ihr ablöſen wolle. Von dem Cultus dieſer Experimente ſind die Nationen beherrſcht, man knieet vor der Natur und hat ſich längſt daran gewöhnt, den Stein der Weiſen aus einem gewöhnlichen Kieſelhaufen hervorzuſuchen.

ſchwieriger, weil in den Deutſchen das Geſetz der Trägheit (vis inertiae) wieder präponderirte. Börne hatte ſich ſehr geirrt, wenn er glaubte, das jährliche Erſcheinen ſeiner Briefe würde immer die gleiche Wirkung haben: geirrt, wenn er dem Buchhändler Brünet, jenem räthſelhaften Unbekannten, der ſeine ſpätern Briefe verlegte, ſagen ließ, er möchte das Erſcheinen der Briefe immerhin verzögern, es wäre beſſer, die Deutſchen würden erſt recht ſchlaff, damit ſie dann durch ihn wieder lebendig würden. Iſt der Rauſch vorüber, dann ſind die Deutſchen auch nüchterner, als irgend eine Nation. Börne's letzte Briefſammlung iſt unſtreitig ſtyliſtiſch genommen, die vollkommenſte; ſie kam aber wenig unters Volk und wurde dafür mehr von denen gewürdigt, die in Börnen den Schriftſteller lieber hatten, als den Charakter.

Obgleich faſt immer leidend, vermochte ſich doch Börne von dem Gedanken einer durchgreifenden Wirkſamkeit nicht zu trennen. Er dachte daran, ſeine Wage wieder erſcheinen zu laſſen; aber die Menge der Stoffe, die darin gewogen werden ſollte, beunruhigte ihn; das Material wuchs ihm über den Kopf. Dann wollte er die Politik einmal ganz von ſich abwerfen und ſchrieb am Schluß des Jahres 1832 an einen Freund: „Hören Sie, ich will Reiſebilder à la

Heine ſchreiben und da hab' ich einen fürchterlichen Eyd geſchworen, es ſoll kein Wort Politik hinein. Ich führe jetzt funfzehn Jahre Krieg, ich will mich einmal ausruhen und wie ein Schäfer ſchreiben. Es müßte denn Krieg oder eine Revolution ausbrechen; dann iſt es freilich ein Anderes." Das allmälige Absterben aller Hoffnungen, die man noch kurz vorher auf die Mündigkeitserklärung der Völker ſetzen konnte, machte ihn ſehr unglücklich. Mit der verſchwindenden Elaſtizität ſeiner geiſtigen Aufregung brach auch die Körperkraft immer mehr zuſammen und es war die höchſte Zeit, daß ſeine Freundin, die ſich inzwiſchen verheirathet hatte, nach Paris zog und in ihrer unmittelbaren Nähe ihm die Beruhigung und ſorgſame Pflege ſchenkte, deren er von jetzt an nur allzubedürftig werden ſollte.

Dieſe behagliche Einfriedigung und Waffenruhe führt uns in das Innere Börne's zurück. Wir haben den raſtloſen Schriftſteller verfolgt, bewunderten den Muth des hoffnungstrunkenen Vaterlandsfreundes, erfreuten uns an dem rüſtigen Eifer, auf den Freund und Feind in den Jahren des Sturmes bei Börne rechnen konnte, und kehren nun in die traute Klauſe ein, die uns wieder den Menſchen Börne näher

beobachten läßt. Möge hier eine Entwickelung der gemüthlichen Stimmung, die Börne während seines ganzen Lebens beherrscht hat, um so mehr eingeschaltet werden, als sie uns zu einer tieferen Kenntniß der Seelenzustände führen wird, die Börnen, im Schmerz über so viel Enttäuschungen, im Vorgefühl des nahen Todes von jetzt ab sichtbarer zu beherrschen anfiengen, als früher. Es brach die letzten Jahre vor seinem Tode ein tieferes gemüthliches Bewußtsein in ihm hervor, das wir ohne Schilderung der ganzen Innerlichkeit des Vollendeten, nicht würden vollkommen erklärlich machen können.

Sanftmuth und Adel waren die Grundzüge des Börne'schen Gemüthes. Der Charakter offenbart sich bekanntlich in Krisen, und eine solche kann man wohl den Augenblick nennen, wo Börne, selbst betroffen über die Wirkung seiner Pariser Briefe, von allen Seiten die bittersten Verletzungen seines Herzens und Ehrgefühls zu erfahren hatte. Es sind nicht die schlechtesten Geister gewesen, die in einem solchen Augenblick die geheimen und versteckten Dämonen ihres Gemüths entfesselten, sich mit kalter Lieblosigkeit am Feinde rächten und um nur aufrecht zu stehen, sich an Mittel hielten, die ihrem Charakter keine Ehre machten. Börne

war ein ſo harmloſes Gemüth, daß ihm, um ſein verletztes Innere zu heben und ſich ſelbſt nicht zu verlieren, ſolche Aeußerungen nie beikamen. Er griff ſeine Gegner mit Spott an und wählte keine andre Waffe, als die, ſie lächerlich zu machen. Er that dies aber weder auf Unkoſten der perſönlichen Stellung ſeiner Gegner, noch auf Unkoſten der Wahrheit. Jeder Andre würde in der Stimmung, die in Börne die Aufnahme ſeiner Pariſer Briefe bei den Kritikern hervorrufen mußte, in ſich vor Zorn verkohlt ſein, würde ſich in den ausſchweifendſten Wiedervergeltungen überboten und erſchöpft haben; Börne ertrug die Unbill ſicher nicht ohne tiefſte Verſtimmung des Gemüths, aber ſein edler Zorn löſte ſich bald in eine Wehmuth auf, die über das irdiſche Treiben lächelte und ihn nicht an erſticktem Grimme, ſondern am gebrochnen Herzen ſterben ließ.

Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß Börne's Gemüth ſeinen Verſtand beherrſchte, ſo freilich, wie eine zarte ſchwache Gattin ſelbſt einen Helden feſſeln kann durch ihre Sanftmuth und Beſonnenheit. Gemüth und Verſtand führten bei ihm eine glückliche, ſorgloſe Ehe. Theilnehmend erwies ſich Börne dem Freunde, rathgebend dem, der ſeinen Rath begehrte, gefällig und

hülfreich kam er jedem entgegen, der seiner oder überhaupt fremder Hülfe zu bedürfen schien. Selbst der finstre meist zornige und unnahbare Wolfgang Menzel gestand mir einst: „Sie können nicht glauben, was Börne, als ich ihn zum ersten Male sah, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Ein kleiner schmächtiger Mann, sanft und harmlos, leidend der Farbe des Gesichts nach, aber Augen, so seelenvoll, wie ich noch nie welche gesehen habe.“ Wie müssen W. Menzeln, als er sich später in den Franzosen fressenden Grimm forcirte, in seiner Erinnerung diese klaren Augen gequält haben!

Börne's Schriften bestätigen, was die, die ihn kannten, von ihm als Menschen erzählen. Er hatte die Waffen, um verheerend zu wirken, er hatte Witz und Satyre genug, um unter Voraussetzung der deutschen Verhältnisse, mit Voltaire zu wetteifern, aber sein Gemüth zog ihn zu Rousseau hin, dem er auch in dem edlen Gebrauch des Spottes, als der letzten Waffe der Indignation über bösen Willen und böse That, ähnlich ist. Jede Zeile seiner Schriften verräth den Menschenfreund, der, entfernt von Eitelkeit oder selbstsüchtigen Zwecken sein grosses Talent nur unter der Form des Berufes kannte. Er wollte die

Menſchen aufklären und glücklich machen. Daher auch dieſe moraliſche Kraft ſeines Wortes, die überzeugende Klarheit ſeiner Auseinanderſetzungen, dieſe Treue und Glaubhaftigkeit ſeiner Verſicherungen. Diejenigen Schriftſteller, die er die Uebermacht ſeines Geiſtes, ſeines Witzes fühlen ließ, z. B. Ludwig Robert, W. Alexis, wurden nur bemitleidet; die aber, welche er mit der Wucht ſeiner moraliſchen Kraft, mit ſeinem Gewiſſen und ſeiner Ehre erdrückte, werden ſich nie wieder erheben können.

Daß Börne zur Hypochondrie geneigt war, werden die unter ſeinen Gegnern, die ihn vielleicht entſchuldigen möchten, am erſten zugeben. Sie werden ſeine Schriften aus den krankhaften Störungen des Unterleibes zu erklären ſuchen und alles das, was ſie an dem trefflichen Mann für excentriſch halten, mit ſeinen Ganglien in Verbindung bringen. Dieſe Betrachtungsweiſe über Börne iſt durchaus verwerflich. Börne würde auch bei weniger körperlichen Leiden, bei beſſerm Appetite, beſſerer Verdauung nie eingeräumt haben, daß man das Leben nehmen müſſe, wie es iſt, und Gott, wie ſie ſagen, einen guten Mann ſein laſſen! Börne würde, körperlich ganz frei und in ſeiner Thätigkeit durch Leiden nicht behindert, im Gegentheil nur am

so rüstiger gewesen sein, für seine Ueberzeugungen zu kämpfen. Er würde uns mehr Werke, als wir jetzt von ihm besitzen, hinterlassen haben und vielleicht sich darin nur von dem Börne, der dagewesen ist, unterscheiden, daß er die nächste Zukunft weniger trüb gesehen und über seinen Unmuth sich leichter getröstet hätte.

Es bieten sich für den tiefern Forscher in Börne's Schriften mancherlei kleine Züge dar, die, mögen sie nun von einem Hypochonder kommen oder nicht, jedenfalls dazu beitragen, uns das Bild des Vollendeten recht in die Nähe zu rücken. Es giebt in Börne's Schriften gewisse Wendungen, die öfters wiederkehren und für die Richtung seines Gemüthes sehr bezeichnend sind. Mögen hier einige dieser eigenthümlichen Lichter auf Börne's Antlitz und unser Gemälde seines Lebens rückstrahlen!

Börne war unverheirathet. Wär' er es gewesen, so würde ihn wohl die Liebe zu seiner Frau auch bestimmt haben, an sie zu glauben, und er vielleicht der Eifersucht nicht fähig gewesen sein. Seine Schriften indessen verrathen, daß er sich die Qual eines Eifersüchtigen mit so glühenden Farben, wie nur ein Hypochonder, malen konnte. Die Eifersucht kehrt in verschiednen Beziehungen oft in seinen Kritiken und

kleinern Aufſätzen wieder und es iſt leicht möglich, daß Börne annahm, wahre Liebe könne ſchwerlich ohne Eiferſucht gedacht werden. Einigemale ſpricht er von der Eiferſucht als dramatiſchem Motive. Er ſagt: „Die Eiferſucht in ein Luſtſpiel? Die ſchrecklichſte aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grauſen erfüllt, uns erſchüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenſchaft herbeiführt? Nein, es iſt dieſe Leidenſchaft ſelbſt, die Shakesſpeare ſo naturtreu dargeſtellt, ſo durchſichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinthes erkennen, in das die Liebe hineinfährt, nur ohne rettenden Faden. Woher geſchiehts, daß dieſer höchſt tragiſche Stoff gewöhnlich zu Luſtſpielen vertändelt wird? Was iſt doch der Menſch für ein ſonderbares Geſchöpf! Aber gut, daß er ſo iſt, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine poſſierliche Grimaſſe, der furchtbarſten Leidenſchaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen verſteht. Dieſes iſt die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes, dürres Land anfriſcht.“ Börne kommt in dieſer Weiſe noch öfters auf die Eiferſucht zurück.

Wenn es ein durchgehender ſchöner Zug im Gemüthe Börne's iſt, daß er ſich unter allen Umſtänden

des unterdrückten Theiles annahm, so ist dies keineswegs blos die Folge seiner politischen Gewöhnung, die ihn zur Zeit das Unterdrückte noch immer als das Bessere zu betrachten lehrte, sondern diese Theilnahme war eine ursprüngliche Stimmung seines Herzens. Daß sie dies war, beweisen manche Fälle, wo sein Mitleid mit seiner politischen Ueberzeugung collidirte und er selbst dem Feinde Achtung und menschliche Schonung gewährt wissen wollte. Die Art und Weise z. B. wie Wilhelm Tell den Geßler mordet, fand Börne empörend. Schon von dem Sturm auf dem See sagte er: „Ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvoigt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme Preis giebt?“ Von dem Morde sagte er: „Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte? Tell versteckt sich und tödtet, ohne Gefahr, seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte.“ Es wäre nicht unmöglich, daß diese Art Kritik sich in Börne wirklich auf eine hypochondrische Quelle zurückführen ließe. Börne verstand in gewissen Dingen keinen Scherz und war mißtrauisch und argwöhnisch, wo ihm

eine Abſicht nicht recht geheuer ſchien. Jemandem, der ſich ſetzen will, hinten den Stuhl fortziehen, iſt ein dummer Streich, aber Börne hätte ihn auch für einen böſen Streich genommen und wäre über eine ſolche Handlung nicht wieder zu beſänftigen geweſen. Es iſt im Hypochondriſchen immer das Gefühl einer gewiſſen Unbequemlichkeit und Beklommenheit im Zuſammenleben mit Andern; durch die an einander vorüberſtreifenden Intereſſen und rohen Sitten wird man nur zu leicht verletzt. Börne konnte gewiſſe Neckereien im Leben und auf der Bühne nicht ausſtehen; er würde z. B. bei der Beurtheilung des Gamin de Paris den Dichter über die Rolle, die er den Pere Bizot darin ſpielen läßt, ſehr getadelt haben. Er würde geſagt haben: darum, daß Bizot ein pedantiſcher alter Mann iſt, der es in ſeiner Art gut mit dem Gaſſenjungen im Sinne habe, darum ſoll ihn dieſer lächerlich machen, ihn mit Papierkugeln werfen und ähnliche Streiche mehr an ihm verüben? Am ſchönſten und rührendſten kömmt dieſe edle Richtung des Börne'ſchen Gemüths in ſeiner Beurtheilung des Immermann'ſchen Hofer zum Vorſchein. Sein Eifer für das Rechtliche und Gewiſſenhafte reißt ihn hier faſt über das Poetiſche hinaus; wenigſtens würde man aus

Der Einfluß des Klima's auf Sitte, Charakter und Geſchichte des Volkes iſt beinahe ein Gemeinplatz geworden. Man ſagt, die Kanäle machten die Holländer und Chineſen zu Brüdern, in die engliſchen Nebel und Steinkohlendämpfe hülle ſich der Lebensüberdruß und die kalte Reſignation eines ganzen Volkes und im Thrane ſpiegle ſich der Geiſt des Lappen. In ſolchen Analogieen wird es immer eine Grenze geben; denn das Komiſche verträgt ſich kaum mit der Wahrheit. Helvetius hat ſich ſogar verleiten laſſen, Urſachen angeben zu wollen, welche das Genie erzeugen. Erſtens ſagt er, das Klima, zweitens die Nahrungsmittel, drittens die Erziehung und viertens nicht ſelten der Zufall. Erlaubt eine philoſophiſche Definition eine drolligere Anwendung, als dieſe? Goethe wurde mithin nach Helvetius ein Genie, zuerſt durch den milden Luftzug, der aus dem Rheinthale ſtrömend ſich am Taunus bricht und an die Höchſter Warte pocht. Er wurde es zweitens durch jene grünen Gemüſe des Sachſenhäuſer Verkehrs, durch die Brodſuppen Frankfurt's und die eigenthümlichen Leiſtungen der dortigen Metzgerei, er wurde es drittens durch die Koſten, die der kaiſerliche Rath auf dem Hirſchgraben zur Erziehung ſeines Sohnes anwandte und zuletzt durch etwas, was vielleicht der Zufall und nicht unwahrſcheinlich die Hauptſache iſt.

Die beſte Anwendung, welche ſich von jener klimatiſchen Entdeckung machen läßt, beſteht in einer Darſtellung der eigenthümlichen Beiträge, welche die Nationen ſeit erdenklichen Zeiten zu der Geſchichte gegeben haben. Es genügt nicht, die welthiſtoriſchen Entwickelungen und ihre Geſetze philoſophiſch zu entwerfen, ſondern auch die Durchgangspunkte müſſen charakteriſirt werden, welche ſie nehmen müſſen, durch die

romantiſchen Gründen hier leicht Dinge entſchuldigen dürfen, die Börne aus einem ganz bürgerlichſoliden Geſichtspunkte beurtheilt. Z. B. heißt es: „Als Lacoſte (ihr treuloſer Verführer) ſchläft, legt Elſi Feuer an und verbrennt das Haus und ihren alten Freund. Dann ſtürzt ſie ſich in einen Abgrund. . . . Das iſt ein niederträchtiger Mord! Glaube Elſi ja nicht, uns mit ihren ſchönen Reden zu täuſchen. . . . Das, was Elſi gethan, war kein gerechter Aufſtand gegen die Franzoſen, das war freche Empörung gegen die Natur.“ Ueberhaupt zeigt ſich Börne in ſeiner Theilnahme für die Franzoſen bei Beurtheilung des „Trauerſpiels in Tyrol“ von der edelſten Seite und dies nicht aus politiſchen, ſondern rein menſchlichen Gründen. Er kann es dem Dichter nicht vergeben, daß er die Hinterliſt der in ihren Schluchten verſteckten Tyroler gegen die armen im Thale hinziehenden und von herabgerollten Felsblöcken zerſchmetterten Franzoſen ſo harmlos und con amore ausmalt. Er ſagt: „Wir bemitleiden die Franzoſen und ich wette, das geſchähe, wenn dies Trauerſpiel von der Treue der Tyroler, durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzoſen ſtreiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tyroler von ihren unerreich-

baren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felsen hervor. Wir sind keine ritterliche Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tyroler in der Geschichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzosen mit Ruhm zu besiegen; aber die Tyroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unsre Herzen zu besiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht."

Wo sich ein edles Gemüth mit freien Begriffen verbindet, muß das religiöse Bedürfniß in einer ganz eignen Form hervortreten. Man will in Börnes letzten Schriften eine eigne religiöse Wärme entdeckt haben. Mich wundert aber nur, daß man sie nicht schon in seinen frühern Schriften fand. Es ist nicht die Rede von einem besondern Verhalten zur christlichen Religion, er begnügte sich mit einer allgemeinen religiösen Stimmung, die er selbst in den verschiedensten Offenbarungen an fremden Gemüthern ehrte. Börne's innerer Mensch war zu sehr von seinen politischen Ideen beherrscht, als daß er allgemeinere Philosopheme und ein bestimmtes religiöses Glaubensbekenntniß in sich hätte ausbilden sollen; aber schon die Art, wie er den politischen Gedanken erfaßte, die Freiheit, wie und worauf er sie bezog, können beweisen,

daß er die Menschen für Fremdlinge aus einer höhern Heimath ansah. Die Freiheit, die er seinen Brüdern erkämpfen wollte, schien ihm das unveräußerliche Erbtheil Gottes, das wir unmittelbar aus seinen Händen einst empfingen und welches von den Machthabern und Privilegirten nur als ein Fideicommiß untreu verwaltet werde. Börne's politische Ideen waren nicht destruktiver, sondern organischer Art; wofür, wenn nicht schon Alles Andre, so doch ganz gewiß seine Theilnahme für Lamennais zeugt.

In dem auch philosophisch tiefsinnigen Aufsatze: „Die Neophyten des Glaubens und die Apostaten des Wissens" verräth Börne eine Milde in der Beurtheilung religiöser Ueberzeugungen, die zugleich ein Beweis für seine Achtung vor jedem auch noch so verschiedenartig bestimmten Hinblick auf das Jenseits ist. Statt die Apostaten ihres alten Glaubens, einen Z. Werner, Schlegel und Andere in Kürze zu verurtheilen, als entnervte Sinnenmenschen, die ermattet an der Pforte eines katholischen Domes zusammenknickten, oder als Heuchler, die durch die Maske der Religion ihr geld- und ehrsüchtiges Buhlen mit gewissen politischen Tendenzen zu verbergen suchten; folgt er mit milder Zurückhaltung und Schonung dem labyrinthischen

Wandel dieſer Männer und nennt ihr Ziel nicht einmal Verirrung. Er wünſcht ihnen nichts, als daß ſie Ruhe finden möchten, und behält ſich nur das Eine vor, zu bezweifeln, daß ſie ſie finden würden. Die Myſtiker und Pietiſten verdammte Börne auch nicht deßwegen, weil ſie es von vornherein verdienten, ſondern weil ſie das Gute, das man ihnen einräumen müſſe, an ſich entſtellten. „Was uns gegen die Myſtiker, ſagt er, ſo erboſt macht, iſt nicht das Falſche in ihrer Lehre, ſondern das Wahre darin. Nämlich das wahre Tüchtige darin, welches ſie aus Eitelkeit überflittern; die ſonnenklare Wahrheit, die ſie aus Nervenſchwäche mit Mondſcheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die ſie aus Zahnloſigkeit verdünnen, daß ſie uns durch die Finger läuft; die friſche trinkbare Wahrheit, die ſie an ihrer Herzensbrunſt verdünſten, damit der Dunſt aufſteige und Wolken bilde, und ſie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und ſagen können: auf Erden ſei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar.“ Börne hatte mit ſeiner politiſchen Reform ſo viel zu thun, daß er einer kirchlichen nur in ſofern nachhieng, als ſich die politiſche Tyrannei nicht ſelten auf eine falſche Auslegung der Religion ſtützte und die Religion ſelbſt, ihre Würde

verkennend, nur allzubereitwillig den weltlichen Verhältnissen die Lehre zu Füßen legte, daß wir uns in eine böse Welt schicken und unterthan sein müßten der Obrigkeit. Wenn Börne dem katholischen Prinzip in der Kirche vor dem lutherischen den Vorzug gab, so war es wohl nur daher, daß dieses seine Stütze einst in den Fürsten fand, jenes einen eignen Schwerpunkt anspricht und, wie die neuesten Zeiten genugsam beweisen, nicht scheut, den Großen der Welt zu mißfallen. Börne würde sicher, hätte er die neusten Ereignisse erlebt, in der Sache vielleicht für Preußen, in der Form wohl für die Bischöfe gestimmt haben. Die neure soziale Bewegung der sogenannten jüngern Literatur, das Leben Jesu von Strauß nahm er mit sehr getheilter Empfindung auf. Alles, was er gegen erste geschrieben, und gegen letzteres gesagt haben soll (Siehe die Schrift von E. Beurmann: Ludwig Börne, als Charakter und in der Literatur) hat wohl hauptsächlich den Rückhaltsgedanken, daß durch eine solche Wendung des Neuerungsgeistes die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerspruch gegen die herrschenden Thatsachen auf ein Gebiet gespielt wird, wo über dem Streben nach dem Ganzen vielleicht das Einzelne verloren gehen könnte. Es war ihm

lieber, einen Sperling in der Hand, als Hundert auf dem Dache zu haben. Doch auch von dieſer mehr äußern Berechnung abgeſehen, zu der ſich allerdings die Beſorgniß geſellte, das Volk könne durch dieſe Ausdehnung der Oppoſition auch auf kirchliche Gegenſtände gegen die Neuerung mißtrauiſch werden — mochte ſeinem Gemüth eine Richtung nicht zuſagen, die für das Zerſtörte nicht ſo ſchnell wieder etwas Neues zu geben hatte. Vollends empörte er ſich gegen das, was ihm in der neuern Richtung zum Theil wohl mit großem Unrecht als unſittlich erſchien, wie ſeine Feuilletons im Reformateur und der Balance beweiſen. Obgleich an dieſem Mißverſtändniße ſelbſt betheiligt, werd' ich jene religiöſe Verklärung Börne's, die in den letzten Lebensjahren über ſein leidendes und vom Schmerz über das Vaterland zerriſſenes Gemüth kam, nie verdächtigen oder die Spöttereien billigen, die ſich Heine gegen den „kleinen Simſon," der den Namen Herr! Herr! nicht geläſtert haben wolle, erlaubte. Schon die Pariſer Briefe verrathen eine für Börne's innerſte Seelenſtimmung ſehr merkwürdige Stufenfolge. In den erſten Bänden der wilde Freiheitsjubel, der Uebermuth eines Geneſenden, der ſich zum erſten Male wieder einen Trunk Weins geſtattet;

in den spätern weit mehr Wehmuth und Schmerz. Er wendet sich von dem concreten Einzelnen zur Betrachtung abstrakter Allgemeinheiten. Er wendet sich von den Adressen, Ständekammern, Zeitungsartikeln zum St. Simonismus, dessen Lehre er unhaltbar findet, sie aber doch mit dringlicher Aufmerksamkeit prüft. Vom Politischen scheint er sich in das allgemein Menschliche zu flüchten, wie ihm denn die Erscheinung La Mennais in einer eignen Glorie aufgieng; denn sie brachte ihm Freiheit, Religion und Poesie. Also weit entfernt, daß Börne in seinen letzten Lebensstunden frömmelte; es hatte sich nur eine heilige Dämmerung auf und in ihn herabgesenkt, ein frommes, wenn nicht in Gott, doch in Göttliches sich versenkendes Schauen, ein friedvolles Träumen von einer bessern Welt, wo uns Gott das Räthsel lösen wird, warum er die Menschen frei erschuf und sie es hienieden doch nicht werden ließ!

Die Nachricht von einem „jungen Deutschland“ regte Börne mächtig an. Getrennt vom Vaterlande, ohne zuverlässige Briefsteller, ohne Gelegenheit, sich die neuen literarischen Erscheinungen anzuschaffen, combinirte er sich unter jenem Begriff bald schädliche, bald sehr lobenswerthe Tendenzen. Unter dem 20 Juli 1836 schrieb er nach Hamburg: „Haben Sie in

Hamburg, oder ſonſt wo, nicht einen verſtändigen Literaten unter Ihren Bekannten, der aus Freundſchaft für einen Collegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutſchland macht? Seine eigne Meinung über das junge Deuſchland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin gewohnt, meine Anſicht auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich mögte nur einen hiſtoriſchen Bericht über die Schriftſteller haben, die man zum jungen Deutſchland zählt, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften und den Eindruck, den ſie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekannte Freund, der mir darüber berichten ſoll, dürfte aber nicht unter ſolchen genommen werden, die ſelbſt über oder gegen das junge Deutſchland geſchrieben, denn ſonſt könnte geſchehen, daß ich zum Danke für ſeine Gefälligkeit ſpäter über ihn ſelbſt herfiele, da ich alles was ich bis jezt von den Gegnern des jungen Deutſchlands geleſen, höchſt erbärmlich gefunden." Eine nähere Verbindung Börne's mit den Mitgliedern dieſer Schule, wenn man das Phantom einer Verbrüderung ſo nennen will, fand nur Bruchſtückweiſe ſtatt. Laube ſchrieb ihm öfter, kränkte ihn aber durch die Clauren'ſche Anrede: „Lieber Revolutions-Hofrath!" Dem Verfaſſer dieſes Erinnerungs-Denkmals und L. Wienbarg

ſagte Börne mit viel Bereitwilligkeit ſeinen Antheil an einer im Jahre 1835 bezweckten „Deutſchen Revue“ zu.

Die Erſcheinung der Paroles d'un Croyant von La Mennais hatte ſchon im Jahre vorher einen erſchütternden Eindruck auf Börne hervorgebracht. Er konnte, da er das Buch in den Zeitungen angekündigt und beſprochen ſahe, nicht die Zeit erwarten, bis er ein Exemplar davon erhielt. Kaum hatte er es geleſen, ſo ſchickte er ſich zu einer Ueberſetzung ins Deutſche an. Den profetiſchen Styl, die Salbung und bibliſche Spruchweiſe traf er um ſo glücklicher, als die deutſche Sprache dafür überhaupt mehr Anlage, als die franzöſiſche hat. Er ließ das kleine Buch auf ſeine eigne Koſten drucken und hatte die Freude, faſt die ganze Auflage in Frankreich und der Schweiz abgeſetzt zu ſehen. Nur ein einziger Buchhändler in Leipzig wagte es, in Deutſchland damit Geſchäfte zu machen. Er kaufte Börnen aber auch gleich 500 Exemplare baar ab.

Es iſt keine Frage, das Börne das poetiſche Colorit dieſes Buches zu hoch angeſchlagen hat. Das Partheiintereſſe beſtach den äſthetiſchen Geſchmack. Man kann rhetoriſche Ergüſſe dieſer Art mit einer fremdher

entnommenen poetisirenden Ausdrucksweise nicht füglich Poesie nennen. Richtiger ist der demokratische Gesichtspunkt, aus welchem Börne die berühmte Schrift La Mennais, beurtheilte und der besonders für Deutschland noch beachtungswerther, als für Frankreich schien. Die Revolution war hier zur Pflicht der Religion gemacht; den Königen war die Anlehnung an die Bibel genommen. Börne kannte z. B. aus den Bauernkriegen die Deutschen genug, um zu wissen, daß sie im erträumten Bunde mit dem Himmel der größten Dinge fähig sind. Worauf konnten sich bisjetzt die Gegner der Revolution berufen? Auf ihren Ursprung, auf die Sittenlosigkeit der „starken Geister" des vorigen Jahrhunderts, auf die Abschaffung Gottes in der französischen Revolution, auf das allgemeine Schwanken in Sitte und religiöser Ueberlieferung, das von einer politischen Umwälzung in ihren ersten Stadien nie entfernt bleiben kann und das in so vielen Erscheinungen, auch der neuesten Zeit, nothwendig hervorzubrechen drohte. La Mennais hatte nun diese Anklage umgekehrt. Er hatte die Republik zur Ordnung des Himmels, die Monarchie zur Ordnung der Hölle gemacht; die glühendsten Farben und Bilder der Bibel malten diesen Gedanken zu einer Anschaulichkeit aus, von der Börne

Individualität der Völker. Es ist leicht hingeworfen, daß hier und dort ein erschütternder Stoß die Ordnung der Jahrhunderte angab; man muß auch die Bedingungen vorzeichnen, welche bei den verschiedenen Nationalitäten die Ideen zu überstehen haben. Wenn Europa die Bestimmung hat, aus seinem eignen Schoße seine Zukunft zu gebären, wenn keine fremde Paralyse den gegenwärtigen Kampf der Parteien und Interessen abschneidet und die Discussionen in ganz neue Gebiete wirft und sie dadurch aufhebt, so läßt sich aus Vorangegangenem in Europa leicht auf Zukünftiges schließen. Jedes Volk unseres Welttheiles scheint eine eigenthümliche Mission, eine besondere Stellung und Beamtung für die Frage der Geschichte bekommen zu haben, so daß man leicht berechnen kann, welche Metamorphose dies oder jenes Problem überstanden hat, wenn es aus der Hand Frankreichs in die Hand Englands übergegangen und zuletzt auch an Deutschland gekommen ist.

Natur und Geschichte wirkten für diese historische Rollenaustheilung ineinander. Weder die Natur allein, noch die Annahme einer providentiellen Absicht sind hinreichend gewesen für den Charakter, den z. B. Spanien in der Geschichte behauptete; es mußte die sogenannte zweite Natur, die Gewohnheit, eine ernste historische Schule zu den rein physiologischen Voraussetzungen hinzukommen. Denn warum sind die Charaktere, welche die europäischen Staaten gegenwärtig behaupten, so verschieden von denen des Mittelalters? Deutschland, jetzt nur noch die Balancirstange, das Hypomochlion Europa's, stand unter seinen thatkräftigen Kaisern in der ersten Reihe, Frankreich und England dagegen, für die spätere Politik so hinausgreifend über seine Grenzen, zogen sich in

gehofft hatte, daß grade die Phantaſie der Deutſchen ihr nicht widerſtehen würde. Börne vergaß, daß zwiſchen den Katholiken und den proteſtantiſchen Pietiſten, auf welche allerdings Beweisführungen dieſer Art nicht ohne Eindruck würden geblieben ſein, in der Mitte die Indifferentiſten liegen, welche die große Mehrzahl bilden.

Börne hatte ſelbſt vor La Mennais-Perſon eine faſt religiöſe Verehrung. Nur einmal ſah er ihn bei dem Bildhauer David. Börne war körperlich zu leidend, um eine nähere Verbindung anzuknüpfen; aber er bildete dafür im Stillen die Theorie jenes demokratiſchen Prieſters weiter aus, und kam auf dieſem Wege zu einer Anſicht über den Katholicismus, die ihn dieſe Confeſſion in einem ehrwürdigeren Glanze erblicken ließ. Hier war doch die Selbſtſtändigkeit einer ſich gegen den Staat waffnenden Macht möglich, die menſchlichen Gemüther wurden an eine Ordnung des Himmels gebunden, deren irdiſches Abbild in der That die Hierarchie in ihrer ſchöneren Bedeutung war. Seit damals bekam er jene Richtung, die ihm ein unbedingtes Regiren aller hiſtoriſchen Vergangenheit verhaßt machte. Er wollte mit der Revolution die ſittlichen und religiöſen Güter des Volkes nicht ver-

letzt ſehen und mistraute dem Umſchwung der philoſophiſchen Begriffe ſo ſehr, daß er nicht bloß gegen Heine's Salons-Philoſophie, ſondern auch gegen Strauß' Leben Jeſu ſich verſtimmt fühlte. Er ſah voraus, daß durch dieſe neuern ſozialphiloſophiſchen Debatten die Frage der politiſchen Wiedergeburt verallgemeinert werde, und die Schaaren der bisherigen Oppoſition ſich auffallend lichten würden. Doch die angeborne Sympathie, die Börne für alles Neue, Angegriffene, für alles in der Minorität Befindliche hatte, ließ ihn hier dennoch zu keinem feſten Abſchluſſe kommen. Es ſind wirklich tiefgemüthliche Widerſprüche, die in den letzten Tagen ſeines Lebens ihn beſtürmten, die ihn aber zu gleicher Zeit auch eine Erhöhung ſeiner Denkthätigkeit und Anſchauungsweiſe gaben, bis zu der er ſich früher nicht aufgeſchwungen hatte; ſeine nächſten Umgebungen bedauerten grade auch darum ſeinen Tod ſo ſchmerzlich, weil in dem Augenblick, wo ſein Körper den Dienſt zu verſagen begann, in ſeinem Geiſte eine ganz neue Gährung ausgebrochen war.

In Venedey's „Geächteten" ließ Börne eine wehmüthige Phantaſie über La Mennais Worte eines Gläubigen einrücken. Er nannte ſie „Rettung." Er hätte ſie Geneſung nennen ſollen; denn es iſt der ſtille Jubel

eines Kranken, der nach langem Verſchluß auf ſein Zimmer, zum erſten Male wieder die warmen, linden Frühlingslüfte begrüßen darf und jede Knospe in der ſproßenden Frühlingswelt küſſen möchte. Börne bewahrte ſeine Theilnahme für La Mennais bis an ſein Ende. Der Verfaſſer der „Erinnerungen an Börne“ *) erzählt: „Der Eintritt La Mennais in die politiſche Tagspreſſe intereſſirte Börne ungemein. „Sehen Sie,“ ſagte er, als die Journale angekündigt hatten, daß La Mennais die oberſte Leitung des Monde übernehmen werde, „ſehen Sie, das möchte ich noch mit erleben, wie ſich die Preſſe unter La Mennais Impuls geſtalten wird; aber mit mir wird's bis dahin zu Ende ſein.“ Börne ging im Zimmer auf und ab; wir hatten uns auf den Kaminmantel gelehnt; bei den letzten Worten hielt er den Schritt an und ſtellte ſich uns gegenüber; der Blitzſtrahl ſeines Auges durchzuckte unſer Inneres, wir fühlten uns bewegt und mußten alle Faſſung aufbieten, die Frage an ihn zu richten, ob wir den deutſchen Recenſenten glauben ſollten, daß er Hypochonder ſei? Noch ſehen wir Börne an jenem Abende vor uns ſtehen; der Glanz ſeines Auges ſtralte wie

*) Telegraph, 1838. Seite 707.

immer; aber ein unendlich tiefes Weh, das wir früher nie bemerkt, lag um seine Mundwinkel eingegraben; seine ganze Gestalt kam uns gebeugter vor, als sonst, er fuhr mit seiner rechten Hand unter die Weste nach dem Herzen hin und hustete trocken. Eine unheimliche Ahnung überrieselte uns; als Börne sich nach dem Sopha hinwandte, blickten wir ihm nach, aber wir sahen nichts mehr; irgend etwas, ich glaube Thränen, hatten unsere Brillengläser verdunkelt."

Börne hatte nie so viel Trieb zu schriftstellerischer Thätigkeit, als in seinen letzten Lebensjahren. So gern er im Verkehr mit Buchhändlern vom Ertrag derselben Nutzen zog, so aufopfernd gab er sich jedem allgemeineren, seiner Parthei dienenden Unternehmen hin. Auch Börne war unter den Schriftstellern, die sich zur Herausgabe des Reformateur, einer Zeitschrift, die von den Mitarbeitern ohne Honorar geschrieben werden sollte, vereinigten. Er lieferte einige Feuilletons, in denen er Heine's Salon, Wachsmuth's Geschichte des deutschen Bauernkrieges und einige andre Bücher besprach. Er schrieb diese Aufsätze gleich selbst französisch nieder und erntete dafür von Raspail das Geständniß, „es wäre dies ein neues Französisch!" Raspail wollte damit kein ausweichendes Compliment sagen. Er war

Kenner genug, um einzusehen, daß Börne ein Französisch ohne Rhetorik schrieb, daß er den Gedanken nie der Phrase opferte und darum doch der Phrase eine naive Grazie verlieh, die die Sprache wieder auf ihre ersten unverdorbenen poetischen Anfänge zurückführte. Seine Artikel im Reformateur setzten die Gedankenreihe fort, welche La Mennais in ihm angeregt hatte. Er wog die politische Bedeutung der beiden christlichen Confessionen gegen einander ab und kehrte, durch Heine's Salon dazu veranlaßt, auf das Zeitalter der Reformation zurück. Was er über Luther, die Fürsten und das Volk sagt, verräth den einseitigen politischen Standpunkt, von dem sich Börne nie trennen konnte und der ihn mitten in seinen religiösen Debatten so beherrschte, daß er wohl äußerte: „Und doch ist es besser, wenn die Wahl sein sollte, lieber keine Religion, als keine Freiheit zu haben." Von dem Satze ausgehend, daß die Wahrheit hienieden doch nicht gefunden würde und wir an Symbole verwiesen wären, schlug er die Irrthümer des Katholicismus deßhalb höher an, als die Philosopheme des Protestantismus, weil in jenem die Priester, als Stellvertreter der himmlischen Ordnung, dem Volke näher ständen, wie hier. Die Franzosen, welche den Reformateur herausgaben, waren nicht ganz

fähig, sich in diesen idealen Standpunkt Börne's hineinzudenken. Sie erlaubten sich, eine Stelle, durch welche Börne sich von dem Verdachte, den Katholicismus in seiner papistischen Gestalt anzuerkennen, lossagte, zu streichen. Börne sagte: „Die dem Anschein nach antireligiöse Bewegung des vorigen Jahrhunderts hat nur bezweckt, die Verfassung der Kirche aus der gegenwärtigen moralischen Form in eine populäre umzuändern. Sobald es keinen Pabst, keine Bischöfe, keine stehenden Mönchs-Heere, keine schwarze Gensdarmerie mehr geben wird, sobald —" diese Stelle hatte man im Redaktionsbüreau des Reformateur gestrichen. Börne bestand, als er den Artikel verstümmelt abgedruckt fand, auf die nachträgliche Berichtigung seines dadurch sinnlos gewordenen Räsonnements. Sie erfolgte in einer nächsten Nummer.

Börne war nie gewillt, seine deutsche Bildung, seine besonnene Einsicht dem französischen Parteiinteresse zu opfern. In Börne's literarischem Nachlaß muß sich ein französisch geschriebener Aufsatz über den Grangeneuve von Delatouche vorfinden, welcher für den Reformateur bestimmt war. Börne hatte nemlich versprochen, den ebengenannten Roman zu beurtheilen, allein den Abschluß der Arbeit immer hinausgeschoben.

Als man ihn nach geraumer Zeit, im Namen der Redaktion, an die Erfüllung seines Versprechens mahnte, erklärte er: „Ich kann den Artikel nicht drucken lassen; Raspail würde ihn ohnedies nicht aufnehmen; ich bin weder mit den Girondisten, noch mit den Montagnards zufrieden und müßte beiden Partheien die Wahrheit sagen können; das würde aber höchstens bei Ihnen und einigen Gleichgesinnten Anklang finden; alle Anderen, Republikaner oder Radikale, würden mich steinigen" *).

Börne hatte die Absicht, eine Reihe von Betrachtungen über die französische Revolution herauszugeben. Er las den Moniteur und machte sich Auszüge. Er suchte nach seltenen Büchern und Flugschriften, die in Frankreich und Deutschland gleichzeitig mit der Revolution über sie erschienen. Sein Nachlaß enthält manche diesem Zweck schon gewidmete weitere Ausführung. Unfehlbar hätte sich Börne vom Standpunkte der französischen Historiker entfernt; er würde die Revolutionsmänner mehr in ihrer Individualität erfaßt haben. Er äußerte im vertraulichen Gespräch: „Die Männer der ersten Revolution sind für mich lauter bis jetzt noch unaufgelöst'te Probleme. Mit

*) Ebendaselbst. S. 748.

Marat kann ich mich nicht befreunden, obſchon man neuerdings viel zu ſeiner Entſchuldigung beibringt; übrigens kenne ich ihn noch nicht genau. Unter Allen, die ich ſeither kennen gelernt habe, ſcheinen mir Robespierre und Saint Juſt die ehrlichſten zu ſein; jedoch bin ich weit entfernt, ihrem Syſtem zu huldigen. Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut ins Leben zu führen ſind, aber daß im ſchlimmſten Falle alle geopfert werden müſſen, die eine abweichende Meinung haben, — einem ſolchen Terrorismus widerſtrebt mein Gefühl und ich könnte nie die Ungerechtigkeit billigen, ſonſt vielleicht gute Menſchen zu morden, weil ſie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und Saint Juſt meinten zwar, das Gefühl kömmt in jenen Fällen nicht in Frage, ſondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen ſie den jeſuitiſchen Grundſatz an, daß der Zweck die Mittel heilige; ich muß bekennen, daß ich glaube, dieſe Nothwendigkeit könne nie exiſtiren." — Börne ſprach von den Revolutionsmännern auch aus dem literar-hiſtoriſchen Geſichtspunkt. „Marat hat einen ungehobelten Styl; Camille Desmoulins ſchreibt hübſch; Robespierre und Saint Juſt ſtehen mir als Schriftſteller ſehr hoch, namentlich der erſtere; leſen Sie in dem eben er-

ſchienenen Bande (October 1836) der Histoire parlamentaire von Büchez und Roux die goldenen Worte, welche er über die Sach- und Schriftgelehrten ſagt.“ *).

Börne kam öfter auf den Gedanken, wieder ſeine alte Frankfurter Wage erſcheinen zu laſſen. Der Reformateur erlag den gerichtlichen Verfolgungen. Börne konnte in der Aufregung und Mittheilungsluſt, die ihn noch immer beſeelte, nicht füglich ohne Organ bleiben. So führte er denn mit Anfang des Jahres 1830 ſeinen Lieblingsplan in franzöſiſcher Sprache aus. Er wollte die Franzoſen für die Theilnahme an deutſchen Intereſſen und deutſche Auffaſſungsweiſe gewinnen. Er wollte ihnen an praktiſchen Beiſpielen, an Urtheilen über Beranger, Victor Hugo und andre Tageserſcheinungen die Gewiſſenhaftigkeit deutſcher Kritik und die Natürlichkeit unſrer Prinzipien zeigen. Mainzer, Kolloff, Büret unterſtützten ihn. Aber die Schwierigkeit, den Franzoſen in einem, wie es Raspail genannt hatte, neuen Franzöſiſch verſtändlich zu werden, die Indolenz und der Egoismus der franzöſiſchen Journaliſtik, die Hinderniſſe die den Abſatz der Monatsſchrift

*) Ebendaſelbſt. S. 771 fg.

in Deutſchland aufhielten, endlich auch wohl die eigne ermattende Kraft ließen die Balance nicht ihr viertes Heft erleben. Börne ſprützte die Feder aus. Er ſetzte ſie nur wieder an, um das Geſtändniß zu geben: „Ich bin müde wie ein Jagdhund!“

Des Sommers in dem ländlichen Auteuil bei Paris, des Winters in der Stadt wohnend, genoß Börne in dem trauten Kreiſe, den ſeine Freundin und deren Gatte, ein leidenſchaftlicher Verehrer der Richtung ſeines Freundes, um ihn zogen, eine Pflege, die noch auf einige Zeit die Flucht ſeiner Lebensgeiſter hemmte. Er war faſt immer leidend. Wenn ihn Freunde, wie Dr. Eder aus Frankfurt, beſuchten, ſo flackerte er wohl noch freudig auf, erkundigte ſich nach den heimiſchen Verhältniſſen, lachte über die Unſterblichkeit des Philiſterthums; bald aber verſagte der Körper den Dienſt, er knickte zuſammen und ſchlich, gänzlich abgeſpannt, auf ſein Zimmer, wo ihn der Schlaf (der ihm wie Leſſing nie verſagte) erquickte. Seine Schwerhörigkeit hatte ſo zugenommen, daß vieles an ihm unverſtanden vorüberging und alle ſeine Sinne ſich in eine ſtille Dämmerung verloren. Die Kunſt der Aerzte mit einer Verachtung beurtheilend, die an Molières Luſtſpiele erinnerte, griff er nach jeder neuen Entdeckung,

ihr Gebäude zurück und drohten, sich an kleinen feudalistischen Fragen aufzureiben. In einem halben Jahrtausend konnten sich alle diese Verhältnisse umwerfen.

Jetzt wird für jede ergreifende Frage der Geschichte Frankreich die Initiative haben. Es schöpft den ersten Schaum der Gährung ab. Es hat die Frage nicht durchgesprochen, sondern die kleinste Handhabe, welche sich an ihr krümmt, ist für Frankreich schon genug, sie factisch zu ergreifen. Ueber die unumschränkte Monarchie hatten englische Hofphilosophen weit gründlichere Untersuchungen angestellt, als sich deren in den schmeichlerischen Versen Racine's und Boileau's und in den Abhandlungen der Academieen finden. Doch Frankreich gab die Mode an, welche die großen und die kleinen Könige nachahmten, die Mode des l'état c'est moi. Seither ist Frankreich der Puls des europäischen Staatslebens geworden und das Land der Symptome. Es hat die Bestimmung, auch in seiner Einseitigkeit immer über das Ziel hinauszugreifen und in allen seinen Unternehmungen eben deßhalb, weil sie die Folgen einer blos aufblitzenden Ueberlegung sind und nicht immer positive Grundlagen haben, um eben so weit zurückgetrieben zu werden, als die Wahrheit immer zwischen ihren beiden Extremen schwebt. Frankreich hat die Initiative unserer Zeit, aber keinen seiner Anträge und Processe wird es bis mehr als zur Hälfte durchsetzen und gewinnen.

Die für die Geschichte reflective Nation ist die englische. Fast alle Ideen, welche in der neuen Geschichte Epoche gemacht haben, waren fünfzig oder hundert Jahre vor ihrem thatsächlichen Ausbruche daselbst umfassender Gegenstand der gründlichsten Debatte. Die englische Debatte hat immer et-

die im Gebiet der Heilwissenschaft auftauchte. Eine Zeitlang war er Homöopath unter Dr. Roth. Dann verlor er sich in Oertel's Wasserkurschriften und fieng mit seinem geschwächten Körper Waschungen an, die schwerlich auf seine Nerven wohlthätig wirkten. In einem eignen Apparat betrieb er diese Curmethode lange Zeit und mochte sich dadurch, wie wenigstens allopathische Aerzte versichern, mehr geschadet als genützt haben.

Traten zuweilen freie Augenblicke ein, so entzog er sich dem Umgang mit Freunden, der freien Luft und selbst der großen Gesellschaft nicht. Er sah seine politischen Freunde, die deutschen Flüchtlinge, gern bei sich, ließ sich von ihren Planen erzählen und lächelte darüber, wenn sie ihm allzu abenteuerlich schienen. Gern empfieng er die Besuche der Freunden, die nach Paris kamen und ihm von Politik und Literatur der Heimath erzählen mußten. „Von seinen nächsten Bekannten ließ er sich sagen, in welchem Restaurant man zu Mittag gespeiset, wie es jetzt in diesem oder jenem Kaffeehause aussehe, ob die schöne Dame noch am Comptoir sitze u. s. w. Börne kam in den letzten zwey Jahren seines Lebens nicht mehr viel in Paris herum; wenn er im Sommer vom Lande in die Stadt kam, pflegte

er das Galignanische Lesekabinett, weniger die ihm wegen ihrer theuern Preise verhaßte Heideloff'sche Buchhandlung zu besuchen und vor dem Nachhausefahren unter den Bäumen des Palais-Royal ein Glas Eis zu essen. Eine kleine Promenade über die Boulevards durch die Vivienne- oder Richelieustraße nach dem Louvre und Einkäufe in Conditoreien waren Winters seine einzigen Ausgänge. Viele von den kleinen Billetten, welche er seinen Bekannten durch die Stadtpost schrieb, schloßen mit den Worten: Aber warum kommen sie so selten? Ich bin fast jeden Abend zu Hause. Diese Zurückgezogenheit sonderte ihn jedoch keineswegs von Allem, was in der Hauptstadt vorgieng ab, im Gegentheil er verfolgte die unbedeutendsten Aenderungen im materiellen Lebensgenuß, im Preise der Nahrungsmittel, in der Ausmöblirung der Zimmer, in der Ausschmückung der Kaufläden, in dem herabgesetzten Tarif der Cabriolets u. s. f. mit sorgsamen Blicken und forschte nach den kleinsten Details, die für ihn alle im genauesten Zusammenhange mit der allgemeinen politischen und socialen Bewegung standen, deren Lenker, Vertreter und Tonangeber er in seinem Zimmer die strengste Revüe passiren ließ. Salons und hohe Zirkel besuchte Börne seltener; der kleine, schwer hörende,

nicht immer zum Sprechen aufgelegte, gewöhnlich lauschende, und nur zuweilen kurz und scharf dazwischenredende Mann zerrann und verschwamm gleichsam in der Gesellschaft, welche ihn mehr verdeckte, als emportrug, ihn mehr in den Schatten stellte, als hervortreten ließ. Im häuslichen Kreise fühlte er sich mehr daheim und behaglich; er konnte alsdann die Unterhaltung dem allgemeinen Gespräche überlassen, eine Weile still sitzen, sein körperliches Leiden bekämpfen, wieder dazwischen hören und plötzlich wieder eintreten und seine, den Nagel auf den Kopf treffenden, Bemerkungen einstreuen. Wenn es ihm ganz wohl war, liebte er in freiem Witze, in Laune und Scherz sich zu unterhalten.*)"

Bei bedeutenden artistischen Neuigkeiten fehlte Börne niemals. Er wohnte der ersten Vorstellung der Hugenotten bei und besuchte noch im letzten Winter, den er erlebte, einen Maskenball. Zuweilen sahe man ihn bei Meyerbeer; doch mußte man ihn nicht fragen: „Wie befinden Sie sich?" Er hatte den Widerwillen gegen diese Art der Begrüßung mit Goethe gemein.

---

*) Ebendaselbst, Seite 742

Zu den wenigen deutſchen Blättern, die Börne in Paris zu Geſicht bekam, gehörte auch das Morgenblatt. Die von W. Menzel redigirte Literaturbeilage deſſelben brachte ſeit der Fehde mit dem „jungen Deutſchland“ faſt in jeder Nummer Beweiſe einer Apoſtaſie, die man würde bemitleidet haben, wäre ſie, um ihr eignes Gewiſſen zu betäuben, nicht in ein ſinnloſes Toben und Poltern verfallen, deſſen Gegenſtand Börne zuletzt ſelbſt wurde. Das jungdeutſche Uebel, das Menzel ausrotten wollte, führte er auf das Juden- und Franzoſenthum zurück. Man ſah damals in Stuttgart einen Mann, der ſich eine einflußreiche literariſche Stellung durch blinden Fanatismus zu Grunde richtete: wilde Leidenſchaft führte eine Feder, die ſich in einen Beſen verwandelt zu haben ſchien: unſinnige Vorwürfe wurden, ohne Prüfung, ohne den Stempel innerer Ueberzeugung, bis zum Lächerlichen wiederholt; Richtungen, deren Ungebühr man in ihren nächſten Aeußerungen ihm wohl eingeſtand, wurden an Erſcheinungen vergangener Jahrhunderte angeknüpft und von einer ungezügelten Phantaſie zu ſo widerſinnigen Mißgeſtalten ausgemalt, daß Menzel, von der Nation aufgegeben, von den Einen für ſchlecht, von den Andern ſicher für krank erklärt wurde. In trüber

Schwärmerei ſich einen Peter von Amiens dünkend, der einen neuen Kreuzzug predigte, entblödete Menzel ſich nicht, die Großen und Mächtigen zum Schutze anzurufen. Er malte den Regierungen die Schrecken einer literariſchen Richtung aus, der er außer den Vorwurf der Unſittlichkeit, auch den des politiſchen Verraths machte. Mit ſäuerlicher Schärfe und griesgrämlicher Verdächtigung wurde von Stund an alles Franzöſiſche beſprochen. Der Traum, dem man ſich eben hingegeben hatte, als könnte zwiſchen den Völkern ein Bund beſtehen, der ſie zu Genoſſen eines gemeinſchaftlichen Kampfes gegen die Drangſale der Menſchheit machte, wurde nicht etwa als eine Chimäre, was ſie vielleicht iſt, zerſtört, ſondern als eine Verrätherei denuncirt. Jeder weltbürgerliche Aufſchwung, den ſich ein Dichter in dem Gedanken an Napoleon erlaubte, wurde für eine niederträchtige, den Franzoſen dargebrachte Schmeichelei erklärt. Wenn uns Menzel früher in eine Barbarei unſrer äſthetiſchen Begriffe zu ſtürzen geſucht hatte; jetzt wollte er unſre politiſchen Begriffe verwirren und die Fortſchritte des Jahrhunderts einem ausgeblaßten, bei ihm aus perſönlicher Eitelkeit aufgefriſchten altdeutſchen Enthuſiasmus opfern.

Börne hatte von jeher Frankreich in zwei Theile getheilt. Der eine war jenes eroberungsluſtige, geldſüchtige, übermüthige Frankreich, das die Freiheiten aller Völker würde mit Füßen getreten haben, wenn ſich nur ein neuer Napoleon gefunden hätte. Der andre war ihm jenes Frankreich, das ihm die Beſtimmung zu haben ſchien, die Frage unſres Jahrhunderts zu löſen. Er räumte den Deutſchen alle Reichthümer der Phantaſie, des Gemüths und der Denkkraft ein; aber daß wir ſelbſt für unſre Freiheit nicht zu ſorgen wiſſen, bewies es ihm nicht unſre Geſchichte? Börne hatte von jeher den Gedanken, daß Deutſchland und Frankreich die von einander geriſſenen Theile eines großen Ganzen ſind; er ſahe in Paris Richtungen, welche den bisherigen Völkerverkehr mit einem Syſtem der Bruderliebe (wenigſtens auf dem Papiere ehrlich gemeint) vertauſchen wollten, er ſahe ſo vieles, das die Deutſchen ſich hätten aneignen ſollen, um eine Größe zu erringen, die durch Phraſen vom Deutſchthum nicht errungen wird. Wem kommt dieſer hohle Enthuſiasmus der Franzoſenfreſſer zu gute? Nur dem deutſchen status quo, den Börne ſo gern geändert geſehen hätte. Börne hielt es für unpolitiſch, Haß gegen ein Volk zu predigen, von dem wir, wenn nicht

wirklich lernen, doch uns, unsern heimischen Verhältnissen gegenüber, die Mienke geben sollten, etwas zu lernen. Abgesehen von der Klugheit, fand er auch in der Art, wie Menzel seine Vaterlandsliebe begründete, etwas, das sein Gefühl beleidigte. Empört über die Begriffsbarbarei, die Menzel in einem weit verbreiteten Blatte den Deutschen zuzumuthen wagte, schrieb er seinen Menzel, der Franzosenfresser.

Der Hauptgedanke dieser kleinen, in Frankreich, Deutschland und der Schweiz mit Enthusiasmus aufgenommenen Schrift, ist der, die Vaterlandsliebe als eine Tugend darzustellen, die an sich schön, doch nur einem allgemeineren Antheile an der Geschichte unterzuordnen wäre. Börne weist nach, daß dem Publizisten in gegenwärtiger Zeit eine ganz andre Aufgabe gestellt sei, als die, die Völker gegen einander aufzuhetzen. Der politische Gedanke unsrer Epoche liegt nicht in der Rivalität der Staaten, sondern in ihrer organischen, innern Ausbildung. Wenn eine solche Art, über öffentliche Angelegenheiten zu schreiben, wie die Menzel'sche, in Deutschland um sich griffe, so würde die Publizistik zwanzig Jahre hinter der Aufgabe, die sie jetzt zu lösen hat, zurückbleiben. Börne zeichnet dieser einen ganz andern Wirkungskreis vor, als den,

einer nur zu leicht in Abſpannung verfallenden Nation zu ſchmeicheln. Alle dieſe Erörterungen ſind mit den witzigſten Seitenblicken auf einzelne Erſcheinungen der politiſchen und literäriſchen Gegenwart untermiſcht. Es war eine Gabe, die den Reichthum verrieth, über welchen Börne noch kurz vor ſeinem Tode gebieten konnte.

Was aber noch mehr als der Gedankengang und die verdiente Geißelung des auf dem Titel genannten Schriftſtellers, dieſem Werke die Herzen aller Leſer gewann, war der wehmüthige, elegiſche Ton, der das Ganze durchwehte. Selbſt die Satyre verrieth, daß ſie hier nicht aus dem Uebermuthe der richtigeren Einſicht, ſondern aus dem Schmerze über die Verblendung und den Irrthum der Menſchen geboren wurde. Kamen die Leſer vielleicht dem Buche entgegen, daß es ſo verſöhnend wirkte? War es die Enttäuſchung über ſo viele Hoffnungen, welche die Geſchichte der letzten Jahre in uns geweckt hatte, und die mit der ſchmerzlichen Reſignation dieſes Buches ſo befreundet zuſammen ſtimmte? Den trüben Horizont, unter welchem es geſchrieben ſchien, ſahen wir Alle; die Hoffnung auf eine Zeit, wo die Wahrheit ſonnenlicht durch die Wolken brechen würde, theilten wir Alle. Dieſe Schrift tödtete zwiefach Menzel's Schriftſtellerehre; ſie

fand keinen Widerſpruch und Börne beſiegelte ſie durch ſeinen Tod.

Ehe wir uns der Cataſtrophe nähern noch einige Lebensmomente!

„So lange ich Börne gekannt habe," erzählt E. Kolloff *), „bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer, mit einem einzigen Fenſter, von wo man, Winters, eine Ausſicht in die Rue Lafitte und gegen den Montmartre, Sommers, die Ausſicht auf den Place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Arbeiten, an deſſen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein fauteueil à la Voltaire von rothem Marroquin, eine nicht ſowohl zahlreiche, als ausgewählte Bibliothek mit deutſchen, italiäniſchen, ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Werken, ein Tiſch mit Journalen und Brochüren bedeckt, eine Art Schrank mit numerirten Schubkäſten für Briefe, Manuſcripte u. ſ. w. — Dieſe Gegenſtände bildeten nebſt einigen Fußteppichen das vollſtändige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Kabinett waren nur noch zwei Plätze über

*) Jahrbuch der Literatur auf 1839. S. 150.

dem Fächerschrank und über dem Arbeitspult leer; den ersteren füllte eine bronzene Büste J. J. Rousseaus, den letzteren ein weibliches Porträt, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen begeisterten Zügen."

„Börne fesselte mehrere französische Gelehrte und Journalisten gleich nach der ersten Unterredung. Eines Tages machte Nisard zufällig seine Bekanntschaft. Dieser Kritiker wurde im Laufe des Gespräches von dem Ideenreichthum, welchen Börne ihm erschloß, so sehr überrascht, daß er sinnend Abschied nahm, und den folgenden Tag Börne bitten ließ, ob er ihm nicht die Hauptäußerungen seiner gestrigen Conversation aufschreiben wolle." Die Redakteurs des Reformateur mußten Börne in Auteuil besuchen, um ihn zu Beiträgen aufzufordern.

Aus dem letzten Winter Börne's schreiben sich die interessanten Aeußerungen her, welche E. Beurmann in seiner Schrift „Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur; Frankfurt 1837" mit einer dem Kenner durch die Färbung derselben verbürgten Wahrhaftigkeit verzeichnet hat. Dieser durch lebhafte, schnelle Auffassung und feinen Takt für alles Charakteristische bekannte Schriftsteller regte, da er eben aus dem lauten Gewirr deutscher Bildungsfragen nach Paris kam,

was für alle Nationen Anwendbares. Die französische nicht, selbst wenn sie die gründlichste ist, wie z. B. der Kampf der Parlamente und des Jansenismus gegen die Regentschaft, eine Debatte, die den Ausbruch der französischen Revolution allerdings erleichterte, die aber mit der Enthauptung eines Malesherbes und Gleichgesinnter für die Zukunft der Ereignisse ganz verloren war. Weit weniger die Hautoberfläche reizend, weit systematischer war die Entwickelung des öffentlichen Lebens in England. England wird jeder in Frankreich aufblitzenden Idee eine Thatsache seiner Geschichte als Spiegel vorhalten und in dem Stolze, entweder schon alles selbst erlebt zu haben oder nichts ohne eigenen Antrieb beginnen zu wollen, der französischen Initiative die sprödeste Widerpart halten können. Ein schmaler Streifen Wassers trennt zwei Länder, welche ganz entgegengesetzte Berufungen haben. Die Praxis, die Erfahrung und die besonnene Ueberlegung kann hier in die Theorie, in die Jugend und den sorgenlosen Enthusiasmus mit einem Fernrohre hinübergucken.

Und wo sind auf der pyrenäischen Halbinsel die durchgreifenden Erscheinungen, welche nicht längst das natürliche Gewand mit dem historischen vertauscht hätten? Der Spanier glüht, wie die Frucht aus dem Granatbaume brennt; aber fast möchte man sagen, daß die gewöhnlich für spanisch ausgegebene Eigenthümlichkeit sich auf Haus und Hof zurückzog und nur noch dazu dient, dem Leben auf dem Lande, überhaupt den Sitten des Privatumganges eine besondere Färbung zu geben. Alles Andere, was in Spanien sich Luft zu machen sucht, die Interessen, die sich politisch äußern, sind modernen Ursprunges und aus Frankreich geborgte Begriffe.

Börnen zu treffenden Urtheilen über eine Menge damals besprochener Zeiterscheinungen, über Eckermann, Goethe, Strauß und Vieles Andre an. Börne bedauerte nur, durch die mangelhaften buchhändlerischen Verbindungen zwischen Frankreich und Deutschland sich auf Hörensagen da beschränken zu müssen, wo er so gern aus eigner Anschauung selbst geprüft hätte. Er bereitete damals seinen in Auteuil geschriebenen „Franzosenfresser“ zum Druck vor. Mit dem Beginne des Jahres 1837 verschlimmerte sich Börne's Körperzustand so sehr, daß er seinen medizinischen Experimenten entsagen mußte. Dr. Sichel aus Frankfurt und mit ihm, ganz zuletzt, Dr. Hörle behandelten ihn, als es schon zu spät war. Die Grippe, die damals in Paris herrschte, gab den ersten Anstoß zu einem Leiden, das sich in ihm jetzt als unheilbare Brustkrankheit tödtlich ausbildete. Börne hatte die vollkommenste Gewißheit seines nahen Todes und erwartete ihn mit einer Ruhe, die eines Philosophen würdig war. Herzen, die ihm so nahe standen, nun betrüben zu müssen und nicht mehr trösten zu können, that ihm am meisten weh. Doch behielt er die Heiterkeit seines Geistes bis zur letzten Stunde. Als ihn der Arzt fragte: Was haben Sie für einen Geschmack? scherzte er und sagte: Gar

keinen, wie die deutsche Literatur. Wo bleiben denn die Jungen? hatte er noch einige Tage vor seinem Tode gefragt. Er verstand darunter seine jüngern Freunde, die ihn sonst zu besuchen pflegten. Als der letzte Augenblick am 12. Februar immer näher kam, umstanden ihn seine nächsten Umgebungen mit thränendem Auge. Ein Lichtschirm fiel um. Zu seiner Freundin, Mad. St. sagte er mit einem langen liebevollen Schmerzensblicke: Sie haben mir viel Freude gemacht! Abends um neun Uhr fühlte er sich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesstunde. Der Friedensengel nahte sich leise, hauchte noch einmal eine sanfte Erleichterung über den Ringenden und nahm ihn still in die Gefilde der Seligen hinüber. Um zehn Uhr war Börne todt.

Die Nachricht verbreitete Trauer unter allen, die seine Freunde, Bestürzung unter allen die seine Feinde waren. Man kam und sah den Todten; wie der Heimgang in's Jenseits sein Antlitz verklärt und jeden Schmerzenszug aus ihm verwischt hatte. Man verabredete eine Leichenfeier, die des herrlichen Mannes würdig war, einfach und doch von der Liebe und Verehrung zeugend, die ihm ins Grab folgte. Ein Trauerzug von mehr als hundert Deutschen geleitete den

Sarg von der Rue Lafitte über den größten Theil des Boulevards langsam nach dem Gottesacker des Père Lachaise.*) Hier angelangt, trugen die nächsten Freunde des Dahingeschiedenen den Sarg zur Ruhestätte. Feierliche Stille, ein unbeschreiblicher Ernst bezeichnete den Augenblick, wo die Erde die Hülle des Vollendeten aufnahm. Venedey und Berly, jener ein Flüchtling, dieser ein in Frankreich etablirter Kaufmann aus Frankfurt, sprachen aus tiefster Seele einige ergreifende Worte. Dann trat Raspail, der Gelehrte, Raspail der unerschütterliche Republikaner, vor und sprach:

„Ich glaubte nur Thränen auf dieses Grab weinen zu können, das Sie mit Blumen umkränzt haben. Aber die Freundschaft, welche über der unbelebten Hülle unseres großen Schriftstellers wacht, fordert mich auf, ihm einige Worte der Erinnerung mit in die Gruft zu geben; in diesem Augenblick einer so traurigen Feier hat die Freundschaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren, und Sie werden meinem Beispiele folgen, indem Sie mir Ihre

*) Siehe Blätter für literarische Unterhaltung 1837. No. 69.

Nachſicht bewilligen; ich hatte mich nicht zu ſo großem Schmerz vorbereitet.“

„Meine Herren, ich habe die Hälfte unſeres Philoſophen, die dieſe Erde binnen Kurzem bedecken wird, nur wenig gekannt, und ich rechne dieſes Mißgeſchick zu meinen unglücklichen Ereigniſſen. Aber was die andere Hälfte betrifft, die uns bleibt, die tiefer als in Bronze gegraben iſt, welche ſeine Feder getröſtet hat, o! was dieſe unzerſtörbare Hälfte betrifft, ſo habe auch ich ſie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten, ſie zu lieben; und ich kann mit Ihnen ſagen, ich habe nicht Alles verloren.“

„Nicht, meine Herren, daß ich die Anmaßung hätte, Ihnen den Charakter des Genies Börne's zu enthüllen, Ihnen die magiſche Kunſt dieſes Styls zu analyſiren, welche ihn zum populärſten Schriftſteller Deutſchlands gemacht hat; die Macht dieſes tiefen Gedankens zu ſchätzen, eines Gedankens, der unter dem tiefen Schleier der glücklichſten Einfachheit ſo viel zu jener friedlichen Umwälzung beigetragen hat, die Deutſchland an ſeinem Buſen erwärmt. Bei der erſten Zuſammenkunft mit Ihnen würde ich Sie darum bitten, mich dieſe letzte Pflicht erfüllen zu laſſen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich er-

halten, es mir möglich machte, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die so süß zum Ohre und zum Herzen tönt."

„Leſet, leſet! würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molière's Grabe den Miſanthrop und Tartüffe las, an Börne's Grabe einige jener auserwählten Stücke, die Deutſchland in funfzehn Bändchen geſammelt hat, anſcheinend eine umfaſſende Sammlung und doch zu kurz für den Leſer. Wie manche nächtige Lampe des im Leſen dieſer Sammlung Vertieften erloſch erſt beim Beginn des Tages! Wiederholt uns eine jener Allegorien, in welchen Börne mit jedem Federzug eine Wurzel des werdenden Despotismus abſchnitt, wiederholt uns, zumal an dieſem Orte, wo Thränen fließen, eine einzige jener tauſend Seiten, in welchen Börne die Armen die Ergebung und die Reichen die Wohlthätigkeit, die Geächteten die Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das ſie zu vergeſſen ſchien; bewundernswürdige Werke, die man bei Ihnen in den Paläſten, wie in der Hütte findet; denn ſie zeichneten eine Zukunft, die keine andere Kategorie unter den Menſchen geſtatten wird, als die der guten Menſchen unter einander, die ſich gegenſeitig hienieden unterſtützen."

„Aber, meine Herren, auch ohne Ihre Sprache zu verſtehen, wurde mir das Glück zu Theil, Börne zu leſen und zu begreifen, und ich beſitze ihn eben ſo gut, wie Sie. Er willigte eines Tages darein, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutſche Herzen ſo tief bewegt hat, und er that Wunder; er wurde in Frankreich, wie in ſeinem Vaterlande verſtanden, er hatte ſich ſelbſt überſetzt; und ſeit ſeinem Debut hatte er in der erſten Reihe unſerer Original-Schriftſteller Platz genommen. Mißgönnen Sie mir nicht ein Gefühl, das aus Dankbarkeit ſowohl, wie aus Eigenliebe fließt, es war in dem Reformateur, wo Börne ſich als franzöſiſcher Schriftſteller zeigte. Hätte ich geahndet, in Ihrer Mitte das Wort zu nehmen, ich würde jene koſtbaren Fragmente mit mir hierher gebracht haben, deren Andenken meinen Kummer verdoppelt. In ſeinem Style fand man Béranger und Paul-Louis-Courier vereint; aber ſein Gedanke war zehn Jahr jünger; und zehn Jahre ſind in der Revolution, in der jeder von uns begriffen iſt, ein Jahrhundert des Fortſchritts. Sie haben bemerken müſſen, daß ſeine Feder im Franzöſiſchen dieſen unbeſchreiblichen Zauber bewahrt hatte, der ſich in geiſtreicher, oft ſarcaſtiſcher Weiſe angekündigt und mit

einem tiefen Gedanken und einem hochherzigen Gefühle endet, gleich jenen ausländischen Früchten, die mit einem piquanten und fremdartigen Geschmack beginnen und sich in Wohlgeruch auflösen. Börne, Israelite von Geburt, war in seinen Schriften meiner, unserer Religion, der Religion der guten Menschen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit die man annimmt und die man nicht auferlegt; der Krieg der Völker unter einander schien ihm ein Verbrechen; einzig und allein zum Vortheil Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke. Die Natur hatte in seinen Augen der Geselligkeit keine Grenzen in schwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er sah den Koloß des Fortschrittes beide Ufer des Flusses, der zwischen Frankreich und Deutschland fließt, überschreiten und den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Versöhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß sie einem Geschlecht angehören, und daß sie denselben Pflichten unterworfen sind. Und er sagte das Alles, ohne sich in einem Lande etwas zu vergeben, wo die Gastfreundschaft Ihnen nur unter stets beunruhigenden Bedingungen gewährt ist, und wo die wenige Sonne,

um welche Sie uns bitten, mit einem Schleier verhüllt wird, deſſen äußerſten Saum zu lüften, Ihnen nicht geſtattet iſt, wollen Sie ſich nicht einem Sturm ausſetzen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten ſo vieler Hinderniſſe zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre ſo kleiner Geiſter in gehöriger Weiſe zu beſprechen. Dieſes Talent hat Börne in Frankreich zur höchſten Stufe der Vollendung getragen. In dieſem durchſichtigen und ärmlichen Körper, der ſich über die Erde, wie über ein Vaterland ſchleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kämpfte; dieſer Körper gehörte einem in ſein Schickſal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und beſcheidenen Schriftſteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung, und der ſich den unglücklichſten Verhältniſſen weihte; das Emblem der Tugend, die ſein Talent ausmachte, malte ſich in dieſem unter Leiden lachenden Antlitz, in dieſem ſatyriſchen Ausdruck, den ein von der ausgeſuchteſten Senſibilität entlehnter Blick belebte.“

„Doch Ihre Literatur wird alle dieſe Dinge beſſer zu ſagen wiſſen, als ich, und ich werde mich nicht ſo weit vergeſſen, das Gemälde vervollſtändigen zu wollen. Frankreich, in deſſen Namen ich leider allein ſprechen muß, und das meinen Worten nicht widerſprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die bei uns immer ſpät kömmt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne iſt weniger bei uns bekannt geweſen, weil man, um bei uns von ſich reden zu machen, Genoſſen haben muß, und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod verſöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruf, und unſre Literatur wird, ſo hoff' ich, eine ihrer ſchönſten Kronen auf dieſes Grab heften, welches die Natur mit den einfachen und natürlichen Blumen ſchmücken wird, mit denen ſie ſtets am Grabe des Armen und an dem des Freundes der Armen ſo freigiebig iſt."

„Was mich betrifft, der ich hier nur den Tribut meines Schmerzes darbringe, ſo grüß' ich dich, o Börne, nicht in dieſer Gruft, die bald drei Fuß Erde decken werden, ſondern in jenen lichten Räumen, wo unzählige Welten in unerforſchter Harmonie über dieſer kleinen Erde rollen, die wir unſer Univerſum nennen; ich grüße Dich in jener großen Werkſtatt der Intelli-

ganz, wohin deine Seele emporſtieg, wie zu ihrer Quelle. Du empfängſt jetzt unſere Ehrenbezeugungen, nicht als leere Formen, ſondern als den Tribut der Gerechtigkeit; Du würdigſt jetzt Deine Schriften mit demſelben Auge, mit welchem wir ſie ſtets gewürdigt haben, Du haſt Deine Beſcheidenheit mit ins Grab gegeben, indem Du ſelbſt in die Heimath der Wahrheit übertratſt. Mögeſt Du ſelig ſein, o Börne! mögeſt Du Dich ſelbſt erkennen! Und wenn zwiſchen den Todten und Ueberlebenden ein Geſetz geiſtiger Mittheilung von den Regionen herab, wo Du wandelſt, beſteht, ſo ſende uns auf den Schwingen der Ahnung einige jener troſtreichen Wahrheiten, die Du jetzt im offenen Buche lieſeſt, für die Zukunft, die uns verborgen iſt. Inmitten des Schauſpiels ſo vieler ſyſtematiſcher Verderbniß, ſo vieler treuloſen Freundſchaft, das von Tage zu Tage mehr hervortritt, wird dieſer Traum den Kummer mildern, der uns drückt, den Kummer, daß wir Dir noch nicht gefolgt ſind, nach Oben!“

Der Bildhauer David, der ein Freund Börne's war, machte den Entwurf eines Denkmals: einen Marmorſarg, an deſſen oberm Ende eine Pyramide mit Börne's Bildniß ſtände. Ein Verſuch für die Errichtung eines ſolchen Monuments Börne's Freunde

In Spanien vertauſchte ſich die Sehnſucht nach unklöſterlicher, freier Geiſtesbildung mit einer einſeitigen Frucht dieſer Bildung, mit dem franzöſiſchen Liberalismus, wie faſt bei allen Naturvölkern der Fall war, die lange im Druck des Aberglaubens gehalten wurden, den Polen, den Griechen. Spanien hat keine europäiſche Miſſion mehr, wenn nicht die, in die einmal von ihm adoptirten Ideen die dunkle Gluth ſeiner angebornen Leidenſchaften zu miſchen. Spanien war das letzte Zucken des Mittelalters. Es läßt ſich faſt ſo an, als würde es noch auf lange Zeit die letzte Ueberlieferung der franzöſiſchen Revolution bleiben.

Ich will auf Italien nicht übergehen, ohne den Zweck dieſer Charakteriſtiken genauer zu bezeichnen; denn es kann ſcheinen, als widerſprächen ſie meinen eigenen Behauptungen. Ich begann dieſen Abſchnitt mit einer Apologie der Natur und ſcheine jetzt die Natur wieder fallen zu laſſen. Es iſt aber dies: Die Natur iſt ein Begriff, den jeder Freibeuter in der Geſchichtsphiloſophie für ſich erobern kann. Sie iſt eben ſo ſehr das Zufällige, wie das Providentielle; und ich ſuche nachzuweiſen, daß in der neuern europäiſchen Geſchichte die Factoren, die Völker und Individuen, ſich zum großen Theile ihrem primären und naturwüchſigen Anfange überhoben fühlen und in der Schule der Erfahrung ſich mit einer neuen Haut bekleidet haben. Ich wollte eine beſondere Erklärung über meinen Satz am liebſten an den ſchlagendſten Beweis derſelben, Spanien, anknüpfen.

Der Italiener hat vielleicht die untergeordneteſte Stellung zu den Aufgaben der Geſchichte. Er erfaßt ſie ſchnell, ſein Temperament beſchleunigt den erſten Anlauf, aber ſei es nun, daß der Charakter nicht für die Dauer iſt oder daß

zu Theilnehmern zu machen, scheiterte vorläufig noch an der Furcht der Meisten, sich als Freunde Börne's offen zu bekennen. Sehr nahe Freunde, in Frankfurt namentlich, trifft in dieser Rücksicht der Vorwurf einer gar matten Feigheit. Einstweilen begnügte sich die Familie, in deren Schooß Börne sein Leben aushauchte, den Hügel, der seine sterblichen Reste bedeckte, mit Blumen und einem Kreuze zu bezeichnen. Der Sturm, der die Höhen des Père Lachaise oft bestreicht, soll dieses Friedenszeichen eines Tages entwurzelt haben. Die Einen werden sagen, dies wäre eine Mahnung gewesen, daß das Kreuz dem nicht gebühre, der in seinem Unmuth einmal erklärte, ihn reue das Geld, das ihm seine Taufe gekostet. Die Andern werden sagen: Es war ein unpassendes Symbol für einen Denker, dessen religiöses Glaubensbekenntniß über alle positiven Formen der Religion hinübergriff. Mögen beide Ansichten sich vereinigen, wie sie können! Wir wollen denken, daß jenes umgeworfene Kreuz keine Mahnung für Börne, sondern für uns sein sollte. Der Sturm wollte sich in Erinnerung bringen. Er wollte Blumen und Zeichen des Friedens von einem Grabe wehen, das uns nicht zur Klage, sondern zur That auffordert. Nicht mit Thränen will der

—

Vollendete ſeinen Hügel benezt ſehen, ſondern aus dem Sturme ruft er uns zu, wach zu bleiben. Eine eiſerne Lanze ſollte man in dies Grab ſtecken und zwey freiſchwebende metallene Schilde daran aufhängen. Ewig vom Spiel der Winde bewegt, würde ihr Ton das redendſte Denkmal eines Grabes ſein, um welches kein Schweigen herrſchen darf.

---

Börne war klein und hager von Geſtalt. Seine Haltung war nachläſſig. Gern hielt er die Hand auf den Rücken gelehnt. Seine Geſichtsfarbe bleich, das ſchwarze Haar dünn, das Auge hellglänzend. Ein ſpärlicher Bart bedeckte die eingefallenen Wangen. Das in Lithographieen und Stahlſtichen verbreitete Gemälde des Malers Oppenheim wird als ſehr ähnlich gerühmt, David arbeitete ein Medaillon, das dem Gemälde an Aehnlichkeit nicht gleichkommen ſoll.

Ein Freund des Verſtorbenen ſchreibt mir von ihm: „Börne war von kräftigem, aber zartem Körperbau. Seine Stimme war angenehm wohlklingend, mehr hoch als tief und nicht ſtark. Sein Auge dunkel und feurig; ſein Geſicht von den Blattern entſtellt, aber

regelmäßig geformt. An seinem feinen und schönen Munde erkannte ein Physiognomiker leicht die Kraft seiner Ironie. Börne war ungemein sauber, aber man sah es nur nicht immer. Die Spuren des Tabacks entstellten die gewählte, saubre Wäsche. Wenn er sorgfältig auf die Pflege seiner schönen Hand hielt, so war dies mehr aus Gewohnheit, als aus Absicht. — Aeußerlich von einer ruhigen Gemüthsart, erschien er auch selbst dann ruhig, wenn es heftig in der Brust kochte. Die Ruhe war einmal seine Art, nicht anerzogen oder erlernt. — Er war sehr mäßig, aß wenig, trank nie Wein und hatte überhaupt wenig Bedürfnisse. Nichts desto weniger verbrauchte er auf Kleinigkeiten viel Geld. Wenn er an einem Laden vorbeigieng und es gefiel ihm etwas, so kaufte er es, selbst wenn es Spielereien waren, die er verschenkte. Er hatte oft die Taschen voll Naschwerk, um Frauen und Kinder damit zu füttern. Für seinen Umgang mit Frauen und Kindern machte ihn besonders auch seine unermüdliche, nur zu oft auf die Probe gestellte Geduld fähig. — Als ich Börne kennen lernte, war er sehr hypochondrisch. Zum Theil hatte diese Hypochondrie einen körperlichen Grund. Er litt, sehr blutreich, an Congestionen nach Kopf und Brust. Zum Theil lag

die Hypochondrie damals an dem Triebe, sein Talent durch irgend etwas geltend zu machen, während ihm dafür das rechte Material fehlte, bis sich später das Volksleben an ihn drängte und er sich von den Wogen der Zeitgeschichte treiben ließ, die Sorge um das Allgemeine ließ nun den eignen Körper vergessen; die Klage um das eigne Unbehagen verhallte im Schmerzruf der Allgemeinheit. Mein eignes prosaisches Verdienst dabei ist dies, daß ich ihm das Rauchen empfahl. Nun blies er seine Grillen in die Tabackswolken und wurde ein so leidenschaftlicher Raucher, daß darüber seine Hypochondrie in Dampf aufgieng — Durch seine Hämorrhoidalcongestionen hatte Börne mehrmals Anfälle von Bluthusten, welche ihn öfters in Lebensgefahr brachten. Organische Veränderungen in den Lungen fanden dabei nicht statt und immer glückte es, ihn wieder herzustellen, bis in den letzten Jahren, wo diese Anfälle wegblieben, sein Leiden einen Charakter annahm, der ihm den Tod brachte."

In die voranstehende Erzählung der einfachen Begegnisse, die Börne's Leben bildeten, ist die Beurtheilung seines sittlichen und schriftstellerischen Charakters bereits verpflochten. Börne sah das Loos, das ihn als Jude geboren werden ließ, als ein Glück an; denn

er behauptete, er wäre dadurch vor dem "Philisterwerden" geschützt gewesen. Die unbestechliche Reinheit seines Willens, die Uneigennützigkeit seiner Handlungen, seine Wohlthätigkeit und Wahrheitsliebe werden selbst von seinen Feinden eingeräumt. Stellen wir seine sittliche Entwickelung in eine Parallele mit andern Bildungsgängen, die, gänzlich verschieden von ihm, nicht minder ehrenwerthe Charaktere erzielten, so würden wir nachstehende Betrachtung uns nicht versagen dürfen. Halten wir ein ernstes Todtengericht!

Börne's Gemüthsbildung bekam durch die Unbefangenheit, mit der er sich zur Welt stellen durfte, eine eigne Färbung. Man wird in dem einfachen, in diesen Blättern aufgerollten Leben eine harmlose Ruhe und eine Glückseligkeit finden, um die man Börne beneiden möchte. Geboren von vermögenden Eltern, bevormundet von einem Vater, der sein Bestes wollte, der Sorge für die Zukunft durch Aussicht auf künftige Erbschaft überhoben, ohne den Ehrgeiz, in der Gesellschaft oder im Reich der Geister glänzen zu wollen, nahm er das Leben, wie es sich ihm bot, unbefangen und unbekümmert um Gegenwart und Zukunft. Erst wenn man ein Leben voller Mühe und Sorge dem Leben Börne's gegenüber hält, wird man

aus dem Unterſchied den Eindruck ermeſſen, den Börne's glückliches Schickſal auf ſeinen Charakter hinterließ. Er kannte es nicht, wie man in Armuth geboren wird, früh einen höhern Beruf in ſich fühlt und ſchon als Knabe durch die Verzweiflung, von den Hülfsmitteln dazu verlaſſen zu ſein, heimgeſucht wird. Börne hat dieſes Streben eines feurigen, über ſeine Geburt hinaus ringenden Geiſtes nicht gekannt. Fremd war ihm der Eifer des Jünglings, ſich im Leben eine Stellung zu erwerben, einer Geliebten das Gefühl zu ſchenken, etwas Bedeutendes in ihre Arme zu ſchließen, fremd war ihm die verzehrende Gluth nach Auszeichnung und der Zwieſpalt, in welchen hier Ehrgeiz und Stolz gerathen. Er konnte ſeine Grundſätze mit einer Ruhe pflegen, wie man eine ſchöne Hand pflegt. Er zitterte nicht vor dem leeren Nichts einer Zukunft, die uns verſchlingen wird, wenn wir nicht rührig ſind, emſig ſtreben, aufwärts, vorwärts, immer ein Ziel im Auge, unverrückt, wie es kräftige Geiſter von Natur thun, und minder kräftige durch ihr Schickſal zu thun gezwungen ſind, da ſie anders zu beſorgen hätten unterzugehen. Das Bild des Horaz: die dunkle Sorge, die geſpenſtiſch den athemloſen Reiter peitſcht, kannte er aus eigner Erfahrung nicht. Nicht Weib, nicht

Kind hiengen sich an sein eignes Dasein und schrieben seiner Handlungsweise Gesetze vor, die dem Biedermann das Herz abdrücken können da sie dem Gefühl oft widerstreben und doch von der Nothwendigkeit geboten werden. Nicht einmal als Schriftsteller verfolgte Börne ein Ziel. Er ließ sich vom Leben, von den Ereignissen bestimmen. Er hatte Muße und Bequemlichkeit genug, um sich aus hundert ihm angebotenen Lagen diejenige auszuwählen, die ihm am besten gefiel.

Kann aber dieser Mangel einer bedeutenden und poetischen Individualität, der Börne's Leben bezeichnet, einen Vorwurf begründen? Nimmermehr. Das rastlose Streben eines Genius fehlte ihm; er sah' sich dadurch vor vielem Unglück bewahrt. Auch man sieht aus jener Vergleichung, daß ihm in seiner Verfassung manches leichter werden mußte, als es gemeiniglich Andern wird. Seine Ruhe ist nicht die Frucht eines Sieges, das Resultat einer weisheitsvollen Betrachtung und Ueberwindung seiner Leidenschaften gewesen, sondern eine angeborne Heiterkeit, die von einer glücklichen Lage unterstützt wurde. Seine Harmlosigkeit und Herzensgüte, die wir rühmend anerkannten, war eine mehr negative Tugend, da sie sich ihrer selbst nicht bewußt

war und mehr im Unterlaſſen, als im Handeln offenbarte. „Manche bittre Erfahrung hatte ſein Gemüth verſtimmt“ — ſchreibt der Verfaſſer der oben erwähnten „Erinnerungen an Börne.“ Börne's Freundin widerſprach gegen mich dieſer Aeußerung und ſagte: Nein, ſie wiſſe davon nichts, er wäre immer heiter und ruhig geweſen. Ich geſtehe, daß ich mich in dieſe Stimmung Börne's wohl verſetzen kann; ſie iſt mir aber mehr eine Thatſache, als ein beſonderer Ruhm. Ein wenig mehr Unruhe, Sorge, Thorheit würde man dem warmen Herzen eines edlen Menſchen ſchon nachgeſehen haben. Das Ruhmvolle für Börne liegt darin, daß er ſeine Indolenz kannte und an die Beurtheilung fremder Perſönlichkeiten mit beſcheidener Prüfung gieng. Meinungen verwarf er mit Entſchiedenheit; Menſchen zu beurtheilen, ſchien ihm ſchon bedenklicher. Er ließ fremde Bildungsprozeſſe mit großer Nachſicht gelten und nahm, wenn er Irrthümer verdammte, doch nicht ſelten die Art, wie ſie entſtanden, in Schutz. Er verwarf die Beſtrebungen mancher Convertiten, die von Wien aus für die Reſtaurationsideen ſchrieben; aber von dem Bildungsgange derſelben ſprach er mit einer Mäßigung, die errathen läßt, wie wenig er ſein eignes, vom Zufall beſtimmtes, von bürgerlich erträg-

lichem Glücke angelächeltes Daſein, ein Daſein behaglich-heitrer Abſpannung, für normal halten durfte.

Der materielle Werth der Schriften, die Börne hinterlaſſen hat, liegt zunächſt in ihrer Beziehung zur Zeitgeſchichte. Der künftige Geſchichtsſchreiber unſrer Epoche wird ſie zwar nicht als Aktenſtücke brauchen können, um aus ihnen Thatſachen feſtzuſtellen; aber den Pragmatismus der Begebenheiten wird er aus ihnen entlehnen dürfen: die Lichter und Schatten ſeines Gemäldes; nicht die Melodie, wohl aber die Harmonie ſeiner Tonſätze. Denn dieſe Schriften ſpiegelten nicht immer die ewigen Sterne der Wahrheit ab, ſondern oft auch die Dunſtwolken, die ſich zwiſchen den Himmel und die Erde legen. Die Sage, das Gerücht drängte dem Verfaſſer die Feder in die Hand; oft hatte die Sage wahr geſprochen, oft iſt aber auch nur das Urtheil und die Geſinnung, die ſie hier hervorrief, wahr, ſie ſelbſt wurde berichtigt. So breitet ſich in dieſen Schriften die ganze gleichzeitige Epoche aus, mit ihren Hoffnungen und Wünſchen, mit ihren Schmerzen und Thorheiten, ſo weit nur ein freies, vom böſen Willen nicht umflortes Auge trug. Zu dieſem Quellen-Werth kömmt die Natürlichkeit der in dieſen Schrif-

ten niedergelegten Weltanſchauung. Sie ſind ein Unterpfand, daß man auch ohne die Weisheit der Hörſäle ein Syſtem haben kann. Sie beweiſen, daß die beſte Philoſophie in der Schule des Lebens gelehrt wird. Börne war nicht eingeweiht in die Geheimniſſe der Kathederſprache, und dennoch erſchrak er vor einer Frage nach dem Höchſten nicht. Fanden die Gelehrteren Gott im Grunde alles Seins, ſo fand er ihn in der Geſchichte; wußten jene das Räthſel des Lebens in eine Formel zu bannen, ſo ſprang es ihm aus einer That entgegen. Börne war Naturaliſt in dem Sinne wie es Leſſing war. Leſſing wollte keine Wahrheit, er war zufrieden mit dem Streben darnach. Börne's Schriften ſind ein Stahlbad, in das man, entnervt durch Abſtraktion und Dachſtubenweisheit, niedertaucht und zu neuer Lebensfriſche ſich ſtärkt. Irgend einer ſeiner politiſchen oder äſthetiſchen Grundſätze mag einer höhern Spekulation weichen müſſen, aber die Unmittelbarkeit, mit der hier ſelbſt das Irrthümliche friſch aus dem Herzen hervorquoll, hat etwas wunderbar Stärkendes und wird dieſe Kraft ſo lange bewahren, als unſre Literatur dieſe jeweilige Lüftung ihrer Atmoſphäre, dieſen Anblick einer in Gottes freier Natur gewonnenen,

ſeine politiſche Lage ihm die Kraft der Maſſe und Verabredung verſagt, die Ideen werden unter ſeiner Bearbeitung bald hohl, äußerlich und verflüchtigen ſich. Es liegt eine Zähigkeit im Italiener, welche an ihm die Tapferkeit erſetzt. Er fällt ſobald nicht in der Schlacht, ſondern wirft ſich auf der Flucht gleichſam wie todt hin, um ſeinem Nachfolger in den Rücken zu kommen. Er ſchießt zagend ſeine Flinte ab, iſt aber unermüdlich, aus ſeinem Verſteck ſich wieder hervor zu wagen und das Glück an einem Haare zu erwiſchen. Mißlang es, ſo verhinderte eine wundervolle Natur den Italiener, Gedächtniß zu haben. Der Groll pflanzt ſich ſchwer fort; ſeine Urſachen verflachen ſich in die Phraſe. Im Uebrigen ſind die Italiener die Nachzügler, Maraudeurs und Ausreißer der Geſchichte.

Die Slaven ſtürzen haſtig auf alles Neue. Der Ungar! Ah, die neue Idee wird ihm eine goldene Troddel am Czako geben, ſie wird ihm zwei Piſtolen in den Gürtel ſtecken, ſie wird ihm auf einen ſtolzen Renner helfen und ihn zum Helden einer Geſchichte Teremtemtem! er weiß ſelbſt nicht welcher machen. Die Combinationen des Polen ſind glühender; das demüthige Zwinkern der Brauen über den feurigen Augen iſt ſchon die Garantie, daß er mit einiger Umſicht zu Werke gehen wird. Der Pole, wenn er auf freiem Fuße ſteht, iſt der nordiſche Franzoſe. Er ſtürzt ſich blind in die Gefahr und harrt aus ſo lange, als mit der Ehre noch das Herz pulſirt. Ja ſelbſt der Ruſſe im langen Rock und mit dem Gürtel um den ſchlotternden Leib lächelt neugierig zur Frage des Tages. In ſeine geſunden Geiſteskräfte redet ſich das Natürliche und Einfache leicht hinein, er macht, wie ſein großer Czar Peter, alles mit eigener Hand

auf dem Felde blühenden ſubjektiven Ueberzeugung noch immer manchmal bedürfen wird. Die geiſtreiche Form dieſer Schriften iſt endlich das Salz, das ihnen für alle Zeiten die Friſche des Augenblicks ſichert. Ergebniſſe einer Journaliſten-Laufbahn, ſind dieſe kleinen Einzelheiten doch im feinſten äſthetiſchen Proceß ſo cryſtalliſirt, daß ſelbſt die winzige Tagesfliege, die gerade in dem Schöpfungsmoment zwiſchen die flüſſige Maſſe gerieth, mit der ſchönen Geſtalt des Ganzen bleiben und noch der Nachwelt ein Anlaß der Erheiterung ſein wird. Das Zufälligſte wird hier in ſeiner an der Luft abgekühlten, ſichern Form verharren. Selbſt das Unbedeutende blieb in Pompeji und Herculanum in ſeiner zufälligen Form, da ein Gott es überraſchte; ſo bleibt auch im Reich der Geiſter jede noch ſo zufällige Stellung, wenn ſie der Künſtler überraſcht.

Dafür hat Börne mit der größten Gewiſſenhaftigkeit an ſeinen Werken gearbeitet. Er warf nie etwas nachläſſig aufs Papier, ſondern ſelbſt der kleinſte Brief trug den Stempel einer, ſich auch in ſeiner winzigen aber feſten Handſchrift kund gebenden Bedachtſamkeit. Mit den Vorarbeiten zum Nieder-

ſchreiben war er länger beſchäftigt, als mit dem letztern ſelbſt. Die Gedanken boten ſich ihm in bunter, neckender Fülle dar; aber er wählte nur die, welchen ſich ein ſchönes Kleid überwerfen ließ. In züchtiger Schönheit mußte bei ihm das Wort auftreten. Einen wild wuchernden Styl, einen Gedankengang über Stock und Stein, haßte er. So trug er das, was er niederſchreiben wollte, lange mit ſich herum und formte tagelang an einem Satze, wenn er ihm nicht gleich die gewünſchte ſchöne Rundung abgewinnen konnte. Es war dies nicht Koketterie, ſondern die ihm angeborne Achtung vor dem Werth der Sprache. Er wußte, daß, auch um Gedanken an den Mann zu bringen, man ihnen eine reiche ſtyliſtiſche Mitgift geben muß. Die ſchönſten Ideen bleiben, wenn ſie äußerlich arm ſind, ſitzen. Börne brauchte oft zu einer kurzen Kritik vierzehn Tage. Um einen Druckbogen zu füllen, rechnete er gewöhnlich eine Woche.

Wenn es die Aufgabe unſrer Literatur ſein ſollte, ſich in eine encyklopädiſche Thätigkeit zu zerſplittern und nur noch die Thatſachen der Geſchichte und des Völkerlebens widerzuſpiegeln, dann würde Börne für dieſe Richtung werden, was Goethe für die ſchöne

Literatur aus rein formellem Gesichtspunkte ist. Aber auch selbst dann, wenn die Literatur sich einer speculativeren Begründung ihrer Prinzipien unterordnen sollte, würde Börne seine Stellung als Vertreter des reinsten Ausdrucks unmittelbarer Verstandeswahrheit, eine Stellung von großer supplementarischer Bedeutung, behaupten. Oder, was das Wahrscheinlichste ist, wenn die deutsche Literatur sich vereinfachen und ihre gegenwärtige Anarchie von künstlerischer Formenschönheit beschworen werden sollte, selbst dann wird Börne sich erhalten; denn, ob er gleich nicht Dichter war, so wußte er doch die Stoffe der Dichtkunst weise zu sichten. Er empfiehlt diejenigen Formen und Behandlungsweisen, die dem Volke verständlich sind; er vertritt der ästhetischen Selbstgenügsamkeit den Weg und fordert, daß der Dichter sich dem Ideale, nicht das Ideal seiner Eitelkeit opfert. In allen diesen Beziehungen, mag die Zukunft nun das Schicksal unsrer Literatur entscheiden, wie es die Musen wollen, hört Börne's Zusammenhang mit ihr nicht auf. Seine Schriften stecken unsrer Literatur kein Ziel auf; aber sie werden ein Weg bleiben, den sie nicht wird umgehen dürfen, um zu irgend einem zu gelangen.

Wenn wir die vergangenen Zeiten überblicken, und im Reich der Geister für Börne eine Parallele suchen, so finden wir nur einen Namen, der mit ihm passende Vergleichungspunkte darböte, Jonathan Swift. Wunderbar, daß selbst in äußern Lebensverhältnissen eine Aehnlichkeit zwischen Börne und dem witzigen Dechanten von St. Patrik statt findet. Beide standen sie zu weiblichen Wesen in einem Verhältniß, das sich im Bewußtsein seiner höheren Weihe kühn dem Urtheil der Welt aussetzte, Beide verfolgten ihre entscheidendste Wirksamkeit aus einer Art von Verbannung; denn auch Swift war in Irland den politischen Händeln, denen er eine so große Aufmerksamkeit widmete, persönlich selbst entrückt. Freunde, die es bestätigen können, daß Börne niemals etwas von Swift gelesen hat, waren erstaunt, in der schriftstellerischen Art dieser beiden Männer so viel zutreffende Aehnlichkeiten zu finden. Beide kämpften sie gegen politische Mißbräuche, beide knüpften ihre Geisteserzeugnisse an Erscheinungen des Tages, beide besaßen sie das Talent, höchst komische Situationen und Staffagen für ihre Ideen zu erfinden. Auch darin trifft die Aehnlichkeit zu, daß Börne und Swift, beide beschuldigt wurden, daß sie ihren Zorn

über die Mißbräuche der Welt nur ihrer Hypochondrie verdanken; ein Vorwurf, der freilich bei dem Dechanten begründeter war, als bei Börne. Denn Börne ſtarb mit lächelnder, wenn auch ſchmerzlicher Reſignation, Swift aber in geiſtiger Entkräftung. Auch der Styl beider Schriftſteller ähnelt ſich in der Naivität, mit der ſie in ihren Darſtellungen anzuſetzen pflegen, um dann allmälig zu den ergreifendſten Conſequenzen zu kommen. Beide erkannten, daß das Geheimniß des Witzes in dem plötzlichen Losſchlagen einer harmlos angelegten Mine liegt. Freilich ſind ſie auch wieder in Anderem ſich völlig unähnlich. Swift übertraf Börnen an combinatoriſchem Talent (Poeſie kann man ſeine Allegorieen nicht nennen, am wenigſten die für Erwachſene zu kindiſchen und für Kinder zu ernſten Gulliver-Reiſen) Börne übertraf ihn an ſittlichem Ernſte und Charakterfeſtigkeit. Swift war unendlich gelehrter als Börne, aber Börne's Darſtellung hat auch darum um ſo weniger Ballaſt; man muß nicht ſo viel Langeweile in Kauf nehmen, bis man an eine erquickliche, grüne Oaſe kommt. Swift ſchrieb mit einem Cynismus, für den ein heutiger Schriftſteller geſteinigt würde. Swift iſt der ganze Börne, wenn man etwas hinfügt, das

Börne nicht kannte, Leidenſchaft und Ehrſucht. Die ſchriftſtelleriſche Haltung Swift's iſt weit unruhiger, als Börne's, der, wenn auch mit allen Hunden und Rezenſenten gehetzt, doch immer eine würdevolle Ruhe behauptete. Swift's ſchriftſtelleriſche Beweglichkeit geht ſogar in Grimaſſe über, wenn er die Manieren anderer Schriftſteller nachahmt und ihre Beſcheidenheit oder ihre Anmaßung, ihren Ungeſchmack (Wotton) oder ihre moraliſirende Heuchelei (Dryden) lächerlich zu machen ſucht. Börne's Witz iſt auch deßhalb treffender, als der Swift's, weil jener mehr gegen Einzelnes, dieſer gegen ganze Maſſen gerichtet iſt. Braucht doch Swift faſt immer die Menſchen in ihrer Geſammtheit, um in ſeinen reformatoriſchen Humor zu kommen! Er iſt ein hypochondriſcher Peſſimiſt, der als Folie ſeiner Satyre die Schlechtigkeit des Univerſums nimmt. Bei Börne kommen ſehr ſelten die Fälle vor, wo der Schriftſteller den gewiſſenhaften Menſchen- und Zeitbeurtheiler überwältigt, wo er dem formellen Gelüſt an einer witzigen Wendung eine Idee oder einen Menſchen geopfert hätte; Swift verräth aber überall, daß ſein Humor nicht würde beſtehen können, gäb' es nicht ſo viel zu tadeln und ſchamroth zu machen.

Swift's moraliſche Entrüſtung und politiſche Freimüthigkeit entſtand zum groſsen Theil auch daher, weil er wohl wuſste, daſs der Regirende immer auch in einer witzigeren Poſition iſt. Swift wurde am Ende ſeiner Tage von allen Geiſtesgaben plötzlich verlaſſen und athmete ſchon lange vor ſeinem Tode ſeinen ganzen innern Menſchen aus. Börne dagegen wurde, je älter, je reifer und ſtarb nur daran, daſs das irdiſche Gefäſs zu klein für die überſchäumende Fülle ſeines Geiſtes wurde.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

nach und hat eine angeborne Ehrfurcht vor jeder Meinung, die von gewandten und ihm überlegenen Manieren unterstützt wird. Und welch ein merkwürdiges Phänomen ist es, daß gerade diese schnell entzündeten Völker diejenigen sind, welche gegen die Besorglichkeiten des neuernden Principes zuerst verwandt werden.

Scandinavien repräsentirt das germanische Princip heut vielleicht reiner, als Deutschland selbst, welches seit dem Wiener Congresse einen in sich abgeschlossenen und gerundeten Charakter bekommen hat, seit einer Zeit also, wo noch keine großartigen Ereignisse das welthistorische Verhalten des deutschen Bundes haben erproben können. Wenn der germanische Norden für uns zeugen kann, so werden die neuen Ideen bei uns immer erst Gesetze werden müssen, um die Massen binden zu können. Norwegen mit seiner aufrichtigen Demokratie, Schweden mit einer bürgerlichen Aristokratie, Dänemark endlich mit einer milden und humanen Monarchie drücken in der That einen vollständigen Begriff aus, einen ebenso freimüthigen, wie gerechtigkeitsliebenden und bekennenen. Die Empfänglichkeit zur Neuerung fehlt nirgends, wie der Ursprung der jetzigen schwedischen Dynastie und die dänischen Preßvereine bezeugen; aber das Neue würde sich dort in seinem tumultuarischen Rechte nirgend lange erhalten. Entweder muß es widerlegt oder zum Gesetze erhoben werden.

Wie sich Deutschland in Zukunft für die Geschichte bewähren wird, ob als Neutralisirung oder als Widerstand — darüber urtheilen zu können, fehlte es bisher an Veranlassungen. Dürfen wir annehmen, daß in Deutschland sich Altes wiederholen wird, dann sind wir durch unsere Niederlagen die Sieger, durch Uneinigkeit unter uns selbst die Ver-

# Briefe aus Paris.

Erſter Theil

# Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

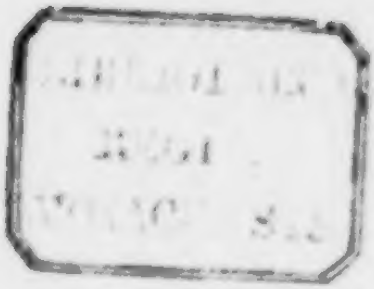

# Inhalt des ersten Theils.


| | Seite |
|---|---|
| Erster Brief | 1 |
| Zweiter Brief | 13 |
| Dritter Brief | 25 |
| Vierter Brief | 40 |
| Fünfter Brief | 55 |
| Sechster Brief | 74 |
| Siebenter Brief | 82 |
| Achter Brief | 96 |
| Neunter Brief | 108 |
| Zehnter Brief | 117 |
| Elfter Brief | 125 |
| Zwölfter Brief | 135 |
| Dreizehnter Brief | 145 |
| Vierzehnter Brief | 151 |

Seite

Fünfzehnter Brief ..... 163

Sechszehnter Brief ..... 175

Siebenzehnter Brief ..... 188

Achtzehnter Brief ..... 224

Neunzehnter Brief ..... 244

Zwanzigster Brief ..... 265

# Erster Brief.

Hannover, den 1. März 1812.

Noch steht das bunte, schöne Bild vor meinen Augen. Die bewimpelten Schiffe, die kühnen Himmels-Fragezeichen der Thürme, hoch in die Wolken ragend, die bunte Beleuchtung des Ufers voll rother Dächer, weißer Giebel, schwarz gerauchter Schornsteine; die blaue Woge, eben erst aus dem geschmolzenen Eise neu geboren, rings auf dem Schiffe die Passagiere, dumpf und freudig, stumpf und leidig, der drüben ein neues Glück hoffend, der eilend, ein altes sich zu sichern; stampfende Rosse aus Holstein für die Ställe des Königs von Sardinien, die Reisewagen blonder, hektischer Scandinavier, die in den Bädern von Nizza sanftere Auflösung ihrer Lungen hoffen und sanftern Tod finden werden, wenn es sanft ist, einsam sterben, verlassen, entfernt von seinen Lieben!

Ja, majestätisch ist der Anblick dieser vereinigten Städte: Hamburg und Altona! Was mich schmerzt: von diesem saugt die Kraft Dänemark, von jenem

England und die neue Welt! Diese ungeheure Masse von Fleiß und Thätigkeit, diese Häuserreihen, diese Docks, diese Winden, mit denen sie die Waaren in die Magazine hebeln, diese Wachtschiffe mit der ewig brennenden Lunte, diese kleinen rothen Segler, die durch die großen Dreidecker behend hindurchschlüpfen und das regste Küstenleben vermitteln: es ist, als bildete das eine Welt für sich, eine Welt, deren tiefer eingreifende Vortheile dem deutschen Vaterlande noch vorbehalten sind. Sonderbar, hinter den schlanken Thürmen der stolzen Hammonia war es mir, als säh' ich im Geiste schon herüberschimmern ein mächtiges Gebäude, die künftige Kathedrale des Grasbrooks, mit der für das jetzige Hamburg infernalisch klingenden Inschrift: „Haupt-Zoll-Amt".

Ich will keine Professur am hamburger Johanneum haben und brauche deshalb nicht gegen den Zollverein zu schreiben. Ich liebe diesen Stolz Hamburgs, dem die Ehre der Freiheit und Selbständigkeit über Alles geht, ich schätze die Gründe, die man gegen die Ersprießlichkeit des Anschlusses vom lokalen Standpunkte anführt. Ob aber der Stolz und der lokale Standpunkt ausreichen werden? Ob nicht eines Morgens im Hamburger Correspondenten in riesenhafter Keilschrift zu lesen ist das eiserne Wort: „Ἀνάγκη", „Nothwendigkeit!" Das Terrain, auf welchem der Handel der

Hanseſtädte wirken kann, wird immer enger. Immer näher rückt die Barrière, die man längſt keine preußiſche mehr, ſondern die deutſche nennen ſollte. Lübecker Handel iſt Menſchentransport nach Rußland, bremer Handel iſt Menſchentransport nach Amerika; auch Hamburg wird bald mit Menſchen nach Auſtralien handeln. In die Mitte genommen, zwiſchen den deutſchen Zollverein und die mögliche Erfüllung des zu Lord Aberdeen geſprochenen Worts: je vous recommande l'Allemagne, werden dieſe Uferſtaaten, von denen Hannoverland und Mecklenburg bald ausſcheiden dürften, zuletzt nicht anders können, als ſich gewöhnen an das Unvermeidliche.

Da ich von Talleyrand's Maximen nur die über den Kaffee angenommen habe und ihn gern ſchwarz wie die Hölle, heiß wie den Teufel und ſüß wie die Liebe trinke, ſo werd' ich vom Zollverein perſönliche Nachtheile haben. Dann aber hätt' ich die Freude, zu ſagen: Dies bunte Gewühl von Leben, Schaffen und Genuß, dieſe majeſtätiſche Hanſakönigin legt ihre Krone zu den Stufen des Altars der deutſchen Freiheit nieder. Sie hat einen ihrer koſtbaren, Millionen werthen Ringe in die Fluten geworfen und ſich mit dem deutſchen Vaterland vermählt. Jetzt — wie locker das Band! Wie fern, wie fern liegt Hamburg, dieſe wahrhafte Hauptſtadt des rein deutſchen, nicht wendiſch deutſchen Nordens, wie fern vom Kerne und Central-

söhner der Fremden, jedenfalls aber ein schwerer Stein des Anstoßes für Alles, was geschehen kann und soll, da wir in unsern Enthusiasmus immer nüchterne Vernunft mischen und das Mangelhafte unserer Handlungen gern durch große Worte zu ersetzen suchen. Vor allen Dingen wird jeder unserer historischen Schritte durch die Bildung gehemmt werden, welche uns so viel Selbstgenügsamkeit gegeben hat. Wir sind die größten Denker unter den Nationen, aber die Mannichfaltigkeit und Bruderfeindschaft unserer Gedenken macht sie unwirksam für unsere Entschlüsse. Vielleicht, daß sich zu der politischen Einheit, welche wir jetzt besitzen, auch die Einheit des Geistes findet und Deutschland endlich lernt, von seinem Reichthume den würdigen Gebrauch zu machen. Die Einheit der Idee ist einer unserer stolzesten Gemeinplätze, aber ich glaube, daß die Idee noch wie Kadmeersaat gegen sich selbst wüthen wird, während uns die politische und materielle Einheit vielleicht längst gerettet hat. Aus Deutschlands jetziger noch junger Verfassung ein besonderes Moment für die Geschichte zu entwickeln ist unmöglich. Doch glaub' ich, daß Deutschland aus seinen eigeren Mitteln keine Hypothese mehr aufstellt, sondern daß es bestimmt ist, alles historisch Solide und Practische von England zu borgen.

---

So liegen die Coefficienten der Geschichte da! Nun trete ein Genie oder ein Abenteurer auf und werfe einen Einsatz auf den grünen Tisch! Frankreich begehe eine Thorheit, Deutschland eine Schwärmerei, England mache eine Erfindung — der Wurf ist ein göttlicher — wir Philosophen zittern nicht; wir klagen nur über das Eine, nicht selber

punkt des Vaterlands! Jetzt, welcher Egoismus in den Auffassungen! Welche ehrbare, tüchtige und doch wieder so schroffe Lebenssitte, die in diesem Hamburg herrscht! Welche Reichthümer, ohne die Kunst, sie ergiebiger für Alle zu genießen! Der Vortheil wird ein doppelter sein: Bringen uns Eisenbahnen (Folge des Anschlusses) schneller nach Hamburg, hört die Lüneburger Haide auf, eine so abschreckende Wahrheit zu sein, wird auch die Entfernung Berlins, Leipzigs und Frankfurts von Hamburg Illusion, so gewinnen beide Theile. Hamburg muß opfern von seinem „vaterstädtisch:n" Egoismus, von seinen tausendfach verzweigten geselligen, literarischen und artistischen Isolirungen, und Deutschland gewinnt einen Zuwachs an Kraft, an Reichthum, an Thätigkeit, Frömmigkeit, häuslichen Tugenden, an schlichter Biederkeit des Charakters, kostbaren Gütern für Körper und Seele, die alle in diesem stolzen Hamburg, ohne Wirkung nach Außen, aufgespeichert liegen.

Gleich das jenseitige Harburg! Ein schlagender Beweis für meine Behauptung, daß Hamburg bis jetzt noch seine moralische Kraft hermetisch verschließt. Alle andern großen Städte haben die belebendsten Ausströmungen auf Meilen, ja Tagereisen in der Runde! Dieses traurige Harburg! Ein Bettler neben einem Fürsten! Ebenso armselig, wie die Zwischenstationen zwischen Hamburg und Berlin. Mit einem enttäu-

schenden Zauberschlage fühlt man sich plötzlich in die Provinz versetzt. Wirthshäuser, Betten, Speisen, Landescultur . . . es ist als läge Hamburg am Nordpol und Harburg am Südpol. Ich glaube, Hamburg muß Einiges verlieren, damit die Lüneburger Haide Einiges gewinnt.

Traurige, öde Reise von Hamburg nach Hannover! Der Sturmwind pfeift aus Westen herüber. Wehe den Schiffen, die heute dem Canal zusteuern! Das Blau des Himmels ist matt und wässrig, wie manche jener Augen, die nicht verdienen, daß sie blau sind. Die braune Erde fröstelt und will die dünnen Hälmchen zurückhalten, die von der Wintersaat sich in ihrem Schoß schon regen. Die weißen Birken harren frösteind der Ankunft ihres zitternden Laubes. Bald wird sich der Vogel der Haide einstellen, die Krähe mit ihrem hungernden Liede. Der Winterschnee und der Februarregen ließen in der Haide große Teiche zurück, in denen noch die Frösche schlafen. Aber, gütige Natur, auch hier wirst du erstehen, auch hier wirst du deinen Sonntagsschmuck anlegen, freilich keine malerische Südlandstracht, aber einen Sonntagsstaat von frischen Linnen, in weißer Schürze, arm, doch mit gesundem Auge deinen Schöpfer preisend! — Und die armen schwarzen und weißen Thierchen, le peuple sauvage qu'on appelle Haidschnucken nicht zu vergessen! Schon in die kalte

Märzluft führen sie die zarten Thiere, damit die Hirten und Bauern im Winter wollene Strümpfe haben. Zitternd steht das kleine Haidenvolk, dicht geschart. Eines legt dem Andern den Kopf auf den wolligen Rücken. Der Hirt sieht sich ängstlich nach den Regenhosen am Himmel um. Ein einziger starker Regenguß macht die armen Thierchen zu Hunderten sterben. Man kann die Haidschnucken die Cretinen der Schaafwelt nennen.

Von Meile zu Meile in der Lüneburger Haide ein kleines Gehöft, umgeben an einer Seite von schützenden Moräſten, an der andern von einem kleinen Hain aus wenigen zählbaren Birken. In der Mitte einige große Rüſter oder Linden. So in Welle, in Bergen. Aus einer entlegenen Schmiede glüht der Ofen herüber. Der Fuhrmann im blauen Kittel harrt des frischgeschweißten Rades. „Glück auf die Reise, Fuhrmann! was fährst du?“ — Ich wußte, daß auf seinem Wagen meine nach Frankfurt wandernde Hauswirthschaft verpackt war. Er kannte mich nicht. „Mobilien, Bücher!“ war die Antwort. Und Erinnerungen, dacht' ich, und Schmerzen, die sich an diese Sorgenstühle und Thränen und Nachtwachen, die sich an diese Schränke und Pulte knüpfen. Da stand sie auf der Landstraße, meine kleine Habe, und kannte ihren Herrn nicht, der still vorüberfuhr.

Von Celle nach Schillerslage. Ein wunderlicher Stationsname! Schillerslage, die Lage eines Dichters, recht mitten in der Haide, mitten im Sturm; große Steine auf der Landstraße, die den Wagen zertrümmern können, Sturmwind, düstrer Regen: die Lage eines Dichters! Die frankfurter Kutscher nennen diese Dichterstation durch einen Misverstand Silberschlag und dachten dabei wol mehr an des glücklichen Goethe, als an des armen Schiller's Lage.

Ich bin nun in Hannover und muß mir sagen: Wenn Jugend gegen Alter einen Lebensproceß verlieren kann, so hat ihn das hannöversche Land gegen sein Königshaus verloren. Es sitzt hier soeben eine Ständeversammlung, die das factische Recht ihrer Existenz für sich hat. Sie ist zur Noth gewählt, zur Noth vollständig, sie berath zur Noth jene materiellen Fragen, an welchen, wie Herr von Blittersdorf in der badischen Kammer gesagt hat, den Völkern jetzt mehr gelegen ist, als an „hohlen Theorien". Hohle Theorien! Man sollte „ausgehöhlte" sagen. Denn seit man ihnen allerdings den Kern genommen hat, den Kern praktischer Möglichkeit, können sie nur hohle Schalen sein.

Die Stimmung des hannöverschen Landes ist düster. Es fehlt hier recht an der herzlichen Vermittlung der Gewohnheit und des Vertrauens. Man thut jetzt den

Willen Dessen, der die Macht hat, und verläßt sich für die Zukunft auf die Ordnung der Natur, auf den Wellenschlag der Zeit.

Es gibt Städte (Hannover gehört zu ihnen), mit denen man als Reisender nie über seinen Gasthof hinaus vertraut wird. Diese Plätze, diese Straßen, diese Häuser sprechen nicht an. Man würde sich nur mit großer Ueberwindung entschließen können, sie zu bewohnen. Und doch sind hier die Frauen anmuthig und zart, die Männer höflich und gebildet. Das Theater soll verfallen sein, erfreut sich aber großer Theilnahme. Das Militair fällt gut ins Auge, wenn es auch zu stutzer- und junkerhaft auftritt und Manieren nachahmt, die man sogar in Potsdam und Berlin nicht mehr kennt. Dem schweigenden Ernst der Wachtposten sieht man an, daß ihre Parole sehr gemessen und verwickelt sein muß. Die armen, langen Marschbauernbursche sehen in ihren rothen Röcken ganz philosophisch aus: so viel haben sie über die ihnen gegebenen Instructionen nachzudenken. Nichts von jenem heitern Lungern des Wachtdienstes, den man in glücklichern Ländern antrifft.

In der Oper hört' ich Bellini's Straniera. Töne verbleichen doch auch wie Farben! Töne kommen dadurch aus der Mode, daß sie Mode werden. Man erkennt schon zu schnell wieder, was Bellini von sich

ſelbſt und Donizetti wieder von Bellini entlehnte. Die Wehmuth dieſer Bellini'ſchen Töne wird uns nun ſchon monoton. Es ſind Thränenfiſteln, keine Thränen mehr. Madame Schodel, eine Magyarin, ſang und tragirte Alaide. Sie hat die Figur der Fiſcher-Achten, ohne deren glockenhelle, ſeelenvolle, keuſche, jungfräuliche Stimme. Das Spiel der Schodel iſt outrirt, wie bei allen Sängerinnen, deren Kehle nicht mehr ausgibt. Ein vortrefflicher Baryton iſt Herr Steinmüller. Die Anordnungen genügten, ohne beſondern Geſchmack zu verrathen. Gern hätt' ich im Schauſpiel die mir ſchon bekannte gediegene Wahrheit und edle Einfachheit Grunert's und die heroiſche Würde Karl Devrient's wiedergeſehen, aber die Zeit iſt kurz und der Weg nach Paris lang.

Als Vorbereitung auf Paris ſtudir' ich franzöſiſche Geſchichte. Nicht aus Barante oder Capefigue, nicht aus Thiers oder Mignet, ſondern aus meiner Reiſekaſſe. Mein kleiner metallener Calvarienberg (die Ehrenſolde der Schriftſteller ſollte man Schmerzensgelder nennen) erſetzt mir eine ganze Bibliothek. Dieſe Zwanzigfrankenſtücke ſind wahre Geſchichtsmedaillen. Erſt erblick' ich auf ihnen Napoleon vom Jahre 1801, vom Jahre 12 der Republik. Kaiſer der Republik iſt doch in der That ein lächerlicher Widerſpruch. Das Antlitz Napoleon's iſt auf dieſem Goldſtück auffallend unſchön,

ähnlich den Zügen des Hieronymus, dem Herr von Scheele gedient hat. Ein krampfhafter Zug von Herrschbegierde liegt um die zusammengekniffenen Lippen. Ein Goldstück von 1810. Der häßliche Zug ist fort. Das Antlitz blickt marmorn ernst, die Ehrsucht ist befriedigter und nur unbefriedigte Ehrsucht macht häßlich. Kein von unten auf gestiegener Mensch, der etwas Großes geworden, kann schön sein. Doch haben Frauen oft das Talent, die Schönheit des Ehrgeizes, die Schönheit der Nachtwachen, die Schönheit großer Seelenleiden tief heraus zu erkennen. Freilich nur ungewöhnliche Frauen! Die meisten jagen der geistlosen Schönheit des Modekupfers nach. 1810. Noch einmal Napoleon. Ein Lorbeerkranz schlingt sich um die antiken Schläfe des Empereur des Empire français. Ruhige, klare Kälte des Antlitzes. Befriedigung. 1812. Der Lorbeer voller, fester gedrückt über die Stirne, aber das Auge kleiner, lauernder, Mistrauen in dem geschärfteren Blicke. 1813. Das Antlitz vorgestreckter, der Hals um die Ahnung einer Linie zurückgebogen, wie im Zustand einer großen Erwartung. 1814. Wohlgenährtes, wohlwollendes Bildniß Ludwig des Achtzehnten. Die Bourbonen sind zurückgekehrt. Haarbeutel und Jabot; nichts gelernt und nichts vergessen. 1818. (Meine Goldstücke springen, traurige Ahnung für Paris). Der Haarbeutel bleibt; aber der seidne Rock und das Jabot sind schon fort.

Entweder die Mode oder Beranger haben ſie vertrieben. Domine salvum fac regem. Früher hieß es am Rande: Dieu protége la France. 1825. Karl X. Ein unerfreuliches Profil. Der Mund weit geöffnet, grade wie man es Kindern verbietet. 1830. Der Mund Karl's X. noch mehr geöffnet. Man ſieht, er wird etwas ausſprechen, was ungefähr wie Ordonnanzen klingen kann. 1831. Sie ſind ausgeſprochen. Louis Philippe, roi des Français. Dieu protége la France. Schade, daß der ſo geſcheute Kopf ſo mürriſch ausſieht. Man hat mich gezwungen, die Krone anzunehmen, will dieſe Miene ſagen, und der Kopf gefällt uns ſo wenig, daß wir der Miene nicht trauen. Die Karliſten ſagen: der Kopf gliche einem italieniſchen Tabulettkrämer. Die Republikaner: er gliche einem reichgewordenen Börſenmakler. Er ähnelt meinem alten berliner Profeſſor der Mathematik. Er iſt todt und hieß Benkendorf. Benkendorf war aber freundlicher. Er rechnete immer nur mit der Kreide an der Schultafel, nicht in ſeinem Ausgabe- und Einnahmebuche. Louis Philipp war auch einſt Lehrer der Mathematik in der Schweiz; ich glaube, er wird aus Frankreich die Cubikwurzel eines hübſchen Privatvermögens ausziehen. 1841. Er hat ſie ausgezogen, und die Rechnung iſt gelungen. Ein dicker Bart auf den welken Wangen, Kummer und Freude im Geſicht mit ſonderbarer Miſchung, ein Eichenlaubkranz

um die Haare, die keine echten sind. Das Eichenlaub aber ist echt. Es ist der Friede „um jeden Preis!“ — Welche Umwälzungen! Welche Veränderungen! Was dem einen dieser Herrscher Tugend war, war Verbrechen dem andern. So hoff' ich auch auf die künftigen Prägstücke der hannöverschen Landesmünze.

# Zweiter Brief.

Köln, den 7. März.

Gleich hinter Hannover ſchlägt die Natur ihre erſten Bergeswellen, der Boden kräuſelt ſich, allmälig begrenzen den Horizont kleine violette Streifen, das Auge findet einen ſanften Ruhepunkt, und das ſchweifende Herz blickt gläubig, vertrauend zu den immer höher ſteigenden umwölkten Himmelsleitern auf.

Berge! Berge!

Iſt an Raum und Ort gebunden
Lebensluſt und Lebensqual,
Dank' ich meine ſchönſten Stunden
Dir allein, Gebirg' und Thal!

Wie den alten nord'ſchen Hünen
Stets nach Süden ſtand der Sinn,
Zieht's aus Flächen, zieht's aus Dünen
Immer mich nach Bergen hin.

wirken zu können und werden unſern Troſt finden, ſinnend in einem einſamen Stübchen zu ſitzen, wo ein grüner Schirm die züngelnde Flamme mildert und mit geſtütztem Haupte auszurechnen, was heute noch genial, morgen ſchon verbrecheriſch, heute ein Zufall, morgen eine Nothwendigkeit iſt. Wir werden cirkeln wie Archimed und in demſelben Momente, wo wir den Schluß machen, wird das Ereigniß ſelbſt als Mittelpunkt im Sande unſerer Kreiſe ſtehen.

Seid gegrüßt, im Glanz der Sonnen,
Thäler ihr und Bergensreih'n!
Himmlischer schließt ihr die Wonnen,
Tröstender die Schmerzen ein! —

Wir sind jetzt bald auf hannöverschem, bald kurhessischem, bald bückeburg-lippeschem und endlich preußischem Gebiete. Diese armen kleinen Dörfer und Städte wissen kaum, nach welcher Richtung hin sie frei athmen können. Sie sind überwiegend hannöverisch gesinnt. Trüge aber das preußische Militair weiße Röcke, so würden sie alle zum weißen Rocke schwören. Sonderbare Landessitten! Im größten Schmuz und Regen müssen alle diese Landleute weiße Kittel tragen. Die Frauen sind in roth und weiß verliebt. Ueber ein grellrothes Mieder und Unterkleid werfen sie weiße Mäntel, ganz in Gestalt der afrikanischen Burnus. Wenn mehrere in dieser kleidsamen und malerischen Tracht zusammenstehen, glaubt man eine Gruppe Beduinen zu sehen. Mit diesen weißen Ueberwürfen wird ein Luxus getrieben, so ernst und so komisch, wie in unsern Residenzen mit den Shawls.

Das kleine Schwefelbad Nenndorf ist kurhessisch. Man bohrt seit Jahren hier einen neuen Brunnen, um Eisen zu finden, das wahrscheinlich zeitgemäßer ist, als Schwefel, aber man findet nichts. Nenndorf war einst sehr besucht, und Eilsen und das weltberühmte

Pyrmont! Unter Friedrich Wilhelm II., der Pyrmont in Aufnahme brachte, war es vor Zusammenfluß der Großen nicht möglich, hier Platz zu finden. Jetzt strömt die Bäderſucht nach andern Quellen, bis auch dieſe aus der Mode ſein werden. Wer weiß, welches kleine fränkiſche oder ſchwäbiſche Wildbad ſich ſchon im Stillen rüſten kann, nach wanzig Jahren die grünen Spieltiſche aufzunehmen! Nenndorf zeigt allen herkömmlichen Apparat auf, die unſere Bäder zu Tempeln der Langeweile machen. Etwas ſchöne Natur, wenig Schatten, Pappelalleen, Promenaden. Badeleben heißt die gewöhnliche bürgerliche Langeweile von alle Tage, erhoben in den Adelſtand von ſechs Wochen, Saiſon genannt. Wir Menſchen ſind ſonderbar. Ein Exil, das uns, wenn wir es gezwungen tragen müßten, wahnſinnig machen würde, ertragen wir mit beſtem Humor, wenn wir freiwillig dafür Geld ausgeben.

Dieſe kleinen Bäder, welche den Harpyen in Naſſau, Böhmen, Franken und im Schwarzwald weichen mußten, haben noch eine ſtille Poeſie für ſich behalten. Sie ſind das Rendezvous der Umgegend, ſie ſind die Gelegenheit der Liebenden. Amor ſchlägt hier Wunden, Hymen verbindet ſie hier. Dieſe blonden, etwas ſonnenverbrannten Töchter der Provinz, dieſe ſchwärmeriſchen, etwas verblühten Töchter der Landpfarrer, dieſe derberen Wirthſchaftsgrazien der Amtleute, Wegemeiſters Hann-

chen, Amthauptmanns Lottchen — hier finden ſie noch Tänzer, Schwärmer, Ehemänner: junge Aſſeſſoren, Referendare, Candidaten, beurlaubte Offiziere, denen nur geſtattet iſt, bei 10,000 Thalern Vermögen zu heirathen. Aber auch dieſe letzte Bedeutung der kleinen Bäder wird Nenndorf verloren gehen. Die rauhe Hand der Politik legt ſich zwiſchen dieſe kleinen Umtriebe der Liebesgötter. Zollverein heißt auch hier der finſtre Dämon des Verderbens. Die Familien ſind gewohnt, ſich ihren Kaffee, ihren Thee, ihren Zucker ſelbſt mitzubringen. Man denke, eine Groſtante, zwei entfernte ältre Couſinen, die Mutter mit vier, ihre Schwägerin mit ſechs hoffnungsvollen jungen Töchtern; wie viel Kaffee, Thee, wie viel Zucker braucht eine ſolche Familie, um allen ihren Vorrath von Mediſance zu erſchöpfen? Und jetzt hat ſie das Alles grauſamlich zu verſteuern; keine Zollfreiheit, keine Schmuggelei mehr! Der Zollverein, dem Kurheſſen angehört, ſchlägt alle dieſe Artikel nach den Angaben des Luxustarifes an, Nenndorf wird noch mehr veröden, und viele Ehen, die vielleicht im Himmel beſchloſſen ſind, werden hienieden keinen Prieſter finden.

Von vernagelten Prieſtern wird man gehört haben: ich erſtaunte, in Nenndorf eine vernagelte Kirche zu ſehen. Ein Geiſtlicher hatte darin kürzlich mit einem ſolchen Eifer gepredigt, daß ſeine drohende Rechte, die heftig das Kanzelpult erſchütterte, einen ihm zunächſt

stehenden morschen Pfeiler wankend machte und die ganze Gemeinde mit panischem Schrecken erfüllte. „Die Kirche bricht!“ riefen Männer und Weiber und sprangen zu den Fenstern hinaus, wo und wie Jeder sich zu retten hoffte. Seitdem wagt Niemand mehr, das wankende Gebäude zu besuchen. Es gibt noch einige Kirchen, die baufällig sind, und ich glaube doch, wir werden wieder damit anfangen müssen, das Christenthum unter dem Blätterdach der Wälder zu predigen.

Bückeburg hat eine stattliche Kirche im Jesuitergeschmack. Jesuitengeist wird nicht darin wohnen, denn Herder war es, der einst in ihr lehrte, eh' er nach Weimar ging. Bückeburg ist die kleine Residenz eines kleinen Fürsten. Wenn alle diese Tetrarchen ihre Herrschaft an größere Kronen gäben (z. B. an Preußen) und sich mit einer Apanage begnügten, es würde ihnen und ihren Unterthanen besser sein. Wie sticht gegen all dies knappe, gegen dieses schildbürgerliche Wesen gleich die imponirende Kraft der Preußen in der Festung Minden ab! Minden ist der Schlüssel zu Westphalen. Hier rauscht und fluthet die Weser nach Bremen hinunter. Man sieht den Wellen an, daß sie frisch aus dem Schnee der Gebirge kommen. Ein trotziger, sichrer Wanderer, dieser strudelreiche Strom!

In raschem Fluge entführt uns die Post in das fleißige, gesegnete, stellenweis schöne Westphalen. In

Minden bedauerte ich, einen Bekannten nicht beſuchen zu können, einen Baumeiſter, der mit Mühl- und Grabſteinen handelt. Steine, auf denen man uns das Brot des Lebens mahlt, Steine, auf die man uns das Salz des Todes, unſern Leumund, ſtreut! Es gibt arme Erdenringer, arbeitende, mühevolle Seelen, denen man nur jenen Mühlſtein auf das Grab legen ſollte, mit dem ſie ſich das Brod ihres Lebens mahlten. Und wer den größten Mühlſtein in ſeinem Leben zu tragen hatte, bekommt meiſt den kleinſten Grabſtein! Und wem ſein Mühl- und Sorgenſtein ſo klein wie ein Brillant am Fingerringe war, dem ſetzen ſie die größten Grabesſteine. Die Welt!

Herford, Bielefeld, Soeſt ſind Blüten des höchſten deutſchen Gewerbfleißes. Hier erzeugen ſie Salz, weben und bleichen die ſauberſten Linnen, hier iſt das Product des Gewerbfleißes noch dem nächſten Bedürfniß gewidmet, hieher hat noch der dumpfe Fabrikengeiſt des Wupperthals ſein pietiſtiſches Gas nicht ausgeſtrömt. Auf den Landſtraßen Regen und Weben. Die unzähligen Karren und Wagen bringen Korn und nehmen die Steinkohle mit. Die Steinkohle iſt jetzt Brot geworden. Es glitzert und blinkt von Steinkohlen über die grünen Wieſen hin. Man fährt unbewußt über ausgehöhlte Schachten und wünſcht tauſend Mal dem

hinuntersteigenden Grubenmanne Gottes Schutz vor „bösen Wettern".

Sonntag — meine liebste Reisezeit am Tage, wie Vollmond bei der Nacht. Wenn die Glocken läuten und die Sterne schimmern, ist der Mensch anders, ist die Natur eine andere. Sauber sind Sonntags die Straßen, gereinigt die Dielen; zur Kirche schlendern die geschmückten Landleute, von weit über Land kommen sie in die von Orgelklang lebendig gewordenen Gotteshäuser. Herumziehende Gaukler ergötzen den Sonntag-Nachmittag die gaffende Menge, ein Jongleur, der Messer verschluckt und Teller auf der Nasenspitze balancirt, ein Bänkelsänger, der auf der grünen Leinwand Kühnapfels Mordthat und Hinrichtung im warnenden Singsang erzählt. Des Abends aber belagert die Dorfjugend die Straßen und jauchzt dem Postwagen nach. Musik schallt in den Wirthshäusern und noch in später Nacht klingt das Horn des Wächters anders als an den Wochentagen. An der Gartenpforte ein liebendes Paar, Umarmung, Kuß, und noch fernher über die Hecken eine gute Nacht, ein Wiedersehen!

Von unserer Reisebegleitung war ein Franzose merkwürdig, den ich erst für einen voyageur en vin de Champagne et en généalogie des princes erklären wollte. Er kannte alle Keller und die Verwandtschaften aller fürstlichen Häuser. Er kannte alle Fürstinnen, die

die schönsten Kinder haben, und alle Könige, die den meisten Champagner trinken. In seiner Kenntniß der Genealogie war er der personificirte Gothaische Kalender. Später gab er sich aber als Kammerdiener und Leibchirurg des Grafen von Nassau zu erkennen, auch Inhaber einer Modehandlung im Haag. Wie sein königlicher Herr wußte er neben seiner Würde auch mit gutem Erfolge Kaufmann zu sein. Zuletzt sagte dieser unterrichtete Reisende: Mr. Dietkenbach et moi nous sommes les médecins de sa Majesté. Wahrscheinlich besorgte er das Departement der königlichen Hühneraugen.

In Soest habe ich mich nach der richtigen Aussprache dieses Städtchens erkundigt. Der Name wird ausgesprochen, wie Itzehoe, ohne alle Rücksicht auf das umlautende e. In der Volkssprache aber heißt Soest: Sauſt. In diesem Sinne laß ich mir's gefallen, daß Freiligrath hier geboren, zum Kaufmann hier gebildet und zum Dichter umgewandelt wurde. Dies wilde Sauſt muß ihn früh in die Wüſte versetzt haben. An Suhl und Solingen erinnern seine Damascenerklingen; ja, als er am Comptoirtisch noch den ledernen Bock, nicht Kameele ritt, wie oft muß sich ihm bei einer Versendung von Kaffee, Indigo, Cayennepfeffer und Muscatenblüte jene südliche Tropenwelt aufgedrängt haben, die er später in so schöne Verse kleidete! In

Hagen, Schwelm, Lennep, überall Wohlstand und Wohlbehagen. Nur der kleine Abzweig des Sauerlandes bis Mühlheim ist steinicht und dürftig. Bei Mühlheim lacht uns ein blitzender Wasserspiegel an. Es ist der Rhein.

Sei mir gegrüßt, heiliger, deutscher Strom. Nicht aus eines Königs silbernem Pokale, aus einem grünen Römerglase trink' ich auf deine Freiheit! Berge trennen, Ströme binden. Du bist der jungfräuliche Gürtel Deutschlands, den sie nicht lösen sollen mit frevelnder Hand! Nicht die Leier des Dichters allein, auch das Schwert des Helden wird dich vertheidigen! Wir werden dich verlieren können an der Maas und der Schelde, an der Nahe und der Mosel, aber wiedergewinnen werden wir dich an der Weser und Elbe, an der Donau und der Weichsel. Folge nicht der Lurleinixe, Victor Hugo! Sie führt dich nicht in die Pairskammer, nicht auf eine Ministerbank, sie führt dich nur in Strudel und Brandungen, in die sie Alle hinabzieht, die die Nixe des Rheins gewinnen wollen.

Dem stolzen Gefühl folgt aber ein wehmüthiges. Da ragt der unvollendete Dom in die Sternennacht. Mit geisterhaftem Dunkel heben sich die abgestumpften Spitzen von dem bläulichen Flimmer des Hintergrundes ab, zwei Arme, die unschön wären, wenn nicht das Großartige auch schön wäre, ohne vollendet zu sein.

Bei einem Riesen hören die Maßstäbe der Zwerge auf. Bewundernd steht der Kenner vor der Rückenwölbung, vor dem Oberarm, vor dem Torso eines capitolinischen Jupiters. Wird die neue, moderne Zuthat die Erhabenheit der Antike vermehren?

Es war mir im Geist, als säße oben auf den Thurmstumpfen des kölner Doms die gespenstische, schlotternde Gestalt des Virtuosen Liszt und hämmerte und tastete, um den Bau zu vollenden. Es war mir, als wenn eine Spinne ein Netz weben wollte, in dem man Löwen fängt. Welches Gewühl auf den Zinnen der Ruine! Worthelden, Menschen, angesteckt von einem modernen Laster, das noch seines Aristophanes harrt, von der Comitésucht, Hähne, die den Stolz ihres Lebens darin finden, bei jeder Gelegenheit einen Toast zu krähen, windige Vögel, flatternd, zwitschernd, Popularitätsvogelscheuchen, die bei jedem Anlaß, und wär' es der gedankenloseste, in den Zeitungen als Anreger, Beförderer, Planmacher sich gedruckt sehen müssen! Wie sie auf Leitern an den Pfeilern hinaufklettern, wie sie sich leere Eimer reichen, Phrasen, Redensarten, Stichwörter des Tages, mit dem vorgeschobenen Zweck im lächerlichen Widerspruche stehend. Die Alten schufen aus Bedürfniß; es ist nur zu wahr, wir Neuern schaffen nur aus Ostentation.

Baut ihn denn aus, den Dom, immerhin! Aber wie ich den ehrwürdigen Bau wiedersah, kam er mir vor wie ein müder Greis, der der Welt sagen mochte: Seht, was ich werden konnte, hab' ich ja versäumt, und nun laßt mich mein Haupt zur Ruhe legen! Wir haben Burgruinen, warum sollten wir nicht Kirchenruinen haben? Schützt den Dom von Köln vor gänzlichem Verfall, reißt das kleinliche Gemäuer rings herum fort und gebt dem Vermächtniß der alten Zeit mit heiliger Scheu und Zurückhaltung eine Dauer in dem Sinne, wie die Zeit es uns überliefert hat! Nur der praktische Fabrikensinn unserer Zeit konnte auf die Idee kommen, dies Gebäude ganz haben zu wollen. Faust als Fragment ist uns Allen ja werther, als der vollendete. Wenn dieser Dom ausgebaut ist, wird es nicht mehr der rechte Dom von Köln sein.

Da indessen Alles geschieht, um die Ruine (denn das ist sie auf den ersten Blick) zu vollenden zu einem Ganzen, das halb dem Glauben des Mittelalters, halb der Monumentensucht des neunzehnten Jahrhunderts angehört, so erfreue uns denn wenigstens das gemeinsame Wirken, die Anregung einer einigen, für ganz Deutschland wichtig sein sollenden Unternehmung, erfreue uns wenigstens diese neue Offenbarung jener geistigen Einheit, die uns für die mangelnde politische

## III.

## Der abſtracte und concrete Menſch.

Rouſſeau rupfte dem Menſchen, wie Diogenes ſeinem Hahne, die Federn aus und warf ihn nackt und hülflos in die Arme der Philoſophie. Der Rouſſeau'ſche Menſch iſt in der Hiſtorie eine Chimäre, nur die Erziehung konnte aus dieſer weichen Maſſe Emil's etwas Compactes bilden. Es iſt rührend, den zärtlichen und zerknirſchten Philoſophen zu ſehen, wie er trotz einer Kindsfrau dem abſtracten Menſchen die Pocken impfen läßt, ihm den Milchbrei einſtopft, ihn ohne Fallhut gehen lehrt, ihn deutlich und articulirt nachſprechen läßt, was ihm ſein Mund vorſpricht; aber für die Geſchichte iſt Emil nur ein Heiſchesatz, der eine Theorie, keine Thatſache beweiſen kann. Der abſtracte Menſch war in dieſer raſirten und entblößten Nacktheit niemals ein Coefficient der Geſchichte.

Eine Tendenz zur Abſtraction iſt unläugbar. Aber ſie iſt nicht abſteigender Natur, ſie liegt nicht dem Anfange, ſondern dem Ende der Geſchichte zu. Je weiter wir zurückgehen, deſto tiefer iſt der Menſch in natürliche und politiſche Verhältniſſe verſtrickt, deſto concreter, unfreier und durch Vorurtheile

tröſten muß! Ich will mit einigem Stolz nach Frankreich gehen und Victor Hugo ſagen: Wir Deutſche können wollen und wir thun, was wir wollen. Wir ſind mehr, als ein Land, wir ſind ein Volk!

Glückliche Heimat, wenn du auch einſt ſagen wirſt: Wir ſind ein Staat!

# Dritter Brief.

Aachen, den 9. März.

Der kölner Carneval, die „Floreſſei", war vorüber. Die Faſten beginnen und nur am letzten Sonntage iſt noch das Lätare-Eſſen erlaubt geweſen, wo der maskirte kölniſche „Drikkes" ohne Kappen noch einmal die letzten Kräfte ſeines Magens und ſeines Witzes zuſammen nimmt, um das diesjährige Faſtnachtsſpiel würdig zu beſchließen. Seit einigen Jahren bin ich Ehrenmitglied des kölner und düſſeldorfer Carnevalvereins. Ich muß mir für ſpäter einmal meinen Antheil an dieſen Freuden vorbehalten. Einſtweilen ſeh' ich, hat auch hier der leidige Parteigeiſt die ſchöne Einheit geſtört. Der kölner Carneval iſt in zwei Parteien zerfallen, die nun jede für ſich ausgelaſſen iſt. Wenn dieſer Zwieſpalt nicht ausgeglichen wird, iſt es möglich, daß der „Gürzenich" in künftigen Jahren öde ſteht und auch dieſe geſellige Freiheit, dieſer gaukelnde Reſt des Mittelalters, in ſich ſelbſt zerfällt.

Das exclusive Wesen greift in unserer Gesellschaft immer mehr wieder um sich. Nehmen wir mit der englischen Sprache auch die englischen Unsitten an, oder kommen sie wieder, diese von der Bühne aus schon auf immer verbannt geschienenen Standesvorurtheile? Es tritt wieder ein Wählen ein, ein Sichten, ein Balloti-ren, das uns mit Besorgnissen für die Zukunft erfüllen muß. Am kühnsten sind die Wagnisse der westphälisch-rheinischen Ritterschaft, die man hier die Autonomen nennt. Bekanntlich sind dreißig dieser Standesherrn ihren König angegangen, daß er ihnen gestatte, einen Bund zu schließen, in welchen jeder Ritter von 16 Ahnen und von jährlichen 5000 Thalern Einkünften aufgenommen werden könne. Das Privilegium dieser Herren sollte die Autonomie der Erbfolge sein, d. h. die Freiheit, nach Belieben, abweichend von den gesetzlichen Bestimmungen, über ihre Erblassenschaft zu verfügen, Söhne zu enterben, Töchter auf Pflichttheile zu setzen, Majorate zu stiften u. s. w. Der König hat diese Autonomie in der That bewilligt, ohne jedoch den Bund der Autonomen als Bund anzuerkennen. Die Begegnung des Fürsten mit den Rittern soll deshalb in Düsseldorf peinlich gewesen sein. Die Autonomen üben eine förmliche, für sich abgeschlossene Gerichtsbarkeit aus. Sie haben eine Art Vehme, eine Art Bann, den sie über die Mitglieder

ihrer nun ſtillſchweigend geſchloſſenen Corporation aus-ſprechen dürfen. Sie haben Strafen, Läuterungen, Verzeihungen und Wiederaufnahmen gebeſſerter Mitglieder. Die Fehler, für die ſich dieſe Herren ſtrafen, ſind nicht etwa Thier- und Menſchenquälerei, nicht etwa Spiel und andere „noble Paſſionen", ſondern die abweichenden Anſichten über die ſchwebenden Kirchenfragen, über die allzugroßen Annäherungen an das herrſchende Regierungsſyſtem, an akatholiſche Principien u. ſ. w. Der Chef dieſes Bundes iſt ein Herr von Mirbach, deſſen Viſitenkarte alſo lautet:

Freiherr von Mirbach,
Standeshauptmann der rheiniſchen
ritterbürtigen Ritterſchaft.

Der plötzliche Uebergang des zweiten Juſtizminiſteriums von Herrn von Kamptz auf Herrn von Savigny hat in dieſer Gegend Freude und Beſtürzung erregt. Freude, weil Kamptz ein Gegner des Code war, Beſtürzung, weil Savigny unſrer Zeit den Beruf zur Geſetzgebung abgeſprochen hat. Einſtweilen erwartet man die Zurücknahme der Verfügungen, die Kamptz zur Ergänzung der hierorts üblichen gerichtlichen Prozeduren angeordnet hat, beſonders die Zurücknahme jenes Geſetzes, nach welchem Beamte hier nur nach dem unbeliebten und fremden Landrechte gerichtet werden ſollen. Die moraliſche Kraft Savigny's auf Tauſende von Beam-

ten, die bei ihm die Rechte ſtudirten, wird übrigens außerordentlich ſein.

Das politiſche Bewußtſein der Rheinlande iſt immer mehr im Zunehmen. Die Regierung muß es befördern, ohne daß es ihr vielleicht wünſchenswerth iſt. Die Beamten ſind angewieſen, in ihren Funktionen mit der ſtrengſten Selbſtbeherrſchung zu verfahren. Ein Regierungspräſident iſt zu Köln in dem humanen Herrn von Gerlach zweckmäßig gewählt. Auch die Cenſur iſt hier milder als irgendwo in Deutſchland, und geſtattet deshalb dem Zeitungsweſen einen Aufſchwung, der überraſcht. Die Kölniſche Zeitung, in vielen Tauſenden von Exemplaren verbreitet, gilt für eine der beſten in Deutſchland. Unter ihren zahlloſen Ankündigungen fiel mir geſtern folgende auf:

Rother Kleeſamen bei
Görres und Compagnie,
Hahnenſtraße.

Man glaubt aus den Zeiten der Revolution eine Anzeige des „rothen Buchs" mit der galliſchen Hahnendeviſe zu leſen.

Seit einiger Zeit hat ſich in Köln um die neue „Rheiniſche Zeitung" ein Kreis von Talenten zuſammen gefunden, die der größten Beachtung würdig ſind. Mehr oder minder genannt, haben ſich dieſe jungen Gelehrten, denen ſich Kaufleute, Beamte, Offiziere anſchließen, die

ſchwierige Aufgabe geſtellt, die praktiſchen Reſultate der Ruge'ſchen Polemik auf die Beurtheilung der laufenden Zeitgeſchichte anzuwenden. Die jungen Doctrinaire der Rheiniſchen Zeitung haben die Sackgaſſe der Hegel'ſchen Geſchichtsphiloſophie durchbrochen und befinden ſich in politiſcher Hinſicht auf demſelben Standpuncte, den in theologiſcher im nahen Bonn Bruno Bauer vertritt. Talent der Darſtellung, dialektiſche Combination, Witz und Enthuſiasmus ſtehen dieſen Schriftſtellern reichlich zu Gebote, ſie haben mit den fähigſten jungen Talenten in Königsberg, Hannover, am Rhein, der Schweiz und Paris Verbindungen eingeleitet, die ihnen erlauben, ihrer Zeitung auch gutgewählte Thatſachen und aus Beobachtungen geſchöpfte Sachberichte einzuverleiben. Um ganz verſtändlich zu werden, dürfte hier die Theorie wohl etwas von ihren Formeln opfern müſſen. Das Kölner „Henneschen" iſt eben nicht gemacht, Hegelianer zu werden.

Mit der Eiſenbahn fährt man in drei Stunden nach Aachen, der alten Kaiſerſtadt. Victor Hugo hat den ganzen Rhein aufgeregt. Alle Städte, alle Kathedralen fühlen ſich verletzt. Er hat die Sehenswürdigkeiten nicht gläubig anerkennen wollen, er hat die Küſter und die Fremdenführer für ihre Trinkgelder zittern gemacht. Victor Hugo klagt über die Theorien unſrer Politik und über die Saucen unſrer Küche. Dort

ſuchen ihn die Publiciſten, hier die Gaſtwirthe zu widerlegen. Man ſchlägt in den Fremdenbüchern nach. „War jemals ein Victor Hugo hier logiert?“ „Vor ſechs Jahren ein Vicomte Hugo!“ „Hat er Hammelfleiſch gegeſſen, wie er behauptet?“ „Nein, es war Boeuf à la mode.“ Ich lernte deutſche Wirthe kennen, die ihm wirklich dieſe Ungenauigkeiten im Journal des Debats vorhalten wollten.

Ich war im Aachner Dom. Ein erhabener Bau, deſſen tauſendjähriger Urſprung aus allen Zuthaten der Zeit und ſelbſt den geſchmackloſeſten, den Rococo-Stuccaturen der innern Kuppel, unverkennbar hervorleuchtet! Von Karl dem Großen begründet, zweimal durch Feuersbrunſt beinahe völlig zerſtört, ausgebaut, überbaut, hier ſchöpferiſch, dort geflickt, hat das erhabene Gebäude ſeinen urſprünglichen byzantiniſchen Charakter nicht ganz verloren, ſondern macht einen Eindruck, mehr mauriſch als gothiſch. Wären die Springquellen und die Oleander da, man würde ſich an die Alhambra erinnert fühlen. Mondſchein dazu und Nachtigallen hätten wir in Deutſchland ſchon.

Sonderbar, daß der Teufel mit allen deutſchen Domen ſein Spiel getrieben hat. Alle unſre großen Münſter, vom magdeburger bis zum aachner, ſind der Hölle zum Trotz erbaut. An alle dieſe ehrwürdigen Gebäude knüpft ſich die Sage von den Drohungen des Teufels

von Wetten, die er mit den Baumeistern eingegangen wäre, von seinen Anerbietungen, an den großen Werken mitzuarbeiten. Sonderbar aber auch, daß ich jedes Mal, wenn ich einen deutschen Dom sehe, mit dem Teufel Mitleiden habe. Die Priester und Bauleute haben den Armen überall mitarbeiten lassen, haben ihm die erste in den Dom gehende Seele versprochen und ihn dann, wenn das Werk fertig war, schmählig getäuscht. Steine half er tragen, Berge half er versetzen, er fügte Quadern auf Quadern, der arme Teufel, und wenn ihm beim Bau unserer Gotteshäuser heißer wurde, als in der Hölle, dann betrogen sie den Schelm und schenkten ihm für seine treuen Dienste statt der ersten Menschenseele die Seele eines Hundes, die Unsterblichkeit eines Wolfes. Wer wollte dem Teufel verdenken, daß er sich seitdem an den frommen Betrügern zu rächen sucht, daß er Steine vom Brocken auf den magdeburger Dom wirft, daß er sich an die Eisenringe der Thür am aachner Dom klammert und sie ausreißen will; wer wollte ihm verdenken, daß er noch heute um die Dome schleicht, daß durch ihn es nirgends heftiger stürmt und windiger pfeift, als um die Kirchen, und daß er sich freut, wenn die Philosophen beweisen, wie die Idee des Christenthums, so rein, so göttlichen Ursprungs sie war, doch nicht ohne Lug und Trug in die Wirklichkeit getreten ist.

Uebrigens hätten die aachner Baumeister dem Teufel auch immerhin die erste, in die Kirche gehende Menschenseele schenken können, wenn nämlich der links an der Pforte befindliche Tannenzapfen die geschenkte Seele gewesen ist. Der Tannenzapfen, von Eisen geformt, soll die Seele des rechts stehenden, kläglich blickenden Wolfes gewesen sein. Gibt es doch Menschen genug, deren Seele eher einem hölzernen, ungenießbaren Tannenapfel als dem Odem Gottes ähnelt. Einer der Herren Vorsteher des Kaatzer'schen Leseinstituts, dem ich für seine freundliche und zuvorkommende Begleitung dankbar verpflichtet bin, äußerte indessen mit vielem Grund, daß Tannenzapfen und Wölfin wahrscheinlich zu römischen Wasserkünsten gedient hätten. Die Wölfin ist die Amme des Romulus, und der Pinienapfel ein Attribut des Bachusdienstes, dem die Römer am Rheine überall die Symbole ihrer Götterlehre widmeten.

Im Dome selbst, der durch seine unregelmäßige Bauart, seine spanischen, ungarischen, wallonischen Nebenkapellen ein zwar winkliges Ansehen bekommt, sich aber dadurch förmlich in einen Complex von Begebenheiten, in ein Stück Geschichte verwandelt, sah ich den berühmten Evangelienstuhl in seiner unförmlichen überladenen Kostbarkeit, und dachte beim Grabmale Otto's III. an J. Mosen's Trauerspiel. Wenn die Fakta, auf welche dieser Dichter sein Werk begründete, wahr sind,

welch ein erschütternder Abstand zwischen jenen Scenen südlicher Leidenschaft und diesem stillen nordischen, kalten marmornen Grabmale, das des vergifteten Kaisers Reste birgt! Der Schweizer des Doms ist nur Suisse par profession, wie V. Hugo von ihm sagte, aber ich seh's, er könnte es auch par naissance sein. „Ich schicke mich in Alles," war sein cosmopolitisches Geständniß. Am wenigsten aber scheint er, wie V. Hugo behauptet, den Franzosen geneigt, denn indem wir jenen bronzenen Adler betrachteten, der, ein Geschenk eines alten deutschen Kaisers, den Chorknaben zum Notenpult beim Messesingen dient und wir den französischen Donnerkeil in seinen Klauen etwas wacklig fanden, hört' ich von ihm die Aeußerung: „Die Franzosen haben aus diesem Adler ihren gewöhnlichen Kukkuk gemacht. Ueberall Kukkuks, sehen Sie da, meine Herren, auch da oben am Chor drei französische Kukkuks!" — Es waren drei vergoldete Napoleonsadler am Cher der Kapelle. Ein Gallomae hätte sie nicht Kukkuks genannt.

Wie kann man auch hier französisch gesinnt sein, in Aachen, wo Alles an deutsche Größe erinnert, im aachner Dome, wo man überall die Spuren jenes Vandalismus erblickt, der die Siege der Franzosen begleitete! Frankreichs Avantgarde sind Ideen, die die Brust jedes freien Mannes heben; das gros d'armée sind soldatischer Uebermuth, die Nachzügler sind Beutesucht und

gebundener ist seine Erscheinnng. Jene Vorstellung des Menschen, wie er gleichsam die Schale des Eies bricht und nichts als die Möglichkeit von Allem ist, ein Vehikel von zahllosen latenten Energieen der Seele und des Gemüthes, ist moderner Natur und schwebte selbst der alten Philosophie nicht in dieser Ausschließlichkeit und Reinheit vor. Die alte Philosophie war immer eine, die nur auf Griechen und Römer als solche ihre Anwendung hatte.

Um uns von der geschichtlichen Anthropologie eine Vorstellung zu machen, werden wir nur nöthig haben, die Gründung der Staaten alter und neuer Zeit und besonders jene Gesetzgebungen, welche sich an bestimmte Namen knüpfen, zu beobachten. Hier wird man immer finden, daß das Alterthum, indem es etwas Primäres, wie Gesetze und Staat sind, gründen wollte, immer zu viel concrete Begriffe, die neuere Zeit immer zu viel abstracte in ihr Verfahren mischte. Den alten Gesetzgebern schwebte eine Erhebung der Natur zum Geiste eben so wenig vor, wie sich die neueren entschließen können, in ihre abstracten Verflüchtigungen der Begriffe über Staat und Gesetz etwas aus der Natur und dem concreten Leben Genommenes zu mischen. Wir werden diese Betrachtung genauer durchführen, weil es uns daran liegt, die Ungereimtheit einer sogenannten Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuweisen.

Das größte legislative Genie des Alterthums war unstreitig Moses. Seine Gesetzgebung weicht so entschieden von der Solonischen, Lycurgischen und römischen ab, daß sie sich sogar Begriffen nähert, welche wir so eben der neuern Zeit vindizirt haben. Wenigstens gingen bei ihm die beiden Begriffe einer abgesonderten und eigenthümlichen Nationalität

Vandalismus. Im Konventgange liegen zerstückt die Granitsäulen, welche die Franzosen im Revolutionskriege aus dem Dome fortnahmen und mit hölzernen ersetzten. 1815 wurden sie wieder zurückgebracht. Der marmorne römische Sarkophag, der dem Kaiser Augustus gehört haben soll, kehrte mit Verstümmlungen gemeinster Art wieder. An dem Hautrelief, das den Raub der Proserpina darstellt, waren dem Pluto und der schönen Tochter Demeter's, allen Dienern der Unterwelt und der Erde, die Nasen abgeschlagen, nur ein einziger kleiner Amor hatte seine Nase vor den Franzosen gerettet. Daß sie Kaiser Karl's marmornen Königsstuhl nicht zertrümmerten, geschah wol nur, weil sie gewohnt sind, Charlemagne ihrer Nationalität zu vindiciren und aus der Geschichte der Franken die Geschichte der Franzosen zu machen.

Zweifelnd und andächtig stand ich vor diesem einfachen Sessel, auf dem Karl der Große im Grabe ruhte und der der Sorgenstuhl aller deutschen Kaiser war, die nicht später in Frankfurt gekrönt wurden. Seit man anfing, unsre wichtigsten politischen Festhandlungen mehr in das Innere Deutschlands zu verlegen, von Aachen nach Frankfurt, von Frankfurt nach Regensburg, von Regensburg nach Wien, ist auch Deutschland äußerlich kleiner, innerlich schwächer geworden. Um den Franzosen alle ihre Rheinträume zu benehmen, sollten

die Könige von Preußen ihre Residenz von Berlin nach Köln verlegen. Der Stuhl Karl's des Großen! Wie oft habe ich ihn nennen hören. Da ist er! Die größten deutschen Kaiser, Otto, Friedrich, Heinrich, haben auf ihm gesessen, gewählt von den Fürsten des Reichs, zum ersten Mal betraut mit dem Apfel und dem Schwerte des Reiches. Diese Stufen, wie glatt, dieser Stuhl, wie marmorn, diese Lehne, wie kalt! Napoleon wagte es nicht, sich auf den Stuhl Karl's niederzusetzen, und schalt Josephinen, die so eitel war, es zu thun. Man hatte der Creolin ein rothsammtnes Kissen untergelegt. Man blickt hinüber nach Süden, nach Italien, nach Rom. O wäre der erste Gedanke dieser neu gekrönten Herrscher, wenn sie auf diesem Stuhle saßen, nicht stets dies unglückselige Rom gewesen! Hatten sie doch das Schwert, den Apfel, den Adler; mußten sie alle dem Duft des römischen Salböls erliegen und hin, hin nach Rom, wo die deutsche Kraft und nicht selten das eigne Leben ihr Grab fanden? Otto III. saß auch auf diesem Stuhl, blickte nach Rom und so, wie er drüben liegt in der Kapelle, kehrte er zurück. Der bronzene Adler drüben, von dem die Schüler jetzt die Messe singen, hat seine Füße kümmerlich zusammengeklemmt. Er steht so unsicher, daß sie wol auf den Gedanken kommen konnten, ihm zwischen die Krallen den französischen Donnerkeil zu stecken. Aber groß und gewaltig

hat er seine Flügel ausgebreitet. Fliegen, fliegen hin nach Rom, der äußeren, leeren, phantastischen Würde wegen! Das Reich verfällt daheim, der Kern des besten Volkes, das den Kaiser begleitet, entnervt, der Römerzug die einzige Kaiserthat. Ironischer Künstler, der du auf den Rücken des Adlers drüben eine Fledermaus befestigtest! Es war vielleicht nichts, als der Künstlerhumor des Mittelalters, der auf die weitgebreiteten Adlerfittige eine teuflisch grinzende Fledermaus von gleichem Metall ausspannte: aber deuten dürfen wir das Symbol. Ja, die Hierarchie liegt spöttisch grinsend auf dem deutschen Adler, der dunkle häßliche Vogel der Nacht auf dem Rücken des sonnanstrebenden Königs. Armes Vaterland, deine Adler flogen und nicht du, nur die Fledermäuse stiegen empor auf ihnen.

Durchschauert von den erhabenen Erinnerungen dieser heiligen Stätten, floh ich aus dem Dom auf die Höhe, die die Stadt beschirmt, den reizend gelegenen Lousberg. Was sollt' ich mit den „kleinen" und den „großen" Reliquien? Den Betenden dort am Fußboden laß ich dieses Haar Mariens, diese Gebeine der Apostel, diese Nägel vom Kreuze Christi. Glücklicher frommer Wahn! Glücklich durch Das, was du glaubst! Eine zweifelnde Seele sieht diese Knochen nur mit Wehmuth an, mit Wehmuth, daß der Himmel ihr den Gedanken gab und daß es keine andern Reliquien der Ideenwelt,

keine Heiligthümer der Gedanken gibt, als die Gedanken selbst! Ihr küßt diese Knochen, ihr frommen Kranken, und ihr seid genesen! Ihr weint in diese heiligen Tücher, ihr Leidtragenden, und ihr seid getröstet! Wir, die wir nichts glauben als den Zweifel, wir Armen, die wir unsichtbar den Gott suchen, den ihr sichtbar an eure Lippen drückt, wir Schmerzzerrissenen und Ungetrösteten, wir haben keine Linnen, keine Gebeine, keine Kreuze. Unsre Reliquie ist Gott, unsre Religion der Schmerz, unser Gottesdienst die Thräne.

Auch den Schädel Karl's des Großen laß ich dem Sakristan. Ich mag nicht sehen, daß ein Lohnbedienter mit dem Finger auf den Schädel Karl's des Großen klopft, um zu zeigen, daß er jetzt so hell klingt, wie der Schädel eines gewöhnlichen Fürsten unsrer Tage. Ich besteige den Lousberg. Ueberall Teufelssagen, überall der Teufel drohend, überall geprellt von den Priestern. Aachen steckt voller Teufel, wie es 1817 voller Diplomaten steckte. Diese brauten und kochten laulichte Protokolle, jene brauen und sieden die heißen Quellen, durch welche Aachen Spaa verdrängt hat. Das ganze Land, das sich vom Lousberg in die Ebene vor uns ausbreitet, ist vulkanisch. Nachts muß es leuchten von blauen Flämmchen. Im alten Thurme am Fuße hausen die Wichtelmännchen, das kleine Volk der Zwerge, das auf seinen kleinen ledernen Höschen überall den

Minen und Metalladern nachrutscht. Dort Holland, drüben Belgien. Riesenschornsteine dampfen über die schon grünende Ebene. Tief im Thale das sonnenbeschienene Aachen, etwas zerflossen in seiner Lage, nicht begrenzt genug für uns und eingefriedigt, um sich ganz darin heimisch zu fühlen. Eine Stadt, gleichsam ohne Mauern und Thore, geschaffen nur als Uebergang in neue Regionen, in Länder fremder Zunge, die ich morgen begrüßen werde.

Schon treibt es Frühling in der Brust. Draußen die Hollundersträuche blicken schon mit ihren grünen Erstlingsgrüßen, drinnen wallt und wogt das Herz. Liebe und Freiheit! Ein langentbehrter, hier wiedergefundener Freund liest mir in schönen lyrischen Klängen Frühlingslieder vor, die er in der Zeit der Trennung dichtete. Grüner Wald, Gesang der Vögel, Glück der Seele. Belaube sich Dir, mein guter Wihl, auch Dein Lebensbaum blütenvoll und sangesreich!

Ich sprach L. Lax, den schweigsam gewordenen Erzähler, der es verdient, daß man ihn zum Reden auffordert, W. von Lüdemann, der für das berliner Polizeiministerium die belgische Grenze und für die Blätter der literarischen Unterhaltung noch immer die Literatur überwacht, Oberst von Schepeler, den Kenner Spaniens, Drinhaus, der in seinen „Zeitfragen" sehr fragliche Antworten gegeben hat, Dr. Müller, der sich Ver-

dienſte um die aachner Mundart erwirbt, Buchhändler Mayer, der ſich freute, daß Bulwer einen neuen Roman geſchrieben hat, und deſſen Haus durch eine geiſtreiche Gattin und talentvolle Kinder zu den geſuchteſten Rendezvous der fremden Künſtler und Gelehrten gehört. In einer von den Kenntniſſen des Redakteurs der „Aachner Zeitung", von der Gemüthlichkeit Lüdemann's und dem kauſtiſchen Witze des Oberſten Schepeler erheiterten Geſellſchaft trug Dr. Müller Gedichte in aachner Mundart vor. Dieſe Sprache iſt wol die auffallendſte aller unſerer Dialekte. Sie hat beinahe aufgehört, deutſch zu ſein. Sie hat walloniſche, flämiſche, franzöſiſche, ſpaniſche, engliſche, ja man behauptet in Folge der Bäder und Congreſſe ſelbſt türkiſche Elemente in ſich aufgenommen. Sie ſteht ſo iſolirt, daß ſie nur in Aachen geſprochen wird. Selbſt die Bauern der Umgegend, die Bewohner des nahen Burdſcheid, die Tuchmacher in Eupen ſprechen einen abweichenden Dialekt. Dies aachner Deutſch klingt voll und melodiſch. Wie Dr. Müller's Gedichte beweiſen, eignet es ſich beſonders zum Launigen. Es liegt im Ton eine Naivetät, die unwillkürlich komiſch wirkt.

Lebe nun wohl, Deutſchland! Kein Abſchied, nur ein ſtiller Händedruck. Der Freund weiß, was dieſer feſte Blick ins Auge bedeutet.

# Vierter Brief.

Brüſſel, den 12 März.

Ein furchtbares Unwetter tobte uns aus dem Lande der Wallonen entgegen. Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt, wie man aus Brügge ſchreibt, Schiffe entmaſtet; ein Orkan wüthete mit Regen und Schloßen. Die Bergſtröme raſten in wilden Sprüngen über das Geſtein, Brücken wurden fortgeriſſen, die Wege waren in Gefahr, von mächtig anſchwellenden Bächen überſchwemmt zu werden. Die Gewalt des Windes drückte die Scheiben des Coupés ein, ſodaß ich bis auf die Haut durchnäßt in Lüttich ankam.

Was iſt aber alles dies Körperliche, wenn die Neuheit der Eindrücke unſern Geiſt beſchäftigt! Ich verließ Deutſchland, hörte den letzten Mann, der noch in deutſcher Zunge redete, und ſah, daß dieſer plötzliche Uebergang in ein fremdes Idiom kein Märchen war. Kein Uebergang, keine Vermittelung, plötzlich ein anderes Volk in dieſen Bergen, eine andere Sprache in dieſen

Thälern. Die Landessprache ist wallonisch, ein entartetes oder noch eher ein anomal entwickeltes Französisch. Die Sprache der Douanen, der Gasthöfe, der Postbüreaus ist französisch. Alles bekommt einen andern Anstrich. Die Menschen blicken nicht mehr wie bei uns nach Osten, sondern Alles neigt sich nach Westen. Paris ist die Sonne, die das geistige Wachsthum dieser Gegenden zeitigt. In den Wirthsstuben Erinnerungen an Napoleon, französische Landkarten, Pläne von Brüssel und Paris. Keine Beschwerdenbücher mehr in den Passagierzimmern, keine Kalender mehr mit den Bildnissen der königlichen Familie aus Berlin, keine Lithographien mehr, die die Magna Charta des preußischen Staats — „Meine Zeit in Unruhe" und „Auf Dich, meinen lieben Fritz" in saubrer Schönschrift verewigen. Ich muß alle Schleusen meiner Sprachkenntnisse öffnen, um mich oben zu erhalten, und doch werd' ich die Besinnung verlieren. Meidinger, Mozin, Thibaut, ihr Geister des Diktionairs und der Grammatik, verlaßt mich nicht! Mir ist zu Muthe, wie damals, als ich schwimmen lernte. Der Hallore warf mich ohne Weiteres in die Spree. Nun hilf dir selbst, le ciel t'aidera.

Und der Himmel hilft, aber Geld ist Gottes Sache nicht. Diese Franken, diese Sous, diese Centimen! Noch eben hatt' ich meine schönen Preußenthaler, meine

lieben vaterländiſchen Silbergroſchen und nun eine Fauſt voll Kupfer! Dreißig, fünfzig, fünf und ſiebenzig Centimen — die kleinſte Zahlung zwingt mich zum Rechnen. Ich werde alle meine Hegel'ſche Philoſophie vergeſſen und wieder mit Meyer Hirſch und der Algebra anfangen müſſen. Nur um das Kupfer los zu werden, zahl' ich Trinkgelder, wie ein grand Seigneur. Ein Frank hat zwanzig Sous, ein Sou hat fünf Centimes, hundert Centimes ſind ein Frank. Ich werde ſehen, ob ich es behalte.

Ich fange auch an, immer beſcheidener zu werden, und muß mich um ſo mehr für einen Zwerg halten, als ich mit einem Rieſen gefahren bin. Links der Bruder des Eremiten von Gauting, der Oberſt von Hallberg Broich, rechts nicht etwa ein großer Mann, ſondern in der That ein Rieſe. Ueber zwölf Perſonen, die ſich in Verviers einſchreiben ließen, ſtreckte dieſes Ungethüm ſeine cyclopiſchen Hände. Beim Einſteigen reichte er mit der Mütze bis an die Imperiale und bog den eiſernen Fußtritt krumm, indem er in das Coupé ſtieg. Im Wagen mußte er den Hut abnehmen und gerieth dadurch fortwährend in Gefahr, ſich in den Maſchen des an der Decke hängenden Netzes, wie Abſalom in der Eiche, zu verſtricken. Ich hatte die ſchwierige Aufgabe, neben dieſem Phänomen, das nur für einen Platz bezahlt hatte, mir den meinigen zu

behaupten. Wenn man mich plötzlich vermißt hätte, würde man mich unter der Achselhöhle dieses Patagoniers gefunden haben. Einige Augenblicke entschlummernd, griff ich im Erwachen nach Etwas, das mir wie ein Bein vorkam: es war der Arm des Riesen. Er hatte einen Mantel von so großem Umfange, daß er nicht nur ihn, sondern mich, den dritten Passagier, und zuletzt noch die von dem Sturm zerbrochene Fensterscheibe bedeckte. Es war dies Mr. Bibin, jener bekannte sieben Fuß hohe Riese, der sich vor mehreren Jahren in allen Hauptstädten der Welt für Geld sehen ließ und sich jetzt, da er (besonders in Amerika) sehr reich geworden ist, seinen Landsleuten, den Belgiern, umsonst zeigt. Ich empfehle allen kleinen Leuten, die gern wachsen möchten, die Bäder von Spaa. Mr. Bibin, aus Spaa gebürtig, ist ein bescheidener Mann. Ich bewunderte die Sanftmuth seines Wesens, die Zuvorkommenheit seiner Manieren, die Grundsätze, nach denen ein Riese seine Frau regiert. Mr. Bibin hat eine kleine Frau gefunden, die sich nicht nur nicht vor ihm erschrickt, sondern die ihn sogar liebt. „Sie ist Französin," sagte er, „und ein wenig launisch. Ich setze ihr aber nie Gewalt entgegen, sondern zähme sie durch Sanftmuth." — Aus dem Munde eines Riesen ein merkwürdiges Geständniß. Mr. Bibin zeigte mir ein brevet, worin ihm als propriétaire rentier erlaubt

mit der Idee einer kindlichen, erinnerungslosen und bildsamen Generation Hand in Hand. Während Moses die Juden mit ehernen Ketten an den Himmel schmiedete und Jehova zur unmittelbarsten Gegenwart aller die Nation betreffenden Ereigniſſe, jedes hebräiſchen Wortes und jeder israelitiſchen That machte, ließ er doch diejenigen, welche er mit ſich aus Aegypten führte, in der Wüſte ausſterben, um einen beſſer erzogenen Stamm in die Verheißung des gelobten Landes einzuführen.

Sollte Moses mit ſeiner vierzigjährigen Tergiverſation das Ausſterben der Leidenſchaften bezweckt haben, ſo ſuchte Lykurg ſie durch eine ſtrenge Erziehung, durch das Verbot des edlen Metalles, durch die Heloten zu zähmen, auf welchen er mit weiſer Berechnung die Schmach des Thieres ließ, um ſie ſowohl zum Bilde deſſen zu machen, was die Spartaner verachten ſollten, als auch zu einem verfolgten Sündenbock für die zuweilen aufſpringende Zügelloſigkeit ſeiner Bürger. Aber Menſchen im abſtracten Sinne, Menſchen, die einem philoſophiſchen Staatszwecke untergeordnet wären, ſchwebten Lykurg nicht vor. Man muß hier eine durch die neuere Alterthumswiſſenſchaft (beſonders durch die genialen Studien von A. Böckh und O. Müller) ans Licht geſtellte antike Maxime nicht überſehen, daß nämlich die Alten gern die vereinzelten Thatſachen langer Zeiträume zuſammenfaſſen und ſie an einen einzigen Namen anknüpfen, der nicht einmal in jedem Falle ein hiſtoriſcher iſt. So iſt namentlich die lykurgiſche Geſetzgebung kein Werk einer langen Vorberathung, keine theoretiſche Ausführung nach Grundſätzen und Maximen geweſen; ſondern das eben ſo dankbare wie doch wieder nachläſſige Gedächtniß der Nachkommen übertrug auf einen einzigen

wurde, im ganzen Bereiche Belgiens zu schießen. Seine Jagdflinte hing quer über unsern Häuptern. Ich beklage jene unglücklichen Geschöpfe, die diesem furchtbaren Jäger plötzlich einsam im Walde begegnen und nicht wissen, daß es Riesen geben kann, die die Launen ihrer Frauen durch Sanftmuth zähmen.

Von Verviers bis Lüttich ist der Weg von malerischer Schönheit. Zu beiden Seiten Felsen, Steinbrüche, abwechselnd mit anmuthigen Wiesen und auf den Abhängen und Bergvorsprüngen dichtgescharte Fruchtbäume. Das furchtbare Unwetter hüllte Alles in Grau, verwusch alle Farben des Bodens und der Ströme in Gelb. Bald wird einer der kühnsten Schienenwege durch diese Straßen, durch diese Berge gehen. Keine Schwierigkeit umgangen, jede durchbrochen. Wo man hinblickt, ein kühn in die längsten Berge gehauener Weg, eine dunkle Pforte, durch welche bald die glühende Lokomotive donnern wird. Lüttich, das malerisch zu beiden Seiten der Meuse gelegenen Liége, versetzt uns in die Poesie des Mittelalters, in die Industrie der Gegenwart. Hier werden die berühmten lütticher Waffen geschmiedet. Die ganze Stadt hat etwas Massives, etwas Stählernes. Von der Brücke aus in der Abenddämmerung sieht man die Oefen dampfen, die Essen glühen; Feuersäulen steigen über die Dächer auf, ganze Straßen sind erhellt vom rothen Flammen-

schem. Alles hämmert, Alles schmiedet. Ein tapferer Anblick, alle diese Waffenschmiede und Schwerdtfeger, klopfend, das Feuer schürend, am Amboß den Hammer schwingend, dort Messer, hier Degenklingen, Schuß-, Stoß- und Hiebwaffen, Pistolen, Bajonette, Gewehrläufe, ein werdendes Arsenal, die Initiative eines Schlachtfeldes. Sprecht, ihr wackern Schmiede, einen guten Zaubersegen in eure Metalle! Wenn ihr die heiligen Bannformeln über das gehämmerte Erz murmelt, weihet diese Schwerdter einer guten Sache! Betet, daß diese eure Klingen nie gezogen werden für Tyrannei und Völkerdruck, daß sie zerspringen in der Hand der Meineidigen, daß sie siegen in der Hand der Gerechten.

Welch ein reiches, üppiges Land dieses Belgien! Die Ebenen fruchtbar, die Ströme durchfurcht von belasteten Nachen, die Städte blühend vom Verkehr, da und dort die stolzesten Erinnerungen des Mittelalters. Noch immer berühmt durch den Flor des Handels, den Fleiß des Gewerbes. Die Kirchen überall Gewähr des behaglichen Bürgersinnes, der seine Städte mit seinem Reichthum schmücken wollte, die Rathhäuser, stolz wie Asyle der Bürgerfreiheit. Belgien ist auf der Stufe, die Frankreich nie, Deutschland sehr spät erreichen wird. Belgien hat die abstrakte Freiheit und die Freiheit der deutschen mittelalterlichen Städtebildung. Es ist frei im Allgemeinen und frei im Besondern.

An Tirlemont, Löwen, Mecheln führt uns die Eisenbahn vorüber nach Brüssel. Es ist Nacht. Der Sturm hat sich gelegt. Brausend jagt das wilde Heer eines uns begegnenden Convois vorüber. In den Bahnhöfen dampfen und schnauben die geheizten Eisenmaschienen. Funken knistern hoch in die Luft. Bei der Ankunft in Brüssel fühlt man sich betäubt in diesem Gewühl von glühenden Maschinen, von Fackeln, die unserm tastenden Fuß über hundert sich durchkreuzende Schienenwege fortleuchten. Das dampft, das schnaubt, das zischt, das hustet aus den Lokomotiven um uns her; wir wissen kaum, wie wir uns in einem Omnibus, der uns in die Stadt führt, zurechtfinden. Endlich Ruhe im Hôtel de Flandres.

Ich kann Brüssel nicht in allen seinen Merkwürdigkeiten studiren. Für Brüssels größte Merkwürdigkeit gilt Antwerpen. In meinen Wanderungen durch die hügelige Hauptstadt des jungen Königreichs suchte ich mir das alte Brüssel. Man muß sich nicht blenden lassen von den pariser Affektationen Brüssels, von den glitzernden Schaufenstern, den Manieren und Redeweisen; der Kern dieser polirten Schaale ist ein echt germanischer, ein flamändischer, der in Antwerpen und Gent noch unverkennbar deutsch ist. Unter Karl V. war Gent größer als Paris. Je mettrai Paris dans mon gant, war der Calembourg des großen Kaisers.

der hier auf diesem majestätischen Stadthause seiner unermeßlichen Herrschaft entsagte, um in Spanien zu beten und Uhren zu bauen. Auf diesem Marktplatze vor dem Stadthause sind Egmont und Horn enthauptet worden. Drüben in dem Brothause, wo jetzt die hellen Fenster eines Casinos leuchten, stand Alba und blickte kalt dem blutigen Schauspiele zu. Man muß auf diesem Platze an Egmont und Goethe denken. In jenem Estaminet, wo man das etwas herbe Pharo-Bier trinkt, mitten unter jenen Blousen könnten Soest, Jetter und Buyk sitzen, könnten streiten über ihre Privilegien, streiten, bis sich Vansen in den Hader mischt, Vansen, das Prototyp der de Potters, der Kats, der Bartels. Ein junger Literat aus Antwerpen hatte den Faust ins Flamändische übersetzt. Ich rieth ihm, es mit Egmont zu versuchen.

In Brüssel hat das wallonisch-französische Element äußerlich das deutsch-flamändische besiegt. Mehr als zwei Drittel des Landes sind aber Flamänder. Ihre Sprache ist holländisch; doch gestehen sie es nicht gern. Die pariser Kultur, die Abhängigkeit von der französischen Politik und den französischen leitenden Ideen hat über ganz Belgien eine Haut gezogen, die keine natürliche ist. Es ist eine Kruste, keine Haut. Sie hat keine organischen Funktionen, sie ist nur der klägliche Nachdruck der pariser Erfindungen, das Echo der französischen

Tonangabe. Man beobachte dieſe armſeligen Zeitungen Belgiens! So groß ihre Anzahl, ſo gering ihr Inhalt. Hätte nicht jedes Journal eine gewiſſe Anknüpfung an irgend eine Parteimeinung des Landes, an die katholiſche oder orangiſtiſche oder freimaueriſche Partei, an die Partei der Bank oder die Partei der induſtriellen Geſellſchaft, man würde nicht wiſſen, wozu dieſe Unmaſſe Papiers bedruckt wird. Alle geben ſie nur Frankreich wieder: Frankreichs Wahrheiten, Halbwahrheiten und Lügen, die Premiers Paris, die Entremets, die Faits und Accidensſiniſtres und die Feuilletons. Brüſſel erſcheint ärmlich, wenn man es beſucht, um ſich hier auf Paris vorzubereiten.

Gegen dieſe Richtung iſt aber eine Reaction eingetreten. Vorläufig muß man freilich noch die flamändiſchen Beſtrebungen eine Literatur nennen, die gleichſam erſt noch einen Verleger ſucht. Aber von allen Seiten regt ſich doch der Drang, frei und ſelbſtändig zu werden. Man wird die Literatur dieſes Landes von dem place de la bourse in den Platz des Hôtel de ville verſetzen, aus den Cafés in die Eſtaminets, aus dem Frack in die Blouſe. Man wird das Siegel wieder von dieſen hohen Domen löſen, die Sprache dieſer wunderbaren Bauten enträthſeln. Man wird die klaſſiſchen Gemälde der flamändiſchen Schule nicht vom Pinſel allein in Antwerpen fortſetzen laſſen, ſondern

auch die Feder wieder in die alte germaniſche Erinnerung tauchen. Erwägt man, welche Blüten die däniſche Literatur auf einem Stamm von ſo wenigen Millionen, die dieſe Sprache reden, treibt, erwägt man Schweden, Ungarn, Böhmen, warum ſollten die Flamänder ſich nicht zu einer eignen Literatur emancipiren können, ein Volk von mehr als drei Millionen in Belgien ſelbſt, ohne das wenn auch feindſelige, doch ſtammverwandte Holland? Die holländiſche Literatur, ohnedem veraltet, zurückgeblieben, in Vorurtheilen verroſtet, kann von dieſem regen Treiben in Belgien nur erfriſcht und Holland zuletzt ſogar noch eine geiſtige Eroberung des feindlichen Schweſterſtaates werden.

Jede Literatur, die ſich nicht im mythiſchen Zeitalter durch ſich ſelbſt begründet hat, oder durch eine bedeutende naive Kraft, ein Talent erſter Größe, ein Genie, getragen wird, muß ſich an die Entwickelungen verwandter Völker anſchließen. Die flamändiſche junge Bewegung wird, von Frankreich zurückgewieſen, nur wählen können zwiſchen England und Deutſchland. Zu befördern, daß ſie Deutſchland wählt, iſt der Zweck einer hier vor wenigen Monaten von einem geiſtreichen und federkundigen deutſchen Literaten, Dr. Kuranda, begründeten Wochenſchrift, Grenzboten. Dieſe Revüe erſcheint in wöchentlichen Heften und verdient ihrer rein nationalen, Deutſchland zur Ehre gereichenden Tendenz

wegen, die allgemeinſte Beachtung. Wie betrübend, daß eine ſo wichtige Zeitſchrift in Deutſchland äußere Hemmungen finden konnte! Sie erobert den deutſchen Intereſſen ein neues Terrain und wird aus dieſem Geſichtspunkt ſogar von der hieſigen Bank, die in materieller Hinſicht einen Anſchluß Belgiens an Deutſchland wünſcht, unterſtützt. Kuranda beſitzt zugleich geſellige Formen genug, um hier in jeder Weiſe die deutſche Literatur würdig zu vertreten.

Dem großen orangiſtiſchen Procès monstre beizuwohnen, hab' ich keine Luſt. In Paris ſelbſt werd' ich noch genug ſolcher Farcen erleben. Die richterliche Gewalt hat der Unmaſſe der Angeklagten, dem Wirrwarr der Zeugen und der Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber kaum Kraft genug, ſich in ihrer erſten Rolle zu behaupten. Faſt ſcheint es, als führten eher die Angeklagten als die Richter die Verhandlung. Ich ſitze, von Wanderungen ermüdet, auf meinem Zimmer und ſehe mir in nächſter Umgebung dieſe allmäligen Aenderungen der Sitte an. Das Feuer lodert ſchon im marmornen Kamine. Das große Himmelbett mit ſeinen breiten Dimenſionen, die Taſſen ohne Henkel, Henkel dagegen an den Nachttiſchen für die naſſen Tücher, ſchon eine andere Methode der Bedienung, ſchon eine andere Vertheilung der dienenden Aemter. Endlich klärt ſich auch draußen der Himmel wieder auf. Ein

schöner Tag. Im Park sehnen sich die gegen Winterfrost eingehüllten Statüen aus ihren Strohmänteln heraus. Auch die Bäume, stolze hohe Rüster und Platanen, möchten die häßlichen Hüllen, in die man sie kleidete, abwerfen; jene blechernen Schilde, mit denen man ihre Wunden verbunden hat, die Wunden der Septembertage. In diesem Park wurde Belgiens Unabhängigkeit erkämpft. Hier in diesem tiefen Grunde unter den Büschen modern die Gebeine von Hunderten der gefallenen Holländer. Die Bäume sind zerfetzt von Kugeln, und wo die Rinde von ihnen zu sehr gelitten hat, wo das Wachsthum von den grausamen Wunden zu sehr bedroht schien, hat man die Narben verdeckt, damit sie langsam heilen. Ein furchtbarer Anblick muß dieser Kampf gewesen sein. Die Holländer, zusammengeschart, von allen Seiten den Kugeln des Volks preisgegeben, hier in diesem Park. Drüben und draußen von Dächern, aus Fenstern herab das Feuer der Insurgenten. Waffen, schnell zusammengerafft, alte Helme, alte Panzer aus spanischen Zeiten her, hoch zu Roß die Führer des Aufstandes, Knaben die Trommeln rührend, die Frauen dazwischen, anfeuernd, Kugeln bringend, die Verwundeten verbindend, die Sterbenden beweinend. Im Eingang der Deputirtenkammer zeigt ein großes Gemälde von Wappens, wie diese Freiheit, eine Treppe höher in diesem Hause frei zu reden und frei abzustim-

men für die Intereſſen des Volkes, draußen unter den Herbſtbäumen, drüben im Park, erkauft wurde. Das Gemälde iſt etwas verworren gruppirt, und die Einheit zu ſehr in einer Sterbeſcene conzentrirt, die uns die fliegende Revolution nicht vergegenwärtigen kann. Das Rieſengemälde de Kayſer's, das links die Schlacht bei Woringen darſtellt, ſteht künſtleriſch wol auf einem höheren Standpunkt. Es iſt das Trübe der Freiheit, daß ſie Künſtler wol begeiſtern, aber nicht ſchaffen kann. Man kann ſehr wahr ſein, ohne daß man ſchön iſt.

St. Gudule iſt von innen erhabener als von außen. Die Kanzel dieſes Münſters, ganz aus Holz geſchnitzt, iſt ein Meiſterſtück der Erfindung und Ausführung; ſie iſt ein Gedicht. Das herrliche Werk ſtellt die Geſchichte des Sündenfalls und der Erlöſung vor. Unten Adam und Eva, vom Engel aus dem Paradieſe getrieben, die Schlange, rieſenhaft ſich um den Baum der Erkenntniß ringelnd, oben das Evangelium, in katholiſcher Auffaſſung, durch die Sternenkönigin Maria dargeſtellt. Wie lieblich der Humor des Mittelalters! Das Paradies ausgeſchmückt mit allen ſeinen Bewohnern, ſelbſt den Affen nicht zu vergeſſen. Wenn der Geiſtliche die Kanzel beſteigt, droht ihm ein luſtiger Maki auf die Schulter zu ſpringen. Jetzt ſollte ein Künſtler Kanzeln bauen, an denen er Affen anbrächte! Man würde es für eben ſo geſchmacklos, als irreligiös erklären, und doch haben

wir das Mittelalter nicht erreicht, weder in seiner Schnitzkunst, noch in seiner Andacht. Am Arme Eva's hing an einem dünnen Zwirnsfaden ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Mecheln, ein Ablaßbrief; unwillkürlich sinniger Trost für alle liebenden Töchter Eva's, für Alle, die unten vor der Welt das Paradies verlieren und oben bei Gott die Gnade finden.

Am Place de la bourse arbeitete ein Privattelegraph. Daß sich Privatleute Telegraphen halten können, ist einer der Horreurs, vor denen die deutsche Politik erschrecken würde. Dies ist indessen wahrscheinlich jener lügenhafte Berichterstatter, der die antwerpener Börsengerüchte so unsicher macht, und dem wir in Hamburg so viele verkehrte Nachrichten über Spanien und Frankreich verdanken.

Nichts von einer kläglichen Theatervorstellung im Park, nichts von den trois Suisses und den mille Colonnes, nichts von dem neuen Journal „die Nasenstüber" und dem alten Journal „Mephistopheles", in dem ich mehr Rohheit als Witz gefunden habe, nichts von der Gewissenlosigkeit des schändlichsten Nachdrucksystems gegen ein Land, dem Belgien seine Freiheit verdankt, nichts von Herrn Haumann, der sich durch seinen Nachdruck Häuser baut; ich rüste mich auf Frankreich, nach dem ich morgen abreise. Schon führt eine Eisenbahn nach Mons ins Hennegau oder in den Ainaut, wie es

Mann, auf Lykurg, eine Reihenfolge von Inſtitutionen, die in Sparta wahrſcheinlich länger als ein Menſchenalter bedurft haben, nicht nur, um ſich zu befeſtigen, ſondern auch, um mich ſo auszudrücken, ſich zu erfinden. Die Sage ſcheint ſelber andeuten zu wollen, daß Lykurg keinen Calcul machte; denn ſie verſchreibt ſeine Weisheit aus Creta, aus einem Lande, das der griechiſchen Weisheitsquelle, Aegypten, ziemlich nahe lag. Sie drückte jeden Falls damit ſehr richtig aus, daß Lykurg hiſtoriſche Erfahrungen, die Erfahrungen einer Reiſe, für Lacedämon accommodirte und ſtatt ſeiner eigenen Combinationen es vorzog, Natur zu geben, Nationalität und concrete Erfahrungsthatſachen.

Noch bei weitem weniger abſtract war die ſoloniſche Geſetzgebung. Drako gab doch wenigſtens Criminalgeſetze; aber die Geſetze, welch Solon gab, waren wenig mehr, als eine Maßregel der Noth, welche von Cliſthenes ſchon wieder anders beſtimmt wurde. Solon hatte weder Menſchen, noch Griechen, nicht einmal Athener vor Augen, ſondern nur Schuldner und Gläubiger, von welchen jene die Herabſetzung des Zinsfußes, dieſe die Bezahlung oder politiſche Rechte verlangten. Es war ein kritiſcher Augenblick in Athen, als Solon aus Salamis kam, im zerlumpten Rock und ſich mit verſtelltem Wahnſinn auf die Rednerbühne begab und zuerſt ſeine Schmerzberuhigung, ſeine Seiſachthie verkündete. Alle ſpätern Einrichtungen des Weiſen wurden auf die Grundlage der innern finanziellen Zerrüttung gebaut. Die Ariſtokratie erhielt Privilegien und die Maſſe einige Vorrechte, welche von der Art waren, daß Solon ihre Anwendung vielleicht niemals für möglich gehalten hat, z. B. den Oſtrazismus, Vorrechte, welche dennoch bald den ganzen Charakter jener

hier heißt, in Gegenden, die hiſtoriſch berühmt ſind aus den Zeiten der Grafen von der Mark, der wilden Ardenneneber. Bald wird dieſe Eiſenbahn Brüſſel unmittelbar mit Paris verbinden. So hat Belgien zwei ausgeſtreckte Eiſenarme, einen nach Frankreich, einen nach Deutſchland. Die Eiſenbahn nach Paris, die Eiſenbahn nach Köln. Belgien wählt, welche Hand es mit dieſen Armen drücken ſoll. Eine wird es wählen, aber es muß die Hand eines Mannes ſein.

# Fünfter Brief.

Paris, den 17. März.

Grade heute, es iſt mein Geburtstag, fühl' ich denn doch, daß ich über die Jahre der Illuſionen hinauskomme. Oft getäuſcht, hab' ich mich gewöhnt, nichts mehr zu erwarten. Ich habe mir die meiſten Dinge von der Poeſie, die ich früher an ſie anknüpfte, ſelbſt entkleidet. Der Schmelz, den ſie beſitzen, er wird ihnen darum bleiben; Das erfreuet uns nur noch wahrhaft, was uns überraſcht.

Das Meiſte, was wir ſchön, erhaben, groß finden, haben wir in unſrer Vorſtellung uns ſchöner, erhabener, größer gedacht. Die erſten Berge, die wir ſahen, ſchienen uns kleiner, als ſie uns hätten erſcheinen müſſen, um uns vollkommen zu befriedigen. Die gerühmteſten Wunder der Welt, wenn wir ſie ſahen, blieben hinter Kupferſtichen, Erzählungen, hinter unſern Phantaſien zurück. Die Liebe! Nahm ſie nicht anders ſich aus, als wir noch kein Herz gefunden hatten, das wir unſer

nennen durften? Wem gab ſie, als wir wirklich liebten, nicht Größeres, als wir hofften, und wem — nicht Kleineres?

Je älter man wird, deſto beſcheidener, deſto anſpruchloſer ſollte man werden. Man ſollte die Grenze ſich ziehen können für Alles, was dieſe Welt gewähren kann. Sie hat Alles und gibt ſo wenig. Wie viel Glück, wie viel Freude — nur dir iſt nichts davon beſchieden! Armes Herz, ſo haſt du entbehren gelernt, biſt einfacher in deinen Wünſchen, reiner in deinen Genüſſen, glücklicher geworden in deinen kleinen Befriedigungen!

Nur ein abſtracter Menſch, ein Menſch, der in Büchern heimiſcher iſt, als unter Seinesgleichen, konnte nach Italien reiſen und ſich ſtören laſſen durch Alles, was die Natur dieſem wunderbaren Lande als Zugabe ſeiner Wunder gegeben hat. Da die Wunder der Erde natürliche ſein müſſen, ſo wirft auch Alles, was himmliſcher Abglanz ſcheint, ſeinen irdiſchen Schatten. Wie klein jene Fremden, die unſer Vaterland beſuchten und alles Das zum Maßſtab ihres Urtheils über das Ganze nahmen, was ſie im Einzelnen befremdet, was von ihren Gewohnheiten abweicht oder wirklichen Tadel verdient. Ich kam nach Frankreich mit Indignation über hundert widerliche Eindrücke. Ein jämmerlicher Poſtwagen, gedrückte, erbärmliche Plätze, ein grober Conducteur, nicht die Spur von Aufmerkſamkeit auf das

Befinden der Reisenden. Schlechte Kost, Prellerei, für den kleinsten Dienst geöffnete Hände, die gemeinste Plusmacherei in Allem, was uns begegnet. In jeder Festung, die wir passirten, wurden die Pässe abgefordert, nur damit die Unterbedienten Trinkgeld fordern konnten. In Peronne verschmachtete ich vor Durst. Es war noch nicht zehn Uhr Abends. Ich äußere mein Bedürfniß: keiner der Passagiere hat den Muth, den plumpen Conducteur zum Oeffnen des Schlags zu bewegen, keiner steht mir bei, meine Bitten um ein verre d'eau sucrée zu unterstützen. Der Conducteur hört mein ganzes Lexikon französischer Flüche und läßt ruhig weiter fahren. Ich dachte, daß unter Ludwig XI. in Peronne Hunderte verschmachtet sind, und duldete bis zum nächsten Morgen, wo wir Milchkaffee statt Kaffee mit Milch, förmlich eine Suppe und einen großen Löffel, unser Frühstück damit statt zu trinken, zu essen bekamen. Und doch! Ich will nicht klagen. Ich will Frankreich nicht, wie es Manche gethan haben, nach seinem Milchkaffee und seinen Trinkgeldern beurtheilen. Jeder Sou, auf dem ich lese: République française, jedes Bildniß des unglücklichen Ludwig auf der groben Kupfermünze ergreift mich so, daß ich nur noch den welthistorischen Boden unter mir fühle und getrost durch die Barrière St. Denis bei schönstem Frühlingswetter in das große Babel einfahre.

Ich bin in Frankreich, in Paris. Ich muß mich beſinnen, um zu wiſſen, was mir einſt dieſer Gedanke war. Als Knabe hab' ich Frankreich gehaßt und Paris geliebt. Meine Gedanken klammerten ſich an Deutſchlands Fall und Deutſchlands Größe; meine Gefühle, meine Phantaſien ſchweiften durch Paris, das ich früh kennen lernte aus den Erzählungen meines Vaters. Mein guter Vater war in Paris geweſen, zwei Mal, 1814 und 1815. Er hatte dem Knaben Wunderdinge erzählt von den Boulevards, von Franconi, von einem Hirſch, der durch Feuer ſpringt, von einem Sattler, bei dem er wohnte. Ich bin in Paris, ich möchte nicht Louis Philipp ſehen, ich möchte den Sattler beſuchen, bei dem mein Vater gewohnt hat. Noch vor der Julirevolution haßt' ich Frankreich. Ein junger, franzöſiſcher Profeſſor, St. Marc Girardin, kam nach Berlin, um die deutſchen Univerſitäten zu ſtudiren und deutſch zu lernen. Er nahm Unterricht bei mir und erklärte mir Frankreich; ich erklärte ihm Deutſchland. Wenn ich ihm geſagt hatte, was Deutſchland, was der Tugendbund, was die Burſchenſchaft war, kam eine Stunde ſpäter Gans, Eduard Gans, und ſagte ihm, Das, was er von mir über Deutſchland gehört hätte, wäre nichts, als eitel Albernheit. Deutſchland könne nur durch Frankreich zur politiſchen Freiheit kommen. So Gans. Gans iſt nun todt. St. Marc Girardin

iſt maitre des requêtes, Staatsrath, Deputirter, Candidat eines Portefeuilles geworden. Und ich? — Wehmuth ergreift mich, wenn ich dieſe Gedankenreihe verfolge.

Nach der Julirevolution hat ſich in der Auffaſſung Frankreichs Alles geändert. Man empfand nicht für, ſondern mit Frankreich. Dieſelbe Lage, die Frankreich bei ſich verändert hatte, fand ſich bei den meiſten Völkern Europas vor. Selbſt England, ſo feſt gewurzelt in ſeinen hiſtoriſchen Bedingungen, machte die Reformbill und die Entwickelung des Chartismus zum Nachhall der pariſer Bewegung. Deutſchland vollends, in ſeiner politiſchen Lage ſogar hinter den geringen Verſprechungen der Wiener Congreß-Acte zurückgeblieben, mußte freudig den Sieg des Conſtitutionalismus begrüßen, einer politiſchen Form, die, nur halb bei uns eingeführt, auch in ſich ſelbſt ſchon zuſammenfiel. Die Hingebung an Frankreich lag vorausgeſetzt in einer beſchämenden Selbſterkenntniß. Frankreich wurde der Mittelpunkt und der Leitfaden unſrer Reformen.

Seither hat ſich auch dies wieder verändert. Deutſchland hat Kraft gewonnen, Frankreich Kraft verloren. In Frankreich iſt der Bodenſatz der Gährung ans Tageslicht gekommen, bei uns hat die Gährung, die wir Frankreich verdanken, unſere edleren Beſtandtheile zum Vorſchein gebracht. Frankreich fällt in ſeine hiſtoriſche Alltagsſtimmung zurück, Deutſchland iſt in der

nämlichen Gefahr, wenn auch der Umweg, den wir neuerdings genommen haben, sehr neu, großartig und bedeutend scheint. Die Dialektik ist schimmernder, origineller als früher; die Axiome sind aber die alten. Diese Bewegung ist nicht gut; aber wir werden sie nicht aufhalten können. Ich sage wir: und verstehe darunter die Denkenden, im Gegensatz zur Masse, die nur Leidenschaft und von der Geschichte Das kennt, was geschehen ist, nicht was geschehen wird.

Das sind Gedankenreihen, die mich viel beschäftigen werden. Vorläufig hab' ich Mühe, meine Gesichtspunkte nicht zu verlieren. Ich muß mich zuweilen besinnen auf das Frankreich, das ich mitgebracht habe, weil das Frankreich, das ich finde, mich irren kann. Louis Philipp, Guizot, Thiers, der bewaffnete Friede, der Friede um jeden Preis, die Pairskammer, die Königsmörder, die Deputirten, die Epiciers, die großen Männer und die kleinen Intriguen, die Kunst und Wissenschaft, Véry, Vefour, Musard — ich habe Mühe, von alle Dem, was ich früher wußte, hier nichts zu vergessen. Ein Fiacrepferd, das auf dem Boulevard für todt liegt, beschäftigt mich mehr, als drüben das Hôtel des capucines, in dem Guizot seine Diners gibt. Eine Holzpflasterung am Ende der Rue Richelieu weckt mehr Betrachtungen in mir, als das heutige Bülletin der Débats. Sie pflastern Paris mit

Holz, um der Revolution den Baustoff zu entziehen. Aus Holzblöcken lassen sich keine Barricaden mehr machen. Lieber mögen Die, die nicht hören können, übergefahren werden, wenn sie auf dem Holzpflaster das Rollen der Wagen nicht vernehmen, als daß Die, die nicht sehen wollen, ewig in Gefahr sind, ihre Kronen zu verlieren. Gedankenlos geht Paris an den aufgerissenen Straßenecken vorüber und beklagt an der Neuerung nichts, als daß sie den Spaziergängern eine Zeitlang die freie Passage hindert.

Schade, daß die diesjährige Frauenmode widerlich schwarze Trauerkleider sind, es fehlte nichts, um Alles frühlingsschön zu haben. Blauer Himmel, Sonnenschein, die Bäume grünen schon, die Fontainen am Obelisken glänzen diamanten, in den Champs élysées freuen sich die Pferde, auf den Boulevards die Menschen, im Palais royal die Engel. Hunderte von Bonnen führen die kleinen Kinder spazieren; Alles will hinaus in's Freie, und es ist so schön, daß man in Paris selbst förmlich über Land gehen kann. Zum Ueberfluß ist der Salon der neuen Gemälde eröffnet. Soll ich dort schon hingehen? Draußen Veilchenduft und drinnen die Oelfarbe suchen?

In Paris kommt die Kunstausstellung mit den Veilchen, in Berlin mit den Astern. Ich ziehe den gemalten berliner Nachsommer dem gemalten pariser Vorfrühling vor.

Auch innerlich, was die Kunst betrifft. Unsre deutschen Ausstellungen bringen mehr Poesie. Bei uns ist die Malerei lyrisch, hier will Alles dramatisch sein. Jedes Bild drängt sich hervor, jedes schreit um Beifall. Ich sehe ungeheure Effecte, aber wenig Gefühle. Die Religion ist in einigen riesenhohen Altarblättern bedacht. Es sind Votivtafeln einer Andacht, die nur deshalb für die Heiligen sorgte, weil einige neue Kirchen neue Gemälde haben müssen. Bei neuen Kirchen kommen in Anschlag: Steine, Holz, Gold, Silbergeräth, eine Orgel, ein Gemälde für den Altar. Diese Heiligenbilder gehören zum Baudepartement; man sieht ihnen an, daß sie auf Bestellung gearbeitet sind. Sonst wimmelt es in dem Salon von orientalischen Scenen, Familiengemälden und Portraits. Die ersten sollen für Algier begeistern, die andern das Glück der Ehe veranschaulichen, die letzten sind gemalte Heirathsgesuche. Auf den Familiengemälden sind Kinder und kleine Hunde die Hauptsache, auf den männlichen Portraits die Bärte. Ich mag hier keinen Mann mehr ansehen, weil ich nichts als Haare sehe. Alles trägt mittelalterliche Bärte, die Flaneurs, die Kutscher, die Marquis, die Ouvriers. Man ist von allen Seiten umgeben von Van-Dyk's-, von Rubens-köpfen, von poetischen Bärten, zu denen prosaische Augen, fahle Lippen und die geschmacklosesten Trachten des Jahrhunderts gehören. Diese Männer lassen sich ihre

Bärte wachsen, ohne daß sie selbst ihren Bärten gewachsen sind.

Die Gemälde des Salons sind im Grunde nichts mehr als gemalte Kupferstiche, colorirte Lithographien. Sie gehen mit wenigen Ausnahmen über den Geist des Kupferstiches und der Lithographie nicht hinaus. Die Mode, die gesellschaftliche Bestimmung scheint die Muse zu sein, die diese Künstler begeistert, und der sie ihre oft schönen und kühnen Talente opfern. An großen Kunstschöpfungen muß eine Periode immer ärmer werden, wo man die Bedeutung der Epoche angefangen hat, so zu verstehen, daß die Menschen dieser Epoche bedeutend wären. Seither wollen denn auch alle diese Philister, die die Hauptthebel der Epoche zu sein sich einbilden, sich in der Kunst abgespiegelt finden. Auf den Gemälden, wie in der Poesie, und nirgend mit größerer Tyrannei für die Dichter, als im Drama.

Der Weihrauch der Feuilletons, die den Salon umdampfen, muß erst den frischen Oelgeruch der Kunstausstellung vertreiben. Hinaus in die sonnigen Champs elysées! Hunderte von eleganten Equipagen, mit vorreitenden Jokeys, begleitenden Cavalieren, untermischt mit reitenden Amazonen, machen Queue zu beiden Seiten der Promenade, um bis zum Arc de l'étoile die Renten zu zeigen, die die weißen Handschuhe und die Stulpstiefeln der Jokeys, die diese englischen Wagen,

Geſetzgebung umwarfen und Athen zu einer reinen Demokratie machten.

In der römiſchen Geſchichte iſt vielleicht die Geſetzgebung des Numa die einzige, welcher ein Nachdenken über die urſprüngliche Natur des Menſchen vorangegangen iſt. Denn während alle übrigen ſich nur mit den Abwägungen bürgerlicher und polizeilicher Verhältniſſe beſchäftigen, während ſogar die berühmten juriſtiſchen Begriffe der Römer ſich erſt in ziemlich ſpäter Zeit ausbildeten, war die Geſetzgebung des Numa eine religiöſe. Indem ſie ſich mit dem Reize des Wunderbaren umgab, hatte ſie den Hang des natürlichen Menſchen zum Geheimnißvollen berechnet. Dieß iſt vielleicht der einzige Fall in der alten Geſchichte, wo ſie an pſychologiſche Phänomene, an das Studium der Menſchen, Inſtitutionen anknüpfte. Sonſt hat Rom den concreten Menſchen bis zur entſchiedenen Einſeitigkeit cultivirt. Der Menſch war nur Bürger, Pflichten und Rechte waren die der Convenienz, der Erbſchaft, des edleren oder gemeineren Blutes. Das Alterthum wußte nichts Anderes und ſelbſt die politiſche Philoſophie, welche zum großen Theile die Staatseinrichtungen der Kolonien des untern Griechenlands traf, konnte ſich von den Begriffen der Ariſtokratie nicht trennen. Das Höchſte, was ihre geiſtige Bevorzugung hervorbrachte, waren jene pythagoräiſchen Geheimbünde, welche in der Begünſtigung des Cosmopolitismus der Freimaurerei gewiß nicht geglichen haben.

Endlich, wenn man auch nicht läugnen kann, daß Ariſtoteles die Pſychologie in ſeine Politik miſchte und den Mangel eines beſtimmten von ihm angegebenen Staatszweckes durch eine Menge empiriſcher, von mannichfachen Gemeinweſen abſtrahirter Bemerkungen erſetzte, ſo iſt doch Plato's

dieſe Spiegelfenſter, dieſe geſtutzten Roſſe und die Augen der ſchönen Damen, die ſie ziehen, bezahlen. O, dieſe ſchönen, dieſe ſtolzen Augen! Dieſe Fülle von Glanz, dieſer Hintergrund von Glück und Unglück, von Liebe, Leidenſchaft und den dunkelſten Schlaglichtern der Poeſie! Hingelehnt auf ſammtne Polſter, den Arm auf einen Vorſprung der ſeidnen Kiſſen geſtützt, blicken dieſe pariſer Frauen der großen und reichen Welt mit ihren heißen und doch ſo furchtbar ruhigen Augen hinaus durch die niedergelaſſenen Jalouſien des Schlages in die noch kahlen Bäume, die für ſie kein Frühling zu belauben braucht. Oder bedürft auch ihr, ihr ſchönen Weſen, des grünen Schleiers der Natur, um ihn auf euer brennendes Auge zu legen? Brennen dieſe Blicke auch von Schmerzen, können dieſe Augen fiebern, dieſe Finger unter den glacirten Hüllen auch zittern? Habt auch ihr in euren Freuden eure Schmerzen, in eurem Reichthum eure Armuth, in Eurem Uebermaß eure geſtillte Sehnſucht? Seht, dort bringt der aufgerührte Staub ein Beiſpiel unſers Erdenglücks! Louis Philipp, König der Franzoſen, umringt von einer halben Schwadron ſeiner Leibgarde, ein kaum ſichtbares, kleines Fenſter in dem tiefen ſechsſpännigen Wagen, vorüberfliegend, nicht raſtend, nicht zum Schlage hinausblickend, ſich verbergend in der Rücklehne, bei der ſchon drückenden Hitze ſchwer athmend unter dem ſtählernen Ringelpanzer,

den er nach dem Glauben des Volks stets unter seinen Kleidern trägt! Doch davon später.

Wie ich gestern durch Zufall am Palais royal vorüberstreife, sind' ich le Cid angekündigt. Dem. Rachel Chimène. Das Glück will mir wohl. Beim ersten Spaziergang seh' ich den König, bei meinem ersten Theaterbesuch die Rachel. Vielleicht wäre es gerathener, wenn ich meine Meinung so lange zurückhielte, bis ich sie zum zweiten Mal gesehen habe. Ich will sie noch oft sehen, will ihr ganzes Repertoir von sechs Rollen studiren. Möglich, daß ich noch eine bessere Meinung von ihr bekomme, als die ich durch die Chimène erhielt.

Um nun gleich mitten in die pariser Eindrücke hineinzugreifen, so bekenne ich mit großem Leidwesen, daß diese berühmte junge Schauspielerin mich nicht befriedigt hat. Das Leidwesen geht nicht auf Rachel Félix, sondern auf die Möglichkeit, wie man in unserm Zeitalter berühmt sein kann, ohne es wahrhaft zu verdienen. Ungleich sind die Gaben des Geschicks, ungleicher noch die Belohnungen des Genies ausgetheilt. Dem Einen wächst der Lorbeer so hoch, daß seine Stirne ihn nie erreichen wird, dem Andern wuchert er unter den Füßen, wie Brennnesseln. Dieser niedrig wachsende Lorbeer erstickt aber auch oft in den Brennnesseln. Der Ruhm der Rachel ist nicht so hoch, daß er über Janin's Kritik erhaben wäre.

Man rühmt am Corneille'schen Cid, daß er natürlicher ist, als die französische Tragödie natürlich zu sein erlaubt. Man versteht vielleicht einige Verwandlungen darunter, die gegen die Einheit des Ortes verstoßen. Ich finde das Natürliche des Cid in seinen Fehlern und seine Fehler in seinen Vorzügen. Das Stück ist planlos, und, da es von einem starken Geiste ausging, naiv. Das Naive des Cid ist sein schönster Vorzug, und wer diese Tragödie ganz ehren will, muß als Schauspieler sie in ihrer Naivetät beleben, muß in ihr mehr Empfindung entwickeln, als sonst auf dem französischen Cothurn üblich ist.

Dem. Rachel hat dem Cid des Corneille diese Ehre nicht erwiesen. Sie war eine eben so frostige, mürrische, gelangweilte Chimène, als die echte Chimène ein warmes, liebendes, lebensfrohes, gutes Mädchen sein soll. Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht würde nicht von Corneille auf die Schultern Chimènens gelegt worden sein, nicht in ihre Wangen, in ihre Augen, in die Biegungen ihrer Stimme hineingedichtet, wenn er sich in Chimènen ein Wesen gedacht hätte, wie es Dem. Rachel wiedergibt. Diese Schauspielerin scheint von ihrer Pflicht, den Mörder des Vaters zu hassen, so erfüllt, daß man nicht weiß, warum die Pflicht mit ihrer Liebe in Kampf geräth. Sie hat keine Liebe, sie hat sie wol in ihren Worten, nicht in ihren Mienen.

Corneille wußte, was Chimène will: Dem. Rachel wußte nicht, was Corneille will.

Die Rachel iſt eine lange hagre Geſtalt, mit Zügen, die grade nicht unſchön ſind, mit Augen, die nicht blitzen, doch ſchimmern, wohlbegabt, angewieſen vielleicht auf den Beruf, den ſie wählte. Doch zuvörderſt gebricht es ihr an Organ. Dieſe noch ſo junge Schauſpielerin hat in ihrer Stimme nur noch Kraft, wenn ſie ihre Stimme anſtrengt. Für den gewöhnlichen Lauf des Dialogs fehlt ihrem Organ Lieblichkeit, Fülle, Metall. Sollte man glauben, daß Dem. Rachel eine Schauſpielerin iſt, die Anſtrengung verlangt, um in Stellen, die nicht leidenſchaftlich ſind, gehört zu werden?

Chimène, von einer deutſchen jungen Tragödin geſpielt, würde zunächſt die liebende Geliebte des Mannes ſein, den die Umſtände ſie zu haſſen zwingen. Dem. Rachel liebt nicht. Sie hat allerdings die Scala der Liebestöne, ſie weiß, wenn man mit der Stimme zittern, wo man die Augen niederſchlagen muß, ſie weiß, welche Sätze man fallen laſſen, welche Worte hervorheben, welche Abgänge man in einander ſchleifen und zuſammengurgeln muß, um das Publicum klatſchen zu machen — das iſt aber Alles. Ein Gemüth zu verſchenken, ein Herz uns zu geben, hat ſie nicht. Sie declamirt vortrefflich. Sie hat alle Regeln des dramatiſchen Vortrags inne, ſie weiß, wo Gleichgültigkeit,

wo Ironie, wo langſames, wo ſchnelles Sprechen wirkt, ihr ganzes Spiel iſt, wie man das in der deutſchen Theaterſprache nennt, aus Druckern zuſammengeſetzt, aber ſie producirt, was ſie ſpricht, aus ſich ſelbſt nicht wieder. Nichts erſchöpft ſie, nichts bewegt ſie. Sie liebt nicht, nicht einmal lächeln kann ſie. Chimène, und nicht ein einziges Lächeln! Nicht einmal ein Anlauf, das Lächeln werden könnte und ſich nur in einen Schmerzenszug verwandelte.

Ihre einzige, dem Gefühl ſich nähernde Stelle war, wo ſie Act 5, Scene 1 zu ſchließen hat, indem ſie Rodrigue anredet:

Sors vainqueur d'un combat dont Chimène est le prix.
Adieu: ce mot lâché me fait rougir de honte.

Das Gefühl, das ſie hier zeigte, beſtand in Folgendem: Sie zerlegte das Wort Chimène in ſeine drei Sylbentheile und ſetzte auf jede förmlich ein muſikaliſches Trillerzeichen. Sie trillerte erſt Chi-, dann meckerte ſie mê- und ließ rallentando die ganze muſikaliſche Figur auslaufen in die letzte Sylbe -ne, die ſie wiederum nur trillernd ausſprach. Dann bückte ſie ſich, als ſuchte ſie auf dem Boden etwas, ſprach leiſe ihr rougir de honte aus und lief zuletzt in die Couliſſe fort, wie eine über eine Schmeichelei rothwerdende Griſette, die die Schürze zwiſchen die Beine klemmt und, um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf und davon

läuft. Uebrigens fand man dieſes kleinliche und gemeine Spiel bewunderungswürdig.

Gerechtfertigt werden kann die Kälte der Rachel durch den Character der Franzöſinnen überhaupt. Ich werde mich durch Proben nicht überzeugen können, aber ich glaube, daß die franzöſiſchen Frauen es verſtehen, ſich in der Liebe eine größere Selbſtändigkeit zu erhalten, als die deutſchen. Ich glaube, daß die Hingebung einer Franzöſin die einer Deutſchen nicht erreicht. Es iſt mir immer vorgekommen, als wenn in Frankreich die Liebe ein Vertrag iſt, dem ein gewiſſes Bewußtſein von gegenſeitigen Rechten und Pflichten zum Grunde liegt. Ohne Zweifel iſt in der franzöſiſchen Liebe noch bei weitem mehr der Character der Chevalerie vorherrſchend, als bei uns, die wir uns durch Höflichkeit nie auszeichneten. Die Franzöſinnen lieben, ohne auf die égards zu verzichten, die man ihnen ſchenken mußte, ehe ſie erhörten. Die deutſche Liebe wird ihren ſinnlichen Fond ſchneller erſchöpfen, als die franzöſiſche, die ein Talent beſitzt, auch hier zu ökonomiſiren. Eine franzöſiſche Liebe wird den Mann mehr beſchäftigen, als eine deutſche; ſie wird ihm minder ſchnell geſchenkt werden, als bei uns, aber auch dafür länger andauern. So kommt in den Charakter der franzöſiſchen Sexualverhältniſſe ein abſtractes Element, etwas Bewußtes, etwas Gedankenmäßiges, das wir nicht kennen. Die

sinnliche Flamme lodert in einem Behälter, aus dem sie, auch in der Kunst, und ganz besonders in ihr, nur spielend hervorzüngeln darf, nicht aufsteigen in voller heiliger Lohe.

Auch die Liebeskälte der Männer hat mich im Cid angefröstelt. So abgeschmackt und kindisch sich die Helden des Vaudevilles stellen, wenn sie verliebt sind, so kalt war die tragische Liebe Rodrigue's. Oder lag die Schuld dieses völlig ungenügenden Eindrucks an Ligier? Dieser Schauspieler hat eine gewisse ungeschlachte Roheit, die für seine Rolle vollkommen passen möchte, aber sie schien ihm angeboren zu sein, noch mehr, sie schien dem Publikum männliche Größe zu bedeuten. Ligier ist nicht mit einem unsrer berühmten deutschen „ersten Liebhaber", unsern Tasso- und Posaspielern, zu vergleichen. Was er an Kraft und Natürlichkeit vor ihnen voraushaben mag, das fehlte ihm an Grazie, Anmuth und Würde. Ein unschöner Kopf, eine plumpe Gestalt. Dafür freilich ein großes Redetalent und die feinste Nüancirung aller nur möglichen declamatorischen Effecte. Der Vortrag der Scene, wo er die Schlacht am Meere schildert, war ein Meisterstück.

Ein durchaus tüchtiger und mir sehr lieb gewordener Schauspieler ist Guyon, der den Don Diego spielte. Hier wehte mich etwas von unserer guten deutschen „alten Schule" an, nicht von der alten Schule, die

ihren Stolz nur darin findet, daß sie schlecht auswendig lernt, sondern von jener alten Schule, die durch biedre Treuherzigkeit des Tons, Natürlichkeit des Benehmens und jenen Humor sich auszeichnet, den die echte Mimenkunst auch beim Erhabensten, ja selbst noch beim Schmerze zu entfalten weiß.

Das Ensemble war gut, das Arrangement ohne Bedeutung. Die Weise des Spiels der untergeordneten Rollen entsprach der Vorstellung nicht, die man von der Tradition des Théatre français hat. Wenn Ligier den Unterleib vorstreckt, die Rachel gegen alle Gesetze der dramatischen Aktion ganze Tiraden mit vorgestrecktem Zeigefinger declamirt, dann kann es nicht Wunder nehmen, daß eine Confidente beim Reden die Hände so familiär zusammenlegt, wie eine Ladendame, die ihren handelnden Käufern erklärt: Es thut mir leid, prix fixes, wir schlagen nichts vor! — Die Bärte waren auch hier, wie jetzt fast überall die Hauptsache. Schöne Bärte, schlechte Schauspieler.

Die Stimmung des Publicums war merkwürdig. Jede politische Anspielung, jede schöne Stelle wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Gewiße Force-Phrasen erregten allgemeine Theilnahme. Vieles, Vieles davon hat mich verwundet. Ich liebe diesen französischen Pathos nicht, ich liebe diese Lakonismen nicht, die meist erhaben klingen sollen und zuweilen gemein sind. Als Ro-

drigue den Grafen auffordert, ſich mit ihm zu ſchlagen, und dieſer ausweicht, ſagt Ligier:

As-tu peur de mourir?

Er ſprach dieſe Worte mit einer Kälte, mit einem Hohn, daß man Fouquier Tinville zu ſehen glaubte, der einem Girondiſten die Süßigkeit der Guillotine vormalen will. Die Franzoſen waren außer ſich über dieſes: as-tu peur de mourir. Vielleicht in ihrem Sinn mit Recht, mit Recht in der Erinnerung an ihre Geſchichte, mit Recht an die Erinnerung der blutigen, furchtbaren Dinge, die ſie nicht würden ertragen haben, ohne einen finſtern, ruhigen Todesmuth.

Bei drei Stellen war der Applaus von ſpecieller Bedeutung. Man klatſchte begeiſtert bei der ſchönen Phraſe:

Je suis jeune, il est vrai, mais aux âmes bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années.

Noch größer war die Aufregung bei den Verſen, wo der König ſich weigert, Krieg zu führen mit den Worten: Sortir d'une bataille et combattre à l'instant, und Diego mit Beziehung auf die obenerwähnte Schilderung der Schlacht mit ruhiger Ironie ſagt:

Rodrigue a pris haleine en vous la racontant.

„Der Friede um jeden Preis" hätte hier bei dem donnernden Jubel der Menge beſchämt zu Boden blicken

müſſen. Endlich wurde der Verſuch einer kleinen Partei, bei den Worten:

Et quand un roi commande, on lui doit obéir

zu klatſchen, mit lautem Lachen und ziſchend zurückgewieſen. Als der Vorhang fiel, rief man die Rachel, Ligier und Guyon hervor. Sie kamen und verbeugten ſich. Ich fixirte die Rachel. Kein Lächeln, noch immer kein Lächeln! Stummer, ſtarrer Ernſt in ihren Mienen. Die gemalte Kälte!

Republik ein ganz antikes Werk. Allerdings, die Gerechtigkeit leitet seinen Entwurf ein; Plato vergißt nicht, die Tugend zum Fundamente desselben zu machen; aber der obere Bau, die Construction seines Staates, dessen Dimensionen und letzte Kuppel sind Typen, die sich in Athen, Sparta und Syrakus schon abgenutzt hatten. Im Begriff des Lebens bleibt selbst das größte Genie seiner Zeit unterworfen und wird in der Absicht, die Fehler der politischen Existenzen zu verbessern oder zu umgehen, doch immer wieder in sie verstrickt werden. Die Kategorie, die Anschauung, die Erfahrung selbst mußte eine andere werden, ehe auch Plato sich von seiner Zeit hätte losreißen können. Nicht durch die politische Praxis ragt Plato in die moderne Zeit, sondern durch den Schlüssel des himmlischen Geheimnisses, den Athem jener Weltseele, welche in seinem tiefsinnigen Timäus weht.

Erst die neue Welt strebt nach dem Ziele der reinen Humanität. Menschen, welche kein Gesetz haben, als ihre Mäßigung, keinen Glauben, als ihre Ueberzeugung, Menschen ohne Vorurtheile sind die Ideale der mordernen Philosophie. Auch die Staaten von der Natur frei zu machen, dem Eigennutz und der Tyrannei die historische Begründung zu nehmen, ja sogar in Sitten und Gewohnheiten das Herkömmliche zu modeln oder zu vermeiden, das ist Zweck und Ziel derselben Philosophie. Sie löst Erinnerungen, Ahnen, ja sogar das unvertilgbar Scheinende im Physiologischen, die historische Schale von der zarten, unbedeckten Nuß des innern Menschen, den sie darauf in alle Verhältnisse als einen Begriff a priori schleudert. Ich brauche die herrlichen Folgen dieses Verfahrens nicht aufzuzählen: aber verschweigen läßt sich nicht, daß er auch oft Menschen und Staaten erzeugte, welche nur auf dem Papiere lebten.

# Sechster Brief.

Paris, den 19. März 1842.

Guizot hat wegen eines häuslichen Krankheitsfalles mehrere Tage nicht empfangen. Gestern war zum ersten Mal wieder im Hotel des Capucines jener Salon geöffnet, den hier jede politische Renommée unterhält, um an dessen Besuch den Grad zu zeigen, auf welchem sein politischer Thermometer steht. Guizot's Salon war nicht sehr gefüllt; theils Militairs, theils Gesandte, einige Deputirte und Gelehrte. Die Charwoche hat begonnen. Die in der Nähe von Paris auf dem Lande wohnenden Staatsmänner machen sich Ferien.

Ich wurde Guizot vorgestellt. Für einen Ketzer eigenthümlich genug, nach dem Gesandten des Papstes. Guizot ist klein, von Figur gedrungen, ein angehender Sechsziger. Auge und Haltung lebhaft, der Vortrag sehr bestimmt; die Lebhaftigkeit schien sich fast der Reizbarkeit zu nähern; es lag eine gewisse Spannung, eine gezwungene Elasticität in seinem Wesen. Wenn ich

seine gegenwärtige Stellung bedenke, wenn ich nichts vergleiche, als nur die polemischen Artikel der Oppositionsblätter von heute früh, die Drohung, daß sich in allen Seehäfen der Kaufmannsstand eines nicht gegebenen Gesetzes wegen gegen ihn erheben würde, die triumphirende Hinweisung auf das Resultat der bevorstehenden Wahlen, so ist es nicht zu verwundern, daß Guizot's Innerstes über sein Aeußeres hinauszulangen scheint. Sein ganzes Wesen schien mir wie galvanisirt.

Frankreichs Allianz, sei's nun unter Guizot mit England oder unter Molé mit Rußland, wird schwerlich etwas Aufrichtiges und Dauerndes sein. So hat Frankreich denn allerdings das größte Interesse, sich mit Deutschland zu verständigen. Unglücklicherweise ist aber Deutschland ein Land, das einer bestimmten politischen Sympathie nicht fähig ist. Man kann von den Sympathien des Rheins sprechen und hat nicht die Sympathien der Donau. Die Stimmung des Volks ist nicht die der Gelehrten. Die Regierungen haben wieder ihr System für sich und hängen von Preußen und Oesterreich ab, zwei Staaten, deren Politik sich noch immer nicht hat entschließen können, rein und ausschließlich deutsch zu sein. So ist es außerordentlich schwer, irgendwie für die Stimmung Deutschlands gut zu sagen.

Vor zehn Jahren, noch unter Casimir Perier, der zuerst anfing, die Julimonarchie ihres revolutionairen

Urſprungs zu entkleiden, war die franzöſiſche Politik darauf bedacht, in den weſtlichen und ſüdlichen kleinern Staaten Deutſchlands die alten Rheinbundsideen zu nähren. Die Stimmung des deutſchen Volkes war beinahe reif, ſich von einem Regierungsſyſtem loszuſagen, das die Protokolle von 1832 gegeben und in jenen unglücklichen Verhaftnahmen und Verfolgungen das einzige Mittel erblickte, Deutſchland zu beruhigen. Später haben ſich alle dieſe Dinge geändert; Vieles, was Andre ihrer Weisheit zuſchreiben werden, muß man der Erſchöpfung zuſchreiben. In Frankreich geſchieht Alles durch die Perſonen, in Deutſchland geſchieht Alles durch die Umſtände.

Wenn es Frankreichs Intereſſe iſt, von Richelieu bis Thiers bewieſen es alle ſeine Staatsmänner, Deutſchland uneinig zu wiſſen, ſo hätte es den Moment der kölniſchen Wirren benutzen können, um die drohende und damals wirklich eingetretene Spaltung weiter aufzureißen. Frankreich iſt aber ſolchen umgreifenden Unternehmungen nicht mehr gewachſen. Den innern Parteiungen, die das Land zerfleiſchen, preisgegeben, geleitet von einer Politik, die nur die Befeſtigung der Dynaſtie Orleans einzig und allein im Auge hat, hätte es auch, wie es jetzt iſt, nicht die moraliſche und religiöſe Weihe beſeſſen, um der katholiſchen Sache in dem Sinne ſich anzunehmen, wie Graf Montalembert und die ihm ähn-

lich gesinnte Partei vielleicht die Grundzüge dieses Schutzes würde entworfen haben. Frankreich wird nur noch von administrativen Ideen regiert. Es ist die Regierung einer absoluten Polizei. Frankreich hätte den legitimistischen Principien des Romanismus gegenüber eine andre Weltanschauung, die rein liberale, fest begründen können. Seitdem es sich aber vor dieser Weltanschauung selber fürchtet, sind ihm auch die Zügel der Weltregierung entfallen. Frankreichs Regierung ist kein Organismus mehr, sondern nur noch Administration. Von Ministerium zu Ministerium, von Kammersitzung zu Kammersitzung befestigt man nichts, als die Centralisation. Hatte es doch selbst eine Fehde mit dem Erzbischof von Paris, wie konnte es den Erzbischof von Köln in Schutz nehmen!

Auch die deutsche Politik ist mehr administrativ und polizeilich, als organisch. Es liegt dies in der Furcht vor der Revolution. Als man sahe, daß die liberale Partei mit ihren constitutionellen Wünschen sich in die kirchliche Fehde mischte und der Zwiespalt zwischen deutschem Norden und deutschem Süden immer bedenklicher wurde, beeilte man sich, das kirchliche Gebiet zu verlassen, die schwebende religiöse Frage wie nur irgend möglich beizulegen und das locker werdende Band des Zusammenhanges am Bundestage enger wieder als je zu knüpfen. Die Festungen sind ihrem Ausbau näher

gebracht worden, die eben ausbrechende Krisis der orientalischen Frage erlaubte, unter einem guten Vorwande, den Kriegszustand aller deutschen Territorien zu prüfen und zu verbessern, die Rheinfrage mit ihren poetischen und musikalischen Accidenzien kam hinzu, und so hat sich Deutschland im Augenblick eines Zusammenhanges, einer Einigkeit zu erfreuen, die ihm plötzlich eine seit lange nicht behauptete Stellung gegeben hat. Die französische Politik ist in diesem Augenblick Deutschland nicht gewachsen.

Die Thatsache dieses unsres Aufschwunges kann für jeden Deutschen nur erhebend sein. Wenn die Regierungen so verständig sind und dem revolutionairen Princip dadurch zuvorkommen, daß sie die Versprechungen desselben zu ihren eignen Leistungen machen, so wird Deutschland zunehmen an Kraft, an Kraft des Widerstandes, an Kraft, dulden zu können, an Kraft der Neutralität. Eine handelnde Kraft kann aus Deutschland nicht werden, so lange sein Zusammenhang ein Mechanismus ist. Mechanisch lassen sich sechszig Hände zu zwei Händen vereinigen, aber nicht dreißig Willensmeinungen zu einem Willen. Doch hindert das nichts. Schon als europäischer Schwerpunkt ist Deutschland groß, und wenn unsre Regierungen nicht zu schroff dem Volksleben sich entziehen, wenn nicht so unzeitige Erbitterungen, wie die von Seiten der ministeriellen Partei

in Baden und der dynastischen in Hannover das zunehmende Vertrauen stören, so könnte wol eine Zeit kommen, wo die Frage: Monsieur est Allemand? in einem politischen pariser Salon an uns gerichtet, uns nicht in Verlegenheit setzt, sondern mit einer kräftigen Bejahung stolz beantwortet werden kann.

Es ist eine Lieblingswendung der Franzosen, Deutschland müsse mit Frankreich Hand in Hand gehen. Früher klang diese Phrase etwas nach der Klugheit des Löwen, der den Esel einladet, an der gemeinschaftlichen Beute Theil zu nehmen; jetzt liegt wirklich etwas Aufrichtiges darin. Die Franzosen räumen uns so außerordentlich viel ein, daß man mehr als mistrauisch wäre, ihren Versicherungen keinen Glauben zu schenken. Die Franzosen bedauern selbst, daß die Rheinfrage von einigen allzu sanguinischen Hitzköpfen, von einigen Radoteurs aufgeworfen wurde, die gern mit Phrasen paradiren. Die Franzosen sagen: Nehmt uns nicht übel, daß wir zuweilen an unsere Eroberungen denken; seid ihr doch zwei Mal in unserm Lande gewesen, im Revolutionskriege und am Ende der großen Tragödie Napoleon! Man sagte mir: „Nur die sinkenden Größen in Frankreich, Größen, die keine populaire Idee mehr zu verarbeiten haben, greifen nach dem letzten Rettungsbret, nach der Rheinfrage.“ Es wären dies die Geister, die Frankreich selbst schon aufgegeben hätte.

Ich rathe allen Deutschen, die nach Frankreich reisen, dort im Gefühl ihrer Nationalität aufzutreten. Die Franzosen kennen an sich selbst keine andere Methode sich einzuführen und achten nur diese. Freilich muß sich ein unabhängiges, tief verstimmtes Gefühl überwinden. Aber ich mochte nicht grollen mit dem Vaterlande in einem Augenblick, wo man in Frankreich anfängt, bei der Frage: Monsieur est Allemand? den Hut abzuziehen.

Was gibt dem deutschen Namen in Paris dies Feierliche und Bedeutsame? Nicht der Bundestag, sondern der Geist unsres Volks! Unsre einst große Geschichte, unser Tiefsinn, unsre Poesie! Guizot stellte mir frei, deutsch zu reden; er behielt sich nur die französische Antwort vor. Ich wollte ihn nicht auf die Probe stellen, aber daß er es wagt, deutsch verstehen zu wollen, ist schon ehrenvoll für uns. Man schätzt jetzt in Frankreich mehr an uns, als nur den deutschen Sammlerfleiß. Man kauft mehr von unsrer Literatur, als nur unsre medicinischen, historischen, philologischen Werke. Man ist von unserm Fleiß auf unser Genie übergegangen. Man wird uns in Allem die Form absprechen und mit großem Rechte, in dem Meisten aber, vielleicht mit Ausnahme der socialen Philosophie, uns nur das Tiefste und Gründlichste zuerkennen. Es gilt in Frankreich für ein Mittel, sich einen Weg zu bahnen, wenn

man eine specialité allemande iſt. Unſre Muſik iſt uns zugeſtanden. Die Muſik iſt unſre Domaine. Auch die Malerei wird es werden, wenn der hieſige Salon ſich von Jahr zu Jahr, wie es den Anſchein hat, verſchlechtert und aus der deutſchen Kunſt die unglückſelige Heiligenjagd und Myſticiſterei verbannt wird. Am weiteſten zurück ſind die Franzoſen allerdings in der Anerkennung unſrer neuen Poeſie. Und mit Recht. Denn unſre neuere deutſche Poeſie iſt zu ſehr die Frucht der franzöſiſchen geweſen. Es lag darin ein nothwendiges Geſetz, das wir befolgen mußten wider Willen. Die Zeit wird kommen, wo wir auch hier die Franzoſen, die in der ſchönen Literatur weiter als wir waren, aber es jetzt nicht mehr ſind, wieder einholen, vielleicht übertreffen.

Ich komme auf Guizot noch einmal zurück. Je vous reserve encore une heure du matin, on nous causerons à notre aise. Wir werden wahrſcheinlich über deutſche Philoſophie ſprechen. Es iſt die gewöhnliche Koſt, die die Franzoſen den deutſchen Beſuchern vorſetzen. Guizot iſt ein guter Philoſoph. Dies hindert aber nicht, daß ihn heute die Kammer über den Runkelrübenzucker interpellirt und er wie ein Oekonom darauf antworten wird.

# Siebenter Brief.

Paris, den 22. März.

Das Frühlingswetter will doch noch nicht Bestand haben. Ein regnerischer Tag, grau der Himmel, trüber die immer trübe Seine; alle Steine auf den Straßen zum Hinfallen schmuzig. Man flüchtet sich in die Passagen, ins Palais-Royal. Die Passagen, die Lesekabinette sind Oerter, wo man sich Rendezvous gibt. Man ißt im Boeuf à la Mode, im grand Vatel, im Restaurant anglais. Very, Vefour, den Rocher de Cancale spart man sich noch auf, wenn ein schöner Tag, eine heitere Stimmung kommt.

Meine ersten Studien sind der Oertlichkeit gewidmet. Ich habe mir den Plan von Paris gekauft, abgedruckt auf einem Taschentuch. So unregelmäßig Paris gebaut ist, so hat es doch gewisse topographische Punkte, von denen aus man sich wenigstens über die Arrondissements, über die Brücken, die bedeutenden Gebäude und Hauptplätze zurecht findet. Großartig ist der An-

blick der Stadt vom Pont-Neuf. An beiden Seiten der Seine dehnt sich die ungeheuere Stadt mit ihren Quais, ihren Palästen, ihren Kirchen. Im Gewühl der engen Straßen wird man [illegible]drängt. Die Lastträger, die Ausrufer, Alles umschwirrt, umwirrt uns. Mit Mühe erreichen wir die Punkte, die wir suchen. Neugierig bleiben wir an den Läden stehen, an den Straßenecken, an die sie die ungeheuern bunten Plakate heften, an hundert Erscheinungen, die von unsern deutschen Gewohnheiten abweichen.

Auf dem Boulevards streifen die Flaneurs. Tausende von Fremden zeigen sich zum ersten Mal, wie sie sich in dem neuen pariser Costüme ausnehmen. Frauen, die uns verwirren würden, wenn sie so hübsch, wie elegant wären, treten auf uns zu: „Pardon, vous êtes Monsieur Albert?“ Der künstliche Irrthum zerrinnt in eine ironische Verlegenheit, die nur uns, nicht die sich doppelt irrende Dame irre macht. Dort rechts von Notre-Dame de Lorette, links hier von den bains chinois erzählt man uns mehr, als sich beim Nachforschen bestätigen möchte. Die Phantasie erfindet über Paris mehr, als die Stadt in Wirklichkeit darbietet. Ermüdet von den Wanderungen, ermüdet von diesem Prüfen, Aufnehmen, Beobachten, fühlt' man, wie überspät doch in Paris gegessen wird, und tritt drüben ins Café Foy ein, um den Charivari zu lesen, Chocolade à la

Mit demſelben Eifer der Neugier, welchen Aerzte und Naturforſcher zu zeigen pflegen, wenn ſie die Natur in ihren empfangenden, zeugenden und gebärenden Momenten belauſchen können, tritt auch der Hiſtoriker an die Bildung neuer Staaten. Es gelingt ſelten, in dieſen Prozeß zu blicken, weil die Thatſache nicht oft geſchieht. Aber wir Neueren ſind ſo glücklich geweſen, zu verſchiedenen Malen Gemeinweſen durch rechtliche Uebereinkunft, ohne Uſurpation und Gewalt ſich bilden zu ſehen. Die Staatsgrundgeſetzgebung iſt ein ganz ausgewachſener Zweig der neueren Politik geworden. Man hat ſogar Schemata und eine Art von geburtshüflicher Praxis immer bereit, um in den neuerdings ſo oft eingetretenen Fällen ſchnell bei der Hand zu ſein. Die engliſche und franzöſiſche Philoſophie haben für dieſe theoretiſchen Accouchements den erſten Unterricht gegeben, der von der modernſten Politik zuerſt nur vervollſtändigt, ſpäterhin aber beinahe wieder verworfen und durch Maximen eigner Empirie erſetzt worden iſt.

---

Die engliſche Philoſophie übergab dem Staate Virginien eine Verfaſſung, welche auf Urgeſetzen gegründet ſein ſollte. Aber ſie war eine abſtracte in der Luft ſchwebende Chimäre, welche eben ſo wenig zur Anwendung kommen konnte, wie Rouſſeau's Entwurf einer polniſchen Conſtitution. Der Detailhandel, den in neuerer Zeit Jeremy Bentham mit Staatsgrundgeſetzen trieb, hatte ſchon eine practiſchere Unterlage. Seine Conſtitutionen kamen nicht in die Wildniß. Sie litten nicht an der wunderlichen Vorausſetzung, daß der natürliche Menſch der abſtracte wäre. Die Menſchenrechte werden nur

crême zu trinken. Die dame du Comptoir zeichnet mit wichtiger Miene den gezahlten Frank in ihr Hauptbuch ein. Wüßte man nicht, daß dieſe Frauen in gewiſſem Sinn eine doppelte Buchhaltung führen, man würde die Mode der dames du comptoir lächerlich finden.

Ich ſahe an meinem zweiten Theaterabend die Dejazet, und der erſte Anblick, der erſte Ton den ſie ſprach, der erſte Gruß ihres Genies im Palais-Royal-Theater entlockte mir, während Alles lachte, Thränen. Ich weiß nicht, alles Große und Schöne macht mich weinen. Ich kenne keine andere Bewunderung, als eine mit feuchten Augen. Jedes große Wort, das irgendwo geſprochen wurde, jede That, die göttlicher iſt, als die menſchliche Kraft, rührt mich. Ich kann meine Wehmuth nicht zurückhalten, daß das Große ſo einzeln ſteht, daß das Erhabene nicht von dieſer Welt iſt. Und wenn ich gezweifelt habe, wenn ich mistraue und ich mich plötzlich getäuſcht ſehe — auch die Rachel hätte mich ſo erſchüttern können, wenn ich meine Erwartung beſtätigt gefunden hätte. Die Dejazet übertraf aber meine Erwartung.

Sie ſpielte in einem kleinen Schubladenſtück, la fille de Dominique. Sie iſt die Tochter eines verſtorbenen königlichen Schauſpielers zur Zeit Molière's. Sie kommt nach Paris, um ſich unter die Truppe aufnehmen zu laſſen, der ihr Vater angehörte. Sie ſoll Pro-

ben ihres Talents ablegen und hat es ſchon gethan, ehe man es vermuthete. Sie war beim Schauſpieler Baron geweſen und hatte ſich als Bäuerin, als phantaſtiſche Dame, als junger Tambour von der königlichen Garde präſentirt. In allen dieſen Rollen ſehen wir ſie. Sie tritt in ländlicher Tracht mit ihrem Tragbündel auf. Das erſte Wort, das ſie ſpricht, ihr erſter Schritt, ließ mich die große Wahrheit ihres Spiels erkennen. Es iſt keine Königin, keine Fee, keine Dame eines Scribe'ſchen Luſtſpiels, es iſt die junge Bäuerin, die angehende Griſette, die Heldin des Vaudevilles. Alles an ihr neckiſch, lieblich, wahr. Dabei die ſicherſten Bewegungen und trotz ihrer rauhen Altſtimme, trotz ihres Organs, in dem viel wilde Mächte, viel Champagnerräuſche zu ſchlummern ſcheinen, doch ein Vortrag des Couplets, der rein in der Intonation, geſchmackvoll in der Behandlung des Geſanges und nicht ſelten erſchütternd in ſeiner Wirkung iſt. Ich kann die ganze Entfaltung dieſes eigenthümlichen Spieles hier nicht entwickeln. Alles, was ſie gab, war Variation des lieblichſten: Je danse, je chante, je danse!

Und dieſe Erſcheinung nahmen, fand ich, die Franzoſen ſchon ziemlich leicht hin. Sie ſtießen ſich, man ſah es wohl, ſchon an den 15 Jahren dieſer Schauſpielerin. Arme Dejazet! 15 Jahre! Ein Glück, daß ſie wenigſtens noch lieben kann. Noch hat ſie Leidenſchaft und die

Leidenschaft wird sie jung erhalten. Die Dejaz
nicht schön und war es nie. Sie würde vielleicht
niger genial sein, wenn sie schöner wäre. Auch
sie geistreich ist, kann sie nicht schön sein. Man
hauptet, sie wäre reich an guten Einfällen. Man
eine Sammlung ihrer Calembourgs unter dem T
Perroquet de Mademoiselle Dejazet herausgegel
Wenn man sie in dem Dessert des gestrigen Thea
abends sahe, möchte man glauben, daß diese Aut
schaft keine erfundene ist. Das Stück: un scanda
wurde fast ganz aus dem Stegreif gespielt. Die D
jazet erschien darin auf der Gallerie des ersten Loge
ranges, als Madame Fromageac, plauderte vertraut m
ihrem Begleiter, machte sich über das Publicum lusti
sprach ins Parterre hinein und erzählte ihre Lebensg
schichte als Madame Fromageac. Es fehlte hier na
türlich nicht an den ärgsten Zweideutigkeiten, die sie in
dessen alle mit einem sich immer gleichbleibenden An
stand vortrug. Mes péres et méres étaient, fing sie
an, unterbrach sich aber und fragte einen der Schau-
spieler auf der Bühne, ob es französisch wäre zu sa-
gen: mes péres? — Sie bekam die witzige Antwort,
daß „mes péres" leider nur zu französisch wäre. Mitten
im lustigsten Zuge ihrer Lebensgeschichte erscheint im drit-
ten Range ihr Mann und stellt sie von dort zur Rede,
wie sie mit einem Liebhaber ins Theater gehen könne.

Das drolligſte Intermezzo beginnt. Mann und Frau zanken ſich und werfen ſich einander die Nichterfüllung ihrer ehelichen Verbindlichkeiten vor. Um dem Publicum einen Beweis von der Dummheit ihres Mannes zu geben, erzählte ſie, ſie eſſe gerne junge Hühner und wäre mit Herrn Fromageac, ihrem Gatten, gegangen, um ſich welche zu kaufen. Der Geflügelhändler hätte für das Stück 1½ Frcs. gefordert: für alle ſechs aber, die er hatte, ſechs Franken. Was thut mein Geizhals von Gatte? Er handelt und handelt, nimmt erſt eins und dann noch eins und ſchließt endlich den Kauf ſo ab, daß er vier nimmt, das Stück zu 1½ Frcs., macht ſechs Franken, ſtatt daß er dafür hätte alle ſechs haben können!

Von den übrigen Mitſpielenden läßt ſich nicht viel Bedeutendes ſagen. Ravez hat eine gute, paſſive Komik. Im Allgemeinen mach' ich vielerlei Entdeckungen über die Bildung der franzöſiſchen Schauſpieler. Zum Beſten der deutſchen theil' ich ſie ſpäter mit.

Wenn man in den Leſekabinetten die Unzahl von Zeitungen ſieht, die man in Deutſchland kaum dem Namen nach kennt, Zeitungen, die nicht aus der Nothwendigkeit eines politiſchen Dranges, ſondern nur aus Geldſpeculation entſtehen, wenn man dieſe Gleichgültigkeit der Maſſe, die Intereſſeloſigkeit der Verhandlungen in den geſetzgebenden Körpern zuſammennimmt, ſo

möchte man die gesammte politische Debatte Frankreichs, die ganze sociale Polemik, die uns im Auslande so beschäftigt, für eine Erfindung der Journale halten. Und doch, unter dem Einerlei der Alltäglichkeit sind alle diese Parteien, alle diese Gährungen und Leidenschaften da. Viertausend Arbeiter, die mitten in diesem so geregelt scheinenden Leben und Treiben täglich frühe auf dem Grêve-Platze stehen und noch nicht wissen, wovon sie den Tag leben sollen, wenn sie keine Beschäftigung finden, zehntausend, die unsicher über den morgenden Tag, zwanzigtausend, die unsicher sind über die nächste Woche — das ist der Krankheitsstoff, der sich täglich von der äußern Haut dieser Stadt, von den Barrieren und den Faubourgs auf die innern Theile des gesellschaftlichen Körpers werfen kann, auf den Bund der Macht mit dem Reichthum, auf die Würden und das Besitzthum. Es ist wahr, immer schwächer wird jene politische Opposition, die nur aus Leidenschaft, wie bei den Legitimisten, nur aus Princip und Ehrgeiz, wie bei dem größten Theil der parlamentarischen Opposition, gegen die nun seit zwölf Jahren bestehende Ordnung der Dinge geführt wird: immer stärker aber dafür die Opposition des Bedürfnisses und der Widerspruch der arbeitenden gegen die genießenden Klassen. Hier in Frankreich, wo noch kein Steffens gewagt hat zu sagen, daß den Armen ihre Arbeit Genuß, und den Reichen ihr Genuß

Arbeit wäre, hier fängt durch die grellſte Hervorſtellung dieſes Geſichtspunktes die politiſche Polemik an, ſich immer mehr zu vereinfachen. Der Communismus iſt nicht blos das Glaubensbekenntniß einiger verworrenen Handwerker, ſondern die wiſſenſchaftliche Theorie einiger Denker geworden, die inmitten zwiſchen den Debats und dem National einen neuen methodiſchen Widerſpruch begründen, der einen erſtaunlichen Zulauf findet. Es iſt dies die Partei, aus deren Schoße die Königsmörder kommen, die Partei, welcher zu Liebe George Sand ihren Frack mit der Blouſe, die revue des deux mondes mit der revue indépendante vertauſcht hat, dieſelbe Partei, welche die Gedichte der Handwerker über die Gedichte Lamartine's und Victor Hugo's ſetzt und kürzlich erklärt hat, ein Gaſſenkehrer in Paris, der ſeine Gedichte ſoeben herausgegeben hat, wäre der größte jetzt lebende Dichter in Frankreich.

Die Noth der Zeiten drängt. Die Bedürfniſſe des Volkes müſſen uns heilig ſein. Ehre den Geiſtern, die ihre Gedanken einer ſo edlen Sache, der Wohlfahrt des Volkes widmen, die für ihre Betrachtungen, Vertheidigungen und Vorſchläge den üblichen Undank der Maſſe, dem Golde, den Belohnungen und Beſtechungen der Reichen vorziehen! Aber der Weg, den die neue communiſtiſche Philoſophie Frankreichs einſchlägt, iſt nicht der rechte. Er führt vom Ziele ab, er verdirbt die

Wiſſenſchaft und beſſert nicht die Glückſeligkeit. Er ſchleudert uns in den Materialismus des vorigen Jahrhunderts zurück und überliefert uns entweder der Revolution oder dem Aberglauben. Denn von dieſem Materialismus zum Aberglauben iſt nur ein Schritt. Wie Lamennais vom Katholicismus ausging und zum Communismus kam, ſo wird Pierre Lerour vom Communismus ausgehen und zum Katholicismus zurückkehren.

Frankreich hat jetzt die Sucht, neue Philoſophien und neue Geſellſchaften zu bauen. Die erſten ſind geiſtlos, wie können die zweiten richtig ſein? Geiſtlos iſt dies Schematiſiren der Stände, der Beſchäftigungen, der Arbeiten und des Lohnes, das die Communiſten von St. Simon und Fourier geerbt haben. Man ſoll die Geſellſchaft nicht deshalb ſo hinnehmen, wie ſie iſt, weil die Geſchichte ſie ſo gebildet hat, ſondern weil man nicht die Fähigkeit hat, auf dem Papier eine abſtrakte Geſellſchaftsbildung aus Nichts hervorzurufen. Alle unſere faktiſchen Verhältniſſe, unſere Wünſche und Bedürfniſſe drängen über eure Paragraphen hinaus, ihr zeichnet die Arbeit hin, wo die Menge ſchon Genuß will, ihr macht Unterſcheidungen, die ſich von ſelbſt aufheben, ihr theilt und ordnet und wißt nicht, daß die Maſſe nach Einheit, alle Unterſchiede nach Aufhebung ſtreben! Ihr reißt die ganze gegenwärtige Geſellſchaft

ein, um dieſe Geſellſchaft glücklich zu machen. Ihr wollt der Geſchichte eine ſchöne Zukunft geben, ohne daß ihr die nachwirkende Kraft der Vergangenheit erſticken könnt!

Ich ziehe die Oppoſition im alten Sinne vor. Ich ziehe es vor, den Staat, wie er jetzt iſt, nicht für einen Rechnungsfehler zu halten, den man nicht tilgen kann, wenn man nicht ganz auf den erſten Anſatz, auf das Einmaleins und die vier Spezies der Geſellſchaft zurückgeht, ſondern ich halte ihn für einen erkrankten Organismus, der ſich heilen läßt, ohne ihn darum zu zerſtören. Die moderne Geſellſchaft in ihrer ungleichen Vertheilung der Güter, in ihren Laſten auf die Arbeitenden, in allen den Ungerechtigkeiten, die die oft künſtliche Zuſammenſetzung unſerer Verhältniſſe mit ſich bringt, iſt ein vegetativer Organismus, deſſen Wurzeln zwar hie und da von der ſchützenden Erde entblößt ſind, die aber noch tief genug in den Schoß der Geſchichte greifen, um ihm noch auf lange Zeiten Wachsthum und kräftige Entfaltung zu ſichern. Die wahre Philoſophie und die politiſche Oppoſition, die ſoeben bei uns in Deutſchland einen ſo erhabenen Bund mit der Philoſophie geſchloſſen hat, beide ſind berufen, dieſen Organismus zu überwachen. Wuchernde Auswüchſe — fort mit ihnen! Erſtorbene Aeſte — weggeſägt! Grünes junges Laub, was an den Zweigen anſetzt — geſchont,

gepflegt! Die sociale Philosophie unsrer Tage darf nie den historischen Boden verlieren, nie unsere objektiven Bedürfnisse, unsere faktischen Nothwendigkeiten absichtlich vergessen wollen. Man überwache die Entwickelung des modernen Staates, sorge aus reinem, edlem, rechtem Herzen für das Reine, Edle und Rechte, man verbessere die Gesellschaft, indem man sie ermuthigt, an ihren göttlichen, ihr inwohnenden Geist zu glauben, nicht indem man sie lehrt, sich für verworfen zu halten und sich neu zu begründen — aus Nichts!

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich habe diese moderne, socialistische Philosophie Frankreichs einen veredelten Materialismus genannt. Ich nenne sie einen Materialismus, der sich auf Genußsucht begründet, und leite diese aus dem französischen Charakter her. Alles jammert jetzt in Frankreich über die Last der Arbeit. Niemand will arbeiten, weil es Menschen gibt, die genießen. Ja, sie wollen arbeiten, aber nur zehn Jahre, sie wollen in zehn Jahren so viel erwerben, daß sie dreißig Jahre lang von ihren Renten leben können. Arbeit, Renten. Um diese Begriffe dreht sich in Frankreich Alles. Man ist so erfaßt von der Genußsucht, so erschöpft vom Verlangen nach sinnlichen Anregungen, daß man das Proletariat in Renten verzaubern und die Mittelstraße, die einzig das Proletariat zu Renten brin-

gen kann, die Arbeit, überſpringen möchte. Alles träumt hier von plötzlichem Glück, Alles will mit einem Schlage haben, woran man in friedlichen und fleißigen Zeiten die ganze Kraft ſeines Lebens ſetzte. Die Erfindungen der Dichter ſind voll von plötzlicher Umgeſtaltung häuslicher Exiſtenzen, Alles ſchwärmt von Marquiſinnen, Prinzeſſinnen, von den Wundern der Tauſend und einen Nacht. Es iſt ein Opiumrauſch, der das ganze Volk ergriffen hat. Die Induſtrie hat hierin noch mehr verdorben, als die Poeſie. Die Induſtrie hat den Aktienſchwindel erzeugt, die Exploitationen aller möglichen Dinge, die man zu künſtlichen Bedürfniſſen machen wollte, und die Manie für Dividenden. Alle dieſe Neuerungen entſprechen dem Charakter der Franzoſen. Wer weiß nicht, daß ein Franzoſe glücklich iſt, es dahin zu bringen, endlich mit einer kleinen Rente ſich zur Ruhe zu ſetzen? Und wäre die Rente noch ſo klein, wären es nur jährlich 1000 Franks: er hungert, er darbt ſich die Bedürniſſe vom Munde weg, er iſt mit 1000 Franks vorm Hungertode geſichert, braucht nicht zu arbeiten, zieht nach Paris — und flanirt.

Als Europa noch nicht geſittet war, machten es um zu Renten zu kommen die Franzoſen anders. Sie gingen in den Krieg. Sie plünderten und beraubten als Normannen die Küſten bis nach Sizilien, ſie ſchloſſen

von denen empfunden, welche glauben, von den hiſtoriſchen übervortheilt zu ſein.

In Paris, nicht am Orinoco, konnten die Menſchenrechte eine ſäculariſche Jubelhymne ſein. Mirabeau zog den mit feudaliſtiſchen Wappen und barbariſchen Geſetzen beſchriebenen Vorhang von dem Allerheiligthume der Menſchenwürde zurück. Nur der an Vorurtheile, an Privilegien und ſeine Gläubiger gebundene Menſch der laufenden Geſchichte konnte dieſer Befreiung zujauchzen. Spanien erlebte dasſelbe Glück und ſelbſt die jungen Freiſtaaten Südamerika's hatten viel Mittelalter, viel Aberglauben, viel Moos, das an ihnen wucherte, abzuſetzen. Hier iſt der abſtracte Menſch eine Heilung geweſen.

---

Von neueſten Staatenbildungen iſt die belgiſche unbedeutend; denn Belgien war eine vollſtändig organiſirte Provinz, die ſich iſolirte und in die Reihe der Staaten aufnehmen ließ. Weit reicher an Objecten für die politiſche Philoſophie iſt dagegen Griechenland's Wiedergeburt. Der Aufſtand geſchah hier, um zu gleicher Zeit etwas Menſchliches und etwas Hiſtoriſches zu retten. Der langwierige Kampf ſelbſt warf die tapfere Nation wieder in neue Entwickelungsphaſen, die man wohl Verlegenheiten nennen kann. Denn es regten ſich die wilden, in den Bergen verſchloſſen geweſenen Leidenſchaften, alle Nachwehen des Barbarismus, in welchen die Moral des griechiſchen Volkes unter türkiſcher Herrſchaft verfallen mußte. Und in dieſe Gährung edler und unreiner Elemente trat dann die europäiſche Politik, entſchieden, offiziell und darum ſiegreicher, als der philoſophiſche Humanismus, die Begeiſterung aller Gebildeten, als die Rathſchläge uneigennütziger

ſich allen kriegeriſchen Expeditionen an. Die Kreuzzüge führten ſie zu Hunderttauſenden aus dem Lande, als Armagnacs dienten ſie, wo ſie Geld fanden. Napoleon verſtand es vortrefflich, dieſem alten franzöſiſchen Räuber- und Erpreſſungsſinn ſeine Befriedigung zu verſchaffen. Millionen ſchleppten die Friedensſchlüſſe und Brandſchatzungen nach Frankreich für das Ganze, Millionen ſchleppten mit ihnen die Einzelnen fort. Die nobelſten Charaktere des Schlachtfeldes waren Wucherer in der Einquartierung. Die größte Laſt der gegenwärtigen franzöſiſchen Politik, die Eroberung Algiers, würde längſt nicht mehr ſo drückend auf den Schultern des Landes liegen, wenn nicht die Officiere und Beamten ihre Miſſion nach Afrika nur als eine Gelegenheit anſähen, in der Weiſe römiſcher Proconſuln ſich dort ein Vermögen zu machen. Vor einigen Jahren wurde ein ſchmuziger Prozeß verhandelt, bei welchem es offen zum Vorſchein kam, daß Louis Philippe ſelbſt, der ſich auf Renten verſteht, einem General in Algier ein Commando mit der Weiſung gab, dort ſeine zerrütteten Vermögensumſtände wieder herzuſtellen.

Ehrſucht beſeelt in Frankreich die Gebildeten, Geldſucht die Maſſen. Darum bei ſo vielen der Wunſch nach Krieg; nur Krieg, es ſei für welche Sache es ſei! Da man England und Spanien nicht erobern

kann, Italien zu arm, und Rußland zu kalt iſt, ſo kann nur Deutſchland die Beute werden, das paſſive, ſparſame, dumme Deutſchland. Doch ich will noch nicht urtheilen, ich will erſt beobachten. Die Auſſenſeite kann täuſchen und in das Innere hab' ich erſt noch einzudringen.

# Achter Brief.

Paris, den 23. März 1812.

Ehe meine Empfehlungen wirken, muß ich mich in den Theatern zerſtreuen. Ich werde ſie künftig vergeſſen und beeile mich, die Aufgabe, ſie zu ſtudiren, je früher je lieber abzuthun. Ich fange ſie übrigens von rückwärts an. Das Bedeutendſte, wenigſtens Das, was Fremde zuerſt aufſuchen, behalt' ich mir für zuletzt vor. So war ich noch nicht bei den Italienern, noch nicht in der großen Oper, ging aber geſtern in die komiſche. Die komiſche Oper in Paris, in das geſchmackvolle, etwas zu helle ehemalige italieniſche Theater aufgenommen, iſt ein Abſenker der großen Oper, ein Abſenker, der jetzt ſeine eignen Wurzeln ſchlägt. Die glücklichen Würfe Auber's und Adam's haben dieſem Theater eine Selbſtändigkeit erhalten, die nicht ganz natürlich iſt. Früher kannte man die abſolute Trennung des Tragiſchen und Komiſchen in der Oper noch nicht. Man führte ſie ſpäter ein, zum großen Nachtheil für das Opernweſen

ſelbſt. Bedenkt man, daß Paris den Ton für alle Theater Europas, mit Ausnahme der italieniſchen, angibt, ſo wird man dieſe dauernde Trennung beider Operngattungen um ſo gefährlicher finden, als wir grade ihr den Verfall der reinen muſikaliſchen Rhetorik vorzuwerfen haben. Die tragiſche Oper, um immer tragiſch zu ſein, hat das Repertoir der klaſſiſchen und romantiſchen Tragödie geplündert. Die komiſche Oper, um immer komiſch zu ſein, iſt zum größten Theil dem Vaudeville verſchuldet. Drüben in der Rue Lepelletier hat die muſikaliſche Malerei der Leidenſchaften, die Ausmalung der decorativen Staffagen, das Aufgebot großer Effekte und maſſenhafter Anhäufungen ſo überhand genommen, wie hier die Muſik zum Spiel, der geſunde kräftige Ton zur ſchaumgebacknen Spielerei herabgeſunken iſt. So geht die eigentliche Bedeutung der Muſik faſt verloren. Der tragiſche oder komiſche Zweck des Librettos überwiegt den Werth der Töne, die hier nur noch zur grelleren Belebung des Sujets verwandt werden.

Aber nicht blos, daß durch dieſe Trennung der komiſchen und heroiſchen Opernmuſik der Zweck der dramatiſchen Tonmalerei leidet, auch die Kunſt des Geſanges geht verloren. Drüben in der Rue Lepelletier ſingen die Sänger faſt nur noch Dialog und Recitative, hier in der Rue Favart ſprechen ſie mehr, als ſie ſingen. Wenn auch bei einer Einigung beider Operngattungen

die Hauptſtimmen verwandt würden je nach ihrem Talent, für das Ernſte oder Komiſche, ſo gibt es doch eine Menge untergeordneter Parthieen, deren Beſetzung keine Specialitäten verlangt. Ein großer Theil des Perſonals der komiſchen Oper, fand ich, ſingt und ſpielt ſehr tragiſch. Um mich von dem Verhältniß der deutſchen Bühne zur franzöſiſchen genau zu unterrichten, wollte ich grade mir bekannte Sachen ſehen. Man gab an einem Abend: Johann von Paris und Richard Löwenherz.

Der Darſteller des Johann von Paris heißt Puig, ein Tenor, lang und hager, d. h. nicht gebaut, wie Tenore gebaut ſein müſſen. Unſchöne Stimme. Einige kräftige Bruſttöne, das Uebrige Fiſtel, die mit widerlicher Geſchmackloſigkeit zuweilen bis in die höchſten Regionen ſchweifte. Der Geſang ſo brodirt und colorirt, daß man oft die urſprüngliche Grundlage des Tons kaum wieder erkannte. Puig kann ſich weder im Geſang, noch im naiven Spiel mit Mantius vergleichen. Doch, was ſage ich, naiv? Puig ſpielte ſeinen Johann von Paris mit einem dicken modernen Backenbart, ohne die Spur chevalereſken Humors, ganz in der Tournüre des modernen Dandysmus, d. h. gar ſchön friſirt, ſonſt aber phlegmatiſch, eitel und geiſtlos.

Die Prinzeſſin von Navarra war Mad. Roſſi, eine große Schönheit, eine Stimme vom reinſten Metall.

Sie wußte ihre Stimme auf eine ſchwindelnde Höhe zu bringen, trillerte rein und ſtickte ihren Geſang mit den feinſten brüſſeler Tonſpitzen aus. Bei aller friſchen Schönheit war ſie todtenkalt, eckig und ſteif in jeder ihrer Bewegungen. Sie ſchien aus dem Chor genommen und zum erſten Male auf eine Stelle befördert zu ſein, in der ſie, was Spiel betrifft, von der gewöhnlichſten deutſchen Roturière, wie vielmehr von Sophie Löwe würde übertroffen ſein.

Der Seneſchall war mittelmäßig, Pedrillo ſchlecht, Olivier, der Page, wurde durch eine hübſche Dem. Reviliy erträglich wiedergegeben. Das Chorperſonal müßte für die pariſer komiſche Oper anmuthigere Geſtalten aufweiſen. Im Arrangement bemerkte ich einige Abweichungen von unſrer Art, dieſes einfache Operettchen darzuſtellen. Zu empfehlen ſcheint mir, daß nur Olivier das Troubadourlied vorn ſingt, Johann aber und die Prinzeſſin ihren Vers von der Tafel aus ſingen. Bei uns gehen die beiden letzten gleichfalls an die Lampen, was der Situation gänzlich unangemeſſen iſt und dem ſcherzenden Tafelliede den abſichtlichen und daher unpaſſenden Stempel einer Geſangsprobe aufdrückt. Bei uns entfernt ſich Johann, als ihn der Seneſchall zu den Füßen der Prinzeſſin findet. Hier bleibt er, kann auch daher nicht im Moment der Erkennung ſeinen Mantel abwerfen und à l'allemande ſeinen prinzlichen

Stern zeigen. Dafür ziehen ſeine Reiſebegleiter in dem Augenblick, als er ihnen ſeine Braut vorſtellt, ihren Degen und legen ihn als Zeichen der Huldigung auf die Bruſt.

Richard Löwenherz, die zweite Oper, die ich hörte, verfolgt mich ſchon von Lüttich aus, wo Grétry, der Erfinder dieſer ſchönen rührenden Töne, mitten unter den Fabriken und Schmiedehämmern geboren wurde. In Brüſſel wie in Lüttich ſang den Blondel Chollet, einſt gefeierter Spieltenor der pariſer komiſchen Oper, jetzt ausgeſchieden. Hier ſang ihn Maſſet, der früher der Dirigent des Orcheſters dieſer Bühne war und vom Kapellmeiſterſtuhl auf die Bretter geſtiegen iſt. Stimme und Spiel erſchienen mir friſch, ohne grade bedeutend zu ſein. Anziehend war, daß er ſeine Geige ſelbſt ſpielen konnte. Richard war wieder der lange Puig, dem ich auch jetzt, wo er ohnedies ſchon heiſer geworden war, keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Anna Thillon, eine geborne Engländerin, die „Freundin" Auber's, eine Lionne der Geſangswelt, ſang Laurette mit zarter Stimme, ſpielte graziös und wirkte durch ihre zarte Figur und ihr ſprechendes Auge. Daß ſie das Franzöſiſche engliſch ausſprach, ſchien ſie dem Publikum noch pikanter zu machen. In der Anordnung gefiel mir das Schlußtableau. In Deutſchland wird Richard meiſt mit einigem Blechgeraſſel, einigen pappenen Harniſchen, einigem

Kolophonium und mehreren Todten und Verwundeten befreit. Hier ſieht man nur den eroberten Dürrenſtein, maleriſch ſtaffirt mit Flaggen und Sturmleitern, Alles unbeweglich, ein lebendes Bild. Dagegen ſchien mir das Wiederfinden Blondel's und Richard's nicht ſo gut arrangirt, wie in Hamburg, wo ich die liebliche Oper zu. letzt ſah. Wurda, obgleich nicht mehr im Beſitz einer Stimme, wie Maſſet's, riß doch mehr hin. Maſſet ſteigt hier auf einen Baumſtamm, um ſeinen König zu ſehen. Der Baumſtamm iſt zu ſchwächlich für die ergreifende Situation. Auch intereſſirt man ſich mehr für die Gefühle des Freundes, der den König entdeckt, als für die Gefühle des Königs, der den Freund findet. Deshalb muß Blondel, mit dem wir mehr empfinden, auch mehr in der Mitte des Bildes ſtehen und die Scene beherrſchen.

Dieſe Oper hat Manchem in der Revolution das Leben gekoſtet. Die Worte: Richard, ô mon Roi, l'univers t'abandonne, harmlos hingeſungen, konnten auf die Guillotine bringen. Es iſt noch jetzt die Oper der Henriquinquiſten. In dem bekannten Lied von Sultan Soliman vermißte ich den Refrain: „Was gehen uns die Türken an!“ eine Anſpielung, die in Berlin ſo viel Anklang gefunden hat, als es ſich darum handelte, Deutſchland um die Intereſſen Rußlands Frankreichs und Englands in einen Krieg zu verwickeln.

„Was gehen uns die Türken an!“ Die Franzoſen würden dieſen Refrain nicht ſo aufgenommen haben, wie die Berliner; denn ſie halten ſich, trotz Victor Hugo, für die einzig legitimen Erben der Türkei.

Die Beziehungen Frankreichs zu Rußland werden noch lebhafter hier beſprochen, als die mit Deutſchland. So auffallend es klingt, ſo ſind die Franzoſen doch mit Rußland vertrauter, als mit Deutſchland. Der Grund iſt, weil die Bildung, die Rußland an den europäiſchen Angelegenheiten Theil nehmen läßt, eine nur franzöſiſche iſt. Ein ruſſiſcher Geſandter wurde franzöſiſcher Miniſter, der Herzog von Richelieu, und ein franzöſiſcher Miniſter wurde ruſſiſcher Geſandter, der Graf Pozzo di Borgo.

Die deutſche Sprache macht ſich in Petersburg durch die deutſchen Anſiedler und Einwohner geltend. Die franzöſiſche iſt die, durch welche ſich der Ruſſe zur Bildung emancipirt. Seit Katharina der Großen, die Voltaire's Bibliothek an ſich kaufte und in ihr wahrſcheinlich die Entwürfe jener Dramen fand, für deren Verfaſſerin ſie gilt, iſt Rußland in geiſtiger Hinſicht eine Commandite Frankreichs. Rußland iſt für Frankreich, was für England ſeine Kolonien ſind. Mit keiner europäiſchen Nation kann ſich der Franzoſe leichter verſtändigen, als mit der ruſſiſchen, denn dieſe legt von allen Nationen am meiſten von ihrer Urſprünglichkeit

ab, um dem Franzoſen zu ähneln. Der Kaiſer Nicolaus bekämpft zwar dieſes Syſtem, aber da er ſein Land bilden will, ſo kann er das einzige Mittel dazu, die leichten, mundgerechten franzöſiſchen Elemente, nicht gänzlich unterdrücken. In Petersburg iſt ein franzöſiſches Theater, das in unmittelbarem Verkehr mit Paris ſteht. Petersburg iſt noch immer die Zuflucht der Tanzmeiſter, Friſeurs, Hauslehrer, Gouvernanten, Fechtlehrer und Schauſpieler von Paris. Die jüngſte Ukaſe des Kaiſers hebt die Penſionirung nach zehn Jahren für alle fremden Künſtler auf. Die hieſigen Journale machen darüber einen großen Lärm. Wer den Franzoſen ſeine Bildung verdankt, den behandeln ſie am wenigſten wie einen der Ihrigen. Niemand wird hier mehr verſpottet, als Katharina und Friedrich der Große. Wenn den kleinen Blättern der Witz ausgeht, ſo polemiſiren ſie gegen Preußen und Rußland. Sie drohen jetzt Petersburg, daß Paris ſich entſchloſſen hätte, es zur Strafe für jene Ukaſe verwildern zu laſſen. Und doch warten ganze Scharen auf das nächſte Dampfboot, das von Havre nach Petersburg geht: Tanzmeiſter mit ſteifen Füßen, Maler, die hier von den Daguerreotypiſten verdrängt werden, Gelehrte, die bei aller ihrer Unwiſſenheit doch immer den Vortheil voraushaben, daß ſie franzöſiſch können, Schauſpieler, die nicht einmal bei den folies dramatiques mehr unterkommen konnten, ein jeune

Theilnahme für ein neu zu ſchaffendes Gemeinweſen. Den Griechen bot ſich der abſtracte Menſch nicht an, ſondern neue Vorurtheile wurden auf alte gepfropft, Verbrauchtes ſollte Verbrauchtes heilen; hier war es ein Unglück, daß Jeremy Bentham nicht an die Tugend der Mäßigung, die Uneigennützigkeit, die Aufopferung, die Reſignation, an alle Tugenden des philoſophiſchen Menſchen erinnern konnte. Ein wenig Abſtraction, ein wenig mehr raſirte und ſchematiſche Begriffe hätten Griechenland retten können und ihm eine Stellung unter den europäiſchen Staaten gegeben, welche weniger beſorglich wäre. Herr Klüber hat in ſeinem neueſten Werke über Griechenland's Wiedergeburt eine ſehr gründliche, hiſtoriſche und ſtaatsrechtliche Arbeit geliefert. Doch ſchwingt ſich dieſer vortreffliche Gelehrte, deſſen großes Verdienſt in unbeſtochener Ehrlichkeit beſteht, ſelten zu einem philoſophiſchen Geſichtspunkte ſeiner Gegenſtände auf. Klüber's Manie der Citate, ſeine pedantiſchen Eintheilungen und die Schwerfälligkeit ſeines Styles ziehen ihn in ein immerwährendes Ringen mit der Fülle des Stoffes hinunter. Sein neues Werk kann die Grundlage eines andern bilden, welches die Pſyche der Klüber'ſchen werden und auf unſre Frage zurückkommen müßte.*)

*) Spätere Ereigniſſe haben gezeigt, daß in Griechenland das Volk nachholte, was ſeine Gewaltshaber verſäumt hatten.

premier, der ſchon einen Bauch anſetzt, eine première amoureuse, die ſchon über das Alter Balzac's hinaus iſt. Die Taglioni haben die Ruſſen ſchon. Die Rachel werden ſie bald auch haben können. Zwar iſt ſie mündig geworden, zwar iſt ſie Societaire der „Schauſpieler des Königs", dennoch ſehnt ſie ſich von Paris fort. Seit einigen Wochen ſchließt ſie ſich von aller Welt ab und erſcheint nur noch, wenn ſie auf der Bühne zu knirſchen oder die Augen zu rollen und dabei ihre Alexandriner zu ſingen hat. Die Arme! Sie iſt das Opfer der Männer, das Opfer unſrer Bosheit geworden! Die Rachel würde jetzt nach London gehen können und gewiß ſein dürfen, daß ſie die Königin Victoria nicht mehr in ihre Cirkel zöge. d'Arlincourt kann ſie nicht mehr als die neue Jungfrau von Orleans beſingen. Man hielt früher ſo viel auf ihre Tugend, ſie machte Aufſehen damit, daß ſie ſich im Leben für eben ſo kalt gab, wie ſie in ihren Rollen ſpielt. Nun iſt ſie überführt, daß ſie auch lieben kann. Lieben? Paris iſt nicht ſo kalt, um einem jungen Mädchen die Glut ihres Herzens zum Vorwurf zu machen. Paris würde die Rachel noch ehren, auch wenn ſie ihrer Leidenſchaft erlegen wäre. Aber ſie hat Véron erhört, ſie hat jenen bekannten Véron, der, ohne Schriftſteller zu ſein, die Revue de Paris begründete, der, ohne von Muſik etwas zu verſtehen, die pariſer große Oper zur Direction, d. h. wie

man es hier nennt, zum Exploitiren erhielt, sie hat Véron erhört. Véron soll um den Besitz der Rachel an der Table d'Hote des Hotel des Princes gewettet haben, wie Richelieu in dem bekannten Lustspiele von Dumas über den Besitz der Demoiselle de Belle-Isle wettet, wie vor einigen Jahren ein Cavalier in Berlin um die Tänzerin Wandt wettete. Man würde die Rachel bemitleiden, wenn Véron jung wäre. Véron ist aber alt, dick und häßlich. Diese Liebe ist nichts als wieder eine Maklergeschichte des Papa Felix gewesen; denn Véron hat Geld. Man darf in Paris lieben, lieben bis zum Scandal, aber man muß kein Geld nehmen.

Das ewige Schaukelsystem der hiesigen Politik ist Anschließung entweder an England oder Rußland. Man begreift aber nicht, was eine Allianz mit Rußland sagen soll, während die Antipathie des russischen Kaisers gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frankreich eher zu- als abnimmt. Vielleicht will Louis Philippe nur vermeiden, daß sich das kaiserliche Haus nicht zu sehr mit den Prätendenten seines Thrones verschwägert und nach einem Leuchtenberg auch einen Bourbon in seinen Familienkreis aufnimmt. Die Politik Louis Philipp's ist leider mehr dynastisch, als national, mehr seiner eigenen Befestigung, als den Interessen Frankreichs gewidmet.

In der orientalischen Frage, da sie nun doch durch Richard Löwenherz angeregt ist, wird Rußland sich im-

mer nur durch Isolirung behaupten. Rußland legt die eiserne Faust auf die Erbschaft des Türkenreiches, es hat den Vorsprung der Oertlichkeit, es braucht seine beiden Arme nur vom schwarzen Meer und Persien zusammenzudrücken, um zu haben, was es wahrscheinlich will. Es liegt etwas Stolzes, etwas Großes in dieser ruhigen Kälte, die Rußland Frankreich gegenüber stellt, es liegt etwas Kleines in diesem Buhlen Louis Philipp's um Eintracht mit dem Kabinet von St. Petersburg. In der orientalischen Frage wird sich Frankreich eben so wenig geltend machen können, wie in der Rheinfrage, obgleich es den Rhein einen französischen Fluß und das mittelländische Meer einen französischen See nennt. Es fehlt dem Frankreich von heute an Muth und Entschlossenheit. Louis Philippe, sich selbst für den unveränderlichen Gedanken des Schicksals haltend, überläßt es vielleicht seinen Söhnen, die Demüthigungen ihres Vaters einst zu rächen. Er selbst ist Bürger, seine Söhne erzieht er zu Kriegern.

Die Anrede an den König, die immer noch hier zu Neujahr üblich ist und die der König nicht missen will, weil sie ihn in jener Eintracht mit den Fürsten sehen läßt, die er so sehr wünscht, würde in diesem Jahre bekanntlich auf den russischen Gesandten gefallen sein, er hat sich entfernt. Dafür ist der französische Ambassadeur am petersburger Hofe gleichfalls nicht auf seiner

Miſſion. Ich hatte das Vergnügen, den Baron von Barante kennen zu lernen. Ein feiner, zuvorkommender Staatsmann, der in der gelehrten Welt als Hiſtoriker eines bedeutenden Rufs ſich erfreut. Seine Geſchichte der Herzöge von Burgund in ſechs Bänden iſt eines der gediegenſten Werke, welches die neue hiſtoriſche Literatur aufzuweiſen hat. Herr von Barante ſagte, er wäre der einzige franzöſiſche Schriftſteller, der ſich über die belgiſchen Nachdrucker nicht zu beklagen hätte. Sie hätten ihm zwar das Eigenthum ſeines Buchs geraubt, dafür aber aus belgiſchen Hülfsquellen, aus den Archiven der ehemaligen Theile Burgunds, die an Belgien gekommen ſind, ſein Werk ſo vermehrt, vervollſtändigt und berichtigt, daß es ein ganz neues und viel beſſeres geworden wäre. Herr von Barante bemerkte unter Andern: „Sie werden Frankreich ſehr ſtill finden!“ — deſto beſſer läßt es ſich ſtudiren. Hier iſt nichts ſtill. Der Lärm iſt nur zuweilen entfernter, zuweilen näher. Die Leidenſchaften ſchlummern nur und träumen. Aus dieſen Träumen muß man wahrſagen und deuten die Geheimniſſe. Frankreich iſt jenem geblendeten Simſon zu vergleichen, der nur im Stillen abwartet, bis ihm wieder die Locken wachſen. Er wird ſie noch einmal ſchütteln, entweder ſiegen oder ſich vielleicht auf immer unter den Trümmern begraben müſſen.

# Neunter Brief.

Paris, den 24. März.

Man klagt hier über Mangel an Nachrichten. Die Franzoſen langweilen ſich, die deutſchen Berichterſtatter ſind in Verlegenheit, Neues nach Augsburg und Berlin zu melden, und doch geſchieht ſo viel, drängt ſich ſo viel, Leben und Tod, Sieg und Niederlage. Hier wird etwas geboren, dort etwas begraben. Leichen und Wiegen, wo man hinblickt, und die Morgue wird von den Opfern der Seine nicht leer.

Es iſt ein eignes Leben in Paris. In jeder Stunde geſchieht etwas ganz im Stillen, das uns auswärts, wenn wir davon hören, Tagelang beſchäftigt. Hier kündigt ſich Unzähliges pomphaft an und endet unbedeutend, und Manches ſcheint anfangs geringfügig und wird bedeutend. Das unglückſelige Wetter! Der Schmuz von Paris! Ich hätte nicht ausbleiben ſollen, den Obſequien Cherubini's in der Kirche St. Roch beizuwohnen.

Mit Cherubini iſt die letzte Stütze des klaſſiſchen Contrapunktes in Frankreich geſtorben. Wenn man Auber zum Nachfolger in ſeinem Direktorat des Conſervatoires machte, ſo bewieſe dies, wie verlegen man wäre, einen würdigern zu finden. Halévy, den man als gründlichen Theoretiker ſchätzt, würde, wenn er nicht zu jung wäre, Cherubini gefolgt ſein, denn er beſitzt Alles, was zum Akademiker gehört, theoretiſche Kenntniſſe und kein Genie. So hat man nun, glaub' ich, Auber gewählt, der weder kenntnißreich, noch genial iſt, aber ein ungeheures Talent. Wird Auber die große Trommel in die Kirchenmuſik einführen?

An demſelben Tage, wo man den Componiſten des „Waſſerträgers" zur Ruhe beſtattete, wurde auch Balzac begraben. Er lebt noch, aber ſeine Dramen ſind todt. Dem Bautrin ſind die „Hülfsquellen Quinolas" auf dem Fuß gefolgt. Seit acht Tagen redete man von der bevorſtehenden Aufführung des Quinola. Man lockte das Publikum mit falſchen Affichen ins zweite franzöſiſche Theater, das Theater de l'Odéon, jenſeits der Seine, man wies es ab, lockte wieder und machte Die, die Luſt hatten, das Stück ohne Prozeß zu verurtheilen, irre. Und doch iſt es gefallen. Ich erſtaunte, das ganze pariſer Publikum gegen Balzac ſo gereizt zu finden. Alles haßt ihn, Alles verfolgt ihn. Kein Bedauern über ſeinen Fall, allgemeine Schadenfreude.

Es iſt, als wenn die geiſtvollen Erfindungen dieſes Erzählers nicht vorhanden wären, als wenn Frankreich nicht Urſache hätte, auf dies ſeltne Talent ſtolz zu ſein!

Balzac ſcheint durch ſeine Perſönlichkeit viel von dem Vorſprunge ſeines Talents zu verlieren. Man wirft ihm Arroganz und Geldgier vor. Beides ſind Fehler, die allerdings den Ruhm eines Dichters untergraben können. Daß Balzac anmaßend iſt, beſtätigt die Manier ſeiner Erzählungen, ſeine Art, ſie einzuleiten, ſeine Selbſtbeſpiegelung, ſeine Selbſtkritik. Er geht von dem Grundſatz aus, daß ein Schriftſteller, der für etwas gelten wolle, zuvörderſt ſelbſt etwas auf ſich halten müſſe. Daher kommt er jedes Mal, wenn ihm der Stoff ausgeht, auf ſich zu ſprechen. Man hält dies, was vielleicht nur Verlegenheit und Nothhülfe iſt, für Eitelkeit. Balzac's Geldgier findet man in vielen flüchtigen, ſeinem Namen keine Ehre machenden Produktionen beſtätigt. Man vergibt einem guten Autor wirklich nichts ſchwerer, als ein ſchlechtes Buch. Balzac hat unter viel vorzüglichen mehre Werke geſchrieben, die ſeiner unwürdig ſind. Man nennt dies nicht Erſchöpfung, man bemitleidet es nicht, als die nothwendige Folge dieſer ewigen Anſtrengung, dieſes ewigen Schaffens, nein, man haßt es, als ſeinen Geiz!

Vollends war Balzac verloren, als man erfuhr, er hätte ſich die drei erſten Vorſtellungen des Quinola als

Entſchädigung für die Tantième der folgenden Vorſtellungen bedungen. Es iſt hier Sitte, daß die Autoren, um ſich ſchnell in Beſitz einer großen Summe zu ſetzen und den Weitläufigkeiten der ſpätern Verrechnungen auszuweichen, mit der Geſammteinnahme der erſten Vorſtellungen dem Impreſſario das Recht verkaufen, alle folgenden Einnahmen ungeſchmälert für ſich zu behalten. So Scribe im Theater français. Wenn nun der Autor die Plätze ſo verkauft, wie ſie kaſſenüblich ſind, ſo iſt dieſe Finanzoperation ganz in der Ordnung; wenn aber, wie Balzac es thut, eine Agiotage eröffnet wird, wenn man für die Stalles ſtatt fünf Franken funfzehn fordert, für Logen 100 Franken, ſo kann ſich der Verfaſſer des Quinola nicht wundern, wenn man Eugenie Grandet und den Père Goriot vergißt und ſeine Werke kläglich zu Fall bringt. Heute ſind wol nahe an hundert Kritiken über Quinola erſchienen. Ich glaube, Balzac lieſt nicht eine einzige und zählt ſeine Fünffrankenthaler.

Um auf den rechten Weg zu kommen, der uns zur Liebenswürdigkeit der Franzoſen führt, muß man öfters Bouffé ſehen. Ich ſah' ihn im Gymnase als Oncle Baptiste. Es iſt dies wieder eines jener Stücke, in denen Souveſtre die Poeſie des Handwerkerſtandes ſchildert. G. Sand emancipirt die Handwerker als Dichter, Souveſtre als Gedichte. Wer in Frankreich Glück

machen will, muß ſich zu einer Spezialität ausbilden. Wie es hier wiſſenſchaftliche Spezialitäten gibt, die ſich, wie z. B. Michel Chevalier ausſchließlich die Eiſenbahnen vorbehaltten, ſo gibt es dichteriſche, die Alles, was ſie ſchreiben, in einem beſtimmten Genre halten. Das Genre Souveſtre's iſt eine Sphäre, die Sphäre der Handwerker.

Es iſt ſchön an Souveſtre, daß er der Poeſie ein neues Feld gewann. Er hat poetiſches Leben entdeckt in Gegenden, über welche früher nur die Pflugſchar der Proſa ging. Sein Streben, eine neue Poeſie zu ſchaffen, iſt lobenswerth, inſofern er die alte nicht zerſtört. Es iſt Schade, daß Souveſtre nicht gerecht gegen die Einen ſein kann, ohne zuweilen ungerecht gegen die Andern zu werden. Im Hamelin ſchon begann er, das Comptoir der Kaufleute, die Strumpfwirkereien, die Weberſtühle, die Rechnungsabſchlüſſe, die Wochenlöhnungen an die Arbeiter zu poetiſchen Staffagen zu machen: er entdeckte hier eine neue Poeſie, aber er wurde ungerecht gegen die alte. Sein Cantal ſpricht gegen die ewig dauernde und von Gott eingeſetzte Ariſtokratie des Geiſtes mehr Dinge, als ein Strumpfwirker verantworten kann.

Im Oncle Baptiste, der keinen eigentlichen Erfindungswerth hat und nur von Bouffé getragen wird, iſt die Polemik gegen Das, was bisher für poetiſch ge-

golten hat, weniger beleidigend. Das kleine Stück würde auch in Deutschland Glück machen, wenn es sich nicht zu sehr um die in Deutschland theatralisch abgenutzten Fallissemente drehte, wenn es mit seiner eigenthümlichen musikalischen Begleitung vorgetragen würde, endlich wenn man bei uns Bouffé hätte, d. h. dreißig Bouffé's; denn das ist das Unglück in Deutschland, daß bei uns ein Stück nur dann seine Probe bestanden hat, wenn es an dreißig Theatern gut gegeben ist!

Bouffé ist einer der wahrsten, liebenswürdigsten Schauspieler, die ich je gesehen habe. Er überraschte mich um so mehr, als ich mir von ihm eine andere Vorstellung gemacht hatte. Bouffé hat nichts von einem Bouffon. Er ist eine hagere, kleine, schmächtige Figur, mit scharf ausgeprägten Zügen, etwa wie Döring in Deutschland. Bouffé hat die Physiognomie eines Mephistopheles und das Auge eines Engels. So glänzend sein Blick, so feurig die Blitze, die sein Auge entsendet, so seelenvoll ist es doch wieder umblaut, so gemüthlich umflort. Wenn er lacht, so legen die Falten sich, wie bei allen bedeutenden Menschen, die, wenn sie lachen, bitter aussehen. Man sieht erst die Schlangen um den Mund, dann glänzen die schönsten weißen Zähne, und es wird das ein seelenvolles, liebes Lächeln, was erst beinahe ein teufliſches zu werden schien. Es ist sehr leicht sagen, daß Bouffé, der gute, lustige Onkel

# IV.

## Mann und Weib.

Myſtiker werden in eine ſeraphiſche Entzückung verfallen, wenn ich ſie darauf aufmerkſam mache, daß Eva umgekehrt der Gruß an den Stern des Meeres iſt, Ave! Eva und Maria ſind die beiden berühmteſten Mütter der Geſchichte, jene, welche den erſten Sünder, dieſe, welche den göttlichen Mittler gebar. Und doch blieben ſie untergeordnet; doch rief Jeſus aus: Weib, was hab' ich mit Dir zu ſchaffen?

Wenn irgend etwas beweiſt, daß die Geſchichte nur der Triumph der zufälligen That, daß ihre Ergebniſſe die Reſultate menſchlicher Willensfreiheiten und göttlicher Befähigungen ſind, ſo iſt es das hiſtoriſche Loos der Weiber. Schwebt über der Geſchichte ein Plan, warum ſind die Frauen nicht in ihn aufgenommen? Iſt der abſolute Menſch das Problem der Geſchichte, warum ließ die Geſchichte überall die zweite Perſon des abſoluten Menſchen fallen? Warum machten nur die Männer Geſchichte?

Im Alterthume wohnte das Weib in abgelegenen Erkern des Hinterhauſes, zu welchen man auf verſteckten Treppen

Baptiſte, etwas Deutſches habe. Onkel Baptiſte iſt ein echter Franzoſe, ein Franzoſe, der nur ſeinem Beruf und ſeinem Vergnügen lebt, der keine andere Leidenſchaft kennt, als die für ſeine Frau und ſeine Ehre. Onkel Baptiſte iſt galant, witzig, gemüthlich: er iſt die Freude ſeiner Nichten und Neffen; er vergißt keinen Geburtstag: er hat immer die Taſchen voll kleiner Geſchenke; Alles drängt ſich um ihn und will ihn herzen, ihm liebkoſen. Er hat nur eine Freude, Andre glücklich zu machen, und nur einen Schmerz, ohne Kinder zu ſein.

Onkel Baptiſte iſt Compagnon ſeines Bruders. Sein Bruder leitet das Comptoir, er leitet das Atelier. Jener führt die Feder, er den Hammer. Er tritt zuerſt in Hemdärmeln, im Schurzfell auf. Sein Bruder verläßt ihn, zieht in die Stadt. Rührender Schmerz in Baptiſte's Zügen. Bouffé's Spiel ſteigert ſich. Eine klagende, (ſehr weſentliche!) Muſik beginnt. Bouffé ſpricht den Abſchied. Er will luſtig ſein, er will dem Bruder zeigen, daß ſeine Undankbarkeit nicht im Stande wäre, ſeinen guten Humor zu verſtimmen, er verſucht ein Lied zu trällern und die künſtlichen Töne der Freude erſticken ihm in ſeinen Thränen. Die Franzoſen haben kein Wort für Gemüth, aber ſie haben die Sache.

Im zweiten Akt entfaltet ſich Bouffé noch großartiger. Er hat ſeinem Bruder verziehen, er beſucht ihn mit ſeiner dicken, drolligen kleinen Frau. Der Zufall

will, daß er zwar gut aufgenommen wird, aber daß ihn ein Anderer, den er an dem Syſteme ſeines Bruders betheiligt glaubt, beleidigt. Erbittert verläßt er das Haus, um drüben bei einem Reſtaurant einzukehren. „Ich habe alle Reſtaurants von Paris in meiner Taſche," ſagt er. Die ganze Familie verſammelt ſich, weil ſie ihn vermißt. Der Bruder ſelbſt, der ältere, iſt in größter Verlegenheit, er muß ſich für fallit erklären. Da öffnet ſich die Thüre, eine geiſterhafte Muſik beginnt und Bouffé, ganz blaß, ein geſpenſtiſcher Anblick, tritt herein. Feierlich ſchreitet er vor, man erwartet eine ungeheure That, und Bouffé nähert ſich nur einem Stuhl und ſagt: „Meine Frau hat ihre Hutſchachtel vergeſſen!" So komiſch der Contraſt iſt, man wagt nicht zu lachen. Aber noch mehr! Bouffé, der blaſſe Bouffé, iſt betrunken. Er lallt kurze, feierliche Worte, die Augen leuchten unheimlich, der Mund preßt ſich krampfhaft zuſammen, dazu die wehmüthige Muſik. Bouffé iſt erhaben in dieſer Trunkenheit. Alles weint. Ich weine noch, indem ich's niederſchreibe und mir Alles vergegenwärtige. Ein ariſtokratiſcher Graf nennt ihn „ivre." Er ſagt: „Ja ich bins. Im Wein liegt Etwas, was Schmerzen tröſtet: ich bin trunken, weil ich Kummer habe." Die Situation ſteigert ſich noch mehr. Bouffé erfährt das Unglück des Bruders; er erkennt, daß er verſäumt habe, ihn zu retten, das Gefühl der

Scham und der furchtbarſten Reue überkommt ihn mit tragiſcher Gewalt, er wird durch den ungeheuren Gegendruck der Wirklichkeit vor unſern Augen nüchtern, er beſinnt ſich, er erhebt ſich, er rettet ſeinen Bruder — man braucht dieſe Situation nur zu nennen, und jede Phantaſie muß ſich ſelber ausmalen, was Bouffé iſt.

# Zehnter Brief.

Paris, den 26. März 1842.

Eine der schwierigsten Finanzfragen dieses Landes ist die Ausgleichung der einheimischen Rübenfabrikation mit dem Interesse der Colonien. Frankreich kann seine Colonien nicht aufgeben. Es ist in einer argen Klemme, ob es die Fabrikanten des Landes oder die Schwarzen opfern soll. Opfert es die Schwarzen in den Colonien, so opfert es die Plantagenbesitzer und entzieht den Colonien ihren Kern, ihre Bedeutung, die auf Frankreich rückströmende Wohlhabenheit der dortigen Einwohner, die Garantien und Anknüpfungen seiner Flotte. Opfert es die Fabrikanten, so nimmt der Hader, die Anfeindung im Lande, der Haß der Parteien kein Ende. Das jetzige Frankreich ist in seiner Politik auf die materiellen Interessen begründet, wie kann es wagen, eines dieser materiellen Interessen zu verletzen!

Das Ministerium hatte sich anheischig gemacht, in den ersten drei Monaten der diesjährigen Kammersitzung

über dieſe ſchwierige Frage ein Geſetz einzubringen. Man vermuthet, daß es die Colonien begünſtigen und den Zuckerfabrikanten ihre Vorräthe abkaufen würde. Jetzt bittet das Miniſterium um Aufſchub. Die Frage wäre zu ſchwierig, die Arbeit der Unterſuchung des Thatbeſtandes noch nicht ganz vollendet. Guizot wünſcht Vertagung der Frage bis auf die nächſte, neu zu wählende Kammer.

Hier wittert die Oppoſition ihren Fall. Sie griff in der Sitzung am Mittwoch die Miniſter mit materiellen und theoretiſchen Gegengründen an. Sie drückte unverſchleiert aus, daß das Miniſterium mit dieſer Vertagung nur beabſichtige, die neuen Wahlen wieder unter den Geſichtspunkt der materiellen Intereſſen zu ſtellen und von der Kammer wiederum die unabhängige, freie Intelligenz auszuſchließen.

Jedenfalls iſt dieſe Vorausſetzung eine Gewiſſensfrage, über die ſich nichts entſcheiden läßt. In der Verhandlung ſchienen mir zwei Dinge beſonders bemerkenswerth. Die Oppoſition verbrüdert ſich mit den ſogenannten Generalconſeils der Hafenſtädte, mit Corporationen von einer entſchieden illiberalen Tendenz, wie die vor mehreren Jahren an ſie gerichteten und von ihnen ſo auffallend egoiſtiſch beantworteten commerziellen Fragen beweiſen. Damals empörte ſich die ganze liberale Preſſe, der National an der Spitze, gegen die General-

conseils. Jetzt fraterniſiren ſie. Es iſt in Frankreich, wie bei allen haltloſen, nicht ganz despotiſchen und nicht ganz freiſinnigen Zwiſchenzuſtänden immer ſo, daß Parteien und Intereſſen zuſammenkommen, ſie wiſſen nicht wie. Das Zweite iſt noch auffallender. In Baden ſagt das Miniſterium zur Kammer, die materiellen Fragen litten unter ihren theoretiſchen Doctrinen und Formſtreitigkeiten. Hier in Paris wirft die Oppoſition daſſelbe den Miniſtern vor. Hier ſind die Miniſter die Unpraktiſchen, die Unzeitgemäßen, die Männer der Phraſe. Keine Eiſenbahnen, keine Canäle, keine Zuckergeſetze! ruft hier die Oppoſition, die ſich mit dem materiellen Eigennutz der Maſſe zu vereinigen ſucht. Guizot, als guter Theoretiker, ſollte dieſe Umkehr der Debatte nicht aufkommen laſſen, denn in unſrer Zeit iſt nichts tödtlicher als der Widerſpruch der Materie. Die Herrſchaft des Geiſtes ſcheint einem andern Jahrhundert aufbehalten zu ſein.

Die heilige Woche iſt kalt. Ein froſtiges Longchamps, ein Longchamps mit rothen Naſen, ein Longchamps im Muff und Pelzmantel. Die Feiertage kommen zu früh. Die Erde hat ſich noch nicht ſchmücken können, ſie würdig zu empfangen. Der Schmuck der Menſchen ſah eben ſo kahl aus, wie die elyſeiſchen Felder. Man weiß, daß Longchamps die Mode erfindet. Ich habe keine neue geſehen, aber morgen werden alle

Follets, alle petits couriers des dames, alle Pſyche's in ihren Bülletins von neuen Trachten erzählen, die ſchon fertig und erfunden waren, ehe Longchamps kam. Manche der Caroſſen hab' ich ſehr in Verdacht, daß ihr Beſitzer ſtatt einer Dame, die Lucin zu ſitzen ſchien, nur eine Modefigur ſchickte, die tragen mußte, was ſeinem Intereſſe an Shawls, ſeidenen und ſammetnen Stoffen entſprechend iſt. Vier junge Elegants trugen Hüte von geripptem Zeuge, die ſehr häßlich ausſehen, aber nun ſicher Mode werden. Man kann hier bei einem Modehändler Kleider erſtehen, wenn man ſich erbietet, ſie auf Longchamps in die Mode zu bringen. Gäbe man nur dieſe häßliche, ſchwarze Trauertracht auf! Alle Frauen auf den Boulevards trauern und viele doch nur um den Verluſt ihrer Schönheit. Man muß ſehr ſchön ſein, um über die ſchmeichelnden Farben des Regenbogens erhaben zu ſein.

In den elyſeiſchen Feldern drängten und wogten Tauſende. Rechts und links die Zuſchauer. In der Mitte zwei Wagenreihen, eine gehende, eine kommende. In der Mitte paſſiren die entſchieden Vornehmen. Ich bemerke, daß der Franzoſe im Grunde ſehr ſervil iſt. Titel und Rang macht bei ihm Alles. Wenn der ganze Ruhm von Freiheit und Gleichheit doch nur eine Einbildung wäre! Die Demokratie kann zwar die Vornehmheit nicht aufheben, aber ſie ſollte machen, daß

der Vornehme ſich fürchtet, vornehm zu erſcheinen. Wo man hier hinblickt, ſieht man geſellſchaftliche Anomalien, die für ein Land, das zwei Revolutionen erlebt hat, nicht paſſen. Es iſt beklemmend, wenn man denkt, daß hier noch einmal eine dritte Ausgleichung ſtattfinden könnte.

Unter den zahlloſen Wagen des Longchamps ſind die meiſten gemiethet. Vielen Kleidern ſieht man an, daß ſie morgen auf den mont de piété wandern werden. Die reichſten und ſchwerſten Stoffe tragen meiſt ältere Damen, die wenigſtens heute träumen können, den nächſten Sommer wieder in die Mode zu kommen. Sonderbar, daß jede dieſer nachläſſig hingelehnten Perſonen ſich einbildet, das ganze Longchamps drehe ſich um ſie. Armer Tropfen in dem Meere! Hinter den glänzenden Caroſſen, wenn ſie nicht das Privilegium haben, in der Mitte zu fahren, ſieht man ambulante Annoncen, Wagen mit gemalten Anpreiſungen neuer Erfindungen: ein Reiter mit bunter Fahne und dem Volk das Wunder predigend: „In der Straße Poiſſonnière Stiefeln für zehn Franken!“ — Dahinter Wagen, die die beſte engliſche Stiefelwichſe empfehlen, ein ambulanter großer Ofen, Alles ſchreit und bittet um Zuſpruch, auch einige ſchmachtende Augen, die in ihrem Wagen nicht wiſſen, daß hinter ihrer poetiſchen Erſcheinung ſich gleich die größte Proſa, Stiefelwichſe,

ankündigt. So wallen und wogen die Maſſen hinauf bis zum Triumphbogen de l'étoile.

Rechts und links zur Seite das gaffende Volk. Keines iſt neugieriger als das pariſer. Es fehlt Muſik, es fehlt Freude und Luſt; freilich, es fehlt noch der Frühling. Nur die Kinder ſind glücklich. Sie fahren in langen Omnibus, von drei ſtattlich gehörnten Ziegenböcken gezogen, mit Schellen und bunten Bändern. Policinell treibt ſeine Späße. Eigen, daß die Spitze des Volkshumors immer Prügel ſind. Napoleon winkt in allen möglichen Stellungen zum Beſuch kleiner naturhiſtoriſcher Muſeen, optiſcher Cabinette, zum Beſuch von Flohkünſteleien, Carouſſels u. ſ. w. Auch wiegen kann man ſich laſſen, was ich thäte, wenn ich die Kilogramme in meine deutſchen Pfunde zu überſetzen wäßte. Drüben ſind Krokodille, Athleten, Misgeburten zu ſehen. Eine Taſchenſpielergilde lockt durch eine klägliche Muſik die kleinen franzöſiſchen Voltigeurs, junge Recruten, meiſt unanſehnliches, aber kernhaftes Volk, zu ſeinen Künſten. Die Kinder des Taſchenſpielers geſchminkt, mit bloßem Halſe in der Kälte, fröſtelnd und mit Waldhörnern luſtige Lieder blaſend, die ihnen wie Lügen in der kalten Luft erfrieren. All das bunte Elend zieht ſich hinauf bis an den Arc de l'étoile, der den Siegen Napoleon's gewidmet iſt. Es iſt ein ſchönes Felſengebäude, aber kalt, wie der Wind, der um die Höhe

pfeift. In Hautreliefs wird Napoleon gekrönt für Siege über ächzende, verwundete, sterbende Barbaren, in denen wir zum Theil unsre deutschen Brüder erkennen. Im Innern nennt eine Reihenfolge von Namen die Orte, wo Napoleon siegte. Erst folgen sie sich geschwätzig aufeinander, dann rücken Jahre und Meilen dazwischen, Moskau, „Wurschen" sind die letzten — von den übrigen schweigt die Geschichte, nämlich die französische.

Am Charfreitage hofft' ich in Notre-Dame zu jeder Stunde Gesänge, Orgelklänge, singende Priester und betende Gläubige zu finden. Ich täuschte mich. Nur ein kleiner Troß von Bettlern und Armen kniete in einem dunkeln Winkel, in welchem einige Lichter brannten. Es sollte dies das Grab des Heilands sein. „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt" Nur eine einzige vornehme Dame befand sich vor dem Grabe, mitten unter den Bettlern und Armen. Draußen vor der hohen Eingangspforte des uralten Doms zeigte ihr haltender Wagen ein altes, gräfliches Wappen. An einem Pfeiler saß ein Chorknabe mit einem bronzenen Christus, dessen Wunden und Nägelmale die Herantretenden küßten. Wer es konnte, zahlte einen Sou. Wer nicht, dem blieben darum doch die Wunden offen, aber der Chorknabe wischte jeden Kuß ab. Und mit Recht; in Paris gibt es sehr sündige Lippen. In einer kleinen Capelle stand auf der einen Seite ein hohes

gelangte. Selbſt Helena und Andromache treten nur aus ihren Gynäceen hervor, wenn Greiſe eine Augenweide auf den Zinnen Troja's ſuchen und wenn Hector ſein Vermächtniß macht. Die griechiſchen Weiber haben die Gabe der Weiſſagung, aber die Becken im Haine von Dodona verſtummten bald und Pythia wurde nur die Vermittlerin von Herametern, die unter ihrem Dreifuß von Männern componirt wurden. Die ſpartaniſchen Frauen haben einige hiſtoriſche Berühmtheit errungen, aber immer nur durch das, was ſie der Geſchichte thatlos lieferten, durch ihren Heldenmuth im Schmerze, durch ihr ſtoiſches und kaltes Dulden. Die Mutter der Gracchen glänzte im Gedächtniſſe Rom's. Aber ſie trat nicht auf das Forum, ſondern rief ihre Söhne von ihm ab und trocknete die heiße Stirn vom Schweiße des Tribunates. Das Alles ſteht ziemlich einſam und läßt ſich dem Charakter der Begebenheiten jener Zeit nur auf's Tiefſte unterordnen.

Man ſage doch nicht, daß das Chriſtenthum die Stellung der Weiber revolutionirte! Sie bekamen Rechte des Umganges; aber durfte ein Weib in der Gemeinde auftreten? Sagte nicht ſelbſt Paulus, daß es gut ſei, zu heirathen, — ledig zu bleiben, aber beſſer? Eine Folge dieſer Anſicht mußte die Sclaverei der Frauen ſein; und wenn ſie nicht in ſie geriethen, ſo iſt dies nur die Dankbarkeit für das große Unglück, welches die Weiber in den Chriſtenverfolgungen erduldeten, eine durch Gott vermittelte Dankbarkeit für den Eifer und die Inbrunſt, mit welcher namentlich die Frauen am Chriſtenthume hingen. Die Chevalerie war eine Methode, dieſe Dankbarkeit abzuſtatten. Die Ritter trugen die Farben ihrer Damen und tvoſteten für ſie auf Leben und Tod. Aber

Altarbild des Erlöſers, auf der andern war die Wand übertüncht, weil ſie zu viel der weltlichen Inſchriften trug. Und doch las ich neuerdings: „Ich liebe Dich: wann werd' ich Dich wiederſehen?" — Mit Bleiſtift ſtand darunter: „Demain."

Das Innere der Notre-Dame hat nicht ganz das Ergreifende, das man in andern alten Kathedralen findet. Das innere Schiff iſt zu klein gegen die nebenher laufenden Gänge. Die Capellen folgen zu regelmäßig aufeinander. Der Eindruck hat etwas von dem Unheiligen, Weltlichen, beinahe Theatraliſchen des berliner Doms. Nach außen iſt die Front minder erhaben, als der Seitenanblick, doch macht ſich das Ganze im Verlauf der Betrachtung ergreifender, als bei der erſten Begrüßung. Neben dem Troſt der Armen iſt drüben das Hôtel de Dieu, der Troſt der Kranken. Und wem kein Arzt mehr helfen konnte, wem die Arznei der Religion und der Balſam der Kunſt den Schmerz des Lebens nicht linderte, der findet dort unten Troſt in den Armen des Todes und der Verzweiflung. Auf hundert Schritt liegt unter Fiſchen und Gemüſekräutern, die dort verkauft werden, neben Notre-Dame und dem Hôtel de Dieu die gräßliche Morgue.

# Elfter Brief.

Paris, den 27. März 1812.

Dichter in Paris zu ſein, iſt ſchwerer, als in der Provinz. Dichter in Frankreich zu ſein, iſt ſchwerer als in Deutſchland. Mitten unter dieſen politiſchen Debatten, dieſer Witzjagd der Journale, dieſer haarſcharfen Verſtandesbildung, mitten unter dieſen Leidenſchaften, dieſer Sucht nach Effekt, mitten in dieſem unruhigen Paris, dieſen kalten poeſie- und glaubenloſen Kirchen, mitten in dem Krämergeiſt mit ſeinen Boutiken, ſeinen Schauſtellungen, ſeinen geſellſchaftlichen Anſprüchen — die elyſäiſchen Felder und der Bois de Boulogne reichen nicht aus, um da der Ermüdung Schatten, der Melancholie Troſt zu geben.

Es gehört in Paris zum Dichter großes Genie und große Entſagung. Sich all' dieſen Schimmer und all dieſen Schmuz vom Auge bannen und es nur heften können auf die Springbrunnen, die Blumen und die Sterne, die auch hier am dunkeln Nachthimmel ſtrah-

len, das vermag man nur durch eine große Einbildungskraft oder durch ein moraliſches Selbſtbewußtſein, das ſtarken Geiſtern große Ueberwindung koſtet, genügſamen von der Natur gegeben iſt. Ich ſehe zuweilen im Gewühl der Maſſen, die ſich durch die Straßen drängen, einige Jünglinge abbiegen in die engern, einſamern Gaſſen. Ich ſehe ſchweigſam ernſte Luſtwandler am Quai des Auguſtins, am Quai du Louvre, am Quai Voltaire. Sie blicken in die immer bewegte, dunkle Seine, ſie verfolgen die gelben Lichter, mit denen die ſcheidende Sonne die letzten Spitzen der Thürme vergoldet; ſie ſtellen ſich an einen der unzähligen Büchertrödel hin, die zu beiden Seiten der Seine aufgeſchichtet ſind. Sie behandeln ein altes vergeſſenes Buch. Es iſt ihnen zu theuer. Sie ſchreiten weiter, blaſſe Mienen, ein triefliegendes Auge, das Haar lang und ſchwarz, eine trübe, finſtere Erſcheinung, die mich feſſelt, ſeitdem die Paſſagen und die Boulevards mit ihrem ewigen Einerlei mir langweilig ſind. Dieſe einſamen Träumer ſind die Dichter, die Denker Frankreichs, die eine Zukunft haben werden, weil ſie ſich vorbereiten durch Entſagung. Es gibt in Frankreich viel Talente, die es verſchmähen, der Mode des Tages zu huldigen, Talente, die ſich für eine neue Epoche aufſparen. Ja, nicht einmal alle die Namen, die wir am Fuße der Feuilletons treffen, ſchwelgen in jener behaglichen Exiſtenz

die wir in Frankreich mit der Führung der Feder zu verbinden pflegen. Die bedeutenderen Kräfte der französischen Literatur, die Träumer, die Dichter sind arm, wie in Deutschland.

— — Gérard, der Uebersetzer des Faust, der Verfasser jenes wunderlichen Studentendramas Leo Burckart, das vor zwei Jahren auf der Porte St. Martin so viel Glück machte, Gérard wurde von der Direction des zweiten Theater Français, dem Odéon, aufgefordert, in der deutschen Literatur Stoff für die französische Bühne zu suchen. Es ist eine unglückliche Sache mit diesem Odéontheater! Es liegt drüben jenseits der Seine, nahe dem Quartier Latin, es ist der Tummelplatz der muthwilligen Studenten. Alle seine Stücke fallen durch. Nun will man, um nicht immer die französischen Autoren zum Fall zu bringen, die deutschen vorschieben. Man will Schiller, Goethe, Lessing, besonders aber die neuesten Dichter des deutschen Theaters, Raupach, Blum, Devrient, die Birch-Pfeiffer, vor den französischen Studenten durchfallen lassen. Da die Mission des Odéons das Fiasco ist, so ist es Nationalsache Frankreichs geworden, das Odéon der Literatur des Auslandes zu widmen.

Gérard fragte mich nach deutschen Schlachtopfern. Mit mehr Eitelkeit hätt' ich mich mehr großmüthig zeigen können. Ich hielt mit meinen eignen Stücken zurück. „Zuvörderst Emilia Galotti von Lessing."

„Iſt ſchon gegeben.."

„Goethe."

„Iſt ſchon überſetzt."

„Schiller."

„Iſt ſchon gedruckt. Maria Stuart iſt auf dem Theater Français. Kabale und Liebe iſt bekannt als la fille du musicien. Auch die brigands ſind ſchon gegeben."

„Kotzebue."

„Hat das Meiſte aus dem Franzöſiſchen genommen, und Das, was ihm eigen iſt, wurde ſchon überſetzt. Manches, was urſprünglich franzöſiſch, wurde deutſch und kam deutſch-franzöſiſch wieder nach Frankreich zurück."

„Iffland."

„Seine Welt wird in Frankreich nicht verſtanden."

„Raupach."

Iſidor und Olga wurde im Sújet erzählt. Gérard kannte es ſchon als les deux fréres polonais. „Die Geſchwiſter" iſt dem Franzöſiſchen entlehnt: l'incendiaire. Vormund und Mündel. Der engliſche Roman, aus dem Raupach ſchöpfte, iſt auch im Franzöſiſchen benutzt. Die Luſtſpiele Raupach's ſind zu deutſch.

„Die Verirrungen, von Devrient."

„Müßten auf drei Acte gekürzt werden."

Vieles wurde noch aufgezählt, aber das Meiſte war in dieſer und jener Form ſchon einmal dageweſen. Auch Friedrich den Großen, in allen möglichen Lagen, hat

man schon nachgehustet, nachgehinkt, nachgeschnupft, ganz so, wie ihn Töpfer und Seydelmann bei uns spielten. Ich empfahl Daniel, den Wändekratzer, im Erbvertrag. Das Wort, „nach Hoffmann" elektrisirt jeden Franzosen. Aber auch hier wollte man schon etwas Aehnliches besitzen. Alle unsere Hofräthe, Husarenrittmeister, unsere treuen und treulosen Gatten und Gattinnen, alle unsere Thränen und Rührungen sind in Frankreich schon einmal ausgelacht worden. Es ist schwer, diese Demüthigung, die früher nicht bemerkt wurde, jetzt, wo sie ein System werden soll, noch einmal neu in Scene zu setzen.

Um mich von den unglücklichen Folgen dieser Germanisirung des Odéons doch zuletzt nicht ganz auszuschließen, entwickelte ich Gérard den Inhalt meines „Werner." Dieser und Robert's „Macht der Verhältnisse" schienen anzusprechen. Aber eine neue Schwierigkeit! Beide Stücke sind auf den Unterschied der Stände begründet. Werner tritt aus dem Adel in den Bürgerstand zurück, Eduard Weiß erschießt einen Adeligen, weil er ihm Satisfaction verweigert. „In Frankreich," sagte Gérard, „hat man keinen Adel." „In Frankreich," fügte er hinzu, „verweigert kein adeliger Officier einem bürgerlichen Schriftsteller Satisfaction." Das Letzte geb' ich zu, das Erste nicht. Frankreich hat den Unterschied des Adels von der Bürgerklasse bis zur klaffenden Wunde, bis zur höchsten

Spitze der Anomalie, aber das geb' ich zu, man will dieſen Unterſchied nicht auf der Bühne ſehen, man darf ihn dort nicht zur Vorausſetzung einer ernſten Intrigue nehmen, man würde das Factum des Unterſchiedes verſpotten, noch ehe es ſich entwickelt hat. So ſind wir in allen Vorausſetzungen der geſelligen Grundlagen des Dramas gegen die Franzoſen zurück und werden wol auf die Ehre, ſie mit unſrer Bühne bekannt zu machen, verzichten müſſen. Bei dem unglücklichen Privilegium des Odéon jedenfalls ein Erfolg, zu dem wir uns Glück wünſchen können.

Die Rivalin der Rachel, Dem. Maxime, hört' ich in einer Soiree des Phrenologen La Corbière. Es iſt hier Sitte, daß Alles, was in der Oeffentlichkeit eine Geltung erſtrebt, in den Salons den Grundſtein dazu legt. Dem. Maxime, in dem Bewußtſein, die baldige Nachfolgerin der Rachel zu werden, ſprach eine Scene aus der Andromaque. Sie ſprach ſie nicht, ſie deklamirte ſie nicht, ſie ſpielte ſie. Mitten im Zimmer wurde ein kleiner Cirkus gemacht, auf dem ſie ſich wie auf den Bretern bewegte. Sie ſprang hin und her, rang in ihrem Schmerze, ſchoß bald vorwärts, bald rückwärts, wie auf der Bühne. Um den Effekt zu erhöhen, las ein Anderer (ſie ſpielte einen Dialog) mit monotoner, ängſtlich unbedeutender Stimme die Gegenworte ab, ohne auch im Geringſten in Affekt zu kommen.

Ich kann nicht leugnen, daß Dem. Maxime einige Stellen hübsch sprach, mehr Natur als die Rachel zeigte und von der Musterkarte der vielen ausgebotenen Affekte besonders gut ein freilich schon etwas zu weitgehendes Weinen traf, glaube ihr aber keine große Zukunft versprechen zu können. Sie ahmt die wilde Leidenschaft und den Ton der Georges nach, aber ihre Stimme ist rauh, zu männlich, zu belegt. Ihre Figur ist klein, untersetzt, und ihr Vortrag, bei der Kürze ihres Halses, dadurch sehr gestört, daß man sie nach jeder Phrase beklemmend laut Athem schöpfen hört.

Odillon Barrot war in demselben Salon, den zuweilen auch Lamennais und Thibeaudeau besuchen. Odillon Barrot ist ein Fünfziger; stark, behaglich in seinem Aeußern, viel älter und minder sanguinisch, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Man kann Odillon Barrot's Augen nicht sehen, da sie hinter einer Brille versteckt sind. Sein Wesen verräth den etwas pathetischen Advokaten, der hinter seinem Barreau die Angelegenheiten Anderer vertheidigt, ohne sich selbst an ihnen zu betheiligen. Es muß für bequeme Gemüther ein eignes wohliges Gefühl sein, einen auf den Tod Angeklagten zu vertheidigen, ohne selbst hingerichtet zu werden. Odillon Barrot hat wenig Intriguantes in seiner Art: man gewöhnt sich hier in Paris, Das, was uns Vertrauen einflößt und nach Gutmüthigkeit aussieht, deutsch

zu nennen. Odillon Barrot's Stellung zur Gegenwart Frankreichs iſt nicht mehr ſo bedeutend, wie vor zehn Jahren. Er hat ſich den Miniſterien zu oft genähert und zu viel Phraſen geſprochen, um noch in der Kammer von großem Gewicht zu ſein. Er war zuweilen daran, Miniſter zu werden. Wär' er es geworden, er hätte das volle, lange Haar nicht mehr, das ihm noch vom Scheitel fällt. Es wäre grau wie Guizot's, weiß wie das Haar des noch jugendlichen Thiers.

Wie hier ein Theil der Preſſe gegen die Miniſter ſteht, zeige beiſpielsweiſe folgende ſogenannte makaroniſche Umſchreibung des jetzt ſo viel beſprochenen Stabat mater.

## LE STABAT
### DE LA PRESSE.

---

Stabat pressa dolorosa
Près de Martin*) lacrymosa,
Dum pendebat mandatus.

Cujus bourssam, per amendam,
Très platam et dessechatam,
Pertransivit le fiscus.

---

*) Martin (du Nord), Miniſter.

O quam tristis et saignata,
Fuit illa carottata,
En attendant l'obitus.

Gemi Stabat, et pleurebat
Et tremblabat quand videbat,
Echarpam commissairi.

Quis proletaire non fleret,
Pauvram pressam quand videret,
In tanto guet à-pento.

Qui pourrait non contristari,
Pauverettam contemplari,
Contristantem payso?

Pour les péchés grandae gentis,
Vidit libertatam noiris,
Condamnata jugibus.

Vidit dabord *Populairum*,
*Madam* et *Nationalam*,
Debourssantes noyautos.

Hélas! Pressa, pauvra beta,
Pressurata, ruinata,
Comme crachas Philippos!

Fac Martinus, cum mendatis,
Au *Corsaire* songe gratis,
Et noyautibus idem.

Fac ut Pasquierus aimarré,
Hebertus et Frankus-Carré
Nos ménagent ibidem.

wie Vieles kommt hier ſchon auf die Rechnung der ausſchmückenden alten und neuen Poeſie! Wenn man erwägt, daß jene Burgherren in ihrer Bildung doch kaum dasjenige erreichten, was man heute in den Bauernhöfen antrifft, ſo wird man leicht begreifen, wie viel poetiſche Blumen von dem Minnethum abzuziehen iſt. Auch war dieſe trovadoriſche Mode weit entfernt, für die Geſchichte von Einfluß zu werden. Die Männer ſtehen in der Schlacht, im Rathe, zu Gerichte. Hier iſt die Hälfte des Menſchengeſchlechts alſo immer dem Zufalle, der Laune und der Barbarei preisgegeben, bis auf den heutigen Tag. Ich ſehe nicht ein, wie die Geſchichte dazu beſtimmt wäre, die Offenbarung einer ganz beſonderen Idee zu ſein. Wenn ihren Wechſelfällen ein normaler Totalangriff der abſoluten Menſchen zum Grunde läge, warum dann die Frauen nur immer als Zugabe obendrauf genügen und ihr Loos zu allen Zeiten daſſelbe ſein ſollte? da es doch Beiſpiele genug gibt, welche die Geſchichtsfähigkeit der Frauen beweiſen, Beiſpiele von kühnen und beſonnenen Thaten, von der Judith an bis zur Charlotte Corday, Beiſpiele von Regenten- und ſelbſt Gelehrten-Tugenden von der Sappho an bis zur — Karſchin, ja ſogar von kriegeriſchen Eigenſchaften. Kurz, ich habe zuviel Ehrfurcht vor den Frauen, als daß ich ſie in den Zweckbeſtimmungen der Geſchichte zu übergehen wagte.

Die Geſchichte hat nur einen Zweck: das iſt das Leben. Leben iſt kein Genuß, Leben iſt eine Aufgabe. Ob wir durch unſere Thaten etwas bewirken, liegt immer auf einem unſicheren Brette. Das Ewige iſt nur dies, ob wir recht thaten und Niemand ſcheuten. Der Zweck der Geſchichte iſt der moraliſche Lebenszweck, die Tugend oder

Virgo virginum praeclara,
Justitia non aveugla
Glaivum tuum rengaina.

Epargna nos Pélagiam,
Forçam, Conciergeriam.
Et Micheli vincula.

Quando Systemus crevera,
Corsairus cachucharera
En chantant alleluja!

---

Bemerkenswerth iſt am Schluß die Zuſammenſtellung, daß der Corſaire, wenn das „Syſtem" „verrecken" ſollte, Halleluja ſingen und dabei die Cachucha tanzen würde.

Dieſe Miſchung der Religion mit dem Ballet, dieſe infernaliſchen Ironien ſollen früher in den Muſardbällen gefeiert worden ſein. Jetzt iſt Muſard in London und hat nichts zurückgelaſſen, als in der rue Vivienne alle Tage ein langweiliges Konzert, wo man ſtill und andächtig ein Programm von allerhand ſchlechter Modemuſik herunterſpielen hört. Das Palais Royal moraliſch, keine Spielhäuſer mehr, kein Cancan, kein Muſard. Die Einen behaupten, Paris wäre ſittlicher geworden. Die Anderen, welche dieſe Sittlichkeit an Paris ſehr langweilig finden, vertröſten auf den Bal Georges, auf die Chaumière, auf den Faſching im Freien.

---

# Zwölfter Brief.

Paris, den 29. März.

Auch in St. Euſtache fand ich ein trübes, düſtres Heidenthum, und ſo feierte ich meine Oſtern mit Muſik und Poeſie, mit einem reinern Chriſtenthum, als es dieſe monotonen, gedankenloſen, von aus- und eingehenden Neugierigen geſtörten Offizien thun.

Ich hörte im Conſervatoire Beethoven. Der Saal der Société des concerts liegt in der rue Bergére, das Orcheſter nimmt auf einem Theater Platz. Die Sängerchöre ſtehen in der erſten Reihe des Parquets und entfernen ſich nach jeder Nummer, die ſie im Zuſammenhang geſungen haben. Der Dirigent im weißen Haar iſt der Kapellmeiſter der großen Oper, Habeneck, kein Deutſcher. Im ganzen Orcheſter iſt nur ein einziger Deutſcher.

Dafür iſt aber die Muſik deutſch. Nicht eine italieniſche, nicht eine franzöſiſche Piece. Das ganze Programm deutſche Muſik. Nach der Ouvertüre zur Fin-

galshöhle von Mendelsſohn Bartholdy, die mit der den Franzoſen eigenen Friſche ausgeführt wurde, folgte Mozart's Ave verum corpus. Die Sänger und (meiſt häßliche) Sängerinnen ſprachen zwar verüm corpüs, doch hinderte das nicht, daß der heilige Morgengruß an den erſtandenen Chriſt in frommer Weihe ertönte. Dann entnahm man aus Beethoven's großem Septuor einzelne Sätze, um mit ihnen ein Experiment zu machen, das zwar nicht die Schönheiten des Componiſten, wol aber das Talent dieſer Muſiker in ein helles Licht ſtellte. Man hatte die für ſieben Inſtrumente berechnete Compoſition auf das ganze Orcheſter vertheilt. Zwanzig Violinen führten die ſchwierigſten Paſſagen, die urſprünglich nur einer einzigen übertragen ſind, mit einer bewunderungswürdigen Präciſion aus. Eine Cadenz, die einem Einzelnen zu ſchaffen macht, wurde von ſämmtlichen Violinen mit unglaublicher Reinheit vorgetragen. Nächſtdem kamen Chöre aus dem Meſſias, in denen die Soloſtimmen Einiges zu wünſchen übrig ließen. Den Beſchluß machte in größter Vollendung Beethoven's fünfte Symphonie, dieſelbe, die überall misverſtanden, zuerſt in Paris dem Genie des unſterblichen Tondichters die Bahn brach. Nach dieſer Symphonie wurde Beethoven die Loſung der hieſigen Muſiker. Er iſt der Schutzheilige des Conſervatoriums geworden. Und welch' eine Schöpfung! Beethoven's Genius in

allen ſeinen Zaubern, in allen ſeinen Höhen und Tiefen. Gemüth, Phantaſie, Zweifel, Glaube, Himmel und Erde, und zwiſchen ihm im dritten Satz der Tartarus mit ſeinen Klüften, mit der ſchwindelnden Teufelsbrücke der langen, langen Trommelfermate und endlich Sieg, endlich Triumph, der vierte Satz in den dritten verſchlungen, Jubel und ſeligſte Ueberwindung.

Dieſer ganze Tag war mir heilig. Ich war nach Paris gekommen, um Frankreichs große Männer zu ſehen, dem Brennpunkte dieſes ewig grollenden Vulkans mich zu nähern, mich zu ergötzen an der Luſt des Volkes, mich zu prüfen an ſeinem Schmerz. Ich fuhr durch die Barrière St. Denis, auf die Boulevards, ich ſah dieſe berühmten Straßen und Plätze, hiſtoriſche Schauer umwehten mich rings. Anknüpfungen der bunteſten Art feſſelten mich an Vieles, was Andern vielleicht leer erſcheint. Ich komme, durſtend nach Allem, was nur den Durſt des Intereſſes ſtillen kann. Bald iſt die kalte Prüfung, bald die pochende, bange Erwartung, bald nur die laue Neugier mein Führer. Ich ſah ſchon Manches, werde noch Vieles ſehen, aber ich geſtehe, daß mich vom erſten Schritt, den ich auf dieſe Straßen ſetzte, die Sehnſucht verfolgt, einen Dichter von europäiſcher Berühmtheit zu beſuchen, George Sand.

Es iſt nicht nöthig, daß man mir einräumt, George Sand wäre Frankreichs größter, jetzt lebender Schrift-

ſteller. Es iſt nicht nöthig, daß man bewundert, was Allen intereſſant erſcheinen wird. Reizen muß Jeden, auch den Gegner, der Anblick einer Frau, die durch die Tiefe ihrer Ideen, die Poeſie ihrer Anſchauungen, den Glanz ihrer Darſtellung Alles übertrifft, was in Frankreich mit ihr wetteifert. Sie hat Werke geſchrieben, die nur Erholungen ſind, aber nicht die Vollendung ihrer Schöpfungen iſt es allein, die uns an ſie feſſelt. Es iſt die freie Hingebung an den Gedanken, die Aufopferung des Egoismus, ja ſelbſt des Vorurtheils und der Sitte an die edelſten Wallungen des Gefühls. Wie muß mich ſelbſt es hinziehen zu ihr, die uns glauben lehrte an die Sprache des Herzens! Mich, der ich für ſie gekämpft, gelitten habe. Dieſelbe Welt, dieſelben Schmerzen! Und ich werde Georges Sand nicht ſehen.

Sie zieht ſich zurück. Sie lebt der Pflege des ſeit Jahren leidenden Muſikers Chopin. Sie fürchtet die Zudringlichkeit einer Neugier, die in ihr nicht die Regel der ſchöneren Natur, ſondern nur die Ausnahme beachten will. Und vollends iſt ſie mistrauiſch gegen Touriſten. Man hat ſie in grotesken Umriſſen an die Wand gemalt. Man hat ihre Geheimniſſe, ihr Vertrauen nicht heilig gehalten. Man hat ſie um Audienzen gebeten und dann herabgezogen in die Sphären, wo wir alle menſchlich ſind; man hat ſie an die Mediſance der Reiſeliteratur verrathen. Man nannte mir

zwei deutsche Schriftsteller, die sie durch ihre Berichte tief gekränkt hätten. Ich werde mich ihr deshalb nicht nähern. Leidend unter meinen Vorgängern fürcht' ich misverstanden zu werden. Zu stolz, um mich verwechseln zu lassen, werd' ich von Paris scheiden, ohne gesehen zu haben, was mir hier das Liebste werden könnte.

Und doch zieht es mich in ihre Nähe. Nur den Kreis möcht' ich sehen, wo sie waltet, nur wissen, wohin ihr Auge fällt, wenn sie von der Arbeit ihres Geistes erschöpft, das Fenster öffnet, um die Brust an der Luft zu kühlen. Es ist Ostern. Ein sonniger Frühlingstag. Alles strömt auf die Boulevards. Die Gläubigen ruft der Klang der Glocken. Auch ich ziehe hinaus, kaufe Veilchen, Veilchen, um sie an die Brust zu stecken. Hin und wieder, auf und ab. Ermüdet kehr' ich heim und denke der vielen Ostern, der vielen Lichter, in denen uns Feste schon im Leben erschienen sind, bald im rothen Schimmer der Liebe, bald im blauen Duft der Freundschaft, bald in den trübsten Nebeln des Geschicks. Wie sonnig in der Jugend, wie dunkel damals, als wir nicht mehr hofften! Mitten in diesem chaotischen Paris fühlt' ich mich am Ostertage einsamer, als im Dunkel eines deutschen Waldes.

Es trieb mich, wenigstens G. Sand's Wohnung zu sehen. Rue Pigalle 16 dicht in meiner Nähe. Nicht weit von Notre Dame de Lorette. Ich wandre

Paris bekommt in der Nähe der Rue Pigalle ein neues Anſehen. Hier ſah ich, daß man Landhäuſer mit Gärten in Paris ſelbſt haben kann. An der Rue des Martyrs vorüber, durch die Rue Fontaine, wo ein anmuthiger kleiner Platz im ſchönſten, italieniſchen Geſchmack von Landhäuſern gebildet wird, links die Rue Pigalle 20, 18, 16. — No. 16! Mir klopfte das Herz. Ein großes ſteinernes, neues Haus. Hinten ein Garten, das ſah ich wol. Aber das Haus verſchloſſen. Ein Riegel vor dem Geheimniß, ein Wall, der mich auch nicht einmal die Jalouſien ihres Zimmers ſehen läßt.

Da leſ' ich an der Thür des kalten ſteinernen Hauſes: petit appartement à louer pour un garçon. Ich werde klingeln. Ich werde eine kleine Komödie aufführen. „Hier iſt ein Zimmer zu vermiethen?"

„Für 200 Franken," ſagte die Concierge.

„Wo liegt es?"

„Im Entreſol."

„Nach hinten?"

„Nach vorn, mein Herr."

Das war ſchon unglücklich getroffen. Ich ſah durch den offnen Thorweg einen kleinen Garten und im Hintergrunde einen Pavillon, den G. Sand bewohnt.

„Wollen Sie das Zimmer ſehen?"

„Zeigen Sie mir's." — So konnt' ich noch länger

bleiben und den Ort überblicken, wo Spiridion, die Reiſe durch Frankreich, wo vielleicht ſchon Mauprat geſchrieben iſt.

Die Concierge ſtieg voran.

„Dies Zimmer iſt es, mein Herr!“

Es war geräumig, neu gebaut, ohne Möbeln, niedrig, für zweihundert Franken wohlfeil genug, aber es ging nach vorne: in die ſonnige Straße, nicht in die Schatten des Gartens! Wenn gutmüthige Seelen mieth[illegible]en und ſie armen Leuten, die harren, bis ſie finden, was ſie ſuchen, das kalte Nein in troſtreicherer Form ausſprechen wollen, ſo ſagen ſie: „Ich werde wiederkommen.“

„Ich werde wiederkommen, Madame.“

— Zur Thür mich wendend fragt' ich: „Wohnt nicht hier G. Sand?“

Im Pavillon, mein Herr.

„Es iſt wol zweihundert Franken werth, in der Nähe G. Sand's zu wohnen. Laſſen Sie mich den Garten ſehen.“

Ich ſtieg hinunter und blickte in den kleinen Garten. Einige Rüſter, einige Linden, drei oder vier Anlagen zu Blumenbeeten, wenn der Frühling kommt. Der Raum, der hier bald ſich ſchmücken wird, iſt klein, aber drüben ſind dieſer kleinen Räume mehr, ſie bilden eine freie offne Ausſicht. Die Vögel von

drüben kommen auf die Bäume von hier. Die Hollunderdüfte von hier würzen die Luft von dort. Was im dritten Garten Raupe iſt, kann im zweiten ſich verpuppen und hier im erſten, in dem Gärtchen G. Sand's, Schmetterling werden. So ſetzt ſich das bunteſte Leben zuſammen, eine fourieriſtiſche ſchöne Gegend, ein Natur-Phalanſtére. So ſeh' ich, daß es in Paris noch immer Oerter gibt, wo man vielleicht nicht grade Dichter werden, aber, wenn man es ſchon iſt, doch bleiben kann.

Die Concierge verſtand das Intereſſe, das ich an dieſem Orte nahm, vollkommen und hinderte mich nicht, länger in dem kleinen Garten zu verweilen. Die Jalouſien waren niedergelaſſen. Dort wohnte ein krankes Herz. Ich begriff dieſe Einſamkeit. Mitten in dem wirren Paris ein ſo ſtiller, kleiner Fleck, wo man lieben, dichten und die Welt verachten kann. Ja es iſt etwas Großes um die moraliſche Kraft des Menſchen, wenn die Natur ſie unterſtützt! Im Angeſicht der Berge, im Angeſicht des Meers, ja nur im ſäuſelnden Schatten einiger alten Lerchenbäume, durch die der Mond mit tröſtendem Glanze ſchimmert, man wird mehr wagen, größer ſein als im Salon, wo die Mediſance herrſcht. Ich rief mir die Nacht mit ihren Sternen, den Frühling mit ſeinen Blüten auf dieſe idylliſche Abgeſchiedenheit hernieder, ich begriff den Geiſt, der in den

Schriften dieſer merkwürdigen Frau lebt. Ich begriff den Muth, es mit dem Urtheil der Welt zu wagen. Ich begriff, daß es eine Nähe der Gottheit gibt, die uns die Entfernung der Menſchen vergeſſen lehrt.

Und ſo blickt' ich um mich, im Geiſte erſchüttert, innerlichſt durchſchauert. Alle Bäume ſchienen ſich hieher zu neigen. Ich fühlte, daß ſelbſt die Gemüther, welche ſich von G. Sand abgeſtoßen fühlen, die Gläubigen, ſelbſt Die, welche dieſe Schriftſtellerin verfolgen, weil ſie Alles verfolgen, die gehäſſigen Gemüther, dieſe feierliche Stille, die mich hier umgab, ehren würden. Was für ſie Neugier geweſen wäre, war Andacht für mich. Die Wunden des eignen Herzens brachen auf. Am Nerv der Seele zuckten die alten Schmerzen, die vergeſſenen vielleicht, aber doch nicht verwundenen.

Ich ging, wehmüthig den Blick zur Erde geſenkt. An den Häuſern entlang ſchlich ich in tiefen Träumen. Gern hätt' ich die beklommene Bruſt aufgelöſt am Herzen eines Freundes. Es war Oſtern. Die Menge ſtrömt in Nôtre Dame de Lorette. Ich will Troſt holen, wo Ihr Andern ihn findet. Ich trete an die Kirche. Ein Polizeiagent weiſt mich drüben auf die andere Seite. Drinnen wieder Polizei. Eine Kirche nach der Mode, ein modiſches Publikum. Tauſende ſich drängend — um was! Um eine Andacht, die für mich keine war. Ein Prieſter ſingt Gebete, in

das Laſter. Alles Uebrige, was Ihr in die Geſchichte hineinlegt, dient nur dazu, Euern Willen zu lähmen und die Moral deſſelben zu beſchönigen. Geſchichte iſt ein ganz relativer Begriff, der ſo viel ausdrückt, als Komplexus der Bedingungen, unter welchen das Leben möglich iſt. Die Hebel, Formen und Vorausſetzungen des Lebens, ich meine jener moraliſchen und bewußten Exiſtenz des Einzelnen, nutzen ſich ab und verlangen durch die Geſchichte nur Veränderungen. Es kann Zeiten geben, wo die Tugend eine ſo ſchwere Aufgabe iſt, daß die äußern Umſtände ihr müſſen zu Hülfe kommen. Ich werde auf dieſe Frage zurückkommen, wenn ich von den Uebergängen der Geſchichte ſpreche.

Jeder Moment der Geſchichte iſt in ſich abgerundet und vollſtändig. Fehlt ihm etwas, ſo iſt es gerade das, was das zeitgenöſſiſche Individuum aus den Hülfsmitteln ſeiner Tugend und ſeines Genies erſetzen ſoll. Wenn dieſe ruhenden Momente im Vergleiche von hundert oder tauſend Jahren, die dazwiſchen liegen, ſich unähnlich ſehen, ſo iſt es, weil die Ordnung der Geſchichte eine moraliſche, weil die Moral das Geſetz der Freiheit iſt und weil die Nachahmung die göttliche Originalität der Tugend nicht erzeugen kann *). Der Zuſammenhang, welcher in den objectiven Begebenheiten, die von der Chronik verzeichnet werden, liegt, iſt ein relativer; ein Zuſammenhang, der unter der Nothwendigkeit der menſchlichen Freiheit ſteht. Die Freiheit iſt der einzige große Factor der Geſchichte. Was uns die Geſchichte bringt, iſt die gute oder böſe Saat unſerer Handlungen.

*) Der Zweck des Menſchen iſt das moraliſche Leben, nicht die Geſchichte. Die Verſchiedenartigkeit der Sitten und der Zeiten dient nur dazu, die höchſte Vollkommenheit der Tugend möglich zu machen, nämlich, daß ſie nicht auf Nachahmung beruht. Darum geſchieht Geſchichte.

einem kurzathmigen Rhythmus, als wenn Schüler zum erſten Mal lernen, nach Noten ſingen. Es ſtieß mich ab. Fort, fort! Das iſt keine Religion, die mich tröſten könnte. Ich beſann mich, daß ich ſchon in einem Tempel geweſen war.

# Dreizehnter Brief.

Paris, den 30. März 1812.

Das Palais Luxemburg iſt ganz den Kindern gewidmet. Vorn in dem ſchwerfällig verwickelten Gebäude verſammeln ſich die Pairs; hinten im Garten ſpielen die Bonnen mit ihren Zöglingen, dicht gegenüber wohnt Jules Janin.

Ich wollte aber heute das Pantheon ſehen, das die Franzoſen der Unſterblichkeit gewidmet haben. Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Man muß bergaufſteigen, um in die Nähe der Unſterblichen zu kommen.

Endlich erblicke ich das Gebäude. Sonderbar, auch hier noch Schuppen um den vor achtzig Jahren begonnenen Bau, auch hier noch nicht Alles fertig. Wie beim Arc de l'étoile noch Staub von den letzten Steinmetzen, die hier meißelten. Die Franzoſen fingen an, ihrer Unſterblichkeit Tempel zu bauen, da ſie noch Gelegenheit hatten, unſterblich zu werden. Jetzt in ihrer Pygmäenepoche werden die Tempel erſt fertig: jetzt,

wo es ſo leicht iſt, berühmt, und ſo ſchwer, unſterblich zu werden.

Das Pantheon war urſprünglich die erſte Kirche von Paris. Auf der Stelle, wo es ſpäter erbaut wurde, ſtand eine uralte Kapelle. Das Chriſtenthum iſt alſo hier dem Cultus des Genius erlegen. Das große, in der That impoſante Gebäude, mit ſeiner Rieſenkuppel, ſeinen großartigen, freien, innern Räumen, wurde von Lufflot auf Befehl des funfzehnten Ludwig erbaut. Es ſollte eine Kirche der pariſer Schutzheiligen, der heiligen Genoveva, werden. Genoveva, das duldende Weib, das Weib des Gehorſams und der Liebe, wich vielleicht gern den Männern. Die Jacobiner wollten ihre Unſterblichen in dieſe Kirche bringen. Die Altäre wurden weggeräumt, die Reliquien der Genoveva wurden mit denen Marat's vertauſcht. Auch aux grandes femmes hätte man es der Genoveva zu Liebe widmen ſollen. Die heilige Dulderin Genoveva würde Charlotte Corday mit ihrem Geiſterkuß begrüßt haben.

Die Führer geleiteten uns aus den erhabenen Räumen dieſes Tempels in die Gewölbe. Als die Bourbonen zurückkamen, gaben ſie dieſe Räume wieder der Genoveva; als Louis Philipp kam, fielen ſie wieder den großen Männern zu. So ſtreitet jetzt der Cultus des Glaubens mit dem Cultus des Genius! Wer weiß, ob nicht die Heiligen einſt hieher zurückkehren! Wenn

in einer Zeit, wo Alles nach Größe ſtrebt, die großen Männer zu ſehr überhand nehmen, wird man anfangen, wieder den guten Menſchen zu opfern. Wir ſtiegen in die Gewölbe hinab. Wie feucht, wie kalt iſt es in der Nähe der Unſterblichkeit! Warum da unten in den trüben, dunkeln Räumen! Ihr habt Rouſſeau und Voltaire dort hingelegt. Voltaire würde nie dieſe dunkeln Gewölbe für ſeine Gebeine als Ruheort gewählt haben. Voltaire wollte Licht im Leben, er würde auch Licht im Tode gewollt haben. Rouſſeau hätte allerdings das Dunkel geſucht, aber das Dunkel eines verſchwiegenen Parks, einen ſtillen, ſchattigen Blätterhain. Fröſtelnder Gedanke, hier unſterblich zu liegen! Lieber ſeiner Zeit, der Mitwelt genügen, und dann gebettet, wie Uhland ſingt, in Gras und Blumen, oder vergeſſen.

Rouſſeau, der arme, gute, ſchwache Rouſſeau, liegt im tiefſten, feuchteſten Dunkel. Aus ſeinem Sarkophag langt eine Hand heraus, die eine Fackel trägt. Es ſoll dies bedeuten, daß er noch im Grabe leuchtet. Man findet dieſe Idee ſehr ſinnig. Mir war ſie ſchauerlich. Meine alte Mutter fiel mir ein, die mir oft ſagte: Wer Vater und Mutter nicht ehrt, dem wächſt die Hand aus dem Grabe. Auch an Rouſſeau hat ſich die alte Sage bewährt. Rouſſeau ehrte ſeine Eltern, aber der Vater ehrte nicht ſeine Kinder. Im Pantheon wächſt ihm die Hand aus dem Grabe.

Auf der entgegengeſetzten Seite liegt Voltaire. Als hätte der eitle Mann es beſtellt, ſein Sarkophag iſt vergoldet und aufgeputzt. Seine Statue blickt ſarkaſtiſch auf ſeine irdiſchen Ueberreſte herab. Dieſer ganze dunkle Winkel iſt eine Ironie. Voltaire, der war, bezweifelt den Voltaire, der einſt ſein wird. Dieſer Winkel, der Voltaire gewidmet iſt, iſt keine Apotheoſe, ſondern ein Epigramm. Das grinſende Lächeln des Philoſophen von Ferney, durch Marmor verewigt, iſt an dieſer Stelle faſt eine Blasphemie.

Auch das Modell des Pantheon haben die Franzoſen ins Pantheon geſetzt. Es mag der Sarkophag ſeines Erbauers ſein. In den übrigen Räumen, dunkeln, unheimlichen Kammern, ſind ſteinerne Särge in beträchtlicher Zahl aufeinander geſchichtet. Sie enthalten die Gebeine vieler Unſterblichen, von denen man in den Jahrbüchern der Geſchichte und Wiſſenſchaft einſt vergebens nach bedeutendern Spuren ſuchen würde. In Ermangelung großer Männer, hat Talleyrand geſagt, ſetzt man Beamte ins Pantheon. Und in der That, dieſe Bureauchefs, dieſe Akademiker, dieſe Diviſionsgenerale haben ihre Unſterblichkeit wohlfeil erkauft. Nicht daß Frankreich arm an Ruhm wäre, aber ſelten, daß die Mitwelt den Ruhm der Zeitgenoſſen zu ſchätzen weiß und die Nachwelt Zeit findet, an die Vergangenheit zu

denken. Die wahren Größen Frankreichs wird man im Pantheon vergebens ſuchen.

Diejenigen Männer, die immer das Hergebrachte thun, können niemals groß werden. Um unſterblich zu werden, muß man wenigſtens einmal in ſeinem Leben einen großen Irrthum begangen haben. Ich bin unſterblich, denn ich habe mich im Pantheon zwei Mal verirrt. Mit Schrecken denke ich an meine überſtandenen Gefahren zurück. Ich verirrte mich einmal unten bei den Gräbern und das zweite Mal oben auf der Kuppel. Der Führer eilte, den jungen Rekruten, Studenten, Griſetten, die ſich hier die Möglichkeit anſahen, ſo berühmt als Napoleon's Generale, ſo unſterblich wie ein Akademiker, ſo keuſch wie die heilige Genoveva zu werden, die Gräber ihrer großen Urbilder zu nennen. Mich, den gefühligen Deutſchen, den bei jedem Schritt auf hiſtoriſchem Boden hiſtoriſche Wehmuth überkommt, mich hielt es länger in den Todtenkammern zurück, als die Andern. Plötzlich war ich im Dunkel allein. Ich höre den Zug der Vorangehenden, höre die Stimme des Führers, taſte aber an feuchte Wände, abgeſchnitten von den Uebrigen, die mich nicht vermiſſen. Schrecklicher Gedanke, hier mit den franzöſiſchen Unſterblichen eingeſchloſſen zu bleiben, vergeſſen zu werden an der Stätte der Erinnerung, verirrt in dieſer Finſterniß. Ich greife hier, greife dorthin. „Quatre marches“, hatte der

Führer an vielen Orten gesagt. Quatre marches! Ich konnte nichts sehen und fürchtete jeden Augenblick, von quatre zu quatre marches hinunterzustürzen. Vier Schritte bis zur Ewigkeit! Hungertod war eine Idee, die mir oft im Angesicht der französischen Speisezettel, im Angesicht der armseligen pariser Cotelettes, im Angesicht der Zweifrankenmahlzeiten des Palais Royal schon eingefallen war; wie konnt' ich sie hier zurückhalten, hier, wo es keine andere Nahrung für mich gab, als das sardonische Lächeln dieses boshaften Voltaire! Ich resignirte in allem Ernst darauf, das Tageslicht für heute wiederzusehen. Denn so viel Ehrfurcht hatte ich vor den Todten, daß ich nimmermehr gewagt hätte, hier, wo die Gebeine der Unsterblichen ruhen, einen kläglichen Hülfeschrei auszustoßen. Endlich, endlich erblickte ich in weiter Ferne den Schimmer eines Lichts. Er kam näher, wurde heller, ich fand mich zurecht und eilte mit dem Zuge hinaus aus diesen schreckhaften Gewölben zu einem neuen Abenteuer.

Ich stieg nämlich mit meinen Studenten, Rekruten, Grisetten in die Kuppel hinauf. Eine Höhe von 500 Fuß über dem Spiegel der Seine. Ich sah das frische und in der That anziehende Kuppelgemälde von Gros, das in bunter Gruppirung alle bedeutenden Personen, die sich an die Idee des Pantheons in kirchlicher Hinsicht knüpfen, darstellt. Die heilige Genoveva gilt

für ein Meisterstück und hat dem Maler von Karl X. den Adel eingetragen. Sie ist hübsch hingehaucht, luftig und schwebend, verklärt und heilig; nur etwas zu heilig, zu sehr Nonne mit dem Gelübde einer Keuschheit, das der liebenden Mutter des Schmerzenreich widerspricht. Noch höher hinauf steht man in der Kuppel. Drinnen an den Wänden eine Unmasse von Namen, die, mit Bleistift auf die Wand gezeichnet, auf ihre Weise ins Pantheon zu kommen suchen. Warum nicht? Präfekten, dort unten, Maires, Bureauchefs — warum hier oben nicht Commis, Epiciers und Champagnerreisende? Draußen das ungeheure Paris aus der Vogelperspective, dieses Paris, das so Großes erlebt hat, das Paris des vierten Heinrich, des vierzehnten Ludwig, das Paris der Jacobiner, Napoleon's, das Paris der Julirevolution. Notre Dame, die nächste dem Thron des Pantheon, der erste Pair dieses majestätischen Reichs. Welche Fülle berühmter Gebäude, diese Säulen, diese Triumphbogen, und dazwischen die gelbe Seine. Dort der Cimetière Montmartre, drüben der Père Lachaise, ein Pantheon, romantischer noch, als dieses klassische steinerne.

Ich mochte nicht länger oben bleiben. Der wollte wissen, wo Boulogne, der, wo Orleans liegt. Die wollte unten in der Stadt einen Winkel sehen, wo vielleicht in diesem Augenblick ihr Freund ihr untreu ist. Jeder langte sich seine Neigungen, seine heiligen Stätten aus dem

Panorama heraus. Ich eilte die Stufen hinunter, wählte auf Gerathewohl von zwei Treppen die nächste, springe über Drathgitter weg, die ich für blinde Warnungen halte, hüpfe wohlgemuth auf den Vorsprung der Kirche, der etwa 200 Fuß tiefer iſt, als die Kuppel, und will fort. Da fällt die Kuppelthür hinter mir zu. Ich ſuche eine neue und finde ſie nicht. Ich finde ſie, ſie iſt verſchloſſen. Ich warte auf den Führer. Er verſchwindet mit ſeinem Zuge oben in den Lüften auf der Gallerie, ich zähle die Stufen, der Führer kommt nicht. Er iſt die andere Treppe hinunter gegangen und ich bin hier wiederum allein. Vor und rückwärts kein Weg. Rings nichts als Quaderſteine, Gallerien, vor mir das noch immer vogelluftige Panorama, die Entfernung in die Tiefe viel zu weit, um meine Stimme hörbar zu machen. Dreihundert Fuß hoch klettere ich auf der Gallerie herum. Ich winke und ſchwenke mein Taſchentuch in die Luft mit großer Selbſtüberwindung, denn von der ſchlechten pariſer Wäſche hatte es ein großes Loch, das ich mich genirte, dreihundert Fuß hoch dem mediſanten Paris zu zeigen. Eine halbe Stunde reſignirte ich mich, hier oben auf dem Pantheon, wie einſt Quaſimodo drüben auf Notre Dame, zu leben. Ich ſah mich, da es regnen wollte, nach einer Glocke um, um mich unter ihr zu bergen. Endlich aber erblickte ich auf einem andern Flügel des großen Baues eine kleine Figur. Es war

dunkel geworden. Ich hielt es für einen Gnomen, für den finstern Golo, der noch immer Genoveva mit seiner Liebe und seiner Bosheit verfolgt, für einen Mitesser der Unsterblichkeit, der sich ärgert, daß Jemand, der mit ihm einst in einem Zimmer wohnte, unsterblich geworden ist und er nicht. Ich winkte dem schwarzen beweglichen Punkt. Er streckte ein Fragezeichen aus, einen schwarzen rußigen Besen. Es war ein Pantheonfeger, ein Decrotteur des Staubes der Unsterblichkeit. Er lachte, wie Voltaire in den Katakomben unter uns lacht. Er winkte mir Freiheit und Erlösung zu. Nach einer Viertelstunde öffnete sich die Thür. Für einen Franken entging ich der Gefahr, lebendig im Pantheon der Franzosen beigesetzt zu werden. Wenn ich den Eifer bedenke, mit dem ich nach diesem Doppelabenteuer im Hause des Ruhms auf die erste beste Carte du jour eines Restaurant im Palais Royal stürzte, so bin ich vollkommen der Meinung, daß der Hunger und der Ruhm Geschwisterkinder sind.

Ich legte dieſe Anſicht am liebſten bei einer Gelegenheit nieder, wo es mir daran lag, die hiſtoriſche Bedeutung der zweiten Hälfte des Menſchengeſchlechts zu retten. Wäre die Erde darum zwiſchen die Ellipſen und Parabeln der übrigen Himmelskörper und der Menſch auf ſie ſelbſt geſchleudert, damit jene Ereigniſſe, welche wir Geſchichte nennen, einen beſtimmten Zweck hätten und die Ausführung irgend einer göttlichen Idee wären, ſo ſähe dies einer despotiſchen Grille weit ähnlicher, als einer weiſen Fürſorge. Es gibt keine höhere Offenbarung, als die, welche an unſer Herz ſpricht. Und es ſpricht nichts zu uns, als der Unterſchied des Guten und Böſen. Der Zweck der Erde iſt kein hiſtoriſch-metaphyſiſcher Geſammtzweck, ſondern der einzelne Menſch, wie er geboren wird und ſtirbt mit dem Bewußtſein, in ſeiner Weiſe das Räthſel des Lebens gelöſt zu haben. Was gäb' es denn noch, das über die Gerechtigkeit eines Ariſtides und die Unſündlichkeit eines Jeſus hinausläge? Wäre die Geſchichte zu etwas Anderm beſtimmt, als daß wir Gutes thun, ich wollt' es Jedem verdenken, der es thäte.

Erſt mit dieſer Anſicht, welche das Geſchehene für das in der Geſchichte durchaus Unerhebliche erklärt, wird die Beſtimmung des Weibes zu ihrer Würde erhoben. Iſt der Geſchichtszweck das Leben, ſo iſt es, durch die Familie, die Erziehung, kurz durch Alles, was dazu dient, dem Menſchen Raum zur Entfaltung ſeiner natürlichen Anlagen zu geben, Raum zur Prüfung ſeines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn ſie auch über Haus und Hof nicht hinausgingen, vor Gott doch gleichen Werth haben, wie irgend eine große Handlung von draußen, die der Hiſtoriker aufzeichnet. Das gemeinſame hiſtoriſche Band, welches Mann und Weib

# Vierzehnter Brief.

Paris, den 31. März 1842.

Nun weiß ich, wie es eigentlich gekommen iſt, daß wir die Schlacht bei Leipzig gewonnen haben. Die Franzoſen ſind an die Preußen verrathen worden und den Verräther hab' ich geſtern kennen gelernt.

Es iſt ein Mann, nahe an den Sechzigen, ein Mann, der ſich vermittelſt ſeiner Halsbinde noch ein Anſehen von Vierzigen zu ſchnüren weiß. Er trägt feine Wäſche, einen gefärbten Backenbart und hat die Manieren mehr eines Maklers, als eines Soldaten. Er iſt Spanier von Geburt, dann in Frankreich naturaliſirt, zu verſchiedenen diplomatiſchen Aufträgen verwandt worden, ſehr reich und bewirbt ſich jetzt um den Geſandtſchaftspoſten an einem der erſten Höfe Europas. Dieſer Mann heißt gewöhnlich Herr Fontenay; ſeit einigen Wochen nennt man ihn Marquis de Lormias. Er gibt täglich offne Audienz am Börſenplatz, in dem eleganten Theater Vaudeville.

Indeſſen Herr Fontenay iſt an der Bedeutung, die er für die Geſchichte des Jahres 1813 gewonnen hat, ſehr unſchuldig. Arago und Vermond, die das kleine Drama: „Die Memoiren des Teufels", geſchrieben haben, ſind es, die ihn mit einem ſo bedeutenden Gewicht in Scene ſetzten. Der Moment, wo es herauskommt, wie eigentlich die Schlacht bei Leipzig verloren ging, macht täglich im Vaudeville außerordentliches Glück. Die Franzoſen nehmen ihn für eine authentiſche hiſtoriſche Aufklärung und ſchmettern dieſen Verräther, Marquis von Lormias, mit einem Beifallsſturm nieder, für den ſich der Teufel, der ihn entlarvt, zu bedanken hat. Die Bewandtniß mit dem Teufel des Vaudevilles und der Schlacht bei Leipzig iſt dieſe: Eine Dame hat ihren Gatten und unter Anderm auch die Papiere verloren, die ſie als die rechtmäßige Trägerin ſeines Namens beſtätigen. Verwandte brauchen dieſen zweiten Verluſt und nehmen ihr und ihrer Tochter die großen Reichthümer, die ſie eben als ihre Erbſchaft antreten will. Verfolgt, verarmt, wird ſie auch von einem Schloſſe vertrieben, das im Munde des Volks für den Sitz allerhand Spukes gilt. Mitten in der Erzählung dieſer Unheimlichkeiten erſcheint ein junger Mann, der ſich bereit erklärt, die Anſprüche der verfolgten Witwe geltend zu machen und ſich dafür die Hand der Tochter bedingt. Auf einem Ball erſcheint er unter der Maske

des Teufels, raunt allen Verfolgern ſeiner Clientin wunderbare Antecedentien ins Ohr und erreicht den Zweck, dieſe Leute durch ſeine Allwiſſenheit ſo einzuſchüchtern, daß ſie ihre Anſprüche aufgeben, vollkommen. Auch finden ſich die Papiere wieder. Sie ſind eingemauert, von der Hand einer originellen Figur, einer ſpukhaften Erſcheinung, die im ganzen Stück faſt nichts als Ja und Nein ſagt und über die Wucht ihres Geheimniſſes halb wahnſinnig geworden iſt. Es iſt wirklich Hoffmann's Daniel, der Wändekratzer aus dem Erbvertrag, mit dem wir doch nun zu ſpät kommen! Die Piece wird vortrefflich geſpielt, mit Grazie im Dialog, einfacher Zurückhaltung in den Bewegungen, mit Gefühl in den rührenden Stellen. Der allwiſſende Teufel iſt ein junger Advocat, der durch ſeine Praxis gewiſſe Geheimniſſe noch genauer kennen lernte, als ſie in der Gazette des tribunaux ſtehen. Er wird von einem Herrn Felix mit außerordentlicher Virtuoſität geſpielt. Sollte man dies Stück in Deutſchland heimiſch machen, ſo dürfte man die Muſik nicht aufgeben, die das Ganze ſehr ſinnig begleitet und die dämoniſchen Neckereien mit dem Teufel und der Hölle, die ſich nachher natürlich auflöſen, anſchaulicher und greller herausſtellt.

Marquis von Lormias muß in der Uebertragung

eine andere Verrätherei an Frankreich begangen haben, als folgende, die ihm Robin vorhält:

L'armée ennemie vous a payé les secrets de l'armée française, dont vous étiez un employé superieur. ... Le prix a été d'un million ... cette somme, vous l'avez reçu dans le village de Lutzen le 14 octobre et le 16 notre armée était detruite sur les bords de la Saala.

So wichtig uns die franzöſiſchen Memoiren für die Geſchichtſchreibung ſind, dieſe Memoiren des Teufels werden es nicht werden.

Man kann in Paris nicht von Antecedentien ſprechen, ohne an die Politik zu denken. Antecedentien war hier noch vor einigen Jahren ein furchtbares Wort. Jetzt hat man ſich daran gewöhnt, weil Jeder die ſeinen hat. Antecedentien! Man las ſie aus dem „Dictionnaire der Windfahnen" heraus, in welchem die Staatsmänner Frankreichs aufgezählt ſind und geſchildert nach ihren Eiden. Talleyrand war der Oberceremonienmeiſter der Antecedentien. Er hatte mehr als dreizehn Eide geſchworen und alle gebrochen. Die Andern folgten der Reihe nach. Es war eine ſchreckliche Polemik, damals, als man ſich die oft drückenden Nothwendigkeiten der Vergangenheit zu Vorwürfen für die Gegenwart machte. Die, die nichts erlebt hatten, wühlten nach den Inconſequenzen der Greiſe. Man vergaß

den gewaltigen Umſchwung der Begebenheiten, man vergaß die menſchliche Schwäche.

Und doch waren Viele zu ſchwach! Es iſt ein kalter Gedanke, zurückzublicken auf die Vergangenheit, ihren Glauben, ihren Glanz und Die, die dieſen Glanz anbeteten, dieſen Glanz verriethen. Zu ſchnell flohen ſie von dem Beſiegten zum Sieger, zu ſchnell bückten ſie ſich unter das Joch der Nothwendigkeit. Wenige ſind da, die mit der ſterbenden Sache geſtorben wären, Wenige, die ſich in die Fahne hüllten, die ſie einſt trugen, einſt vertheidigten, in die Fahne, um ſich ſtill zu verbluten! Wie lockten die neuen Sterne und Ehrenbänder, wie lockten die goldnen Schlüſſel und Grafenkronen! Es iſt traurig, daß in Frankreich die Greiſe nicht das Ehrwürdigſte ſind.

Im Palais Luxembourg ſitzen die Pairs. Das Local iſt neu, neuer als die Erfindung dieſer Würde. Eine Rotunde. An den Seiten die Tribünen der Zuhörer, die ſich aber nicht zahlreich einfinden. Gegenüber in einem Einbau der Präſidentenſtuhl, die Sitze der Secretaire. Unten die Lehnſtühle der Pairs, rothe und grüne Polſter, davor Tiſche und auf ihnen Schreibmaterialien. Die Einrichtung iſt bequem. Die Lehnſeſſel geſtatten die gefälligſte Erholung, für die allzubetagten Geſetzgeber ſogar den ſtärkenden ſüßen Schlaf. Der ganze Raum iſt mit Malereien, Draperien, Ver-

goldungen überladen. Die Sonne scheint freundlich auf die überwiegend grünen Farben. Es liegt viel Behaglichkeit, viel Vornehmheit in dem Gesammteindruck, und so gedenkt man unwillkürlich der unglücklichen Verirrten, die vor diesen Richtern schon so oft gestanden haben, um heute gerichtet, morgen guillotinirt zu werden. Es ist sehr grausam, von diesen kostbaren Teppichen auf das Blutgerüst schicken.

Der Herzog von Broglie präsidirte. Der eigentliche Kanzler, Herr Pasquier, studirte wahrscheinlich an seiner akademischen Antrittsrede. Eine nüchterne Sitzung. Ein Gesetzentwurf, der verlesen wurde und schon angenommen war, ehe man noch über ihn abstimmte. Man brachte die Kugeln, man zählte sie, schüttete sie aus einem Korbe in den andern, es hatte etwas von Taschenspielerei, etwas von Escamotage. Dabei statteten sich die alten Herren Visiten ab und unterhielten sich von Dingen, die ihnen lieber waren, als die langweilige Tagesordnung. Die Pairs tragen alle eine gestickte Uniform, die mit ihren meist greisen Häuptern nicht gut harmonirt. Viel bedeutende Namen auf den grünen Sesseln. Viel Ruhm unter diesen Perücken, manche Unsterblichkeit! Gelehrte, Staatsmänner, Krieger von großer Auszeichnung. Die, die nichts waren, als treu ergebene Beamte, schienen mir die vorlautesten zu sein.

Die französische Pairskammer ist ein durchaus ver-

fehltes Inſtitut. Als man die Pairswürde für nicht erblich erklärte, hob man auch den Begriff der Pairie in ſich ſelbſt auf. Noch entſinn' ich mich deutlich jener Kämpfe um die Erblichkeit der Pairie. Es war ein Streit, wo ſich, wie oft, Liberalismus und Despotismus in ihrer äußerſten Einſeitigkeit begegneten. Die Liberalen wollten die Pairie nicht erblich, weil ihnen alle Privilegien und zumal die, die ſich vererben, ein Greuel ſind. Die Regierung wollte die Pairie nicht erblich, weil ſie vorzog, die Macht, die ſie controliren ſollte, ſich alle zehn Jahre ſelbſt zu ſchaffen. So iſt die franzöſiſche Pairie als Körper dem Ganzen eine Laſt und für die Einzelnen, die ihm angehören, ein Privilegium der Unpopularität, eine Sinecure des Volkshaſſes.

Wenn es doch einmal zwei Kammern geben ſoll, ſo muß die eine das Princip der Bewegung, die andere das Geſetz der Trägheit vorſtellen. Das Geſetz der Trägheit heißt es ſehr misverſtehen, wenn man es durch Greiſe wiedergeben will. Es muß zwei Principien im Staate geben, das Intereſſe des Neuen und das des Alten, die Veränderung und die Beharrlichkeit, den Fluß und den Stillſtand. Aber das Alte muß nicht greis, das Beharrliche nicht eigenſinnig, der Stillſtand nicht der Tod ſein. Die Pairie, erblich oder nicht erblich, ſcheint uns, da die Regierung ſelbſt ſchon Princip des Widerſtandes und der Trägheit genug iſt, ein Uebel.

Soll man aber von zwei Uebeln wählen, ſo nimmt man das geringere. Eine erbliche Pairie kann wenigſtens Das vorſtellen, was ſie bedeutet. Eine erbliche Pairie ſtellt der Regierung geſunde, kräftige Elemente gegenüber. Sie wird nie zäh werden, ja ſie kann zu Zeiten freiſinniger ſein, als die Kammer der Gemeinen. Was ſind dieſe Schatten der franzöſiſchen Pairie! Abhängige Würdenträger der Krone, die nichts repräſentiren, als die Zahl ihrer Dienſtjahre. Kein Beſitz, auf dem ſie fußen, keine Erinnerung an alte Größe, die ſie aufrecht halten. Die franzöſiſchen Pairs ſind eine der hohlſten Inſtitutionen, die unſre in Staatsformen ſo erfinderiſche Zeit nur hat erſinnen können. Inzwiſchen ſind ſie dem allgemeinen Spotte geweiht. Ein Pair machte neulich in einem Anfall von Freimüthigkeit, den dieſe alten Herren zuweilen, wenn das Podagra zu arg iſt, bekommen, den Antrag, ob denn die Regierung bei ihnen nicht die Opiumfrage vorbringen werde? Sie hätte ihm antworten können, daß die ſchläfrigen Verhandlungen der Paiskammer genug bewieſen, wie lange ſchon dieſe Frage von ihr verhandelt wäre.

Der Ausſpruch Schiller's vom Werth des Einzelnen beim Unwerth des Ganzen bewährte ſich mir wohl, als ich in Baron Degerando einen Pair kennen lernte, der an ſich der größten Achtung würdig iſt. Herr von Degerando iſt ein Greis, der mitten in den flüchtigen und

oft frivolen Beſtrebungen der pariſer Tagesordnung ſich einen edlen, menſchenfreundlichen, einen rein humanen Zweck erhalten hat. Früh Krieger, dann den Degen mit der Feder vertauſchend, lebt er der Idee des Friedens, dem Wohle der Geſellſchaft, der Erleichterung von ihren drückendſten Uebeln. Ich begrüßte ihn als „eine lebendige Anwendung der Ideen unſeres Herder“ und er geſtand, daß er den Schriften Herder's ſeine beſten Anregungen verdanke. Er war es, der Edgar Quinet veranlaßte, Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit ins Franzöſiſche zu überſetzen. Degerando verhält ſich zur Philoſophie, wie der Mönch zum Theologen. Er bewegt ſich nur im praktiſchen Gebiete der Wiſſenſchaft, in ihren Anwendungen auf das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft. Die Flüge der deutſchen Philoſophie ſind ihm zu überſchwenglich, er verlangt von der Metaphyſik einen ſchnelleren Uebergang zur Moral, von der Moral einen ſchnellern Uebergang auf die Sittenpolizei, auf die Straf- und Beſſerungsanſtalten, auf die Volkswirthſchaftslehre, auf die Anlegung von Geſundheits- und Krankheitshäuſern, auf die Warte- und Kleinkinderſchulen. Einer Unzahl kleiner Geſellſchaften, die dieſen Zwecken gewidmet ſind, präſidirt Herr von Degerando mit demſelben Eifer, den er den Verhandlungen der moraliſchen Section des Inſtituts de France widmet.

# Fünfzehnter Brief.

Paris, den 1. April 1812.

Wieder um einen Glauben ärmer, um eine Täuſchung reicher.

Die Italiener ſchließen heute den Saal Ventadour, um nach London zu gehen. Geſtern war ihre letzte Vorſtellung. Ich eilte die vorletzte zu ſehen.

Alter Ruhm, geſtützt auf das Herkommen. Verblichene Größe, verjährte Vollendung. Die Italiener verdienen ihren Ruf nicht mehr. Sie werden noch ein Mal nach London gehen, noch ein Mal dort mit der deutſchen Oper wetteifern und nach Paris ohne Erfolg zurückkehren, wenn ſie nicht friſche, neue Elemente in ihr verſtocktes Blut aufnehmen. Was die Italiener in Paris noch ehrt, iſt, daß ſie ſich ſelber ehren. Man zahlt nicht gern zehn Franken Eintrittgeld zu einem Genuß, den man ſich zergliedert.

Alle Welt tröſtete mich: Sie müſſen den Barbier von Sevilla ſehen. Seit zwanzig Jahren kommen die

zuſammenkettet, ſind: die Liebe in der Jugend, die Freundſchaft im Alter und einſt bei der Trennung vom Leben das Gewiſſen. Das Weib iſt der ewige Widerſpruch gegen die erſchütternden Begebenheiten der Geſchichte. Weſſen Daſein kann die moraliſche Aufgabe der Schöpfung beſſer bewähren? Ich denke, der Ausgang der Geſchichte wird der der beruhigten Leidenſchaften und der Sieg des weiblichen Princips ſein. Die Geſchichte wird ſich in kleines Detail verlieren und das Wohlgefallen Gottes wird ebenſo zu jenen unſcheinbaren Thatſachen der Idylle lächeln, wie es zu den geſpreizten großmänniſchen Verrenkungen der welthiſtoriſchen Kothurntragödie lächelte.

Die Unbequemlichkeit, daß man bei der teleologiſchen Geſchichtsanſicht den Begriff des Weibes nicht recht entwickeln konnte, ſchuf jene tolle Emanzipationsidee der Frauen, welche in unſern Tagen noch immer in einigen Köpfen ſpukt, ob ſich ihre Erfinder, die St. Simoniſten, gleich ſchon lange an den Nil zurückgezogen haben. Wer könnte verlangen, daß des Ariſtophanes' Ekkleſiazuſen auf Eure Rathhäuſer ſtürmten und daß ſchwangere Weibsperſonen als Polizeibeamte die Päſſe der wandernden Handwerksburſchen viſirten? Die Emanzipation der Frauen iſt die albernſte Idee, welche unſer Zeitalter ausgeheckt hat und ſchon deßhalb, als wenn es Wunder ein Glück wäre, in die Maſchinerie der Staaten als ein kleiner Stift gebraucht zu werden!

Die Emanzipation der Frauen wurde vielleicht an einem nebeligen Winterabende erſonnen, wo ſich eine zahlreiche Männergeſellſchaft bei einer reizenden Pariſer Dame verſammelt hatte. Die Kronenleuchter blitzten, die Kamine verbrannten Sandelholz, er war eine Feerie, dieſer Salon. Man

Fremden nach Paris, um bei den Italienern den Barbier von Sevilla zu ſehen. Es erben ſich Geſetze und Rechte, aber nicht Jugend und Schönheit fort. Ich ſahe eine heroiſche Oper, eine Oper, die ich oft von Italienern ſelbſt ſchon gehört habe, Lucrezia Borgia.

Es iſt wahr, es waltete ein Unſtern über dieſer Vorſtellung. Die Griſi iſt ſeit einigen Monaten im Begriff, Mutter zu werden. Man muß einräumen, daß ein ſolcher Zuſtand keine Entfaltung ihrer Künſtlerſchaft geſtattete; aber eine ſo oft geſungene Oper, eine ſo oft geſpielte Rolle, ſollten ſie nicht mehr Spuren von der üblichen Leiſtung übrig gelaſſen haben, mehr, wenigſtens ſoviel mechaniſche Kunſtgriffe, daß man aus dieſen den gewöhnlichen Grad ihrer Kunſt hätte entnehmen können? Zuvörderſt kann die Stimme zwar etwas von ihrem Timbre, aber nichts von ihrem Adel verlieren und die Griſi hat eine unedle Stimme. Schlacke, kein Erz: ausgeſungene, ſtumpfe, zuweilen gemeine Töne, nicht um den Klang einer Meſſerſpitze zu vergleichen dem Metall einer Haſſelt-Barth. Eben ſo geringfügig ſchien mir die Kunſt des Geſanges. Ich hörte von einer Signora Ronconi, einer allerdings häßlichen und darum nicht in vogue gekommenen Italienerin in Berlin, die Lucrezia ſingen, mit einer Virtuoſität der Kehle, mit einem Feuerwerk von Kunſtfiguren, daß mir die Griſi wie eine Schülerin dagegen erſchien. Ihre Paſſa-

gen waren ausgetreten, ohne Fluß, ohne Poesie. Die ganze Erscheinung dieser Sängerin hat etwas völlig Bedeutungsloses. Am wenigsten macht sich ihr Spiel geltend. Es war schlaff, ohne Reiz, ohne Anregung. Man sah die hundert Mal abgeleierte Anekdote des Stückes, erzählt wie im Schlaf. Die Leidenschaften lagen in den Worten, nicht in den Blicken; ich mußte lachen, wenn ich diese Comödie mit dem Spiel einer Fischer-Achten verglich. Wie diese Deutschen ihre Seele preisgeben, wie sie mit Feuer und Poesie den Geist ihrer Rolle erschöpfen, ohne geschätzt, ohne besungen zu werden, als in unsern kleinen Lokalblättchen, während eine Grisi in Ueppigkeit und Ruhm schwelgt. Sie wird niederkommen, in London Tausende verdienen, in Paris wieder auftreten und bewundert werden, bis auch einmal ihre Stunde schlägt.

Mario hat Rubini verjagt. Mario ist ein hübscher Mann, der den Primadonnen besser gefiel, als der häßliche Rubini. Mario hat einen heisern Tenor, dessen Beherrschung ihm um so mehr Ehre macht, als man jeden Augenblick fürchtet, er würde überschlagen. Diese Angst der Zuhörer muß man bei Schätzung seines Werthes ein wenig mit anschlagen. Italien hat vielleicht keine Schenkel, die sich ausgestopft so schön ausnehmen, wie die Mario's, aber bessere Kehlen hat es gewiß. Tamburini sang den Herzog. Dies ist ein Name,

der ſeine Geltung verdient. Unſre Zeit iſt reich an herrlichen Barytonen und Tamburini iſt einer der vorzüglichern. Gewundert hat mich, daß Tamburini Das Figurenmachen nennt, was wir im gewöhnlichen Leben huſten nennen. Er huſtet ſeine Coloraturen, wie es Sängerinnen gibt, die ſich einbilden, trillern zu können, wenn ſie mit dem Kehlkopf lachen. Eine häßliche Signora Detti ſang den Orſino. Jede Soubrette an einem deutſchen Mitteltheater iſt beſſer. Lablache, eine Falſtaff-Figur, wirkte im Chor der Nobilis mit. — Füg' ich nun noch hinzu, daß die Chöre vollendet ſchlecht, die Arrangements der Tafelſcene im dritten Akt italieniſch hungrig waren, ſo wird man nicht begreifen können, wie dieſe Bühne ſich in ihrer Haltung behaupten kann. Sie ſteht nicht nur hinter den erſten Bühnen Italiens zurück, ſondern kann ſich mit Ausnahme der Perſiani, die gut ſein ſoll, Tamburini's und Lablache's kaum höher anſchlagen, als jene italieniſchen wandernden Truppen, von denen einige neuerdings auch nach Deutſchland gekommen ſind. Zur Erklärung dieſes falſchen Ruhms tragen beſonders drei Dinge bei. Zuvörderſt der Reiz alles Fremden, dann der Mangel einer guten Kritik. In Paris wird viel getadelt, aber, man ſieht es, nur zu oft aus Parteilichkeit. Die großen politiſchen Blätter kümmern ſich nicht im Zuſammenhang um die fortlaufende Chronik der Bühnen, und

die kleinen belletriſtiſchen ſind nicht im Stande, ihre Mitarbeiter gegen die Folgen ihrer Wahrheitsliebe ſicher zu ſtellen. Meiſtentheils kritiſiren Dilettanten, die ſich durch ihre Feder den Eingang in die Boudoirs der hübſchen Schauſpielerinnen zu verſchaffen ſuchen. Die Theaterkritik iſt hier ein petit maitre, die Analyſen des Spiels ſind Liebeserklärungen. Der dritte Grund iſt der Mangel eines ſtationären Publicums. Das Publicum in Paris iſt überhaupt ein immer nur zufälliges. Die zwanzig Bühnen, die täglich ſpielen, rekrutiren ihr Auditorium aus einer Maſſe, die jeden Morgen den Theaterzettel des Corſaire wie eine Speiſekarte durchläuft, um zu wählen, was eſſen wir heute? Daher iſt das pariſer Publicum, wenn nicht gerade erſte Vorſtellungen die Elite der Tonangeber oder die Kabalenmacher in Bewegung ſetzen, im Allgemeinen harmloſer und empfänglicher, als die Herren Abonnenten, die in den deutſchen Theatern das Urtheil ſprechen. Man kennt hier trotz der ewigen Komödie inner- und außerhalb der Theater jene Uebersättigung, jene Erſchlaffung nicht, die den Deutſchen in ſeinem Beifall ſo ſpröde, in ſeiner Hingebung ſo kühl macht. Das Publicum der Italiener ſind zum größtentheil Fremde, die kein Urtheil auszuſprechen wagen, Damen, die hieher gehen, um ihre Toiletten zu zeigen und lernen wollen, wie man ſtatt pourquoi ſagen kann perche, elegante

Herren, die mit ihrer Lorgnette mehr in die Logen, als auf die Bühne blicken, Leute endlich aus der Masse, die alle Jahr nur zwei Mal zu den Italienern gehen können, weil es ihnen sonst zu theuer käme. Und an solche Festtage kann man freilich nicht den Maßstab der Kritik legen.

Der Regen treibt des Abends in die Theater. Ich behalte mir Politik und Wissenschaft noch vor und verfolge Eindrücke, die soviel zur Kenntniß Frankreichs und des pariser Lebens beitragen. Gestern hab' ich mir das Grab des deutschen Repertoirs angesehen. Ich war im Odéon.

Diese Bühne kann sich nicht aufschwingen, weil sie zu entlegen ist. Es ist wirklich eine Anmaßung, wenn sie sich zweites Théatre Français nennt. Die Studenten geben hier den Ton an. Das Odéon liegt dicht am Quartier latin. Man pfeift und tobt während und zwischen den Akten. Dabei keine Ordnung in der Zeit, keine fleißige Musik, Gasgestank von zerspringenden Beleuchtungsgläsern, arme Toilette der Schauspielerinnen und wenig Talent. Das sind die Elemente, von denen hier Raupach, Blum, Eduard Devrient und Bauernfeld erwartet werden. Ein Abend im Odéon ist meist immer ein rasender See: und der See will sein Opfer haben.

Ich sah „Quinolas Hülfsquellen" von Balzac. Seit vierzehn Tagen ist Balzac das tägliche Brod der

Journale. Wo man hinblickt, eine Demüthigung; was man lieſt, ein Witz auf Balzac. Balzac's Idee war, berühmt zu werden in Frankreich, malgré la presse. Dazu gehört mehr als Philoſophie, dazu gehört die Unempfindlichkeit jenes Bambuzrohrs, der canne de Mr. de Balzac, die man hier zuweilen mit ihm ſelbſt verwechſelt. Balzac ſollte vom Staat eine Penſion beziehen, denn er gibt den hieſigen Miniſtern das erhabenſte Beiſpiel, wie man Impopularität mit Gleichmuth ertragen kann. Balzac's Haut — ob ſie auch eine peau de chagrin iſt?

Geſtern wurde Quinola vielleicht zum ſiebenten Male gegeben und noch immer finden Unterbrechungen, dauernde Tumulte, Zwiſchenreden des Parterres, kurz alle Manöver einer erſten Vorſtellung ſtatt. Ich bewunderte die Geduld dieſer Schauſpieler. Vielleicht hätt' ich die Klugheit des Ducktors bewundern ſollen. Die Schauſpieler des Odéon ſind arme Teufel, die in Paris leben wollen, ohne auf den Boulevards ein Engagement finden zu können. Sie haben etwas von dem Weſen der reiſenden Geſellſchaften in Deutſchland. Man ſieht ihnen an, daß ſie heute ſpielen, um Morgen leben zu können. Sie ſpielen nicht, wie unſre Hoftheaterkünſtler, auf Lebenszeit, ſondern auf Wochengage, wie damals in Deutſchland, als wir noch weniger Künſtler und beſſere Schauſpieler hatten. Dieſe armen Teufel des

Odéon müſſen aushalten, wenn man auch mit Aepfeln nach ihnen wirft. Sie ſind engagirt, nicht für die franzöſiſche Bühne der Gegenwart, ſondern für die franzöſiſche Bühne der Zukunft. Unſere deutſchen Hofſchauſpieler bekommen ſehr oft Rollen auf den Leib zugeſchnitten. Dieſe Schauſpieler des Odéons müſſen ſich zuſchneiden laſſen auf den Leib der Rollen. Sie ſind nicht engagirt für das Drama, ſondern für Experimentaldramatik.

Ich hatte tiefſtes Mitleid mit dieſen armen Mittelmäßigkeiten. Sie ſind gewohnt, Rollen zu ſpielen, die ihnen, wie ihre wurmſtichige Garderobe, vom Leibe fallen. Sie denken, ſie haben eine Tirade, die rauſchend applaudirt wird, ſie ſprechen ſie mit Pathos, mit Würde und werden ausgelacht. Sie treten wie Löwen aus den Couliſſen auf und ſchleichen wie Katzen wieder davon. Dabei dürfen ſie nie Partei für das Publikum nehmen. Sie müſſen ihren Autor vertheidigen, bis auf's Blut. Sie müſſen ihre Rollen wiſſen, ſie müſſen ihren Dichter durch alle Schreckniſſe des empörten Parterres hindurchtragen. Ein deutſcher Schauſpieler, beim erſten Murren des Parterres, verräth den Dichter. Ein deutſcher Schauſpieler, ich kenne Ausnahmen, zieht es vor, lieber mit ſeinem Parterre befreundet zu bleiben, als mit dem Autor. Er gibt das neue Repertoir im Nu auf, da ihm ja noch das alte bleibt! Zertrümmert

man ihm heute eine Rolle, er wird morgen noch Ferdinand in Kabale und Liebe ſpielen können, er hat noch Poſa, noch Hamlet. Ein deutſcher Schauſpieler liebäugelt mit dem Publikum, tritt an die Lampen, zuckt mit den Achſeln und bettelt um Nachſicht für die Künſtler, die an dem misfallenden Gedichte keine Schuld trügen! In Paris weicht der Darſteller nicht, der Dichter nicht. Es war nicht franzöſiſch, daß Georges Sand ihre unglückliche Coſima aus dem Pfeifen und Ziſchen der Darſtellung fortnahm. Es war menſchlich, es war deutſch. Auch Balzac läßt ſeinen Quinola dem Odéon unverkürzt. Keine Scene, kein Akt iſt verändert. Die ſiebente Vorſtellung wie die erſte. Alle die Phraſen, die Jules Janin als lächerlich hervorgehoben hat, ſind geblieben, obgleich jedesmal, wenn ſie geſprochen werden, das ganze Haus in Gelächter ausbricht. Nach einer langen Pauſe ſagt Fontanares mit feierlicher Stimme: cette femme est perfide, comme le soleil en hiver. Dies feine, deutſche, Jeanpaul'ſche Bild wird regelmäßig mit einem Sturm von Hohn und Spott aufgenommen. Bliebe es fort, die Direktion müßte etwas von dem Eintrittsgeld wieder herausgeben.

Soll ich nun ſagen, ob Quinola ein gutes Stück iſt, ſo muß ich ſagen: Nein. Wenn ein Mann von Geiſt geiſtreich iſt, ſo iſt das ſeine Schuldigkeit, denn man verehrt ihn als geiſtreich. Ein Mann von Geiſt

darf nicht albern sein. Es gibt bei geistreichen Männern Albernheiten, die aus einer Phantasie, aus einem trüben Tage, aus einem erbitterten Herzen entstehen. Aber Quinola ist keine Schwärmerei Balzac's, sondern eine nüchterne Erfindung, eine Berechnung, die sich weder durch eine Verirrung der Phantasie noch durch eine Verirrung des Herzens entschuldigen läßt. Die gesunde Vernunft, der gewöhnliche Menschenverstand hat nicht nöthig, geistreich zu sein. Aber der Geist hat nöthig, daß er vernünftig ist.

Balzac hat ein Stück geschrieben, das weder ein Drama, noch ein dialogisirter Roman ist. Es ist ein Drama, es ist ein Roman, aber der Fehler liegt darin, daß es in seiner ganzen Ausdehnung Episode ist. Das ganze Stück ist Arabeske. Es ist einer Oper zu vergleichen, die nur aus Septuors, nur aus Finalen und Ensemblen besteht. Balzac belebt die Scene durch Menschen, die nichts, nichts thun, als nur die Scene beleben. Man kann in dieser Art Romane, aber keine Dramen schreiben.

Balzac's Quinola ist ein Drama ohne Stoff, ohne Handlung. Ein Spanier hat die Dampfschiffe erfunden. Schon unter Philipp II. Dies ist eine Erfindung Balzac's. Arago wird darüber gelächelt haben, wir lächeln auch, denn diese Hypothese ist Dampf. Wir glauben schon nicht an die Realität des Sujets. Fon-

tanares hat die Macht des Dampfes entdeckt, hat sie, ein anticipirter Fulton, gleich auf Schiffe angewandt, er wird ein zweiter Columbus werden und die Welt behandelt ihn wie Columbus. Man verfolgt ihn, man verleumdet ihn, man gibt die Ehre seiner Erfindung einem Andern. Es ist die alte Geschichte von der Stellung des Genies zur kalten Verstandesauffassung, von der Stellung der Poesie zum Materialismus. Die Geschichte ist für Den, den sie trifft, in ihrer nackten Einfachheit oft schmerzhaft genug, aber um sie zündend zu machen für Alle, muß man tiefer in das Menschengemüth hineingreifen, als es mit den Balzac'schen Phrasen möglich ist, muß man stärkern Schatten zeichnen, um stärkeres Licht zu gewinnen. Bei Balzac verdirbt der komische Theil den tragischen. Das Ganze sinkt zur Pasquinade herab. Die Idee des Stücks ist tragisch, die Ausführung komisch. Shakespeare verstand diesen Widerspruch zu lösen, aber Shakspeare, im Vergleich mit den Feuilletonromantikern unsrer Zeit, wenn er auch dichtete, um zu leben, lebte, um zu dichten.

Quinola ist der Bediente des Erfinders. Diese Figur ist im Geschmack des Gil Blas gedacht. Das ganze Stück ist in seinen Hauptfiguren aus dem Bettler-, Abenteuer- und Spitzbubenkreise dieses überschätzten spanischen Vagabundenromans entnommen. Quinola macht einige gute Späße. Seine à parts, die

ſprach von Zenobia, von Eliſabeth und Madame Roland und irgend ein Schwärmer warf den Göttergedanken der Emanzipation hin, der am folgenden Morgen ſchon die Reiſe um die Welt antrat. Die St. Simoniſten waren überwiegend verrückt.

Das Weib kann als ſolches niemals in der Geſchichte auftreten, weil es keinen Inſtinct der Maſſe hat und ſeine Sympathieen nur dem Einzelnen gelten. Das Weib wird von einer angebornen Feindſchaft gegen ſein Geſchlecht beherrſcht und ſelbſt am größten und in der Geſchichte glänzenden Manne liebt es niemals allein den Ruhm, ſondern das Negligé des Ruhmes und ihre Vertrautheit mit demſelben. Das Natürliche aller weiblichen Begierden geht auf den Alleinbeſitz; aber das Herrſchenkönnen, welches einige Weiber in der Geſchichte vortrefflich entwickelt haben, iſt keine hiſtoriſche Kraft. Die Staaten ſind zu allen Zeiten ſo willkürlich manipulirt worden, daß ſie es ſelbſt ertragen konnten, wie ein Strickzeug behandelt zu werden. Sonſt iſt der Zug der Frauen immer ein aparter und ich zweifle, ob ſelbſt eine Rahel, im Beſitze eines Porteſeuille, nicht eine Menge zerſtreuter Maſchen hätte fallen laſſen.

Das Weib ſchützt die Geſchichte vor der Verwilderung. Es wird den Mann allmälig von den Begebenheiten abziehen. Die Liebe wird immer mächtiger ſein, als der Haß.

den Lauf der Handlung wie eine ironiſche Selbſtkritik des Autors begleiten, ſind oft witzig und werden belacht. Der jüngere Monroſe, der einzige Künſtler unter dieſer zuſammengelaufenen Truppe ſpielt den mehr als zweideutigen Charakter mit Humor. Er faßt die Rolle leicht und gewinnt dadurch einen großen Vortheil für das Stück. Er macht nichts geltend, er ſchlüpft unter Gutem und Schlechtem weg, er zwingt dem Zuhörer nichts gewaltſam auf. Dies iſt ein großer Fehler deutſcher Schauſpieler. Sie können ihre Rollen nie genug erſchöpfen, faſſen ſie meiſt mit grotesker Wichtigkeit an und werfen uns die Effekte, die wir darum nicht mögen, förmlich ins Geſicht. Hier in Paris zieht man allmälig erſt den Zuhörer an, läßt ihn ſelber kommen und reizt ihn durch ein ruhiges und einfaches Spiel, ſelber an dem Ganzen Theil zu nehmen. Quinola, in deutſcher Art geſpielt, würde nicht zu Hülfsquellen, ſondern zu wahren Saug- und Pumpwerken werden. Das Publikum würde durch die Prätenſionen der Schauſpieler ſchon im zweiten Akt mit dem Stücke zerfallen ſein. Hier dauert es aus bis zum vierten Akt. Quinola hat aber deren ſieben. Nichts deſto weniger imponirt den Franzoſen Balzac's Gleichgültigkeit. Sein Genre, ſo decousu es iſt, wie ſie es nennen, iſt immerhin neu und wir können erleben, daß Balzac mit ſeinem dritten Stücke vielleicht großes Glück macht.

# Sechszehnter Brief.

Paris, den 2. April 1842.

Dicht an das Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten ſtößt ein altes Gebäude, das Archiv. In den Höfen dieſes Inſtitutes, mitten unter den koſtbaren hier aufgeſchichteten alten Denkwürdigkeiten, mitten unter zahlloſen ungedruckten, ja ſelbſt noch ungeleſenen archivaliſchen Schätzen wohnt Mignet.

Mignet gehört zu den wenigen jüngern Gelehrten Frankreichs, die die Wiſſenſchaft nicht benutzt haben, um durch ſie zur Politik zu kommen. Mignet war zuweilen im Begriff, auf die Arena zu treten. Freund, Jugendgenoſſe Thiers', hat er aber den Freund und Genoſſen ſteigen, fliegen laſſen von Bahn zu Bahn: Mignet iſt nicht geflogen, Mignet iſt auch nicht geſtürzt. Mitten in den Wechſelfällen der Politik hat ſich Mignet auf ſeinem Poſten erhalten. Er iſt Vorſteher ſämmtlicher königlicher Archive. Er bewacht ſie nicht nur, er benutzt ſie auch. Er erſchließt ſie Andern.

Man behauptet, Fremde bekämen die Materialien noch leichter, als die Einheimischen. Alle deutschen Historiker, die in Paris Studien machten, sind Mignet für seine Zuvorkommenheit verpflichtet.

Ich traf einen noch jugendlichen Gelehrten mit einnehmenden Gesichtszügen und gefälligstem Benehmen. Mignet hat auch im Aeußern die saubre Grazie seines Styles. Wer hat nicht diesen Mignet'schen Styl bewundert? Ich sagte dem Verfasser der Revolutionsgeschichte mit voller Ueberzeugung: „Ihr Buch ist in einem Styl geschrieben, der mit dem des Tacitus verglichen werden kann. Was Johannes von Müller bei uns erstrebte, haben Sie erreicht. Müller ahmte Tacitus nach und sah in Tacitus nur das Rauhe, Spröde und Abstruse. Sie haben gezeigt, daß Tacitus auch wohlklingend ist. Ihr Werk ist bei uns sehr verbreitet und hat in dem verstorbenen geistreichen J. Weitzel einen Uebersetzer gefunden, der des Originalautors würdig ist." —

Mit vieler Bescheidenheit lehnte Mignet das Lob seines Buches ab und fand die Theilnahme, die ihm geworden, nur in seiner Darstellungsweise begründet.

Mignet arbeitet gegenwärtig an einem Werk über Frankreich im Zeitalter der Reformation. Es ist derselbe Gegenstand, den Ranke bei uns in Beziehung auf Deutschland behandelt hat. Mignet bedauerte, daß Ranke

nicht Zeit genug fand, sämmtliche pariser Materialien zu studiren. „Bei Ihnen ist die Hauptbewegung der Geister jetzt eine historische," sagte er und wunderte sich, als ich dies verneinte. „Vor fünf Jahren, antwortete ich, hatten Sie Recht. Seitdem hat die Philosophie wieder den Vorsprung vor der Geschichte. Unsere Historiker in allen Zweigen, in den Begebenheiten, in der Natur, im Rechtsfache, in der Theologie, sind in den Hintergrund getreten. Alles spricht wieder von Philosophie, Alles wird wieder auf Principien zurückgeführt."

Er staunte über diesen schnellen Umschwung des öffentlichen Geistes, fand ihn aber durch das große Aufsehen, das Schelling neuerdings noch gemacht hätte, sehr bewiesen. Er stimmte mir bei, daß es traurig wäre, wenn die reine historische Wissenschaft sich in die Polemik des Tages mischt. Leo's historische Schriften, in denen die Vergangenheit zur Kritik der Gegenwart gemacht wird, verfehlen nicht nur ihren polemischen Zweck, sondern werden auch ihren wissenschaftlichen verfehlen.

Mignet sprach über Savigny und fand die Bevorzugung des Gelehrtenstandes vor der bloßen Beamtenroutine sehr ehrenvoll für Preußen. Es war ihm nicht unbekannt, daß Savigny in dem Widerspruch wäre, unsrer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen

zu haben und nun in der Nothwendigkeit zu ſein, ſelbſt Geſetze zu machen. „Es iſt traurig, ſagte er, daß man ſo viel Furcht vor den Conſequenzen der franzöſiſchen Revolution hat. Sie iſt dageweſen, wie die Reformation da war. Ihre Nachwirkung aufhalten heißt das Gute, das ſie wirken muß, aufhalten. Keine Zeit iſt ſo berufen zur Geſetzgebung, wie die unſere, denn keine Zeit wußte die Geſchichte ſo richtig zu würdigen, wie unſere Zeit."

Ich dringe in die innern Beziehungen der hieſigen Verhältniſſe immer tiefer ein. Der Zugang zu den bedeutenderen Faktoren der Ereigniſſe erleichtert ſich. Nicht eine Begegnung, die nicht zu den manigfachſten Betrachtungen anregte. In Paris ſind ſelbſt geringere Talente von Einfluß, wenn ſie der Zufall auf einen guten Platz ſtellte. Was das Genie ſich hier nicht zutrauen darf, ſetzt der Faiſeur durch. Die Journale werden wie Eroberungen betrachtet. Wer ſie inne hat behauptet ſie mit einer Hartnäckigkeit, die ſich oft auf nichts gründet als die Gunſt des Zufalls. Als ich neulich Dem. Maxime deklamiren hörte, dacht' ich, daß es dem anweſenden einflußreichen Odillon Barrot unmöglich ſein würde, über ſie einen Artikel in die Journale zu bringen. Ueberall würde man ihm geſagt haben: Wenden Sie ſich an den Redakteur des artiſtiſchen Theiles und der Redakteur des artiſtiſchen Theiles wacht

hartnäckig über die Unabhängigkeit seiner Domäne. Er kennt Niemand für einflußreicher an, als sich, höchstens daß man sich mit ihm verständigt, d. h. daß man ihm einen Artikel gibt und, wenn er bezahlt wird, ihm das Honorar dafür überläßt. Victor Hugo kann hier nichts beschützen, nichts empfehlen, nichts durchsetzen, er müßte sich denn an die Journale wenden, die ihn zu Beiträgen aufforderten; und auch diese werden nur solche Sachen von ihm nehmen, die sie von dem Dichter der Orientalen voraussetzen können. Um Einfluß auf die Kritik zu haben, müßte er ein eignes Journal stiften. Daher kommt es, daß hier unbedeutende Köpfe, solche z. B., die die beiden Revüen de Paris und des Deux Mondes herausgeben, einen so seltsamen Einfluß haben. Um diesen Potenzen die Spitze zu bieten, muß sich jede Kraft, die sich in Paris unabhängig von einer Partei geltend machen will, ihr eigenes Organ schaffen. Die bedeutenderen Deputirten haben ihre Journale. Auch Pagès de l'Arriége hat sich jetzt eine Zeitung geschaffen: la Patrie. Odillon Barrot hat den Siècle und den Courrier Français. Doch sagte mir Leon Faucher, Redakteur des Courrier Français: „Odillon Barrot braucht uns, wir nicht ihn. Wir werden nicht von ihm inspirirt, sondern inspiriren ihn.“

Außerordentlich schwer ist der Zugang in das innere Familienleben. Manche Reisende, die nie darin ein-

drangen, behaupten deshalb auch, daß die Franzoſen kein Familienleben hätten. Es iſt wahr, Alles drängt in Paris über die häuslichen vier Pfähle hinaus. Man gibt dann und wann eine Geſellſchaft, aber der Blick ins Innere der Familien, vollends die Aufnahme in den häuslichen Cirkel, iſt meiſt eine Sache der Discretion, öfter ein Vertrauen, als eine Gunſt, eine Bitte um Nachſicht, als eine große Belohnung. Der Fremde beklagt nichts ſo ſehr als daß ſeine Empfehlungsbriefe wenig über die Antichambre hinaus dringen. Er vermißt nichts ſo ſehr als eine Gelegenheit, ſeine Abende im traulichen Kreiſe bei einer Familie, die ihm Vertrauen ſchenkt, zuzubringen. Wer ſich nicht ſelbſt eine Häuslichkeit begründet, wird in Paris nicht dazu kommen, eine zu haben. Dies iſt auch das Geheimniß der Griſetten.

Der Engländer verſteht die Bedürfniſſe des Deutſchen noch eher, als der Franzoſe. Es war ein Engländer, dem ich den erſten Einblick in die pariſer Häuslichkeit verdankte. Mr. Crow, Redakteur des Morning-Chronicle, iſt ſeit Jahren auf dem Continent heimiſch. Im Schoß ſeiner liebenswürdigen Familie gab es einen traulichen Abend, wo Engländer, Franzoſen und Deutſche ihre Vorurtheile auf den Altar der Häuslichkeit niederlegten. Profeſſor Roßew St. Hilaire ſpricht artig deutſch, Crow verſteht es, ohne es zu ſpre-

chen. Die Sprache, die Alle verſtehen, iſt ja Muſik. Man ſang die Lieder der Heimat. Die Engländer ihre Balladen, die Franzoſen ihre chansons, die Deutſchen ihre Studentenlieder. Es gibt für die Fremden nichts Poetiſcheres, als der Begriff eines deutſchen Studenten. Sie finden dieſe göttinger und heidelberger Sitten ſo romantiſch, wie die alten Trümmer unſrer Burgen. Sie geben Alles auf, wenn ſie ein deutſches Studentenlied ſingen hören können. Und ſo ſangen wir denn die Grabeshymnen der deutſchen Freiheit, die Marſeillaiſen unſrer Jugend, das klagende „Wir hatten gebauet“ und Körner's Schlachtlieder, die mehr in die Kirche als in den Kampf zu locken ſcheinen. Unſere Freiheitslieder ſind alle in Moll geſetzt.

Man würde in Paris des Abends verzweifeln, wenn man nicht das Theater hätte. Ich komme in meiner dramaturgiſchen Rundreiſe nun ſchon immer den Boulevards näher und war zuletzt in den Variétés. Dieſe Bühne dient nur der komiſchen Muſe. Sie hat gute oder, was oft nur daſſelbe iſt, beliebte Komiker, ſie hatte früher Odry und jetzt Levaſſor.

Ich traf es mit Odry ſehr glücklich. Obgleich zurückgezogen, alterſchwach, der Bühne entfremdet, kommt er doch noch zuweilen vom Lande herein, um einen alten Freund bei ſeinem Benefiz zu unterſtützen. Odry ſpielte den Bilboquet in einer Farce, les Saltimbanques, die

Seiltänzer. Es ist dies eines jener Sonntagsstücke, das vielleicht vor zehn Jahren sehr belacht wurde, aber in seiner Wirkung für heute sich überlebt hat. Auch Odry hat sich überlebt. Ein alter Mann, mit erloschenem Organ, erloschenem Glanz der Augen, ein geschminkter Greis, dem seine Lust nicht mehr natürlich entquillt! Es ist mehr Mitleid als Theilnahme, was man für die Wiederbelebung einer Leiche empfindet. Man sieht, was Odry in seiner guten Zeit war: einer jener passiven Komiker, die über die Sphäre der Parodie nicht hinauskommen. In Deutschland nennt man diese Art Schauspieler Possenreisser, und die Franzosen werden wol auch keinen bessern Namen dafür haben. Odry's Komik besteht besonders in Wortwitzen, karrikirten Verkleidungen, in Selbstpersiflagen und allen jenen Hülfsmitteln, durch die man auch in Deutschland ein Lokalkomiker werden kann. Da fehlen hundert Einlagen nicht, selbst nicht die Cachucha, selbst nicht die buntesten Travestissements, welche diesen Lieblingen der Volksgunst gestattet werden. Auch die Pauke schlägt Odry in den Seiltänzern ganz à la pére de la debutante.

Befriedigter war ich dagegen von Levassor. Man spielt hier eine kleine Piece, die unsere Uebersetzer wahrscheinscheinlich bei Seite liegen lassen werden, die Ohrfeigennacht. Wenn die Franzosen recht lachen wollen,

ſo müſſen ihnen die Theaterdichter die Albernheiten kleiner beſchränkter Großherzöge ſchildern. Die Grand Ducs haben in Paris das Privilegium, lächerlich zu ſein. Dies Mal iſt es ein Großherzog von Ferrara, der Ludwig XIV nachzuahmen ſucht und in der That nicht mehr Verſtand, als ein Affe hat. Levaſſor ſpielt dieſen langen Großherzog Herkules von Ferrara mit köſtlichem Humor. Im rothen ſilbergeſtickten Kleide, mit blonder Perrücke, lang und hager, ſchleicht Herkules im Schatten des Parks, über die Blumen-Teppiche ſeines Schloſſes und ſehnt ſich nach Liebesabenteuern. Der Zufall will, daß er beim Mondenſchein am Fußgeſtell der keuſchen Diana, in ſeinem Garten von derber Fauſt eine Ohrfeige bekommt. Wir wiſſen, daß er eine bekommen wird. Er ſchleicht auf den Zehen heran, girrt mit ſüßer Stimme: il m'arrivera quelquechose, ah, il m'arrivera quelquechose und mitten in ſeiner Sehnſucht nach einem zarten Begegniß der Liebe trifft ihn ein ſolches in Geſtalt einer Ohrfeige.

Die ſpätere Entwickelung kann ich nicht erzählen, bemerke aber, daß der Schluß allerliebſt iſt. Herkules wird ſo bearbeitet, daß er glaubt, die Ohrfeige käme von einer Dame. Sein gekränkter Stolz verwandelt ſich in geſchmeichelte Eitelkeit. Er fragt zuletzt einen Franzoſen, wie ſich wol Ludwig XIV in einer ſolchen Lage würde benommen haben? Dieſer erzählt ihm

## V.

## Die Leidenſchaft.

Zügelloſe Leidenſchaften würden die Geſchichte bald zum Stillſtand bringen. Wenn Alle wüthen, ſo vernichten ſie ſich wechſelſeitig. Ein Einzelner, ein aſiatiſcher Deſpot, der nur ſeinen natürlichen Eingebungen folgt, löſcht Thaten und Begebenheiten aus, ſeine Herrſchaft iſt auch geiſtig wie über Stumme und Verſchnittene. Es iſt dafür geſorgt, daß zu allen Zeiten die Leidenſchaften in der Geſchichte einen Zaum tragen, oder daß ſie ſich doch unter einem Geſichtspunkte ſammeln, wo das Transcendente gefangen genommen und für die Geſellſchaft weniger verderblich gemacht wird.

Das Temperamentum der antiken Leidenſchaften war der Staat. Nicht in dem Sinne, daß der Staat polizeiliche Verordnungen dem Ausſchweifenden entgegen hielt; ſondern der Staat war ein Abzugskanal, er war eine erlaubte Entſchuldigung für Alles, was an und für ſich dem natürlichen Menſchen gehört. Der Ehrgeiz feſſelte alle Begierden und zwang jeden üppigen Auswuchs der Sinnlichkeit ſich an Beſtehendes anzuſchmiegen. Die heftigſten Leidenſchaften verſtummten, wenn ſie dem verſammelten Volke gegenüber traten und zogen

einen ſolchen Fall, erzählt ihm jedes Detail, das Ludwig that und Herkules vor unſern Augen mechaniſch nachahmt. Ich ſchildere die ſpaßhafte Situation, ſollte aber Levaſſor's vortreffliches, wahrhaft komiſches Spiel ſchildern.

Im Zwiſchenakt trug Levaſſor im Coſtüme einen Scherz vor, den Bilderhändler. Es waren größtentheils Calembourgs, die ſich nicht überſetzen laſſen. Nach einem geſungenen Einleitungsverſe zeigt der Bänkelſänger auf eine gemalte Leinwand und ſpricht: „Hier ſehen Sie den berühmten Rückzug von Malborough!" — Nun ſpricht der Tabuletkrämer den bekannten Vers im Tone, wie Engländer das Franzöſiſche ſprechen, was ſehr belacht wurde. Dann fährt er fort: „Hier iſt zu ſehen der große Triumphzug des Kaiſers von China. Sa Majesté trés chinoise est complètement rasée, ce qui ne l'empêche pas d'être entourée de ses favoris." Ein guter Calembourg, wenn man weiß, daß les favoris der Backenbart heißt. Ferner: „Hier iſt zu ſehen die Gnade des großen Schah (kann auch heißen: chat, Katze) von Perſien. Ein unglücklicher Familienvater ſtürzt ihm zu Füßen und bittet um Gnade, weil des Schah Geburtstag iſt, im Monat Mi-Août. (Miau.) Der große Schah lächelt aber (sourit, was auch mäuſet heißen kann.) und es wird nichts daraus." — Hier iſt zu ſehen die heilige Genoveva, wie

ſie den Attila aus Frankreich jagt mit 24,000 Franken, „Frucht ihrer Erſparniſſe." Ich ſetze den Schluß dieſer Farce für Liebhaber wörtlich her:

Vous pourrez apercevoir sur une autre image l'élégant Phaeton fils d'Apollon sur le char de son papa le Soleil, qui le lui prête pour éclairer le globe, mais il perd la boule en se voyant rouler sur les cieux et se brise la tête en tombant sur les Pôles (les epaules). Pour changer voyez Jason jasant avec Médée sur son navire, en allant à la conquête de la fameuse peau de mouton dite oison d'or.... Ah! Médée viens Médee dit Jason au moment où pour s'emparer de la toison, il est près de l'atteindre en cochenille dans la Grèce. Vénons à Vénise, superbe ville d'Italie. Que de merveilles! Vous y distinguez les habitans qui se promènent sur la place St. Marc de café en café. C'est l'instant de la cérémonie du Doge qui va épouser en deuxièmes noces la mer Adriatique. Ils vecurent fort long temps et eurent beaucoup d'enfans. Ce qui suit est l'enlévement d'Hélène par Paris..... Mais.... Nélas, qu'est son mari, veut en vain la retenir.... Le beau Paris se présente et lui dit en secret: File Hélène, on crains ma colère!... aussi pour la dérober à tous les regards, voyez comme il la fait fuir, en douillette, de Troie. Passons au passage des

Thermopyles, ainsi designé dans l'histoire parce qu'il mit un terme aux piles que recevaient les Grecs des Romains.

Voici la fameuse guerre actuelle de la Chine pour l'Opion. Admirez le commodore Napier, grand Amiral à la tête de l'escadre anglaise, voyez comme les militaires traitent les bourgeois de Pékin. Quelques uns des Chinois qui défendent la tour de porcelaine tombent en défaillance.... Distinguez les autres Tartares se précipitant avec leurs habits de Nankin dans le fleuve jaune.... Les Anglais les poursuivent à la nage et le Commodore n'a pied nulle part; c'est pourquoi, il aborde une galiotte Chinoise pour écrire à la Reine anglaise Victoire-y-a! Remarquez comme il fait jeter l'ancre de Chine pour se préparer à un grand thé Deum. Cette fois, c'est le portrait exact, mais cependant ressemblant, du célèbre Vaucanson auteur de l'automate dit le joueur de Flûte. Cet illustre mécanicien né à Carentan, en Normandie, est l'inventeur du canard aux tomates. Plaignez l'infortuné prince Eduard regardez le malheureux Roi.... il est en Ecosse la patrie des pois.... et mesure toute l'étendue de ses malheurs. Nous voici en palé.... en Paléstine, c'est la ville de Jérusalem prise d'assaut par les chevaliers dits

les Preux.... Les Croisés y pénètrent par les fenêtres; la jalousie pousse Renaud à présenter la belle Armide à Godefroy de Bouillon ainsi nommé parce qu'il était le Capitaine le plus consommé!...

Ein Consommé iſt Das, was wir bouillon nennen.

# Siebenzehnter Brief.

Paris, den 5. April 1842.

Ich war in der Deputirtenkammer. Das ist denn ein anderer Eindruck, als der bei den Pairs. Der Saal nicht so reich an Vergoldungen, Stukkaturarbeiten, an Sammet und Seide, als der im Luxemburg, aber freier, geräumiger und günstiger für die Zuhörer. Durch ein Defilé von Nationalgarden gelangt man auf die Tribunen.

Man war auf eine stürmische Sitzung gefaßt und es war eine. Ich sah die Nullität und die Größe dieses Staatskörpers, ich sah etwas Erhabenes und etwas Gemeines, ich sah die Vorhalle des Pantheon und eine Bedientenstube.

Von Jahr zu Jahr entfernt sich die Deputirtenkammer von dem Herzen des Volks. Es ist der Magen Frankreichs, auch Frankreichs Gehirn, was auf diesen grünen Bänken repräsentirt wird, nicht aber Frankreichs Herz und Seele. Auch vom Gehirn vielleicht

nur eine Kammer. Immer tiefer wurzelt in diesem Staatskörper das Verderben einer alten allzulangen Verjährung. Die Kammer wird zu Zeiten erneuert, wird in Kurzem wieder neu gewählt werden, aber mit wenigen Ausnahmen kehren immer die alten Elemente zurück Die Fruchtlosigkeit der Debatten, der immer enger und begrenzter werdende Horizont des politischen Lebens der Franzosen macht, daß selbst die Bessern ermüden und von Bank zu Bank dem Centrum näher rücken, um in der rechten Seite desselben an Agonie zu ersterben. Der Wahlcensus muß herabgesetzt, die Unzahl der Regierungs- und Municipalbeamten epurirt werden, wenn diese Kammer aufhören will, Das zu sein, was sie jetzt ist, der Tummelplatz ministerieller Intriguen, ein Salon der Medisance, eine Arena der Persönlichkeiten.

Der Rednerbühne gegenüber ist die Ministerbank in drei Abtheilungen, jede zu drei Personen. Allmälig steigen hinter diesen Sesseln die Bänke für die Deputirten hinauf. Der Saal ist etwas zu groß, um mittelmäßigen Rednern günstig zu sein. Es ist nicht gut, daß man in dieser Kammer nur oratorisches Talent haben muß, um sie zu beherrschen. Die wohlmeinende Intelligenz, die aber zufällig eine nur schwache Stimme hat, geht hier in der Größe des Raums und der beispiellosen Plauderhaftigkeit der Mitglieder unter. Wären nicht die schwarzen und weißen Abstimmungskugeln da, das

Rednertalent würde hier die gesunde Vernunft und den redlichen Willen gänzlich unterdrücken.

Die rechte Seite, auf deren äußerster Ecke Lamartine sitzt, war die am wenigsten zahlreiche. Ich wunderte mich, auch Mauguin auf der rechten Seite sitzen zu sehen. Die Dislocirung der Parteien wird nicht mehr so streng eingehalten wie früher. Das rechte Centrum schien mir sehr phlegmatisch. Wenig Redner erhoben sich aus diesem Kreise. Meist wohlgenährte Gestalten, Provinzrenommées, die das Interesse ihrer kleinen heimischen Distrikte vertreten, dadurch aber die Hauptkraft aller Ministerien sind, der Ballast, den eine Partei, die geht, der anderen, die kommt, überläßt. Diese Deputirten lasen Briefe, empfingen Einladungen, schrieben Antworten und begannen erst dann sich vernehmlich zu machen, wenn ein Deputirter der Opposition auf die Tribune stieg. Dann waren sie am stärksten mit ihren Oh's und Ah's! mit ihrem Räuspern und Plaudern, mit allen den kleinen Niedrigkeiten, die sich hier in eine so wichtige Handlung, in ein Schauspiel für die Welt mischen. Das linke Centrum ist die eigentliche Kraft der Kammer. Wenn das rechte Centrum die Erhalterin der Ministerien ist, so ist das linke Centrum die Schöpferin derselben. Aus ihrem Schoße erstehen die Combinationen, die geschlossenen Phalangen, die Intriguen. Es ist hier weniger Charakter, aber mehr Ta-

lent zu finden. Die Charaktere ſitzen von hier ab, nach links zu. Die linke Seite hat durch den Tod, durch den Widerſpruch der Wähler, durch die Verhältniſſe viel von ihrer frühern Kraft verloren. Es ſind hier überlebte und einige noch unentwickelte Elemente. Laſitte, Arago und Odillon Barrot ſitzen unten ganz vorn in einer Reihe. Laſitte hat etwas Leidendes in ſeinem Weſen. Wenn man ihn vier Stunden unverwandt mit demſelben Ausdruck in ſeinem Antlitz betrachtet und keine, auch nicht die leiſeſte Aenderung der Geſichtszüge bemerkt, möchte man auch ihn zu den überlebten Elementen zählen. Ledrú Rollin hat den Seſſel Garnier Pagès' eingenommen.

Schon eine Stunde vor Anfang der Sitzung war Sauzet, der Präſident, auf ſeinem Stuhle und blickte gedankenlos in die noch leeren Räume. Die Journale ſagen, Herrn Sauzet's Gedanken wären nur auf ſein nächſtes großes Kammerdiner gerichtet. Er beſchäftige ſich damit, es ſo glänzend und ſo wolfeil wie möglich zu machen. Es iſt noch nicht ſechs Jahre her, daß Sauzet zum erſten Mal genannt wurde. Er kam als Advokat aus Lyon, ein groſſer Ruf als Redner ging ihm voran, er ſprach etwas ſalbungsvoll, aber taktfeſt, und dies Talent hat ihn vor einigen Jahren ſogar zum Miniſter gemacht. Als er heute Miniſter war und morgen Gefahr lief, es nicht mehr zu ſein, ſoll er ge-

weint haben. Er beweinte seine verlorne Advokatenpraxis in Lyon. Die Kammer entschädigte ihn, daß sie ihn zu ihrem Präsidenten machte, ein Amt, mit dem eine bedeutende Einnahme verbunden ist. Ich sah mir auf diese Thränen hin Herrn Sauzet an. Ich liebe starke Männer, die weinen können. Aber Herr Sauzet schien mir nicht zu den starken zu gehören und die Thränen schwacher Männer sind lächerlich.

An der Tagesordnung waren Supplementarcredite. Die Regierung verlangte Zuschüsse zum bewilligten Budget für außerordentliche Ausgaben. Allmälig füllte sich der Saal und der Präsident bemühte sich, die Deputirten aus den Couloirs auf ihre Sitze zu treiben. Für unser deutsches Gefühl ging das viel zu langsam. Ich fühlte, daß ein Gegner der Repräsentativverfassung sagen konnte: „Benehmen sich die Leute nicht wie Schulknaben, müßte nicht Herr Sauzet sagen: „Wer nun noch länger plaudert, bleibt eine Stunde nach?“ Genug, es währte bis zwei Uhr, ehe die auf ein Uhr angesetzte Sitzung zu Stande kam.

Etienne bestritt die Forderung der Regierung ihrem Principe nach. Etienne gehört zum Tiers-parti, den man jetzt auch Thiers-parti nennen könnte, er ist Mitredakteur des Constitutionel. Früher, als noch Dupin Kammerpräsident war, entwarf er die Antwortsadressen auf die Thronrede. Er ist ein besserer Stylist, als

Redner. Er ſagte gute Dinge, aber Niemand verſtand ſie. Er ſprach leiſe, aber wie es ſchien, wollte ihn Niemand hören, wenn man ihn auch hätte hören können. Er ſagte, die Miniſterien würden nicht ſoviel Geld brauchen, wenn ſie ſich durch ihre Handlungen uneigennützige Freunde erwerben könnten. Da die Miniſterien keine Hingebung fänden, als die erkaufte, ſo hätte das Land die Ausgaben davon. Seine Bemerkungen fielen wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Er ſtieg ſpurlos von der Tribüne herab.

Die Kammer ging zur Discuſſion der einzelnen Anſätze ſelbſt über. Der Zuſchuß-Credit für das verfloſſene Jahr 1841 betrug 26,514,263 Franken.

Ein Mitglied der Linken erhob ſich, Portalis. Man ſah die Sicherheit des Advokaten. Er verließ ſich nicht auf das Entgegenkommen der Kammer; er erzwang ſich Aufmerkſamkeit durch eine Stentorſtimme. Lungen muß man haben, ungeheure Lungen, um in Frankreich über das Beſte des Landes zu wachen. Portalis brachte ein Thema zur Sprache, das plötzlich alle Privatgeſpräche unterbrach: er ſprach vom Pairshofe. Alles lauſchte, Alles blickte ſich ſchadenfroh oder bedenklich an. Man war geſpannt auf irgend ein pikantes Stichwort, das dem dreiſten Redner entfallen würde, ein Stichwort, das die Oppoſition bewillkommen, das der miniſteriellen Partei das Signal zum Tumult geben würde. Por-

ſich ſtill in jenen verſteckten Winkel zurück, wo der Ehrgeiz über politiſchen Ehrenämtern brütete. Das Alterthum iſt reich an Beiſpielen, wo Menſchen von dem begehrendſten und einem von Natur immer excentriſchen Temperamente dennoch einen hohen, faſt philoſophiſchen Grad von Vollkommenheit in der Selbſtbeherrſchung errungen haben.

Das Chriſtenthum verwarf ſogleich dieſe eigenthümlich gebildeten antiken Charaktere und griff das Alterthum bei ſeinem Heiligſten, dem ſittlichen Stolze, an. Das Chriſtenthum polemiſirte gegen die eigne Gerechtigkeit, wie dieſer Stolz von ihm genannt wurde, gegen das Höchſte im ariſtoteliſchen Sittengeſetze, gegen die Autarkie. Das chriſtliche Gebot an die Menſchheit war die Herabſetzung ihrer ſelbſt und die Demuth. Die Tugend wurde von der Gnade abgelöſt. Und dieß war für die Geſchichte in der That ein Fortſchritt. Denn wie ſchwer wurd' es den Männern der ſinkenden Römerzeit, das Steuerruder ihres Charakters in den ſtürmiſchen Epochen des Unterganges der alten Welt zu regieren! Das Temperamentum der Leidenſchaften des Mittelalters wurde die Religion.

Es währte aber lange, ehe die ſtolzen Charactere ihr Knie beugten. Dem Chriſtenthume war es ſelbſt nicht oft Ernſt genug mit ſeiner Predigt. Welche Indulgenzen geſtattete es nicht dem Kaiſer Conſtantin! Dieſer von der Schmeichelei und dem Glücke um alle innern moraliſchen Haltpunkte gebrachte Fürſt mordete ſeinen Sohn, deſſen Mutter, ſeine Vettern, lebte in dem weibiſchen Prunke des Orients, duldete nur die Creaturen des Deſpotismus in ſeinem Umgange und doch prieſen ihn die Biſchöfe und ſuchten ihn durch elende Nachgiebigkeit gegen ſeine Verbrechen zur Taufe zu bewegen,

talis sagte: „Man will für die Pairskammer einen Zuschuß von 916,000 Franken. Es ist dies nicht für die Pairskammer, sondern für den Pairshof. Was ist das überhaupt mit dem Pairshof? Er richtet die Attentate, macht aber dem Staat von Jahr zu Jahr mehr Kosten. Wir müssen ein Gesetz über diesen Pairshof haben. Das Land muß wissen, wie es mit diesem souveränen ersten Gerichtshof des Landes daran ist. Ohne ein solches Gesetz könnte man dies ganze Institut des Pairshofes sehr zweideutig, sehr äquivoque finden, sehr —"

Hier konnte der Redner nicht mehr weiter, das erwartete Stichwort war gefallen. Er hatte die Pairskammer äquivoque genannt. Die Minister fuhren auf ihren Bänken hin und her. Guizot soll, den Journalen zufolge, dagegen protestirt haben. Ich hörte nichts von den Worten, die ihm heute in allen ministeriellen Blättern zugeschrieben werden, und bemerkte daran eine Eigenschaft der berichterstattenden Journale. Sie bringen von ihrer Partei nicht selten Worte, Unterbrechungen, Reden, die nicht stattgefunden haben. Das Land malt sich darnach die Sitzungen nach Gefallen aus.

Der Präsident hatte Herrn Portalis erinnert, mit Respekt von einem Staaskörper zu reden, den die Charte garantirt. Herr Portalis fuhr mit großer Ruhe und viel maliziöser Ironie fort: „Die Pairskammer ist nicht

der Pairshof. Allen Reſpekt vor der Pairskammer: ſie ſteht nicht über, nicht unter uns. Der Pairshof aber, wenn es eine noch ſo hohe richterliche Behörde iſt, ſteht unter uns. Wie kommt die Jurisdiction an die Pairs? Aus bloßer Ueberlieferung. Wo ſteht dieſe Jurisdiction geſchrieben? Es muß ein Geſetz darüber geben. Um ſo mehr, als ſie viel Geld koſtet. Alles, was äquivoque iſt, koſtet viel Geld."

Das boshafte Wort war zum zweiten Male ausgeſprochen. Der Sturm brach noch heftiger los. Odilon Barrot rief: „C'est évident," und Guizot ließ ſich jetzt deutlich genug vernehmen: „Il n'y a pas d'equivoque dans cette jurisdiction. Der Präſident klingelte und erklärte: „Der Redner iſt in ſeinem Recht —" Furchtbare Unterbrechung. „So laſſen Sie mich doch ausreden, ſagte Sauzet. Der Redner iſt in ſeinem Recht, wenn er den Wunſch nach einem Geſetz über den Pairshof ausſpricht, aber er würde ganz außer ſeinem Rechte ſein, wenn er annähme, die Pairskammer wolle ſich in ihren richterlichen, ihr von der Charte garantirten Functionen über die Kritik und Kontrolle des Staates hinwegſetzen."

Im Schutz einer ſo milden Rüge fuhr Herr Portalis mit gemüthlicher Ruhe fort: „Ich wollte nur die Kammer ermuntern, über dieſe Jurisdiction der Herren Pairs ein Geſetz zu machen."

Odillon Barrot mit Pathos: „Vous avez usé de votre droit.“

General Jamin: „Deswegen war es aber nicht nöthig, den Pairshof équivoque zu nennen.“

Portalis ſchloß mit großer Ironie: „Genug, ich wollte die Herren Pairs nicht kritiſiren; im Grunde ſind ſie vielleicht immer noch beſſer, als die von Polizeiwegen ernannten Geſchwornen: (que les jurés probes et libres de M. le ministre de l'Intérieur.)“

Dieſe Anſpielung auf die jetzige Miniſterialität der Geſchwornengerichte erregte allgemeines Gelächter. Die miniſteriellen Journale ſagen: Rires et murmures. Von den murmures hab' ich nichts gehört. Der Franzoſe murrt über keinen Witz, ſelbſt wenn er gegen ihn gerichtet iſt. Die geforderte Summe wurde übrigens bewilligt.

Das Kapitel kam jetzt auf das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Es wollte für außerordentliche Sendungen einen Zuſchuß von 250,000 Franken haben.

Glais-Bizoin, ein Mitglied der Linken, erhob ſich und ſprach von ſeinem Seſſel. Glais-Bizoin iſt die ſpezielle Antipathie Guizot's. Glais-Bizoin, eine lange, hektiſche Geſtalt mit ſchwacher Stimme, ſagte: „Daß Frankreichs Diplomatie überall unterliegt, hat das Miniſterium ſelbſt zugeſtanden. Wozu noch Geld hergeben, um dies Reſultat immer noch mehr herauszuſtellen?“

Guizot antwortete von seinem Sitze aus: „Ich wünschte, daß man mir bestimmte Fälle nennt, um bestimmt darauf zu antworten. Nie hab' ich zugestanden, daß Frankreichs Diplomatie unterliegt. Nur eingestanden hab' ich, daß unsre Consuln zu schlecht besoldet sind und uns die Mittel fehlen, auf außerordentlichem Wege von fremden Völkern Kenntnisse zu haben. Eine benachbarte Nation (die englische) ist glücklicher daran. Sie hat überall Reisende, überall Agenten, die die Regierung über fremde Völker, oft ohne Entgelt, in Lust setzen. In Frankreich müssen wir außerordentliche Missionen schicken. Will die Kammer Auskunft haben, was wir mit ihnen ausgerichtet, so bin ich bereit, sie zu geben."

Der Verlauf der Sitzung wird zeigen, daß Guizot für diese Auskunft sehr vorbereitet war. Es konnte ihm nichts erwünschter, fast möchte man sagen verabredeter kommen, als daß Glais-Bizoin fragte: „Wie ist es mit Buenos Ayres, wie ist es mit der außerordentlichen Sendung nach Griechenland, wo wir doch einen bevollmächtigten Minister haben?" Guizot hatte nun, was er wollte. Er bestieg die Tribüne.

Guizot ist keiner von den Rednern, die Pausen machen und Zuckerwasser trinken. Er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu sagen. Er hat die natürliche Beredtsamkeit eines Mannes, der seine Ueberzeugung ausspricht, und Kenntnisse genug, in dem Fall

als Minister, Thatsachen genug besitzt, um seine Ueberzeugung zu erhärten. Da der Boden, auf dem er sich bewegt, ein faktisch gegebener ist, so hat er vor der Opposition den Vortheil voraus, daß er über Das, was er will, nie in Verlegenheit kommen kann. Er wird sich entweder über einen Vorwurf vertheidigen oder er entwickelt Verhältnisse, bei denen er aus dem vollsten Materiale schöpfen kann, oder er trägt auf Dinge, Gesetze, Entschließungen an, die er schon dadurch empfiehlt und einschmeichelnd macht, daß er sie als nothwendig darstellt. Ein Redner der Opposition zu sein, ist dankbarer, aber auch schwerer. Schwerer, weil man sich nur auf dem luftigen Gebiet des Möglichen bewegt, dankbarer, weil das Mögliche sich in reizenderen Farben schildern läßt, als das Wirkliche oder das Nothwendige. „Ich beneide die Opposition, sagte einst Guizot nach einem schönen Vortrage eines Mitglieds derselben, ich beneide sie zuweilen und ihre Redner. Sie können sicher auf die Tribüne kommen und frei alle ihre Empfindungen, alle ihre Verstimmungen aussprechen. Wer das Land regiert, ist übler daran. Wir dürfen es nicht aufregen, dürfen nichts von Empfindungen aussprechen, die es nur kompromittiren würden. Wir müssen unser Gemüth beherrschen, während Andere es hier frei können ausströmen lassen."

Guizot würde nicht ganz das Harte und Strenge

haben, das man ihm in Frankreich vorwirft, wenn er nicht immer in der Lage wäre, vertheidigen, beschränken, strafen zu müssen. Es ist ihm etwas Gouvernementales angeboren, das Schicksal hat dieser Bestimmung nachgegeben und ihn zu wiederholten Malen an die Spitze eines Landes gestellt, dessen Krisen er zu beobachten, dessen Stürme er zu beschwichtigen hatte. Guizot's Talent, in eine andere Stellung gebracht, könnte in seinen Wirkungen eben so glänzend sein. Es fehlt seinem Gemüth nicht an höherer Weihe, sein Herz ist des Enthusiasmus fähig, auch seine Rede könnte hinreißen, wenn sie nicht in der Lage wäre, vertheidigen zu müssen.

Guizot's Organ ist nicht stark. Er würde die Akustik dieser Kammer nicht beherrschen, wenn ihm die Würde des Ministers nicht zu Hülfe käme. Sein Portefeuille ist der Huissier, der ihm Ruhe gebietet. Wenn bei Andern die Klingel des Präsidenten lärmt, um Ruhe zu schaffen, so öffnet Guizot sein Portefeuille, nimmt eine Depesche hervor und es wird todtenstille. Guizot's Aktion ist einfach, ohne Leidenschaft, und von einer tiefen, wie es scheint, immer in ihm lodernden Glut geschürt. Es liegt in dieser Ruhe, in dieser Sicherheit eine entwaffnende Kraft. Man haßt diese sicheren, taktfesten Zurückweisungen Guizot's und ihn selbst, der diesen Haß wohl empfindet, reizt es, bittrer zu

daß ich dies Nennen und Beweisenkönnen, dies Rufen und dies schnelle Erscheinen doch großartig fand. Man sah, daß in diesem Saale nicht Menschen, sondern Thatsachen nebeneinander sitzen, daß man hier Worte, aber auch Geschichte macht.

Piscatory, ein noch jugendlicher Deputirter aus dem rechten Centrum, sprach von seinem Sitze aus mit einem sonoren, kräftigen Organ. Es lag eine natürliche Anschauung seinen Worten zu Grunde, und so theilte sich ihnen eine große Frische und Lebendigkeit mit. Er sprach sich nicht über seine Resultate aus, wol aber über die Methode, wie er zu ihnen gelangte. Er schrieb Alles, was er erwirkte, den Verdiensten des regelmäßigen Botschafters in Athen zu und erntete für diese in ihrem Zweck eben so höfliche, wie in ihrem Vortrag anziehende Erklärung ein allgemeines: Très bien, très bien.

Guizot wollte jetzt auf der Tribüne fortfahren. Aber eine kräftige, keck' Stimme erhob sich, um die eingetretene Pause zu benutzen. Es war die Stimme Mauguin's.

Von der diplomatischen Tribüne aus, in der ich dies merkwürdige Schauspiel beobachtete, war es nicht möglich, Mauguin zu sehen. Ich sah nur die kahle Glatze, die breiten Schultern, hörte nur eine dreiste, breite und auseinandersetzende Rede. Es ist bekannt, daß sich Mauguin auf eigne Hand zum Minister der

auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich gemacht hat. Die andern Miniſterien kommen und gehen; Mauguin bleibt. Die andern Miniſterien ſchwanken, Mauguin iſt nicht zu erſchüttern. Thiers, Guizot, Molé haben ihre auswärtige Politik, Mauguin hat die ſeinige. Mauguin weiß, was in allen Ländern vorgeht. Er kennt Polen, er kennt Rußland, er kennt Perſien. Er weiß, wie viel Kinder jährlich in Polen von den Ruſſen geſchlachtet werden; er weiß, wann in Karlsruhe oder Kaſſel oder Braunſchweig eine Revolution ausbrechen wird. Er hat ſeine Geſandten, ſeine Agenten, ſeine Emiſſaire für ſich. Sie koſten ihm keine Reiſegelder; denn ſie leben alle in Paris. Sie ſchreiben ihre Depeſchen aus ihren Stationen, die er ihnen nicht zu bezahlen braucht, die er im Gegentheil ſich bezahlt macht. Er gibt ſie dem Journal du Commerce. Die politiſchen Flüchtlinge aller Nationen geben ihm Materialien zu ſeinen Interpellationen. Er iſt es, der jährlich den Polen in der Dankadreſſe auf die Thronrede ihre Nationalität ſichert. Ohne Zweifel bleibt er dadurch ein gutes Ferment der Kammer, wenn es ihm auch an gewiſſenhafter Ueberzeugung, Conſequenz, und in ſeiner Domaine des Auslandes an gründlichen, auf Facta geſtützten Kenntniſſen fehlt.

Mauguin fing denn nun auch richtig von Perſien an. Statt im Schatten des Bois de Boulogne zu

ſpazieren, luſtwandelte er bequem unter den Datteln von Teheran. Er ſagte: „Ehe ich auf Perſien komme, benutz' ich die Gegenwart des Miniſters auf der Tribüne (Mauguin ſprach von ſeinem Platze aus), ihm zu ſagen, daß unſre diplomatiſche Inferiorität nicht aus der geringen Zahl unſrer Agenten entſteht, ſondern aus unſrem diplomatiſchen Geſchäftsgange."

Allgemeine Spannung. Mauguin iſt noch nicht in Teheran, er iſt noch nicht einmal bei Lafitte und Caillard, er iſt im Hôtel des Capucines. Guizot ſieht lächelnd von der Tribüne auf den energiſchen Redner herab, der jetzt von Courieren, Depeſchen und Briefſelleiſen reden wird.

Mauguin enthüllte nach langer Vorbereitung endlich folgendes Geheimniß: „Die franzöſiſchen Geſandten haben ſeit elf Jahren keine Inſtruction bekommen, ſeit elf Jahren ſind ſie um nichts gefragt worden. Als Mehemet Ali durch die Schlacht bei Koniah beinahe dicht vor Konſtantinopel war, wußte unſer Geſandter nicht, was er thun ſollte. Er hatte keine Inſtruction. In Portugal haben unſre Agenten nie eine Inſtruction gehabt. Keiner unſrer Agenten hat eine Inſtruction. Sie reiſen ab ohne Inſtruction, ſie bleiben ohne Inſtruction. Sie lachen, meine Herren? Warum lachen Sie, es iſt die reine Wahrheit. Zwei Miniſter haben ſeit 1830 Inſtructionen gegeben. Alle andern nicht,

und so kommt es, daß wir in Paris nichts erfahren und nichts wissen."

Die ministeriellen Deputirten fanden diese genaue Bekanntschaft des Herrn Mauguin mit Dem, was in den Cabinetten vorgeht, sehr komisch und lachten. Sonst saß ruhig auf seiner Bank, immer dieselbe mürrische, abgespannte, ermüdete, eigensinnige Miene zeigend. Guizot, der noch auf der Tribüne stand, nahm endlich das Wort, setzte die neuesten Beziehungen Frankreichs zu Persien auseinander und ging mit trockner Ironie auf den von Mauguin angeregten diplomatischen Geschäftsgang über. „Möglich, sagte Guizot, daß Herr Mauguin in den fremden Kanzleien heimischer ist, als ich. In Betreff Frankreichs kann ich ihn versichern, daß er sich irrt. Unsere Botschafter wissen sehr wohl, was sie zu beobachten haben. Die Acten des auswärtigen Departements könnten ihn darüber eines Bessern belehren."

Der Paragraph wurde angenommen und Guizot verließ die Tribüne. Das Wahre an Mauguin's Einwurf mag wol sein, daß die häufige Aenderung der auswärtigen Politik Frankreichs, die Aenderung der Ministerien und die Einmischung des Königs viel dazu beitragen, daß die auswärtigen Agenten Frankreichs sehr oft über die Absichten ihrer Regierung im Unklaren sind. Leicht möglich, daß in den ewigen Verwirrungen der

die er erſt einige Tage vor ſeinem Tode nahm, um von ihr eine große Wirkung zu erhalten. Wie weit wird dieſes Beiſpiel von Theodoſius dem Großen und dem heiligen Athanaſius überſtrahlt! Jener geiſtvolle Fürſt ließ in einem Anfalle ſeiner Leidenſchaftlichkeit dreitauſend Seelen in den Circus von Theſſalonich locken und zur Strafe für einen Aufruhr ermorden. Er kömmt nach Mailand. Athanaſius hält ihn vor der Thür des Doms zurück. „That David nicht mehr denn ich?“ ſagte der Kaiſer. „Berufſt Du Dich auf David, ſo thue auch Buße, wie David!“ erwiederte der Biſchof und Theodoſius betete und faſtete acht Monate lang. Canoſſa und St. Juſt lieferten Nachahmungen dieſer ergreifenden Scene.

---

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Rollen, welche man in der Darſtellung des Mittelalters gern den Leidenſchaften der Völker zutheilt, faſt immer zu groß ſind. Es iſt wahr, das Chriſtenthum hatte viel Barbarismus an die Kette des Roſenkranzes und die Kirchenbuße zu legen, aber die Verderbtheit der Maſſen iſt faſt immer ein falſcher Schimmer, der von der Verderbtheit der Einzelnen auf jene fällt. Wenn irgend eine Zeit beweiſt, daß die wahre mittelalterliche Leidenſchaft nur der Deſpotismus war, ſo iſt es die, aus welcher das Mittelalter allmälig in ſeinen ſtabilen Hauptgruppen hervorging, der Untergang des römiſchen Reiches. Man iſt hier immer gewohnt, von den negativen Leidenſchaften, der Demoraliſation und Feigheit der Völker zu ſprechen, welche bald eine Beute der Barbaren werden ſollten; aber waren nicht friſche und geſunde Naturvölker, die Gallier, die Britten, die Hiſpanen, ja ſelbſt die Franken und ſpäter die Gothen, dem römiſchen Reiche einverleibt?

französischen Politik manche Stationen, die außerhalb der bedeutenderen Brennpunkte liegen, lange ohne Instruction bleiben und in Augenblicken, wo auch an sie einmal die Reihe kommt, in die Debatte gezogen zu werden, nicht wissen, woran sie sind. So viel mir bekannt, ist nur die österreichische Diplomatie selbst in ihren entlegensten Stationen immer au fait der Thatsachen. Man schickt von Wien in bestimmten Zwischenräumen lithographirte Berichte, die allen Agenten der Regierung den Stand der Dinge, wie er in Metternich's Kanzlei angesehen wird, mittheilen. Eine solche Maßregel ist nur bei einem System möglich, das vom Grundsatz der Stabilität ausgeht. Frankreich, das täglich schaffen muß, täglich sich neuen Boden zu erobern hat, Frankreich, das überall in Frage gestellt ist, kann sich kaum für heute, geschweige für morgen verbürgen. Wenn Mauguin eine diplomatische Frage anregen will, so könnte man ihm die Regulirung der Gesandtschaftsgehalte anempfehlen. Ich kenne französische Diplomaten, die von ihrem Staate 50,000 Franken jährlich erhalten, um ihn würdig in der Fremde zu vertreten. Während die russischen und englischen Agenten Feste geben und sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft machen, sitzt der französische Envoyé daheim und ökonomisirt, geizt, spart für seine Rückkehr nach Paris, spart für seine Zukunft. Beim englischen Gesandten sieht man Abends Kron-

leuchter ſchimmern, beim franzöſiſchen eine einzige ärmliche Spartampe.

Die Debatte kam jetzt auf Algier. Wer kennt nicht die Verhandlungen über dieſe unglückliche Eroberung? Ihr ewiges Einerlei verändert ſich nur durch die dabei genannten Zahlen, die Zahlen der Truppen nehmen zu, wie die Zahlen der Credite. Von Jahr zu Jahr mehr Tauſende an Menſchen und mehr Millionen an Geld. Als die Bourbonen von Frankreich ſchieden, ließen ſie die eroberten Trophäen Algiers zurück. Die Julidynaſtie zögerte, ob ſie ſie annehmen ſollte, ſie zögerte Jahre lang, goß Tropfen auf Tropfen in das große durch Afrika aufgeregte Meer von Leidenſchaft dieſſeits und wildem Naturhaß jenſeits des Meeres. Es ziſchte und Alles war wieder vorbei. Mit jedem Frühjahr begann daſſelbe Experiment, in jedem Herbſte endete es mit denſelben Gräbern. Einige kleine Siege gaben Stoff zu großen Gemälden, Franconi's Circus in Paris führte kriegeriſche Scenen aus der Wüſte auf nichts wollte helfen, dieſe Eroberung in Frankreich populair zu machen. Die Bourbonen hatten den Krieg mit einem religiöſen Nebengedanken begonnen. Es ſchimmerte in ihren Lilienfeldern etwas von der Glorie eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen. War der Schimmer echt oder nicht, er blendete. Er blendete das Volk, das mit dem Chriſtenthum noch nicht ſo gebrochen

hat, wie der Constitutionnel. Man hätte in der Vendée, der Bretagne, in der Guienne, im Lyonnais noch Gemüther genug gefunden, die sich für einen christlichen Kampf gegen die Barbaresken hätten begeistern können, aber jetzt, wo durch die Julidynastie Alles auf die materiellen Interessen geworfen ist, jetzt, wo man den Grundsatz: „Was hab' ich davon?" an die Spitze Frankreichs gestellt hat; jetzt, wo man Alles in Actien, Dividenden und Renten verwandelt, verlangt man von Algier einen ergiebigen Nutzen. Es ist kein Stapelplatz für den Handel, kein Ort der Ausfuhr, keiner der Einfuhr geworden: es trägt höchstens einzelnen Entrepreneurs, die für die Bedürfnisse der Armee sorgen, Vortheile. Es ist auch kein Abzugscanal für die revolutionairen Elemente geworden; denn die Offiziere kommen trotziger aus der Wüste zurück, als sie dorthin gehen. Die Generale erwerben sich Ruhm, verfallen mit der Regierung und werden Nothwendigkeiten, eine Kategorie von Menschen, die Louis Philipp haßt, seitdem er selbst das für Frankreich einzig Nothwendige geworden sein will.

Man hätte längst Algier aufgegeben, wenn nicht drei Dinge für die Beibehaltung sprächen. Erstens fürchtet man, damit den Engländern einen Gefallen zu thun, zweitens will man bei einer Theilung des türkischen Reiches durch den Besitz Algiers auf den Besitz der ganzen nordafrikanischen Küste Anspruch machen,

drittens fürchtet man die bekannte Thatsache, daß in Frankreich alles Das unpopulair ist, was die Regierung verfolgt, und alles Das populair wird, was sie aufgibt.

Es gibt in der Deputirtenkammer einige algierische Catone, die, so oft der Name Algier genannt wird, ihr ceterum censeo aussprechen müssen. Die Einen sind für, die Andern gegen die Beibehaltung dieser von Allen als lästig eingestandenen Colonie. Herr Desjobert kam mit einem Sack von Broschüren, Flugblättern, Zeitschriften auf die Tribüne, breitete zum Schrecken der Deputirten diesen Apparat behaglich vor sich aus und begann nun mit Tausenden und Millionen zu rechnen. Er zählte Todte, Verwundete, er zählte die Fortschritte, die keine wären, die Eroberungen, die nur auf dem Papiere ständen, er rieth, Algier aufzugeben oder ein anderes System zu beginnen. Herr Desjobert verwickelte sich so in seine Citate, daß er aus Adam Smith vorlas, was Parnell gesagt hatte, Say für Sismondi anführte, Broschüren und Zeitschriften ineinander mengte und zum großen Trost für die Kammer endlich mit einem flauen Abgange schloß.

Nach ihm kam Herr de Corcelles. Dieser Deputirte mit gescheiteltem Haar hatte die Miene eines Leichenbitters. Es durchfuhr die Kammer ein Frösteln, als sie Herrn de Corcelles mit einer großen geschriebenen

Rede auftreten ſahe. Ein tiefer Seufzer hallte mit ſeltner Einſtimmigkeit durch das ganze Palais Bourbon.

Feierliche Stille war die nächſte Wirkung dieſes verzweifelten Blickes in die Zukunft einer langen tödtlichen und getödteten Stunde. Herr von Corcelles begriff nicht, wie ihn und ſeine geſchriebene Rede heute eine ſo großartige Erwartung begrüßen konnte. Was den größten Rednern Frankreichs oft nicht gelingt, ſich Ruhe zu erzwingen, das ſchenkte man ihm freiwillig, ohne Huiſſier, ohne Klingel. Herr von Corcelles lächelte. Er war angenehm überraſcht von dieſer Liebenswürdigkeit der Kammer. Er ſahe nicht, daß dieſe Stille nur jener feierliche Moment war, der gewöhnlich den verzweifelten Entſchlüſſen voranzugehen pflegt. Er war ſeit einer Secunde ein großer Redner geworden. Er hatte eine Pauſe gewonnen, wie ſie Guizot, wie ſie Thiers, wie ſie Berryer oft nicht erzwingen können. Er benutzte auch dieſe Pauſe. Er zog ſein Taſchentuch, er breitete ſein Heft vor ſich aus, er trank ein Glas Zuckerwaſſer. Man hörte deutlich einen kaum halb unterdrückten Schmerzenslaut, als Herr von Corcelles endlich anfing und mit tragiſchem Pathos begann: „Le gouvernement, Messieurs —“

Herr von Corcelles las eine Stunde. Aber die Kammer ſchlief nicht. Sie hatte ſich zum Schlafen zurechtgelegt, aber ſie bekam zu lebhafte Träume und

wachte wieder auf. Sie wachte, als wenn Herr von Corcelles nicht da wäre. Sie erzählte sich hundert kleine Geschichten, sie lachte, sie scherzte, sie debattirte. Herr von Corcelles ist in Algier, die Deputirten sind in Paris. Herr von Corcelles jagt sich mit den Beduinen herum, parlamentirt mit Abdel-Kader, baut Festungen, colonisirt die urbaren Gegenden der Wüste Sahara. Herr von Corcelles schifft über die Tafna, besichtigt Constantine, liefert in den Ebenen von Metidje mehrere glückliche Treffen gegen die vereinigten arabischen Häuptlinge, die Kammer stört ihn in seinen Siegen, in seinen Triumphen nicht. Herr von Corcelles verlangt von der Kammer ein dreifach erhöhtes algierisches Budget, die Kammer votirt ihm in Gedanken Alles, was er will, sie hört ihn nicht. Sie hat an dem Ball des Präsidenten, am Ministerium, an der nächsten Wahl der Akademie, an den Niederlagen der Engländer in China Stoff genug, sich gemüthlich zu unterhalten, der Präsident berechnet seine Couverts, seine Dienerschaft, seine Weine, die Minister haben endlich einen freien Augenblick, sich zu erholen, sie werden in demselben Moment in Anklagezustand gesetzt von Herrn von Corcelles, von dem Redner vor ihnen, von diesem unglückseligen hohlen Grabesredner: und doch sind sie zum ersten Male im sichersten Besitz ihres Portefeuilles. Herr von Corcelles will es ihnen nehmen! Die Zuschauertribünen entleeren

ſich, die Stenographen ſpritzen die Feder aus und begnügen ſich, in ihre Zeitungen zu ſetzen: „Herr von Corcelles nahm das Wort, konnte aber wegen undeutlichen Organs und im Geräuſch der Kammer nicht gehört werden.“ Dies Alles hinderte aber den Redner nicht, fortzufahren. Er las, er declamirte, er lächelte. Er nahm Zuckerwaſſer, wie ein andrer großer Redner. Er beſchwor die Kammer, die Miniſter, den König. Man ſah einen geſticulirenden ſchwarzen Schatten am Geſtade des donnernden Meeres. Aus dem Toſen und Brauſen ſah man einzelne Schiffstrümmer hervorſpringen, ein Bret, ein Gefäß, ein Tuch. Man hörte dann und wann Abdel-Kader — Méditerranée — Angleterre — vaisseaux — avantages — utilités — présomption — ministère — bis endlich nach mehr als einer Stunde die Kammer von ihren Leiden erlöſt war. Herr von Corcelles war mit ſeinem Manuſcript zu Ende und verließ die Tribüne mit einem Lächeln, das mich rührte, weil es wol ſchwerlich damit Ernſt war. Ich ſah erſt jetzt, daß Herr von Corcelles ſich auf die äußerſte Linke ſetzte. Wenn die Oppoſition keine beſſeren Talente ins Feld zu ſchicken hat, iſt ſie wenigſtens in der Kammer verloren.

Wer erinnert ſich nicht eines herbſtlichen Abends, wo man luſtwandelnd durch Weingärten hinunterblickt auf einen nebelnden See? Immer dunkler werden die

Schatten, immer grauer die Umrisse des Wasserspiegels, der zuletzt vor unsern Augen verschwindet. Da steigt plötzlich am jenseitigen Ufer aus einem Garten, wo sie das Fest der Weinlese feiern, ein feuriger Streifen in die Luft. Eine Leuchtkugel zerstiebt in tausend schimmernde Funken, die mit sanftem, aber magisch hellem Leuchten die ganze Gegend erhellen. Man sieht die Bäume, die Berge, man sieht den Spiegel des Sees wieder. Es ist ein zauberhafter Moment, diese Nacht und diese plötzliche Helle!

So war die Stimmung der Versammlung, als ein Redner die Tribüne betrat, den ich während der ganzen Dauer der Sitzung unverwandt beobachtet hatte. Niemand hatte mir ihn gezeigt und doch hatt' ich ihn aus den Hunderten herausgefunden. Im linken Centrum, drei Bänke hinter den Ministern, dicht neben dem Obersten Pairhans, saß eine kleine Gestalt mit auffallenden, an Napoleon erinnernden Gesichtszügen. Diese Gesichtszüge jugendlich, das Haar grau. Ewig lächelnd rutschte dieser Deputirte seit drei Stunden auf seinem Sessel hin und her, die kurzen Füße fast in der Luft schlenkernd. Zuweilen ein sarkastischer Blick zum Obersten Pairhans, ein leises Wort, sonst gemessen, zurückhaltend, nicht so unselig plauderhaft und würdelos, wie die übrigen Deputirten, zuweilen sich etwas notirend, innerlich aufgeregt, formend, bildend, gestaltend, eine kleine Welt

für sich. Mancher Deputirte ging vorüber und drückte dem Kleinen die Hand. Dieser erwiderte jede Freundschaft mit Herzlichkeit, rückte an der Brille hin und her, lächelte zu dem Murmeln, zu dem Zischen, zu den Bravis und stellte eine still für sich abgeschlossene Neutralität vor, eine Uhr gleichsam, die zu schlagen gewohnt ist, heute aber, da man sie aufzuziehen vergessen, still stand. Plötzlich aber bekam die Uhr Leben. Ein Schnurren, ein Knarren. Herr von Corcelles ist auf der letzten Seite seines Manuscriptes, der kleine Redner erhebt sich, durchschreitet zur Erde blickend das Couloir und steht auf der Tribüne, über deren Brüstung er kaum hinausreicht. Es ist Thiers.

Es gehört zu den ersten Gesetzen der parlamentarischen Redekunst, daß man das Wort: Messieurs, nicht zu früh ausspricht. Messieurs, hineingeworfen in die Unruhe einer Versammlung, die voller Erwartung sich auf etwas Bedeutendes vorbereitet, kann eine ganze Rede umwerfen. Messieurs wiederholen, heißt die Erwartung abspannen. So bleibt nichts übrig, als es zu machen, wie Thiers. Thiers ließ der Kammer Zeit, sich auf ihn vorzubereiten. Er ließ jedem Schwätzer Zeit, seine Vermuthungen über Das, was er reden würde, beim Nachbar anzubringen. Es währte drei volle Minuten, bis Alles still wurde, so still, daß man in Guizot's Brust es hätte können klopfen hören.

Messieurs! Große Pause. Wer sprach Messieurs? Thiers. Ist das Thiers? Er beginnt: „Je ne crois pas,“ — Pause. Ich habe Gelegenheit, mich in Thiers' Organ zu finden. „Je ne crois pas, que le moment soit bien choisi, pour traiter l'ensemble de la question d'Afrique. Dans ce moment on fait la guerre, on la fait avec activité, avec habileté. J'espère qu'elle aura les résultats heureux, que nous devons en attendre.“ Ironisches J'espère! Alles lächelt, Thiers lächelt. „Je viens uniquement signaler à la Chambre un point important, et d'après l'opinion unanime de tous ceux, qui se sont occupés de la question africaine, du point le plus important peut-être, le port d'Alger.“ Großes Aufsehen. Allgemeine Bewegung. Thiers wendet sich zur Seite, läßt der Kammer Zeit, sich zu ärgern oder sich zu freuen, und trinkt ein Glas Zuckerwasser. Thiers wendet sich wieder an die linke Seite, die er anredet, und beginnt: „Toutes les opinions —“ doch ich kann nicht Schritt vor Schritt folgen, sondern muß mich begnügen, über den Gesammteindruck zu berichten.

Es versteht sich bei der Figur des berühmten Redners von selbst, daß sein Organ sehr hoch liegt. Thiers hat eine auf den ersten Augenblick unangenehm klingende Fistelstimme. Ein Kindersopran ist Alt gegen Thiers' Stimme. Die bedeutendsten Schauspieler und Redner

lieferten nicht Stilicho und Aëtius entscheidende Schlachten? Das Unglück und die Ursache des Verfalls war allein politischer Natur. Es war nicht die Demoralisation, sondern die öffentliche Calamität, welche das abendländische Reich stürzte. Die Ursache der Calamität war der Despotismus. Der Despotismus ist in den meisten Zeiten eine Möglichkeit; aber in dem verarmten und hungernden römischen Reiche war er es kaum mehr. Der Staat konnte keine Beamten mehr finden. Jemand, der die Nachricht hatte, daß man ihm eine Anstellung geben wollte, floh in die Wildniß oder unter die Sclaven eines Landbesitzers, um sich vor einer Ehre zu retten, die ihn um sein Leben brächte. Denn wer konnte Steuern zahlen? Und der Beamte sollte doch die Steuern an bestimmten Terminen den Behörden ausliefern. Die Folgen dieses Zustandes waren fürchterlich. Das abendländische Reich ging mit blutigen Schrecken, mit hoch zum Himmel lodernden Städten, mit dem Ruine aller Civilisation unter, aber man klage nicht immer die „rohen" Leidenschaften der geängsteten Völker an, sondern den Despotismus und den Uebermuth jener Kaiser, von denen die früheren Pferde zu Consuln machten und die spätern den Erdkreis für die Beute eines Kriegers hielten, über welche sich mit drei Würfeln auf einer Feldtrommel im Lager entscheiden ließ!

---

In neuer Zeit wurden die Leidenschaften durch die Erziehung gefesselt. Aus der Religion hatte sich die Furcht verloren, seitdem die Religion zum Gegenstande des allgemeinen Nachdenkens erhoben wurde. Der natürliche Mensch wird nun durch die Schule abgestreift und eine Masse von Lehrgegenständen, welche Surrogate der Erziehung wurden,

hatten von jeher mit ihren Naturmitteln zu kämpfen. Thiers hat ein Organ, das nicht nur unangenehm hoch, sondern auch unrein und belegt ist. Seine Respiration ist asthmatisch. Seine Stimmwerkzeuge sind eng und geben den Ton nur gewaltsam von sich. Hier sind keine Modulationen von Höhe und Tiefe möglich. Hier fließt kein frischer Bergquell aus dem Felsen der Brust. Hier ist keine Malerei der Leidenschaften, kein Auf- und Niedersteigen möglich, sondern mit großer Mühe dreht sich ein einziger dürrer und rauher Faden zusammen, ein einziger Ton, der sich zuweilen in völlige Heiserkeit und katarrhalische Affection verliert. Jeden Augenblick fürchtet man, daß dies mitgenommene Organ erschöpft ist. Das stereotype Lächeln dieser Mienen bekommt einen Anhauch von Schmerz. Der Gedanke, die Leidenschaft, das Talent kann sich nicht so den Weg durch die Organe bahnen, wie es möchte. Und doch dauert dies schartige Instrument aus. Schon im ersten Worte heiser, kann Thiers stundenlang reden, ohne erst heiser zu werden. Man gewöhnt sich allmälig an diese fistulirende Monotonie, ja noch mehr, man findet sie zuletzt melodisch. Der geistvolle Gedanke gibt diesen heisern Tönen eine höhere Art von Wohllaut, das bewunderungswürdige Talent des freien Wortes verwandelt zuletzt dies Gekrächz in Gesang.

Das Geheimniß dieser reizenden Wirkung der Thiers'-

schen Rede ist die Improvisation. Die Worte strömen frei dem Gedanken zu. Nichts ist gesucht. Alles ergibt sich von selbst. Er wurde oftmals unterbrochen, aber jede Unterbrechung lieh seinem Vortrage eine neue Schönheit; denn er verflocht unerschrocken die Antwort in den Zusammenhang seines Ganzen. Auf Alles schnell gefaßt, wußte er Alles schnell zu lösen. Ohne Pedanterie erklärte er Manches für unerheblich. Auf Zahlen kömmt es ihm wenig an. Er läßt sich nichts irren, nichts anfechten, und verräth, was noch wichtiger ist, keine Empfindlichkeit. Es gibt gewisse pomphafte Redner, die der Widerspruch reizt, die mit glühendem Kopfe die Karten wegwerfen oder sich diese und jene Einreden anders zu erbitten erlauben. Thiers behält eine immer gleiche Bonhommie. Er verliert sein Gleichgewicht auch dann nicht, wenn sich Alles gegen ihn erhebt. Mit Ruhe schlägt er die Hände übereinander, geht rechts, geht links, trinkt Wasser, lächelt und wartet, bis man die Gnade hat, ihn wieder hören zu wollen. Selbst besiegt verläßt er nie die Tribüne ohne schlagenden Eindruck, und sein Eindruck ist um so sicherer, als er sich natürlicher Hülfsmittel bedient. Ist die Idee, die Frage zu Ende, so schließt Thiers. Hat er nichts mehr zu sagen, so schweigt er. Er macht keine Coda, keine Doxologie, kein Amen, sondern setzt sich frisch und kurz auf seinen Sessel nieder, den er unverwandten, unver-

änderten Antlitzes, nur mit etwas gerötheter Wangenfarbe behauptet.

Thiers sprach über den Hafen von Algier. Es verschlägt nichts, wenn der Fremde diesen Gegenstand an sich auch interesselos findet. Thiers bewies die Nothwendigkeit, die Befestigung der afrikanischen Niederlassung mit dem Hafen von Algier zu beginnen. Man sah, es standen ihm, als ehemaligem Minister, die Acten aller der Vorbereitungen noch zu Gebote, die man früher für dies Werk getroffen. Seine Rede mit allen ihren hydraulischen, militairischen und mechanischen Excursen ist später von den Organen der Regierung sehr verspottet worden, aber sie machte großen Eindruck. Den Augenblick hatte Thiers mit der ganzen Zündkraft, die in der Beherrschung des Momentes liegt, inne. Er verließ die Tribüne mit dem Nachhall eines großen moralischen Sieges über seine Gegner. Diese erschienen als die Zögernden, er in voller Glorie als Mann der That.

Die Anklagen gegen die Trägheit der Minister durften nicht ohne Antwort bleiben. Stillschweigen auf einen solchen Phalanx von Thatsachen, Namen und Zahlen, wäre eine Niederlage gewesen. Und es erhob sich in voller Manneslänge der Herzog von Dalmatien! Soult schritt in gemessener Würde auf die Tribüne und begann in schlichten, aber energischen und höchst

leidenschaftlichen Worten eine kurze Vertheidigung. Man sah ihm an, dem alten Krieger, wie lästig ihm diese Abhängigkeit von den Zungen der Advocaten war. Gewohnt an militairischen Gehorsam, hätte er lieber die Bänke seiner Gegner mit Petarden sprengen lassen, als hier mit Worten gegen Worte Rede stehen. Die mürrische Stimmung der Altersschwäche gab ihm etwas Menschenfeindliches. Mit ärgerlichem Humor streckte er seit den vier Stunden, daß die stürmische Sitzung dauerte, seine langen Glieder von sich, strich sich zuweilen den weißen Knebelbart, hörte kalt und gleichgültig, was ihm Humann, Villemain und Guizot zuflüsterten. Thiers, seine Antipathie, Thiers, mit dem er früher Minister war, setzte alle seine Verdrießlichkeit in Galle. Er sprach mit Nachdruck, jedes Wort betonend, jeden Accent seiner Gründe grell hervorhebend: „Ich kann Herrn Thiers versichern, daß alle seine Anklagen grundlos sind. Von zwei Projecten hab' ich das frühere beibehalten. Der Hafen wird rüstig vollendet, je nach dem Credit, den mir die Kammer bewilligt. 900,000 Franken werd' ich auch im nächsten Jahre fordern. Wenn die Kammer mehr geben will, nehm' ich es mit Vergnügen an." Diese Ironie des alten Säbelknopfes, mit trockner Miene vorgetragen, erregte viel Heiterkeit. „Ich will nur 900,000 Franken haben, will mir die Kammer

20 bis 30 Millionen geben, so bitt' ich um Entschuldigung, daß ich sie noch nicht verlangt habe."

Unter großem Lärm verließ Soult die Tribüne. Thiers erhob sich von seinem Sitze und wies mit Leidenschaft die Berichtigung einiger seiner Behauptungen zurück. „Man hat in Algier, sagte er, schöne Straßenquais gebaut, aber keinen Hafen. Die Hafenarbeit geht langsam. Sagt das Ministerium, sie ginge rasch, gut, so will ich's glauben." Der Lärm nahm über diese Ironie zu. Thiers fuhr fort: „Die Kammer und das Land sind von mir über den Hafen von Algier in Kenntniß gesetzt. In der nächsten Kammersitzung (nach den neuen Wahlen) wollen wir sehen, ob das Ministerium seinen Versicherungen auf dieser Tribüne nachgekommen sein wird, seinen Worten —"

„Seinen Worten?" rief Soult mit Stentorstimme. Die lange Gestalt schoß wie ein getroffenes Wild empor. „Seinen Worten? Was es sage, ist so wahr, wie nur irgend etwas, was aus — Ihrem Munde kommt!"

Die Debatte wurde persönlich. Es lag der ungezähmteste Haß in dieser Erklärung, die Enthüllung von zahllosen Geheimnissen, die Enträthselung tausendfach verzweigter Intriguen. Es war die Erklärung einer Generation gegen eine Generation.

Thiers replicirte. Soult antwortete noch einmal sehr heftig, sehr persönlich gereizt, mit aller Empfind-

lichkeit des Alters. Er ſchloß mit einer Erklärung gegen England; denn gegen England waren ohne Zweifel die mit Enthuſiasmus aufgenommenen Worte gerichtet: „Nous sommes maitres chez nous et nous n'avons pas besoin du consentement des autres, pour faire ce que nous voulons.“

Die Culmination der Sitzung war erreicht. Was noch kam, war Wortgefecht, Berryer verlangte die Vorlegung von Documenten über den Bau des Hafens. Teſte, Miniſter der öffentlichen Arbeiten, kam noch einmal auf die beiden Projecte zurück. Ich kann nicht ſagen, daß ich in Herrn Teſte's Redeweiſe die Würde gefunden hätte, die man von den Erklärungen eines Miniſters vorausſetzt. In heftiger Declamation, in leidenſchaftlichſtem Erguß verlor er ſich bis zu Perſönlichkeiten. „Herr Thiers rühmt ſich, uns 100 Metren vom Hafen zu Algier hinterlaſſen zu haben; er hat uns noch mehr hinterlaſſen, er hat uns die Befeſtigungen von Paris hinterlaſſen.“ Hier konnte man kein Wort mehr verſtehen. Alles war in Aufruhr. Statt des Très bien, das man als Antwort der Kammer in allen miniſteriellen Journalen leſen kann, antwortete ein allgemeiner Unwille. Es war indiscret von Herrn Teſte, an dieſes unpopulaire Vermächtniß der Thiers'ſchen Verwaltung zu erinnern. Das Unzarte dieſer Worte lag in dem Ton, in der Manier, in der ſie Teſte ſprach. Dieſe Manier

ſchien mir zuweilen übertrieben empfindlich, zuweilen völlig würdelos. Es war, als wollte er die Karten hinwerfen und ſagen: Mit Euch iſt kein Spiel. So ſehr auch dies Gefühl die Miniſter dieſes ſonderbaren Landes nicht ſelten überkommen muß, ſo unpaſſend iſt es doch, es äußerlich zu zeigen. Unter Lärmen und Toben ging Herr Teſte von der Tribüne. Es ſuchte Jemand nach ihm zu ſprechen. Es war nicht mehr möglich, ihn zu verſtehen. Der Präſident hob die Sitzung auf. Es war nach ſechs Uhr.

Man wünſchte mir Glück, daß ich unter den vielen flauen Sitzungen der letzten Zeit grade dieſer charakteriſtiſchen, inhaltreichen und bewegten beigewohnt hatte. Ich glaube nicht, daß dieſer Kammer Frankreich ein großes Glück verdankt, aber ich glaube, daß ſie Frankreich vor Unglück bewahrt. Ich glaube, daß Staatsmänner in Frankreich dieſe Verſammlung umgehen können, aber nur für Gutes, das ſie thun wollen, nicht für Schlechtes. Dieſe Kammer iſt ſchwach als Initiative, aber ſtark als Controle. Sie iſt nicht Frankreichs größter Reichthum, und doch würde das Land ohne ſie arm ſein. Es iſt gut an dieſer großartigen Inſtitution, daß man, will man ſie auf fremdem Boden nachbilden, alles Das, was ſie klein macht, vermeiden kann. Ihre Vorzüge liegen in ihrem Weſen, ihre Mängel in einer zufälligen Form. Das Repräſ-

sentativsyſtem leidet in Paris an der Nationalität der Franzoſen und an der nachwirkenden Kraft einer Geſchichte, die erſt allmälig aus der Anarchie der Leidenſchaften zum Bewußtſein der Freiheit und des Geſetzes ſich entwickelt hat.

# Achtzehnter Brief.

Paris, den 6. April 1842.

Das Wetter iſt ganz ſo, wie Balzac neulich geſagt hat, „perfide“. Man hat die Sonne, aber die Sonne iſt ohne Wärme. Es ſind wahre Mamertustage, die Bäume und Sträucher in dem ſchützenden Viereck des Palais Royal grünen ſchon, aber die Nächte können durch Froſt dem Frühling noch ſein Spiel verderben. Ich wollte nach Verſailles, aber es iſt zu kalt. So irrt man in den Straßen von Paris, berechnet die Entfernungen, berechnet die Stunden, wo man Jemand hoffen darf, zu Haus zu finden. Es iſt dies eine der ſchwerſten Rechnungen, die wir oft zehnmal anſetzen, ehe ſie einmal aufgeht. Ich ſagte einer geiſtreichen Frau: „In Paris muß man Tage ſäen, um Stunden zu ernten.“ „Und doch, antwortete ſie, können wir Die, die wir gern hätten, nie haben, und haben Die immer bei uns, die uns langweilen.“

Es ist nicht Sommer, es ist nicht Winter. Diese unglückliche Zwischenzeit macht, daß sich keine Physiognomie der Tagesordnung dauernd ausprägen kann. Heute stellt man den Schirm vor den Kamin, um ihn auf immer zu schließen. Morgen muß man ihn wieder fortnehmen, weil wir erfrieren würden. Für das Vergnügen der Promenaden ist Paris bei schlechtem Wetter zu groß, bei gutem zu klein. In der That, wenn die Sonne scheint, ist Paris sehr klein. Der fashionable Theil der Boulevards, der Vivienne, der Rue Richelieu, das Palais Royal, in diesem Bereich ist man bald so heimisch, daß man jedem Boutiquier bekannt sein wird. Immer dieselben Eindrücke. Am Tage oft nüchtern, erfreulicher am Abend, wenn die Gasflammen glänzen. Die Kunst des blendenden Scheins ist hier zu großer Vollkommenheit gediehen. Die gewöhnlichste Schenke ist auf Täuschung des Auges angelegt. Durch Spiegelwände, die die rechts und links aufgestellten Waaren reflectiren, erhalten alle diese Locale eine künstliche Ausdehnung, beim Lampenschein eine phantastische Größe. Sähe man sich selbst nicht an den Wänden vervielfältigt, man würde alle diese Schinken, diese Würste, diese Backwaaren angreifen und sich verwundern, daß es nur Reflexionen eines gar kleinen Krames sind. Noch immer wählt man unter den Restaurants, ißt bald hier, bald dort, und lernt die Geheimnisse der Speisekarte

ſeitdem man die Erziehung mit dem Unterrichte verwechſelte, feſſeln und verwiſchen die Leidenſchaften ſo ſehr, daß das innerlich Angeborne und von der Wiſſenſchaft im Menſchen Zurückgedrängte ſich höchſtens in privaten Beziehungen Luft macht. Die moraliſche Gediegenheit iſt durch den großen Umfang des Wiſſens geſchwächt worden. Die Arbeit des Kopfes verhinderte den Erguß des Herzens. Aber jene weit ausſchweifenden, hiſtoriſchen Leidenſchaften drohen unſern neuen Zuſtänden nicht mehr; denn ſie ſind von der Bildung und der Erziehung aufgerieben worden.

Nur für eine moderne Leidenſchaft, die Neuerung, ſollte es weiſere Abhülfen geben. Ich habe über den eigentlichen Urſprung dieſes Triebes nachgedacht und finde, daß man ihn nur in der Erziehung angreifen und überwinden kann. Aber welche großartige Reform müßte dann die moderne Erziehung erleiden! Das Uebel iſt die Ueberfülle unſerer Zeit an Ideen. Dieſe wird ſich immer mehr ſteigern, unſere Nachkommen werden nicht die Ungerechtigkeit haben und die großen Philoſopheme der drei lezten Jahrhunderte als eine Antiquität betrachten. Im Gegentheil ergreift alle Tendenzen der Nationen ein beſonders ideeller Zug, wie ihre Literaturen hinreichend ausweiſen. Dieſe Ueberfülle kann an und für ſich kein Unglück ſein, aber ſie wird es dadurch, daß ſie nicht geordnet iſt und auf die Erziehung wie ein wildes Chaos losſtürmt. Erziehung iſt ja heutiges Tages weniger Receptivität als Spontaneität. Erziehung iſt nicht mehr Annahme, gläubige Annahme angebotener Bildungsmittel, ſondern Gährung des innern Menſchen. Und dieſe Gährungen, dieſe einzelnen Momente in den Bildungsprozeſſen der moderne, Jugend, ſind ſo gefährlich geworden für den Staat nrwüe

ergründen. Alle complicirten Speisen fängt man preiszugeben an. Man hält sich an die Devise au naturel, bei der wir wenigstens sicher sind, kein Katzen- für Kalbfleisch zu bekommen. Im Palais Royal ist Alles, was man kaufen möchte, unerhört theuer, nur die Diners sind wohlfeil und die Langeweile hat man umsonst. Seitdem die glänzenden Passagen durch die Straßen gebrochen sind, hat das Palais Royal verloren. Manche sagen, seitdem es tugendhaft geworden ist. Die einst so übel berufenen kleinen cabinets particuliers sind jetzt die Rauchzimmer der Kaffeehäuser geworden. Jedes Kaffeehaus hat ein Rauchzimmer, das man Divan nennt. Die Gallerie Orleans ist noch der besuchteste Theil des Palais-Royal. Man zieht hier alle fünf Minuten seine Uhr, denn man erwartet einen Freund, oder zählt die Minuten zum Diner. Unsre Eitelkeit läßt uns dicht an den Läden hinstreifen, um an den verschiedenen Spiegeln, wenn sie gereinigt sind, unsre heutige Toilette zu bewundern.

Des Abends verläßt man kaum die Boulevards. Man geht hundert Mal auf und ab und verwundert sich, daß Landsleute, die nach uns ankommen, Paris so großartig finden. Es fehlt hier überall an dem wahren Reiz des Volkslebens. Keine Heiterkeit, keine Lust an freiem, offnem Ergehen. Nirgends auch nur ein einziger musikalischer Laut. Wie ist es dagegen in Italien

so froh und erquickend! In Venedig dieselben Passagen und Quais, dieselben engen Straßen, dieselben tausend Lichter und Glaskronen und Spiegel, alle Zauber der Insel Murano an den Wänden ausgebreitet. Eine wogende Volksmenge. Bunte Trachten, Moden und Costumes. Türken, Armenier, Griechen und moderne Elegants. Die Frauen in Toilette, schöne, häßliche, zahme, wilde, Alles bunt durcheinander. Dazwischen Musik, wandernde Sänger, Sängerinnen, die von Café zu Café mit einer Stimme ziehen, die noch immer an einem deutschen Hoftheater dritten Ranges lebenslänglich angestellt werden könnte. Spielbanden, die Straußische Walzer geigen, mitten auf dem Markusplatz zwischen den Procuratien jeden Abend großes Concert des Militairs. So in Verona, so in Mailand. Von der bunten und froh hinströmenden Menge wird man dort fortgerissen und erheitert. Hier in Paris kehrt man ermüdet, durch das tägliche Einerlei gelangweilt, in sein Hotel zurück.

Meist flieh' ich daher das kleine Paris in diesem großen und suche mir die dunkeln Gegenden auf. Ich irre von Gasse zu Gasse, ohne fesselnden Eindrücken zu begegnen. Je weiter man kommt, desto weiter die Zwischenräume der Laternen, desto länger die Schatten.

Ich durchwanderte neulich am Tage die Boulevards von der Madeleine bis zu der Julisäule, eine Strecke,

zu der man mehr als zwei Stunden braucht. Wenn die wenigen Bäume, die noch auf ihnen stehen, blühen werden, bekommen sie ein noch freundlicheres Ansehen. In einer Wanderung von der Madeleine bis zur Julisäule liegt die ganze Gegenwart von Paris, liegt die Geschichte der Vergangenheit. Von den Prachtgebäuden oben, den Theatern, den glänzenden Hotels der Börsenregenten bis hinunter zu jenen mit so vielem Blut getränkten Stellen, wo dieser Glanz, dieser Friede erkauft wurde, welch ein Absturz! — Von der Porte St. Denis und Porte St. Martin, an den zwei Triumphbogen aus Ludwig XIV. Zeit und drüber hinaus verliert sich das Großstädtische der Boulevards. Sie werden gemüthlicher, ländlicher. Die Pracht der Boutiquen und Cafés schwindet. Der Luxus weicht dem Nützlichen, der Comfort zuletzt dem Nothwendigen. An der Wasserkunst, an dem Knie der Boulevards, wo ihre Verlängerung einen rechten Winkel bildet, stehen drei, vier Theater beisammen, Gaité, Theater du Temple, das Circustheater; man ist hier mitten in einer neuen Bevölkerung. Hier ist der Weg zum Père Lachaise. Hier fielen die Opfer der Fieschi'schen Höllenmaschine. Aus einem dieser kleinen Häuser entlud sich der mörderische Hinterhalt. Aus welchem? Ich will nicht fragen. Paris hat seine Revolutionen vergessen.

Weiter hinab leuchtet die Freiheitsgöttin auf der

Julisäule. Warum dieser schwebende Tänzerpas? Das in der Luft schwebende Bein der Freiheit scheint mir ein großes Kunststück des Bildners zu sein, aber es ist würdelos und fordert den Sturmwind heraus, der schon einmal vom Pantheon die Freiheitsgöttin wegwehte. Auf der Säule sind die Namen der Julihelden eingegraben.

Was stand einst an dieser Stelle? Ich lese drüben an einer kleinen Barrake: Weinschenke zur Bastille. Hier stand die Bastille. Hier stand die Geburtsstätte der französischen Freiheit, der Freiheit der Welt. Auf diesem jetzt kahlen Platze stand die Zwingburg, die durch Jahrhunderte in ihren düstern Mauern die Verbrechen der Tyrannen, die Gewaltthaten des Despotismus erzählte, ohne daß die Welt mehr davon als dunkle Sagen erfuhr. Am 14. Juli 1789 wurd' es lichter Tag. Die Bastille wurde zerstört, kein Stein blieb von ihr übrig. Es ist ein schauerlicher Anblick, diesen Platz zu sehen, der jetzt so kahl und einst so dunkel beschattet war, einst so grauenhaft wirklich! Die Julisäule verschwindet in der Vorstellung Dessen, was einst hier war. Noch immer hat der Platz keine Abrundung, noch immer sieht man, daß diese kleinen Hütten und Barracken sich einst unter den schwarzen Wällen, Thürmen und Brücken dieses Staatsverließes duckten. Hier beginnt die Vorstadt der Arbeiter, die Vorstadt St. Antoine, die

die Faust der Jacobiner war. Alles scheint hier barscher, kräftiger aufzutreten. Es ist eine Art frankfurter Sachsenhausen. Durch die Straße St. Antoine kommt man wieder in das Innere der Stadt zurück, in ihre gewerbsfleißigen, ihre handelsthätigen Theile. Ich liebe diese Wanderungen durch die wochentägige Luft der Städte. Ich ziehe sie den sonntäglichen Spaziergängen, den Promenaden auf den Trottoirs des Luxus vor. Es ist wahr, jede dieser verwickelten schmuzigen Gassen hat einen besondern, oft garstigen Geruch. Da wohnen die Seifensieder, dort ist ein Schlachthaus, hier in der Rue des Lombards duftet es von Gewürzen und Droguerien. In den Unterbauten der Häuser stehen mit aufgekrämpten Armen die Stößer vor großen eisernen Mörsern und stampfen Schwefel und Pfeffer und hundert Gewürze, ein Lärm, ein Geruch, wie bei den Theriakstößlern auf dem Rialto in Venedig. Und auch hier mitten in diesen Engpässen und Schluchten treten uns historische Erinnerungen entgegen. Dort die zerschossene Kapelle St. Méry, wo vor acht Jahren vierhundert Republikaner gegen die ganze bewaffnete Macht von Paris kämpften, sich in die Klöster verschanzten und durch Geschütz zur Uebergabe gezwungen werden mußten.

Die heutige Opposition in Frankreich macht es sich bequemer. Sie dinirt und opponirt mit Toasten, wie in Deutschland. Das Knallen der Champagnerkorke

koſtet kein Blut. Geſchriebene Reden, ein Journalartikel, ſogar ein Toaſt auf die Ordnung, ein Toaſt gegen tentatives insensées — es wird lange dauern, bis eine ſolche Oppoſition ihren Zweck erreicht.

Dies ſoll nicht ganz gegen das große Diner der Fourieriſten geſagt ſein, das jährlich am 7. April zum Gedächtniß ihres Meiſters wiederkehrt. In der Straße St. Honoré, im Saale Valentino, in denſelben Räumen, wo nur der Göttin des Tanzes ſonſt geopfert wird, opferte man heute den Manen eines Weiſen, der in einem Zeitalter, wo Alles ſich abſtößt, die Lehre von der Anziehung (der Attraction) verkündigte. Man opferte mit einem Diner, mit Toaſten und einer längern Rede Victor Conſiderant's, des gegenwärtigen Hauptes dieſer Schule.

Ich trat in einen großen Saal, an dem ich feſtliche Ausſchmückung, ja ich bekenne meine Schwäche, wieder die Muſik vermißte. Alles Schöne hat ſeine Pauſen und die Muſik iſt dazu erfunden, dieſe Pauſen auszufüllen. Ich weiß freilich nicht, welche Stelle die Muſik in Fourier's Syſtem hat. Die Blumen haben eine Stellung in ihm. Fourier liebte die Blumen, auf jedem Tiſche ſah man ſeine Lieblingsblume, die Kaiſerkrone. Kaiſerkronen zu lieben, iſt etwas monarchiſch empfunden. Fourier hatte eine Tendenz zum Monarchiſchen, wenigſtens zum Ariſtokratiſchen. Das Syſtem

Fourier's iſt ariſtokratiſcher als der Socialismus. Die Socialiſten wollen keine Revolution, ſie wollen die Geſellſchaft gleich machen, ſo aber, daß ſie den Beſitzenden ihr Beſitzthum abkaufen. Die Fourieriſten lehren dieſelbe friedliche Ausgleichung mit dem Eigenthum. Fourier's Schwäche iſt die, daß er an die Gebrechen der Geſellſchaft anknüpft, daß er die Privilegien nicht blos ſchont, ſondern ſicher ſtellt, daß er Jedem Das läßt, was er hat, auch wenn er es gegen das Wohl des Ganzen hätte. Wollen wir denn doch einmal auf dem Papiere neue Geſellſchaften erfinden, ſo ziehe ich den Socialismus vor, der ſich in ſeinen Principien reiner erhält, und die faule Rente, das faule Erbe und die Börſe nicht, wie Fourier, unter den unmittelbaren Schutz der Philoſophie ſtellt.

Es waren wol über 400 Theilnehmer des Banquets. Die Hälfte kam ſicher nur aus Neugier. Viele kamen halb zweifelnd und gingen halb gewonnen. Ich kam zweifelnd, ich blieb zweifelnd, aber ich ging gerührt. Die edelſten Geſinnungen gaben ſich in den Reden kund, man huldigte vielen flachen Allgemeinheiten, vielen leeren Worten, Worten, die ſchon in der Epoche der franzöſiſchen Revolution ausgeſprochen wurden, damals, als ſie neu waren und durch Thaten noch unterſtützt wurden. Dennoch fühlte man lebhaft, daß für Frankreich jede Selbſtbeherrſchung, jede Zähmung ſeines Egoismus ein

unermeßlicher Fortschritt ist. Hier war in der That jener trostlose Parteienkampf vergessen, vergessen diese Streitigkeiten um nichts; es war ein allgemeineres Feld gewonnen, ein Feld für die Entwickelung der Humanität. Man ließ die Kinder leben, die durch Fourier leichter buchstabiren lernten, man ließ die Frauen leben, die durch Fourier von der Nothwendigkeit, sich prostituiren zu müssen, befreit würden. Das war lächerlich. Aber man rief auch die schönsten Wahrheiten des vorigen Jahrhunderts zu Vorbildern für das unsre auf, und das war erhaben. Fast alle Toaste waren allgemein und nur einer galt einem besondern Verhältnisse, dem Bunde Deutschlands und Frankreichs. Venedey, ein edler biederer Charakter, hatte den neunzehnten Toast. Er brachte ihn aus im Namen der petite phalange allemande, die sich an dieser Tafel befände. Schon dieser Eingang wurde mit Jubel begrüßt. „Fourier, fuhr Venedey fort, ist im Vaterlande Kant's und Hegel's noch nicht gewürdigt. Die Basis seiner Wirksamkeit würde bei uns eine andere sein, als in Frankreich. Wir Deutsche sind nicht gekommen, um uns für Fourier's System verantwortlich zu machen, wohl aber für eine der schönsten Anwendungen desselben. Fourier hat den Egoismus der Massen bestritten, Fourier hat den Haß der Völker aufgehoben. Wir Deutsche sind zu diesem Fest gekommen, weil Fourier's Schüler die Ein-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04300/021

zigen sind, die nicht den Ruf um Besitz des linken Rheinufers ausgestoßen, die Einzigen, die ihn bekämpft haben. Auf Deutschlands Bruderbund mit Frankreich, auf Frankreichs Bund mit Deutschland." — Kein Toast wurde mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen, Alles verließ die Sessel und drängte zu den Deutschen hinüber, um sie zu umarmen. Der Gang des Festes war unterbrochen. Die Beweise von Freundschaft und Hingebung wurden Scenen, die rings die Augen edler Männer von Thränen glänzen machten. „Das ist das Frankreich, sagte ein geistvoller Landsmann, welches unsre Blätter seit einigen Jahren täglich herabsetzen, dasselbe Frankreich, an dessen Demüthigungen sie sich mit ohnmächtiger Schadenfreude ergötzen!" Wahr! und doch konnte das Ganze vielleicht nur die Frucht eines elektrischen Momentes sein. Dies Fourieristische Frankreich ist nicht das Frankreich der Journale und der Kammern, es sind Philosophen, die gelernt haben, sich selbst bekämpfen.

Nach dem Toaste Venedey's wollte nichts mehr ansprechen, bis endlich angezeigt wurde, Victor Considerant würde sprechen. Dies führte Aller Blicke auf das Festcomité. Ich sah dort hinter den Kaiserkronen eine Reihe von scharf ausgeprägten Physiognomien. Es war der engere Ausschuß der Lehre, die Mitarbeiter des Blattes La Phalange, der engere Kreis der Apostel Fourier's.

die Familie. Was ſie erzeugen will zunächſt, das iſt ein Individuum. Sie will zu früh die Zeit und die Menſchen verſtehen und greift zu dieſem Zwecke jeden der ihr gebotenen Wiſſensſtoffe ſchnell auf und ſucht ihm ſogleich eine practiſche Handhabe zu geben. Die Frühreife des Selbſtbewußtſeins iſt das moderne Unglück, denn der Jüngling ahnt nicht, daß ſeiner jetzigen Ideenſtaffel noch höhere folgen werden, daß in einem Jahre alle ſeine Begriffe eine andere Wendung genommen haben, er wartet dieſe Zeit nicht ab, ſondern beginnt ſogleich, ſeine erſte ihm klar gewordene Idee auf die poſitiven Verhältniſſe überzutragen. Ein Glück für ihn, wenn dieſe Verfahrungsweiſe nicht verbrecheriſcher Art iſt; aber was ihn umgibt, ſeine Familie und wär' es nur ſeine Liebe, muß heftig unter dieſem frühreifen Wahne, der immer von dem reformatoriſchen Terrorismus der Ueberzeugung begleitet iſt, leiden. Man nehme nur in Deutſchland, wie lange währt es, ehe man die Tendenzen eines Arndt und Jahn, dann diejenigen eines Görres, Tieck und Arnim, darauf die eines Steffens, endlich die Hegel's oder Schelling's überſtanden und zuletzt ſich ſelbſt gefunden hat! Bei dieſen vier Metamorphoſen hat man auf jeder ſchon hundert Thorheiten begangen und kann ſich, ſeine Familie, den Staat, ſeine Zeit an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Hiermit iſt der wahre Feind der modernen Geſellſchaft gezeichnet und ich fordere alle Staatsmänner auf, dieſe merkwürdige Erſcheinung mit philoſophiſchem Nachdenken in's Auge zu faſſen.

Es kann eine Rettung gegen die Gährungsprozeſſe der Jugend geben. Nicht, daß man Schriften verbietet oder der Jugend etwas entzöge, was zur Nahrung ihres Geiſtes dient. Das iſt ein ſehr trügeriſches Mittel. Nein, man ſollte durch

Sie hatten meist den Apostelzug. Sie hatten in ihren Mienen jene Mischung von Schwärmerei, etwas sinnlicher Phantasie, Herzensgüte und Selbstgefühl, die sich in dem Auge und auf der Stirne jedes Sektirers ausgeprägt findet. Es waren Denkerstirnen und Augen, die weinen konnten. Es lag etwas Verklärtes auf diesen Mienen, etwas Prophetisches. Victor Considerant las mit Gefühl, in jenem rührend elegischen Tone, in dem die französische Sprache sich so schön ausnimmt, eine geschriebene Rede vor. Sie verrieth ein großes Talent. Mit wahrhaft poetischen Schönheiten ausgestattet, erhob sie sich zuweilen zur Inspiration. Er begann mit der Erbsünde und dem Sündenfall, mit der Voraussetzung, daß der Mensch zum Unglück geboren wäre, mit den Erzählungen der Bibel und den Lehren des Dogmas. Aus den Schönheiten der Natur und den Reizen der Kunst, aus den Fortschritten der Erfindungen und dem philosophischen Bewußtsein der Denker leitete er die Ueberzeugung her, daß wir nicht zum Unglück geboren sind. „Die Humanität widerspricht, sagte der Redner, sie widerspricht im Herzen und durch ihre Handlungen. Die Industrie erweiterte sich, die Wissenschaft machte Wunder möglich. Die Kunst sang das Leben: der Geist der Dichter und Künstler zauberte die Schöpfungen der Schönheit: es gibt eine Zauberwelt, die im Menschen stets das Bedürfniß des Glückes nährt.

Chriſtus kam und lehrte die Erlöſung der Welt von dem Uebel, die Erlöſung durch die Liebe.“ Die ascetiſche, nazareniſche Lebensanſicht widerlegend, ging der Redner zu den Leiden der Geſellſchaft über. Er verglich mit Fourier's Worten den redlichen, aber unglücklichen Fleiß der Arbeitſamkeit mit dem eigenthümlichen Blütenleben der Kaiſerkrone, er ging zu Fourier und ſeiner dornenvollen Lebensbahn ſelber über. Thränen erſtickten ſeine Worte, bis er ſich männlich emporraffte und den Sieg ſeiner Lehre in prophetiſcher Ahnung ausſprach. Die augenblickliche Wirkung war hinreißend. Ich widerſtand ihr nicht. Ich mußte mit den Andern die Hand des begeiſterten Redners drücken.

Die meiſten Anhänger Fourier's, ihre Zahl iſt nicht groß, ſind geblendet von den Reſultaten ſeiner Lehre. Kann man eine glänzendere Ausſicht in die Zukunft geben, als die, welche verwirklichen zu können dies Syſtem ſich anheiſchig macht? Fragt man den Fourierismus, was er geben will, ſo antwortet er: Friede der Welt, Bruderbund allen Völkern! Liebe und Huld für Alle, vom Armen, der nur arbeiten kann, bis zum Reichen, deſſen Schätze die Induſtrie beleben, bis zum Gelehrten und Künſtler, deſſen Geiſt denkt und erfindet! Einträchtige Ernte vom Boden der Erde! Luxus ſelbſt, harmoniſches Familienleben, Liebe und Freundſchaft! Allen Anreiz einer würdigen Ehrbegierde: ein Leben voll

Schönheit, ein Leben voll Abwechſelung und Begeiſterung! Eine freie, eine glückliche Erde! Eine glückliche Vorbereitung zum höheren Glück des Himmels!

Welche Verheißungen! Auch die Glücklichen werden davon überraſcht werden und wie viel Unglückliche gibt es nicht! Ueberall bietet das Leben geſcheiterte Hoffnungen, überall Trümmer, überall Schmerzen. Wer zählt die Tauſende, die nicht der Misgunſt des Geſchickes fluchen, ſondern den gehäſſigen Formen der Erde, dem Egoismus der Geſellſchaft! Ein Platz, den ich nehmen wollte, da nimmt ihn ein Anderer! Ein Beſitz frei, er gehört nicht Dem, der ihn würdig zu genießen verſteht, er gehört dem Zufall, einem Erben, Allen, er gehört nicht mir! Bedürfniß der Familie und kein Herd! Bedürfniß des Ehrgeizes, keine Stellung! Wo man hinblickt, verfehlten Beruf; kein Wille frei, kein Entſchluß feſt; Alles Ketten, Alles Sklaverei und die größte Sklaverei die ſogenannte Freiheit unſrer Geſellſchaft, unſre Civiliſation.

Es zieht ſich eine tiefe Verſtimmung durch unſer Leben, es nagt ein tiefer Schmerz an unſrer Geſellſchaft. Die wachſende Bildung erhellt unſre Gedanken und der Gedanke ſteigert unſre Gefühle. Der Kenntniß des Schönen folgt die Begierde nach dem Schönen. Was die Phantaſie ſich ausmalt, will die Leidenſchaft beſitzen. Die arbeitende Hand träumt von der genießenden und

die Träume verdüstern die Wirklichkeit. Die kleinen Freuden des Lebens reichen nicht mehr aus, um die großen Entbehrungen zu heilen. Die Last dieses Daseins erdrückt die Freude an ihm. Hat man sich endlich ein Leben geschaffen, so stirbt man. Und der Tod? Und das Jenseits? Trübe Nebel, die auf dem Jahrhundert ruhen!

Philosophen sind aufgestanden, um diesen Schmerz zu lindern. Nicht in Deutschland; nicht der egoistische Hegel, nicht der prahlerische Schelling. Diese suchen den Urgrund der Dinge, diese denken — an Gedanken, diese fühlten nichts für die Menschheit als einen fühlenden Organismus. Owen lehrte eine gesellschaftliche Philosophie in England; Fourier in Frankreich. Fourier war ein armer Kaufmann, der einem Stand leben mußte, den er haßte, er schrieb Werke, die man verlachte, oder, was in Frankreich noch gefährlicher ist, ignorirte, umfangreiche, stylose, verworrene Bände; er starb in gedrückter Lage, verzweifelnd, hoffnungslos, umstanden von wenigen Schülern, den 10. October 1837.

Ich glaube nicht an Fourier's That, aber ich glaube an seinen edlen Willen. Ich glaube nicht an seine Mittel, aber an seinen Zweck. Ich glaube nicht einmal an die Voraussetzung seines Systems, an die Bestimmung des Menschen, glücklich zu sein. Mich erschreckt sein Hedonismus, sein Entgegenkommen an das Be-

dürfniß der Bequemlichkeit. Unsre irdische Bestimmung ist, gut, nicht glücklich zu sein. Ich würde das Gefühl, das mich in ein Jenseits ruft, nicht verstehen, wenn ich schon hienieden glücklich wäre. Ich bin unglücklich und freue mich, daß ich, dem Geschick zum Trotz, gut sein, gut bleiben kann. Wir sind Geschöpfe der Natur und haben die Bestimmung, vom Geist — der Natur gleichsam abgewonnen zu werden. Wir sind von Natur schlecht, die Erfahrung, die Erziehung, das innerste böse Gelüst beweisen es. Daß wir gut werden, ist das Werk einer zweiten Schöpfung, einer Schöpfung aus dem Geiste, aus der Offenbarung Gottes in die Welt, aus der Geschichte. Fühlen wir diese Bestimmung in unserm ganzen Menschen nach, so werden wir vor dem Unglück, dem Wirrsal dieser Welt, werden wir vor der ungleichen Vertheilung der Güter nicht zurückschrecken. Alles, und nichts mehr, als das Unglück, wird uns zum Besten dienen. Diese trübe Ansicht des Lebens ist die der Stoiker und die des Christenthums. Wenn es sich um eine moralische Erziehung des Menschengeschlechts handelt, so weiß ich keine bessere.

Fourier baut seine neue Gesellschaft auf die Voraussetzung von zwölf menschlichen Leidenschaften, die er nach drei Seiten hin gruppirt. Er nimmt diese Leidenschaften, wie sie sind. Er sagt Niemanden, daß er die gefährlichen von ihnen vor dem Eintritt in seine neue

Gesellschaft ablegen müsse, Niemanden, daß eine dieser Leidenschaften unwürdig wäre. Er nimmt den Menschen, wie er ist, und ihm ist er gut. Die Schmetterlingsleidenschaft, wie er es sinnig genug nennt dies Drängen nach Veränderung im menschlichen Gemüthe, diesen Trieb des Unbestandes, nimmt er für eben so vollgültig an, wie den Familismus, den Trieb, Familie zu bilden. Fourier, der nur edle und gute Menschen statuirt, bleibt uns schuldig, zu beweisen, wie zwischen Liebe und Schmetterlingstrieb die Ehe sich erhalten kann, das Band der Familie, die häusliche Erziehung, Lebensgüter und Lebensbedürfnisse, die er durchaus nicht leugnen, Ueberlieferungen, die er nicht zerstören will. Fourier will, daß die Menschheit sich in Familiengruppen je von 1800 Menschen theilen solle. Er nimmt in diese Gruppen, Phalanstère genannt, den Menschen auf, wie er ist, den Bürger, wie er ist, die Menschheit mit allen ihren Vorurtheilen. Er verspricht dem Fürsten seinen Comfort, wie dem Bauer sein gutes Schwarzbrot, er will einer Anomalie des Lebens, die man nur ertragen kann, wenn man sie nicht mit offnen Augen sieht, dicht nebeneinander betten, in der Front der Phalanstère die Reichen, im Hinterhof die Armen. Kann es eine in ihrer Idee naivere und in ihrer Wirkung grausamere Chimäre geben? Demselben Princip untergeordnet sein und doch keine Ausgleichung, einer Sekte angehören

und doch, nur etwas wohlfeiler, daſſelbe bleiben, was man außerhalb der Sekte war?

Fourier überblickte die Schöpfung und entdeckte auf ihr nichts als den Menſchen. Er ſchälte ſich den nackten Begriff des Individuums aus dem Gegebenen los, er iſolirte dieſen Begriff von Allem, womit Natur und Geſchichte ihn umhüllt haben. Es gibt eine Bildung, die ſich von der Natur, und es gibt Charaktere, die ſich von der Geſchichte emancipiren, aber zahllos ſind jene Maſſen, die, zum Troſt ihrer ſelbſt, unbewußt und harmlos noch in der Schale des Gegebenen liegen. Man kann Volksaufklärung, Freiheitsdrang unter den Maſſen fördern, man kann die Maſſe zum Bewußtſein ihrer Menſchenrechte bringen und doch iſt noch ein ungeheurer Schritt übrig, ſie von ihrer Heimat, ihrer Gegend, von ihrer Familie, von ihrer Ueberlieferung und tauſenderlei Troſtreichem, was der Schöpfer zur Linderung unſrer Leiden gegeben hat, abzulöſen. Noch iſt nicht Alles Fabrikarbeiter, noch iſt nicht Alles pariſer Proletair. Noch freut ſich der Handwerker, wenn ſich ſein Laden öffnet und ihm eine Beſtellung kommt, noch freut er ſich eines guten Kunden, freut ſich des Zahlungstages, freut ſich des Werktages, wo ihm die Arbeit gut von Händen geht, freut ſich des Sonntags, wenn er über Land mit den Seinen zieht und den un-

ſchuldigen Freuden der Natur leben kann — warum ihn mit utopiſchen Träumen reizen? warum ihm mit der Vorſpiegelung einiger Erſparniſſe die Wurzeln ſeines Lebens und ſeiner Zufriedenheit untergraben? Ich glaube nicht, daß wir nöthig haben, eine neue künſtliche Geſellſchaft zu erfinden, wenn wir nur nicht ermüden, für die Befreiung der alten zu ſtreiten. Das bisherige Feld der geſellſchaftlichen Debatte, der bisherige kirchliche und politiſche Geſichtspunkt unſrer reformatoriſchen Beſtrebungen reicht vollkommen aus, um die Arbeit von ihrem Druck, den Lohn von ſeiner Uebervortheilung, das Erträgniß der Natur von ihren künſtlichen Laſten zu erleichtern. Ich komme, wenn ich von den Communiſten ſpreche, noch einmal auf dieſen meinen feſten und unerſchütterlichen Glauben zurück.

Die Fourieriſten (auch l'école humanitaire genannt) geben eine gutgeſchriebene Zeitſchrift, La Phalange, heraus, die jedoch in Paris nicht beachtet wird. Sie hat etwas über tauſend Abnehmer. Es ſind 400,000 Franken von verſchiedenen Anhängern der Lehre zuſammengebracht worden, von denen jährlich 40,000 Franken verausgabt werden. Victor Conſiderant und ſeine nächſten Freunde leben von der Phalange und dieſem Capital. Man iſt in Paris begierig, ob ſich die Schule erhalten wird, wenn ſie mit ihrem Capital

zu Ende iſt. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Phalange die einzige pariſer Zeitſchrift iſt, die den Beurtheilern deutſcher Verhältniſſe die Anlage eines deutſchen Maßſtabes erlaubt.

# Neunzehnter Brief.

Paris, den 8. April 1842.

Frankreich ſchöpft ſeine Kraft aus ſeiner Einheit. Bei allen Schwankungen ſeiner Dynaſtieen, bei aller Kurzlebigkeit ſeiner Miniſterien bleibt eine gewiſſe Grundlage der Verwaltung ſich gleich, die noch von Napoleon's adminiſtrativem Talente herrührt. Paris iſt das Herz eines Körpers, der in allen ſeinen Functionen gehorſam den Eingebungen des Herzens folgt. Alle Geſetze ſind zum Vortheil dieſer Einheit gegeben. Der Inſtinct des Franzoſen, Partei, Maſſe, ein großes Ganzes zu bilden, ein gewiſſer Inſtinct der Ordnung bei aller Beweglichkeit des Charakters kommt jenen Inſtitutionen entgegen, die aus Frankreich ein leicht, ſchnell und im Allgemeinen gut regiertes Land gemacht haben. Alle Springfedern des öffentlichen Lebens in Frankreich ſchaffen jene moraliſche Kraft, welche die Folge der Einheit eines Staates iſt. Der Unterricht, die Religion, die Sprache, die Preſſe, das Heer, die Nationalgarde, der einzige Orden der

großartige, die ganze Nation ergreifende Acte, durch Institutionen, die nichts von Privilegien haben, sondern auf der philosophischen Höhe unseres Jahrhunderts sich erhalten müßten, Etwas erfinden, was den ideellen Selbstvertilgungen im Schoße der Nationen dadurch endlich ein Ziel setzte, daß es weit größer wäre, als aller jugendlicher Stolz, weit größer, als jugendlicher Enthusiasmus, größer endlich als Alles, was wir aus uns selbst glauben schaffen zu können. Das machte die Alten so groß. Wenn man die Schule verließ und die Academie, so waren die Jünglinge, wie heute, nicht erhabener, als das Leben, weit hinaus ragend mit ihrer eingesogenen Bildung über diese miserable Wirklichkeit, sondern sie fanden immer etwas vor, was ihnen unerreichbar dünkte, die Archontenwürde, daß das Jahr nach ihnen benannt werde, den olympischen Segeskranz, ein Urtheil des delphischen Orakels, wie Socrates es bekam, der von ihm für den weisesten der Griechen erklärt wurde. Wenn ebenso auch großartige, meinetwegen pädagogische Institutionen der modernen Jugend sichtbare Stufen für ihre Gedankenleitern anböten, so würde die Jugend die Masse der Ideen, welche sie um ihrer selbst bewußt und in sich klar zu werden verarbeiten muß, weit leichter überwinden. Es ist gar nicht damit gesagt, daß unser politisches Leben eine radikale Aenderung bekommen müßte. Es wäre möglich, zu diesem Zwecke schon mit pädagogischen Mitteln auszureichen, mit einer Umgestaltung unserer Schulen und Universitäten, vor allen Dingen aber mit einer Reform unserer ganzen Unterrichtsmethode, die jetzt nur dazu da scheint, den jugendlichen Kopf gegen das Leben recht störrisch und widersetzlich zu machen. Wenn Methode, Unterrichtsstoff und die Schule in allen ihren Zweigen verändert würden

Ehrenlegion, die Steuern, die Schuld, die gleiche Vertheilung der Repräsentation nach Kopfzahl und Steuerlast, die Eintheilung in Departemente, die Departementalräthe, die Unterpräfecten, die Oberpräfecten, die Telegraphen und jetzt sogar die Eisenbahnen, alle diese Institutionen sind erfunden im Sinne der Einheit, eingeführt im Sinne der Centralisation. In ganz Frankreich herrscht nur ein Gesetz. Ueberall dieselbe Regierung, dieselbe Controle, dieselbe Freiheit, dieselbe Abhängigkeit. Leben und Tod nach den gleichen Gesetzen vor dem Maire geregelt, überall dieselbe Verpflichtung zum Kriegsdienst und dieselbe Art der Aushebung, dieselbe Besteuerung, die gleiche Vertheilung der Lasten nach dem Einkommen, dieselbe Wahlmethode bei allen politischen Acten, dieselbe Gerichtsverfassung, dasselbe Gesetzbuch. Man kann in Frankreich viel zerstören, ohne noch auf jene Grundlagen zu kommen, die es den Franzosen so leicht gemacht haben, sich nach den heftigsten Schlägen des Geschicks wieder so schnell zu erholen.

Könnte man von irgend einem erhabenen Punkte in Paris aus das ganze Leben Frankreichs mit einem Male übersehen, so würde man über diese geschäftige, summende Gleichförmigkeit erstaunen, die an die Thätigkeit eines Bienenkorbes erinnert. In 36,000 Gemeinden, heißt es in einem hübschen Gemälde dieser Einheit, 36,000 Glocken, die mit Sonnenaufgang die

Landleute zur Arbeit und zum Gebet rufen. Die einen klingen in den ſtrahlenden Pyrenäenhimmel, die andern in die Nebel des Oceans! Mit ihren kleinen Taſchen ſieht man auf Holzſchuhen oder barfuß die braunen ſüdlichen Kinder und die blonden des Nordens in die Schule gehen. 432,000 Gemeinderäthe wandern, ihre Einberufungsſchreiben in der Hand, durch Wald und Feld, über Berg und Thal nach dem Gemeindehaus, um unter 36,000 Maires das Beſte ihrer Gemeinde zu berathen. Dort wandert der Alpenbewohner, die Flinte auf der Schulter, nach Havre zu, um ſich einzuſchiffen in eine Garniſon von Martinique oder Guadeloupe, während der Normann die Seeklippen von Ingouville verläßt und Briançon gegen Savoyen vertheidigt. — Dies Geld, das der Einnehmer in dem Haidediſtrict der Landes als Steuer vom Betrieb der Harzbäume gewinnt, dies ſelbe Geld baut eine Militairſtraße im Elſaß, trocknet die Sümpfe von Rochefort aus, erweitert die Seinequais in Paris. Die Bankbillets, die der reiche Eigenthümer vom Boulevard des Italiens in Paris dem Steuereinnehmer des zweiten Arrondiſſements an Zahlungsſtatt übergibt, werden jene Mauthbeamte beſolden, die der Schutz der Tuchmacher in Sedan, der Spitzenfabrikanten von Lille und der Branntweinbrenner von Montpellier und Pezenas ſind. Da ſind ein baskiſcher Hirt, deſſen Hütte hundert Fuß

über den Bergwaſſern der Pyrenäen liegt, und ein Fiſcher aus Boulogne, deſſen Hütte von der Flut des Meeres beſpült wird. Beide haben ſich über ihre Dorfſchulzen zu beklagen. Ihre Eingaben kommen an demſelben Tage in Paris an, man entſiegelt ſie zuſammen und zuſammen geht an Beide die Antwort ab, an einem Tage nach Norden und Süden Prüfung und Entſcheid von Seiten der Oberbehörde.

Von Dem, was Frankreich durch ſeine moraliſche Einheit beſitzt, hat Deutſchland ſo gut wie Nichts. Sogar unſer einziges Bindemittel, die Sprache, iſt bei uns ſo verſchiedenartig, daß den norddeutſchen Marſch-Bauer der Anwohner des Bodenſees nicht verſtehen würde. Frankreich hatte einſt ſeine Picardie, ſein Burgund, ſeine Tourraine, ſeine Bretagne, ſein Anjou, wie wir unſer Schwaben, Franken, Sachſen, unſre Pfalz und unſer Sauerland haben. Provinz gegen Provinz, Stamm gegen Stamm iſt bei uns ſelbſt in der Sprache verſchieden und verfolgt ſich mit Bitterkeit und Spott. Verhöhnend ſpricht der Süddeutſche von der Sprache des Berliners, der Berliner macht den Sachſen lächerlich, Provinz iſt gegen Provinz eiferſüchtig. Auch in Frankreich herrſchte einſt der Cantongeiſt. Aber ſchon Richelieu legte die Grundlage zur jetzigen Einheit. Richelieu hob die Macht der Vaſallen, Ludwig XIV. die Macht der Parlamenter auf. Durch

den Despotismus kam Frankreich zur Freiheit, durch die Revolution zur Gleichheit. Die Revolution zerstörte das Mittelalter, hob alle Localrechte, alle Provinzialgesetzgebungen auf, die Revolution schuf jene glatte Tafel, auf welche das jetzige Frankreich die Kraft seines politischen Daseins begründen konnte, die Centralisation.

Man kann Erhebliches gegen diese Centralisation einwenden, aber man wird ihre Vortheile nicht verschweigen dürfen. Sie sichert Frankreich eine übersichtliche und kräftige Regierung, sie sichert dem Lande bei allen Schwankungen der Systeme jenes materielle Gedeihen, das bei dem sparsamen Sinne der Franzosen schon jetzt wieder große Reichthümer in allen Theilen des Landes aufgespeichert hat. Der Centralisation verdankt Frankreich die Möglichkeit, sich in sich selbst zu sammeln. Es bildet sich der Stoff für künftige Erschöpfungen, der Ersatz für die möglichen großen Verluste. Die Centralisation ist das einzige Mittel gegen jenen Localegoismus, an welchem in Deutschland Alles kränkelt, ja, an dem auch in England Alles kränkeln würde, wenn England nicht gegen den Egoismus der Gemeinden den gewaltigen Gegendruck des Egoismus der Nation hätte, wenn das wuchernde Schlinggewächs der Privilegien dort nicht von dem Baume der Freiheit wieder überragt würde. Es mag lächerlich erscheinen, über jeden Stein, der aus einer Kirchhofmauer fällt, erst an

die Centralſtelle des Departements zu berichten, über jeden Brückenbau erſt an das Miniſterium der öffentlichen Arbeiten zu Paris, aber wer ſichert der Ordnung des Ganzen, daß die Gemeinde die Lücke der Kirchhofmauer wieder ausfüllt, daß die Provinz aus eignem Entſchluß dort eine Brücke baut, wo Jahrhunderte lang ein Weg aus Steinen und Bretern oder ein langer Umweg genügte? Ja, geſetzt man baute in Marſeille mit ungeheuern Koſten einen Quai, die Ausgaben brächten das Budget der Stadt in Unordnung, man ſchlüge die Acciſe des Brotes, die Taxe des Fleiſches auf, man ließe um einen glänzenden Quai die Maſſe der ärmeren Bevölkerung darben, würde man in dieſem Falle die ausgleichende Controle einer Centralbehörde nicht der Autonomie der Gemeinden vorziehen?

Allerdings trifft man in Frankreich nicht jene kräftige Selbſtändigkeit, jenes poetiſche Colorit des Provinzlebens, das uns an Deutſchland ſo werth, an Belgien ſo überraſchend iſt. Paris abſorbirt alle höhern Lebensfunctionen Frankreichs. Paris iſt die Blume im Reiche der Mitte, der duftende, betäubende Auszug aller Kräfte der Nation. Nichts macht ſich ohne Paris, keine Unternehmung, kein Streben, kein Ruhm, keine Belohnung, nicht einmal ein Erfolg. Die Provinz iſt der Docht, nur Paris die Flamme. Die Provinz frägt, und Paris gibt die Antwort. Paris macht Könige und ſetzt ſie ab.

Die Provinz iſt ein Dorf, nur Paris eine Stadt. Von Paris entſpringt Alles und von Paris kehrt es wieder zurück. Es gibt Alles und es nimmt Alles. Die Provinz iſt nur Werkzeug, nur Organ, nur Proceß. In der Provinz kann man eine Wahrheit erfinden, ſie bleibt ein Traum, bis Paris ſie anerkennt. In der Provinz gibt es Künſtler, nur in Paris iſt die Kunſt. Was man in der Provinz ſchreibt, wird nur in Paris ein Buch. Man darf geboren werden und ſterben in der Provinz, leben aber kann man nur in Paris.

Ja, es iſt wahr, Alles, was in Frankreich nicht Paris iſt, iſt ohne Leben, ohne Farbe, ohne Blüte. Es gibt reizende Gegenden, aber es fehlt die Geſellſchaft, die ſie belebt. Kein Thal, keine Gebirgskette, kein Wildbad wird in Frankreich bedeutend werden, da nichts mit Paris wetteifern kann. Glückliche Pyrenäenquelle, glückliches Provencethal, wenn du gewürdigt wirſt, gemalt im pariſer Salon zu hängen! Die Berge haben Burgen, die Städte alte Thürme, um die ſich Epheu ſchlingt, man beſucht ſie nicht, man pflegt ſie nicht: kein Schloßtrümmer, keine tauſendjährige Eiche, kein altes Verließ ragt in Frankreich ſo friſch, ſo jung noch in die Zeit herein, wie unſre Burgen am Rhein, unſre Warten, unſre Rathhäuſer, unſre Münſter und Dome. Es gibt herrliche Bauten in Frankreichs Provinz, aber es fehlt ihnen die pariſer Beleuchtung; die Städte haben

Alleen, haben blumenbepflanzte Wälle, haben Theater, Plätze, herrliche Statüen, aber Allem fehlt die Seele, das Relief, der überzeugende Glaube, die Anerkennung, die einschmeichelnde Sicherheit und selbstgetragene Würde. Ich war in Lyon. Eine Stadt, die schon an Italien mahnen könnte und die sich quält, an Paris zu erinnern. Die Damen könnten schon den weißen italienischen Schleier tragen, aber sie tragen die pariser Moden. Man spricht in Lyon französisch, ohne es zu wissen. Das Französisch der Provinz ist nicht mehr die Sprache, in der Racine und Molière geschrieben haben, sondern eine Sprache des Bedürfnisses, eine Sprache, die auch die Pferde verstehen, eine Sprache, die, wie jede andre, nicht der Geist, sondern der Magen erfunden hat.

Die Nachtheile der Centralisation sind aber noch größer. Die Zurückführung aller der Quellen, die das politische Leben Frankreichs bewässern, auf einen einzigen pariser Ursprung, läßt von der Beschaffenheit dieses Ursprungs das Leben des ganzen Landes abhängig werden. Hier ist in der That möglich, was jener Ungar in Donaueschingen für möglich hielt, durch ein Zuhalten der Donauquelle den Wienern die Donau abzusperren. Trübt man hier die Quelle, so trübt man alle Ströme. Die Administration wird abhängig von der Tagespolitik. Die Minister benutzen die Centralisation zur Erreichung ihrer Wahlzwecke. Die Ministerien entscheiden über das

Wohl des kleinſten Fleckens in der Normandie und dieſer Flecken wird für die Miniſter wählen. Die Centraliſation iſt das weite Tummelfeld der Beſtechungen. Eine Reiſe nach Paris, Beſuch bei eitlen Beamten, Beſtechung der höhern Inſtanzen, die Franzoſen ſagen es ſelbſt, daß dies die täglichen Vorkommniſſe in der Staatsmaſchine ſind, warum es ihnen nicht nachſprechen? Man beſticht nicht gut den nächſten Beamten, der in unſerm Orte wohnt, täglich mit uns verkehrt, leicht aber den, der in weiter Ferne keine Entdeckung zu befürchten hat. Man beſticht auch nicht mit Geld, man beſticht durch Einladungen an induſtriellen Unternehmungen, durch Verwendung für die Intereſſen Deſſen, der ſich für uns verwendet, man beſticht durch ſeinen Einfluß in der Provinz, durch ſeine Wahlſtimme, durch Huldigungen, ja nicht ſelten durch ein angenehmes Aeußre und Odry würde ſagen, zuweilen auch durch eine hübſche junge Frau.

Und doch überwiegen die Vortheile der Centraliſation unendlich. Was hat Deutſchland von ſeiner bunten Mannichfaltigkeit? Pittoreske Reiſen, größere Bildung, aber auch den Fluch der Uneinigkeit. Hätten wir Spaniens Verhältniſſe, auch bei uns würde ſich Saragoſſa gegen Bilbao, Bilbao gegen Madrid empören. Wir haben kein gemeinſchaftliches Recht, keine gemeinſchaftliche Verfaſſung, keine gleiche Religion, Frankreich iſt

trotz aller ſeiner neuſten Demüthigungen doch ſo wunderbar elaſtiſch nur durch ſeine Centraliſation. Es iſt wahr, ſie dient zu gleicher Zeit dem Despotismus und der Freiheit, ſie macht Alles möglich. Aber in Paris iſt nicht Alles möglich, Paris wacht, Paris iſt ein Land für ſich, ſeine Faubourgs, ſeine Arrondiſſements, ſeine Geſellſchaftsklaſſen, ſeine Staatsgewalten kämpfen gegeneinander, halten ſich Schach und was die Mehrzahl in Paris gibt, kann das Land ſelbſt ſchon getroſt hinnehmen. Es iſt vielleicht ein Unglück, wenn eine Million über dreißig entſcheidet, aber das Unglück wäre noch größer, wenn die Vendée, wenn das ſüdliche Frankreich, wenn irgend ein Flecken Frankreichs ſich dem Ganzen widerſetzen dürfte.

Die Centraliſation mildern, iſt leicht geſagt. Wie es beginnen? Gegen die Einführung von regierenden Oberpräſidenten der Provinzen ſprechen alle Erfahrungen. Selbſt Preußen erlebte, daß ein freiſinniger Oberpräſident ſich gegen Berlin anſtemmen konnte. Dem Franzoſen muß man ſo wenig wie möglich Macht in die Hände geben. Er wird ſie immer misbrauchen. Den Städten Frankreichs iſt ihre hiſtoriſche Bedeutung entfallen, alles Eigenthümliche iſt an ihnen erloſchen. Ihre Geltung erhalten ſie nur noch durch ihre Beſatzung, ihre Regierungscollegien, ihre Gerichtshöfe und durch ihre Induſtrie. Die Induſtrie aber wird ihnen durch das pariſer

Finanzsystem gesichert. Den Städten eine Art Selbstregierung lassen, wozu? In Deutschland hat man diesen Weg eingeschlagen, weil er seit Jahrhunderten von selbst bestand und viele unsrer Städte früher reichsunmittelbar waren. Man hat sie sich selbst regieren lassen, weil sie größtentheils so verschuldet sind, daß der Staat wünschen muß, mit ihren innern Angelegenheiten verschont zu bleiben. Auch vergißt der Deutsche, wenn er eine Art Freiheit für sich hat, für die Freiheit der Andern zu sorgen. Gesetzgeber für die Straßenlaternen seines kleinen Ortes, kümmert ihn das Licht seines Vaterlandes wenig. Der Deutsche ist concret, der Franzose abstract. Seine Gedanken genügen ihm nicht als Begriffe, sondern er muß sie auf dem Papier malen können. Die Centralisation läßt sich zeichnen. Es ist ein großes, kunstvoll gearbeitetes Netz, wo jede Masche, jeder kleine Zirkel in den andern greift. Diesen Schematismus zum Gesetz zu machen, die Centralisation in die Wirklichkeit einzuführen, bedurfte es nur einer Tugend, die wir Deutsche gar nicht, der Franzose aber im höchsten Grade besitzt. Man wird erstaunen, wenn ich diese Tugend nenne. Es ist der Gehorsam.

Im Widerspruch mit der Hochachtung, die ich vor der französischen Centralisation aussprechen muß, hat mir doch die kleine so eben erschienene Schrift von Cormenin: „De la Centralisation. Par Timon.“ gar

und auch im Organismus des Staates eine neue Stellung bekämen, wahrlich, das moderne Ich würde sich mit weit weniger Nachtheil sowohl für die öffentliche Sicherheit, wie für die Ruhe der Familien produziren und entpuppen. Fraget Euch selbst, ihr jungen Männer aus dieser Zeit, wie viel Herzen ihr verwundet habt, ehe Ihr so weit gekommen waret, Euch als ein haltbares Glied in der Geisterkette des Jahrhunderts zu fühlen!

---

Hier ist der Ort, wo auch die Literatur erwähnt zu werden verdient; denn wenn sie auch oft am weitesten entfernt war, Frieden in den Streit zu bringen, so hatte sie doch auch in allen Zeiten zu den Gemüthern eine Stellung, welche sich für die Milderung der Sitten und Empfindungen benutzen ließ. Namentlich war die Literatur der classischen Zeit ein entschiedenes Versöhnungsmittel der Leidenschaften. Die Krieger horchten den Gesängen der Homeriden. Die dramatische Literatur der Griechen war sogar eine Sache der Religion, sowohl ihrem Gegenstande, wie ihrer Veranlassung nach. Selbst die kriegerischen Römer gaben sich ihren Dichtern gefangen, ob deren Leier gleich in älterer Zeit ein wenig schartig und mehr in der Weise des Hackebretts klang. Der ältere Scipio verkehrte mit Ennius, der jüngere mit Terenz. Ja es gelang sogar der alten Literatur, freilich nicht mehr in ihrer Blüthezeit, die erschlaffende historische Energie der Völker zu fesseln und ihnen zum Ersatz für verschwindendes öffentliches Leben eine neue Welt, das Privatleben und die Verwickelungen bürgerlicher Convenienzen, zu erschließen. Die griechische mittlere Comödie und die römische Pantomime

nicht gefallen. Man iſt bei Timon's, des neuen P. L. Courier, Veröffentlichungen gewohnt, daß ſie irgend eine ſchwebende Tagesfrage beleuchten. Weshalb aber dieſe enthuſiaſtiſche Vertheidigung der Centraliſation grade jetzt erſcheint, begreift hier Niemand. Man hat allen Grund zu fürchten, daß Cormenin durch ſolche luſtige Büchelchen ſeinen immer in der höchſten Reife der politiſchen Fragen entſcheidenden Vortheil verliert. Was an dieſer kleinen Brochüre ſich als Niederſchlag und bleibender Bodenſatz ergibt, kann Niemand anders, als grade der Regierung zu gute kommen. Die Muſe der Volksſchriftſteller heißt die Gelegenheit.

Cormenin ſchreibt über die Centraliſation, als wenn ſie in Gefahr wäre. Er empfiehlt ſie den Franzoſen, als ſollte ſie ihnen genommen werden. Wer denkt daran? Cormenin hat gehört, daß das Ausland ſich in die franzöſiſche Centraliſation nicht finden kann. Er warnt die Franzoſen vor den Rathſchlägen der Fremden, die Frankreich nur deshalb decentraliſiren wollen, um es zu ſchwächen. Der Gewinn des Büchleins iſt kein andrer, als eine unwürdige Anſchürung der Nationaleitelkeit. Lange hat man keine ſo prahleriſchen Schmeicheleien geleſen, wie hier ein Schriftſteller ſie über ſeine Landsleute häuft. Nach Cormenin ſind die Franzoſen durch ihre Centraliſation nicht nur das freieſte, ſondern auch das erſte Volk der Erde. Statt ihre Einheit als

eine Frucht ihrer Vergangenheit und eine Bedingung ihrer Zukunft darzustellen, macht er aus der französischen Regierungsmethode ein Arcanum, ein Lebenselixir, das er mit den größten Uebertreibungen auf dem Markte ausruft. Zu einer Zeit, wo die Gebildeten in ihren Vorurtheilen leidenschaftlicher sind, als das Volk selbst, erschrickt man, wenn man das Volk zu solchen Vorurtheilen aufreizen sieht. Wozu dieser Fremdenhaß? Cormenin's Brochüre könnte die Jahreszahl 1815 an der Stirn tragen.

Nachdem Cormenin bewiesen zu haben glaubt, warum und wodurch die Franzosen das erste Volk der Erde sind, fährt er fort: „Kaum haben wir die Grenze überschritten und den ersten Fuß auf den eroberten Boden gesetzt, so verändern wir am nächsten Morgen gleich seine innere Verfassung, seine Politik, seine Verwaltung, seinen Kriegszustand, sein Gemeindewesen, seine Rechtsverfassung, seine Schulen, seine Feste, seine Theater, seine Moden bis in die kleinste Züge seiner häuslichen und Privatsitten. Wir mischen uns in Alles und übernehmen Alles, wir machen Brüderschaft mit den Fremden, leben von und mit ihnen, wie sie von und mit uns, wir machen sie uns in Allem ähnlich, so gut und vollständig, als gehörten sie mit zum alten Frankreich." Cormenin setzt nicht hinzu, daß grade diesem Nivellirungssystem Frankreich auch den schnellen Verlust seiner

Eroberungen zu verdanken hat. Statt ſeinem Volke eine Unſitte als Tugend anzurechnen, ſollte der wahrhaft aufgeklärte Schriftſteller ihm das Unrecht, oder wenigſtens die Gefahren derſelben vorhalten.

Cormenin und Lamennais, welch ein Widerſpruch! In Lamennais Alles aufrichtig, wahr, menſchlich. In Cormenin Alles verſteckt, berechnet, parteiiſch. Cormenin wendet die Thatſachen je nach dem Gebrauche, den er von ihnen machen will. Er ſtempelt ſich offen zum Jeſuiten, wenn er ſagt (S. 89): „Es iſt nicht immer nöthig, das Recht für ſich zu haben, wenn man davon nur den Schein hat.“ Um ſeinen Zweck zu erreichen, verſchmäht er ſelbſt den Unſinn nicht. Er ſcheint vorauszuſetzen, man müſſe die Volkslogik nehmen, wie ſie iſt, als die Vermittelung des Ungereimten, als den Aberglauben in ſeiner weltlichen Geſtalt. Hat es Sinn, wenn er ſagt: „Als einſt der Engländer in Paris thronte, die Normandie beherrſchte, die Guienne überſchwemmte und Karl VII. von Stadt zu Stadt verjagte, weckte die Centraliſation die Jungfrau von Orleans.“ Warum nicht gar? Wenn der Engländer ſchon in Paris war, war es mit der Centraliſation aus, und die Jungfrau von Orleans konnte wol durch den eignen Heldenmuth, die Liebe zum Vaterlande und zu ihrem König geweckt werden, aber nicht durch eine Idee, die Richelieu nicht erfunden hätte, wenn ſie Frankreich ſchon unter Karl VII.

gehabt hätte. Ferner: „Als Louis XIV., von der europäischen Coalition bedroht, heroisch erklärte, er würde von Versailles nach Paris zu Pferde kommen und Villars eine Armee von 100,000 Mann bringen, beseelte ihn die Idee der Centralisation.“ Man sollte meinen, die Idee, sein Land zu behalten, hätte schon hingereicht, ihn zu jenem Entschlusse zu beseelen. Aber nach Cormenin ist die Centralisation eben ein Wunderbalsam, der für Alles gut ist.

Ich glaube, daß Cormenin durch das große Glück, welches seine Brochüren machen, verleitet wird, deren mehr zu schreiben, als die Umstände verlangen. Je kleiner und wohlfeiler die Bücher sind, desto schneller werden sie gelesen, desto stärker verkauft. Die kleine Schrift über die Aussteuer hat 17 Auflagen erlebt, das Buch übar die Redner zwölf. Cormenin wird, wenn ihn dieser Gewinn reizt, sich in seinen Gedanken erschöpfen und in seinem Styl verflachen. Der Populärschriftsteller von Geist ist übel daran. Er soll allgemein verständlich schreiben und doch auch dem Gebildeten nicht gewöhnlich erscheinen. Jenes zu erreichen und dies zu vermeiden, ist nur möglich bei einer angebornen Naivetät des Ausdrucks, bei einem Bilderreichthum, der selbst bekannten Wahrheiten eine hübsche Einrahmung gibt, bei natürlichem Witz und großer Kürze des Ausdrucks. Man muß aber gestehen, daß Cormenin in

einem ſo geſchmackloſen Satze, wie dem nachfolgenden, den Volkston nicht getroffen hat.

Er ſagt S. 102: „Paris ißt und trinkt, ſpielt Komödie und amüſirt ſich für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Amiens, Orleans, Bordeaux, Lyon und Marſeille. Paris adminiſtrirt, reglementirt und gouvernirt für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Lyon, Marſeille und Bordeaux. Paris gibt Geſetze für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Toulouſe, Bordeaux, Lyon und Marſeille. Paris denkt, ſchreibt, druckt, ſingt, malt, verlegt, kannegießert, philoſophirt, ſchwärmt für Marſeille, Nantes, Lyon, Bordeaux, Rouen, Lille" u. ſ. w. Wer ſo ſchreibt, klärt ſeinen Stoff nicht auf, ſondern verdünnt ihn. Daß Cormenin um Geld ſchreibt, ſah' ich aus der Vorrede, die er zu Börne's geſammelten franzöſiſchen Artikeln geliefert hat. Er hatte nicht drei dieſer Artikel gründlich durchgeleſen.

Timon-Cormenin wohnt hinter der noch immer nicht vollendeten Madeleine. Ich traf einen Fünfziger mit wohlwollenden Zügen, freundlichem Entgegenkommen, mit einem Kopfe, der etwas Wolfs- oder Hofhundartiges hat. Das Auge iſt gut und doch wieder zu ſchlau. Treu wie ein Hund gegen Freunde, ſchlau wie ein Fuchs gegen Feinde, ſei es erlaubt! Cormenin ſaß mitten unter Büchern am Kamine und beſchäftigte ſich, während er ſprach, das Feuer zu ſchü-

ren, das nach pariser Art mehr rauchte, als brannte. Er spricht gewählt, bedächtig, in Bildern, die meist von einfachen Begegnissen des Lebens hergenommen sind, zutraulich, stets mit freundlicher Miene und hell glänzenden Augen.

„Ich sehe an Ihrem Wohlwollen, sagt' ich, daß der Menschenhaß des Timon nicht Ihr Ernst ist."

„Um die Franzosen zu amüsiren, antwortete Cormenin, muß man nicht immer derselbe sein. Besser Namen wechseln, als Grundsätze. Ich nenne mich heute so, morgen so, weil das Publicum denselben Schriftsteller nicht zu oft haben will. War Börne in Deutschland sehr geschätzt?"

„Von seiner Partei, so lange er lebte, von seinen Gegnern auch nach dem Tode. Kannten Sie ihn persönlich?"

„Nein, antwortete Cormenin. Ich wurde aufgefordert, eine Vorrede zu einigen seiner französischen Artikel zu schreiben. Die Biographie, die man mir gab, ließ ich unverändert abdrucken. Die Ansichten aber, die mir auch für meine Vorrede zugemuthet wurden, mußt' ich zurückweisen. Ich kenne nur, was er französisch geschrieben hat. Börne hat etwas von Voltaire. Nie wird er so nebelhaft und abstract, wie sonst wol die deutschen Schriftsteller. Ehe man auf die Geister wirkt, muß man auf die Herzen wirken. Börne verstand es,

die Phantaſie anzuregen. Seine Manier iſt eine Miſchung von Ode, Elegie und Satyre, wie ich ſchon geſagt habe. Man vermißt zuweilen den Publiciſten und ſieht zu ſehr den Poeten."

„Auch die beiden erſten Bände ſeiner Briefe ſind ins Franzöſiſche überſetzt."

„Hier grade, bemerkte Cormenin, vermißt man zu ſehr den Publiciſten. Wenn man von Politik ſpricht, ſoll man Politiker und nicht Dichter ſein. Dies Buch konnte in Frankreich kein Glück machen, weil es nicht franzöſiſch gedacht iſt. Es wimmelt von Anſpielungen, die nur ein Deutſcher kennen kann. Es iſt ſo deſultoriſch abgefaßt, daß man des Verfaſſers eben ſo wenig wie des Gegenſtandes habhaft wird. Durch eine ſolche Art von Literatur werden die Deutſchen in der politiſchen Aufklärung keine Fortſchritte machen. Was erwarten Sie von Deutſchland?"

Dieſe Frage, die ich in Paris hundert Mal beantworten mußte, hatte ich mir angewöhnt, immer mit einer Art von wichtigthuenden Eitelkeit zu beantworten. Ich verſprach für Deutſchland Dinge, an die ich in Deutſchland ſelbſt nicht glaube. Ich verſprach überall, wo ich gefragt wurde, où marche l'Allemagne? noch weit mehr, als Frankreich beſitzt. Ich verſprach Preußen eine Verfaſſung, ſagte für alle Könige und Großherzöge der lieben Heimat gut, fingirte eine große militairiſche

Kraftentwickelung, garantirte für Oeſterreich und dekretirte die Preßfreiheit. Man machte mir regelmäßig dieſelben Gegeneinwände, les quatre questions, Bruno Bauer, les Hallischen Jahrbuck etc. etc., aber ich meinte, das wären kleine bedenkliche Blaſen, die bald wieder zerplatzen würden. Ich wiederhole nochmals, daß man in Paris immer beſſer thut, die Miene anzunehmen, als ginge Deutſchland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen.

Dies hinderte aber den ſchlauen Cormenin nicht, zu ſagen: „Wir glauben nicht daran, wir glauben nicht an die Einheit von dreißig Terrains, wo ſich die Sitten des Volks und die Anſprüche der Fürſten fortwährend widerſprechen. Indeſſen wäre uns dieſe Einheit ſehr erwünſcht. Sie würde aus Deutſchland einen ſtarken Wall gegen Rußland machen: das Unglück iſt nur, die Deutſchen werden von ihren Schriftſtellern nicht gut berathen. Sie haben Dichter und Philoſophen, aber keine Publiciſten und keine Logiker. Sie laſſen ſich Balladen vorſingen, ſtatt ſich aufklären zu laſſen über Das, was dem Ganzen und dem Einzelnen noth iſt. Sehen Sie da, wie man in Deutſchland und in Frankreich Politik treibt.“

Cormenin ergriff ein großes Buch und ein ganz kleines. Das erſte war von Lamennais, das zweite von ihm.

„Sehen Sie, sagte er, ein solches Buch ist viel zu groß. Das Buch ist gewiß vortrefflich, aber wer liest es? Wer kauft es? Wer hat Zeit und Geld dazu? Man muß auf's Volk wirken. Sehen Sie dies kleine schlanke Büchlein. Es ist wohlfeil und liest sich schnell. Viele tausende von Exemplaren überschwemmen Frankreich. Heute erscheint das kleine Ding in Paris. Morgen ist es in der Provinz. Man muß Brochüren schreiben, die der Akademiker und der Weinbauer versteht, Bücher, die man auf einen Bourdoirtisch und auf den Rand eines ärmlichen Kamins legt, Bücher, die man in der Tasche trägt, auf einem Spaziergang im Walde durchlesen kann, Bücher, die uns nicht zu viel zu behalten und darum nicht zu viel zu vergessen geben. Fordern Sie doch alle deutschen Schriftsteller auf, in dieser Art fürs Volk zu wirken. C'est la propagande la plus sûre, la plus sincère."

Ich thu' es hiermit feierlich!

Eines hatte aber der gute Cormenin vergessen. In Frankreich muß man die Bücher schon deshalb so dünn wie möglich einrichten, weil es den untern Volksklassen so schwer wird, sie zu lesen. Das kleine Büchlein von der Centralisation zu lesen, kostet dem Weinbauer der Bourgogne einen Monat Zeit. In einem Dorfe können vielleicht drei Leute lesen und diese verstehen unter lesen eigentlich buchstabiren! Welche Anstrengung, ein

ſolches Rieſenwerk, wie eine Brochüre von ſechs Bogen, zu dechiffriren! Wie viel Winterabende gehören dazu, wie viel Lampen brennen nieder, bis ein ſolches Geiſtes-werk in den Kopf eines vierſchrötigen Bretagners ein-gedrungen iſt. Jener communiſtiſche Schneider, der mir keine Beinkleider machen wollte, weil er mich für fähig hielt, über Philoſophen und große Geſellſchaftsreformer, die nicht leſen und ſchreiben können, zu lachen, Mon-ſieur Blondin, hält ſich in ſeiner Werkſtatt eine Nä-therin, die ihm und ſeinen eben ſo gründlich gebildeten Geſellen jeden Morgen die Zeitung vorleſen muß. In Deutſchland, wo jeder Bauer wenigſtens ſchon drei Mal die Familienbibel und vier Mal die alte Sonntagspo-ſtille durchgeleſen hat, kann man den Brochüren ſchon ein wenig Bogenzahl mehr geben. Auch nähern wir uns bekanntlich erſt mit 20 Druckbogen per Band ei-ner Preßfreiheit, bei der wir uns wenigſtens ſo lange einbilden können, ohne Cenſur geſchrieben zu haben, bis das Buch confiscirt iſt.

*) Siehe Band II.

lenkten auf friſche und ergötzliche Weiſe die Zuſchauer von öffentlichen Calamitäten ab und milderten die Leidenſchaften, welche das Unglück in Unterdrückten zu erzeugen pflegt. Die ganze alexandriniſche Literatur nahm dieſe bürgerliche und idylliſche Richtung und war ſelbſt in ihren kritiſchen Streitigkeiten geeignet, die Ungeduld der Köpfe auf eine unſchädliche Weiſe zu beſchäftigen. Selbſt die verheerenden Leidenſchaften der römiſchen Rednerbühne verloren ſich in die beginnende Blüthe der juriſtiſchen Literatur, wo der Begriff der Weltherrſchaft allmälig von dem des Mein und Dein abgelöſt wurde.

Die chriſtliche Zeit hatte ihre Bibel, ein Werk zufälliger Zuſammenſetzung, aber eine unſchätzbare Richtſchnur für Zeiten, welche eine unmittelbare Verbindung mit der Ewigkeit zu haben glaubten. Die Bibel wurde nicht nur Geſetzbuch für das ſtreitſüchtige alexandriniſche Element der Kirchengeſchichte, ſondern auch Bildungsbuch für die Nationen, welche allmälig in die große chriſtliche Gemeinſchaft aufgenommen wurden. Indem man ihr eine abergläubiſche Verehrung ſchenkte, bekam ſie, wie das Kraut Reſeda oder Nepenthes, eine zauberhafte Wirkſamkeit. So wie der Teufel vor dieſem Buche wich, ſo die Leidenſchaft der Nationen. Das Chriſtenthum ſelbſt, eine Religion, wo das Unſichtbarſte für das Heiligſte gehalten wird und wo ein viſionäres Princip die verworrenſten Phantaſieen rechtfertigte, das Chriſtenthum hatte ſelbſt ſeinen Zügel in der Bibel. Das Mittelalter ließ ihn ſchießen, bis Luther in den Weg trat und die ſtürmenden Roſſe des Ezechiel, die phantaſtiſche Planloſigkeit der katholiſchen Kirche wieder in die kanoniſchen Gleiſe der Vergangenheit einlenkte und mit der Bibel ihren Inhalt rettete.

# Zwanzigster Brief.

Paris, den 9. April 1842.

Seitwärts hinter der Deputirten-Kammer liegt das Hôtel der Invaliden. Ludwig XIV. hat es begonnen, Ludwig XV. ausgeführt, Napoleon vollendet. Es iſt indeſſen mehr Napoleon als Ludwig XIV. gewidmet. Auf dem grünen Raſen zwiſchen den ſchönen Alleen, die zu dem „Aſyl des Mars", wie Napoleon die Zuflucht ſeiner ausgedienten Krieger nannte, führen, ſtand früher der venetianiſche San Marco-Löwe, der jetzt wieder auf ſeine heimiſche Piazetta zurückgekehrt iſt. Paris hatte nichts mehr an ihm zu zähmen, er kam ſchon ſehr zahm hieher. Hinter dem Invaliden-Dome erſtreckt ſich das Marsfeld, auf welchem der arme Ludwig XVI. mit den Jacobinern das Feſt aller Völker feierte und dieſelbe Conſtitution beſchwor, die ihn ſpäter hinrichten ließ. Jetzt halten auf dem Champ de Mars die Mitglieder des Jokeyclubbs, narrige Engländer und

die jungen Vergeuder väterlicher Reichthümer, ihre albernen Weltrennen.

Ich hatte heute einen unglücklichen Tag, an dem mir nichts behagen wollte. Es kam nicht von den eroberten preußischen Kanonen her, die rechter Hand an dem Eingang des Hôtels der Invaliden liegen. Am Zeughause in Berlin liegen eben solche französische Kanonen. Vielleicht beängstigte mich die Idee dieses Gebäudes. Es ist grauenhaft, so unter Leichen zu sein. Alle diese Krüppel sind unbegrabene Todte. Es war ihre Bestimmung, entweder an der Beresina zu bleichen oder sich unter die lebende Masse, unter die fortwachsende Nachwelt zu mischen. Diese Krüppel sind sich den Schlachtfeldern Italiens, Deutschlands und Rußlands schuldig geblieben. Sie sind in dieser ihrer massenhaften Vereinigung ein Anachronismus, der etwas Schneidendes hat. Dazu kommt, daß sie eine so abschreckende Tracht haben, eine Uniform, wie ehemals in Berlin die Bettelvoigte, dunkelblaue, schlotternde Röcke, den trostlosen Dreimaster auf dem eingeschrumpften Antlitz, alle klein, alle unter den Kugeln von Jena und Austerlitz hinweggeschlüpft. Das Schönste an ihnen ist noch ihr Häßliches, die Verstümmelung. Vollends betrübend aber schien mir die mürrische Stimmung aller dieser alten Leute. Ist es die Folge der jahrelangen Unthätigkeit, ist es Mismuth, an einer glänzenden Laufbahn durch

eine Kugel, durch eine Krankheit, und die ihnen die schmerzlichste war, durch den Magenkrebs, an dem ihr Napoleon starb, verhindert worden zu sein; ist es Geiz, der alte Leute so leicht beschleicht, oder war es gerade nur die Unzufriedenheit mit dem heutigen Speisezettel, ich sahe nichts, als grämliche, unfreundliche, zusammengeschrumpfte, häßliche Gesichter, keine einzige Miene jener gutmüthigen Freundlichkeit, die sonst dem Alter so wohl steht. Kein Gruß, kein Scherz, kein gutmüthig blickendes Auge. Quält man vielleicht diese alten Leute noch mit militairischer Subordination oder woran liegt es, daß im Hôtel der Invaliden Alles uns hohl, mistrauisch, lebensfatt anblickt, so grau, so verwittert, wie die Sandsteine, aus denen diese Gänge, diese Höfe gebaut sind?

Mein Mitleiden mit diesen armen Trümmern einer großen Vergangenheit wuchs, als ich durch das Gebäude selber schritt. Das ist wahrlich kein Aufenthalt für arme kränkliche Greise! Diese steinernen Corridore stehen nach allen Seiten dem Winde frei. Fröstelnd schleichen die kleinen Männchen an den feuchten Wänden entlang, hüstelnd suchen sie Schutz vor dem aufzehrenden Nordost, der unbarmherzig durch die Gänge pfeift. Kasernen für junge Rekruten hab' ich wärmer, geschlossener, behaglicher gesehen, als dieses kalte steinerne Grab des Alters. Wie suchen die kleinen Leut-

chen einen Streifen der Frühlingssonne zu erhaschen, wie schleichen sie, hüpfen sie auf ihren Stelzfüßen auf die Treppe unter Napoleon's großem Standbild und suchen heute den kalten Schatten ihres Idols zu vermeiden! Ob sie Freuden haben, diese alten Veteranen? Man hat eine große Leihbibliothek für sie angelegt, aber sie können nicht lesen. Sie haben Verwandte in allen Gegenden Frankreichs, aber sie können nicht schreiben. Einen Invaliden sah ich an den Wänden eines Corridors auf und ab laufen. Er war wahnsinnig.

Ohne würdevollen Eingang lehnt sich dicht an das Hôtel der Dom der Invaliden. Es ist das militairische Pantheon und seit einem Jahre bekanntlich eine Fortsetzung von St. Helena geworden. Die sterblichen Ueberreste Napoleon's, gewöhnlich hier seine Asche genannt, sind in diesem Dome beigesetzt.

Als Napoleon in seinem Testament verfügte: „Ich wünsche an den Ufern der Seine beigesetzt zu werden, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr liebte" — hatte er eine Regung, die seinem Gefühl angemessen war. Als man von seinem Testamente grade diesen Paragraphen durch die Julirevolution vollziehen wollte, hatte man eine Pietät, die vom französischen Standpunkt ohne Zweifel wahr empfunden ist. Und doch hatte der Weltgeist es schöner mit Napoleon

im Sinne, als Herr Thiers. Er machte Napoleon zur Mythe, Thiers hat ihn wieder zur Geſchichte gemacht. Napoleon iſt wieder in Frankreich, er kann nicht mehr, wie das Volk glaubte, in Indien, in Perſien ſein. Napoleon iſt jetzt Das, was Frankreich beſitzt, nicht mehr Das, was Frankreich wünſcht. Wenn Thiers in allen Punkten mit der ehemaligen heiligen Allianz verfallen iſt, dieſer Gedanke, die „Aſche" Napoleon's heimzuführen, ſollte ihn mit ihr ausſöhnen.

So ruht nun Das, was einſt Napoleon hieß, mitten unter uns! Mitten unter dieſen Krüppeln, die für ihn ihre Arme und Beine verloren, mitten in dieſen zugigen Corridoren, dieſem Geklapper der Blechlöffel bei den Mittagsmahlzeiten, mitten unter den pikanten Düften dieſer militairiſchen Dejeuners! Man konnte in Paris keinen Platz auffinden, um Napoleon's ſterbliche Unſterblichkeit zu bergen, als ein der Vergangenheit gewidmetes Mauſoleum! Warum nicht, da Napoleon als geborner Italiener die Triumphbogen und Säulen ſo liebte, unter ſeinem arc de l'étoile, warum nicht am Fuß der Vendômeſäule, warum nicht in eine Pyramide, die ſtehen könnte, wo jetzt der Obelisk von Luxor, rein zum Luxus, ſteht? Warum nicht in den Tuilerien, im Louvre? Warum zu den Invaliden, die er nicht mehr befehligen kann, an deren kümmerlichem

Anblick ſich kein junger Rekrut, kein muthiger Remplaçant mehr begeiſtert!

Noch geſchmackloſer aber iſt die Ausführung. Gut, ſo ſei Napoleon bei den Invaliden. Aber ſtellt ihn dort würdig hin. Stellt ihn als etwas Dauerndes hin, gebt ihm Ruhe, ewige Ruhe, gebt ihm ewigen Frieden.

Nichts von Ruhe, nichts von Dauer, nichts von Frieden. Man gibt ihm ſtatt eines Marmorgrabes eine Theaterdekoration, ſtatt eines Begräbniſſes eine ewige Ausſtellung, man brennt eine ewige Lampe bei ihm, wie bei einem Heiligen der Kirche. Das ganze Schiff der Invalidenkirche beſteht aus etwa vier benutzbaren Kapellen. Davon gehören die beiden größten dem einfachen aber würdigen Andenken Türenne's und Vauban's. Eine Winkelkapelle iſt für Napoleon eingerichtet. Für Napoleon weniger als für Türenne und Vauban! Türenne und Vauban haben freilich nicht mehr, als nur zwei marmorne Sarkophage, Napoleon hat wollene Decken, Sammet, Seide, Broderien, Gold und Silber, eine Glaskapſel über ſeinem Hut, Immortellenkränze und eine ewige Gaslampe, er hat eine Schildwache von zwei Invaliden, die dafür ſorgen, daß man reſpectvoll den Hut abnimmt. Man blickt durch ein vergoldetes Gitter in die Kapelle; dort in dem Sarge, auf dem Hut und Degen liegen, dort in dem Sarge.....

Es ist etwas Ehrwürdiges hier. Nicht der Dom, nicht der Platz, nicht diese Kapelle ist ehrwürdig, nicht die falsche Kostümirung, nicht die falsche Draperie, nicht die falschen auf Effect berechneten Fahnengruppen, nicht die falschen magischen Lichter — eines ist echt, dieses Sarges Inhalt! Es ist allerdings Napoleon.

Große Gedanken brechen menschliche Fesseln. Alles ist ungereimt und störend an diesem Grabe; diesen einen Theatereffect konnte man nicht von der großen Oper borgen: Napoleon selbst.

So wollen wir denn auch schweigen, und über der Wahrheit der Giganten die Possen der Pygmäen vergessen.

Ein Sprung von Napoleon auf Thiers ist nicht so schwer. Schreibt der Präsident des 1. März doch seine Geschichte. Ich habe auch Thiers kennen lernen.

Es lagen viel verhaltene Stimmungen in mir, ehe ich ihn sah. Seit ich einmal in seiner Soirée und gestern an seinem Tische war, sind diese Stimmungen zwar nicht ganz gewichen, nicht ganz überwunden, aber die Achtung vor seiner persönlichen Begabung ist sich gleich geblieben, wenn nicht gestiegen. Ich habe in Thiers gefunden, was ich erwartete. Es ist dies ein Resultat, das man nicht aus jeder Bekanntschaft eines großen Mannes zieht.

Thiers ist unstreitig eine der denkwürdigsten Erschei-

nungen unſrer Zeit. Ein Journaliſt, der in die Strudel einer Revolution geräth und von ihnen emporgetragen wird, um zwei Mal Premierminiſter einer der erſten Nationen der Welt zu werden. Man ſtaunt über die Umſtände, die eine ſolche Ausnahme geſtatten konnten, man ſtaunt noch mehr über das Talent des Mannes, der die Umſtände ſo glücklich zu benutzen wußte. Ob Thiers noch eine Zukunft hat? Es iſt eine Frage, die täglich hier hundert Federn in Bewegung ſetzt, täglich den Journalen Stoff zu Angriffen oder Vertheidigungen gibt. Man behauptet, Thiers habe das Wort des Kronprinzen, daß er mit ſeinem Regierungsantritt wieder an's Ruder käme. Ich glaube nicht, daß ein Prinz, der vor Allem die Politik ſeines Vaters ſich zum Vorbild nehmen ſollte, ſich durch ſolche Verſprechungen binden wird. Wenn Thiers dem Prinzen beiſtehen wollte, ruhig in den Beſitz ſeiner Nachfolge zu kommen, ſo iſt dieſer Beiſtand überflüſſig, denn der Herzog von Orleans wird ſo leicht zur Regierung kommen, wie nur irgend jetzt in Frankreich ein Sohn das Erbe ſeines Vaters antritt. Daß darum Thiers ohne Zukunft wäre, will ich nicht ſagen: Für die auswärtigen Angelegenheiten werden ihn ohne Zweifel die Höfe Europas verweigern; er kann ſie indeſſen doch führen, wenn er auch ſcheinbar nur im Beſitz eines Portefeuilles für das Innere, für die öffentlichen Arbeiten, für

die Finanzen wäre. Thiers' Schwerpunkt iſt die Kammer, ſein Talent die Zunge und ſeine Parze die Verlegenheit, die Verwickelung, der Hader Frankreichs.

Für unſer Gefühl liegt etwas außerordentlich Ueberraſchendes in der Wahrnehmung, daß Thiers ſein Glück im Grunde nicht einem Glücksſtern allein verdankt, nicht einmal einem umfaſſenden großen Genie, ſondern nur einem vereinzelten perſönlichen Talente, dem Talente der Rede. Ich geſtehe, ich bin über dieſe Entdeckung erſchrocken. Ich habe die Kammer geſehen, habe mich überzeugt, daß ſie an fond ſicher viel Ernſt und guten Willen hat, daß ſie ihre Stimmen, ihre weißen und ſchwarzen Kugeln, nicht leichtſinnig vergibt, aber ihre äußere Phyſiognomie iſt leichtſinnig. Nicht der Gedanke, nicht die Begeiſterung für ihre hohe Aufgabe beherrſcht ſie, ſondern das Talent und wenn es das windigſte wäre. Thiers ſagte mir: „Unſere Kammer will unterhalten ſein; es ſind nur Leute darin, die ſich nicht entſchließen können, zum allgemeinen Beſten ſich zu langweilen. Wer ihrer gewiß ſein will, muß ſie amüſiren.“ — Und in der That, Thiers beherrſcht die Kammer dadurch, daß er ſie amüſirt. Die Kammer weiß es und geſteht ihre Schwäche dadurch ein, daß ſie nicht mehr ganz die Stärke ihres Lieblings iſt. Sie weiß, daß Thiers eine zu lebhafte Einbildungskraft hat, um ein völlig beſonnener Staatsmann zu ſein.

Aber was sie jetzt dem feurigen, scharfsinnigen, witzigen Redner nicht mehr ist, das war sie ihm früher, die Staffel seines Ruhms. Es ist nicht das Genie dieses Staatsmannes, das ihn von der Höhe des fünften Stockes in sein glänzendes Hôtel am Platze St. Georges brachte, sondern sein Talent. Das Talent ist in Frankreich immer glücklicher, als das Genie; vielleicht überall.

So lange die Könige in Frankreich von ihren Ministern abhängen, so lange diese Ministerien von der Kammer abhängen, kann sich die Laufbahn eines Thiers in jeder Jahres-Sitzung wiederholen. Ein junger Deputirter tritt zum ersten Male auf. Er wartet fünf Minuten, bis der Lärm der schwatzhaften Volksvertreter sich verzogen hat, er setzt einige Male an, aus dem neben ihm stehenden Glase Zuckerwasser zu trinken, er beginnt: „Meine Herren!" Erst kritisirt man das Organ, dann seinen Dialekt, ob er aus dem Norden oder Süden ist, dann folgt man seiner Aktion, dann seinen Pausen, seinem Tonfall, endlich ungefähr seinem System, zuletzt der Ansicht, die er über den vorliegenden Fall vorträgt. Ist die letzte, wenn nicht richtig, doch scharfsinnig, hat er witzige Wendungen, merkt man nicht die eingelernten Phrasen des Gerichtshofes, des Katheders, den hohlen Schwulst eines Odillon Barrot, merkt man nicht die trockne Nüchternheit eines schmucklosen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04282/003

Republikaners, gefällt das Organ, die Aussprache, die Manier, replizirt er sogar mit Verstand und Geistesgegenwart auf Zwischeneinwürfe, so ist das Glück eines solchen Anfängers in Paris gemacht. Noch ehe die Rede endet, hat der König schon Bericht von dem neuen Genie. Des Abends sprechen von ihm alle Journale. Die Minister wären glücklich, einen solchen Redner zum Vertheidiger ihrer Handlungen zu machen. Bei der nächsten Ministerialcombination hat man einen Minister, der vor einem Jahre noch von der Gnade eines Buchhändlers lebte.

Thiers wohnt in einem kleinen villaartig gebauten Hôtel an jenem lieblichen Platze, der mir schon kürzlich, als ich die Wohnung G. Sand's suchte, aufgefallen ist. Sind es nun die Ersparnisse des Ministers, die Früchte jener telegraphischen Depeschen, über die Thiers zum ersten Mal sich so heftig mit seinem jetzigen Todfeinde Soult erzürnte, sind es die Honorare für die Geschichte der französischen Revolution oder die Anweisungen auf die längst versprochene Geschichte Napoleon's oder die Zuschüsse der reichen Schwiegereltern, Thiers ist nicht wieder in den fünften Stock zurückgezogen, sondern macht nach wie vor ein Haus. Fast jeden Abend empfängt er seine Freunde. Mignet ist täglich bei ihm. Madame Dosne und ihre Tochter machen mit Grazie die Honneurs. Wer sich nicht in

die oft sehr lebhaften Gespräche mischen will, findet einen Tisch mit englischen Almanachen oder einen andern mit den bedeutendsten Journalen des Tages. Man findet hier alle Journale, die Thiers vertheidigen, und auch die, welche ihn angreifen. Nur an den Debats, die seit einigen Tagen eine unerhört heftige Polemik gegen den Exminister eröffnen, fiel es mir auf, sie so zusammengelegt zu finden, wie sie direkt aus der Druckerei zu kommen pflegen. Thiers zeigte damit seinen Freunden, daß er angefangen hätte, die Debats nicht mehr zu lesen.

Wenn Thiers bei seinen Studien über Napoleon allmälig sich so in seinen Helden verliebte, daß er ihm nachzuahmen begann und im Stande gewesen wäre, beim Ausbruch eines Krieges zur Armee zu gehen und selbst den Commandostab zu ergreifen, so hat ihm die Natur eine gewisse Verwandtschaft mit Napoleon ohne Zweifel schon äußerlich zugedacht. Er sieht dem Corsen ähnlich. Die Form des Kopfes und die Rundung des Kinnes gleichen vollkommen dem bronzenen Napoleon. Den scharfen, falkenartigen Blick verbirgt eine Brille. Das Haar des sonst rüstigen und jugendlichen Vierzigers ist schon ergraut. Thiers ist so klein von Figur, daß er stets, wenn er redet, aufblicken muß. Er setzt sich am liebsten auf die Lehne eines Fauteuils und sammelt Zuhörer, deren Einreden er mit großer Gelassen-

heit und gutem Humor anhört. Thiers hat nichts vom Minister angenommen, vom Minister beibehalten. Er hat noch immer die südliche Beweglichkeit seines Wesens, die Bonhommie „eines guten Jungen," die Cordialität eines Roturiers. Man gewinnt ihn lieb, weil er natürlich ist.

„Das Thema Ihrer gestrigen Rede, über den Hafen von Algier, sagt' ich, interessirt mich wenig. Ich bewunderte nur Ihre Methode der Behandlung, Ihre Rednergabe. Freilich machen es Ihnen die Collegen leicht. Ich habe nie schlechter sprechen hören, als Ihr Vorgänger sprach, Herr von Corcelles. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Ehre und Zartgefühl die Tribüne besteigen kann, um eine Rede zu halten, die mit allgemeiner Gleichgültigkeit, eine Rede, die ohne eine Spur von Interesse aufgenommen wird."

„Diese Leute halten ihre Reden, antwortete Thiers, nicht für die Kammer, sondern für die Wähler. Die Wähler lesen die Rede in den Journalen, denken sich die Aktion und die gute Stimme hinzu und sind glücklich, nach Paris einen so talentvollen Deputirten geschickt zu haben."

„Was ist das Geheimniß der Redekunst? fuhr ich fort. Ich glaube die Natur. Man soll reden, als wenn man handelte. Man soll einen innerlich klar ausgesprochenen Gedanken haben und nie mehr sagen

wollen, als nöthig ist. Wenn man anfängt, gewählt sprechen zu wollen, so hört man auf, sein Talent vollkommen zu beherrschen. Die gestrige Sitzung war sehr stürmisch."

„Stürmisch? — Ich fand sie sehr ruhig, beinahe schläfrig. Nein, wir haben stürmischere Sitzungen gehabt."

„Ich bewundere die Ruhe, mit der Sie sich opponiren lassen."

„Man lernt das als Minister, antwortete Thiers. Man muß sich auch parlamentarisch daran gewöhnen. Dies Toben und Schreien ist bloße Windbeutelei. Wer ruhig bleibt und lächelt, imponirt. Die Kammer ist wie jede Masse. Sie ist so kindisch, wie ein Theaterpublikum. Die schönsten Dinge, schlecht gespielt, werden ausgezischt. Die Herren sind alle sehr weise Gesetzgeber, aber sie haben doch sämmtliche Unarten eines Parterres an sich."

„Das bestätigt mir, fuhr ich fort, wie viel ein guter Deputirter noch von einem schlechten Komödianten lernen kann. Ich fand in der gestrigen Sitzung, daß diese Herren noch nicht die einfachsten Elemente der Verhandlung mit der Masse inne haben. Sie wußten sich nicht einmal Ruhe zu erzwingen. Der schlechteste Schauspieler weiß das. Ist er mitten in einer Phrase und man plaudert in den Logen, klappt mit den Thü-

ren, ennüyirt ſich zu ſehr an ſeinem ſchlechten Vortrage, ſo ſchweigt er plötzlich ſtill. Dies ſieht Jeder, das hört Jeder. Der Schauſpieler ſchweigt. Warum ſchweigt er? Alles blickt hin, es tritt eine feierliche Stille ein und der kluge Komödiant kann ungehindert fortfahren."

„Sehr wahr, ſagte Thiers. Ich brauche gewöhnlich, um mir Ruhe zu machen, das Mittel, ein kraſſes Paradoron auszuſprechen. Damit ſteigt der Lärm aufs Aeußerſte. Dann toben ſich die Schreier aus, ich erhole mich in aller Ruhe und plötzlich wird es, da Jeder hören will, wie ich meinen Satz beweiſe, ſtiller, als je vorher."

„Die deutſche Sprache, ſpann ich in einer Ecke des Salons das Geſpräch weiter fort, iſt leider für die Beredtſamkeit ſehr ungeſchickt. Die engliſche iſt ſo natürlich, wie nur je die Leidenſchaft natürlich ſein kann. Die franzöſiſche Sprache iſt die Sprache der Unterhaltung, der Verſtändigung, der einſchmeichelnden Ueberredung. Die deutſche Sprache, ſo frei und ſchön ſie den Dichtern zuſtrömt, iſt doch für den gewöhnlichen Gebrauch zu ſehr abſtrakt, ſie ſagt nichts grade aus, ſie umſchreibt ſo Vieles, ſie iſt viel zu ſehr Curialſprache, um ganz die Sprache des Redners zu ſein. Es iſt wie mit unſerm hiſtoriſchen Styl."

„Sie würden, antwortete Thiers, ſo gut einen hiſto-

rischen Styl haben, wie eine Sprache der Beredtsamkeit, wenn sich Deutschland vollkommen freier Institutionen zu erfreuen hätte. Gut reden kann man nur da, wo man frei reden kann. Historisch schreiben kann man nur da, wo man Historie machen kann. Der Gelehrte allein kann das historische Material vortrefflich sammeln: es prüfen, sichten, darstellen aber kann nur der Gelehrte, der zugleich Staatsmann ist. Machiavell, du Thou waren Staatsmänner, deshalb hatten sie auch einen historischen Styl."

„Zum Beweise Ihrer Behauptung, bemerkt' ich, führ' ich einen deutschen Historiker an, der sich der Idee eines historischen Styls von allen unsern Geschichtsschreibern am meisten nähert, Justus Möser. In der That war J. Möser, so lokal auch seine Wirksamkeit, doch auf seinem heimischen Gebiete, in dem ehemals reichsfreien Gebiet Osnabrück, ein Staatsmann. Wir werden die freien Staatsformen bekommen, wenn wir erst über die rein-nationale Frage des Augenblicks hinaus sind."

Thiers schwieg. Wir kamen an die Wunde, die ihn schmerzen mußte. Wir näherten uns der Achillesferse, an der er getroffen wurde, als die Folgen des Julitractates alle Völker unter die Waffen riefen und er, der Wagende, hinter seinen Drohungen, hinter seinen Versprechungen zurückbleiben mußte.

„Sie waren zu kurz in Deutſchland."

„Ich wollte nur die Schlachtfelder ſehen."

Eine Pauſe von tiefer Bedeutung. Ich ſtand dem Manne gegenüber, der noch vor zwei Jahren alle Völker in Bewegung gebracht hatte, der es gewagt hatte, zum erſten Mal die in den Franzoſen ſchlummernden Plane, die tiefſten Rückhaltgedanken des Schmerzes und der Rache auszuſprechen, der Rache für 1815, der Rache für Moskau, Leipzig und Waterloo. Es iſt Napoleon, der in Thiers tiefſtem Innern ſchlummert. Ich ſah's an ſeinen Mienen, daß die Aſche von St. Helena nicht im Hôtel der Invaliden, ſondern in ſeinem Herzen beigeſetzt iſt, und ſo ſprach ich's ohne Rückhalt aus: „Was wir Deutſche uns ſelbſt nicht geben konnten, was unſern Fürſten, unſern Kammern unmöglich war, eine größere politiſche Einheit hervorzubringen, das haben Sie uns gegeben. Es war die Folge Ihrer europäiſchen Politik."

Ich würde mich täuſchen, wenn ich den Blick, den Thiers nach dieſer Bemerkung auf mich richtete, anders deutete, als zur Ehre ſeines Herzens. Wie leicht das Blut dieſes talentvollen Mannes fließen mag, wie wahr es ſein mag, daß er an Ernſt des Gedankens hinter Guizot, an Weichheit der Empfindung hinter Lamartine zurückſteht, er ſah mich mit einer faſt bittenden, faſt leidenden, faſt ſchmerzlichen Miene an. Es lag in die-

ser Miene der Gedanke ausgesprochen: Das sind die Schicksale der Welten, das sind die Nothwendigkeiten einer Existenz, die wie die menschliche an Gesetze gebunden ist, von denen unsre bessre Ueberzeugung, unser Herz sich nur zu gern befreien möchte!

Wir waren gestört worden. Ich ging in das hintere dunklere Zimmer und blätterte in den englischen Keepsakes. Der Salon füllte sich mehr und mehr. Da bei Thiers Niemand angekündigt wird, so konnt' ich mit berühmten Namen zusammen sein, ohne es zu wissen.*) Die angenehme Sitte, sich ohne Abschied zu empfehlen, benutzend, wollt' ich entschlüpfen. Thiers hielt mich fest: „Sie werden bei mir essen? —" Ich ging, nachdem wir den Tag verabredet hatten.

Ich hab' ihn nun gestern wiedergesehen. Die Tagesordnung der Kammer ist für jeden seiner Mittage die nothwendige Anknüpfung. Kommen die Mitglieder der Kammer von einer belebten Sitzung, so wird sie noch lange in ihren Nerven nachbeben, bis sie sich für etwas Andres sammeln können. Noch war Thiers nicht da.

*) Das Nichtankündigen hat auch sein Gutes. Herr von Rumpf, der hanseatische Geschäftsträger, ein Diplomat von Geist und wohlwollendster Zuvorkommenheit, erzählte mir, er hätte sich oft zu beklagen, daß ihn die Bedienten statt zum Geschäftsträger des villes anséatiques zum Geschäftsträger des iles asiatiques machen.

Man fragte seine jugendliche, liebenswürdige Frau: „Wie war's in der Kammer?“ Sie lachte und sagte: „Wie alle Tage!“ Endlich kam der Wirth und warf sich erschöpft auf ein Sopha. Die Stimme heiserer als je, alle Organe erschöpft. Es war ohne Zweifel die Absicht seiner Partei gewesen, bei der Discussion der Supplementarcredite, die förmlich zu einer Adreßdebatte geworden war, noch dem Ministerium auf dem Terrain administrativer Fragen eine Schlacht zu liefern, die ihr zwar keinen Sieg bringen, aber den Erfolg der bevorstehenden Wahlen für das Ministerium schwächen konnte. Soeben war die Schlußabstimmung über die Supplementarcredite erfolgt. Die Opposition hatte beinahe achtzig Stimmen weniger gehabt als das Ministerium.

Wie ich den geistvollen Mann so die Kugeln berechnen, so die Zahlen von früher und von jetzt vergleichen sah, empfand ich ein tiefes Mitleid. Es war mir, als hätte ich ihm sagen müssen: Thiers, einst Mann des Volkes, werde, was du warst! Begriffest du deine Stellung recht, so würdest du Mirabeau folgen, den du genauer kennst als ich, um zu wissen, was Mirabeau that. Mirabeau gab Die auf, die ihn aufgaben, und suchte sich Kraft und Rückhalt bei Denen, die sich glücklich schätzten, einen Mann von seinem Genie an der Spitze zu haben. Ich zweifle, ob du erreichst, was du wünschest. Du kannst, da du leicht

wie Kork biſt, in einer Verlegenheit beim Portefeuille-verlooſen wieder auftauchen und auf kurze Zeit wieder werden, was du zwei Mal warſt! Die Kammer mistraut deinem Talente, das Volk mistraut deinem Willen. Welches ſind die Geſchwader, die du anführſt? Der unvermeidliche Staatsmann wirſt du in Frankreich vielleicht noch lange bleiben, auch wenn du nicht regierſt. Vielleicht? Um gewiß wieder zu regieren, gib dir drei Jahre den Schein, als verachteteſt du die Verhältniſſe, die Menſchen, die Debatten, nähre und ſtärke dich mit den mannigfachen oppoſitiven Elementen Frankreichs, die tiefer greifen, als die Intriguen des Conſtitutionnel und des Courier Français! Reiß dich von deinen Schmeichlern los, ſammle Volkskraft beim Volke, bereue, was du als Mann bereuen darfſt, verlaß dieſen hohlen parlamentariſchen Boden, auf dem du wirkſt und der nachgrade die Franzoſen ennüyirt, folge dieſem Rath und du wirſt in drei Jahren nicht nur wieder eine Möglichkeit, ſondern eine Nothwendigkeit werden!

Freilich würd' ich mich gehütet haben, den gereizten Mann, den ſchon die etwas zu heiße Suppe finſtre Blicke nach Madame Dosne hinüberſenden ließ, heute mit dieſem mal apropos zu begrüßen. Er nannte die Fourieriſten Narren, und hätte als Philoſoph Recht gehabt; als die politiſche Zukunft Frankreichs hatte er nicht völlig Recht. „Man ſpricht nicht von ihnen.“

Man muß es ſchmerzlich bedauern, daß die neue Zeit kein Buch beſitzt, welches für das moderne Princip dieſelbe Wichtigkeit erhielte, wie die Bibel für das Chriſtenthum. Wie ſicher und gediegen würden die Fortſchritte der neuen Aufklärung geweſen ſein! Wie beruhigt könnten wir einer Zukunft entgegenſehen, welche vielleicht durch das Zufälligſte und Leidenſchaftlichſte ihr Gepräge erhält! Hätte der Liberalismus ein Gemeingeſetz, wie die Bibel, ein Werk der Berufung, eine gemeinſchaftliche Auslegungsquelle, ſo lägen die modernen Zuſtände mit weit lächelnderen Ausſichten da. Luther appellirte vom Papſte an die Bibel: könnten die Nationen jetzt von den Regierungen an irgend etwas gemeinſam Anerkanntes appelliren, könnte dieſelbe Gemeinſame die Grundlage unſerer Erziehung und eine Fibel von der Art werden, daß man Buchſtaben und Geiſt zu gleicher Zeit aus ihr lernte; wie heiter würde das Auge des Menſchenfreundes in trübe Momente blicken! Wie unantaſtbar wäre das Vermächtniß des Vaters an den Sohn, welches jetzt nur aus fragmentariſchen Traditionen beſteht. Wir bringen es niemals zu einem Codex der Neuzeit und ich werde nicht der letzte ſein, der die Gründe, warum wir zu ihm nicht kommen, wenn ſie ein Anderer ausführen will, ohne Widerſpruch, obwohl mit Schmerz, unterſchreibt.

Im Gegentheil iſt die moderne Literatur eine fortwährende Anreizung zur Leidenſchaft geworden. Die moderne Literatur hat keine Selbſtzwecke mehr, ſondern dienet den Intereſſen der Parteiung. Während ein claſſiſches Werk die Parteien beſchämte, bildet ſie ein modernes. Einzelne geniale Köpfe reißen das vormundſchaftliche Recht über die Maſſe an ſich und ſchleudern aus ihren eigenen Wolkenthro-

Was will das ſagen? Sie ſind ein Symptom, keine Arzenei. „Glauben Sie nicht, erdreiſtete ich mich zu fragen, glauben Sie nicht, daß Frankreich dieſer parlamentariſchen Debatten um Nichts, dieſer Debatten um ein paar Notabilitäten bald überdrüſſig ſein wird?“ Thiers hat eigne Momente. Gewöhnlich ſpricht er, zuweilen läßt er Andre ſprechen. Zwiſchen beiden hat er eine Art von lautem Nachdenken. Er ſchweigt, und alle ſeine Mienen reden. Man ſieht ihn denken. Das ganze Uhrwerk ſeines Verſtandes iſt aufgezogen: die ſpitzen Ecken ſeines kauſtiſchen Geſichts kneifen ſich zu einem ſardoniſchen Lächeln zuſammen; es ſchwebt ihm etwas auf der Zunge, das er im Begriff iſt, zu ſagen, und noch verſchweigt, weil es nicht fertig iſt. Dieſe ſchweigenden Momente ſind zuweilen beredtſamer als ſeine lauten.

Thiers' Art zu erörtern iſt naiv, witzig, phantaſiereich. Er ſpricht nicht fertige Gedanken aus, ſondern gehört zu jenen Dialektikern, die ihre Gedanken laut bilden. Die blühende, lebhafte Darſtellung kommt von ſeiner Anſchauung. Er ſpricht durchaus intuitiv. Er verkörpert ſich ſeine Begriffe, er iſt ſo ſtark im Concreten, wie es Guizot im Abſtrakten iſt. Zum Beleg ſeiner lebhaften Darſtellungsweiſe folgende Aeußerungen von ihm:

„Im Hôtel der Invaliden will man Napoleon eine

Statüe ſetzen, zu Pferde, eine Reiterſtatüe, Napoleon mit dem großen Mantel, dem Bienenmantel, Napoleon, wie er nie war, nie im Volk gelebt hat, nie leben wird. Immer ſind mir dieſe Abbildungen der Könige im großen Ornat lächerlich geweſen. Kartenkönige mit Krone, Scepter und Mantel. Paßt das für Napoleon? Napoleon braucht keine Idealiſirung; iſt ein Begriff, den unſre Maler erfunden haben. Jede Zeit hat ihr eigenes Coſtüme und das iſt immer hübſch, weil's wahr iſt. Was ſoll Napoleon mit dem großen Mantel? Ludwig XIV. iſt idealiſirt worden. Lächerlich. Ich denke immer an dieſe ſchäferhaften Könige unſrer Tragödie und drum herum die wilden Weiber Racine's, Corneille's — wie heißen ſie? ich habe ſie alle vergeſſen, die Meropen, die Medeen, und .... Bah! Napoleon unter ſeinen Invaliden muß ſtehen, wie er ſie commandirt hat. Was will man? Iſt das Coſtüme nicht maleriſch, nicht plaſtiſch? der Hut, das Collet, der Ueberrock, die Weſte mit Rabatten über den Leib, die hohen Steifſtiefeln. Macht ſich das nicht maleriſch, plaſtiſch? He? Was ſoll der lange Kaiſermantel mit der Schleppe, über die man ſtolpert? Was geht uns die Aeſthetik mit ihrer Lehre vom Faltenwurf an? Napoleon war wirklich, und was wirklich war, braucht nicht Ideal zu ſein, und Napoleon hat nicht nöthig, von den Künſtlern idealiſirt zu werden."

Nach vielerlei Anregungen dieser und ähnlicher Art kam das Gespräch wieder auf Deutschland. Ich fand, daß Thiers es lediglich nur nach französischen Voraussetzungen kannte. Er sprach über Deutschland, wie etwa das Journal du Commerce, das Journal des Herrn Mauguin, darüber schreiben würde. Auf seiner Reise wollte er über Preußen folgendes Resultat gewonnen haben. „Ich fand in Oesterreich viel gute provinziale Administration. Die Wiener sind froh und heiter, sie reden über Politik, ohne ein Bedürfniß dazu zu haben. In Dresden ist man mit dem Gouvernement sehr zufrieden. In Preußen fand ich Alles anders, als im übrigen Deutschland. In Berlin herrscht eine politische Bildung, die man in Paris nicht antrifft. Mir ist unbegreiflich, wie man so klar denken und so unsicher handeln kann. Welche freie Ansichten sind mir in Berlin mitgetheilt worden! Die Börse, der Adel, die Gelehrten, Alles hat einen bestimmten constitutionellen Zweck im Auge, dessen Verwirklichung in Preußen allerdings außerordentlich schwierig ist, die aber da nicht ausbleiben kann, wo man das Bedürfniß so lebhaft fühlt. Der König scheint ein Anhänger der Lehren Bonald's zu sein. Es ist ein geistreicher, sehr unterrichteter Mann, von dem ich nicht glauben kann, daß es ihm Ernst ist, sich heute zum Hochzeitsgaste der Russen und morgen zum Taufpathen der Engländer

zu machen. Preußen iſt ein Staat auf höchſter Stufe. Eine lebendige Nation, eine gute Verwaltung, die Rechtspflege, wie man ſagt, ich weiß es nicht, ſehr, ſehr gerecht, ich weiß es nicht, das Ganze freilich ſehr verſchiedenartig zuſammengeſetzt, aber von Memel bis nach Trier außerordentlich ehrgeizig, ſehr, ſehr ehrgeizig, ja ehrgeiziger, als je die Franzoſen waren. Das iſt ein Stoff, der noch ſehr bedeutend werden kann, ein Stoff, der gefährlich iſt, gefährlich für Alle, ein Stoff, der auch nicht mehr lange wird auf politiſche Freiheit warten dürfen."

Thiers ſprach ſich in eine Anerkennung der Deutſchen, und namentlich Preußens, ſo hinein, die Schilderungen der jetzigen Beſtrebungen in Deutſchland zwangen ihm ſo viel Achtung ab, daß er endlich das Stillſchweigen über ſein Verhältniß zur neueſten auswärtigen Politik Frankreichs brach und nicht ohne Feierlichkeit, nicht ohne Würde in folgender Weiſe ſich mit den Empfindungen unſrer verletzten Nationalehre vermittelte:

„Ich bin, ſagte Thiers, ein großer Verehrer der politiſchen Bedeutung Deutſchlands, ich ehre, ja ich ſetze die Selbſtändigkeit dieſes Staatenbundes voraus. Frankreich hat keine Vergrößerungsplane mehr. Napoleon's Kriege entſtanden zum großen Theil aus innern und äußern Nothwendigkeiten. Frankreich denkt nicht daran, ſich auf Koſten andrer Staaten zu vergrößern. Der

Drang iſt weder innerlich, noch die Nothwendigkeit äußerlich da. Allein die Selbſtbeherrſchung, die Frankreich beſitzt, beſitzen zwei andre Staaten nicht. Rußland iſt eine Nation, die ſich entwickeln, England eine Nation, die ſich behaupten will. Rußland ſucht die Macht, die es im Innern gewinnt, nach Außen hin zu zeigen. England zeigt gern nach Außen eine Macht, die es im Innern nicht mehr hat. So lange dieſe Beſtrebungen über diplomatiſche Reibungen, Notenwechſel, Protokolle nicht hinausgehen, kann Frankreich ſich beruhigen. Ein Anderes iſt, wenn eine Frage, wie die orientaliſche, in Gefahr iſt, einſeitig, egoiſtiſch, nur von zwei Betheiligten erledigt zu werden. Das türkiſche Reich iſt im Sterben. Es iſt todt, moraliſch, es wird phyſiſch ſterben, übermorgen, morgen, vielleicht ſtirbt's in dem Augenblick, wo wir miteinander ſprechen. Rußland und England wollen dieſes Teſtament des Geſchicks für ſich allein antreten: wir gönnen ihnen den Beſitz, aber wir fürchten die Schwankungen des europäiſchen Gleichgewichts. Und da wir ſie fürchten, ſo müſſen wir ſie verhindern. Deutſchland iſt der Schwerpunkt des europäiſchen Gleichgewichts: es iſt die Zunge an der Waagſchale der europäiſchen Politik. Sei Deutſchland nicht für uns, dann ſei es auch nicht für Andre. Iſt es mit Oeſterreich nur für England, mit Preußen nur für Rußland, ſo iſt Frankreich gegen

Deutſchland. Wir wollen nicht mehr ſein als die andern Nationen, aber auch nicht weniger. Schlägt ſich Deutſchland zu unſern Feinden, ſo ſind wir Deutſchlands Feinde. Beobachtet man das Gleichgewicht Europas, ſo ſind wir ruhig; ſtört man es, ſo ſagen wir: nous bouleverserons le monde."

Thiers hat dies ſchon früher geſagt, Louis Philipp hat es nicht unterſchrieben. Vielleicht unterſchreibt es der Herzog von Orleans, vielleicht der Graf von Paris, der ſchon recht hübſch leſen, ſchreiben und rechnen lernt. Beſſer iſt es, wir Deutſche nähmen aus Thiers' offener Erklärung, die im Grunde die Erklärung aller Franzoſen iſt, für Deutſchland die Ueberzeugung heraus, daß wir eine große, eine welthiſtoriſche Verpflichtung vor aller Ewigkeit und Zukunft zu verantworten haben. Wenn das Gleichgewicht Europas darin beſtehen ſoll, wohin ſich unſer Vaterland wendet, was es liebt und was es haßt, ſo wollen wir kein Volk lieben, kein Volk haſſen, nicht vor Frankreich warnen, vor Rußland uns fürchten, ſondern an unſrer eignen Feſtigkeit, an der Möglichkeit arbeiten, auch ohne Bundesgenoſſen im Rath der Völker Sitz und Stimme zu haben. Und in dieſem Sinne ſprach ich zu dem merkwürdigen Manne:

„Deutſchlands gegenwärtige Bewegung iſt mehr national, als liberal. Laſſen Sie dieſe nationale Be-

wegung, sie wird dahin führen, daß Ihnen und den Franzosen Deutschland liberal erscheint. Lassen Sie uns an unsrer Einheit arbeiten, sie ist nicht gegen Frankreich gerichtet, nicht gegen England und Rußland, sie soll kein Geschenk für unsre Bundesgenossen werden, sondern bewirken, daß wir der Bundesgenossen überhaupt nicht mehr bedürfen. Preußen und Oesterreich müssen wieder gut machen, was der dreißigjährige Krieg, was der siebenjährige an dieser großen Nation, der deutschen, verbrochen haben. Preußen und Oesterreich haben sich getrennt in Regensburg und müssen sich wieder finden in Frankfurt. Stützten sich beide Staaten auf die Idee eines einigen Deutschlands, dann bedürfte es der Anschließungen an England und Rußland nicht, das Gleichgewicht Europas käme nicht in Gefahr und Napoleon könnte getrost in seiner Statüe lieber einen langen Mantel tragen, als den Reitüberrock; denn sein Schatten, seine Erinnerung hätte dann nicht mehr nöthig zu Pferd zu steigen, hätte nicht mehr nöthig, den Franzosen zurufen, wie Sie sagen: Allons, bouleversons le monde."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Briefe aus Paris.

Zweiter Theil.

ren entzündende Blitze in die brennbaren Intereſſenſtoffe. Nur zwei Epochen in der modernen Literatur hat es gegeben, welche eine antike und claſſiſche Phyſiognomie hatten und einen Hauptzweck zu behaupten ſuchten, das Zeitalter Ludwig's XIV. und die Periode von Leſſing bis zum Tode Schiller's in der deutſchen Literatur. Sonſt iſt alle moderne Literatur Dilettantismus des Genies und der Dreiſtigkeit. Sie beruhigte die Leidenſchaften nicht, ſondern ſchürte ſie an.

Das Publikum und die Kritik, beide ſind von derſelben Tendenz ergriffen. Iſt man nicht ſo weit gegangen, das Genie nach ſeinem Glaubensbekenntniſſe in der Religion und in der Politik zu rangiren und ſelbſt den Ruhm eines halben Jahrhunderts anzugreifen, wenn die Tendenz der folgenden Zeit mit der der früheren in Widerſpruch lag? Die Folge dieſer Maßſtäbe mußte ſich in einem immer pamphletartigeren Charakter der Literatur ausſprechen und auf die Neige, wo ſich die öffentlichen Leidenſchaften beruhigt haben, mußte ſie in eine ſpröde Gleichgültigkeit gegen Geiſtesthätigkeiten, von welchen man ſich keinen unmittelbaren Nutzen mehr verſprechen konnte, ausarten.

Ich glaube, daß man die europäiſche nächſte Zukunft aus den gegenwärtigen Literaturen ſignaliſiren kann. Ich glaube daß faſt alle Literaturen auf einen Selbſtzweck zuſteuern, der zu gleicher Zeit die Garantie jener apocalyptiſchen „kleinen Stille," die Garantie einer längeren Friedenszeit iſt. England's Reiſe-, Memoiren- und Sittenſchilderungsliteratur berührt nur die Oberfläche der Nation und das ungefähre Leſebedürfniß. Kein Gebildeter in England macht von Bulwer, Marryat u. ſ. f. ein ſolches Aufheben, wie die deutſchen und franzöſiſchen Ueberſetzer. Dieſe Autoren ſind im Aus-

# Briefe aus Paris

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

# Inhalt des zweiten Theils.


| | Seite |
|---|---|
| Erster Brief | 1 |
| Zweiter Brief | 23 |
| Dritter Brief | 49 |
| Vierter Brief | 81 |
| Fünfter Brief | 102 |
| Sechster Brief | 149 |
| Siebenter Brief | 165 |
| Achter Brief | 189 |
| Neunter Brief | 214 |
| Anhang | 235 |

# Erster Brief.

Paris den 10. April 1812.

Der Frühling iſt da. Die Mandelbäume blühen, die Alleen des Tuilerien-Gartens und der elyſäiſchen Felder ſchließen ſich zu grünen Fernſichten, Paris bekommt eine andere Geſtalt. Die marmornen Statüen, die ſchlanken weichen Formen der Götterbilder fangen an, unter dem blauen Himmel ſich wieder heimiſch zu fühlen. Die Schwäne plätſchern in den Baſſins, die Springbrunnen kühlen ſchon den lechzenden Staub auf dem Place de la Concorde. Ich begrüße Paris wie zum zweiten Mal. Es wird mir heimiſcher, neu und neuer, es legt ſich faſt wie italiäniſcher Duft auf das reizende Gemälde.

Freude den Menſchen, Freude den Thieren, auch den wilden im jardin des plantes! In der Mittagsſtunde, wenn die Strahlen der Sonne ſchon am belebendſten wirken, öffnen ſich die eiſernen Käfige der gefangene Wüſtenkönige, und die Tieger, die Löwen,

die Leoparden blicken befremdet die verjüngten, wieder grün gewordenen Baumgänge an. Die Giraffe ſieht ſteif und ſtolz, wie ihr Landsmann, der Obelisk von Luxor, auf Frankreich herab, daſſelbe Frankreich, das den Beherrſcher ihrer Heimat, Mehemet Ali, fallen ließ. Die Giraffe und der Obelisk ſind Geſchenke Mehemet Ali's. In den Gehägen der Vögel ſchwirren die indiſchen Pfauen mit ihren bunten Federn, in dem Affenhauſe ſchneiden die Makis ihre Capriolen, in der Bärengrube wälzen ſich die grauſamen Waldestölpel und denken: Was muß in Paris das Brod ſo theuer ſein, denn nirgend bekommen wir ſo ſparſame Brocken zugeworfen, als hier in dem hungrigen Frankreich! Die Bären auf der Pfaueninſel bei Berlin tauſchen nicht mit dieſen ihren Brüdern im jardin des plantes. Rechts und links ſchattige Gänge, Alleen, die ſich auf grüne Hügel hinaufſchlängeln, oben die erhabene patriarchaliſche Rieſenzeder vom Libanon, mit ihren langen dunkeln Äſten, mit ihren wagerechten Zweigen, die ſich ſtrecken, wie ſegnende Prieſterhände. Oben eine reizende Ausſicht, geſchaffen für den ruhigen, befriedigten Blick, den man auf die Natur wirft, wenn man um Freundſchaft, um Liebe ſeinen Arm geſchlungen hält. Der Pflanzengarten hat in ſeinen Schattengängen Etwas, das nicht an die Botanik, ſondern an die Liebe erinnert.

Hier sieht man auch Kinder, Kinder, die in Paris ein seltener Anblick sind. Die Gewohnheit der Franzosen, ihre Kinder aufs Land zu geben, ist wirklich nicht erfunden, wie so Manches erfunden ist, was man uns über die pariser Sitten erzählt hat. Man erblickt, die Gamins ausgenommen, wenig Nachwuchs in den Straßen. Paris gehört den erwachsenen Leuten, nicht wie manche deutsche Städte, durch welche man mit den Postwagen fliegt, ganz den Kindern. Ohne Widerrede gewinnt Paris dadurch an Bequemlichkeit.

Man hat übrigens auch in Paris Gelegenheit, Kinder ohne alles Aufsehen erziehen zu lassen. Ich bemerkte an vielen Häusern Gemälde, die uns Scenen der zartesten Aufmerksamkeit auf die unmündige Jugend schildern. Ein schöner bärtiger Mann reicht einem Engelskopfe von Säugling ein Gefäß mit Milch und sieht in dem Bilde mit liebender Sorgfalt auf das kleine Raphaelische Wesen herab. Wie aber die Wirklichkeit oft zurückbleibt! Indem ich das Bild betrachte, wend' ich mich und erblicke einen schmuzigen Arbeiter, der ein kläglich zusammengekauertes kleines Wurm mit halberfrorner Nase in die noch kühle Nachtluft trägt. Der Widerspruch dieser gemalten und der wirklichen Kinderpflege war lächerlich und rührend zugleich.

Ja, die Abende sind noch kühl, die Nächte gehören noch dem Winter, wie die Vergnügungen. Die Chau-

miere wird erſt geöffnet, wenn man wagen kann, von einem erhitzenden Tanze hinaus in die verſchwiegene Nacht zu ſchlüpfen. Noch tanzen die Studenten und Griſetten im Prado, die Schneider und die Dienſtmädchen auf dem Balle Montesquieu, die Elegants und die Loretten auf dem bal paré im Saale St. Georges. Man tanzt in ſchmuzigen Lokalen, in wüſtem Durcheinander deutſche Walzer, die man nicht verſteht, und oft ſo verkehrt wirbelt, daß die Tänzer nicht vorwärts, ſondern rückwärts gehen und ſtatt regelmäßiger Kreiſe die wunderlichſten trigonometriſchen Figuren beſchreiben. Man tanzt die gewöhnliche franzöſiſche Contredanſe, die aber, trotz des Anſchlags, trotz des Verbots, trotz der wachthabenden Municipalgarde regelmäßig in den Cancan ausartet.

Ja, ich habe den Cancan geſehen. Ich muß zuerſt von ihm ſagen, daß der Cancan eine freie Variation auf das alte bekannte Thema der Franzaiſe iſt. Cotillon und Ronde ſind aus Mangel an Raum abgeſchafft. Es iſt erſtaunlich zu ſehen, auf welch kleinem Terrain die Cancankünſtler ihre Talente zeigen. Es iſt ein Raum, nur halb ſo groß, wie ein zweiſchläfriges Bett. Und zwiſchen durch muß noch Platz ſein für die durchſchlüpfende Neugier der Flaneurs und die blinde Controle des Municipalgardiſten, blind, weil er nichts ſehen will und nur zuweilen einem der allzuor-

giaſtiſch werdenden Thyrſusſchwinger zuruft: „Mein Herr, bleiben Sie moraliſch!“

Um über den Cancan die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt dieſer Tanz weniger freie Erfindung, als traurige Nothwendigkeit. Ich glaube nämlich, daß Derjenige, der ihn zuerſt getanzt hat, an einer Krankheit des Rückenmarks litt. Ich glaube, daß der Cancan aus Überſättigung und Unvermögen entſtanden iſt. Es iſt ſchwer, über den Cancan ſchreiben und in den Grenzen der Moral bleiben. Man wird mir aber das freie Wort um ſo eher geſtatten, als ich von vorn herein erkläre, daß der Cancan mir unſchön, ſogar häßlich, ja widerlich erſchienen iſt. Der Cancan iſt Aufforderung zur Liebe, aber nicht, wie die Tarantella, durch wilde, feurige Leidenſchaft, nicht, wie die Cachucha, durch neckiſchen Trotz und herausfordernde Schalkhaftigkeit, ſondern er iſt Aufforderung zu pariſer Straßenliebe. Der Cancan iſt nicht Bedürfniß der Liebe, ſondern Selbſtaufſtachelung dazu, ekelhafte Überſättigung, der poſſenhafte Witz des Unvermögens. Es iſt ein Tanz nicht *vor* der Liebe, ſondern *nach* ihr. Auch nicht eine Figur des Cancans iſt die Folge der herausfordernden Kraft; jede iſt die Folge der entnervten Abſpannung. Der beſte Cancantänzer iſt ſatt, ſatt bis zum Ekel. Er ironiſirt die Liebe, er perſiflirt ſie. Dies Zappeln der Arme, dies Zucken des Oberkörpers, dieſes Schlen-

kern der Glieder, dieſe Nachahmung aller jener Bewegungen, die die Folge der Rückenmarksdarre ſind, hat als Carrikatur allerdings etwas ſehr Lächerliches, als Volkstanz aber, als Ausdruck der Liebe iſt dieſer Tanz gemein und unpoetiſch. Je blaſirter Einer iſt, deſto ſchöner wird er Cancan tanzen. Sein Tanz verwandelt ſich dann in völlig freie Phantaſie, er kann durch ſeine telegraphiſchen Zuckungen Alles ausdrücken, er kann lange Geſchichten erzählen von ohnmächtigen Nächten, verzweifelten Wünſchen, erſtorbenen Hoffnungen, er kann mit ſeinem Gliederreißen den ganzen Rheumatismus ſeiner Zukunft malen, er kann mit ſeinen Convulſionen eine Darſtellung aller jener Verſuche geben, die man in Paris ſchon angeſtellt hat, um die Preisaufgabe jenes Kalifen zu löſen, der an alle Weiſe des Morgen- und Abendlandes die Frage ergehen ließ, ob ſich nicht noch eine neue Methode der Liebe erfinden ließe? Der Cancan iſt häßlich. Er iſt der Tanz der Jugend mit weißem Haar.

In meinen Theaterſtudien bin ich etwas leichtſinnig. Noch war ich nicht in der großen Oper und ſchon ſchwärme ich Abends nach dem Chateau d'eau hinauf, mache Queue mit Handwerkern, Griſetten, Kutſchern und Gamins, um Hundetheater, Affenkomödien und Seiltänzereien zu ſehen. Mit dem vernehmſten dieſer

lande weit berühmter, als in England selbst. Es ist charakteristisch für den vortrefflichen Geschmack dieser Nation, daß sie zu keiner Zeit ihre Literatur überschätzt und daß sie selber niemals daran gedacht hat, z. B. einige Autoren des achtzehnten Jahrhunderts, unter Andern Pope, so zu erheben, wie es das Ausland that. Es ist nicht unmöglich, daß die englische Literatur von einer Seite aus wird bestimmt werden, wo es ihre jetzigen Modeschriftsteller nicht ahnen lassen.

Frankreich scheint sich eine idealische Welt in seiner Literatur aufbauen zu wollen, die sich in den Gefühlen wenigstens, in den moralischen Handlungstriebfedern zu verwirklichen beginnen kann. Diese Zusammenwürfelungen conventioneller Verhältnisse, diese poetische Opposition gegen das in Sitte und Gesetz Herkömmliche kann ohne Zweifel schmerzhafte Reactionen auf die Wirklichkeit ausüben, doch ist zuletzt ihr Rest immer nur eine Verfestigung jenes Kittes, welcher das ewig Unzertrennliche in der Tugend und in der Liebe zu allen Zeiten zusammenhalten wird. Dabei spielt in den französischen Literaturkämpfen die Form und das ästhetische Gesetz eine so entschiedene Rolle, daß ich auch von ihr annehmen möchte, die Zeit einer Erhebung zum Selbstzwecke werde nicht mehr lange ausbleiben.

Von Deutschland endlich ist es entschieden, daß es seine Literatur von der Debatte zu befreien sucht. Ueberall herrscht die Sehnsucht, die Literatur von Zuständen abzurufen, welche durch anderweitige Hülfe müssen gewendet werden.

Theater vom Boulevard du Temple fang' ich an, mit der Gaité.

In Paris kehrt sich Alles um. In der Porte St. Martin, wo früher die großen Leidenschaften wütheten, lacht man jetzt, in der Gaité weint man. Die großen Effektdramen sind beinahe abgekommen. Man will keine Söhne von Henkern mehr, keine Schaffotte mehr, keine Fallthüren mehr, man will nur noch weinen. Weinen um Hunde, weinen um Menschen. Man will Familienunglück, man will liebende Schwestern, zärtliche Brüder, treue Gatten, würdige Mütter. Man will Unglück, recht viel Unglück, viel Schicksal, viel Schmerz, viel Thränen. Dazu die Musik, um sich zu sammeln, dazu eine komische Rolle, um bei all dem Jammer auch ein wenig zu lachen. Das ist der Geschmack, der jetzt in Paris Alles für sich hat, wenn nicht die Kritik, wenn nicht die „starken Weiber", wenn nicht „die Lions" der Boulevards, so doch die Masse, die Queue, das Geld oder, wie die Blätter hier sagen: la foule.

Daß die Franzosen jetzt so viel weinen, kann schlimm für die Zukunft Europas werden. Wenn die Franzosen Thränen vergossen haben, pflegten sie sie immer mit einer Revolution zu trocknen. In das Theater Gaité wird sich der Schwamm setzen, weil es immer feucht darin von den Thränen ist. Hier werden un-

revolutionäre, sehr larmoyante Stücke auf eine pikante Weise dargestellt. Von hier gieng das an alle deutschen Theater gekommene musikalische Drama: Mutterſegen oder die neue Fanchon aus, in Paris la Grace de Dieu genannt.

Ich war begierig, die beiden Schauspielerinnen kennen zu lernen, für welche die Rollen der Marie und der Conchon urſprünglich geſchrieben ſind. Die erſte überraſchte, die zweite befremdete mich. Ich habe nie bei einer Franzöſin ſo viel deutſche Sentimentalität geſehen, als bei Dem. Clariſſe. Dies junge Mädchen hat blondes Haar, ſeelenvolle blaue Augen, einen Teint von durchſichtiger Zartheit, ſchwellende, kirſchrothe, volle Lippen und ein Timbre von edler Paſſivität, von ſchmachtender Zerfloſſenheit, der allerdings für ſie zu dichten begeiſtern kann. Herr Lemoine erfindet Rollen für ihr Spiel, Dem. Püget, Lemoine's „Freundin", Arien für ihre liebliche Stimme. Man wird nicht ſagen, daß man hier etwas ganz Vollendetes ſieht, im Gegentheil, das dunkle Theater, der ſchlechte Eingang, die matte Beleuchtung, die meiſt aus dem Volke beſtehenden Zuhörer, die Blouſe ſchon in den Logen des zweiten Ranges, das Alles drückt die Leiſtungen dieſer Bühne ſelbſt herunter und benimmt dem Ganzen etwas von ſeinem Großſtädtiſchen, Pariſeriſchen. Dennoch bleibt Denk. Clariſſe eine Erſcheinung, die ich öfters betrachten müßte,

wenn man nicht leider hier gezwungen wäre, eine Schauspielerin sechs Wochen hindurch in nichts, als einer und derselben Rolle auftreten zu sehen.

Noch neugieriger war ich auf das Urbild Chonchon's. Unstreitig ist Dem. Leontine in ihrer Art ein Talent, aber eines jener Talente, die man so hinnehmen muß, wie sie sind. Sie ist die Dejazet, ausgeartet in die dame de la halle. Sie ist eine Copie der Dejazet auf grauem Löschpapier. Sie ist unschön, ja sogar häßlich, mit gemeinen Gesichtszügen, einem sinnlich lüsternen Kinn, einer Oberlippe, auf der ein Anflug von Schnurrbart weggeschminkt ist. Die Hauptleidenschaft dieser echten, ersten Originalausgabe der Chonchon ist das Essen, die zweite das Schwatzen, erst die dritte die Liebe. Dem. Leontine ist die echte Husarenbraut, die Poissarde, wenn sie jung ist und sich verliebt hat. Sie kann hübsch lächeln. Man vergißt sogar ihre Gemeinheit, wenn sie lächelt. In der Mischung ihrer Gemeinheit mit ihrem Lächeln liegt beinahe Grazie. Sie ist durch ihr Lächeln die bewunderte Leidenschaft aller Köche, aller Hausknechte, aller Kutscher geworden, die in ihren Freiabenden das Theater der Gaité besuchen. Wenn Dem. Clarisse diese guten Leute zu Thränen gerührt hat, macht Dem. Leontine sie wieder lachen. Hier wird auch nicht getadelt, hier werden keine deutschen Abonnentenurtheile ausgeboten, hier

gibt ſich Jeder, der ſeinen Eintritt bezahlt hat, dem abſoluten Vorſatz hin, ſich amüſiren zu wollen, und ſo amüſirt man ſich. Wie iſt das anders gegen das deutſche Theater!

Ich ſah in der Gaité ein Zugſtück: la Dot de Suzette. Es leidet dies Stück an zwei Fehlern. Einmal taugt es nichts und zweitens ſieht man zu ſehr die Abſicht, den Erfolg der Grace de Dieu nachzumachen. Das muſikaliſche Element iſt in der Dot de Suzette kein weſentliches, kein zu den handelnden Perſonen abſolut gehörendes und müßte in Deutſchland ſchon wegfallen. Dann bliebe nur noch eine weinerliche Komödie übrig, die durch die ſchlechten Späße Cadiche's, (eine Art Chonchon) nicht beſſer wird. Auch iſt Francisque ainé für das Stück eine Spezialität, die man ſo leicht in Deutſchland nicht finden möchte. Das heißt, Francisque ainé iſt ein durchaus mittelmäßiger Schauſpieler, der aber, wie dies in Paris öfter der Fall iſt, einige Rollen beſitzt, die ihm Niemand nachſpielt, aus dem einfachen Grunde, weil ſie für ihn geſchrieben ſind. Francisque ainé ſpielt in der Dot de Suzette einen rohen Viehhändler, der durch Zufall ein ſchönes Mädchen zur Frau bekommt, ſich genirt, ſie wirklich zu heirathen, in der Stille an ſeiner Ausbildung arbeitet, um wenigſtens mit der Zeit die Liebe eines Weſens zu gewinnen, das er vor der Welt ſeine Frau nennen

darf. Süzette liebt aber einen jungen Adligen, dem ſie ihr ſcheinbarer Mann zuletzt großmüthig überläßt. Die Scene, wo Francisque ainé mit ſeinem rohen, faſt gemeinen Organ eingeſteht, daß er leſen, ſchreiben, rechnen gelernt hätte, um Süzette's Liebe zu gewinnen, gehört zu jenen Lichtpunkten der hieſigen, theatraliſchen Eindrücke, die Jedem, der ſie empfängt, unvergeßlich bleiben werden. Nehm' ich unſre beſten deutſchen Schauſpieler, ſo iſt der eine für dieſe Rolle zu lang, der andre zu kurz. Wenn ich ſage, dieſen plumpen Viehhändler mit Gemüth, dieſen Viehhändler mit dem Schmerz, ungebildet zu ſein, ſpielt Niemand bei uns dem Francisque ainé nach, ſo wird dies freilich nicht hindern, daß ihn nächſtens einige fünzig deutſche Künſtler ſpielen und von der Kritik werden für unübertrefflich ausgegeben werden.

Das Kapitel Theaterkritik brachte mich darauf, Jüles Janin's Bekanntſchaft zu machen. — Jüles Janin's Feuilleton in den Débats beſitzt nicht mehr jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenen harmloſen Freimuth, jene gutmüthige Schalkhaftigkeit, die die erſten Leiſtungen dieſes im Auslande mehr, als in Frankreich geſchätzten Schriftſtellers auszeichnete. J. Janin iſt nicht mehr jener muthwillige, frohe Plauderer, der er im Beginn ſeiner, finanziell ſehr glänzenden Laufbahn war. Er würde nicht mehr ſo drollig und naiv ſchreiben können,

wie er einſt über ſeine alte Mutter, ſeine erſten Schulferien, ſeine erſten Federverſuche, wie er einſt über Debureau und die pariſer Hunde geſchrieben hat. Die fabrikmäßige Produktion hat ihn erſchöpft, die Anfeindung erbittert. Er ſcherzt nicht mehr mit ſolchem Frohſinn wie früher, ſeine Urtheile, die ehemals nur aus ſeinem Naturell floſſen, fließen ſchon zum großen Theil aus der Galle. Er hat in Paris wenig Freunde. Die, die er tadelte, haſſen ihn, Die, die ihn nicht haſſen, beneiden ihn. Er hat den Fehler begangen, von den bedeutenden Talenten, die Frankreich gegenwärtig beſitzt, mit Gleichgültigkeit zu reden. Er hat die ſchlechte Maxime angenommen, ſich dadurch in ſeiner Stellung behaupten zu wollen, daß er in kühner Vermeſſenheit Alles ſich unterordnet. Er lobt nur die Jahrhunderte, die vorüber, er bewundert nur die Schriftſteller, die vergeſſen ſind. Er hat nacheinander Victor Hugo, Alexander Dûmas, Alfred de Vigny, George Sand, Scribe, Balzac angegriffen, es iſt ihm kein Name zu hoch, kein Ruf zu begründet, dem er nicht in ſeinem mächtigen Organ, in dem bedeutendſten politiſchen Blatte Frankreichs, dem Journal des Débats, die Spitze böte. Um bedeutend zu bleiben, iſolirt er ſich. Er zieht die Feinde, die ihm Relief geben, den Freunden vor, in deren Schatten er ſich verlieren würde. Dazu kommt, daß er, wenn ihm ſein Talent ausgeht,

bei dem Glaubensbekenntniſſe der Débats Anleihen macht. Ich will dies nicht ſo deuten, als wollt' ich ſagen, daß er, wie alle Welt behauptet, von der Regierung bezahlt wird, aber er opfert ſeine Überzeugung dem Syſtem der Débats. Er ſchließt ſich an Richtungen an, die ſeinem natürlichen Sinne fremd ſind. Er tadelt äſthetiſche Prinzipien, für deren Beweiskraft man ſeine eignen meiſt verfehlten, wenigſtens Fragment gebliebenen Schriften ſelbſt anführen könnte. Janin ſchreibt ſein Feuilleton für die höhere Stände, für den Adel, für die Banquiers, denen er die Schmerzen und Wehen der Dichter opfert. Er macht ſich zum Vertheidiger der Tugend, der guten Sitten, des klaſſiſchen Geſchmacks, ohne für ſeine Tugend etwas Andres, als eine junge Frau, für ſeine guten Sitten etwas andres aufweiſen zu können, als ſeine Renten, für einen klaſſiſchen Geſchmack etwas Andres als einige Proſpekte zu Panckouckes Überſetzungen der alten Römer. Was ihn bei den Débats erhält, iſt theilweiſe ſein Talent, noch mehr aber ſeine Schmeichelei gegen jene Grundſätze, die durch die Familie Bertin und ihr einflußreiches Organ vertreten werden.

Janin ſagte mir: „Ich bin nichts als Journaliſt. Ich kann nichts, ich will nichts Anderes ſein." Man muß gerecht ſein und nach dieſem freien Bekenntniſſe einen großen Theil jener Vorwürfe von ſeiner Perſon

auf seinen Beruf wälzen. Es ist kaum möglich, nur Journalist sein wollen und immer gerecht bleiben. Der wahre Beurtheiler ist wol nur der, der selbst schaffen kann. Es ist nicht nöthig, daß der Kritiker, um Meister im Urtheilen zu sein, auch grade Meister im Schaffen gewesen sein müsse. Nur muß er in jenen Leistungen, die er zu beurtheilen wagt, sich irgendwie selbst versucht haben. Hätte sich J. Janin je selbst in einem Drama versucht, hätte er je nach seiner eignen Kraft die großen Schwierigkeiten dieser Kunstform geprüft, er würde keinen so vermessenen und unsinnigen Ausspruch gegen mich gewagt haben, wie der: „Seit fünfzehn Jahren, daß ich kritisire, ist auf der französischen Bühne nichts dagewesen, was bleiben wird."

J. Janin unterscheidet sich allerdings von vielen Seinesgleichen durch eine große Gabe der Darstellung und selbst der Auffassung. Er ist kein Kritiker nach Grundsätzen, er ist nicht einmal ein Kritiker, der wenn auch vom Standpunkte des Geschmacks und der Natur, vom Standpunkte der bloßen Unmittelbarkeit ein Kunstwerk in seine Theile zerlegen könnte; er kommt über das Urtheil: Dies spricht mich an oder läßt mich kalt! nicht hinaus. Aber er bewegt sich in diesem seinem engen Gebiete mit vieler Grazie, er trifft durch seinen immer noch frischen Instinkt die Wahrheit oft so nahe ans Schwarze, daß es dem besten Schützen

Ehre machen würde. Daß Janin zuerst nach der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Natur der Dramen frägt, hat gewiß seine großen Vorzüge. Nicht immer ist sein Freimuth einseitig. Auf dem Gebiet der Moral ist er nicht immer Heuchler. Seine angeborne Naivetät, sein Provinzialgenie im Gegensatz zum pariser Faiseur, machen sich noch oft genug geltend, um eine persönliche Begrüßung des talentvollen Schriftstellers als angenehme Erinnerung von Paris mit hinwegzunehmen.

Janin wohnt seit mehren Jahren dicht am Palais Luxemburg, im vierten Stock. Er hat die keineswegs glänzende aber bequem eingerichtete Wohnung auch in seinem so viel besprochenen Ehestand nicht verlassen wollen. Le critique marié, wie man ihn hier nennt, wohnt in der rue Vaugirard, himmelhoch, aber mit einer reizenden Aussicht auf den Garten, die Bassins, die Statüen, die Schwäne, die Bonnen, die spielenden Kinder des Luxemburg. „Ich habe meiner Frau ein Schloß gekauft," sagte er, von einer Treppe herabsteigend, die aus seinem Wohnzimmer in sein Arbeitszimmer führt. „Ich bin verheirathet, seit sechs Monaten verheirathet, glücklich, überglücklich; Pst Adele, Adele!"

Adele, eine schöne junge Pariserin, kam die Treppe herunter und setzte sich zu uns, um zu frühstücken. Wenn Adele nicht Janin's Frau gewesen wäre, sie hätte seine Geliebte vorstellen können. Sie fand sich

vollkommen in die bekannte, nonchalante Weise ihres Mannes, in seinen Schlafrock, seine Pantoffeln, in seine Capriolen, seine Liebkosungen. Janin ist hübscher als seine Carrikatur bei Aubert. Wohlgenährt, behend, hat er nur wenige Augenblicke auf demselben Fleck Ruhe. Bald seinen à la jeune France gezogenen Bart streichend, bald Adele liebkosend, bald ans Fenster laufend, hält er am Tische nur aus, um zu schreiben oder um zu essen. Er zeigte mir seine Zimmer, seine Einrichtung, seine Bücher, seine Brautbetten. „Ich wohne jetzt noch in meinem alten Nest, aber ich werde meinem Engel, wir sind sechs Monate verheirathet und sehr glücklich, ich werde meinem Engel ein kleines Schloß kaufen. Ich verdiene viel Geld mit lauter schlechten Sachen. Wollt' ich gute Sachen schreiben, hätt' ich kein Geld!"

Man kann Plaudereien nicht niederschreiben. Für Janin ist, wie für viele Schriftsteller, der Umgang mit Menschen eine Erholung vom Umgang mit Büchern. Die geistreichsten Leute führen gern dumme Gespräche und Janin sprach im Gegentheil viel Gescheutes, nur bunt durcheinander, hin und her, bald sich mit Adelen herumjagend, bald drohend, sie in die Dachrinne zu werfen, bald mit einem kleinen Baumstamm durch das Zimmer pilgernd. „Sehen Sie," sagte er, „sehen Sie (ich liebe übrigens die Deutschen, weil sie mich lieben;)

## VI.

## Der Staat.

Für die Geſchichte beweiſt der geſellſchaftliche Vertrag nur eine ſehr ſpäte Richtung des Zeitgeiſtes auf veränderte Principien des Staatsrechts, für ihren Anfang ſelbſt iſt ſie eine unanwendbare Hypotheſe. Alle Staaten des Alterthums und der mittleren Zeit ſind entweder Uebergänge der patriarchaliſchen Gewalt über die Familie, auch auf den Staat, oder militäriſche Uſurpationen geweſen. Der Begriff einer ſteuerpflichtigen Menge, die zu einem Gewählten, Beſten und Ausgezeichnetſten ſagte: do ut facias, dies obligatoriſche Verfahren iſt modernen Urſprungs und beweiſt für die alte Geſchichte nichts. War denn ſelbſt die moſaiſche Staatsbegründung ein Vertrag? Waren nicht verpflichtende Traditionen der Vergangenheit da, die Genealogie des Jakob, welche als etwas Poſitives und Unumgängliches jeder juriſtiſchen Auseinanderſetzung wechſelſeitiger Verpflichtungen natürliche Feſſeln anlegte? War die Bevorzugung des Prieſterſtandes nicht Etwas, was ſich hier unter jeder Bedingung von ſelbſt verſtehen mußte?

ſehen Sie, dieſe Frau hab' ich mir erzogen, ſie hat Nichts geleſen, als meine Schriften, ſie iſt groß geworden, während ich dick wurde. Ich beklage, daß ich dieſe ſechs Monate nicht vor zehn Jahren genoß, als ich noch ſchlank war. Sie iſt ein ſeelengutes Weib, ohne Prätenſionen, zuweilen kokett, ein Weib zum Küſſen. Es iſt nicht meine erſte Liebe, aber meine erſte Ehe."

Man brachte einen Brief. „Hübſch mit Manier überreicht!" ſagte er zum Dienſtmädchen. „Hier iſt ein Teller, ſo! — auf dem Teller werden Briefe präſentirt." Das Mädchen lachte und ſagte, ſie wollte ſichs merken.

„Sie waren bei George Sand? Wir rauchen nicht, ich nicht und meine Frau auch nicht, folglich haben wir auch kein Genie; nicht wahr, Adèle?"

Adèle ſpielte die Eheſtandsidylle vortrefflich mit. „Sie liebt nicht meinen Ruhm," ſagte der zärtliche Gatte, „ſondern mein Herz. Ich bin ein ſchlechter Schriftſteller, aber ein guter Junge. Sprechen wir vom Theater."

Wir ſprachen davon. Wir ſprachen von der Rachel, von ſeiner Oppoſition gegen eine Schauſpielerin, die er früher gehoben hatte. „Es iſt aus mit ihr," ſagte er. „Sie lernt nichts mehr, ſie ſchwärmt die Nächte durch. Sie trinkt Grog, ſie raucht Tabak, ſie liebt im Gro-

ßen. Sie hat jetzt einen Salon eröffnet, wo man in Hemdärmeln erscheint. Seitdem sie mündig ist, ist Alles vorbei. Sie ist ausschweifend geworden, das ist schrecklich, nicht wahr Adèle?"

„Man hat auch umgekehrt Fälle, daß mit der Wildheit das Genie kommt."

„Und wenn sie sich auf den Kopf stellt, so wird nichts mehr aus ihr," fiel Janin ein. „Zum Glück steht das Theater français auf festern Füßen, als auf den taumelnden der Mamsell Rachel. Kennen Sie Lewald? Hat er mich gut übersetzt?"

„Man übersetzt Sie weniger, als man Sie nachahmt."

„Kann man in der deutschen Sprache meinen Styl nachahmen?"

„Warum nicht! Ich will Ihnen ein Beispiel geben."

Ein Besuch rief Janin für einen Augenblick ab, der Besuch dauerte lange, es galt einer Besprechung, einem Contracte. Ich nahm meine Schreibtafel, trank meine Tasse Thee und schrieb in Janin's Manier folgende Kritik über eine Vorstellung im Circustheater, die jetzt großen Zulauf hat.

### Beitrag zur Cyno-Dramaturgie.

Seit einigen Tagen bemerkt man unter den Hunden von Paris eine ungewöhnliche Bewegung. Sie apportiren nicht mehr, sie bellen nicht mehr, sie sprin-

gen nicht mehr in das Baſſin des Palais-Royal, ſie verſchmähen die ſchönſten Knochen von Very und Vefour, ſie ſind ernſter, ich vermuthe ſtolzer geworden. Die Hunde von Paris haben von einem Hunde der Pyrenäen gehört, ſie haben von einem Mitgliede ihrer Raçe gehört, das mehr als à la Fido savant rechnen, mehr als ſchreiben und leſen kann, von einem Mitgliede, das edle Thaten vollbringt. Der Hund der Pyrenäen iſt der Stolz der Hunde von Paris geworden. Der edle, treue, aufopfernde Hund der Pyrenäen, ein Hund, der in der nächſten Conkurrenz den Monthyon'ſchen Tugendpreis davontragen wird, iſt die Urſache dieſes Stolzes. Die Hunde fangen an, edler zu fühlen, menſchlicher zu denken, redlicher zu handeln, als die Menſchen von heute fühlen, die Menſchen von heute denken, die Menſchen von heute handeln.

O ein Hund iſt erſtanden, ein Hund, der aus dem Wörterbuche der Menſchenſprache alle hündiſchen Beleidigungen ſtreichen wird. Seid nicht zu ſtolz, ihr Hunde von Paris! Es iſt kein Hund aus Paris, es iſt ein Hund aus den Pyrenäen! Emil, (der Hund des Cirque Olympique heißt Emil,) Emil iſt kein gemeiner Kläffer wie ihr, kein Straßenbeller, kein nichtsnutziger Schoßhund, der die intimen Beſuche ſeiner Herrin beneidet, Emil iſt keine von euch gemeinen Halsbandſeelen, denen man im Monat Juli aus dem Wege

gehen muß, keiner jener faulen Flaneurs, die an einen Knochen ihre Ehre, die Ehre ihrer Herrschaft, die Ehre ihres Halsbandes, ihr Wappen, ihre Wohnung, ihre Nummer verrathen! Emil rettet ein Kind. Würdest Du ein Kind retten, Hektor, würdest Du es thun, Caramouche, Du Sultan, Du Azur, Du Belline... o geht, ihr Hunde von Paris, geht gemeine Seelen gegen den Hund der Pyrenäen!

Der neue menschenfreundliche Hund vom Boulevard du Temple, jener edle Hund, der täglich dicht neben dem Hause, wo Fieschi, ein Mensch, die Höllenmaschiene losdrückte, um Menschen zu morden, ein Menschenleben rettet, der Hund, der es wagen konnte, nach Napoleon, nach Mürat, Franconi's Bretter zu betreten, heißt Emil. O Rousseau, o edler J. Jaques! Die Erziehung der Menschen ist Dir mislungen, aber ein Hund hat sich nach Dir gebildet: Dein Musterzögling, Deine erhabenste Anwendung, Dein Ideal ist ein Hund geworden, Emil, Emil, der Hund der Pyrenäen, Emil der Menschenretter Franconi's. Emil hat ein Herz, Emil hat eine Seele, ein Herz voll Güte, eine Seele voll Empfindung, Emil haßt wie Rousseau, die Wissenschaften, er hat nichts gemein mit jenem dicken gemästeten Mopse Fido savant, er rechnet nicht, er schreibt nicht, er concurrirt nicht mit Victor Hugo, mit St. Beuve, mit Alexander Dümas,

um in die Akademie zu kommen. Emil liebt nur die Tugend, er ist das Volk, das Volk in seiner Unschuld, das Volk in seinem Adel, er ist als Hund Das, was wir Menschen als Menschen sein sollten.

Aber welche Kränkung, welche Verleumdung! Es gibt Leute, die behaupten wollen, Emil wäre auf die Tugend abgerichtet, Emil hielte das Kind, das er rettet, für einen Bissen Fleisch, den er nicht anrühren zu dürfen so lange geprügelt worden ist, bis er den Lappen, das Fleisch, das Huhn, zuletzt das Kind nicht mehr anrührt. Noch größere Verleumdung, man behauptet, Emil wäre ein Schauspieler. Emil, der Hund, ein Schauspieler! Hat Emil je eine Rolle verweigert, hat Emil je eine Verschwörung gegen die Direktion gemacht, braucht Emil einen Souffleur, weigert sich Emil jeden Tag dieselbe anstrengende Rolle zu spielen? Emil ein Schauspieler! Eine Beleidigung, nicht für die Schauspieler, sondern eine Beleidigung für die Hunde! Wird dieser Hund je eine Vorstellung stören, läßt er sich je heiser ankündigen, geht dieser Hund über seinen Gagenetat hinaus, macht dieser Hund Schulden, besticht Emil die Kritik, trinkt dieser Künstler je mit dem Feuilleton Champagner? Bricht Emil je Contrakte und entschuldigt sich vor den Gerichten mit seiner Minorennität? Ist Emil je —"

Bis hieher hatt' ich meinen Scherz geschrieben,

Janin kam zurück. Er hatte seiner Frau einen kostbaren Shwal gekauft, das Wetter war zu schön, sie wollte ihn gern auf der Promenade zeigen. Der häusliche Friede ist eine heilige Sache. Ich behielt meinen Artikel für mich, scherzte noch Mancherlei mit dem wunderlichen Janin und ging. Ich habe einen Theaterartikel geschrieben, wie ihn Janin nicht kindischer schreiben kann. Wo ist die deutsche Zeitung, die mir für Artikel dieser Art jährlich 20,000 Franken gibt?

# Zweiter Brief.

Paris den 12. April 1842.

Das franzöſiſche Studienjahr an der Sorbonne und dem mit ihr. verbundenen Collège de France dauert neun Monate hintereinander. Drei Monate der ſchönen Jahreszeit ſind den Ferien gewidmet. Eine Einrichtung, die unſtreitig beſſer als die unſere iſt. Unſere Sommerſemeſter an den Univerſitäten ſind meiſt verloren. Die Hitze, die Reiſeluſt, die ſommerlichen Vergnügungen laſſen es mit dem Sommercurſus bei uns keinen Ernſt werden. In Frankreich werden nur die Oſterfeiertage eingehalten und dann ſogleich die kurz vorher eingeſtellten Vorleſungen wieder aufgenommen. Vor einigen Tagen haben an der Sorbonne und dem Collége de France alle Courſe wieder begonnen. Die Sorbonne beſteht aus einer Kirche, die im Geſchmack des ſiebzehnten Jahrhunderts gebaut iſt und einem großen, nicht eben freundlichen Hofe, deſſen Wände im untern Stockwerk die Hörſäle enthalten, im obern einige Wohnun-

gen der Professoren. Das Collége, ähnlich eingerichtet, nur moderner, liegt nicht weit von der Sorbonne ab. Die naturhistorischen Vorlesungen finden im jardin des plantes, die ärztlichen in den Krankenhäusern statt. Über neuere und ältere Sprachen wird in der königlichen Bibliothek gelesen, wo man sogleich die kunstgeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Sammelwerke zur Hand hat.

Im Catalog der Vorlesungen findet man berühmte Namen, Namen, die in die Politik des Tages verwickelt sind. Man findet die Namen der Minister, die diesen Hörsälen die Anfänge ihres Rufs verdanken. Villemain, Guizot, sind als Lehrer angekündigt, ohne daß sie lesen. Sie haben Stellvertreter, junge Privatdozenten, wie wir sie nennen würden, die das dem Professor zugewiesene Fach an der Stelle des verhinderten Inhabers ausfüllen. Man macht hier sein Glück, wenn man eine Zeitlang der Stellvertreter eines Andern war. Die eigentliche Bedeutung von Paris, als Universität, liegt nur in den Experimentalstudien, in der Naturwissenschaft und der Arzneikunde. Fast alle übrigen Branchen werden ohne eigentliche Hingebung behandelt. Die Professoren bekleiden eine Menge andrer Ämter und betrachten ihre Professorate als Sinekuren, als Retraiten von ihren politischen Ausflügen, als Mittel, sich in bündigem Vortrage auszubilden. Die

Studenten lernen wenig, wenn nicht durch ſich. Die Profeſſoren ſind Redner, die einzelne Fragen hervorheben, ihnen eine für den Augenblick blendende Seite abgewinnen und die Vorleſung mit einem effektreichen Schluſſe, der applaudirt wird, beſchließen. Hier gibt es keine nachgeſchriebenen Hefte, keine „Schwänze", die man „nachreiten" muß, keine Dintenſtecher, keine zerſchnittenen Pulte, denn wenigſtens in den Auditorien, in die ich hineinblickte, entdeckte ich nur Bänke zum Sitzen, keine Pulte zum Schreiben. Der Student zieht ſeine Brieftaſche und notirt ſich einzelne Gedanken, einzelne Thatſachen, die ihn intereſſiren. Man kommt und geht. Damen ſitzen, wenigſtens im Collége de France, mitten unter den jungen Studenten, die in ihrer Tracht, in ihrem Weſen nichts Auffallendes haben.

Philarète Chaſles ſetzt ſeinen Curſus über nördliche Literatur fort. Ich wohnte ſeiner erſten Vorleſung im Collége de France bei. Es mochten ſich nahe an hundert Zuhörer eingefunden haben, unter ihnen viel Damen. Der junge Profeſſor, der vor kurzem nur noch Feuilletoniſt war und in ſeinem Fache für eine „Specialität" gilt, erſchien durch eine Nebenthür, in weißem Rock, nach neueſter Mode, ſchönem Schnurrbart und weißen Glaçehandſchuhen. Äußerlich war er ſo angethan, daß man ihn auf einer deutſchen Univer-

ſität augenblicklich in Anklageſtand verſetzt haben würde. Philarète Chasles hat jedoch unter ſeinem modiſchen Äußern Etwas, was den Gelehrten verräth. Man ſieht wol, daß ihn die Form der Schriftſteller, die er zu behandeln hat, mehr intereſſirt als der Inhalt. Man ſieht wol die flüchtige Virtuoſität eines Kritikers nach der Mode. Dennoch ſchien mir der Bart, die Friſur, ſchienen mir die glaçirten Handſchuhe im Ganzen doch nur affektirt. Ich ſah' unter dieſem Coſtüme einen Gelehrten im Schlafrock, unter ſtaubigen Büchern, in einer dunkelen Manſarde, einen jungen Mann, der es ſich einſt ſauer werden ließ, bis ihm ſeine Mühe vergolten wurde, ich ſah Bettfedern in dieſen künſtlichen Locken, einen niedergetretenen Pantoffel ſtatt des gefirnißten Stiefels und, daß ich dies ſahe, ſehen konnte, macht Philarète Chasles Ehre, denn es beweiſt, daß ich ihm in ſeiner Häuslichkeit mehr Fleiß, mehr Ernſt zutraue, als heute in ſeiner äußern Erſcheinung als Profeſſor lag. Ohne gerade beredt zu ſein, trug er klar und einſchmeichelnd vor. Man ſah, daß die Vorleſung ſo eingeprägt, ſo auswendig gelernt, ſo fertig war, wie ſie morgen hätte im Journal des Debats erſcheinen können. Ich hörte Dinge, die mir nicht neu waren, aber den jungen Franzoſen waren ſie neu, und ich kann wol ſagen, daß es für einen Deutſchen ſchmeichelhaft ſein mußte, einen franzöſiſchen Profeſſor

Die Theorie aller natürlichen Staatenbildung iſt zunächſt die zufällige oder abſichtliche Uſurpation, darauf Befeſtigung derſelben und zuletzt Widerſpruch aus dem Schoße des Staatskörpers ſelbſt oder wie ich es beſſer nennen möchte, die innere Heilkraft der Natur. Dieſer Moment des Widerſpruches iſt der hiſtoriſche, und da wir von ihm allein Kunde haben, ſo verführt er unſer Auge und läßt uns eine Folge des Anfangs, den hiſtoriſchen Anfang, für den Anfang ſelbſt nehmen. So iſt z. B. der erſte Blick auf die Urſprünge der römiſchen Geſchichte gleich auf verſchiedene und oft blutige Abwägungen juriſtiſcher Gegenſeitigkeiten gerichtet. Aber dieſem zweiten Momente ging ein erſter voran, eine unmittelbare Tradition aus Albalonga, eine von dort herſtammende Genealogie, welche bei der erſten Grundſteinlegung Rom's für dieſen neuen Staat etwas Verpflichtendes hatte. Ebenſo war der Verlauf in den feudalen Staaten, wo namentlich die germaniſchen zunächſt auf einen geſellſchaftlichen Vertrag gegründet zu ſein ſcheinen. Doch werden wir unten genauer ausführen, daß dem germaniſchen Staatsprincip das Hauptſächlichſte mangelte, nämlich die Garantie der Dauer. Dieſe Gemeinweſen waren immer nur für den Moment berechnet, für den Krieg, für eine Gerichtsſitzung. Wenn der Feldherr ein Schwert in die Scheide ſtecken oder der Richter ſeinen Stab ſenken mußte, ſo hatte der Begriff des Staates aufgehört, weil Staat bei unſern Voreltern in der That nur ein momentaner Auftrag war. Alles nun, was ſich über die Dauer dieſer Bevollmächtigung hinaus erhielt, war Uſurpation, ſelbſt der Glanz und das Andenken gut geführter Kriege und weiſe gehaltener Gerichtsſitzungen. Das Regiment entſtand bei den Germanen erſt durch einen Gebrauch

über Sebastian Brandt's geschmackloses, langweilig moralisirendes Narrenschiff, vor jungen Franzosen, die den Mund aufsperrten, wie über ein Werk von seltenem Werthe, eine Stunde lang mit Geist und Geschmack reden zu hören.

Armand Bertin, den jetzigen Besitzer der Debats, sah ich in einer Gesellschaft, wo mir auch Hektor Berlioz, Alfred de Vigny, ein gereister Diplomat, Graf Viel-Castel, und Herr von Eckstein bekannt wurden.

A. Bertin, ein Vierziger von unfranzösischem Embonpoint, setzt die Vertheidigung der Doktrin so lange fort, bis auch er, wie sein Vater und Oheim, in die Pairskammer „versammelt" werden wird. Herr Bertin ist kein Schriftsteller. Die Artikel seines einflußreichen und unstreitig ersten französischen Blattes schreiben de Sacy, St. Marc Girardin, Michel Chevalier, Jules Maurel, Xavier Raymond, Adolph Guerout, Antoine de la Tour, Theodor Benazet, Cuvillier Fleury, der Pole Tinsky, ohne die artistischen und unterhaltenden Mitarbeiter. Herr Bertin leitet das Ganze. Er holt sich die Parole von den Ministern, vom Könige, von den einflußreichsten Deputirten. Graf Molé macht bei ihm Visiten und bittet ihn, seiner bei der nächsten Combination zu gedenken. Herr Bertin regiert Frankreich; denn Die, die Frankreich zu regieren das Recht haben, geizen nach seinem Beistande, nach seiner Übereinstim-

mung. Ob Herr Bertin dieſe bedeutende Unterſtützung, die das „Syſtem" ihm verdankt, rein aus ſeiner Überzeugung und ſeiner perſönlichen Hingebung fließen läßt oder ob ihm das „Syſtem" ſeinerſeits dafür erkenntlich iſt, weiß ich nicht.

Herr von Eckſtein gehört uns Deutſchen an, ob er gleich ſeit den vielen Jahren ſeines pariſer Aufenthaltes Franzoſe geworden iſt und es vorzieht, in Paris für einen gebornen Dänen zu gelten. Herr von Eckſtein iſt ein Mann von Geiſt, trotz ſeiner Artikel in der Allgemeinen Zeitung. Ein Publiziſt, der der Leidenſchaft und dem Vorurtheil erliegt, kann im Grunde kein geiſtvoller genannt werden; doch ſpricht Herr von Eckſtein über ſeine Briefe in der Allgemeinen Zeitung ſo, als wenn ſie ihm nur halb gehörten. Herr von Eckſtein treibt in ſeinen Mußeſtunden orientaliſche Literatur. „Ich ſchreibe die Briefe in der Allgemeinen Zeitung nur, ſagte er, um mir indiſche Bücher zu kaufen." — Herr von Eckſtein gehört zu jenen conſervativen Schriftſtellern, denen man oft mit Unrecht vorzuwerfen pflegt, ihre Anſichten wären ihnen nicht Ernſt, ſie glaubten ſelbſt am wenigſten, was ſie ſchrieben. Herr von Eckſtein hat ein lebhaftes, blitzendes Auge, eine ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie, die auf mehr Phantaſie, als Charakter deutet, eine Univerſalität des Wiſſens, die ſeinen geſchmackvollen, oft witzigen Dialog

überall heimiſch macht. Mich betrübte die Gleichgültigkeit, mit der Herr von Eckſtein über ſeine publiziſtiſche Wirkſamkeit ſprach. Wenn man in einer der erſten Zeitungen Europas, in einer Zeitung, die Frankreich mit Preußen, Öſterreich und Rußland vermittelt, faſt täglich eine Nation, wie die franzöſiſche, ſeit ſo vielen Jahren herabſetzt, alle franzöſiſchen Staatsmänner beleidigt, alle Parteien in Bauſch und Bogen beurtheilt, und von dem ganzen Geiſtesreichthum dieſer Nation nichts den Deutſchen zu empfehlen pflegt, als die Abgeſchmacktheiten einer Gazette de France und die Hohlheiten einer Quotidienne, ſo ſollte man von einer ſo gewagten Aufgabe mit weniger Leichtmuth ſprechen, als es Herr von Eckſtein that. Alle franzöſiſchen Staatsmänner klagen über Eckſtein's Verunglimpfungen Frankreichs. St. Marc Girardin ſagte mir: „Es iſt abſcheulich, wie man Frankreich in dieſen Correſpondenzen der Allgemeinen Zeitung hinſtellt. Während Frankreich täglich glücklicher, täglich ruhiger wird, ſtellt man unſer Land vor Öſtreich, Preußen und Rußland hin, als müßt' es täglich an innerer Fäulniß verweſen, täglich wie ein verfaultes Tuch auseinandergehen. Wie Voltaire in ſeiner Correſpondenz vierzig Jahre hindurch ſchreibt: „Ich bin krank — Ich ſterbe — Ich bin ſchon todt" und doch über achtzig Jahre alt wurde, ſo ſchreiben dieſe Correſpondenten: Frankreich iſt krank,

Frankreich ſtirbt, Frankreich wird ſterben, Frankreich iſt ſchon todt, und Frankreich lebt, trotz dieſer Bülletins, glücklicher und geſunder als jemals. Herr von Eckſtein gehört zu jenen Conſervativen, die revolutionärer, als die Revolutionäre ſind." Ich muß bei dieſer Gelegenheit eine Bemerkung machen: Herr von Eckſtein, der ſeit zehn Jahren Frankreich herabſetzt und alle Lebensäußerungen, alle Anſtrengungen dieſes Landes, um zu Frieden und Ruhe zu gelangen, einſeitig, unhaltbar, wenn nicht gar verbrecheriſch findet, Herr von Eckſtein, der ſeit Jahren Frankreich benutzt, um Deutſchland und Rußland die Schrecken der Volksſouveränetät zu beweiſen, der in ſieben oder acht Categorien, als da ſind, Napoleoniſten, Legitimiſten, Ralliirte, Advokaten, Kabalenſchmiede, Phraſenſchmiede u. ſ. w., das ganze geiſtige und politiſche Leben Frankreichs wie in die Schemata eines Paßſignalements hineinzwängt, Herr von Eckſtein lebt in Paris unangefochten, lebt geduldet, hier und dort gut aufgenommen, ſicher geſtellt durch eine Gaſtfreundſchaft, die wir in Deutſchland nicht kennen würden. Wie lange dürfte wol ein Franzoſe in Berlin und Wien ſich aufhalten, der dem Journal des Debats ſolche Schilderungen der gouvernementalen Gewalten in Preußen und Öſtreich ſchickte, wie ſie Herr von Eckſtein über die Julidynaſtie ſeit Jahren faſt täglich nach Augsburg ſchickt? Ich bemerke noch-

mals, daß ich, abgesehen von dieser Herzensmeinung, vor Herrn von Eckstein's Geist die größte Hochachtung habe.

Unter Hektor Berlioz hatt' ich mir nicht den gedrungenen, untersetzten Mann vorgestellt, den ich fand. Es liegt in seinen Feuilletons mehr Phantasie, in seiner Gestalt mehr Kritik. Berlioz hat einen ausdrucksvollen Kopf, eine strenge Physionomie, in der sich die tiefste Erkenntniß des Wahren in der Musik, aber theilweise auch das Unvermögen, seinen Idealen selbst nachzukommen, ausspricht. Es fehlt der Stirne das Gepräge des freien Wagnisses, die Glätte des heitern Entschlusses, während sie edel genug den denkenden Ernst und eine gewisse brütende Melancholie des Verzagens ausdrückt. Berlioz vertritt vor Frankreich die classische Musik, er ist der Feind der großen Trommel, der Pickelflöte, des Bassethornes und der Ventilcompete; er basirt die Musik auf Harmonie und Melodie, verlangt Genie in der Auffassung und Fleiß in der Durchführung. Hektor Berlioz ist nicht frei in seinen kritischen Urtheilen von den Einflüssen dieser oder jener persönlichen Beziehung. Es ist unmöglich, sich in Paris ganz zu isoliren, oder, was dasselbe sagt, immer wahr zu sein. Sonst steht sein keuscher, kritischer Sinn in einem betrübenden Widerspruch mit dem eigenen Unvermögen. Ich kann nicht glauben, daß es eine

Verſchwörung iſt, wenn man die Muſik, die Berlioz ſelber ſchreibt, nicht hören und gegenwärtig ſogar nicht mehr ausführen will. Für die Harmonien, die in ſeiner Seele tönen, hat er nicht die Logarithmen der irdiſchen Technik, die verrechenbaren Zahlen und hörbaren Noten finden können. Da, wo er in ſeinen Symphonien bis in die Sphären beſſerer Welten ſchwebt, findet die Menge nur ein wüſtes Chaos von Tönen, in welchem einige klare Gedanken vergebens ringen, das Dunkel zu beſiegen und mit triumphirendem Wohlklang alle Gefühle in dem einen des ergriffenſten Behagens aufzulöſen. Berlioz will lachen, weinen, ſterben, wie Beethoven, aber ſein Lachen iſt Grinſen, ſein Weinen Greinen, ſein Leben Übermuth, ſein Sterben Ermüdung. Berlioz malt die Empfindungen, die er haben, die er wecken ſollte. Er malt ſie mit einem Aufgebot von Kraft, das grade dies Gefühl der innern Schwäche verräth. Ich hörte von ihm eine Ouvertüre, die die Sinne ſchwindeln macht. Blechinſtrumente, Pauken, Contrabäſſe, Alles raſt in wildem, orgiaſtiſchem Taumel. Eines will das Andre niederſchmettern, eine Kraft will die andre überbieten. So ſchön das Ganze als Kunſtwerk gearbeitet war, ſo lieblich das Cantabile eines Zwiſchenſatzes, man erliegt dieſer maſſenhaften Anhäufung, man flieht ſie, weil ſie den Nerven wehthut. Die Abſichtlichkeit des Kritikers überwuchert den freien

Schaffenstrieb des Genies, und so bestätigt sich aufs Neue jener ohne Zweifel weise überlegte aber grausame Plan der Schöpfung, dem Einen zu geben, was er oft selbst nicht versteht, und dem Andern zu versagen, wornach er mit allen Poren seines Herzens dürstet, worauf er mit Tantalusqual die schmachtenden Blicke wendet.

Ganz besonders wohlthuend war mir die Nähe Alfred de Vigny's. Graf de Vigny war früher Militair und verließ nach sechszehnjährigem thatenlosen Garnisondienste die Linie als Hauptmann einer Compagnie. Die Liebe zur Dichtkunst hatte den jungen Offizier mitten in der Langenweile eines Dienstes ergriffen, dem er sich mit Hoffnung auf Thaten und Ruhm gewidmet hatte. Alfred de Vigny erinnerte mich an unsern verstorbenen Gaudy, nur daß de Vigny's Kraft größer, sein Wille ernster, sein Gemüth harmonischer ist. Der Dichter der „Eloah", des „Cinq Mars", des „Stello" und „Chatterton" ist 43 Jahre. Sein Äußeres verräth den Edelmann, seine Haltung den Offizier. Alles Übrige ist Dichter. In dem Auge streiten ein edler Ehrgeiz und Schwärmerei mit ihren blendendsten Lichtern, seine Rede ist melodisch, sein Styl gewählt, seine Gedanken rudern immer der Tiefe zu, fliehend die Seichtigkeit, selbst wenn diese nur die allein verstandene ist. Alfred de Vigny ist keines jener Genies, die mit einer ursprünglichen Prädestination sich

in die Strömung des Lebens und der Dichtung werfen. Man sieht und hört und liest ihm an, daß seine Dichtkunst nur geweckt wurde durch den Zufall, daß sie hätte schlummern können, ohne der Welt zu fehlen, daß sie zuweilen mehr eine Frucht der Begeisterung, als des Naturells ist. Aber dafür sind ihm auch die nie ausbleibenden Schlacken des ursprünglichen Genies fremd. Er ist nie flüchtig, nie unüberlegt, er wagt sich nie in Gebiete, für die er seine Kraft nicht gemessen hat. Er faßt seine Pläne mit großem Entzücken auf, dann bezweifelt er sie, er läßt sie liegen. Nun locken sie ihn wieder: er arbeitet den Plan weiter aus, verwirft ihn wieder, beginnt ihn aufs neue. Sind alle seine Materialien zurecht gelegt, dann geht er an die Ausführung selbst und bewährt hier eines der sinnigsten Talente unsrer Zeit. Ein sicherer Genius führt ihm die Feder, die nie über das vorgesteckte Ziel hinausgleitet. Es ist eine Musivarbeit im feinsten Sinne, was er nur immer geben wird. Es ist eine harmonische Schöpfung, in der nichts sorglos vorausgesetzt, nichts nachlässig verschwiegen bleibt, sondern wo Alles in festen, sicheren Umrissen vollständig und mehr als einmal überarbeitet ans Tageslicht tritt. Alfred de Vigny besitzt vielleicht nicht die ursprüngliche Kraft Victor Hugo's, jedenfalls nicht das lyrische Selbstvertrauen des uns Deutschen als Dichter ganz entschieden

gleichgültigen Lamartine, aber er übertrifft Beide an Sauberkeit des Details und künſtleriſcher Meiſterſchaft in der Behandlung der Einzelnheiten.

Vor dem Diner, das dieſen Kranz von bedeutenden Namen vereinte, ſprach A. de Vigny über Thränen. Die Taſchentücher der Boulevardstheater hatten uns auf Thränen gebracht. „Man will jetzt nur, ſagte der Verfaſſer des vielbeweinten Chatterton, man will nur Kunſtwerke gelten laſſen, in denen ſich das Rührende nicht höher verſteigen darf, als bis zu einem Gefühl erhabenen Staunens. Man will nicht Thränen, ſondern nur die Andeutung, hier wäre eine Stelle, wo man allenfalls weinen könnte.“ Alfred de Vigny hat ein Recht, über Thränen zu reden. Seine Eloah iſt geboren aus einer Chriſtuszähre.

„Ihre Werke erſchienen in langen Zwiſchenräumen?“

„Ich bin, antwortete de Vigny, in Sorge, mit unreifen Dingen vor das Publikum zu treten. Ich arbeite jeden Tag. Ich habe immer einen Roman, ein Drama, ein Gedicht unter der Feder, aber ich kann mich nicht entſchließen, etwas herauszugeben. Mein letztes Werk: Freuden und Leiden des Kriegerſtandes (servitude et grandeur de la vie militaire), erſchien vor ſechs Jahren.“

Ich konnte nicht umhin zu bemerken: „So preiſen Sie Ihr Geſchick, das Ihnen erlaubt, ſo zurückhaltend

zu ſein. Wären die andern Dichter nicht arm, ihre Werke würden beſſer ſein. Sie ſind reich, wiſſen aber, was Armuth iſt. Sie haben es in ihrem Chatterton gezeigt."

„Iſt Chatterton in Deutſchland aufgeführt?"

„Ich entſinne mich nicht."

„Frau von M. in Berlin ſagte mir, er wäre in Lübeck gegeben."

Ich war ſo grauſam zu lächeln. In Lübeck! In Lübeck beim Grafen Hahn! Mir fiel der Unterſchied zwiſchen dem Theater français und einer ſogenannten deutſchen conceſſionirten Theaterentrepriſe ſo auf, daß ich durch meine Ironie einen Fehler beging, den ich gut machen mußte. „Ich habe Ihren Chatterton gegen J. Janin vertheidigt. Ich hatte ein perſönliches Intereſſe, da ich einen Helden in Richard Savage wählte, der mit Chatterton Ähnlichkeit hat. Es iſt ſehr leicht, für nichtsnutzige Schreibereien jährlich 20,000 Franken verdienen und einem wahren Dichter vorwerfen, wenn ſeine Gedichte ihm nichts eintrügen, lieber ein Holzſäger zu werden."

„Mein Chatterton, bemerkte de Vigny, iſt nicht der hiſtoriſche, das räum' ich ein. Ich habe ihn mir aus der Maſſe der leidenden Dichter herausgenommen, um zu zeigen, daß die Vorſehung etwas hart mit ihren Lieblingen umgeht. Man glaubte in Paris, ich wollte,

der übertragenen Gewalt, der länger, als geſetzlich war. Entweder eine ſchweigende Zuſtimmung oder ein dreiſtes Wagniß kam hier der Uſurpation zu Hülfe. Nächſt der Uſurpation regte ſich der Widerſpruch, ob ihn die Geſchichte verzeichnet hat oder nicht. Man muß annehmen, daß alle conſtituirten Staaten der älteren und mittleren Zeit ihren Urſprung haben aus jener rechtlichen Abfindung des Widerſpruches nicht mit der freien Wahl, wie der geſellſchaftliche Vertrag lehrt, ſondern mit einer Gewalt, welche ſchon immer ſo weit gediehen war, daß ſie einen beinahe ſichern Rücken hatte und auf ihren Forderungen mit einigem Trotze beſtehen durfte. So entwickelten ſich die griechiſchen Staaten, ſo beſonders Rom und die feudaliſtiſchen Gemeinweſen der germaniſchen Welt.

Neuere Anſichten, welche von Haller in Umlauf gebracht und von der Originalität eines Heinrich Leo noch jetzt unterſtützt werden, verſuchten es, die Politik zu einem Zweige der Naturwiſſenſchaften zu machen. Für die Staaten ſollten die Schriften eines Linné von größerem Werthe ſein, als die Montesquieu's. Hier werden die Gemeinweſen Producte der Natur, Vegetabilien von zarter und philoſophiſcher Sinnigkeit. In der That haben die alten Sachſen eine Tradition gehabt, nach welcher ihre Vorvordern urſprünglich Baumfrüchte geweſen ſind. In nämlicher Weiſe ergaben ſich hier auch die Inſtitutionen als Erzeugniſſe der willkürlichen, freiheitloſen Materie. Mit dieſer Phyſiologie wollte Haller das hiſtoriſche Unrecht rechtfertigen. Leo will nur die organiſchen Staaten von einer Verwechſelung mit den mechaniſchen retten.

Die Geſchichte widerſpricht auf jedem ihrer Blätter dieſem gemüthlichen Entſtändniſſe der Staaten. Sie lehrt, daß

weil Chatterton Gift nimmt, den Selbſtmord lehren, den Selbſtmord beſchönigen. Trotz dieſer Verfolgungen hat die große Maſſe Antheil an meinem Werk genommen und mich beſſer verſtanden, als die Kritik, die nun einmal das Privilegium des Misverſtehens hat."

Wir kamen auf die Stellung der anderen Künſte zur Geſellſchaft. Alfred de Vigny bemerkte: „Meine Überzeugung iſt die, daß die Regierungen die Dichter ſchützen, ihnen Mittel geben müſſen, um rein ihren Ideen zu leben. Soll ich Ihnen aber ſagen, warum man die Muſik und die Tanzkunſt beſchützt? Die Könige geben den Sängern, den Tänzerinnen, nichts den Dichtern. Die Dichter ſingen die Hoffnungen des Volkes, ſie ſingen die Freiheit. Aber die herumreiſenden Virtuoſen, die Klavierſpieler, die Geiger können kein Volk aufklären, keine Sklaven befreien. Darum werden dieſe mit offenen Armen aufgenommen, dieſe mit Orden belohnt. Einer Taglioni hängt die ruſſiſche Kaiſerin Diamanten um."

Im Journal des Débats war an demſelben Tage ein Artikel über Strauß und ſein Leben Jeſu erſchienen. Ich beklagte mich über den abſprechenden Ton dieſer ſeinſollenden Kritik. De Vigny lächelte: „Ich will Ihnen ſagen, wie es damit ſteht. Strauß' Buch iſt ins Franzöſiſche überſetzt, ich habe es mir ſelbſt gekauft und mit großem Intereſſe ſtudirt. Das Buch

hat auch bei uns in Frankreich viel Aufſehen gemacht. Warum das Journal des Débats dies leugnet, das iſt ein Geheimniß, das ich Ihnen hier nicht erklären kann."

Sein Blick auf den König der Debats, Herrn Bertin, erklärte mir hinlänglich das Geheimniß.

In Allem, was Alfred de Vigny ſprach, erkannt' ich den Denker, den Dichter, den edlen Menſchen. Alfred de Vigny iſt reich und ſpricht für die Armuth; er iſt Graf und ſpricht für die Freiheit. Am 21. wird er bei der Academie durchfallen. Er bewirbt ſich mit St. Beuve und Vatout um einen Sitz neben Victor Hugo und Scribe. Er wird ihn nicht bekommen, er wird ihn ſpäter bekommen. Mit der Academie iſt es, wie mit dem Senat einer gewiſſen freien Stadt in Deutſchland, der jedes Geſuch erſt zwei Mal abſchlägt, ehe er es beim dritten Male mit einigen Bedingungen bewilligt.

Dieſen für mich ohne Zweifel merkwürdigen Abend verdank' ich der Gräfin d'A. Ein Weſen, dem es möglich iſt, Dichter um ſich zu verſammeln, muß ſelbſt ein Gegenſtand für Dichter ſein. Ich kann an dieſe Frau nie denken, ohne die Macht der Kunſt zu bewundern. Welch ein Zauber muß in dem Umgang mit den Muſen liegen! Hör' ich die Gräfin d'A. im franzöſiſchen Geſpräch mit Geiſt, im vollendetſten deutſchen Dialog mit Gemüth reden, ſeh' ich ſie am Clavier,

durcheilt ſie mit prüfendem Kennerblick die Galerien der Gemälde, deren Schönheiten und Fehler ihr auf den erſten Blick entgegen ſpringen, führt ſie ſelbſt mit jenem ſchönen intuitiven Styl, der den Frauen eigenthümlich iſt, die Feder und denke ich mir dann unter dieſem glänzenden Spiegel doch einen dunkeln Grund von Leiden und Schmerzen, eine Vergangenheit und eine Gegenwart, gehüllt vielleicht in düſtere Schatten der Melancholie, beweint von einem weißen Engel, der klagend ſein Haupt ſtützt, zur Erde blickt und die umgekehrte Fackel auf dem Boden langſam verlöſchen ſieht, denk' ich mir dieſen Schmerz und dieſen Troſt, dieſe Klage und dieſe Linderung, ſo begreif' ich, warum die Alten die Muſen ſo oft die Töchter der Nacht genannt haben. Die Gräfin d'A. iſt jene Aralella, die in der der Verherrlichung G. Sand's gewidmeten Voyage à Chamouny mitten aus den Wirren eines geiſtreich wilden Künſtlerkreiſes ſtets wie ein Marmorbild aus dunkelgrüner Myrten- und Pinienwaldung leuchtet, ſchweigend, hingegeben, anmuthig und doch voll Hoheit, ein Bild des verklärten Schmerzes, ein Bild jener Liebe, die die Zahl der Opfer, deren ſie fähig iſt, nicht nach den Stunden ihres Glückes wägt.

Und hier muß ich geſtehen, daß ich nun doch bei Georg Sand geweſen bin. Sie hatte mir geſchrieben: „Sie finden mich jeden Abend zu Hauſe. Sollten Sie

mich aber in Verhandlung mit einem Advokaten treffen oder gezwungen, schnell auszugehen, so müssen Sie mir dies nicht als Unhöflichkeit auslegen. Ich bin jeden Moment den Folgen eines Prozesses ausgesetzt, den ich in diesem Augenblick mit meinem Verleger führe. Sehen Sie darin einen Zug unserer französischen Sitten, über den mein Patriotismus erröthen muß. Ich klage gegen meinen Verleger, der mich körperlich zwingen will, ihm einen Roman zu schreiben nach seinem Gefallen, d. h. nach seinen Grundsätzen. Unser Leben vergeht in den trübsten Nothwendigkeiten und erhält sich nur durch Kümmernisse und Opfer. Übrigens werden Sie die Züge einer Frau von vierzig Jahren finden, die ihr ganzes Leben darauf verwandt hat, nicht durch Anmuth zu gefallen, sondern durch ihre Offenheit zu misfallen. Misfall' ich Ihren Augen, so werde ich doch in Ihrem Herzen die Stelle behalten, die Sie mir eingeräumt haben. Ich verdanke sie der Wahrheitsliebe, einer Leidenschaft, die Sie auch aus meinen literärischen Versuchen herausempfunden haben."

Ich ging nun eines Abends zu ihr. In einem kleinen Zimmer (wir würden es eine Kammer nennen, der Franzose nennt es: „la petite chapelle"), in einem Raum von kaum zehn Quadratfuß saß sie beim Kamin und stickte an einer Handarbeit. Ihr gegenüber ihre Tochter. Der kleine Raum, spärlich erhellt durch

eine Lampe mit düſterm Schirm. Nicht mehr Licht als nöthig war, um die Zeuge zu erhellen, an denen Mutter und Tochter arbeiteten. Auf einem Eckdivan ſaßen im tiefſten Schatten zwei Männer, die nach franzöſiſcher Sitte nicht vorgeſtellt wurden. Sie verhielten ſich ſchweigend, was die feierliche, ängſtliche Spannung des Augenblicks noch vermehrte. Ein leiſes Athmen, eine drückende Schwüle, eine große Beängſtigung des Herzens. Die Flamme in der matten Leuchte zitterte, ſtill bewegt; im Kamin verglühten die Kohlen zu weiß ſchimmender Aſche, nur das geiſterhafte Klopfen einer Uhr ſchien das einzige Leben zu verrathen. Es klopfte in meiner Bruſttaſche. Es war meine Uhr, nicht mein Herz.

Ich ſaß auf einem Seſſel.

„Verzeihen Sie mein mangelhaftes Franzöſiſch. Ich las zu oft Ihre Werke und zu ſelten die Comödien Scribe's. Bei Ihnen lernt man die ſtumme Sprache der Poeſie, bei Scribe die Sprache der Converſation."

„Wie gefällt Ihnen Paris?"

„Ich finde es, wie ich's erwartet habe. Neu iſt allerdings ein Prozeß wie der Ihre. Wie ſteht es damit?"

Ein bitteres Lächeln ſtatt der Antwort.

„Was heißt in Frankreich körperlich zwingen?"

„Gefängniß."

„Man wird eine Frau nicht in ein Gefängniß ſetzen, um einen Roman zu ſchreiben. Was nennt Ihr Verleger ſeine Grundſätze?"

„Die, die von den meinen abweichen. Ich bin ihm zu demokratiſch geworden."

Und die Handwerker kaufen keine Romane! dacht' ich. „Hat die revue independante guten Fortgang?"

„Für ein junges Blatt ſehr bedeutenden. Eben Buloz, von der revue des deux mondes will mich zwingen, ihm einen Roman zu ſchreiben."

Hier hätt' ich viel gegen die neue Tendenz der Romane Georg Sand's einwenden mögen, doch würd' es nicht discret geweſen ſein.

„Sie ſind Dramatiker?"

„Ich habe für die moderne Literatur den Übergang oder ſoll ich ſagen, die Retraite auf die Bühne geſucht. Es iſt ein gutes Mittel, das Maß zu prüfen, bis zu welchem die Literatur gehen darf. Der Roman geht weiter, als die Maſſe folgen kann. Um den Roman wieder einzuholen, bedarf es des Dramas. Der Maſſe unmittelbar gegenüber, lernt man Das ſchätzen, was man geben muß, um der Maſſe begreiflich zu bleiben."

„Haben Sie gute Schauſpieler in Deutſchland?"

„Eben ſo große Talente wie in Frankreich, nur nicht ſo ausgebildete Spezialitäten. Unſere Oper, wenn

ſie hier, ehe ſie nach London geht, ſingen ſollte, könnte den Italienern zu ſchaffen machen."

„Die Malibran und die Paſta ſind geweſen. Waren Sie im Theater français?"

„Um es nie wieder zu beſuchen, wenigſtens nicht für die Tragédie."

„Unſere Tragédie iſt wirklich ſehr veraltet, ſagte Georg Sand. Es ſind übertriebene Leidenſchaften, verzerrte Gefühle. Der Anflug von chevalereſker Höflichkeit und Courtoiſie erſcheint uns jetzt ſo lächerlich, wie er früher bewundert wurde. Das franzöſiſche Theater iſt gänzlich in Verfall. Nur die mittelmäßigſten Geiſter ſind es, die ſich noch mit ihm beſchäftigen. Unter den zahlloſen Stücken nicht eine Erſcheinung, die dauern wird. Scribe iſt gewiß ein großes Talent. Seine Combinationen ſind vortrefflich, aber ſie ſind nur auf eine momentane Wirkung baſirt. Tiefere Bedeutung geht ihm ab. Von allen dieſen Dramatikern verſucht Niemand, ſeinen Werken einen tieferen Sinn unterzulegen."

„Souveſtre vielleicht, doch iſt er trocken und dürr."

„Souveſtre. Sie haben Recht."

Gegen meinen Wunſch geriethen wir tiefer in die Intereſſen der dramatiſchen Literatur hinein, als mir für die Verfaſſerin der unglücklichen, durchaus verfehlten Coſima lieb ſein konnte. Georg Sand hat in die-

ſem Drama unſer gewöhnliches Theaterpublikum für eine tiefere Gefühlsdialektik begeiſtern wollen, war aber in der abſtrakten Abſicht ſtehen geblieben, ohne vorzudringen zur Geſtaltung, zu jener freien, rein anekdotiſchen Beherrſchung des Stoffes, die im Drama jede Tendenz, ſie mag ſein, welche ſie wolle, zuſammenzuzwängen hat. Ihre Coſima fiel gänzlich auseinander, da ihr dieſe Klammern und Angeln fehlten. Ich hätte gern dieſes mißliche Thema aufgegeben, aber wir geriethen immer wieder hinein. Von Schiller und Shakespeare wurde geſprochen, vom Dekorationswechſel, von der altengliſchen Bühne, von Balzac. Sie capricirte ſich, Balzac zu loben.

„Er wird in Deutſchland viel überſetzt? Er verdient es. Balzac iſt ein Mann von Geiſt, er hat außerordentlich viel erlebt und viel beobachtet."

Ich hatte im Sinne: ob auch gut? Ob auch in ſeiner Beatrix, wo er Sie perſiflirt? Natürlich verſchwieg ich dieſe Einwendung.

Die ängſtliche Spannung des Geſpräches hatte nachgelaſſen. Georg Sand ließ die Handarbeit liegen, ſchürte das Kaminfeuer und zündete eine jener unſchuldigen Cigaretten an, die mehr Papier, als Tabak, mehr Koketterie, als Emanzipation enthalten. „Sie ſind jünger, als ich dachte," ſagte ſie und erlaubte mir jetzt zum erſten Mal, am Schein der Lampe einige Streiflichter

zu verfolgen, die mir einen volleren Anblick ihrer Züge gestatteten. Das bekannte Bild ist ähnlich, doch ist das Urbild bei weitem nicht so stark, nicht so rundlich, wie dort. Aurora Dudevant ist eine kleine, behende Figur, mehr schmächtig und gazellenartig, als man nach jenem, einer Büste nachgebildeten Stahlstiche vermuthen sollte. Sie ähnelt Bettinen.

„Wer übersetzt mich in Deutschland?"

„Fanny Tarnow, die ihre Übersetzungen aber Bearbeitungen nennt."

„Wahrscheinlich läßt sie die sogenannten unmoralischen Stellen aus."

Sie sprach dies mit großer Ironie. Ich antwortete nicht, sondern blickte zu ihrer Tochter hinüber, die die Augen niederschlug. Die Pause, die hier folgte, war nur eine Sekunde, aber sie drückte das Gefühl einer Epoche aus.

Georg Sand weiß nichts von Deutschland. Darum kann sie es doch besser verstehen, als Die, welche hier Profession davon machen, Deutschland zu verstehen. Die französischen Gelehrten, die deutsche Zustände studierten, kennen uns meist nur einseitig. Besser man ignorirt uns, als daß man uns falsch beurtheilt und meistert. Wer, wie G. Sand, nichts von Deutschland weiß, kann darum doch eine tiefe Hochachtung vor dem deutschen Geiste hegen. Wer unsere Sprache nicht

verſteht, lernt uns durch unſere Muſik kennen. Georg Sand würde Deutſchland beſuchen, wenn ſie ihre Reiſen nicht dem Zwecke widmete, allein zu ſein. Sie hat von Bettina gehört und fragte mich nach Frau von Chézy. Von allen unſern Dichtern, Philoſophen und Gelehrten war ihr nur ein Name geläufig: Frau von Chézy! Sie erſtaunte, daß Frau von Chézy jetzt nur noch eine Stellung in der Memoirenliteratur hat. Sie hatte ſie für eine große Dichterin gehalten. „Madame de Chézy est devenue contemporaine," ſagte ich, worüber ſie lachte, weil ſie mich verſtand.

„Ich war kürzlich in der Deputirtenkammer, fuhr ich fort. Ich ſah dieſen Kampf jämmerlicher Leidenſchaften. Morgen werden über eine Scene, die mehr in die Schulſtube als in das Aſyl der Volksfreiheiten gehört, hundert große Journale berichten. Alle Spalten werden darüber mit Räſonnements bedeckt ſein. Wie kann eine geiſtreiche Nation ſich einbilden, daß man ſie noch länger für geiſtreich hält, wenn ſie täglich ſich dieſelbe nüchterne Speiſe vorkäuen läßt, dieſe ewigen Fragen: Guizot oder Thiers, Thiers oder Guizot? Sind dies Debatten, würdig unſerer Zeit? Wahrlich, die täglich hier verſchwendeten Hunderte von Folioſpalten in den Zeitungen würden beſſer angewendet werden, wenn Frankreich ſich um die geiſtigen und moraliſchen Leiſtungen anderer Völker kümmerte und ſich in ihnen

alle Gemeinwesen in Folge des Widerſpruches organiſirt und daß die Uebergänge aus der patriarchaliſchen in die politiſche Exiſtenz immer von einer ſcharfen, oft — geſchliffenen Grenzſcheide auseinander gehalten wurden. Das germaniſche Staatsprincip zunächſt iſt von Hauſe aus nichts als Bevollmächtigung, alſo ein Act der Willensfreiheit, der die Natur ausſchließt und die Verjährung immer als Uſurpation und Unrecht bezeichnen wird. Wäre das germaniſche Staatsprincip etwas Naturwüchſiges, ſo müßte es dauerbarer, bindender und univerſaler ſein. Im Gegentheil iſt der germaniſche Staat über fortwährenden Fluctuationen in der Geſchichte anzutreffen, die nur in einer unbeſchränkten Freiheit, alſo in einem Widerſpruche gegen die Natur, ihren Grund haben können. Das germaniſche Staatsprincip iſt integrirt von der Individualität, es iſt nichts, als die Individualität ſelbſt, die ſich entſchließt, ſich ein wenig zu regeln: wo iſt hier wachſende, feſſelnde und verjährende Natur? In der That das Hallerisch-Leo'ſche Princip, wenn es ſeine Anwendung in der Geſchichte irgendwo finden kann, eignet ſich höchſtens für die ſchnell improviſirten arabiſchen und tartariſchen Militärherrſchaften, wo die Unterdrückung nicht widerſprach, und die man leicht mit ſteil aufgeſchoſſenen Bäumen vergleichen kann, wo ſich oben die Herrſchaft palmen- oder pinienartig an das Volk ſo indifferent anſetzt, wie der Federbuſch an einem Helme flattert.

Man pflegt den Staat für den Culminationspunkt der Bildung auszugeben und doch ſanken ſeine Formen oft ſo ſchnell zuſammen und mußten entweder an den Begriff der Natur übergehen oder verloren ſich, wie das Hunnenreich, in eine plötzliche Unſichtbarkeit, die grauenerregend iſt. Gibt es in

über ein benachbartes Volk belehren ließe, von dem es mehr lernen kann, als aus dem troſtloſen Parteigetriebe, welches in Frankreich die Tagesordnung iſt."

Hier blitzten zum erſten Mal Georg Sand's Augen auf. Jetzt erſt wurd' ich von ihrem vollen Glanz getroffen. Es war die Region, wo ihre neuſte Richtung ſich entwickelt hatte. Sie ſagte: „Das iſt es, das iſt es!" Ich war auf dem Punkte des tieferen Bezuges zwiſchen uns, auf dem elektriſchen Punkte der Übereinſtimmung. Warum benutzt' ich nicht die wärmere Stimmung dieſes Augenblicks? Warum lähmte mir ein unheimliches, drückendes Gefühl die freiere Entwickelung?

Als ich von G. Sand geſchieden war und hinunterſtieg in das Dunkel der Nacht, war mir's wie ein Traum. Das kleine Zimmer, die matte Beleuchtung, die ſchweigende Tochter, die beiden männlichen Schatten an den Wänden, dieſe Stille, dieſe Pauſen, dieſe aphoriſtiſche Unterhaltung! Es ſchien, als wenn der Zufall das Zufälligſte, die Abſicht das Abſichtlichſte, die Zurückhaltung das Zurückhaltendſte geben wollte, und doch war das Ganze ein Gedicht geworden. Ich hatte mehr, als die wunderliche Frau geben wollte. Sie wollte nichts geben. Sie wollte eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen und mir unmöglich machen, dieſe Höflichkeit zu misbrauchen. Sie gab ſich kalt, mistrauiſch, ſogar gereizt. Sie zeigte Angſt, verrathen zu werden.

Sie fürchtete, mich zu enttäuschen, und wollte mich absichtlich enttäuschen. Sie gab Das mit erkünstelter Freiwilligkeit auf, was ich vielleicht selbst hätte verlieren können. Sie schnitt mir die Möglichkeit einer Prüfung ab, indem sie dem Fremden absichtlich die Elemente dieser Prüfung entzog. Dieser spitze, etwas frostige Ton ihrer Stimme war nicht der natürliche ihres Herzens. Dies stille, unheimliche Auflachen, das jedem Andern hätte gemüthlos erscheinen können, diese kurzen Fragen, diese noch kürzern Antworten, dieses Abwenden des Antlitzes — es erfüllte mich mit tiefem Mitleid für ein Herz, das durch bittere Erfahrungen in diesem Wesen, in dieser Art, sich zu geben, einen Wall finden mußte gegen bösen Willen, Verleumdung und Entstellung. Wie gern hätt' ich der genialen Frau gesagt: „Fürchten Sie sich doch nicht! Man kann sich fürchten vor Denen, die uns hassen, zuweilen sogar vor Denen, die uns lieben. Nie aber soll man sich fürchten vor Denen, die uns verehren."

Die Erwartung unter meinen Freunden, wie ich G. Sand gefunden hätte, war groß. „Sind Sie nun auch enttäuscht, wie alle Andern, die sie sahen, enttäuscht sind?" fragte man mich lachend von allen Seiten.

„Ich bin nicht enttäuscht," antwortete ich. „Ich habe sie allerdings anders gefunden, als ich dachte. Aber auch so hat sie mich um einen Blick in die Menschenseele reicher gemacht."

# Dritter Brief.

Paris, den 11. April 1842.

Heut will ich meine letzten Theatereindrücke ausschütten. Ich thu' es, um nicht wieder aufs Theater zurückzukommen. Die häufigen Wiederholungen der Stücke, so ersprießlich sie für die Kasse sind, so langweilig dem Fremden. Der Theaterzettel, der uns bei der Ankunft in Paris so sehr den Appetit reizt, wird uns nach vier Wochen schon nüchtern. Verwöhnt von den guten Bissen sehen wir, daß die guten Bissen immer wieder kommen und mehr als einmal rufen wir aus: „Toujours perdrix!"

Man spricht soviel von dem größern Talent der Franzosen für die Bühne, man rühmt den Reichthum ihres Repertoires, man erkennt ihnen das Theater als ihren eigentlichen Beruf zu. Es ist wahr, daß die Franzosen besser beobachten, als wir. Es ist noch mehr wahr, daß ihre Sitten gleichförmiger sind, als die unsrigen, und deshalb sich leichter beobachten lassen. Aber

dennoch kommen hier in Paris unzählige Nebenumstände zusammen, um dem Franzosen die Ausbildung seines dramatischen Berufes zu erleichtern. Es ist das hiesige Theater auf Voraussetzungen gebaut, die man in Deutschland nicht kennt, geschweige besitzt.

Schon oft hab' ich es gesagt und ich wiederhol' es, das pariser Publikum ist das mildeste von der Welt. Es ist mild, weil es billig ist. Es legt an die Beurtheilung eines neuen dramatischen Werkes nur den Maßstab, den dieses selbst voraussetzt. Es muthet dem Drama nicht zu, daß es Vaudeville, dem Vaudeville nicht, daß es höheres Lustspiel, dem Lustspiel nicht, daß es Schauspiel ist, es nimmt, was man gibt, und freut sich der Gabe, die es bezahlt. Der Franzose hat eine Hochachtung vor Allem, was geschrieben ist, noch größere Hochtung vor Allem, was gedruckt ist, die größte Hochachtung aber vor Allem, was gesprochen wird. Bei uns ist es grade umgekehrt. Uns imponirt nur der Buchstabe. That und Wort reizen unsern Widerspruch. Wir lassen uns nicht erschüttern, wir lassen uns nicht fortreißen. Wir wittern in Allem, was uns zugemuthet wird, einen Hinterhalt. Wir zergliedern jeden Genuß, jeden Eindruck. Wir erwehren uns noch der Thränen, während der Franzose schon weint, wir erwehren uns des Komischen, während der Franzose schon lacht. Es liegt zum Theil schon in unsrer Sprache.

Unſre Sprache hat etwas Schlotterndes, Haltloſes. Es fehlt ihr das ſcharfe Gepräge, es fehlt ihr die geſchloſſene Gliederung. Wir mistrauen jedem Aufgebot klingender Worte, wir nennen ſchwülſtig, was den Franzoſen erhaben dünkt. Was bei uns den Gebildeten erobern ſoll, muß poetiſch-naiv ſein; was aber der Maſſe imponirt, wird wieder allen Gebildeten misfallen. Wir haben eine Erhabenheit in manchen naiven Gedichten, die der Maſſe albern erſcheint.

Ich habe in Paris die dümmſten und langweiligſten Stücke geſehen. Es fiel dem Publikum nicht ein, ſie geiſtreich und unterhaltend zu finden, aber es ertrug ſie. Es wird nicht wiederkommen, es wird nach dem froſtigen Trauerſpiele noch eine drollige Farce ſehen, es kann im äußerſten Falle ſagen: ich war da, ich kenne das neue Stück, ich lebe mit der Mode, ich folge den Ereigniſſen! Niemem fiel ein, das Stück auszuziſchen oder die Schauſpieler zu inſultiren. Es gibt in Paris eine Art, die Stücke durchfallen zu laſſen, die ſchlagend iſt. Man geht nicht mehr hin. Die leere Kaſſe iſt das Fiasko, die verzweifelnde Miene des Direktors iſt das ganze Ungewitter, gegen das ſich ein junger Dichter zu rüſten hat. Er wird es noch ein Mal verſuchen, er wird etwas Beſſeres liefern, er liefert es, da er ſich Zeit nehmen kann, da man ihn das erſte nicht ein für alle Mal entmuthigt hat.

Die Kritik, so wesentlich zur Vermittelung des Talentes mit dem Publikum, ist hier zuweilen sehr heftig, sehr widersetzlich, aber im Durchschnitt weit milder, als in Deutschland. Ich sahe die mittelmäßigsten Stücke und fand sie überall gelobt. Man kennt hier den in Deutschland üblichen Maßstab nicht, von jeder dramatischen Novität den Umschwung der Welt zu erwarten. Wenn bei uns ein Trauerspiel nicht gleich eine neue Epoche in der Literatur bezeichnet, wenn es nicht, wie wir es nennen, „ins Volk dringt", wenn nicht Shakespeare und Schiller darüber vergessen werden, so setzt man es herab. Hier in Paris kennt man eine solche utopische Kritik nicht. Hier folgt die Jugend der Jugend, huldigt die Zeit der Zeit. Bei uns richten die siebziger Jahre die neunziger, das achtzehnte Jahrhundert richtet das neunzehnte, die Schule von Iffland und Schröder beurtheilt die Schule Raupach's, und die Schule Raupach's beurtheilt die Talente der Gegenwart. Wir haben Zeitschriften, bei denen die Dramaturgie in Händen von Leuten ist, die sich seit dreißig Jahren der Zeit entgegenstemmen. Einen solchen veralteten Rhadamantismus kennt man hier nicht. Jeder wird von Seinesgleichen beurtheilt, wie in den Geschwornengerichten. Will das Publikum dem Lob und Tadel nicht glauben, so kann es sich selbst unterrichten. Das Publikum ist hier keine Macht, keine Größe, kein Souve-

rain, dem man wie in Deutſchland ſchmeichelt. Gutes Publikum, man will dich täuſchen, liebes Publikum, man will dir etwas aufbürden, dieſe Phraſen der deutſchen Dramaturgie würden in Frankreich für unſinnig erklärt werden. Man appellirt in Frankreich wol an die Ehrlichkeit der Maſſe, aber nie an den Geiſt der Maſſe. Es herrſcht unter der franzöſiſchen Literatur ein Einverſtändniß, das uns im Angeſicht unſrer kritiſchen Niedrigkeiten, unſrer täglichen Denunziationen, unſrer Verdächtigungen und ſcheelſüchtigen gegenſeitigen Werthherabſetzungen, im Angeſicht des durch und durch pasquillantiſchen Charakters unſrer literariſchen Debatten melancholiſch ſtimmen kann.

Wenn ſich hier ein Stück nicht durch eignen Werth und die Kritik halten kann, ſo hält es ſich durch den Unternehmer, durch die Reklame. Der Unternehmer führt kein Stück auf, von dem er nicht ſeine Exiſtenz zu friſten gedenkt. So muß es gefallen, muß es ſich halten. Alle Feuilletons können es verdammen, in den Reklamen, die am Schluß jeder Zeitung ſtehen, wird es gelobt. Es wird gelobt im Entreakte, im Vert-Vert, in der Avant-Scene, in tauſend Blättern und Blättchen, die man beim Eintritt ins Theater für zwei oder drei Sous kauft. Ich ſage nicht, daß es gut iſt, wenn die Wahrheit dem Intereſſe geopfert wird. Ich ſage nur, daß hier der dramatiſche Autor Zeit hat, ſich in ſeinem

Talent zu entwickeln. Es hängt nicht, wie in Deutschland, von einem übersättigten Abonnentenpublikum ab, das alle Tage Opern, alle Tage Possen sehen will. In den folies dramatiques gibt man keine Opern, keine Krönungszüge. Man kann sie hier nicht erwarten. Gähnend streckt sich in Deutschland unser Parquet auf seinen Bänken und ennuyirt sich über die Experimente der Direktion. Gefällt das neue Stück, Himmel, dann wird es wiederholt. Dann hören wir Abonnirten, wir „zahlende" Theatergänger keine Puritaner, keine Krone von Cypern, keine Jüdin, dann hören wir alle Tage das neue Stück, bis es abgespielt ist. Lieber tödtet man es beim ersten Male der Aufführung. Ein französischer Theaterdichter schlug die Hände zusammen über diese Manöver. „Das ist noch nicht genug, fuhr ich fort. Sie sind am Ziel, wenn Ihr Stück in Paris gefallen hat. Bei uns wird es von Stadt zu Stadt herumgepeischt: überall Correspondenzen, überall Klatschberichte in den Zeitungen. Hier hat es nicht recht gefallen, hier hat es trotz der „vortrefflichen" Darstellung misfallen, hier soll's erst noch gegeben werden, hier verspricht man sich nichts davon, und Weimar, Cassel, Frankfurt, Nürnberg, Pesth, Prag, Magdeburg, Breslau, alle diese Städte wetteifern miteinander, keine ordnet ihr Urtheil dem Urtheil der andern unter, jede richtet, jede ist Instanz, jede hat ihre boshaften Bericht-

erſtatter. Ermüdet von dieſer Hetzjagd legt der dramatiſche Autor die Feder nieder und verläßt eine Laufbahn, die ihm nicht ein Zehntheil der Vortheile einbringt, die Sie von Ihrem Talente ziehen. Wie oft muß man unſern Direktoren in Deutſchland antworten: die Schreiberei, die ich von Ihrem Neſt, wenn ſie mein Stück geben, auszuſtehen habe, iſt mir das Honorar, das Sie zahlen, nicht werth. Ein ſolcher Direktor zahlt zehn Thaler für eine Arbeit, die, wenn er ſie von ſeiner ſchlechten Truppe darſtellen läßt, mir für zehntauſend Kummer und Ärger macht."

Zu dieſem äußern Sonnenſchein, der das franzöſiſche Theater ſo gut gedeihen läßt, kommen die günſtigſten innern Bedingungen. Ich rechne zu dieſen ganz beſonders die häufige Anwendung der Muſik. Die eingeſtreuten Couplets des Vaudeville mögen für die Schauſpieler eine große Unbequemlichkeit ſein, für den Dichter ſind ſie eine große Erleichterung. Die Muſik ergänzt, die Muſik zerſtreut. Wo die Gedanken ausgehen, mögen Töne kommen. Wo eine Situation ſich verknotet hat, mag die Muſik ſie auflöſen. Der geſungene Vers erhöht die Illuſion und erleichtert die Enttäuſchung. Der Geſang verwandelt Das, was ſoeben Ernſt ſchien, in Scherz, in Spiel, der Geſang ſpannt die Erwartung herab, mildert die Farben der Wirklichkeit und erlaubt eine tändelnde Digreſſion, eine leichtere Löſung, ein un-

befriedigenderes Ende. Die Muſik beſänftigt das Urtheil und kürzt die Langeweile. Die Monologe werden erträglich durch Muſikbegleitung. Die Finales der Scenen und Akte bekommen durch die Muſik Friſche und Abrundung. Im Drama der Porte St. Martin und des Ambigú wird die ſecondäre Hülfe der Muſik noch bedeutungsvoller. Wenn hier auch das Melodrama im frühern Sinne als geſprochenes Tongemälde aufgehört hat, ſo iſt doch für die hier üblichen großen Stücke die Muſik als weſentliche Ergänzung noch immer übrig geblieben. Jede lyriſche Stelle wird durch Muſik gehoben, jeder Monolog durch zitternde Violinenbegleitung mit einer Art Glorie umrahmt. Jedes Anſchwellen der Handlung wird beſchleunigt durch kurze, energiſche Geigenſtriche. Jede endlich gelingende That, jeder entſcheidende Moment verwandelt ſich durch eine plötzliche Cadenz der Inſtrumente in einen zuckenden Blitz, der uns mit all unſerm Verſtand, all unſerer Kritik, all unſern Bedenklichkeiten elektriſch durchrieſelt. Man kennt aus der Theaterſprache die ſogenannten Abgänge. Ein Abgang, ohne Effekt, ohne Herausforderung zum Applaus, kann einen ganzen Akt umwerfen. Eine nüchtern endende Scene, auf welche nun gar eine Verwandlung folgt, tödtet ein ganzes Drama. In den genannten Theatern wird dieſer Gefahr durch die Muſik vorgebaut. Die Muſik füllt jede Leere aus, einige

der Geſchichte Sätze für die Dauer der Staaten? Untrügliche kenn' ich nicht, aber ein annäherndes glaub' ich entwickeln zu können. Wenn es ein faſt mathematiſches Anſehen hat, ſo will ich damit nicht ſagen, daß es ſo ſicher iſt, wie Euclid.

Jeder Staat muß Radien haben, hiſtoriſche Blitze, welche ſein Weſen und ſeine Beſtimmung, wenn auch nur für einen Augenblick, erleuchten. Dieſe ſammle man! Man ſuche für ſie den Mittelpunkt zu finden und beſchreibe darauf mit Halbmeſſern den Umfang des Gemeinweſens. Die Peripherie, welche ſich durch dies Verfahren ergibt, iſt die ungefähre Zweckbeſtimmung und Idee des Staates und läßt einen Schluß auf die Dauer deſſelben machen. Man merke wohl: die kleinſte Peripherie kann oft die Garantie der längſten Dauer ſein!

Beobachtet man dies Verfahren, ſo wird man alle Staaten, welche in der Geſchichte auftauchten, in excentriſche und concentriſche getheilt finden, excentriſche in dem Sinne, daß ſie gar keinen Mittelpunkt haben, concentriſche in dem Sinne, daß ſie über die Länge ihres Diameters nicht hinausgehen.

Staaten der erſten Art haben keine Wahrſcheinlichkeit der Dauer für ſich. Die Haſt ihrer Tendenz erhält ſie eine Weile. Darauf werden ſie ſich erſchöpft haben. Alle ſchnell zuſammengefundenen Staaten der Völkerwanderung mußten eben ſo ſchnell ausathmen, weil ſie nur Anlauf, nur Tendenz in's Vague hinaus waren. Das Hunnenreich zerſtob in Nichts. Beſonders ſind es die arabiſchen Staaten, welche den obigen Satz beweiſen; das muhamedaniſche Prinzip iſt an und für ſich ſelbſt unvertilgbar, weil es Propaganda über die ganze Welt heißt. Der Koran will von den Nationen entweder Glauben oder Tribut. Hier gibt es keine Grenze: hier iſt ein excentriſches Princip, das an ſich niemals ſterben wird, das

kräftige Geigenſtriche heben jeden noch ſo matten Abgang. Findet gar eine Verwandlung ſtatt, ſo ſorgt ein vollſtändiges Tonſtück, ein ſchönes Solo dafür, den Zuſchauer in der Illuſion zu erhalten. Alle dieſe kraſſen Dramen, die man bei uns überſetzt hat, der Glöckner von St. Paul, die Galeerenſklaven, der Spieler, der Hungervertrag, Diana von Chivry, Richard Darlington u. ſ. w., werden mit Muſik gegeben. Wollte man ſie in Deutſchland vollſtändig überſetzen, ſo müßte man ihnen dieſen bindenden Kitt, dieſes Hülfsmittel zur Wahrſcheinlichkeit, nicht nehmen. Füg' ich nun noch hinzu, daß bei der claſſiſchen Tragödie im Theater Français nie der Vorhang fällt, ſondern die fünf Akte raſch hintereinander gegeben werden, füg' ich endlich noch hinzu, daß' hinter jedem Trauerſpiel noch ein Luſtſpiel folgt und der Jammer wegfällt, den man in Deutſchland, wenn Trauerſpiele angekündigt ſind, täglich hören kann: Ich geh' ins Theater, um mich zu amüſiren! ſo wird man begreifen, daß der größte Theil des Vorſprungs, den das Theater in Frankreich vor uns voraus hat, nicht im Talent, ſondern mindeſtens zu gleichen Theilen auch in den Umſtänden liegt.

Ich war in den folies dramatiques. Wenn neben an in der Gaité die Blouſe ſich erſt im zweiten Range zeigt, ſo ſitzt ſie hier ſchon im erſten. Man befindet ſich hier auf den beſten Plätzen ſchon mitten unter

Handwerkern, Studenten, Griſetten und Kindern; Allen gefällt das aufgeführte Stück und die Kritik, ſah ich, beurtheilte Amour et Amourette nach dieſem Gefallen. Es fragte Niemand, fängt mit Amour et Amourette eine neue Epoche der Literatur an? Man ließ das luſtige Studentenſpiel für Das gelten, für was es ſich gab. Amour et Amourette ſchildert Scenen aus dem Quartier Latin, Scenen aus der Chaumière, Scenen aus den Nachwehen des Philiſterlebens. Die Thränen, die nebenan in der Gaité Dem. Clariſſe vergießen macht, läßt hier Dem. Judith (eine Jüdin) fließen. Dem. Judith wurde viel applaudirt und ſie ſchien mir dieſe Aufmunterung zu verdienen. Für einen kleinen, noch unausgebildeten, faſt kindlichen Körper leiſtete ſie Unglaubliches. Sie liebt, ſie entſagt, ſie verzweifelt, ſie erklärt ſich ſchuldig, ſie wird gerechtfertigt, ſie wird glücklich: alle dieſe angreifenden Leidenſchaften und kraftraubenden Schickſale malte und ertrug ſie mit großer Ausdauer, wenn auch ohne höhere Grazie. Die komiſchen Parthien waren an viele junge hübſche Mädchen vertheilt. Die Griſetten wohnen bei den Studenten und führen ihnen die Menage. Sie kochen ihnen Rührеier, ſie backen ihnen Pfannkuchen, ſie ſtopfen ihnen Strümpfe, ſie flicken ihnen die Hemden, ſie friſiren ihnen das Haar und verlangen für alles Dies nichts, als Liebe, unüberſchwänglich viel Liebe und alle vier-

zehn Tage eine ſeidne Schürze. Wenn mir alle dieſe häuslichen und ländlichen Zerſtreuungen den Studenten eben nicht nützlich erſchienen, um ihr Recht und ihre Anatomie zu ſtudiren, ſo erſtaunt' ich, als ich ſah, daß Dem. Judith einem Studenten ſich als tugendhafte Griſette nicht nur ſelbſt ergibt, ſondern vom eignen Vater des jungen Mannes ihm als Schutzengel gegen die Sünde offiziell beigeordnet wird. Dem. Judith wohnt bei ihrem Freund, um zu verhindern, daß Andre bei ihm wohnen; ſie tanzt mit ihm, um zu verhindern, daß Andre mit ihm tanzen. Sie iſt förmlich bei ihm als Ableiter ſeiner Leidenſchaften inſtallirt. Sie näht ihm auch, ſie ſtopft ihm auch, ſie bäckt ihm auch Eierkuchen, ſie friſirt ihn auch. Sie liebt ihn wie ein deutſches Mädchen, keuſch, ſittſam, ſentimental, mit Citaten aus Tiedge und Matthiſon, nur mit dem Unterſchied, daß ſie auch in ſeinem Zimmer ſchläft. Und für alle dieſe Tugend, für alle dieſe hingebende Unſchuld will ſie der Vater des jungen Mannes nur mit einer Summe Geldes belohnen? Dumpfes Gemurmel der Bäſſe, zukkender Blitzeinſchlag der Violinen, das Schickſal naht ſich und die Thräne rinnt. Das Stück ſchien mir nach Verlauf von fünf Akten doch etwas unbefriedigend zu enden, was jedoch nicht hinderte, daß Alles vergnügt und wohlgemuth das Theater verließ.

Für die Porte St. Martin hatt' ich mir einen

Genuß eigner Art aufgeſpart, den einer erſten Vorſtellung. Ein ſolcher Genuß kommt in Paris etwas theuer. Für das Vergnügen, noch eine Stunde vor Beginn ohne Billet zu ſein, für eine noch ſchwankende und unſichre Vorſtellung, für eine Vorſtellung voller Längen, für ein Spiel, das noch an Gedächtnißlücken leidet, kurz für die hundert Mängel einer erſten Vorſtellung zahlt man hier drei bis vier Mal mehr, als die gewöhnlichen Eintrittspreiſe betragen. Um das neue Drama von Bouchardy Pàris le Bohemien, zu ſehen, zahlt' ich 15 Franken.

Da der Zudrang zu erſten Vorſtellungen von Stükken, denen man ein Intereſſe zutraut, ſehr groß iſt, ſo läge der Direktion viel daran, ſich die Billette theurer bezahlen zu laſſen. Eine Erhöhung der Kaſſenpreiſe darf aber nur gegen ausdrückliche, von der Regierung eingeholte Genehmigung ſtattfinden. Da die Regierung dieſe Erhöhung meiſtentheils verweigert, ſo nimmt man ſeine Zuflucht zu einem andern Mittel. Man verlegt die Kaſſe vom Corridor des Theaters auf die freie Straße. Man erklärt Jedem, der ein Billet haben will, es wäre keines mehr vorhanden, und überläßt ihn jenen Zwiſchenhändlern, die auf der Straße agiotiren. Der Entrepreneur dieſer Agiotage iſt die Direktion ſelbſt. Sie verkauft vierzehn Tage vor der erſten Vorſtellung die Billette an ſich ſelbſt, d. h. an eine Anzahl fingir-

ter Namen, die auf den Coupons der Billette als Käufer genannt ſind und die nun durch ihre Agenten auf der Straße, vor dem Theater, die einzig möglichen Entréen für das Doppelte und Dreifache wieder verkaufen. Der Gewinn gehört der Direktion. Eine erſte Vorſtellung in dem umfangreichen Theater der Porte St. Martin kann auf dieſe Art mehr als 10,000 Franken eintragen. Auch die Autoren machen es ſo mit den ihnen zuſtehenden billets d'auteur.

Die Porte St. Martin iſt in der Geſchichte des modernen Theaters von nicht geringer Bedeutung. Sie diente dem ſchlechten Geſchmacke und nützte dem guten. Sie zwang das gute Drama, ſich gegen den Wetteifer des ſchlechten zu rüſten. Die Porte St. Martin hat von allen europäiſchen Theatern die faule Lyrik vertrieben und wieder die Handlung für ſie eingeſetzt. Die Porte St. Martin gab das Schlechte in ſeinem ganzen Reize, in ſeinem ganzen äußeren Flitter und Schimmer und zwang das gute Drama, die erlaubten Künſte der Verführung ihr abzulauſchen.

Der dramatiſche Apparat dieſer Bühne iſt aus hundert Ueberſetzungen und Nachbildungen auch bei uns bekannt. Man wußte, daß das Drama erſchüttern ſoll, und begann vorläufig damit, daß man uns erſchrecken machte. Der claſſiſche Schrecken war der Tod, der moderne Schrecken wurde die Hinrichtung. Die ſchau-

erlichen Figuren der classischen Tragödie waren Todtengräber, die schauerlichen der modernen wurden die Scharfrichter. Um die Menschen in Schrecken zu setzen, fing man mit dem Schreckhaftesten an, mit der Guillotine. Man bedeckte das Schaffot erst mit Blumen. Man verhing es mit einem bunten Teppich, steckte Wachskerzen an und spielte zu Tanz und zur Liebe auf. Die wilde Phantasie der Dichter vereinte zwei Liebende in schwellenden Brautbetten, sie träumen, sie kosen, die Uhr schlägt zwölf, sie blicken um sich, das Schaffot! Mütter lieben ihre Söhne, Söhne ihre Mütter, alle Leidenschaften durchkreuzen sich in bacchantischer Vergessenheit, Wollust, Verbrechen, Tod und im Hintergrund beim Aufgehen einer dunklen Gardine in greller Beleuchtung mit rothem Mantel, auf das blanke Richtschwert gestützt, felsenfest, wie das Schicksal: le bourreau! So fing das moderne Drama an, das Drama der Effekte.

Später wurden diese Stücke langweilig, jetzt sind sie lächerlich. Es wollte Jemand den Hinko der Birch-Pfeiffer übersetzen. Der Direktor sagte: „Nous sommes fatigués des bourreaux.“ Von den Henkern ging man auf die mannssüchtigen Weiber über im Tour de Nesle, auf die Schlaftränke, Gifte und Gegengifte, wie in Catharina Howard, dann auf die Rettungen, wie im Reisewagen, dann auf Banditen und Spitzbuben wie Robert Macaire und Vautrin, dann auf untergescho-

bene Söhne, verfälſchte Teſtamente, geſtohlene Urkunden, wie in dem Drama, das jetzt ſeinen Zulauf hat, Pâris le Bohemien.

Dieſer Pâris iſt kein gewöhnlicher Zigeuner, wie wir in Deutſchland die Zigeuner aus Preziosa kennen. Er ſchmiert ſich ſein Hemde nicht etwa mit Talg ein und trägt es dann ſo lange, bis es ihm vom Leibe fällt, wie die ungariſchen Zigeuner. Mein Pâris iſt ein pariſer Zigeuner, ein civiliſirter Zigeuner, der die Laute ſpielt, den Degen führt, Liebe wecken und Liebe geben kann, ein Zigeuner, der am Hofe von Mailand eine große Rolle ſpielt, wie alle Franzoſen, die zu Hauſe Comödianten ſind und in der Fremde ſich einbilden, Miniſter ſein zu können. Und in der That, Pâris iſt ein Staatsmann und ein Schauſpieler. Da er in Mailand nicht mehr als Staatsmann geduldet wird, wird er Schauſpieler, und da er nicht mehr nöthig hat, Schauſpieler zu ſein, wird er wieder Staatsmann. Dies Marionettenſpiel begibt ſich unter Galeazzo Visconti von Mailand, unter ſehr ſchwierigen Verhältniſſen, rechts Gift, links Schaffot. Ein Teſtament iſt verfälſcht, ein Dokument iſt abhanden gekommen, ja ſogar ein Lebendiger iſt eingemauert, ganz wie der alte Maximilian in Schiller's Räubern. Von Angſt zu Schrecken, von Furcht zu Entſetzen hin und hergeſchleudert, beſtürmt von dem leidenſchaftlichen Spiel und den ergänzenden

Schauern der Muſik, gibt man ſich in der That dieſer Miſchung von Talent, Unſinn und Geſchmackloſigkeit für die Dauer des Abends gefangen.

Den gewaltigen Zwecken der Porte St. Martin ſind auch die Mittel dieſer Bühne angemeſſen. Der Blitz iſt hier mehr als das Aufleuchten einer Handvoll geſtoßenen Kolophoniums, der Donner mehr, als das hohle Stöhnen einer großen Trommel, bei der man mehr den Nachdruck der aufſchlagenden Hand als den Nachhall des Inſtrumentes hört. Der Sturm pfeift ſchrill wie durch die knarrende Wetterfahne einer alten Felſenburg, das Geſchrei des Aufruhrs, das Murmeln der Verſchwornen, das Lachen luſtiger Cumpane, die nicht wiſſen, daß ſie Gift aus ihren klirrenden Bechern trinken, das Alles wird mit Geſchmack und Umſicht ausgeführt. Und welche Schauſpieler! Sie ſind keine Genies: ich bewunderte nicht ihre Kunſt, ich bewunderte ihre Natur. Welche Lungen, welche donnernden Organe! Dieſe Bravaden, dieſe Abgänge! Der Kronleuchter zitterte, wenn Galeazzo wüthete. Man kennt in Deutſchland Wilhelm Kunſt, wenn er als Otto von Wittelsbach den Kaiſer Philipp ermordet, aber dies Organ, dieſer Wortſchall iſt Elfenſäuſeln gegen Herrn Jemma's Stimme, wenn er ſchwört, alle Menſchen lebendig braten zu laſſen.

Päris, der Zigeuner, tritt in ein halb Dutzend

Verkleidungen, als Gaukler, alter Kreuzfahrer, Jude, Wahnſinniger u. ſ. w. auf. Ich hatte dadurch den Vortheil, Frédéric Lemaitre, der ihn ſpielt, in ſeinem wahren Schauſpielerwerthe kennen zu lernen. Man hatte gleichſam Frédéric Lemaitre in ein halb Dutzend Stücken. Für jede Verkleidung bekam er einen Blumenkranz. Ich habe in Paris nie jenen kindiſchen Enthuſiasmus geſehen, den die Deutſchen an Schauſpieler und Virtuoſen verſchwenden, ich habe nur einmal und nur einen einzigen Hervorruf gehört, ich habe gehört, wie man über die berliner Liſzt-Komödie, über das öſterreichiſche Hervorruffieber lachte: nur der einzige Lemaitre durfte ſich einer Hingebung rühmen, die an die deutſchen Triumphe erinnerte. Er allein trug dies verworrene neue Drama. Er wird alle Stücke tragen, in denen er eine große Rolle hat. Man überſchüttete ihn mit Beifall, als wollte man ihn entſchädigen, daß er nicht im Theater Français ſpielt, als wollte man ihm ſagen: Du ſpielſt an der Porte St. Martin und biſt doch der größte Schauſpieler Frankreichs!

Frédéric Lemaitre hatt' ich mir als einen jungen feurigen Liebhaber mit outrirten Manieren vorgeſtellt. Ich dachte nie an ihn ohne an Ruy Blas zu denken, an Ruy Blas, den Bedienten, der Herzog wird, an Ruy Blas, der durch eine geheime Tapetenthür ſchreitend, die verſammelten Granden Spaniens überraſcht und ihnen

eine Rede voll Weisheit und Geſchichtskenntniß hält, eine hinreißende Rede, die nur den einen Fehler hat, daß man nicht weiß, wie ein Bedienter zu ihr kommt. Ich fand aber Lemaitre ganz anders. Ich fand einen bejahrten Mann, der die Hoheit ſeines Ganges und den Glanz ſeines Auges nur noch von der Begeiſterung für ſeine Rolle empfängt. Der Gang war gebrochen, der Glanz der Augen erloſchen, das Organ der Stimme heiſer und metallos, aber der Gang, das Auge, die Stimme, Alles kommt wieder, wenn nicht im erſten, doch im zweiten, wenn nicht im zweiten, doch im dritten Akt. Ich fand eine große Ähnlichkeit mit Seydelmann, nur mit dem Unterſchiede, daß man Seydelmann geſtatten müßte, außer Philipp, Alba, Shylok auch Poſa, Hamlet und Ferdinand in Kabale und Liebe zu ſpielen. Man ſah wol den folgenden Verkleidungen Lemaitre's an, daß ihm jugendliche Charakterrollen geläufiger ſind, als Greiſe und Juden, aber für Frankreich, wo Alles Specialität iſt, waren doch ſeine Metamorphoſen bedeutend. Er hatte ſogar einzelne Charakterzüge, die ihm deutſche Schauſpieler nicht ſo leicht nachſpielen würden. Bei uns folgt man der Tradition und entnimmt wenig der Beobachtung. Lemaitre gab ſeinen Poſſenreißer à la Odry, ſeinen alten Kreuzfahrer, ſeinen Juden ganz nach der Natur, aber natürlich bis zur Unſchönheit. Der fingirte Kreuzfahrer kommt aus

aber alle die Staaten, welche aus ihm entstehen, einer kurzen Dauer weiht, weil diese Staaten nur Feldlager und Stationen, und einstweilige Ruhepunkte sind, weil ihr Prinzip immer über die Grenzen hinausfahren wird. Wenn sich das türkische Reich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so ist dies eines Theils die Folge der sehr ernsten Angriffe, welche bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Occident von ihm zu leiden hatte, anderer Seits jener Umstand, daß die jetzige Türkei eine organisirte Eroberung war. Die spanischen und afrikanischen Reiche der Araber gingen schnell unter, weil sie aus dem Nichts geschaffen waren. Die Türken aber trafen eine Civilisation an, deren Resultate sie adoptirten, und Völker, welche sie namentlich in Europa sich selber einverleiben konnten. Wenn diese Integration des türkischen Reiches aber verbraucht ist, so stirbt es, denn der Koran gibt keinen Haltpunkt, kein Gesetz der Ruhe und der Resignation an und das zerstörendste „Gesetz der Trägheit" wäre doch wohl die Trägheit selbst.

Staaten, dagegen von centralen Zwecken sind approximativ in ihrer Dauer berechenbar. Von Rom's primitivem Universalismus nicht zu reden, erinnere ich nur an die Handelsrepubliken der alten und mittleren Zeit. Der Handelsgrundsatz ist kein absoluter, wie der der Eroberung, sondern abhängig von Erfindungen, Entdeckungen, geographischer Lage und Absatzwegen. Der Handelsgrundsatz kann immer nur sporadisch sich etabliren und Tyrus, Karthago werden so schnell abgeblüht sein, wie Venedig und Genua. Ein Gemeinwesen mit dem Grundsatze des Zwischenhandels erhält sich länger, weil es von den großen Ereignissen in der Handelswelt weniger empfindlich berührt wird. Augsburg, nicht zum

dem heiligen Kriege, hochbetagt, mit flutendem weißen Barte, ganz geharnischt, mürrisch, zornig, wie das Alter, das noch jung sein will, taub, ohne eine Antwort schuldig zu bleiben, redselig, ohne die Sprachwerkzeuge noch beherrschen zu können, spaßend, ohne Spaß zu verstehen, zusammenknickend und sich doch das Ansehen jugendlicher Rüstigkeit gebend. Der Herzog Galeazzo bietet dem verkappten Ritter den Arm, um ihn auf sein Zimmer zu führen. Beleidigt weist Lemaitre diesen Dienst ab und sagt: „Seht, wie ich ausschreiten kann!" Damit geht er, wie alte neunzigjährige Haudegen zu gehen pflegen, die geharnischten Füße weit ausspreizend, kräftig und affectirt die zitternden Beine aufstemmend und so den Weg weisend, wie Einer, der zeigen will, daß er trinken und doch den Kreidestrich noch halten kann. Es war dies ein genialer Moment. Minder werthvoll war der Jude Mazares. Lemaitre gab einen rothhaarigen Schacherjuden wie aus Angély's Abenteuer in der Judenschenke. Ich wunderte mich, daß er seinen Juden im schlechtesten elsässer Französisch jüdeln ließ, ich wunderte mich um so mehr, als die Juden den Christen in Deutschland so bittre Vorwürfe zu machen pflegen, wenn sie jüdisch sprechende Juden auf die Bühne bringen und dabei auf Frankreich zeigen, wo der Jude Franzose wäre und unter der Menge verschwände. Im Gegentheil. Über den Ma-

zares Frédéric Lemaitre's würde ſich ein deutſcher Jude ſehr entrüſtet haben. Auch im letzten Akt war Lemaitre outrirt. Er brachte auch hier Beobachtungen an, die er der Natur wie einem anatomiſchen Secirtiſche entnommen hatte. Er hatte einen Vergifteten zu fingiren. Galeazzo weidet ſich an einer ihm gelungen ſcheinenden Rache, er weidet ſich an den Krümmungen und Todesqualen des geopferten Feindes. Lemaitre ſtöhnt und ahmt die Manieren eines Sterbenden, eines an Vergiftung Sterbenden nach. Es war ein gräßlicher Anblick, dieſe Convulſionen zu ſehen. Lemaitre hatte an einer allgemeinen Zeichnung des Todes noch nicht genug. Er war, um dieſe Scene gut zu ſpielen, ins Hotel de Dieu gegangen, wo zuweilen Vergiftete ſterben. Er brachte Züge zum Vorſchein, die nach der Morgue ſchmeckten. Er röchelte, er kugelte ſich, er richtete ſich auf und begann wieder niederfallend einen ſonderbaren Veitstanz auf der Erde, der ihm jedoch ſtatt Bewunderung ſeiner chirurgiſchen Studien allgemeines Gelächter einbrachte. Die Thurmuhr ſchlägt. Galeazzo glaubt, am Ziel ſeiner Wünſche zu ſein. „Biſt Du todt? Hat das Gift gewirkt?“ raunt er dem Päris ins Ohr mit einer Bosheit, die man auf der deutſchen Bühne nicht auszumalen wagen dürfte. Da erhebt Päris den Kopf, erſt leiſe, dann dreiſter, klammert ſich an die Stufen eines Seſſels, richtet ſich höher,

immer höher und ruft endlich, feſt und triumphirend vor dem erſchrockenen Galeazzo ſtehend, zum Jubel des ganzen Hauſes, aus: „Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte?“ Erſt dieſe Verſtellung, dieſe Krümmungen, dieſe Todesqualen und dann dieſe ſchadenfrohe höhniſche Frage, dieſer Uebermuth der gelungenen Hinterliſt! Ich weiß nicht, für mich lag etwas Gemeines, ich muß es mit dem ſtärkſten Ausdruck bezeichnen, etwas Niederträchtiges in dieſem bejubelten Momente. Ich ſchauderte vor der Maſſe, die oft das Zarteſte herausfühlen kann und nicht minder oft das Schlechteſte mit dem Erhabenſten verwechſelt. Ich war froh, daß das Stück zu Ende war. Ich habe vor dieſem furchtbar höhniſchen: Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte? die Nacht nicht ſchlafen können.

In der Porte St. Martin ſind die Stalles und erſten Gallerien ſehr anſtändig. Dafür ſieht man im dritten Rang ſtatt der Blouſen ſchon Hemdärmeln. Eine kleine Pièce, die dem Pâris vorherging, durfte nicht ausgeſpielt werden. Sie wurde in jedem Worte unterbrochen, nicht weil ſie ſchlecht oder langweilig war, ſondern weil man das neue Stück ſehen wollte. Ich hörte bei den Effektſtellen des Bouchardy'ſchen Stückes großen Applaus, ohne eine Claque zu ſehen. Iſt in Paris wirklich eine Claque da, ſo muß man ſagen, daß ſie wenigſtens ſehr verſtändig iſt. Sie beklatſchte im Pâris

nichts Unweſentliches, ſie compromittirte nicht den Autor, wie dies meiſt die Art und Weiſe der Claque in Deutſchland iſt. War eine Claque zugegen, ſo war ſie im Geiſt des Autors geregelt. Die Claque in Deutſchland iſt nie für den Autor, ſondern nur für die Schauſpieler da. Die Schauſpieler beſtellen ſich an beſtimmten Stellen und Abgängen die Applauſe: nämlich die mittelmäßigen Schauſpieler. Daher kommt es, daß in Deutſchland die Claque immer die Stücke ſtürzt, ſtatt hebt. Der Dichter und der Schauſpieler, der die Hauptrolle ſpielt, haben ein und daſſelbe Intereſſe. Alle neidiſchen Rivale, die nur Nebenrollen haben, fürchten, von Dem, der die Hauptrolle hat, erdrückt zu werden. Daher beſtellen ſie ſich Applauſe für ihre Epiſoden, für ihre kleinen Rollen, für ihre halbe Scene, während der Darſteller der Titelrolle oft leer ausgeht. Dies erzeugt im Publikum Widerſpruch, erzeugt Schwankungen im Gleichgewicht der fortſchreitenden Handlung und zieht, im glücklichſten Falle, daß man die Abſicht nicht merkt, die Aufmerkſamkeit ſo von der Hauptidee des Stückes ab, daß der Dichter ſicher ſein kann, den Vorwurf zu hören, ſein Stück litte in der Hauptſache, ſein Held wäre paſſiv, ſein Sujet ohne Handlung. Erlebt ein ſolches Drama Wiederholungen, ſo tritt oft erſt bei der vierten oder fünften, wo die Herren Collegen ihren Egoismus befriedigt haben, das natürliche Gleichgewicht

ſeiner Conſtruktion und das Gleichgewicht der Rollen ein. In Paris erſtaunt' ich, Alles anders zu finden. Die hübſcheſten Epiſoden bleiben ohne Applaus. Die Mitſpieler Lemaitre's hatten artige Scenen, wirkſame Abgänge: keine Hand rührte ſich. Man applaudirte wenig, aber mit Nachdruck. Als ſich bei einem flauen Aktſchluſſe eine einzige ziſchende Stimme vernehmen ließ, ſchwang ein Blouſenmann im dritten Rang den Knotenſtock und rief: „A la porte les sifleurs!“ Im Zwiſchenakt amüſirte man ſich allerdings, auf Pfeifen und Hausſchlüſſeln ſchrillende Töne hervorzubringen, man pfiff, daß einem die Ohren gellten; aber während der Vorſtellung, trotz der erſichtlichen Mängel des Ganzen, trotz zahlloſer Schwächen, beobachtete man ein feierliches Schweigen. Als ich das Haus verließ, drängten ſich hunderte von Gamins aus der obern Gallerie herab. Es waren Feuilletons in Blouſe und Sammtkappe. Sie urtheilten, ohne leſen zu können, doch wie gedruckt. Ich bemerke nämlich, daß alle pariſer Gamins Sammtkappen tragen und nicht leſen können. Es macht einen eignen Eindruck, auf dem Boulevard du Temple von Gamins höflich angeredet zu werden: „Mein Herr, haben Sie die Güte und leſen Sie mir den Theaterzettel vor!“ Ich wiederhole, daß ſie darum über Lemaitre und Päris le Bohemien ſehr geiſtreiche Urtheile fällten, ja ich ſchäme mich ſogar, die

deutſche Philiſterei einzugeſtehen, die mich beſtimmte, im Gedränge von Kunſtrichtern, die nicht ſchreiben und leſen können, die Hände an meine Taſchen zu halten. In der großen Oper hätt' ich dies weit eher nöthig gehabt. Ich muß nun von der großen Oper reden.

Man ſieht es dem Saal und den Leiſtungen der Rue Leppelletier ſogleich an, daß hier die Muſik ein Privilegium iſt. In Paris hat das Drama in allen Stadtvierteln Concurrenz, die Oper nicht. Die Italiener ſingen italieniſche Muſik, die große Oper ſingt franzöſiſche. Und nur ſie allein. Wär' es möglich, in Paris die Jüdin, Robert den Teufel, Wilhelm Tell, die Hugenotten u. ſ. w. noch von einer zweiten Truppe dargeſtellt zu ſehen, ſo würd' es um den Nimbus der großen Oper geſchehen ſein. Jetzt findet man Alles unübertrefflich, was ſie gibt. Ihre Tenore, ihre Bäſſe, ihre Chöre ſind die beſten in der Welt. Man beklatſcht, was uns mittelmäßig erſcheint. Man applaudirt Diſſonanzen, falſche Töne, falſche Triller, man applaudirt die confuſeſten Melodien. Der Franzoſe iſt unmuſikaliſch. Seine Rede erſetzt ihm die Muſik. Daß der Franzoſe Lieder trällert, muß wol im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter der Mätreſſen und Abbés, geweſen ſein, man ſpricht und lieſt ſoviel davon. Jetzt ſind ſie alle ſtumm. Ich bin durch die Bourgogne, durch das Lyonnais gereiſt, ich hörte nicht einen Ton,

Alles iſt in Paris und Frankreich ſtumm, auch die Hunde bellen nicht, ganz wie in Amerika. Auch in Paris hab' ich keinen Hund bellen hören. Im Vaudeville trällert man Lieder, aber man ſingt ſie nicht nach. Beranger wird geleſen, geſprochen, nicht geſungen, und wenn ich irgend eine Strophe ſingen höre, wenn ich fühle, daß eine Melodie in der Oper Anklang findet, ſo wird es immer eine unmelodiſche ſein. Oft war mir's, als wenn der franzöſiſche muſikaliſche Genius grade mit dem Kopf gegen die Melodie angehen wollte. Wo wir mit der Stimmlage herabſteigen, ſteigen die Franzoſen hinauf. Entweder hat der geiſt- und geſchmackloſe Halévy für dieſes ſtumpfe muſikaliſche Ohr gedichtet, oder er hat dies Ohr ſelbſt auf ſeinem Gewiſſen. Genug, man findet die unausſtehlichen Geſänge aus der „Jüdin," der „Peſt in Florenz", der „Reine de Chypre" hier in Paris außerordentlich wohltönend, man müht ſich zuweilen in den Zwiſchenakten ab, die halsbrechenden Capriolen der Halévy'ſchen Arien und Geſänge mit ſcheinbar großer Befriedigung nachzuſummen.

In der „Jüdin", die ich ſahe, wurde das Ohr von einer gaſtirenden Recha gepeinigt. Eine junge Anfängerin, die weder ſingen noch ſpielen konnte, machte ihr zweites Gaſtdebüt. Ihre kindiſch dünne Stimme, ihr Mangel an allem Beruf hinderte nicht, das ſie applaudirt wurde, hinderte nicht, daß die Kritik ſie zwar nicht lobte, aber doch mit mil-

dem Stillſchweigen überging. Marié ſang den Eléazar. Man konnte ſich durch ihn befriedigt fühlen. Die hohen und mittleren Töne ergaben ſich frei, doch da die untern verſagten, ſo ſah man, daß die ganze Tonleiter nur künſtlich in die Höhe geſchraubt war. Unerquicklich war die Düſterheit, die auf ſeiner ganzen Leiſtung lag. Alle übrigen Rollen waren höchſt mittelmäßig beſetzt, was inſofern nicht Wunder nehmen darf, als die Jüdin, wenn auch noch oft gegeben, doch ſchon zu den ausrangirten Opern gehört. Die beſten Kräfte ſind immer in der Oper beſchäftigt, die grade die Oper des Tages iſt. Dies Mal die Reine de Chypre.

Tanz und Mise en Scène waren dagegen ganz vorzüglich. Ich habe ſonſt oft geglaubt, wenn ich die ewig gleichen Sprünge und Entrechats, Wirbel und Gruppen des Ballets ſah, daß dieſe Kunſt ſich bald erſchöpfen müſſe. Ich fand hier wieder neue Variationen, wieder neue Motive der Fußſpitzen, neue Figuren und Combinationen. Das berliner Ballet iſt jedoch unſtreitig friſcher, üppiger, in ſeinen Koryphäen ſinnlicher. Die Franzöſin, die ſich gern auszeichnet, läßt ſich nicht leicht in die Maſſe ſtellen, und zum Solotanz ſich zu erheben, iſt ſchwer. Schöne Solotänzerinnen zu haben, hängt ſehr von der Gunſt des Zufalls ab. Es gibt dürre Perioden, wo die großen Fußkünſtlerinnen nicht gedeihen. Es gibt hier eine Carlota Griſi, die ich nicht

ſah, mehre Fitzjames, eine Dumilâtre und andre Namen. Ich glaube aber nicht, daß eine von ihnen der Taglioni und den Elslers gleichkommt.

Vortrefflich war die Ausſtattung der „Jüdin". Dekorationen, Anordnung der Scenen, die Comparſerie, die Coſtümes erſetzen reichlich die muſikaliſchen Mängel. Ich will von den Pferden nicht reden, die man aus der goldgeſtickten Seide kaum herauserkennen konnte, ich will die Maſſen nicht zählen, den Werth der Stoffe nicht prüfen. Die Gruppirung, der Geſchmack in der Anordnung verdienen ſchon allein Bewunderung. Die Dekorationen ſind Gemälde. Sie drücken weit mehr aus, als ſie zunächſt bedeuten ſollen. Es ſind nur Häuſer, nur Plätze, nur Straßen, aber mit ſo vielem anregenden Beiwerk, mit einer ſo eigenthümlichen perſpectiviſchen Auffaſſung, daß ſich ihre nächſte Beſtimmung in einem reizenden Enſemble von Staffagen verliert. Die Comparſerie iſt verſchwenderiſch. Aus dem großen Zuge des erſten Aktes hätte man für deutſche Theater zehn Krönungszüge zuſammenſetzen können. Wenigſtens ſechs Truppen von Bogenſchützen, jede von dreißig Mann, folgten ſich unmittelbar aufeinander. Nur an Frauen ſchien es zu fehlen. Die Frauen kennen in Paris beſſre Geſchäfte, als Figurantinnen bei der großen Oper machen. Maleriſch war die Gruppirung der Maſſen. Weiber, Kinder, Greiſe waren ſinnig vertheilt. Nichts ſtockte,

nichts ſtarrte. Die Bilder waren flüſſig, ohne die Haupthandlung zu ſtören. Die Kinder liefen auf und ab, die kleinen Mädchen trieben Poſſen, Alles war individuell belebt, nichts ſteif, nichts hölzern, wie die Comparſerie in Deutſchland, die der Regiſſeur an dicken Schiffstauen regieren kann und die doch nicht weiß, wo ſie den Arm heben, wohin ſie den Fuß ſetzen ſoll. Die Fahnenwimpel, die Wappen, die Coſtüms beruhten alle auf gründlichen antiquariſchen Studien, auf guten Gemälden, auf alten Holzſchnitten. Nur mit den weißen, rothen uud blauen Farben ward zuviel Verſchwendung getrieben. Auch artete die Coſtümirung zuweilen ins Fabelhafte aus. Die Hofdamen trugen buntſcheckige ſeidne Kleider, aus vier Stücken, grün, gelb, weiß und roth zuſammengeſetzt. Quer über den Leib waren Wappenthiere eingenäht. Leoparden ſchwänzelten von der Bruſt bis auf die ſpitzen Schnabelſchuhe herab. Die Coſtümes hatten zuweilen etwas von der Heraldik und dem Colorit der Spielkarten.

Gediegnere Geſangstalente entfalteten ſich denn freilich in der Königin von Cypern. Madame Stolz iſt keine jener Sängerinnen, die Epoche machen: aber ſie kann den Übergang zu einer Epoche würdig vertreten. Ihre Stimme hat jene Schärfe, die dem Metall eine längere Dauer ſichert und leicht mit dem Metall ſelbſt verwechſelt wird. In Düprez hatt' ich mir einen ſehr

deutſchen Reiche gehörig, hätte ſich ſo lange erhalten können, wie es Holland wird, deſſen einträglichſter Handlungszweig Vermittelung iſt. Ein Gemeinweſen, wie Hamburg, wenn es nicht der phyſiſchen Gewalt weichen muß, ſie iſt durch ſeine Idee unvertilgbar.

Die Dauer des engliſchen Staates iſt weit prekärer; denn welches iſt ſeine Peripherie? Die Alleinherrſchaft zur See. Iſt dieſe Idee mehr als das Monopol des Zufalls und des Glückes? Kann ſie nicht jene andere Nation und wird ſie nicht Nordamerika ſtreitig machen? Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Die Herrſchaft zur See iſt unmöglich Selbſtzweck: denn der Ruhm iſt kein ausſchließliches Motiv des engliſchen Lebens. Dieſe Herrſchaft iſt nicht nur ein bloßes Mittel zu jenem trügeriſchen Zwecke des Handels, ſondern ſie iſt ſogar eine Art Fontanelle, um ſtaatsrechtliche Schäden im Körper der Nation ſelbſt abzuleiten. Dieſe verſchiedenartigen Zwecke in eine Harmonie zu bringen, erfordert es eines künſtlichen Mechanismus und das ganze hiſtoriſche Leben England's iſt auf dieſen Mechanismus gegründet. Eine mechaniſche Idee aber iſt kein hiſtoriſches Präſervativ und ich denke mir eine Revolution für England nothwendig, wenn es nicht plötzlich einmal als politiſches Glied in der europäiſchen Staatenkette zerbrechen will. Hier ſieht man deutlich, wie verſchieden ſich der hiſtoriſche Zweck eines Staates von der Beſtimmung des Volkes, das ihn bildete, herausſtellen kann. Die Völker werden zuletzt immer den Staat regeneriren müſſen.

In Frankreich iſt Volk und hiſtoriſcher Staatszweck weit inniger verſchwiſtert und garantirt dieſem Lande eine unver-

hohen Tenor vorgestellt. Düprez, der häßliche Düprez, hat keine Höhe, hat kein gutes Falsett, aber eine körnige, geschulte Bruststimme, die etwas aushält und durch gute Behandlung sich geltend macht. Barroilhet, der Bassist, eine wunderliche Figur, der Oberkörper einem Riesen, der Unterkörper einem Zwerge angehörend, Barroilhet schien der Vortrefflichste von Allen. Es liegt in seiner Stimme eine erschütternde Resonanz, eine wahrhaft männliche Kraft.

Die Oper selbst, La Reine de Chypre, ist von den Halevy'schen wol die verfehlteste. Der Text ist so unglücklich wie die Musik. Ich will hoffen, daß Herr von St. Georges, der bekanntlich den bairischen Capellmeister Lachner um den Alleinbesitz eines ihm bezahlten Operntextes so schändlich betrogen hat, dem deutschen Maestro die Handlung des von Eduard von Schenk entlehnten Sujets gelassen hat. Das Textbuch, das er Halévy gab, ist nichts als die Lyrik davon. Nie hab' ich einen so zerflossenen französischen Operntext gesehen. Die Tochter eines Venetianers wird von einem französischen Ritter geliebt. Sie muß den König von Cypern heirathen. Der Ritter reist ihr nach, rettet dem König das Leben, ohne ihn zu kennen, der König schwört ihm ewige Dankbarkeit. Als er in seinem Retter den Buhlen seines Weibes erkennt, ist er edel und Esel genug, sich umzubringen. Dieser larmoyante Stoff wird fünf

Akte lang durch eine Sündflut von bedeutungsloſen Noten geſchleppt. Es iſt in Paris, als wäre die Muſik nur zum Anfeuchten und Aufweichen der Stoffe da. Der Begriff des Tones iſt hier aufgelöſt in den des Klanges. Die Reime ſind im Text, nicht in der Muſik. Wahre Opernmuſik hat ſo gut ihre Strophen und ihre Reime, wie die Poeſie. Dieſe Halévy'ſchen Tonſchöpfungen ſind ungereimte Dithyrambik. Das kleinſte Lied von Hölty iſt mir lieber als ein ganzer dicker Band von Willamov.

Schließlich war ich nochmals im Palais Royal. Ich würde in Paris nicht leben können, ohne nicht alle vierzehn Tage ein Mal die Dejazet zu ſehen. Die Dejazet macht mich lachen und rührt mich. Sie hat etwas Elegiſches, etwas Wehmüthiges in ihrer Art. Seufzt ſie unter der Nothwendigkeit, jeden Abend ſpielen zu müſſen? Seufzt ſie über die entſchwundenen erſten achtzehn Sommer? Macht ihr Sohn, der, wenn ich nicht irre, ein Maler iſt, zu viel Schulden und zu wenig Fortſchritte? Sie lacht und ſingt und ihr Lachen und Singen klingt wie Melancholie. In „Être aimé ou se périr" will ſie ſich mit ihrem Geliebten in Kohlendampf erſticken. Der Geliebte ſchlägt vor, wenigſtens nur ſo zu thun und ihre Verwandten zu erſchrecken. Sie dagegen iſt ſehr ergeben und kurz entſchloſſen, ſich von einem Tiſch mit Champagner unmittelbar in die

Arme des Todes zu begeben. Sie führt diesen Entschluß so heroisch aus, daß ihr Geliebter die größte Angst bekommt und die Fensterscheiben zerschlägt, um frische Luft zu schöpfen. Sie bemitleidet die Männer als schwach, schürt die Kohlen, trinkt noch ein Glas Champagner und will sterben. Zwischen einer Hammelkeule und der Unsterblichkeit träumt sie sich gläubig in höhere Gefilde hinüber. An ihr liegt die Schuld nicht, daß sie gerettet wird. Ich habe wenig Sinn für Alcide Tousez und Achard. Mich beschäftigt nur die Dejazet. In „Indiana und Charlemagne" kommt sie eben vom Maskenballe. Sie ist als Débardeur gekleidet, erschöpft vom Tanz, mürrisch, keinen Anbeter gefunden zu haben, schläfrig. Nebenan (die Bühne ist in zwei Theile getheilt) wohnt ein Student, der gleichfalls, als Husar gekleidet, von demselben Balle kommt. Es wimmelt in der Art, wie diese beiden Personen durch die Zwischenwand, ohne sich zu sehen, Bekanntschaft machen, an argen Zweideutigkeiten, aber die Dejazet hat das Talent, das Verfänglichste mit Anstand zu sagen. Höchstens daß sie über einen etwas gewagten Witz ein leises, feines Lächeln von Ironie haucht und mit halbzugeblinkten Augen andeutet, wie gut sie verstehe, was sie uns in aller Unschuld sagt. Endlich hat Charlemagne ein Mittel gefunden, Indiana's Thür zu öffnen. Sie kommen überein, diese Thür nie wieder zu schließen

Der ſchöne Kiſtenablader fällt überwunden in die Arme des Huſaren. Mit der über die Augen gelegten Hand deutet die Dejazet an, was der fallende Vorhang verbirgt. Leb wohl, Indiana! Erheitre eine Welt, die Du nicht mehr zu lieben ſcheinſt!

# Vierter Brief.

Paris, den 16. April 1842.

Am verwichenen Sonntag fuhr ich mit der Eiſenbahn nach Verſailles. Die mildeſte Frühlingsluft, der ſchönſte Sonnenſchein begünſtigte die Fahrt. Von dem geſchmackvoll eingerichteten Bahnhofe des rechten Ufers kommt man in etwas mehr als einer Stunde nach der weltberühmten erinnerungsreichen Reſidenz des vierzehnten und funfzehnten Ludwig. Die Fahrt geht langſam. In St. Cloud ſtiegen die aus, die hier ſchon ihre Sommerwohnungen bezogen haben. Das Thal von St. Cloud iſt ein lieblicher, ländlicher Aufenthalt.

Ich verehre Alles, was mit der Geſchichte verwitterte. Ich ehre dieſen Sturm und Regen der Jahrhunderte, der über Hütten und Paläſte den grauen Schleier des Alters legt. Verſailles hat geſündigt und gebüßt; warum es anklagen? Die Hand der Revolution ging ſchonend über dieſe Grotten und Tempel hinweg; warum an dieſen Steinen nur den Schweiß der Völker

ſehen, der ſie kittete: warum ſich erzürnen über eine Periode, die gerichtet iſt!

Drei große Alleen führen auf die Höhe des verſailler Schloſſes. Links und rechts die alten Gebäude waren Marſtälle und Remiſen, waren Gaſtwohnungen für die Dienerſchaft fremder Herren, die nach Verſailles kamen, um anzubeten und zu ſtaunen. Hier wurden Schönheiten untergebracht, ehe der Weg gebahnt war, ſie aufs Schloß zu bringen. Hieher wurde verbannt, was ſich oben vor dem eiferſüchtigen Blicke der Favoritinnen verbergen mußte. Welche Erinnerungen! Welche Poeſie hier ſelbſt im Kleinſten und Unſcheinbarſten! Vergebens bannt man vom Auge die gaukelnden Geſtalten jener vergangenen Zeiten fort. Immer rollt vor ihnen ein Gewühl von goldnen Staatswagen, mit bunten Läufern und Heiducken, rauſchen die ſeidnen Gewänder über die marmornen Treppen, widerhallend von den Stelzſchuhen dieſer bewunderten, mächtigen Weiber. All dieſe Einſamkeit, dieſe Öde belebt ſich! Zu den Statuen ſieht man die Urbilder, zu den Helden die Gelehrten, die ihre Thaten feierten, zu den Frauen die Dichter, die ihrer Schönheit ſchmeichelten. Man lächelt, daß uns von allen Seiten Schriften und Bilder an Louis Philipp erinnern ſollen, an Louis Philipp, der aus Verſailles ein Gemäldemuſeum gemacht hat.

Man blickt noch ein Mal rückwärts, um vom Ein-

gangshofe des Schloſſes die großartige Ausſicht zu genießen. Man ſchreitet durch zwei marmorne Bilderreihen alter franzöſiſcher Krieger an der Capelle rechts durch einen Corridor, man betritt den Garten, den berühmten Garten von Verſailles. Die tiefblaue Luft über uns, links die begrenzende Hügelkette, der Blick hinunter in den Frühlingsſchimmer der Alleen, fern am Rande das ſaftige Wieſengrün, man glaubt dies Alles ſchon einmal geſehen zu haben. Man erinnert ſich der hundert Nachahmungen von Verſailles in den deutſchen Markgrafſchaften und alten geiſtlichen Bisthümern, man denkt an Schwetzingen, an die vielen Monrepos und Monmirails, die Solitüden und Sansſoucis. Verſailles aber ſteigt als das kühn entworfene, groß gedachte Muſterbild noch höher vor unſern Augen auf. Dieſe Dimenſionen, dieſe Fronten, dieſe Waſſerbecken mit den lieblichſten Erfindungen der Bildhauer, dieſe Rieſentreppe, dieſe blendenden Marmorſtatüen, dieſe endloſen Fernſichten! Die Großartigkeit der Maßſtäbe überwältigt uns, die Frühlingsluft erweitert die Bruſt, überwunden und geblendet folgt man träumeriſch dem ſpielenden Sonnenſtrahl.

Wie ſinnig die in Bronze ausgeführten Ideen zu den großen Waſſerſtrahlen, die am erſten Mai ſpringen werden! Die Bronze im glänzendſten grünen Lüſtre, wie ein ſchweizeriſcher Bergſee. Die Gruppen ſinnig

vertheilt, ſchalkhaft erfunden und meiſterhaft ausgeführt. Wie lieblich am Springbrunnen der Terraſſe die beiden Knaben, die nach einem Vogel greifen! Man überſieht die geſchmacklos verſchnittenen Bäumchen, die rechts und links den Weg von der Teraſſe herab beſetzt halten. Man betrachtet die putzigen kleinen Laubkegel als Staffage zu den übrigen Reizen der Kunſt und Natur, betrachtet ſie wie jene drolligen Metamorphoſen lydiſcher Bauern in mundaufſperrende häßliche Fröſche, die, wenn die Waſſer ſpringen, die in der Mitte thronende Diana mit dem Erguß ihres Zornes beſpritzen. Man betritt die große Allee mit ihrem, in der Mitte ausgebreiteten grünen Wieſenteppich. Rechts und links die ſchlanke griechiſche Götterwelt. Alle ſüßen Geheimniſſe der Mythologie ſind hier durch den Meißel der Bildner verrathen, die tauſend und einen Liebſchaften der großen Götter, die Umtriebe, Abenteuer und Mädchenraube der kleinen. Wie die Faunen durch die Büſche lauſchen, wie die Satyrn hüpfen, um die badenden Nymphen zu überraſchen! Mancher dieſer zottigen Waldgötter hat eine frappante Phyſiognomie. Es ſind keine arkadiſchen Griechen, es ſind Petitmaitres von Verſailles. Es ſind die Züge der geſuchteſten Roués der Höfe von Ludwig XIV. und XV., die die Bildhauer hier verewigt haben, ſowie man unverkennbar an vielen der geraubten Proſerpinen

und überraſchten Dianen die Züge der Maintenon und Monteſpan erkennen wird.

Leichte, üppige, frivole Welt! Sie endete mit einem Schaffote; warum ſoll man ſie verdammen? Warum nicht über jenes wandernde Fräuleinſtift lächeln, das zu zwei und zwei geſchart, angeführt von einer grün bebrillten alten Bonne, durch die Alleen ſchreitet, ſich niederläßt zwiſchen einer reizenden Venus und einem adlergetragenen lieblichen Ganymed, um in Thomas a Kempis, Fenelon oder einem Bildungsbuche der Madame Guizot zu leſen? Warum ſoll man ſich in dieſem Marmorglanz und Blütenſchimmer, unter dieſem blauen Himmelsdach, in dieſen ſpielenden Sonnenatomen, im Abglanz der blitzenden Strahlendecke des Baſſins nicht eingeſtehen, daß es ſchön ſei um eine Welt der Dichtung, ſchön um den ioniſchen Himmel der Idealität, ſchön um eine Auffaſſung des Lebens von der Sonnenſeite der Kunſt und Natur.

Durch eine Pforte, an einem Häuschen vorüber mit der lächerlichſtörenden Inſchrift: Secours aux noyers (wer wird ſich hier ertränken!) tritt man in die wilden Parthien des Parkes ein. Hatte im Garten, den wir eben verließen, die Natur unter der Scheere des Laubbildners geſeufzt und war ſie ihr durch manche freie Anomalie doch zuweilen neckiſch entſchlüpft, ſo war ſie hier losgebunden und dem eignen Triebe überlaſſen.

Man kommt zum großen und kleinen Trianon, den Privatzaubergärten jener Armiden, die einſt die Könige von Frankreich zu Sklaven einer nicht gut geſchlafenen Nacht, zu Sklaven ihrer Migräne machten. Es ſind unſcheinbare kleine Häuſer, bedeutend nur durch die Erinnerung. Hier ertheilte die Maintenon Audienzen, hier hörte ſie die Vorleſungen der Dichter und moraliſirte, als ſie nicht mehr lieben konnte, hier badete ſich in den dunkeln Rococogemächern die Dübarry und ſalbte mit duftendem Öl jene ſchönen Haare, die ihr höhniſch der Henker wegſchnitt, als ſie den üppigen, weichen Körper auf das Bret der Guillotine legen mußte. Es flüſtert hier in den Bäumen nach dem Koſen der Liebe, es raſchelt in dem noch vom Herbſt gebliebenen Laube nach Intrigue.

Die Revolution hat ſich an den alten fränkiſchen Königen vergriffen, hat ihre Gebeine aus den Särgen von St. Denis geriſſen, hat Statüen niedergeriſſen, hat die Bildwerke der Kunſt verſtümmelt, ihnen die Arme und Naſen abgeſchlagen, nur an Verſailles iſt ſie vorübergegangen. Sie hatte Verſailles vergeſſen. An dem Tage, wo die pariſer Nationalgarde gewaltſam die königliche Familie von Verſailles nach den Tuilerien abholte, war dieſe verloren, Verſailles gerettet. Man dachte nicht mehr an die Schale, da man den Kern hatte. Wie man koſtbare Möbel gegen Staub bedeckt,

wüſtliche Dauer. Frankreich iſt das Land des Ruhms und dem Ruhme wachſen in der Hiſtorie noch die dichteſten Lorbeerhaine, ſo lange Europa's Politik die der Intereſſen iſt. Frankreichs Idee iſt ein vaguer Begriff, der ſich aber in allen Zeiten realiſiren kann und wo der Schatten ſchon hinreicht, eine leere Schelle, um Millionen zu electriſiren. Ich glaube wohl, daß der unveränderliche Gedanke Louis Philipp's ein ganz anderer, als der Ruhm iſt; aber die Nation hat den ihrigen feſt im Auge und wird mit ihm ſterben, da in Frankreich Staat und Volk niemals auf die Dauer zweierlei ſein kann. Der Ruhm iſt etwas, was man nicht theilen kann, das ſichert Frankreich vor Zerſtückelung. Der Ruhm iſt etwas, das ſich vererbt; dies verſichert Frankreich ſeine Integrität, ſelbſt wenn es neue Schlachten von Roßbach in ſeine Bücher aufzeichnen müßte.

Spanien iſt eine Beute, wenn auch eine gefährliche. Spanien iſt vom Glück in der Geſchichte bald begünſtigt, bald ſo mißhandelt worden, daß es an ein Centrum und eine Garantie der Dauer nicht denken konnte. Welch' ein Sprung von Karl's V. Univerſalmonarchie bis zu dem faſt gänzlichen Verluſte von Amerika und von einer Silberflotte bis zu einem finanziellen Bankerutte! Bei ſolchen Schickſalen in ſo kurzen Friſten ſtellen ſich in dem Staate kaum unverwüſtliche Ideen heraus und wie auffallend es bei der Zähigkeit des ſpaniſchen Charakters erſcheinen mag, ich glaube, dieſe Nation kann getheilt und will dann nur geſcheut regiert werden.

Alle rein germaniſchen Staaten tragen, wie die Geſchichte beweiſt, immer den Keim des Todes in ſich. Denn das germaniſche Staatsprincip iſt kein Rechts-, ſondern nur ein Regierungsprincip. Man erſtrebte hier immer die Einheit

ſo lag auf Verſailles dreißig Jahre eine Hülle. Napoleon haßte Verſailles, weil er die Unſittlichkeit haßte, die Bourbonen lüfteten die Decke ein wenig, Louis Philipp wagte es, ſie ganz zu heben, indem er aus Verſailles ein Gemäldemuſeum machte. Die Dynaſtie Orleans kann wieder von Verſailles ſprechen. Der junge Herzog von Orleans ſpricht von Horace Vernet, Scheffer und David und denkt dabei an das kleine Trianon. Als er ſich mit der Prinzeſſin von Mecklenburg vermählte, feierte man ein großes Feſt in jenem berühmten Ballſaale, auf dem ſich die erſten Symptome der Revolution gezeigt hatten. Man räumte den Saal für das Feſt des jungen Brautpaares auf und fand ihn ſo, wie ihn die Revolution verlaſſen hatte. Noch ſah man auf der Erde die Spuren des militairiſchen Bankettes, ſah Lichtſtumpfe, zerbrochne Gläſer, Champagnerkorke, ſah die zertretenen Cokarden der Gardes du Corps und die feſtlichen Bänder der Offiziere des Regiments von Flandern. Die Dynaſtie Orleans hat Alles wieder ſcheuern, putzen und ſauber anſtreichen laſſen. Noch wohnt ſie nicht hier, aber es wäre ein welthiſtoriſcher Moment, wenn eines Morgens der Herzog von Joinville zu ſeinem Vater käme und ſich das kleine Trianon zum Sommeraufenthalt für Dem. Rachel ausbäte! Dieſe Miene von Louis Philipp! Dieſer Fluch, den er auf das Gelüſt des jungen Seefahrers ſchleudern

würde! Der alte vielgewanderte Ulyſſes würde das Fenſter aufreißen und ſagen: „Siehe, dort auf jenem Platze wurde Philipp Egalité, mein Vater, guillotinirt! Willſt Du noch das kleine Trianon haben?“ Der Prinz von Joinville würde ſich ſeine Halsbinde lüften, in aller Stille das Fenſter zumachen, ſeinem neufoundländer Hunde pfeifen und ohne alles Geräuſch im Wald von Vincennes auf die Entenjagd gehen.

Das Muſeum von Verſailles erläutert in Bildern die Geſchichte von Frankreich. Die Säle muß man ſchockweiſe, die Bilder nach der Elle meſſen. Viele dieſer Darſtellungen haben nur Tapetenwerth. Es ſind einige Meiſterwerke darunter, die Mehrzahl gehört zu dem Genre von Gemälden, das man alte Schilderei nennt. Nur mit Mühe erwehrt man ſich der Verſtellung von einer fabrikartigen Anfertigung dieſer Bilder. Und doch ſind es nur geſammelte, allmälig, in langen Zeitzwiſchenräumen aufgeſpeicherte Beiträge zu einem und demſelben Zweck. Mit Clovis und Dagobert fangen dieſe Erinnerungen an. Die Schlacht bei Zülpich, die Thaten Karls des Großen, die Kreuzzüge, die Jungfrau von Orleans, die Ligue und Fronde, die Schlachten am Rhein, bis zur Revolution, bis auf Napoleon, bis auf die Einnahme von Antwerpen und Conſtantine; kein Gefecht, kein Scharmützel iſt vergeſſen. Es macht einen Eindruck wie ein Orbis pictus für

Kinder. Man kann dieſe Galerie als Schlachtenfibel für den Unterricht in der Geſchichte benutzen. Man ſollte die Gymnaſien von Paris hierher führen, um ſie auf eine amüſante Weiſe die Geſchichte zu lehren. Für die Geſchichte Napoleon's wimmelt es an Verherrlichungen. Da iſt kein Fort, keine Brücke, keine Schanze vergeſſen, die ſeine Armeen genommen haben. Napoleon's Einzug in Berlin, Napoleon in Potsdam, Napoleon im berliner Schloß, Napoleon und die Fürſtin Hatzfeld, Napoleon und die Königin Louiſe in Tilſit, alle ruſſiſchen Siege bis zum Brande von Moskau. Von da an wird die Geſchwätzigkeit dieſer Malerpinſel etwas einſilbiger und es könnten gegen die Vernets, Gros, Gerards, Scheffers, Lenglois, Beaumes, die Wachs, die Schadows, die Begas, die Cornelius ſich einſtellen, wenn dieſe Herren nicht Madonnen, Heilige, Nixen und alte Hünen zu malen vorzögen. Die Schlachten von Lützen und Bautzen im Anfang der Befreiungskriege ſind noch dem Ruhm des napoleoniſchen Adlers vorbehalten. Bei Lützen ſind die Preußen noch im Coſtüme von Jena gekleidet. Ich entdeckte nichts von den jungen preußiſchen Freiwilligen, die hier zu hunderten fielen, nichts von den jungen berliner Turnern, die hier ihre erſte Waffenprobe ablegten. Auf Lützen folgt in ſchnellem Sprunge die Schlacht von Hanau, einige kleinere Gefechte in Frank-

reich und mit No. 949 des Katalogs: Les adieux de Fontainebleau.

Die Dichter ſind doch nur Schmeichler, aber feile Miethlinge ſind die Künſtler. No. 950. Louis XVIII. in Calais. No. 951. Louis XVIII. in den Tuilerien. Dieſelbe Leinwand, dieſelben Farben, dieſelben Lichter und Schatten, ob Napoleon oder die Bourbonen, wenn nur die Perſpective richtig iſt! Unglücklicherweiſe war aber die Reſtauration ſehr unmaleriſch. Dieſer behäbige Lateiner, Louis XVIII., der ſich in ſeiner Bibliothek abmalen läßt. Er ſinnt über Etwas, das er niederſchreiben will. Nicht etwa einen freiſinnigen Ergänzungsartikel der Charte, nicht etwa das großmüthige Protokoll einer Entſagung auf Entſchädigungen, ſondern den Entwurf einer lateiniſchen Inſchrift im Lapidarſtyl. Der einzige pittoreſke Moment der Bourbonen iſt ihre Abreiſe. Ludwig XVIII. flieht vor dem rückkehrenden Napoleon bei Nacht nach Gent. Der Schein einer Laterne erhellt das düſtre Gemälde, erhellt die Mienen der ihn Umſtehenden. Beſtürzung auf allen Geſichtern und die verdammte Portraitähnlichkeit! Es ſind dies alles bekannte noch lebende Phyſiognomien, die hier täglich vor dem neugierigen pariſer Volk als „Männer von Gent" dem Martyrium der Unpopularität ſich preisgeben müſſen. Endlich kommt der weißröckige Karl X. mit ſeinem ewig geöffneten Munde, die Ölfläſchchen- und Oriflam-

menkomödie von Rheims, wo alle dieſe legitimiſtiſchen Häupter im mittelalterlichen Feſtesornat ſich wie Kartenkönige und Kartenbuben ausnehmen, dann ſogar Erinnerungen an jenen kläglichen ſpaniſchen Interventionskrieg, wo man Bivouaks- und Vorpoſtengefechte als Schlachten verewigt dargeſtellt ſieht, Navarin, die Einnahme von Algier, Triumphzüge und Fanfaronaden aller Art, bis zur Julirevolution. Dieſe iſt in ihren wichtigſten Momenten und Folgen von den bedeutendſten Malern wiedergegeben, leider aber auch hier mehr das Ceremonielle und Dekorative der Ereigniſſe vor dem eigentlich Poetiſchen und Charakteriſtiſchen bevorzugt. Die Akte zur Herſtellung der Freiheit ſind gegen die zur Herſtellung der Ordnung hintangeſetzt. Überall Louis Philipp, nie das Volk. Überall die Gewalt, ſchwörend, verſprechend, beeidigend, und die Maſſe nur in Uniform, nur als Nationalgarde, nur als Munizipalität, als Deputirten- und Pairskammer. Dann der kleine Ruhm von Antwerpen. Verewigt ſind jene denkwürdigen Momente eines Ausmarſches, einer abgehaltenen Revue, eines prinzlichen Rittes durch die Tranchéen, die Momente einer Kugel, die beinahe hätte tödtlich werden können, ganz ſchon wieder in dem prahleriſchen und ſervilen Geiſte der Reſtauration. Nur ein Zimmer hat mich hier noch wahrhaft intereſſirt.

Es ist dem Grabe, dem wirklich ernst gemeinten Grabe des jungen Frankreich gewidmet, Algier.

Sicher ohne es zu wollen, hat Louis Philipp in der Eröffnung des Algier-Saales eine neue Epoche angedeutet. Es ist das junge Frankreich, das sich hier für eine unnütze Eroberung verblutet. Freundliche Helle beleuchtet den Saal. Das von obenherein fallende Licht hebt die frischen Tinten der Bilder noch höher. Die Figuren, die Bäume, die nackten Felsen auf diesen Gemälden werfen keinen Schatten und verrathen dadurch, wie hoch die Sonne hier stehen muß, wie glühende Strahlen sie wirft. Und trotz dieser nackten Steine, trotz dieser brennenden Hitze, klettern die jungen französischen Regimenter muthig zu den Wällen der wilden Felsennester hinan, richten ihr Geschütz, legen Bresche und pflanzen die dreifarbige Fahne auf die mit dem Säbel in der Hand eroberten Schanzen. Die jungen Tirailleurs und Scharfschützen in ihren blaugrauen Röcken, mit den rothen Pantalons, lauter kleines, aber gedrungenes und an Ausdauer und Entbehrung gewöhntes Volk, tragen fast noch alle die Nummern der jüngsten Conscriptionslotterie an den spitzlaufenden Casketts, die jungen Unteroffiziere schielen nach den Epauletten der Offiziere, die Offiziere nach den Cordons der Generale. Mit gezogenem Säbel schreiten die gebräunten jungen Helden ihren Colonnen voran; sie kommen eben erst

aus der Artillerieſchule von Nancy, aus Metz, aus dem polytechniſchen Inſtitut von Paris. Dieſe junge Soldateska Frankreichs, die ſich hier aus Hinterhalten ſo oft meuchlings von den Beduinen ſchlachten laſſen muß, hat etwas Studentikoſes: man ſieht, ſie gehören alle zur Partei des National. Sie ſchreiben Berichte an Armand Marraſt über den Gang der afrikaniſchen Angelegenheiten, über die Indolenz der Oberoffiziere, über die Grauſamkeiten Negrier's. Sie würden kaſſirt, käme es heraus. Aber auch die Oberoffiziere werden durch Algier liberal. Bügeaud, der im Duell einen freiſinnigen Deputirten erſchoß, der „Schlächter der Rue Transnonain", wie man ihn nennt, Bügeaud, der ſich aus Gefälligkeit für den Hof, der ihm ſchmeichelte, den brutalſten Exceſſen militairiſcher Gewaltthätigkeit hingab, bereut jetzt, was er that, und ſchließt ſich dem militairiſchen Liberalismus des „National" an. Man erſieht an dieſen bildlichen Darſtellungen aus dem jungen Kriegerleben Frankreichs, daß die eigentliche Kraft der franzöſiſchen Armeen doch von jeher in ihrer Beweglichkeit, in ihrer Marſchfertigkeit, in ihrer Ausdauer, ihrer Mäßigkeit, ihrem heitern Sinne, ihrem demokratiſchen nationalen Bande zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden, ihrer Elaſticität, in ihrem von oben bis tief unten herab ſich verzweigenden Esprit de Corps gelegen hat.

Meine letzten verſailler Stunden gehörten St. Marc

Girardin. Im Schoß ſeiner traulichen Familie, an dem abendlich noch immer nicht zu entbehrenden Kaminfeuer, unter kleinen lieben Kindern, die um acht Uhr artig das Händchen geben und gute Nacht ſagen, ſah ich, daß man bei den Seinen auch in Frankreich glücklich ſein kann. St. Marc Girardin, der geiſtvolle Profeſſor der franzöſiſchen Literatur an der Sorbonne, Staatsrath im Miniſterium des Unterrichts, gründlicher Kenner der pädagogiſchen Literatur Deutſchlands, lebt ſeiner Geſundheit wegen einige Sommermonate in Verſailles. Durch die Eiſenbahn gehört Verſailles zur Banlieue von Paris. Schnell führte ſie mich in die belebte Welthauptſtadt zurück. Es war ein ſternenklarer, mondheller Abend. In flimmerndem Zauberglanze verſchwand Verſailles vor meinen Augen. Es blieb zurück mit ſeinen Erinnerungen, ſchweigſam, ſtumm und todt, umwoben vom Mondenlicht, beſchattet von der Nacht.

Stummes Grab der Zeiten, du führteſt mich zu den beredteren Gräbern der Menſchen! Auch auf dem Père la Chaiſe war ich, auf dem Calvarienberge der Unſterblichen. Beſchattet von Fichtenbäumen und Trauerweiden zieht ſich in ſchlängelnden Windungen der ſteinige Pfad hinauf, den Tauſende erklommen, um hier auf immer auszuruhen. In Verſailles verbirgt ſich ſchüchtern und ängſtlich die Erinnerung, hier ruft ſie frei und offen den Wandrer mit Immortellenkränzen

und goldnen Inſchriften an. Der Père la Chaiſe, faſt nur berühmten und verdienten Männern gewidmet, hat nichts Geſchwätziges, nichts Ruhmredneriſches. Man ſieht die Thaten und vergißt die Schmerzen nicht. Wahrhaft große Männer ſind nie glücklich geweſen. Wie viele dieſer Halmen ſind mit Thränen benetzt, wie viele dieſer Lorbeern drückten ſich auf Stirnen, die der Gram feuchte, auf Scheitel, die die Sorge bleichte! Der Ruhm, den man oft haſſen muß in den Annalen der Geſchichte, wo nur die großen Männer ſchimmern, die guten im Schatten ſtehen, man gewinnt ihn wieder lieb auf dem Père la Chaiſe, auf dieſem Gottesacker, der mit ſeinen blühenden Teraſſen, ſeinem ätheriſchen Blumendufte, einer andern Welt gehörend, auf den wüſten Lärm von Paris herniederblickt!

Der Friedhof des Père la Chaiſe erhebt ſich hinter der Vorſtadt St. Antoine am öſtlichen Ende von Paris. Es iſt theuer, auf dieſen geweihten Boden zu kommen. Wem ſeine eignen Mittel unmöglich machen, hier zu ruhen, der hat Freunde, Anhänger, Bewunderer. Wieviel berühmte Männer ſtarben nicht und ernteten erſt im Tode die Anerkennung, die man ihnen im Leben verſagte! Nähert man ſich der entlegenen Ruheſtätte, ſo wird man unwillkürlich Alles, das uns begegnet, auf den Tod beziehen. Eine lange öde Straße führt von der Juliſäule zu den Gräbern des la Chaiſe hinauf.

Le Capitole las ich in einem Winkel mit Rieſenlettern hingemalt. Auch ein Todter! Ein Journal, das die Polizei im napoleoniſchen Sinne ſtiftete, um zu erſehen, wer dieſe Tendenz unterſtützen würde. Der Redakteur, Herr Dürand vom Journal de Francfort, war ein Spion, ohne es zu wiſſen. Als dem Capitole eines Tages vom Kaiſer von Rußland 40,000 Franken geſchickt wurden, wußte Louis Philipp, was er wiſſen wollte, und hob das Journal auf. Die Gräberſtraße iſt lang genug, um über dieſe Art von Politik ſich ſeine eignen Gedanken auszuſpinnen. Weiter hinauf mitten unter dem Staub der hier gemeißelten Grabeskreuze und Denkſteine lieſt man in großen Lettern an einem Hauſe: Deutſch, den Namen ein es Handwerkers! Man erſchrickt, dem lieben vaterländiſchen Namen gerade hier unter den Todten zu begegnen. Endlich ſieht man noch zwei große Häuſer, die für die Aufnahme ſittlich verwahrloſter Kinder beſtimmt ſind. Es ſind Leichenhäuſer für die Lebendigen.

Man betritt den Friedhof. Ein Führer wird uns geleiten und die beſuchteſten Stellen zeigen. Es iſt nicht Alles Ruhm, was wir hier begraben finden werden. Dort in dem erſten kleinen Tempel liegen die Gebeine des Herrn Moſes von Eichthal! Es iſt auch das Geld, auch das Amt, das ſich hier begraben läßt. Störender Gedanke, bei jedem Immortellenkranz erſt zu

durch die Einzelheit; man wollte Totalität und Individuum neben einander bestehen lassen. Der Fürst war Gewählter und Bevollmächtigter, aber nur primus inter pares, kurz die Deutschen sind von Natur Feinde des Staates als einer perennirenden Gesammtheit. Die Centralideen dieses Volkes waren immer nur solche, welche durch eine Fiction galten, es waren unsichtbare Widersprüche gegen das überall Sichtbare. Das Princip der Vereinzelung und Absonderung garantirt in der That keine Dauer. Und will man, was die deutsche Geschichte auf jeder Seite lehrt, mit einem Worte sagen, so haben die Deutschen politische Methode, aber keine politischen Principien, sie haben das Repräsentativsystem seit undenklichen Zeiten, aber nur als etwas Modales. Der Irrthum aller germanischen Staaten war, das Repräsentativsystem zum Selbstzweck erheben zu wollen und aus einer Form ein Wesen zu machen. Repräsentation ist nichts Absolutes, in natürlichen und organischen Staaten wenigstens nicht, sondern immer etwas, was auf bestimmten, geordneten und wenigstens polizeilich sicheren Institutionen und Thatsachen erst aufgebaut werden kann. Alle die germanischen Völker, welche so frühzeitig das Opfer ihrer Gemeinwesen wurden, begingen diesen Fehler, den Sattel für das Pferd zu halten, da der Sattel doch nur das Reiten erleichtert. Sie waren immer rasch mit ihrem constitutionellen Principe zur Hand, das sogleich eine angeborne Staatsunfähigkeit zum Gesetze erhob. Die Deutschen sind nur als Volk mit dem ausgedehntesten Republikanismus groß; so wie sie der Staat einfängt, siechen sie und reiben sich an dem Kampfe gegen eine Fessel auf, die sie von Natur den Instinkt haben, nur zuweilen, in Zeiten der Gefahr, wo Einheit des Verfahrens gelten muß,

fragen: Verdienst du ihn auch, der du hier begraben liegst! Man wendet sich rechts. Ein gothisches Monument fesselt unsere Aufmerksamkeit. Vierzehn kleine Säulen tragen zehn Bogen, über welchen sich Karniese mit Blumen verziert befinden. Hier liegen die Reste von Abälard und Heloise. Zum ersten Mal vereint nach der an dem Geliebten begangenen Greuelthat; aber nur ihre Knochen küssen sich, ihre Asche ist in Eins geflossen. Für die Leiden des Genies, für die auf den Père la Chaise schlummernden großen Gedanken und großen Schmerzen konnte es keine symbolischeren Heiligen geben, als Abälard und Heloise.

Auf dem ersten Hügelvorsprunge ist das Denkmal Casimir Perier's. Für einen Mann, der weder zerstörte noch schuf, für eine Kraft, die nur bändigte, zähmte, aufhielt, für den Ausdruck einer Epoche, die diese zähe Kraft nur zum Organ ihres Bedürfnisses nach Ruhe und Sammlung machte, ist dies weitschweifige Denkmal viel zu prahlerisch.

Um Perier's Standbild her stehen einfache, aber bedeutendere Grabmäler. Einfache Büsten bezeichnen die Stätte, wo die Schädel Fourier's und Gall's, des Schädellehrers, ruhen. Das Grab des Hieroglyphenentzifferers Champollion bezeichnet ein Obelisk. Eine Trauerweide lehnt sich über einen Denkstein, unter dem die Duchesnois ruht. Sie war bedeutender im Lust- als

Trauerſpiel; doch da es ſchwer iſt, die komiſche Muſe auf einen Kirchhof zu bringen, ſo hat man auf dem Basrelief Melpomene um ſie trauern laſſen. Ein anderes Basrelief zur Rechten ſchildert jene kühne Befreiung Lavalette's durch ſeine Gattin. Er ſelbſt, der Gerettete, liegt unter dieſem Würfel. Nebenan iſt Platz für ſeine noch lebende Retterin gelaſſen.

Zahllos ſind die Denkmäler für die militairiſchen und adminiſtrativen Berühmtheiten des Kaiſerreiches. Ein Sarkophag von weißem Marmor mit zwei Figuren des Ruhmes, die die Büſte des Marſchalls Lefebre bekränzen. Ein hoher Obelisk, gewidmet dem Marſchall Maſſena. Ein Altar, gewidmet dem Marſchall Suchet. Düſter und dunkel liegt abſeits vom Wege in einem eingezäunten Raume Marſchall Davouſt. Unter Raſen und Fichten ſchläft der erſchoſſene Ney. Von den Zweigen des düſtern Nadelholzes brechen unzählige Fremde kleine Stäbchen zur Erinnerung ab. Molière's und Lafontaine's Denkmäler ſtehen dicht nebeneinander. Der Fuchs, der auf dem Cenotaph des Fabeldichters ſteht, hätte ſeinen Schweif auch noch auf Molière's Grab ausſtrecken können. Zwiſchen dicht geſäeten Grabmälern, einer rechten Todesernte, ſaß eine verſchleierte Dame und zeichnete die Büſte des Malers Gros, der ſich in der Seine ertränkt hat. Man kennt die Urſache dieſes Selbſtmordes nicht; wer weiß, ob der Griffel der trauernden

Dame ſie nicht niederſchreiben könnte? Die von Fieſchi's Höllenmaſchine zerſchmetterten Gebeine des Marſchalls Mortier (Duc de Treviso) birgt, um ſie noch im Tod zu ſchützen, ein düſterer verſchloſſener Tempel. In Lebensgröße ſteht General Foy und redet die Kammer an. Eine Nationalſubſcription hat ihn in einer etwas theatraliſchen Stellung hierher verpflanzt. Das reizendſte Denkmal des ganzen Kirchhofs, ein kleiner griechiſcher Tempel aus reinſtem Marmor, gehört einer Ruſſin. Daß Frau von Demidoff, geborne von Stroganoff, auf den Gedanken kommen konnte, ſich unter der Fülle von Ruhm und Verdienſt um die Menſchheit hierher ſo glänzend betten zu laſſen, wollen wir ihr verzeihen, wenn ſie zu Denen gehörte, die den Ruhm zu würdigen wiſſen. Auch mit Geſchmack zum Publikum zu gehören, iſt ein Talent, das Belohnung verdient. Der reiche Porzellanfabrikant Schölcher, ein Elſaſſer, hat ſeine Stelle durch die ſinnige Idee ſeines Denkmals verdient. In Hautrelief ließ er ſich links als Arbeiter mit aufgekrämpten Aermeln, rechts als Fabrikbeſitzer und Rentier abbilden. Es liegt in dieſem Symbol des belohnten Fleißes eine tröſtende Ermunterung für die arbeitenden Klaſſen. Ein reicher Kupferſchmied aus Paris hat ſich durch keine ſo hübſche Idee in die Gräberreihen der großen Männer eingekauft. Wenn es die Art berühmter Männer iſt, daß ſie viel Lärm in der Welt

machen, dann kommen ihnen allerdings die Kupferschmiede am nächsten.

An einem Abhange, von dem aus man die lachendste Aussicht auf Vincennes, die Vorstädte und Paris genießt, an einem Hügelvorsprunge, wo sich oben von dem zerbröckelten Lehmboden hinunter eine grüne Wiesenfläche in das Thal zieht, stand ich mit schmerzlicher Rührung. Zu meinen Füßen las ich auf einem einfachen horizontalen Denkstein die Worte: „Ludwig Boerne.“ Es ist die schönste Aussicht des Père la Chaise und das ärmste Grab. Im Schatten eines stolzen englischen Monumentes, nicht fern von dem Denkmal eines Postverwalters, ist ein kleines Streifchen Erde mit einem schwarzen Holzgeländer umzirkelt. Den platten Boden bedeckt ein Stein mit Boerne's Namen, darauf einige verwitterte Immortellenkränze. Es ist nicht vergessen das Grab, aber auch nicht gepflegt. Eine einzige liebende Hand kann nicht vollbringen, was eine Nation vollbringen sollte. Jeder Fußbreit Erde auf dem Père la Chaise verräth die würdige Verehrung, die Frankreich vor seinen großen Geistern hegt. Arm und kümmerlich ruht dort ein deutscher Schriftsteller! Wenn der Regen strömt, weicht sich der Lehmboden auf. Von dem großen Marmorwürfel, der rechts einer englischen Nullität errichtet ist, fließt es stromweis auf die bescheidene Stätte Boerne's, lockert den Boden auf und

dringt es feucht bis zum Sarg hinunter. Es muß ein Ueberbau, wenn nicht eine ehrende, doch eine ſchützende Erweiterung dieſes allzudürftigen Grabmales ausgeführt werden. Dicht neben Boerne iſt ein noch unbenutzter, aber ſchon abgezirkelter Grabesraum. Ich ahne faſt, wer hier einſt zu ruhen wünſcht. Aber ſoll Boerne unter Denen, die ihn liebten, leiden? Soll Boerne's Gedächtniß in einer Familiengruppe untergehen? Wir Deutſchen überſetzen Alles aus dem Franzöſiſchen, man laſſe den Franzoſen ihre Grabmäler, man lege Abälard und Heloiſe nicht zum zweiten Mal auf! Es wäre der nächſten Erben Boerne's würdiger, einen Bericht über das Denkmal, über David's Büſte, über den Betrag der noch nöthigen oder ſchon eingegangenen Gelder zu geben und dadurch das Andenken des freiſinnigen Schriftſtellers mehr zu ehren, als durch Pasquille in Frankfurt und Ohrfeigen in Paris.

Eh' ich ahnte, daß ich einſt Dein Leben ſchreiben würde, ſehnt' ich mich, Dich zu ſehen, guter Boerne! Nun ſteh' ich an Deinem Grabe und denke der trüben Zeiten, die Du erleuchteteſt, denke Deiner Palmen, denke Deiner Dornen. Schlummere ſanft bis ans Ende der Tage!

# Fünfter Brief.

Paris, den 18. April 1842.

Der Zufall ſpielte mir vor einigen Tagen ein Packet Brochüren in die Hände, unter dem Titel: „Der Hülferuf der deutſchen Jugend. Herausgegeben und redigirt von einigen deutſchen Arbeitern", und eine Fortſetzung dieſer periodiſchen Schrift, unter dem Titel: „Die junge Generation". Beides ſind Monatſchriften, die von dem Schneider Weithling, einem gebornen Magdeburger, jetzt in Vevey am Genferſee, früher in Genf ſelbſt, herausgegeben werden. Ein deutſcher Schuhmacher in Paris, Namens Bauer, verkaufte dieſe kleinen Brochüren an die zahlreichen deutſchen Arbeiter in Paris; in London werden ſie bei Karl Moll verlegt, wahrſcheinlich auch einem Handwerker.

Man hat, glaub' ich, dieſe Schriftchen in Deutſchland verboten. Das Nachtheilige ſolcher Verbote liegt beſonders auch darin, daß man die Schriften, die dadurch außer Cours kommen, nicht widerlegen kann. Weith-

ling und seine Mitarbeiter würden durch eine Discussion zu Schriftstellern werden, durch das Verbot sind sie Märtyrer und Propheten. Es ist weit leichter, behaupten, als sich vertheidigen. Weitling borgt die Ideen von den französischen communistischen Schriftstellern, belebt die Theorien der Communauté, der „Gemeinschaftlichkeit", durch die allerdings oft trübe deutsche Handwerkererfahrung, und hat sich im Verlauf seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine solche Gewandtheit im Darstellen erworben, daß ich nicht begreife, warum er sich nicht längst Journalist, sondern immer noch Schneider nennt.

Weitling beginnt das Programm seines Hülferufs unter andern mit den derben Worten: „Auch wir deutschen Arbeiter wollen eine Stimme erheben für unser und der Menschheit Wohl: damit man sich überzeuge, daß wir recht gut Kenntniß von unsern Interessen haben, und, ohne von lateinischen, griechischen und kunstgemäßen Ausdrücken aufgeschwollen zu sein, recht gut und zwar auf gut deutsch zu sagen wissen, wo uns der Schuh drückt und wo Bartel Most holt." In einem Aufsatz: „Bitten, Betteln, Fechten", erkennt man den ehemaligen reisenden Handwerksburschen. Weitling schildert hier in ergreifenden Farben das Elend des auf der Landstraße pilgernden, arbeitslosen, von Gensdarmen wie ein Spitzbube verfolgten Handwerksgesellen. Er schildert die empörende Impertinenz deutscher Paßbüreaus, wo ich oft

oft mit einem schneidenden Messer im Herzen mit angesehen habe, wie diese armen Wanderer von den Beamten mishandelt werden, wie der bairische Polizeivoigt den würtembergischen Handwerker, der würtembergische Aktuar den hessischen, der hessische den hannöverschen andonnert, verflucht, zu allen Teufeln wünscht und ihm mit Gensdarmen und dem Loche droht. Das einfache „Halt's Maul!" ist gegen Handwerksburschen Höflichkeit: ein kurzes, vornehm abschneidendes: „Schon gut!" liebevolle Zuvorkommenheit. Da, wo Weithling das Elend und die Entwürdigung der arbeitenden Klassen schildert, ist seine Darstellung, wenn auch zuweilen noch so unlogisch und überleidenschaftlich, doch der Beachtung werth. Wenn er sich aber in den Communismus verliert, wenn er den Franzosen ihre oft so hohle „soziale" Weisheit nachlallt, wenn er auf die Bibel den Katechismus der Menschenrechte pfropft und die Communion, die Einsetzung des Abendmahls, mit dem Communismus und der Einsetzung gemeinschaftlicher Mittagsmahlzeiten in Verbindung bringt, dann kann man ihm nicht mehr folgen. Die gelungenste Darstellung dieser Blätter ist unstreitig „Paris im Jahre 2000". Ich zweifle fast, ob diese mitunter witzige und geistvolle und jedenfalls durchgängig recht brav stylisirte längere Abhandlung aus Weithling's Feder geflossen ist. Möglich. Pectus est, quod disertum facit, und ohne Zweifel schreibt

dieſer Mann aus ſeiner eignen Bruſt. Aber die Hypotheſe, Paris und die Welt in einigen Jahrhunderten ſo umwälzen zu wollen, daß man nicht mehr weiß, was Geld, was Soldaten, was Nationen ſind, die vielen unwahren, wenn auch noch ſo grellen Lichter, die in dieſem anticipirten Gemälde der Zukunft auf die Geſellſchaft der Gegenwart fallen, die blendenden Gaukelbilder einer radikalen Umwälzung der Lage des Arbeiterſtandes und einer methodiſch durchgeführten Gütergemeinſchaft ſind ſo vermeſſen, daß man dieſe unter den in Paris und der Schweiz arbeitenden deutſchen Handwerkern um ſich greifenden Ideen nicht verbieten, ſondern wiederlegen ſollte.

Die Fourieriſten ſprechen von einer Anziehung der Leidenſchaften, d. h. von einer Neutraliſation aller geſellſchaftlichen Inſtinkte zu einer Harmonie des geſellſchaftlichen Behagens. Die Communiſten nehmen nicht, wie die Fourieriſten, die Geſellſchaft, wie ſie iſt. Sie gehen von dem gleichen Anrecht des Menſchen auf alle Güter der Erde aus und wollen Jedem die Möglichkeit verſchaffen, die Erde ſo zu exploitiren, wie nur irgend ein Anderer. Daß die Natur, auf die ſie ſich ewig berufen, dieſer Anſicht gar nicht geweſen iſt, kümmert ſie nicht. Die Natur ſchuf wüſte und fruchtbare Gegenden und warf auf die wüſten oft mehr Bewohner, als auf die fruchtbaren. Sie ſchuf weiße, ſchwarze und

gelbe Menſchen und begabte ſie mit den verſchiedenartigſten Leidenſchaften, mit den abweichendſten Bildungsfähigkeiten. Die Natur ließ die Menſchen in hundert verſchiedenen Sprachen reden und beſtimmte dadurch ſelbſt, daß ſie die Unterſchiede der Nationen wollte. Die Natur hat nach Himmelsſtrichen und der Beſchaffenheit des Bodens auch die Bedürfniſſe verſchieden geſtaltet. Der Jäger in den Bergen bedarf eines andern Trunkes, als der Fiſcher am nebligen Meer. Den Einen ſchließen die Berge ein und die Freuden ſeines kleinen Thales machen ihn glücklich, während Die, die die Natur in der Ebene geboren werden ließ, mit unbefriedigtem Blicke in die Ferne ſchauen. Das Alles hat nicht die verdorbene Geſellſchaft ſo geordnet, ſondern die Natur, die doch die angebetete Reglerin, Ordnerin und Erhalterin des Communismus iſt.

Freilich bietet unſre Geſellſchaft die entſetzlichſten Unregelmäßigkeiten dar. In einem und demſelben Volke, einem und demſelben zum Wohle Aller geordneten Gemeinweſen, in einer und derſelben Stadt, in einem und demſelben Hauſe oft die erſchütterndſten Gegenſätze von Armuth und Reichthum, von Ueberfluß und Mangel am Nothwendigſten. Seit Jahrtauſenden haben ſich dieſe Unterſchiede der Stände und dieſe ungleichen Vertheilungen der Lebensgüter gebildet, und eben ſo lange beſchäftigen ſich Menſchenfreunde, Geſetzgeber, Religions-

ſich aufzulegen. Staat iſt den Deutſchen nur etwas Temporäres, eine Erleichterung der Methode, und an dem Unbehagen, Jahrhunderte hindurch mit dem Kopfe verkehrt zu gehen und ſtatt auf dem Hals, auf dem Schweif des Pferdes zu ſitzen, ruinirte ſich dieſe Nation und konnte eine Beute ſchon vor zweihundert Jahren für Frankreich werden, wenn dieſes Land damals im Stande geweſen wäre, einen Napoleon über den Rhein zu ſchicken.

Das germaniſche Princip hat ſich aus dem Sturze des deutſchen Reiches nach Preußen und Oeſterreich geflüchtet, und iſt namentlich in jenem erſten Staate zu den größten Ehren gelangt. Wir müſſen von beiden ausführlichere Berichte geben.

Oeſterreich wurde früh von einer weiſen Einſicht geleitet, welche deſſen Fürſten und Staatsmänner über das germaniſche Princip gewonnen hatten. Oeſterreich, mit der deutſchen Kaiſerwürde bekleidet, hatte keinen Mittelpunkt für dieſelbe und begann die Mühe, ihn zu ſuchen, ſogleich mit der Reſignation, ihn zu finden. Oeſterreich gewann ſeinen Schwerpunkt dadurch, daß es früh auf ſeine deutſche Superiorität verzichtete. Es hat das germaniſche Princip freilich gänzlich aufgegeben und nur das behalten, wozu ſeine Lage die Veranlaſſung gab, nämlich das Centrum, und dieſes zudem für Staaten, welche die ſonderbarſten Widerſprüche zu ſein ſcheinen und die öſterreichiſche Staatskunſt beinahe zu einer Equilibriſtik machen. Dieſes großartige Reich beweiſt einen Satz der Geſchichte, welcher neu iſt, wie Alles, das nicht natürlich ſcheint. Für natürlich hat man es bisher immer gehalten, daß Staaten heterogenen Urſprunges nicht von dauerndem

ſtifter, Weltweiſe mit einer der allerdings freundlicheren Natur ſich nähernden Ausgleichung. Bisher hat man die einzige Möglichkeit, das menſchliche Elend zu lindern, in einer Verbeſſerung der Staatsformen gefunden. Zu allen Zeiten, wenn die materielle Noth um Hülfe ſchrie, hat man in dieſer oder jener Form verknöcherter Einrichtungen geändert, die Sklaven und Leibeignen frei gemacht, die Steuern herabgeſetzt, dem Adel ſeine Immunitäten genommen, den Zehnten der Geiſtlichkeit beſchränkt, die Güter der Krone zum Eigenthum der Nation geſchlagen, den Herrſcher auf beſtimmte Pflichttheile geſetzt, kurz ſich, ſoweit es irgend durch Verſtändigung oder im äußerſten Falle durch Gewalt möglich, allmälig aus den allzu verkünſtelt und drückend werdenden Ueberlieferungen der Geſchichte einem Ur- oder Natur- oder Vernunftſtaate genähert, einem Staate, der nie war, vielleicht nie ſein wird, der aber als Ideal mit reizender Symmetrie in der Vorſtellung jedes freigewordenen Bewußtſeins lebt. Die politiſche Oppoſition, wie ſie an allen Enden Europas noch gährt und hier zu Verfaſſungen, dort zu ehrlichen Verwirklichungen der ſchon vorhandenen Verfaſſungen zu kommen ſucht, hat nirgends ein bloßes Wohlbehagen an leeren Förmlichkeiten und leeren Rangſtufen der Geſellſchaft ausgeſprochen, ſondern überall ihre Ueberzeugung, daß nur auf dieſem Wege der verbeſſerten Staatsformen auch

die gleichen Anſprüche jedes Bürgers an die Güter des Lebens, an das Licht der Freiheit und an ſeine Wärme, die Gleichheit, geregelt, nur ſo die klaffenden Wunden unſres geſellſchaftlichen Körpers geheilt werden könnten.

Die Communiſten haben dieſe politiſche Debatte ganz aufgegeben. Sei es nun, daß ſie in ihr nur die Befriedigungen des perſönlichen Ehrgeizes entdeckten, oder daß ihnen die Ergebniſſe derſelben nicht vollſtändig genug erſchienen, ſie überſprangen alle geſchichtlichen Vorausſetzungen, innerhalb deren ſich noch die politiſche Oppoſition bewegte, hoben jede Verhandlung über Recht und Pflicht, über Mehr oder Minder auf und nivellirten das Hohe mit dem Niedrigen, Reichthum mit der Armuth. So hofften ſie eine Durchſchnittsexiſtenz zu finden, welche die Fourieriſten die „allgemeine Mittelmäßigkeit" nennen. Der Haß des Communismus gegen den Republikanismus kommt dem Haß des letztern gegen die Monarchie gleich. Der Communismus verſöhnt ſich lieber mit einer abſoluten Monarchie, die die äußere Form ſeiner breiten Exiſtenzbaſis ſicherte, als mit einer Republik, wo nur das Talent allein ſich auszeichnen könnte. Die in Paris erſcheinenden Handwerkerjournale: l'Atelier, le Populaire, la Fraternité, ſtehen zum National in einem ſchroffern Gegenſatze, als dieſer zum Journal des Débats. Auch im Communismus ſelbſt herrſchen verſchiedene Schattirungen. Die Einen wollen

mit Gewalt, die Andern friedlich verfahren, sodaß die vom Communismus bedrohte Gesellschaft vorläufig wenigstens den Vortheil hat, daß die neue Lehre über ihre praktische Einführung noch in ihrem eignen Schoße unschlüssig ist.

Die ersten Grundzüge des Communismus entwickelten sich in einer der fieberhaften Phasen der französischen Revolution. Damals, als man zu der neuen Erde einen neuen Himmel, zu dem neuen Menschen einen neuen Gott erfand, in jener wilden, siedenden Epoche von 1793—94 wurde dem Convent auch die allgemeine Gütergemeinschaft als das einzige Heilungsmittel der verdorbenen Gesellschaft anempfohlen. Die siegenden Ansichten ließen die Vertreter der unterliegenden guillotiniren. Babœuf, ein Fälscher, ein entsprungener Gefangener, voll Geist aber und Unternehmungsmuth, schrieb damals im communistischen Sinne Pamphlete und Zeitschriften. Er wurde hingerichtet. Die theils flüchtigen, theils verbannten Anhänger seiner Lehre, besonders ein Italiener Buonarotti, wirkten ferner für die Verbreitung der communistischen Ideen. Der unreine Ursprung des Communismus verlor sich erst in dem Schmelzfeuer der englischen Philanthropie. Robert Owen gab der Lehre von der Gemeinschaftlichkeit der Güter eine dauernde Grundlage, führte sie auf die Grundsätze des Christenthums zurück und gab ihnen bei den Hand-

werkern und Fabrikarbeitern ſeines Landes eine praktiſche Anwendung. In Frankreich iſt man erſt durch den Umweg der St. Simoniſten und Fourier's zum reinen Communismus gekommen. Jetzt greift die Lehre bei allen arbeitenden Klaſſen ſo gewaltſam um ſich, daß ſie die Aufmerkſamkeit ſogar der Denker erregt hat. Die Katechismen und ſymboliſchen Bücher dieſer Lehrer werden nicht mehr von dem beſchränkten, unausgebildeten Talente der Handwerker verfaßt, ſondern geübte Federn leihen ihr den Schimmer wiſſenſchaftlicher Begründung und die einſchmeichelnden Farben rhetoriſcher Ueberredung. Mit Widerwillen wirft man den communiſtiſchen Katechismus eines Richard Lahautière aus der Hand, mit Spannung ſchlägt man die Voyage en Icarie des ehemaligen Deputirten Cabet auf.

In Form eines Romans theilt der Verfaſſer dieſes Buches alle Principien des Communismus mit. Ikarien iſt ein fabelhaftes Land, wie die Atlantis des Thomas Morus. Der engliſche Lord Carisdall iſt ſehr unglücklich über die Welt im Allgemeinen und England insbeſondere, er hört von einem Muſterſtaat in einem neu entdeckten Meere und ſchifft ſich nach Ikarien ein, in ein Land ohne Douanen, ohne Gensd'armen, ohne Gefängniſſe. Lord Carisdall lernt hier eine lebendige Verwirklichung des Communismus kennen. Wir folgen ihm auf ſeinen Wanderungen, durch die Felder und-

Triften Ikariens, die Kaufläden, die Schulen, die Gerichtshäuser, die Waarenlager, die Boudoirs der Frauen, die Journaliſtik, die Bälle, die Hochzeitsfeſtlichkeiten, die Promenaden, Gottesverehrungen u. ſ. w. In einer, wie man ſich denken kann, etwas langweiligen und ſehr breiten Auseinanderſetzung aller möglichen Lebensbeziehungen des Muſterſtaats lernen wir ſämmtliche reine und angewandte Principien der Lehre von der Gemeinſchaftlichkeit kennen. Dieſe lauten: Die Rechte des Menſchen wären natürliche und geſellſchaftliche, das natürlichſte aber wäre das, naturgemäß zu exiſtiren und alle ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte auszubilden. Jeder darf Das thun, was ihm ſelbſt nützt, ohne daß es dem Andern ſchadet. Jeder darf heirathen, Jeder hat Anrecht auf die Familie, Jeder hat das Recht, ſo gelehrt wie Baco, ſo weiſe wie Sokrates zu werden. Keiner iſt in dieſen Rechten bevorzugt, denn der Stoff, aus dem der Menſch geſchaffen iſt, iſt bei jedem derſelbe. Die Natur hat den Begriff des Eigenthums nicht erfunden, ſie wächſt, ſie blüht Allen; ihre Früchte locken Jeden und wollen Jeden erquicken. Die Natur lehrt nichts als die Gemeinſchaftlichkeit. Die Gleichheit iſt eine relative, wer zu ſeiner Exiſtenz mehr bedarf als der Andere, muß es haben. Lord Carisdall ſagt uns nicht, daß, wenn Einer zwei Portionen braucht, ein Anderer ſich doch ſchon mit einer halben begnügen müſſe!

Freilich geht der Communismus von der Idee aus, daß die Erde mehr gibt, als wir brauchen; er beginnt eigentlich erst mit der Reglung und gleichen Eintheilung Dessen, was auf der Erde überflüssig ist. Es gibt für Niemanden in der Gesellschaft etwas Ueberflüssiges, sagt er, sobald einem Andern das Nothwendige fehlt. Den natürlichen Rechten des Menschen entsprechen die natürlichen Pflichten. Gesellschaft nennt man eine Vereinigung von Menschen, die sich die wechselseitige Bewahrung ihrer Rechte zu ihrer wechselseitigen Pflicht gemacht hat. Eine solche Gesellschaft muß eine freie sein. Die Nationalität ist nicht die Grundlage einer solchen Gesellschaft, eben so wenig der gegenwärtige Staat. Bei uns leben die Einen in Ueberfluß, ohne zu arbeiten, und die Andern, die nur arbeiten, haben nicht einmal das Nothwendige. Bei uns ist nicht nur der Reichthum erblich, sondern auch die Armuth ist es. Die Kinder der Armen werden um ihre Menschenrechte betrogen; sie kommen aus dem Schoß der Natur, ohne die Natur genießen zu können. Glücklich aber sind auch die Reichen nicht; sie fürchten ewig für ihre Besitzthümer, sie sind den Lastern des üppigen Lebens und den Folgen des Lasters unterworfen. Das einzige Mittel gegen dieses Uebel ist die Einführung des Princips der Gemeinschaftlichkeit. Es muß dahin gearbeitet werden, zwei Dinge abzuschaffen: das Eigenthum und jenes Symbol

das das Eigenthum bezeichnet: das Geld. Die Gesellschaft verwandelt sich in eine Familie, die Einzelgüter werden Gesammtbesitz, Grund und Boden gehört dem Ganzen. Der Gewerbsfleiß schafft und Alle genießen, was er schafft. Je nach den Stunden der Arbeit wird Jeder belohnt. Talent und Genie würde einen Vorzug genießen, wenn in einer Gesellschaft, wo Jeder die gleiche Erziehung bekommt, von Talent und Genie die Rede sein könnte. Arbeit und das öffentliche Amt, das Einer und der Andre bekleidet, ist gleichsam eine Steuer, die man für das Ganze zahlt. Wo Menschenhände nicht ausreichen, helfen die Maschinen; die Maschinen sind die Sklaven des communistischen Staats. Sie dürfen nur insoweit vermehrt werden, als Menschenhände fehlen. Hat die Gesellschaft das Nöthige für Nahrung, Bekleidung, Wohnung und Hausrath und es bleibt ein Ueberschuß für das Vergnügen und den Luxus, so soll er dafür angewandt werden. Handel ist hinfort nur richtige Ablieferung des Producirten: keine Familie darf Dienstboten haben. Was sie an Dienstleistungen bedarf, bekommt sie vom Ganzen, sodaß Das, was wir jetzt Lakaien nennen, in Zukunft Staatsbeamte sein würden. Jeder darf sich verheirathen, denn Jeder kann leben. Jeder erhält das Brot für seine Kinder, jedes Kind bekommt die Ausbildung, die es geschickt macht, wenn es möglich wäre, an der Spitze

des Ganzen zu ſtehen. Die Staatsform ſelbſt hat kein anderes Princip, als durch die Ordnung dieſe Exiſtenz möglich zu machen. Das Volk iſt ſouverain, das Geſetz ordnet und regelt Alles. Die Strafen ſind milde, weil ſie unnütz ſein werden. Lord Carisdall weicht hier von Solon ab, der die ſtrengſten Strafen grade für die Verbrechen feſtſetzte, von denen er hoffte, daß ſie nie begangen werden würden. Die Einführung dieſes Syſtems, lehrt der Communismus, ſei ſchwer, aber nicht unmöglich; man kann die Gemeinſchaftlichkeit nicht plötzlich, ſondern nur nach und nach einführen. Der allmälige Weg werde machen, daß man das Eigenthum ſo viel wie möglich friedlich in ſich ſelbſt untergräbt. Man fange mit der Erziehung und dem Principe an, in mindeſtens hundert Jahren kann man, wenn man ernſtlich will, ein Volk allmälig in dieſe neue Geſellſchaftsform umſchmelzen. Dieſe Umſchmelzung darf nie mit den Waffen in der Hand erfolgen, denn ein Bürgerkrieg mit allen ſeinen unberechenbaren Chancen, mit Allem, was er an neuen Tyranneien anfachen kann, würde nur noch weiter von dem Ziele abführen, als die gegenwärtige, in ſich ſelbſt verweſende und dadurch vielleicht von ſelbſt dem Beſſern ſich nähernde Geſellſchaft. Nie hat eine Revolution noch erreicht, was ſie wollte, immer brachte ſie etwas Anderes hervor, als wofür ſie unternommen wurde. Einzelne Talente können

steigen, das Volk in Masse wird immer noch mehr darnieder liegen. Ja, selbst für den Fall, daß nur noch die Einstimmung der Reichen fehlte; soll man sie zwingen? Nein! Man lasse sie, man hindere sie nur, die Andern zu unterdrücken. Man dulde sie, bis sie von selbst kommen. Zieht der Kleinhandel auch vor, dem wahrscheinlichen Beispiele der Rothschilde zu folgen, so sei man mit diesen Schwachsinnigen am meisten nachsichtig. Es bleibt nichts übrig, als es mit der Gemeinschaftlichkeit zu machen, wie Christus mit dem Evangelium, sie zu lehren, sie zu predigen, sie an sich selbst in ihren nächsten Kreisen zu üben und das Uebrige Gott zu überlassen. So der Communismus.

So friedlich, wie Lord Carisdall, denken aber nicht alle Ikarioten. Ikarus war jener Sohn des Dädalus, der sich mit Flügeln von Wachs zur Sonne aufschwang und wahrscheinlich an der Stelle, wo er mit seinen geschmolzenen Schwingen zur Erde fiel, jenen von Cabet mit manchen romantischen Schattengängen und geheimnißvollen Lauben, in welchen die Julien und St. Preux nach wie vor kosen dürfen, geschilderten Staat gründete. Hundert Jahre ist für unser egoistisches Zeitalter eine Ewigkeit. Die einst so verbreitete Sitte, Bäume in dem schönen Glauben zu pflanzen, daß sie nach tausend Jahren den Ermüdeten ferner Jahrhunderte Schatten gewähren möchten, findet sich nicht mehr. Die com-

munistische Polemik selbst ist dringlicher, als Lord Carisdall. Lord Carisdall hat deshalb auch einen Uebergangscommunismus erfunden, der den Reichen ihr Eigenthum abkauft, ihnen die Zinsen in lebenslängliche Renten verwandelt und auf eine beträchtliche Reihe von Jahren mit dem Fourierismus Hand in Hand geht. Später werden sie sich trennen, der Communismus will keine Caserne, Phalange genannt, sondern jene allgemeine Ausgleichung, wo der Bauer aus seiner irdenen Schüssel Fasanen und der Reiche aus seiner goldenen Schüssel gesunde Erdäpfel ißt.

Ueber ein so bescheidenes System die ätzende Analyse des Verstandes zu gießen, wäre lieblos. Wollen die Communisten nur lehren, so ist es nicht einmal nöthig, daß es von Gelehrten geschieht. Wollen die Zungen, die die Lehre von der Gemeinschaftlichkeit predigen, nur feurige sein, sie dürfen dann auch aus dem Munde der Handwerker kommen. Ob der Communismus des Lord Carisdall Glacéhandschuhe und der des Schneiders Weithling nur gemslederne oder vielleicht gar keine trägt, ist Nebensache. Nur kommt es darauf an, wie man gegen die heutige Gesellschaft streitet, zu wem man redet, welchen Einfluß der Prophet in seiner nächsten Umgebung hat. Weithling haßt die Monarchie und die Republik, den Johannisberg und Hambach, ja, die Politik Preußens ist ihm lieber, als die des Dr. Wirth.

Zuſammenhange ſein könnten. Die Verſchiedenartigkeit der Zunge räche ſich; der Staat befeſtige ſich allein, je mehr er ſich der Natur nähert.

Feuer und Waſſer freilich, den Sultan und Venedig vermählen, oder, wie die Alten ſagten, Greifen und Roſſe zuſammenſpannen, wird ſich immer ſchlimm verlohnen. Hier iſt ſelbſt das Gleichartigſte oft unvereinbar, wenn ſtatt der Natur z. B. die Religion oder auch nur ein Provinzialhaß, der ſich in der Geſchichte nährte, dazwiſchentritt. Wie ſpröde iſt das Band, welches Irland und England verbindet! Wie eigenſinnig ſind die Antipathieen Belgiens und Hollands, Norwegens und Schwedens! Aber ſchon zwiſchen Ruſſen und Polen ſchürt den Haß doch weniger die Natur, als die Geſchichte. Jenen Erfahrungsſatz von der Heterogenetät mildert die Erfahrung ſelbſt. Denn es wird bei jenen verſchiedenen, unter einem Scepter vereinigten Nationalitäten immer darauf ankommen, ob ſie ein in ſich concentrirtes nationales Bewußtſein haben. Wenn Oeſterreich noch Jahrhunderte lang über Böhmen, Ungarn und Italien herrſchen wird, ſo iſt es, weil Böhmens Glanz in die deutſche Geſchichte hinüberſtrahlt, weil Ungarn immer nur eine flüchtige, zufällige und von allen Seiten gedrängte hiſtoriſche Exiſtenz hatte und weil Italien nur ein einzelner Landſtrich iſt, der in allen ſeinen Conſpirationen niemals gefährlich werden kann, weil ſein Ideal Centraliſation iſt und das Centrum immer über die Grenzen der Lombardei hinausdringen wird. Will man demnach die Dauer des öſterreichiſchen Staates beſtimmen, ſo ſind die entgegengeſetzten Nationalitäten deſſelben von unerheblichem Einfluß auf eine Berechnung, die, wie ich glaube, mit den jeweiligen Capazitäten des Wiener Cabinettes zu-

Er ruft in ſeiner oft originellen Art den Handwerkern zu: „Laßt die liberale Partei in Deutſchland nach Herrmannſtadt ziehen, wir gehen nach Gleichenſtein.“ Aber auch nicht das materielle Elend ſeiner Mitbrüder allein iſt es, was ihn zum Communiſten macht, ſondern ein gewiſſer Trieb nach einem ariſtokratiſchen Etwas, nach einem Nivellement der Bildung, ein Haß gegen den Vorzug der Wiſſenſchaft, den er dadurch zu befriedigen ſucht, daß er ſich gegen die Bildung und die Wiſſenſchaft ſelbſt erhebt. Ich weiß wohl, wie ſehr Hegel und Schelling herabzuſteigen haben, um der Welt auch nur einigermaßen nützlich zu ſein, aber darum iſt es noch nicht nöthig, daß ſie ſich der Faſſungskraft eines gebildeten Handwerkers anbequemen. Hat ſich Weithling von ſeiner Nadel emancipirt, ſeine Feder kann nicht jeden Schmied von ſeinem Hammer, jeden Schleſſer von ſeiner Feile, jeden Maurer von ſeiner Kelle emancipiren. Und doch wiegelt er durch die gewagteſten Forderungen die ruhig ſchlummernden Gefühle dieſer Leute auf, ſetzt ihnen mit Leſen, Schreiben, etwas Pfennigmagazin und Mathematik ſo viel Stolz in den Kopf, daß ſie ihre Exiſtenz am Nähtiſch für unäſthetiſch, ihre Stellung hinterm Blaſebalg für geſellſchaftlichen Fluch, ihre Aufgabe, andern Leuten Schuhe auf die Füße machen zu müſſen, für die mißgünſtigſte Tyrannei des Himmels halten. Alles will jetzt ſeinen Beruf verfehlt

haben! Es ist dies die Krankheit unserer Zeit. Die, die an dieser Krankheit noch nicht leiden, mit ihr anstecken, ist im Grunde ein unverantwortliches Verbrechen.

Ich erlebte kürzlich folgenden Fall: Ein Schneider, der hier in einer der Sectionen des associirten Communismus eine große Rolle spielt, versprach mir für einen bestimmten Tag ein Paar Beinkleider zu liefern. Ein Freund hatte ihn mir empfohlen und führte ihn mir zu. Er nimmt Maß. Ich bewundre die Genauigkeit eines pariser Schneiders und freue mich auf die Erfolge, die meine Beinkleider in Deutschland haben werden. Er notirt sich jede Distanz, jede Kürze und jede Länge, verspricht die pünktlichste Ablieferung und geht. Kaum bin ich mit dem Freund eine Minute allein und beginne, mit ihm am Fenster stehend, lachend ein Gespräch, so kommt der Schneider zurück und nimmt sein Notizbuch vom Tisch, das er vergessen hatte. Ich schwelge drei Tage in der Aussicht auf meine schönen pariser Beinkleider. Am dritten wollt' ich sie verpacken, sie kommen nicht. Statt ihrer ein Brief von dem Schneider: „Mein Herr, als ich neulich zurückkam, um mein vergessenes Notizenbuch zu holen, fand ich, daß Sie mit Ihrem Freunde lachten. Sie lachten über mich, über meine Notizen, über einen Handwerker, der nicht lesen und schreiben kann. Für zwei demokratische Schriftsteller hätt' ich es nicht möglich gehalten, über Leute zu lachen, die

nicht lesen und schreiben können. Entschuldigen Sie daher, wenn ich Ihnen erkläre, für Leute, die über Leute, die nicht lesen und schreiben können, lachen, nicht arbeiten zu können." Unterzeichnet war der von anderer Hand geschriebene Brief von dem Schneider selbst, mit einigen Hieroglyphen, die seinen Namen bedeuten sollten.

Welch ein Mistrauen, welcher Dünkel, welcher falsche Ehrgeiz! Wir, mein Freund und ich, hatten so wenig über das Buch des Schneiders gelacht, daß wir erst im Augenblick, als er es holte, sahen, daß er es vergessen hatte. Hätten wir es gesehen, so würden wir die Notizen, mit denen er Länge und Kürze meiner Schenkel maß, für technische Merkzeichen der edlen Schneiderkunst gehalten haben, aber wir hatten es nicht gesehen, hatten über Deutschland, Frankreich, über Alles in der Welt gelacht, und nicht über den Schneider, der nicht schreiben konnte. Dies Mistrauen, dies schnelle Urtheil ohne Prüfung! Wenn der Arme stolz ist auf seine Armuth, sollte der Ignorant nicht stolz sein auf seine Ignoranz. Dieser Schneider sprach mit einem solchen Hochmuth über seine Unwissenheit, wie ihn der Gebildete nicht über seine Bildung hat. Ist es denn so schwer, einen vernachlässigten Schulunterricht in spätern Jahren nachzuholen? Der Besuch einer Sonntagsschule würde Herrn Blondin, so hieß mein Schnei-

der, mehr genützt haben, als der Besuch communistischer Sectionen. Unwissenheit macht sonst blöde und verlegen, jetzt macht sie stolz. Herr Blondin hätte seine Eltern anklagen sollen, er klagte die ganze menschliche Gesellschaft an. Um alle Welt lesen und schreiben zu lehren, reicht die bisherige Gesellschaft völlig aus. Man nehme nun dies schnelle ungerechte Urtheilen, diese innere Wuth und Verbissenheit über eine halb und halb selbst verschuldete Demüthigung, man nehme diesen Zorn und Neid auf die Bildung, auf die Leute, die lesen und schreiben können, und man wird sich eingestehen müssen, daß der Stoff, den der Communismus ausbilden will, nicht so rein, nicht so edel, nicht so unglücklich ist, als wofür ihn die Vertheidiger desselben ausgeben.

Abgesehen von einer Betrachtung des Communismus aus dem Standpunkte der Wissenschaft oder der Stockbörse, so liegt ihm in Rücksicht auf die Handwerker allerdings viel Gutes zum Grunde. Vortrefflich sind jene Handwerkervereine, welche, die endlose Verzettelung in kleine hülfsbedürftige Wirthschaften aufgebend, zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse sich um den Herd einer gemeinschaftlichen Oekonomie versammeln. Namentlich können die in der Fremde lebenden deutschen Arbeiter keinen glücklichern Gedanken verfolgen als den, sich durch ein gemeinschaftliches Kost- und Erholungshaus die Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse zu erleichtern.

Weithling's Grundzüge des in Genf errichteten deutschen Handwerkervereins sind in jeder Art tüchtig. Hier redet der Handwerker mit dem Handwerker; die Bedürfnisse sind erkannt und ein praktischer Instinkt leitet, den Mängeln abzuhelfen. Soll sich zu diesem geselligen Verein noch ein Bildungszweck fügen, so wird die Aufgabe schon deshalb schwieriger, weil ein Grobschmidt auf einer andern Stufe steht, als ein Goldarbeiter, der Schuhmacher auf einer andern, als der Bronzearbeiter. Indessen wird es an gemeinschaftlichen Bildungsmitteln nicht fehlen. Auch das Vaterland, auch die Politik mag diese durch das Leben oft recht klar und mündig gewordenen Männer beschäftigen, aber vermessen ist es, ihnen diese Freuden und Vortheile der Geselligkeit nur zu geben, um ihre Sehnsucht nach einer verschönerten Lebensexistenz immer noch höher zu spannen. Herr Blondin beweist, daß die Unwissenheit bleibt und der Hochmuth noch hinzukommt.

Das Gute an dieser Bewegung des Handwerkerstandes ist ferner die wirklich sich verbreitende Kenntniß der großen Leiden und Ungerechtigkeiten, die diese wichtigste Klasse der Gesellschaft drücken. Es sind herzzerreißende, aber wahre Schilderungen, die Weithling von dem Zustand der arbeitenden Klassen entwirft. Ihr Lohn ist gering, die Mühe groß, die unsinnige Vermehrung der Fabriken und Maschienen, die schrankenlose

Gewerbfreiheit, die ungeregelte Einfuhr fremder Waaren, in allen diesen Punkten hört der Staat wol das Interesse einzelner großer Handelskammern, einzelner Seehäfen, einzelner Körperschaften, nie aber das Interesse der von unten auf daran Betheiligten. Man entschädigt die Posten für die Eisenbahnen, man expropriirt für baares Geld, man läßt keinem Beamten ein öffentliches Unglück entgelten, aber der arme Handwerker wird in den Ansätzen des Finanztarifes wie ein Wurm getreten. Die Staatsraison, hier zum ersten Male sich auf die Natur berufend, sagt: Es findet schon eine Ausgleichung statt! Ja, sie findet statt, auf dem Siechbette, auf dem Stroh der Armuth, auf der Todtenbahre. Nicht Jeder kann Meister werden. Wo findet der Gesell Arbeit? Er will wandern. Bis in sein dreißigstes Jahr gibt man ihm nur ein Wanderbuch. Er wandert, er hat eine glückliche Beschäftigung gefunden, da jagt ihn die Militairpflicht nach Hause, zurück nach einem Staate, der nichts für ihn thut, der ihn durch die Grobheit der Gensd'armen, die Rohheit der Polizeibeamten nur im innersten Gefühl seiner Menschenwürde kränkt. Christus lehrte uns dulden und die Schmerzen dieser Welt verwinden. Wie viele arme Handwerksburschen sah ich schon Thränen vergießen! Sie wollten durch ein Land reisen, durch das sie zehn Gulden als Reisegeld vor der Polizei aufweisen mußten.

Sie hatten sie nicht! Sie wurden mit Gewalt zurückgeschickt, von wo sie gekommen waren. Ich sage, Christus lehrte sich finden in die Welt. Aber er und seine Apostel lehrten es seinen Anhängern als Klugheitsregel für die heidnische Welt, für eine Welt, in der die Christen nur eine kaum geduldete, oft nur heimliche Sekte bildeten. Jetzt ist die Welt christlich und unsre Institutionen sind heidnisch geblieben, wie unsre Gesetzgebung. Der arme Handwerker in der Fremde wird krank. Ungern nimmt man ihn in die Spitäler auf, man nimmt ihn auf, die jungen Aerzte machen an ihm ihre Experimente. Ein berühmter königsberger Professor, ich will ihn nicht nennen, ging durch das Krankenhaus einer berühmten großen Handelsstadt, ich will sie nicht nennen; man zeigte ihm die Säle, die aufgeschichteten Kranken: er sahe, wie die Armen in Bausch und Bogen befragt und besichtigt wurden, er konnte, erschrocken über diese der Menschenfreundlichkeit gewidmete grausame Anstalt, nicht umhin, mit Bitterkeit den Vorstand zu fragen: „Sagen Sie mir, Herr Obermedicinalrath, findet sich hier denn nicht auch der Fall, daß dann und wann einmal ein Kranker auch behandelt wird?“ Diese und ähnliche Thatsachen aufzudecken, muß man Weithling im Interesse der Menschheit ermuntern.

Schon vor einigen Jahren hab' ich ausgesprochen, daß der moderne Staat, um diesen Uebelständen zu be-

gegnen, um die Gründe des Mißbehagens der Gesellschaft aufzuheben und die Phantastereien der neuern Socialistik durch Thatsachen zu widerlegen, neben seinen Ministerien des Krieges, der Finanzen, des Handels und der Gewerbe auch ein Ministerium der Nationalwohlfahrt begründen müsse. Man exploitirt die Gesellschaft, aber man bebaut sie nicht. Die Finanzen sollen die Früchte einer Vegetation sein, für deren Bewässerung, für deren Dünger, für deren Cultur man nicht sorgt. Der Staat, wie er jetzt ist, beutet nur die Gesellschaft aus und sorgt nicht für den Ersatz der Ausbeute. Der Nachwuchs, die neuen Pflanzungen, die Heilung zufälliger unverschuldeter Wunden, die Ausgleichung zwischen Müssen und Können, der Staat als eine Garantie des Glückes und der Zufriedenheit der Menschen ist sich selbst überlassen. Eine Hauptaufgabe dieses Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt müßte die sein, das Verhältniß des Arbeiters zum Unternehmer, des Unternehmers zum Capitalisten zu regeln. Der Produzent ist zu arm, um dem Unternehmer Widerstand leisten zu können. Er muß sich, um nur Geld zu haben, auf Gnade und Ungnade, zum niedrigsten, kaum sein Elend fristenden Preise Dem, der ihm Geld bietet, ergeben. Der Capitalist gewinnt dadurch, daß er schon hat. Der Produzent verliert immer noch mehr dadurch, daß er nichts hat. Es müssen Hülfsmittel gefunden

werden, den Arbeiter vom Kaufmann zu befreien, ihm den vollen Ertrag des Fleißes ſeiner Hände zu ſichern, ihn gegen den Wucher der Vorſchüſſe und des Schleuderpreiſes zu bewahren. Auch brach liegendes, todtes Capital darf nicht exiſtiren. Geld iſt keine Waare, Adam Smith hat es bewieſen. Geld iſt Ausdruck einer Waare, Anſchlag eines Werthes. Eine Waare, die ſich nicht bewährt, ein Werth, der ſich nicht verwerthet, gehört nicht in die geſittete Geſellſchaft. Der Geizige iſt ein Räuber am Ganzen. Sein Geld, ſeine Millionen ſollen nicht im communiſtiſchen Sinne an die Darbenden vertheilt werden, aber ſeine Millionen ſollen arbeiten, ſollen arbeiten für das Ganze. Unſinniger Luxus ſoll verboten, großes Vermögen ſehr groß verſteuert ſein. Auch Verſchwendung iſt kein Mittel, todtes Capital lebendig zu machen. Die franzöſiſchen Finanzmänner des vorigen Jahrhunderts glaubten, daß Geld, wenn es auch zum Fenſter hinausgeworfen würde, die Wohlfahrt des Volkes höbe, weil es eben doch unter's Volk käme. Auch von dieſem Wahn hat uns A. Smith befreit. Armuth und Reichthum ſollen nicht mit Aufopferung aller individuellen Rechte, mit Aufopferung des Principes der Familie gegeneinander ausgeglichen, wol aber ſoll der Reichthum ſo geregelt werden, daß ſein Ertrag allmälig die Armuth aufhebt. Sparkaſſen und Creditvereine reichen zu dieſen durchgreifenden Maßregeln nicht

hin. Es muß in den Staat ein belebendes, schaffendes, ergänzendes Element kommen. Er muß sich aus dem Aktenstaub des Administrationsgeistes in die Sonnenhöhe organischer Gedanken heben. Sieht man dies ewige Wiederkäuen des alten Stoffes, dieses ewige kleinmeisterliche Handthieren der verjährten Praxis, dieses Beschneiden, Unterdrücken, diese kleinen Palliativschöpfungen, die sie Regieren nennen, so erfüllt sich das Menschenherz mit einer Bitterkeit, die uns jeden Zusammenhang mit einer so schlechten Zeit und so verdorbenen Gesellschaft widerwärtig macht. Guizot sagte einmal: „Es liegt im Geiste unsrer Zeit die ewige Klage über das Loos des Volkes; aber die Klage ist gerecht: nur mit dem tiefsten Mitleiden kann man das unglückliche Loos so vieler Menschen sehen. Es ist schmerzlich, sehr schmerzlich, es zu sehen, sehr schmerzlich, darüber nachzudenken. Und doch muß man darüber nachdenken, viel, viel darüber nachdenken. Furchtbar ist das Unrecht und furchtbar die Gefahr, wenn man es vergessen sollte." Wo ist das Volk, wo ist der Fürst, der zuerst das oben geschilderte Portefeuille eines Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt in die Hand eines Weisen legt?

Die Politik des Tages, statt sich wie z. B. in Deutschland in leeren Phrasen über Nationalgröße und Nationalunabhängigkeit zu ergehen, sollte allerdings sich

ſammenfallen und das Centrum des politiſchen Verſtandes auch zur Peripherie der politiſchen Dauer machen wird.

Preußen, obwohl nicht völlig ächt germaniſchen Blutes, ſcheint dennoch die Beſtimmung zu haben, das germaniſche Prinzip für die Geſchichte zu erhalten. Dieſer jugendliche Staat, hervorgegangen aus den Trümmern jenes heiligen römiſch-deutſchen Widerſpruches, hatte die Erfahrung dieſes Prinzipes als Lehrmeiſterin für ſich und fand in ziemlich autokratiſchen Herrſcherperioden Zeit genug, eine innere feſte Gliederung ſeiner einzelnen Theile zu verſuchen und ſeinen mehr improviſatoriſchen Urſprüngen ein ſicheres und andauerndes Fundament zu geben. Der preußiſche Staat iſt eine Idee und wird ſelbſt, wenn er entweder auf den kleinſten Länderumfang herabgeſetzt oder ſeine gegenwärtigen Gebietstheile mit ganz andern vertauſcht werden ſollten, doch niemals ſterben können, es ſei denn, daß Deutſchland die Einheit bekäme, die es wohl nie bekommen wird. Preußen muß in proteſtantiſcher Weiſe die Garantie des germaniſchen Prinzips in ſeiner modernen Umgeſtaltung bleiben und ich glaube, bei der Lage Deutſchlands, wie ſie nicht anders ſein kann durch die leidige Souveränetät der Bundesſtaaten, müßte man ein Preußen erfinden, wenn es nicht da wäre.

Wie ich ſchon bewieſen habe, das germaniſche Prinzip an und für ſich, wie es ſich bei der Vielzahl unſrer Fürſten auch niemals wieder offenbaren kann, iſt kein Moment der Geſchichte. Es kann von dieſem geſchloſſenen Bundesvereine kein Gewicht in die Wagſchale der Ereigniſſe gelegt und nicht die leiſeſte Tradition der alten Eichenwälder gerettet werden. Für das unvermiſchte germaniſche Prinzip ſind die Vorausſetzungen nicht da. Preußen nahm ſich deſſelben an, aber es

mehr dieser Grundlage des menschlichen Bedürfnisses nähern. Auf der andern Seite ist es am Communismus gefahrvoll, daß er die politische Debatte ignorirt und in seinen Kreisen eine Gleichgültigkeit an Dingen verbreitet, die nicht nur in die theuersten Interessen unsrer Bildung verwachsen, sondern auch das einzige Hülfsmittel sind, um Das, was am Communismus gut und wahr ist, zu verwirklichen. In dem Verein deutscher Handwerker zu Genf soll auch, den neuesten Briefen zufolge, das communistische Element dem liberal-politischen erlegen sein.

Unter den Mitarbeitern Weitbling's glaubte ich einen Maurer, Namens German, zu finden. Das Komma in der Unterschrift „F. German, Maurer" ist aber vom Uebel. Dr. Maurer, früher Oberlehrer in Berlin, hat den communistischen Ideen ein artiges poetisches Talent gewidmet. Das Schurzfell statt des Doctorhutes verdankt er dem Setzer, der zwischen seinen Vornamen German und seinen Eigennamen Maurer ein Komma einschob.

Ueber die in Paris lebenden Deutschen ist viel geschrieben worden. Es sind Flüchtlinge, Handwerker, Gelehrte, Banquiers. Man rechnet ihre Zahl auf 80,000. Die Elsasser mögen dazu gehören. Ein Zusammenhang wie zwischen den Engländern und theilweise den Spaniern und Italienern findet nicht statt.

Kein Seymour, keine Belziogoso, kein Aguado ſteht an der Spitze der Deutſchen oder wüßte die deutſche Würde zu repräſentiren. Die reichen Banquiers ſehen Fremde. Ich war in einem Salon, deſſen-Beſitzer ſein Glück einer deutſchen Heirath verdankt. Die Deutſchen wurden vom Wirth und der deutſchen Hausfrau vernachläſſigt. Der deutſche Künſtler und Gelehrte darf, um in die höhere pariſer Geſellſchaft eingeführt zu werden, auf keinen Schickler, keinen Rothſchild rechnen. Dieſe reichen Banquiers ſind alle ſtammverwandt mit jenen deutſchen Kellnern, die in der Schweiz und dem Elſaß, auch wenn ſie Deutſche bedienen, ſich ſtellen, als verſtünden ſie nur franzöſiſch.

Die Muſik macht eine Ausnahme. Die Muſik iſt die Sprache der Welt, die Sprache der Geſellſchaft geworden, ſie hat aus der Liebe die Poeſie, aus dem Geſellſchaftsleben die franzöſiſche Sprache verdrängt. Die Muſik verſtändigt die Herzen, erſetzt den Verſtand, ſie plaudert, ſie unterhält, ſie wird von Allen verſtanden. Der Deutſche führt ſich in die pariſer Geſellſchaft durch ſeine Muſik ein. Man kann ein großes Genie in den Wiſſenſchaften ſein und wird in die berühmten Soiréen der Gräfin Merlin nicht zugelaſſen. Erbietet man ſich aber, in den Chören, die ſie aufführen läßt, den Baß oder Tenor zu verſtärken, ſo iſt man willkommen, ohne Namen, ohne Ruf, ſelbſt ohne geſirnißte Stiefel.

Als Muſiker ſich in Paris geltend zu machen, iſt nicht ſo ſchwer, wie man glaubt. Nur muß man es nicht zu eilig damit haben. Man wird in Paris ſchnell vergeſſen, aber ziemlich leicht bekannt. Für jedes Ziel ſind die Wege zu beſtimmt vorgezeichnet. Conzert, Oper, komiſche Oper, heroiſche Oper, Symphonie, Alles hat ſeine ſichern Gleiſe. Das Journal des courses et des haras, das Journal für Eiſenbahnen entſcheidet nicht über Oper und Melodrama, wie in Deutſchland, wo die Farben über die Töne, die Töne über die Bauſteine urtheilen. Der junge Muſiker kommt an, abonnirt ſich auf Schleſinger's muſikaliſche Zeitung, miethet einen Herz'ſchen Flügel und ſucht Eintritt in Kalkbrenner's Salon, der zu den glänzendſten von Paris gehört. Man ſpielt, wo man eine Einladung bekommt. Man ſpielt, auf welchem Flügel man verlangt. Man ſpielt auf dem ſchlechteſten Spinett, ohne zu murren. Gewiſſe deutſche Michel, die ſich in kleinen Städten bei uns ſchon Lißzt und Thalberg ſchelten laſſen, kommen nach Paris und glauben ſich im Preiſe zu ſteigern, wenn ſie die Launen großer Künſtler affektiren. Sie wollen als Menſchen, nicht als Muſiker eingeladen ſein, ſpielen nicht zum Deſſert, erklären die Inſtrumente für verſtimmt, ja einen jungen Laffen ſah' ich, der mit ſüßlicher Suffiſance erklärte, er ſpiele nur auf einem Erard. Dieſe Leute wiſſen nicht, daß man über ſolche Dinge in Frankreich

ausgelacht wird. Man wird ausgelacht, wenn man es auch nicht sieht. Paris kennt den kindischen Enthusiasmus für die Künstler nicht. Es bewundert, was schön ist, aber es entwürdigt sich nicht in der Bewunderung.

Hat man sich ein Jahr mit Anstand, Bescheidenheit und Talent in der pariser höhern Gesellschaft bewegt, so kann man wagen, ein Concert zu geben. Es wird keine Renten abwerfen, aber es deckt gewiß die Kosten. Man gibt Concerte, um den Preis seiner Stunden zu erhöhen, wenn man Unterricht ertheilt. Ein Concertgeber, der besprochen wird, kann mehr fordern, als ein Salonvirtuose. Man vervollkommnet sich. Paris ist so groß, daß es das Talent von heute vergißt und dasselbe Talent, wenn es in drei Jahren wieder auftritt, für ein anderes hält. Man kann in Paris nicht etwa wie in Deutschland ein großer Künstler sein und nur deshalb nicht anerkannt werden, weil man ein einheimisches Talent ist. Paris ist die Welt. In Paris ist man immer auf Reisen. Einheimisch ist in Paris nichts. Was ihm gehört, gehört der Welt. So ist Liszt, so ist Ole Bull, so ist Ernst, so sind die bedeutendsten neuern Virtuosen in Paris allmälig berühmt geworden.

Hat man in Paris Ruhm gewonnen, kann man zuletzt auch Geld gewinnen. Thalberg gab im Saale

Ventadour zwei Concerte, die ihm 40,000 Franken eintrugen. Spielt er drei neue Compositionen, so gibt ihm der Verleger noch eben so viel, wenn er sie ihm zur Herausgabe läßt. Auch der Operncomponist gewinnt, wenn er sich Zeit nimmt, allmälig Bahn. Meyerbeer ist in Paris so berühmt geworden, daß er sich von einer Art Schrecken darüber noch jetzt nicht erholen kann. Halévy beherrscht die große Oper. Rosenhain wird nächstens ein Textbuch bekommen und seinen Weg gehen, wie die Uebrigen. Den Text gibt die Direction der Oper selbst. Wer eine Probe bestanden hat, in der er einige musikalische Scenen erfinden muß, hat Ansprüche, ein Textbuch zu erhalten. Wie schön das Alles geregelt ist!

Von deutschen Theoretikern nenn' ich A. Gathy, einen gediegenen Kenner und geschmackvollen Darsteller musikalischer Zustände, besonders aber den Biographen Beethoven's, A. Schindler, der vor den Franzosen für einen Adepten aller Beethoven'schen Tempo- und Figurengeheimnisse gilt. Herr Schindler wird jeden deutschen Künstler, der sich ihm vertrauensvoll naht, mit den pariser musikalischen Tonangebern so vermitteln, daß man alle Vortheile der Fremde genießt, ohne sich dadurch etwas von der vaterländischen Würde zu vergeben. Schon jetzt glaube ich auf das große Werk, welches Herr Schindler über das musikalische Paris unter der Feder hat, aufmerksam machen zu dürfen.

Bei dem Verfall der italienischen Oper, bei dem Ueberdruß an den italienischen Compositionen, bei der großen Verehrung der Franzosen vor deutscher Musik war der Gedanke, sie mit einer deutschen Oper bekannt zu machen, sehr zeitgemäß. Der Augenblick für eine Reihefolge deutscher Opervorstellungen konnte nicht glücklicher gewählt sein. Alle Umstände kamen der Unternehmung des Herrn Schumann entgegen. Der Gedanke, seine Oper in das vornehme und theure Local der Italiener selbst zu verlegen, war kühn; aber die Kühnheit überraschte und das Vertrauen in die eigne Kraft mehrte das Vertrauen des Publicums.

Den Deutschen wurde freilich bange, wenn sie erwogen, was eine deutsche Provinzoper ist. Herr Schumann brachte nicht die Elite der deutschen dramatischen Gesangskunst, sondern die mainzer Oper. Er versprach berühmte Namen als Hülfstruppen und doch blieb es bei der mainzer Oper, einer Anstalt, die, zwischen Darmstadts, Frankfurts, Mannheims und Wiesbadens Bühnen eingekeilt, allmälig auf eine Schattenexistenz herabgekommen ist. Wir sahen voraus, was später eintraf. Es war eine rührende Neuerung für Paris, diese deutschen Sänger in ihrer Armuth, zusammengepackt ankommend auf langen Wagen, mit ihrer knappen Garderobe, mit ihren beschmutzten Notenbüchern, blonde, rheinliederliche Naturen, verwundert das große Paris

anſtaunend, vertrauend auf Herrn Schumann's Speculationsgeiſt und den Taktirſtock des Kapellmeiſters! Die trällernden Luſtwandler auf den Boulevards ſind deutſche Choriſten, die kleinen Blondinen mit den verwaſchenen Kleidern ſind die deutſchen Choriſtinnen! Jene gewichtiger auftretenden Geſtalten mit dem unmodiſchen Hute, den knappen Beinkleidern, an welchen die Knie vorſtehen, dem wiegenden trotzigen Gange ſind die Herren Soloſtimmen, jene Saraſtros, Leporellos, Ottavios, jene Heilinge, Vampyre, jene Czaare und Zimmermänner, die die Recenſenten mit Stöcken überfallen, wenn ſie von ihnen getadelt werden. Herr Schumann, der etwas vom franzöſiſchen Schliff verſteht, ſoll oft zu thun gehabt haben, dieſe Ehrenmänner zurückzuhalten, wenn ſie ſich verlauteten: „Dieſem Caſtil Blaze ſtoß' ich einen Bruch, dieſem Hector Berlioz geb' ich eine Ohrfeige," grade als wenn von Saphir oder Wieſt die Rede wäre. Die Paſſagen und Straßen von der Salle Ventadour bis zur Ecke der Richelieu- und Filles St. Thomas-Straße, wo Herr Schumann wohnte, war immer dicht beſetzt mit dieſen ſchwachen Stützen deutſcher Ehre und deutſcher Kunſt.

Man begann mit dem Freiſchütz. Das zuſammengeſtoppelte, aber von einem Herrn Schrameck gut geleitete Orcheſter wurde für die Ouvertüre ſchon rauſchend applaudirt. Die erſten Chöre gingen trefflich und riſſen

zu allgemeinem Jubel hin. So körnige, frische Stimmen hat der Chor in der großen Oper nie gehabt. Rührend war für uns Deutsche diese Erinnerung an die Heimat, an die Jagdlust in den böhmischen Wäldern, dies Büchsenknallen und Hörnerschallen, dies Waldecho und Bergjodeln. Hussah! sang der Chor. Die Franzosen waren elektrisirt von dieser Kraft, dieser Frische, diesem Thatendrang. Dies Hussah in dem schönen Anfangschor schien zu einer Revolution aufzufordern! Es forderte aber nur auf zu einem Jagen, zu einem Scheibenschießen, wo die große, große That darin bestand, das Schwarze zu treffen! So ist Deutschland! Das Uebrige fiel matt und kindisch ab. Ein langer, schlechtriger Tenorist, mit ellenlangem Namen stöhnt Marens Klagen um sein Schießunglück. Kein Geschmack in der Tonbildung, kein Ansatz, kein Charakter im Vortrag. Der Enthusiasmus kühlt sich ab. Caspar erscheint, Caspar, Herr Poeckh, der einst so gefeierte Herr Poeckh, der von seinem Ruhm nur einen einzigen Ton in der Kehle und seine Honorarforderungen behalten hat. Auch Herr Poeckh machte Fiasko. Der Akt endete beklagenswerth. Im zweiten beginnt Mad. Schumann. Wenn man die mainzer Blätter liest, ist Mad. Schumann die erste Soubrette in Deutschland. Die mainzer Recensenten erkaufen sich das Recht, die Truppe des Herrn Schumann zu tadeln, dadurch, daß sie seine

Gattin leben. Vor zehn Jahren sprach man von einer Dem. Burghardt, aber in Mainz spricht man noch immer von Mad. Schumann. Aennchen Schumann ist ohne Stimme, ohne Schule, ohne Grazie: sie hält sich durch ein Lächeln, das ihre Stimme, ihre Schule, ihre Grazie ersetzen muß. Was läßt sich gegen ein Lächeln machen? Dennoch würde die deutsche Oper schon im Freischützen gefallen sein, wenn nicht Mad. Walker als Agathe sie gehalten hätte. Mad. Walker hat nichts von Agathen, als das Auge dieser Schwärmerin. Ihr Auge versöhnt mit dem Embonpoint ihres Körpers. Und ihr Gesang überstrahlt noch das Auge. Mad. Walker kann singen. Die Hamburger, die schwer zu befriedigen sind, bestreiten dies oft. Die Pariser bewunderten sie. Mad. Walker wurde mit dem angebeteten Chor auf eine Linie gestellt. Der dritte Akt ist die Wolfsschlucht. Sie wurde lächerlich; doch muß man Nachsicht haben, da die Requisiten, Decorationen und Versetzstücke der italienischen Oper auf solche Phantasmen nicht eingerichtet sind. Herr Poeckh hätte seinen schlecht gespielten und schlecht gesungenen Caspar aus Rücksicht auf die Noblesse seines Publikums etwas veredeln können. Er führte die Korbflasche mehr als zehn Mal an den Mund, worüber einigen Damen im ersten Rang (Entrée zwanzig Franken) übel zu werden schien. Irgend etwas von dem weitschweifigen Dialog auszulassen, war dem Re-

gisseur nicht eingefallen. Der Tenorist fiel zum zweiten Male durch. Zuletzt lachte man über den Jungfernkranz, ein Ensembleſtück verunglückte total, das Jägerlied wegen übermäßiger Verzuckerung seiner derben Ursprünglichkeit wirkte nicht recht. Der Clausner als Deus ex machina brachte einen Unkenbaß und das Ganze endete mit einer bedenklichen Kühle, die uns Deutsche alle sehr unglücklich machte. Der Eindruck des Armen und Kleinmüthigen hatte richtig die Oberhand gewonnen. Als am Schluß das ganze Personal niederzuknien hat, um ein Gebet zu singen, wurde mir vollends weh ums Herz. Wenn Massen auf dem Theater beten, so sollen sie niederblicken, denn sie können nicht so hoch sehen, um dem Blick des Publicums auszuweichen. Nun sah dies Gebet der armen Deutschen wie ein flehentlicher Kniefall vor der Nachsicht des französischen Publicums aus. Solche demüthige Entwürdigungen vor dem Publicum machen zwar in Deutschland, z. B. in Hamburg, Glück, ließen aber die Franzosen kalt.

Die Unternehmung scheiterte. Herr Schumann behauptet, weil ihm einige deutsche Sänger, die zu kommen versprochen hätten, contractbrüchig geworden sind. Aber Herr Schumann sollte die deutschen Sänger genugsam kennen, um sich ihrer anders zu vergewissern, als durch Contracte. Herr Schumann durfte in Paris nicht auftreten, ohne die Kräfte beisammen zu haben,

mußte mit Zuthaten verſetzt werden. Es mußte eine breite Baſis vorhanden ſein, auf welche ſich das Germaniſche, welches nur Methode iſt, aufführen ließ. Das Bewußtſein der Gleichheit aller Freien iſt natürlich auch in Deutſchland untergegangen, aber Deutſchland hat kein Terrain, das groß genug wäre, den Bau impoſant zu machen. Preußen hat es, Preußen hat einen bildſamen Stoff, mit welchem es ſeine Schöpfungen machen kann. Brauchen wir an die Städteordnung, die Volksbewaffnung und die Ausſicht einer allgemeinen Vertretung politiſcher Rechte zu erinnern, um die Hochachtung, welche Preußen vor ſeiner Miſſion hat, auszudrücken? Preußens Lebensdauer iſt eine ewige Wechſelwirkung Deutſchlands. Preußen iſt eine Idee, unzerſtörbar, ſo lange die kleinen deutſchen Staaten nicht in der Verfaſſung ſind, die hiſtoriſche Größe Deutſchlands für ſich zu repräſentiren. Hier wird einer des Andern Unterpfand. Die Zeit erkennt es und die Vorurtheile zwiſchen deutſchem Nord und Süd fallen, wie die Barrieren unſeres merkantiliſchen Verkehrs.

Ich kann dieſe Betrachtungen nicht ſchließen, ohne die Frage aufzunehmen, ob der Staat das höchſte und letzte Vehiculum der menſchlichen Exiſtenz iſt? Die Hegel'ſche Philoſophie lehrt, daß man über den Staat als das vollendetſte Kunſtwerk nicht hinausgehen könne und daß alle Ideen beſtimmt wären, am Staate ihre philoſophiſche Wahrheit zu finden.

Ein Kant oder irgend einer der Philoſophen, denen es mehr um die Menſchheit als um die Geſchichte zu thun iſt, hätte ein ſolches Axiom niemals aufgeſtellt. Es muß eine ſonderbare, jedenfalls eine ſehr glückliche Lage geweſen ſein, welche einen Philoſophen beſtimmen konnte, den Staat für

auf die er rechnen wollte. Sein Leichtsinn (wäre die Unternehmung geglückt, würde man sagen müssen seine Verschlagenheit) bildete sich ein, auch mit seiner schwachen mainzer Oper in Paris die Würde der deutschen Kunst vertreten zu können. Er hat diese Würde schmählich verrathen. Er hat das gute Vorurtheil, welches man in Frankreich vom Talent der Deutschen hegt, zerstört. Er hat die Phrase: talentvoll, pareeque Allemand, wieder in: talentvoll, quoique Allemand, verwandelt. Nicht nach Clichy, auf den Hardenberg in Mainz müßte man ihn setzen, sagte ein Deutscher, der außer sich war über diese neue Demüthigung Deutschlands vor Frankreich.

Es ist noch immer möglich, in Paris mit einer deutschen Oper Glück zu machen, nur muß sie die vorzüglichsten unsrer Talente aufweisen. Diese Talente müssen aus Ehrtrieb, nicht des Gewinnes wegen mitwirken. Geld gewinnen läßt sich in Paris schon bei dem deutschen Opernreperteir nicht. Die deutschen Opern bringen in Deutschland nichts ein, viel weniger in Frankreich. Unsre Opern sind entweder gelehrt und langweilig, oder sie haben kindische, veraltete Texte. Das Nachtlager von Granada hat Glück gemacht, Euryanthe, Oberon, die meisten Marschner'schen Sachen würden zu kämpfen haben, Jessenda ist gänzlich gefallen. Weit entfernt, den Franzosen das Richteramt über unsre Musik

einräumen zu wollen, in Paris dürfen sie richten, weil sie bezahlen. Sie werden uns immer sagen, daß wir großartige Symphonien, aber langweilige Opern haben, und die Kasse würde nicht das Gegentheil beweisen. Mit italienischen und französischen Opern dürften sich die Deutschen nicht hervorwagen, ob ich gleich überzeugt bin, daß italienische und theilweise auch französische Musik bei uns besser gespielt und gesungen wird, als in Paris. Da also das Ganze nur Experiment sein kann, (Paris und London sind völlig verschiedene Terrains), da der Erfolg für das Talent glänzend sein könnte, ohne darum die deutsche Oper in die Mode zu bringen, so kann ein Impressario diese Last nicht allein tragen. Entweder müßte ein Fürst, z. B. der Herzog von Braunschweig, seine Oper, im ganzen Ensemble, mit Allem, was zu ihr gehört, ja sogar mit dem Strafreglement, auf dienstlichem Wege in Paris debütiren lassen, oder die bedeutenderen Talente treten selbst zusammen und verzichten da, wo sie Ehre ernten können, von vornherein auf den Gewinn. Sonderbar freilich, daß eine entsagende Kunstfahrt, die ich mir getrauen würde bei unsern deutschen Schauspielern, und den berühmtesten, sogleich zu organisiren, bei den deutschen Sängern unter diesen Umständen wol nicht möglich wäre.

Der großen Oper gegenüber, nicht weit vom Boulevard des Italiens, liegt hinter einem kleinen vergitter-

ten Vorgarten das Café Lepelletier, eines der wenigen Cafés, die schon zu ebner Erde „Divan" sind. Für ein Estaminet ist es zu elegant. Im grünen Verhefe steht eine Bronzestatue der Flora, umplätschert von einigen kleinen Springbrunnen. Hier begegnen sich deutsche und französische Schriftsteller. Das eine Sopha gehört den Deutschen, das andere den Franzosen. Man erstickt fast in den Tabackswolken, die hier beide Literaturen umhüllen. Im Dominospiel tändelt man das innere Misbehagen des ungestillten Ehrgeizes weg, man scherzt über seine Schmerzen, vergißt sie über die unbefriedigten Wünsche der Andern. Man hat gearbeitet, man hat dinirt, der Tag der Mühen ist vorüber. Man spricht nicht über Staat, nicht über Literatur mehr, man bröckelt die Asche von der glimmenden Cigarre, schlürft den schwarzen Moccatrank, lehnt sich an die schwellenden sammtnen Rückenkissen und flanirt, sitzend, flanirt mit seinen Gedanken. Die Maschine der Production ist abgelaufen — Production ist in Paris ein Mechanismus — man zieht sie nicht einmal für morgen auf; man lacht, man genießt, die Gedanken fahren, behaglich rückgelehnt, sechsspännig im Schritt durch ein buntes Eldorado erträumter Glückseligkeiten! Selten, daß man sich noch über eine Dummheit der auf dem Tisch liegenden deutschen Zeitungen erhitzt. Man ist so gewohnt daran, man hat so viel aufgegeben, so viele

Hoffnungen verloren, ſo vielen Täuſchungen entſagt, daß man ſich nur noch über wenig erzürnt und über nichts mehr verwundert.

Ich ſpreche von den deutſchen Flüchtlingen. Man hat die Profeſſoren von 1819 wiederhergeſtellt. Man wird auch vom ſchwarzen Bret die Studenten von 1831 wieder ausſtreichen. Die Zeiten integriren ſich. Die Epochen bedürfen einander, die Zukunft nimmt ihre Kraft von der Vergangenheit. Venedey z. B. wäre ſchon jetzt reif für einen bairiſchen Ehrenbecher, oder wofür erhielt Niclas Becker in Köln die Auszeichnung eines Königs? Venedey hängt mit rührender Sehnſucht an ſeinem Vaterlande, er hegt eine Liebe zu Deutſchland, wie zu ſeiner Braut; er liebt die deutſche Sprache, die deutſche Geſchichte, wie man ein blondes Mädchen liebt, an der wir ſelbſt ihre Sommerſproſſen ſchön finden. Venedey lebt nur äußerlich in Paris. Seine eigentliche Wohnung iſt in dem Lande, das er nicht betreten darf. Er luſtwandelt in den Ruinen des heidelberger Schloſſes, er erklimmt den Brocken, er ruht, in Hemdärmeln wie ein jenenſer Student, ſtets im Schatten einer Wartburgeiche. Ich habe Venedey nie gefragt, warum er Deutſchland verlaſſen mußte, aber ich begreife nicht, warum er nicht längſt zurückkehren durfte. So tapfer haben Wenige für das linke Rheinufer geſtritten, als Venedey, ſo großmüthig und uneigennützig haben Wenige, im In-

tereſſe Deutſchlands, den ehrenvollſten Verbindungen mit der franzöſiſchen Preſſe entſagt. Venedey gehört zu Denen, welche in Deutſchland die nationale Frage über die liberale ſtellen. Er will Deutſchland erſt einig machen und ihm dann die Unterpfänder der Freiheit geben. Er hat ein Buch gegen Preußen geſchrieben, aber nur, weil ihm das Preußen des vorigen Königs kein deutſches ſchien. Venedey, in ſeinen Beſtrebungen verkannt, von der Diplomatie verfolgt, verbarg ſich in der Normandie. Er bereiſte die Normandie, um in ihr Deutſchland zu entdecken. Er leitet aus der franzöſiſchen Sprache die deutſchen Wurzeln, aus den Sprichwörtern Frankreichs und Deutſchlands die Unterſchiede in den Sitten beider Nationen her, er hat ſein ganzes, mühevolles, an Entbehrungen gewöhntes und der betrübendſten Zufälligkeit preisgegebenes Leben der Verherrlichung des deutſchen Namens gewidmet, ohne etwas Anderes dafür zu ernten, als Mistrauen, Undank, Verfolgung. Venedey wäre vielleicht ſchon in Deutſchland, wenn ihn ſein Stolz nicht zurückhielte. Daß man dieſen Stolz der Armuth, dieſen Stolz der Beſcheidenheit nicht verſteht! Daß man Gnaden und Belohnungen für das Genie hat, nur wenn das Genie einkommt und um Gnaden und Belohnungen *bittet*! Daß man Amneſtien gibt, unter der Bedingung, man müſſe mit der Erklärung einkommen, daß man von der Amneſtie Ge-

brauch zu machen wünsche! Wer gibt Bettlern Almosen und wirft ihnen ihre Armuth vor? Wer demüthigt den Unglücklichen, den wir still und in sich hinein leiden sehen? Kann man ein Glück annehmen, das man durch eine Entwürdigung unsres heiligsten Innern erkaufen muß? Seid weniger gnädig, Fürsten, aber seid liebevoller! Viel geschieht in unsrer Zeit für die Gottähnlichkeit, wenig für die Menschenwürde.

Herr von Rochau nahm am frankfurter Aprilaufstande Theil, saß vier Jahre im sogenannten Rententhurm am Main und entfloh mit seinem Wächter nach Paris. Herr von Rochau mag in seinen Handlungen irren, aber in seinen Worten ist er ein Mann von Ehre. „Wir hatten, sagte er, in Frankfurt keinen andern Zweck, als den, zu fallen und Deutschlands politisches Urtheil anzuregen.“ Es war von einer Eroberung, von der Möglichkeit eines durch diese Episode herbeigeführten Umsturzes nicht die Rede. Man wollte gegen die Junibeschlüsse von 1832, gegen die Lethargie der Masse protestiren, man wollte der conservativen Partei zeigen, wessen die liberale fähig wäre in ihrem Muth, in ihrer Ueberzeugung.“ Man wollte enden, wie Egmont endet, „ein Beispiel gebend.“ Ich weiß nicht, ob diese Auffassung des unglücklichen Ereignisses sich in den Akten der frankfurter Untersuchungscommission findet, aber wahr scheint sie schon deshalb, weil sie so chimärisch, so

ſtudentiſch, ſo deutſch klingt. Ein Blitz aus heiterm Himmel, der ſich ſelbſt verzehren wollte, wahrlich eine Idee, die wol nie einer franzöſiſchen Emeute zum Grunde lag. Ob von Rochau ſich nach Wolfenbüttel, ſeiner Heimatſtadt, ſehnt? Ich weiß nur, daß auch er dieſe Rückkehr nie durch einen Widerruf erkaufen würde. Rochau iſt ein Charakter von eben ſo viel Kraft, wie, ich möchte ſagen, von Grazie. Dem aufrichtigen Republikaner ſind die anziehenden Eigenſchaften des deutſchen Adligen treu geblieben. Ich halte den Adel nicht für gut, aber ich verehre, was an ihm ſchön iſt.

Man kann ſich vorſtellen, wie ſchwer es iſt, ſich in Paris eine dauernde Exiſtenz zu begründen. Der Gedanke, die Feder zu ergreifen, lag den Flüchtlingen nahe. Aber nicht Jedem hat es glücken wollen, Verbindungen anzuknüpfen oder ſein Talent dauernd auszubeuten. Einige gingen zu praktiſchen Berufswiſſenſchaften über. Dr. Schuſter aus Göttingen konnte ſeine Thibaut'ſchen Pandekten und Mittermaier'ſchen Civiliſtika im Lande der Geſchwornengerichte nicht brauchen und griff nach dem Stabe des Aesculap. Kolloff, aus mecklenburgiſch Friedland, durchwanderte die pariſer Gemäldeſammlungen, ſuchte ſeine münchner kunſtgeſchichtlichen Hefte wieder vor und warf ſich auf die Kunſtkritik, in der er Ausgezeichnetes leiſtet. Savoye hält Vorleſungen über deutſche Sprache: Spazier, den ich nicht ſahe, ſoll in der

Kanzlei des englischen Botschafters beschäftigt sein. Alle diese unsre Landsleute haben auf dem spröden pariser Boden, um ihn sich ergiebig zu machen, einen so harten Stand, daß man es für wahrhaft lieblos erklären muß, wenn deutsche Schriftsteller, die mit vollen Börsen auf einige Wochen nach Paris kommen, über sie gespöttelt haben. Ihr Mistrauen, ja sogar ihre hie und da sichtbaren egoistischen Anflüge muß man ihnen zu gute halten. Das Unglück isolirt. Nur Der gibt sich gläubig hin, der nichts zu fürchten braucht.

Unter den Nichtflüchtlingen macht seit einigen Jahren ein geborner Elsasser, A. Weill, durch seine Correspondenzen aus Paris Aufsehen. Ich glaube, daß man diesem originellen Kopfe noch mehr einräumen muß, als Geist. Weill ist Franzose und Deutscher, je nachdem er die Nacht geschlafen hat. Steht er mit gutem Humor auf, so geht er zu Alphonse Karr, Pierre Leroux, zu Gerard, zum Altaroche, rechnet sich zur französischen Literatur und schreibt das geläufigste Französisch für den Charivari. Hat er Kopfschmerzen, so nennt er sich einen Deutschen und richtet an die Phalange antifranzösisch stylisirte Briefe über Schelling, Ruge und Feuerbach. A. Weill ist ein vortrefflicher Tenorist, denn in der Oper seines Freundes Mainzer hat er auf der Academie Royale einzig und allein die Chöre gehalten. A. Weill ist ein gesuchter Tänzer, auf der Chaumière beweist es sein Cancan, in

den er deutsches Gemüth zu legen weiß. A. Weill ist Communist aus Ueberzeugung. Er würde vor Sokrates und Plato nicht den Mund halten, verstummt aber, wenn ein Schneider über die Pflichten und Rechte der Menschheit spricht. A. Weill würde sich getrauen, es mit dem Witze Swift's aufzunehmen; vor einer witzigen Grisette aber verliert er so sehr den Verstand, daß er sich nur dadurch noch sammeln kann, daß er sich in sie verliebt. Die größten Philosophen pflegt A. Weill in seinen Correspondenzen „Dummköpfe" zu nennen und in jeder Bürgersfrau entdeckt er eine Sevigné. A. Weill wollte mich mit einer Hebamme bekannt machen, die er für die geistreichste Frau in Frankreich erklärt. Dieser Schriftsteller ist einer der wenigen, die mit wirklicher Ueberzeugung das Lob verachten. Würde er einmal gründlich und mit Witz getadelt, er würde nichts antworten, als: Ich beneide meinem Gegner seinen Artikel. A. Weill ist ein wahrer Heck- und Brütkopf geistreicher Ideen. Leider fliegen sie alle halbreif schon aus und erdrücken eine die andere.

Auch eine unsrer deutschen Liedernachtigallen fand ich nach Paris verflogen. In einen kleinen dunklen Käfig der Rue du Croissant hat sich Franz Dingelstedt eingenistet. Eine lange Wolkengestalt, die sich, mitleidig mit der Erde, zu ihr niedersenkt. Feucht glänzende Augen, die sehnsüchtig über das Glück der Welt

hinwegstreifen, ohne selbst es zu finden. Frei und selbständig jetzt, aber Sklave seines Talents. Sein Talent hat sein Herz in die Miethe genommen, sein Talent beobachtet, erfindet, schreibt Artikel im Lesecabinet Montvenfier, siegelt sie zu und wirft sie auf die Post nach Augsburg, kurz das Talent eilt dem Dichter voran, er selbst kann es nicht mehr einholen und sieht wehmüthig jenen Werken nach, die von der feinen Kunstfähigkeit seiner Hand, nicht von den Wünschen seines Herzens zeugen. Im Salon seht ihr eine lange Gestalt, hingeworfen in einen sammtnen Fauteuil, die Kerzen strahlen, die Brillanten blitzen, die Töne der Musik rauschen, und der Träumer im schwarzen Frack streicht sich das Haar zurück und träumt in Paris an der Seine von Fulda an der Fulda, im Angesicht der schönsten Weiber des Salons, von hessischen Stiftsdamen, die über deutsche Lyrik noch weinen können, träumt von den sieben Hügeln des Rhöngebirges, von kurhessischer Provinzialpoesie und dem kasseler Beobachter, träumt, mit Lamartine im Gespräch, von Deutschland, wo die Unsterblichkeiten durch kleine Wochenblätter auf grauem Löschpapier gemacht werden. Dingelstedt, der Sprachen sehr kundig, hat sich in Paris überall, wo er auftrat, zu behaupten verstanden. Und doch wird er nach der Heimat zurückkehren, der sein Herz mit allen Fasern angehört. Es waren schmerzlich heitre Augenblicke, Arm in Arm mit dem bewährten

die Blüthe der Cultur und die Wissenschaft, ja die Cultur selbst nur für Blätter und Stengel dieser Blüthe auszugeben. Ich will aber etwas hochherziger von diesem Philosophen denken und mir einbilden, daß ihm eine antike Idee vorschwebte und er etwas sagen wollte, was vom classischen Alterthum freilich sehr glorreich bestätigt ist.

Die Alten machten aus Kunst und Wissenschaft eine Sache des Staats und sogar über den Cultus und die Religion, über Anerkennung neuer Gottheiten gaben die Römer Senats- und Volksbeschlüsse. Doch schon Plato und Socrates lehrten eine Wissenschaft, welche nicht mehr am Staate ihre Wahrheit hatte, die jenen um den Ruf eines guten Bürgers und diesen um das Leben brachte. An welchem Staate hatte wohl die Philosophie des Spinoza ihre Wahrheit? Oder was heißt es, am Staate seine Wahrheit haben? Vielleicht dachte der Erfinder dieses Ausdruckes an das practische Element welches in jedem speculativen und künstlichen Ergebnisse liegen soll. Oder an Verhütung vaguer Theorieen, welche dasjenige, was in den Dingen ist, gern über ihnen suchen. Darum dünkt mich, liegt der erste Anstoß dieses Arions nicht in einer verdächtigen Gefangengabe seiner Freiheit, sondern in einem zu hohen Begriffe vom Staate, dessen Dauer wahrlich nicht das Zeichen fortschreitender Gesittung, sondern eine ewige Mahnung ist an das, was aus der menschlichen Natur weder durch die Furca des Horaz noch durch die immer mehr um sich greifende Civilisation kann ausgetrieben werden. Selbst dann, wenn man mit Schmerz das Zugeständniß machen muß, daß die Fortschritte der Aufklärung fast in allen Ländern mit einer Zunahme der Verbrechen verbunden sind, selbst dann, wenn man mit tiefster Wehmuth auf die statisti-

alten Freunde Nachts durch die Straßen schlendern, dem Vollmond ins große Antlitz blicken, des Vergangenen gedenken und des Zukünftigen. Die Umrisse der Mondlichtbilder, welche Dichterfreundschaft in der dunkeln Kammer des Innern lustwandelnd zusammen auffängt, sind Hauche, die, wenn man sie auch niederzeichnete, nicht verstanden würden.

Zur Erinnerung an alte akademische Zeiten feierte eine Anzahl Deutscher einen heitern Abend mit allen jenen akademischen Formen, an welche die studirende Jugend leider in Deutschland zu viel Jugend und Phantasie verschwendet. Alles war da, die Fahnen, die Schläger, die durchstochenen Mützen. Ein Gedicht von dem hier als Arzt sich vervollkommnenden trefflichen Dichter Wolfgang Müller, in Musik gesetzt von Schindler, wurde mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen. Mit Wehmuth an die baldige Abreise denkend, schied ich von dem vaterländischen Kreise und besonders von seinem politischen Bestandtheile in einer Stimmung, die sich ungefähr mit folgenden Worten löste: „Der Trost des Scheidens liegt in der Hoffnung des Wiedersehens. Wenn ich in einem Kreise, der aus so eigenthümlich bedingten Elementen zusammengesetzt ist, wie der Ihrige, dies tröstende Wort: Auf Wiedersehen! ausspreche, so fühlen Sie wol selbst, welcher Deutung es fähig ist. Ja, meine Herren, auf Wiedersehen in der Heimat!

Ich ſpreche dieſen Wunſch aus mit all ſeinem Bedenklichen und allem Erlaubten, mit allen ſeinen Schmerzen und allen ſeinen Freuden, mit allen ſeinen Nebengefühlen und Rückhaltsgedanken. Auf Wiederſehen in der Heimat! Es iſt, als forderte ich Sie auf, ein Hoch zu bringen der Zukunft des Vaterlandes, ein Hoch den vernarbten Wunden, dem vergeſſenen Groll, ein Hoch der Ehre und der Würde des deutſchen Namens! Auf Wiederſehen in der Heimat!"

# Sechster Brief.

Paris, den 22. April 1842.

Ein größeres Auditorium als Philarète Chasles hat ein anderer vielgenannter Literarhiſtoriker, Edgar Quinet. Der Saal, in welchem dieſer erſt kürzlich von Lyon hierher verſetzte junge Profeſſor lieſt, mochte über 150 Zuhörer zählen, ohne die, die ab- und zulaufen. Auch hier fehlte es an Damen nicht.

Edgar Quinet gehört zu jenen jüngern franzöſiſchen Doktrinairen, die aus ſchlechten Dichtern nicht ſelten gute Kritiker werden. Quinet's Poeſie war eine todtgeborne. Seine dramatiſirten Allegorien, die Fauſt und Byron nachahmten, waren kalt; erſonnen, dialektiſch wie Syſteme. Sein Heldengedicht über Napoleon iſt vergeſſen. Aber als Kritiker hat dieſer noch junge Gelehrte großen Erfolg gehabt. Man räumt ihm eine genaue Kenntniß der deutſchen Literatur, beſonders auch unſrer Philoſophie ein. Er wohnte mehrere Jahre in Heidelberg, von wo er gute Kenntniſſe der deutſchen Sprache mitnahm und für den Fall, daß ſie nicht ausreichten, eine deutſche Frau.

delberg gelebt hat, wo die Professoren zuweilen in Schlafrock und Pantoffeln in ihr häusliches Auditorium kommen. Quinet hat kein so einnehmendes Aeußere, wie Ph. Chasles. Doch wurzelt er fester in seinem Auditorium als Jener. Ist dies nicht die Folge seiner Gelehrsamkeit, so ist es die Folge seines Gegenstandes. Der arme Chasles muß von dem hölzernen Brandt'schen Narrenschiff reden, während Quinet über Dante und Arioſt reden darf: jener vertritt in Paris die kalten Nebelsagen Ossian's, die frostigen Wintermärchen der scandinavischen Edda, während dieser in die vollen, duftenden und blühenden Zaubergärten der südlichen Kunst und Poesie einführen darf.

An Quinet's Vortrag ist das falsche Pathos sehr störend. Er redet nicht, er predigt. Quinet hat gelesen, wie einst Foy redete; jetzt redet er, wie Foy redet, ohne ein Redner zu sein. Die großen oratorischen Manieren beim jedesmaligen verlegenen Räuspern und Steckenbleiben im Fluß der Worte bildeten einen komischen Contrast. Zuweilen hebt er seine Hand in die Luft, holt mit einem ungeheuern Redegestus aus und kann das Wort nicht finden, das dieser Gestus erhöhen sollte. Die Haupteffektfigur, die übrigens die französischen Redner auf dem Katheder und der Tribüne alle anwenden, ist ungefähr diese: „Es gab im Mittelalter ein Buch, welches den Geist seiner Zeit wie ein Spiegel die Brenn-

strahlen der Sonne in sich aufgenommen hat, ein Buch, welches wie ein Urwald in majestätischer Glorie in den Himmel ragt, ein Buch, an welches — ein Buch, für welches — endlich ein Buch, das — an das — durch das (folgen die weitschweifigsten Bezeichnungen) ein Buch — ein Buch — dieses Buch war „divina comoedia.“ Großer Applaus. Oder auch in dieser Form: „Eines Tages sahe man einen Greis in rothem Pantalon und weißem Haar, einen Greis, der, — einen Greis, dessen — einen Greis, dem, — einen Greis, den — einen Greis, von dem, — dieser Greis war — Boccaccio.“ Allgemeiner Enthusiasmus.

Sehr erfreulich war mir die Bekanntschaft Michel Chevalier's. Erfreulich und betrübend. Betrübend, wenn man vergleicht, wie man die Talente in Deutschland und wie man sie in Frankreich behandelt. Michel Chevalier, dieser geistvolle Schriftsteller, der die trockensten Materien der Nationalökonomie, des Eisenbahn- und öffentlichen Bauwesens mit Anmuth zu behandeln weiß, war noch vor zehn Jahren St. Simonist. In dem Prozesse, den die Regierung dem Bunde von Menilmontant machte, wurde Michel Chevalier zu einjährigem Gefängniß verurtheilt. Die Regierung verfolgte seine Prinzipien, schätzte aber seine Talente. Statt Michel Chevalier, wie dies in Deutschland geschehen wäre, seine Strafe absitzen zu lassen, gab sie ihm Reisegeld und

schickte ihn nach Nordamerika, um in ihrem Auftrage dort das öffentliche Leben der Nation zu beobachten. Chevalier schrieb seine geistvollen Briefe über Nordamerika ins Journal des Debats, kehrte zurück, wurde Professor an der Universität und ist seit einem Jahre, zehn Jahre, nachdem er zum „jungen Frankreich" gehört hatte, Staatsrath im außerordentlichen Dienst. Der deutsche Weg, ein Minister zu werden, ist nicht selten dieser: Der junge Adlige besucht das Gymnasium. Abgang aus Prima mit Nro. III. Ankunft in Göttingen und Bonn mit zwei großen Hunden. Examen. Durchfall. Uebergang vom Recht zur Verwaltung. Landrathsstelle. Landrath, immer noch Landrath, aber Ritter vieler Orden. Chef einer Regierung. Vicepräsident einer Provinz. Präsident einer Provinz. Minister.

Michel Chevalier gehört zu jenen Geistern, die der Aristokratie stets zu freisinnig, den Jakobinern stets zu aristokratisch erscheinen werden. Mit der rothen Mütze auf dem Kopf würde er so conservativ schreiben, als trüge er einen Stern auf der Brust; mit dem Stern auf der Brust würden ihn seine Umgebungen für einen Jakobiner halten. Es gibt Genien, die nie mit der Masse gehen können, ob es nun eine in der Blouse oder eine in seidenen Strümpfen ist. Michel Chevalier ist destruktiv, aber gerade nur so viel, als nöthig, um vernünftiger wieder aufbauen zu können. Der In-

ſtinkt der Organiſation iſt der vorherrſchende, die Harmonie ſeine leitende Idee. Nur Der ſteht wahrhaft über den Parteien, der das Gute der Parteien in ſich aufgenommen hat. Michel Chevalier ſchließt ſich der beſtehenden Ordnung an, ohne dem liberalen Glaubensbekenntniſſe einen einzigen ſeiner feſtſtehenden Sätze zu entziehen. Er iſt unterthan, zunächſt der Idee, und der Ordnung deshalb, weil die Idee nur durch die Ordnung herrſchen kann. Warum nicht die Blütenaugen der neuen Zeit auf den Stamm der alten pfropfen? Man kann, als Beamter, in einem nicht gänzlich aſiatiſch organiſirten Staate nie ſo ſehr dem Fürſten dienen, daß man nicht auch dem Wohle Aller, dem Glücke des Staatskörpers, der Ehre ſeiner Nation diente. Nur die immer bornirter werdende Einſeitigkeit des „National" kann in Michel Chevalier einen Apoſtaten ſehen.

Das Syſtem Chevalier's iſt vielleicht nicht richtig, aber es iſt freiſinnig. Er nimmt die Intereſſen der Exiſtenz als die Garantien der Freiheit an. Er erkennt keine andere Baſis der politiſchen Anſprüche, als die des Verkehrs, der Arbeit, der nützlichen Thätigkeit. Prärogativen und hiſtoriſche Ueberlieferungen von ſeinem Staate ausſchließend, läßt er nur die Capitale, die Induſtrie, den Handel und die wie die Luft Alles umſchließende Intelligenz zu. Seine Politik iſt die der

bibliſchen Weiſſagung, Lanzen und Schwerter in Pflugſchaaren zu verwandeln. Ackerbau, Handwerk, Handel, alle Produktion iſt ihm Induſtrie. Alles, was man nach Chevalier für die Induſtrie thut, thut man für die Freiheit. Er führt Deutſchland an, das aus ſeinem Zollverbande einen politiſchen Vortheil gezogen hätte. Die Induſtrie iſt nicht der Sieg der Materie über den Geiſt, ſondern der Sieg des Geiſtes über die Materie, ſie iſt nicht ſelbſt die Freiheit, aber ſie wird ſie gründen. Alles, was man für die Induſtrie thut, thut man für die Freiheit. Man muß noch viel für die Freiheit, viel für die Induſtrie thun. Die Intereſſen, welche bisher rivaliſirten, muß man aneinander feſſeln. Organiſation der Arbeit iſt die Frage der Induſtrie und der Politik. „Krieg oder Frieden! ſchreibt Michel Chevalier. Wir leben in einer Zeit, wo die Völker Europas ſich achten und lieben. Schon überall dieſelben Sitten, dieſelben Arbeiten, dieſelben Gedanken. Der Handel hat überall ſolidariſche Intereſſen geſchaffen. Europa bietet den Anblick einer einzigen Familie. Und doch ſcheint der Politik zufolge täglich ein Krieg ſo möglich, ſo wahrſcheinlich. Die Mächte faſſen ſich ins Auge, wie Ringkämpfer, die in die Bahn ſchreiten wollen. Dies Kriegsſyſtem widerſpricht den aufgeklärten Köpfen aller Länder. Denn das Wohl der Völker leidet darunter. Was koſten dieſe bewaffneten Drohungen,

das Geld nicht gerechnet, wie entzieht man der Arbeit so viel tausende von kräftigen Händen! Nur im Frieden ist Freiheit. Wozu der Krieg, seitdem es keine Aristokratie mehr gibt, die nur vom Kriege lebte?" Michel Chevalier geht von denselben Voraussetzungen aus, auf welche die schon erwähnten socialistischen Neuerer ihre Systeme bauen. Seine gesunde Weisheit, gelehrt auf dem Katheder J. B. Say's, ist das beste Heilmittel gegen ihre fieberhaften Träumereien.

Michel Chevalier wohnt im Quartier Grec, im Malerquartier, wo man oft von eleganten Damen angeredet wird: „Monsieur, avez vous besoin d'un modèle?" Ich fand den geistvollen Schriftsteller leidend aussehen. Er hatte wegen gestörter Gesundheit einige Zeit seine Vorlesungen einstellen müssen. Mit Theilnahme sprach er von Hamburg, das er vor einigen Jahren gesehen, von Sieveking, von den Chathamsinseln. Diese letzten brachten sogleich das Gespräch auf Algier.

„Man wird, bemerkt' ich, Algier schwerlich anders behaupten können, als durch Militaircolonien, wie Oestreich und Rußland sie gegen die Türkei haben. Aber die Franzosen besitzen überhaupt nicht den Colonisationstrieb."

„Doch, doch, bemerkte Michel Chevalier. Wir haben früher viel Colonieen ausgeführt. Guyana ist theilweise französisch und zählt noch 14,000 Einwohner. Nur

ſchen Tabellen blickt, welche allen unſern humanitären Träumen Hohn ſprechen, ſoll der Staat von der Philoſophie niemals als etwas Abſolutes, als ein Culminationspunkt der Cultur angeſprochen werden, ſondern als eine von der leidigen Nothwendigkeit gebotene Maßregel wechſelſeitiger Sicherheitsleiſtung. Was wird der Staat, an welchem Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion ihre Wahrheit haben, doch immer thun? Er wird Socrates wegen Blasphemie zum Tode verurtheilen und ſeine Angeber, Menſchen, wie Miletus und Anytus, mit einer Bürgerkrone beſchenken.

muß bei uns Alles von der Regierung ausgehen. Gibt dieſe den Ton an, ſo vertraut das Publikum. Algier iſt für uns eine große Laſt, die bis jetzt die glücklichen Generale nur erleichtert haben. Deren ſind aber wenige. Bügeaud, der jetzt den Befehl hat, iſt ein Mann von großer Tapferkeit."

Ich wagte es, gegen das von Chevalier gelehrte Syſtem der materiellen Intereſſen einige Zweifel auszuſprechen. „Ich erſchrecke vor dem Worte materiell, ſagte ich; es iſt mir, als tauſchten wir unſere bisherigen Herren nur mit den Epiciers, den Börſenmäklern, den Geldariſtokraten."

„Nein, ſagte Chevalier, die Ideen werden nie dem Gelde unterliegen. So lange die Geſchichte geht, hat die Geſellſchaft immer die Wahl zwiſchen zwei Syſtemen gehabt, dem bürgerlichen und dem militairiſchen. Ich rede nie von Königen, Adel, von Conſervativ, Ariſtokratie u. ſ. w., ſondern vom Soldatengeiſt. Der Soldatengeiſt iſt es, der die Staaten unglücklich macht. Die Könige ſpielen mit den Soldaten, die Adeligen mit den Uniformen. Wo die Könige in Soldatenuniform auftreten, wird nie die wahre Freiheit erblühen, eine Freiheit, die nur auf den Bürgergeiſt zu bauen iſt, auf den Esprit bourgeois, der der Geiſt der neuern Geſchichte iſt."

„Ich denke mir, fuhr ich fort, die Bewegung des

Staates gleich der Bewegung der Erde. Wenigstens sollte sie dieser gleichen. Doppelt ist die Schwingung der großen Kugel. Einmal um sich selbst, einmal vorwärts in die Weite. Stoß und Gravitation. Intelligenz und Materie."

Chevalier erwiderte: „Nein, auch die Intelligenz ist beim Bürgergeist. Der Bürgergeist ist der Friede und nur im Frieden gedeiht die Wissenschaft. Das ist die große gemeinschaftliche Arbeit, an der wir Schriftsteller zu arbeiten haben, Alles für den Bürger, nichts mehr für die Elemente, die sich im Staate nur befinden, um ihn zu stören und zu beunruhigen! Dahin strebt auch Frankreich und gelangt dorthin, wie sehr auch Ehrgeiz und Habsucht noch sich drängen an das Ruder der Regierung zu kommen."

Michel Chevalier war kürzlich in Deutschland gewesen und hatte es vorurtheilsfrei angesehen. An guten Fragen erkennt man den praktischen Verstand oft besser, als an guten Antworten. Chevalier fragte nicht wie Thiers, wird es in Deutschland eine Revolution geben? sondern: Ist das Bedürfniß einer Verfassung in Preußen ein so großes, daß es auch im Volke wurzelt? Würden die Rheinprovinzen geneigt sein, mit den östlichen Provinzen nivellirt zu werden? Es ist wohl von Interesse, was dieser Gelehrte in seinen von der Revue des deux Mondes mitgetheilten deutschen Reisebriefen über die österreichische

Regierung unter dem Gesichtspunkte des Fortschrittes sagt. Es ist mit Geistern dieser Art eine leichtere Verständigung möglich, als mit jenen einseitig gebildeten pariser Advokaten, die sich in der Kammer und besonders in der politischen Presse zu Wortführern der Nation aufwerfen. Die vagesten juristischen Kenntnisse werden an nationale Vorurtheile angeknüpft, mit einem Style, der in der Schule der Leidenschaft gebildet ist, in Umlauf gesetzt und zu Richtern gemacht über Verhältnisse von Ländern und Völkern, von denen man nicht einmal die geographischen Bedingungen kennt, geschweige die sittlichen.

Die geschickte Auswahl mehrerer erst neuerdings angestellter Professoren der Universität ist ein Verdienst des Cultusministers Villemain. Villemain, ein Fünfziger, von gutmüthigem Ausdruck in den Mienen, stets freundlich und zum Scherze aufgelegt, nimmt unter jenen Zierden des französischen Katheders, die während der Restauration gegen die damals herrschenden Thatsachen den moralischen Stachel ihrer Studien richteten, eine der ersten Stellen ein. Die Sorbonne wußten damals in die Geschichte und Philosophie eine Bezüglichkeit zu legen, die eine unmittelbare Anwendung auf jene Menschen und Dinge erlitt, welche später durch die Julirevolution gestürzt wurden. Villemain hat ein Buch über Cromwell herausgegeben, das mehr schön geschrieben, als

gründlich ausgearbeitet iſt; dennoch machte es ſeines geſunden politiſchen Urtheils und ſeiner pikanten Parallelen wegen großes Aufſehen.

Das Miniſterium des Unterrichts liegt am linken Ufer der Seine in der Rue de Grenelle und iſt, wie alle Regierungsgebäude, durch eine über dem Hôtel ausgehängte dreifarbige Fahne kenntlich. Zu ebener Erde in einem Hofe links finden die Verſammlungen der Räthe ſtatt. In demſelben Gebäude liegt auch die Wohnung des Miniſters. Villemain zeigte ſich in ſeiner wohlgemuthen, behaglichen Weiſe. Frei und heiter blickt ſein Auge. Mein Begleiter, einer der vortragenden Räthe, früher Villemain's Schüler, ſagte nach dem Verlauf der erſten Begrüßungen: „Die Zeiten kommen nicht zurück, wo wir Jüngern zu Ihren Füßen ſaßen und Ihrem Worte lauſchten! Die Reſtauration war traurig, aber das damalige wiſſenſchaftliche Leben werden wir ſobald nicht wieder haben.“

„Glauben Sie doch das nicht, antwortete Villemain lachend. Als ich jung war, klagten alle alten Leute, die das Theater nicht mehr ſehen mochten, die Zeiten der Duthé wären vorüber. Wir, die wir jetzt alt ſind, gehen nicht ins Theater, weil die Duchesnois nicht mehr lebt, und ſo werden in dreißig Jahren unſere Kinder nicht mehr hingehen wollen, weil es keine Rachel und keine Dejazet mehr gibt.“

Ein naheliegender Stoff der Unterhaltung war der Streit der Bischöfe gegen die Sorbonne. Der Bischof von Chartres veröffentlicht seit einiger Zeit Hirtenbriefe und Rundschreiben, in denen er, wie weiland in Deutschland der Erzbischof von Köln vor der Hermes'schen Lehre, so vor den Professoren der pariser Universität warnt. Die legitimistischen Blätter nehmen diese Angriffe in ihre Spalten auf. Der Abbé de Genoude unterstützt sie mit seiner jesuitischen Dialektik. Man wirft den Professoren vor, daß sie durch ihre Lehren die Jugend verdürben, zieht aus ihren Lehrbüchern freigeisterisch klingende Stellen aus und denunzirt an die ganze katholische Christenheit besonders das Journal des Debats, als den hauptsächlichsten Anhalt der neuphilosophischen Irrlehren.

„Diese Angriffe, bemerkte Villemain, gelten im Grunde nicht den Professoren, sondern den Ministern, die sie eingesetzt haben. Es ist ein Streit nicht gegen die Wissenschaft, sondern die Regierung. Die Geistlichkeit kann es noch immer nicht verschmerzen, daß ihr der Unterricht aus den Händen gewunden ist. Ich bin überzeugt, daß Jeder, dem Fortschritt und Aufklärung theure Namen sind, in dieser Frage auf Seiten der Minister stehen wird."

Es war ein Uhr. Eben hatt' ich im Café Cardinal die neuesten Blätter gelesen, und gelesen, daß

die bonner Universität einem jungen Docenten der Theologie die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, entzogen hatte. Das Ministerium in Berlin, weit entfernt, dem bischöflichen Geiste der Herren Sack und Consorten entgegenzutreten, bestätigte diese Entfernung. Wie gewaltig dieser Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland! Ich sahe auf dem Fauteuil vor mir einen jener kühnen Streiter für die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, einen Vertreter jener ernsten gediegenen Richtungen, der Frankreich bei allen Schwankungen und Leiden seiner neuern Politik doch die einzige Festigkeit und Sicherheit seines Systems verdankt. Man nennt diese Richtung die doktrinaire. Was an ihr auszusetzen, ist oft gesagt worden: was an ihr zu rühmen, ist die Entsagung, ist der Muth, ist die tiefste Verschmelzung ihrer Wissenschaft mit dem Prinzip ihres Lebens. Diese Männer waren gestern Gelehrte, heute sind sie Minister. Die lange Zwischenzeit einer den Geist erschöpfenden, die Grundsätze untergrabenden und den festen Willen aushöhlenden Büreau-Carrière fällt weg. Sie vertauschen den Leitfaden, nach dem sie eben lasen, mit dem Portefeuille: und wenn sie noch so lange in der Hofluft verweilen, so paßt auf sie der lateinische Spruch: „Was man zum ersten Male in ein neues Gefäß thut, davon wird es ewig den Geruch behalten.“ Es werden in

Frankreich nicht ſo viel Jugendträume, ſo viel Jugendwahrheiten verrathen, wie in Deutſchland.

„Ging' es nach den Gegnern unſerer Univerſität, ſagte Villemain, ſo müßten wir auch die Cenſur wieder einführen. Jamais! Jamais!"

Dieſe ernſte Verſicherung aus dem Munde eines Miniſters war mir in dem Augenblicke ſehr bedeutſam, wo es hie und da verlautete, Guizot und ſeine Freunde wollten die Cenſur wieder einführen. Eine ſo eben erſchienene Brochüre: „Vorſchlag, die Cenſur auf conſtitutionellem Wege wieder herzuſtellen, von einem Offizier der Nationalgarde;" wurde ſchon ihres Titels wegen von den Meiſten mit Lachen, von einigen weiter Blickenden aber mit Beſorgniſſen aufgenommen. Seitdem man die Drucker für den Inhalt von Werken, die ſie oft kaum verſtehen, verantwortlich gemacht hat, ſeitdem man anfängt, die meiſtentheils ſehr ſchadhaften Punkte des Cautionnements der Journale, ihrer Fonds, ihrer Eigenthumsrechte criminell zu unterſuchen, hält man auch die Cenſur für möglich. Villemain aber und St. Marc Girardin, der mich zu ihm geführt hatte, wiederholten feierlich: Jamais! Jamais!

„Was machen denn nun, fragte der Miniſter, die deutſchen Schriftſteller mit ihrem Geiſt, wenn ſie ihn unter ein ſo ſchreckliches Joch, wie die Cenſur, beu-

gen müſſen?" „Wir befleißigen uns, erwiderte ich, einen deſto orginelleren Styl zu ſchreiben."

„Es iſt wahr, ſagte Villemain lachend. Wir haben daſſelbe mit Benjamin Conſtant erlebt. So lange er unter der Cenſur ſchrieb, war er ein großer Styliſt. Da er die Wahrheit umgehen mußte, ſo machte ſeine Feder die kunſtvollſten Schlangenwindungen, die anmuthigſten Schönheitslinien. Später, als er ſchreiben durfte, was er wollte, wurde er grob. Man las ihn nicht mehr. Seien Sie aber überzeugt, daß wir um den Preis der Preßfreiheit doch lieber vorziehen, ſchlechte als mit der Cenſur gute Styliſten zu haben."

Die Zeit drängte. Villemain fuhr in die Pairskammer.

# Siebenter Brief.

Paris, den 21. April 1812.

Je mehr man eine Kraft vertheilt, deſto weniger wird ſie wirken.

Beſtreitet die Homöopathie dieſen Satz: die franzöſiſche Preſſe beweiſt ihn. Die Preſſe, an Blättern zunehmend, wird ſchwächer in ihrer Wirkung. Die Preſſe wächſt in ihrer Kraft durch die Auflage, ſie verliert aber durch die Concurrenz. Die Concurrenz hat ſchon jetzt einen großen Theil der Kraft des franzöſiſchen Journalismus gebrochen.

Das Journal iſt wirkſam auf dem Ladentiſch, dem Arbeitspulte, vor, während und nach dem Frühſtücke. Es iſt wirkſam, wenn man es für ſeine baaren drei Sous im Theater oder beim Nachhauſegehen Abends an irgend einer Ecke der Boulevards kauft. Wirkungsloſer ſchon iſt die Preſſe in der großen Auswahl, die die Cafés bieten, völlig ſchwach im Leſecabinet. Im

Lesecabinet lieſt man die Journale, um ihre Meinungen zu wiſſen, nicht um ſie zu theilen.

Nirgends gelten die franzöſiſchen Journale weniger, als in Paris. Im Auslande erfindet man ſich zu jedem Journale einen Anhang, den man in Paris nirgends ſieht. Was in der Ferne eine Partei ſcheint, ſchmilzt in Paris zu einem Actienverbande, zu einem Redactionsbüreau zuſammen. In der Ferne hält man ſich die beſſeren Journale, in Paris wuchert das Unkraut neben ihnen durch. Aus zwölf großen Zeitungen, die uns der Garçon zu unſerer Morgenchocolade hinlegt, ſich eine Meinung zu bilden, erfordert mehr Geiſt, als man in einem Kaffeehauſe bei Jedem vorausſetzen darf.

Man hat die Statiſtik des Abſatzes der Journale dann und wann mitgetheilt. Man kann dieſe Zahlen ziemlich genau liefern, da die Stempelabgabe eine genaue Controle der Auflage vorausſetzt. Doch würde man ſehr Unrecht thun, nach dieſen Zahlen die Stärke der von dem Journal vertretenen Anſichten entnehmen zu wollen. Dieſe hängt nicht von der Zahl der Käufer, ſondern von ihrem Stande ab. Sind die Käufer Geſellſchaften, Kaffeehäuſer, Zeitungsbüreaux, oder ſind es Privatleute? Vertheilen ſich dieſe 3 oder 4000 Abonnenten auf das Land oder die Stadt, auf Paris oder die Provinz, auf den Adel oder den Bürger, auf die Geiſtlichkeit oder die gezwungenen Abonnements der Re-

# VII.

## Krieg und Friede.

Die griechiſchen Sophiſten hatten die Fertigkeit, wie die Alten ſagten, aus einer ſchlechten Rede eine gute, das heißt aus einer ungerechten Sache eine gerechte zu machen und in Rom traten mit umſichgreifender Bildung Griechen und Unteritalier auf, welche heute für das Eine, morgen für das Entgegengeſetzte gleich entſcheidende Gründe zu entwickeln wußten. Ein gutes Thema für dieſe Zungenvirtuoſen müßte Krieg und Friede geweſen ſein. Denn wer kann in Abrede ſtellen, daß hier das Widerſprechendſte Beziehungen auf die Wahrheit hat?

Das Glück des Friedens iſt in zahlloſen Hymnen von Horaz bis Rammler beſungen worden. Aber auch der Krieg findet ſeine Vertheidiger; denn er iſt eine Blutausleerung der Menſchen, er macht die Herzen, ſelbſt der Alltägigen, höher ſchwellen, er bringt die Nationen in einen gewaltſamen Verkehr, der wenigſtens beſſer iſt, als gänzliche Unbekanntſchaft, kurz es fehlen nicht Gründe für und gegen Krieg, obſchon unter letztern jener Satz der Griechen eine entſchie-

gierungsbüreaux? Welches iſt das Morgenjournal des Handwerkers, des Epiciers, des reichen Börſenſpeculanten? Man wird erſtaunen, wenn ich ſage: Sein Morgenjournal iſt nicht das freiſinnigſte, nicht das geiſtreichſte, ſondern das wohlfeilſte.

Commerce, Courier, Conſtitutionnel ſind Blätter, die man bei Spazierfahrten nach St. Cloud und Verſailles von dem pariſer Mittelſtande nennen hört. Dieſer Mittelſtand hat eine halbliberale Tendenz. Er liebt allerdings das Beſtehende, beſonders den guten Fortgang ſeines Geſchäfts, allein es befördert doch ſeine Verdauung, zu ſehen, wie man Andern die ihre erſchwert, beſonders den Miniſtern und dem guten Louis Philippe, den die Franzoſen achten, aber nicht lieben. Der kundenreiche Friſeur, der reiche Metzgermeiſter, der gebildete Sattler, Riemer, der Poſamentier, ſelbſt wenn er Schnüre für die Armee zu liefern hat, lacht gern über die Verlegenheiten der großen und gelehrten Herren, die er mit ſeinen directen und indirecten Steuern ernährt. Eine ſtürmiſche Deputirtenſitzung iſt ihm ſo viel werth, wie ein neues Vaudeville auf einem Boulevardtheater. So ſehr er die Straßenemeuten, bei denen ſeine theuern Laden-Spiegel und Schaufenſter zertrümmert werden können, verabſcheut, ſo ſehr liebt er Emeuten am Hofe, im Miniſterrathe, in der Deputirtenkammer, kurz jede Emeute, die ſich, wie er es nennt, innerhalb der parlamentariſchen

Formen erhält. Für den pariſer Mittelſtand iſt die Charte nicht da, um gehalten zu werden, ſondern man hat ſie erfunden, um ſie dann und wann zu verletzen, überhaupt um Frankreich zu amüſiren. Er räumt den Miniſterien ihre Nothwendigkeit ein, doch dürfen ſie nicht zu lange dauern. Zwei Jahre iſt die höchſte Zeit, die er geſtattet; nach zwei Jahren müſſen es andere Namen ſein, die er in den Zeitungen lieſt, die alten ennuyiren ihn.

Die ärmeren Handwerker und Arbeitsleute hängen von der Lectüre ab, die ſie in ihrem Commerce de vin finden. Die Regierung gibt ſich viele Mühe, in dieſen Verſammlungsörtern der untern Volksclaſſen, ſelbſt in ihren Wohnungen die Zeitſchriften zu verbreiten, die für die beſtehende Ordnung geſchrieben werden, aber da es theils an den Gegenwirkungen der Parteien nicht fehlt, theils den Arbeitern ſelbſt an politiſchem Urtheil nicht gebricht, ſo hält der Weinſchenk die Zeitung, die ſeine Gäſte wünſchen. Seitdem die 40 Franken-Preſſe „erfunden" iſt, iſt dies der Siècle, ein unter Odillon Barrot's Einfluß ſtehendes liberales Journal, das hauptſächlich deshalb geſtiftet wurde, um der Preſſe von E. de Girardin die Stange zu halten. Der Siècle iſt unſtreitig das verbreiterſte franzöſiſche Blatt. Es zählt über 20,000 Abnehmer.

Daß die politiſche Journaliſtik in demſelben Grade,

wie sie in Deutschland an Macht gewonnen hat, in Frankreich an Macht verlor, ist Thatsache. Die Schuld liegt an der eingestandenen Unfruchtbarkeit der Debatten, an den allzu häufigen Schwankungen der hervorragendsten politischen Charaktere und dem dadurch veranlaßten geringeren Vertrauen in die Aufrichtigkeit der gedruckten Versicherungen, endlich allerdings an der Vierzigfrankenpresse, die den Journalismus in die Sphäre der Industrie herabgezogen, die Geheimnisse der innern Mechanik eines Journals aufgedeckt und die niedrigsten materiellen Leidenschaften offenbart hat an Gemüthern, die man sich früher nur vom Glorienschein der Uneigennützigkeit umgeben vorstellte. Aus dem Principienkampfe wurde Brotneid. Mit dem geschwächten Vorurtheil verringerte sich die moralische Kraft.

Dennoch ist es noch immer der Mühe werth, einen Blick in dies Chaos der französischen Presse zu werfen. Wenn ein Journal auch keine Staatsmänner mehr stürzt, so kann es doch noch welche machen. Sie werden die Quelle bleiben, aus der sich der Fremde über Frankreich unterrichten muß. Melden sie nicht, was man weiß, so melden sie doch, was man glaubt. Der Irrthum ist längst wichtiger geworden, als die Wahrheit: ja der Irrthum ist in unsrer heutigen Politik sehr oft die Wahrheit selbst.

Wir theilen die französische politische Journalistik

ein in miniſterielle, gouvernementale und Oppoſitionspreſſe.

Die Regierungspreſſe iſt die miniſterielle. Der Moniteur wird vom Staat bezahlt und erhält ſeinen Werth, wenn er veraltet. Man ſchlägt ihn nach, um frühere Reden in der Kammer, um Geſetze und Verordnungen zu vergleichen. Der Moniteur bringt deshalb den authentiſchen Inhalt der Kammerdebatten, weil jeder Redner das Recht hat, Das, was er geſprochen haben ſoll, ſelbſt durchzuſehen. Sauvo, der den Moniteur ſeit ſeiner Gründung redigirte, iſt penſionirt; ſeitdem leiten ihn die Herren Panckoucke, Grün und Sauvage. Eine Stelle am Moniteur iſt eine Sinecure. Das miniſterielle Abendblatt, früher das Journal de Paris, dann la Charte de 1830, iſt eingegangen und dafür der Meſſager angekauft worden. Hier findet man die Ankündigungen der Regierung, die telegraphiſchen Depeſchen, die Berichtigungen, hier werden die „Dementis" gegeben über das Gerücht einer Miniſterialauflöſung, einer Streitigkeit unter den Collegen, über den auswärts als bedenklich geſchilderten Geſundheitszuſtand des Königs u. ſ. w. Es finden ſich bei dieſem größtentheils nur aus Notizen beſtehenden Blatte wenig Namen von Bedeutung. Da ſeine Finanzen geregelt ſind, ſo kann es dann und wann ein gutes Feuilleton bezahlen. Der kleine Trabant des Meſſager iſt der Moniteur pariſien. Er iſt nicht ganz

ſo officiell, wie der Meſſager, aber da er das Privilegium des Ausrufes in den Theatern hat, ſo hüpfen ihm ſchon zu gleicher Zeit mit dem Meſſager die meiſten der officiellen Canards zu. Canard (Ente) nennt man jene kleinen Novitätenartikel, die aus einem Journal in das andere ſpringen. Die ganze deutſche politiſche Journaliſtik z. B. iſt aus lauter Canards zuſammengeſetzt. Ueber Nacht verwandelt ſich der Moniteur pariſien in die Gazette de Paris. Er rückt nämlich die hauptſächlichſten Artikel vom Abend zuſammen, läßt die unbedeutenderen aus und gewinnt dadurch Raum für das vollſtändige Theaterrepertoir, das man auch am Rande des Corſaire abgedruckt findet. Man muß geſtehen, daß die journaliſtiſchen Hülfstruppen der Regierung ſehr unbedeutend ſind. Le Globe, ein miniſterielles Blatt, redigirt von Granier de Caſſagnac, will keinen Fortgang gewinnen.

Die gouvernementale Preſſe vertheidigt allerdings den Hof und die Regierung als ſolche, aber nicht immer die Miniſterien. Käme Thiers je wieder ins Miniſterium, es würde doch vom Journal des Debats zu ſchamlos ſein, ihn nach ihren neueſten Angriffen wieder vertheidigen zu wollen. Doch würde es ſich einen Uebergang bilden. Es würde ſagen: Wir achten Dich in dieſem Augenblick, Deiner Würde wegen, wir wollen Dich nicht hindern, das Land glücklich zu machen, wenn Du

es kannst; wir wollen deshalb nicht mit der Opposition Hand in Hand gehen, weil uns der König dauert, der den Fehler begangen hat, Dich zum Minister zu machen! Ganz so steht jetzt die Presse des Herrn von Girardin gegen Guizot. Die Presse, ein in der That durch ihre Appellation an die materiellen Interessen einflußreiches Blatt, unterstützt Guizot in Allem, dessen das Ministerium gegen die Parteien bedarf, verschweigt aber nicht, daß sie einem Ministerium Molé geneigter wäre. Sie weicht in der Eisenbahnfrage und über das Untersuchungsrecht von Guizot ab. Für diese Unsicherheit wird das Ministerium durch die meist ministeriellen Provinzialblätter, besonders aber durch die politischen Uebersichten in den beiden großen Revûen schadlos gehalten. In der Revue de Paris schreibt Professor Lherminier, in der Revûe des deux Mondes Staatsrath Rossi den Bericht über die laufende Tagesgeschichte.

Die Oppositionspresse ist theils parlamentarisch, theils dynastisch, theils reformistisch, immer aber im Widerspruche mit der Regierung. Die parlamentarische Opposition ist die der Advocaten und der Deputirten, der Constitutionnel, unter Thiers' Einfluß, an der Spitze.

Im Constitutionnel wurde die Hauptmine gegraben, die allmälig die Bourbonen in die Luft gesprengt hat. Sein Kampf gegen die Jesuiten, gegen den Klerus, gegen die Restauration in allen ihren Verzweigungen,

ſelbſt in den romantiſchen des Dramas, war einſt eben ſo glorreich, wie gewinnbringend. Was unter der Reſtauration nur irgend unzufrieden war, fand das Echo ſeiner Klagen im Conſtitutionnel. Militairiſche Reminiscenzen der alten abgedankten Generale der Kaiſerzeit miſchten ſich mit dem Ehrgeiz der jungen Generation, und die Kaufleute waren es, die dadurch für die Oppoſition gewonnen wurden, daß man ſein Geld nicht beſſer anlegen konnte, als in einer Actie des Conſtitutionnel. Wer bei der Gründung des Conſtitutionnel 5000 Franks gezahlt hatte, konnte nach fünf Jahren ſein Anrecht für 50,000, ja nach zehn Jahren für 250,000 Franks verkaufen. Da der Conſtitutionnel unter der Reſtauration zur Oppoſition gehört hatte, mußte er nach der Julirevolution miniſteriell werden. Dies war ein Unglück für ihn. Die kleinen Blätter bewitzelten den alten Herrn, fanden, daß er ſich am Miniſtertiſch lächerlich ausnähme, und ſetzten ihm eine Schlafmütze aufs Haupt und einen grünen Schirm vor die Augen. Die Folge war jenes ſprichwörtlich gewordene Desabonnement des Conſtitutionnel. Von 23,000 Abnehmern ſind nur noch 6000 übrig geblieben. Die Actien ſanken im Werth, Thiers kaufte ſie auf nnd hält ſich durch dieſen Verbündeten, der nicht mehr ſein Freund, ſondern ſein Sklave geworden iſt.

Der Courier français hat nur 3000 Abonnenten,

verdient nur so viel, als er grade braucht, um seine Redacteure vor der Nothwendigkeit, sich bestechen zu lassen, sicherzustellen, und nimmt so lange für Thiers Partei, als sich Odillon Barrot dadurch nicht beleidigt fühlt. Der Courier français gilt mehr, als er einbringt. Er ist freimüthig, ohne die Bürger zu beunruhigen. Er ist tapfer, ohne Kriegslärm. Er ist in seinem englischen Theile gut redigirt und ist gefällig gegen das Ausland, ohne Frankreich etwas zu vergeben. Von C. Weil, dem Redacteur des deutschen Courier in Stuttgart, brachte er mit großer Zuvorkommenheit sachkundige Artikel über die Emancipation der Juden. Der Courier français ist leicht anzuregen und regt wieder an. Seine Kraft ist die, daß er nicht nach mehr strebt, als er besitzt. Er ist ohne Ehrgeiz für seine Partei und für sich selbst, seine Redacteure jedoch ausgenommen, von denen mir Leon Faucher nach hohen Dingen zu streben scheint. Seit einiger Zeit enthält er im Feuilleton kleine hübsch erfundene Drôlerien, die den langathmigen Erzählungen der Presse und des Siècle gefährlich werden können.

Das Siècle ist nächst den Debats und mit der Presse das einflußreichste Blatt in Frankreich. Es kostet nur vierzig Franken und bringt, was die andern Blätter für achtzig geben. Am beliebtesten ist es durch sein Feuilleton, an das es ungeheure Summen verwendet. Die Politik in dem hohlen Geiste Odillon Barrot's ist die

Knochenzugabe zum Fleiſch. Das Siècle orakelt gern, wie ſein Beſchützer. Der Redacteur Chambolle hat ſich unter Armand Carrel zum Publiciſten gebildet. Seine Artikel ſind umfaſſenden Inhalts, ohne beſondern geiſtigen Gehalt. Chambolle und Louis Denoyers, letzterer für den literariſchen Theil, ſind die beiden Arme des Siècle. Die Theaterkritik beſorgte früher Bergeron, derſelbe, der für eine Emile de Girardin gegebene Ohrfeige noch jetzt in der St. Pelagie ſitzt. Jetzt ſchreibt ſie Hippolyt Lucas.

Ein neues Vierzigfrankenblatt, la Patrie, ſteht unter dem liberalen Deputirten Pages de l'Arriège. Es iſt erſtaunlich, daß eine Zeitung ohne innere Nothwendigkeit und äußeren Werth es doch in Frankreich allein durch ſeine erſte Ankündigung ſchon auf 1500 Abnehmer bringen kann. Zu viel, um zu ſterben, zu wenig, um zu leben.

Der Commerce, früher Journal du Commerce, gehörte lange Zeit, materiell und geiſtig, dem Deputirten Mauguin. Dieſe Zeitung hat viele Anſtrengungen gemacht, um Terrain zu gewinnen. Da es einen Handelszweck affichirt, ſo gehen viele Leute auf dem Lande in die Falle und kaufen ſtatt einer Vertheidigung der materiellen Intereſſen in ihm eine verworrene auswärtige Politik, ſibiriſche Kindermorde, polniſche Revolutionen, petersburger Emeuten, Tſcherkeſſenſiege und ähnliche

Neuigkeiten aus Mauguin's Privatminiſterium der öffentlichen Angelegenheiten. Dies Journal kaufte der Abenteurer Louis Bonaparte an und hätte damit allerdings erfolgreicher im Herzen Frankreichs landen können, als zu Boulogne. Aber es fehlte das Talent, das ihn vertheidigt, es fehlte Aufrichtigkeit, die ihm gedient hätte. Der Commerce kam an ſeinen alten Eigenthümer zurück. Thiers, der ſeit dem 1. März 1840 die ganze Journaliſtik in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte, konnte ſich nicht mit Mauguin verſtändigen und ſo blieb der Commerce bei jener alten Linken, deren Vertreter in der Kammer neben Mauguin Lherbette iſt.

Der Temps ſteht nicht ganz in der rein parlamentariſchen Sphäre. Von dem Büreau dieſer Zeitung ging bekanntlich die Julirevolution in ihren geſetzlichen Demonſtrationen aus. Ihrem Drucker Baude ſollten die Preſſen vernichtet werden. Die Schloſſer und Schmiede, die die Regierung abgeſchickt hatte, kamen und gingen unverrichteter Sache fort, da ihnen Baude aus dem Code den Paragraphen vorlas, daß Jeder, der dem Andern die Mittel ſeiner Exiſtenz zerſtört, die Galeeren verwirkt. Im Büreau des Temps verſammelten ſich die Volk-häupter und beriethen die erſten geſetzlichen Schritte gegen eine Dynaſtie, die aufgehört hatte, zu regieren. Seither iſt der Temps immermehr geſunken. Sein einſt geprieſenes Feuilleton, an dem Coſte, No-

dene Wahrheit ſagt: Der Krieg macht eine größere Menge ſchlechter Menſchen, als er deren hinwegrafft.

Ich bin nicht im Stande, in den Abwechſelungen zwiſchen Krieg und Friede die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts zu erkennen. Es giebt einige ſehr harte und am Blute ſich gern ſättigende Phantaſieen, welche den Eros und Anteros zum Prinzip der Geſchichte machen und das, was ſie den Geiſt der Geſchichte nennen, als eine Vernichtungstheorie für halb titaniſche, halb cannibaliſche Menſchen darſtellen. Ihr ſehet einen großen Plan der Weltgeſchichte zum Grunde liegen und lehrt, die Menſchheit ſei zu etwas Anderem beſtimmt, als zum Gutthun; wo diente aber je eine Schlacht dieſem Plane? Und wenn es Kriege für die Religion, für die Ideen der Zeit gab, war über ihnen nicht immer Mars, welchen man den linken, ſchwebenden und ungewiſſen nennt? Ich möchte wohl behaupten, daß die Ideen vielleicht auch ohne die Waffen geſiegt und daß das Schwert, welches Chriſtus verhieß, in ſeinem Sinne mehr das Schwert war, welches Maria im Herzen fühlte, da ſie am Kreuze ſtand, daß es Noth, Elend, kurz mehr die Spitze, als den Griff des Schwerzes bedeuten ſollte*).

Seit Anbeginn der Geſchichte fühlten die Nationen, daß es etwas über das Recht des Krieges Hinausliegendes gäbe. Die Alten nannten es Recht der Völker. Aber keineswegs

*) Es iſt eine Streitfrage, ob das Chriſtenthum durch Miſſionarien ſolle verbreitet werden? Schleiermacher löſt dieſe gern ſo, daß er ſagte: Iſt das Chriſtenthum von Gott, ſo wird es ſelber ſeine Wege finden. Schleiermacher wollte, daß die Heiden nur durch das allmälige Ausſtrömen der eignen innern Kraft des Chriſtenthums gewonnen würden, durch ein geographiſches ſelbſteignes Umſchgreifen, nicht daß Ströme und Meere überſchritten würden, ſondern, daß der Nachbar ſeinen Nachbar berufe und zur Taufe ermahne. Dies bei Gelegenheit der Verheißung Chriſti.

dier, Loewe-Weimars ſchrieben, iſt in die Hände Eug. Briffault's gefallen, eines jener leichten Schwätzer, die aus dem pariſer Straßenſtaub, aus dem Geruch der Gaslaternen, aus einem geſtürzten Miethgaul Stoff zu großen Artikeln vernehmen. Die Kammerfraction, die der Temps vertheidigt, gruppirt ſich um Paſſy und Dufaure, die unter Soult im Jahre 1839 Miniſter waren.

Zu den Blättern derjenigen Oppoſition, die eine Aenderung der Dinge weniger in den Miniſtern, als in der Dynaſtie wünſchen, gehören von liberaler Seite der National, von legitimiſtiſcher die Gazette de France, die Quotidienne, die France, die Mode.

Der National war unter A. Carrel republikaniſch. Seit den Septembergeſetzen iſt er bonapartiſtiſch. Die Redacteure werden dieſe Definition ſchwerlich zugeſtehen, aber ſie reicht aus. Der National hat ſo lange für die Freiheit geſtritten, bis er es müde wurde, die Franzoſen zu überzeugen, und zum Ruhme griff. Die Faſces einer Conſularregierung hat er vertauſcht mit dem Commandoſtabe des Kaiſerreiches. Napoleon von 1815, Napoleon, der eine Charte votirt, würde dem National ſeit Carrel's Tode vollkommen genügen. Der National iſt das Organ der Armee geworden, das Organ der jungen Unterofficiere, die gern die Epaulettes verdienen wollen. Seit den Debatten über die Rheingrenze wird uns in dieſer Zeitung nichts mehr vertraut anſprechen.

Der Deutſche muß in ihr ein Streben erblicken, vor deſſen Siege er ſich zu fürchten hat. Immermehr von dieſem Siege ſich entfernend, iſt der National mürriſch, ſtetig, hypochondriſch geworden. Thomas, ein ehemaliger Holzhändler, liegt als Gérant wie ein Cerberus vor dem Eingang in die Höhle des National. Jules Baſtide und Armand Marraſt, beides Schriftſteller von großem Talente, ſind die beiden Herzkammern dieſes kleinen Staatskörpers.

Auch die Gazette de France iſt herabgekommen und wird es immer mehr, wenn Herr von Genoude fortfährt, ſie zu nichts, als dem Bülletin ſeines täglichen Befindens zu machen. Herr von Genoude haben wohl geruht, Herr von Genoude haben eine Reiſe gemacht, Herr von Genoude ſind von der ganzen Bevölkerung des Südens mit Triumphpforten und Ehrenbogen eingeholt worden, — man würde dieſe Bülletins für eine Satyre auf den König halten, wenn Herr von Genoude dieſe genauen Berichte über ſich nicht der chriſtkatholiſchen und legitimiſtiſchen Sache, die die Gazette vertheidigt, ſchuldig zu ſein glaubte. Nichtsdeſtoweniger iſt die Gazette vom Papſt verboten worden. Der Papſt will keine Freunde, die den katholiſchen Fürſten Verlegenheiten ſchaffen. Er will keine Prieſter, die das allgemeine Stimmrecht lehren und ſich nur deshalb noch für eine vertriebene Dynaſtie verwenden, weil keine Aus-

ſicht da iſt, daß ſie je zurückkehrt. Herr von Genoude iſt faſt ſchon ſo gut ein Republikaner, wie Lamennais. Dieſe Zeitung, die der Regierung viele Sorgen macht, die, ſeitdem ſie ſich in ein Abendblatt verwandelte, wenn nicht an Abnehmern, doch an Leſern gewann, wird von Genoude wie eine Provinz geleitet. Die Unterpräfecten ſind Lourdoueix, Bauregard und Boſſange. Boſſange ſchrieb früher die Briefe der Nachbarin, die in der Gazette ſo vieles Aufſehen machten.

Die Quotidienne iſt nicht ſo radikal, wie die Gazette. Sie würde ſich mit Louis Philippe verſöhnen, wenn z. B. das uralte Privilegium der franzöſiſchen Könige, durch das Auflegen ihrer Hände Kröpfe zu heilen, auch auf ihn übergegangen wäre. Der Herzog von Montmorency bringt dem Beſtehen dieſes Journals große Opfer. Herr Laurentin leitet die Redaction. Muret, Poujoulat und Merle ſind ſeine Mitarbeiter. Ausgeſprochener iſt die Farbe der France, eines nur dürftig vegetirenden Blattes, an welchem der fahrende Ritter Vicomte d'Arlincourt arbeitet, jener Minſtrel, der durch Europa nach Doſen, Ringen, Anekdoten und Diners pilgert, wie die alten echten Pilger nach den Cedern Libanons. Eines der gefährlichſten legitimiſtiſchen Blätter iſt die Mode des Vicomte Walsh. Dieſe elegante Revue erſcheint jede Woche nur einmal, findet ſich aber auf allen Toilettentiſchen des Faubourg St. Germain.

Die Wespen dieſer kleinen Revue ſtechen nicht die Miniſter, ſondern den König, die Prinzen, die Prinzeſſinnen, den Hofſtaat. Die Mode kritiſirt die täglichen Ausgaben Louis Philippe's, ſeine Jahresrechnungen, ſeine Weine, ſeine Diners. Iſt einer der jungen Prinzen im Theater, ſo ſchreibt die Mode, er hätte ſchmuzige Handſchuhe angehabt. Seit einigen Tagen zögert eine der Schwiegertöchter des Königs mit ihrer Niederkunft. Die Mode ſchreibt, ſie müſſe dies aus Sparſamkeit thun, weil der König wünſche, ſie käme an ſeinem Namenstage, dem erſten Mai, nieder, damit die Koſten dann in Einem hingehen. Die Mode macht die Familienabende des Königs lächerlich, wie die Glieder der Familie alle um einen runden Tiſch herumſitzen, einen Tiſch mit Schubladen, wo Jede ihr Strickzeug hervorholt. Mad. Adelaide, die Schweſter des Königs, ſetzt die Brille auf. General Athalin, des Königs Adjutant und ſo zu ſagen ſein Schwager, hält das Garn, das die Königin abwickelt. Die Civilliſte gibt einen Ball. Die Journale erzählen, daß einige eingeladene Nationalgarden-Majore ſich betrunken hätten. Die Mode widerlegt dies Gerücht, da kein Major von der pariſer Nationalgarde im Stande wäre, die Weine zu trinken, die die Civilliſte in ihrem Keller führt. Die Mode wird oft mit Beſchlag belegt, oft verurtheilt, aber es ſcheint, als wenn von Kirchberg und Görz die Mittel kommen, ihre Ver-

legenheiten zu decken und den talentvollen Redacteur, Vicomte Walsh, für seine Gefahren zu entschädigen.

Die radikale politische Oppositionspresse besteht aus der fourieristischen Phalange und dem communistischen Journal du Peuple. Die erste ist ohne Einfluß, wenn auch nicht ohne Bedeutung. In Paris ist kein gedruckter Buchstabe ohne Bedeutung. Das Journal du Peuple schwang sich durch Dupoty's unerklärliche Verurtheilung so auf, daß es, statt drei Mal wöchentlich, täglich erschien. Man findet im Journal du Peuple vortreffliche Aufsätze. Der Standpunkt, von welchem aus die laufende Tagesgeschichte hier beurtheilt wird, ist neu und nicht selten erhaben. Kersausie, Louis Blanc, Felix Pyat arbeiten für das Journal du Peuple. Da man keine Revolutionen mehr in den Straßen machen kann, so hat sie dieses Blatt in das Feuilleton verlegt. Jede Nummer bringt im Feuilleton Geschichten, Novellen, Anekdoten aus den verschiedenen Revolutionen aller Jahrhunderte. Dabei ist es Bedingung, daß jede Revolution aus den edelsten Triebfedern entstehen und von den tugendhaftesten Menschen geleitet werden muß. Ein deutscher Schriftsteller lieferte dem Journal du Peuple einige neuere deutsche Revolutionsbilder. Man würde sie genommen haben, wenn der Vf. nicht mit zu viel Ironie vom hambacher Feste gesprochen hätte. Bei aller Gediegenheit dieses Blattes in seiner Redaction und seinen

politiſchen leitenden Artikeln wird es ſich nicht halten können. Die radikale Partei kann in Frankreich nur herrſchen, wenn ſie gefürchtet wird. Man kann in Frankreich vielleicht das ganze Volk auf den Standpunkt des reinen Jakobinismus hinaufſchrauben, aber nicht das, was man Publicum nennt. Die Leute, welche Geld haben, kaufen das Journal du Peuple nicht. Die, welche vielleicht leſen können, haben kein Geld, und Die, für welche dieſe Zeitung eigentlich berechnet iſt, haben weder Geld noch können ſie leſen.

Nimmt man zu dieſem Chaos der täglich erſcheinenden Journaliſtik noch die in Paris ſelbſt ſehr ableichenden und minder eindrucksvollen Witzeleien des Charivari und die plumperen Satyren des Corſaire, ſo wird man es nicht unerklärlich finden, wie ſich zuweilen die ſelbſtändigen, freieren Geiſter über dieſen Wirwarr hinauszukommen ſehnen. Wär' ich Franzoſe, ich würde vielleicht mit irgend einer Meinungsſchattirung dieſer Blätter übereinſtimmen; übertrag' ich aber mein deutſches Gefühl auf dieſes toſende Marktgedräng, ſo würd' ich mir einen Standpunkt außer ihm ſuchen müſſen, ich hielte dieſe Monotonie eines und deſſelben Mühlengeklappers nicht aus. Wer in Frankreich ſich vom Journal befreit, kann es nur, wenn er über den Journalismus erhaben iſt. Den Gelehrten, den Philoſophen, den Dichter kümmert dieſes ewige Dreſchen leeren

Strohes wenig: er leidet ſelbſt zu ſehr darunter, als daß er für irgend einen dieſer trügeriſchen Faktoren der öffentlichen Meinung Partei nehmen ſollte. Staatsmänner aber, die ſich über dieſe Debatten erheben könnten, die heute legitimiſtiſch, morgen demokratiſch urtheilten, ſind jetzt noch ſeltne Ausnahmen: eine der glänzendſten Lamartine. Journaliſten, die ſich in Frankreich eine ſelbſtändige Bahn brechen, kommen nur alle zehn Jahre einmal vor. Man macht ſich als Tagesſchriftſteller in Paris noch immer nicht anders geltend, als durch ein Journal: man macht ein Journal nicht anders geltend, als durch eine Partei.

Zwei Journaliſten, die ſich in dem Gewühl der franzöſiſchen Preſſe einen eigenen Standpunkt zu ſchaffen verſtanden, ſind Henri Fonfrède und Emile de Girardin. Der erſte iſt todt. Er kam von Bordeaux, wo er ſich durch eine Provinzialzeitung einen Namen gemacht hatte, nach Paris und zeichnete ſich in dem damals noch beſtehenden miniſteriellen Journal de Paris aus. Fonfrède wich von der ganzen Politik Frankreichs ab; er desavouirte nicht allein die Politik des Parteigeiſtes, ſondern ſogar die der Regierung. Er war entſchieden anticonſtitutionel, ein reiner Monarchiſt. Fonfrède ſprach über den Staat, als hätte er deſſen Natur in Göttingen ſtudirt. Die Lehren von den drei Gewalten im Staate, von der Nothwendigkeit ihrer Trennung, von

dem Vertrage zwiſchen Fürſt und Volk, alle dieſe Grundſätze des neuen conſtitutionellen Staatsrechtes verwarf dieſer Schriftſteller, der ſich ſeine eigne Doktrin, ja ſogar ſeine eigne politiſche Sprache ſchuf. Sein Hauptſatz war: frei ſein heißt: gut regiert werden. Fonfrède, fanatiſch in ſeinen Angriffen, indiscret in ſeinen Vertheidigungen, ſchuf der Regierung, die an ſeinem polemiſchen Talente allerdings Freude hatte, doch große Verlegenheiten. Sie mußte ihn nach Bordeaux zurückſchicken.

Nach Fonfrède bildete ſich Emile de Girardin, nur mit dem Unterſchiede, daß wenn jenen die Ueberzeugung reif machte, bei dieſem viel die Umſtände dazu beitrugen. Girardin gilt für einen der einflußreichſten Männer in Frankreich. Er hat die Preſſe im Privilegium ihrer Alleinherrſchaft untergraben, indem er ſeine Zeitung für vierzig Franken verkaufte und dadurch die Finanzen aller übrigen Blätter verwirrte. Wo nichts iſt, hat in Frankreich, wie überall, der Kaiſer ſein Recht verloren, und auch das Volk das ſeinige. Girardin machte mit ſeiner Unternehmung Glück. Er zahlte, er zog die bedeutendſten Talente in ſeinen Kreis, er brach die Macht des Journal des Debats, ohne darum zur Oppoſition überzugehen, er war gouvernemental, zuweilen antiminiſteriell, immer aber der Schutzherr des Königs, der königlichen Familie, der Schutzherr der franzöſiſchen Vor-

urtheile gegen England, der materiellen Intereſſen gegen die Ideologie des Tages. Es iſt aus vielen Gründen wol unmöglich, daß E. de Girardin je Miniſter wird, aber er hat dem Hauſe Bertin einen Theil ſeiner Macht entrungen, man fürchtet ihn, man macht ihm den Hof, man bewundert ſein Talent, man gibt ſich in den Tuilerien die Miene, als müſſe die Dynaſtie Orleans ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, er wird bald die Miniſter machen, wie er jetzt ſchon bei den Wahlen durch ſeine unterm Volk ſehr verbreitete Zeitung die Deputirten macht.

Trotz dieſes Einfluſſes glaub' ich nicht, daß Jemand in Frankreich in Emile de Girardin's Haut ſtecken möchte. Es gibt Namen in Paris, die vielleicht unpopulärer ſind, als der ſeinige, aber keinen, der in größern Scandal verwickelt war. Begegnete dieſem Schriftſteller ein plötzliches Unglück, es würde nur Wenige geben, die ihn bemitleideten. E. de Girardin iſt ein warnendes Beiſpiel, wie weit man mit ſich und ſeiner Ehre in die Oeffentlichkeit treten darf. Als Deputirter von Bourganeuf hat dieſer ohne Zweifel talentvolle Mann eine ſchonungsloſe Prüfung ſeiner Geburts- und Lebensumſtände ertragen müſſen. Seitdem ich höre, er wolle ſich ihr bei den nächſten Wahlen zum zweiten Male ausſetzen, iſt mir die traurige Thatſache bewieſen, daß

Zweifel an unſerm moraliſchen Werth dieſen Werth ſelber untergraben können.

Emile de Girardin iſt von mittlerer Figur und blaſſem, fahlem Geſichtsteint. Seinen Augen iſt ein prüfendes Stechen, eine Miſchung von abwechſelnder Unruhe und plötzlicher ſcharfer Fixirung eigen. Man ſieht ihnen die gewaltig im Hirn umrollenden Gedanken, die ewige Erregung der Leidenſchaft, die Lebhaftigkeit einer überreizten Phantaſie an. Sein ganzes, etwas unreif ausſehendes Weſen ſcheint auf dem Qui vive! zu ſtehen. Man kann von ihm ſagen, Erſchöpfung und Anſpannung durchzittern ſich ſo in ihm, daß man nicht weiß, ob er am Vorabend eines Entſchluſſes oder am „Lendemain" einer Täuſchung ſteht. Beim Anblick der zarten Hand, die den charakterfeſten und geiſtvollen Redakteur des National, Armand Carrel, tödtete, überkam mich eine Rührung, die auszuſprechen, wol etwas zu deutſch geweſen wäre. Girardin ſelbſt rührte mich: ſein täglicher Kampf, ſeine täglichen Prozeſſe, ſeine täglichen Briefe an den National, ſein beunruhigender, unbefriedigter Ehrgeiz, ſeine Inpopularität. Man kann Jemanden im Duell getödtet haben, aber um uns darüber ganz zu beruhigen, muß der Andere uns gefordert haben. Man kann in der großen Oper eine Ohrfeige bekommen, man hat nicht nöthig, wenn man ſchon ein Mal Jemanden erſchoß, ſich deshalb noch

verſtanden ſie darunter jene Practiken, welche von Vatel, Schmalz, Klüber u. A. in ein Syſtem des Völkerrechts redigirt wurden, ſondern ihr Völkerrecht war Naturrecht. Es war eine Verpflichtung gegen Alles, was Athem und Leben hat, ſogar Verpflichtung gegen das Thier. Das Recht des Staates, um ſo viel höher auch den Alten der Bürger über dem Menſchen ſtand, war ihnen menſchlichen, das Recht der Völker göttlichen Urſprunges. Denn ſie empfanden ſehr tief eine heilige Scheu vor der ſchaffenden Natur und ihren wunderbaren Gebäuden im Animaliſchen. Sie konnten ſich bei allem Stolz auf ihre politiſchen Vorrechte dennoch jener Religion nicht entziehen, welche alles Lebendige aneinander knüpft und den Alten ſelbſt gebot, die Culte fremder Gottheiten zu ehren, gleichſam als wäre Alles Gott, was die fromme Andacht dafür umfängt und als könnte jeder Begriff eine Allmacht haben, der von einem gläubigen Gefühle unterſtützt wird. In den Sprüchen der alten Philoſophie und in den poetiſchen Offenbarungen des Sophokles weht eine Sehnſucht nach Erlöſung, die nicht empfunden werden konnte ohne die Schauer vor der Natur und ohne den Ekel an dieſen gemachten und tyranniſchen Thatſachen der Wirklichkeit, von welchen Dichter und Philoſophen geknechtet waren. Am offenſten aber ſprachen die Römer dieſe Achtung vor Allem aus, was die Natur den Menſchen gemeinſames gab: das göttliche Recht war eine wirkſame Formel für die öffentliche Beredſamkeit, wie ſie denn auch über Unverletzlichkeit der Geſandtſchaften, über die Urſachen der Kriege, über die Bundesgenoſſenſchaften, über Heiligkeit der Waffenſtillſtände, Friedensſchlüſſe und Verträge ernſtere Ideen hatten, als die gemüthsflacheren und gewiſſenloſeren Griechen.

ein Mal zu ſchießen, aber es iſt drückend, wenn der Thäter dafür drei Jahre ins Gefängniß muß. Einen Deutſchen würden ſolche Erfahrungen zum Einſiedler machen, den Franzoſen treiben ſie, ſich immer noch mehr in der Maſſe vorzudrängen. Bitterkeit, Melancholie und nervös gereizte krankhafte Leidenſchaft ſind in den Geſichtszügen Girardin's unverkennbar.

Der Redakteur der Preſſe ſpricht mit Geiſt und nicht ohne Kenntniſſe. Er iſt viel gereiſt, hat mit franzöſiſchen Augen viel geſehen, mit franzöſiſchen Ohren viel gehört, Girardin kennt Deutſchland, unſre Politik, unſre Eiſenbahnen, unſre Theater. Er ſprach über die Verwaltung, die Geſetzgebung, die Journaliſtik Frankreichs, Europas und Amerikas mit gleicher Gewandtheit, nicht nur notizenweiſe, ſondern nach Geſichtspunkten. Er bezweifelte die längere Dauer des Miniſteriums Guizot, ſtellte Guizot's politiſche Talente in Abrede und deutete auf Molé. Ich nahm aus ſeinen anregenden Geſprächen, was mir haltbar ſchien, fand aber, als er von Deutſchland redete, aufs Neue beſtätigt, daß man in Frankreich der verhaßteſte Abſolutiſt ſein und in Deutſchland noch als ein eingefleiſchter Jakobiner erſcheinen kann. Die Franzoſen ſprechen über Emile de Girardin, wie wir etwa über das berliner politiſche Wochenblatt ſprechen würden. Und doch ſteht dieſer Publiziſt ganz auf der Höhe der Zeit, iſt ent-

ſchieden conſtitutionell, ein entſchiedener Freund der Preßfreiheit. Herr von Girardin erzählte von ſeinen Entrevüen mit dem Fürſten von Metternich und Herrn von Rochow. Beide Staatsmänner werden ſich überzeugt haben, daß ein deutſcher Liberaler, gegen einen franzöſiſchen Hofpubliziſten gehalten, doch noch in ſeinen Anſprüchen ein wahres Muſter von Beſcheidenheit und in ſeinen Grundſätzen würdig eines Ordens iſt.

# Achter Brief.

Paris, den 26. April.

Das ehemalige Kloſter der Kapuzinerinnen ſchenkte Napoleon dem Marſchall Berthier, Fürſten von Wagram. Im Jahre 1821 kaufte die Regierung das Hôtel Wagram an, um hierher das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zu verlegen, das früher im Hôtel Galiſet, Rue du Bac, war.

Mitten zwiſchen dem glänzenden Gewühle der Boulevards und den vornehmen Umgebungen der Madeleine und des Vendômeplatzes liegt die Wohnung des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten. Eine friedliche, der übrigen Welt entrückte Einſiedelei. Lindenbäume und Pappeln ragen hinter einer hohen Mauer, die das Hôtel des Capucines umringt, hervor. Im Innern ſelbſt laufen die Empfangszimmer des Miniſters mit ihren hohen, als Thüren zu öffnenden Fenſtern in freie und gefällige, wenn auch nur kleine, grüne Gartenräume. Es iſt nicht zu verwundern, daß Jeder,

der einmal dieſes Hôtel bewohnte, ſich dahin zurückſehnt, auch wenn er einige ſeiner Grundſätze draußen zurücklaſſen müßte.

Guizot ſprach vertraut mit Barante. Es galt den Vorbereitungen einer halbvertraulichen Sendung nach England, deren Zweck ohne Zweifel der ſein wird, England darauf aufmerkſam zu machen, daß eine ſo einſeitige, hartnäckige und ſelbſtſüchtige Politik, wie die bisher z. B. im Durchſuchungsrecht von England befolgte, die franzöſiſchen Staatsmänner bei aller Neigung zu Frieden und Eintracht, doch noch, dem franzöſiſchen Volkswillen zu genügen, zu äußerſten Schritten treiben müßte. Man kann ſich in Frankreich als Miniſter erhalten, auch wenn man die Geſetze, nicht aber, wenn man die Nationaleitelkeit verletzt.

An der runden Familientafel, unter Kindern und Hausfreunden, hat Guizot etwas Gemüthliches, etwas Patriarchaliſches. Ich war nicht in dem politiſchen Paris, ſondern in dem pädagogiſchen Genf. Es fehlte nichts als ein Gebet, das eines der Guizot verwandten Kinder laut vorgeſagt und die anderen mit gefalteten Händen leiſe nachgeſprochen hätten. Es herrſchte jene ſtille, feierliche Stimmung, deren man in Genf ſo dringend bedarf, um vor dem Rauſchen der Rhone den gleichmäßigen Schlag der genfer Uhren, das Picken dieſer Tauſende von kleinen Taſchenzeitmeſſern, die Genf

hervorbringt, zu unterscheiden. Familien, die viel Unglück erlebten, bekommen etwas Finsteres, zuweilen etwas Heiliges in ihrem Stillleben. Guizot's Vater starb in der Revolution unter dem Beil der Guillotine. Man kann sich aus dieser schmerzlichen Erinnerung, die durch den täglichen Anblick seiner bei ihm lebenden Mutter immer wach gehalten wird, nicht nur Vieles in Guizot's Häuslichkeit, sondern auch in seiner Politik erklären.

„Ist die deutsche Schaubühne national?" fragte mich Guizot.

„Sie war es zur Zeit Schiller's, zur Zeit Iffland's, Schröder's und Kotzebue's. Seither gehört sie Frankreich an, von dem wir uns aber jetzt zu befreien suchen."

„Ich war früher dem Theater sehr befreundet, fuhr Guizot fort. Seitdem ich dem Spiel der Welt angehöre, hab' ich für das Spiel der Bretter den Sinn verloren. Damit eine Bühne recht auf das Volk wirke, müssen die Eingangspreise so niedrig als möglich sein. In Paris sind die guten Theater zu theuer. Im Allgemeinen nimmt der Sinn für die Bühne ab. Als ich vor Jahren in England war, fand ich in einer einzigen Straße von Edinburgh allein sieben Theater. Später erhielt sich davon nur noch eines."

„Es mag an der Zeit, aber auch am Verfall der Kunst liegen, bemerkte ich; der Staat sollte die

Theater mit derſelben Aufmerkſamkeit behandeln, wie er für das Intereſſe der Kirche ſorgt. Auf dem Standpunkte unſrer Tage kann dieſe Zuſammenſtellung keine Profanation mehr ſein."

„Im Gegentheil, antwortete Guizot. Man hat in Paris die ſtatiſtiſch erwieſene Bemerkung gemacht, daß ſich mit der Abnahme des Theaterbeſuches die Verbrechen mehren. Geht der Handwerker nicht ins Theater, ſo geht er auf einen Ball. Die Einſamkeit oder die ſchlechte Geſellſchaft langer Abende führt zu verbrecheriſchen Handlungen. Zu geſchweigen, daß ein gutes Volksſchauſpiel die Sitten veredelt."

Das Dejeuner ging unter ähnlichen Erörterungen über das Schauſpiel vorüber. Guizot führte mich darauf in ſein Cabinet. Wir ſprachen von der Politik. „Ich habe, ſagte er, Deutſchland ſtets geliebt und bewundert. Meine Studien [illegible] auf die Geſchichte, Literatur, auf die Eigenthümlichkeit der Deutſchen. Ich hatte eine Periode von vier Jahren, wo ich nur deutſche Schriften las und dann und wann mit engliſchen abwechſelte. Der deutſche Nationalcharakter iſt mir ſtets heilig geweſen. Es liegt etwas Ernſtes, Edles, etwas Biedres und Frommes im Weſen der Deutſchen. Soviel ich mir über den politiſchen Charakter Ihres Volkes klar machen konnte: ſo ſchien mir dieſer aus zwei Triebfedern zuſammengeſetzt. Die eine

ist die des Fortschrittes. Sie haben ein ungestümes Verlangen der Neuerung, einen schnellen Reiz an neuen Ideen, sie haben den Trieb, de marcher en avant, de marcher, comme vous l'appellez vorwaerts. Das andere Element ist ein stabiles, etwas Träumerisches, Unentschlossenes, ja Unpraktisches. Dies verhindert Sie, von Ihren Ideen eine dem allgemeinen Wohle ersprießliche Anwendung zu machen. Ich gestehe Ihnen indessen doch, daß mir an dem gegenwärtigen Gange der Angelegenheiten in Deutschland Vieles fremd und sogar befremdlich ist."

Ich würde die Stellung eines Mannes wie Guizot und sein Vertrauen wenig zu schätzen wissen, wollt' ich die lange Erörterung, die sich über dies Thema zwischen uns anspann, hier wiedergeben. — — — — Daß seine Richtung eine friedliche ist, weiß man. „Nur im Frieden, sagte er, kann das Glück der Völker blühen." Doch als Franzose, als Vertreter einer ihm anvertrauten Stellung, als Minister einer Dynastie, die sich befestigen will, mag er doch im Allgemeinen über Deutschland mit Thiers übereinstimmen. Er charakterisirte übrigens Thiers sehr treffend mit folgenden Worten: „Herr Thiers, mein unermüdlicher Rival, hat das Unglück, bei allem Talent doch nur ein Nachahmer zu sein. Bald ahmt er Ludwig XIV., bald die Jakobiner, bald das Direktorium, bald Napoleon nach. Es scheint

als wenn er ſich bei ſeiner Kenntniß der neuern Geſchichte Frankreichs nicht anders aus ſeinen Verlegenheiten helfen kann, als daß er ſich frägt, wie würde es das Königthum, wie würde es die Republik, wie würde es das Kaiſerreich in dieſer Lage gemacht haben."

Prozeſſe führen, iſt unangenehm, krank ſein, wohl noch widerwärtiger. Louis Philippe verliert nicht gern Geld, aber noch weniger gern das Leben. Wenn er Thiers ins Miniſterium ruft, ſo iſt es, als rief' er einen Advokaten, der ihm einen Prozeß führen ſoll. Ruft er Guizot, ſo iſt es, als rief' er einen Arzt, der ihm ſeinen Puls fühlen ſoll.

Guizot hat alle würdevollen, aber auch die etwas beängſtigenden Eigenſchaften eines Arztes. Er iſt kein Damenarzt, der ſtatt nach dem Befinden ſeiner Patienten ſich zu erkundigen, nach ihrer neueſten Lektüre fragt, Anekdoten erzählt und nicht eher geht, bis er für ſeine nächſte Viſite nicht etwas Neues weiß. Guizot's Auge zeigt Wohlwollen und doch Strenge. Die Haltung des nur kleinen Wuchſes iſt ſicher und entſchloſſen, die Bewegung, die eine Hand in der Bruſt- und die andere in der Pantalontaſche zu halten, bleibt ſich faſt immer gleich. Die Sprache deutlich und beſtimmt. Er hört mit Ruhe an, ergänzt, wie ein Lehrer, die Aeußerung des Andern, wenn dieſer ſie ſelbſt nicht ganz klar ausſprechen kann, und tritt dann erſt mit ſeiner

Antwort hervor, die allerdings etwas von der Unwiderruflichkeit eines Richterspruchs, etwas Apodiktisches hat.

Guizot ist in Genf erzogen worden. Er ist Protestant und hat etwas von der herben Strenge des Calvinismus. Die genfer Erziehung bringt weit mehr Erzieher, als Erzogene hervor. Sie erzeugt eine große Regelmäßigkeit im täglichen Lebensverkehr, ein großes Selbstvertrauen in die erhaltene Bildung. Man bringt in Genf Alles auf Grundsätze zurück. Die überzahlreiche Geistlichkeit könnte man protestantische Jesuiten nennen; sie erziehen, sie leiten die Familien, sie leiten den Staat, sie haben es verstanden, in Genf alle Erscheinungen des dortigen Lebens unmittelbar mit sich in Verbindung zu setzen. Durch diese etwas düstre Atmosphäre zucken zuweilen die Flammen einer augenblicklichen ekstatischen Begeisterung. Die genfer Predigten erheben sich von trocknen Begriffsspaltungen oft plötzlich zu unmittelbaren Visionen, die Stimme der Redner zittert, das Auge starrt, die Gemeinde zerfließt in Thränen. Genf bildet in Wissenschaft, Kunst und Leben eine so eigenthümliche Welt für sich, daß Guizot, der elf Jahre lang von der Hinrichtung seines Vaters an, 1794 bis 1805, daselbst lebte, in seiner Bildung wol nach jenen Elementen beurtheilt werden kann.

Im Jahre 1805 kam Guizot nach Paris. Er schilderte seinen Tischgenossen diese Ankunft, die Ent-

fernungen der Straßen, die Uebermüdung und das ewige Einerlei in der großen Abwechselung mit vieler Gemüthlichkeit. Der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten war im Jahre 1805 so arm, daß er, um seine Rechtsstudien zu verfolgen, Hauslehrer werden und für Buchhändler Compilationen und Uebersetzungen liefern mußte. Seine Kenntniß der deutschen Sprache bewies er damals durch eine Bearbeitung des von unserm geistvollen Rehfues herausgegebenen Gemäldes von Spanien im Jahre 1808. Sein Ziel wurde eine Professur. Er erhielt sie durch Royer Collard, dem er im Jahre 1814 nach der Restauration auch eine Anstellung im Ministerium des Unterrichts verdankte. Von diesem Augenblick an trat Guizot in die politische Laufbahn, gab seine Stelle auf, als die Bourbonen ihre Intriguen gegen die Sache des Volkes einleiteten, und erörterte in einer Menge von Flugschriften die Fragen der Zeit, in jenem Sinne, den man damals spottweise den doktrinairen nannte. Daher der Name der Doktrinairs. Einige Mal seines Katheders entsetzt, kam Guizot kurz vor dem Ministerium Polignac in die Kammer. Er stand unter den 221 Deputirten, die dem König die Gefahren des Staates ans Herz legten. Der König hörte nicht, bis die Revolution redete.

Die Julirevolution wurde gleich anfangs zwiefach beurtheilt. Dem Einen brachte sie etwas völlig Neues,

Selbſt das tyranniſche Mittelalter konnte dieſe Begriffe vom Recht des Natürlichen und der Völker nicht in der Bruſt der Menſchheit tilgen. Es gibt noch immer ein gewiſſes Fluidum einer ewigen Rechtsidee, welche, an kein menſchliches Geſetz gebunden, überall iſt, wo die Natur in ihren Anblicken, die Natur in ihrem nackten Kleide lehrt, was das Unvergängliche iſt ſelbſt nach tauſend Herbſten und Wintern. Der Frühling kehrt immer wieder und der Geſang des Vogels; es wird ewig eine Weltgeben, die ſich nicht religiös einfangen und politiſch beherrſchen läßt, eine ewige Garantie, daß die Natur etwas Anderes lehrt, als die Wirklichkeit. Und dies iſt auch in den meiſten Völkern ſo unzerſtörbar, wie das Gewiſſen. Sie appelliren für alle ihre Handlungen, die das Urtheil herausfordern, an die Volksſtimme der öffentlichen Meinung, welche für Gottes Stimme gilt. Ihre Manifeſte werden ſich immer auf das Ewige und Allen Gemeinſame berufen. Wer eine Inſel entdeckt, läßt das Wappen ſeiner Nation auf einem Pfahle zurück. Das Meer iſt nicht Eigenthum derer, die es bewohnen, ſondern man ſagt: es iſt unſer ſo weit der höchſte Gipfel unſerer Berge ſeinen Schatten wirft, oder ſo weit die Kugel trifft, welche man am Strande aus der Kanone abſchießt. Kurz, man ahnet die heilige Grenze, welche die Natur der Uſurpation ſtellt und wird auch bei Krieg oder Friede niemals unterlaſſen, die öffentlichen Grundſätze zu beſchwören.

Die Philoſophie ſollte dieſe Grundſätze ausſprechen. Hugo Grotius hat es nicht gethan. Sein berühmtes Werk iſt eine philologiſche Arbeit zur Jurisprudenz: auf die Stirn des Autors, als er es ſchrieb, warf die Sonne der Humanität keinen roſigen Abglanz. Erſt Kant erhob ſich über das Ge-

den Andern nur Das, was sie dem bisherigen Alten als Spiegel, als Warnung vorgehalten hatten. Zu den Letztern gehörte Guizot. Während die Einen die Julirevolution zu einer unmittelbaren Fortsetzung des Jahres 1789 machen wollten, sah Guizot in ihr nur die vollkommene Ausführung und die endliche Bewahrheitung des Jahres 1815.

Guizot war nie ein Freund der Jahre 1789 bis 1815, doch als Kenner der Geschichte wußte er, daß sich Epochen aus dem Volksleben nicht ausstreichen lassen. Er wußte noch mehr, er wußte, daß große Epochen die Nationen erschöpfen. Frankreich hatte keine Kraft mehr, das Jahr 1830 an das Jahr 1789 anzuknüpfen: fünfzehn unbehagliche Friedensjahre hatten das Blut, die innern Zerrüttungen, den Ruin des Familienglückes nicht ersetzt, die Opfer, die die Jahre von 1789 — 1815 Frankreich gekostet hatten. Fünfzehn magre Jahre reichten nicht hin, um sich von dreißig bluttriefenden zu erholen. Das Frankreich von 1830 war in der That grade nur stark genug, das Frankreich von 1815 wahr zu machen. Guizot wußte, daß es mehr nicht tragen würde, und wurde einer der ersten Taufzeugen des 9. Augusts, des Geburtstages der Orleanischen Dynastie.

Das erste Ministerium der Julirevolution bildete sich in den Redactionsbureaux der Zeitungen, unter den

Barrikaden der Boulevards, bildete sich so zu sagen unter freiem Himmel. Guizot nahm an ihm Theil. Es dauerte nicht volle drei Monate und zerfiel in sich selbst. Jener Kampf der Parteien sollte beginnen, der noch bis zur Stunde in Frankreich fortdauert und dem die Julirevolution eine so große Einbuße an moralischem Vertrauen und physischer Kraft zu verdanken hat.

Seit dem 11. August 1830 hat Frankreich siebenzehn Ministerien gesehen. Man kennt diese furchtbare Abfolge von Namen, die heute auftauchten und morgen wieder verschwanden. Fast alle Ansprüche des Ehrgeizes sind wenigstens ein Mal befriedigt worden. Fast Alle, die sich die Erben der Julirevolution dünkten, saßen ein Mal am Ruder und versuchten es, das Schiff des Staates von Ungewitter zu Ungewitter zu lenken. Vierundfunfzig Namen haben seither in den ministeriellen Combinationen, wie die Gebilde eines Kaleidoscopes, gewechselt. Immer neue Gestaltungen, immer neue Abwechslungen und keine, die es zu einer mehr als zweijährigen Dauer gebracht hätte. Wird dieses System andauern? Ist es eine Bedingung jener Staatsform, die die Grundlage der französischen Charte ist? Fällt sie der Unbeständigkeit und der Politik Louis Philippe's zur Last?

Es muß den Freunden der constitutionellen Monarchie viel daran gelegen sein, daß die 17 Ministerien

der Julirevolution richtig erklärt werden. Die Umwälzung des Jahres 1830 hatte Alles in Gährung gebracht, die grellenden Zurücksetzungen der Vergangenheit, die ehrgeizigen Ansprüche auf die Zukunft. Um der Beruhigung dieses Sturmes der Leidenschaften ihren friedlichen Charakter zu lassen, war es kaum anders möglich, als Jedem die freie Bahn zu öffnen, die er sich durch sein Talent ebnen konnte. So drängte sich Alles an die Portefeuilles. Versetzt man sich in die Entwickelung dieser 17 Ministerien, so sind sie mehr als ein Würfelspiel. Sie sind nothwendig in ihrer Entstehung, organisch in ihrer Fortbildung. Wiederholen sie sich in denselben Namen, in denselben Schattirungen, so wird man sogar in ihnen ein stetiges Gesetz erblicken müssen. Alle nächsten Erben der Julirevolution haben sich nacheinander an den Geschäften versucht. Die Kammer, ein kochender Vulkan, schleuderte aus ihrem Schooße hervor, was sich in ihr vorfand an Intelligenz, an Ehrgeiz, an eingebildetem oder wirklichem Organisationstalente, das Nothwendige hat sich vom Zufälligen endlich ausgeschieden. Nur wenige Namen sind zurückgeblieben, die man jetzt noch als unumgängliche bezeichnen kann.

Die Ministerialkrisen werden in Frankreich noch aus andern Gründen seltener werden. Die Kammer ist der Ausdruck der materiellen Interessen geworden: der Ad-

vekatengeist in ihr schwindet immer mehr. Kein fähiger Kopf, der etwas auf sich gibt, kann sich in Paris noch darnach sehnen, Minister zu werden. Ein gefallener Minister bietet einen zu kläglichen Anblick dar. In seiner geistigen Bedeutung absorbirt, hat ein solcher Staatsmann nicht einmal einen materiellen Ersatz. Ein ausscheidender Minister erhält keinen Gehalt, keine Gesandtenstelle, keine Sinecure als Ersatz. Ein ancien ministre kann nicht gut wieder vor das Barreau treten und Prozesse führen, wie früher, er kann nicht wieder Präfekt werden, was er früher war. Es ist mit dem französischen Ministerium jetzt wie mit der Hand in dem Räthsel der Turandot. Wer das Räthsel nicht löst, verfällt einem moralischen Tode. Daher werden die Freier schon seltner.

Man irrt sich sehr, wenn man ferner glaubt, daß die Ministerialkrisen mit dem Kampf der Parteien zusammenhängen. Es sind freilich Parteien da, die sich verdrängen wollen, Parteien, auf die sich einzelne politische Köpfe stützen, um in der Kammer Majoritäten und auf der Ministerbank Collegen zu haben. Ob Doktrinaire und Tiersparti gegeneinanderkämpfen, ist so gleichgültig geworden, daß man von diesen Unterschieden wenig mehr reden hört. Die Geschichte dieser 17 Ministerien beweist eben auch, daß die Verlegenheiten, an welchen sie gewöhnlich scheiterten, gänzlich

außerhalb ihres politischen Glaubensbekenntnisses liegen. Für Thiers war es ein großes Unglück, daß die Franzosen diese Ueberzeugung erst seit dem Julitraktat gewonnen haben.

Die veränderten Bedingungen des französischen politischen Lebens liegen auf der Hand. Bis zum Jahre 1836 mag sich Europa vor den Gährungen Frankreichs gefürchtet haben, seitdem ist diese Furcht gewichen. Man macht in den Cabineten Europas dem Cabinet der Tuilerien nicht mehr das Compliment, daß von seiner Erhaltung die Ruhe der Welt abhinge. Alle diese Zugeständnisse, die man der französischen Politik seit 1830 im Interesse der Ordnung und der innern Staatenruhe gemacht hatte, sind seit der Frage des Orients weggefallen. Der Prinzipienstreit ist beigelegt und Thiers mit seinen Schläuchen des Aeolus, in denen die Propaganda steckte, wurde ausgelacht. Frankreich, im Interesse der Dynastie Orleans innerlich beruhigt und auf die Forderungen der Bourgeoisie heruntergeschraubt, tritt jetzt wieder mit den andern Staaten Europas in eine Reihe, gleich berechtigt, aber auch gleich verpflichtet. Was es bisher seine Politik genannt hat, war eine Art europäischer Polizei: die eigentliche Politik geht jetzt erst an. Während Thiers vom 1. März 1840 bis zum 29. October in jenem Geiste regieren wollte, den Casimir Perier dem geängstigten Europa

gegenüber im Jahre 1831 zeigen durfte, beobachtete Guizot in London auf seinem Botschafterposten ruhig den Umschwung der Dinge und hatte das Glück, an die Leitung in einem Augenblick zu kommen, wo das Regieren auch in Frankreich keine freie Kunst mehr, sondern eine sich von selbst lösende Rechnungsaufgabe geworden ist.

Fast alle Ministerien hatten sich durch irgend eine Frage aufgelöst, die nicht in einem System, sondern in den Umständen lag. Bald gab Spanien, bald England, bald der Orient die Ursache. Auch die Rentenumwandlung und das Recensement sind vom Augenblicke gebotene Fragen, die von der Doktrin und dem Tiersparti völlig unabhängig sind. Thiers, der freier sein will, als Guizot, hat strengere Gesetze gegeben, als dieser. Die Septembergesetze, die Befestigungen von Paris gehören Thiers an. Guizot hat nur das Unglück gehabt, daß er die Gesetze, die Andre gegeben hatten, gezwungen war in Ansehen zu erhalten und anzuwenden.

Ich habe nie zu den Freunden der Doktrinairs weder in Frankreich noch in Deutschland gehört. Aber im Drang der Umstände, im Gewühl der französischen Parteiumtriebe, im Angesicht gewisser für das Glück Frankreichs unumgänglicher Nothwendigkeiten scheint mir Guizot der für den Augenblick berufenste Staats-

mann Frankreichs zu ſein. Guizot iſt den Franzoſen unbequem, ſelbſt denen, die mit ihm in ſeinen Maßregeln übereinſtimmen, aber Frankreich iſt in der Lage, einen Arzt, keinen Schmeichler haben zu müſſen. Der gemeine Bürger hat großes Vertrauen zu Guizot. Es gibt einen gewiſſen moraliſchen Ernſt, eine gediegene ſittliche Würde, eine edle Einfachheit des Lebens, die zum Volke ebenſo überzeugend ſpricht, wie es eine brillante Beweglichkeit, Schmeichelei und glänzende Redefülle mistrauiſch machen. Frankreich bedarf nicht ſo ſehr der Ordnung, als des Ernſtes. Die Frivolität ſollte nicht bis in die höchſten Inſtanzen des ganzen Daſeins einer Nation dringen und wenige Namen ausgenommen, ſind' ich, daß neben Guizot und ſeinen beſten Freunden ſelbſt die Politik in Frankreich frivol iſt. Man hat dort den Staat zur Börſencouliſſe gemacht. Man kauft und verkauft nach dem Winde, lebt von der Lüge, hat ſeine Zwiſchenhändler, benutzt den künſtlichen Schrecken und ſchlägt die Wahrheit nicht nach ihrem ewigen Grundſtocke, ſondern nach der Rente des Augenblicks an.

Ich weiß nicht, ob Frankreich mehr eines Politikers oder eines rechtſchaffenen Mannes bedarf. Der König, wenn er ein rechtſchaffener Mann iſt, exiſtirt nicht für Frankreich. Le roi règne mais ne gouverne pas. Aber das weiß ich, daß in Frankreich Politik jetzt einen

andern Begriff haben sollte, als den, den sie bei Talleyrand hatte. Guizot ist allerdings nach Talleyrand's Begriffen kein Politiker. Ein Politiker sein ist eine leichte Sache, wenn man eine große, gefürchtete Nation zur Seite hat, die unser Lächeln zu einer Drohung, unsere Drohung zu einem Kriegssturme macht. Talleyrand hatte leicht Politiker sein mit einem Stoffe, der nie ruhte, ewig gährte, ewig gefürchtet wurde, mit einer Nation, die Alles wahr machen konnte, was er künstlich log, und Alles Lügen strafen konnte, was er künstlich versicherte. Man spricht immer von Talleyrand und sollte von dem Frankreich sprechen, das er zu vertreten hatte.

Das Guizot'sche Frankreich ist ein schlummerndes, gähnendes, erschöpftes Frankreich. Dies Frankreich will keinen Krieg, weil es ihn nicht aushalten würde. Es würde den Krieg nur aushalten, wenn die Republik die Flamme schürte und aus der Flamme zuletzt ein Napoleon erstünde. Alle diese mathematischen Wiederholungen sind vielleicht nicht möglich, doch werden sie gefürchtet. Frankreich ist kein junger Stoff mehr, aus dem noch der politische Künstler etwas formen könnte. Es ist nichts als eine Hinterlassenschaft der Zeit an die Zeit, ein anvertrautes Gut, zu dessen Verwaltung es zunächst der Rechtschaffenheit bedarf.

Wird sich das jetzige Ministerium halten? Diese Frage hört man in Frankreich weit seltner aufwerfen

als im Auslande. In Frankreich weiß man recht gut, daß die Ministerien nachgerade anfangen müssen, sich zu erhalten. Nach siebzehn Combinationen sind die Möglichkeiten so ziemlich erschöpft. Die Namen der funfzig Ministercandidaten bleiben so ziemlich dieselben: neue kommen aus dem obengenannten Grunde nicht hinzu. Thiers bildet sich zwar eine Schule für sich aus, eine Pflanzschule künftiger Minister, z. B. den jungen talentvollen Redner Billaut, aber ganz Frankreich weiß, daß Thiers der Mann nicht ist, dessen Frankreich bedarf. Das jetzige Ministerium besteht seit dem 29. October des vorigen Jahres. Die neue Kammer fällt im Sinne der Regierung aus. Wird Lamartine ihr Präsident, so verstärkt sich Thiers allerdings durch Sauzet, der unter seiner Präsidentschaft schon am 22. Febr. 1836 Minister war, aber die Ministerchance Lamartine's fällt weg und es bliebe dann außer Thiers nur noch Molé als Guizot's Rival übrig.

Ein Molé'sches Ministerium würde liberaler sein, als das jetzige. Nicht, daß Guizot illiberal wäre, aber da ihm vom Staate ein bestimmtes, nothwendiges Schema vorschwebt, da er für das gegenwärtige Frankreich eine ganz bestimmte Richtung der Politik für nothwendig hält, so wird er schroffer auftreten, als Molé. Molé ist ein Mann des Augenblicks, ein politischer Dilettant, der von der Stunde seine Regel nimmt, ein

Vermittler, ein Versöhner. Die Doctrinairs, fühlend, wie groß der Vorsprung ist, den ein solches System in den Gemüthern findet, würden sich auch keiner Politik so widersetzen, als grade dieser Molé'schen, die sie eine principienlose, sybaritische, eine frivole nennen. Es ist zwischen Guizot und Molé ein Gegensatz, wie zwischen einem conservativen Robespierre und einem conservativen Danton.

Molé, aus einer alten adligen Familie, die in den Parlamentern glänzte, verlor, wie Guizot, seinen Vater auf dem Schaffote. Unter Bonaparte zurückkehrend, trieb ihn sein Ehrgeiz, sich an das geltende System mit aller Kraft seines Talentes anzuschließen. Principienlos vertheidigte er die absolute Regierungsform, erregte dadurch Napoleon's Aufmerksamkeit und zeigte sich diesem so schmiegsam, daß er von Stufe zu Stufe klomm und im Jahre 1813 Minister war. Napoleon umgab sich gern mit den bedeutenden Namen des alten Frankreich. Graf Molé gehörte zu ihnen. Dennoch söhnte sich dieser Staatsmann schneller mit der Restauration aus, als ihm Ehre macht. Molé stimmte für Ney's Hinrichtung, wurde Pair, Minister und trennte sich erst 1820 von den Royalisten, als der Pavillon Marsan, die Partei Karl's X., in seinen Reactionen jedes Maß überschritt. Molé opponirte nun gegen Villèle und Polignac. Die Dynastie Orleans nahm

schichtliche zum Rechte, „das in uns wohnt“. Sein Entwurf zum ewigen Frieden ist ein frommes Frühlingsopfer auf den Altar der Menschheit und selbst in seinen unhaltbaren Nebeln und Wolkenträumen steigt es empor zum Wohlgefallen Gottes. Kant, in die Ecke seines Museums gebannt, schwärmend über die Zukunft des Menschengeschlechts, ist ein rührender Anblick und doch stellte die Zeit schon manches von seinen Abstractionen zurecht. Unter dem Donner der Napoleonischen Kanonen ließ es sich über jene Weltweisheit lächeln, welche den Staaten Gesetze vorschreibt, Gesetze friedlicher Vermittelung; und doch wiederholt sich in der Geschichte immer wieder die Anschauung, welche Kant von der Politik gehabt zu haben scheint. Kant blickte auf Staaten, welche in sich abgestorben, den Krieg in der That mehr als eine Laune und als ein Spiel des Ehrgeizes, wie als Hülfsmittel trieben, um großartigen und weithistorischen Ideen die Geburt zu erleichtern. Kant sah die morschen verfaulten Monarchieen des achtzehnten Jahrhunderts, welche sich wechselsweise zu überlisten trachteten und das Gleichgewicht Europa's zu ihren Gunsten herunterzudrücken, welche Krieg führten einer Ode wegen, die darauf gemacht werden sollte, oder um eine Anleihe zu maskiren, die nur dazu diente, die Verlegenheiten des Fürsten zu decken. Konnte es einen größeru Widerspruch geben, als Friedrich der Große, um die Gunst der französischen Kritik buhlend und Frankreich selbst bekriegend? Es ist aber gewiß, daß sich Erscheinungen dieser Art immer wiederholen werden. Die Bildung wird nicht begreifen können, wie die Staaten im Widerspruche liegen, es wird Nacht und Stille immer wieder eintreten, um den Traum des ewigen Friedens träumen zu können. Der Entwurf von Kant ist

ihn in ihr erstes Ministerium, das sich schnell wieder auflöste. Erst am 6. September 1836 trat Molé wieder auf die Bühne. Er hat als Minister für sich, daß er unter den siebzehn Ministerien am längsten am Ruder war. Sein Ministerium vom 6. September erhielt sich 221 Tage, und als Guizot ausschied, noch ganze 715 Tage. In diese Epoche fiel manches Gute, die Amnestie, der Tractat an der Tafna, die Eroberung Constantines, die Einnahme St. Jean d'Ulloas, die Anerkennung des Principes der Rentenumwandlung. Molé mußte fallen, weil er sich zuletzt in der Kammer dem vereinigten Widerstande Guizot's und Thiers' gegenüber nicht mehr halten konnte. Die hermetische Blokade der Schweiz und die Spionengeschichte des Conseil in Bern hatte zugleich viel dazu beigetragen, das Molé'sche Ministerium in der europäischen öffentlichen Meinung zu untergraben.

Vor einigen Tagen hat Molé in der Akademie eine Rede gelesen. Sie beantwortete den Einführungsvortrag des Herrn von Tocqueville, eines jüngeren Gelehrten, der sich durch seine amerikanischen Reisen einen Namen gemacht hat. Tocqueville hatte in seinen Empfehlungen der amerikanischen Demokratie ein Wort gegen Napoleon und das Empire fallen lassen. Molé griff es auf und vertheidigte das Empire. Man fand die Molé'sche Rede außerordentlich. In allen Salons nahmen die Damen

für den galanten Hofmann Partei und die Expectanten auf das nächste Ministerium liefen von Zirkel zu Zirkel, um Molé's Ruhm zu verkündigen. Diese einfache, in ihren historischen Voraussetzungen unrichtige und nur durch Höflichkeit der Form gefällige Rede wurde zu einer Niederlage Guizot's. In Frankreich hat grade immer Der Recht, von dem grade die Rede ist oder der selbst das letzte Wort redete.

Molé kann nicht durch die Kammer zum Ministerium kommen. Er sitzt unter den Pairs. Aber leicht möglich, daß ihn diese Entfernung aus den Debatten unterstützt. Durch nichts macht sich Thiers unmöglicher, als durch seine Anwesenheit, durch seine Theilnahme an allem Streit, durch den unverkennbaren Mismuth seiner Gesichtszüge. Fällt Guizot diesmal, so wird auch bei ihm der Ehrgeiz schärfer hervortreten, als er es sollte. Gegen Molé würde ein Principienstreit ohne Interesse für die Nation sein. An den Doctrinairen nimmt Frankreich keinen Theil; es nimmt nur insofern an ihnen Theil, als sie ihre Philosophie in die Herrschaft der Ordnung und des Gesetzes auslaufen lassen. In diesem Punkte trifft Molé's praktischer Dilettantismus mit der Doctrin vollkommen überein und Guizot dürfte sich verrechnen, wenn er glaubt, die Franzosen von der Nothwendigkeit eines philosophischen Regierungssystems überzeugen zu können. Die Umstände regieren Frank-

reich, nicht die Principien. Den Umständen sich mit Enthaltsamkeit und einiger Würde unterzuordnen, ist die ganze Weisheit, die Frankreich im jetzigen Augenblick erhält. Guizot schilderte mit folgenden Worten die Politik Molé's: „Eine Politik ohne Princip, ohne Fahne: nichts als Palliative und leerer Schein. Stets schwankend, stützt sie sich nach allen Seiten hin und schreitet keinem Ziele zu. Eine Politik, die noch mehr ausbeutet, noch mehr nährt und erschwert diese allgemeine Unsicherheit der Gemüther, diese Erschlaffung der Herzen, diesen Mangel an Glauben, Beharrlichkeit, Ausdauer, Kraft, einen Mangel, dem wir das Unglück des Landes und die Schwäche der Regierung verdanken." Daß sich aber dennoch Guizot nicht täuscht! Was ihn seit dem 29. October an die Regierung gebracht hat, ist nicht sein Princip, seine Fahne, nicht sein System des Widerstandes, sein Fanatismus für Ordnung, seine Andacht vor dem Gesetze, nichts von alle Dem, das er an Molé vermißt, sondern eben dieselben Palliative, eben der falsche Schein, eben die Nothwendigkeit, die nicht in den Principien, sondern in den Umständen liegt. Für den bewaffneten Frieden vertritt er den entwaffneten. Das ist vorläufig Alles. Die Zeiten der Organisation, die Zeiten der Schöpfungen, Neugestaltungen, die Zeiten einer moralischen Umwälzung der Gemüther sind für Frankreich noch nicht da. Ja, ich glaube sogar, daß

es mit zu den wunderlichen Eigenheiten des neunzehnten Jahrhunderts gehört, mit sich von oben aus keine Experimente anstellen zu lassen. Nichts lästiger, als die Herrschaft der Systeme. Sie verwandelt das Leben im Staat in die Abhängigkeit einer Schule. Ich fürchte sehr, daß es den Franzosen gleichgültig ist, ob der Friede, den sie halten müssen, bei Molé eine Kunst oder bei Guizot eine Wissenschaft ist.

Molé hätte eine andre Schwierigkeit, nämlich die, Collegen zu finden. Von seinen frühern sind Persil und Barthe der Politik entrückt, Bernard, sein früherer Kriegsminister, ist todt, sein erster Minister des Innern, Gasparin, ist abgenutzt, sein zweiter, Montalivet, ist als Hofkreatur zu unbeliebt, Martin du Nord gehört bereits zum gegenwärtigen Ministerium, Salvandy ist als Politiker abgenutzt, Duchatel und Lacave-Laplagne stehen in der gegenwärtigen Verwaltung. Kein französisches Ministerium kann sich ohne Rednertalente halten und an diesen mangelt es sehr. Soll ich aufrichtig meine Meinung sagen? Ich glaube, daß diese Unsicherheit sich schwankend hinziehen wird, bis Louis Philipp, der seit einiger Zeit fortdauernd kränkelt, den Schauplatz verläßt. Das Ministerium, welches sich der Herzog von Orleans im ersten Augenblick bildet, hält sich keine drei Monate. Es muß und wird der anschwellenden Flut erliegen, den Folgen eines solchen Wechsels auf die

Massen, in den Journalen, in den Kammern. Möglich, daß dann Lamartine mit einer Politik reif ist, die Frankreich von diesem ewigen Einerlei des Parteiengeschwätzes, von dem Ehrgeiz der Professoren und der Eitelkeit der Advocaten, von der Ruhmsucht der Generale und der Servilität der Beamten befreit. Lamartine hat das Redetalent, den politischen Einfluß, die Umstände, Alles für sich, einst die Worte, die er schrieb, wahr zu machen: „Welch ein schöner Blick in Frankreichs nächste Zukunft! Eine Generation, die, Dank ihrer Jugend, nichts mehr wissen wird von dem Gezänk und den Gehässigkeiten der letzten 40 Jahre! Gleichgültig wird es ihr sein, ob man zu dieser oder jener Partei gehörte; ihr gelten alle diese Zwiste nichts, sie hat keine Vorurtheile, keine Rache im Busen, rein und kräftig tritt sie in die Laufbahn, mit Begeisterung für den Gedanken! O, wie glücklich wär' ich, daran Theil zu haben! Die Stunde wäre gekommen, den Leuchtthurm der Vernunft anzuzünden, den Leuchtthurm der Moral unsern politischen Stürmen, und dem neuen gesellschaftlichen Bande, das die Welt zu ahnen und zu begreifen beginnt, einen Ausdruck in der Wirklichkeit zu geben. Liebe und Huld unter den Menschen, eine evangelische Politik! Wecke doch der Himmel die Menschen! Unsre jetzige Politik läßt die Menschen erröthen und die Engel weinen. Jedes Jahrhundert bekommt

die Menschheit eine Stunde, um sich von Grund zu erneuern: Diese Stunde ist immer eine Revolution: und die Menschen verlieren diese Stunde, indem sie sich zerreißen. Diese Revolutionen gab Gott zur Wiedergeburt und zum Fortschritt, und die Menschen widmen sie der Rache."

Es schmerzt mich, daß im Angesicht dieses neuen Testamentes Guizot noch am alten steht. Thiers, ein so großes Talent, ist untergegangen in den Machinationen der Börse, in den Begriffen über Gleichgewicht, Telegraphen, Einmischung, untergegangen in dem Lärm der Welt und in der Eitelkeit, sie einmal beherrscht zu haben. Guizot, ein so großes Genie, droht zu scheitern an dem finstern Mistrauen gegen seine Zeit, an dem Phantom der Revolution, an der Idee von Ordnung und Gehorsam, die wie ein Alp auf seinem Herzen liegt. Wozu diese finstern Theorien: „Nur diejenige Gewalt ist da, die respectirt wird"; oder: „Frankreich bedarf nichts, als eine Regierung!" Sind diese Sätze falsch? Nein, sie sind richtig, aber nicht gut gestellt. Sie athmen Haß statt Liebe. Sie schrecken die Schuldigen, aber sie beängstigen auch die Unschuldigen. Sie sind des alten, nicht des neuen Testamentes.

Louis Philipp, Molé, Guizot — allen Dreien ist ihr Vater auf der Guillotine gestorben. Louis Philipp fürchtet die Franzosen, Molé schmeichelt ihnen, Guizot

verachtet sie. Keiner zeigt ihnen Vergessenheit, Versöhnung, Liebe.

Guizot hat große Zeiten gesehen, aber wahrlich keine tugendhaftern. Warum nun die unsern hassen? Dies schöne Gemüth, das mit fester Stimme seiner sterbenden Gattin aus Bossuet vorlesen kann, dieses männliche Gefühl, das die Thräne verbergend die erste Handvoll Erde auf den Sarg seines Sohnes werfen konnte, warum der Zeit, warum einem ganzen Volke gegenüber nur beseelt von Mistrauen? Schwindet der Glaube an die Menschheit mit der Jugend? Sind nur Die weise, nur Die der Hingebung würdig, deren Haupt der Schnee der Jahre deckt? Könnte man Guizot und Lamartine zusammenschmelzen, es gäbe vielleicht keine Majorität in der Kammer, aber eine Majorität in den Herzen Aller, die in der Politik jenen Proceß sehen, den seit Jahrtausenden der Mensch gegen die Natur führt und noch immer nicht gewinnen will.

Nach einem langen, besonders Deutschland betreffenden Gespräche mit dem Minister war die Zeit verflossen. Guizot fuhr zum Könige.

# Neunter Brief.

Paris, den 2. Mai 1842.

Man hat im Allgemeinen über Louis Philipp keine richtige Anſicht. Man hält ihn für einen ſchweigſamen, zurückhaltenden, mit großer Klugheit ſeinen perſönlichen Zweck verfolgenden Charakter. Man ſchreibt ihm etwas von Ludwig XI., etwas von Cromwell zu, man findet in dem wechſelſeitig die Parteien aufreibenden Zwieſpalt der Miniſterien das Werk ſeines großen politiſchen Verſtandes.

Von dem Allen nichts.

Louis Philipp iſt der redſeligſte, unruhigſte, unſicherſte Charakter in Frankreich. Mit natürlicher Leutſeligkeit begabt, hängt er ſich an jede Perſönlichkeit, um ſich gegen ſie auszuſprechen. Unbehaglich ſich fühlend in der Einſamkeit, bedarf er empfänglicher Umgebungen, denen er ſich mittheilen kann. Louis Philipp iſt gutmüthig, unterrichtet, ſcharfſehend, aber ohne alle Kraft, ohne allen feſten Willen. Der ewig gährende

Drang des Herzens beruhigt sich nur in Worten: reden, sich mittheilen, sich rechtfertigen, ist Louis Philipp's einzige Erholung. Louis Philipp ist in diesem Sinne wahlverwandt mit Thiers.

Frankreich wurde oft von Königen regiert, die keinen Verstand hatten. Darum gereicht es Louis Philipp allerdings zur Ehre, daß man ihm nachsagen muß, er ist ein Mann von großen Kenntnissen, von Belesenheit, guter Beobachtungsgabe, ohne ehrgeizige Ansprüche, ein König, der sich glücklich fühlt, mit aller Welt auf vertrautem Fuß zu leben. Louis Philipp bezaubert Jeden, der ihm vorgestellt wird. Er redet deutsch mit dem Deutschen, englisch mit dem Engländer, er kennt die Fremde in allen ihren Beziehungen, er ist der unterrichtetste Beobachter alles Dessen, was auf dem Erdball geschieht. Namen, Bücher, Gedanken, die in Frankreich bei dem Gelehrtesten vergeblich gesucht würden, Louis Philipp kennt sie. Er liest alle Zeitungen, vergleicht die gegenüberstehenden Ansichten, er ist ein guter Statistiker, er liest die gelehrten Zeitschriften, er merkt sich junge aufkeimende Talente, an die die Minister nicht denken. Schnell findet er das Terrain, auf dem Jeder, der ihn besucht, heimisch ist. Er ist glücklich, sich aussprechen zu dürfen, bescheidenen Widerspruch zu hören, seine innersten Gedanken zu verrathen. Er gibt Alles, was er hat, er behält nichts zurück.

Louis Philipp gehört nicht zu Denen, von denen Talleyrand sagte, die Sprache sei erfunden, um ihre Gedanken zu verbergen. Louis Philipp würde weit eher sagen, die Sprache sei erfunden, um keine Gedanken zu haben. Louis Philipp denkt vielleicht, aber zu laut, er hat Gedanken, aber er verbindet sie nicht, er hat kein System. Louis Philipp lebt ewig außer sich. Mit sich allein zu sein, ängstigt ihn. Er fällt beständig aus seinem Mittelpunkt in die Peripherie: er sucht Echo, Anklang, Geräusch, er lehrt gern, er theilt gern mit, er plaudert gern aus. Bildung, Gutmüthigkeit, Indiscretion sind bei ihm so ineinander gemischt, daß man nicht weiß, welcher Bestandtheil vorwaltet. So viel sieht man, daß ihm nicht ein einziges der ihm gewöhnlich zuerkannten Merkmale gebührt. Statt verschlossen, ist er offen, statt schweigsam, redselig, statt selbständig, nach allen Seiten hin bedürftig der Anlehnung.

Geht man einen Schritt weiter, so muß man bekennen, daß die Dynastie Orleans für Frankreich ein Unglück geworden ist. Es ist wahr, daß die Bourbonen vielleicht noch ein größeres waren, es ist wahr, daß diese unköniglichen Orleans Frankreich in den ersten Jahren vor der Anarchie gerettet haben mögen, aber dies ihr Verdienst war ein rein negatives, und was noch schlimmer ist, ihr einziges. Als die pariser Journalisten und Volksführer im Juli 1830 dem Herzog von Orleans

ſeit der Pazification Europa's wieder ſehr anwendbar geworden. Wenn ihn auch nicht der Verfall der Staaten oder irgend eine Aehnlichkeit unſrer Zeit mit dem vorigen Jahrhunderte begünſtigt, ſo begünſtigt ihn die Scheu vor dem Kriege.

Eine Hauptidee Kant's, das Weltbürgerrecht, ſcheint ſich auch für die Wiſſenſchaft wenigſtens entſchieden bethätigen zu wollen. Die Praxis kann nicht zurückbleiben. Denn der Begriff der Hoſpitalität, auf welchen Kant ein kosmopolitiſches Recht baut, liegt in der menſchlichen Natur und ſpricht ſich überall in der Sehnſucht aus, endlich das Fremdenrecht einer Reviſion zu unterwerfen, an welcher ganz Europa Antheil nehmen ſollte. Wir haben zwar das barbariſche droit d'aubaine, das Recht eines Staates, jeden in ſeinem Umfange das Zeitliche ſegnenden Fremden zu beerben, mit der franzöſiſchen Revolution verſchwinden ſehen, aber wie viele Beſtimmungen gibt es noch, welche über das Strandrecht und dergleichen Unrecht hinausliegen und die Nationen freundlicher aneinander ketten dürften! Ich bedauere in dieſer Rückſicht, daß die Schriften des Herrn Zachariä eben ſo wenig europäiſche Phyſiognomie tragen, wie die des Herrn Klüber. Denn meines Wiſſens iſt Herr Zachariä der einzige deutſche Publiciſt, welcher die Kosmopolitik Kant's in ein wiſſenſchaftliches Syſtem gebracht hat. Herr Zachariä ſcheute ſich nicht, den ſehr weiſen und übergenialen neueren Rechtstheorieen gegenüber, eine alte, trockene und ſolide Kantiſche Idee zu entwickeln und der Menſchheit etwas zu erhalten, woran ſie mehr Freude hat, als an dem Dogma von den naturwüchſigen Staaten. Nur iſt es, wie ich ſchon ſagte, ein Unglück, daß ſich Herr Zachariä von dem Kantiſchen Ausdrucke nicht befreien konnte, daß ſeine Schriften an einer bis in's Abſchrek-

den Thron Frankreichs anboten, gaben sie Frankreich einen monarchischen Begriff, aber keinen Monarchen. Das Haus Orleans war eine fürstliche Familie, die schon eine dauernde Verschmelzung mit dem Bürgerstande begonnen hatte, Louis Philipp war ein Lehrer der Mathematik in der Schweiz. Die Restauration führte auch diese Familie, auch diesen jungen Professor nach Paris zurück. Das Palais Royal wird der Sitz nicht einer Verschwörung gegen die Tuilerien, sondern ein Sitz der Musen, ein Vereinigungspunkt öffentlicher Bestrebungen. Das Palais Royal empfängt Künstler, Redner, Geschichtschreiber, Naturhistoriker, kurz das artistische und wissenschaftliche Paris, ohne Rücksicht auf das politische Glaubensbekenntniß. Louis Philipp hat in der Armuth das Geld liebgewonnen. Er speculirt gern, er häuft gern Sümmchen auf Sümmchen, er macht kleine, größere, große Geldgeschäfte; neben den Gelehrten kommen die Wechselagenten, neben den Künstlern die Banquiers. Alle diese Namen hätten sich auch gern im Einführungsbuch der Tuilerien einschreiben lassen; aber die Tuilerien zogen die alten Würdenträger, die Kronen und Wappen vor; die Tuilerien gehörten unter Ludwig XVIII. höchstens, außer den Adligen, den Linguisten (da Ludwig XVIII. sehr eitel auf sein Latein war), unter Karl X. ausschließlich den Emigranten. Die Zurückgesetzten, die Unzufriedenen, die Elemente

der Zukunft sahen sich im Palais Royal vereinigt, und es war eine Erkenntlichkeit gegen den gutmüthigen, harmlosen Wirth, daß man ihm am 7. August 1830 dafür die Krone anbot.

Zuerst sollte der Julithron eine Monarchie sein, umgeben mit republikanischen Institutionen. Es war eine große Komödie. Die republikanischen Institutionen fielen allmälig weg und der Thron allein ist übrig geblieben. Der Haß und der Wahnsinn des Parteigeistes hat den König ein Jahr ums andere zu tödten gesucht. Man empfindet Abscheu vor den Mördern, Mitleid mit ihrem Opfer. Nichtsdestoweniger kann man doch das Glück, immer unverwundet zu bleiben, dem Hause Orleans nicht als Verdienst anrechnen.

Diese Dynastie steht in Frankreich eigentlich auf fremdem Boden. Ich habe gesagt, Louis Philipp fürchte die Franzosen. Hohe Staatsbeamte haben mich versichert, er verachte sie. Er ist seinem französischen Vaterlande völlig entwachsen, er hat sich ewig in diesem Gewühl von Leidenschaft und Ehrgeiz unwohl gefühlt, er ist mit seiner ganzen Familie aus dem moralischen Verbande mit Frankreich heraus. Louis Philipp, ein redlicher, ehrlicher Mann, ist nie zum Herrscher vorbereitet worden. Er wirft sich mit seiner Würde weg, er drückt, wie ein ängstlicher Theaterdichter, der für das Schicksal seines Stückes fürchtet, dem ersten Helden

wie dem Lampenputzer die Hand, er möchte sich das französische Volk wie die Dienstboten eines vornehmen Hauses durch Trinkgelder geneigt machen, er kommt zu keinem Entschluß, zu keinem System, er bleibt dabei, sich für einen Begriff, sein Leben für eine moralische Nothwendigkeit zu halten, und begnügt sich damit, daß er ist, vegetirt und so lange wie möglich sich erhält. Ist das Regierung? Ist das Politik?

Die Bourbonen hatten etwas Königliches. Sie waren vom Thron gestürzt, aus Frankreich vertrieben, aber sie spielten die ihnen angeborne Rolle auch in dem Elend des Exils mit Würde, ja selbst mit lächerlicher Würde fort. Sie kehrten nach Frankreich zurück, nahmen den Thron mit Stolz und Sicherheit wieder ein, regierten, regierten schlecht, aber mit einer gewissen Energie, mit einem gewissen Selbstvertrauen, das dem Hause Orleans fehlt. Nie hatten die Bourbonen aufgehört, Franzosen zu sein: sie hatten das alte Frankreich mit sich genommen und brachten es wieder zurück, allerdings mit seinen Puderquasten, mit seinen Schönpflästerchen, mit seinen Lastern, Vorurtheilen und veralteten Aristokratenlaunen, aber auch mit dem ganzen Stolz der Nationalität, mit der alten ritterlichen Grazie, mit dem unzerstörbaren Vertrauen auf die Dauerbarkeit der „allerchristlichsten" Königswürde, mit dem Stolze auf Frankreichs erprobte Kraft, auf Frankreichs nie ver-

ſiegende Hülfsquellen. Von alle Dem hat die Dynaſtie Orleans nichts. Unſicher ſind ihre Bewegungen, kraftlos ihre Schritte, haltungslos iſt ihre Ruhe. Ihr Fuß ſchlägt keine jahrtauſendjährigen Wurzeln im franzöſiſchen Boden, ſie gleiten furchtſam über den Staub dieſes Bodens hinweg, ſie trauen dem Volke nichts zu, ſie trauen ſich nichts zu, ſie haben keine Vergangenheit, keine Zukunft, ſie wohnen in den Tuilerien nicht wie in ihrem Eigenthum, ſondern wie zur Miethe.

Um dieſe unkönigliche, Frankreich von Tag zu Tag immer mehr ſchwächende Haltung zu cachiren, hat man das Schreckbild der Anarchie erfunden. Die Anarchie iſt eine Erfindung. Sie exiſtirt nur in den Köpfen Derer, die dem Volke Furcht einflößen, weil ſie ihm keine Liebe einzuflößen verſtehen. Mit dieſem Popanz Anarchie entſchuldigt man den Mangel an Einigkeit, an Kraft, der Frankreich ſeit zwölf Jahren zur klägtichen Augenweide Europas gemacht hat. Wo iſt dieſe Anarchie noch ſo gefährlich? In Frankreich iſt nichts gefährlich, was nicht die öffentliche Meinung für ſich hat. Die Dynaſtie Orleans weiß das ſo gut, wie jeder Andre: ſie kann ruhig ſchlafen, wenn die Municipalgarde wacht. Eine Emeute iſt keine Revolution, ein Piſtolenſchuß iſt keine Guillotine, ein hirnverrückter Arbeiter noch kein Convent. Was iſt die Folge dieſer Fahrläſſigkeit, dieſer Wahl eines guten, aber willens-

ſchwachen, rath- und thatloſen Mannes zum Könige? Daß Frankreich aus allen ſeinen Fugen iſt, daß es zum Spott für Europa geworden, daß ſeine Miniſter vor einem Ja oder Nein Robert Peel's zittern, daß es in keine Frage der Zeit mehr das Gewicht, geſchweige das Schwert ſeiner Entſcheidung legt, daß der plumpſte Materialismus die Herrſchaft des Innern und die Ausbeutung des Nationalvermögens an ſich geriſſen hat, daß alle Gemüther erſchlaffen, alle Herzen matt werden, alle Entſchlüſſe ſiechen, alle Charaktere ſchwanken und ſich ein furchtbarer und das Aeußerſte ſtill vorbereitender Dämon in die Herzen der Franzoſen ſchleicht, die Langeweile, eine Hydra, die mehr Köpfe hat, als die Anarchie.

Sehr wohl weiß ich, daß das Staatsleben nicht dazu da iſt, um die Nationen zu amüſiren, aber dazu ſoll es dienen, die Gemüther anzuſpannen, die Herzen zu ſtärken, die Ideen zu erweitern, das ſittliche und nationale Selbſtvertrauen zu erheben. Wenn die wahre Regierungskunſt die iſt, dem in einem Volke oder in einer Epoche liegenden Triebe nach Veränderung, nach Neuerung und geſteigerter Wohlfahrt eine geſetzliche Form zu geben, einen geſetzlichen Weg zu bahnen, dann iſt in Frankreich nichts für dieſe wahre Politik geſchehen. Die Uebel ſtatt mit einem ſcharfen Mittel aufzuziehen, hat man nur durch Pähungen zertheilt. Ausgeglichen, ja verſöhnt, abgenutzt und abgeſtumpft hat man vieles

Unedene, Feindliche und gefährlich Spitze, aber der ganze Staatskörper iſt darüber erſchlafft. Die wahre Politik unſrer Zeit ſoll dem Neuen durch etwas Neueſtes voraneilen, dem Kühnen durch Kühneres ſeine Gefahr nehmen, am Theile das Ganze, am Ganzen den Theil treffen und die Anarchie dadurch beſiegen, daß man die Vorwände, auf die ſie ſich ſtützen könnte, wegnimmt, die Mängel beſeitigt, deren Abhülfe ſie herbeizuführen ſich anheiſchig macht. Ein gläubiges Vertrauen zur großen Sache der Menſchheit muß die Fahne dieſer Politik ſein; wo hat die Dynaſtie Orleans dieſes Vertrauen bewieſen, wo hat ſie dieſe Fahne aufgeſteckt?

Nicht eine große That, die unmittelbar vom Könige ausgegangen wäre. Alle die Impulſe, die er unmittelbar gegeben, ſind negativ: kein ſchaffender, kein belebender. Die Bourbonen wählten die Jeſuiten und die Ultraroyaliſten zu ihren Rathgebern: man wußte, woran man mit ihnen war. Der Kampf gegen ſie in der Kammer, auf dem Katheder, in der Preſſe war ein offner, freier, freudiger: ein Kampf, der der Wiſſenſchaft, der edlen Charakterbildung, nicht wie jetzt nur der Intrigue Feld ließ. Der damalige Kampf hob die Nation, hob die Erziehung; hob die Moralität; er machte eine Revolution möglich, die wie die vom Jahre 1830 ſich ſo anerkennenswerth in den Schranken der Großmuth und Selbſtüberwindung zu halten wußte.

Jetzt flüchtet sich der Hof von einer Partei zur andern, die jungen Prinzen jammern, daß man sie in Rußland nicht anerkennen wolle, die Frauen weinen über die Malicen des Faubourg St. Germain, der König selbst empfängt heute die Doctrinairs, morgen den Tierspartt, drückte gern auch Odillon Barrot die Hand und verständigte sich, wenn er dürfte, mit Mauguin, mit Cormenin, mit dem Charivari. Keiner von sämmtlichen französischen Staatsmännern weiß, wie er mit Louis Philipp daran ist. Nicht etwa die Klugheit des Königs ist daran Schuld, sondern seine Unbeständigkeit. Der Eine geht, der Andre kommt. Dem Wohle der Monarchie, der Prärogative der Krone wollen sie ja Alle dienen. Rathlos schwankt der König: wem sich anvertrauen?

Man würde ungerecht sein, wollte man die außerordentlichen Schwierigkeiten des Terrains, auf welches der 9. August 1830 gepflanzt wurde, nicht anerkennen. Es gehört Selbstentäußerung und Takt dazu, mit allen Zumuthungen, die den König umringen, als König fertig zu werden. Aber wenn man nach der Natur jenes Mittels frägt, durch welches Louis Philipp bisher die Parteien neutralisirt hat, welches ist dieses Mittel? Ein unbeschreiblicher Egoismus, der sich von oben allen Theilen des Staatskörpers so mitgetheilt hat, daß jede

Function dieſer Theile ſich nur noch auf ſich ſelbſt bezieht und der Körper in ſtarrer Regungsloſigkeit darniederliegt.

Alle Eindrücke, die ich in Paris ſammelte, haben mir dieſe Erfahrung auf das unwiderleglichſte beſtätigt. In der Abhängigkeit von der auswärtigen Politik bis hinunter zur Hingabe an den erſten beſten fremden Virtuoſen, in allen Welt- und Geſellſchaftskreiſen ſieht man in Paris jetzt die Folgen einer Politik, die ein ganzes Nationalleben an ſich ſelber irre gemacht hat. Alles ſchwankt, nichts ſteht feſt, als eine gewiſſe polizeiliche Ordnung, die ſtatt zu beruhigen nur beängſtigt. Dem Hofe fehlt ſeine natürliche Umgebung. Die Banquiers gelten für die Vertreter der wahren Wohlfahrt des Landes. Frankreich leidet nicht an der Erſchöpfung ſeiner Hülfsquellen, nicht an den Umtrieben ſeiner politiſchen Parteien, nicht an den Intriguen ſeiner ehrgeizigen Staatsmänner, ſondern an dem von oben herab kommenden Geiſt der Furcht, des Mistrauens, der Verſtellung, an der von oben kommenden Miethlingsgeſinnung, Unſelbſtändigkeit und Unterwürfigkeit. Und das Alles bei einem Volke, das ſo dringend beſchäftigt, wenigſtens unterhalten ſein will, bei einem Volke, das ſo unterwürfig zu gehorchen verſteht, wenn nur energiſch befohlen wird, bei dem durch ſeine Einheit gouvernabelſten Staate der Erde, wenn man vielleicht China ausnimmt. Ganz Frankreich gleicht dem

Palais Royal. Es iſt ausgeſtorben. Bunte Läden, in denen man nichts kauft, an denen man nur vorüberflanirt. Man iſt im zweiten Stock, trinkt Kaffee im erſten und lieſt die Journale.

Ein natürliches Gefühl wird allerdings den Fremden zwingen, im Angeſicht dieſes Syſtems zu ſagen: „Deſto beſſer für uns! Dieſes entmuthigte, willenloſe Frankreich wird den Frieden Europas ungeſtört laſſen. Hier brüſten ſich keine Rohans, keine Blacas, keine Montmorencys mehr mit dem alten Ruhme ihrer Geſchlechter. Hier ſind die ehrgeizigen Generale auf den Dienſt der Garniſon, auf den Feldzug gegen die Emeute angewieſen. Das Fremde macht ſich in Paris mit beiſpielloſer Sicherheit geltend. Man kann es wagen, den wiſſenſchaftlichen Vorurtheilen der Franzoſen, ja ihren äſthetiſchen Principien die Spitze zu bieten. Cette France ne recule plus. Stellt ſich dem Hof der Tuilerien ein fremder Geſandter vor, laßt den Julikönig ſich bücken bis zur Erde, während ein Herr von Appony, ein Herr von Butenieff ſich nur ſo eben verneigt! Laßt ihn ſich grämen, den Chef dieſer Dynaſtie, um die Anerkennung Rußlands, um die froſtigen Geſinnungen des Czaaren. Immerhin! Wir ſehen dadurch ein unruhiges Volk in Europa beſchwichtigt, große Gefahren von andern Staaten abgewendet, es iſt beſonders uns Deutſchen möglich geweſen, im Schatten

dieſes ohnmächtigen Nachbarn ſeit einigen Jahren unſre politiſche Kraft zu ſteigern, unſern nationalen Verband ſtärker anzuziehen."

Gut! Weit entfernt, die deutſche Preſſe zu einer Polemik gegen Ludwig Philipp aufzufordern, wollen wir im Gegentheil immerhin dem Vaterlande Glück wünſchen, daß es durch das Syſtem dieſes Fürſten Raum und Muße gewonnen hat, ſich zu ſammeln. Dennoch bemerke ich Eines: Die Geſchichte beweiſt, daß ſich jede Anomalie ihres natürlichen Laufes ſpäter nur deſto bedrohlicher wiederherſtellt. Die jetzige Erſchlaffung der Franzoſen wird ſich rächen. Ja, ich glaube ſogar, daß die Völker ſich gegeneinander beſſer ſtehen, wenn jedes ſich des vollen Gebrauches ſeiner natürlichen Kräfte erfreuen darf. Unter einem ſtolzen und kräftigen Frankreich iſt kein kriegeriſches zu verſtehen. Man kann eine Nation mit Thatkraft beflügeln, auch ohne ihr das Schwert in die Hand zu geben. Die Fülle der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts iſt ſo groß, das Feld für eine im Lichte unſrer Zeit wandelnde Politik ſo weit geſteckt, daß man die Schwungkraft des Nationalgeiſtes auch ohne Trommellärm heben kann. Das krämerhafte Abwiegen der Intereſſen, von dem Frankreich ſeit zwölf Jahren regiert wird, hat dieſe Möglichkeit nicht begriffen. Frankreich iſt durch dieſe Politik wol für den Augenblick beruhigt; aber früher oder ſpäter wird irgend ein

kende übertriebenen Definitionsmanie leiden und das Lebendige, Practiſche und Anregende unter ſeiner Hand zu eitel Paragraphen und Formeln wird. Herr Zachariä hat Geſchmack, namentlich für das Originelle, Antithetiſche und Blitzende in den Meinungen der Franzoſen und Engländer, Herr Zachariä koſtet die Vortrefflichkeit des fremden Styles mit einer äſthetiſchen Gourmandiſe, welche an deutſchen Profeſſoren ſelten anzutreffen iſt; aber er bleibt ſelbſt ſo ſehr hinter ſeinen Muſtern zurück, ſeine Darſtellung iſt ſo monoton, pedantiſch und deutſch, daß man es tief beklagen muß, wie dieſer helle und denkende Kopf für die Nation keine größere Wirkſamkeit bekommen mußte. Die Kosmopolitik Kant's liegt in ſeinen Schriften wie begraben.

Ich glaube, meinen Gegenſtand nicht würdiger abhandeln zu können, als wenn ich das Andenken eines großen Geiſtes ehre. Ich will von dem Kantiſchen Buche: Zum ewigen Frieden eine kurze Analyſe geben, ſollte es auch nur ſein, um einen Andern ſagen zu laſſen, was, käme es aus meinem Munde, weniger Gewicht hätte, oder wohl gar bedenklich wäre.

Kant gibt zuerſt die Präliminarartikel ſeines ewigen Friedens, welche darin beſtehen, daß kein Friedensſchluß für einen ſolchen gelten ſolle, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden, daß ſich Staaten weder erben, noch tauſchen, kaufen oder ſchenken ließen, daß die ſtehenden Heere eingehen müßten, daß man für den Krieg keine Staatsſchulden mehr machen dürfe, daß ſich kein Staat in die Verfaſſung oder Regierung eines andern gewaltſam einmiſche und daß ſich zwei feindlich korreſpondirende Staaten nimmermehr darauf einließen, dasjenige,

Ruf dieſe Lethargie wecken, irgend ein Funke dieſe in der Stille ſich ſammelnden Brennſtoffe entzünden.

Das iſt mein Glaubensbekenntniß über das jetzige und künftige Frankreich: Wenn Louis Philipp es verantworten kann, Frankreich durch Demüthigungen zu beruhigen, ſo ſollten die europäiſchen Mächte, ſtatt daran ihre Freude zu haben, eher dieſer Politik entgegen zu wirken ſuchen. Frankreich iſt Paris, aber Paris ſind noch nicht die Journale, noch nicht die Miniſter, Frankreich iſt weder Thiers noch Guizot, weder das Haus Orléans noch das Haus Bourbon, ſondern Frankreich iſt ein Land von 33 Millionen Einwohnern, von den Pyrenäen und den Alpen bis zum Ocean ein, wo nicht überall fruchtbares, doch überall ergiebiges Land, ergiebig an Menſchen, an geſchichtlichen Erinnerungen, an einer beiſpielloſen Hingebung für einen einigen, ſchnell beherrſchten, rührigen Staatszweck. Zur phyſiſchen Kraft geſellt ſich hier die intellectuelle. Andre Nationen mögen tiefſinniger denken, Frankreich nur hat für den Gedanken Formen, die den Gedanken zum Gemeingut der Welt machen. Was ſtreiten wir uns jetzt mit unſerm Schelling und Hegel? Um aus Hegel's ſchwerem Gewächs etwas praktiſch und politiſch Genießbares zu machen, haben ihn ſeine jüngſten Schüler doch erſt mit Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire und Mirabeau verſetzen müſſen. Ueberſetzt ruſſiſche Volksmärchen, ſchwe-

diſche Familiengeſchichten und engliſche Gaunerromane, wir werden in Dem, was für die Maſſe den Ton angibt, immer wieder auf Frankreich zurückkommen, nicht, weil es immer die Wahrheit, ſondern weil es immer die Mode ſein wird.

Nun, dieſes innerlich ſo reiche, dieſes unvertilgbare Frankreich iſt es, das man mit Gewalt aus dem europäiſchen Verbande vertreiben will, das man auf einen Iſolirſtuhl ſetzt und dem man ſeine Erkräftigung ſo außerordentlich erſchwert. Warum dieſe Kühle, dieſe Schadenfreude; warum eine Politik, deren beſorgliche Folgen wir jetzt kaum abſehen können?

Als im Jahre 1814 die Bourbonen wieder eingeſetzt wurden, hatte Kaiſer Alexander wenig Vertrauen zu ihnen. Er ahnte, was 1830 eingetroffen iſt. Kaiſer Alexander fühlte die Nothwendigkeit eines ſtarken Frankreichs, eines Frankreichs, mit dem England, um die andern Staaten unbehelligt zu laſſen, vollauf zu thun haben müſſe. Kaiſer Alexander würde noch lieber den Marſchall Bernadotte auf den franzöſiſchen Thron geſetzt haben, als Ludwig XVIII. Die Bourbonen verdanken es nur der Beweglichkeit Talleyrand's, daß die Zweifel Kaiſer Alexander's beſiegt wurden.

Die Cabinette Europas ſollten den franzöſiſchen Miniſtern nicht die Regierung eines Landes erſchweren, in deſſen Politik die Ruhe der Welt liegt. Es heißt ſehr

leichtsinnig handeln, die Franzosen jetzt, da sie schwach scheinen, zu demüthigen. Die ganze Zukunft Europas ist dabei gefährdet. Nur ein innerlich erstarkendes Frankreich kann die Garantie eines künftigen Friedens sein.

Schlimm genug für die Welt, daß es noch keine Politik der Liebe gibt. Vortheile von der Schwäche der Andern ziehen, nennt man noch immer Weisheit. Thorheit würde es unsern Staatsmännern scheinen, wollte man Frankreich die Erholung von seinen Leiden erleichtern, wollte man die allerdings sehr unglücklich gewählte Dynastie Orleans in ihrer schwierigen Aufgabe unterstützen. Dies ist denn wahrlich würdig jener atomistischen Politik, die nur Staaten und keine Völker, nur Völker und keine Menschen sieht. Unser Jahrhundert verabscheut aber diese Politik ebenso, wie unser Jahrhundert des Nationalhasses sich schämen sollte. Staatsmänner und Demagogen in diesem Sinne sind gleich verwerflich. Sie setzen den Frieden der Welt aufs Spiel, das Wohl der Völker, den Flor der Künste und Gewerbe, den Segen des Ackerbaues, die Veredlung der Sitten und die gesetzliche Verbesserung unserer Gesellschaft.

Ich könnte diese Gedankenreihe noch weiter fortsetzen, könnte dem materiellen Zustande Frankreichs England gegenüberhalten in seiner sichtbaren innern und

äußern Zerrüttung, Deutſchland in ſeinem neueſten Eigendünkel, den unſere Zeitungsſchreiber Nationalkraft getauft haben, Rußland in ſeiner Finanznoth — ich thue es nicht, um nicht in dem Lichte zu erſcheinen, als hätte ich für Frankreich eine Vorliebe, die ich nicht habe. Vor dem Menſchenfreunde liegen die Reiche und Staaten auf der bunten Karte der Welt gleichberechtigt hingemalt: einer Farbe kann unſer Herz gehören, aber darum iſt dieſe eine noch nicht der Regenbogen, darum werden die grünen, rothen und gelben Felder noch nicht grau, noch nicht farbenlos. Erſt der Menſch und dann der Bürger, und durch den Bürger für den Menſchen wirken; das iſt die Philoſophie und die Politik unſerer Zeit in einem Satze, in einem Bunde.

Ich verlaſſe Frankreich. Einem Franzoſen ſchrieb ich: „Je quitte la France, dans la conviction, que j'ai trouvé un pays sain, une nation un peu indisposée, un état complètement malade.“ Man ſieht ein, daß, wo ein Land geſund, ein Volk nur etwas unpäßlich iſt, die Krankheit des Staates nicht aus dem Lande und Volke kommen kann. Sie kommt aus dem Phlegma der Dynaſtie und aus dem überreizten Gegendruck des Auslandes. Europa hat nichts mehr von der Revolution, aber es kann dahin kommen, daß es Alles von der franzöſiſchen Nationalität zu fürchten hat.

Endlich! Ich verlasse Paris.

Waren Sie mit Ihrem Aufenthalt zufrieden? fragen mich die Abschied Nehmenden. Hat es Ihnen in Paris gefallen? werden mich Die fragen, die mich in der Heimat begrüßen.

Lieben und schwärmen in Paris, leben aber und sterben in der Heimat!

Die Liebe sucht die Einsamkeit und doch gleicht sie der Mauerschwalbe, die nur an bewohnten Häusern nistet. Einsamkeit im Gewühle der Welt, das ist das höchste Glück. Die rauschende Woge des Weltmeeres sich brechend an der Schwelle einer einsamen Strandhütte. Die wahre Liebe verschwiegen und doch sich gerne zeigend. Ein Brief, ausgestellt am offnen Gitter der Post. Wer kennt den Inhalt? Es wimmelt in Paris von falscher Liebe, aber die wahre kann nirgends verborgener, nirgends glücklicher sein. Sie duftet und man sieht sie nicht. Sie entbehrt nichts, da Paris Alles bietet. Die Schönheit wird beneidet, aber nicht bestürmt. Paris so weit und erschöpfend, so anstrengend und beschäftigend. Paris, ein Ort des Ruhms, der Täuschungen, der Gefahren. Paris die bitterste Illusion oft für den edelsten Willen, für die kühnsten Thaten. Was bleibt dem Manne darin übrig? Die unsichtbare, stille Trösterin der Liebe.

Auch ſchwärmen in Paris. Schwärmen für Alles; denn Alles iſt möglich in Paris. Schwärmen für den Glauben: dort ſind die Kirchen! Schwärmen für die Wiſſenſchaft, die Kunſt: dort ſind die Hörſäle, die Tempel der Muſen! Schwärmen für die Menſchheit: dort ſind hundert Secten, die ſchon beſtehen, tauſend, die mit dem Tage entſtehen können. Nicht Alles geſchieht, aber Alles kann man hoffen. Man ſucht und man findet. Man findet vielleicht nicht, was man ſuchte, aber was man findet, iſt überraſchender noch, als was man ſuchte. Keine Leidenſchaft braucht in ſich zu erſticken; ſie kann ſich veredeln, indem ſie ſich austobt. Man hat es frei, gut oder böſe zu ſein. Man ſchreibt ſich ſeine eignen Geſetze vor. In der Heimat, wie iſt dort Alles ſo klein! In der Heimat Alles verboten und nur Einiges erlaubt! In Paris iſt Alles erlaubt und nur Einiges verboten. Paris iſt ein Ort zum Schwärmen.

Leben aber, wahrhaft leben in der Heimat! Wirken in einem beſtimmten Kreiſe und den Lohn ſeiner Mühen ſehen, es iſt ſelbſt dem Franzoſen nicht möglich in Paris. Das rauſcht! Das flutet! Das *ſpendet* Ungeheures, das *verbraucht* Ungeheures! Der Einzelne gleitet mit der Welle mit. Wohl ihm, wenn ſie ihn ſanft über die Klippen hinüberträgt, wenn ihn die Felſen nicht zerſchellen! Man kann hier in ſeiner Lebensbahn ſteigen,

fliegen, aber nicht Schritt vor Schritt mit männlichem Ernſt ein würdiges Ziel verfolgen. Man lebt, wenn man von dem Rieſen der Oeffentlichkeit verbraucht werden, leben nennen kann. Man wird verdaut, zermalmt, man hat Willen zum Lieben, Freiheit zum Schwärmen, aber keinen Willen und keine Freiheit für eine lebendige That, für den Genuß ſeines Rechtes, für die Erfüllung ſeiner Pflicht. Leben heißt, in die pariſer Sprache überſetzt, Geld verdienen! Es iſt bekannt, wie leicht es in Paris iſt, Geld auszugeben; aber ich glaube, daß es ſehr ſchwer iſt, welches zu verdienen.

Sterben in Paris muß ſchrecklich ſein. Da wird um uns herum nichts grau, da ſenkt kein Baum ſeine Zweige, da fällt kein Laub; wir ſterben, nichts ſtirbt mit uns. Schon krank zu ſein, iſt in Paris kränkend für das Allgemeine, eine Unpäßlichkeit iſt unpaſſend. Nun gar der Tod! Draußen bei uns altert mit dem Alter eine ganze Generation. Die Alten bilden bei uns einen Bund gegen die Jungen. Die Alten rühmen bei uns ihre Jugend, ihre Vergangenheit, ihre Zeit und ihre entſchwundene Herrlichkeit. Sie preiſen ſogar ihre alten Irrthümer, behängen nur ſich mit Würden und Ehrenzeichen; bei uns gehört die Welt mit allen ihren Freuden und Auszeichnungen dem Alter. Mit ihnen ſtirbt, was die Greiſe liebten: drücken ſie die Augen zu, ſo wird es Winter, weiß auf den Fluren, weiß in den

Herzen. Sie laſſen nichts zurück, was nach ihnen von Werth wäre: die neue Politik, der neue Glaube, die neue Dichtung, alles Das haben ſie ja längſt als verwerflich geſchildert: ſo gehen ſie zu ihren Vätern und ſterben würdevoller, als man in Frankreich ſtirbt.

Alſo — lieben und ſchwärmen in Paris. Leben und ſterben in der Heimat!

Lebe wohl, Paris! Ich habe nicht in dir geliebt, nicht in dir geſchwärmt, ich habe in dir mich ſelber wiedergefunden. Mit zweifelnder Kälte kam ich, mit Wehmuth ſcheide ich. Es war mir früher oft komiſch, dich weinen, jetzt iſt es mir rührend, dich lachen zu ſehen! Welche Schwüle am Himmel; ein Gewitter zieht heut' herauf. Noch fühle ich in der Hand den warmen Abſchiedsdruck der Freunde. Der Poſtwagen ſprengt am Seinequai hinauf. Ein Blitzſtrahl zuckt über den Pont d'Auſterlitz. Der Bleiſtift ruhe! Ich ſteck' ihn in das überfüllte, treue, erinnerungsreiche Portefeuille und drücke mich, erſchöpft vom Sehen, ermüdet vom Hören, unbekümmert um Blitz und Donner, in die Ecke des Wagens. Im ſtrömenden Mairegen erleichtre ſich das übervolle Herz!

# Anhang.

was diesſeits und jenſeits ehrlos wäre, diesſeits darum an das Ruder zu bringen, weil es dem Jenſeitigen Schaden bringen könne; denn ich glaube, anders iſt die Bitte Kant's wohl nicht zu verſtehen, daß man doch keinen Meuchelmördern, Giftmiſchern oder Spionen im Staate eine Anſtellung geben möchte!

Der ewige Friede iſt eine Aufgabe und durch Löſung derſelben erſt ein Zuſtand. Noch weniger iſt der ewige Friede eine Rückkehr zur Natur. Denn die Natur in menſchlichen Beziehungen iſt der Krieg. Daraus folgt, daß der ewige Friede ein Produkt der Vernunft und ein Ziel der Civiliſation iſt, daß er eben ſo wenig Chimäre iſt, wie alles, was die Menſchen durch den Gebrauch ihres Verſtandes und Herzens erreichen können. Zweck der Geſchichte iſt demnach, Kant zufolge, die Stiftung des ewigen Friedens. Der Philoſoph entwirft die Definitivartikel deſſelben, von denen der erſte heißt, daß in jedem Staate die bürgerliche Verfaſſung republikaniſch ſein ſoll. Kant ſagt, daß die republikaniſche Verfaſſung diejenige wäre, welche ſich aus den Principien der Freiheit, der Abhängigkeit vom Geſetze und der Gleichheit von ſelbſt ergäbe. Er verwirft mit wenigen Worten den Adel und ſetzt darauf hinzu: „In einer Verfaſſung, wo der Unterthan nicht Staatsbürger iſt, iſt es die unbedenklichſte Sache von der Welt (weil das Oberhaupt nicht Staatsgenoſſe, ſondern Staatseigenthümer iſt, und es an ſeinen Tafeln, Jagden, Luſtſchlöſſern, Hoffeſten u. ſ. w. durch den Krieg nicht das Mindeſte einbüßt), den Krieg wie eine Art von Luſtpartie aus unbedeutenden Urſachen zu beſchließen und der Anſtändigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatiſchen Corps die Rechtfertigung deſſelben gleichgültig zu

„Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck
Verlieren so der Handlung Namen.“

Es kommen noch Erscheinungen in der Geschichte vor, die uns bei allen wunderbaren Fortschritten der menschlichen Kraft, bei allen Ueberhebungen der menschlichen Vernunft noch zuweilen fühlen lassen, wie ohnmächtig wir sind.

Ist es die ewige Weisheit Gottes selber, oder hat jener Dämon, der nach dem Glauben der Gnostiker das höchste Wesen der Mühe überhob, die Welt in eigner Person zu schaffen, hat dieser Erdendämon noch einen Antheil an den Wirrnissen der Menschenschicksale? Die menschliche Weisheit muß in den Staub blicken und mit Jesaias ausrufen: „Finsterniß decket das Erdreich und Dunkel die Völker.“

Ein durchgehendes Pferd hat über Frankreich plötzlich alle Berechnungen verrückt.

Am 13. Juli wollte sich der Herzog von Orleans, der Thronerbe Frankreichs, nach St. Omer begeben,

um daſelbſt mehrere zum Manöver ausrückende Regimenter zu muſtern. Vormittags 11 Uhr, man erzählt, nach einem ſehr heitern Frühſtück mit den Offizieren ſeines Generalſtabes, fuhr er in einem vierrädrigen Cabriolet vom Pavillon Marſan ab, um in Neuilly von ſeinen Eltern Abſchied zu nehmen. Der Prinz war allein. Auf der Höhe der Porte Maillot wurde das Sattelpferd ſcheu und riß aus. Als der Prinz bemerkte, daß der Poſtillon der Pferde nicht Meiſter ward, ſoll er nach einer Verſion ſelbſt aus dem Wagen heraus geſprungen, nach einer andern durch die Elaſtizität der Sitze und Springfedern hinausgeſchleudert ſein. Der Prinz ſtieß mit dem Kopf gegen das Pflaſter und blieb ohne Bewußtſein liegen. Der Poſtillon hatte die Pferde endlich gebändigt und kam zurück, während der Prinz ſchon von herbeigeeilter Hülfe umringt war. Man trug den Unglücklichen, der das Bewußtſein verloren hatte, in eine nahe gelegene Weinſchenke. Von Neuilly eilten der König nnd die Mutter des Prinzen herbei und mußten Zeuge des ſchrecklichen Zuſtandes ihres Sohnes ſein. Die ärztlichen Hülfeleiſtungen waren vergebens. Der Prinz hatte das Bewußtſein verloren und die einzigen von ihm noch ausgeſtoßenen, ſonderbarer Weiſe deutſchen Worte: „die Thüre zu, es brennt!“ beſtätigten die unheilbare Erſchütterung des Gehirns. Die Brüder eilten herbei, die Großwürdenträger des Reiches

wurden gerufen, das Volk umwogte den Platz um das elende Trauerhaus. Um 1½ Uhr hauchte der Prinz sein Leben aus. Er war den 3. September 1810 in Palermo geboren und hatte ein Alter von 32 Jahren erreicht.

Der Eindruck, den dieses Unglück auf Paris machte, soll die Erzählungen der Journale bei weitem übertroffen haben. Alles verließ seine Abeit und stellte sich in den Straßen in Gruppen auf. Die Theater wurden geschlossen. Es schien einen Augenblick, als wenn die Maschine eines Staates stillstand, der Pulsschlag eines Volkes stockte. Auch die nächste Wirkung in ganz Europa war der Aufschrei des theilnehmendsten Schmerzes. Man sah erst den Sohn, den Gatten, den Menschen. Dann erst dachte man an den Erben einer Krone. War der Unglückliche nicht aus dem Wagen geschleudert, hatte er den Sprung gewagt, um nicht in die Schanzgräben der Befestigungen bei Neuilly geschleudert zu werden, so mußte Das, was einst sein Schutz werden sollte, die Befestigung von Paris, die Ursache seines Todes werden.

Um das Chaos von Folgen, welches sich an dies Ereigniß knüpfen, zu ermessen, brauchte man nur am 11. Juli nach den Zeitungen zu greifen.

Die „Presse", ohne Zweifel im Stillen sich auf das ganz neue Terrain politischer Erörterungen freuend, schöpfte ihren einzigen Trost aus dem Gedanken, daß

der Prinz wenigſtens nicht von Mörderhand gefallen. Das „Siècle" des Herrn Odillon Barrot ſieht ſchon alle Eventualitäten und freut ſich wenigſtens, daß Frankreich jetzt eine gute Gelegenheit hätte, die Größe ſeiner Inſtitutionen zu erproben. Der „Conſtitutionnel", der ſich des Ereigniſſes ganz beſonders bemächtigte und mit Hülfe deſſelben ſeinem Schützlinge Thiers, der mit dem Herzog von Orleans alle ſeine Perſpectiven verloren zu haben ſchien, eine neue Zukunft zu eröffnen ſucht, der Conſtitutionnel hob beſonders hervor, daß die moraliſche Dauer der Juliusdynaſtie ſelbſt an dem unglücklichen Ereigniß nicht betheiligt wäre. „Frankreich, ſagte der Conſtitutionnel, Frankreich vertraut auf die Dynaſtie, der es ſich unterworfen. Die ſchreckliche Kataſtrophe wird einzig dazu dienen, ſeine Geſinnung zu ſtärken. Es wird ſeine Neigung, die es dem Vater geſchworen, auf das Kind übertragen und mit Sorgfalt und Hingebung die Wiege des Grafen von Paris umſtehen. Nichts iſt in Frankreich geändert durch dieſen Tod. Das ſollten alle Diejenigen bedenken, die auf vaterländiſchem Boden oder im Ausland Vortheil von unſerm öffentlichen Unglück zu ziehen gemeint ſind. Unſere nationale Dynaſtie iſt feſt im Boden gewurzelt und nichts kann ſie erſchüttern. Der Thron Ludwig Philipp's wird auf ſeine Erben kommen." Der „Courrier Français" verſpricht ſich von der Regentſchaft das Heilſamſte und fürchtet

nichts von ihr. Der National hält seine Meinung zurück und bemerkt, daß er gefühlvoll genug wäre, um Familienschmerz zu ehren. Selbst der lustige Charivari hat eine Thräne, die legitimistische Quotidienne ist nicht ohne Theilnahme und nur die Gazette de France kann sich nicht enthalten, den Tod des Herzogs zu jenen „Lektionen" zu zählen, durch welche das Jahr 1842 sich ganz besonders auszeichne.

Der Herzog von Orleans war nicht unbeliebt. Man traute dem Verstande des Prinzen Rosolin, wie ihn früher die kleinen Blätter nannten, keine glänzenden Eigenschaften zu, aber man rühmte sein Herz. Ohne Zweifel würde der Prinz, einst an die Regierung gelangt, dem liberalen und nationalen Prinzip mehr nachgegeben haben, als sein Vater. Längst galt er für den eigentlichen Chef der Armee. Er hatte den Takt, es mit dem jüngern Frankreich zu halten. Er zeichnete die Künstler, die Gelehrten, die Dichter aus. Das Bild in Lebensgröße, das Ingres von ihm gemalt und während meiner Anwesenheit in Paris ausgestellt hatte, wurde allgemein mit einem Interesse betrachtet, in welches der Künstler sich mit seinem Gegenstande zu theilen hatte.

Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich von Orleans wurde in den öffentlichen Schulanstalten von Paris unterrichtet. „Er hing, sagte der Constitutionnel, mit

glühender Liebe an seinem Vaterlande und begriff die schweren Pflichten, die ihm die vom Schicksal angewiesene hohe Stellung auferlegte. Beim Ausbruch der Juliusrevolution war der Prinz noch nicht zwanzig Jahre alt, aber durch tüchtige Studien vorbereitet, stand er augenblicklich auf der Höhe seines Berufs. Ueberall, wo es für die französischen Soldaten zu thun gab, stellte sich (ein Anderer, als der Constitutionnel, dürfte vielleicht sagen), mußte sich der Kronprinz einstellen, Vor Antwerpen, in Afrika, fährt jenes Organ fort, bezahlte er mit seiner Person und die Armee wußte seinen edlen militairischen Trieb, seine weise Umsicht, seine persönliche Tapferkeit zu würdigen. Man erkannte, daß er zum Befehlen bestimmt war, und doch wollte er in seinem bescheidenen Mistrauen in sich selbst (ein Anderer, als der Constitutionnel könnte vielleicht sagen, um sich jeder Verantwortlichkeit zu entziehen) nur gehorchen. So verdiente er unter Gérard und Clauzel seine Epauletten. Die Armee verehrte in ihm den Mann, der für ihr Bedürfniß die zärtlichste Fürsorge hatte und mit ihr in der Bewahrung des alten französischen Ruhmes wetteiferte. In Algier, fügt der Constitutionnel hinzu, werden die Soldaten Thränen vergießen."

Der Prinz sprach gut deutsch, englisch und italienisch. Er war durch seine Erziehung nicht für den Thron angewiesen, sondern auf die Nothwendigkeit, sich neben

einem ſolchen durch perſönliche Bildung auszuzeichnen. Aus allen Schmeichelreden der Nachrufer und Nekrologiſten geht wenigſtens ſo viel hervor, daß er viel perſönliches Wohlwollen, viel Bonhommie beſaß, immer die beſten Eigenſchaften für einen Thron in einem Jahrhundert, wo man von der angeſtammten Würde auch gern vorausſetzt, daß ſie ſich das Anſehen einer verdienten gibt. Die Gemahlin des Prinzen, obſchon eine Proteſtantin, hatte keine Antipathien gegen ſich. Daß ſie die Hand eines franzöſiſchen Thronerben ihren Verwandten zum Trotz annahm, ſchmeichelte dem franzöſiſchen Nationalgefühl. Die Herzogin beſaß Geiſt genug, um am Hofe der Tuilerien mehr in den Vordergrund zu treten, als es ſpäter geſchehen iſt. Louis Philipp wünſchte dies nicht. Louis Philipp hatte mit Schrecken gehört, daß ſeine Schwiegertochter auch geiſtreich ſein könne. Man hatte ihm gewiſſe Bonmots, gewiſſe Schlagworte aus ihrem Munde mitgetheilt, die ihn erſchreckten, weil ſie witzig waren. „Frankreich, ſagte der König, Frankreich darf nur ſehen, daß wir Gemüth, zur Zeit aber noch nicht, daß wir Verſtand haben.“ Seitdem verſtummte der Witz im Pavillon Marſan. Die arme Fürſtin, wenn es Armuth genannt werden kann, eine Krone zu verfehlen, erhielt ſtatt der Krone den Witwenſchleier!

Der Witz der Schadenfreude und der Witz des

Schmerzes schienen sich endlich im Ausgrübeln der epigrammatischen Pointen dieses Unglücks erschöpft zu haben. Der Herzog ist feierlich bestattet. Die einzige Frage ist nur noch die: Was wird aus Frankreichs Zukunft werden?

Louis Philipp hatte so eifrig für die Befestigung seiner Dynastie gesorgt. Für seine blühenden Söhne waren Gattinnen gefunden worden, die man sorgsam aus solchen kleineren Fürstenhäusern wählte, wo man nicht nöthig hatte, sich für die Interessen fremder Dynastieen zu engagiren, und dennoch einen mittelbaren Einfluß auf die Sympathieen verwandter bedeutender Nebenzweige und Regentenstämme gewann. Die Enkel alle männlich. Während der Herzog von Bordeaux an Krücken geht, hat Louis Philipp eine kräftige, theilweis kriegerische Nachkommenschaft. Und das Alles ist doch zusammengebrochen. Der Kronprinz stirbt und die Legitimität, die bei allen Süßigkeiten auch ihr Bittres hat, die Legitimität verlangt, daß die Lücke zwischen einem Greise und einem Kinde offen bleibe, verlangt einen für Frankreich so bedenklichen provisorischen, einen Uebergangszustand, verlangt die Regentschaft.

Eine constitutionelle Regentschaft. Für Frankreich ein ganz neues Thema.

Unter den Merowingern gab es über diesen Punkt noch keine geschriebene Regel. Gewöhnlich fiel die Re-

gentschaft der Mutter zu. Oft war ein Beamter mächtig genug, das Scepter für den unmündigen Herrscher zu führen. Erst Ludwig der Fromme bestimmte gesetzlich, daß die Regentschaft dem nächsten männlichen Agnaten zukomme. Dies Gesetz hinderte nicht, daß spätre Könige testamentarisch für die Stellvertreter ihrer unmündigen Nachfolger sorgten, wobei sie natürlich die Vorsicht gebrauchten, durch die Großen des Reiches sich diese ihre Anordnungen bestätigen zu lassen. Unter Karl VI. wurde festgesetzt, daß die minderjährigen Könige unmittelbare Nachfolge hätten und mit dem Rathe ihrer Mütter und der nächsten Prinzen von Geblüt regieren sollten. Dies Statut erhielt sich nicht im Ansehen. Ludwig XI. verordnete, daß seine Tochter die Regentschaft bekäme. Diese Verordnung erregte den Widerspruch der Generalstaaten und veranlaßte einen Streit, der nur durch die Abkürzung der Minderjährigkeit des nachfolgenden Königs erledigt wurde. Nach dem Tode Franz II. fiel die Regentschaft an die Königin Mutter, Katharina von Medicis. Der zufällige Umstand, daß sich damals vorzugsweise die Weiber durch ihre Klugheit in weltlichen und politischen Dingen auszeichneten, trug wol am meisten dazu bei, daß sich die Gewohnheit für das Anrecht der Königinnen Mütter entschied. So wie es das Parlament feierlich zum Gesetz erhoben hatte, wurde es auch nach dem Tode

Heinrich's IV. gehalten. Später kam man auf Beiordnung deliberirender Regentschaftsräthe, die jedoch nie zur Wirksamkeit kamen. Die spätre Zeit, dem Einfluß der Frauen in Regierungssachen gänzlich abhold, schloß Frauen von den Regentschaften aus. Die Constitution von 1791 läßt den König mit seinem achtzehnten Jahre majorenn werden und überträgt das Recht der Regentschaft an den nächsten volljährigen männlichen Agnaten. Auch Napoleon schloß im Jahre 1804 Frauen von der Regentschaft aus. Als er später darin eine Aenderung machte, verrieth er zu deutlich, daß ihn die Rücksicht auf Oesterreich, die Galanterie für Marie Louise bestimmte. Aus allen diesen historischen Beispielen geht hervor, daß immer die Umstände zur Erledigung der Regentschaftsfrage am meisten beitrugen. Man machte Die zu Regenten, die der Erhaltung des Staates die beste Garantie waren.

Schon über den Beginn der neuen Ordnung der Dinge herrschte nun die größte Verschiedenheit der Meinungen. Der König hatte die Kammern berufen, jedenfalls zur Erörterung der Regentschaftsfrage. Die Einen bestreiten der Kammer das Recht, über diese Angelegenheit ein Gesetz zu geben, und verlangen die Berufung einer Urversammlung, die Andern räumen wol der Kammer ein Recht ein, aber nur für den vorliegenden Fall, nicht für ein organisches Gesetz. Man sieht, die letztere An-

überlaſſen.“ Man mißverſtehe Kant nicht! Er will die Monarchie nicht ausſchließen; er will nur von dem Principe, nicht der Form der Regierung ſprechen. Kant wird immer die Monarchie der Demokratie vorziehen. Doch glaubt er, darauf beſtehen zu müſſen, daß den Völkern am Principe mehr, wie an der Form, an der Methode mehr, wie am Ceremoniel liegt. Methode iſt ihm aber nicht Verwaltung; denn ſonſt müßte er den bekannten Spruch Pope's über die beſte Staatsform unterſchreiben, einen Spruch, den er grundfalſch nennt, wenn Pope ſich hätte einbilden können, daß ſelbſt die beſte Manier des Gouvernements jemals den Völkern eine Verfaſſung erſetzen würde. Auf einen Titus kann immer ein Domitian, auf einen Marc Aurel immer ein Commodus folgen.

Kant gibt hierauf den zweiten Definitivartikel ſeines ewigen Friedens, der in einem Föderalismus freier Staaten beſtehen ſoll. Ein Friedensbund, der nicht auf den Erwerb irgend einer Macht, ſondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines Staates für ſich und die Andern ausginge, müßte alle Kriege beendigen. Wenn Kant der reinen Vernunft folgte, ſo meint er, könne es keine andere Art aus dem geſetzloſen, lauter Krieg enthaltenden Zuſtande herauszukommen, geben, als daß die Staaten ihre geſetzloſe Freiheit aufgeben, ſich zu öffentlichen Zwangsgeſetzen bequemen und ſo einen Völkerſtaat, der zuletzt in ſich alle Völker der Erde aufnähme, bilden. Dies wäre die Weltrepublik, ein Ideal der Philoſophie, das ſich nie verwirklichen wird. Deßhalb ſagt Kant, könnten nur negative Mittel helfen, abwehrende, und dieſe bilden die Idee eines Bundes. Wenn es in der Tendenz der Geſchichte liegt, die reine Ver-

ficht iſt diejenige, die gern ſchnell und behend über die Schwierigkeiten hinwegſchlüpfen möchte. Die zweite praktiſche Frage iſt die: Der Herzog von Nemours oder die Herzogin von Orleans, ein Mann oder eine Frau?

Die Conſervativen ſtimmten für die Uebertragung der Regentſchaft an den Herzog von Nemours. Thiers, der erſt Miene machte, der Herzogin von Orleans zu huldigen, beſann ſich, daß er ſich den Unwillen des Königs zuziehen würde, und ſchloß ſich den Conſervativen mit dem linken Centrum an. Die eigentliche Linke aber, mit Odillon Barrot an der Spitze, will die Genehmigung des Herzogs nur von einer Entlaſſung des Miniſteriums Guizot abhängen laſſen. Verſtand und geſunde Vernunft in dieſer Bedingung zu finden, möchte ſchwer ſein. Weit verſtändiger wäre jedenfalls das offne Eingeſtändniß, daß man im Grunde die Herzogin von Orleans vorzieht. Man ſchämt ſich nur, es zu ſagen; denn es würde gleichbedeutend mit dem Eingeſtändniß ſein, daß ſich unter einer Frau beſſer mitregieren ließe. Es iſt das Unlautere auch wieder an dieſer Frage geweſen, daß ſie ein jeder der Parteiführer nur nach ſeinem perſönlichen Vortheil zu entſcheiden ſuchte.

Und doch kann es Louis Philipp keine Freude machen, daß man ſeine Dynaſtie von der Chance, in das Strickknäul einer Frau ſich zu verzwirnen, befreit

hat. Sein zweiter Sohn, Nemours, gilt entſchieden für unpopulair. In den Geſichtszügen dieſes jungen Prinzen findet man eine zu große Familienähnlichkeit mit den Bourbons. Es ſoll ihm mangeln an Leutſeligkeit, an jenem Talente der verbindlichen Rede, welches in Frankreich die Grundlage aller Umgangstugenden bildet, ja dieſe ſelbſt erſetzen kann. Hat der Herzog von Nemours Geiſt, ſo genießen die Charaktere, die bei offenbarem Geiſte wenig reden, des Vorurtheils der Energie. Und welche Energie kann man in Frankreich von oben herab anders entwickeln, als die der Einſchränkung, der Zurückhaltung, der Verneinung? Die Armee behauptet, der Herzog von Nemours wäre kein Soldat. Er hätte in Algier die Bequemlichkeit den Entbehrungen vorgezogen. Die Bourgeoiſie ihrerſeits will wiſſen, daß der Herzog von Nemours ſeinen Witz gegen die Nationalgarde, gegen die bei Hofe auf dem Parquet ausgleitenden Epiciers, gegen die Bürgerlichkeit des Julithrones richte. Seine Gemalin iſt eine Coburg.

Und ſo hat ſich allerdings ſeit dem 13. Juli der Blick auf Frankreichs Zukunft verſchleiert. Eine Regentſchaft iſt wol Das, was man von allen politiſchen Inſtitutionen ſich in Frankreich als das Vagueſte, Ohnmächtigſte und Unzuverläſſigſte denken muß. Iſt die Erfahrung aller Zeiten einem ſolchen proviſoriſchen Zuſtande nie günſtig geweſen, ſo haben auch die franzö-

ſiſchen Regentſchaften nicht eben den beſten Namen für ſich. Unwillkürlich denkt man an jene Regentſchaft des Herzogs von Orleans zurück, wo Frankreich die Elemente der künftigen Revolution zu nähren begann, wo alle Verhältniſſe der Sitte und Ueberlieferung in Fäulniß geriethen und Tugend und Laſter im frivolen Spiele durcheinander gewürfelt wurden. Dem Regenten gegenüber wird die Mutter als Vormünderin ſtehen: neben dieſer und ihr vielleicht gegenüber die vormundſchaftlichen Beiſtände. Da unter dieſen Verhältniſſen es überall ſcheinen wird, als fehlte die höchſte Inſtanz, ſo kann es nicht ausbleiben, daß ſich die Parteien für berechtigter als je halten. Die Kammern werden über die Befugniſſe ihrer Controle, über ihre Initiative eiferſüchtiger als je wachen. Man iſt im Stande, einen Nationalrath vorzuſchlagen. Man ſetzt den Wahlcenſus herab, um Repräſentationen aus andern, als den bisherigen Elementen zu gewinnen. Wer kann es den Cabinetten verdenken, daß ſie ſich durch dieſe Calamität mit der Dynaſtie Orleans auf einen bedenklichen Fuß geſetzt fühlen? Wer kann es unternehmen, für Frankreichs nächſte Zukunft gutzuſagen?

Indeſſen iſt es doch möglich, daß unſre Phantaſie die Gefahren größer ſieht, als ſie ſich vielleicht ſpäter ergeben dürften. Das nächſte Unglück, welches durch

den Tod des Herzogs von Orleans über Frankreich gekommen ist, scheint vorläufig nur die Uebertreibung zu sein, vorläufig nur die Schmeichelei.

Die Schmeichelei kann etwas Heiliges lächerlich machen, die Schmeichelei kann gefährlich werden; denn sie muß Widerspruch finden. Frankreich hat gewiß mit dem Könige, einem unglücklichen Vater, Thränen des Mitleids vergossen, aber es wird nicht, wie Herr Lafitte, dem Könige zu Füßen fallen*). Frankreich fühlt gewiß, daß Louis Philipp einstweilen noch die Garantie der Ruhe Frankreichs genannt werden kann, aber es wird nicht mit den Mitgliedern der französischen Akademie ausrufen: „Sire, Gott und Frankreich bedürfen Ihrer." Es ist nicht wahr, daß die Functionen des Königs die Functionen des Landes sind; es ist nicht wahr, wie der Charivari sagen würde, daß, wenn der König an Altersschwäche leidet, Frankreich das Bett hüten müsse, wenn Louis Philipp sich erkältet, Frankreich am Schnupfen leidet. Frankreich ist jung, blühend, lebenskräftig. Nur Louis Philipp ist alt, welk und thatenschwach. Ein Volk kann leben, wenn auch eine Dynastie stirbt.

---

*) Nach neuern Berichtigungen soll auch dieser Fußfall eines Mitglieds der äußersten Linken nicht stattgefunden haben.

Die zweite Beruhigung iſt die, daß die Franzoſen an eine Republik nicht denken, geſchweige für ſie arbeiten. Ich habe mich überzeugt, daß in dieſer Nation ſich die wirkſamſten Elemente der Ordnung, der Eintracht, des Friedens finden. Folgte man den engliſchen Zeitungen, ſo müßte jetzt in England alle Tage eine Revolution ausbrechen. England ſteht am Abgrund ſeines Verderbens, iſt die bannale Phraſe unſerer täglichen Berichte aus England. Und doch glauben wir an dieſe Revolution nicht. Warum in Frankreich nicht eben ſo gut den Lärm der Zeitungen für Schreckſchüſſe halten, in Frankreich, wo die Zunge ohnehin leichter überſprudelt, als in dem geſetzten England? Warum an eine Revolution in Frankreich glauben, da man an keine Revolution in England glaubt? Wenn mit fremdem Gelde und fremder Einflüſterung die Bourbons keine Revolution machen, die Franzoſen ſelbſt machen keine.

Ein Freund, der meine Briefe aus Paris entſtehen ſah, drückte mir beim Tode des Herzogs von Orleans ſein Bedauern aus, wie ſich nun wahrſcheinlich der größte Theil der Vorausſetzungen meines Buches verändert haben würde. Ich ſage, nichts hat ſich verändert. Ich ſage, Frankreich iſt über die geſtörte Thronfolge des Hauſes Orleans erhaben. Ich ſage, Frankreich hat die Kraft, ſich ſelbſt zu regieren. Es wird

keinen Convent, kein Directorium proclamiren, es wird weder die Bourbons, noch die Bonapartes rufen; es würde, wenn das ganze Haus Orleans nicht bestünde, sich einen Herrscher unter den Fürstenstämmen Europas suchen. Die Regentschaft kann allerdings die Veranlassung bittrer Streitigkeiten werden, der Herzog von Nemours wird allerdings sorgsam achten müssen, welcher von den Parteien, welchem von den ehrgeizigen Staatsmännern er sich in die Arme wirft. Aber daß irgend einer dieser Staatsmänner den Willen, irgend eine dieser Parteien die Kraft haben wird, über die Regentschaft hinaus die Krone selbst anzutasten, scheint mir eine chimärische Annahme zu sein.

Allerdings ist den Ministerialcombinationen ein neues Feld geöffnet. Guizot's Stellung scheint mir unter den jetzigen Umständen bedenklich zu werden. Guizot ist der Mann einer friedlichen Epoche; er wird sich immer auszuzeichnen wissen, wenn es sich um die Gestaltung eines gegebenen Stoffes handelt, um die Bildung und Befestigung gegebener Verhältnisse. Hingestellt an die Spitze einer charakterlosen Epoche, wird er dieser Epoche einen Charakter zu geben wissen. Er wird aus einer gegebenen Zeit leicht die guten und schlechten Bestandtheile sondern, aber die Zeit muß eine ihm sicher vorliegende, eine bestimmt ausgesprochene sein. Der gegenwärtige Augenblick ist dies nicht. Wenn auch unsrer

Ueberzeugung nach nichts in Frage geſtellt iſt, ſo ſcheint es doch, als könnte Alles in Frage geſtellt werden. Man hat Urſache, für einige der conſervativen Thatſachen Frankreichs zu fürchten. Man hat das beſtimmt ausgeſprochene Gefühl, daß ſich für Frankreich etwas Neues, unter dieſen Umſtänden noch nie Dageweſenes ereignet hat. Das iſt keine jener Epochen, für welche Guizot ausreicht. Mitten in eine Unruhe der Gemüther, mitten in Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen, mitten in Zeiten, wo ſelbſt die Beſten, die Friedlichſten ſich einer gewiſſen Spannung und Neugier auf das Kommende nicht erwehren können, mitten auf ein ſolches Terrain darf man Guizot nicht ſtellen. Die Beharrlichkeit dieſes Staatsmannes, ſeine Conſequenz, ſeine Abneigung gegen alles geräuſchvolle Regieren wird den Franzoſen in einem Augenblicke hinderlich ſcheinen, wo ſich in der That etwas Neues begeben hat, wo ſelbſt der gemäßigt Geſinnte, weil er einmal Franzoſe iſt, mit leicht entzündlicher Phantaſie ſich auf einen Umſchwung der öffentlichen Dinge rüſtet. Es iſt nicht damit geſagt, daß wirklich für Frankreich etwas Neues angebrochen iſt, noch weniger, daß Guizot dieſer Neuerung nicht gewachſen wäre oder daß ſie mit ſeinen Prinzipien in einen offenbaren Widerſpruch treten müßte; es handelt ſich hier nur um die ephemeriſchen kleinen Aenderungen des Standes der Dinge, um die Curio-

ſität der gegenwärtigen Sachlage. Trifft die nächſte Zukunft auf Schwierigkeiten, löſt ſich das neue Verhältniß nicht nach dem Wunſch der Betheiligten, oder auch wirft es der blos zuſchauenden Neugier der Maſſe nicht genug Unterhaltungsſtoff ab, ſo kann es nicht fehlen, daß davon die Schuld auf Niemanden anders, als Guizot fällt.

Unter dieſen Verhältniſſen ſind die Ausſichten für Thiers wieder günſtiger, als je, geworden. Thiers war bei dem Tode des Herzogs abweſend in der Provinz. Auf die erſte Nachricht kam er ſchleunigſt herbei und verſtand, ſich in der erſten Verwirrung wieder nothwendiger, denn je, zu machen. Thiers hatte zwar an dem Kronprinzen eine Zukunft, wenigſtens den Glauben, den Credit einer ſolchen, verloren, aber eine Frage wie die Regentſchaft konnte nicht ohne Vortheile für ihn ſein. Wir ſehen ihn zuvörderſt als den Vertheidiger der weiblichen Regentſchaft. Es war eine Sache der Courtoiſie, daß er ſich für die Witwe ſeines Protectors, eine Sache der Politik, daß er ſich für eine Frau entſchied. Später hat ihn Ludwig Philipp für die Regentſchaft des Herzogs von Nemours gewonnen. Der König mußte ſich ihm für den Beiſtand, den ſeine Partei in der Kammer zu leiſten verſprach, wieder verpflichteter, denn je, fühlen.

Thiers hat vor Guizot das Vorurtheil voraus, daß er mit dem Regieren behender umſpringen kann. Thiers iſt mit einem Geſetze bald fertig. Er adminiſtrirt in Bauſch und Bogen und faßt die Gelegenheit kurz beim Kragen. In Augenblicken, wo die Franzoſen auf etwas Neues geſpannt ſind, werden ſie Thiers für einen größern Erfinder halten, als Guizot. Bei allem Jungen, Neuen, Nochnichtdageweſenen hat Thiers den Vortheil, daß man an die Jugend und die Repräſentanten der Neuerung denken wird. Die neue Lage hat ihre unausbleiblichen Schwierigkeiten; dieſe ſind nicht gewaltig genug, um irgend etwas Weſentliches in Frankreich zu ändern, aber ein Cabinet dürfte wol eines ihrer unweſentlichſten Opfer werden.

Der europäiſche Friede kann ſogar von der Regentſchaft in Frankreich einen großen Vortheil ziehen. Es begibt ſich gegenwärtig in Europa Etwas, das man ſeiner tiefern Bedeutung nach, ſo auffallend die Erſcheinung iſt, noch nicht gewürdigt hat. In England herrſcht eine Königin, in Portugal eine Königin, in Spanien unter Regentſchaft ein Kind, in Griechenland ein naturaliſirter Fremdling, in Belgien ein Fremdling. Wie kommt es nun, daß Europa, trotz dieſer ſchwachen Hände, in die einige ſeiner Zügel gegeben ſind, ſich doch immer mehr in ſich ſelbſt befriedigt? Statt über dieſe ſchwache Vertretung

der monarchiſchen Ordnung Beſorgniſſe zu hegen, ſollte man im Gegentheil erſtaunen, wie tief denn doch in unſerm modernen Staatsleben das Bedürfniß geregelter Einheit und die Achtung vor der hiſtoriſchen Ueberlieferung eingewurzelt iſt. Es ſind in der That nicht mehr die Perſonen, die die Staaten regieren, ſondern die Begriffe. Es iſt die Scheu vor dem factiſch Gegebenen ſowol, wie die Abhängigkeit von einer ins innerſte Völkerleben ſchon übergegangenen theoretiſchen Nothwendigkeit, daß ſich Throne erhalten können, die nicht naturwüchſig, Scepter, die in den Händen von Kindern und Frauen ſind. Wenn ſich nun auch Frankreich unter die Herrſchaft eines Kindes begeben wird, und dies, wenn nicht alle Anzeichen trügen, geſchehen dürfte in Ruhe und Ordnung, ſo find' ich, daß ſich das monarchiſche Prinzip über die Fortſchritte, die es ſeit funfzig Jahren wieder gemacht, Glück wünſchen darf.

Von allen Seiten muß man jetzt hören, daß die phyſiſchen Intereſſen die Welt regieren. Wo man hinblickt, ſchaaren ſich die Völker um Fragen des Handels und der Induſtrie. Von unten herauf, wo der Communismus über eine gleiche Vertheilung der Lebensgüter grübelt, bis hinauf zu dem Finanzier, der über Zollſyſteme und Anleihe-Operationen nachdenkt, findet man

ehrung Gottes, dieſes höchſten Begriffes der praktiſchen Vernunft, herzuſtellen, ſo muß der Krieg aufhören, bei welchem die Völker immer gewohnt ſind, an Gott zu appelliren. Die Dankfeſte über erfochtene Siege, die Hymnen an den Herrn der Heerſchaaren (welches Kant eine gut israelitiſche Bezeichnung nennt) ſtehen mit der Idee Gottes im grellſten Contraſte.

Drittens ſtipulirt der Philoſoph, daß das Weltbürgerrecht auf Bedingungen der allgemeinen Hoſpitalität eingeſchränkt ſein ſoll, woraus ſich die großartigſten Reformen im merkantiliſchen, induſtriellen und ſelbſt ſchon im zufälligen Verkehre der Völker ergeben würden. Es iſt eine beſcheidene Forderung und beweiſt, wie wenig Kant Chimäriſches und Weitausgreifendes ſich unter ſeiner allgemeinen und ewigen Pazification vorſtellte. Kant braucht hier die ſchöne Wendung, daß er von dem „ungeſchriebenen Codex des öffentlichen Menſchenrechts“ ſpreche.

Was garantirt aber dieſe Artikel? Die Natur: denn ſie wollte proviſoriſch und hat veranſtaltet, daß die Menſchen in allen Erdſtrichen leben können; ſie hat die Menſchen in die unwirthbarſten Gegenden getrieben, um ſie zu bevölkern; ſie hat ſie endlich hierdurch genöthigt, in mehr oder weniger geſetzliche Verhältniſſe zu treten. Wenn die Menſchen gewohnt ſind, ihre zerſtörenden Kräfte gegen einander zu brauchen, ſo haben ſie auch das Intereſſe, ſie wechſelweiſe abzuſtumpfen und ſich, obgleich unwillig, zu Bürgerpflichten zu zwingen. Die Republik, ſagt Kant, iſt eine Staatsverfaſſung für Engel genannt worden: nein, entgegnet er, ſie iſt die paſſendſte ſelbſt für Teufel. Die Natur will, daß das Recht, nämlich das Uebereinkommen ſiege. Sie wird auch

unſer Zeitalter beherrſcht nur von dem einen Gedanken der materiellen Exiſtenz. Auch in Frankreich ſteht dieſe Richtung gegen alle übrigen Tendenzen bei Weitem im Vordergrunde. Iſt ſie eine gefährliche für die Moral, iſt ſie eine vortheilhafte für die bürgerliche Freiheit, die Entſcheidung mag dahinſtehen. Sie beherrſcht die Gemüther, das iſt erwieſen. Sie hat die politiſchen Geſichtspunkte verrückt, die alten Schlagwörter der Politik antiquirt, ſie hat die Leidenſchaften des Ehrgeizes und die Sucht nach politiſchen Theorien in das Bette des induſtriellen Egoismus gelenkt. Die Richtung iſt einmal da und ſie wird ſich auch für Frankreich bewähren.

Seitdem die Völker Europas angefangen haben, ſich mit geſchriebenen Verfaſſungen zu beſchwichtigen, haben die Gefahren für die Ruhe und den Beſtand der Staaten abgenommen. Die beſte Politik hat ſich in den conſtitutionellen Staaten nachgerade als die herausgeſtellt, treu dem gegebenen Worte zu handeln, die Heiligkeit des Vertrags zu ehren und unverkümmert Jedem den Vollgenuß jener Rechte zu laſſen, die ihm in den Paragraphen des Staatsgrundgeſetzes zugeſichert ſind. Die Kammern Ausdruck des Volkswillens. Die Miniſter die Beamten der Kammern. Die Krone über dem Ganzen ſchwebend als moraliſche Garantie des Geſetzes.

der Ordnung, der Gnade. Mit dieſen Prinzipien hat ſich England erhalten unter Königen, die wahnſinnig waren; mit dieſen Prinzipien erhält es ſich unter Frauen und würde es ſich erhalten auch unter Kindern. Frankreich iſt allerdings ein zäherer Stoff als England. Aber Frankreich hat wie England, wie alle Völker, ſeine Revolutionen auch deßhalb gehabt, um ihrer künftig überhoben zu ſein. Es hat ſeit 1815 in der Ausbildung des conſtitutionellen Lebens Fortſchritte gemacht und hat ſeit 1830 auch gelernt, ſogar die Repriſtinationen der Umwälzung zu überwinden. Wenn es jetzt ſeine hohe Aufgabe, auch unter einer Regentſchaft ſich als ein geordneter Staatskörper zu erhalten, durchführt, dann hat es dem conſtitutionellen Prinzip einen Sieg erfochten, für welchen ihm Europa ewig verpflichtet ſein wird.

Freunde jener intriguanten Publiziſtik, die nur aus den Trübſalen, Wirrniſſen und Unglücksfällen der Völker ihre Rechnung ziehen, werden nicht begreifen, welches Intereſſe ein Menſchenfreund haben kann, ſo vertrauensvoll auf Frankreichs nächſte Zukunft zu blicken. Es iſt dies ein Intereſſe, welches jene Gattung von Publiziſten nie verſtehen wird, das Intereſſe der Humanität. Jedem hingebenden, an die große Aufgabe der Menſchheit glaubenden Gemüthe iſt es Bedürfniß, ſich von der Zukunft Friedliches zu

verſprechen. Es war der Zweck meines Buches über Paris, nicht etwa eine Anhänglichkeit an Frankreich zu verbreiten oder irgend einem unſrer Nationalgefühle etwas zu vergeben. Nein, ich wollte jenen unglückſeligen Irrthümern und den darauf gebauten gefährlichen Maßregeln entgegenarbeiten, durch welche man Frankreich iſolirt. Räumt man ein, daß Frankreich durch eine Regentſchaft wieder an den Krater einer Revolution gerückt iſt, ſo ſetzt man aufs Neue die Reaktion in Rechte ein, die auch für uns, die Nichtbetheiligten, von den drückendſten Folgen ſein würden. Stimmt man in jene maßloſe Uebertreibung der Gefahren, die uns noch von Frankreich drohen ſollen, mit ein, ſo arbeiten wir nur jener mistrauiſchen, verfolgungsſüchtigen Politik in die Hände, die ſeit 1817 nur zu nachtheilig auf die Entwickelung des europäiſchen Völkerwohles und den Beſtand der Völkerfreiheit eingewirkt hat.

Eine Regentſchaft wird allerdings dem politiſchen Leben Frankreichs einen veränderten Charakter geben. Aber auch an dies neue Schauſpiel werden die Cabinette ſich bald gewöhnen. Wer Frankreich unbefangen beurtheilt, muß ſich geſtehen, daß der Stoff, aus dem es ſeine gegenwärtige Geſchichte bildet, kein zufälliger iſt. Und dieſer Stoff, dies politiſche Material Frankreichs iſt vor und nach dem Tode des Herzogs von

Orleans ſich gleich geblieben. Was in Frankreich ſchwankt, wird unter dem Regenten ſo gut ſchwanken, wie es unter dem Herzog von Orleans geſchwankt haben würde. Was ſteht, wird ſtehen unter Jenem, wie es geſtanden hätte unter Dieſem. Es liegt darin ein großer Troſt und eine große Beruhigung für die Menſchheit. Wer möchte nicht für die Zeiten ſprechen, wo man die wahren Helden der Geſchichte nicht mit Lorbeern ehren wird, ſondern mit Palmen!

Frankfurt am Main den 15. Auguſt 1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lar. 323 3a 1

Vermischte

# Schriften.

Von

**Karl Gutzkow.**

Erster Band.

Leipzig

F. A. Brockhaus.

1842.

Vermiſchte

# Schriften.

Von

Karl Gutzkow.

Erſter Band.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

Oeffentliches

# Leben in Deutschland.

**1838 — 1842.**

Von

**Karl Gutzkow.**

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

immer den Föderalismus (nicht die Verschmelzung) begünstigen (weil diese, wenn nicht durch Religionen, doch durch Sprache gehindert wird). Zuletzt ist Handelsgeist und alles, was die menschliche Existenz betrifft, Organ der Natur und weist auf einen Zustand der Völker hin, der zwar immer den Eigennutz, aber ungern die öffentliche Fehde begünstigt. Kant legt in dieser Ausführung ein großes Gewicht auf den Ausdruck Natur und verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß man ihm nicht etwa die Vorsehung dafür unterschiebe. Die Vorsehung gehört in den Anfang der Welt, aber nicht in den Lauf der Geschichte; denn sie bringt uns sowohl um die Zurechnung, wie um alle Principien, den historischen Effect zu beurtheilen. Ueberall in der Geschichte den göttlichen Concursus zu sehen, ist eben so widersinnig, als wenn man sagte, dieser Kranke ist zunächst durch den Arzt, im Uebrigen durch Gott genesen. Diese Redensart hat immer nur Sinn, wenn man sagt, Gott schuf den Arzt und gab ihm Verstand, seine Kunst zu erlernen. Gott bei jedem Pulver, das dem Kranken eingeführt wird, mit einzurühren, bringt uns zuletzt um alle Standpunkte der gesunden Beurtheilung.

Kant reihet an diese Ausführung Betrachtungen über das Verhältniß der Moral zur Politik und sondert den moralischen Politiker sehr aufrichtig und tüchtig von dem politischen Moralisten ab. Als die Maximen des letzten bezeichnet er die drei alten Klugheitsregeln: handle erst und entschuldige dann! Was du thatest, läugne! Theile und herrsche! Der Triumph der Moral bei diesen Sätzen ist die Schlangenwendung, ist die Furcht vor dem, was unläugbar ist und der Schein der Gerechtigkeit, den sich das Unrecht zu geben sucht. Hieraus folgert Kant die transcendentale Formel des öffentlichen

# Vorwort.

Wenn dieſe kleinen Schriften dem Leſer ſo erfreulich ſein ſollten, wie ihre Zuſammenſtellung dem Verfaſſer belehrend war, ſo hätten ſie ihren Zweck in gleichem Maaß erreicht.

Sie enthalten die Quinteſſenz einer mehrjährigen journaliſtiſchen Thätigkeit. Sie noch einmal überleſend, feilend, ordnend, konnte der Verfaſſer über ſich und ſeine Zeit die ernſteſten Betrachtungen anſtellen. Von all unſerm Wirken und Schaffen, von allem Denken ſelbſt und Meinen — wie viel gehört doch dem Augenblick! Wie beruhigt ſich die Leidenſchaft, wie dunkeln die einſt ſo friſchen hellen Farben nach! Wofür wir nur in Haß erglühten, wie

läßt es jetzt uns kalt! Was uns früher gefahrvoll ſchien, würden wir jetzt belächeln. In Vielem, was unſre ganze Seele füllte, würden wir Noth haben, uns wieder zu erkennen.

Die beſchämenden Reſultate einer ſolchen Selbſtprüfung werden aber aufgewogen von den erhebenden. Während die Welt an unſerm Innern zerrt, während die Glieder unſres innerſten Menſchen von tauſend Feltern aus ihren Fugen gerenkt werden, während oft uns Augenblicke überkommen, wo es uns iſt, als ginge unſer ganzes Seyn auseinander und löſte ſich der Bau und die Harmonie unſres Weſens in wilde und unzuſammenhängende Diſſonanzen auf — wie tröſtend iſt da ein Rückblick auf die Vergangenheit! Man fühlt ſich wieder einig mit ſich ſelbſt, man ſieht durch alle noch ſo vereinzelten Spuren unſrer Thätigkeit ſich hindurchziehen einen einigen, feſten, redlichen Willen, einen ſtarken unbeſtochenen Glauben, eine ſichre, Muth und Freude ſpendende Hoffnung. Was wir heute denken — o, wir haben es immer gedacht: was wir heute lieben, wir haben es immer geliebt. Das, was uns beſchämte, war nur die flüchtige Form; was uns erhebt, iſt der unwandelbare Inhalt.

Möchten dieſe Blätter dazu beitragen, ausgleichend und vermittelnd auf das Urtheil der Mitwelt einzuwirken! Wir ſäen ja alle nur und harren des Tages der Garben.

Hamburg, den 15. Januar 1842.

G.

# Inhalts-Verzeichniß

des

## Ersten Bandes.


| | Seite |
|---|---|
| Ueber die Entsetzung des Erzbischofs von Köln und die Hermes'sche Lehre . . . . . | 1 |
| Streifzüge in der Kölner Sache . . . . . | 34 |
| Leo's Sendschreiben an Görres . . . . . | 50 |
| Görres' Triarier . . . . . | 57 |
| Leo und die Hegelingen . . . . . | 64 |
| Leo und Ruge . . . . . | 84 |
| Offenes Sendschreiben an den Fürsten zu Solms-Lich . | 93 |
| Das Gutenberge-Album . . . . . | 120 |
| Tagebuch aus Berlin . . . . . | 152 |
| Deutschlands Gegenwart. 1841 . . . . . | 240 |

Oeffentliches

# Leben in Deutschland.

**1838 – 1842.**

Ueber

# die Entſetzung des Erzbiſchofs von Köln

und

# die Hermeo'ſche Lehre.

Napoleon auf St. Helena verſöhnte Die, welche nach dem Brande von Moskau und dem Rückzuge über die Bereſina kein Mitleid für ihn hatten; Hildebrand, in der Verbannung von Salerno, ließ die Winternacht von Canoſſa vergeſſen; ja ſelbſt Karl X. in Prag und Grätz löſchte die Thorheiten des Grafen von Artois, löſchte die Wiederherſtellung der Jeſuiten aus. So ſoll uns auch keine Parteimeinung und Leidenſchaft beſtimmen, von dem Bilde des greiſen nach Minden abgeführten Prieſters jene poetiſche Färbung zu nehmen, die in der That auf dem apoſtoliſchen Trotze des Mannes liegt. Es rührt, ihn ſich mit ſeinem heiligen vom Papſt gekauften Pallium zu denken, das, gewebt von Nonnen, eingeſegnet in der Peterskirche, ihm ins nicht ferne Grab folgen wird. Es rührt, eine Kraftnatur zu ſehen, wie die Wellen des Schickſals über ſich zuſammenbrechen läßt und ihren Troſt darin

findet, daß ihr alle Stürme nicht den Segen vom Haupte wehen können, den ein Stellvertreter Chriſti darauf mit heiliger Hand zurückgelaſſen hat. Ein eignes Zuſammentreffen des Namens —! Der ſtarre Mann wollte den Fiſcherring ſeiner geiſtlichen Würde nicht in die hohe Fluth des Schickſals werfen und ſich ſchämen, wenn er einſt bei angenommener Entſchädigung in einem Karpfen an ſeiner reichbeſetzten Tafel das heilige Polykrateszeichen wieder erblickt hätte. Er warf dieſen Ring, der freilich ein Glied in der Kette des Aberglaubens werden ſollte, nicht in die erzürnte Fluth und muß uns groß erſcheinen — trotz ſeines Verbrechens gegen das Jahrhundert.

Die Entſetzung des Herrn von Droſte-Viſchering iſt ein Ereigniß, das vielleicht nur wenig ſichtbare Thatſachen zur Folge haben wird. Die Preußiſche Regierung wird wohl bedacht ſein, dieſe außerordentliche Maaßregel wieder in das Gleis einer ebenmäßigen, ſtetig fortſchreitenden Staatsentwickelung zurückzulenken. Allein in moraliſcher Rückſicht bilden ſich andre Betrachtungen. Es ſcheint faſt, als hülfe ſich zuweilen der Zeitgeiſt ſelbſt durch Exploſionen des gefährlichen Gaſes, das ſich hier und dort in der Atmoſphäre bildet; es ſcheint faſt, als müßten alle Stichwörter des Parteiweſens, alle annähernden Berechnungen der nächſten und entfernteren Zukunft einmal ineinandergewirrt werden und die allmächtige Kraft Gottes erfahren. Wer geſtern unſer Gegner war, wird heute unſer Verbündeter; die Waffe, die uns tödten ſoll, be-

Rechtes: daß jede Handlung ungerecht iſt, deren Maxime ſich nicht mit der Publicität verträgt. Kant nimmt alſo die Publicität als das öffentliche Gewiſſen, als den kategoriſchen Imperativ der Geſchichte. Seine Folgerungen aus dieſem Satze ſind nicht verbindlich genug; denn was ſchützt hier vor der dreiſten Stirn, mit der ſich alles, ſelbſt das Ungerechteſte, zur Oeffentlichkeit drängt! Die Kunſt der politiſchen Sprache, die wohlredneriſche Publiciſtik unſerer Zeit, konnte der Philoſoph des ſchlechteſten Styles nicht ahnen, Pütter und Schlözer konnten ihm ſchwerlich einen Begriff von dieſen Manifeſten beibringen, welche in unſern Tagen die Armeen und die Cabinette verfaßt haben. Für unſre Zeit ſcheint nichts ſo gebrechlich zu ſein, dem ſich durch die Sprache nicht wieder aufhelfen ließe. Die Conſequenzen, welche Kant aus ſeinem Grundſatze der Publizität ziehet, ſchweben in der Luft und ich weiß nicht mehr, von welcher Seite ich einen Grundſatz, wie den folgenden, anſehen kann: „Alle Maximen, die um ihren Zweck nicht zu verfehlen, der Publizität bedürfen, ſtimmen mit Recht und Politik vereinigt zuſammen.“ Hier ſcheint es, daß Kant nach einer Brücke ſuchte, um ſich aus ſeinen Alpenregionen wieder in die irdiſchen Thäler zurückzufinden.

Nur des „geheimen Artikels“ zum ewigen Frieden erwähn' ich noch, obgleich ein Geheimniß öffentlichem Rechte widerſpricht. Kant will, daß die zum Krieg gerüſteten Staaten über die Möglichkeit des Friedens immer erſt die Maximen der Philoſophen zu Rathe ziehen ſollen. Kant dachte hierbei gewiß nicht an eine beſondere Bevorzugung ſeiner Wiſſenſchaft oder wie ein junger Philoſoph des Tages von ihr und ſich geſagt hat, ſeiner Profeſſion, ſondern ihm

schützt uns; wen ich kaum verklagen wollte, der giebt mir die Botschaft, daß ich mein Recht gewonnen habe. So sind hier die falschen Bundsgenossenschaften, welche bald die Demagogie, bald die Reaktion eingegangen, einmal recht zum Vorschein gekommen: das gleichartigst Scheinende wurde sich im Moment entfremdet; der Blitz fuhr herab, theilte sich, und erschlug die, so unter Bäumen standen, während der Hirt auf dem Felde verschont blieb. So hilft sich öfters die Geschichte. Sie zwingt — wie auch die Hannöverschen Angelegenheiten zeigen — wohlmeinenden Fürsten das Geständniß ab, daß es eine weltliche Reaktion gäbe, die Niemanden nützt und Allen schadet; und durch ein Ereigniß, wie das in Köln, wird nicht weniger bewiesen, daß die geistliche Reaktion und Erhaltungspolitik in ihrer Art eine eben so große Demagogie ist, wie die, welche die politischen Leidenschaften schürt. Wohl aber dem Manne, der in einer solchen Auflösung scheinbarer Freundschaften, in dieser chemischen Zersetzung der Meinungen und Theorieen des Tages, in diesem unwillkürlichen Dienste, den sich feindliche Parteien leisten müssen, indem Einer sich des Andern, um gerechtfertigt zu sein, bedienen muß, die mit göttlichem Humor waltende Hand der Geschichte sieht und vertrauensvoll zur ewigen Sonne aufblicken kann!

Preußens Entschluß ist eben so kühn, wie gedankenreich. Die Regierung kann nicht vermeiden, daß das Ereigniß von verschiedenen Seiten angesehen, ja selbst sogar

ihre Auffassung, in dem ganzen Vorfall nur einen Akt der Souveränität geben zu wollen, gegen eine umfassendere und mehr als ein bloßes Staatsvergehen in die Betrachtung ziehende vertauscht wird. Nachstehende Bemerkungen versuchen es, das denkwürdige Ereigniß an Vergangenes und Gegenwärtiges zu knüpfen und dem Publikum einen sichern, bequemen und anmuthigen Ort zu zeigen, von welchem aus dieser Vorfall sich deutlicher abrundet, tiefer erklärt und in die Zukunft hellere Schlaglichter wirft.

Der vorige Erzbischof von Köln, Graf Spiegel von Desenberg, war nur um wenig älter, als Herr von Droste-Vischering, und dennoch hatte er in der Geschichte seiner Zeit andere Erfahrungen gemacht. Graf Spiegel hatte die Revolution erlebt, er hatte die ungeheure Gefahr ermessen können, welche die katholische Kirche in Frankreich lief, er sah das dünne Haar, an welchem der Schlüssel Petri hing. Zu gleicher Zeit drohte auch der katholischen Kirche Deutschlands, wenigstens den fortdauernden Römischen Beziehungen, nicht geringe Gefahr. Während sich in Frankreich die gallicanische Kirche ausbildete, hätte durch die Emser Punktation leicht eine deutsch-katholische Kirche, in völliger Unabhängigkeit vom Papste, entstehen können. Die deutschen Bischöfe würden, ohne die Gefahr der nahenden kriegerischen Stürme, welche ganz Europa erschüttern sollten, einen Bund geschlossen haben, dessen letzte Spitze allerdings die moralische, aber nicht mehr die hierarchische Kraft des

Papstes gewesen wäre. Wer solche Stürme erlebt, wer Nationen gesehen hat, die erst ihren Glauben an Gott durch Dekrete wiederherstellten, konnte sich wohl beruhigen, wie die Zeit allmälig wieder von religiösen Interessen erwärmt, wie der Sieg über Napoleon auch überall die Veranlassung zu einer sanftern Stimmung der Gefühle wurde; konnte sich beruhigen, wenn er Fürstenbündnisse auf den Grund des dreieinigen Gottes geschlossen, religiöse Institutionen mit heiliger Scheu wiederhergestellt, Zumuthungen übertriebener Neuerungssucht, z. B. in Sachen des Cölibats, vom Staate mit würdiger Sorgfalt für die Interessen der katholischen Kirche zurückgewiesen sahe. Der vorige Erzbischof hatte eine so entschiedene Einsetzung der katholischen Kirchenverfassung in ihren frühern Stand erfahren, daß er selbst Sorge trug, ihr die Bedingung des Zeitgemäßen zu geben. Er stellte sich, ein sanfter, toleranter Priester, an die Spitze jeder nützlichen, nothwendigen Reform, hatte unbedingtes Vertrauen zur religiösen Stimmung des Preußischen Ministeriums, und ich kann sogar nicht umhin, Worte hier anzuführen, die er zu einem meiner Freunde, einem jungen israelitischen Gelehrten, sprach, dem der Staat so lange nicht entgegen kam, als er sich nicht wollte taufen lassen. „So lange der Staat Sie verstößt," sagte der würdige Greis, „sollen Sie sehen, daß die Kirche noch toleranter ist. Lassen Sie sich taufen, wenn Sie's vor Ihrem Gewissen verantworten können. Wär' ich Jude, ich würd' es nicht über mich ge-

winnen können, weil es mir scheint, als bekäme Jeder mit den Umständen seiner Geburt auch eine eigenthümliche Lebensaufgabe. Jeder werde das mit Vollkommenheit, was ihn Gott werden ließ! Es würde mich als getauften Juden immer betrüben, wenn man denken könnte, ich hätte meinen Glauben irdischer Vortheile wegen verändert." Der junge Gelehrte hatte sich, so lange der Erzbischof lebte, seiner thätigen Unterstützung zu erfreuen.

Die Ansichten des Herrn von Droste-Vischering haben dagegen einen ganz andern Anlehnungspunkt, haben ein ganz spezielles Terrain, in dessen bekannten Gränzen sie sich bewegen. Wer mit unserer innern Literaturgeschichte vertraut ist, wird wissen, welche eigenthümlichen Gedanken- und Gefühlsreihen sich an das geistige Leben Münsters anknüpfen. Es ist mir schon oft so erschienen, daß es eine verdienstliche Arbeit für den Ausbau unserer Literaturgeschichte sein würde, wenn man einmal versuchte, aus Briefwechseln und Traditionen jene verschiedenen Lebenskreise zu zeichnen, in welchen sich zu verschiedenen Zeiten die bedeutenderen Persönlichkeiten und Tendenzen unserer Literatur bewegten. So würde eine Darstellung der familiären Beziehungen, die unter Jacobi Pempelfort, zur Zeit des Reimarus Hamburg, zur Zeit der Schiller und Göthe Weimar und Jena, zur Zeit der Schlegel Berlin und zur Zeit der Brentano, Arnim und Görres Heidelberg hatten, einen weit lebenvolleren Blick in die Entwickelung des deutschen Ge-

dankens und unserer Dichtkunst werfen lassen, als die chronologisch abgerundete Literaturgeschichte, wo nur das Gewordene, nicht das Werdende, gezeichnet wird. In dieser geistigen Territorialstatistik würde auch Münster eine bedeutende Rolle spielen müssen. Münster bildete die Reaktion einer gefühlvollen Ohnmacht, einer schönseeligen Entkräftung gegen das ursprünglich so genialische Pempelfort, wo die Kreise Jakobis sowohl Göthes unbefangene und poetische Leichtfertigkeit, wie die witzige Frivolität eines Diderot, ja später sogar die kunstenthusiastische Ueberschwänglichkeit eines W. Heinse in ihrer Nähe duldeten, wo sich alle schöpferischen Tendenzen der werdenden deutschen Literatur damals durchkreuzten, wo die Kühnheit der Gedanken durch den Adel der Stirn, auf der sie geschrieben waren, durch das griechische, klassische Gewand, in welche man sie kleidete, entschuldigt wurde. Es ist bekannt, daß diese schwärmerische Stimmung später ihre griechische Freiheit verlor und daß z. B. Göthe in den Revolutionsjahren in Pempelfort seine Vorstudien machen konnte, um in Münster Niemanden zu verletzen; denn alles war auch da plötzlich Sinnpflanze geworden, jeder Scherz beleidigte, jeder Spott auf die sentimentale Vergangenheit machte Nervenzuckungen. In Münster selbst waltete die Fürstin Galitzin, die seelenverschmelzende Philosophie und platonische Liebe eines Hemsterhuis neben ihr, Hamann, verkümmert, dunkel geworden und bald an dem fremden Klima sterbend, und noch viele andere Anempfindler und schaamhafte Mimosen,

alle ein geistreich pietistisches neues Jerusalem bildend. Später kam noch der katholisch gewordene Stollberg hieher, und mancher Convertit, der sein Glück machen wollte, und es weniger redlich meinte, wie der ehemalige Freund Vossens. Dies waren die Elemente, das Material; hieraus konnten Priester und geistliche Autoritäten etwas für die Kirche und das Leben formen. Münster ist Sitz einer ansehnlichen geistlichen Administration, eine katholische Universität, eine Provinzialhauptstadt. Von hier aus durften energische Naturen eines Erfolges gewiß sein, wenn sie sich entschlossen, ihren Theorieen nun auch thatsächliche Unterlagen zu geben.

Wer möchte läugnen, daß Alles, was von dieser Partei in der katholischen Kirche und namentlich in der Wiederbelebung des starren Dogmas ausging, den Reiz einer geistreichen Ergründung, ja den Reiz der Poesie im höchsten Grade besitzt? Trocken und dürr steht die Hermes'sche Lehre neben den katholischen Philosophemen eines Franz Baader. Diese neue speculative katholische Philosophie brennt, wie die mystische Rose des Eingangsportales zu einem Dome, in hundert Farben. Die tiefste Sinnigkeit hat sich hier mit der gläubigsten Naivetät vermählt: ein Gemisch des tiefsten Ernstes und eines bedeutsamen Spieles, gleicht diese Dogmatik jenen wunderlichen plastischen Verknüpfungen, welche sich auf der Architektur des Mittelalters finden, jener gläubigen Unschuldswelt, wo Scherz und Ernst den gleichen Eindruck einer innigen

Offenbarung machen. Wenn alle Religion eine Gemüthsstimmung ist, und nichts unsern Sinnen so wahr erscheint, als die unschuldigen Täuschungen der Poesie; wer möchte diese Art, das Christenthum und die Tradition zu begreifen, nicht zu seinem Glauben, zu seinem Rosenkranze machen! Die moderne geistreiche katholische Mystik ist eine verspätete Blüthe des Mittelalters. Sie ist schön und rührend, wie das malerische Abendroth der untergehenden Sonne.

Nun ist aber in dem Grade Niemand unschuldig, daß er nicht auch seinen Lilienstengel zum Scepter machen würde, wenn er wüßte, sich ein Reich damit zu erobern. Die geistreichen Dichter und Philosophen sind bei ihren mystischen Phantasmagorieen nicht stehen geblieben; nicht bloß an den Wänden kleiner Waldkapellen wollten sie sie gaukeln lassen, sondern an den Wänden der Kathedralen, der Münster, der Peterskirchen. Sie pilgerten nicht bloß barfuß und mit dem Muschelhute, wie Clemens Brentano, gen Rom, um dort gewesen zu sein und die Zehe des Papstes geküßt zu haben: sondern sie bringen ihm auch Briefe mit, die in ihrem Wanderstab verschlossen waren; sie bieten ihm die Fäden eines neuen Verbandes mit der deutschen Kirche an, die ein wenig dauerhafter und fester sind, als die Fäden der Concordate. Sie schildern die Hirtenlosigkeit der katholischen Heerde in der Heimath, die Abhängigkeit der Bischöfe von den Landesherren, die Kühnheit der Ständeversammlungen, welche die Abschaffung des Cöli-

hats beantragen, den Rationalismus der vom Staate geduldeten Univerſitätslehre, und bieten dem Papſte eine Macht an, die dieſer in Frankreich, Spanien, Portugal, überall verloren hat. Deutſchland, die Wiege der Reformation, Deutſchland, dem Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel gehören, ſoll Römiſchen Prieſtern überantwortet werden, welche unſere Sprache, unſere Sitten, unſere Wiſſenſchaft nicht verſtehen. Illuſionen ſollen uns an die grünen Hüte und rothen Strümpfe der Cardinäle feſſeln. Einer raffinirten Auffriſchung der verloſchenen Farben des Mittelalters, Prieſtern, die aus dem Zuge der Zeit längſt heraus ſind, Italiänern, die die Gründe unſrer poetiſchen Hingebung nicht verſtehen, ſollen wir die geiſtige Größe unſres Vaterlandes, die Höhe unſrer Bildung, ſollen wir die naive Thorheit unſres einmal an Autoritäten ſo gern ſich feſſelnden Gemüthes opfern!

Ich ſpreche nur von dem Tieferen und Edlen, was ſich bei dieſer Betrachtung aufdrängt und verſchweige die Intrigue, den Ehrgeiz, überhaupt die ſchlechten Motive. Die bloße Annahme, als triebe Aberglauben und ſtörriſcher, formeller Fanatismus zu jenen Römiſchen Umtrieben, ſcheint für unſer Zeitalter zu demüthigend, als daß man nicht nach edlern Beweggründen für ſie forſchen ſollte. Indeſſen darf man ſich nicht Alles, was in dieſer Rückſicht ſich hat geltend machen wollen, zu ſchönem und entſchuldigendem Lichte ausmalen. Wer kann den Einfluß der

Jesuiten berechnen? Wer jene Andeutung über den Zusammenhang mit Belgischen Priesterumtrieben? Wer kann bei Herrn von Droste nachweisen, in wiefern sich nicht Westphälischer Ritterschaftsstrotz und feudalistischer Privilegiengeist in seine Opposition gegen die Regierung mischt? Unerwähnt aber darf nicht gelassen werden, daß zwischen München und Köln Würzburg und Aschaffenburg in der Mitte liegen, zwei katholische Nester, wo die lichtscheusten Eulen ausgebrütet werden, die man nach Athen zu Markte tragen will, wo Weltpriester, Klostergeistliche und Laienbrüder eine Verschwörung eingegangen zu haben scheinen, die Politik auf den erbärmlichsten Servilismus, und die Religion auf den abscheulichsten Aberglauben zurückzuschrauben. Ein Beweis, daß hier alle höhere geistige Zurechnung aufhört und die reaktionären Umtriebe nur eine umgekehrte Demagogie sind, die sich lediglich im Geiste des Widerspruches gefällt, liegt z. B. darin, daß Herr von Pfeilschifter bei jenen Artikeln gegen Preußen nicht unbetheiligt ist, und zweitens daß das Hauptorgan derselben, die Würzburger Zeitung von einem getauften Juden redigirt wird, der früher ein so großer Revolutionär, wie jetzt Conservativer ist*). Der Ultra-

*) Dieser Herr redigirte früher in Regensburg eine Zeitung, die die Regierung unterdrücken mußte. Seitdem wurde er katholisch, schrieb die papistisch gedachten Briefe über Irland (bei Cotta) und treibt nun sein Wesen in der Würzburger Zeitung. Er heißt Zander.

Royalismus ist so gut eine Revolution, wie der Jacobinismus. Jener würde keines der Mittel verschmähen, welche dieser zu gebrauchen pflegt. Männer, wie Pfeilschifter, J. Jacoby, die Herausgeber des Berliner politischen Wochenblattes, die Souffleure der neuesten Hannöverschen Politik, machen mehr Unruhe im Lande, als der Liberalismus, mit dem sich die Regierungen jetzt verbünden müssen, weil Vorgänge, wie die Kölner, nur von ihm richtig können gewürdigt und aufrichtig gebilligt werden.

Sehr scharf trennen sich nun von allen diesen Tendenzen innerhalb der katholischen Kirche zwei andre, von denen die eine mehr indifferent geblieben, die andere entschieden mit der päpstlichen Parthei in Conflikt gerathen ist. Jene ist die Richtung, die Möhler der katholischen Theologie gegeben hat, eine mehr historische, wo es leicht ist, die wunden Stellen der Tradition zu umgehen; dies die Lehre von Georg Hermes.

Wollte man die Hermes'sche Richtung ganz einfach mit der Bezeichnung: Sie ist der Rationalismus in der katholischen Theologie! entlassen, so würde man ihr, je nachdem man den Rationalismus versteht, entweder zu viel oder zu wenig Ehre anthun. Sie ist tiefer und ernster als die gewöhnliche Aufklärung: und wiederum nicht so tief, nicht so freisinnig, wie eine religiöse Philosophie, die allein auf den göttlichen Theil der Vernunft begründet wäre. Wenn etwas durch sein Gegentheil besser, als durch sich selbst erläutert wird und die Polemik einer Schule die

ſchwebte entweder nur ſein Ideal vor oder eine Nachfolge auf dem philoſophiſchen Katheder, welche nicht zu Hofe ging oder den Satz aufſtellte, daß das Himmliſche erſt am Staate ſeine Wahrheit fände. Diejenigen, welche Kant Philoſophen nannte, mögen demnach jene einzelnen aufgeklärten Köpfe ſein, welche ſich zwar noch nicht zu Phalangen, oder wie Kant ſagte, zu einer Propaganda ſchaarten, die aber zerſtreut hier und dort geſäet, unter ſich ohne es zu wiſſen eine geſchloſſene Kette bilden, welche Studium der Geſchichte, Achtung vor Menſchenwerth und der Genius des Jahrhunderts zuſammenhält. Dieſe Männer wird Niemand berufen und ſie fragen; aber der Verkehr zwiſchen ihnen und den Machthabern iſt dennoch unſichtbar vorhanden. Man ſiehet Schriftzüge an der Wand, ohne den Griffel, der ſie zeichnet.

---

Selbſt auf die Gefahr hin, mein Thema nur zu verdächtigen, kann ich doch nicht verſchweigen, daß auch — Rouſſeau über den ewigen Frieden geſchrieben hat. Wo es etwas zu träumen giebt, wird Rouſſeau nicht fehlen. Sein Project zum ewigen Frieden übertrifft die Entwickelung Kants zwar nicht an Schärfe der Diſtinctionen, wohl aber an Enthuſiasmus und Schmelz der Darſtellung. Rouſſeau dehnt die Garantie dieſes Ideals, welche Kant in der Natur findet, noch weiter aus, indem er das Natürliche genauer beſtimmt. Er entwickelt die Tendenzen der europäiſchen Cultur, die Reſultate der modernen Civiliſation und legt dabei einen beſonders ſcharfen Accent auf das Chriſtenthum, welches eine Religion der Verſöhnung und des Friedens wäre. Auch für unſre modernen Theorieen, welch mit dem alten Axiom: Krieg iſt der Vater aller Dinge, die Nationen beglücken wollen und

Schule deutlicher schildert, als ihr System, so läßt sich schon ein tiefer Blick in die Hermes'sche Lehre werfen, wenn man weiß, was sie hauptsächlich zu vermeiden sucht. Sie will gerade jene geistreiche spekulative Dogmatik des Tages vermeiden, weil ihr diese das Christenthum und insbesondere den Katholizismus nur als ein Gefäß für einen anders woher genommenen beliebigen Inhalt zu halten scheint. Hermes verfolgt jene moderne Mystik, die ihre Phantasieen in die kirchlichen Dogmen übertrug und weit mehr für ihre poetischen Einfälle, als die Traditionen der Offenbarung, denen jene nur scheinbar zu Gute kommen, eingenommen ist. Hermes greift deshalb schon in der historischen Entwickelung der dogmatischen Methode alle Uebertragung fremdartiger Spekulationen in die Reinheit des christlichen Lehrbegriffes sehr heftig an und behandelt sogleich den Clemens von Alexandrien, wegen dessen confuser Mischungen verschiedener Bildungselemente, mit einer sehr freimüthigen Geringschätzung.

Inzwischen ist die Hermes'sche Lehre zu so großer Bedeutung gekommen, daß wir uns gewiß den Dank unsrer Leser verdienen, wenn wir ihnen die wesentlichen Bestimmungen und Eigenthümlichkeiten derselben klar und ohne Voraussetzung gelehrter Hülfskenntnisse auseinandersetzen.

Wir Protestanten sind gewohnt, den Werth irgend einer Auffassung der katholischen Glaubenslehre nach dem Grade zu beurtheilen, in welchem sie sich entweder der Philosophie oder der Reformation nähert. Je mehr Zu-

geſtändniſſe uns der katholiſche Geiſtliche macht, für deſto aufgeklärter halten wir ihn. Sehen wir ihn behend auf ſeinen ſeidenen Strümpfen, heiter in Geſellſchaft der Frauen, lächelnd, wenn von dem Cölibat die Rede iſt, gleichgültig, wenn er von ſeinem Amte, wenn er von der Stellung der Hierarchie ſpricht; ſo pflegen wir einen ſolchen Kaplan oder Domvikar geiſtreich, gebildet, aufgeklärt zu nennen. Wir halten dafür, daß ihn nur äußere Umſtände verhindern, ein läſtiges Joch abzuſchütteln, daß er nicht der Letzte beim Uebertritt ſein würde, wenn andre nur die Erſten ſein wollten, und es giebt katholiſche Geiſtliche genug, die dieſe proteſtantiſche Geſinnung beſtätigen. Indeſſen iſt dieſer Maaßſtab, die Katholiken zu beurtheilen, unbillig und in Betreff der Wiſſenſchaft durchaus unzulänglich. Hermes iſt nirgends geneigt, ſeinem Glauben, dem Lutherthum gegenüber, irgend etwas zu vergeben.

Im Gegentheil beſeelte ihn ein Eifer gegen die Proteſtanten, dem er, wenn er aus angeborner Leidenſchaft verrührte, eine künſtliche Unterlage zu geben wußte. Es iſt ein theoretiſch-dialektiſcher Widerwille, den Hermes am Proteſtantismus empfindet. Er wirft ihm ein ſcholaſtiſches Verfahren in der Methode vor, er zeiht ihn eines formellen Mechanismus, mit dem er äußerlich verbinden wolle, was nur organiſch zuſammenhängen könne. Ueber die Anſicht Luthers vom Abendmahl bricht Hermes den Stab, wie wir es über irgend eine Grille der ſcho-

laſtiſchen Philoſophie thun würden. Er hat hier ſogar einen Vorſprung vor Luther voraus, da wir geſtehen müſſen, daß *ſeine* Theorie weit natürlicher erſcheint, und die katholiſche Kirche, deren Satzungen Hermes überall nur wiedergeben will, Bewunderung verdient, wenn ſie *darin* etwas Natürliches ſieht, worin Luther durchaus nur etwas Geheimnißvolles ſehen wollte. Hermes hat den Vorſprung, daß der Proteſtantismus die Lehren der Dogmatik vereinzelt und jede nach den ihm grade zu Gebote ſtehenden Mitteln zu erklären ſucht. Die hiebei vorkommenden Fehler der Methode laſſen nicht ſelten Widerlegungen zu, die um ſo ſchlagender ſind, jemehr ſie ſich auf den Erweis eines vom Gegner angewandten logiſch-mechaniſchen Verfahrens ſtützen. Hermes überflügelt (z. B. bei der Frage über die Taufe oder die Seeligkeit der unmündigen Kinder) nicht ſelten den Proteſtantismus an Freimuth, wenn man auch hinzufügen muß, daß er dieſe Erfolge nur einer unbewachten Stellung des Gegners, nicht einem im Großen und Ganzen freimüthig angelegten und auf eine mit der Philoſophie vermählten Theologie gegründeten Syſteme verdankt.

Die Wege, auf denen man zum Glauben kommt, ſind zahlreich und geheimnißvoll. Einer aber unter ihnen iſt auch der, daß ſich von einem einzelnen in unſerm Herzen oder Verſtande erleuchteten Punkte aus eine Helle über unſer ganzes Gemüth verbreitet, die alle unſere Sinne

blendet. Wer in dem Syſtem eines Philoſophen einen Paragraphen entdeckte, der ihm wie eine längſt geahnte und geſuchte Thatſache entgegen tritt, der all ſeine Gemüthskräfte aufrüttelt und dem Unbewußten, Schlummernden ſchnell eine erleuchtende Beziehung giebt; wird der auch nicht für das Ganze gewonnen ſein? Er wird vielleicht die große Pforte vermeiden, über welche der Philoſoph ſelbſt geſchrieben hat: Hier iſt der Eingang in meine Myſterien! aber einen Nebeneingang ſucht er ſich und kommt in das innere Heiligthum, wenn auch auf originellem, nicht ſyſtematiſchem Wege. Wie viele derartige Schüler hatten nicht Schelling und Hegel! Und wie viel begeiſterte Jünger ſtrömen nicht Chriſtus noch immer auf dieſem Wege zu! Sie nehmen ihren Weg weder durch die Sakramente der Kirche noch durch die Capitel des neuen Teſtamentes, ſondern, wie Saulus, haben ſie auf dem Wege nach irgend einem zufälligen und der Religion ganz abgewandten Damaskus plötzlich eine Lichtoffenbarung am Wege, die ſie blendet und ihnen für Alles ſo den Glauben giebt, daß ſie das Einzelne nicht mehr ſehen. Dichter wenden ſich zu Chriſtus, weil ſie in der Bibel ächte Poeſie finden, Künſtler, weil ſie eine Oſternacht in der Peterskirche feiern ſahen. Wer einen Freund gewinnt, liebt auch deſſen Freunde. Wen ich als Gatte heimführe, dem werd' ich bis in das fernſte Glied ſeiner Familie verwandt. So ſah' ich manchen geiſtreichen Mann, dem der Ruf nachſagte: Er iſt ein Myſtiker! Er war es in hun-

dert Sachen, weil er in einer einmal durch Myſtik unendlich ſelig geworden war.

Auf Hermes angewandt, ſoll dieſe Erfahrung die Möglichkeit beweiſen, wie erſtens eine am Proteſtantismus entdeckte Blöße einem Denker den Fanatismus geben kann, über ſein Ganzes den Stab zu brechen, und wie zweitens einige Sätze aus dem katholiſchen Lehrgebäude, die Hermes mit ſeiner Verſtandes-Dialektik zu beweiſen vermochte, einen ſolchen Glanz über die ganze dogmatiſche Reliquien-Pyramide bei ihm werfen können, daß wir (unbefangene Laien!) ſtaunen müſſen, den Lehrer auch da überwältigt zu ſehen, wo unter unſeren proteſtantiſchen und gar erſt philoſophiſchen Füßen ſchon der Boden des Glaubwürdigen wanken dürfte. Ja es iſt faſt, wenn man Hermes mit ſo viel Berufung auf die Philoſophie hier, und mit ſo viel Gleichmuth bei gewiſſen ſo transcendenten Dogmen dort auftreten ſieht, als müßte man fragend ausrufen: Iſt es naturgemäß, daß wir Freiheiten, die wir uns in dem Einen erlauben, doch immer noch wieder durch blinde Abhängigkeit im Andern erkaufen müſſen! Wenigſtens iſt die Thatſache erwieſen, daß wir in Hermes' dogmatiſchem Syſteme bald die trockne Vernunft eines Kant zu erkennen glauben, bald die reformatoriſche Myſtik eines Tauler, bald aber auch die ſchematiſtiſch ſtarrſte Tradition, wie ſie nur in den Compendien eines Stattler, Dobmayer und Andrer auch zu finden iſt.

Hermes' Dogmatik giebt den geſammten Stoff der ka-

tholiſchen Tradition wieder. Da iſt keiner der alten Ausdrücke der Kirchenväter, keine Beſtimmung der Concilien umgangen. Wir haben das geſammte Material vor uns, und es iſt ein mannigfachbeſtimmter Geiſt, der darüber in der neuen Methode ſchwebt. Man kann nicht ſagen, daß Stoff und Behandlung bei Hermes ſo innig verſchmolzen wären, wie etwa bei Schleiermacher die ſubjektive oder bei Marheinecke die objektive Behandlung des Chriſtenthums. Ein ſcharfer ſchneidender Zugwind weht oft zwiſchen dem todten Material und dem warmen Munde, der es durch ſeine Beredſamkeit und ſeinen Scharfſinn beleben möchte. Hermes ſuchte ſein Hauptverdienſt in der Methode; allein, wie rüſtig, geweckt und lebendig ſie iſt, ſo mangelt es ihr doch an der rechten Conſequenz. Selbſt im Tone bleibt ſie ſich nicht immer gleich. Die Dogmatik verwandelt ſich nicht ſelten in Apologetik, und Hermes, hingeriſſen von ſeiner Liebe zum Chriſtenthum, als einer großen göttlichen Thatſache, wendet ſich dann rückwärts, vertheidigt das Chriſtenthum (ſogar gegen den Vorwurf des Gemeinen!) und ruft im Zuge ſeiner Begeiſterung, und in dem belebenden Gefühl, irgend einer Frage ſeinen beliebigen Geſichtspunkt, ſeine eigene gemüthliche Auslegung gegeben zu haben, aus: Nein, die Lehre Chriſti iſt groß, erhaben u. ſ. w.! Ein Verfahren, das rührend, aber nicht wiſſenſchaftlich iſt. Der erſte Paragraph zeige, was das Chriſtenthum iſt; dann haben alle übrigen nöthig, es zu erklären, aber keiner mehr, es zu vertheidigen. Dieſe Un-

gleichheit der Methode, die theils aus einem leicht erregten Gemüthe, theils aus einem noch gebrochenen, keineswegs dauernd concentrirten wiſſenſchaftlichen Bewußtſein bei Hermes kommt, wird man in proteſtantiſchen Dogmatiken nicht antreffen.

Treten wir den Hermes'ſchen Leiſtungen näher, ſo werden wir uns vom philoſophiſchen Standpunkte aus, mit der erſten Vorausſetzung deſſelben nicht verſöhnen können: daß nämlich das Chriſtenthum eine Veranſtaltung ſei. Dieſen Geſichtspunkt hält Hermes überall feſt: das Chriſtenthum iſt für ihn eine beabſichtigte Inſtitution, die nicht etwa, wie Alles, ohne Gottes Wille gar nicht ſein konnte, ſondern die vor andern Erſcheinungen der Geſchichte einen ganz beſondern Vorzug genoß und einer ganz unmittelbaren Einwirkung der göttlichen Vorſehung ſich zu erfreuen hatte. Das Chriſtenthum iſt bei Hermes auch in dieſem Sinne eine Offenbarung. Es handelt ſich bei ihm nicht um eine Frucht, die endlich durch die Zeit reif geworden war, nicht um einen Vorder- oder Nachſatz, ſondern um eine einzeln ſtehende Erſcheinung, bei welcher jedes Moment auf eine faſt ſinnliche Weiſe unmittelbar von Gott ausgegangen iſt. Es fällt Hermes nicht ſchwer, von einer Methode zu ſprechen, der Chriſtus ſeines Zweckes wegen vor einer andern den Vorzug gegeben hätte; Chriſtus, ſagte er, hätte in verſchiedenen Lagen verſchiedene Methoden, von ſeinem Berufe zu lehren, gewählt. So richtig auch dieſe Ausdrücke von einem biogra-

phiſchen Geſichtspunkte aus ſind, ſo ſollten ſie doch, nach dem jetzigen Stande der theologiſchen Wiſſenſchaften, keine Stelle mehr in der Dogmatik finden, wie denn überhaupt Veranſtaltung, Anordnung, Einſetzung, Plan, Zweck und Ziel im Beginn des Chriſtenthums von unſern heutigen wiſſenſchaftlichen Begriffen ebenſofern liegt, wie der Ausdruck: das Chriſtenthum wurde geſtiftet. Das Chriſtenthum ſchuf ſich ſelbſt und bekam erſt im Verlauf der hiſtoriſchen Thatſachen, die die Erſcheinung Chriſti begleiteten, ſein großes Bewußtſein. Es iſt allerdings zunächſt Gott, der die Lehre ſo oder ſo beſtimmen wollte; allein in der Philoſophie darf Gott, dem Hiſtoriſch-Einzelnen gegenüber nie als ein perſönlicher Wille, der Wirkung gegenüber nie als die unmittelbare Veranlaſſung auftreten. Gott iſt der Grund aller Dinge, aber nicht die nächſte Urſache derſelben.

Schon hieraus ſieht man, daß die Hermes'ſche Lehre Supernaturalismus iſt und daß ſie in ihren dagegen ſehr abſtechenden logiſch-kalten Erörterungen, in ihren dialektiſchen Vermittelungen der Vernunft und der Tradition, in ihren mannichfachen Verſicherungen, nur das Gedankengemäße ausſprechen zu wollen, viel Aehnlichkeit mit jenem proteſtantiſchen Supernaturalismus hat, der bei Ständlin u. A. ſich mit der Kantiſchen Philoſophie vermählte. Hermes frägt nie und duldet die Frage nicht: Wie iſt das Wunder möglich? ſondern er knüpft alles das, was ſeine philoſophiſche Dogmatik beweiſen ſoll, an die Vorausſetzung

einer unmittelbaren im Christenthum gegebenen Offenbarung an. Das Wunder des Christenthumes überhaupt rechtfertigt ihm jedes andre Wunder, das nur im Christenthume enthalten ist. Er macht die christliche Möglichkeit einer Lehre z. B. von der Transsubstantiation unabhängig von der Verstandesmöglichkeit, und prüft an den Dogmen nicht, ob sie der Vernunft, sondern ob sie dem Christenthume widersprechen. Was in der Idee der Physik als unmöglich von ihm zugegeben wird, wird bei ihm möglich in der Idee der Religion. Er räumt dem zweifelnden Verstande so lange ein Recht ein, bis er mit der Voraussetzung des Christenthums, als einer Geheimnißlehre, in Widerspruch geräth*). Kann man größere Achtung vor der Tradition an den Tag legen? möchte man die römischen Ketzermacher fragen. Kann man sich besser den Rückzug decken und seine zweifelnde Speculation maskiren? werden sie antworten.

Unserm unbefangenen Urtheile wird das Hermes'sche Verfahren räthselhaft und zweideutig erscheinen, allein man muß die Schriften dieses Theologen lesen, um sich zu überzeugen, wie wenig hier von einem Rückhalt die Rede sein darf, wie innig und begeistert alle seine Behauptungen zu einem einigen Ganzen verschmelzen sind. Er ist der heiligsten Ueberzeugung, innerhalb der reinen katholischen Lehre zu sein, wenn er ungefähr Folgendes

*) Siehe Christkatholische Dogmatik I. S. 71.

lehrt: Die Vernunft ist von den Kirchenlehrern als Auslegung des Glaubens zugestanden worden. Es handelt sich aber nicht darum, (dies ist nach Hermes der falsche Gebrauch der Vernunft in Religionssachen) beweisen zu wollen, warum ich dies oder jenes *a priori* glaube; denn bei diesem Verfahren würde man nur innerhalb der Gränzen einer natürlichen Religion sein; sondern die Vernunft soll nur der Schlüssel zu jedem einzelnen heiligen Dogma der Kirche werden, sie soll nur helfen, nicht das Mystische mathematisch zu beweisen, sondern im Mystischen grade die religiöse Nothwendigkeit aufzusuchen und zu prüfen, ob das Geheimniß hier an seiner Stelle ist, oder nicht. Die Voraussetzung bleibt immer die Offenbarung. Glauben soll nie in dem Sinne Wissen werden, daß der Glaube aufhöre, weil in ihm das Wesen der Religion aufhören würde; sondern das Wissen bezieht sich nur auf die Ueberzeugung, inwiefern das Geheimniß glaubwürdig ist, und inwiefern es religiös und christlich ist, ein Dogma hinzunehmen als wesentlichen Inhalt der Glaubenslehre. Nicht das Verständliche soll erforscht werden; denn das Verständliche ist nicht mehr das Religiöse; nicht vor den übermüthigen Richterstuhl unsrer unzulänglichen Vernunft sollen die Sätze der Offenbarung als arme Sünder geführt und dort in unbedenkliche und bedenkliche, wahre und falsche verurtheilt werden; sondern die Vernunft soll nur in die Religion hineinwirken, nur ein Regulativ der Dogmatik sein. Sie

die nur in der Rivalität derſelben den poetiſchen Hebel ihres Flores ſehen, hat Rouſſeau eine Antwort bereit, wenn er ſagt, daß die Tapferkeit und die phyſiſche Entwickelung Europa's niemals ausbleiben würde: denn entweder wäre ſie immer da, wenn die europäiſche Republik ſich an ihren Grenzen vertheidigen müßte, oder wäre die Republik ſicher, ſo bedürften wir jener phyſiſchen Ausbildung nicht. Doch was konnte Rouſſeau auszurichten glauben? Sein Project wurde ſchon in dem Journale, wo es erſcheinen ſollte, von der Cenſur unterdrückt und er ſchließt mit dem ſarkaſtiſchen Ausſpruche: „Ach, ich weiß, es iſt auch eine Narrheit, unter hundert Narren der einzige Weiſe ſein zu wollen!“

---

Dennoch gibt es Ideen, welche man lehren ſoll, ſelbſt wenn ihre Ausführung unwahrſcheinlich iſt. Wem zu Liebe läßt ſich denn der ewige Friede, das heißt, die allgemeine Herrſchaft der Vernunft beſtreiten? Der rohen Natürlichkeit und einer Intereſſenpolitik zu Liebe, welche ſeit fünfzig Jahren ſchon vom Liberalismus bekämpft wird. Jeder Sieg der Aufklärung, der in kleinen Bereichen gefeiert wird, widerlegt die Vorurtheile des Nationalhaſſes. Und ſollte in der That das große philadelphiſche Feſt der Nationen ein Traum ſein, ſo wird es uns beſſer ſtehen, auf die Einheit, als auf die Sonderung zu zielen. Zuletzt, iſt der ewige Friede keine Thatſache, dann muß er eine Tendenz werden.

soll nicht beweisen, warum die Glaubenslehren *vernünftig*, sondern warum es *Glaubenslehren* sind.

Wer wird den Scharfsinn dieses Problems nicht einräumen? Eine andre Frage ist nur die, ob im Verlauf seiner Lösung sich nicht jene streng gesonderten Funktionen der Vernunft doch mit einander verwechseln und der Verstand sich aus dem Advokaten in den Richter verwandelt! Das Verfahren, welches Hermes befolgt, wird von ihm selbst folgendermaßen angegeben. „Man sucht aus der Bibel und der Tradition und den Erklärungen der allgemeinen Kirche dasjenige vor, was Beziehung hat auf die in Rede stehende Lehre. Man sieht aber hier überall, so viel möglich, *selbst die Quellen ein*; und das nicht blos deßwegen, um die einzelnen Stellen nach der Wahrheit zu bekommen, sondern vorzüglich auch, um sie im *Conterte* zu sehen. Bei der Bestimmung des Sinnes einer jeden solchen Stelle und ihres Gewichtes für die Entscheidung über die vorliegende Frage müssen alle dazu erforderlichen grammatischen, philologischen, kritischen, historischen und philosophischen *Hülfsmittel* zugleich vorkommen; und zuletzt muß das als ihr Sinn angenommen, und ihr ein so großes Gewicht zugelegt werden, was und als die *Vernunft* strenge fordert. Ist dies in Rücksicht jeder einzelnen Stelle zu einem vor der Vernunft sichern Resultate gebracht; so muß die Uebereinstimmung und gegenseitige Unterstützung *aller* zur Bewährung derselben Lehre untersucht und

dargethan werden. Und nun erst muß die Vernunft befragt werden: Was sie nach alle diesem hier als Lehre Jesu anzunehmen fordere? Dieses ist dann die historisch wahre einzelne Lehre. Fordert die Vernunft hienach, nichts für historisch wahre Lehre Jesu anzunehmen, so fällt die anfangs problematisch hingestellte Lehre oder Frage als Etwas, worüber die Offenbarung keinen Aufschluß giebt, aus der speziellen christkatholischen Theologie ganz aus. Nachdem so die Untersuchung über die historische oder äußre Wahrheit vollendet ist, und wo nun die Lehre Jesu historisch zuverlässig dasteht, fragt man sich nach der innern Wahrheit dieser Lehre, wenn diese anders irgend Anfechtungen unterworfen ist, aber nur insofern: ob sie andern vor der Vernunft sichern Kenntnissen widerspreche? Ist dann auch gezeigt, daß dieser Widerspruch nicht erweislich ist; so steht sie als eine von der Vernunft geforderte und eben deßwegen als unumstößliche Wahrheit da — *)."

Und in der That werden auf diese, man möchte sagen, pragmatische Art die einzelnen Lehrsätze der Kirche von Hermes erläutert. Man kann sich leicht denken, daß dies etwas breit und redselig geschieht; allein mag dieser Uebelstand theilweis auf Rechnung der Persönlichkeit des Vortrages kommen, anderntheils giebt er der Darstellung das Gepräge der Gründlichkeit und jener

*) S. Ebendaselbst S. 134.

Ueberredungskraft, die in der Erschöpfung eines Gegenstandes liegt. Die katholische Theologie war bisher einen solchen Aufwand von Hülfsmitteln, ein solches Abwägen rechts und links, Vergleichen, Sichten und Ordnen nicht gewohnt. Dem wissenschaftlichen Forschungsgeiste unserer Zeit mußte diese Behandlung um so mehr zusagen, als sie ebensowohl mit einer vollkommnen Abwesenheit aller in die Wissenschaft nicht gehörigen salbungsvollen Terminologie wie mit einem gemüthlich-wohlthuenden religiösen Ernste und einer liebenswürdigen Einfachheit und Natürlichkeit verbunden ist. Es ist mit der Hermes'schen Lehre grade nichts Bedeutendes für die religiöse Frage unsers Jahrhunderts überhaupt gewonnen; desto mehr aber für die wissenschaftliche Bildung der katholischen Geistlichkeit und eine allerdings von hier aus sich auch den Layen praktisch mittheilende Aufklärung. Da der Inhalt bei Hermes gleichgültiger ist, als seine Methode, so wirkte er auf die Schärfung der Urtheilskraft, auf das rationelle Bedürfniß. Er machte die Gemüther unbefangener, und befreite sie, ohne sie doch gänzlich zu entfesseln. Er ist ein wesentlicher, denkwürdiger Uebergang in der innern Geschichte des Katholicismus und es macht den Deutschen Ehre, daß sie diese Hoffnungsblüthe eines reifern Herbstes gezeitigt haben. Theilte sich doch der von Hermes kommende Geist selbst andern Gebieten der Wissenschaft mit, die von Katholiken nach Hermes'schen Prinzipien behandelt zu werden anfingen z. B. dem Ra-

turrechte, wie es von dem leider zu früh verſtorbenen Profeſſor von Droſte-Hülshoff, dieſem tapfern Sickingen des neuen katholiſchen Luther, in Bonn bearbeitet wurde.

Weil die Mißbilligung des römiſchen Stuhles für uns wohl keinen Beweis gegen Hermes abgeben kann, ſo unterlaſſen wir, die Orthodoxie derſelben zu vertheidigen. Das in Darmſtadt erſchienene lateiniſche Responſum auf die ſechszehn Theſen, welche der geweſene Erzbiſchof von den Studenten in Bonn beſchworen wiſſen wollte, verſucht es, der Hermes'ſchen Lehre dies Prädikat trotz des päpſtlichen Breves zu ſichern. Dies Unternehmen kann unmöglich ſchwer ſein; denn einmal hat Hermes, wie wir ſahen, an dem Inhalt des Katholicismus nichts verändern wollen, und zweitens iſt die aufgeklärte katholiſche Gelehrſamkeit ſo glücklich, daß Gott manchen Biſchof, manches Conzil, manchen Heiligen erweckte, der in ſeinen Schriften oder Protokollen Sätze ausſprach, die nie von der Kirche mißbilligt wurden, Jahrhunderte lang für orthodox galten, und dem mäßigen Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen das Wort redeten. Wie manches Dogma iſt verſchieden erklärt worden, wie manche Streitfrage ungelöſt geblieben! Der Verfaſſer des Responſums benutzt, wie es ſcheint, mit gutem Glücke, dieſe Widerſprüche und weiß aus ihnen Rechte für Hermes herzuleiten. Wir erſtaunen über das, was in die-

sem Büchelchen alles der Kirche eingeräumt, und doch als ketzerisch zurückgewiesen werden wird, wie es uns jetzt unglaublich scheint, daß vor vierzig Jahren die Stattlersche Dogmatik in den Index gesetzt werden konnte, die doch einen höchst beschränkten, aber aufrichtigen Kampf gegen Neologie, Kant, Zeitgeist u. s. w. zum Zwecke hatte, und diesen trocken und fanatisch durchführte. Rom verdammte schon damals ein Werk, das nur in seinem Interesse geschrieben war.

Die Preußische Regierung hat in ihrem Verfahren gegen den Erzbischof hauptsächlich den Gesichtspunkt der Illoyalität und des Ungehorsams festgehalten. Der Vorläufer der bekannten Maaßregel ist die gleichfalls in Darmstadt erschienene Brochüre: „Die Wahrheit in der Hermes'schen Sache," welche jedenfalls aus der Feder eines Preußischen Staatsbeamten geflossen ist, dessen geistiger Kraft, administrativer Umsicht und tiefer Menschenkenntniß die Preußische Regierung fast alle höhern Bildungs- und Wissenschaftsfragen der Rheinprovinzen anvertraut hat, und der auch in dieser schwierigen Lage des Augenblicks eine sehr wichtige Rolle, für deren energische Ausführung ihm die Wissenschaft und die Aufklärung in hohem Grade verpflichtet sind, zu übernehmen hatte *). Die erwähnte Brochüre setzt mit der unterrich-

*) Herr von Rehfues.

testen Sachkenntniß das Verhältniß des Erzbischofs von Köln zur Hermes'schen Lehre und zu der Preußischen Regierung auseinander, und läßt, da nun der entscheidende Schlag geführt worden ist, noch eine weit deutlichere und unumwundenere Darstellung der verschiedenen vergeblich versuchten Ausgleichungen erwarten. Unwiderleglich ist hier der Beweis geführt, daß der Erzbischof seiner Regierung gegenüber sich selbst in den Anklagestand versetzt hat. Denn wenn er nur den einen Satz des Landrechts beschworen hat: Kein Bischof dürfe päpstliche Bullen oder Breven verkündigen und in Ausführung bringen, ohne die Genehmigung der Landesbehörden; so hat Herr von Droste durch seine Schritte gegen die bonner Professoren sich um den Hauptitel des Rechts gebracht, in welchem der fanatische Mann sich zu befinden träumt. Die Schrift des Herrn von R. deutet ein mildes Verfahren an, welches die Regierung gegen den Erzbischof versuchte, und ihrer Versöhnlichkeit die volle Genugthuung giebt. Diese Nachsicht des Preußischen Ministeriums ist um so glaubwürdiger, als es keineswegs Wiester-Nikolaische Tendenzen sind, welche Herrn von Altenstein beseelen; sondern im Gegentheil ist das Preußische Ministerium weit entfernt, der Religion überhaupt irgend etwas von ihren positiven Unterlagen zu nehmen, ja nicht einmal die Hermes'sche Lehre, als ein auf die Kant'sche Postulaten-Theorie gebauter Kritizismus, mag das höhere speculative Bewußtsein jener bekannten Männer befriedigen,

welche in Berlin das geiſtliche und Unterrichts-Miniſterium bilden. Man bedenke, daß ſogar Geiſtliche von pietiſtiſcher Färbung in demſelben Sitz und Stimme haben, und daß von dieſer Seite aus gegen die Römiſche Hierarchie auffallenderweiſe nie eine unbedingte Feindſeligkeit in Gang kommen will. Inzwiſchen hat das Ereigniß die Wendung genommen, daß man katholiſcherſeits in dem Verfahren gern die Entrüſtung des bedrohten Proteſtantismus ſehen möchte, und in der That, die nächſt England ſtärkſte proteſtantiſche Macht in Europa möge doch keinen Anſtand nehmen, dieſe Zurechnung zu unterſchreiben, ſich an die klaren hellblauen Augen Friedrichs des Großen zu erinnern, und mit ſtolzer Ruhe jene Bayonette zu zählen, welche Preußens natürliche Gränze bilden!

In den publiziſtiſch-polemiſchen Erörterungen, welche die Entſetzung des Erzbiſchofs und die Anrede des Papſtes zur Folge haben werden, kann natürlich der Hauptgeſichtspunkt kein anderer ſein, als der in jener Brochüre und dem Königlichen Publikandum herrſchende der Widerſpänſtigkeit eines Prieſters gegen die Staatsgewalt. Allein für die Bildung eines freien Urtheils im Publikum möchte dieſer Geſichtspunkt der Frage ſchwerlich ausreichen. Unſre Zeit iſt nicht gewohnt, an den Prärogativen der weltlichen Macht ein ſo beſonderes Intereſſe zu nehmen! Die Frage muß in eine der Zeit zu-

jagende Richtung gebracht, ſie muß in der That als ein Moment in dem großen Kampfe für geiſtige und bürgerliche Freiheit, der unſer Jahrhundert beſeelt, angeſchlagen werden. Mag Preußen einen auf Buchſtaben oder Paragraphen des Landrechts und des Conkordats ſich ſtützenden Prozeß gegen den Erzbiſchof einleiten: es darf die moraliſche Beweisführung ſeiner guten Sache nicht zurückweiſen, die Intereſſen der wiſſenſchaftlichen Forſchung, die innere, aus deutſchen Vorausſetzungen der Philoſophie ſich entwickelnde Ausbildung der katholiſchen Kirche, die Befreiung Deutſchlands von einem Einfluſſe, den nicht einmal Spanien, nicht Portugal mehr dem apoſtoliſchen Stuhle einräumen. Ein Fähnlein von Rittern und Grafen mit ihren Wappenherolden und Reiſigen iſt ganz mittelalterlich gen Berlin gezogen und hat die kühnen Schul- und Regierungsräthe zur Rede ſtellen wollen. Die Feudalintereſſen ſind es zunächſt, die ſich in dem gegen die geiſtliche Macht geführten Schlage mitgetroffen fühlen. Man wird hier faſt an das ſchwache belgiſche Königthum und die gewaltigen Herren von Merode, faſt an die Vilain XIIII. die in ihrer Art eben ſo große Despoten ſein wollen, wie Louis XIV., erinnert. Welche Organe nehmen den Erzbiſchof in Schutz? Das Journal de Frankfort und die Würzburger Zeitung; es wundert mich, daß ſich ihnen das Berliner politiſche Wochenblatt nicht anſchließt; ſeine Stifter, die Herren Jarke und Phillips, beides katholiſche Convertiten, möch-

ten wohl schwerlich geneigt sein, einer Hierarchie des Beamtenwesens die Hierarchie des Papstes zu opfern.

Die reife Frucht, die jetzt vom Baume des Erkenntnisses gefallen ist, enthält Saatkörner der herrlichsten Hoffnungen. Möchte jene Macht, die eine so große Rolle jetzt durchzuführen hat, ihrem Gedeihen entgegenkommen! Die falschen und die wahren Freunde der Ordnung sind nahe daran, unter den jetzigen Umständen erkannt zu werden. Preußen ist fast unwillkührlich in eine Lage gekommen, wo ihm sein hoher Beruf, der Zukunft Deutschlands gegenüber, in sonnenheller Klarheit wieder vor Augen liegen muß. Es muß einsehen, daß die verschiedenen Tendenzen, die sich an seine Schritte anschmiegten und in ihnen für ihre eignen Zwecke Vorschub fanden, nur Schmarotzerpflanzen sind, die sein kräftiger Fuß zertreten sollte. Wer hätte bisher nicht glauben mögen, daß eine gewisse auf Haller gegründete mittelalterlich-feudalistische Reaktion mit sehr greller hierarchischer Färbung dem Preußischen Systeme ziemlich nahe stand! Und ist dieser vermummte Ritter es nicht, der sich nur bückte, um Achill in die Ferse zu stechen? Hat es nun noch einen den preußischen Interessen zusagenden Sinn, daß alles Neue nur die Blüthe des alten Geschichtlichen sein, daß es zwischen Fürst und Volk ein adliges, durch Institutionen bevorzugtes Mittelglied geben müsse? Es ist leicht möglich, daß diejenigen Theoretiker, welche bis-

ber mit Haller und Leo conſpirirten, jetzt ſich ſelber und die andern täuſchen, daß ſie die Adminiſtration über allen dienſtwidrigen Organismus ſtellen; und das Berliner politiſche Wochenblatt kann leicht eine glattere Seite ſeines Schaafspelzes herauskehren und aus einem Demagogen in ſeiner Art plötzlich ein loyaler Beamter werden; aber ich denke, es giebt einſichtsvolle Staatsmänner, die dies Spiel, vielleicht im beſſern Falle dieſe Selbſttäuſchung, durchſchauen und die Zuverläſſigkeit dieſes Bundsgenoſſen prüfen werden. Die Umſtände, wir wollen ernſter ſein und ſagen: Die Fügung des Himmels ſchuf hier einen Zuſammenſtoß von Intereſſen, wo einem ſcharfen Auge nicht entgehen kann, daß die, welche handeln ſollten, lau und die, welche verkannt wurden, die einzig aufrichtigen Freunde ſind. Preußen konnte nach der Julirevolution alle populären Neigungen und Gefühle Deutſchlands in ſich abſorbiren; (man erinnere ſich an Pfizers Briefwechſel!) jetzt iſt eine neue Criſis eingetreten, wo es alle falſche reaktionäre Doktrin und trügeriſche Staatsſophiſtik vor unſern ſichtlichen Augen ſchon zurückweiſen muß, und wo es nur in ſeiner Hand liegen wird, jetzt bald an Grundſätze zu appelliren, welche, gemäßigt durch den Widerſtand, geläutert durch die Zeit, die einzigen ſein und bleiben werden, aus denen ſich eine große und beruhigte Zukunft für das Vaterland entwickeln kann. Kennt Preußen den Athem, der hinter der bayriſchen Polemik (die mit dem Kampf gegen

## VIII.

# Die Uebergangszeiten.

Das nächste Kapitel wird den Revolutionen gewidmet ſein: dieſes ſpricht von dem, was ihnen voranzugehen pflegt. In der Geſchichte ſind einige Perioden, welche nur tranſitoriſchen Charakter tragen, aber reichen Stoff zu den mannichfachſten Erfahrungen darbieten. Die Uebergangszeiten ſuchen den ſtraff angezogenen Zügel der Begebenheiten zu ſprengen. Sie entſchlüpfen allmälig jener ſtätigen Kategorie der Zeit und fliehen in abgelegene, beinah nur räumliche Exiſtenzen, wo man faſt in den Stand geſetzt wird, den Menſchen außerhalb der Geſchichte zu beobachten. Die Menſchen drücken die Geſchichte zurück, wie auf einer Wanderung durch's Gebüſch die Zweige, „die ihnen in's Geſicht ſchlagen.“ Sie fliehen wie vor dem Ungeſtüm eines ſeine Ufer übertretenden Stromes und bergen ſich in die Schlupfwinkel ihrer Tugend oder auch nur ihres Characters. Die Uebergangszeiten ſind die ſchärfſten Prüfſteine des hiſtoriſchen Menſchen und werden immer beweiſen, wie entgegengeſetzt der Lärm von Begebenheiten, die nichts entſcheiden, denjenigen Thatſachen iſt, welche

die Viergroschenstücke anfing und bis zu offenbaren Anhetzungen zum Aufstande jetzt gediehen ist) das Feuer im Geheimen schürt?.... Wir lassen hier, da wir schwache Journalisten sind und leicht erdrückt werden könnten, den Schleier fallen: die künftige Geschichtsschreibung wird ihn wieder aufheben.

# Streifzüge in der Kölner Sache.

Die kirchlichen Conflikte am Rhein und in Polen ſind nahe daran, in eine Verſteinerung überzugehen, welche fürs Erſte durch keine neue Thatſache wird flüſſig gemacht werden. Zwei ſtarre Widerſprüche gähnen ſich einander an, wie zwei durch Waſſerfluthen geſprengte ſcharfkantige Felſen: das tägliche Brod gleichſam, das Bedürfniß der Exiſtenz, die Unmöglichkeit, der kirchlichen Oppoſition einen kräftigeren Nachdruck zu geben, als durch Rede und Schrift, die Zeit endlich, die Alles ausgleicht und unſere für zwieſpältige religiöſe Fragen ſo gleichgültig gewordene Stimmung wird wahrſcheinlich eine Brücke zwiſchen den beiden Widerſprüchen ſchlagen, eine Noth- und Hülfsbrücke bis auf fernere Zeiten. Die Briefe des Michelis an den Pfarrer Binterim, welche das wohlunterrichtete Frankfurter Journal zuerſt veröffentlichte, haben der Vertheidigung des Erzbiſchofs wiederum neue Steine in den Weg gelegt. Die geſunde öffentliche Meinung, wenn

auch nicht in Allem und Jedem einem Miniſterium hold, das die bekannte Antwort auf die Adreſſe der Elbinger geben konnte, ſchrack doch überall vor dem Abgrund zuſammen, der ſich in jenen Dunkel-Briefen vor unſern Augen öffnete. Die Wiedereinführung der Jeſuiten, als zugemutheter Verdacht ſo oft von den geiſtlichen Reaktionären belächelt und von ihren witzigeren Anwälden z. B. Menzel und Görres (dem tapfern Voß gegenüber) zum Wolf in der Fabel gemacht, liegt in der That klar als Aufgabe der hierarchiſchen Umtriebe ausgeſprochen da; die Jeſuiten werden von dem Sekretair des Erzbiſchofs verſchrieben, wie man Merinoſchaafe aus Spanien kommen läßt, um die einheimiſche Schaafszucht zu veredeln, wie man Senkreiſer von fremden Bäumen verſchreibt, um ſie auf die einheimiſchen zu pfropfen. Und nicht als fromme Geiſtliche ſollen ſie eingeſchmuggelt werden, ſondern als Radikalreformatoren, als Hauptleute für untergeordnete geiſtliche Truppentheile, als Mitglieder einer zu organiſirenden geheimen geiſtlichen Polizei. Bedenkt man, daß dieſe Herren, welche ſich Michelis verſchreibt, ſchwerlich Deutſch verſtanden, ſo iſt das Maaß von Kraft bewundernswerth, welches er einem Jeſuiten zutraut. Es ſcheint faſt, als ſetzt' er ſchon in der Ausdünſtung eines ſolchen Prieſters eine wunderthätige Magie voraus. Genug, ſolche Enthüllungen ſprechen für die Preußiſche Regierung mehr, als alle ihre „Staatsſchriften." Sie laſſen alle Formfehler und Bunſens ſämmtliche Noten vergeſſen

und geben der im Allgemeinen indifferenten öffentlichen Stimmung den Ausschlag nach jener Seite hin, wo man, ohne die nächsten Motive und die leitenden Prinzipien in Schutz zu nehmen, lediglich die hohe Aufgabe schätzen muß, die Preußen doch schwerlich anders als zur Ehre der gesunden Vernunft und der fortschreitenden Geschichte lösen wird. Die Vortheile, die Preußen in seiner Sache voraushat, vermehrten sich noch, als man die erbärmliche Wankelmüthigkeit des Erzbischofs von Posen erfuhr, der sich heute von der Furcht vor Strafe, morgen von seinem Kaplan, heute von dem rothen Adlerorden, morgen von seiner Schwester bestimmen läßt. Preußen kann mit Recht darauf hinweisen, daß nur die politischen Leidenschaften in Polen den geistlichen Brand schüren und bar selbst bei Vorwürfen, die man seinem Verwaltungssysteme in Polen machen wollte, immer die Entschuldigung voraus, daß es ein Andres ist, eine halb Deutsche, halb Polnische Provinz dem Teutschen Wesen zu assimiliren, ein Anderes, was Rußland thut, den Kern des Polnischen Reiches und der Polnischen Nationalität auf ihrem eigenen Heerde zu ersticken oder wenigstens zu verkümmern.

Das kirchliche Ereigniß ist an sich weit weniger wichtig als die Art, wie es aufgenommen und beurtheilt wird. An den nicht speziell betheiligten Orten erhebt sich das Urtheil nirgends zur unbedingten Partheinahme, sondern es schwankt zwischen den Thatsachen, die die Archive und der Zufall aufschichteten, ungewiß einher, bald Diesem,

bald Jenem ſich zuwendend, nichts für ſicher und entſchieden hinnehmend. Ich finde hierin einen ſchon anderswo ausgeſprochenen Satz beſtätigt, daß ſich das Leben im Staate wie in der Kirche nur noch in matten Pulsſchlägen bei unſern Zeitgenoſſen äußert. Staat und Kirche, beide haben durch ihre Schwankungen und Anmaßungen Sorge genug dafür getragen, daß man ſich allmälig aus ihrem Verbande mit allen Fibern des Herzens trennte, daß man äußerlich in ihnen lebt, ſie aber nicht mehr geiſtig und gemüthlich integrirt. So hat ſich längſt der ſchroffen Starrheit unſers Staates und unſrer Kirche gegenüber eine dritte Gemeinde gebildet, die vielleicht noch bei äußern Intereſſen ſcheinbar in jenen wurzelt, im Geiſtigen aber an die Nabelſchnur eines andern Uterus gebunden iſt, an eine höhere, rein durch die Spekulation oder das ſich iſolirende Gefühl bedingte Matrix unſerer Begriffe und der eigentlichen Motive unſerer Handlungen. Man ſieht den Widerſprüchen, die draußen zuſammenſtoßen, mit jener heitern Ruhe zu, welche man nur empfinden kann, wenn man ſich ſelber nicht in Anſpruch genommen ſieht. Man findet in den Ereigniſſen, die jetzt ſo vielen Staub aufwühlen, den nothwendigen Ausgangspunkt von einſeitigen Bildungsmomenten, die nur deshalb an einander ſich aufzureiben und zu vernichten beſtimmt ſind, um einem Dritten, Höheren die Ehre zu geben, dem Recht der freien Individualität und eines darauf ſich bauenden Gemeindekollektivums, wo jeder auf die Spiegeloberfläche

der allgemeinen Interessen fallende Tropfen das Recht hat, seinen eignen harmonischen Kreis darauf zu bilden, ohne den Andern zu stören

Die Chronik des kirchlichen Ereignisses ist durch den Pragmatismus, der es zu erklären suchte und seine Mittelglieder auffinden wollte, verdrängt worden. Die Idee, die man in die Streitfrage hineintrug und die allgemeinen doktrinären Resultate, die man aus ihr entnahm, haben angefangen, mehr zu interessiren, als alle Dokumente, Noten, Verhaftungen und Beschlagnahmen. Görres gab durch seinen Athanasius den Anstoß zu einer Literatur, die den Kölner und Polnischen Wirren parallel sich bildete, von der Frage bald abwich, bald auf sie wieder zurückkam, und den Kampf mehr streifzugartig als feldzuggemäß führte. Wird auch durch den regulären Krieg mehr entschieden, als durch die Parteigänger; so kann man doch nicht läugnen, daß das Lützow'sche Freikorps interessanter war, als das 14te pommersche Landwehr-Infanterie-Regiment, und in diesem Sinne mag hier die Beurtheilung einiger durch die Kölner Angelegenheiten hervorgerufenen Gelegenheitsschriften, die sich mehr an allgemeinliterarische Richtungen anschließen, nachfolgen.

## I. Die Münchner historisch-politischen Blätter.

Ein großer Kreuzzug war von München aus angesagt, mindestens eine prachtvolle Frohnleichnamsprozession; Görres als Gottfried von Bouillon an der Spitze, um

ihn her die vier Verfaſſer des im Athanaſius mitgetheilten Gutachtens als Baldachinträger, voran vier Staabstrompeter, dazwiſchen päpſtliche Nuntien, Ritter vom goldenen Sporn, Ritter des St. Georgordens, Weltprieſter, Biſchöfe mit dem Schwert gegürtet, Hellepartierer, ſeraphiſche Doktoren, Hartſchiere, kurz eine prächtige Scene, auf welche man ſich bei allen Poſtämtern mit 6 Fl. für das ganze Jahr 1838 hindurch bei Zeiten abonniren ſollte. Der Straßburger Münſter, der Kölner Dom, die Kathedrale von Regensburg, alle berühmten Denkmäler der alten Zeit ſollten daran als Mitarbeiter auftreten, die 11,000 Jungfrauen in Köln ſollten aus dem Grabe auferſtehen und Abonnenten ſammeln. Das katholiſche Deutſchland hatte man ſchon an allen vier Zipfeln gefaßt und wollt' es von dem proteſtantiſchen abreißen. Es ſollte eine neue Landkarte von Deutſchland gemacht werden, eine Spezialkarte, wo nur die katholiſchen Gegenden als feſtes Land, die proteſtantiſchen aber als Sümpfe, Sandwüſten und todte Meere bezeichnet werden ſollten. Man wollte drei Jahrhunderte auf dem Roſt verbrennen, Luthern aus der Geſchichte wie einen Schreibfehler der Clio ausradiren; man wollte mit der Aſche des Scheiterhaufens, auf welchem Huß verbrannt wurde, eine Demarkationslinie ausſtreuen, um des eigentlichen ächten Germaniens natürliche Gränze zu ziehen. Siehe aber, würde Görres in ſeiner Art ſagen, das Werk wurde eitel Thorheit und Flickwerk. Statt eines Kreuzzuges oder weniq-

ſtens eines Frohnleichnamszuges huſchen bloß im Dämmerſchein einige namenloſe Kutten an den Häuſern entlang, ſchwirren nur einige Fledermäuſe in gräßlicher Mißgeſtalt um unſer Haupt. Die Könige ſind nicht gekommen, und das einmal angerichtete Eſſen muß nun von den Köchen ſelber und den Lakayen aufgegeſſen werden. Das große Feuerwerk iſt abgeſagt und die Raketenmeiſter geben traurig mit dünnen Stumpflichtern zwiſchen den prächtigen Feuerrädern und bengaliſchen Glorien einher, die ſie dem Publikum verſprochen hatten. Droht ein Regenguß oder merken die Feuerwerker, daß ihnen ein Schalk die Schwärmer ſtatt mit Pulver, mit Sand gefüllt hat?

Die „hiſtoriſch-politiſchen Blätter" geben ſich das Anſehen, als wenn ihnen äußere Hemmniſſe die Entfaltung einer größern Kraft unterſagten; indeſſen kommt das matte Anſehen nur von dem Widerſpruche her, der in dem Syſteme ſelbſt liegt, welches dieſe polemiſche Erſcheinung hervorrief. In der Polemik kann man nicht homöopathiſch heilen: man kann auch in der Politik nicht Gleiches durch Gleiches widerlegen und den Satan durch Beelzebub austreiben. Gegen die Legitimität für die Legitimität durch die Legitimität ſtreiten wollen, wie dieſe „hiſtoriſch-politiſchen Blätter," iſt eine todtgeborne Anſtrengung. Es giebt nur zwei Sprachen, die alle Reize und Schönheiten der Entſchiedenheit für ſich haben, Für und Wider. Jede Vermittelung, wo das Viertel gegen

das Achtel, das Drittel gegen das Neuntel einer Meinung kämpft, ist etwas Unnatürliches, wenigstens etwas Schwächliches und auch von der Lüge kaum zu Unterscheidendes. Es macht einen leidigen Eindruck, wie diese Blätter bei allen ihren Angriffen gegen die bestehenden Staatsgewalten doch immer demüthigst versichern, daß sie Freunde der Monarchie, der Legitimität, der wahren dynastischen Interessen sind, daß man ihre Liebe verkenne, ihre Freundschaft geringer achte, als die Nebenbuhlerei liberaler Tendenzen, mit welchen Thron und Altar nur leider allzusehr unterhandelten! Es liegt in der erlogenen Stellung dieser Parthei, daß Geist und Kraft dabei in einer schwächlichen unendlichen homöopathischen Verdünnung auftreten müssen.

Erst das dritte Heft der historisch-politischen Blätter erwähnt der Kölner Differenzen und befehdet einige darüber laut gewordene Stimmen. Der Artikel ist eine Schülerarbeit, wahrscheinlich aus der Feder des jungen Görres, einer lithographirten Kopie seines Vaters. Man sieht den Rothstift des Vaters, der die Arbeit durchsah und sie hier und da zurecht stutzte, um von dem Kinde keine Schande zu erleben. Die Polemik gegen die Leipziger Allg. Zeitung wird diese wohl selbst zu beantworten wissen; die gegen die Einmischung des „jungen Deutschlands" in die Kölner Debatte verdient aber eine Rüge.

Es entsprach den jesuitischen Maximen, welche Römischerseits in dem schwebenden Kampfe obwalten, daß

Michelis an Binterim ſchreibt: Nur ja den Fürſten vorgeredet, daß die Intereſſen der Hierarchie auch die der Monarchie wären, daß es nur einen gemeinſchaftlichen Feind zu bekämpfen gäbe, die Revolution u. ſ. w. Ebenſo hat man neuerdings Preußen dadurch zu erſchrecken geſucht, daß es in Gefahr gerathen könne, ſich zum Bundsgenoſſen des „jungen Deutſchlands" zu machen. Einige Aufſätze im Telegraphen, meine Schrift gegen Görres, die Halliſchen Jahrbücher gaben die Veranlaſſung zu dieſem Stratagem, welches von mehren Seiten gegen die Preußiſche Regierung ſchon benutzt wurde. Auch die Münchner Blätter wiederholen die Maxime und zeichnen ſich nur durch die neue Wendung aus, daß ſie ſagen: nicht Preußen habe die aufgeregte Literatur in ſein Intereſſe gezogen, ſondern dieſe ſelbſt ſpiele den Protektor und wäre ſo gnädig, den Preußiſchen Adler in jenes Neſt aufzunehmen, wo Clemens Brentano das „junge Katzenellenbogen" hauſen läßt. Bei dieſer naiven Auffaſſung wird wenigſtens der Charakter der Betheiligten geſchont, indem Preußen conſequent genug wäre, Streitſchriften von jener Seite her zu unterdrücken, und andrerſeits das „junge Deutſchland" ſich doch nicht überwinden könne, in ſeine Vertheidigung der Preußiſchen Maaßregeln Dinge einzumiſchen, von denen es vorausſehen konnte, daß man ſie in Berlin als nicht zur Sache gehörig ſogleich verwerfen würde. Es kann alſo nur die irreligiöſe Richtung des jungen Deutſchlands überhaupt ſein, die es theilweiſe zur

zur Beſtimmung des Menſchengeſchlechts die allernächſte Stellung zu haben ſcheinen.

In allen Uebergangszeiten wird zunächſt die Atmoſphäre, in welcher die Individuen höherer Begabung ſich noch zu athmen getrauen, von der Wirklichkeit abweichen. Das Ideal breitet ſeine goldnen Flügel über die beängſtigten Zeitgenoſſen und man blickt nur noch in die Außenwelt durch den transparenten Flor poetiſcher oder philoſophiſcher Illuſionen. Alles was der Tag bietet, wird den Zeitgenoſſen das Fremdeſte. Ihr Leben wird Traum, ihr Tod Erwachen. Ein geheimnißvolles unſichtbares Band legt ſich um die Geiſter. Man iſt eines gleichen Lebens inne worden und geht doch ſtumm, mit geſenktem Blicke an ſich vorüber. Die Zeit an ſich iſt unerträglich; aber der Troſt liegt in einer fingirten neuen Welt, deren ſtilles Athmen dem Lebenspuls noch einige Wärme giebt.

Rom's Größe ſank; aber auf ihren Trümmern wehte eine Welt, die ich nicht die neue nennen möchte, weil ſie kein Moment ſpätrer Ereigniſſe wurde und ich diesmal das Chriſtenthum darunter nicht verſtehe, ſondern eine letzte Erinnerung des Alterthums, heiliger und verklärter Art, wie es Leichen giebt, welche phosphoresziren. Unabhängig vom Chriſtenthume hatte die Heidenwelt kurz vor ihrem Ende ein tiefſinniges Schauen und Ahnen ergriffen, das ihnen Troſt in den grauſamen Ordnungen des Tages gewährte. Von Marc Aurel bis auf Julian war der Stoicismus eine heilige weltüberwindende Offenbarung geworden, ſo daß ſelbſt die alte Welt im Schmerze eine Süßigkeit empfand. Reinigungen und Weihen fingen an, ſtatt der ſeltener werdenden Opfer das religiöſe Bedürfniß auszudrücken. Ja ſelbſt Enthuſias-

Einmischung in die Kölner Debatten verleitete. Hier bleibt wenigstens ein Charakter, wenn auch ein schlechter, in Ehren!

An einem schönen Morgen, wenn die Lerche jubelt und der Morgenthau recht in der Sonne blinkt, wird es plötzlich heißen: Die Münchner historisch-politischen Blätter sind eingegangen! Sie werden thun als müßten sie den Umständen weichen, während sie nur aus Mangel an Theilnahme sterben werden. Von dem goldenen Vließ, das sie versprechen, wird nichts übrig bleiben, als ein wenig Wolle, die der Wind als Altenweibersommer an die gelben, verwelkenden Blätter des Herbstes spielen wird. Sie werden die Zeit, wo die Astern blühen, nicht überdauern.

## II. J. Jacoby und die Frevel der Revolution.

Die kleine in Berlin erschienene Brochüre „Frevel der Revolution" soll aus der Feder jenes verspäteten Psalmensängers geflossen sein, der durch seine plötzlichen Uebergänge aus dem frechsten Jakobinismus zu dem wahnsinnigsten Monarchismus eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Es ist dies derselbe J. Jacoby, der sich wie in mehren neuern Schriften so auch in dieser wieder „eine jener edlen Persönlichkeiten, welche die Stütze des Throns sind und bleiben werden", nennt. Er hat das Davidische Psalmenplektrum diesmal mit der Mistgabel vertauscht. Er hat die Rotte Korah, die sein poetisches

Vorbild mit ſo vieler Discretion in ſeinen Pſalmen angriff, in die Sprache der Fiſchweiber überſetzt, und ſtatt ſeine Davidiſche Schleuder mit einem Steine zu bewaffnen, einen ganzen Haufen der gröbſten und allergemeinſten Polemik hineingethan. Man glaubt in dieſer Schrift einen Trunkenbold zu ſehen, der von der Straßenjugend verfolgt wird und ſich, taumelnden Ganges fortſchreitend, dieſer unwillkommenen, höhnenden, pfeifenden Cortege durch die rohſten Schimpfreden zu entledigen ſucht. Die Brochüre machte mir den Eindruck, als ſäh' ich in Berlin das ſogenannte „Hundefräulein" durch die große Friedrichsſtraße laufen und einen Schwarm von Gaſſenbuben hinterher, die ſie ſich durch ein Aufgebot kernhafter Bezeichnungen vom Leibe zu halten ſucht. Es wird aber gepfiffen und gelärmt, wie wenn ein Habicht auf dem Gensd'armenmarktthurme in Berlin eine geſtohlene Taube in Sicherheit bringen will.

Die Veranlaſſung dieſer heilloſen Brochüre, die man wirklich eine polizeiwidrige, literariſche Ruheſtörung nennen könnte, iſt eine doppelte geweſen. Einmal mußte ſich J. Jacoby eine Gelegenheit gönnen, aus vollem Halſe die Verzweiflung auszuſchreien, zu der ihn die tauſend Nadelſtiche aller Deutſchen Blätter, die Verurtheilungen aller Inſtanzen, das einſtimmige Charivari, das über ihn in der Deutſchen Literatur verhängt iſt, bringen mußten. Sodann fürchtete er, durch die Kölner Ereigniſſe und deren Erörterung möchte ſich eine Wendung der bis-

herigen Polemik und eine Aenderung in der Stellung der Literatur zu den Regierungen ergeben, die ihm seine bisherige literarische Industrie verderben oder, wären wir in Frankreich, würden wir sagen, seine Besoldung als halboffizieller Schriftsteller schmälern könnte. Wären wir in Frankreich, so würde Herr Jacoby seine Brochüre deßhalb geschrieben haben, weil er fürchtete, die geheimen Fonds könnten durch ein Engagement allzuvieler Schreibfedern zu sehr in Anspruch genommen werden. Da wir aber unter uns sind, so mag dieses nur als Beispiel dienen für die ungefähre Empfindung, die in Herrn Jacoby auftauchte, als er von liberalen Schriftstellern Artikel las, die sich mit der Kölner Angelegenheit auf eine Weise beschäftigten, die den Freunden der gegen den Erzbischof ergriffenen Maaßregeln nicht unerwünscht sein konnte.

Jede Seite der Brochüre bietet schlagende Belege der Ignoranz und Geschmacklosigkeit dieses Schriftstellers. Er fängt sie mit der unvernünftigen Behauptung an, daß das Wort zu allen Zeiten den Fürsten gehorcht hätte. „Das Wort" sagt er, „ist von jeher eine gehorsame Dienerin seines rechtmäßigen Herrn gewesen." Gehorsamer Diener! der rechtmäßige Herr des Wortes ist der Verstand, und daß diesem allein das Wort gehorchte, beweisen Beispiele genug, wo Dichter und Denker mit den öffentlich herrschenden Verhältnissen in Widerspruch geriethen. Dann sagt Herr Jacoby: „Nicht bloß die Einzelnen sind jetzt melancholisch und möchten sich selber tödten; ganze

Völker fühlen Sehnſucht nach dem Tollhauſe und möchten ſich in das Meer ſtürzen!" Welcher Styl, welche Rohheit und welcher Unſinn! Nachdem er darauf erklärt hat, daß er dazu „angewieſen" wäre, „das Verworfene von dem Guten, den Mord von dem Heil, den Fluch von dem Segen zu unterſcheiden," geſteht er ein, daß die neuen Heroen mit ihrer nichtswürdigen Dialektik grade deshalb ſo entſetzlich wären, weil „das Schmachvollſte und Blutigſte am Ende doch umſchlägt in das heilvolle Reſultat der Geſchichte." „Leider" ſagt er anderswo, mit einer lächerlichen Wendung, die wie von einem Kinde geſchrieben ſcheint, „leider muß ich die erſte Franzöſiſche Revolution als geſchichtliche Thatſache zugeben." Leider, hat die Franzöſiſche Revolution Herrn Jacoby nicht gefragt, ob ſie ausbrechen dürfe; leider, leider; denn ſicherlich, hätte er ſchon damals gelebt, er würde ſie durch ſeine Correſpondenzartikel und Flugſchriften hintertrieben und Männern wie Mirabeau und Sieyes gezeigt haben, was „chriſtliche Monarchie" iſt und Geſchichte. Und wie Schelle in den Schleichhändlern (IV. Akt) ausruft: Bin ich dazu da, daß man mich eine Zwiebel nennt; bin ich der Mann, gegen den man Kanonen aufführt? ſo ruft dieſer publiziſtiſche Vater aus: „Sind unſre Jünglinge dazu da, um durch die Frechheiten der bezahlten Blattſchreiber zu Meuchelmördern zu werden? Sind unſre Fürſten uns von Gott gegeben, daß die Gaſſenjungen ihr Müthchen an ihnen kühlen? Sind die Staa-

ten darum ausgebaut und von den Vätern gegründet, damit der erſte beſte Burſche, der eine Feder führt, ſie unterwühlt und zerrüttet?" Die Gedanken mögen in dieſer Tirade ganz gut ſein: aber wie kindiſch und albern, wie geſchmacklos ſind ſie in Worte gebracht! Man merke, daß Herr Jacoby alle Gegner der Regierungen „Gaſſenjungen" nennt und vergleiche damit den Umſtand, daß faſt auf jeder Seite ſeines Wiſches das Schwert gezückt wird. Wie ein Jongleur hat er immerzu Schwerter im Munde, Richtſchwerter, Scharfrichterſchwerter. Sind aber die Gegner bloß Gaſſenjungen, wer wird gegen dieſe mit Schwertern ſtreiten? Sollte da eine große Waſſerſpritze nicht dieſelben Dienſte thun? Wie ignorant Herr Jacoby ſich ferner bewährt, ſieht man daraus, daß er die „Gaſſenjungen" einmal, da ſie immer von Humanität ſprächen, auch Humaniſten nennt, eine Bezeichnung, die ſich Johannes Schulze in Berlin verbitten wird. In ſeiner Verzweiflung wendet ſich Herr Jacoby zuletzt an die Deutſche Sprache und fordert ſie und die Grammatik und Syntax auf, ſie möchten nicht ſo treulos ſein und ſich ferner dem „revolutionären Geſindel" für ſeine Schmachſchriften hergeben. Er bittet die Muſe des Styls, ihre ſchönen Reize nicht an die „niederträchtigen Blattſchreiber" zu verſchwenden, ihnen die Bilder und Gleichniſſe, den Tonfall und das Sylbenmaaß zu entziehen; eine Bitte, die ihm allerdings das Ober-Cenſurcollegium in Berlin gewähren kann.

Zur Erörterung der Kölner Frage werden in diesem Pamphlet, wie sich leicht denken läßt, nur Kindereien beigebracht. Der Staatsmann, der nach Herrn Jacobys Ansichten über diese Frage handeln wollte, müßte auf den Kopf gefallen sein. Herr Jacoby giebt Rathschläge, die nur noch mehr Oel ins Feuer gießen würden. Ihm zufolge könnte der Fieberkranke nichts Besseres thun, als in einen Kübel kalten Wassers springen. Er würde, wenn es nach ihm ginge, die Pferde hinter den Wagen spannen und dem Papst sowohl wie dem Erzbischof Alles wieder herausgeben, weil nichts schrecklicher wäre, als mit der Revolution verwechselt zu werden! Er deutet klar genug an, daß die Westphälische Ritterschaft in Berlin wohl eine andre Behandlung verdient hätte als sie fand, und würde überhaupt zwar dem Jesuitismus den Pelz waschen, ihn aber nicht naß machen. Er geht in seiner Unvernunft so weit, daß er sogar sagt, Katholizismus und Protestantismus wären beide gleich vorzüglich; denn, man merke wohl! denn beide hätten sie das Prinzip, der Obrigkeit unterthan zu sein. Dieser heillosen polizeilichen Rücksicht opfert Herr Jacoby die hohe Frage, in welcher Confession sich das reine christliche Bewußtsein deutlicher ausprägt. Protestantische Fürsten werden die Katholiken nicht kränken wollen, aber wer möchte ihnen zumuthen, daß sie ihrer Confession, als Glaubenssache, mit ganzer Hingebung nicht den Vorrang einräumten?

Kein Mann von Gefühl und Verstand kann mit solchen Ansichten unter einer Decke schachern.

Herr Jacoby schließt seine Blättchen damit, es gebe nur einen Feind: die Revolution. Wir sagen ihm aber, daß diese Gefahr weit geringer als eine andre ist, nämlich die Lüge. Die Lüge in ihrer einfachen Gestalt als Unwahrhaftigkeit ist schon verderblich genug; aber unheilbar und ein vergiftender Hauch wird sie, wo sie durch lange Gewöhnung nicht bloß den Schein der Wahrheit annimmt, sondern sich sogar selbst überredet, die Wahrheit zu sein. Herr Jacoby steht in der Mitte dieser beiden Lügen; er steht auf dem Uebergange, wo man ihn entweder für die Unwahrhaftigkeit verachten oder für die Selbsttäuschung bemitleiden sollte.

# Leos Sendschreiben an Görres.

Leo ist ein gelehrter und geistreicher Mann, aber ein Renommist. Görres spricht doch seine Ueberzeugungen wenigstens als Gemüths- und Nervenstimmung aus, sie haben an seiner Bildung und Biographie eine gewisse Wahrheit; Leo dagegen ist mit Bewußtsein ein Sonderling, er thut sich etwas darauf zu Gute, verkehrter zu sein, als die Andern, er würde sich oberflächlich vorkommen, wenn er mit Jemanden vollkommen übereinstimmte. Görres richtet sich gern an das Volk, d. h. an eine blaue Allgemeinheit, die er sich darunter vorstellt. Leo muß unter Studenten sein, muß auf dem Katheder stehen, muß in seine Theorieen manchmal eine Zote mischen dürfen. Görres ist witziger und phantastischer als Leo. Leo ist gröber und gelehrter.

Leo beginnt sein an Görres in der Kölner Angelegenheit gerichtetes Sendschreiben, welches sehr viel Gutes, Schönes und Belehrendes enthält, mit der Beschreibung einer psychologischen Complexion, die ihn manchmal

überkäme und das Verwandte oft als Verwandtes und plötzlich wieder als Wildfremdes erscheinen lasse. So wären ihm Haller, Görres, das Berliner politische Wochenblatt wie Vater und Mutter und oft doch wieder wie die bittersten Feinde und bloße Carrikaturen seiner Freundschaft. Leo stellt dieses Traumphänomen als eine mystische Thatsache hin und vergißt, sie zu erklären. Die Erklärung würde ihm auch schwer geworden sein, da wenigstens die richtige mit seiner unwahren Geistesrichtung hätte collidiren müssen. Das Phänomen, welches Leo beschreibt, wiederholt sich bei allen Denkern, die kein System haben, sondern nur geistreich sind. Immer nur das Abentheuerliche und Originelle suchend, immer mit burschikosen Reithosen und Kanonenstiefeln in dem Gedankenreiche renommirend, verschmähen sie die Füllsteine eines regelmäßigen Denkens, verschmähen sie das minder Ansehnliche und Bedeutsame und vergessen, daß es oft wichtiger ist, als ein spitzer Einfall, der als Schrittstein ganz an seinem Platze ist. Es fehlt Leo an den Verbindungen seiner originellen Ideen; er weiß sie aus keinem dauernden sichern Fundamente und keinem ebenmäßig ausgeführten Risse zu entnehmen. Leo hat Geschichte und Detail genug im Kopf, um einer frappanten Idee, die ihn blendet, auch gleich eine passende Anwendung und Unterhaltung des Lichtstoffes zu geben: aber es kann etwas sehr bewiesen, sehr anwendbar, sehr politisch sein und wird doch für den, der die nothwendigen Verbindungs-

glieder dazu aus der Theorie und einem innern heiligen ſtillen Denken und Weben nicht entwickeln kann, eine große Laſt, Unbequemlichkeit, Inkonſequenz und ſelbſt Lüge ſein. Der geiſtreiche Mann, der nur Apercüs auffindet, wird ſich nie die Miene geben, als beſäß' er ein Syſtem: Leo thut es, weil er die Geſchichte auszubeuten verſteht und weil in der Politik, ſeiner Nebenwiſſenſchaft, für alle möglichen Thorheiten in der Welt bekanntlich auch alle Anknüpfungen gegeben ſind. Görres wird ſich weit leichter an verwandte Stimmungen accommodiren, weil ſein Denken Fühlen iſt; Leo aber wird daſſelbe wollen und daſſelbe thun, wie Andre und immer ſich verwahren, daß es doch nicht daſſelbe iſt. Profeſſoren, zumal wenn ſie von der Welt abgeſchnitten ſind, in Halle leben, wo nur die Saale fließt und alles übrige ſtillſteht, in Halle, wo all die großen hiſtoriſch-politiſchen Theorieen und Weltverbeſſerungen bloß in die Collegienhefte der Studenten fallen, geiſtreiche Profeſſoren werden in Halle Renommiſten werden.

Das meiſte, was Leo gegen Görres vorbringt, hat lediglich Sinn und Werth für das originelle Weſen Leos. Es ſind hier zwei feindliche Brüder aneinandergerathen, die beide als Braut von Meſſina den Rückwärtsgedanken lieben und ſich nicht einigen können. Leos Beweisführung iſt mehr drollig, als überzeugend; mehr unterhaltend, als entſcheidend. Die Görresſchen Paradorieen überbietet er durch noch größere. Er ſagt, der Katholi-

mus ergriff die Gefühle, löste die Zunge zur Weissagung und heiligte die Hand zum Wunderthun. Die alten Mysterien entdeckten sich dem Neoplatonismus und eine magnetische Exspiration der Seelen gab hier und dorthin Schläge, man wußte nicht von wessen Hand sie kamen.

Wie das Mittelalter sich erhellte, fehlte Aehnliches nicht. Die Zeitgenossen lebten in Welten, die außerhalb der Erscheinung lagen. Auf der einen Seite die weltliche Religion des wiederaufwachenden Alterthums, welche olympische Kränze um die Stirne der Gelehrsamkeit wand und von einer Entzückung begleitet war, die die Jünger dieses Glaubens verleitete, statt zu Gott, zum größten und besten Jupiter, statt zum Papste, zum Pontifex Maximus zu beten: auf der andern Seite die Mystik im Christenthume, das Lauschen auf die heimlichen Offenbarungen Gottes im Stein, in der Pflanze oder, wie der Pietismus wollte, in den Thatsachen des Gemüthes; und zwischen beiden wiederum das Band des Neoplatonismus, beschrieben mit den Characteren des Thierkreises, — welch' ein Träumen! Wußten die Bannerträger der geistlichen und weltlichen Herrschaft, welche wunderbare Welt ihre Fäden in die politischen Vorgänge verflocht und woher der Trost kam, der z. B. Savonarola zur Flamme des Scheiterhaufens lächeln machte?

Und um des Deutlichsten zu erwähnen, so hat auch das achtzehnte Jahrhundert, der Uebergang der neuen Zeit, die Geschichte und die Menschheit scharf gesondert, da die Interessen der einen vor denen der andern erröthen mußten. Die philosophische Speculation trug den Genius über die morschen Trümmer der Zeit hinweg und wem die Combination versagte, dem lieh der eigenthümliche antike und

hv. Bibl.
Aachen

zismus wäre der eigentliche Stamm, von welchem der zerfressende Rationalismus ausgegangen wäre und weiß dafür gleich einige Bücher zu zitiren, die mancher Andre nicht gelesen hat. Man muß schon Miene machen, als wäre diese Doktoranduothese wahr. Gerade das geringe Gute, das der Athanasius enthält, ist nach Leo das Schlechteste daran; eine Behauptung, die für einen Deutschen geistreichen Professor freilich nicht anders sein kann. Alles, was Görres ferner dem Preußenthum vorwirft, macht Leo zur Retourkutsche des Papstthums. Auch hier liegt keine innere, sondern nur eine rhetorische Wahrheit zum Grunde; denn wer fühlt nicht, daß Preußen für seine möglichen Fehler, die vom Jahre 1714 stammen, weit zurechnungsfähiger sein müßte, als das Papstthum für die seinigen, an deren Ausbildung fast zwei Jahrtausende gearbeitet haben! Zu diesen hübsch zu lesenden, aber wenig entscheidenden Wendungen gehört auch die ganze Auffassung des Kölner Handels als eine Fortsetzung des Kampfes zwischen Guelfen und Ghibellinen, eine Vergleichung, die Leo mehr gilt, denn als ein bloßes Phantasiespiel, die er sogar, sophistisch genug, in das Bewußtsein der Preußischen Regierung, als in diesem völlig ausgebildet und klar, hinüberzuspielen sucht. Man bewundert oft die geistreiche Art des Professors, sich für dumm zu benehmen, grade wie Dahlmann ebenso naiv in seiner Politik bei der Emanzipation der Juden sagt, er hätte davon einmal gehört! Was handgreiflich aus der

Sonne kommt, leitet Leo aus dem Monde her, nur um seinem Gegner die blasse Renommage und Malice zu zeigen. Er sieht ihn von der Seite an, wo er doch Augen hat, sie alle beide ihm zuzuwenden; und ich gestehe, es gehört die ganze rüde Arroganz Deutscher Professoren dazu, an Jemanden ein Sendschreiben zu richten, ihn fortwährend „hochverehrtester Herr!" anzureden und dabei rechts und links ihn zu maulschelliren und mehr als Esel, denn als Gegner zu traktiren.

Wer die aus Idiosynkrasieen und Antithesen zusammengesetzte Natur Leos kennen lernen will, hat nur nöthig, S. 33 zu lesen, was er über die zimperliche Scheu vor dem Blute sagt. Er will eben eine Gräuelthat des religiösen Verfolgungsgeistes erzählen und leitet sie mit der Bemerkung ein, daß die, welche sie begingen, vielleicht ihrer Klarheit und Consequenz wegen eher Bewunderung verdienten und er überhaupt zu denen nicht gehöre, welche kein Blut sehen können. Ich glaube, daß hier grade das herzlose Verbindungsmedium aller der einzelnen Paradoxieen Leos und seiner Geistesgenossen und offen genug die noch immer studentikose Stufe klar wird, auf welcher sich der gelehrte Mann befindet. Ich glaube, es gehört zu der nothwendigen Entwickelung eines durch die Geschichte gebildeten Charakters, in einem gewissen Jünglingsalter jenen Terrorismus der Gefühle sich anzueignen, der selbst das Blut nicht scheut, wo es sich um Tapfres, Großes und Historisches handelt. Ich

glaube aber auch ebenso, daß nach dieser starren Periode allmählig wieder auf das Gemüth sich eine sanfte Wärme und heilige Zartheit ergießt, die den Rigorismus überwindet und dem Gefühl für Schmerzen wieder Raum giebt. Wer wäre nicht einmal auf dem Studentenstandpunkt gewesen, die Guillotine für einen nothwendigen Geschichtshebel zu halten und die Herder'sche Humanitätsphilosophie Nervenschwäche und Hysterie zu nennen? Man kann sich lange in diesem Bramarbasiren sehr glücklich und groß fühlen; aber es ist einem freien und schönen Charakter unmöglich, dabei zu verharren. Das künstlich erfrorne Herz gerinnt wieder und die starren Gefühle lösen sich in menschliche Empfindung auf. Man muß das Blutspucken, wie ich jenes Leo'sche Renommiren nennen möchte, überwunden und selbst mitgemacht haben, um zu fühlen, auf welcher niedern, herzlosen und eigentlich hölzernen Stufe der Charakterbildung Leo sich noch befindet. Das ist ganz der in den Flegeljahren stecken gebliebene Student, der zwar viel gelehrtes Zeug sich angeeignet hat und geistreich und gescheut genug für sein Handwerk ist, den aber die mächtige Hand einer höhern Weihe nie berührte, der einen Charakter schmutzigen, ungewaschenen und ungekämmten Antlitzes behalten hat und diesen nimmermehr zum Frommen der Wissenschaft, sondern nur zur Belustigung der Halleschen Studenten sein Lebtage hindurch entfalten wird. Ach um wie viel höher steht ein wahrer Geschichtsforscher und Philosoph, dem die Sonne der un-

tergebenden Geſchichtsepochen das Antlitz prophetenhaft verklärt, dem ein heiliger Ernſt die Schläfe küßt, dem ein Engel des Friedens und der Weisheit in ſeinen Unterhaltungen mit der Nation die Feder führt! Man vergleiche dies Ideal mit jenem Profeſſor, der ſich auf dem Katheder wälzt und ſeine Sätze mit der Phraſe einleitet, er gehöre zu denen nicht, welche kein Blut ſehen können! Es iſt wahr, Frankreich und England haben keinen Gelehrten, der ſo geiſtreich, durchgebildet und originell wäre, wie Leo und ihm verwandte Geiſter; aber wenn uns dieſe Länder verwundert fragen würden, wie es komme, daß wir bei ſolchen geiſtigen Beſitzthümern in unſerm öffentlichen Leben nicht ſtärkere Spuren von ihnen trügen, ſo wollen wir ſchweigen und beſchämt niederblicken und uns geſtehen, daß dieſe unſere Edelſteine roh und ungeſchliffen ſind, daß man auf den kleinen Deutſchen Univerſitäten bei ihrer überlebten Verfaſſung zwar ſehr geſcheut werden kann, aber für die Erziehung zum höhern Seelenadel und zur ächt humanen Charakterbildung dorten ſo gut wie Nichts gewinnt.

# Görres' Triarier.

Es war zu erwarten, daß Görres nur denjenigen Gegnern seines Athanasius antworten würde, welche ihm Gelegenheit boten, entweder seinen Witz an ihnen zu üben oder eine Reihefolge der unerquicklichsten, dürrsten und stockigsten Erörterungen über kirchenhistorische und dogmatische Gegenstände auszuspinnen. Diese letztern nehmen in den Triariern einen Raum ein, der einem unabsehbaren, eben aus einer Ueberschwemmung aufgestiegenen Kirchhof gleicht. Die Gräber sind aufgerissen, die Kreuze und Denkmäler liegen mit den Knochen zusammen, die von ihnen verherrlicht werden, Särge und Gerippe bilden ein fürchterliches vom Mond fahl beschienenes Chaos der Zerstörung und Verödung. Mit Furcht und Schrecken sieht man diesen Ort. Man glaubt in dem Dunst zu ersticken, welchen hier die Gräber alter Zeiten und eines alten Glaubens ausathmen. Man eilt an den ersten freien Ort, wo wieder die Lebendigen wohnen, verhüllt sein Angesicht und bemitleidet einen unstreitig im Meisten doch freien Charakter, der so den Moderduft

des Geweſenen und Verweſten wie Roſenduft einathmen kann, der über Kirchenthum und Glaubensfragen ſich einem Wahn hingiebt, den man nur am Bettelmönche noch möglich glaubt, der über das Abendmahl, über den Gott in pyride, über den Aufbau der Hierarchie und das Verhältniß der Kirche zur natürlichen Ordnung der Dinge in der That und Wahrheit Alles unterſchreibt, was ihm der Prieſter darüber vorlegt. Die Verhandlungen dieſes Buches mit Leo und Marheinecke ſind dem Geiſte unſerer Zeit gegenüber ein grauenhafter Anachronismus. Zu Bologna, auf der Sorbonne, in Ingolſtadt mag man einſt ſo verhandelt haben, wie hier Görres über das Abendmahl und die ſieben Sakramente ſpricht. Man läßt das Buch ſinken und frägt ſich: Bin ich denn in dem Grade unkirchlich und unreligiös, daß ich, wenn ich einen geiſtreichen Mann in dieſer Weiſe vom katholiſchen Glauben reden höre, nur meines Unglaubens wegen darüber vergehen möchte! Oder liegt die Urſache dieſes lähmenden Gefühls, das mich beſchleicht, nicht vielmehr in dieſem bodenloſen Abgrunde poetiſirenden Aberglaubens, in welchen ſich ein Mann aus Vorwitz und polemiſchem Muthwillen ſtürzen kann, der nur deshalb ſeine Sache übertreibt, um den großen Antheil, den er an ihr nimmt, zu rechtfertigen? Und Görres trägt an dieſem Nebel und Rauch, den er ſeinen erhitzten Kopf ausdampfen läßt, auch die Schuld nicht allein; Leo hat einen großen Theil dieſer Anachronismen mit zu verant-

worten. Leo, ſtatt den Fortſchritt der Vernunft und die Befreiungen des Liberalismus auf die Fahne ſeiner Angriffe gegen Görres zu ſetzen, gab dem Athanaſius mit der einen Hand zwar die gröbſten Fauſtſchläge, mit der andern aber drückte er die ſeines Verfaſſers und gab ihm das wieder, was ihm jene nahm. Alle die Thränen, die Leo über das Verkommen der Kirchenzucht und die nur noch polizeiliche Einheit der evangeliſchen Kirche vergoß, mußten Waſſer für die Mühle des Athanaſius werden. Görres hatte leichtes Spiel, wo ihm ein Gegner entgegenkam, der im Hiſtoriſchen mit ihm unter einer Decke ſteckt, nur daß er an den Proteſtantismus und Preußen, Görres an den Katholizismus und Rom ſeine frommen Harlekinaden anknüpft. Sie ſtreiten ſich, wer Guelphe, wer Ghibelline ſei, und rücken ſich mit Gründen auf den Leib, die ihrem Kampfe nur das Anſehen eines Scheingefechtes geben. Wäre nicht Leos Natur eine ſo rohe, liebloſe und renommiſtiſche, der gemüthreichere Görres würde ſich bald mit ihm ausſöhnen; denn der Boden, auf dem beide ſtehen, iſt ein und derſelbe, ihr Dreſchen gilt ein und demſelben leeren Stroh.

Die Prinzipien, nach welchen Görres ſeinen Athanaſius geſchrieben, konnten, als ſich gegen ihn das Streiten erhob, füglich ohne Widerlegung bleiben. Denn in dieſem myſtiſchen Gebäude liegt ein Stein auf dem andern und das Ganze hat eine Einheit, die für den, der darin

wohnt, unzerstörbar ist. Um solche Prinzipien, wie die Leo-Görres'schen zu widerlegen, kann man nur den Rath Jean Pauls befolgen: Willst Du ein System widerlegen, so baue neben ihm ein anderes auf! Widerlegt mußten nur werden die Eingriffe dieser Phantasmen auf vorliegende Fragen der Geschichte und des gesellschaftlichen Lebens. Männer wie Leo und Görres bekehrt man nicht, jenen nicht, weil er in Allem der Sonderling sein will, diesen nicht, weil sein Glaube Sache des Gefühls und gewisser in ihm versteinerten poetisch-phantastischen Anschauungen ist. Nur unsre Geschichte, unsre geistigen Errungenschaften, unsre Denk- und Glaubensfreiheit waren es, die wir schnell vor der unberufenen Einmischung sichern mußten. Ja das, was Görres von politischen Anspielungen auf seine Heimath und von sonstigen Lokalfärbungen in seinen Athanasius hineinblitzen ließ, konnte ihm allein den Donner der Erwiederungen wecken; das Uebrige, was Construction, Fügung und Perspective in dem Buche war, das hat wohl weder das Rheinland, noch die katholisch-kirchliche Parthei selbst verstanden oder gebilligt.

Interessen gerade diese Zuthat einer Theorie, die man selbst katholischerseits nur des Streites wegen mit in Kauf nahm, wird von Görres in den Triariern so sehr zur Hauptsache erhoben, daß diese von allen Partheien nur werden für eine schwache Nachgeburt des Athanasius ge-

halten werden. Höchstens steht Görres in dem, was er gegen Bruno's „Kern und Schaale" (eine Schrift, die aber selbst Schaale ohne Kern ist) auf dem Gebiete, wo ihn seine Freunde erblicken mögen. Das Juristisch-politische ist es, wo die Görres'schen Raketen zünden. Die Glaubenssache ist es nicht, die das Rheinland aufregte; sondern das, was Görres in seinem ungedruckten Manuscript: Fall der Religion Glauben an den Glauben nennt, das äußere Interesse, das man an einem Innerlichen nimmt, wenn diesem Unbill droht. Wie es 1812 war, so ist es 1838 noch; was Görres damals vermocht hat, mit Wehmuth einzugestehen, daß das religiöse Bewußtsein sich nur noch auf den Glauben an den Glauben beschränke und mithin das Leben im Glauben selbst, die Unmittelbarkeit der religiösen Hingebung erstorben sei; das hat sich zur Stunde noch nicht geändert, weil es ein Symptom der in den Gemüthern unsrer Generation entstandenen Frage ist: Was ist „Bleibendes, was Vergängliches" am Christenthum? Und dies Symptom ist um so gewisser, als wir seit 1812 eher eine religiöse Erneuerung und Verinnigung, als Verflachung unter uns walten sahen. Wir stehen noch immer nicht mehr unter dem Glauben, sondern nur noch unter dem Glauben an den Glauben. Dasjenige Interesse, welches in den katholischen Ländern der Erzbischof von Köln und Athanasius gewannen, kam nicht von jenen übersliegenden

Träumereien her, mit welchen Görres die katholiſchen Domſpitzen wie eine am Tag aufgeſchreckte Eule umflatterte, ſondern von dem guten Theil Politik, der in den Streit gemiſcht war, und von jener Liebe zum Glauben, die man ſonſt eben nicht hat, ſchnell aber umgürten würde, wie ein Schwert, wenn es ſich gegen ihn um eine vermeinte Ungerechtigkeit handelt. Wer würde nicht gegen Türken und Juden das Chriſtenthum vertheidigen und bei aller Freiheit, mit der man es auffäßt, doch die Perſon Chriſti, ſeine urſprüngliche Lehre und ſelbſt in den namentlichſten Punkten ihre hiſtoriſche Entwickelung hoch und heilig halten? Dem Neologen gegenüber vertheidigt auch Der den Pietismus, den dieſer verketzern würde. Und der, der die Kirche nie beſucht, erzürnt ſich wohl, wenn er hört, daß ſie ohne ſein Zuthun geſchloſſen werden ſoll. Wenn Athanaſius wirkte, ſo that er es eher durch den preußiſchen „Knochenmann" und was dazu vom großen Kurfürſten an bis heute gehört, als durch ſeine Architektonik der Hierarchie und Ideenverbindungen, die in dieſen Triariern mit einer unerquicklichen Breite, oft wohl mit Phantaſie und Witz, aber ohne die geringſte erdenkliche Einwirkung auf ein Jahrhundert, das nur den freien Gedanken zu ſeinem Herrſcher hat und alles, was aus ihm nicht geboren wird, gleichgültig verwittern und verweſen läßt, vorgetragen werden. Und da nun eine Vereinbarung Preußens mit dem Papſte

ſchwärmeriſche Charakter der Poeſie jener Zeit Flügel, um eine Wirklichkeit zu verlaſſen, die eben ſo unredlich wie unſchön war. Ja, es fehlte nichts, was alle Uebergangszeiten charakteriſirt, ſelbſt das Geheimniß nicht, der Mesmerismus, Lavater's Pietismus, die Phyſiognomik und die Schädellehre.

Dieſe beiden letzten Wiſſenſchaften namentlich bezeichnen etwas Weſentliches für die Zeiten des Ueberganges; denn die Uebergangszeiten ſind diejenigen, welche die eigenthümlichſten Charaktere entwickeln. Wenn die Inſtitutionen ſinken, wenn die Maſſe in einem wirren und beſinnungsloſen Strudel fortgeriſſen wird, wenn die Geſetze für den Entſchluß des Edeln nichts Gebieteriſches mehr haben, woran hält der Edle ſich? Die Geſchichte jener Zeiten lehrt, eine wie ſchwere Kunſt es wurde, ſo zu leben, daß man die Gefahren vermied, ohne die Achtung vor ſich ſelbſt zu verlieren. Auf einem kleinen Brette ſchiffte man über den ſtürmiſchen Ozean. Ja oft war es überall unmöglich, mit Würde zu leben, ſo daß es keine größere That gab, als den Tod. Dieſe ſchwere Kunſt und wie viele an ihr geſtrauchelt, lehren die Zeiten, die Tacitus beſchrieb. Der Untergang des römiſchen Reiches iſt eine Fundgrube dramatiſcher Studien.*) Nicht, daß die Dichtkunſt ihre Stoffe aus ihr entlehnen ſollte; eben die Aehnlichkeit der Verläufe iſt hinderlich und die Staffagen ſind ſelten erquicklich; aber für die Anatomie der Charaktere wüßt' ich kein beſſeres Theater, als worauf jene Zeit die unglücklichen Cadaver lieferte. Die Individuen ſchöpften alle aus ſich ſelbſt. Sie bauten ſich wie Tempel ihres eignen Ruhmes auf, ſie meißelten und feilten an ſich herum mit

*) Eine ſolche iſt des Verfaſſers Nero (Band I.)

vor der Thür oder gar ſchon vollzogen iſt, ſo werden ſich die Staubwolken, die Görres aufregte, bald wieder auf die Pulte und Katheder zurückziehen, wo den Convictualen in München die vorſluthige Geſchichte gelehrt wird. Die nachſluthige geht inzwiſchen wieder ihren eignen Gang.

# Leo und die Hegelingen.

Die Händel am Rhein und in Pohlen greifen in ihren Urſachen und Folgen auch auf Gebiete über, wo ſich ſeit Jahr und Tag brennbarer Stoff genug geſammelt hat, den der leiſeſte Funke (um wie viel mehr ein Leo'ſcher Scheiterhaufen!) entzünden konnte. Das von uns ſchon gewürdigte Sendſchreiben Leo's an Görres, welches den Teufel des Ultramontanismus durch den Beelzebub des Pietismus austreiben wollte, erfuhr von einigen jungen zur Hegelſchen Schule haltenden Gelehrten in den Halleſchen Jahrbüchern eine Abfertigung, wie ſich Leo ihrer bei aller Welt, mit Ausnahme der evangeliſchen Kirchenzeitung und des Menzelſchen Literaturblatts, gewärtigen mußte. Man hatte nicht nöthig, Hegelianer zu ſein, um die ganze Freiheit des Denkens und geiſtigen Lebens, welche wir durch die intellektuellen Entwickelungen ſeit der Reformation ſtufenweiſe errungen haben, den Leo'ſchen Geſpenſtern wie einen Meduſaſchild vorzuhalten, Arnold Ruge brauchte, indem er gegen Leo ſchrieb, nur

auf das allgemein in unſerm Zeitalter ſchon verbreitete Bewußtſein der Gedankenfreiheit, auf die hiſtoriſch gewordenen Reſultate der Philoſophie ſeit dem Reformationszeitalter ſich zu berufen, er verdankte ſeine Begeiſterung für die Sache der religiöſen Aufklärung hier nicht grade der Hegel'ſchen Lehre, die nur von Leo ohne alle äußere Befugniß in dieſe Angelegenheit hineingezogen iſt. Gegen die Begriffe, hinter welche ſich Leo gelegt hat, proteſtirt ſchon die Geſchichte, die tägliche Erfahrung der Zeit, ihres eignen Vertheidigers tyranniſche, grauſame und renommiſtiſche Art zu denken und zu empfinden, proteſtirt die Freiheit, die ſchon in Aller Herzen geſenkt iſt, die Luft, die Sonne ſelbſt, die uns einen hellen lichten Tag ſcheinen läßt. Wer hätte hier nöthig gehabt, um die Vernunft zu vertheidigen, ſich auf Hegel zu berufen?

Leo nahm aber die Gelegenheit wahr und verwechſelte abſichtlich etwas, was nur ein im Intereſſe der Vernunft vor ihm geſchlagenes Kreuz war, mit dem Symptome einer Sekte. Man ſieht, wenn man der Lüge dient, ſich ſogern, nicht von der Wahrheit, ſondern von einer Parthei verfolgt. Man rechnet äußern Machinationen zu, was nur der natürliche Lauf der Dinge iſt. Leo machte aus dem, was unter allen Umſtänden gegen ihn zu behaupten nothwendig geweſen wäre, eine Intrigue, eine Conſequenz der philoſophiſchen Parteiung. Er vertheidigt ſich nicht gegen das Einzelne, ſondern erwiedert mit

einer Anklage des entgegengesetzten Ganzen. Er beschuldigt die Hegelsche Schule, daß ihre jüngern Entwickelungen auf den Umsturz der christlichen Lehre führen müßten. Er sammelt eine Menge einzelner in Zeitschriften und Büchern zerstreuter Belege, die er zum Beweise, daß er an einen Prozeß denkt, Aktenstücke nennt, um zu erörtern, daß die jüngern Schüler des verstorbenen Meisters die Persönlichkeit Gottes, die Historie des neuen Testamentes und die jenseitige persönliche Fortdauer läugneten. Er ruft die Wächter über den öffentlichen Unterricht auf, von den Kathedern diese Adepten des Unglaubens wegzufegen und zu verhüten, daß unsre Universitäten durch die Hegelsche Philosophie geistliche Mördergruben würden. Es sei nicht etwas Altes, woran er die alten Feinde der Hegelschen Philosophie aufs Neue erinnern wolle, sondern eine neue, erst kürzlich durch Strauß und was dazu gehört, eingerissene Wendung des Alten, die von dem, was früher diese Schule lehrte oder aus Besorgniß verschwieg, wesentlich verschieden und die Schöpfung ganz neuer Anklagepunkte wäre.

Es ist in der That nicht nöthig, sich selbst zur Hegelschen Philosophie zu bekennen, um diese Leo'sche Anklage zu verachten. Wir wollen nicht einmal von einer böswilligen Angeberei sprechen, sondern wir glauben, daß sich Leo zu dieser seiner Verläzerung durch eine ihm lieb gewordene Ideenverbindung gedrungen fühlte. Die Bibel nennt das, was Leo hier gethan hat: die Gewissen

verwirren. Er hetzt die Widersprüche, die ungelösten Räthsel, die Dunkelheiten, Schwierigkeiten und gegenseitigen Behauptungen, die sich zu allen Zeiten in der Wissenschaft und ihrem Verkehr gefunden haben, gegen einander auf, nimmt dem Anfange das Ende vorweg, zwingt den Rachen eines Thieres, seinen eigenen Steiß zu verschlucken, treibt zu einem Gehege alles in den Wäldern der freien Wissenschaft verstreute Wildbrät zusammen, um eine kurze, schnelle und sichre Jagd zu haben. Die Gewissen verwirren heißt es, wenn man eine nach Klarheit ringende Denkoperation in ihren einzelnen Stadien abfäßt und dem noch Unvollendeten und erst in der Begründung Befindlichen schon die Künste abfrägt, die nur in dem errungenen Siege möglich sind; wenn man vom Haupte verlangt, daß es die Hand, von der Hand, daß es der Fuß, vom Fuß, daß er der Nacken sein solle; wenn man dem abstrakten, allerdings todt und leer aussehenden Begriffe eine concrete Thatsache aus der Bibel vorhält und, seinen menschlichen Verstand auf den Kopf stellend, mit Leo frägt: Also den Gott läugnest du, der Abraham bei der Eiche Mamres und Mose im feurigen Busche persönlich erschien?

Wer da weiß, wie viel warme Hingebung an das Christenthum die Hegelsche Lehre vor allen Philosophemen, die seit Kant in Deutschland sich zu verdrängen und zu verbessern suchten, voraus hat, dem muß diese Leo'sche Gewissensverwirrung noch um so frevelhafter er-

ſcheinen. Leo ſollte warlich vergleichen können, wo Kant dem Chriſtenthum gegenüber ſtand und wo Strauß. Will das auch nichts ſagen, daß die Hegelingen den Gedanken mit der chriſtlichen Lehre, mag es gehen, wie es will, zu verſöhnen ſuchen, Kant aber und Fichte alle Poſitivität umgingen und das Chriſtenthum als etwas nebenbei Exiſtirendes ganz auf ſich ſelbſt beruhen ließen?

Wenn man die Stellen aus Hegelſchen Schriften lieſ't, denen Leo in ſeiner Brochüre die Fingerzeige der Verdächtigung figürlich beidrucken ließ, ſo wird man ſich unwillkürlich ſagen: Sieh, dieſen Denker, wie er ringt und trachtet, die Wahrheit zu erkennen! Sieh wie er mit dem Pfunde wuchert, das Gott ſeinem Geiſte anvertraute! Sieh dieſen Schwimmer, wie gewaltig er durch die Wogen rudert und den grünen Inſeln der Wahrheit zuſteuert! Nun werden wir, die Einen oder die Andern, Anſtoß nehmen allerdings an den Wendungen und Ausdrücken, die hier miteinander verrechnet, potenzirt, logarithmiſirt werden, wir werden ſagen: Das iſt Hegel mit ſeinen wunderlichen Formeln, ſeiner unklaren Ausdrucksweiſe, ſeinen objektiven Begriffen und ſeinen ſich ſelbſt denkenden Gedanken! Wir werden auch ſagen: Achtung den Männern, die ſich ſo an Alles und Jedes, und an Alles und Jedes zugleich zu halten und in bloße Worte zu vertiefen wiſſen, während wir andern, die wir mehr Dichter als Denker ſind, uns an die Erſcheinung und das Einzelne, an den Vogel in der Luft, an das Blatt der

Blume halten! Aber von Gotteslängnung, Unsterblichkeitsvernichtung, Christusverachtung sind diese Schnörkel und Arabesken und Holzschnitte so weit entfernt, daß wir vielmehr bewundern müssen, wie da jeglicher Geist, den uns Christus gegeben, thätig und rüstig sich bewährt, wie die Gaben, die uns grade durch die Verkündigung des Evangeliums geschenkt sein mögen, sich so mannigfach bethätigen zum Lobe und Preise Gottes, der in uns wohnt und uns die Freiheit der Vernunft und den Durst des Erkennens gab und uns denken, forschen, sinnen, reden läßt! Leo will den Namen eines Christen nur gestatten, wo eine unbedingte Unterwerfung unter die Orthodoxie vorherginge; während diese Orthodoxie doch nur die Saat ist, die durch die Kirche ausgesäet wurde und jetzt in den Gedanken des sich reflektirenden Geistes als Blüthe über den Halmen der Jahrhunderte wiegt. Wer innerhalb der Gränzen, die durch Christi Erscheinung im Himmel und auf Erden gezogen wurden, sich mit der Freiheit, die nachdem sie unser Erbtheil an sich ist, durch das Christenthum veredelt wurde, sich bewegt, der ist so gut Christ, wie Leo und der Pietist. Pietismus ist nur die Frage einer Religionsübung; der Gottesverehrungen giebt es viele und mannigfaltige. Wer will bei irgend einer geistigen und tiefen Thätigkeit unsrer Zeit sagen: Hier ist Christus nicht? Der Apostel fragt: Wozu wäre denn der Weinstock, wenn wir seine Reben nicht äßen? oder wozu wäre denn die Heerde, daß wir

nicht tränken ihre Milch? Oder, fügen wir hinzu, wozu wäre denn Christus, daß wir seine Früchte nicht brächen, seine Lehre nicht erörterten, durchsprächen, dem Glauben nicht nachforschten und unsre durch ihn geheiligten Geisteskräfte in der Erforschung Gottes übten?

Keiner der Apostel ist gut auf diejenigen zu sprechen, welche wie Leo nur Zuchtmeister in Christo sein wollen. Ja Paulus räth sogar, um die Gemüther für den Heiland zu gewinnen, eine Toleranz an, die sich mit dem Ungefährsten einer Annäherung an ihn begnügen solle, weil die Naturen der Menschen verschieden, ihre Sitten und Redeweisen abweichend sind. Er sagt den Corinthern, daß er sich auf allerlei Weise an die Menschen zu machen gesucht hätte. „Den Juden bin ich worden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich worden, als unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich ohne Gesetz worden, auf daß ich die, so ohne Gesetz sind, gewinne. Den Schwachen bin ich worden, als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin Jedermann allerlei worden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache." Der Apostel sagt damit deutlich genug, daß man die Menschen in ihrem Eigenthümlichen lassen solle und ihnen nichts nehmen, wenn sie nur irgendwie zum Evangelium kommen. So sollten auch die Eiferer und Verkätzerer Jedem seine Weise gestatten, sich mit der Person Christi

vertraut zu machen, eine Weise, die in der Hegelschen Philosophie lange noch nicht die kälteste und allgemeinste ist.

Leo sollte nur seltner die evangelische Kirchenzeitung und öfter die Bibel lesen, so würde er auf Sätze stoßen, die seinen Fanatismus bald abkühlten. Die ersten Christen waren auf nichts so begierig, als die heidnische Bildung für den neuen Glauben zu gewinnen. Für die unerläßliche Bedingung, daß man sich taufen lasse auf den Namen Christi, gestatteten sie alle jene Freiheit, die auch in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte einen so reichen und oft so unabhängig entwickelten und gezogenen Flor geistiger Blüthen trieb. Der Apostel Paulus sagt selbst, daß das Wirken am Gottesreiche mannichfalt ist. Er wirft den Corinthern vor, daß sie sich stritten, wer Paulisch, wer Apollisch wäre. Er sagt: „Der Eine hat gepflanzt, der Andere hat begossen und Einer ist wie der Andere." „Denn wir sind Gottes Mitarbeiter" fährt er fort, ein Ausdruck, den Leo und die Seinigen gern dahin verändern möchten, daß sie nicht Mitarbeiter des Himmels, sondern die verantwortlichen Redakteure desselben sein wollen. „Ich habe," sagt Paulus, „den Grund gelegt, nun baue ein Anderer darauf!" Er läßt es frei, was man darauf bauen will, „Heu, Stoppeln, Holz, Gold, Silber, Edelstein," und knüpft die Bedingung des Werthes dieser Ueber- und Anbauten an den Erfolg, ob da bleibe, was als Zierrath zu dem Grunde hinzukommt,

oder ob es vergeht. So ſcheinen mir aber die tiefſinnigen Gedanken unſerer Philoſophie, die ſcharfſinnigen Regungen der Wiſſenſchaft, dieſe geiſtreichen Entwickelungen, welchen Leo heimliche Gruben legt, grade die ſchönſte Gold-, Silber- und Edelſteinheranbringende Mitarbeiterſchaft an dem Aufbau des Gottesreiches zu ſein und den Tempel des Herrn mehr zu zieren, als die ſchwarzen Vorhänge, die die Orthodoxie aus deſſen Fenſtern legt und das verwitterte Moos, mit dem ſie ſeine Ritzen und Fugen verſtopft.

Hegel hatte ſich nur mit dem dialektiſchen Aufbau ſeines Syſtems und der innern gedankenmäßigen Conſequenz deſſelben beſchäftigt. Er hinterließ ſeinen Schülern als eine ſehr ſchwierige Aufgabe die Ausgleichung des Syſtems mit den mannichfachen Poſitivitäten unſres Lebens, unſrer Sitten, unſrer Ueberlieferungen. Das Verhalten der Theorie zu den verſchiedenen hiſtoriſchen Fragen der Kirche, des Staates und der ganzen Geſellſchaft ſollte nun erſt beſtimmt werden. Alte Erfahrungsſätze wollten wiſſen, wie ſie zum Hegelſchen Syſtem ſtänden und es war ein Unglück, daß Hegel grade dieſe am meiſten vermieden und für die Ausgleichung ſeiner Lehre mit dem grade jetzt herrſchenden Poſitiven nur allgemeine Andeutungen gegeben hatte. Die Hegelſche Lehre trug nun Früchte, die nur von einem Theile ihrer Anhänger als organiſch zum Syſtem gehörende anerkannt wurden, z. B. das Leben Jeſu von Strauß. Andre verfolgten

einem Selbſtbewußtſein, das Mitleid erregt, da die Zeit nichts, gar nichts für ſie that. Schatten und Licht war berechnet, von jeder Bewegung der Hand wußten ſie, wohin der Schatten fiel, die ganze Athmoſphäre ihrer Exiſtenz war künſtleriſch und mit ernſtem Schweiße belegt. Sie mußten den Eindruck jedes ihrer Worte berechnen und in ihr Stillſchweigen ſogar noch größere Vorſicht legen, als in ihre Rede. Denn die feindſelige Zeit warf ihnen oft weniger vor, was ſie thaten, als was ſie zu thun unterließen. So lag allen ihren Bewegungen ein mathematiſches Geſetz zum Grunde, wo ein Druck von dieſer und ein Gegendruck von jener Seite die Wirkung immer auf einen dritten Ort hinſchleuderte, wo der Verdacht umgangen und die Nachſtellung ſtillſchweigend entwaffnet werden mußte. Und weſſen Benehmen nicht die Furcht regelte, den meißelte der Stolz aus dem groben Steine der Maſſe. Jene Zeit ſchuf, nicht durch ihre Kraft, ſondern durch ihre Schwäche, ſtarke Individuen, welche den Dunſtkreis, der ſie umgab, mit eignen Schöpfungen bevölkerten, welche ihre Phantaſie über die Erde wie ein Zelt ausſpannten und die kühnen Strahlen ihres Auges zur Sonne einer ſelbſtgeſchaffenen Welt ſandten. Sie beſchworen einen Glauben, der nicht mehr war, und riefen Götter aus Gräbern auf, in welche dieſe ſich zum ewigen Schlummer gelegt hatten. Julian gab den ſtummen Marmorſtatuen Griechenlands wieder Sprache, Leben und Gottheit, ſo daß ſie aus dem Epheu der Vergeſſenheit, der ſie umrankte, eine Weile lächelten, daß der Satyr ſein kluges Ohr ſpitzte, und deutlich jene Flöte klang, auf welcher Apoll den Marſyas beſiegte. Julian iſt der milde Abendſtern des römiſchen Reiches, ein Charakter, erhaben und rührend noch bis auf die letzte Thräne, die er

die mystische, andre die pietistische Richtung. Man verlangte von der Schule Erklärungen, sie sollte Reverse ausstellen, was sie von der Unsterblichkeit der Seele, von der Persönlichkeit Gottes glaubte, und [illegible]e sich, da hier ein Jeder seine gemüthlichen Neigungen in die Formeln übertragen wollte, in eine Parteienstellung auf, die Strauß in linke und rechte Seite und in ein Centrum getheilt hat. Die Linke und das linke Centrum sind wohl diejenigen, welche Leo mit dem Namen der Hegelingen vorzugsweise bedacht hat. Es ist die freie, entschlossene Fraktion der Hegelschen Schule, die nicht glaubt, daß die Lehre ihres Meisters erfunden wurde, um das, was ist, zu bestätigen, sondern auch von Vielem zu zeigen, daß es weit besser sein könnte, als es ist. Wenn die Hegelsche Philosophie die Aufgabe lösen soll, daß sie sich der geistigen Entwicklung des Jahrhunderts als ein lebensvoller Impuls mittheilt, und in die verschiedenen Zweige der Wissenschaft, ja in die Institutionen der Gesellschaft eine befreiende und neugestaltende oder fester bindende Gedankenkraft ausströme, dann kann die Lösung dieser Aufgabe nur aus diesem jüngern Nachwuchs kommen, der geschichtliche und allgemein-literarische Eindrücke neben den rein theoretischen in sich aufgenommen hat und dem Dogma der Schule ein reiches Material innerer und äußrer Erfahrung, Poesie und Empirie, zuführen kann. Das Band, welches diese Bestrebungen an Hegel bindet, wird ein loses oder ein sehr festes sein, wie man es nimmt.

Löse äußerlich, was die Systematik; fest innerlich, was die Dialektik betrifft, die ins Blut aufgenommenen Kategorieen, den zur andern Natur gewordenen Gedankenkalkül. Es muß sich zum Nutzen der vielen neuzubelebenden positiven Wissenschafts-, Gesellschafts- und Literaturfragen eine größere individuelle Freiheit in der Hegelschen Schule ausbilden, wie sie denn auch schon von Strauß mit einem Takte und so sicherm Selbstbewußtsein ausgeübt ist, daß hier das Schulmäßige völlig scheint aufgehört zu haben.

Was nun Leo gegen diese Richtung, die, wenn sie durch wahrhaft geistreiche und erleuchtete Individuen integrirt wird, gewiß allmälig in Deutschland die wissenschaftliche öffentliche Meinung bilden wird, vorbringt, ist dasselbe, was der Legitimist dem Constitutionellen, der Erzbischof von Köln dem Preußischen Ministerium und der Hermesischen Lehre, der Pietist seit Jahren dem Philosophen vorwirft. Die Kirche würde untergraben, der Glaube beschnitten, der Heiland dem Gedanken geopfert. Erstens sagt Leo, diese Partei läugne jeden Gott, der zugleich eine Person ist. Sie verstehe unter Gott eine nicht mit eigenem Selbstbewußtsein begabte Macht, welche nur im Menschen zum Bewußtsein komme. Das heißt, diese Partei lehre den Atheismus. Eine lange Stelle aus Michelets Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland giebt dem Ankläger zu seiner Behauptung die ihm sprechend dünkenden Belege. Doch

wenn Leo unter der Perſönlichkeit Gottes das verſteht, was alle Philoſophen darunter verſtehen, einen extramundanen Gott, der der Welt als Schöpfer gegenübertreten könne und nicht in pantheiſtiſcher Weiſe die Welt ſelbſt wäre, ſo findet man in der angeführten Michelet-ſchen Stelle das baare Gegentheil ſeiner Anſchuldigung. Hegel lehrt, derſelben zufolge, allerdings einen Gott, der nicht nur perſönlich iſt, ſondern die Perſönlichkeit ſelbſt. Leo ſollte wiſſen, daß es ſchwer iſt, einer Philoſophie wie der Hegelſchen, die Abweſenheit von Begriffsmomenten da nachzuweiſen, wo der Begriff einmal ſelbſt ſchon in den bekannten logiſchen Prozeß der Hegelſchen Philoſophie gekommen iſt. Das Umſchlagen, Negieren, Für-ſich- und Andersſein und Zurückkehren wieder in ſich ſelbſt, dieſe bekannten Hegelſchen Kategorien, deren Werth zu unterſuchen nicht hierher gehört, ſprechen von dem Einzelnen nie ohne den Geſichtspunkt der Totalität, laſſen zu gleicher Zeit etwas Welt und doch wieder nicht die Welt ſein, laſſen Gott in demſelben Augenblick Perſon werden, wo er eben noch Subſtanz war. Man bekämpfe dieſe Hegelſche Dialektik innerhalb der Philoſophie, man nenne ſie ein Spiel, aber man hüte ſich, ihren Begriffen, die alle immanent ſein ſollen, mit einer Anklage entgegenzutreten, die etwas Einzelnes beträfe! Wenn Hegel der Subſtanz den Trieb, Subjekt zu werden, vindicirt, dann kann ein Zweifel, ob er die Perſönlichkeit Gottes läugne, nicht ſtattfinden. Wir können wohl ant-

worten: Ach, mir ist die Lerche auf dem Felde lieber, als all dies Begriffsspalten; aber sind wir einmal inmitten dieser dialektischen Spinnenfäden, dann möchte es bei Hegel, wenn man ihm einräumt, daß er das Eine hat, schwer sein, ihm nachzuweisen, daß er nicht auch das Andre hätte.

Der andere Leo'sche Anklagepunkt betrifft die Unsterblichkeit der Seele. Diese Partei läugne, daß es eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode, eine Auferstehung des Fleisches und eine persönlich wahrnehmbare Strafe des Bösen und Belohnung des Guten in Folge der Wiederkunft des Herrn zum Gericht gäbe; diese Partei lehre demnach eine Religion des alleinigen Diesseits. Bewegte sich diese Streitfrage nicht innerhalb der evangelischen Kirche, sondern auf katholischem Grund und Boden, so würde Leo ohne Zweifel gesagt haben: Diese Partei läugne die unbefleckte Empfängniß Mariä, das Meßopfer, das Fegefeuer, die Siebenzahl der Sacramente u. s. w. Leo thut nichts, als er nimmt die schroffen Sätze des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses, das Niederfahren zur Hölle u. s. w. und bescheidet die Welt in Kürze damit, daß die Hegelingen diese Verfügungen des Katechismus nicht glauben. Da nun aber die Zahl derjenigen, welche nicht daran glauben, daß Christus zur Hölle gefahren ist, groß und ihnen die Theilnahme am Namen Christi darum doch noch nirgends ernstlich verweigert ist, so könnte die Hegelsche Lehre diese

Anſchuldigungen auf ſich beruhen laſſen, und, wo es ſich um Abſetzung handelt, erſt die Abſetzung derjenigen Theologen verlangen, welche wenig geneigt ſein mögen, das Niedergefahren zur Hölle anders, als mit einem ausdeutelnden, philoſophirenden grano salis zu verſtehen. Leo ſcheint ſehr geneigt, es zur Bedingung des chriſtlichen Namens, den einer tragen will, zu machen, daß man auch wirklich an die Gaſſe des rothen Meeres glaube, durch welche Moſes die Juden geführt hat, wirklich glaube an den Eſel, der mit Bileam zu reden begann u. ſ. w. Geſetzt, die Hegelſche Lehre leiſtete dem, was ſich in der chriſtlichen Kirche unter dem Namen des Rationalismus gebildet hat, einer Lehre, die in zahlloſen Kirchen und Hörſälen gepredigt wird, Vorſchub, würde *ſie* dann vorzugsweiſe von einer ſo hochverrätheriſchen Anklage getroffen werden müſſen? Würde ſie beſchuldigt werden können, etwas ſo Unneues und gerade für den Moment ſo Gefährliches erſonnen zu haben? So iſt es auch mit dem Dogma von der Auferſtehung des Fleiſches. Warum ſoll hier die Philoſophie weniger in der Freiheit ſein, ihre Anſicht darüber vorzutragen, als die Theologie, die überall lehrt, daß entweder an eine talmudiſche Auferſtehung aller alten Gebeine, aus denen wir im Leben zuſammengeſetzt waren, unmöglich zu glauben ſei, oder daß man die dahinzielenden Ausſprüche der Bibel in einem andern Sinne deuten müſſe? Nun kommt hinzu, daß die Apoſtel von der Auferſtehung der Todten gemeiniglich ſo

zu reden pflegen, daß ſie ſagen: Und ſiehe ich ſage Euch ein Geheimniß! Drückt dieſe Wendung nicht grade die nur ahnungsweiſe aufzufaſſende Vorſtellung von dem Wiederſehen nach dem Tode aus? Die Bibel unterläßt nie, von den Leibern, die da erſtehen, d. h. der perſönlichen Unſterblichkeit, zu bemerken, daß ſie verklärte ſein würden, Leiber aus Gott, himmliſche, neue Gewänder. Heißt dies, in die Sprache der Philoſophie überſetzt, etwas Anders, als daß die Unſterblichkeit nur unter Bedingungen und Formen zu verſtehen iſt, von deren äußerer Geſtalt wir keine Vorſtellung zu faſſen vermögen? Und wenn nun zunächſt Michelet gegen die ganz anthropomorphiſche Auffaſſung der Unſterblichkeit, wie ſie Göſchel aus Hegel herzuleiten verſucht, ſtreitet, ſo würde man doch vergebens bei ihm eine Stelle ſuchen, die die Leo'ſche Anklage, dieſe Philoſophie ſähe mit der irdiſchen Exiſtenz alles für beendet an, rechtfertigte. Hegel ſieht in der Unſterblichkeit der Seele keine Eigenſchaft des Geiſtes, die nicht ſchon in ſeiner Göttlichkeit und Ewigkeit mit eingeſchloſſen wäre. Er ſieht in der Unſterblichkeit der Seele keine Himmelsſinecüre, keine Ruhe- und Penſionsanſtalt für treue und ausgediente irdiſche Beamte, ſondern die ewig fortdauernde Involvenz deſſen, was an uns der Unſterblichkeit würdig iſt, mit dem fortgeſetzten Plan der Schöpfung. Wenn er gegen die Unſterblichkeit des Subjekts ſprach, ſo wollte er damit wohl nur denen ihren Glau-

ben benehmen, die da meinen, ſie würden mit Stiefel und Sporen, mit Mann, Knecht, Magd, Vieh und allem, was unſer iſt, im Himmel die Erde in gedankenloſer Seeligkeit fortſetzen. Kann es eine würdigere Vorſtellung von unſerer Fortdauer geben, als die, daß wir fortfahren, in den Plan der göttlichen Weltordnung verwickelt zu ſein? Wie wir es ſind, unter welchen Bedingungen die Verklärung, von der die Bibel ſpricht, ſtattfinden wird — wer möchte da Auskunft verlangen! Hegel hat ſie ebenſowenig nöthig gehabt zu geben, wie es einem ſeiner Schüler eingefallen iſt, die Leo'ſche Verläumdung wahr zu machen, daß es ſich nur noch um eine Religion des Dieſſeits handeln könne.

Der letzte Vorwurf iſt der gegen Strauß gerichtete, daß er aus dem Evangelium eine Mythe gemacht hätte. Obgleich Strauß zartfühlend genug geweſen iſt, die ſchwere Verantwortung ſeines kühnen Unternehmens von der Hegelſchen Philoſophie abzuwälzen und ſie auf ſich ſelbſt zu nehmen, obgleich mehre Hegelianer in Strauß weit mehr Schleiermacherſche als Hegelſche Elemente erkennen wollten, ſo haben doch grade die von Leo verdächtigten jüngern Bekenner dieſer Philoſophie ſich nicht weigern wollen, die Gefahr mit dem Verfaſſer des Lebens Jeſu, wenn eine vorhanden iſt, zu theilen. Und hier iſt auch ein Punkt, wo man die Anklage Leo's unbedingt anerkennen, hinnehmen und ihrem Erfolge ſich unterwerfen muß. Hier ſteht es dem „jung-Hegelſchen Unkräutlich" ſchön,

daß ſie nicht wanken, ſondern die Epoche, welche Strauß mit ſeinem Buche gemacht hat, als etwas Neues, als einen Fortſchritt, deſſen Folgen ſich noch nicht ermeſſen laſſen, freudig begrüßt haben. Hier ſich zurückziehen oder das Feuer ſeiner Begeiſterung mildern wollen, hieße mehr als Feigheit; hieße die Kriſis einer Begebenheit verkennen, hieße die Zügel eines Ereigniſſes aus der Hand geben, das mit Beſonnenheit gelenkt, mit Enthuſiasmus namentlich auch im Praktiſchen ausgeführt, einen tiefen Einſchnitt in die Geſchichte des Chriſtenthums, eine zweite Reformation bilden wird. Strauß hat die Freiheit des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Tiefſinn des neunzehnten vermählt. Er hat dem Chriſtenthume ſeinen zeitlichen Grund genommen und es dafür auf einen ewigen gebaut. Er hat etwas durchgeführt, was ſich das achtzehnte Jahrhundert, dies freie, ſtolze Jahrhundert nicht möglich gedacht hat; nämlich die Kritik der Hiſtorie des Chriſtenthums mit der wärmſten Hingebung an ſeinen innern, ewigen Gehalt zu verbinden. Strauß hat den Rationalismus überwunden, der einſt ſo lächerliche Verſuche anſtellte, die Wunder des neuen Teſtaments zu erklären. Er hat die Wunder als nothwendige, dem Geiſt des Alterthums und der orientaliſchen Bildung angemeſſene Beſtandtheile einer Geſchichte aufgefaßt, die in dem Augenblick, wo ſie aufgeſchrieben und fixirt wurde, nach antiker Weiſe gleich die Geſtalt einer epiſchen Sage annahm. Das Reſultat

dieſer Auffaſſung iſt hiſtoriſch etwas Menſchliches, religiös aber und philoſophiſch daſſelbe Göttliche, als welches es ſeither immer verehrt wurde und beſtimmt iſt, immerdar verehrt zu werden. Die Wahrheit des Chriſtenthums ſoll aufhören, eine nur auf geſchriebene Urkunden beruhende zu ſein; ſie ſoll eine ewige ſein, eine durch ſich ſelbſt nothwendige. Eine Hemmung dieſer Lehre iſt nicht mehr möglich. Man gehe auf die Deutſchen Univerſitäten — alle Studenten der Theologie haben nur einen Mittelpunkt, von dem aus ſie denken oder gegen den ſie denken: Das Leben Jeſu von Strauß. Freunde oder Feinde der Auffaſſung — ſie iſt es, die alle beſchäftigt. Es herrſcht eine Gährung unter den Köpfen, deren ſich keine Macht, keine Leo'ſche Brochüre, kein Miniſterium mehr bemeiſtern kann. Deutſcher Tiefſinn iſt Unterpfand, daß ſich zu dem theoretiſchen Reſultate dieſer Neuerung auch die praktiſche Belebung finden, daß vom Katheder ſich auch eine Treppe zur Kanzel finden wird.

Wenn alle Anſchuldigungen Leo's in Nichts zerfallen, die kann nicht widerlegt werden, daß die ſogenannten Hegelingen es mit der Strauß'ſchen Auffaſſung des Chriſtenthums halten. Sie werden davon ſo wenig laſſen, wie die Schüler F. A. Wolfs von ſeiner Hypotheſe über Homer ließen. Die Chriſtlichkeit ihres Denkens, die Liebe und Verehrung einer Religion, die, wie das Kreuz der Grundriß der Dome des Mittelalters war, ſo beinahe

der Grundriß ihres philoſophiſchen Syſtemes iſt, das ſtolze ruhige Gewiſſen, mit dem ſie an das Chriſtenthum überhaupt denken können und nicht nöthig haben, vor ihm zu erröthen, das wird ihnen den Muth geben, ihre Sache durchzufechten, eine Sache, die ebenſo freimüthig wie tiefſinnig iſt, eine Sache, die im Einzelnen von dieſem oder jenem guten Exegeten und Kenner der Quellenſchriftſteller widerlegt und berichtigt werden kann, die aber ihrem Gedanken nach mit zur Blüthe eines Zeitalters gehört, welches Freiheit erſtrebt ohne Frivolität, welches aus zwei Faktoren zuſammengeſetzt iſt, Unabhängigkeit des Gedankens, Wärme und heiliger Ernſt des Gefühls.

Leo fordert den Staat auf, gegen die von ihm ſignaliſirte Faktion einzuſchreiten. Der Staat wird nichts thun. Der Staat wird den „Hegelingen" entweder andeuten oder bei ihnen ſtillſchweigend vorausſetzen, daß ſie in den Reſultaten ihres philoſophiſchen Nachdenkens mit möglichſt wiſſenſchaftlicher Conſequenz verfahren, daß ſie verſichtig ſind, ihre Theoreme auf die bunte Mannichfaltigkeit gegebener Verhältniſſe und einſtweiliger Bedingungen zu übertragen, daß ſie namentlich in die ungetrübte Integrität des philoſophiſchen Gedankens nichts von den vielen ſich durchkreuzenden Meinungen des Tages, es ſei denn, daß es ſich mit organiſcher Nothwendigkeit aus ihren wiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen ergäbe, aufnehmen; endlich, daß ſie in ihren Kämpfen ge-

in der Wüſte, ſeines eignen Sterbens vergeſſend, um den Tod eines Waffenfreundes weinte!

Ich hänge mit Andacht ſolchen Erſcheinungen nach, weil ſie Glorie und Triumph der Menſchheit ſind und das Schönſte an der Geſchichte. Euer Handeln im Strom der Geſchichte iſt faſt immer nur der Deſpotismus der Umſtände. Was Ihr große Thaten zu nennen gewohnt ſeit, das iſt ſelten mehr, als Facit vorangegangener Rüſtungen. Faſt alle ſogenannten hiſtoriſchen Helden müſſen ihren Ruhm mit Paladinen, welche einen Kranz um ſie bilden, theilen; ihr Schatten fällt niemals weit über die Erde, ſondern Kriegsgefährten und Miniſter fangen ihn auf. Göttlicher, weil menſchlicher, ſind jene Charakterimproviſationen, welche in der Zeit und im Raume einſam ſtehen und die man ſinnend betrachtet und umgehet, wie ein Denkmal, das eben ſo ſehr auf unſere Phantaſie, wie auf unſere Nacheiferung wirken ſoll.

An dieſe Beweiſe, daß die Uebergangszeiten den Menſchen vom Deſpotismus der Geſchichte erlöſen und dennoch Größeres erzeugen, als die ſtraffangezogene Geſchichte ſelbſt, ſchließe ſich noch eine Bemerkung politiſcher Art!

Es iſt den in Rede ſtehenden Zeitläuften eigenthümlich, daß ſich in ihnen die Mittelglieder der Geſellſchaft auflöſen und ſich alle ſocialen Dimenſionen in zwei große Parallelismen trennen: höchſte Gewalt und Volk. Die Erfahrung von Auguſtus an bis Ludwig XIV. beſtätigt dieſen Satz. Der Deſpotismus reißt die Hebel der Geſchichte faſt alle an ſich und diejenigen, welche etwa noch zurückbleiben, gibt er willig den Maſſen preis. Die Ariſtokratie iſt in den Uebergangszeiten immer erdrückt worden. Welches war die Politik der erſten römiſchen Imperatoren? Jene

gen etwaige Gegner weniger ihr individuelles perſönlich-gereiztes Weſen, als die Sätze der Wiſſenſchaft herausſtellen möchten — das wird aber auch alles ſein. Im Uebrigen wird der Staat ſich weder zur Unterdrückung einer Lehre, noch zur Verfolgung und Zurückſetzung ihrer Bekenner verſtehen. Er wird mit jenem Lakonismus, der die heutigen Miniſterialreſcripte bezeichnet, das Leo'ſche Geſuch um Relegationen, Kirchenbann und einige kleine gelinde Scheiterhaufen, zu welchen das Holz aus den königlichen Forſten geliefert werden ſoll, abweiſen und einen Streit als erledigt anſehen, der als ſolcher nicht neu iſt, ſondern, freilich mit anderm Inhalte, zu allen Zeiten da war und nicht beigelegt wurde, am wenigſten von der ſich einmiſchenden weltlichen Gewalt. Es iſt wahr, wir nahen uns den Zeiten großer Offenbarungen; aber wer möchte wagen, die Pforten derſelben zu verſchließen? Würfe man auch den Schlüſſel ins Meer — er würde doch nicht verloren gehen.

# Leo und Ruge.

Der Kampf gegen die Halliſchen Jahrbücher wurde immer erbitzter. Mit dem Tod Friedrich Wilhelms III. nahmen die Dinge in Preußen eine andre Wendung. Die eben bekämpften Ideen wurden plötzlich die leitenden der Regierung. Leo's Kampf gegen die Hegelingen dauerte fort. Es war das polemiſche Vorſpiel einer poſitiven Oppoſition gegen die neue Schule, der Berufung Schellings, die der Fehde durch eine neue Philoſophie ein Ende machen ſollte.

Das Junibeft der Berliner Evangeliſchen Kirchenzeitung enthält vom Profeſſor Leo gegen Arnold Ruge, den Herausgeber der Halliſchen, jetzt Deutſchen Jahrbücher, einen Artikel, deſſen Ton wenige Proben charakteriſiren werden. Profeſſor Leo nennt A. Ruge einen „literariſchen Straßenjungen," erklärt, daß jeder ehrliche Mann Morgens und Abends ein Ceterum censeo beten müßte, annales Halanos esse delendos und beginnt einen ſeiner rohen Ausfälle mit dem Satze: „Das, was Ruge Proteſtantismus nennt, iſt ſcheußlicher als Vatermord, ſchrecklicher als Sodomiterei,

denn es ſchließt alle Gräuel dieſer Welt am Ende zugleich ein, die der Menſch erſinnen kann."

Ich begreife nicht, welches Motivum ſich der Profeſſor Leo für dieſen Aufſatz gedacht hat. Ich weiß, daß die Evangeliſche Kirchenzeitung von frommen Gemüthern geleſen wird. Sie hören gern von den Miſſionen unter den Buſchmännern; ſie freuen ſich, daß im Canton Waadt noch Spuren der Waldenſer leben; ſie leſen gern die Separatvota Hengſtenbergs, die dieſer finſtere Puritaner über Erſcheinungen des Tages in dieſem Journale niederlegt. Ich kenne hochgeſtellte Damen, einflußreiche Staatsmänner, ſinnige und fromm wirkende Gelehrte, wenig Theologen, aber viel Laien, die dem Profeſſor Hengſtenberg danken würden, wenn er ſich mit allen Waffen ſeines evangeliſchen Zorns gegen eine Richtung, wie die der ehemals Halliſchen Jahrbücher, ausſpräche und im Namen des HERRN Jeſu Chriſti, wie ſie ihn verſtehen, gegen das Verſtändniß jener Ungläubigen proteſtirte.

Aber dieſe Wirthſchaft des Profeſſor Leo in Halle! Man begreift den Herausgeber nicht, der einen über die Exiſtenz des Dr. Ruge faſt wahnſinnig gewordenen, ſonſt achtbaren Gelehrten noch ausdrücklich auffordern konnte, dieſen Wahnſinn in ſeinem evangeliſchen Journale auszutoben. So wäre denn wirklich die Frage des Pietismus geſunken und heruntergekommen auf ein Dutzend lärmender Köpfe, die in Deutſchland hier und da

zerſtreut ſind und die Sache der Religion nur vorſchützen, um eine ihnen angeborene oder durch die Umſtände ihnen angeflogene Luſt zum Widerſprechen, Lärmen und Toben, ſattſam zu befriedigen. Da iſt Krummacher aus Elberfeld, der nicht ſcheint leben zu können, ohne im Panzer und Harniſch einherzuſchreiten. Die Intereſſen des ewigen Heils und der evangeliſchen Kirche werden vorgeſchützt, nur um eine perſönliche iſolirte Stellung zu behaupten und der Luſt am Rechthaben und der Herrſchſucht mit päbſtlichem Uebermuth leben zu können. Dies Treiben, das ſich in Leo's Polemik gegen Ruge ausſpricht, kann man nicht mehr für Sache der Religion und des Chriſtenthums hinnehmen, es iſt eine Privatfehde, an welcher kein beſonnener Menſch mehr, am wenigſten eines jener reinen Gemüther, zu deren Befriedigung die Evangeliſche Kirchenzeitung geſtiftet wurde, ferner Theil nehmen kann.

Privatfehde muß man dieſen Streit heißen, weil er ſich auf einem lokalen Gebiete bewegt. Man denke ſich dies kleine Halle „an der Saale kühlem Strande." Wenn man auf dem Markte ſteht, überſieht man die ganze Stadt. Kleine Univerſitäten in Deutſchland ſind berüchtigt durch ihre Klatſchereien, ihr Coterienweſen, ihre Feindſeligkeiten. Wir draußen in der Welt bilden uns Wunder ein, was es dem Profeſſor Cajus um die Wahrheit zu thun iſt, wenn er gegen den Profeſſor Sempronius polemiſirt und doch polemiſirt er nur, weil 1) Sempronius mehr Zu-

hörer hat, als er, 2) weil dieſer ihm das Lokal ſeines Auditoriums vorweggemiethet hat, indem er dem Hauswirth 10 Thaler jährlicher Miethe mehr bot, 3) weil er geſtern beim Spaziergang ihn mit einer zweideutigen Miene grüßte, 4) weil er bei der vorjährigen Rektorwahl nicht ſeine Stimme hatte, 5) weil er ſich einen Garten gekauft hat, der mehr Aepfel einbringt, als der ſeinige, 6) weil ſeine Frau ſchnippiſch iſt und von ihm geſagt haben ſoll, er verſtände ſich keinen Knoten an der Cravatte zu binden, 7) weil ſeine älteſte Tochter Fatime weniger gut ſingt, als Fräulein Odaliske, die älteſte Tochter dieſes ſelben Profeſſors Sempronius, 8) weil die Dienſtmagd des Sempronius in der Stadt ausgebracht hat, daß bei Cajuſſens des Morgens nur zwei Loth zum Kaffee für die ganze Profeſſorsfamilie genommen würden u. ſ. w. u. ſ. w.

Man wird es lächerlich finden, aber es iſt wahr, daß von ſolchen und ähnlichen Motiven in Deutſchland jene Wahrheit abhängig ſein kann, welche Univerſitätsprofeſſoren vertheidigen. Zwiſchen den Rivalitätsfragen, Honorarintereſſen, Vermiethungs-, Verheirathungs-, Anſtellungsſpekulationen, zwiſchen dieſe Kaffeeviſiten und Weiberträtſchereien ſpielen unſere höchſten Intereſſen über Staat, Kirche und Literatur immer luſtig mitten durch und veranlaſſen eine Univerſitäts-Ordre du jour, von der wir in Dresden, Frankfurt am Main, Stuttgart, Köln, Bremen, Hamburg keine Ahnung haben.

Ich muß auf Halle zurückkommen. Man denke ſich

eine kleine Stadt, wo in den ſchmutzigen Gaſſen Haus an Haus, Neſt an Neſt ein gelehrter Vogel ſeine Eier ausbrütet. Es ſind Prachtexemplare darunter, herrliche Gefieder, zum Ausſtopfen ſchön. Aber dies Gezwitſcher! Der kretiſch, der paphlagoniſch, der mediſch, der ſyriſch, der chaldäiſch! Jeder bekommt ſeinen Geiſt in einer andern Sprache ausgegoſſen. Der iſt Realiſt, der Idealiſt, der Identiker, der Syncretiſt. Der hat was erfunden, der will was erfinden, der iſt eben im Begriff, die Erfindungen aller Jahrhunderte wieder umzuſtoßen. In Halle ſind Caſinos, aber ſie ballotiren geheim! Geſchloſſene Geſellſchaften, aber nur für Gleichgeſinnte. Auf die Kaffeevisiten der Frauen gehen die wiſſenſchaftlichen Glaubensbekenntniſſe der Männer über. Nun iſt ein Regierungsbevollmächtigter da, der ehemalige Erzieher des jetzigen Königs, der ſchreibt Berichte nach Berlin, nach Sansſouci, da wird angefragt: Wer ſoll befördert werden? Wer bekommt Zulage? Wer ſoll reiſen auf Staatskoſten? Wer kriegt einen Orden, einen Titel? Man denke ſich den Lärm, den unſre Literatur ſchon auf dem ganzen Gebiete von Deutſchland macht und hier ſind nun die Repräſentanten dieſer Literatur zuſammengedrängt in dem kleinen Neſt, Halle an der Saale. Nordöſtlich kommt die Chauſſée von Bitterfeld und ſüdweſtlich geht die nach Merſeburg, von wo man ein dem menſchlichen Gemüth ſehr gefährliches, das Blut verdickendes Bier nach Halle einführt. Jetzt hat eine Eiſenbahn

ihren eisernen Arm um die Stadt geschlagen, aber die Stadt bleibt dieselbe mit allem ihren kleinen ewigen innern Krieg, den Anbetzungen, den Denunciationen und Liebedienereien nach Berlin hin, dem literarischen Klotzismus, wie er war, ist und sein wird zu allen Zeiten, so lange Halle und unsre kleinen Universitäten bestehen werden.

Es ist ein lächerliches Vorgeben, wenn Professor Leo behauptet, er müsse gegen den Doktor Ruge die Sache des Christenthums und der Staaten vertheidigen. Ja er mag sich einbilden, daß er in seinem Rechte und seiner Pflicht ist; aber er hat für diesen zur Lokalsache gewordenen Streit die Zurechnung der Vernunft verloren. Jedes seiner Worte, das er in der Evang. K. Z. verspritzt, ist mit der Galle persönlicher Reizung, persönlicher Verfeindung gefärbt. Diese schmählichen Ergüsse schimpfsüchtiger Polemik sollten Fürsten und Staatsmänner anders als mit Lächeln aufnehmen? Sie sollten nicht fühlen, daß hier nicht mehr der eherne Mund der Wahrheit, der Ueberzeugung und des Berufes spricht, sondern die giftige Zunge der Verläumdungssucht, des Neides, der überreizten persönlichen Verstimmung? Diese Fluth gemeiner Redensarten — sie ist nicht aus dem Borne des an Professor Leo so achtbaren Wirkens und Wissens hervorgequollen, sondern herausgepumpt aus dem großen Marktbrunnen zu Halle, wo die Mägde klatschen und das abgelaugte Rinnsal der Salinen zusammenläuft.

Ruge hat jetzt Halle verlaſſen. Es iſt ein Glück für die Wiſſenſchaft, ein Glück für die Stellung derſelben zum Staat. Die Verdächtigung nahm eben ſo ſehr überhand, wie die gegenſeitige Erbitterung, die auf den Schrittſteinen der Gaſſen von Halle ſich perſönlich begegnend das Aeußerſte erwarten ließ. Ruge's Wirken verdient mehr als eine Univerſitätsfehde zu ſein. Sein großartiges, Epoche machendes Streben verdient frei zu ſein von allen den Nachtheilen, die ein verengter Horizont nach ſich ziehen muß. Ruge wird in Dresden einen freieren Blick gewinnen, er wird über Vieles baarer von Vorurtheilen, wenigſtens milder und nachgiebiger werden. Es iſt nicht nothwendig, daß er ſein freiſinniges Wirken in den nunmehr deutſchen Jahrbüchern bis zu einem Conflict mit der Staatsgewalt auf die Spitze treibt. Wenige der Symptome einer hereinbrechenden, durchgreifenden Reaktion, die Ruge prophezeiht und befehdet, laſſen ſich in Abrede ſtellen; aber ein Kampf für Prinzipien iſt ein andrer, als einer für Thatſachen. Wär' es nicht entſetzlich, wenn ſich hier ein edler Kämpfer für die Sache des Fortſchrittes in ſeinem Streben ſo verwickelte, daß er mit ſeinem Inſtitute unſchädlich gemacht würde, ehe dies Inſtitut ſich eine entſchiedene Popularität geſichert hätte? Vergeſſe Ruge nicht, daß ſeine Sache nicht in der anſprechendſten Form auftritt. Er ſpricht von Philoſophie, wo das minder eingeweihte Publikum Politik erwartet, er ſetzt Totalität voraus, wo die Maſſe an Einzel-

heiten klebt: zuletzt iſt ſein Hegelſcher Grund ein ſolcher, auf dem Tauſende, die gleiche Anſchauungen und Wünſche haben, mit ihm doch nicht fortbauen möchten. Dies alles reiflich bei ſich zu erwägen, wird Ruge veranlaßt werden, jetzt, wo er der akademiſchen Sphäre entrückt iſt, einer Sphäre, in der ſich die Studenten duelliren um einen Paragraphen des Ariſtoteles oder den Unterſchied zweier griechiſcher Partikeln. Auch die übertriebene Selbſtaufreizung gegen Preußen iſt nicht beſonders anzurathen. Ein Rath im Miniſterium zu Berlin iſt noch nicht das Miniſterium, der Miniſter iſt noch nicht der König, der König von heute iſt noch nicht der König von morgen. Dresdens äſthetiſche Richtung wird allerdings Rugen und ſeine Freunde weder in Tiecks Zaubernächte, noch in Theodor Hell's Abendzeitungsdämmerungen verſtricken, wohl aber dazu beitragen, daß ihr Standpunkt ſich verallgemeinert. Der Augenblick eines offenen Kampfes ſcheint in der That noch nicht reif, wenigſtens für Ruge nicht, um den es Schade wäre, wenn er wie ein ſchönes, aber unverſtandenes Meteor in ſich zerplatzen ſollte. Und wenn es möglich wäre, den offenen Kampf zu vermeiden? Wenn das doktrinäre Element dieſer deutſchen Jahrbücher ſich grade bethätigte durch Belehrung, Unterricht und von der Gegenparthei ſo allmählig die herüberzöge, die jetzt erſt prüfen werden und vor der Beantwortung erſchrecken, welche der auf ſich lüde, der den Geiſt der Zeiten in längſt überwundene Bahnen zurücklenken wollte?

Artikel, wie der angezogene von dem Profeſſor Leo, müſſen dies Verſtändniß der Zeit, dieſe Anerkennung der neuen Richtung nur erleichtern. Wer kann an das Chriſtenthum des Herrn Leo glauben? Wo ſind die Beweiſe? Etwa dieſe ſchmutzigen Tiraden in der Evangeliſchen Kirchenzeitung? Die Klage um ein angetaſtetes heiliges Gut müßte ſich, wenn man ihr glauben ſollte, anders kund geben, als es bei dem Herrn Profeſſor geſchieht. Ich kann an das von der neuen Richtung beleidigte Gemüth des poetiſch empfindenden Görres glauben, ich kann an eine gewiſſe Wahrheit im Antiſtes Hurter glauben, ich kann mir ein ſtill ergebenes, ja ſelbſt ein grollendes Verhalten der orthodoxen Minorität denken; aber dieſe Entrüſtung des Profeſſor Leo iſt — *blaſſe Renommage*. Es iſt der Aerger eines Sonderlings, über den ein anderer Sonderling kommt und ihn aus der Mode bringt. Dieſe Tiraden, dieſe Schmähungen kann man nur mit den Ausbrüchen einer *Monomanie* vergleichen und es ſollte mich ſehr Wunder nehmen, wenn nicht gerade in dem Augenblick, als die preußiſche Regierung des Halliſchen Profeſſors tolles Crucifige! Crucifige! las, ſie ſich entſchloß, den ſchon verhängten Bann der Jahrbücher wieder aufzuheben und es dem Publikum überließ, ſelbſt zu unterſuchen, mit wem es Ruge gemein hat, ob mit Chriſtus oder wirklich mit Barrabas.

vornehmen Geschlechter zu demüthigen und auszurotten, welche seit länger als hundert Jahren den römischen Staat als eine Domäne ihres Ehrgeizes betrachtet und alle Institutionen desselben ihren patrizischen Rivalitäten geopfert hatten. Das Volk war schnell zur Hand, den Despotismus in dieser Tactik zu unterstützen. Dieser versteckte Kampf war sogar für die Moralität der Römer während der Kaiserzeit ein erfreulicher Hebel, der die Masse edler machte. Denn es ist durchaus nicht erwiesen, daß der römische Pöbel nach August den republikanischen an Demoralisation übertroffen hätte. Im Gegentheil stieg sein innerer Gehalt und sprach sich oft in einer Freimüthigkeit aus, welche für jene Zeiten Erstaunen erregt. Die Geschichtschreiber haben ausdrücklich jene Mißbilligungen aufbewahrt, welche sich das römische Volk zu verschiedenen Zeiten gegen die Tyrannen erlaubte. So werden die öffentlichen Unglücksfälle eine heilende Rückwirkung auf die Masse und die schlechtesten Zeiten mußten dazu dienen, die Empfindungen der Nationen zu regeneriren.

Ebenso schnitt auch das sinkende Mittelalter ziemlich die Mittelglieder weg, welche das Höchste und Tiefste auseinanderhalten. Die Autorität arrondirte sich in den Trümmern des Feudalismus freilich zur absoluten Monarchie, aber auch die Nationen rissen einen Theil der Verlassenschaft an sich und integrirten sich durch die allgemeine Zulassung Aller an die Quelle der Bildung und Aufklärung. Die unterste Existenz nimmt eine breite und solide Basis, der Bürgerstand pflanzt die Fahne der Unerschrockenheit auf, die Privilegien werden zerrissen, die Bastille fällt und die Revolution springt mit fliegendem Haar auf einen Tisch, von dem sie ihre rhetorischen Blitze auf die schnell entzündeten Gemüther wirft.

# Offenes Sendschreiben

an den

## Fürsten zu Solms-Lich.

Als ich 1837 in Berlin war, sprach man in vielen Zirkeln von Ew. Durchlaucht wie von einer seltenen und den Kern der glänzendsten Zukunft in sich schließenden Erscheinung. Man bezeichnete Sie als einen Adligen, der mit vollem Bewußtsein seines gesellschaftlichen Vorranges einen in gewisser Sphäre nicht häufigen Reichthum an Ideen verbände; Sie hätten nicht bloß, hieß es, den Adel in Ihren pergamentenen Briefen und Siegeln, sondern Sie würden ihn sogar aus gesellschaftlichen Theorieen und philosophischen Constructionen herleiten können, etwa in der Art, daß, wie es einmal von Gott hieß, wenn es keinen Adel gäbe man ihn erfinden müßte. Wie denn nun in Berlin, beim Mangel eines öffentlichen politischen Lebens, die Neugier immer das Ungereimteste glaubwürdig findet, so wollten Sie die Einen zum Wiederhersteller des seit längerer Zeit so tief gesunkenen Berliner politischen Wochenblattes machen, Andre riethen auf die Errichtung eines Depots für carlistische Anwer-

bungen, bis man eines Tags von Ihrer Ernennung zum Staatsrathe überrascht wurde. Man wünschte Ihnen Glück, besonders Ihrer Jugend wegen.

Ich sprach darauf einen geistreichen berühmten Mann, der eben die Ehre gehabt hatte, von Ew. Durchlaucht besucht worden zu sein. Da gab es einen preisenden Bericht über das Ausserordentliche Ihrer Auffassung politischer Fragen. Aus den verschiedenen Andeutungen, die ich erhaschen konnte, ersah ich, daß Ew. Durchlaucht den Adel weniger für einen Genuß, als für eine schwere Pflicht und unter den jetzigen Umständen, wo das Zurückschrauben unsrer gesellschaftlichen Fortschritte auf alte Zustände mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, beinahe für eine Last ansehen. Der Fürst zu Solms-Lich, weit entfernt den Adel für eine todte Hand, für ein Privilegium der Selbstgenügsamkeit zu halten, scheint vielmehr die höchste Regsamkeit für ihn in Anspruch zu nehmen und seiner dringendsten Sorgfalt die Lösung der schwebenden politischen Fragen anvertrauen zu wollen. Es ist, nach den Gestänenissen Ew. Durchlaucht, kein Glück, im neunzehnten Jahrhunderte ein Adliger zu sein; wer es aber einmal ist, den müsse sein Leben ein ritterlicher Kampf bedünken, eine gewissenhafte Priesterschaft am geweihten Heerde anvertrauter Heiligthümer, eine Aufgabe und, wenn man bedenkt, was der Adel Alles verloren hat, eine Eroberung. Ich besann mich, daß schon einer Ihrer Vorfahren im Jahre 1564 eine Bro-

chüre „über des Adels Herkommen“ herausgegeben und darin eine ähnliche Klage angeſtimmt hat, mit dem Unterſchiede freilich, daß Ihr durchlauchtigſter Ahn die Verbeſſerung des Adels nach dem Geiſte ſeiner Zeit mehr in tüchtigem, ſittlichem Lebenswandel, Sie dagegen nach dem Geiſt der unſrigen in Ideen finden, welche weit mehr verkehrter, als moraliſcher Natur ſind.

Mein nächſter Gedanke, als ich von dieſem ſpekulativen jungen Staatsrathe gehört hatte, war an den Profeſſor von Henning in Berlin gerichtet. Ew. Durchlaucht wiſſen vielleicht nicht, daß dieſer gelehrte Herr in der Armuth des Adels eine, wie die Hegelianer ſagen, weltgeſchichtliche Nothwendigkeit findet. Grade durch ſeine Armuth, meint Herr von Henning, würde der Adel ſeiner Wahrheit am nächſten geführt. Ob nun dieſe Wahrheit darin liegen ſoll, eine Vermittelung zwiſchen Fürſt und Volk zu bilden, oder ein jetzt vorhandener elektriſcher Conductor gewiſſer, den Staat nothwendig integrirender Tugenden zu ſein, darüber wag' ich nichts von der Meinung des Herrn von Henning vorwegzunehmen. Ich dachte nur über dieſe eigenthümlichen Ideenvermählungen mit ſo vielem Ernſte nach, daß ich mir inzwiſchen in meinem Romane: Blaſedow und ſeine Söhne erlaubt habe, das Komiſche daran weiter auszuführen; denn mein Graf von der Neige iſt ein moderner Edelmann, der grade, weil er nichts mehr hat, für Alles Neue die Initiative übernehmen zu müſſen glaubt, Güter kauft und

sie in Lotterien ausspielt, Aktien auf Kohlengruben emittirt, neu verbesserten Maschinen nachgrübelt und deren sogar selbst welche erfindet z. B. eine ganz ausgezeichnete Gattung von Mäusefallen.

Doch es ist hier nicht von Mäusefallen, sondern von den Deutschen Ständeversammlungen die Rede. Ew. Durchlaucht sind, wie es von Ihrer so scharf erfaßten Lebensaufgabe zu erwarten stand, als Schriftsteller aufgetreten und haben die Ungesetzmäßigkeit der in den meisten Deutschen Staaten jetzt eingeführten Repräsentativ-Verfassungen, theils aus dem verletzten Buchstaben der Bundes- und der Wiener Schlußakte, theils aus den verletzten Interessen derer, die wie z. B. Ew. Durchlaucht selbst bei den neuen Verfassungen (Sie sind Mitglied der ersten großherzogl. Hessischen Kammer) einen größern Umfang an Einfluß ansprechen zu können glaubten, nachgewiesen. Daß die Flugschrift: „Deutschland und die Repräsentativ-Verfassungen. Giessen, bei Heyer" aus Ihrer Feder geflossen ist, haben die Zeitungen mit einer hastigen Beiseitigung ausgesprochen. Da Ew. Durchlaucht dem Gerüchte nicht widersprechen, so haben Sie es gewiß nicht hindern wollen, daß man Sie für den Gegenstand desselben verantwortlich macht. Da Angriffe auf das Deutsche Verfassungswesen nichts Neues sind, so konnte es diesmal nur der hohe Verfasser sein, der diesem neuen Attentate den zur Eröffnung einer allgemeinen Erörterung nothwendigen Nachdruck giebt.

Anſichten, die aus Ihrer Sphäre kommen, gehen ſelten allein im Gedankenhaine luſtwandeln. In einiger Entfernung folgen Ihnen Ihre Begleiter. Ihre Schrift führt ſicherlich mehr als Ihr Wappen im Schilde.

Ew. Durchlaucht haben mich durch die gründlich ſcheinende Beweisführung Ihrer kleinen Schrift, durch die lichtvolle, unverworrene Darſtellung und ſelbſt durch die artige, feine Styliſirung höchlichſt überraſcht. Da legt ſich, wenn ich das gemeine Weberhandwerk mit einer fürſtlichen Arbeit vergleichen darf, ein Faden klar und eben an den andern; kein wilder Einſchlag fährt in das ſchöne Gewebe hinein und ich habe ſo bei mir gedacht: Wie ſauber und den Umſtänden angemeſſen würden unſre jungen Schriftſteller ſchreiben lernen, wenn man ſie nur auf eine kurze Zeit zu Miniſtern machte und ſie in den Adelſtand erhübe! Ew. Durchlaucht klagen Niemanden mit Heftigkeit an; Sie vermeiden jede ſich Ihnen darbietende Gelegenheit zu mißliebigen Aeußerungen über Journaliſten, Deputirte, Ehrenbecher u. ſ. w. Sie laſſen ſich nur ein einziges Mal zu einer Liebloſigkeit hinreißen, die man Ihnen, da ſie gegen die Republikaner gerichtet iſt, in jedem andern Falle nicht würde verdacht haben; nur hier, wo Sie durchgängig mit Ihren perſönlichen Affektionen ſo zurückhaltend ſind, ſtößt es einen plötzlichen Schrecken ein, wenn Sie gegen die „etwa ſich vorfindenden" Deutſchen Republikaner mit einer malitiöſen Ruhe Ihre grauſame Verwunderung ſo ausdrücken: „Es zeigt

eine gewisse Halbheit der Gesinnung, daß sie nicht Alles aufbieten, um nach Republiken überzusiedeln, da sie, so lange sie in Deutschland bleiben, nicht hoffen können, weder selbst jemals in einer Republik zu leben, noch auch ihren Nachkommen eine solche zu bereiten." Es ist gewiß ein trauriger Irrthum, wenn es Leute gäbe, die noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu einer Deutschen Republik zu kommen hofften; dennoch ist der Rath, daß diese Bethörten nach Amerika oder Neuholland auswandern möchten, eine so kalte Grausamkeit, daß ich als Fürst ihnen lieber hundertmal Amnestie gäbe, als ihnen einmal riethe, ihrem Vaterlande Lebewohl zu sagen. Wer den rührenden Moment erlebt hat, wo in Hamburg kürzlich Hunderte unserer Brüder auf ewig von den Deutschen Gauen und von Europa Abschied nahmen, der würde ihnen lieber erlaubt haben, in Schlesien Fetische zu verehren, als ihnen anzurathen oder sie zu zwingen, das Vaterland zu verlassen. Wer bei uns eine Republik will, will sie sicher nicht der abstrakten Form wegen; die Republiken Amerikas können ihm das nicht geben, was er sich unter einem Aufbau dieser Staatsform auf den Trümmern unsrer Monarchieen träumerischerweise vorstellt. Ich möchte lieber ewig auf dem Hardenberg bei Mainz in Banden sitzen, als frei sein in Amerika. Den Fürsten gehören die Deutschen Verhältnisse, aber die Schatten Deutscher Eichen gehören jedem, der unter ihnen geboren wurde.

Ich geſtehe Ew. Durchlaucht, daß ich es lieber hätte, wenn Ihre Darſtellung mitunter leidenſchaftlicher wäre. Menſchen, die ſich leicht erzürnen, ſind meiſt auch leicht wieder zu verſöhnen. Diejenigen aber, welche ihre Gegner, ſtatt zu bekämpfen, ignoriren, welche die Unrichtigkeit der Meinungen, die Sie nicht theilen, für eine abgemachte Sache halten und ſich höchſtens zu einer vornehmen Duldung, zu einem gnädigen Nichtſehenwollen verſtehen, dieſe ſtoßen mir, namentlich als Staatsmänner, Grauen ein. Indem ſie die Discuſſion abſchneiden, trennen ſie auch das gemeinſame Band, welches alle Lebensfunktionen eines ſo organiſchen Körpers, wie der Staat iſt, verbindet und einen belebenden Umkreis des Blutes durch alle Adern der Geſellſchaft möglich macht. Dieſe Ruhe, mit der Ew. Durchlaucht ſich über die Parteiungen der Zeit hinwegſetzen, verräth mir am wenigſten Ihren verſöhnlichen Sinn und ein gutes Vorhaben der Partei, zu der Sie gehören. „Sie ſind ſchon gerichtet!“ ſcheint die Annahme zu ſein, welche die vorhandenen Meinungsverſchiedenheiten ſchroff zurückweiſt. Dieſe vornehme Toleranz Ihres Styles hat mich in Schrecken geſetzt und mich zu der Frage getrieben: Iſt denn alles ſchon ſo ausgemacht und gewiß, wofür es dieſer Fürſt anzuſehen ſcheint? Handelt es ſich bei den Parteien nur lediglich um die Wahl zwiſchen dem Gefängniſſe und Amerika, oder ließe ſich nicht die Forderung der Einen herabſtimmen und mit der Macht der Andern ausgleichen? Iſt

denn die ganze Frage, die Deutschland zu lösen hat, nur eine philologisch-kritische in Betreff des 13ten Artikels, oder steht die Aufgabe unendlich höher, die Lösung an einem viel edleren Ziele? Sind nur die Buchstaben etwas, die Menschen nichts? So dacht' ich, und beschloß, grade jene wesentlichen Faktoren unsrer Zustände, die Sie in Ihrem vorzugsweise juristischen Eifer mit herablassender Gleichgültigkeit übersehen haben, zur Hauptveranlassung eines an Ew. Durchlaucht gerichteten Sendschreibens zu nehmen.

Der Verfasser der Schrift: „Deutschland und die Repräsentativ-Verfassungen" will beweisen, daß jenes zu diesen nur durch Verletzung der in den Urkunden des neuen Deutschen Staatsrechts ausgesprochenen Grundsätze über Volks- und Standes-Vertretung gekommen wäre. Er hält allen Consequenzen des Repräsentativsystems die einer „ächten" bundesgesetzlichen landständischen Verfassung entgegen, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß eine Umgestaltung des bisherigen Deutschen Verfassungswesens nach jenen landständischen Prinzipien hin wenn nicht schon im Werke, doch sicherlich nothwendig wäre. Am Schlusse der Schrift wird der Gang gerühmt, den man in Preußen eingeschlagen hätte, um die vom Könige versprochenen Reichsstände allmälig zu organisiren. Die Preußischen Provinzialstände liegen dem Ideale, welches der Verfasser von diesen Reichsständen hat, zum Grunde. Die Uebergänge und Herleitun-

gen sind meist historisch. In begriffliche Erörterungen läßt der Fürst sich nicht ein, so daß es fast scheint, als wenn er die Hallerschen Schriften gar nicht, die neueren „naturwüchsigen" politischen Theoretiker nur theilweise, und ausschließlich nur die Buchstaben unsrer Bundesconstitutionen kenne. Welche Staatsform die beste ist, läßt er unerörtert; die, welche die rechtmäßige und pflichtschuldige wäre, ist der Gegenstand seiner kleinen Schrift. Er beginnt mit dem allmäligen Absterben der Deutschen alten Reichsverfassung und des damit zusammenhängenden Lehnswesens, beklagt die Folgen des Rheinbundes, die eine in den Deutschen Staatenzusammenhang unmöglich passende Darstellung von Souveränetät aufgebracht hätten und sucht die Begriffe zu bestimmen, welche man auf dem Wiener Congresse mit dem 13ten Artikel der Bundesakte verknüpft hätte. Es ist allerdings irrthümlich, wenn der Verf. sagt, daß hier überall von Repräsentativverfassungen im französisch-englischen Sinne nicht die Rede gewesen wäre; denn grade dieser Ausdruck wurde, obwohl ohne nähere Bestimmung, von mehren der am Congreß thätigen Minister gebraucht und findet sich in den Verhandlungen und Eingaben offiziell wieder; es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß diejenigen Befugnisse, welche der Verf. als von Preußen selbst den Ständen eingeräumt erwähnt, mehr nach einem modernen, als gothischen Bau hinzielen; doch mag er mit seinen Einreden in dem Augenblick Recht haben, als die südwestlichen

Staaten ſich eigne Verfaſſungen (ohne Modell, rein als Experiment) gaben und nun die Schlußakte des Wiener Congreſſes auftrat und als eine weſentliche Beſtimmung von zu ertheilenden Verfaſſungen die ungetheilte Einheit der fürſtlichen Gewalt feſtſetzte. Hiemit iſt freilich ausgeſprochen, daß das Weſen der Repräſentativregierung, als einer auf die Theorie von den drei Gewalten ſich gründenden Staatsform, von den Verfaſſungen, die zu geben oder ſchon gegeben waren, nach Bundesgeſetzen hätte müſſen ausgeſchloſſen bleiben. Hier ſteht der Verf. auf juriſtiſch-ſicherm Grund und Boden; von hier aus bekommen ſeine Anläufe einen gedeckten Rücken. Er vergleicht nun die beiden politiſchen Syſteme erſtens in Bezug auf die Wahl der Repräſentanten und die Zuſammenſetzung der Kammern. Er behauptet, daß die Volksvertretung im Repräſentativſyſteme eine Fiktion und nur im ſtändiſchen Syſteme wahrhaft möglich wäre. Er geht dann zweitens auf den Antheil der Stände an der Geſetzgebung über, und ſchildert in einem neuen Anſatze ſeiner Schrift die Verlegenheiten und Zerwürfniſſe, welche die Mißachtung des ſtrengen Unterſchieds zwiſchen den beiden Syſtemen in Deutſchland hervorgebracht hätte. Er läßt dem Engliſchen Syſteme ſeinen Werth, räumt ihm dieſen aber nur da ein, wo ſich durch hiſtoriſche Entwickelung Parteien gebildet hätten; denn auf deren Vorhandenſein wären alle Beſtimmungen des Repräſentativſyſtems begründet. Der Schluß, daß

## IX.

## Die Revolution.

Wenn die Menſchheit zuweilen ihre Bruſt lüften ſoll, wenn in den Revolutionen dieſelbe Nothwendigkeit liegt, wie in krankhaften Reactionen des thieriſchen Körpers gegen das Krankhafte; ſo möchte dieſe Meinung ſchwerlich etwas Anderes ſeyn, als ein Hülfsſatz für jene Geſchichtsanſicht, welche wir nicht theilen. Die Teleologie betrachtet die Geſchichte als die Löſung eines Problems, genannt Menſch, und nimmt ebenſo die Verirrungen ihres Gegenſtandes in Schutz, wie natürlich die Hülfsmittel, welche jene wieder in das Gleis der pädagogiſchen Ordnung zurückführen. Hier iſt der Menſch zuerſt ein Kind, dann ein Jüngling, ein Mann, er ſtürzt ſeinen Leidenſchaften nach, fiebert, leidet am Durchbruch des letzten Weisheitszahns, das Blut entzündet ſich in irgend einem Theile und die Revolution tritt als Bader zu ihm heran um die Ader zu ſchlagen. Man weiß, daß die Phyſiologie einen Theil der Pädagogik bildet und hier iſt eine Anwendung derſelben.

Ich glaube aber, die Revolutionen haben eben ſo wenig wie die Kriege eine abſolute Nothwendigkeit; ſie werden im-

das auf Deutſchland angewandte Experiment die Parteien, da ſie nicht da waren, nothwendig und künſtlich hervorgerufen hätte, iſt nun leicht gemacht und damit die Ausſicht in das endloſe Sündenregiſter gegeben, welches man den ſüdweſtlichen Staaten Deutſchlands vorzuhalten hätte. Die auffallende Wendung, die zuletzt die Schrift nach Preußiſchen Verhältniſſen hin nimmt, iſt bereits erwähnt worden.

Als zugeſtandenem Verfaſſer dieſer eben ſkizzirten Darſtellung möcht' ich Ew. Durchlaucht wohl die Frage vorlegen, wie Sie ſich denn dieſe Wiederbelebung ſtändiſcher Verhältniſſe vorſtellen, von denen Sie doch ſelber ſagen, daß ſie unter den bei ihrem Tode gegebenen Umſtänden nicht mehr möglich waren? Geſetzt, wir müßten Ihnen aus juriſtiſchen, politiſchen und moraliſchen Gründen den Werth von Repräſentativverfaſſungen opfern, wie wollen Sie uns jene Stände organiſiren, die Sie für die beſſeren halten? Sie räumen ſelbſt ein, daß die alten Stände keine Haltung hatten und allmälig in ſich ſelbſt zerfielen, der zuwachſenden Ausbildung der Souveränetät gegenüber. Wenn ſie aber damals, wo die unruhige Neuerungsſucht der Völker noch nicht im Schwange war, wo man noch nicht die Staatsformen des In- und Auslandes mit einander verglich, ohne Werth waren, wie können ſie jetzt, ich will nicht ſagen das Bedürfniß der Völker befriedigen; (denn Ew. Durchlaucht würden dies für eine Phraſe halten) ſondern nur überhaupt un-

ter den gänzlich veränderten und umgerüttelten Verhältnissen möglich werden? Waren schon damals die Formen der gährenden Gesellschaft und die Widersprüche der Interessen dem feudalen Ständewesen nicht mehr günstig, so sind sie es jetzt noch weit weniger, jetzt, wo wir in den meisten Dingen nach abstrakten und aus dem Stegreif genommenen Gesetzen verfahren, jetzt, wo wir vom Naturwüchsigen auf Gedankenweite entfernt sind und höchstens in einigen Corporationen, die früher Kapitale verwalteten und jetzt nur die Zinsen davon genießen, in einigen Individuen, deren Ahnen früher reichsunmittelbar waren, während sie jetzt mediatisirt und auf Thätigkeit in fremdem Staatsdienst angewiesen sind, der Wunsch nach einer ihnen günstigeren Ausgleichung von Macht und Einfluß entstehen kann. Es wäre sicher ein herrliches Dasein, wenn wir unsre jetzige Civilisation mit der schönen Gliederung des gesellschaftlichen und politischen Lebens im Mittelalter verbinden könnten, wenn zum Preise jener Freiheit, die uns Ew. Durchlaucht allerwege gestatten, die bunten Fahnenwimpel der Stände und Genossenschaften einen Regenbogen des Friedens bildeten; aber wo soll das herkommen? Wo anders kann man einmal einen solchen Traum hegen, als wenn man durch Ew. Durchlaucht schöne Heimath, die Wetterau, pilgert, in die sechs unergründlichen Brunnen Friedbergs blickt, an der Lahn hinwandernd, die Trümmer alter Burgen auf den Bergen sieht und sich in alte Zeiten versenkt? Ist man wieder

in den Städten, sieht man auf den Dörfern alle Bauernburſche mit rothgeſtreiften Mützen, die ihre militäriſche Beſtimmung verrathen, ſieht man die Schlagbäume und die Gensdarmen, die uns „höflich“ um den Paß bitten, ſo ſchwindet die maleriſche Fee Morgana und wir fühlen, daß Staatenorganiſationen nur noch auf den Grund einer allgemeinen Gleichheit, Eintheilungen nur nach [illegible]merischen Verhältniſſen möglich ſind, eine Ueberzeugung, die uns Gw. Durchlaucht durch Ihre juriſtiſchen Herleitungen nicht rauben können.

Obgleich Gw. Durchlaucht an mehren Stellen Ihrer Schrift jene Empfindlichkeit der mediatiſirten Fürſten gegen die aus Napoleons Weltſtürmerei als ſouverain hervorgegangenen ehemaligen Vettern und Collegen nicht ganz verbergen, ſo werden Sie doch die Könige von Bayern, Würtemberg, Sachſen nicht anklagen wollen, daß ſie durch Ertheilung von Repräſentativverfaſſungen abſichtlich dem Adel oder gar dem monarchiſchen Prinzipe hätte ſchaden wollen. Im Gegentheil ſind die betreffenden Deutſchen Verfaſſungen mehr aus theils zufälligen, theils nothwendigen Einflüſſen hervorgegangen. Da man kein feſtes Vorbild hatte, ſo mußte man ſich bei ihrer Schöpfung gegebenen Umſtänden anpaſſen, von denen einige ſo dringend waren, daß ſie in keinerlei Art umgangen werden konnten. Wenn die neuen Souveräne allerdings gegen die Mediatiſirten in Rechtsbewilligungen nicht freigebig geweſen ſind, ſo mögen die Gründe

hiefür gewesen sein, welche sie wollen; nur so viel ist gewiß, daß das Faktum mit den Wünschen der Majorität übereinstimmte. Ueberhaupt ließe sich Ihrer Schrift eine andere gegenüber stellen, worin grade die Nothwendigkeit bewiesen werden müßte, warum man dem Repräsentativsysteme vor dem ständischen den Vorzug zu geben hätte. Da Ew. Durchlaucht die Preußischen Provinzialstände so genau kennen; so werden Ihnen die abentheuerlichen, alle vernünftige Ordnung des modernen Staates aufhebenden Anträge, die auf den Provinziallandtagen der Preußische Adel gemacht hat, wohl bekannt sein. Wenn nun diese Stände schon mit jener Befugniß ausgestattet gewesen wären, die Sie nicht Anstand nehmen werden, den allgemeinen Reichsständen zu bewilligen; würde da wohl die Preußische Regierung mit so unbefangener und sich ihrer Macht bewußter Rücksichtslosigkeit jene Anträge, wie sie es gethan, haben zurückweisen können? Dem modernen Staate werden Sie die Ueberzeugung nicht nehmen, daß sein Schwerpunkt in jener Richtung liegt, wo sich das Mehr oder Minder der zur Ordnung des Ganzen geleisteten Opfer entscheidet. Die Steuern, die Ew. Durchlaucht als Regelung der Standschaft gänzlich verwerfen, sind wenigstens annäherungsweise der sicherste Ausdruck des Antheils, den der Einzelne am Wohle und der Erhaltung des Ganzen nehmen wird. Kein denkender und besonnener Staatsmann wird Ihnen glauben, daß die Wohlfahrt des modernen Staates mehr in dem Einspruch

eines armen, unbegüterten, aber den Namen und eine ererbte Stimme tragenden Adligen, als in dem eines Bürgers liegt, dessen Steuerquantum groß genug ist, um ihm die Erhaltung des Friedens und der Ordnung für sein Gewerbe oder sein Vermögen als das Allerwünschenswertheste einzureden. Und wenn ich, als Demokrat, auch wohl die möglichste Annäherung an Urwahlen jedem andern Regulator der Repräsentationsfähigkeit vorziehe, so scheint mir doch Ihr Prinzip so weit von dem Ideale eines erträglichen Staates entfernt zu sein, daß ich noch lieber dem höchsten Steuerkataster vor Ihrem auf gewisse „verfaulte Flecken" (rotten boroughs) der Gesellschaft haftenden Systeme der Standschaft den Vorzug gebe.

Die von Ew. Durchlaucht mehrmals ausgesprochene Erklärung, daß in Ihrem Staate Jeder Wähler sein könne, klingt sehr verführerisch. Sie binden das politische Recht an keine Steuer, sie lassen „das Recht mit uns geboren" werden. Ich habe nie begreifen können, wie Göthe darauf kam, eine so ekelklingende Maxime

Vom Rechte, das mit uns geboren,
Davon ist leider keine Frage —

dem Teufel in den Mund zu legen. Jetzt seh' ich, daß Mephisto nie ein größerer Schalk ist, als wenn er die Maske der Ehrlichkeit vornimmt. Ew. Durchlaucht brauchen die überraschende Wendung, daß in Ihrem Staate alle wählen sollen, und daß das Recht mit uns geboren werde, indessen der Grad von Freiheit, der dar-

aus hervorgeht, ein gar geringer iſt. Sie laſſen Alle wählen, aber alle nur nach Ständen und Gemeinden und jeden Stand und jede Gemeinde nur aus ihrer Mitte. Das heißt, die Mediatiſirten ſitzen erſtens in den Kammern alle für ſich, dann ſchickt der niedre Adel ſeine aus eignem Schooß gewählten Vertreter, die Geiſtlichen die ihren, die Städte ſchicken ihren Bürgermeiſter, die Bauern — ihre Dorfſchulzen. Unübertrefflicher Mephiſto! Vom Rechte, das mit uns geboren, davon iſt hier lediglich die Frage! Die Bauern ſollen *ihre* angeborne Vernunft, *ihren* Schulunterricht in die Kammer bringen; ſie ſollen ſich nicht einfallen laſſen, ſtatt ſelber mit der Pelzklappe und in dem Rocke mit ſilbernen Knöpfen zu erſcheinen, Männer von Geiſt zu ſchicken, einen Uhland, einen Advokaten aus der Reſidenz, einen, wegen ſeiner Grundſätze ausgetretenen Staatsdiener, einen Journaliſten gar, kurz den Vertreter eines Rechtes, das mit ihnen als Bauern nicht geboren wurde. Nein, Ew. Durchlaucht, dieſe Freiheit, daß *Alle* wählen, iſt dadurch, daß nicht Jeder gewählt *werden* kann, ſehr theuer erkauft. Ihr Vorderſatz hat einen Nachſatz, der jenen mit Haut und Haaren auffrißt.

Ich möchte mich, da Ew. Durchlaucht doch wohl alle Schriften über das Theoretiſche dieſer Frage geleſen haben und mir in einer ſo vielfach erörterten Sache etwas Neues zu ſagen ſchwer werden möchte, nur auf die Bemerkung beſchränken, daß Sie ſchon durch das Kleinliche

der Resultate, die Ihre Lehre in den einzelnen kleinen Deutschen Bundesstaaten zur Folge haben würde, erschreckt werden sollten. Ihr System von einer Gliederung der Interessen hat ein imposantes Aeußre; aber was soll ein Linienschiff auf einem kleinen Bache, selbst wenn jenes nach einem winzig verjüngten Maaßstabe gezimmert ist? Aus dem Volke heraus sollen wir die etwa vorhandene Bildung zu holen suchen, nicht uns demüthigen lassen durch den offen zur Schau gestellten Mangel derselben. Ich habe alle Achtung vor dem gesunden und natürlichen Sinne des „gemeinen" Volkes; aber es würde mir leid thun, wenn ich in dem Kampf gegen die privilegirten adligen, geistlichen und bürgerlichen Stände einen Streiter auftreten sähe, dessen Intelligenz allerdings über seinen Kirchthurm hinausreichen dürfte, der aber aller Vorsprünge einer feinen und dem Kampf gewachsenen Bildung entbehrt oder seine Stimme wohl gar an den adligen Gutsherrn überträgt. Das ständische System, auf die Masse angewandt, ist etwas Lächerliches. In großen Verhältnissen z. B. wenn es sich um eine Repräsentation des ganzen Deutschen Volkes beim Bundestage handelte, könnte es sich als passender Regulator bewähren; in jede Dorfgemeinde aber ist seine Einführung eine Ungereimtheit, wie es jede Idee wird, wenn man auf das Kleinste und Einzelste ihre Consequenzen ziehen will.

Der moderne Staat ist das concentrirte Bewußtsein

aller der Interessen, die in ihm aufgehen sollen. Der moderne Staat ist auf das Prinzip der Entsagung und Aufopferung begründet. Die Minderzahl fügt sich der Mehrheit, weil das der Mehrheit Zuträgliche nur augenblicklich der Minderzahl wehe thun kann, indem bald in einem weise regierten Gemeinwesen eine Ausgleichung folgen wird. Das von Ew. Durchlaucht empfohlene ständische System würde, wenn es nicht eine gänzlich leere Fiktion neben der Staatsregierung sein sollte, uns in eine Anarchie der feindlichsten Sonderinteressen schleudern. Nur da, wo die Wahlgemeinden nicht an ihre eigne Intelligenz gebunden sind, sondern, um einen Vertreter zu finden, über ihre Gränzen hinausgreifen dürfen, nur da ist schon im ersten politischen Akte jenes Prinzip des modernen Staates, die Aufopferung und die Ausgleichung, anerkannt. Die Deputirten dürfen kein Mandat annehmen, um nicht das Gleichgewicht des Ganzen zu stören; sie sind nicht ihren Constituenten, sondern nur ihrem Gewissen und ihrer Vaterlandsliebe verantwortlich. Nur bei diesem Systeme ist eine Harmonie der Regierung mit dem Volke möglich, während Ew. Durchlaucht wunderlicherweise als das Ideal des Staates eine Combination vorschlagen zwischen der Türkischen Despotie auf Seiten der Regierung und der Polnischen Reichstagsanarchie auf Seiten des vertretenen Volkes. Sie nennen das: die Stände hätten nur berathende Stimme. Sie wollen

der Regierung die Freiheit ihres Willens laſſen und durch die Stände nur die Möglichkeit eines Blickes in den Volkswillen geben. Wie Sie bei dieſer Verwirrung aber endlich auch noch verlangen können, daß die Regierung den Ständen verantwortlich ſei denſelben Ständen, die ſich über nichts einigen, die nur berathen, dieſelbe Regierung, die ihr eigner Herr iſt — das iſt einer der Widerſprüche, die ſich zahlreich in Ihrer Schrift finden und die ſich nur aus dem Umſtande erklären laſſen, daß Ihre eine Herzkammer ariſtokratiſch, Ihre andre monarchiſch geſinnt iſt, daß Sie zugleich Mitglied einer ſüddeutſchen erſten Kammer und zugleich Preußiſcher Staatsrath ſind. Sie wiſſen nicht, ob Sie mehr Ihrem Selbſtgefühle als Pair nachgeben ſollen oder Ihrer Pflicht, falls Sie Miniſter würden.

Es hat mich bei Ihrem Geiſte Wunder genommen, daß Ew. Durchlaucht irgend einer der theoretiſchen Behauptungen des ſeeligen Pölitz in Leipzig beiſtimmen können. Der Ausdruck Intereſſen, den dieſer nicht eben tiefe Staatsrechtslehrer oft gebraucht, hat Sie beſtochen, wenn Sie auch mit Recht nicht begreifen, wie es neben den Intereſſen des Ackerbaus und der Induſtrie noch Intereſſen der Intelligenz im Staate zu vertreten geben könne. Die Intelligenz iſt nicht Sache eines einzelnen Standes, wenigſtens nicht diejenige Intelligenz, welche auf den Landtagen vertreten werden ſoll. Abgeordnete der Geiſtlichkeit, der Schulen und

der Universitäten werden Ew. Durchlaucht, wenn sie von Pfründen und alten Stiftungen nach Ihrem historischen Prinzipe kommen, nicht zurückweisen; allein dann vertreten sie nur den an diese Institutionen gelundenen Einfluß, nicht die Intelligenz als solche. Mit Recht. Die Intelligenz soll das von Allen gleichzeitig Vertretene, sie sollte in ihrer bestimmten Anwendung auf das Wohl des Staates das einzige von den Ständen ausgeübte Privilegium sein. Ew. Durchlaucht verlangen nur die Lokal-Intelligenz, die Sachtenntniß, die auf dem Stande haftet; doch wo sich diese nicht zur Staats-Raison erhebt, da werden die für das Gesammtwohl wichtigsten Fragen z. B. die Eisenbahnen, die Kanäle an der Hartnäckigkeit derer scheitern, welche bisher von dem mühseligen Waaren- und Menschentransport Vortheile gezogen haben. Es ist doch wahrlich eher anzunehmen, daß die Intelligenz sich in das Wesen von Sonderinteressen, die es zu berücksichtigen geben dürfte, hineinversetzt, als daß sich ein in Ihrer Art gewählter Vertreter des Bauernstandes von seinem Horizonte zu dem einer stimmfähigen Staatsräson erhebt. Wie wenig auch im Repräsentativsysteme bei aller Freiheit, die es den Deputirten läßt, gewagt wird, wirklich vorliegende, wenn auch einseitige Interessen zu verletzen, beweist Frankreich; denn der Vorwurf, den man gewöhnlich der Franz. Deputirtenkammer macht, daß ihr Votum von den Wählern abhängig ist, muß sich Ew.

mer auf etwas zurückkommen, was menſchlicher Entſchuldigung bedarf, auf eine Uebereilung, am öfterſten aber auf Despotismus, Gewalt, miſerable Exiſtenz, kurz auf Zuſtände, welche nicht länger zu ertragen waren. Keine Revolution darf ſich dem moraliſchen Geſichtspunkte entziehen; es wird immer eine Verantwortlichkeit geben, welche bei ihnen auf eine freie Willenskraft fällt, auf eine Handlung, welche faſt immer Verſchuldung und Veranlaſſung in dieſem Falle iſt. Man will ſogar die franzöſiſche Revolution außer aller Zurechnung ſtellen. Man will nur Begriffe, nur dunkle Energieen der Schickſalsnothwendigkeit ſehen, welche jenes ſchaudervolle Drama tragirten, man betrachtet die eine, wie die andere Partei als Schauſpieler, welche eine vom Weltgeiſt einſtudirte Rolle vortragen, als Marionetten, die von einer unſichtbaren Hand am Drathe des Begriffes wären gelenkt worden. Welche Geſichtspunkte bleiben hier übrig? Wie weit war Ludwig XVI. ſchuldig, daß er ſein Haupt verwirkte, wie weit Robespierre, der es ihm abſchlug? Wenn es eine zwingende Nothwendigkeit in der franzöſiſchen Revolution gab, ſo war es nur die des Augenblickes. Dieſe trat nach dem Bilde des Horaz, mit Nägeln, Klammern und flüſſigem Blei nicht an die Menſchen, ſondern an das, was ſie thun mußten, heran und ſchlug blutige Geſetze an die Straßenecken. Das geronnene Blut war der Augenblick und die Nothwendigkeit deſſelben die, auf ihm nicht auszugleiten. Woran ſich halten? Wie es vermeiden, daß man kein Opfer wird? Nicht anders, als daß man ſelbſt Opfer macht, daß man heute das thut, was man morgen hätte leiden müſſen. Die Noth des Augenblicks, nicht aber der Weltgeiſt entſchuldigt die gräßlichen Thaten der franzöſiſchen Revolution. Die

laucht als ein Lob bewähren und kann wenigſtens den Beweis liefern, daß bei nur einigermaaßen ausgebildeter politiſcher Vernunft eine gänzlich abgezogene und in der Luft ſchwebende Vertretung blos nach Theorien auch in dem ſo viel andre Vorzüge vor dem Ihrigen voraushabenden Repräſentativſyſteme nicht möglich iſt.

Um es zu geſtehen, was wenigſtens in meinen Augen den in Deutſchland bereits eingeführten Verfaſſungen einen entſchiedenen Vorſchub leiſtet, iſt die Möglichkeit, daß durch dieſe Verfaſſungen Männer wie Uhland, Pfizer, Schott, Itzſtein u. A. zu Vormündern des Deutſchen Volkes gewählt werden konnten. Mögen dieſe Verfaſſungen nun auch Mangelhaftes im Einzelnen haben, mag man ihnen allerdings eine Verwirrung und Vermiſchung der beiden von Ew. Durchlaucht ſo ſtreng geſonderten Syſteme zum Vorwurf machen können: wir ſehen wenigſtens, daß mit ihrer Hülfe die Wünſche der Mehrzahl laut werden und die dringendſten Anliegen unſres Vaterlandes ausgeſprochen werden konnten. Da wir vorausſehen, daß bei Ihrem Verfaſſungsideale Männer, wie die oben genannten, nicht würden gewählt werden, ſo wollen wir die Mängel der eingeführten Verfaſſungen lieber in dem Mistrauen und der Abneigung der Fürſten finden, welche nicht alle Conſequenzen derſelben durchführen, lieber in der dieſen Verfaſſungen widerſprechenden Organiſation des Bundestages. Ew. Durchlaucht ſagen, dieſe Verfaſſungen hätten die Par-

theien hervorgerufen, da sie auf einem Dualismus von Hause aus begründet wären. Glauben Sie in der That, daß der Riß, der mitten durch das Herz der modernen Gesellschaft geht und auch in Deutschland für die Saat einer allgemeinen gegenseitigen Entfremdung die Furchen gezogen hat, von jenen eher ein Mittel zur Versöhnung darbietenden Urkunden und Einrichtungen ausgegangen ist? Sie werden doch wahrlich die Richtung, welche seit funfzig Jahren die Geschichte der Menschheit genommen hat, tiefer begriffen haben, um nicht zu fühlen, daß die Herleitung der in unsern Zeitgenossen gährenden Unruhe aus den von Ihnen geschilderten Formfehlern eine fast scherzhafte Annahme ist. Ihre Theorie ist ein Zwang, aber wahrlich! es würde sicherer um Europa stehen, wenn es nur Zwanges bedürfte, um es zu beruhigen!

Die in Deutschland eingeführten Verfassungen sind nicht in dem Grade repräsentativ, daß sie den vollen Tadel Ew. Durchlaucht verdient hätten. Grade aber darin, daß sie aus beiden Systemen gemischt sind, scheint mir der Grund zu liegen, warum man die einmal nach dieser Seite ausgelaufene Wendung des Deutschen Verfassungswesens als eine in dem Drang von unvermeidlichen Umständen gelegene betrachten muß. Wie wenig auch hier eine vollständige Integrität der Theorie möglich ist, verrathen Ew. Durchlaucht selbst deutlich genug durch ein fast auf der letzten Seite Ihrer Schrift

noch gegebenes Zugeſtändniß, welches mir, um es nur offen zu ſagen, den ganzen Zuſammenhang Ihrer bis dahin gegebenen Auseinanderſetzungen aufzuheben ſcheint. Sie räumen nämlich, was bei Ihrem Syſteme außerordentlich iſt, die Errichtung von zwei Kammern ein, Sie geben etwas für unerheblich aus, das für die Wahrheit des Repräſentativ-Syſtems ſo unerläßlich nothwendig iſt, wie ſeine Uebertragung auf das ſtändiſche Syſtem eine Conſequenz iſt, welche alle die von Ihnen gezogenen Grundlinien deſſelben auswiſcht. Wenn das ſtändiſche Syſtem auf die Stimmfähigkeit und Vertretung Aller begründet iſt, wenn es keine leere Vorſpiegelungen ſind, daß der hier herrſchende Wahlmodus eine Gleichheit Aller vorausſetzt, ſo können die verſchiedenen hier auftauchenden Wünſche und Intereſſen auch nur in eine Kammer oder in verſchiedene Curien, was Ew. Durchlaucht verwerfen, vereinigt werden. Nach welchem Modus ſollten denn im ſtändiſchen Syſteme die verſchiedenen Wahlen geleitet werden? Wenn in der erſten Kammer diejenigen ſäßen, welche geborne Mitglieder derſelben ſind, in der zweiten gewählte, ſo iſt dieſer Unterſcheidungsgrund im ſtändiſchen Syſteme nichtig, da hier ja jeder Stand als Individuum auftritt und es gleichgültig iſt, ob eine Stimme von einer Corporation oder von einem Pair kommt, deſſen Stellung im Staate die einer Corporation aufwiegt. Ueberdieß hat die doppelte Kammer nur bei einer geſetzgeben-

den Befugniß der Stände Sinn, nicht bei einer nur berathenden. Noch haben alle politischen Begriffe darum die Doppelkammer in Schutz genommen, weil sie ein dauerndes und ein wandelbares Interesse darstelle; aber was soll dieser Widerstreit da, wo sich nur Wünsche, Bedürfnisse, Ansichten aussprechen dürfen und die Regierung in dem, was sie thun will, ihr eigner Herr bleibt? Instanzen lassen sich nur da denken, wo es sich um einen Urtheilsspruch handelt, der Gesetzeskraft annehmen soll. Da, wo nur unmaaßgebliche Meinungen von den Ständen ausgesprochen werden, ist eine Trennung der Stände weder nothwendig noch ohne Beleidigung der in ihren Funktionen ganz und gar mit der ersten Kammer übereinstimmenden zweiten nicht denkbar.

Ich habe darüber nachgedacht, was Ew. Durchlaucht wohl bestimmen mochte, durch das Zugeständniß zweier Kammern die Folgerichtigkeit Ihres ganzen Systemes umzustürzen. Ich finde den Grund aber in nichts anderm, als in den unausweichlichen Widersprüchen, in welche man geräth, wenn man Theorieen gleichsam a priori herleiten will, und dabei doch eine Menge rückhaltiger Besorgnisse und Nebenzwecke hat, die man zwar äußerlich zu ignoriren scheint, aber doch nicht ganz verbergen kann. Entweder fühlen Ew. Durchlaucht zu gut, eine wie gefährliche Waffe das Einkammersystem werden könnte, wenn Stände sich einfallen ließen, ihre Befugniß zu überschreiten, oder Sie können dem blen-

denden Eindrucke einer Pairskammer um ſo weniger widerſtehen, als Sie ſelbſt in ihr Sitz und Stimme einzunehmen haben würden. Jedenfalls iſt durch dies Zugeſtändniß die Einheit Ihres Syſtems vernichtet und das Staatsgebäude, welches Ihre Schrift andeutet, fällt ſchon jetzt, wo wir nur die äußerſten Umriſſe deſſelben gezeichnet bekommen, unhaltbar in ſich zuſammen.

Freilich könnten Ew. Durchlaucht, zumal wenn Ihre Schrift keine Krankheit, ſondern nur ein Symptom davon iſt, auch ſelbſt dieſen Ihren inhaltloſen Träumen möglicherweiſe Eingang und Anwendung auf das Beſtehende verſchaffen; allein Sie würden auch die Stimmung des Deutſchen Volkes aufregen, dem die noch ſo prekären, noch ſo halben und unvollkommnen Verfaſſungen eine theuerwerthe Errungenſchaft ſind, die es nicht gutwillig herausgeben wird. Ein Umtauſch der beſtehenden Verfaſſungen iſt nur gegen ſolche, die dem Weſen der Volksfreiheit näher ſtehen, möglich. Eine Beſchränkung der ſtändiſchen Befugniſſe würde die Vaterlandsliebe nur dann einräumen, wenn ſie ihrem eigenen Ideal, der Macht und Einheit Deutſchlands, zu Gute käme, d. h. wenn die Opfer, die die einzelnen Staaten von ihrer Souveränetät brächten, auf den Altar einer durchgreifenderen Centraliſation des Vaterlandes, als bis jetzt der Bundestag ſie darbietet, niedergelegt würden. Ew. Durchlaucht finden in uns Verbündete, wenn Sie den ſtarren und einſeitig

ausgebildeten Begriff von Souveränetät, den sich die süddeutschen von Napoleon geschaffenen Königreiche und Fürstenthümer beilegen, bekämpfen; doch muß der Theil, den man von diesem Begriffe wegnehmen möchte, auf einen bessern Acker, als das Stoppelfeld Ihrer Ideen, gelegt werden; er müßte aufgeben und blühen als eine Bereicherung der gesammtvaterländischen Kraft und Einheit, nicht als eine Bereicherung der mediatisirten Fürsten, die es noch immer beklagen, daß die Unbill der Zeiten, die den Einen, den jetzt souveränen Fürsten, Alles gab, ihnen, den jetzigen wirkungslosen Pairs, Alles nahm. Besser, die Macht ist auf Wenige, am besten, sie ist auf Einen übertragen; denn die Verständigung wird dann leichter, die Befreiung kürzer. Und wär' ich, was Ew. Durchlaucht sind, nämlich Preußischer Staatsrath, so wäre' ich mein Leben nicht diesem Grübeln über verletzte Vergangenheiten widmen, sondern an der Errichtung eines staatsrechtlichen Vereines aller Deutschen Staaten arbeiten, der, wie es mit dem Zollverein geschah, die von dem Wiener Congreß und den übrigen Statuten des Bundestages gegebenen Vorschriften umginge und rein aus dem politischen Leben Preußens heraus etwas schüfe, das nicht nur den sich anschließenden Staaten dieselbe Freiheit gewährte, die sie bei ihren Verfassungen schon haben, sondern noch weit größre Vortheile darböte, namentlich einen tieferen und gegliederten organischen Zusammenhang. Indessen muß man, um

ſolchen Werken und Zielen zu leben, von einem höhern Ideenflug und von einer uneigennützigeren Liebe zum Wohle Aller getragen werden, als ſich beides in Ihrer Schrift vorfindet. Wer endlich dem Vaterlande wahrhaft dienen will, darf nicht den Einflüſterungen einer Schule folgen, ſondern muß die Verhältniſſe wahrnehmen, wie ſie ſind, und von ihrem Grunde aus, ohne Rückſicht auf Briefe und hinter uns liegende nur halb gelöſte alte Verbindlichkeiten, ſolche Gebäude aufführen, die zu gleicher Zeit ſicher ſind und Bequemlichkeit darbieten.

Der ſichre Ton Ihrer Darſtellung, die Ruhe, mit der Sie Ihre Schrift ſchließen, die Andeutung, daß Viele Ihre Anſicht theilen, laſſen mich wünſchen, daß Ihre Vorſchläge kein Signal eines kommenden Ungewitters ſein, ſondern nur wie leichte ſpielende Sommerwolken an unſerm politiſchen Horizonte vorüberziehen möchten!

## Das Gutenbergs-Album *).

Die deutsche Gutenbergsfeier vom Jahre 1840 sollte ihren eigenen Historiker haben. Es sollte ein der Zeit und ihrer Symptome kundiger Gelehrter eine Darstellung geben, wie diese Feier eingeleitet, verabredet, beobachtet, begangen wurde. Wenn die Ungunst der Zeiten es verhindert, über den Lauf der öffentlichen Dinge unmittelbar zu sprechen, muß man durch Umwege dazukommen. Wenn die Meinungen zu stocken beginnen, so kommt eine Erscheinung und zwingt sie Rede zu stehen. Die gährenden Elemente neutralisiren sich an einem Dritten und solch ein Drittes war die Gutenbergsfeier, die an sich weit weniger Sinn hat, als man in sie hineinlegte.

Wie liebenswürdig haben sich manche deutsche Fürsten bei dieser Feier bewiesen, wie wenig dagegen andre!

*) Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst, durch Dr. Karl Haltaus. 1840. Leipzig, bei Fest.

Hatte man doch eine ſo entſetzliche Furcht, daß einmal der Volksgeiſt ſich regte und ſich erlaubte, um drei Tage zu bitten, die man ihm geſtatten möchte, mit Blumen und bunten Bändern durch die Straßen zu ziehen. Sie wollen, daß das Volk ſich freue, wenn ein Fürſt ſeine Tochter verheirathet, man befiehlt Illumination, man ſieht es gern, daß die jungen Mädchen der Reſidenz der fürſtlichen Braut eine Stickerei zur Morgengabe überreichen. Von den Kanzeln laſſen ſie denkwürdige Familienakte predigen, der Errichtung eines Ahnenſtandbildes ſoll man beiwohnen und die Hüte ſchwenken — und Gutenberg? da machten ſie ein verdrießliches Geſicht. Es ſolle ein gewerbliches Feſt ſein, ſagten die Einen, dieſelben, die aus einer fürſtlichen Vermählungsfeier kein Familienfeſt, ſondern ein Volksfeſt gemacht wünſchen. Man ſolle ſich vereinigen, aber keine Aufzüge halten — ſagten die Andern! O, was iſt denn ſo Häßliches an einem ſchönen Morgen, wo einmal die Glocken für etwas Großes die Schläfer wecken, die Thürmer von den Kuppeln für einen Mann, der der Menſchheit eine Wohlthat erzeigte, ein frommes Lied blaſen, ſo Häßliches an einem Aufzuge mit geſchwenkten Fahnen, bedeutungsvollen Inſignien, bürgerlichen Handwerkern, Marſchällen, die ein wenig lächerlich ausſehen, aber doch ehrliche, gute und in ihrer Idee vergnügte Menſchen ſind? Die Hotäſthetik hat daran Anſtoß genommen und gewünſcht, daß die Straßen der Reſidenz durch

Bürgerzüge nicht entweiht würden für die Sonntagsparade der Cavallerie, für den Einholungszug des durchlauchtigsten Schwiegersohns, und für die solennen Schlittenfahrten, wenn erst der Winter kommt. Armes Vaterland!

Andre Fürsten waren liebevoller und hatten weniger Furcht. Da fehlte aber wieder der Aufschwung der Masse, da schloß man aus und beneidete sich, wer den ersten und wer den zweiten Zug anführen sollte. Den Gutenberg sollten nur die feiern, die von ihm leben, die Drucker, nicht die, die oft für ihn gestorben sind, die Schriftsteller! Die Geistlichen wollten, daß Gutenberg nur wegen der Bibel in die Welt gekommen wäre und eigneten sich die Ehre an — kurz, es gab Debatten, für welche in der That noch ein Chronist kommen muß, der sie aufzeichnen sollte. Auch die wirklichen Feste, wie sie gehalten wurden, sollten verglichen werden. Am solennsten war die Feier in Leipzig, Mainz und Frankfurt, am ärmlichsten in Hamburg. In Hamburg wurde die Feier sogar für acht Groschen Entrée wiederholt.

Denkwürdig sind auch die Stammbücher, die man für Gutenberg herausgegeben hat. Das vorliegende bietet zu den interessantesten Betrachtungen Raum. Es ist ein Cabinet von Klangfiguren, wie sie in den verschiedenartigsten Menschen durch den Ton: Gutenberg, gebildet wurden. Vergebens trachten wir oft darnach, einen berühmten Mann auch als Menschen zu erkennen: hier war Gelegenheit dazu. Ein Gelehrter, der uns nur aus

Menſchen mußten über eine und dieſelbe ſchmale Brücke, mußten es zu gleicher Zeit, und wehe dem, der an den Rand gedrängt wurde! Aber das war die Nothwendigkeit, die im Einzelnen, nicht im Ganzen lag.

Alle Revolutionen laſſen ſich unter einen moraliſchen und einen politiſchen Geſichtspunkt bringen. Dieſer ſchließt jenen oftmals aus; aber der erſtere iſt niemals ohne den letzteren. Denn dasjenige, was man unter dem Namen einer moraliſchen Revolution, wenn auch nicht empfehlen, doch für weniger gefährlich ausgeben möchte, wird ſich ſchwerlich, gleichviel, ob es aus den reinſten Triebfedern entſprungen iſt, auf die Länge ohne Gewaltthat erhalten. Alle Religionsſtiftungen waren moraliſche Revolutionen und keine nahm einen friedfertigen Gang: ſelbſt die Reformation hatte ihre Märtyrer, ihre Exceſſe und zuletzt die Conſequenz eines dreißigjährigen Vernichtungskrieges. Man kann die Ideen nicht potenziren, ohne die beſtehende Wirklichkeit herabzudrücken. Man kann die Menſchen nicht edler, ſtrebender, ſelbſt ſittlicher machen, ohne daß ſie anfangen, ſich und ihre Lage zu beurtheilen und dasjenige, was ſie äußerlich umgibt, mit dem, was ſie innerlich hebt, in Einklang zu bringen. Wenn die geſteigerte Bildung auch nicht immer den Wunſch erzeugt, das Leben ihr nachzuziehen und conform zu machen, ſo verliert das Leben doch, wo es poſitiv iſt, an ſeinem Werthe; eine Gleichgültigkeit über das, was die Wirklichkeit bieten kann, bemächtigt ſich der Gemüther und der geringe Schmerz, etwas Altes zu verlieren, iſt immer ſchon ein Schritt zu dem Wunſche, etwas Neues zu gewinnen.

Die moraliſchen Revolutionen haben ihre Geſetze wie die politiſchen; nur daß dieſe ſich mehr im Verlaufe, jene mehr

dem Staube seiner Pergamente bekannt ist, wird hier plötzlich auch mit der Zeit vermittelt und wir empfinden eine freudige Rührung, wenn wir ihn über etwas, was wir Alle verstehen, so warm, ächt menschlich und brav urtheilen sehen. Freilich, mancher legte auch hier nicht die bestäubte Perrücke ab: ja einige sind so arm an Herz und Liebe, daß sie dem armen Gutenberg ordentlich mit vornehmer Miene ein Testimonium paupertatis ausstellen, gleichsam wie der Professor seinen Zuhörern testirt: fleißig und regelmäßig besucht! Z. B. der Kanzler der Universität Gießen schreibt:

> Gutenbergs Kunst hat dem allgemeinen wie dem individuellen geistigen Leben eine in Anfang und Dauer unendliche und nicht erkennbare Existenz vermittelt.

Das ist Alles! Klingt diese Phrase nicht, wie eines jener Zeugnisse, welche sich Charlatane für eine Erfindung geben lassen? Könnte ein so vornehmer Satz nicht auch heißen: Ich bescheinige hiemit dem Kammerjäger N. N., daß sein Mittel, Ratten zu fangen, probat und allen Landwirthen zu empfehlen ist? Gutenberg bekommt in dem Buche von berühmten vornehmen Herren noch mehre solcher Physikats-Atteste! Möchten sie dazu beitragen, dem armen Gutenberg recht bald irgendwo eine Anstellung zu erwirken!

Es wird den Lesern gewiß angenehm sein, zu erfahren, wie unsere berühmten Männer denken, wenn sie von der Presse sprechen. Das Gutenberg's-Album

iſt gar angenehm zu leſen. Ich will es durchblättern und meine Empfindungen über die einzelnen Stammbuchsſätze unbefangen ausſprechen.

Abegg deutet auf Columbus hin, der wie Gutenberg ſein Verdienſt durch Andre hätte müſſen geſchmälert ſehen. Dieſer prozeſſualiſche Geſichtspunkt entſpricht den Studien des berühmten Criminaliſten.

Von Ammon, der Theolog in Dresden und Vicepräſident des Conſiſtoriums, räth zur Preßfreiheit. Sein Bruder, der Mediziner, citirt eine Stelle Prokeſch's und nennt, mediziniſch, Gutenbergs Erfindung ein „Heilmittel, das geſchichtliche Leben zu verlängern.“ Möchte man aber die Preſſe dann ja zu den homöopathiſchen Heilmitteln zählen und den Buchſtaben ſtets widerlegen durch den Buchſtaben, den Geiſt durch den Geiſt. Geiſt durch Gensd'armen widerlegen iſt allopathiſch.

E. Moritz Arndt lobt die Preſſe, trotz ihrer Ausſchweifungen. Arndt iſt ein edler Mann, aber etwas altdeutſcher Grillenfänger. Seine Verſe ſind körnige Rhetorik.

Guſtav Bacherer reklamirt die Preßfreiheit als Urrecht. Barthold, der Hiſtoriker, führt ein hübſches Bild aus und zählt alle mit Gutenberg's Erfindung parallel-hiſtoriſchen Erſcheinungen auf.

Ludwig Bechſtein bringt Mißtöne in das ſchöne Saitenſpiel des Albums. Er ſingt:

Durch die mißgurrten Oligen
Kommt nichts Großes in die Welt,
Und der Schwarm, der klaffend bellt
Aus den kritischen Zabrilen u. ſ. w.

Der Schmerz eines mittelmäßigen Poeten, dem es an Anerkennung fehlt, wird Gutenbergs Manen gleichgültig ſein.

Profeſſor Beneke in Berlin ſetzt auch hier ſeinen Kampf gegen die neuere Philoſophie fort. Ein Gelehrter iſt ein eigner Menſch! Baum und Blüthe, Himmel und Erde, der Tropfen im Kryſtall, der Thau auf der Blume — in alles bringt er ſeine Compendienweisheit hinein; nichts iſt ihm zu klein für ſeine Folianten.

Profeſſor Bernhardy beſtätigt, daß die größte Trivialität, lateiniſch ausgedrückt, immer noch den Anſchein eines geiſtreichen Arioms haben kann. Die leere Wahrheit, daß Gutenberg's Gründung gut und übel gedeutet werden könne, giebt der gelehrte Philolog, ſo daß es wirklich nach etwas klingt, lateiniſch. Hätte er ſich deutſch ausdrücken wollen, würde er ſich vor all den geiſtreichen Ausſprüchen „unbedeutender Journaliſten," „Tagesklätſcher," „Belletriſten" u. ſ. w. in dieſem Buche haben ſchämen müſſen.

Z. B. gleich vor dem artigen Aphorismus von E. Beurmann.

Blaſius, der bekannte Kliniker, giebt einen einzigen Satz von ſieben ſinnigen Worten, kurz und bündig, wie der reſolute Schnitt des Operateurs.

Der Historiker Böttiger beklagt den schlechten Gebrauch der Presse. Ob auch die Beiträge zur Persönlichkeitsliteratur, die er aus der alten Wäsche seines Vaters ausgedrückt hat?

Brandes, der Arzt, giebt ein artiges Gedicht. Der Vers ist eine alte Leidenschaft der Aerzte. Auch Bretschneider, der Theolog, giebt ein Gedicht, im Ton der Predigerpoesie:

Da schwebt in des sanft Entschlummerten Zelle
Der Engel des Lichts von dem Himmel herab u. s. w.

Menschen, die den Muth haben, sich in Versen auszusprechen, hab' ich immer gefunden, sind entweder eitle oder gute Menschen. Ich rechne Bretschneider zu den letztern.

Für einen Poeten von Metier hätte Adolf Bube Besseres leisten können. Bührlen's Aphorismus hat das Mißliche, nicht begränzt genug zu sein. Der ächte Aphorismus ist Bild und Rahmen zu gleicher Zeit. Man weiß hier nicht, wo der geschätzte Autor hinauswill.

Bülau, der Staatsphilosoph, giebt auch einen Vers. Burdach, der Physiolog, fromme Wünsche in Stammbuchsform: „Möge die edle Kunst" u. s. w. Der Zoolog Burmeister scheint die Tendenz des Albums nicht verstanden zu haben: er giebt eine kleine artige Betrachtung, die aber mit Gutenberg nichts gemein hat; es sei denn, daß die Zellengewebe der Thiere, von denen er spricht, eine Beziehung auf die Mönchszellen haben sollten, welche Auslegung etwas ge-

zwungen scheint. Carus, der Mediziner, sagt, daß durch die Buchdruckerkunst die Menschheit erst mündig geworden sei. Choulant, auch in Dresden, daß die Naturwissenschaften Gutenberg zu danken hätten. Professor Credner in Gießen schreibt: „Es werde Licht!“ worunter man sich sehr viel Gutes denken kann. Creuzer, der Philolog, wie bei Bernhardy. Eine lateinische Allgemeinheit und noch dazu durch Cicero eingeführt. Danz, der Theolog, stellt eine Katechese mit Gutenberg an, die gut gemeint ist. Deinhardstein scheint auf die österreichischen Preßmaaßregeln anzuspielen.

Franz Dingelstedt giebt die längste Spende, ein Fragment aus seinem größeren, der Erfindung Gutenberg's gewidmeten Gedichte. Die Stimmung, die in den schönen Versen herrscht, ist erhaben und nur von der Leidenschaft, die den Dichter aufregt, ist die Klarheit der Bilder und Gedanken etwas getrübt. Der Gegensatz einer so heftigen Anklage unserer Zeit und einer so warmen Vertheidigung macht sich nicht gut. Der Dichter soll nicht in diesem Sinne Advokat sein. Was ihm wahr ist, muß ihm wahr bleiben. Wie kann man an ein so doppelsinniges Plaidoyer glauben? Der Angriff auf unsere Zeit ist übrigens hinreißender gedichtet, als die Vertheidigung.

Döderlein's, des Etymologen, griechische Verse dürften auch nicht deutsch auftreten. Griechisch — sieht man bloß auf die Form, nicht auf den gewöhnlichen

Sinn. Träfeke, dem Theologen, iſt es beſonders um die Bibel zu thun. Träxler-Manfred giebt ein artiges Gedicht, in dem ſich die allzufranzöſiſch geſinnten Mainzer folgende Stelle merken ſollten:

In der Uferſtadt des Rheins
Zwiſchen ſchlanker Häuſerzeile,
In dem alten frohen Mainz
Steht die deutſche Memnonesſäule.
Deutſche Berge ſegenſchwer,
Deutſcher Fluß und deutſche Lieder,
Deutſche Reben rings umher,
Deutſche Herzen — hin und wieder!

Drobiſch drückt ſich jeanpauliſcher aus, als man von einem Profeſſor der Mathematik erwarten möchte. Trumann — ernſt und bieder. Echtermeyer — erwarteter Herausgeber einer deutſchen Literaturgeſchichte, Redakteur einer poetiſchen deutſchen Chreſtomathie und der halliſchen Jahrbücher — auch in lateiniſchen Verſen! Aber ſie ſind artig, haben eine gute Pointe und machen uns Belletriſten gegen die Philologen Ehre. Eckermann. Seitdem ihm die Sonne Goethe geſtorben iſt, fehlt ſeinem zarten, empfänglichen Gemüth die Befruchtung. Die Antitheſe zwiſchen Bettler und Fürſt iſt wohl weniger auf Gutenberg anzuwenden, als die zwiſchen Laien und Gelehrten. Ehrenberg, der Botaniker, bringt gar ſinnige, hübſch gebaute Verſe. Seines Berufes gedenk, ſchließt er: Gutenberg's Kunſt dient dem Guten und Schlechten:

So breitet ſich des Himmels Thau
Hin auf den Gartenraum,
Belebt den Dorn, die Blumen-Au
Und Oel- und Lorbeerbaum.

Der Latein-Dichter Eichſtädt beſingt die Leipziger Buchdrucker. Könnte nicht einer von ihnen dafür die Jenaer Literaturzeitung auf beſſerem Papier und mit beſſeren Lettern zu drucken übernehmen? Die Tendenz der Bemerkung des Pädagogen und Verfaſſers mehrer Schulbücher Ellendt iſt etwas dunkel, doch glauben wir, daß die Auflöſung ſeines Räthſels die Empfehlung der Cenſur ſein ſoll. Enk's Epigramm iſt ſinnvoll. Hier findet man über die Klage, daß Gutenberg auch der Lüge diene, die einzig richtige Beruhigung.

Ettmüller, altdeutſcher Philolog, ſpricht in Runen, die aber ſehr verſtändlich ſind. Der Orientaliſt Ewald, einer der Siebner, miſcht Polemik gegen die Preſſe ein. Wahrlich, die ſieben Göttinger Profeſſoren haben ſich nicht über die deutſche Preſſe zu beklagen! Falck in Kiel hat das Album ſo verſtanden, wie Burmeiſter in Halle. Doch iſt ſein Aphorismus über das Nützliche am Rechte wahr und beachtenswerth. Falkenſtein, der Bibliograph in Dresden, ſpricht warm und beredt. Sein Styl weiß einer etwas proliren Darſtellungsweiſe doch recht bunte, ſchöne Lichter aufzuſetzen. Fechner beantwortet die Frage, die faſt alle Contributenten des Albums quält (der Mißbrauch der Preſſe),

nicht so tief, als Enk. Feuchtersleben's Spruch gehört zu den bessern Mittheilungen. Flathe, Historiker in Leipzig, polemisirt auch. Sein Aphorismus hat keine Einheit, beginnt mit der Geschichte und endet mit der Moral. Fleischer, Orientalist, giebt einem Spruche Mahamed's sinnige Auslegung. Förster im freisinnigen Ton, ohne klare Beziehung. Frankl meint, man müsse sich in Deutschland dem Teufel verschreiben, wenn man Autor wird. Darum hat er wohl auch seinen Colombo dem Könige von Sardinien überreicht und in Italien den Ruhm gesucht, den er in Deutschland noch nicht finden konnte. Reg. Frohberg meint, durch die Presse würde man erst unsterblich. Ich meine nicht. Homer und Sophokles würden auch ohne Gutenberg auf die späteste Nachwelt gekommen sein. Man lobe Gutenberg, aber man übertreibe nicht! Ueber Fouqué wird man lachen müssen. Er hat seinen schwülstigen Lobspruch auf Gutenberg unterschrieben: „Halle an der Saale, den 15. November 1839 um 12 Uhr Mittags." Heißt das: eine Stunde vor dem Essen, mit hungrigem Magen? oder: vor Abgang der Post, die vielleicht um 1 Uhr nach Leipzig geht? In beiden Fällen möchte man den Sinn dieser scrupulösen Zeitbestimmung für eine Entschuldigung des nüchternen und übereilten Distichons halten. Von der Gabelentz in Altenburg giebt einen Climax, der etwas gezwungen, Gabler in Berlin giebt eine Strophe, die etwas dunkel ist. Dafür

iſt er auch Hegel's Nachfolger! Gaudy will Preßfreiheit. Er hat ſie jetzt — im Jenſeits!

Gaupp, Juriſt in Breslau, vergleicht Gutenberg mit Berthold Schwarz. Gehe in Dresden nennt Gutenberg's Erfindung im Gegentheil Weisheit.

Fromm verklärend das Schwarz, daß es als Weisheit erglänzt.

W. Gerhard's muntrer Spruch iſt in mehre Zeitſchriften übergegangen: ein Beweis, daß er gefallen hat. Gerle wahr, ohne Prätenſion. Geſenius, der Orientaliſt, zeigt, daß ſchon Hiob Was vom Gutenberg ahnte. Gieſeler in Göttingen zieht die Erfindung ſehr in's Kleine; er weiß an Gutenberg nur die Ausdauer und Selbſtbeſchränkung zu loben. Dann verdiente wahrlich jeder Tagelöhner, daß man ſein Gedächtniß feiert. Muß man einem Profeſſor der Kirchengeſchichte ſagen, daß in Gutenberg nicht allein der Menſch, ſondern auch die an ihm kundgewordene göttliche Offenbarung gefeiert wird? Göſchel iſt Juriſt und ſpricht ſich viel religiöſer aus.

Allerliebſt iſt die legendenartige Mittheilung von Director Gotthold in Königsberg. Friſch, frank, frei, fröhlich. Geſunder Witz, geſundes Herz. Aechtdeutſch, ächtgeiſtlich und ächtweltlich. Die wackern Reime ſind eine Zierde des Albums. Wie ſticht doch ein ſo gutes, treues Wort gegen all die Mäkelei ab, die die Herren nicht über das Böſe an der Preſſe zu ihrem Guten gelangen läßt! Auch Graff's „Wehe!" wollen wir zum

Guten deuten. J. Grimm ſtimmt für Preßfreiheit. Sein Bruder Wilhelm ſpricht ſehr poetiſch über die magiſche Gewalt des Drucks. Es geht ihm, wie jedem Schriftſteller. Freude am Werk und Glauben daran hat man erſt durch den Druck. Grotefend giebt ein Skolion faſt in lapidarer Keilſchrift. Karl Grüneiſen's Spruch klingt weniger myſtiſch, als pietiſtiſch. Gruithuiſen hätte uns ſtatt ſeiner gutgemeinten Worte lieber ſagen ſollen, wie es mit der Preſſe im Monde ſteht. Guerike, Theolog, ſpricht vom Worte Gottes; Günther, Rechtslehrer in Leipzig, führt die Hypotheſe aus, wenn Gutenberg ſchon unter Auguſtus aufgetreten wäre. Dem Chriſtenthume wäre dann aber ſchwerlich ſein Sieg erleichtert worden. Das Heidenthum würde ſich mit ungleich größerer Zähigkeit gegen die neue Lehre haben ſtemmen können. Haltaus (der Herausgeber des Albums, der, trotz Mühen und Sorgen, für ſein Werk ein treuer Haltaus war) recapitulirt in Verſen den Inhalt ſeiner hiſtoriſchen Einleitung, in welcher Gutenberg's Schickſale kündig erzählt ſind. Hammer-Purgſtall umſchreibt das Horaziſche: ex fumo lucem, eine Sentenz, die auch inſofern auf Gutenberg paßt, als die Druckerſchwärze bekanntlich aus Kienruß und Firniß gemacht wird. Die Fragen, die der Philolog und Tonäſthetiker Hand aufſtellt, dürften ſich zu Preisaufgaben für Studierende eignen. Prof. Hänel in Leipzig ſcheint die Cenſur zu empfehlen, wagt aber dies nur lateiniſch auszuſprechen.

im Beginne aussprechen. Welches ist eine moralische Revolution? Eine Aenderung der herrschenden Denkweise; aber sie ergibt sich nicht von selbst. Sie muß ihren Impuls, sie wird ihre Maximen haben. Den Impuls gibt das Genie, oft blos die Ueberzeugung, noch öfter das Genie des Irrthums, d. h. die Schwärmerei. Hier lehrt die Geschichte einen unumstößlichen Satz, dem der größte französische Demagog, Mirabeau, eine Weihe gegeben hat, daß man ohne die Menschen auch in den Dingen nicht reüssirt. Denn werft eine Idee hin! Ritzt Euch die Haut auf, welche Euer Herz verhüllt! Thut etwas, das groß ist, oder lehrt etwas, wovor selbst der Himmel erschrickt — Ihr werdet einsam stehen mit Eurer Idee, Euerm pulsirenden Herzen, Eurer großen That, Eurer titanischen Lehre, wenn Ihr an die Menschen nicht gedacht habt! Wie zahllose Ideen sind so hingeworfen über Nacht, wie man ein Findelkind an eines Vornehmen Thüre aussetzt, und verschwanden dann, stumm, vielleicht ein wenig schreiend in einer Pension, wohin man den Wurm zur Pflege gibt und wo es bald stirbt, weil es keine Mutter hat! Man kann nicht für alle Theorieen, die jetzt nur noch in der Wissenschaft eine Stelle haben, annehmen, daß ihre Urheber ihnen die practische Anwendbarkeit absprächen: alte und neue Philosophen geizten nach einer Berücksichtigung des Publikums und stellten selbst ihr Utopien, den atlantischen Traum eines englischen Kanzlers, nicht hin, ohne die Hoffnung, daß die Erfahrung etwas davon zu ihrem Nutzen verwenden möchte. Aber die Menschen hatten ihre Interessen, die Alten gingen ihrem Gewerbe, die Jungen ihrem Ehrgeize und ihren Liebeshändeln nach, und der Zündstoff — verblitzte.

Hanka's, des böhmischen Alterthumsforschers, Spruch hat eine schmerzliche Beziehung auf die Existenz seines Volkes. Henriette Hanke giebt uns eine Allegorie von einem Schleier, deren Beziehung zu Gutenberg aber selbst sehr verschleiert ist. Dieser Beitrag würde in einem Toilettenalbum sinnvoller gewesen sein, als im Gutenbergsstammbuch. Häring ist wie immer verstimmt Warum so wenig Vertrauen und Hoffnung? Wie kann die Welt zu uns Muth fassen, wenn wir selber keinen haben! Karl Hase findet sogar im Index librorum prohibitorum einen Trost und einen Stolz. Heeren's Spruch ist bieder und kurz. Herbart bringt zu den schon dagewesenen Gedanken des Albums noch diesen neuen, daß man durch Gutenberg nicht bloß würdig reden, sondern auch würdig schweigen könne. Gutenberg gab dem Worte

Hier zum Fliegen die Kraft, dort zum Beharren den Muth.

Herloßsohn ist des trocknen Tones satt und vergleicht zur Abwechselung die Presse auch einmal mit dem Wein, die Censur mit dem Fasse. Der Vergleich ist nicht glücklich, denn das Faß ist des Weines natürlicher Behälter. Weit prägnanter braucht der Philolog Hermann in Marburg das Bild vom Scheffel. Gottfried Hermann weicht, ächt philologisch, von allen andern Stimmungen des Buches ab und preist in lateinischen Versen nicht den, der drucken, sondern den, der schreiben lehrte. Der gelehrte Herr, der auch kürzlich sehr dringend

tic Censur empfohlen hat, hätte dieses Epigramm in ein Album der Schönschreibekunst sollen einrücken lassen, nicht in das des Buchdrucks. Jedes Ding hat seine Zeit, auch jede Meinung ihren Ort. Hefekiel macht am Schluß seines Gedichts den Anlauf zu einem Jeanpaulismus, nämlich auch Gott einen Schriftsetzer zu nennen. Gewiß, er ist der Sternenschriftsetzer.

Fr. von Heyden giebt ein versifizirtes Votum und auch Prof. Heyse in Berlin ist für Preßfreiheit. Hinrichs in Halle findet Trost für die Sklaverei der Presse in der Presse selbst. Hohlfeldt in Dresden freut sich an der Erfindung, besonders für Sachsen. K. von Holtei: freie Presse. Uffo Horn läßt Gutenberg dramatisch auftreten und legt ihm Worte voll Schwung und Erhabenheit in den Mund. Horn hat für flammende Gedankenmalerei ein seltenes Talent: es weht in seinen Worten wie Sturmwind, seine Verse sind Melodie, nicht grade classisch, wie bei Mozart, aber voll Mark und Leidenschaft, wie das Tremа Byzantio Donizetti's. Hugo in Göttingen drückt sich wohl ein wenig zu bescheiden aus. Alex. von Humboldt citirt Tacitus, um zu beweisen, daß Bücherverfolgungen nur den Königen Schande und den Autoren Ehre brächten. Möchte er in Sanssouci jetzt recht oft in den vertrauten Abendzirkeln den Tacitus vorlesen! Prof. Huschke in Breslau — warm und gefühlvoll — seiner religiösen Richtung entsprechend. Ludwig Ideler, Sohn des Astronomen, wünscht, daß

die Presse fortfahren möge, gegen Rom, ihren Erbfeind, zu kämpfen.

Jacck in Bamberg räumt Gutenberg das Vorrecht der Erfindung ein, bittet aber, A. Pfister nicht zu vergessen, der in Bamberg 1454—1462 rüstig druckte. Fr. Jacobs, der Veteran, weiß die Muttersprache in bekannter Meisterschaft zu zügeln. Jahn, Philolog in Leipzig, historisch und praktisch — wohlmeinende Worte. Jacobson erinnert, daß Gutenberg keinem seiner Werke den Namen beifügte. Jörg, berühmter Hebammenlehrer in Leipzig, weiß auch dem Gutenberg zu danken. Er hätte die Presse gewissermaßen auch eine Heb- und Säugamme nennen können. Justi in Marburg, der hessische Vorzeit-Justi, hätte lieber Archäologisches geben sollen. Kahlert giebt einen guten Spruch über Treiben, Dichten und Trachten der Literatur. Kannegießer citirt die Hölleninschrift Dante's Per me u. s. w. Sollte man wirklich durch die Presse nur in die Hölle und nicht auch in den Himmel kommen? Klemm erinnert an eine Sage vom Gutenberg. Klette in Berlin bringt Rezensenten in's Album. Schlechte Gesellschaft! Klotz, Philolog in Leipzig, spricht so brav, daß es scheint, als wollt' er seinen alten Namensvetter, Lessing'schen Andenkens, vergessen machen. König in Fulda opfert Gutenbergen eine Hekatombe Censoren. „Seit Kurzem geht uns auch in ganz Europa die Poesie ab" — klingt wunderlich im Munde eines Poeten. Krehl in Leipzig scheint an Gu-

tenberg etwas zu vermissen, — was wenigstens nicht festgemäß ist. Krug's Alexandriner könnte vor hundert Jahren auch Gottsched gemacht haben. Fr. Kuhn in Dresden — recht volksthümlich. Gust. Kühne — In einem solchen Album müssen bedeutendere Schriftsteller entweder schlen oder etwas Geistvolles sagen. Kühnöl giebt ein Votum gegen Friedrich von Schlegel, der vor seinem Katholicismus für Lessing schwärmte und nach ihm Luther und Gutenberg anklagte. Fr. von Schlegel war auch beim Bundestag angestellt.

Lappe, der Dichter des schönen „Nord oder Süd," giebt eine gemüthliche Votivtafel, die sich auf ihn, nicht auf Gutenberg bezieht. Lappenberg's lateinischen Ausspruch denk' ich mir so: Säkularfeste, d. h. die Zeit in ihrem Kreislauf regt mehr an, als die Debatte. Denn daß sein Tempus rerum innovator maximus der Gutenberg'schen Combination Abbruch thun solle, will mir bei der allgemeinen frohen Feststimmung nicht ein. H. Laube giebt einen ganz artigen Denkspruch, gerundet und gedankenreich. Von Levitschnigg giebt eine Phasele, die nur am Schluß etwas lahmt. Ueber das Attest des Kanzlers von Linde ist schon gesprochen. Lücke, der Theolog, variirt sehr sinnreich einen Spruch von Goethe. Lernten die Theologen doch noch Manches von dem Weimaraner! Mädler — auch von dem hätten wir gern etwas aus dem Mond gehört. Sind wir erst Professor in Dorpat, wird's mit dem Enthusiasmus für Gutenberg wohl etwas

still hergehen. Graf Mailath, der Ungar, sagt: Es würden viel unnütze Lorbeerkränze vertheilt! Namentlich sehr anwendbar auf Pesth. Marbach giebt ein artiges Gedicht, das sich für Schulen zu Deklamationsübungen eignen wird. Marezoll, Jurist in Leipzig, hofft von der Presse mehr, als er von ihr fürchtet. Hermann Marggraff malt mit outrirten Bildern. Hengste — Wölfe — Schneewälder Rußlands — aufgeblasene Rüstern — u. s. w. Wer wird sich selbst nach Sibirien versetzen, wenn er gegen die Censur schreibt? Dafür werden schon Andere sorgen. Marheineke, der Hohepriester, spricht, wie immer, vom Logos. Der Jurist Martin behauptet, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Preß-Gesetzgebung, einen unbedingten Gehorsam könne Niemand gebieten. Maurenbrecher sagt: „die rechte Vernunft ist die Vernunft der Sache." Klingt stark nach den absolutistischen Grundsätzen dieses Staatsrechtlehrers.

Meißner in Leipzig führt die vorangegangenen Säcularfeste in gutgemeinten Versen an uns vorüber. Der Breslauer Menzel erinnert auch an Cicero's Ahnung. Meyer in Zürich giebt, wie der Kanzler von Linde, der Erfindung Gutenberg's ein Armenattest. Mittermaier in Heidelberg votirt für Preßfreiheit, droht aber mit einem schrecklichen Preßgesetz. Mohnike giebt einen bescheidenen Reim. Mone, der deutsche Archäolog, wünscht dem Buchdruck stets Fortschritt in technischer

Bedeutung. Mörike wendet auf Gutenberg das Ei des Columbus an. Julius Mosen zeigt sich seines Dichterruhms würdig. Theodor Mügge scheint nicht übel Lust zu haben, auf den Wilhelmsplatz in Berlin auch Gutenberg's Standbild verpflanzt zu sehen. L. Mühlbach, hat sich die Stylweise ihres Gatten angeeignet. Bilder, vom Verstande eingegeben, werden willkührlich aneinandergereiht, mögen sie sich auch so widersprechen, wie in dem hier mitgetheilten Aphorismus, wo der Stab Mosis erst die Quelle hervorsprudeln macht, dann die Quelle selbst ist und zwar ein warmer Quell, der doch wieder kühlen soll u. s. w., ganz so in dem überladenen Styl, den Theodor Mundt zuweilen selber schreibt. Mühlenbruch in Göttingen sagt: Sei Niemand unterthan. Da dieser Rechtslehrer bekanntlich sehr streng für die Unterthänigkeit des Volkes eifert, so meint er wahrscheinlich: Sei Niemand unterthan, auch nicht der öffentlichen Meinung! Halm-Münch-Bellinghausen spricht sich antik für Gutenberg's Ruhm aus. Bedenken wir seinen Cousin, der am Ruder des Bundestages sitzt, so hätten wir ihn recht modern gewünscht. Theodor Mundt nennt richtig erst die Buchdruckerkunst einen „gefnebelten Riesen" und dann „ein krankes kleines Mädchen, deren Geburtstag man feiert: man bringt ihr Kuchen, Blumen" u. s. w. Was ein Riese ist, kann kein Mädchen von zehn Jahren sein. Naegele spricht für einen Professor der Medizin ein

ſehr elegantes Latein. Naumann in Bonn citirt Horaz und Schiller. Nicolaus Lenau wird erſchrocken ſein, als er ſo viel geiſtvolle Sprüche in dieſem Album fand, gegen welche der ſeinige faſt wie von einem Dilettanten abſticht. Es giebt viel tüchtige und poetiſche Köpfe in Deutſchland, wenn man ſie auch nicht Jahr aus Jahr ein in den Muſenalmanachen antrifft. Nobbe in Leipzig giebt einen kurzen Denkſpruch, Orelli in Zürich einen intereſſanten Beitrag zur Geſchichte der Buchdruckerkunſt. Ofann in Gießen theilt ſeine lateiniſche Inſchrift mit, die die Mainzer auf ihr Gutenbergsdenkmal ſetzten. Sie enthält die, ohne es zu wollen, bittere Bemerkung, daß dieſes Standbild von Mainz errichtet wäre ex aere per Europam collato, d. h. durch den Bettelſack, der durch ganz Europa wanderte und doch zurückgekommen iſt, ohne zehn tauſend Gulden, die noch immer fehlen, mitzubringen. Die Statue iſt der Stadt zehn tauſend Gulden ſchuldig. Traurig genug, daß die Deutſchen nicht mehr Gemeinſinn haben. Die Statue des Großherzogs von Darmſtadt, die man dort zu Lande aufzurichten bezweckt, war ſehr bald gedeckt.

Pannaſch — ganz artiger Sinnſpruch. Paulus bittet — praktiſch und zeitgemäß, wie immer — um lateiniſche Lettern, beſſern Druck und wohlfeilere Bücherpreiſe. Ad. Peters erwähnt die tiefſinnige Sage, Gutenberg hätte die erſten rothen Initialen der Bibel mit ſeinem Blute gedruckt. Peucer giebt eine tiefemſun-

dene Erinnerung an seinen Urahn Peucer, den Schwiegersohn Melanchthon's, der um der Lehre willen leiden mußte. Das Blatt giebt ein schönes Zeugniß für des Nachkommen Herz und geistesfreie Gesinnung. G. Pfizer's Denkspruch ist kurz und zweckgemäß. Ueber Karoline Pichler will ich schweigen, da ich unter ihrem Namen sah, daß diese Dame jetzt schon 71 Jahre zählt. O. Prechtler giebt einen Vers, der sich für jedes Stammbuch eignet. Preusker wünscht Dorfbibliotheken. Puchta frägt bei jedes Autors katheqorischem Imperativ an, ob er wohl einen würdigen Gebrauch von Gutenberg's Erfindung mache? Pyrker's Spruch ist mittelmäßig für einen deutschen Dichter, aber sehr brav für den katholischen Erzbischof von Erlau. Reichenbach in Dresden dankt Gutenberg im Namen der Naturwissenschaft. Rellstab zieht eine Parallele mit Columbus. Josephine von Nemechásy sagt, daß die Presse in der Hand manches Schriftstellers nicht Licht, sondern Brand wäre. Was ist sie in der Hand einer mittelmäßigen Schriftstellerin, die statt zu dichten stricken sollte? Rheinwald sagt: „Die Reformation ist die Wiedereinsetzung des persönlichen Christus in sein Reich.“ Aber was ist denn die Presse? Ritter, der Geograph, glossirt einige Notizen Joh. von Müller's. Röhr giebt ein körniges christlich-rationelles Votum und Rosenkranz spricht unerschrocken für die Berechtigung des Zweifels. Rotteck reklamirt Preßfreiheit. Rückert

ſcheint die Cenſur zu billigen, denn er ſagt: „Böſes iſt das Gute ſchrankenlos.“ Rudelbach's Beitrag iſt klar und hell, nichts Pietiſtiſches darin, wohin er doch ſonſt zu neigen pflegt. Salat, der ihm folgt, würde ſchon wieder den rationaliſtiſchen Gegendruck gegeben haben.

Saupe, Philolog in Zürich, ſieht des Lebens Element im Kampf. Seine Verſe ſind markig und gerundet. Schaubach dankt im Namen der Aſtronomie. Leop. Schefer. Endlich einmal von ihm etwas Klares und Originelles, an dem man auch Freude hat! Der letzte Vers, die Auslegung der hübſchen Parabel, hätte fehlen dürfen. Scheibel, der Alt-Lutheraner, tritt geharniſchter auf, als Rudelbach. Er erinnert an den Ausſpruch, daß Vormittags dieſes Feſt ein Freuden-, Nachmittags ein Bußtag ſein müſſe. Er ſagt, daß zwanzig Millionen Exemplare der Bibel vor den Augen der Chriſtenheit lägen. Eine Frage wäre die, ob es nützlich war, daß die Bibel erſt 1400 Jahr nach Chriſto Gemeingut wurde. Wenn man einen göttlichen Weltplan annimmt, (freilich nach menſchlicher Weiſe Gott Menſchengedanken unterlegend) ſo ergiebt es ſich gewiß als providenzielle Weisheit, daß er die Bibel erſt da aller Welt zugänglich machte, als ihr Inhalt von Weiſen und Gelehrten 1400 Jahre lang durchdacht und zum Gegenſtand eines Nachdenkens gemacht war, welches man vor den Augen Aller nicht mit der Ruhe und Beſonnenheit hätte

anſtellen können, die wiſſenſchaftliche Erörterungen erfordern. Wir kommen darauf zurück, daß das Chriſtenthum wohl nur durch ſeine eſoteriſche Geheimnißnatur ſich emporſchwingen konnte und daß die Ahnung des Cicero, ſchon unter Auguſtus in's Leben gerufen, die Lehre Chriſti wohl nicht im Keim erſtickt, aber in ganz anderer Geſtalt hätte in's Leben treten laſſen.

A. Schilling's (Juriſten in Leipzig) Spruch iſt wohlgemeint. Der Botaniker Schleiden in Jena giebt eine gar ſinnige Bemerkung, die nur nicht in dies Album paßt; ebenſo Amalie Schoppe eine farbenreiche Ballade. A. Schott's Antitheſe iſt nur zu wahr. Schubert's Lebensſpruch chriſtlich. Schuderoff wiegt das Gute und Schlechte der Preſſe ab und ſiehe! die Waage ſinkt mit der Schale des Guten. Matth. Schulz in Kiel — ein lateiniſches Epigramm. David Schulz hat die beſten Hoffnungen für die Preſſe. Ed. Schulz (Herrant) giebt eine Reiſeerinnerung aus Mainz. Oft beimelt uns im Leben etwas ſehr poetiſch an, was ſich im Gedicht nicht abrundet. Schulze in Dresden giebt unter allen lateiniſchen Gedichten das geiſtreichſte. Bode hat bekanntlich den Preßengel unter die Sterne verſetzt. Ueber die Stellung dieſer Sternengruppe giebt Schulze in ſeinen Verſen einige artige Bemerkungen. Ganz beſonders gelungen iſt das Sinngedicht von G. Schwab zu nennen:

Keine moraliſche Revolution gelingt ohne einen gewiſſen Aufwand von Demagogie. Luther fühlte dies wohl und zog ein Intereſſe in ſeine Ideen; er hatte die Fürſten durch die Säculariſationen bald gewonnen. Die Geſchichte zeigt auch umgekehrte Erſcheinungen, daß nämlich die Intereſſen ſich der Idee bedienen. Den Kreuzzügen lag eine papiſtiſche Intrigue zum Grunde und dasjenige, was zu ihrer Ausführung dienen mußte, war der Fanatismus einer Idee. Ueber die Menſchheit ſelbſt ſind die Menſchen am wenigſten beunruhigt. Auf Koſten ihrer Intereſſen thun ſie für die Humanität nicht viel. Sie werden niemals glauben, daß der Menſchheit etwas nützen kann, was ihnen ſelbſt Schaden bringt. Mein Stück Acker, meine neue Gartenanlage, die letzten hundert Thaler, die mir noch zu einer Million fehlen — ich wüßte nicht, was die Weltgeſchichte oder die Philoſophie oder deine moraliſche Revolution dagegen einzuwenden hat! So lautete das Raiſonnement aller Zeiten.

Der Demagog verſchweigt ſich hierüber nichts. Er weiß daß man zuerſt an die Bedürfniſſe anknüpfen und daß, wenn ſie nicht vorhanden ſind, man ſie ſchaffen muß. Der Mangel wirklicher Intereſſen läßt ſich durch die Schöpfung künſtlicher erſetzen. Gleichviel, ob die Uebel da ſind oder affectirt werden, der Demagog braucht ſie als den Vogelleim ſeiner Ideen, die ſich von ſelbſt nicht befeſtigen. Muhamed hüllte ſeine Offenbarungen in beſtimmte Tendenzen und Vorſtellungen ſeines Volkes. In drei Jahren hatte Muhamed, als er nur noch Prophet ſein wollte, vierzehn Anhänger. Das war ſchmerzhaft! Eine Religion von vierzehn Bekennern! Muhamed gewann erſt, als ſein Leben hiſtoriſch wurde und er die Feindſeligkeiten der arabiſchen Häuptlingsfamilien für ſeine

Gott sprach: Nacht, diene mir, gieb her die tiefste Schwärze
Und Eisen, diene mir, verkette Laut mit Laut!
Denn aus dem festen Zwang von Finsterniß und Erze
Sei durch ein Menschenkind des Geistes Schloß gebaut:
Daß in dem dunklen Haus er ewig wohn' im Lichte,
Daß weiser Freiheit Hort, der Druck den Druck vernichte!

Seidl meint, Gutenberg's Denkmal wäre der Druck selber. Dann würden aber auch die Standbilder Schiller's und Goethe's wegfallen müssen. Seyffarth's, des Archäologen, Mittheilung ist wahrscheinlich äthiopisch.

Siebelis, ein sächsischer Schulrektor, giebt natürlich eine lateinische Huldigung. Siebold sagt:

Vom Drucke hat Dein Druck uns, Gutenberg, befreit,
D'rum wird Dein schönes Fest in diesem Jahr erneut.

Dies D'rum ist satyrisch. Von Siebold ist Professor in Göttingen. Ed. Silesius giebt ein Gedicht über Schwarz und Weiß der Erfindung. Das Lallte am Schluß ist nicht schön. Es klingt ja fast, als hätte Gutenbergen über die Erscheinung der Schlag getroffen. Stallbaum in Leipzig — gelehrt und freisinnig. So ist's ächte, deutsche Art. Steffens' Spruch ist der ganze Steffens. Urschichten, Gebirgsformationen, Wirbelthiere, Glaube, Persönlichkeit. Glücklicherweise aber diesmal mehr Hoffnung, als in seinem famosen Roman: „die Revolution." Fr. Stelzhammer. Aus Preußen und Oesterreich die meisten Censurklagen. Doch nein — auch in Gotha wünscht man Freiheit und Aufschwung der Presse, wie L. Storch bezeugt. Ein gar gediegenes,

treffliches Blatt in dem Album ist Fanny Tarnow's Beitrag. Diese Frau denkt mit dem Verstande eines Mannes und fühlt mit der Seele eines Weibes. Ihre Ansicht über die Emanzipation des weiblichen Geschlechts, die sie hier ganz passend niederlegt, ist die einzig sittliche, die einzig mögliche. Wie herrlich sticht dies schöne menschliche Wort der geschätzten Schriftstellerin gegen den pedantischen Dozententen der Mad. Pichler in Wien ab!

Theile in Leipzig, Theologe, spricht für Selbstcensur, d. h. Preßfreiheit. Ganz ausgezeichnet ist auch der Philologe Thiersch in einem schön geformten Sonnett: „das Verbot." Jedenfalls hat diese Anrede an die Fürsten Beziehung auf Bayern. Eine edle Entrüstung liegt in den Schlußzeilen: die Presse wäre großmüthig genug, auch die zu vertheidigen, die ihr schaden wollten. In der That ist nichts unerträglicher, als wenn friedlichgesinnten, aber freien Anhängern an die bestehende Ordnung ihre Hingebung so schwer gemacht wird.

Tholuck meint, es wäre ganz wahr, daß Gutenberg's Kunst auch dem Bösen diene; aber Kampf müsse sein und besser, es wird tausendfach, als mit Einem gestritten. Tiedge giebt eine Sternschnuppe aus dem Nachthimmel der Urania. Uckert sagt: Gutenberg ahnte nicht, wie Goethe's Zauberlehrling, welche Kräfte er in Bewegung setzte. Soll die Censur die Formel sein, die den „tollen Besen" zum Stehen bringt? Uechtritz fürchtet nichts für die Poesie von dem Maschinengeklapper, so

lange Gutenberg beweist, daß die Mechanik auch dem Geiste dient. Ullmann bringt die Reformation in das allerdings richtige Verhältniß zum Buchdruck: sie wäre nichts ohne ihn, er wäre wenig ohne sie. Ulrici hebt das Individuelle Gutenberg's (in halb pietistischer Weise) sehr auf. Findet man im Leben alles göttlich, so werden wir leicht nicht mehr bestimmen können, was wahrhaft menschlich ist.

Varnhagen von Ense. Bei diesem Namen möcht' ich längern Halt machen. Was wird Varnhagen von Gutenberg „äußern?" Schade, daß Rahel nichts über ihn hinterlassen hat und, daß Gutenberg kein Diplomat ist. Varnhagen's Beitrag würde eine kostbare Silhouette sein, wenn Gutenberg am Wiener Congreß mitgewirkt hätte. Armer Gutenberg!

Und doch muß Varnhagen zu Deiner Ehre dienen. Denn siehe, es ist unserm Diplomaten nicht möglich, aus sich selbst etwas Günstiges für Dich zu „äußern." Er muß zwei Gewährsmänner citiren. Warum nicht einen? Immer auf beiden Achseln? Varnhagen sagt: „Mirabeau sagte: l'imprimerie est l'artillerie de la pensée. Wir wollen sie mit Pindar's Worten, geistiger und höher: „„die Herrscherin der Wahrheit"" nennen." Das kommt' ich mir denken, daß Varnhagen nicht damit übereinstimmt, die Buchdruckerkunst eine Artillerie zu nennen. Varnhagen, obgleich immer unter der Presse, hat nie Kugeln verschossen, (höchstens in eignen gereizten

Perſönlichkeits-Fehden gegen Schloſſer und Schubarth) nie Tranchéen und Laufgräben mit ſeiner Feder gezogen — nein, Varnhagen zufolge, hätte Mirabeau ſagen müſſen: l'imprimerie est la tapisserie de la pensée, d. h. die Kunſt, Gedanken in Brüſſeler Spitzen zu klöppeln. Aber gut, Mirabeau mag Unrecht haben, wenn er Varnhagen zum Kanonier des Gedankens, Bombardier der Wahrheit, Pionier des Freimuths und Sappeur der kühnſten Vermittelung machen will. Toller Einfall dieſes Mirabeau, den Autoren ſolche Pulver- und Blei-Zumuthungen zu ſtellen. Dann aber möge es Varnhagen mit dem Pindar auch rechter Ernſt ſein! Möchte er ſtets das beifällige Lächeln der „Herrſcherin Wahrheit" einem fürſtlichen Gnadenblick vorziehen und über die Congreſſe nicht wie ein Kammerdiener, ſondern wie ein Weiſer ſchreiben! Hier im Angeſicht von einigen hundert deutſchen Ehrenmännern hat Herr Varnhagen von Enſe geſagt, die Preſſe iſt eine „Herrſcherin der Wahrheit." Wir wollen ſehen, ob er das Verſprechen, das er damit giebt, nicht vergißt.

Vogl's Gedicht hat etwas vom Deinhardſtein'ſchen Hans Sachs: Heut' iſt Feſttag, heut' geh' Alles hin! Voigt, der Geſchichtsſchreiber, etwas kurz, aber gut. C. von Wachsmann ſchildert den Augenblick, wo der langerſehnte Befreier von Mönchsvormundſchaft erſchien, in flüſſigen Verſen. Wilh. Wackernagel thut in einem ſonſt ſchön gefornten Liede, als ob Baſel ſo entſetzlich weit von Deutſchland wäre. Wo Froben wohnte.

iſt wahrlich Gutenberg nicht fern. Wegſcheider giebt Sprüche von Johannes und von Herder. Beide — hätten ſie dieſes Feſt gefeiert, — Johannes — welche Wunder würd' er noch in ſeiner Offenbarung geſchaut und Herder — wie ſchön würd' er ſie gedeutet haben! Weigl, wieder ein Oeſterreicher, wieder Klage. Die Weißenthurn freilich, mit ihren Medaillen und Penſionen, denkt anders. Sie warnt die Preſſe, „dem Volke zu ſchmeicheln.“ Sollte ſie doch das Luſtſpiel ſchreiben: Qu'elle est la France? Der „Lichtſtrahl aus dem Himmel“ am Schluß iſt jedoch hübſch, und werfe auch uns einen verſöhnenden Abglanz auf ihren Aphorismus.

Friedrich Welcker, der Philolog, nennt Gutenberg den zweiten Prometheus. Da, wo er hätte fortfahren können, von dieſem Prometheus den zweiten Theil der Trilogie, den gefeſſelten, zu erklären, da beginnt ſein Bruder, Karl Welcker, der Juriſt, und ſpricht es grade zu aus, was wir ſchon vorher von Rotteck gehört haben. Weſſenberg: Ueber Licht, Geiſt, Raum und Zeit. de Wette ſtellt einen ſehr unwahren Satz auf: „Wären alle ſchriftlichen Urkunden zerſtört, ſo würde ein einziges Exemplar der Bibel hinreichend ſein, uns in kurzer Zeit den ganzen Verluſt zu erſetzen, indem daraus aller Geiſtesreichthum entwickelt werden könnte.“ Wenn man ſo etwas hört, glaubt man die Evangeliſche Kirchenzeitung zu leſen. Was Homer, Plato, Sophokles, Cicero, Seneca, Shakeſpeare der Menſchheit gegeben

haben, kann ihr die Bibel nicht geben. Sie kann daſſelbe ahnen laſſen, aber die Form, in der jene ihre Wahrheiten ausſprechen, hat oft mehr Geltung, als der Inhalt, der doch zuletzt bloße Ahnung iſt! Da ſchlage der J. Wetter aus Mainz darein! Er hat ein gutes Buch über Gutenberg's Geſchichte geſchrieben.

L. Wihl — ſinnig, formenſchön und tüchtig in der Tendenz. Wilken giebt den Spruch eines poetiſchen Neu-Lateiners. Willkomm hat unſtreitig den trivialſten Beitrag geliefert: ein Belletriſt, ein Mitglied der „neuen Schule" und ein ſo ſchläfriges, geiſtnüchternes: „Gott beſſer's!" Drückt ſich doch Winkler (Th. Hell) beſſer aus, bis auf das Schreit am Schluß. In einem Gedicht, in welchem man Preßfreiheit als erwünſcht darſtellt, muß man nicht ſagen: Man ſchreit um ſie. Minna Witte hätte in ihrem Gedicht durch das Nun des zweiten Verſes nicht das Einſetzen des Dritten ſchwächen ſollen. O. L. B. Wolff giebt einen alten guten Spruch des J. Agricola. Aler. Graf von Würtemberg reiht ſich den Freigeſinnten an. Zachariä's Beitrag iſt der ganze Zachariä. Er ſpricht vom Honorar der Schriftſteller! Auch die Form des kleinen Artikels iſt etwas cyniſch. Zell's, des Philologen, Antitheſe iſt recht artig. Zerrenner ſagt: „Alle Dichter ſollten zum Lobe Gutenberg's ihre Harfe ertönen laſſen." Zum Glück iſt jedes gedruckte Lied Gutenberg's Lob, ſonſt bekämen wir der Verſe auf einen Gegenſtand

doch wohl zu viel. Dolz in Leipzig wünscht einen hübschern Namen für Buchdruck. Das Druck in dem Wort ist ihm drückend. Er scheint Schriftvervielfältigungskunst vorzuschlagen. Wenn die Buchdrucker auch in dem Grade verdienten, als dieser Name länger ist, so würden sie sich gewiß nicht scheuen, sich den unaussprechlichen Namen: Schriftvervielfältigungskünstler beizulegen. Hoffmann von Fallersleben dichtet gegen die Censur. Fichte in Bonn versichert uns bestimmt, daß in hundert Jahren das Säkularfest weit großartiger und freier würde gefeiert werden. Er ist Philosoph; er muß es wissen. Agnes Franz giebt, wie immer, Glaube, Liebe und Hoffnung, und im Grunde ist es das Schönste, was Frauen geben können. Freytag in Bonn dankt im Namen des Orients. Friedemann, der Paränet, wirft in lateinischer Sprache auch der Presse den Mißbrauch vor. Die Philologen sind überhaupt diejenigen, welche sich (natürlich verhältnißmäßig) am wenigsten aus Gutenberg machen. Der Ruhm eines Poggio steht ihnen doch noch höher, als der eines Manuzzi. Gärtner, der Jurist, giebt in seiner schematisirenden Weise Abstrattionen, die ihrem Inhalte nach hegelisch, in ihrer Form fast alt-wolfisch sind. v. d. Hagen giebt einen historischen Rückblick, begeistert, wie immer. Dieser biedere Recke, von der Hagen, trifft nicht in Allem, was er behauptet und verficht, das Richtige, aber seine warme schöne Ueberzeugung trifft er immer Er haßt den modernen Geist in Kunst

Literatur und Leben. Aber es macht ihm Ehre, (und vielleicht auch uns) daß man ihn darum doch nicht wieder haſſen kann. Die Mittheilung des Mediziners Harleß, eine Parallele zwiſchen B. Schwarz' und Gutenberg's Erfindung, iſt eben ſo gründlich, wie belehrend. Jordan's, des freien Tyrolers Spruch (aus dem Kerker!) iſt wie das Rütteln an Eiſenſtäben, markig, aber leider mehr Hoffnung als Wirklichkeit. Loebell in Bonn läßt auch dem Zeitalter Gerechtigkeit widerfahren, das Gutenberg's Erfindung verſtand, ergriff und verbreitete. Uebrigens dank' das dem Zeitalter dieſer und jener! Wer den Menſchen etwas ſchenkt, den nehmen ſie doch wohl mit offnen Armen auf. Rudolf Marggraff findet das Rückſchreiten der Zeit nur ſcheinbar und räumt dem Weltgeiſt tauſend mögliche Verwandlungen ein. Die Beziehung auf die Frage des Albums iſt nicht ganz klar. Piſchon läßt die deutſchen Künſtler leben und der Herausgeber ſelbſt ſchließt mit einem Rückblick auf ſein gewiß mühevolles, aber verdienſtliches Unternehmen.

So haben wir die lange Reihe von Votivtafeln, keine Kunſt- ſondern eine Gedankenausſtellung durchwandert. Vor jeder Nummer, und wenn ſie von einem noch ſo unberühmten Namen kam, (es ſind aber meiſt Namen, die in deutſchen Landen widerhallen) blieben wir ſtehen und erfreueten uns an dem Gedanken, der geboten wurde. Ein der Liebe und Pietät gewidmetes Album, etwa das Schiller-Album, würde eine ſo ausführliche Anzeige nicht haben veranlaſſen können, denn über Liebe

und Vorliebe läßt ſich nicht ſtreiten. Hier aber war es vom höchſten Intereſſe, zu erfahren, wie berühmte Namen, die unſerm Volke voranleuchten, über den Zweck des Johannistages 1840 dachten, ob man ſie zur Linken oder zur Rechten im Streit der Meinungen ſtellen müſſe oder ob ſie auch hier noch fortfahren, gegen das öffentliche Leben des Volkes und die Intereſſen der Zeit indifferent zu bleiben. So viel Gelehrte, von denen wir nur wußten, ob ſie Roms Vergangenheit für mythiſch, das Wechſelfieber für heilbar, die Rede des Cicero pro Archia für untergeſchoben, den Vaticaniſchen Codex eines Tragikers für beſſer hielten, als einen Palimpſeſtus aus Bologna, ſo viel Gelehrte, die uns nur im Bereich ihrer Forſchungen bekannt ſind, treten uns hier als Menſchen, Zeitdenker, Zeitgenoſſen, Mitbürger, leidende und handelnde, in Poeſie und ſchön geglätteter Proſa entgegen. So wiſſen wir, auf wen man im Kampfe der Zeit rechnen kann, wer es treu mit der Sache der Menſchheit meint, wem ein begeiſterungsfähiges jugendliches Herz im Buſen ſchlägt. Möchte dies werthvolle Buch dazu dienen, daß wir im Geiſtigen immer mehr zu einander Vertrauen faſſen und an dem Anklang nicht verzweifeln, auf den wir für unſere Hoffnungen und Gedanken rechnen dürfen. Viele ſchweigen, Vielen begegneten wir nie im Leben; aber dann treffen wir uns bei einem heitern Mahle, oder in einem Stammbuche, an der Wiege oder am Grabe einer Idee, und wir freuen uns, daß wir Freunde hatten, ohne ſie zu ahnen.

# Tagebuch aus Berlin*).

April und Mai 1840.

## I.

— — — Die geistige Stimmung Berlins fand ich sehr verändert. Sollten die kirchlichen Ereignisse wohl dazu beigetragen haben, daß das Urtheil klarer, das Auge fernsichtiger wurde? Ich erstaunte, daß man in der Vorstellung des Schauspiels: „die Modernen," weder gehässige Bezeichnungen für neuere Tendenzen, noch im Faust diejenigen Stellen bellatschte, wo Goethe den Dichter dem Geheimenrathe opferte. Der Pietismus sogar wird auf der Bühne persiflirt; Berlin scheint sich wieder in seiner historischen Stellung zu fühlen und hat durch den Kampf, den es gegen einen Theil Deutschlands

*) Ich habe selbst kleinere Umständlichkeiten in diesen Erinnerungsblättern nicht unterdrücken mögen, weil sie grade die Chronik Berlins, während der letzten Regierungswochen Friedrich Wilhelm III. enthalten. Man wird hier in Manchem das Sonst und Jetzt vergleichen können.

Intereſſen benutzte. Dasjenige ferner, was an der franzöſiſchen Revolution moraliſch war, hätte ſchon dreißig Jahre vor ihrem Beginne ausbrechen können. Die Menſchen und die Ideen waren reif: aber die Gegenwirkungen waren noch nicht ganz abgenutzt: die Intereſſen hatten ſich noch nicht erſchöpft. Der neue Sauerteig der Menſchenrechte wurde erſt verzehrt, nachdem man den Hungernden veritables Weizenbrod mit ihm gebacken hatte.

In allen Revolutionen gehen die Menſchen auf dem Kothurn. Sie erheben ſich über ihre eigene Geſtalt, ſie haben ein Maß, das über die Länge ihres Körpers hinausreicht. Denn gleichviel, ob das Intereſſe die Kohlen hergab, welche die Idee ſchüren konnte, oder ob der Gedanke in die Maſſe wie der Blitz ſchlug, haben ſich einmal die Ereigniſſe eingefädelt, ſo ſchwellen die Adern, die Bruſt hebt ſich, die Stimme hat ein ſchallendes Echo und redet Dinge, die ihr ſonſt fremd waren, wie im magnetiſchen Zuſtande. Es wäre eine Aufgabe, würdig der Pſychologie, den Menſchen zu zergliedern im Zuſtande hiſtoriſcher Ekſtaſe. Die Revolutionen ſcheinen Maßſtäbe zu verlangen, die der gewöhnlichen Imputation widerſprechen. Die Poeſie, ſelbſt der Wahnſinn macht ſeine Rechte geltend: welcher Arzt hat das Hirn eines Revolutionärs unterſucht?

Die ganze franzöſiſche Revolution gehört in die ekſtatiſchen Zuſtände der Geſchichte, aber als einen Charakter, der der Typus dieſes transcendenten Enthuſiasmus iſt, möcht' ich z. B. Maſaniello nennen. Dieſer Mann, welcher ſeiner tragiſchen Lebenswendung wegen von der Poeſie ſo oft behandelt worden iſt, liegt in ſeiner poetiſchen Originalität noch immer brach. Es hat ihn keiner in ſeinem Pathos begriffen,

und Rom zu bestehen hatte, viel an Energie und begründetem Selbstbewußtsein gewonnen.

— — — Von Friedrich von Heyden, der in die Urania zuweilen eine Novelle liefert, gab man ein mehr zum Lust- als Schauspiel neigendes Drama: die Modernen. Man kann es nur billigen, wenn sich der Theaterdichter der Tendenzen des Tages bemächtigt und von der Bühne herab auf die richtige Lösung derselben zu wirken sucht. Dann muß aber auch der Standpunkt des Dichters ein freierer sein, als auf welchem wir den Vf. dieses Dramas antrafen. Nicht bloß die Anklage unsrer Zeit mußte mit sichtbarer Vorliebe ausgemalt werden, sondern ebenso auch die Vertheidigung. Es ist nichts widerwärtiger, als die Bühne in eine Polizeistube verwandelt zu sehen, wo meist nur eine Parthei Recht hat. Der Dichter würdigt sich zum Büttel herab, wenn er so wie hier blind in den Tag hinein dem Modernen zwar im Allgemeinen ein Recht, da zu sein, einräumt, im Einzelnen aber jede Manifestation desselben lächerlich, ja gefährlich findet. Da ist auch nicht ein einziger Repräsentant in dem ganzen Drama, der würdig für das Moderne aufträte und jene Berechtigung, die der Autor dem Modernen doch im Allgemeinen einräumt, anschaulich machte. Ehe nicht ein Dramendichter kommt, der, begabt mit Dialektik und allen Vortheilen einer reichen psychologischen Erfahrung, die modernen Tendenzen aus dem Seelischen im Menschen

zu entwickeln verſteht, ehe nicht ein Dichter dieſe Fragen aus höherm Geſichtspunkt ableitet und in ſeinen modernen Figuren die mannigfach ſchattirten Coëfficienten eines Begriffs hinſtellt, wird auch die Darſtellung des Modernen auf der Bühne immer langweilig, karrikirt und ſogar anſtößig und verletzend wirken.

Das Drama: die Modernen, iſt außer einer Beleidigung der Tendenz auch eine Beleidigung des Geſchmacks und der geſunden Vernunft. Ein junges emancipationsſüchtiges Mädchen wird in dieſem Stücke, um nebenbei den Bewerbungen eines ihr verhaßten Freiers zu entgehen, — man rathe: Nätherin? Köchin? Courtiſane? Nein, ſie wird Jok[illegible] ſie zieht Inexpreſſibles an, putzt Stiefeln und führt [illegible]mittags, wenn die Sonne ſcheint, die jungen Hunde ihres Gebieters ſpazieren. Die Hauptideen des Victor Hugo'ſchen Ruy Blas ſind in dieſem Drama luſtſpielartig benutzt. Dieſer weibliche Ruy Blas findet ſeinen Don Salluſt, der ihn zu einer Rache benutzt, die zuletzt in eine Heirath ausläuft. Das Fabelhafte in der Struktur dieſes Luſtſpiels iſt mir am meiſten aufgefallen, oder richtiger geſagt, die leichte Art, mit der das Publikum darüber hinwegging. An dem Grundgedanken, daß ein gebildetes zartfühlendes Mädchen aus irre geleiteten Ideen — Bedienter wird, würde z. B. in Hamburg dies Drama unfehlbar ſcheitern. Man ſcheint alſo in Berlin der Erfindungsfreiheit mehr einzuräumen, als anderswo; man ſcheint für die erſte

Bedingung des vorzugsweis modernen Dramas: Wahrſcheinlichkeit, nicht den ängſtlichen Sinn zu haben. Mit beſter Laune gab man ſich der Combination des Dichters hin und wurde erſt da verſtimmt, als die Intrigue nachließ und ſtatt einer motivirten Kataſtrophe die gewöhnlichen Roman- und Drameningredienzien, fehlende 3000 Thaler, Wechſelarreſt, verſetzte Juwelen u. ſ. w. eintraten. Um fehlende 3000 Thaler ein Drama! Wie oft wollt' ich Gegenſtand einer rührenden Tragödie ſein!

Geſpielt wurde mit einer für mich überraſchenden Präziſion. Wer in Hamburg beobachtet hat, mit welch fieberhafter Erregtheit dem ſtrengſten aller dramatiſchen Richterſtühle, dem Hamburger Publikum, Novitäten von den Schauſpielern vorgeführt werden, der muß Künſtler glücklich preiſen, die ſo wie hier von dem Bewußtſein getragen werden, daß die eigentliche Kritik über das Stück ſie ſelbſt und die Räume des Theaters wenig betrifft, ſondern in den Blättern ausgefochten wird. Dies Gefühl giebt dem Spiele eine behaglichere Sicherheit, als man ſie in Hamburg antrifft, wo der Schauſpieler bei einem neuen Stück wie auf Tod und Leben von den Mienen und den Hand-, Fuß- und Mundbewegungen des verſammelten ſtrengen Auditoriums abhängig iſt.

Charlotte von Hagn ſpielte den emancipirten androgynen Jokey mit der ſinnigſten Berechnung. Man hat an dieſer Künſtlerin noch nie das Correkte ihrer Zeichnungen genug hervorgehoben. Das Genre, in wel-

dem ſie am gefeiertſten iſt, fordert ſonſt ſehr ſtark zum Irrlichteliren auf: Charlotte von Hagn iſt dagegen grade in ihrem Aplomb ausgezeichnet. Jedes Schrittes auf der Bühne iſt ſie ſich, ohne Gezwungenheit, bewußt; alle ihre Bewegungen von einer Seite der Bühne zur andern ſind von dem feinſten Gefühl für Symmetrie eingegeben; ſie berechnet Diſtancen, ſie iſt in ihren aufgeregteſten Stellungen ſicher und nach ächter Künſtlerweiſe prämeditirt. Daß man in ſolchen Berechnungen auch zu weit gehen kann, bewies Herr Rott als Graf Santarelli (eine Art Poſert). Hier war, wenn nicht zuviel Nüance, doch zuviel Nachdruck auf jede einzelne. Herr Rott konnte mir den Tag zuvor als alter Deſſauer in „vor hundert Jahren“ nicht genügen, denn er gab dieſen Verrückenheiten beinahe wie einen Wallenſtein; aber den Santarelli hatte er ſich gut zurechtgelegt, die Appretur war ſehr gelungen, ſelbſt bis auf's Enſemble, das über der Unmaſſe von Einzelheiten nicht verloren ging. Der Fehler lag nur in dem zu grellen Hervorheben der Einzelheiten, in der allzudeutlichen Abſicht, auf Effekt zu ſpielen. Herr Rott ließ ordentlich Lücken für den Applaus offen, und wenn dieſer ausbleibt, ſo geht gewöhnlich durchs Theater, wie durch eine plötzlich ſtill werdende große Geſellſchaft ein Engel, wie man zu ſagen pflegt, aber in unſerm Falle ein Engel mit umgekehrter Fackel, ein trauernder Engel. Indeſſen hoff' ich, dieſen ſoviel beſprochenen Schauſpieler, deſſen Mittel in der deut-

ſchen Schauſpielerwelt faſt ſprichwörtlich geworden ſind, noch öfter während meines Hierſeins ſtudiren zu können.

II.

— — — Sie wiſſen, welchen großen Werth ich immer auf Seydelmann's Mephiſtopheles lege. Ich ſah ſeit ſechs Jahren mehre Teufel auf der Bühne, aber der Seydelmann'ſche behielt bei mir den Vorrang. Man gab hier geſtern im Opernhauſe Goethe's *Fauſt* und ich drängte mich durch die ſtrömende Menſchenmaſſe mit dem bänglichen Gefühle, daß ich vielleicht den erſten Eindruck des Mephiſto auf der Bühne dem erſten Darſteller deſſelben, den ich ſah, hätte zu Gute kommen laſſen, und daß die Nicht-Genüge, die ich an andern Darſtellern fand, vielleicht eine Ungerechtigkeit gegen ſie war: denn auch an Teufel kann man ſich gewöhnen (die Ehe beweiſt es): nur der Erſte ſtößt Furcht und Schrecken ein. Indeſſen meine Beſorgniß beſtätigte ſich nicht. Ich will nicht leugnen, daß meine reifere dramaturgiſche Erfahrung mir vieles zeigte, was ich jetzt nicht mehr an dieſem Seydelmann'ſchen Mephiſto billigen würde, allein die Conſequenz der Auffaſſung und das Grundweſentliche in ihr verdient doch noch immer alle Achtung. Ich fand, daß Seydelmann dieſe Aufgabe jetzt mit mehr Virtuoſität löſte, als vor ſieben Jahren, wo ihm die Rolle ſelbſt noch neu war. Er hatte ſie jetzt in der Taſche und *ſpielte* ſie, während er ſie früher *ſchuf*. Die Uebergänge haben ſich

abgeſchliffen, die ganze Behandlung des Charakters iſt leichter und behender geworden. Ich kann allerdings nicht ſagen, daß dieſe Veränderung eine durchgängig vortheilhafte iſt. Das Materielle, das mir ſonſt an dem Seydelmann'ſchen Mephiſto gefiel, war ausgeſtoßen und nur jenes Blaſen und Athmen war geblieben, das die Feuerſeele und die Gebundenheit an das heiße Element ſo ſchön bezeichnet. Da dieſe Nüance aber etwas iſolirt ſteht, ſo hat ſie auch die organiſche Nothwendigkeit verloren und wird in dem Augenblick, wo Mephiſto das Zimmer Gretchens mit Qualm vollbläſt, nur eine Comödianterei; denn dies Blaſen ſoll kein mechaniſches, ſondern ein organiſches Beiwerk an ihm ſein. Gretchen muß die Luft im Zimmer ſchon dadurch, daß Mephiſto überhaupt d'rin war, ſchwül finden; Schwüle hineinzublaſen, das iſt eine Inconſequenz in der Auffaſſung, die ich nur deshalb rüge, weil ſie mir ſonſt, als Inconſequenz, ziemlich allein zu ſtehen ſchien.

Sollte ſich Seydelmann ferner von dem Intereſſe, welches der Gedankeninhalt ſeiner Rolle einflößt, nicht fortreißen laſſen und dem Ironiſch-Satyriſchen des Dialogs das dramatiſche Totalbild zum Theil geopfert haben? Wenigſtens ſchien es mir, als hätte ſein Mephiſto etwas vom Diaboliſchen eingebüßt und dafür mehr vom Profeſſor angenommen. Daß Mephiſto mit Fauſt wie die Katze mit der Maus ſpielt, iſt nicht unwahr; aber wenn Teufel ſpielen, muß es doch für uns Menſchen

immer ein hölliſcher Ernſt ſein. Auch geht bei dem bloßen Spielen und Bonmotiſiren das Dramatiſche verloren: die Fäden, die den Charakter als ſolchen zuſammenhalten, laſſen nach; da der Aufwand der Kräfte, den Mephiſto zu einem Zwecke macht, gering ſcheint, ſo verliert die endlich erreichte Abſicht von ihrer coloſſalen Wirkung und das Ganze bekommt den Eindruck eines ſehr geiſtreich ausgefüllten dramatiſchen Leſeabends, nicht mehr den Eindruck der Bühne mit ihrem Blick in das Welt- und Menſchengetriebe, in Hohes und Niedriges, in Zeitliches und Ewiges. Um es mit einem Worte zu ſagen: Seydelmann ſollte auf ſeinen etwas abgeſpielten Mephiſto als Motto ſetzen:

Bin des trocknen Tons nun herzlich ſatt,
Will wieder ganz den Teufel ſpielen!

Er muß auffriſchen, er muß auf das etwas verblaßte Colorit neue Farbe legen.

Ich weiß wohl, daß der treffliche Künſtler mit ſeinem Mephiſto einen ſchweren Stand in Berlin hatte. In einer Reſidenz, wo der verſtorbene Herzog Karl von Mecklenburg den Teufel bei einem dramatiſchen Privatvergnügen des Hofes im Claque, ſchwarzen Frack und ſeidenen Strümpfen ſpielte, war es ſchwer, die „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ geltend zu machen. Man will, glaub' ich, hier den Teufel ſo civiliſirt wie möglich haben, mehr den Junker Voland mit der Hahnenfeder, den „Herrn Baron,“ als den furchtbaren Elementargeiſt, der nicht

bloß der Teufel, sondern auch die Hölle ist. Allein die Consequenz eines so geistreichen Künstlers, wie Seydelmann einer ist, muß zuletzt jeder Anfeindung imponiren. Man würde bald zu der Ueberzeugung kommen, daß der Mephisto der Göschel'schen Commentare und der Hotho'schen Vorlesungen nicht der der Bühne, der einem Drama eingerahmte Mephisto sein kann: man würde endlich, wenn Seydelmann von seinen elastischen Druckfedern etwas nachgäbe, sich bald eingestehen, daß man etwas vermißt; wie ich denn schon eingestehe, etwas an diesem Bilde vermißt zu haben. Jedoch einem Künstler, wie Seydelmann, wird es leicht werden, sich aus dem bloß rhetorischen Theile seiner Rolle aufzuraffen und aus einem satanischen Bonmotisten wieder ein „ganzer Teufel" zu werden.

Für die Lösung der schweren, vor Jahren in Berlin unmöglich scheinenden Aufgabe, den Faust auf die königl. Bühne zu bringen, verdient Seydelmann den lebhaftesten Dank. Narziwill hieß der Paß, unter dem man ein an sozialen Anspielungen so reiches Gedicht einschwärzte. In den lyrischen Stellen wird die Composition dieses Fürsten zu Hülfe genommen; nur hätte auch hierin mit mehr Takt verfahren sein sollen, als sich z. B. im ersten Auftreten des Erdgeistes zeigte. Während bisher alles gesprochen wurde, fängt dieser plötzlich zu singen an, wofür man keinen Grund sieht. Dieser plötzliche Uebergang aus dem Schauspiel in die Oper mußte melodramatisch vermittelt werden. Die Scenerie bei dieser Vorstellung

verdient alle Anerkennung; mehre Prospekte sind neu und selbst die alten (mit Ausnahme einer Wiesengegend, die so prosaisch ist, daß sie hinter Pankow und Schönhausen aufgenommen scheint,) waren passend ausgewählt. Daß in Fausts chemischem Laboratorium Instrumente standen, die vor drei hundert Jahren noch nicht existirten, schien selbst den Teufel zu verwundern, der ein Frauenhoferſches Fernglas mit zweifelnder Ironie betrachtete. Die Glockenzüge bei der Verwandlung klingelten gar zu laut. Man glaubte regelmäßig in einer katholischen Kirche zu sein und die Klingel des Ministranten zu hören, die zur Kniebeugung auffordert. Sonst bemerkte man in Costüme und Comparserie durchaus jene wohlthuende Disposition über große Massen: nirgend etwas Knappes, nirgend eine u n g e f ä h r e Andeutung, der die Phantasie des Zuschauers zu Hülfe kommen muß. Die Hexenküche war trefflich arrangirt: wenn auch H e r r Wiehl als Hexe einen zu gewagten Anblick bot und in seiner Verkleidung für den Ernst der Scene eine komische Klippe zu werden drohte. Wahrscheinlich wollen die Damen des Personals sich nicht dazu hergeben, Hexen zu spielen? Die Intendanz müßte loosen, oder die Rolle in der Reihe herum spielen lassen.

Ueber die persönlichen Leistungen der Darsteller ließe sich viel sagen: ich erwähne nur Herrn Gruna als Faust und Charlotte von Hagn als Gretchen. Für die lyrische Wehmuth des Faust ist Herr Gruna mehr geschaffen, als für die dämonisch imponirenden Regungen dieses Titanen.

Das Organ des Herrn Gruа ist weich, beinahe weichlich; nur in Affektstellen erhebt sich die Intensität seiner Stimme zu einem schönen und kräftigen Metalltone. Da Herr Gruа meint in Erfassung seiner Rollen weich ist, so konnte auch der Contrast des plötzlich jung und verliebt werdenden finstern Stubenhockers nicht grell genug hervortreten. Vollends Wunder nahm es mich, daß ein so besonnener Künstler, wie Herr Gruа, in dem Augenblick, als aus dem Pudel der höllische Kern hervorspringt, nicht mehr Betroffenheit, nicht mehr Entsetzen zeigte. Man sieht nicht alle Tage aus einem Pudel einen Menschen springen: nicht alle Tage kündigen sich menschliche Gestalten geradezu als die Boten der Hölle an. Hier mußte Herr Gruа auf Miene, Wort und Haltung die Färbung eines haarsträubenden Entsetzens legen. Mephisto selbst, so kühl aufgenommen, verliert gleich bei seinem ersten Auftreten alles Schreckhafte, das er für die Phantasie während des ganzen Gedichtes behalten muß.

Das Gretchen der Hagn ist eine kecke, resolute Zeichnung. Während sich manche Schauspielerinnen darin gefallen, in Gretchen einen Himmel von Unschuld und eine durch Zufall Schuldige zu geben, giebt uns die Hagn weit mehr von dem, wofür sie von ihrem sterbenden Bruder gescholten wird. Und mit Recht. Gretchen soll diesen naiven Uebergang aus der Unschuld in die Sünde darstellen: sie ist keine Betrogene, keine Verführte, sondern sie kam auf halbem Wege der Verführung schon entgegen: sie

für Deutſche ein um ſo gerechterer Vorwurf, da Leſſing über die Raſerei des Maſaniello ſchon ſo tiefſinnig geſprochen hat. Leſſing hält die von allen Dichtern gebrauchte Intrigue einer Vergiftung für ſehr unpoetiſch und entdeckt in dem Seelenzuſtande jenes Unglücklichen ſelbſt die Urſache ſeines Wahnſinnes. Leſſing wollte, daß man an Maſaniello den alten raſenden Herkules moderniſirte und die Zerrüttung ſeines Verſtandes als die Potenzirung eines ekſtatiſchen Zuſtandes nähme. Dies iſt gewiß ſehr poetiſch und von der hiſtoriſchen Wahrheit vielleicht gar nicht verſchieden. Die Spanier miſchten den Trank nicht; denn ſie ſahen einem Aufſtande gegen die Ariſtokratie von Neapel mit Schadenfreude zu. Soll ich die Leſſing'ſche Idee noch deutlicher ausſprechen, ſo rächte ſich die Revolution ſelbſt an Maſaniello. Die große Kraft der unteren Volksklaſſe liegt in den wenigen Ideen, die ſie hat. Ein Landmann iſt ſchwer zu täuſchen; denn ſeiner Begriffe ſind nicht viel und mit wenigen Poſten iſt leichte Rechnung. Was dem ſchlichten Verſtande an Begriffsvermögen fehlt, das erſetzt er durch Mißtrauen. Bei einem Manne von Bildung geht Vorſatz, Entſchluß und Ausführung weit langſamer, weil die Maſſe der Ideen die Combination erſchwert und ſich das Reſultat zuletzt immer unter hundert bedenklichen Rückſichten ergibt. Maſaniello litt an einer gewaltſamen Ausdehnung ſeines Begriffsumfanges. In den ehrlichen Kopf eines Fiſchers drängten ſich die Abſtractionen einer Stellung hinein, welcher er nicht gewachſen war. Der Cirkel, der ſeine Begriffe umſchloß, dehnte ſich aus und mußte die natürliche Harmonie ſeines Hirnes zerſprengen. Dies iſt vielleicht der wahre Grund aller revolutionären Ekſtaſe. Die Menſchen leiden phyſiſch und moraliſch an einer gewaltſamen

iſt das weibliche Laſter, dargeſtellt mit jener wehmüthigen Entſchuldigung, die wir den Verirrungen eines ſchwachen Geſchlechts müſſen angedeihen laſſen. Gretchen iſt verbuhlt. Ihre Phantaſieen im Kerker bezeugen dies. Sie hat ſich von der Sünde nicht bloß die Erinnerung der Reue, ſondern auch noch die Erinnerung der Luſt erhalten. So dachte ſie Goethe; ſo ſtellte ſie die Hagn in den Uebergängen und Steigerungen der Parthie mit vieler Virtuoſität dar.

Die erſten Scenen gleich mit dem Schmucke, dem Beſuche bei der Nachbarin, waren vortrefflich der weiblichen Natur abgelauſcht. Die nachläſſige Art, wie Gretchen den König in Thule ſingt, (andere Darſtellerinnen verfallen hier leicht in den Fehler, dies Lied ſo pretentiös zu ſingen, wie Preziosa ihr „Einſam bin ich nicht alleine!“) die Gartenſcene — alles ſehr durchdacht und wahr. Die Frage: „Sag' Heinrich, wie hältſt Du's mit der Religion?“ mußte wohl ein wenig ängſtlicher herauskommen. Die Ohnmacht und das Knieen an der Leiche des Bruders waren nicht gut arrangirt. Der Geiſt, als das bösgewordene beſſere Selbſt Gretchens, war in einer Kutte ſehr unpaſſend coſtümirt. Gretchens beſſeres Selbſt, ſelbſt wenn es gefallen iſt, trägt nicht grauen Flanell. Warum läßt man aber nicht den Geiſt (wie in Raupachs Taſſo) aus Gretchen ſelbſt reden? Die Schauſpielerin bekäme dabei eine ſchöne Gelegenheit, ihr Talent zu zeigen, und die Schlußohnmacht: „Nachbarin, ihr Fläſchchen!“ käme mehr aus der phyſiſchen Erſchöpfung einer ekſtatiſchen

und machte die Scene abgerundeter. Für den letzten Akt beſaß Fräulein von Hagn mehr geniale Inſpiration, als erklügelte Berechnung. Sie löſte die außerordentlich ſchwere Wahnſinnsſcene mit blendenden Einzelheiten; doch fiel mir am meiſten auf, daß eine auf äſthetiſche Schönheit alles gebende Künſtlerin, wie Fräulein von Hagn, nicht die Scala ihrer Stimme mehr berechnete, als ſie that. Entſetzenslaute, die man auf der Bühne ausſtößt, dürfen doch niemals über das natürliche Regiſter in der Stimme des Darſtellers hinausgehen. Wenn die junge Künſtlerin für Situationen ſo peinlicher Art in der Höhe keine Töne hat, die für das Ohr angenehm klingen, ſo müßte ſie auf ein Surrogat denken. Ein Schauſpieler, der bei gewiſſen Momenten das Ueberſpringen ſeines Tons zu fürchten hat, muß Vorkehrungen treffen, um nicht in die gefährliche Tonlage, wo ſeine Stimme nicht ausreicht, zu kommen, und eher in der Tiefe ſuchen, was ihm die Stimme in der Höhe verſagt. Die frappanteſte Wahrheit verfehlt auf der Bühne ihre Wirkung, wenn ſie nicht von den Geſetzen der Schönheit gemodelt iſt.

## III.

— — — — Raupach ſcheint jetzt Berlin gegenüber einen ſchweren Stand zu haben. Selbſt ſeine Freunde fühlen ſich in der Theilnahme, die ſie ihm ſonſt zu ſchenken pflegten, erſchöpft. Und doch find' ich, daß ſeine neuern Sachen nicht ſchlechter ſind, als die früheren, daß ſie denſelben Zu-

ſchnitt haben und dieſelbe Kenntniß der Bühneneffekte verrathen. Sollte vielleicht die ſehr glückliche Stellung dieſes Mannes beneidet werden?

Von der innern Structur des Boris Godunow können Anfänger lernen, wie gewöhnlich und weniger als mittelmäßig auch ſonſt dieſes Drama iſt. Um einen rohen naturſchlächtigen ruſſiſchen Czaar der dramatiſchen Behandlung würdiger zu machen, erhebt ihn Raupach zu einem Philoſophen, wenn man Atheismus Philoſophie nennen kann. Er läßt dieſen Ruſſen, der vielleicht nicht leſen und ſchreiben konnte, als Prototyp einer Idee aufſtehen, in der allerdings eine, keineswegs von dem loyalen Herrn Profeſſor ausgeführte Ironie liegt auf das ruſſiſche Czaarenthum. Ich regiere die Welt! So lautet ungefähr die Idee, mit der Boris ſie ſich unterthan macht und mit der er von der Erde ſcheidet, da er erkennen muß, daß es einen Gott giebt. Ich geſtehe, es trivial zu finden, daß man um einer ſolchen Idee wegen: es giebt einen Gott! ein Trauerſpiel ſchreibt. Aber Boris iſt auch inconſequent. Er iſt abergläubiſch und Atheiſt zu gleicher Zeit. Er glaubt an Wunder und Ahnungen, ohne an Gott zu glauben. Wie läßt ſich das in einem Menſchen zuſammenreimen? Boris iſt eine Art Wallenſtein, wenigſtens hat er in ſeinem Arzt Fiedler eine Art Seni um ſich, ſeine Tochter Xenia (von Clara Stich gar lieb und hold dargeſtellt) iſt eine mattherzige Copie der Thekla (ſie ſagt ſogar wörtlich mit Thekla übereinſtimmend: ſo iſt alſo

das Schöne auf der Erde bestimmt, zu sterben!) Der Prinz, ihr Verlobter, ist Max Piccolomini; er lebt, wie Max, er stirbt, wie Max, er wird beweint, wie Max.

In die Geschichte des Boris ist die des falschen Demetrius verwebt. Man hat sehr wahr darauf aufmerksam gemacht, daß dieser dadurch von Raupach als ganz gemeiner Betrüger hingestellt ist, daß er ihn mit dem Bewußtsein seiner Unächtheit sogleich auftreten läßt. Ein Prätendent dieser Art ist nur dramatisch, wenn die Aufklärung später kommt, als seine Geschichte. Er mußte, im äußersten Falle wenigstens einige Akte hindurch, das scheinen, was er sein will, vielleicht selbst glauben, was er zu sein vorgiebt. Es ist kaum denkbar, wie einem so geschickten Bühnenpraktikanten, wie Raupach, diese Bemerkung entgehen konnte. Fast wird man versucht, anzunehmen, daß er lediglich nur auf den Effekt spekulirte, den es machen würde, wenn Marfa, die Mutter des ächten Demetrius, nun plötzlich den unächten, aus halbwahnsinniger Mutterliebe und Rache adoptirt. Es ist wahr, der Effekt hat schon bei Schiller eine ergreifende Wirkung (zumal wenn er so schön benutzt wird, als es von Mad. Crelinger geschieht); aber seine Faktoren sind widerwärtig. Im Uebrigen trägt das ganze Stück den Charakter einer Staats-Aktion. Personen gehen und kommen, laufen und rennen und keine von ihnen ist zu sonst etwas nütze, als dreien Figuren zur Staffage zu dienen.

Seydelmann spielt den Boris mit jener verhalte-

nen Kraft, jener Verſchloſſenheit und dämoniſchen Haltung, die Raupach jedenfalls in dieſen Charakter gelegt wiſſen wollte. Es gehört zu der würdigen Löſung dieſer Aufgabe mehr phyſiſcher als geiſtiger Aufwand. Die hohen Töne, die Seydelmann in Affektſtellen eigen ſind und an die ſich das Ohr wie an Alles, was mehr charakteriſtiſch als ſchön iſt, gewöhnen muß, eignen ſich in dieſer Rolle recht als Ausdruck einer noch an die Natur gebundenen, urſprünglichen Exiſtenz, wie man ſie dem Boris trotz ſeiner Philoſopheme zuſchreiben muß. In der auch ſceniſch ſehr gut arrangirten Situation vor der Czaarenburg (im fünften Akt) verfehlte Seydelmann die rhetoriſche Wirkung nicht; auch ſeine letzten Momente blieben nicht ohne erſchütternden Nachhall. Dann und wann würden wir dieſem Zweifler im Tone ein wenig mehr Bitterkeit gewünſcht haben.

## IV.

— — — — Wiſſen Sie wohl noch, ſagte die Frau vom Hauſe, eine liebenswürdige junge Mutter, zu dem Componiſten des Paulus, der ihr zur Seite ſaß, wiſſen Sie wohl noch, wie Sie mir in frühern Jahren einmal abſchlugen, einige Takte einer alten Muſik zu ändern?

Jetzt würde ich ändern, ſoviel Sie wollen, antwortete Mendelsſohn. Die Jugend iſt ſo hartnäckig in ihrem Enthuſiasmus, damals war ich Rigoriſt genug, Ihnen mit Empfindlichkeit das Blatt zurückzuſchicken. In ältern

Jahren wird man gegen so Vieles tolerant, was man in jüngern für ein Sakrilegium gehalten hätte.

Felix Mendelssohn wurzelt in fast allen Städten Deutschlands, besonders aber in Leipzig und Frankfurt fester, als in Berlin, dem ersten Schauplatz seiner Jugend. Felix Mendelssohn gehört zu den wenigen Wunderkindern (als solches wird er auch von Goethe erwähnt), die für ihre Frühreife keinen Nachwinter erlebten, sondern als Mann die Versprechungen des Knaben Wort hielten. Seine Stellung als Direktor der Gewandhausconzerte hat ihn mit moderner Musik befreundeter gemacht, als jener eben erwähnte Kunstrigorismus der Jugend zu gestatten schien. Von Lißzt sprach er mit lebhaftestem Interesse.

— — Ich flog auf der Eisenbahn nach Potsdam. Schade, daß die Berliner nun schon an diese Bereicherung ihres Daseins gewöhnt sind; es muß komisch gewesen sein, die ersten Fahrten zu beobachten und die Berliner über diese neue Probe ihres Muthes reden zu hören. Daß der Berliner ein wenig kleinstädtisch ist, leidet keinen Zweifel. Woher soll er großstädtisch sein? Von einem großen, massenhaften, bewußten Volksleben? Das fehlt ihm. Von dem Wohlstande seiner Bürger? Er ist nur sehr partiell. Vom Adel, dem Hofe? Er ist abgeschlossen von der Masse. Von den Beamten? Die Zahl derer, die nicht über 800 Thaler jährlich zu verzehren haben, ist Legion. Von einer Rivalität mit andern Städten? Berlin hat

auf 20 Meilen im Umkreis keine große Stadt. Von Reisen, die die Berliner machen? Eben weil sich eine Reise erst der Mühe verlohnt, wenn man 20 Meilen uninteressanter Wüsteneien hinter sich, d. h. wenn man nach Leipzig oder Magdeburg gekommen ist, so können verhältnißmäßig nur sehr wenig Berliner auf Reisen gehen. Wenn die Eisenbahn nach Leipzig fertig ist, wird Berlin großstädtischer werden. Bis jetzt sind seine Bewohner nur eines beschränkten Sehkreises und müssen durch Naivetät, Neugier und den Schein von Anmaßung (ich sage den Schein; denn meine guten Landsleute sind besser als ihr Ruf) ersetzen, was ihnen an faktischem, großstädtischem Bewußtsein abgeht.

In Potsdam kann man reizende Tage verleben. Ein sonnenheller blauer Himmel lockte uns auf die Eisenbahn: in einer guten halben Stunde standen wir an dem grünen Ufer der Havel. Hoch stand schon die Sonne am Himmel: wir nahmen einen Wagen und fuhren nach Charlottenhof. Diese anmuthige Besitzung gehört dem Kronprinzen und in der That, sie trägt alle Spuren eines sich einsam fühlenden, harrenden Geistes, der seinen Thatendurst durch die Zerstreuungen der Phantasie und Kunst zu stillen sucht. Aber noch mehr. Man sieht einen schöpferischen Künstlersinn, der noch nicht über die Kassen des Landes, über die Millionen des Schatzes zu verfügen hat, man sieht die Schöpfungen eines Prinzen, dessen Chatoulle nur noch einen mäßigen Umfang hat. Nirgends

Verſchwendung, überall ſparſame, aber höchſt ſinnige Benutzung mäßiger Mittel, das Enſemble durchaus einen Privatcharakter athmend, aber in dieſem auch höchſt geſchmackvoll und reizend durch ſeine idylliſche Beſchränkung. Von einer ſchattigen Allée aus erblickt man das Hauptgebäude, eine kleine Villa, unſcheinbar, ohne Gepränge, aber in maleriſche Verbindung gebracht mit einem Portikus, einer Terraſſe, die ſich in ein Baſſin hinabſenkt, einem anmuthig ſchattigen Weingange. Die Rücklehne einer großen, zur Ruhe einladenden Bank iſt in Wachsfarben mit Nereïden- und Tritonengruppen bemalt, mit Figuren, deren Köpfe Portraits der Umgebung des Kronprinzen ſein ſollen. Das Baſſin nimmt die Strahlen eines Springbrunnens auf: dort unten ſieht man den großen Schornſtein, der zur Maſchiene der Fontäne gehört, und ſelbſt dieſer iſt in die Symmetrie des Ganzen eingefügt: er ragt über den Räumen und Büſchen nicht wie eine Feuereſſe, ſondern als ein architektoniſch verzierter koloſſaler Kandelaber hervor. An der Hinterfronte des Hauptgebäudes ſieht man, in Zink gegoſſen, eine verkleinerte Kopie der Rißſchen Amazone; der Herzog von Orleans hat eine Doublette davon zum Geſchenk erhalten. Der Glanzpunkt Charlottenhofs iſt die zweite Gebäudegruppe. Hier weht auf Schritt und Tritt italieniſcher Geiſt, antike Erinnerung, ſüdlicher Hauch. Rechts und links tropiſche Gewächſe, Palmen, Ananas, Orangen; Waſſerleitungen mit ſprützenden Delphinen- oder Fiſch-

köpfen aus Bronze; Weinranken um steinerne Geländer und Pfeiler; anmuthig gekreuzte steinerne Treppen, die vorn in die Wohnung des Gärtners führen. Käfer und Schmetterlinge ruhen aus in den frischen Schatten, Vögel flüchten sich hierher aus dem Parke. Man schreitet durch eine Pforte in einen Hof; rechts aus Buchsbaum geschnittene kleine Hecken, links eine steinerne Halle, die zu näherer Betrachtung einladet. Man tritt vor eine Oeffnung der Wand und sieht in eine Reihe Gemächer von bezaubernder Beleuchtung. Die in's Innere des kleinen Gebäudes von oben hereinfallende Sonne giebt eine magische Lichtwirkung, aus der die Marmorstatue einer Wassergießenden, leichtgeschürzten Nymphe mit einem blendenden Effekte sich herausscheidet. Man trennt sich von den beiden schönen Säulen dieser vordern Oeffnung und dem Knaben Dornauszieher zwischen ihnen, man tritt in das Innere der Halle. Kühle weht Dir angenehm entgegen, die heitere pompejanische Färbung der Wände erfreut das Auge. Eine viereckige Badewanne aus grünem Marmor steht in der Mitte des ersten Gemaches. Es tragen vier Säulen ein offenes Dach und bilden ein Impluvium, das allen wechselnden Einwirkungen der Natur ausgesetzt ist. Das in dem kleinen Bassin wachsende Schilf bildet einen eignen Kontrast mit dem wohnlichen Charakter der nächsten Umgebung, mit einer Nische im Hintergrund, einem überwölbten, kühlen Gemache und zur Ruhe einladenden, geschmackvollen Lehnsesseln. An

dem fernern Ausbau wird noch gearbeitet. Ein Badezimmer zur Linken. Die Maurer und Tüncher hielten eben ihre Mittagsſieſte; eine ungefähre Umſchau ließ zwiſchen den Brettern und kalkigten Gerüſten hindurch Wände mit dunkelgrünen Marmorbekleidungen erkennen. Vier Karyatiden ſondern dies Vorgemach von dem eigentlichen Baderaum ab, der einen Halbkreis bildet, oben unbedeckt iſt und gegenwärtig mit rothen Figuren auf weißem Grunde (von Roſenthal) bemalt wird. — Drüben auf der andern Seite des Baues findet ſich ein kleiner grüner Hof, der einem ſtillen, zärtlichen Kultus als Tempel dienen ſoll. Die Kronprinzeſſin will hierher die Büſte ihres Vaters, Max von Bayern, ſtellen, das Bruſtbild eines der wenigen Könige, die ſich ihrem Volke nicht in militäriſcher, ſondern ſtets in bürgerlicher Tracht zeigten, eines noch jetzt liebend verehrten Vaters ſeines Vaterlandes. — Noch ſind die Schönheiten dieſer Villa nicht alle aufgeführt. Wie anmuthig muß es ſich auf der dort am Ufer liegenden kleinen Gondel hingleiten laſſen unter dieſem lauſchigen Baumdache, das über die ganze Breite des Waſſers hingewölbt iſt! Man erſteigt eine muſiviſch gepflaſterte Terraſſe, wo man die Ueberſicht der ganzen Anlage genießt, lauſcht durch verſchloſſene Thüren in einen Salon, den einige berühmte landſchaftliche und architektoniſche Bilder zieren, ſteigt dann auf einen heitern Raſenplatz hinab, wo uns rechts und links zwei doriſche Tabernakel begegnen mit Marmorpoſtamenten, auf wel-

Ausdehnung ihrer Begriffe und ſtürzen in eine krankhafte Bewußtloſigkeit, wie Thiere an einem Gift erkranken, das ein Inſekt in die Poren ihrer Haut ablegte.

Wenn irgend ein Phänomen die bisherige Philoſophie der Geſchichte auf ihren wahren Gegenſtand aufmerkſam hätte machen können, ſo iſt dies der Verlauf aller politiſchen Revolutionen. Denn ich weiß nicht, unter welchen Zweig der Wiſſenſchaft das beinahe mathematiſch erwieſene Geſetz, welches ſich in ihm ausſpricht, zu bringen wäre. Von den erſten Fluctuationen der atheniſchen Republik bis zum achtzehnten Brümaire ſind alle Thatſachen aller Revolutionen analog geweſen. Sie nahmen, abgeſehen von einzelnen Originalitäten und manchen durch telluriſchen Einfluß möcht' ich ſagen herbeigeführten magnetiſchen Abweichungen, zu allen Zeiten denſelben Charakter an, welchen vollkommen zu beweiſen, Cäſar freilich zu früh, in irgend einem Punkte aber zu widerlegen, Napoleon zu ſpät geſtorben iſt.

Die Form des Geſetzes der Revolutionen iſt nicht durchaus Auf- und Niedergang, ſondern nach den erſten Stadien der Erhebung eine Ausdehnung in breite Dimenſionen, eine Verflachung des erſt keilförmig anſtürmenden Geiſtes der Unruhe und zuletzt ein Schlußact der Uſurpation. Denn gleichviel, ob die revolutionirten Völker ihrer errungenen Freiheit müde ſind oder nicht, freiwillig entäußern ſie ſich ihrer nicht; ſondern der, welcher ſie confiscirt, welcher ſie confisciren kann, ohne daß Widerrede ſtatt findet, muß wenigſtens den Schein der Gewaltthätigkeit annehmen. Zu allen Zeiten wird ſelbſt ein träges, erniedrigtes und ſchmeichleriſches Volk ſeine Freiheit nicht anders verlieren wollen, als mit dem Scheine, daß man ſie ihm genommen habe.

chen ſich die Aeltern des Beſitzers in Bronze starr und geiſterhaft begrüßen. Endlich reißt man ſich von dieſer Harmonie idylliſch ſchöner Eindrücke los und flüchtet ſich durch Weingänge, Pflanzenbeete, Baumalléen in die dunkleren Schatten des Parks, die uns allmälig aus Charlottenburg hinaus auf den Weg zum neuen Palais führen. Von Allen, die die Großen um ihr Glück beneiden, haben wenigſtens die Dichter ein Recht dazu. Denn ſie und die mit ihnen empfinden ſind es allein, die nicht bloß zu beſitzen verſtehen, ſondern auch zu genießen.

## V.

— — — Ich bin Ihnen noch einen Bericht über eine Vorſtellung Nathans des Weiſen ſchuldig. Da Leſſing für dieſes Gedicht auf dramatiſche Darſtellung verzichtete, und dem Schauſpieler keine Winke gab, ſo iſt es ſchwer, über eine richtige Auffaſſung des Nathan zu ſchreiben. Seitdem dieſes herrliche, an Gemüths- und Verſtandesleben ſo reiche Werk auf der deutſchen Bühne heimiſch iſt, gefällt man ſich darin, den idealen Charakter Nathans hervorzuheben und ſeine Realität als Jude, ſeine Nationalität fallen zu laſſen. Einige Darſteller entſchloſſen ſich, ihm wenigſtens annäherungsweiſe eine ungefähre orientaliſche Färbung (in matterem Licht jedoch) zu geben: nur einen ſah ich, der ganz Jude war, Th. Döring in Stuttgart.

Seydelmann, der ſich rein an die ideale Bedeutung des

Nathan, als eines weiſen Mannes, hält, und das Jüdiſche nur in einer gewiſſen Gedrücktheit verräth, berief ſich, als ich ihn um Aufklärung bat, auf die Tradition. Ich kann mir dieſe Tradition nur daraus erklären, daß die Juden den Helden ihres Lieblingsdramas, recht im Gegenſatz gegen den abſcheulichen Shylock, auch dadurch geehrt wiſſen wollen, daß ſie die jüdiſche Färbung hier getilgt wünſchen. Dem Juden iſt der Jude auf der Bühne eben ſo unangenehm, wie dem Pietiſten Tartüffe, dem Advokaten der ſchlechte Advokat, dem Literaten ein Journaliſt, der ſich auf der Bühne beſtechen läßt. Die Juden mögen den Nathan nicht jüdeln hören und fragen: Sprechen die Juden denn auch im Orient ſo das Arabiſche, wie die polniſchen Juden das Deutſche? Die Juden haben, bei ihrem wirklichen Intereſſe für Kunſt, heut zu Tage in Kunſtfragen eine große Macht. Es iſt für Künſtler und Dichter immer mit Unannehmlichkeiten verknüpft, wenn ſie noch wagen, auf den Brettern und in Büchern Juden zu ſchildern, wie ſie ſind.

Nun kommt aber das eigentlich für die Juden Schmeichelhafte nicht heraus, wenn Nathan nur im Allgemeinen ein weiſer Mann iſt. Die Tendenz des Leſſing'ſchen Werkes war, den Werth und die Indifferenz dreier Religionen zu zeichnen, im Beſondern aber für eine beſſere Anerkennung und Beurtheilung des Judenthums zu wirken. Dieſen Zweck wird die Darſtellung nie in dem Vollgrade erreichen, wenn ſie in Nathan, dieſem Weiſen und

Gefühlvollen, diesem ächt menschlich denkenden Menschen, nicht eben auch wirklich den Juden giebt. Alle die sanften Regungen seines Herzens, seine Wohlthätigkeit und Ehrlichkeit legen nur dann das gewünschte Zeugniß für seine Nation ab, wenn Nathan auch als Vertreter derselben auftritt.

Müßte nicht ferner schon die bekannte Thatsache, daß Lessing im Nathan seinen weisen, wohlthätigen und toleranten Freund Mendelssohn (bis auf das Schachspiel treu) schildern wollte, für die jüdische Färbung sprechen, so sollte doch ohne Weiteres dieser Umstand entscheiden: Der Schauspieler ist ohne den Juden Nathan auch nicht im Stande, die Weisheit des Nathan so zu treffen, wie eben Nathan weise ist. Man lese doch genau, was Lessing seinen Helden sprechen läßt. Wird man nicht durchgängig jene den Juden eigenthümliche Dialektik finden? Bilder, Gleichnisse, Schlüsse, wie sie nur dem Juden eigen sind? Man merkt es in den ersten Zeilen, die Nathan zu sprechen hat, daß er in der talmudischen Denk- und Schlußweise erzogen ist. Nathan ist auch Humorist. Er hat witzige Einfälle. Er kann (bei der Stelle: Kurz und gut — wo ist denn hier das Gut?) selbst in Augenblicken der höchsten Besorgniß nicht unterlassen, seine Befürchtungen in einen Witz zu kleiden. Dies Alles ist so jüdisch, daß es, vom Schauspieler nicht hervorgehoben, für das Ganze wesentlich verloren geht. Die bloß rhetorische Wiedergabe dieses Charakters läßt ihn nie

aus einem fahlen Grau heraustreten, ſo daß ſelbſt eine ſo im Uebrigen durchdachte und würdige Leiſtung, wie der Nathan Seydelmanns, doch zuletzt eine Monotonie iſt.

## VI.

—— In dem Leſe-Cabinet von Stéhély hört' ich zwei Offiziere ſich über Taſſo und Dante ſtreiten. Die Verſe, die ſie zitirten, wußten ſie in der Urſprache! Die lange Friedenszeit hat aus einem großen Theil des preußiſchen Offiziercorps tiefſinnige Gelehrte gemacht.

—— Am erſten Abend, wo ich im Theater war, hört' ich gleich zwei junge Mädchen vor mir einander fragen: Haſt Du ſchon Godwin Caſtle geleſen? Nach ſpäteren Erfahrungen merkt' ich, daß die ſchreibenden Frauen hier jetzt mehr en vogue ſind, als die ſchreibenden Männer. Gräfin Hahn-Hahn wird oft genannt, A. P. iſt noch immer das Räthſel des Tages. Man vermuthete, da man hier geneigt iſt, alles Myſteriöſe in der Literatur dem königlichen Hauſe zu zuſchreiben, die Prinzeſſin Wilhelm (Tochter des Großherzogs von Weimar) wäre die Verfaſſerin von „Noch iſt es Zeit." Allein dem wurde beſtimmt widerſprochen, ſeitdem die Mutter dieſer Dame, die Schweſter des ruſſiſchen Kaiſers, ihrer Tochter ſchrieb: „Es iſt nicht Recht von Dir, daß Du dies Gerücht aufkommen läſſeſt, weil Du dadurch der wahren Verfaſſerin ihren Ruhm beeinträchtigſt."

—— Ein Mittagsconzert im Schauſpielhauſe bot außer dem ohrzerreißenden Genuß einer auf vier Flügeln geſpiel-

ten ſechszehnhändigen Ouvertüre wenig Bemerkenswerthes. Ich vermißte elegante Geſellſchaft, obgleich der Saal ziemlich gefüllt war. Der in ganz Deutſchland durch Saphirs Wiener Academieen eingeriſſenen Sitte, gereimte Trivialitäten für humoriſtiſche Unterhaltung hinzunehmen, auch hier gefröhnt zu ſehen, ſchmerzte mich. Wenn unſer Zeitalter, wie bekanntlich, der allgemeinen Verflachung immer mehr entgegengeht, ſo ſollte doch an Berlin erſt ganz zuletzt die Reihe kommen. Wir werden bald ſoweit ſein, daß je geiſtloſer etwas iſt, es für deſto humoriſtiſcher gehalten wird. Es iſt traurig, wenn man ſieht, wie der Maſſe das Denken, Empfinden, Urtheilen, das Weinen und Lachen gar ſo leicht gemacht wird!

Das Ballet Don Quixote. Gern auf der Rozinante war koſtbar. Seine bei der Stille des Ballets zuweilen ausgeſtoßenen unartikulirten Schimpfwörter mußten den größten Hypochonder zum Lachen bringen. Dabei dieſer Reichthum im Coſtüme, in der Scenerie und an Comparſen! Dieſe Präziſion des Spiels und der Arrangements! Und welche liebliche Erſcheinung dieſer weibliche Chor mit ſeinen Koryphäen und wirklich reizenden Hauptfigurantinnen! Dem. Polin, eine kleine Franzöſin mit brennenden Augen, tanzte mit einem Aplomb, wie ich ihn nur bei den berühmteſten Tänzerinnen bewundert hatte. Sie entwickelte in ihrer großen Fußzehe eine erſtaunenswürdige Kraft. Dabei muß man an dem ganzen Balletcorps eine ſittliche Decenz rühmen.

Man ſieht, daß hier die Tanzkunſt nicht auf den verführeriſchen Gazeüberwurf der Sinnlichkeit berechnet iſt, ſondern daß ſie aus einem wirklichen Intereſſe an höherer plaſtiſcher Schönheit ſo königlich begünſtigt wird.

## VII.

— — Ich las während dieſer Tage in den alten Schröderſchen Luſtſpielen, an die man, obgleich ſie größtentheils Ueberſetzungen ſind, doch wohl anknüpfen muß, wenn man für die komiſche Muſe des Theaters wirken wollte. Was an dieſen Stücken am meiſten zu bewundern und zu beneiden iſt, bleibt die Harmloſigkeit der Zeit, welche ſie aufnahm. Früher war der Scherz eine Erholung nach dem Ernſt, jetzt iſt das Witzeln ſo an der Tagesordnung, daß man nur mit den außerordentlichſten Reizmitteln noch auf die Lachmuskeln der Menge wirken kann. Man verlangt auch vom Witz jetzt immer eine höhere Bedeutung und vergißt, daß das, was ſchon Frucht ſein ſoll, nicht mehr Blüthe ſein kann.

Ich will nicht ſagen, daß jetzt ein harmlos witziger, an geſunden Einfällen reicher Luſtſpieldichter nicht mehr ſeine Lacher fände. Aber mit dem Scherz wird auch meiſt immer gleich die Wirkung verpuffen und das Gefühl einer ſo öden Leere ſich der Zuſchauer bemächtigen, wie z. B. geſtern im Schauſpielhauſe, wo eine kleine drollige Pièce: der Verſtorbene, (nach dem Franzöſiſchen) erſt in jeder Scene belacht und dann mit Ziſchen entlaſſen wurde.

Wir ſind unausſtehliche Koſtverächter geworden und haben durch unſre Dickhäutigkeit ſchon mehr als einem Autor die Luſt verleidet, für die Bretter zu ſchreiben.

Wenn ich dieſe alten Dramen da vor mir durchfliege — wie ſind ſie belacht und genoſſen worden! Und doch würden nur wenige, wenn ſie jetzt zum Erſtenmale über die Bretter gingen, die Probe des Parterres aushalten; man pfiffe ſie ſchon im zweiten Akte aus. Der alte Hanswurſt iſt aus ihnen noch immer nicht ausgetrieben und das Publikum freute ſich, ihn aus den Landjunkern und dummen Dorfteufeln, die uns vorgeführt werden, heraus zu finden. Scheint es doch, als wenn damals die Scheidewand, die den Schauſpieler von der übrigen bürgerlichen Geſellſchaft trennte, auch zugleich der letztern es als unwürdig erſcheinen ließ, mehr als poſſenhafte Zumuthungen an den Hiſtrionen zu machen. Jetzt, da beide Theile ſo nahe an einander gerückt ſind, daß z. B. aus Hofſchauſpielern förmlich Beamte geworden ſind, jetzt verlangt man von der Komödie nur das, woran man ſich ſelbſt betheiligen würde, eine Wahrſcheinlichkeit und Conſequenz der Erfindung, die dem wirklichen Leben nicht bloß täuſchend ähnlich ſieht, ſondern ihm ſelbſt entnommen iſt: man kennt die Schauſpieler als Menſchen mehr, wie als Künſtler, und ſieht ihnen an, daß ſie uns Stücke vorführen, die ſie nur einſtudirt haben, während man früher, wo der Schauſpieler von einem neuen Stück ſeine Gage garantirt ſah, auf Tod und Leben Komödie ſpielte.

Wenn es nicht anmaßend klingt, möcht' ich hier in Betreff meiner ein Geständniß machen. Wär' ich ein Autor, über den kein Vorurtheil herrschte und der erst ganz neu aus dem Ei geschält käme, so würd' ich diese Kälte des Publikums blind verachten und so für's Theater schreiben, wie mir der Schnabel gewachsen ist. An meinen Dramenstoffen würd' ich nicht lange mäkeln und den Erfolg erwägen, sondern ihnen die mir mögliche Ausführung geben und hinaus damit! Jetzt quält mich bei jeder dramatischen Idee das Vor und Nach. Würde diese Idee zu meiner Vergangenheit stimmen, würde jene ein sichres Capital für die Zukunft sein? Reflexionen dieser Art, die zum größten Theil aus dem ungeheuer schweren Stand fließen, den in unsrer illusionsarmen Zeit die Gründung hat, sind lähmend für die Produktion: man verwirft ein Dutzend Stoffe, ehe man den Muth hat, einen einzigen festzuhalten.

Aber ich würde Niemanden, der in einer ähnlichen Lage wäre, rathen, sich dadurch irren zu lassen. Als Theaterrichter muß man außer für Vieles auch dafür den Muth haben, daß man seinen Eingebungen traut und sie hinausflattern läßt, gleichviel, ob sich in ihnen die ganze oder nur ein Theil der Welt bespiegelt. Der Spruch, mit dem Merk Goethe'n veranlaßte, den von ihm für schlecht erklärten Clavigo doch hinauszuschicken: „Frisch auf die Zäun', dann trocknen sie bald," sollte die Devise jedes Dramatikers sein, der entweder aus Em-

barras de richesses oder Embarras des égards nicht an's Einzeine und zum Entſchluſſe kommen kann.

Ueber Ráthling und Gern mußte ich herzlich lachen. Man wollte mir weiß machen: Ráthling hätte durch den von E. Devrient geſtifteten dramatiſchen Verein und das viele Theoretiſiren, Vorleſen und Reden in demſelben von der Urſprünglichkeit ſeines Humors eingebüßt. Es iſt kein wahres Wort daran. Gern und Ráthling ſind noch immer zwei Komiker, deren Zuſammenſpiel darum ſo wirkſam iſt, weil ſich ihr Genre ſo vollkommen ergänzt. Gern Räſonneur, zutäppiſch, mit der Thür in's Haus fallend, unverſchämt, immer außer Athem, Poltron; Ráthling bedächtig, kein Waſſer betrübend und es doch hinter den Ohren habend, immer, wie man hier ſagt, aus dem Muus kommend, Topfflecker, Hemkengrieper, dabei Philiſter, ſich nie exponirend, die Menſchen verhetzend und hernach ſie wieder beſchwichtigend — beide ergänzen ſich ſo entſchieden, daß man ſagen muß, Raupach hatte leichte Arbeit, wenn er den komiſchen Theil ſeiner Dramen ihnen beiden auf den Leib ſchnitt.

## VIII.

— — Von meiner Wohnung aus iſt mir ein Blick auf die Umgebungen des Schloſſes gewährt, auf eine Ueberfülle von großen Gebäuden, die die Gegend von dem Anfang der Linden bis zum Dom zu einem der merkwürdigſten Plätze Europas machen. Störten mich nur nicht am Dom die beiden Zwillingsableger des großen

Thurms! Neben einer großen Kuppel, die ſchon an ſich unweſentlich iſt, da ſie für das Innere der Kirche keinen Werth hat, ſondern nur als bloße architektoniſche Verzierung dient, haben ſich noch zwei kleine Schwalbenneſter, wie zwei Major-Epauletts niedergelaſſen. Man hatte dabei wahrſcheinlich die Iſaakskirche in Petersburg vor Augen; aber dort gehören dieſe kleinen Thürme zum Cultus, indem ſie auf einzelne Kapellen Licht fallen laſſen, ſie ſind ſo zahlreich bei den ruſſiſchen Kirchen angebracht, daß ſie ſchon dadurch etwas für die dortige heilige Architektur Weſentliches vorſtellen. Hier in Berlin, wo man ſo vieles Ruſſiſche in der Politik und den Militäruniformen nachahmte, wollte man auch der Hauptkirche der Stadt eine ruſſiſche Perſpektive geben und Schinkel war ſchwach genug, die beiden kleinen Vogelbauer neben den größern Thurm der Kirche zwecklos und unſchön hinzuſtellen. Ueberhaupt würden die Gebäude der Reſidenz mehr künſtleriſchen Werth haben, wenn Schinkel, ein ſo reicher, erfinderiſcher, ſinniger Kopf, jenen ächten Künſtlerſtolz beſäße, der ihn verhindert hätte, Aenderungen ſeiner urſprünglichen Baupläne hinzunehmen. Eine höhere Hand, deren Munifizenz allerdings ruhmvoll anerkannt werden muß, ſtrich ihm bei vielen ſeiner vorgelegten Baupläne meiſt immer das Charakteriſtiſche und Kecke weg. Alles Hohe, Hinausſpringende, Hinausragende (z. B. dreiſt aufſchießende Thürme an den Kirchen) wird von einem an ſich ganz achtbaren, aber in Kunſt-

Eine Thatſache, die ſich in vielen Erſcheinungen der römiſchen Geſchichte wiederholte.

Das erſte Stadium iſt immer ein geſetzliches: die Berufung der Notabeln, die Petition der Rechte, in Athen der Ruhm der Perſerkriege und die Hegemonie, in Rom die Errichtung des Tribunats. Das Tribunat der Römer war die Preßfreiheit der Neueren. Es iſt auffallend, wenn man die Veränderungen und Schickſale des Tribunats lieſt, die Definitionen und Wendungen, mit denen es von den Rednern bezeichnet wird, man kann faſt immer das Wort Preßfreiheit ſubſtituiren und wird die ſchlagendſte Uebereinſtimmung finden. Sulla hatte das Tribunat abgeſchafft: wir wollen es wieder verſuchen, ſagten die Patrizier der ſpäteren Zeit: auf einige Zeit, momentan, wir wollen ſehen, welchen Gebrauch das Volk davon machen wird. Man ſchaffte es ab, man ließ es. Es war bald eine fürchterliche Waffe gegen die Ariſtokratie, bald hatte die Ariſtokratie die Hand im Spiele und das Tribunat war ſtill und maskirt; oder man hatte es wohl gänzlich frei und benutzte es nicht: kurz, man ſpricht von der modernen Preßfreiheit oder vom antiken Tribunat: es iſt dieſelbe Sache.

Das zweite Stadium iſt die Demagogie, das dritte die Gironde, das vierte der Berg. Pericles war aus edelſtem Geſchlechte, aber ein Volksführer, wenn auch philoſophiſcher und ſelbſtbeherrſchter, als Catilina oder Mirabeau. Pericles wollte nichts als die Herrſchaft des Volkes, er entfeſſelte erſt das Volk, er konnte es nicht ſo beherrſchen, wie Demetrius, wie Sulla oder Pompejus. Pericles richtete die vollkommene Democratie her, ſtürzte die Gironde des Areopags und hinterließ einen Staat, wo Kleon ſein Glück machen konnte. Die

ſachen unbequemen Sinn für das Bequeme, Beſcheidene, Zurückhaltende weggewünſcht. Es iſt nicht rühmlich für Schinkel, daß er bei ſeinen zahlreichen Baugrundriſſen dem Künſtlerſtolz ſo viel vergeben hat.

Schinkel hat in ſeinen geiſtvoll geſchriebenen Erläuterungen zu ſeinen Bauten auch alle die Umſtände angeführt, die ihn bewogen, dem Sauſpielhauſe ſeine jetzige Geſtalt zu geben. Wenn an einem öffentlichen Gebäude die Façade nicht einmal als Ein- und Ausgang benutzt wird, wenn man auf einer großen Freitreppe Gras wachſen ſieht, ſo regt ſich unwillkührlich das Gefühl, das Unbenutzte auch für eine Ueberladung zu halten. Doch mögen die Kenner über den äußern architektoniſchen Werth des Schauſpielhauſes entſcheiden! Das Innere dieſes Theaters, wiederum nicht ausgehend von der ſpeziellen Anſicht Schinkels, hat ganz jenen gedrückten Miniatur- und Privatcharakter, den ein Haus, das früher Nationaltheater hieß, nicht haben ſollte. Es wäre vielleicht nicht nöthig geweſen, dies Theater größer, als für 1200 Menſchen zu bauen; aber warum dieſer wunderliche Charakter der Iſolirung in der Anlage des Ganzen? Ein Rang iſt dem andern unſichtbar. Das Parterre und die Parketlogen ſehen nichts von den Rängen. Man weiß an einer Stelle dieſes Hauſes nicht, ob es an der andern beſetzt iſt. Eine Ueberſicht des Ganzen iſt nur auf dem Proſcenium und Podium möglich, ſo daß man, um zu wiſſen, ob das Haus beſetzt war, die Schauſpieler fragen

muß. Jedenfalls geht durch dieſes Privatliche, das dem Hauſe aufgedrückt iſt, zweierlei verloren. Einmal eine größere geſellſchaftliche Annehmlichkeit. Da ſich das ganze Publikum nicht beiſammen ſieht, da der Eine dem Auge des Andern entzogen iſt, ſo fällt der Charakter einer geſelligen Zuſammenkunft, der ſo oft für eine ſchlechte Vorſtellung Erſatz geben könnte, in dieſem Theater gänzlich weg. Man kann Bruder und Schweſter im Theater haben und ſieht ſie nicht. Das zweite Unangenehme dieſer winkeligen Bauart iſt, daß ſich das Publikum nicht als ſolches bildet. Publikum heißt eine Maſſe, die ſich ihrer Kraft anſichtig iſt und das Bewußtſein einer Corporation dem Spiel gegenüber zu behaupten weiß. Wo man im Parterre nicht ſehen kann, welche Mienen der zweite Rang macht, wo ein Beſucher des Theaters nur immer auf den Rücken des Andern angewieſen iſt, da kann auch keine Totalität des Urtheils ſtatt finden; Jeder iſt auf ſich angewieſen und der Schauſpieler bleibt ohne die richtige Würdigung ſeiner Leiſtung. Mir haben viele Schauſpieler geſagt, daß Berlin kein Publikum mehr hat. Der Grund liegt darin, daß die Lokalität dieſes Publikum verhindert, ſich als ſolches kennen zu lernen und auszubilden.

— — Ich hätte ſo gern die vielbeſprochene Amazonengruppe des Bildhauers Kiß geſehen. Doch das große Modell nimmt er jetzt ſchon zur Abformung auseinander und das kleinere ſoll nur einen unvollkommenen und ſo-

gar nachtheiligen Begriff von der Großartigkeit des Entwurfes geben. Man sagt, das durch Beiträge von Kunstfreunden gefertigte Werk soll als öffentliches Standbild in dem Dreieck zwischen der Schloßbrücke und der Bauakademie zu stehen kommen. Dieser Plan findet Gegner. Man findet die Anknüpfung eines solchen idealen Standbildes an die Volksvorstellungen ungenügend und hätte gewünscht, der geniale Künstler wäre in derselben Weise Verkörperer einer vaterländischen oder einer sonst unsern Begriffen naheliegenden Idee gewesen. Wer die Streitigkeiten verfolgt, ob Friedrich II. zopficht oder ideal darzustellen sei, der wird den Künstler glücklich schätzen, daß er Ausdauer genug besaß, einer reinen Schönheitsidee, wie dieser Kampf der Amazone ist, die glühendste Begeisterung seiner ersten Kraft zu widmen. Wenn man den Platz vor der Bauakademie für einen vaterländischen Helden aufbewahrt, so nehme man einen schattigen Platz des Thiergartens und baue einen Tempel, in den man das Standbild verpflanze! Ein Wachtposten halte die Zerstörungswuth der Berliner Gamins zurück! So würde man, wie im Wiener Augarten einen Theseustempel, so hier einen Amazonentempel haben. So wie Theseus in Wien, könnte die Amazonengruppe dann auch ein Stelldichein für Liebende sein. Dort im Thiergarten bliebe dem Kunstwerke seine ideale Bedeutung. Vor der Bauakademie würde die Volksdeutung aus der Amazone bald Borussia, aus dem Tiger Napoleon machen;

ja wer weiß, ob man nicht das Symbol der preußiſchen allgemeinen Landesbewaffnung darin wiederfände, daß ſelbſt im äußerſten Falle, wenn der Feind ſchon bei Schöneberg und Pankow wäre, die Frauen ſich entſchließen müßten, unter die Cavallerie zu gehen! An ſolchen und ähnlichen Vermittelungen der alten Welt mit der Gegenwart würd' es der Berliner Volkswitz nicht fehlen laſſen.

— — Mancherlei kleines Bruchſtückwerk von Theater-Erlebniſſen hätt' ich noch nachträglich zu verzeichnen. Sophie Löwe als Geſandtin muß ich zu vergeſſen ſuchen. Es iſt doch wahrlich ein zu unbedeutendes, unſchönes Genre, in welchem die mir ſo liebe und werthe Künſtlerin hier brillirt! Dieſe häßlichen Rouladen und endloſen Triller, nach welchen man immer befürchten muß, der Sängerin bleibt die Stimme aus, — nein, ich werde Sophie Löwe noch in einer würdigeren Partie ſehen. Hier iſt der Ton in lauter Spitzen- und Klöppelwerk zerbrochen, kein feſter, durchgehender Faden mehr, nichts als aufgekräuſeltes Tongeklingel und Conditorgebackenes. Bader wurde ſchon in meiner Kindheit genannt. Ich hätte nicht geglaubt, daß ſein graziös-decentes Spiel und der immer zärtliche und weiche Tonanſatz ſeiner Stimme noch ſo lebhaft auf mich wirken könnten.

— — Kleiner Familienball beim Banquier..... Viel ächte Bildung, weniger Geſchick, ſie geltend zu machen. Das Urtheil reif, aber nicht ſelbſtſtändig. Viel Herzensgüte, wenn man dreiſt die Straße betritt, die über das

Conventionelle in das Innere der Menſchen führt. Bei den jungen Damen viel Natürlichkeit, ohne die rechte Ahnung vom Leben. Die Mosquerie nur Waffe, um innere Verlegenheit zu verbergen. Mehr Gutmüthigkeit und Schwärmerei, als verrathen wird oder Fremde geneigt ſind, dem Berliniſchen Charakter zuzumuthen. Sehr gutes Eis. — — Nun ſah ich doch noch die Kiß'ſche Amazone. Ein ſchönes Weib auf einem kraftſchäumenden Pferde wirft den Speer auf einen Leopard, der ſich vorn in die Bruſt des Pferdes eingekrallt hat. Das Leben, das in dieſem Bilde waltet, iſt ſprechend; jede Bewegung, jede ſchwellende Muskel athmet Wahrheit. Die ſchönſte Formengebung, die ſich die Natur in Momenten unbewußter Leidenſchaft und höchſter Aufregung nur geſtattet, iſt vom Künſtler in einem endlos das Auge feſſelnden Enſemble wiedergegeben. Noch ausdrucksvoller als die etwas paſſive Geberde der Kriegerin iſt die Todesangſt im Kopfe des Pferdes. Die Beſorgniß der Amazone iſt durch das Bewußtſein geiſtiger Uebermacht göttlich gemildert, aber den Kopf des Pferdes möchte man ächt menſchlich nennen. Gegen die hoheitsvolle Ruhe der Amazone und die in allen Sehnen zitternde Angſt des gebäumten Roſſes ſticht die wilde, fletſchende Gier des Leoparden ſehr charakteriſtiſch ab; man möchte den Leoparden für den Repräſentanten des rein Phyſiſchen, das Roß für das bangliche Gemüth, die Amazone für die imponirende Kraft des Geiſtes halten.

— — Der Kunstverein hat in der Akademie die von ihm angekauften und zur Verloosung bestimmten Bilder ausgestellt. Es sind meist nur Arbeiten aus Berlinischen Schulen. Wer kein Gemälde gewinnt, erhält einen wunderbar schön gezeichneten und in Kupfer gestochenen Abdruck der Loreley von Begas*). Ich gestehe, daß von den Gemälden mich wenig angezogen hat. Einige Landschaften und architektonische Gemälde werden den, der sie besitzt, erfreuen: noch mehr ein weibliches Brustbild den, der das Urbild besitzen könnte. Ein verwundeter Ritter gewährte einen Spitalanblick, eine Einfuhr verwundeter Krieger in ein Landstädtchen ebenfalls, obgleich etwas sehr Rührendes über diesem letzten Gemälde ausgebreitet liegt. Auf einem Gemälde, zwei Hände hoch, hat Kopisch einen Vesuvausbruch gemalt, eine Pinselei, die sehr stark an die illuminirten Kupfer in Kinderbüchern erinnert; etwas gelb, etwas roth, schwarz darüber, hinten blauer Nachthimmel, ein paar fliegende Steine in der Luft; wahrlich, solche Vesuvausbrüche kann man aus der Phantasie in den vier Wänden seines Zimmers auch malen und dabei ein loderndes Küchenfeuer zum Modell nehmen. Mehr als alles gefiel mir von Drake ein kleines Standbild: die Winzerin. Die schalk-

*) Begas sagte mir, die Kupferplatte hätte in Paris, unter der Hand dortiger Kupferdrucker, 2500 Exemplare gegeben: die letzten Exemplare in Paris wären ihm noch lieber, als die ersten, die in Berlin von der Platte genommen worden sind.

haſte, graziöſe Erfindungsgabe dieſes Künſtlers war mir ſchon an ſeiner Schmetterlingsſängerin ſo erfreulich erſchienen: dieſe Winzerin reiht ſich ihrer Vorgängerin würdig an. In der Bewegung, welche ſie mit der rechten Hand an ihrem Schuh vornimmt, ſpricht ſich eine ſo negligeante, graziöſe Sinnlichkeit, ein ſo artiges Belauſchen des Volkslebens aus, daß ich mich von der kleinen Statue nicht trennen konnte. In dem Bronzeabguß tritt der eigenthümliche Reiz dieſer Erfindung weit weniger anſprechend hervor, als in der faſt durchſcheinenden Weichheit des Marmors.

— Der franzöſiſche Componiſt Adam, grade von Petersburg rückkehrend, erklärte Berlin für eine Zwiſchenſtation zwiſchen Paris und Petersburg. Er ſagte: „Ich will beim muſikaliſchen Berlin meine Viſitenkarte abgeben," und componirte auf Befehl des Königs ein mit Oper untermiſchtes Ballet, deſſen Text ein gleichfalls grade hier anweſender Franzoſe, Colombey, geſchrieben hat. Dieſe Mixtur ging unter dem Namen: die Hamadryaden, mit einem ſeltenen Aufwand glänzendſter Scenerie hier über die Bretter; ſprach aber nicht an. Man war mit der feſten Abſicht in's Theater gekommen, Herrn Adam durch Hervorruf zu ehren und den Pariſern zu zeigen, daß die Deutſchen noch immer nicht aufgehört haben, die Affen der Franzoſen zu ſein. Man war ſehr verſtimmt, als ſich zu dieſer neuen Probe unſrer nationellen Selbſtſtändigkeit keine Gelegenheit zeigen wollte. Es

hätte mich geschmerzt, wenn man die Musik eines Componisten, der Berlin für eine Zwischenstation zwischen Paris und Petersburg hielt, in Gegenwart Mendelssohn's und Meyerbeer's applaudirt hätte. Mendelssohn saß in meiner Nähe und äußerte sich mit jener Heiterkeit (die an ihm, wie überhaupt am Genie das ächte Zeichen höhern Ursprungs ist) über den äußerlich sehr glänzenden Theaterabend mit liebenswürdiger Unbefangenheit. Meyerbeer, der gegenübersaß, würde einen zu lebhaften Applaus schon empfindlicher gefühlt haben, denn noch immer verweigert man seinen Hugonotten hartnäckig den Eingang auf die königl. Bühne. Was aber das Publikum versäumte, holte die Kritik nach. Die Blätter überschütteten Herrn Adam und Mr. de Colombey mit Lob. Man sah, wie einige dieser Herren sich durch die „Visitenkarten" der beiden Franzosen geschmeichelt gefühlt hatten. Rellstab, der strenge musikalische Aristarch, Rellstab, der Vertheidiger des vierundzwanzigpfündigen klassischen Calibers, Rellstab, der Vergötterer Gluck's, Mozart's, Piccini's, Paesiello's, Händel's, Beethoven's, Weber's. — Rellstab, der einen Spontini nicht tief genug herabzusetzen weiß, lobte diesen Adam!

## IX.

— — Erziehungsresultate! Endlich hab' ich sie gesehen, diese liebenswürdige kleine Bagatelle, in der Charlotte von Hagn wie eine Fee, so märchenhaft be-

ſtrickend ſpielt. Das Stück an ſich trägt faſt den Charakter der Improviſation und fällt ohne das Spiel der Hagn in ſich zuſammen; doch bewährte Carl Blum in dem, was er dem Weſen dieſer Künſtlerin für ſein Stück ablauſchte, einen feinen pſychologiſchen Blick. Er hat die drolligſten, flatterhafteſten Uebergänge in ihrem Weſen ergründet und wenn man dieſe Uebergänge auch für das Leben fürchten müßte, falls man Gatte, Vater, Bruder oder ſonſt Etwas bei Charlotte von Hagn vorſtellte, für die Bühne ſind ſie voll Unterhaltung und ſchalkhaften Anreiz.

Ch. von Hagn hört es gern, wenn man ihr ſagt, ſie ſolle nicht mehr Rollen in dieſem Genre ſpielen und ſie ſelbſt ruft zuweilen aus: „Was der Blum noch Alles aus mir macht!“ Charlotte von Hagn hat einen Hang zur Schwärmerei, über welchen man nie ins Klare kommen würde, wenn man darüber die Meinungen der Welt hören wollte. Die Einen lachen und ſagen: Werden Sie, als vernünftiger Menſch, ſich düpiren laſſen? Andre ſtimmen bei und wiſſen lächerliche Gründe anzugeben. Ich glaube, die Karten, mit welchen man vor und hinter den Couliſſen ſpielt, aus Erfahrung zu kennen und muß geſtehen, daß Charlotte von Hagn ein Weſen iſt, über welches die Welt um ſo unrichtiger urtheilen muß, als es ſelbſt tiefer Blickenden verſchloſſen ſein dürfte. Es liegt in ihrem Innern eine Fülle der intereſſanteſten Gegenſätze, denen allerdings die höhere gemüthliche Aus-

gleichung so lange fehlen wird, als ihr Beruf zur Schauspielerin mit jedem Tage neue Eindrücke, mit jeder Stunde neue Einwirkungen auf ihre menschlicheren Seiten bringt. Die Stellung, in der sie ist, zwingt sie, oft gegen ihre innersten Neigungen zu verfahren und der schöne Fond von Resignation, der in ihr liegt, muß natürlich so oft zurücktreten, als die mannichfachen Chancen ihrer Stellung auch ihre Leidenschaft, ihren Ehrgeiz, ihre weibliche Erregtheit und leichte Verletzbarkeit in Anspruch nehmen. Wär' es mit den Gesetzen der Discretion verträglich, so würd' ich mich anheischig machen, den innersten Kern dieses weiblichen Phänomens zu enthülsen; (auch im Geistigen giebt es ein Gelüst nach Experimenten, wie es hier Dieffenbach im Chirurgischen haben soll) ich begnüge mich nur zu bemerken, daß Charlotte von Hagn sich im nähern Umgang durch die sinnigste Reflexion und durch ein seltenes Talent, fremde Gedankenentwickelungen, wenn sie ihr auch im Uebrigen fern liegen, zu verfolgen, auszeichnet. In der Masse von vornehmen geselligen Beziehungen, denen sie besonders auf Urlaubsreisen sich hingeben muß und wo man nur geneigt ist, grade auf den Geist der Rollen hin, in denen sie vorzugsweise glänzt, sie im Umgang zu nehmen, hat sie sich einen schönen, fast männlichen Ernst, einen überwiegenden Hang zum Natürlichen, Offnen und Wahren erhalten. Sie spricht nicht viel, aber gewählt. Oft bricht aus ihrer versteckten und schlummernden Schalkhaftigkeit wie im Traum

römiſche Gironde war theils die gemäßigte Ariſtokratie des Senats, theils die der Wiſſenſchaft, der Bildung und Tugend. Cicero, Cato, Hortenſius, Atticus, dieſe Namen bezeichnen eine Fraction im römiſchen Staatsleben, welche mitten in anarchiſchen Stürmen und Wogen das Princip glaubte retten zu können und zwiſchen der Ariſtokratie und Demokratie eine „richtige Mitte“ ſuchte. In der engliſchen Revolution wurde die Mäßigung des Parlamentes zwiſchen dem Unglück Karls und der Entſchloſſenheit der Independenten erdrückt. Ja ſelbſt in der Geſchichte der Huſſiten trennen ſich zwei Parteien, die Calixtiner als die Gemäßigten, und die Taboriten, als die Unverſöhnlichen, welche ſelbſt in ihrer Blindheit noch fochten, wie Ziska. Die franzöſiſche Geſchichte ſpricht für ſich ſelbſt.

Das ſechſte Stadium iſt die Militärherrſchaft, das letzte endlich die Monarchie. Athen hatte ſich erſchöpft. Es wurde zuerſt eine Beute der beiden Demetrier, dann Macedoniens, zuletzt der Römer. Rom ſelbſt fiel in die Tyranneien der Bürgerkriege. Der Alleinherrſchaft des Sulla fehlte nur der Name. Pompejus war zu ehrgeizig, die Freiheit zu dulden und doch zu feig, ſie zu vernichten. Als Feldherr (dem Herzoge von Wellington ähnlich) ein Mann, den das Glück immer an Orte führte, wo es nur Dinge zu beenden gab und wo der ganze Ruhm immer auf die kleinſte Mühe fiel, weil ſie die letzte war; als Staatsmann nur aus dem Hintergrunde und durch ſeine Creaturen operirend, konnte er den Nacken der Freiheit nur auf Augenblicke beugen. Cäſar war ein Mann des Entſchluſſes, aber auch politiſcher Berechnung. Cäſar ſiegte durch die Schlechtigkeit, Cromwell durch den Fanatismus, Napoleon durch die Ermüdung der Maſſe. Cäſar,

ein witziger Einfall heraus, den man herzlich belachen muß. Sie iſt der faden Schmeichelei fremd, ſowohl der, mit welcher Schauſpielerinnen von ihrem Genie überhäuft werden, als der, mit welcher manche ſich beſonders gegen Männer von Geiſt und Einfluß benehmen zu müſſen glauben. Oft iſt über ihre Art, ſich zu geben, ein rührendes Dämmerlicht hingehaucht, das beinahe aus einem tiefen und beklommenen Gefühl der Vereinſamung zu kommen ſcheint. In ihren Briefen iſt ſie gewandt und reich an ſinnigen Wendungen, die eine geübte Feder verrathen. Ich ſagte ihr im Scherz: „Liebe Hagn, es iſt jetzt hier Sitte, daß man ſeine Briefe, noch ehe man todt iſt, vom Hofrath Dorow herausgeben läßt. Schreiben Sie doch auch einen geiſtreichen Brief über den Verfall der Kunſt und laſſen ihn im Druck erſcheinen. Das würde Ihnen viel Relief geben.“ Sie antwortete in ihrer ſchalkhaften Weiſe und ſüddeutſchen Mundart: „O bitte, bitte, ſchreiben Sie mir einen ſolchen Brief! Ich ſetze meinen Namen drunter und bilde mir was darauf ein.“ Wahrlich, ſie hätte dies nicht nöthig, denn ihre Briefe ſind voll klarer Anſchauungen und im geübteſten Style geſchrieben. Wenn ſie in dem Tagebuch, das ſie ſeit Jahren führt, aufrichtig iſt, ſo würden Pſychologen und Novelliſten, wenn ſie es zu leſen bekämen, großen Nutzen davon ziehen.

Von dem Zwieſpalt zwiſchen Charlotte von Hagn und der Stich-Crelingerſchen Familie mag die Intendanz und Regie manche Unannehmlichkeit haben, aber das Pub-

likum hat Vortheil davon. Es ſpornt beide Partheien zu erregterer Thätigkeit. Eine ſetzt den Erfolg der Einen auf den der Andern. Hatte Charlotte einen Triumph, ſo muß ihn Bertha auch haben. Eine Mutter mit zwei Töchtern gegen zwei Schweſtern — der Streit iſt oft komiſch; aber er giebt ein pikantes Enſemble und vermehrt das Repertoir.

Diejenige, die am meiſten bei dieſer Rivalität leidet, iſt Madame Crelinger. Dieſe berühmte Schauſpielerin hat ſich eine Friſche und Jugendlichkeit erhalten, die ihr wohl noch erlaubte, namentlich im Luſtſpiel, in jüngeren Rollen mitzuwirken. Eine glühende Liebe aber zu ihren Kindern, in deren Wohl und Wehe ſie ihre ganze Jugend noch einmal mit durchlebt, treibt ſie, wenigſtens dieſen zuzuwenden, was nur irgend dem Fleiß und der Stellung des Fräuleins von Hagn abzuringen iſt. Madame Crelinger iſt mit ihrem ausgezeichneten Talent in einer ſchwierigen Lage. Die ältern Characterrollen ſind im Beſitz der Mad. Wolff, auch die Damen Werner, Valentini und Schröder wollen beſchäftigt ſein: ſo bleiben ihr nur noch die Orſina, [illegible]e Milford, Phädra, Iphigenie, einige Reſte aus ihrer Liebhaberinepoche, Donna Diana, Eboli und jene Kaiſerinnen-Mütter in den Raupachſchen Hohenſtaufen, die nicht mehr gegeben werden. Alte Iffländiſche Sachen ſind nicht mehr auf dem Repertoir. Neue Rollen, die ſie oft noch ſpielen könnte, fallen der Hagn oder ihrer Tochter Bertha zu, der ſich die Mutter

mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit zu opfern ſcheint. Es that mir faſt leid, daß Madame Crelinger die ſchneidend kalte Lady Macclesfield ſpielen ſollte. Einer Frau, die in ihrer Kehle einen ſo vollen ſchönen Glockenton des Muttergefühls hat, mußt' es gewiß ſchwer werden, ſich in die Stimmung dieſer Rolle hineinzuverſetzen.

Bertha Stich hat ſeit zwei Jahren bedeutende Fortſchritte gemacht. Ihre Geſtalt hat ſich zu völliger Reife ausgebildet: der zarte Schnitt ihres Geſichtes, ein angenehmes Lächeln, ſchöne Augen, ein ſchlanker Wuchs und eine üppige dunkle Lockenfülle geben ihr ein äußeres Intereſſe, das ihren noch nicht ganz ſichern künſtleriſchen Leiſtungen zu Hülfe kommen muß. Beſcheidenen Sinnes und von gutmüthigſter, von einer faſt ſpielenden Heiterkeit beſeelt arbeitet ſie an ihrer allmäligen Vollendung und nimmt jeden Wink an, der ſie auf ihre kleinen Mängel aufmerkſam macht. In dem, was ſie bis jetzt leiſtet, ſieht man, was Fleiß, gute Schule, liebliche äußere Geſtalt und ein innerer Drang nach dem Guten, geſchürt von einem wirklichen Begeiſterungsfeuer, vermögen. Da in der That etwas Excentriſches in der Spielweiſe des jungen Mädchens liegt, ſo hat die Mutter wohl Recht, wenn ſie ſagt: „Lieber zu viel, als zu wenig.“ Aber Bertha Stich wird ſich dennoch mäßigen müſſen. Die Pforte, aus der ihr Ton kommt, ſcheint ſchmal zu ſein und ſo iſt ihre Rede oft ſehr ungleichmäßig anſchwellend, oft verſchwindet der Ton, oft tritt er zu grell heraus,

allzulange Abſatzpauſen ſtören den rhetoriſchen Genuß, den man an ihrem Vortrage haben möchte. Um es mit einem Worte zu ſagen, es liegt zuweilen etwas Krampfhaftes in der ſchauſpieleriſchen Weiſe des intereſſanten Mädchens. Ob Luſtſpielrollen, in denen ſie ſchon viel Beweglichkeit und ſogar Humor (wenn auch allzuſehr mit Berliner Tinten) entwickelt, grade dieſen Fehler beſeitigen werden, bezweifle ich. Getragene Rollen, bei denen natürlich jede kalte Deklamation ausgeſchloſſen ſein müßte, würden eher zu dem Ziele führen, daß Bertha Stich eine größere Gleichmäßigkeit des Vortrages und eine immer volltönende Beherrſchung ihres Organs erreicht. Das Gerücht, als ſtudiere Mad. Crelinger ihren Töchtern die Rollen mechaniſch ein, iſt böswillig und gänzlich ungegründet.

Clara Stich fand ich nur wenig beſchäftigt. Wo ſollen auch all die Rollen herkommen? Wenn es den beiden Schweſtern Ernſt um ihre Kunſt iſt, ſo müßte ſich eine entſchließen, an eine andre Bühne zu gehen. An dieſen ſparſamen Brocken, die aus Verlegenheit heute dieſer, morgen jener zugeworfen werden (auch Hulda Erck, Pauline Werner und Auguſte von Hagn wollen beſchäftigt ſein), kann ſich kein Talent bilden. Dazu kommt, daß Clara Stich für das Sentimentale zu viel Kindlichkeit hat und die naiven Rollen — wie ſelten werden dieſe in einer Zeit, wo im Luſtſpiel das Element der Koketterie überwiegend vorherrſcht! Das Vaudeville

iſt vom königl. Theater ausgeſchloſſen. Was bleibt nun noch übrig? Clara Stich mit ihrem zarten, lieblichen Tone, mit der ſinnigen Unſchuld ihres Weſens, mit einem unverkennbaren Ehrgeiz, der in ihrer öfters gereizt ſcheinenden Art ſchlummert, muß unter den jetzigen Verhältniſſen in Berlin verkommen und kann der Bühne nur erhalten werden, wenn ſie ein Engagement nach auswärts annimmt. Um auch Clara Stich neben ſo viel Gutem, was man ihrer Begabung nachſagen muß, auf etwas, das ſie ablegen ſoll, aufmerkſam zu machen, ſo hüthe ſie ſich vor einem allzuzarten Tonanſatz. Ihre Stimme verliert ſich zuletzt ganz in die Empfindung, dieſe wird monoton und man hat Mühe, aus dem Schmerze die Worte, die ihn ausdrücken ſollen, deutlich herauszuhören.

Dies ſind die Elemente des großen Zwieſpalts, der das königliche Theater in zwei feindliche Lager theilt. Als ich Charlotten von Hagn ſagte, Madame Crelinger hätte geäußert: „Manchmal muß ich das Mädchen als Schauſpielerin bewundern!“ traten ihr Thränen in die Augen. Zweifler werden ſagen: O der Comödianterei! und doch liegt dabei vielleicht etwas Tieferes und Edles zum Grunde.

## X.

— — Franz Adam Löffler, ein alter Schulcamerad, beſuchte mich. Ich hatte in Brans Minerva 1837 *)

*) Siehe „Götter, Helden, Don Quixote.“ S. 327 folg.

ſein Buch über die Geſetzgebung der Preſſe beurtheilt und meine abweichenden Anſichten ſo ſchroff, wie es der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſen iſt, ausgeſprochen. Er gab mir das Zeugniß, daß ich ſein Buch wenigſtens geleſen hätte. Es iſt weit mit der Kritik gekommen, wenn Autoren ſich glücklich fühlen, daß ihre Rezenſenten wenigſtens das Buch, das ſie verurtheilen, geleſen haben! Dem Dr. Menzel paſſirte es kürzlich, daß er einen pietiſtiſchen Roman für ſittenlos erklärte, weil er nur eine Stelle darin, die ſchlüpfrig war, geleſen hatte und nicht wußte, daß ſie ein Citat ſein ſollte, welches der Vf. bekämpfte! Noch lächerlicher machte ſich der Verleger des Buches, Herr Anton in Halle, der auf Dr. Menzels unſinnige und gewiſſenloſe Verketzerung hin das Buch vernichten zu wollen erklärt und anzeigt, er hätte es gekauft, ohne den ſittenloſen Inhalt deſſelben zu kennen. Sollte man eine ſolche Kette von Dummheiten im literariſchen Verkehr für möglich halten!

Löffflers politiſche Anſichten neigen ſehr ſtark nach jenem Syſteme hin, für welches noch vor Kurzem der nun katholiſch gewordene Joel Jacoby ſich in Flugblättern und Zeitſchriften als Narr und Don Quixote gebehrdete. Seinem Buch über die Geſetzgebung der Preſſe, welches Altenſtein ſehr begünſtigt haben ſoll, fehlt noch der zweite Band. Ich glaube nicht, daß die ſchwierige Aufgabe, zwiſchen der Preſſe und der Oberaufſicht des Staates ein geregeltes Verhältniß herbeizuführen, durch dieſe Schrift

ihrer Löſung beſonders nahe gebracht wird. Die Grundbedingung vorurtheilsfreier Lehren über Cenſur und Preßfreiheit iſt Liebe zur Preſſe, und dieſe fehlt Herrn Löffler gänzlich. Er hat ein wüſtes Bild von der Preſſe; ihre Ausnahmen macht er zur Regel. Er ſieht in den Schreibenden zuviel „Geſindel,“ um mit enthaltſamer Ruhe über eine der wichtigſten Lebensfragen, wo durch das Schickſal, das den Schlechten trifft, auch der Beſſere verletzt werden kann, zu urtheilen. Unterſuchungen über die deutſche Preßverfaſſung hätten ſich weniger über Preßfreiheit und Cenſur zu ergehen, als über einige andere Mißſtände im Preßweſen, die weit drückender ſind, als die letztere. Soll einmal die Preſſe zum Reſſort der Polizei gehören, ſo dürfte ſie darum doch nicht von höhern Geſichtspunkten außer Acht gelaſſen werden. Immer im Einzelnen hemmen und im Einzelnen beſchränken iſt weit nachtheiliger, als einen Theil der Preßfreiheit vielleicht ganz aufheben. Das Schädlichſte und beinahe Gewiſſenloſe iſt die Behinderung der Preſſe vor ihrer Wirkſamkeit. Ich höre, daß es in Berlin faſt ganz unmöglich ſein ſoll, die Erlaubniß zur Herausgabe politiſcher oder literäriſcher Zeitſchriften zu erwirken. Die Gründe, welche die Behörden dafür anführen, ſind vielleicht nicht unweſentlich, aber ſchwerlich ſtärker, als das Recht der freien Geiſtesthätigkeit, das einem wiſſenſchaftlich gebildeten Literaten um ſo weniger zu verkümmern iſt, als vielleicht für ihn die freie Benutzung deſſelben zur Exiſtenzfrage wurde. Dem Staate ſteht das Recht der Be-

ſtrafung für Unbill und Verletzungen poſitiver Vorſchriften zu: allein jedes Vorgreifen, jedes Behindern der Literatur, noch ehe ſie da iſt, wird eine Grauſamkeit, die hundert Menſchenrechte verletzt, ohne es vielleicht zu wollen und in dieſer ſchmerzhaften Wirkung zu ahnen. Was in Frankfurt, Hamburg, Leipzig, Stuttgart, Wien möglich iſt, nämlich: Journale zu ſtiften, warum ſoll es in Berlin verboten ſein? Wir wollen das hier nicht! Warum denn nicht? Wir wollen's nicht! Dann freilich muß man ſchweigen.

Man ſagte mir und ich find' es in hieſigen Blättern beſtätigt, daß die Cenſur gegenwärtig mit viel Milde ausgeübt wird. O es iſt nicht Milde, was man am meiſten von der Cenſur wünſchen muß! Einſicht, Einſicht — wie wenig einſichtige Cenſoren giebt es! Wie wenig Männer, die nicht vor jedem lebhafteren Colorit eines Artikels, vor jeder grelleren Ausmalung einer Thatſache erſchrecken! Ein milder Cenſor kann immer noch ein ängſtlicher ſein und nichts iſt empörender, als ein Cenſor, der aus Furcht vor einem Verweiſe ſeines Vorgeſetzten in zweifelhaften Fällen lieber das Sichere für das Ungewiſſe nimmt und ſich aus allen Schwierigkeiten durch einen einzigen langen Federſtrich hilft! Ich habe ſeit den neun Jahren, wo ich mich für Eignes und Fremdes in der Literatur mit näherer Betheiligung intereſſire, entſetzliche Beiſpiele dieſer Willkür ängſtlicher und beſorgter Männer erlebt. Verletzungen der Art mögen für jeden Andern, der im bürgerlichen Leben

auch ohne literarische Thätigkeit seine feste Einwurzelung hat, minder drückend sein; für Buchhändler, Schriftsteller ex professo, (oder will man im Jahre 1840 noch läugnen, daß es auch Schriftsteller ex professo geben dürfe?) sind es immer Schläge, die fast an's Leben gehen. Censoren müssen einsichtsvolle Beamte sein, ohne Vorurtheile, heitere, lebensfrohe Menschen, die keine unruhige Träume haben, Leute ohne hypochondrische Anlage; Censoren müssen Beamte sein, die die Censur als onus treiben, deren Beförderung ganz unabhängig von ihren rothen und blauen Federstrichen ist und denen, wenn sie den Anforderungen des Censurcollegiums nicht entsprechen, durch ihre sonstigen Talente und Ansprüche die Rückkehr in ihre frühere juristische oder administrative Carrière unbenommen und die Beförderung in ihr ungeschmälert bleibt.

Bei all der Intoleranz und dem Haß, den Löffler gegen die „Schreiberei" hegt, enthält sein Werk doch manchen Wink, der, in's Leben gerufen, der Presse außerordentlich heilsam wäre. Um diese ganze Materie zu prüfen und Preßgesetze zu entwerfen, bedarf es eines Mannes, der mit der weitumfassenden wissenschaftlichen Totalübersicht eines Alexanders von Humboldt die technische Kenntniß des Buchhandels und des äußern Schriftwesens, wie Hitzig sie besitzt, verbände, eines Mannes, der, wenn doch einmal das staatliche Interesse mit einseitiger Rücksicht dabei im Auge behalten werden sollte, der Literatur nicht mehr verübe, als z. B. Herr von Rehfues thun würde, der sich

als Staatsmann doch noch immer das individuelle Interesse des Schriftstellers, als etwas, das er durchfühlen und mitempfinden kann, so schön zu erhalten wußte. Bureaumenschen jedoch und gelehrten Kleinkrämern dürfte der Entwurf und die Berathung eines Preßgesetzes am allerwenigsten überlassen werden.

Bei Hitzig traf ich wirklich eine seltene Kenntniß des Buchwesens in seinen äußern Bedingungen und Lebensfragen an. Er ist eine wahre Spezialität in diesem Fache. Er überraschte mich durch einige buchhändlerische Dilemmen, die er mit vielem Scharfsinn löste und bestätigte mir durch Anführung einiger juristischen Erlasse über Verlagrechtsfragen auf's Neue, daß den gewöhnlichen Juristen nichts so verschlossen ist, als das Feld des geistigen Eigenthums, auf welchem sie mit einer Oberflächlichkeit sich bewegen, die unverantwortlich ist. Hitzig bildet mit einigen unterrichteten Buchhändlern (Duncker, Dümmler, Dr. Veit, Parthey u. s. w.) einen Sachverständigen-Verein, dem die Behörden sehr oft zweifelhafte Preßpolizeifälle zur Begutachtung vorlegen.

## XI.

— — Freund D.....ff hatte einige Künstler eingeladen. Drake zeigte uns sein Basrelief: Goethe, wie er im Arm eines römischen Mädchens Hexameter scandirt. Er zeigte uns seine erste und spätere Auffassung. Jene war sinnlicher gedacht, der Knabe zur Linken zündete eben

der edelſte Römer, Sproß des Juliſchen Hauſes, Enkel des Aeneas, verband ſich mit dem Volke gegen die Ariſtokratie: Napoleon der Sohn eines Advokaten, mit der Ariſtokratie gegen das Volk: Cromwell ſuchte keine Allianzen, er vertraute auf das Gebetbuch, welches er im Eiſenkorbe ſeines Degens trug. Cäſar überſtrahlt Alle; denn er machte, daß ihm eine neue Dynaſtie folgte, Cromwell und Napoleon aber brachten es dahin, daß die alten Dynaſtien — wieder zurückkamen!

Die Einſicht in dieſen nothwendigen Weg aller politiſchen Revolutionen hat zuweit um ſich gegriffen, als daß ſich nicht, eben durch den Sieg des Bellerophon, die griechiſche Chimära der Revolution in eine franzöſiſche — Chimäre ſollte verwandelt haben. Den Zeitgenoſſen wie den Nachkommen ſchweben jene unwiderleglichen Geſetze als Warnungen vor, ſchwerlich, um in der Revolution durch Vermeidung derſelben zu ſiegen, ſondern dadurch zu ſiegen, daß man die Revolution ſelbſt umgeht. Wir ſagten zwar, daß moraliſche Umwälzungen niemals ohne politiſche Rückwirkungen ſind. Dies beweiſt die Möglichkeit, die politiſchen Probleme unſrer Zeit auf moraliſche zurückzuführen und ſie dadurch friedlich zu löſen, da wir unter jenen Rückwirkungen nicht gewaltſame zu verſtehen brauchen. Die eigentliche Schärfe der modernen Idee kommt daher, daß ſie die Waffen der Gewalt ſelber tragen will und mit dem Worte entſcheiden möchte, was ſonſt nur durch das Schwert entſchieden wurde. Ich gebe hier nur Hoffnungen und Wünſche, von denen aber nicht der kleinſte Der iſt, daß wir „Gerechtigkeit lernen — moniti!“

die Fackel der Liebe an, noch hielt das schöne Weib den Dichter umschlungen. Für die Plastik machte sich an dieser ersten Auffassung Einiges schöner; für die Idee und die Würde des Dichters ist aber die zweite erhabener. Hier ist der sinnliche Moment vorüber. Aus der überwachten Situation mit dem eingeschlummerten Mädchen, aus dem Tribut an die irdische Natur hebt sich der Dichter mit geistiger Weihe, das Auge aus der stillen Umgebung des genossenen Momentes hinüber sendend in das Land der Dichtung und das schöne weiche Fleisch nur noch als fast gedankenlose Anregung zur Formengebung seiner Begeisterung benutzend. Es zog mich an Drake an, daß er sich, wie jeder wahre Künstler, ein fast naives Bewußtsein über sein sinniges Bild erhalten und fast instinktmäßig alles das in seine Schöpfung hineingelegt zu haben schien, was der Genießende daraus mit soviel Anregung der ergänzenden Verstandeskräfte herausnehmen konnte.

—— Er erkannte Ihren Freund sogleich wieder, der gute, alte Geheimrath F. Ich traf ihn in seinem Garten, wo eben der Hollunder die grünen Gänge zierte und aus jedem Strauch, aus jedem Beete die grünen Keime mit Frühlingssehnsucht hervorbrachen. Ich kam voll von weltlichen Erfahrungen und mattgeredet von politischen Räsonnements, die ich bei N.s anhören mußte, ganz in der vollen Strömung der Ereignisse und hoffte, hier über Kirche und Staat, Rhein und Posen, Ein- und Ausfuhr recht in ein Arsenal von Thatsachen und Aufklärungen

zu treten. Statt deſſen, ſah' ich, hat F. in ſeinem Gartenpavillon einen kleinen Tauchnitz'ſchen Horaz in der Hand, Schellers Lexikon neben ſich und lieſt Beatus ille, qui procul negotiis! Es lag etwas Rührendes in dieſem Contraſt deſſen, was ich erwartete, und deſſen, was ich traf. Ein bedeutender Staatsmann, vor deſſen Hauſe eben der Aktenwagen hielt, ein Beamter, den man gewohnt iſt, über die complizirteſten Fragen der innern Geſetzgebung reden zu hören und deſſen Kenntniſſe über Jedes, was im Lande nur irgend ſich beſteuern läßt, außerordentlich geſucht ſind — ich treff' ihn, wie er eben eine Ode des Horaz lieſt und für jedes ihm entſchwundne Wort in ſeinem alten Scheller Hülfe ſucht! Wohl ihm, der ſich eine ſolche Jünglingsfriſche für ſein Alter zu bewahren weiß und dem noch das Herz jubelt, wenn es ihm gelingt, ſchnell in einem alten ſinnigen Dichterſpruche auszudrücken, wofür man in gewöhnlicher Diktion eine Maſſe leerer Bezeichnungen verbraucht. Es iſt ſo ſchön, wenn man ſich im Gewühl der Alltäglichkeit das Menſchliche bewahren kann.

— — Als König Philipp im Schiller'ſchen Don Carlos war Seydelmann ſehr tüchtig. Er hatte das Karrikirte, welches in Schiller's urſprünglicher Zeichnung zu liegen ſcheint, ſehr gemildert und einen Guß in den Charakter gebracht, der ihm eine größere Einheit in der Darſtellung giebt, als ihn Philipp auf dem Papiere hat. Das häufige Ueberſpringen der Gefühlsſtimmungen in dieſer Rolle

gelang dem Künſtler beſſer, als ich es ſonſt in einer Rolle deſſelben (mit Ausnahme des Steele in meinem Savage) gefunden habe. So oft der König nur auftrat, war er ſiegreich. Der Monolog in der Nacht war ſehr gut ausgearbeitet und nur in der Scene mit Alba und Domingo hätt' ich bei der Stelle, wo Alba ſich anheiſchig macht, die Untreue der Königin zu beweiſen, einen ganz neuen, excentriſchen Impuls in der Gemüthsſtimmung gewünſcht, die den König durchfiebert. Es iſt keine Frage, daß Philipp eine von Seydelmanns beſten Rollen iſt und ihm überall Bewunderer erwerben muß. — Herr Grua hat für Don Carlos nicht mehr Jugendlichkeit genug; Herr Devrient beſitzt die Geſtalt und die ſonore Organsfülle nicht, die ich mir mit dem Poſa verbunden denke. Mad. Crelinger war als Eboli ſehr durchdacht und in ihrer Wirkung an den Glanzſtellen der Rolle zuweilen hinreißend. Die ganze Vorſtellung hatte etwas Imponirendes, obgleich die Beſetzung einiger Rollen, die nicht zu den Nebenrollen gehörten, manches zu wünſchen übrig ließ.

Ich kann nicht umhin, hier auf einen Mißſtand aufmerkſam zu machen, dem ſich vielleicht in Zukunft zum Vortheil des rezitirenden Dramas in Berlin abhelfen ließe. Wenn im königl. Schauſpielhauſe der Vorhang fällt, ſo währt es eine Weile, bis die Muſik ſpielt. Endlich beginnt ſie, ſpielt einen Conzertſatz (meiſt allerdings mit mehr Präziſion, als auf andern Bühnen, wo die

Zwischenaktsmusiken ganz erbärmlich ausgeführt werden), hört aber mit der Schlußfigur auf und läßt bis zum Beginn eines neuen Aktes nicht selten außerordentlich lange Pausen offen. Man kann aber überzeugt sein, daß ein solches Verfahren dem Autor und Schauspieler gleich schädlich ist. Die Musik in den Zwischenakten soll nicht zur bloßen Unterhaltung da sein, sondern sie soll die Illusion des vorgeführten Dramas vermehren helfen. Jeder Theaterdirektor weiß, daß man ein neues Stück bei seiner ersten Aufführung durch allzulange Zwischenakte scheitern machen kann. Die lange Pause zerstreut das Publikum, reißt es aus der Illusion, fordert zum allzulebhaften Austausch kritischer Urtheile heraus. Wie manches Stück ist das Opfer des allzulangen Umkleidens der ersten Liebhaberin geworden! Um nun die üble Wirkung solcher Mißstände und überhaupt Möglichkeiten dieser Art ganz zu umgehen, giebt es nur das eine Mittel, daß die Musik den ganzen Zwischenakt ausfüllt. Sie muß mit dem Fallen des Vorhanges beginnen und erst wieder aufhören, wenn er zum neuen Akte in die Höhe geht. Ich erkundigte mich, ob es denn nicht möglich wäre, diese Veranstaltung zu treffen? Man sagte: Nein! Warum nicht? Weil Spontini über jeden Geigenstrich im Theater zu gebieten hat und es nicht möglich wäre, ihn zu einer Aenderung dieser bisherigen Unsitte zu bewegen. Hat er Gründe? Ja. Erstens bekämen die Instrumentisten eine so geringe Gage, daß man ihnen nicht zu viel zumuthen dürfe.

zweitens wollen sie ihre Musikstücke im Zusammenhang spielen und sich nicht durch die Klingel des Souffleurs unterbrechen lassen. Der erste Grund ist leer; denn da die Herren einmal im Theater sind, so wird's ihnen wenig verschlagen, ob sie fleißig spielen oder sich in Gesprächen unterhalten, um so mehr, da meistens junge Remplacanten für die eigentlich engagirten Kammermusiker zu spielen pflegen. Der zweite ist noch leerer, denn im Schauspiel kommt es nur auf das Drama, nicht auf die Musik als solche an. Sie muß sich jenem unterordnen und auf eigene Geltung verzichten. Auf fast allen Theatern ist es Sitte, daß mit der Klingel des Souffleurs der Vorgeiger abbricht, und wär' es auch mitten in einer Cadenz. Man halte diese Bitte um Abhülfe nicht für kleinlich! Wer für das Theater schreibt, (Blum, C. Devrient, Raupach müssen es bestätigen) weiß, wie schädlich den Stücken die gedrückte Stille der Zwischenakte ist und wie vortheilhaft es für die heitere Stimmung und Erregtheit der Zuschauer wirkt, wenn die ganze Zeit zwischen dem Fallen und Aufgehen des Vorhangs mit einer anregenden, heiterbelebenden Musik ausgefüllt wird. Des Verdeckens einer widerwärtig langen Umkleidung gar nicht zu gedenken! Sollte sich Maestro Spontini, le grand maitre de la Chapelle, nicht erweichen lassen?

## XII.

— — Von dem großen Diner bei Schlesinger hat man schon in allen Blättern gelesen. Solche Massen von Ruhm

kann man nur in Paris, London und Berlin zuſammenhaben. Man wird ſich in Cirkeln dieſer Art nicht einander vorgeſtellt, ſondern kann Gefahr laufen, ſich über eine wiſſenſchaftliche Richtung mißfällig zu äußern, deren vorzüglichſter Repräſentant Einem grade gegenüber ſitzt. Man ſah hier bei Schleſinger den Componiſten des Poſtillons von Lonjumeau, Herrn Adam, der ein beinahe deutſches Geſicht hat und wenig von dem blitzend Intereſſanten eines Franzoſen verrieth. Ein belgiſcher Arzt, Dr. Philipp, hatte ſoeben vom König die goldene Medaille für ſein Werk über Dieffenbach's Chirurgie erhalten. Hofrath M. vom ſtatiſtiſchen Büreau führte mich in alte Sprachreinigungsſtudien zurück: er bewies mir, daß allein in der deutſchen Kriegsſprache ein noch unerſchöpfter Born neuer Wortbereicherungen für uns läge. Tapfer und altdeutſch in ſeinem Weſen, ſtieß er nur auf Gutes und Braves an. Vom Aſſeſſor W. erwartet man eine politiſche Brochüre. Carl Blum erzählte von einem neuen Luſtſpiele, nach einer engliſchen Anekdote, worin Seydelmann eine Glanzrolle haben ſollte. Von ſeinem Doctor Reckum ſagte er, dieſer wäre ihm über den Kopf gewachſen. Man hätte, durch den Namen verführt, mehr in dem Charakter geſucht, als er hineinzulegen dachte und wäre ohnedies von Rückſichten gebunden geweſen, die ihm eine gründlichere Erſchöpfung des Muckerthums für ſeine „Schwärmerei nach der Mode" verboten hätten. Felix Mendelsſohn und Meyerbeer — beide ſo verſchieden in ihrer

muſikaliſchen Art — ſaßen zuſammen und erinnerten ſich aus alter Zeit, wie gern ſie beide in London Mehlſpeiſen gegeſſen hätten! Von Muſik ſprachen ſie nicht, ſondern von Mehlſpeiſen. Mendelsſohn ſucht einen Operntext, Meyerbeer ein beſſeres Klima für ſeine Geſundheit. Von ſeinen Tantiemen in Frankreich machte mir Meyerbeer tantaliſche Schilderungen. Ein armer deutſcher Autor, der für ein überall gegebenes Stück noch keine 1000 Thaler binnen zwei Jahren erntet, hört mit geſperrtem Munde, daß Scribe, ohne neue Dramen zu ſchreiben, lediglich vom Ertrage der alten jährlich eine Rente von 40,000 Franken bezieht! Damen, die ſich an den Liedern von Truhn, Rücken und Banck ergötzen, würd' ich manches über die äußere Art dieſer Männer erzählen, wenn nicht die Porträtmalerei in der Literatur zu verrufen wäre. Der berühmte Maler Begas iſt ein Rheinländer, mit der ganzen Agilität ſeiner Landsleute begabt, ein Redner, der nie ruht und den ein inneres Feuer zu verzehren droht. Er ſpricht mit Geiſt über ſeine Kunſt und iſt kein Diplomat, wenn man ihn über die Leiſtungen Anderer befragt. Er iſt jetzt mit einem großen kirchlichen Gemälde beſchäftigt.

— Auf die ſtereotype Frage: Warum bleiben Sie nicht bei uns? bracht' ich mit der Zeit wohl einige Dutzend Antworten heraus. Und doch muß man geſtehen, bietet Berlin demjenigen ſehr viel Feſſelndes dar, der ſich einer ſichern Anknüpfung an öffentliche Thatſachen daſelbſt zu

erfreuen hat. Ohne Zweck und Ziel kann man in Berlin vor Langerweile vergehen. Wer aber entweder einen Wirkungskreis ausfüllt oder sonst einen Plan verfolgt, dem werden die angenehmen Seiten des hiesigen Aufenthalts sehr lockend entgegentreten. Das helle Aeußere Berlins zeichnet die Stadt vor vielen andern aus. Die freien, geräumigen, sonnenhellen Straßen, die bequem gelegenen Häuser mit den freundlichsten Wohnungen sind schon ein Vorsprung, den andere Städte nicht so leicht nachholen. Für die Geselligkeit ist ein Bedürfniß vorhanden, das z. B. in Hamburg und Frankfurt, wo sich die Familien im wechselseitigen Abschluß doch ganz behaglich fühlen, fehlt. Man ist in Berlin auf Umgang angewiesen und trachtet nach Annäherungen. Durch wechselseitiges Ueberbieten in Gastereien werden diese nicht erschwert. Man verschmäht die lächerliche Eitelkeit, bei einer jährlichen Abfütterung sein Silber und Gold zu zeigen. Der materielle Mensch macht weniger Ansprüche, als irgendwo und wo kann dem geistigen wohl eine reichere Kost geboten werden? Das Streben nach Bildung ist allgemein, Verdienst in irgend einem geistigen Bereiche wird hochgeehrt und man geizt nach dem Umgange mit dem, was irgend nur über das allgemeine Niveau hervorragt. Das ganze gesellige Leben Berlins ist auf Mittelstand gebaut, denn er ist der überwiegend vorherrschende. Das Durchschnittliche der Tagesordnung erleichtert sehr die Anknüpfungen, denn man kann es fast überall voraus-

ſetzen. Man lebt nicht abgeſchloſſen in ſeinem Hauſe, ſondern verläßt es ohne die Beſorgniß, durch einen flüchtigen Beſuch eines anſtändigen Vergnügungsortes etwas von ſeiner Würde zu verlieren. Für daſſelbe Geld, womit man in Hamburg, Frankfurt, Leipzig, und andern reichen Städten doch immer nur ein gedrückter Menſch iſt, kann man ſich in Berlin ein angenehmes Daſein ſchaffen und ſich in aller Unſchuld auf ſeine Art, das Leben zu genießen, etwas einbilden. Freilich einige Störungen giebt es, die den Horizont trüben; doch ſind ſie dem Berliner, der in ihnen auferzogen iſt, weniger läſtig, als dem Ausländer, der ſich ſchwer an ſie gewöhnt.

## XIII.

— — Warum wollen Sie durchaus etwas von der Berliner Literatur hören? Laſſen Sie dieſen Kelch an mir vorübergehen! Sie wiſſen, daß in Berlin Alles, was dort die Feder führt, mir mehr oder weniger Feind iſt; Sie wiſſen, daß ich längſt, um einen Troſt zu haben, mit Carlos im Clavigo denke: „Und wirſt du nicht beneidet, ſo biſt du auch nicht glücklich.“

Das Unglücklichſte am Menſchen iſt der Wahn. Denn der Wahn läßt ſich nicht bekämpfen, ja er erſcheint nicht ſelten in dem Glanzlicht heiliger Ueberzeugung, wo er doch nur eine innere optiſche Täuſchung des Geiſtes iſt. So werden hier in Berlin manche der beſten Köpfe von einem Wahne geblendet. Sie glauben ſich des Guten

bewußt und ahnen nicht, daß ſie nur von eingebildeten Phantomen umgeben ſind. Wenn ich ſie ſehe, ſo faßt mich ein tiefes Mitleid und ich kann ihnen, ſelbſt bei ihrem Haſſe, nicht gram ſein. Ich fühle dann, wie glücklich der iſt, der die Tugend der Selbſtentäußerung kennt. Fühlten ſie nur einen Augenblick, daß wir mit allen unſern Einbildungen arm und ſchwach ſind, ſie würden neue Menſchen werden.

Die Sprödigkeit der Regierung, ſelbſt ſtudirten und talentvollen Köpfen die Begründung von Zeitſchriften zu geſtatten, hat das Uebel nach ſich gezogen, daß viele der hieſigen Schriftſteller ſich auf meiſtens ſehr geſchwätzige Berichte in auswärtige Blätter verlegten. Dinge, die man in hieſigen Organen, mit weit mehr Mäßigung beſprechen würde, kann man in Leipziger Blättern immer gewiß ſein, ſehr gehäſſig dargeſtellt zu finden. Durch dieſes Anpochen bei fremden Zeitſchriften vergiebt ſich der hieſige Literat viel von der Anhänglichkeit, die er unter allen Umſtänden gegen das Heimathliche haben würde und verfällt in Mauerie bei Veranlaſſungen, wo kaum ein Grund dafür vorhanden ſcheint. Würdevolle Gediegenheit, mit welcher man früher in Berlin Anſichten und Zuſtände erörterte, geht verloren und ein malkontentes gehäſſiges Weſen wird in Köpfen genährt, die von Natur geboren ſcheinen, kein Waſſer zu trüben.

## X.

## Gott in der Geschichte.

Bayle, der beinahe selbst Atheist war, stellte den Satz auf: „Ich will lieber Atheist, als Götzendiener sein.“ Montesquieu widerlegte den Satz vom politischen Standpunkte aus und gibt mit der bewunderungswürdigen Geschmeidigkeit seines Geistes, mit der ihn durchaus charakterisirenden Mischung von Ironie und Ernsthaftigkeit seiner Entgegnung die Wendung, daß, wenn es unnütz wäre, die Unterthanen durch Religion zu zügeln, sie doch wenigstens für die Fürsten existiren müßte, welche sich durch menschliche Gesetze selten einschränken ließen. Er sagt, daß wenn die Alten einem Laster Altäre errichteten, dies nicht bedeuten sollte, daß sie das Laster liebten, sondern daß sie es fürchteten. Oder welch ein Sinn kann darin liegen, wenn die kriegerischen Lazedämonier der Furcht einen Tempel bauten? Ich möchte zu dem, was Montesquieu hierüber sagt, hinzufügen, daß die Alten den Himmel für eine Tyrannei hielten, für einen unersättlichen Egoismus, der nicht geliebt, sondern auf jede Weise befriedigt sein wollte. Wenn bei den Alten erst der Gedanke entstehen konnte, daß der Schrecken, Phobos, eine Gottheit sei, so lag der zweite Gedanke nahe

## XIV.

— — Es ist erstaunlich, wie wenig Zeit Alexander von Humboldt braucht, um etwas Geistvolles zu sagen; noch erstaunlicher, wie leicht er von einigen Aperçüs über die kaukasische Menschenrace zu einigen Winken über das Princip des Aristoteles von der Tragödie übergeht. Er klagte, daß bei den Berliner Gelehrten universelle Bildung und allgemeine Humanität (im Herder'schen Sinne) immer seltener würden; man hätte außerordentlich gründliche Forscher, aber wenige verstünden, über ihr Gebiet hinaus, sich für Andres auch nur einmal empfänglich zu zeigen. Er nannte meinen alten Lehrer, den wackern A. Boeckh, als eine der wenigen rühmlichen Ausnahmen.

— Die Ernst'sche Theaterschule! Die Anstalt hat mich weniger in dem, was sie leistet, als was sie leisten könnte, viel beschäftigte Eduard Devrient kam mit mir darin überein, daß es unverantwortlich ist, die Selbst-Retrutirung des deutschen Schauspiels ferner noch dem blinden Ungefähr zu überlassen und in einer Zeit, wo der tüchtigen Kräfte, die die Bühne heben und halten könnten, immer weniger werden, nicht endlich auf Erziehung und systematische Bildung von Schauspielern bedacht zu sein. Frankreich hat seine theatralische Akademie. In England ist der Unterricht, in Italien der Volksgeist auf rhetorische Vorbildung gebaut. Nur bei uns, die wir zum Schauspieler in unserm Nationalcharakter so gut, wie gar keine Prädestination haben, nur bei

uns überläßt man es dem Zufall, daß Schauspieler gezeitigt werden. Unsre Schulen haben nicht einen Unterrichtszweig, der einem künftigen Schauspieler eine Vorbildung geben könnte; denn das, was man in unsern Schulen Deklamationsübung nennt, wird man doch wohl nicht dafür halten? Unsre jetzigen Schauspieler gehörten früher meist dem Handelsstande an, wenige erhielten eine bis in höhere Klassen hinaufgeführte Schulbildung. Ein hübsches Bein, eine schlanke Taille, gute Brust und die Theatersucht pflegen meist den Beruf des Anfängers zu erhärten. Ist das Glück gut, so spielt sich der Anfänger herauf, kommt von kleinen Bühnen zu größern, bleibt aber nur Routinier und kann als solcher zuletzt eine lebenslängliche Anstellung an einem Hoftheater als Ziel seiner Wünsche wohl erreichen. Ist nun aber das Glück nicht günstig — wie dann? Wie, wenn man endlich so weit gekommen ist, wie wir es jetzt in der That sind, daß wir hundert erträgliche Schauspieler sehen, ohne ein einziges Talent zu entdecken! Man möchte oft seinen Augen nicht trauen, wenn man jetzt liest, daß Schauspieler, die vor drei Jahren in Husum ausgelacht wurden, am Hoftheater in Burtehude angestellt sind. Sie sind dieselben geblieben, haben allerdings mehr Routine bekommen, aber was sie allein engagirte, ist der schreckliche Mangel an Schauspielern, die nur einigermaaßen mit Armen und Beinen, Brust und Stimme etwas vorstellen. Ebenso ist es mit den Weibern. Junge Mädchen mit etwas

Larve laufen auf die Bühne, ohne Geschriebenes recht lesen zu können und wenn sie auch etwas französisch parlirten, so fehlt ihnen doch in einem entsetzlichen Grade wieder das innere quecksilberne Prinzip, die Unruhe des Talents, der unwiderstehliche Drang nach etwas Reellerem, als der leere Beifall. Applaus wollen sie alle, aber wenige wissen sich Rechenschaft zu geben, wodurch sie ihn verdienen, noch weniger, wie er ihnen nie entgehen könnte. Dann kommt die Kabale, die künstliche Journalistik, das Lügenwesen der Theatercorrespondenzen und wir sehen Individuen für Künstler gelten, die nicht einmal das Handwerksmäßige in ihrem Beruf erlernt haben. Und da es mit den Aussichten für unsre Bühne immer schlechter, da immer frecher und gewissenloser in den Blättern gelogen wird, so ist es wahrlich Zeit, daß man daran denkt, der drohenden Sündfluth einen Damm zu bauen. Dieser müßte die Begründung einer Theaterakademie im größten Style sein und Gd. Devrient hat Recht, wenn er Berlin für den passendsten Ort dazu erklärt.

Die Schauspielkunst gehört den bildenden Künsten an und noch ist kein Maler da gewesen, der nicht Zeichnen gelernt hätte. Correggio besuchte allerdings keine Akademie, aber er hatte, ehe er Bilder malte, Töpfe gemalt. Unsre Schauspieler bilden sich ein, ihr Genie würde sie über Alles, was gemeine Menschen zu ihrer Ausbildung thun müssen, hinwegheben. Sie werden sich gegen eine Theaterschule immer mit der Bemerkung wappnen, daß

ſie ſagen: Schauſpielertalent kann man ſich nie durch Unterricht geben. Wer ſagt, daß in eine Anſtalt der Art junge Männer und Mädchen aufgenommen werden ſollen, die nicht ſchon eine erſte Talentprobe zu beſtehen hatten? In einer Anſtalt dieſer Art müßt' es ſo ſtreng genommen werden, wie im hieſigen königl. Gewerbinſtitut. Wer nicht von Jahr zu Jahr glänzende Fortſchritte macht, wird exmirirt. Fleiß, ſittſames Betragen, achtbare Mittelmäßigkeit werden nicht anerkannt; man will nur Außerordentliches und bringt es dann auch wirklich dazu, daß aus der erſten Klaſſe des Gewerbinſtitutes nur die ausgezeichnetſten Köpfe in's praktiſche Leben treten.

## XV.

—— Ich komme noch einmal auf die Theaterſchule zurück; denn auch Seydelmann wurde in einem Geſpräche ſehr lebhaft davon angeregt. In Stuttgart hatte er die Uebungen einer Deklamationsſchule zu leiten, die für das dortige Theater die Anfänger weiter heranbilden ſollte. Seydelmann ſagte: „Eine Theater-Akademie wäre vorzugsweis in Berlin an ihrem Platze, doch könnte auch in Wien eine beſtehen. Der Zudrang junger Leute zum Theater iſt hier in Berlin außerordentlich und nicht immer ſind ſie talentlos. Eine ſtrenge Prüfung müßte über die Aufnahme entſcheiden. Die Lehranſtalt müßte eine Dependenz des Hoftheaters ſein und durch ein eignes, ihr gewidmetes königliches Gebäude ſchon eine äußere Geltung

anſprechen. Die praktiſchen Uebungen könnten von einigen Hofſchauſpielern geleitet werden, doch müßten ſie immer auf einem eigens dazu eingerichteten kleinen Theater Statt finden, damit früh das Bewußtſein der Nähe eines Publikums ausgebildet und ſchon ein Theil vom Lampenfieber überwunden wird."

Im Allgemeinen wird die Hauptſache bei einer ſolchen Anſtalt weder durch Sprachunterricht, noch durch Mimik und Plaſtik, noch durch praktiſche Uebungen in der Art, daß man kleine Stücke aufführt, vollkommen erreicht. Es kann dieſe Methode, ſelbſt wenn hübſche Mittel und Gelehrigkeit hinzukämen, doch noch immer keine bedeutenden Reſultate abwerfen. Es müßte zur richtigen Löſung der Aufgabe noch Mancherlei hinzukommen, deſſen Erörterung ich mir vorbehalten will, wenn Ed. Devrient die Frage öffentlich anregt. Dieſer ſprach vorläufig ſehr wahr über eine veränderte Methode in der Anleitung zum Deklamiren und Seydelmann über den Vortrag der Geſchichte mit beſonderen Winken für den Schauſpieler, der ſich aus ihr noch etwas Anderes entlehnen muß, als der Gelehrte.

—— In einem Mittagsconzert, das durch ein lärmendes Militärorcheſter in der Singakademie veranſtaltet wurde, ſang der Komiker Schneider ein märkiſches Volkslied aus alter Zeit, das ſich noch bis jetzt im Munde der Ammen, Kinderwärterinnen und guten Mütter erhalten hat. Das Seelenvolle dieſes ſchmuckloſen mehr komiſchen als ernſten

Liedes rührte zu Thränen. Welche Schätze birgt das Gemüth des deutschen Volkes! Ganze Colonnen Donizettischer Notensätze wiegen mir nicht einen einzigen Takt aus den rührenden Klängen dieses Volksliedes auf.

— — Altenstein gestorben! — Wenn eine Todeskunde mit solcher Bestürzung aufgenommen wird, wie man sie über diese auf allen Mienen abgeprägt findet, so ist es ein Zeichen, daß man mit dem Tode des Menschen auch den Tod einer Thatsache fürchtet. Wenn man so begierig über den Nachfolger forscht, wie es in diesem Fall geschieht, so sieht man wohl, daß man einen Gedanken in Gefahr glaubt und sich weniger um eine Individualität als um die Ideen Kummer macht.

An Altenstein hatte man immer das günstige Vorurtheil, daß seine Bildungsperiode zum Staatsmann einer Zeit angehört, wo der wissenschaftliche Gedanke eine höhere Geltung besaß, als die gleichzeitigen politischen und historischen Zustände. Damals, als dem preußischen Staate und dem deutschen Volke im Zustande ihrer tiefsten Erniedrigung nur noch die letzliche Hoffnung blieb, daß das Unglück nur vielleicht den alten Sauerteig des vorigen Jahrhunderts dürfte ausgefegt haben und eine geistige und sittliche Wiedergeburt des Vaterlandes wohl die Willkür und den Uebermuth der Fremdherrschaft brechen könnte, damals hatte sich der Staatsmänner ein ideeller Aufschwung bemächtigt, der sie weit über das gewöhnliche Niveau der sonstigen politischen Alltagsbildung empor-

trug. Altenstein war einer von den Männern, die dem Gedanken ein ursprüngliches Recht einräumten und eher geneigt sind, das öffentliche Gesetz unter die Herrschaft der Ideen, als diese unter die Herrschaft des erstern zu bringen. Diesen Muth verdankte Altenstein der Zeit, wo er zum ersten Male mit öffentlichen Aufträgen betraut wurde.

Wie sind unsre Staatsmänner von heute so anders geworden! Ihre Jugend fiel meist in jene Zeiten der Verstimmung und politischen Unbehaglichkeit, wo man nach dem Sturze Napoleons von der Schwärmerei der Jugend und dem Fanatismus einiger ihrer Lehrer die Existenz der Staaten bedroht glaubte. Die ersten politischen Eindrücke, die sie empfingen, waren für die Ausbildung einer freien, unumwölkten Beurtheilung der Menschen und Dinge höchst unvortheilhaft. Die jungen Adligen (denn solche sind es meist) sahen auf der Universität, wo sie studierten, einem phantastischen Treiben der damaligen Jugend zu, standen, wenn sie sich Landsmannschaften anschlossen, in einem feindseligen Gegensatze gegen die überwiegende Mehrzahl der Commilitonen und trafen bei ihrem Eintritt in die Staatscarrière nicht selten sogleich die Verpflichtung an, richterlich und polizeilich gegen eine Bewegung zu verfahren, die allerdings die Staatsgewalt mit Besorgnissen erfüllen mußte. Ein großer Theil von Staatsmännern, die ihre erste politische Bildung aus jener unglücklichen Zeit herschreiben, haben den dualistischen Gesichtspunkt, aus welchem sie das ganze Staatsgebiet

überschauen, nicht wieder loswerden können. Sie sehen nur Gehorchende und Aufsätzige, sie sehen nur Stabilität und Revolution. An jeder Neuerung, mag sie in sittlichen, wissenschaftlichen, erwerblichen oder sonstigen Bereichen vorkommen, springt ihnen zuerst das Polizeiliche entgegen, und der allerdings immer fortgährende Geist der Unruhe, der aber so alt, wie die Welt ist, giebt ihnen unaufhörlich neue Handhaben für ihren politischen Standpunkt, dessen Stütze eine nicht mehr in ihnen auszurottende fixe Idee geworden ist.

Altenstein hat sicher während seiner ministeriellen Wirksamkeit das Störende des Neuerungsfiebers genugsam empfunden. Denn der schöne methodische Aufbau seiner Schöpfungen ward ihm fortwährend von den Einflüssen und Folgen desselben gestört. Er hätte sicher den Universitäten eine andre Reform gegeben, als ihm die polizeilichen Ansprüche, die andre Staatsgewalten auf die Hochschulen machten, gestatteten. Er mußte sich allgemeinen Verfügungen, die in Berlin und Wien entworfen und von Frankfurt a. M. aus datirt wurden, unterordnen und konnte aus der Unbehaglichkeit, in welche ihn oft diese Nothwendigkeit versetzte, sich nicht anders helfen, als daß er dafür den Universitäten Unterstützungen und Vermehrungen ihrer Studienfonds und ihrer Lehrmittel zuwandte, soviel die Munifizenz des Königs nur möglich machte. Ein Staatsmann aus der Periode, in welcher Altenstein politisch fühlen, denken und handeln

lernte, konnte nie in dem Neuerungstriebe des Zeitgeistes etwas absolut Verderbliches, für sich, isolirt Thätiges und isolirt zu Bekämpfendes sehen. Ihm mußten offen vor Augen liegen die Verbindungssehnen, welche die Extremität des Bösen noch immer an den Rumpf des Guten gefesselt halten und wie es im sittlichen Leben der Völker Uebergänge gebe, wo eine einseitige Wirkung nach dem Einen hin auch das bessere Andere in Verwirrung bringen muß. Staatsmänner, die aus unserer neuen administrativen Periode herstammen, können nicht wissen, daß das, was heute die Miene der Revolution annehmen muß, morgen leicht die loyale Ordnung des Tages werden kann, wie dies in der Zeit der Fall war, wo Friedrich Wilhelm III. vor Napoleon Bewegungen desavouiren mußte, denen zuletzt Deutschland und Preußen ihre Befreiung verdankten. Erst mit dem Jahre 1830 und seinen Folgen wurde manchem dieser jüngern Staatsmänner der politische Horizont aufgeklärt, oder sie lernten es, sich stillschweigend in politische Dinge schicken, die, so bedenklich sie waren, doch von keiner menschlichen Gewalt geändert werden konnten.

Die soviel bewunderte preußische Schulverfassung ist Altensteins Werk. Er begann seine Reformen erst mit der breiten Unterlage des allgemeinen Volksunterrichts. Er vermehrte die Zahl der Schulen und machte da, wo die Mittel des Staates nicht mehr ausreichten, den Ehrgeiz der Communen für das Unterrichtswesen verantwortlich. Die Zahl der Schulen, der Schüler und Lehrer

ſtieg in bewunderungswürdigem Fortſchritt. Dieſer Inſtitution gab er einen Unterbau an der Errichtung neuer und Verbeſſerung der alten Seminarien. Es wurden Lehrer erzogen, denen man zugleich eine beſſere pekuniäre Stellung gab, um ſie nicht zu zwingen, neben dem Pakel noch immer wie früher die Nähnadel zu führen. Auch in das Volksſchullehrerweſen kam viel Schwindelei und Theorieenſucht. Altenſtein griff aber dem oft an's Lächerliche ſtreifenden Weſen der Volkspädagogen nicht vor, ſondern ließ dem entfeſſelten Fiebergeiſte Zeit, ſich auszutoben. Hat es mich doch gefreut, den bekannten Dieſterweg, einen tüchtigen und wackern, aber über deutſches Univerſitäts- und höheres Unterrichtsweſen gewiß befangenen Mann, in einer ganz bedeutenden amtlichen Wirkſamkeit hier ungeſtört walten zu ſehen! Den Gymnaſien gab Altenſtein eine gleichmäßige Form. Er nahm ihnen, was überflüſſig, er gab, was ihnen fehlte. Dem Vorwurf, daß ſie zu ausſchließlich auf den Gelehrtenſtand berechnet wären, begegnete er durch die Einrichtung, daß der Unterricht bis in Tertia in einer Allgemeinheit gehalten wird, daß er auch künftigen Geſchäftsmännern als Vorbereitung dienen kann. Unerſchrocken trotzte er den albernen Zumuthungen der Realiſten, die dem Gymnaſialunterricht die Firma: Alles für Alle! geben wollten und Naturwiſſenſchaften, neuere Sprachen, das Rechnungsweſen in einer Ausdehnung behandelt wünſchten, daß auch gleich ein fertiger Kaufmann und Technologe von ihnen abgehen könne. Für

genug, daß dieſe Gottheit zu verehren zwar nicht heilig, aber klug wäre. Der Tempel der Lazedämonier war demnach eine Satisfaction, von welcher ſie hofften, daß durch ſie die Rache eines perſonifizirten abſcheulichen Begriffes könnte abgehalten werden.

Nicht ſo glücklich iſt Montesquieu's Entgegnung auf ein zweites religiöſes Paradoxon Bayle's, welches die Staatsfähigkeit des Chriſtenthums betrifft. Bayle ſagt: daß wahrhafte Chriſten niemals einen dauerhaften Staat gründen könnten. Beſtimmt man dieſen Satz etwas anders, als ihn Montesquieu genommen hat, ſo glaub' ich läßt er ſich vertheidigen, obwohl mehr zur Ehre, wie zum Nachtheile des Chriſtenthums. Der urſprüngliche Geiſt des Chriſtenthums kennt keine Geſetze, ſondern nur Rathſchläge; aber es iſt unmöglich, ſich ein Gemeinweſen ohne probibitive Inſtitutionen zu denken. Der ganze Charakter des Chriſtenthums geht darauf aus, beſtimmte vorhandene Zuſtände als die Grundlage ſeines Gebäudes anzuſehen, wie ja auch der Gedanke einer politiſchen Unabhängigkeit von ihrer Zeit niemals in die Köpfe der Apoſtel gekommen iſt, vielmehr jene Klugheitsregel: fürchtet die Obrigkeit! allmälig zu einem chriſtlichen Theorem erhoben wurde. Endlich wird mit dieſer Staatsunfähigkeit des Chriſtenthums, die ſich beim Judenthume und Islam nicht findet, ſo wenig ein Mangel ausgeſprochen, daß im Gegentheil dieſer Satz in der Geſchichte feſtzuſtehen ſcheint: Je reiner die Offenbarung, deſto unbeholfener ihr geſchichtliches Auftreten. Denn was kann z. B. höher liegen, als der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele! Wir nehmen dieſes Theorem als einen Prüfſtein aller Religionen an und finden doch, daß nichtsdeſtoweniger kein Satz für die menſch-

dieſe Anforderungen wurden Gewerbſchulen errichtet. Namentlich ſteuerte man in Berlin mit Recht dem ſchlechten Klipp- und Winkelſchulweſen, errichtete Stadt- und Communalſchulen, die von geprüften Lehrern geleitet werden und erzieht in ihnen bis zu allen jenen Kenntniſſen hin, die der Realismus, unvernünftig genug, in den Kreis der Gymnaſialbildung gezogen wünſcht. Daß die Univerſitätsverfaſſung nicht Altenſteins freies Werk iſt, wurde ſchon geſagt und wir fügen hinzu, daß ihm auch nicht Alles anzurechnen iſt, was im Kirchlichen als Zwangsvorſchrift auftrat. Pietiſtiſcher Einflüſſe durfte er ſich nicht immer erwehren; ja die Strenge, mit der man in Preußen das gewiß löbliche Unternehmen der Union und die Einführung der Agende durchſetzte, iſt ſicher nicht aus ſeinem Sinne gekommen. Wie ſehr Altenſtein bedacht war, in Colliſionsfällen wenigſtens die Lehrfreiheit vor den Verketzerungen des Pietismus zu retten, beweiſt das taktfeſte Benehmen in der zweimaligen Halliſchen Streitfrage 1829 und 1839.

Daß es in einzelnen Branchen zu beſſern gäbe, iſt keine Frage. Namentlich ſollte in der Verfaſſung der Univerſitäten, wenn einmal die polizeiliche Furcht vor dem Verbindungsweſen nachgelaſſen hätte, viel und durchgreifend geändert werden. Die hieſige Univerſität z. B. überläßt die Bildung ihrer Zöglinge ſehr dem Zufalle. Die Profeſſoren ſind von der Größe und den Abwechſelungen der Reſidenz zerſtreut, die Hörer ſind es nicht minder.

Eine Beziehung des Schülers zum Lehrer findet mit wenigen Ausnahmen nirgends Statt, und selbst bei diesen Ausnahmen wird sie vom Schüler gesucht, nicht vom Lehrer angeboten oder vorausgesetzt. Es fehlt dem ganzen Körper dieser Akademie Einheit, Mittelpunkt. Die Professoren erfüllen neben ihrem Beruf als Lehrer noch eine Menge anderer, als Aerzte, Räthe, Prediger, Schulprofessoren, sie erzielen meist von einem in's Weite getriebenen Aemtercumulus Einnahmen, wo die Universität nur mit den geringsten Posten verzeichnet steht, so daß sie dem Katheder nur zum kleinen Theil angehören und in einem noch geringeren dem Studenten, für den sie weder menschlich gesellig, noch wissenschaftlich beaufsichtigend und controlirend vorhanden sind.

Noch einer größern Umgestaltung bedarf die pädagogische Bildung der sogenannten Oberlehrer. Ich kenne die pädagogische Anleitung nicht, die der Philolog in den sogenannten pädagogischen Seminarien erhält, aber ich kenne einige ihrer Vorsteher und weiß, daß es diesen, die selbst bei aller Gelehrsamkeit nur sehr unbeholfene Lehrer sind, unmöglich sein muß, eine Anleitung zur richtigen Mittheilung gelehrter Kenntnisse zu geben. Ich kenne die Unterrichtsmethode auf unsern Gymnasien, und weiß, daß ihre Resultate von einer oft totalen pädagogischen Unfähigkeit der Lehrer schmählich verkümmert werden. Die Prüfungen der Lehrer sind überwiegend philologisch. Man sagt z. B. eine sogenannte Probelection des Cra-

minanden an und rechnet darauf, daß er eine Stelle des Horaz in Prima ſicher in lateiniſcher Sprache erklären werde. Der Gebrauch der lateiniſchen Sprache auf den Gymnaſien iſt aber, wenigſtens für die Exegeſe, ein ganz verderblicher. Die lateiniſche Sprache erlaubt eine Menge von Umſchreibungen und Redeflosteln, die mehr als eine Stunde lang beim Lehrer wie beim Schüler die eigentlich gediegenen Kenntniſſe, ob ſie da ſind, ganz verſchleiern. Was im Deutſchen ſich ſogleich als fade zu erkennen giebt, kann im Lateiniſchen oft geiſtreich herauskommen, wenn es nur mit einigem Color latinus gefärbt iſt. Ein gewandter Lateinredner hält während einer Stunde den Mund nicht ſtill und weder die Idee des vorliegenden Gedichts, noch irgend etwas im Einzelnen wird dabei klar. Will man das Lateinreden befördern, ſo ſollt' es wenigſtens da nicht angebracht werden, wo man einigen koketten Phraſen aus der Syntaxis ornata das gründliche Verſtändniß des zu erklärenden Autors zum Opfer bringt. Und ſelbſt wenn dieſe Herren Oberlehrer nun deutſch reden! Faſt Alle denken ſie an ihre philologiſchen Kleinkrämereien, Wenige an die Jugend, an das, was ſie braucht, an das, wonach ſie dürſtet. Wenn man den Plato lieſt, ſo zittert der Schüler vor jedem Optativ, vor jedem Conditionalſatze, weil es da immer Fragen und Erörterungen giebt, die der Herr Interpret weit mehr zur Hauptſache macht, als den Bau des Kunſtwerks, den ſcharfen Umriß des Gedankenganges, den Umriß jedes einzelnen vorliegenden

Sages. Und nun muß man die Freude ſehen, wie die Scholaren lorchen, wenn ſie einen Lehrer haben, der ihnen bei den alten Autoren mehr erſchließt, als das Verſtändniß von Buttmann's und Matthiä's Paragraphen, der ihnen Blicke in die Zeit und antike Denkungsart, der ihnen Antiquariſches zur Erläuterung erzählt und auf den vorliegenden Fall ſo lange anwendet, bis dieſer in ſonnenheller Klarheit vor Aller Augen ſteht und ein ſicherer Bildungsmoment für die ganze Lebenszeit geworden iſt! An antiquariſchen Realien ſind die meiſten Gymnaſiallehrer ſehr arm oder wiſſen ſie nicht für den Unterricht der Jugend zweckmäßig zu benutzen. Den ſchlechten Vortrag der Geſchichte, den mangelhaften Unterricht in deutſcher Sprache gar nicht zu erwähnen!

Dieſen Uebelſtänden, die freilich auch ſehr von der oft unmenſchlichen Geiſtloſigkeit und Vornirtheit der Lehrer herkommen, einigermaaßen zu begegnen, ſollte an allen Univerſitäten ein Lehrcurſus für die höhere, gelehrte Pädagogik eröffnet werden. Die Oberlehrer ſollten im Examen nicht bloß beweiſen, daß ſie ſich die Wiſſenſchaften aneigneten, ſondern ſie auch mittheilen und verarbeiten lernten. Aechtes pädagogiſches Genie läßt ſich nicht erlernen, wohl aber eine gewiſſe Unterrichtsvirtuoſität, die jenes erſetzen müßte. In Großtertia muß der Schüler in dem grammatikaliſchen Gefüge der alten Sprachen heimiſch, in Secunda muß er zur curſoriſchen Lektüre angehalten werden. In Prima muß wenig geleſen dafür aber

deſto gründlicher erklärt werden. Hier muß der Schüler begreifen, feſthalten, ſchließen, wiedergeben lernen. Welcher der Herren Philologen das nicht kann und hier noch curſoriſch lieſt oder ſtatariſch nur mit Rückſicht auf Hermann ad Vigerum, mit Rückſicht auf Perſon ad Euripidem, mit Rückſicht auf den ganzen Krimskram gelehrter Haarſpaltungen über die Partikeln und Redetheile der Sprachen, den nenn' ich einen Seelenverderber. Solche Pädagogen, die ihren Primanern in die Feder dictiren: Schreiben Sie ſich auf: Conf. Plat. Prot. 314 B. Thucyd. VII. 9. Siehe auch Reiſigs Conjectan. in Aristoph. II. S. 56: ſolche alberne Geſellen ſind nicht werth, daß ſie die Erde trägt.

Altenſteins Nachfolger wird ein Mann ſein müſſen, der ſich trotz Geburt und Rang doch ein lebhaftes Intereſſe an allem Geiſtigen, das allein den wahren Adel giebt, erhalten hat, der, keiner wiſſenſchaftlichen und politiſchen Schule zugethan, das Geiſtbelebende und Geiſttödtende aus jeder Richtung im kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Leben herauszuerkennen verſteht. Vor allen Dingen muß ihm perſönliche Vorliebe für eine Tendenz des Tages fremd ſein, am fremdeſten aber eine rein büreaukratiſche Anſicht ſeiner Wirkſamkeit, die etwa in ſeinem neuen Departement nichts als eine Beaufſichtigung der Vorbildung des künftigen Beamtenſtandes ſähe. Fremd muß ihm jede leidenſchaftliche Hinneigung zu einem bloß praktiſchen Zweck, den er in ſeiner Verwaltung fände,

bleiben; denn wie leicht könnte dann das wissenschaftliche Bewußtsein, das Altenstein zum leitenden ersten Gedanken seines Ministeriums gewählt hatte, in einen laren Schlendrian ausarten, wo etwa Theorieen alter Staatsmänner, die sich z. B. ärgern, daß sie in ihrer Jugend vom Griechischen gequält wurden, überwögen und man in praktisch seinsollende Observanzen geriethe, die eines Staates, wie der preußische, nicht würdig wären! Eichhorn, von Stägemann, von Rehfues, und ähnliche Namen, welche bei ihrer administrativen Stellung auch ein wissenschaftliches Lüstre haben, selbst geistvolle Militairs, die in Preußen sehr zahlreich vorhanden sind, wie von Müffling, Rüble von Lilienstern, würden Viele als Candidaten des Unterrichtsministeriums lieber designirt sehen, als rein adliges oder administratives Vollblut. Sollte die Wahl nicht in diesem Sinne glücklich ausfallen, so läßt doch die Anwesenheit geistvoller Ministerialräthe nicht jede Hoffnung sinken. Für die Rettung des humanistischen Prinzips auf den Gymnasien bürgt wohl Johannes Schulze.

## XVI.

Reiseerlebnisse drucken zu lassen, ist in Verruf gekommen. Geschwätzige Touristen haben soviel von unsern Privatverhältnissen verrathen, daß man unsre Zeit einst in der Literaturgeschichte als die Periode der Indiscretionen bezeichnen wird. Man wird meinen Mittheilungen nicht

nachsagen dürfen, daß sie ein geschenktes Vertrauen verletzt hätten. Ich habe nicht gesagt, wann ich bei einem Diner fasten mußte, oder ob eine meiner Wirthinnen eine schlechte französische Aussprache hatte. Ich bin mir bewußt, keine bürgerliche, stillbescheidene Tugend auf den Markt der Oeffentlichkeit gezerrt, oder an berühmten Persönlichkeiten verrathen zu haben, wenn ihr Auge einer Dieffenbachschen Hülfe bedürftig war. Wozu das? Nicht mehr hab' ich von meinen persönlichen Erlebnissen verrathen wollen, als was grade hinreicht, um Menschen und Zuständen einmal einen Spiegel vorzuhalten und ihnen den Schatten zu zeigen, den sie in dem Lichte unbefangener Beurtheilung werfen. Wie selten kommen wir dazu, uns zu sehen, wie wir uns von der Seite ausnehmen! Fixirt uns einmal ein Anderer, so erspart er uns eine Mühe, die wir uns im Gewühl unsrer Berufsgeschäfte nicht immer selbst nehmen können. So mögen sich die Namen, die ich nannte, in meinen kleinen Bleistiftskizzen wiederfinden und selbst der Rüge sich freuen, da es eines freien Geistes würdig ist, lieber es zu haben, daß man, auch in seinem stillen Wirken, geprüft, als gänzlich unbeachtet bleibe.

Indem ich an diese auch in der Form anspruchslosen kleinen Umrisse die letzte Hand lege, kommt die Trauerkunde vom Tode Friedrich Wilhelms III. Diese Botschaft mußte mich, da ich in Berlin den Volksglauben, der König müsse in diesem Jahre sterben, allgemein verbreitet fand, doppelt erschüttern. Die häusliche Zurückgezogen-

heit, in der der Verstorbene lebte, hatte es unmöglich gemacht, seit Jahren über seinen Gesundheitszustand etwas Gewisses zu erfahren: zeigte er sich öffentlich, so erschrak man zwar über die in letzter Zeit außerordentlich gealterten Züge, aber die Haltung des Königs war von jeher so grad und ritterlich gewesen, daß ihn diese auch in der letzten Zeit nicht verließ und man an eine noch ausgedehntere Lebensdauer glauben durfte. Um so betroffener mußte man über den Volksglauben sein. Man machte geltend, daß in jedem Jahrhundert das vierzigste Jahr den Preußen einen Thronwechsel oder irgend ein wichtiges Ereigniß bringe, man sprach von den nächtlichen Umgängen der weißen Ahnfrau des Hohenzollerschen Hauses. Noch oft erschien der König hinter dem rothen Vorhange seiner Prosceniumloge im Theater. Nur die ängstliche Einführung Schönleins in die innern Gemächer des ab und zu als kränkelnd Gemeldeten verrieth ein tiefer gewurzeltes Leiden, dem der Monarch denn am ersten Pfingsttage wirklich erlegen ist.

Läßt sich eine ergreifendere Situation denken, als ein sterbender König und ein neuer, der ihm folgt, in dem Augenblick, als der Donner des Geschützes die Grundsteinlegung zu einem Denkmal Friedrichs des Großen verkündete? Wie drängen sich hier in eine kurze Spanne Raum und Zeit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen! Wünsche und Hoffnungen müssen lebendig werden, Besorgnisse sterben, andre können erwachen, Ge-

danken aus den entgegengeſetzteſten Richtungen müſſen ſich durchkreuzen. Wer hat den Schlüſſel, um zu errathen, was der jetzt Todte dachte, das Volk glaubte, der neue Herrſcher ahnte? Wie kommt es, daß grade die Erinnerung an den Begründer der preußiſchen Monarchie in ihrer Stellung zu Europa die letzte öffentliche Thatſache im Leben Friedrich Wilhelms III. ſein mußte? Iſt dies eine Sühne der Vergangenheit oder ein Fingerzeig für die Zukunft? Den Rathſchluß des Weltgeiſtes umhüllen noch tiefe Nebel und erſt die Geſchichtſchreibung ferner Zeiten wird die Sonne ſein, die ſie erhellt.

Bei den Aegyptern ſprach man über die todten Könige Gericht. Man wird in öffentlichen langen Reden und in kurzen Inſchriften viel Unwahres über Friedrich Wilhelm III. ſagen, man wird ſeinem Geiſte das zuſchreiben, deſſen ſein Herz, man wird dem Herzen zuſchreiben, deſſen ſein Verſtand ſich rühmen durfte. Man wird in Dem ſeine Demuth finden, was vielleicht ſein Stolz war und wird ihn vielleicht für das loben, wofür er ſich ſelbſt getadelt hat. Könige ſind wie die Phänomene der Luft. Sie werden von Tauſenden ihres Volkes für daſſelbe verwünſcht, wofür ſie andern Tauſenden die Heißerſehnten ſind. Ein Gewitter raubt der Mutter ihr Kind, das der Blitz erſchlägt und tränkt die dürſtende Erde, die nach ihm ſchmachtete.

Mag man nun mit Montaigne glauben, daß Herrſchen le plus aspre et difficile mestier iſt, oder mit

einem italieniſchen Sprichworte, (von Oxenſtierna einſt ironiſch angewandt) daß zum Herrſchen grade das wenigſte Hirn gehört (der Leipziger Profeſſor Adam Rechenberg hat es übrigens ſchon 1676 in einem eignen Werke widerlegt), mag man auch von dem, was über den Verſtorbenen geſagt werden wird, abziehen, was der rührende Moment oder perſönliches Intereſſe überflüſſig hinzufügt, ſo viel wird ſelbſt die Nachwelt nicht umſtoßen können, daß der innige Zuſammenhang der Schickſale, die die preußiſche Monarchie trafen, mit der Perſon Friedrich Wilhelms III. ein in der Erinnerung nie erlöſchendes Licht auf ihn geworfen hat. Eine freudenloſe, umflorte Jugend machte ihn ſchon früh für eine ſtillere Ergebung in das Unglück reif. Die Mäßigung, die ihn in ſeinen Leidenſchaften und Gefühlen beherrſchte, lehrte ihn auch, das ſpätere Glück ohne Ueberhebung ertragen. Er nahm die Gaben des Geſchicks mit einem Gefühl an, das ihn auf Alles gefaßt machte, wenn es nur nicht überraſchend und ohne Vorausſicht kam. Heftigere Aufregungen vermeidend, beängſtigte ihn jede leidenſchaftliche Anmuthung und ſo erhielt auch ſeine letzte Regierungsperiode jenen Charakter beſcheidener Selbſtbeſchränkung, den Preußen, ein innerlich ſo kraftvoller und nach Außen hin nicht ungedeckter Staat wohl aufgeben durfte, ohne für ſeine Erhaltung beſorgt zu ſein. Friedrich Wilhelm III. war durch ſein Temperament vor übereilten Entſchließungen geſchützt und dieſe Thatſache war vielleicht die glücklichſte Erfahrung

liche Gesellschaft so gefährlich war, als die Unsterblichkeit der Seele. Denn diejenigen, welche immer daran denken, daß sie Bürger jener Welt sind, pflegen für diese nichts Gutes zu thun. Der Buddhismus, Lamaismus ist für kein geordnetes Gemeinwesen nütze, die indischen Weiber, welche sich mit ihren Männern verbrennen müssen, sind für einen so erhabenen Grundsatz, wie das ewige Leben, ein sehr trauriges Opfer. Von den Christen nicht zu reden, die sich durch den Chiliasmus bis zur donatistischen Verrücktheit steigerten. Hier sind göttliche Wahrheiten, welche dem Zweck der Menschheit zu widersprechen scheinen und die Behauptung beweisen, daß Gott zum Ideale der Geschichte in einem andern Verhältnisse stehen muß, als die Teleologie es angibt.

Bisher hat man die Momente des religiösen Bewußtseins in die drei Stufen: Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus eingetheilt, doch damit nur die äußerliche Formalität, den Cultus, nicht den innern religiösen Trieb bezeichnet. Das Unterste ist die Furcht vor der Natur und die Zauberei. Die Fetische sind nur Talismane gegen das Grausenhafte der Natur. Die priesterliche Form für diese unterste Stufe ist der Schamanismus. Amerika beweist, daß es eine fortlaufende, durch ein Gesetz innerer Nothwendigkeit zusammenhängende Entwickelung dieser untersten Stufe geben kann. Das religiöse Bewußtsein beginnt mit jenem Zittern vor dem Unerklärlichen in der Natur, steigt allmälig empor bis zur Furcht vor dem, was sich in der Natur verwechseln kann ohne unsere Einsicht, vor dem Gedanken, daß dieser einsam stehende Baum etwas anders sein mag, als er scheint, daß eine Katze mit so wunderlichen Augen blickt, als wäre sie etwas anderes, als sie scheint, und so fort. Diese Angst des

für das Wohl des Staates in einer Zeit, wo der Zeitgeist so viel leidenschaftliche Faktoren in Bewegung setzte und es Staatsmänner gab, die so gern neue Manifeste des Herzogs von Braunschweig in die Welt gestreut hätten und dem Weltlauf mit kecker Hand in die Zügel gefallen wären. Friedrich Wilhelm III. war nicht so groß in dem, was er that, als in dem, was er vermied.

Daß man sich in Preußen, da die Zeit des Zuwartens vielleicht vorüber ist und den Horizont keine Kriegswolken trüben, nach positiven Schöpfungen sehnt und das Feld für einen großartigern Anlauf zur Staatenlenkung nun geöffnet sieht, beweist die ängstliche Spannung Preußens, Deutschlands, Europas auf den Geist, in welchem Friedrich Wilhelm IV. regieren werde. Der neue Regierungsantritt hat das vor andern Thronwechseln voraus, daß wir hier nicht einen Jüngling auftreten sehen, dessen politische Ideen noch von dem Unterricht seiner Lehrer befangen sind, sondern einen gereiften Mann, der Jahrelang den Zeitlauf und das Terrain der ihm nun anvertrauten Regierung gründlich beobachten konnte. Das neue Herrscheramt wird ihm wie ein bekanntes Buch sein, bei dessen Lektüre er sich Stellen unterstrich und hier und dort Merkzeichen einlegte. Und daß es solcher Stellen und Merkzeichen viele geben müsse, beweist der allgemein selbst in Berlin verbreitete Glaube an ein neues, durchdachtes, längst angelegtes und bald hervortretendes System.

Man erschöpft sich in Vermuthungen über das po-

litiſche Glaubensbekenntniß des neuen Königs. Man nennt ihn ariſtokratiſch; aber verdanken nicht grade einige talentvolle Bürgerliche ihre Berufung zum Miniſterium der Empfehlung des ehemaligen Kronprinzen? Verwechſelt man nicht die vornehmimponirende und doch gefällige Haltung des neuen Herrſchers mit Sympathieen, die durch nichts bewieſen ſind? Man nennt ihn einen Freund der Richtungen, in welchen Steffens und ähnliche reaktionäre Geiſter geſchrieben haben. Aber wenn der ehemalige Kronprinz Steffens perſönlich kannte, ſo wird er bald gefunden haben, daß die naive Lebensunſicherheit dieſes geiſtvollen, aber unpraktiſchen Miſchdenkers am wenigſten zu ſeinen politiſchen Phantasmen und Träumereien Vertrauen einflößen kann. Wie würde auch die große Vorliebe, die der ehemalige Kronprinz für ſeinen ruhmgekrönten Ahn, Friedrich II., empfinden ſoll, mit der Hinneigung zu politiſchen Theorieen ſtimmen, deren Vertreter, wie Haller, Leo, Steffens und ihnen Aehnliche in Friedrich dem Großen nur einen gekrönten Jakobiner ſehen?

Man rühmte von jeher den Geiſt des neuen Herrſchers. Man ſchreibt ihm Verſtandesſchärfe und Witz zu. Er iſt kein Freund des Kamaſchendienſtes und hat mehr Sinn für das Civile, als Militairiſche. Er liebt den Umgang mit Gelehrten und Künſtlern, von denen viele ſich ſeiner nähern Bekanntſchaft erfreuen. Wie harmlos er gewohnt iſt, ſich dem Talente hinzugeben, bezeugt der gemüthvolle, anſpruchsloſe Brief, den er an Chamiſſo

ſchrieb. (Siehe Hitzigs Leben Chamiſſo's B. 2, S. 93) Der ehemalige Kronprinz iſt ein talentvoller Zeichner und daß ihm ſelbſt der ſchriftſtelleriſche Ausdruck nicht fremd ſein dürfte, beweiſt der Umſtand, daß man ihn oft zum Verfaſſer anonymer Flugſchriften machen wollte! Von ſogenannten noblen Paſſionen, die man Großen eher nachzuſehen pflegt, als Kleinen, weiß man nichts. Seine Sittlichkeit wird gerühmt. Er beſucht die Kirchen anerkannt pietiſtiſcher Geiſtlichen; ob aus Neigung für ihr theologiſches Syſtem, oder aus Achtung vor ihrer oft ausgezeichneten Rednergabe, weiß ich nicht. Jedenfalls würde eine religiöſe Stimmung dieſer Art bei ihm nicht aus einem Minus, ſondern einem Plus der Bildung entſtehen; d. h. es iſt möglich, daß ſie die Frucht einer entweder gemüthlichen oder philoſophiſchen Abneigung gegen einſeitige Verſtandesreligioſität wäre. Es iſt kein Zweifel, daß der neue Herrſcher hiſtoriſche Thatſachen den Abſtraktionen vorzieht, aber iſt es wahr, daß ihm die Hegel'ſche Philoſophie nicht unbekannt geblieben, ſo wird ihm das Progreſſive in der Geſchichte nichts Befremdendes und der Einfluß des Verſtandes auf die Geſtaltung der *neuen* Zeit nichts Feindſeliges ſein. Friedrich Wilhelm IV. wird keinen Schritt in's Ungewiſſe thun. Ein Ziel hat er gewiß im Auge, wenn auch die Zeit erſt lehren muß, wo es liegt. Für gedankenlos halte man keine ſeiner Unternehmungen. Rathgeber wird er hören, ihnen aber nicht immer folgen. Reue wird ihm, trotz ſeines chriſt-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04301/022

lichen Sinnes, für öffentliche Schritte fremd sein. Er wird vielleicht bei einem Unternehmen seine Richtung ändern, nie aber einen Schritt wieder zurückthun. Es lodert viel Feuer in ihm und sein Geist wird oft in den schönen Fall kommen, heftigere Regungen des Gemüths zu zügeln. Der göttlichste Triumph, den uns der Himmel schenkte, Beherrscher unsrer Leidenschaften zu sein, kann ihn oft beglücken. So urtheilt die Sage und urtheilt vielleicht falsch. Man kann darnach den Versuch machen, ein Porträt zu zeichnen und muß sich zuletzt doch eingestehen, daß der — Versuch eine Pfuscherei ist.

Es haben sich, von Herrn Varnhagen von Ense ausgebrütet, so viel kleine Gentze jetzt aus dem Ei gepickt, daß ich wohl begierig wäre, was einer von ihnen, dem Beispiel des ehemaligen Kriegsraths Gentz folgend, (der eine Adresse an Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung herausgab) dem neuen Herrscher an's Herz legen würde. Mit guten Lehren aus dem frommen Telemach, der ad usum Delphini geschrieben ward, würde es wohl eben so wenig gethan sein, wie mit dem Machiavell. Ein Fürst soll keinem Schmeichler trauen, sagt Mentor alle Augenblicke; bändige eine Regierungsgewalt durch die andre, sagt der Florentiner: aber wir leben nicht in Versailles und nicht in Florenz. O der guten Lehren, die man Königen gegeben hat! Sie werden fast alle lächerlich, wenn man sie auf bestimmte Fälle anwendet, oder sie setzen an Fürsten dasjenige als lobenswerth voraus, was

ſich an einem civiliſirten Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts wahrhaftig von ſelbſt verſteht. Weit ſchwieriger ſind Rathſchläge, die einen ſchwebenden Statusquo betreffen. Was würde wohl mit der katholiſchen Frage, was mit der commerziellen Stellung Preußens zu Rußland; was mit dem Wunſch nach einer Verfaſſung zu beginnen ſein? Dem neuen Herrſcher *rathen* wollen? Er hat ſeit einer langen Reihe von Jahren den Geſchäftsgang in der Regierung ſeines Vaters beobachtet: er wird ſich längſt auf ſeinen eignen Antritt des Regimentes vorbereitet haben. Wer die Entwürfe kennte, die ſchon alle im Pulte harren! Es iſt leicht möglich, daß Friedrich Wilhelm IV. für Europa einige Ueberraſchungen im Sinne hat.

Man ſpricht jetzt ſoviel über Friedrich II. Was iſt es, das an ihm ſo außerordentlich grade jetzt in die Augen ſpränge? Will man einen ſchleſiſchen Krieg? Will man eine ſtraffgezogene Regierungsſouverainetät? Nein. Es iſt das *Perſönliche*, das an Friedrich II. grade jetzt ſo bewundert wird. Preuß und Andere haben ſo herrliche Züge von der freien, unabhängigen, entſchloſſenen Denkungsart dieſes Königs mitgetheilt. Man hat in Friedrichs Schriften Anſichten gefunden, die jetzt würden für ſtaatsgefährlich erklärt werden. Es iſt kein Zweifel, daß man mit dieſer Vergötterung Friedrichs des Großen einen Wunſch für ſeine Nachfolger ausſprechen will; denn das Lob der Vergangenheit iſt immer eine Polemik gegen die Gegenwart.

Was könnte wohl ein heutiger Monarch an Friedrich dem Großen lernen? Vieles für die Personen, weniger für die Sachen. Nicht Alles würde jetzt so am besten geschlichtet, wie es Friedrich II. geschlichtet haben würde. Wohl aber würde man für die Mittel und für die Rathgeber lernen können. Theoretiker am Staatsruder würde er mit Recht für Schwindler erklären und das Nächste würde ihm lieber, als das Entfernte sein. Was Friedrich über die Religion dachte, war nicht gut für die Schule, besser schon für die Kirche, vortrefflich für die Wissenschaft. Der Voltaire'sche Verstand, der ihn beseelte, war schlecht für den Aufbau des Neuen, aber gut zum Niederreißen des Veralteten. Man darf diesen endlichen, witzelnden Verstand nie zum Feldzugsplan erheben, kann ihn aber gut als Waffe benutzen. Das klare, unbestochene, vorurtheilsfreie Wesen ist an Friedrich II. bewunderungswürdig. Man fühlt, wenn man seine Antworten und Resolutionen liest, daß man für jedes Leiden bei seinem Gemüth wohl eben keinen Trost, bei seinem Verstande aber Abhülfe würde gefunden haben. Seine Phantasie und sein Geschäftseifer machten ihm das Verständniß jedes ihm vorgelegten Falles sogleich klar und man hatte nicht nöthig, wenn man einen Minister verklagte, zu fürchten, daß man an eben diesen Minister würde verwiesen werden.

Die Erwartungen auf Friedrich Wilhelm IV. sind gespannt. Die erste Zeit seiner Regierung gebührt der Trauer. In dem dunklen melancholischen Grün des

Fichtenhains, der die sterblichen Ueberreste seines Vaters und seiner Mutter beschattet, wird man ihn noch zu oft sehen, als daß man aus seinem Auge etwas Andres errathen könnte, als Thränen. Er wird nicht damit beginnen, Schöpfungen seines Vaters umzustürzen, er wird Niemanden, der des Seligen Vertrauen besaß, aus seiner Nähe entfernen. Aber die Aufforderung zu Thaten wird nicht ausbleiben. Die Besetzung der bekannten erledigten Ministerstelle dürfte vielleicht das erste Symptom des Kommenden sein. Klio spitzt ihren Griffel, sinnend lehnt sie den Arm auf das neue Blatt im Buche der Geschichte und lauscht mit lächelndernster, mit bangfroher Erwartung.

# Deutschlands Gegenwart.

## 1841.

### I.

Eine zehnjährige Epoche, die Epoche der Julirevolution ist vorüber. Die Schlange der Zeit legt eine neue Haut, der Baum des Jahrhunderts setzt einen neuen Ring an.

Um die merkwürdigen Symptome unserer deutschen Gegenwart zu verstehen, müssen wir einen philosophischen Erfahrungssatz der Geschichte anführen. Das Aufsteigen geschichtlicher Entwickelungen ist sehr oft mit dem Kreislauf einer Spirallinie verglichen worden. Scheinbar in seinen Anfang zurückkehrend, steigt der historische Fortschritt, dem Auge kaum sichtbar, in die Höhe. Die Jahrhunderte setzen sich nicht mit dem Originalgenie eines Selbsterfinders fort, sondern nehmen auseinander ihre Kraft, auseinander ihre Befruchtung und ihren Wachsthum. Die Spitzen der Jahrhunderte blühen wie die Pflanzenblüthen ab, aber ihr Saamen befruchtet, wenn nicht die nächste, doch eine entfernte Zukunft. Jede Epoche der Geschichte hat ihren Charakter. Und jeder Charakter reicht über die Epoche, der er angehört, noch einmal wieder hinaus, wenn spätere Zeiten auf ihn

zurückkommen. So hat das heidnische Alterthum das Christenthum reintegrirt und aus dieser Verschmelzung die Reformation, wenn nicht hervorgerufen, doch in ihrer Erstarkung möglich gemacht. So hat das Mittelalter jetzt seine gewaltige Reaktion gegen das Jahrhundert der Aufklärung begonnen und dem neunzehnten Säculo eine Physiognomie aufgedrückt, die man nach den Sitzungen der constituirenden Versammlung in Paris 1789 kaum möchte für möglich gehalten haben. Keine Epoche der Zeit ist verloren. Jede kommt einmal zu einer Anerkennung, wenn auch erst in spätester Frist. Die Zeiten gebären sich niemals als neu, sondern saugen aus einander ihre Kraft und machen ihre wechselseitigen Resultate zu wechselseitigen Initiativen.

Eine Erfahrung, die für den großen welthistorischen Schematismus der Begebenheiten gilt, wiederholt sich hier auch in kleineren Zeiträumen und in dem beschränkteren Bereich des individuellen Völkerlebens. So wie der menschliche Geist nur eine Weile blüht und nach Eroberungen im Felde der Erfahrung ringt, so wie die größten Genien sich nach einer erklommenen Höhe nicht vor einem Rückfall in ihre ersten Anfänge sichern konnten, so kann auch die Geschichte sich nicht ewig in keilförmiger Schlachtordnung fortbewegen. Nach Augenblicken der Weihe treten Augenblicke der Erschlaffung ein. Die Spitzen stumpfen sich ab, die culminirenden Ideen dehnen sich in breite behagliche Schwebe aus und so eitel

natürlichen Menſchen ſteigert ſich immer höher durch die Zauberei. Jetzt kann ein altes Weib, ein Drache, der Schaman ein Tiger werden. Wo Rettung? Wo Hülfe vor dieſer unerklärlichen, fürchterlichen und in allen ihren Schrekken immer ſtummen, lautloſen Natur? Man hat Talismane. Man geht ſchon ſicherer durch den Wald, wenn man einen geweihten Ring an dem Finger hat; man reitet fröhlich durch die Welt, wenn das Kameel unter dem Sattel einen kleinen ſchmuzigen, gräßlich gefraßten Götzen trägt. Die Religion erweitert ſich, die Begriffe werden edler, man ſieht gen Himmel und betet zu den Sternen, zur Sonne. Jener Gottesdienſt, welchen die Spanier in Peru vorfanden, war die letzte und höchſte Ausbildung des ſich auf der Stufe der Natur haltenden religiöſen Bewußtſeins. Die Eroberer waren überraſcht, eine Religion zu finden, welche ſogar das Abendmahl und die Beichte ſchon kennen ſollte. Die Peruaner backten nämlich aus Mais eine Figur, welche ſie zuerſt anbeteten und dann von ihren Prieſtern zerſchneiden ließen. Jeder bekam einen Theil davon, nicht um ſeinen Hunger, ſondern um ſeine Andacht zu ſtillen. Für die Beichte und den Erlaß der Sünden trafen die Spanier ein ähnliches Analogen, das die Einführung des Chriſtenthums erſchwerte, weil die Heiden ſich weigerten, eine Religion zu adoptiren, welche ſie ſchon zu beſitzen glaubten.

Die zweite Stufe des religiöſen Bewußtſeins nahm Aſien ein. Die Natur iſt überwunden, das heißt, ſie wird verſtanden. Man kennt den Unterſchied der Elemente, man betet die Sonne, die Geſtirne, das Feuer an, weil man die Wirkungen derſelben verſteht. Die Zauberei kommt hier nirgends auf, weil die Kräfte der Natur nicht mehr miteinan-

ist auch der Geist des Völkerlebens, daß es ihm an Gründen für seine Trägheit und Entnervung nie fehlt, an Gründen, von denen der Geschichtsschreiber und Zeitdenker nur einen, die obenangeführte Thatsache, als ein Naturgesetz, gelten lassen kann. Von Menschenalter zu Menschenalter treten im Völkerleben empfindliche Reaktionen ein. Den Idealen der Jugend opfern wir die Errungenschaften des Mannes. Die Masse, die den voranfliegenden Geistern nur mit schwerfälligem Schritte folgt, zwingt diese still zu stehen und zu warten, bis alles Volk bei dem Gipfel angelangt ist, den der Genius in einem kurzen Fluge erreichte.

Eine Anwendung dieser Bemerkungen auf Deutschlands politisch-literarische Gegenwart ergiebt sich von selbst, wenn wir das offene Geständniß hier folgen lassen, daß uns der Umschwung der öffentlichen Meinung, wie er in diesem Augenblicke in Deutschland vorliegt, nur mit der größten Betrübniß erfüllt. Wer die geheimnißvoll waltenden Faktoren sind, die auf den Volksgeist seit einigen Jahren zu wirken suchen und in diesem Augenblicke ein höchst bedenkliches Resultat erreicht haben, wollen wir hier an der Schwelle unserer Betrachtungen nicht untersuchen; aber das Resultat ist da. Die Ergebnisse der Julirevolution und der ihr folgenden Bewegung sind in Frage gestellt. Aus Debatten über das Prinzip sind wir in eine gemeine Abhängigkeit unter die Eingebungen des nationalen Instinktes gesunken. Aus

unklaren Denkern sind wir schlechte Dichter geworden. Das Beherrschungsheft der öffentlichen Meinung hat sich der Liberalismus aus der Hand winden lassen und irrt gegenwärtig kopflos, unsinnig, dem albernsten Einflusse sich preisgebend in Deutschland umher. Alles hastete sich, aus Furcht oder Mangel an Ausdauer, in die ohnmächtigen Versuche hinein, für das Prinzip unserer Zeit neue Begründungen aufzufinden. Alte Freiheitsstürmer wollten amnestiirt werden, Verbannte wollten in die Heimath zurückkehren, compromittirte Charaktere suchten sich eine neue Thätigkeit zu schaffen, indem sie ihre alte desavouirten oder wie Dr. Wirth in Constanz in seiner Volkshalle sich in ein Meer von alten verschollenen Humanitätsphrasen verstachten. Eine unläugbare Engherzigkeit und Schwäche unseres französischen Nachbars drüben muß hinzukommen. Endlich macht ein wunderliches Zusammentreffen von Umständen, daß unsere Erinnerungssucht, unser Memoirenfieber grade mit seinen alten Recollektionen beim Jahre 1815 angekommen ist. Die Folge von alle dem ist jener verkehrte Zustand der öffentlichen Meinung, der gegenwärtig die Gemüther beherrscht und selbst die Besten verwirrt hat. Daß wir in diesem Rückfall ein natürliches Geschichtsgesetz einräumten, soll noch nicht sagen, daß die, welche an ihm betheiligt sind, dadurch auch von der Zurechnung freizusprechen sind.

Die Lage Europas liegt deutlich genug vor Augen.

Die geographischen Fortschritte der Civilisation haben den Schauplatz der Begebenheiten gegen früher um das Drei-Dorpelte vergrößert. Die Uebercultur Europas will für Handel und Wandel Abflüsse haben; denn unter uns selbst ist Industrie und jede Lebensäußerung so besetzt, daß die Schranke unserer europäischen Existenz eine allzu enge wird. Die Bedingungen unseres Daseins wollen erweitert sein und daher kommt es, daß Indien, der Orient und Rußland für das alte Europa Lebensfragen werden können. Die Resultate eines Kampfes um diese Fragen liegen vor uns. Rußland hat die Vortheile seiner Stellung und der Scheu, die man vor seinem kolossalen Umfange und seiner energischen Entfaltung seit 1815 hegt, voraus. England, obgleich mit Deutschland in Handelssachen verfallen, stellt sich mit Oesterreich an die Spitze des germanischen Europas: Frankreich, das für sich das lateinische Europa sollte zum Kampfe aufrufen können, ist ohnmächtig und von den furchtbarsten Erschütterungen, die es seit 1789 erlitt, noch immer nicht wieder hergestellt. Frankreich, das an der Spitze einer Coalition, Italien, Spanien, Portugal, Belgien stehen sollte, trifft das erste occupirt, das zweite in sich zerrissen, das dritte erschöpft, das vierte im Schlepptau der Politik des deutschen Bundes — und besitzt in sich selbst durch regelmäßige Organisation so wenig Kräfte, daß es vor den Augen der Welt im Jahre 1840 die traurigste Tragi-

komödie aufführte und sich nur noch brüsten kann — auf die Asche Napoleons!

Es wird für das fernere Verständniß dieser Erörterung unerläßlich sein, uns über das Verhältniß unsrer Empfindungen zu Frankreich offen auszusprechen. Ein kleines Gedicht hat große Dinge gethan. Es hat das natürliche Gefühl des Deutschen, daß er nun und nimmermehr dem Franzmann eine Spanne deutscher Erde gönnen werde, in die Form eines aufreizenden und trotzenden Fluches gebracht und im Bunde mit der deutschen Sangeslust alle Gemüther im Vaterlande gegen Frankreich aufgeregt. Diese Empörung, gerichtet gegen den Ehrgeiz der jungen französischen Unteroffiziere, die in Deutschland ihre Epauletts verdienen möchten, ist entschieden tüchtig und aller Theilnahme werth. Anders schon wird die Empfindung getheilt, wenn Thiers und sein System es sein soll, dem diese kühne Sprache gilt. Vollends wahnsinnig wird der Rausch, wenn man die Prinzipien erwägt, die uns zum Theil noch durch Frankreich vertreten werden, oder richtiger gesagt, die Prinzipien, die bei einer rein patriotischen Färbung unserer Empfindungen in eine schiefe Stellung zu unsern bessern aufgeklärten Ueberzeugungen kommen. Nicht jede Stimmung, die an sich wahr ist, ist auch an sich zeitgemäß. Nicht jede Wahrheit, die ersprießlich im Munde des Einen ist, ist auch ersprießlich im Munde des Andern.

Frankreich, als Staat und Volksconglomerat, über-

schätzt seine Kraft. Das katholische oder lateinische Europa ist in sich verfallen. Frankreich selbst darf, ohne Entfesselung der Volksleidenschaften, sich keine größere Kraftentfaltung zutrauen, als weiland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ist aber diese Dauer Frankreichs, als eines organisirten Staates, unter seiner gegenwärtigen Dynastie gesichert? Kann dieser unzuverlässige und gefährliche Krater, der dem Partheigeiste zu Gefallen keine Ausbrüche mehr aufführt, nicht von dem grollenden Gefühl der Demüthigung aufgeregt werden? Diese Frage stehe hier nur, um zu beweisen, daß das constitutionell-republikanische Prinzip nicht an die Ohnmacht des gegenwärtigen Frankreichs gebunden ist, daß für die Zukunft dieses gefährlichen Volkes nichts einsteht und wir Thoren sind, wollten wir glauben, daß sich unser politisches Denken und Empfinden jetzt plötzlich auf die rein nationale Seite werfen müsse. Die Prinzipien sind gegenwärtig verdrängt. Aber ist ihnen in Deutschland schon genug gethan?

Die Frage des Orients scheint vorläufig beigelegt. Das Resultat ist glorreich für die englisch-russische Allianz, demüthigend für Frankreich, bedenklich für Deutschland, entsetzlich aber für Alle. Denn seitdem das Frankreich von 1830 zum Erstenmale verrathen hat, daß es schwach ist: was kann, was muß entstehen, wenn diesem ehrgeizigen Staate einfällt, das Gegentheil zu beweisen? Wir wollen die Kette trauriger Besorgnisse, die wir mit Fug und Recht hegen dürfen, hier nicht verfolgen und nur

das Eine festhalten, warum das Resultat der orientalischen Frage für Deutschland bedenklich ist.

Deutschland als einen Organismus aufzufassen, dessen Arme Preußen und Oesterreich, dessen Lungen und Respirationswerkzeuge die Gesandten des deutschen Bundes sind, ist eine Chimäre. Die historischen Voraussetzungen eines Volkes, das keinen Staat bildet, dulden die Annahme eines solchen Glückes nicht. Wie uns die Geschichte gemacht hat, so sind wir. In Allem, was wir von unserm theuren Vaterlande wünschen, annehmen, behaupten, werden wir über die Hypothese nie hinauskommen; denn jeder ernstliche Aufschwung der Ereignisse reißt alle unsere Cirkel ein, schneidet uns die Glieder von unserm Rumpf und wirft uns in all die traurigen Chancen, die wir schon einmal erlebten und denen wir in dem Augenblicke, wo wir Deutschland dreißig Souveränitäten ließen, nicht gut vorbeugten. Unsere staatliche Organisation müssen wir bei jedem Conflikt sogleich preisgeben. Der südöstliche Winkel Deutschlands ist zu wenig geschützt. Die Franzosen datiren ihr erstes Manifest von Straßburg, ihr zweites von Ulm. Was soll uns bei einer solchen Lage als Hauptgedanke vorschweben? *Das Vaterland in seiner sittlichen, sprachlichen, geistigen Bedeutung mit Menschen- und Bürgerfreiheit und der politische Zustand nur als Mittel zu dieser Freiheit.*

Darin liegts. Alles Andere ist vom Uebel. Alles

Andere ist Lug und Trug, ränkevolle Aufhetzung, schlechte Anreizung derer, die lärmend vorangehen und gutmüthige Beschränktheit derer, die folgen. Wir wollen gegen Frankreich singen und fechten, um unsers Deutschthums willen, wenn sie es bedroben, um unsere Ehre, wenn sie bezweifelt wird, aber nicht, um Zwecke zu erfüllen, die von der deutschen Menschen- und Bürgerfreiheit weit entfernt liegen. Nicht zum Jubel der alten Narren, die sich einbilden, seit 1813 hätte sich die Welt nicht verändert; der jungen Narren, die in ihrer Geistesbeschränktheit über den Horizont der empfangenen Jugendeindrücke nicht hinaus können. Nicht zum Lug- und Trugwerke jener Feigen, die sich gern courfähig, anstellungsfähig, redaktionsfähig machen möchten. Deutsch sei unsere Klinge. Aber die Scheide, aus der sie fährt, heiße: Politische Freiheit nach außen und nach innen.

## II.

Die Genien, die zu allen Zeiten den Deutschen vorgeleuchtet haben, möchte ich in Alpengeister und Brockengeister eintheilen. Jene ragen lachend und sonnenhell in die blaue Luft, diese sind von trübem Ernste und ewigem Nebel umschleiert. Jene sind genialischer, diese ehrlicher; jene treiben eine Fülle der glänzendsten Ideen, diese halten mit wenigen Haus und sind thatkräftiger. Die Alpen- und Brockengeister liegen bei uns in stetem Widerspruch. Jene sind nicht immer die Süddeutschen,

doch diese vorzugsweise Norddeutsche. Zu den Alpengeistern rechne ich Bürger, Lessing, Goethe, Schiller, Hegel, Schelling, und zu diesen rechne ich Klopstock, Voß, Rotteck, Welcker, die sieben Göttinger Professoren, Jahn und Arndt. Die Brockengeister sind auch die, welche man populär nennen kann.

Wenn ich bekenne, daß mir an E. M. Arndt alles bekannt und nichts traulich, alles heilig und nichts anbetungswürdig scheint, so drücke ich mich grade so aus, wie ich von unserm Harz empfinde. Ich muß gestehen, ich bin mit meinen tiefsten Stimmungen in den deutschen Boden verwachsen und wenn ich mir die Liebe denke, wie sie allein mich beglücken würde, so denke ich an den Rhein, den Niederwald, den Blick nach Bingen hinüber, ruhend in einem Weingarten des Johannisberges. Ich schwelge und träume über Heidelberg, die Pfalzebene, über Schwabenland und die baierischen Hochgebirge. An dies alles denke ich, wenn ich an Goethe und alles das denke, was in der Walhalla einst die innersten, heiligsten Gemächer bewohnen wird.

Nun will ich den gesunden, frischen Harz nicht lästern. Es wachsen schöne Tannen dort, das Grün ist frisch, die Birken glänzen hell. Aber die Schönheit des Harzes hat mehr Rührendes, als Erhebendes. Man denkt hier an die deutsche Beschränkung, an die Familie, an den Heerd. Man hat eine Kanarienhecke hinter'm Ofen und ißt Kartoffeln in der Schaale mit frischer Butter

und frischen Häringen, die auf der Weser heraufkommen. Unsere Geschichte ist hier die Geschichte der Welfen, nicht der Ghibellinen: wir haben auch recht hübsche Märchen und Sagen, aber lauter Haus- und Ofenmärchen von Kobolden, die uns armen Leuten aus Steinkohlen Gold machen. Von dem Sonnigen, Ritterlichen der Alemannischen Sage verlautet nichts. Wir gehen mit dem armen, kleinen Luther in Eisleben vor den Häusern singen, wir sind mitten im deutschen Wesen, im deutschen Gemüthe und doch ist der Brocken überall diesem Leben und Treiben keine blitzende Krone, sondern ein graues Käpplein, ein Bergmannskäpplein, das man trägt, um die Glatze zu schonen. Alle Reisende kommen darin überein, daß es nicht der Mühe lohnt, den ewig feuchten, mürrischen, hypochondrischen, kahlen, langweiligen Brocken zu besteigen.

Ich rechne Arndt zu den Brockengeistern, aber nicht weil es in ihm feucht, mürrisch, hypochondrisch, kahl und langweilig wäre. Im Gegentheil. Er hat ganz jene untersetzte, stramme Solidität eines körnigen Natursohnes, der immer thätig, immer bauend und schaffend ist. Er schreibt angenehm, unterhält, ist originell in seiner Art, hat tüchtig gelernt und weiß uns sogar beizukommen. Und doch wie weit stehen die Ufer dessen, was er giebt, und dessen, was wir wünschen, auseinander! Daß an seinem Ufer das ganze Deutschland außer einigen Wenigen steht und an unserm Ufer nur diese

einige Wenige, ist wahr. Daß man ihn ehren und rühmen muß, ist Pflicht. Aber ihn preisen, ihn zum Feldgeschrei erheben, auch seine Anschauungen wieder in Amt und Würde setzen, seine Zeit zur Nemesis der unserigen machen — nimmermehr!

Die Deutschen lieben die Brockengeister. Sie lieben diese Uranfänge von Hermann und Thusneldens Zeit, sie bauen einem Sagenschemen, einem Armin lieber ein Denkmal, als einem Lessing. Die Deutschen hören sich gern in den Liedertafeln singen: Was ist des Deutschen Vaterland? und haben doch keines, wenigstens kein einiges; sie folgen gern Dem, der kurz und bündig spricht und in seinem Denkvorrath mit Religion und Patriotismus alles erschöpft hat. Die Deutschen laufen oft beschränkten Köpfen nach, die nur eine Saite auf ihrem Instrumente haben und diese bis zum Wahnsinn hoch spannen, und obgleich wir diesen Instinkt haben, gezeichneten Leithämmeln zu folgen, so werden wir doch nie etwas von dem werden, was selbst diese Leithämmel als Phrasen-Devise im Schilde führen. Die Brockengeister haben uns noch nichts Gutes gebracht: höchstens, daß sie in Zeiten der außerordentlichsten Noth einen überflüssigen Landsturm mit mehr Lärm, als Erfolg, organisiren. Die Brockengeister geben sich oft die Miene, uns aus unserer Lethargie aufzurütteln; aber kaum sind wir wach, so singen sie uns wieder das alte Lied vom Vetter Michel, oder, wie es jetzt heißt: „Sie sollen ihn nicht haben."

der verwechselt werden. Es wird Denen, welche die Offenbarungsphyſiognomie der aſiatiſchen Religionen bewundern, auffallend vorkommen, wenn ich behaupte, daß der dirigirende Geiſt derſelben überall der Verſtand iſt. Aber es iſt ſo. Was charakteriſirt dieſe Religionen ſchlagender, als ihre entwickelnde, logiſche Syſtematik, ihre Unterſcheidungen zweier Principe, ihre dialectiſchen Mittlerſchaften und zuletzt jene Spruchweisheit, die bei Confucius und Zoroaſter ganz nüchterne und praktiſche Lebensmaximen wurden? Der Charakter aller aſiatiſchen Religionen iſt die verſtändige Eintheilung der elementariſchen Kräfte, die Sonderung zwiſchen Licht und Schatten, zwiſchen Leib und Seele, und die große Rolle, welche das Wort in ihnen ſpielt, iſt nichts anderes, als der Triumph einer ſich und ihnen bewußten und über die Natur waltenden Vernunft. Das Phantaſtiſche derſelben kommt auf Rechnung der Poeſie und Geſchichte. Man ſpricht von Offenbarungen. Welches ſind die aſiatiſchen Offenbarungen? Nehmen ſie von irgend einer ihrer Emanationen an, daß ſie über die Zeit hinaus gelegen hätte? Nein, ſie haben alle das Gewand hiſtoriſcher Traditionen. Sie haben ihre ungeheure Chronologie, ſie deuten auf Zeitalter und beſtimmte Epochen und wollen kaum etwas Anderes, als den Mangel der Geſchichte erſetzen. Juden- und Chriſtenthum ſetzen das Zeitliche immer in Gott, die aſiatiſche Offenbarung ſetzt das Göttliche immer in die Zeit. Wahrlich, unſere hiſtoriſchen Theologen ſollten eine edlere Meinung von der Offenbarung haben und dasjenige, was Geſchichte iſt, nicht für Religion ausgeben wollen!

Wer nun endlich über den Monotheismus im Allgemeinen oder die Wahrheit der chriſtlichen Kirche insbeſondere

Es gab eine Zeit, wo mir Arndt alles aussprach, was ich fühlte, wo er auf alles antwortete, was ich nur fragen mochte. Süße Jugend, heilige Beschränkung der Begriffe! Dann aber ging mir eine neue Welt auf, in der der Brocken gegen die Alpen eine Kastanie ist. Ihr Jüngern, die Ihr dies leset: Ihr habt alle denselben Weg zurückgelegt, und ich spreche hier im Namen dieser Jüngern aus, daß der Versuch, uns wieder aus dem ersten Dezennium der von den Brockengeistern gehaßten Julirevolution zurückzuschleudern auf 1813, nicht gelingen wird.

Wir wollen auf unserer Hut sein, Brüder! Lassen wir kleinlichen Hader, lassen wir persönliche Fehde und rücken wir härter zusammen. Wer sind die geheimnißvollen Mächte, die an allen Orten und Enden die alten, verfallenen Schleusen herstellen und öffnen? Wer leiht dem veralteten Wesen und seinem Ausdruck so windschnelle Verbreitungsflügel? Wer will uns wieder zu Deutschen machen, wo wir nahe daran waren, freie Deutsche zu sein? Gäb' es hier vielleicht statt Schicksals-Zwirnsfäden, die das Ganze leiteten? Wir wollen darauf schweigen und unsere Augen nur deshalb zusammendrücken, um schärfer zu sehen.

Ein Naturgesetz ist da. Es heißt: die Zeiten integriren sich. So wollen wir uns trösten. Das, was wir gewonnen haben seit zehn Jahren, will das Gute an den alten Erfahrungen noch in sich aufnehmen, will es noch mitnehmen auf die Reise zum bessern Ziele. Aber

wachet, daß der blinde Passagier uns nicht den Weg zeige, den wir lange vor ihm kannten. Wachet, daß wir die schmerzlichen Errungenschaften zehn schwerer Jahre nicht einem blinden Enthusiasmus opfern!

Was wir vom Brocken und dem Harze mitnehmen wollen, sei: Ein gesunder, frischer Lustzug, der der Wange die lachende Apfelröthe giebt! Zufriedenheit mit unserm eigengebackenen Brot, dem Käse auf dem Teller und der Wurst im Schornstein! Achtung auch vor'm Gesange des Zeisigs, des Buchfinken und des Hänflings! Gute protestantische Gesinnung, doch nicht allzunüchtern! Den Sagenschatz des Kyffhäusers und den blauen, treuen Himmel über der goldenen Aue! Das alles sei herzlich willkommen, aber weg mit dem Behäbigen, Nüchternen, weg mit Euren Göttinger Doktrinen, mit der norddeutschen Ofenhockerei, die sich die kahlen Hinter-Elbgegenden mit allerhand affektirten Schemen bevölkert und in den Tabaksqualm der Pfeife allerhand gedankenloses Zeug von Anno damals hineinbläst und im Gothaer Allgemeinen Anzeiger und dem geheimen Plauderstübchen der Dorfzeitung seinen politischen Katechismus findet. Weg mit dieser unverwüstlichen Neigung der Deutschen, bei jeder Frage, wenn sie nur gefahrlos und trivial ist, Chorus zu machen! Weg mit dieser überhitzten Schwärmerei für das „Ewig-Gestrige," wie es Schiller nennt!

Ach, wie verworren sind wieder die Begriffe, wie erlogen unsere Stimmungen! Hat der Kölner Handel uns

irr gemacht? Hat die Aqua toffana Roms ihre Wirkungen begonnen? Haltet zuſammen, Deutſche! Prüfet die flüchtigen Schatten, die an Euch vorüberhuſchen! Glaubet alles, nur Nichts den Zeitungen! Verbrennt jede Zeitung, nachdem ihr ſie durchflogen habt! Sie wimmeln von Lügen, ſie ſind voller Bosheit und Jeſuitenränke. Glaubet Einem, der das Treiben innerlichſt durchſchaut, der dieſe Kreuze und Sterne in den Correſpondenzen aus Wien, Berlin, Frankfurt, aus Paris und London kennt, dieſe †† und *** und ♀ und ♃ und ♂ und △ — glaubt mir, Ihr werdet entſetzlich belogen! Wo es heißt: man jubelte, da ſoll es heißen: man weinte; wo es heißt: man betete, da ſoll es heißen: man fluchte. Bildet Euch ſelbſt Euer Urtheil! Ihr habt ſeit 50 Jahren ſo viel erfahren, daß Ihr wohl ſelbſt dazu reif ſeid.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Var. 323 sc 12

# Vermischte Schriften.

Von

**Karl Gutzkow.**

Zweiter Band.

Leipzig
F. A. Brockhaus.
1842.

Vermischte

# Schriften.

Von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Leipzig

Verlag von J. J. Weber.

1842.

# Vermittelungen.

# Kritiken und Charakteristiken

von

Karl Gutzkow.

Leipzig

Verlag von J. J. Weber.

1842.

# Inhalts-Verzeichniß

des

zweiten Bandes.


Seite

**I. Preßfragen.**

Ueber Preisherabsetzungen im Buchhandel . . . 3

In Sachen des Nachdrucks . . . . . 10

Hitzig über die Existenz der Schriftsteller . . . . 21

**II. Ausland.**

Abhängigkeit vom Auslande. Friedr. Bremer . . . 39

H. Koenigs literarische Bilder aus Rußland . . . 49

V. Hugo's Ruy Blas . . . . . 54

**III. Literarhistorie.**

Goethe's Briefwechsel mit der Schwester der Stollberge . . . . . 75

Leisewitz . . . . . 80

Franz Horn . . . . . 83

Bettina . . . . . 89

**IV. Romane.**

Verirrungen auf diesem Gebiet . . . . . 95

Strickstrumpf-Kritiken . . . . . 114

H. König Williams Dichten und Trachten . . . 123

Psyche von A. von Sternberg . . . . . 131

Aufklärung wünſcht und ſich damit begnügt, daß aus dem alten Teſtamente die Richtigkeit des neuen, aus der Auferſtehung Chriſti ſein Tod und aus ſeinem Tode ſeine Gottheit bewieſen wird, der leſe den bekannten Traktat des Hugo Grotius. Oder wer eine directere Polemik gegen den Atheismus will, wer in ſeine chriſtliche Liebe noch etwas Zorn zu miſchen pflegt oder einen Geiſt ſchätzen kann, der mit blutwenig Philoſophie auf entſetzlich hoch geſatteltem Pferde ſitzt, die Häreſie mit Atheismus und Atheismus mit Immoralität verwechſelt und ein wiſſenſchaftliches Problem mit lauter unbewieſenen Heiſcheſätzen löſen will, dem rathe ich zu den berühmten Pensées Blaiſe Pascal's. Wer endlich den Muth hat, das Chriſtenthum deßhalb zu verehren, weil ſeine ſpäteren hiſtoriſchen Irrthümer den thatſächlichen Umfang desſelben ſo großartig ausgedehnt haben zu einer Freiheit, wo die Anregung zur Religion Religion ſelbſt iſt, wo jeder ſo oder ſo beſtimmte fromme Moment deßhalb ein chriſtlicher iſt, weil das Chriſtenthum zwar will, daß er unendlich ſoll ausgedehnt werden, ihn aber doch nicht einſchränkt auf ein nothwendiges Geſetz; wer ſich über die prekären Beſtimmtheiten einer poſitiven Religion darin tröſtet, daß die Vielheit eben darum das Vollkommenſte iſt, weil ſie die Einzelheit ſich am originellſten entwickeln läßt und gleichſam dem religiöſen Momente en détail eine dogmatiſche Auswahl en gros anbietet; wer ſicher iſt, daß das Chriſtenthum keine Grenze hat, die dich zu Einem verpflichtet, ſondern nur eine Form iſt, die dir Alles möglich macht: dem wird in Friedrich Schleiermacher's Reden das Herz vor Wehmuth und Freude aufthauen, der wird in Chriſtus einen geheimnißvollen Erlöſer finden und aus einem Irrthume der Geſchichte eine unwiderlegliche Wahrheit des Herzens ziehen.

Seite

## V. Gedichte.

Franz Dingelſtedts Gedichte . . . . . 139
An Uſſo Horn über N. Lenaus Savonarola . . . 144
J. Moſens Ahasver I. II. . . . . 154
Nachträge . . . . . 171
Der Muſenalmanach auf 1839 . . . . . 178
Deutſcher Muſenalmanach auf 1841 . . . . . 182

## VI. Drama und Muſik.

Ueber Tantièmen . . . . . 201
Immermann's Ghismonda . . . . . 205
Klein's Maria von Medicis . . . . . 209
Over und Drama . . . . . 228
Der Fabrikant von E. Devrient . . . . . 231
Noch iſt es Zeit von A. P. . . . . 234
Marſchner's Vampyr . . . . . 236
Etwas für Peſth . . . . . 238
Liſzt in Hamburg . . . . . 241

## VII. Vermiſchtes.

Die Gebrüder Grimm . . . . . 251
K. Roſenkranz . . . . . 253
Fr. David Strauß . . . . . 258
Kölle über Diplomatie . . . . . 266
Thereſens Briefe aus dem Süden . . . . . 270
Autorberuf der Frauen . . . . . 279

Vermittelungen,

# Kritiken und Charakteriſtiken.

# I.

# Preßfragen.

# Ueber Preisherabsetzungen im Buchhandel.

Jedes neue Cirkulär, jede neue Nummer des Buchhändlerbörsenblatts bringt neue Preisherabsetzungen. Kein Autor ist mehr sicher, über Nacht von seinem Verleger gedemüthigt zu werden. Solide, consequente Verleger sehen dem Treiben mit Verachtung, aber auch mit Besorgniß zu. Was soll aus dem materiellen Werth alter Büchervorräthe und neuer Verlagsartikel werden, wenn der Schwindelgeist muthwillig an seiner Grundlage, dem festen Preise, rüttelt, wenn die Bücher in den Augen des Publikums ihren so lange gehabten Werth plötzlich verlieren und die Käufer sich gewöhnen, den ersten Preis eines neu erscheinenden Werkes für einen Schreckschuß zu halten, dem bald die Ermäßigung als Nachschuß folgen werde! Die Besorgniß ist keine eingebildete. Jene Handlungen, welche gewohnt sind, für Leihbibliotheken zu verlegen und sich neuerdings in die Aufstellung von Partiepreisen eingelassen haben, werden an dem Absatz ihrer neuen Romane und Unterhaltungsschriften empfindlich die übeln Folgen

des verlornen Vertrauens spüren. Viele ihrer alten Kunden werden warten, bis die Novitäten veraltet sind und sich dann mit ihnen versorgen; denn nicht jede Leseanstalt ist in der Nothwendigkeit, sich jede neue Erscheinung alsobald anschaffen zu müssen.

So nehmen sich die verderblichen Folgen des momentanen Gewinnes der Preisherabsetzungen von ihrer merkantilischen Seite aus. Eine andre Gestalt bekommen sie aber noch von der literarischen Seite her. Es ist die Aufgabe einer neu zu begründenden Entwicklung des geistigen Eigenthumsrechtes, diese Ungerechtigkeit zu beweisen und wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit Herrn Hinia, der ähnliche Untersuchungen in den Kreis seines Nachdenkens zu ziehen pflegt, öffentlich aufzufordern, auch diese Frage der Preisherabsetzungen bei einer Definition des geistigen Eigenthumsrechtes in Erwägung zu ziehen.

Die Buchhändler berufen sich darauf, daß sie die vom Autor erstandene Auflage eine ihnen zugehörige Waare nennen, mit der sie machen dürften, was sie wollen. Sie behaupten, es läge wenig Unterschied zwischen einem Ballen unverkauft lagernder Exemplare eines Buches und einem verschossenen Reste Kattunwaaren, den man, um aufzuräumen, zu beispiellos billigen Preisen losschlägt. Gegen keinen Ausdruck sollte man aber in literarisch-merkantilischen Dingen spröder sein, als gegen den, daß Bücher eine Waare sind. Wird in dem Verlagsrecht des Buchhändlers nichts gesehen, als eine Anhäufung con-

raktlich bestimmter Auszüge eines Werkes, nichts als der numerische Umfang einer Auflage, so möchte es schwer halten, von solchen Begriffen aus auch die Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks zu deduziren, der grade von dem materiellen Begriff der Waare bei sein vermeintliches und von vielen Staatsmännern und Juristen ihm keineswegs bestrittenes Recht leitet. Wird der Begriff des Autor- und Verlagsrechtes nicht höher gefaßt, so ist den Beweisführungen für die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks Thür und Thor geöffnet.

Das Ursprüngliche und Hauptsächliche in den hier einschlagenden Begriffsbestimmungen bleibt immer das heilige Autorrecht. Aus seiner umfassenden Definition nur darf alles Uebrige, was sich im Buchhandel für Rechtens ausgiebt, hergeleitet werden. Das Urrecht des Autors hört beim Verlage, bei der Cession einer Auflage an den Buchhändler, nicht auf. Immerdar ist der Autor moralisch an seinem Werke berechtigt und der Verleger ihm moralisch verpflichtet. Die Uebereinkunft des in Verlagsgebens, mag sie nun schriftlich oder mündlich erfolgen, schließt niemals aus, daß Ehre, guter Name, Schriftstellername an dem Verlagsartikel die erste Vorhand haben. Die Art und Weise, wie der Verleger das erstandene Werk zurichtet, es drucken und verbreiten läßt, der Preis, der anfänglich dafür genommen wird; das sind die ursprünglichen Garantien, die gleich anfangs dem Autor von moralischer Verpflichtung für sein Werk sind und

niemals aufhören, es zu sein. Kein Autor würde eine Schrift verkaufen, wenn ihm die Absicht, die der Verleger damit hat, zweideutig schiene. Von dem Hungerleider, der nur das Honorar, nicht seine Ehre im Auge hat, kann in einer wissenschaftlichen Begriffsbestimmung nicht die Rede sein. Das Prinzip ist auf das gebaut, was edel ist, und kein Autor sollte so unedel sein, in dem Grade die Liebe zu seinem Werke zu verlieren, daß es ihm gleichgültig wird, ob der Verleger das erstandene Manuscript druckt oder liegen läßt oder Fidibus daraus macht oder es auf Löschpapier druckt oder heute für einen Thaler, morgen für einen Groschen verkauft. Die Buchhändler in Deutschland bilden sich freilich fast alle ein, daß sie mit einem Manuscript, das sie kauften, machen können, was sie wollen z. B. daß sie es gar nicht zu drucken brauchen! Sie betrachten die moralische Existenz eines Werkes als ganz von ihrer Laune und ihrem dafür bezahlten Honorar abhängig und werden unter Andern erstaunen, wie man darauf kommen könne, ihnen das Recht, Bücher im Verlage beizubehalten, streitig zu machen. Freilich unsre in diesem Punkt so mangelhaften Gesetzgebungen hindern sie nicht: aber wir sind jetzt soweit gekommen, daß in sie die tiefren Begriffe vom literarischen Eigenthumsrechte werden aufgenommen werden, Begriffe, die an dem Werk eines Autors eine ausgetragene freie moralische Persönlichkeit sehen, die nicht anders verletzt werden darf, als durch die Ehrauben der Kritik.

Jedes Werk, und wär' es das trivialste, trägt in sich dem Prinzipe nach die Möglichkeit unendlicher Auflage. Die Zahl von Exemplaren, die ich dem Verleger der ersten gestatte, ist allerdings sein Eigenthum, doch nur bis soweit, als die Benutzung dieses Eigenthums nicht das wieder eintretende und nie erlöschende freie, moralische Urrecht des Autors stört. Zum Urrecht des Autors gehört die Möglichkeit unendlicher Auflage. Wird ihm diese nicht verkürzt, wenn der Verleger der ersten Auflage eines Werkes sie im Preise herabsetzt und dadurch ein Urtheil über den Absatz ausspricht, der eine zweite Auflage unmöglich macht? Herr Hoffmann in Stuttgart verschleuderte die letzten Exemplare, die er von Rottecks Weltgeschichte liegen hatte. Zufällig ist er es selbst, der jetzt eine neue Auflage dieses Buches bringt. Wär' er es nicht gewesen, hätte ein Anderer sich unbefangen an eine Unternehmung wagen können, die Herr Hoffmann durch seine Verkrödelungen schon beim Publikum anrüchig gemacht hatte? Hier war das Autorrecht so empfindlich verletzt, daß Herr Hoffmann bei einer bessern literarischen Rechtsverfassung, die wir gewiß bekommen werden, der Strafe der Gesetze hätte verfallen müssen. Die Preisherabsetzer sagen: Die Auflage ist unser; wir können damit machen, was wir wollen! Ja, ihr könnt es: aber unter den Verpflichtungen, unter denen ihr den Verlag übernahmt und die dem Autor eine dauernde Garantie eines ehrlichen Fideikommisses bleiben, eine Garantie, daß ihr seinen Namen nicht muthwillig

Denn Schleiermacher's Anſicht iſt Irrthum, ſo lange er nicht Jedem ſeiner Anhänger die Unerſchrockenheit vor dem Grundtext und der Kirchengeſchichte einflößen kann, die ihn ſelbſt beſeelte. Schleiermacher's Glaube war ein lebendiges Kunſtwerk, das mit ſeinem Tode zuſammenfiel. Er bekehrte, nicht dadurch, daß er überzeugte, ſondern, ein wirklicher Prieſter, dadurch, daß man ihn anſchaute.

Im Verhältniſſe zur Geſchichte theilen ſich zunächſt die Religionen in zwei Ordnungen ein. Entweder abſorbiren ſie alle hiſtoriſche Energie der Völker und machen ſich den Staat, die Sitten, jede Lebensäußerung unterthan, oder ſie verhalten ſich zur Geſchichte nur ſupplementariſch. Von der erſten Art ſind das Judenthum, die hinterafiatiſchen Religionsformen, beſonders der Lamaismus und der Islam. Hier iſt das ganze Volksleben von den Beſtimmungen der Religion ergriffen, jede Individualität wird von ihnen in Anſpruch genommen und kann nicht ausweichen, ohne überall religiöſen Geſetzen zu begegnen. Supplemente dagegen ſind die Naturreligion, das klaſſiſche Heidenthum und beſonders das Chriſtenthum. Hier iſt den menſchlichen Geiſtesfähigkeiten, dem Thun und Laſſen in öffentlichen Kreiſen die größte Freiheit bewilligt. Der Fetiſchanbeter findet ſich mit ſeinem Götzen nur für gewiſſe Stunden und gewiſſe Dinge ab. Der Grieche bezog Manches auf die Götter, aber doch immer mehr die Erfolge, als die Beweggründe. Der Chriſt endlich iſt für die Erde nur ein mechaniſches Werkzeug, das ſeine Beſtimmung erfüllt, ſein Auge ſieht den Himmel offen, ſein ganzes Leben läuft dem irdiſchen Gewühl nur parallel.

Die Conſequenz der erſten Gattung wird faſt immer der Deſpotismus, die der zweiten ſollte nur die Freiheit ſein.

verschleudern, einen Ruf nicht wie unreines Wasser auf die Straße gießen werdet! Die Auflage ist in Allem euer, was nicht auf das Autorrecht, auf die ferneren immer als möglich anzunehmenden Auflagen reagirt! Sonst könntet ihr eure lagernden Exemplare ja sogar als Maculatur verkaufen, für Friseure als Papilloten, für Krämer als Tütenpapier, sei's nun, daß ihrs aus Noth oder aus Malice thut!

Das Unglück der Deutschen Literatur und ihrer Rechtsverfassung ist das Uebergewicht, welches in ihr die Buchhändler über die Schriftsteller haben. Es wird, der Meßkatalog zeigt es, mehr Literatur von den Buchhändlern als den Schriftstellern gemacht. Die Buchhändler haben in Deutschland aufgehört, Mandatare der Literatur zu sein: sie produziren mehr Literatur, als Bedürfniß und Kraft dafür da ist. Wäre der Verlagshandel nur das Echo der literarischen Thätigkeit, er würde nicht nur die Literatur nicht, sondern sich selbst nicht mehr untergraben. So aber, wie es bisher war, steigert der Verlagshandel in Deutschland die Masse der Literatur auf eine schwindelnde Höhe, die das Bessere nicht aufkommen läßt, und setzt auf der andern Seite seine eigne Würde herab und benimmt sich die Möglichkeit seines bessern Gewinnes, eben durch solche Manöver, wie sie jetzt im Buchhandel an der Tagsordnung sind. Möglich, daß diese Preisherabsetzungen das Gute haben, den Buchhandel über sich aufzuklären und die Vorräthe willkürlich hervorgerufe-

ner Produktionen aufzuräumen, so daß endlich Platz und Raum dem in der Literatur organisch Nothwendigen offen wird. Es muß ein besseres Gleichgewicht der beiden Faktoren des literarischen Lebens, der Buchhändler und der Schriftsteller, eintreten, damit jene endlich aufhören, mehr zu produziren, als diese den Trieb und das Publikum das Bedürfniß hat.

# In Sachen des Nachdrucks.

Herr Hitzig in Berlin, der an den materiellen Interessen der Literatur Theil zu nehmen, um so berufener ist, als es eine Zeit gab, wo er selbst Buchhändler war, (die Dümmler'sche Buchhandlung in Berlin gehörte ihm früher) hat in den Berlinischen Zeitungen über eine Verbindung französischer Autoren Bericht erstattet, die diese zur Wahrung ihrer Eigenthumsrechte kürzlich in Paris geschlossen haben. Herr Hitzig fordert, da das Uebel des Nachdrucks in Deutschland eben so offen am Tage liegt, die Deutschen Zeitungen und deren Redaktionen auf, eine ähnliche Verbindung zu treffen und vorläufig, ehe juristische Zwangsmittel gegen die Piraten einträten, wenigstens eine moralische Schutzwehr aufzubauen und auf ein achtbares, literarisches, Gentlemenwürdiges, Herkommen zu wirken. Die Wichtigkeit der Frage bestimmt uns, ihr noch nachstehende beiläufige Bemerkungen zu widmen.

Eine Verabredung zwischen achtbaren Redaktionen, sich einander nichts nachzudrucken, es sei denn gegen Entschädigung, findet eine Hauptschwierigkeit in den statistischen Verhältnissen der Deutschen Journale. Die Blätter

tragen alle mehr oder weniger Lokalfarbe, haben ihre hauptsächliche Begründung an den Orten, wo sie erscheinen und deren nächster Umgebung, so daß uns vor allen Dingen keine Concentration des literarischen Interesses entgegen kömmt und die Journale an gleichartige Bedingungen und der unmittelbaren Nachbarschaft wegen schon honette Rücksichten nicht geknüpft sind. Sodann läßt die Verschiedenartigkeit der Preise, mit welcher in Deutschland die Zeitschriften erscheinen, nur mit Mühe eine gleichmäßige Tarifirung zu. Ferner werden grade die vorzüglichsten Schmuggler unter den Journalen als Beiblätter zu den politischen Zeitungen zu einem Preise dem Publikum abgelassen, der beispiellos wohlfeil ist; und endlich stehen wir, um Maaßregeln zu ergreifen, gegen die Franzosen darin zurück, daß wir weit weniger das Interesse nach Originalartikeln haben, als diese. In Frankreich füllt sich die einzige Revue Britannique mit Uebersetzungen aus dem Englischen; während unsre Journale von Uebersetzungen aus allen Sprachen überfluthen und den Werth von Originalartikeln zweifelhaft gemacht haben. Die Zahl derjenigen Deutschen Schriftsteller, welche für Journale schreiben und als Originalschriftsteller gesucht sind, ist sehr gering. Die Leipziger Mode-Zeitung, eines der gelesensten Blätter, giebt nur Uebersetzungen; einige andre sehr beliebte Journale sind ohnehin dem Auslande völlig gewidmet. Hiedurch wird das Interesse an Originalartikeln sehr vermindert, wenn man auch ohnehin an-

nehmen dürfte, daß wir so reich an ihnen sind oder etwas so Werthvolles an ihnen besitzen. Die Französische Journalistik ist völlig abhängig von jenen Feuilletonisten, deren Vereinigung Herr Hitzig skizzirt hat; jene kann ohne diese nicht bestehen. Bei uns ist die Sachlage schon dadurch verschieden, daß unsre Journalistik, bei der Apathie des Publikums, sich rein durch Uebersetzungen herstellen ließe.

Weit beachtenswerther ist das Abdrucken von Stellen aus neuerschienenen Büchern. Es ist vorgekommen, daß manche Journale sich nicht scheuten, Almanachsnovellen nachzudrucken und es kömmt täglich wieder, daß aus neuen Novellensammlungen eine und die andre in jene nachgedruckeneen Blätter übergeht. Man nennt die Quelle, lobt sie und macht sich die Empfehlung durch 20, 30, 40 nachgedruckte Spalten bezahlt. Diese Art des Nachdruckens greift immer mehr um sich. Sie ist um so gefährlicher, als sie sich hinter eine honette Beschönigung verstecken kann. Allein Jeder, der die Rechtsbegriffe über Nachdruck innerlich in sich aufgenommen hat, (denn das ist nothwendig, den Sophismen der Nachdruckvertheidiger gegenüber) fühlt, daß hier ein Maaß und eine Abschätzung eintreten müsse. Oft rechnet ein Verleger nur auf einen einzigen Beitrag, der seinem Almanach Zug verschafft: druckt ihm diesen ein Journal nach, so wird er um seinen Vortheil betrogen; man liest den Nachdruck und läßt den Almanach liegen. Mit Büchern, die nicht periodisch erscheinen, ist es ebenso. Ich hörte kürzlich, daß Immer-

mann in dem Franck'schen dramatischen Almanach etwas über Grabbe geschrieben: ich hätte den Almanach kaufen oder ihm dadurch nützen müssen, daß ich ihn in einer Leihbibliothek verlangt hätte; allein der Berliner Freimüthige brachte mir den ganzen Artikel; er hatte ihn nachgedruckt: ich konnte ihn in dieser Zeitschrift lesen. Man fühlt, daß hier die Gesetzgebung einzuschreiten hat und solange sich in dieser das freie Bewußtsein über geistiges Eigenthum noch nicht ausgebildet hat, sollten sich allerdings die Deutschen Journale und ihre Redaktionen unter einander verbinden und sich verpflichten, über ein gewisses Maaß hinaus (das ohnehin an Rezensionen geknüpft sein müßte) aus Büchern nichts auszuziehen oder die gemachten Auszüge nach einem zu bestimmenden Tarif dem Verleger und Autor, jedem die Hälfte, zu bezahlen.

Indessen kann ich doch nicht umhin, einzugestehen, daß, wenn nicht die Veranlassung einer solchen Verbindung die major gloria des Rechtes sein soll, der Flor der Deutschen Journale schwerlich hiedurch wird gehoben werden. Keine Zeitschrift wird darum mehr Abnehmer bekommen, daß sie zu der Verbindung gehört: keine darum Abnehmer verlieren, daß sie nicht dazu gehört. Wir haben keine Einigkeit in diesen Dingen und die Literatur wird von den Regierungen und allen andern öffentlichen Verhältnissen nicht hinlänglich geachtet, um dadurch in ihrer Stellung imposanter zu werden. Die Masse des Gedruckten drückt in Deutschland dessen Werth herab. Die zahllosen Dilettanten wer-

den unentgeldlich das thun, was die honorirten Autoren länger zu thun verweigern; jene werden die Blätter füllen, welche von diesen in die Acht erklärt sind. In Frankreich ist dem anders. Man macht dort an den gedruckten Buchstaben mehr Ansprüche und die Redaktionen der Blätter müssen darauf bedacht sein, diese Ansprüche zu befriedigen. Der bessere Aufschwung der Journalistik muß bei uns in andern Mitteln liegen, in der Wegräumung anderer Hindernisse. Einige derselben mögen hier zur Sprache kommen!

Wenn von werthvollen Originalartikeln die Rede ist, so haben wir in Deutschland eine Sorte Originalartikel, die das Ausland nicht kennt; das sind die Correspondenzen der politischen Zeitungen. Wenn die Freibeuterei irgendwo in System geworden ist, so ist es hier. Die Nichtgewöhnung unserer Gefühle an die Idee des literarischen Eigenthums tritt hier in einer wahrhaft abschreckenden Gestalt auf. Eine Zeitung druckt der andern ihre theuer erworbenen Mittheilungen nach und begnügt sich, unten die Quelle zu nennen, und die bestohlene Zeitung nimmt dies als eine Gewohnheit hin, die sich von selbst versteht. Mit welchem Rechte will man, wenn überhaupt das Prinzip des Nachdrucks verworfen ist, dies Verfahren vertheidigen? Haben sich denn alle Correspondenzen der Allgemeinen Zeitung überlebt und in ihrem Originalwerthe verschleudert, wenn sie in das Gebiet einer andern Zeitung kommen? Hat bei der durch ganz Deutsch-

land gehenden Cirkulation der Deutschen Zeitungen eine das Recht, der andern ihre Originalität zu entziehen? Man kann sagen, daß nicht jede Zeitung im Stande ist, andre, als gedruckte Quellen zu benutzen: aber wäre dann das Minimum von Rechtlichkeit nicht wenigstens dies, daß man nur das *Resumé der fremden Originalartikel* giebt, nie die ganzen, wörtlich nachgedruckten Briefe und theuererworbenen Depeschen? Wir haben die Allgemeine Zeitung, die für ihre Korrespondenz unter allen Blättern der Welt vielleicht den meisten Aufwand macht; sie zählt nicht über 7000 Abnehmer. Wir haben andre, die für Korrespondenz keinen Heller ausgeben: sie zählen mehr als 7000 Abnehmer. Diese einfache Zusammenstellung giebt es schon als eine sich von selbst verstehende Billigkeit zu erkennen, daß diejenige Zeitung, die sich's etwas kosten läßt, entweder eine Entschädigung von den Nachdruckern verlangen darf oder eine Beschränkung ihres Nachdrucks lediglich auf die kurze Inhaltsangabe der fremden Originalartikel. Hier muß eine Abhülfe eintreten. Den gediegenen Zeitungen muß es möglich werden, sämmtliche Früchte ihrer Aufopferungen zu genießen, unverkürzt. Würden diesemgemäß die passenden Einrichtungen getroffen werden, so müßten alle Zeitungen, die keine Originalien bringen, sich auf eine bescheidenere Stellung als Lokalblätter beschränken, und die, welche wie die beiden Allgemeinen Zeitungen in Leipzig und Augsburg, wie der auswärts noch so unbekannte, aber viel Korrespondenz

enthaltende Fränkische Merkur, die Hannöversche Zeitung und einige andre sich um mehr als das Dreifache ihres frühern Absatzes heben. Die Augsburger Allgemeine Zeitung, aufhörend, die Nachdrucksquelle fast aller Deutschen Zeitungen zu sein, würde 20,000 Abnehmer haben.

Ein anderes Hinderniß, welches die Deutsche Journalistik nicht gedeihlich aufkommen läßt, ist die Post. Unglaublich sind die Mißbräuche, welche sich diese Anstalt beim Debit der Zeitungen erlaubt. Wir haben durch den Zollverein eine gewisse Handelseinheit bekommen, wir haben Aussicht, Münzen, Maaß und Gewicht nach gleichen Prinzipien im gesammten Vaterlande geregelt zu sehen; aber das Postwesen ist, den Briefverkehr ausgenommen, ohne Einheit, und, speziell die Zeitungen anlangend, eine Anarchie. Zucker und Caffée, Leder und Tuch kann von einem Deutschen Staat zum andern selbst ohne erheblichen Zoll kommen: aber die Zeitungen werden mit einer Plusmacherei befördert, die an's Unglaubliche gränzt. Für ein Exemplar der Allgemeinen Zeitung, das in Augsburg Fl. 16 kostet, muß ich in Hamburg Fl. 26 zahlen. Man bereuke, daß die Bairische Post schon der Expedition der Allgemeinen Zeitung schwerlich mehr als Fl. 12 für das Exemplar zahlt (25 pCt. Rabatt); somit hat die Post von Augsburg bis Hamburg am Exemplar Fl. 14, also beinahe soviel, als die Zeitung überhaupt in Augsburg kostet. Zufällig haben hier nur zwei Posten, die Bairische und die Thurn- und Taxissche, die mit der Bairischen in

Coburg abrechnet, den Gewinn zu theilen; aber man nehme einige andere Richtungen, wo Jeder aufschlägt, Jeder gewinnen will! Die Allg. Zeitung kostet in Frankfurt Fl. 21 und einige Kreuzer und nachträglich noch einen Aufschlag von Fl. 1 per Semester für den Durchgang durch Baden. Der Deutsche Courier kostet in Stuttgart Fl. 6, hier Fl. 13. 30 Kr.; der Schwäbische Merkur in Stuttgart Fl. 6, hier Fl. 13. 30 Kr. Eine Pairische Zeitschrift schlägt in ihrem weitesten Rayon vielleicht höchstens 3 Fl. auf: d. h. für eine Entfernung von 30 Meilen vielleicht. Eine Zeitung aber, die in Frankfurt Fl. 10 kostet, wird in Nürnberg, also auch etwa 30 Meilen von Frankfurt, Fl. 17 kosten; demnach Fl. 7 mehr. In Preußen hat man die Sitte, statt Gulden Thaler zu nehmen, ohne Unterschied auf die Entfernung. Die Oberpostamtszeitung kostet in Frankfurt Fl. 8 und in Coblenz, in Münster, in Berlin (falls nicht noch Zwischengefälle) acht Thaler. Hier herrscht wenigstens eine Methode, wenn auch die unbilligste von der Welt, aber für ganz Deutschland sollte eine (und natürlich gerechtere) herrschen. Die Einrichtungen des Zeitungsdebits sollten so homogen sein, wie die der Briefbeförderung. Die Entfernung vom Ort des Erscheinens soll entscheiden, nicht die Zahl der zwischenliegenden Staaten und deren willkürliches Aufschlagen des Preises. Die Folge der jetzigen anarchischen Einrichtungen ist die Abneigung der Privaten, fremde Blätter über-

Studiren wir das Chriſtenthum an ſeiner Quelle und können ſo viel Hiſtoriſches von ihm abſtreifen, daß wir auf die reine Lehre Jeſu, alſo ſtatt auf eine Kirche auf die theoſophiſche Secte ſtoßen, ſo iſt dieſer Glaube deßhalb der vollkommenſte, weil er die hiſtoriſche Freiheit am wenigſten beſchränkt. Ja ſelbſt noch in ſeiner Entartung übertrifft das Chriſtenthum, was das Impulsgeben an die Geſchichte und die Entwickelung der eigenen Individualität betrifft, jede andere Religion und keine mehr, als die natürliche. Die natürliche Religion iſt immer nur Produkt und zwar für einen freien Mann das erhabenſte Produkt, das ich kenne, aber ſie iſt kein Anſtoß, weil ſie der Maſſe keine äußere Handhabe bietet. Wenn es ſich um Erziehung, Reife und Heranbildung handelt, ſo wird ſie von jeder poſitiven Religion, ſie mag auf noch ſo fabelhaften Vorausſetzungen beruhen, übertroffen.

Meine Anſicht vom Chriſtenthum iſt ſo beſchaffen, daß ich ihr gern den größten Triumph gewähren möchte; aber ich verlange, daß man dann einigen Anſprüchen und Vorrechten entſage, welche das Chriſtenthum als Kirche hat. Jeſus Chriſtus iſt ein Mittler; aber ein Mittler unſres dialectiſchen Gefühls, der Mittler für die erſte Stufe, wo das religiöſe Bewußtſein, ich will es die Erlöſung nennen, in uns erwacht, wo uns der Zwieſpalt unſrer beiden Naturen und der Widerſpruch des Endlichen und Unendlichen vor den beſchämten Augen liegt. Ich glaube aber, daß dasjenige, was uns *nach* dieſer erſten Stufe das Chriſtenthum bietet, nimmermehr etwas iſt, was in des Erlöſers urſprünglicher Abſicht lag, ſondern daß die Gemeinſchaft, die er ſeinen Gläubigen anrieth und was darauf die Kirche wurde, nur der Ausdruck

haupt zu halten und die Unmöglichkeit für öffentliche Institute, deren viele zu halten.

Die Postverwaltung könnte gewiß sein, den Ausfall, den die Herabsetzung der Zeitungsporti machte, durch die vermehrte Anzahl der Bestellungen sogleich gedeckt zu bekommen. Ein Opfer, das die Billigkeit verlangt, müßte sie freilich ohne Entschädigung bringen; sie müßte für den Rabatt, den sie von der Expedition der Zeitungen nimmt, etwas leisten. Die Post in Frankfurt sagt: Das Frankfurter Journal kostet Fl. 7, sie zahlt dem Eigenthümer aber nur Fl. 5. 45 Kr., macht bei 4000 auswärtigen Exemplaren Fl. 7000 Gewinn. Was leistet sie dafür? Packt sie die Paquete? Nein; die Zeitung muß schon in den Paqueten abgeliefert werden. Befördert sie dafür die Spedition? Nein; in Wiesbaden kostet die Zeitung schon einen Gulden mehr. Treibt sie die Abonnenten auf? Sie meldet sie, aber sie sammelt keine. Sie verlangt das, was der Buchhändler auch bekömmt und übernimmt doch nicht das Amt des Buchhändlers. Hier ist es, wo die Postämter wieder einer Reform bedürften. Sie müßten sich dem Buchhandel nähern und diesen für das Journal- und Zeitungswesen überflüssig machen. Sie müßten mit den Zeitungsredaktionen in direkte Verbindung treten und nicht (z. B. bei Vertheilung von Probeblättern) ganz von der Oberregie abhängig gemacht werden, wo ein einziger bei dem Centralpostamte fungirender Beamter, der die Probeblätter unter

den Tisch wirft oder blindlings in die Welt schickt, den ganzen Erfolg einer Zeitung mit Füßen tritt. Die nächste Folge solcher direkten Berührungen würden Belohnungen für gewisse Quantitäten bestellter Exemplare sein, welche jede Zeitung gern dem thätigen Postamtszeitungsexpedite bewilligen würde. Diese Sportel würde ihn zu angestrengterem Fleiße für die Interessen der Zeitungen anspornen, während jetzt alles schlummerköpfig hergeht, die Post nur das expedirt, was bei ihr bestellt wird und die Redaktion oder der Eigenthümer der Zeitung nie weiß, kommen die Bestellungen von da oder dort, ist da noch eine Lücke im Verkehr, läßt sich hier etwas noch für die Verbreitung versuchen u. s. w. Die Expedienten auf den verschiedenen Postämtern haben keinen Vortheil von ihren eingesandten Bestellungen; deshalb ist es ihnen auch gleichgültig, ob sie mehr oder weniger bestellen. — Soll ich meine Meinung sagen? Von den 25 pCt., welche die Post beim Eigenthümer der Zeitung in Anspruch nimmt, gebühren ihr nur 10 pCt.; das Institut leistet nichts, was eines Rabatts würdig wäre; die andern 15 pCt. gebühren dem Zeitungsexpeditor des Postamtes, von dem die Bestellung kömmt, als Sportel. Wäre diese Einrichtung offiziell organisirt, so würden alle alten Deutschen Blätter sich um das doppelte heben und alle neuen würden, wenn sie Theilnahme verdienen, diese auch schnell und reichlich finden.

Möchte Herr Hitzig diese Bemerkungen für seine ver-

ſprochene Bearbeitung des Etienne Blanc: Traité de la Contrefaçon u. ſ. w. wenn ſie den Zweck hat, die Hauptintereſſen der Deutſchen Journaliſtik zu erörtern, benutzen. Unſere Verhältniſſe ſind von den Franzöſiſchen weſentlich verſchieden und ich bin gern bereit, da ich mir einbilden darf, ſie gründlich zu kennen, meine Anſichten darüber noch weiter zu entwickeln und ſie durch manches Andre zu ergänzen, was diesmal zu weit führen würde.

# Hitzig über die Existenz der Schriftsteller.

Es macht einen schmerzlichen Eindruck, in den jüngsten Nummern des Berliner Gesellschafters einen ehrwürdigen Veteranen literarischer Erinnerungen, den Herrn Criminaldirektor Hitzig, im abwehrenden Kampfe zu erblicken gegen eine Rotte junger Berliner Kritiker, die ihm einen wohlgemeinten guten Rath mit Steinwürfen und Schimpfreden vergilt.

Besäße das junge Berlin von der Deutschen Literatur irgend eine moralische Vorstellung, hätte es Erfahrung und Takt genug, das Leben der Literatur als ein Ganzes zu überblicken und Erscheinungen, die ihnen günstig sind, vom Zufälligen schnell zu unterscheiden, so würde es die Warnung Hitzigs, die Bettelristerei als Lebensberuf zu wählen, von einer ganz andern Seite, als bisher geschehen ist, betrachtet haben. Es würde zunächst einem öffentlichen Charakter haben danken müssen, daß er sich mit dieser überraschenden Theilnahme um die kleinen Spektakel der laufenden Literatur bekümmert und seinem allerdings demüthigenden Zurufe nicht die Folie einer vornehmen Verachtung der innern Interessen giebt. Ich

wenigstens hielt diese Theilnahme für äußerst werthvoll; denn ich gedachte jener diplomatischen Mäcenaten der jungen Literatur, welche auf dem Lotterbette der Quiescenz von dem Nachwuchs sich die Cour machen lassen, ordentlich Partbei nehmen, Einen gegen den Andern aufhetzen, kleine Notizen auf goldrandigen Blätchen in die frechsten Journale schicken, Namen hinstellen, die man loben, Andre, die man angreifen solle, und dabei nichts verlangen, als leise flüsternd: Diskretion! Diskretion! Ich gedachte jener vornehmen Freunde der jungen Literatur, die nur hinter dem Vorhange operiren, hinter dem Vorhange loben, hinter dem Vorhange überzeugt sind, daß dieser Literatur von Seiten der öffentlichen Thatsachen Unrecht geschieht, und in den Schritten, die man gegen sie that, das Kind mit dem Bade verschüttete. Ich gedachte der vielen Mühsal und Verwirrung, der man würde entgangen sein, hätte einer dieser vornehmen Anhänger des Evangeliums, die jedoch, wie Nikodemus, nur des Nachts zum Herrn kommen, die öffentliche Meinung aus seinem Schatz literarischer Erfahrung über das Werden und Gähren der Literatur unterrichtet und Staatsmännern die vorgefaßten Meinungen genommen. Wer würde von ihnen Billigung des Neuen verlangt haben? Wer würde sie zu Mitschuldigen der Excesse haben machen wollen? Sie hätten alles Bedenkliche verwerfen und einen künstlichen Gräuel vor dem Neuen aussprechen dürfen, ihrer Stellung wegen: aber sie hätten den literarischen Ge-

sichtspunkt einer polizeilich gefaßten Frage wohl öffentlich feststellen können und Männern, denen sie ja heimlich die ganze Zukunft der Literatur in den Schooß schütten, diese auch öffentlich vindiziren können in Augenblicken, wo von den jungen Männern schlechterdings nur das Verwerfliche für erwiesen galt. Hätte die junge Literatur nicht so viel offne Feinde gehabt, ihre geheimen Freunde würden sie nicht gerettet haben.

Das Erfreuliche an Herrn Hitzigs Aufsatze ist das Eingehen auf die schwebende Literaturfrage. Kann man mit den Prädikaten nicht übereinstimmen, die ihr von Herrn Hitzig gegeben wurden, so ist es doch schon ein Fortschritt, daß das Subjekt nicht ignorirt wird. Herr Hitzig hat eine Verhandlung möglich gemacht, die das junge Berlin statt zurückzuweisen, mit klugem Ernste und vorsichtiger Besonnenheit hätte aufnehmen sollen. Der Herausfordernde war ein geachteter, mehr außer- als innerhalb der Literatur stehender Name — warum knüpfte man an diesen nicht an, was man schon so lange auf dem Herzen trug und was sich längst Bahn zu brechen sehnte? Mundt beherrscht das junge Berlin, eine Treibhauspflanze; warum ließ er die Blätter derselben nicht anders ausschlagen? Alle Bonbons der „diplomatischen Literaturvermittelung" werden ihm das nicht ersetzen, und was er sich und seiner Sache durch eine würdige Antwort auf Herrn Hitzigs Warnung hat entgehen lassen.

Es klingt wahrhaft lächerlich, wenn das junge Berlin ſtolz auf ſeine Schreibfeder zeigt und ſagt: Es hat ſich ein neuer Stand gebildet, der Literatenſtand und eine Ehre iſt es, ihm anzugehören! Dieſer Stolz iſt lächerlich, weil keiner dieſer Leute ſich weigern würde, eine Oberlehrerſtelle, ein Aſſeſſorat, eine außerordentliche Profeſſur anzunehmen, wenn man ſie ihm nur anböte! Die Literatur hat auch niemals darauf hingearbeitet, einen eigenen Stand zu ſchaffen, ebenſowenig wie es einen Stand geiſtreicher und witziger Menſchen giebt. Es iſt traurig genug, wenn wir ausgezeichnete Geiſter geſehen haben, die von dem Ertrage ihrer Feder ein ganzes eignes Daſein und das Leben einer Gattin und vieler Kinder friſten mußten: es iſt einer Thräne werth, daß ſie den Muth und das Publikum nicht die Liebe verloren und ſie die Gefahr zu verhungern, durch die andere Gefahr, ſich zu überarbeiten, vermieden; es iſt ſogar entſchieden, daß viele geiſtreiche Männer gegenwärtig in dieſer Lage ſind, rein durch ſich ſelbſt zu exiſtiren und die Muſen zum Brodbacken abzurichten: allein aus dieſer ſchmerzlichen Thatſache ſoll hergeleitet werden, daß ſich ein eigner Schriftſtellerſtand bilde? Daß die Belletriſtik Lebensberuf werden könne? Sie kann es werden, aber wahrlich nicht durch ein Geſetz der Nothwendigkeit, das in unſern Sitten begründet wäre. Wird ſie es, ſo ſind öffentliche Dinge, Lauheit des Publikums, Mittelmäßigkeit des Talents, Sprödigkeit und Verwilderung des

Staats daran Schuld; Ursachen, die doch wahrlich eine Abhülfe finden sollten!

Um meine Meinung zu sagen, muß ich gestehen, daß auch mich Herrn Hitzigs Aufsatz schmerzlich berührt hat. Es liegt eine Demüthigung darin, hören zu müssen, daß die Musen so wenig Credit haben. Es ist eine Demüthigung, daß die Regierungsräthe, die Majore, die Capitalisten und Actieninhaber erfahren, die Literatur lebe nothdürftig von der Feder in dem Mund. Jeder von seinem Miethherrn vor die Thür gesetzte zahlungsunfähige Journalist ist ein Unglück für die Literatur; denn der Philister unterscheidet die Talente nicht; hat er eine Tochter, er wird sie nur dem Dichter geben, der ein Amt hat. Fürstliche Pensionen giebt es für die Talente nicht mehr. Die Regierungen beobachten zwischen dem Publikum und dem Schriftsteller eine bewaffnete Neutralität. Schiller, Klopstock, Lessing entblödeten sich nicht, an alle Potentaten Deutschlands zu schreiben und um eine Anstellung, einen Jahrgehalt zu bitten. Sie bekamen ihre Pensionen nicht freiwillig; nein, sie lagen allen Ministern, allen Geheimderäthen, selbst Günstlingen und Frauen mit ihren Bitten an und ermüdeten nicht, zu denken und zu sagen: Quaerenda pecunia primum est! Wer würde von unsern jetzigen Schriftstellern in diesen Eingaben nicht eine jammervolle Demüthigung sehen? Wer würde nicht, erführe man seine Petitionen, mit der Pension seine Stellung in der Literatur verlieren? In dem entsetzlichen

Grade ist alles Parthei geworden. Es ist wahr, der literarische Erwerb ist jetzt ergiebiger, als vor dreißig Jahren oder länger; aber in demselben Maaße sind auch die Anforderungen an den Anstand einer bürgerlichen Existenz gestiegen; der Luxus hat alle Budgets gesteigert. Wenn die Schriftsteller heutiges Tages mit Beamten und Kaufleuten concurriren wollen, dann müssen sie gewiß mehr Aufwand machen als Gleim, der reiche Canonikus, machte.

Mit vieler Phantasie hat man in unsern Tagen den zeitgenössischen Dichtern die schönsten Häuser geschenkt, die herrlichsten Tapeten, den wohnlichsten Comfort, und viele Pferde hat die Phantasie und der Schriftstellerstolz vor Wägen gespannt, die die Autoren selten besitzen. Warum raubt uns nun Herr Hitzig diese einzige erdichtete Entschädigung, die wir für die Unbilden der Kritik und die Beschlagnahmen unsrer Bücher haben? Warum läßt er uns, da man uns mit Anstellungen nicht bedenkt, nicht wenigstens den Schein, daß wir ihrer nicht bedürfen? In dem Elend, welches Herr Hitzig bei den Schriftstellern unsrer Tage erblickt, liegt eine große Kränkung, die er der Literatur zugefügt hat.

Herr Hitzig würde aber auch besser gethan haben, die Ursachen des Verfalls der Belletristik in andern Umständen zu finden, als in der mangelnden Gründlichkeit der Neuern und den schlechten Geschäften, die die Literatur überhaupt jetzt mache. Die Mißstände, die er rügen konnte, schreiben sich weit mehr von den Verhältnissen, als von

den Personen her und es wäre des Warners würdig gewesen, sie mehr in der Mangelhaftigkeit jener als in der Unzulänglichkeit dieser aufzusuchen. Die Talente der Jetzigen würd' ich gar nicht so entschieden in Abrede gestellt haben, wie Herr Hitzig, von der vergangenen Literaturepoche eingenommen, thut; nur die schwierigen Umstände, unter welchen sich gegenwärtig die Literatur entwickelt, verdienen allein die heftigere Anklage. Wir wollen Einiges von dem nachholen, was Herr Hitzig anzugeben versäumt hat.

Zunächst trägt die Verfassung des Deutschen Buchhandels an der allzuschnellen Wahl des literarischen Lebensberufes mehr Schuld, als alle unterlassene Selbstprüfung und alles Ueberschätzen seiner eigenen Kraft. Der Buchhandel kommt in Deutschland jedem, der literarisch wirken will, viel zu leicht entgegen. Es ist dies ein Glück für das Genie, das durch buchhändlerische Hindernisse nicht zurückgeschreckt wird: aber ein Unglück für den Stümper, der schon längst einen Namen in den Leihbibliotheken sich erworben haben kann, noch ehe sein Mangel an der ächten Weihe von der Kritik erkannt ist. In England und Frankreich ist nichts schwerer als das erste literarische Debüt. Selten wagt ein Buchhändler, das Erzeugniß eines Anfängers in Kauf zu nehmen, nicht einmal Druck und Papier würde sich ein Londoner Buchhändler erboten haben, zu Lord Byrons ersten Gedichten vorzuschießen. In Deutschland dagegen glaubt jeder Ver-

dieſes erſten Momentes, die ſichtbare Darſtellung und Verkörperung unſeres erweckten religiöſen Bewußtſeins ſein ſollte. Ich glaube, daß von dieſer Stufe an die größte Freiheit beginnen müßte, welche mir um ſo evangeliſcher und urchriſtlicher ſcheint, da der Heiland nicht darauf ausging, eine äußerliche neue Verehrung Gottes zu ſtiften, ſondern für diejenigen, welche ihn zunächſt umgaben, im Gegentheile eine Trennung vom Judenthume um Alles in der Welt nicht begünſtigte. Wenn Religion ſchon in ihrem etymologiſchen Urſprunge eine Anketung an den Himmel, eine Verpflichtung, ein leitender Ariadnefaden iſt, ſo ſcheint mir das evangeliſche Chriſtenthum deshalb die vollkommenſte zu ſein, weil ihr ganzer Charakter die bloße Mittler- und Unterhändlerſchaft iſt, weil alle ihre Momente dialectiſch-polemiſcher Art ſind. Chriſtenthum iſt die vollendetſte Anregung für Alle zur Tugend und für einige zur Philoſophie. Das Chriſtenthum iſt kein Syſtem, ſondern nur eine Methode: aber eine Methode von der Art, die jenes immer ahnen läßt und unſern innern Menſchen in einer fortwährenden, geiſtigen und gefühlvollen Anregung erhält.

Die freie Entwickelung unſrer höheren Individualität kann durch nichts ſo ſehr gehoben werden, als durch jenen polemiſchen Charakter des Chriſtenthums gegen die Welt und gegen die menſchliche Natur. Dieſe Religion rüttelt die natürliche Vegetation des Individuums aus ihrem bewußtloſen Schlafe auf, ſie erzeugt durch Prüfung, Selbſtbeſchauung, durch ein dialectiſches Verfahren, welches ſelbſt den ſchlichteſten Verſtand in moraliſchen Aufruhr bringen muß, Momente, welche nicht nur das Herz erwärmen, ſondern auch den Kopf erleuchten; ſo daß, wenn nicht leider die ſpäter für das Chriſtenthum er-

leger, ermuthigt durch die nur uns eigenthümliche Methode des Novaversendens, es mit einer ihm angebotenen Novelle wagen zu dürfen; er rechnet auf so und soviel Leihbibliotheken, auf die Unfähigkeit vieler ihrer Vorsteher, das Mittelmäßige, Schlechte und Gute zu unterscheiden, besonders aber auf den Mangel jeder imponirenden und das Schicksal der Bücher entscheidenden Kritik. Nach einem Jahr kann von dem Verlagsartikel erst ein Resultat abgesehen werden. Die Frist ist lang. Die Ungeduld des Anfängers weiß schon einen zweiten Artikel flott zu machen. Kritiken des ersten, von guten Freunden verfaßt, dem Verleger vorgelegt, ermuntern diesen, das Wagniß noch einmal zu versuchen. Gewöhnlich geschieht es hier wie in dem Liede; der Herr, der schickt den Jäckel aus, der Jäckel, der kömmt nicht zu Haus; nun schickt der Herr den Prügel aus u. s. w. Es ergiebt sich nie ein Resultat; Gewinn und Verlust halten sich das Gleichgewicht; der Absatz ist zu groß, um aufzuhören und zu klein, um fortzufahren. Während dieser Experimente hat sich der junge Debütant festgesetzt, hat einige Cameraderien geschlossen, hat seinem Referendariat als einer allzustörenden Berufspflicht Ade gesagt und ist Literat geworden, Belletrist, Mitglied jener großen Schriftstellerkette, die nach den Gegnern des Herrn Hitzig einen eignen Stand bildet, einen Staat im Staate.

Der Deutsche Buchhandel befindet sich gegenwärtig in Schwankungen, die schon verschiedene Versuche, diesen

Erwerbszweig zu reformiren, hervorgerufen haben. Ich kann mich noch immer nicht ganz von der Idee lossagen, daß das Hauptübel in den Novaversendungen liegt. Die Buchhändler sind zum größten Theile dagegen aufgestanden und haben wenigstens darin Recht gehabt, daß sich ein einmal eingerissener Uebelstand nicht ohne Lebensgefahr für sie tilgen läßt. Die Belletristik anlangend bleib' ich noch bei meiner frühern Behauptung, (Siehe Telegraph von 1837) daß sie beim Einstellen der Novaversendungen, ist sie gut, nur gewinnen, ist sie schlecht, ganz unmöglich werden wird. Freilich werden geniale Anfänger es schwer haben, wenn ihre Versuche von den eingesandten Bestellungszetteln abhängig gemacht werden sollen; indessen hier könnten die Journale, die Vorreden und Einführungen bereits beachteter Namen als Piloten auftreten. Versendet der Buchhändler belletristischen Verlag nur auf Bestellung, so wird der gute bessere Geschäfte machen (indem er ein größres Terrain gewonne) und der schlechte gar nicht vorhanden sein.

Der Buchhandel tappt und tastet in der Irre, weil wir keine wie Leuchtthürme dastehende Journale haben. Die Deutschen Journale in ihrer gegenwärtigen Verfassung sind ein zweites Beförderungsmittel der schlechten Belletristik oder, um mit Herrn Hitzig zu reden, der Brodlosigkeit. In jedem Winkel Deutschlands giebt es belletristische Journale; in jedem Winkel kann der Gymnasiast, der Ladendiener anfangen, seine novellistischen,

kumeristischen, kritischen Studien zu machen. Da ist nirgends eine Gefahr, zurückgewiesen zu werden; da ist das Schlechteste und Trivialste immer noch so gut und geistreich, wie das, was der Redakteur und seine ältern Mitarbeiter selber schreiben. Aber nicht blos diese Wochen- und Winkelblätter der Provinz stehen aller Welt offen, sondern sogar die bessern Deutschen Blätter, die man gewöhnlich in unsern Lesezirkeln findet. Fast alle befinden sich in einer Finanzverfassung, die ihnen jede Erleichterung ihres Budgets, jeden unentgeldlich angebotenen Aufsatz willkommen macht. Alle Welt kann ihnen Mittheilungen schicken, sie drucken, was nur irgend Hand und Fuß hat. Ich gestehe, daß mehre alte Jahrgänge Berliner Journale Novellen abgedruckt haben, die ich ihnen als Sekundaner schickte und noch stehen in den Verzeichnissen ihrer Mitarbeiter die Pseudonamen, die ich mir damals gegeben hatte. Ich wüßte nur wenig Deutsche Journale anzugeben, die eine gewisse aristokratische Haltung zu behaupten verstünden und selbst diese entschließen nichts, rezieren nichts, imponiren Niemanden. Besäßen wir in Deutschland Revüen und Magazine, die einige tausend Abnehmer hätten und mehr administrirt als redigirt würden, so würde das übrige kleine Geblätter und Gewucher nicht emporkommen und es möglich machen, daß die an dem kümmerlichen Abhub Betheiligten irgendwie in Anschlag gebracht würden. Am Morgenblatte in Stuttgart findet ein Gymnasiast nicht

so leichten Zugang, wie am Freimüthigen in Berlin. Etwas, was die elegante Zeitung zurückweist, wird immer noch von andern Blättern in Leipzig aufgenommen werden. Die schlechten Journale sind an der leichten Wahl der Belletristik als Lebensberuf Schuld, und es kömmt eher darauf an, diese zu bessern, als jungen Unsterblichkeitskandidaten, die doch keine Vernunft annehmen, in's Gewissen zu reden. Wie aber den Journalen zu helfen ist — darüber würde Herr Hitzig gut thun, uns einige Winke zu geben.

Eine dritte Verführung zur Belletristerei liegt in dem Mangel aller imponirenden Kritik. Kein einziges Institut ist in Deutschland vorhanden, das, selbst wenn es gediegene Urtheile brächte, dafür Echo genug besäße. Die Kritik müßte, um wirksam zu werden, aus den belletristischen Blättern in die politischen übergehen. Die Allgemeine Zeitung, die Preuß. Staatszeitung, der Hamburger Correspondent müßten sich kritische Beilagen straffen, die, von geistreicher Hand verwaltet, bald die schwebende Wetzlar'sche Prozeßverwirrung in Sachen des Urtheils über diesen oder jenen Namen entscheiden würde. In den meisten Deutschen Unterhaltungs-Journalen ist die Kritik entweder Lückenbüßer oder erlaufte Partheisache. Ein wahres Urtheil, in Leipzig gefällt, wird in Stuttgart wieder aufgehoben. Die Literaturzeitungen sind dem Publikum fremd; das Menzel'sche Literaturblatt hat keine moralische Geltung mehr. Selbst die

geistreichen und scharfsinnigen Kritiker urtheilen zum Besten ihrer Sache und können oft das Wahre sagen, müssen aber dulden, daß der Getroffene sich tröstet: Ich gehöre nicht zu ihrer Parthei! So existiren denn viele Schriftsteller mit einem Namen und Titel, der niemals recht geprüft wurde. Sie können erst in dem Augenblick eine Kritik erfahren, die über sie das Todesurtheil spricht, wo sie schon zehn Jahre unter dem Troß mitschlenderten und hundertmal die Gelegenheit versäumten, eine nützlichere Beschäftigung zu wählen, wenn auch nicht gerade die, Holz zu hacken, wie, glaub' ich, Herr Hitzig will.

Außer diesen rein literarischen Begünstigungen und Aufreizungen zur Belletristerei giebt es noch andre, die in unsrer politischen und gesellschaftlichen Verfassung liegen. Herr Hitzig hat z. B. seine Epistel an einen jungen Berliner Kritiker und Belletristen gerichtet, A. Rebenstein. Herr Rebenstein ist Israelit. Hier war gleich ein Feld zu ganz andern Schlußfolgerungen als zu denen, die Herr Hitzig machte, gegeben. Woher kommt es, daß gut und gern ein Drittel unsers heutigen Journal- und Unterhaltungswesens in den Händen der Juden liegt? Daher, daß sie der Staat nicht emancipirt, daß dem gebildeten studirten Juden die Uebernahme öffentlicher Aemter unmöglich gemacht wird. Seitdem sich die Reichthümer der Juden in so hohem Grade vermehrt haben und die Emanzipationsfrage bei ihnen rege wurde, warfen sich ihre Söhne mit Feuereifer und en

bewundernswerthem Talente in die wissenschaftliche Laufbahn. Die Bildung und der Geist der Juden wollen einen Abzugskanal haben, den ihnen der Staat nicht bietet. So muß es die Literatur werden. Die Literatur konnte nicht einsprechen, die Literatur nimmt jeden Eindruck hin, den ihr Geist, Witz, Phantasie geben. So ist jetzt das Schriftwesen vom jüdischen unterwühlt. Die Hälfte der Deutschen Zeitungen wird von Juden, getauften und ungetauften, redigirt. Alles, was im Judenthum Geist hat, (ich spreche von dem jüdischen Schachergesindel nicht einmal, das allerdings besser thäte, statt mit Bänden, mit Band zu handeln!) wirft sich auf die Literatur und beutet alles aus, was zu verdienen in ihr möglich ist. Hier sind doch wahrlich nicht die mangelhaften Schul- und Universitätszeugnisse, sondern lediglich die Gesetze des Staates Schuld; und ich wüßte nicht, ob die Staatsmänner besser thäten, diejenigen im Judenthum, welche die gesetzlichen Prüfungen überstanden haben, in der Staatscarrière den Christen gleichzustellen, als ferner diese Unterwühlung der Literatur durch ein gereiztes, einseitiges und bekanntlich mehr [illegible]send als bindend wirkendes Nationalinteresse dulden zu müssen.

Ob man nicht noch weiter greifen könnte, um den Staat zum Mitschuldigen an der schlechten Literatur zu machen? Wer zwingt die Schriftsteller, auf den Gedanken zu kommen, daß sie einen eignen Stand zu bilden hätten? Wer versteht es darin, die Literatur als eine

organische Blüthe der gegebenen Zustände zu betrachten und ihren Saamen immer wieder in den Boden der Gesellschaft niederzulegen? Wer stellt den Irrthümern und Ueberschreitungen in der Literatur nichts, als die polizeiliche Maßregel entgegen und trennt das Leben des Geistes und der Institutionen mit einer schroffen, unübersteiglichen Scheidewand? Wo sieht man Fürsten, die den Dichter ehren; wo Staatsmänner, die, statt vor dem Geist der Literatur zu erschrecken, ihn liebend pflegen, ihn zu mildern und zu versöhnen suchen? Wenn ein Candidat oder Expectant seine bürgerlichen Hoffnungen mit dem Beruf der Belletristerei vertauscht, so geschieht es nicht selten, weil er wohl weiß, daß seine Vorgesetzten die Maxime haben: „wir mögen Leute nicht, die da schreiben!" Es ist hier wie in so vielem, daß der Geist, in dem gewirkt werden soll, nur von Oben ausgehen kann; geht aber von Oben nur der Fanatismus gegen die Presse durch die Staatsmänner, und durch die Fürsten nur die Gleichgültigkeit für sie aus, so muß allerdings das literarische Leben nach einem eignen Centrum suchen und dies in dem verführerischen Satze finden, unsre Zeit hätte einen neuen Stand geschaffen, den Schriftstellerstand. Es giebt aber einen solchen nicht. Die Schriftsteller sind auf die Anerkennung und die Belohnung des Volkes verwiesen und es wäre ein mechanisch dürrer Staat und ein knöcherner Begriff von Herrschaft und Souverainität, der sich dem Schriftsteller nicht verpflichtet fühlte. Die

Intelligenz ist die Atmosphäre, in der wir leben; und die Literatur ist der Thau, den sie sanft und erquickend auf die Pflanzen der sichtbaren gesellschaftlichen Ordnung niederträufelt. Findet man dies Bild bei unsrer meist schlechten Literatur lächerlich; so kann die Atmosphäre der Intelligenz sich wohl auch in heftigen Strömen und langweiligen Strichregen ergießen, woran denn aber wohl nur die von der Erde aufsteigenden Dünste Schuld sind, die einen so gewaltsamen Niederschlag nöthig machen. Hört die Urtheile der Staatsmänner und Fürsten über die Literatur und Ihr werdet es Euch erklären können, wie die Schriftsteller darauf kommen, einen eignen Stand bilden zu wollen, eine motivirte Absicht, die mehr Schuld an dem Hitzig'schen Schreckbild trägt, als die mangelhaften Gymnasialstudien unserer Tage und die Conditoreien.

Hier ist ein Feld für die Freimüthigkeit und den Organisationsgeist des Herrn Hitzig gegeben; seine sonstigen, nur an das Symptom sich haltenden Warnungen und guten Lehren, fürcht' ich, werden ohne jene thatsächliche Begründung und Rückkehr auf den eigentlichen Sitz des Uebels, sich bald doch nur wie unverdiente Kränkungen anhören.

# II.

# Ausland.

fundenen Formen an eine ſolche Wiedergeburt heranträten, wenn nicht die myſtiſche Erregung ſich ſogleich dem Pietismus hingäbe und ſtatt zu handeln zu reſigniren begänne, die Menſchheit bei jeder religiöſen Erweckung ſich der Ausſicht auf eine freieſt gebildete Perſönlichkeit würde zu erfreuen haben. Das Chriſtenthum ſelbſt will nicht mehr, als die Kohlen anbieten, um die innere Gluth deiner erwachten Individualität fortwährend zu ſchüren: wie denn Schleiermacher ſo herrlich geſagt hat: „Im Chriſtenthume iſt die Religion ſelbſt immer wieder der Stoff der Religion.“ Man muß hinzufügen: In jenem Chriſtenthume, das die Bibel an unverdächtigen Stellen lehrt, in jenem Jeſus, der höchſtens eine Secte und keine neue Kirche im Auge hatte, in jenem Mittler, der deshalb den Kreuzestod litt, daß Jeder ſich ſelber Prophet würde, kurz in jenem Chriſtenthume, wo der Herr nicht das Object, ſondern das Subject der Religion iſt. Auch hat zu allen Zeiten, wo das Chriſtenthum nur noch Kirche war, wo ſich die lebendigen Kräfte deſſelben in architektoniſche Gebäude cryſtalliſirt hatten, die Geſchichte einen ſchwerfälligen, mit dem ſchlorrenden Gange der Mönche und Prälaten analogen Weg genommen. Die Köpfe der Maſſe ſind immer von Schwamm und bleiben es, wenn kein lebendiger Funke in ſie hineinfällt, der ſie entzündet.

Und nun drängſt Du mich, daß ich Dir ſage, in welchem Verhältniß die göttliche Idee zur hiſtoriſchen ſtehe, ob die Gottheit über der That und dem Ereigniß ſchwebe und welch einen Moment in dem großen metaphyſiſchen Wunder die vollendete und zukünftige Hiſtorie unſres Erdballes ausfülle. Was ſoll ich antworten? Du glaubſt mich bleich und erſtarrt zu finden, da ich die Ordnung der Geſchichte läugnete und

## Abhängigkeit vom Auslande.

Die Deutschen müssen zu allen Zeiten einen fremdländischen Schriftsteller haben, den sie in allen möglichen Formaten auflegen und zum Modeautor erheben. Ist es kein Tunguse, so ist es ein Franzose; ist es kein Kamtschadale, so ist es ein Engländer. Sogar Holländer, Ungarn, Dänen, Schweden und selbst die Russen können hoffen, in Deutschland den einheimischen Schriftstellern vorgezogen zu werden und in diesem Land der Widersprüche, das wir Deutschland nennen, zu einer Geltung zu kommen, die man ihnen im eignen Vaterland nicht gestatten will. Die englischen Romane besonders sind zu allen Zeiten für die deutsche Literatur gefährliche Concurrenten gewesen. Die empfindsame Clarisse, die sieben große Octavbände hindurch den Verführungen der Männer widersteht, hat in Deutschland mehr Thränen vergießen gemacht, als in England. Durch den Wechsel aller Geschmäcke hindurch, von der Tugend-Epopee herab bis zur historischen Novelle hat sich der Deutsche dem Engländer

als anhänglicher treuer Fridolin bewährt. Walter Scott gab unſerer Phantaſie einen romantiſcheren Tarantelſtich, als je unſere romantiſche Schule, aus der Walter Scott hervorging, ſelbſt. Cooper, Irving, Bulwer, Voz — wir haben in Mainz die Dampfſchifffanonen gelöſt, als Sir Edward Lytton den Cockerill betrat. Als Uhland kam — ſchwiegen ſie.

Nein, nein, Weltverkehr in der Literatur ſoll ja ſein. Die Engländer und Franzoſen ſind auch nicht undankbar; ſie wiſſen ſchon, daß die Deutſchen ein Gedicht, Namens Fauſt, beſitzen, ſie vergleichen Kotzebue mit Molière und kennen unſere jüngſte Literaturepoche, die Epoche der — Arndt, Körner, Schenkendorf aus dem Grunde! So wie wir unſere märkiſche, lauſitziſche, ſchleſiſche Wolle nach England führen, und von dorther als engliſche Fabrikate verarbeitet, über Hamburg und Stettin wieder bekommen, ſo überſetzt ſich mancher leſerloſe deutſche Autor in's engliſche Athenäum und die Engländer ſind gutmüthig genug, zu glauben, daß ihre Landsleute ſchon ſo viel Toleranz beſitzen, ſich um die Literatur der Serben, Deutſchen und Walladen zu bekümmern und citiren oft deutſche Schriftſteller als Autoritäten, die jenſeits des Canals, im Bann der deutſchen Bundesacte, nie dafür gegolten haben. Immerhin; es ſei! Und doch iſt mir kürzlich Eines recht aufgefallen.

Ich las Bulwers Pelham wieder. Noch ſtehen mir vor Augen die bedeutungsvollen Winke, mit denen man

vor acht Jahren auf Pelham wies. Haben Sie Pelham gelesen? Kennen Sie Pelham? Versäumen Sie nicht, Pelham zu lesen! Und alle Welt schien berauscht von dem Buche. Nun las ich es wieder und finde, daß dieser Roman Eigenschaften enthält, die man von einem Deutschen nimmermehr würde ertragen haben. Schreibt das geistvollste romantische Gedicht in Prosa und laßt Euch in den vermittelnden Räsonnements, im Dialog ein wenig zu sehr gehen, so seid Ihr sicher, keine Leser zu finden. Und dieser Pelham — was ist er anders, als durch und durch Geschwätz! Hier ertragen wir die Pedanterie der Räsonnements, hier überschlagen wir stillschweigend die unfruchtbarsten Diatriben über Gott und Welt, Staat und Kirche, Literatur und Armenwesen, Diatriben, in denen sich dieser von seiner Frau sehr boshaft und schlecht, aber wie es scheint, vollkommen wahr prostituirte Baronet gefällt. Kommt man in diesem Roman zu einer Handlung? Wo ist hier das, was Euch das Erste ist: Stoff? Ist dies ein Weltmann, der die Sucht hat, originell zu scheinen und doch Originelleren, von denen er da und dort erzählt, dem Glanville, dem Tyrrel, dem Thornton, zur Folie dient? Und welche Breite! Wie umständlich und barock in seiner Pedanterie dieser ehrenwerthe Sir Edward Lytton! Nie sind geistvolle, aber zum größeren Theil doch wiederum nur entlehnte Theorieen und Aperçüs mit mehr Redseligkeit vorgetragen. Montaigne, Rochefoucauld, denen er das Meiste, ohne sie zu nennen,

abborgt, ſind weit treffender, weit kürzer. Genug, Bulwer iſt zum Theil ſchon der Vergeſſenheit anheimgefallen; aber ich ſage nur, was durfte er uns bieten? Einem Deutſchen hätten wir dieſe redſelige Breite, dieſes pedantiſche Sich-allein-reden-hören-Wollen, dieſe Unſumme von unzebörigen Abſtraktionen und zweckloſen Räſonnements, die uns an Bulwer ſo wenig hinderten, nimmermehr durchgeben laſſen.

Vor einigen Jahren hatte es das ſchreckliche Anſehen, als würde unſer Leſehunger ſich an ruſſiſchem Schwarzbrod ſättigen. Schwarzbrod? Nein. Die ruſſiſche Literatur iſt Schwarzbrod, aber mit einer Kruſte von Zucker, mit einem Ueberguß franzöſiſcher Leichtigkeit und Spiritualität. Sie überſetzten uns Romane, in denen dunkles Blut aus Alt-Moskau's hiſtoriſchen Schauderverließen mit dem Orangenblüthenwaſſer der Pariſer Cafés zuſammen gemengt war. Der Baron Heckeeren erſchoß Puſchkin, den Ruſſen-Mohren. Wir machten Räuber auf ihn, ohne ſeine Werke zu kennen; dann laſen wir ſie und konnten vor ſlaviſcher Steppen- und Völker- und Sitten-Staffage nicht zur Hauptſache, zum cor poeticum kommen, oder entdeckten, wenn wir einen Funken fanden, daß es eine Schnuppe vom Sterne Byron war. Gott ſei Dank, das Weſen hat nicht munden wollen und die Bemühungen des Herrn von Varnhagen, dem Genius der deutſchen Poeſie den Wladimirorden ſiebenter Klaſſe um die Bruſt zu hängen, ſind vergebens geweſen.

Und doch! Der gute ehrliche Deutsche ruht nicht. Er muß sich draußen Einen aufsuchen, den er im Taschenformat genießen kann. Und siehe, es findet sich einer. Es ist nicht der holländische Verf. des „Schaafhirten;" nicht Josika, der ungrische Leibrock, nicht James, der Engländer, sondern ein Weib, ein Weib mit blonden Haaren, wenn sie nicht zu alt ist, um noch von ihren Haaren zu sprechen, ein Weib mit blauen Augen, wenn sie nicht braune hat, mit einem Wort: eine Schwedin. Fedrike Bremer heißt sie und hat sich bei Brockhaus in Leipzig so consequent übersetzen lassen, daß unsre Leihbibliothekare endlich stutzten, die Grisetten neugierig wurden, die Frauen sich Stunden für sie ermüßigten und die alten Jungfern in der That schon anfingen, Thränen zu vergießen. Fedrike Bremer, die Verfasserin der Töchter des Präsidenten, „der Alltagsgeschichten," sie ist es, die in einer Zeit, wo die deutsche Literatur fast ganz in die Hände der Weiber gekommen ist, zum rechten Augenblick erschien und die vertraute Freundin und süße Trösterin der deutschen Lesewuth werden konnte. Sie hat die Bettina, die Rahel, die Sand, die Schopenhauer, die Schoppe, die Varnow, sie hat die Hahn und — das will gewiß viel sagen — die Paalzow überflügelt. Fedrike Bremer, eine Schwedin, ist jetzt die Beherrscherin der deutschen Leihbibliotheken.

Jetzt war es meine Absicht, zu lachen; aber der Deutsche ist doch so gut und treu, so ehrlich selbst in sei-

nen Thorheiten, daß ich eher weinen möchte. Erst romantische, hochländische Schwärmerei mit dem großen, noch immer unübertroffenen Walter Scott, dann blasirte, pedantisch ennuyante Stubenphilosophie mit Bulwer, dann französische Ungeheuerlichkeit und der höchste Indifferenz-Pol derselben, der androgyne Georg-Sandismus, dann von hoch oben herab in die Voz'schen Cloaken englischer Sittenmalerei, mit Cooper durch die Meere, mit Irwing durch die Prairieen, mit Marryat schiffbrüchig auf dem Wasser, mit der Mistreß Trollope seekrank zu Lande — und nun durch Himmel und Hölle endlich — in schwedische Kinderstuben und norwegische Pachthöfe, wo das Federvieh herumgakkert, die Enten in den Pfützen waten und die ideale Welt, in die wir uns mit der Verfasserin hineinphantasiren, z. B. die Gefühle einer Dienstmagd sind. Von einer Lelia bis zu einer Anne Marie — ach, entweder wir sind kühne Springer oder die Dichter sind doch große Zauberer.

Skandinavien! Was soll man thun? Das Wort klingt so süß, so groß, so erhaben! Steffens hat uns gemalt, was Skandinavien ist. Fedrike Bremer hat einen großen Vorsprung, daß sie in einem Lande wohnte, wo der Trollhetta sich von zackigen Felsen stürzt und die Sonne sich in des Sommers Mitten über den Anblick der schönen Erde so verliert, daß sie vergißt, unterzugehen. Aber wird sie uns die erhabenen Berge und noch erhabeneren Thäler mit entsprechenden Menschengestalten be-

völkern? Wird ſie an das Spalier der Felſen die üppige Rebe, nicht Bohnen und Erbſen ranken laſſen? Wird ſie den Horizont ihres ſchönen Vaterlandes uns mit jenem Finger ausmeſſen, in welchem die Muſe ihren Griffel hält oder mit jenem, den die Magd anfeuchtet beim Flachsſpinnen? Wunderliche Gegenſätze in dieſen Fragen; aber Fredrike Bremer rechtfertigt ſie.

Ich las von ihr Streit und Friede (Berlin, bei Morin 1841). Erſt ein Gemälde Norwegens mit warmen, ſanften Tinten — dann eine ſchwediſche Wirthſchafterin auf einem Adelshofe, ein norwegiſcher Hausverwalter ebendaſelbſt, beide ſtreiten ſich über den Vorzug ihrer Heimath, eine verwittwete Obriſtin, die ein ihr abhanden gekommenes Schweſterkind betrauert, eine Aufklärung, der Hausverwalter iſt dies Kind, Heirath mit der Wirthſchafterin Barbara Suſanna — glückliches Ende und das ganze wie ein weiblicher Brief mit einem Poſtſcript verſehen: ein Abſchied vom „freundlichen Leſer.“

Daß ein ſolches Pfennigsſujet mit einem hübſchen Agio von Gefühlen und netten Schilderungen in Umlauf geſetzt werden kann, iſt natürlich. Natürlich, daß dies kleine Buch Freunden und Freundinnen gemüthlicher Lectüre gefällt, daß man dabei an Aehnliches in deutſcher Literatur, an Voſſens Louiſe, Eberhards Hannchen und die Küchlein denkt; aber daß Bücher in dieſem petit genre beliebt werden können, überſetzt, be-

gehrt, höchſt günſtig beurtheilt — das iſt eine Thatſache, die wir nicht angreifen wollen, über die wir uns aber verſtändigen müſſen.

Ich denke mir in Fedrike Bremer eine etwas bejahrte gute, liebe Frau. Traulich ſchmiegt ſie ſich den Menſchen an, beglückt durch zarte und natürlich-wahre Einfachheit ihre Umgebungen, ich möchte ſie als Tante, als entfernte Verwandte auf dem Lande, die man im Sommer vier Wochen lang unter ihren Hühnern und Tauben einmal beſucht, mit Freuden haben. Nun ergreift ſie die Feder und ſchildert uns gute Menſchen in einfachen bürgerlichen Situationen, in Alltagsgemälden aus der wirklichen Welt, Menſchen, wie ſie durch unſre Stuben gehen, Stuben mit weißen Gardinen, Gardinen, hinter denen Vögel im grünen Käfig hängen, Käfige, aus denen mehr Vogelfutter fällt, als die ſorgliche Hausfrau für die Reinlichkeit des Fußbodens geſtattet, Fußböden, die jeden Sonnabend geſcheuert werden, Sonnabende, auf welche gute fromme Kirchen-Sonntage folgen, Sonntage mit erheiternden Nachmittagen vor dem Thore in einem grünen Holze, von denen man ſich endlich ermüdet auf's Lager wirft, um geſtärkt und froh zum „Alltagswerke" der Woche aufzuwachen. Ach, ich liebe dieſe kleine Welt: ſie heimelt mich an in jedem ihrer kleinen Pulsſchläge, ich ſchmiege mich ſo gern an ſie wie an die dürre Wange einer alten, guten Mutter, die es von Allen, Allen in der Welt doch am Beſten mit

uns meint! Aber ich liebe diese Welt nicht am Mittag, sondern am Abend, wenn die Glocke Vesper läutet, am Morgen, wenn die Hähne krähen und ungeduldig das Pferd im Stalle stampft. Ich liebe diese Welt als Trost, als Zuflucht; ich liebe sie manchmal, nicht immer, als Letztes, nicht als Erstes. Das ist es. Fedrike Bremer ist kein Poet, dem die Idylle Genesung giebt für den letzten Akt einer Tragödie: die Idylle ist ihr Erstes und Letztes; die beschränkte philisterhafte Welt ihr Ganzes, nicht ihr Theil. Darum vermißt man bei aller Nettigkeit ihrer Schilderungen doch die eigentliche Poesie. Alles Aquarell, alles Wasserfarbe. Lauter sonnenhelles Mittagslicht, nirgends ein tieferer, romantischer Schlagschatten. Allen ihren Personen sieht man die Kleiderstoffe an, Kattun, Gingham, Mousline de Laine. Ja man kann sogar sagen, wie viel die Elle davon einer Jeden gekostet hat. Das näht und stickt und strickt und stickt — Strümpfe, Hemden, Tücher und dabei haben alle diese guten, besseren und besten Menschen kleine Gefühle, kleine Vergangenheiten, kleine Erlebnisse, kleine Schmerzen, kleine Abenteuer, und die gute Fedrike Bremer legt ihre segnende Hand darüber und schließt das kleine Conzert ihrer kleinen Figuren mit dem vollen, stets ergreifenden Schlußaccord aller beliebten Romane: *Sie bekommen sich!*

Daß man diese Erzeugnisse jetzt in Deutschland mit so großer Vorliebe liest — soll man darüber mehr als spotten? Soll man zürnen, lärmen? Nein! Wohl uns,

doch den Ordner selbst nicht läugnen kann. Zufall, Dreistigkeit, Uebermuth, Verbrechen, Thorheit, jede Leidenschaft des Kopfes und des Herzens ließ ich mit den Menschen spielen, wie Tacitus in meinem poetischen Versuche Nero sagt:

Die Weltgeschichte ist nur kurz, ein klein Gedicht,
So kurz wie des Gerechten Traum
Beschränkt auf eines Menschenalters Raum.
Was draußen sich begibt,
Das ist die Weltgeschichte, die getrübt
Wird von den Nebendingen
Und Alles dehnt zu großen, aber leeren Ringen,
Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
Was nur in Gott ein kleines Athmen war.

Ich will antworten und diese Schrift mit meinem philosophischen Glaubensbekenntniß schließen.

Warum hat die Metaphysik von Thales bis auf Hegel niemals überzeugen, das heißt, aus der Philosophie eine Religion machen können? Die Herzen blieben nicht kalt, wie Carteſius seinen Beweis entdeckte und Kant von unsern Anschauungen mit seinem kritischen Skalpirmesser die zwiefache Haut: Raum und Zeit, ablöste. Aber diese Wärme war nicht die der Ueberzeugung, sondern die der Demonstration und einer gewonnenen Einsicht in dieselbe. Der Jubel des Heureka! war der einer eintreffenden Schlußfolge aus vorangeschickten Behauptungen. Niemand ließ sein Leben für seine Weisheit; denn diese Weisheit war — keine Religion.

Sie haben alle darin geirrt, daß sie mit dem Anfange begannen, da die Ueberzeugung nur in dem Ende liegt. Man construirte vom Ei der Welt an oder von einer Prämisse: Eins ist Alles, oder Ich ist gleich Ich: oder man beginnt

daß wir uns einmal von dem Wirrsal der Zeit und Literaturen unserer Epoche im klaren Wasser der Unbedeutendheit reinigen und im Schatten eines kleinen Haselnußstrauches erholen können. Ach, es lag so viel Dust und Wust auf uns, die Höhen waren zu lustig, die Tiefen zu unerquicklich: wohl uns, daß wir uns sammeln und unsere Kranken (jeder Schriftsteller glaubt ein Arzt zu sein) vor den größeren nachkommenden Krisen wenigstens mit unschädlicher Aq. font. unzenweise aufhalten können. Deutsches Publikum, brauche ein Jahrlang die unschädliche schwedische Molkenkur dieser Fedrik. Bremer: in zwei Jahren wird die ländliche Kost Dir selber widerstehen. Vielleicht bist Du dann reifer, die Talente Deines eigenen Bodens zu schätzen, die rings aus ihm in reichster Fülle blühen. Und willst Du Dich der Gegenwart verschließen, dann wirst Du in Deiner Ungerechtigkeit wenigstens wieder so gerecht — und gestärkt worden sein, daß Du rückkehrst zum ewigen und großen Meister Goethe oder willst Du doch einmal seinen Fremdling, zu dem ewigeren und größeren Meister Shakespeare.

## H. Koenigs literarische Bilder aus Rußland.

Heinrich Koenig, der freisinnige Verfasser der hohen Braut, der Kurhessische Landtags-Deputirte und unterbrochne Guttenbergsredner, mitten unter Russen — wie ist dies möglich? Daß ein Mann wie Koenig nach Sibirien kommt, wäre nicht so auffallend, als daß er die literarisch-politischen Salons von St. Petersburg und Moskau besucht; daß er Zobel fangen müßte, würde wahrscheinlicher sein, als daß er uns jetzt lehrt, Achtung vor der Literatur des „nordischen Kolossen" zu haben, Achtung vor einer Legion von Schriftstellern, die dem civilisirten Europa kaum dem Namen nach bekannt geworden sind. Ich kann mir die Sprödigkeit denken, mit welcher Koenig das Interesse, welches er für Herrn Melgunoff hatte (den Russischen Soufleur dieses Buches, der einige Monate in Koenigs Nähe zubrachte), auf alle Russen übertrug, und wie er gezögert haben muß, seine angeborne Abneigung gegen den unauslöschlichen Juchtengeruch aller Moskovitischen Cultur zu überwinden. Der weiße Pol-

nische Adler hat ihn gewiß so oft umkreist, als er den geistigen Fortschritten der Russen, die ihm Herr Melgunoff wahrscheinlich machen wollte, eine Huldigung einräumen mußte, und mancher Blutstropfe von dem armen angeschossenen Thiere ist ihm gewiß auf das weiße Papier gefallen, das sich ihm unwillkührlich unter der Hand ordentlich zu einer kleinen Ruhmessäule für Rußland aufbaute. Koenig mußte zuletzt, um kein ironisches Werk zu liefern, die Abneigung überwinden und ganz in die Begeisterung des Herrn Melgunoff aufgehen, der glücklich sein konnte, einen so geistreichen, schriftgewandten und als Liberaler in diesen Dingen gewiß höchst zutrauenswerthen Dolmetscher seiner Vaterlandsvertheidigung zu finden, als grade Koenig ist.

Der Wortführer ist eigentlich durchgängig in diesem ebenso belehrenden, wie unterhaltenden Buche Herr Melgunoff aus Moskau, der wenigstens alle Materialien dazu lieferte. Herr Melgunoff hat selbst eine achtbare Stelle in der Russischen Literatur, und die Kenntnisse, die er von den fremden besitzt, sichern uns zu, daß seine Vergleichungen im Ganzen zutreffend sind, wenn es auch z. B. zu übertrieben sein möchte, Puschkin und Byron auf eine Linie zu stellen. Aus der Manier, in welcher die Russischen Dichter die fremden nachahmen, darf man noch nicht auf den Grad, bis zu welchem sie diese erreicht haben, schließen. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß Herr Melgunoff diesen Grad auf der Fahrenheitscala des gute

Geſchmacks und der Unparteilichkeit angegeben hätte. Einigemal hat mich die Vergleichung Ruſſiſcher und Deutſcher Dichter überraſcht, und ich bin böſe auf Koenig, daß er S. 119 ſeinem Gewährsmann ſo ohne Weiteres nachſchreibt, daß Schukowsky's Ueberſetzungen dichteriſcher wären, als die von Voß und Schlegel! Das ſollte ihm Koenig nicht eher eingeräumt haben, als bis er ſelbſt Ruſſiſch gelernt hätte; denn wer weiß, ob Schukowsky's Ueberſetzungen nicht darum gerade fehlerhafter ſind, weil ſie dichteriſcher ſind! Koenig wird von ſeinem Gewährsmanne oft ſo fortgeriſſen, daß er ihm ſogar ſeine eigenſten Ideen, z. B. ſeine katholiſchen Reformverſuche, zum Geſchenk macht. S. 30. leitet er aus der Griechiſchen Kirche eine Zukunft für das Chriſtenthum her, welche dieſe Confeſſion ſicher niemals haben wird.

Das Hauptreſultat dieſes Buches über die Anlage der Ruſſen zur Dichtkunſt iſt dies, daß ſie ſich hauptſächlich zur Satyre neige. Wer die Ruſſen kennt, hätte die Sentimentalität (wem fällt nicht ein: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden“!) gleich daneben ſtellen müſſen und würde dadurch auf das, was Herr Melgunoff Satyre nennt, ein deutlicheres Licht geworfen haben. Die Satyre der Ruſſen iſt ſehr zahm, ſie iſt mit dem, was wir in Europa Satyre nennen, gar nicht zu vergleichen. Die Ruſſiſche Satyre iſt jener gutmüthige Humor, mit welchem ſich der Leibeigene über ſein Schickſal tröſtet, jene

Satyre, die heute dich, morgen sich selber lächerlich hinstellt. Die Russische Satyre ist nicht die beißende Lauge, welche man aus der Asche eines knisternden, verkohlten Hasses mischt; sondern sie ist satyrische Lustigkeit, die zwar fremde Gebrechen nachmacht, den Beleidigten aber zuerst um Verzeihung bittet, mit ihm lustig herumtanzt und sich, wie der Kosak, übermüthig (weil er ja nämlich das Leben hat!) an die Fußsohle schlägt. Die Russen sind viel zu kindlich und zu sentimental, als daß Herr Belgunoff Recht hätte, wenn er ihre practische Anlage Satyre, ohne weitere Bestimmung dieses Wortes, nennt. Die Russen sind aus einem weichen Stoffe gemacht. Der Despotismus hat sie nicht erbittert, weil er bei ihnen nur auch in der Form der Hierarchie auftrat und der Russe abergläubisch ist. Der weite Umfang des Reiches ließ die Einzelnen nie in so starkem Grade das fühlen, was wir geschichtlich an der Petersburger Regierungsmethode zusammenfassen. So erhielt sich der Russe seine gute Laune, und wenn er sie in die Literatur mit hinüber genommen hat, so denke man ja nicht, daß vom Russischen Charakter und seiner Literatur eine finster drohende Opposition gegen die Regierung zu erwarten wäre. Diese Satyre ist nichts als höchstens eine kleine Rache des Leibeigenen, über die aber Batuschka, der Herr, selber mitlacht.

Das Anziehendste dieser literarischen Bilder sind die allerdings interessanten Persönlichkeiten der darin geschilderten Dichter. Die Biographie einiger derselben hat einen

novellistischen Anstrich. Während uns classicirende Odensänger vorkommen, die früher Fischhändler waren, dann Professoren wurden und zeitlebens den Branntwein liebten, treten auch einige romantische Charaktere auf, die so interessant durch die Selbstbestimmung sind, die sie sich gegeben haben, indem sie nicht als Cadetten für die Literatur auf Kaiserliche Unkosten aufgezogen wurden, sondern bald in Sibirien, bald in Persien von der Regierung Muße bekamen, ihren gefährlichen Träumen nachzuhängen. Bald lesen wir von einem Novellisten, den Nikolaus bei seinem Regierungsantritt strangiliren läßt, bald wird ein Gribojedow, als Russischer Gesandter in Teheran, dort von dem Persischen Pöbel ermordet, bald schießen uns die Tscherkessen einen beliebten Romanendichter aus den Russischen Bücherkatalogen weg, einen Bestuscheff. Es sind ganz andere Figuren, die in dieser Literaturgeschichte auftreten, als unsre großen Schriftsteller, die gewöhnlich in einem Dorfe arm geboren wurden, mit Stipendien studirten, Hauslehrer wurden, einen Prinzen auf Reisen begleiteten, endlich heiratheten und mit einer Bibliothekarstelle unter Kindern und Kindeskindern selig gestorben sind.

# V. Hugo's Ruy Blas.

In Brüssel haben sie dies neue Drama des Dichters der Orientalen ausgepfiffen. Wahrscheinlich kömmt dies daher, daß die Belgier jede Gelegenheit ergreifen, sich für eine freie Nation zu erklären. Drucken wir, dachte das Parterre, welches so streng richtete, Eure Romane nach, so drucken wir doch nicht Eure Urtheile nach; sind wir leider in der Lage, Eure Protokolle annehmen zu müssen, so wollen wir uns wenigstens Eurer Feuilletons erwehren. Die Belgier haben aus Ruy Blas eine Sache der Politik gemacht; denn, ob sie gleich mehr Löwener Bier als Wein trinken, so glaub' ich doch nicht, daß sie soviel Sinn für Shakespeare haben, um über Victor Hugo in einen ästhetischen Harnisch zu fahren.

Ich würde mich mit dem Parterre von Brüssel auch eher befreunden, wenn es den Ruy Blas statt ausgepfiffen, ausgelacht hätte. Es ist dies Drama ja ohne Zweifel mit vielem Geist geschrieben und entfaltet Schönheiten, über die man das gewöhnliche Requisit Hugo'scher Stücke, Masken, Tapetenthüren, geheime Gänge, plötzliche Ueberraschungen, die bloß von einer versteckten Thürklinke berühren u. s. w. übersieht: auspfeifen kann man es wirk-

lich nicht, aber lachen muß man darüber. Das Erhabene in diesem Stücke gränzt nämlich so nahe an das Lächerliche, daß es nicht einmal eines besondern Talents zur Parodie, welches in uns steckte, bedarf, um statt in den Thränendrüsen im Zwerchfell gekitzelt zu werden, sondern man muß nur einen kleinen Moment die Augen zuschließen und sich den Zusammenhang des Ganzen wie eine Schülerlektion in aller Stille selbst überhören und man wird nicht anders können, als lachen müssen. Ich begreife nicht, wie V. Hugo, wenn er nicht geglaubt hat, daß nur Frauen und Lakaien der Eröffnung des Theaters der Wiedergeburt beiwohnen würden, einen so schwindelnden Pfad zu wandeln wagte, einen Pfad, wo nur eines Haares Breite die Tragödie von der Posse trennt; einen Pfad, wo der Rübezahlgeist der Parodie das tragische Pathos von allen Seiten verhöhnt und neckt, wo jedes geringe Ausgleiten des Fußes ins Vaudeville führt, in eine Harlekinade oder wenigstens in die Römischen Saturnalien, wo die Bedienten einige Tage lang ihre Livrée mit der Toga ihrer Herren vertauschten. Für die Wahrheit des Satzes, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, wird man künftig nicht Napoleons Russischen Feldzug, sondern mit gleichem Rechte Viktor Hugo's Ruy Blas anführen können.

Wißt Ihr, was ein Lakai ist? Ein Lakai ist ein dummer Teufel vom Lande, der in die Stadt kömmt und kein rechtes Talent für ein nützliches Handwerk hat. Er wird

Hausknecht in einem Gasthof oder putzt einigen jungen und alten Hagestolzen die Stiefeln. Eine Aufforderung im Wochenblatt bestimmt ihn die Livrée zu nehmen. Mit der Livrée bekommt er das Gefühl, daß er allein dasteht und etwas zu repräsentiren hat. Er bekommt ordentlich Anstand, indem er anfängt sich etwas einzubilden. Er trägt einen Leibrock von grauem Tuch mit grünen Aufschlägen, eine rothe Weste, einen Hut mit einer Kokarde und saubre Kamaschen. Er servirt bei Tisch, gießt uns die Sauce über das Kleid einer Dame, das uns hundert Thaler kostete und hat das Recht, sich mit einer leichten Verbeugung zu entschuldigen. Er liefert die Karten für die Spieltische und bekommt dafür einen Theil des Gewinnstes; er leuchtet den Gästen an die Hausthür und erhält 16 Groschen Trinkgeld, wenn sein Herr ein reicher Banquier ist, an den man zum ersten Male empfohlen wurde, künftig weniger. Ein Lakai ist ein Ideal des Prosaischen und ein solcher Lakai ist Ruy Blas!

Nun gut, meine Damen, Ruy Blas ist mehr als Johann, den Sie seiner schönen Lieder wegen wohl den „muntern Seifensieder" nennen, mehr als Wilhelm, der so allerliebst über das Theater zu urtheilen weiß, wenn er Sie des Abends nach Hause begleitet und mit dem Mantel in dem Logengang auf Sie gewartet und den fünften Akt gehört hat; es ist ein Spanischer Lakai, ein romantischer Heidukk, ein Bedienter aus einem Lande, wo Feigen und Orangen wachsen! Freilich ein solcher Lakai könnte

bei uns recht gut einen Marquis vorstellen; es wäre der erste nicht, der in Rom oder Lissabon hinten auf einem Wagen stand und den wir an einem kleinen Deutschen Hofe eingeführt und gefeiert gesehen hätten; allein es ist ein Unglück, wir wissen nun einmal, daß Ruy Blas auch in Spanien ein Lakai ist; der Dichter ist so indiskret gegen seinen guten Freund gewesen, es nicht zu verschweigen; wir sehen, daß in Spanien die Bedienten so gut, wie bei uns nach einem Ball die Lichtstümpfe von den Leuchtern sammeln, wir hören, daß Don Sallust, der Herr dieses tragischen Bedienten, ihm sehr oft befiehlt: fermez la porte! Ouvrez la fenêtre! Es ist nicht einmal der Fall, daß Viktor Hugo seinem Lakaien eine höhere Bestimmung zuschreibt, als die, Lakai zu werden; Ruy Blas ist kein Bedienter, der etwas Französisch spricht, in seinen Freistunden die Flöte bläs't und Morgens beim Stiefelputzen alte Jahrgänge von Taschenbüchern, aus denen die Kupfer herausgeschnitten sind, lies't. Ruy Blas ist weder so gelehrt, wie mein Wichster in Heidelberg, der die Stellung Thibauts und Mittermaiers in der juristischen Welt sehr genau abzuzirkeln wußte, noch so empfindsam, wie das Mädchen einer Wirthin, bei der ich wohnte, die, wenn die Herrschaft nicht zu Hause war, ans Klavier ging und einige Accorde anschlug, mit denen sie mir etwas, was sie mir oft sagte, beweisen wollte, nämlich, es sei ihr nicht an der Wiege gesungen, daß sie von fremden Leuten ihr Brot essen müßte! Ruy Blas könnte zwar, wie wir gleich sehen

vom abſoluten Sein, von Thatſachen der Metaphyſik, die doch zunächſt nur Thatſachen der logiſchen Vorſtellung ſind. Wie kann man glauben? Einer Conſtruction, die doch nur vermeſſen, lächerlich iſt? Einer Entwickelung, die, durch und durch antropomorphiſtiſch, in unſere Vorſtellung von Gott unwillkürlich etwas von einem Mechaniker und Artiſten einmiſcht?

Ich beſtreite nicht die Reſultate der Philoſophie, ſondern nur ihre verfehlte Methode. Die Ueberzeugung liegt immer nur in dem, was vollendet iſt. Werden wir nicht eine glücklichere Vorſtellung von Gott faſſen, wenn wir ausgehen von dem, was ſeine Erfüllung iſt, wie ſchon die Gnoſtiker das Rechte ahnend ſagten, von ſeinem Pleroma, von dem geſchloſſenen Kreiſe, und dann allmälig zurück in das, was ja für das Ewige indifferent iſt, in unſere Vorſtellungen, die ſich das Erfüllte immer nur in der Form des Werdens und der Zeit denken können? Dies retrograde Verfahren würde da enden, wo unſere Philoſophen anfangen, und unſere Ueberzeugung würde längſt befeſtigt ſein, wo dieſe noch mit unſern Zweifeln kämpfen, da der Begriff des Anfanges, der Entwickelung und des Fortſchrittes für die Idee Gottes von einer matten Wirkſamkeit iſt.

Ich glaube, daß alle phyſiſchen und moraliſchen Handlungen darauf hinausgehen, Gott zu produziren. Es iſt untergeordnet für unſere Ueberzeugung von Gott, wie die Erde ſich bildete, ob neptuniſch oder vulkaniſch, welch ein Verhältniß in beiden Fällen der Aether zur Gottheit hatte; aber mit der Tendenz dieſes Weltkörpers beginnt unſer Lauſchen, mit der Kugelgeſtalt, die er annimmt, mit dem innern Triebe, einem Geſetze der Schönheit und der Harmo-

werden, wenigſtens ein Staatskanzler ſein, ſo viel Geiſt und Beredſamkeit beſitzt er; aber der Dichter giebt darum den Contraſt nicht auf; Ruy Blas muß aus dem Lakaien hervorgehen und in den Lakaien wieder zurückfallen. Das iſt ſo lange das Lächerliche an dieſem Stück, bis wir werden gezeigt haben, daß es auch falſch iſt.

Ein Rezenſent darf auch darin nicht den Frauen gleichen, daß er die Vorreden der Bücher überſchlägt. Wir müſſen die ſtolze Vorrede leſen, mit der Viktor Hugo ſeinen Ruy Blas in die Welt ſandte, einen Trompetenſtoß, mit dem Shakeſpeares Könige auftreten. Nachdem ich es gethan, find' ich, daß man ein recht genialer Dichter und doch zugleich ein Charlatan ſein kann. Viktor Hugo ruft in dieſer Vorrede ſeine Verdienſte mit einer Unverſchämtheit aus, die eines Marktſchreiers würdig iſt. Schlimm genug, daß das Genie in dieſer Welt ſeinen Bajazzo haben muß, der das Volk herauruft und ſeinen Herrn auf eine Weiſe lobt, daß dieſer in der Bude ſelbſt erröthet; Buchhändler, Rezenſenten ſind ja Bajazzis; aber wer möchte wie Viktor Hugo ſein eigner Polichinell werden? Einem blöden Deutſchen Gemüth wird angſt und weh, und zwar in die Seele Viktor Hugo's, wenn es dieſe prahleriſchen Deklamationen hört, die ein geiſtvoller Dichter ſeinen eignen Verdienſten ſpendet. Eine Dichtung iſt für uns ein in ſtiller Brautnachtsverſchwiegenheit empfangenes und dann mit verbiſſenen Schmerzen gebornes Werk; unſre Fauſt, unſre Wallenſtein, Egmont u. ſ. w. ſind alle ohne

Vorreden erſchienen; wie kann ein Dichter, in ſeliger Erſchöpfung von ſeinem Werke ausruhend, ſo poltern und ſo erſchrecklich lügen, wie Viktor Hugo in dieſer Vorrede! Denn wär' es nur die Arroganz, ſo würden wir ſagen, ſie ſoll uns für edles Selbſtgefühl gelten, das ſeinem Talente gebührt; aber es ſind Lügen, für welche uns der Dichter Leichtgläubigkeit genug zutraut, es ſind Großſprechereien, die hier für die Motive zur Dichtung ausgegeben werden, während es doch nur das triumphirende Jauchzen und Faſeln iſt, das den Dichter überfällt, *nachdem* ſein Stück geſiegt hatte. Was ſoll nun dieſer Ruy Blas alles vorſtellen! Er ſoll dreierlei Zwecken dienen, 1) den Denkern, 2) den Frauen, 3) der Maſſe zu gefallen; er ſoll 1) den Geiſt, 2) die Leidenſchaft, 3) die Neugierde befriedigen; er ſoll 1) Luſtſpiel, 2) Tragödie, 3) Melodrama ſein. Nun kommen eine Unzahl ſchöner Dinge, die alle in Viktor Hugo's Abſicht gelegen haben ſollen, als er den Gedanken faßte, dies Stück zu ſchreiben. Die einfache Wahrheit, *daß er ein hübſches Theaterſtück ſchreiben wollte*, mit welchen Lügen wird die hier umſchrieben! Man möchte glauben, der Dichter wäre wirklich ſo abgeſchmackt, als er ſich hier das Anſehen giebt, es zu ſein, wirklich ſo proſaiſch, ſo phantaſielos, ſo rein nichts als Spekulant und purer Theoretiker. Jede Figur ſoll einen eigenen Artikel in der Geſchichte, der Pſychologie, der Aeſthetik repräſentiren: es iſt gleichſam, als hätte Göthe ſeinen Fauſt mit einer Vorrede herausgegeben, in welcher

er erklärt, das alles bezweckt zu haben, was dreißig Jahre ſpäter Schubarth, Weiße, Goeſchel und Andre in ihm aufzufinden glaubten. Man hat V. Hugo für arrogant geſchildert; wer dieſe Vorrede lieſt, muß ihn zuweilen für einen Narren halten.

Gleich die Unterſcheidung der Zuſchauer in Denker, Frauen und Maſſe iſt eine Trivialität. Das Parterre iſt die Aeſthetik, weiter nichts. Ob die Maſſe die Abwechſelung, die Frauen die Leidenſchaften, die Denker Charaktere lieben, ſollte einen wahren Dichter ganz unbekümmert laſſen. Shylok iſt ein Charakter; als ſolcher enthält er Alles, was jene drei eingebildeten Klaſſen von Zuſchauern intereſſiren dürfte; der wahre Dichter ſpekulirt nicht: ihm fällt, wenn das Eine, auch das Andre zu. Wo der Kunſtrichter ſagt: Da iſt Leben, da iſt Charakter! da wird auch der erſte Rang ſagen: Da iſt Leidenſchaft! und die Gallerie: Da iſt Intereſſe! Dieſe ſtatiſtiſchen Diſtinktionen ſind trivial; aber die ſpätern äſthetiſchen werden lügneriſch. Man ſehe, mit welchem Pomp Viktor Hugo die Entdeckung ankündigt, das moderne Drama müſſe enthalten: Luſtſpiel für die Denker, Tragödie für die Frauen, Melodrama für die Maſſe! Was wir immer gewußt haben, daß das ächte Trauerſpiel eine Hiſtorie abwickelt, die ebenſo ſpannend wie wahrſcheinlich ſein muß, wo wir Intereſſe, Leben und Wehmuth zu gleicher Zeit haben, das bringt uns Viktor Hugo in dem abſtruſen Gewande einer neuen Doktrin vor. Die ächten Kryſtall-Dichtungen

ſpiegeln an der Sonne des Genies alle Farben zu gleicher Zeit ab, die nach Viktor Hugo eher die Folge mechaniſcher Miſchungen zu ſein ſcheinen. Sein Ruy Blas, wie alle ſeine Dramen werden darum auch nie den Charakter echter und edler Kunſtwerke an ſich tragen, weil ſie eben aus verſchiedenen, oft ganz disparaten Abſichten zuſammengeſchweißt ſind und nicht Allen Alles, ſondern Jedem Etwas geben wollen. Nun noch die breite Auseinanderſetzung dieſer Kunſtgriffe; das pomphafte Gemälde der Schwächen, die hier für neue Tugenden ausgegeben werden! Und ſelbſt dieſe Rodomontaden kann man vielleicht noch in die Rubrik der Oberflächlichkeit ſtellen: die eigentliche Lüge beginnt erſt, wo Viktor Hugo die Charaktere ſeines Stückes zergliedert und ihren Rollen Ideen unterſchiebt, an die er entweder gleich anfangs gedacht hat, dann wäre er kein Dichter, oder die er erſt ſpäter ihnen beilegt, dann wäre er ein Charlatan. Da man ihn nun unter allen Umſtänden für das erſte halten muß, ſo muß er wohl das letztere ſein. Ich will mich nicht damit aufhalten, die ſchönen Dinge, die er von Don Salluſt, Don Ceſar, der Königin u. ſ. w. aus einer Art hiſtoriſchen Nothwendigkeit herzuleiten weiß, zu prüfen; nur der Satz, daß Ruy Blas, als Perſon, der Typus des Volkes ſei, daß dieſer Lakai alle die ſchönen Eigenſchaften repräſentire, die wir Demokraten an der untern Volksklaſſe lieben und verehren, das iſt ein recht abſcheulicher Kunſtgriff, um aus einem mißlichen theatraliſchen Effektcurioſum eine ſo-

ziale Frage, eine Frage des Jahrhunderts zu machen! Das mag Viktor-Hugo den Pariſer Portiers, Lakaien und Dekrotteurs weiß machen, nicht uns! Er erlaube uns, bei der Meinung zu bleiben, daß er den Effekt berechnet hat, den ein in eine Königin verliebter Lakai hervorbringen müſſe; er erlaube uns Demokraten, wenn wir ſelbſt unäſthetiſch genug wären, die Intrigue ſeines Stücks geſchmackvoll zu finden, doch wenigſtens gegen die ſoziale Bedeutung deſſelben zu proteſtiren! Ja geſetzt, wir wollten auf Koſten unſres Geſchmacks zugeben, daß die Neigungen und das Elend des Volkes in der Perſon eines Lakaien repräſentirt werden könnten, findet ſich in dem Stücke irgend etwas, was dieſe Tendenz als die urſprüngliche des Dichters wahrſcheinlich machte? Dieſer Bediente iſt ein Schwachkopf: wie kann er das Volk vorſtellen, das zwar elend, aber gereizt, auch ſo ſtark iſt! Wie kann Ruy Blas, der im vierten Akt ruhig wieder in ſeine Livrée zurückkehrt, das Volk ſein, da das Volk keineswegs niederträchtig iſt, keineswegs feig, ſondern ſich des Don Salluſt ſchon würde verſichert haben, iſt es einmal durch einen Scherz in Ernſt Miniſter geworden? Genug, wenn Ruy Blas das Volk in ſeiner Schwäche ſein ſoll, dann wollen wir ſagen, daß Viktor Hugo Recht hatte, ihn für jenes auszugeben; doch hätte dann ſeine Tragödie ein Luſtſpiel werden müſſen; denn Bedientenſeelen ſind nur in der Poſſe erträglich oder in der Tragödie dann, wenn ſie in Hofmarſchällen und Miniſtern ſtecken.

Ruy Blas iſt aber auch nicht das Volk, ſchon deshalb nicht, weil das Volk lieber ein nützliches Handwerk lernt, hungert und ſtirbt, als eine Livrée anzieht und Bedienter wird. Viktor Hugo wollte dem Volk ſchmeicheln und hat ihm eine Grobheit geſagt; er wollte ſeinen Lakaien zum Märtyrer einer Idee und ſomit populär machen, und er hat uns erſt recht mit ihm gezeigt, wie wenig wir unter dieſen Umſtänden für ihn empfinden können. Viktor Hugo hat das Volk, die Vorſtädte, mit der Canaille des Palais Royal, die gern ihr Glück machen möchte, verwechſelt. Er hat an die Kellner gedacht, die gern ſelbſt ein Café anlegen möchten, an die Bedienten, die gern ſelbſt Equipagen hätten, an die moderne Canaille der Hauptſtädte, die ihr Glück machen will, an die Rouerie mit einem Worte, nicht an das ſittige, fleißige, unglückliche Volk. Wäre Ruy Blas ein Strumpfwirker, ein Gaſſenkehrer, ein Topfſtechter: das wäre die Demokratie. Aber faſt ſchon Schneider, beinahe Barbiere, ſicher aber Lakaien — das gehört zur Ariſtokratie.

Nachdem Viktor Hugo wie in einem Wachsfigurenkabinett jede ſeiner Perſonen mit einem Stock in der Hand erklärt hat, ſagt er in ſeinem Stelzenſtyl: „Le sujet philosophique de Ruy Blas c'est le peuple aspirant aux regions élevées; le sujet humain, c'est un homme, qui aime une femme; le sujet dramatique, c'est un laquais, qui aime une Reine.“ Das Letzte iſt ohne Zweifel das Hauptſujet geweſen, vielleicht das einzige. Die übrigen

Sujets ſind ſehr wurmſtichig. Darin, daß Jemand nach höhern Regionen ſtrebt, kann ich nichts Philoſophiſches erblicken: im Gegentheil es iſt ſehr unphiloſophiſch, ſich leeren Träumereien und ehrgeizigen Ideen hinzugeben. Le sujet humain, c'est un homme, qui aime une femme — Wahrhaftig, dieſes Intereſſe hat das Stück mit vielen andern gemein und es wäre ſchlimm für den Erfolg, wenn es kein andres hätte. Zuletzt kommt der Dichter, der kein Ende finden kann, die Unerſchöpflichkeit der Geſichtspunkte nachzuweiſen, unter denen ſich ſein Werk betrachten laſſe, noch gar auf das Haus Oeſterreich. Der Zufall, daß der Schattenkönig Karl II, der nicht einmal in dem Stücke auftritt, aus dem Hauſe Habsburg iſt, ſoll gleichfalls inſofern nicht ohne Bedeutung ſein, als Hernani die aufgehende, Ruy Blas die untergehende Sonne des Hauſes Oeſterreich vorſtellt. Könnte nun das Ganze nicht auch in Liſſabon ſpielen? Was hat das Haus Oeſterreich als ſolches mit der Geſchichte dieſes Lakaien, als ſolcher, zu ſchaffen? So windbeutelt Viktor Hugo fort und ſtreut ſeinen Franzoſen Sand in die Augen. Wir haben aber den Fanfaren genug gehört, wir wollen nun in die Bude gehen und mit dem Arzte ſelber ſprechen. Der Charlatan iſt heiſer, hören wir jetzt den Dichter!

Don Salluſt hatte gehofft, mit der Stelle eines bevorzugten Staatsmannes am Hofe zu Madrid auch die eines begünſtigten Liebhabers der Königin zu bekleiden; aber die junge Königin, Gemahlin des früh entnervten

Karl II., haßte ihn. Er fiel und wurde verbannt. Da hört er in einem von ihm belauschten Gespräch, daß sein Bedienter Ruy Blas in die Königin nicht minder verliebt ist und zur Rache an ihr beschließt er, diesen jungen Mann unter falschem Titel am Hofe auftreten zu lassen, in der Hoffnung, die Königin würde der Neigung desselben entgegenkommen. Dies geschieht die hohe Dame befördert ihren Günstling bis dicht an die Stufen des Throns, dicht an die Thüre ihres Schlafgemachs! Wie sich Ruy Blas auf dem Gipfel des Glücks befindet, erscheint Don Sallust und zwingt ihn, wieder die Livrée anzuziehen. Auf die Verzweiflung des Armen und den Schmerz der Königin ist das tragische Pathos des Stückes gebaut. Don Sallust weiß eine Veranstaltung zu treffen, wo ihm die Eröffnung des wahren Sachverhältnisses gelingt, indem sich die Königin und Ruy Blas eben ein Stelldichein geben. Dieser ersticht den hohnlachenden Intriguanten und nimmt dann, da die Königin außer sich ist, ihre Liebe einem Bedienten geschenkt zu haben, Gift. Als es zu spät ist, verräth sie ihm, daß sie doch nicht aufhören würde, ihn zu lieben. Ruy Blas stirbt und die Königin kehrt trostlos durch eine Victor Hugo'sche geheime Tapetenthür in den Pallast zurück.

Von zwei Figuren, die kaum zum Stücke gehören, Don Cesar und Don Guritan schwieg ich und doch sind es vielleicht die originellsten des ganzen Dramas. Sie haben Colorit, Individualität, während die übrigen nur

dazu dienen, die Fabel des Stückes in Verſen, die recht markig und bilderreich ſind, abzuhaſpeln. Gleich in dieſem Mangel an individueller Charakteriſtik, den übrigens Viktor Hugo mit dem ganzen neuern Franzöſiſchen Drama gemein hat, liegt einer der Hauptvorwürfe, die Deutſche Kritik dem Ruy Blas machen muß. Mag der Dichter in ſeiner Vorrede noch ſo große Dinge von jeder einzelnen Perſönlichkeit ſeines Werkes zu ſagen wiſſen, das Intereſſe derſelben geht bei keiner über das Stück und deſſen Anekdote hinaus. Keiner dieſer Charaktere überlebt den Zweck, zu dem er hier verwandt wurde; jeder wird von der Fabel mit Haut und Haaren verbraucht. Wie anders Shakeſpeare und die klaſſiſche Deutſche Tragödie! Welch eine Fülle von Beziehungen und hundert andern dramatiſchen Möglichkeiten liegen in den Charakteren des Britten und unſrer großen Dichter! Wie könnte jeder derſelben ebenſogut zu einer andern Hiſtorie, als der vorliegenden, verwandt und in einer andern Seite ſeiner Eigenthümlichkeit entwickelt werden! Das neue Franzöſiſche Drama iſt arm an Charakteren. Das Luſtſpiel bietet dort nur Anekdoten, das Trauerſpiel nur ernſthafte Intriguen, für deren Löſung die Perſonen als möglichſt lebendige Maſchienen gebraucht werden. Dieſer Don Salluſt, dieſe Königin, dieſer Ruy Blas ſind Stereotypen, die nur des Aufzuges aus der Garderobe bedürfen, um heute in einer Staatsaktion, morgen in einer Liebesgeſchichte, übermorgen in einer Farce mitzuſpielen. Es ſind

keine Charaktere, ſondern es ſind die Schauſpieler! Unſer Schiller war ſo bedacht, jeder ſeiner Figuren eine prägnante, nur ihr gehörende Phyſiognomie zu geben. Er ſchrieb den Perſonen im Fiesko jeder einen eignen Paß, ein Signalement als „confiscirtem Mohrenkopfe" ꝛc. bei. Viktor Hugo glaubt genug für die Charakteriſtik gethan zu haben, wenn er nur ſagt: „Don Salluste est vêtu de velours noir, costume de cour du temps de Charles II. La toison d'or au cou. Par dessus l'habillement noir, un riche manteau de velours vert clair, brodé d'or et doublé de satin noir. Epée à grande coquille. Chapeau à plumes blanches." Aus der Garderobe entnimmt Viktor Hugo ſeine Charakteriſtik.

Ich bin nicht Kenner der Franzöſiſchen Sprache genug, um den innern poetiſchen Gehalt dieſes Dramas vollkommen zu würdigen. Uns Deutſchen, die wir im Detail der Poeſie ſo ungeheuer weit vor den Franzoſen voraus ſind, iſt das geläufig und längſt gewöhnlich, worüber man in Paris ſich noch als über etwas Neues entzückt. Wenn Viktor Hugo natürlicher und lyriſcher iſt, als bisher auf dem Kothurn in Frankreich Sitte war: uns, die wir Größeres beſitzen, kann das wenig überraſchen. So bleibt es mir auch nur möglich, über das organiſche Geflecht des Ganzen mit zuſtehender Spruchfähigkeit zu urtheilen und zu geſtehen, daß die beiden erſten Akte vortrefflich exponirt ſind, daß ihre Handlung klar und lebenvoll vors Auge tritt, daß man, mag die

nie zu folgen, mit dem Auf- und Niedergange der Gestirne und den gleichmäßigen, mathematisch richtigen Kreisen, welche die Sonne zu machen scheint und die Erde macht. Nicht, daß wir hier ein despotisches Gesetz annähmen, welches über allen Dingen thronend dem Universum diese Bewegung gegeben hätte, nur der planetarische Umschwung ist Anbetung, Religion, Offenbarung ist Gottheit. Diese Hyperbeln und Parabeln sind die mystischen Hieroglyphen, welche den unaussprechlichen Namen der Gottheit schreiben, sie suchen eine Ahnung, einen Typus abzudrücken, der allem, was sich reget und und beweget, vorgeschrieben ist. Rückkehr in Gott ist die Tendenz des Universums, die planetarische Bewegung ist die produzirte Gottheit selbst, die Harmonie der Sphären ist dieselbe Kraft, die sie schuf, und Pythagoras lehrte eine himmlische Weisheit, daß die Götter Musik wären.

Jede Erscheinung in den verschiedenen Reichen der Natur sucht die Rückkehr in Gott. Es ist unwesentlich, zu fragen: wie entstand die Natur? Die Frage ist die: was möchte sie sein? Denn alle Natur hat ihre Arme sehnsüchtig ausgestreckt, wie im Winter die kahlen Zweige gen Himmel langen, zackig, bittend; denn nichts kann hier über sich selbst hinaus. Die geringste Pflanze legt sich einen sinnigen Schmuck an; wenn sie eine rasch welkende Blüthe hat, so ist schon die Form ihrer Blätter Symmetrie, eine Zahl, welche immer dieselbe ist, wie am Klee, oder eine Gestalt, welche für den Maler als Modell der schönsten Arabeske dient, wie an jenem Küchenkraute, mit dem die Alten ihre Sieger in den öffentlichen Spielen bekränzten. Selbst in den todten Metallen herrscht ein Streben nach vollendeter höherer

Fabel auch lächerlich ſein, dennoch von der Conſequenz derſelben, die ihr der Dichter in ſeinem tragiſchen Ernſte zu geben wußte, hingeriſſen wird. Nach der berühmten Rede des Ruy Blas aber hört die Natürlichkeit der Handlung auf und wird von Motiven und Wendungen abgelöſ't, die man nur noch Komödianterei nennen kann. Das Leben hört auf, das Theater beginnt. Es ſind nun nicht mehr Menſchen, ſondern Schauſpieler. Der vierte Akt iſt ein Luſtſpiel, ganz für ſich, das Aehnlichkeit mit hundert Vaudevilles hat. Er gehört nicht zum Ganzen, das Ganze gehört nicht zu ihm. Der fünfte Akt iſt nichts als das Facit der vier andern, die Rechnung, die ſich jeder aus den gegebenen Faktoren ſelber machen könnte; es kömmt kein neuer Impuls zur Handlung, kein plötzliches Motiv, das dem Stücke, wie es ſein muß, ſeinen jähen und bei aller Vorbereitung doch unerwarteten Abſchluß giebt. Die erſte Hälfte des Ruy Blas iſt einer Idee, die zweite den Schauſpielern gewidmet.

Es liegt auch ſelbſt bis zur Mitte des dritten Aktes in der Idee des Lakaien nichts, was unſern Geſchmack beleidigte. Die Rache des Don Salluſt iſt teufliſch und ſicher ſehr dramatiſch. Lächeln muß man freilich darüber, daß Ruy Blas in der That ſchon in die Königin verliebt iſt. Wenn man auch durch die vielen Freier, die neuerdings die Königin Viktoria gefunden hat, an die Möglichkeit ſolcher Neigungen gewöhnt iſt, ſo hätten wir ſie doch immer mehr für einen Gegenſtand halten mögen, der nach

Bedlam, nicht nach Drurylane gehört. Indessen auch diese kühne Hypothese konnte dem Dichter eingeräumt werden, wenn nur nicht in der Mitte des Stücks ein Decrescendo angefangen hätte. Die Tragödie soll crescendo steigen bis zum fünften Akt, wo ein plötzlicher Sturz von der erklommenen Höhe uns erschüttert. Ruy Blas geht aber schon nach der Mitte des dritten Aktes wieder abwärts: alle dramatische Kraft und Spannung ist dabei geopfert; das Hors d'oeuvre des vierten Aktes hat zur Hülfe genommen werden müssen, um nur ihrer fünf herauszubringen. Nein, ich bin so dreist, mir zuzumuthen, daß ich dem Dinge eine andere Wendung gegeben hätte. Ruy Blas mußte Graf, Günstling und Minister bleiben: er mußte Don Sallust aufheben lassen. Don Sallust ist kein Bösewicht; seine Rache war ein fashionabler, freilich etwas greller Scherz, aus dem Ruy Blas einen blutigen Ernst macht. Dies Blut muß ihn im fünften Akt stürzen. Er muß durch sich selbst fallen, er muß durch seine Ueberhebung fallen, nur so war er Held eines kunst- und naturgemäßen Dramas. Erst sein niedrer Stand und seine Liebe, dann eine Intrigue und sein Glück, dann die eigne Freiheit, die ihres Daseins kräftiger Meister ist, Uebermuth und Sturz — so waren alle Dramen, die seit Sophokles sich mit dem Schicksal eines Individuums beschäftigten.

Man sage doch nicht, daß Ruy Blas durch seinen ursprünglichen Stand verhindert wurde, auf seiner Höhe

auszudauern! Sein Geheimniß kannte nur Don Salluſt; wer würde dem Don Salluſt geglaubt haben, wenn er, als Verbannter, auch gewagt hätte, ſich zu verrathen und den Bedienten? Wir leben in Spanien; in einem Lande, wo Ruy Blas nicht der erſte Günſtling einer Fürſtin wäre, der aus niederm Stande ſich aufgeſchwungen. Der Friedensfürſt Godoy war Garde du Corps. In Spanien iſt Alles von Adel, nur die Mauren und Juden nicht. Ein anderes wäre es geweſen, wenn V. Hugo ſein Stück nach Rußland verſetzt und aus Ruy Blas einen Kaiſerlichen Ofenheizer gemacht hätte. In Rußland macht die Leibeigenſchaft, (ich erinnere an Iſidor und Olga) daß Jemand qualitativ einen Makel an ſich hat, wenn er nicht frei iſt; Ruy Blas, als Leibeigener, hätte ſich an die Stirn ſchlagen und mit dem Ausrufe: Verdammt! ſchon im dritten Akt wieder in ſeine Livrée zurückkriechen müſſen. Als Lakai und ehemals freier Mann aber brauchte er es nicht und am wenigſten in Spanien, wo die Dragoner und Caſtraten von jeher bei den Prinzeſſinnen glücklicher waren, als die entnervten Sproſſen der hohen Grandezza.

Aber noch mehr! Ruy Blas iſt beim Dichter ſelbſt ein Widerſpruch. Wer den Muth hat, ſich in eine Königin zu verlieben, der hat wahrhaftig auch den Muth, ſie ſich unter den am Spaniſchen Hofe obwaltenden Umſtänden, beſitzt er ſie einmal, auch zu erhalten. Wer ſich ferner mit ſo vielem Geſchick in ſeiner hohen Rolle bewegt,

wer wie Ruy Blas ſo große ſtatiſtiſche, moraliſche, politiſche, hiſtoriſche Kenntniſſe hat, daß er jene an ſich ſehr ſchöne Rede im dritten Akt halten kann, der kehrt wahrlich nur in die Livrée zurück, wenn er muß und eine ſolche Nothwendigkeit iſt nirgends motivirt. Sie iſt die bloße Caprice des Dichters, ſie iſt die Angel dieſes melodramatiſchen Intereſſes, von dem Viktor Hugo in ſeiner Vorrede ſpricht, dieſer Huldigung, die man der Maſſe, die man der Gallerie darbringen müſſe! Ruy Blas hätte dem Don Salluſt durch ein Geheimniß, ein Verbrechen, oder wie in Rußland durch ſeine Geburt verpflichtet ſein müſſen, nicht aber durch ſeine pränumerando erhaltene Monatsgage oder das kleine Papier, das er von ſich ausgeſtellt hatte. Dies Papier konnte wohl für einen Mann von „caſtilianiſcher Ehre," aber nicht für einen Lakaien eine Gewiſſensſcrupel ſein. Was wollen wir? Viktor Hugo wird lieber eingeſtehen, daß er bereut, ſeinen Helden unnatürlicher Weiſe zu einem ſo großen Redner und Premierminiſter gemacht zu haben, als ſich den Effect des wieder in die Livrée rückkehrenden Lakaien nehmen laſſen. Er will ſicher lieber unpſychologiſch als untheatraliſch ſein. Er denkt nicht an den Geſchmack und die Natur, wenn er dabei fürchten müßte, etwas an Curioſität und melodramatiſchem Intereſſe zu verlieren. Iſt ihm ſein Ruy Blas doch eine ſo zahme Haut, daß er ſechs Monate lang auf den Betrieb der Königin immer höher ſteigt und noch nicht einmal gewagt hat, ihr dafür ins

Geſicht zu ſehen! Ja, ja, ſchöne Leſerin, Ruy Blas ſoll nicht mehr als ihr Johann ſein, der ein ſo dummer Tölpel, aber ſonſt eine gute Seele iſt! Die Rede im Staatsrath bitten uns Viktor Hugo ab.

Nächſtens werden ſie nun auch das Stück auf allen deutſchen Theatern aufführen.

# III.

# Literarhiſtoric.

# Göthe's Briefwechsel
mit der
# Schwester der Stollberge.

Die Urania für 1839 bringt den schon vielfach besprochenen kleinen Briefwechsel, welchen Göthe mit Auguste Gräfin von Stollberg, (spätern Gräfin Bernstorff) der Schwester der beiden Dichter Stollberg geführt hat. Herrn von Vinzer und seiner geistreichen Gattin verdanken wir hier die Bekanntschaft mit einer Briefsammlung, welche leicht die älteste und individuellste ist, die wir von Göthe besitzen. Keine der vielen Reliquien, die wir von Göthe haben, ist so persönlich, so menschlich, so unmaskirt. Göthe giebt sich der Schwester der Stollberge, die er nie gesehen hat und nur durch die Aeußerungen der Brüder kennen lernte, mit jener zärtlichen Schwärmerei hin, die über die edlen Geister der siebziger Jahre eine so wunderbare Verklärung ausströmte. Göthe nennt die Reichsgräfin Du, nennt sie „Gustgen," wechselt mit ihr die gegenseitigen Schattenrisse, küßt sie in Gedanken und Worten und vertraut ihr seine Herzensangelegenheiten, die freudigen und die traurigen. Das bekannte Verhält-

niß des Dichters zu Lilli bildet den vorzüglichsten Hintergrund dieser Briefsammlung. Da Göthes Briefe fast nur Tagebücher sind, die er „Gustgen" schickte, so können wir alle Stimmungen verfolgen, welche ihn in diesem eben so süßen wie schmerzlichen Verhältnisse bedrängten. Göthe riß sich auch hier wie immer los; ob er gleich gegen Lilli gerechtfertigter sein mochte als gegen Friederiken. Lilli war schön und liebenswürdig, aber verzogen und reich genug, um für eine glänzende Parthie zu gelten. Es ist ein Unglück, ein Wesen zu lieben, das sich einfallen lassen darf, die Verzeihung, die man ihren Unarten angedeihen läßt, auf Rechnung ihres Reichthums zu schieben. In einem solchen Verhältniß liegt mehr Demüthigung als Erhebung. Es gewährt für den Verehrer Göthes einen eignen Reiz, dies Zerfallensein seines Innern in den gar aufrichtigen und bis zum Kindischen naiven Briefen zu verfolgen. Göthe war damals 27 Jahre und schrieb schon am Faust. Man mögte kaum glauben, daß der Verf. des Werther und Götz mit diesem saloppen und aphoristischen Briefsteller eine und dieselbe Person ist. Die Briefe sehen wie die Toilette aus, mit der man aus dem Bette schlüpft. Göthe schreibt Gustchen, wie er geht und steht, was er eben thut und was er vor einer Viertelstunde that: alles in jener kurzen Frankfurter Weise, die seinen frühsten Dichtungen einen besondern Reiz giebt. Soll man sagen, daß Göthes Egoismus sich in diesen bis ins Kleinste gehenden Abspiegelungen seiner selbst zu erken-

nen giebt? Ich glaube: nein! Man konnte ſich im Jahre 1775 nicht glücklicher machen, als wenn man ſich ſchrieb, was man, indem man die Feder eintauchte, für Kleider trug, was auf dem Tiſche neben dem Briefe lag, wie das Zimmer decorirt, was für Wetter draußen iſt. Man ſchlürfte dieſe Einzelheiten mit wonniger Luſt ein: man ſchuf ſich aus ihnen ein Bild, das, zumal wenn man ſich erſt ſpäter perſönlich ſahe, freilich ſo oft täuſchte und jene wunderlichen Verſtimmungen hervorrief, die in den achtziger Jahren den ſchwärmeriſchen Siebzigern folgten. Bei allen dieſen Schheiten fällt es aber doch auf, daß Göthe am 28. Auguſt 1776 von Weimar aus zwar erwähnt, wie er eben aus dem Bette ſteigt, was draußen für Wetter iſt, daß er eine Ente ſchießt, daß ihn Wielands beſucht haben, aber nicht, daß an dem Tage ſein Geburtstag war! Merkwürdig iſt auch noch die Nachſchrift dieſes Briefes. Auf Göthes Empfehlung war Fritz Stollberg in die Liſte der Kammerherren des Weimar'ſchen Hofes aufgenommen. Doch blieb Auguſtens Bruder aus: Wochen, Monate vergingen — er traf nicht ein und Göthe mußte ſich dadurch ſehr beleidigt, wenigſtens in Verlegenheit geſetzt fühlen. Er giebt der Schweſter ſeinen Zorn recht liebevoll zu verſtehen. Fritz Stollberg wurde aber von Niemand anders, als von Klopſtock zurückgehalten. Der alte Barde wollte ihn nicht an einen Ort ziehen laſſen, der durch Göthe und ſeinen fürſtlichen Freund in Verruf gekommen war. Von dieſer Zeit an wird der

form. Die Krystallisation hat ihr eigenes Schönheitsgesetz. Die Erdschichten, Porphyr und Schiefer haben eine Tendenz gleichartiger Bildung. Und in Allem, was animalisch lebt, fehlt der göttliche Moment nicht, wenn ihn das Thier auch nur anknüpfen kann an eine Stufe der Gottheit, an den Menschen.

Uns selbst aber ist das Leben und die Geschichte gegeben, nicht als etwas in sich Geregeltes, Abgeschlossenes oder einer besondern Vollendung Zureifendes, sondern als ein Stoff, der zu allen Zeiten vollständig genug da war, um die göttliche Bestimmung des Menschengeschlechtes auszudrücken. Es hat zu keiner Zeit an den Voraussetzungen gefehlt, um einen dem Himmel wohlgefälligen Charakter ohne Lücke zu gestalten, und wenn die Zeiten wechseln, so ist es nur, weil die Kunst des Lebens immer Original und Meisterstück sein soll, niemals Copie. Die Geschichte und unser Antheil an ihr ist ein roher Block, den wir nach einem unsichtbaren, in uns liegenden Leitfaden bearbeiten. Wir hämmern und meißeln an dem, was Alles und was eigentlich Nichts ist, etwa, um etwas zu schaffen, um einen Werth für den Markt zu produziren? Wahrlich nicht! Diese Thaten schwinden schnell und ihr Gedächtniß erhält von ihnen nur das, was ihre Seele war und die Nacheiferung entzünden kann. Ein göttliches Ideal wohnt in unserer Brust, ein harmonisches Gesetz der Tugend und der Schönheit, bei dem Einen als Gewissen, beim Andern als mystische Intuition. Dies Ideal ist Gott selbst, ist der Urtypus all unserer sublimen Begriffe und die Ahnung jener göttlichen Bilder und Grundlagen der Ideen, welche von Anbeginn der Dinge im Schoße der Weltschöpfung ruhen. Und um diesen Typus, diesen Gott, der in uns

Briefwechsel oft unterbrochen und endet mit dem Jahre 1782. Sehr merkwürdig aber ist die Art, wie er nach vierzig Jahren noch einmal wieder angeknüpft wurde. Die Schwester der Stollberge, die erst vor drei Jahren in Kiel gestorben ist, hatte sich dem Pietismus zugewandt. Dasselbe Bedürfniß, welches ihren Bruder in den Schooß der katholischen Kirche geführt hatte, trieb sie zu dem Schooß des Erlösers, dessen Seligkeit bekanntlich in Kiel von Claus Harms mit anziehender Originalität gepredigt wird. Der Gedanke, Göthen im Jenseits nicht wiederzufinden, beunruhigte sie so sehr, daß die mehr als sechzigjährige Dame im Jahre 1822 an ihn schrieb und ihn bat, sich zu unserm Heilande Jesu Christo in Demuth bekehren zu wollen. Der Brief ist rührend durch seine Veranlassung, aber verdüstert wie alles Pietistische von dem gewöhnlichen Schlage, geistlos sogar, wenn man bedenkt, wie man einem Göthe hätte beikommen müssen, um ihn für Christum zu gewinnen. Göthes Antwort ist Göthisch. Ruhig und kalt weist er das Ansinnen zurück, das er selbst, der Erinnerung an alte Zeiten wegen, „erfreulich-rührend" nennt. Er erklärt der „Wiedergebornen," daß Gott in seinem himmlischen Reiche viele Provinzen hätte und setzt mit gutmüthiger Ironie hinzu, daß er hoffe, sie würden im Himmel gewiß Gelegenheit bekommen, sich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Fühlend, daß der Ton dieser einem Schreiber diktirten Antwort wohl etwas zu kalt sein möchte, fügt er eine mildere Nachschrift

hinzu und ſchließt: „Möge ſich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zuſammenfinden. Wahrhaft anhänglich Göthe.“

Man ſieht, dieſer Briefwechſel hat eine Abrundung, die ihn faſt einem Romane ähnlich macht. Welch' ungeheure Umwälzungen im Glauben und Empfinden der Menſchen liegen zwiſchen jenem Anfang und dieſem Ende! Wie hat ſich Alles ſo verändert; wie iſt Alles ſo kalt, finſter, lieblos worden! Wie entfremdet ſind ſich die Menſchen; wie mißtrauiſch ſind die Verhältniſſe! Sollte nicht eine ſchöne Folge der Veröffentlichung von Zuſtänden, in welchen unſre großen Geiſter in alten Tagen gelebt haben, auch die werden, daß wir ihrer Liebe und ihrer Hingebung nachahmen und inniger, zutraulicher aneinanderrücken, duldſamer uns tragen, traulicher uns genießen?

# Leisewitz.

Fast möchte man bezweifeln', daß Leisewitz ein Dichter war. Er schrieb ein Trauerspiel, sandte es zur Preisbewerbung nach Hamburg an Schröder, die Zwillinge von Klinger wurden seinem Julius von Tarent vorgezogen und er schrieb nichts wieder. Er widmete sein Leben der bürgerlich sehr achtbaren Stellung, die er in Braunschweig einnahm und starb im Jahre 1805, nachdem sein Gemüth in den letzten Lebensjahren sehr von Hypochondrie gequält wurde. Eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die er bezweckte, gedieh nicht über die ersten Vorarbeiten hinaus. Kann man nun Dichter sein, wenn man sich durch einen einzigen ungünstigen Erfolg einschüchtern und für immer vom Schaffen abschrecken läßt? War man je Dichter, wenn man ein- für allemal aufhört, es zu sein? In jeder andern Gattung der Dichtkunst würde mir Leisewitzens Verstummen verdächtig sein, nur nicht im Drama. Leisewitz war dramatischer Dichter und in keinem Genre ist ein Mißgriff so bitter, eine Zurücksetzung so entmuthigend. Obgleich Julius

von Tarent gedruckt wurde, obgleich die Hamburger Preisrichter allgemeine Mißbilligung ernteten, Leſſing das Stück lobte und alle beſſern Bühnen es aufs Repertoir brachten, Leiſewitz blieb verſtimmt und entſchloß ſich nicht, etwas Zweites zu ſchreiben. — Man leſe den Julius von Tarent und mache ſich daſſelbe Geſtändniß, das ich mir zur Beſchämung unſrer jetzigen Bildung machen mußte. Dieſes Drama würden jetzt die Bühnen zurückweiſen. Warum? Weil es zu philoſophiſch iſt. Wenn mir ein Regiſſeur ſagte: Iſt die Scene im vierten Akte, wo der alte Fürſt zum Erzbiſchof ſagt: „Komm, wir wollen eine Flaſche Wein trinken!“ und ſie wirklich mitten in dem tragiſchen Ereigniß gemüthlich anſtoßen und eine Flaſche leeren, iſt dieſe Scene nicht lächerlich? ſo würd' ich nichts einwenden können und Klingemanns Verfahren gut heißen, der ſie ſtrich; aber dieſe idealiſche Schwärmerei des Dialogs, dies edle Feuer in der Aufſtellung philoſophiſcher Maximen, dieſe Fülle von dialektiſchem Witz und metaphyſiſcher Grübelei, die das Gepräge des Ganzen bildet; welche Bühne würde ſich dem geneigt finden? Welches Parterre würde dafür reif ſein? So erleben wir dieſe fürchterliche Erfahrung, daß das Deutſche Theaterpublikum von 1839 tiefer ſteht als das von 1776. Dieſem konnte man Philoſopheme auf die Bühne bringen, jenes würde bei einem Drama wie Julius von Tarent einſchlafen. So weit ſind wir gekommen. Emilie Galotti hat Stellen, die unſerm

jetzigen Theaterpublikum zu hoch ſind: gäbe man gar Dramen von Klinger und Lenz, es würde dafür ganz am Verſtändniß, am Publikum wie an Schauſpielern fehlen. Es iſt hier nicht der Ort, die Urſachen dieſer Erſcheinung nachzuweiſen und anzudeuten, wie eine Beſſerung bewirkt werden könnte, nur die Thatſache, daß Julius von Tarent für unſere jetzige Bildung im Theater zu hoch, zu idealiſch, zu philoſophiſch iſt, iſt einzig und verdient hervorgehoben zu werden. Natürlich hat dies Drama Schwächen, welche ſelbſt im Verkennen äußrer theatraliſcher Regeln zum Vorſchein kommen, es muß (wie Klingemann ſehr geſchickt gethan hat) für die Bühne hie und da verändert werden; aber der Dialog! Dieſe Sprache! Dieſe Sentenzen und Grübeleien! Welcher Schauſpieler kann das ſprechen, ſpielen, welches Publikum jetzt das hören und begreifen? Und 1776 konnte man das ſprechen, ſpielen, hören und begreifen! Wir haben gute Fortſchritte gemacht.

## Franz Horn.

Der dem menſchlichen Elende gewidmete Karl von Karlsberg iſt nicht rührender zu leſen, als das Leben Franz Horns, deſſen größre Hälfte von den bitterſten Körperleiden heimgeſucht war. Die Schilderung des fortwährenden Siechthums und der endlichen ſchmerzlichen Auflöſung Franz Horns iſt ſo ergreifend, daß man unwillkürlich denkt: Wie bitter hat der Mann gerungen, während Du vielleicht ein Epigramm auf ihn machteſt! Das im Ganzen verfehlte Leben, die Reſultatloſigkeit ſo vieler Mühen und Schmerzen iſt es wohl zum Theil mit, was den der Schriften und des Geiſtes dieſes Mannes Kundigen ſo wehmüthig bei einem von der Hand der edelſten Liebe und einer begeiſterten Hingebung entworfenen Gemälde*) ergreift. Er litt unſäglich — und wofür? Seine früh'ſten Schriften waren von einem noch unreifen Knaben herausgegeben, (ſchon von 14 Jahren ließ F. Horn drucken) ſeine ſpätern Romane waren matte Abſpiegelungen fremder Sonnen, Bilder des Lebens, die nur im Traume

*) Leipzig, bei Brockhaus 1839.

galten: denn F. Horn kannte das Leben nur aus den unzureichendsten Gesichtspunkten; seine Romane schilderten Dichterglück und Dichterleid, seine Phantasie war eine Selbstbefruchtung, die Dichtung war Gegenstand der Dichtung. Horns Verse waren matte Spruchpoesie oder klingelten mit dem Geläut der Romantik mit. Seine biographischen Gemälde ermangeln gründlicher Genauigkeit, sind Aquarelle, sind Pastellgemälde, die ursprünglich schon matt angelegt, die Zeit vollends gebleicht hat. Seine literar-historischen Schriften entbehren bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft eines höhern Prinzips, sind ganz aus einer subjektiven, dilettantischen Beliebigkeit hervorgegangen und werden durch Arbeiten wie die von Gervinus z. B. in den Hintergrund gedrängt. Sein Shakespeare-Commentar endlich ist eine Sündfluth von Enthusiasmus und Worten, auf der die herumschwimmende Arche des Urtheils zu unzuverlässig und leck ist. So bleibt uns nichts von Franz Horn, als der Anblick dieser schmerzlichen Leiden, deren Erzählung das vorliegende Buch gewidmet ist. — Da von den spätern Jahren Franz Horns nur eine Geschichte seiner ewigen Krankheit zu geben war, so hat die Herausgeberin (eine Freundin Horns Caroline Bernstein) besonders auf die Knaben- und Jünglingszeit ihres Helden mit großer Ausführlichkeit und nach Franz Horns eignen Erinnerungen hingewiesen. Aber hier ist es, wo wir Franz Horn sogar unwahr finden. Nicht, daß er absichtlich täuschte, aber

sein Gemüth war so zerstossen, sein Gedanke so neblig, daß er vielleicht unschuldig daran ist, wenn seine Erzählungen aus der Jugendzeit des Stempels der Wahrhaftigkeit durchaus entbehren. Nein, so hat ein Kind nie gefühlt, nie gedacht, nie gesprochen, wie Franz Horn gefühlt, gedacht und gesprochen haben will. Die schreiendste Unnatur entstellt diese Jugend-Erinnerungen. Was wir herzlich gern glauben, ist, daß Franz Horn ein frühreifer Knabe war, der schon von zehn Jahren in Secunda saß, ein Nestküchlein, das man mit Milch und Wasser aufzog, aber was er sonst noch gewesen sein will, das ist aus Faselei und Unmöglichkeit zusammengesetzt. Unmöglich ist z. B. Folgendes: Eine Magd erzählt dem sechsjährigen Knaben von dem ungerathenen Sohn einer Nachbarin. Ein ungerathner Sohn! sagt Franz Horn, das war mir ganz was Neues! Ich hatte wohl schon von Kuchen, von Gedichten gehört, die nicht gerathen waren, aber u. s. w. Also von Gedichten schon! Wem spränge nicht die Unwahrheit entgegen? Ein sechsjähriges Kind weiß wohl allenfalls, was ein Gedicht ist, aber was ein ungerathnes —! Da sieht man, daß Franz Horn faselte. Ferner, er hätte sich gewundert in demselben Alter, daß der reiche Mann in Purpur ging; so was hätt' er nur den Dichtern zugetraut, ja auch Gellert wär' ihm immer in Purpur und Seide erschienen. — Ich frage: Denkt so ein Kind von sechs Jahren? Ist das nicht die Faselei eines Mannes, der sein ganzes Leben der Literaturbesprechung widmete

und im ewigen Fluſſe des Mittheilens, Dozirens, Vorlesens, Empfindens, Nachempfindens, Umſchreibens u. ſ. w. unter ſeinen Frauen die Beſonnenheit einer klaren Einſicht in Wirklichkeit und Leben verlor und dem ſelbſt das Grün der Bäume nicht grün an ſich war, ſondern weil ſie in einem Gedicht von Uhland grün genannt waren? Die Exegeſe, die er von dem bekannten Norddeutſchen Maikäferliede:

Maikäferchen fliege
Dein Vater iſt im Kriege u. ſ. w.

ſchon als Knabe will gemacht haben, iſt ebenſo erlogen, iſt ebenſo nichts, als der Commentar über Shakeſpeare, ausgeheckt auf ein Volkslied. Eine Menge unſchuldiger kleiner Schwabenſtreiche trägt Franz Horn mit viel Koketterie vor, aber da ſie, wenn ſie wahr ſind, nie in der rechten Knabenluſt wirklicher Neckerei erſonnen und ausgeführt wurden, ſo beweiſen ſie nur Franz Horns frühe Anlage zur gemüthlichen Faſelei, der ſein ganzes Leben und alle ſeine Schriften gewidmet waren. — Dies Buch klärt uns recht darüber auf, wie Franz Horn zu ſeiner verſchwommenen Manier kommen mußte. Schon von Natur zur Breite, zur Reflexion aufgelegt, mußte ſeine Darſtellung vollends alle Intenſität verlieren, als ihn ein Gichtübel hinderte, die Feder zu führen. Er diktirte — und diktirte ſeiner Frau! Daher der Mangel an Präziſion, die Ueberfülle der Worte, die Wiederholung der Ideen: daher das Kindiſche in ſeiner ganzen ſchriftſtelleri-

schen Manier, diese Verschwommenheit, aus deren feuchten Gewässern nur kleine Schneckenhäuschen hervorragen, wenn einmal ein Eiland aus ihnen hervorragt. Ein Gemüth, wie es Franz Horn hatte, eine so sanfte, weiche, weibliche Seele konnte ohnehin schon bei seinen Produktionen nicht die Zügel scharf zusammen halten; nun diktirte er gar! Und diktirte, wie er sprach, weil er dachte, er wäre ohne Falsch und dessen das Herz voll wäre, davon müsse der Mund überströmen. Er gab sich wie er war, im Schlafrock und Pantoffeln, wie eine männliche Matrone, wie eine Frau Base, die soviel zu erzählen weiß und kein Aufhören findet. Darum ist das Buch über Shakespeare angeschwollen, darum entstanden die Aufsätze, die er in „Wein und Oel", „Mai und September", „Fortepiano" und anderwärts schwatzte. — Vermuthlich war Franz Horn so unmaßlich schon bei Lebzeiten vergessen, wenigstens zurückgesetzt zu werden. Man liest in diesen Mittheilungen, daß ihm sein weicher Sinn manche Thränen entlockte. Er hatte die Sache, alles literar-historisch aufzufassen; selbst seinen Gegnern bietet er diese Anerkennung entgegen und heute für Freunde und Feinde. Es ist rührend, aber schwach. Ein so weiches Herz kann zwar die Dichter verstehen lehren, aber nicht beurtheilen. Man kann sich denken, was Franz Horn (er starb 1838) bei der neuern Umwälzung in der Literatur gelitten hat, bei seiner Nachgiebigkeit, seiner Unfähigkeit, an festere Prinzipien zu halten, als die sentimentalen Allgemeinhei-

wohnt, zu erzeugen, leben wir; um ihn aus dem gewiſſen Nebel unſerer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtſein eines in die Materie gebannten Geiſtes zu befreien, ſo daß er immer ſtrahlender und deutlicher in ſeinen Zügen hervortritt. Darum ſchlagen, drechſeln und formen wir an dieſem Klotz des Daſeins und arbeiten emſig mit triefender Stirne, heiterer aber und ſeliger, je gerundeter und vollkommener unſere Leiſtungen werden. Wir erzeugen Gott, nicht indem wir ihn nachbilden; denn dieſer Stoff des Lebens iſt im Grunde das windige Nichts, ein unnütz Ding, wie der Thon, womit der Künſtler ſein Modell macht, bevor er an den Marmor geht; ſondern jene Regſamkeit der Hände iſt der Hebel, welcher aus dem Unklaren eines Bewußtſeins, das nach Außen hin ſich bewerkthätigen muß, allmälig das Bild der Gottheit hervorhebt. Daß wir leben, iſt nur, daß wir Gottes Antlitz ſchauen. Dieſe ungewiſſen Züge des Himmels, die unſerm geiſtigen Auge vorſchweben, dieſe Dämmerungen göttlicher Natur, die in unſerer Bruſt auftauchen, ſetzen ſich zu einem ſprechenden Bilde zuſammen und werden hell und ſonnenlicht, je mehr wir an der äußern Form des Daſeins kneten und meißeln, ſo daß die vollendete Statue eines Charakters und eines ſelig beſchloſſenen Lebens nichts iſt, als die Genugthuung einer inneren Ahnung und das in unſerer Bruſt ausgeprägte Ideal der Gottheit.

An jedem Tage wird das Räthſel der Geſchichte gelöſt. An jedem Tage iſt das Ende der Welt. Und müßteſt du glauben, für deine Phantaſie, für deine Luſt an einer Gewöhnung, daß die Geſchichte mit einer großartigen Production endete, mit einem Bau, zu welchem Cäſar, Attila, Napoleon, du ſelbſt und dein Nächſter einen Stein gelegt hat, ſo würde

ten Glaube, Liebe und Hoffnung! Die Herausgeberin ist vorsichtig gewesen, und hat den Gegnern nicht die Freude gegönnt, ihnen ganz den Anblick der Verwüstung zu zeigen, den sie in ihrem Freunde anrichteten; aber zuweilen tönt doch ein unterdrückter Schrei, ein Seufzer des Unmuths durch die Mittheilungen und verräth, was unausgesprochen geblieben ist. — Und was war dem armen schwachen Manne Ersatz für diese körperlichen und geistigen Leiden? Ein Brief von einem alten Freunde, der Besuch eines Französischen Literaten, seine jährliche Geburtstagsfeier, Abends eine Tasse Thee unter guten und treu gebliebenen Freunden. So saßen sie und er sprach von Schiller, Göthe, Shakespeare, bis der Wächter zehn rief und die Freunde aufbrachen. Dann umarmte er seine alte Rosa und sagte glücklich: War doch heute wieder ein trefflicher Abend! Was haben wir nicht durchgesprochen? Und den folgenden Morgen diktirte er Rosa diese geselligen Resultate des Abends. So lebte der gute, kindlich-kindische Mann hin, bis unter unsäglichen Schmerzen der Todesengel kam und ihm die Augen zudrückte. Dürfte der persönliche Antheil, den man an Schriftstellern nimmt, entscheiden, so würde Franz Horn einen der ersten Plätze im Pantheon verdienen; in literar-historischer Hinsicht aber muß man sich der rührenden Einwirkung dieses Buches erwehren und dem Dahingegangenen die Zukunft verhängend milde genug sagen: Er hieß Franz Horn und hat den Guten, aber nicht den Besten seiner Zeit genug gethan.

# Bettina.

In Deutſchland kann man gewiß ſein, daß das Tiefſte und Herrlichſte mißverſtanden und entſtellt wird, ebenſo, wie ſich immer wieder Naturen finden, die dem Außerordentlichen ſich mit unbegränzter Liebe zuwenden und das Tiefſte immer noch tiefer ergründen wollen, als es entweder iſt oder ſich ſelber vorkommt. So ward Göthe mit barbariſchem Haſſe verfolgt, während Schubarth in ihm vergeht und Göſchel die Bibel zerſchneidet und ſie blattweiſe in Göthes Werke als Paginazeichen, um eine Concordanz herzuſtellen, hineinlegt. Und während man dem alten Paulus in Heidelberg in Betreff Bettinens, die ihm im Converſationsſaal (Stuttgart, 1837) nicht munden will, zurufen möchte:

Alles magſt Du bezweifeln, Du alter Thomas; doch glaube
Mit andächtigem Sinn wenigſtens an das Gericht!

erheben ſich in Frankfurt (Semiramis bei Schmerber 1836) und Nürnberg liebeglühende Herzen, die ſich mit Schwärmerei in Bettinens Erſcheinung vertiefen und ihr dadurch eine Huldigung zu bringen glauben, daß ſie die

von ihr empfangenen Blumen zu metrisch geordneten Sträußen winden mit dem dürren Strebgeflecht solcher schematisirten Metren, wie sie Klopstock und Platen über ihre Gedichte setzten. Das Daumer'sche Werk, in welchem er Bettinens Briefe in Reime bringt, ist ein Buch der Liebe, tief und sinnig; aber es liegt ein eigener Pedantismus darin, den Versuch zu machen, ob sich Bettina nicht blos als beinahe Dichterin, sondern als ordentliche, vollendete erweisen lasse! Der gelehrte treffliche Mann hat nicht eher Ruhe, bis er das Schöne in seine Sprache übersetzt, die Blume in seinen Erdboden verpflanzt hat. „Es sind ja beinahe Gedichte, die Bettina geschrieben hat." Beinahe! In diesem beinahe liegt aber ihr eigenthümlicher Reiz, ihre musikalische Prosa, ihr Beben und Zittern und Wiegen des Tons, ihr Gazellenlauf und Taubenflug, ihre stylistische Schönheit. Warum soll das, was Styl ist, ein Gedicht werden? Warum soll die Blüthenkrone der Prosa, das Höchste in der Prosa, etwas allerdings Gefälligeres, aber Eingeschnürtes und Beilaufiges in der Poesie werden? Warum soll Bettina mit Gewalt eine Dichterin sein, und nicht ein großer, unübertrefflicher Stylist? Warum soll der Stylist nicht in seiner Art alle lyrischen Dichter übertreffen und bessere Gedichte in sich haben, als die, die Verse machen, aber keine schöne Prosa schreiben können! Nein, nein, das Daumer'sche Buch ist eine Versündigung an der Literatur; Bettinens Briefe müssen bleiben wie sie sind, Gedichte ohne Metrum, lieb-

liche Prairieen der prosaischen Schreibart mit diamantenem funkelndem Thau an den Grashalmen; die Größe, die sie in der Rhetorik haben, würden sie in der Lyrik verlieren. So kann die Liebe irre geben. Daumer hat ein tieffühlendes Herz, seine Gedanken sind nicht bloß hell von einer bedeutsamen, ihm längst zuerkannten philosophischen Reife, sondern auch warm von einem stillen, mitempfindenden Busen; seine Schrift giebt in den Anhängen ebenso wunderbare Aufschlüsse über Menschennatur, als seine Andeutungen über Dichterverständniß im Allgemeinen und das Bettinens im Besondern: allein sein Buch würde, wenn ihm eine andere als gemüthliche Wahrheit zum Grunde läge, die Literatur um eine klassische Errungenschaft verkürzen.

# IV.

# Romane.

# Verirrungen.

Wie können die Gracchen sich über Aufstand beklagen! sagt ein lateinischer Vers, und vielleicht ruft ein Leser nachstehender Bemerkungen ebenso aus: Wie kann der Excentrische von Peripherieen, der Trunkene von zu haltenden Ländern sprechen! Genug, unsre junge Literatur nimmt hie und da eine Wendung, die bedenklich ist. Um neue Bahnen sich zu öffnen, reißt sie Myrthen- und Orangenhaine nieder; Vergißmeinnichten will sie mit Fensterkitt zusammenlöthen; Apostel eines neuen Evangeliums will sie sein, und gleicht nur dem Schnupftuche des Paulus, in welchem er allerlei reine und unreine Thiere zusammenzuweisen träumte. Wenn ich jetzt von zeitgemäßen Poesieen, von socialen Romanen, von neuen Stoffen und Situationen höre, wenn die neuen Dichter mit überwachtem Auge kommen, das Haar zerzaust, Federn darin, gegen Himmel und Erde gestikulirend; so wird ein Mann von Geschmack bald geneigt müssen: Nie hab' er so viel Kopfschmerzen gehabt, als seitdem man soviel vom Schmerz des Jahrhunderts redet.

Ja, es soll ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen! Noch mag ein Trauerflor um den Aequator gewickelt sein. Ja! Die alte Schlange der Poesie soll eine neue Haut haben, und die „Zerrissenen" haben Recht, daß sie nicht alte Lappen auf die Blöße nähen. Die Fragen des Zeitgeistes sind ernst und bedeutsam, zahllose Antromeeen rufen, daß wir mit dem Perseusschwerte kommen und die Chimären des alten Wahnes durchstoßen. Prometheus ist an mehr als einen Kaukasus, an den Harz, das Riesen- und Fichtelgebirge, an den Kreuzberg in Berlin, den Mühlberg bei Frankfurt, an mehr als einen philisterhaften Kameelhöcker angeschmiedet; aber was werden nicht für Pasteten aus seiner Leber jetzt gemacht! Wie hackt man nicht das zu emanzipirende Fleisch zusammen, und macht Ragouts daraus, zu denen man statt Pfeffers Spaniol nimmt! Die Grazie, lehren die Alten, war bei jedem Götter-Accouchement mit im Olymp zugegen; nur Vulkan, fahren sie fort, wurde von der Juno geboren, als die Huldgöttin grade ausgegangen war. So mag der junge Feuergott unsrer neuen Literatur auch ohne Grazie aufgetreten sein und an einem Beine gehinkt haben: allein hat Vulkan dafür nicht in Zukunft Aphroditen heimführen müssen! Eure Scheinbilder von Huldgöttinnen, Eure Karrikaturen auf die Schönheit, Eure Liebe, die eine gewürfelte Schürze trägt, wo jedes Quadrat ein Symbol aus dem Zodiakus der Jahrhundertsinteressen enthalten soll; Eure Küsse, die sich wie Lawinendonner anhören

und wo ſich Liebende ſtatt Zuckerbrödchen, — was man den Petitmaitres der alten Schule laſſen durfte, — nun Granitblöcke, etwa vom Felſen von St. Helena, und ähnlichen zeitgemäßen poetiſchen Gebirgen in den Mund ſtecken! — ach, man wird die Sünden nicht für möglich halten, welche das Erlöſungs-Lamm unſerer neuen Literatur-Epoche alle auf ſich nehmen muß!

In Leipzig ſind erſchienen: Die Europamüden von E. Willkomm. Schon der Titel dieſes chaotiſch unſchönen bis zum Komiſchen tragiſchen Buches, verräth die Gedankenſphäre, in der es ſich umtreibt. Müde kann ich werden Deutſchlands; dann geh' ich nach Italien; Italiens, dann geh' ich nach England — werd' ich in Amerika finden, weſſen ich bedarf? Die Grauengeſtalten des Verfaſſers ſind des Chriſtenthums, der Liebe, der Freundſchaft, der Ehe, der Geſellſchaft, der Familie, des Staates, ſind aller Europäiſchen Verhältniſſe müde, und bieten in zwei Bänden ihre krankhafte Phantaſie und ihren verzerrten Witz auf, um uns ein „modernes Lebensbild" im Sinne einer Poeſie zu entwerfen, die vielleicht mit Recht die kühne Vorſtellung hat, in ihrem Schooße die Zukunft zu tragen. Ach, wie oft fühlt man geiſtige Verwandſchaft mit dem Verfaſſer; manches klingt befreundet, manches klingt gemeinſam; und doch — eine ungeheure Kluft trennt dieſe losgelaſſene Hölle von dem kühnen Gemſenjäger, dem muthigen Gedanken unſerer Epoche, der allerdings die höchſten Bergesgipfel er-

ein hehres und erhabenes Götterbild ſein, geformt aus em hiſtoriſchen Stoffe; und das Wunder des Pygmalion ürde ſich auf's Neue bewähren, daß das Bild Leben blickte nd Leben ſpräche und es würde geflügelt hinüberrauſchen in ie Sphäre des Himmels und ſich auflöſen in die zahlloſen nergieen, welche die Natur und das Univerſum ſchufen, in enen göttlichen Urtypus der Dinge, der alles Werdens An= ang war, und würde in dem höchſten Produkte der Schöpfung, er idealen Menſchheit, wohnen und die Menſchheit in ihm.

Aber jedes Wunder iſt erhaben über Zeit und Raum und m Schoße der Ewigkeit liegt der eine Moment in dem andern. Jeder Tag ſpricht das große Geheimniß Gottes in allen ſeinen Stufen aus. Jeder Tag kann Dir gewähren, was Du nur als Ende der Dinge in Deine ſinnliche Vorſtellung nimmſt. Wenn dein Auge bricht, ſo bleibt nichts von dir zurück, als Aſche. Was aus der Aſche ſteigt, iſt ein Gedanke, aber ein lebendiger, concreter Gedanke, der in Dir wohnte, Gott. Und Deine Seligkeit wird ſein, Dich als einen Moment in Gott zu wiſſen und Deine Auferſtehung die, Dich zu fühlen in all den Beziehungen, die Du ſchon einſt zu Deiner geahnten Seligkeit hatteſt. Und dies Erwachen zu einer Erinnerung deſſen, was du warſt, kann eine Auferſtehung des Fleiſches ſein, in dem Sinne, daß wir in einer höheren Sphäre einen friſchen Kreislauf wagen müſſen und zu neuen, hienieden aber unverſtandenen Dingen dereinſt verſammelt werden.

klimmen will: — aber nicht bis zum letzten Gefrierepunkt, wo alle Vegetation des Gemüths und Geschmacks aufhört.

Um eine Vorstellung von dem Buche zu geben: — Ein junger Mann, Ferdinand, besucht den Rhein. Auf dem Dampfschiffe (dessen Reise übrigens mit einigen geographischen Irrthümern beschrieben wird) lernt er einen Kölner kennen, Namens Bardeloh. Dieser ladet ihn in seine Wohnung, welche alsbald der Tummelplatz aller nur möglichen „zeitgemäßen" Verrücktheiten und Ausgeburten einer kindischen Phantasie wird. Bardeloh ist modern, ein Charakter, der Muhamed und Sabbathi, einen Byron und Alibeaud in sich vereinigen soll. Unfähig, das Licht der Wahrheit zu ertragen, umhüllt er sich mit dem mystischen Schimmer grüner Vorhänge, er hat Nischen in seinem Zimmer, wo ein geheimer Federdruck einen Hochaltar von Todtenschädeln und Dolchen, und einer ewigen Lampe darauf, eröffnet. Um ihn her gruppiren sich Mönche, die von Sinnenlust toll geworden sind, protestantische Prediger, die über die Religion wie der ruinirteste Blasé sprechen, Pietisten, die die Bibel durch ihre Citate lächerlich machen, ein orientalisch gekleideter Jude, von dem zweifelhaft gelassen bleibt, ob es nicht der ewige ist: ein wahnsinniger Dichter, ein wahnsinniger Violinspieler und zwischendurch einige Frauen, die diesen zeitgemäßen Jammer mitheulen, ein Knabe sogar, dessen drittes Wort ist: Vater, was ist denn das Civi-

lisationsgift?! Handlung entwickelt ſich in dieſem Fiebertraume nicht; nur europamüde Charaktere entwickeln ſich mit einer uns das Herz abpreſſenden Weitläuftigkeit; ſie gehen und kommen und ziehen lange grauenvolle Spuren von Phraſen hinter ſich her, wie etwa folgende:

„Nun aber, ſagte Gleichmuth, ſchlug mit der Kirchengeſchichte ſehr oft ein 2000jähriger Jammer ſein wahnſinniges Gelächter vor mir auf, und alle Völker Europas wimmerten im Chor das Echo dieſes entſetzlichen Wehs.“ — Ein andermal ſagte Bardeloh: „Wann werden wir endlich aufhören zu ſtolpern? Gott im Himmel, laß uns doch nicht mehr ſtolpern, ſondern kräftig, wie ein junger Löwe, umherſpringen! Vielleicht macht das Alter die Amme blind. Dann wird ſie ſich freuen ihrer Ziehkinder, die Thaten vollbringen, um den Blinden des Abends, wenn ſie ruhen, die Zeit durch Erzählungen zu vertreiben. Eine That, ach eine That, die ganze Welt für eine That!“ — Mardochai, der Jude, ſagt anderswo: „Das Leben im Genuß ſinnlicher Luſt, iſt's etwas anders, als die in heiliger Umzäunung verrückt gewordene Liebe? Mögen Sie's dem Menſchen verdenken, daß er an der Natur ſich erholen will, wenn ihn zuvor die Natur herabgewürdigt hat, durch Demuth zur Karikatur des Hundes? Lieber Freund, ich finde Sie ſind ungerecht! Harte Geſetze verlangen raffinirte Witze, um ſie unſchädlich zu machen. Beſäße Ihre Kirche keine Wiſſenſchaft der Moral, ſo hätten Sie keine Unmoral zu bekämpfen. Ohne Acceſe gäb' es keinen outrirten Wolluſtgenuß.“

In dieſer aus Schwulſt und Geſühlsbeleidigung zuſammengefeilten Sprache iſt das ganze Buch geſchrieben. Ueberall ſteckt es die Fahne des Zeitgeiſtes aus dem Fen-

ter: immer ſoll der Nerve, in dem der Rheumatismus unſrer Epoche ſitzt, berührt werden. Und dieſe wilde Jagd wird in Köln, unter den Augen der Preußiſchen Regierung, durchgeführt. Was wird Herr von Bodelſchwingh ſagen, wenn ſolche Affencomödien im Düſſeldorfer Regierungsbezirke wirklich vorgefallen ſein ſollten! Anfangs glaubt man, Bardeloh und der Jude Mardochai werden gemeinſchaftlich eine Revolution ſtiften. Sie haben Tag und Nacht das Jahrhundert im Munde, ſie ſind bis zur Vogelſcheuche zerriſſen, ſie ſtehen in ihren Geſprächen immer mit Seſoſtris, Pythagoras und Chriſtus in Verbindung, Apparat wird aus allen Jahrhunderten, zuletzt ſogar werden Dolche und Masken haufenweiſe zuſammengetragen, und nun dazwiſchen die großen Redensarten, die verrückten Violinenſtriche, die St. Veitstänze, die wahnſinnig gewordenen Mönche; — man glaubt, daß entweder der Kölner Dom in die Luft geſprengt werden ſoll, oder Bardeloh und Mardochai ſich umzubringen, erſt aber noch irgend ein gekröntes Haupt zu erſchießen, gedenken. Weitgefehlt! Zwei Bände hindurch ſind wir auf der Tortur geweſen und in allen Knochen europamürbe geworden, und wozu alles? Zu einem Faſchingsſcherze! Die beiden großen Männer beabſichtigen einen Zug in der Faſtnacht, mit dem ſie die beſtehende Kirchenlehre, vielleicht gar das Chriſtenthum, verſpotten wollen. Herr von Droſte Viſchering würde ſchöne Augen gemacht haben; aber der Plan ſcheitert, die Eu-

ropamüden bringen ſich aus Aerger zum Theil um: zum Theil wandern ſie nach Amerika aus.

In einem geharniſchten Nachworte ſitzt der Verf. auf einem ſehr hohen Pferde, und beruft ſich, zur Rechtfertigung dieſer Gräuel, auf den Genius des Jahrhunderts und den tiefen, tiefen Schmerz ſeiner Zeitgenoſſen. Aber er vergißt, daß ein nicht kleiner Schmerz ſeiner Zeitgenoſſen auch darin beſteht, daß ihnen die Blumen der Poeſie von den bleiernen Gewichten, die Kinder daran hängen, zerknickt zu werden droben; und daß ein Dichter, einer, der es ſein will, am Schluſſe einer phantaſtiſchen Erfindung heutzutage zu ſchreiben ſich erlaubt: „Wer von mir ein Kunſtwerk erwartete, der geräth in die Brüche!“ Mit dieſer Wendung iſt nichts ausgerichtet; das Buch bleibt eine Mißgeburt; die Leſewelt erſchrickt und die Kritik erklärt mit Bedauern, daß dies Ungethüm nicht einmal den Spiritus und eine Stelle im anatomiſchen Muſeum verlohnt.

Denn nicht bloß das falſche Zeitgemäße beleidigt in dieſem Romane, ſondern ein ſo ungeheurer Mißgriff, wie der vorliegende, verräth auch, daß der Verf. weder Dichter iſt noch Talent hat. Wer auf Stelzen geht, iſt kein Rieſe. Wer einige Taſten auf dem Clavier heftig anſchlägt, noch kein Pianoforteſpieler. Unſere literariſche Epoche iſt zu ernſt, als daß man noch immer ſagen dürfte: Mein Herr, Sie haben einen Fehler gemacht; aber Sie haben Talent! Nein, E. Willkomm hat nichts gemein

mit jenen großen Dichtern, die wie Lenz nie das Rechte getroffen, aber immer unſer Auge geblendet haben. Eine beiſpielloſe Unreife, die von den Zeitphraſen und von einem ſeltnen Talent zum Schwulſt verdeckt wird, iſt das Reſultat über dieſen Schriftſteller. Es ſchmerzt mich tief, es zu ſagen; aber ich kann nicht anders. Dem Publikum muß angſt und bange werden, wenn dieſe Art, die modernen Stoffe zu verarbeiten, nur irgendwo die leiſeſte Billigung finden ſollte. Die Feinde nützen faſt der guten Sache und die Freunde ſchaden ihr.

E. Willkomm hat Talent zum geiſtlichen Redner. Er würde gute Predigten halten; denn dort muß er ſeine Neigung zum Uebertreiben auf die Terminologie der Bibel beſchränken. Alles Uebrige, was er ſich angeeignet hat, iſt Affectation, die das Eigne hat, daß ſie Fieber iſt und doch kaum mit einer Beſchleunigung des Pulſes verbunden zu ſein ſcheint. Ich glaube, daß der Verf. dieſer Europamüden, die von Fieberhitze glühen, der geſündeſte Menſch iſt und nie an Verdauung leidet. Die Phraſe iſt der gutwilligſte Diener des Verſtandes. Sie kömmt und geht, ſie bäumt ſich, ſie verkriecht ſich, ſie iſt eine Mücke, ſie iſt ein Elephant; wie man's will. Beſäße Willkomm Poeſie, ſo würde nicht jede Zeile, die er ſchreibt, ſo ungeheuer lange Beine machen. Alle die Fehler in der Anlage ſeines Buches können gemacht ſein: aber wie würde ſie ein wahrer Dichter verdeckt, wie würd' er ſie übermalt haben! Hundertmal würde man

ſein Werk verwünſchen können, weglegen wollen, und hundertmal müßte man's wieder vornehmen und ſich geſtehen: ja, und doch liegt etwas Tiefes, Bedeutendes, Schönes neben all dem Leeren und Falſchen! Das iſt hier nicht der Fall. Wir ſtapeln immer in der Luft herum und werfen mit großen Worten um uns; keines davon verräth den ſinnigen, den *ſeinen* Dichter.

Wie die Form unbedeutend iſt, ſo auch die Charakteriſtik. Man kann im gewiſſen Sinne unwahr und doch ſo ſchön ſein. Unſere Romantiker, unſre Arnim und Brentano, wie oft faſeln ſie und wie liebenswürdig ſind ſie immer! Dieſer Friedrich mit der Geige, auf dem Krahnbalken, immer wahnſinnig, immer geigend, immer mit den Beinen baumelnd, iſt das ſchön, bedeutend? Nein, das Bild iſt häßlich. Dieſer tolle Ball, wo alles raſ't und tobt, wo der Mönch mit ſeinen Ketten klirrt, Friedrich den Paganini macht, der dumme Knabe Felix „mit dem Finger in die Augen der Andern ſpielend bohrt" nein, hier iſt Puppenſpiel, hier fehlt nur Bajazzo noch! Die Idee, daß vorzugsweiſe ein Jude Chriſten zur Unſittlichkeit verführt, kann wo paſſiren, iſt aber poetiſch unwahr und unnatürlich; und welch ein Wohlgefallen, Wahnſinnigen ſo entſetzlich viel Worte in den Mund zu legen. Shakeſpeare läßt im Lear einen Wahnſinnigen nicht mehr ſagen, als: *Tom friert*; aber Willkomm legt ſeinen Narren ellenlange Reden in den Mund und ſcheint auf die Kraut- und Rübenmiſchungen derſelben,

wie auf etwas Genialiſches, ſtolz zu ſein. Stellt' ich mir die Scene, wo Mardochai als Rabbiner zu Gleichmuth kömmt, der wahnſinnige Caſimir als Harlekin, der wahnſinnige Friedrich mit ſeiner ewigen Geige, im Bilde vor — wie ängſtlich wäre das! Es wäre ſo gräulich, als ſpränge Göthes Homunculus aus der Flaſche, hätte die Augen zu, taumelte im Zimmer herum, ſetzte ſich einen Treſſenhut auf und wollte auch ein Menſch ſein! Bei unſern Romantikern kommen ſolche Embryonenaktus genug vor: dann iſt aber, wohlverſtanden, die Drapperie und Situation des Ganzen mährchenhaft und wunderlich gehalten; aber hier ſind wir in Köln, ſind mitten im Strome der Zeit, mitten auf dem Markte des Tages und ſchreiben im Buche: 1834! Doch auch dieſen civiliſirten Boden vergißt der Verf. überall. Am Schluß des Buches benehmen ſich die im Bardeloh'ſchen Hauſe gebetenen Kölner wie der Griechiſche Chor, oder wie die Juden im neuen Teſtament: Steinigt ihn, faßt ihn! „Unten tobte die Menge" ſchreibt der Verf. in aller Gutmüthigkeit, „Sie wollte den Mörder zerreißen" u. ſ. w. Und auch dieſer Umſtand iſt einzig, daß Bardeloh nichts als Pietiſten ladet. Pietiſten in Köln! Der gute Schüler Krugs und der rationaliſtiſche Candidat der Theologie blickt noch immer durch Alles, was dieſes Buch über Klöſter und Pietismus zum Theil fabelt, wenn auch ſehr gut meint. Auch möcht' ich den jüdiſchen Vater ſehen, der ſeinen Gäſten einen Vorhang wegzieht und dahinter

seine Tochter erblicken läßt, die sich erhebt und als Bajadere die Cither spielt und ein Elfenfolo tanzt! Ein jüdischer Vater!

Willkomm ist mir, wie Einer, der noch nie geliebt hat, den aber ein unbändiger Reiz verzehrt, dem er wieder den Muth nicht hat, die Zügel schießen zu lassen. Seine Phantasieen haben Aehnlichkeit mit denen seiner Mönche, die ihren Geschlechtstrieb unterdrücken müssen. Diesen Eindruck wird das ganze Buch auf den Leser machen, aber auch beweisen, daß W. Willkomm eigentlich nicht weiß, wohin er sich wenden soll. Hat er nöthig, dem Genius seine Unschuld als Opfer zu bringen? Seinem Genius? Nein, Nein! er soll bei der Tugend und bei seinem reinen Herzen bleiben. Denn zwäng' er sich die Unsittlichkeit ab und tödte die versteckten Triebe, die in seinem Buche sich regen, aus; er würde nicht die poetischen Vortheile davon haben, die Byron, Göthe, Georg Sand von den übersprungenen Schranken der Sitte haben: er ist wahrlich nicht Dichter genug, um ohne Schaden ein Sklave seiner Sinne zu werden. Er wahre seine Unschuld, pflege seine gesunden, frischen Wangen, grüble nicht über das „Civilisationsgift" und gebe die Poesie auf; — wenigstens diese „zeitgemäße."

Mit wahrhaftem Bedauern müssen wir an Vorstehendes einen Schriftsteller anreihen, welcher seit einigen

Jahren unter dem Namen Fr. Clemens aufgetreten iſt und eigentlich Gerke heißt. Clemens hat mehr Talent, aber nicht die Bildung wie Willkomm, wenigſtens combinirt er beſſer, wie dieſer. Nur hat Willkomm mehr Adel, als Clemens, der ſeine niedrige Sphäre und den literariſchen Emporkömmling, wie wir bald zeigen werden, zum Mißkredit der neuen Literatur, nicht verläugnen kann. In der Gefahr, die ihre Schriften der wahrhaften Entwickelung unſerer jetzigen Literaturaufgabe bringen werden, ſind ſie ſich beide gleich, wenn auch mit dem Unterſchiede, daß Willkomm mehr den Geſchmack, Clemens die Sitten beleidigt. Es ſollte Fanatismus bei uns Jüngern werden, dieſe widerlichen Entſtellungen unſers modernen Prinzipes zurückzuweiſen, und die Abenteurer vor dem Erfolge ihrer gewagten Streifzüge zu warnen. Ich ſchätze Herrn Clemens wie Herrn Willkomm: aber der Weg, auf dem beide in ihren Schriften wandeln, iſt eine Sünde gegen den heiligen Geiſt der Literatur.

Diejenige Erſcheinung, welche uns mit Entſetzen vor einer ſo traurigen Wendung unſerer neuen Tendenzen erfüllt hat, iſt ein Roman von Clemens: Bei Nacht und Nebel. Dieſe Schrift will auch eine Opferflamme auf dem Altare der Ideen ſein, und ſie kömmt uns vor, wie Spiritus, den man unheimlich in einem Teller anzündet. Das Excentriſche in dieſem Roman iſt nicht wie bei Willkomm, der Irrthum eines Gemüthes, das ſucht,

aufstrebt, sich erheben will; sondern die raffinirte Träumerei einer geistig reducirten Ermattung. Man kann einem Willkomm seinen poetischen Irrsinn vergeben; denn es ist die pure Unschuld, die pure Unfähigkeit, sich selbst zu beurtheilen, die Willkomm über das Erlaubte hinausjagt; bei Clemens aber mischen sich, mit Schmerz muß ich es gestehen, in die Verirrungen auf den Zeitgeist gewisse ordinäre Elemente ein, die stark, höchst grell sein müssen, weil ich sie sonst verschwiegen haben würde. Ich werde aber nichts verschweigen; denn die Idee soll nicht entweiht, die Fahne unsrer jungen Literatur nicht besudelt werden

Ich lasse mir den Hautgout in der neuen Literatur, das vorzugsweise Modernpikante, ja selbst das unsre Sitten Beleidigende gefallen, wenn es aus einer bedeutenden originellen Anlage, aus den Gährungen eines genialischen Kopfes entspringt: aber verwerflich ist es, wenn es mit Gewalt, durch das Gelüst, originell und neu scheinen zu wollen, an das Triviale, Gewöhnliche oder gar Gemeine angekuppelt wird. In Clemens liegen zwei Elemente, die wie Oel und Wasser sich nicht vereinigen wollen, zwei grelle Widersprüche, die sich einander ausschließen. Auf der einen Seite ein schönes Streben nach Unabhängigkeit, Sinn für Höheres, Verständniß der Aufgaben, die unsere Zeit zu lösen hat: und auf der andern eine ungeheure Trivialität mit dem erdigen Beigeschmack des Gewöhnlichen. Dort Opferduft, hier Tabacksqualm.

Tort idealiſcher Anſtug, hier Langbein, der gewöhnlichſte Jokus. Wie Georg Sand und Langbein zu verbinden möglich iſt, zeigt dieſe Mißgeburt: Bei Nacht und Nebel. Ich will von der Unbeholfenheit nicht ſprechen, mit der Herr Clemens die Sprache handhabt — er iſt ein Naturdichter — nicht von den platten Redensarten, wo er ſtatt: ich denke, immer ſchreiben muß: Es iſt mir der Gedanke zugekommen, oder: es iſt mir zu guter Zeit in den Sinn gefahren u. ſ. w.; aber ſchon ſeine Weitläuftigkeit, ſeine entſetzlichen Längen, dieſe redſelige, jokoſe Suade, die in ſeinen Darſtellungen herrſcht, iſt nichts Urſprüngliches, Friſches, Prädeſtinirtes; ſondern nur Ausgeſchriebenheit und ein Wohlgefallen am Ordinären, das ein Dichter, der zeitgemäß ſein will, nicht haben darf. Unläugbar finden ſich einige hübſche Stellen in ſeinem Romane z. B. der Tod des Studenten, das Kind im Tornißter des Schneiders, der todte Hauslehrer im Leichenzuge ſeines Mörders — reizend gedachte Momente — aber gleich werden ſie entweder durch eine Kopfabſäbelungsfrazze oder durch die ordinär witzelnde Schreibweiſe verdorben. Die Perſonen des Herrn Clemens geben nie, ſondern ſegeln immer ab. Die unaufhörlich wiederkehrende Partikel: einigermaßen iſt im höchſten Grade ordinär; ſo oft ſie Herr Clemens gebraucht, iſt es mir, als wären wir in der alten Studentenkneipe und einige unter uns „bedeutend angetrunken.“ Wenn man das Höhere im Auge hat, dann kämme, waſche man ſich,

und laſſe Langbein und Laun und Müchlers Polterabendſcherze hinter ſich!

Indeſſen würden alle dieſe Bemerkungen von mir nicht ſo grell hingeſtellt werden, wenn nicht dieſer Roman: Bei Nacht und Nebel eine beilloſe Beleidigung für den Genius der Dichtkunſt wäre. Ja, immerhin mag Herr Clemens einen Roman geſchrieben haben, in welchem ein Hermaphrodit die Hauptrolle ſpielt, (denn darum handelt es ſich) wenn er nur nicht verlangte, daß an dieſen gräßlichen Konflikten der Sinnlichkeit und des Unſinnes zwei Engel ſtehen ſollen, die dazu die Fackeln, mit dem griechiſchen Feuer der Ideen angezündet, tragen, wenn dieſer abgekitzelte Erguß ſeiner Phantaſie ſich nicht für die Befruchtung eines höhern Geiſtes ausgäbe! Möge Emerentius Scävola ſein Publikum finden, möge einer kommen und Zwitter zu Romanhelden wählen, Marquis de Sade wird immer noch abgeſtorbene Leſer finden, denen ſeine Juſtine pikant iſt: nur den Zeitgeiſt, das Jahrhundert, die ſozialen Fragen, die neue Poeſie, die junge Literatur und dieſen, in Eurem Munde lächerlich werdenden Krimskrams laſſet bei Seite, und überredet die Menſchen nicht, daß romantiſirte Hermaphroditen jene hohen Geſtalten wären, mit denen jetzt die Phantaſie der Dichter ſchwanger gehen ſolle! Sind Verführungsſcenen nicht zu vermeiden, ſo führt ſie wenigſtens nicht am Hochaltare auf! Das Jahrhundert ſollte den Clemensſchen Hermaphroditen verlangt haben? Es ſoll nicht unverant-

wörtlich ſein, daß ein Dichter ſich erlaubt, eine Brautnacht zu ſchildern, wo eine eben projektirte Blutſchande nur dadurch gehindert wird, daß der Bräutigam aufſchreit: Allmächtiger Gott, ſie iſt ein Zwitter! und daß er dann dem vor Entſetzen taumelnden Leſer unter den Arm greift, ihn auf eine Bank unter den Fenſtern des Brautgemachs zieht und ſagt: Siehſt Du, Kamerad, Du biſt ſpröde, Du verſtehſt den Wind nicht, der jetzt in den deutſchen Eichen webt; Du ahnſt nicht, daß ich Dir hier ein Bild aus dem Zeitalter „der Bewegung" gegeben habe u. ſ. w. Dies geſchieht wörtlich in dem Romane und der verdutzte Leſer bekommt von dem falſchen Propheten noch obenein die Nachtmütze des Philiſters auf den Kopf. Iſt dies Alles glaublich? Und, iſt es wahr, empört es nicht?

Nachdem der ſo ſchmählich betrogene Liebhaber in dem Hermaphroditen ſeinen Irrthum eingeſehen, verliebt er ſich in ein wildes Waldmenſch, das lebendige Kaninchen frißt, auf den Bäumen ſchläft und auf allen Vieren kriecht. Dieſe Idee iſt humoriſtiſch genug: denn was konnte nun noch über eine Zwitter-Braut gehen! In dem nächſten Roman des Herrn Clemens werden wir wahrſcheinlich erzählt erhalten, wie irgend ein Ardinghello der neueſten Schule ſich in eine Ziege verliebt, oder irgend eine Dame in einen Schimmel, und an den Stellen, wo ſich dieſe Sodomitereien etwas erholen müſſen, werden denn wohl zur Erläuterung „Manifeſte der Vernunft"

proklamirt, und die „Bilder von Sais" entschleiert werden.

Sollte Herr Clemens zu der Einsicht kommen, daß es in unserer Literatur viele Lücken giebt, und doch nicht solche, die man mit blasphemischen Zoten ausfüllen darf; sollte es möglich sein, daß er den Gebildeten nicht zu gewöhnlich, und den Gewöhnlichen nicht zu hoch schreibt; sollte ein Strahl von Oben ihm eine edlere Erleuchtung und Aufklärung über seine etwaigen Mittel geben; so erlaube ich mir, ihm noch einige Rathschläge zu schenken. Es ist viel von einem Unstudirten, von einem Naturtalente, (oder, wie soll ich die Prädecentien des Herrn Clemens bezeichnen!) sich so aufzuschwingen, daß er dem Staat und der Kritik Besorgnisse einflößt, daß er überhaupt in die Lage kömmt, so stark zu irren, und das äußere Geschick hat, den Irrthum in eine gewisse Form zu gießen; allein, dann muß man auch nicht mit dieser Ueberhebung über seinen bürgerlichen Beruf kokettiren. Man muß bei seinen Büchern nicht vorne sagen, daß sie eine neue Bahn einschlagen wollen! Man muß nicht so ungeschickt oder so eitel sein, daß man seine Erzählung immer unterbricht und sagt: so machen es andere Novellisten, so aber mach' ich's! Man muß, wenn man mit sich zufrieden ist, nicht schreiben: Was war dies? und damit sagen wollen: War das nicht außerordentlich? Muß ich das euch nicht erst wieder verständlich machen? u. s. w. — „Das entschleierte Bild zu Sais," aus der

Feder deſſelben Schriftſtellers, bringt dieſe Romanfrazzen nicht: es ſind philoſophirende Betrachtungen, die der Verfaſſer anſtellt (doch nur, um ſich über Gott klar zu werden); allein auch hier herrſcht dieſelbe Eitelkeit, die gleich den erſten Satz des Buches ſelber für ein Paradoxon ausgiebt! Kein Schriftſteller darf in dieſem Grade Kritiker, und nun gar Bewunderer ſeiner ſelbſt ſein! Auch bedenke Herr Clemens dies: Von der Materie können wir nicht laſſen; aber Gold iſt Materie und Lehm iſt es auch. Von dem Irdiſchen entfeſſelt ſich kein Genius; wohl aber jedes Metall vom Erdigen, von der Schlacke! Willſt Du groß ſein, ſo ſei ſtolz; und ſtolz iſt man nur, wenn man für Vieles blind iſt. Wenn Herr Clemens die größten Dinge im Auge hat, ſo flattert das Gemeine immer um ihn her und neckt ihn. Die großen eiſernen Handſchuhe müden ſich ab, Fliegen zu erlegen. Ein ewiger Kampf mit dem Erbärmlichen ſtört den zuweilen angenehmen Effekt der Darſtellung dieſes Dichters. Spricht er von der heiligen Poeſie; ſo fallen ihm die Dutzendverſler ein. Spricht er vom Genie, ſo denkt er an jene Karrikatur, die er in ſeinem Stück: die Auswanderer in Schneidewind aufgeſtellt hat. Spricht er von Gott, ſo ärgern ihn die Pietiſten — kurz, nach allen Seiten hingezogen, und vom Olymp immer wieder in den Müllkaſten fallend, fehlt ihm die oceaniſch klare, ebenmäßige Wellenbewegung der Bildung, und mit dieſem Mangel auch der Beruf, über Gott, Freiheit und

Unſterblichkeit für das Publikum zu ſchreiben. Was ihm neu ſcheint, iſt es Andern nicht. Die Art, wie man ſich klar wird, kann man Andern nicht auch anbieten. Relativ, für den, dem des Herrn Clemens Bildung ein Problem iſt, haben ſeine dilettirenden Philoſopheme einen Werth. Der Leſewelt jedoch hätte der Verf. eine ſolche Neugier nicht unterſchieben ſollen. — Sollten Herrn Clemens' ſchriftſtelleriſche Beſtrebungen, etwa auf der Bühne, einen glücklicheren Erfolg haben; wir würden die Erſten ſein, die es gern beſtätigten, wenn ſie ihn verdienen.

---

Die Abſicht dieſes Artikels ſoll den Prüfenden in der Literaturwelt ein Beweis ſein, daß die junge literariſche Generation wohl die Gränzen kennt, innerhalb deren ſie ihre Aufgabe zu löſen hat.

# Strickstrumpf-Kritiken.

Diese werden künftig von meiner Tante geliefert werden. Meine Tante ist eine Dame, die im Leben so allein dasteht, daß man sich erklären kann, wie sie Zeit findet, alle möglichen Romane der Welt zu lesen. Sie hat mehrere der bedeutendsten Leihbibliotheken schon so vollständig in ihr Gedächtniß aufgenommen, daß sie durch nichts glücklicher werden konnte, als einen Neffen, der nicht nur selbst Romane schreibt, sondern als Kritiker auch in der Lage ist, immer ein kleines Gebirg von neuesten Romanen auf seinem Schreibtisch zu haben. Wenn ich nur wüßte, sagte sie mir oft, wie ich dir meinen Dank für deine unermüdliche Gefälligkeit, mir die schönsten, neuesten Romane zu leihen, abstatten soll? Lassen Sie das gut sein, liebe Tante, pflegte ich früher zu sagen; Sie leisten mir schon einen wesentlichen Dienst, daß Sie alle diese neuen Schriften aufschneiden und mir dadurch ein sehr lästiges Geschäft ersparen. Indessen bin ich jetzt auf eine andere Art gekommen, mir die Leselust meiner guten Freundin

ersprießlich zu machen. Ich will sie in die Zahl meiner Mitarbeiter aufnehmen. Sie soll mir nicht blos das Geschäft, die mir eingesandten Romane aufzuschneiden, sondern auch das noch lästigere, sie zu lesen, ersparen. Eine Frau, die die ganze Literatur von Lafontaine bis auf G. Sand verfolgt hat, muß sicher ein Urtheil haben; und meine Tante hat eines. Sie kann mit den wenigen Worten: Das Buch spannt — das Buch ist langweilig — den kritischen Probierstein aller Unterhaltungslektüre nicht richtiger treffen. Sie sagt mir, wie viel Ueberraschungen, unerwartete Schicksalsschläge, wie viel unglückliche Ehen und zerrüttete Familienverhältnisse, wie viel undankbare Söhne und wie viel leichtsinnige Töchter in einem Romane vorkommen und der Werth desselben, vom Leihbibliothekenstandpunkte, wird bald entschieden sein. Meine Tante ist, ohne frivol zu sein, doch nicht spröde. Sie sagt mir oft, daß eine in der Lektüre alt gewordene Erfahrung nicht zu strenge Sittenrichterin sein dürfe; denn die Schilderung des Lebens, wie es sein sollte, wäre die langweiligste von der Welt. Meine Tante haßt nur nichts, als zu lang ausgesponnene Reden und Reflexionen. Sie behauptet, daß sie sogenannten Maler-Dichter- und musikalischen Novellen, ja selbst den neuern allzu reflektiven Bewegungsnovellen keinen Geschmack abgewinnen könne. Stoff, Stoff! ist ihre erste Forderung; Wahrscheinlichkeit! ihre zweite. Romane, in denen Tagebücher, Gedenkblätter, Aphorismen

u. dgl. m. mitgetheilt werden, ſind ihr in den Tod verhaßt. Dies iſt ſicher ſehr oberflächlich geurtheilt; indeſſen ſind die Oberflächlichen doch einmal da, und die Buchhändler verbinden ſich mit Schriftſtellern, für das Bedürfniß derſelben zu ſorgen, und ſchicken ihre Bücher an kritiſche Anſtalten, die in der abſcheulichen Nothwendigkeit ſind, ſie nicht nur zu beurtheilen — das ginge noch — ſondern ſie auch zu leſen. Hier iſt es, wo mir meine Tante helfen wird. Sie ſoll — und ſie wird es — ihre ſchlichte leihbibliothekariſche Anſicht über die Prachtwerke von Belani u. ſ. w. ausſprechen und ich werde mir erlauben, ſie ſo einfach wieder zu geben, wie ich ſie vernommen habe. Meine Tante iſt ganz verſchämt, indem ich ihr die ſie betreffenden Stellen dieſes Artikels vorleſe; ſie bittet das Publikum, Nachſicht mit ihr zu haben; denn das hätte ſie nicht geglaubt, in ihren alten Tagen noch gewiſſermaßen gedruckt zu werden. So eben ſchüttet ſie einen ganzen Reticül voll Belletriſtik aus; hören wir, wie ihr das Eine oder das Andre gefallen hat.

Erſtens: **National-Bilder, dargeſtellt in Novellen und Erzählungen. Von Ludwig Frei.** Breslau, Leuckart. — Die Tante ſagte: Charmant! Weiter nichts? frug ich. Charmant! antwortete ſie. Ja, mit dieſer Kürze, liebe Tante, mußte ich entgegnen, iſt keinem Menſchen gedient. Ganz charmant! wiederholte ſie. Alſo weiter nichts? — Iſt das nicht genug? — Freilich wohl; aber Ihre kritiſche Sprache iſt doch verdammt lakoniſch. Ließe

ich das z. B. drucken, alle Leute würden ſagen: Ich hätte das Buch nicht geleſen. Sie haben es freilich geleſen. Glauben Sie mir, fiel die Tante ein, das Buch iſt charmant, kleine Novellen, alle aus dem wirklichen Leben, bischen craß Einiges, Anderes etwas frivol, ſchad't nichts, Schluß doch moraliſch, nein, wirklich, ich finde, die Franzoſen und Engländer treffen's immer hübſcher, als ſo ein gewöhnlicher Deutſcher; freilich Spindler! Hier verklärte ſich das Auge meiner Tante und blickte mit einem Schmelzgen Himmel, der mich auf Spindler ſehr neidiſch machte. Ich brach ab und zog ein Anderes hervor.

**Heloiſe von Sault. Nach dem Franz. von Fanny Tarnow.** Drei Bände. Bunzlau, Appun. — Drei Bände! rief ich aus. Und alle durchgeleſen, fiel die Tante ein, und ſehr davon contentirt! Die arme Heloiſe! denken Sie ſich, alle ihre Verwandte verliert ſie durch die Peſt, ſo daß ſie mit ihrer Schönheit ganz allein daſteht und nach vielen ſpannenden Verfolgungen und prächtigen Rettungsſcenen ſogar als Hexe angeklagt wird. Nein, es ſpannt ungeheuer und endet ſich zu allgemeiner Zufriedenheit. Das Buch müſſen Sie loben. — Nun, ſagte ich, liebe Tante, ich bin ſchon froh, daß Sie es nur *geleſen* haben, und daß das Publikum nicht Urſache hat, ſich über die Ungründlichkeit meiner Mitarbeiter zu beklagen. Geſetzt, ich tadelte das Buch; glauben Sie, daß Fanny Tarnow darum weniger ſchreiben wird? Als die Tante ſchwieg, griff ich nach einem neuen Werke:

# Ueber Goethe

im

# Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

**Eine geniale Frau. Nach Prisset von L. Kruse.** Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. — Wie betroffen war ich, als meine Freundin statt ein Urtheil auszusprechen, bei diesem Buche weinte! Lange währte es, bis sie sich erholte und mir folgenden Beitrag für den Telegraphen gab: „Dieser Roman schildert recht, was Frauen und was Männer sind! Ach, diese Cornelia ist so gelehrt, wie ein Professor, sie hat so viel Geist, daß es zum Erschrecken ist und wen liebt sie! Einen Mann, der ihrer nicht würdig ist: schon weil er nicht die Hälfte von dem, was sie gelesen hat, kennt: ja er läßt sie ihr Genie sogar entgelten und sie, aus Liebe zu ihm, stellt sich weit dümmer, als sie ist; denn sie ist merkwürdig klug. Und nun geht das sehr traurend und angenehm mit ihrem Unglücke fort, bis sie sich auf eine Art rächt, die ihrem Herzen Ehre macht. Napoleon kommt auch darin vor. Cornelia stirbt sehr rührend; Arthur heirathet Anais und wird Homöopath, was ich an dem Romane nicht billigen kann und was beinahe auch mein ganzes Urtheil umgestoßen hätte, da ich keineswegs für die Homöopathie bin." Ich schwieg und dachte: Du druckst ihr Urtheil, klingt es auch, wie eine Satyre auf die Kritik mancher Blätter. — Befangener werd' ich, daß ich auch über nachfolgenden Roman, statt diesen selbst zu beurtheilen, die Ansicht meiner Tante gebe:

**Der Uskoke. Roman von G. Sand. Uebersetzt von Diezmann.** Zwei Bände. Leipzig, Kollmann 1838. — Sollte es aber nicht interessant sein, grade über G.

Sand die Ansicht einer Frau zu hören, die Lafontaine, Schilling, Walter Scott und Spindler verschlungen hat! Sie sagte: „Das Buch ist kraß; aber so ungeheuer interessant, daß man platterdings nicht aufhören kann, sondern es durchlesen muß, bis zu Ende, wenn Einem auch die Haare zu Berge stehen.“ Kann ein Roman günstiger beurtheilt werden? Möge nicht Mancher seine ganze Ehre, Mitarbeiter der Abendzeitung zu sein, dafür hin, wenn man einer seiner langweiligen Erzählungen ein so zweideutiges Lob ertheilte? Wie sehr übrigens in diesem Romane der Sand das Schauderhafte aus einer poetischen Consequenz als organische Nothwendigkeit sich ergeben müsse, ersah ich aus dem Urtheil, welches meine Freundin über

**Anton. Roman aus dem Franz. von L. Tarnow.** Zwei Bände. Leipzig, Kollmann 1839. — fällte. Sie sagte: „Auch der Roman ist kraß, aber Alles ganz mit den Haaren herbeigezogen. Anton ist ein Fischerknabe, rettet einen jungen Adligen, verliebt sich in dessen Schwester, folgt ihr nach Paris, als sie sich verheirathet ꝛc. Zuletzt wird ihm von seinen Feinden sein ganzer Körper zerschnitten und er stirbt in einem Lazareth.“ Mein Gott, frug ich, das ist Alles? Keine höhere Idee bei der Geschichte? Ach, sagte die Berichterstatterin, Anton ist ein recht hübscher Charakter. So, so — das sollte die höhere Idee sein. Jetzt kommen wir an etwas Deutsch-Originales:

**Hof und Bühne. Novelle in drei Bänden. Von H. E. U. Velani.** Leipzig, Laubert 1838. — Nun, sagte meine Freundin, das ist die Geschichte eines Schlangenmädchens, die — Eines Schlangenmädchens, fiel ich ein, die zuletzt Schauspielerin wird? Das wäre ja die Geschichte der Dem. Peche in Wien, die der berühmte Bühnen- und Frauenkenner A. W. von Schlegel in Cöln als Schlangenjungfrau antraf und ihr das bekannte offene Billet an alle Deutschen Rezensenten gab? — So? antwortete die Tante, unwillig über die Unterbrechung; allerdings wird sie Schauspielerin, ein Fürst verliebt sich in sie und zuletzt entdeckt es sich, daß sie eine Polnische Gräfin ist. Der Fürst hätte beinahe die Liebe seiner Unterthanen verscherzt, allerhand Intriguanten drängen sich zwischen ihn und sein Volk, aber das Schlangenmädchen hilft ihm seine Popularität wieder gewinnen. Ist recht amüsabel erzählt. Horribel aber dies:

**Sidonia. Macht des Wahns. Novelle von Velani.** Ebendaselbst. — Nein, sagte meine Tante, wie kann man so verwünschte Grausamkeiten erzählen! Diese Sidonia wird für eine Hexe gehalten, kommt auf die Folter, und wenn man sie hat neunzig Jahre alt werden sehen, muß man noch das Unglück erleben, daß sie Einem vor sichtlichen Augen verbrannt wird. Pfui, der Roman hätte mir den Geschmack an „Sittengemälden" ganz verderben können. Nun, und dieser? frug ich und holte hervor:

**Die Freunde. Aus dem Schwedischen von Eichel.** Zwei Bände. Leipzig, Kollmann 1838. — Ach, sagte meine Freundin: langweilig! Eigentlich, ei ja, recht hübsch, aber doch langweilig. — Ich begriff diesen Widerspruch nicht. Nun, meinte sie, die Geschichte der beiden Freunde und der Mädchen, die sie lieben, und die zuletzt zwei Schwestern sind, ist an sich ganz nett; aber — aber Sie meinen vielleicht, fiel ich ein, die Schwedische Verfasserin hat eine gewisse Breite, eine gewisse Geschwätzigkeit, sie ist ein bischen fade, wie alle Scandinavier in der Literatur, etwas milchig, breiig, umständlich, provinziell? Ganz Recht; sagte meine Freundin, du hast eine merkwürdige Divinationsgabe; ich glaube, du brauchtest die Bücher gar nicht zu lesen, und könntest sie doch rezensiren. — St! Nimmermehr, fiel ich ein; liebe Tante, das sei ferne von mir! Dafür arbeiten Sie jetzt am Telegraphen mit; Sie sollen die Bücher lesen und beurtheilen; den ganzen Leihbibliothekenkram überlass' ich Ihnen. Sie sprechen populär; Sie drücken sich so aus, wie's die Leute gern haben, kurz, bündig, ohne viele Umschweife, Sie nennen die Dinge gleich beim rechten Namen. Langweilig oder nicht, das ist die Frage, worauf es den Verlegern, die mir Bücher zusenden, doch eigentlich blos ankommt.

Der Schwedische Roman war der letzte, der in dem Pompadour steckte. Ich füllte ihn mit einer neuen Ladung der neuesten Romane und werde in einigen Wo-

den eine Fortsetzung dieses kritischen Strichstrumpf-Feuilletons liefern, wenn meine neue Mitarbeiterin die Bücher erst wird gelesen haben. Ich hoffe doch, daß Niemand mir diese Berichte so auslegt, als wollt' ich die Teutsche belletristische Industrie damit zum Besten haben?

## H. König.

Ich habe Königs neuen Roman: Williams Dichten und Trachten, gelesen. Sicher steht er höher als die „Waldenser:" doch die „hohe Braut" erreicht er nicht. Das Gemälde des William ist einfacher, weniger bunt und abwechselnd, als die hohe Braut. Wenn ohnehin schon die Französische Revolution einen weit belebteren Hintergrund darbietet, als das Zeitalter der Königin Elisabeth, wo schon die steife Etiquette der Reifröcke im Anzuge war und Fischbein jede Bewegung zu hindern anfing, so mußte der Reiz der Abwechselung hier durch eine Tugend des Verfassers noch mehr geschwächt werden, nämlich durch seine Gewissenhaftigkeit. Sein Roman gründet sich auf Studien: er läßt seine Helden sich in keiner fiktiven Topographie ergehen, er wirft sie nicht in Situationen, die den Sitten der Zeit widersprechen. Wenn Shakespeare sein Haus verläßt und sich ein Rendezvous giebt, so sieht man, daß der Verf. dabei immer einen Blick auf die Karte

warf und London in ſeiner alten Zeit ſtudierte. Vaco, Eſſex, die Königin: alle dürfen ſie auf hiſtoriſche Wahrhaftigkeit Anſpruch machen; ſie reden und benehmen ſich, wie es die Geſchichte verlangt. Durch dieſe Gewiſſenhaftigkeit wurde die Phantaſie des Vis. gehemmt. Was ſeine Zeichnung an Richtigkeit gewann, verlor das Colorit an Farbe und Abwechslung.

Schon in dem etwas vagnen Titel liegt es ausgeſprochen, daß König, als er an dies Werk ging, etwas allzu Allgemeines im Auge hatte. Shakeſpeare iſt der Held ſeiner Dichtung, und nicht etwa eine Epiſode Shakeſpeares, ſondern der ganze Shakeſpeare; Shakeſpeare, ehe er als Direktor am Globus-Theater ein ſolider und geſetzter Mann wurde. Solche Schilderungen der allgemeinen Entwickelungsgänge berühmter Dichter ſind aber ungemein klippenreich, und ich weiß nicht, König kömmt zwar in dem Hafen glücklich an, nicht aber ohne bedeutende Havarie. Das ſoll nun Shakeſpeare ſein, dieſer William! Er iſt es, er iſt es aber auch nicht. Ein großer Dichter regt durch ſeine Werke unſre Phantaſie zu großartig an, als daß nicht Alles, was Andre wieder von ihm zu dichten wagen, uns kleinlich erſcheinen müßte. Eine Epiſode vom Leben des Cervantes, Calderon, Camoens und Taſſo gebt uns: nur keinen Entwickelungsroman: es ſcheint mir anmaßend, ſolche Geiſter entwickeln zu wollen. Denn entweder giebt man ſie bedeutend kleiner wieder, als Gott ſie geſchaffen hat, oder

man verfällt in den Fehler dieſes Romans von König, man mgcht ſie zu pretentiös. Shakeſpeare war ohne Zweifel ein ganz Anderer, als ihn König ſchildert.

Aber auch darin kann man Nachſicht haben, wenn nur dies Andere eine gewiſſe Gleichartigkeit mit unſern Vorſtellungen von dem Dichter nicht verläugnet. Ich finde aber, daß König uns ſelbſt das Spezifiſche an Shakeſpeare nicht richtig wieder gegeben hat. War denn Shakeſpeare, ſo wie dieſer William, ſeiner poetiſchen Kraft ſich bewußt? Sprach er ſo viel von der Theorie und von dem, was er Alles noch vorhätte? Göthiſirte Shakespeare ſo ſtark, wie dieſer William; ſtellte er ſich gegen ſeinen Gönner Southampton ſo hin, wie Taſſo gegen Alphons von Ferrara? Läßt der ächte Shakeſpeare ſoviel Beziehungen zu Varnhagen von Enſe zu, wie dieſer William? Würde der ächte Shakeſpeare eine ſo ſtarke Hinneigung nach Berlin, nach den ſogenannten „geiſtreichen Kreiſen," endlich nach der Ehre gegeizt haben, Mitarbeiter des „Freihafens" zu werden? Ich will es nur gleich geſtehen, Königs Roman hat einige Schwächen, die menſchlich ſind, andre aber, die ſich gar nicht entſchuldigen laſſen. Zu dem letzten gehört eine gewiſſe Vornehmigkeit, die den Verfaſſer in Styl, Auffaſſung und Weltbetrachtung erſt ſeit einigen Jahren überkommen hat. Als er früher noch mit ſeinem leider zu früh verſchollenen Hanauer Freunde Zehner jeanpaulisirte und man ihm nichts, als zuweilen forcirte Wortwitze vorwerfen konnte,

war mir ſein Streben lieber, als die jetzige götheſtrende Ruhe und ſeine Hinneigung zum „Zuſtändlichen“ und „Bezüglichen,“ dieſem Mundt-Kühne-Laube-Varnhagen-ſchen Zeuge, das man „Berliner Gefrornes“ nennen ſollte.

Als die Lady Southampton ihren Sohn frägt: „Iſt denn dieſer Shakeſpeare ein Mann, den wir in unſre Kreiſe einführen können?“ mußt' ich das Buch eine Weile zuſchlagen und mich erſt erholen. Ich war in eine Atmoſphäre verſetzt, die mir die Bruſt zuſchnürte. „In unſre Kreiſe einführen.“ Ja ſo! dacht' ich und war recht verſtimmt. Man muß nämlich wiſſen, daß ſo ungefähr eine äſthetiſche Legationsräthin in Berlin frägt: „Ja, iſt denn dieſer Grabbe auch wohl in ſeiner äußern Erſcheinung ein Mann, daß wir ihn in unſern Kreis einführen, d. h. zu Thee und Butterbrod einladen können?“ So gleichſam frägt die Lady Southampton: Ob Shakeſpeare wohl alle Montage, (wo die Lady „ihren Tag“ hat) in ihren Kreis kommen und ſich da über Göthe, Tieck und den Muſenalmanach zu Tode langweilen kann? Armer Shakeſpeare! Haſt Du denn je in Deinem Leben dem Grafen Southampton die Bitte vorgetragen: Ach, könnt' ich wohl durch Sie in die höhern Kreiſe eingeführt werden und an den äſthetiſchen Montagen Ihrer Frau Mutter Theil nehmen? Es iſt wahr, der Graf war ſein Gönner; er hatte ſeinen Sitz dicht bei den Schauſpielern im Theater, er lobte Shakeſpearen für jedes neue Stück.

das er gezeitigt hatte, er schenkte ihm vielleicht einen neuen Wamms oder verehrte ihm zehn Ellen rothen Bands, um sich hübsche Schleifen an den Schuhen damit zu binden: er faßte ihn wohl gar unterm Arm und nahm ihn nach Haus, um ihn mit gutem Xenerissa-Wein zu bewirthen. Das war die Sitte der Zeit. Man war derb, lebte in seinem Stande, ohne über ihn zu reflektiren, man kannte die Redensart gar nicht: „Einführen in die Kreise unsers Hauses." Dies Gewäsch kam erst mit der schändlichen Eitelkeit des Wilhelm Meister und der widerwärtigen Vornehmigkeit des in *diesem* Punkte unausstehlichen Göthe auf. In Berlin fror daraus ordentlich eine ästhetische Theorie zusammen und König hat sehr Unrecht gethan, uns dieses Berliner Gefrorne schon zu den Zeiten Shakespeares aufzutischen.

Abgesehen davon, daß Styl, Weltbetrachtung, der ganze Habitus des Romans *meinem* Gefühle (ich schreibe hier keine Kritik, sondern nur Tagebuchnotizen) nicht entspricht, wie wird man nun die Fabel beurtheilen müssen? Shakespeare lernt eine gewisse Thekla kennen, die vorher schon eine Mätresse seines Gönners Southampton gewesen war, er liebt sie, sie liebt ihn wieder, die frühere Stellung der Courtisane kömmt an den Tag, Shakespeare verschmäht sie, Thekla stürzt sich in die Themse. So nackt erzählt, ist dieser Inhalt des Romans so abschreckend, so beleidigend für die Vorstellung, die wir mit Shakespeare verbinden, daß man aus Achtung vor dem Geist des Vfs.

unwillkührlich an eine Allegorie denkt und sich besinnt, hier den Schlüssel eines Räthsels zu finden. Ich will wetten, (bei einem Englischen Sujet wird das wohl erlaubt sein) daß der Vf. im Beginn seines Werkes an eine Allegorie nicht gedacht hat. Später aber ist ihm wohl eingefallen, wie jämmerlich sein in eine entblätterte Rose verliebter Shakespeare dasteht, und wie wenig alle Reize, die er Thekla zudichtet, die moralische Abneigung, die man gegen diese ohnehin zum Flunkern und Schwindeln geneigte Person empfinden muß, besiegen können; da fängt er an, Winke zu einer vielleicht allegorischen Lösung zu geben. Thekla soll die Täuschung sein, ohne welche gleichsam Phantasus nicht über uns käme. Wie schön wäre das! läg' es nur im Romane ausgesprochen. Thekla ist nicht die poetische Täuschung, das Ideal, das Erträumte, die Illusion; nein, Thekla ist die Lüge. Nicht getäuscht wird Shakespeare, sondern gefoppt. Es ist hier kein Dichter, sondern ein abgeschmackter Verliebter, der sich schon als Bräutigam zum Hahnrei machen läßt.

Das ist der wunde Fleck des Buches. Die schönen Bilder und Eigenschaften, die der Vf. dieser Thekla zuschreibt, machen sie uns noch widerwärtiger; denn der Verfasser will uns zwingen, sie liebenswürdig zu finden. Sie ist es nicht, sie ist es um so weniger, als sie hier dazu dient, uns unsern großen Shakespeare zum Hans Narren zu machen. Ich will es offen herausſagen, ich

habe dies Buch mit bitterſter Pein geleſen, hab's nicht aushalten können. Shakeſpeare weint und girrt und ſchwärmt; für wen? für Thekla, deren Schliche wir kennen, für eine entblätterte Roſe, für Thekla, deren tauſend Zärtlichkeiten, deren etwas Laubiſches Colorit, mit ihrem „Willi, ich will lieb ſein" u. dgl. mehr uns nicht vergeſſen laſſen, daß ſie eine Courtiſane iſt. Shakeſpeare, liederlich, betrunken, in einem Hauſe der Freude, würde uns liebenswürdiger, wenigſtens richtiger gezeichnet erſcheinen, als dieſer Narr, der ein ausgehaltenes Mädchen für eine Prinzeſſin hält und ſich um eine Betrügerin ſchlafloſe Nächte macht.

Neben einem ſo ſehr die ganze Idee des Buches treffenden Vorwurfe haben andre Rügen eine geringe Bedeutung. Z. B. durfte eine Geſtalt, wie die Nellys, der ſo anſpruchsvolle Sentiments in den Mund gelegt werden, nicht ſo nebenher laufen und gänzlich unentwickelt auftauchen. Davon abgeſehen, daß mir das Ganze im Inhalt und der Form verfehlt ſcheint; (denn auch im Humoriſtiſchen iſt der Verfaſſer nicht glücklich) verſteht es ſich von ſelbſt, daß in den Einzelnheiten, namentlich in der Entwickelung einiger Nebencharaktere viel Schönes enthalten iſt. Vaco iſt mit Ironie, Gottgeprüft mit grellſter Satyre gezeichnet. Die Puritaner ganz als Pietiſten im heutigen Sinne zu faſſen, iſt ein guter Gedanke, wenn ihn auch der Vf. mit zuviel perſönlicher Gereiztheit gegen den Pietismus ausführte. Ein ſo ſpezielles Intereſſe, wie es

hier die Satyre verräth, ſtört immer. An einigen Stellen entfaltet ſich die dichteriſche Kraft des Vfs. mit außerordentlicher Schönheit. Maleriſch reizend iſt die Schlußſituation des erſten Buches. Genial iſt es, daß Eſſex zu Shakeſpeare ſagt, ſeine von der Eliſabeth erhaltene Ohrfeige wäre eine Tragödie im Keime, und ſo Manches, was uns für den geringen Reiz der Fabel und den ſchleppenden Gang ihrer Entwickelung entſchädigen muß. König wird künftig wieder Stoffe aus *neuerer* Zeit wählen; möchte er da ganz ſeinem angebornen Genius folgen und ſich aus Neigung zur Aſſimilation an den Norden nicht wieder verleiten laſſen, uns ſtatt Wahrheit und Natur zu viel „Berliner Gefrornes“ vorzuſetzen!

## Psyche. Von A. von Sternberg.

Es ist bekannt, daß Herr von Sternberg unfähig ist, etwas Geistloses zu schreiben. Herr von Sternberg steht unter allen neuern Novellisten Tieck am nächsten und übertrifft ihn sogar, wo es sich um Entfaltung einer reichen Lebenserfahrung handelt. Herr von Sternberg ist in der Geschichte und in der höhern Gesellschaft weit mehr zu Hause als Tieck, der nur die untern und mittlern Volksklassen kennt und von den Salons nur diejenigen, wo über Kunst und Literatur gesprochen wird. Herr von Sternberg kennt auch diejenigen Salons, wo man sich über das Avancement eines Offiziers von der Garde, über eine Heirath oder das jüngste Modekupfer mit demselben Eifer unterhalten kann, der Tieck überkömmt, wenn seine Figuren von Camoens, Shakespeare und Pergolese sprechen.

Herr von Sternberg hat sich durch sein vortreffliches Talent sogar eine Manier geschaffen, das Rococogenre. Man verstehe darunter eine zwischen dem Lächerlichen und Rührenden die Mitte haltende Anhänglichkeit an das alte Regime mit seinen Hautelissetapeten, Kaminerzählungen,

Tischbeinrücken und ceremoniellen Zurückhaltungen. Er trägt diese Grille für das Zeitalter der Frau von Maintenon in allen seinen Novellen zur Schau. Man muß diese Sympathie entweder seiner aristokratischen Erziehung zuschreiben oder, was mir noch wahrscheinlicher ist, dem Gefühl einer poetischen Befriedigung, welche allerdings ein Zeitalter gewährt, das in sich abgeschlossen war, vom Zweifel und der Neuerung nur des Spieles mit dem Esprit wegen berührt wurde, seine sichre Gestaltung in den Begriffen von Mode und Sitte hatte, ein Zeitalter, wo die Herrschaft noch befehlen konnte, und der Diener, ein stummes Werkzeug, gehorchte. Als einen Beweis, wie sehr das Glück jener Periode hauptsächlich durch die unbedingte Unterwerfung der Diener gehoben wurde, muß man es ansehen, daß Herr von Sternberg in Schilderung seiner modernen Gesellschaften sogern in der Bedientenstube verweilt. Einen Jokey mit Tressenhut, Metallknöpfen und gestutztem Kragen, mit rothen Vorstößen an der grünen Uniform auszumalen, macht ihm das größte Vergnügen. Die Bedienten und Kammerzofen verwendet er gern als Folien der herrschaftlichen Gestalten, deren Leiden und Thorheiten er uns erzählt. Das Wispern und Klatschen der Gesindestube belauscht er mit dem Wohlgefallen eines Stutzers, der sich auf der Straße nicht umsieht, aber annimmt, daß es alle Welt nach ihm thut. Die dummen Vorstellungen, welche sich der Haushofmeister, der Koch, der Reitknecht, die Haushälterin von ihrer Herrschaft machen,

beluſtigen ihn ſo, daß er die Geſpräche derſelben ſehr oft ins Abgeſchmackte fallen läßt, worin ihm freilich Tieck ſchon mit häßlichem Beiſpiel vorangegangen iſt. Kurz, Herr von Sternberg gefällt ſich meiſt in der Schilderung jener Behaglichkeit, die das angenehme Privileg der Vornehmheit iſt. Einige Schilderungen von Rococoeinrichtungen, die ſeine Grafen und Barone in ihren Schlöſſern treffen, ſind ihm vollkommen gelungen. Man genießt ſie, wie wenn man im Garten von Schwetzingen die beſchnittenen Alleen, die Waſſerkünſte und jene heimlichen Cabinette ſieht, wo die Kurfürſten von der Pfalz ihre Geliebten verbargen, wo ſie bareten und wo ſie auf einem ſeidenſtoffnen Bette geſtorben ſind. Kleine chineſiſche Figuren ſtehen dabei rings auf dem Camin herum. Herr von Sternberg würde die Scenerie noch weiter ausmalen können.

Pſyche, die Heldin dieſes Romans, hätt' ich beinahe für ein Pferd gehalten; denn die Damen, die hier auftreten, kommen, wie in einer Laube'ſchen Novelle, faſt nie vom Pferd herunter. Noch nie iſt in einem Roman ſo viel geritten worden, als in dieſem. Die Damen ſprechen hier faſt nichts, als im Scherz von der Frauenemanzipation und im Ernſt von den Pferden. Indeſſen ſoll Pſyche doch kein Pferd, ſondern eine junge Adlige ſein, die mit einem ungariſchen Huſarenlieutenant in dieſelben Situationen geräth, wie die berühmte Pſyche mit Amor. Der Roman iſt leider eine Verführungs- und Ehebruchsgeſchichte, wie faſt Alles, was jetzt mit einiger Claſſizität geſchrieben

wird. Die Talente, welche ſich dem Unmoraliſchen widmen, ſind leider weit ausgezeichneter, als die, über welche die Tugend zu gebieten hat. Sollt' es denn nicht möglich ſein, endlich die Reihe jener Romane zu ſchließen, in welchen die Heldin immer auf dem Pferde ſitzt und ihr Gemahl regelmäßig betrogen wird? Ich will ja, da ich bekanntlich ſehr unmoraliſch bin, von der Tugend gar nicht ſprechen; ich meine nur, das Genre wird allmälig langweilig und man ſollte auf etwas Neues kommen. Ich geſtehe, daß dieſe Pſyche in ihrem erſten Viertel ganz köſtlich angelegt iſt, in ihren drei letzten Vierteln aber, wo es nur darauf ankommt, daß die ſehr unintereſſante Antonie mit Vela, der auch nur im Reiten ausgezeichnet iſt, ſich verſtändigt, ſehr langweilig wird. Der General poltert, der Miniſter ſchreibt Kochrezepte, der Oberſt iſt krank, der Rittmeiſter kömmt immer noch nicht zurück, Clementine philoſophirt über die Nabel, Frau Gottin läuft Treppʼ auf Treppʼ ab und die übrigen Perſonen reiten — was kann langweiliger ſein! Endlich bricht eine Kataſtrophe aus und das Buch endet ohne Befriedigung.

Indeſſen giebt es zweierlei Langweiligkeiten; die ennúyante ſchlechthin und die klaſſiſche Langweiligkeit, in welcher letztern ſich Klopſtock, Klinger und ſelbſt Göthe ausgezeichnet haben. Der letztern nähert ſich die Darſtellung des Herrn von Sternberg. Man beginnt ſeine Novellen mit der größten Spannung und plötzlich läßt das Intereſſe nach, ohne daß jedoch der Verfaſſer je auf-

hörte, geiſtreich zu ſein. Sein Styl iſt nach den beſten Muſtern gebildet und weiß die feine Präziſion, durch welche er ſich früher (in den Zerriſſenen, in Leſſing u. ſ. w.) auszeichnete, jetzt durch einen größern Abandon, durch Flüſſigkeit und eine etwas ausgeſchriebene Gewandheit zu erſetzen.

Schließlich noch eine Bemerkung, die vielleicht ganz individuell iſt. Ich finde, daß Herr von Sternberg ohne Herz iſt. Seine Darſtellung, ſeine Ideenwelt trägt durchgängig einen Stempel, der nicht erwarten läßt, daß ihm irgend etwas in der Welt beſonders heilig wäre, mit Ausnahme des Zeitalters der Frau von Maintenon und der Livree eines Jokeys. Das warme, edle, menſchliche Gefühl ſchlägt nie mit einer nur etwas ſichtbaren Flamme aus ſeinen Menſchen und Situationen heraus; ſo daß man ihn, nächſt Tieck, vielleicht den frivolſten jetzt lebenden Deutſchen Schriftſteller nennen muß. Daß ſeine Frivolität dabei auf Anſtand hält, liegt ganz im Charakter jener Epoche des vorigen Jahrhunderts, in welche Herr von Sternberg ſich verliebt hat. Auch das Beleidigende, welches für mein Gefühl in der unbedingt immer nur vornehmen Sphäre der Sternberg'ſchen Novelliſtik liegt, mag wohl nicht Jeder nachempfinden.

# V.

# Gedichte.

## Vorwort zur erſten Ausgabe.

Dieſe Schrift hat einen polemiſchen und einen paräneti-ſchen Zweck. Sie ſollte eines Theils unſern großen Dichter gegen jene Ausſtellungen vertheidigen, welche in neuerer Zeit aus den verſchiedenartigſten Intereſſen gegen ihn ge-macht wurden; andern Theils die ſelbſt unter den produktiven literariſchen Befähigungen der Gegenwart ſchwankenden äſthe-tiſchen Begriffe regeln und eine gemeinſame Verſtändigung befördern.

Das Erſtere gelingt jetzt ſchon leichter. Wenn große Männer vom Schauplatze treten, ſo ſchwinden die Leiden-ſchaften, die ſie aufregten, mit dem allmälig verdämmernden Schatten ihrer Perſönlichkeit, mit dem äußerſten Saum ihres Kleides, den wir kaum mehr ſehen, ſondern nur noch rauſchen hören, in weiter todesnächtlicher Ferne. Je mehr ſich die

# Franz Dingelstedts Gedichte.

Unter den jüngern Talenten, welche sich in kurzer Zeit eine gesuchte und beliebte Stellung in der Literatur zu geben wußten, verdient Franz Dingelstedt mit besonderer Auszeichnung genannt zu werden. Ihm gelang es, sich zu einem achtbaren Rufe emporzuschwingen, nicht durch gewaltsame, überraschende und außerordentliche Produktionen, sondern durch ein bescheidenes Wirken und Schaffen, eine in beschränkteren Kreisen sich entfaltende immer frische Thätigkeit, und durch ein ungetrübtes Ausströmen seiner eignen sinnigen, gefühls- und gedankenreichen Natur. Eine Sammlung seiner in verschiedenen Zeitschriften und im Musenalmanach zerstreut gewesenen Gedichte ist so eben in würdiger Ausstattung erschienen. Wer diesen Sänger der Liebe und Treue, diese jetzt selten gewordene Ausnahme eines Dichters, der noch mit frommer Hingebung schwärmt und sich in der rührendsten Sentimentalität badet, noch nicht kannte, hat jetzt in einer Sammlung sein poetisches Leben und Denken beisammen, ein

Leben nicht reich an kaleidoſcopiſcher Abwechſelung und ſich überſtürzenden Momenten, wohl aber reich an Liebe, Vertrauen, Hoffnung und Schmerz. Es weht ein nicht immer freudiger Vorfrühlings- und Spätherbſtshauch durch dieſe meiſt in Wehmuth empfangenen Gedichte; nicht in heitrer Frühlings- und behaglicher Sommerluſt ſind ſie gedacht, ſondern in jenen Momenten, wo die Natur ſo reich an Ahnungen iſt und durch ihr Knospen und ihr Verblühen die Gefühle der Hoffnung und Entſagung am rührendſten weckt. Um von dieſem Wechſelſpiel der Natur und des Dichterherzens bei Franz Dingelſtedt ein Beiſpiel zu geben, ſo ſagt er von des Winters Ankunft in einem herrlichen Gedichte:

Sieh ihn auf den Wolken ziehen,
Stürmiſch-ſchnell und ſchwarz geballt,
Hör' ihn ſeufzen in den Eichen,
Raſchelnd durch die Blätter ſchleichen,
Brauſen durch den bangen Wald.

Letzte Blume ſchmückt die Erde,
Letzte Sonne wärmt ſie mild,
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeßne Traube,
Und die Wellen ſtrömen wild.

Raſch das letzte Lied geſungen
Eh' das Leben ganz entwich,
Eh' in grauen Dämmerungen
Winter alles kalt verſchlungen:
Blumen, Lieder, Herbſt und mich.

Der Gedanke an den Tod tritt oft mit rührend geſenkter Fackel in dieſen Gedichten auf; nicht jenes Heine'ſche:

Ich wollt', er ſchöſſ mich todt!

jene Pointe, die nur die Größe eines (ob wahren oder erdichteten?) Verluſtes ſchildern ſoll, ſondern der Tod mit ſeiner wehmuthsvollen Todesſtunde und dem gebrochenen Auge, der Winter mit ſeinem rauhen ertödtenden Nordwinde. Dieſe Stimmung wirkt um ſo ergreifender, als Franz Dingelſtedt die Natur ſo innig verſteht, ihre Geſchichte nicht aus Traditionen, ſondern aus wirklichem Anblick und Genuſſe kennt. Die im entlaubten Weinberg hängengebliebene vergeſſene Traube des obigen Gedichtes iſt gleich ein ſolches Bild, das nur der beſitzt, der wirklich durch die Natur ſtreift und mit ſeligem Blicke an einem blühenden Baume und Strauche haftet. Eben ſo innig iſt des Dichters Sinnen auch an den Boden gebannt, auf dem die Geliebte weilte, in einem andern Gedichte:

Wie hier an ſeinem alten Orte
Noch Alles unverändert ſteht,
Das niedre Haus, die Gartenpforte,
Der Aepfelbaum, das Aſternbeet u. ſ. w.

Es verdient noch an dieſem Sänger bemerkt zu werden, daß die Geliebte, die er ſingt, nur eine iſt. Das Liederbuch bekommt ſo faſt den Charakter eines Romans. Wahrheit iſt es, die uns hier auf allen Wegen der Dichtung begegnet.

In der Form ist Franz Dingelstedt ein Meister, ja, ich möchte fast sagen, ein zu großer Meister. Die Sprache fließt ihm in so grazienhafter Schönheit von den Lippen, daß er ihrem bezaubernden Flusse vielleicht oft mehr nachgiebt, als der Trieb nach Originalität in ihm hätte sollen zugeben. Es tritt bedeutender hervor, wenn die Sprache des Gedichts sich gleichsam aus dem ihm zum Grunde liegenden Stoffe erst selbst gebiert, wenn der Stoff sich seine Sprache erfindet. Das Gedicht kann dadurch vielleicht ein wenig schwerer, beinahe massiver werden, aber es steht auch sicherer, es bietet in seiner Vollendung, mehr den imposanten Anblick eines Kunstwerkes dar. Dingelstedt gebietet zu leicht über die Sprache. Der Ausdruck giebt sich ihm vielleicht zu schnell hin und benimmt seinen Gedichten zwar nicht den Eindruck einer reizenden Formvollendung, aber doch die Schönheit einer aus dem Urborne der Sprache durch die poetische Intuition geschöpften unmittelbaren Ausdrucksweise, wie diese bei Lenau und Grün vorherrschend ist. Franz Dingelstedt hat freilich durch seine Weise einen andern Vorzug vor diesen voraus. Seine Gedichte sind durchaus musikalisch; sie locken und fordern den Componisten heraus, schon indem man sie lies't. Sie schweben nicht nur im tanzenden Rhythmus dahin, sondern tragen durch die anmuthigsten Reimverschränkungen schon immer selbst auch ordentlich eine Melodie in sich. Wir empfehlen dringend den Componisten diese Gedichte: doch sagen wir gleich, daß ihre

Melodieen hier nicht in der modernen, ſondern mehr nach Spohrs ſüß-ſchmelzender Weiſe klingen müſſen.

In einem Anhange politiſcher Lieder zeigt ſich Franz Dingelſtedt auch als treues und freies Kurheſſen'ſches Landeskind. Seine Kaſſeler Spaziergänge ſind nicht ſo düſter und feindſelig, wie die Wiener; aber es herrſcht auch ein männliches, freimüthiges Wort darin. Der Dichter hatte nicht Urſache, ſo heftig zu klagen, wie Anaſtaſius. Die Gedichte über den Bau des Ständehauſes, das Geſpenſt der Rattenburg und die dortige Traumphantaſie vom Wilhelmshöher Herkules ſind vortrefflich gelungen.

Der große Erfolg, mit dem dieſe Gedichtſammlung in Dingelſtedts Heſſiſcher Heimath begrüßt wurde, wird ſich, wir zweifeln nicht, bald auch dem geſammten Deutſchen Vaterlande mittheilen.

# An Ussо Horn in Wien. *)

Sie ehren mich, mein Freund, durch das Anſinnen einer Pflicht, die ich gern von mir abwälzen möchte. Ich ſoll Nicolaus Lenau's Ruhm, der neuerdings in das Gedränge erzürnter Kritiker gerathen iſt, entſetzen und ihn aus dem Getümmel ſeiner Feinde heraushauen helfen. Indeſſen hat ja der Magyare, (dieſe Bezeichnung der in Ungarn gebornen Deutſchen wird jetzt ſehr beliebt) neuerdings im Morgenblatt den Kritikern ſelbſt die Zähne gewieſen und ſich eine Gaſſe gebrochen, durch die er auch ohne Sie und mich und die ganze Deutſche Kritik entkommen wird. Auch geſteh' ich Ihnen, ungern an die Beurtheilung von Namen zu gehen, welche ich in einer viel zu günſtigen Conſtellation geboren ſehe, als daß ſie der Kritik bedürfen. Bedür-

*) Antwortſchreiben auf die ſo eben erſchienene kleine Schrift: Nicolaus Lenau, ſeine Anſichten und Tendenzen mit beſonderer Hindeutung auf ſein neueſtes Werk „Savonarola.“ Offenes Schreiben an Karl Gutzkow, von Ussо Horn. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838.

ſen A. Grün, N. Lenau, F. Freiligrath, A. v. Chamiſſo, die aller Wege zum Ruhm ſelber kundig ſind, des Lootſen? Drohen ihnen wohl Ungewitter, reizen ſie ſich das Meer auf, verſcherzen ſie ſich die Häfen durch öffentliche Urtheile, die ſie fällen, kühn und frei, unbeſorgt der Rache, die jeder Gekränkte und von ihnen Verachtete an der Veveſtigung ihres Namens nehmen würde? Sehen Sie, da unſre Unterhaltung doch einmal eine faſt perſönliche geworden iſt, mich, Ihren Freund, an; er ſäet nicht Lob, er erntet nicht Lob und der himmliſche Vater ernährt ihn doch! Nicolaus Lenau wird um ſo mehr gedeihen und blühen; denn er redigirt keine kritiſchen Blätter, er greift keine Machthaber des Urtheils an, er hat nicht nöthig, über jedes Buch öffentlich eine Meinung auszuſprechen, und alle Welt kann ihn lieben und preiſen. Einem Manne, der wie ich gewohnt iſt, jede ſeiner Schriften nur als einen Nageknochen für ſeine Feinde, oder als etwas, was gar nicht exiſtirt, für ſeine furchtſamen Freunde hinzuwerfen, und auf Liebe, Anerkennung, Lob und ſelbſt nur ruhige und gediegene Prüfung zu verzichten gewohnt iſt, kommt es eigentlich lächerlich vor, daß Sie ſich zum Organ der Lenau'ſchen Klage über Mißhandlung und Ignorirung ſeiner Gedichte machen und wahrhaft komiſch anmerken: Vielleicht beſchäftigt noch das Kölner Ereigniß die Gemüther und Federn der Kritiker zu ſehr, ſonſt müßte ja Lenaus Savonarola in allen Blättern beſprochen ſein! Iſt es denn ſo ſelten, daß in Deutſchland ein gutes Buch ſpurlos vorübergeht? Gehört

nicht oft dasjenige zu den ausgezeichnetsten Beſitzthümern unſrer Literatur, was die Tageskritik ignorirt hat? Die Tageskritik ignorirt Brentano's Gockel, Hinkel und Gakeleja und was ſind alle ſeit drei Jahren erſchienenen poetiſchen Produktionen Deutſchlands gegen dieſen noch ſo prächtig fließenden Quell einer Verühmtheit von Geſtern? Wer kann dieſe zarte, ſinnige, liebe, kindliche Poeſie leſen und muß ſich nicht (mit Abzug des letzten in myſtiſchem Weihrauchqualm erſtickten Viertels) eingeſtehen, daß all die leeren und tönenden Namen der Gegenwart ſo etwas nicht erfinden, geſchweige nur ſo ſchön und innig ausführen können? Die Tageskritik hat das Mährchen ignorirt, wahrſcheinlich aus Schaam, daß noch ein Echo aus den Zeiten unſrer großen Geiſter ſtärker und poetiſcher klingt, als unſer Lärm von heute, unſre Weltliteratur, unſre Literatur der „Zuſtände und der feinen Bezüge." Ich habe auch geſchwiegen: aus Nachläßigkeit, geſteh' ich Ihnen und weil ich nicht in der Kritik vollſtändig und ordentlich nichts als ein bloßer Regiſtrator ſein möchte. Das Schöne genieß' ich ſtill, und das Häßliche tadl' ich laut. Ich denke, dem Schönen wendet die Welt ſich auch ohne mich zu, zumal wenn das Schöne keine Feinde hat, keine Kritiken ſchreibt, keine Repreſſalien zu fürchten hat und ja ohnedieß, wie bei Lenau, gewohnt iſt, mit der Wendung zitirt zu werden: Das junge Deutſchland iſt für nichts, unſre wahrhaft großen Geiſter ſind Anaſt. Grün, Nicolaus Lenau, Uhland, Rückert, Cha-

miſſo, Julius Moſen und die Männer des Muſenalmanachs!

Ich habe, mein theurer Freund, vor Lenau eine große Verehrung und ſetze das Schaffende und Bildende, das Plaſtiſche und Rundende in ſeiner poetiſchen Kraft weit über den Grad, den Anaſt. Grün von dieſer Gabe hat. Lenau kommt eher in die Gefahr, zu wenig, Grün immer in die Gefahr, zu viel zu ſagen. Jener ſcheint mehr Bilder als Worte, dieſer wenigſtens mehr Worte zu haben, als ſeine Bilder bedürfen. Ich glaube indeſſen auch, daß Grün grade dieſer Schwäche wegen mehr Talent für das Epos, und Lenau mehr für die Lyrik hat. Für das Drama haben beide keine Anlagen; wenigſtens haben die Scenen im Fauſt bewieſen, daß Lenau nicht das Talent der Gruppirung beſitzt. Ich glaube, daß auch der mangelhafte Erfolg des Savonarola vorzüglich in dem Mißverhältniß zwiſchen Drama, Epos und Lyrik beſteht, welches der Dichter in ſeinem Werke nicht auszugleichen wußte.

Dies epiſche Gedicht beſingt das Leben Savonarolas, jenes kühnen Reformators, der zur Zeit der gährenden kirchlichen Neuerungen in Italien ſelbſt der Hierarchie die Spitze zu bieten wagte. Lenau hat mit ſeiner Behandlung dieſes großartigen Stoffes bekanntlich kein Glück gemacht. Die Theilnahme war groß, aber die Erwartung wurde nicht befriedigt und die jetzige Stimmung über den Dichter iſt lau. Dies Reſultat kann unmöglich die

Erinnerung der Goethe'schen Individualität und seines vielbeneideten und vielangefeindeten gesellschaftlichen Daseins schwächt, desto größer wird die Theilnahme an der Objektivität seines Ruhmes werden. Die Ideenkreise, welche Goethe's Schriften wecken, werden mit ihrem Mittelpunkte nicht mehr nach Weimar fallen, sondern sich immer mehr jener unsichtbaren Welt-Metropolis nähern, nach welcher sich die Dichter aller Zeiten in der Ausführung ihrer Ideale sehnten. Die Jugend zumal nimmt die persönlichen und individuellen Ueberlieferungen großer Männer immer nur als Reliquien einer Andacht hin, welche nicht mehr der Leidenschaft, der Liebe und dem Hasse, sondern nur noch dem Wissenstriebe und dem Gedächtnisse Nahrung gibt. Diese Schrift ist ein Versuch, mich den Räthseln Goethe's auf meine Weise anzunähern. Ich glaube, daß recht viele junge Männer mit mir im gleichen Falle sein werden und rechne darauf, daß mein unbefangener und gerechtigkeitsliebender Standpunkt auf sie vorzüglich wirken wird.

Da man heutiges Tages immer erst von der Zeit auf die Literatur zu kommen pflegt und man Mühe hat, sich allmälig aus einem gewissen allgemeinen Enthusiasmus und einer durchaus vagen und gegenstandlosen Leidenschaftlichkeit herauszuarbeiten, so betrachtete ich Goethe durchgehends unter dem Gesichtspunkte seiner Zeit, suchte alle seine Vor-

Folge einiger, ich glaube ſelbſt, unbegründeter Vorwürfe ſein, die man der politiſchen und kirchlichen Anſicht des Dichters machte. Keinem Unbefangenen entgeht, daß dem Gedichte eine freie Seele eingehaucht iſt, und daß die religiöſe Färbung der Reden und Handlungen Savonarolas der Wahrheit des Stoffes und der Geſchichte gebührte. Es muß alſo in dem Gedichte ſelbſt etwas Verfehltes ſein, was dieſen Anklagen ſo leichten Eingang verſchaffte und es ſo ſchnell in den Schatten einer allgemeinen Impopularität ſtellte. Und ich glaube, daß ſich deſſen zum Schmerz, aber auch zum Troſte des Dichters genug nachweiſen läßt.

Savonarola entwickelt ſich bei Lenau keineswegs als Held eines epiſchen Gedichtes. Seine Individualität tritt nirgends in jenem ſcharf geſchnittenen Profil hervor, welches wir von jedem Charakter gewinnen müſſen, der uns feſſeln ſoll. Er entwickelt ſich nicht vor unſern ſichtlichen Augen; er *wird* mehr, was er iſt, als daß wir ſehen, wie er ſelbſt dazu ſich *macht*. Wir werden in dem Gedicht nie von einem großen *iſolirten* Willen ergriffen, deſſen Elaſtizität ſich unſrer geſpannten Erwartung mittheilt. Savonarola predigt, lehrt, leidet und ſtirbt; aber wir ſehen nicht, wie er zu ſeinem Predigen kommt, wie ſich der Funke des reformatoriſchen Eifers in ihm entzündet, wie in ihm der *Menſch* ſich unter den kirchlichen Beſtrebungen geſtaltet, wie er wandelt, tritt und ſpricht. Dazu kommt, daß die Lichter, die auf den Helden fallen, ohne Plan geordnet ſind, und daß die

Drapperie der Geſchichte und der Zeit nur zufällig und matt ſich um den Fortgang des chronikartig erzählten Ereigniſſes legt. Das Gedicht iſt nicht Savonarola, ein Charakterbild, ein in epiſcher Form gehaltenes Drama; ſondern es ſind Gedichte über Savonarola: es ſind Einzelmomente, dem Leben des Märtyrers abgelauſcht und willkührlich entnommen.

Gleich hinter dieſem Hauptgebrechen hinken alle übrigen Schäden der Dichtung her. Weil Lenau nicht die dichteriſche Kraft in ſich beſaß, mit kräftigen Zügen und großen Umriſſen ſeinen Stoff zu erfaſſen und ein hohes ſtolzes Menſchengebäude hinzuſtellen: ſo verfiel er in einen kümmerlichen, kurzathmigen Romanzenton, der ſich öfters wie Bänkelſängerei anhört. Er zerſchnitt ſich die ganze Geſchichte ſeines Helden in einzelne Romanzen, von welchen nicht einmal jede bedeutſam und überraſchend genug abgerundet iſt: z. B. gleich die zweite, wo die Mutter den Sohn ſucht und ſucht und ſucht und ihn nicht findet, Punctum, was aber keine Abrundung und kein Gedicht iſt. Ja, für die ungeheure Idee, das Papſtthum ſtürzen zu wollen, ſind die Verſe zu matt, zu ſentimental und in ihrer Kürze faſt zu ſcherzhaft. Savonarola, als kleiner Girolamo kaum eingeführt, kann die Kirche nicht ſtürzen wollen: dazu gehört Entwickelung, Vorbereitung, dazu gehört erfindendes Dichtergenie, welches Lenau hier ganz verlaſſen zu haben ſcheint. Wäre Lenau mehr als lyriſcher Dichter, ha, mein Freund, da ſoll-

ten Sie einen andern Riß, eine andere Anlage gefunden haben! Da wären wir mit jener wunderbaren Gestaltungskraft, die grade die moderne Dichtkunst auszeichnet, im Nu in Mitte der Dinge versetzt gewesen, etwa in das Gelag des Papstes, welches Lenau gut und schön ersonnen, aber an eine ganz falsche Stelle gebracht hat. Da hätte der Herzog seinen Traum sagen können und von dem Schreckgespenste Savonarola sprechen und wie wären wir eingeleitet und auf die Höhe der Erwartung gestellt gewesen! Aber da beginnt Lenau: Wo bleibt Girolamo? rufen Vater und Mutter; wo bleibt das Kind? Und nun suchen sie es, und finden es nicht, und Girolamo ist ins Kloster gegangen und wird Prior in Florenz und hält Predigten und Controversen und wird gefährlich und wird verfolgt und so die Litanei fort mit vielen herrlichen Detailschönheiten, aber im Ganzen und Großen schauderhaft schlecht angelegt, eine Winkelsängerei, kein Gedicht!

Das Werk, welches Sie so hoch stellen, mein Freund, daß Sie Aehnliches ihm gar nicht zu vergleichen wüßten, leidet an einer ertödtenden Monotonie. Die Erzählung entbehrt bei ihrem galoppirenden Rhythmus aller Ruhepunkte, entbehrt aller Abwechslungen des epischen und dramatischen Tones, entbehrt aller scharfen und charakteristischen Einschnitte. Um einen Uebergang zu finden, muß der Dichter zwei Gedankenstriche brauchen! Ja, Seite 74 ruft er den Helden selber an, er möchte ihn begeistern! Hat denn Lenau ein Gebet an Savonarola schreiben

wollen? Nein, ich bewundre die Nachſicht, die Sie ein als Gedicht ſo verfehltes Werk in dem Grade überſchätzen ließ.

Eine andere Frage iſt noch die, ob Lenau ſeinen Helden richtig gezeichnet hat? Und ich glaube, auch die Hiſtorie kann mit ſeiner Auffaſſung nicht zufrieden ſein. Savonarola war eine kräftigere Geſtalt, als die iſt, die Lenau von ihm zeichnet. Er war mehr als bloß Asceticker, er hatte ein politiſches Element in ſeinem Streben, deſſen Widerſpruch mit dem religiöſen Lenau nicht erklärt und gelöſ't hat. Er läßt uns darüber im Dunkeln, wie ein ſo frommer Dulder dazu kommen kann, ſich in ſeiner Kirche mit gewaffneten Anhängern zu verſchanzen und erſt nach viel vergoſſenem Blute ſich den Richtern zu ſtellen! Er erwähnt nichts von jenem politiſch ſchlau erſonnenen Gottesurtheil, welches einer der Anhänger des Neuerers für ihn beſtehen wollte, und mit dem es einer andern wunderlichen Erzählung wegen, die aus der Geſchichte Savonarolas bekannt iſt, irgend einen Haken haben mußte. Genug, von einer hiſtoriſch wahren Charakteriſtik Savonarolas iſt bei Lenau nicht die Rede; er macht nichts als einen Lehrer und Redner aus ihm, der ſeiner Kirchenreformideen wegen im letzten Geſange zum Tode geführt wird. Wenn ich, lieber Freund, in mir nachdenke, wie das Alles ſich bei einem großen Dichter, bei einem epiſchen Shakeſpeare geſtaltet hätte, dann fühl' ich

recht, wie wenig Lenau Ihrer übertriebenen Lobpreiſung würdig iſt.

Keineswegs will ich ſagen, daß Lenau's Savonarola ſeinen Antezedentien nicht entſpricht. Was ich überhaupt glaube, das die Schwäbiſche und Oeſterreichiſche Lyrik erzeugen kann, das hat auch Lenau in dieſem Werke gut und gern gegeben. Großes und Außerordentliches haben Uhland, Schwab, Kerner nicht geſchaffen, werden auch Lenau und Grün ſchwerlich jemals ſchaffen. Das ſinnige zarte Gedicht erfreut uns, hundert davon bilden einen Band und der Band wird Tauſende von Menſchen glücklich und beſſer machen. Ach, es iſt das viel werth; es iſt damit viel erreicht. Aber die Dichter, die mit Dante und Shakeſpeare wetteifern dürfen, die wachſen auf einem andern Boden und zur Zeit ſind ſie in Deutſchland rar und exiſtiren vielleicht nicht. Darum aber ſoll Savonarola viel Herrliches enthalten können und deſſen enthält er in der That ſo vieles, daß ich geſtehe, hätten Sie die Frage nach dem Ueberſchwänglichen in dieſem Werke nicht angeregt, wüßt' ich gern an dem, was der Dichter giebt, mich erfreut und begnügt haben; denn es iſt meiſt ſinnig und zart, und der Schönheiten giebt es einige, die ſogar blenden. Lorenzos Tod iſt ſchön, wenn auch die Beſchreibung der Seelen-Roſſe faſt an die Gränze des von der Poeſie Erlaubten ſtreift; die Roſe, die Savonarola bricht, iſt ſchön. Schön iſt die nächtliche Beſtattungsſcene der Ermordeten, die in die Tiber geworfen werden,

ſchön iſt Savonarolas Traum im Kerker, mächtig ſchön iſt Jubal, der grade als *Erfindung* ſo ergreift; denn darin haben Sie ganz Recht, daß er in der Wirklichkeit unmöglich iſt. Nichts kann die Seelengröße Savonarolas ſchöner charakteriſiren, als daß der Dichter den gemißhandelten Juden Jubal, den wahnſinnigen Chriſtenhaſſer ſich vom zum Tode wandelnden Märtyrer die Taufe und die Taufe ſeiner Thränen erbitten läßt. Nein, lieber Freund, da bin ich kein Barbar. Da ergreift mich der Genius des Dichters und wirft all meine Kritik nieder und ich blinzle nur leiſe mit den Augen, weil ich mich vor dem Blitzen des Genius fürchte. Es iſt Herrliches in dem Savonarola, aber es iſt darum doch kein *großes und außerordentliches Gedicht*.

Leben Sie nun wohl, lieber Freund, und fahren Sie fort, wenn nicht alle, doch manche Anſichten zu theilen

Ihres aufrichtigen

Hamburg den 5. Juli 1838. **H. C.**

# Julius Mosens Ahasver.

## I.

Die Sage vom ewigen Juden ist eine Lieblingsidee des Tages, ob man gleich noch nicht recht zu wissen scheint, was man in sie hineinlegen soll. Die jungen Dichter möchten gern die Frage der jüdischen Emanzipation daran anknüpfen, sie möchten ungefähr sagen, daß die Sage vom Ahasver grade jetzt daran wäre, sich zu erfüllen, und es ist auch kürzlich aus einer Gegend her, wo vielleicht Herr Beck über den ewigen Juden ein Gedicht vorbereitet, in der Eleganten Zeitung gegen Julius Mosen, dessen Dichtung uns erst in einem zweiten Artikel beschäftigen soll, lebhaft protestirt worden, daß er den „modernen" Ahasver nicht wiedergegeben hätte. Welches der moderne Ahasver denn wäre, wird nicht gesagt; es sei denn, daß die Leiden und Schmerzen des Judenthums bei seiner Schilderung eine große Rolle zu übernehmen hätten. Es wird auch gesagt, für diesen modernen Ahasver müsse eine ganz neue Dichtgattung erfunden werden, eine Fusion von Epos, Drama und Lyra, und wird dann hin-

ausgerufen in das weite Chaos der modernen Literatur: Wann wird Der kommen, der da den modernen Ahasver dichtet?

Ich glaube, daß jede Vorstellung, die man über den modernen Ahasver zu haben sich einbildet, unklar, oder das wenige daran Klare vielleicht etwas Falsches und Ungereimtes ist. Ich glaube ferner, daß in dieser Dichtung eine gewisse Einheit liegen und der „schlechte Unendlichkeitsprozeß" des ewigen Wanderns ohne Rast und Ruh allerdings eine Gränze finden muß; ich bin mir sogar bewußt, die Sage in Betreff grade des modernen Judenthums lösen zu können. Indessen scheint mir wenig von meinen Gedanken hierüber mit dem, was die jungen Dichter aus der Christen- und Judengemeinde gern im Ahasver ausgedrückt sehen möchten, übereinzustimmen. Man ist so geneigt, in Ahasver einen Märtyrer zu schildern; man macht Miene, ihn höher zu stellen, als sein Verdienst ist; man glaubt sogar, Ahasver habe eine Mission zu erfüllen, die damit enden werde, daß Christus selbst sich ihm naht und um Vergebung bittet. Die Emanzipation der Juden und die Reform des Christenthums selber sollen hier eine große Rolle spielen, und wer weiß, ob nicht Ahasver der große Prophet ist, der uns den Monotheismus erhält, und bei dem sich Philosophie und Humanität Wunder wie zu bedanken haben!

Träume dieser Art, unklar gedacht, mehr gefühlt als vorgestellt, dämmern in den Köpfen der jungen christ-

lichen und jüdischen Lyriker und setzen sich als die hohe Aufgabe fest, daß Einer kommen und den modernen Ahasver dichten soll. Da mir ein solcher recht willkommen wäre, so will ich gern einige Zweige brechen und ihm den Weg bereiten! Es ist gut, daß man ihm den rechten Weg zeigt, um nach Jerusalem zu kommen; denn ich finde, daß die Enthusiasten des ewigen Juden meist in der Irre wandeln.

Ahasver ist bekanntlich die Judenschaft selber, und die Sage von seiner traurigen Unsterblichkeit enthält eine post eventum gemachte Prophezeiung. Ahasver, ein Schuster, höhnt den zum Golgatha hinaufstöhnenden Heiland und sagt: Du willst Gottes Sohn sein und kannst nicht einmal das Kreuz tragen? Christi Fluch verdammt ihn zu ewiger Wanderschaft.

Es liegt nun im Charakter unsrer Zeit, und sogar in einer hohen Aufgabe, die sie zu lösen hat, daß man jedes im ausschließlich christlichen Sinne über die Geschichte Verhängtes zu negiren sucht, und dem ewigen Juden eine Verjährung seiner Strafe einräumt, die man ihm ohnehin schon auf Golgatha würde eingeräumt haben, wenn der Teismus unter dem Kreuze Christi gestanden hätte. Die Theophilanthropie unsrer Tage will dem Ahasver nicht bloß endliche Ruhe, sondern sogar eine Entschädigung für sein Leiden und Dulden einräumen und den Ahasver nicht blos emanzipiren, sondern ihm sogar noch eine Mission dazu geben. Ich frage aber, ist Aha-

vers Verbrechen nur eines gegen das Christenthum? Um die nothwendige Verneinung dieser Frage dreht sich die ganze Lösung des Gedichts; in ihr liegt die Möglichkeit eines modernen Ahasver.

Ahasver's Verbrechen war die niedrigste Lieblosigkeit. Was er verbrach, verbrach er nicht als Jude, sondern als Egoist und Eventualitätsmensch, der die Dinge nach dem Erfolge tarirt und Christus mit höhnischem Witze nachrief: Willst Gottes Sohn sein und kannst nicht einmal tragen Dein Kreuz! O und nicht darum wurden die Juden verdammt, zu irren auf der Erde, weil sie nicht Christen waren, sondern weil ihnen die moralische, edle, schöne, menschliche Regung des Gefühls, weil ihnen die Liebe abging und sie im schnöden, witzelnden Partikularismus sich über das Unglück mosquirten und ein Verbrechen (nicht am Christenthum, sondern) an der Menschheit begingen! Ahasver als den Sohn seiner Väter hinstellen, als den treuen Anhänger ihres Gottes, als den treuen Diener des Gesetzes, als den Märtyrer des Jehovahglaubens —, ist eine Entstellung der Sage. Ahasver ist der Jude in seinem nichtigen Materialismus, ein Schuster, der an seiner Werkstatt faullenzt und das vorübergehende Große und Erhabene bewitzelt, weil es unglücklich ist und nicht Berge versetzen und Brabanter Thaler schlagen lassen kann, Ahasver ist der Jude in alledem, was ihn von dem Berufe, an der Geschichte theilzunehmen, ausgeschlossen hat, der Jude grade in seiner Missionsunfähigkeit, er

züge verhältnißmäßig zu bestimmen und dachte immer an die Begriffe, welche der heutigen Jugend im Ohre summen. Für die keimende Literatur insbesondere hielt ich gern die technische Rücksicht fest und suchte Alles herauszustellen, was für die Regelung des Geschmackes, die Sichtung des Urtheils, die Fertigkeit der eigenen Produktion einige Erleichterungswinke abwerfen konnte. Die Literatur soll die Zustände einfangen, soll sie verkörpern und anschaulich machen. Sie soll aus den Widersprüchen des Lebens wenigstens immer die Harmonie der Kunst herzustellen suchen, damit die Begriffe der letzteren nicht in die Strömung so gewaltig fortgerissen werden, daß alle geregelte Form allmälig zu verschwinden droht. Für den Fortschritt des Gedankens nicht weniger ist die künstlerische Stufe die erste, welche von Wichtigkeit ist; denn hier faßt sich der Gedanke in seinen zerrissenen Theilen zum erstenmal straff zusammen und gibt, da in der Kunst nichts ohne Totalität und schöpferischen Mittelpunkt sein darf, von dem Ideale, das in sich selbst noch nicht erreicht schien, doch schon die Vorstellung, daß es wird erreicht werden. Kann man deutlicher sprechen, um von jenen jungen Männern, die man mit dem Namen einer neuen Schule hat bezeichnen wollen, den Verdacht einer anarchischen Tendenz abzuwenden?

Nach Vollendung dieser Schrift las ich die Monographie des Herrn Gervinus: Ueber den Goethe'schen Brief-

ist das Schlechte am Judenthum, das Lieblose, Partheiische, Hämische, Zersetzende, er ist grade Alles das, was noch immer die Emanzipation am meisten verhindert. Und wenn Ahasver bei einem beinahe 2000jährigen Irren in der That vom Schuster sich heraufgebildet hat, die Weltgeschichte mitmachte, Reiche stürzen und sich erheben sah, wenn er grade auf der Bildungsstufe steht, die ihn für das „moderne Bewußtsein" empfänglich machen sollte, so ist er wiederum der Alte, Gehässige, der Jude, der da glaubt, Sonne, Mond, Sterne, alles drehe und bewege sich nur der Emanzipation wegen, Göthe, Schiller, Herder, Hegel, alle müßten nur nach dem beurtheilt werden, was sie über die Emanzipation denken, er ist derjenige, der die Emanzipation ertrotzen will und auf seine Briefe und Siegel, auf seine Millionen, die ja der Staat nicht mehr umgehen könne, auf seine Steuern, die er ja zahle, wie jeder Andere, auf seine Menschenrechte, auf das ohnehin ja ausgeflachte moderne Staatsleben zeigt, bald zudringlich, bald emphatisch, bald spottend. Grade dies ist der moderne Ahasver, wie er noch immer unter uns schachert und trödelt, wie er in der Literatur witzelt, das Organische zersetzt, der schlechte, sich auf sich selbst steifende Theil des Judenthums, der Theil des Judenthums, der meinetwegen jetzt selbst sich schon besingt, Ahasver, der sich selbst in Gedichten auf sich selbst zum großen Mann und Zukunftsmissionär macht.

O ich möchte Euch einen Ahasver geben! Ich würde

dem Judenthum seine Geheimnisse erschließen und dem Christenthum seine Hoffnungen. Ich würde dem Juden nicht vorwerfen, daß er kein Christ, aber ich würde ihm zeigen, was er wurde dadurch, daß er kein Christ wurde. Christus suchte den nicht, der nicht seines Glaubens war; er suchte ihm, weil ihm Plato, Sokrates, weil ihm Confucius und Mahamed auch gesucht haben würden, er suchte ihm, weil er ohne Herz war, weil er das Verbrechen Christi, nicht der beleidigten Propheten, sondern des schlechten Erfolgs wegen verachtete und einen Unglücklichen verspottete. Um wieviel höher stand der Heide Pontius Pilatus, als dieser Ahasver! Ich würde eben zeigen, daß es eine Metaphysik in der Sage giebt und daß in ihr das ganze Schicksal des Judenthums allerdings ausgesprochen liegt.

Ich würde Ahasver nicht so schildern, wie ich ihn vorhin den modernen nannte. Ich würd' ihm nur Trabanten geben, welche jene schlechte Seite des Judenthums repräsentirten. Ich würde Ahasver (seine Leiden zwingen dazu, ihn in die Schule derselben zu schicken) dahin führen, daß er Entäußerung lernt, daß er die Jahrhunderte verfolgt und die Ohnmacht erkennen lernt, aus dem Laufe der Begebenheiten etwas dem Judenthum speziell zu Gute Kommendes zu entnehmen. Mein Ahasver müßte einsehen, daß die Reformation ihn nichts angeht und daß es Schande für ihn ist, daß sie ihn nichts angeht; einsehen, daß die Wiedererweckung des Alterthums aus den Klöstern

ihn nicht berührt, die Buchdruckerkunst höchstens seine partikulären Gelüste fördern könnte, das Schießpulver seine Sache nicht ist, die Entdeckung der neuen Welt ihm nicht gebührt; ich würde ihn ruhiger und verklärter zeigen, wo er endlich auf den Standpunkt Spinozas sich geschwungen, ich würde ihn zum Denker, Dichter machen und ihn da enden lassen, wo er nun als zartfühlender Nerv der Geschichte sich in einem großen Organismus befindet, dessen Störungen und Funktionen ihn alle so berühren, wie jeden andern Nerven auch. Und mein Ahasver müßte erkennen, daß er sich an Christo versündigte und sein Verbrechen bereuen. Er müßt' es erkennen erst vom moralischen, dann vom philosophischen Standpunkte. Er müßte erst in Christo den Menschen sehen, den er kränkt, und dann den Propheten, der, *seinem* Stamme entsprossen, der größte Jude war, der seit dem Beginn des Christenthums gelebt hat. Mein Ahasver wird Christ; denn Strauß hat das Leben Jesu geschrieben und der Paraklet ist erschienen, der *Tröster*, der uns tröstet, daß die Vernunft mit dem, was *erweislich* Christenthum ist, übereinstimmt. Mein Ahasver *läßt* sich nicht taufen; (weil da die Kirche aufhört, wo die Menschheit beginnt) er tauft sich *selbst*; denn Schleiermacher hat gelehrt, Jeder ist sein eigner Christus.

Mag man nun diese Grundzüge abentheuerlich finden, ein Urtheil, dem ich so lange Raum geben will, bis ich bei anderer Gelegenheit meine Vorstellung von der jetzigen

Kriſis der Theologie und des Kirchenweſens entwickelt und mir für eine mögliche Verwirklichung dieſes Schemas drei Jahrhunderte ausbedungen habe; mögen Dr. Philippſon, die Judenzeitung und die Emanzipationsvereine darüber lächeln; ich räume ihnen gern ein, daß ſie ſich ſträuben, einzuſehen, wie ihr Judenthum eine taube Nuß iſt, deren Kern der neue rein praktiſche und polizeilich die Religion adminiſtrirende Deismus vollends ausgehöhlt hat; ſo weiß ich doch gewiß, daß Ahasver nicht eher Ruhe findet, bis er ſeinen herzlich ſchlechten Streich, den er Chriſto geſpielt hat, einſieht und ihn bitterlich bereut. Chriſtus verlangt keine göttliche Verehrung von ihm, ſondern nur Anerkennung des Menſchlichen und jene liebevolle Hingebung, die, ſelbſt wenn die Juden emanzipirt würden, ſie nicht überkommen dürfte, es ſei denn, daß ſie ſich ſelbſt emanzipirten.

Ich bin den jüdiſchen Intereſſen nicht entgegen; um ſo weniger entgegen, als ſie bei mir mit der Löſung der chriſtlichen coincidiren; aber warnen möcht' ich doch die Deutſchen jungen Dichter, ſich in eitler Schmeichelei an diejenigen Juden hinzugeben, die den gemeinen Ahasver uns als einen würdigen Rivalen mit Chriſtus verkaufen möchten! Judenthat will ich ſehen, nicht den ewigen Judenſchmerz. Wo man hinblickt, ſehen wir klagende und trauernde Juden, bald ſitzen ſie auf den Trümmern Jeruſalems, bald an den Waſſerbächen Babylons; was man in der Literatur jetzt anfaßt, iſt das hiſtoriſche

Pech der Juden; die Begriffe und Sympathieen verwirren sich gräulich, der gute Geschmack wird dabei in Nothzwang versetzt, das ächte Gold in den Sagen wird gefalschmünzt und Ahasver, der die lumpigste That in der ganzen Geschichte beging, Ahasver soll noch verlangen können, daß ihm Christus Abbitte thut! Nun, Gott helf' es, wir wollen sehen, wie lange Ahasver darauf warten muß. Bleibt der ewige Jude lieblos, kalt, egoistisch, partikulär und steigert sich nach seinen historischen Erfahrungen höchstens zu dem frechen Stolze, daß man kommen müsse und ihm abbitten, dann mag er wandern, der tückische Schuster von Jerusalem, bis an den jüngsten Tag, wo er die überwachten Augen groß aufreißen und sich über den Anblick des zu Gericht sitzenden Christus höchlichst verwundern wird: dann wird er sagen: Hab' ich das ahnen können, daß etwas Großes an meinem Laden vorüberseufzte und daß man ein großer König auch ohne Dukaten sein kann! Und Christus wird ihn in einen Louisd'or verwandeln, der aber (und das würde für Ahasver die Hölle sein) keinen Cours mehr hat. Doch ich glaube und bete, daß Ahasver so endet, wie ich mirs eben dachte; denn auf die jüngern Juden hab' ich eine große Hoffnung.

## II.

Julius Mosen hat die Sage verändert, doch ist es verdienstlich, daß er es nur im menschlichen, nicht im theologischen Sinne that; er deutet allerdings am Schlusse

seines Gedichtes eine Zeit an, wo über den Christen- und Judengott gleicherweise würde entschieden werden, den Tag des jüngsten Gerichts; doch in allem Uebrigen, was seiner Dichtung den Reiz einer eignen Erfindung giebt, zieht er die menschlichen und sittlichen Motive der Sage den theologischen vor. Leider kann man aber mit seinen Hypothesen nicht vollkommen zufrieden sein. Die Art und Weise, wie er Ahasver zu der Verhöhnung Christi kommen läßt, hebt das Wesen der einmal überlieferten Sage merklich auf, die Gesichtspunkte derselben werden gewaltsam verrückt, und Gefühle und Motive in das Ganze des Hergangs hineingetragen, die dessen einmal überlieferte Einheit stören. Julius Mosen hat den Versuch gemacht, Ahasvers Benehmen gegen Christus zu entschuldigen. Er giebt ihm zwei Kinder, die der Römische Proconsul für seine Lust begehrt und Christus, angefleht sie zu retten, rettet sie nicht! Ahasver, in einer dichterisch ausgezeichnet schönen Scene, tödtet sie selbst und tritt nun Christo mit dem gedoppelten Gefühl der Verzweiflung und der Rache gegenüber und höhnt ihn aus gekränktem, verzweifelndem Vatergefühl. Julius Mosen erhält durch diese Erfindung noch ein anderes Resultat. Er findet nämlich damit auch einen Grund auf, warum Ahasver nach dem Morde seiner Kinder grade den Tod für die größte Seligkeit halten muß und warum Christi Fluch, daß er ewig wandern müsse, grade an ihm eine so tragische Bedeutung haben konnte. So kommt allerdings ein pragmatischer

Zusammenhang in die Fabel: wenn nur ihr Wesen dadurch nicht entstellt wird!

Wenn Ahasver das jüdische Volk selbst sein muß, so möchte es schwer halten, für diese Gründung auch in der Lage des Judenthums die entsprechenden Relationen zu finden. Wenn allerdings das jüdische Volk unter der Römerherrschaft in einer so trüben Verzweiflung konnte gelebt haben, daß ihm Propheten und Neuerer, wenn sie nicht eine sichtbare Macht entwickelten, nothwendig für falsche gelten mußten und es somit möglich wäre, daß Ahasver den Heiland aus Verzweiflung über die geknechtete Lage seines Volkes (das Unglück seiner Kinder) verhöhnte: so scheint mir doch im Judenthum das Gefühl, daß der Tod ihm eine Wohlthat wäre, am allerwenigsten ausgesprochen. Im Gegentheil liegt das Tiefsinnige der Sage darin, daß die Juden nichts sehnlicher als ein langes Leben wünschen (ihrer messianischen Hoffnungen wegen) und daß in Ahasvers Wanderung und seinem Todesunvermögen grade diese Sehnsucht nach Unsterblichkeit ironisch, in ihrer abstrakten äußerlichen Weise, in der für den Einzelnen selbst daraus entstehenden Pein dargestellt ist. Und ferner: Grade weil Christus deshalb von Ahasver verspottet wurde, weil er als Gott sterben mußte, wollte er über ihn den ironisch-tragischen Gegensatz verhängen, daß er fühle, welch' ein Unglück selbst für Menschen es ist, ewig leben zu müssen. Ahasver ist die tragische Consequenz der jüdischen Hoffnungen, er ist dasjenige schmerzlich

im Einzelnen, was die Juden so gern als Ganzes sein möchten, nämlich ewig. Wo liegt im Judenthum die Verzweiflung, daß es gern sterben möchte und nicht kann? Grade die Lebzähigkeit der Juden ist das Tragische bei ihrem Unglück: ans trübe Dasein fesselt sie die messianische Hoffnung, welche selbst die geistreichsten und gefühlvollsten Juden nicht aufgeben können, wie ich nur auf Steinheim, leicht den tiefsten unter den jetzt lebenden Deutschen Juden, zu verweisen brauche, der die Lage seines Volkes schmerzlich genug empfindet, aber doch die Mission desselben nicht im Tode sieht, sondern grade in einer Rückkehr aller Philosopheme und Religionen auf den, der da ist und der da war, Jehova, eine Rückkehr, die nicht stattfinden könnte, wenn die Juden nicht den unsichtbaren Tempel von Jerusalem so lange hüteten, bis die Zeit erfüllet ist. Wenn Mosen seinen Ahasver in der Verzweiflung, nicht sterben zu können, schildert, wie er sich in das Nest der Schlange legt, sich in den Vesuv stürzt, wie er die unentfliehbarsten Gefahren aufsucht und doch erhalten bleibt, so verläßt diese Zeichnung schon gänzlich die gegebenen Conturen aus dem jüdischen Volke selbst: denn das Judenthum hat nie diesen Trieb der Selbstvernichtung gehabt, es hat immer gezeigt, sich zu erhalten und aufzusparen für eine triumphirende Zukunft. Ahasver's tragisches Loos ist nicht das gewaltsame und nicht findende Suchen des Todes, sondern das matte überwachte Hindämmern, das Sichselbstüberleben, das Veralten. Die Zeit

wird immer wieder jung, neue Völker kommen, neue Helden, neue Reiche — nur Ahasver bleibt, wer er war, eine lebendige Leiche, ein Todter, der noch nicht gestorben ist. Von dieser Seite aus ist Sinn in der Sage, und Julius Mosen hat Unrecht gethan, ihn sich entgehen zu lassen oder wohl gar zu ändern oder zu verschlimmbessern.

Ahasver, im Gedichte, läßt sich übrigens nur lyrisch als Klage eines Juden auffassen; episch leidet der Stoff an einer trostlosen und öden Monotonie. J. Mosen hat dies gefühlt und versucht, seinem Ahasver eine durch Thaten und Lebensschicksale bewirkte Steigerung zu geben; allein weiter als bis zum Islam ist er mit seinem Helden nicht gekommen. Die Bewegung, die er ihm zu geben versuchte, ist von den gleichmäßigen Schuppenringen einer Schlange nicht verschieden; eine Gliederung wie die andre, immer dasselbe Beginnen und dasselbe Aufhören. Dreimal bekommt Ahasver durch göttliche Fügung seine Kinder wieder, dreimal verliert er sie durch eine Welt, deren Institutionen er nicht anerkennt: die Kinder sind immer jung und handeln nach der jungen Welt, er ist alt und verliert sie immer wieder. Es liegt darin eine schöne und ergreifende Wahrheit, eine sinnvolle Beziehung auf das Judenthum selbst: doch, zu oft wiederholt, ermüdet es, es ist kein Ende da, das Ganze verrinnt in den Sand einer immer ablaufenden und immer wieder aufgeschütteten Stundenuhr.

Nach diesen Andeutungen sieht man, daß J. Mosen ein sinniges und durchdachtes Werk geliefert hat, sich aber einer eigentlichen Lösung der gewählten Aufgabe nicht rühmen darf. Er wich von dem Buchstaben der Sage ab und mußte sich darum nur noch mehr von dem Geiste desselben, wie wir ihn im ersten Artikel zu definiren suchten, entfernen. Dieser Ahasver ist weder der rechte, noch ein möglicher; denn der Prüfstein alles dessen, was man in den Ahasver hineinlegen kann, bleibt das jüdische Volk selber, dessen Natur und Streben J. Mosen sich nicht lebendig genug vergegenwärtigt hat. Es kommen in seiner Auffassung der Sage offenbare Verstöße gegen den Geist und die Geschichte des Judenthums vor, so daß man sich zuletzt nur noch die Frage aufwerfen darf, ob seine Dichtung durch ihre poetischen Vorzüge und Schönheiten den Mangel einer befriedigenden doktrinären Erschöpfung des Stoffes verdecken und durch die Form für den Inhalt entschädigen kann?

Ich kann jedoch nicht sagen, daß ich an Gedichten, deren Idee mir verfehlt scheint, selbst bei sonstigen Schönheiten große Freude habe. Die Blumen und Bilder und aufgethürmten Gleichnisse können all nichts fruchten, wenn der ganze Bau keine Solidität hat; so ist es mit Lenaus epischen Versuchen, so ist es mit Mosens Ahasver. Dazu kommt, daß theils in dem breitspurigen Versmaaß, theils in der Methode der Darstellung der epische Charakter gar zu sehr mit dem reflektiven der Dante'schen Dichtungen

wechſel. Die hier niedergelegte Beurtheilung Goethe's gibt ſich wohl deutlich genug durch den epiſtolariſchen Geſichtspunkt als unmaßgeblich zu erkennen. Herr Gervinus ſucht ſich aus den verſchiedenen von Goethe geſchriebenen Briefen ein Urtheil über die Individualität des Dichters zu bilden, über ſeine Innerlichkeit, ſeine techniſchen Grundſätze, kurz über einen ſupplirenden Commentar, der in einer objektiven Literaturgeſchichte ſelbſt keinen Platz finden dürfte. Herrn Gervinus ſchwebte dabei die Idee des Pragmatismus vor, den er, als ein Schüler Schloſſer's, auch neuerdings auf die Geſchichte der ältern deutſchen Literatur angewandt hat. Man kennt den Univerſalismus dieſer Behandlung, man kennt ihre mannichfachen belehrenden und unterhaltenden Reſultate; man weiß, daß ihre Unbefangenheit oft die Phyſiognomie des Dilettantismus trägt und daß ſie die Gegenſtände mehr durch Vergleichungen, Parallelen, Erkurſe zu erläutern, als objektiv zu erſchöpfen ſucht. So läßt ſich auch bei dieſer Schrift über den Goetheſchen Briefwechſel nicht verkennen, daß ſie alle Reize jener naiven, vorurtheilsfreien und dilettantiſchen Unbefangenheit an ſich trägt, die ſich z. B. mit der Geſchichte der Angelſachſen beſchäftigt und darauf zu einem Literarhiſtoriker ſagt: Nun will ich dir doch einmal ſagen, was ich beiläufig auch über deine Sache denke! Nur hätte Herr Gervinus gegen die Zeiten ſelbſt gerechter ſein ſollen und in

verwechselt ist. Das Mosen'sche Lied fühlt sich selbst, spricht von sich selbst, ist sich seiner auf eine öfters schwülstig wirkende Weise bewußt. J. Mosen war früher einfacher und durchsichtiger. Er hat sich von dem Schwulst der neuesten Manier eines Anastasius Grün, Karl Beck und Andrer anstecken lassen und redet mit wahren Feuersbrunstzungen, statt mit feurigen. Seine Bilder und Schilderungen sind oft schwülstig und übertrieben, wie denn auch ein sehr affektirtes Wesen darin liegt, daß fast jeder Gesang mit einem breit zerlegten und tranchirten Gleichnisse beginnt. Manche Bilder sind ungehörig und ermangeln aller „Tertien der Vergleichung;" z. B. soll der Mond einer verschleierten Nonne gleichen, wo, wenn die Keuschheit damit gemeint ist, man das Gleichniß schon humoristisch, nicht mehr episch-ernst nennen muß; die Belagerung einer Stadt wird mit einer Krähe verglichen, die allmälig eine Muschel aufpickt u. s. w. Diese schwülstigen und nur dem Humoristen erlaubten Bilder kommen von der irrthümlichen Vorstellung her, daß man zu Allem und Jedem in der Dichtung Gleichnisse geben kann. Bei faktischen Dingen kann sich nur der Humorist Gleichnisse erlauben. Der Lyriker, Dramatiker, Epiker glaube nicht, daß er nach dem Beispiel Homers für Alles und Jedes Bilder geben dürfe, und selbst wenn sie ihm unwillkürlich einfielen! Es giebt vier Gesetze für die antike und moderne Dichtung, die wahrscheinlich noch in keinem Compendium der Poetik stehen, die aber wahre Dichter schon von selbst

in jener Hand haben sollten, welche mit dem Plektrum die Leier schlägt.

Ueberhaupt hätten wir die Dichtung Mosens viel einfacher und naiver gewünscht. Gleich die ersten Verse fangen in einer Weise an, die gar zu pomphaft und bis zur Stunde mir ihrem Sinne nach noch unverständlich ist. Die gleich darauf beginnende Erzählung ist keine Erzählung, sondern Angabe eines Themas; schwer, sehr schwer bewegt sich der Rhythmus vorwärts; allzu große Massen setzt der Dichter in Bewegung, um die einfachsten Dinge zu berichten. Der zweite Vers S. 8 ist ganz unverständlich; ebenso der fünfte S. 10. Anderswo geht der poetische Ton verloren z. B. S. 27:

Da scholl durch die Natur ein Wehgeschrei gräßlich,
So mark- und beindurchdringend, unerhört,
So jammervoll, wildfremd und unermeßlich;

diese sieben abstrakten Epitheta sind wahrlich prosaisch!

Diese Rügen sollen die Vortrefflichkeit vieler Partieen nicht ausschließen; im Gegentheil kann alles das, was wir in einer so ausführlichen Beurtheilung nicht verschwiegen, gesagt sein, ohne daß darum dem ganzen vorliegenden Gedichte der Totaleindruck einer schönen, mannigfach reizenden und die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienenden Schöpfung geraubt würde. Julius Mosen ist ein tiefes und begeistertes Dichtergemüth. Er schaut seine Werke mit seelenvoller Hingebung: er hat den Glauben an eine ihm gewordene Offenbarung, deren Heiligkeit ihn

treibt, ſeines Dichtens als eines frommen Prieſterdienſtes zu walten. Werke, wie dieſer Ahasver, ſoll die Nation und die Kritik hegen und pflegen: denn das iſt ihnen unverkennbar aufgedrückt, daß ſie die Frucht geheimnißvoller Weihestunden ſind, und daß ſelbſt die ſtreitenden Erörterungen, die ſie hervorrufen, nicht Statt finden würden, wenn dieſe Dichtungen nicht den Stempel einer der Claſſizität ſich nähernden Vollendung trügen.

# Nachtrag.

## I.

Seitdem ich an dem Kampfe der Ideen gegen verrottetes Herkommen Theil nehme, hab' ich meine Feder der bürgerlichen Gleichſtellung der Juden gewidmet. Die Gründe, welche für dieſen Akt der Geſetzgebung ſprechen, ſind ſo erſchöpft, daß ſich ihnen zu widerſetzen eben ſo viel Herzloſigkeit wie Mangel an politiſchem Verſtande verriethe. Die Frage iſt kaum noch die, ob die Juden gleichgeſtellt werden ſollen, (vom induſtriellen Egoismus oder von religiöſer Intoleranz könnte ſie nur noch beſtritten werden) als die, wie man den Juden die bürgerliche Freiheit, welche ſie über kurz oder lang in allen Deutſchen Staaten erhalten werden, zu einem ihrer eigenen Geſammtheit erſprießlichen Genuſſe und die Ausgleichung mit der chriſtlichen Geſellſchaft ſo vollſtändig und beziehungsreich als möglich machen könne.

Man hat mir geſagt, daß mein Artikel über den ewigen Juden mit dieſen Grundſätzen ebenſowenig übereinſtimme, wie mit der freien Auffaſſung des Chriſtenthums, welche mein religiöſes Glaubensbekenntniß bildet. Ich

hätte aber weder geglaubt, daß man einen aus der Natur und frühern Geſchichte des Judenthums hergenommenen Commentar über eine ſo ziemlich in der Luft ſchwebende Sage als eine Feindſeligkeit gegen die bürgerliche Frage des Judenthums auslegen, noch daß man mir verdenken würde, daß ich bei aller Freiheit des Gedankens noch eine Vorliebe für das Chriſtenthum verrathen könne! Wenn ich, um einen leidigen Zwiſt beizulegen, der unſre Geſellſchaft untergräbt, wenn ich, um dem Judenthum die Möglichkeit eines vollſtändigen Anſchluſſes an unſre Staats- und Erwerbsordnung zu ſichern, immer und überall für die Emanzipation ſtimmen werde, ſo ſollte man doch darum noch keine wankende Anhänglichkeit an das Chriſtenthum oder auch nur eine mehr, als zur Sache gehörig Neigung für das Judenthum ſelbſt vorausſetzen. Die Sage vom Ahasver iſt ein allgemeines Urtheil über das Judenthum; ich habe nichts verſucht, als ihr aus den Auswüchſen und Gebrechen deſſelben eine Deutung zu geben. Ich habe endlich hier auch nicht mit der jüdiſchen Geſellſchaft, ſondern mit einigen jüdiſchen Dichtern, Philoſophen und Schriftſtellern zu thun.

Statt mir Judenhaß vorzuwerfen, hätte man ſich fragen ſollen: Wie kommt es, daß ein Mann, der unſrer Sache zugethan iſt, in eine ſo plötzliche Erzürnung über uns gerathen kann? Ich würde dann haben antworten müſſen: Mein Artikel iſt nicht gegen die Gemeinde und deren Sache gerichtet, ſondern erſtens gegen einige jüngere

Dichter, die, unwillig über die ſo lange verzögerte Befreiung, ſich in den Schooß des Judenthums zurückwerfen, und eine Bildung, die ſie lediglich der civiliſirenden Kraft des Chriſtenthums verdanken, zu übertriebenen und das chriſtliche Gefühl nur herausfordernden trauernden Rabbi- und Ahasvergeſängen verwenden; zweitens gegen jene Philoſophen, die aus Bitterkeit über die noch andauernde Lage der Juden ſich hinreißen laſſen, ſogar der Wiſſenſchaft eine ihr noch zu gebende jüdiſche Färbung zuzumuthen und Chriſtus man möchte faſt ſagen perſönlich haſſen, da ſie doch einſehen könnten, daß er nächſt Moſes ihr größter Held und Charakter war; drittens gegen diejenigen Juden, die da glauben, man ſolle ihnen die bürgerliche Freiheit aus religiöſem Indifferentismus geben; viertens gegen diejenigen, die bei den Schwierigkeiten, welche die Emanzipation gegenüber der bigotten und dem Judenthum ſo feindſeligen chriſtlichen Volksmaſſe hat, bei der ſo läſtigen Verſchiedenheit der das Gewöhnlichſte im Leben berührenden jüdiſchen Gebräuche, bei hiſtoriſchen Entwickelungen, die in den Dingen, nicht in den Menſchen liegen, vom Chriſtenthum gar verlangen, es müſſe dem Judenthum etwas abbitten; fünftens gegen diejenigen, welche gleichſam in einer Noah-Arche der Erwartung ſitzen und von Jahr zu Jahr das Fenſter öffnen und fragen: Sind wir ſchon emanzipirt? die dann, wenn die Gewäſſer noch nicht verzogen ſind, das Fenſter wieder ſchließen und ſich, ohne Intereſſe für die übrige Welt, von den Wellen wieder forttreiben

laſſen; die da gänzlich vergeſſen, daß ſie ſich ſelbſt darauf berufen, ſie wären Deutſche und doch nur die Geſchichte des Vaterlandes darnach beurtheilen, daß ſie unter Napoleon, den ſie darum verehren, frei waren und in den jetzigen Zeiten, die ſie darum haſſen, gedrückt ſind. Es ſind nicht die Intereſſen des Judenthums, die ich beeinträchtigen will; nur ſind' ich, daß grade die, welche die Gebildetſten an der Spitze des Judenthums ſind, viel zu ſehr an einer gefährlichen Trennung arbeiten, den Zwieſpalt übertreiben, die Leidenſchaften ſchüren, die Ausſöhnung durch ihren Groll nur erſchweren, die Gleichſtellung nicht immer richtig und für das chriſtliche Gefühl zart genug motiviren, den Einfluß der gebildeten Chriſten auf die Ungebildeten überſchätzen, die hiſtoriſchen Entwickelungen über's Knie brechen und ſo lange, bis ihnen die Emanzipation geworden iſt, ordentlich ein Neutralitätsverhältniß zu ihrem Vaterland beobachten. Ich brauche nur an **Dr. Philippſon** zu erinnern, der eine Zeitung nicht für die Sache der Emanzipation (denn das hätte Grund) ſondern für das Judenthum im Allgemeinen herausgiebt, eine Zeitung, die ſich ein Geſchäft daraus macht, aus allem, was in der Welt vorgeht, den jüdiſchen Antheil daran einzuregiſtriren und nicht von Onslow, Moſcheles, Kalkbrenner, Roſenhain, Thalberg in eins zu ſprechen, ſondern bloß Moſcheles, Roſenhain, Meyerbeer, Halévy hervorzuheben, gleichſam als wenn Meyerbeer ſeine Kunſt nicht dem Abt Vogler ſondern dem Talmud verdankte!

Dieſe Betrachtungen waren es, die mich die Sage vom Ahasver auf eine Weiſe auffaſſen ließen, welche die aufrichtigſte Theilnahme an der bürgerlichen Frage des Judenthums und meinen innigſten Wunſch, die Geſetzgebung möchte endlich zu dieſem Behuf an weiſe, duldſame und auf der Höhe unſerer Zeit ſtehende Gemüther kommen, nicht ausſchließt.

## II.

Auf ſolche Entgegnungen, wie ſich eine in den neueſten Nummern der Zeitung für die elegante Welt findet, mußt' ich gefaßt ſein. Doch ſcheint mir der Verf. der letztern, abgeſehen von den Aeußerungen eines verletzten Gefühls, die ich ihm, als einem Israeliten, nicht verdenken will, von der Ahasverſage wieder nur jenen allgemeinen, dämmrigen Begriff zu haben, der jetzt ſo viel in der Literatur herumſpukt und mich grade zu einer ſo ſtrengen Oppoſition dagegen veranlaſſen konnte. Ich wiederhole: Die Ahasverſage iſt eine chriſtliche, keine jüdiſche. Soll ſie ächt und rein bleiben, ſo muß ſie es als chriſtliche oder man läßt ſie, als eine Ausgeburt finſtrer Zeiten, gänzlich fallen. Wird ſie ausgebildet und bearbeitet, ſo muß ſie in der Hauptſache die bleiben, die ſie von Anfang war. Ein Umdeuteln und Hineinlegen kann bei Sagenſtoffen nur ſtattfinden, wenn der dichteriſche Bearbeiter das Urſprüngliche potenzirt, das Gemeine der Auffaſſung veredelt und, wie Göthe gethan hat, aus dem Zauberer Fauſt einen Philoſophen mit der Bildung unſerer Zeit macht. Etwas ganz [illegible] iſt aber die Art, wie die jungen jüdiſchen Dichter den Ahasver umgeſtalten wollen. Sie

wollen aus dem, was ſchlecht war, ein polariſch Entgegengeſetztes machen, etwas Erhabenes; ſie wollen Ahasver, der ein erbärmliches Wort in der Sage ſpricht, zum Träger hoher Ideen in ihrer Dichtung machen. Das nannten wir falſchmünzen und werden noch immer dabei bleiben: Ahasver iſt eine Chriſtenſage: man laſſe ſie entweder gänzlich fallen oder behandle ſie nach dem Geiſt, der einmal in ihr ausgeſprochen iſt, dem chriſtlichen. Die Frage des Judenthums, die Frage des Tages, findet im Ahasver gar keine Erledigung, es ſei denn ſo, wie ich es früher, ohne damit ein Maaß geben zu wollen, ſkizzirt habe. Der Emanzipationsfrage gegenüber wird man immer beſſer thun, dieſe Sage ſchlummern zu laſſen. Sie iſt nicht geeignet, die Gemüther beider Religionsparthein zu verſöhnen. Wollen aber junge jüdiſche Dichter ſie behandeln, dann müſſen wir Chriſten wenigſtens Acht haben, daß uns theuerwerthe Dinge von ihnen nicht dabei entſtellt oder entwendet werden.

Der Verf. der erwähnten Entgegnung ſagt, die Löſung der Emanzipationsfrage läge über das Chriſtenthum hinaus. Ich glaube dies ebenſowenig, wie ich nicht weiß, was anders für eine Beziehung das Chriſtenthum zu jener Frage haben kann, als die, daß wir friedfertig und duldſam die Sache einer Gemeinde entſcheiden mögen, die mit uns aufgewachſen iſt und durch ihr Glaubensbekenntniß nicht ſollte gehindert werden, an irdiſchen Dingen, nach denen ohnehin des Chriſten Sinn nicht trachten dürfte, Theil zu nehmen ſo wie wir. Ich geſtehe ſogar, daß ich

recht gut weiß, wir leben in einem Zeitalter der religiösen und politischen Gährung, wir haben eine spekulative Richtung, die über dem Positiven schwebt, wir haben Strauß, wir haben um mit dem obigen Verf. zu reden „tausend flammende und rauchende Zeichen" aber praktisch, verständig die Dinge angesehen, hängt die Frage des Judenthums wohl nur vom endlichen Siege jener Aufklärung auch bei uns ab, die in Holland und Frankreich die Emanzipation längst zugelassen hat. Was da von den jungen jüdischen Dichtern, den Sängern des Judenschmerzes u. s. w. in die Frage hineingetragen wird, kann nur dazu dienen, sie zu verwirren und ihr eine Opposition bei solchen christlichen Gemüthern zu schaffen, die nicht Lust haben, dem Judenthum eine Mission, dem Ahasver eine Zukunft und dergleichen einzuräumen. So wenig durch das Alles, was jetzt im Schooß des Christenthums vorgeht, etwas anders erzielt wird, als eine freiere Auffassung desselben, so wenig können wir glauben, daß wir, frei geworden im Sinne unsrer Zeit, das Christenthum und Judenthum sich noch einmal an einander indifferenziiren sehen sollten. Die Emanzipationsfrage ist eine der Politik und der Sitte, keine Frage der Metaphysik und der Religionsgeschichte. Wer unter den Juden sie zu letzterer macht, wird erleben, daß er Vielen eine Angelegenheit verleidet, der sie sonst mit Rath und That so herzlich und innigst geneigt sind.

ſeinen Parallelen nicht vergeſſen dürfen, daß der mit Schiller in dem bekannten Briefwechſel ſtreitende Goethe ein Aelterer gegen einen Jüngeren, ein Ausgegohrener gegen einen Gährenden iſt. Ebenſo liegen alle übrigen Quellen, welche Herr Gervinus benutzte, friedlich und ohne Unterſcheidung neben einander und machen, die Charaktere der Briefſteller mögen noch ſo verſchiedenartig ſein, auf eine und dieſelbe Geltung Anſpruch. Ich glaube wohl, daß Goethe den ganzen Uebermuth eines Neulings in ſeiner erſten Weimarer Periode gezeigt hat; doch wenn es Wieland iſt, der darüber an Merk berichtet, ſo muß man von ſeinem Urtheile die unbehagliche Stellung abziehen, in welche er durch Goethe's Ankunft für ſeine Autorität gerieth, vor allen Dingen aber den geſchwätzigen Ton, deſſen er ſich in dieſen Mittheilungen zu bedienen pflegt.

Am Schluß ſeiner ungemein anregenden Schrift verſpricht uns Herr Gervinus das Phänomen Bettinens zu erklären. Wer fühlte nicht, daß es hier ein Räthſel zu löſen gibt! Doch ſtatt einer Löſung gibt Herr Gervinus wieder nur — eine Parallele! Er vergleicht Bettinen mit einem umgekehrten Ritter des Mittelalters. Er ergeht ſich in einer abſichtlichen Vergleichung der Launen des Kindes mit den Aventüren der alten Zeit, er accentuirt dies Alles ſo ſcharf, daß man ihn fragen muß, was er damit ſagen will? Iſt Bettine

# Der Muſenalmanach auf 1839.

Erklärte nicht Herr von Gaudy am Schluſſe des diesjährigen Muſenalmanachs, er würde ihn in Zukunft fortſetzen, ſo möchte man glauben, daß dieſer zehnte Jahrgang ſein letzter wäre. Dürrer und mißrathener iſt die Herbſternte unſrer Lyrik ſeit mehreren Jahren nicht ausgefallen. Die beſſern Namen fehlen diesmal und die guten, die ſich einfanden, haben in einer ſchlechten Stunde gedichtet. Dazu im Hintergrunde Chamiſſos Sarg — man möchte von dem Almanach wie von einem kranken Freunde Abſchied nehmen, von dem man ſchmerzlich ahnt, daß er das nächſte Frühjahr nicht überleben wird.

Den beiden Gedichten von G. Schwab ſieht man zu ſehr die äußerlich gegebene und ſchnell von ihm ergriffene Veranlaſſung an. Chamiſſo hat unſtreitig das Beſte beigeſteuert. Seine Bearbeitung des armen Heinrich (eines Gedichtes, das Göthen ſo widerwärtig war) iſt fließend und warm; die „drei Schweſtern" ſind vortrefflich. Die „ſtille Gemeinde" iſt ſchon oft bearbeitet; die übrigen

Gedichte haben mindern Werth und rühren nur durch die Andeutung deſſen, was inzwiſchen eingetroffen iſt, des Todes. Weſſenberg giebt Gefühle, die wenigſtens tief empfunden ſind. Seine Reflexion wiegt ſich immer auf den wohlklingendſten Worten. Hoffmann von Fallersleben hätte uns durch Beſſeres erfreuen können; für den „erſchlagenen Ritter" giebt leider in demſelben Almanach ein Ueberſetzer die Quelle (Puſchkin) an. Fr. von Sallet iſt beſonders fruchtbar geweſen. Seine Weiſe nähert ſich der Gaudy'ſchen; indeſſen wird die Form doch oft zu locker und loſe und dem Gedanken, der mit ſo viel naiver Prätenſion (denn Nonchalance iſt oft die größte Prätenſion) vorgetragen wurde, fehlt die eigentliche Tiefe. Man hat nicht viel, wenn das Gedicht zu Ende iſt. Die „Verjährung" von J. G. Seidl iſt ein ſchöner dichteriſcher Gedanke, der leider verſtandesmäßig („Wie — alſo") ausgeführt iſt. Fouqués alter Deſſauer in Nürnberg iſt ſo charakteriſtiſch, daß man ſich diesmal die Voruſſomanie gefallen läßt. Die „wahrhafte Fabel" iſt ein Berliner Eckenſteherwitz. „Der Tiſchler und ſeine Geſellen" von O. von Sydow iſt recht brav; vielleicht ein wenig zu künſtlich natürlich gemacht mit dem vorgeſetzten Verbum. O. F. Gruppe tritt weit dichteriſcher auf, als man dem in ihm überwiegenden Verſtande zutrauen möchte. In dem Gedichte: „Papagei" ſpukt Freiligrath; der Anfang: „Urwildniß!" iſt von ihm. „Reiters Abſchied" iſt ein ganz vortreffliches Gedicht. E. M. Arndt kräftig, hie-

ker und etwas zu Deutſch für Friedenszeiten, wie immer. Eichendorff hat kein Glück gehabt. A. Elliſſen ſcheint den diesmal fehlenden L. Braunfels erſetzen zu wollen. A. Kopiſch faſelt angenehm, wie gewöhnlich, wenn von Waſſer, Wein, Noah u. ſ. w. die Rede iſt. Sein Elfenübergang iſt kindiſch und ſcheint dem Brentano'ſchen Mondnachtskirchgang der Mäuſe nachgebildet. Guſtav Pfizer lieferte unſtreitig die ſchlechteſten Beiträge. Dieſen jungen Mann, dem ſo manches früher gelungen, ſcheint die höhere Weihe ganz verlaſſen zu haben. Seine Verſe ſind ſo glatt hingepfuſcht, wie wir noch nie etwas von ihm geleſen haben. Kein bedeutendes Bild, keine ergreifende Veranlaſſung des Gedichts — ja in den „Typen" ordentlich, als wenn ihm Einer ein Penſum gegeben hätte, das er in Verſe umſetzen ſollte. Die verſtümmelte Darſtellung des jetzigen Spaniſchen Erbfolgekrieges iſt ebenſo geſchmacklos wie langweilig. Hans Tiro zeigte ſich zu ſehr als Tiro. Stägemann tritt markig, edel und ſicher auf. Die Epigramme auf Napoleon (Stägemann nennt ihn Bonaparte) ſind, an das Licht der Zeit, aus der ſie kommen, gehalten, koſtbare Edelſteine. Das dritte Sonnet hat einen Gegenſtand, für den der Dichter keine Sympathie vorausſetzen darf. „Des Propheten Erdengang" von V. Strauß iſt in der Form recht artig, im Inhalt etwas gewöhnlich. Die Gedichte von Gaudy tragen wie immer ein originelles Colorit. Der Cholera-Cordon auf der Schleſiſch-polniſchen Gränze,

den Gaudy als Offizier mitgemacht*) zu haben scheint, hat ihm eine hübsche Ausbeute für die Darstellung des Sarmatenwesens gegeben. Sein Studium Berangers verführt ihn öfters zu einer Weitläufigkeit, die seine Gedichte fast vaudevilleartig macht. „Die Berlerin von Pontneuf" ist wohl schwerlich mehr, als ein Couplet. Auch beim sonst recht artigen „Nebenslotto" scheint Gaudy daran gedacht zu haben, daß er glücklich wäre, auf dem Leierkasten abgespielt zu werden. Das Gedicht an die Schwaben drückt die selige Ueberraschung aus, die ein Norddeutscher in der poetischen Schwäbischen Natur genießt. Der Gruß an die Dichter des Landes kommt gewiß vom Herzen; ein Norddeutscher muß sie in ihren Bergen und Thälern beneiden. Eine Berliner Weinkneipe mit Drukkerschem Aſterwitz und Französischem Rothwein hält wahrhaftig nicht die Vergleichung mit der gemeinsten Stuttgarter Schenke aus, wo es köstlichen Schwabenwein, eine Kellnerin aus Zuffenhausen oder ein Kätzchen aus Heilbronn und nichts dazu giebt, als frisches Gerstenbrodt und das Blasen des Thürmers von der Stiftskirche und den so poetisch klingenden Nachtwächterruf: Wohl um die neun Uhr!

*) Ein preußischer Offizier sagte einmal: Ich habe die Campagne von 1815 und den Schleieracrdon mitgemacht.

# Deutſcher Muſenalmanach auf 1841.

Berlin, bei Simion, 1841.

---

Ich werde dreißig Jahre, Ihr lieben Sänger; ich will Euch nicht mehr beurtheilen. Ich will eine Anzeige, die keine Beurtheilung ſein ſoll, mit dem Geſtändniß eröffnen, daß ich nicht mehr ſo harmlos fühle, wie in meinen Frühlingstagen, nicht ſo leicht träume, nicht ſo leicht Thränen vergieße, wie damals, wo mir der Muſenalmanach jährlich eine Chriſtbeſcheerung war. Was blätterte ich ſonſt in dem zierlichen, goldgerandeten Bändchen! Was nahm ich andächtig Euren Glauben, zärtlich Eure Liebe, gläubig Eure Hoffnungen auf! Und nun — wie wenig rührt mich Eure Nachtigall, wie wenig labt mich Euer Waldesgrün: ſeid Ihr Kinder geblieben oder bin ich alt geworden?

Ach, ich denke an meinen alten Lehrer zurück. Kinder, ſprach der einſt zu uns jungen Primanern, Kinder, wenn Ihr an Poeſie noch Freude haben wollt, ſo genießt ſie jetzt! Leſet jetzt die großen Dichter, die unſre ewigen Muſter ſind und bleiben werden! Es kommt der Tag, da

Eure Sinne ſtumpf werden, Eure Augen für die Farbe, Eure Nerven für den Duft erlöſchen: Leſet jetzt! O, könnt' ich noch mit der Begeiſterung leſen, wie damals, als ich ſo jung war, wie Ihr es ſeid!

Dieſe Erklärung meines Lehrers machte mich damals ſehr unglücklich. Ich hatte ſoviel zu thun, um ein Mann zu werden; da galt es, ſich auf ſo unzählige Capitel im Tacitus, ſoviel Verſe im Sophokles zu präpariren und Geſchichtszahlen zu lernen und Mathematik zu treiben und phyſikaliſche Experimente zu machen — und das Schöne am Leben, die Poeſie — die Poeſie konnte mir über Nacht verblühen; mein Sinn für das Schöne mir verwelken! Mit Grauen ſah ich unſern Lehrer an, der geſagt hatte: O, könnt' ich Dichter noch ſo genießen, wie ich ſie als Jüngling genoß. Ich war Jüngling, ſahe den Winter vor mir, den grauenvollen und hatte ſoviel, ſoviel zu thun! Ich war ſehr unglücklich.

Verzweifelnd ging ich herum. Ich fühlte, ich mußte mich jetzt an die Dichter machen oder nie. Jetzt wußt' ich, liebt' ich noch Schiller — einſt, o Gott — wenn eine Zeit käme, wo Dir der Duft abgeſtreift wäre vom Schiller und er Dir nichts mehr wäre als ein forcirter Schwärmer. Jetzt konnt' ich noch weinen mit Hölty, ſingen mit Uhland, ſchwärmen mit Herder und wie, wenn einſt mein Auge trocken, mein Sinn nüchtern bliebe im Leſen und Genießen des Schönen? Ich nahm die Nacht zu Hülfe. Ich las und las. Ich jagte durch Goethe,

Shakeſpeare, Calderon, Arioſt, Taſſo, Schiller. Ich habe damals alles geleſen, was groß und poetiſch iſt. So hab' ich nie geweint, wie ich mit Antonius an der Leiche des Cäſar weinte. Es war ein Sonntag, gegenüber predigte Schleiermacher auf der Dreifaltigkeitskirchenkanzel, ich ſah durch mein Fenſter den kleinen ſchwarzen Mann, aber mich feſſelte Antonius. Ich tragirte ihn ſelbſt hinter der Fenſtergardine und mußte inne halten, weil ich vor Schluchzen nicht weiter konnte.

Ich habe damals viel in mich aufgenommen, vielleicht zu viel. Ich habe damals alles geleſen und nichts behalten, wenig verſtanden. Ich kenne Goethe, Shakespeare, Arioſt, den ganzen Calderon — und habe ſpäter alles noch einmal leſen müſſen, weil ich mich auf nichts mehr beſinnen konnte. O, die Furcht vor dem Lebenswinter war doch wohl zu voreilig geweſen. Mein Profeſſor hatte ſich ſchwerlich gedacht, daß es unter ſeinen Schülern einen Narren gäbe, der ſeinen Ausſpruch buchſtäblich nehmen und die Literaturen aller Völker, aus Furcht, für ſie unempfänglich zu werden, verſchlingen würde.

Und doch hatt' er in vielem Betrachte Recht. Wie fein, wie bedeutungsvoll müßt Ihr Sänger des Muſenalmanachs ſchon ſein, um mich zu feſſeln. Eure Thränen machen mich lachen, Euren Schmerzen glaub' ich nicht: Eure Bilder ſind mir nicht neu: wie wenig, was ich

mich überwinden kann, zweimal zu leſen! Seid Ihr ſtauer, als früher, oder bin ich alt geworden?

Ich ſchlage das zarte Büchlein auf. Zwei Schildhalter ſtehen draußen: der Ruge, der Echtermeyer. Was wollt Ihr Hellebardenträger? Der Ruge, ganz blutig von ſeinen Kämpfen für den freien Gedanken, der Echtermeyer, ein wackrer Mann ohne Bedeutung! Was wollt Ihr unter den Dichtern, unter den Lyrikern? Wie könnt Ihr Leute werben, luſtig Volk, das kein Glaubensbekenntniß hat, als Liebe, Luſt, Wein, Weiber und Geſang? Der Wein wird ſauer werden, wenn Ihr lange da vorn ſteht! Gewiß, Ihr ſeid in der Schlacht am Platze; aber hier tretet weg: laßt einen luſtigen Geſellen an die Spitze, einen Eichendorff, einen Schwaben, einen Neutralen. Ihr muckt alle Tage in Euren Blättern einen Lyriker ab: wie können die armen Haſen zu Euch Vertrauen faſſen? Geht Ihr da weg, Ruge und Echtermeyer. Laßt andere, die ſtehen Schwaben, oder wer will, hintreten, den Freiligrath — Ihr gehört nicht in dieſe kindliche Geſellſchaft!

Eichendorffs Porträt ſieht vorn. Sieht wie ein preußiſcher Regierungsrath aus, hat aber ein gemüthliches Herz, ob ich gleich dem Gemüth der Romantiker nicht traue. Ich kenne viele des Gelichters, die die Feder nicht führen können, ohne von Mond und Lilien zu reden und im Leben doch rechte Lümmel ſind. Ich ſtoße mich aber nicht an dem Regierungsrath; ſeine Sächelchen ſind

wieder ganz hübſch und das „Incognito“ ſogar liebenswürdig. Aber da gleich der folgende: Herr Hoffmann von Fallersleben. Er ſingt von Helgoland. Helgoland, das kennen wir doch wohl? Er ſingt von Lotosblumen. Lotosblumen in Helgoland. Schnack! Zwölf Minnelieder, eins unbedeutender als das andere. Armes Mädchen, dem ſie gelten; arm, denn entweder biſt Du keiner beſſern Poeſie würdig oder Du bekommſt einen langweiligen Dichter zum Mann. Sieh', liebes Kind, dieſen Liedern ſchenke keinen Glauben! Wer ſo dichten kann, kann die Verſe zu Dutzenden aus dem Aermel ſchütten, hat ſchon Tauſend Andere beſungen und wünſchteſt Du einen Liebe-Improviſator zum Manne zu haben? Dieſer Hoffmann von Fallersleben hat ſich neuerdings durch unpolitiſche Lieder einen Namen gemacht. Kurze Waare, die ſich die Miene giebt, als könne ſie in Preußen mit langer Elle gemeſſen werden, während der gute Patron doch ſo zahm in ſeinem politiſchen Glaubensbekenntniß iſt, daß er für jedes Gift ein Gegengift, für jedes Vereat auch gleich auf der andern Seite ein Vivat hat. Eins lies, lieber Leſer, die Schmeichelei auf S. 20 dieſes Muſenalmanachs! Es iſt doch merkwürdig, was eine abgeſchlagene Bibliothekarſtelle alles aus einem harmloſen Manne machen kann, der früher nur unter Mücken und Johanniswürmern freiſinnig war und zuletzt auch ſatyriſch über Mauth-Anſtalten, Päſſe, Chauſſeen und ähnliche mittelalterswidrige Inſtitutionen wird. Der

ganze Freimuth des Herrn Hoffmann von Fallersleben concentrirt sich nämlich in der Satyre auf das, was die Satyre vertragen kann. Gegenstände und Personen, die hinten ausschlagen können, singt er mit gebührendem Lobe an.

Graf Alexander von Würtemberg sieht sich in allen seinen hier mitgetheilten Gedichten zu Pferde. Wozu diese Koketterie mit seinem Stall? Dichtet er für junge Damen im „großen Graben" zu Stuttgart, vor denen er Fenstercourbetten macht? Dichtet er für seinen Stallmeister? Dichtet er für Pferdehändler? Er fängt an:

Mein treffliches Roß.
Arabischer Abkunft,
Mein liebster Genoß u. s. w.

Was brauchen wir zu wissen, daß Herr Graf Alexander gute Pferde hat? Sein Schwager, Graf Sandor, hat vielleicht noch bessere.

Zu jagen in Fluchten
Durch Wälder und Schluchten —

Immer noch zu Pferde. Zwei Dinge hat der Graf gerne: 1) ein Schiff, 2)

Doch mehr ist mir werth,
Im freien Galoppiren
Mein treffliches Pferd. —
Den Tritt der Verachtung
Giebt er dem Planeten,
Dem morschen, verdrehten,
Bei jeglichem Zuckschlag.

Und so scharren und stampfen die Rosse in sämmtlichen

eine mittelalterliche Spätgeburt; wie konnte ſie jetzt noch kommen? Iſt ſie es durch Natur oder Abſtraktion? Iſt ſie Original oder Kopie, lügneriſche Kopie? Wenn dieſe Parallele des Herrn Gervinus allerdings komiſch iſt, ſo iſt ſie es auch deshalb, weil er damit etwas ganz Neues und Entſcheidendes entdeckt zu haben glaubt.

Frankfurt, im April 1836.

K. G.

Gedichten des Herrn Grafen fort. Wenn dieser Cavalier die Poesie nur in seinem Stalle findet, so werden ihm nur Bereiter und Roßkämme dahin folgen können. Ich bin weit entfernt, das Poetische des Reitens zu verkennen und mein guter Freund, der Bereiter Weber in Hamburg, wird mir das Zeugniß geben, daß ich seiner Schule bis jetzt noch keine Schande gemacht habe und wir im Felde draußen manchen wackern Ritt gewagt haben, aber die bloße poetische Koketterie ist noch keine Poesie! Man muß in der Welt ganz andere Dinge bezwungen haben, als Pferde, wenn man das Recht haben will, das Publikum mit seinen Gedichten zu behelligen. Die Nation ist kein Jockeyklubb und der Wettlauf nach dem Parnaß kein Pferderennen. Es ist mit dem Herrn Grafen grade so, wie mit dem bürgerlichen Dr. Laube in Leipzig, der seine poetische Bestimmung neuerdings durch ein Jagdbrevier hat dokumentiren wollen. Die Literaturgeschichte des Herrn Laube wird darum nicht gründlicher und die im Brevier mitgetheilte Reimerei darum nicht poetischer, daß Herr Laube alle Winter einige Hasen schießt und jetzt durch die Literatur als grüner Jäger, vorn und hinten Wildpret, reitet.

Gedichte von Tenner. Bedürfen des Gesanges, um zu gefallen.

Gedichte von H. A. von Stägemann. Hier ist Poesie! Hier ist Erhebung, Gluth, Wärme, Licht und Dunkel. Nicht rührender konnte ein Schwan vor seinem

Tode ſingen. Aus tiefſter Bruſt quillende, langhallende Seufzer. Eine Sehnſucht nach dem Tode, die man verſteht, wenn man weiß, wie ein hoher, geliebter, weiblicher Geiſt dem Dichter voranging. Und welche Sprache! Wie zaubervoll die Behandlung des Verſes! Welcher Reichthum in Wendungen, Zuſammenſetzungen und bezeichnenden Beiwörtern! Und das alles ſo gelegentlich, ſo hingeworfen, ſo abſichtslos! Man fühlt ſich von einem weißen, reinen Himmelslichte umfloſſen, wenn man dieſe Empfindung eines edlen Geiſtes frei auf ſich wirken läßt. Jedes folgende dieſer Sonnette iſt immer ſchöner, als das vorangehende.

G. Herrand. Seit lange habe ich nichts von dieſem jungen Berliniſchen Dichter (Zedlitz) geleſen. Er hat Fortſchritte gemacht. Seine lyriſche Zerfloſſenheit hat ſich gedichtet. Er knüpft ſeine Reflexionen an wirklich poetiſche Momente, wenn ihn auch noch gegenwärtig der Vorwurf einer zu großen Weitſchweifigkeit trifft. Abgränzung, Sichtung der Eindrücke, mehr Epigrammatik.

Zwei Gedichte von E. M. Arndt. Nicht mein Geſchmack. Ich erinnere unſere Leſer an den im erſten Band gemachten Unterſchied zwiſchen Alpengeiſtern und Brockengeiſtern.

In „Wüſtenlandſchaft“ von A. Bube vermiß' ich den höhern Sinn. Levin Schücking giebt „Jugenderinnerungen,“ die ſich durch klare Anſchauung, landſchaftliche Treue und Heimlichkeit des wirklichen Erleb-

niſſes auszeichnen. Nur muß grade bei dieſem Streben, aus dem Gegebenen das Poetiſche zu entlocken, nach einer möglichſt allgemein zu faſſenden Staffage geſehen werden. Ein einzelnes Wort, z. B.: „Ein altes Mauerwerk" u. ſ. w. iſt hier anſchaulicher, als die noch ſo ſinnigſte ausführliche Beſchreibung. Der „Severyniſſ" von Annette von Droſte Hülshoff in Münſter. Ein herrliches epiſches Talent. Die Pinſelführung keck, die Farben wahr, Licht und Schatten mit einer Meiſterſchaft vertheilt, die ſich nur an einem größern und würdigeren Stoffe, als einer Räuberſcene offenbaren ſollte. Gedichte von W. Viol. Nach Uhland kam noch mancher Frühling und jeder hat ſein Recht, aber nicht jeder Frühlingsſänger mehr. Man muß auch der Natur neue Seiten abgewinnen können. Dieſe entdecken wir in den Verſen des Herrn Viol nicht. „Evangeliſche Gedichte" von Fr. von Sallet. Seit einiger Zeit hat dieſer ſonſt ſo muntere Sänger einen kirchlich-polemiſchen Ton angenommen. Er legt die Bibel im Sinne der modern-philoſophiſchen Aufklärung mit geſundem Witz und poetiſcher Weihe aus. Der polemiſche Theil gefällt uns daran am beſten, denn zu dem conſtruktiven würde mehr von der innern Intuition und anſchauenden Myſtik eines Angelus Sileſius gehören. „Zwei Gedichte" von J. G. Seidl. Iſt jeder dichteriſche Gedanke Gedicht? Jedes Bild, das in zwei Worten ausgedrückt genügte, in weitläuftiger Paraphraſe auch Gedicht? Johannes

Blau. Kennen des Mannes nicht. Lieferte Unbedeutendes. „Fahrwohl der Hoffnung" von H. Püttmann. Klingt wie engliſche Almanachspoeſie. Die Hoffnung muß Eins ſein. Zugleich Roß, zugleich Nachtigall, zugleich Panzerkleid gehört ſie der Rhetorik, nicht mehr der Poeſie an. „Kaukaſus" von L. Braunfels. Etwas dunkel. Wir laſen ſchon Hübſcheres von dieſem talentvollen Dichter. „Werth der Blüthe" von A. Kahlert iſt ein artiger Spruch; die beiden andern Gedichte ſind unbedeutend. „Cactus grandiflorus" von F. W. von Kawaczynski beſchreibt das Blühen der genannten Blume in etwas pomphaften, aber gutgefügten Verſen. Die Blumen ſollen an den Dichtern ihre Gärtner, aber nicht ihre Hiſtoriographen finden. Adolph Stahr beſingt das Meer und ſeine Größe, das Strandleben in ſeinen Abwechſelungen. Die Eindrücke ſind wirklich empfangen, die Anknüpfungen des Aeußern an Inneres iſt ſinnig und nur die Combination der Geliebten mit der Seeſchwalbe, die der Strandjäger ſchießen will, ſcheint etwas zu ſentimental. Die erſte Romanze von C. Matzerath iſt zu inhaltleer: nicht Jeder wohnt bei Bonn am Rheine und trägt ſich ſelbſt die Bedeutung in das Gedicht hinein. Das zweite: „Nacht-Ritt" athmet wahre Empfindung; doch fehlt dem ſchweifenden Fühlen und Erinnern die Umgränzung. Gedichte einer (ungenannten) Braut erfreuen vielleicht den, dem ſie gewidmet ſind. Wolfgang Müller's Gedichte ſind ſangbar. Es

springt nichts Ausgezeichnetes aus ihnen hervor; doch ist Nr. 2 recht artig gewandt. „Ziska" von Nicolaus Lenau, ohne rechten Rahmen. Der Schluß verlangt einen guten Declamator. Von Dr. Dingelstedt zwei Seestücke, auch Früchte einer Helgolander Reise. Es soll noch der Dichter des Meeres kommen. Mit einem Besuch, einem Anfall von Seekrankheit, einem Uferjagen auf Seerobben, einem Sonnenuntergang und sechs kalten Bädern ist es noch nicht gethan. Auch das Meer will in seinen Tiefen und Eigenthümlichkeiten ergründet sein. Dingelstedt hat allerdings schon etwas vom Geruch der See weggekommen. Das zweite Gedicht ist eigenthümlicher, als das erste. Dingelstedts dichterische Weise läßt oft fürchten, wie er wohl aus seinen Reflexionen wieder in den dichterischen Strom zurückfinden wird: er findet sich zurück. Die eigenthümliche Art von Dialektik, in der sich Dingelstedt gefällt, giebt seinem lyrischen Wesen einen besondern Reiz; er polemisirt auch sehr hübsch in gereimten Metren.

J. Minding besingt in Sonetten den Cölner Dom; aber sollte mehr nicht von ihm zu sagen sein, als daß er dem Winde trotzt? Der dichterische Aufwand für diesen einen Gedanken ist zu breit auseinandergelegt. Karl Saro liefert Gewöhnliches. R. A. Mayer ist wieder froh in der Natur, glücklich unter Mücken und Amseln. Die Landschaftsbildchen sind diesmal wohl gerundet, aber nicht unmittelbar und stillebig genug. Ruge's „Auswanderer" ist sicher allegorisch zu verstehen, doch

fehlte dann die Schlußkataſtrophe. Iſt das Ganze faktiſch zu nehmen, ſo iſt die Idee eines Auswanderers, der eben ſcheiden will und eben ſich verliebt, ſehr poetiſch, nur muß er ſeiner Geliebten nicht das Leben retten, was zur Glaurenſchen Romantik gehört. G. Reichenau bringt noch einen polniſchen Nachzügler. A. Kopiſch, als gegenwärtiger brandenburgiſcher Hofpoet, fängt ſchon mit einem Stück brandenburgiſcher Geſchichte an. Er beſingt den Johann Cicero und rechnet auf Compoſition. Eine diplomatiſche Verhandlung hat aber wenig Harmoniſches und ſchwerlich wird dies Gedicht ſo populär werden, wie der Vater Noah. G. Blöde's Reimereien haben keinen Werth. „Die Nomaden" von A. Bary ſollen wohl die Zigeuner ſein? Doch ſind dieſe ſchon naturgetreuer geſchildert worden. R. G. Prutz ſchickt ein polemiſches Gedicht voran, das er zur Deviſe ſeiner Kritiken in den Halliſchen Jahrbüchern machen könnte. Das Bewußtſein, ſelbſt der ächten Poeſie anzugehören, klingt etwas vermeſſen: der wahre Dichter ſingt, aber klaſſifizirt ſich nicht. Das zweite Gedicht iſt gut gedacht und maleriſch ausgeführt. Das dritte iſt eine Spielerei. Das vierte ein Gelegenheitsgedicht. Die dem Dichter geläufige Einleitung einer neuen Strophe mit einem kurzen Satze:

Ein Jahr verrann!

oder

So biſt Du mein! u. ſ. w.

iſt ſtörend. Die „Mutter des Koſacken“ iſt ein regelrechtes, ſchönes Deklamationsgedicht, deſſen letzten Vers ſich aber jede Grelinger, jeder Seydelmann wegſtreichen wird. Das folgende Lied iſt für einen ſo grimmen Kritiker etwas tändelnd und gemacht. Das letzte Gedicht „Meeresfahrt“ iſt ſehr ausgezeichnet durch ſeine Symbolik ſowohl wie den Schwung der ſtoffſpendenden Phantaſie. Die Gedichte von Herrmann ſind in der Form incorrekt, in der Geſinnung erträglich ehrenwerth: es ſind nämlich politiſche Klänge. Die Vergleichung zwiſchen Friedrich und Napoleon, die darauf folgt (von demſelben, er nennt ſich Herrmann Beſſer) iſt ſehr hinkend. Was ſoll dies Fragen: Wer war größer? Beide waren Eroberer, beide waren abſolute Herrſcher; doch was Napoleon wurde, hatte er ſich ſelbſt gegeben, nicht, wie Friedrich, vom Geſchick empfangen. Solch politiſches Raiſonnement, noch dazu mit ſpeziell ſchwarz, weiß und oranger Färbung, ſollte im Muſenalmanach nicht geduldet werden. Niclas Müller iſt wie alle Naturdichter (er galt eine Zeitlang dafür) etwas unbeholfen im Ausdruck, doch zeugt dies eher für ſein Talent, als allzu leichte Sprache. Körner von Nietleben, ein Mitglied der weiland Halliſchen Werdeluſt, bringt nichts Erbauliches. Kleine Gelegenheitsabfälle von E. Mörike, unter denen beſonders das Epigramm auf den Vetter Sonnenuhrmacher recht ſchalkhaft iſt. L. Weſtrum bringt in ſeinem erſten Gedichte einen hübſchen Gedanken,

der aber zu lang ausgeſponnen iſt und ſich dadurch in ſeinem Intereſſe abſtumpft. Auch die beiden andern ſind bei aller Innigkeit zu wortreich. Gedichte von H. Kletke. Das erſte zeugt von Phantaſie und dichteriſcher Auffaſſung. Das zweite möchte an der Wiege doch nicht recht verſtanden werden. Das dritte iſt ein hübſches Winterlied, aber für kindliche Erwachſene, ſchwerlich für Kinder. „Vorüber" iſt ein vortreffliches Gedicht. Gedichte von J. M. Hutterus. Das erſte würde ergreifender ſein, wenn die Tannen verwandelte Menſchen oder etwas Zweites wären. So iſt die Sage eine dürre Fabel, keine lebensvolle Sage. Das zweite baſirt ſich auf etwas, das ſich nicht gut oder nicht ſchön denken läßt: ein Mädchen, das immer eine Roſe im Munde kaut?) Das dritte Gedicht iſt ganz verfehlt. Wer kann das ſtille, liebliche Gewimmel der Sterne deßhalb zu einer Schlacht machen, weil man einmal den Ausdruck gebraucht hat: Sternenheer? Das letzte Bild war des Verſes nur würdig, wenn es einen ſymboliſchen Beiſatz erhalten hätte. Gedichte von Julius Döring. Die beiden erſten ermangeln aller Pointe, aller Klarheit. Im dritten hätte das Satyriſche etwas dreiſter auftreten müſſen; ſo ſchwankt das Gedicht ungewiß nach Ernſt oder Scherz hin. Das vierte Gedicht iſt hübſch. Das letzte iſt als ſchönes Bild unweſentlich: für die Deutung fehlt mir der Schlüſſel. Zu den Gedichten von C. Reinhold theilt der erſte die ganze flimmernde Unſicherheit und Unſtätig-

keit des talentvollen Verfaſſers. Es fehlen die ſcharfen Umriſſe, das ſichre Wie? Wo? Was? Das zweite athmet eine üppige, durch Schwung und Begeiſterung anſprechende Rhetorik. Das dritte Gedicht iſt artig. Das Versmaaß iſt aber nicht gut gewählt: es erinnert an Langbein's wandernden Schulmeiſter Vakel. Die beiden letzten ſind ebenfalls ſehr ſinnig, nur weiß man wieder nicht, hat die Schöne in der Ballnacht erſt ihre Unſchuld und dann das Leben, oder blos ihre rothen Wangen verloren? Dies Unſichre, Unplaſtiſche hat uns bisher noch bei allen Produktionen dieſes Verfaſſers geſtört.

Die Sprüche von L. Schefer hab' ich überſchlagen. Mitten unter Dichtungen und Dichtungsverſuchen eine ſolche moraliſche Litanei zu treffen, iſt höchſt langweilig. Die Gedichte von Alwin ſind von ihrem Vordermanne angeſteckt: ſie ſind überflüſſig. Bei der „Löwenbraut" von O. F. Gruppe kann man ſich doch eines Lächelns nicht erwehren. Der Eindruck eines auf ſeine Wärterin eiferſüchtigen Löwen iſt wahrlich nicht ſo ſchauerlich wie der Vf. dachte. Im zweiten Gedicht iſt die Beſchreibung des mangelnden und endlich kommenden Regens ſehr wahr, aber die Vergleichung mit dem Herzen komiſch. Herr Gruppe iſt Aeſthetiker genug, um dies ſelbſt zu fühlen. Man kann wohl von dem verſchmachtenden Herzen reden, wenn man vom Thau, der die Blume tränkt, geſprochen hat, aber nie das Herz über ſeine Trockenheit bedauern, wenn draußen ein Wolkenbruch alle Straßen unter Waſſer

ſetzt! „Artemis“ iſt ein guter Beitrag zur Schul- und Handbuchs-Poeſie. Die Philologen haben ihre eignen Begriffe von der Dichtkunſt, die wir ihnen auch nicht nehmen können. Der „polniſche Bettler“ von G. Freytag iſt gut angelegt und erſchüttert. Im Einzelnen ließe ſich über Vieles rechten; aber dies iſt eins von den Gedichten, wo der Inhalt ſo überwältigend auf das Gefühl eindringt, daß man den Kritiker darüber vergißt. Der „deutſche Rhein“ von Zenner ſchließt das Ganze, für das Tagesgeſpräch bezeichnend genug. Wir können dem Liede hundert ähnliche zur Seite ſtellen, die wir in unſerm Papierkorbe liegen haben, wo alle die Einſendungen liegen, die des Retourportos nicht werth ſind. Ich habe am Main Verwandte, die mit Rheinwein handeln, dieſen wünſch' ich von dem Rheinfieber den beſten Erfolg; denn das wäre doch abſcheulich: Sie ſollen ihn nicht haben! zu ſingen, bei Medoc und Franzwein. Man ſagt auch, daß die Weinreiſenden mit die gefährlichſten Verbreiter der Rheinlieds-Epidemie ſein ſollen. Früher ſangen die Poeten, als Rückert noch en vogue war, vom Ganges und Euphrat, jetzt alle vom Rhein. Merkwürdig, daß die Flüſſe auf die mittelmäßigen Dichter ſo vielen Einfluß haben: die guten Dichter beſingen mehr die Berge, als die Flüſſe.

# I.

Durch Erfahrungsthatſachen die Kunſt zu tyranniſiren waren die Griechen ſo weit entfernt, daß ſie weit eher von der Kunſt ihr Leben, ihre Sitte und Religion beherrſchen ließen. Erſt die Römer waren es, welche an die Literatur heterogene Maßſtäbe legten und für die Kunſtkritik praktiſche Zwecke einführten. Cicero war es z. B., der mit ſeiner zuſammengeleſenen tuskulaniſchen Weisheit gegen die Schilderung des Schmerzes polemiſirte und durch den Philoktet des Sophokles zu beweiſen ſuchte, daß die Dichter das Volk entnerven, wenn ſie Heroen klagend aufführen. Cicero glaubte, daß man die Römer zu Gladiatoren bilden müßte, von denen es freilich beleidigte (da ſie bezahlt waren), daß ſie in dem Schmerze ihrer Wunden ſtöhnten und eine Empfindung hätten rege machen können, welche die Zuſchauer rührte. Cicero würde demnach keinen Anſtand genommen haben, mit ſeiner ſtoiſchen Vorausſetzung die rhetoriſchen Deklamationsdramen, welche ſpäter unter dem Namen eines Seneca liefen, dem gefeſſelten Prometheus und dem Philoktet vorzuziehen; denn, wie Leſſing ſagte, dieſer ſchlechte Phi-

# VI.

# Drama und Musik.

# Ueber Tantièmen.

Im Allgemeinen gehört die Tantièmenfrage zu den sogenannten populären, denen man ihres Prinzips wegen und weil sie neu und liberal sind, gern Gehör und Recht giebt. Auch gestehen wir, daß sie für uns einen guten Klang hat und alle Aufmerksamkeit verdient. Indessen ist eine unmittelbare Uebertragung derselben aus Frankreich zu uns doch nicht räthlich und dürfte auf Schwierigkeiten stoßen, die grade in unsern von den französischen völlig verschiedenen deutschen Theaterverhältnissen liegen. Einen großen Schritt vorwärts haben wir in Deutschland schon dadurch gewonnen, daß der Grundsatz anerkannt wurde: dem Autor gebührt sein Lohn. Die Zahl der Bühnen, welche gestohlene Manuscripte aufführen, ist sehr klein: es sind meist solche, wo der Dichter noch Geld dazugäbe, wenn man ihm den Gefallen thäte, sein Werk unaufgeführt zu lassen. Jeder Theaterdichter hat gegen schlechte, unregelmäßige Zahler die Waffe in Händen, daß er ihnen seine spätern Werke entzieht. Derjenige, welcher das Glück hat, auf den meisten großern Bühnen dargestellt

zu werden, fühlt den Drang nach Tantième weit weniger, als man glauben möchte. Man lernt die Schwierigkeiten und Hindernisse dieser Institution für Deutschland kennen und so wünschenswerth es ist, daß man bei einem besondern Glück, das man mit seiner Schöpfung macht, auch besondere Vortheile genösse, so billig muß man doch auch sein, dabei die nachfolgenden Thatsachen nicht zu übersehen:

Das System der Tantième ist auf zwei Thatsachen begründet: 1) auf die Verfassung und Stellung der Pariser Theater, 2) auf das Risico des Gefallens und Nichtgefallens.

Die Pariser Theater ergänzen sich gegen einander. Sie sind industrielle Unternehmungen, bei denen ein neues Stück Lebensfrage ist. Ein neues Stück garantirt dem Schauspieler seine Gage, dem ganzen Theater seinen Bestand. Das neue Stück wird mit Hoffnung auf Succès angenommen. Es wird gewünscht, daß es hundertmal könne gegeben werden. Fällt es durch, so kommt der Direktor in große Verlegenheit. Gefällt es, so opponiren sich keine Abonnenten gegen häufige Wiederholung; alle Tage wird es vor einem andern Publikum gegeben und die Tantième wirft einen reellen Vortheil ab.

Ganz anders in Deutschland. Bei uns finden rasche Wiederholungen nur in Wien und Hamburg statt. In Berlin höchstens an der Königsstadt. In allen andern Städten ist das Theaterpublikum bald ausgebeutet: in drei, vier Vorstellungen ist Allen genügt, und selbst in

Hamburg finden Rückſichten auf Abonnenten, auf die concurrirende Oper und hundert Nebenumſtände ſtatt, die alle in Paris wegfallen. Geſetzt, in Deutſchland hat ein Stück ſehr gefallen: wie viele Umſtände können nicht eintreten, um Wiederholungen dennoch gänzlich zu hintertreiben! Die Oper wechſelt ab. Die Abonnenten jammern: Toujours perdrix! Die Gaſtrollen einer Löwe, einer Lutzer beginnen. Ein Schauſpieler ſpielt auf Engagement. Eine fremde Herrſchaft reiſt durch. Ein zweites neues Stück iſt angenommen und will auch erledigt ſein u. ſ. w. Der Theaterdirektor ſagt: Was ſoll ich das Stück geben, wovon ich eine Tantième zu zahlen habe! Wer weiß, was heute einkommt und davon noch abgeben? Gage, Oel, Lampen, Flitter, Feuerwerk koſten ſo ſchon genug! Oft kann Mißgunſt hinzukommen und das Lebensprinzip der Tantième: Nothwendigkeit der Wiederholungen, fällt in ſich ſelbſt zuſammen.

Sowie die Dinge am deutſchen Theater ſtehen, iſt die Tantième nur ergiebig

1) auf den Wiener Vorſtadttheatern,

2) dem Königſtädter in Berlin,

3) dem ſogenannten zweiten Theater in Hamburg.

Alle andern Direktionen urtheilen ſo: Was ich an einem Luſtſpiele gewinne, verliere ich an einem Trauerſpiel. Herr Blum in Berlin brachte uns 1000 Thaler ein, aber Herr Halm in Wien nur 100 Thaler. Eine Ausgleichung muß hier ſtattfinden Und in der That wer möchte wün-

ſchen, daß eine poetiſche Gabe darum unaufgeführt bliebe, weil ſie keine Kaſſe machen wird? Wenn überall die Tantième eingeführt würde, käme es dahin, daß die gediegeneren Arbeiten entweder gar nicht mehr zur Darſtellung kämen oder dem Autor nicht um ein Viertel ſo gut bezahlt würden, wie gegenwärtig ohne Tantième.

Ich glaube, beſſer wär's, ſtatt das für Deutſchland chimäriſche Wort: Tantième fortwährend im Munde zu haben, wenn man Folgendes zu erreichen ſuchte:

1) Größere Honorare auf allen Bühnen; Wien und Berlin etwa ausgenommen.

2) Die Verpflichtung, bei einem glückmachenden und auffallend häufige Wiederholungen erlebenden Drama das Honorar nachträglich noch um Einiges zu erhöhen. Jedes Stück, das binnen einem halben Jahre zehnmal gegeben wurde, ſollte billigerweiſe darauf Anſprüche machen dürfen.

## Immermann's Chismonda.

Dies zarte ſinnige Gedicht ging dreimal über die Hamburger Bühne und zog ſeiner mannichfachen Schönheiten wegen ebenſo an, wie es die darin handelnden Schauſpieler zu einer Darſtellung reizte, die dem geiſtreichen und poetiſchen Vorwurfe nachzueifern ſtrebte. Immermann hat noch nie in ſeinen Dramen ſo viel Zartheit und Weiche entwickelt, wie in dieſem „Opfer des Schweigens.“ Die tiefſinnigſte Dialektik vermählte ſich bei Stellen, die allerdings eher die Frucht der Combination ſind, mit einer ausgezeichnet dichteriſchen Sprache, mit welcher dieſe behangen wurde. Wenn man Einwendungen machen will, ſo müßten ſie allerdings den Nerv des ganzen Stükkes treffen, der in einer einzigen Scene, in einem einzigen Stillſchweigen liegt, in einem Moment, der, da er im dritten Akt auftritt, dort entweder zu früh oder zu ſpät kommt; zu früh, wenn er die Kataſtrophe, zu ſpät, wenn er die Anlage des Knotens bilden ſoll. Um dieſe eine Scene gruppirt ſich der übrige Inhalt des Stückes mit

einer größern Freiheit und Unbestimmtheit herum, als im Drama den Scenen und handelnden Personen verstattet sein sollte. Die Conturen der Charakteristik sind nicht scharf umrissen, die Faktoren des Ganzen sind zu willenlos und objektiv für jene eine Scene und deren Folgen verbraucht. Wie wenig ist selbst Ghismonda entwickelt! Wie ist ihr Charakter nur mit einigen Fäden angesponnen, die etwa auf ein im modernen Sinne freies Weib hinauslaufen sollten, auf ein Weib, das ohne Liebe aus Convenienz heirathet und darüber philosophiren kann, und das als solches doch nur halb entwickelt und in ihrer ganzen Erscheinung unausgesprochen dasteht! So nothwendig die Entsagung im dritten Akte für die Idee des ganzen Stückes ist, so hat sie doch etwas den Verlauf Herabstimmendes, Undramatisches, mehr Novellistisches, Begebenheitliches. Sie hat aber dies auch nur deshalb, weil sie in ihrer Charakteristik nicht scharf und prägnant genug angelegt ist und ihre Beziehung zu Manfred nicht mit der Entschlossenheit wenigstens im zweiten Akte schon hervortritt, die uns die Entsagung später als ganz aus ihrem System, ihren Maximen, oder richtiger aus ihrem Charakter fließend vorgeführt hätte. Die eigenthümliche Oekonomie des Stückes, durch welche die letzte Scene des dritten Aktes zur Sonne wurde, um welche sich alle übrigen Scenen und Akte nur wie schöne, aber dämmernde Sterne drehen, macht auch, daß leider dem, was die Nibelungen die Klage nennen, ein

unverhältnißmäßig großer Spielraum gelaſſen wurde. Die Empörung im fünften Akt war zu matt angelegt, als daß ſie ein wirkſamer Hebel der Spannung ſein konnte. So werden die beiden letzten Akte ganz von dem Unglück Ghismondens und der beiden Väter abſorbirt; ja der vierte Akt iſt nichts, als eine überbrachte Nachricht, eine Deklamation, ein lebendes Bild, ſo wie im zweiten Akt lebende Bilder aufgeführt wurden. Der Leichnam Guiscardos wird leider auch eine allzulang mitſpielende Perſon. Er verweſt vor unſern Augen und gehört noch immer, unbegraben, mit zum Stück; das iſt eine Freiheit, deren Unſtatthaftigkeit der Dichter ſelbſt gefühlt hat, indem er den Dagobert ſich lediglich auf die Forderung beſchränken läßt, er wolle ſeine Leiche haben. Und endlich iſt doch auch wieder die Art, wie Dagobert den Tod ſeines Sohnes aufnimmt, ebenſo eine Beleidigung für unſer Freiheitsgefühl, wie unnatürlich. Dieſer alte Degen ſollte ſich auf nichts beſchränken, als vom Fürſten bloß das todte Opfer zu verlangen? Er ſollte nur noch da ſein, um ein rührend und loyales Trauerſpiel von Vaſallen- und Unterthanentreue aufzuführen? Nein, dieſe letzte Wendung der Dinge kränkte uns, wie auf der Bühne jede Abſichtlichkeit, jede Schmeichelei, jede Hintanſetzung der freien edlen Menſchenwürde, für welche die Bretter, die die Welt bedeuten, geſchaffen wurden. Dagobert konnte den Herzog ſchützen; aber er mußte den Aufrührern ſagen: Was ihr rächen wollt, iſt mein Sohn; geht; ich

losoph hielt das Theater für eine Arena, und für etwas Unmännliches, wenn Helden Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Lessing fügte hinzu, daß, in Helden das Menschliche schildern, das Höchste wäre, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne.

Die späteren Italiäner waren bei weitem nicht mehr so ungerecht gegen das Schöne. Bewunderten sie doch das Genie Alighieri's, ob der Dichter gleich eine Sache verfocht, welche nur für einige kleine Baronieen am Fuße der Alpen national war. Ja, würde man heute noch in Italien einen Kritiker, der an der göttlichen Komödie ein Suchen und Haschen nach gelehrten Effekten tadelte, meinetwegen eine eitle Absicht, besonders hohe Dinge zu fassen und das, was dem Dichter an Gelehrsamkeit abging, durch Unverständlichkeit zu ersetzen, kurz einen Kritiker, der über Dante seine eigene Meinung hgt, wohl beschuldigen, daß ihn dazu der Haß gegen die Antinationalität desselben bestimme? Wer lästerte noch Shakespeare, daß er seiner Königin in Prologen und Epilogen Sträuße von oft nur gemachten Blumen überreichte! Wer wird Anstand nehmen, über Onkel Bramble und Tante Tabitha zu lachen, wenn gleich Smollet's Romane überfluthen von Ausfällen auf die Preßfreiheit! Mit einem Worte, die falschen Maßstäbe, welche an die Kunst gelegt werden, sind eine ziemlich neue Erfindung.

Rousseau schlug die Pension aus, die ihm Frau von Pompadour anbot, und zog es vor, sich vom Notenschreiben zu ernähren. In einem Lande, wo der Zwiespalt zwischen Nation und Regierung offen genug ausgesprochen war, konnte eine solche Hochherzigkeit wohl als ein Opfer gefeiert werden,

werde für meinen Sohn zu handeln, wenigstens zu reden wiſſen. Er redet bei Immermann nicht einmal für ihn, ſondern ſagt mit einer abſcheulichen Reſignation: Hin iſt hin; gieb mir wenigſtens die Leiche! Nein, hier hätte ſich der Affekt ſteigern und das Pathos des Stückes noch zum letzten Male zuſammenraffen müſſen. Dagobert hätte ſich ſpäter beruhigen können, als er den Fürſten leiden und Ghismonda todt neben ſeinem todten Sohne ſah; das hätte ſchöne, wirkſame Steigerungen gegeben, und zu gleicher Zeit unſerm Gefühl wohlgethan, unſerm Stolze, der nicht Kinder an Landesfürſten zur Verwahrung bringt und gleichgültig nur die Leiche haben will, wenn ſie der Souverän ermordete! — Die genialſte Stelle des Stückes iſt die Selbſtentwaffnung des Fürſten. Dies iſt ein Zug von Shakeſpeare'ſcher Erhabenheit. Sinnig iſt auch die correſpondirende Beziehung zwiſchen der Endymionſcene und dem ſpäter wirklich am Himmel ſtehenden Monde, und ſo manches Andre, beſonders in geiſtreichen Wendungen und tiefſinnigen Sprüchen.

## Ein hiſtoriſches Drama.*)

Ein Trauerſpiel von 375 Seiten groß Oktav hat das Vorurtheil der Langenweile gegen ſich. Und in der That, wenn es eine Leiſtung des Verfaſſers war, dies ſtarke Buch zu ſchreiben, ſo iſt es nicht minder von Seiten des Publikums eine Leiſtung, dies Buch zu leſen. Man windet ſich nur mit Mühe durch das unerquickliche Gemälde von Streit und Unruhe, Politik und Verworfenheit hindurch, wird oft verführt, über dieſe ſich ewig gleich bleibenden und wiederholenden Intriguen endlich zum Reſultat des Endes überzuſpringen, und wenn man aushält, ſo iſt es nur die Achtung vor dem Fleiße des Verfaſſers, die Rückſicht auf ein Talent, das nicht auf der Heerſtraße wandelt, die Neugier endlich, die durch einige übertriebene Lobeserhebungen von Berlin aus für dieſes Buch angeregt worden iſt.

Herr Klein iſt ſeit mehren Jahren in Berlin als Cor-

*) Maria von Medicis. Trauerſpiel von J. L. Klein. Erſter Band: Concini. Berlin, Klemann. 1841.

reſpondent, Kritiker, Kunſtrichter bekannt. Er hat über die Berliner Kunſtausſtellungen mit ſelbſtſtändiger Freiheit geurtheilt. Witz und Phantaſie, jener, um Fehler zu entdecken, dieſe, um Tugenden überſchwänglich auszumalen, ſtehen ihm reichlich zu Gebote. Eine gründliche hiſtoriſche und äſthetiſche Bildung zeichnete ihn vor dem Schwarm ähnlicher Wortführer aus, und nur durch die Ueberfülle des Wiſſens und die Armuth des Gemüths mag es gekommen ſein, daß ſich Herr Klein in einem Style gefällt, der nach Jean Paul und H. Heine zu ſpät kam und ihm wenig Popularität verſchaffte. Das vorwaltende, faſt zum Priapiſchen ſich ſteigernde ſinnliche Element in der Anſchauungsweiſe des Herrn Klein verführte ihn zu Darſtellungen, wie etwa folgende, die wir ſeinem neueſten Berichte über die Berliner Kunſtausſtellung entnehmen. S. 34:

„Eine ſchlafende Venus. Es iſt ein quellendes Fruchtbild, das die Natur in ihrer bekleidenden Ueppigkeit und Fülle ſymboliſirt. Dieſe wudelnde Schwellkraft! dieſer hufige Drang! O der blühenden Hüfte! Ach des ſpiegelnden Leibes! Ha, wie bewußtlos läßlich der nackte Schlummer hingebettet daliegt! Hei, wie die formenweichen Wallungen feiſtlich glänzen! Hui, wie die preßliche Härte des flüſſigprallen Schenkelpaares in ſtrotzender Allmähligkeit kniewärts abtaucht, als ob Wachs und Elfenbein in roſigem Feuer ihre Naturen tauſchen, dieſes ſchmelzen, jenes in ſchwellſamvolle Gliederkelche ſich runden, glätten und erſprießen wollte. Der Mann, der dieſes ſchuf, heißt Emil Jacobs, Hofmaler in Gotha. Um aber

ſo verfänglichen Wettſtreit zu ſchildern, iſt es nicht genug, daß man Hofmaler ſei, man muß vor Allem Fleiſch zu malen wiſſen. Ein rundgewalzter Oberleib ſammt Zubehör, wächſern röthlich überſtrichen, iſt noch keine ſchlafende Venus."

Seine frühere fragmentariſche Thätigkeit hat Herr Klein durch das vorliegende Drama in einer Weiſe geſchloſſen, die uns vor ſeinem Fleiß und dem Ernſt ſeiner Intentionen die größte Hochachtung einflößt. Es gehört das Vollgefühl eines kräftigen Selbſtbewußtſeins dazu, um den Plan zu faſſen, in drei Bänden die Entwickelung des modernen Frankreichs, die Anfänge der abſolutiſtiſchen Regierungsform und die Werdegeſchichte derſelben dramatiſch zu vergegenwärtigen. Denn nach den Kritiken ſeiner Freunde hat Herr Klein dieſen Zweck beabſichtigt und nicht den, den er ſelbſt in der Vorrede zu ſeinem Buche angiebt: „In meiner Abſicht liegt, das Schickſal Maria's von Medici bis an ihr Ende zu begleiten und in drei ſelbſtſtändigen Tragödien, deren jede einen der aufeinanderfolgenden Günſtlinge zum Mittelpunkte nimmt, abzuſchließen."

Wem ſollen wir nun folgen, um das erſte Stadium dieſes Beginnens zu beurtheilen? Herrn Klein oder ſeinen Freunden? Ich denke, wir ziehen die Abſicht des Verfaſſers der Hypotheſe ſeiner Erklärer vor und nehmen an, daß ihn das Schickſal einer weltkundigen Frau, die viel erfuhr, viel that und viel duldete, mehr begeiſterte, als die verſifizirte Exegeſe nüchterner Staatsbegriffe. Es kann für den Ver-

faſſer ſelbſt nur ſchmeichelhafter ſein, in ſich den Dichter, als den Publiziſten beurtheilt zu ſehen. Denn wie wahr es iſt, daß der dramatiſche Dichter niemals Individuen ſchildern ſoll, die uns nicht in gewiſſem Sinne auch als Ideen erſcheinen können, ſo wenig darf doch in einem Drama die Idee zum Sújet und das Perſonal zu einem bloßen Hülfsmittel gemacht werden.

Aber wie? Wenn nun die Annahme, daß dieſes Dramas eigentlicher Held der Staat wäre, aus der Verlegenheit entſtünde, ſich einen durchgreifenden Fehler dieſes Verſuches geſtehen zu müſſen? Nach unſern alten, guten, hergebrachten Theorieen, die wenigſtens das für ſich haben, daß ſich die Größe eines Calderon und Shakeſpeare nach ihnen ganz gut ermeſſen läßt, fragen wir vor allen Dingen nach Idee, Zweck, Ziel, Charakteriſtik dieſes Buches. Wir bringen die aufgewandten Mittel mit einem Reſultate in Verhältniß und meſſen die Perſonen gegen ihre Schickſale, die Schickſale gegen ihre Hebel, die Hebel gegen die Charaktere, die Charaktere gegen die Natur ab. Wir fragen: Wer iſt der Held dieſer fünfaktigen erſten Tragödie? Wir bekommen darauf zur Antwort: Der eigentliche Held iſt Maria von Medicis, der uneigentliche: Concini, jener italieniſche Roué, der ſich bis zum Marſchall d'Ancre aufſchwingen konnte und zuletzt ein Opfer des Volkshaſſes und des politiſchen Partheigeiſtes wurde.

Dieſe Antwort iſt keineswegs ſo ungereimt, wie ſie klingt. Warum ſollte es nicht möglich ſein, in den Vor-

grund des erſten Theiles einer Trilogie einen Dritten zu ſtellen; ſtellte doch Schiller in den Vorgrund des Wallenſteins die Piccolomini. Nun aber müßte jedenfalls Folgendes eintreten: Concini, der Marſchall d'Ancre, müßte der Lichtpunkt des erſten Theils ſein: ſein Auf-, Fort- und Niedergang müßte ſeine höhere Wahrheit einmal in ſich ſelbſt, dann aber in der Heldin der ganzen Trilogie haben; ſein Leben müßte Leben ſein, ſein Tod Auferſtehung für Maria von Medicis. Beſchreiben läßt ſich dies weniger, als innerlich anſchauen. Hat der Verfaſſer dieſe Aufgabe gelöſt?

Ich glaube: Nein. Der Verfaſſer ſcheint gute Studien gemacht zu haben und dieſe haben ihn überwältigt. Er hat die Geſchichte jener Streitigkeiten, die dem Wirken Richelieu's vorangingen, mit Aufmerkſamkeit geleſen und mehr davon in ſeinem Buche reproduzirt, als nöthig iſt, mag nun der Staat, oder Maria von Medicis, oder Concini der Held ſeines Dramas ſein. Der Faden geht uns in einem Labyrinth fragmentariſcher Intriguen verloren — hunderte von Namen werden genannt, die unſere Aufmerkſamkeit von denen, die wir kaum unſerm Gedächtniß einprägten, ablenken. Jeder bedeutende Hebel der Handlung tritt in jeder neuen Scene mit einem neuen Vertrauten auf, ohne daß wir wiſſen, was aus dem alten geworden. Die Hauptfaktoren der Handlung kommen ſelten in jenen Konflikt, aus dem ſich das dramatiſche Leben erzeugt. Die wichtigſten Coincidenzpunkte der Intereſſen

werden uns ſtatt lebendig vorgeführt, nur berichtweiſe erzählt. Die Perſonen erſchöpfen ſich in weiten Reden über ihre Stellungen und Intereſſen im Staate, ſie berichten Vergangenes, ahnen Künftiges, ohne das Gegenwärtige mit wahrem dramatiſchen Muthe geltend zu machen. Der Aufriß eines Kunſtgebäudes fehlt vollends. Kein Charakter geht von kleinen und natürlichen Anfängen aus und ſteigert ſich erſt allmählig zu ſeiner hiſtoriſchen und dramatiſchen Bedeutſamkeit, ſondern was die Königin, Concini, ſeine Frau, der König, Luines am Anfang ſind, das ſind ſie am Ende, nur daß jeder das erreicht hat, was er wollte. Im richtigen Drama ſieht man die Wünſche, die Bedürfniſſe, die Charaktere, die Schickſale *entſtehen*. Wenn der Vorhang aufrollt, iſt noch nichts fertig, alles bietet ſich uns harmlos, man geht und kommt und nur der Auftakt zu den ſpätern Melodieen und ſtürmiſchen Zügen iſt gegeben. Um zu beweiſen, wie ſehr Herr Klein hier für ſeinen Fleiß ohne belohnenden Erfolg geblieben iſt, wird es nöthig ſein, das Sujet und ſeine hiſtoriſche Grundlage näher in's Auge zu faſſen.

Maria von Medicis iſt die nachgelaſſene Wittwe des ermordeten vierten Heinrich. Sie führte für ihren unmündigen und geiſtloſen Sohn Ludwig eine ſtürmiſche, von den Großen des Reiches fortwährend bedrohte Regierung, bis es dem Günſtling ihres Sohnes, Luynes, gelang, ſie vom Ruder zu entfernen. Sie hatte aus Italien eine Freundin, Eleonore Galigai, mitgebracht, die ſich

mit einem italieniſchen Edelmanne, Concinno Concinni, vermählte. Concinni oder Concini ſtieg bis zum Marſchall d'Ancre, war aber durch ſeine Geldgier und Brutalität ſo verhaßt, daß ihn der kindiſche König auf Anſtiften Luynes im Louvre wie von Ungefähr hinterrücks erſchießen ließ. Eleonore, ſeine Frau, ward vor Gericht gefordert und enthauptet. Maria von Medicis wurde nach Blois verbannt.

Dieſe Affaire als Tragödienſtoff anzuerkennen, würde man ſehr geneigt ſein, wenn Marſchall d'Ancre Sympathieen für ſich erwecken könnte. Da die Tragödie nicht bloß erſchüttern, ſondern auch rühren ſoll, ſo wird ein Held vorausgeſetzt, deſſen Beſtrebungen uns edel und ſittlich ſcheinen. Ich gehöre nicht zu jenem Theil des Publikums, der von Tragödienhelden eine Liebenswürdigkeit zum Auffreſſen verlangt, und von jedem, ſeines Zweckes ſich bewußten Helden, wenn er nicht gleich ein Gott, ein Adonis, ein dreidoppelt edeledeledelmüthiger Menſch iſt, ſagt, er laſſe kalt. Indeſſen daß der Held ſeines ſittlichen Zweckes ſich bewußt ſein muß, iſt unzweifelhaft. Dieſer Concini iſt aber, wenigſtens bei Herrn Klein, ein ſchaamloſer Emporkömmling, der uns in keiner Weiſe intereſſirt, der nichts thut, nichts treibt, als von ſeinem Reichthum reden, — ja, was vollends an dieſem Drama räthſelhaft iſt, nicht einmal zur Maria von Medicis in einem Verhältniß ſteht, das uns um dieſer Dame willen intereſſirt. Was iſt

Concini der Königin? Ein Rizio, ein Bothwell, ein Muñoz? Keine Spur einer Andeutung, warum ihn Maria bevorzugt. Hier hat Herr Klein eine Lücke gelaſſen, die öde, wie das Grab iſt. Konnte oder wollte er ſie nicht ausfüllen? Der gänzliche Mangel einer genauern Andeutung iſt mir ſo räthſelhaft, daß ich bei dem ſcharfen Verſtande des Verfaſſers, der ſicher eine Antwort darauf bereit hat, mich nicht getraue, mir ſelbſt eine zu geben.

Wenn es an Concini etwas Feſſelndes giebt, ſo iſt es dies, daß er eine Königin feſſelte. Und ſpüren wir den Andeutungen der Geſchichte (nicht denen des Herrn Vfs.) nach, ſo wird dies Verhältniß ſogar im höchſten Grade ſpannend. Wie? Dieſe Königin hat eine Freundin, die ſie innig liebt, eine Landsmännin, Eleonore Galigai: und dieſe heirathet einen Concini. Liebte Maria den Marſchall d'Ancre? Und die Freundin entſchließt ſich, um das Verhältniß zu cachiren, dieſen eitlen Günſtling zu heirathen? Seht da, — ſeine Motive! In aller Welt, das iſt ſehr dramatiſch; das gäbe Stoff zu den originellſten Situationen. Aber wo ſind ſie? Bei Herrn Klein ſind ſie nicht. Gehen wir an der Hand der Geſchichte noch weiter. Marſchall d'Ancre iſt ein gemeiner Notürier, aber ſeine Gattin iſt ein geiſtvolles Weib, eine Heroine. Marſchall d'Ancre hat einen Gipfel erſtiegen, da ſchwindelt ihn. Die Politik verwirrt ſeine Ideen, die Unruhe des Staates ängſtigt ſeine Sicherheit. Er will fort. Er will nach Italien. Er will ſeine Schätze in Sicherheit bringen. Er will den Preis

ſeiner königlichen Schäferſtunden genießen. Da hält ihn ſein Weib zurück. Sie will ihn groß, ſtolz, trotzig. Er jammert. Sie beſchämt ihn. Endlich muß er fliehen. Das Volk empört ſich gegen ihn, weil ſeine Diener einen Mann aus dem Volke gemißhandelt haben. Er flieht auf ein feſtes Schloß im Innern des Landes. Eleonore bleibt in Paris. Sie ruft den Zagenden zurück. Er ſöhnt ſich ſcheinbar mit Condé aus, der Frankreich regiert. Da trifft ihn die Kugel der königlichen Scharfſchützen. Seine Ahnung war erfüllt. Sein Weib, noch ehe ſie ſich faſſen kann, beſinnt ſich erſt in den Kerkermauern auf den Zuſammenhang und beſteigt das Blutgerüſt entweder mit dem Gefühle, ſich gerächt zu haben, oder mit innern Vorwürfen, oder mit irgend einem erhabenen Gefühle, das von der Wendung abhängen müßte, die ein Dichter dieſen Daten zu geben verſtanden hätte. Herr Klein iſt dieſer Dichter nicht, denn von allen dieſen hochtragiſchen Motiven finden wir in ſeiner Tragödie nicht einmal die Spur einer Andeutung.

Eleonore Galigai, nicht Concini, mußte dieſer erſte Theil der Trilogie heißen, wenn anders Herr Klein uns einräumt, daß es die Aufgabe der Tragödie iſt, uns nicht bloß Verhältniſſe, Hiſtorien, Situationen nahe zu bringen, ſondern an allem dieſen das Menſchliche. Shakeſpeare, dem Herr Klein nachſtrebt, iſt uns auch hier das große Muſter, ein größeres, als Schiller. Shakeſpeare in ſeinen hiſtoriſchen Dramen hatte die ſchwere

das die Freiheit und die unabhängige Philoſophie mit beifälliger Acclamation annahmen. In Deutſchland jedoch würde zu gleicher Zeit keiner der damaligen ſchönen Geiſter ſich geſcheuet haben, auf jene Offerte einzugehn; niemand würde darum einen höhern oder geringern Platz in der Geſchichte der Literatur eingenommen haben. Weil die Nation zu zerſplittert und zu arm iſt, um aus eigenen Mitteln für die in Marmor oder Farbe oder in Worten wiedergegebenen Geſetze der Schönheit etwas thun zu können, ſo war von jeher für Deutſchland die Unterſtützung der Großen Lebensathem der Kunſt. Jenen Flecken in unſern altdeutſchen Minnegeſängen, daß ſo viele den hungrigen Refrain hatten:

„Ich will aber Miethe (das heißt Bezahlung) hân",

war das poetiſche achtzehnte Jahrhundert am wenigſten im Stande auszulöſchen. Seine kümmerlichen Umſtände geboten ihm, an die Thüren des Reichthums zu klopfen, Freitiſche anzunehmen, adelige Junker zu informiren und mit jungen Prinzen auf Bildungsreiſen zu gehn. Das poetiſche achtzehnte Jahrhundert der Deutſchen lebte wenig in der Gegenwart; ſeine Einbildungskraft verſetzte es unaufhörlich nach Griechenland, in die Berge Oſſian's und Fingal's, in die altdeutſchen Eichenhaine. Für das, was ſie umgab und wovon ſie leben mußten, ſcheuten ſich dieſe Dichtergilden durchaus nicht, Protektionen anzunehmen und von einer Dedikation die Hoffnung zu hegen, daß ſie von ihrem Erfolge das nächſte Vierteljahr einer ſehr geplagten irdiſchen Exiſtenz decken könnten. Unſere alten klaſſiſchen Dichter glaubten nicht, wenn ſie nach ſolchen Experimenten wieder an die Statuen Griechenland's und das große Vorbild aller Poeſie, an die Geſänge Homer's herantraten, daß in ihrer Atmoſphäre

Aufgabe ſich geſtellt, Chronik in Dramen zu verwandeln, die ſchwere Aufgabe, ſtatt Thaten Begebenheiten zu ſchildern und in eine kurze Spanne Zeit eine Reihefolge von Ereigniſſen, Völkermaſſen, wie er ſagt, „in ein Oes Raumes zu bringen, das kaum die Helme faßt der Krieger, die bei Azincourt geblieben.“ Aber bei allen dieſen Schwierigkeiten — wie ergiebt ſich ihm die Geſchichte ſo rein menſchlich, wie weiß er Liebe und Haß in die Dinge zu miſchen und das Aeußere innerlichſt zu beleben! Herr Klein hat Shakeſpare'n wohl das Uebermaaß des Ausdrucks und die Weitſchweifigkeit der Bilder abgeſehen, aber nicht das, was ſich allerdings nicht abſehen läßt, ſondern was man als Naturgabe zum Drama mitbringen muß. Die Maria des Herrn Klein kann uns nicht rühren, Concini nicht feſſeln, die Galigai exiſtirt kaum. Keine Perſon tritt ſo auf, daß ſie ſich einer dauernden Antheilnahme erfreuen dürfte. Keine bietet ſich uns in ihren Anfängen. Das Schickſal trifft ſie alle gleichſam fix und fertig angezogen, keinen gleichſam noch im Bette liegend oder in ſeinem Morgenkleide. Sehen wir Maria einmal in ihrem innern Gemach? Sehen wir ſie einmal vertraut mit Concini? Doch davon müſſen wir ſchweigen; denn es iſt gewiß, daß Herr Klein für das Verſchmähen dieſer einzig an dem Stoffe intereſſanten und dramatiſch-theatraliſchen Romantik ſehr triftige Gründe hat. Man merke wohl: Ich gehe nicht ſo weit, Herrn Klein für die ergreifende Benutzung dieſes Motivs das Gemüth oder

ſeinem Talent die Fähigkeit, Frauenzimmer und eine ſchwärmeriſche Liebe zu ſchildern, abzuſprechen.

Ich hielt mich bis jetzt nur an den Dichter Klein. Aber geſetzt, ſeine Freunde hätten recht und dies als Dichtung verfehlte Drama fände ſeine eigentliche Löſung, beurtheilt vom Standpunkte der Publiziſtik? Ich will auch dieſe Hypotheſe für wahr gelten laſſen, die, daß der Held dieſes Dramas der Staat iſt.

Gut. Dann würde man allerdings antworten dürfen, du haſt von der Tragödie nur die Form entlehnt; aber geſetzt, es ſei der Staat der Held. Welches wäre dann die Aufgabe? Unſtreitig die: In drei dramatiſchen Gemälden darzuſtellen den Untergang des Mittelalters, das Werden einer neuen Zeit, concentrirt im modernen Königthum. Stadien: Sterbendes Mittelalter. Partheiung der Großen, ſich aufreibend an ſich ſelbſt. Die Prieſter als Vermittler des Königthums mit dem Bürgerſtand. Entkräftung des Adels. Jede neue Epoche iſt erſt tyranniſch: ſo Richelieu. Hundert Jahre nachher l'état c'est moi. Die Tyrannei einer neuen Periode: Die Tyrannei der Volksſouveränität. Endlich Löſung des Räthſels der neuen Zeit und Ausgleichung aller Faktoren in der konſtitutionellen Monarchie. Von dieſen Entwickelungen kann Frankreich allein das klarſte Bild geben. Auf den erſten Band dieſer Staatstragödie mußte nun die beginnende Löſung des Mittelalters kommen, die lebhafte Schilderung der Feudalität, die knospen-

den Anfänge des Bürgerthums, gezeitigt durch die Hitze der Religionskämpfe. Wird uns nun hier Herr Klein befriedigen? Nur ſehr unvollkommen. Wir ſehen Große, die ſich heute im Vorzimmer des Fürſten bewegen und nach einem Schloß, das ihnen abgeſchlagen wird, morgen abreiſen, es ſich ſelbſt zu nehmen. Aufſtände und Bündniſſe der Adligen. Wir ſehen dies, ſagte ich; ich hätte aber ſagen ſollen: es wird viel davon geſprochen. Die Guiſes, die Condés mußten uns in einer ganz andern Weiſe eingeführt werden, als es durch kleine Duelle und Reibungen hinter einem Gartenzaun bei Herrn Klein geſchieht. Der dritte Stand mußte uns natürlicher entwickelt werden, als in einem langweiligen Parlamentsakte, wo die Präſidenten und Deputirten ertödtende Reden halten. Das Ferment der Religion, ſo bedeutend durch die Spaltung, durch die Umtriebe der Jeſuiten, fehlt faſt gänzlich. Das Einzige, das Herr Klein giebt, iſt in dem Schuſter Picard die Anticipation der Ideen von 1789, die nicht in dieſe Zeit gehören. Picard iſt hiſtoriſch. Doch hat Herr Klein den Tumult, den ſeine Mißhandlung veranlaßte, ſehr verändert. Die Geſchichte hat auch hier den Vorzug, wenn nicht poetiſcher, doch wahrer zu ſein. Und um Wahrheit würde es ſich doch bei dem publiziſtiſchen Maaßſtabe ganz beſonders handeln. Picard ſelbſt iſt vom Verfaſſer etwas eckenſteherartig durchgeführt und jedenfalls eine geſchwätzige Karrikatur. Es iſt ein charakteriſtiſches Kennzeichen, daß der Handwerker nicht nach ſeinem Hand-

werke redet, der Lohgerber nicht alles auf Leder, der Schuſter nicht alles auf Pech beziehe. Nur in unſern ſchlechten Komödien kennt man Schiffskapitäne und Steuerleute, die nicht anders reden, als von Backbord, Bramſegel u. ſ. w. Aber auch Picard iſt ohne Verbindung mit dem Ganzen, und ſo glaub' ich, daß die Auslegung, als ſollte das vorliegende Buch die Einleitung zu einer Begriffstragödie ſein, gänzlich willkührlich iſt, denn dann hätte der Verfaſſer uns die Volkszuſtände in lebendigeren Bildern und den Habitus des Jahrhunderts in täuſchenderer Aehnlichkeit vorführen müſſen.

Es iſt jetzt noch übrig, über die vom Verfaſſer aufgewandten geiſtigen Mittel, ſein Talent, ſein dramatiſches Geſchick für das Einzelne, ſeine Charakteriſtik, Diktion, Proſa und über ſeine Verſe zu reden.

Erſtlingsarbeiten ſind nicht immer die untrüglichen Gradmeſſer des Berufs. Viele Dichter plaudern ſich ſchnell aus und geben mit ihren erſten Tönen Alles, was ſie haben. Andere ſchreiben zu Anfang nur, um den wiſſenſchaftlichen Ballaſt loszuwerden, der ihr eignes Naturell bedeckt. Einige endlich ſchicken erſt ihre abgelegten Schlangenhäute, ihre Cocon-Hülſen auf den Markt, bis ſie zuletzt ſelber kommen.

Herrn Klein wollen wir vorläufig zu der zweiten Klaſſe rechnen. Es drückt ihn viel Angelerntes, viel Angezwungenes; unter der Maske liegt vielleicht ein harmloſeres Antlitz, als uns dieſe an ſich durch ihren Fleiß

ſehr verdienſtliche Arbeit zeigt. Vielleicht iſt Herr Klein wahrer, wärmer, unmittelbarer, als dies Buch, und dieſe Dichtung als ſolche nur eine Verpuppung bedeutender Kräfte, die ſich ſpäter erſt geltend machen werden. Wirkliche Schönheiten wechſeln mit einer Breite und Gedehntheit der Darſtellung ab, die wie Erſchöpfung ausſieht. Schade, daß die intereſſanteren Details, deren dem Vf. einige mit unläugbarem Erfolg gelungen ſind, ſich meiſt auf Dinge beziehen, die mit der Haupthandlung in nur ſchwacher Verbindung ſtehen. So iſt die Einleitung mit Chataigneray gleich ſehr einnehmend und mit einer ſceniſchen Phantaſie gedacht, die für die Fortſetzung des Werkes uns das Beſte verſprach; aber bald überzeugt man ſich, daß man dieſe hübſche Scene als eine für das ganze Stück unweſentliche mit in den Kauf nehmen muß. Bewährt ſich ſomit im Anlegen und Fortführen der Verbindungsfäden Herr Klein in keiner Weiſe als Dramatiker, ſo überraſcht es doch, ihn im Detail und der Epiſode oft ſo außerordentlich feinblickend für dramatiſchen Effekt anzutreffen. Muß man es eben tadeln, daß der Vf. Dinge, die er vor unſere Augen hätte bringen müſſen, nur erzählen läßt, ſo feſſelt uns hier eine Arabeske, die ſich auf der Bühne gut ausnehmen würde, dort wohl gar eine ganze Scene, die ſich ſpannend anlegt und epigrammatiſch endet. Während man über die ſtereotype Wendung der meiſten Scenen, daß ſie gewöhnlich mit einem Monolog enden, in welchem die Hauptperſon des voran-

gegangenen Geſprächs ihre geheimen, meiſt tückiſchen Gedanken ausſpricht, ſich beklagen muß, ſind andere völlig neu und originell gedacht, z. B. die erſte Scene zwiſchen dem König und Luines, beſonders aber die Scene zwiſchen Richelieu und den drei Prinzeſſinnen, die an das Effektreichſte der franzöſiſchen Neu-Romantik erinnert. Endlich finden ſich Scenen, die zwar gut angelegt ſind, die aber nicht gipfeln. Der Vf. hält das ſchwebende Gewicht einer großartigen Situation nicht aus, ſondern bricht ſie ab, wo ſie eben ihre Wirkung beginnt, z. B. die Scene zwiſchen Concini und dem zum Tode geführten Schreiber.

Dies iſt es, was ſich der Vf., will er auf dem dramatiſchen Felde fortbauen, am erſten aneignen muß. Er muß die Schwebekraft ſeiner Scenen mit ſtarkem Arme aufrecht halten können und Fels auf Fels thürmen, je höher er nur die Idee des Stückes und die Erwartung des Leſers hinauftreiben kann. Wer die eben gewonnenen Eindrücke gleich wieder verloren giebt und aus dem Erhabenen in's Unbedeutende ſpringt, wird es nie zu einem bühnengerechten Drama bringen. Bühnengerecht iſt dieſer Concini ſo wenig, daß ein Verſuch, ihn auf die Dauer eines Theaterabends zuſammenzuſtreichen, eine vergebliche Mühe wäre. Das Bühnenwidrige dieſes Stückes liegt nicht in ſeinen 70 handelnden Perſonen, in ſeinen häufigen und oft unmöglichen Verwandlungen, ſondern in dem Mangel einer aufſteigenden, pyramidalen Anlage des Ganzen, in dem Mangel einer vortretenden, durch

bedeutende Charaktere gehobelten Handlung, in dem überwiegend vorherrſchenden epiſchen Charakter. Die Figuren ſind nicht feſt gehalten, die Intereſſen durchkreuzen ſich nicht mit jener Spannkraft, die uns die handelnden Perſonen in wirklicher Leibhaftigkeit ſehen ließe. Diejenigen Scenen, welche die lebendigſten im Stücke ſind, gehören zur Haupthandlung grade am wenigſten.

Herr Klein hat das Leben und die Menſchen beobachtet. Seine Charakteriſtik iſt nicht ohne pſychologiſche Wahrheit. Nur ähnelt ſie ſich theils bei den verſchiedenen Charakteren, die uns hätten vorgeführt werden ſollen, theils ſpringt ſie zu oft in's Karrikirte, mindeſtens in das Uebertriebene hinaus. Herr Klein hat gute Gedanken, aber er jagt ſie todt. Seine Bilder ſtreifen nicht wie Sonnenblitze über das Waſſer, ſondern ſie kommen umſtändlich, in aller Breite, wie ein Apparat angezogen, bringen alles herbei, was nur irgend zu des Bildes Vollſtändigkeit gehört und werden dadurch überladen. Nur an einigen Stellen hat der Vf. gefühlt, daß die Kürze die Würze der Charakteriſtik iſt.

Gern hätt' ich an den Schluß dieſer Anzeige die aufrichtigſte Anerkennung des vom Vf. angewandten Fleißes und ſeiner wirklichen Vorzüge geſetzt, aber Rezenſentenbrauch zwingt mich, von derjenigen Seite des Buches, die die ſchwächſte iſt, grade zuletzt reden zu müſſen. Dies iſt die Form. Es leidet keinen Zweifel, daß Herr Klein als geiſtreicher Kopf nicht dem gewöhnlichen Phraſen-

ſchlendrian huldigt. Er hat Gedanken, Bilder, er hat Witz. Aber er handhabt die deutſche Sprache mit einer Schwerfälligkeit, die auf die Länge ungenießbar wird. Seine Bilder ſind zu lang ausgeſponnen. Spricht er von der Blüthe, ſo wird er auch nicht vergeſſen, die Piſtillen, Staubfäden, den Kelch, den Stengel u. ſ. w., alles, was bei einer Blüthe nur vorkommt, mit aufzuzählen und mit dem verglichenen abſtrakten Gegenſtande in Aehnlichkeiten zu bringen. Das führt zu einem Schwulſt, der ſich in dem leichten Fluß des fünffüßigen Jambus barock ausnimmt. Auch der Witz ſollte nie in Gliederverrenkungen beſtehen. Für die Redſeligkeit unſers Autors bietet jede Seite Belege und wenn ihm auch unverkümmert bleiben ſoll, daß ſich einzelne Stellen durch treffende Wahrheit und Erhabenheit auszeichnen, daß ſogar einige durchgeführte Gleichniſſe, z. B. das, wo Chataigneray das ihm verſprochene Schloß als ein luftiges in der Einbildung ſchildert, ganz ausgezeichnet ſind, ſo ſind doch Ton und ſprachliche Haltung des Ganzen im Durchſchnitt ungenießbar. Oder liegt es an des Vfs. unglücklichen Verſen? Wir begreifen unſern Autor nicht. Seine Verſe ſind keine Verſe, aber man kann ſie auch nicht ganz in Proſa auflöſen. Sprechen wie Proſa laſſen ſie ſich, aber ſie ſind keine Proſa. Und als Verſen fehlt ihnen jede Spur von Geſchmack. So hätte der Vf. entweder ein anderes Versmaaß wählen ſollen, oder es rächt ſich hier ſein durchgängig outrirtes, überreiztes und oft gemachtes Weſen.

faſt alle ſeine Jamben enden männlich. Dies giebt ihnen eine dem Ohre widerwärtige Härte. Wo man bisher Verſe geleſen, wie folgende!

— Ihr ſchickt die Höll'
Als Horcher und Spion dem Aufſtand, der
Empörungswuth, der Meuterei voraus;
Und vielgeſtaltig gaukelt er dem Volk
Dem mitverbörten, bunte Poſſen vor,
Sich wiegend auf den Falterflügeln, die
Mit allem Prunkſtaub nichtigen Verfalls
Der Schein und der Sophismus übertüncht.
Sich wiegend, bis den Ahnungsloſen, die
Er ſpielerisch zu fächeln ſchien, das Blut,
Das leis' entſogene entquillt: denn in
Sich ſelbſt ein Nicht'ges, ſchlürft er an
Der Dinge Auſſenſeite u. ſ. w.

Oder:

Du ſendſt ungeſäumt nach Soiſſons eine
Eilpoſte mit der Nachricht ab, daß die
Bewieſ'ne Theilnahme der Prinzen bei
Dem jüngſten Unfalle des Königs, der
Zum zweiten Male u. ſ. w.

Von Beiſpielen dieſer Art wimmelt das Buch. Sie haben uns gegen den Vf. eingenommen. Denn beweiſen ſie nicht einen Mangel an Geſchmack, Natürlichkeit, freiem Graus des Talentes, der ſich auch an dem Inhalt des Buches rächen mußte? So wie der Dichter ſpricht, ſo denkt er auch.

Bei allen Zugeſtändniſſen, die ich dem Fleiß und dem Talent des Herrn Klein machte, iſt das Urtheil über ſeine

im Ganzen verfehlte Leiſtung doch ſtrenger ausgefallen, als ich wünſchte. Ich ſehe mich vergebens nach einer Milderung dieſes Eindrucks meiner Kritik um und kann keine andere finden, als die, — daß ich meine Leſer auf die Vermuthung führe, ob mir vielleicht Haß, gekränkte Eitelkeit und partheiiſche Mißgunſt dieſes Urtheil eingeflößt haben möchten? Das wird es wohl ſein. Herr Klein gehört nämlich zu meinen Gegnern.

irgend etwas Ordinaires und Niedriges ſtäke, nirgend ein gemeiner Hauch, wovon die großen Muſter erblindet wären. Herder zog und erzog ſich mit jungen Prinzen herum; Wieland lebte weniger von ſeinen Schriften, als den Dedikationen derſelben, und Klopſtock — ſchrieb die Gelehrtenrepublik; — worauf kam dieſe Schrift hinaus? Der alte Barde nahm ſein ſchwarzes Käppchen vom Silberhaupte und hielt dem Vorübergehenden eine Pränumerationsbüchſe in den Weg.

So betrübend das Andenken dieſer Erſcheinungen iſt, ſo erhielten ſie durch andere Umſtände dennoch eine beſſere Beleuchtung. Man kann nicht ſagen, daß ſich die deutſche klaſſiſche Literatur in ihrem abgeſchabtem Aufzuge, mit den Löchern unterm Aermel und der einfachen Stutzperücke von Hanf der vornehmen Ariſtokratie der Gönner aufgedrängt habe. Im Gegentheil kam ihnen dieſe entgegen. Die Freude über die beginnende Herrſchaft der Schönheit und des tiefgefühlten Gedankens hatte einen roſigen Abglanz auf das Antlitz Hoher und Niederer geworfen. Aus der unſchönen, verbrauchten und abgeſtandenen Wirklichkeit flogen die mit innerem Seelenadel beſchwingten Gemüther in die eben erſt aufgeſchloſſenen friſch getünchten Tempel der neuen Kunſt und ſpäter die Philoſophie. Eine idealiſche Welt flocht ihre Blumenguirlanden durch das rings mit Dornen und Diſteln beſetzte Daſein; man umging zuerſt die Proſa des Lebens, ſpäter jätete man ſie ſogar ſchon aus und verſuchte Reaktion des neuen Himmels gegen die alte Erde. Die Schwärmerei für die Poeſie ſtand denen am ſchönſten, welche in dieſer Proſa die ergiebigſten Privilegien hatten, den Monarchen und Ariſtokraten. Auch ſie lüfteten ihre Bruſt und ſchwenkten ihren Hut bei dem allgemeinen Frohlocken über die entdeckten Schönheiten und

# Oper und Drama.

Als wir neulich Halévy's Jüdin, (man möchte sie eine Tendenz-Oper nennen) wiedersahen, zweifelten wir nicht mehr an der Thatsache, daß sich die Tragödie fast ganz in die Oper zu verlieren scheint. Die Menschen nehmen das tragische Schicksal nur noch hin, wenn es ihnen durch Musik gemildert wird; sie sehen jetzt Belisar, Romeo und Julie, Norma, Othello, Macbeth, Masaniello auf der Bühne sterben, aber mit Cadenzen, mit Coloraturen, die für das schmerzlich Unvermeidliche des Fatums einigen Ersatz bieten müssen. Das ernste Drama wird von der Oper immer mehr absorbirt werden. Ist diese Jüdin nicht so reich an Handlung, wie Shakespeares Kaufmann von Venedig? Ist Eleazar nicht schon mehr als Sänger, ein Schauspieler, und mehr als Schauspieler, ein Charakterspieler? Da tönen die Glocken wie in der Jungfrau von Orleans, da hört man die Messe wie in einem Drama von Victor Hugo, da werden Volksfeste gefeiert, wie in einem Schauspiel von der Birch-Pfeiffer. Die Concurrenz solcher Opern mit dem Drama ist für

den Augenblick nicht zu überwinden, am wenigsten, wenn das Drama nach den Repressalien melodramatischer Reizmittel greift.

Weit größere Hoffnung setzen wir theils auf die immer mehr um sich greifende musikalische Bildung, theils auf die Dinge, die die eigentliche Würze des Drama's ausmachen und die kein Componist je erreichen wird. Der musikalischen Bildung, die immer weiter greift, wird zuletzt der Ton, die Harmonie nichts in dem Grade Neues und Bezauberndes mehr sein, als dies seit zwanzig Jahren der Fall ist. Man wird gegen die musikalischen Effekte gleichgültiger werden, da es auch ohnehin in ihrer Natur liegt, sich zu wiederholen. Der Ton läßt sich weit öfter variiren, als das Wort; aber Töne haben wir nicht viel über zwanzig, und Worte so unzählige, wie im Haupt des Menschen Gedanken, in seinem Herzen Gefühle schlummern.

Die zweite Hoffnung *für* das Drama sind die musikalischen Unschönheiten, die nicht ausbleiben können, wenn der Ton über seine Sphäre hinausgeht. Wenn in der Jüdin am Ende des zweiten Aktes Eleazar droht, der Prinz sich entschuldigt, Recha begütigt, so gäbe das im Drama ein Ensemble, welches allmächtig wirken könnte; in der Oper aber muß man sich die Ohren zuhalten. Das ist keine Musik mehr. Ein Terzett ist auf den Grundsatz der Harmonie gebaut und musikalische *Harmonie* kann da, wo drei Gefühls-Motive im *Kampfe* liegen, naturgemäß nicht mehr stattfinden. Die Harmonie ist erzwungen

und thut dem Ohre nicht minder, wie dem geiſtigen Auge weh, da man ſich eine ſolche Situation nur disharmoniſch denken kann. Dieſe leidenſchaftlichen Enſembles wiederholen ſich in der Jüdin ſehr oft. Die Gränze der Muſik iſt hier überſchritten und der tiefer fühlende Hörer muß ſich geſtehen: Da ſehn' ich mich nach dem Drama zurück, wo jede Leidenſchaft ſich im Strome ſchöner Worte ergeben kann und außer dem Reiz des Dargeſtellten mir noch die Einſicht in die Tiefen der menſchlichen Gedankenwelt klar und offen vorliegt.

# Der Fabrikant von E. Devrient.

Der Stoff an dem Fabrikanten (nach Souveſtre, von Eduard Devrient) iſt nur überaus einfach und collidirt mit vielen deutſchen Stücken, z. B. „Noch iſt es Zeit," wo untreue Ehefrauen von weichgeſtimmten Ehegatten wieder zu Gnaden angenommen werden. Für unſer Gefühl haben Ausſöhnungen dieſer Art etwas Verletzendes. Eine Untreue läßt ſich nicht vergeben, wie eine Beleidigung; Ehegatten können ſchmollen, zürnen, ſich das Leben ſauer machen und ihre Ausſöhnung wird uns erfreuen. Daß ein Ehrenmann ſeiner Frau aber eine Untreue vergiebt, glauben wir nicht. Er wird ſich nicht ſogleich von ihr ſcheiden laſſen — er wird ſie rufen, er wird Gras über das Geſchehene wachſen laſſen und Heilung ſeiner Wunde von der Zeit hoffen; aber eine Scene, Rührung und große Schlußgruppe — das hat immer etwas Unwahres und muß nur ſchwachen Seelen oder ſolchen, die ſelbſt ſündigen und ſich gern entſchuldigt ſehen, gefallen. Nun kommt noch hinzu, daß die Schlußkataſtrophe, wie Havelin das noch rettbare Herz ſeiner Frau erfährt, hier nicht beſonders

geiſtreich herbeigeführt iſt. Doch das Sujet iſt an dieſem Drama das minder Wichtige. Bedeutungsvoller ſind die Motive, die Staffagen, die Charaktere, die Wendungen des Dialogs. Souveſtre, der Dichter des Induſtrialismus, hat ſicher dazu die Grundzüge geliefert: die weitere dialektiſche Ausführung und das Verdienſt derſelben, wenn es ein ſolches iſt, gebührt dem deutſchen Bearbeiter, dem Verfaſſer der „Verirrungen.“ Herr Devrient gefällt ſich darin, den Figuren und Situationen ſeiner Dramen einen zeitgemäßen Hintergrund zu geben. Wie ſehr ihm dies gelingt, beweiſt der Erfolg derſelben. Auch dieſer Fabrikant enthält polemiſch-ſoziale Elemente, die das geringe und verbrauchte Intereſſe des Sujets vergeſſen laſſen. Herr Devrient hat das franzöſiſche Original im wahren Sinne des Wortes verdeutſcht. Er hat den Charakteren eine deutſche Färbung gegeben: es fehlt ſogar an momentanen Beziehungen nicht. So geiſtvoll ſich der Bearbeiter hierin erwies, ſo bedauern wir doch, ſeinen Tendenzen diesmal nicht beiſtimmen zu können, wie in den Verirrungen. Wir glauben, daß in dieſem Fabrikanten die Gränze der für die Bühne zuläſſigen Polemik überſchritten iſt. Die Bühne ſoll nie eine Lehrkanzel, nie ein Beichtſtuhl werden. Wenn Thorheiten der Zeit verſpottet werden ſollen, ſo hat Molière längſt dafür ſein charakteriſtiſches Luſtſpiel erfunden. Ein polemiſches Schauſpiel hat etwas Nüchternes, Poeſieloſes und beleidigt ſogar. Dieſer Strumpfwirker Cantal ſpricht

mehr, als er verantworten kann. Das ſind nicht mehr heitre Lebensmaximen, ſondern galligte Expektorationen, die der Autor vom Schreibtiſch in die Rolle des Schauſpielers überträgt. Dieſer Gantal reizt die Stände gegen einander auf; denn es iſt unverſchämt, wenn er ſagt: die Dichter wären oft froh, wenn ein Kaufmann ſie unter ſeine Fittiche nimmt, zumal wenn er dies mit einer Betonung ſagt, (Herr Devrient ſchreibt ſie wahrſcheinlich vor) daß der Kaufmannsſtand darauf applaudiren ſolle. Wie konnte ſich ein Dichter, ein Künſtler ſo vergeſſen und eine ſolche Apotheoſe der Philiſterei ſchreiben? Gewiß, wir kennen die Albernheit der Zerriſſenen, der Weltſchmerzlichen ſehr wohl; allein iſt dieſer Maler Lambert ſchlecht genug, um ſo pedantiſch gezüchtigt oder gut genug, um anders, als luſtſpielmäßig verſpottet zu werden? Daß es Menſchen giebt, die ſich für verkannte Genies halten, wird zu allen Zeiten auf der Bühne nur Gegenſtand der Satyre, nicht einer ſo verbiſſenen, heftigen, alle heitern Gränzen der Kunſt überſchreitenden pedantiſch ernſten Polemik ſein dürfen, wie in dieſem Fabrikanten. In Ehren weißes Haar haben — wie ſchön! Jung ſein — wie weit ſchöner noch! Zu allen Zeiten hat das Alter die Jugend glücklich geprieſen — erſt jetzt fängt das Alter an, ſich ſelbſt zu applaudiren, wenn auf der Bühne etwas gegen die Jugend geſprochen wird! Und wenn ich ein Greis von 70 Jahren bin, ſo will ich den Jüngling preiſen, der noch Zeit zu Thorheiten, noch Zeit ſie zu beſſern, hat.

Herr E. Devrient hat dem Schlafrock und der Nachtmütze in diesem Stück ein poetisches Lüstre geben wollen — o gewiß, ein ehrlicher Fabrikherr mit gesunden, frischen Wangen, mit gesunden, frischen Lebensmaximen hat gewiß sein gründlich Ehrenwerthes; aber auch Ansprüche auf dichterische Verherrlichung, auf eine solche Bevorzugung, wie Herr Devrient sie diesem Cantal einräumt? Lambert ist in demselben Fall, wie Werther. Gewiß war Werther ein Thor, gewiß ein Verbrecher. Aber man sollte ihn jetzt lächerlich machen dürfen, man sollte ihm sagen dürfen, er wäre keine so würdige poetische Staffage, als ein ruinirter Fabrikherr, für den die Fabrikarbeiter, um ihn aus seinem Prozeß zu retten, eine Woche lang auf ihren Lohn verzichten? Trostlose Verirrung der Ideen, noch trostlosere Verirrung der Kunst! Herr E. Devrient würde uns sehr erfreuen, wenn sein achtbares Talent diese Art von Polemik nicht wieder auf die Bretter brächte und sich in harmloseren Schilderungen gefiele, wo ihm Manches schon so artig gelungen ist! —

A. P. hat in ihrem Drama: **Noch ist es Zeit**, ein unverkennbares Talent für die Bühne gezeigt. Zwar fehlt es diesem Erstlingswerke an äußerer Handlung, dafür ist die innere desto geistvoller und gemüthlicher motivirt. Die Exposition ist außerordentlich unbeholfen; die Entwirrung des Knotens dafür desto gewandter. In der Methode der Behandlung erkennt man die Zartheit einer Frauenhand, zu gleicher Zeit aber auch ihre Schwäche.

Das weibliche Princip iſt in dem Stück ſehr ſchön durchgeführt, aber auch zu ausſchließlich verherrſchend; die Männer werden erdrückt, unſre Gefühle drohen beim Anblick dieſer etwas ſchwächlichen Seelenzuſtände zu erſchlaffen, es fehlt dem Stück die feurige, leidenſchaftliche Stoffbeherrſchung, die nur Männern möglich iſt. Es iſt auch dies weibliche Schwäche, daß A. P. ihre Kataſtrophe auf einen Zug im Mannesherzen baute, den ſie vorausſetzte, aber nicht beweiſen kann. Welch ein Mann wird ſo ſchnell vergeben, wie dieſer Getäuſchte, deſſen Frau wirklich auf dem Stelldichein mit einem Prinzen, der ſie liebt, ſich einfindet? Dieſer Schritt iſt mit wirklichem Fall ganz gleichbedeutend und nur lange Reue könnte den Mann da verſöhnen, wo A. P. ihn ſchnell mit Vergeben und Vergeſſen bei der Hand ſein läßt. Wir müſſen auf unſrer Hut ſein, daß uns die für die Bühne jetzt ſchreibenden Damen nicht die Männer zu ſchwach, zu weichlich und von den Frauen überragt darſtellen. — So gelungen die Diktion des Stückes iſt, ſo gehört doch alles, was Frau von Saaren und Herr von Scheerſchau ſprechen, nicht zum Stücke. Dieſe Längen nützen allerdings dem Stoffe, weil ſeine ſchwachen Motive dadurch deſto ſtärker hervortreten; aber die Kritik kann ſie nicht gutheißen.

# Marſchner's Vampyr.

Ich finde das Sújet dieſer Oper nicht ſo abſchreckend, als es der Mehrzahl unſers Publikums ſcheint. Hat man ſich an die allerdings im Anfang frappirende Idee, einen Blutſauger auf die Bühne zu bringen, gewöhnt, ſo bekommt die fernere Entwickelung des Sújets doch einen eignen ſchauerlichen Reiz, dem man ſich nicht entwinden kann. Es iſt möglich, daß man, um nicht abgeſtoßen zu werden, dem ſinnlichen Bilde, das uns hier vorgeführt wird, eine Allegorie unterlegen muß. Mir iſt dieſer Verſuch, eine ultraromantiſche Idee zu verſinnlichen, ſchon als ſolcher pikant; wie nun erſt, wenn ich den Vampyr im Geiſte Byron's faſſe, wenn ich in ihm Byron ſelbſt finde, den Geiſt ſeiner Poeſie und ſeines Lebens! Das iſt dieſe unheimliche Seelenzerriſſenheit, die dem Ausdruck des Antlitzes eine zu gleicher Zeit abſchreckende und doch wieder ſo unendlich anziehende Gewalt giebt; das ſind die Triumphe, die der Zweifel über den Glauben feiert; das iſt die lockende Verführung, die für Frauen von höherm Schwung in blaſſen verlornen Seelen liegt! Wenn das

Sujet dieſer Oper nicht anſpricht, ſo liegt dies beſonders darin, daß der Vf. des Textbuches es zu ſinnlich, zu wirklich und nicht allegoriſch genug faßte. Das Geiſterhafte hätte öfter mit hineinſpuken und jedenfalls im Beſitz der Schlußſcene ſein müſſen. Die Heirath der ſchottiſchen Dame mit ihrem Freier intereſſirt zu wenig, als daß ihr das Schlußtableau gebührt hätte. Wenn Marſchner dieſe Oper populär machen will, ſo muß er noch in der Art des Don Juan eine Schlußſcene hinzudichten laſſen und komponiren.

Die Muſik im „Hans Heiling" iſt ausgebildeter, klarer und ſelbſtſtändiger, als im Vampyr. Der Ouvertüre geht ſogleich ein durchgreifendes, dem Ohre ſich einprägendes Motiv ab. Der Herenchor bewegt ſich in den für Compoſitionen ſolcher Art üblichen Klängen; die Pickelflöte hat dabei wie immer das Meiſte zu entſcheiden. Die ganze Compoſition dieſer Oper trägt allerdings den melodiöſen Charakter der deutſchen Muſik; doch ringen ſich aus dem oft ſehr dunkeln Chaos von Tönen und der nicht ſelten zu grellen Inſtrumentirung nur wenige wahrhaft ſchöne und ſeelenvolle Melodieen heraus. In Enſemble-Sätzen offenbart ſich ſtets der tonkundige Theoretiker; einige Duette und Terzette ſind ſehr gelungen. Das Trinkquartett und die Dazwiſchenkunft der Wirthin iſt vielleicht am netteſten ausgearbeitet; doch ſind wir an Geſängen dieſer Art ſeit Bildung der Liedertafeln ſehr reich.

Wahrheiten. Indem nun Standesherren ſich ſelbſt unter die poetiſchen Wettkämpfer miſchten, mußten ſich da die geſellſchaftlichen Unterſchiede nicht verlieren? Wenn ein adeliger Offizier den Frühling beſang, dann durfte Gleim wohl in den poetiſchen Torniſter des Grenadiers ein Loblied des Königs nach dem andern packen und Ramler an jene ruſſiſche Kanonenkugel, die ihn beinahe ſeinem Wirkungskreiſe entriſſen hätte, eine Hymne auf Friedrich und die tapfern Brennen anknüpfen. Die Ariſtokratie ſuchte den Umgang mit der Literatur. Die Kronprinzen von Dänemark und von Preußen verſprachen ihr für den einſtigen Regierungsantritt glänzende Beförderungen, genug die Dichter warfen ſich nicht weg, ſondern es gab Mäcene genug, welche glücklich waren, ihnen auf eine anſtändige Weiſe unter die Arme zu greifen.

Jener ſchöne Wechſelverkehr, materiell und geiſtig Vermögender, hörte erſt mit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution auf. Die Ariſtokratie erſchrak plötzlich über die Tändeleien, welche ſie mit den dichteriſchen Predigern, Schulmeiſtern und Candidaten ſo lange in einem arkadiſchen Rapport gehalten hatten. Diejenigen Sänger, welche von Adel waren und ihre Winterquartiere in der Poeſie genommen hatten, mußten ſich jetzt zu ihren Regimentern begeben. Ton, Styl, Versmaß wurden anders. Die poetiſche Epiſtel, die Parabel, die Paramythie, die geiſtliche Cantate, das Triolet, das Sinngedicht oder Epigramm, das Lied ſchlechthin, kurz alles nahm einen ganz neuen Charakter an. Der Amtmann von Altengleichen fühlte dieſe Revolution bald, denn er hungerte. Voß emazipirte die marſchländiſchen Bauern für die Dichtkunſt und vertrieb den arkadiſchen Plunder, die Phyllen und die Chloen, Damon und Amynt durch Miſtgabeln, Dreſchfle-

# Etwas für Pesth.

Wir machen auf ein neues muſikaliſches Genie aufmerkſam, welches in kurzer Zeit allen europäiſchen Enthuſiasmus abſorbiren wird. Es iſt ein Virtuoſe auf der Maultrommel. Der junge Mann übertrifft Alles, was man bisher auf dem Brummeiſen gehört hat. Er iſt 19 Jahr alt, blondirt, trägt langes, aufgeſteltes Haar und hat ſchon ſoviel Liebesabenteuer gehabt, daß die Damen über ſein leidendes Air, über ſeine intereſſante Blaſſe entzückt ſein werden. Seine Art, das Brummeiſen zu behandeln, iſt noch nie da geweſen. Er entlockt dieſem einfachen Inſtrumente Töne, welche ſelbſt die Orgel nicht hervorzubringen vermag. Der Klang, den er mit ſeinem Munde dem Metall abzulauchen weiß, rauſcht wie Sphärenklang durch die Räume des Conzertſaales, die Decke ſcheint ſich zu öffnen und überirdiſche Genien herabzuſenden. Bald hat ſein Ton den Klang einer Brummfliege, die am Fenſter ſummt und in's Freie will, bald iſt es, als hörte man

fernen Donner rollen, zu dem die schönen Augen des Künstlers die Blitze entladen. Der Virtuose wird sich in jeder Stadt nur einmal hören lassen. Er spielt auch die Maultrommel mit dem linken Fuße, was für den ersten Rang sehr angenehm sein wird, da man nie weißere Zehen (nicht Zähne) gesehen hat. Er produzirt sich nur in Conzerten. Bei Fürsten und Banquiers nach dem Diner zu brummen, ist seiner Künstlerehre zuwider. Wenn während seiner Variationen gesprochen wird, steht er auf und empfiehlt sich. Der junge Mann wird alle musikalische Referenten in Verlegenheit setzen; das ganze Wörterbuch ihrer Bravissimis nimmt er in Anspruch: wir rathen ihnen, in der Superlativrhetorik schon im Voraus Studien zu machen. Doch an einer Stelle ist der junge Maultrommler verwundbar. Um es mit Liszt, Ernst und wie sie alle heißen, die jetzt den Spaß der Welt machen, aufzunehmen oder sie, richtiger gesagt, ganz zu verdrängen, fehlt ihm leider der Schnurrbart: diesen darf er sich nicht wachsen lassen, weil er den Ton des Brummeisens auffangen und vertheilen würde. Doch auch hierin wird das junge Genie nächstens eine Auskunft treffen. An einem künstlichen Barte probirt er schon seit einigen Monaten, ob er nicht mit einigen straffgezogenen Barthaaren in Verbindung mit der alten Maultrommel ein neues Instrument erfinden könne, etwa eine Bartvioline, wo die Töne der Maultrommel in dem mit Colophonium zu streichenden Schnurrbarte resoniren und mit Hülfe einer ganz

wunderbar von ihm erſonnenen Akuſtik auf der menſchlichen Oberlippe Töne hervorbringen, wie man dergleichen noch nie gehört hat. Europa, rüſte Dich! Ihr Peſther und Wiener, — hier habt ihr ein Genie, deſſen Pferde es verdienen, von Euch ausgeſpannt zu werden!

# Franz Liſzt in Hamburg.

Es giebt noch Erſcheinungen, die größer als das Feuilleton ſind. Sonſt regiert das Feuilleton die Welt. Könige, Dichter, Künſtler werden jetzt nur noch durch das Feuilleton unſterblich. Man ſchreibt keine Abhandlungen mehr. Man giebt Notizen und die überbildete Leſewelt bildet ſich jetzt ſchon daraus ſelbſt ihr Urtheil. Aber Franz Liſzt iſt größer, als das Feuilleton. Man kann ihn in ſeiner Meiſterſchaft weder durch pyramidale Beiwörter, noch durch Anekdoten erſchöpfen. Was haben wir über die Blätter lachen müſſen, die in ihren von erkauftem Lob entweihten Spalten ankündigten: Franz Liſzt wird morgen ſein zweites Conzert geben! Armer Liſzt, was wärſt Du ohne die Unſterblichkeit, die man ſich durch zwei Freibillets und ein Jahrabonnement auf Dr. Hueters Zeitſchrift erkauft! Armer Liſzt, dieſelbe Feder, die eben geſagt: Mad. Hahnemann übertraf ſich ſelbſt, Herr Fiſtel ſang ſeinen „Part" bewundernswerth, dieſelbe Feder ſollte ſchreiben dürfen:

Herr Liszt wußte ſich den Beifall aller Anweſenden zu erwerben? Nein, Liszt, Dein Peſther Ehrenſäbel gehört in das Nonpareil der kleinen Chronik, aber Deine Künſtlergröße vorn an die Stirn der Journale. — Wir können nicht ſagen, daß wir die außerordentlichen Schwierigkeiten überſchauen, die der geniale Künſtler überwindet. Uns ſchien er über Blumen und Wieſengrün ſchmetterlingsartig zu fliegen, während Viele neben uns ſchwindelten und behaupteten, ſie ſähen ihn wie weiland Kaiſer Max auf der Martinswand, aber ſein Genius umſchwebe ihn und würde ihn ſchon in die ſichere Ebene der Schlußcadenz zurückführen. Einigen Klavierſpielern neben uns wurde ganz unwohl. Sie lachten übermäßig, um zu verbergen, daß ſie eigentlich weinen wollten. Liszt ſoll in der That noch weit mehr ächter Klavierſpieler ſein, als Thalberg, den ich in Baden-Baden hörte und der mich recht fröſtlich kalt ließ. Treyſchock iſt gegen Liszt ein kleines, artiges Talent, das ſchon an der Gränzlinie der Charlatanerie liegt. Was Referenten an Franz Liszt ganz beſonders anſprach, war Folgendes: 1) ſeine poetiſche Erſcheinung. Seine Züge haben ganz jene weibliche Milde, die alle höhere Genies auszeichnet, ſein Auge ſpricht, ſeine Atmoſphäre läßt ein ereignißvolleres Leben ahnen, als die täglichen zwölfſtündigen Uebungen des treibhausgezogenen Virtuoſen. Dieſer Liszt zeigt uns nicht jene Jammergeſtalten, die ſich für einen Thaler in den Conzerten hören laſſen und denen man recht anſieht,

wie ſie die Nächte nur anwendeten, um durch Schlaf ihre durchgeübten acht Früh- und vier Nachmittagsſtunden wieder einzuholen. Lißzt, das ſieht man wohl, hat auch in den Nächten ſeiner Kunſt — vielleicht auch dem Leben — geopfert. 2) Lißzt erſcheint. Er ſieht wie Franz Dingelſtedt aus. Er zeigt alle Spuren der jeune Europe. Wie ich mich freute! Dieſe jeune Europe, dieſe jeune France, dieſe jeune Allemange — wie wird ſie verfolgt und als flüchtig, windig, ankerlos hingeſtellt, und ſeht den Lißzt, — haben Eure geſetzten Virtuoſen von ehemals, Eure Hummel und Field, das geleiſtet, das ſtudiert, was dieſer junge Zerriſſene, dieſer junge Georg-Sandiſt muß über ſich gewonnen haben? Welche Uebungen gehören dazu, um ein Hummelſches Septett aus dem Kopf zu begleiten! Ich will nicht rezenſiren, ich will auch nicht ſagen, daß eine ſolche Streicherei von ſechs Inſtrumenten mit einem ſiebenten Streicher (nein, Lißzt hat einen Erard) ſich wie ein Scharivari der wilden Südſeeinſulaner anhört, ich will nur mit einem alten Freund aus München ſagen: „Nein, das muß wahr ſein, der Lißzt iſt ſchon groß.“ 3) Lißzt iſt da. Man hat ſich ſehr über den Wirth zur Stadt London geärgert, in deſſen Saale die Geſellſchaft verſammelt iſt. Man hat geſehen, daß ein Kellner, ſage ein Kellner, in ſeiner unanſtändigen kurzen Jacke mit bloßem a posteriori die Leuchter auf den Flügel ſtellt, man hat ſich geſchämt, daß man für drei Mark zwölf Schillinge nicht einige in Livrée

geſteckte dienſtbare Geiſter auf dem Podium des Flügels hantieren ſieht, geſchämt, der Londoner, Pariſer, Berliner und Wiener wegen, die von dem Pli des Hamburgers hier einen gar traurigen Begriff bekommen müſſen — genug, Lißzt iſt da. Nun kannt' ich ihn früher nur aus Dantan's Gyps-Carrikaturen. Und in der That die hundert Finger an zwei einfachen menſchlichen Händen ſind da. Lißzt ſcheint die Arme früher bei ſeinen Uebungen in einer eiſernen Maſchiene gehabt zu haben: nur die Finger ſpielen. Der Oberkörper iſt würdevoll zurückgebogen, die Arme ſind in einen ehrenvollen Ruheſtand verſetzt. Die Finger ſelbſt werden nur von dem obern Handgelenk regiert, wie beim Violinſpieler. Lißzt ſetzt ſie von oben ſenkrecht herunter und macht ſich den Spaß, nach jedem Ton, den er angeſchlagen hat, die Hände in die Luft zu ſchnellen, als wollte er dem Publikum mit Jantje von Amſterdam ſagen: Seht, nichts als Geſchwindigkeit, keine Hexerei. Es war ein prächtiger Einfall von Lißzt, ſich dieſe drollige Taſchenſpielerei der Hände anzugewöhnen. Viele Leute, die nichts von der Muſik verſtehen, halten nun das Ganze doch für Zauberei und ahnen das Uebernatürliche derſelben aus dem Schein von Natürlichkeit, den ſich die Hände geben. Damit auch Alle dies Bravourſpiel der Hände ſähen, rückte Lißzt ſeinen Flügel auch einmal nach der andern Seite des Saales hinüber, was ihm ſehr viel Freunde erwarb. Lißzt hätte ein großer Künſtler ſein können, aber daß er den Damen zu

Lieb' seinen Flügel umkehren ließ, zeigte ihn auch als Mann von Gefühl. Diese Aufmerksamkeit war hier noch nie vorgekommen. Nicht Thalberg, nicht Ernst hatten so viel Gemüth entwickelt. Liszt, der Künstler könnte *vielleicht* vergänglich sein, aber — daß er seinen Flügel schwenken ließ, um jeder auch noch so mittelmäßigen Klavierspielerin die Art zu zeigen, wie er die Finger ansetzt, das wird man ihm nie vergessen. Daß Liszt Geist hat, weiß man daraus, daß Georg Sand ihm Freundin sein konnte, daß er Seele hat, beweist sein Spiel, aber — nun hat er bewiesen, daß er auch ein Herz hat. 4) Liszt's Finger! Hier muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich sie mit etwas keineswegs Schönem vergleichen werde. Aber welcher Vogel ist häßlicher, als die Sängerin der Haine, die Nachtigall? Die Hasselt in Wien ist auch nicht schön und Liszt's Finger sind es noch weniger. Soll ich sagen, wie mir diese aufgespreizten fünfgespaltenen Hände mit ihrem stelzenmäßigen Gange über die Tasten des Instrumentes erschienen sind? Wie Krähenfüße. Ganz derselbe hohe Trab, dieselbe Länge, dieselbe Spreizung, nur mit dem Unterschied, daß der Pfau seine Füße unter dem glänzenden Gefieder zu verbergen sucht, Liszt aber in manchen Augenblicken ganz Finger wird. Warum man in unsern anatomischen Museen nicht zweierlei Skelette in allerhand Arten zu sammeln sucht: Hände von Dieben und Hände von Virtuosen? Ich wüßte nichts Interessanteres, als neben der Hand eines

Steuereinnehmers die eines Jack Sheppard und neben der eines Staatmuſikanten, der in ſeinem Leben nichts als Kirmeßwalzer ſpielte, die eines Paganini zu vergleichen. 5) Franz Liszt iſt auch Redner. Er wandte ſich an das Publikum mit der Erklärung, er wolle gern dem an ihn ergangenen Wunſch, eine Sonate von Beethoven zu ſpielen, entſprechen, müſſe aber dann bitten, ihn von einer andern Piece zu dispenſiren. Er ſprach deutſch. Franz Liszt würde jedoch in der Badiſchen Ständekammer keine große Rolle ſpielen. Möglich jedoch, daß man ihn bei einem Zweckeſſen, welches die Heimchen auf der Wieſe veranſtalteten, als Toaſtausbringer verwenden könnte. Er würde bei dem Gutenbergseſſen in Berlin ſehr gut haben die Preßfreiheit in Anregung bringen können, denn er würde, da man ihn nicht gehört hätte, die Geſellſchaft vor allen Unannehmlichkeiten bewahrt haben. Franz Liszt iſt ſchon deshalb für die Oppoſition, weil die Regierung ihn *nimmermehr* zur Vertheidigung ihrer Maßregeln würde brauchen können. In einem Zimmer von acht Quadratfuß iſt es jedoch möglich, daß Liszt ſich auch zum Demoſthenes aufſchwingt. — Ueber das Artiſtiſche ſeines Spiels mögen Kenner urtheilen. Iſt er beſſer im Piano oder im Forte, wir wiſſen es nicht: aber ſein Pianoforte, ein Erard, wird einſtimmig für nicht ganz vorzüglich erklärt. Er kam mit dem Dampfboot aus London. Vielleicht hat er etwas an der Seekrankheit gelitten. — Ein Ehrenſäbel wird dem Künſtler

hier nicht verehrt werden. Aber wär' unser Bürgerrecht (es kostet nur dreißig Mark) nicht gar zu wohlfeil, vielleicht machten wir ihn zum Ehrenbürger. Zu einem zwanzigmaligen Hervorruf haben wir uns indessen schon aufgeschwungen und es fehlte nur ein leiser Stoß, so hätten wir uns zu ungarischen Eljens hinreißen lassen. Von hier wird Liszt wohl nach Berlin gehen. Er ist kein Mensch, er ist eine Erscheinung.

gel und durch den niederſächſiſchen Dialekt, der vor'm Gutsherrn nur noch halb die Mütze abnahm. Mit dem Pfluge des Virgil, welchen der Schulmeiſter von Eutin wieder entdeckt haben wollte, wurde der ganze poetiſche Boden aufgelockert. Freilich, der Same, der nun in die Furchen fiel, brachte keine Penſionen mehr, höchſtens noch Profeſſorate.

Seit dieſer Zeit zog ſich die Literatur immer mehr von den geſellſchaftlichen Autoritäten zurück, ja ſogar als ſie romantiſch wurde, von der Nation ſelbſt. Mit keinem der Traktate, welche allmälig die Verfaſſung des deutſchen Reiches zerſchnitten, hatte Literatur etwas gemein. Durch die Einwirkungen der Philoſophie und beſonders eines, durch die Unbill der Zeiten geweckten Studiums der germaniſchen Vergangenheit, bekam die Poeſie ein ganz neues Gepräge und hinterließ, wenn auch keine außerordentlichen Produktionen, dennoch eine neue Kritik für Kunſtleiſtungen, welche in der Literaturgeſchichte zur Markſcheidung höchſt intereſſanter Reſultate benutzt wurde. Dem goldenen Zeitalter unſerer Literatur, dem Zeitalter der Produktion und des Genies, folgte die Romantik, eine ſilberne Periode, eine Periode der alexandriniſchen Kritik und des Talentes; aber war dies ſchon an und für ſich die aufgeblaſene Haut eines Menſchen, dem es an Knochen und Muskeln fehlte, ſo war nun noch weniger an eine Verſöhnung der Dichtkunſt mit den großen Thatſachen der Wirklichkeit zu denken. Ein Schimmer leuchtete davon auf, als nach dem Winter in Rußland ein fürchterliches Gewitter am Horizonte heraufzog und ſich in Blitzen entlud, die damals unſere Feinde zerſchmetterten.

Wenn man unter Literatur eine im Schatten des Friedens ſich entwickelnde Vermiſchung tiefſinnig abſtrahirter Hor-

# VII.

# Vermischtes.

# Die Gebrüder Grimm.

Nach ihrer Göttinger Verbannung.

Wen ſchmerzt es nicht, zwei Männer auf deutſchem Boden heimathlos irren zu ſehen, in deren wiſſenſchaftliche Leiſtungen die liebſten und zarteſten Intereſſen des Vaterlandes verflochten ſind! Jacob Grimm waltet als ein Geiſterkönig über Deutſchland, dem mehr als bloß Domänen, mehr als Landesgeſtüte, mehr als conſcriptionspflichtige Unterthanen gehorchen, dem das Säuſeln der deutſchen Eichen, die Zugluft in unſern Gebirgen, das Gold und Silber der Sagen, welches unter unſerm Boden ſich hinzieht, der Hauch unſerer Sprache, unſere Geſchichte, unſere große Vergangenheit unterthan iſt. Und ihm zur Rechten ſitzt ſein Bruder, Wilhelm Grimm, und reicht ihm die Bücher, die Jener enträthſelt, den Becher der Poeſie, aus dem er weiſſagt, ein ſtiller, dichteriſcher Bote, mit den Schwingen der Phantaſie an ſeinen Füßen, der hier und dort im Einzelnen die Aufträge beſorgt, die der ältere Bruder im Zuſammenhange des Ganzen,

im einheitlichen Bewußtſein giebt. Beide Brüder können mit dem Bettelſtabe durch Deutſchlands Gauen pilgern und, wenn die Menſchen nicht, die Nymphen unſerer Flüſſe, die Gnomen unſerer Berge werden in ihnen die treuen, gelehrten Freunde der Barden und Minneſänger erkennen und ſie pflegen und bewirthen, während ſie die Polizei aus den fürſtlichen Territorien vertreibt und ihnen Zwangspäſſe giebt! Und der kleinſte Collaborator im kleinſten deutſchen Städtchen, wenn es Nachts an ſeinem Fenſter pochte, und eine Stimme rieſe draußen: Jacob Grimm iſt da! — ja, und er mag noch ſo verpönt und in Acht erklärt ſein, und der Collaborator mag ſchon zehen Jahre nur noch als Hülfslehrer vikariren, er wird glauben, das Himmelreich zöge bei ihm ein und das Rieſengebirge der „deutſchen Grammatik" ſpalte ſich und ein hoher unſterblicher Geiſt ſtände in irriſcher Verwandlung vor ihm. Er wird den Stuhl ſegnen, auf dem ein Grimm geſeſſen.

# Rosenkranz.

Seinem Werke über Psychologie liegt eine Fülle von geistreichen Beobachtungen und Thatsachen zum Grunde, wie sie nicht in den praktischsten Compendien der gewöhnlichsten Krug'schen Empirie zu finden ist. Man würde behaupten können, daß diese Erweiterung der Doktrin den Hegel'schen Maximen widerspräche, wenn nicht Hegel selbst, mehr als die meisten seiner Schüler, grade in dem thatsächlichen Material so groß gewesen wäre, welches er aufhäufen konnte, um seinen Begriffen die Anwendung auf die Geschichte und Erfahrung zu geben. Er war in den entgegengesetztesten Fächern der praktischen Wissenschaften erfahren, hatte, da es unmöglich ist, Alles zu lesen, das Meiste gelesen, war in Reisebeschreibungen belandert, und fand sich in China, Indien, in Afrika geographisch so zurecht, wie in der Geschichte und Chronologie. In der Vielseitigkeit des Wissens steht ihm von seinen Schülern Rosenkranz am nächsten. Welche Studien, welche durchdachte Lectüre setzen diese trefflichen Ausfüh-

rungen voraus, welche zu dem doktrinären Gerippe dieſer Pſychologie das Fleiſch, zu dem Saatkorn der trockenen Begriffe die friſche, üppige Entfaltung der Blume, den Duft des Lebens bilden! Selbſt auf die Gefahr hin, den Hegelianern lächerlich zu erſcheinen, erkläre ich, daß dies Buch eine populäre Arbeit iſt, welche die allgemeinſte Verbreitung verdient, daß ſie jedem Gebildeten Unterhaltung gewährt, und für die wenigen Paragraphen, die ihm ſchwerer ſein ſollten, die reichſte Entſchädigung durch zahlreiche geiſtreiche Beobachtungen und die paſſendſten Citate bietet. Auch darin liegt etwas von der ächten Popularität, welche Roſenkranzens Schriften auszeichnet, daß er ein Dichter iſt — nicht Dichter in dem Sinne, wie Rückert und Uhland; ſondern Dichternatur, innerer, geſtaltender Dichter, Dichterverwandtſchaft, grade in dem Sinne, wie es ſo ſchmerzhaft iſt, daß Gervinus in ſeiner Literaturgeſchichte trocken und blaß ſagen kann: „Ich bin kein Dichter.“ Warlich das ſollte Niemand ſagen, der etwas Höheres erſtrebt. Dichter ſind wir alle, wenn wir den Lockungen des Genius folgen, wenn wir auch nicht Beiträge in den Muſenalmanach ſchicken. Ich kann den Philoſophen und Geſchichtsſchreiber der Poeſie nicht begreifen, der ſo entſchieden von ſich zu ſagen wagt: „Ich bin kein Dichter!“

Die Vorrede dieſes vortrefflichen Buches iſt an ſich ſchon eine denkwürdige Erſcheinung. Geharniſcht tritt ſie für eine Sache auf, die Roſenkranz einmal zu ſeinem

Mittelpunkt gemacht hat, die Hegel'sche, und von der ich mir anzunehmen erlaube, daß sie nicht eine Befriedigung des Rosenkranz'schen Strebens ist, sondern nur ein ungefähr abgestelltes und beseitigtes Bedürfniß, das Bedürfniß, bei so vielfachen Sympathieen und Studienrichtungen, die diesem vielseitigen Gelehrten einmal eigenthümlich sind, einen gewissen Schwerpunkt, eine theoretische Einheit zu behalten. Wie sehr bei ihm der freie, poetische Geist gegen die Ansprüche der Schule zu reagiren geneigt ist, zeigt sich auch zu seiner Ehre in allen Punkten dieser Vorrede. So bittet er die Berliner, sie möchten ihm in die neue Ausgabe der „Encyclopädie" nicht zuviel Anmerkungen und Zusätze hineinbringen, „damit die schöne Gliederung des Werkes" nicht verloren gehe. Schon hier sieht man, daß er sein System mit einer sehr eifersüchtigen Eleganz behandelt wissen will. Aber es ist noch mehr. Rosenkranz fühlt sich zwar in Hegel, aber mit freiem Bewußtsein; er bewegt sich in ihm, aber nicht um ein und dieselbe Axe. Er will nicht, wie dieser, *über* Hegel neue Luftschlösser hinaus bauen, oder wie jene, *neben* Hegel seine eignen Kapellen oder Wirthschaftsgebäude anlegen; sondern er deutet klar genug an: Hegel sei die Luft, die Begränzung: in ihr und von ihr lebet, ihr Schüler, aber ganze Strecken hat Hegel noch öde gelassen, *die* baut an; manches ist unvollendet, das vollendet! Rosenkranz ist fern von dem pedantischen Ehrgeiz eines *Weiße*, der nun noch etwas Subtileres in

Leipzig ausgebeckt haben will, als Hegel, so daß Einem vor lauter Metaphysik und gespaltenen Sonnenstäubchen ganz schwindsüchtig auf der Brust wird; sondern er fordert die Philosophen auf, die Fülle freier Individualität und tüchtige bewußte Forschung in Hegels weite Begränzungen hinein zu tragen, am wenigsten aber den schon einmal gekochten chinesischen Thee, möcht' ich fast sagen, immer wieder abzukochen und zu sieden, bis wir zuletzt das klare Wasser haben werden. Er sagt: „Die stereotype Wiederholung, lediglich des traurigen Ruhmes halber, sich treu und konsequent geblieben zu sein, ist in der Philosophie lächerlicher als irgendwo."

Rosenkranz spricht darauf vom Styl in der Philosophie, insofern dieser erst Methode und später Ausdruck ist. Er hat gut hierüber sprechen, da er einer der glänzendsten Stylisten ist, die wir besitzen und, wie ich fast behaupten möchte, früher, als er mehr literarhistorische Richtung hatte, ein Studium daraus machte (z. B. in seiner Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter), blendend schön zu schreiben! Wenn er aber, in Bewunderung des Hegel'schen Styles auch hinzusetzt: „Man wird in einiger Zeit schon sehen können, wie sich Hegels Sprache durch eine Menge von Canälen als ein mächtiger Strom in unsre Literatur ergossen hat; selbst seine Gegner haben dem Zwang seines fernhin treffenden Ausdrucks nicht widerstehen können, und Alles, was seit einem Dezennium von Berlin in der Literatur ausgeht, ist, bis

ſ räſonnirende Artikel in der Preußiſchen Staatszeitung,
bſt über Materien, wie die Vollblutsfrage, davon in-
irt" — ſo läßt ſich vielleicht das Faktum nicht in Ab-
e ſtellen, wohl aber die Schönheit deſſelben; wenigſtens
d diejenigen Autoren, welche ſich durch Hegel'ſche Re-
nsarten ankündigen, wie: hierüber iſt zu ſagen...
er: Dies erweiſ't ſich als:... u. ſ. w. langweilige Pa-
one. In den ferneren Erörterungen über den Styl muß
mich bei Herrn Roſenkranz bedanken, daß er mich als
ne Art Autorität angeführt hat; leider werd' ich bei
n nicht kurzen Stellen aus meinen Schriften, die er an-
hrt, nicht genannt, welches freilich die Folge meiner
recklichen literariſchen Sünden iſt, durch die ich mir
über in Preußen den Mundtod und eine konſequente
nonymität zugezogen hatte.

men oder Stoffe mit den dreiſten Wagniſſen prädeſtinirter Genies verſteht, wenn alle Literatur ſichere und ruhige Grenzen haben muß, um ohne den Vorwurf des Egoismus ihren Selbſtzweck zu erfüllen, ſo konnten ihr in Deutſchland die unbehaglichen Zeiten von 1815 an keine Handhabung darbieten. Es iſt auch in dieſen Zeiten auf dem Felde der ſchönen Literatur wenig erzeugt worden, das, wenigſtens bis in die letzten Jahre vor der Julusrevolution, dem deutſchen Namen einen merklichen Zuwachs an Ehre gebracht hätte. Denn Hoffmann, Tieck, Müllner und Jean Paul waren bloße Reſte und Luftſpiegelungen vorangegangener Zeiten, wo Tieck wenigſtens ſein Talent retten wollte, Jean Paul die Zinſen ſeines tüchtigen Capitals, Müllner das letzte Aechzen Schiller's, und wo die Originalität Hoffmann's darin beſtand, Abſude und Tafelabgänge bedeutenderer Geiſter durch pikante Saucen wieder aufzufriſchen.

Und wie nun die Echo's der alten klaſſiſchen Zeit allmälig verklangen und der belletriſtiſche Ton immer dünner und ſchwindſüchtiger wurde, da regten ſich auch ſchon zu gleicher Zeit hier und da vereinzelte Präludien einer neuen Entwickelung, einer Entwickelung, die im gegenwärtgen Momente ſchon mit Lärm und Ringen in unſerem Ohre fauſt. Dieſer jetzt hoch geſteigerte Kampf kündigte ſich vor fünfzehn Jahren erſt mit ganz leiſen poetiſchen Hornklängen an, welche hier und da aus dem Walde kamen, wieder verhallten und wie kleine Federſpulen den ſorgloſen Rieſen der Vergangenheit aus ſeinem Schnarchen weckten. Der Glanz der alten Zeit hatte mit der Kritik geendet, die Hoffnung einer neuen mußte mit der Kritik wieder anfangen. Sie griff einen Namen an, der die klaſſiſche Periode durch ſein Genie und die

# Dr. Strauß.

Von diesem berühmten Manne ist jetzt eine Prüfung der christlichen Glaubenslehre erschienen. Dies Buch will ich zur Linken, die Bibel zur Rechten legen und es versuchen, durch den Schleier der Zeiten und der Vorurtheile zu jener Wahrheit zu dringen, die mich über die schwindelnde Brücke vom Leben zum Tode dereinst begleiten soll.

Ich lese erst noch einmal die beiden Fragmente des kühnen und gelehrten Mannes über Bleibendes und Vergängliches am Christenthum. Mich spricht in diesen Ergüssen eines Geistes, der nach der Märtyrerschaft der Aufrichtigkeit in diesem Jahrhundert trachtet, (und unser Jahrhundert ist hier freigebig genug mit Scheiterhaufen!) mich spricht in diesen Ergüssen nicht Alles an. Was ich aber bewundern muß, ist die Unbefangenheit dieses Schriftstellers. Leset die Schriften aller Theologen und sie werden immer erst Christen und dann Philosophen sein! Selbst die freidenkendsten, wie Schleier-

macher, haben vom Lehrſtuhl oder der Kanzel, von der Gewöhnung oder ihrem Gemüth her eine gewiſſe chriſtliche Färbung des Ausdrucks, ein theologiſches A priori, das man bei Strauß nicht finden wird. Er verſchmäht es, ſeinen Freimuth durch theologiſche Salbung zu verdecken, braucht niemals bibliſche Wendungen, verſchmäht am Schluß ſeiner Aufſätze das Ja! und Amen! oder die Doxologie einer Anknüpfung freiſinniger Prämiſſen an das Vorurtheil oder an das Jenſeits. Er ſchlägt nie Wunden, die er mit kleinen Schmeicheleien gegen unſern kindlichen Glauben wieder zu heilen ſucht. Er iſt offen und ehrlich, wie ein guter Anwald, der uns vor dem Beginn eines Prozeſſes warnt, den wir uns ſchmeichelten, nie verlieren zu können.

Ich muß noch Eins an Strauß bewundern: ſeine Univerſalität. Sein Wiſſen erſtreckt ſich über ein ſo weites Feld, daß er in allem, was das menſchliche Nachdenken nur reizen kann, heimiſch ſcheint. Er verweiſt nicht im Sinn des alten gelehrten Kaſtenweſens die naturwiſſenſchaftliche Frage an den Phyſiker, die politiſche an den Hiſtoriker, die kritiſche an den Aeſthetiker, ſondern er hat Urſache, ſich in allen dieſen Fächern zum Selbſturtheil berechtigt zu fühlen. Dies iſt auch die Luft der Freiheit, die in ſeiner Darſtellung weht. Man ſieht nirgends den Theologen oder Aeſthetiker oder Hiſtoriker, ſondern den Philoſophen, der dies alles iſt, und den Menſchen, der mitten unter ſeinen nächtigen Formeln

ſich die geſunde, friſche Farbe des Lebens erhielt. Heimiſch in Poeſie und Kunſt, in Geſchichte und jeglicher Lebenserfahrung verräth er, daß er über jede Frage mit abſtimmen könnte. Ruhig und getragen wallt ſein Urtheil über Untiefen und Klippen hin.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen. Muß man Strauß über eine gewiſſe Weltlichkeit ſeines Weſens preiſen, die ihm den Gleichmuth giebt, frei und unbefangen über ſonſt myſtiſch verſchleierte Dinge zu reden, ſo will ich ſelbſt nicht läugnen, daß ſich dieſe Weltlichkeit bisweilen bis zum Gewöhnlichen zu verflachen ſcheint. Es liegt dies theils in ſeinem Gegenſtande, wo die Vorausſetzungen des Katheders und der Kinderlehre faſt ganz dieſelben ſind, theils in ſeinem großen Talent für populäre Darſtellung. Ich möchte Vieles nicht ſo ausdrücken, wie es Strauß ausdrückt; aber daß er ſelbſt den Vorwurf des Gewöhnlichen nicht fürchtet, iſt ein neuer Beweis, wie hohen Beruf dieſer Gelehrte zum Reformator hat, wie verwandt er ähnlichen Vorbildern iſt, denen es gelang, über ſchwere Fragen mit dem Volke zu verhandeln. Strauß erſchrickt vor nichts, ja ſelbſt vor dem Trivialen nicht; er wiederholt ſich ohne zu ermüden: er iſt deutlich bis zum Flachen. Man muß einen geiſtvollen Mann bedauern, der hier in der Nothwendigkeit iſt, Dinge, die eigentlich unbeſtritten ſein ſollten, vertheidigen zu müſſen und zu demonſtriren, daß

etwas, was außer der Bibel nicht möglich iſt, es auch nicht in der Bibel ſein könne.

Man nennt Strauß gewöhnlich einen Hegelianer und er iſt es, was die Methode ſeines Denkens anlangt. Aber welche Freiheit dabei! Wie verwirft er jede Formel, die ihm nicht in eine klare Vorſtellung aufgeht! Strauß iſt Rationaliſt in der edelſten Bedeutung eines Wortes, das leider des Trivialen und Nüchternen viel in der Welt beſchönigen muß. Hegel ſelbſt war nicht frei von einer Vorliebe für Dämmerungszuſtände. Nur in ſeiner rein logiſchen Periode, die den Anfang ſeines Berliner Wirkens bezeichnet, hatte er ſeinen romantiſchen Urſprung völlig überwunden und das Myſtiſche völlig abgeſtreift. In ſeiner Lebensneige, als ihn die praktiſchen Beziehungen ſeiner Lehre auf Geſchichte, Leben, Sitte und Ueberlieferung mehr beſchäftigten, fiel er oft in ein trübes Schwanken und Taſten nach dem Helldunkel zurück, was Strauß und den Beſten ſeiner jüngern Schüler fremd iſt.

Nur über zwei Punkte im Vergänglichen und Bleibenden hab' ich mich nicht zufrieden geben können: über Straußens Anſichten von der Unſterblichkeit der Seele und von der Perſon Chriſti.

Strauß ſagt nicht, daß wir die Beſtimmung hätten, todte Aſche und ein erdiges Nichts zu werden: er ſtreitet nur, und ſicher mit Recht, gegen unſern Egoismus, den wir in den Ausmalungen unſeres künftigen Jenſeitlebens nur zu ſehr zur Schau ſtellen. Ich bin nicht im Stande,

die dereinstige persönliche Fortdauer des Individuums zu beweisen, allein, wenn irgendwo, scheint mir doch die Unsterblichkeitsfrage ein Gebiet zu sein, in welchem der Denker nicht ohne Vorsicht sich bewegen, ja selbst eine höhere Weihe seiner Sprache nicht verschmähen sollte. Ich glaube, daß Strauß, um sein großes Werk zu vollenden, die Bestimmung hatte, nicht Dichter zu sein; allein hier gesteh' ich, hat sein kalter Ton etwas Fröstelndes und sein Gemüth entweder nicht Tiefe genug oder zu vielen Trotz. Das Bestreben, gegen Vorurtheile zu kämpfen, reißt ihn hier zu Behauptungen hin, mit denen das gesunde menschliche Gefühl sich nie vertragen wird. Er kämpft gegen die Annahme, daß es einen Raum und eine Zeit geben müsse, in denen die Widersprüche der Erde ausgeglichen werden und findet diese Ausgleichung schon hienieden. Wer mag ihm glauben? Wer mag dem gelehrten Manne glauben, wenn er sagt: „Ein Paulus mit dem Pfahl im Leibe fühlte sich glücklicher, als ein Nero im Purpur.“ Hier hat ihn das Streben, gegen etwas Sentimentales zu kämpfen, selbst zu einer Sentimentalität verleitet. Nero im Purpur wäre unglücklich? Unglücklicher der Wollüstling, der Tyrann, der den Gott spielen durfte, ohne dabei ganz aus der Rolle zu fallen, (denn halb allmächtig war er gewiß!) unglücklicher Nero, als der schmerzenzerfleischte Märtyrer? Das kann nicht der Ernst eines Mannes sein, der wissen sollte, daß auch die Wollust des Schmer-

ges ſicher eine Gränze hat. Das Bewußtſein einer künftigen Ausgleichung iſt tief in der Menſchenbruſt gewurzelt: und wenn es auch nicht der Arme hegt, der nicht weiß, warum ihn Gott auf dieſe Erde ſandte, um unter Thränen ſich ſein trocknes Brod zu erbetteln, ſo hegt es ſicher der Reiche, dem ſein vom Glück geſchenkter Beſitz ein Schrecken iſt, den er vergebens durch Wohlthätigkeit ganz zu verſcheuchen ſucht. Wenn nicht das unbelohnte Verdienſt für die Zukunft zeugt, ſo zeugt doch das belohnte Unverdienſt dafür; denn dieſes fühlt es tief, daß es nicht auf ewig beſtehen kann.

Wenn Strauß von Chriſtus ſpricht, ſo verſteht es ſich für uns, die wir dem Aberglauben entſagten, von ſelbſt, daß eine ſalbungsvolle Sprache, die Terminologie: der Erlöſer, der Heiland u. ſ. w. als gewöhnliche Redeweiſe bei einem Streben nach hiſtoriſcher Gewißheit über Chriſtus unſtatthaft wäre. Selbſt Schleiermacher, der in Chriſtus nicht mehr Göttliches ſah, als wir alle, wenn wir ihm nacheifern, erreichen können, half ſich gegen das Vorurtheil der Menge oder „Gemeinde," wie er's nannte, durch den orthodoxen Schmelz der Worte: Heiland, Mittler, Erlöſer und zwar nicht wie der Rationalismus als „Weltenheiland" und in ähnlichen verwäſſernden Amplificationen, ſondern ganz im Sinne der Genugthuungslehre und der Bluttheologie. Es iſt redlich von Strauß, daß er dieſe Täuſchung verſchmäht. Aber ſelbſt wenn nun Chriſtus uns dieſer wieder eroberte und dem Aber-

glauben abgewonnene Menſch, dieſer ſchwärmeriſche Rabbi von Nazareth iſt, ſollte er nicht eine höhere Stellung verdienen, als die ihm Strauß unter den Märtyrern des Genius, faſt neben Sokrates, Cäſar und Napoleon anweiſt? Strauß ſtellt, um den hohen Werth Chriſti anzuſchlagen, eine faſt arithmetiſche Berechnung an. Er nennt ihn unter den Guten den Beſten, er weiſt ihm unter allen moraliſchen Vollkommenheiten die höchſten zu und fertigt ihn, indem er in andere Reihen ausgezeichneter Menſchen, in die Reihen der Dichter, Helden, Denker eintritt, als einen moraliſchen Superlativmenſchen ab. Gegen dieſe Taxirung ſträubt ſich etwas in unſerer Bruſt. Wenn nicht ſchon die ungeheure Umwälzung der Welt, die durch die Chriſtuslehre erfolgte, unſern Sinn ſteigern ſollte, ſollte nicht das ganze Weſen des Stifters unſerer Religion mit Abzug aller frommen Sage, ihn uns dennoch verklärter erſcheinen laſſen, als einen bloßen relativen asceticſchen Superlativ? Iſt es ſo leicht hingeſagt: unter den Guten der Beſte zu ſein, und noch leichter ausgeführt? Tritt uns aus dem hiſtoriſchen Chriſtus nicht etwas entgegen, das ihm moraliſch etwas faſt ſpezifiſch Verſchiedenes von denen, die Strauß mit ihm vergleichen möchte, vorbehalten ſollte? Man braucht kein büßender Trappiſt zu ſein, um über das Verhältniß der Sittlichkeit zum Genie, der Selbſtüberwindung zur Ausbildung einer Prädeſtination, das Verhältniß deſſen, was wir uns geben müſſen, zu dem, was man

aus Gottes Hand bekommt, anders zu denken, als Strauß zu denken scheint. Ob man nun der „griechischen" oder der „nazarenischen" Lebensansicht huldigt, welche erfordert wohl mehr Entsagung, innere Durchbildung und Seelengröße? Und wenn Strauß alle diese Fragen widerlegte, dann bliebe mir noch diese übrig: Sollte ein Mann von Genie, wie Strauß selbst, nicht schon an sich bereit sein, dem Genie im Grunde doch weniger einzuräumen, als der Tugend?

Die neue Tübinger Glaubenslehre wird wieder eine große Aufregung in der theologischen Welt hervorrufen, d. h. in ganz Deutschland; denn sonderbar, wir Deutsche sind fast alle geborene Theologen. Es handelt sich jetzt um das, was Strauß Positives geben kann. Es soll mich wundern, ob nicht die, denen er zu wenig Geschichte einräumte, ihm jetzt den Vorwurf machen werden, daß er ihnen zu viel Lehre gelassen hat. Die Theologen, welche den ganzen Glauben auf den einen Satz reduziren möchten: „Ein höchstes Wesen giebt es," dürften sich durch Strauß leicht eben so getäuscht finden, wie die, welche den Glauben auf die Mythe gründeten.

# Betrachtungen über Diplomatie.

Von Fr. Kölle. Stuttgart, Cotta 1838.

Wenn man sieht, wie Talleyrand, der doch gewiß über Diplomatie schreiben könnte, in seiner Rede über den Grafen Reinhard seine Wissenschaft gleichsam als einen Abzweig der Moral behandelte und wie er in den oberflächlichsten Phrasen den tüchtigen Diplomaten gleichsam als den nächsten Candidaten zum Monthyon'schen Tugendpreis darstellt, so muß man Herrn Kölle gewiß Recht geben, wenn er sagt, die Gesandten kleiner Höfe beobachteten schärfer, und, wie er hätte hinzufügen können, wären auch aufrichtiger, wenn sie von ihrer Wissenschaft etwas eingestehen. Herr Kölle war längere Zeit an der Würtembergischen Gesandtschaft in Rom attachirt und konnte von dieser wahrscheinlich sehr friedfertigen Sinecure aus die alte Schule der Diplomatie, die Römische, mit der neuen und neuesten (der Januskopf auf dem Titel deutet die Verschiedenheit vortrefflich an) vergleichen und sich allmälig jene geistvollen Maximen bilden, welche

den Inhalt dieſes Buches machen. Herrn Kölle fällt nicht ein, die Diplomaten mit jener Strahlenkrone der Heiligkeit zu ſchmücken, wie ſie Talleyrand in Anſpruch nimmt; er iſt Weltmann genug, um zu wiſſen, daß die Diplomatie die weltlichſte aller Wiſſenſchaften iſt, und daß ſie mit der Klugheit der Menſchen nur auf deren Thorheit begründet werden kann. Die berühmten Sätze Talleyrands, daß die Sprache erfunden iſt, um unſre Gedanken zu verbergen, und daß ein Mord oft mehr als ein Verbrechen, nämlich ein Fehler iſt, ſind ihm mit Recht beſſere Quellen für ſeine Beurtheilung der Diplomatie, als eine Gedächtnißrede, wo ein Diplomat unter die Heiligen verſetzt wird, und Talleyrand wenigſtens inſofern hoffen kann, in den Himmel zu kommen, als er jenem die Schleppe trägt.

Weil ſich unſere Zeit gegen das Geheimniß ſträubt, und doch von einer unerſättlichen Neugier nach Geheimniſſen gequält wird, ſo wird man bei der Lektüre eines ſolchen Buches, wie des vorliegenden, beſonders auf Enthüllungen begierig ſein, und es iſt wahr, viele uneingeweihte Leſer werden Wunder glauben, welchen Geheimniſſen in die Karten zu ſehen. Indeſſen iſt der Verfaſſer mit zarter Schonung zu Werke gegangen und hat in der That den Geſichtspunkt beibehalten, grade die Diplomaten über Mancherlei aufzuklären, was ihnen nützlich und angenehm iſt. Viele ſeiner Lebensregeln ſind lächerlich; aber ſie ſind auf die Schwäche der Men-

romantiſche durch ſeinen Ruhm beherrſcht hatte und den die Götter in die äußerſte Zeit hinausſtellen wollten als Grenzſtein, in welcher das Alte enden, aber auch das Neue beginnen müßte.

Dies war Goethe.

Die Königsſöhne der alten Germanen drängten ſich danach, in die Hände ihrer römiſchen Feinde als Geiſel ausgeliefert zu werden. Die jungen Löwen ſchnitten ihre gelben Mähnen kurz und folgten bereitwillig einem Sieger, von dem ſie etwas lernen konnten; ſie wußten, daß das Schulgeld, welches ſie zahlen ſollten, doch immer Ferſengeld wurde, welches die Römer zahlten. Dietrich, der Oſtgothe, haßte die Römer gewiß, aber er verließ ſein Volk und, um ſo viel Strategik zu lernen, daß er Italien erobern konnte, diente er gehorſam am Hofe zu Conſtantinopel.

So dachten die langen Haare einer ſpätern Zeit nicht; ſie verbrannten die alexandriniſche Bibliothek, da ſie, wenn nicht für, dann gegen den Koran geſchrieben ſein mußte. Sie ließen ſich von dem ſchönen Enthuſiasmus für Freiheit, Nationalität und Religion zu einem Despotismus hinreißen, wo Geſetze der Gegenwart eine rückgängige Wirkung auf die Handlungen der Vergangenheiten haben ſollten. Wie grob und grauſam, einem Alten, der mit der aufgeregten Jugend nicht um die Wette laufen kann, die Krücke auf den Kopf ſchlagen! So verloren damals unter uns die großen Namen ihre individuelle Geltung und dienten, noch ehe ſie das Zeitliche ſegneten, als Parteiparole. Die Jugend, auf der Flucht vor der aufgereizten bürgerlichen Gewalt, genöthigt, ſich in Schlupfwinkel zu verbergen, ſprang aus der Politik in die

ſchen und die Intereſſen der Staaten berechnet. Allenfalls werden Schauſpieler von der Lektüre dieſes Buches Nutzen ziehen; ſie werden einige der darin enthaltenen Beobachtungen recht gut beim alten Klingsberg und ähnlichen Geſtalten anbringen können.

Einige ſehr freimüthige Bemerkungen flößen zu den Grundſätzen des Verfaſſers Vertrauen ein. Herr Kölle verſteht nicht nur die Sprache der neuen Zeit, ſondern er redet ſie zuweilen ſelber. Es macht ſeinem Verſtande und Herzen Ehre, daß er es, wie alle Freigeſinnten, bezweifelt, die Völker ließen ſich noch für Worte, die offenbar den Stempel der Lüge tragen, einnehmen. Er ſagt ſehr richtig, daß die Wahrheit in unſerer Zeit eine Farbe trüge, die durch alle Schleier der Publiziſtik hindurchſchimmre, und daß diejenigen Regierungen ſich des meiſten Vertrauens zu erfreuen haben, welche ihre Abſichten am redlichſten zu Tage legen und ihre Schritte ſo ſelten wie möglich maskiren. Herr Kölle iſt nicht minder ein beredter Anwald der Bildung und des Genies. Er beſinnt ſich nicht, was vorzuziehen iſt, der Umgang mit einem faden, wenn auch mächtigen Hofmanne oder der mit einem geiſtreichen Manne aus der Mittelklaſſe. Er ſucht den Diplomaten Achtung vor der Literatur einzuflößen; eine Lehre, die ſelten befolgt wird, da es zahlloſe Diplomaten giebt, die nicht mehr als die Briefe ihrer Gläubiger leſen — und die nicht einmal! Indeſſen iſt es immer gut, daß die Staatsmänner erfahren, es giebt eine Macht, die

ſich, wenn auch erſt nach fünfzig Jahren, an ihnen rächen wird. Schätzen manche Diplomaten doch kaum Jemand anders in der Literatur, als Diejenigen, die ſich für ein Firum dafür hergeben, zu ihren Berichten über Flüchtlinge und dergleichen die Materialien zu ſammeln, Zeitungsurtheile zu berichtigen und in die Allgemeine Zeitung Briefe zu ſchreiben, welche zwar den Poſtſtempel Frankfurt, aber in der Zeitung die Firma und das Datum: Von der ruſſiſchen Gränze tragen. Und ich geſtehe, ſo verächtlich mir die erkauften Federn ſind, ſo freu' ich mich doch, daß die Diplomaten nicht ohne ſie ſein können.

# Thereſens Briefe aus dem Süden.

Herausgegeben von einem Freunde der Verfaſſerin.

Braunſchweig, bei Vieweg, 1841.

---

In unſerm Büchermeere tauchen dann und wann Erſcheinungen auf, die um ſich her einen Kreis von Intereſſe ziehen, den man ſich aus dem gedruckten Werke ſelbſt nicht gut erklären kann. Sie können auf dem großen Büchermarkte ſogar unbeachtet bleiben und beſchäftigen dennoch einen entlegenen Winkel Deutſchlands auf das Lebhafteſte. Eine ſolche ſporadiſche Erſcheinung iſt vielleicht ein Buch, das ſo eben unter obigem Titel erſchien.

Der innere Werth dieſer Reiſebriefe würde längere Zeit gebraucht haben, um erkannt zu werden, wenn nicht, wenigſtens an der Niederelbe, die Neugier und der Reiz des Geheimniſſes ſie beinahe noch vor ihrem Erſcheinen begrüßt hätte. Eine junge Dame, wie man ſagt, aus der großen Welt, bereiſte vor längerer Zeit Italien und einen kleinen Theil des Orients. Die

Briefe, die ſie in die Heimath ſchickte, ſind an ihren Vater, einen auch durch wiſſenſchaftliche Beſtrebungen bekannten Diplomaten, gerichtet. Dies die nächſte Urſache, nach dieſem Buche eine wenigſtens für Hamburg außerordentliche Nachfrage zu veranlaſſen.

Aber eine fatale Täuſchung! Man erwartete Geheimniſſe, Perſönlichkeiten, Salonsanekdoten und findet ſie nicht. Man hätte ſogern auf Namen und Verhältniſſe gerathen, man hätte hier ſogern etwas von Mediſance, von kleinen Enthüllungen und großen Indiscretionen gehabt und nichts von dem Allen findet ſich; keine Myſterien, keine Anekdoten vom Baron *, der Gräfin von **, dem Herzog ***, keine Boudoirgeheimniſſe der Prinzeſſin von —heim und der Fürſtin von —sky— nichts, was die tölpiſche Neugier der Männer und die verſchmitzte, blinzelnde kleine Bosheit der Frauen reizte, geſchweige befriedigte. Was ſich Perſönliches, oder wie der Engländer es nennen würde, scandal in dem Buche trifft, iſt eine zarte weibliche Seele, eine gebildete Kennerin der Literatur und Kunſt, eine Mutter, die den Tod ihres einzigen Kindes beweint, eine Reiſende, die in den klaſſiſchen Wundern Italiens und den märchenhaften Schönheiten des Orients ihre Schmerzen zu vergeſſen ſucht, eine zärtliche Tochter, die mit faſt andächtiger Liebe zum Vertrauten ihres Herzens und Geiſtes ihren Vater macht und das alles in einer und derſelben Perſon, der Verfaſſerin dieſer Briefe, in Thereſen.

Auf den erſten Blick ſcheinen dieſe Briefe das Recht, als Buch zu exiſtiren, nicht zu haben. Sie erheben ſich ſcheinbar nicht über die Sphäre des „Manuſcriptes für Freunde.“ Die Auffaſſung des bekannten und tauſendmal durchgeſprochenen italieniſchen Reiſeſtoffes iſt weder neu, noch die Wiedergabe der Eindrücke erſchöpfend. Der Herausgeber der Briefe, als Idealitätsdämpfer ein faſt komiſches Element des Buches, geht von dem verkehrten Standpunkte aus, als handelte es ſich in den Erlebniſſen ſeiner jungen Freundin um itinerariſche Reſultate. Und doch hat dieſe Erſcheinung, verfolgt bis in ihren innerſten Kern, einen mehr als momentanen und anekdotiſchen Werth. Nicht das, was gegeben wird, iſt ſo intereſſant, als die Art, wie es die Verfaſſerin giebt, und, um es mit einem Worte zu ſagen, das Intereſſanteſte iſt die Verfaſſerin ſelbſt.

Der gutmüthige Sonderling von Herausgeber nennt Thereſen eine ſchöne Seele. Sie iſt nicht einmal ſo viel, oder, um richtiger zu reden, ſie iſt weit mehr; ſie iſt eine weibliche Seele. Ihre Ideen, Vorſtellungen, Wünſche, Selbſtbetrachtungen (wir bezeichnen damit die größere Hälfte des Buches) ſind überſchwänglich, aber bei aller Idealität doch an die Vorausſetzung einer rein weiblichen Natur geknüpft. Die Phantasmen nehmen jenen dem Weibe eignen kühnen Aufflug der Einbildungskraft, ſchweifen aber über das Maaß dieſer weiblichen Natur nie hinaus. Nicht der Geiſt, bis zu dem ſich ein Weib auf-

chwingen kann, nicht das Gemüth, bis zu dem es in ſeiner
iefe herabſteigt, iſt hier das Bewunderungswürdige,
ondern die Kraft und die Schwäche einer Frau, das
Weſen des Weibes überhaupt. Wir haben hier keine
Schriftſtellerin, die vielleicht in ihrem erſten Werke mit
er Wahrheit wirklicher Erlebniſſe und wirklicher Empfin-
ungen beginnt und dann, die ach! ſo täuſchende Süßig-
eit der literariſchen Exiſtenz koſtend, mit reifender Fertig-
eit des Ausdrucks in gemachte Combinationen und ab-
trakte Empfindungen ſich verliert, ſondern es iſt die ur-
prüngliche Naivetät einer allerdings auf höchſter Bil-
ungsſtufe ſtehenden Weiblichkeit, die uns in dieſem Buche
ber Thereſen lächeln und mit ihr weinen macht. Ja —
uch lächeln! denn iſt es nicht komiſch, wenn unſere ideale
Verfaſſerin z. B. ſagt: „Nein, Tell *darf* keine mythiſche
igur ſein!“ Dürfen? Warum nicht *dürfen*? Alſo
eſetzt, Tell **hätte geſchichtlich nicht** gelebt, Thereſen müßte
r **doch** gelebt haben? Warum? Gewiß, weil ihr mit
em Verluſt des Tell vieles Andere verloren gehen
ürde, was ſie von dem Gedanken dieſes Namens nicht
u trennen weiß. Das iſt das faſt Komiſche ihrer jewei-
gen Denkweiſe, aber auch das unendlich Schöne und ge-
ade das ächt Weibliche.

Und wie weiblich iſt dies Meer von Wonne, in dem
e ſchwelgt! Wie weiblich ſind dieſe Entzückungen, dieſe
lusrufungen! Italien iſt Thereſen wirklich noch das

Land ihrer Träume, ein Paradies, aus deſſen Genuß ſie nichts aufſtört, weder Sturm, noch Regen, weder ſchlechte Betten, noch ſchlechte Poſtillone. Von den Schrecken, die Nicolai enthüllt hat, wag' ich hier nicht einmal zu reden. Thereſe ſpricht nur einmal davon, aber nicht, wie die Ungeduld der Männer, immer fort. Thereſens Unmittelbarkeit iſt Weiblichkeit; Weiblichkeit aber auch das, worüber ſie ſo oft klagt, ihre Unerſättlichkeit. Natürlich. Da ſie jede Freude ganz auskoſtet, da ſie von jeder Blume, bis ſie verwelkt, den Duft einſaugt, ſo kann ihr nie genug geboten werden. Ihre Phantaſie, die ſich das kommende Schöne ausmalt, iſt ſchon ſo mächtig: nun erſt der wirkliche, gläubig hingegebene Genuß: dann zuviel, ich möchte ſagen, religiöſe Scheu, ihre Abſpannung einzugeſtehen — daher der ewige Durſt bei ſoviel geſtilltem Durſt, ſoviel Verlangen bei ſoviel Befriedigung. Wie gut, daß ſie in den Wonnen des Orients ſich doch noch träumeriſch nach dem nordiſchen Kamine verlieren kann; wie gut, daß ſie ſtets einige Menſchen hat, die ihr doch noch mehr als alles Andere ſind! Wie gut, daß ſie bei allen Stadien, durch die ihre unerſättliche Phantaſie fliegt, doch ein endliches Ziel findet! Das iſt ſo natürlich und weiblich anziehend an Thereſen, daß ihr für tauſend himmelhohe, überätheriſche Wünſche ein Mögliches zuletzt doch noch Troſt gewähren kann und wär' es nichts als ein Hamburger Abend hinter dem Theetopf, angelehnt an ſeidne Polſter und während es draußen

wintert, ein möglichſt erträgliches Geſpräch mit möglichſt erträglichen Menſchen.

Eine Dame, die in dem Buche etwas à la Pückler Muskau — ein Ragout von Literatur, Reiſebeſchreibung und die pikanteſten Indiscretionen erwartet hatte, bemerkte: Was ſoll uns die Schilderung vom Tode ihres Kindes? Ein zweite weinte mit Thereſen, hätte aber gerne gewußt, wie alt Alexander geworden! Eine dritte fand es ſonderbar, daß ein deutſches Kind in franzöſiſcher Sprache ſtirbt. Pfui, es gäbe nichts Häßlicheres in der Welt als das Urtheil des Publikums, wenn man es malen könnte. Wollt ihr den Eingang zur Hölle malen, ſo malt oben die Inſpiration eines lyriſchen Gedichts und unten die Grimaſſen, die tauſend indifferente Leſer darüber ſchneiden, Stumpfſinn, Bosheit, Gleichgültigkeit, wieherndes Gelächter, Neid und jenen kalten, lächelnden Spott, den — ſollte man es glauben — auch einſt Thereſe, aber zu ihrem eigenen Entſetzen, um ihre Mundwinkel erblickte, als ſie ihr Bild in einer Welle des mittelländiſchen Meeres abgeſpiegelt fand! Was konnt' ich auf jene Fragen antworten! Ich freute mich im Stillen, daß ſie wenigſtens etwas zu fragen hatten. Und das iſt das Gute, ſelbſt an der lyriſchen kleinen Plauderhaftigkeit dieſer ſchönen Selbſtbekenntniſſe, daß ſie in den Kreiſen, wo man ſie leſen wird, elektriſch wirken müſſen. Die Schwärmerei Thereſens wird anſtecken und uns ſo glücklich machen, mehr feier-

tägliche Blicke als ſonſt zu ſehen. Es müſſen zuweilen ſolche Bücher kommen, die uns zeigen, was wir an uns verſäumten, während Andere ſo Vieles für ihren Geiſt, ihr Herz und ihre Seligkeit gethan haben. Das Leben flacht aus, die nüchterne Praxis verdirbt den Fond, die Frauen gehen meiſtentheils unter in dämmernder Unbeſtimmtheit und vegetativer Bewußtloſigkeit über den Zweck ihres Daſeins — wie kann nicht die dürre Pflanze der Exiſtenz vom Thau einer ſolchen Erſcheinung erquickt und unſer Gemüth wieder zur Höhe des Menſchenwerthes hinaufgegipfelt werden. Leſ't Thereſens Briefe in dieſem Sinne und empfehlt ſie in dieſem auch den Anderen. Mit einem ſolchen Buche kann man nicht bloß Dank, ſondern auch Liebe ärnten.

Schwermuth und Klage weht hier durch alle Blätter, Thereſe findet Troſt in der Erinnerung, in der Hoffnung, im Glauben. Sie iſt keine Zweiflerin, ſie ſchmiegt ſich ſtill und gehorſam an das Gegebene an, kann aber das Andere ahnen, vielleicht das Beſſere, wenigſtens verdammt ſie nicht. Zürne aber Thereſe auch nicht, wenn ich zu heiligem Troſt, den ſie ſucht und vielleicht auch finden wird, noch einen profanen nenne, den ſie ſicher gefunden hat! Ein Troſt iſt ihr auch die Sprache geworden; und mehr als die Sprache, ſogar die ſchöne Sprache. Thereſe wolle nicht lächeln, wenn ich ſage: Auch der Tonfall iſt ein Troſt und die Rhetorik hat manche Thräne getrocknet!

Die liebenswürdige Verfaſſerin (um mit dem pedantiſchen Scholiaſten und wunderlichen Notenmacher des Buches zu reden) ſchreibt nicht nur einen trefflichen Styl, ſondern ſie weiß es auch, daß ſie ihn ſchreibt. Wer ſich auf Worten wiegt, dem müſſen die Worte gefallen und Worte ſind für eine Seele, wie Thereſe, kein leerer Schall. Unſre Briefſtellerin ſagt nicht: „Friede mit den Herzen, die wiſſen, was Thränen ſind!“ ſondern ſie ſagt weitſchweifiger: „Friede mit den Herzen, die wiſſen, was Sehnſucht, was Entſagung, was Thränen ſind.“ Alle ihre Perioden ſind in dieſer Art voll und rund, der Klang derſelben, hört man, iſt nach dem Ohre geprüft, den Sätzen und Worten iſt immer die glänzendere Seite abgewonnen. Thereſe ſchreibt wirklich nicht ſo natürlich, als ſie denkt, aber ſie ſchreibt darum doch ſchön, ſie ſchreibt faſt wie eine Schriftſtellerin. Iſt ihr der Genius der Sprache ein Tröſter des Herzens geworden, dann dürfen wir ja wohl hoffen, ihr noch öfter zu begegnen? Für ein Publikum, dem Bettina zu poetiſch und Rahel zu philoſophiſch, Henriette Hanke zu gewöhnlich und Frau von Paalzow zu weitläuftig iſt, für ein Publikum, deſſen männliche Hälfte gern ſähe, wenn die Frauen ſich nicht in die Alltagsgeſchichten der alten Tante aus Schweden verlören, und deſſen weibliche gern eine Individualität fände, in der ſich das höhere weibliche Bewußtſein der Gegenwart concentriren könnte, für ein ſolches Publikum wäre Thereſe grade jetzt ein Geſchenk des Himmels. Vielleicht entſchließt ſie ſich

Literatur, verwechſelte die Begriffe der einen mit denen der andern und tobte ſeine letzten Leidenſchaften auf einem Tummelplatze aus, wo die Neuerung mit keiner Gefahr verknüpft war. Hinter großen Namen wählte man ſeinen Verſteck und eröffnete zwiſchen Schiller und Goethe eine fingirte Diskuſſion, die für die literariſchen Principien hätte von Werth ſein können, wenn ſie nicht zuletzt in eine ganz triviale Rangſtreitigkeit ausgeartet wäre.

Goethe blieb bei allen dieſen Wirren unerſchüttert. Die Wellen des Tages brachen ſich am Fuße dieſes Mannes, der vor Alter und Genüge des Lebens ſich ſchon halb in Stein verwandelt hatte und wie die Memnonſäule nur dann erklang, wenn der roſige Schein irgend einer hiſtoriſchen oder literariſchen Zukunfts-Hoffnung, wie Byron, morgenſonnig zu ihm herüberſtrahlte. Wenn er die verſchiedenen Stufen der Pflanzenmetamorphoſe belauſchte, die Wirbelknochen der Thiere zählte oder die Farbenſkala des Lichtes maß, ſo glaubte er ſich mit dem Leben der Welt immer im männlichſten Zuſammenhange. Warum proteſtirte er nicht gegen die Karlsbader Beſchlüſſe oder forderte vom Bundestag die Wiederherſtellung einer Preßfreiheit, wie ſie Preußen unter Friedrich dem Großen ſo unbeſchränkt und vollkommen genoß? Goethe würde eine ſolche Zumuthung, an ihn gerichtet, für Wahnſinn gehalten haben; dafür mag ihm die Gegenwart die Bürgerkrone verweigern. Durfte man aber Goethen auch den poetiſchen Lorbeerkranz entreißen und ihn für einen untergeordneten Laien des Parnaſſes ausgeben, weil es ſeinem Patriotismus an der Aufregung eines jungen Mannes fehlte und er die Haſt in neuernden Verſuchen mißbilligte? Dieſe Motive der Verketzerung zu verrathen, hütete man ſich

und giebt uns zu den Briefen aus dem Süden nun auch noch welche aus dem Norden. Ermuntre ſie dazu weder dieſe noch eine andere Kritik, wohl aber das viele Gute, das eine ſo offene Enthüllung einer ſchönen Individualität in jedem Kreiſe ſtiften muß!

# Autorberuf der Frauen.

Die Frage, ob Frauen als Schriftstellerinnen dürfen in die Oeffentlichkeit treten, fällt im Allgemeinen mit den Begriffen zusammen, die man von der Ehe hat. Ein Mann, der nur deßhalb heirathet um einen schmackhafteren Tisch oder eine bessere Aufsicht über seine Wäsche zu haben, wird dem weiblichen Geschlechte nie einräumen, daß es seine Gedanken und Gefühle zu einer solchen Klarheit durchbilden dürfe, um sie durch das Talent der Darstellung zum Gemeingute Aller zu machen. Wer das Weib abhängig macht von dem Umfange seiner Bildung, abhängig von dem großen Unterschiede zwischen männlichem Willen und weiblicher Entsagung und für eine den Männern oft unbewußte Tyrannei ohnehin ein Wesen findet, das ihn liebt, ihn duldet und verehrt in seiner Uebermacht, auch der, sonst vielleicht zu den Besten gehörend, wird sich gegen den Gedanken sträuben, daß Frauen sich an das oft so grelle und stechende Tageslicht der Oeffentlichkeit wagen dürfen. Die Intoleranz gegen den Autorberuf der Weiber entspringt aber noch mehr aus einer Unkenntniß der

Frauen, als aus der männlichen Herrschsucht. Die Liebe schließt uns des Weibes herrlichste Tiefen auf, aber sie verdeckt sie auch wieder. Diese so schmiegsam an uns gefesselten Wesen fühlen sich glücklich, den Mittelpunkt ihres Lebens und Sinnens im geliebten Gegenstande zu finden. Da alle Liebe Selbstverläugnung ist und die Frauen reiner lieben als die Männer, so begiebt sich das Weib auch nur zu oft seiner geistigen Selbständigkeit, löst sich in die Natur des Mannes auf, ja trennt sich oft so sehr von ihrem geschlechtlichen Ursprunge, daß es Frauen giebt, die mit weiblichen Wesen, ihren Mitschwestern, überhaupt nicht umgehen können. Es gehören eigenthümliche Beobachtungen des Lebens, tiefere Erfahrungen und reifere Erkenntnisse dazu, dem Weibe Beruf für die Literatur zuzusprechen. Wem ein Weib Wunden schlug, die doch ein Weib wieder heilte, wer nach den reichsten Lebenserfahrungen doch eine klaffende Lücke des Gemüthes nur durch die Liebe eines Weibes schließen konnte, wer das Leben als die Wirkung zweier elektrisch entgegengesetzter Pole, eines in Allem männlichen, und eines in Allem weiblichen, hat kennen lernen, der wird auch nie an diesem Berufe der Frauen gezweifelt haben.

Es giebt eine ohnmächtige, nichtige literarische Production, mit der wir Frauen nur ungern beschäftigt sehen. Alles Unschöne wird uns auch hier am Weibe abstoßen. Wer die innern Seiten des mittlern und Schreibfingers an der rechten Hand von den Spuren der Dinte nicht mehr

völlig reinigen kann, der wird bald als Vielschreiber, ohne Stoff und Gehalt, erscheinen. Was soll man von einem literariſchen „Blauſtrumpf" denken, der ſich in alle Händel miſcht, für alle Journale ſchreibt, Romane aus dem Leben, der Geſchichte, der Biographie, Romane ſchreibt zur Erholung, zur Erziehung, zur Lectüre, Romane für Kinder, Romane für Erwachſene und Romane für Matronen, dabei Briefſteller für Liebende, Kochbücher für Gattinnen, kurz Alles bunt durch einander producirt? Traurig, wenn eine Frau mit dieſer unſchönen Thätigkeit ihre Lebensbedürfniſſe, noch trauriger, wenn ſie nur ihre Geldſucht befriedigt. Auch iſt es wohl nur dieſe Induſtrie, die gegen die ſchriftſtellernden Frauen ſo ſehr eingenommen hat. Frankreich, England, Deutſchland ſind reich an ſolchen die Würde der Weiber und das Gefühl des Mannes beleidigenden Erſcheinungen. Hätten unſre kleinen Bemerkungen einen polemiſchen Zweck, ſo würden wir einige Abnormitäten dieſer Art hier leicht namentlich aufführen können.

Im Allgemeinen beſitzt die ſchriftſtellernde Frau mehr Reflexion, als Poeſie. Ihr lyriſches Gedicht wird mehr an Schiller und Mathiſſon, als an Uhland erinnern, ihr Roman mehr an die Wahlverwandtſchaften und den Meiſter, als an den jungen Werther, ihr Drama mehr an Diderot und Iffland, als an Schiller oder Shakeſpeare. Die That iſt des Mannes, das Erlebniß des Weibes, Gedanke männlich, Gefühl weiblich. Die vermittelnde Natur

der Frauen hindert ſie, mit einem Wurf eine Idee hinzuſtellen, eine That für ſich ſelber reden zu laſſen, einen Charakter auf die ſchwindelnde Spitze eigener Verantwortlichkeit zu treiben. Eine Frau wird immer das Schroffe zu mildern ſuchen und die Motive unſrer Handlungen in den Umſtänden finden, denen ſie ihre Helden und Heldinnen erliegen läßt. Wenn uns die Frauen anklagen, daß wir keine weiblichen Charaktere ſchildern könnten, ſo erwiedern wir den Vorwurf, daß faſt alle ihre Männer ſchwach ſind. Es iſt wie mit dem Monde, den Mädler und Beer beſchrieben haben, ohne mehr von ihm zu ſehen, als ſeine eine der Erde zugewandte Seite. Die Frauen werden uns in unſerm ganzen Inbegriff nie faſſen können, da ihnen unſre Beziehung zur Welt und zu den Männern ſelbſt nicht mit vollem Bewußtſein aufgehen kann. Ihre Helden ſind oft liebenswürdig, öfter ſchwach. Sie beurtheilen die Männer von einem Standpunkte, der keiner iſt, nämlich dem zu ihren Füßen. Und ſelbſt in der höchſten und reinſten Liebe werden wir uns immer ſo geben, wie wir im Kampf mit dem Daſein, im Kampfe mit den Leidenſchaften dieſer Welt ſind? Wie viele Männer ſind rieſenſtark auf der Arena der That und ſchwach auf dem Teppich des Boudoirs! Es ſoll nicht geſagt ſein, daß eine Frau ſich nicht zu dieſem höchſten geſchlechtlichen Indifferenzpunkte, wo ihr die volle Wahrheit des Mannes aufginge, emporſchwingen könnte; aber dann wird ſie es doch nur durch die Liebe können, und die Liebe, wenn ſie ächt iſt,

iſt wiederum die excluſivſte Methode, die Männer kennen zu lernen. Denn man mag im Leben wohl vielleicht zweimal lieben können, aber wenn man liebt, doch nur — Einen! Und nach dieſem Einen Alle ſchildern?

Am vollendetſten iſt das ſchriftſtelleriſche Talent der Frauen in der Sphäre der Beobachtung. Verengert man ſeine Sehweite, ſo wird man alle Dinge in ſchärferen Umriſſen ſehen. Der Mangel eines übergroßen Horizontes begünſtigt eine Weile die vollkommnere Beherrſchung eines kleinen. Wenn der Dichter die Welt ſchildert, wie ſie ſein ſollte, giebt die Schriftſtellerin ſie ſo, wie ſie iſt. Ja, männliche Autoren können es zu einer großen Virtuoſität im Ausmalen von Staffagen, zu porträtähnlichen Schilderungen im großen Bereiche der dichteriſchen Genremalerei bringen — ein weibliches Auge entdeckt doch etwas, das jener vergeſſen hat. Das Gefühl der Ordnung, des Hergebrachten und des Schicklichen läßt beſſer beobachten, als der wirre Sinn des Mannes, der ſich höchſtens bis zu einem bequemen Blick für das Behagliche ausbilden kann. Der Mann, als Maler, bringt es bis zur höchſten Stufe der niederländiſchen Kunſt, bis zu den grauen Bartſpitzen eines unraſirten Denner-Kopfes; aber eine Frau, die den Pinſel führt, kann ihn übertreffen, wenn ſie einen Blumenſtrauß malt: ihr wird auf der Roſe nicht der kleinſte Tropfen Thaues entgehen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vermiſchte

# Schriften.

Von

Karl Gutzkow.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

# Mosaik.

# Novellen und Skizzen

von

Karl Gutzkow.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

auch wohl, ſondern man warf ſich einen äſthetiſchen Mantel um, auf welchem Lappen verſchiedener Farben, gelbe Fetzen Nikolai's, blaue Reſtchen von Novalis aufgenäht waren, kurz jenen religiös-ſittlich-poetiſchen Bettlermantel, von dem Goethe in einem Briefe an Zelter ſpricht. Was müßten England und Frankreich, die recht gut kennen, was uns ſeit dreißig Jahren Ehre gemacht hat, von unſerem Verſtande urtheilen, wenn ihnen Jemand verriethe, daß der Fanatismus W. Menzel's ſo weit ging, eine deutſche Literaturgeſchichte, ohne Goethe, ſchreiben zu wollen!

Die Ungereimtheit begann damit, daß man den Dichter für alle Charaktere ſeiner Poeſieen verantwortlich machte und jede ſeiner künſtleriſchen Reflexionen aus dem Spiegel ſeines eigenen Weſens herleitete. Charaktere, über welchen der Dichter ſelbſt ſtand und die er nur aus beinahe techniſchen Rückſichten als Draperie ſeiner Schöpfungen benutzte, wurden nicht ſeiner tiefen Anſchauung des Lebens, ſondern ſeinen praktiſchen Maximen zugerechnet und ſolidariſch für ihn ſelbſt in Anſpruch genommen. Durften dieſe telluriſchen Geſtalten, Albert, Lotte, Jarno, Wagner u. ſ. f. fehlen, wenn nicht Werther, Meiſter und Fauſt ohne Schatten bleiben ſollten? Sie mußten ſich zu dieſen künſtleriſch ergänzen, um die Idee einer Dichtung in den Satz und Gegenſatz zu zerlegen.

Man ging noch weiter und unterwarf auch die Helden, welche die Lichtrollen in Goethe's Werken ausführten, einer Kritik, deren Ahnherrn ich oben in Cicero bezeichnet habe. Sie hätten etwas, ſagte man, nicht etwa Entmenſchendes, ſondern Entmannendes; gerade wie Cicero glaubte, daß die Tragödie deshalb da wäre, um Gladiatoren zu bilden.

# Inhaltsverzeichniß

zum dritten Bande.


| | Seite |
|---|---|
| Aus Fluch wird nimmer Segen. Erzählung. . . . | 1 |
| Das Stelldichein. Novelle. . . . . | 13 |
| Die Schauſpielerin vom Hamburger Berge. Lebensbild. | 27 |
| Lenz, eine Reliquie von Georg Büchner. . . . . | 57 |
| Leonce und Lena, ein Luſtſpiel von Georg Büchner. . | 97 |
| Ein Beſuch bei Bettina. . . . . | 127 |
| Erinnerung an Roſa Maria Aſſing, geborne Varnhagen von Enſe. . . . . | 133 |
| Karl Immermann in Hamburg. . . . . | 148 |
| Profeſſor Meyer, die Königin Victoria und ihre Papagayen. | 164 |
| Die Subſcribenten auf Kloppſtocks Gelehrtenrepublik. . | 169 |
| Meidingers Franzöſiſche Grammatik. . . . . | 196 |
| Soll ſich die Theaterkritik beſtechen laſſen? Eine Zeitfrage. | 179 |
| Reiſeerinnerungen. Stuttgart. Carlsruhe. . . . | 189 |
| Kleine Reiſebilder. Naumburg. Weißenfels. Merſeburg. Halle, Magdeburg. . . . . | 199 |

Seite

Ein diplomatischer Roman. . . . . 210

Die Statuten der „Freien.“ . . . . . 222

Reiseeindrücke. Stift Neuburg bei Heidelberg, Burg Rheinstein, Schloß Johannisberg. . . . . 229

Bernadotte. . . . . 248

# Mosait.

## Novellen und Skizzen.

# Aus Fluch wird nimmer Segen.

## Eine Erzählung.

Vor einigen zwanzig Jahren ſtarb in einer reichen Handelsſtadt ein Handwerker, der nicht zu den Millionären gehörte, wohl aber ſehr vermögend genannt werden konnte. Er hinterließ eine einzige Tochter, die während ſeiner Lebenszeit wenig Freude bei ihm genoß. Er war ein mürriſcher alter Herr geweſen. Griesgrämig gegen die Seinigen, menſchenſcheu gegen Fremde. Redlich, ja mit übergroßer Gewiſſenhaftigkeit ſeinen Verbindlichkeiten nachlebend, entſchädigte er ſich zu Hauſe durch ein finſteres, oft hartes Weſen, das jedoch nicht aus ſeinem Gemüthe zu kommen ſchien, ſondern eher eine geheime Urſache hatte, die Niemand enträthſeln konnte. Manche fabelten allerlei über ſeine Jugend; nur ſo viel war gewiß, daß er ſich von unten heraufgearbeitet hatte, ſein Vermögen ſich allmälig erſt durch Fleiß erwarb und für geſelligen, feineren Umgang ohne alle Erziehung und Vorbildung war.

Seine Tochter machte auf einem kleinen Familienball, den einige eben nicht sehr bemittelte Anverwandte ihres Vaters gaben, die Bekanntschaft eines jungen Kaufmannes, der, obgleich Deutscher, in der Fremde erzogen war und in ihrem Wohnorte ein Handlungsetablissement zu gründen suchte. Leider hatte ihn die Natur wohl mit geistigen Gaben, aber mit wenigen Glücksgütern ausgestattet. Die Begegnungen mit dem jungen Mädchen wiederholten sich und mochten nun seine einschmeichelnden, sehr feinen Manieren oder die gerühmten Glücksumstände ihres Vaters den Ausschlag geben, sie wurden unter sich einig und die glückliche Geliebte des jungen Mannes versprach, ihr beiderseitiges Anliegen dem Vater mitzutheilen. Die Aufgabe war bei dem mürrischen Charakter dieses Mannes nicht leicht. Daß ihr Geliebter kein Vermögen hatte, wußte sie wohl; es war ein Umstand, der nicht besonders für ihn sprechen würde; aber dafür, dachte sie, habe ja ich — und die Liebe wird das Uebrige thun.

Sie theilte sich ihrem Vater mit beklommenem Herzen mit. Wie glücklich war sie, als der strenge Mann freundlich zuhörte! Dann aber sagte er: „Hat er Vermögen?“

„Nein.“

„Das thut mir leid.“

„Warum, bin ich nicht die Tochter eines reichen Mannes?“

„Das bist Du nicht.“

„Wie? Bin ich nicht Eure Tochter?“

„Du biſt meine Tochter,“ ſagte der Vater und zum Erſtenmale ſeit langen Jahren ſah ſie eine Thräne aus ſeinem Auge rollen. „Du biſt meine Tochter. Ja, Ich bin reich; aber Du biſt arm. Frage nicht weiter. Nach meinem Tode wirſt Du dies Räthſel verſtehen. Ich kann Dir meine Einwilligung nicht geben.“

Eine ſich ſelbſt ſo widerſprechende Erklärung mußte auf das arme Mädchen einen ſchmerzlichen Eindruck machen. Unter Thränen theilte ſie ihrem Geliebten den unglücklichen Erfolg ihres Geſuchs beim Vater mit, der ſich eben ſo wenig daraus vernehmen konnte. Traurige Zukunft für zwei liebende Herzen, denen die rauhe Hand des Geſchicks mit grauſamer Laune ihre ſchönſten Hoffnungen zu zerſtören drohte!

Da trat ein Umſtand ein, den man ſo ſchnell nicht erwarten konnt. Der reiche H. iſt geſtorben, wurde plötzlich die Neuigkeit des Tages. Welch ein außerordentliches Vermögen wird er hinterlaſſen haben! Man tarirte ihn vielleicht höher, als man durfte, aber doch noch immer hoch genug, um das junge Mädchen, das er zurückließ, zu einer erfreulichen Parthie zu machen. Die beiden jungen Leute hatten treu aneinander feſtgehalten und vor den Verwandten längſt ihre Liebe zur Schau getragen. Man wünſchte ihnen Glück, doch die junge Braut fühlte eine unbeſchreibliche Angſt. Der Vater hatte mit den fürchterlichſten Schmerzen geendet.

Eine ungeheure Laſt ſchien auf ſeinem Innern zu liegen; er ſtöhnte und röchelte in ſeiner letzten Stunde und zeigte im Tode eine abſchreckende Entſtellung ſeiner Geſichtszüge. Zuletzt hatte er nichts mehr ſprechen können, als zu ſeiner Tochter die Worte: Vergieb mir, vergieb mir! Dieſe Worte tönten ihr fortwährend im Ohr; und als er ſchon, nach ſeinem Wunſch, in der Stille ohne Gepränge begraben war, tönte es ihr noch immer: Vergieb mir, vergieb mir! Sie wußte ja nicht, die Arme, was ſie ihm vergeben ſollte?

Sie ahnte etwas. Sie dachte an ſeinen räthſelhaften Ausſpruch: Ich bin reich, aber Du biſt es nicht. Sie weinte an der Bruſt ihres Geliebten. Auch dieſer war nicht glücklich. Ob er gleich mit aufrichtigem Herzen liebte, ſo drückte doch auch ſein Inneres eine Laſt, deren er ſich nie erleichtern wollte, ſo viel ihn auch ſeine Braut beſtimmte, gegen ſie aufrichtig zu ſein. Er pflegte Alles mit den Worten auszuſprechen: Mein Unglück iſt ganz einfach: ich bin arm.

Jetzt ſind Sie ſo reich, hieß es allgemein. Man beglückwünſchte das Paar, ſah mit geſpannter Erwartung dem Tage der Eröffnung des Teſtaments entgegen. Die Gerichte hatten ſogleich, im Intereſſe der hinterlaſſenen Waiſe, hieß es, von der Hinterlaſſenſchaft des Verſtorbenen Beſitz ergriffen. Der Tag zur Eröffnung des Teſtamentes rückte heran. Die beiden Liebenden harrten ihm mit der peinlichſten Ungeduld entgegen.

Die feierliche Handlung wurde vor Notar und Zeugen vorgenommen. Man entsiegelte das sehr starke Dokument und fand zu allgemeiner Bestürzung folgende Erklärung:

„Ich, Matthias Henning, erkläre hiemit vor Gott, daß von Allem, was ich hinterlasse, mir nur ein zwanzigstes Theil, der Rest aber den Erben des in England verstorbenen Kaufmanns J. J. M. gehört, dem ich sein Eigenthum während meiner Lebenszeit verwaltet habe. Liebe Tochter, verzeihe mir! Vor Gott wirst Du es einst gewiß, wenn Du die volle Wahrheit hörst. Du bist nicht reicher, als 10,000 Thaler: die übrigen 180,000 Thaler haben nie mein gehört; doch mußt' ich vor der Welt thun, als gehörten sie mir. Verzeihe mir und bete für die arme Seele Deines Vaters!"

Neben dieser Erklärung lag ein siebenfach versiegelter Brief mit der Aufschrift: „An die Erben des in England verstorbenen Kaufmanns J. J. M."

Als dies merkwürdige Testament den 18. April 1823 geöffnet wurde, ereignete sich die sonderbarste Fügung des Schicksals. Nie ist wohl der Rathschluß der dunkeln Mächte, welche die Welt regieren, so den irdischen Wünschen entgegengekommen. Als das Brautpaar dies Testament hörte, fiel die Tochter vor Schmerz und Betroffenheit in Ohnmacht. Der junge Mann aber, seiner selbst kaum mächtig, auf Niemanden in der Umgebung achtend, stürzte fast besinnungslos zur Thür hinaus.

Alle Schönheit der Kunſt offenbart ſich da, wo ſie rührt; wie ſich denn ihre Geſetze weniger ausſprechen als empfinden laſſen. Wer das Genie der Lektüre hat, beobachtet am treffendſten, wo die Kunſt den rechten Fleck zu treffen weiß. In der Tragödie und dem Epos iſt dies überall da, wo das phyſiſch Starke dem Schmerze, das geiſtig Starke dem Irrthume unterliegt, oder wo das im Ruhme und in der Geſellſchaft Hochgeſtellte ſich in irgend einer Situation und in einem Gefühle überraſchen läßt, welches wir nicht gewohnt waren, bei einem mürriſchen Charakter oder bei einem Kriegsmanne vorauszuſetzen. Mitten im Ueberfluß das Gefühl der Unzulänglichkeit iſt im Leben die Quelle der Religion und in der Kunſt die Quelle der gefühlten Schönheit. Denn das Zurückſtürzen aus der Region des Titanen in das Menſchliche, das Gefühl einer letzlichen Unzulänglichkeit, ſowohl in großen Handlungen, wie in Entſchlüſſen zur Tugend, überraſcht, vernichtet, rührt. Die Halbheit der Goetheſchen Helden, Clavigo, Egmont, dieſe zwiſchen raſchen, ehrgeizigen, immer feurigen Entſchlüſſen und dem Gefühl einer plötzlich verſiegenden Kraft ſchwankenden Rohre ſind die meiſterhafteſte Berechnung eines Dichters, der für Gladiatoren keine Trauerſpiele ſchreiben wollte.

Das ganze Lebensprinzip des Dichters wurde angegriffen, und ſchon die Möglichkeit, daß man aus Schriften des verſchiedenſten Inhalts, aus Dichtungen mit objektiver Tendenz, ja ſogar aus lyriſchen Kleinigkeiten auf eine univerſelle Weltanſchauung und einen Charakter ſchließen konnte, ſchon dieſes Höchſte, das nur wenig Auserwählten je gelungen iſt, wurde als etwas Zufälliges und eine Kleinigkeit überſehen.

Während noch die Gerichtspersonen und anwesenden Freunde mit dem unglücklichen Mädchen beschäftigt waren, kehrte ihr Geliebter mit glückstrunkenen Mienen, ein Portefeuille in der Hand haltend, zurück. Er öffnete es, schleuderte die Papiere auf den Tisch und sagte zum allgemeinen Erstaunen der Anwesenden: Ich bin der einzige Sohn und Erbe des Kaufmanns J. J. M.! Man denke sich diese Ueberraschung. Alles starrte: seine Geliebte wußte sich kaum von dem niederschmetternden Eindruck in diesen neuen zu finden. Sie sprach ganz irre und sank erschöpft an die Brust des in allen seinen Adern fiebernden jungen Mannes. „Mein Vater, stammelte dieser, war einst in dieser Stadt wohl bekannt. Er hatte Unglück, verlor sein Vermögen und wanderte aus Schaam, um sich hier nicht mehr sehen zu lassen, nach England aus. In England lebten wir arm und schlugen uns kümmerlich durch. Vater und Mutter starben. Ich hatte nichts als meine Schulbildung und lernte die Handlung. Sehnsucht nach der deutschen Heimath führte mich unter einem angenommenen Familiennamen in meine Vaterstadt zurück und der Gnade des Himmels verdank' ich es, daß ich gerade die Tochter meines Wohlthäters —"

Hier stockte er. Wie kam gerade er dazu, von seinem verstorbenen Schwiegervater so bedacht zu werden? Welchen räthselhaften Inhalt mochte wohl der Brief bergen? Mit jugendlicher Ungeduld wollte ihn der reiche Erbe öffnen, aber die Gerichte erklärten, so schnell könne

er nicht in den Besitz des wichtigen Dokuments kommen. Erst müßten seine eigenen Ansprüche geprüft werden.

Dies geschah und die Aussagen des jungen Kaufmanns wurden für vollkommen richtig befunden. Er trat die bedeutende Erbschaft an und heirathete bald darauf seine Geliebte.

Woher kam es nun wohl, daß das junge Paar bei aller Erfüllung seiner Wünsche doch nicht glücklich war? Ein tiefes Leiden schien an Beiden zu zehren. Sie hatten keine Kinder. Doch dies war nicht ihr Kummer. Eher schienen sie zufrieden zu sein, daß sie keine hatten. Sie trugen sich Beide in wechselseitiger Schonung, schienen äußerlich in gutem Frieden zu leben und hielten treu an einander; aber die junge Frau kränkelte, sie siechte so einige Jahre fort und starb endlich in der Blüthe ihrer Jahre, wie es schien, an einem unheilbaren Grame. Er folgte bald darauf und hinterließ das ganze, ziemlich zusammengeschmolzene Vermögen milden Stiftungen für Arme und Leidende. Was an dem unglücklichen Paare so tief genagt hatte, ergab sich aus dem Inhalt des Schreibens an die Erben des in England verstorbenen Kaufmannes J. J. M. Dieses hatte so gelautet:

„Der Herr, mein Gott und Heiland, läutere meinen Sinn, daß ich rede die Wahrheit lauter und rein, wie ich sie einst gestehen muß vor Gottes Thron, in Ewigkeit, Amen!

Ich bin von armen, braven Aeltern geboren und

erhielt eine christliche Erziehung. Große Körperschwäche hinderte mich aber, ein Handwerk zu erlernen, das mich nähren konnte, und so wurde ich in eine Fabrik gegeben, wo ich schon als Knabe meinen Unterhalt mir selbst verdiente und auch meinen Aeltern abgeben konnte. Meine Aeltern starben und die Fabrik ging ein. Sie warf dem Kaufmanne, dem sie gehörte, keinen Gewinn ab und wurde geschlossen. Ich gefiel aber dem Besitzer, er hatte mein stilles und fleißiges Wesen beobachtet und nahm mich in sein Haus, um mich als Comptoirdiener zu gebrauchen. Ich ließ mich gut an und wuchs herauf. Da wollte es der böse Feind, daß ich in schlechte Gesellschaft gerieth. Die Knechte und Bediente der vornehmen Kaufmannshäuser kamen oft zusammen und unterhielten sich über allerhand Finten und schlechte Streiche gegen ihre Herrschaften, mit denen sie noch ordentlich prahlten. Aus Eitelkeit wollt' ich hinter ihren Ausgaben, die sie machten, nicht zurückbleiben; liederliche Weiber fingen an, mich in ihre Netze zu ziehen, und so betrat ich den Weg der Sünde. Ich schwor meine Ehrlichkeit ab und beging an meiner Herrschaft kleine Diebstähle. Da sie nicht entdeckt wurden, wagte ich mich an größere. Da diese wohl herauskamen, aber kein Verdacht auf mich fiel, so wurde ich aus einem zaghaften ein unternehmender Dieb und beschloß, mich ein für allemal in den Besitz einer Summe zu setzen, die groß genug war, um mir lange ein flottes Leben zu sichern. Ach, was that ich! Ich wußte, daß

mein Herr eine große Zahlung von 3000 Thalern erhalten und beſchloß, mich dieſer Summe zu bemächtigen. Um jeden Verdacht von mir abzuwälzen, zerſchlug ich die Scheiben eines Fenſters und ſchlug von der Mauer darunter Kalk ab, damit man auf die Art den Weg des vermeintlichen Diebes auswärts ſuchen ſollte. Meine Liſt gelang. Ich entwendete aus einem Schranke, zu dem ich einen Nachſchlüſſel hatte, die obige Summe und der Verdacht fiel auf einen Dieb, der eingebrochen hätte. Eine ſo große Summe zu beſitzen, machte mich ganz ſchwindelig. Ich gab meine ſchlechte Lebensart auf und brütete immer über das Geld, das ich vergraben hatte. Da verlockte mich der Teufel, den Verſuch noch einmal zu wagen. Es war um 10 Uhr Abends, als ich mich auf den Zehen durch einen Gang unſers weitläuftigen Hauſes ſchlich und einen Anſchlag auf die Kaſſe unſers erſten Buchhalters ausführen wollte. Da komme ich an dem Zimmer einer armen Frau vorbei, die erſt kürzlich in unſer Haus eingezogen war. Die Frau war noch jung, ſie war Wittwe und hatte drei kleine Kinder. Wie ich ſo auf meinem böſen Wege bin, höre ich die Frau mit ihren drei Kindern ein frommes Lied ſingen. Erſt wollte ich in meiner Herzensbosheit darüber lachen, aber die Frau weinte nach jedem Verſe ſo bitterlich, daß ich zu zittern anfing und an meine Kindheit dachte. Ach, du mein Heiland, da kamſt du in meine Nähe und riefſt mir zu: Mathias, Mathias, Gott ſieht und weiß alle Dinge! Und

die Frau ſang den Choral mit ihren drei Kindern ſo bitterlich und fromm, daß mir das Herz zerſprang und ich in der Stunde meinem Erlöſer gelobte, umzukehren von meinem Sündenweg und Buße zu thun. Erſt wollte ich mich den Gerichten angeben, dann meinem ſo ſchmählich betrogenen und beſtohlenen Herrn. Aber dazu fehlte mir der Muth, ich fürchtete mich vor der Schande und jammerte zu Gott, ich wollte mich von Grund aus beſſern, aber nur ihn und meinen Heiland zum Richter haben. Ach, ich war recht elend und wurde krank und ſprach allerhand im Traum, aber doch nichts, was mich verrathen hätte. Da ich nicht weit von der armen Wittwe meine Kammer hatte, ſo erkundigte ſie ſich oft nach meinem Befinden, und als ich wieder auf geſunden Füßen ſtand, machte ich ihr den Vorſchlag und heirathete ſie. Ach, ſie hat kein fröhliches Leben bei mir gehabt. Das geſtohlene Gut gedieh zwar und ich wurde davon durch Fleiß und Verdammniß ein reicher Mann, aber meine Ruhe war hin. Gekränkt habe ich ſie nie wiſſentlich, aber es war in mir etwas, was keinem Menſchen Freude machen konnte. Und ſo war's. Sie war ihres Lebens nicht froh. Doch ja, ſie gebar mir noch drei Kinder. Aber erſt ſtarben ihre drei, die ſie hatte, und dann erſt unſer Heinrich und dann Claus und als ich das Sterben ſah und recht merkte, wie Gott mich ſtrafte, da fiel's auf mich und ich wußte wohl, das letzte, es war ein Mädchen, würde leben bleiben, wenn ich gelobte, all'

mein ungerechtes Hab und Gut Dem zurückzustellen, dem ich es geraubt. Denn ach, der gute Mann, bei dem ich gedient und gesündigt hatte, wurde arm, so arm, daß er auf und davon ging und in England einen andern Namen annahm, weil er nicht wollte, daß es hieß: der war was und ist nun nichts. Und als ich mir gelobt hatte all' mein ungerechtes Gut dereinst zu lassen, dem ich's genommen hatte, da wurde mein Mädchen gesund und wuchs heran und meine Frau wurde recht vergnügt und hatte noch gute Stunden, bis sie starb. Erst hatte ich selbst mehr Munterkeit, aber als ich reicher wurde und immer reicher, da war ich doch betrübt, daß ich Gott gelobt hatte, meine Tochter arm zu hinterlassen, und der Teufel plagte mich oft, Gott zu betrügen: aber siehe, immer wurde mein Mädchen krank, wenn ich so was im Sinne hatte, und endlich war's mein Entschluß, nun nicht mehr zu wanken, und ich hab's meinem Kinde gesagt, daß sie arm war, ist und bleibt. So bin ich gestorben nnd habe keine Freude gehabt und bin wohl ärger gestraft, als hätte ich im Spinnhause gesessen und wäre dort schlechter geworden, als zuvor. Nehmen Sie denn nun hin, verehrungswürdige Erben, was das Ihre ist: Zins auf Zins geschlagen. Für mich war's unrechtes Gut, aber für Sie klebt nur fremde Sünde daran, Ihnen wird es gedeihen. Und den Anfang dieser Beichte hat mir ein Rechtsgelehrter geschrieben, aber von da an, wo ich meine Sünden bekenne, habe ich es selber geschrieben.

Gott, du biſt groß und kein Heil außer dir! Matthias Henning, Fabrikant, wie auch Stadtverordneter und Bezirksvorſteher.“

Hennings Schwiegerſohn hatte dieſen Inhalt nicht geahnt, als er den Brief erbrach. Seine Frau hatte ihn, da er zu ängſtlich war, vorgeleſen. Als ſie an die verhängnißvolle Stelle, wo Matthias' Hand ſelber den Brief fortgeſetzt hatte, gekommen war, riß er ihr das Bekenntniß weg. Aber was er ihr nicht ſagte, das ahnte ſie. Sie fühlte ſich, als ſie ſpäter doch den Brief in ſeinem ganzen Inhalte kannte, zu ſehr ein Kind der Sünde, konnte ihrem Gatten, ſo ſehr ſie ſich liebten, nicht mehr frei in's Auge blicken, und als ſie ſtarb, verſtand man wohl die erſterbenden Worte auf ihren Lippen: Aus Fluch wird nimmer Segen.

# Das Stelldichein.

## Novelle.

Du bist ein entsetzlicher Schwärmer, mußte sich der junge Graf Hugo, der zu den liebenswürdigsten Cavalieren Wiens gehörte, oft von seinen Freunden sagen lassen; kaum verheirathet mit einer bildschönen Frau, kaum Vater eines Engels von einem Mädchen, kannst du deine verliebten Abentheuer doch nicht lassen, stößest unaufhörlich in deiner Kärnthnerthor-Loge deinen Nachbar, den dicken Generalzeugmeister Grafen von ..... an, um ihn auf die Schönste im Chor aufmerksam zu machen; in die Beche söllst du noch immer verliebt sein, ob sie gleich in Gräfenberg ist, als ob man dir nicht zutraut, eine Leidenschaft noch zu erhalten, wenn der Gegenstand derselben aus deinen Augen ist; wenn man dich aufsucht, nie trifft man dich zu Hause; bald heißt es: du bist in der Reitschule, bald in Baden zu einem Privatwettrennen, bald: du hörtest die Messe; wenn man hinginge, würde von Allem nichts wahr sein, als das Letztere, weniger

weil du fromm bist, als weil du die Sitte der gemeinschaftlichen und gemischten Gottesverehrung für eine der schönsten Institutionen des Christenthums hältst. Schäme dich, ein solcher Schwärmer zu sein und darüber Weib und Kind zu vernachlässigen!

Mit jenem gutmüthigen Humor, durch den Hugo jeden, der ihm zürnte, schnell zu versöhnen wußte, antwortete er dann: Leute, ihr hetzt nur meine Frau gegen mich auf. Sie ist glücklich, überglücklich. Sie weiß, daß ich sie früher angebetet habe, jetzt aber, daß ich sie liebe, liebe mit einer geläuterten reinen Flamme! Ich biete Alles auf, um ihr das Leben angenehm zu machen. Als sie ihrer Niederkunft so nahe war, daß sie nicht mehr ausgehen durfte, ließ ich Ole Bull in unserm Salon spielen, die Ungher singen; was verlangt ihr von einem jungen Ehemann mehr? Sie hat mich mit einem kleinen Engel von Mädchen beschenkt. Nun beschäftigt sie sich mit der Sorge für eine passende Erziehung. Sie liest schon seit einigen Tagen nichts mehr als Caroline Rudolphis Gemälde der weiblichen Erziehung. Laßt sie in dieser himmlischen Mutterfreude! Sie ist meine Madonna, von der die Gläubigen sich doch immer in einer gewissen Entfernung halten. Ich will mein junges Leben nicht in der Kinderstube verliebkosen. Sie verlangt es auch nicht, läß mich gehen wohin ich will und nur ihr seid die Störenfriede, die nicht übel Lust zu haben scheinen, den Saamen des Unfriedens zu säen.

Sie taugen zwar nicht viel, entgegnete ihm darauf eine ältere geistvolle Dame, der er dasselbe erzählt hatte; aber man söhnt sich mit Ihnen doch wenigstens dadurch aus, daß Sie Ihre Untugenden eingestehen. Abscheulich ist es immer, eine junge liebenswürdige Frau zu Haus zu haben, die sich bei Rousseau, Pestalozzi, Caroline Rudolphi und allen möglichen Erziehungs-Schriftstellern darnach erkundigt, ob sie ihre kleine Eugenie soll einwiegen lassen oder nicht; und während dessen alle möglichen Vergnügungen mitzumachen in Gesellschaft der verrufensten Petitmaitres. Warten Sie nur, ich kenne Jemanden, der Ihrer Frau früher den Hof machte und sich mit Ihnen schießen wollte, als Sie sie heiratheten. Ich werd' ihm sagen, daß das Terrain jetzt günstig ist. Sie verdienen diese Züchtigung.

Hugo lachte mit einem triumphirenden Blicke, als wollte er sagen: Von der Seite bin ich sicher!

Hugo war ein leidenschaftlicher Reiter, aber seine Wagenpferde schonte er. Mich dauern die armen Thiere, wenn sie im Regen ohne Decken stehen müssen, wenn sie im Winter auf der Straße des Nachts frieren, während die, die sie fahren sollen, noch oben auf einem Balle tanzen — sagte er oft zu seiner Gemahlin und hätte ihr weiches Herz bald darüber zum Weinen gestimmt. Seine Freunde aber würden gesagt haben: Mit einem Fiaker schlängelt man sich leichter durch versteckte Stadtviertel, als mit einer Carosse, deren Wappen allbekannt ist. Das

Woran hält man ſich bei Schiller? Scheint nicht eine Tragödie des Dichters gegen die andere zu proteſtiren? Schiller, der mit der gewaltſamen Geberde des Genies auftrat und in ſeinen Räubern, im Fiesko, in Kabale und Liebe, durch Pointen und Accente, die er auf jedes ſeiner Worte legte, eine kräftige Bedeutſamkeit vorzuſtellen ſchien, war im Grunde mehr der kecke Partiſan einer Sprache, mit der er die gewaltſam herausgepreßten Charaktere ſeiner Erfindungen zur Noth zuſammenhielt. Seine edle unerſchrockene Seele, die ſich auf die Kunſt warf, war dabei weder mit Anſchauungen, noch mit Thatſachen reich geſchwängert. Bei jedem Werke das er ſchuf, verbrauchte er den ganzen Stoff, der ihm zu Gebote ſtand, und war nach der Schlußſcene des letzten Aktes ſo erſchöpft, daß ſich ſein Geiſt erſt allmälig wieder an neuen Dingen, die er von Außen nahm, erholen und erfüllen mußte. Nach dem eifrigen Studium wuchs ihm wieder die gemauſerte Schwinge und nach langjähriger Vorbereitung hatte er ſich wieder ſo weit geſammelt und ſo viel zuſammengelernt aus Kant, aus der Geſchichte, aus Shakeſpeare, daß er auf fünf neue Akte für einen ganzen Mann ſtehen und etwas in ſich Abgeſchloſſenes produziren konnte.

Wahrlich dies iſt nicht der Flug des Genies! Das Genie beginnt ſeine Laufbahn und ſagt beim Anfange ſchon für das Ende derſelben gut. Eine neue Philoſophie kann ausbrechen, eine große Entdeckung kann gemacht werden, ja in ſeinem eigenen Fache kann ein noch wilderer Komet ſeine Bahnen durchkreuzen, das Genie iſt unerſchüttert. Es lernt, o unendlich viel lernt es — was hat Goethe nicht Alles gelernt! Aber kein Buch ſtiftet ſo eine Revolution in ſeinem Innern, wie wohl Schiller oft in Jena erblickt wurde, daß er über

gäbe einen schönen Lärm, wenn der Wagen des Grafen Hugo stundenlang unter den Fenstern der jungeu Soubrette stünde, die jetzt so oft auf dem Theater an der Wien von ihm beklatscht wird? Es ist eine sehr polizeiliche Erfindung, die Fiaker! Durch sie wird für den öffentlichen Anstand gesorgt.

Grade vierzehn Tage nach der Taufe seiner kleinen Eugenie fuhr Graf Hugo, um schneller in die Gegend zu kommen, wo er — etwas zu thun hatte, fuhr er wieder in einem Fiaker. Nachlässig sich auf den elastischen Sitzen des Wagens wiegend, lachend vor Lebenslust, Gesundheit, Glückseligkeit bemerkte er zwischen dem Kissen, auf dem er saß, und der Rücklehne ein Papier. Er griff darnach: es war ein Brief. Er war uneröffnet, und hatte einige Buchstaben als Adresse. Er erbrach ihn. Die Handschrift schien ihm bekannt, aber der Inhalt ließ keinen Zweifel, daß eine Dame hier einen Anbeter zu einem Stelldichein einlud. Er lautete:

„Durch meinen Gemahl würden wir gestört werden;
„ich denke also, daß wir besser thun, uns Morgen
„um 12 Uhr auf dem Graben No. . . . im zweiten
„Stock, die Thür links bei einer Freundin zu tref-
„fen. Lassen Sie sich von einigen Wolken des Un-
„muths, die auf meiner Stirne liegen werden, nicht
„stören; sie gehören zu dem Bilde, von dem Sie
„in so übertrieben begeisterten Worten gesprochen

„haben; wenn es nur glücklich macht, dann würde ich „ſchon glücklich ſein. Die Liebe verſchönert Alles.“ In allen Nerven fühlte Hugo die Luſt, ſich hier in ein Abentheuer zu wagen. Es koſtet oft ſo entſetzliche Mühe, dachte er, das unbedeutendſte Romänchen mit der unbedeutendſten Nätherin in Gang zu bringen, und hier bietet ſich die Gelegenheit dazu in einem Fiaker dar! Es muß, dem Style und dem Ausdruck Gemahl zufolge, eine Dame aus den höheren Ständen ſein; die Unmuthswolken ſcheinen freilich eine verſchleiernde Umſchreibung für einen nicht mehr ſehr glatten Teint zu ſein: „Die Liebe verſchönert Alles.“ Ich wäre ein Thor, in unſerer proſaiſchen Zeit, wo man die Poeſie nicht einmal immer für Geld haben kann, den Zipfel eines Romans fahren zu laſſen! Graben No. . . . Morgen geh' ich hin und komm dem Glücklichen, dem dieſe Zeilen zugedacht waren, zuvor.

Als Hugo ausſtieg, fragte er den Kutſcher, wer vorhin in dem Wagen geſeſſen hätte? Dieſer lachte und ſagte: Ein junges Dienſtmädchen, der man das böſe Gewiſſen an ihrem Trinkgelde anſah.

Wie ſo?

Wahrſcheinlich hatte ſie einen Gang für ihre Herrſchaft zu machen, für die ſie eine Stunde annehmen konnte. Um aber ſchnell noch einen Nebenweg zurückzulegen, der wahrſcheinlich einer Bekanntſchaft vom Sperl galt, nahm ſie einen Fiaker und fuhr ſchnell in die Ge-

gend am Stephansthurm, wo ich ſie abſetzte. In der Haſt, womit ſie aus ihrem Schnupftuche ihr Geld losband und mich bezahlte, ohne das Herausgeben abzuwarten, kann man ſchon immer auf etwas Geheimes ſchließen.

Vortrefflich, dachte Hugo; ſo ein Fiaker ſollte einmal „Bilder aus Wien" ſchreiben; ſie würden treffender ſein, als was Ausländer in vier Wochen losbekommen und in dicken Büchern in's Land einſchwärzen. Die kleine Götterbotin hat den Brief verloren und wird ſich wohl hüten, ihrer Herrſchaft zu ſagen, bei welcher Gelegenheit! Koſtbar! Göttlich!

Graf Hugo war den ganzen Tag über Brillantfeuer von Laune und Uebermuth. Seiner Frau ſagte er bei Tiſch, er hätte ſie mehr geliebt als je, ſie wäre Perle, Juwel — und was man in einer ſo fiebernden Geſchwätzigkeit und Geiſtesunruhe mehr Thorheiten der Art zu ſagen pflegt. Er ſprach von ſeinem Geburtstage, der heranrücke und den ſie mit dem lauteſten Gepränge — nein verbeſſerte er ſich, den wir ganz im Stillen, in unſerm Garten, in der Laube, die uns ſo theuer iſt, feiern wollen. Seine Frau war glücklich, daß ihn heute ihre Nähe ſo bezaubern konnte. Sah ſie einen Augenblick weg, ſo zog er den geheimnißvollen Brief hervor, drückte ihn an ſein Herz und fuhr, wenn ſie ſich umwandte, damit ſchnell wieder in die Bruſttaſche. Und unſere Eugenie! ſagte er; wo iſt ſie? Wo iſt das himmliſche Kind? Laß das Engelbild holen? Wie glücklich war die junge Mutter!

Man brachte das Kind, es ſchrie entſetzlich; aber Hugo behauptete, das wären Glockentöne für ihn. Nicht wahr, liebe Auguſte, ſagte er zu ſeiner Frau, nicht wahr, die Betten ſind doch für das Kind nicht zu warm? Du gewöhnſt es an friſche Luft? Es wird doch kalt gewaſchen? Du haſt doch freundliche Gegenſtände um das Bettchen herumgeſtellt? Komm, komm, laß' uns ein Capitel aus Rouſſeau's Emil leſen!

Auguſte lachte ſelig über ſeinen Eifer und ließ das Buch nicht holen, weil ſie Takt genug beſaß, um zu wiſſen, daß man zu manchem ſich oft bereit erklärt, aber doch, um Verſtimmungen zu vermeiden, keine Probe damit anſtellen darf. Sie war überglücklich, ihn heute feſſeln zu können. Er blieb den ganzen Abend, ging nicht mehr aus, war brav und gut, und machte, da zum Thee einige Freunde kamen, den Wirth ſo gewiſſenhaft, mit ſo wenig Zerſtreuung, wie Auguſte ihn noch nie geſehen hatte. Gute Nacht, Auguſte! Gute Nacht, Hugo! So ſüß hatten dieſe Worte lange nicht auf dem Corridor getönt, der zu den Schlafgemächern führte.

Den folgenden Morgen war Hugo ſchon früh bei der Hand. Noch ehe er beim Frühſtück erſchien, hatte er im Stall ſeine Pferde begrüßt, hatte er die Nummern der Journale, die er ſich hielt, geordnet und für den Buchbinder zurechtgelegt, hatte er einige nothwendige Geſchäftsbriefe an die Verwalter ſeiner Güter in Böhmen und Mähren erledigt. Beim Frühſtück hatte er ſo drollige

Einfälle, wie ein junger Ehemann am Tendemain. Er ſprach ſo närriſches dummes Zeug, wie der Plauderer am Kaffeetiſche im Humoriſten. Auguſte hätte ihn küſſen mögen, und that es auch. So ging es bis halb zehn Uhr. Da plötzlich brach er ab. Liebes Kind, ſagte er ſanft, heute hab' ich manches zu thun. Nun laß mich an meine Geſchäfte gehen.

Geſchäfte!

Wirklich, wirklich! Graf Feſtetics läßt ein Pferd verſteigern, von dem ich behaupte, daß es nur auf beßre Dreſſur ankäme, um den erſten Renner daraus zu machen. Im Schachklub ſollen einige Ballots gehalten werden und ich muß Stimmen ſammeln, um einige meiner Freunde hinein zu bekommen; der junge Muſiker, der uns von Carlsruhe empfohlen iſt, will ein Concert im Kärthnerthor geben; ich muß die Intendanz ſprechen; der Gartenverein hat mich zum Mitglied ernannt, ich muß bei den Sitzungen doch einigemal miterſcheinen; Münch-Bellinghauſen hat ein neues Stück geſchrieben und will es mir, dem Baron .... und dem Bauernfeld, uns, uns, den competenteſten Kunſtrichtern, vorleſen. — Du ſiehſt, Theuerſte, wo ſoll ich die Zeit hernehmen? Adieu! mein Herz; ob ich heute zu Tiſch komme, ich zweifle; leb' wohl; Auguſte, leb' wohl, und dieſen Kuß für Eugenie!

Nun war Graf Hugo allein. Den Brief auf ſeinen Waſchtiſch gelegt, damit er ſich vorläufig in die Handſchrift verliebe, begann er eine Toilette zu machen, wie

lange nicht. Es galt, heute mehr als je seine natürlichen Mittel durch die Kunst geltend zu machen. Il s'adonisait wie ein Gott, und verließ nach eilf Uhr sein Hôtel.

Zunächst mußte er sich nach der in dem Billet ezeichneten Nummer des Grabens umsehen. Wie erstaunte er, als er an der Häuserreihe immer weiter und weiter zählte und endlich vor einem Hause stand, das von einem der ersten Banquiers Wien's, einer seiner nahen Bekanntschaften, bewohnt wurde. Mein Gott, dachte er, sollte denn in dem Hause ein Putzgeschäft etablirt sein, oder eine weibliche Pensionsanstalt, oder eine ähnliche anständige Vermittelung anständiger Rendezvous? Wie ist mir denn? Sollte die junge liebenswürdige Fanny, die Gemahlin des langweiligen Großhändlers, selbst . . . . . Nein, nein, ich kenne deren Handschrift, und, was mir eben einfällt, sie ist ja seit acht Tagen in Baden. So wird wahrscheinlich ihre Kammerfrau die Leiterin dieser kleinen Intrigue sein, und in Abwesenheit ihrer Herrschaft sich auf Nebenverdienste dieser Art verlegen. —

Sinnend ging er vorüber. Es war erst halb zwölf Uhr. Seine Neugier stieg immer höher und machte, daß er sich in Gedanken ganz verlor. Mancher unter dem Burgthor, auf der Glacis, am Theseustempel ihm gespendete Gruß ging unbemerkt für ihn verloren. Ob er in den Staatsdienst treten wolle? fragte ihn einer seiner Freunde, dem dieses grübelnde Sinnen auffiel, im Vorübergehen. Ob er zu viel Eisenbahn-Aktien hätte? fragte

ihn ein Anderer. So verstrich die Zeit; nur noch fünf Minuten waren übrig. Hugo wandte jetzt um und ging auf den Graben zurück.

Da stand das Haus! Im zweiten Stock, Thüre links! Die Vorhänge waren fast alle niedergelassen; die geschlossenen Jalousien verriethen die Abwesenheit der Besitzerin. Mit klopfendem Herzen bestieg er die Treppen, gab sich aber dadurch selbst Muth, daß er immer je zwei und drei Stufen erstieg. Er war im zweiten Stock, ergriff den Drücker der Thüre links. Vortrefflich! sie war offen. Ein dunkles Zimmer empfing ihn. Das ist der Eingang zum Salon! sagte er sich. Alles war von den herabgelassenen Jalousien stockdunkel. Er konnte aus dem Zimmer in den geöffneten Salon und in die nebenan überall offnen Zimmer nur mit Mühe sehen. Da rauschte im Hintergrunde der weiten Zimmerreihe ein seidenes Gewand. Entschlossen trat er vor. Gnädigste! rief er noch aus einiger Entfernung, der Zufall ist die Humoristik der Weltregierung; Ihr Billet mußte in Hände kommen, die —

Da prallte er zurück. Himmel! er stand vor der Dame; das Auge hatte sich an die Finsterniß so weit gewöhnt, daß er in der Nähe etwas unterscheiden konnte. Er stand vor seiner Frau.

Hugo, sagte sie, wie über eigne Schuld betroffen und die seinige nicht ahnend: Hugo, wie kommst du hierher?

Schaam und die glühendste Eifersucht preßten aus diesem nichts hervor, als den Ausruf: Auguste!

Komm nach vorn, sagte sie, und zog ihn mit zitternder Hand in ein helles Zimmer.

Hugo starrte sie an; tausend zornige Worte zuckten um seinen Mund; er mußte nach einem Stuhl fassen, um seiner Gefühle Meister zu werden.

Auguste nahte sich ihm beklommen und suchte sich ihm verständlich zu machen. Aber so sind die Männer mit ihrer Schlauheit voraus! Wie er merkte, daß sie ein böses Gewissen hatte, gab er sich das Ansehen, als hätte ihm der Zufall jenes Billet in die Hände gespielt. Er stieß sie zurück, sprang auf und polterte sich in einen Zorn hinein, der halb künstlich, halb natürlich war.

So betrogen zu werden! rief er; Himmel, wer hätte das ahnen können? Ein Weib, wie sie Gott zu seinem Ebenbilde geschaffen zu haben schien, ein Weib — hier verfiel er in einige Reminiscenzen aus „Kabale und Liebe," merkte aber nichts von dem Plagiat, sondern stieß L. Löwe's Kraftstellen wie seine eigenen Originalgedanken aus.

Auguste weinte.

Thränen? wandte er sich ihr zu, Thränen? Du falsche, heuchlerische Krokodillenbrut! Ein paar lumpige Thränen, wo ich das Weltmeer haben möchte, um mich darin —

Mein Gott, sprang Auguste auf, was denkst du denn, Hugo?

Was ich denke? Wer kann denken, wenn er den Verſtand verloren hat!

Hugo, ich wollte dir eine Ueberraſchung bereiten.

Mir?

Ich wollte mich malen laſſen.

Ha, ha, lachte Hugo auf; malen laſſen — vom Baron F., der früher um deine Hand anhielt; von meinem Schwager, der neulich in meiner Gegenwart deine Handſchuhe küßte; von dem jungen Fant, dem Sohn des Generals, der dich auf dem Clavier zu begleiten pflegt, wenn du ſingſt. Malen laſſen?

Ich begreife nicht, Hugo, welch' ein Verdacht —

Wen erwarteteſt du?

Kriehuber.

Kriehuber? Engel, Teufel, mach' das deinem Kinde weiß!

Hugo, ich beſchwöre dich!

Warum hatte das Billet keine Adreſſe?

Weil du es in der Hand keiner unſrer Leute bemerken und aus der Adreſſe keine Ahnung der Freude ſchöpfen ſollteſt, die ich dir zu deinem Geburtstage zugedacht hatte.

Zu meinem Geburtstage! Ahnung! Freude! Kriehuber! O, o — Hier iſt das Billet. Wie lautet es? „Laſſen Sie ſich von einigen Wolken des Unmuths, die auf meiner Stirne liegen werden, nicht ſtören!"

Der Brief, erklärte die Gräfin erröthend, war vor deiner geſtrigen Liebenswürdigkeit geſchrieben.

„Sie gehören — fuhr Hugo fort — zu dem Bilde, von dem Sie —“ Bilde? —

Hier ließ Hugo mit einer Beſchämung, ſehr geärgert und doch wiederum ſehr erfreut, die Hand, die krampfhaft das Billet hielt, ruhig niedergleiten. Mit der andern ſtrich er ſich verlegen das Kinn.

Warum fehlte die Unterſchrift? fragte er, noch immer nicht ganz beruhigt.

Weil auch Kriehuber, mit dem ich durch die ... ſche Geſandtin unterhandelte, mich nicht kennen ſollte. Ich wollte jeder Möglichkeit, daß du etwas von dem Gemälde erführeſt, vorbeugen; deßhalb ſind auch die Zeilen nicht von mir, ſondern von meiner Kammerfrau geſchrieben.

Hm! Hm! brummte Hugo — daher die bekannte Handſchrift.

Aber wie kamſt du nur zu dem Briefe?

Ach, ſieh' nur — antwortete Hugo mit einiger Verlegenheit — ich — ich fand ihn — auf unſrer Hausſtiege.

Und erbracheſt ihn?!

Er hatte ja keine, folglich eine Allerweltsadreſſe.

Erwarteteſt du mich denn hier? Wie kamſt du überhaupt dazu, die Einladung auf dich zu beziehen?

Dieſe Fragen trug Auguſte ſo klug und aufgeheitert vor, als wenn ihr plötzlich ein Licht in dies Dunkel käme. Eben wollte ſie weiter forſchen, als Hugo abbrach, ihren Arm ergriff und ſagte: Laß' es nun gut ſein! Ich mußte, als ich den Brief in unſerm Hauſe fand, wohl etwas

eine neue Erſcheinung einen ganz heißen Kopf hatte und mit Enthuſiasmus ſeinen Freunden ankündigte, ſeit einer Stunde wäre er ein ganz anderer Menſch geworden. Schiller war eine leicht erregbare Kapacität, die keine ſchöpferiſche Einheit beſaß, und Dasjenige was ſie an der Stelle der Einheit doch für die Poeſie brauchte, nicht durch die erſte Hand des Geiſtes, ſondern durch die zweite Hand der Geſinnung empfing. Darum ſollte mich ein Verſuch Wunder nehmen, aus Schiller's Werken eine Harmonie ſeiner Grundſätze über das Leben und die Welt, eine Concordanz der Dinge im Himmel und auf Erden zuſammenſtellen. Im ganzen Schiller liegen zahlloſe Sentenzen, aber kaum eine einzige Maxime. Aus dieſen Jamben philoſophir' ich mir noch kein Leben zuſammen und kann aus dem, was ſie verbieten, nimmermehr auf das ſchließen, was ſie erlauben. Ich läugne etwas ſehr Prägnantes im Schillerſchen Charakter nicht, dem ſeine objective Leerheit mußte er durch eine ſubjectiv-edle Leidenſchaft erſetzen; aber er iſt ein Charakter ohne Philoſophie.

Wenn man von Goethe's Immoralität ſpricht, ſo ſoll man bedenken, daß es ſich hier um drei Abſtufungen handelt. Erſtens um Tugenden, welche für die Kunſt eine beſondere Zurichtung verlangen, zweitens um Tugenden, welche für den größeren oder geringeren Werth des Menſchen indifferent ſind, weil ſie ſich nach Alter, Stand und Situation richten und weil Manches ſehr männlich ſein kann, was dem Weibe ſehr übel ſtehen würde, und zuletzt endlich um Tugenden, die für Nichts in der Welt umgangen werden dürfen und die ich in Goethe's Werken auch nirgends umgangen finde.

Zu dieſen letzten gehört z. B. die Ehre. Keine der Goetheſchen Geſtalten iſt über dieſen Punkt empfindungslos.

Unrechtes merken, und ſo — Aber wie kamſt du nur in dieſe Zimmer? Hier iſt ja alles wie ausgeſtorben.

Ich ſchrieb an Fanny nach Baden meine Idee mit dem Bilde. Sie wies mir die Schlüſſel ihrer Gemächer an und erlaubte mir, ſie wie die meinigen zu benutzen. Kriehuber —

Es iſt ſchon gut, ſagte Hugo; er ſoll nun uns beide malen.

Und nicht wahr? fragte Auguſte, zärtlich ſich an ihn ſchmiegend, Eugenie zwiſchen uns?

Hugo wiederholte mit erkünſteltem Schmelze: Und Eugenie zwiſchen uns!

So gingen ſie, wie ein eben verlobtes Paar, über den Graben nach ihrer Wohnung zurück. Auguſte, die früher ihren Mann liebte, vergötterte ihn jetzt.

Hugo war aber ſeitdem in ſeinen Privatangelegenheiten vorſichtiger.

# Die Schauspielerin vom Hamburger Berge.

Lebensbild.

Kommen Sie, sagte kürzlich ein Freund zu mir, kommen Sie; es ist Sonntag! Heut müssen wir auf den Hamburger Berg gehen!

Bei dem Wetter? wendete ich ein. Sehen Sie nur, wie die grauen Wolken schon zu uns naß herablangen! Es wird regnen, und Volksmassen muß man nur im Sonnenschein sehen.

Im Gegentheil, war die Antwort des Freundes; das beweist nur, daß Sie Neuling in Hamburg sind, oder von dem Horizonte dieser Stadt eine zu gute Meinung haben. Grade ein solches klägliches Sonntagswetter ist die rechte Beleuchtung Hamburgs.

Für den, der sich innerlich durch Glühwein zu erwärmen weiß! entgegnete ich. Aber mein Freund endete: Philister, vorwärts! Bis zum Theater ist es noch geraume Zeit. Und wenn wir die „schöne Lyoneserin“

Enghaus auch versäumen, wer weiß, ob wir nicht noch etwas Schöneres finden. Kommen Sie!

So gingen wir die neblige Höhe des Walles hinauf und mischten uns unter die zahllosen Sonntagsgänger, die sich durch das Millernthor drängten. Graue Wolken drohten vom Himmel. Die Trompete schmetterte fernher aus den Tanzsälen, die Töne einer Drehorgel begleiteten den monotonen Gesang eines musikalischen, auf neue Lieder und Arien einstudirten Paares, die Verkäufer von Hasel-, Wall-, und Kokosnüssen priesen mit lärmender Kehl-Virtuosität ihre Waaren an. Wir waren mitten im Gewühl eines bunten, sich durch zwei Reihen von Schaubuden drängenden Volkslebens. Dort winkte eine bunte Flagge in eine Menagerie, hier konnte man Holbein's Todtentanz nach den Basler Bildern dargestellt sehen. In bretternen Buden breiteten sich Verkaufsgegenstände zahlloser Art aus, mehr für die kindischen Liebhabereien der Matrosen, als für das Bedürfniß der Einheimischen berechnet. Mit verwundertem Auge betrachtet der „Sohn des Meeres" den Mechanismus der unbedeutendsten Spielerei, fast wie einer der Wilden, deren Ufergestade er jährlich zu besuchen pflegt. Ein buntes Tuch für die drüben in den „vier Löwen" harrende Schöne wird gekauft, ein hölzernes Pferd für den kleinen Sohn des Steuermanns. Wachsfiguren glotzen die Vorübergehenden an, ein Bär und ein Affe, die nie die Wildniß gesehen haben, machen an der Kette ihre Sprünge. Ein Guckkastenmann

wiſcht mit einem ledernen Lappen die Augengläſer ſeines für Kinder ſo geheimnißvollen, magiſchen Himmelreichs ſauber und ruft als ſein neueſtes Bild: den Uebergang der türkiſchen Flotte zu Mehemed Ali aus. Pulcinello-Kasper in dem röthlichen, mit Kattun bezogenen Kaſten, hat ein zahlreiches Auditorium um ſich verſammelt, und bemüht ſich, es klug anzufangen, wie er dem Teufel eine Tracht Prügel beibringt. Er begegnet zwei ſchwarzen Damen, die mit ihm in unartikulirten Tönen ſprechen und nur durch Miauen, Prubſten und Kratzen ihm ihre Zärtlichkeit ausdrücken. Auch Kasper enthält ſich der Politik nicht, ſondern wagt es, in dem ſichern Gefühl daß es in der Vorſtadt St. Pauli keine Cenſur giebt, einige politiſche Wortwitze zu verſuchen. Dort locken uns fremdländiſche Naturprodukte, Muſcheln und ausgeſtopfte Krokodille in ein Naturalienkabinett, wo es chineſiſche Frauenſchuhe und Fetzen vom blutigen Gewande Guſtav Adolphs zu bewundern giebt. Ungeheure Schwämme, Spinnen, Krebſe u. dergl. würden ſogar die Aufmerkſamkeit eines Spix und Martius feſſeln, wenn ſie nicht etwa nebenan durch das Geräuſch eines Carouſſels ſich ſtören ließen, wo ſich die Matroſen mit einem Ernſte auf hölzernen Pferden tummeln, den die Ritter beim Turnier zu Eglintoun vielleicht auf wirklichen Pferden vergeblich erkünſtelt haben.

Noch ſtand ich mit meinem Freunde und überlegte, ob wir nun hinüber ſchlendern wollten nach den Tummel-

plätzen einer bacchantischen Tanzlust, als wir vor einer der größern Hütten ein plötzliches Zusammenströmen der Menschenmenge bemerkten. Wir eilten hin und wurden Zeugen einer räthselhaften Scene, die fast wie die Improvisation einer Gauklerhand aussah, und doch einen sehr tragischen Ernst im Hintergrunde zu haben schien. Ein phantastisch aufgeputztes Frauenzimmer, mit geschminktem Antlitz, bloßem Halse, Schweizermieder, eine Seiltänzerin mußte man glauben, hing sich mit den widerwärtigsten Liebkosungen an einen anständig gekleideten Mann, der mit todtenblassem Schrecken sich des zudringlichen Weibes zu erwehren suchte. Ein Hanswurst in kurzer Jacke, mit hochroth geschminktem Antlitz und grellen, aus den Kopfe quellenden Augen, mit einigen andern Wesen in gleichem Aufputze, suchte unter Schimpfreden der häßlichsten Art das Frauenzimmer von dem erschrockenen Herrn zu trennen. Dieses schrie: Heinrich! Heinrich! als wäre der Mann, von dem man sie fortriß, ihr wohlbekannt. Gewaltsam schleppte man die Rasende in die Bretterhütte zurück, deren große Flügelthüren sich hinter ihr und den dazwischen Gekommenen schlossen. Die Volksmenge lachte und verfolgte, ohne an einen tiefern Zusammenhang zu denken, den fremden Mann, der mit verstörtem Antlitz eilte, sich in dem Gewühl zu verlieren. An dem Giebel der Hütte verrieth die Inschrift, daß wir vor einem der Theater des Hamburger Berges standen, vor diesen ächten Thespiskarren, wo sich die Schauspieler

wirklich noch mit Weinhefe das Antlitz zu bemalen ſcheinen, wie in den Zeiten des griechiſchen Alterthums.

Was denken Sie von der Scene? fragt' ich meinen Begleiter.

Daß das Frauenzimmer von Sinnen war. Sie ſpielt, glaub' ich, in dieſer Bude Egmonts Klärchen. Sie iſt die erſte Liebhaberin, die Peche, die Lindner dieſes Theaters.

Mein Freund verrechnete ſich, wenn er glaubte, daß ich lachen würde. Ich glaubte in den Zügen des Weibes und des Mannes eine ſolche zitternde Seelenangſt, ſo viel beklemmende Verzweiflung entdeckt zu haben, daß mich eine ſehr ernſte Stimmung überkam. Ich folgte willenlos dem Wege, den mein Begleiter einſchlug, und fuhr aus meinen Träumen erſt auf, als wir in dem Saale der Frau Heitmann ſaßen, und mein Freund mich fragte, ob wir Holſteiner Auſtern oder engliſche Natives eſſen wollten. Aus den wunderlichen, kleinen Verſchlägen, die dieſem Saal das Anſehen eines Stalles geben, geſellten ſich mehre Bekannte zu uns. Man beſprach die neue engliſche Poſt, die Bergedorfer Eiſenbahn, die Gaſtſpiele der Madame Cornet. Der Zollanſchluß wurde Gegenſtand einer hitzigen Debatte, Wurm, Aſher, Kirchenpauer, Soetbeer waren die Namen, mit denen Einer den Andern ſchlagen wollte, erſt der Uebergang auf die hannöverſche Frage ſtellte die Einigkeit wieder her. Ich ſaß ſtill in mich gekehrt und hörte theilnahmlos den Wortgefechten zu, lächelte

mechaniſch mit, wenn Einer einen erträglichen Witz gemacht hatte oder von ſeinen verliebten Abentheuern ſprach. Indem fiel mein Blick auf einen Mann, der an der Balconthüre des Saales ſtand und unverwandten Blickes in die trübgelben Fluthen der Elbe hinausſchaute. Es war derſelbe, dem eben drüben auf dem Berge die wunderliche Begrüßung zu Theil geworden war. Ich wurde von dem Benehmen des Mannes, dem Ausdruck ſeiner Mienen und der leidenden Stimmung, die aus ſeinem ganzen Weſen ſprach, mächtig angezogen. Seine Kleidung war keineswegs elegant, im Gegentheil eher kümmerlich. Nur ſeine Haltung, der aus tiefen Höhlen kommende Blick ſeines Auges beherrſchte ſeine äußere Erſcheinung ſo, daß man darüber den kahlen Rock und den zerknitterten Hut überſah. Die Blicke des Fremden ließen die Stelle in den Wogen der Elbe, die er einmal erfaßt hatte, nicht wieder los. Kein lichter Streifen des entfernteren Waſſerſpiegels, kein vorüberrauſchendes Dampfſchiff, kein rothes Segel, das die Fahrt eines Stader Evers beſchleunigte, zog ihn von ſeiner ſtarren Aufmerkſamkeit ab. Ich ſah, wie unter dem bis oben zugeknöpften Rock die Bruſt ſich hob, weniger vom Schlage des Herzens, als von ſtillen Seufzern, die in der Bruſt verhallten. Man ſah es, ein freudenloſes Daſein feſſelte hier einen Unglücklichen an die Erde: der düſtere Fluß mit ſeinen Nebeln war ihm wie ein Grab, wie ein Hafen der Ruhe.

Da wandte ſich einer aus unſerer Geſellſchaft mit

Frage an mich, die mich perſönlich betraf. Ich beantwortete ſie in der Zerſtreuung unklar genug und mußte Stand halten, um mich deutlicher auszuſprechen. Während mich dieſe Erörterung einige Minuten lang von dem Manne am Fenſter abzog, hatte dieſer den Saal verlaſſen. Meine Blicke ſchweiften vergebens nach ihm umher, und doch hätt' ich ſo gern eine Gelegenheit geſucht, mich dem Manne zu nähern und ihm, wenn er ſie würde brauchen können, meine Dienſte anzubieten.

Die Geſellſchaft brach auf und trat ins Freie hinaus. Es regnete in jener unerträglich enthaltſamen Art, die tagelang andauert, ohne aufzuhören. Das Ziel ſollte der Elbpavillon ſein, wo man mit großem Amuſement ſich beredet hatte, das Wunderkind, die kleine Louiſe, zu beſuchen. Der Regen zwang, ſich unter Schirmen zu vereinigen. Jeder beſchleunigte ſeine Schritte durch den aufgeweichten Sandboden, Keiner achtete auf den Andern. So blieb ich zurück und ſchlug einen andern Weg ein, der meinem Herzen wohler that. Ich wollte in jene Theaterbütte treten, hinter deren Verſchluß die Schauſpielerin vorhin verſchwunden war.

Wie ich mich näherte, waren die Thüren noch zu. Ein Beweis, daß drinnen geſpielt wurde. Ich kroch unter einer Kette, die die Thür von innen befeſtigte und ſie gänzlich zu öffnen verhinderte, durch und hörte ſchon aus einer tiefen Dunkelheit heraus die Stimme eines Garricks der unterſten Stufe. Vier Schilling Entrée' forderte mir

eine verwelkte und mit Schminke die Farbe des Lebens erheuchelnde Schönheit ab. Dafür hatt' ich Recht auf den ersten Platz.

Was geben Sie denn? fragte ich.

Der Kesselflicker sollte sein; ist aber schnell der Freischütz angesetzt.

Warum spielen Sie denn nicht den Kesselflicker?

Die Heroine maß mich, als wollte sie sehen, ob ich ein Recht hätte, mich um die innern Angelegenheiten dieser Kunsttruppe zu bekümmern.

Albertine ist krank! sagte sie zögernd, rief dann: Gott, ich komme d'ran! und rannte durch das ganze Theater, quer durch das Publikum, um durch einen Seitenvorhang auf die Bühne zu schlüpfen, von wo sie wahrscheinlich das Stichwort gehört hatte.

Im Hintergrunde einer kleinen, dunklen Hütte stand ein mäßig erleuchtetes Theater, von einem Umfange, der gerade drei bis vier handelnden Personen Raum zum Spielen gestattete, und noch dazu so, daß sich, wer etwas langer Statur war, hüten mußte, oben an die Soffiten zu stoßen. Rings ein aufmerksames Publikum von Matrosen, Handwerkern, Dienstmädchen, vorne einige Kunstdilettanten, die gleich mir den Hautgout dieses Theaterwildprets für etwas Pikantes nahmen. Besser, sagte Einer zum Andern, (es waren zwei bekannte Theaterreferenten Hamburger Blätter) besser ein so eingestandenermaßen

ſchlechtes Theater, als eine Bühne, die ſich einen klaſſiſchen Anſtrich giebt und nur um Weniges beſſer iſt.

Dieſe Bemerkung war ein wenig ſtark und ſchmeckte etwas nach einem entzogenen Freibillet. Die Leiſtungen dieſer Schauſpieler waren gräßlich. Es ſollte wirklich der bekannte Freiſchütz ſein, den man hier aufführte; es ſollte wirklich eine Oper ſein. Drei von der Straße gegriffene Muſikanten bildeten das Orcheſter, und eben ſangen drei Brautjungfern, von denen eine eine ſechzigjährige Matrone ſchien, den Jungfernkranz. Casper war derſelbe Heros, der vorhin Albertinen (denn ich zweifelte nicht, das dieſe die Urſache des Auflaufes von früher war) in die Hütte zurückgeſchleppt hatte. Er war der Luſtigmacher der Geſellſchaft, Harlekin und lebendiger Theaterzettel draußen, um das Publikum anzulocken, Baßbuffo und Intriguant drinnen. Er wußte dem armen Max, einem jungen Menſchen ohne Stimme, mit hektiſch geformter Bruſt, in deſſen Augen das ganze krankhafte Bewußtſein einer verwüſteten Jugend lag, mit ſataniſcher Komik zuzuſetzen. Sein Dialog war dreiſter, als ich je einen auf der Bühne gehört habe. Mit den Regeln der Sprache nahm er es nicht ſo genau; Heinſius und Adelung exiſtirten für ihn nicht, wohl aber Schiller und Kotzebue. Komm, Max, rief er, ſchäme Dir, komm, Max, wir wollen Eins trinken! eine Scene, die mit unnachahmlicher Wahrheit ausgeführt wurde. Das ganze Publikum empfand die Natürlichkeit dieſer Scene ſo ſehr mit, daß

Ferner der Stolz; ſelbſt in Wilhelm Meiſter ſteckt und kocht Stolz und nur Meiſter's Bildungsmanie, die Goethe mit klaſſiſcher Ironie behandelt, verleitet ihn, ſich Regionen anzuſchließen, für die er nicht geboren war. Werther erduldet die Zurückſetzung in der Reſidenz mit Ingrimm, aus Stolz, aus Stolz über ſeinen bürgerlichen Namen; er verachtet die Ariſtokratie und flieht aufs Land, um dort ſeinen Tod zu finden.

Und um den Uebergang zu jenen Tugenden zu machen, deren Mangel Goethen beſonders angerechnet wird, zur Religion u. ſ. w., ſo iſt die Brücke dort hinüber noch immer ein Fehler, der etwas Männliches und ſelbſt Schönes hat, nämlich, daß Goethe allerdings die Reue nicht kennt.

Der ganze Widerſpruch zweier Meinungen, die in der Beurtheilung unſeres großen Dichters ſo verſchiedene Reſultate geben, wendet ſich um eine Tugend, die im Grunde ſchon mehr paſſive Empfindung, als ein aktiver Beſitz iſt. Die Einen beten die Gottheit des Momentes an, die ſie ſo oder ſo beſtimmte und inſpirirte; die Andern beziehen Alles auf ein Geſetz, das außer ihnen liegen ſoll und von dem ſie bald mehr bald weniger ergriffen zu ſein behaupten. Jene ſtehen gut für ſich, ſind zum Handeln geneigt und irren ſich oft; Dieſe zögern und treffen, da ſie zu ſich ſelbſt kein Vertrauen haben, oft aus der Höhe auf das Richtigere. Von jenen Erſten wurde die Geſchichte gemacht, von dieſen die Religion. Jene legen in die Entwickelungsfurchen der Menſchheit höchſt fruchtbare Saatkörner; Dieſe aber ziehen den Frieden und die Gnade Gottes nach ſich und, wenn jener Same durch ein Ungewitter weggeſchwemmt oder ſeine Frucht von einem Sturme geknickt wird, ſo beſitzen ſie Troſt genug

eine der herumwandelnden Brautjungfern, die geschminkt, im rothen Flitterrock, auf einem Teller geistige Getränke der ländlichsten Art, duftenden Aquavit, ausbot, den lebhaftesten Zuspruch erhielt, und immer wieder durch den Vorhang, der den Eingang aus dem Bereich der Zuschauer in die Theatergarderobe bildete, schlüpfen mußte, um neue Erfrischungen herbeizubringen. Mir schwindelten in dem Duft des gebrannten Wassers, dem Lampendunst und dem Gewühl die Sinne.

Wenn man sich entsinnt, daß die deutschen Theaterdirektionen sich die Wolfsschlucht gewöhnlich schon sehr bequem machen, so schien die heutige eine Satyre darauf zu sein. Die Bühne wurde finster. Samiel blitzte, Caspar donnerte, Max bebte. Eine große Puppe stellte den Geist vor, den Max zu erblicken glaubt. Die Eule hatte Augen von ölgetränktem Papier, hinter dem man ganz deutlich das Talglicht sehen konnte. Dazwischen lagen allerhand alte mit Sand ausgefüllte Strümpfe, Steine und Lehmklumpen, die die unheimlichen Zauberamulette sein sollten, in deren Kreise Caspar seine höllischen Kugeln gießt. Bei dem Rufe: das wilde Heer! war die Phantasie dieses Publikums so aufgeregt, daß eine Katze hätte dürfen über das Theater laufen und man würde diese für den Teufel selbst oder dessen Großmutter gehalten haben; mit so Wenigem läßt sich die Phantasie, wenn sie zur Ergänzung des Gebotenen selbst aufgeregt ist, befriedigen. Aber der Regisseur bot mehr als eine Katze. Eine

ganze Menagerie von Affen und Bären lief vor uns vorüber und so ungeheuer schnell, daß man nicht Zeit hatte, erst genauere Untersuchungen über das Vaterland derselben anzustellen. Ein großer Bär, das sah man wohl, war die schöne Kunstleistung eines Mannes, der sich in einen umgekehrten Schlafrock eingehüllt hatte. Dazwischen blitzte es stark und das sämmtliche Personal heulte hinter der Scene, miaute, prustete, bellte, wieherte und ließ somit gleichsam die Hölle los.

Es versteht sich von selbst, daß dieser Freischütz auf dem Hamburger Berge nur ein ganz magerer Auszug von dem wirklichen ist. Die Arien Agathens, Aennchens und Marens fielen weg, nur Caspar sang zuweilen und der aus drei weiblichen und zwei männlichen Mitgliedern bestehende Chor. Als zuletzt geschossen wurde, schraken die Nerven dieses Publikums nicht so zusammen, wie am Stadttheater, wo gewöhnlich beim Schießen einige Damen des ersten Ranges ohnmächtig werden. Ich war froh und doch beklommen, als endlich der Spektakel, der keine halbe Stunde gedauert hatte, zu Ende war. Gern hätt' ich nun etwas von Albertinen erfahren. Den Ausrufer, Regisseur, Bassobusso und Tyrannen mocht' ich nicht fragen, so wandt' ich mich an einen jungen Mann in grüner Jägertracht, der aus der Garderobe kam und fragte ihn, als sich das Publikum fast ganz verlaufen hatte, ob Fräulein Albertine nicht spielen würde? Er lachte. Nun, wenn man krank ist, bemerkt' ich, was lachen Sie da?

Krank? gab er mir wiederum lachend zurück, ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich habe keine Zeit, ich muß auf meinen Poſten.

Welchen Poſten?

Ausrufen, Leute hereinſchaffen, Platz machen, die Trompete blaſen —

Bläſt ſie denn der, der den Caspar ſpielte, nicht auch?

O ja; aber wie!

Indem kam dieſer trällernd und ſehr höflich grüßend an mir vorüber. Allons, allons, rief er ſchon, herein meine Herren und Damen, herein! heute wird —

Ich unterbrach ihn mit einem Händedruck, der für ihn von Werth ſein ſollte! Ein Drittelſtück? Was wünſchen Sie?

Laſſen Sie mir auf einen Augenblick den jungen Mann! Damit zog ich dieſen in das Theater zurück. Caspar ſah uns verwundert nach, ergriff die Trompete und blies ſich ein volles Haus zuſammen.

Ich ſaß indeſſen, da es ſich vorläufig nur ſpärlich füllte, mit dem Grünrock auf der Bank dicht vor dem Theater in dem dunkeln Raum.

Wer iſt dieſe Albertine? fragte ich.

Sie iſt erſt ein halbes Jahr bei uns, hieß es, aber zu nichts zu gebrauchen.

Warum nicht?

Ach, an Kopf fehlt's ihr nicht. Sie ſollen die 'mal

reden hören. Wenn ſie will, muß man ſich des Todes verwundern, was ſie Alles machen kann!

Spielt ſie ſo gut?

Die? Das ſag' ich Ihnen, da kann Manche aus dem Tivoli was lernen! Aber oft iſt ſie wie unſinnig, ſpricht Sachen, die kein vernünftiger Menſch verſteht, und iſt meiner Meinung nach für die Kunſt nicht mehr brauchbar.

Für die Kunſt! Wo lerntet Ihr ſie kennen?

Ach, da iſt keine Geſellſchaft, bei der ſie nicht war. Früher auf den erſten Theatern brillirt, aber durch eigne Schuld allmälig ganz heruntergekommen; wenn ſie ſich um ihren Verſtand gebracht hat —

Wodurch denn?

Hier machte der Mann eine Bewegung mit der Hand nach dem Munde, die mir ein Grauen einflößte. Er fuhr fort:

Das iſt ihr Laſter! Von Morgens bis Abends wie ein Matroſe! Sie flucht und tobt, ſchlägt ſich mit den Andern, zerreißt die Garderobe, zertrümmert die Lampen — wir können ſie nicht behalten: was nützen uns ihre ſchönen Reden, wenn ſie niemals nüchtern iſt! Sie kommt morgen in's Irrenhaus.

Ich hatte genug: ich ſprang auf und ſtürzte aus dieſer dunkeln, meine Bruſt beengenden Atmoſphäre ins Freie hinaus. Das Gewühl des Volksgedränges zerſtreute mich nicht; ich war in der unglücklichſten Stimmung; ich hätte weinen mögen über dieſe traurige Entdeckung.

So mußte hier das Höchste, die Kunst, sich mit dem Gemeinsten vermählen, mußte Gold und Koth neben einander liegen! Da träumen wir uns in Ideale hinein und reden von Poesie und dem Sonnenglanz der Schönheit und wissen nicht, wo wir sie finden, an was in der Welt wir sie anknüpfen sollen; und da ist das Gekhafteste und Häßlichste und siehe, es hat Wirklichkeit, Leben, es ist da: man mag es umgehen wollen, mag es verschönern, entschuldigen wollen — es ist da — und nicht blos in seiner Todtenblässe, gezeichnet mit der Farbe der Nichtigkeit, sondern grell geschminkt — geschmintt, wie zu einem lachenden Leben! Ich war außer mir; um ganz dies trübe Weh des Lebens auszukosten, (denn ich gehöre nicht zu Denen, die sich den Schmerz dadurch heilen, daß sie ihn schnell vergessen) setzte ich mich in einen Fiaker, schloß die Fenster und fuhr durch den Regen, der draußen anklatschte, tief in eine Ecke gedrückt und unheimlich schauernd auf Gerathewohl eine Stunde lang über die Wälle der Stadt. Weil mir die heilige Idee der Kunst verunreinigt war, ging ich dann nach Hause und las in Goethe's Iphigenie.

Nach einigen Tagen führte einige Freunde und mich der Zufall in eine Hafenschenke, die uns wegen der Güte des dortigen Porterbiers empfohlen war. Wären wir in Italien gewesen, würden wir uns gewiß nicht scheuen, in einem Winkel von Neapel die beste Macaroniküche aufzusuchen. Für Hamburg sind Porter, Austern, Fische,

Beefſteak, was für die Italiener Macaroni. In einen engen Raum eingezwängt, hatten wir die Ausſicht auf den Hafen. Hunderte von Maſten bildeten einen Wald, in welchem die Schiffsjungen hier und da wie die Affen kletterten. Laſtwagen, Träger und Verkäufer machten die enge Hafenſtraße, Vorſetzen genannt, ganz unwegſam. Jeden Augenblick kamen neue Ausrufer: die Sandverkäufer mit ihrer originellen Fiſteloktave, die Gemüſehändlerinnen mit einer Unzahl von unverſtändlichen Sylben, die ſie mit einer bewunderungswürdigen Geläufigkeit ausſprechen, der drollige Bürſtenverkäufer Weber, der des Morgens Bürſten und des Abends geräucherte Aale verkauft und eine ergötzliche Figur für Goethe's Jahrmarkt von Plundersweilen abgäbe, der bekannte Mauſefallenhändler, der, längſt ächter Hamburger, ſich noch immer das Anſehen eines Savoyarden giebt und gebrochen ausruft: „Die Katz'! Die Katz'! Huſch!" Alle dieſe Hamburger Straßen-Stereotypen boten Stoff zur ergötzlichſten Unterhaltung. Auch die Muſiker, die ſich hören ließen, trugen dazu bei; beſonders jener ſtolze Sänger, der nun ſchon ſeit vielen Jahren faſt immer dieſelbe Melodie: Bertrands Abſchied, mit einer Würde und mit Kunſtpauſen vorträgt, die jedenfalls aus dem Bewußtſein kommen, als wäre an ihm ein Sänger für das Stadttheater verdorben. Dazwiſchen die Cachucha, die auf dem Leierkaſten nachgeſpielte Arie vom Jägersmann aus dem Nachtlager, die berühmte Arie aus Guido und Ginevra — wenn man das

Alles auch so unzähligemal gehört hat, daß man es herzlich satt hat, so frischt es sich in Augenblicken, wo man von Geschäften frei, sich einer harmlosen Empfänglichkeit hingiebt, doch von Neuem erheiternd wieder auf.

Plötzlich erhob sich über uns ein Gelärm. Zwei zankende Männerstimmen geriethen heftig aneinander; die häßlichsten Schimpfwörter wurden von der einen Partei hörbar, bald darauf wurde die Thür oben aufgerissen und man konnte unten auf der Diele deutlich die Vorwürfe unterscheiden, die mit tumultuarischem Geschrei Einer dem Andern machte.

Das ist wieder der Hungerleider von Schauspieler, sagte der Wirth auf Plattdeutsch. Itzt wirft er noch zur Thür hinaus, bald wird aber die Reihe an ihn kommen. In der ganzen Zeit, wo er hier wohnt, noch keinen Schilling besehen!

Indem war der Lärm aufs Aeußerste gestiegen. Wir gingen an die Treppe und kamen gerade recht, einen Menschen aufzufangen, der eben von ihr herabstürzte. Oben wurde die Thür zugeschlagen. So ein Komödiant! schrie der Ueberwundene, der der Stiefelputzer des Mimen war; sich herausrufen lassen und kein Geld für die Bedienung! Ausgelegt für Schwefelhölzer und chemische Feuerzeuge und Papier und Federn und wofür? Die Galleriebillets machen nicht satt und das Klatschen macht Einem nur die Hände wund. Aber da muß doch kein Recht mehr in

Hamburg ſein: die werden Dir bald den Laufpaß geben, Muſje! Auf die Polizei!

Damit reinigte ſich der geſchundene Ueberwundene und wollte uns zu Zeugen der an ihm geübten Frevelthat nehmen. Der Wirth war dazu nicht geneigt, ſondern ſetzte auf den einen Zorn noch einen weit größern und wies ihn zur Hausthüre hinaus. Da müßten ja ſo und ſoviel — hineinſchlagen! wetterte er; keine Ruhe im Hauſe, er und der, die ganze Wirthſchaft müßte jetzt hinaus!

Ich gehe zum Senator! drohte der Andere und verließ das Haus, noch die ganzen Vorſetzen hinunter ſeine Mütze reinigend.

Wer iſt dieſer Mann oben? fragten meine gentilen Hamburger Freunde.

Ei, ſagte der Wirth, ich habe da ein kleines Zimmer oben, kaum zum Umdrehen groß, und vermieth's an den, der grade kein beſſeres finden kann. Kommt mir da ein Menſch in's Haus, den man ſo bei'm bloßen Anſehen gewiß für einen „reſpectabeln" Herrn halten muß, ſo gut hält er ſich, wenn's auch keiner iſt, der auf dem Jungfernſtieg grad groß Epoche machen wird. Na, nun vermieth' ich ihm das Zimmer, geb' ihm Koſt und Bett, und ſoll mich Gott ſtrafen, wenn ich bis jetzt noch einen Schilling geſehen habe. Es ſoll ein Schauſpieler ſein.

Wie heißt er?

Der Wirth nannte einen Namen, den wir noch nie gehört hatten.

Am Ende iſt es Ludolph Schleier? bemerkte Einer.

Bewahre, ſagt' ich, Ludolph Schleier iſt Profeſſor der Handelswiſſenſchaften in Leipzig geworden. Nur in Mußeſtunden noch beſchäftigt er ſich mit ſeiner theatraliſchen Laufbahn; er wird die Memoiren derſelben unter dem Titel: St. Georg, meinen Hamburger Freunden und Feinden gewidmet, als Seitenſtück zu Schröder's Leben von Meyer herausgeben.

Die Beſchreibung, welche uns der Wirth vom Benehmen des Fremden gab, flößte uns einige Achtung für ihn ein. Das Aeußere, welches er uns von ihm zeichnete, ſpannte meine Aufmerkſamkeit nach einer Richtung hin, die mir nicht gleich erinnerlich machte, wo ich dieſe Perſönlichkeit, in der Vorſtellung, die ich von ihr bekam, gleich hinbringen ſollte. Meine Neigung, überall, wo ich kann, aus der ſchaalen Alltagswelt in Zuſtände zu entfliehen, die, ſelbſt wenn ſie ſchmerzlich, doch bedeutender ſind, als die gewöhnlichen des Tages, beſtimmte mich, dem Fremden einen Beſuch zu machen.

Thun Sie's nicht, bemerkte Einer; Sie müſſen ſich vielleicht gar verbindlich machen, ihn herauszurufen, wenn er auftritt.

Warum nicht? entgegnete ich; wenn er's verdient? Damit ſtieg ich die Treppe hinauf. Der Treppenraum war beängſtigend ſchmal. Die Thüre klein und niedrig. Kein Lebenszeichen drinnen. Sollt' ich anklopfen? Ich

klopfte. Keine Antwort. Ich klopfte noch einmal. Alles ſtill. Nun trat ich ein.

Auf einem hölzernen Seſſel, den Kopf auf einen eichenen Tiſch gelehnt, ſaß der Fremde, in ſich verloren. Er blickte auf. Ich erſchrak.

Ich erſchrak nicht allein über die Thränen, die in ſeinen Augen ſtanden, ſondern auch über die Identität ſeiner Perſon mit jenem Manne, deſſen unangenehmes Begegniß auf dem Hamburger Berge, deſſen ſchwermuthsvoller Blick auf die trübe Elbe, mir damals ſo viel Theilnahme eingeflößt hatten.

Er ſtand auf und bot mir den einzigen Stuhl, der außer dem ſeinigen noch im Zimmer ſtand.

Sie entſchuldigen, begann ich nicht ohne Verlegenheit, ich war Zeuge des unangenehmen Auftritts, den Sie eben mit Ihrem Bedienten hatten. Der Wirth ſagte mir, Sie wären dramatiſcher Künſtler; Sie ſind hier fremd; ich könnte Ihnen vielleicht mit Rath und That zur Hand gehen?

Er dankte ſchweigend, ſchmerzlich lächelnd.

Warum treten Sie nicht am Stadttheater auf? Gäſte ſind hier jetzt die Tagesordnung.

Er ſchwieg und legte die Hand vor ſeine noch feuchten Augen.

Ich ſehe Sie heute nicht zum erſten Male, fuhr ich fort. Verwichenen Sonntag hatten Sie ein wunderliches Abentheuer vor dem Thore.

für die getäuſchte Menſchheit. Indem ſo von Jenen das Licht und von Dieſen die Wärme ſtrömt, ergänzen ſie ſich auf wunderbare Art, und würden ſich ſelbſt durch ihre Verſchiedenheit erquicken, wenn ſie nicht immer in das Extrem verfielen und ſich wechſelsweiſe ausſchlöſſen.

Alle Handlungen und Meinungen Goethe's beziehen ſich darauf, daß er diejenige Philoſophie adoptirt hatte, welche, mehr antik als chriſtlich, keine Reue kannte. Hier war ein Charakter, den das Vertrauen auf ſeinen Inſtinkt zum Handeln beſeelte und der zu ſtolz war, von ſeinen Handlungen etwas zurückzunehmen, ſelbſt wenn der Erfolg dem Anfang nicht entſprach oder ſich wohl gar das Motiv bei einer ſpäter über den Fall erweiterten Dialektik nur mit Schwierigkeit vertheidigen ließ, ſelbſt vor der Moral. Goethe glaubte an eine augenblickliche Eingebung, die ja als poetiſche Inſpiration recht lebhaft zu ihm ſprechen mußte, ſelbſt wenn Vieles um ihn her erſchrak; ihren Conſequenzen muthig nachzuhängen ſchien ihm einer Offenbarung angemeſſen, die er für göttlich hielt. Göthe war außerdem, daß er ein Genie war, ein zu großer Künſtler, als daß er zu gleicher Zeit dieſen Moment des Erſchreckens um ihn her nicht hätte mildern ſollen; und erſt von dieſer Seite an, wo er Etwas that, was eine Erleichterung für ſeinen unbefangenen und deshalb anſtößigen Genius war, beginnt der Widerſpruch Derer, welche, ich wette, zwar auch nicht erſchrocken ſind, es aber merkten, daß man hätte erſchrecken ſollen. Was Milderung des Schreckens war, nannte man Verführung, und eine Abſicht, ein Raffinement ward aus dem, was zunächſt nichts Anderes iſt, als das erwachende Gewiſſen des Dichters, der über das ſchlummernde, aber göttlich phantaſirende und träumende

Der Fremde sprang auf und sagte mit verstörtem Blicke: Sahen Sie das?

Es war eine Scene, bemerkte ich, die eine frühere Bekanntschaft mit diesem tief gesunkenen Wesen voraussetzen läßt.

Ja wohl! seufzte er. Albertine ist die Ursache meiner Leiden.

Wie? versetzte ich erstaunt: Sie muß Ihnen doch an Jahren weit voran sein?

Freilich, sagte der Fremde; von Liebe ist dabei auch nicht die Rede! Nein, dies schreckliche Frauenzimmer, dies Pasquill auf die Gottheit, ist dadurch an meinem Unglück schuld, daß sie eine Schauspielerin war von den wunderbarsten Gaben. Ich lernte sie als kaum den Knabenjahren entwachsener Jüngling kennen. Sie ist Schuld, daß ich auf die Bühne ging.

Ist dies Ihr Unglück?

Der Fremde schwieg. Nach einer Weile sagte er: Sie scheinen Theil an meinem Schicksal zu nehmen, so hören Sie denn:

Ich bin in Pommern von achtbaren Aeltern geboren und heiße Heinrich M. Die körperliche Schwäche des Kindes hinderte meine Aeltern, mich jenen strengen Schulunterricht genießen zu lassen, ohne welchen man in der Welt es jetzt zu Nichts mehr bringt. Früh mehr der Phantasie als dem Verstande nachlebend, wurde ich in meinem angeborenen Talente zur Ungeschicktheit nur noch

mehr bestärkt, so daß ich mit einer merkwürdigen Unbeholfenheit oft bei'm besten Willen jedes Ding verkehrt angriff und mir und den Meinigen nur Kummer und Aerger bereitete. Es gelang mir nichts; und die allmählig sich in mir festsetzende Ueberzeugung, als wäre dies ein über mich verhängter Fluch, verhinderte vollends, daß ich irgend etwas mit Nachdruck ergriff. Schon dadurch, daß ich mich daran machte, schien mir jedes Ding dem Untergange geweiht. Ich war zur Handlung bestimmt, machte aber meinen Aeltern und mir selbst keine Ehre. Ich begriff so Manches, was zum Leben gehört, wurde in meinen praktischen Ansichten über die Menschen und Dinge klar, und sprach, daß man mich für den Gebildetsten hätte halten mögen; aber was zu meinem Fache gehörte, darin versah ich Alles. Ich führte die Rechnungsbücher planlos und in der Zerstreuung, ich verwirrte, was ich aufhellen, ich verlor, was ich bewahren sollte. So hatt' ich eine Jugend voll der unangenehmsten Erfahrungen, gegen die ich zuletzt sogar gleichgültig wurde und dadurch nur in einen meiner Stellung noch gefährlicheren Stumpfsinn verfiel. Da zogen mich in der Provinzialstadt, wo ich die Handlung erlernte, die Vorstellungen einer Schauspielertruppe an, die zu den bessern gehörte und nur in zwei Städten abwechselnd spielte. Ich versäumte hundert oft sehr ernste Pflichten, um nur die Sucht nach dem Theater zu befriedigen. Bei keiner Vorstellung fehlt' ich und zerfiel darüber mit meinem Prinzipal, daß

ich in dessen Haus nicht mehr zurückkehrte. Vom Comtoirtisch ging ich, wenn die Stunde des Theaters schlug, ohne alle Rücksicht weg, ließ alle Kassen offen stehen und bekümmerte mich um nichts mehr in der Welt, als darum, einen guten Platz zu erhalten. Von meinem Prinzipal, als auch überhaupt in jeder Hinsicht unbrauchbar, entlassen, und in den Gasthäusern des Ortes des Morgens früh verkehrend, lernt' ich einige Schauspieler der Truppe kennen, besuchte sie in ihren Wohnungen und sah damals Albertinen zum ersten Male in der Nähe.

Das Gestirn dieses Mädchens war damals schon im Erbleichen. Sie war auf der Bühne groß geworden. Einziges Kind einer sehr verwilderten Schauspielerfamilie, wurde sie schon, als sie kaum lallen konnte, als Genius oder Amor verwandt. Man beklatschte die Unerschrockenheit des Kindes, seine Trotzerie, seine zierlichen Bewegungen. So wuchs sie auf, kam in der Zeit, wo sich ihre Stimme setzte, in's Ballet eines bedeutenden Hoftheaters, verstieß dort aber bald durch die leidenschaftlichen Ausschweifungen ihres Temperaments gegen den sittlichen Anstand, der an einer solchen Anstalt wenigstens äußerlich aufrecht gehalten wird. Nun wurde sie Sängerin. Eine herrliche Altstimme bahnte ihr überall auf andern Theatern den Weg, ihr meisterhaftes Spiel ließ den Mangel an Schule und Fleiß vergessen, aber ihr zügelloses, wildes Benehmen, ihre totale Unfähigkeit, in geordneten Verhältnissen auszuhalten, lösten immer wieder schnell

die Verbindlichkeiten auf, die ſie hier und dort feſſelten. Zuſehends litt unter dieſem Treiben ihre Stimme. Da ſie nicht Kunſtfertigkeit genug beſaß, um die zunehmenden Mängel derſelben nach Art mancher berühmten Primadonna zu verbergen, ſo ſank ihre Kehle im Preiſe und ſie entſchloß ſich, nun zum Schauſpiel überzugehen. Bei tieferer Ausbildung ihres Geiſtes, bei geregelterer Lebensweiſe, bei Beſchränkung auf die Kreiſe, in denen ſich weibliche Sittlichkeit oder wenigſtens weibliche Klugheit bewegen darf, würde ſie eine der erſten plaſtiſchen Künſtlerinnen Deutſchlands geworden ſein. So aber lernte ſie ſchlecht, vergriff ſich in der Bedeutung ihrer Rollen, drang nicht immer tief genug in den Sinn mancher Stellen ein, und konnte in dieſer Art allerdings bei ihrem Genie oft ſo groß wie eine Schröder ſein, oft aber auch warf ſie den Erfolg ganzer Stück um und verdarb das Leichteſte. So blieb nichts übrig, als daß ſie allmählich einen Cyklus von zehn oder zwölf Paraderollen behielt, und in allem Uebrigen, da ſie ohnehin auch nie lernte, ganz unbrauchbar wurde. Die Folge war zunächſt eine gänzliche Verwilderung ihrer Stellung. Kein Engagement wurde ihr ſicher, und wo ſie eine Weile ausdauerte, da zerriß ſie es ſelbſt. In dieſer Verfaſſung war es, als ich ſie in jenem Städchen kennen lernte. So wie der Wein erheiternd wirkt, wenn er in Geſellſchaft getrunken wird, ſo liegt für zügellos von der gewöhnlichen Sitte Ausſchweifende eine Beruhigung darin, wenn Sie Andre zu ihrer Lebens-

weise hinüberziehen können. Albertine sprach mir am meinen Mund zu, den Versuch mit den Brettern zu wagen. Ich sehe sie noch, wie sie mit einem Champagnerglase mit mir anstieß auf mein baldiges Debüt. Es gab einen traurigen, unmelodischen Klang.

Der Erzähler schwieg einen Augenblick und sah wie gedankenlos durch die kleinen Fenster über die Masten des Hafens hin. Dann besann er sich und fuhr fort: Albertine war bald für das Leben, bald auch für die Bühne verloren. Der letzte Funke von Talent verglomm, da das Gefäß, welches ihn barg, von immer erstickenderem Qualm erfüllt wurde. Sie wankte von einer Bühne zur andern, bis sie, wohl schon bewußtlos, dorthin taumelte, wo ich neulich von ihr beim zufälligen Vorübergehen erblickt wurde. Ich nahm dies gräßliche Wiedersehen leichter, als ich es hätte nehmen sollen; aber wenn man unter eignen Leiden seufzt, wird man für fremde Bürde gefühllos. Das ist vielleicht einer der größten Flüche, die mit dem Elend verknüpft sind.

Der Fremde stützte sein Haupt und strich sich das dunkle, schon mit vielen grauen Lichtern gemischte Haar weit von der Stirn weg, so daß sich die Furchen alle hinaufzogen und ein gläsernes, unheimliches Auge sichtbar wurde. Ich wagte nicht, dies beklemmende Schweigen zu brechen und athmete hoch auf, als Jemand die Treppe heraufkam, anpochte und hereintrat. Es war der han-

növerſche Poſtbote. Heinrich M. ergriff den Brief, las ihn und legte ihn ſchmerzlich lächelnd wieder zuſammen.

Eine unangenehme Nachricht? fragt' ich.

Leſen Sie! war die Antwort. Ich nahm den Brief, entfaltete ihn und las:

Wohlgebohrner Herr;

Auf Ihre Nachfrage kan ich jetzt nicht günſtigen Beſcheit geben denn ich mache hier ſchlechte geſchäfte weil das teine ſtadt vor eine Bühne iſt und mir nicht unbekannt iſt, was ſie auch allens für Ehre ſchon eingelegt haben aus der Theater-Chronik und das Publikum hier alles billich aber auch guht haben will. Der ich mit Achtung u. ſ. w.

Die Situation, in der wir uns Beide gegenüberſaßen, war ſo ſchmerzlich, daß Keiner daran dachte, über den Styl des Theaterdirektors in St. zu lachen. Warum, fragte ich, verlaſſen Sie die Bühne nicht, wenn Sie, wie hier angedeutet ſcheint, keinen beſondern Erfolg haben?

Was ſoll ich werden? ſagte der Arme, betrübt und ſtarr vor ſich hinſehend; über die Jahre, wo man mit rüſtigem Muth ſich in eine neue Laufbahn noch werfen kann, bin ich hinaus. Die lange Gewöhnung an die Muße, die das Theaterleben gewährt, hat mir alle Ausdauer zu etwas Anderem geraubt. Und was gäb' es auch heutzutage noch Lernbares, wozu nicht Vorkenntniſſe gehörten, die ich mir nicht mehr erwerben kann! Auch liegt auf einer Vergangenheit, wie die eines Schauſpielers meiner Gattung, ein Makel, der einen Uebergang in bürgerliche Verhältniſſe

ganz unmöglich macht. Selbst zum Soldaten hat der Körper nicht mehr Kraft genug.

Herr M.! antwortete ich; nach Ihren Aeußerungen zu urtheilen, besitzen Sie eine im Leben gewonnene Verstandesbildung, die —

Er unterbrach mich: Das sind Phrasen, die wir allmälig lernen und selten das Talent haben, zu beweisen. Wir Schauspieler reden weit geläufiger, als wir denken.

Nun, fiel ich ein, so verräth doch Ihre Bildung, Ihre Ausdrucksweise, daß es Ihnen ein Leichtes sein muß, in den Geist Ihrer Rollen einzudringen.

Die größten Schauspieler, antwortete er ruhig, sind die, welche im Leben unbeholfen erscheinen und wenig zu sagen wissen. Hören Sie an meiner Stimme nichts?

Ich höre, daß Sie heiser sind.

Er stand auf und ging heftig durch das kleine Zimmer. Sehen Sie nichts an meinem Gang? fragte er.

Ich sehe, daß Sie ungleiche Schritte machen.

Ich will Ihnen sagen, fiel der Beklagenswerthe jetzt mit einem mir fast ängstlichen Ausdrucke seiner Mienen ein; ich will Ihnen sagen, daß ich ein schlechter Schauspieler bin. Das klingt vielleicht für Manchen, der in einem Caffeehause dies in einem kritischen Blatte liest, sehr spaßhaft und er lacht darüber. Ich will Ihnen aber sagen, was das ist: ein schlechter Schauspieler! Das ist eine ver-

lorene Jugend, eine früh verschwendete Jünglingskraft; das sind drei Jahre, wo man sich tröstet, Anfänger zu sein; drei Jahre, wo man von Abend zu Abend enttäuscht wird, da es zu spät ist. Ich will Ihnen sagen, ich war auf der Bühne nie anders als linkisch, Opfer des Spottes aller Städte, ich habe nicht das geringste Talent, einen Andern, am wenigsten, was die große Aufgabe der Kunst ist, mich selbst zu spielen. Ich mache eine Scene erträglich und werfe die zweite um; ich bin im ersten Akt zuweilen applaudirt, im zweiten gezischt worden. Mein Vortrag, so wie er nicht meine eignen Worte giebt, ist mir selbst unausstehlich; ich fühl' es, daß ich talentlos zum Schauspieler bin, und daß ich es fühle, raubt mir zum Spiele alle Besinnung; Sie können mir glauben, daß ich zwischen den Coulissen, beschienen vom Lampenlicht, noch jetzt nach zwölf Jahren, wo ich in Deutschland von einem Ort zum andern wandre, wie ein Geistesabwesender spiele. Ich war verheirathet. Meine Frau ist todt; mein einziges Kind folgte ihr nach. Ich komme mir verächtlich vor, daß ich noch lebe.

Bei dieser schmerzlichen Mittheilung sprang ich auf, ergriff seine Hand und suchte ihn, den bitterlich Weinenden, zu beruhigen. Mein Herz war so gefoltert, daß mir selbst die Worte fehlten. Schnell ergriff ich meine Baarschaft, warf sie auf den Tisch und eilte mit den Worten: Ich sorge für Sie! aus dem Zimmer. Ich konnte meine Gefühle nicht mehr bewältigen und mußte, bei dem

Ehrgeize des Unglücklichen, schneller handeln, als er meine Beihülfe verhindern konnte.

Meine erste Sorge war, Leute, die in der Theaterwelt bewandert waren, aufzusuchen und sie um Rath zu fragen. Aber allen war dieser Heinrich M. bekannt als ein gänzlich talentloser Schauspieler, der schon alle Theaterdirektionen, die ihn spielen ließen, in Verlegenheit gesetzt hatte. Man erzählte mir die wunderlichsten Anekdoten von seinen Verstößen auf der Bühne; besonders litt er an dem Fehler, sich leicht zu versprechen und so wider Willen die sonderbarsten Wortfügungen vorzubringen. Noch jetzt muß ich mir den Vorwurf machen, daß ich durch dies Alles, was ich hier zu hören bekam, mich in meinem Eifer für den Unglücklichen erkälten ließ und erst nach einigen Tagen wieder an den Hafen ging, um ihn zu besuchen. Der Wirth sagte mir zu meinem Erstaunen, der Mann hätte ihn bezahlt und wäre ausgezogen.

Wohin?

Er konnte es nicht sagen. Ich stand da und machte mir die heftigsten Vorwürfe. Eine schreckliche Ahnung zuckte durch mein Inneres. Wehmüthig verließ ich einen Ort, wo ich so gern getröstet, wo ich so gern nach meinen Kräften geholfen hätte.

Da sitz' ich nach einigen Tagen Abends in Gadens Kaffeehaus. Einige treffliche Schauspieler, die gut spotten hatten, durchflogen die Theater-Chronik und berechneten, wie viel Zeilen Selbstlob, wie viel Zeilen Wahr-

heit auf den Spalten der Journale zu finden sei. Bald hört' ich, daß sie über einen gewissen Heinrich M. lachten, der von einem Ungenannten in Preußisch Pohlen aufgefordert wurde, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Mitten in ihren komischen Commentaren dieses Inserats fiel mein Blick auf die vor mir geöffnet liegenden „Nachrichten." Ich las:

„Bei Blankenese wurde ein männlicher Leichnam, der schon einige Tage im Wasser gelegen haben mochte, aufgefischt. Er war bekleidet mit einem abgetragenen Oberrock, schwarzer Halsbinde, zerrissenen Stiefeln, grauen Beinkleidern. In den Taschen fand man einige Papiere, die an den auch im Hemd durch Chiffern angedeuteten Namen: Heinrich M. gerichtet waren. Spuren äußerer Verletzung fehlten.

Die Polizei-Behörde."

Schweigend reicht' ich einem der fröhlich Scherzenden die Anzeige hin. Den Eindruck, den sie hier machte, mocht' ich nicht abwarten; ich wankte hinaus und konnte erst in der Dunkelheit wieder meine vernichteten Gefühle sammeln.

Die Erinnerung an diese Erfahrung wird mir unvergeßlich sein. Konnt' es schmerzlichere Kontraste geben, als Genie im Bunde mit Unsittlichkeit, und ein edles Gemüth im Bunde mit der Mißgunst jener Göttinnen, die dem Künstler die himmlischen Gaben spenden? Es ist bitter, ein tragisches Lebensbild mit einer klugen Moral zu

Gewiſſen des Menſchen mildernde, verſöhnende und die Augen um Verzeihung bittende Blumen wirft. Wo man glaubt, daß Goethe's Unſittlichkeit beginnt, da hört ſie eben auf. Wo man ſagt, daß dieſe roſengekränzten Amoretten locken ſollen, da ſollen ſie verſcheuchen und Eure Runzeln glatt ziehen zur Vergebung!

Goethe hat es niemals darauf angelegt, eine zweideutige Situation zu entwickeln; ſondern, will man einmal eine ethiſche Idee mit poetiſcher Dialektik behandeln, ſo wird ſie auch immer zwiſchen Scylla und Charybdis hindurchſegeln müſſen. Man ſpricht von den Situationen, ja ſogar von der Idee der Wahlverwandtſchaften, wie von einer moraliſchen Inconvenienz; aber ihr Ziel iſt doch nimmermehr ſeine myſtiſche Verwechslung eines Gatten und eines Liebhabers geweſen; nimmermehr ſind alle Vorbereitungen des Endes im Romane gemacht worden, um jene Scene malen zu können oder am Schluß des Buches einen Schreck über die Vergleichung von Poeſie und Wirklichkeit zu erzeugen, der uns nicht in die Beine ginge, um davor zu fliehen, ſondern in die Arme, um darnach zu handeln; Goethe hatte eine poetiſche Idee, eine Abſtraktion aus der Naturwiſſenſchaft über die Geſetze der moraliſchen Attraktion und Repulſion und über die Erzeugung des Entgegengeſetzten, die er durchführen wollte, und wo er wohl erſt am Schluſſe und zu gleicher Zeit mit dem Leſer über den Widerſpruch zwiſchen der Poeſie und den Inſtitutionen der Geſellſchaft erſchrak.

Nur mit vieler Vorſicht darf man zugeſtehen, daß Goethe's weitbauſchige Moral und die poetiſchen Roſen, die auf ſeinem Lebensweine ſchwimmen, etwas dem Zeitalter Angehöriges waren.

schließen; aber so oft ich seitdem von einem Gelüst zum Theater bei jungen Leuten etwas erblicke, möcht' ich ihnen die Erinnerung an jene beiden schmerzlichen Bekanntschaften mit aller der herben und grellen Wahrheit aufrollen, die ich in dieser Skizze nicht umgangen habe.

# Lenz.

## Eine Reliquie von Georg Büchner.

In meinem Buche: „Götter, Helden, Don Quixote,“ und im „Conversationslexicon der Gegenwart“ findet man die Lebensmomente eines Dichters erzählt, der unsern Lesern auch aus den sinnigen Bruchstücken des folgenden Lustspiels Leonce und Lena lieb werden wird. Hier theilen wir eine andere Dichtung dieses zu früh gestorbenen Genies mit. Sie hat den Straßburger Aufenthalt des bekannten Dichters der Sturm- und Drangperiode, Lenz, zum Vorwurf und beruht auf authentischen Erkundigungen, die Büchner an Ort und Stelle über ihn eingezogen hatte. Leider ist die Novelle Fragment geblieben. Wir würden Anstand nehmen, sie in dieser Gestalt mitzutheilen, wenn sie nicht Berichte über Lenz enthielte, die für viele unsrer Leser überraschend sein werden. Sollte man glauben, daß Lenz, Mitglied einer als frivol und transcendent bezeichneten Literaturrichtung, je in Beziehung ge-

ſtanden hat zu dem durch ſeine pietiſtiſche Frömmigkeit bekannten Pfarrer Oberlin in Steinthal, von dem Steffens in ſeinem ſonſt ſo verwerflichen Romane: die Revolution, ein nicht mißlungenes Bild gegeben hat? Büchner hat Alles, was auf dieſes Verhältniß Bezug hat, glaubwürdigen Familienpapieren entnommen. Laſſen wir ſeine meiſterhafte Darſtellung des halbwahnſinnigen Dichters beginnen.

* * *

Den 20. ging Lenz durch's Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Thäler hinunter graues Geſtein, grüne Flächen, Felſen und Tannen. Es war naßkalt, das Waſſer rieſelte die Felſen hinunter und ſprang über den Weg. Die Aeſte der Tannen hingen ſchwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles ſo dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und ſtrich ſchwer und feucht durch das Geſträuch, ſo träg, ſo plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit ſpürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte. Anfangs drängte es ihm in der Bruſt, wenn das Geſtein ſo wegſprang, der graue Wald ſich unter ihm ſchüttelte, und der Nebel die Formen bald verſchlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er ſuchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm Alles ſo klein, ſo nahe, ſo naß, er hätte die

Erde hinter den Ofen ſetzen mögen, er begriff nicht, daß er ſo viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müſſe Alles mit ein Paar Schritten ausmeſſen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Thäler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felſen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heran brauſten, in Tönen, als wollten ſie in ihrem wilden Jubel die Erde beſingen, und die Wolken wie wilde wiehernde Roſſe heranſprengten, und der Sonnenſchein dazwiſchen durchging und kam und ſein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, ſo daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Thäler ſchnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß, und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufſummte, und am tiefen Blau ein leiſes Roth hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf ſilbernen Flügeln durchzogen und alle Berggipfel ſcharf und feſt, weit über das Land hin glänzten und blitzten, riß es ihm in der Bruſt, er ſtand, keuchend, den Leib weit vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen. er meinte, er müſſe den Sturm in ſich ziehen, Alles in ſich faſſen, er dehnte ſich aus und lag über der Erde, er wühlte ſich in das All hinein, es war eine Luſt, die ihm wehe that; oder er ſtand ſtill und legte das Haupt in's

Wook und ſchloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, ſie wurde klein wie ein wandelnder Stern, und tauchte ſich in einen brauſenden Strom, der ſeine klare Fluth unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke, und dann erhob er ſich nüchtern, feſt, ruhig, als wäre ein Schattenſpiel vor ihm vorübergegangen, er wußte von nichts mehr. Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabſtieg in die Ebene nach Weſten, er ſetzte ſich oben nieder. Es war gegen Abend ruhiger geworden; das Gewölk lag feſt und unbeweglich am Himmel, ſo weit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen ſich breite Flächen hinabzogen, und Alles ſo ſtill, grau, dämmernd; es wurde ihm entſetzlich einſam, er war allein, ganz allein, er wollte mit ſich ſprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu athmen, das Biegen ſeines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte ſich niederſetzen; es faßte ihn eine namenloſe Angſt in dieſem Nichts, er war im Leeren, er riß ſich auf und flog den Abhang hinunter. Es war finſter geworden, Himmel und Erde verſchmolzen in Eins. Es war als ginge ihm was nach, und als müſſe ihn was Entſetzliches erreichen, etwas, das Menſchen nicht ertragen können, als jage der Wahnſinn auf Roſſen hinter ihm. Endlich hörte er Stimmen, er ſah Lichter, es wurde ihm leichter, man ſagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach. Er ging durch das Dorf, die Lichter ſchienen durch die Fenſter, er

ſah hinein im Vorbeigehen, Kinder am Tiſche, alte Weiber, Mädchen, Alles ruhige, ſtille Geſichter, es war ihm als müſſe das Licht von ihnen ausſtrahlen, es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhauſe. Man ſaß am Tiſche, er ging hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Geſicht, es zuckte ihm in den Augen und um den Mund, ſeine Kleider waren zerriſſen. Oberlin hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker. „Sein Sie mir willkommen, obſchon Sie mir unbekannt.“ — Ich bin ein Freund von .... und bringe Ihnen Grüße von ihm. „Der Name, wenn's beliebt“ ... Lenz. „Ha, ha, ha, iſt er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen geleſen, die einem Herrn dieſes Namens zugeſchrieben werden?“ - Ja, aber belieben Sie mich nicht darnach zu beurtheilen. Man ſprach weiter, er ſuchte nach Worten und erzählte raſch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig, das heimliche Zimmer und die ſtillen Geſichter, die aus dem Schatten hervortraten, das helle Kindergeſicht, auf dem alles Licht zu ruhen ſchien und das neugierig, vertraulich aufſchaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich ſtille ſaß. Er fing an zu erzählen, von ſeiner Heimath; er zeichnete allerhand Trachten, man drängte ſich theilnehmend um ihn, er war gleich zu Haus, ſein blaſſes Kindergeſicht, das jetzt lächelte, ſein lebendiges Erzählen; er wurde ruhig, es war ihm als träten alte Geſtalten, vergeſſene Geſichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er

war weg, weit weg. Endlich war es Zeit zum Gehen, man führte ihn über die Straße, das Pfarrhaus war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhause. Er ging hinauf, es war kalt oben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund, er stellte das Licht auf den Tisch, und ging wieder auf und ab, er besann sich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war, das Zimmer im Pfarrhause mit seinen Lichtern und lieben Gesichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum, und es wurde ihm leer, wieder wie auf dem Berg, aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloschen, die Finsterniß verschlang Alles; eine unnennbare Angst erfaßte ihn, er sprang auf, er lief durch's Zimmer, die Treppe hinunter, vor's Haus; aber umsonst, Alles finster, nichts, er war sich selbst ein Traum, einzelne Gedanken huschten auf, er hielt sie fest, es war ihm als müsse er immer „Vater unser" sagen; er konnte sich nicht mehr finden, ein dunkler Instinkt trieb ihn, sich zu retten, er stieß an die Steine, er riß sich mit den Nägeln, der Schmerz fing an, ihm das Bewußtsein wiederzugeben, er stürzte sich in den Brunnenstein, aber das Wasser war nicht tief, er patschte darin. Da kamen Leute, man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen; Lenz war wieder zu sich gekommen, das ganze Bewußtsein seiner Lage, es war ihm wieder leicht, jetzt schämte er sich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angst gemacht, er sagte ihnen, daß er gewohnt sei, kalt

zu baden, und ging wieder hinauf; die Erſchöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Thal; breite Bergflächen, die aus großer Höhe ſich in ein ſchmales, gewundnes Thal zuſammenzogen, das in mannichfachen Richtungen ſich hoch an den Bergen hinaufzog, große Felſenmaſſen, die ſich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, aber Alles im grauen ernſten Anflug, eine Ausſicht nach Weſten in das Land hinein und auf die Bergkette, die ſich grad hinunter nach Süden und Norden zog, und deren Gipfel gewaltig, ernſthaft oder ſchweigend ſtill, wie ein dämmernder Traum ſtanden. Gewaltige Lichtmaſſen, die manchmal aus den Thälern, wie ein goldner Strom ſchwollen, dann wieder Gewölk, das an dem höchſten Gipfel lag, und dann langſam den Wald herab in das Thal klomm, oder in den Sonnenblitzen ſich wie ein fliegendes ſilbernes Geſpenſt herabſenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehn des Windes. Auch erſchienen Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt, von ſchwarzer ernſter Farbe. Die Leute, ſchweigend und ernſt, als wagten ſie die Ruhe ihres Thales nicht zu ſtören, grüßten ruhig, wie ſie vorbeiritten. In den Hütten war es lebendig, man drängte ſich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rath, tröſtete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann raſch in's praktiſche Leben, Wege

angelegt, Kanäle gegraben, die Schule beſucht. Oberlin war unermüdlich, Lenz fortwährend ſein Begleiter, bald in Geſpräch, bald thätig am Geſchäft, bald in die Natur verſunken. Es wirkte Alles wohlthätig und beruhigend auf ihn, er mußte Oberlin oft in die Augen ſehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mondhellen ſchmelzenden Sommernächten überfällt, ſchien ihm noch näher, in dieſem ruhigen Auge, dieſem ehrwürdigen ernſten Geſicht. Er war ſchüchtern, aber er machte Bemerkungen, er ſprach, Oberlin war ſein Geſpräch ſehr angenehm, und das anmuthige Kindergeſicht Lenzens machte ihm große Freude. Aber nur ſo lange das Licht im Thale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine ſonderbare Angſt, er hätte der Sonne nachlaufen mögen; wie die Gegenſtände nach und nach ſchattiger wurden, kam ihm Alles ſo traumartig, ſo zuwider vor, es kam ihm die Angſt an wie Kindern, die im Dunkeln ſchlafen; es war ihm als ſei er blind; jetzt wuchs ſie, der Alp des Wahnſinns ſetzte ſich zu ſeinen Füßen, der rettungsloſe Gedanke, als ſei Alles nur ſein Traum, öffnete ſich vor ihm, er klammerte ſich an alle Gegenſtände, Geſtalten zogen raſch an ihm vorbei, er drängte ſich an ſie, es waren Schatten, das Leben wich aus ihm und ſeine Glieder waren ganz ſtarr. Er ſprach, er ſang, er recitirte Stellen aus Shakeſpeare, er griff nach Allem, was ſein Blut ſonſt raſcher hatte fließen machen, er verſuchte Alles aber kalt, kalt. Er mußte

dann hinaus ins Freie, das wenige, durch die Nacht zerſtreute Licht, wenn ſeine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm beſſer, er ſtürzte ſich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Waſſers machte ihm beſſer, auch hatte er eine geheime Hoffnung auf eine Krankheit, er verrichtete ſein Bad jetzt mit weniger Geräuſch. Doch je mehr er ſich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger, er unterſtützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte vergangene Hoffnungen gingen in ihm auf; das neue Teſtament trat ihm hier ſo entgegen, und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltſame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz ſeine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm geſprochen, und wie Gott ſo ganz bei ihm eingekehrt, daß er kindlich ſeine Looſe aus der Taſche holte, um zu wiſſen, was er thun ſollte, dieſer Glaube, dieſer ewige Himmel im Leben, dies Sein in Gott; jetzt erſt ging ihm die heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur ſo nah trat, Alles in himmliſchen Myſterien; aber nicht gewaltſam majeſtätiſch, ſondern noch vertraut! — Er ging des Morgens hinaus, die Nacht war Schnee gefallen, im Thal lag heller Sonnenſchein, aber weiterhin die Landſchaft halb im Nebel. Er kam bald vom Weg ab, und eine ſanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußtritten mehr, neben einem Tannenwald hin, die Sonne ſchnitt Kryſtalle, der Schnee war leicht und flockig, hie

Denn wenn die Verkleinerer des Dichters auch wohl zugeben möchten, daß ein so duldsames Zeitalter ein großes Glück ist, so würden sie doch eher geneigt sein, aus dieser Assertion zu schließen, daß Goethe von seiner Zeit lebte, daß sie ihn schuf und daß er, das Geschöpf, dem Schöpfer schmeichelte.

Man hatte Goethe zu einem Produkt der Zeit gemacht, in dem Sinne, daß die Zeit mit seinem Talente, wie eine Kokette mit dem freien Willen ihres Anbeters, gespielt hätte und der Dichter gelaufen wäre, das herunterfallende Strickknäuel indifferenter, gleichgültiger, launischer Perioden aufzuheben. Goethe ist vorzugsweise deßhalb als der Dichter des Modernen angegriffen worden, weil er die Unterwürfigkeit gegen die Launen des Publikums aufgebracht und begünstigt hätte. Wenn gegen diese Paradoxie sich schon von selbst der erste Blick, den man auf die Literaturgeschichte wirft, einwendet, und man im Gegentheil eine entschiedene Verachtung der Masse und des Lesepöbels bei den Dichtern der klassischen Periode, Wieland vielleicht ausgenommen, findet, so ist auch Goethe's keineswegs von mir bestrittene Verzweigung in die Zeit eine organische Nothwendigkeit, die seinem Ruhme nur eine neue Begründung gibt. Es ist wahr, Göthe wandte sich Allem zu, was auf seine Zeitgenossen spekulirte, und er verfolgte gern eine neue Richtung, von der es etwas zu lernen gab und sollte es nur die Scansion des Hexameters sein, die Voß in Weimar wie ein Wunderthäter lehrte. Es ist erstaunlich, mit welcher Hast Goethe noch in den besten Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Osteologie herfiel, die mit vielem Glücke von Forster, Camper, Loder, Sömmering, Merck, damals auf die Geschichte der Natur angewandt

und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die ſich ins Gebirg hinzog. Keine Regung in der Luft als ein leiſes Wehen, als das Rauſchen eines Vogels, der die Flocken leicht vom Schwanze ſtäubte. Alles ſo ſtill, und die Bäume weithin mit ſchwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach, die einförmigen gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob ſie ihn mit gewaltigen Tönen anredete, waren verhüllt, ein heimliches Weihnachtsgefühl beſchlich ihn, er meinte manchmal, ſeine Mutter müſſe hinter einem Baume hervortreten, groß, und ihm ſagen, ſie hätte ihm dies Alles beſcheert; wie er hinunterging, ſah er, daß um ſeinen Schatten ſich ein Regenbogen von Strahlen legte, es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Weſen ſprach ihn an. Er kam hinunter. Oberlin war im Zimmer, Lenz kam heiter auf ihn zu, und ſagte ihm, er möge wohl einmal predigen. „Sind Sie Theologe?“ Ja! — „Gut, nächſten Sonntag.“

Lenz ging vergnügt auf ſein Zimmer, er dachte auf einen Text zum Predigen und verfiel in Sinnen, und ſeine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Thauwetter eingefallen. Vorüberſtreifende Wolken, Blau dazwiſchen, die Kirche lag neben am Berg hinauf, auf einem Vorſprung, der Kirchhof drum herum. Lenz ſtand oben, wie die Glocke läutete und die Kirchengänger, die

Weiber und Mädchen in ihrer ernſten ſchwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Geſangbuche und den Rosmarinzweig von den verſchiedenen Seiten die ſchmalen Pfade zwiſchen den Felſen herauf und herab kamen. Ein Sonnenblick lag manchmal über dem Thal, die laue Luft regte ſich langſam, die Landſchaft ſchwamm im Duft, fernes Geläute, es war als löſte ſich Alles in eine harmoniſche Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den ſchwarzen Kreuzen, ein verſpäteter Roſenſtrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verſpätete Blumen dazu unter dem Moos hervor, manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menſchenſtimmen begegneten ſich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als ſchaue man in reines durchſichtiges Bergwaſſer. Der Geſang verhallte, Lenz ſprach, er war ſchüchtern, unter den Tönen hatte ſeine Starrkrampf ſich ganz gelegt, ſein ganzer Schmerz wachte jetzt auf, und legte ſich in ſein Herz. Ein ſüßes Gefühl unendlichen Wohls beſchlich ihn. Er ſprach einfach mit den Leuten, ſie litten alle mit ihm, und es war ihm ein Troſt, wenn er über einige müdgeweinte Augen Schlaf, und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieſes von materiellen Bedürfniſſen gequälte Sein, dieſe dumpfen Leiden gen Himmel leiten konnte. Er war feſter geworden, wie er ſchloß, da ſingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heil'gen Schmerzen,
Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
Leiden sei all' mein Gewinnst,
Leiden sei mein Gottesdienst.

Das Dränger. in ihm, die Musik, der Schmerz, erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen unnennbaren Schmerz davon. Jetzt, ein anderes Sein, göttliche, zuckende Lippen bückten sich über ihm aus, und sogen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauschte die Quelle, Ströme brachen aus seinen Augen, er krümmte sich in sich, es zuckten seine Glieder, es war ihm als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust; endlich dämmerte es in ihm, er empfand ein leises tiefes Mitleid in sich selbst, er weinte über sich, sein Haupt sank auf die Brust, er schlief ein, der Vollmond stand am Himmel, die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Thränen hingen ihm an den Wimpern und trockneten auf den Wangen, so lag er nun da allein, und Alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und schien über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht seine Mutter erschienen sei; sie sei in einem weißen Kleide aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten, und habe eine weiße und eine rothe Rose an der Brust stecken gehabt; sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen seien langsam

über ſie gewachſen, ſie ſei gewiß todt; er ſei ganz ruhig darüber. Oberlin verſetzte ihm nun, wie er bei dem Tod ſeines Vaters allein auf dem Felde geweſen ſei, und er dann eine Stimme gehört habe, ſo daß er wußte, daß ſein Vater todt ſei, und wie er heimgekommen, ſei es ſo geweſen. Das führte ſie weiter, Oberlin ſprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Waſſer und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Berghöhen angefaßt würden und mit einem Geiſte rängen; er ſagte ihm auch, wie er einmal im Gebirg durch das Schauen in ein leeres tiefes Bergwaſſer in eine Art von Somnambulismus verſetzt worden ſei. Lenz ſagte, daß der Geiſt des Waſſers über ihn gekommen ſei, daß er dann etwas von ſeinem eigenthümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachſte, reinſte Natur hinge am nächſten mit der elementariſchen zuſammen, je feiner der Menſch geiſtig fühlt und lebt, um ſo abgeſtumpfter würde dieſer elementariſche Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zuſtand, er ſei nicht ſelbſtſtändig genug, aber er meine, es müſſe ein unendliches Wonnegefühl ſein, ſo von dem eigenthümlichen Leben jeder Form berührt zu werden; für Geſteine, Metalle, Waſſer und Pflanzen eine Seele zu haben; ſo traumartig jedes Weſen in der Natur in ſich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er ſprach ſich ſelbſt weiter aus, wie in Allem eine unausſprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit ſei,

die in den höhern Formen mit mehr Organen aus sich herausgriffe, tönte, auffaßte und dafür aber auch um so tiefer afficirt würde, wie in den niedrigen Formen Alles zurückgedrängter, beschränkter, dafür aber auch die Ruhe in sich größer sei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von seiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände, er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentirt würde. Lenz faßte das auf, er spann die Sache weiter, kam in ängstliche Träume, und fing an wie Stilling die Apocalypse zu lesen, und las viel in der Bibel.

Um diese Zeit kam Kaufmann mit seiner Braut in's Steinthal. Lenzen war Anfangs das Zusammentreffen unangenehm, er hatte sich so ein Plätzchen zurechtgemacht, das bischen Ruhe war ihm so kostbar und jetzt kam ihm Jemand entgegen, der ihn an so Vieles erinnerte, mit dem er sprechen, reden mußte, der seine Verhältnisse kannte. Oberlin wußte von Allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als eine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es Alles nothwendig, daß er da war, er gehörte zu ihnen, als wäre er schon längst da, und Niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werde. Ueber Tisch war Lenz wieder in guter Stimmung, man sprach von Literatur, er war auf seinem

Gebiete; die idealiſtiſche Periode fing damals an, Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widerſprach heftig. Er ſagte: Die Dichter, von denen man ſage, ſie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon, doch ſeien ſie immer noch erträglicher, als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er ſagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht wie ſie ſein ſoll, und wir können wohl nicht was Beſſeres kleckſen, unſer einziges Beſtreben ſoll ſein, ihm ein wenig nachzuſchaffen. Ich verlange in allem Leben, Möglichkeit des Daſeins, und dann iſt's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es ſchön, ob es häßlich iſt, das Gefühl, daß Was geſchaffen ſei, Leben habe, ſtehe über dieſen Beiden, und ſei das einzige Kriterium in Kunſtſachen. Uebrigens begegne es uns nur ſelten, in Shakeſpeare finden wir es und in den Volksliedern tönt es einem ganz, in Göthe manchmal entgegen. Alles Uebrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundsſtall zeichnen. Da wolle man idealiſtiſche Geſtalten, aber Alles, was ich davon geſehen, ſind Holzpuppen. Dieſer Idealismus iſt die ſchmählichſte Verachtung der menſchlichen Natur. Man verſuche es einmal und ſenke ſich in das Leben des Geringſten und gebe es wieder, in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Mienenſpiel; er hätte dergleichen verſucht im „Hofmeiſter" und den „Soldaten." Es ſind die proſaiſchſten Menſchen unter der Sonne; aber die Gefühlsader iſt in faſt allen Menſchen gleich, nur iſt

die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die ſie brechen muß. Man muß nur Aug und Ohren dafür haben. Wie ich geſtern neben am Thal hinaufging, ſah ich auf einem Steine zwei Mädchen ſitzen, die eine band ihre Haare auf, die andre half ihr; und das goldne Haar hing herab, und ein ernſtes bleiches Geſicht, und doch ſo jung, und die ſchwarze Tracht und die andre ſo ſorgſam bemüht. Die ſchönſten, innigſten Bilder der altdeutſchen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Meduſenhaupt ſein, um ſo eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie ſtanden auf, die ſchöne Gruppe war zerſtört; aber wie ſie ſo hinabſtiegen, zwiſchen den Felſen war es wieder ein anderes Bild. Die ſchönſten Bilder, die ſchwellendſten Töne, gruppiren, löſen ſich auf.

Nur eins bleibt, eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andre tritt, ewig aufgeblättert, verändert, man kann ſie aber freilich nicht immer feſthalten und in Muſeen ſtellen und auf Noten ziehen und dann Alt und Jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber radotiren und ſich entzücken laſſen. Man muß die Menſchheit lieben, um in das eigenthümliche Weſen jedes einzudringen, es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich ſein, erſt dann kann man ſie verſtehen; das unbedeutendſte Geſicht macht einen tiefern Eindruck als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Geſtalten aus ſich heraustreten laſſen, ohne etwas vom Aeußern

hinein zu kopiren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegen ſchwillt und pocht. Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raphaeliſche Madonna finden würde. Was liegt daran, verſetzte er, ich muß geſtehen, ich fühle mich dabei ſehr todt, wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich thue das Beſte daran. Der Dichter und Bildende iſt mir der Liebſte, der mir die Natur am Wirklichſten giebt, ſo daß ich über ſeinem Gebild fühle, alles Uebrige ſtört mich. Die Holländiſchen Maler ſind mir lieber, als die Italiäniſchen, ſie ſind auch die einzigen faßlichen; ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten, wie das neue Teſtament; das Eine iſt, ich weiß nicht von wem, Chriſtus und die Jünger von Emaus. Wenn man ſo lieſt, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den Paar Worten. Es iſt ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger rother Streifen am Horizont, halbfinſter auf der Straße, da kommt ein Unbekannter zu ihnen, ſie ſprechen, er bricht das Brod, da erkennen ſie ihn, in einfachmenſchlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und ſie erſchrecken, denn es iſt finſter geworden, und es tritt ſie etwas Unbegreifliches an, aber es iſt kein geſpenſtiſches Grauen; es iſt wie wenn einem ein geliebter Todter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte, ſo iſt das Bild, mit dem einförmigen, bräunlichen Ton

darüber, dem trüben ſtillen Abend. Dann ein anderes. Eine Frau ſitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es iſt ſonntäglich aufgeputzt, der Sand geſtreut, ſo heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt, und ſie verrichtet die Andacht zu Haus, das Fenſter iſt offen, ſie ſitzt darnach hingewandt, und es iſt als ſchwebten zu dem Fenſter über die weite ebne Landſchaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallet der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau lieſt den Text nach. — In der Art ſprach er weiter, man horchte auf, es traf Vieles, er war roth geworden über den Reden, und bald lächelnd, bald ernſt, ſchüttelte er die blonden Locken. Er hatte ſich ganz vergeſſen. Nach dem Eſſen nahm ihn Kaufmann bei Seite. Er hatte Briefe von Lenzens Vater erhalten, ſein Sohn ſollte zurück, ihn unterſtützen. Kaufmann ſagte ihm, wie er ſein Leben hier verſchleudre, unnütz verliere, er ſolle ſich ein Ziel ſtecken und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: Hier weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend, wenn ich nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend ſehen könnte; und dann wieder herunter in's Haus, durch den Garten gehn, und zum Fenſter hineinſehen. Ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bischen Ruhe, jetzt wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verſtehe das nicht, mit den zwei Worten iſt die Welt verhunzt. Jeder hat was

nöthig; wenn er rufen kann, was könnt' er mehr haben! Immer ſteigen, ringen und ſo in Ewigkeit Alles, was der Augenblick giebt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen; dürſten, während einem helle Quellen über den Weg ſpringen. Es iſt mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben; warum? warum? Eben weil es mir wohl iſt; was will mein Vater? Kann er mir geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe. Er wurde heftig, Kaufmann ging, Lenz war verſtimmt.

Am folgenden Tag wollte Kaufmann weg, er beredete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunſch, Lavater, den er längſt durch Briefe kannte, auch perſönlich kennen zu lernen, beſtimmte ihn. Er ſagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüſtungen warten. Lenz fiel das auf's Herz, er hatte, um ſeiner unendlichen Qual los zu werden, ſich ängſtlich an Alles geklammert; er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er ſich Alles nur zurecht mache; er ging mit ſich um wie mit einem kranken Kinde, manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angſt los, da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar ſträubte ihm faſt, bis er es in der ungeheuerſten Anſpannung erſchöpfte. Er rettete ſich in eine Geſtalt, die ihm immer vor Augen ſchwebte, und in Oberlin; ſeine Worte, ſein Geſicht thaten ihm unendlich wohl So ſah er mit Angſt ſeiner Abreiſe entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hauſe zu

wurde. Aber dieſe naive Neugier und Hingebung an den Moment war geregelt durch einen Rückhalt, der ſchwer von der Stelle zu bringen war und nie von ihr gebracht iſt, von Goethe's ganzem Charakter. Wer kann ſagen, daß Goethe nicht über ſeiner Zeit geſtanden hätte? Aber er benützte ſeine Zeit als Stoff und verbrauchte ſie, um ſeine Individualität zu arrondiren, in einer Weiſe, die ſeit Menſchengedenken alle großen Charaktere gemein hatten. Wenn Schiller auf die Kantiſche Philoſophie ſtürzte, was lag wohl hinter ihm? Auf welche liegenden und zureichenden Gründe konnte er ſich wohl zurückziehen? Gewiß, Schiller ging in den Stoffen, denen er ſich hingab, gänzlich auf, der Stoff verſchlang ihn und warf ihn dann ſo umgeſtaltet wieder heraus, daß man bei ihm immer von Zeit zu Zeit den Faden der Beurtheilung verlor. Als Schiller an ſeine Vorarbeiten zur Abhandlung über das Erhabene ging, wie wenig lag ſchon in ſeinem Kopfe fertig! Syſtem und Gedanke bildeten ſich bei ihm erſt, indem er lernte und ſich aus der Verſchiedenheit der fremden Meinungen eine eigene ſchuf.

Genie und Talent werden wohl am beſten ſo unterſchieden, daß jenes auf die Erfindung und dieſes auf die Nachahmung bezogen wird. Das Talent hat aber darin faſt immer einen Vorſprung vor dem Genie, daß jenes ausdauert, dieſes oft verpufft. Denn nicht jeder Wurf des Genie's gelingt, während das Talent nie etwas produzirt, das nicht ſeine regelrechte, gezirkelte Abrundung hätte. Ein Genie kann zu Grunde gehen vor der Reife, es kann alle Dinge mit einem göttlichen und großen Hiatus anfaſſen und von allen zurückgeſchleudert werden, während das Talent auf be-

bleiben. Das Wetter war milde geworden, er beſchloß Oberlin zu begleiten, in's Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Thäler ſich in die Ebne ausliefen, trennten ſie ſich. Er ging allein zurück. Er durchſtrich das Gebirg in verſchiedenen Richtungen, breite Flächen zogen ſich in die Thäler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite rauchende Ebne, in der Luft ein gewaltiges Wehen, nirgends eine Spur von Menſchen, als hie und da eine verlaſſene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den Abhängen gelehnt. Er wurde ſtill, vielleicht faſt träumend, es verſchmolz ihm Alles in eine Linie, wie eine ſteigende und ſinkende Welle, zwiſchen Himmel und Erde, es war ihm als läge er an einem unendlichen Meer, das leiſe auf- und abwogte. Manchmal ſaß er, dann ging er wieder, aber langſam träumend. Er ſuchte keinen Weg. Es war finſter Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhang nach dem Steinthal. Die Thüre war verſchloſſen, er ging an's Fenſter, durch das ein Lichtſchimmer fiel. Eine Lampe erhellte faſt nur einen Punkt, ihr Licht fiel auf das bleiche Geſicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leiſe die Lippen bewegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel ſaß ein altes Weib, das mit ſchnarrender Stimme aus einem Geſangbuch ſang. Nach langem Klopfen öffnete ſie; ſie war halb taub, ſie trug Lenz einiges Eſſen auf und wies ihm eine Schlafſtelle an, wobei ſie beſtändig ihr Lied fortſang. Das Mädchen hatte

ſich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein Mann herein, er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem, verwirrtem Geſicht. Er trat zum Mädchen, ſie zuckte auf und wurde unruhig. Er nahm ein getrocknetes Kraut von der Wand, und legte ihr die Blätter auf die Hand, ſo daß ſie ruhiger wurde und verſtändliche Worte in langſam ziehenden, durchſchneidenden Tönen ſummte. Er erzählte wie er eine Stimme im Gebirge gehört, und dann über den Thälern ein Wetterleuchten geſehen habe, auch habe es ihn angefaßt und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf ſich nieder und betete leiſe mit Inbrunſt, während die Kranke in einem langſam ziehenden, leiſe verhallenden Ton ſang. Dann gab er ſich zur Ruhe.

Lenz ſchlummerte träumend ein, und dann hörte er im Schlaf, wie die Uhr pickte. Durch das leiſe Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich tönte das Sauſen des Windes bald näher, bald ferner, und der bald helle, bald verhüllte Mond warf ſein wechſelndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und beſtimmt, ſie ſagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche ſtehe. Lenz ſah auf und ſie ſaß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tiſch, und der Mond warf ſein ſtilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu ſtrahlen ſchien, zugleich ſchnarrte die Alte und über

diesem Wechseln und Sinken des Lichts, den Tönen und Stimmen schlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh, in der dämmernden Stube schlief Alles, auch das Mädchen war ruhig geworden, sie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geisterhafte aus ihren Zügen war verschwunden, sie hatte jetzt einen Ausdruck unbeschreiblichen Leidens. Er trat an's Fenster und öffnete es, die kalte Morgenluft schlug ihm entgegen. Das Haus lag am Ende eines schmalen, tiefen Thales, das sich nach Osten öffnete, rothe Strahlen schossen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Thal, das im weißen Rauch lag und funkelte am grauen Gestein und trafen in die Fenster der Hütten. Der Mann erwachte, seine Augen trafen auf ein erleuchtet Bild an der Wand, sie richteten sich fest und starr darauf, nun fing er an die Lippen zu bewegen und betete leise, dann laut und immer lauter. Indem kamen Leute zur Hütte herein, sie warfen sich schweigend nieder. Das Mädchen lag in Zuckungen, die Alte schnarrte ihr Lied und plauderte mit den Nachbarn. Die Leute erzählten Lenzen, der Mann sei vor langer Zeit in die Gegend gekommen, man wisse nicht woher; er stehe im Rufe eines Heiligen, er sehe das Wasser unter der Erde und könne Geister beschwören, und man wallfahre zu ihm. Lenz erfuhr zugleich, daß er weiter vom Steinthal abgekommen, er ging weg mit einigen Holzhauern, die in die Gegend gingen. Es that ihm wohl, Gesellschaft zu finden; es

war ihm jetzt unheimlich mit dem gewaltigen Menschen, von dem es ihm manchmal war, als rede er in entsetzlichen Tönen. Auch fürchtete er sich vor sich selbst in der Einsamkeit.

Er kam heim. Doch hatte die verflossene Nacht einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Die Welt war ihm helle gewesen, und an sich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrund, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß. Er wühlte jetzt in sich. Er aß wenig; halbe Nächte im Gebet und in fieberhaften Träumen. Ein gewaltsames Drängen, und dann erschöpft zurückgeschlagen; er lag in den heißesten Thränen, und dann bekam er plötzlich eine Stärke, und erhob sich kalt und gleichgültig, seine Thränen waren ihm dann wie Eis, er mußte lachen. Je höher er sich aufriß, desto tiefer stürzte er hinunter. Alles strömte wieder zusammen. Ahnungen von seinem alten Zustande durchzuckten ihn, und warfen Streiflichter in das wüste Chaos seines Geistes. Des Tags saß er gewöhnlich unten im Zimmer, Madame Oberlin ging ab und zu, er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerstreuung, Alles hastig von einem zum andern. Doch schloß er sich jetzt besonders an Madame Oberlin an, wenn sie so da saß, das schwarze Gesangbuch vor sich, neben eine Pflanze, im Zimmer gezogen, das jüngste Kind zwischen den Knieen; auch machte er sich viel mit dem Kinde zu thun. So saß er einmal, da wurde ihm ängstlich, er sprang auf, ging auf und ab. Die Thüre

halb offen, da hörte er die Magd ſingen, erſt unverſtändlich, dann kamen die Worte

Auf dieſer Welt hab' ich kein' Freud',
Ich hab' mein Schatz und der iſt weit.

Das fiel auf ihn, er verging faſt unter den Tönen. Mad. Oberlin ſah ihn an. Er faßte ſich ein Herz, er konnte nicht mehr ſchweigen, er mußte davon ſprechen. „Beſte Madame Oberlin, können Sie mir nicht ſagen, was das Frauenzimmer macht, deſſen Schickſal mir ſo centnerſchwer auf dem Herzen liegt?" „Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts." *)

Er ſchwieg dann wieder und ging haſtig im Zimmer auf und ab; dann fing er wieder an: Sehen Sie, ich will gehn; Gott, Sie ſind noch die einzigen Menſchen, wo ich's aushalten könnte, und doch — doch, ich muß weg, zu ihr — aber ich kann nicht, ich darf nicht. — Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er ſetzte ſich neben Madame Oberlin. Sehen Sie, fing er wieder an, wenn ſie ſo durch's Zimmer ging, und ſo halb für ſich allein ſang, und jeder Tritt war eine Muſik, es war ſo eine Glückſeligkeit in ihr, und das ſtrömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich ſie

*) Büchner wollte eine eigenthümliche und authentiſche Beziehung Lenzens zu Goethes Friederike (von Seſenheim) darſtellen.

anſah, oder ſie ſo den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott — Ich war ſchon lange nicht mehr ruhig. . . . Ganz Kind; es war, als war ihr die Welt zu weit, ſie zog ſich ſo in ſich zurück, ſie ſuchte das engſte Plätzchen im ganzen Haus, und da ſaß ſie, als wäre ihre ganze Seeligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch ſo; wie ein Kind hätte ich dann ſpielen können. Jetzt iſt es mir ſo eng, ſo eng, ſehn Sie, es iſt mir manchmal, als ſtieß' ich mit den Händen an den Himmel; o ich erſticke! Es iſt mir dabei oft, als fühlt' ich phyſiſchen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich ſie ſonſt faßte. Doch kann ich ſie mir nicht mehr vorſtellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich, nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, ſo iſt mir wieder recht wohl. — Er ſprach ſpäter noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meiſt nur in abgebrochenen Sätzen; ſie wußte wenig zu antworten, doch that es ihm wohl.

Unterdeſſen ging es fort mit ſeinen religiöſen Quälereien. Je leerer, je kälter, je ſterbender er ſich innerlich fühlte, deſto mehr drängte es in ihn, eine Gluth in ſich zu wecken, es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo Alles in ihm ſich drängte, wo er unter all' ſeinen Empfindungen keuchte; und jetzt ſo todt. Er verzweifelte an ſich ſelbſt, dann warf er ſich nieder, er rang die Hände, er rührte Alles in ſich auf; aber todt! todt! Dann flehete er, Gott möge ein Zeichen an ihm thun, dann wühlte er

in ſich, faſtete, lag träumend am Boden. Am dritten Hornung hörte er, ein Kind in Fouday ſei geſtorben, er faßte es auf, wie eine fixe Idee. Er zog ſich in ſein Zimmer und faſtete einen Tag. Am vierten trat er plötzlich in's Zimmer zu Mad. Oberlin, er hatte ſich das Geſicht mit Aſche beſchmiert, und forderte einen alten Sack; ſie erſchrak, man gab ihm, was er verlangte. Er wickelte den Sack um ſich, wie ein Büßender, und ſchlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Thale waren ihn ſchon gewohnt; man erzählte ſich allerlei Seltſames von ihm. Er kam in's Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgültig ihrem Geſchäfte nach; man wies ihm eine Kammer, das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztiſch.

Lenz ſchauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halbgeöffneten gläſernen Augen ſah. Das Kind kam ihm ſo verlaſſen vor, und er ſich ſo allein und einſam; er warf ſich über die Leiche nieder; der Tod erſchreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an, dieſe Züge, dieſes ſtille Geſicht ſollte verweſen, er warf ſich nieder, er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm thue, und das Kind beleben möge, wie er ſchwach und unglücklich ſei; dann ſank er ganz in ſich und wühlte all ſeinen Willen auf einen Punkt, ſo ſaß er lange ſtarr. Dann erhob er ſich und faßte die Hände des Kindes und ſprach laut und feſt: Stehe auf und wandle! Aber die

Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Leiche blieb kalt. Da stürzte er halb wahnsinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus in's Gebirg. Wolken zogen rasch über den Mond; bald Alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumph-Gesang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbei reißen und zwischen seinen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer in's Gesicht speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen, und der Himmel war ein dummes blaues Aug, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz sicher und ruhig und fest. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin so bewegt hatte, es fror ihn, er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerschütterlich durch das unheimliche — es war ihm Alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tag befiel ihn ein großes Grauen vor seinem g-strigen Zustande, er stand nun am Abgrund, wo eine wahnsinnige Lust ihn trieb, immer wieder hineinzuschauen, und sich diese Qual zu wiederholen. Dann stei-

gerte sich seine Angst, die Sünde und der heilige Geist stand vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von seinen Freunden in Elsaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her, und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeistlichen glücklich preisend. Dabei ermahnte er ihn, sich in den Wunsch seines Vaters zu fügen, seinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er sagte ihm: Ehre Vater und Mutter u. dgl. m. Ueber dem Gespräch gerieth Lenz in heftige Unruhe; er stieß tiefe Seufzer aus, Thränen drangen ihm aus den Augen, er sprach abgebrochen. Ja, ich halt' es aber nicht aus; wollen Sie mich verstoßen? Nur in Ihnen ist der Weg zu Gott. Doch mit mir ist's aus! Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude. Oberlin sagte ihm, dafür sei Jesus gestorben, er möge sich brünstig an ihn wenden, und er würde Theil haben an seiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände, und sagte: 'Ach! ach! göttlicher Trost. Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin sagte, er wisse von nichts, er wolle ihm aber in Allem helfen und rathen, er müsse ihm aber Ort, Umstände und Person angeben. Er antwortete nichts, wie gebrochene Worte:

ach ſie iſt todt! Lebt ſie noch? du Engel, ſie liebte mich — ich liebte ſie, ſie war's würdig, o du Engel. Verfluchte Eiferſucht, ich habe ſie aufgeopfert — ſie liebte noch einen andern *) — ich liebte ſie, ſie war's würdig — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder. Oberlin verſetzte: vielleicht leben alle dieſe Perſonen noch, vielleicht vergnügt; es möge ſein, wie es wolle, ſo könne und werde Gott, wenn er ſich zu ihm bekehrt haben würde, dieſen Perſonen auf ſein Gebet und Thränen ſo viel Gutes erweiſen, daß der Nutzen, den ſie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht weit überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an ſein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder, auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gerten, die man Oberlin nebſt einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er ſollte ihn damit ſchlagen. Oberlin nahm die Gerten aus ſeiner Hand, drückte ihm einige Küſſe auf den Mund und ſagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte, er möchte ruhig ſein, ſeine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden

*) Goethe.

rechneten Wegen zum Ziele kommt und durch ein Zuſammennehmen aller der Mittel, die ihm zu Gebote ſtehen, immer etwas erreicht, das ziemlich vollkommen dasjenige, was es erreichen wollte, wieder gibt. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich daher, daß das Talent ſich nicht in einzelne Tugenden auflöſt, das Genie aber durch eine innere Unruhe vom Einen zum Andern gezogen wird und trotz ſeiner großartigen Einheit ſich noch immer in ſchwächere oder ſtärkere Mannichfaltigkeiten auflöſen kann. Das Talent iſt Anlage und Befähigung und auf wie viele Geiſtesgaben es ſich auch erſtrekken mag, es wird in ſich immer Eins ſein; denn ein abſolutes Talent iſt aller Dinge fähig, die durch Nachahmung erreicht werden können. Ein abſolutes Talent kommt immer auf einen gewiſſen Vollendungsgrad, gleichviel, ob es die Flöte oder das Waldhorn bläſt, ob es Mathematik oder Philoſophie ſtudirt, ob es Juriſt oder Arzt wird. Ein abſolutes Talent arbeitet in allen Fächern und ſezt ſich, wenn es ſein Hauptgeſchäft beendigt hat, des Abends noch in einer kurzen Jacke hin und arbeitet in Pappe oder drechſelt oder ſpielt die Bratſche. Das Talent in ſeiner Einheit Vielheit oder Allheit, das Genie jedoch in ſeiner Einheit nur Mannichfaltigkeit. Es kann Dinge geben, für welche dem Genie der Kopf vernagelt iſt, wie Göthen z. B. die abſtrakte Philoſophie, ſo daß der genialſte Mathematiker in einem Concertſaale keinen *Muſikton* hört, ſondern nur in den Kreiſen und Quadraten ſtudirt, welche auf dem Plafond des Saales in Stuck gearbeitet ſind. Weil das Genie erfindet, ſo wird es in ſeinen Thätigkeiten abſorbirt und muß, um ſich vor ſeiner inneren Unruhe und dem verzehrenden Drange der Schöpfung zu retten, eine Gegenwehr zu erobern ſuchen, die

keine einzige seiner Sünden tilgen; dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden. Er ging.

Beim Nachtessen war er wie gewöhnlich etwas tiefsinnig. Doch sprach er von allerlei, aber mit ängstlicher Hast. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräusch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerster Schnelligkeit, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen, er stürzte sich dann in den Brunnentrog, patschte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einigemal, endlich wurde er still. Die Mägde, die in der Kinderstube unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als dem Ton einer Haberpfeife zu vergleichen wüßten. Vielleicht war es sein Winseln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in sein Zimmer, er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich sagte er: Ja Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o! so langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll, ich habe schon alle Figuren an die Wand gezeichnet. Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: ja wenn ich so glücklich wäre, wie Sie,

einen ſo behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte ſich die Zeit ſchon ſo ausfüllen. Alles aus Müſſiggang. Denn die Meiſten beten aus Langeweile; die Andern verlieben ſich aus Langeweile, die Dritten ſind tugendhaft, die Vierten laſterhaft und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es iſt zu langweilig:

O Gott in Deines Lichtes Welle,
In Deines glüh'nden Mittags Zelle
Sind meine Augen wund gewacht,
Wird es denn niemals wieder Nacht?

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huſchte ihm nach und indem er ihn mit unheimlichen Augen anſah: ſehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterſcheiden könnte, ob ich träume oder wache: ſehn Sie, das iſt ſehr richtig, wir wollen es unterſuchen; er huſchte dann wieder ins Bett. Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Beſuch machen; ſeine Frau war ſchon fort; er war im Begriff, wegzugehen, als es an ſeine Thür klopfte und Lenz hereintrat mit vorwärtsgebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Geſicht über und über und das Kleid hie und da mit Aſche beſtreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte ſich zum Fenſter heruntergeſtürzt, weil es aber Niemand geſehen, wollte er es

auch Niemand ſagen. Oberlin erſchrack heftig, doch ſagte er nichts, er that, was Lenz begehrte, zugleich ſchrieb er an den Schulmeiſter in Belleſoſſe, er möge herunterkommen und gab ihm Inſtruktionen. Dann ritt er weg. Der Mann kam. Lenz hatte ihn ſchon oft geſehen und hatte ſich an ihn attachirt. Er that als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn, zu bleiben und ſo blieben ſie beiſammen. Lenz ſchlug noch einen Spaziergang nach Foudaz vor. Er beſuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verſchiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, ſchien betend, doch mit großer Verwirrung, riß Etwas von der auf dem Grab ſtehenden Blume ab, als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebaſtian mit. Bald ging er langſam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit, die Landſchaft beängſtigte ihn, ſie war ſo eng, daß er an Alles zu ſtoßen fürchtete. Ein unbeſchreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn, ſein Begleiter ward ihm endlich läſtig, auch mochte er ſeine Abſicht errathen und ſuchte Mittel, ihn zu entfernen. Sebaſtian ſchien ihm nachzugeben, fand aber heimlich Mittel, ſeine Brüder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufſeher ſtatt einen. Er zog ſich weiter herum, endlich ging er nach Waldbach zurück, und da ſie nahe an dem Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und

ſprang wie ein Hirſch gen Fouday zurück. Die Männer ſetzten ihm nach. Indem ſie ihn in Fouday ſuchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hauſe einen Fremden gebunden, der ſich für einen Mörder ausgäbe, aber gewiß kein Mörder ſein könne. Sie liefen in dies Haus und fanden es ſo. Ein junger Menſch hatte ihn auf ſein ungeſtümes Dringen in der Angſt gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wohin Oberlin indeſſen mit ſeiner Frau zurückgekommen war. Er ſah verwirrt aus, da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Muth, ſein Geſicht veränderte ſich vortheilhaft, er dankte ſeinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inſtändig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht ſchlafen könne, ſich mit Gott zu unterhalten. Er verſprach's und that es ſo die folgende Nacht, die Mägde hörten ihn faſt die ganze Nacht hindurch beten. — Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlins Zimmer. Nachdem ſie Verſchiedenes geſprochen hatten, ſagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: Liebſter Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen ſagte, iſt geſtorben, ja geſtorben, der Engel. Woher wiſſen Sie das? — Hieroglyphen, Hieroglyphen — und dann zum Himmel geſchaut und wieder: ja geſtorben — Hieroglyphen. Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er ſetzte

ſich und ſchrieb einige Briefe, gab ſie ſodann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu ſetzen. Siehe die Briefe *).

Sein Zuſtand war indeſſen immer troſtloſer geworden, Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlins und aus der Stille des Thals geſchöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß, er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung, eine ſchreckliche Leere und doch eine folternde Unruhe, ſie auszufüllen. Er hatte Nichts. Was er that, that er mit Bewußtſein und doch zwang ihn ein innerlicher Inſtinkt. Wenn er allein war, war es ihm ſo entſetzlich einſam, daß er beſtändig laut mit ſich redete, rief, und dann erſchrak er wieder und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm geſprochen. Im Geſpräch ſtockte er oft, eine unbeſchreibliche Angſt befiel ihn, er hatte das Ende ſeines Satzes verloren; dann meinte er, er müſſe das zuletzt geſprochene Wort behalten und immer ſprechen, nur mit großer Anſtrengung unterdrückte er dieſe Gelüſte. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen ſaß und unbefangen ſprach und er dann ſtockte und eine unausſprechliche Angſt ſich in ſeinen Zügen malte, er die Perſonen, die ihm zu-

*) Büchner ſcheint hier ächte, nicht gedichtete, zu verſtehen.

nächſt ſaßen, krampfhaft am Arm faßte und erſt nach und nach wieder zu ſich kam. War er allein, oder las er, war's noch ärger, all' ſeine geiſtige Thätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen; dachte er an eine fremde Perſon, oder ſtellte er ſie ſich lebhaft vor, ſo war es ihm, als würde er ſie ſelbſt, er verwirrte ſich ganz und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit Allem um ihn im Geiſt willkürlich umzugehen; die Natur, Menſchen, nur Oberlin ausgenommen, Alles traumartig, kalt; er amüſirte ſich, die Häuſer auf die Dächer zu ſtellen, die Menſchen an- und auszukleiden, die wahnwitzigſten Poſſen auszuſinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderſtehlichen Drang, das Ding auszuführen, und dann ſchnitt er entſetzliche Fratzen. Einſt ſaß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl, plötzlich wurden ſeine Augen ſtarr, er hielt ſie unverrückt auf das Thier gerichtet, dann glitt er langſam den Stuhl herunter, die Katze ebenfalls, ſie war wie bezaubert von ſeinem Blick, ſie gerieth in ungeheure Angſt, ſie ſträubte ſich ſcheu, Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlich entſtelltem Geſicht, wie in Verzweiflung ſtürzten Beide auf einander los, da endlich erhob ſich Madame Oberlin, um ſie zu trennen. Dann war er wieder tief beſchämt. Die Zufälle des Nachts ſteigerten ſich auf's Schrecklichſte. Nur mit der größten Mühe ſchlief er ein, während er zuvor die noch ſchreckliche Leere zu füllen verſucht hatte. Dann gerieth er zwiſchen Schlaf und Wachen in einen entſetzli-

chen Zustand; er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn, er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er selbst that es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb, es war als sei er doppelt und der eine Theil suchte den andern zu retten, und rief sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existire er allein, als bestünde die Welt nur in seiner Einbildung, als sei nichts, als er, er sei das ewig Verdammte, der Satan; allein mit seinen folternden Vorstellungen. Er jagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch und dann sagte er: conſequent, conſequent; wenn Jemand was sprach: inconſequent, inconſequent; es war die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit. Der Trieb der geistigen Erhaltung jagte ihn auf; er stürzte sich in Oberlins Arme, er klammerte sich an ihn, als wolle er sich in ihm drängen, er war das einzige Wesen, das für ihn lebte und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählig brachten ihn Oberlins Worte dann zu sich, er lag auf den Knieen vor Oberlin, seine

Hände in den Händen Oberlins, sein mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht auf dessen Schooß, am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knieen und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Besessenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes, er schluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit sich selbst; das waren auch seine seligsten Augenblicke. Oberlin sprach ihm von Gott. Lenz wand sich ruhig los und sah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an, und sagte endlich: aber ich, wär' ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, und ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten, ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe und schlafen können. Oberlin sagte, dies sei eine Profanation. Lenz schüttelte trostlos mit dem Kopfe. Die halben Versuche zum Entleiben, die er indeß fortwährend machte, waren nicht ganz Ernst, es war weniger der Wunsch des Todes, für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tod; es war mehr in Augenblicken der fürchterlichsten Angst oder der dumpfen an's Nichtsein gränzenden Ruhe, ein Versuch, sich zu sich selbst zu bringen durch physischen Schmerz. Augenblicke, wenn sein Geist sonst auf irgend einer wahnwitzigen Idee zu reiten schien, waren noch die glücklichsten. Es war doch ein wenig Ruhe und sein wirrer Blick war nicht so entsetzlich, als die nach Rettung dürstende Angst, die ewige Qual der Unruhe!

Oft ſchlug er ſich den Kopf an die Wand, oder verſetzte ſich ſonſt einen heftigen phyſiſchen Schmerz.

Den 8. Morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag faſt nackt auf dem Bette und war heftig. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber ſehr, wie ſchwer Alles ſei, ſo ſchwer, er glaube gar nicht, daß er gehen könne, jetzt endlich empfände er die ungeheure Schwere der Luft. Oberlin ſprach ihm Muth zu. Er blieb aber in ſeiner frühern Lage und blieb den größten Theil des Tages ſo, auch nahm er keine Nahrung zu ſich. Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Belle-foſſe gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondſchein. Auf dem Rückweg begegnete ihm Lenz. Er ſchien ganz vernünftig und ſprach ruhig und freundlich mit Oberlin. Der bat ihn, nicht zurück zu gehen, er verſprach's; im Weggehen wandte er ſich plötzlich um und trat wieder ganz nah zu Oberlin und ſagte raſch: ſehn Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mir wäre geholfen. „Was denn, mein Lieber?" Hören Sie denn nichts, hören Sie denn nicht die entſetzliche Stimme, die um den ganzen Horizont ſchreit, und die man gewöhnlich die Stille heißt, ſeit ich in dem ſtillen Thal bin, hör' ich's immer, es läßt mich nicht ſchlafen, ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal ſchlafen könnte. Er ging dann kopfſchüttelnd weiter. Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm Jemand nachſchicken, als er ihn die Stiege herauf in ſein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick

darauf platzte etwas im Hof mit so starkem Schall, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menschen herkommen zu können schien. Die Kindsmagd kam todtblaß und ganz zitternd.

---

Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Thal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte; mehrmals wo der Wagen bei dem schlechten Wege in Gefahr gerieth, blieb er ganz ruhig sitzen; er war vollkommen gleichgültig. In diesem Zustand legte er den Weg durch's Gebirg zurück. Gegen Abend waren sie im Rheinthale. Sie entfernten sich allmählig vom Gebirg, das nun wie eine tiefblaue Krystallwelle sich in das Abendroth hob, und auf deren warmer Fluth die rothen Strahlen des Abend spielten; über die Ebene hin am Flusse des Gebirges lag ein schimmerndes bläuliches Gespinnst. Es wurde finster, jemehr sie sich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie, die Erde war wie ein goldner Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Monds liefen. Lenz starrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angst in ihm, je mehr die Gegenstände sich in der Finsterniß verloren. Sie mußten einkehren; da machte er wieder mehre Versuche, Hand an sich zu legen, war aber zu scharf bewacht. Am folgenden Morgen bei trübem, regnerischem Wetter traf er in Straßburg ein.

ihm den göttlichen Funken ſowohl erhalte, als ihn für die leicht entzündbare und bald verkohlte Phantaſie weniger gefährlich mache. Goethe fand dieſe Gegenwehr in einer Hauptmaxime ſeines Lebens und ſeiner Kunſt, der Beſchränkung.

Goethe's Vielheit war keine Allheit. Man überſah dieſen Umſtand und wollte im Dichter nicht das Genie, ſondern nur das Talent gelten laſſen. Man hat vom Genie immer nur die Vorſtellung des Kometen, der mit unregelmäßiger Bahn am Horizont heraufzieht, mit ſeinem feurigen Schweife den Geſtirnen um die Ohren klatſcht und ſo ſchnell wieder verſchwindet, wie jenes außerordentliche Meteor. Alles, was einen Augenblick überraſcht und ſich dann erſchöpft hat, pflegen wir genial zu nennen, in Künſten und Wiſſenſchaften. Das Geniale ſoll weder Toilette machen, noch ſich konſerviren, es muß unſern Begriffen zufolge ſchon früh graues Haar bekommen und entweder mit dem Trunke oder dem Tollhauſe oder dem Selbſtmorde enden. Goethe ſah es in der aufgeregten Zeit, in der er lebte, um ſich, wie ſich in der That die deutſchen Genie's zu entwickeln pflegten, und machte die Sophroſyne zum Präſervativ gegen frühe Verpuffung. Des Genialen ſich tief bewußt, nahm er eine nüchterne Eigenſchaft des Talentes zu ſich herüber, den Takt, und brachte in die gährende Maſſe ſeines Innern früh eine verſöhnende, mildernde und zurückhaltende Neutraliſation. Mit dem Salze des Taktes machte er ſeinen Vorrath an Genie dauerbar und erhielt ſich bis auf den letzten Lebensmoment, wenigſtens in Anſchauungen, Begriffen, wenn auch weniger in der Produktion ſelbſt, die jugendliche, urſprüngliche Friſche. Man nennt Goethe's Philoſophie egoiſtiſch: ja, verbindet dieſen Egoismus der Selbſterhaltung mit ſeinem Genie

Er ſchien ganz vernünftig, ſprach mit den Leuten; er that Alles, wie es die Andern thaten, es war aber eine entſetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angſt mehr, kein Verlangen; ſein Daſein war ihm eine nothwendige Laſt. — — So lebte er hin.

# Leonce und Lena.

## Ein Luſtſpiel von Georg Büchner.

---

Ich habe das Verſprechen gegeben *), einige der von Georg Büchner noch vorhandenen poetiſchen Reliquien zu veröffentlichen. Das Luſtſpiel Leonce und Lena erinnert ſtark an Ponce de Leon von Clemens Brentano; derſelbe zarte Elfenmährchenton, daſſelbe bühnenwidrige Mondſcheinflimmern der Charakteriſtik, daſſelbe lyriſche Uebergewicht der Worte über die Handlung; nur iſt Brentanos Witz keuſcher, als Büchners. Büchner war derb in ſeinen Anſpielungen und die politiſchen darunter kennt Brentano gar nicht. Auch dieſes kleine Luſtſpiel iſt wie Dantons Tod **) von G. Büchner nur ein ſchnell hingeworfener Verſuch und würde, wenn man es ganz veröffentlichen wollte und — dürfte, nur die Hoffnungen

---

*) Siehe meine Götter, Helden, Don Quixote S. 49.

**) Erſchienen bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

andeuten, die man auf des jungen Dichters Zukunft setzen konnte. Ich will, indem ich den einfachen Gang des kleinen idyllischen Lustspiels verfolge, sehen, ob sich eine oder die andre Scene im Zusammenhang wiedergeben läßt.

Die Vorrede, die G. Büchner zu seinem Lustspiel, das er verspätet an die Stuttgarter Preisrichter vor zwei Jahren einsandte, schrieb, besteht aus zwei Sätzen, die sehr naiv ausdrücken, daß er mit seiner Dichtung etwas zu verdienen hoffte. Sie heißt:

Alfieri: „e la fama?“
Gozzi: „e la fame?“

Die Personen des Stücks sind:

König Peter vom Reiche Po-Po.
Prinz Leonce, sein Sohn, verlobt mit
Prinzessin Lena.
Valerio.
Die Gouvernante.
Der Hofmeister.
Der Präsident des Staatsraths.
Der Hofprediger.
Der Landrath.
Der Schulmeister.
Rosetta.
Bediente, Staatsräthe, Bauern, ꝛc. ꝛc.

Die erste Scene des ersten Aktes stellt einen Garten vor, auf dessen Bänken sich der Kronprinz Leonce mit seinem Hofmeister entsetzlich ennüyrt. Er sagt ihm, daß

er alle Hände voll mit seinem Müßiggang zu thun hätte, nachzählen müsse, wie oft er täglich ausspeie, und wie viel Sandkörner er mit zwei Fingern fassen könne. Auch forsche er darüber nach, wie er ohne Spiegel sich selber ins Gesicht sehen könne. Der Hofmeister bemitleidet ihn seines Müssiggangs wegen. Der Prinz verabschiedet ihn und setzt in einem Monolog, der folgendermaßen anfängt: „Die Bienen sitzen so träg auf den Blumen und der Sonnenschein liegt so faul auf dem Boden" die Leiden der Langenweile auseinander, und wünscht nichts sehnlicher, als ein andrer Mensch zu werden. Wenn er den Hofmeister prügeln ließe, so müßte er ihn beneiden; der Mann hätte doch eine Abwechselung davon! Nun tritt der Narr Valerio auf. Er ist betrunken und singt:

Frau Wirthin hat' ne brave Magd,
Sie sitzt im Garten Tag und Nacht,
Sie sitzt in ihrem Garten,
Bis daß das Glöcklein zwölfe schlägt
Und paßt auf die Solda — a — ten.

Darauf philosophirt er über die Ameisen und sagt: „Die Ameisen sind ein nützliches Ungeziefer, und doch sind sie wieder nicht so nützlich, als wenn sie gar keinen Schaden thäten." Er bewundert die schöne Natur ringsherum und schlürft so viel Blumenduft ein, daß der Prinz fürchtet, seine Bienen könnten verhungern, weil er ihnen die duftige Nahrung entzieht. Valerio meint auch, das schöne Gras würde Andre begeistern, daß sie darauf

weiden möchten; er aber möchte bloß ein Menſch bleiben, um Thiere zu verzehren, die von ſo herrlichem Graſe gemäſtet wären. Als ihm der Prinz darauf antwortete, er ſcheine auch an Idealen zu leiden, ſagt Valerio: Was man in einer Welt ſolle, wo es rein unmöglich wäre, von einem Kirchthurm zu ſpringen, ohne ſich den Hals zu brechen. Valerio ſpricht mit den Blumen — man ſieht, wie lyriſch dies Alles iſt und wie Recht Herr von Alvensleben hat, der neuen Literatur ihre totale Unfähigkeit für das Drama vorzuwerfen, und ſagt unter Anderm: „Ach lieber Herr Medikus Kantharide, ich bin um einen Erbprinzen verlegen!“ — ein Witz, den zu verſtehen, man Arzt ſein muß, was Büchner war. Genug, Valerio und der Kronprinz lieben ſich, weil ſie Beide müſſig gehen, und ſchließen ewige Freundſchaft.

Die zweite Scene ſetzen wir her:

Ein Zimmer.

König Peter wird von zwei Kammerdienern angekleidet.

Peter. (Während er angekleidet wird.) Der Menſch muß denken und ich muß für meine Unterthanen denken, denn ſie denken nicht, ſie denken nicht. — Die Subſtanz iſt das an ſich, das bin ich. (Er läuft faſt nackt im Zimmer herum.) Begriffen? An ſich iſt an ſich, verſteht Ihr? Jetzt kommen meine Attribute, Modificationen, Affectionen und Accidenzien, wo iſt mein Hemd, meine Hoſe? — Halt, pfui! der freie Wille ſteht davorn ganz offen. Wo iſt die Moral, wo ſind die Manſchetten? Die Kategorien ſind in der ſchändlichſten Verwirrung, es ſind zwei Knöpfe zuviel zugeknöpft, die Doſe ſteckt in der rechten Taſche. Mein ganzes Syſtem iſt ruinirt. —

Ha, was bedeutet der Knopf im Schnupftuch? Kerl, was bedeutet der Knopf, an was wollte ich mich erinnern?

Erſter Kammerdiener. Als Eure Majeſtät dieſen Knopf in Ihr Schnupftuch zu knüpfen geruhten, ſo wollten Sie...

Peter. Nun?

Erſter Kammerdiener. Sich an etwas erinnern.

Peter. Eine verwickelte Antwort! — Ei! Nun an was meint Er?

Zweiter Kammerdiener. Eure Majeſtät wollten ſich an etwas erinnern, als Sie dieſen Knopf in Ihr Taſchentuch zu knüpfen geruhten.

Peter. (Läuft auf und ab.) Was? Was? Die Menſchen machen mich confus, ich bin in der größten Verwirrung. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen. (Ein Diener tritt auf.)

Diener. Eure Majeſtät, der Staatsrath iſt verſammelt.

Peter. (Freudig.) Ja, das iſt's. — Ich wollte mich an mein Volk erinnern! Kommen Sie, meine Herren! Gehn Sie ſymmetriſch. Iſt es nicht ſehr heiß? Nehmen Sie doch auch Ihre Schnupftücher und wiſchen Sie ſich das Geſicht. Ich bin immer ſo in Verlegenheit, wenn ich öffentlich ſprechen ſoll. (Alle ab.)

König Peter. Der Staatsrath.

Peter. Meine Lieben und Getreuen, ich wollte Euch hiermit kund und zu wiſſen thun, kund und zu wiſſen thun — denn entweder verheirathet ſich mein Sohn, oder nicht (legt den Finger an die Naſe) entweder, oder — Ihr verſteht mich doch? Ein Drittes giebt es nicht. Der Menſch muß denken. (Steht eine Zeitlang ſinnend.) Wenn ich ſo laut rede, ſo weiß ich nicht, wer es eigentlich iſt, ich oder ein Anderer, das ängſtigt mich.

(Nach langem Beſinnen.) Ich bin ich. — Was halten Sie davon, Präſident?

Präſident. (Gravitätiſch langſam.) Eure Majeſtät, vielleicht iſt es ſo, vielleicht iſt es aber auch nicht ſo.

Der ganze Staatsrath im Chor. Ja, vielleicht iſt es ſo, vielleicht iſt es aber auch nicht ſo.

König Peter. (Mit Rührung.) O meine Weiſen! — Alſo von was war eigentlich die Rede? Von was wollte ich ſprechen? Präſident, was haben Sie ein ſo kurzes Gedächtniß bei einer ſo feierlichen Gelegenheit? Die Sitzung iſt aufgehoben. (Er entfernt ſich feierlich, der ganze Staatsrath folgt ihm.)

Wir lernen eine Freundin des Prinzen kennen, Roſette. Der Prinz ordnet ihren Empfang mit folgenden Befehlen an:

Sind alle Läden geſchloſſen? Zündet die Kerzen an! Weg mit dem Tag! Ich will Nacht, tiefe ambroſiſche Nacht. Stellt die Lampen unter Kryſtallglocken zwiſchen die Oleander, daß ſie wie Mädchenaugen unter den Wimpern der Blätter hervorträumen. Rückt die Roſen näher, daß der Wein wie Thautropfen auf die Kelche ſprudle. Muſik, Wo ſind die Violinen? Wo iſt Roſetta? Fort! Alle hinaus!

Es entſpinnt ſich ein zartes Geſpräch, in welchem Leonce hinlänglich offenbart, daß er nur mit Roſetten ſpielt, und Roſette, daß ſie darüber ſehr unglücklich iſt. Sie ſingt ihm folgende zarte Verſe:

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
In bunten Schuhen,
Und möchtet lieber tief, tief
Im Boden ruhen.

O meine heißen Wangen, ihr müßt glühen
Im wilden Rosen,
Und möchtet lieber blühen
Zwei weiße Rosen.

O meine armen Augen, ihr müßt blitzen
Im Strahl der Kerzen,
Und lieber schlieft ihr aus im Dunkeln
Von euren Schmerzen.

Leonce fühlt, daß er ein Römer ist, der sich zum Dessert an dem Farbenspiel gequälter Fische ergötzt. Daß Rosetta weint, beneidet er ihr, als einen feinen Epikuräismus. „Stelle dich in die Sonne, sagt er, daß die köstlichen Tropfen krystallisiren, es muß prächtige Diamanten geben. Du kannst dir ein Halsband daraus machen lassen.“ Rosetta, von ihm zu sehr gequält, geht, Leonce verfällt in partielle Geistesabwesenheit, in welche der unter einem Tisch hervorkriechende Valerio einstimmt. So trifft sie der Staatsrath.

Der Staatsrath tritt auf. Leonce bleibt auf dem Boden sitzen. Valerio.

Präsident. Eure Hoheit verzeihen ...

Leonce. Wie mir selbst! Wie mir selbst! Ich verzeihe mir die Gutmüthigkeit, Sie anzuhören. Meine Herren, wollen Sie nicht Platz nehmen? — Was die Leute für Gesichter machen, wenn Sie das Wort Platz hören! Setzen Sie sich nur auf den Boden und geniren Sie sich nicht. Es ist doch der letzte Platz, den Sie einmal erhalten, aber er trägt Niemand etwas ein, als dem Todtengräber.

Präſident. (Zieht ein Papier aus der Taſche.) Erlauben Eure Hoheit. —

Leonce. Was, Sie können ſchon leſen? Nun denn...

Präſident. Daß man der zu erwartenden Ankunft von Eurer Hoheit verlobter Braut, der durchlauchtigſten Prinzeſſin Lena, auf morgen ſich zu gewärtigen habe, davon läßt Ihro königliche Majeſtät Eure Hoheit benachrichtigen.

Leonce. Wenn meine Braut mich erwartet, ſo werde ich ihr den Willen thun und ſie auf mich warten laſſen. Ich habe ſie geſtern Nacht im Traum geſehen, ſie hatte ein Paar Augen ſo groß, daß die Tanzſchuhe meiner Roſetta zu Augenbraunen darüber gepaßt hätten, und auf den Wangen war kein Grübchen zu ſehen, ſondern ein Paar Abzugsgruben für das Lachen. Ich glaube an Träume. Träumen Sie auch zuweilen, Herr Präſident? Haben Sie auch Ahnungen?

Valerio. Verſteht ſich. Immer die Nacht vor dem Tag, an dem ein Braten an der königlichen Tafel verbrennt.

Leonce. Hatten Sie nicht noch etwas auf der Zunge? Geben Sie nur Alles von ſich.

Präſident. An dem Tage der Vermählung iſt ein höchſter Wille geſonnen, ſeine allerhöchſten Willensäußerungen in die Hände Eurer Hoheit niederzulegen.

Leonce. Sagen Sie einem höchſten Willen, daß ich Alles thun werde, das ausgenommen, was ich werde bleiben laſſen, was aber jedenfalls nicht ſo viel ſein wird, als wenn es noch einmal ſo viel wäre. — Meine Herren, Sie entſchuldigen, daß ich Sie nicht begleite, ich habe gerade die Paſſion zu ſitzen, aber meine Gnade iſt ſo groß, daß ich ſie ja mit den Beinen doch nicht ausmeſſen kann. Valerio, gieb den Herren das Geleite.

Valerio. Das Geläute? Soll ich dem Herrn Präsidenten eine Schelle anhängen?

Leonce. Mensch, du bist nichts als ein schlechtes Wortspiel.

Valerio. Und Sie Prinz, ein Buch ohne Buchstaben, mit nichts als Gedankenstrichen. — Kommen Sie jetzt, meine Herren. Es ist eine traurige Sache um das Wort kommen, will man ein Einkommen, so muß man stehlen, an ein Aufkommen ist nicht zu denken, als wenn man sich hängen läßt, ein Unterkommen findet man erst, wenn man begraben wird, und ein Auskommen hat man jeden Augenblick mit seinem Witz, wenn man nichts mehr zu sagen weiß, wie ich zum Beispiel eben, und Sie, ehe Sie noch etwas gesagt haben. Ihr Abkommen haben Sie gefunden und Ihr Fortkommen werden Sie jetzt zu suchen ersucht. (Staatsrath ab.)

Leonce. Valerio, hast du es gehört?

Valerio. Nun Sie sollen König werden, das ist eine lästige Sache. Man kann den ganzen Tag spazieren fahren und den Leuten die Hüte verderben durch's viele Abziehen, man kann aus ordentlichen Menschen ordentliche Soldaten ausschneiden, so daß Alles ganz natürlich wird, man kann schwarze Fräcke und weiße Halsbinden zu Staatsdienern machen, und wenn man stirbt, so laufen alle blanken Knöpfe blau an und die Glockenstricke reißen wie Zwirnfaden vom vielen Läuten. Ist das nicht unterhaltend?

Leonce findet diese Aussicht, König zu werden, jedoch zu entsetzlich und entschließt sich, namentlich auch, um der beabsichtigten Heirath zu entgehen, zur Flucht nach Italien. Valerio verspricht, ihn zu begleiten. Der Prinz ruft aus:

Fühlst du nicht das Wehen aus Süden? Fühlst du nicht, wie der tiefblaue glühende Aether auf- und abwogt, wie das

und Ihr werdet begreifen, warum ſein Genie die Phyſiognomie des Talentes hatte.

Talent iſt Form, Genie Stoff. Jenes ſteigert ſich in der Anwendung, dieſes kann verbraucht und muß ökonomiſirt werden. Keiner der großen Geiſter vorangegangener Literaturen, die ſich in großen Produktionen dem Gedächtniſſe der Nachwelt erhalten haben, von griechiſchen, ſpaniſchen und engliſchen Männern, iſt ſo bewußt- und taktlos geweſen, ſo wenig berechnet und verſtändig, wie man ſich gewöhnlich das Genie vorzuſtellen pflegt. Ganz abgeſehen von Pindar, von dem der Uneingeweihte kaum ahnet, daß ſein „dithyrambiſch-“ ekſtatiſcher Schwung das Produkt einer höchſt vorſichtigen, gemeſſenen, berechneten und logiſch disponirten Ausführung iſt, ſo exiſtirten von dem Genie des Sophokles, wie von einem talentvollen Vielſchreiber, hundert Tragödien. Die Griechen hatten auch ihre genialen Ephemeren, ihre Lenz und Klinger, z. B. einen Steſichorus und andere epiſchlyriſche Dichter, von denen uns die Zeit nur wenige Bruchſtücke übrig ließ und deren Originalität, ſo ausgezeichnet ſie war, ihnen dennoch nicht die Dauer ſicherte. Sie zerplatzten wie bunte Seifenblaſen. Und weil Shakeſpeare dauerte, ſollte er deßhalb weniger originell ſein? Wo ihm Mittheilung oder Lektüre eine hübſche Sage zutrug, ſchnitt er ſie für ſein poetiſches Ideal zurecht, und wird als ein Meiſter verehrt, ſelbſt indem er ſeine Stoffe, ja halb ſeine Stücke, z. B. Lear, von Andern entlieh. Hier iſt etwas vom Handwerk, und wer würde ſagen, daß das Genie fehlt?

Das Geniale muß alſo in der That immer erſt da beginnen, wo die Ausführung des Dichters beginnt und der

Licht blitzt von dem goldnen, sonnigen Boden, von der heiligen Salzfluth und von den Marmor-Säulen und Leibern? Der große Pan schläft und die ehernen Gestalten träumen im Schatten über den tiefrauschenden Wellen von dem alten Zauberer Virgil, vom Tarantella und Tambourin und tiefen tollen Nächten, voll Maeken, Fackeln und Guitarren. Ein Lazzaroni! Valerio! Ein Lazzaroni! Wir gehen nach Italien.

In der vierten Scene lernen wir die Prinzessin Lena kennen, die mit ihrer Gouvernante in einem Garten auftritt. Ihr ist der Gedanke des Heirathens so schrecklich wie ihrem ihr unbekannten Verlobten. Sie ist über und über mit Steinen besäet und singt doch:

Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie ein Kindlein in der Wiegen, —

Ihr Unglück ist nicht grade das Heirathenmüssen, sondern daß man einen Nagel durch zwei Hände schlägt, die sich gar nicht gesucht haben. „Bin ich denn, klagte sie, wie die Quelle, die jedes Bild, das sich in ihr spiegelt, zurückstrahlen muß?" Ihre Gouvernante sinnt etwas aus, das wir im zweiten Akt erfahren werden.

Der zweite Akt, über welchen G. Büchner Chamissos Verse setzte:

Wie ist mir eine Stimme doch erklungen,
Im tiefsten Innern,
Und hat mit Einemmale mir verschlungen
All mein Erinnern!

beginnt mit der Ankunft des Prinzen und Valerios auf freiem Felde. Ein Wirthshaus steht im Hintergrunde, als dankbare Belohnung für die rastlose Wanderung.

Valerio. (Keuchend.) Auf Ehre, Prinz, die Welt iſt doch ein ungeheuer weitläuftiges Gebäude.

Leonce. Nicht doch! Nicht doch! Ich wage kaum die Hände auszuſtrecken, wie in einem engen Spiegelzimmer, aus Furcht, überall anzuſtoßen, daß die ſchönen Figuren in Scherben auf dem Boden lägen und ich vor der kahlen, nackten Wand ſtünde.

Valerio. Ich bin verloren.

Leonce. Da wird Niemand einen Verluſt dabei haben als wer dich findet.

Valerio. Ich werde mich wenigſtens in den Schatten meines Schattens ſtellen.

Leonce. Du verflüchtigſt dich ganz an der Sonne. Siehſt du die ſchöne Wolke da oben? Sie iſt wenigſtens ein Viertel von dir. Sie ſieht ganz wohlbehaglich auf deine gröberen materiellen Stoffe herab.

Valerio. Die Wolke könnte Ihrem Kopf nichts ſchaden, wenn man Ihnen denſelben ſcheeren und ſie Tropfen für Tropfen darauf fallen ließe. Wir ſind ſchon durch ein Dutzend Fürſtenthümer, durch ein halbes Dutzend Großherzogthümer und durch ein Paar Königreiche gelaufen und das in der größten Uebereilung in einem halben Tage und warum? Weil man König werden und eine ſchöne Prinzeſſin heirathen ſoll. Und Sie leben noch in einer ſolchen Lage? Ich begreife Ihre Reſignation nicht. Ich begreife nicht, daß Sie nicht Arſenik genommen, ſich auf das Geländer des Kirchthurms geſtellt und ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben, um es ja nicht zu verfehlen.

Leonce. Aber Valerio, die Ideale! Ich habe das Ideal eines Frauenzimmers in mir und muß es ſuchen. Sie iſt unendlich ſchön, aber dumm. Die Schönheit iſt da ſo hülflos,

ſo rührend wie ein neugebornes Kind. Es iſt ein köſtlicher Contraſt. Dieſe himmliſch ſtupiden Augen, dieſer göttlich einfältige Mund, dieſes ſchaafnaſige griechiſche Profil, dieſer geiſtige Tod in dieſem geiſtigen Leib.

Valerio. Teufel! Da ſind wir ſchon wieder auf der Gränze; das iſt ein Land wie eine Zwiebel, nichts als Schaalen, oder wie in einander geſteckte Schachteln, in der größten ſind nichts als Schachteln, und in der kleinſten iſt gar nichts. (Er wirft ſeinen Pack zu Boden.) Soll denn dieſer Pack mein Grabſtein werden? Sehen Sie, Prinz, ich werde philoſophiſch, ein Bild des menſchlichen Lebens. Ich ſchleppe dieſen Pack mit wunden Füßen durch Froſt und Sonnenbrand, weil ich Abends ein reines Hemd anziehen will, und wenn endlich der Abend kommt, ſo iſt meine Stirn gefurcht, meine Wange hohl, mein Auge dunkel und ich habe grade noch Zeit, mein Hemd anzuziehen, als Todtenhemd. (Beide gehen auf das Wirthshaus los.) Ei du lieber Gott, welch ein köſtlicher Duft, welche Weindüfte und Bratengerüche! Ei ihr lieben verkauften Hoſen, (denn verkaufen will ich ſie) wie wurzelt ihr im Boden und grünt und blüht und die langen ſchweren Trauben hängen mir ins Maul und der Moſt gährt unter der Kelter. (Sie gehen ab.)

Prinzeſſin Lena. Die Gouvernante.

Gouvernante. Es muß ein bezauberter Tag ſein, die Sonne geht nicht unter, und es iſt ſo unendlich lang ſeit unſrer Flucht.

Lena. Nicht doch, meine Liebe, die Blumen ſind ja kaum welk, die ich zum Abſchied brach, als wir aus dem Garten gingen.

Gouvernante. Und wo ſollen wir ruhen? Wir ſind noch auf gar nichts geſtoßen. Ich ſehe kein Kloſter, keine Eremiten, keine Schäfer.

Lena. Wir haben Alles wohl anders geträumt mit unſern Büchern hinter der Mauer unſers Gartens, zwiſchen unſern Myrthen und Oleandern.

Gouvernante. O die Welt iſt abſcheulich! An einen irrenden Königsſohn iſt gar nicht zu denken.

Lena. O ſie iſt ſchön und ſo weit, ſo unendlich weit. Ich möchte immer ſo fort gehen Tag und Nacht. Es rührt ſich nichts. Was ein rother Schein über den Wieſen ſpielt von den Kukuksblumen und die fernen Berge liegen auf der Erde wie ruhende Wolken.

Gouvernante. Du mein Jeſus, was wird man ſagen? Und doch iſt es ſo zart und weiblich! Es iſt eine Entſagung. Es iſt wie die Flucht der heiligen Odilia. Aber wir müſſen ein Obdach ſuchen. Es wird Abend.

Lena. Ja die Pflanzen legen ihre Fiederblättchen zum Schlaf zuſammen und die Sonnenſtrahlen wiegen ſich an den Grashalmen wie müde Libellen.

## Zweite Scene.

Das Wirthshaus auf einer Anhöhe an einem Fluß, weite Ausſicht. Der Garten vor demſelben.

Valerio. Leonce.

Valerio. Nun Prinz, liefern Ihnen die zur Bezahlung gegebenen Hoſen nicht ein köſtliches Getränk? Laufen Ihnen Ihre Stiefel nicht mit der größten Leichtigkeit die Kehle hinunter?

Leonce. Siehſt du die alten Bäume, die Hecken, die Blumen, das Alles hat ſeine Geſchichten, ſeine lieblichen heimlichen Geſchichten. Siehſt du die greiſen freundlichen Geſichter unter den Reben an der Hausthür? Wie ſie ſitzen und ſich bei den Händen halten und Angſt haben, daß ſie alt ſind und die Welt noch ſo jung iſt. O Valerio, und ich bin ſo jung und

die Welt ist so alt. Ich bekomme manchmal eine Angst um mich und könnte mich in eine Ecke setzen und heiße Thränen weinen aus Mitleid mit mir.

Valerio. (Giebt ihm ein Glas.) Nimm diese Glocke, diese Taucherglocke und senke dich in das Meer des Weines, daß es Perlen über dich schlägt. Sieh wie die Elfen über dem Kelch der Weinblumen schweben, goldbeschuht, die Cymbeln schlagend.

Leonce. (Aufspringend.) Komm Valerio, wir müssen was treiben, was treiben. Wir wollen uns mit tiefen Gedanken abgeben: wir wollen untersuchen, wie es kommt, daß der Stuhl auf drei Beinen steht und nicht auf zwei, daß man sich die Nase mit Hülfe der Hände putzt und nicht wie die Fliegen mit den Füßen. Komm, wir wollen Ameisen zergliedern, Staubfäden zählen: ich werde es doch noch zu irgend einer fürstlichen Liebhaberei bringen. Ich werde doch noch eine Kinderrassel finden. Ich habe noch eine gewisse Dosis Enthusiasmus zu verbrauchen; aber wenn ich Alles recht warm gekocht habe, so brauche ich eine unendliche Zeit, um einen Löffel zu finden, mit dem ich das Gericht esse, und darüber steht es ab.

Valerio. Ergo bibamus. Diese Flasche ist keine Geliebte, keine Idee, sie wird nicht langweilig, wird nicht treulos, sie bleibt eins vom ersten Tropfen bis zum letzten. Du brichst das Siegel und alle Träume, die in ihr schlummern, sprühen dir entgegen.

Leonce. O Gott! Die Hälfte meines Lebens soll ein Gebet sein, wenn mir nur ein Strohhalm beschеert wird, auf dem ich reite, wie auf einem prächtigen Roß, bis ich selbst auf dem Stroh liege. — Welch unheimlicher Abend. Da unten ist Alles still und da oben wechseln und ziehen die Wolken und der Sonnenschein kommt wieder. Sieh, was seltsame Ge-

ſtalten ſich dort jagen, ſieh die langen weißen Schatten mit den entſetzlich magern Beinen und Fledermausſchwingen und Alles ſo raſch, ſo wirr und da unten rührt ſich kein Blatt, kein Halm. Die Erde hat ſich ängſtlich zuſammengeſchmiegt, wie ein Kind und über ihre Wiege ſchreiten die Geſpenſter.

Valerio. Ich weiß nicht, was Ihr wollt, mir iſt ganz behaglich zu Muth. Die Sonne ſieht aus wie ein Wirthshausſchild und die feurigen Wolken darüber, wie die Aufſchrift: Wirthshaus zur goldnen Sonne. Die Erde und das Waſſer da unten ſind wie ein Tiſch, auf dem Wein verſchüttet iſt, und wir liegen darauf wie Spielkarten, mit denen Gott und der Teufel aus Langerweile eine Parthie machen, und Ihr ſeid der Kartenkönig und ich bin ein Kartenbube, es fehlt nur noch eine Dame, eine ſchöne Dame, mit einem großen Lebkuchenherz auf der Bruſt und einer mächtigen Tulpe, worin die lange Naſe ſentimental verſinkt, (die Gouvernante und die Prinzeſſin treten auf) und — bei Gott da iſt ſie! Es iſt aber eigentlich keine Tulpe, ſondern eine Priſe Tabak und es iſt eigentlich keine Naſe, ſondern ein Rüſſel. (Zur Gouvernante.) Warum ſchreiten Sie, Wertheſte, ſo eilig, daß man Ihre Füße bis zu Ihren Strumpfbändern ſieht?

Gouvernante. (Heftig erzürnt, bleibt ſtehen.) Warum reißen Sie, Geehrteſter, das Maul ſo weit auf, daß Sie Einem ein Loch in die Ausſicht machen?

Valerio. Damit Sie, Geehrteſte, ſich die Naſe am Horizont nicht blutig ſtoßen. Ihre Naſe iſt wie der Thurm auf Libanon, der gen Damaskus ſteht.

Lena. (Zur Gouvernante.) Meine Liebe, iſt denn der Weg ſo lang?

Leonce. (Träumend vor ſich hin.) O, jeder Weg iſt lang! Das Picken der Todtenuhr in unſerer Bruſt iſt langſam und

jeder Tropfen Blut mißt ſeine Zeit und unſer Leben iſt ein ſchleichend Fieber. Für müde Füße iſt jeder Weg zu lang. . . .

Lena. (Die ihm ängſtlich ſinnend zuhört.) Und für müde Augen jedes Licht zu ſcharf und müde Lippen jeder Hauch zu ſchwer (lächelnd) und müde Ohren jedes Wort zu viel. (Sie tritt mit der Gouvernante ins Haus.)

Leonce. O lieber Valerio! Könnte ich nicht auch ſagen: „ſollte nicht dies und ein Wald von Federbüſchen, nebſt ein Paar gepuſſten Roſen auf meinen Schuhen? Ich hab' es, glaub' ich, ganz melancholiſch geſagt. Gott ſei Dank, daß ich anfange mit der Melancholie niederzukommen. Die Luft iſt nicht mehr ſo hell und kalt, der Himmel ſenkt ſich glühend dicht um mich und ſchwere Tropfen fallen. — O dieſe Stimme: iſt denn der Weg ſo lang? Es reden viele Stimmen über die Erde und man meint, ſie ſprächen von andern Dingen, aber ich hab' ſie verſtanden. Sie ruht auf mir wie der Geiſt, da er über den Waſſern ſchwebte, eh' das Licht ward. Welch Gähren in der Tiefe, welch Werden in mir, wie ſich die Stimme durch den Raum gießt. — Iſt denn der Weg ſo lang? (Geht ab.)

Valerio. Nein. Der Weg zum Narrenhaus iſt nicht ſo lang, er iſt leicht zu finden, ich kenne alle Fußpfade, alle Vicinalwege und Chauſſeen dorthin. Ich ſehe ihn ſchon auf einer breiten Allee dahin, an einem eiskalten Wintertag den Hut unter dem Arm, wie er ſich in die langen Schatten unter die kahlen Bäume ſtellt und mit dem Schnupftuch fächelt. — Er iſt ein Narr! (Folgt ihm.)

## Dritte Scene.

Ein Zimmer.

Lena. Die Gouvernante.

Gouvernante. Denken Sie nicht an den Menſchen.

Lena. Er war ſo alt unter ſeinen blonden Locken. Den

Frühling auf den Wangen, den Winter im Herzen. Das ist traurig. Der müde Leib findet ein Schlafkissen überall, doch wenn der Geist müd' ist, wo soll er ruhen? Es kommt mir ein entsetzlicher Gedanke, ich glaube, es giebt Menschen, die unglücklich sind, unheilbar, blos weil sie sind. (Sie erhebt sich.)

Gouvernante. Wohin mein Kind?

Lena. Ich will hinunter in den Garten.

Gouvernante. Aber —

Lena. Aber, liebe Mutter, Du weißt, man hätte mich eigentlich in eine Scherbe setzen sollen. Ich brauche Thau und Nachtluft wie die Blumen. Hörst Du die Harmonieen des Abends? Wie die Grillen den Tag einsingen und die Nachtviolen ihn mit ihrem Duft einschläfern! Ich kann nicht im Zimmer bleiben. Die Wände fallen auf mich.

## Vierte Scene.

Der Garten. Nacht und Mondschein. Man sieht Lena auf dem Rasen sitzend.

Valerio. (In einiger Entfernung.) Es ist eine schöne Sache um die Natur, sie ist aber doch nicht so schön, als wenn es keine Schnaken gäbe, die Wirthsbetten etwas reinlicher wären und die Todtenuhren nicht so in den Wänden pickten. Drin schnarchen die Menschen und draußen quaken die Frösche, Drin pfeifen die Hausgrillen und draußen die Feldgrillen. Lieber Rasen, dies ist ein rasender Entschluß. (Er legt sich auf den Rasen nieder.)

Leonce. (Tritt auf.) O Nacht, balsamisch wie die erste, die auf das Paradies herabsank. (Er bemerkt die Prinzessin und nähert sich ihr leise.)

Lena. (Spricht vor sich hin.) Die Grasmücke hat im Traum gezwitschert, die Nacht schläft tiefer, ihre Wange wird

bleicher und ihr Athem stiller. Der Mond ist wie ein schlafendes Kind, die goldnen Locken sind ihm im Schlaf über das liebe Gesicht heruntergefallen. — O sein Schlaf ist Tod. Wie der todte Engel auf seinem dunkeln Kissen ruht und die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen. Armes Kind, kommen die schwarzen Männer bald Dich zu holen? Wo ist Deine Mutter? Will sie Dich nicht noch einmal küssen? Ach es ist traurig, todt und so allein.

Leonce. Steh auf in Deinem weißen Kleide und wandle hinter der Leiche durch die Nacht und singe ihr das Todtenlied.

Lena. Wer spricht da?

Leonce. Ein Traum.

Lena. Träume sind selig.

Leonce. So träume Dich selig, und laß mich Dein seliger Traum sein.

Lena. Der Tod ist der seligste Traum.

Leonce. So laß mich Dein Todesengel sein. Laß meine Lippen sich gleich seinen Schwingen auf Deine Augen senken. (Er küßt sie.) Schöne Leiche, Du ruhst so lieblich auf dem schwarzen Bahrtuch der Nacht, daß die Natur das Leben haßt und sich in den Tod verliebt.

Lena. Nein, laß mich. (Sie springt auf und entfernt sich rasch.)

Leonce. Zu viel! zu viel! Mein ganzes Sein ist in dem einen Augenblick. Jetzt stirb. Mehr ist unmöglich. Wie frischathmend, schönheitglänzend ringt die Schöpfung sich aus dem Chaos entgegen. Die Erde ist eine Schaale von dunkelm Gold, wie schäumt das Licht in ihr und fluthet über ihren Rand und hellauf perlen daraus die Sterne. Meine Lippen saugen sich daran: dieser eine Tropfen Seligkeit macht mich zu einem

köſtlichen Gefäß. Hinab heiliger Becher! (Er will ſich in den Fluß ſtürzen.)

Valerio. (Springt auf und umfaßt ihn.) Halt Sereniſſime!

Leonce. Laß mich!

Valerio. Ich werde Sie laſſen, ſobald Sie gelaſſen ſind und das Waſſer zu laſſen verſprechen.

Leonce. Dummkopf!

Valerio. Iſt denn Eure Hoheit noch nicht über die Lieutenantsromantik hinaus, das Glas zum Fenſter hinauszuwerfen, womit man die Geſundheit ſeiner Geliebten getrunken?

Leonce. Ich glaube halbwegs, Du haſt Recht.

Valerio. Tröſten Sie ſich. Wenn Sie auch nicht heut Nacht unter dem Raſen ſchlafen, ſo ſchlafen ſie wenigſtens darauf. Es wäre ein eben ſo ſelbſtmörderiſcher Verſuch, in eins von den Betten zu gehn. Man liegt auf dem Stroh wie ein Todter und wird von den Flöhen geſtochen wie ein Lebendiger.

Leonce. Meinetwegen. (Er legt ſich ins Gras.) Menſch, Du haſt mich um den ſchönſten Selbſtmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen ſo vorzüglichen Augenblick mehr dazu finden und das Wetter iſt ſo vortrefflich. Jetzt bin ich ſchon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit ſeiner gelben Weſte und ſeinen himmelblauen Hoſen Alles verdorben. — Der Himmel beſcheere mir einen recht geſunden, plumpen Schlaf.

Valerio. Amen. — Und ich habe ein Menſchenleben gerettet und werde mir mit meinem guten Gewiſſen heut Nacht den Leib warm halten.

Leonce. Wohl bekomm's, Valerio!

göttliche Funke kann auch etwas ſein, das in ihm wohnt, ohne ihn ſtündlich hinzureißen, das ſich ſogar einſchließen, bewahren und erſt für den vorkommenden Fall in Arbeit ſetzen läßt. Goethe griff nach Allem, dem er eine eigenthümliche, d. h. die gehörige Geſtaltung zu geben wußte und war weit entfernt von jener Gewiſſenhaftigkeit des Talentes, jedes Ding in allen ſeinen Nothwendigkeiten zu erſchöpfen und es über die bloße Skizze in ein vollkommenes Gemälde hinüberzuführen. Mit den Gegenſtänden der Kunſt kann nur derjenige ſpielen, welcher ihnen gewachſen iſt. Das Talent wird jeden Vortheil wahrnehmen und einen Beſitz, den es erhaſchen kann, nicht anders, als in ganzer Vollſtändigkeit nehmen. Das Genie, ſeiner Zulänglichkeit ſich bewußt, läßt die Dinge an ſich kommen und iſt ſorglos genug, daß es oft vom Talent übertroffen wird. Das Talent zeigt ſich immer nur in ſeiner Anwendung; das Genie iſt etwas Solidariſches, wo eine ausſtrömende einzelne Anwendung, wenn ſie einmal nicht gelingt, doch niemals bewirkt, daß das Ganze, was daheim bleibt, dafür verantwortlich gemacht wird oder im entgegengeſetzten Falle dem Ganzen etwas genommen ſcheint. So will ich einem Jeden überlaſſen, dieſe Parallele noch weiter durchzuführen und ſich über Goethe der Anſicht zu nähern welche wir noch weiter entwickeln werden.

Es ſoll denn auch gar nicht verſchwiegen werden, daß die Oppoſition gegen Goethe ſich aus einer Thatſache im menſchlichen Gemüthe herſchrieb. Wir ſind ſelten geneigt, dasjenige auch nur liebenswürdig zu finden, was von Menſchen, die wir haſſen, angebetet wird. So kam es, daß in der Bewunderung Goethe's die Wärme, die Hitze der Einen die Wärme der Anderen erkältete.

## Dritter Act.

### Erste Scene.

Leonce. Valerio.

**Valerio.** Heirathen? Seit wann hat es Eure Hoheit zum ewigen Kalender gebracht?

**Leonce.** Weißt Du auch, Valerio, daß selbst der Geringste unter den Menschen so groß ist, daß das Leben noch viel zu kurz ist, um ihn lieben zu können? Und dann kann ich einer gewissen Art von Leuten, die sich einbilden, daß nichts so schön und heilig sei, daß sie es nicht noch schöner und heiliger machen müßten, die Freude lassen. Es liegt ein gewisser Genuß in dieser lieben Arroganz. Warum soll ich ihnen denselben nicht gönnen?

**Valerio.** Sehr human und philobestialisch. Aber weiß sie auch, wer Sie sind?

**Leonce.** Sie weiß nur, daß sie mich liebt.

**Valerio.** Und weiß Eure Hoheit auch, wer sie ist?

**Leonce.** Frag doch die Nelke und die Thauperle nach ihrem Namen.

**Valerio.** Das heißt, sie ist überhaupt etwas, wenn das nicht schon zu unzart ist und doch nach dem Signalement schmeckt. — Aber, wie soll das gehn? Hm! — Prinz, bin ich Minister, wenn Sie heute vor ihrem Vater mit der Unaussprechlichen, Namenlosen, mittelst des Ehesegens zusammengeschmiedet werden? Ihr Wort?

**Leonce.** Mein Wort!

**Valerio.** Der arme Teufel Valerio empfiehlt sich Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister Valerio von Valerienthal. — „Was will der Kerl? Ich kenne ihn nicht. Fort Schlingel!“

(Er läuft weg, Leonce folgt ihm.)

## Zweite Scene.

Freier Platz vor dem Schlosse des Königs Peter. Der Landrath. Der Schulmeister. Bauern im Sonntagsputz, Tannenzweige haltend.

Landrath. Lieber Herr Schulmeister, wie halten sich Eure Leute?

Schulmeister. Sie halten sich so gut in ihren Leiden, daß sie sich schon seit geraumer Zeit an einander halten. Sie gießen brav Spiritus an sich, sonst könnten sie sich in der Hitze unmöglich so lange halten. Courage, Ihr Leute! Steckt Eure Tannenzweige grad vor Euch hin, daß man meint, Ihr wärt ein Tannenwald und Eure Nasen die Erdbeeren und Eure Dreimaster die Hörner vom Wildpret und Eure hirschledernen Hosen der Mondschein darin, und merkt's Euch, der Hinterste läuft immer wieder vor den Vordersten, daß es aussieht, als wärt Ihr ins Quadrat erhoben.

Landrath. Und Schulmeister, Ihr stehet vor die Nüchternheit.

Schulmeister. Versteht sich, denn ich kann vor Nüchternheit keam mehr stehen.

Landrath. Gebt Acht, Leute, im Programm steht: „Sämmtliche Unterthanen werden von freien Stücken reinlich gekleidet, wohlgenährt, und mit zufriedenen Gesichtern sich längs der Landstraße aufstellen." Macht uns keine Schande!

Schulmeister. Seid standhaft! Kratzt Euch nicht hinter den Ohren und schneuzt Euch die Nasen nicht mit den Fingern, so lang das hohe Paar vorbeifährt und zeigt die gehörige Rührung, oder es werden rührende Mittel gebraucht werden. Erkennt, was man für Euch thut, man hat Euch grade so gestellt, daß der Wind von der Küche über Euch geht und Ihr

auch einmal in Eurem Leben einen Braten riecht. Könnt Ihr noch Eure Lection? Bi!

Bauern. Bi!

Schulmeister. Bat!

Bauern. Bat!

Schulmeister. Vivat!

Bauern. Vivat!

Schulmeister. So Herr Landrath. Sie sehen, wie die Intelligenz im Steigen ist. Bedenken Sie, es ist Latein.

## Dritte Scene.

Großer Saal. Geputzte Herren und Damen sorgfältig gruppirt. Der Ceremonienmeister mit einigen Bedienten auf dem Vordergrund.

Ceremonienmeister. Es ist ein Jammer. Alles geht zu Grund. Die Braten schnurren ein. Alle Glückwünsche stehen ab. Alle Vatermörder legen sich um, wie melancholische Schweinsohren. Den Bauern wachsen die Nägel und der Bart wieder. Den Soldaten gehn die Locken auf. Die zwölf Unschuldigen sehen in ihren weißen Kleidchen aus wie erschöpfte Seidenhasen und der Hof-Poet grunzt um sie herum wie ein bekümmertes Meerschweinchen. Die Herrn Offiziere kommen um all ihre Haltung. (Zu einem Diener.) Sage doch dem Herrn Candidaten, er möge seine Buben einmal das Wasser abschlagen lassen. — Der arme Herr Hofprediger! Sein Frack läßt den Schweif ganz melancholisch hängen. Ich glaube, er hat Ideale und verwandelt alle Kammerherrn in Kammerstühle. Er ist müde vom Stehen.

Zweiter Bediente. Alles Fleisch verdirbt vom Stehen. Auch der Hofprediger ist ganz abgestanden, seit er heut Morgen aufgestanden.

Ceremoniemeister. Die Hofdamen stehen da, wie Gradirbäume, das Salz krystallisirt an ihren Halsketten.

Zweiter Bediente. Sie machen's sich wenigstens bequem. Man kann ihnen nicht nachsagen, daß sie auf den Schultern tragen. Wenn sie nicht offenherzig sind, so sind sie doch offen bis zum Herzen.

Ceremonienmeister. Ja, sie sind gute Karten vom türkischen Reich, man sieht das Marmormeer. Fort, Ihr Schlingel! An die Fenster! Da kömmt Ihro Majestät.

(König Peter und der Staatsrath treten ein.)

Peter. Also auch die Prinzessin ist verschwunden? Hat man noch keine Spur von unserm geliebten Erbprinzen? Sind meine Befehle befolgt? Werden die Gränzen beobachtet?

Ceremonienmeister. Ja, Majestät. Die Aussicht von diesem Saal gestattet uns die strengste Aufsicht. (Zu dem ersten Bedienten.) Was hast Du gesehen?

Erster Bediente. Ein Hund, der seinen Herrn sucht, ist durch das Reich gelaufen.

Ceremonienmeister. (Zu einem andern.) Und Du?

Zweiter Bediente. Es geht jemand auf der Nordgränze spazieren, aber es ist nicht der Prinz, ich könnte ihn erkennen.

Ceremonienmeister. Und Du?

Dritter Diener. Sie verzeihen, Nichts.

Ceremonienmeister. Das ist sehr wenig. Und Du?

Vierter Diener. Auch Nichts.

Ceremonienmeister. Das ist noch weniger.

Peter. Aber, Staatsrath, habe ich nicht den Beschluß gefaßt, daß meine königliche Majestät sich an diesem Tag freuen und daß an ihm die Hochzeit gefeiert werden sollte? War das nicht unser festester Entschluß?

Präsident. Ja, Eure Majestät, so ist es protokollirt und aufgezeichnet.

König. Und würde ich mich nicht kompromitiren, wenn ich meinen Beschluß nicht ausführte?

Präsident. Wenn es anders für Eure Majestät möglich wäre, sich zu kompromitiren, so wäre dies ein Fall, worin sie sich kompromitiren könnte.

König Peter. Habe ich nicht mein königliches Wort gegeben? Ja, ich werde meinen Beschluß sogleich ins Werk setzen, ich werde mich freuen. (Er reibt sich die Hände.) O ich bin außerordentlich froh!

Präsident. Wir theilen sämmtlich die Gefühle Eurer Majestät, so weit es für Unterthanen möglich und schicklich ist.

Peter. O ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Ich werde meinen Kammerherrn rothe Röcke machen lassen, ich werde einige Gabetten zu Lieutenants machen, ich werde meinen Unterthanen erlauben — aber, aber, die Hochzeit? Lautet die andere Hälfte des Beschlusses nicht, daß die Hochzeit gefeiert werden sollte?

Präsident. Ja, Eure Majestät.

Peter. Ja, wenn aber der Prinz nicht kommt und die Prinzessin auch nicht?

Präsident. Ja, wenn der Prinz nicht kommt und die Prinzessin auch nicht, — dann — dann

Peter. Dann, dann?

Präsident. Dann können sie sich allerdings nicht heirathen.

König. Halt, ist der Schluß logisch? Wenn — dann — richtig — Aber mein Wort, mein königliches Wort!

Präsident. Tröste sich Eure Majestät mit andern Majestäten. Ein königliches Wort ist ein Ding, ein Ding, das nichts —

Peter. (Zu den Dienern.) Seht Ihr noch nichts?

Diener. Eure Majestät, nichts, gar nichts.

Peter. Und ich hatte beschlossen, mich so zu freuen, grade

mit dem Glockenſchlag zwölf wollte ich anfangen und wollte mich freuen volle zwölf Stunden — ich werde melancholiſch.

Präſident. Alle Unterthanen werden aufgefordert, die Gefühle Ihrer Majeſtät zu theilen.

Ceremonienmeiſter. Denjenigen, welche kein Schnupftuch bei ſich haben, iſt das Weinen jedoch Anſtands halber unterſagt.

Erſter Bediente. Halt! Ich ſehe was! Es iſt etwas wie ein Vorſprung, wie eine Naſe, das Uebrige iſt noch nicht über der Gränze; und dann ſeh' ich noch einen Mann und dann noch zwei Perſonen entgegengeſetzten Geſchlechts.

Ceremonienmeiſter. In welcher Richtung?

Erſter Bediente. Sie kommen näher. Sie gehn auf das Schloß zu. Da ſind ſie.

(Valerio, Leonce, die Gouvernante und die Prinzeſſin treten maskirt auf.)

Peter. Wer ſeid Ihr?

Valerio. Weiß ich's? (Er nimmt langſam hintereinander mehrere Masken ab.) Bin ich das? oder das? oder das? Wahrhaftig ich bekomme Angſt, ich könnte mich ſo ganz auseinanderſchälen und blättern.

Peter. (Verlegen.) Aber — aber etwas müßt Ihr denn doch ſein?

Valerio. Wenn Eure Majeſtät es ſo befehlen. Aber meine Herren, hängen Sie dann die Spiegel herum und verſtecken Sie ihre blanken Knöpfe etwas und ſehen Sie mich nicht ſo an, daß ich mich in Ihren Augen ſpiegeln muß, oder ich weiß wahrhaftig nicht mehr, wer ich eigentlich bin.

Peter. Der Mann bringt mich in Confuſion, zur Deſperation. Ich bin in der größten Verwirrung.

Valerio. Aber eigentlich wollte ich einer hohen und

geehrten Gesellschaft verkündigen, daß hiemit die zwei weltberühmten Automaten angekommen sind und daß ich vielleicht der dritte und merkwürdigste von beiden bin, wenn ich eigentlich selbst recht wüßte, wer ich wäre, worüber man übrigens sich nicht wundern dürfte, da ich selbst gar nichts von dem weiß, was ich rede, ja auch nicht einmal weiß, daß ich es nicht weiß, so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß man mich nur so reden läßt, und es eigentlich nichts als Walzen und Windschl[illegible] sind, die das Alles sagen. (Mit schnarrendem Ton.) Sehen Sie hier meine Herren und Damen, zwei Personen beiderlei Geschlechts, ein Männchen und ein Weibchen, einen Herr und eine Dame. Nichts als Kunst und Mechanismus, nichts als Pappendeckel und Uhrfedern. Jede hat eine feine, feine Feder von Rubin unter dem Nagel der kleinen Zehe am rechten Fuß, man drückt ein klein wenig und die Mechanik läuft volle funfzig Jahre. Diese Personen sind so vollkommen gearbeitet, daß man sie von andern Menschen gar nicht unterscheiden könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie bloße Pappdeckel sind, man könnte sie eigentlich zu Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen. Sie sind sehr edel, denn sie sprechen hochdeutsch. Sie sind sehr moralisch, denn sie stehen auf den Glockenschlag auf, essen auf den Glockenschlag zu Mittag, und gehen auf den Glockenschlag zu Bett, auch haben sie gute Verdauung, was beweist, daß sie ein gutes Gewissen haben. Sie sind sehr gebildet, denn die Dame singt alle neuen Opern und der Herr trägt Manschetten. Geben Sie Acht, meine Herren und Damen, sie sind jetzt in einem interessanten Studium, der Mechanismus der Liebe fängt an sich zu äußern, der Herr hat der Dame schon einigemal den Schawl getragen, die Dame hat schon einigemal die Augen verdreht und gen Himmel geblickt. Beide haben schon mehrmals geflüstert: Glaube, Liebe, Hoffnung! Beide sehen bereits ganz accordirt aus, es fehlt nur noch das einzige Wörtchen: Amen.

Peter. (Den Finger an die Naſe legend.) In effigie? in effigie? Präſident, wenn man einen Menſchen in effigie hängen läßt, iſt das nicht eben ſo gut, als wenn er ordentlich gehängt würde?

Präſident. Verzeihen, Eure Majeſtät, es iſt noch viel beſſer, denn es geſchieht ihm kein Leid dabei, und er wird dennoch gehängt.

Peter. Jetzt hab' ich's. Wir feiern die Hochzeit in effigie. (Auf Leonce und Lena deutend.) Das iſt der Prinz, das iſt die Prinzeſſin. Ich werde meinen Beſchluß durchſetzen, ich werde mich freuen. Laßt die Glocken läuten, macht Eure Glückwünſche zurecht, hurtig Herr Hofprediger.

(Der Hofprediger tritt vor, räuspert ſich, blickt einigemal gen Himmel.)

Valerio. Fang an! Laß Deine fatalen Geſichter und fang an! Wohlauf!

Hofprediger. (In der größten Verwirrung.) Wenn wir, oder, aber

Valerio. Sintemal und alldieweil —

Hofprediger. Denn —

Valerio. Es war vor Erſchaffung der Welt —

Hofprediger. Daß —

Valerio. Gott lange Weile hatte —

Peter. Machen Sie es nur kurz, Beſter.

Hofprediger. (Sich faſſend.) Geruhen Eure Hoheit Prinz Leonce und geruhen Eure Hoheit Prinzeſſin Lena, und geruhen Eure Hoheiten gegenſeitig, ſich beiderſeitig einander zu wollen, ſo ſagen Sie ein lautes und vernehmliches Ja.

Lena und Leonce. Ja.

Hofprediger. So ſage ich Amen.

Valerio. Gut gemacht, kurz und bündig, ſo wäre denn

das Männlein und das Fräulein erſchaffen und alle Thiere des Paradieſes ſtehen um ſie.

(Leonce nimmt die Maske ab.)

Alle. Der Prinz!

Peter. Der Prinz! Mein Sohn! Ich bin verloren, ich bin betrogen! (Er geht auf die Prinzeſſin los.) Wer iſt die Perſon? Ich laſſe Alles für ungültig erklären.

Gouvernante. (Nimmt der Prinzeſſin die Maske ab, triumphirend.) Die Prinzeſſin!

Leonce. Lena?

Lena. Leonce?

Leonce. Ei Lena, ich glaube, das war die Flucht in das Paradies. Ich bin betrogen.

Lena. Ich bin betrogen.

Leonce. O Zufall!

Lena. O Vorſehung!

Valerio. Ich muß lachen. Eure Hoheiten ſind wahrhaftig durch den Zufall einander zugefallen, ich hoffe, Sie werden, dem Zufall zu Gefallen, Gefallen an einander finden.

Gouvernante. Daß meine alten Augen das ſehen konnten! Ein irrender Königsſohn! Jetzt ſterb' ich ruhig.

Peter. Meine Kinder, ich bin gerührt, ich weiß mich vor Rührung kaum zu laſſen. Ich bin der glücklichſte Mann! Ich lege aber auch hiermit feierlichſt die Regierung in deine Hände, mein Sohn, und werde ſogleich ungeſtört jetzt bloß nur noch zu denken anfangen. Mein Sohn, du überläſſeſt mir dieſe Weiſen, (er deutet auf den Staatsrath) damit ſie mich in meinen Bemühungen unterſtützen. Kommen Sie, meine Herren, wir müſſen denken, ungeſtört denken. (Er entfernt ſich mit dem Staatsrath.)

Leonce. (Zu den Anweſenden.) Meine Herren, meine Ge-

mahlin und ich bedauern unendlich, daß Sie uns heute so lange zu Dienſten geſtanden ſind. Ihre Stellung iſt ſo traurig, daß wir um keinen Preis Ihre Standhaftigkeit länger auf die Probe ſtellen möchten. Gehn Sie jetzt nach Hauſe, aber vergeſſen Sie ihre Reden, Predigten und Verſe nicht, denn morgen fangen wir in aller Ruhe und Gemüthlichkeit den Spaß noch einmal von vorn an. Auf Wiederſehen! (Alle entfernenen ſich, Leonce, Lena, Valerio und die Gouvernante ausgenommen.)

Leonce. Nun, Lena, ſiehſt du jetzt, wie wir die Taſchen voll haben, voll Puppen und Spielzeug? Was wollen wir damit anfangen? Wollen wir ihnen Schnurrbärte machen und ihnen Säbel anhängen? Oder wollen wir ihnen Fräcke anziehen, und ſie infuſoriſche Politik und Diplomatie treiben laſſen und uns mit dem Mikroſkop daneben ſetzen? Oder haſt du Verlangen nach einer Drehorgel, auf der milchweiße äſthetiſche Spitzmäuſe herumhuſchen? Wollen wir ein Theater bauen? (Lena lehnt ſich an ihn und ſchüttelt den Kopf.) Aber ich weiß beſſer, was du willſt, wir laſſen alle Uhren zerſchlagen, alle Kalender verbieten und zählen Stunden und Monden nur nach der Blumenuhr, nur nach Blüthe und Frucht. Und dann umſtellen wir das Ländchen mit Brennſpiegeln, daß es keinen Winter mehr giebt und die uns im Sommer bis Iſchia und Capri hinauf diſtilliren, und wir das ganze Jahr zwiſchen Roſen und Veilchen, zwiſchen Orangen und Lorbeern ſtecken.

Valerio. Und ich werde Staatsminiſter und es wird ein Dekret erlaſſen, daß, wer ſich Schwielen in die Hände ſchafft, unter Kuratel geſtellt wird, daß, wer ſich krank arbeitet, kriminaliſtiſch ſtrafbar iſt, daß Jeder, der ſich rühmt, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts zu eſſen, für verrückt und der menſchlichen Geſellſchaft gefährlich erklärt wird, und dann legen wir uns in den Schatten und bitten Gott um Makkaroni,

Goethe fand eine Menſchenklaſſe, die mir, weil ſie dem Genie unentbehrlich iſt, eine providentielle Bedeutung zu haben ſcheint. Das arme Genie, wenn es allein ſteht! Was ſollen die großen Gedanken, wenn ſie nur begaffte und unentzifferte Pyramiden ſind! Jeder Prophet muß ſeinen Apoſtel, jedes Genie ſeinen Luſtigmacher haben. Der Enthuſiasmus übernimmt für die Rechnung des großen Hauſes ſein kleines lobpreiſendes Detailgeſchäft. Es reiſt auf die Firma ſeines Gottes und bringt deſſen Gold und Silber als Scheidemünze unter die Leute. Die Sprache der Götter und der Menſchen muß durch Dolmetſcher vermittelt, das Genie muß erklärt, auseinandergeſetzt und mit Beiſpielen belegt werden.

Kant und Goethe haben in Deutſchland die meiſten Ausleger gefunden. Zahlloſe Zwerge kamen, welche ſich aus dem Rockärmel dieſer Rieſen vollſtändige Kleider ſchnitten. Kant und Goethe unterſcheiden ſich in dieſer Rückſicht nur ſo, daß jener vervollſtändigt und populariſirt, dieſer hingegen ausgelegt und ins Wunderbare hinaus mißdeutet wurde. In Norddeutſchland wurde Goethe zu einem Syſtem erhoben und Herr Schubart iſt in der That ein recht geſchickt ausgebauter Flügel deſſelben. Was wir oben von Goethe behauptet haben, daß ſich ein ganzes Leben nach ihm einrichten ließe, bewährte ſich hier. Herr Schubart lebte und webte in Goethe; er war die Wahrheit, die ihn freigemacht hatte, und ſein Jünger würde ſich nie zu einer Handlung bekannt haben, ohne den Calcul, was Goethe in dieſem Falle denken oder thun würde. Es war ein ſonderbarer Widerſpruch, daß Herr Schubart die Hegel'ſche Philoſophie angriff, die es doch ihrerſeits an enthuſiaſtiſchen Beziehungen zu Goethe nicht fehlen ließ. Möchte man nicht verführt werden, hier

Melonen und Feigen, um muſikaliſche Kehlen, klaſſiſche Geſtalten und eine, wo möglich, bequeme Religion.

Das iſt Georg Büchners Leonce und Lena! Unſre graſſirenden Bühnendichter könnten ruhig ſchlafen, ſelbſt wenn der Dichter noch lebte; er würde ihnen keinen Schaden zugefügt haben! Das Ganze iſt ein Hauch, ein Klang; es duftet und läutet, aber „Mise en Scene“ iſt damit nicht möglich, ſelbſt wenn A. Lewald käme. Erreichte Büchner auch nicht die klaſſiſche Höhe eines Angely, eines Neſtroy, ſo haben wir doch in ihm ein beſcheidenes Talentchen entdeckt, welches allenfalls mit untergeordneten Kräften, etwa mit Achim von Arnim und mit Clemens Brentano verglichen werden dürfte!

# Ein Beſuch bei Bettina.

Es war an einem kalten, regneriſchen Tage des Spätherbſtes. „Unter den Linden“ in Berlin waren die Bäume ſchon alle von ihrer gelben Laſt (nur grün ſind die Blätter dem Baum eine Freude) befreit; auch die Säle der Kunſtausſtellung, die für den ſchwindenden Sommer in Berlin immer einen Erſatz an äſthetiſchen Anſchauungen giebt, waren ſchon geſchloſſen. Ich fröſtelte im langen Surtout und blickte mit einiger Befangenheit zu den Fenſtern jener märchenhaften Erſcheinung, der Bettina Brentano, hinauf, die mitten in dem enggeſchnürten Daſein unſerer modernen Beziehungen den Muth gehabt hatte, ein Kind zu bleiben und ihre Empfindungen auszuſprechen, ohne die Folien zu bedenken, die heute das Große, Erhabene und Schöne erwägen muß, um für groß, erhaben und ſchön auch anerkannt zu werden.

Es iſt ein ſo eignes Gefühl, geiſtig von einem Namen angeregt, längſt ſchon mit ſeinen ideellen Beziehungen

vertraut zu sein und zu den Phantasieen, die man sich von einer gewaltigen Erscheinung in der Kunst oder Wissenschaft gebildet hat, nun das leibhafte Gegenbild in der Wirklichkeit zu sehen. Eine Persönlichkeit, die wir uns nur genienhaft denken konnten oder erhaben wie den olympischen Zeus oder phantastisch wie einen Sänger zu Ossians Zeiten tritt uns nun im Frack oder Warschauer Schlafrock, oder im weiblichen Negligée mit Haarwickeln entgegen und wir wissen nicht, sollen wir bei der Begrüßung zuerst an Knigge oder an die Stellung denken, die der Begrüßte im Reich der Geister einnimmt. Wir müssen uns lange, bis wir die Vorstellungen, die wir von dem hohen Geiste vorgefaßt hatten, alle wieder gesammelt haben in den Kreis der bürgerlichen Sphäre, in der wir unsern Angebeteten begrüßen. Wie viel große Denker und Dichter giebt es leider, zwischen deren äußerem Auftreten und ihren geistigen Gebilden eine so unermeßliche Kluft liegt, daß wir in dem Einen kaum das Andere wiedererkennen! Die Wahrheit ihres Genies ist bei ihnen nicht zur Wahrheit des Menschen geworden. Wenn man einen Dichter, der uns oft den Vorhang von dem dunkeln Geisterreiche wegzog und uns in die Sphären einer Unsterblichkeit ein wenig hineinblicken ließ, die ihm gewiß genug ist, wenn man ihn mit einem Jabot sieht, auf dem gelbe Tabaksflecken auf die Gewohnheit eines narkotischen Trorsenfalles schließen lassen; das ginge noch. Aber wenn wir die persönliche Bekanntschaft eines Philosophen,

deſſen Moralgeſetz die Selbſtbeherrſchung iſt, mit einem Wortwechſel anknüpfen, über deſſen Gelärm und Gezänk wir ihn betreffen, während ein Hund dazwiſchenbellt, die Hausfrau eine Terrine zerſchlägt und die Kinder ſchreien, als wenn ſie am Spieße ſtäken, da kann man wohl ſagen, daß große Menſchen wie Landſchaften aus einer gewiſſen Entfernung geſehen werden müſſen und daß das Genie immer klein daſtünde, würde man ſeine Geſchichte nach den Mittheilungen ſeines Kammerdieners ſchreiben.

Bei Bettina hab' ich mich aber nicht getäuſcht. Ich dachte mir: Ein Weſen, das in ſeiner Jugend ein Elfenkind war, kann im Alter nur eine Zauberin, eine Nonne werden. Und ſo traf ich ſie. Es lag mir etwas Dämoniſches in ihrer Erſcheinung; ich fühlte es, daß ſie der Natur näher ſtand, als ich. Ein grauer Schlafrock, ohne alle Eleganz, umſchloß kleine und behende Glieder. Bettina iſt von mitlerem Wuchs, behend, ſchmächtig, in ihrer Jugend wie eine Gazelle. Noch hat ſie die ſchönen Augen einer Gazelle, aber auch das Zitternde, Ungewiſſe des Thier-Auges, ſie iſt auch hierin der Natur näher, als wir, die wir unſere Blicke zügeln und ſie nicht vor unſern Gedanken vorausſchießen laſſen. Schönes, ſchwarzes, ich möchte ſagen, römiſch-katholiſches Haar verriethen zwei Locken, die vorn über die Stirn herunterglitten und das Anſehen eines gebrannten Toupets hatten, das im Nebel, feucht geworden, ſich auflöſt. Die Kräuſelung wollte nicht Stich halten, die beiden Locken hätten eben

ſo gut zwei Zöpfe werden können. Mit unruhiger Behendigkeit lief Bettina in dem faſt meubleloſen Zimmer von einer kleinen Reliquie zur andern; da war Goethe im Kreiſe ſeiner Aeltern gemalt, da hingen Gypsabgüſſe von Schinkel'ſchen und ihren eigenen Basreliefs, da lagen Mappen mit Cartons und Zeichnungen, ein Flügel ſtand in der Nähe und wenn Bettina nicht von Einem zum Andern hüpfte, um mir etwas zu erklären, ſo ſaß ſie unruhig auf dem Sopha und zerpflückte während des Sprechens eine Oblate nach der andern, die ſie aus einem kleinen Käſtchen langte. Eine ſo fiebernde Aufregung liegt in ihr! Es iſt Alles in ihr Leben — und das Lebenszeichen des Lebens iſt Zerſtörung. Sie hörte, während zwei Stunden, wo ich ſie ſprach, nicht auf, Oblaten zu zerpflücken.

Dieſe zwei Stunden einer mir unvergeßlichen Unterhaltung rauſchten wie Sekunden vorüber. Wir ſprachen über Alles und hätten doch, als wir ſchieden, erſt anfangen mögen! Dieſe Vielſeitigkeit, dieſe Gedankenſprünge, dieſe geiſtreiche Formgebung im Momente, dieſes neckiſche Spiel mit der Wahrheit oder mit dem Scheine derſelben — es bezauberte mich. Als ich aufſtand und unten auf der Straße die wunderbaren Eindrücke zuſammenhalten wollte, war es mir, als wär' ich aus einem Tropfbade gekommen. Es war mir, als hätt' ich auf einer üppigen Weinranke ſchwebend geſeſſen und wäre von allen Seiten her wie aus unſichtbaren Felſenöffnungen

mit den Strahlen eines ununterbrochenen Staubregens geneckt worden. Auch ſo frei und friſch, ſo geſtärkt fühlt' ich mich nach dieſem geiſtigen Bade. Ich begriff nun wohl, was ſie mir ſelbſt mit jener kleinen Koketterie, die eben zu den Reizen ihrer Erſcheinung gehört, erzählte, daß Schleiermacher, wenn er in der Akademie hätte müſſen über einen philoſophiſchen Gegenſtand leſen, ihr ſagte: „Bettina, ſchreib' mir über Muſik, über Liebe, kurz über das, was ich abzuhandeln habe, einen Bogen voll von Deinem Zeuge auf!" „Er brauchte es zwar nicht," ſagte ſie; „aber es regte ihn an." Und gewiß, die ſchaffende Gedankenarbeit in vielen Genien wird geſteigerter, ſchwungreicher, wenn ſie in der Ferne Muſik hören. Auch Gedanken eines Andern können für unſer eigenes Denken eine geiſtige Reſonanz werden. Schleiermacher kam in die Region, wo er nach einem poſitiven Reſultate ſtrebte, unwillkührlich hinein, wenn ihm Bettina das, was bei ihm Gedanke werden mußte, als Klang, als naive Intuition ausſprach.

Worüber ich mit Bettinen verhandelte, darüber ein Andermal. Will man ihren Geiſt genießen, ſo bemerk' ich nur noch dies, das man ſich nichts daraus machen muß, wenn man ſich ſelbſt lächerlich erſcheint. Sie, eine gaukelnde Sylphide, iſt dem bedächtigen Ernſt des Mannes immer voran. Man berührt eine Frage, will ſie ergründen, aber Bettinen iſt es nur um einen Blitzſtreifen zu thun, der plötzlich darauf fällt, einen magiſchen

Schimmer auf die Frage gleiten läßt, ſie auf einen Augenblick prächtig erleuchtet, als platzte eine Leuchtkugel im Mondenſchein — dann iſt's aus und wieder Nacht. Der geiſtvollſte Mann iſt ihr gegenüber, da ſie nicht Stich hält, ſondern immer ſpringt und abſchweift, ein Pedant. Sie wirft Dir ein Paradoxon an den Kopf, Du ſinnſt darüber, willſt Aufklärung und wirſt von ihr wie ein Bär im Kreiſe herumgeführt; ſie ſpottet Deiner Gründlichkeit; ſie iſt nur Poet.

Bettina ſpricht noch immer ihr Frankfurter Deutſch, eine ſehr bequeme Sprache, die ſich's mit den Endſylben leicht macht, viel unnützes, widerſpenſtiges Conſonantenvolk ſchnell verſchluckt und die Vokale nach Belieben lang oder kurz beim Kragen nimmt. Sie iſt damit ſo reſolut wie die Frau Rath.

Bettina hat eine Hand, ſo weiß, zart gepflegt und magnetiſch, daß ſie nie aufhören wird, Lippen anzuziehen.

# Rosa Maria Assing,

geb. Varnhagen von Ense.

---

Als die Freunde der Verstorbenen erfahren mußten, sie würde sich von der Krankheit, die sie auf's Lager warf, nicht wieder erholen, hatte ich nur noch den einzigen Wunsch, daß die neuerwachende Frühlingserde die Hülle einer Seele aufnehmen möchte, die, wie selten ein Wesen, in den grünen und bunten Reizen der Natur heimisch war. Rosa Maria starb aber im Winter. In einer wilden Sturmesnacht, wo der Donner des Geschützes die Gefahren der anschwellenden Elbfluthen verkündete, hauchte sie ihre schöne Seele aus; sie, aus deren innerstem Gemüth ihr theurer Uhland gesungen hatte:

O legt mich nicht in's dunkle Grab!
In Gras und Blumen läg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und drüberhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn!

Die tiefste Wehmuth durchzittert mich, wenn ich der theuern Frau gedenke, die mit einem wunderbar regen

Geiste, mit einer jugendlichen Empfänglichkeit für alles Schöne und Tiefe, dem Leben, das sie so weise zu genießen verstand, entsagen mußte! Ihre Gefühle hatten noch ganz die Frische, wie bei einem jungen Mädchen, das zum ersten Male in die weitern Kreise der Welt blickt; nichts war ihr abgestanden, jeden kleinsten Genuß wußte sie mit einer Sinnigkeit durchzukosten, die ihr eine nie welkende Jugend für das höchste Alter zu versprechen schien — sie starb!

Es werden Eingeweihtere auftreten, die uns Rosa Maria's an innern Erfahrungen sehr reiches Leben erzählen werden. Es war dies Leben in die schönsten Erinnerungen unsrer geistigen Entwicklung verflochten; ihre Myrte grünte bescheiden neben manchem Lorbeer; Uhland, Chamisso, Schwab, Kerner waren ihre Freunde gewesen, mit vielen Jüngern war sie und ihre Familie in lebhaftester Verbindung, ja sie hat selbst manches zarte, sinnige Lied gesungen. Wer wäre geeigneter, ein Bild ihres geistigen Lebens und ihrer irdischen Wallfahrt zu entwerfen, als nächst ihrem Gatten ihr Bruder. Ich kann nur die Eindrücke sammeln, die ihre letzten Lebensjahre in mir zurückließen, wo nur die schmerzliche Krankheit dazwischentrat, um eine sonst wenig unterbrochene Beziehung zu stören.

Rosa Maria war durch die Schule derselben Erziehung gegangen, welche ihr Bruder in seinen Denkwürdigkeiten als eine strenge und unstäte bezeichnet hat. In

Düſſeldorf geboren, fand ſie eine eigne Genugthuung darin, dem Rheine anzugehören. Sie ſagte oft: Wir, bei uns, am Rhein. Straßburg, wo ſie einen Theil ihrer Kindheit verlebte, Mannheim, wo eine Hofdame ihre Verwandte war, tauchten oft in ihren Erinnerungen mit ſonnigem Glanze auf. Später kam ſie an die Elbe, wo ſich ihr Vater zu ärztlicher Praxis niederließ. Sie hatte das ſchöne Talent, ſich aus Allem, was das Leben bietet, das Erfreulichſte auszuleſen; ſie wurde auf dem neuen Boden ſo heimiſch, daß ich oft über ihre Bekanntſchaft mit den verſteckteſten ländlichen Reizen, die Hamburgs Umgegend bietet, erſtaunte. Durch ihren Bruder, der mit dem Beginn des Jahrhunderts raſtlos nach einer feſten Einwurzelung im Leben ſtrebte, kam ſie mit den genannteſten Namen der frühern Literaturepoche in Berührung. Wie leuchtete ihr Auge, wenn ſie von ihren erſten Bekanntſchaften mit Chamiſſo, mit Kerner ſprach! Die wunderliche Originalität des Letztern, des Erſtern naives Doppelleben als Deutſcher und Franzoſe war ihr noch in den ſpäteſten Jahren eine grüne Fernſicht des Gedächtniſſes, die ſie um ſo heiterer ſtimmte, als ſie aus der unmittelbaren Gegenwart Fortſetzungen daran reihen konnte, Briefe von Chamiſſo, Grüße von Kerner, oder gar einen Beſuch bei ihnen! Chamiſſo's Tod erſchütterte ſie. Ja man kann wohl ſagen, daß ſie darüber bis auf den eigenen Lebensnerven erſchrak; denn von Stund' an wurde ſie nachdenklicher und verlor ſich oft in eine Re-

an Eiferſucht der Liebe zu denken? In der That, es kam Goethen ein Wettſtreit der Huldigung entgegen, von dem man nur wünſchen möchte, daß er weniger excluſiv geweſen wäre. Die Verketzerung ſolcher, welche nur ſelten im Tempel erſchienen, um anzubeten, regte deren Unmuth auf und ſie gingen hin, die Fahnen der in Süddeutſchland aufgeſteckten unmittelbaren Rebellion gegen Goethe zu vermehren wenn auch wohl ſonſt die von W. Menzel dabei gerührte große Trommel ihren Ohren wehe that.

Seit wenigen Jahren haben ſich große Veränderungen zugetragen. Die ſtatt Goethe empfohlenen Namen Tieck, Jean Paul und ſonſt die ganze romantiſche Schule, gewährten keine Muſter für den Fortſchritt derjenigen Geiſter, welche an die Möglichkeit einer neuen Literaturſchöpfung für Deutſchland glauben. Man mußte auf dasjenige zurückkommen, was befruchtet. Es mußte ein Grab nicht nur vor Hyänen, die verweſende Leichen witterten, geſchützt, ſondern auch an dem alten lebendigen Gedächtniß unſers großen Dichters mußten diejenigen Geſetze der Kunſt, diejenigen Thatſachen der der Literatur entwickelt werden, welche Saatkörner der Zukunft ſind. Ein ins Meer verſunkenes Schloß taucht wieder auf und wird Pharus in der hyperboräiſchen Nacht. Selbſt wo uns Goethe keine Reſultate gibt, regt er die Dialektik an und kann durch das, was er nicht gerade ſelbſt anbietet, ſondern nur zuläßt, für die ſich in Deutſchland einleitenden Discuſſionen dasjenige werden, was Ariſtoteles dem Mittelalter war. Denn auch Ariſtoteles wurde für Dinge angewandt, die er nicht gekannt hatte und diente als Berufung für Philoſopheme, wofür ſich in ſeinen Schriften nur die Principien finden.

signation, von der wir vor zwei Jahren nicht ahnten, daß sie der Vorbote ihres nahen Todes werden sollte.

Rosa Maria war früher Erzieherin gewesen. Von diesem Berufe, zu dem sie die Reinheit ihres Gemüths besonders fähig machte, hatte sie für ihr Wesen manche Grundtöne behalten, die ihrer Art, sich zu geben und Andere zu nehmen, eine eigne Sicherheit und Selbstständigkeit anhauchten. Sie wußte um die Weiblichkeit ihrer ganzen Erscheinung sehr sichere Gränzen zu ziehen und milderte die Flamme ihres Gemüths durch einen seltenen Takt für die verschiedenen Beziehungen des Lebens. Ueberhaupt war sie dem Wesen ihres Bruders verwandt; so jedoch, daß die Eigenschaften, die vielleicht an einem Manne auffallen könnten, grade an ihr als vollendetste Weiblichkeit hervortraten. Gern glich sie aus; sie milderte Allzuschroffes, sie wußte alles Ueberschreitende sogleich auf ein schönes Maaß zurückzuführen. Versöhnend, vermittelnd waltete sie zwischen entgegengesetzten Persönlichkeiten; peinliche Stimmungen wußte sie auf eine gewandte Art in Behaglichkeit aufzulösen. Verstand und Gemüth waren bei ihr in einer so schönen Harmonie, daß niemals der eine Theil den andern fortriß. Nur in ihren Erinnerungen war sie unbedingte Schwärmerin. Die Vergangenheit gehörte ihrem Herzen an; für das Gegenwärtige und Zukünftige hatte sie dagegen die feinsten Fühlfäden einer bei Frauen seltenen Weltbildung, eines Verstandes, der jedoch nie angreifend, sondern nur abwehrend

verfuhr. Ihre Ironie war immer gutmüthig, und wenn ſie einmal ſchärfer hervortrat, ſo hatte es der, den ſie treffen wollte, ſicher auch verdient.

Beſonders nach zwei Seiten hin war Roſa Maria in ihrer Erſcheinung außerordentlich. Sie hatte einmal einen eignen Cultus der Erinnerung und ſodann ein beinahe künſtleriſches Prinzip der ſchönen Geſelligkeit. Nie iſt mir ein Weſen vorgekommen, das ſo, wie Roſa Maria, ein ſtets feſtlich geſchmücktes Gedächtniß hatte. Ihre Erinnerung war ſtets mit Kränzen behangen: Alles ſtand darin im ſchönſten Sonnenlichte; ſie knüpfte an die kleinſten Reliquien lange Seligkeiten von Eindrücken, die mit unverwelklicher Friſche in ihrem Innern blühten. Man mußte ſie hören, wenn ſie von den Tagen der romantiſchen Literaturepoche ſprach! Es war wie ein Klingen aus jener Märchenwelt, wie ein Dämmern jener mondbeglänzten Zaubernacht, die von damals noch immer ihren Sinn gefangen hielt. Ihr Auge blitzte, wenn ſie von den Tagen ſprach, wo ſie mit Uhland, der ſich damals Volker nannte, mit Schwab und allen den Spätlingen der romantiſchen Schule den deutſchen Dichterwald herausgab. Die damaligen äſthetiſchen Anſchauungen blieben in ihr die vorherrſchenden und wo hat ſie ſie ſchöner verherrlicht, als in den wahrhaften Kunſtgebilden, die ſie mit der Scheere in ihrer zarten Hand aus Papier ſchnitt? Es iſt vielleicht nur Wenigen bekannt, daß Roſa Maria in der Kunſt des Ausſchneidens ihres

Gleichen suchte. Ihre schönsten Gedichte sind vielleicht ihre ausgeschnittenen Arbeiten, die auf der hiesigen Kunstausstellung Bewunderung erregten. Ohne die Kunst des Zeichnens zu verstehen, führte ein höherer Genius ihre Hand, wenn sie schwarzes Papier sich zurechtlegte und daraus Blumenstücke, Scenen aus den Tropenländern, Phantasieen aus dem Reiche Titaniens schnitt. Die sinnigsten Combinationen bewahrt ihr Portefeuille auf. In allen diesen ist die romantische Anschauung vorherrschend. Titania schlummernd, Oberon, Puck, das ganze Gewimmel der Elfengeister, Libellen und Phalänen — in diesem Bereiche hatte sie die kühnste Phantasie. Wie hat uns diese poetische Art, mit der sie auf Spaziergängen Busch und Baum, Quelle und Bach mit Nymphen und Nixen zu bevölkern wußte, oft so erheitert! Die Alster-Nixe war für uns durch den Humor Rosa Maria's fast etwas Wirkliches geworden, so artig wußte sie die Nymphe mit dem nassen grünen Haar zu beschreiben, wenn wir über den schwanken Brückensteg schritten, der früher Eppendorf von Winterhude trennte.

Das Romantische war der Grundton in Rosa Maria's Anschauungen. Aber sie war darin weniger nebelhaft, als solche, die vom Ton der Nachtigall singen, ohne zu wissen, daß die Nachtigall nach Johannis verstummt, oder von Astern, ohne zu wissen, daß diese nur im Herbste blühen. Unsre Dahingeschiedene war nicht bloß Freundin, sondern auch Kennerin der Blumen. Ihre

zarten Scheerengebilde ſind nicht nach botaniſchen Werken, ſondern nach der Natur geſchnitten. Auf unſern Wanderungen war ſie bald voran, bald hinter den Uebrigen, emſig den Blick auf den grünen Teppich der Natur gerichtet und trotz der nicht weittragenden Kraft ihrer Augen ſchnell jede ſeltene Pflanzenerſcheinung entdeckend. Da hatte ſich ein Moos, das ſie nur auf trocknem Boden ſonſt geſehen, in einen feuchten verirrt; da hatte eine Blüthe mehr Staubfäden, als die Botanik geſtattete; da wurde der lateiniſche Name für eine Pflanze geſucht, deren Spezies ihr nur im Augenblick gleich nach dem techniſchen Ausdrucke erinnerlich war. In dem botaniſchen Garten am Dammthor war ſie recht in ihrem Element. Die tropiſchen Pflanzen der Treibhäuſer verſetzte ihre Phantaſie nach Indien und Braſilien; ſie wußte ſich dieſe Cactus und Aloen ſchnell mit buntgefiederten Vögeln zu bevölkern und malte ſich das Leben der indianiſchen Welt mit den glühendſten Farben aus. Dann entging ihr draußen unter den aufgeſchichteten Blumentöpfen nicht der kleinſte, der eine Pflanze barg, an welche ſich für ſie etwas Intereſſanteres knüpfte, ein Phänomen oder eine ſchöne Geſtalt oder ein eigenthümlicher Duft. Sie war in Allem eine ſinnige Beobachterin der Natur. Sie ſog alle Lebensäußerungen derſelben, wie ihr verwandt, ein. Wenn wir in Flottbeck unter einem Apfelbaume ſaßen und an ländlicher Koſt unſre ländliche Freude hatten, wenn vorüberſummende Bienen ſie in eine ihr angeborne Aengſt-

lichkeit jagten, wenn wir hinunterstiegen in den Park und über den kleinen Wasserfall schritten, oder in der alten Mooshütte des Eremiten ausruhten, oder wenn wir auf der Höhe Blankenese's standen und bei stürmischem Wetter die Wolken über die Elbe sich in phantastischen Gestalten lagerten und drüberher die Sonne mit eigenthümlichen Blitzen über den Wasserspiegel fuhr; sie hatte für alle diese Phänomene einen poetischen Blick, sie gruppirte sich das Zerstreuteste zu schönen Bildern zusammen und wußte mit schneller Combination bald das Eigenthümliche solcher magischen Situationen zu zergliedern. Jedes Schiff verfolgte sie mit leuchtendem Auge und ihre Phantasie dichtete dem Ostindienfahrer bald einen Gruß entgegen, bald fand sie ein schönes Behagen darin, sich die Geschichte eines solchen Fahrzeuges und Derer, die mit ihm gingen und kamen, in romantischen Farben auszumalen.

Kehrten wir, von den Abwechselungen solcher Lustfahrten geistig erheitert und körperlich ermüdet, an den häuslichen Heerd zurück, dann entfaltete sich Rosa Maria in ihrer andern Sphäre, in ihrer Leidenschaft für das Gesellige. Hatte sie vorher mehr den romantischen Erinnerungen nachgejagt und in der Welt Uhland's, Arnim's, Brentano's, Tieck's gelebt, jetzt kam ihre Verwandtschaft mit den Lebensanschauungen Goethe's. Was wurde da nicht Alles zur erheiterndsten Anregung durchgesprochen! Nun entwickelte sie sich in ihren Stimmungen über die Fragen der Zeitgeschichte, der Literatur, in

ihren reichen Ideen über ſo vieles Soziale, was in neuerer Zeit die Tagesordnung der gebildeten Unterhaltung geworden. Doch ſie nahm auch dieſe Erörterungen nicht von der rein doktrinären Seite, ſondern, geſtehen wir's nur, ſie fand in jenen Ahnungen von einer Reform der Geſellſchaft, wie ſie in den Werken der von ihr innigſt verehrten Dudevant liegen, eine Rückkehr zu den freien Sitten des Zeitalters der Troubadours. Oder wie anders iſt die Anhänglichkeit eines Gemüths, das ſich die tiefſte Sittlichkeit bewahrt hatte, an Lehren erklärlich, die zwar nicht aus der Unſittlichkeit zu entſtehen brauchten, wohl aber auf ein keckeres und entſchloſſeneres Lebensbewußtſein und auf entflammtere Gemüthserregungen gebaut ſind, als ſie Roſa Maria je angeſprochen oder empfunden hat? Es war in ihrem Gemüth etwas ritterlich Freies: alles Entſchloſſene, ob ſie es gleich nur aus der Ferne beobachtete, riß ſie am Mann oder Weibe fort und für keinen der Sätze über Ehe und Stellung der Frauen, die ſich in Rahels Briefen fanden, hat dieſe eine begeiſtertere Anhängerin gehabt, als ihre Schwägerin. Sie wollte die Frauen ſelbſtſtändiger, als ihre jetzige Stellung ihnen geſtattet, wenn auch nur ſo ſelbſtſtändig, wie zur Zeit der Minnehöfe in der Provence, wo die Liebe höher ſtand, als das Geſetz. Wenn in dieſem Gedankengange, den ſie liebte, nicht Alles Schwärmerei war, ſo war es der großherzige Zweck, die Frauen den Männern näher zu bringen, ſie zum Niveau der männlichen Bildung zu

erheben und ihnen dieselbe freie Beherrschung des Daseins möglich zu machen, welche den Männern nichts untersagt, als was ihnen ihr Gewissen verbietet. Sie, die so oft in den Fall kam, hören zu müssen, daß die geistige Arbeit, die sie liebte, eher den Männern, als Frauen zieme, verlangte nichts, als eine Emanzipation der Frauen vom Vorurtheil. Sie wollte die Bildungsstoffe freigegeben wissen und dem Reich des Geistes gegenüber den Unterschied der Geschlechter aufgehoben.

Ihr ferneres Goethisches Theil war das rastlose Streben nach Vervollkommnung. Wenn sie Neid kannte, so war es Neid um die Menge von Veranlassungen, die der Mann hat, sich auszubilden. Wie lauschte sie, wenn das Gespräch sich in Richtungen verlor, wo sie ahnen konnte, wie glücklich die Männer sind, sich in diesen meist wissenschaftlichen Bereichen schnell orientiren zu können. Da sie an solchem neuen Material für ihr Gedächtniß und ihre Denkkraft sich das Meiste mußte entgehen lassen, so verlegte sie sich auf ein anderes Studium, welches sie mit ihrem Bruder gemein hat, auf das Studium der menschlichen Individualität. Jede neue Bekanntschaft nahm sie als eine psychologische Aufgabe. Sie forschte im Blick des Auges, im Ton des Organs, in den Aeußerungen des Gesprächs: sie verglich den neuen Bekannten mit älteren, sie fand Aehnlichkeiten und Unterschiede und wußte sich mit einer eignen zarten Behutsamkeit schnell in Jedes „eigenthümliche Weise," wie sie's nannte, hineinzudenken.

Alles ächt Menſchliche, alles Individuelle, war ihr Offenbarung des Göttlichen. Sie ſah in dem Menſchen ein ſo großartiges Kunſtwerk, daß man wohl ſagen darf, ſie bedurfte des Jenſeits nicht, um eine Lücke in ihren Wünſchen ausgefüllt zu ſehen. Menſchen, bei denen ſie nirgends einen Stempel höherer Abkunft entdecken konnte, wurden ihr bald unheimlich; ſie hatte den Takt, aus dem Zufälligſten und leichteſt Hingeworfenen ſchnell auf das Innere der Seele zu ſchließen, und zog ſich zart wie eine Senſitive zurück, wo ſie Gemeines, Irdiſches, roh Leidenſchaftliches witterte. An denen aber, die ihr theuer waren, intereſſirte ſie das Geringfügigſte. Aus Handſchriften las ſie gern Charaktere und Stimmungen heraus. Briefe zu ſammeln und aufzubewahren, hatte für ſie den Reiz, als ſollte ſie Jedem ihrer Freunde Biograph ſein. Sie ſelbſt verrieth durch ihre zierliche Handſchrift, die ſaubre Handhabung des Papiers, das geſchickte Falzen ihrer kleinſten Billette ihr eigenſtes Weſen. Alles, was von ihr ausging, entſprach der keuſchen Zartheit ihres Gemüths. Und wie genoß ſie Alles, was ihr Menſchen und Zuſtände boten, mit weiſer Mäßigung! Wie wußte ſie ſich jeden Genuß einzutheilen, einer Mutter gleich, die einen Leckerbiſſen den Kindern nicht auf einmal giebt, ſondern ſie öfter glücklich macht, indem ſie davon immer noch zurücklegt. Sie zergliederte ihre Freuden, nicht um ſie zu tödten, ſondern ihren Genuß zu vervielfachen: ſie zerſplitterte das Ganze, um an jedem kleinſten Theile ſich

immer noch an das Ganze erinnert zu sehen. In jedem Momente spiegelte sich ihr etwas Ewiges. Sie machte in langen Jahreszwischenräumen Reisen nach Berlin oder Paris oder ihrem geliebten Schwaben. Ihre Erzählungen darüber waren ein Calvarienberg der Freude, denn auf jedem vierten Schritte hielt sie inne und erklomm eine Jubelstation nach der andern. Das kleinste Idyll, das ihr und den Ihrigen auf der Landstraße begegnete, malten sie sich zu einem Epos aus, von dem sie nie ermüdeten, zu singen und zu sagen.

Es war Rosa Maria's Art, neben einem bedeutenden Werke der ältern Literatur immer auch eine neuere Erscheinung zu lesen. So zaubervoll ihr die Erinnerung an die Literaturepoche war, wo sie selbst mit den damals noch jugendlichen Faktoren derselben in freundlicher Beziehung stand, so lebendig war doch der Antheil, den sie an allen neuern, ja den neuesten Entwickelungen unsrer und fremder Literaturen nahm. Der französischen Sprache in einem seltenen Grade mächtig (auch das Altfranzösische war ihr geläufig) las sie die bedeutendsten Erscheinungen der neuromantischen Schule und wußte zwischen dem, was sie dieser versagen und dem, was sie ihr einräumen mußte, ein meist immer richtiges Maaß zu halten. Von der neuern deutschen Literatur entging ihr wenig Bedeutendes. Der jährliche Musenalmanach war ihr eine der liebsten Erscheinungen; oft hatte sie selbst ein schönes Lied beigesteuert. Heine war ihr persönlich befreundet und sie

blieb bis zuletzt eine beredte Vertheidigerin ſeiner Poeſieen, die in ihrem Kreiſe nicht ſelten mit ſchwer zu widerlegenden Gründen angefochten wurden. Unter jüngern Autoren war ihr mancher perſönlich bekannt geworden; ſie übertrug die Erinnerung an ihn auf die Stimmung, in der ſie ſeine Schriften las. Wird man ihr verdenken, daß ſie da oft die Freude über etwas im Einzelnen Gelungenes auf das Ganze übertrug und um die Schwächen einer Schöpfung den Mantel der Liebe warf? Die Zerwürfniſſe zwiſchen den jüngern Autoren bekümmerten ſie. Sie hätte ſo gern die Zeiten erneuert geſehen, wo in ihrer Jugend ein Freund dem andern in der Literatur noch Wort hielt, keine verletzte Eitelkeit gegebene Verſprechen opferte, keine Einmiſchung unberufener Kräfte auseinandertrieb, die ihr gemeinſchaftliches Ziel nie aus den Augen hätten verlieren ſollen. Es koſtete ſie eine ſchmerzliche Ueberwindung, wenn ſie einräumen mußte, daß ſich freilich mit den Zeiten auch die Bedingungen für unſre Literatur ſehr verändert haben und daß Wahrheiten, die nur im Frieden gedeihen, auch einmal abgelöſt werden mußten von Wahrheiten, die ſich nur im Kampfe bewähren.

Seitdem in unſerm Zeitalter die Männer in ihren Mackintoſhs immer yankeeartiger und poeſieloſer werden, hat ſich das Geniale, eine Menge Erſcheinungen beſtätigt dies, oft in Frauen lebendiger offenbart, als in jenen. Um wie viel mehr iſt der Tod eines Weſens zu beklagen, das grade in Hamburg, einer Stadt,

## II.

Vor einiger Zeit versuchte Görres eine Genealogie Goethe's, welche von der in den Taufbüchern der Frankfurter Kirchen notirten sehr verschieden war.

Görres theilt die Menschen in zwei große Feldlager ein, hüben die Genialen, drüben die Philister, und fährt dann fort: Ein Fürst der Genialen, ein im Himmel apanagirter Prinz soll es gewesen sein, der sich zu einer Tochter der Erde herabließ, zu einem Aschenbrödel, ein Gott zu einer Bajadere. Mit dieser habe er in unrechter Ehe Wolfgang Goethe gezeugt.

Umgekehrt scheint es, daß man das an Goethe Prosaische, Untergeordnete oder, um ihn recht zu charakterisiren, Bedenkliche vielmehr auf Rechnung seines Vaters setzen muß. Von Seiten der Mutter wird dem Menschen nie etwas Untergeordnetes angeboren.

Wenn Goethe's Poesie durch einen Fehltritt entstand, so verirrte sich im Gegentheil eine Fee des Himmels mit einem jungen, servilen Pagen. Dieses Umganges Frucht war ein

wo die geistigen Interessen mehr ein Nach-Dessert nach der derben Kost des täglichen materiellen Verkehrs sind, eine Tradition vergangener geistigerer Zustände aufrecht erhielt und einen bescheidenen, aber gewählten Kreis höhergestimmmter Neigungen um sich zu versammeln wußte. Rosa Maria mag, da sie auf Aeußerliches wenig hielt, Vielen in unsrer Stadt sonderbar erschienen sein, und doch sind jährlich berühmte Namen nach Hamburg gekommen, die nicht die Palläste derer, wo man von Gold und Silber ißt, aufsuchten, sondern das kleine Haus, wo Rosa Maria waltete! Und Manchen kenn' ich, der eine Einladung zu einem Diner bei den reichsten Börsen-Karyatiden ausschlug und es vorzog, zu Fuß mit Rosa Maria und ihren Angehörigen nach Wandsbeck zu pilgern und bei ländlicher Kost sich an der Würze der anregenden Empfänglichkeit ihres Geistes — so drückt man ihr Wesen wohl am passendsten aus — zu erheitern. Nun ist dem Freundeskreis der Mittelpunkt genommen.

So weile denn Dein Schatten unter uns, Du theure Geschiedene! Dein Andenken halte uns zusammen und webe fort und fort an der Kette, die wir in einer Zeit, wo es immer schwerer wird, die höhere Signatur der Menschen zu erkennen, unsern Händen nicht wollen entgleiten lassen! Sollen wir die Erinnerung an Dich auf Deinem Grabe mit Blumen, die Du so liebtest, feiern, oder Dich überall finden, wohin die nun entfesselte Seele

im weiten Aetherreich auf Schmetterlingsflügeln ſich ſchwingen darf? Nein, Dein Glaube an das Jenſeits war nicht gebunden an Ort und Raum. Du biſt ein ſeliges Atom geworden in dem Weben der Natur — und wenn wir auf grüner Flur bei abendlicher Heimkehr Johanniswürmchen leuchten ſehen, wenn die Welle mit ſanfter Klage an das Ufer ſchlägt, wenn im Winter die Flamme im Kamine ſingt, das Geſpräch ſtockt und ein Engel durch's Zimmer geht, oder wenn wir wieder unter grünen Bäumen ruhen und hören es ob unſern Häupten leiſe in den Wipfeln rauſchen, dann wollen wir, die wir ihre Freunde waren, uns die Hände drücken und andächtig flüſtern: Roſa Maria iſt unter uns!

# K. Immermann in Hamburg.

Es war ein trüber Novembermorgen (1838). Man muß den November in Hamburg kennen, um zu wissen, wie grau der Himmel umdüstert, wie vom Nebel jedes Haus angefeuchtet, wie unwegsam jede Straße der Stadt war und vollends jeder Weg vor dem Thore wie aufgelockert — Alles düster und nur heiter, wenn es Abend wird und die Lichter einen künstlichen Tag schaffen, mit welchem man erst zu leben und aufzuathmen beginnt.

Ich blätterte in dem ersten Bande des Münchhausen von Immermann und las mit Behagen ein Begleitungsschreiben des Autors, welches Zugeständnisse enthielt, die dem Jüngern vom Aeltern unerwartet kamen. In demselben Augenblicke brachte der Lohnbediente des Streit'schen Hôtels eine Visitenkarte: „Dr. Immermann, Landgerichtsrath aus Düsseldorf."

Eine Stunde später begrüßte mich der Angemeldete selbst. Ein stattliche Figur im grünen Reiseüberrock, eine

Gestalt, die ich hätte kennen müssen, da sie oft beschrieben war. Abweichend jedoch von der hergebrachten Schilderung war eine gewisse bürgerliche Nachlässigkeit, ein etwas provinzieller Pli in der Haltung, die auffallend weiche, fast weichliche deutsche Aussprache im Magdeburger Dialekt mit regelmäßigem J statt G, ein zwar plastisch geformter Kopf, jedoch mit etwas blassen, schlaffen, Zügen und ein Auge, dessen Ausdruck bald in Hoheit und Strenge, bald in scheinbarer Harmlosigkeit, zuweilen aber, wenn die Brauen sich etwas zusammenzogen, in beinahe dämonischer Unheimlichkeit spielte. Das ganze Immermann'sche Wesen, das in seinen Schriften offen vor uns liegt, prägte sich in diesen Augen aus. Sie zogen an und schreckten ab. Bald goethisch würdevoll, bald sanft wie ein Frühlingslied, bald aber auch hoffmännisch spukend und so unheimlich, daß man bei dem klar denkenden, begeisterten und immer erregten Manne doch wieder zu seinem Herzen den Glauben verlor. Sah man fort und blickte wieder hin, so war die dunkle Wolke verschwunden. Durch diese persönliche Begrüßung wurde mir plötzlich viel in dem Wesen des so ausgezeichneten Mannes verständlich.

Es ist nicht zu vermeiden, daß erste Begegnungen zwischen Schriftstellern aus unsrer jüngern Periode mit denen einer ältern immer etwas Gespanntes haben. Immermann gehörte zu den Autoren, die mehr als ein Anderer Neigung zu einer literarischen Aristokratie hatten.

Wenn ſich nur die Geiſter und Talente darnach gefunden hätten, er würde wohl mit ihnen eine literariſche Adelskette geſchloſſen haben, gegen welche wir Jüngern nicht hätten aufkommen dürfen. Indeſſen überraſchte ihn eine ſonderbare Erſcheinung. Die jüngere Literatur hatte ſo viel Namen mit rückſichtsloſem Ueberzeugungseifer angelaſſen, nur an Immermann hatte ſie Freude und Intereſſe. Dieſer kräftige Geiſt ſtand iſolirt, ſein Verhalten zur Gegenwart war zum größten Theil polemiſch, ſeine Anſichten über unſere Zeit verlangten allerdings Widerſpruch, aber man konnte ſich ihm von vielen Seiten nahen, da er von allen, wenn auch nicht anregend, doch beziehungsreich war. Er geſtand mir, von meiner Analyſe ſeiner „Epigonen" (ſiehe: „Götter, Helden, Don Quixote"), wie er ſich ausdrückte, „erſchüttert" worden zu ſein. Es gäbe in der That, wie ich es entwickelt hätte, in ihm zwei Naturen: eine rein poetiſche und eine rein verſtändige, eine romantiſche und eine praktiſche. Die letzte zöge ihn, nur auszuſprechen, was wahr iſt, und da er das Schöne nur in der Form des Romantiſchen kannte, ſo mußte er in einem beſtändigen Kampfe mit ſich liegen, da eben das Romantiſch-Schöne nicht das Wahre, ſondern nur die ſchöne Täuſchung iſt. So war das Dichteriſche bei ihm immer nur Anſatz, eine Illuſion des Augenblicks, die ſogleich wieder von einer ernüchterten Regung ſeines freien, unabhängigkeitsfrohen Verſtandes abgelöſt wurde. Die wahre Theorie iſt die, daß der Verſtand ein integri-

render Bestandtheil des ächten Dichters sein soll, der nur da zu einem Dualismus sichtlich heraustreten kann, wo die dichterische Kraft sich nur auf der romantischen Stufe hält, wie dies bei Immermann der Fall war, der nicht aus Goethe, sondern aus Tieck, Arnim, Brentano, der Shakespearomanie u. s. w. zur Dichtung kam. Wenn man diese allerdigs achtbaren Stufen des poetischen Bewußtseins nicht überwunden hat, wird man sich auch stets in einer so unbehaglichen Stimmung betreffen, wie Immermann. Wer, wie er, heute für Merlin und die Schlacht bei Ronceval schwärmte und morgen über Gemeindeverfassung, Julirevolution und praktische Reform des Theaters mit dem klarsten Verstande sprach, den Adel schön fand und doch wieder Witz genug besaß, ihn lächerlich zu machen, mit Görres, unbedingt hingegeben, in seinen „Volksbüchern" blätterte und den Athanasius verdammen mußte, der konnte nicht zur Einheit seines Dichterbewußtseins kommen und hätte höchstens vielleicht im Drama Dauerndes leisten können, wenn sein Gemüth Milde, sein Herz Entäußerung genug besessen hätte.

Ueber diese Fragen, über sein nothwendiges Auslaufen in den satyrischen Roman (humoristisch ist Münchhausen nicht), über den fernern Inhalt dieses damals noch nicht ganz erschienenen Buches und einiges Praktische, das zur Orientirung auf dem Hamburger Terrain gehörte, tauschten wir die ersten Verständigungen aus. Immermann sprach besonnen und in fertigem Styl. Ahnen ließ

er nichts, sondern was er gab, sollte grade dies und nichts Anderes sein. Uebrigens ängstigte mich fast das Entgegenkommen des berühmten Mannes. Er hatte mich im Münchhausen durchgehechelt und erst später gelesen, wie ich ihn in seinen „Epigonen" verstanden; dies machte ihm so viel Kummer und preßte ihm so viel gutmüthige, milde Worte ab, daß ich unter seinen Beschwichtigungen mehr litt, als er. Ich kann wohl sagen, daß diese schöne Menschlichkeit an einem gefeierten Manne mich tief gerührt hat und ich die beklommene Stimmung damit endete: „Wir dürfen in Deutschland uns über so wenig Menschen lustig machen, daß wir Schriftsteller es uns schon nachsehen müssen, wenn wir es übereinander thun."

Für den Abend hatte Lebrün einige Kunstfreunde eingeladen, die er, auf sein Zimmer durch Krankheit gebannt, nach dem Theater bei sich zum Nachtessen erwartete. Man gab Kabale und Liebe. Immermann schenkte, wie sich dies von seiner Liebhaberei für das Theater erwarten ließ, der Vorstellung die größte Aufmerksamkeit. Schäfer und Schmidt sprachen ihn als Reste „der alten Schule" sehr an. An dem Darsteller des Ferdinand vermißte er Zartheit der Zeichnung. Herrn Hoppé, der beim ihm in Düsseldorf begonnen hatte, hier für das erste Fach engagirt zu finden, überraschte ihn. Bei Lebrün fand er viel Gelegenheit, vom Theater zu sprechen. Seine Ansichten kamen ungefähr darauf hinaus: „Ich glaube, daß dem Schauspielwesen nur durch

größeren Fleiß der Darſteller oder würdigeren Eifer ihrer Direktoren zu helfen iſt. Selbſt dem Talente muß von einer leitenden Hand die Bahn gewieſen werden. Ich hab' in Düſſeldorf es verſucht, mit einer verhältnißmäßig ſehr mangelhaften Truppe es doch bis zu Muſtervorſtellungen zu bringen, die wir auf den größten Bühnen hätten vorzuführen wagen dürfen. Freilich gelangten wir dahin nur durch den angeſtrengteſten Fleiß, den wir auf die Proben verwandten. Noch in der Nacht konnte man uns, nach der abendlichen Vorſtellung, auf den Brettern antreffen, um z. B. Tiecks Blaubart einzuſtudiren, mit dem ich den Verſuch machen wollte, ob auch wohl in dieſem Genre etwas darſtellbar wäre. Schmerzlich berührt bin ich, ſo oft ich an die Düſſeldorfer Bühne denke, nicht an das, was ſie war, ſondern was ſie unter günſtigeren Umſtänden hätte werden können. Wir haben ein höchſt gebildetes Publikum, das uns theilweiſe entgegenkam; die Maler übernahmen Vieles für unſern ſceniſchen Apparat unentgeldlich zu ſchaffen, was man anderwärts hätte theuer bezahlen müſſen, und dafür doch nicht ſo gut gehabt hätte. Ich wollte die Concurrenz der Oper aushalten, ich wollte dem Repertoir einen zwar nicht pedantiſchen und gelehrten Charakter geben, es aber wählen und von ihm Ephemeren des Tages entfernt halten; daß die Kaſſe hier Ausfälle erlitt, ſtand zu erwarten; daß die Aktionäre meinem Wirken ſich widerſetzten, verdenk' ich ihnen nicht; wohl aber trag' ich es bitter denen nach, die

ich in Berlin um Hülfe anrief. Ich bat, man sollte das Theater zum Königlichen erheben. Hätten die Rheinprovinzen nicht eine solche Freundlichkeit verdient? Düsseldorf war der passendste Ort für eine solche Kunstanstalt, die den Rheinlanden Muster und Vorgang hätte sein können; aber der König schlug mein Gesuch ab. Dieses Königsstädter Theater in Berlin mit seinen Gemeinheiten erhalten sie! Ich gestehe, daß das Theater bei mir Leidenschaft ist und daß ich trotz des unglücklichen Ausgangs meiner Verwaltung die Jahre der Mühe und Sorge, die ich auf die Düsseldorfer Bühne verwandte, zu den schönsten meines Lebens zähle; die Schauspieler liebten mich, und diese Liebe machte mich glücklich. Um so betrübter ist es für mich, daß ich, meiner Ehre wegen, verschwören mußte, je wieder das dortige Theater zu besuchen. Ich kümmere mich nicht mehr um das Repertoir, lasse mir erzählen und hoffe, wenn ich nach Cöln versetzt werden sollte, dort nachzuholen, was ich versäume. Es ist meine Absicht, eine Reihe von Erinnerungen aus meinem Leben herauszugeben und mich in diesen ausführlich auch über die für mich so denkwürdige Düsseldorfer Theaterperiode auszusprechen."

Von den anwesenden Gästen (Prätzel, J. R. Lenz, Kitzerow u. A.) trug jeder zur Belebung des Gesprächs bei. Lebrün öffnete seinen Schatz von Theateranekdoten und wußte Vieles, was die Andern nur andeutungsweise kannten, beim rechten Namen zu nennen und bei jeder

dramaturgischen Frage praktisch den Nagel auf den Kopf zu treffen. Die Skizze, die Immermann in dem Frankischen Taschenbuche dramatischer Originalien über Grabbe geliefert hatte, brachte das Gespräch auf diesen wunderlichen elektrischen Geist, der eine Weile am Horizonte unserer Literatur unheimlich leuchtete und dann in grauen, leeren Dunst verpuffte. Immermann hatte sich Grabbe's in Düsseldorf angenommen und war dafür von einigen Literaten, z. B. Duller, noch mit üblen Anschuldigungen belohnt worden. Er sagte: „Was sollt' ich mit dem abentheuerlichen Manne thun? Mit ihm in die Oerter gehen, wo er sich an physischen Uebersättigungen gefiel, in die Trinkstuben und anderwärts hin, das konnt' ich nicht. Ihn zu geistiger Produktion anzuregen, unterließ ich nie; doch er erwiederte, daß ich ihm mechanische Beschäftigungen geben sollte. Er wollte Abschriften machen. Und weil ich wohl einsah, daß er dabei sein zerstreutes Wesen vielleicht noch am leichtesten sammeln könnte, so ließ ich ihn Rollen und Noten schreiben. Auf irgend eine Weise, wenn er nicht verhungern wollte, mußt' er sich doch durch die Welt bringen. Ihn ganz und gar zu ernähren, erlaubten meine Mittel nicht. Und kein Buchhändler war geneigt, einem so zerfahrenen Manne, der nichts produzirte, Vorschüsse zu geben." Ich kann heilig bestätigen, daß Immermann mit wärmster Theilnahme von dem unglücklichen Manne sprach, dessen Untergang er seinen häuslichen Verhältnissen und schlechter Gesellschaft zu-

junger, verſchämter, mädchenhafter Gärtnerburſche, der am Hofe ſeiner Mutter lebt; ein junger Mann mit viel beſorglichen Rückſichten, aber voll des naivſten Mutterwitzes der die herrlichſten poetiſchen Schwingen bekömmt, wenn ſeine Prinzeſſin Mutter in ſeidenen Gewändern an ihm vorüberrauſcht, ihn mit wunderbarer Zärtlichkeit anblickt und den duftenden Blumenſtrauß empfängt, den er ihr höflich darbietet. Verliebt ſich nun der natürliche Sohn ſogar in ſeine Mutter, als Oedipus in Jokaſten, ſo wüßt' ich nichts, was das Eigenthümliche Goetheſcher Lizenz über Sitte und Moral vollkommener charakteriſiren könnte.

So iſt Goethe's Auftreten in allen bürgerlichen Beziehungen reſignirend, bedächtig und die ſozialen Abſtände ermeſſend. Iſt es doch, als lehnte er ſich gleichſam an ſeine eigene heroiſche Geſtalt, die Arme auf den Rücken zurückgelegt, imponirend, weniger durch das, was er bei Andern an freier Bewegung hinderte, als durch das, was er ihr zu geſtatten ſchien. Seine Erſcheinung vernichtete durch die Rolle, die man übernehmen, durchführen und tüchtig ſpielen mußte, um nicht ganz in ſeinen Schatten zu fallen.

Das Haus und die Familie, die ſtille Sittlichkeit und Naivetät der beſcheidenen Exiſtenz, ja ſogar Blödigkeit, wenn ihr die Erziehung nicht einige Haltung gegeben hätte, waren an Goethe das Nächſte. Doch hier begannen ſchon ſeine dichteriſchen Uebergänge in andere Sphären. Aus der Beſchränkung kleiner Kreiſe ſpann ſich Goethe's poetiſcher Faden hervor, aus dem Rocken an der ſchnurrenden häuslichen Spindel, aus dem Leib der behäbig ſich ſchmiegenden Katze, kurz aus deutſchen Elementen, wie ſie im Götz, im Fauſt, im

schrieb. Selbst die radikale Herzlosigkeit, die sich in Grabbe's genialisirenden Produkten, meiner Meinung nach, unverkennbar ausspricht, feige Hinterlist und die Tücke eines eitlen Herzens, die Grabbe's Detmolder Bekannten nicht läugnen können, alle diese Einwürfe, die ich gegen das ganze Gebaben dieses Mannes machte, wollte er nicht gelten lassen, sondern nahm ihn als einen Verzogenen und früh durch seine Verhältnisse Verdorbenen in Schutz. Die Entstellung seiner Beziehungen zu ihm war ihm sehr verdrießlich und er drohte mit großer Heftigkeit, dagegen nächstens öffentlich anzugehen.

Spät in der Nacht trennte sich die Gesellschaft. Lenz, der wackere Künstler, nahm von Immermann, als wir schon dem Jungfernstieg uns näherten, mit einer Verehrung Abschied, die dem Dichter wohlthat. Lenz schien diese Wärme in die Darstellung der Opfer des Schweigens mithinübergenommen zu haben, wo er später den alten Herzog mit einer Begeisterung spielte, die diese Rolle zu einer seiner besten Leistungen macht. „Diese ältern Schauspieler," sagte Immermann, „sind darum, trotz ihrer Wunderlichkeiten, so sehr zu verehren, weil sie für ihre Kunst schwärmen und sich noch im spätesten Alter ein junges Herz bewahrten."

Der Mond war aufgegangen. Das Laub der entblätterten Bäume raschelte im kühlen Nachtwinde. Magische Lichter blitzten über die sanftgeschaukelte Wogenmasse

des Alsterbassins. Die Pyramide des Petrithurms ragte geisterhaft in den glänzenden Sternenhimmel. Die Pavillons und Hallen auf der berühmten Promenade Hamburgs waren geschlossen, rings Alles still und bezaubernd, denn man muß wissen, daß in Hamburg die Nächte schöner als die Tage sind. Wir wollten uns noch nicht trennen und wandelten die entlaubten Alléen auf und ab. Wie hätten wir ahnen können, daß der Engel des Todes dem begeisterten Manne, der von großen Entwürfen träumte, schon so dicht auf der Ferse nachschlich! Eben war Immermann im Begriff, ein Verhältniß, das bisher seine Freiheit gehemmt hatte, abzuschütteln, jugendlich dachte er an Vermählung mit der Jugend, er wollte häuslich, als Charakter, als Dichter, neue Entpuppungen feiern, er hatte wieder Vertrauen zu sich und seiner Zeit gewonnen. Wer kennt nicht diese entfesselte Schwärmerei eines poetischen Gemüths, wenn der Mond am Himmel steht und man nur das nachhallende Echo unsrer Schritte in den einsamen Straßen hört! Wie mancher Freundschaftsbund ist in diesen Weihestunden geschlossen; wie Viele, die sich am Tage flohen, haben sich in einer solchen Nacht verstanden, ergründet, versöhnt und umarmt! Die edelsten Bündnisse sind die, zu deren Zeugen man die Sterne wählt.

Immermann wünschte sich von Hamburg eine genauere Kenntniß zu verschaffen. Der Hafen mit seinen Anknüpfungen an ferne Länder und Meere beschäftigte

ihn viel. Dem norddeutſchen Weſen innigſt zugethan, erfreute ihn jede neue Erfahrung, die er hier im Gebiet der Sitte, des Verkehrs, der Lebenseinrichtung machte. Er knüpfte eine alte buchhändleriſche Beziehung wieder an, beſuchte die Lenker unſers Theaters, ſahe Wienbarg, deſſen Monographie über Helgoland er eben geleſen hatte, und ſprach zuletzt den Wunſch aus, Hamburg auch in ſeinen Unſitten kennen zu lernen. Es iſt eine eigne Erfahrung, die wir in Hamburg machen. Jeder Fremde, der uns beſucht, zwingt uns, ſein Cicerone durch die „Salons" zu werden. Da ſoll man Vormittags Klopſtocks Grab in Ottenſen und des Abends die Orgien des Hamburger Berges zeigen. So iſt es aber mit der Phantaſie eines Dichters! Sie malt ſich kleine Brocken-Berge gleich zu Chimboraſſo's aus. Immermann verlangte in den „vier Löwen" und bei P. Ahrens die Courtille der Pariſer Vorſtädte zu ſehen. Er fand den Ton und das Benehmen weit anſtändiger, als er ſich gedacht hatte. Zuletzt widerte ihn aber das Treiben an und er riß ſich davon mit einem Ekel los, der ſeinem ſittlichen Ernſte Ehre macht.

Ermüdet von der Monotonie der empfangenen Eindrücke, die für den folgenden Tag angeſetzte Abreiſe bedauernd, ſuchten wir einen ſtillen Ort, um noch einige Stunden in heiterem Gedankenaustauſch beiſammenbleiben zu können. Die Wächter hatten ſchon lange die eilfte Stunde abgerufen. Am Gänſemarkt, in dem kleinen Kellerſtüb-

chen der Madame Lorentz, waren wir ungestört. Eine Batterie von Austern pflanzten wir um uns her und besannen uns nicht lange, da man zu Austern entweder Porter oder Rheinwein trinkt, die grünen Römer mit dem Saft der vaterländischen Rebe zu füllen. Die Zunge wurde frei, das Herz erwärmte sich. Wir sprachen von Deutschlands Glück und Zukunft.

Es ist ein eignes Schicksal unsres Volks, daß wir vom Vaterland nicht reden können, ohne uns zu streiten. Wenn Immermann von geistigen Interessen sprach, war er Revolutionär; so oft er auf Deutschlands politische Lage kam, war er preußischer Beamter und ehemaliger Freiwilliger. So steckte er auch jetzt die schwarze und weiße Cocarde auf und sagte: „Ich bin Franzosenfeind.“ Ich antwortete: „Franzosen oder nicht. Ich bleibe dabei, daß Sie sich in Ihrem Reisejournal nicht so über die deutschen Interessen ausgesprochen haben, wie es ein Freigesinnter sollte. Sie bereis'ten Süddeutschland und fanden die constitutionellen Bestrebungen desselben lächerlich. Ich kann Ihnen sagen, daß Itzstein, Paul Pfizer, Jordan sicher Männer von deutschem Schrot und Korn sind. Sie haben sich durch Ihr „Reisejournal“ außerordentlich geschadet. Möglich, daß Sie damals von daher, wo Sie jetzt selbst verzweifeln, bessern Wind erwarteten.“ „Der mich vielleicht selbst flotter machen sollte? Nein — sagte er — es ist mir angeboren, ich kann mich von den Begriffen nicht trennen, mit denen ich großgeworden

bin. Nur im Sozialen, Literarischen, Artistischen bin ich gezwungen, den merkwürdigen Umschwung der neuern Ideen anzuerkennen und so kann ich Ihnen sagen, beschäftigt mich gerade nichts so sehr, als das verpönte Gebiet, in welchem sich die neuere Literatur bei uns bewegt. Es ist meine Absicht, selbst an diesen Discussionen Theil zu nehmen, mag man nun auch die Autoren, die sich darauf einlassen, mit dem Namen des jungen oder des alten Deutschland bezeichnen."

Das „Reisejournal" gab uns noch vielen Stoff zum Streite. Ich wollte durchaus geltend machen, daß er über die darin enthaltene einseitige Auffassung der neuern politischen Entwickelung jetzt selbst hinaus wäre. Er stemmte sich bis auf's Aeußerste, um sich von dem Vorwurf einer Inconsequenz freizuhalten. Was sollt' ich opponiren? Er fuhr fort: „Das Prinzip, welches diese Neuerungen in der Literatur hervorrief, war unbedingt ein nothwendiges. Freilich wird es Einem schwer gemacht, es immer in seinen jetzigen Trägern anzuerkennen. ***** ist ein drolliger Kauz, aber ein heilloser Flunkerer, dem man nichts glauben kann, und dessen neuere Sachen ich nicht mehr gelesen habe. Freiligrath zieht mich durch seine Originalität sehr an. Es ist doch etwas Neues in seiner Art und Manches in seinen Versen ächt poetisch. ********* diplomatisirt auch mit dem Zeitgeiste, weil er seine Rechnung dabei findet. Er war als Schriftsteller

nie etwas, hat ſich immer ſo mit fortpouſſirt und ich möchte ihn, wie Friedrich der Große einen Marquis in ſeiner Umgebung, ſo den Marquis Peu à Peu der gegenwärtigen deutſchen Autoren nennen. Seine Brief- und Nachlaßverletzungen gränzen an's Unglaubliche. *** mag ich nicht. Von ***** hab' ich nichts, als ſeine drolligen Lobpreiſungen des *** geleſen. ***** iſt ein intereſſantes Talent, allein bei der freundlichſten Geſinnung, die ich für ihn hege, muß man doch über die nichtsſagende Oberflächlichkeit, mit der er ein paar Romane zuſammengeſchrieben hat, ſtatt ſeiner erröthen." Beſonders, geſtand er, rege ihn in den neuern Verſuchen Alles an, was die Natur und die Beſtimmung des Weibes beträfe. Es wäre zwar leicht, dieſe Erörterungen nach der lächerlichen Seite hin zu wenden, allein das könne nicht hindern, daß ihr relativer Werth dadurch geſchmälert werde. Es ſchien mir faſt, als wenn ihn die Bekanntſchaft mit irgend einer exceptionellen weiblichen Natur ſo begeiſtert von einer Frage reden ließ, bei der man auf jeden Schritt in die Gefahr geräth, aus einem tiefſinnigen Denker um die Breite eines Haares ein Phantaſt zu werden. Er verſprach, in ſeinen „Memorabilien" auf Alles, was in dieſem Gebiete von uns durchgeſprochen wurde, zurückzukommen.

Es war nahe an ein Uhr. Der Mond ſchien nicht ſo hell, als in der vergangenen Nacht. Trübe Wolken verſchleierten ihn, die Alſter war in Nebel gehüllt. Wir

nahmen Abschied ohne Scene. Es entfuhr uns kein: „Es hat mich gefreut" — keine der hergebrachten Schlußfiguren, mit welchen wir persönliche Begegnungen abzurunden pflegen. Wir dankten nicht für die wechselseitige Aufmerksamkeit. Wohl aber blieb die Hand des Jüngern länger in der Hand des Aeltern, als bei der Bewillkommnung am Tage vorher. Ein warmer Druck, ein letztes Begegnen des Auges, ein scharfer Ostwind, der grelle Ruf des Wächters vom Petrithurm: ein Uhr! „Auf Wiedersehen denn?" „Auf Wiedersehen!" Ich hörte nur noch fernhin sein nachdrückliches Klopfen an der verschlossenen Hausthür des Hôtels. Wiedergesehen haben wir uns nicht.

Immermann wurde zu früh von dem Schauplatz unsers Wirkens weggenommen. Erst jetzt fing er an, in seiner Zeit feste Wurzeln zu fassen, erst jetzt, wo er die positiven Versuche in der Dichtkunst aufgegeben hatte und, auf sein eignes Wesen sich beschränkend, im Roman, dem heitern und ernsten, so glückliche Erfolge feierte. Was ihm fehlte, um „populär" zu werden, hätte er sich wohl geben können, aber er hätte wieder dadurch seine Kraft vermindern und das, was er besaß, verrücken müssen. Immermann war Egoist, so lange ihm die Anerkennung fehlte. Als er diese fand, lös'te sich sein Gemüth auf, zugleich aber auch seine Existenz; er starb. Es giebt Naturen, die an ihrem Wesen nichts ändern

dürfen, ohne nicht zugleich ihren ganzen Bau zu zerstören. Und doch sollen wir da, wo wir an uns auf Lücken stoßen, ändern, ausfüllen und selbst auf Lebensgefahr bessern, denn auch der Tod ist eine Pflicht, die wir den Göttern zu leisten haben und Sterben leicht unser schönster Beruf.

---

# Professor Meyer,

## die Königin Viktoria und ihre Papagayen.

(Nach Mittheilungen eines Deutschen Reisenden.)

---

Meyer, von Geburt ein Holländer, kam als Maler nach London. Aussichten auf Beschäftigung und Erwerb eröffneten sich aber spärlich. Die Armen lassen sich nicht porträtiren und bei den Reichen müssen heute die Maler erst alle Fürsprecher und deren Verwandte unentgeldlich malen, bis sie für das Bild des Crösus selbst einige Guineen bekommen. Wer einen Herzog malen will, muß erst den Kammerdiener und seine zwölf Töchter copiren; selbst bei Hofe schämt sich der Oberceremonienmeister nicht, blos für die Empfehlung eines Malers an die Königin und die Prinzessinnen die Porträts seiner selbst, seiner Frau, seiner Töchter und zahlloser Enkel unentgeldlich in Anspruch zu nehmen. Meyer fiel also, da er ein ingeniöser Kopf war, auf ein anderes Mittel, sich Unterhalt zu verschaffen. Er wußte, daß das Publikum ein zwar

sehr launiges Kind, aber jedenfalls ein Kind ist, und verfiel auf den Gedanken, mit Aufmerksamkeit die Zeitungen zu lesen und alle denkwürdigen Ereignisse schnell in Pastell zu malen und den Kunsthändlern zu verkaufen. Ein starker Ausbruch des Vesuvs war das erste Ereigniß, das ihm zu Statten kam. Er malte aus der Phantasie diese Scene sechsmal in Pastell und kümmerte sich wenig darum, ob der Vesuv oben einen Aschenkegel hat, ob das Meer rechts oder links liegt, wenn nur ein Berg zu sehen war, der die entsetzlichsten Flammen ausspie. Ackermann, der damals noch lebte, kaufte diese „zeitgemäßen" Bilder, setzte sie sogleich ab und gab, da sie im Nu Mode wurden, dem Künstler mehr Aufträge auf Vesuv-Eruptionen, als er ausführen konnte. Viele Jahre hindurch arbeitete Meyer in diesem Genre fort. Jeder wichtige Vorfall, den die Zeitungen erzählten, wurde schnell ausgeführt, nach Phantasie, ohne Studium, rein nach Gutdünken, aber immer doch so, wie es sich die Ladies, wenn die Bilder nach Tisch beim Kaffee oder Thee besehen wurden, grade auch vorgestellt hätten. Die falsche Stellung, die Meyer dem Monde bei seinen den Brand der Parlamentshäuser vorstellenden Gemälden gab, schadete seinem Credit nicht. Er wurde ein Maler, der zur Fashion gehörte.

Eine Unternehmung Meyers, die ihm die Ehre brachte, der jetzigen Königin Viktoria empfohlen zu werden, waren „Die Vögel Englands." Dies Prachtwerk erschien unter

Egmont zu ſo meiſterhaften und unſere Herzen magnetiſirenden Geweben ſich zuſammenfügen *).

Die Familie, das Häusliche, ja ſogar das Philiſterhaft-deutſche iſt der Leib, aus welchem die höhere Pſyche der Goetheſchen Lebensanſchauung emporſteigt. Es iſt ein Winken nach einem fernen Heimathlande, ein ſüßes Locken nach den Grotten der Natur und dem Empyreum des Geiſtes, es iſt der rauſchend vorüberklingende Moment, als die Götter über die Geburt eines Genies zu Rathe gingen. Und der Auserwähltеſte der Sterblichen ſchwebt dem geheimnißvollen Winken nach, mit den rauſchend entfälteten Schwingen der Poeſie, die Pforten des Himmels öffnen ſich und werfen die glänzenden Lichtſtröme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes ſieht. Jetzt wird Goethe der

*) Die Poeſie bildete ſich hier ſogleich mit einer Maxime. Der Uebergang von den Erinnerungen an den mütterlichen Urſprung und dem Hauſe und der von Goethe ziemlich kalt aufgeworfenen Frage: Was iſt das Vaterland? ergab ſich bald. Goethe leugnete das Schöne und Herrliche in den Bardentendenzen Klopſtock's und Gleim's gewiß nicht; im Gegentheil tadelte er ſeine Zeitgenoſſen, daß ſie lieber auf franzöſiſche Flöten dichten, als auf jene goldenen Harfen, welche die ermüdenden großen Sänger in Deutſchland aufgehängt hätten, aber er las ein Buch von Sonnenfels über die Liebe zum Vaterlande und fand es ſehr lächerlich. Er geſtand offen, eine Erziehung zum craſſen Patriotismus der Römer läge nur im Intereſſe gefahrvoller Zeiten und könnte, zum abſoluten Geſetze erhoben, den Ruin aller Civiliſation herbeiführen. Das Schlechteſte, worauf ſich in der That eine Nation gegen die andere berufen kann, iſt der bloße Patriotismus. Ein unbeholfener und deutſcher Bär entſchuldigt ſeine Verſtöße gegen den Anſtand ſehr ſchlecht, wenn er bröſt ſich umwendet und an ſeine Lenden ſchlägt, die von Thuiſkon ſtammen! Sagte nicht Themiſtokles ſchon, das Liebenswerthe ſei niemals die Scholle des Landes, ſondern treffliche Inſtitutionen? Goethe fürchtete, daß durch Schriften, wie die von Sonnenfels, die Leerheit der Köpfe mit einem Lärm angefüllt würde, den tüchtigere Dinge und beſonders die Erkenntniß der eigenen Oberflächlichkeit hätten erſetzen ſollen. Er philoſophirte mit Recht, daß man in Zeiten der Ruhe die Erziehung, ſtatt an den Nationalhaß und den patriotiſchen Spektakel, an die Familie und die Bildung im Schoße der Guten und Edeln anknüpfen müßte.

den Auspizien mehrer Häupter der hohen Aristokratie und darf in keiner Bibliothek eines vornehmen Hauses fehlen. Das Werk ist noch nicht vollendet und Meyer wünscht gewiß, seiner zahlreichen Abonnenten wegen, Gott schüfe ihm zu Liebe noch mancherlei neue Spezies von Vögeln, damit er von seiner Sammlung einige Lieferungen mehr erscheinen lassen dürfte. Die herrliche Einnahme, die Meyer von diesem Werke macht, setzt auch starke Ausgaben voraus. Kein Vogel wird von ihm anders, als nach der Natur gezeichnet, und jeden Vogel lebend aufzutreiben ist nicht wenig kostspielig. Als ihn Jemand mitten unter den zahllosen Käfigen, in welchen seine Mustervögel flatterten, darauf aufmerksam machte, daß er der Treue seines Werkes zu große Opfer brächte, sagte er: Ach, zum Theil entschädig' ich mich an den Vögeln selbst; ist einer gemalt, so wird er gebraten. Ich spare dadurch Einiges schon an meinem Mittagstisch!

Eines Tages wurde Meyer zur Königin, als sie noch Prinzessin war, gerufen. Schlicht und einfach, wie er ist, wußte er nicht, wie er zu der Ehre kam. Neugierig, welchen Auftrag sie ihm geben würde, kam er in Kensingtonhouse an. Goldgestickte Diener empfingen ihn, führten ihn die stolzen schweigsamen Treppen hinauf, öffneten ihm die hohen mit Wappen geschmückten Flügelthüren. In einem Vorzimmer empfing ihn die Herzogin von Kent und nöthigte ihn, in das Nebenzimmer einzutreten. Hier saß Prinzessin Viktoria an einem Rahmen

und stickte. Sie stand auf und zeigte betrübt auf zwei Papagayen, die in einem großen Käfig beisammen saßen und beide kläglich genug aussahen. Wäre Viktoria eine Deutsche Prinzessin gewesen, wer weiß, ob nicht hätte Landestrauer angelegt werden müssen. Die beiden Thiere hatten die Mause, und die Prinzessin, die das Aeußerste fürchtete (daß sie ihr sterben könnten), hatte jetzt erst gefühlt, wie schmerzlich es ihr sein würde, nicht einmal ein Porträt von den beiden geliebten Papagayen zu besitzen. Meyer sollte sie malen.

Jeder andere Maler würde dienstbeflissen sich dazu sogleich erbötig erklärt haben. Meyer aber, an seine schönen gesunden englischen Vögel denkend, weigerte sich, die Thiere in diesem Zustande zu malen. Was würde die fashionable Welt urtheilen, sagte er, wenn die königlichen Papagayen in diesem kläglichen Mausezustand gemalt erschienen! Würde man die Schuld von den Thieren nicht auf mich wälzen und mir vorwerfen, ich hätte etwas, das schon deshalb schön sein müsse, weil es Ew. Hoheit gehört, von einer unliebenswürdigen Seite aufgefaßt? Ich kann die Papagayen in dem Zustande nicht malen. Damit ging er und ließ die Prinzessin mit ihrer Mutter in Thränen zurück.

Diese Anekdote ist besonders Lord Elphinstones wegen interessant; denn während man glauben möchte, die junge Königin hätte für diesen Phaon in der That jene sapphische Leidenschaft, die ihr die Torypresse zuschreibt, erfahren

wir jetzt, daß ihre Schwärmerei sich noch nicht höher versteigt, als bis zu zwei Papagayen und daß sie noch unschuldig genug ist, um zu weinen, wenn diese in die Mause kommen. Oder es müßte denn sein, daß der liebenswürdige Gouverneur von Madras ihr diese Papagayen aus Indien geschickt hat!

# Die Subscribenten auf Klopstocks Gelehrtenrepublik.

Göthe erzählt in seinem Leben von dem Eindrucke, den Klopstocks Ankündigung der Gelehrtenrepublik und des Selbstverlages derselben auf die damaligen Zeitgenossen hervorbrachte. Die Erwartung war groß, blieb aber unbefriedigt. Man mußte das Buch nehmen, weil man sich dazu verpflichtet hatte; aber was man nun besaß, gefiel Niemandem. Göthe deutet an, wie er nur zu trösten und zu beruhigen gehabt hätte, da sich Niemand über den Verlust seiner Subscriptionsgelder, wenn auch nur im Stillen, zufrieden geben wollte.

Es liegt uns eine Ausgabe der Gelehrtenrepublik (1774) mit dem angehängten Subscribentenverzeichnisse vor. Die Anzahl der hier nach den Städten aufgeführten Verehrer Klopstocks ist ebenso außerordentlich, wie die namentliche Angabe derselben merkwürdig und unterhaltend. Man trifft hier auf berühmte und auf solche Namen, die es eben erst zu werden im Begriff waren. Wir

sind uns des Dankes unsrer Leser gewiß, wenn wir ihnen die vorzüglichsten Namen in diesem Verzeichnisse hier anstreichen.

In der Einleitung zu dem Register wiederholt Klopstock seinen Plan einer neuen Buchhandlungsreform. Er befaßt sich für die Werke, die es vorziehen, nach dieser Methode verschlissen zu werden, nicht mehr mit den Buchhändlern, (er hatte für den Bogen der Messiade einen Thaler und für das Ganze noch extra eine neue Weste von seinem Verleger bekommen) sondern mit eigenen Commissionären. Klopstock nennt sie, als wenn es sich um eine Lotterie handelte, Collekteure. Er bezeichnet die Prozente, die er ihnen bewilligt, die Spesen, die sie für die Fracht nehmen dürften, den Aufschlag, den man bei einer zu weit entlegenen Entfernung gestatten könne. Klopstock entschuldigt sich, daß sein erster Versuch in dieser neuen Methode so spät erscheine; man hätte ihn, sagte er, bei Ankauf des Papiers „chikanirt," so daß er es sich aus Holland hätte müssen kommen lassen; „dafür," fügt er zufrieden hinzu, „liefr' ich fünf Bogen mehr, als ich versprochen habe!"

In Altona hatten 53 auf die Gelehrtenrepublik unterschrieben, u. A. Professor Dusch, ein General Graf von Schmettau, eine A. L. Gräfin zu Stollberg (Stiftsdame zu Uetersen), Herr Struve, dessen Söhne berühmt geworden sind, auch ein C. Wienbarg. — In Anspach blieben Minister und Präsidenten nicht aus; auch Uz,

(Assessor des kaiserlichen Landgerichts) der Dichter, ist genannt. — In Augsburg hatten nur 4 unterzeichnet! — Die Bibliothek des Benediktinerklosters in Banz. — In Berlin hatten 90 gezeichnet, unter ihnen sehr viele Juden; z. B. Moses Wessely (der sich für den Absatz sehr interessirte), Cerf, Ephraim (der bekannte Banquier), Friedländer, Hirsch, Itzig, Levy, Magnus, Moses Nathan, Warburg. Von berühmten Namen sind Büsching zu nennen, der Tonkünstler Kirchberger, Lessings Bruder (Münzassistent), Rammler, (Herr Professor), der Tonkünstler Schulz, zwei Candidaten Stosch, Herr Oberconsistorialrath Spalding; für Berliner ist auch Candidat Koblanck von Interesse. — In Bonn hatte der Erzbischof von Köln unterzeichnet und sehr viele Hofräthe und Präsidenten. — In Braunschweig werden Ebert und Eschenburg genannt; 17 interessirten sich dort für Klopstock. — In Bremen 25; ein Sekretär Iken und fast alle Pastoren werden genannt, z. B. ein Pastor Pfannkuchen. — In Breslau finden sich 66, unter Andern von Schlabrendorf. — Im Holsteinischen finden sich sehr drollige Titel, z. B. „Kirchspielvogt und Landpfennigmeister Behrens." — In Karlsruhe meldeten sich wieder viele fürstliche Personen. — In Kassel 23; u. A. die Professoren Mauvillon und Tischbein. Die Hessischen Adligen von Malsburg schrieben sich damals noch Malzburgk. — In Coburg wird Geheimerath von Thümmel genannt. — In Colmar Pfeffel, „Hofrath und Direktor der königlich

protestantischen Militärschule." — In Cöln nur 2, und noch dazu Beamten! — Darmstadt zählte 77 Unterzeichner, unter ihnen den Hof, den Regierungs-Advokaten Hallwachs, den Oberappellationsrath Lichtenberg (verwandt mit dem Göttinger), den Präsidenten von Moser, Schleiermacher, den Rektor Wenck. — In Dessau werden Basedow und Wolke genannt. — Dresden zählt 48 Theilnehmende; u. A. den Geh. Legationsrath und Oberdirektor der Kunstgallerie v. Hagedorn. — In Ellrich Göckingk. — In Erfurt Meusel. — In Frankfurt a. M. brachte Hofrath Deinet 22 auf; u. A. Dr. Göthe, Mademoiselle Göthe (Schlossers spätere Frau), Dr. Schlosser, Cand. Passavant, Pastor Souchay. — In Giessen figuriren Prof. Dr. Bahrdt, Höpfner, Prof. Schmid. — In Gotha zeigte nur der Hof und der Adel Interesse. — Göttingen aber prangt mit 342 Unterschriften, die meist von Studenten herrührten. Heinr. Christian Boie steht an der Spitze, mit dem Ruhme, theils in Göttingen, theils anderswo Klopstocken 413 Abonnenten verschafft zu haben. Nun folgen: Abich, Prof. Baldinger, Prof. Böhmer, G. A. Bürger, Amtmann zum Gericht Altengleichen, Studiosus Escher aus Zürich, Prof Feder, J. N. Forkel, Prof. Gatterer, Stud. Gildemeister aus Bremen, Stud. Greverus aus Oldenburg, Stud. von Günderode aus Frankfurt a. M., D. H. Hegewisch, Prof. Heyne, Stud. Hölty, Stud. Jänisch aus Hamburg, Stud. Justi aus Marburg, Prof. Kästner, Stud. Kleuker,

Student Leisewitz aus Hannover, Prof. Lichtenberg, Prof. Meiners, Stud. Miller aus Ulm, Stud. Musäus, Stud. Nebenius aus dem Badischen, Stud. C. A. Overbeck aus Lübeck, der Tanzmeister Pauli, Prof. Pütter, Stud. Rumann aus dem Hannöverschen, Stud. Salzmann aus Straßburg, Stud. Schlüter aus Hamburg, Prof. Selchow, Stud. Freiherr Spiegel zum Desenberg, Stud. Spieß, Stud. Freiherr von Stein, Stud. Sturz, Stud. J. H. Voß aus Mecklenburg. — Dagegen hatte die Universität Greifswalde nur 3 Verehrer Klopstocks. — Halberstadt bringt uns Gleim. — Halle zählt 59, auch viele Studenten, aber keinen namhaften. — Hamburg zählt 133, darunter den Schauspieler Brockmann, Frau Prof. Büsch, J. M. Hudtwalker, auch den „Gastwirth zum güldnen Ochsen" Jargau, verschiedene Mumsens, G. H. Sieveking, C. Voght junr. — Hildesheim that sich mit 110 hervor, worunter Senator Marheineke (der Theolog ist daher.) — Jena zählt 39, aber nichts Vornehmliches an Namen. — In Ingolstadt ist Prof. Weishaupt, der Illuminant, genannt. — Kiel und Kopenhagen leisten auffallenderweise nicht viel; an letztem Orte fallen außer den Bernstoffs auf: die Kammerjunker Stollberg und Capitän Niebuhr. — Königsberg nennt den Criminalrath Hippel, den Prof. Kant, und brauchte 70 Exemplare. — In Kreuznach meldet sich der Naturdichter J. J. Maus. — In Leipzig sind die 25 Abnehmer leider nicht genannt. — In Lissabon wundert man sich, 36 Deutsche Freunde

Klopstocks zu finden. — In London 21, über die Hälfte Engländer. — In Magdeburg sammelte Rektor Funke; von den Schülern zu Klosterbergen ist nur Schummel genannt. — Mannheim bringt 81 sehr vornehme Namen. — In Marienwerder treffen wir Kriegsrath Scheffner. — In Mainz nur einen Abnehmer, einen Grafen Waldernsdorf. — In Mitau dagegen 140 — welch ein Abstand zwischen dem Herzen Deutschlands und Kurland! Unter den Mitauern eine von der Recke geb. v. Medem. — Auch München zählt nur wenige, darunter wunderliche Titel z. B. „J. Menzinger, Logikus." „Don F. Sterzinger und Don Juan de la Stockh, Theatiner[illegible]nche." In Münster treffen wir Sprickmann, meh[illegible] von Droste's, den Premierminister Fürstenberg, den Freiherrn von Galen. — In Osnabrück sammelte Herr Justizrath und Landschaftssyndicus Möser. — In Potsdam sammelte der Feldprediger Campe (der Jugendschriftsteller). — Riga und Reval zeichnen sich wie Mitau aus. — Der Fürst von Schwarzburg Rudolstadt, der Erzbischof von Salzburg unterschrieben mit ihren Ministern und Räthen. In Stargard zeigt sich ein Professor Müchler; ob Vater des Kriegsraths? — In Stuttgart treffen wir nur 17, unter ihnen den Staatskammerrath Spittler. — In Tübingen war bessere Ausbeute. Die Magister Jäger, Hauf, Haug, Kieser kommen vor, die Mag. Planck, Reuß, Schott, Schultheiß, Spittler und Professor Schnurrer. — Weimar nennt nur Bertuch, von Einsiedel, Hofrath Wieland

und noch fünf. — Wien zählt 88, Herrn Denis zuerst, dann den Fürst Khevenhüller, manche Vornehme, auch den Pater Fuchsthaler, einen Edlen von Käs, Professor Mastalier, die Kollowrads, die Chotecks, die beiden Stephanie. In Wolfenbüttel einer — Herr Bibliothekar Lessing. — In Zürich 7, unter ihnen der Helfer am Waisenhause Lavater.

Die Gesammtzahl der Subscribenten auf Klopstocks Gelehrtenrepublik betrug, nicht wie Göthe sagt, beinahe 1000, sondern 1610. Das Exemplar wurde, da man nicht auf das Buch, sondern den Verf. sah, mit einem Friedrichsd'or bezahlt: so daß Klopstock gut und gern eine Einnahme von 8000 Thalern machte.

„Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke und des Schweißes der Edlen werth!"

freie Götterſohn des Himmels und ſchreitet ſtolz und keck durch eine Welt, die ihm Spielzeug iſt. Titanenideen ergreifen ſein Hirn, während er durch die Wälder und Berge ſtreift, die Sprache wirft den Reim von ſich, ſeine Einfälle ſind erhaben, wahnſinnig, humoriſtiſch, bis ſich an dem Verſuche einen Prometheus zu dichten, endlich die wogende und ſchäumende Welle bricht und in dem Moment, wo der fiebernde Trotz des Genies Krankheit wird, die rothwangige beſonnene und vom Vater geerbte Geſundheit der transcendentalen Kriſis zu Hülfe kommt; dann genas er allmälig in eine Mäßigung, innerlich geſund, doch noch im Auge die Spur des Unheimlichen tragend, bis er zuletzt mit friſchgeſammelter und die Erinerung des ganzen Himmels in ſich tragender Kraft den Fauſt ſchuf. Prometheus, in der Anlage, die uns fragmentariſch erhalten iſt, konnte ein Titanendrama werden, das auf Deutſchland vielleicht gräßlicher gewirkt hätte, als Werther's Leiden; aber wir hätten mit ihm auch den Dichter verloren. Denn die Idee dieſes Prometheus ließ ſich nur mit einer Einſeitigkeit durchführen, die derjenige haben muß, welcher ſeine Rechnung mit dem Leben und ſeiner Wirthin abſchließt, das letzte Geld und die Uhr auf den Tiſch legt und zu enden weiß. Goethe hat ſich Zeit ſeines Lebens von der Prometheusfabel nicht erholen können. Sie ſpukte in allerlei Formen wieder in ihm durch, aber die Zurückhaltung der Leidenſchaft erkältete zuletzt die Auffaſſung.

Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, ſo du kannſt, über alle Welt! Hiermit bezeichnete Goethe ſelbſt den Weg, den ſeine Poeſie zu ihrem Ziele nahm. Es iſt die eigentliche Zauberformel welche ein ganzes dichteriſches Geheimniß erſchließt.

# Meidingers Französische Grammatik.

(Aus Familien-Notizen.)

---

J. B. Meidinger war der dritte zu einem Brüderkleeblatt, welches sich durch die auffallendsten Talente zur Sprachwissenschaft auszeichnete. Der Eine war ein tüchtiger Kenner der alten Sprachen, der Zweite war besonders des Italiänischen kundig, der Dritte, der Berühmteste von Allen, zeichnete sich in der Französischen Sprache durch seine leichte, faßliche und noch immer nicht ganz zu verwerfende Methode aus. Vieles arbeiteten die Brüder gemeinschaftlich; wo Einer nicht ausreichte, half ihm der Beistand und Rath der Andern. J. B. Meidinger hatte sich seine Kenntniß der Französischen Sprache besonders am Französisch gebildeten Hofe des Fürsten von Wied erworben, später konnten ihm die zahlreich durch Frankfurt am Main ziehenden Französischen Emigranten über Vieles, was ihm zweifelhaft geblieben war, Aufschluß geben. Da er selbst eine Bürgerschule hielt, so wurden ihm die Bedürfnisse der Anfänger aus eigner Erfahrung ersichtlich

und um so mehr war er geschickt, ihnen in seiner Grammatik und den ihr folgenden Handbüchern entgegenzukommen.

Der Erfolg, den Meidingers Französische Grammatik gehabt hat, ist außerordentlich. Noch gegenwärtig, wo fast jeder Sprachlehrer sich selbst eine Grammatik schreibt, wird das Meidingersche Buch von Manchen und besonders denen, die sich selbst unterrichten wollen, vorgezogen. Die 33ste Auflage, welche vor mehren Jahren abgezogen wurde, scheint noch nicht die letzte werden zu wollen, obgleich bis jetzt 216,000 Exemplare von diesem Buche verkauft sind. Als Meidinger seine Grammatik im Jahre 1783 einem Frankfurter Buchhändler zum Verlag anbieten wollte, ging er vergebens von einem zum andern, Niemand wollte die Unternehmung wagen. Lieber Herr Meidinger, sagte man ihm, behalten Sie das Buch für sich, wir haben dergleichen schon so viel! Meidinger hörte aber auf den Rath nicht, sondern ließ nun das Manuscript auf seine eigne Kosten drucken. Schon nach 2 Jahren war die erste aus 1000 Exemplaren bestehende Auflage vergriffen. Die zweite ebenso starke mußte nach abermals zwei Jahren wieder aufgelegt werden. Nun druckte Meidinger schon 1500; in einem Jahr waren sie vergriffen; jetzt 2000; da bricht die Französische Revolution aus! Jetzt folgten Jahr ein, Jahr aus fünf neue Auflagen von 2500 bis 5000. Die Jakobinerherrschaft steigerte das Interesse für Frankreich immer höher und im

Jahre 1794 mußte bereits die zehnte Auflage mit 8000 Exemplaren gedruckt werden. Von nun an bis zum Jahre 1817 verging fast kein Jahr, wo nicht eine neue Auflage von 8000 Exemplaren nöthig wurde. Erst seit 1817, wo die Deutschen mehr auf ihre eigene Sprache hielten und überhaupt das Franzenthum nicht beliebt war, nahm der Erfolg ab. Um 30,000 Exemplare zu verkaufen, brauchte Meidinger jetzt schon den Zeitraum von 1817 bis 1826.

Außer dieser großen Grammatik hatte Meidinger seit 1794 auch eine kleinere (den ersten Unterricht) herausgegeben. Von dieser sind bis jetzt mehr als 18 Auflagen erschienen und im Ganzen 80,000 Exemlare davon verkauft. — Meidinger schrieb auch eine Grammatik der Deutschen Sprache für Franzosen, welche 12 Auflagen erlebte und in 40,000 Exemplaren verkauft wurde. — Die Italienische Grammatik erlebte 6 Auflagen und ging zu 20,000 Exemplaren ab. — Ein Uebersetzungsbuch „angenehme Unterhaltungen" brachte es zu eben so viel Auflagen und zu 18,500 Exemplaren Absatz.

Man wird wenige literarische Unternehmungen finden, die sich mit dem Erfolge der Meidingerschen Schulbücher messen könnten. Wie oft mag der Buchhändler, der dem Verfasser einen guten Rath geben wollte, bereut haben, daß er keinen bessern gehabt hatte!.

# Soll sich die Theaterkritik bestechen lassen?

## Eine Zeitfrage.

Beantwortet von einem Theaterreferenten.

---

Ich bin seit vielen Jahren Herausgeber einer weitverbreiteten Zeitschrift, die ihren eigentlichen Schwerpunkt zwar in ganz Deutschland hat, zuweilen aber auch über die Lokalbegegnisse des Ortes, wo sie erscheint und ich wohne, einen Bericht liefert. Seit vielen Jahren hab' ich auch über die theatralischen Erscheinungen meines Wohnorts Artikel geschrieben, welche sich dem Bühnenvorstande ebenso vortheilhaft erwiesen wie den einheimischen und fremden Künstlern und, um es nur zu gestehen, mir selbst. Ich habe daher eine Erfahrung, die mich hinlänglich befähigt, die oben gestellte Frage nach bester Einsicht zu beantworten.

Seit einiger Zeit verlauten so viele Klagen über die Bestechlichkeit der Rezensenten. Man behauptet, daß es Städte gäbe, wo der Künstler von der Kritik auf jede Weise geschröpft würde und erst Blut lassen müsse, bis

man ſich nur herabläßt, ſeine Leiſtungen zu erwähnen. Man behauptet, daß fremde Gäſte auf gewiſſen Theatern verrathen und verkauft wären, wenn ſie nicht der Lokalkritik einen Beſuch abgeſtattet und ihr auf dem Tiſche einige Goldſtücke wie aus Zerſtreutheit liegen gelaſſen hätten. Man geht ſogar ſo weit, mit öffentlicher Namennennung zu drohen. Es iſt demnach die höchſte Zeit, über dieſen Gegenſtand einige vernünftige Worte zur Verſtändigung zu reden.

Vor allen Dingen Tod jenen Spekulanten, die ſich den Schauſpielern mit ihren Fäuſten vermiethen und von der Gallerie herab mit Hülfe beſoldeter Claqueurs Lob oder Tadel herabdonnern oder herabpfeifen! Tod jenen falſchen Kunſtgärtnern, die Lorbeerkränze ſtundenweis vermiethen und ſich in leere Logen ſchleichen, um ſie aus dieſen herauszuwerfen! (weil Lorbeerkränze, die von der Gallerie fallen, immer anrüchig ſind!) Ich ſage: Hier hört Alles auf! Die Claqueurs haben die Schauſpieler übermüthig gemacht; ſie haben ihnen vorgeſpiegelt, als dürften ſie die Kritik umgehen; ſie haben die Preiſe für eine gentile und honnette Art, ſeine Erkenntlichkeit für geſpendetes Lob zu erkennen zu geben, auf erbärmliche Summen herabgedrückt. Tod den Claqueurs!

Aber etwas Anderes iſt es mit uns Rezenſenten. Wir geben Zeitſchriften heraus, die ihren Raum ſehr nöthig brauchen. Ich ſoll das Gaſtſpiel des Herrn Roscius beurtheilen. Wer iſt mir Herr Roscius? Was haben die

Abonnenten meiner Zeitſchrift von Herrn Roscius? Sie wollen Novellen, Charaden, Miscellen, Mannichfaltigkeiten zur Menſchen- und Länderkunde, Zeitgemäßheiten, aber nichts über Herrn Roscius. Wenn ich zu viel von ſeiner geſtrigen und morgenden Leiſtung ſpreche, von ſeinem Accent, ſeinen Stellungen, „ſeinen trefflichen Leiſtungen," ſo gewärtig' ich, daß ich ein Dutzend meiner Leſer verliere. Iſt mir Herr Roscius nicht dafür eine Entſchädigung ſchuldig?

Ich bin der feſten Meinung, daß dermaleinſt vor Gottes Thron jeder Rezenſent für gerecht befunden wird, der ſich die Mühe gegeben hat, die Sängerin Artemiſia zu loben und dafür Geld nahm. Bin ich auf ein ewiges Leben angewieſen? Hab' ich nicht Urſache, mit meiner Zeit zu geizen? Es iſt ein ſchöner Sommerabend. Die Mücken ſpielen in den ſchattigen Gängen unſerer Promenade, die Fröſche quaken ſo melancholiſch zum Lied einer einſam niſtenden Nachtigall. Ich will mit meiner Frau und meinen Kindern einen Spaziergang machen; habe des Tages Laſt und Hitze getragen: will die Bruſt ausdehnen in Gottes freier Natur. Nun ſoll ich ins Theater, um Artemiſia zu hören? Ich kann die Sänger des Haines hören und ſoll die falſchen Töne einer mittelmäßigen Catalani aufnehmen? Ich ſoll den freien, friſchen Odem der Natur mit Lampenqualm vertauſchen und mir durch Herausgehen aus einem drückendheißen Theater eine Erkältung zuziehen? Ich ſehe nicht ein, der Arzt ſetzt für

einen Nachtbeſuch mehr an, als für einen Beſuch am Tage. Was brauch' ich in's Theater zu gehen? Ich thu' es nicht, wenn Artemiſia mich nicht dafür entſchädigt. Da iſt Kirchweih in Mückenbach, Conzert in Fliegenheim, da iſt eine Whiſtparthie in der Reſſource, bei der ich fehle; ja ich habe nicht ſelten Urſache, zu Haus zu bleiben, muß an einer Ueberſetzung, an einer Correſpondenz arbeiten. Nein, Artemiſia, unter dieſen Umſtänden ſchlag' ich meine Zeit, die mir das Theuerſte iſt, zu einem feſten Preiſe an und ſetze voraus, daß mir das verſäumte Lied der Nachtigall, die verſäumte Whiſtparthie, die Möglichkeit einer hartnäckigen Erkältung mit einer angemeſſenen Summe abgekauft wird.

Wir leben in einer Zeit, wo die Bedürfniſſe ſich ſo außerordentlich geſteigert haben, daß der Bruder vom Bruder nichts mehr umſonſt verlangt. Jede Arbeit iſt ihres Lohnes werth; jede Gefälligkeit ohnehin. Wem ich nütze, dem kann ich mit ruhigem Gewiſſen: Halbpart! zurufen. Roscius und Artemiſia brauchen mich; warum ſollt' ich blöde ſein? Ich nütze ihnen, ich verſchaff' ihnen ein volles Haus; ich ſichre ihnen auswärts Engagements; ich nütze ihnen ſchon dadurch, daß ich ihrer nur erwähne. Ein Paar Stiefeln macht mir niemand umſonſt; einen Rock auch nicht; warum ſoll ich den Schauſpielern Stiefeln und Röcke an den Leib rezenſiren, und davon nicht ſo viel haben, um meine eignen Bedürfniſſe zu befriedigen? „Was iſt mir Hekuba!“ Ich bin Familienvater

und muß mein kleines Talent und meine Stellung ſo ergiebig wie möglich machen. Ich nütze dem einheimiſchen und fremden Künſtler, wenn ich ihn lobend beſpreche; es iſt nicht mehr wie billig, daß er mich dafür entſchädigt.

Gewöhnliche, unpraktiſche Menſchen, die Alles von der ſentimentalen Seite anſehen, werfen mir vielleicht vor, daß ich auf dieſe Art mein Urtheil verkaufe. Das thu' ich nicht. Ich verkaufe nur meine Muße, meine journaliſtiſche Stellung, meine Geſundheit. Es iſt mit drei Friedrichsd'or noch nicht geſagt, daß ich dafür loben ſoll. Schon daß ich erwähne, iſt etwas, das dem Schauſpieler von Werth ſein muß, daß ich ihn beſpreche, daß ich ihn nicht, was ich ja könnte, mit Stillſchweigen übergehe. Was hat Seydelmann, was haben Löwe, Devrient, Döring, was haben die Lutzer, die Löwe davon, wenn ſie auf unſerm Theater gaſtiren und ich ignorire ſie? Sie ſingen und ſpielen wie die Götter, und ich kümmere mich nicht darum. Meine Zeitung geht ihren Gang fort, ich verlier' dabei nichts. Ich kenne das Gefühl, wenn ein Schauſpieler im Gaſthofe abgeſtiegen iſt und ſich jeden Morgen vom Kellner die noch naſſe Nummer meines Blattes bringen läßt und ſiehe! er iſt noch nicht erwähnt. Er ſpielt den Fauſt, den Tell, den Carlos, den Hamlet; ſeine Frau ſingt die Norma, die Alice, die Amine; ich bin tückiſch, ich ſchweige wie das Grab. Sie werden gerufen, beklatſcht, mit Lorbeern beworfen; ich bringe meine lyriſchen Gedichte, ich gehe nach Fliegenthal auf die

Kegelbahn. Laß ſie nur kommen! Schon daß ich ſie erwähne, müſſen ſie mir mit Gold aufwiegen.

Es ſind, ich geſteh' es, allerdings auch ſchon Fälle vorgekommen, daß ich eine mittelmäßige Leiſtung mehr als gebührlich angeprieſen habe. Es iſt dies ſonſt meine Art nicht. Ich habe für die außerordentlichen Talente immer einige Dämpfer für mein Lob bereit; ebenſo auch für das Unbedeutende ſo mancherlei Phraſen, die die goldne Mittelſtraße halten. Das Publikum iſt aus meiner Feder ein ruhiges, nüchternes Lob gewöhnt; ebenſo iſt mein Tadel nie verwundend. Ich ſetze immer voraus, daß meine Leſer ſchon wiſſen, wie ich gelaunt bin; daß ſie wiſſen, was ich im Ernſt oder aus Convenienz ſage. Aber manchmal, ich geſteh' es, ſtreich' ich auch das Mittelmäßige mehr als billig heraus. Du lieber Gott! Was iſt dabei verloren? Wird darum die Axe des Weltgebäudes brechen? Werden deßhalb die ſpaniſchen, orientaliſchen und hannöverſchen Lebensfragen unerledigt bleiben? Wenn ich nun auch einmal ein mittelmäßiges Talent ein wenig über die Gebühr (daß die mir zukommenden Gebühren bezahlt werden, ſetz' ich voraus) erhebe: was iſt da weiter? Shakeſpeare bleibt darum Shakeſpeare und Mozart Mozart! Wir leben in einer Zeit, wo es darauf wahrlich nicht ankommt, ob ich den nachläſſigen Gang eines Schauſpielers einen gewandten, ſeine ſchlottrige Haltung eine heldenmäßige nenne! Die Weltgeſchichte hängt von ganz andern Fragen ab. Darum wird das

Brod nicht theurer und der Wein nicht wohlfeiler. Ich wünsche einem jeden Menschen einen so heiteren Schlaf, als mir in dem Fall, daß ich einmal ein wenig über die Schnur gehauen habe, mein ruhiges Gewissen gestattet. Es ist lächerlich, zu glauben, daß mich das Bewußtsein meiner kleinen dramaturgischen Sünden auf dem Todtenbette noch einmal beunruhigen wird.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schließen, ohne den Schauspielern noch einige gute Rathschläge aus meiner vieljährigen Praxis zu geben.

Erstens mögen sie ja vorsichtig in der Wahl derjenigen Zeitschriften sein, deren Direktion sie sich auf eine honnette Art geneigt zu machen wünschen. Nicht jede Zeitschrift kann ihnen nützen. Sie müssen a) die gelesensten, b) die geistvollst redigirten aussuchen. Es giebt in manchen Städten arme Tröpfe, die sich zur Unterstützung ihrer gegen die Schauspieler gerichteten Finanzoperationen quälen, mühselig einem Blättchen das Leben zu fristen. Da ist es schon genug, wenn man sich auf ein Quartal dieses wie ein ölloses Lämpchen flackernden Journals abonnirt.

Sodann kommt es bei gelesenen und geistvoll redigirten Zeitschriften auf eine für Geber und Empfänger gleich zarte Weise an, sich einander zu nähern. Aus langer Erfahrung weiß ich, daß viele Künstler nur deßhalb nicht in die Tasche greifen, weil sie zu blöde sind. Wie manche Schauspielerin hat mich verlassen, von der ich wußte,

Sie war das Symbol des Goetheſchen Lebens in auf- wie in abſteigender Linie. Aus beſchränkter Sphäre hinaus ſich drängend wurde ſeine Sehnſucht ſchnell ein poetiſches Bild, das ſeinen Schritten voranſchwebte und ihn lockte und Berge und Thäler vergeſſen ließ, die er durchwanderte, um die in immer ſchöneren Farben und deutlicheren Umriſſen ſich malende Anſchauung einzufangen. Jeder Anfang in Goethe war harmlos und vom Nächſten ausgehend. Ja er verſprach in erſter Jugend ſo wenig, daß er ſelbſt von Herder in Straßburg, der ſchon Standpunkte, Ueberſichten und Allgemeinheiten gewonnen hatte, für linkiſch in der Auffaſſung und Schönheitsbeurtheilung angeſehen wurde. Goethe's poetiſche Entwickelung war ein träumeriſches Ausſpinnen ſeiner häuslichen Zuſtände und primitiven Eindrücke und ſo hinaus über die Vorurtheile, Geſetze, Sitten hinweg, bis in die Alpen-Regionen des freien Gedankens und der dichteriſchen Wahrheit. Ein rüſtiger Wanderer, zieht er von ſeiner Heimath aus und lernet Schönheit, zurückblickend in ein ſonniges vom gelben Strom durchſchlängeltes Thal, fern der blaue Rand der Gebirge, die unvollendete Kuppel des Frankfurter Domes, ein rauſchendes Treiben, das der Dichterjüngling verlaſſen kann, ohne aufzuhören, es zu lieben. Dies war für Goethe entſcheidend, denn jeder andere Genius pflegt die Metamorphoſen ſeines Dichtens und Lebens in ſich wechſelſeitig zu zerſtören und nicht ſelten auf das, was er heute war, morgen, wie ſchon auf das Unwürdigſte, zurückzublicken. Goethe gab ſeine primitive Anſchauung niemals auf, ſein häusliches Vermächtniß, das Stillleben der beſcheidenen Exiſtenz, auf welches er ſich immer wieder zurückziehen konnte, wie ein induſtrieller Spekulant nach großen Gewinnen oder Verluſten auf ſeine

daß ſie acht Dukaten in der Hand hatte und ſich genirte, ſie mir anzubieten! Ihre Blödigkeit trug ihr eine empfindliche Rezenſion ein. Um den Künſtlern ſolche unangenehme Erfahrungen zu erſparen, will ich hier einige Methoden mittheilen, um Rezenſenten auf praktikabelanſtändige Art eine, gewöhnlich Beſtechung genannte, Erkenntlichkeit einzuhändigen:

a) Man ſagt kurzweg: Herr Doktor, Ihre Zeit iſt koſtbar. Ich weiß, Sie werden etwas über mich ſchreiben; aber wenig genügt mir nicht. Loben oder tadeln Sie mich, nur thun Sie es, damit es meiner Stellung in der Kunſtwelt angemeſſen bleibt, ausführlich. Ich verlange nichts umſonſt. Dann wird der Rezenſent antworten: Freilich, ich habe jetzt einen Roman zu ſchreiben, der bei mir beſtellt iſt, indeſſen — Wie geſagt, wiederholt der Künſtler, ich verlang' es nicht umſonſt! legt das Geld auf den Tiſch und geht.

b) Ein Schauſpieler (ein Muſikus oder Sänger braucht ſich nicht zu verſtellen) erklärt, er ſetze zuweilen Gedichte in Muſik. Er bittet den Rezenſenten bei Gelegenheit um eines ſeiner beliebten Gedichte; er dringt darauf, er bietet eine Summe. Von dem Bühnenreferat iſt hier gar nicht die Rede. Der Compoſitionsdilettant zahlt fünf Dukaten für das eingelieferte Gedicht und die Sache iſt abgemacht.

c) Der Künſtler läßt bei einem Beſuche fallen, er wäre eine Liebhaber von Autographen. Er ſammle eigen-

händige Briefe von Schiller, Goethe, Herloßsohn; er wünsche auch von dem Herrn Redakteur einen Aphorismus, am liebsten einen kleinen Zettel voll geistreicher Gedanken zu haben. Die Bezahlung versteht sich von selbst.

d) Der Redakteur hat Kinder und der Schauspieler nicht viel Geld. Doch einen Doppel-Friedrichsd'or will er daran setzen. So besucht er jenen und liebkos't seinen kleinen Sohn. Er nimmt ihn auf den Schooß, hält ihm die Uhr an's Ohr, zieht die Börse und giebt ihm jenen Doppel-Louisdor zum Spielen. Er muß natürlich neu und blank sein. Das Kind freut sich und der gemüthliche Künstler fährt wie mit einer plötzlichen Idee auf: Stecken Sie's ihm in seine Sparbüchse! Man lacht und der kleine Schelm muß sich bedanken.

e) Eines Morgens kommt die Künstlerin athemlos zu dem Rezensenten gelaufen. Herr Doktor, ich bin außer mir. — Was ist? — Man verläumdet in der Theater-Chronik meine Ehre: man sagt, ich wäre durchgegangen, ich hätte meinen Urlaub überschritten; ich bitte, ich beschwöre Sie, schreiben Sie mir eine Rechtfertigung! Der Rezensent schreibt sie und empfängt ein angemessenes Honorar für seine Bemühung.

So könnt' ich noch sehr viele Methoden, auf eine honnette Art zu bestechen, anführen; aber ich gestehe, ich bin von den meisten in neuerer Zeit abgekommen. Ich habe gefunden, daß diese Methoden Manchem zu schwierig sind und zu gleicher Zeit ein gewisses Improvisations-

talent voraussetzen, das oft dem gelstreichsten Künstler nicht gegeben ist. So bin ich jetzt zu einem Verfahren gekommen, welches sich mir als das offenste, kürzeste und sicherste seit einem Jahre herausgestellt hat. An dem Theater meines Wohnortes hat jedes bedeutende Mitglied, jeder fremde Gast ein Benefiz. Seit einem Jahre hab' ich angefangen, mich regelmäßig an diesem zu betheiligen. Ob das Benefiz besucht wird — ich mach' es. Daß der Künstler einen Namen hat — ich mach' es. Warum soll ich nicht an der Ernte Theil nehmen? Ich prätendire offen und unumwunden 10 Prozent der Benefizeinnahme. Auf diese Art fallen alle Weitläuftigkeiten weg. Jeder Künstler weiß, woran er bei mir ist. Der Schein einer unredlichen Handlung hört gänzlich auf. Es ist ein Vertragsgeschäft mit kaufmännischem Risiko. Ich kann viel, ich kann wenig gewinnen. Diese Voranstaltung geb' ich durch offnes Bekenntniß auch darum hier der Oeffentlichkeit preis, weil es Zeit ist, sie durch förmliche, beinahe rechtliche Uebereinkunft zu einer Institution, zu einem durch die Sitte geheiligten Herkommen zu erheben. Möchte doch bei dem nächsten zu erwartenden Bundestagsgesetze zur Sicherung der dramatischen Autorrechte, auch in einem besondern Paragraphen dies durchaus anständige Verhältniß der Schauspieler zu den Rezensenten rechtlich und für ewige Zeiten festgestellt werden!

# Reise-Erinnerungen.

## I. Stuttgart.

Seit mehren Jahren hatt' ich die Hauptstadt Würtembergs nicht gesehen. Wie fand ich sie verändert! Aus ihrer frühern bescheidenen, hinter der Zeit zurückgebliebenen Gestalt hatte sie sich zu einer Zwischenstation auf der Tour von Wien nach Paris erhoben. Herrliche Gebäude, wo früher verfallene Baracken, Bazars, wo kleine Gewürzframläden, Trottoirs, wo man früher den Hals brechen konnte. Schneider waren Kleidermodisten, Schuster Zußfutteralmacher, Wirthschaften Cafés geworden. Es gefiel mir. Denn wozu Mittelalter, wo wir mit Haut und Haar der neuen Zeit, mit Seckel und Leben der modernen Staatenpolitik angehören? Und von Mittelalter, Nürnbergischem Mittelalter, war früher sehr wenig in Stuttgart, — nur bei der Stifts- und Leonhardkirche konnte Einem etwas minneliederlich, oder vielmehr meistersängerlich zu Muthe werden.

Stuttgart ist eine Literatur-Stadt. Gürtler, Sattler,

Riemermeister, Leinwandhändler, Gewürzkrämer geben ihr Erspartes her, um von unternehmungslustigen Buchhändlern zu Literatur-Rentiers erhoben zu werden. Cotta's Reichthum und Frankh's Glück hat sie Alle schwindlicht gemacht. Und Manchem glückt es; Mancher zieht aus dem Geist der Autoren oder der Fingerfertigkeit des Compilators mehr Zinsen, als aus einem Capital, das er auf Weingärten legt. Die Regierung weiß, daß der Buchhandel ein bedeutendes Geld in's würtemberger Land bringt und protegirt die Buchhändler und Autoren. Die Censur ist milde. Dem König macht die Stellung, die sich sein Stuttgart in der deutschen Literatur erworben hat, Vergnügen. Zeitschriften bedürfen keiner Conzessionen, — es geschieht Alles, um einen Erwerb zu begünstigen, von dessen Ertrage Tausende von Menschen leben.

Manchen Bau hätt' ich gern schon vollendet gesehen. Von manchem traf ich nur die Idee an. Dem Theater thäte eine andere architektonische Hülse Noth, zumal, da der Kern so gut ist und Stuttgart ein Schauspiel besitzt, das sich mit dem auf der Burg in Wien und mit Berlin messen kann. Die Gagen, die die Schauspieler beziehen, sind sehr bedeutend. Das Honorar, welches die Dichter beziehen, soll dagegen leider sehr gering und kaum größer sein, als wenn Stuttgart mit Weimar und Gotha rangirte.

Den politischen Parteigeist, der vor etwa fünf Jahren unerträglich war, fand ich etwas gemildert. Doch

sind die Schwaben Menschen, bei denen die Galle lange in der Blase vorhält: es können noch Jahre vergehen, ehe sie sich beruhigen und ihren Zorn verrauchen lassen. Noch sind manche, selbst bedeutende Namen verpönt, und Niemand, der für freisinnig gelten will, dürfte verrathen, daß er mit ihnen umgeht. Ich mußte lachen, als mir ein Freund sagte: Tragen Sie ja Sorge, daß Sie im Einführungsbuche des Museums von einem populären Namen eingetragen werden!

Herrn Baron von Cotta, dem ich empfohlen war, fand ich nicht zu Haus. Die Honneurs der Buchhandlung machte ein adeliger Herr, Schwager des Barons, ein gebildeter und wohlwollender Mann von militärischer Haltung. Herr von Cotta soll eine liebenswürdige Zuvorkommenheit besitzen, die indessen für Versprechungen eine zu geläufige Zunge hat. Man bedauerte, daß er sich zum Pietismus neige und die Würde seiner großartigen Stellung in der Buchhändlerwelt literarischen Coterien opferte. Seine Institute erfreuen sich eines blühenden Flores; nur das Morgenblatt ist hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben; besonders ist die Literaturbeilage, die Niemand mag, das Verderben dieser einst so berühmten Zeitschrift geworden.

Sonst war Seydelmanns Haus das erste, das ich zu besuchen pflegte, wenn ich nach Stuttgart kam. Nun spielt er und sein Wilhelm schon mit ihm in Berlin Comödie! Er ist und bleibt ein großer Schauspieler:

schade, daß sein Streben nach Anerkennung seinen Charakter oft von einer so unrechten Beleuchtung sehen ließ. Er ist keineswegs so kalt, wie man ihn verschreit; nur bietet er nicht Jedem sein Herz gleich auf dem Präsentirteller hin. Hier ist Döring sein Nachfolger. Ich sah diesen schon vor acht Jahren in Mainz und Wiesbaden, wo er niedrigkomische Charaktere so großartig spielte, daß man ihn einen Talma der Posse nennen konnte. Noch muß ich lachen, wenn ich an seinen tanzenden Juden in der polnischen Schenke denke. Jetzt hat sich Döring hinaufgeschwungen und spielt hochtragische Charaktere. Ich hatte, da mir immer die Mainzer Erinnerungen vorschwebten, nicht recht die Illusion für den Lear, den ich hier von ihm sah. Genial war sein Spiel; darüber keine Frage. Aber die Gränze wurde nicht immer streng eingehalten. Im Umgang — fand ich einen von Geist sprudelnden Kopf, dem nur die rechte Ordnung und Bildung fehlte. Ein erstaunliches Talent zum Copiren giebt seinem Gespräche eine Unruhe und Beweglichkeit, an die man sich bald gewöhnt, wenn man sich überzeugt hat, daß alle diese Drollerien aus einem seelenguten, harmlosen Herzen kommen. Man sprach in Stuttgart mit Bewunderung von den Leistungen dieses Künstlers.

In den Anlagen lustwandelnd — sie sind endlich geruchsfrei geworden — begegnete ich mancher Schönen, die schnell gealtert, mancher Rose, die ich als Kind und Knospe kannte. Gefreut hab' ich mich über die Jugendlichkeit, die

ſich Männer erhielten, über deren Haupt Stürme und Sorgen genug hinwegzogen; der edle Schott, immer noch mit feurigem Auge in eine Welt blickend, die ihm ſo reich an Erfahrungen war, ging vorüber und ein ſchöner Jüngling hing an ſeinem Arme; man rühmte ihn als einen Dichter und entſchiedenen, dem Vater in der Geſinnung nacheifernden Charakter. Ringe ihm nach, junger Held! Manche intereſſante Perſönlichkeit wurde mir gezeigt. Mit dem Schauſpieler Moritz, der nie altern wird und dem die Frauen noch immer ſo hold zulächelten, wie in Prag, ging Arm in Arm der gewandte Journaliſt Lewald, deſſen intereſſantes Aeußere mir lebhaft die Erinnerung an einen Uhlanenobriſten zurückrief, den ich in Weſtpreußen einſt meinen Freund nannte. Er erlag der unſeligen Krankheit, welche im Jahre 1831 das Geſchenk war, welches die Ruſſen den Preußen für den Cordon, den dieſe zogen, zum Dank abſtatteten.

## II. Carlsruhe.

Du freundliches, helles, geräumiges Carlsruhe! Warum legte dich dein Schöpfer in eine Gegend, wo du nur einen lichten Fichtenwald zum Schutze haſt und auf eine halbe Stunde vom Rhein entfernt, nach dem du im Sommer wie verſchmachtend deine Arme ausſtreckſt? Ein kleiner Bach zieht durch deine Straßen; man kennt nicht die Luſt des Badens in deinen Mauern, nicht die Luſt des Eiſes. Es wohnen Menſchen in Carlsruhe, die nie einen

Fluß gesehen haben. Als ich einmal nach Baden fuhr, nahm ich in meinen Wagen ein junges funfzehnjähriges Mädchen aus Carlsruhe. Wie wir in Rastatt über die Murg fuhren, blitzten ihre Augen vor Freude. Das ist also ein Fluß? sagte sie, die nie einen gesehen hatte. Wie schön ist ein Fluß! setzte sie ganz schwermüthig hinzu. Sie hätte gern die Murg mit nach Carlsruhe genommen.

Ich wohne in Carlsruhe gern im Erbprinzen. Man ist da in der lebhaftesten Straße der Stadt, hört das klingende Spiel der Wachtparade und wird vortrefflich bedient. Das gegenüberliegende Museum bietet eine schöne Auswahl der zeitgemäßesten Lektüre. Im Hofe des Museums erinnert die Einrichtung an Italien, Man kann sich im Sommer keinen freundlichern und kühlern Ort denken.

Carlsruhe's Bauart ist wie die Mannheims fast sprichwörtlich für geschmacklos, wenigstens für barock erklärt worden. Für Mannheim will ich dies gelten lassen. Carlsruhe bekommt durch die gerundeten Formen seiner Anlagen ein freieres Aussehen. Hätte man viel Menschen für die weiten Räume, es wäre sehr behaglich.

Die Frauen sind in Carlsruhe sehr hübsch. Das schwäbische, naive Naturell, welches bekanntlich ursprünglich etwas plump ist, ist hier in Carlsruhe französirt, oder, um den Patriotismus der Carlsruherinnen nicht zu beleidigen, vergeistigt. Bekanntlich ist Carlsruhe eine gute Pflanzschule für das weibliche Personal der deutschen

Theater. Die Haizinger-Neumann mit ihren Töchtern steht obenan. Auch Caroline Bauer ist aus Carlsruhe und eine Mad. Frühauf, die mir in manchen Rollen auf meiner letzten Durchreise durch Frankfurt sehr wohl gefiel, soll auch eine Carlsruherin sein. Irre ich nicht, so las ich einmal, daß hier in Carlsruhe eine Menge junger Mädchen auf die Erlaubniß warten, ihr erstes theatralisches Debüt machen zu dürfen. Dies ist in der That wahr. Ich füge hinzu, daß die jungen Mädchen auch alle sehr hübsch sind, in der Haizinger ein verführerisches Vorbild haben und für manche Direktion, die hieher spekulirte, gute und mit der Zeit vielleicht treffliche Acquisitionen darböten.

Auch hier ging ich betrübt an einem Hause vorüber, an dem des verstorbenen Ministers Winter. Was Winter war, erkennt man jetzt erst, da man ihn nicht mehr besitzt. Ich seh' ihn noch, den einfachen, würdigen Mann mit seiner Bernsteinpfeife, mit der er selbst als Minister noch seine Audienzen gab. Wie mild, wie gemessen, wie gediegen in seinem ächtdeutschen Wesen! Er hörte geduldig zu, was man ihm auch vortrug, ließ Jedem Zeit, sich zu entwickeln und entließ Niemanden, den er, selbst wenn er etwas abschlug, nicht überzeugt hatte, daß er nicht anders könne. Er liebte es, sich ausführlich, mit etwas Umständlichkeit auszudrücken, aber es war Licht und Wärme in seiner Rede, man hörte ihm gerne zu. Als er in den aufgeregten Jahren nach der Julire-

liegenden und für ein würdiges Daſein noch zureichenden Gründe.

Will man Göthe's Steigen aus der Häuslichkeit zur Verbreitung über alle Welt mit einem Bilde vergleichen, das ihm ganz beſonders gegenwärtig war, ſo nehme man ſeine Wanderung nach Erwin's Grabe, ſeine Beſteigung des Straßburger Münſters, wo er auf jeder einzelnen Station inne hielt und ein Gebet des vom Schöpfergeiſt durchdrungenen Dichters an den großen Meiſter des Baues richtete. Auf der letzten Platte blickte er in die ſonnige Ebene des geſegneten Landes, weit hinaus in die blauen Ahnungen der Schweiz und heimathlich gen Speier und Worms; das Herz frohlockte der unermeßlichen Augenweide und ſchmiegte ſich dankend an das, was ihn auf dieſen ſo wunderbar erhöhten Gipfel trug, an die Kunſt, und wie ein Seher ſeiner eigenen Zukunft ſchrieb er den bedeutungsvollen Spruch, daß alle Poeſie innere, individuelle Keimkraft iſt und ein dem Genius ſich von ſelber gebendes Anſchwellen der Gefühle für Maß und Verhältniß.

Die abſteigende Bewegung fehlte bei Goethe nicht und in neuerer Zeit iſt ſie ſogar mehr beſprochen worden, wie die aufſteigende. Hatte Goethe einmal in dem Allgemeinen vergeblich getaſtet, dann zog er zur rechten Stunde behutſam ſeine Fühlfäden zurück. Er verſpätete ſich niemals beim Ideale, oder genoß die Umarmungen der Phantaſie länger, als der Mond am Himmel ſtand. Hatte er gegen die Proſa einen poetiſchen Feldzug geführt, ſo zog er es doch vor, was die Winterquartiere betraf, ſie lieber in der Proſa ſelbſt zu nehmen. Wer ihm hieraus einen Vorwurf macht, was betrachtet der? Nur das Ziel, nicht den Gang ſelbſt.

volution durch seine Stellung gezwungen war, oft gegen eine allzu stürmische Opposition, die Baden von dem deutschen Bundesverbande so zu sagen emanzipiren wollte, sich nachdrücklich auszusprechen, hab' ich ihn oft bedauert. Ich fühlte es, wie sehr er unter seiner Stellung litt; denn es war kein Zweifel, daß er Sympathien für größere Zugeständnisse hatte, als die von Frankfurt kommenden Verhaltungsbefehle gestatteten. Nebenius war der letzte in seinem Geiste. Nun haben sie auch diesen geistvollen und populären Staatsmann — einer adligen Camarilla geopfert.

Ich ging am Ständehaus vorüber. Eine Anpflanzung von Kastanienbäumen beschattet es finster und trübselig. Die Reden, die man sonst in ihm hören konnte, werden immer matter. Mit Worten kann man sich nicht gegen den Strom der Zeit stemmen; Herr von Blittersdorf läßt die Freiburger sprechen, was sie wollen, und handelt — nach seinen Instruktionen.

Ich bin gern in Carlsruhe. Da die Stadt so wenig bietet, so müssen die Menschen zusammenrücken und innigere Verhältnisse schließen, als sie anderswo, wo mehr Zerstreuung lockt, stattfinden. Jede Theatervorstellung ist besucht. Nie trifft man hier ein leeres Haus.

Carlsruhe hat noch immer sein altes, dunkles und unbequemes Theater. Ins Parterre muß man sich durch einen finstern Gang hineinpressen. Zu entfernteren Sitzen zu kommen, die vielleicht leer sind, ist fast unmöglich,

will man sich nicht durch einen schmalen Gang an den Parketlogen hin mit Mühe Bahn machen. Das Theater ist vom Publikum noch immer durch den wunderlichen Vorhang, der von der Seite g'eschoben wird, getrennt. Zwei große Halbscheide werden zusammen- und auseinandergeschoben. Das Theater sieht dadurch wie ein Guckkasten aus.

Das Personal besteht aus vielen Invaliden. Hier thäten große Reformen Noth; aber die mittelmäßigen sind zähe und die guten Mitglieder sehen dem Treiben gern zu, weil sie jetzt die besten sind und die Reform ihnen nur die schlechten Folien nähme. K. Devrient traf ich nicht wieder. Statt seiner ist Herr Dessoir engagirt, den ich nicht spielen sah. Ein guter Schauspieler ist und bleibt Demmer. Leider reicht sein Organ nicht aus, um immer so wirksam einzugreifen, wie es seine geistvollen Intentionen verdienten. Krankheitsdispositionen kommen hinzu, diesen wackern Künstler zu verstimmen. Als jugendliche Liebhaberin wird ein adliges Fräulein, welche unter dem Pseudonamen Hermanni spielt, sehr gerühmt. Die berühmte Haizinger-Neumann hat sich mehr dem ältern Fache zugewandt. Ich sprach sie in dem kleinen, freundlichen Garten ihres Hauses. Was ist sie noch immer so liebenswürdig und hinreißend, diese gefeierte Künstlerin! Die frische Zärte ihrer Haut, dieser durchsichtige, weiße Teint, dieses naive, schalkhafte Lächeln, dieser dialektische Anflug ihrer Sprache — es ist ein

Enſemble, das noch immer bezaubert. Da ſieht man, wie gut man ſich conſervirt, wenn man — auf dem Theater recht viel kleine Scheidemünze, die nichts koſtet, ausſtreut, wenn man Hunderten hundert ſchlafloſe Nächte macht und ſelbſt — nein, es könnte klingen, als wollt' ich ſagen, die Haizinger hat kein Herz. Ich wollt' es einer Frau in ihrer Stellung verdenken, wenn ſie nicht ein Surrogat für das beſäße, was Andere als Gefühl von ihr hinnehmen, wenn ſie nicht das für Spiel gäbe, was Andern Ernſt ſcheint. Ich habe ſeit Jahren, daß ich die Haizinger kenne, bewundern müſſen, wie ſich bei ihr Poeſie und kluger Lebensverſtand verſchwiſtert haben.

# Kleine Reiſebilder.

## Naumburg.

Zum Lachen und zum Weinen ſtimmt es mich, ſo oft ich mich den Gränzen Preußens nähere, und mir die ſüßen Töne der Sprache von Oc, die weichen Klänge der Berliner Mundart, bei Beamten und Militär wieder entgegenkommen. Eine preußiſche Provinzialſtadt bietet mir immer Gelegenheit zu einem ſeltſamen Gemiſch von Gefühlen. Die Lebensäußerungen, im übrigen Deutſchland, ſelbſt im kleinſten Städtchen, ſo originell und frei, ſind hier wie degradirt; alles Eigenthümliche iſt abgekappt und auf die Berliner Façon abgerichtet. Schon die Gaſthöfe (die rheiniſchen ausgenommen) ſcheinen auf jene moderne Bequemlichkeit, die man anderwärts trifft, nur zu dilettiren; an den Zimmerthüren iſt angeſchlagen, wie viel das Glas Glühwein, die Butterſemmel mit Schinken oder Sardellen koſtet, der Magiſtrat der Stadt hat die Taxe revidirt; jeder Fremde kann gleich darnach berechnen, wie

weit er, um den Magen zu füllen, seinen Beutel leeren darf. Geht man einige Strecken durch die kleine Provinzstadt spazieren, so findet man ein stilles, bewachtes und sorgfältig controlirtes Leben; an den Buchläden sind nur Pfennigsunternehmungen, Rathgeber für Ratten- und Mäusevertilgung und „Berliner Witze" ausgehängt; die Bilderläden zeigen die Porträts der Mitglieder des königlichen Hauses; Rußland wird wie ein innigst verschwägerter, blutsverwandter Staat betrachtet. In den Gasthäusern trifft man nur veraltete Jahrgänge unbekannter Lokalblätter, die vom Nachdrucke leben, das Amtsblatt, die Magdeburger Zeitung, alte, verspätete Exemplare, wild durch einander. Auf dem Marktplatz steht neben dem Roland der Polizeicommissarius mit seinem beigeordneten Gensd'armen; sie controliren Pässe und Wanderbücher, machen sich auf Steckbriefe aufmerksam und flößen mir, einem gebornen Berliner, der also von Natur ewig im Zwiespalt mit der Polizei lebt, so wenig Respekt ein, daß ich mir immer Glaßbrennern zur Seite wünschte, der einen eigenen Berliner Takt besitzt, sich etwa mit der maliziösen Frage: „Ach, Herr Gensdarmerie, geben Se mich doch mal ne Prise!" in einen bessern Humor zu versetzen. — In diesem Naumburg ist ein Oberlandesgericht. Da kommen junge Referendäre mit einem Aktenstoß. Ihrem überwachten Auge sieht man an, daß gestern Soirée beim Präsidenten des Oberlandesgerichts war, dem unerschöpflichen Commentator des preußischen Land-

rechts *). Getanzt mit der jungen Tochter des dritten Raths, einige bedeutende Blicke gewechselt, morgen eine Landparthie nach Kösen, ein Cotillon versprochen für den nächsten Ball, noch immer keine Aussichten zum Avancement, keine Connexionen in Berlin, ein hungriger Prozeß, der wenig Diäten abwirft, die Begriffe ewig in einem Cirkel, die Staatszeitung das Orakel, Clauren einmal vor zehn Jahren gelesen, seitdem zurückgeblieben, nichts im Kopf als Carrière. Schrecklich, was in einem solchen Städtchen die Verbindung mit dem Zeitgeiste abgeschnitten ist! — Der Dom in Naumburg ist ein herrliches Denkmal alter Baukunst. Leider wird seine Façade von einer engen Gasse ganz erdrückt. Wie großartig würde sie sein, erblickte man sie von einem andern Platze! — Es ist ein herrlicher Tag! Dort heben sich terrassenförmige Anhöhen; sie tragen jene Weinstöcke, deren Ertrag man in diesen Gegenden zu einem Surrogat für Champagner steigert. Ich trank einmal in der Niederlausitz davon und schreibe von jener Zeit einige chronische Leiden her, die mich nicht wieder verlassen wollen. Aber die „Jäjend" hier um Naumburg ist wirklich nicht übel. Liegt ordentlich ein Sonnenduft auf der Fläche, als wären wir in der Pfalz! Unter den Frauen mit den weiten Kattunmänteln und den schwarzen langen Bändern am Hinterkopfe findet sich manche zarte sächsische

*) Bielitz.

Schönheit, — blond, etwas sommersprossig — aber weicher Gesichtsschnitt. Und doch fehlt dem ganzen Wesen die Poesie. Suchen wir sie dort, wo Müllner gehaust hat; auf! nach

## Weißenfels.

Zuerst aber muß ich gestehen, daß ich mich an der Musik der preußischen Postillone nicht erbauen kann. Das Signal der ankommenden und abgehenden Posten klingt wie das schnatternde Geschwätz einer Berlinerin. Da lob' ich mir den etwas behaglichen und trägen, aber doch poetischer klingenden Posthornruf Süddeutschlands, der in Stuttgart sogar mit der wehmüthigen Schlußterz der auf der Alb gesungenen Volkslieder endet. Und daß die preußischen Postillone reiner blasen, ist leicht erklärlich; sie blasen nicht auf den alten üblichen Posthörnern, sondern auf kleinen Trompeten, die beim Militär zu Signalen gebraucht werden. — Zwischen Naumburg und Weißenfels liegen noch immer Berge. Es ist eigen, daß man diese sächsischen Höhenzüge wohl Berge, aber nicht Gebirge nennen kann. Die Bewohner sehen ihre Lokalität eher für eine Last, als für ein Element an, in dem sie sich wohl fühlten oder durch das sie einen besondern Gebirgscharakter bekämen. — Wenn Naumburg in seiner Bauart gleichsam so weitläufig gedruckt ist, wie ein Roman, so ist es Weißenfels schon compresser, eher wie ein Schulbuch. Darum scheint es sich in dem Städtchen

behaglicher zu wohnen. Es war mir, als hätt' ich Müllnern im Vorbeifahren geſehen, wie er eben in die ſtädtiſche Reſſource ging, die Pfeife anſteckte und ſich zu einem Clubb alter Stammgäſte ſetzte, die mit einander Domino ſpielen. Auf einem Tiſche nebenan liegt eine Subſcriptionsliſte zur Errichtung eines Privattheaters, welches Müllner dirigiren will. Ich ſehe die Kleinſtädterei, in deren Relief Müllner ſo unerhört übermüthig werden konnte. Manchen Lokaldichter giebt es, der unter 10,000 Einwohnern wie ein Pindar verehrt wird; aber Müllner war eine von ganz Deutſchland zugeſtandene Renommee, die Verehrung mußte für Weißenfels ganz unverhältnißmäßig ſein. Und doch ſcheint mir Müllner von der Atmoſphäre des Kleinſtädters in allen ſeinen Unternehmungen umſponnen geweſen zu ſein. Es iſt die Verbiſſenheit eines entlegen von der Heerſtraße wohnenden Provinzialgenies, die ihm dieſe Hartnäckigkeit in ſeinen kritiſchen Operationen einflößte. In großen Städten wird man toleranter, lernt fremde Eigenthümlichkeiten genauer prüfen, Fremdartiges ſogar ſchätzen, in kleinen aber gedeihen Tyrannen. Der Himmel bewahre unſre Literatur vor Reaktionen, die plötzlich von einem geſcheuten Manne in Gräfenhänichen ausgehen könnten! —

Merſeburg

fürchtete ich nicht wieder zu finden; fand aber nur, daß die Zeitungsſchreiber die größten Lügner ſind. Alle Blätter waren eben davon voll geweſen, daß Merſeburg

an einem so fürchterlichen Wolkenbruche gelitten hätte, von dem ganze Straßen zerstört worden wären; es ist Alles nicht wahr. Die Stadt steht noch bis zur Stunde, braut ihr berühmtes Bier und druckt das Amtsblatt des Regierungsbezirkes. Merseburger Bier erinnert an das Hunnenblut, das vor tausend Jahren in der Nähe vergossen wurde. Es ist so dick, daß man es mit einem Messer durchschneiden kann. Von hier aus bis Berlin wird das Bier immer dünner. In Berlin ist es so dünn, daß die Bierschenken es mit Rum vermischen, um ihm mehr Beize zu geben. Ueberhaupt giebt es in Norddeutschland mancherlei Arten, Rum zu trinken; die Einen trinken Rum, gemischt mit Rum; die Andern Rum in Bier; die Dritten Rum in Thee. Zu den Letzteren gehören die Frauen, welche auf diese Art zu einem Genusse kommen, den ihnen sonst der Anstand verbieten würde. In Norddeutschland muß man den Thee zu den geistigen Getränken rechnen. Du guter Jean Paul! Sie erzählen von Dir, daß Du in den Baireuther Theecirkeln den Rum aus der Tasse trankest und zum Erstaunen der Fremden und Uneingeweihten, die sich nur denken konnten, daß der Thee Deine empfindsamen Nerven angegriffen hätte, nach Hause geführt werden mußtest! Hättest Du nie in kleinen Städten gewohnt und Deine große Seele in kleinen Verhältnissen begraben müssen, Du würdest dem Rufe entgangen sein, dem auch Lessing nicht entging, als er nach Wolfenbüttel zog!

## Halle.

Die Studenten waren in die Ferien gezogen, die Beſatzung manövrirte bei Erfurt; die Kümmeltürken machen keinen Lärm; man kann ſich alſo denken, wie ſtill ich Halle fand. Die kleinen Häuſer und die großen Gelehrten darin kamen mir recht traurig vor; aus einem ſolchen Giebelfenſter blicken dieſe weiſen Männer nun hinaus in die Geſchichte! Da läßt ſich's wohl erklären, wie ſich ein ſo kräftiger Geiſt wie Leo gegen die ganze Welt und den Zeitenlauf erboßen kann! Wie ich ſo in dunkler Mitternacht auf dem großen Marktplatze ſtand und mir aus der Finſterniß die Conturen der großartigen alterthümlichen Bauten, mit denen er umgeben iſt, herauslas, hätt' ich mich gern in den Gedanken vertieft an das Große und Bedeutende, was hier Alles von den Männern der Hochſchule ſeit hundert Jahren gewirkt worden; aber der Gedanke hielt nicht Stand. So eine Univerſität iſt nichts Organiſches, aus ſich ſelbſt heraus Gebornes; es iſt ein Wirthshaus, das doch nur von Durchreiſenden bevölkert wird, ein Abſteigequartier für eine Generation, die von einer andern verdrängt wird. Dieſe großen Gelehrten miethen ſich nur alle hier ein, ſie würden ſich in Greifswald, in Wittenberg, in Frankfurt an der Oder eben ſo heimiſch gefühlt haben; es wäre lächerlich, da ſentimental zu werden, wo ein Miniſterialreſcript von Berlin aus alle die Faktoren verrücken könnte und die Avancementsliſte das entſcheidende Schickſal der hier nur einquartierten

Wenn Goethe aus der Poeſie herabſteigt, ſo flüchtet er ſich nicht in die Familie, ſondern er ſucht ſie zu produziren. Nicht die Proſa beginnt jetzt, ſondern die Philoſophie. Die Produktion der Familie iſt das Himmelszeichen, durch welches die Wintersonne Goethe's ſchreitet. Mißgunſt der Zeiten, Unbehaglichkeit der öffentlichen Meinung, getäuſchte Berechnung hiſtoriſcher Ereigniſſe drängten ihn aus idealiſchen Anſchauungen heraus und bannten ihn in einen engen Kreis, den er unter Sturm und Ungewitter als das Letzte zu retten ſuchte. Die heiligen Begriffe, welche Goethe mit der Familie verband, verſcheuchen den Gedanken an die winterliche Bequemlichkeit eines warmen Ofens, die ein Ermüdeter oder Träger geſucht hätte. Die Familie war Goethen, von allem menſchlichen Daſein, wie Jean Paul ſagen würde, die Eſſigmutter, das Saatkorn und die Garantie jeder andern möglichen Entwickelung im Politiſchen und Nationalen. Alle ſpätere Poeſie unſeres Dichters iſt von dieſen Vorſtellungen über die Produktion der Familie ergriffen. Bezüge des Anſtandes, Zurückhaltungen mancherlei Art, miſchen ſich in die leidenſchaftlichen Motive; aus der Geſelligkeit entſteht die Gewohnheit, aus der Gewohnheit das Wohlwollen, aus dem Wohlwollen die Neigung, aus der Neigung die Liebe und aus ihr freilich, genährt durch die lange conventionelle Zurückhaltung, zuletzt die glühendſte Leidenſchaft. Ob Goethe poſitiv oder negativ verfuhr, ob er uns in ſpäteren Jahren eben ſo übermäßig vorbereitete, wie er in ſeiner Jugend durch die plötzlichen Schläge uns überraſchte: immer blieb das Reſultat etwas, das uns blendete, weil es Alles für ſich hatte, Alles in der Wahrheit und Schönheit.

Bestrebungen und Unsterblichkeiten ist. Die beiden Löwen am Brunnen sehen sich so ähnlich, wie die Systeme zweier Professoren, die sich bekämpfen, ohne doch wesentlich etwas Anderes zu wollen. Ich dachte an Arnims geistvolles Studentenspiel und Pilgerabentheuer Halle und Jerusalem, wo diese Lokalitäten zum Schauplatz origineller, witziger Reden und Vorgänge benutzt sind. — Auf der etwas dürftig ausgestatteten Lesegesellschaft zog mich das Beschwerdebuch an. Namen führten darin ein großes Wort, die in der gelehrten Welt keineswegs so vorlaut und redselig sind; hier hätte man glauben sollen, daß sehr viel auf ihre Entscheidung ankäme Jeder noch so unbedeutende Vorschlag, mocht' er nun bessere Beleuchtung oder ein Sommerlokal oder einen Defekt in der Jenaer Literaturzeitung betreffen, wurde darin zur Partheifrage erhoben; der Weiser voran und ein Bienenschwarm von Namen hinterher. Eine Statistik der in Halle geltenden Meinungen ließe sich vortrefflich aus diesem Beschwerdebuch der Lesegesellschaft entnehmen. Dr. Thiele, der Hengstenbergische Disputant, wünscht die Abschaffung der Leipziger allgemeinen Zeitung, — gleich alle Correspondenten der Evangelischen Kirchenzeitung, Leo darunter, hinterher. — Diese Beschwerdebücher der Lesegesellschaften und die dem gleichen Zwecke gewidmeten Hefte in den Passagierstuben der Post sind die freimüthigsten Zeitschriften, die im Preußischen erscheinen. Hier tritt jede Rüge unerschrocken auf, hier möchte man jeden Commis voyageur,

den der Postillon nicht schnell genug gefahren hat, für einen Mirabeau halten. Und doch gesteh' ich, daß mir die Beschwerdebücher in den Passagierstuben mißfallen. Sie erzeugen eine häßliche klatschhafte Angeberei und bieten nur zu oft Gelegenheit, die Philisterhaftigkeit der Deutschen in ein grelles, lächerliches Licht zu stellen. Ueber die unbedeutendsten Dinge werden hier die Leute zu Denunzianten. Dem Einen ist der Kaffee zu dick, dem Andern zu dünn, der mußte einige Minuten auf Pferde warten, der beklagt sich über den theuren Preis der Table d'hôte für die Passagiere. Im Grunde wird selbst durch die allerdings sehr respektable Aufmerksamkeit der Behörden auf diese Bücher wenig gebessert; es sind doch meist nur großmäulige Polizeiseelen, arrogante Schreier aus der Residenz, pflichttolle Reglementsmenschen, die hier nicht selten brutal auftreten und ihren Senf zum Besten geben. Das häßliche: „Ich werde davon Anzeige machen!" hört man nirgends so oft, als in diesen Gegenden, wo auf polizeiliche Angebereien Prämien gesetzt sind. Nicht nur, daß es den Anschein gewinnt, als gäb' es in Preußen nichts Andres zu rügen, als wenn ein Postillon einmal auf seinem Pferde einschläft, sondern selbst die Postverwaltung bekömmt durch diese äußere Ostentation der Beschwerdebücher einen Anschein von Vollkommenheit, den man ihr wenigstens in Halle gänzlich abstreiten muß. Nie ist mir eine solche Anarchie der Expedition vorgekommen, als um 12 Uhr des Nachts in Halle, wenn die Leipziger

Post dort eintrifft und in zwei Hälften entweder nach Magdeburg oder Braunschweig befördert wird. Keine Präzision, keine Aufsicht, keine Vorsorge, daß man unter einem halben Dutzend Beichaisen nicht eine wählt, die uns statt nach Magdeburg nach Braunschweig fährt. Zwei Packknechte flehen die Passagiere um Gotteswillen an, ihnen nicht durch Fragen den Kopf zu verwirren; keine Nummer der gelösten Passagierbillets wird beachtet: die Poststücke werden ungezählt in den Wagen geworfen, wer nicht für sich selbst sorgt, verliert seine Bagage und seine eigne Person. Ich dankte Gott, daß ich im blinden Zufall den Wagen erstiegen hatte, der mich nach

Magdeburg

brachte. Diese Stadt hat mir durch die Großartigkeit ihrer Anlage, die kühnen, langgestreckten Straßen, den regen Verkehr auf dem „breiten Wege" und eine gewisse freie Selbstständigkeit in ihrem ganzen Gehaben so imponirt, daß ich es für möglich halten könnte, in ihr zu wohnen, ohne mich vereinsamt zu fühlen. Aus allen Läden und Fenstern spricht die große Bedeutung ihrer Handelsverbindungen heraus. Sie ist der vermittelnde Uebergang einer Welt-Handelsstraße, sie scheint so großartig, daß man, durch die Beschleunigungen der Dampfschifffahrt verführt, die weite Entfernung Hamburgs vergißt und Hamburg für einen Brückenkopf Magdeburgs halten möchte. Magdeburg hat ein Theater, das eines häufigeren Besuches würdig ist. Die Offiziere der Garnison

haben aus Berlin Conditoreien mit Journallektüre nachsichgezogen. Die Beamten, die man auf der Straße sieht und an ihrem preußischen Pli sehr bald erkennt, haben sich der Stadt untergeordnet und mit ihr verschmolzen, scheinen hier nicht mehr bloß einquartiert zu sein. Die Schulen, die gesellschaftlichen Vereinigungen und Vergnügungsörter haben einen großstädtischen Zuschnitt, der sich mit um so größerem Selbstbewußtsein zu erkennen giebt, als Magdeburg wohl weiß, daß es mehre Millionen Thaler zum jährlichen Finanzetat Preußens steuert und dafür versichert wird, eine Lieblingsstadt des Königs zu sein. Der eigentliche Zauber, der mich an Magdeburg fesselte, mag aber doch wohl die Erinnerung gewesen sein. Man sieht im Geist die Flammen des dreißigjährigen Krieges durch diese Straßen lecken, man hört das Läuten auf den Thürmen, den Donner der Kartaunen Tilly's, man sieht die Bürger in geschlossenen Fähnlein todesmuthig und entschlossen sich die Parole zutragen. Das Einzige, was man der unglückseligen deutschen Geschichte entnehmen kann, ist das Schauern und Klopfen des Herzens, wenn man über ihre Brandstätten hinwegschreitet und die Größe bewundern muß, [illegible] wir nicht im Siegen, sondern meist nur im Unterliegen zu zeigen verstanden.

---

## Ein diplomatiſcher Roman *).

Dieſer Roman wird viel Aufſehen machen, oder macht es ſchon, indem wir dieſes niederſchreiben. Es iſt uns ſchon im Geiſt, als läſen wir in der Augsburger Allgemeinen Zeitung folgenden Brief: ††† Von der Donau. „Ein merkwürdiges, aber nicht eben erfreuliches Zeichen der neuen preußiſchen Preßfreiheit iſt das, bei den Berliner Buchhändlern Dunker und Humblot erſchienene, romantiſche Gemälde: der Congreß von Verona, von Julius Moſen. Nicht allein, daß des höchſtſeligen Königs von Preußen Majeſtät und ſeine erlauchten Verbündeten, Kaiſer Alexander und Kaiſer Franz, mit ihrer hohen Perſönlichkeit in dieſem Buche leidend und handelnd aufgeführt werden, ſondern noch gegenwärtig lebende,

*) Der Congreß von Verona. Ein Roman von Julius Moſen. 2 Theile. Berlin, Verlag von Dunker und Humblot, 1842.

an dem Lauf der Dinge hochbetheiligte Staatsmänner können alldaſelbſt die Ueberraſchung haben, ſich mit offner Nennung ihrer theilweiſe erlauchten Namen ſo dargeſtellt zu finden, wie ſie in des Herrn Verfaſſers Phantaſie zu Fleiſch und Blut geworden ſind. Ganz beſonders muß man die Art und Weiſe höchſt auffallend finden, wie der Congreß-Romantiker einen hochberühmten Staatsmann, dem Europa die Erhaltung ſeiner Stabilität verdankt, aus ſeiner Einbildungskraft zu conſtruiren verſucht. Wenn man auch durch die vielen Indiscretionen, deren ſich ſelbſt fürſtliche Touriſten in unſern Tagen ſchuldig gemacht haben, ſchon daran gewöhnt iſt, noch lebende Zeitgenoſſen in den kleinen Umſtänden ihrer Häuslichkeit, oft verletzend genug, conterfeit zu ſehen, ſo iſt man doch noch hinter dieſem romantiſchen Geſchichtſchreiber des Congreſſes von Verona weit zurückgeblieben. Nicht nur, daß jener geiſtvolle Publiziſt, der die Ideen des obenerwähnten Staatsmannes in ſeinen klaren und eindringlichen Styl abzog, wie ein Affe geſchildert wird, der eher als Bratenwender in einer Garküche, denn als Referent in einem Staatscabinet angeſtellt zu werden verdient hätte, ſondern die Erfindungen des Herrn Verfaſſers gehen ſogar ſo weit, daß er in der nächſten Umgebung jenes Staatsmannes Beamte auftreten läßt, die man offenbare und eingeſtandene Mörder und Banditen nennen muß. Es wird wohl nur dieſes einen Charakterzuges aus dem beregten, von Verſtößen gegen die Etikette und die diplomatiſchen Uſancen

wimmelnden Machwerke bedürfen, um unſer Befremden zu theilen, wie daſſelbe unter Approbation der neuen preußiſchen Preßcenſur hat erſcheinen können."

Ohne Zweifel werden wir bald dieſe Klage am Lech von der Donau oder an der Elbe von der Iſar leſen müſſen. Wir unſerſeits müſſen gleich von vorn herein bemerken, daß wir dieſen Roman in ſeinem Grundzweck vortrefflich, in den zur Erreichung deſſelben angewandten Mitteln aber überwiegend mißlungen nennen müſſen. So anziehend die lebendige Einführung noch lebender Zeitgenoſſen iſt, und ſo berechtigt dazu der Autor durch jene Verantwortlichkeit war, welche die Staatsmänner den Völkern gegenüber ein- für allemal tragen müſſen, ſo unpaſſend iſt allerdings die Figur des Grafen Joſeph von Frankenſtein, eines Beamten, der mit der einen Hand Protokolle ſchreibt und mit der andern Zechinen für gedungene Banditen auszahlt.

Wenn man in neuerer Zeit die Beobachtung machen konnte, daß bisher naiv und harmlos hervorgetretene poetiſche Naturen aus Ueberdruß an den ausbleibenden Erfolgen ſich auf ein ihrem innerſten Weſen urſprünglich fremdes Gebiet, die politiſche Oppoſition, werfen, ſo iſt auch Julius Moſen ein Beleg dafür. Dieſes ſchöne Talent hat mehr als zehn Jahre hindurch im Geiſt der romantiſchen Schule viele anmuthige, aber nicht zu größerer Kenntniß gelangte Werke geſchrieben. Moſen war einer der Letzten, auf denen noch der betäubende Duft der

Novalis'ſchen „blauen Blume“ gelegen hatte. Mühſam rieb er ſich die Augen und ſuchte ſich aus dem magnetiſchen Schlafe der Kleiſt'ſchen Poeſie an die helle Mittagsſonne der Gegenwart aufzurütteln. Immer wieder fiel er in jenen Märchenſchlummer zurück, in dem ſich ihm Berg und Wald belebte, in dem die Kryſtalle redeten, die Elfen tanzten, die Nixen über den Waſſern ſchwebten, die Meerestiefen ſich öffneten und greiſe Könige mit goldnen Kronen, Jungfern mit fluthendem Haar und kryſtallene Schlöſſer herausſchimmerten. „Georg Venlot“ war eine jener phantaſtiſchen Schöpfungen, für welche unſere Zeit die Empfänglichkeit verloren hat. Da gab es eine Eisburg im hohen Norden, die verkörperten Geiſter der Winde, die auf dieſer Burg Congreſſe hielten; da gab es blaſſe Halbmenſchen, entſtanden aus den Umarmungen eines Dämons mit einer Tochter der Erde; da gab es dunkle Höhlen, in denen eine grauſige ſchlangenumringelte Schickſalsſchweſter brodelnd das Verhältniß irgend eines Ritters oder Edelfräuleins kochte; da gab es Greifen zu tödten, Sphinx-Räthſel zu löſen und zwiſchendurch kleine deutſche idylliſche Spinnſtubenſcenen mit bebrillten Großmüttern, die in der Poſtille leſen, mit ſpinnenden Katern hinter der Ofenbank, mit geſpenſtiſchem Tannenrauſchen durch mondbeſchienene kleine runde Fenſterſcheiben, zuweilen ein Lied, eine Selbſtironie, eine moderne Salonsſcene mitten in der üppigſten Romantik, und der Schluß des Ganzen meiſt wie von einer zerſprungenen

Saite oder dem wehmüthigen Läuten einer in's Weltmeer verſunkenen Kirche.

Aber alle dieſe Träume blieben unverſtanden, dieſe Zauberſprüche ungelöſt. Julius Moſen ſchrieb eine Tragödie, in welcher der Hauptaccent weit mehr darauf lag, daß „Heinrich der Finkler" ein Vogelſteller war, als auf dem Schickſal ſeiner kaiſerlichen Würde. Er ſchrieb Mährchen von deutſchen Handwerksburſchen, die, nach Oſtindien verſchlagen, ſich in ein Hindumädchen verlieben und die Geliebte mit einer großen, weißen, hornvergoldeten Kuh, die ſie anbetete, nach Thüringen entführen. Alles dies blieb ohne nachhaltende Wirkung. Auch die Sage vom ewigen Juden, von Moſen in klingenden Terzinen beſungen, wollte den ſpekulativen Erläuterungen, die man dieſer Sage neuerdings zu geben anfing, nicht genügen. Und ſo hat ſich denn dieſer ſinnige und an gewählten Eingebungen ſo reiche Dichter dem Theater und dem politiſchen Romane zuwenden müſſen, zweien Dichtgattungen, die, wenn auch jede in anderer Weiſe, unmittelbar dem Augenblick dienen.

Der Congreß von Verona iſt ein Roman, der auf jeder Seite die Gewandtheit eines ſchon erprobten Schriftſtellers verräth. Die Anlage läßt nichts zu wünſchen übrig. Wir fühlen uns mitten in das rauſchende Gewühl eines Fürſtencongreſſes verſetzt, der ſich nicht wie in alter Zeit zu leerem Spiel und Tournier, ſondern zur Erwägung und Entſcheidung der Völkerſchickſale verſammelt hat.

Vor- und Hintergrund gleich großartig. Das Weltmeer, vom Sturze des Koloſſes Napoleon noch immer ſchwankend und nicht beruhigt, die Wiederherſtellung des Alten im Kampf mit neuen Begriffen, im Widerſpruch mit neuen Bedürfniſſen; Spanien, einem wiedereingeſetzten deſpotiſchen Könige mit bewaffneter Hand die Garantieen der Menſchenrechte und Bürgerfreiheit abtrotzend; in Italien militäriſche Aufſtände; Griechenland in der Mittagshöhe ſeines heiligen Kampfes. Bei alle dem Glanz der Feſte, bei allem Schimmer der Orden und der Bayonnette überall das tiefſte Gefühl der Unſicherheit. Der Boden ſcheint unterwühlt, alle beſtehenden Verhältniſſe ſcheinen zu ſchwanken. Die Vorſtellung von einem großen Bunde, der in tauſendfacher Verzweigung heimlich unter der Oberfläche der Staaten ſich hinzöge, die Vorſtellung von einer Propaganda, die alle Völker vom Tajo bis zur Newa aus wirklichen oder vorgeſpiegelten Sclavenketten befreien wollte, ein Bund, von dem man nicht wiſſen konnte, ob er ſich nicht bis dicht in die Nähe der Throne, ja bis an die grünen Tiſche der Cabinette ſelbſt verzweigte. Dieſer Chimära gegenüber, als Perſeus mit dem Schwert in der Hand, der Congreß von Verona.

Mit Benutzung des bekannten Werkes von Chateaubriand und einer unzweifelhaften Kenntniß der Localitäten hat der Verfaſſer die Staffage ſeines Gemäldes geſchichts- und naturtreu ausgeführt. Wir ſehen vor uns das Getreibe der Partheien, die Repräſentanten des Beſtehenden

Fanden wir somit im Häuslichen die genetische Grundlage der Goetheschen Dichtungsweise; so können wir selbst die Entwickelung fernerer Originalitäten unseres Dichters an dies familiäre Princip anknüpfen. Wir werden finden, daß, wenn wir selbst über die ersten Prämissen einer literar-historischen Kritik, über die Sprache und die Gelegenheit seiner Dichtungen sprechen, besonders aber die lyrische Empfindung Goethe's zergliedern, daß sich alle unsere Urtheile hierüber an die eben eingeleitete Betrachtung unmittelbar anreihen können.

Eine Geschichte des Goetheschen Styles ist leider erschwert durch die Discretion gegen Andere oder die Furcht gegen sich selbst, welche Goethen bestimmte, alle aus seiner Entwickelungsperiode herstammenden Briefe zu vernichten. Diese Correspondenz ist nicht das Geringste, was die deutsche Literatur seit jener Epoche, wo mit Goethen eine Veränderung vorging, die ihn all seinen Freunden unerklärlich machte, an dem Dichter verloren hat. Veranlassung zur Vernichtung sieht man weniger als Entschuldigung. Ich glaube die letztere in der Koketterie zu finden, welche die damalige Zeit mit sich selber trieb; in den Lavatereien, wo die flachsten Menschen auf den Gedanken kamen, sich für physiognomische Bedeutsamkeiten zu halten. Diese Richtung haßte Goethe und persiflirte die Süßlichkeit des einreißenden Tones, die wechselseitigen Liebesversicherungen einander sich wildfremder Menschen um so lieber, als er sich selbst eine große Schuld an diesem empfindsamen Modetone durch seinen Werther beimessen durfte. Ich sage nicht, daß Goethe sich vor den Schwärmereien seiner verloren gegangenen Correspondenz fürchtete, aber er nahm ein Aergerniß an dieser Selbstbe-

und der Neuerung. Griechenland iſt wiedergegeben durch einen kühnen und feurigen Jüngling Achilleus, der die Souveraine und ihre Rathgeber für die Sache ſeines Volkes gewinnen will. Der Ritter Mallavilla kann, wenn auch etwas zu Don-Quixotiſch gezeichnet, wohl für den Repräſentanten der ſpaniſchen Glaubensarmee gelten. Italien finden wir in dem ſchüchternen Enthuſiasmus des Arztes Antonio und in dem vergifteten Dolche Bayonna's wieder. Frankreich, in ſeiner Oppoſition gegen Villèle, iſt vortrefflich in Jouy, dem Correſpondenten des Conſtitutionnel, bezeichnet. Wahr, wenn auch beklagenswerth genug, repräſentirt Arnold die deutſche Burſchenſchaft. Alle dieſe Geſtalten ſind mit ſichern Pinſelſtrichen entworfen und auf den erſten Blick mit ſo einſchmeichelnden Farben hingeſtellt, daß wir nur wünſchen mögen, es werde das Gemälde, wenn es im Verlaufe des Romans ins Lebeen treten und ſich bewegen muß, ſeiner urſprünglichen Anlage treu bleiben und durch buntes Verſchieben ſeiner Gruppen auch in der Fortſetzung uns feſſeln.

Leider haben aber bis zu dieſem Ziele die Kräfte des Verfaſſers nicht ausreichen wollen. Die von ihm abgehandelte Anekdote, das Süjet ſeines Romanes, iſt ſo einfach, ſo unbedeutend, daß man es nur auf Rechnung des wichtigen hiſtoriſchen Einſchlags ſetzen kann, wenn wir nicht ermüden, dem kleinlichen Ausſpinnen einer Liebesgeſchichte zu folgen, die mit der Größe und Wichtigkeit der äußern Umgebung faſt komiſch contraſtirt. Der

Verfaſſer hat ſich den bekannten Roman Vittoria Accorombona zum Muſter genommen und es wie Tieck verſucht, durch breiten Dialog, häufiges Wiederaufnehmen abgeriſſener Fäden, endlich durch eine Miniatur-Ausmalung des Unbedeutenden das Intereſſe des gebildeten Leſers zu ſpannen. So finden wir unendlich viel Perſonen in Bewegung geſetzt und keine einzige, die einem rechten Ziele zuſteuert. Die Umſtände wogen hin und her, die Verhältniſſe fluthen hinüber und herüber, der Ton der Darſtellung verräth immer, daß wir in der Nähe eines gebildeten und unterrichteten Mannes ſind, und doch muß man ſich zuletzt geſtehen, daß man es zu keinem Reſultate gebracht hat. Wider alle Geſetze jener Dramatik, die auch die epiſche Poeſie in ſich aufnehmen muß, neſtelt der Verfaſſer Perſon an Perſon, Faktum an Faktum. Ein Roman ſoll wie ein Drama im fünften Act die Beantwortung des erſten, in der Schlußſcene das Facit aller übrigen ſein. Es dürfen gegen das Ende ganz neue Perſonen auftreten, aber dann muß man ihr Erſcheinen ſchon geahnt haben. So wie hier der Verfaſſer jedesmal, wenn das Intereſſe ſeiner Erzählung ſtockt, eine willkührlich gewählte neue Perſon auftreten läßt, eine Maxime, die gegen das Ende eines Romanes hin die Erwartung unausbleiblich aufhalten und den Geſammteindruck abſchwächen muß, ſo hätten wir nicht geglaubt, daß ein Dichter, der ſeit einiger Zeit für das Theater zu wirken ſucht, ſich vergreifen könne. Gegen das Ende hin iſt der Verfaſſer

in ſeine Helden, in ſeine Anekdote ſo verliebt und vertieft, daß er uns mit der Gutmüthigkeit eines Chroniſten noch Dinge wiſſen läßt, die uns nicht im Entfernteſten intereſſiren können. Was ſoll uns der Bruder des Grafen Joſeph, wozu Alwina mit ihren Kindern, wozu der Natar Alippi? Was kümmert uns eine Erblaſſenſchaft, die Iſabella ſich anzutreten weigert? Das alte, kindliche: „Und wenn ſie nicht geſtorben wären, ſo lebten ſie heute noch“ — führt der Verfaſſer mit einer Weitſchweifigkeit aus, die am Schluß alle ſpannenden, belehrenden und erheiternden Eindrücke ſeiner ſich ins Gewöhnlichſte verflachenden Erzählung auslöſcht.

Um ganz aufrichtig zu ſein, müſſen wir noch einen Schritt weiter gehen. Es iſt in neuerer Zeit viel von der Unhaltbarkeit des romantiſchen Prinzips im Leben wie in der Kunſt die Rede geweſen. Nie haben wir uns zu den unbedingten Gegnern dieſes romantiſchen Prinzips ſchlagen mögen; das aber, was von der Romantik noch in Moſen ſtecken geblieben iſt, rechnen wir unbedingt zu dem Verwerflichen. Verwerflich iſt es, eine Geſchichte, die im Jahre 1822 im Zeitalter der franzöſiſchen Mode, auf einem Congreſſe, wo die Quinteſſenz dieſer Mode zur Schau getragen wurde, vor ſich geht, ſo zu erzählen, als behandelte man eine mährchenhafte, in die Nebel der Sage ſich verlierende Zeit. Vergebens ſehen wir uns auf einem Congreſſe vom Jahre 1822 nach modernen weiblichen Geſtalten um. Wir leſen von Geſandten, Miniſtern, Fürſten,

nie von deren Gattinnen oder ſonſtigen weiblichen Weſen, die mit ihnen auf einer und derſelben Stufe der modernen Bildung ſtehen. Statt ſich z. B. an den Memoiren des Freiherrn von S.. a ein Muſter zu nehmen, düftelt uns der Verfaſſer zwei Frauenbilder zuſammen, die eher dem Tieckſchen Phantaſus als dem Congreſſe von Verona angehören. Francesca, die reſolute Italienerin, die ſo hübſch mit ihren Fingern Komödie ſpielt, verwandelt ſich im Lauf der Erzählung zu einer traumwachen Modellſteherin, die ſich in die vierundvierzigjährige Jugendſchönheit des Selbſtherrſchers aller Reußen verliebt. Wie die Heldin einer blutigen altitalieniſchen Novelle muß ſie durch einen Sprung in die Etſch ihrem verfehlten Daſein ein Ende machen. Noch unreeller iſt die goldblonde Spanierin Iſabella. Wer einer jener carliſtiſchen Schönheiten im Auslande je begegnet iſt, wird immer gefunden haben, daß ſie, wie alle Naturvölker, die ſich bilden wollen, mit leidenſchaftlicher Schwärmerei an der neueſten Nummer des Pariſer Modejournals hingen. Die Tochter eines ſpaniſchen Geſandten im Jahre 1822 ſchildern wie ein Kind, das nur für Blüthen und Blumen ſchwärmt, außer ihrem Brevier noch nichts geleſen hat, die franzöſiſche Sprache, deren ſie ſich doch wahrſcheinlich im Umgang mit Griechen und Italienern bedienen mußte, alſo faſt mit auf die Welt gebracht hat, das ſind Reſte jener unwahren und körperloſen Poeſie, durch welche die romantiſche Schule ſich um ihre Geltung gebracht hat. Auch Arnold mit ſeinem

Waldmährchen von der menſchenfleiſchfreſſenden Großmutter und dem honigtriefenden Brenli will uns in dieſer ſo modernen Sphäre nur geſchmacklos erſcheinen. Wie traumhaft und unwahr iſt das ganze Verhältniß Iſabellens zu Achilleus, zum Grafen und ihrem Vater. Man leſe die Unterhaltung Theil 2, S. 168, um ſich ſelbſt zu überzeugen, wie phraſenhaft der Verfaſſer ſich hier den Schmerz und die äußerſte Verzweiflung ausdrücken läßt. Man geſtattet den Romantikern ihre Unwahrheiten in den Mährchen und Novellen, die auf der fabelhaften Inſel Atlantis ſpielen, kann ſie aber in dem Zeitalter der diplomatiſchen Noten und dem kritzelnden Federlärm der geſchriebenen Protocolle, in unſerm, nur zu wohlbekannten neunzehnten Jahrhunderte, nur belächeln.

Wir ſind auf den K. K. öſterreichiſchen Rath Grafen Joſeh nicht wieder zurückgekommen. Er hält ſich Spione, er hat ſich eine eigne Polizei organiſirt, er erbricht Briefe... das mag in der Ordnung ſein. Daß aber ein böhmiſcher Adliger, um eines Nebenbuhlers ſich zu entledigen, nicht nur einen Banditen dingt, ſondern auch der Mordſcene ſelbſt in ſeiner prächtigen Staatscaroſſe beiwohnt, dies iſt ein Zug von ſo großer Unwahrſcheinlichkeit, daß es uns leid thäte, wenn darunter der übrige Theil der politiſchen Satyre dieſes Romanes litte. Die ruſſiſchen Verhältniſſe ſind nicht ganz zutreffend, die öſterreichiſchen ſcheinen wahrheitsgetreu. Hofrath von Gentz ſpielt eine Rolle ſo ergötzlich und ſo ſatyriſch, wie nur je die Romantiker.

Hofrath Tieck an der Spitze, die Höfräthe geſchildert haben. Das politiſche Glaubensbekenntniß des Verfaſſers, ſo weſentlich für die Pragmatik ſeines Romans, iſt durchaus freiſinnig. Moſens Unerſchrockenheit in einer Zeit, wo ſich ſo viele Dichter nach der Sonnengunſt der Höfe ſehnen, macht ſeinem Charakter Ehre. Es iſt immer ein großer Vortheil bei poetiſchen Produktionen, die mit öffentlichen Zuſtänden zuſammenhängen, daß, wenn die Sache der Poeſie nichts an ihnen gewinnt, doch die Sache der Freiheit nichts an ihnen verliert. Gewinnbringend aber an dieſem Werke iſt, daß es die Romantik, die ſonſt nur der Reaction zu dienen pflegte, dem Fortſchritte dienſtbar macht. Der Verfaſſer hat in ſeine hiſtoriſch-politiſchen Erörterungen, in ſeine Charakteriſtiken und pragmatiſchen Urtheile ſo viel geſunden Verſtand niedergelegt, daß man ihm in dieſem Bereiche überall mit wahrer Freude folgt. Möchte er aus dem großen Anklang, den ſein fleißig ausgearbeitetes Werk finden wird, ſich jene innere Ermuthigung entnehmen, und jenen äußern Lohn, der ihm für ſein ſchönes Talent bis jetzt noch zu fehlen ſchien.

# Die Statuten der „Freien."

Bei dem vielfachen Interesse, welches von Königsberg aus der Vorschlag einer von der christlichen Kirche sich lossagenden Gemeinschaft der „Freien" gefunden hat, wird eine Mittheilung der gedruckten Statuten dieses religiösen Bundes willkommen sein. Wir bemerken hier nur noch, daß mehrere seinsollende Versionen dieser Statuten hier und da gedruckt zu lesen sind. Die meisten davon sind deistische Schaalheiten, die auf keinen Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Fortschritten unserer Zeit Anspruch machen dürfen.

Im Namen Gottes.

1.

Der Bund der „Freien" ist ein Bund im Schooß der christlichen Kirche. So wie die römisch-katholische Lehre und der Protestantismus sich innerhalb der Kirche bildeten, also will der Bund der „Freien" sich nicht neben das Christenthum, sondern in und mit ihm setzen.

2.

Die entfesselte Kraft der Vernunft ist die Freiheit der Kirche selbst. Geboren, erzogen und gekräftigt will der Gedanke seinen Ursprung, das Kind die Mutter nicht tödten, sondern in sich das Bild der Mutter wiedergeben, aber schöner und verklärter.

3.

Da das Christenthum in seiner Verbreitung unter den barbarischen Völkern des Nordens und Westens weit weniger eine religiöse als eine allgemein bildende Gewalt erhielt, da ferner die gesittete Kraft des Christenthums den neu entstehenden und sich begründenden Staaten zur wahren Grund- und Unterlage wurde, so ist das Christenthum gleichbedeutend geworden mit Religion überhaupt und der polizeilichen Ordnung unseres Staatslebens insbesondere. Was die „Freien“ dem Christenthume als Princip der Religion im Allgemeinen und der polizeilichen Ordnung insbesondere nachgeben, geben sie damit noch nicht dem philosophischen Geiste des Christenthums nach, sondern nur einer historisch und fast physisch gewordenen Nothwendigkeit der Umstände.

4.

Die „Freien“ scheiden nicht aus dem Christenthum, das heißt, aus dem christlich geformten Polizei-Staate. Sie stiften keine Sekte, die mit den polizeilichen Verfügungen des Staates in Widerspruch gerathen könnte. Was

der Freimaurer-Bund, den die herrschende Religion und der herrschende Staat duldet, in Rücksicht auf die Moral und den Unterschied der Stände ist, soll der Bund der „Freien“ in Rücksicht auf die Religion sein.

5.

Groß und erhaben sind die Fortschritte der menschlichen Vernunft. Aus kindlichen und mährchenhaften Vorstellungen hat sich der menschliche Geist zum Bewußtsein seiner selbst emporgerungen. Religion suchte der kindliche Glaube in den Geheimnissen der Natur; der fortschreitende Verstand suchte sie in den Geheimnissen der menschlichen Seele. Das Heidenthum war Offenbarung der Natur, das Christenthum Offenbarung des Geistes. Immer mehr schwindet aber das Geheimniß vor dem Blick des Forschers im Reich der Natur und des Geistes. Als Offenbarung kann nicht mehr gelten, was erklärt vor unserm Auge steht. Der „Freie“ glaubt nur, was er schaut, und diese Freiheit des Glaubens ist ihm Religion.

6.

Der „Freie“ glaubt an Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt. Er nimmt die Schöpfung wahr durch die Augen seines Geistes. Er fühlt die göttliche Schöpfung nach bis in das tiefste Innere seines eignen Wesens. So weit sein Geist die Schöpfung begreift, so weit geht ihm die Allmacht des Schöpfers. Was außerhalb seines

Bewußtseins über der Schöpfung liegt, ist ihm Erfindung der dichtenden Phantasie, oder des klügelnden Verstandes.

7.

Unermeßlich ist die Grenze der Ausbildung des menschlichen Geistes. So unermeßlich aber das Ende, so gemessen der Anfang. Das erste Selbstbewußtsein, statt es mit der Kirche „böse“ zu nennen, nennt der Freie nur „unvollkommen.“ Ausbildung des Menschen zum Bewußtsein der Freiheit, zum Gefühl des Guten und zur That des Edeln ist der Zweck des Lebens. Dieser Zweck ist in Gott gesetzt, denn Gott ist die Freiheit, das Edle und das Gute.

8.

Der natürliche Mensch ist ungebunden. Zum Geiste reift er, daß er sich bindet. Das Bindende ist die Religion, zu deutsch Verbindung. Der gereifte Denker würde keiner Religion bedürfen, wenn Reife des Geistes ohne Liebe denkbar wäre. Die Liebe bindet aber den Geist, sich mitzutheilen, sie zieht an, sie giebt von ihrem eignen Reichthum, sie stiftet die Gleichheit des religiösen Gefühls in der Gemeinde. Gottesdienst ist Menschenveredlung. Andacht ist innere Anschauung, Gebet ist die innigste Verschmelzung Gottes und des Menschen.

9.

Die „Freien“ sehen mit Schmerzen, daß man in der christlichen Kirche den geringen Bildungsgrund der

ſpiegelungſeuche, die in eine wahre Apotheoſe alles Unbedeutenden ausarten zu wollen ſchien. Aus dieſem Grunde vernichtete er ſeine Correſpondenz und wir haben an dieſer Uebereilung eben ſo ſehr den Verluſt literar-hiſtoriſcher Thatſachen, wie biographiſcher Handhaben für Goethe's Entwickelung ſelbſt zu beklagen *).

Die kleinen Billete Goethe's, welche in dem neulich erſchienenen Briefwechſel Merck's mitgetheilt ſind, charakteriſiren unſeres Dichters ſtyliſtiſche Eigenthümlichkeiten bis ins Komiſche ſo grell. Goethe's heimiſche Sprache iſt kurz, abgeriſſen, ohne Verbindungen, durchaus das lebhafte Produkt eines in ſicherer Familie auf feſtem Fuße gebildeten Willens. Der Ton iſt naiv befehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit und immer haſtig wie im Dialog. Das Meiſte in dem, was geſagt wird, ſoll ſich gleichſam ſchon von ſelbſt verſtehen und man ſieht die Ungeduld hervorbrechen, daß man nicht ſchon am Auge wahrnimmt, was zu ſagen der Mund ſich erſt ſo weitläuftig in Bewegung ſetzen muß. Dann hilft ſich die Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die Auseinanderſetzung zu vermeiden, gewöhnlich mit Sprüchwörtern, die das Geſpräch immer objectiv, immer im Zuſammenhange der geſunden Vernunft und dem, was gar nicht anders ſein kann und was ja Jedermann gleich einſehen müſſe, zu erhalten ſuchen. Ein ſolcher Styl widerſpricht immer, erwartet aber ſelbſt keinen Widerſpruch.

Als man Goethen in Leipzig, wegen ſeiner unmeißneriſchen Art zu ſprechen, auslachte, glaubte er ſich durch ſeine

*) Die ſpätere Herausgabe des Briefwechſels zwiſchen Goethe und der Gräfin Auguſte von Stollberg hat das Empfindliche des Verluſtes nur noch mehr herausgeſtellt.

Welt vor achtzehnhundert Jahren noch für unsere Zeit nicht nur zur Grundlage, sondern zur ausschließlichen Richtschnur unseres gegenwärtigen religiösen Bedürfnisses machen will. Die „Freien" sehen mit Schmerzen, daß man dem religiösen Bedürfnisse unserer Zeit zumuthet, sich in Vorstellungen von Gott und der Welt zu vertiefen, welche den Ursprung aus einer noch kindlichen Zeit nicht verläugnen können. Die „Freien" sehen mit Schmerzen, daß in dem Fluß und dem Strome aller Dinge und Begriffe einzig ein Complex religiöser Wahrheiten seine starre und verhärtete Form behalten soll.

## 10.

Der Bund der „Freien" ist nicht ein Bund des Widerspruches und der Verneinung allein, sondern auch ein Bund der Bejahung. Hervorgegangen aus der Trauer über die Entstellung der heiligsten Wahrheiten, zusammengeführt durch das Bedürfniß einer religiösen, das heißt einer bindenden Seelengemeinschaft, umgeht er den Begriff der Kirche nicht, sondern findet seine Bedeutung in der Verwandtschaft der Geister, in dem Bedürfniß, sich als verwandt zu erkennen, in dem Drange durch Einigung die Fortschritte der religiösen Freiheit zu mehren.

## 11.

In jedem Lande, in jeder Stadt, in jedem Bereiche, wo Verständigung möglich ist, sollen die Gleichgesinnten zusammentreten. Wen der Geist der Freiheit, wen der

göttliche Muth der Wahrheit treibt, der bilde den Anfang, daß die, so gleichen Sinnes sind, ihm folgen. Im Geiste des herrschenden kirchlichen Christenthums sollen genügen zwei, um eine Gemeinde zu bilden; da aber die Wahrheit nicht denkbar ist, als durch Behauptung, Streit und Entscheidung, so besteht im Bund der „Freien" jede Loge aus dreien.

## 12.

Der Eintretende verpflichtet sich durch Handschlag dem herrschenden Christenthum nur in so weit anzugehören, als die Lehre Christi zum Zweck des Polizeistaates verwandt worden ist. Die Taufe der Kinder, an sich schon eine Entstellung des reinen Christenthums, werde nach den Forderungen der Geburtspolizei vollzogen. Die Confirmation (gleichfalls eine dem Christenthume fremde Institution) werde angesehen als der nothwendige Durchgang jedes freien Bewußtseins durch den Irrthum. Der gedankenlose Dienst, in welchen sich die herrschende Kirche bei der Polizei der Ehe und der Begräbnisse begeben hat, kann das Gewissen des „Freien" eben so wenig beschweren, wie es die gegenwärtigen Geistlichen beschwert, jene polizeilichen Acte da zu sanctioniren, wo sie sich doch selbst von dem Mangel des gewöhnlichen kirchlichen Christenthums überzeugt haben.

## 13.

In allem Uebrigen entsagt der „Freie" seinem Zusammenhang mit der herrschenden Kirche. Er bietet alle

seine Kräfte auf, um dem confessionellen Aberglauben entgegen zu arbeiten. Sein Ziel ist die endliche Vollendung einer letzten Reformation, in welcher das Christenthum theils von seinem mährchenhaften Inhalte, theils von seiner es verweltlichenden Anwendung befreit wird.

## 14.

Jede Loge hat ihre wöchentlichen Zusammenkünfte, die sich dahin zu bilden haben, daß sie im Geiste unserer Zeit das werden, was den ersten Anhängern des Christenthums die Agapen waren. Jede Versammlung hat den doppelten Zweck der Erweiterung und der Befestigung der guten Sache. Es werden die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete des Kampfes mitgetheilt. Es werden die, welche für die gute Sache leiden, der entschlossenen Hülfe und der Unterstützung aller Logenmitglieder anempfohlen. Geist und Talent finde Gelegenheit zur erbaulichen Rede.

## 15.

Der Bund der „Freien" hört auf, wenn die drohende Gefahr der Menschheit, an ihren Fortschritten durch das theologische und polizeiliche Christenthum gehindert zu werden, beseitigt ist. Der Bund der „Freien" will keine neue Religion stiften, sondern nur wachen, daß die alte sich mit der ewig jungen Menschheit ewig selbst verjüngt.

# Reiseeindrücke.

Wie sich Bergströme ihr Bett und Schaalthiere ihr Gehäuse bilden, so drückt der Mensch auch den Stätten, die er bewohnt, das Siegel seines Charakters auf.

Von jeher war es für mich ein großer Genuß, durch Palläste und Landsitze, deren Besitzer nicht daheim, zu wandern, und aus dem Stillleben der Zimmer und Säle, aus den zurückgelassenen Einrichtungen und Bequemlichkeiten, aus den Büchern und Gemälden, die ich antraf, auf den Charakter der Bewohner zu schließen.

Man kennt dies Vergnügen der Reisenden, sich Schlösser durch den Zauberspruch eines Trinkgeldes zu öffnen und neugierig von Saal zu Saal zu wandern, aufhorchend, wo die Herrschaft empfängt, wo sie frühstückt, wo sie schläft. Ein Castellan, eine zurückgelassene alte Magd trippelt voran, öffnet die geschlossenen Fensterläden, klagt über den schon wieder angesammelten Staub und legt uns die Lebensweise ihrer Herrschaft auseinander wie ein Buch,

zwischen dessen Zeilen wir oft die anziehendsten Dinge lesen können.

Von den Reiseeindrücken dieses Sommers will ich einige solcher Besuche zusammenstellen. Sie hängen durch ein geheimes Band zusammen. Sie gelten Wohnsitzen, an welche sich dieselben Gedankenreihen anknüpfen. Sie gelten einem Sitze kirchlicher Reaktionen, dem Stifte Neuburg bei Heidelberg, einem Sitze der naiven Freude an den äußern Formen des Mittelalters, der dem Prinzen Friedrich von Preußen gehörenden Burg Rheinstein, endlich dem rebenumkränzten Erholungsasyle der conservativen Politik, dem Schloß Johannisberg des Fürsten Metternich.

## 1. Stift Neuburg bei Heidelberg.

Wenn man den reizenden Bergweg verfolgt, der vom Heidelberger Schlosse mit den lieblichsten Fernsichten auf das bald sich erweiternde, bald sich verengende Neckarthal zum Wolfsbrunnen führt, erblickt man am jenseitigen Ufer ein klosterähnliches Gebäude mit einem Kirchthurm, eingefriedigt von Terrassen und Laubgängen, das Stift Neuburg. Ein Nachen führt uns an das jenseitige Ufer. Wir steigen die Anhöhe hinauf zu einer Besitzung, die früher in der That ein Kloster war. Ein kiesbestreuter Weg schlängelt sich um die Mauer einer Terrasse, von welcher Rosenbüsche und Orangenbäume uns entgegenduften. Aus der Mauer rieselt das frische Quellwasser

jenes Berges, an den die Gebäude sich lehnen. Man tritt an die verschlossene eiserne Pforte eines großen Hofraumes, empfängt den Gruß der bellenden Wächter an der Kette, schreitet den stolz sich brüstenden Pfauen, unter denen uns einige weiße Weibchen als Seltenheit auffallen, vorüber, und folgt einer Dienerin, die mit dem Schlüsselbunde vorangehend uns die Wohnung ihrer abwesenden Herrschaft zeigen will.

Das Stift Neuburg ist der Sommersitz des Raths Schlosser aus Frankfurt am Main. Die beiden Brüder Schlosser sind Göthe's Neffen. Göthe's Schwester heirathete den Jugendfreund ihres Bruders, der an den ersten Entwickelungen des großen Dichters den regsten Antheil nahm, mit ihm ein kritisches Journal begründet hatte und den Zusammenhang mit dem ihm später verschwägerten Freunde so lange unterhielt, bis der Bund durch abweichende Lebensansichten aufgelockert wurde. Die Söhne Schlossers erregten dadurch einiges Aufsehen, daß sie in jener Zeit, wo der Gebildetsten unserer Nation sich ein Hang zur Mystik bemächtigte, zur katholischen Confession übertraten. Der älteste der Brüder starb in Rom. Eine Schwägerin hatte das Unglück, in Wien an den Folgen einer schrecklichen Verletzung zu sterben, die sie bei Besichtigung einer Maschine erlitt. Der jüngere Bruder, an Lebensgütern reich gesegnet, als Sammler werthvoller Bücher auch von Gelehrten geschätzt, wohnt des Winters in Frankfurt, des Sommers auf diesem Stifte Neuburg.

Es geht in Franken und am Neckar die Sage, dies modernisirte alte Kloster wäre der Sitz manches unheimlichen Spukes. Man erzählt sich von Gespenstern, die in gewissen heiligen Zeiten dort ihr Wesen trieben; man erzählt von Todten, die aus dem Grabe erstehen, aus allen Gegenden der Welt sich versammeln und im Stift Neuburg, im Rauschen des steinigten Neckar, in den dunkeln Schatten des düstern Odenwaldes geheimnißvolle Zusammenkünfte feiern. Alle diese Grauen geschähen im Stifte Neuburg am hellen Tage. Man sähe verschlossene Wagen kommen aus weiter Fremde, man sähe zuweilen oben aus den Fenstern eine Bischofsmütze nicken, man sähe durch die dunklen Laubgänge des Parkes gespenstische Mönche huschen. Oft, erzählt die Sage, wären oben auf dem Stife Neuburg ganze Concilien von Kirchenvätern versammelt, die von dort aus ihre Hirtenbriefe und Apostel gen München, Würzburg und Köln, besonders aber nach jenen Gegenden senden, wo die katholische Kirche noch in den Banden der protestantischen Polizei und ketzerischer Landdragoner schmachte. Die Sage erzähl., daß vom Stifte Neuburg jene römisch-katholische Propaganda ausginge, die in Deutschland noch über die Concordate hinaus die Macht des römischen Stuhles verbreiten will.

Rath Schlosser hat gegen das Gerücht von diesem Spuk mehrfach protestirt. Und wenn man die behagliche Villa mit ihren bescheidenen kleinen Fenstern so traulich in der

Abendsonne schimmern sieht, wenn man auf der Terrasse auf epheuumrankten Sesseln ruht und in das friedliche Neckarthal hinunterblickt, so möchte man auch wahrlich glauben, daß die Sage sich irrt. Ich betrat die inneren Räume in dem festen Glauben an ein Gemüth, das dem mühevollen Suchen nach philosophischer Wahrheit die friedliche Behaglichkeit des alleinseligmachenden Glaubens vorgezogen hätte. Und doch, wie wir sehen werden, war es mir zuweilen in den Sälen und Corridoren, als hört' ich etwas rascheln von dem Spuk der Sage, etwas huschen von den aufgeschreckten Eulen des erwähnten Volksglaubens.

Erst ist es Göthe, den wir noch in den Ursprüngen dieses Hauses zu entdecken glauben. Die langen, früheren Cellengänge sind an den Wänden mit den Gypsbüsten der alten Weltweisen, mit Schildereien und ausgestopften Vögeln geschmückt. Man fühlt sich in die Göthe'schen Liebhabereien, in die Sammlungen von Weimar versetzt. Aber dieser Realismus, dieses Heidenthum und dieses Naturinteresse ist auf dem Stift Neuburg in die Corridore verwiesen. In den Zimmern selbst leuchten uns die Reminiscenzen Italiens entgegen. An den Wänden Gemälde und kleine, elfenbeinerne Christusse auf Kreuzen von schwarzem Ebenholz. Die Führerin leitet uns förmlich einen Stufengang der Entwickelung des Besitzers hinauf. In den Gesellschafts- und Familienzimmern, in den Toiletten- und Schlafgemächern begrüßen uns mit einem

gewissen salbungsvollen Ernste die Portraits der älteren Glieder der Familie. Man zeigt uns in einer kleinen Schwank „die Mutter des Herrn," nicht des Herrn Christus, sondern des Herrn Schlosser. Es ist Göthe's Schwester. Ein mildes, gutes, nicht eben Frau Rath'sches Angesicht. Mit großer Andacht wird überall des in Rom verstorbenen Bruders gedacht. Man sieht wohlgenährte, behagliche Züge, von denen man kaum begreifen kann, wie sie sich mit der Schwärmerei eines Convertiten vertragen. Man zeigt uns die Bibliothek. Sie ist eben so reichhaltig, wie geschmackvoll geordnet. Ein grüner Wiesengrund, auf welchen die Fenster der Bibliothek zeigen, muß dem ermüdeten Auge des Lesers wohlthun. Man findet hier seltene Schätze. Reich bedacht ist die Literatur Italiens. Geschichte, Länderkunde und die Kunst scheinen die Fächer, denen hauptsächlich der Besitzer seine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Altdeutsche, altfranzösische und kirchenhistorische Werke lassen auf eine exclusive Gemüthsrichtung schließen. Die deutsche Literatur ist bis auf die neuesten Erscheinungen verfolgt, aber auch hier wird man das Gefühlige, Dämmernde und Liebhaberische zum Nachtheil des Freigeistigen und Zeitgemäßen bevorzugt finden. Man kann die Tendenz eines gebildeten Mannes nicht immer nach den Büchern beurtheilen, die er liest, wohl aber nach denen, die er kauft.

Die beiden Hauptpunkte des Gebäudes sind die Kapelle und ein großer Versammlungssaal. Jene ist nur für die

Familienandacht bestimmt. Wenn nicht gerade Geistliche zum Besuche auf dem Stifte sind, verrichtet der Pfarrer drüben aus Ziegelhausen die Gebete. Rechts an der Wand sieht man einen Abguß des Denkmals, welches in Rom das Grab des verstorbenen Bruders schmückt. Die bunten Farben der Fenster, das hellbraun angestrichene Holz auf der weißgetünchten Wand, die hereinfallenden grünen Schatten der im Garten säuselnden Bäume geben diesem friedlichen Andachtsorte etwas Wohlthuendes. Und doch liegt in der zu engen Begränzung desselben unwillkührlich die Bemerkung, daß der Zweck, dem diese Kapelle gewidmet ist, auch auf jedem Fleck des Hauses, in jeder Laube des Gartens erreicht werden könnte. Gott ist dem Herzen überall nahe, und wenn man Kirchen baute, so geschah es zur gemeinschaftlichen Erhebung einer größeren Menge. Die Hände, die sich hier falten, die Kniee, die sich hier beugen, würden an jedem Tische, in jedem Winkel des Hauses eben so gut Platz gefunden haben, wie hier. Das Versammlungszimmer ist der umfangreichste Raum des Gebäudes. Die Wände sind mit goldumrahmten Gemälden geschmückt, in der Mitte steht eine große, irr' ich nicht, grün behängte Tisch-Tafel, die in der That diesem Raume das Ansehen eines Sessionszimmers giebt. Lehnte sich in diesem Sessel Görres, als er sich von seinem Athanasius ausruhte? Dehnen sich hier die bairischen Prälaten und freuen sich der neu zu eröffnenden Klöster ihrer Heimath? Wartet jener gestickte Sessel schon auf

oberdeutſche Nationalität entſchuldigen zu können; auch in Dichtung nnd Wahrheit hat er über ſeine Spruchrede recht hübſche Anmerkungen gemacht; allein ich glaube was er auf die Nationalität ſchiebt, iſt gerade durch ſein Familienprincip und beſonders durch die Lokalität ſeiner Erziehung zu erklären. Noch wiederholt ſich in Frankfurt, was Goethe an ſich erlebte. Eine ſo eng zuſammengerückte wohlhabende Gemeinſamkeit, wie ſie Frankfurt darbietet, hebt heute das jugendliche Bewußtſein früh aus ſeiner unbeſtimmten Dämmerung heraus. Die mannichfachen auf Gewerb und Vermögen ſehr einflußreichen Verwandtſchaften treiben die Kinder bald in den Vordergrund und zwingen ihnen bei Zeiten eine Reife auf, welche den Jahren zuvorkommt. Von allen Seiten ſind zwar die Schranken ſehr nahe gezogen, doch herrſcht in ihnen die Frucht des Reichthums, eine gar löbliche Freiheit, begünſtigt durch das erfreuliche Gefühl der Eltern und Verwandten, wenn ſie die Fortpflanzer der gemüthlichen Ariſtokratie ihres Namens friſchblühend und die künftige Selbſtändigkeit ſogar durch einen mit ſchwerem Herzen beſtraften Trotz verrathend um ſich ſehen. Dabei ſind viele Begriffe traditionell und müſſen ſich als ſolche erhalten, weil die größte Freiheit ſich ja immer als die ſicherſte Beſchützerin des Geſetzes zu bewähren pflegt. In dieſen Kreiſen können ſich die träumeriſchen, mürriſchen, ſich iſolirenden jugendlichen Charaktere der Provinz und der großen Hauptſtädte nur bei beſonders ungünſtigen Vermögens-, Verwandtſchafts- und Familienumſtänden entwickeln. Ja auch das Genie bricht hier nur ſelten hervor, da ſich die Bildung des jungen Mannes frühzeitig in eine allgemeine, geſunde und tüchtige Verſtandesrichtung nivellirt. Was hier auf die Jugend wirkt, iſt das Beiſpiel. Früh verſteht die

den Antistes Hurter von Schaffhausen, wenn er nach seinem Uebergang zum katholischen Glauben seine erste Rundreise antritt? Ungemein gefällig ist der kleine Verbindungscorridor der Kapelle und des geheimnißvollen Versammlungssaales. Die Eingänge sind hier von braunem Holze gothisch eingerahmt und geben dem kleinen Raume einen in der That schönen Eindruck. Was die vier ungeheuren Eckschränke enthalten, weiß ich nicht. Vielleicht die Protokolle der nebenan gehaltenen Sitzungen, vielleicht Reliquien, vielleicht auch nur weiße Wäsche.

Nach vorn im untern Stockwerk liegen die Fremdenzimmer. „Haben Sie viel Besuch?" fragte ich mit etwas spionenhafter Schlauheit. „Oft mehr als funfzehn Herrschaften auf einmal." — „Nicht wahr, Geistliche und Professoren?" „Ja wohl, Bischöfe und Prälaten genug, von München, Speyer, jährlich der Bischof von Eichstädt und viele Herren, die wir nicht kennen."

Bei aller Lieblichkeit hat die Natur hier doch etwas Düsteres. Der rothe Sandstein der Berge von drüben mit den dunkelgrünen Tannenstreifen darauf, dazwischen die gebleichten Steine in dem wasserarmen Neckar, so nahe das sonnige Heidelberg mit dem offnen Blick in die heitere, lustige, ich möchte sagen rationalistische Pfalzebene — man fühlt sich, so hart an der Kante der freien, fröhlichen Welt, von diesem Dunkel und Gemunkel des Stiftes Neuburg beunruhigt, ja gepeinigt. Ich beflügelte die Schritte, um diesem mystischen Zauberkreise zu entfliehen. Selbst

die dunkeln Grotten des Gartens, selbst die frischen grünen Weingeländer, selbst die üppigen Rosen auf der Terrasse könnten mich hier nicht zurückhalten. Ich war froh, an der Villa unsers strengen Kritikers Gervinus vorüber, wieder Heidelberg zu begrüßen und zu athmen in dem lachenden Frohsinn der pfälzischen Ebene.

## II. Burg Rheinstein.

Vom Neckar sind wir an den Rhein versetzt, an den Rhein und in den Mittelpunkt seiner größten Schönheiten. Mit nervigter Faust rudern zwei Fischer uns hinüber von Bingen an den Fuß des Niederwaldes. Links der Mäusethurm, dessen Sage sich wohl einfach auf einen Mauththurm, Zollthurm, zurückführt, der aber allerdings so zerfressen und angenagt aussieht, daß man sich der Vorstellung, es wäre durch Mäuse geschehen, nicht erwehren kann. Rechts duckt sich ein einziger kleiner Felsblock mitten aus den Wassern empor. Zwischen seinen eckigen Kanten hat die Hand des Steinmetzen aus einer Fläche ein Kreuz herausgemeißelt. Das Kreuz liegt wie ein Siegel auf diesem romantischen Denkmale des bekannten Niclas Vogt, der hier sein Herz begraben ließ. Niclas Vogt, früher Professor in Mainz, wo, irr' ich nicht, Metternich noch sein Zuhörer war, später fürstlich primatischer Beamter, starb als Schöff und Senator in Frankfurt am Main, nachdem er durch seine rheinischen Sagen und Geschichten unsern Kalenderpoeten und Reisehandbuch-

compilatoren den Stoff geschaffen hatte, den diese noch immer verarbeiten.

Das Bingerloch ist jetzt so gesprengt, daß es den Schiffern nicht mehr gefährlich ist. Quer über den Strom zieht sich eine Nahrt bis an's Ufer, durch welche der kleine Kahn gefahrlos hindurchgleitet. Er hüpft über die Gefahr gleichsam hinweg. Der Strom verengt sich, die Felsen springen am linken Ufer immer kecker hervor, am rechten sonnen sich die Rüdesheimer und Asmannshäuser Reben in dem gelblichen Abendlichte. Auf einer weit vorgestreckten Felsenkante erhebt sich der Rheinstein. Ueber ihm eine noch höher hinausragende Felswand, im Hintergrunde eine sonnige Lichtfläche, gegen welche die im Schatten liegenden Thürme malerisch abstechen. Eine Stange mit einem eisernen Korbe langt von einem der Thürme weit über den Weg hinüber. In den Korb werden bei festlichen Gelegenheiten Pechkränze gelegt, deren flammender Schein in der Nacht von zauberhafter Wirkung sein muß. Die Burg Rheinstein ist zum größten Theile neu gebaut. Die alte, ihr zum Grunde liegende Vogtsburg war schon früh verfallen und kam für das, was der jetzige Rheinstein bietet, kaum noch in Anschlag gebracht werden. Doch ist der Rheinstein ächter, als die Löwenburg auf Wilhelmshöhe und jedenfalls noch mittelalterlicher, als bei Baden-Baden die Ebersteinburg. Er gehört dem Prinzen Friedrich von Preußen, der, wenn er hier wohnt, die preußische Generalsuniform, die

Epaullets und den modernen Cavalleriedegen ablegt, um ſie mit dem mittelalterlichen Hauswamms zu vertauſchen. Auch ſeine Gemahlin kleidet ſich wie die Irmengarde und Mechtilden des Mittelalters. Die Laquaien werfen die mit kleinen ſchwarzen Adlern geſtickten preußiſchen Hoflivreen ab und ziehen gleichfalls jene mittelalterlichen Wämmſe an, für deren hiſtoriſche Richtigkeit ohne Zweifel der Berliner Theaterſchneider einſteht.

Man giebt ſich harmlos den Eindrücken des Rheinſteins hin. Nichts iſt an der Tendenz dieſes Dilettantismus beängſtigend, nichts an der Abſicht dieſer Liebhabereien verletzend. Man bewundert einen Fürſten, der, gewöhnt an die Bequemlichkeiten ſeines Düſſeldorfer Schloſſes, hier aus antiquariſchem Enthuſiasmus dem einfachſten Comfort unſerer Tage entſagt. Kein Bürger aus Köln oder Mainz würde ſeine Fauteuils mit den harten Seſſeln vertauſen, auf welchen hier ein Prinz ſeine Gäſte empfängt. Die Treppen ſind eng und ſchwindelnd, als wenn ſie in Kirchthurmknöpfe führten; die Zimmer dunkel und winkelig. In Bauernſchenken findet man bequemere Stühle und Tiſche, als deren ſich hier die Hofdamen bedienen; dem Mittelalter zu Liebe müſſen ſich dieſe zarten Geſchöpfe hier Beulen liegen. In erſtickend engen Zimmern ſchläft der Prinz, in einem dunkeln Alkoven die Prinzeſſin. Wie der Magen eines Gourmand nach den pikanteſten Genüſſen darauf wieder zurückkömmt, daß friſches Waſſer und gutes Brod doch im Grunde die vor-

züglichsten Delicatessen bleiben, so findet hier eine fürstliche Familie im Härtesten die größte Weichheit, im Unbequemsten die größte Bequemlichkeit.

Man kann auf die Burg Rheinstein weder hinauf fahren, noch hinauf reiten, noch sich hinauf winden lassen. Den schmalen, aber anmuthig bewachsenen Felsenweg muß man hinaufsteigen. An der Zugbrücke angelangt, bellen uns hinter dem Gatter des Hofraumes drei fürchterliche Hunde, einer ist Carlist, ein spanischer Schäferhund, entgegen. Eine Magd beschwichtigt sie und läßt uns ein. Man betritt zunächst einen ängstlich engen, drückend kleinen, grünen Raum, auf dem ein Springbrunnen plätschert. Werthvolle Gewächse suchen diesem Gärtchen ein freundlicheres Ansehen zu geben. Die Führerin läßt rechts die erst im Bau begriffene Kapelle, links den Haupteingang liegen und geleitet uns auf einen mit kleinen Kanonen bepflanzten, thurmartigen Vorsprung. Das Lieblichste an diesem kleinen Vorsprung ist der Rhein, der Blick nach Asmannshausen, das Rauschen des vorüberseglenden Dampfers. Man steigt über eine freischwebende, in ihrer luftigen Anlage kühn gedachte Treppe auf einen freundlichen Winkelraum, der unsern Blick hin nach Lorch und Bacharach schwärmen läßt. In einen andern Thurm führt uns eine enge Wendeltreppe. Hier liegen die Wohngemächer des fürstlichen Besitzers. Das Mittelalter ist in allen seinen naiven Formen nachgeahmt. Familienbilder hängen an den niedrigen Wänden. Hie und da

sind in die kleinen Scheiben Glasmalereien eingerahmt, von denen man uns erzählt, daß sie ursprünglich dem Kölner Dom gehörten. Lächelnd möchte man fragen, wenn der Dom mit seinen Schätzen so verschwenderisch ist, warum es nöthig wäre, ihn auszubauen? Bei den bronzenen Abgüssen ist Altes und Neues gemischt. Franz von Sickingen in Jägertracht, Ulrich von Hutten fehlen in den rheinischen Gasthöfen nicht, wie viel weniger hier! Von dem kleinen eisernen Bett des Prinzen führt eine Treppe in die höchste Spitze des Thurmes. Sie ist verschlossen, wie drüben der winzige kleine Erker, der ihm zum Arbeitszimmer dient. Ein moderner eiserner Ofen mitten in diesen mannhaften und kernigen Reminiscenzen ist freilich eine jener Ironien, die bei solchen, nur aus Enthusiasmus geborenen Kunstschöpfungen nie ausbleiben.

Eine Bibliothek habe ich nicht gesehen. Franz von Sickingen hatte gewiß eine Bücherei und das eine recht stattliche! Statt einer Bibliothek findet sich ein wohlgeordnetes Trinkzimmer, wo rings in einladenden Gruppen die Humpen unserer Ahnen recht aus jenen edlen Zeiten, die Spieß und Cramer beschrieben haben, aufgeschichtet sind. Den Mönchen das Latein lassend, scheinen sich in diesem kühlen lauschigen Zimmer zuweilen jene Eisenritter zu versammeln, welche vorn in dem Waffensaale Wache halten. Rings an den Wänden dieses Saales sind hunderterlei Waffen aufgehängt, Morgensterne und Streitärte, Schwerter und Hellebarden, Armbrüste und Donner-

büchsen. Dieser Waffensaal und das Trinkkämmerlein scheinen recht eigentlich den Mittelpunkt der Burg zu bilden. Sie verrathen, daß der Besitzer eine harmlose Freude nur an den Aeußerlichkeiten des Mittelalters zu haben scheint. Wie von Allem, was künstlichen Ursprungs ist, von Allem, das nicht aus einer innern Nothwendigkeit der Geschichte und der Bildung hervorgegangen ist, scheidet man auch von der Burg Rheinstein und beneidet Gemüther, die sich in einem materiell und geistig so beengten Kreise heimisch finden können. Auch hier war ich froh, den Eindruck hinter mir zu haben und auf dem schaukelnden Nachen zu entfliehen. Prachtvoll stand der Mond am Himmel. Im Abenddunkel ragte schauerlich der Thurm des bösen Mainzer Bischofs und geheimnißvoll brach sich die Welle an dem Felsen, der das Herz des Frankfurter Senators birgt.

### III. Schloß Johannisberg.

Selten ist das, was Früchte trägt, schön. Wenn die Blicke der Dampfschiff-Reisenden zwischen Rüdesheim und Winkel am Rhein sich auf einen unförmlichen Berg richten, dessen Namen Alle mit einem sonderbaren Gemisch von Ueberraschung und Neugier hören, so wird Niemandem einfallen, den Johannisberg schön zu finden. Die Maler mögen Punkte wählen, welche sie wollen, immer bleibt ein vom Flusse zu weit abgerückter stumpfer Bergkegel übrig, dessen Umgebung zu flach, dessen Bedachung

in dieſer Fläche zu niedrig ſcheint. Und doch hat der Weingott hieher ſeine beſten Myſterien gepflanzt.

Der edelſte deutſche Wein und die conſervative Politik ſind durch den Johannisberg Vor- und Nachſatz eines und deſſelben Gedankens. Man denkt in demſelben Augenblick an die duftigſte Blume, die uns aus einem grünen Römerglaſe entgegen hauchen kann, und an Congreſſe, Protokolle und unterdrückte Revolutionen. Fürſt Metternich wurde von Oeſterreich mit dem, 1813 an Deutſchland zurückfallenden Johannisberg belehnt. Dieſer Staatsmann verdient es, Deutſchlands erſter Küfer und Kellermeiſter zu ſein; denn wer verſtand ſich ſo auf den jungen gährenden Moſt der Geiſter, auf die brauſende Gewalt, die die Tonnenreifen der Staaten ſprengen konnte, auf die Ueberrſchung der ſauern und der wenigen Gährungen der Nation? Iſt es mir doch, als ſähe ich Herrn von Gentz mit dem Winzermeſſer die Stöcke beſchneiden, die überreif abfallenden Trauben von der Erde aufleſen und ſorgſam nach Wind und Wetter ſchauen, ob die heurige Ernte gut gerathen wird oder nicht. Es iſt ein wildes, revolutionäres Leben, das Traubenleben. Ein geheimer Bund waltet zwiſchen dem zurückgebliebenen Stock und dem Gewächs, das ſchon im Faſſe liegt. Es wird unruhig in den Kellern, wenn die Reben blühen, die Reifen ſpringen, die edlen ſchon gekelterten Säfte jauchzen auf mit den keimenden Hoffnungen des zurückgebliebenen Stammes. Ob es ein Scherz von Napoleon war, daß

er den Johannisberg einem General ſchenkte, deſſen deu
ſcher Name ihm ſchon eine Anwartſchaft darauf zu geb
ſchien? Vor Metternich gehörte der Johannisberg de
General Kellermann.

In ſanfter Biegung ſchlängelt ſich der Fahrweg d
edlen Weinberg hinauf. Die Güte des Weins hän
nicht immer von dem beſſeren Boden, ſondern von ei
ſeit Jahren eingewurzelten ſorgſamen Pflege ab. D
Mönche verſtanden es, ſich die Natur zinsbar zu mach
Ein Benedictinerkloſter leitete ſeit Jahrhunderten die Pfl
und Wartung dieſer Tauſende von ſymmetriſch geord
ten Rebſtöcke. Das Dorf Johannisberg ſchmiegt ſich fri
lich an den ſegensreichen Hügel. Ein eigener Contr
daß oben auf dem jetzt in ein ſtattliches Schloß umgewa
delten Kloſtergebäude der Vertreter der Erhaltungspol
wohnt, und hier im Thale, in dem beſcheidenen Dörfc
am Fuße des Johannisberges, Johann Weitzel,
Oppoſitionsſchriftſteller, einer der geſchmackvollſten li
ralen Publiziſten unſerer Zeit, geboren wurde.

Endlich hat man die in der Juliſonne kochenden We
gärten hinter ſich. Eine ſtattliche, eiſengegitterte Pfo
führt in den geräumigen Hof des Schloſſes, auf dem r
rings die aus Stein gehauenen Eichenkränze als ſinn
Symbole der Friedenspolitik begrüßen. Eine gold
Inſchrift nennt das Jahr, in welchem Clemens von M
ternich dieſe alte ſchon vom Abt von Fulda in ein Sch
verwandelte mönchiſche Gebäulichkeit erweitern und

Zeitgeschmack entsprechend einrichten ließ. Die innern Gemächer, durch welche uns der Castellan, ein Wiener, führt, verrathen überall den Glanz und die Würde eines Fürstensitzes. Der große Saal in der Mitte ist ein imposanter Raum. Die geöffneten Salonthüren lassen von hier aus ein Rundgemälde überblicken, dem sich vielleicht wenig Aussichten in der Welt vergleichen mögen. Das ganze gesegnete traubenbeschwerte Rheingau, begränzt von dem majestätischen Strome, liegt vor uns. Rechts lehnt sich an die Donnersberge Bingen mit der kleinen freischwebenden Rochuskapelle, weiterhin Rüdesheim mit der Brömserburg, links Ort an Ort, ein klassischer Weinberg neben dem andern, Marcobrunn, Geisenheim, Erbach. Man würde Mainz sehen können, wenn es sich nicht hinter den vorspringenden Biegungen des linken Rheinufers versteckte. Es ist ein Blick, wie ihn die lombardische Ebene nicht schöner bietet. Auf dem blauen Himmel nicht eine bedrohliche Wolke, der Strom ruhig flutend und wallend, die Sonne über seinem Spiegel mit flimmernden Lichtern blitzend, Weinberge, Nußbaumalleen und zahllose hochgelbe Getraidefelder, die in ihrer Halmenlast die Sense des Schnitters erwarten. Dieser Blick ist auch deßhalb fürstlich, weil man ein solches Länderbild nicht sehen kann, ohne den Drang zu fühlen, es glücklich zu machen.

Ich erstaunte, als der Führer sagte, daß alle diese glatt parkettirten schönen Gemächer, in denen mir besonders

Jugend die Manieren des Alters und macht ſie nach, da ſie ihr ehrwürdig erſcheinen. Die Begriffe überliefern ſich ſchnell, Haltung, Benehmen, Alles drückt ſich, wie mit einem Spiegel in der weichen Bildungsmaſſe ab und die Sprache mit ihren körnigen Erfahrungsſprüchen, ſtehenden Redensarten und dem lexikographiſchen Umfange, der auch gerade dem Umfange der Begriffe gleich kommt, iſt von der Jugend früh dem Alter abgelauſcht. Zuletzt verhindert die muntere lachende Geſundheit und Freiheit, in dem Allen — Altklugheit zu finden.

Auf Goethe iſt die Anwendung leicht gemacht. Sein Sprache war früh reif, vollſtändig, keck. Sprichwörter erſetzten das noch mangelnde eigene Urtheil. Noch ſeine erſten Produktionen ſind ganz mit dieſem Lakonismus geſchriebenden Goethe, z. B. im Götz, nicht vom Mittelalter oder vom Volke zu entlehnen brauchte, ſondern der ſeine eigene Natur war. Die Wendungen körnig, die Verbindungen abgeriſſen. Partikeln in Fülle, wenn ſie den Ton nüanciren und gleichſam der Accent des Styles ſind, und fehlend, wo man ſie als Ruhepunkte des logiſchen Proceſſes und der künſtlich ausgeſponnenen Dialektik zu brauchen pflegt. Die Weitläuftigkeit der perſönlichen Fürwörter wird vermieden, als verſtände es ſich von ſelbſt, ob ich oder du oder er gemeint iſt. Auch ging dies kurze, die Sprache um ihre Privilegien prellende Verfahren auf Goethe's erſte Verſifikationen über. Man glaubt, Goethe habe bei ſeinem Puppenſpiel und den ſatiriſchen Kleinigkeiten an Hans Sachs und deſſen Weiſe gedacht. Gewiß nicht, er lernte ihn erſt ſpäter kennen; es war dies etwas Angebornes, das ſelbſt in der Kunſtproſa des Veteranen als Reminiscenz öfters zurückkehrte und durch

die durchgeführte Gleichheit der Möbelüberzüge mit den Tapetenmustern gefiel, zur Aufnahme von Fremden bestimmt sind. Für den fürstlichen Besitzer ist ein Besuch des Johannisberges keine Erholung. Von allen Seiten strömen die Staatsmänner der umliegenden kleinen Fürstenhöfe herbei, der Bundestag macht seine Aufwartung, zahllose Sollicitanten aus den vornehmsten Ständen geizen nach einem Augenblick vertraulichen Gespräches mit dem welt- und zeitbeherrschenden Staatskanzler. Der Castellan nannte bei den kleinsten Cabinetten berühmte Namen, die man dort bei dem letzten Besuche des Fürsten hätte unterbringen müssen. Der Raum, der dem Fürsten und seiner Gemahlin gehört, ist so eng, daß er bei dem Umfang des Gebäudes kaum die nöthigsten Bequemlichkeiten darzubieten scheint. Das Schlafzimmer, das Wohnzimmer und das Cabinet des Fürsten hängen ineinander.

Begierig sieht man sich nach den zurückgelassenen Spuren, nach den eigenthümlichen Eindrücken, die der Besitzer diesem Aufenthalte gegeben, um. Man wird der charakteristischen Züge nicht viele finden. Der Geist, der hier wohnt, hängt nicht an kleinen dilettantischen Liebhabereien, die weltumfassende Politik hat keine Nippes. Ein kleines Gemälde stellt die Repräsentanten des Wiener Congresses vor. Man sieht Hardenberg, Nesselrode, den Selbstmörder Castlereagh, Palmella, Talleyrand, auch Herrn von Gentz und seinen fürstlichen Beschützer selbst.

Ein Bildniß des Kaisers Franz durfte nicht fehlen. Das Schlafcabinet entbehrt des heiligen Hausraths nicht, mit dem der Katholicismus seine Abendandacht feiert. In dem Gesellschaftszimmer sind an den Wänden niedliche Gruppen von Körben zusammengestellt, in welchen man die bunten seidenen Abgänge und wollenen Flocken von weiblichen Handarbeiten zu erblicken glaubt. Von pikantem Interesse ist das Arbeitszimmer des Fürsten.

Es ist enger, als der Horizont seines Besitzers. Ein Geist, der zu denken gewohnt ist, bedarf begränzter Räume. Durch einen Spiegel kann der Fürst im Arbeiten sehen, wer hinterrücks bei ihm eintritt. Es ist ein verkleinernder Hohlspiegel, der die hereinfallenden Gegenstände in etwas verzerrter Schärfe wiedergiebt. Das kleine an ein Badezimmer gränzende Cabinet, ist sonst fast leer. Auf einem Schranke steht die kleine Statue eines Kriegers. Wenn der Fürst bei den politischen Acten, die er auf diesem grünen Tisch unterschreibt, den Wahlspruch dieser Statue im Auge behält, dann könnt' es für diesen Raum keinen passenderen Schutzheiligen geben. Es ist Blücher, der Marschall Vorwärts.

# Bernadotte.

Geſchrieben im Jahre 1835.

---

Seht! Hier rollt ein Bild des Jahrhunderts auf.

Sinnend, in einer Haltung, die vorauszuſetzen ſcheint, daß ſie beobachtet werde, ſteht im Königsſchloſſe von Stockholm ein Mann, ſchlanken Wuchſes, ſtark ausgeprägt in ſeinen Geſichtszügen, Naſe und Kinn kräftig ausgeſtreckt, fein des Mundes Bildung, die Augen dunkelſchwarze Punkte, ein Greis, zwei und ſiebenzig Jahre, und doch wallt wie die Nacht ſo dunkles Haar über dem gefurchten Antlitz. Man färbt ſich das Haar, und iſt erfahrungsſchlau wie Louis Philipp. Man trägt eine Perrücke von den ſchwärzeſten Locken, die je ein Italiener trug, und iſt ſo alt, weiſe, mäßig und philoſophiſch, wie Carl Johann, Ponte-Corvo, Bernadotte.

In dem großen Saale weht ſüdliches Klima; aber draußen zeigen die Barometer eine Kälte von 25° Réaumür. Eine Schneedecke verwirrt den Proſpect, welcher dem in Betrachtungen verſunkenen Greiſe vor Augen liegt.

Der blasse frostige Horizont schwimmt nebelhaft über den weißen Gewändern, welche Normalms Dächer verhüllen. Man weiß nicht mehr, wo diese aufhören, wo jener beginnt. Auf dem gefrornen Mälarsee, auf der Ostsee, die eine Eiscruste ist, so weit das Auge reicht, seufzen holzbepackte Lastwagen; ein Eisvogel kömmt aus Norwegen und setzt sich vor das große Fenster, wo der König steht. Der König scheucht ihn fort. Er läßt seinen Blick über die Gegend schweifen. Da unten am Schloßthor schultert der Dalekarl, gehüllt in den wärmenden Mantel, und mit seines Mundes Athem den Reif wegthauend, der der Athem selber ist. Dort oben die stolze Kuppel der Katharinenkirche, der Schnee auf ihr etwas rosig angeglommen von einem Glanz in Westen, der die Sonne sein soll, dieselbe Sonne, deren Schimmer jetzt lustig über Deine heimathlichen Fluren fallen, Sohn des Südens, Hirt aus dem Campanerthal!

Er wärmt sich an seinem Gedächtnisse. Er ruht sich aus im Schatten eines Orangenhains, und lächelt zu jenen Tönen der spanischen Guitarre, die er aus der Ferne zu hören glaubt. Da fällt sein Blick auf den Schloßhof, rings öffnen sich die Fenster, die Lakaien lachen, selbst der Dalekarl am Thore setzt seine Muskete auf den Boden und hört eine Weile auf, den Reif vom Mantelkragen wegzuthauen. Eine Partie lebendiger Wesen, Mitteldinger zwischen Thier und Mensch, sind herausgebrochen aus dem Schlosse und wälzen sich, wie Hunde es im Graie

thun, in dem aufgeschütteten Schnee. Kleine untersetzte Gestalten, eingenäht in Rennthierfelle, wühlen sich durch die hohen Schneewälle hindurch, hacken eine Festung, höhlen die Hinterwand und drücken sich in die Nischen mit ihrem ganzen Leibe. Jetzt blicken sie umher. Etwas wie ein Lächeln spielt auf den platten, stumpfen Gesichtern. Sie wollen sich wärmen.

Das ist eine Lappenfamilie, die auf ihren Schlitten aus den äußersten Marken des Nordens kam, die ihren Rennthierherden eine Zeitlang Lebewohl sagte, um den neuen König zu sehen. Sie wollte, zurückgekehrt in die Heimath, einen Stoff haben, um den vorüberziehenden Nomadenstämmen etwas Neues aus der Welt zu erzählen, eine Neuigkeit, die ein wenig jünger wäre als Peter der Große und Gustav Wasa. Es sind Lappländer, die, wenn sie nach Hause kommen, einen nomadischen Geschichtsabriß, eine herumschweifende Zeitung abgeben wollen. Schon seit acht Tagen sind sie in Stockholm, stellen sich an die Straßenecken, glotzen die Häuser an, werden in's Theater geführt, wo sie bei des Komikers Hjörtbergs Scherzen ganz stumm bleiben, und reden in einem um ein Jahrtausend zurückgebliebenen Schwedischen Dialekt, den selbst Professor Rask nicht versteht, schwedisch. Bernadotte besinnt sich. Sie wollten ihn sehen; sie hatten im Vorzimmer gewartet, und weil ihnen die Zimmerwärme unerträglich wurde, stürzten sie sich hinaus in den Schnee. Armer Bernadotte! Woran denkst du? An den Tag, wo

du im Angeſichte der Alpen zwanzigtauſend tapfern, klugen, ehrgeizigen Franzoſen zurieſeſt: Camarades, l'armée de l'Italie vous regarde? Nein, du denkſt an den Nordpol, an deine Unterthanen, an das Elendthier!

Der König winkt. Man führt die in Pelz genähten Hyperboräer herein. Da ſtehen ſie, und glotzen mit ihren dummen Augen in die geſcheuteſten, die je unter Augenwimpern geblitzt haben. Der Schnee an ihren Füßen thaut in dem warmen Saale; bald ſtehen ſie in einem kleinen See, der immer näher an Bernadotte heranſchwimmt. Sie ſtoßen ſich unter einander an, mit rauhen Armen, und beurtheilen das ſchwarze Haar des greiſen Mannes. Er iſt wie auf Kohlen. Sie betrachten ſeine goldgeſtickte Marſchallsuniform, dieſe ſonderbare Tracht, die weder Frack noch Oberrock iſt. Sie greifen nach dem Schwertorden, nach dem Waſa-, dem Seraphinenorden: er mußte ſich ſchmücken, denn woher ſoll denen, die die Würde nicht kennen, der Begriff des Königlichen kommen? Bernadotte ſpricht kein Schwediſch; am wenigſten einen Dialekt, den Nask ſelbſt nicht verſteht. Ach, er ſeufzt! Er dachte an Rouſſeau, an die Erklärung der Menſchenrechte, an die Schriften des Abbé Raynal. Die Contraſte erdrücken ihn. Dort St. Juſt, wie er bei Straßburg das Heer organiſirt, in dem er ſelbſt diente, hier drei Lappländer, vielleicht eine Frau unter ihnen, man ſieht es nicht, mit ſtumpfen, aufgeſtülpten Mienen, verkümmert wie das Moos, das unter dem Schnee wächſt.

Wenn ſie nur gingen! Was ſie nur an meinen Epauletten haben! Was thun ſie jetzt? Sie ziehen aus ihrer haarigen Kleidung ein großes ſchmutziges Tuch. Sie wickeln es auf, blutige Flecken kommen zum Vorſchein; da, nehmt', Bernadotte! Das iſt Rennthierfleiſch, ſechs Wochen alt, ſteif gefroren, herrliches, blutiges Rennthierfleiſch! Sie wollen dir eine Freude machen, Bernadotte! Nimm, man kocht es in Schneewaſſer, klopft es mit einer Keule, wirft es dann wieder in den Torf ſchüttet etwas Rennthiermoos hinzu und läßt es vierzehn Stunden am Feuer kochen; iß Bernadotte!

Die Lakaien ſpringen hinzu. Der greiſe König, gewöhnt an die Olivenwälder, die am Fuß der Pyrenäen wachſen, erblaßt. Er wird ohnmächtig, wenn er Tabak riecht. Où est Oscar, mon fils? ruft er und wankt in ſein Cabinet. Oscar verſteht Schwediſch, Oscar iſt populär, Oscar hat keine ſo noble, feine, höchſtens von Pulverdampf parfümirte Vergangenheit gehabt, wie der Vater. Oscar muß mit den guten Leuten Tabak kauen. Oscar muß das erfrorne Rennthierfleiſch in Empfang nehmen. Oscar muß ſich im Schloßhofe mit den Lappen im Schnee wälzen. Ah, mon cher Oscar, que tu es Suédois!

Die Krone muß ein großes Glück ſein, daß ſie Bernadotte auf ſein Haupt ſetzte. Er war Fürſt von Ponte-Corvo, beherrſchte als Gouverneur Hannover, die Hanſeſtädte, hatte Dänemark in ſeiner Botmäßigkeit, hatte

eine Million im Vermögen und war gefürchtet von Napoleon. Und doch wollte er Beherrscher eines Landes, wenn auch nur eines armen, werden! Der ehrgeizige Zug jener merkwürdigen Zeiten, die ich nicht erlebt habe, muß überwältigend gewesen sein. Wenn man Napoleon haßte, mußte man nicht genug erfinden können, was an seinem Ruhme und seinem Schicksale nagen sollte. Die alten Throne stürzten ein. Die Marschallstäbe Napoleons wurden Königsscepter. Der Süd und Nord Europas, Neapel und Scandinavien, sahen Männer von dunklen Anfängen auf ihren von alten Dynastien abgeriebenen Thronen.

Will man die Geschichte moralisch beurtheilen, so soll man die Extreme durch ihre Mittelglieder zu entschuldigen suchen. Da ist ein Republikaner, der an einem Tage, wo die Revolution ihren Marsch um die Welt begann, den Aermel aufstreifte und mit angezündeten Pulverkörnern auf das weiße Fleisch schrieb: Vive la Republique! Und zwanzig Jahre später steht er vorm Altar der Sturkirka in Stockholm und des Priesters Oel salbt die Majestät an seine Stirn. Wer wagt hier zu richten? Da liegen die Annalen jener welthistorischen Metamorphosen einer Zeit in die andere, einer Idee in die zweite, und dieser wieder in das, was die erste bekämpfen wollte. Hier ist die Consequenz kein Maaßstab mehr. In großen Perioden entschuldigt der Ehrgeiz der Masse den Ehrgeiz des Einzelnen.

Wir wollen versuchen, in Zusammenstellung einiger Thatsachen zu zwei oder drei Gruppen von Betrachtungen das Leben eines Mannes anschaulich zu machen, für welchen sich schwerlich in vergangenen Zeiten eine Parallele findet. Cromwell und Pipin schlagen nicht. Aehnlich war Ptolemäus Lagi von Egypten. Auch dieser Regent diente von unten auf, focht in den Schlachten Alexanders, ward Einer von des großen Macedoniers zwölf Marschällen, und riß Egypten an sich, als die Verlassenschaft ihres Herrn getheilt wurde. Weise und gerecht war seine Regierung. Er hob den Handel seines Landes und blieb dabei tapfer und würdig der Lorbeern, die er in andern Verhältnissen einst gewonnen hatte.

Um drei Angeln bewegen sich die folgenden Bemerkungen, um Bernadotte in seinem Verhältnisse zu Frankreich und Napoleon, um das Ereigniß seiner Thronbesteigung, und zuletzt um die Regierung Carl Johanns. Unser Verfahren wird zuerst historischer, dann biographischer, zuletzt publizistischer Art sein.

Johann Baptist Julius Bernadotte nannte sich in seinem spätern Leben zu oft selbst einen Gascogner, als daß man ihm den Namen eines Basken geben sollte, den er seiner Geburtsstadt Pau am Fuße der Pyrenäen nach verdient hätte. „Ich bin ein Gascogner" sagte er nach der Schlacht bei Jena, als Napoleon sich das Ansehen gab, als könnt' er ihn vor ein Kriegsgericht stellen;

„aber Napoleon iſt es noch mehr als ich.“ Vielleicht ſchmeichelte es dem Marſchall, aus dem Lande der Fanfaronaden gebürtig zu ſein, und doch immer die Wahrheit zu ſagen. Montesquieu und die größten Geiſter der Gironde waren ſeine Landsleute. Doch überwältigte ihn die Luſt am Kriege. Er ging nach Amerika unter Rochambeau und focht neben Lafayette, bis ihn die Engländer gefangen nahmen. Es iſt wohl etwas zu enthuſiaſtiſch gemeint, wenn man ſagt, der freundlichen Behandlung, welche Bernadotte damals erfuhr, habe Schweden ſpäter die Trennung von dem Handelsgrundſatze Napoleons verdankt. Ich glaube wenigſtens, daß Bernadotte damals nur das Wohl ſeines Landes und nicht das Weißbrod im Auge hatte, was er von den Engländern als Gefangener erhielt.

Die Revolution traf ihn noch als Sergeanten, ob er gleich ſchon fünf und zwanzig Jahre zählte. Jetzt ſteigt man. In fünf Jahren war Bernadotte Diviſionsgeneral unter Jourdan, und that ſich durch die glänzendſten Unternehmungen hervor. An Jourdan hielt ihn eine innige, republikaniſche Zeitgemeinſchaft gekettet. Sie ſtanden ſich noch am 18. Brumaire nahe, wo Bernadottes Benehmen plötzlich eine politiſche Bedeutung erhielt. Bernadotte war aufrichtiger Republikaner. Die Grundſätze, welche St. Juſt in Straßburg der Organiſation der Rheinarmee eingepflanzt hatte, waren zwar bald von dem Ehrgeize, der

die ſpäter ſo kalten und bedächtigen Abſtraktionen als ein gar ergötzlicher Transparent zuweilen hindurch ſchimmerte.

Wenn Goethe im ſpäteren Verlauf ſeines Dichterſtrebens dieſen naiven Volkston verließ, ſo adoptirte er doch keineswegs eine ihm dargebotene fremde Ausdrucksweiſe. Zum Glück, wie zum Nachtheil der deutſchen Literatur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf den beſtimmten Kammerton einer akademiſchen Scala geſtimmt. Frankreich hat eine Dichterſprache, die man einmal adoptiren muß, will man den Kothurn betreten oder auch nur auf dem Haberrohre der Idylle blaſen. Dies beeinträchtigt die Originalität, hält aber auch, wie Goethe ſelbſt in ſeinen Entwürfen über den Dilettantismus bemerkt, die Unzulänglichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutſchland hat bei ſeiner bildſamen und von keiner Cruſca bevormundeten Sprache doch das Unglück, daß mit ihr alle Welt in die Literatur hinein pfuſchen kann. Wäre unſere Literatur im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre klaſſiſchen Kräfte im Aufſchwunge geweſen, es würde den zahllos auftauchenden Naturdichtern und Dilettanten gelungen ſein, ſie mit einem Schlage in die Anarchie zu ſtürzen, in welche ſie jetzt durch eine allgemeine Pfuſcherei allmälig noch zu kommen droht.

Klaſſiſche Muſter boten ſich Goethen an. Er verſchmähte ſie alle, bis auf ein Beiſpiel, dem er nicht widerſtehen konnte. Wer ſeinen erſten proſaiſchen Verſuch, zum Andenken Erwins von Steinbach, geleſen hat, ſcheidet den Antheil, welchen Hamann an dem Style deſſelben hat, ſehr leicht heraus. Der Ton iſt hier auch prophetiſch, die Wendung apoſtrophiſch. Dogma und Polemik wechſeln ab. Die Bilder ſind gelehrt, die Leidenſchaften gegen die Franzoſen und Pfaffen überraſchend grell, das Ganze endet wieder mit Prometheus, dem

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04302/023

keine Grundsätze hat, ausgelöscht worden; doch einige erhabene und unabhängige Charaktere gab es noch immer, die den Zusammenhang der Begebenheiten mit Wärme und republikanischer Vorliebe empfanden. Zu ihnen gehörte Bernadotte. Er ist mit der zweiten militärischen Fraction der Revolution (Marceau, Dümouriez mag wohl die erste sein), er ist mit Kleber, Desair, Moreau, Hoche verwandter, als mit den übermüthigen Kriegern, die unter Buonaparte Italien mit ihren Siegesdenkmälern bepflanzten, die der republikanischen Sittenstrenge zu Gunsten Englischer Manieren, dem Citoyen zu Gunsten des wieder auflebenden Monsieur den Gehorsam aufkündigten. Bernadotte focht unter Buonaparte, theilte mit dem Obergeneral die Ehre des Tages von Rivoli, aber unmuthig, gereizt, ohne Eifersucht, aber auch ohne Behaglichkeit. Nachdem Bernadotte bis über Grätz vorgerückt war, nachdem er, um bei großen Dingen eine Anekdote zu erwähnen, die für Berlin von Interesse ist, nahe daran war, jenen bourbonistischen Spion, welcher später in Preußen intriguirte, um übereilte Pläne in ihren Ausbrüchen zu beschleunigen, den Grafen d'Entraigues, aufzuheben, wurde er zum Gesandten der Republik am Wiener Hofe ernannt. Hier kitzelte ihn der Republikanismus. Hier, wo Kaunitz seine Pläne gegen die junge französische Freiheit zu entwerfen begann, hing Bernadotte an einem schönen Abende, nach den Freuden eines Gelages, die dreifarbige Fahne aus. Er bewohnte das Hotel,

welches dem jetzt falliten Baron Geymüller gehörte. Die Wiener sahen hierin ein Signal für die Propaganda, sie sahen eine Verspottung jener Krieger, die sie, obschon befreit vom Kriegsdienste, aus ihren eignen Mitteln freiwillig in die Fluren Italiens gesandt hatten, rissen das Straßenpflaster auf, warfen dem Gesandten die Fenster ein und benahmen sich so tumultuarisch, daß die Dragoner aus der Josephstadt, kaum angekleidet, herbeisprengen mußten, einer Verletzung des Völkerrechts Einhalt zu thun. Der Krieg sollte aufs Neue losbrechen. So war die Meinung des beleidigten Directoriums; doch Buonaparte weigerte sich, ihn zu erklären, weil es an einer gerechten Ursache fehlte und die Thorheit Bernadottes von keinem Besonnenen gutgeheißen werden konnte. Noch vor Buonapartes Rückkehr aus Egypten war Bernadotte mit dessen Familie ein Verhältniß eingegangen, dessen verwandtschaftliche Verpflichtungen ihn aber am 18. Brumaire nicht bestimmten, Pläne des Ehrgeizes befördern zu helfen. Bernadotte heirathete eine Schwägerin Josephs Buonaparte, Desirée, die zweite Tochter des Marseiller Kaufmanns Clary. Die Königin von Schweden wurde von Napoleon, ehe sie mit Bernadotte bekannt wurde, angebetet. Napoleon behauptete später, daß er ihren Besitz erringen konnte, wenn er durch das Vaterland nicht aus seiner Bewerbung gerissen wäre; aber es ist bekannt, daß der alte Herr Clary äußerte, an einem Buonaparte hätte seine Familie genug. Napoleon, von

Natur sentimental *), bewahrte der Gattin Bernadottes eine unausgesetzte zärtliche Erinnerung, und soll ihr zu Liebe in die Uebernahme des schwedischen Thrones gewilligt haben. Sie hatte keine Freude daran. Mit ihren französischen Umgebungen verstieß sie bei ihrer Ankunft in Schweden gegen den Nationalstolz. Es entspann sich die ärgerliche Debatte, welche von den Frauen der Kronprinzessin den Vorrang haben sollten, die ihrer ersten oder die ihrer zweiten Heimath. Die Erbitterung auf die Fremde wurde so groß, daß sie Schweden verließ und bis vor sechs Jahren im Auslande lebte. Sie wohnte abwechselnd in Paris und Frankfurt am Main. Am letzten Orte in demselben rothen Hause, welches die Turn- und Taxische Postanstalt. Oscar, als er auf den Congreß von Verona reiste, um legitimistische Studien zu machen, und sich auf dieselbe Weise zu empfehlen, wie er es neulich

*) Las Cases, der Napoleons Individualität von dieser Seite aufgefaßt hat, ist mit Unrecht getadelt worden. Bourrienne erzählt, mit welchem Eifer Napoleon ihm den Besuch des Stückes: Misanthropie et Repentir anempfahl; ja daß er ihn mannigfach aufgefordert habe, Werthers Leiden geschmackvoll zu übersetzen. Bourrienne that es mit einzelnen Briefen, die Napoleon hinrissen. Wo hat die Geschichte der Deutschen von W. Menzel nur jene Notiz her, daß Napoleon in Egypten den Werther gelesen, und eine Nation, die solche Bücher produzire, verachtet habe? Die Thatsache der Lectüre mag richtig sein; aber die Schlußfolgerung ist aus der Luft und aus Menzels Franzosen-Haß gegriffen.

in Kalisch that, gab der Mutter in Brüssel ein Rendezvous und suchte sie zur Ueberfahrt nach Schweden zu bewegen. Mehre Jahre darauf gab sie Gehör, wurde ohne Groll empfangen, ist jeden Abend im Theater, wo sie kein Wort von den Stücken versteht, und hat sich als Hochmeisterin in alle die Gesellschaftsorden einschreiben lassen, welche von der schönen Welt in Stockholm als winterliche Vergnügung gebildet werden.

Am 18. Brumaire legte Bernadotte in Napoleons Herz den Saamen einer Gesinnung, der ihm von diesem Augenblicke nur taube und nichtsnutzige Früchte trug. Bernadotte war ehrgeizig. Das kann selbst Fouché, der die Intrigue jenes denkwürdigen Tages mit der ganzen Genialität seines psychologischen Scharfblickes beschrieb oder beschreiben ließ, nicht in Abrede stellen. Nur überwog bei Bernadotte die Ehrlichkeit und die nachhaltende Anhänglichkeit an eine Regierungsgewalt, die ihn ausgezeichnet, die ihm das Kriegsministerium anvertraut hatte. Napoleon, dem Alles daran lag, den Moment als eine Krise zu schildern, die mit einer Revolution enden müßte, frug Bernadotte, warum er in Civilkleidern ginge? Er wollte damit sagen, warum er im Kamisol, mit Pantoffeln an den Füßen vor der Hausthür stände, und eine Cigarre rauchte, da jetzt Jedermann die Schärpe umlegen müßte und mit ihr zugleich eine Unterordnung unter den Sieger der Pyramiden. Bernadotte erklärte trocken, daß er von der öffentlichen Gewalt noch keinen Auftrag

bekommen hätte. „Und wenn Sie ihn bekommen, gegen wen werden Sie ihn in Ausführung bringen?“ „Contre tous les perturbateurs de le République!“ antwortete Bernadotte. Aber es blieb nur eine Redensart, die dem Manne Ehre machte. Barras und Sieyes, (Sieyes, dieser gewandte Abbé, der für die schweren Geburten in den Krisen der französischen Revolution immer die Stelle einer Hebamme übernommen zu haben scheint) hatten das Terrain so gesäubert, daß die Waffengewalt, welche am 19. gebraucht wurde, nur die Beruhigung einiger übriggebliebenen unzufriedenen Trotzköpfe war. Noch vor dem Anbruch des Consulats mußte Bernadotte seine Demission nehmen. Er erklärte öffentlich, er würde sie nicht gegeben haben, hätte er nicht gewußt, daß man sie annehmen würde. Dies war eine Protestation gegen eine neue Herrschaft des Schreckens, die im Staate aufkam. Bernadotten blieb nichts übrig, als in die Reitschule zu gehen, und bei der Aufhebung der dortigen republikanischen Zusammenkünfte die letzte Freiheit der Verfassung aushauchen zu helfen. Es ist ein vernichtendes Gefühl, so ehrgeizig zu sein, wie Andre, und doch ehrlich genug, um keine Rücksicht zu verletzen.

Jetzt war Bernadotte von den Launen des Oberhauptes im Staate abhängig. Napoleon befolgte die Taktik, ihn zu demüthigen und an Posten zu stellen, wo es keine Lorbeern zu gewinnen gab. Er wollte ihn den Völkern verdächtig machen, er übersah, daß nichts den Herzen der

Nationen ſich ſo einſchmeichelt wie die Tugenden des Friedens, und daß die Völker lieber Palmenzweige als blutige Siegeskränze austheilen. Bald wurde Bernadotte gegen die Vendée verwandt, wo er Gelegenheit hatte, durch Milde die Gemüther zu gewinnen, bald gegen die Engländer, welche von Antwerpen aus ſich näherten, und die er durch Anwendung eines nicht weniger populären Mittels zurücktrieb, durch das Aufgebot der Nationalgarden. Dieſe eigenmächtige Verfahrungsweiſe war ganz dazu geeignet, Napoleons ſchlummenden Groll wieder aufzuwecken. Dazu kam, daß Bernadotte weniger durch ſeine Veranlaſſung, als durch die Meinung, welche ihm vom Volke imputirt wurde, in faſt allen Conſpirationen genannt wurde. Mallet, der ſchon im Jahre 1802 mit einem Muthe drohte, der 1812 zu einem, dem unerſchrockenen Manne ſo verderblichen Ausbruche kam, Mallet und die Philadelphen wurden immer mit Bernadotte zuſammen genannt. Man nahm als feſt an, daß dieſer General noch unter der conſulariſchen Regierung mit Fouché einen Ueberfall der Hauptſtadt verabredet und den Umſturz der damaligen Verfaſſung bezweckt haben ſollte. Napoleon ſelbſt war nicht der Letzte, dieſen Gerüchten Glauben zu ſchenken, nur vermied er, mit Eclat ihren Grund aufzudecken, weil er Frankreich und Europa überreden wolle, daß Niemand mehr gegen ihn zu conſpiriren wagte. Bernadotte ſöhnte ſich, durch Joſephs, ſeines Schwagers, Veranlaſſung mit dem Machthaber wieder

aus, war aber bei den spätern deutschen Feldzügen ein ewiger Gegenstand der kaiserlichen Spionage. Bernadotte klagte bitter über die Intriguen Savarys, der in den Feldlagern die geheime militairische Polizei zu leiten hatte und das allgemeine Schrecken der Generale geworden war, seit der biedre unerschütterliche Lannes ihm nicht mehr die Spitze bot.

Napoleon war unermüdlich in Herabwürdigungen Bernadottes. Er ging darauf aus, die Feldherrntalente eben so sehr wie den Patriotismus dieses Generals verdächtig zu machen. Jena, Wagram und Eylau waren die Hauptveranlassungen dieser wiederholten Zerwürfnisse. Am ersten Orte sollte Bernadotte die Schuld tragen, daß das Preußische Heer nicht total vernichtet wurde. Er durfte nur eine feste Position nehmen, sagte Napoleon zu Autommarchi noch auf St. Helena, und das Preußische Heer war vernichtet. Aber Genie gehörte dazu, fügte er bei, oder, wenn man Rapps Berichten folgt, nach Napoleons Meinung weniger Eifersucht auf den Ruhm der andern Marschälle: denn wenn es Bernadottes Wünschen gemäß gegangen wäre, so hätte, wie Napoleon sagte, Lannes die Schlacht bei Auerstädt verlieren müssen. Nach der Schlacht bei Wagram desavouirte Napoleon öffentlich von Schönbrunn aus das Benehmen Bernadottes, der sich erlaubt hatte, in einem eignen Tagsbefehl den Sachsen, die er commandirte, Lobsprüche und den größten Antheil am Siege zuzuerkennen. Ich gestehe, daß der Bericht,

n Bernadotte über den Muth der Sachsen abstattete,
e Erwartung übersteigt, die man von der Tapferkeit
nes Volkes haben darf, welches zum größten Theile aus
elehrten und Sänftenträgern besteht, und glaube mehr
n die Ansicht, welche sich über die Schlacht bei Wagram
der Geschichte festgestellt hat, daß die Sachsen, einge-
nk des deutschen Vaterlandes, das sie in den Oestrei-
ern bekriegten, gewichen sind; aber Napoleon nahm Ge-
genheit, den Prinzen von Ponte Porvo wegen eines in
iesen kritischen Zeiten so übel angebrachten Complimen-
s an die Bundesgenossen in den Augen der Franzosen
ls einen Verräther der Nationalehre zu bezeichnen. Die
Zwistigkeiten bei Eylau waren dieser Demüthigung vor-
usgegangen. Dort hatte Napoleon, um die Ehre eines
chwer errungenen Tages zu retten, die Schuld auf Ber-
adotte geschoben und ihm den Vorwurf einer Verspätung
eines ihm zu einer bestimmten Stunde vorgeschriebenen
Eintreffens auf dem Kampfplatze gemacht. Bernadotte
wußte von Nichts. Der Offizier, welcher ihm die De-
pesche überbracht haben sollte, war todt, und Napoleon
hatte gut weise sein, wenn es sich um die Vertrauten seiner
Pläne handelte, die man nicht mehr fragen konnte. Nach
der Schlacht bei Wagram nahm Bernadotte seinen Ab-
schied und beschloß, in Frankreich als Privatmann zu
leben. Hier traf ihn die Wahl der Schweden. Napo-
leon war überrascht und leistete in der ersten Hoffnung,
für Frankreich eine neue Station zu haben, keinen Wider-

ſtand. Derſelbe Marſchall, den er einſt vor ein Kriegsgericht ſtellen wollte, wenn er einen andern Grund dazu gehabt hätte, als ſeinen Haß, war daran, eine Krone auf ſein Haupt zu ſetzen. Napoleon ließ ihn ziehen, verſprach für Ponte Corvo zwei Millionen (eine wurde gezahlt) und erſchrak erſt, als ihm der neue Rival aus den Augen war. Ein Briefwechſel entſpann ſich ähnlicher Art, wie der, welchen Napoleon mit ſeinem Bruder Ludwig, dem Könige von Holland, führte. Sie ſind erſtens Franzoſe, zweitens franzöſiſcher Prinz und erſt drittens König von Holland oder Schweden: dies war ſein Refrain. Der Ausdruck: das Intereſſe meines zweiten Vaterlandes, brachte ihn außer ſich. Er begriff nicht, wie man eine Monarchie etabliren konnte, ohne Machiavelliſmen. Jetzt rief er aus: „O wär' er hier, ſo ließ' ich ihn in Vincennes erſt Schwediſch lernen!" „Bernadotte war es," ſagte er in St. Helena zu Las Caſes, „der unſern Feinden den Schlüſſel zu unſrer Politik, die Tactik unſerer Armeen mitgetheilt; er iſt es, der ihnen die Wege zum heiligen Boden gezeigt hat." „Er iſt jetzt der einzige Emporkömmling, der auf dem Throne ſitzt," fügte er ein andermal hinzu; „das iſt ein Skandal, deſſen Beiſpiel für die legitimen Monarchien zu gefährlich iſt, als daß ſie es ungeſtraft laſſen könnten." So riß ihn die Leidenſchaft noch im letzten Augenblicke zur Blindheit hin. Bernadotte und Buonaparte beſaßen denſelben Ehrgeiz, vielleicht daſſelbe Genie. Der Eine konnte die Welt, der

Goetheſchen Steckenpegaſus. Doch ſchon iſt Klang in dieſem Weihegebet, ein Gefühl für jene Rundung, die die Sprache des Egmont und Clavigo für die Recitation faſt noch willkommener macht, als die Schiller'ſche. Allmälig wurde Goethe Meiſter dieſes üppigen fleiſchigen Ausdrucks ſeiner zweiten Periode, der elaſtiſch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer und, mit etwas rhoriſchem Numerus rauſchend, doch nie anders als in ſanft ſchmelzender Zerkräuſelung ſich am Ufer bricht. Der Wellenſchlag des mittelländiſchen Meeres lockte das Gefühl des Taktes und der rhythmiſchen Abmeſſung, und die Herrlichkeit dieſer Proſa fluthete dann hinüber in Taſſo's und Iphigeniens melodiſchen Jambus. Seine Poeſie wird Athmen der Natur. Die Natur ſpricht, ſpricht in Tönen, Muſik iſt die Seele ſeiner Schöpfungen; mag er nun in Venedig, am Ufer des Lido, bunte Epigrammenmuſcheln fiſchen, oder auf dem Nacken einer Römerin die fleiſchigſten Hexameter trommeln.

Goethe hatte Noth ſich von Formen loszureißen, die ihm leicht wurden und Vergnügen machten. Er opferte ihnen wohl einen zufälligen Inhalt, fühlte aber bald, wie wenig ächt dies war, dauerte nicht aus und blieb im Fragmente ſtecken. Was trieb ihn nicht alles zum Hexameter? Was opferte er ihm nicht! Wolf's Zweifel an der Einheit der Ilias, Voſſens Geheimniß über den rechten Bau des Hexameters, das erſt mit dem Tode Klopſtock's veröffentlicht werden ſollte, hielten Goethe's epiſche Intereſſen in fortwährender Spannung. Er geſteht ſelbſt, daß ihn das metriſche Bedürfniß zu Reinecke Fuchs getrieben. Gott ſei Dank, Achilleis blieb ſchon ein Fragment. Aber die epiſche Breite hatte ihn erfaßt und zwang ſeinen Genius zu einer neuen

Andre nur ein kleines Königreich, wo die Natur Eisen statt Korn wachsen läßt, erringen, weil sie sich durch die Verantwortlichkeit unterschieden, die sie im Gewirr sich durchkreuzender Interessen zu übernehmen wagten. Napoleon verschuldete sich beim Glück, Bernadotte wollte bei derselben Göttin reine Rechnung haben. Jener fallirte, dieser sparte ein kleines Capital, von dessen Zinsen sich ein gemüthliches Leben führen läßt, wenn auch unterm sechszigsten Grade der nördlichen Breite, in einem Lande, wo die Weintraube nur im Treibhaus reift, wo man die Buche und die Eiche begießen muß, wo unter drei Jahren das eine immer ein hungriges und mißrathenes ist.

Die Schweden waren nämlich der Herrschaft eines Mannes müde geworden, der anstatt im Tacitus im Swedenborg las, der statt das Hirn seiner Unterthanen zu studiren, ihre Schädel nach Gall'schen Grundsätzen betastete und eine Amme entlassen konnte, die es gewagt hatte, dem kronprinzlichen Säugling statt von Sr. Majestät von seinem Papa zu erzählen. Die schwedische Aristokratie, nicht unähnlich der ehemals polnischen, hatte dabei ihre Privilegien im Spiele und wagte, da die Gemeinschaftlichkeit die Verbrechen zu mildern pflegt, einige Schritte, welche noch im Dunkeln liegen, sich aber durch die dem Grafen Fersen gemachten Anschuldigungen ahnen lassen. Fersen, derselbe „schöne" Fersen, der als Kutscher verkleidet die unglückliche Familie Ludwig XVI. dem Postmeister von Varennes in die Hände führte, derselbe Graf

Serien, den die französischen Republikaner vom Rastadter Congreß vertrieben, wurde, als angeblicher Mörder des Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg, auf offener Straße vom Volke erschlagen, wie mich ein Augenzeuge versichert, mit Regenschirmen.

Warum die schwedische Aristokratie einen französischen General auf den Thron des Landes rief*), läßt sich aus zwei Gründen erklären, die sich fast zu widersprechen scheinen. Glaubte sie ein blindes Werkzeug ihrer Anmaßung zu gewinnen, oder trachtete sie, durch einen Fremden dem Lande die Ruhe zu geben, welche durch die Wahl eines Einheimischen, eines Brahe, Sparre, Horn, Adlerkreuz, nur noch heftiger wäre gestört worden? Einleuchtender ist, wie man unter Napoleons Generalen gerade auf Bernadotte gerathen konnte. Hier trafen Aller Wünsche zu; denn die Aristokratie wollte nur einen Fremden, der gemeine Mann, der halben Ohres auf die Zeitung lauschte, einen Franzosen, am liebsten den Wunderheros Napoleon selbst. Der Mittelstand, der Kaufmann und ein Theil

*) In der Skizze über Metternich, welche in einem Hefte der Revue des deux mondes steht, wird ein Graf Levinstein genannt, welcher bei der Thronumwälzung in Schweden mitgewirkt haben soll. Diese Angabe ist doppelt unrichtig, einmal faktisch, sodann statistisch, weil Levinstein kein schwedischer Name ist. Auch in dem Pamphlet des Oberen Gustavson: der dreizehnte Mai 1809, findet sich keine Auskunft.

Offiziere hatten in der That schon ganz speziell an
nen bestimmten Namen gedacht. Ob Bernadotte selbst?
Schweden gilt es für loyal, zu sagen: Der König war
enso überrascht wie gerührt von seiner Wahl. Bour-
nne, der sich in seinen Memoiren das Ansehen einer
nz besondern Freundschaft für Bernadotte giebt, und
t gränzenloser Geschwätzigkeit die Fälle erzählt, wie
Carl Johann seine Tochter „meine kleine Cousine'
nnte, Bourrienne deutet ein entschiedenes Einverständ-
ß mit der Aristokratie als der Wahl vorangegangen an.
o viel scheint sicher, daß, als ihm Madame Normant in
aris ein Königreich gewahrsagt hatte, das überm Meere
ge, Bernadotte dabei nicht an Amerika gedacht hat.

Den Heeren Napoleons ging ein Enthusiasmus voran,
elchen selbst diejenigen theilten, gegen die sie geführt wur-
n. Die Völker vermischten ihre eigenen Hoffnungen
cht mit denen ihrer bestehenden Regierungssysteme, sie
hen sogar kalt zu, wie ihre eigenen Armeen von denen
apoleons geschlagen wurden, denn ihre Politik ging
ur darauf aus, sich selbst mit dem Glanze der französi-
hen Waffen zu verbinden und unter ihrem Schutze die
oncessionen zu erlangen, welche ihre gedemüthigten Re-
ierungen unter diesen Umständen nicht verweigern konn-
n. So war es in Schweden. Die kriegerischen Akte
ustav Adolfs mißfielen, seine Bemühungen um Pom-
ern waren nicht einmal national. Die allgemeine Stimme
ar die der Bewunderung für Napoleon, und derjenige,

auf den ſie übertragen wurde, war Bernadotte. Bernadotte ſtand den nordiſchen Völkern am nächſten. Seine civilen Tugenden entfalteten ſich ſchon, als er Gouverneur von Hannover war. Die Plünderung Lübecks konnte nicht gehemmt werden, aber ſeinen Bemühungen gelang es, übertriebenen Ausſchweifungen Einhalt zu thun, dem Bedrängten Schutz, dem Klagenden Gehör zu geben. Bernadottes Benehmen iſt für Lübeck unvergeßlich. Alle Berichte aus jener Zeit, beſonders der Brief des Herrn Villers, des bekannten franzöſiſchen Verehrers der deutſchen Univerſitäten, an Madame von Beauharnais kommen darin überein, daß Lübeck ohne Bernadotte's Energie verloren geweſen wäre. Spätern Ruhm ſammelte ſich der Prinz von Ponte-Corvo in Hamburg. Mortiers, Michauds und Brünes Benehmen an dieſem Orte hatte Spuren tiefer Erbitterung zurückgelaſſen, welche der neue Gouverneur verwiſchte. Das Dekret von Berlin bewirkte eine Revolution im Handel. Bernadotte bemühte ſich, ihre Folgen weniger empfindlich zu machen. Auf ſeine Veranlaſſung mußten die Douaniers immer das eine Auge geſchloſſen haben. Vertrauliches Geſpräch ließ bald errathen, welche Meinung Bernadotte über das neue Merkantilſyſtem hatte. Die Hanſeaten und Nordländer erfuhren hier Prinzipien, welche ſie nicht ahneten von dem Manne ſobald in Ausführung gebracht zu ſehen. Später kommandirte Bernadotte in Copenhagen. Er traf das arme, zerſchoſſene, überrumpelte Copenhagen halb in Aſche, die ganze Stadt aber in

tiefſter Trauer. Es war eine beſondere Fügung des Schickſals, daß Bernadotte überall da ankam, wo er Ausſchweifungen zu zügeln oder den Schmerz zu verſöhnen hatte.

Selbſt die feindlichen und neutralen Höfe gewann der Marſchall. Dem Fürſten Wittgenſtein werden die ihm in der Gräflich Voßiſchen Briefangelegenheit geleiſteten Dienſte unvergeßlich bleiben. Gefälligkeiten verpflichten eben ſo ſehr wie Geſchenke. Der König von Preußen war bei derſelben Angelegenheit intereſſirt, wo Bernadotte mit vieler Gewandtheit ſeinen letzten Einfluß bei Napoleon geltend zu machen wußte. Kein fürſtlicher Name iſt in Preußen ſo populär, wie der des Königs von Schweden. Für den Schmerz des Coriolan gegen die Römer kämpfen zu müſſen, ſollte die Liebe der Völker einen Erſatz geben.

Wir ſind jetzt in unſrer Darſtellung bis auf jenen Punkt gekommen, wo wir in Bernadotte nur den Schweden noch antreffen, wo die Pyrenäen, die franzöſiſchen Zeitgemeinſchaften vergeſſen ſind. Wir ſehen ihn von Frankreich, dann von Hamburg Abſchied nehmen und einige ſchwediſche Worte einſtudiren, die ſich auf der Reiſe aus dem Wagen werfen laſſen. Wir wiſſen nicht, was er lieſ't; Macchiavell oder Mariana über Prinzenerziehung, Plato's Republik oder die Geographie von Schweden. Kaum zwei Stunden iſt der neue Prinz in Copenhagen, ſo ſtirbt der König von Dänemark. Wir übergehen die Thaten des Befreiungskrieges, die der Geſchichte mehr als der Biographie angehören, und ſehen nur noch

den König auf dem Throne Guſtav Waſa's, auf dem Schloſſe Carls IX., nicht weit entfernt von Gripsholm, wo die Könige verwahrt werden, welche das Vertrauen des Volkes täuſchen, wie Erich. Betrachten wir Carl Johann in der Miſſion, welche er dem ſchwediſchen Volke gegenüber übernommen hat.

Schweden gehört wie Deutſchland und Holland zu jenen Staaten, die ihre glänzende Vergangenheit nicht wieder einholen können. Schweden hat gegen die mächtigſten Reiche unermüdliche Kriege geführt, Schweden dictirte Friedensſchlüſſe, Schweden iſt kaum noch der Schatten deſſen, was es einſt war. Ein armes Land, das allerdings noch die Finniſchen und Pommerſchen Ufer der Oſtſee ſein nannte, aber dafür noch keine Tanne in Norwegen beſaß, lieferte ſtreitſüchtigen Königen die zahlreichſten, muthigſten und gehorſamſten Heere. Nach einer Schlacht, wie die bei Pultawa, konnten 70,000 Mann dem angebeteten nordiſchen Alexander, wie ihn Voltaire nannte, zum Entſatze kommen; und noch länger hätte dieſe Freudigkeit der Nation, dieſe Hingebung an ehrliche, mannhafte Regenten gedauert, wenn nicht der Adel die Bereitwilligkeit gekränkt, den gemeinſamen Willen zerſplittert und eine Obergewalt im Lande gewonnen hätte, die man jetzt in der ſchwediſchen Geſchichte die Zeit der Freiheit nennt, deren Rückkehr aber das grauſamſte Geſchenk des Schickſals wäre. Schweden verlor Finnland und die deutſchen Provinzen. Norwegen, gegen Schweden

erſpenſtig, wie Belgien gegen Holland, iſt kein Er-
r eine Provinz, die dem Czaren von Rußland ſeine
Krieger liefert. Schweden iſt in einer Lage, die
nſte Aufmerkſamkeit verdient.
er Traum jedes patriotiſchen Unterthanen Carl Jo-
iſt der Stein, welchen der Sage nach ein Waldgeiſt
Newa meißelt und der die ewige Gränze zwiſchen
inavien und Rußland bilden ſollte. Jetzt ertragen
ſchwer, daß ſich Alexander und der Kronprinz in
marmten, und ſich der Ehrgeiz ſtatt Finnland Nor-
unterſchieben ließ, da man ihm Hoffnung machte,
Napoleons zu werden. Es iſt gewiß, daß Berna-
während des ganzen Feldzuges daran dachte, jenen
lin zu erhalten, der im Glauben des Volkes auch
für Moreau beſtimmt geweſen war, den Bienen-
Napoleons. In Paris wagte Bernadotte nur
rei Tage dieſe Hoffnung, in der ihn Alexander be-
und reiſ'te ab, als er die geheimnißvollen Cirkel
lche Talleyrand mit hinkendem Fuße ſchrieb. Ber-
war getäuſcht; aber wer konnte Alexandern, der
Welt Alles verſprach, und Jedem gern den ganzen
l in den Schooß ſchüttete, zürnen? Wie konnte es
ohann in ſeiner Lage? Die Schweden ſagten, daß
ſie rechnen dürfte; aber Carl Johann nahm das,
m gewiß war, die Achtung der Nation und ſuchte
ch das zweite Ungewiſſe zu verſchaffen, die Freund-
der heiligen Allianz. Die Nation ſeufzt. Sie

faßt Rußland, wie Rußland in England und Deutschland kaum gefaßt wird. Sie denkt an jenen Grenzstein im Walde an der Newa, an Landskrona, eine Festung, welche Torkel Knutson baute; aber die Politik des Kabinettes von Stockholm hat keine Selbstständigkeit. Als Bernadotte Kronprinz von Schweden wurde, fielen die Papiere in St. Petersburg; seitdem stiegen sie: sie werden erst wieder fallen, wenn Carl Johann stirbt.

Auch der König von Schweden ist mit den Resten der französischen Revolution, welche sich als moderner Liberalismus in unsern heutigen Verhältnissen eingekleidet haben, in Widerspruch. Derselbe Republikaner, welcher in Wien einen Kampf gegen die Bevölkerung der Straßen wagt, fürchtet jetzt nichts so sehr, als die Straße, den Tumult und jene nur in mißglückten Revolutionen übliche Bezeichnung des Volkes, den Pöbel. Schon während seiner Statthalterschaft von Copenhagen schrieb er nach Hamburg: „So oft die Massen sich erheben und von ihrer Kraft Gebrauch machen, hört Jedermanns Sicherheit auf. Dann muß die Autorität der beschützenden Gewalt sich in ihrer ganzen Energie zeigen, und den Gewaltthätigkeiten durch ihre Dazwischenkunft ein Ende machen. Der alte römische Senat, der doch sonst so mißgünstig und eifersüchtig auf seine Prärogativen war, übergab in Zeiten der Verwirrung das schreckliche Recht über Leben und Tod an einen Dictator, der nach keinem andern Gesetze verfuhr, als dem seines Willens und des Liktorenbeils. Die

wöhnlichen Geſetze begannen nicht eher wieder, bis nicht
s Volk zu ſeiner Pflicht zurückkehrte.“ Dieſe Erklärung
räth energiſche Maximen, welche zum Glück in Schwe-
noch nicht angewandt worden ſind. Jedes Land und
e Lage modifizirt Abſtractionen dieſer Art. Die Schwe-
ſind nicht leicht überredet; aber ihre Ueberzeugung
gt ſie oft hin, ſie ſind zum Tumulte geneigt. Ihre
einander entfernt liegenden Wohnſitze zwingen ſie, ſich
einer gewaltſamen Uebereinſtimmung ihres Willens zu
alten. Die Mißgunſt ihres Bodens, der ihnen das
od ſo kärglich ſpendet, macht ſie ungeduldig. Es
chte mißlich ſein, Grundſätze, welche für Rom und
ris ſich eignen, auf eine Nation anzuwenden, welche
lich und bieder iſt und nie etwas gethan hat, wofür ſie
nen rechten Grund gehabt hätte.

Schweden iſt verroſtet von alten Mißbräuchen. Der
iſt der Zeit kämpft gegen den Papierdrachen des Schrei-
ſyſtems an. An einer Bittſchrift aber reiben ſich in
hweden hundert büreaukratiſche Hände ab, ehe ſie er-
igt wird. Jede Bagatelle, das Bändchen an einem
den, wird dem König vorgelegt, gleichſam als ſollte
ihm nur durch zahlloſe Unterſchriften die Laſt des Kö-
gthums ausgedrückt werden. Der König erliegt unter
ſer geiſtloſen Arbeit, die ſich täglich wiederholt, und
ihm immer gleich ſtumm und öde iſt, da Bernadotte
n Schwediſch verſteht. Aber noch gefährlicher iſt die
uſtrielle, agrariſche und merkantiliſche Lage des Landes.

Schweden iſt arm, d. h. es bettelt nicht; aber es ißt ſein Brod im Schweiß ſeines Angeſichtes. Schwedens Schickſal könnte gehoben werden, das Gouvernement könnte ſich an die Spitze einer Revolution in des Landes alten gewerblichen Formen ſtellen, dem Ackerbau könnten ſeine Laſten genommen, die Induſtrie könnte ermuthigt werden. Selbſt das, was die Natur dem Lande vor andern Ländern ſchenkte, wird nicht in dem Lande cultivirt, wie es dem Intereſſe deſſelben entſpräche. Sollte man glauben, daß Schweden trotz ſeiner waldigen Gebirge Mangel an Holz leidet, und die Ausfuhr dieſes Naturproduktes verbieten mußte? Nur durch eine ſchlechte Bewirthſchaftung der Forſten konnte es ſo weit kommen. Schweden ſollte mit ſeiner Natur eine großartige Induſtrie eröffnen können. Schweden ſollte Nordamerika im Bau von Schiffen, beſonders Dampfſahrzeugen übertreffen. Schweden ſollte das Eiſen, das es an England verkauft, nicht von England verarbeitet zurücknehmen, ſondern ſelbſt nach techniſchen Fertigkeiten ſtreben. Wenn ſich auch Schweden nicht im Handel von England unabhängig machen kann, wenn es niemals auf der See zu Hauſe ſein und jene Zeit nicht wiederkehren wird, wo Stockholm mehr Kaufleute zählte, als London, ſo könnte es ſich doch in der Induſtrie einige Selbſtſtändigkeit verſchaffen. Wie weit Schweden in dieſer Rückſicht gekommen iſt, ſieht man daraus, daß es noch nicht einmal einer allgemeinen Freiheit der Gewerbe genießt.

Metamorphoſe, zur Cultur einer Proſa, deren glänzende Entfaltung die ſchon erſchienenen Bände Wilhelm Meiſter's ahnen ließen.

Goethe's proſaiſche Diktion verdient eine Betrachtung, die ſich vom Dichter unabhängig anſtellen läßt; denn hier iſt in der That ein Maßſtab entdeckt, durch welchen die ſchwankenden Beſtimmungen über den deutſchen Ausdruck geregelt werden ſollten. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Paul's und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf jenen bezaubernden Ton zurückkehren müſſen, welcher, reich an Geſetzen, in Goethe's Proſa herrſcht. Dieſen geglätteten Marmor nachzuahmen, möcht' ich weniger anrathen, als ihn zu ſtudiren.

Goethe's Proſa iſt kein Ausdruck der Unmittelbarkeit, man ſieht in ihr die Sprachwerkzeuge nirgends ſelbſt oder die Gehirnfiber transparent hindurch ſchimmern, welche den Gedanken oben auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth ſich die logiſche Maſchinerie oder ein dialektiſcher Kampf der Idee mit dem Stoffe; ſondern Goethe's Proſa iſt eine Perſpective des Theaters, ein überdachtes erlerntes, vom ſchaffenden Gedankenſouffleur leiſe zugerauntes Stück. Goethe reproduzirt ſprechend, was er im ſelben Momente denkend ſchuf. Die Dinge ſprechen bei ihm nicht ſelbſt, ſondern ſie müſſen ſich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum iſt dieſe Sprache deutlich und doch beſcheiden, klar ohne dadurch aufzufallen, im Extreme aber diplomatiſch.

Dem Jean Paulismus oder der modernen Naivetät lauſcht man neugierig zu und dennoch ſtrengt die Lektüre an und nimmt alle unſere Geiſtesthätigkeiten in Anſpruch. An

Schwedens politische Lage erregt Besorgnisse. Ich nicht von jener kleinen, im Interesse der gestürzten ßfamile entdeckten Intrigue der Herren Vegesack und n, nicht einmal von der Norwegischen Opposition, sich auf eine vortreffliche, beinahe philosophische ssung stützt, sondern von den Zerwürfnissen des erlandes selbst, welche mir kaum anders, als durch Revolution heilbar erscheinen. Die Finanzen sind in ung. Schweden hat Papiergeld, aber keine Na- schuld. Schweden hat ein verfehltes Abgabensystem. t einmal zu hoch, und zweitens schlecht regulirt. zig Millionen Thaler von drei Millionen Menschen rlangen, welche am Nordpol wohnen, die sechs Mo- es Jahres verschneit sind, ist unbillig, und wenn Millionen noch auf denen lasteten, welche sie zahlen n! Die Cataster in der Cameralverwaltung sind fast rrthümlich und illusorisch, das Einkommen derer, besitzen, ist zu niedrig, und derer, welche arm sind, ch angeschlagen. Dem Landmann sieht man leicht Geldkatze, mit der er vom Kornmarkt aus der Stadt ehrt; dem Kaufmann in Gothenburg lassen sich die nte aber niemals nachrechnen. Hier muß eine Aus- ung statt finden. Wann wird sie kommen? Wann nem Lande, das unter den Privilegien seiner Ari- tie seufzt? Der Adel zahlt in Schweden 2¼ mal er als er im Vergleich mit dem Bauern zahlen müßte. Höfe des Adels sind frei von zahllosen feudalen

Steuern, welche nur noch auf dem kleinen Besitzthum der Armuth liegen geblieben sind. Das Land fühlt, was ihm Noth thut. Die Aristokratie selbst kommt allerdings den Plänen zur Verbesserung entgegen. Anckarswärd und Björnsterna sind im Munde jedes Patrioten; aber schon offenbart sich der Zwiespalt des öffentlichen Lebens, der Schweden zerrüttet. Die Regierung nämlich steht stumm, mißtrauisch und gleichgültig der großartigen ideellen Bewegung zu, welche sich in den Köpfen der Nation entwickelt hat. Sie ist wohlmeinend, selbst aufgeklärt, diese Regierung, ein edler, rechtschaffener Wille steht an ihrer Spitze, sie würde jedes Land, das keine Verfassung hat, beglücken. Aber wo eine Repräsentation vorhanden ist, wo das Volk berufen wird, das allgemeine Interesse in Berathung zu ziehen, da soll die Regierung den Ständen Gehör geben und nicht aus ihren Bureaux und Ministerialkabinetten bessere Pläne zu schaffen sich einbilden. Eine Gesetzgebung wie die Englische und eine Verwaltung wie die Preußische, beide gleich vollendet, beide mit gleicher Willenskraft, würden im Vereine ein Land nur unglücklich machen. Eines muß zurücktreten: der eine Wille darf nur der Schatten des andern sein. Schweden hat eine gute Verfassung, aber es hat eine Regierung, die besser sein will, als die Verfassung; daher die Reibungen auf den Reichstagen, die Anklage des Ministeriums Wetterstedt, das Todesurtheil des Hauptmann Lindberg, welches Niemand zu vollziehen wagte, daher eine Opposition,

elche Namen, Prinzipien und Tendenzen immer mehr
on dem allgemeinen europäiſchen Liberalismus entlehnen
ird, daher zuletzt die Verachtung der Verfaſſung ſelbſt,
elche in der That in ihrer vierfachen Zuſammenſetzung
us vier Ständen den Bedürfniſſen des Jahrhunderts nicht
entſprechen ſcheint. Man ſehnt ſich nach jenem Tage,
n Frankreich ſah, als Sieyes ſein berühmtes Pamphlet
hrieb: Was iſt der dritte Stand?

Es ſchmerzt mich, daß ich, um vollſtändig zu ſein,
ach einer ſo achtbaren Tendenz des Schwediſchen Volkes
n moraliſches Unglück deſſelben erwähnen muß. Ach!
ie groß könnte die Menſchheit ſein, und wie entwürdigt
e ſich. Da iſt ein Getränk, deſſen Urſprung ſich aus
em phlegmatiſchen, dummen Holland herſchreibt, das
h nicht nennen kann, wie den Namen mancher deutſchen
ournale. Früher preßte man es aus Weintrauben, dann
us den Gaben der Ceres, jetzt aus der Alles verdummen-
en, die Nationen durch Blauſäure vergiftenden, die
ugend zu frühem Geſchlechtstrieb, und das Alter zur
Vermehrung der Uebervölkerung reizenden Kartoffel. Die
othen frivolen Naſen und die ſich überbeißenden, lecken-
en Lippen der Völker jenſeits der Elbe kennen wir. Wir
ennen die Ruſſen mit ihrer blaſſen, naſſen Hautoberfläche.
lber auch um Scandinavien zieht ſich eine blaue, narko-
iſche Dunſtwolke: in jenem germaniſchen Urlande der
Gothen ſind die Scenen allgemein, welche Hogarth in ſei-
er Platte: Gin-Lane gezeichnet hat. Schweden allein

war vor vierzig Jahren mit fünf Millionen Kannen dieser Schmach zufrieden, jetzt reichen nicht zweiundzwanzig Millionen hin, seinen Durst des Jahres zu stillen. Dreiviertel der Verbrecher kommen, statistisch berechnet, aus dem klebrigen Glase. Bei Gastereien auf dem Lande ist es an einigen Orten Sitte, daß die Frauen ein Todtenhemde mitnehmen, um im Falle, daß ihre Männer sich erschlagen, sie christlich bedienen zu können. Die Generation verdirbt. Ein Drittel der jährlichen Conscription ist für den heiligen Boden des Vaterlandes zu kämpfen untauglich. Wohin taumelt die Menschheit?

Und um König zu sein, begab sich mitten in diese Ausdünstungen ein Mann, der am Fuß der Pyrenäen geboren wurde, der an Napoleon nicht sehen konnte, wie er mit der Faust in die Rocktasche griff und Tabak schnupfte, so gierig, wie wenn man Melonenen ißt! Bernadotte ist jetzt zweiundsiebzig Jahre alt. Er hat die Armee auf französischen Fuß gesetzt. Er steht des Mittags um zwölf Uhr auf, unterschreibt bis zwei Uhr, dann giebt er Audienz, ißt um sechs Uhr, giebt wieder Audienz bis in die tiefe Nacht und geht um zwei Uhr zur Ruhe. Er verläßt das Schloß nur, um eine Kirche oder die Revue zu besuchen. Im Winter sieht man ihn nirgends. Er erträgt die Kälte nicht. Seine Unterhaltung ist die französische Literatur und das Pariser Theater. Eifersüchtig auf seinen Ruhm, studirt er alle Memoiren, welche über die Revolution und die Kaiserzeit erscheinen. Er

duldet nicht, daß man ihn in Paris auf's Theater bringt, sondern drohte mit einer Landung, als es einem Schauspieler einfiel, seine Manieren wiederzugeben.

Die Schweden haben in diesem Momente zwei fixe Ideen. Die eine wird sich niemals erfüllen, das ist Finnland. Die zweite ist die Abdankung des Königs. Man möchte Oscar auf dem Throne sehen. Man möchte einen König haben, der nicht bloß durch sein gütiges Auge, durch ein holdes Lächeln, sondern auch durch den heimischen Laut der Zunge die Herzen fesselt: diese Hoffnung kann sich erfüllen, oder eine der nordischen Parzen, die Leben und Tod zwischen ihren Fingern spinnt, kömmt ihr zuvor an der heiligen Esche Ygdrasill.

Vom Kronprinzen Oscar erzählt man das Rühmlichste.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

4

# [illegible]riften.

Von

[illegible]

Zweiter Band.

[illegible]

1805

Vermischte

# Schriften.

Von

Karl Gutzkow.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

# Vor- und Nach-Märzliches.

Von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1850.

Goethe's Prosa arbeiten wir mit, unterstützen die Produktion des Gedankens und schließen, da Goethe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion ist, von dem Bilde auf sein Gegenüber. Vergleicht man Göthe's Prosa, wie das wohl geschehen ist, mit der oceanischen majestätischfluthenden Ruhe des Weltmeeres, so ist doch nur der äußere Anblick so stille, gezähmte Leidenschaft. Goethe's Anregungen sind belebend und reproduktiv und so hat diese trügerische Ruhe eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, gerade so wild und schroff in uns wieder auftauchend, wie der Dichter sie in sanften schlummernden Träumen erzählt. Das Aeußerliche dieses Geheimnisses wird unzählig nachgeahmt, man scheint dabei vergessen zu haben, daß Goethe's Prosa nur für die Erzählung als Organ der epischen Dichtung klassisch ist. Am glücklichsten sind darin die Herren Carus in Dresden und Varnhagen von Ense in Berlin.

Man muß aber nicht übersehen, daß Goethe selbst ein Mißverständniß veranlaßte. Indem er diese Sprache mit ihrer höchstzerbrechlichen Kostbarkeit selten mit Auswahl und Sparsamkeit benutzte, so verwischte er ein wenig ihren klassischen Stempel. Die Reproduktion verwandelte sich in Abstraktion. Alle konkreten Anschauungen verflüchtigten in formlose Verallgemeinerungen, das Handgreiflichste verhüllte sich in mystifizirende Nebelflöre und das, was sich krystallinisch gebildet hatte, zerschmolz in sehr vague Flüssigkeiten. Ja diese abstrakte Ausdrucksweise Goethe's theilte sich zuletzt sogar der Poesie seines Verses mit. Wenn auch der Reim und das metrische Gesetz hier die Verallgemeinerungen beschränkte, wenn sich gerade im Gedicht diese ausweichende Diplomatie in eine besondere Geheimnissung und Wichtigkeit

# Inhaltsverzeichniß.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Die Gräfin Esther. . . . . | 1 |
| II. | Ueber Theaterschulen. Ein Gespräch. . . . | 49 |
| III. | Ueber die bühnengerechte Darstellung von Shakspeare's Romeo und Julie. — An H. Th. Rötscher in Berlin. . . . . | 87 |
| IV. | Ansprache an die Berliner im März 1848. . | 105 |
| V. | Zur Bühnenreform. — Mit besonderer Rücksicht auf die königl. Schauspiele in Berlin. . | 121 |
| VI. | Sendschreiben an den Staatsminister von der Pfordten über eine Reorganisation des königl. sächsischen Hoftheaters und Dessen Antwort. | 169 |
| VII. | Unsere Zeitgenossen. An den Herausgeber einer vor den neuesten Umwälzungen erschienenen Bildnißgalerie damaliger Berühmtheiten . . | 191 |
| VIII. | Vorläufer oder Nachzügler? 1850. . . . | 215 |

# I.

# Die Gräfin Esther.

# Erſter Aufzug.

## Erſte Scene.

Vorzimmer im Schloſſe des Herzogs.

Kammerherr von Pfeil (macht vor einem Spiegel Toilette). Die Geheimräthe Graf Thurn und Wertheim gehen im Geſpräche auf und ab. Cabinetsſecretair Geelhard ſitzt, mehr abſeits, nachläſſig auf einem Lehnſeſſel.

Thurn. Ich finde, daß ſie heut' entſetzlich lange zuſammen arbeiten. Es iſt beinahe Mittag.

Wertheim. Man ſollt' es bei der Stimmung Sr. Durchlaucht kaum für möglich halten, daß ihn Spinola ſo lange feſſelt.

Pfeil (lachend). Nichts ſchrecklicher, als wenn zwiſchen der Stunde, wo man Staatsmann iſt, und der, wo man Schäfer wird, der Minutenraum auf der Uhr ſich immer enger und enger zuſammenzieht und man in dem Augenblicke, wo man ſelbſt die Glocke einer Tänzerin Tibaldi ziehen möchte, die Glocke des Fürſten hört! Iſt es denn wahr, Herr Graf, daß Sie ein ſo großer Freund des Ballets geworden ſind?

Thurn. Laſſen Sie; ich habe wichtigere Dinge —

Pfeil. Das Wettrennen? Allerdings! Wie steht es denn damit?

Thurn. Ich glaube, daß alle Anstalten vergebens sind. Sehen Sie die Fenster unserer vornehmsten Häuser! Alle sind mit Vorhängen bedeckt, alle Thüren verschlossen. Man sieht eine Residenz, bei der die Ordnung des Hofes unbestimmter ist als das Repertoir unserer Oper. Wenn ich ans Fenster trete und auf die Straßen und Plätze blicke, ist es mir, als säh' ich auf einen Kirchhof. Wäre nicht die tägliche Wachtparade —

Pfeil. Sie ist abbestellt. Wissen Sie das noch nicht? (Geheimnißvoll.) Jeder Laut auf der Straße ist dem Herzoge verhaßt. Wir mußten von der Schloßuhr die Gewichte abnehmen; er will sie nicht schlagen hören. Kein Wagen darf vor dem eisernen Geländer des Schloßhofes vorüber. Den Schildwachen ist das Anrufen untersagt. Ich habe Noth mit meinen Schuhen. Se. Durchlaucht wollen sie nicht knarren hören.

Wertheim. Ich schöpfe die erfreulichsten Hoffnungen aus dieser unglücklichen Stimmung des Fürsten. Endlich aus dem Strudel leidenschaftlicher Vergnügungen herausgerissen, wird er Zeit finden, sich mehr den allgemeinen Angelegenheiten zu widmen. Wahrlich, es thut Noth, daß eine entschlossene Hand das Ruder eines Staates ergreift —

Pfeil. Predigen Sie! Predigen Sie! Ging' es

nach Ihnen, Herr Geheimrath, der Staat würde in eine Schule des wechselseitigen Unterrichts verwandelt. Im Kirchenstaate geht es ja fröhlicher zu als an unserm Hofe.

Wertheim. Nein, meine Herren, ich segne die Stunde, wo unsern edeln, geistreichen, aber sorglosen Fürsten endlich der Ueberdruß an diesem schalen Treiben, an diesen tausend Vergeudungen der Zeit, der Körperkraft und der Mittel des Staates überschlich. Spinola ist ihm wieder näher getreten als je, und ich kann wohl sagen, daß sich das räthselhafte Geheimniß dieses Mannes erfreulicher lüften wird, als es bisher den Anschein hatte.

Thurn (leiser). Glauben Sie, daß dieser Italiener beim Fürsten feststeht? Er hat ihn erzogen, aber, wie es scheint, so gewissenhaft, daß er im Schüler sich seinen eigenen Meister schuf.

Wertheim. Sie sprechen so, Herr Graf? In dem Augenblicke, wo Ihrem Schwiegervater die Lieferung für die Armee, die ihn reich machte, für die Zukunft genommen wurde?

Thurn. Die jetzige Abspannung unsers Herrn, diese Verstimmung und Melancholie, Sie wissen es ja sehr gut, entspringt aus dem Schmerz über eine Leidenschaft, die sich entweder abstumpfen oder mit den erfüllten Wünschen des Fürsten endigen wird. Sie wissen ja, daß die Gräfin Esther —

Geelhard (erschrocken auffahrend). Ich glaube, es klingelte?

Pfeil (horchend). Sie träumen wol, Herr Geheimsecretair?

Thurn. Oder es klingen Ihnen die Ohren, wenn man die Gräfin Esther von Waldenburg erwähnt? Wie stehen denn jetzt die Unterhandlungen?

Geelhard. Schlecht. Wäre sie nur eine Sängerin, oder eine Tänzerin, oder um die Zeit der Hundstage geboren, daß ihr heißes Blut als Freiwerber für den Fürsten auftreten könnte! Es ist schwer, das Herz einer Dame zu gewinnen, die uns zu unsern Festen von ihrem Silberzeug leihen könnte und die sich selbst die Zähne nicht anders als mit einem Zahnstocher von purem Golde —

Thurn. Pfui Teufel, Geelhard! Wie können Sie glauben, daß eine Frau, die schöner als Cleopatra ist, eines Zahnstochers bedarf? Höchstens hätte sie den Heldenmuth, sich damit zu durchbohren, wenn ihr der Fürst jemals untreu würde.

Geelhard. Untreu? Wir sind noch weit im Felde zurück. Und wenn wir Kanonenkugeln von Liebesbetheuerungen vor ihren Ohren abfeuerten: sie lächelt und hört sie nicht.

Thurn. Glauben Sie doch das nicht!

Pfeil. Sie wird wie jede andere auch sein. Erst wird sie sich bei Gott, dann bei ihrem Beichtvater und

zuletzt bei ihrer Kammerfrau Raths erholen. (Es klingelt. Pfeil schnell ab.)

Wertheim. Nach Allem, was ich höre, ist die junge Dame, die jetzt das Gemüth des Fürsten so stürmisch bewegt, ein Wesen von hohem, sittlichem Adel, die hinterlassene Waise des reichsten Besitzers im Lande; eine stolze, mit Bildung und Genie ausgestattete Jungfrau. Auch soll sie mit ihrem Vetter so gut als verlobt sein.

Thurn. Dem Obersten Harras? Er kommt in die Residenz, um den Oberbefehl der Cavallerie zu übernehmen. Sollte dies vielleicht mit den Planen des Fürsten —

Pfeil (kommt zurück, mit den Händen geheimnißvoll winkend). Böses Wetter! Spinola ist außer sich — es war eine Stille im Zimmer, wie auf einem Schlachtfelde. Spinola räumt es; er kommt!

## Zweite Scene.

Spinola, des Herzogs früherer Erzieher, Vertrauter und Präsident des geheimen Conseils, tritt aufgeregt und erhitzt herein. Die Vorigen (verneigen sich ehrerbietig).

Spinola (zu Wertheim). Herr Geheimerath, ich habe einen unangenehmen Auftrag zu erfüllen — (schmerzlich) Se. Durchlaucht glauben, Ihrer fernern Dienste entbehren zu dürfen.

Wertheim (betroffen). Entlaſſen?

Spinola (gedrückt und ſeine Aufregung zu verbergen ſuchend). Es können Zeiten kommen, Wertheim, wo es gut iſt, wenn man für ſie ein Capital zurückgelegt hat. — (Ironiſch.) Wir haben gegenwärtig ſo ausgezeichnete Köpfe an unſerm Hofe, daß wir uns wol einige für die Tage der Noth aufſparen können. (Ernſt.) Sie nehmen den Dank und die Liebe jedes Vaterlandsfreundes in die Zurückgezogenheit mit ſich, wo ich an Ihrer Stelle mich mit Seneca, Marc Aurel und meinem innern Bewußtſein tröſten würde.

Wertheim. Excellenz, wie kann ich ſo plötzlich —

Spinola. Verlangen Sie keine Aufklärungen! Sie haben einen von Erfahrungen viel zu geſchärften Blick, um dieſe ſich ſelbſt geben zu können. (Ihm die Hand reichend.) Hören Sie darum nicht auf, ein guter Bürger zu ſein.

Wertheim (wurdevoll). Ich habe einer Idee gedient, keiner Perſon. Verlaſſen Sie ſich darauf! (Ab.)

Spinola (verächtlich zu Graf Thurn.) Ihnen kann ich eine angenehmere Nachricht bringen. Ihr Schwiegervater, Banquier von Iſrael, wird die Lieferungen für die Armee behalten. Sagen Sie ihm, das Land erwarte dafür von ihm, daß er beſſere Goldmünzen ſchlägt als die er bisher in die Staatskaſſe lieferte. Auch Münzen müſſen doch erſt geboren werden, ehe man ſie ſchon beſchneidet.

verwandeln konnte, so schützte uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnützeste in die vielversprechendsten Kleider gehüllt sahen. Wer erinnert sich hier nicht der Artikelauslassungen, der Infinitiv- und Partizipial-Construktionen, des Superlativs für den hinreichenden einfachen Grad, kurz eines Tones, der „hier erweiternd, dort beschränkend, sanft zum Einen Anderes lenkend, Alles in dem Schönen, Reinen, schönstens suchte zu vereinen?“ Oft aber drang durch diese häßlichen Töne noch eine jugendliche Naivetät und ohne Aufhören wurden sie entschuldigt durch des Alters redselige Lust der Mittheilung, die uns auch hier so Manches hinterließ, was wir zur Charakteristik unseres Dichters schmerzlich vermissen würden.

Wir kehren zum Häuslichen zurück, wenn es sich nächst der Diktion um die Veranlassungen der Goetheschen Produktionen handelt.

Man weiß, welche hohe Meinung der Dichter von der Gelegenheitspoesie hatte. Fast alle seine Dichtungen gab der Zufall an. In seinen Jugendkreisen herrschte ein heiterer geselliger Ton, der sich durch wechselseitige Anregung dauernd erhielt, der den Einzelnen hervortrieb, indem ihn die Masse unterstützte, und der zunächst im vorzüglichsten Grade die Satire begünstigte. Goethe verlebte eine Jugend, die rings von geselligen dichterischen Aufforderungen umgeben war. Sein Vater war ein origineller Mann, in dessen Kopfe sich praktische Ideen und Pläne durchkreuzten und der um jeden Preis auch den Sohn dafür gewinnen wollte, der sich aber auch von dem Ehrgeize nicht trennen konnte, an seinem Sohne auch den Ruhm eines schönen Geistes zu erleben. So ging kein Familienfest ohne poetische Verherr-

Thurn. Excellenz —

Spinola (abweisend). Man speist sehr gut bei Ihrem Schwiegervater — keine Frage! (Thurn ab.) Auch Ihnen, Kammerherr, kann ich sagen, daß Sie recht der Liebling Sr. Durchlaucht sind. Die gegen Sie erhobene Untersuchung wegen der Tafelgelder ist niedergeschlagen. Der Fürst erwartet Sie, um Ihnen Aufträge zu geben. Doch kaufen Sie wol für die herzogliche Tafel ein wenig billiger ein als bisher? Ich habe ausgerechnet, daß die Schnepfe auf dem Markt, wo Sie einzukaufen pflegen, zwanzig Thaler, und ein Hase so viel kostet, wie ein junges Füllen. Nach Ihren Rechnungen zu schließen, möchte man glauben, Sie kauften für die herzogliche Tafel die Seefische auf den Gletschern und die Orangen in Grönland.

Pfeil. Excellenz —

Spinola (abweisend). Bessern Sie sich! (Pfeil ab.)

## Dritte Scene.

Spinola. Geelhard.

Spinola (nach einigen Gängen durchs Zimmer und Geelhard führend). Herr Cabinetssecretair, ich höre, daß Sie sich damit abgeben, Instrumente zu stimmen?

Geelhard. Wie meinen Sie das, Excellenz?

Spinola. Wissen Sie auch, daß die Gefühlsfäden der Menschen leichter zu zerreißen sind als Darm-

saiten? Die Gräfin Esther von Waldenburg ist keine Libaldi.

Geelhard. Sie sprechen von dieser Angelegenheit! Ich kann mich rühmen, hierin ganz das Vertrauen Sr. Durchlaucht zu besitzen.

Spinola. Hat Ihnen der Herzog auch erlaubt, seine Ehre zu zerzupfen, um sie als Charpie auf die Wunde seiner Leidenschaften zu legen?

Geelhard. Ich bin kein Arzt, Excellenz —

Spinola. Nein, Sie sind ein Todtengräber. Oder glauben Sie wirklich, daß der Widerstand, welchen die reichste, schönste, vornehmste Dame des Landes nun schon länger als ein halbes Jahr den Bewerbungen des Fürsten entgegensetzt, sich endlich wird besiegen lassen? Es ist wahr, der Herzog gibt seiner Bewerbung den ganzen Nachdruck einer wirklich glühenden Neigung, wie sie auf jedes andere Mädchenherz entwaffnend wirken müßte; aber wenn die Zerrüttung, welche dieses unglückliche Verhältniß in dem Familienleben der Gräfin hervorbrachte, schon den Tod ihrer vom Gram dahingerafften Aeltern, wenn sie die Entsagung eines Freundes ihrer Jugend kostete, glauben Sie, daß die Gräfin auf den noch rauchenden Trümmern aller dieser Opfer je den Muth verlieren wird, den wir bis jetzt an ihr bewundern mußten?

Geelhard. Excellenz, ich hatte drei Frauen. Die erste starb vor Geiz, die zweite vor Eifersucht, die dritte

an einem zurückgetretenen Aerger über ein zerbrochenes Salzfaß. Ich kenne das weibliche Geſchlecht. Schwierig können's die Weiber machen, daß wir über einen Strohhalm wegtreten, unmöglich aber nicht einmal, daß Sie auf Händen, ſtatt auf den Füßen gehen. Was man nicht erreicht, wenn man darum bittet, erreicht man, wenn man ſich ſtellt, als hätte man es vergeſſen. Die Waldenburg war nie in der Reſidenz. Katholiſcher Herkunft, wurde ſie im Umgang mit Gelehrten und im Kloſter erzogen. „Sie ſind ſchön!“ O dieſer warme Sirocco, der Alles niederſengt, Philoſophie, Theologie und Tugend! „Ich ſterbe ohne Dich!“ Ein ſolches Wort, hundertmal von einem Fürſten ausgeſprochen, verdünnt ſelbſt das hitzigſte Blut und macht, daß es aufhört, die Wangen — zum Erröthen zu bringen. Als den Fürſten dieſe Leidenſchaft ergriffen hatte, wurde das Ballet penſionirt. Iſt das nichts? Die Gräfin floh vor den Bewerbungen des Fürſten auf ihren Landſitz; der Herzog jagte Tag und Nacht in den Umgebungen ihrer Villa. Iſt das nichts? Er ſandte ihr Geſchenke, die ihr zwar von keinem äußern Werthe ſein konnten, die aber geſchmackvoll und ſinnig gewählt waren. Iſt das nichts? Die Bewerbungen werden dringender, unſere Minen reichen ſchon dicht bis an die Pforte ihres Hauſes, bald werden ſie an die Pforte ihres Schlafgemachs reichen. Die Aeltern erkranken, ſie ſterben —

Spinola. Schweigen Sie! Es ist entsetzlich, sich eine Leiter zu denken, wo jede Sprosse ein Grab ist! Ich gönne meinem Fürsten jeden Besitz, der ihn beseligen kann. Ich beneide Sie nicht um die Ehre, der Bote seiner Wünsche zu sein; aber mit Entrüstung hör' ich, daß Sie zu Mitteln greifen, die ein Blendwerk der Hölle sind.

Geelhard. Was meinen Ew. Excellenz —?

Spinola. So lange Sie mit Goldflittern ein Krösus-Auge zu blenden, mit Schmeicheleien auf ein Ohr, das taub blieb, zu wirken suchten, schwieg ich. Aber Ihre neuen Pläne müssen mir endlich die Zunge lösen. (Geheimnißvoll.) Woher stammt — Sie entgehen mir nicht — die Sage von der letzten Rettung des Fürsten, die nur noch einem Weibe, das sich für ihn opferte, möglich wäre?

Geelhard (lächelnd). Excellenz — die Märchen langweiliger Abende —

Spinola. Wer malte ihr das Elend des Landes in Flammen, die sie mit den Thränen über ihre verlorene Weibesehre löschen müsse?

Geelhard. Entstellung lobenswerther Absichten —

Spinola. Woher die Schaar Hülfeflehender, die die Güter der Gräfin belagern? Woher die Bittschriften, die man ihr überreicht, die Erzählungen, die im Munde des Volkes gehen?

Seelhard. Es nimmt mich selbst Wunder, wie das Land sich einem solchen Glauben hingeben kann!

Spinola. Ich wittere diese Minen, mit denen man den schwärmerischen Sinn der Gräfin untergraben will! Wer auf die sinnlichen Begierden eine Verlockung vom Wege der Tugend baut, der ist minderer Strafe werth, denn er gibt sich als das, was er ist! Wer aber von Engeln das weiße Gewand borgt, um die Hölle darin zu kleiden — o, ich kenne das Märchen, das man ersonnen hat. Man gaukelt ihr die Hoffnung vor, als wenn in ihrer liebenden Nähe der Fürst wieder sein besseres Ich finden, in einer geregelten Leidenschaft die Tugenden des Regenten lernen werde!

Seelhard. Excellenz, dieser Gedanke —

Spinola. Hat eine so furchtbare Wahrscheinlichkeit, hat ein aus so schönen und so häßlichen Farben gemischtes Licht, daß ihn entweder vom Himmel nur ein weinender Engel, oder aus der Hölle ein lachender Teufel bringen konnte. Ich wollte Ihnen, Cabinetssecretair, nur einen Wink hierüber geben. Wenn Sie nicht vor der Verantwortung erschrecken, die Sie wegen dieser Intrigue vor der Ewigkeit haben würden, so warn' ich Sie wenigstens, in sie die Ehre des Fürsten, die gute Meinung vom Wohl des Landes zu verstricken Nun handeln Sie! (ab.)

Seelhard (vorhaft). Ich weiß, in wessen Sold ich stehe. (Klingelt.) Wen man nicht beim Laster fassen kann —

Kammerdiener (tritt ein. Gerhard zieht ein Packet hervor). Nach Schloß Waldenburg! (Kammerdiener ab.) — Den faßt man bei der Tugend. Ich werde den Herzog veranlassen, daß er unsere Akademie für das nächste Jahr die Preisfrage ausschreiben läßt (lachend), ob nicht auch die Tugend doch im Grunde nichts — als meist eine Frucht der Eitelkeit ist! (Ab.)

## Vierte Scene.

Auf dem Schlosse der Gräfin Esther von Waldenburg.

Eine große gothische Halle, durch welche man hinten in einen Garten blickt. Die Wände sind mit schwarzen Draperien behängt. Links ein alterthümlicher Schrank und Tisch. Ahnenbilder an den Wänden. Die Rahmen mit schwarzem Crepp behangen. — Waldmann und Cuno, zwei Pachter, mit Geldsäcken. Haushofmeister Marcus, ein Greis.

Waldmann. Noch immer hier der katholische Geruch —

Cuno. Eure Pfaffen könnten nun wol mit dem Räuchern bald aufhören! (Den Geldsack auf den Tisch stellend.)

Waldmann (ebenfalls). Hier, mein Pachtzins! Nein, 's ist als käme man in ein Leichengewölbe —

Marcus. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Habt Ihr das Gesindel draußen gesehen? Seit drei Monaten werden wir vom Ungeziefer des ganzen Landes, Bettlern, Krüppeln, Hungerleidern so geplagt, daß

ich einen Begriff von dem Elend des Pharao bekomme, den Moses mit Heuschrecken und Mäusen heimsuchte.

Waldmann. Ist alles wohl gezählt — gutes, silbernes Geld —

Cuno. Wollt Ihr nicht nachzählen, Meister Marcus?

Marcus. Laßt! Ich schließe die Säcke hier ein. (Schließt sie in den Schrank ein.) Sind hier wie der oberste Gerichtshof — Ihr bleibt wol noch, daß wir's hernach zählen — unsere Gräfin soll rathen, helfen, Bittschriften annehmen, an den Fürsten, die Minister — bringt doch kein so neues, leichtes Geld?

Waldmann. Nun, wenn Eure Gräfin erst am Rand ist, werden auch wol die Thaler bessere Ränder haben. (Lacht.)

Marcus. Wie kann man so unnütze Reden führen?

Cuno (lachend). Still! Meister Marcus wird bei Hofe was Rechts. Legt nur ein gut Wort für meinen Schwiegersohn ein, Meister Marcus; möcht' ihn gern in die herzogliche Küche bringen! (Es drängt sich allerhand Volk in die Halle.)

Marcus. In Satans Küche! Solche Verleumdungen! Unsere seligen Herrschaften würden sich im Grabe umdrehen. (Zu dem Volke.) Heda, Einer nach dem Andern! Und nicht so laut; hier nebenan betet die Gräfin in der Kapelle! (Für sich.) Das Ketzervolk! (Laut.) Holt Eure Bittschriften heraus und grüßt die Gräfin stumm! Wer von seiner Noth noch viel Gesäures

machen kann, iſt noch immer nicht ſo ſchlimm d'ran! Bedenkt, daß wir noch in Trauer ſind (für ſich) und vielleicht bleiben werden. Solche Lügen auf meine Gräfin, die nur Augen zum Weinen, nicht für die Luſt der Welt hat. (Horcht.) Ich glaube, die Meſſe iſt aus. (Zu den beiden Pachtern.) Tretet mit hierher und ſchämt Euch doch, einen alten Mann zu kränken! (Die Orgel nebenan ſpielt eine kurze Sortita.)

## Fünfte Scene.

Aus einer hohen Thüre rechts treten junge Mädchen in Schwarz gekleidet, einige Mönche und Diener des Hauſes. Zuletzt Gräfin von Waldenburg (ſchwarz, verſchleiert, ein Crucifix in der Hand). Freiin von Maltzan, ihre Begleiterin. Ganz zuletzt im Zuge Graf von Harras (im Küraß, weißledernen Beinkleidern, hohen Steifſtiefeln, Reitermantel, den Helm im Arm). Die Orgel ſchweigt.

Eſther (die tiefſte Aufregung verrathend und krampfhaft das Elfenbein mit beiden Händen haltend, zur Freiin von Maltzan, nach einer ängſtlichen Pauſe, wie bei Seite). Hätten Sie geglaubt, Schweſter, daß ich den Muth verlieren würde, dies heilige Elfenbein zu küſſen?

Fr. v. Maltzan. Sie ſind krank, liebe Gräfin, von Ihren ewigen Nachtwachen! (Auf die Volksgruppe zeigend.) Sehen Sie, Zerſtreuung genug, um mit Heiterkeit wieder in die Welt zu blicken!

Marcus. Es ſind Leute aus dem Gebirg, gnädige Gräfin — ich hielte ſie gern zurück —

ſther (zur Freiin). Heiterkeit! Sehen Sie dieſe er-
nen Seufzer auf den blaſſen Mienen? Dieſe Stille,
ie über einen Friedhof fährt! (Zu einem der Leute.)
ſeid Ihr?

er Angeredete. So muß es wahr ſein, daß
lugen habt, die wie ein frommes Vaterunſer aus-
Komme vom Gebirg, wo ich meinen Webſtuhl
früher hatt' ich zwölf, dann ſechs, und ſo kam ich
ter auf einen und auch der muß feiern; denn wo
hinaus? Von draußen laſſen ſie's Tuch herein
aufen's den Holländern ab, was uns arme Weber
ebirg an den Bettelſtab bringt. Nun ſind wir zu-
engetreten und haben uns eine Schrift aufſetzen laſ-
aber wo anbringen? Unſer gnädigſter Herzog iſt
noch zu jung zum Regieren; denn der Miniſter
e leſen, der ſchickt uns an Pontius und der an
as und wir kommen nicht an damit, und da wir
t haben, daß — ja, ja, es iſt etwas in Ihrer
e, gnädiges Fräulein, als wenn unſer Prediger
auſe auf der Kanzel Amen ſagt. Freilich, Ihr
atholiſch —

Marcus. So ſchnackt und ſchnackt! Bringt Eure
n an!

in Anderer. Ich bin aus den Steinbrüchen da
ebirge und es ſind ihrer fünfe noch mit mir ge-
en. Da wird doch jetzt in der Stadt die große
e gebaut, und wir hatten unſern guten Verdienſt

daran; aber nun ſtockt's, und die Leute ſagen, es läge blos am Herzog. Denn warum? Geld iſt genug da, müſſen auch die Steine wohlfeil genug liefern, daß kaum das Pulver bezahlt iſt; aber's bleibt nun Alles liegen, und die Leute ſagen, 's wäre, weil Se. Durchlaucht krank ..... und überhaupt könne die gnädige Gräfin Alles im Lande machen —

Marcus. Wie ſo? Was ſind das für Reden! Alles im Lande machen?

Eſther. Ihr verlangt zu viel, lieben Leute! Was mir der Himmel an Reichthümern ſchenkte, gern will ich's theilen.

Ein Dritter. Nehmt unſere Bittſchriften!

Ein Vierter. Lenkt des Fürſten Herz!

Mehre. Sprecht für uns!

Eſther (gerührt). Ihr verlangt zu viel, lieben Leute! (Zur Freiin von Maltzan gerichtet.) O, dürft' ich ein Friedensbote ſein, der mit leichten Schwingen an alle Enden der Welt flöge, Pforten und Riegel mit ſeinem Finger öffnete und jeder Bitte an die Himmliſchen ein erhörendes Echo nachriefe!

Marcus (zu den Leuten). Was ich Euch gleich geſagt habe, da ſeht Ihr's. Bittſchriften überreichen! Was haben wir mit den Miniſtern, dem Herzog, mit Reſpect zu melden; was haben wir mit dem gemeinen Weſen? Paßt unſerm gnädigſten Landesvater in ſeinem engliſchen Garten auf, wenn er die Schwäne füttert,

lichung hin. Das Verhältniß zu Lili zeigt uns ſelbſt den Verfaſſer des Werther und Götz noch mitten in dieſen Anregungen des Zufalls immer mit neuen Einfällen und unermüdlichen Opfergaben auf dem Hausaltar der Geſelligkeit. Liebend oder ſpottend wurden die Originalitäten der Umgebung dargeſtellt, die Pläne geſtalteten ſich ſchnell und verkörperten ſich in den leichteſten und zufälligſten Formen.

Wenn auch Goethe gegen dieſe Produktionen ſtreng war und ſie vernichtete, ſo konnte er doch niemals dieſen Zuſtand eines plötzlich und unmittelbar auflodernden Intereſſes unterdrücken. Alles Neue ergriff ihn lebhaft und zwang ihn zur Aeußerung der darüber angeregten Empfindungen ab. Die Poeſie war in ihm das Geſundeſte, ja noch mehr als dieß, ſie war poſitive Heilkraft und verwandelte jedes wesentliche oder im Gefühl verſteckte Unbehagen in verlorene objective, zurückgelaſſene Zuſtände, wo der Schmerz ſein Wehweh und auch die Freude jene Ueberraſchung verlor, mit welcher ſie doch das Gemüth mehr zu beängſtigen, als zu erquicken pflegt. Einem Dichter, der über ſeine Mittel und Kräfte gebietet, thut die Welt wenig an, er iſt der größte Egoiſt; denn ſelbſt das Unglück iſt bei ihm ein Geſchenk, für welches er den Göttern danken muß.

Goethe kam ſo unbewußt in ſeine Stellung der Nation gegenüber, daß er lange Zeit die Phyſiognomie eines Dilettanten nicht verlieren wollte; jede neue Kraft, welche auf die Oeffentlichkeit wirken will, wird ſie ſogleich nach Geſichtspunkten, die in ihrem Intereſſe geſtellt ſind, ermeſſen und immer das Mangelhafte da als vorhanden auszugeben ſuchen, wo ſie ſich einbildet, den Schaden oder das Fehlende erſetzen zu können. Goethe aber war ſo wenig Willens, auf

r werft Euch in den Weg, wenn er mit der ruſſi-
n Droſchke vorüberfährt — was haben wir hier —

Eſther. Was ich Euch nur geben kann, Ihr lie-
Leute, iſt ein Theil der Güter, mit denen mich der
mmel ſegnete. Geh', Marcus, gib Jedem nach ſei-
n Bedürfniß und mehr, mehr als er wünſcht! Geht,
Leute (mit tiefſtem Schmerz), und betet für mich! (Alle
rnen ſich, bis auf Eſther und Graf Harras.)

## Sechste Scene.

her (läßt ſich auf einen Armſeſſel nieder). Graf Harras
zu der vorigen Scene öfters Zeichen der Mißſtimmung gegeben)

Eſther (das Haupt auf die Lehne des Seſſels ſtützend). Sie
llen von mir Abſchied nehmen?

Graf Harras. Ich fürchte, wenn wir uns in
Reſidenz wiederſehen, ob wir uns auch wieder er-
nnen.

Eſther. Was könnte ſich denn an mir verändern?

Harras. Ich beſitze nicht die Kunſt, Thatſachen
ch Worte zu mildern.

Eſther (ſteht). Reichen Sie mir die Hand!

Harras. Laſſen Sie's, Gräfin! Ein trüber Ne-
liegt zwiſchen Ihnen und mir. Sollte ein Sonnen-
hl je wieder durchblitzen, ſo wird er von der ſchei-
den, untergehenden Sonne, von der Abend-
he kommen.

Eſther. Alſo auch Sie! Auch Sie!

Harras. Einſt ſah ich auf dem mondbeglänzten See eine Lilie träumen, einſt kannt' ich ein Auge, deſſen Lichtglanz die Glorie einer Heiligen überſtrahlt hätte —

Eſther. Vetter!

Harras. Aber jetzt ſah ich Dich in der Kapelle, wie Du vor Deinem Gotte knieteſt! Es war mir, als zög' ein Engel weinend von Dir fort. Eine Roſe, die auf dem Altare lag, verblich, und ſelbſt in den Fenſtern der Kapelle fingen die bunten Farben bläſſer zu dämmern an —

Eſther (verbirgt ihre Augen).

Harras. O, ich habe Dich geliebt, wie der Knabe die Zukunft liebt, die ihm den Lorber für ſeine Thaten windet. In geſchwiſterlicher Vertraulichkeit lebt' ich an Deiner Seite, bis ich erſchrak, wenn ich mit Dir allein war und nicht mehr wagte, Dich über einen dunkeln Gang dieſes Hauſes zu führen und Deine Hand zu faſſen. In ein Kloſter brachten ſie Dich zur Erziehung: Blumen reicht' ich Dir durch das ſchwarze Sprachgitter, an welchem ich Dich ſehen durfte. Für jeden knoſpenden Ehrgeizgedanken des Jünglings hatt' ich einen ſtillen Vertrauten, vor dem ich mich nicht ſcheute, mit Welten zu ſpielen und aus einem Kinderbecher Sonnen und Sterne zu würfeln. Es iſt das erſte mal, daß ich ſo zu Dir redete — es iſt das letzte mal! (Nimmt langſam ſeinen Helm vom Tiſch.)

sther (aufstehend). Verlassen Sie mich nicht in dieser
nung! Könnten Sie in mein Herz blicken —
arras. Ich kann es. Hätten Sie mich je ge-
— Sie würden in dem Augenblick, als die Be-
ngen des Fürsten auf Sie einstürmten, sich an
Brust geworfen und Schutz bei meiner Ehre ge-
haben. Sie schwankten zwischen wirklicher und
cher Entrüstung. Ich weiß es, Gräfin, Sie lieben
ürsten nicht; aber seine Bewerbung schmeichelt
.

sther (mit gefalteten Händen). Schweigen und Dulden!
arras. Und dieses Zögern, dieses Hinhalten!
) Ha, die Schwäche wird ja nur reizender, je
sie zu widerstreben scheint. Wollust findet Ihr
ode, in der Verdammniß Seligkeit! Wie Bienen
Ihr erst ängstlich an dem Kelchrande der Blume,
hr taumelnd in ihm untergeht!

sther (wankt wieder auf den Sessel zurück).

arras. Was haben Sie auch zu fürchten? Ei-
gemeinen Maßstab kann man nie an Ihre bald
Entschließung legen. Sie sind vornehm, vermö-
— nie wird man Sie mit andern Creaturen der
nst verwechseln. Noch quält Sie das langsam
llende Echo Ihres bessern Selbst — besonders in
tille der Nacht — bald — bald — wird es er-
n. Möchte sein letzter Ton Ihnen so klingen, wie
— mein Lebewohl! (Will fort.)

Esther (erhebt sich). Ah!

Harras. Einige Stunden noch vor seinem Tode, arme Esther, fühlt der Sterbende eine plötzliche Befreiung von seinen Leiden; er träumt Genesung und denkt erleichtert an die Freuden einer Welt, die ihm noch einmal sich zu eröffnen scheint. So ist es mir, wenn ich die fiebernde Erregung dieser Augen sehe. Leb' wohl, Esther! Die Thür zu einem blendend erhellten, von Musik und Tanz rauschenden Saale springt vor Dir auf; ein Leben voll lachender Genüsse wird in buntem Farbenschimmer an Dir vorübergaukeln — gebe Gott, daß sich zwischen Genuß und Genuß nicht eine Minute drängt, wo Du nachdenkst, und Du Millionen geben würdest für eine linde Sommernacht, wo wir auf dem Altan dieses Hauses saßen und Lieder sangen und kindische Märchen erzählten — lebe wohl! (Schnell ab.)

## Siebente Scene.

Esther. Darauf ein Diener.

Esther (nach einigen Gängen auf und ab, klingelnd).

Diener (tritt auf).

Esther. Die Juwelen, die gestern vom Hofe kamen, geben zurück. (Zieht einen uneröffneten Brief aus dem Busen.) Auch dieser Brief zurück. Du kennst das Siegel?

Diener (nimmt den Brief). Von Sr. Durchlaucht! Kammerherr von Pfeil ist soeben aus der Residenz gekommen —

ſther. Ich ſpreche Niemand —

iener. Das Obermarſchallamt frägt wegen des ſſels an, ob Gräfin Waldenburg das Amt der ichterin übernehmen würde —

ſther. Nein —

iener. Es ſind Verordnete des Raths aus der nz angekommen. Sie wünſchen wegen einer An- heit des Landes —

ſther (geſteigert). Nein — nein — nimmermehr! ab. Sie in höchſter Aufregung.) Was für ein Zeichen r denn auf die Stirn gebrannt? Was athm' ich aus, das ſo hohnlachend die Welt an mir zwei- äßt? Aller Blicke ſind auf mich gerichtet, an Wort meines Mundes hangen Tauſende, ſie den- Jetzt! Jetzt! Wo ich die Hand hinſtrecke, greif' ich eere, alle Formen wanken, die Wände zittern, äulen bewegen ſich. Gähnend umhöhnt mich die arſte Einſamkeit, und es iſt mir, als ſchwebt' ich n den Lüften, ſtürzte und ſtürzte in ſchwindeln- öhe — — aber noch, noch bin ich mein! hle, daß ſich mir rettende Engel auf leuchtenden n nahen, die Dämonen fliehen, der Nebel fällt, immels Blau, die Sonne lacht mir wieder!

(Schluß des erſten Acts.)

## Zweiter Aufzug.

Auf Monmirail, einem Luſtſchloß des Herzogs.

Der Herzog (ſitzt gedankenvoll auf einem Polſter). Geelhard (mit Papieren, ſteht harrend vor ihm). Pauſe.

Geelhard. Ew. Durchlaucht befahlen ſchon ſo früh am Tage —

Herzog. Was bringen Sie?

Geelhard. Dies hier iſt der Entwurf zur künftigen Stellung der Staatspenſionaire! Nein, ich habe mich vergriffen, es iſt die Ankündigung einer neuen pariſer Modeſchrift: Adonis — ein guter Titel!

Herzog. Sie ſind ein Narr! Was bringen Sie von der Gräfin?

Geelhard. Ja ſo, hier iſt ein Brief von ihr —

Herzog (aufſtehend). Ein Brief? Von der Gräfin?

Geelhard. Gräfin Tibaldi.

Herzog. Unſinniger Schwätzer! Eſther von Waldenburg lehrte mich alle Weiber der Erde vergeſſen.

Geelhard. Auch von ihr ein Brief!

Herzog. Ha! — — mein eigener zurück! Es iſt bitter!

Geelhard. Schade um die ſchönen Verſe. Ew. Durchlaucht haben lange keine ſo guten Sonette gemacht. Um das Bild von dem erfrorenen Schmetterling könnte den fürſtlichen Sänger ſelbſt Petrarca beneiden.

Herzog. Die Juwelen, die geschnittenen Steine —
Geelhard. Stehen im Nebenzimmer. Sie ließ
Kammerherrn von Pfeil sagen: Von den Cameen
der Siegelring des Vespasian nicht echt. Das
entische Exemplar besäße sie in ihrer Sammlung
sie wolle dem Privatmuseum Ew. Durchlaucht da-
ein Geschenk machen.
Herzog. Noch das Eis des Hohns auf meine
ende Liebe!
Geelhard. Vanille-Eis, Durchlaucht! Aeußerlich
zum Erfrieren; ist's erst auf der Zunge zergangen,
kt man die gewürzte Hitze.
Herzog. O wer gewohnt ist, jeden Wunsch er-
zu sehen — und dieser erste Widerstand! Ich hoffte
er Einsamkeit dieses ländlichen Aufenthaltes zu ge-
n. Aber ich fühl' es, wer den Himmel verliert,
sich leichter trösten in den Qualen der Hölle, als
dieser trostlosen Oede zwischen beiden, wo uns
s fallende Blatt vom Baume erschreckt und man
namenloser Angst selbst dann auffährt, wenn sich
end der Schlaf über unsere Wimpern schleichen will.
habe die ganze Sternennacht durchwacht!
Geelhard. Warum setzen Ew. Durchlaucht kein
trauen auf die Macht der Zeit? Sind doch manche
zen wie Festungen nie zu erobern, sondern nur
zuhungern. Die eigenen Umgebungen der Gräfin
eiden ihr schon die Zufuhr ab. Oberst Harras,

der ihrer Hand gewiß zu sein glaubte, hat sie verlassen.

Herzog. Er wird Trost bei meiner Cousine, der Herzogin von Colonna, finden.

Geelhard. Glauben Ew. Durchlaucht nicht, daß er die rasende Leidenschaft der Herzogin theilt. Er verließ die Gräfin, weil sie ihm so gut wie reif scheint.

Herzog. Woraus kann er das schließen?

Geelhard. Er gehört wie ich zu den Menschen, die sich rühmen können, die Zukunft zu ahnen. Daß meine zweite Frau sterben würde, roch ich vierzehn Tage vorher in der Luft. Die Gräfin hat so zu sagen etwas Uebergeistiges — Was soll sie thun, um sich vor sich selbst zu retten?

Herzog. Vor Einem warn' ich Sie, Geelhard! Tasten Sie mit Ihren gemeinen Fingern nicht die Heiligthümer auf dem Altar dieser Mädchenseele an! Ihren Stolz will ich besiegen. Keinen Kirchenraub!

Geelhard. Wie versteh' ich Ew. Durchlaucht —

Herzog. Man erzählt mir von wunderlichen Dingen, von argen Erfindungen, mit denen Sie die Schwärmerin umgarnen. Ich will sie zur Königin, aber nicht zum Opfer meiner Liebe machen.

Geelhard. Ew. Durchlaucht wollen sie — besitzen.

Herzog. Mensch, Du verstehst es, jene schwindelnden Brücken zu bauen, die Tugend und Verbrechen

zuſammenführen. Nimm Dich in Acht, daß Du die Leiter, mit der Du heimlich in den Himmel ſteigen willſt, an der rechten Stelle anſetzeſt, damit ſie nicht fällt und Dich ſelbſt zerſchmettert! Was rathen Sie zunächſt?

Geelhard. Wenn ich nur freie Hand hätte —

Herzog. Wer bindet Sie?

Geelhard. Es iſt immer ſchlimm, wenn man ſich in einer Stellung befindet, wo uns ein glücklicher Erfolg nur von Einem belohnt, ein unglücklicher von Zweien beſtraft wird.

Herzog. Sie fühlen ſich von Spinola beengt?

Geelhard (ſchweigt).

Herzog. Auch mir iſt die Bevormundung verhaßt. Spinola war mein Lehrer; ich habe nicht mehr Luſt, ſeine Vorträge anzuhören. Laſſen Sie ſich in dieſer Angelegenheit durch keine Einwendung von ſeiner Seite ſtören! Sie betrifft meine Ruhe, mein Lebensglück.

Geelhard (greift nach den Papieren).

Herzog. Keine Geſchäfte! Nichts, wozu nüchterne Beſonnenheit und die Geduld des Lammes gehört! Ich bin untauglich zu jedem Gedanken, der nicht meinem Engel gilt.

Geelhard. Dieſe flehentliche Bitte der Fulvia Tibaldi. Sie liebten ſie einſt —

Herzog. Nennen Sie mir dieſen Namen nicht

mehr, der ewig aus meinem Gedächtniß gebannt sein soll. Geben Sie ihr, was sie verlangt. Amor soll ihr jährlich eine Pension ins Haus bringen. Ich habe nur eine Welt, für die ich lebe; erschließen Sie mir diese und ich lasse Ihnen jedes Mittel frei, alle Wege offen.

Geelhard. Der Cabinetssecretair —

Herzog. Wird Rath, Minister — ich opfere Ihnen jeden Namen, der Ihrem Glück im Wege steht. Nur lassen Sie mich in diese Arme ein Weib schließen um das mich Götter beneiden würden!

Geelhard. Kammerherr von Pfeil!

## Zweite Scene.

Pfeil. Die Vorigen. Zuletzt Spinola.

Pfeil. Im Fluge komm' ich aus der Residenz. Ich bringe eine Nachricht von der größten Wichtigkeit.

Herzog. Was haben Sie?

Pfeil. Gräfin Waldenburg ist in der Residenz.

Herzog. Was sagen Sie?

Pfeil. Seit gestern wurd' es in dem sonst wie ausgestorbenen Hotel der Familie lebendig. Man lüftete die Fenster, schmückte die Balkone mit Blumen. Ein Lastwagen nach dem andern entlud vor dem Hause eine Menge Geräthschaften, die man vom Lande hereinschaffte —

die Theilnahme des Publikums zu ſpekuliren, daß er ſelbſt nach ſeinen erſten veröffentlichten Produktionen nicht aufhören konnte, das Publikum lieber nach der Verehrung zu beurtheilen, die ihm Klopſtock, Gleim und die ſeiner Natur entgegengeſetzteſten Geiſter zu verlangen ſchienen. Goethe ſtand in keinem Rapport zum Publikum. Er wußte nicht, was er demſelben poſitiv mit ſich zum Geſchenke machte. Mit irgend einer Tendenz und Richtung wußte er ſich am wenigſten in Einklang zu bringen und hat, ob ſeine Wirkung gleich gewaltig war, doch niemals in dem ſelbſt gelebt oder hat in dem fortgefahren zu leben, wo ſein Anfang alle Welt entzündete.

Ich wüßte Nichts, was ſo ſchlagend die Genialität eines Phänomens bezeichnet, als deſſen Harmloſigkeit. Während Klopſtock, Voß, Ramler, Wieland, Herder in ihren einmal angeſchlagenen Tönen eine ausdauernde Hartnäckigkeit beſaßen, die ſie zuletzt, faſt möchte man ſagen, zu ihren eigenen Plagiatoren machte, hielt ſich Goethe niemals an das, was aus ihm eine Schule hätte machen können oder eine Religion, deren erſter Prieſter er etwa hätte ſein müſſen. Freilich hatte er bei dieſer Zufälligkeit ſeiner Beſtrebungen den meiſten Verluſt. Wie ſchlagend auch ſeine ſpäteren Effekte waren, ſo wurde er doch, nachdem er Werthern durch den „Triumph der Empfindſamkeit" begraben und das Vorurtheil des Publikums getäuſcht hatte, niemals wieder recht populär. Auf Koſten einer ihn und ſeinen Genius vernichtenden Monotonie wollte er es nicht ſein. Nur diejenigen Schriftſteller ſind, wie z. B. Schiller, plötzlich ein Gemeingut aller Klaſſen geworden, welche das Publikum einmal an einen beſtimmten Ton gewöhnt haben, welcher nun immer

Herzog. Und —

Pfeil. Heut Morgen erschien die Gräfin selbst. Die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch alle Cirkel; ja, ich kann wol sagen, bis zu den Hütten der Vorstadt. Hunderte von Menschen umstehen das Hotel.

Herzog (zu Geelhard). Wie sollen wir uns dies deuten?

Pfeil. Noch mehr, sie hat der Herzogin Colonna für heute Abend einen Besuch angesagt.

Herzog. Wo sie erwarten kann, mich selbst zu treffen? Wie erklär' ich mir das? Warum schweigen Sie, Geelhard?

Geelhard. Reden kann ich erst an Ort und Stelle. Man muß sie in der Gesellschaft der Herzogin beobachten.

Pfeil. Es gehen die verschiedenartigsten Gerüchte über diesen plötzlichen Entschluß. Die Einen halten ihn für das sicherste Zeichen eines endlichen Entgegenkommens —

Herzog. Wär' es möglich?

Pfeil. Die Andern für einen Versuch, sich unter den Schutz einer größern Oeffentlichkeit zu stellen. Unter den Augen ihrer Verwandten, der Großen des Landes —

Herzog. Welche thörichte Auslegung! Eine Esther — und fürchten!

Geelhard. Und doch, Durchlaucht. Sie ist ein Schmetterling, der ängstlich um die Flamme des Lichtes flattert, bis er sich selbst in den Tod stürzt. Dieser scheinbare Trotz, den sie jetzt noch einmal zeigt, ist das letzte galvanische Aufzucken eines Leichnams. Man nennt wol die Thiere die muthigsten, die selbst auf das vorgestreckte Messer auflaufen.

Herzog. Geelhard, wenn Sie wahr sprächen! Dann aber schnell, verlieren wir keine Zeit. Zu Pferd! Zu Pferd! Ich muß noch heute sie bei der Colonna sehen. (Will fort).

Spinola (tritt ihm entgegen).

Herzog. Ach, Spinola, heute nicht! Keine Geschäfte und wenn die Säulen meines Thrones wankten! — Blicken Sie darum doch nicht so finster! Quält mich doch nicht, Menschen, mit dem winterlichen Reif Eurer Bedenklichkeiten, der sich an meine schönsten Hoffnungsblüten ansetzt! Löthet doch in die Ikarusflügel, die mich zu den Wolken tragen sollen, nicht das Blei Eurer nüchternen Erwägungen, die mich wieder zur Erde herabziehen sollen! Kommen Sie, meine Herren! Mein Genius soll mich in Ihre Nähe tragen, um zu einem neuen Leben in ihren Armen zu erwachen, oder zu ihren Füßen verzweifelnd zu sterben! (Ab.)

Pfeil und Geelhard (folgen).

Spinola (sieht ihnen bedenklich nach und folgt langsamen Schrittes, sinnend das Haupt schüttelnd).

## Dritte Scene.

Salon der Herzogin Colonna.

Bediente gehen schnell über die Bühne und setzen Armleuchter mit brennenden Wachskerzen auf und ordnen viel elegante Stühle an den Seiten herum. Rechts vom Schauspieler ein Divan.

Graf Harras. Wie mich diese faden Gespräche anekeln! Die heiligsten Dinge werfen sie sich zur spielenden Unterhaltung wie kleine Federbälle zu, und für das Kleinliche, Unbedeutende brauchen sie Worte, die sie vom Erhabenen borgen. Völkerglück oder — eine aufgegangene Schleife am Kleide — Alles ist ihnen einerlei: ja, sie können für einen Sieg im Kartenspiel in heißere Wallungen kommen, als wenn es sich um einen Gedanken handelt, der uns dem Himmel um eine Sprosse näher bringt. — Esther ist nun zu ihrem Falle selbst herangetreten. Man erwartet sie hier in diesem Haus: es ist der Corridor, der zu ihrem — pfui! Ich will nichts, als nur noch einen tiefen Blick in ihr Auge bohren und mit Verachtung aus diesen Räumen scheiden.

## Vierte Scene.

Die Herzogin. Graf Thurn. Eine Menge Cavaliere treten ein.

Herzogin. Lassen Sie die Andern spielen, meine Herren! Wir wollen uns Geist genug zutrauen, unsere

Zeit auch durch Gespräche zu tödten! (Die Cavaliere nehmen Stühle und sezen sich nach der Herzogin.) Herr Oberst, philosophiren Sie schon wieder? Es ist seltsam, wir leben in einer Zeit, wo die Gelehrten den Gänsekiel so tapfer wie einen Säbel führen und die Offiziere ihren Säbel wie eine Schreibfeder hinter dem Ohre tragen. Denken Sie sich (zu Thurn), auf der Promenade neulich sah ich zwei Gardeoffiziere von der Artillerie grüne Brillen tragen.

Harras. Es sind jene unglücklichen Männer, die kürzlich durch eine Explosion im Pulvermagazin beinahe erblindet sind.

Herzogin. Gott, Sie müssen immer Alles gleich ins Moralische ziehen! (Zu Thurn.) Herr Graf, das erinnert mich an meine Kindheit, wo noch in meiner Heimat die Herzogin Mutter Alles am Hofe war. Der Winter ist uns Italienern ein wenig lästiger als Euch Deutschen. Wenn man nun unsern Hofschauspielern so recht im Januar ansahe, wie sie auf der Bühne froren, so schickte die Herzogin Mutter ihre kostbaren russischen Pelze hinunter und gestattete den Künstlern, Pelzschuhe und Müffe anzuziehen. Denken Sie sich Torquato Tasso in einem langen, mit Pelz gefütterten Schlafrocke, Romeo mit ein Paar Pelzhandschuhen, und Juliette, wenn sie die himmlische Balkonscene hat, mit einem großen Muff um ihre Hände. (Alle lachen. Sie steht auf und droht mit komischem Ernste Harras, bei Seite.) Wenn

Sie nicht artig sein werden! (Zu einem der Herren, indem er sich wieder setzt:) Geben Sie ein Räthsel auf!

Harras (setzt sich ihr links gerade gegenüber).

Thurn. Das schwierigste Räthsel ist wol gegenwärtig die plötzliche Ankunft der Gräfin Waldenburg in der Residenz.

Herzogin. Wo sie nur bleibt, die liebenswürdige kleine Kokette! Hätt' ich der klösterlichen Schwärmerin so viel Caprice zugetraut! In der Kunst, sich im Werthe zu steigern, zeigt sie ein wahrhaft originelles Erfindungstalent.

Thurn. Es ist erstaunlich, was mit ihrer Ankunft für eine Bewegung in das Leben unserer Stadt kommt. Diese alte Familie ist gewohnt, mit einer Entschiedenheit und Pracht aufzutreten, die fürstlich ist. In ihrer Zurückgezogenheit sind die Aeltern doch allen Neuerungen der Mode gefolgt, haben die glänzendsten Carrossen, die sie nie benutzten, in ihre Remisen gestellt. Was das für Pferde sind! Die Livreen der Läufer und Heiducken — nie so etwas Kostbares gesehen!

Herzogin. Sie würde auch ohne diesen Glanz dasselbe Aufsehen machen. Graf Harras, ist es wahr, daß die Gräfin auch Bücher schreibt?

Harras. Tagebücher —

Herzogin. In denen ich wol einmal blättern möchte!

Harras. Blättern, aber nicht lesen, ganz recht.

Sie würden ſich langweilen, da ſie faſt alle klingen wie Gebetbücher.

Bedienter (öffnet die hintere Thür). Gräfin von Waldenburg! (Alle ſtehen auf.)

## Fünfte Scene.

Esther (ohne Trauer. Ihr Weſen ſicher und feſt, anſcheinend heiter, doch nicht ohne Momente, wo die innere Beängſtigung durchbricht). Die Vorigen (nehmen ſpäter wieder die alten Stellungen ein).

Herzogin (im Vorbeigehen ſchnell zu Harras). Sie mit Ihren Gebetbüchern! (Dann Esther entgegen, küßt ſie auf die Stirn und führt ſie zu ſich rechts auf den Divan.) Willkommen, kleine Einſiedlerin! Endlich aus den ſchwarzen Kleidern und Ihren Bergen heraus? (Auf die Geſellſchaft zeigend.) Hier treffen Sie Alles, wie Sie es vor ſechs Monaten ſo plötzlich verließen, nur daß die Damen um einige Reize ärmer, die Herren um einige Körbe reicher ſind. (Zu Harras.) Dies Ihr Vetter, Graf Harras, ein neuer Hamlet, der über eine große That brütet. Dies iſt Alles, was ſich verändert hat. Sonſt finden Sie uns, wie wir waren: immer bereit, zu den Reizen der Gräfin Waldenburg eine beſcheidene Folie zu ſein.

Esther. Immer noch ſeh' ich den Quell Ihrer friſchen Laune ſprudeln. Wie glücklich, wer ſich und Andern ſo viel lachende Blumen auf den Weg ſtreuen kann!

Herzogin. O das könnte noch Manche! Auf meine
illa zu kommen, ſchlugen Sie aus! Sie lieben nicht
leidenſchaftlich wie ich die Jagd. Ich verdenk' es
nen nicht; denn Sie — Sie erlegen Herzen! (Sie
rachtend.) Wie Sie glühen, Gute! Ich liebe ſolche
nge Empfindungen, die um die Zauber, die ſie wir-
n, ſelbſt noch in Verlegenheit kommen und es faſt
r eine Sünde halten, ſchön und anbetungswürdig zu
n. Nun bleiben Sie doch unter uns?

Eſther. Bis die Schneeglöckchen kommen.

Herzogin (mit Güte). Die Schneeglöckchen! Immer
pfindſam, immer zart und in den Augen etwas, das
an mit einem Blick gleich in Thränen verwandeln
nn. Ich muß Sie küſſen. Könnt' ihr denn nie das
loſter vergeſſen, ihr jungen Lämmlein?

Eſther. Erziehen Sie mich! Sie ſollen eine geleh-
ge Schülerin in mir finden. Ich gäbe viel, wenn ich
s voller Seele ſo wie Sie lachen könnte.

Harras (hat, ganz entfernt von den Uebrigen ſitzend, ſein
ortefeuille gezogen und zeichnet darin gedankenlos, indem er zuweilen
en Blick nach Eſther wirft).

Herzogin. Sehen Sie nur drüben da den ganzen
amlet! „Schreibtafel her!“ (Parodirend.) „Man kann
cheln und immer lächeln —“

Harras (mit bitterer Beziehung auf die Herzogin ſelbſt). Und
ch ſehr unglücklich ſein!

Herzogin (ſich getroffen fühlend, gibt ſich eine andere Stellung).

Thurn. Es ist endlich Zeit, daß uns Gräfin Waldenburg von der Windstille befreit, die nun schon seit einem halben Jahre auf den Wogen unserer Gesellschaft herrscht. Die Gilden der Maurer und Zimmerleute sollten auch der Gräfin ihren Dank votiren, da nun doch endlich die angefangenen Bauten der Schloßbrücke und des Ballpavillons fortgesetzt werden können.

Erster Cavalier. Es ist bekannt, daß Se. Durchlaucht entschlossen sind, in allen diesen Dingen nur nach dem Geschmack der Gräfin Waldenburg zu verfahren.

Esther. Ich habe bis jetzt nur Schlösser in die Luft gebaut.

Thurn. Auch wird der neue Triumphbogen nun doch endlich einen Namen bekommen.

Herzogin. Ja das wissen Sie noch gar nicht, meine Gute, wie viel ungetaufte Straßen und Plätze hier geharrt haben, bis Sie ankommen. Ihr schöner Name soll an allen Ecken, auf dem Frontispiz aller neuen öffentlichen Gebäude verewigt werden.

Esther. Sind denn im Kalender keine Heiligen mehr?

Thurn. Auch so manche andere Frage harrt Ihrer Entscheidung. Nicht blos in der Kunst soll der Geschmack der Gräfin den Ausschlag geben —

Erster Cavalier. Dem französischen Gesandten fiel wegen der Allianz ein Stein vom Herzen, als er Ihre Ankunft erfuhr.

Zweiter Cavalier. Den Vorſtand der Armen-
waltung hab' ich noch nie mit ſo leuchtenden Blicken
ehen —

Dritter (halblaut). Selten, daß in ſolchen Fällen
Männer der Erſparniß triumphiren —

Vierter (ebenſo). Und die, die gegen das Ver-
niß ſind, gerade nur die Verſchwender ſind.

Thurn. Wenigſtens thut uns eine verſöhnende
ruhigung des aufgeregten Gemüthes Sr. Durchlaucht
th.

Herzogin. O ſtille, ſtille! Sehen Sie, gute
ldenburg, was für ein Genius Sie der Welt ſein
en! Sie werden einen ganzen Staat wie eine Ta-
ſerie auf Ihrem Stickrahmen betrachten dürfen, wer-
mit Ihren kleinen lieben Fingern Schickſale und
ſetze ſticken. Ganz harmlos werden Sie auf Ihrem
aviere ſpielen und nicht wiſſen, daß die Klangfiguren,
ſich von Ihren Tönen bilden, Pyramiden, Obelis-
, Säulen ſind, die Ihren Namen, wie eine zweite
nobia, auf die Nachwelt bringen werden.

Pfeil (tritt ſchnell auf). Se. Durchlaucht! In einigen
inuten! Sie können denken, wie ſchnell er Monmirail
laſſen hat!

Herzogin (ſteht mit den Uebrigen auf). Endlich wieder
Ehre, ihn bei mir bewillkommnen zu dürfen! Be-
üßen wir ihn. Kommen Sie, meine Herren! (Bei
te zu Harras.) Abſcheulicher Träumer! Ich möcht' Ih-

nen zur Strafe eine Ihrer schönen Locken wegschneiden. „Lächeln und immer Lächeln, und doch nicht glücklich sein!“ (Gibt Grafen Thurn den Arm. Ab. Die Andern folgen. Harras und Esther bleiben allein zurück.)

Harras (hält ihr sein Portefeuille hin). Sieh Dich noch einmal, ehe Du aufhören wirst, im Spiegel — nur Deine Seele zu suchen! (Will gehen, wendet sich wieder zurück.) Sieh noch einmal Dein Bild, ehe Du vor ihm erschrecken wirst! Sieh diesen sanften Zug am Munde, dieses zitternde Hüpfen der unentweihten Lippen, dies weiche Kinn, das sich noch nicht vorstreckt mit üppigem Verlangen! Und die Augen, sieh! Sieh Deine Augen noch einmal, Esther! Noch haben die klaren Sterne keine Nebelflecken! (Esther verbirgt ihr Angesicht in den Divan.) So warst Du! (Schließt mit dem Bleistift sein Portefeuille.) Ich werde — eine weiße Myrtenblüte dazwischen legen! (Langsam ab.)

Esther (allein). Ich trag' es — ich trag's! Ich suchte die Gefahr, ich wußte, daß es so kommen würde. Daheim das eintönige Lied der Grille in den ausgestorbenen Sälen, die unheimlich öden Hallen, der Abschied, den der Vogel mit dem Herbst von seinem Neste nimmt, die gelben Blätter, die schon von den Bäumen fallen — und dazwischen ein zagendes, krankes Herz, die tausend mahnenden, spottenden, trügerischen Stimmen in der wildbewegten Brust — ich mußte an den Krater des flammenden Vulkans, um im An-

in jedem folgenden Werke wiederkehren muß. Neuheit in jedem neuen Buche ſtört die Bequemlichkeit der Leſer, ſetzt eine Beſchäftigung mit dem Dichter voraus, wozu nicht alle die gehörige Muße haben, und erſchwert ſomit das allgemeine Verſtändniß, ohne welches es keine Popularität gibt.

Goethe legt allerdings auf ſeine Behauptungen über die Gelegenheitspoeſie zu viel Nachdruck. So genialiſch auch zufällige Veranlaſſungen, z. B. ſeines Clavigo ſind, ſo kann man doch nicht zugeben, daß die durch Goethe's geſellſchaftliche Stellung in Weimar veranlaßten Allegorieen und Feſtſpiele durch die Zufälligkeit ſo intereſſant würden, als ſie wirklich langweilig ſind. Dennoch bleibt das Prinzip für die ganze Laufbahn unſeres Dichters entſcheidend.

Will man es in Betreff der Häuslichkeit noch auf einfachere Begriffe zurückführen, ſo möcht' ich hier an die Masken und die Muſik erinnern. Jene, von dem Dichter mit ſo viel Vorliebe gebraucht und in mancherlei Mummereien und der Luſt am Geheimniſſe ſich ausſprechend, vergegenwärtigen lebhaft die Jugend des Dichters mit jenen poſſenhaften Geſellſchaft-Arrangements, welche zum erſtenmal in Goethe das Bedürfniß anregten. Ja die Muſik war es, welche ihn ohne Weiteres in den Vers hinein warf, ſo daß nicht nur ſeinen lyriſchen Gedichten die Melodie immer von ſelbſt vorzuklingen ſcheint, ſondern ſein produktiver Eifer ſich auch an Singſpiele machte, die, wie Erwin und Elmire, beſonders aber Claudine von Villabella, freilich keine hohen Anflüge nahmen, aber doch gewandt angelegt und im Einzelnen allerliebſt ausgeführt ſind. Eine Haſt ergriff den Dichter, ſich unaufhörlich in Kompoſitionen dieſer Art zu ergehen. Seine Mittel ſtanden ihm immer ſiegreich zur Seite und unterſtützten ihn

t der Gefahr die Gefahr zu beſiegen. Und käme
ein Welteroberer, ich würd' ihm ſagen: Dein Arm
ark genug, Kronen hinzuſchleudern und Scepter zu
echen, aber zu ſchwach, ein Weib zu beſiegen,
ſich an ſeine Tugend lehnt! (Will fort. Der Herzog tritt
tgegen.) Ha! Herz, halte aus! Da iſt die Flamme,
er Du Stahl oder — Aſche wirſt!

Herzog. Gräfin, wäre meine Reſidenz größer,
Ueberraſchung durch Ihre Ankunft würde dem Rau-
des Meeres gleichen.

Eſther. Warum dem Meere? Warum ſoll es
ört ſein? Warum zürnen, Hoheit?

Herzog. Es iſt wahr, Stürme müſſen erſt das
r peitſchen, wenn es majeſtätiſch werden ſoll. Aber
underung iſt auch ein Sturm, Neugier iſt auch ein
belwind, und der Neid, Gräfin, der Neid, wühlt
nicht unbarmherzig Höhen und Tiefen durcheinander?
her kommt es nur, daß der Menſch den andern um
beneidet, wofür dieſer ſelbſt nicht kann?

Eſther. Sie meinen ſein Glück?

Herzog. Nein, ſeine Schönheit, Gräfin! Ich kenne
uen, die einen Preis für die beſte Abhandlung
ſetzen würden, wenn ihnen ein Profeſſor bewieſe,
die mediceiſche Venus keine regelmäßigen Formen
e. Ach, Gräfin, ich rede und rede! Wozu iſt nicht
es die Sprache erfunden! Es iſt nicht wahr, daß
erte unſere verkörperten Gedanken ſind. Denn was

ich eben sprach, als ich eintrat und Sie begrüßte, hätt' es Sinn und Zusammenhang? Vielleicht unter sich, aber nicht mit meinem Herzen. Dies Herz, Gräfin ....

Esther. Gehört einem großen und erhabenen Berufe.

Herzog. Vor zwanzig Jahren sprachen meine Erzieher so; auch hab' ich das im Télémaque gelesen. Gräfin, die Fürsten sind, weil sie göttlichere Pflichten als andere Menschen haben, eben deshalb menschlicher als diese. Die Natur rächt sich. Endlich knickt denn doch die erkünstelte und anerzogene Hoheit zusammen, die kalte eisige Isolirung der Würde schreit um Hülfe wie ein verlassenes Kind, man erträgt das nicht ewig, ein Einzelner, Herrschender unter Dienenden zu sein, man will selbst gehorchen, selbst sich demüthigen, man will durch das Geständniß seiner Schwäche sich Liebe und Wahrheit erwerben, will ein Mensch sein, der Freunde findet um seiner selbst willen, und hätt' ich nur Einen gefunden, der den Muth dazu besäße, seinen Fuß auf mich zu setzen, wie gern böt' ich ihm meinen Nacken dar und kniete vor ihm gedemüthigt im Staube.

Esther. Mancher Fürst hat in solchen Stimmungen versucht, vor Gott zu knien.

Herzog. Nein, Gräfin! Gott ist zu groß, zu allumfassend. Unsere Sünden verschwinden vor ihm wie eine Schneeflocke vor der glühenden Sonne. Die Andacht macht uns zu nachsichtig gegen uns selbst. Noch

nie hab' ich gebetet, ohne nicht Vergebung zu finden; immer erhob ich mich ſtolz und heiter, und ſagte: der Schöpfer bannte dich einmal in deine Natur, lebe dich in ihr aus, ſei ſchwach in deiner Schwäche, der ewige Himmel iſt zu hoch über Dem, was wir Tugend nennen oder Sünde. Nein, Gräfin, nach menſchlichen Maßſtäben erſcheinen wir klein, vor Menſchen ſchlagen wir, wenn wir geſündigt haben, die Augen nieder; menſchliche Liebe, das umgibt uns mit allen Wonneſchauern des Glückes und enträthſelt uns die dunkelſten Stellen im Buche des Lebens. Iſt es nicht ſchrecklich, Gräfin, daß ich dahin gekommen bin, Ihnen eine todte Abhandlung von der Liebe vorzutragen? Definitionen ſtatt feuriger Huldigung? Abſtracte Begriffe ſtatt Ihnen zu Füßen zu liegen und zu flehen: Wann? Wann? Wann endlich, Eſther?!

Eſther (will ſich entfernen).

Herzog. Zerſtören Sie mir wenigſtens dies Glück nicht, das, wie Sie ſehen, mir die Welt gönnt, das Glück, mit Ihnen allein zu ſein! Man ſchont uns, man ehrt dieſe Unterredung und ſtört uns nicht. Die Thoren! Sie denken, ich hätte nun Gründe aufgefunden, um Ihren Stolz zu brechen. Sie denken, ich hätte etwas entdeckt, was ich nicht ſchon hundert mal dieſem grauſamen Ohre zugerufen! Mein Mund ſagt nichts mehr. Die Natur, mitleidig geworden gegen ihre Gewohnheit, ſpricht ſtatt meiner. Luft und Son-

nenſtrahl ſind die Dollmetſcher meiner Liebe, Boten reden für mich, denen ich keinen Auftrag gab, denn Erde, Waſſer, Luft und Feuer ſind voll von meinen Klagen, ſtreiten für mich und legen Zeugniß ab gegen Esther von Waldenburg, die ihre Kälte für Tugend ausgibt.

Esther. Herzog!

Herzog. Ha, Sie reden endlich! Beweiſen wir, daß Liebe ſtumm, der Haß beredſam iſt.

Esther. Sie ſind vermählt, Herzog. Ich begreife, daß die nordiſche Prinzeſſin kein Himmelsblau über ſich ausſpannen konnte, unter dem Sie ſich glücklich fühlten. Sie ſind dem Beiſpiele großer Fürſten gefolgt und haben die eiſernen Bande der Sitte wie Vorurtheile von Spinnweben zerriſſen. Was bunt auf den Feldern wuchs, blühte ſchon für Ihre Gärten. Sie mögen ſelbſt kaum wiſſen, wer ſchon alles im Herbarium Ihres Gedächtniſſes welkt. Ich kenne die Namen noch weniger, die Sie ſelbſt vergaßen. Nur von einer Italienerin hört' ich, die ſich nicht für Gold erkaufen ließ. Fulvia Tibaldi verlangte Schwüre, Betheuerungen, Liebe. Die kluge Menſchenkennerin wußte, daß man treuloſe Männer zuweilen durch Reminiſcenzen an frühere Poeſie wieder feſſelt. Dieſen Roman ſah das Land entſtehen und ſich verwickeln. Man nahm Partei, man weinte mit den Thränen des jungen Fürſten, man theilte ſeine Freude, man feierte ſeine Triumphe. Die

öffentliche Moral wird gefälliger, die Erziehung vorurtheilsloſer, ſelbſt edle Töchter des Landes, ſonſt kalt wie Eis, zerſchmolzen ſchon in der Sonne des Glücks, die ihnen ſtrahlt aus dem Herzen ihres fürſtlichen Gebieters. Und was war mein Verdienſt, daß es mir gelang, einige Strahlen dieſer Sonne auf mich zu lenken? Weil ich einſam ſtehe, eine trauernde Pinie an zwei theuern Gräbern, eine Verlaſſene, Schutzloſe, die gleichſam nicht zu erſchrecken braucht vor dem Dolch eines Vaters, nicht zu beben vor'm Fluche einer Mutter, die keinen Bruder hat, der mit flammendem Schwerte an ihrer Ehre Wache ſteht, keinen Rächer, der ſeinen Handſchuh für ſie hinwürfe ....

Herzog. Graf Harras?

Eſther. Könnt' ich doch die Lüge wagen und ausrufen, daß ich ihn liebe! Wie wollt' ich Ihnen ſchildern, was ich empfinde, wie Ihnen das Feuer einer reinen Leidenſchaft malen ....

Herzog. Um mir Tantalusqualen zu bereiten? Grauſame!

Eſther. Nein, Ihnen den Spiegel vorzuhalten, wie ich mir die Wonne jener Empfindungen denke, die Sie entweihen!

Herzog. Lügen Sie, Gräfin, lügen Sie! Sagen Sie, wie Sie den Oberſten lieben! Ich ſchwelge in der Vorſtellung, daß Sie ein Herz haben! Lüften Sie den Vorhang, daß ich ſehe, wie Ihr Herz ſchlagen

kann, welche Wonnen es empfinden, welche zaubern kann? Wie lieben Sie den Oberſten?

Eſther. Ich ſchaudere vor Ihnen, Herzog! .... Man hat mir von verlorenen Seelen erzählt, die keine Gnade mehr erlöſt, keine Liebe mehr freiſpricht. Noch in der Hölle brechen ihnen aus Qualen die Erinnerungen an ſündhafte Freuden entgegen. Was gäb' ich Ihnen, wenn ich der Schwäche meines Geſchlechts unterläge? Nicht ein Herz, das ſich in der Reue vielleicht wiederfände, nicht eine Jugend, die ſich vielleicht gern entblätterte, weil mit dem Lenze auch Sie von mir wichen. Nein, meine Seele müßt' ich Ihnen erſtern. Die würde nie mehr zu mir wiederkehren. Fern, weit, weit hinweg würde mein guter Genius flattern, wie ein verwundeter Vogel, den ſein zerknickter Fittig nicht zum Neſte mehr zurückträgt .... Fühlen Sie nicht, Fürſt, daß das zu viel wäre um einen Preis wie dieſer! Mein demüthiges Nein, das ich früher Ihren Boten erwiderte, galt der Verehrung vor den erhabenen Pflichten des Fürſten. Mein ſtolzes, das ich Ihnen jetzt ſelber zurufe, gilt für immer der Misachtung männlicher Eitelkeit! (Ab zur Geſellſchaft. — Pfeil, Thurn und andere Cavaliere treten vor. Diener kredenzen Wein in bunten Pokalen.)

Herzog (nach einer Pauſe). Champagner! Die Bruſt gelüftet! Wilde Roſen ums Haar! Bachantiſcher Taumel, du mußt vergeſſen lehren ....

hurn. Durchlaucht ....

erzog. Trinken Sie! Stoßen Sie an! Fulvia
i ſoll leben! Laſſen Sie Fackeln anzünden, Hei-
vors Thor laufen und an die eiſernen Gitter
Villa pochen. Der Herzog kommt! Fulvia Ti-
ſoll ſich kleiden wie Cleopatra! Antonius will
ren Armen ruhen, ſeine Siege vergeſſen, ſein
, ſeinen Wahnſinn ....

feil. Wie enträthſeln wir uns ....?

erzog. Enträthſeln Sie nichts! Strengen Sie
Hirn nur an, die Tibaldi aus dem Schlafe zu
, Kerzen anzuzünden, aus Tritonenmund Cham-
r zu ſpritzen, Orangenduft aus den Treibhäuſern
hlen, die Luft zu würzen mit Taumel, Rauſch,
ſſenheit! Fackeln! Fackeln!

. Die Andern folgen. — Die Herzogin und die Gäſte treten allmälig näher.)

erzogin (im Hintergrunde). Die Gräfin verläßt
.... und der Herzog, iſt es möglich .... was iſt
allen?

in Gaſt. Der Herzog gab Befehl, zur Fulvia
i zu fahren.

erzogin. Himmel .... wie kam das? Ich ahnt'
ſt ....

arras. Dieſer Ausgang, über den die Engel
himmel frohlocken, wird dem Ruf Ihrer Cirkel
n ....

Herzogin. Sie triumphiren! Geben Sie mir Ihren Arm, daß wir dem Herzog die Honneurs machen. Ich wußt' es längſt, daß in meinem Hauſe die feſſelnden Amoretten nicht wohnen! (Ab mit Harras und den Gäſten.)

Spinola (allein). Welches iſt der Zauber, der die Throne umgibt? Warum iſt ſie nicht ſchon längſt zerſtört, die magiſche Gewalt, die ein Diadem auf geweihten Stirnen ſchützt? Ha! Doch wol nur, weil die Völker fühlen, daß es einen beſetzten Stuhl geben müſſe, auf den der Ehrgeiz nicht gelangen kann. Im Wetteifer um die höchſte Macht, die erſte Würde, würden ſich Alle vernichten, darum laſſen ſie Einen dort oben, der, wenn nichts, wenigſtens eine Grenze unſerer Freiheit iſt. Aber nur darum — nur darum — nur darum! Gutes Volk, daß Du einen Fürſten wie dieſen als Deinen Herrſcher duldeſt, was ſoll ich thun, um Deine Mäßigung zu ehren? Schon manche Nacht hab' ich unter reiner Sternenluft dem Nachdenken dieſer Frage gewidmet: vielleicht daß dieſer blutige Fackelſchein heute mich zum Ziele führt. (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Eine Sünderin werdet Ihr verdammen. Aber ein Weib, das mit dem edelsten Gefühl für Sittlichkeit, ohne von Glanz und Reichthum geblendet zu sein, rein in dem Glauben, sie könne dem bessern Selbst eines wilden, aufbrausenden und mit dem Wohle seiner Unterthanen spielenden Fürsten zur Retterin werden (der Fall ist historisch), sich hingibt, wird rühren.

Der Herzog ist der letzte Sprosse seines Fürstengeschlechts. Unter allen leichtsinnigen Verhältnissen, die er anknüpfte, fesselte ihn am meisten die Italienerin Fulvia Tibaldi. Diese verdrängen konnte nur Eine: Gräfin Esther von Waldenburg. Wär' er ihr am Range gleich gewesen, wer weiß, ob das viele Schöne, das den Charakter dieses Fürsten auszeichnete, sie nicht bestimmt hätte, ihn zu lieben! Daß sie sich endlich wirklich dem Fürsten ergab, dazu bestimmte sie gerade Das, was dem Fürsten fehlte. Sie glaubte im religiösen Auftrage zu handeln. Der zerrüttete Zustand des Landes ließ sie in dem Fürsten nicht mehr ein Individuum, sondern eine Idee sehen. Um diese Idee zu retten, machte sie sich zu ihrem Opfer.

Die Nemesis wird von der Geschichte so erzählt:

Dies unglückliche, edle Wesen, das man durch die schändlichsten Intriguen überredet hatte, sie würde der gute Engel des Landesvaters sein und um den Preis ihrer Tugend dem Volke seinen Fürsten veredeln, er-

ziehen, vor Ueberſchreitungen, Zügelloſigkeiten bewahren können — fürchterlich wurde es enttäuſcht.

Die Blüte ihrer Tugend war geknickt. Der Fürſt verließ ſie. Ihre Milde war ihm langweilig, ihre Religioſität triſt, ihr Trieb, ihn zum Beſſern beſtimmen zu wollen, eine läſtige Zumuthung. Aus Gram über dieſe Enttäuſchung ſiechte ſie hin und ſtarb.

darin, daß ſeine Poeſieen vom Gefühl der praktiſchen Brauchbarkeit und des gelegentlichen Bedürfniſſes veranlaßt wurden. Die Oper, die ernſte wie die komiſche, iſt unerſättlich in ihren Forderungen an die improviſirte Erfindung.

Der Klang der Muſik bahnt uns den Weg, um beſonders an Goethe's lyriſchen Erzeugniſſen anzudeuten, wie Alles in ihnen erlebt, empfunden und von des Tages Ordnung angegeben iſt. Glücklicherweiſe haben wir faſt zu allen ihren Einzelnheiten lebendige Schlüſſel der Biographie und können das Viele, was uns hier noch fehlen mag, durch Ahnung ergänzen.

Nach Petrarka gab keine Lyrik ſo viel Wahrheit für Dichtung, wie Goethe's, und Goethe übertrifft ſogar Petrarka. Denn was Petrarka ſang, verſtand ſich nur für die Situation, in der er ſang, und erhielt ſich für ſie in der Literaturgeſchichte. Doch Goethe's Poeſieen, meiſt durch individuelle Erlebniſſe angeſchlagen, klingen auf Alles anwendbar im Volkstone fort und ſind in die Theilnahme der Maſſe, die freilich den Verfaſſer nicht mehr anzugeben weiß, noch tiefer gedrungen, als die Gedichte Schiller's.

Unbefangen und heiter ſind Goethe's lyriſche Erſtlinge. Sie adoptiren die poetiſche Sprache der Zeit, den Schäferton, wo Amor ſich zu Damon ſchleicht und dieſer gute Junge, ſanft die Flöte blaſend, Dorilis aus ihren Träumen weckt; Luna ſchleicht mit Silberglanz durch Buſch und Eichen und Zephir iſt der beſchwingte Bote, der der Schweſter Apollo's leiſe voranweht. Hier iſt Alles klein, zart, friſch, heilig durch die Veranlaſſung; man naſcht und tanzt mit den Amoretten, der Ernſt wird vertändelt und ſelbſt die Empfindung ſcheint mehr poetiſch überliefert, als von innen hervorquillend.

## II.

# Ueber Theaterschulen.

Ein Gespräch.

In einer reichen deutſchen Handelsſtadt tanzte die Elsler. Zwei Mitglieder der Bühne, die an dieſem Tage ſicher war, trotz des ſchönen Spätſommerabends eine bedeutende Einnahme zu machen, benutzten die ihnen ſelten gegönnte Muße zu einem Spaziergange in ein nahegelegenes freundliches Dorf. Es waren Schauſpieler. Der Aeltere, Freihart, ſchon ſeit einer Reihe von Jahren der ſtändigen Bühne des Ortes angehörend und in würdevollen Charakteren wie in drolligen Vätern gleich beliebt. Der Jüngere, Reinhold, noch ſchwankend zwiſchen Liebhabern, denen er zu viel Bitterkeit gab, und Chevaliers, Gecken, Bonvivants, in denen er wiederum nicht genug zum Geſchmack der Menge herabſtieg, jedenfalls aber ein Talent, das ſich zu klären und zu erkräftigen verſprach. Reinhold hatte ſich vor allen Mitgliedern dieſer Bühne an Freihart angeſchloſſen, einen Schauſpieler, der ihm vor allen Dingen nach jener Naturwahrheit zu ſtreben ſchien, die der weſentliche Reiz echter Menſchendarſtellung iſt. Schien ihm Freihart's Natur auch manchmal zu derb, ſein

Pinsel etwas struppig, seine Farbe etwas zu grobkörnig, so schätzte er doch auf der andern Seite wieder diese durch die Leistungen Freihart's durchblickende Ursprünglichkeit seiner Person. Aufrichtiger und ehrlicher konnte Niemand urtheilen als Freihart, wenn sich auch Reinhold sagen mußte, daß ein wenig mehr Zurückhaltung, ein wenig mehr Schonung die ausgesprochenen Ueberzeugungen Freihart's eindringlicher gemacht haben würde. Ueber das wahre Wesen der Kunst, über den Ernst und die poetische Weihe ihres Berufes waren Beide einig. Lebhaft aber konnten sie aneinandergerathen, wenn sie auf gewisse äußere Formen und Bedingungen ihrer Kunst zu sprechen kamen. Erst kürzlich hatten sie einen Streit über die Frage gehabt, ob der darstellende Künstler sich mit Dichtern, Schriftstellern, vorzugsweise aber mit Kritikern befreunden solle. Beide waren darüber einverstanden, daß sie von einer gewissen Gattung von Berichterstattern und Theaterreferenten sich nur entfernt zu halten hätten, aber Freihart ging noch weiter, er wies sogar den Umgang mit Allem und Jedem, was zur Literatur gehörte, zurück. Reinhold war anderer Meinung und bedauerte nur, an dem Orte seiner jetzigen Wirksamkeit, die noch recht eigentlich eine Lehrzeit war, Niemanden finden zu können, der, den wissenschaftlichen Kreisen angehörend, ihn einer nähern belehrenden Vertraulichkeit gewürdigt hätte. Noch von dem neulichen Gespräch über diesen Gegen-

nd etwas verstimmt, wählten sie zum Stoff ihrer nterhaltung nur gleichgültige Veranlassungen, die ih- n die schöne Gegend, das herrliche Wetter und kleine orkommnisse der Coulissenwelt darboten, bis endlich reihart eine ihm eigene sarkastische Miene annahm und s zwischen ihnen oft verhandelte Thema der Thea- rschulen zur Sprache brachte. Wir setzen ihre län- re Unterhaltung über diesen Gegenstand hierher.

---

Freihart. Nun, jetzt ist's ja reif! Jetzt wird's hoch hergehen! Haben Sie nicht gelesen? In Berlin?

Reinhold. Was meinen Sie? Was ist reif?

Freihart. Ei, Ihre Theaterschule wird nun doch öffnet. Wie Schade, daß ich zu alt bin, um noch mal von vorne anzufangen. Jetzt werden wir Schau- ieler bekommen! Lauter Schröders, Eckhoffs, Iff- nds und Flecks! Himmel, was werden wir alten omödianten uns verkriechen müssen!

Reinhold. Ich meine, Sie sollten jetzt froh sein, r Ihr eigenes Talent an dem jüngern Nachwuchs te bessere Unterstützung zu finden. Als Sie neulich n Polonius spielten, klagten Sie, daß der junge eumann, Ihr Laertes, nicht einmal *stehen* und Ihre eisephilosophie ruhig mit *anhören* konnte. Stehen d hören in einer Schule zu lernen, wäre immer mit ortheil für die Sache verbunden.

Freihart. Glauben Sie denn, daß so ein berliner Theaterprofessor je aus dem Neumann einen vernünftigen Schauspieler machen kann? Und wenn er das ganze Buch von dem ehrenwerthen Manne, der sich in Bromberg bemüht, die Schauspielerei in eine Wissenschaft zu verwandeln, auswendig lernt, Neumann wird in seinem Leben kein Schauspieler.

Reinhold. Vom Auswendiglernen theoretischer Schriften wird doch wol auch in jener Theaterschule nicht die Rede sein.

Freihart. Von nichts Anderm, Reinhold, von nichts Anderm! Die größten Schwätzer und Phrasenmacher werden von dem Herrn Theaterprofessor die besten Zeugnisse bekommen. Wer nur immer recht den Shakspeare im Munde führt und mit jeder Rolle gelaufen kommt und sie vorgelesen und wissenschaftlich erläutert haben will, den werden sie für reif erklären und aus der Theaterschule mit Nummer Null, was bekanntlich auch beim Siegellack mehr als Nummer Eins ist, entlassen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Freund, keine Bühne hält's mit einem aus Berlin verschriebenen Musterschauspieler aus. Mord und Todtschlag gibt das, wenn ein solcher Naseweis auswärts in ein Engagement kommt und alles besser wissen will als wir unwissenschaftlichen Naturalisten, die wir keine Namen und Jahreszahlen, keine Phrasen von Deklamationsarten und Deklamationsthesis im Kopfe haben, sondern nur

nſern Genius und, will's Gott! manchmal ein Bischen
en Teufel im Leibe, der bekanntlich nach Voltaire un-
re beſte Inſpiration iſt.

Reinhold. Mephiſtopheles, erhitzen Sie ſich nicht!
ch habe noch immer gefunden, daß Bildung den
chauſpieler beſcheiden macht. Könnt' ich nicht z. B.,
ie ich hier vor Ihnen ſtehe, ein Ableger aus der
erliner Pflanzſchule ſein? Wer ſagt Ihnen denn, daß
e Theaterſchule fertige Meiſter zu liefern gedenkt?

Freihart. Es gibt nur eine Schule für die Schau-
ielkunſt, das iſt die Bühne ſelbſt. So haben wir
lle angefangen, ſo ſind die größten Schauſpieler ent-
anden. Wer ſchwimmen lernen will, muß ins Waſſer.

Reinhold. Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß der
Vorſchlag einer Theaterſchule nur aus der entſetzlichen
Verwilderung unſerer Kunſt hervorgegangen iſt. Die
Bühne iſt dem Leben näher gerückt als je, und ſie
lbſt iſt doch dabei in ihrer Kunſt nicht vorgeſchritten.
n alten Zeiten gab es ein paar bedeutende Geſell-
haften, die ſich mit einem gewiſſen Familienſtamm zu-
mmenhielten, in einer Art patriarchaliſcher Verfaſſung
bten, zuweilen ſich anſiedelten, öfter noch die Wohn-
ze veränderten. Dieſen wenigen Geſellſchaften blieb
eu, wer einmal zu ihnen gehörte. Jetzt haben wir
ehr als hundert Theaterunternehmungen, die Regie-
angen geben mit der größten Gleichgültigkeit Conceſ-
onen in alle Winkel der Provinzen, die Contractzeit

ist kurz, der Schauspieler vagabundirt von einer Unternehmung zur andern, ein zahlloses Gesindel treibt sich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ein wahres artistisches Landsknechtswesen grassirt in Deutschland und Oestreich: wo soll das hinaus? Wo bleibt in dieser Verwilderung der Personen die Sache? Wo kann sich bei dieser ewig prekären Existenz ein Schauspieler bilden, wo nur sammeln? Es ist doch entsetzlich, so die Schauspielkunst rein dem Zufall überlassen zu sehen.

Freihart. Liebster Freund, das ist ja immer so gewesen. Nach 1815 waren die Freiwilligen. Sie hatten die Zeit, etwas zu lernen, durch den Krieg versäumt, waren an das herumschweifende freie Leben gewöhnt und wurden Schauspieler. Zum Glück schwang sich die Oper auf und der Strom konnte dahin abfließen. In allen Branchen hat sich die Zahl der Kräfte vermehrt. Kleine Städte wollen sich auch vergnügen. Natürlich müssen die Schauspieler zunehmen. Was die Vagabunden anlangt — Pauperismus ist einmal die Loosung unserer Zeit! Und was will man? In kleinen Städten, bei reisenden Gesellschaften gibt es oft die frischesten Talente, Schauspieler, die man mit Vergnügen sieht. Hofschauspieler! Hofschauspieler! Das können wir nicht alle werden.

Reinhold. Sie sind mürrisch, sind verstimmt, Freihart! Sie sollen mir mit Gründen, mit Vernunftgründen und Thatsachen antworten und wurmen und

grämeln und knurren, als wenn es Jemanden einfiele, Sie noch zum Fibelſchützen zu machen.

Freihart. Schicken Sie den Neumann nach Berlin, laſſen Sie ihn da ſechs Wochen in die königliche Theaterſchule gehen und Sie ſollen ſehen, daß er zurückkommt und mir auf offener Probe ſagt, ich wäre ein ſchlechter Naturaliſt, ohne Objectivität, ohne wiſſenſchaftliches Bewußtſein, ich wüßte nicht was beim Sprechen die Arſis wäre und nicht was die Theſis.

Reinhold. Was hülfe ihm dieſer Dünkel! Morgen wird er wieder den Laertes toben und morgen wird ihn das Publikum wieder auslachen.

Freihart. Gewiß! Gewiß! Aus dem Neumann wird im Leben nichts.

---

Der Wieſenweg, den ſie wandelten, näherte ſich hier ein wenig der ſtaubigen, belebten Landſtraße. „Der Wolf in der Fabel!“ rief Freihart und zeigte über ein ſchon gemähetes Kornfeld hinüber. „Neumann, wie er leibt und lebt!“ Reinhold blickte auf die Landſtraße und mußte die Entdeckung beſtätigen. Es war in der That der junge, mehrfach beſprochene dramatiſche Anfänger, der auch ſeinerſeits die ihm von der Tanzkunſt bewilligten Ferien benutzte und einſam ſpazierenging. „Muß man nun nicht zugeben“, bemerkte Reinhold, „daß dieſer junge Mann vortrefflich gewachſen, von

schönem Ausdruck des Gesichts und in seiner Kleidung von einer gewählten Eleganz ist?"

„Ein patentes Männchen!" bestätigte Freihart, „feine Wäsche, feines Tuch, schöne Halsbinde, sehen Sie nur den hübschen Fuß, kann aber nicht drauf stehen. Wird nie ein Schauspieler."

Indem hatte Neumann seine beiden Collegen aus der Ferne bemerkt, sich aber scheu von ihnen abgewendet. Er stand still und klopfte mit einem rothseidenen Taschentuche den Staub von seinen Füßen. Freihart und Reinhold gingen vorüber, und da ihr Wiesenweg von der Landstraße wieder ablenkte, so verloren sie auch den sichtlich in Verlegenheit gerathenen Kunstnovizen aus dem Auge.

---

Freihart. Unsere jungen Liebhaber sind alle nicht einen Schuß Pulver werth. Kerle, wie die Modenkupfer, ohne alles Talent.

Reinhold. Und doch kann die Bühne ohne diese jungen Männer nicht bestehen. Wer diesen Neumann sieht, sollte der nicht sagen: Schade, wenn der Kunst so treffliche Mittel verloren gingen! Er ist schlank gewachsen, von regelrechter Proportion, er hat ein schönes Theaterbein, sprechende Augen, Sinn für Eleganz und im Leben keine üble Haltung .....

Freihart. Aber auf der Bühne kann er nicht

Jetzt kommen schon tiefer klingende Töne, das Versmaß ist länger ausgehalten, der Dichter sehnt sich nach der ersten Liebe und sieht die Unschuld in Nebel gehüllt von ihm wegfliehen. Plötzlich bricht ein schreiender Akkord in diese Modulationen. In dem Gedichte Abschied friert dem Dichter das Wort auf dem Munde zu Eis. Jetzt weht eine schneidend kalte, aber unübertrefflich wahr und schön gefühlte Resignation durch eine Empfindung, die zwar feiert, ausruht und verachtet, trotz alles Stoicismus aber doch vom tiefsten Schmerze durchschnitten ist. Der Dichter begründet sein philosophisches Evangelium mit einer Ironie, die uns Thränen in das Auge und um den Mund zu gleicher Zeit ein Lächeln jagt. Tiefe Stille herrscht in des Schiffers Herzen, die Stille nach überstandenem Sturm; auf der ungeheuren Weite regt sich keine Welle mehr; er steht am Mast, leicht hingelehnt und pfeift seine Maxime der Gleichgültigkeit: Sehe jeder wie er's treibe! Und doch kommt zuweilen wieder eine Ermattung über ihn, er kann der Ermunterung: „lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da," nicht die siegreiche Kraft des Trostes abgewinnen und schleudert seinen ungeheuren Groll in reimlosen Dithyrambenquadern von einer Höhe des Parnaß herab, wie sie nie wieder erstiegen ist.

Da faßt ihn eine frische Neigung, hinreichender Ersatz für die Lücke, eine Neigung mit mehr Zärtlichkeit als Liebe. Und diese haucht in Liedern aus, die nicht so melancholisch sind, wie die vorangegangenen, auch nicht mehr so allgemein sehnsüchtig und in der Geliebten nur die Liebe liebend, sondern rasch, klug, besorgt, angemessen Ort und Stunde. Wer erlebte dies nicht! Du scheitertest schon oft mit deinem Her-

stehen und gehen. Er braucht drei Jahre, bis er das leistet, für was er bei uns engagirt ist.

Reinhold. Drei Jahre! Wenn ihn nun die Theaterschule in drei Monaten dahin brächte.

Freihart. Mit Ihrer Theaterschule!

Reinhold. Wenn irgendwo, so ist hier doch ohne Zweifel eine solche Anstalt an ihrem Platze.

Freihart. Sie sollte es sein, sie könnte es vielleicht sein. Aber auf dem Papiere nehmen sich diese Theaterschulen anders aus als in der Wirklichkeit. Wir haben ja bereits in Berlin, Braunschweig, Hamburg mehre solcher Anstalten gehabt. Was ist daraus geworden? In Berlin verlor sich trotz mehrfacher Unterstützung durch den vorigen König ein Versuch der Art in Kinderspiel und hausirende Bettelei. In Braunschweig wurde die Theaterschule eine unsittliche Gelegenheitsmacherei und mußte polizeilich geschlossen werden. In Hamburg richtet ein dramatischer Autor und früherer Schauspieler junge Männer und Mädchen für die Bühne ab und bildet nur Affen seiner eigenen Spielweise, die, wie Sie wissen, eine Mosaik komischer Grimassen war. Wenn so ein von ihm zugestutzter Schauspieler seine eingelernten sechs Rollen gespielt hat, steht er still wie eine abgelaufene Spieldose, stumm und dumm, und kann zu nichts mehr gebraucht werden.

Reinhold. Sie vergessen, daß dies Alles nur Privatspeculationen Einzelner sind und daß die in den

wissenschaftlichen Kreisen uns so wohlgeneigten Freunde der Schauspielkunst eine Anstalt beantragen, welche vom Staate in ihren finanziellen Hülfsquellen sicher gestellt, vom Staate eingerichtet und beaufsichtigt werden müßte. Nicht Jeder, der sich zur Aufnahme in dies Lehrinstitut meldete, dürfte aufgenommen werden. Eine Vorprüfung müßte entscheiden, ob überhaupt hier von einer Befähigung die Rede ist. Die Anstalt müßte von der Zahl ihrer Schüler und deren Lehrgeldern völlig unabhängig sein. Wer auf die Länge kein Talent verräth, muß entlassen werden, unbekümmert um den Ausfall, der dadurch dem Schulfond erwachsen könnte.

Freihart. Also bezahlt soll werden?

Reinhold. Wer talentvoll und unvermögend ist, mag auch unentgeldlich zuhören und einen Revers unterschreiben, daß er von seinem künftigen Gehalte sich Abzüge gefallen läßt.

Freihart. Gerade wie in Leipzig bei Sturm und Koppe!

Reinhold. Nein, Bester! Vielmehr wie bei jeder Universität, wo die Unbemittelten das Honorar für die Vorlesungen bis zu ihrer Anstellung gestundet erhalten.

Freihart. Prächtig! Sie sehen das Alles schon in wundervoller Ordnung hergerichtet. Es fehlte nur noch, daß das ganze Schauspielwesen in die Zwangsjacke einer bureaukratischen Verwaltung eingeschnürt und

ein Schauſpieler an die Lampen zugelaſſen wird, der
icht vorher ſein äſthetiſches Staatsexamen beſtanden
at. Ein Theaterminiſter müßte an der Spitze ſtehen,
ielleicht von Bundes wegen in Frankfurt am Main.
Das ganze Bühnenweſen müßte eine Art Regierungs-
epartement oder ein großes Kunſtnetz werden, deſſen
äden die weltlichen Gewalthaber in Händen halten.
So würden wir eine officielle Comödienſpielerei erhal-
en und die Mimen, die an Hoftheatern ſich ohnehin
chon wie Beamte und Staatsdiener gebehrden, wür-
en nun vollends erſt unverletzliche, heilige Perſonen
erden.

Reinhold. Sie ſpotten! Und wollte Gott, ein
heil Ihres Spottes träfe zu und würde Ernſt. Lei-
et unſer Bühnenweſen nicht genug an dieſer ihrer zer-
ahrenen, ſchlotterigen Anarchie? Iſt die Verfaſſung
er Schauſpieler etwas mehr als ein Nomadenleben,
ine artiſtiſche Zigeunerei? Wollte Gott, es käme in
ieſe Verfaſſung etwas von der geregelten Ordnung ei-
es Gemeinweſens. Der redliche Bekenner der Kunſt
ürde nicht ſo oft in Verlegenheit ſein, mit den Va-
abunden und Nachzüglern der Zunft verwechſelt zu
erden.

Freihart. Dieſe Uebelſtände ſind traurig, aber
on unſerer Kunſt nicht zu trennen. Der Trieb zur
Menſchendarſtellung war von jeher eine Flamme, die
n ihrer Nahrung bald ätheriſche, bald peſtilenzialiſche

Stoffe wählte. Die Adepten der Bühne begegnen sich nicht nur aus allen Richtungen der Windrose, sondern auch aus den entgegengesetztesten Stellungen zum Leben und zur Gesellschaft. Der Student, der Soldat, der Jünger des Merkur, der Handwerker, wo ist ein Stand, der nicht aus seinem Schooße in Thaliens Hallen Priester einführte, von denen mancher zu den berufenen, einige zu den auserwählten gehörten? Die Muse weist keine Hand zurück, ob sie nun den goldenen Siegelring des Dandy oder die rußigen Spuren der Schmiedewerkstatt am Finger trägt. Eine Aristokratie der Bildung in die Schauspielerwelt einführen, heißt den Genius der Kunst und sein freies, allbeseligendes Walten zerstören, heißt, statt den Aufschwung der Dramatik befördern, die Hoffnungen auf eine goldenere Zukunft für immer ersticken.

Reinhold. Sie machen mir die Erwiderung leicht; denn statt mein Gegner werden Sie mein Verbündeter. Wo könnte mir je einfallen, die schöne bunte Freiheit der Schauspielerentwickelung stören zu wollen! Sie mögen kommen die Priester Thaliens von allen Enden der Welt und allen Enden verfehlter Lebenspläne her. Die Werbetrommel ruft sie Alle, die den Funken in sich brennen fühlen, zur Fahne der lebendigen Bildhauerkunst, wie ich unsern Beruf nennen möchte! Aber die Nothwendigkeit der Lehrjahre werden Sie doch nicht wegleugnen können. Diese Lehrjahre dem Publikum

u ersparen, ist das Verdienst einer Theaterschule. Un-
ere Zeit ist reifer, unser Publikum strenger als je ge-
worden. Die Würde der Schauspielkunst steht in Ge-
ahr auf immer verloren zu gehen. Mehr als je drängt
ich diese Kunst in unserer Zeit hervor und mehr als
e stellt sie ihre Blößen zur offenen Schau. Während
ie Technik in allen Zweigen der Künste eine unglaub-
iche Höhe erreicht hat, entblödet sich die Schauspiel-
unst nicht, nach wie vor in ihrer lallenden Naivetät
or die Menge zu treten und in ihren Windeln sogar
Prätensionen zu machen. Es ist nicht möglich, daß sich
er Glaube an unsere Kunst erhalten kann, wenn wir
ie Lehrjahre der Schauspieler nicht durch ein Macht-
wort hinter die Coulissen verbannen. Haben nicht
ie Franzosen, die von Natur mehr geborene Comö-
ianten sind als wir, doch in Paris ihre große Vor-
chule im Unterricht der dramatischen Akademie? .

Freihart. Kein Bouffé, kein Arnal ist aus der
ariser Akademie hervorgegangen. Die pariser Theater-
chule ist eine Deklamationlehranstalt für die französi-
che Tragödie und meinetwegen für die Tradition, in
er man dort den Moliere noch spielt. Sie kann viel-
eicht eine einzelne große Erscheinung wie die Rachel
urch Zusammenstoß glücklicher Umstände hervorbringen,
arf sich aber an dem, was die eigentliche Blüte der
ranzösischen Schauspielkunst ausmacht, doch wol nur
inen sehr geringen Antheil zuschreiben.

Reinhold. Aber für das Theater français iſt dieſe Schule deſto weſentlicher. Und wir haben verhältnißmäßig weit mehr, ſo zu ſagen, Theater français in Deutſchland als die Franzoſen. Wir haben bei uns eine viel reichere Tradition claſſiſcher Stücke zu bewahren als Frankreich, deſſen Repertoir faſt ausſchließlich den Dichtern der Gegenwart angehört. Uns, die wir Schiller, Shakſpeare, Leſſing, Goethe, Iffland, Schröder zu bewahren haben, uns thut die Garantie einer nicht ausſterbenden muſterhaften Darſtellung dieſer Genien weit mehr Noth als den Franzoſen. Iſt nicht ſchon nur für die anſtändige Bewahrung dieſes alten Repertoirs die Theaterſchule mit der Zeit unerläßlich? Kann der junge Mann, der, gezwungen von der Theaterkaſſe, ſeine erſten theatraliſchen Studien in den überſetzten franzöſiſchen Vaudevilles oder in wiener Poſſen macht, die hier allmälig erworbene Fertigkeit als einen vollgültigen Geleitsbrief zu einer claſſiſchen Rolle anſehen?

Freihart. Ich habe über dieſen Punkt meine eigenen Gedanken.

Reinhold. Sprechen Sie ſie aus! Vielleicht befeſtigen ſie mich nur deſto mehr in den meinigen.

Freihart. Mit dem alten Repertoir! Es iſt damit ein eigen Ding. Geben Sie ja Acht! Ich ſpreche gegen mein eigenes Intereſſe, denn wenn ich auf der Bühne gefalle, ſo gefall' ich in den alten Stücken.

deren erſte Zeit ich nicht erlebte, für deren Manier ich aber eine ziemlich entſprechende Natur haben ſoll. Man ſpricht immer von der großen unübertrefflichen alten Schauſpielkunſt, und ich weiß nicht, ich glaube nicht an Wunder. Das Geheimniß liegt anderswo: in der Literatur nämlich ſelbſt! Jede Schauſpielkunſt entſpricht, das iſt mein Satz, dem jedesmaligen Charakter ihrer dramatiſchen Literatur. Sterben die Stücke ab, ſo ſtirbt auch ihre Darſtellungsmanier ab. Es kommt mir eigentlich hohl und todt und gelehrt vor, ewig von claſſiſcher Darſtellung claſſiſcher Stücke zu reden. An die lebenden Dichter ſchließt ſich die Schauſpielkunſt an, nicht an die todten. Unſere jetzige mangelhafte Kunſtſtufe liegt in der mangelhaften Literaturſtufe. Converſationsſtücke in Scribe's Art z. B. gibt man doch hier und da vortrefflich. Gute Situationskomiker gibt es aller Orten, viel beſſere als die alten plumpen Spaßmacher waren, die in der hochbelobten goldenen Zeit der Bühne wirkten. Früher wirkten Schauſpielerinnen von mehr Wahrheit der Leidenſchaft, jetzt haben wir elegantere weibliche Bühnenerſcheinungen, als je zu Schröder's Zeiten gelebt haben können. Laßt das die Tadler unſerer Spielweiſe mit den Dichtern abmachen! Greift Diejenigen an, die uns keinen beſſern Stoff zur Darſtellung geben und bildet Euch nicht ein, daß ein gelehrtes Heraufbeſchwören alter claſſiſcher Erinnerungen gute Schauſpieler erzielen wird! Das Publikum

will nur seiner Zeit leben, es geht vielleicht in Berlin in eine Vorstellung von Shakspeare's König Johann, aber nicht einmal besonders gern in Dresden, und in Leipzig und Hamburg vollends gar nicht. Ja ich gehe noch weiter. Seit einigen Jahren haben wir ein Streben nach Originalproductionen unserer verwaisten Bühne sich annähern sehen und seit einigen Jahren hat sich manches tüchtige schauspielerische Talent bekannt gemacht, und von den neuen Stücken hört man aller Orten, daß sie mit vortrefflicher Rundung in Scene gegangen wären. Es muß demnach nicht mehr so schlimm mit unserer Bühne stehen als vor fünf Jahren, wo wir allerdings noch von den Franzosen zu sehr abhingen. Ich ahne, daß wir mit Hülfe der Dichter uns immer mehr vervollkommnen werden, daß die praktische Bühne unsere beste Theaterschule werden wird und es durchaus überflüssig ist, mit den Träumereien einiger gelehrter Theoretiker in unsere freien Kreise ein fremdes Element zuzulassen, das nur Unfrieden und Verwirrung bringen wird.

Reinhold. Sie müssen doch fühlen, daß es mit Ihrer Sache nicht so ganz sicher steht; denn sonst würden Sie nicht die Dichter zu Hülfe rufen. Diese freilich würden sich für eine Anstalt bedanken, die nur zur Einbalsamirung des classischen Repertoirs bestimmt wäre und statt ihrer den Sophokles tantièmenfähig machte. Nein, wenn diese Dichter ehrlich sind, müssen sie ein-

gestehen, daß man ihre Stücke zwar in einigen Rollen oft recht wacker über Bord zu halten versteht, daß sie aber dennoch selten in den Fall kommen, mit Genuß bei der Totalität des Werkes, wie sie sich in der Darstellung ergibt, auszuharren. Die Theaterschule muß nur nicht das Organ irgend einer ästhetischen Coterie werden. Sie muß nur nicht die Köpfe ihrer Zöglinge mit Verachtung der Gegenwart aufblasen. Verstehen die jungen Leute ein Shakspeare'sches Stück, so werden ihre Talente auch einem neuern Werke zu Gute kommen ....

Freihart. Halt! Freund, Sie sagen: die jungen Leute! Hier ist mein Haupteinwand. Ich will Manches von dem, was Sie mir entgegenhielten, meinetwegen minder hartnäckig bestreiten; aber jetzt treten wir einmal dem Praktischen an dem Vorschlage näher! Junge Leute! Sie haben nun also eine Prima in der Schule, will ich einmal sagen, von zwölf Köpfen. Nun wollen Sie Emilia Galotti aufführen. Wie wird das? Für Emilia und ihre Mutter und die tolle Orsina mag der weibliche Seitenflügel des großen Akademiegebäudes sorgen; was liefert nun aber der männliche? Einen achtzehnjährigen Marinelli? Einen neunzehnjährigen Odoardo? Und wie ist das im Fiesko mit dem alten Papa Dogen? Ist Vater Andreas ein zwanzigjähriger Theaterschüler, der sich für die wirklichen alten Dorias oder nur für einen jungen Gianettino

vorbereitet? Wie ist das mit den Rollenfächern? Spielen die Knaben, wenn sie auch meinetwegen nur den Körner'schen Nachtwächter aufführen, den alten Schwalbe auch zur Vorbereitung auf künftiges Engagement, oder wie ist das?

Reinhold. Diese praktischen Uebungen dürften doch wol nur den kleinsten Theil der Theaterschulbildung ausmachen, und wenn ich einen Plan derselben entwürfe, würd' ich große ganze und vollständige Stücke ausschließen. Die Hauptsache würde immer die theoretische Ausbildung bleiben.

Freihart. Also ganz wie Eduard Devrient in seiner kleinen Schrift über diesen Gegenstand ausgeführt hat! Ein förmliches Theatergymnasium! Oberlehrer, Professoren, Classensystem, halbjährige Zeugnisse, dreijähriger Cursus! Mythologie, Literatur-, Kunstgeschichte, Gypsabgüsse, politische Geschichte, Rhetorik, Poetik, Alles nachgeschrieben, heftweise, daß es eine Freude ist!

Reinhold. Sie mischen da viel nothwendige und viel überflüssige Dinge zusammen. Wenn die Zöglinge angeleitet werden, sich über ästhetische Thatsachen auch klare wissenschaftliche Begriffe zu bilden, wenn man sie in einen Antikensaal führt und ihnen über die Schönheit plastischer Gebilde, über geschmackvolle Stellungen und Haltungen Aufschlüsse gibt, wenn man sie mit den Gesetzen der Metrik, mit den Feinheiten des Sprach-

zen, du haſt die Liebe ſchon als Kunſt, dein Benehmen iſt ein Handgriff der Verführung, und dennoch ſehnt ſich die letzte Abendröthe weichender Unſchuld nach dem Zauber der Natur noch einmal zurück, nach einer wahren und ächten Empfindung, die uns, von unſerm Herzen ausgeſchloſſen, zu gewinnen kaum noch möglich ſchien und ſich in den ſchmelzendſten Tönen offenbaret. So in dieſen Liedern Goethe's. Die Liebe mäßigt ſich, da ſie wohl aus Erfahrung weiß, daß man in ihr nichts überſtürzen und keine Genüſſe zeitigen und zu raſch abſchlürfen ſoll, und trotz dieſes Raffinements wird der Dichter mit recht friſchem Herzen noch einmal wieder naiv und munter, ein Bär, den Lill's Menagerie bis zum Murmelthiere zähmte. War die Natur früher die Anknüpfung einer ungeſtillten Sehnſucht, war ſie früher nur die Vertraute des Liebenden, ſo iſt ſie jetzt lebendig geworden und Leben ſchaffend, ſie öffnet ihre Mannichfaltigkeit einem Auge, das ſich Aehnlichkeiten ihres Glückes ſucht, ihre Situationen ordnen ſich vor dem beruhigten ſinnenden Dichter, fremde Zuſtände locken ſeine behagliche Betrachtung und die poetiſche Form wird eine neue, die Ballade.

Goethe verſtand unter Ballade jede poetiſche Empfindung, für welche der Dichter von anderswoher eine Staffage nimmt. Dies iſt immer eine hiſtoriſche, gleichviel ob er ſie der Geſchichte entlehnt oder ſchlechthin einer äußern Wirklichkeit, die nicht durch ſeine eigenen Mittel und Wege geſchaffen iſt. Dieſe Miſchung von Epos und Lyrik äußert ſich am liebſten dramatiſch, wie auch in den ſchottiſchen Beiſpielen der Ballade der Dialog die Erzählung zu erſetzen pflegt. Indem Goethe dies Verfahren von der Sage auf alles Andere, was nur nicht aus ihm ſelbſt war, übertrug, ſchuf er eine neue

baus und vor allen Dingen mit den überlieferten Regeln einer natürlichen Declamation bekannt macht, ſo erkenn' ich darin die eigentliche erſte Grundlage einer geſchmackvollen Schauſpielerbildung. Dazu würde ſich nach meiner Vorſtellung noch geſellen müſſen Unterricht in der Tanz- und der Fechtkunſt. Können Sie leugnen, daß im Stillen jeder ſtrebende Schauſpieler, von andern red' ich nicht, ſich aus eigenem Antriebe um Vervollkommnung in dieſen Fächern bemüht? Jeder holt gern nach, was er im erſten Anlauf zur Kunſt verſäumte. Und wenn man dies Verſäumniß eingeſteht, ſo iſt damit auch die Berechtigung einer Anſtalt ausgeſprochen, die ſolche ſpätere beſchämenden Geſtändniſſe unnöthig macht.

Freihart. Faſſ' ich alſo demnach, was Sie wollen, zuſammen, ſo iſt es Folgendes: Der Staat errichtet in der Reſidenz eine Theaterakademie, gibt dazu ein zweckmäßiges geräumiges Gebäude her mit großen Sälen und einer hübſch eingerichteten Bühne, ſtiftet aber ganz beſonders einen jährlichen Fond von mindeſtens 10,000 Thalern, von welchem auch die Lehrer zu beſolden wären. Die Lehrer ſind theils geiſtreiche theaterkundige Aeſthetiker, theils gebildete, über ihre Kunſt völlig klar gewordene Schauſpieler: dazu kommt ein Tanz- und ein Fechtmeiſter. Die Eleven melden ſich. Sie müſſen Zeugniſſe bringen, daß ihre Aeltern mit dieſem Schritte einverſtanden ſind. Merken Sie wohl,

Reinhold, die beſten Schauſpieler ſind die geworden, die ihren Aeltern durchgingen! Doch ich will Ihnen den Gefallen thun und auf Ihren Hokuspokus eingehen.

Reinhold. Thun Sie's ja! Die Macht der Wahrheit ſcheint Ihnen mit Gewalt beizukommen. Fahren Sie fort!

Freihart. Alſo die Eleven melden ſich. Die Einen kommen, wie der Schüler im Fauſt, „mit leidlichem Geld und Muth", die Andern ſind arme Teufel. Die Einen bezahlen ein monatliches Lehrgeld von — wie hoch ſchlagen Sie die Weisheit an?

Reinhold. Monatlich drei Thaler.

Freihart. Monatlich einen Dukaten! Wir erzeugen nur Gold, wir nehmen auch nur Gold. Die Andern unterſchreiben einen Revers, daß ſie von ihrer künftigen Gage (wenn ſie je welche bekommen!) ſo lange 5 Procent abgeben müſſen, bis ſie ihr Lehrgeld bezahlt haben. Es ſind junge Männer — auch junge Mädchen?

Reinhold. Natürlich!

Freihart. Aber doch in einem andern Stockwerk? Die Herren mit einem andern Ausgang als die Damen? Und niemals Unterricht zuſammen?

Reinhold. Nur die Tanzſtunde.

Freihart. Nur die Tanzſtunde! Ach, daß ich nicht mehr jung bin! Gut! Die Eleven ſtehen im glücklichſten Alter von der Welt. Niemand wird von

ben Damen unter funfzehn und von den Herren unter ziehzehn Jahren aufgenommen. Man prüft den Körper, seinen Bau, seine Befähigung. Wer buckelig iſt, und wär's auch ein Genie, wie Ignaz Schuſter, wird zurückgewieſen.

Reinhold. Fahren Sie nur in Ihrer Ironie fort! Um einen einzigen buckeligen Schauſpieler, der je gelebt hat, wird man doch nicht gezwungen werden, lauter Krüppel aufzunehmen?

Freihart. Nein! Nein! Nur geſunde Kunſtrekruten, deren Zulaſſung zur Bühne der Staat verantworten kann! Jetzt geht der erſte Unterricht an; aber hier ſtock' ich gleich. Wollen Sie Fächerſyſtem oder Claſſenſyſtem? Soll jede Wiſſenſchaft oder die Anciennität die Claſſe machen? Gibt es Prima, Secunda, Tertia, oder hat jeder Profeſſor ſein Häuflein für ſich, je nach ſeiner Wiſſenſchaft, ohne Unterſchied um den Vorſprung der Aeltern vor den Jüngern?

Reinhold. Eine zweckmäßige Verbindung beider Syſteme wird wol das nützlichſte ſein. Im Allgemeinen muß es eine Stufenfolge geben: eine dritte, zweite, erſte Claſſe bei den Männern und eine zweite und erſte bei der Damen oder Mädchen oder Jungfrauen, wie wir dieſe kleinen Kunſtveſtalinnen nennen wollen. Claſſeneinthälung findet ſtatt beim überwiegend theoretiſchen Unterricht; beim praktiſchen aber das Fachſyſtem; denn im Praktiſchen kann ſelbſt der Vorgeſchrittene immer

dabei lernen, wenn er ſieht, wie der Anfänger ihm nachgeſchult wird, und dieſer lernt ohnehin von dem Aelteren.

Freihart. Sehr, ſehr ſchwer das, lieber Freund. Wird viel Confuſion ſetzen.

Reinhold. Doch nicht! Einmal haben wir es mit vernünftigen Leuten von 17 bis 21, 22 Jahren zu thun. Sodann liegt im Weſen der ganzen Anſtalt eine gewiſſe heitere Freiheit und fröhliche Ungebundenheit. Endlich muß die Gabe des Lehrers von der Art ſein, daß er allſeitig intereſſiren kann, und eine Geſellſchaft, die z. B. aus ehemaligen Studenten ſo gut beſtehen kann wie aus ehemaligen Handwerkern, immer in dem Einen vereinigt, was Allen Noth thut.

Freihart. Wenn aber nun ein ganz ungeſchulter Menſch, z. B. ein geweſener Schornſteinfeger, an die Thür der Theaterſchule pocht?

Reinhold. Hat er Talent, Liebe zur Sache, ſo wird er eingelaſſen. Freilich muß der Director dabei unter der Hand Sorge tragen, daß Jeder, der in Schulwiſſenſchaft zurückgeblieben iſt, ſich privatim ausbildet, und dieſe Bedingung muß von der Direction aufs ſtrengſte beaufſichtigt werden.

Freihart. Und wie liefern Sie nun Ihre Treibhauspflanzen ab?

Reinhold. Das Bedürfniß nach guten Schauſpielern iſt ſo lebhaft, daß die Directionen ſich mit Ver-

gnügen an den Vorſtand der königlichen Theaterſchule, gleichſam wie an eine Pepinière, wenden und von ihm die Vorſchläge entgegennehmen werden, die er ihnen über dieſes oder jenes Talent machen kann. Für das Fach der Liebhaber, Liebhaberinnen, Naturburſchen und vielleicht ſelbſt das Fach komiſcher Chargen wird ſich jede Direction mit Vertrauen an die Theaterſchule wenden dürfen. Liefert ſie auch keine vollendeten Künſtler ab, ſo liefert ſie doch Schauſpieler, in welchen der Stoff dazu vorhanden ſein kann, Schauſpieler, die zwei, drei Jahre ihrer erſten Vorbereitung mit Muße widmen konnten, Schauſpieler, denen eine hohe Verehrung vor ihrem Berufe eingepflanzt iſt und die auf der Bühne wenigſtens ſchon ſtehen und gehen können, was Neumann nicht kann.

---

Freihart war ſchweigſam geworden. Er hatte den faſt überall verbreiteten alten Comödiantengroll gegen Theaterſchulen ausgetobt und ſchien auch dadurch milder geworden, daß Reinhold ſelbſt den Ton über die Leiſtungen einer ſolchen Anſtalt nicht ſo gar voll mehr nahm. Es fiel ihm ſeine eigene Jugend ein. Wie er zitternd die Bretter zum erſten male betrat, wie er in Gefahr war, vor einem Publikum, das kein Herz zu einem unbekannten Menſchen haben konnte, für irgend ein Verſehen in der kleinen Rolle ausgelacht zu wer-

den. Er dachte an die Zeiten zurück, wo er, um nur leben zu können, in den Chor einer Bühne trat, und um ein Haar, wenn ihn der Zufall nicht hervorgezogen hätte, Zeitlebens ein Chorsänger hätte bleiben können. Der Gedanke, was er geworden wäre, wenn er sich zwei, drei Jahre zu seiner Kunst ohne Angst, ohne Risiko hätte vorbereiten können, und wenigstens der Gedanke, wie viele Schmerzen er seiner Jugend erspart hätte, das Alles beschlich ihn mit wehmüthiger Gewalt. Er legte die Waffen des Spottes ab und schritt neben Reinhold, der ohne zu triumphiren im Stillen sich seines Sieges freute, langsam in das friedliche Dorf ein.

In einiger Entfernung vor ihnen her stolzirte Neumann. Sein Gang hatte etwas Schwänzelndes, sich Wiegendes. Sein Frack, seine Pantalons, Alles war von den feinsten Stoffen. Er schwebte wie ein moderner Adonis.

Neumann geht in den goldenen Löwen! sagte Freihart. Dann wollen wir nebenan in die Traube gehen. Das Wirthshaus ist schlechter als der goldene Löwe, aber ich mag den Affen, den Neumann, nicht sehen, noch weniger als Collegen ihn begrüßen.

Reinhold stimmte ein und Beide traten in die Traube. Ein freundlicher, wenig besuchter Garten empfing sie. In der Ferne spielten einige „Stammgäste" Kegel. Die beiden Künstler setzten sich an eine grüne

Wand von wildem Wein bedeckt, ließen sich einige Erfrischungen reichen und verloren sich in gleichgültige Gespräche.

Indem wurden sie auf Stimmen aufmerksam, die von nebenan, vom Garten des goldenen Löwen, herübertönten, sie mußten mit den Sprechern, unter denen sich Neumann befand, dos à dos sitzen.

Neumann unterhält sich, flüsterte Reinhold. Er macht sich populair. Es scheinen Beamte aus der Stadt zu sein.

Wie er die Worte laut! sprach Freihart leise. Wie er jede Sylbe erst gleichsam ansieht, ehe er sie ausgibt! Gar keine Scheidemünze, lauter Doppellouisd'ore!

Ganz wie auf der Bühne, bemerkte Reinhold.

Wer immer verräth, sagte Freihart, daß er sich reden hört, der wird nie ein natürlicher Redner. Wie brächte nun wol die Theaterschule Natur in einen solchen Menschen! Und wenn Sie ihn zwingen, hundertmal guten Tag! zu sagen, er wird immer glauben, er müsse dabei auf Stelzen gehen und die beiden einfachen Worte in etwas höchst Kostbares verwandeln.

Da Neumann über das Wetter, über die Gläser, über das berliner Ballet sehr redselig wurde, niemals aber seinen pathetischen, die Worte wie Goldkörner behandelnden Ton unterließ, so sagte Freihart: Ich halt's nicht aus. Kommen Sie dort hinüber!

Sie wählten einen andern Platz.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als sie Neumann's Stimme nebenan an einem andern Orte ertönen hörten. Er schien den Tisch an dem Gartenzaune verlassen zu haben und in den Hof gegangen zu sein. Plötzlich vernahm man von dorther ein gewaltiges Plätschern wie von einem Eimer Wasser, der rasch ausgegossen wurde und zu gleicher Zeit Neumann's Stimme. Freihart und Reinhold sprangen auf und entdeckten durch eine Ritze des Zauns, was vorgefallen war. Neumann war auf das Unvorsichtigste von einer erschrockenen Magd ganz zufällig mit einem Eimer Wasser übergossen worden. Seine Toilette war in einem zerstörten Zustande. Die Gäste lachten, die unglückliche Magd, die blindlings aus der Küche ihr Gefäß geleert hatte, ließ sich sogleich in Todesangst nicht mehr sehen, aber Neumann erhob, mit vollem Rechte, seine Stimme und entlud, sich reinigend, einen solchen Andrang von Zorn gegen eine derlei Unschicklichkeit, daß der herbeieilende Wirth vom goldenen Löwen nicht Worte genug finden konnte, ihn zu besänftigen. Neumann wollte aber kein Gehör geben. Er zog seinen Geldbeutel, warf seine Zeche auf einen Tisch, verwünschte die Unanständigkeit dieses Wirthshauses und wandte sich, dem goldenen Löwen zum Aerger und zum Tort, der Thüre der Traube zu. Als ihm hier theilnehmend seine beiden Collegen entgegentraten, begann er ihnen den Vorfall zu erzählen und hatte dabei ohne

Zweifel den Nebenzweck, ſich dem Wirthe nebenan hörbar zu machen. Er war endlich beruhigt. Man bot ihm an, Platz zu nehmen, als aber in der Ferne eine Glocke ertönte, ſagte er: Der Omnibus fährt in die Stadt zurück. Der Chauſſeeſtaub wird meine naſſen Kleider verderben, in denen ich morgen den jungen Wildenberg ſpielen ſoll. Leben Sie wohl! Damit eilte er unter dem aufrichtigen Bedauern ſeiner Collegen in den Omnibus.

Dieſe hatten kaum ihr Lächeln unterdrücken können, Freihart ohnehin ſagte: Reinhold, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen! Und als der Omnibus fortrollte, bezahlten ſie ihre Zeche und ſchlugen, auf das heiterſte angeregt, den Rückweg ein. Als ſie das Dorf verlaſſen hatten, ſtand Freihart plötzlich ſtill und ſagte ..... doch ſetzen wir lieber wörtlich ihre fernere Unterhaltung her.

---

Freihart. Jetzt, Reinhold! Das Geheimniß der Theaterſchule hab' ich nun entdeckt.

Reinhold. Jetzt erſt? Und dies wäre?

Freihart. Himmel, haben Sie denn nicht bemerkt, was der Neumann plötzlich durch den Waſſerguß ein anderer Menſch geworden war? War denn das noch unſer koſtbarthuender Stelzengänger? Das war ja plötzlich ein Menſch geworden, wie wir Andern

Alle. Erst nebenan der Zornausbruch gegen die Magd wie natürlich! Darauf die Vorwürfe an den Wirth! Besonders aber, als er in die Traube kam, diese ungeschminkte Erzählung des vorgefallenen Factums. Der Eindruck sprach unmittelbar aus ihm heraus und nebenbei hatte er die Absicht, daß der Wirth drüben ihn hören und sich entsetzen sollte. Wenn er den schwedischen Hauptmann im Wallenstein, der den Tod des Max erzählt, so vorträgt wie die Geschichte seines wasserbegossenen eleganten Fracks, so macht er Sensation. Und nun glaub' ich, liebster Reinhold, das Specificum zu haben, welches man in die Theaterschule einführen müßte.

Reinhold. Sie meinen doch nicht, daß man die Eleven, um ihnen Natur beizubringen, erst douchen sollte?

Freihart. Ja! Noch mehr! Wer nicht lernen will, mit Natur und ohne Affectation Hülfe! zu rufen, den muß der Professor Rötscher nehmen und ohne weiteres in die Spree werfen. Da wird er's schon lernen!

Reinhold. Uebersetzen Sie mir Ihre Scherze in Ernst! Ich fühle in der That, daß Neumann durch ein kräftiges Erlebniß wirklich ein natürliches Wesen geworden war. Könnte man daraus keine Schlüsse auf die Kunstbildung ziehen?

Freihart. Die reichsten! Die interessantesten!

Gattung der Poeſie, die von Vielen ſpäter mannichfach und gut kultivirt, die deutſche Verskunſt in leidlichem Schwunge erhalten hat, ſelbſt als das Genie eine Seltenheit wurde.

In dieſer Weiſe wand z. B. Wilhelm Müller recht anmuthige Kränze, wo ſich dieſelben Situationen der Zärtlichkeit, Eiferſucht und Verſöhnung immer mit verſchiedenen Subjekten, heute mit einer Müllerin, morgen mit einem Muſikanten, wiederholten. Auch iſt die ſchwäbiſche Schule mehr ein Produkt der Goetheſchen Ballade, als des Goetheſchen Liedes, nicht blos in den hiſtoriſchen Sagen, wo es in die Augen fällt, ſondern ſelbſt in der Originalität der Uhlandiſchen Muſe. Uhland hat die Baukunſt von Goethe's Ballade gelernt. Es ſind fremden Herzen unterlegte Empfindungen, die er beſingt; es ſind Thatſachen des Gefühls, um welche er mit Leichtigkeit einen hiſtoriſchen Rahmen legt. Das Zuſammenfallen der urſprünglichen Idee mit dieſem hiſtoriſchen Vehikel gibt allen Liedern Uhland's jenen epigrammatiſchen Schluß, der leider in neuerer Zeit in den Begriffen über das lyriſche Gedicht mancherlei Verwüſtung angerichtet und an die Stelle der Empfindung den Witz geſetzt hat. In Goethe's Ballade, nämlich dem Genre, das er auf ſeine eigene Rechnung ſo nannte, herrſcht eine eigenthümliche Zweiheit, welche immer der Ausdruck der Reflexion iſt. Uhland ſteigerte dies bis zum höchſten Grade und erreichte damit oft eine ungemeine ergreifende Wirkung. Wer kann das Schloß am Meere und Aehnliches leſen, ohne zu geſtehen, daß nach den einfachen Worten des Sängers erſt das Gedicht beginnt? Man iſt überraſcht von dieſer kunſtvollen Einfachheit der eben gehörten Fragen und Antworten, ſo daß ſich erſt am Schluſſe

Warum wurde Neumann plötzlich ſo natürlich? Weil ihm ein Factum naßkalt über den Rücken lief. Wenn Sie in Ihrer Theaterſchule den unlebendigen Buchſtaben walten laſſen, iſt die ganze Anſtalt auf Sand gebaut.

Reinhold. Sie meinen, man ſoll in den Zöglingen das Individuelle, das Gefühl des Wirklichen, das Menſchliche und Unmittelbare wecken?

Freihart. Mehr noch und weniger. Hören Sie!

Reinhold. Es konnte mir ja keine größere Genugthuung werden, als Sie ſelbſt nun Hand anlegen zu ſehen, die Theaterſchule richtig zu organiſiren. Ich bin ganz Ohr.

Freihart. Freund, wenn Sie mir die Garantie geben, daß in der Theaterſchule der im Menſchen ſchlummernde Mime, im Eleven das ſchauſpieleriſche Individuum geweckt wird, dann bin ich mit Leib und Seele für Theaterſchule. Der erſte Grundſatz muß der ſein, durch die Theaterſchule gleichſam auf die Anfänge der Schauſpielkunſt zurückzugehen. Woraus iſt die moderne Dramatik, die dichtende und die darſtellende, hervorgegangen? Aus der Improviſation. Alle Uebungen, die in der Theaterſchule gemacht werden, müſſen möglichſt frei, möglichſt augenblicklich ſein. Es ſoll auswendig gelernt werden, ja! Die Kunſt des Gedächtniſſes ſoll geſtärkt werden, ja! Aber nimmermehr wird man den Eleven Natur beibringen, wenn man ſie nur ſolche Dinge ſprechen läßt, die ſie

vorher auswendig gelernt haben. Was ist die große Kunst des Mimen? Herauszutreten, sich an die Lampen zu stellen und zu sagen: Ich! Ob das nun Hamlet oder Richard III. oder Commissionsrath Frosch ist, er muß sagen: Ich! Da bin ich! Seine Rolle muß er mechanisch wissen, aber spielen muß er sie, als wenn er sie eben selbst erst erfände, eben selbst erst erlebte. Die ganze Weihe des Augenblicks muß auf ihm ruhen. Wenn Sie mir zusichern können, daß in der Theaterschule dies schauspielerische Handwerkszeug gelehrt wird, bin ich für Theaterschule.

Reinhold. Schauspielerisches Handwerkszeug? Was verstehen Sie darunter?

Freihart. Unsern Kalk, unsern Mörtel, unsern Hammer, unsere Kelle, unser Lachen, unser Weinen, unsere Leidenschaften, erhaben sein, rührend sein, gebrochen reden, stottern, betrunken sein, Pedant sein, edel und groß sein, kurz das Arsenal aller der Waffen, mit denen wir die Herzen der Menschheit erobern. Das, guter Freund, lernen wir nicht durch Aesthetik, nicht durch Declamationsübungen, nicht durch Gypsabgüsse, nicht durch Commentare und Redensarten über Shakspeare und Calderon, sondern nur durch eine stufenweise Erziehung des Schauspielers in uns, von der Macht des nicht auswendig gelernten Wortes und dem Begreifen der Situationen an, gerade wie Neumann natürlich wurde, als man ihn mit Wasser begoß.

Ton für das Ganze zu finden, und da sie sich die Worte (natürlich sehr einfache!) selbst denken müssen, so kommen sie alle natürlich heraus. Jetzt zieh' ich aus der Tasche ein Paquet Rollen! Dieselbe Geschichte ist ja ein altes Lustspiel, das sie Alle nicht kannten, von Stephanie, von Bretzner, von Holberg, von Regnard, von Farquhar, von Kotzebue selbst, der zu viel geschrieben hat, als daß man jedes Stückchen von ihm sogleich kennen sollte, und nun haben die Eleven vortreffliche schöne Worte zu dem Charakter jener Rolle, die sie schon inne hatten, schon begriffen, schon darstellten. Reinhold, weckte das nicht die schlummernden mimischen Talente?

Reinhold. Ich fürchte, Freihart, das läuft auf Fratzenschneiderei hinaus. Komikern freilich könnt' es vielleicht anschlagen.

Freihart. Keine Fratzen, lieber Freund! Keine Komiker nur! Auch die Tragödie soll Vortheile davon ziehen. Gesetzt, ich gebe Schiller's Kraniche des Ibykus einem jungen Manne zur Declamation. Was würd' ich nach dieser Methode thun? Ich erzähl' ihm das Gedicht in schlichter Prosa, einfach dem Sujet nach. Nun muß er einem Andern denselben Stoff ebenso natürlich, ebenso mittheilsam wiedererzählen. Erst nachdem er dies gelernt hat mit Wahrheit und Ueberredung zu thun, würd' ich ihm sagen: In drei Tagen wollen Sie uns nun Schiller's Ballade über diesen

Gegenstand wörtlich vortragen. Glauben Sie, daß er's
athetisch, mit leerer Schuldeclamation thun wird?

Reinhold. Nein, ich kann mir wohl denken, daß
as sichere Erfassen der Quintessenz des Gedichtes ihn
ehr an die wirkliche Handlung als an die prächtigen
Worte fesselt.

Freihart. Denken Sie sich z. B. folgende Uebung!
Meine Eleven sitzen vor mir. Ich schicke davon Einen
echts in ein Nebenzimmer, Einen links, gebe Jedem
gend eine interessante Lecture mit, eine Novelle, eine
Anekdote, ein kleines Stück, eine dramatische Scene.
ch setze meinen Unterricht fort. Nach einer halben
Stunde lass' ich den Einen eintreten, auf ein Podium
eten, und fordere ihn auf, uns das Gelesene zu er-
ählen. Wer sich kindisch dabei gebehrdete, lachte oder
ghaft sich benähme und den Mund nicht aufthun
nnte, dem erklärt' ich von vornherein, daß ich ihn
der Anstalt nicht brauchen könnte. Ein Schauspieler
uß sich mittheilen können. Das ist seine Kunst, sein
eruf. Er darf stottern, schwanken, das wird sich mit
r Zeit legen. Aber Phantasie, Auffassung muß da
in, oder man zahlt ihm das Lehrgeld aus, fort mit
m! Augenblicklich! Wen ein zu großes Auditorium
n Mitschülern noch beängstigt, den nehm' ich allein
r, sag' ihm, les' ihm eine Meldung, eine Erklä-
ng, eine Tirade vor: er muß hereinkommen und
eselben Worte aus dem Stegreif mir nachsprechen.

Auf die natürlichste Art wird sich dadurch nicht nur der Vortrag, sondern auch Spiel und belebende Gesticulation ergeben.

Reinhold. Sie fangen an mich für diese Idee zu gewinnen, aber bedenken Sie, was zu diesen Improvisationsübungen und Stegreifcomödien für geistreiche Lehrer gehören.

Freihart. Sie werden sich finden. Ewig Schade, daß z. B. ein Seydelmann gestorben ist. Sie wissen, ich bin sonst nicht Seydelmann's —

Reinhold. Bitte, bitte, wenn Sie mir nicht wehthun wollen, lassen Sie dies Thema über Seydelmann fallen!

Freihart. Gut, aber das räum' ich ein: für eine Theaterakademie wäre Der ein Garrick gewesen.

Reinhold. Es scheint nun also doch, daß das Ergebniß unserer heutigen Lustwanderung ein sehr erfreuliches gewesen ist. Konnte meiner Ueberredung auch nicht Das glücken, was dem Wassersturz gelang, Sie sind für Theaterschule.

Freihart. Unter der Bedingung, daß man es einmal auf fünf Jahre damit versucht, daß man die Leitung des Unterrichts in die Hände guter Schauspieler und solcher Dichter und Aesthetiker gibt, die wie z. B. Tieck so zu sagen latente, nicht zum Durchbruch gekommene Schauspieler sind, und endlich unter der Bedingung, daß man in den praktischen Unterricht

vorzugsweise nur das Princip der Improvisation, das Princip des Extempore aufnimmt.

Reinhold. Es ist ehrenvoll, wenn Aeltere im Stande sind, ihre Vorurtheile zu bekämpfen. Geben Sie mir die Hand, Freihart! Dieser Abend ist, wie lange keiner, für mich lehrreich gewesen.

---

Seitdem sind die beiden Freunde in ihren Ansichten verbundener als je, und harren nun täglich mit Spannung der Dinge, welche von Berlin aus versprochen worden sind.

Neumann aber hat seit jenem Vorfall im Garten des Goldenen Löwen angefangen, mitunter in Frackrollen etwas natürlicher zu spielen. Wahrscheinlich kam dies daher, weil er fühlte, daß er sich auf die blendende Wirkung seiner verdorbenen Garderobe allein nicht mehr verlassen konnte und er zu wenig Geld hatte, sich sogleich eine neue zu kaufen.

---

# III.

## Ueber die bühnengerechte Darstellung

von

# Shakspeare's Romeo und Julie.

---

An H. Th. Rötscher in Berlin.

derſelben vor unſern Augen die ganze Anſchauung der poetiſchen Situation zuſammenſetzt und ſich ein Ton aus unſerm Innern heraufwühlt, der die tiefſten Saiten unſeres Gemüths zu wunderbaren Melodieen weckt. Es iſt dies einzig die frappante Wirkung des Epigrammatiſchen. Dieſe Form zwingt uns Vorder- und Nachſatz noch einmal zu wiederholen und für uns ſelbſt den Urſachen eines Gedichtes nachzuſpüren, von deſſen Wirkung wir elektriſch längſt getroffen ſind.

Goethe's ſpäteſte lyriſche Erzeugniſſe ſind trunkene Orientslieder, mit welchen Anakreon ſich die greiſe Stirn umwindet. Sie bahnten den Uebergang zur weisheitsvollen Gnome, zahmen Xenie, zum ernſten oder ſcherzenden Spruchgedicht. Wenn beim Mahle das Barbiton unter den Gäſten kreiſte, ſo blieb Goethe der griechiſchen Sitte immer eingedenk und ſang friſch und munter ſein Skolion herunter. Er lehrte dann die lachende Weisheit der epikuriſchen Gärten, Weisheit des Lebens, heiterſte Reſignation und jenen Muth, nach der Lehre des Horaz, noch im höchſten Alter von jedem Tag die reifende Frucht zu brechen. Und ſo hat dieſes Gedicht der Goetheſchen Muſe einen inneren Bezug und läßt ſich einer allgemeinen Weltanſicht einreihen. Nichts ſteht abſeiten und würde nicht mit dem ganzen ausgedehnten Mantel des Sängers zu decken ſein. Aber äußere Maßſtäbe reichen ſchwerlich dabei aus, ſie ließen das Meiſte unverſtanden und würden oft mit unbehaglichen Reſultaten enden. Es iſt mit dieſen Gedichten, wie Goethe ſelbſt ſagt, wie mit den gemalten Fenſterſcheiben einer Kirche. Draußen ſehen ſie ſchwarz und gefleckt aus, von innen aber leuchten ſie mit wunderbarer Pracht und das vom falſchen Standpunkte Unverſtändliche löſt ſich vom rechten in Sagen und Geſchichten, in feſte

Sie haben, Verehrter, mit ſo viel Begeiſterung Ihr Leben der Kunſt dramatiſcher Darſtellung gewidmet, daß Ihnen für die wiſſenſchaftliche Begründung des Gegenſtandes, den Sie mit ſo großer Liebe umfaſſen, jede noch ſo kleine Anregung willkommen iſt. Erlauben Sie, daß ich einen kurzen ſceniſchen Commentar zur großen Shakſpeare'ſchen Liebestragödie vorzugsweiſe Ihnen vorlege; denn Sie ſind von allen den Theoretikern, welche ſich in neuerer Zeit mit der Geſchichte der dramatiſchen Literatur beſchäftigt haben, Derjenige, der an den großen Muſterwerken das lebhafteſte Intereſſe auch ihrer künſtleriſchen Reproduction nimmt, Derjenige, dem ſich die Bedingungen der modernen Bühne bei dieſer Verlebendigung aus täglichem Verkehr mit Dem, was die Darſteller jetzt geben und das Publicum faſſen kann, am nachdrücklichſten aufgedrungen haben. Noch kürzlich (Abhandlungen zur Philoſophie der Kunſt, Th. 5, S. 154) klagten Sie bei Gelegenheit einer Vorſtellung dieſer duftigſten Blüte im Kranze der Shakſpeare'ſchen Dichtungen: „Leider wird

dies Werk noch immer nach der Goethe'schen Bearbeitung gegeben, einer Bearbeitung, die sowol Goethe's als Shakspeare's durchaus unwürdig ist. Man muß endlich den Muth haben, diese Bearbeitung gänzlich bei Seite zu legen und stillschweigend eingestehen, daß man sich bei ihrer Benutzung in einem völligen Irrthume befunden hat." Was könnte mich mehr als diese Bemerkung veranlassen, Ihnen die auf der dresdner Bühne kürzlich in einer von der üblichen Weise abweichenden Form vorgeführte Darstellung von Romeo und Julie zu erörtern?

Die sonderbare Kühle, die unsern großen Dichtern Goethe und Schiller eigen ist, wenn sie von Shakspeare's Bedeutung für die Bühne sprechen, eine Kühle, die den Enthusiasmus für den Genius des Briten im Allgemeinen nicht ausschließt, mag theilweise aus ihrer erst allmälig von französischer Regelmäßigkeit sich befreienden, anerzogenen und angebildeten Geschmacksrichtung, theilweise aus dem, dem Dramatiker eigenen praktischen Gesichtspunkte entspringen. Goethe erklärte, nachdem er in Wilhelm Meister seinen ersten Enthusiasmus ausgesprochen, später geradezu, daß sich Shakspeare's Dramen weniger für die Darstellung als für ein „recitirendes Vorlesen" eigneten. Ein Glück, daß es Goethe war, der dieses dem enthusiastischen Laien-Standpunkt gewiß unverantwortlich klingende Urtheil zu fällen gewagt hat. Dem praktischen Dramatiker aber

iſt es wirklich unmöglich, über alles Das leicht hinwegzukommen, woran der wohlmeinende Bewunderer keinen Anſtoß nimmt. Für Immermann z. B. war Shakſpeare ohne Zweifel ein völlig Anderer als für Franz Horn. Immermann mußte ſich, eben weil er ſelbſt Poet war, dem allerdings unendlich größern Geiſte des Briten verwandter fühlen, als der nur aus ſchöpferiſcher Impotenz emporbewundernde und aufſtaunende Franz Horn; und aus dem Gefühl dieſer, wenn auch nur entfernten, doch im Blut empfundenen Verwandtſchaft mußte für Immermann die ſceniſche Behandlung Shakſpeare's ſicher eine völlig andere, dreiſtere, ſelbſtändigere werden, als für den kindlich gläubigen und ohnmächtig ergebenen Franz Horn.

Abweichend von einem nur äſthetiſirenden Commentator, wie z. B. Ulrici, Viſcher u. ſ. w., würde der praktiſche Dramaturg von Romeo und Julie Folgendes ſagen: Ich überlaſſe Andern die bewundernde Umſchreibung dieſes einzigen Gedichtes. Ich will nicht unterſuchen, wie viel Antheil an dem ſchon zu Shakſpeare's Zeiten mächtig geweſenen Erfolge ein Stoff, ein Thema hat, das der Stoff und das Thema unſers ganzen Lebens iſt. Es iſt die Liebe! Wer fand in fremdem Liebesleid nicht ſein eigenes wieder! Wen hat Liebe nicht entwaffnet, wen Liebe nicht wie ein Strahl berührt, der Alles in ihm und um ihn vergoldete! Weil in Romeo und Julie für das Bedeutendſte in unſerm

Leben die bedeutendsten Worte gefunden sind, weil die schönste und wirksamste Ansprache, die ein Dichter nur an unsere Herzen richten kann, in diesem Gedichte zu uns mit einem Zauber von Ueberredung spricht, so ist die Haltung des Dramas für sich selbst nachsichtiger beurtheilt worden. Den großen gigantischen Schöpfungen Lear, Macbeth, Othello, Julius Cäsar, Coriolan, steht es in der Construction und eben deshalb auch in der dramatischen Wirkung nach.

Dieser dramatischen Wirkung nachzuhelfen, muß beim Sceniren die erste Sorge sein. Das Wesentliche war zu sondern vom Unerheblichen. Vor allen Dingen war ein dramatischer, keilförmig angehender Gang der Handlung zu erzielen. Wenn z. B. in der üblichen Bearbeitung die Balconscene, dies Kleinod aller lyrisch-dramatischen Poesie, schon in den ersten Act verlegt wurde, etwas Schwebendes, Retardirendes in die erste Vorbereitung der Spannung und Erwartung, so ging darunter schon ein großer Theil der Energie der Handlung verloren. Die Balconscene gehört in den zweiten Act. Ein noch viel größeres Hinderniß einer sich keilförmig Bahn brechenden Handlung und ihres Interesses ist die allzuhäufige Verwandlung der Scene. Hier muß das scenische Arrangement unbedingt zu Hülfe kommen und jedes Mittel gebrauchen, um Vereinfachungen zu erzielen. Ich würde mich, um das Geklapper ewiger Decorationsveränderung, das Nachlassen

der einmal angeregten Spannung zu hintertreiben, nie beſinnen, einer ganzen Shakſpeare'ſchen Scene, wenn nur das Hauptmotiv nicht verletzt wird, eine veränderte Situation zu geben. Es iſt erſtaunlich, wie wenig noch für Shakſpeare vom Standpunkte des Dramatikers geſchehen iſt. Wer ſelbſt für die Bühne erfindet, wer das Bedürfniß des Zuſchauers kennt, wer dies unnennbare Etwas, das während einer Theatervorſtellung wie ein Kobold einen großen Zuſchauerkreis mit einem Zauberſtabe regiert, nur einmal empfunden hat, den muß es Wunder nehmen, was von dieſem Betracht aus noch Alles für Shakſpeare geſchehen kann. Der große Brite ſchrieb für eine anders geſtaltete Bühne. Er ſchrieb für ein Theater mit gleichſam drei freien Plätzen, wo das Auge bald hier, bald dort beſchäftigt wurde; für ein Theater, wo Seitenſcenen die Vorbereitungen von Mittelgrundſcenen wurden; für ein Theater, welches eine ganz eigenthümliche Trichotomie oder Dreitheilung des Intereſſes und der Situationen, und am Schluß eine Zuſammenziehung derſelben in eine Mittelgrundsgruppe bedingte. Wir haben über dieſe Dinge antiquariſch von Tieck und Andern ſehr viel Belehrendes erfahren, aber eine äſthetiſche Analyſe der Shakſpeare'ſchen Dramen nach dieſer trichotomiſchen Symmetrie, nach dieſem Schönheitsgeſetz der Dreitheilung und der durch ſie bedingten Anlage der Situationen, fehlt uns noch gänzlich. Wir

haben keine solche Bühne mehr, und doch wollte man verlangen, daß wer Shakspeare's Scenen in ihrer natürlichen Reihenfolge wiedergibt, da, wo Shakspeare den Schauplatz verändert, ihn immer auch verändert? Unmöglich! Man hat auch längst in dieser Rücksicht Vereinfachungen vorgenommen, aber ich behaupte, es sind deren noch lange nicht genug vorgenommen. Wenn man sich die Freiheit nehmen darf, da einen Vers wegzulassen, hier einen Vers anders zu placiren, dort einen Vers als vermittelnden Kitt aus eigener Machtvollkommenheit im Vertrauen auf den vergebenden Genius des Dichters beizufügen, so kann man eine Concinnität der Handlung hervorbringen, die Shakspeare selbst, wenn er für unsere Bühnenform gedichtet hätte, sich nicht würde haben entgehen lassen.

Es ist nun natürlich hier gleich eine Verwahrung beizufügen. Ich verabscheue jedes freventliche Mishandeln des Textes zu willkürlichen und außer dem Interesse des Gedichtes liegenden Zwecken. Abscheulich sind Zusätze, die dem virtuosenhaften Ehrgeize eines Darstellers zu Liebe gemacht werden: Auftrittsphrasen, Tiraden, Abgänge und ähnliche Eselsbrücken der Eitelkeit. Ich beantrage nur solche Aenderungen, die dem Gedicht als solchem dienen und dazu beitragen, es dem modernen Volksbedürfniß, nicht dem Bedürfniß einiger wenigen Gebildeten, zugänglich und genießbar zu machen. Allerdings gehört dahin auch, daß die Worte

und Situationen dem Darstellungsvermögen entgegenkommen, und besonders bei Shakspeare, daß der Humor dem Ernst nicht zu unmittelbar auf die Ferſen tritt. Die Actschlüsse sind der Willkür völlig freigegeben; man soll sie dahin werfen, wo es das fortschreitende Interesse des Gedichtes bedingt. Ist es möglich, dies Interesse mit dem des Darstellers, mit dem vollern Austönen seiner Virtuosität zu verbinden, so geschieht dem Dichter vom heutigen Standpunkt nur sein eigenstes Recht; denn Shakspeare, für die moderne Bühne dichtend, hätte sich ohne Zweifel den Werth und die Bedeutung eines ergreifenden Actschlusses nicht entgehen lassen. Fühl' ich, daß bei Shakspeare ein Actschluß da oder dorthin zu legen ist, so gesteh' ich, daß mich das vielleicht noch herumwuchernde Gezweig und kleine Gebüsch nicht hindert, wenn es stört, es wegzuschneiden, nur damit dem Hauptinteresse seine volle Bahn gelichtet wird. Im Coriolan z. B. muß der dritte Act mit des Helden Wanderung aus Rom schließen; abgeschwächt aber würde die Wirkung dieses Actes und die Wirkung des Abschiedes von der Mutter, wenn Volumnia sich mit dem Sohne entfernte, die Scene verwandelt würde, und sie dann erst auf der Straße den Tribunen begegnete und sich mit ihnen in ein Wortgefecht einließe. Hier glaub' ich alle Rechte der Poesie und der dramatischen Wirkung für mich zu haben, wenn ich Coriolan aus dem Thore scheiden lasse,

im selben Augenblick die Tribunen einführe und der Mutter, die im zornigen Schmerze auflodert, alle die Worte in einer strömenden Rede zu sprechen gebe, die sie im Text, unterbrochen von den Einwänden der Tribunen, spricht. Dann schließt dieser Act nach den Anforderungen unsers Theaters mit einer Wirkung vom kräftigsten Nachdruck, ohne eigentliche Verletzung des Dichters.

Kehren wir auf Romeo und Julie zurück. Wie matt ist z. B. in der gewöhnlichen Bearbeitung die Scene eingeführt, die bei Schlegel die fünfte des dritten Actes! Romeo scheidet h süßdurchwachter Nacht mit erstem Morgengrauen von dem geliebten Weibe. Man machte damit früher den Anfang eines neuen Actes.

Unendlich drastischer aber ist diese Situation in dem unten zu charakterisirenden Scenarium angelegt, das ich ganz auf Vereinfachung der Scenerie und Concentrirung des Antheils an der Handlung begründet habe.

Die Personen sind beibehalten, bis auf die Lady Montague, die in den Straßentumulten eine unbequeme Figur ist. Der feige, seinem Namen widersprechende Diener Simson liefert seine Worte an den schwerlich beißblütigern Peter aus, und ist mit diesem in eine Figur zusammengezogen.

Wir beginnen mit dem Hader der Bedienten. Der

launige, derbe Gregorio reizt Peter'n zur Tapferkeit. Abraham und Balthaſar ziehen von Leder. Benvolio mitt dazwiſchen. Nicht allein, denn es iſt unnatürlich, die Menſchen, die eine Maſſe geben ſollen, ſo plötzlich mit einem Ruck auf die Bühne zu ſchicken. Benvolio hat gleich drei Gefährten und Tybalt deren ebenſo viel bei ſich. So haben wir ſchon einen Parteikampf, keine bloße Straßenrauferei. Die Zwölf bilden eine zum Kampf ausgelegte Gaſſe, die von hinzuſtrömenden, mit Partiſanen bewaffneten Bürgern auseinandergetrieben wird, während dieſe rufen, daß ſie weder von den Montagues, noch von den Capulets etwas wiſſen wollen, deren Hauptrepräſentanten, der alte Capulet und der alte Montague, ſich kampfluſtig dem Streite zugeſellen. Ein Trommelwirbel kündigt das Erſcheinen des Prinzen an, dem eine Leibwacht vorſchreitet und die Kämpfenden auseinandertreibt. Nächſtdem geht die Handlung nach dem Buche fort, und nur dies ſei bemerkt, daß bei der Schilderung von Romeo's Liebesleid der Name Roſalinden's zeitig ausgeſprochen wird, damit dieſe erſte, mit dem Schmerz ſpielende, mehr künſtliche als wahre Melancholie des jungen Schwärmers auf Etwas bezogen wird, was den harmloſen und ganz unterrichteten Zuſchauer (das maßgebende Publicum, ſagte F. L. Schmidt in Hamburg, ſitzt oben auf der Galerie) nicht ſchon verführt, an die Exiſtenz einer Julie zu denken. Die zweite Scene zwiſchen Capulet,

Paris, Peter, Romeo und Benvolio wird auf derselben Stelle gespielt, ohne Verwandelung.

Für die folgenden Scenen aber erwies sich, um compendiarisch zu verfahren, als ersprießlich, daß wir im Hause Capulet's in einen Saal eingeführt werden, der rechts und links Thüren zeigt, neben diesen noch offene Ausgänge hat und im Hintergrunde verdeckte Oeffnungen, die zu den für den Ball bestimmten Räumlichkeiten führen. Auf diesem concentrirten Terrain spielen Julie, ihre Mutter und die Amme, alle im Ballstaate, ihre erste Scene. Musik ertönt von hinten und mit der Erklärung Julien's, sie wolle nun den Wünschen ihrer Aeltern gehorchen, begeben sich alle Drei an die Vorhänge, hinter welchen sie verschwinden. Bediente kommen von rechts und empfangen die links vom Zuschauer auftretenden Gäste, die gleichsam hinter jenen Vorhängen abgehen. Rasch schließt sich an diese die lustige Cavalcade Mercutios an. Noch ertönt eine Weile die Musik, bis sie zu Mercutio's Erzählung von der Frau Mab schweigt und Alle bei erneutem Beginnen der Musik gleichfalls hinter den Vorhängen verschwinden. Peter öffnet ihnen diese Vorhänge und läßt den vordern Saal zum Ausruhen der schon längst im Tanz begriffenen Gäste von den Dienern herrichten, bis jene, angeführt von der Gräfin und Paris, Julie und Tybalt, selbst erscheinen und der alte Capulet seine komischen Honneurs macht. Den weitern Verlauf ergibt der Text.

Geſtalten, Ebenmaß, Schatten und Licht auf, daß unſere Augen wie durch Zauber geblendet ſind.

Es iſt nicht die Abſicht dieſer Unterhaltungen, nach vielen trefflichen Vorgängern uns mit einer Charakteriſtik der einzelnen Dichtungen Goethe's zu beſchäftigen. Wir ſuchen nur, zu einem Zwecke, der ſich auf die Länge noch deutlicher herausſtellen ſoll, das Individuelle an ihm zu charakteriſiren und nachzuweiſen, wie bei ihm Kunſt und Natur ſich ſchöpferiſch vermählten. So macht es denn auch unſer Standpunkt der Literaturgeſchichte und Poetik nothwendig, hier noch einige Erörterungen über das Schöne beizubringen, wie es ſich Goethen anbot, wie er es ſuchte, und zuletzt, wonach er es beurtheilte.

Was zündet den Dichter? Man wird ſchnell zur Hand ſein und ſagen: das Ideal. Man glaubt nämlich, daß der reinſte und korrekteſte Ausdruck der Schönheit auch die Schönheit ſelber wäre und daß das poetiſche Genie immer auf der Stufe ſtehen müſſe, auf welcher Raphael ſtand.

Aber die Aeſthetik hat noch keinen Dichter gemacht. Das allgemein Idealiſche, das Korrekte und Klaſſiſche iſt als Formel die ſchlechteſte Befruchtung der Phantaſie. Man kann durch einen Heuſchober zu einem beſſern Gedichte veranlaßt werden, als durch einen Marmorpalaſt. Daraus folgt, daß ſich das dichteriſche ſchaffende Genie ebenſo um die Niederländer, wie um die Italiäner bekümmern muß.

Goethe's poetiſche Erziehung beſtätigt dieſe Meinung in allen Punkten. Er läuft durch die Dresdener Gallerie, Raphael und Correggio verſteht er nicht, aber Rembrandt, Rubens und ſogar originelle Mittelmäßigkeiten ziehen ihn lebhaft an. Goethe ging durch den Mannheimer Antikenſaal, mehr befürchtend und ſtaunend, als durch die zahlloſen Schönheiten an-

Unsere Phantasie ist durch das französische Situationslustspiel so an die Einheit der Scene gewöhnt, daß wir in diesem concentrirten Zusammenziehen der Situationen nichts Bedenkliches mehr finden. Das ganze Glas Wasser von Scribe spielt in einem Vorzimmer. Welche Nothwendigkeit liegt darin, daß Romeo mit seinen zum Ball gehenden Begleitern auf der Straße sichtbar wird? Die Fackeln, die sie tragen sollen, sind unwesentlich und leicht entfernt. Sie kommen maskirt und können in dem Vorsaale sich unerkannt von dem Wagniß dieses Besuches und der Frau Mab unterhalten. Durch die vermiedene Decorationsveränderung folgt die Aufmerksamkeit dem Gange der Handlung unverwandt, und der große Genius des Dichters tritt uns vertraulicher nah.

Es würde zu weit führen, wollt' ich die ganze Scenenfolge der übrigen Acte hier wiedergeben. Ich bemerke nur, daß ich die Actschlüsse immer nur auf das Verhältniß zwischen den beiden Liebenden, nicht auf den politischen Parteihader fallen lasse und auch die schwierige Entleerung der Bühne, Act III, Scene 1, nachdem der Fürst den Bann gesprochen und Tybalt's Leiche fortgetragen wird, im Verlauf des Actes eintreten lasse, wobei es freilich langsam und mit einer gewissen feierlichen, das trübe Geschick des Gestraften bezeichnenden Würde hergehen muß. Der zweite Act schließt mit Lorenzo's Geneigtheit zur Einsegnung des

Bundes und dem Abgang zur Klosterkirche. Julie, scheinbar zur Frühmette kommend, wird von Romeo aufgefodert: „Laß des Gesanges Mund u. s. w.“ Bei diesen Worten tritt aus der Klosterkirche ein Orgelpräludium ein, wodurch die wehmüthige Herausfoderung dieses überhasteten Ehebundes an das Schicksal und die tragische Wendung auf rührende Weise vorbereitet wird. Der dritte Act schließt wie bei Schlegel. Der vierte mit dem großen Monolog der Julie. Die darauf folgenden Klagen würden nur eine komische Wirkung erzeugen.

Nur über wenige Stellen noch einige Worte.

Für die Beschwörung Mercutio's zu Anfang des zweiten Actes kann man keine eigene Decoration gestatten. Die Scene ist zu kurz. Dafür beginne der Act mit der aufgestellten Staffage zur Balconscene, Romeo springt von außen herein über eine Mauer im Hintergrunde, die stellenweise von einem Gitter unterbrochen ist. Kaum ist Romeo nach rechts vom Zuschauer weggeschlüpft, so ertönen hinten die Stimmen seiner Freunde, und Mercutio wird an dem Gitter, das auf einem Unterbau von Stein angebracht ist, in seinem weißen Domino sichtbar und spricht seine scherzhafte Beschwörung von dort herab in die Scene hinein. Dies Bild, bei blauem Licht, macht sich malerisch und die Handlung kann dann, ohne Decorationswechsel, gleich weiter gehen. Ueberhaupt trachte man

doch ſo viel wie möglich, alles Hinausſprechen in den Hintergrund auf unſerer Bühne abzuſtellen und die Idee zu bekämpfen, daß nur Das aufs Publicum wirkt, was am Souffleurkaſten geſprochen wird! Alles bedeutſame Plötzliche hinten auftreten zu laſſen und das Mienenſpiel des davon erregten Darſtellers vom Blick des Zuſchauers abzuwenden iſt eine Unſitte, der man nachdrücklich entgegentreten ſollte. Auf der engliſchen Bühne erſcheint Hamlet's Vater an der vordern Rampe der Bühne, geht quer an dieſer vorüber und wir bekommen das volle, zum Tod erſchrockene Grauſen ſeines Sohnes in den dem Publicum zugewandten Mienen zu leſen. Jetzt iſt es umgekehrt. Wir ſehen die langweilige todte Ruhe der Geſichtszüge des Geiſtes und von ſeinem Sohne — den Rücken! Ebenſo iſt es im Hamlet mit der Comödie vom Gonzago.

Von der Abſtellung jener Geſchmackloſigkeit, um vier oder fünf Uhr Morgens den Bruder Lorenzo und ein paar Minuten darauf ſogar den Grafen Paris auf Julien's Kammer zu prakticiren, red' ich nicht. Dies iſt eine wahre Barbarei geweſen. Julie geht zu Lorenzo und trifft dort den Grafen, ſo ſchreibt es der Dichter vor, und mit wahrer Freude hab' ich geſehen, wie nachdrücklich es wirkt, wenn man hier alle eigenmächtig gezogenen, dünnen, kleinen Hülfskanälchen der Bearbeiter durchſchneidet und dem Strome der Originaldichtung ſeinen vollen, ſtolzen freien Lauf geſtattet.

So viel, mein Verehrter, über den Grundbau der Scenirung. Gern spräch' ich einmal ausführlich auch über die geistige Wiedergabe des Ganzen, die künstlerisch persönliche Darstellung. Vom Standpunkt ästhetisch sinniger Betrachtung ist über die Charaktere dieser Tragödie viel Treffliches schon geschrieben worden. Vom Standpunkte der darstellenden Virtuosität aber ließe sich noch mancher Fingerzeig über Capulet, Lorenzo, die Amme, Mercutio, die Gräfin und vor allen Dingen über Romeo und Julie selbst geben. Eine Klippe für Julie ist die zweite Scene des dritten Actes. Wer über die Worte:

So neidisch kann der Himmel sein?

rasch hinwegkommt und bei dieser einzigen Stelle, wo der Vorhang schon gleichsam, ihrem Schrecken nach, für immer fallen sollte, nicht alle Höhen und Tiefen des Jammers im Auge, im Blick, in der Hand, in jeder Bewegung des Körpers durchrast, durchzittert, durchbebt, der kann es wol zu einer grandiosen rhetorischen Wirkung bringen überall da, wo Julie Charakter und Entschlossenheit zu zeigen hat, aber Thränen hervorlocken ..... im Grabe? In der Sterbescene? Im Zusammenbruch des ganzen geträumten Erdenhimmels? Das schwerlich! Verspielt zu haben durch einen Irrthum — dieser Schmerz (Act V) ist der letzte Aufschrei des Jammers, die eigentliche Culmination der Tragödie, und man könnte Mancherlei darüber sagen,

wo eine Julie zu viel und zu wenig zu geben in Gefahr iſt.

Sie würden an der Vorſtellung, wie ſie in Dresden ſtattfand, viel Befriedigung gefunden und beſonders das gleichmäßige Enſemble und die durch Fleiß herbeigeführte correcte Zeichnung des vorgeführten Bildes theilnehmend anerkannt haben.

Sehen Sie in der öffentlichen Widmung dieſer Zuſchrift die einfache Abſicht, Ihnen einen Beweis meiner Verehrung zu geben. *)

---

*) Inzwiſchen iſt nach dieſen Angaben Romeo und Julie auch auf der berliner Bühne eingeführt und dafür das dresdener Scenarium zu Grunde gelegt worden.

# IV.

# Ansprache an die Berliner

im März 1848.

Ihr Alle habt gekämpft! Der Eine mit der Waffe,
Andere mit dem Wort, Alle mit der Gesinnung.
Der Sieg war Euer! Nicht durch die Niederlage
Gegners, nicht durch die Todten, die dem Feinde
len, Ihr siegtet durch Euer eigenes Blut. Ihr trium-
irtet mit Euern eigenen Todten.

Jahre werden vorüberrauschen, bis sich der Anblick
er Särge verwischt, welche der Schmerz mit Trauer-
ren, die Liebe mit Blumen, die Hoffnung mit bun-
Fahnen schmückte. Nein! Nie wird er sich ver-
schen! Nie! Eure Kinder hobt Ihr empor und zeig-
ihnen die Märtyrer der neuen Freiheit, Eure Enkel
mmelten Euch die Worte des Schmerzes nach, die
Euern Lippen zuckten und die Ursache Eurer Thrä-
mußtet Ihr ihnen enträthseln! Und in unser Ge-
chtniß, in unser Herz nicht nur sind diese Tage ein-
chrieben, nein, ihr unsterblicher Stoff, ihre äthe-
che Idee muß sich einigend verflüchtigen mit unserm
ut, mit unserm Leben, unserer Bildung, unserer

Erziehung, mit der Luft, die wir athmen, mit dem Brot, das wir eſſen.

Haltet vor allen Dingen feſt, was Ihr in dieſem Augenblick beſitzt!

Was beſitzt Ihr?

Ich will es Euch ſagen.

Man gab Euch in dieſen Tagen Freiheiten, deren Zweck und Urſprung Ihr nicht faßtet! Man nannte Euch neue Miniſter . . . . . Ihr kanntet ihre Namen kaum. Männer kamen und verkündeten: Freut Euch! Man ſorgt für Euch, man gibt Euch neue Berather Eurer Wünſche, neue Tröſter Eurer Leiden! Man ſprach von Preußens Zukunft, von Deutſchland, von Allem — nur nicht von Dem, was Euch in nächſter Nähe ergriff. Die Freiheit der Preſſe — das war ein Wort, deſſen Verlebendigung Ihr ſchon begriffet an den weißen Blättern, die luſtig in den Straßen auf- und abflatterten; aber endlich gab man Euch Waffen! Das war Etwas was ſich halten und faſſen läßt: ein Zauber, unmittelbar, durch alle Sehnen und Adern wie Geneſung rieſelnd, ein Zauber, der Euch plötzlich zu Männern machte!

Und dieſen Zauber haltet feſt! Auf dem Gewehr den Arm ſtützend und in ſtiller Mondnacht auf Euern Wachtpoſten hinausblickend auf die Plätze, Paläſte und Straßen, in denen Ihr ſonſt nur wie geduldete Miethen

geregt. Das Allgemeine, Idealiſche zündet den poetiſchen Genius nicht ſo ſehr als das Individuelle, Einzelne, Charakteriſtiſche.

Goethe hat uns den Eindruck überliefert, welchen in früherer Zeit ein Gemälde von Rembrandt und ein Stück von Goudt nach Elsheimer auf ihn machten. Rembrandt's Geburt Chriſti riß ihn zur Bewunderung hin. In dem andern, Philemon und Baucis, hat ſich Jupiter auf einen Großvaterſtuhl niedergelaſſen, Merkur ruht auf einem niedern Lager aus, Wirth und Wirthin ſind nach ihrer Art beſchäftigt ſie zu bedienen. Jupiter hat ſich indeſſen in der Stube umgeſehen und juſt fallen ſeine Augen auf einen Holzſchnitt an der Wand, wo er einen ſeiner Lieblingsſchwänke, durch Merkurs Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet ſieht. Nun ſetzt Goethe, gar bezeichnend für Dasjenige, was in ihm den Dichter anzuregen pflegte, hinzu: „Wenn ſo ein Zug nicht mehr werth iſt, als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeſchirre, ſo will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.“ Und dies mit Recht; denn alles natürliche Dichten und Denken entſpringt aus dem Einzelnen und Individuellen, ſo wie auch nichts den Dichter ſo ergreifen wird, als was ihn überraſcht, nämlich die Nüance. Alles Schöne wird ſich dem Genius urſprünglich als eine Handlung, eine Situation, kurz als etwas offenbaren, das mit uranfänglicher Gewalt aus den Dingen ſelbſt herausſpringt und die Kreiſe ſeiner weiteren Ausführung wie ein in das Waſſer fallender Tropfen von ſelbſt zieht. Kein ſchöpferiſcher Geiſt nimmt zuerſt eine Idee, um ſich nachher die ihr entſprechenden Perſonen zu ſuchen, ſondern auf jene Lichtpunkte achtet er, jene poſitiven, wirklichen und von der Wirk-

lebtet, überdenket, was Alles geſchah, warum es geſchah und wofür!

Die freie Preſſe, die Geſchworenengerichte, die freigewählten ſtändiſchen Vertreter, das enger geſchürzte Band der deutſchen Einheit, alle dieſe Gaben von Oben herab, wie ausgeworfene Münzen geſchenkt, das hätte keinen Bau gegeben von Dauer und von Kraft. Das Fundament mußte gelegt werden durch Euch ſelbſt! Und ſehet! Darin erblick' ich einen weiſen Fingerzeig vom oberſten Oben. Die ewige Weisheit kam der menſchlichen zu Hülfe. Dieſe Blüten der Freiheit mußten aus Eurer eigenen Empfindung ſprießen, aus Euerm eigenen Schweiß, aus Euerm eigenen Blute.

Wer die Verantwortung für jene düſtere Gräberreihe hat, die draußen vor dem Thor auf Jahrhunderte ein Wallfahrtsort der Freiheit bleiben ſoll ..... vielleicht gibt es Herzen, die hier voll Wehmuth und Reue in ſich ſelber blicken ..... aber die alte Lehre ſagt: Gott verkehrt die Weisheit der Menſchen, um ſeiner eigenen Weisheit willen! Dies Blut mußte vergoſſen werden, und ich will Euch ſagen: Warum?

Die Freiheiten, die man Euch ſchenkte, bedurften einen Grund und Boden. Dieſer Grund und Boden war die Freiheit ſelbſt. Ihr mußtet in Euch fühlen, was Menſchenrecht iſt; Ihr mußtet Euch herauswickeln aus dieſer Schnürbruſt ewiger Bevormundung durch Gensdarmen und bewaffnete Knechte der Disciplin. Erſt

mußte Euch die Luft gehören, die Ihr athmet, eh' Ihr ein neues Deutſchland und alle Wunder der Zeitungen beſaßet. Dieſe Luft gehörte Euch in Preußen nicht! Ein Beamtennetz umſpann Euch, ein ewiges polizeiliches Ueberwachen Eurer glücklichen „Gewohnheit des Daſeins" benahm Euch die Luft am Daſein. Die kriegeriſchen Erinnerungen, ruhmvoll für das Volk, ruhmvoll für Die, deren König ein Friedrich II. war, ruhmvoll für die Bürger, die Gut und Blut an die Jahre 1813, 1814 und 1815 ſetzten, ſollten nur zur Verherrlichung des Mittels zu dieſem Ruhme, der Armee, dienen. Welche Laſt drückte Euch! Wie unerträglich in einem Zeitalter der Civiltugenden dies ewige im Vordergrundſtehen der bunten Uniform und der adeligen, in den Offiziersrock gehüllten Kaſtenanſprüche! Preußen, in erzwungenſter Weiſe zum Militairſtaat hinaufgeſchraubt, war das Land der Bayonnete, des zweifarbigen Tuches, der Ordens- und Titelſucht und des patriarchaliſchen Deſpotismus einer Polizei, die ſich in Alles und Jedes miſchte. Ehe nicht dieſe Schnürbruſt geſprengt war, konnten wir nicht frei athmen, und alle Freiheiten der Welt, von allen Zeitungen der Monarchie proclamirt, konnten uns nicht wahrhaft frei machen.

Erinnert Ihr Euch jenes Abends, am 13. März, als die Reitergeſchwader an das Brandenburger Thor ſprengten und der Bataillone wuchtiger Geſchwindſchritt durch die Straßen dröhnte? Eine Verſammlung auf

freiem Raume, in Regen- und Frühlingsschauern, wollte dort von Dingen sprechen, die vielleicht Alles betrafen, nur nicht die Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Daß Ludwig Philipp von Frankreich gefallen war, weil sein Minister Guizot nicht leiden mochte, daß sich tausend Menschen an einer Mittagstafel zu politischen Zwischengesprächen versammelten, hatte man vergessen. Man wollte allen gekrönten Häuptern der Welt zeigen, wie der Militairstaat mit solchen anmaßenden Bewegungen verführe und ein einziger metallener Druck der Hand derlei Aufschwung den Nacken bräche. Aber der Druck mislang. Nicht, daß Ihr Neigung gehabt hättet, in den Zelten dem dort Gesprochenen oder Begehrten Euch anzuschließen, Ihr wolltet Euch nur jenes Menschenrecht erwirken, Euch ohne Störung der öffentlichen Ordnung, und wär's in hunderttausendfacher Anzahl, versammelt zu sehen, und dies Werk gelang. Hohn und Spott, die Drohung, selbst die Barrikade, bewiesen, daß jene Regierungszeit, wo man den Zusammentritt von fünf Menschen, die sich über den Staat unterhalten, für ein Verbrechen erklärte, aufgehört hat. Glückliche Zeit, die uns erst funfzig Jahre nach andern Völkern anbrach! Wir erkämpften die persönliche Freiheit, das Menschenrecht der freien Bewegung, der erlaubten Rührigkeit in unserer Meinung, in unserm Gehen und Stehen. Dem Bürger gehört nun die ganze Straße, und nicht blos der „Bür-

gerſteig!“ Willkommen ſei uns der Krieger, der unſer Sohn und Bruder iſt; willkommen ſei uns der Wächter der öffentlichen Ordnung, den wir bezahlen; aber beide müſſen die von uns Geduldeten ſein, nicht wir die von ihnen Geduldeten!

Man hat die Begebenheiten dieſer Tage eine Revolution genannt. Sie iſt es. Preußen reiht ſich jetzt den Staaten an, welche auf den Grund des Volkswohles angelegt ſind, und damit wir nie wieder zurückfallen in jenen Zuſtand localer Sklaverei und unterbundener perſönlicher Freiheit, was iſt zu thun?

Zunächſt denkt Euch, daß der Staat nichts iſt, was außer Euch lebt! Der Staat iſt hinfort keine mit Fingern mehr zu zeigende fremde Exiſtenz, die ſich nur an jene Gebäude anknüpft, an welchen Ihr Schilderhäuſer und Soldaten erblickt! Der Staat beginnt mit Euch ſelbſt, mit Jedem von Euch! Er beginnt nicht mehr von Oben, ſenkt ſich nicht mehr wie eine gewölbte Gnadenkuppel über Euch herab, ſondern von der breiten Baſis des ganzen Volkes erhebt ſich der Staat nur noch wie eine Pyramide. Jeder Staat iſt ſo wie er von unten auf angelegt wird. Die Geſinnung, die von unten emporlodert, gibt den Duft der Höhe, und es liegt an Euch, daß es ein wohlgefälliger Duft, ein Opferrauch der Freiheit iſt.

Wehe den Geſetzgebern, die ſich am 4. April verſammeln und Euch eine Verfaſſung geben werden, wenn

ſie ſagen ſollten: Du Geringſter dort in der Blouſe, Du in der Mütze, die die Kugeln an der Barrikade durchlöcherten, ſollſt ausgeſchloſſen ſein von Deinem Antheil am Staat! Der Staat iſt auch Dein Leben, iſt die Garantie Deines Menſchenrechts, iſt die Garantie aller Deiner Anſprüche auf Glück und Freiheit! Wehe ihnen, wenn ſie den Staat nur von jenen Menſchen beginnen wollen, welche goldene Siegelringe tragen, von Jenen, die am 19. März erſt zitternd von ihren Waarenſchildern den Titel Hoflieferanten ausſtrichen, dann an die Thüren des Zeughauſes liefen und die Erſten waren, denen man Gewehre gab! Das allgemeine Stimmrecht werde die friedliche Waffe, die jeder Deutſche, jeder Preuße in ſeiner Hand trage, und dies, wackerer Mitbürger, übe mit Vorſicht! Lies in den Zeitungen, wer im Rathe der Stadt, wer bei gemeinnützigen Zwecken, Vereinen, Sammlungen ein gutes, für das Volk ſchlagendes Herz verräth! Der Mann, dem die Hofräthe und Hoflieferanten am öfterſten widerſprechen, den merke Dir, deſſen Namen trage im Herzen, deſſen Chiffren wirf in die Urne, wenn ſie Dich auffodern, einen Verordneten der Stadt, einen Verordneten des Landtags, vielleicht einen Verordneten jenes Reichstags zu wählen, der im Herzen Deutſchlands für die gemeinſamen Angelegenheiten der Nation reden ſoll. Dies Stimmrecht iſt Dein Stolz, iſt Deine Ehre, und wenn Du es übſt, iſt es Deine Feierſtunde,

Deine Beeidigung als Bürger der geiſtigen Welt! Entflieh' ihr nicht! Opfere nicht leichtſinnig Dein Recht, Ja oder Nein zu ſagen! Es wird Dich heben, eine Anſicht ausſprechen zu dürfen! Deine Meinung wird Deine Religion werden!

Die Waffe, die Du am 19. März empfingſt, fodert der Staat nicht zurück. Er gab ſie Dir als Zeichen der Losſprechung, als Zeichen Deiner Freiheit! Aber Du ſiehſt Tauſende in den Straßen wandeln, die rüſtig ſind wie Du, fodere, daß auch ihnen eine Waffe gegeben wird! Denn wehe Euch, freigewordene Bürger, wenn Eure neue Wehr nur der Eitelkeit der Begüterten, dem Müßiggang der Reichen als Spielzeug dienen ſollte. Die Frage iſt ernſt, ich muß darüber genauer ſprechen.

Preußen hat eine Friedensarmee von 120,000 Mann.

Die iſt zu groß!

Preußen hat eine Kriegsarmee von 800000 Mann.

Die iſt zu klein!

Der Friede iſt die Sehnſucht aller Völker. Nur im Frieden blüht das Glück des Lebens. Preußen wird, wie alle andern deutſchen Staaten, in einem erkräftigten Deutſchland ſich neu gebären. Wir werden keine preußiſchen, keine ſächſiſchen, keine deſſau'ſchen Truppen mehr haben: wir werden nur noch deutſche haben unter dem ſchwarz-roth-goldenen Banner! Glückliche Ausſicht für den Landmann, deſſen Sohn ihm nicht

mehr auf Jahre vom Pfluge geriſſen wird; glückliche Mutter, die ein Sohn durch ſein Gewerbe ernährt; der Militairzwang wird gemildert werden, denn Preußen bedarf keiner Ueberanſtrengung ſeiner Bürger mehr. Die Landwehr, ein tapferes Vermächtniß glorreicher Jahre, werde *localiſirt* und verſchmolzen mit der neuen Bürgerwehr. Verſchmachten ſollt Ihr nicht im Dienſt unter den Waffen, die Bürgergarde ſoll Euch eine ernſte, keine drückende Pflicht werden, und was Ihr auf der einen Seite dem öffentlichen Zwecke an Kraft und Zeit für die Stadtwehr leiſtet, Das müßt Ihr gewinnen an Erleichterung der Landwehrpflichtigkeit! Die Landwehr muß zum größern Theile übergehen in die Stadtwehr.

Eine theils ſtationaire, theils mobile Nationalgarde, eine Wehr, die je nach den Dienſtjahren *vor* oder *in* den Thoren, am Heerde oder auf dem Marſch verwandt wird, hat ihre frühere von Oben herab befohlene Einrichtung aufzugeben! Von unten herauf findet die Wahl der nächſten Offiziere Statt. Auch hier wird das Wahlrecht, frei aus dem Herzen kommend, der ſchönſte Orden, der die Bruſt des Bürgers ſchmückt. So erſt wird Stadt- und Landwehr wahres Volkseigenthum. Man ſieht ſich vereinigt für den Zweck der Freiheit und der Ordnung, für die Größe der Nation, die Würde unſers Namens. Und in dieſe Reihen darf keine Anmaßung ſich drängen, kein von Oben decretirter Major darf es wagen, Euch mit dem

„vertraulichen Du" zu begrüßen! Die Uebernahme der Offiziersstelle ist eine Gefälligkeit, die man dem vielleicht zu viel beschäftigten tapfern und gebildeten Gemeinen, der noch größere Ansprüche darauf hätte, zu danken hat. Und nun sorge, daß sich in Reih' und Glied der reine, volksthümliche Geist erhält, daß es uns nicht ergehe wie in Frankreich, wo der schlaue, gleißnerische, gekrönte Börsenmäkler den Geist der Nationalgarde durch die Leckerbissen der Hofgunst verdarb, durch scheinbare Bürgerfreundlichkeit gute und friedliche Menschen in das Netz einer willenlosen Abhängigkeit verstrickte und sich aus der Nationalgarde eine Brustwehr für das System der Nüchternheit, öffentlichen Langweile und der Spießbürgerlichkeit schuf! Seid auf Eurer Hut, wenn Ihr Hoflieferanten, Mielenzdinirende sogenannte „Kameraden" von 1813, Beamte, die Ihr vielleicht theilweise aus Euern Reihen ausschließen müßtet, de- und wehmüthige Stadtverordnete und ähnliche Persönlichkeiten zu Euern Offizieren wählt. Laßt Euch nicht zu viel von der Ordnung predigen! Die wahre Ordnung ist nur da, wo die Freiheit ist.

Vom Recht, die Waffe zu tragen, vom Recht, seine Stimme zu geben, erhebt sich der Bau des Gemeinwesens empor zur luftigern Höhe. Um sich zurechtzufinden in den oft labyrinthischen Gängen dieses Gebäudes sucht Euer Urtheil zu bilden, Eure Kenntnisse zu vermehren, und wenn Ihr Wegweiser bedürft, wählt

jenigen Zeitungen, die nicht nur eine freie, ſondern
ch eine anregende Sprache führen. Die Preſſe iſt
i; aber ſie ſei nicht frei, um nur in Stimmungen
d Gefühlen ſich zu ergehen und der bloßen Unbe-
emlichkeit einer zweiten Durchſicht durch einen albernen
nſor überhoben zu ſein, ſondern ſie übernehme in
ſer ernſten Zeit das Amt, mit- und vorzuarbeiten
n Organiſationen, den neuen Einrichtungen und
taatsformen! Denn der Schwierigkeiten werden ſich
hlloſe finden, und es iſt Pflicht der Preſſe, ſich ſchnell
s einem gehaltloſen, breiten Hin- und Herwogen
r Notizen, aus dem Gefühl der Bequemlichkeit zu
eben zur That, zur Unterſtützung der Geſetzgebung,
r Vorzeichnung der Wege, die die Staatsmänner
ndeln ſollen. Die Zügel der Bewegung in der Hand
behalten, erfodert Muth und Ausdauer. Eine freie
reſſe iſt ein Aufruf an die Feder, nicht ſich auszu-
hen, ſondern ihre Anſtrengung zu verdoppeln.

Weit iſt das Feld, wollt' ich beginnen von Dem,
as nun durch unſere errungene perſönliche Freiheit zu
wirken iſt. Die Welt raucht, hier und da ſteht ſie
on in Flammen. Jeder Tag erſchwert die Aufgabe
s Löſchens, denn immer neuer Zündſtoff wird in die
lut geworfen und Tage, Stunden ſogar, verändern
e Geſichtspunkte. Darüber vielleicht ein ander mal.
reußens neue Verfaſſung, der Landtag, die Auf-
bung der Herrencurie, die Auflöſung dieſes Landtags

und Wahl nach neuen Principien, die vorauszuſehende polniſche Verwirrung, die Entſchädigung Preußens durch eine moraliſche Gebietserweiterung im deutſchen Staatsorganismus, die Geſtaltung dieſes Organismus .... das Alles ſind Fragen von unberechenbarer Ausſicht, voll Auffoderung an unſere feurigſte Theilnahme und überdachteſte Wachſamkeit.

Und damit ſchließ' ich:

Verliert über alle dieſe gemeinſamen Fragen Eure nächſte Aufgabe nicht! Duldet nicht, daß man von Verſöhnung ſpricht, ehe Gerechtigkeit geworden! Duldet nicht, daß Männer zweideutiger Geſinnung auftreten und Eure Gefühle mitten im Schmerz abſchneidend, Eure Geſinnungen vorwegnehmend, Euch auffodern, mit Denen „Arm in Arm" zu gehen, von denen Ihr Euch auf ewig trennen müßt (trennen, nicht von den Menſchen, ſondern von ihrem Syſtem); duldet nicht, daß man zu früh ſeine ſchon wieder ſegnenden Hände ausſtreckt und Euch Zweige des Friedens anbietet! Ihr wollt Zeit für Eure Trauer, Zeit für Eure Vergebung. Was Berlin erlebt hat, das iſt ſo denkwürdig in ſeinem innerſten Gehalt, daß es ſich auf die ganze Geſinnung der Stadt, des Landes ausdehnen muß. Verachtet Die, welche zu früh den Takt anſchlagen, daß Ihr fröhlich ſein und tanzen ſollt! Seid ſtolz auf dieſen Ernſt der Gemüther. Wahrlich, er that Noth in einer Stadt, die die erſte Deutſchlands

lichkeit erfundenen, welche die ihnen entſprechenden Ideen von ſelbſt ausſtrahlen. Das Schöne an und für ſich, betrachtet in der harmoniſchen Geſtaltung aller Theile eines Kunſtwerkes, macht wohl zunächſt den Eindruck des Charakteriſtiſchen nicht und ſoll es nicht, da das Schöne ja nur die Einheit im Charakteriſtiſchen ſelbſt iſt; das Charakteriſtiſche aber iſt es, welches die Schöpfung veranlaßt. Wenn ſie zuletzt ſchön wird, ſo iſt dies das Uebereinſtimmen des Anfangs mit dem Ende, der Ausführung und der Idee. Dieſe Begriffe bleiben feſt, ſo lange die Literatur nicht durch die Schule, ſondern durch die Naivetät des Genies beſtimmt wird.

Goethe unterlag jedoch dem Ueberraſchenden nicht; dagegen wappnete er ſich durch ſeine Kunſt. Die Romantiker und Modernen hielten den blendenden Glanz dieſer Lichtpunkte nicht aus und ſchlugen immer in die Extreme über, ſo daß ſie auf der einen Seite entweder ſehr glatt, ſorglos, lüſtern einathmend, weiblich genießend wurden, auf der andern rauh, ſtruppig, immer aufgeregt, ſamenſchwellend, in Ueberfälle gebend, pointirt. Die Romantiker konnten die Theilnahme nirgends faſſen, weil ſie dieſelbe von allen Seiten angreifen wollten. Da war alles pikirt, alles ſonderbar und originell, die Farben waren nicht verwiſcht, ſondern lagen dick aufgetragen, wie auf der Palette. Der Eindruck war bareck, wunderlich und zuletzt ermüdend, weil es an Ruhepunkten überall gebrach. Ebenſo das entgegengeſetzte Extrem, welches durch einen der erſten Stifter der Romantik, Heinſe, recht deutlich gemacht wird. Ardinghello zieht mannichfach an, ein hoher gebildeter und freier Geiſt umweht uns, mancherlei Ueppigkeiten machen ſogar unſer Blut in kleinen Kügelchen durch die Adern rollen. Doch halten wir nirgends inne,

ein ſollte und ſo zerſtreut in ihren Geſinnungen, ſo
pielend und gedankenlos in ihrer Antheilnahme am
roßen Ganzen war! Und wenn Euch Lauheit über-
ommt, Sophiſten und faſelnde Witzlinge Euch ernüch-
ern wollen, ſo wallfahrtet hinaus in jenen Hain, wo,
uch erhebend und zu Thaten mahnend, Eure unver-
eßlichen Todten ruhen!

# V.

# Zur Bühnenreform.

---

Mit besonderer Rücksicht

auf

die königlichen Schauspiele in Berlin.

Alles wird neu! Alles verjüngt ſich! Selbſt aus Verweſung und Tod wird ein friſches Leben blühen!

So ſchallt es ſeit den Tagen des Februar und März durch alle Lande, und nicht nur in die Cabinete und Kammern, in die Paläſte und Hütten tönt dieſer Ruf der Freude oder Furcht, der Hoffnung oder des Troſtes, ſondern auch in die Werkſtätten des Künſtlers, in die einſame Zelle des Philoſophen und Dichters. Der große Strom der Bewegung wallt noch an dieſen entlegenern Arbeitsplätzen des menſchlichen Geiſtes brauſend vorüber. Man hört nicht die Hoffnungen, die hier an die freudige Bruſt ſchlagen, noch weniger die bangen Zweifel und ſchmerzlichen Befürchtungen, die in die Freude Wermuth miſchen. Literatur und Kunſt blieben bei dem großen Feſte der Völker wol nicht ungeſchmückt. Der Flügelſchlag der Begeiſterung hob auch die Seelen ihrer Prieſter empor, aber in ihrem eigenen Kreiſe, in dem ſtillen, abgeſchloſſenen Frieden der Heiligthümer, wo ſie ſchaffen und arbeiten, herrſcht Muthloſigkeit, Mistrauen, Zwieſpalt mit der Welt und Zeit,

und was bedenklicher ist, sogar Zwiespalt mit dem eigenen Vermögen.

Dieser letztere mag sich indessen nur auf Deutschland beschränken. Es ist eine bekannte Thatsache, die unsern politischen Zuständen entspricht, daß, wie wir beständig nach der Einheit einer Nation streben, ohne sie vielleicht je vollkommen zu erreichen, so auch immerdar das lebhafte Bedürfniß einer Nationalliteratur aussprechen. Keine Nation, die zerrissene italienische ausgenommen, reflectirt über sich so viel als Nation wie die deutsche, keine läßt von ihren Zinnen so oft die Banner flattern: Nationale Kunst, Nationaltheater, Nationalliteratur! Jede heftige Erschütterung unserer zur Sitte oder Unsitte gewordenen politischen Gestaltung bringt auch in die friedlichen Bereiche der Kunst und Wissenschaft ein unruhiges Gähren und Schwanken, ein Drängen nach Neuem und Außerordentlichem. Selbst der Boden der Principien wankt. Völlig specifisch neue Voraussetzungen sollen nun gelten, und so können wir auch jetzt, statt einfach zu sagen: Literatur und Kunst schaffen im Augenblick unter ungünstigen Conjuncturen, von allen Seiten hören: Literatur und Kunst müßten völlig neue werden! Der Deutsche ist in diesem Betracht utopistisch. Die Preßfreiheit kann den Geist von hemmenden Fesseln befreien, Neues erfinden kann sie nicht. Wir werden für Literatur und Kunst eine Menge glücklicherer Bewährungen durch die

jetzige freie Bewegung erleben, aber es ist Thorheit, zu erwarten, daß es nunmehr eine neue Kunstform geben solle. Und wenn man heute die constitutionelle Monarchie ausgerufen hat und morgen die Republik erklärte, so wird die schmerzliche Geburtsstunde einer jeden solchen neuen Form unserer Gesellschaft und unsers sittlichen Zusammenlebens zwar auf den Absatz eines schönen Landschaftsbildes sehr störend einwirken können; aber das Landschaftsbild behält nach wie vor seine volle Berechtigung, und nur ein chimärischer Neuerungstrieb wird ausrufen: „Wer wird noch Landschaften malen!“ Diejenigen Theoretiker, welche überall eine radicale Umgestaltung der Literatur und Kunst predigen, begehen eine sehr große Thorheit. Sie verwirren die Begriffe und schüchtern die Dichter und Künstler, die ohnehin unter dem Drucke der Verhältnisse leiden, noch bis zum Zweifel an der eigenen Kraft ein.

Unter keiner Form des Staatslebens können sich die ewigen Gesetze der Wahrheit und der Schönheit ändern. Wie diese schon längst mit himmlischen Flügeln über die gemeine Wirklichkeit dieser nur zu unwahr und zu unschön zusammengesetzten Gesellschaft sich aufgeschwungen haben, so hat die Wirklichkeit nur die Aufgabe, ihnen nachzukommen, nur ihnen ähnlich zu werden. Kunst und Literatur mögen seit Jahrhunderten im Kampf mit polizeilichen Hemmnissen, jesuitischer Ausbeute ihrer Leistungen, ja mit serviler Begriffs-

bestimmung ihrer Zwecke gekämpft haben, die Namen Rafael, Shakspeare, Montesquieu, Leibnitz, Gluck, Schiller und Goethe bezeichnen ewig die Bahn einer wissenschaftlichen und künstlerischen Freiheit, die kein anderes Gesetz kennt, als das, welches sie sich selbst auferlegt. Ein künstlerisches Wirken, das sich in noch so edler Absicht dem Zweck der politischen Freiheit widmete, kann dadurch vor der Klippe, geschmacklos zu werden, noch nicht sicher sein. Eine künstlerisch schaffende Thätigkeit, die sich des größern Anklanges und des bessern Absatzes ihrer Productionen wegen an die jedesmalige unmittelbare Tagesordnung anschlösse, wird nie aufhören, von der gewissenhaften Kritik nach Regeln beurtheilt zu werden, die schon damals galten, als es z. B. noch keine Vorstellung vom Proletariat und vom Communismus gab. Wenn man also jetzt in deutschen Zeitblättern so oft die bedeutungsvoll hingeworfene Anmerkung liest, daß „überhaupt Kunst und Literatur nächstens einer nähern Revision unterworfen würden", so hat diese Aeußerung einen Sinn, der weder den echten Dichter noch den wahren Künstler beunruhigen kann.

Wahr an dieser Aeußerung ist ein Doppeltes. Einmal, daß alles Das, was im trüben Dämmerlicht unfreier Zustände gedieh und blühte, an Geltung und Forigang einbüßen muß; zweitens, daß allerdings auch das Echte und Würdige bei der zerstreuten Stimmung

des Urtheils und der Empfindung zu leiden hat. Diese letzte Calamität wird aber viel vorübergehender als die erste sein, jene erste, unter der alle Diejenigen nur zu leiden haben, die ja unsere Kritik schon längst beseitigte. Verlieren werden die Heiligenmaler, die auf Bestellung frömmelnder Systeme arbeiteten; die Romantiker, die eine angeblich schlechte Gegenwart durch das Heraufbeschwören einer künstlich verschönerten Vergangenheit zu ignoriren suchten; die Salonproducenten aus allen Fächern, als da sind: Paradenmaler zur Verherrlichung der Garden und des gestürzten Militairstaates, Gestütsmaler für die hochgeborenen Mitglieder der Jockey- und Pferdewettrennenclubs, die Romanschreiber des high life, die übertrieben angebaute Memoiren- und Reminiscenzenliteratur; das für die auszufüllende, conservative Langweile bestimmte Dilettantenthum, besonders der aristokratischen weiblichen Federn, und vor allen Dingen die ganze Ausbeute eines Industrialismus, der auf unfreie Zustände und eine nur vegetirende, kindisch harmlose Volksexistenz berechnet war. Bei den Klagen über die unkünstlerisch und unliterarisch gewordene Zeit ist der Jammer dieser ganzen hier geschilderten industriellen Sphäre vorzugsweise in Rechnung zu bringen.

Zu den Instituten, bei welchen Gutes und Schlimmes unter den obwaltenden Zeitläuften in Gefahr kommt, gehört auch die Bühne. Diese Anstalt ist

recht eigentlich ein sprechender Beweis für die vorangeschickten Behauptungen. Das Gute an der Bühne wird in Deutschland nie in wahre Gefahr kommen; sie ist bei uns durch die Menge wohlhabender Mittelstädte vor dem Schicksale bewahrt, das sie in England getroffen hat, wo sie gegen das politische Leben sehr bescheiden hat in den Hintergrund treten müssen. Wir werden immer noch viele und einige gute Theater unterhalten können. Anders ist es aber mit dem Wust des unkünstlerischen Ballastes, den das gefällige leichte Schiff der Bühne tragen muß. Diejenige nothwendige Organisation, die sich bei einer Bühne von einiger Dauer und Haltbarkeit nicht umgehen ließ, ist ja ein wahres Heckneſt der Misbräuche und zur Kunst nicht gehörigen Anmaßungen geworden. Die Friedenszeit wird wiederkehren und man wird dem Theater wieder mehr Aufmerksamkeit schenken, als es in dieser gegenwärtigen Krisis findet; aber bis zu jener vollkommen eximirten Geltung, die bisher die Hoftheater in großen und kleinen Residenzen beanspruchen durften, stellen sie sich schwerlich wieder her. Denn selbst wenn die Geldmittel wieder flüssiger werden, wenn der Staatskasse und den Civilisten die Noth des Augenblicks weniger Einschränkung zumuthet, ist doch aller Grund vorhanden, anzunehmen, daß über die Verwaltung öffentlicher Mittel die Controle sich mehrt und dem emancipirten vierten Stande, den Arbeitern, gegenüber bei jeder öffent-

kein Vorſprung, der beſonders originell wäre, hemmt den allerdings kecken und doch wieder ſo phlegmatiſchen Lauf; man fühlt ſich von keiner einzigen Idee lebhafter angeſpornt oder erſchräcke einmal vor irgend einer beſonders überraſchenden Wendung. Und wie hier die Romantik anfing, ſo endete ſie auch mit der Monotonie; denn was kann monotoner, verſchwommener und langweilig egaler ſein, als Fouqué und die Minneſänger?

Wenn man die Geſetze der Goetheſchen Dichtkunſt auf eine Formel zurückführen will, ſo beſchränke ſie ſich auf die Relativitäten der beiden Begriffe des Allgemeinen und Beſondern. Das Beſondere ſollte immer dem Genie und das Allgemeine der Kunſt angehören, aber die Erfahrung zeigt uns, daß man das Allgemeine gern für die Sache des Intereſſes und das Beſondere für die Sache des Geſchmackes hält. Es giebt viele Dichter, welche ihre Nation beglückt haben, wenn ſie zur abſtrakten Allgemeinheit einer guten, löblichen Idee die poſitive und konkrete Unterlage eines Faktums ſuchten. Aber die Größten ſind es nicht. Das Genie beginnt mit dem Faktum und beſitzt ſo viel Kunſt und Natur, daß es daſſelbe auf die günſtigſte Weiſe auch immer unter die Strahlenbrechung der Allgemeinheit bringen kann. Wäre unſer Zeitalter nicht in der Nothwendigkeit, ſehr viel auf den guten Willen, die Ehrlichkeit und die Tendenz geben zu müſſen, und wäre die Bildung dieſes Zeitalters weniger rhetoriſch, ſo würde es für die Beſonderheit denſelben Inſtinkt haben, den es jetzt nur für die Allgemeinheit zu haben ſcheint; es würde allerdings die Dichtungen Schiller's heißer lieben dürfen, als die Goethe's, weil Schiller kühn und Goethe nur weiſe war; aber doch niemals das Genie des Letztern gegen

chen Ausgabe die triftigste Darlegung ihres Grundes unumgänglich nothwendig werden muß. Bei einer solchen Einsicht in das innere Getriebe einer Theaterverwaltung kann aber die bisherige Methode derselben nicht bestehen.

Das Uebel der Theaterverwaltung liegt in der Tradition, in der Vererbung eines complicirten Geschäftsverfahrens, das die so einfache theatralische Praxis fast in ein bureaukratisch verschanztes Verwaltungsressort verwandelt hat. Die Fürsten wollten bisher nur einen hoffähigen Cavalier in der Nähe ihrer Theaterloge haben, der sie über die innern Vorkommnisse ihres Theaters in Kenntniß setzt. Ein Intendant, umgeben von einem theils ökonomischen, theils artistischen Verwaltungscollegium, regiert die Kunstanstalt ohne andere Verantwortlichkeit als den Beifall des Publicums und eines Souverains. Oft kann auch der erstere ganz wegfallen und der letztere hält den Intendanten dennoch aufrecht. Es versteht sich von selbst, daß der Beifall des Publicums ein sehr relativer Begriff ist und daß die Verantwortlichkeit eines Theaterintendanten nicht mit der eines Ministers verglichen werden kann, der seine Richter in dem gesetzlich gewählten Organ des Volkes findet. Es sind aber Fälle vorgekommen, wo der Beifall des Souverains sich so hartnäckig nicht nur der öffentlichen Meinung, sondern auch den schlagendern Thatsachen des Deficits entgegenstellte, daß ein derartig

geschützter Intendant sich Jahre lang aufrecht erhalten, die Künstler, das Publicum, die Literatur mishandeln konnte und vielleicht dann nur fiel, wenn er in eine unbedeutende Collision etwa mit einer dem Hofe gefälligen Tänzerin kam. Ob sich Erscheinungen dieser Art, die an die Willkür der Höfe des vorigen Jahrhunderts erinnern, öfters noch wiederholen werden? Man muß sehr vermuthen, daß die Verfassung unserer Theater eine andere wird; daß die Fürsten, müde, dem Allgemeinen mehr zu leisten als was sie zu leisten genöthigt sind, auch die Befriedigung der theatralischen Schaulust auf das Maß Dessen zurückführen, was das Publicum aus eigenen Mitteln zu diesem Zwecke aufbringt.

Wir würden bei einer solchen Stimmung Gefahr laufen, manche Beruhigung zu verlieren, die uns bisher bei unsern Bühnen für so vieles Mangelhafte tröstete. Die fürstlichen Zuschüsse schienen uns die Garantien zu sein, daß eine Kunstanstalt nicht auf bloßen Broterwerb auszugehen brauchte, daß wir die vorzüglichsten Künstler erwerben, die Werke der Dichter und Componisten mit entsprechenden Mitteln aufführen und eine Richtung nach dem classischen, wenn auch weniger lucrativen Geschmacke hin unterhalten konnten. Ich wage auch nicht auszusprechen, daß die Bühnen bei einer noch so vernunftgemäß veränderten Gestaltung ihrer innern und äußern Verhältnisse im Stande wä-

ren, ſich durch den Ertrag ihres eigenen Fleißes ganz in würdiger Idealität aufrecht zu erhalten. Wohl aber iſt es zu wünſchen, daß derjenige Zuſchuß, der bisher von den Civilliſten kam, vom Landesbudget ſelbſt genommen und dadurch das Theater jeder bedeutenden Reſidenz unter die Controle einer öffentlichen Behörde geſtellt wird. Es würde in den Ständekammern, wenn der Paragraph des Theaterzuſchuſſes zur Sprache käme, an ebenſo einſeitigen, unkünſtleriſchen und wegwerfenden Urtheilen nicht fehlen, wie man ſie in empfindlichen Zeitſchriften oder aus dem Munde nüchterner Realiſten täglich hört; allein auch die billige und beſonnene Kritik würde ſich dort Bahn brechen und der darſtellende Künſtler von dem läſtigen Gefühl befreit werden, außerhalb der allgemeinen Ordnung der Dinge und gültigen, öffentlichen Meinung zu ſtehen. In einer Zeit, wo die Fürſten immer mehr auf den Punkt gedrängt werden, nur der Ausdruck einer ſtaatsrechtlichen Nothwendigkeit zu ſein, haben die Pflegebefohlenen der Civilliſte, wie die letzten ſtürmiſchen Zeiten bewieſen, die unbehaglichſte Stellung von der Welt.

Das unter der Controle eines verantwortlichen Miniſteriums und der Kammer ſtehende Theater bietet Bürgſchaften einer wirklich gewiſſenhaften Verwendung der ihm im Intereſſe der Nationalbildung bewilligten Zuſchüſſe. Eine adelige Nullität wird ſich als Lenker

einer solchen Anstalt nicht halten können; misbräuchliche Bevorzugung eines einzelnen Zweiges einer theatralischen Kunstfertigkeit würde von selbst wegfallen. Ein Nationaltheater ist der Rücksichten enthoben, die man sonst gegen den Geschmack, die Bequemlichkeit, die Etiquette, das Glaubensbekenntniß, ja selbst die Festlichkeiten des Hofes, Bälle, Concerte, genommen hat. Es läßt sich nachweisen, daß eine allzu enge Verbindung des Theaters mit dem Hofe, selbst eine allzu vertrauliche Rücksprache seines Chefs mit Mitgliedern der fürstlichen Familie jährlich mehre Tausende der Theaterkasse entziehen. Wir haben erlebt, daß unter dem vorigen König von Preußen Stücke, die noch oft die Kasse gefüllt hätten, nur dreimal gegeben wurden, weil der König für seine eigene Person häufige Abwechselung des Repertoirs wünschte, zu geschweigen jener zahllosen Benachtheiligungen der Einnahme, die diese aus Rücksicht auf den Geschmack des Fürsten und das herrschende Glaubens-, Denk- und Regierungssystem trafen.

Berechnen wir demnach, daß die Umwandlung der Hoftheater in ständischerseits dotirte Nationaltheater an und für sich schon die Einnahmen vielleicht um den fünfzehnten bis zwanzigsten Theil ihres bisherigen Ertrags erhöht, so können wir außerdem bestimmt versichern, daß auch eine veränderte Verwaltungsform und beziehungsweise eine neue Methode der artistischen Speculation der Kasse Zunahme erwerben

muß. Freilich tritt hier der Uebelstand ein, daß für diese Behauptung den Beweis zu führen deshalb schwer fällt, weil alle gegenwärtig bestehenden bedeutendern Hoftheater mit den drückendsten Verpflichtungen gegen gewisse Theile der Künstlerwelt belastet sind. Die Gagen, zu denen sich einzelne Sänger, Schauspieler, Tänzer, allerdings durch ihr Talent, aber auch durch die Concurrenz und die Gunst einer luxuriösen Friedenszeit aufgeschwungen haben, stehen in keinem Verhältniß zu ihrem laufenden Tagescours, und diese Last ist um so drückender, als die außerordentlichen, oft für die Lebenszeit zu zahlenden Summen im Widerspruch mit einem sinkenden, Niemanden mehr unmittelbar zum Theaterbesuch auffodernden Talente stehen. Wo es aber möglich wäre, ein neues Institut nach dem jetzigen oder auch sich einigermaßen bessernden Cours des Künstlersoldes plötzlich zu bilden, da würde sich sehr bald der Beweis ergeben, daß eine im Sinn unserer Zeit richtig geleitete Bühne, wenn ihr Budget mit der Zahl und dem Wohlstande der Einwohner, für die sie spielt, im Einklang steht, wol im Stande ist, sich selbst zu erhalten, vorausgesetzt, daß im gesellschaftlichen und Staatsleben Ruhe, Ordnung, Vertrauen wiedergekehrt sind. Da nun aber die Hoftheater selten im Einklang mit der Einwohnerzahl der Residenz stehen und verhältnißmäßig Besseres liefern sollen, als man von ihrem Publicum bezahlen lassen kann, so käme hier der

öffentliche Zuschuß nur den höhern, edlern, würdigern Leistungen zugute.

Die Basis des Bestehenkönnens muß immer: erstens die Organisation der Bühne und: zweitens ihre kluge und des ganzen Terrains vollkommen kundige, speculative Leitung sein.

I. Die Organisation. Die bisherige Kostspieligkeit der Bühnenverwaltung ist die Folge eines Systems, das in Zukunft aufhören sollte. Die Bühne ist kostspielig, wenn sie absolutistisch verwaltet wird. Man hat gesagt, zu einem guten Theaterdirigenten, der sich auf die Dauer halten kann, gehöre eine Persönlichkeit, die von allen guten und schlimmen Eigenschaften wenigstens Etwas besitzen müsse. Dieser Satz ist nur wahr, wenn man die Bühne nimmt, wie sie meistentheils leider ist: ein Aggregat von Misbräuchen, eine Verwaltungsmaschine, die von einer einzigen Seite her regiert und desto sicherer regiert wird, je mehr jeder einzelne Theil dieser Maschine über sich selbst völlig im Dunkeln ist. Wir sehen aber jetzt, wohin das absolutistische System auch im Bereich der Bühne führt. Die Theater halten sich nicht. Sie erliegen der Unpopularität, sie wurzeln nur so weit in der öffentlichen Theilnahme, als diese die einzelnen beliebten Künstler trifft. Man hat gesagt: „Stellt überall die Freiheit her, macht constitutionelle Monarchieen oder Republiken, aber in der Bühnenverwaltung kann es nur einen absoluten

Despotismus geben.“ Dies ist es, was die Zeit bestreitet, was der Verfall der bisherigen Bühne selbst bestreitet. Die Stadttheater, die den Grundsatz des absoluten Despotismus von den Hoftheatern borgten, haben sich plötzlich durch die Ungunst der Zeit nicht allein in constitutionelle Monarchieen, sondern in communistische Gemeinwesen verwandelt. Sie wählen Ausschüsse, spielen auf Theilung und werden auf die frühere Form wol nur dann zurückkehren, wenn sich ein Speculant, der hasardiren will, oder ein unglückliches Opfer der Directionswuth findet, das für die Ehre, eigenmächtige Befehle auszuschreiben, sein Vermögen opfert. Eine absolute Demokratie kann allerdings eine Theaterverwaltung niemals werden, denn talentlose Künstler, Intriguanten, „schlechte Collegen“ sollen bei der Leitung einer Kunstanstalt nicht mitzusprechen haben. Die bisherige Verwaltungsform jedoch, wo nur ein selbstherrschender Intendant mit allenfallsiger Zuziehung des Kapellmeisters und Regisseurs oder eines nur unmaßgeblich mitberathenden Dramaturgen Beschlüsse faßte, kann sich auf die Länge nicht mehr erhalten.

Eine Direction begann gewöhnlich ihre Thätigkeit mit Muth und Vertrauen. Umsicht lenkte ihre ersten Schritte. Man begrüßte sie mit den gespanntesten Erwartungen. Sie fand den Beistand anfangs eifriger Kapellmeister, geschäftskundiger Regisseure, sie verschloß

ſich dem Urtheile der Kritik, dem Fortſchritt der Literatur nicht. Dauernd aber konnte ſich am Theater, ſeiner Natur nach, ein ſicheres Einvernehmen mit dem ganzen Perſonal nicht behaupten. Noch jede Direction, wenn ſie nicht gleichſam ſelbſt an dem Beutel ſitzt, aus dem die Gagen gezahlt werden, ſelbſt Wohl und Wehe jedes Einzelnen in unmittelbarſter, nur bei mittlern Bühnen üblicher Geſchäftsweiſe decretirt, geräth auf die Länge in eine Stellung zur Bühne, zum darſtellenden Perſonal, ja ſogar zur Praxis des Geſchäftsganges, wie ſie ſchon nicht ſein ſollte. Es bilden ſich Verfeindungen, es bilden ſich Anſichten, Vorurtheile, Theorieen, die hemmend und ſtörend wirken. Die abſolutiſtiſche Direction wird ein geheimes Tribunal, das über Leben und Tod der Mitglieder zu Gericht ſitzt. Man decretirt, es wird aber nichts gehalten, man ſtraft und erbittert nur. Ein ſolcher Zuſtand hat freilich bisher in der Künſtlerwelt für normal gegolten; man ſagte: „Ein Glück, wenn von Dem, was bezweckt wird, an einer Bühne immer etwa die Hälfte wirklich in Ausführung kommt.“ Dies iſt das eigentliche Geheimniß, warum, an den Hofbühnen beſonders, die aufgewandten reichen Mittel ſo ſelten vom Erfolge belohnt werden. Denn was bleibt der abſoluten Monarchie, die hier über mehr oder weniger republikaniſche Elemente geſtellt iſt, zuletzt übrig, als jener bejammernswerthe Troſt? Eine Berechnung in

Bausch und Bogen, was die Kunst, die Literatur, das persönliche Talent allenfalls in einem Jahre hätten gewinnen können, muß die Belohnung werden für den Gedanken, daß man allerdings dreimal mehr erstrebt hatte! Die Direction sagt sich, wir hatten sechs neue Opern in Aussicht, drei sind wirklich herausgekommen, wir können zufrieden sein! Wie aber, wenn jene sechs wirklich herauskommen müßten, um ein Theater zu erhalten? Wenn ein Fürst sagte: Ich halte mein Theater nicht mehr deshalb, damit nur der Grundsatz der Autorität diesem oder jenem Chef, der das Ganze regiert, gesichert bleibe, sondern damit wirkliche Resultate erzielt werden? Mit einem Worte, unsere bisherige Bühnenverfassung ist auf den Grundsatz des Pessimismus gebaut, d. h. auf die Annahme, daß die dramatische Sphäre „die schlechteste der Welten" ist und daß man von Glück sagen könne, wenn mit Hülfe einer starren Direction von Oben her nothwendig unten wenigstens Etwas zu Stande komme. Gegen diese Auffassung sollten sich aber zuerst alle Künstler selbst auflehnen. Sie sollten sich für vollkommen befähigt zu einem socialen Gesellschaftsverbande erklären. Das große Talent wird immer hinlänglich durch den Beifall des Publicums und die Gage ausgezeichnet bleiben, im Uebrigen aber sei es wie das geringere „guter College" und füge sich dem Zwecke des Ganzen! Auch sind die bedeutendern Künstler schon längst geneigt, sehr wenig

für die Direction, aber oft Alles für die Collegen zu thun. Warum wird dieser Trieb nicht benutzt? Nicht organisirt? Wie, wenn durch eine veränderte Verfassung unserer Bühnendirectionen nun wirklich viel mehr geleistet, viel mehr erworben wird? Wie, wenn eine Direction, eine Regie, die mit der Zeit ermüdet, mit der Zeit altert, durch das repräsentative System immer in der Lage ist, sich erfrischt, erkräftigt, zu Neuem ermuthigt zu fühlen? Die Vortheile sind ohnehin schon unzählig, wenn einer Direction die Mitglieder nur einigermaßen nahe stehen, sich aussprechen, Verstimmungen rasch beseitigen und sich immer willfährig und gut gesinnt erhalten können.

Ich gestehe, daß der obenerwähnte theatralische Pessimismus allerdings Einiges für sich hat. Es ist eine wunderliche Welt, die Welt der Künstler! Gewählte Bildung oft neben abschreckender Rohheit, sehr wenig Offenheit, sehr wenig Selbstbeherrschung, Bescheidenheit nur in höchst geringen Abstufungen, der Egoismus in allen seinen Spielarten. Doch sind diese Fehler nicht vielleicht mit die Folgen des bisherigen monarchischen Systems? Noch hab' ich immer gefunden, daß das Princip der Collegialität eine außerordentlich veredelnde Kraft auf die Genossen der Bühne ausübt, daß sie im Vereine, in gemeinschaftlicher Berathung plötzlich andere Naturen sind, als wenn sie isolirt stehen, abhängig von den Beschlüssen der Direction und

das Genie des Erſteren in Abrede geſtellt haben; da in der Literatur wenigſtens das Beſondere höher ſteht, als das Allgemeine.

Goethe, wie er ſich denn ſelbſt das Klarſte war, empfand bei einer zwiſchen ihm und Schiller eingetretenen zarten Differenz den Unterſchied vollkommen, wenn er ſagt: „Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweiſen. Wer nur dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erſt ſpät.“

Wir ſetzen hinzu: die Initiative der Schiller'ſchen Dichtung war das Intereſſe. Er ſuchte darauf für ſeine Begriffe die perſönlichen Spiegelbilder, und Dank ſeiner Beſtimmung! daß er oft die trefflichſten fand. Von einem edeln, feurigen, aber inhaltloſen Inſtinkte ging er aus, ſeine glühende Einbildungskraft kam dem ſuchenden Verlangen zu Hülfe und gaukelte ihm lange Züge von Geſtalten vor, aus denen er wählte, was ſtark genug war ſeine Stärke zu tragen. Je reifer die Anſchauung, deſto glücklicher die Wahl. So ſind Karl Moor und Kabale und Liebe noch Schöpfungen, die, trotz ihrer dämoniſch-markirten Beſtimmtheit, doch unſere Vorſtellungen nur an Allgemeines überliefern. Immer mit dem Schluß dieſer Dramen ſtürzt ihre Erfindung zuſammen und der uns packende Reſt iſt ein unbeſtimmtes, leeres, ſchauerliches Mißbehagen an der Geſellſchaft, das, weil die Weltkopie in ihnen das Original doch wahrlich nicht treu

Regie, abhängig von „einem räthſelhaften Geſchicke", das über ſie von Oben ſchwebt und waltet. Die Abhängigkeit, in welcher der Einzelne von ſeinem Talente und der Form und Dauer ſeiner Anſtellung lebt, bringt es natürlich mit ſich, daß er niemals ganz und gar Herr ſeiner Beſtimmung und Verwendung werden kann. Aber darin glaub' ich mich nicht zu irren, daß dennoch durch eine theilweiſe Aenderung der bisherigen Directionsmethode mehr Zeit eingebracht wird, mehr Einnahmen erzielt werden, und endlich auch die Art und Behandlung des Berufs an Ernſt und Eifer, die Art der künſtleriſchen Darſtellung an Weihe und Würde gewinnt.

Demgemäß ſchlag' ich vor, daß ſich in der erſten Woche jedes Monats ſämmtliche Mitglieder des Schauſpiels, männliche und weibliche, und in einer andern Stunde ſämmtliche Mitglieder der Oper unter ſich verſammeln. Bei dieſen Verſammlungen ſind weder Kapellmeiſter, noch ſonſtige Mitglieder der Direction, und die Regiſſeure nur in ihrer Eigenſchaft als ausübende Künſtler zugegen. Sie wählen für ein Jahr einen Präſidenten und berathen dann, beſprechen und erörtern, was ſie auf dem Herzen haben. Ein Reglement hält die Ordnung aufrecht. Perſönlichkeiten ſind nicht ganz zu vermeiden; ſie dürfen nur nicht verletzender Natur ſein. Die Fülle des Stoffes iſt groß. Sie braucht nicht näher bezeichnet zu werden. Um ſodann Das, was

hier beſprochen, gewünſcht, getadelt worden iſt, für den Gang des ganzen artiſtiſchen Geſchäftsverkehrs der Bühne ergiebig zu machen, wird zu Anfang jedes Theaterjahres die Wahl derjenigen Mitglieder vorgenommen, welche künftig den wöchentlichen Seſſionen der Direction beizuwohnen haben: zwei, natürlich männliche Mitglieder des Schauſpiels, zwei der Oper. Man kann gewiß ſein, daß hier die Künſtler nur ſolche Perſönlichkeiten wählen werden, von denen ſie ſicher ſind, daß ſie einem in ſeinem Geſchmacke verkehrten Director, einem auf ſeinen Künſtlervortheil allzu bedachten Regiſſeur, einem trägen oder auf fremde Compoſitionen eiferſüchtigen Kapellmeiſter, oder einem allzu theoretiſchen Dramaturgen gegenüber, das Intereſſe des nach Beſchäftigung ſchmachtenden Perſonals ſchon nachdrücklichſt aufrecht erhalten werden. Wirken ſie nicht im Sinne der Mitglieder, ſo würden ſie im nächſten Jahre ihre Wahl verlieren. Eine immer friſche Zuſtrömung lebendig pulſirenden Blutes zu dem oft nur zu träge fließenden eines Directionsgremiums ſcheint mir auf dieſem Wege geſichert.

Schwieriger iſt der Gang der Verhandlungen und die Beſchlußfähigkeit der Beiräthe zu beſtimmen. Da die Beiräthe ſelbſt davon getroffen werden könnten, ſo ſind Engagementsverhandlungen nur im engern Vereine der Direction zuläſſig. Die Stücke und Opern, die neu zu geben wären, ſchlägt berufsmäßig die arti-

ſtiſche Direction vor, die bei jeder bedeutenden Bühne in den Händen eines Dramaturgen ſein ſollte; doch auch jedes Mitglied der Seſſion kann Vorſchläge von alten und neuen Werken machen, deren Darſtellung zu berückſichtigen wäre. Die Beſetzung der Opern iſt minder ſchwierig als die der Dramen. Bei jener werden die Kapellmeiſter die entſcheidende Stimme haben; hier jedoch tritt die Wiederkehr der gleichen Function ſo häufig ein, daß ſie gewöhnlich eine der Hauptveranlaſſungen zur Verſtimmung zwiſchen Direction und Perſonal wird. Dem Dramaturgen kann es nur angenehm ſein, die volle Verantwortlichkeit für jede ausgetheilte alte oder neue Rolle zu verlieren, und deshalb beantrag' ich für ein Directionsgremium, das in Betreff des Schauſpiels etwa beſteht aus

1) dem Director,
2) dem Dramaturgen,
3) und 4) zwei Regiſſeuren,
5) 6) zwei Mitgliedern des Perſonals,

daß die Beſetzungsvorſchläge die Reihe herumgehen, ein Turnus für ältere Stücke, ein Turnus für neue. Der Dramaturg würde hier nur mit allen Andern ein gleiches Recht und ein Vorrecht nur dann beanſpruchen, wenn er irgend ein älteres Stück inſofern neu überarbeitet hat, als ihm ein gewiſſer perſönlicher Antheil an dem Erfolge zuerkannt werden muß; denn bei ſeiner Bearbeitung wird ihm oft der Gedanke an

die Darstellung durch diese oder jene Befähigung oder Nichtbefähigung vorgeschwebt haben. Sonst aber mögen die Stücke Reihe herumgehen, und zwar so, daß Jeder von Nr. 2 bis Nr. 6 ein Stück zum Besetzungsvorschlage erhält, wobei natürlich die entgegengesetzten Ansichten der Andern offen zur Aussprache kommen dürfen und in letzter Instanz die Direction entscheidet. Die Sitzungen müssen mit der Signatur der Rollen eröffnet, nicht beschlossen werden. Ein wichtiger Satz! Er garantirt dem Künstler, daß sein ästhetisches Wohl und Wehe, wie man zu sagen pflegt, nicht übers Knie gebrochen wird.

Fassen wir zum Schluß nochmals die Vortheile dieser neuen Gesellschaftsverfassung zusammen! Sie hebt die bisherige Geheimnißkrämerei des monarchischen Systems auf, vermittelt Direction und Personal, versittlicht den Ernst und die Würde des Künstlerthums, erfrischt und erneut eine stockende und alternde Direction und Regie, beflügelt den Fleiß und den Eifer, befördert die wirkliche Ausführung des einmal Beschlossenen und in Angriff Genommenen, und löst durch alle diese moralischen Hebel, die dann zuletzt mechanische werden, auch die Lebensfrage des Instituts, die Vergrößerung der Einnahmen.

II. Die Politik der Bühne. Nach dem Vorangehenden wird man wol begreifen, daß ich unter diesem Ausdruck nicht die Kunst eines Directors ver-

tehe, in einem Reich von Lug und Trug ſelbſt ſo viel Lug und Trug, ſo viel Intrigue und allenfallſige Kraft u entwickeln, daß an der Anſtalt ſelbſt Alles zu Grunde ehen könne, nur ſeine eigene Würde nicht und ledig- ich die Gewißheit, daß Abends ſechs Uhr und mög- ichſt vor beſetzten Bänken geſpielt wird. Diejenige Po- itik der Bühne, von der ich ſpreche, ſoll allerdings Einnahmen erzielen, aber auch die Intereſſen der Kunſt ufrecht erhalten und den Künſtlern Freude gewähren n ihrem Beruf. Hüten wir uns indeſſen hier vor Phraſen! Hüten wir uns vor einer Abhandlung über ie Bühne im Stile Derjenigen, die uns bisher gelehrt aben, wie eine Bühne in dem Streben, claſſiſch und m jeden Preis würdig zu ſein, in kürzeſter Zeit ban- erott werden muß!

Im Allgemeinen kann man ſagen, daß mit dem Wegfallen und der Verminderung der bisher an den Hoftheatern üblich geweſenen Zuſchüſſe auch die bis- erige Politik der Theater, d. h. der Geiſt ihrer Ver- altung und Ausbeutung ein völlig anderer werden müßte. Der glückliche Zufall, der bisher dieſe Büh- en erhalten hat, konnte dies eben nur durch jene Zu- hüſſe. Ein Gaſtſpiel, ein gutes Engagement, eine Zugoper, ein brillantes Ballet, einige gute Stücke eichten hin, die Kaſſe vor einem allzu großen Deficit u retten. Man ließ nebenbei einige claſſiſche Werke ls Wappenſchilde gegen die Kritik wieder neu aus-

putzen und stellte so viel wie möglich ein Kaleidoskop von Abwechselungen hin, das besonders die Abonnenten zur monatlichen oder vierteljährlichen Erneuerung ihrer Beiträge ermuntern sollte. Fallen die Zuschüsse weg oder werden sie auch nur verringert, so kann sich mit einem solchen Systeme kein Hoftheater mehr halten.

Die Stadttheater waren bisher schon den Verhältnissen, wie sie überall bald eintreten werden, näher. Sie speculirten. Der Augenblick war der Gott, dem sie dienten. Die Mode schrieb ihnen die Bahn ihrer Bewegung vor. Sie trieben dies so lange, oft mit glänzendem Vortheile, bis eine plötzliche unglückliche Conjunctur sie dennoch zahlungsunfähig machte.

Könnte man alle unsere Theater gleichsam neu aufbauen, neu eröffnen, alle Contracte aufs Neue schließen, so würde sich die Natur sehr leicht als die einzige, wahre Reglerin des Theaters ergeben. Man würde Associationen schließen, die Ertragsfähigkeit einer jeden Stadt aus der Einwohnerzahl ausziehen, nur in Städten von hunderttausend Einwohnern gute Theater und sonst reisende Gesellschaften haben. Und die letztern könnten ganz vorzüglich sein. Sie könnten vielleicht bessere Gagen zahlen als die in Städten von hunderttausend Einwohnern. Eine Truppe, die nach und nach in Weimar, Gotha, Dessau, Koburg, Meiningen spielte, könnte besser sein als eine Gesellschaft, die in Breslau spielt. Wir kämen eben auf das Theater zurück

wie es war. Wir gewännen vielleicht Künſtler wieder von größerer Bedeutung. Indeſſen iſt eine ſolche Geſtaltung nicht vorauszuſehen. Hier und da werden ſich immer Zuſchüſſe finden. Die Höfe werden durch ihre Theater immer einen gewiſſen Glanz um ſich verbreiten wollen. Manche Ständekammer wird für die Bühne, als Bildungshebel und lebendiges Conſervatorium der claſſiſchen Literatur, immer bereit ſein, Opfer zu bringen. So erfreulich dieſe Umſtände ſind, ſo bewirken ſie doch eine Ungleichheit der Vorausſetzungen, unter welchen ſich das Bühnenleben bei uns entwickeln kann. Sie machen unmöglich, daß ſich die Politik der Bühne auf einen einfachen, praktiſchen Grundſatz zurückführen läßt und die Natur, das bloße Bedürfniß, der poſitive Ertrag die einzige Regel dieſer Politik wird. Zwanzigtauſend Thaler mehr oder weniger zugeſchoſſen, machen hier eine ſofortige Aenderuug der Lebensbedingungen.

Mag die Zukunft bringen, was ſie will, ſo glauben wir uns darin nicht zu täuſchen, daß die Bühne immer mehr wird angewieſen ſein, ſich nur durch eigene Kraft zu erhalten. Die materiellen Intereſſen drücken ohnehin die geiſtigen nieder, und die Bühne, wenn ſie ſtationair wird, bietet oft ſo viel Hinderniſſe, ſie wirklich für ein rein geiſtiges Inſtitut zu halten, daß ihr von der Zukunft eine ſehr zweifelhafte Gunſt bevorſteht. Suchen wir uns alſo bei Zeiten darauf zu rüſten, daß die ewige und unantaſtbare Berechtigung

dieſes Zweiges der ſchönen Künſte nicht unter der zufälligen Ungunſt der Verhältniſſe leide und ein edler Bildungshebel dadurch in Stillſtand kommt, daß er nicht ſchon frühzeitig gelernt hat, ſich auf den Schwerpunkt ſeiner eigenen Kraft zu ſtützen. Sehr leicht iſt es, ein glänzendes Gemälde Deſſen, was die Bühne zu leiſten hat, zu entwerfen, wenn der vergoldete Rahmen dieſes Gemäldes die Munificenz eines Hofes oder einer Nation iſt. Wo dieſe kargt, wo ſie ganz wegfällt, da darf und kann die Bühne an nichts Anderes anknüpfen, als an die Befriedigung des in einer beſtimmten Gegend, in einer beſtimmten Stadt vorhandenen Theaterbedürfniſſes.

Das Theaterbedürfniß, die Schauluſt hat verſchiedene Stufen. Von der edelſten abwärts bis zur oberflächlichſten Befriedigung der Sinne. Es iſt nicht möglich, daß eine und dieſelbe Anſtalt allen dieſen verſchiedenen Stufen entgegenkommt. Es iſt auch nicht möglich, den ganzen, reichen Umfang der Schauluſt durch eine und dieſelbe Bühne zu befriedigen. Somit kann auch nur da, wo mehre Theater nebeneinander ſich zu halten vermögen, die vollkommene Ausbeute des Theaterbedürfniſſes ſtattfinden. Und doch würde auch in einer großen Stadt, wie z. B. in Berlin, es nicht möglich ſein, ein Theaterbudget durch ein rein claſſiſches Theater zu decken. Selbſt das Théâtre français in Paris, das ſo bedeutende Zuſchüſſe von der Nation

genießt, kann sich ohne Speculation, sei es nun mit dem Talent einer Schauspielerin oder mit neuen Stücken, nicht halten. Diese Speculation, welche ist es? Welches ist die Politik, die wirkliche, die wahre, edle Politik der Bühne?

Keine andere als die, daß man das von der Bühne darzustellende Material nicht mehr wie bisher vom Zufall abhängen läßt. Wie es bisher in dieser Hinsicht bei uns stattgefunden hat, kann es unmöglich länger fortgehen. Was hat unsere Bühnen regiert? Der Zufall. Einiges ergab sich im Laufe eines Jahres als nothwendig darstellbar, das Uebrige waren Lückenbüßer. Wie aber, wenn ein unfruchtbares Jahr nothwendig Darzustellendes nicht brächte? Wenn die Theilnahme, die das Publicum für die Lückenbüßer zeigte, auch die Empfänglichkeit für das Nothwendige anstecke und an die Stelle eines immer regen Interesses lauer Indifferentismus träte? Ich spreche von großen Städten, ich spreche von einer Stadt wie **Berlin**. **Wo** ist hier das Vertrauen eines Publicums, **eines Volkes**, daß es eine Bühne besitzt, die der immer rege Ausdruck der zum Ausbruch sich drängenden künstlerischen und dichterischen Production ist? Ist nicht hier vielmehr eine Maschine, die im langsamen, trägen Gleise fortgeht, einmal ein gutes Korn aufgeschüttet erhält, dann wieder leere Spreu verarbeitet und die Künstler selbst nur zu gedankenlosen Rädern und Wellen dieser Maschine herabsetzt? Wenn

man ſagt: die königliche Bühne in Berlin müſſe eine Nationalbühne werden, ſo iſt nicht ſo ſehr damit geſagt, daß ſie die Bewahrerin alter guter Stücke werden müſſe, ſondern daß man in ihr zu erkennen habe den Drang des Wachſens, die Unruhe der Entfaltung, das Gähren und Werden nach Form und Geſtaltung, die Immanenz der gleichzeitigen Bewegung des Volks, die Offenbarung der Zeit und ihres nach künſtleriſcher Bethätigung ringenden Bewußtſeins. Die vielen ängſtlichen, beſorglichen und herzlich gut gemeinten öffentlichen Erklärungen der jetzigen Generalintendantur ſind Tropfen auf einen heißen Stein. Sie haben einen relativen Werth; ſie verſichern uns, daß vom gewöhnlichen Bühnenſtandpunkte aus die Verwaltung ſehr achtbar, ſehr anerkennenswerth iſt. Aber man baut da, flickt, ſetzt Thatſache an Thatſache, und doch bleibt es ein vereinzeltes Stückwerk, das wol die Kritik einer adminiſtrativen Controle und der Verwaltung eines königlichen Zuſchuſſes, wenn dieſer länger beſteht, nicht aber die Kritik einer großartigen Bewegung in Kunſt, Literatur und politiſchem Leben aushält. Heute eine intereſſante Gaſterſcheinung, in vierzehn Tagen ein neues Stück, zuweilen ein Experiment mit einer neuen Einſtudirung, das ſind Thatſachen, die die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, aber wie iſt es mit den Intervallen, die dazwiſchen liegen? Iſt da das grübelnde Nachdenken der Direction ſichtbar? Sichtbar

wieder gibt, auch nicht einmal Entſchlüſſe in uns bewirken kann. Wie ſchnitt Schiller am Stoffe des Fiesko herum! Wie ſchwer wird es ihm, vom Mittelpunkte der Thatſache aus, die Thatſache zu ſichten und zu ordnen! Poſa iſt vortrefflich, aber für das Hauptintereſſe des Karlos nur eine Zuthat aus der Allgemeinheit. Eben ſo müſſen in der Stuart und Jungfrau immer Repräſentationen von allgemeinen Begriffen auftreten, Liebhabereien und Empfindungen, welche das Ereigniß verrücken und die Thatſache nur zum Vehikel beliebiger Vorſtellungen zu machen ſcheinen. Erſt Wallenſtein und Tell genügen; jener, weil er in der That individuell gehalten iſt; dieſer, weil in ihm das Allgemeine zufällig mit dem Beſondern ſelbſt zuſammenfällt.

Ueber Goethe's Dichtungen ſchwebt niemals der große Schiller'ſche Horizont, ſondern ſie halten das Intereſſe ſtreng an der Sache und offenbaren ſich mikrokosmiſch. Goethe gibt, was das Allgemeine betrifft, immer nur Perſpektiven und Fernſichten in ſie, unermeßliche zwar, aber in einem und demſelben Kunſtwerke oft nach den entgegengeſetzten Richtungen hin. Auf der einzelnen Blüthe der poetiſchen Beſonderheit zeigen ſich hier alle Geſetze der Pflanzenmetamorphoſe, an dieſen dünnen Staubfädchen wird man dennoch in das innerſte Heiligthum des Naturgeheimniſſes gezogen, an dieſen bunten ſchimmernden Farben ſprechen ſich die himmelanziehenden Geſetze der großen Sonne aus. Ob uns Taſſo eine Gefühlswelt, Carlos ein Syſtem der Lebensphiloſophie und die Hölle im Fauſt den ganzen Himmel erſchließt; es geht von kleinen zufälligen Punkten aus. Am Schleppkleide der Gelegenheit, wie ſie eine Zeitung, ein fliegend Blatt, ein altes Buch angibt, zieht der Dichter den Triumph der ganzen

das productive Streben des Kunſtperſonals, immer mit vollen Segeln auf dem Meere des Studiums und des bangen Hinblicks auf die zu entdeckende Atlantis des künſtleriſchen Ideals zu bleiben? Iſt die Aufmerkſamkeit des Publicums immer erregt und geſpannt? Hier liegt die Bezeichnung des Begriffs einer Nationalbühne und nicht etwa in der meiſt ſchlaffen und unbegeiſterten Einſtudirung einiger alten, claſſiſchen Stücke, die man in derſelben Form aus der Theaterbibliothek entnimmt, wie ſie früherer Ungeſchmack, zuſammengeſtrichen und entſtellt, dort hingelegt hat.

Der Gegenſtand iſt zu wichtig, zu maßgebend für die übrigen deutſchen Bühnen, als daß ich nicht bei der Löſung der berliner Theaterfrage länger verweilen ſollte.

Sie wird offen und ſtill viel beſprochen. Man fragt ſich: Wird die conſtituirende Verſammlung §. 32 des vorgelegten Verfaſſungsentwurfs, die Dotirung der Krone betreffend, ſo hinnehmen, wie er gefaßt iſt? Wird die Civilliſte näher beſtimmt und in einzelne dafür zu übernehmende Verpflichtungen der Krone zerlegt werden? Geſchähe dies Letztere, ſo würde ſich ſehr bald auch eine Erörterung über den bisherigen königlichen Theaterzuſchuß erheben. Wir kennen die Geſinnung des Königs nicht und vermögen über die fernere Zahlung der ſeither bewilligten 150,000 Thaler nichts zu beſtimmen. Im Intereſſe der Kunſt und Li-

teratur ſpricht man von der Umwandelung des Hoftheaters in ein Nationaltheater, womit an und für ſich noch nicht geſagt wäre, daß die Bühne aufzuhören brauchte, königlich zu ſein, d. h. von dem „Kronfideicommiß" unmittelbar unterſtützt zu werden.

Könnte man auch die berliner Theaterzuſtände neu aus dem Nichts hervorrufen, ſo würden vielleicht geringere Summen genügen, ſie vor den Gefahren des Nichtbeſtehenkönnens zu ſichern. Allein wie jetzt einmal die Sachen liegen, die Contracte gelten, die Verpflichtungen geheiligt, die Misbräuche verjährt ſind, kann eine Minderung der Zuſchüſſe nicht gut gedacht werden. Man muß der jetzigen Verwaltung nachſagen, daß ſie das Gute, das ſie zu erkennen im Stande iſt, redlich erſtrebte und nach dem Maßſtabe, den ſie an ſich angelegt wünſcht, nur das Beſte wollte. Sie blieb auf dem ökonomiſchen Standpunkt haften, ſie hat ohne Enthuſiasmus für ihre Aufgabe, ohne ein ideales Ziel, nach dem nüchternen Endreſultat eines erfreulichen Jahresabſchluſſes hin viel Anerkennenswerthes geleiſtet. An Würde hat dieſe Bühnenverwaltung allerdings wenig gewonnen. Die ewigen Berufungen an das Publicum, die Polemik in den Blättern, die halbofficiellen vertraulichen Mittheilungen, haben dieſe Direction zur perſönlichen Angelegenheit eines einzelnen Mannes gemacht, der auf ſchwierigem Boden den Beweis ſeiner Tüchtigkeit liefern wollte und zuletzt das Inſtitut ſelbſt

in einen fraglichen Personalitätsproceß herunterzog. Der Glaube an die Anstalt ist untergraben, das Vertrauen wankend geworden. Man muß dies Alles um so mehr beklagen, als gegen den besten Willen und die Zuvorkommenheit des Herrn von Küstner durchaus nichts eingewandt werden kann.

Eine Kritik des Instituts, seiner Leistungen, seiner Methode, seines Personals, würde hier zu weit führen. Es ist das unerfreulichste Ergebniß, das sich herausstellen würde; eine um so auffallendere Thatsache, als wir in den letzten Jahren gerade ein sehr warmes Interesse an der Bühne erlebt haben und eine Theilnahme ihr zuströmte, die wir so bald nicht werden wiederkehren sehen. Halten wir vorläufig den Blick in die Zukunft fest! Welche Wandelungen wären hier durchzumachen, welche Möglichkeiten wol zu erschließen?

Zu einem Nationaltheater fehlt in Berlin zuvörderst ein entsprechendes *Haus*. Das gegenwärtige Local des Schauspiels, von Außen so eigenthümlich gedacht und im Effect ansprechend, ist nach Innen ein düsteres Winkelwerk. Die Beleuchtung könnte heller sein und doch würde man keine Freude daran haben, in einem Saale zu sitzen, wo kein Platz mit dem andern in einem freundlichen Zusammenhange steht. Die Bühne klein und gedrückt. Das Spiel des Künstlers, durch den Mangel einer seinem Blicke sich darbietenden, tiefen Perspective gehemmt und rücksichtsvoll. In einem sol-

chen Raume läßt sich französische Comödie, deutsches Vaudeville spielen und genießen, aber es ist kein Tempel für ein Nationaltheater. Es ist ein Ort, wo sich, wie der verstorbene König wollte, eine gewählte Gesellschaft zusammenfand, meistens lachte, seltener weinte, und man sich immer eine gemüthliche Erholung in aller Stille und Verborgenheit gönnen konnte. Allein ein Nationaltheater kann in diese Räume kaum verlegt werden; Shakspeare und Schiller erscheinen hier kleinlich, im Duodezformat. Diese Rüge ist wichtig. Denn ich bin der Meinung, daß in Berlin der Sinn für das Schauspiel an seinem unbedeutenden Local leidet. Ich glaube ferner gewiß zu sein, daß ein nicht zu großer, aber weiter, heller, hoher und freundlicher Raum, ein Raum, weniger rund als länglich, ein Raum, dessen Contouren sich so schweifen, daß Einer des Andern ansichtig wird, ein Raum, der von der Bühne herab dem Künstler möglich macht, mit voller Kraft der Lunge sich auszuspielen, ein Raum endlich, der die Aufstellung einer hohen und imposanten Scene gestattet, ich sage, daß eine solche Localität in Berlin die jährliche Einnahme des Schauspiels um dreißigtausend Thaler erhöht.

Also soll ein neues Theater gebaut werden? Lebten wir in einer Zeit reichlich fließender Geldmittel, so würde ich diese Frage unbedingt bejahen. Jenes frische, kräftige, naturwüchsige Bühnenleben, das ich in Berlin

befördert sehen möchte, scheint mir wie durch eine böse Bestimmung von dem jetzigen Schauspielhause verbannt. So bliebe nur übrig, einen Umbau desselben vorzunehmen. Der Raum zu einem würdigen Tempel ist äußerlich da. Der gegenwärtige Concertsaal ist aufzuheben und das Oval des neuen Theaters aus der kurzen Tiefe in die längere Breite des Gebäudes zu legen. Die Aufgabe ist nicht leicht, aber belohnend. Ein Baumeister von Geschmack kann sie während einer kürzen Sommersaison ausführen. Es wird ein großartiges Oval gewonnen; hundert Fuß ist die Breite des Hauses länger als die Tiefe, die Eingänge von der neuen Kirche sind für die Fußgänger frei und gefällig. man steigt die Stufen empor, die jetzt zum Concertsaale führen, und betritt ein wie durch Zauber umgeschaffenes neues Theater. Es ist heiter drapirt, nicht überladen, aber geschmackvoll verziert, das Parterre geräumig, die Logen und Sperrsitze bequem, der Blick zieht sich überall im Hause mit wohlgefälliger Neugier um, dem Auge ist jede Loge zugänglich, die Bühne breit und hoch in gleicher Proportion, das Spiel der Künstler ein ausgebendes, freies, von Fesseln gelöstes, die Stimme zum Herzen dringend, die höchste Leidenschaft nicht wie jetzt erschreckend, sondern erschütternd. Würde die Construction des Gebäudes diese Aenderung verbieten? Ich glaube nicht. Die Grundmauern des Concertsaales mußten doch auch für tausend Menschen

berechnet sein. Das ganze Podium wäre etwas tiefer zu legen. Die Maschinerie läßt sich auf die Seite nach der Französischen Kirche übertragen. Nur der Malersaal würde die unangenehme Folge geben, daß die Symmetrie des Gebäudes durch einen Aufbau litte. Doch erfände der Architekt vielleicht eine Form dieses Aufbaues, welcher auf der andern Seite etwas Entsprechendes zu correspondiren hätte, während die Attika nach der Charlottenstraße abgerissen würde. An Zweifeln und Entgegnungen gegen diesen Plan wird es nicht fehlen, aber eine Hand, die nur ernstlich wollte und kräftig im Style Napoleon's befähle, würde das Werk ohne Weiteres vollführen.

Die Mittel beschaffe ich, wie in Hanover, durch eine Anleihe, deren Zinsen der königliche oder National-Zuschuß deckt. Der Umbau würde vielleicht 250,000 Thaler kosten, Aenderung oder Anfertigung von vergrößerten Decorationen sollten noch 50,000 Thaler abschöpfen. Eine Summe von 300,000 Thalern erfodert zur fünfprocentigen Verzinsung jährlich 15,000 Thaler. Nicht nur diese, sondern noch 5 — 10,000 Thaler zur allmäligen Amortisation entnehme ich dem vom „Kronfideicommiß" (Civilliste) an die Stände überlassenen Zuschuß, der den Gläubigern eine sichere Garantie bietet, und diesen Ausfall wieder decke ich durch die erhöhten Einnahmen eines wirklichen Nationaltheaters.

Daß dieſe ſtattfinden, dafür bürgt Alles. Das Drittheil der Einnahmen des Opernhauſes kommt auf Rechnung des Vergnügens, in dem ſchönen Hauſe zu verweilen, nicht auf Rechnung der Leiſtungen allein. In das jetzige Schauſpielhaus geht aber kein Fremder, um es als ſolches zu ſehen und wieder zu ſehen. Hier iſt keine Gelegenheit, ſeine Toilette zu zeigen, keine Aufforderung, ſich ein Rendezvous zu geben: die geſellſchaftliche Bedeutung dieſes Raumes fällt an ſich ſchon völlig fort. Habe ich aber ein neues, geſchmackvolles, behagliches Haus, wie anziehend auf den Beſuch wirkt ſchon dieſer äußere Umſtand allein! Der Zuſchauerraum iſt vergrößert. Die Eingangspreiſe mögen an manchen Plätzen verringert ſein, und doch iſt der Gewinn ein höherer, weil man in einem ſolchen Hauſe die Maſſen verſammeln kann. Lebendigkeit verlang' ich von dem ganzen Eindruck eines ſolchen Theaters! Ich erwarte, daß es heiter in ihm hergeht, volksthümlich, ohne Ausgelaſſenheit. Ich erwarte, daß man hier nicht nur Erfriſchungen, ſondern auch die Abendzeitungen ausruft. Ich laſſe die Muſik mit dem Fallen des Vorhangs beginnen und ſcheuche die tödtliche berliner kritiſche Stille aus dieſen Räumen. Der Abend ſei lang! Dem Hauptſtück laſſ' ich für Diejenigen, denen der Beſuch um ſechs Uhr zu früh iſt, ein Vorſpiel vorangehen. Der Genuß muß voll ſein und den Eindruck gewähren, daß er von einer reichen Tafel kommt.

Einem solchen Theater, das schon äußerlich so verändert angethan ist, muß man nun auch innerlich eine Mehreinnahme versprechen können, wenn das Uebrige der Geist der Verwaltung thut. Das Personal darf nicht zu klein sein. Eine Bühne, die fleißig sein will, bedarf vieler jeunes premiers und vieler Liebhaberinnen. Die andern Rollen sind supplementarisch und lassen sich jedem Stücke gleich einreihen. Ich weiß sehr wohl, daß Künstlerinnen und junge anziehende Darsteller im Liebhaberfach, wenn sie vorzüglich sein sollen, selten sind; das leidlich Brauchbare, äußerlich Anmuthige und innerlich Bildungsfähige ist aber nicht so selten, als man vorspiegelt. Freilich kann die Sucht einiger Koryphäen, Alles allein spielen zu wollen, bei unserm System nicht bestehen. Die Herrschaft des Monopols muß gebrochen werden und ein Nationaltheater, ein stark besuchtes Haus, ein nothwendig abwechselungsreiches Repertoir bricht dies von selbst. Das Personal ist in mehre Gruppen abzutheilen, damit immer zu gleicher Zeit mehre Stücke einstudirt werden. Darin gestatte man keine Ausnahme! Hat man mehre Liebhaber und Liebhaberinnen, so ist man von keiner Laune und Caprice mehr abhängig, man kann immer einzelne Gruppen, wie kleine für sich bestehende Gesellschaften, studiren und wirken lassen. Heute Etwas für diese, morgen für jene Gruppe! Nur bei großen classischen Stücken wäre dafür zu sorgen, daß sich alle Kräfte in

nen vereinigt finden und jede Rolle auch immer von
r beſten dafür vorhandenen Kraft geſpielt wird.

Die gewiſſenhafte Anwendung dieſes Syſtems be-
ngt, daß die erhöhte Thätigkeit wiederum ein erhöh-
s Reſultat für die Kaſſe mit ſich bringt. Die Künſt-
r ſollen nicht nur nie feiern, ſondern mehr als nur
ätig ſein: ſie ſollen eifrig arbeiten. Langſam geht
an jeder Bühne, wo der ganze Schwerpunkt der
eſchäftigung auf einen beliebten oder bevorzugten Lieb-
aber oder eine beliebte oder bevorzugte Liebhaberin
legt wird. Da iſt man der Spielball des Eigenſinns,
r Trägheit und oft der mathematiſchen Unmöglichkeit,
aß wirklich eine überhäufte Kraft Alles bewältigen
nn. Der Weg des Studiums ſollte dann immer
eſer ſein: Zu jeder Zeit muß dem geſammten Per-
nal erſtens eine Kunſtaufgabe vorliegen (Wiederein-
udirung eines claſſiſchen oder ſonſt traditionell inter-
ſanten Stücks) und zweitens in doppelter Theilung
s Neue, d. h. zwei oder drei Novitäten, die alter-
rend mit jener großen Aufgabe an die Reihe kom-
en. Das Publicum merkt einen ſolchen ſyſtematiſchen
ortgang der Geſchäfte außerordentlich raſch und fühlt
h bald in die Strömung einer ſolchen Thätigkeit hin-
ngezogen.

Ein ſtarker kräftiger Wille, gehoben durch die Ur-
rſammlungen der Künſtler und den Beirath der beiden
wählten Mitglieder, muß an der Spitze des Inſtituts

die Zügel entschlossen halten, eine immerdar nur künstlerisch, nur geistig angeregte Persönlichkeit. Ich komme auf die Zeiten zurück, wo Iffland und Schröder, selbst Künstler, selbst Dichter, die Theater leiteten. Man muß ein bedeutsames, ich möchte sagen, persönliches Interesse an der dramatischen Kunst und Literatur nehmen, um auf einem solchen Platze immer angeregt und anregend zu verharren. Man glaube doch nicht, daß der Vorwurf begründet ist, eine solche Persönlichkeit würde partheiisch, nur für ihr eigenes Interesse bedacht sein. Man durchblättere die Annalen der Theaterverwaltung Iffland's, lese seine zerstreuten Briefe und überzeuge sich, wie emsig beflissen er war, jede bedeutende Erscheinung in das Interesse des königlichen Theaters zu ziehen. Schiller'n und Goethe'n, die ihn vielfach verspottet haben, kam er mit der größten Aufmerksamkeit und Selbstüberwindung entgegen; Zacharias Werner empfing splendide Ermunterung, ja Schröder'n, für dessen Gegner er galt und der ihn oft mit Hohn behandelt hatte, kaufte er alle die schwachen Stücke ab, mit denen der hinter der Zeit zurückgebliebene große hamburger Dramaturg sein sinkendes Ansehen nicht mehr behaupten konnte. Die Zahl der neuen Stücke, die er gab, ist fast größer, als die man uns jetzt vorführt. Selbst die kleinen Nachtheile, die sich hier aus persönlichen Conflicten mögen ergeben haben, wurden durch den, von einer solchen Persönlichkeit ausströmenden Geist der künstlerischen

Erde nach ſich. Wenn Schiller einen größern Umfang zu haben ſcheint als Goethe, ſo iſt dies, wie Sterne von großen Nebelringen umgeben ſind. Goethe hat dieſen Nebelring nicht; dafür iſt aber ſein Kern ſtrahlender und wirkt beſſer in der Finſterniß.

Goethe hatte einen ſolchen Abſcheu vor dem Allgemeinen, daß ihn auch jede Definition des Schönen in Verwirrung brachte. Fragt man, worin liegt der Zauber der Dinge, wenn ſie gefallen, läßt er ſich den Dingen geben, oder müſſen ſie darnach gewählt ſein? ſo trieb Goethe ſeine Furcht, daß man das Leben in eine Formel einfangen könnte, ſo weit, daß er ſogar erklärte, der Ausdruck, Idee des Schönen, hätte ſchon an ſich etwas Unſtatthaftes. Goethe hütete ſich, die Schönheit in etwas Einzelnem zu finden, da ſie im Gegentheile immer etwas Zuſammengeſetztes ſein müßte. Wie kam er zu dieſer Sprödigkeit?

Goethe war in der Mitte ſeines Lebens umdrängt von Theorieen über die Schönheit; kein neues Syſtem etablirte ſich, ohne nicht auch für die Aeſthetik Fächer und Repoſitorien aufzuthun. Das veranlaßte Goethen, ſich hierbei immer negativ zu halten und über Begriffe, für welche der graſſirende Idealismus nicht Sublimationen genug finden konnte, immer im herabgeſtimmteſten Tone zu ſprechen. In dieſer Fluth barbariſcher Wendungen und Hypotheſen war es für den Dichter ſogar ein Verdienſt, die Göttlichkeit ſeiner Miſſion in irdiſche Worte zu kleiden und das Schöne mit einer ſcheinbaren Geringſchätzung zu beurtheilen. Der philoſophiſche Nebulismus ſchien Ausdrücke, wie: richtig, erfreulich, gefällig u. ſ. w. verdrängen zu wollen; man mußte retten;

Weihe, der Alles, was mit ihm zu gleicher Zeit wirkte, anfeuernd ergreifen mußte, erſetzt. Wo nicht von oben=her belebend Licht und Wärme fließt, kann auch in's Theaterweſen kein Gedeihen kommen. Die Künſtler müſſen wiſſen, daß ſie unter der Führung eines idealen Sinnes ſtehen und daß ſelbſt da, wo ihre eigenen Intereſſen in rathloſes Dunkel gehüllt ſcheinen, eine Hand über ihnen waltet, die einem Prieſter am Altare des Schönen gehört.

Das Feld, das ſich für den Anbau der dramati=ſchen Production darbietet, iſt durch die Aufhebung der Cenſur und den erweiterten Horizont des politiſchen Lebens größer geworden. Der dichteriſche Kopf, der für die Bühne zu erfinden verſteht, würde, wenn man ihn an den rechten Platz ſtellte, gerade jetzt dem Be=dürfniß der Bühnen vom weſentlichſten Nutzen ſein können. Was in Paris zur dramatiſchen Production ermuntert, iſt nicht ſo ſehr das Talent des Franzoſen für dieſe Kunſtform oder der Gewinn, ſondern die Möglichkeit einer raſchen Verwirklichung ſeiner Einfälle. Will unſere Bühne nicht ewig in der Gefahr ſchweben, plötzlich von guten Novitäten entblößt zu ſein, ſo muß ſie ſich der Production mehr vergewiſſern. Der Zu=fall iſt es, der bei Beginn einer Theaterſaiſon oft die ernſtlichſten Beſorgniſſe einflößt. Es ſind ſo viele Ta=lente für die Bühne und ſo wenig gute Stücke da! Es gibt Perioden, wo unter einer Menge mehr oder

minder darſtellbarer Novitäten nicht eine einzige hervorragt, die Erfolg für die Kaſſe verſpricht. Beſonders bedarf bei uns die komiſche Muſe der Ermunterung durch die Künſtler ſelbſt. Der witzige Kopf faßt einen komiſchen Gedanken, vollendet ihn halb und läßt ihn aus angeborener deutſcher Ernſthaftigkeit wieder fallen. Es fehlt die Nachhülfe eines an der wirklichen Geburt eines ſolchen Stückes intereſſirten Dritten, der entweder ein Director, oder ein Schauſpieler, oder wieder ein Schriftſteller ſein müßte. Dies führt mich auf den Antrag für Berlin, Wien und Hamburg, wo das Theater ſich wirklich an die Maſſen anlehnt, doch den Grundſatz der dramatiſchen Aſſociation aufzunehmen, nur in anderer Form als bisher. Wie ich mir ſchon den würdigen Vorſtand eines Theaters, wie z. B. eines berliner Nationaltheaters, nicht anders denken kann, denn als einen productiven, feurigen, anregenden Kopf, der mit der Zeit fortgeht, ja oft einen Schritt voranzutreten wagt; wie ich mir ferner denken muß, daß eine Direction künftig, um ſich finanziell aufrecht zu erhalten, nicht mehr ruhig harren und abwarten kann, was an ſie herankommt, ihr die Aufwartung macht und ſich ihrer gnädigen Protection empfiehlt, ſondern in großen Städten wenigſtens ſelbſt erfinden, ſelbſt die Gelegenheit benutzen und mit einem Worte mit geiſtiger Spürkraft ſpeculiren muß, ſo iſt jetzt auch der Gedanke zuläſſig und nothwendig, daß hinfort die deut-

schen Dramatiker das Schicksal des Repertoirs selbst in die Hand nehmen und in unmittelbarster Betheiligung an dem Bestand einer Bühne für ein immer frisches Material der Darstellung sorgen. Poeten, die vom „hohen Olymp" herab mit fertig geharnischten Minerven herniedersteigen, sollen sehr willkommen sein; aber sie erscheinen so selten, daß die Bühne, die alle Tage Comödie zu spielen hat, bald abgebrochen werden müßte, wenn sie von diesen Offenbarungen des Genies leben wollte. Auch das geringere Talent hat hier mitzuwirken und der Genius selbst kommt auf die Länge seiner Entwickelung auch gar bald in Stimmungen, wo ihm eine äußere Befruchtung Noth thut. Ein berliner Nationaltheater, das immer in der lebhaftesten Verbindung mit einem großen und gemischten Publicum stehen wollte, immer die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen wüßte, könnte sich ohne ein Comité dramatischer Autoren kaum halten. Ich sage nicht, daß hier Tragödien, Schauspiele oder feine Lustspiele auf Bestellung geliefert werden sollen, auch nicht, daß gute Werke dieser Art gemeinschaftlich abgefaßt werden können. Es gibt aber so vielfache Gelegenheit, einem großen, die Production lohnenden Theater auch productiv nützlich zu sein, daß sich die glücklichen Folgen einer solchen Zusammensetzung bald bewähren würden. Ich erinnere nur daran, wie oft Schauspieler und Directoren Wünsche haben, die da lauten: „Wer mir nur Dies oder Jenes

ſchriebe, dieſe oder jene Anekdote, die durch alle Zeitungen geht, raſch in ein Stück verwandelte!“ Soll künftig ſich das Theater durch ſeine eigene Kraft halten, die Bühne auf das Bühnenbedürfniß der Nation gebaut werden, ſo dürfen ſolche Einfälle nicht mehr in die Luft verfliegen. Sie müſſen ausgeführt werden, ſie müſſen dazu dienen, das Theater zum Ausdruck vorhandener Thatſachen zu machen und ihm jene Unumgänglichkeit zu geben, durch die man, wenn man keine Zuſchüſſe mehr hat, ſich allein nur noch retten und erhalten kann. Von einer Direction, wie in Wien oder Berlin, verlange ich, daß ſie um einen guten Operntext ſelbſt Sorge trägt, ſelbſt Sujets zu ihnen anregt und dadurch den Anſtoß gibt, daß endlich einmal unſer ſchöner, muſikaliſcher Fond, wenn er ſich in der Oper bewähren will, nicht durch die ſchlechten, zufällig zuſammengeſuchten Texte vergeudet wird. Von einer ſolchen Direction verlange ich, daß ſie die Idee eines neuen Ballets nicht von dem altfränkiſchen Geſchmack eines penſionsfähigen Balletmeiſters abhängig macht, ſondern ſie im Verein mit poetiſchen Köpfen prüft und durch ſo viel Inſtanzen durchgehen läßt, bis hier wirklich eine gemeinſchaftliche, von den Einfällen vieler Köpfe bereicherte und darum auch nachhaltig anziehende Arbeit zu Stande kommt. Man ſpricht von der Koſtſpieligkeit des Ballets. Freilich, wenn man es ruhen läßt, wenn man es nur durch einen alten,

steifen Balletmeister, der Alles in der Ausstattung, nichts in der Idee sucht, in Bewegung bringt, so ist es allerdings ein sehr kostspieliges, todtes Capital. Allein auch hier zeigt sich, wie eine Theaterdirection belebend wirken und von Allem die Initiative ergreifen muß. In Paris machen die jährlichen Revuen aller im verflossenen Jahr vorkommenden Thorheiten des Tags die Haupteinnahme des Carnevals. Unsere frei gewordenen, öffentlichen Verhältnisse werden uns erlauben, dies in Paris oft aristophanisch witzige Genre auch bei uns anzubauen. Dies wäre sogleich ein Feld für ein gemeinschaftliches Schaffen. Man versammelt sich, man bespricht einen Plan, Jeder bringt seinen Einfall und unter der Hand wächst fast wie aus dem Stegreif ein humoristisches Pasticcio, das, auch in der Darstellung fast stegreifartig behandelt, jährlich für die Bühne von großem Gewinn sein kann. Wird so Etwas von einer Direction nicht veranlaßt, nicht unter ihrem Vorsitz ausgeführt und mit dem besten Vertrauen auf den Erfolg ins Leben gerufen, so geht der Einzelne gar nicht daran. Von so vielen Köpfen, die für die deutsche Bühne Etwas zu werden versuchten, nicht die rechte Anlehnung fanden und sich dann zurückzogen, kann man wol sagen: Es ist in ihnen viel guter Stoff, viel Schelmerei und Geist stecken geblieben. Die Mitglieder dieser dramatischen Association könnten theils aus den schon vorhandenen Kräften einer solchen Haupt-

ſtadt entnommen werden, theils könnte man ſie durch beſondere Vortheile veranlaſſen, da zu wohnen, wo ſie eine ihren Wünſchen entſprechende ehrenvolle Beſchäftigung finden würden.

Die Früchte dieſer Einrichtungen an großen Theatern würden mittlern und kleinern zugute kommen. Man würde dort leichte Wahl haben, Dasjenige nachzuahmen und anzunehmen, was ſich in den großen Städten bewährte. Die Localbedingungen der einzelnen Reſidenzen und Provinzialſtädte entſcheiden die Form, die ſonſt hier und da der Bühne des Orts zu geben wäre, ob ſie ein reicher Hof aus ſeinem Privatvermögen oder der Staat aus dem allgemeinen Einkommen unterſtützt. Die Stadttheater mögen nur kundigen Männern nach gewiſſenhafter Prüfung anvertraut werden! Die Behörden wollen äußere Hemmniſſe beſeitigen, Armenabgabe, Hausmiethe, künſtlich hinaufgetriebene Veranſchlagung des bei einer Directionsübernahme vorgefundenen Inventariums! Viele Hoftheater, ſelbſt größere, ſcheinen unſchlüſſig, ob ſie die Theaterzuſtände einem Pachter überlaſſen ſollen. Als Uebergangsmaßregel, um aus drückenden Misbräuchen und einem Cirkel ewig wiederkehrender Unannehmlichkeiten endlich einmal herauszukommen und eine natürliche Organiſation anzubahnen, iſt dieſer Weg verſuchsweiſe wol anzurathen, nur dürfte er da, wo wirklich die Mittel vorhanden ſind, eine einigermaßen würdige Staatsanſtalt

hinzustellen, nur ein provisorischer sein. Wo ein Pachter auf die Dauer das Theater verwalten sollte, müßte sich der Hof, die Regierung oder die Stadt einen Antheil der Geschäftsführung vorbehalten, freilich keinen verzögernden, lähmenden, persönlich willkürlichen, sondern nur die Oberaufsicht über den immer würdigen Gang der Unternehmung; und auch hier drängt Alles darauf hin, daß diese Oberaufsicht nicht von einer privilegirten Kaste, sondern von Männern ausgeht, die sich der Literatur und der Nationalehre verantwortlich fühlen, gleichviel ob sie bürgerlich oder adelig sind.

Unsere Aufgabe war, die in diesem Augenblick hartbedrängte deutsche Schaubühne sicher zu stellen vor der Wiederkehr ähnlicher, die ganze Existenz derselben bedrohender Conjuncturen, wie ihre misbräuchliche Form sie jüngst erlebte. Wir versuchten, diesem tausendjährigen Hebel wahrer Bildung den Glauben an sich selbst zu erhalten und die Nothwendigkeit seines Bestandes dadurch zu begründen, daß er vom schwankenden Geschick und der jeweiligen Laune der hohen Gönner unabhängig und unter die Garantie der Nation gestellt wird. Wir mußten zu diesem Ende den Bezirk der Bühnennothwendigkeit streng abgrenzen, gewöhnliche, theoretische Phrasen, so verherrlichend und verschönernd ihre Absicht sein mag, von dieser Erörterung ausschließen und unser Gebäude wirklich nur auf die Basis Desjenigen aufrichten, was die Erfahrung als Grundlage einer

möglichen Selbſterhaltung der Bühne nach dem Charakter unſers Volkes, unſerer Zeit und unſerer ſeither beſtehenden geſellſchaftlichen Zuſtände lehrte.

Rückkehrend auf den Gedanken, von dem dieſe Darſtellung ausging, müſſen wir endlich auch noch hier anerkennen: Die Bühne iſt allerdings gerade das Feld, wo der jetzt übermäßig angewandte Ausſpruch: Literatur und Kunſt hätten ganz neue Entwickelungen zu gewärtigen, vollkommen begründet iſt. Aber dieſe Entwickelungen ſind mehr äußere als innere. Wenn eine überfliegende Kritik ſagen wollte: Ihr dürft uns nichts mehr auf der Bühne vorführen, was früher ergötzte, früher hinriß und rührte, kein Gemälde des Familienlebens mehr, keine Conflicte des Herzens, keine Idyllen, keine Tragödien jeden guten Geſchmackes mehr, ſo würde ein ſolches Wort den Urheber erröthen machen, wenn er ſagen ſollte, was denn an die Stelle dafür zu erfinden und anzubieten wäre. Im Gegentheil hat die Literatur, wenn ein Volk frei wird, nicht mehr nöthig polemiſch zu ſein, und den Tendenzſchöpfungen werden manche Spitzen abbrechen, wenn die Feinde nicht mehr da ſind, gegen die ſie früher gerichtet waren. Aber die äußern Lebensbedingungen der Kunſt und Literatur können und müſſen wahrer und freier werden. Die Gängelbänder des Gedankens reißen, die Steckenpferde der Liebhabereien werden lächerlich. Die Kunſtpflege ſoll keine Mumien vergolden,

keine Puppen, als wären sie Menschen, kindisch aus- und anziehen, sondern sie soll der Spaten des Gärtners und nur mitunter noch, im Dienst des Schönen, dessen Rechen und Scheere sein. Krankheiten und Gefahren der Völker entfesseln die Natur. Die Natur wird plötzlich die Regel, wenn die Ausnahme von den Thronen schreitet. Und in der Natur ist die Hülfe, so schmerzhaft auch die Uebergänge sein mögen. Der Einzelne leidet wol, wenn das Ganze gewinnt, aber nach kurzer, nicht gehemmter, sondern frei sich austringender Krisis kehrt Ordnung und Gewohnheit, Gesundheit und Schönheit in neuer Gestaltung wieder mit glücklichern Bürgschaften für die dauernde Zukunft.

mußte der praktiſchen Vernunft, man mußte der Poeſie als Politik und dem menſchlichen Gefäße des göttlichen Inhaltes Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Eiferer überſahen dies Verdienſt. Die Einfachheit, mit welcher Goethe über ſeine Kunſt wie über ein Handwerk ſprach, dieſe Einfachheit, welche uns aus den transcendentalen Zeiten die geſunde Vernunft gerettet hat, fand die böswilligſte Auslegung. Man brachte es dahin, daß es ſcheinen ſollte, als hätte Goethe wirklich eine Verwandtſchaft mit Hans Sachs, nur daß er die Dichtkunſt ſelbſt wie die Schuſterei getrieben habe. Wolfgang Menzel wenigſtens, ohne Kenntniß der deutſchen Philoſophie und nicht ahnend, daß Goethe's Ausſprüche über die Kunſt im oppoſitiven Sinne gegeben ſind, behandelt den Dichter wie einen Fabrikanten.

Es ſcheint mir, als hätte Goethe bei Gelegenheit ſeines Beſuches in Münſter im Jahr 1792 ſich über den Begriff des Schönen am aufrichtigſten geäußert. Einer ſo individuellen, humanen und wohlwollenden Philoſophie, wie der des Hemſterhuis gegenüber, ließ ſich ſchwer in Widerſprüche gerathen. Hemſterhuis nannte das Schöne jene erfreuliche Erſcheinung, wo wir die größte Menge von Vorſtellungen in einem Momente bequem überblicken und faſſen können. Dieſe viel zu weite, auf beſondere Fälle nur ſehr ſchwerfällig anwendbare Definition unterſchrieb Goethe, falls ſie ſo zu verſtehen wäre, wie er ſie ſpäter in ſeine eigene Sprache überſetzte. Er kommentirte ſo: das Schöne ſei, das geſetzmäßig Lebendige in ſeiner größten Vollkommenheit ſchauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchſte Thätigkeit verſetzt fühlen. Er fügte dann hinzu, das Schöne ſei nicht ſowohl leiſtend als verſprechend und müſſe hoffen, begehren und erwarten machen.

# VI.

# Sendschreiben

an

## den Staatsminister von der Pfordten

über eine

## Reorganisation des königl. sächsischen Hoftheaters

und

## Dessen Antwort.

# A.

w. Excellenz haben mir kürzlich bei zufälliger Be=
gnung die Veranlassung gegeben, meine Ansichten
er das königl. Hoftheater, falls sie von einem bloßen
stehenlassen der vorhandenen Verhältnisse abwichen,
ne Rückhalt schriftlich auszusprechen. Ich bedauere,
ß meine Berufsarbeiten mir eine ausführliche Erör=
ung dieses Gegenstandes untersagen und ich mich
er nur auf die wesentlichsten hier einschlagenden
nkte beschränken muß.

Es gibt zwei Auffassungen unserer Hoftheaterfrage.
e Eine, mehr theoretisch, knüpft jetzt an sie Reform=
schläge ideologischen Inhalts an. Die Andere, mehr
ktisch, geht von einem zugestandenen Misverhältniß
Mittel und ihrer Anwendung aus, und faßt die
ngendsten und nächsten möglichen Eventualitäten des=
en ins Auge.

Eine ideologische Erörterung der Hoftheaterfrage
rt sehr weit, ja wenn es wahr ist, daß Projecte
einer Verbindung des Hoftheaters mit den Provinz=

bühnen eingereicht sind, offenbar ins Chimärische. Wol hat ein Ministerium des Cultus das Theater in seiner höhern Bedeutung ins Auge zu fassen und darüber zu wachen, daß die stabile wie die wandernde Bühne überall dem ästhetischen und moralischen Zweck des Theaters entspricht, wol sind die Concessionsertheilungen nach gewissen Regeln zu organisiren und auch die Gemeinden für die bei ihnen übliche Bühnenpraxis in Verantwortung zu nehmen; allein zu weit geht man, wenn man glaubt, künstlich unsern Bühnen jene Heiligkeit der Tendenz zuführen zu können, die sie im Alterthume hatten, oder eine größere Künstlerschaft, wie sie frühern Perioden angehört haben soll, jetzt noch durch bloße Theorie, Doctrin, veränderte Organisationen heraufzubeschwören. Wir wollen vorläufig die Ausführung Dessen, was sich auf diesem Gebiet als möglich erweisen möchte, von dem Erfolg der reichen Materialien abhängen lassen, die Herr von Ladenberg zu diesem Behuf in Berlin angesammelt hat, noch mehr vielleicht von der Hoffnung, daß einmal von der deutschen Centralgewalt aus auch die geistigen Interessen, wenn erst die politischen geregelt sind, in fördernden und Neues ausführenden Angriff genommen werden. Bei der dresdener Theaterfrage den Accent stark auf Sachsen als solches legen, Dresden in Berührung mit Leipzig und der sächsischen Provinz bringen, ist vollends bedenklich, da nicht genug, namentlich den Ständen

gegenüber, hervorgehoben werden kann, daß man das hiesige Theater als ein allgemein deutsches Institut betrachten möge, als einen von Sachsen zur Verherrlichung des allgemeinen Vaterlandes gebotenen glänzenden, ruhmwürdigen Beitrag. Wie man auch das hiesige Theater mit Leipzig und der sächsischen Provinz in Verbindung bringen möge, die Erfahrung lehrt, daß, wie der Künstler nur in der Einfriedigung eines einsamen Raumes schaffen kann, so auch die Theater gerade durch eine entschiedene Isolirung nur erstarken, es sei denn, daß sie in ihrem ganzen Bestand von Ort zu Ort wechseln wollen. Ein theilweiser Zusammenhang aber mit andern Localitäten ist immer verderblich. Die frühere Verbindung des dresdener Theaters mit Leipzig gibt einen ablehnenden Fingerzeig für jedes Kunstinstitut, das über seine localen Grenzen hinausgeht.

Führen Vorschläge dieser Art mehr in das Gebiet der Phantasie als der Wirklichkeit, und steht zu befürchten, daß man in dem Bestreben, die Provinzmusen zu säubern und ihnen ihr verwildertes Aussehen zu nehmen, sogar hindernd und despotisch für individuelles Recht auftreten kann — der ästhetische Terrorismus ist seit der Academia della Crusca verrufen —, so glaub' ich auch ferner nicht, daß in der dresdener Theaterfrage große Veranlassung liegt, die mehr auf den innern Organismus der Bühne bezügliche theoretische Theaterlite-

ratur zu bereichern. Die Herren Devrient, Stahr, Rötscher, von Gall, haben über diese Gegenstände so viel und Vielerlei geschrieben, was für alle Bühnenverhältnisse Werth ansprechend, doch gerade für die dresdener keine vorzugsweise Herausstellung seiner Dringlichkeit bedarf. Das Ministerium wird zuletzt Erörterungen dieser Art den kritischen Schulen und der ästhetischen Praxis überlassen müssen, schon zufrieden, wenn nur ein Streben nach würdiger Erfassung des Berufs der Menschendarstellung im Kreise seiner Aufsicht vorhanden ist. Die Frage z. B. über eine Theaterakademie, so wichtig sie ist, erschöpft doch keineswegs Das, was die Lage des Augenblicks hier als nothwendig hervorhebt. Auch in dieser Frage erleben wir hoffentlich von der künftigen Einheit Deutschlands Anregungen zu förderndem Vereintwirken. Hoffentlich behauptet unser Theater in dem Grade seinen Ruhm, daß die Centralgewalt als den Ort, wo die allgemeine deutsche Theaterakademie begründet werden soll, vielleicht Dresden bezeichnet, zugleich aber auch für Erhaltung derselben die nöthigen Mittel anweist.

Ich finde sogar in mancher dieser theoretischen Erörterungen zu sehr den Standpunkt des Theaters als einer Treibhauspflanze festgehalten. Man verlangt für ein Institut, das sich vor allen Dingen durch sich selbst als nothwendig ergeben sollte, vielleicht viel zu viel künstlichen Sonnenschein, viel zu viel künstliche Wärme.

Man setzt, z. B. in Herrn Devrient's neuester Schrift, so ohne Weiteres voraus, daß der Staat die Bühne in Obhut und Pflege zu nehmen habe, während unsere Zeit gerade das Bestreben hat, jeder moralischen Thätigkeit Freiheit der Bewegung zu garantiren, dann aber zu sagen: Hilf dir im Uebrigen selbst! Wol weiß ich ausnehmende Kunstliebe zu schätzen, wenn sie von einem Fürsten oder den Vertretern einer Nation gehegt wird und diese geneigt sind, ihr Opfer zu bringen, aber so ohne Weiteres die Bedürfnisse der Bühne und deren Deckung sich als von selbst verstehend hinzunehmen, wie dies in der Schrift des Herrn Devrient geschieht, heißt sich in der langjährigen Gewöhnung eines Hofschauspielers sehr sicher und behaglich fühlen. Vergebens hab' ich mich in der sonst verdienstlichen Arbeit nach einer Andeutung umgesehen, wie es mit dem finanziellen Soll und Haben seiner Organisation aussehen soll. Diese Selbstschätzung ist den deutschen Schauspielern zur andern Natur geworden, und ich leite, z. B. in Herrn Devrient's Schrift, aus ihr die Grundidee von einem Theater her, das so zu sagen Selbstzweck sein solle! Der Schauspieler ist in diesem Devrient'schen Theater Alles. Im Gegentheil aber war zu allen Zeiten das Theater nur der Durchgang und die Vermittelung dritter Interessen, der Interessen der Bildung, des Zeitgeistes, vor allen Dingen der Literatur, die Herr Devrient in ihrer hohen Bedeutung als eigentliche

Reglerin und berufene Lenkerin des Theaters wol nicht genug anerkennt, ebenſo wie doch die Oper nicht der Oper, ſondern der ewigen Muſik wegen da iſt.

Ich breche dieſe Anſätze zu einer Kritik ab und beſchränke mich darauf, zu erklären, daß die unendlich wichtigere Veranlaſſung, das Intereſſe des Miniſteriums für dieſe Gegenſtände in Anſpruch zu nehmen, die eigenthümliche Lage des dresdener theatraliſchen Status quo iſt. Es zeigt ſich hier eine ſehr glänzende Tradition der Vergangenheit, die plötzlich mit der Richtung der politiſchen Gegenwart in Conflict zu kommen ſcheint. Dieſer Conflict wird um ſo bedenklicher, als jene Tradition ſich in ſich ſelber nicht mehr aufrechterhalten kann und von irgend einer Seite für ihren Beſtand determinirte Beihülfe erwartet. Die Vertreter des ſächſiſchen Volkes wollen dem Lande etwas von ſeinen Laſten abnehmen und, wie man hört, die Civilliſte verringern; andererſeits aber iſt die Civilliſte ſelbſt in Verlegenheit und muß erklären, daß die Summe, die ſie bisher zum Hoftheaterzweck erhielt, nicht einmal ausreicht!

Ferner ſind dadurch nun unwillkürlich Fragen hervorgerufen, als: Wird das Theater richtig verwaltet? Erfüllt es ſeinen Zweck ſo, daß die von ihm verbrauchten Mittel richtig angewandt erſcheinen? Bietet es in ſeinem Directionsſyſteme eine Garantie, daß es in Zukunft beim alten Zuſchuß ſich würdig aufrechterhält

oder bei einem verhältnißmäßigen Abzuge sich verhältnißmäßig depraviren würde?

Man spricht von einem „Nationaltheater“. Den Drang, in Sachsen ein Nationaltheater haben zu wollen, kann ich mir nur erklären einmal als eine Huldigung, die man, unberücksichtigt aller Hofverhältnisse, der allgemeinen deutschen Kunst und Literatur bringen möchte; sodann, um die Direction irgendwie der öffentlichen Meinung verantwortlich zu machen. Ohne den Nachdruck darauf zu legen, daß ein Nationaltheater sich doch vorzugsweise an eine sehr große und volkreiche Stadt anzulehnen hätte, verkennen wir das Bestreben nicht, eine Direction an der Spitze eines solchen Instituts zu wissen, die der Nation und ihren Vertretern, nicht blos dem Fürsten, verantwortlich ist. Wie aber, wenn ein Fürst Dasjenige, was ein Theater über seinen stipulirten Zuschuß kostet, aus eigenen Mitteln zuschießt? Will die Nation dem „Nationaltheater“ einen Credit eröffnen, der selbst für schlimme und plötzlich ganz kunstfeindliche Zeiten ausreicht? Da prüfe sich das Volk sehr ernst! Denn zu sagen: „Wir geben das Nationaltheater einem Pachter in Speculation“, wäre sehr wenig national gedacht und ein Widerspruch mit sich selbst.

Die Idee, unser Hoftheater einem Pachter zu überlassen, der zusehen müsse, wie weit er mit dem ihm bewilligten Zuschuß käme, ist oft ausgesprochen worden.

Die große Verehrung vor dem Nimbus der Anstalt schreckt die Kunstfreunde von dieser Vorstellung ab. Und in der That, man würde von dieser Einrichtung gerade des Würdigen nicht viel erleben. Auch hat man bemerkt, ein Pachter würde in den schon vorhandenen Künstlercontracten so unübersteigliche Schwierigkeiten finden, daß er seine Stellung nicht behaupten könnte, und die Folge wäre dann sicherlich eine allgemeine Depravation des jetzt noch so schönen und stattlichen Instituts. Warum auch hier mit einer Einrichtung beginnen, die bei ungleich geringerer Theaterlust in Hanover, München, Stuttgart noch nicht für nöthig erachtet ist? Das Gefühl für die Aufrechterhaltung der Würde des Instituts, die Furcht vor den Speculationsgelüsten eines Impressario ist so allgemein verbreitet, daß man in diesem Ausweg nur die letzte Rettung erkennen kann und alle Ursache hat, vorher noch diejenigen Wege zu versuchen, die möglicherweise zu einem erfreulichen Ziele führen.

Das factische Verhältniß ist, daß die Stände für das Hoftheater und die Kapelle der Civilliste jährlich 80,000 Thaler bewilligten. Seit einigen Jahren nahmen aber entweder die Einnahmen so sehr ab, oder die Ausgaben haben sich so sehr gesteigert, daß außer dieser Summe die Civilliste noch jährlich circa 10,000 Thlr. aus eigenen Mitteln zum Theaterbudget hinzufügen mußte. Der Theaterbesuch sollte 100,000 Thlr.

Nichts iſt ſchön, das nicht anregt. Schönheit iſt ein pſychiſcher Moment, wo Wirkendes und Gewirktes zu einem ſeligen Genuſſe zuſammenfallen und nichts in unſerem Sein ohne Erſchütterung bleibt, ſelbſt der ſinnliche Theil nicht. Schönheit an und für ſich, als das Dargeſtellte ohne Ausfluß auf unſer Entzücken gedacht, iſt auch nichts Vollendetes in dem Sinne, daß ſie durch etwas Anderes nicht könnte erhöht und geſteigert werden, ſondern ſie iſt der Grundton, in welchen unſere ergriffenen Sinne einfallen müſſen zum harmoniſchen Akkorde. Das Schöne iſt nichts Abſolutes, das nach eigenen Geſetzen conſtruirt, regelrecht gefügt, kalt und ſtumm wie Narziß ſich an ſeinen eigenen Reizen weidete, ſondern **Sehnſucht**, die den Arm verlangend ausſtreckt nach einem andern Auge, in dem ſie ſich ſpiegeln, einem andern Munde, aus dem ſie ſich ſelbſt verſtehen kann. Die abgeſchloſſene Ruhe der Antike iſt ein längſt beſtrittener Satz und ſo lange die alten Marmorbüſten Augen ohne Sterne haben, werden ſie eines Herzens bedürfen, das ſie empfindet, und ihre geiſterhafte Stummheit zu löſen ihnen entgenkommt. Das Erhabene iſt nicht das Schöne. Das Erhabene iſt Gefühl der Maſſe, des Gleichgewichtes und eines, es tragenden Mittelpunktes. Das Erhabene iſt einfach, die Schönheit zuſammengeſetzt. Das Erhabene iſt die Zirkelform bei den Alten, ein Obelisk, eine Säule, bei Neuern überhaupt Alles was ſtrebt in's Unendliche, ein Thurm des Münſters; das Erhabene überwältigt, es produzirt in uns nur Rührung und Ohnmacht; aber das Schöne erhebt, das Schöne iſt Leben, Mittheilung, Aufforderung, es macht den Betrachtenden ſelbſt zum Künſtler. Denn man weiß, daß das Schöne immer erſt aus der zweiten Hand kommt, wenn die Natur die erſte iſt.

ingen, sodaß der status exigentiae des Theaters
180,000 Thlr. berechnet werden kann.
Wollen die Stände noch ferner 80,000 Thlr. be=
gen, so ist in der Hauptsache die Debatte über=
g, es sei denn, daß die Stände dafür verlangen
n, auch Einsicht in den innern Gang der Ver=
ung zu erhalten und das Hoftheater in ein National=
er zu verwandeln.
Wie jetzt, durch Contracte und Ueberlieferungen un=
derlicher Art, die Dinge einmal stehen, ist vor=
nicht daran zu denken, daß das Institut, sowie
ist, von dem Zuschuß von 80,000 Thlrn. Etwas
hren kann. Es wäre vorläufig schon Viel erreicht,
das fernere, über diesen Zuschuß hinausgehende
eit vermieden würde. Das Letztere halte ich bei
nten angegebenen Organisation für möglich.
ch will den Fall stellen, daß die Stände an dem
uß von 80,000 Thlrn. Anstoß nähmen und
cht nur weniger geben wollten.
Die münchener Bühne heißt „Hof= und National=
r". Nach dieser Analogie möcht' ich, falls die
me reducirt werden sollte, den Ausweg vorschlagen,
man jene Summe von 80,000 Thlrn. theilte,
in die Bestandtheile, die sogar factisch sind,
00 Thlr. für das Hoftheater, 30,000 für die Ka=
und den damit verbundenen Kirchendienst, zerlegte.
Die königl. Kapelle kostet mindestens 30,000 Thlr.

Sie ist des Hofgottesdienstes wegen der königl. Familie nothwendig; sie wird außerdem zu den Concerten bei Hofe verwendet, ist also nur zum Theil Theatersache. Man muß in diesem Verhältniß eine eigenthümliche Stellung unserer Theaterfrage erkennen, die dem königl. Hofe die Verpflichtung auflegt, unmöglich diesen Gegenstand einseitig entscheiden zu lassen. Ist dem Hofe diese Kapelle nothwendig, so fragt es sich, ob das Land die Aufmerksamkeit haben will, sie mit 30,000 Thlrn. zu dotiren. Wie Dem auch sei, zu wünschen wäre, daß diese 30,000 Thlr. bei der Thaterfrage als solcher nicht mehr erwähnt würden. Daß jene Kapelle auch zum Theaterdienst verwendet wird, ist ein zufälliger günstiger Umstand; wie aber, wenn die Hofkirche sich ihre Musik selbst zu beschaffen hätte? Wie, wenn sogar Collisionen nachgewiesen werden könnten, wo das Theater durch den Kirchendienst benachtheiligt würde? Wenn ein Pachter da wäre, so würde er den Ständen sagen: Wenn Ihr 80,000 Thlr. zuschießt, so vergeßt nicht, daß davon ein Drittheil der katholischen Kirche zufließt und nur noch mittelbar mir und dem Theater!

Aus dieser Betrachtung müßte sich für den königl. Hof die Ueberzeugung ergeben, daß das Theater ihm nicht ganz eine Last, sondern theilweise eine Gunst ist. Um Theater und Kirche zu trennen, um das Theater vor der übeln Nachrede des zu großen Kostenaufwandes zu schützen, sorge man dafür, daß beide Posten

ennt werden! 30,000 Thlr. zahle der Hof, entweder eigenen Mitteln oder aus Bewilligung des Landes, die Kapelle und seinen Kirchendienst; 50,000 Thlr. das Land für das Theater! Durch jene Summe er Hof, durch diese das Land an dem Institut be= gt. Die Vortheile beider Beziehungen würden sich vereinigen.

lus dieser Schöpfung eines „Hof= und National= rs" ergäbe sich folgende Organisation:

Die Stände für den Fürsten, oder dieser aus eige= Mitteln, aus eigener Kunstliebe, eigenem confessio= Interesse, besoldeten mit 30,000 Thlrn. zunächst e ausgezeichnete Kapelle zum Kirchendienst und zur baren Theaterverwendung. Die Verwaltung dieser che steht unter der Controle des Hausministeriums. Stände geben zu einem Nationaltheater 50,000 Thlr. tellen es unter die Controle des verantwortlichen sministeriums.

Die erste und nothwendigste Folge dieser Einrich= ist zunächst die Auflösung der bisherigen Gene= ection des Hoftheaters und der musikalischen Ka=

Statt ihrer werden zwei Aemter geschaffen:

) die Generalintendanz des Hof= und National= rs und der königl. musikalischen Kapelle,

) die Direction des Hof= und Nationaltheaters.

Der Generalintendant vertritt die Würde des In=

stituts in seinen Beziehungen zum königl. Hofe und hat folgende näher bezeichnete Functionen:

1) Er nimmt Theil an einer gemischten Commission, die aus einem Delegirten des Cultusministeriums, einem Delegirten des Hausministeriums und der Generalintendanz selbst besteht. Diese drei Mitglieder haben die Controle der gesammten artistischen Verwaltung unter sich.

2) Er referirt bei Sr. Majestät über alle Angelegenheiten des Hof- und Nationaltheaters und der musikalischen Kapelle, und repräsentirt diese Institute beim Hofe und im Theater selbst.

3) Er verwaltet in unmittelbarer Autorität alle auf die innern Angelegenheiten derselben bezüglichen Verhältnisse der königl. Kapelle.

4) Kirchendienst und Hofmusiken stehen unter seiner speciellen Anordnung.

5) Die von der Theaterdirection angenommenen Stücke und Operntexte sind ihm zum Behuf einer Durchsicht ihres etwa verfänglichen Inhalts vorzulegen.

6) Die ihm von der Direction vorgelegten Monatsrepertoire stellt er derselben mit etwaigen Bemerkungen über specielle Wünsche und Rücksichten zurück.

7) Er präsidirt der Verwaltung und den Sitzungen der mehrern Pensionsfonds des ganzen Instituts.

Eine Verlegenheit über die Wahl der entsprechendsten Befähigung zur General-Intendanz kann nicht statt-

Herrn von Lüttichau geben fünfundzwanzigjäh-
hrungen alle Ansprüche auf diese Stellung, und
zum Institute hoffentlich auch die Neigung, sie
n.

eigentliche Direction des Hof- und National-
ist gleichfalls eine neuzubeschaffende Stelle.

Director steht nicht unter dem Befehl, sondern
nur unter der Controle der Generalinten-
ls diese in der gemischten Commission eine
hat.

künftige Director wird vom Ministerium des
vorgeschlagen und vom Ministerium des Hauses

Director verfügt über die volle Einnahme des
und ihre gesammten Zuschüsse, mit Einschluß
die Hofkapelle verwilligten Gelder, ohne daß
eralintendanz benommen wird, nach vorherge-
n Vorbau etwaiger Collisionen, für die näch-
dürfnisse der Kapelle frei zu bestimmen.

Director hat über seine Verwaltung in ökono-
und artistischer Hinsicht der gemischten Commis-
icht zu erstatten, auch für jede Ausgabe, welche
ume von 500 Thlrn. überschreitet, wenn sie
ist, von 100 Thlrn., wenn sie nur einmal wie-
eine Genehmigung einzuholen. Demnach ist
sgabe, die momentan über 100 Thlr. geht,
hrescontract, der 500 Thlr. überschreitet, vor

gemischten Commission vom Director zu begutachten. Sonst ist dem Director in alle Dem freieste Hand zu lassen, was er zur Würde des Instituts für nöthig hält.

Der Director darf am Theater, außer der eines Dramaturgen, keine sonstige Function ausüben. Er darf also weder ausübender Schauspieler, noch Sänger, noch Kapellmeister sein.

Die berathenden Beisitzer der Direction sind:

1) der Kapellmeister,

2) ein von der Direction gewählter Regisseur des Schauspiels,

3) ein von der Direction gewählter Regisseur der Oper,

4) ein vom Personal gewählter Regisseur des Schauspiels,

5) ein vom Personal gewählter Regisseur der Oper,

6) in dem schlimmen Fall, daß man nicht einen Director gewählt hätte, welcher der öffentlichen Meinung die vollste Bürgschaft dramaturgischer Fähigkeit böte, ein Dramaturg mit möglichstem Einflusse.

Die innere Organisation der Bühne wird nach einem neuen Vertretungsprincipe geregelt. Jene beiden vom Personal gewählten Regisseure sind Deputirte eines Ausschusses, der aus halbjährigen Versammlungen der Künstler hervorgegangen ist.

Dies sind vorläufig die allgemeinsten Grundzüge der neuen Organisation dieser Frage. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß sie zu einem neuen Aufschwunge unsers Theaters führen und sowol in artistischer wie ökonomischer Hinsicht günstigere Resultate liefern würde, als die frühere Verfassung. Dies zu beweisen, müßt' ich eine Kritik der letztern geben, was trotz der sich dabei nothwendig ergebenden Anerkennung redlichster Bestrebungen doch in meiner Stellung schwierig ist. Der große Umfang der bisher vereinigt gewesenen Gewalten der Generaldirection muß getheilt werden und nach Ausscheidung der mehr repräsentirenden Functionen die eigentliche technische und artistische Direction auf eine einzige, aber auch außerordentlich competente Kraft beschränkt werden, eine Kraft, die, ohne zur Maschine zu gehören, doch mitten in ihr steht und mit einem einzigen Druck alle Hebel in Bewegung setzen kann. Diese Kraft muß gewiß sein, nie durch eine halbe Autorität auch nur Halbes zu bestimmen; sie muß sicher sein, daß Nichts ihre Direction durchkreuzt. In einem solchen Director muß eine so durchgebildete dramaturgische Capacität gewonnen werden, daß er, *ohne selbst Künstler zu sein*, doch die Thätigkeit derselben im Ganzen und Großen ebenso anzubahnen versteht, wie im Einzelnen immer wach zu bleiben über das *tägliche* Vorkommniß, dessen Bestimmung wiederum nur von ihm abhängen darf.

Man hat hier und da in Deutschland wenigstens schon so viel guten Willen gezeigt, daß man berathende Dramaturgen ins Interesse der Theater zog. Aber die Erfahrung lehrte, daß Der, welcher auf diesem Felde sich nicht orientiren konnte, es verließ; Der, welcher Etwas verstand, nicht ohne Macht bleiben wollte. Ein gescheiter Mann, der doch ein Dramaturg sein soll, der immer nur räth und räth und Nichts beschließt, verliert sein äußeres Ansehen und die innere Lust. Goethe, Immermann, Schreyvogel, Klingemann waren Dramaturgen und Directoren zugleich. Ueber ihnen mochte ein Kammerherr oder Jagdjunker, oder Hofmarschall, oder Generalintendant stehen, der zu intendiren, d. h. zu beaufsichtigen hatte. Im Uebrigen hatten sie freie Praxis und ihr Werk gedieh.

Was ist ein Dramaturg, der wöchentlich ein Repertoire entwerfen hilft und zusehen muß, wie der Zufall es täglich verändert! Die Regisseure gehen zur dirigirenden Gewalt und machen mit dieser die Nothbehelfe ab, und gerade diese Nothbehelfe geben einem Institut oft seine ganze Richtung und erfodern das intellectuellste Erfassen der wahren Krebsschäden eines Theaters. Ein Dramaturg ferner, zu dem die dirigirende Gewalt sagt: ich habe Diesen oder Jenen engagirt, ohne daß er um seine Ansicht befragt wurde, ist ein absoluter Widerspruch. Ein Dramaturg, der nicht die Fähigkeit hat, Director zu sein, ist kein Dramaturg.

Steht er neben einem Director, der eine Freude daran findet, immer mit ihm in Uebereinstimmung zu sein und ihn dem Personal bedeutend und werthvoll hinzustellen, so wird er auf Macht kein Verlangen tragen. Ist er aber eine gebundene Kraft, kann er Das, was ihm nützlich und nothwendig scheint, nicht rasch und ohne viel Debattirens ins Werk setzen, so wird ihm Neigung und Lust zu seinem Berufe vergehen. Denn das fühlt sich bald heraus, daß es in der Theaterführung gerade darauf ankommt, eine große Idee auch bis in ihre kleinsten praktischen Eventualitäten und Consequenzen durchführen und verfolgen zu können. Das vermag aber ein Dramaturg nicht, auch wenn er des Guten, Schönen und Nützlichen noch so voll ist, wenn er nicht sichergestellt wird gegen die Uebergriffe der Regisseure, die ihn in ihren Verhandlungen mit der dirigirenden Gewalt links liegen lassen, und endlich gegen das entscheidende Tel est mon plaisir dieser dirigirenden Gewalt selbst.

Ew. Excellenz erkennen hierin auch den persönlichen Antheil, den ich an einer neuen Organisation unserer Theaterzustände nehmen muß. Durch eine schon mehrjährige Kenntniß des Terrains, durch zehn Jahre innigsten Zusammenlebens mit deutschen Bühnen glaub' ich ihr wahres Wohl und Wehe erkannt zu haben. Sind für die Verwirklichung der obigen Ansichten Fähigkeiten aufzufinden, die dem Vertrauen eine Bürgschaft

bieten, so wünsch' ich den hiesigen Bühnenverhältnissen Glück. Das Material zu den besten Unternehmungen ist im reichsten Maße vorhanden. Der Sinn der Stadt ist künstlerisch gestimmt, der Einfluß des Hofes wohlwollend, discret und dem Schönen zugewendet; in Disciplin, Anstand und gutem Willen für das Bessere sucht das Hoftheater, Dank seiner bisherigen würdigen Führung, noch immer seines Gleichen in unserer ziemlich verwilderten Theaterwelt. Möchte über der Zukunft dieses Instituts ein freundlicher Genius walten!

Sollten Ew. Excellenz in die Lage kommen, diesen hier erörterten Fragen Ihre Aufmerksamkeit widmen zu müssen, so wünsch' ich, daß Sie wenigstens davon überzeugt sein mögen, daß diese Blätter ohne Egoismus und nur der Sache zu Liebe geschrieben worden sind.

Mit der vollkommensten Hochachtung bin ich Ew. Excellenz ganz gehorsamster

Dr. Karl Gutzkow.

Dresden, den 14. Januar 1849.

Dies Gebäude, Gemälde, Gedicht iſt eine Täuſchung; hier wetteifert die Kunſt mit der Wirklichkeit, und ſagen werden wir: das iſt ſchön! wenn wir jenen Coïncidenzpunkt faſſen können, wo das Mechaniſche plötzlich Organismus zu ſein ſcheint, wo uns die Illuſion wie lebendig in's Antlitz blickt und die fortwährende äſthetiſche Ueberraſchung gleichſam macht, daß uns die Stifte des Kunſtwerkes, die Theile einer Sache, die ja nur eine Vorſtellung iſt, zuſammenzufallen ſcheinen und wir hinzuſpringen, nachzubilden, nachzuſchaffen und das zu ſuchen, was Dank den Göttern! noch nicht verloren iſt.

Dies ſind die Wirkungen des Genies. So wird ſich Goethe den Jahrhunderten erhalten. Die Guten, Reifen und Gebildeten werden immerdar von ſeinen Zauberſchöpfungen gezündet werden und durch ſie den in jedes Menſchen Bruſt ſchlummernden Poeten in ſich wecken. Die Produktionen erhalten ſich wie ein Saatkorn, das auf hunderterlei Aecker fallend, der Nachwelt blühende Gefilde und reiche Herbſte ſichert. Und *leben* in ſeinen Werken, ſichert noch vorm Tode nicht; aber in ſeinen Werken *zeugen* — das iſt der Prüfſtein!

## B.

nicht bemessen kann, ob Sie die Darstellung
Theaterverhältnisse, welche ich Ihrer Güte
in andere Hände übergehen lassen wollen,
weiß, ob Sie eine Abschrift davon behalten
sende ich Ihnen dieselbe anliegend wieder zu.
ile Ihre Ansichten und würde im Sinne der-
rkt haben, wenn ich in den Geschäften ge-
re.

usgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. von der Pfordten.

n, den 25. Februar 1849.

# VII.

# Unsere Zeitgenossen.

An

den Herausgeber einer vor den neuesten Umwälzungen erschienenen Bildnißgalerie damaliger Berühmtheiten.

Wo wollen Sie, verehrter Freund, die berühmten Menſchen alle, denen Sie Ihr großes Werk zu widmen gedenken, herbekommen?

Berühmte wohl! Aber verdienſtliche?

Im neunzehnten Jahrhundert hat ſich der Kreis von Gegenſtänden, die man verehrt, von Gewohnheiten, die man mitmacht, von gewiſſen „Vorurtheilen", die man ehedem Moral, Religion, Tugend nannte, ſehr verengert. Das neunzehnte Jahrhundert, die Cigarre im Munde, den Mackintoſh über die Schultern gezogen, den Hut auf dem Kopfe, hat ſich für ſouverain erklärt. Ueber Bord hat es eine Menge läſtiger Gewohnheiten geworfen, von denen unſere Enkel ſchon nicht mehr werden begreifen können, wie ihre Großältern in ihnen konnten auferzogen werden. Das neunzehnte Jahrhundert ſagt nicht mehr: Zur Geneſung! wenn man nieſt. Es hat die Tiſchgebete abgeſchafft, den Abendſegen, es hat für den Händedruck die Viſitenkarte erfunden, das neunzehnte Jahrhundert, dies klare, durchſichtige, wie Januarluft ſchneidende Jahrhundert hat

aufgehört, sich noch für irgend Etwas zu „echauffiren" (sonst nannte man dies Echauffement Schwärmerei), für irgend Etwas, ausgenommen Geld und Ruhm.

Geld und Ruhm! Man kann darüber streiten, was in unserm Jahrhundert höher steht. Die reichen Leute schmachten darnach, ausgezeichnet zu werden, und Die, welche ausgezeichnet sind, seufzen nicht selten über ihre Armuth. In Meyerbeer war es nicht sein Genie, sondern seine sichere Rente, die ihn ausrufen ließ: Gold ist nur Chimäre! Und wer nennt uns die Zahl jener Chimären, die uns heute noch berühmt machen und die wir morgen preisgeben, verrathen sogar, wenn wir dagegen Gold eingewechselt bekommen! Geld und Ruhm! Die beiden Pole unserer Erdkugel, sonst im Zeitalter der Sokrates, Christus, im Zeitalter der Philosophen und Märtyrer, hießen sie: Glück und Weisheit; irdisches Glück, das nicht Alles besitzen, sondern nur Alles heiter genießen mochte, und Weisheit, himmlische Weisheit, die den Erdenfreuden entsagt und ohne Glück, ohne Ruhm ihre Befriedigung, ihren Stolz in sich selber findet. Die Glücklichen nahmen oft mit der Natur vorlieb, mit dem Gold der Abendsonne, mit dem Silber des Mondes, und die Weisen lebten in Verborgenheit, auf dem Dreibein eines Schusters, in der Niederlausitz, wie Jakob Böhme. Wo kann man verborgener leben, als in der Niederlausitz!

Die Freude und die Weisheit ist verdrängt vom

Geld und dem Ruhm. Die Freude, die nicht theuer erkauft wurde, ſcheint uns gering, und die Weisheit, die nicht mit Ehre bekleidet wird, genügt ſich ſchon ſelber nicht mehr. Die Wahrheit bedarf des Ruhmes, um geglaubt zu werden. Will ſie überzeugen, ſo nützt ihr weder ihre Folgerichtigkeit, noch ihre himmliſche Abkunft, ſelbſt wenn ſie dieſelbe beweiſen könnte; ihr nützt nur Eines, ſie muß in die Mode kommen. Als Schelling, ein großer Weltweiſer, ſchon im Jahre 1817 auf jenen ſchwindelnden Höhepunkt von Ehre und Auszeichnung berufen werden ſollte, den er jetzt in Berlin einnimmt, ſo machte er *) nicht etwa die Bedingung der Lehrfreiheit oder eines guten Hörſaales, oder ſonſtiger Foderungen, die im Intereſſe ſeines Dranges nach Wahrheit und Verbreitung derſelben lagen, ſondern er verlangte den großartigen Titel eines Kanzlers und für ſeine Bruſt die Auszeichnung des rothen Adlerordens. Der rothe Adlerorden iſt der Unterſchied des neunzehnten Jahrhunderts vom Zeitalter der Sokrates, ja vielleicht ſelbſt von dem guten, beſcheidenen und der Wahrheit ſo ſchwärmeriſch ergebenen Jahrhunderte, in welchem Leſſing und Rouſſeau lebten.

Und dieſe merkwürdige Zeit! Welch ein Talent ſie hat, alle Gegenſätze zu löſen! Sind das Gold und der Ruhm noch Gegenſätze? Hat Der, der die Fülle

*) Siehe Dorow: Erlebtes, Th. I, S. 186.

des einen hat, nicht auch die Fülle des andern? Tauſcht James von Rothſchild mit Franz Liſzt? Ich meine nicht in Rückſicht des Geldes, nein, ich meine in Rückſicht des Ruhmes. Iſt James von Rothſchild nicht berühmt? Berühmt als Virtuoſe, als Genie in der Kunſt, etwas zu erwerben und vorzuſtellen? Kann James von Rothſchild ſo leicht verdunkelt werden, wie ein Künſtler, der morgen in Vergeſſenheit geräth, weil er entweder ſelbſt ermüdet oder das Publicum in ſeiner Bewunderung ermüdet, oder weil er von einem neuen Künſtler überflügelt wird? Geld iſt Ruhm und Ruhm iſt Geld; denn Ruhm iſt ja nicht Verdienſt. Verdienſt? O, blicke nieder, du ruhmgekrönter Held des Tages! Verdienſt? Das Verdienſt iſt arm und wohnt in dunkler Hütte, das Verdienſt iſt nicht der Ruhm. Um berühmt zu werden, du armes Verdienſt, da muß ein Wunder geſchehen. Da muß in einem Augenblick, wo der Dichter, der Künſtler, der Gelehrte ſorgenſchwer in einer dunkeln Manſarde ſitzt, das Haupt in die dürre Hand geſtützt, die kahle Wand vor ſeinen müden Augen ſich öffnen; eine magiſche Helle muß zaubervoll ſich ausgießen und ein Weib im Lichtgewand muß hereinſchweben, mit einem goldenem Stabe deine Stirn berühren, mit ihrem Arme dich umfangen und über die Dächer des gemeinen Erdenlaufes hinwegtragen in einen Feenpalaſt, gerade wie du als Kind geträumt haſt von Prinzeſſinnen, die einſt noch mit dir

ſpielen und dich lieben würden! Sei dies Wunder die Gunſt des Zufalls oder ſonſt ein Geſchenk des Himmels, genug, es iſt der Ruhm! Und nicht vom Verdienſt, vom Ruhm war hier die Rede, vom Ruhm, der „Arm in Arm“ mit der Börſe „das Jahrhundert in die Schranken ruft“.

Das Jahrhundert iſt aber ſtörriſch. Es ſtellt ſich nicht auf drei oder vier Stichwörter, die ſein Weſen ausdrücken ſollen. Geld — das Geld iſt leicht begriffen. Aber der Ruhm — der Ruhm des neunzehnten Jahrhunderts iſt nicht ſo leicht begriffen. Iſt dies Laufen und Rennen, das wir überall um uns erblicken, dieſe Haſt, der Maſſe zuvorzukommen und durch irgend ein rothes Läppchen unter ihr ausgezeichnet und kenntlich gemacht zu werden, zu vergleichen jenen Scharen, die einſt nach den Olympiſchen Spielen wanderten? Wollen ſie alle mit Fichten- und Lorberkränzen heimkehren und erſchöpft ihren Müttern in die Arme ſinken, ihren Müttern, denen das Entzücken die Stimme verſagt, ihren Stolz auszujubeln, und die nur noch in Freudenthränen reden können? Nein, der Ruhm hat einen Stiefbruder, wie Alexander der Große, der Perſepolis anzündete, gleichſam den Stiefbruder Heroſtrat hatte, der ſich durch den Tempelbrand von Epheſus verewigen wollte. So mancher Ruhm von heute, unterſuche Einer ſeine Geſchlechtsregiſter, wie viele Baſtarde, wie wenig echte Söhne! Epheſus, kein Perſepolis.

Mehr als je hat gerade jetzt der Ruhm seine Carricaturen. Zahllos ist die Menge Derer, die nur ihrer zufälligen Stellung es verdanken, daß sie genannt werden. Die Geschichte warf ihre glänzendsten Thatsachen deshalb nur auf ihre Schultern, weil sie durch Geburt und Zufall gerade in der Nähe standen. Sie drücken mit ihrem Namen Verhältnisse, Umstände, ja die Mühen und Sorgen anderer Menschen aus, und wo ist das Auge, das in einem solchen Conglomerat von Ruhm noch unterscheiden kann, was freie oder unfreie Schöpfung, was an ihren Medaillen Gold oder Kupfer ist? Erst in den untersten Schichten, in denen, die schon an die Galeeren streifen, läßt sich oft erst vollkommen unterscheiden, was Herostraten- und was Alexander-Ruhm ist; erst da, wo man, um sich einen Namen zu machen, heutiges Tages ungeladene Pistolen auf gekrönte Häupter abschießt und auf das Pantheon oder Bedlam speculirt, gleichviel, wenn man nur genannt wird!

Man streitet sich über den Gegensatz von Glauben und Wissen, von Vernunft und Religion. Welche Götter stehen aber fest und haben überall ihre Tempel? Der Mammon und der Genius. Cultus des Ruhmes, Cultus des Mammon, gibt es eine Religion, die allgemeiner wäre? Jener Capitalist, der einem spottsüchtigen Advocaten eine Satire auf das Staatspapierwesen mit dem ernstgemeinten Ausruf unterbrach: „Mein Herr, ist Ihnen denn nichts heilig?!“ und jener Eng-

## III.

Wem wird die Muse der Geschichte die Feder in die Hand drücken, um ein Kulturgemälde des achtzehnten Jahrhunderts zu schreiben?

Wenige Epochen vereinten so viel und so entgegengesetzte Elemente in sich, um zugleich bunte und durch ihre Mannichfaltigkeit anziehende Gruppen zu bilden; wenige sind so bedeutend und einflußreich ihrem Inhalte und Zwecke nach gewesen. Da schwebte über ermüdeten Zuständen eine wunderbare Aufregung; da hatte sich über die allgemeine Verwesung der positiven Begriffe und Institutionen ein phosphoreszirender Schimmer von Idealismus gezogen, der sich zuletzt in einen erschrecklichen Brand entzündete.

Der Geschichtschreiber würde Mühe haben, sich in alle diese Anfänge sogleich zurecht zu finden, wenn sie nicht ein so entscheidendes Ende gehabt hätten. Der Abschluß des Jahrhunderts erleichtert ihm sein prüfendes Geschäft, gibt ihm ein sicheres Ziel und für die einzelnen Bildungsmassen ein ordnendes Theilungsprinzip.

Ich dächte die Oekonomie seiner Darstellung müßte darauf ausgehen, das achtzehnte Jahrhundert zuerst in würdigen und

änder, der ſich anbot, Madame Laffarge zu heirathen, ind es nicht die wahren Prieſter unſerer Zeit? Vielleicht indet man die Kirchen leer, aber nicht die Schwelle ines Ladens, von dem es bekannt geworden, daß die Taglioni ſich darin einen Shawl umtauſcht, den man hr vielleicht geſtern geſchenkt hat. Demoiſelle Rachel reiſt, um ſich in den idylliſchen Eindrücken der Schweiz von den Leidenſchaften ihres tragiſchen Repertoires zu erholen. Das neunzehnte Jahrhundert läßt ſie aber nicht ruhig reiſen, nicht ruhig eſſen, nicht ruhig ſchlafen. Das neunzehnte Jahrhundert verfolgt ſie mit Beſuchen, mit Ständchen, mit allen muſikaliſchen und optiſchen Inſtrumenten der Welt. Man wird ſie verfolgen bis auf die Gletſcher, zu Waſſer, zu Land, in ihr Studirzimmer, ihre Garderobe ſogar. Allein, ganz allein, ganz einſam, wird ſie nur ſein können — auf der Bühne, vor den Lampen, im Moment ihrer Inſpiration.

Dieſem merkwürdigen und ganz einzig daſtehenden Cultus des Ruhmes iſt alſo das Werk gewidmet, welches dieſe Bemerkungen einleiten ſollen? Eine Galerie der Zeitgenoſſen? Ein Muſeum, eine Halle des Ruhmes, eine Walhalla der Gegenwart? Dieſe vorangehenden Bemerkungen bitt' ich dann zu vergleichen mit jenen Kleinigkeiten, die man mit dem erſten Grundſtein großer Gebäude zu vergraben pflegt. Man wirft Medaillen, Münzen, Kalender, Verfaſſungsurkunden (wo es deren gibt) und ähnliche kleine flüchtige Erinne-

rungen an die laufende Tagesgeschichte mit in das Fundament hinein. Was sollten wir in diese Ruhmeshalle, wo Alexander- und Herostraten-Ruhm nebeneinander gehen müssen, in dies Museum des wahren Verdienstes und jenes Verdienstes, das der Denker bestanden kann, das aber Fama's Gunst vergrößert und den Besitzer desselben auch zum Zeitgenossen gestempelt hat, was sollten wir unter den Grundstein dieses Gebäudes legen? Könnte man ihn bildlich ausdrücken, so würden wir sagen, den Volksgeist unserer Epoche, der sich im Geist der Personen wiederspiegelt, den Geist der Masse, der die hervorragenden Charaktere auf seinen Schultern trägt, den Geist des Jahrhunderts selbst, der die Grundlage und Bedingung jedes jener Verdienste ist, durch welche man allein sich heute zum Zeitgenossen emporschwingen kann.

Das ist wol die Aufgabe, durch ihre hervorragenden Charaktere die Zeit selbst zu schildern! Der Wassertropfen soll und kann den ganzen Himmel spiegeln. Die Zeitgenossen sind die Träger der Periode, ihre Schlußsteine sind die Zeit selbst. Dem Versuch, den man in unserer Zeit gemacht hat, die Weltgeschichte in Biographien*) zu schildern, liegt die richtige Ueberzeugung von jenem Zusammenhang zum

*) K. W. Böttiger, Die Weltgeschichte in Biographien. Acht Bände. Berlin, bei Duncker und Humblot. 1838—43.

runde, der aus dem Leben der Zeitgenoſſen die Zeit lbſt erkennen läßt. Man ſchildere die Menſchen und an wird ihre Epoche geſchildert haben.

In den älteſten Zeiten der Geſchichte, im Alter- ume jedes Volkes ſehen wir keine Geſchichte, ſondern ur Biographie; die Biographie iſt älter als die Ge- ichte. Das, was vielleicht einem Stamm, einem olke geſchehen iſt, Das, was Tauſende erlebt haben, as endlich, was in hundertjährigen Zwiſchenräumen itlich auseinander liegt, Alles das drängt die Sage uf einen einzigen Menſchen zuſammen. Kadmos, der us Phönizien die Buchſtabenſchrift gebracht und Theben egründet haben ſoll, hat nie gelebt. Er iſt der Trä- er, der perſönliche Ausdruck einer Epoche, wo die er- en Keime der Geſittung ſproßten, wie der Name des ercules jene Zeit bezeichnet, wo ſich die Menſchen all- mälig von der Herrſchaft der Erde, vom Gethier des rſchlammes befreiten. So Danaos, ſo Teut. Die ythiſche Biographie ging der Geſchichte voran. Und an kann ſagen, daß dieſes Aufgehen der Geſchichte n die Biographie faſt durch das ganze Alterthum, edenfalls ſo lange dauerte, als die großen Männer Roms und Griechenlands im Volksgeiſte lebten, vom Geiſt des Staates, dem ſie angehörten, tief durchdrun- gen blieben und ſich nicht erhoben über die Bildung der Allgemeinheit. Die Befreiung der Perſonen von den Zuſtänden, der Individuen vom Geiſt der Maſſe fällt

bei den Griechen in die Blütezeit der Philosophie, bei den Römern in die Blütezeit ihrer Feldherrntalente. Weil sie mit dem Allgemeinen zerfielen, starben Sokrates, Julius Cäsar und auf einem für uns heiligern Gebiete Jesus Christus.

In allen Zeiten, die zu irgend bedeutenden Erscheinungen reifen, kämpft der Volksgeist gegen die hervorragenden Charaktere. Wird die Bildung allgemeiner, so ist ihr erstes Geschäft, daß sie nivellirt. Das Volk vergöttert seine Helden, so lange sie der Ausdruck seiner eigenen Wünsche, Bedürfnisse, Leidenschaften sind. Wer sich frei macht von dieser Abhängigkeit, verscherzt seine Gunst. Heute ein Triumphzug, morgen eingeworfene Fenster.

Das Mittelalter ist fast ganz auf Persönlichkeiten begründet, und es ist dies einer der schönsten Reize der romantischen Epoche. Nachdem die Gährungen der neuen Staatenbildungen, die Wanderungen der Völker und die blutigen Kämpfe um die Verbreitung der Christuslehre aufgehört hatten, trat eine Stille ein, welche der historischen Charakterentwickelung von Nutzen war. Vorher, im Chaos der ringenden Volksgeister, waren die Alboin, die Attila, die Theoderich, fast wie Danaos, Kadmos und Teut, Collectivgrößen, Abkürzungen für ihre Völker, Sammelnamen für das Allgemeine. Nachher aber fand sich Raum zur freien Selbstbestimmung in der Staatenlenkung, in der Kunst,

in der Wiſſenſchaft. Der Volksgeiſt ſchlummerte, betäubt vom Duft der Muttergottesreligion, eingewiegt in jene ahnenden, dämmernden Zuſtände, die man das romantiſche Zeitalter nennt. Angemeſſen dem abenteuerlichen Charakter jener Jahrhunderte entwickelten ſich die damaligen „Zeitgenoſſen“ oft wie wunderbare Gedichte; ihr Leben war nicht beſtimmt von eigener Wahl und Führung, ſondern von den oft neckenden Einfällen der Fee Aventüre, welche die Schickſale der Menſchen damals mit bizarren und phantaſtiſchen Arabesken umzeichnete. Abenteuerlich waren die Kreuzzüge, abenteuerlich die Kämpfe mit der Hierarchie, abenteuerlich war ſogar der Uebergang in die neue Epoche; denn Fee Aventüre ſaß am Schnabel jenes Schiffes, das den Columbus nach Amerika führte, Fee Aventüre ließ einen vorwitzigen Mönch in ſeinem einſamen Laboratorium das Pulver erfinden, Fee Aventüre ſpielte allmälig den Holzſchneidern das ſo kinderleicht ſcheinende Geheimniß der Buchdruckerkunſt in die Hände. Mit dieſen Erfindungen, mit der Reformation hörte aber die Herrſchaft der Einzelnen wieder auf. Die Maſſe ergriff die Herrſchaft und krönte nur Die, welche die Helden des Volksgeiſtes waren.

Die Biographie Luther's iſt die Geſchichte der Reformation. Der einzelne Menſch ſammelte in der Sonne ſeines Ruhmes die Strahlen des Jahrhunderts. Calvin, Melanchthon, Karl V., Philipp II., Alle bezeichnen

die einzelnen Brechungen dieser Strahlen, die Streif- und Schlaglichter der Zeiten selbst. Dann wurd' es wieder still; die Völker, erschöpft, beruhigten sich mit Dem, was sie einmal errungen hatten, und zum letzten Male konnten es die großen Männer wagen, sich zu isoliren, eigene Wege zu gehen, die Massen zu überspringen, in ihren Studirzimmern sogar im siebzehnten Jahrhundert Gott zu leugnen, ohne gesteinigt zu werden, kometenartig durch die Welt zu ziehen und da und dort das Ueberlieferte zu versengen; sie konnten als Staatsmänner die Völker gegen alle natürlichen Bedingungen ihrer Lage in die wunderlichsten politischen Combinationen verwickeln, als Männer der Kunst und Wissenschaft sich von ihren Umgebungen gänzlich lostrennen und sich, affectirt genug, in die Zeiten Roms und Griechenlands versetzen; kurz, die freieste Charakterentwickelung wurde möglich, weil der Volksgeist schlummerte. Die drei letzten Jahrhunderte sind die Brütezeit intelligenter Köpfe. Mehr als je ist die politische Geschichte hier von der Geschichte der Cultur getrennt. Einzelne Genien schwangen sich auf die schwindelndsten Höhen der Philosophie und schufen sich für ihre Fortdauer eine ganz aparte Unsterblichkeit, die von dem überlieferten Himmel der Masse himmelweit entlegen ist. Das dauerte so fort, bis denn die letzte Reaction des Massengeistes eintrat, eine Reaction, in deren voller Kraft und Gährung wir jetzt noch leben. Nicht die französische

Revolution hatte dieſe dritte große Entfaltung des Maſſengeiſtes geweckt, ſondern mit ihr im Vereine theils die gereifte Volksintelligenz ſelbſt, theils die rieſenkräftigen Verbündeten dieſer Intelligenz, der Dampf und die Eiſenbahnen.

Wenn in Zeiten, wo der Volksgeiſt ſchlummert, die Biographie die Geſchichte macht, macht in Zeiten, wie die unſerigen, die Geſchichte die Biographie. Den Einzelnen zieht die Maſſe. Die Selbſtbeſtimmung iſt beſchränkter als je. Die großen Strömungen reißen uns mit fort und geben uns dann nur eine kurze, minutenkurze Größe, wenn irgend ein Widerſtand den Schaum in die Höhe ſpritzt und wir leicht genug ſind, uns oben, auf dem äußerſten Waſſertropfen halten zu können. Du willſt ein Genie ſein im Erfinden. Weißt du nicht, daß Tauſende mit dir arbeiten, Tauſende die Kraft deines Namens durch Capitalien verſtärken müſſen, ohne die du nichts ſchaffen kannſt? Du willſt ein großer Feldherr ſein. Darfſt du es wagen, allein einen Krieg zu führen? Du willſt ein Staatsmann ſein, wie Richelieu. Bindet Dich der Volksgeiſt nicht durch Conſtitutionen? Du willſt dem Fluge deiner Phantaſie als Künſtler folgen? Die Maſſe ſitzt zu Gericht über deine Schöpfung und will in ihr nicht dein Ideal, ſondern ſich ſelber wiederfinden.

Hiſtoriſche, intelligente Größe in unſerer Zeit! Nichts macht ſich mehr ſo, wie es ſich ehedem gemacht hat.

Was ſonſt Begeiſterung war, läuft jetzt nicht ſelten Gefahr, als eine Anweiſung auf das Tollhaus zu erſcheinen. Wahrhaft große Männer wird Ihre „Galerie der Zeitgenoſſen" wenig aufzuweiſen haben; aber ein Drängen iſt da von „Berühmtheiten", „Renommeen", „Capacitäten", „Illuſtrationen", „Notabilitäten", „Specialitäten", mit einem Worte: Zeitgenoſſen. Sie kennen zu lernen, bunt durcheinander, iſt es nicht immer erbaulich, ſo wird es doch belehrend ſein.

Man kann auch von einer geographiſchen Vertheilung der Zeitgenoſſen ſprechen. Die Charaktere Englands werden unter ſich eine große Aehnlichkeit, und von denen Frankreichs und Südeuropas wieder eine merkliche Verſchiedenheit haben. In Südeuropa wird immer mehr das Naturell, im Norden die Intelligenz vorwalten, und die Völker, die in der Mitte liegen, werden im künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Bereich immer ausgezeichneter ſein, als im rein geſchichtlichen.

Man braucht nur Brougham's berühmtes Werk über die Staatsmänner unter Georg III. zu leſen, um bei aller Verſchiedenheit der Naturen doch den im Allgemeinen gleichmäßigen Entwickelungsgang der öffentlichen Charaktere Englands vor ſich zu haben. Die Erziehung iſt faſt bei allen dieſelbe, ja die Schule, in welcher ſie ihre erſte Bildung empfingen, eine und dieſelbe. Die claſſiſchen Studien bilden die Grundlage ihrer weitern Vervollkommnung, und die ſeit Jahrhun-

derten vorgezeichnete Parteiung stellt den Einen hier, den Andern dorthin nach längst überlieferten Gesetzen. Innerhalb aber dieser Bahn des Ruhmes und Verdienstes schattiren sich auch die Naturen zwar auf das Wunderbarste, aber doch nur leise ab. Die Weltereignisse führen in die heimatlichen Gährungen neue Elemente hinein, der trockene, abstracte Parlamentsgeist wird hinausgeführt ins große Leben der Zeit, auf die Schaubühne der Welt, wo sich oft die Rollen unter der Hand vertauschen und Augenblicke, Minuten, Secunden den Jahrhunderten Gesetze vorschreiben. Doch hat bei dieser wunderbaren englischen Nation derselbe Zugwind der freien Natur überall zu den Charakteren Zugang. Reisen erweitern den beschränkten Nebelblick der Heimat, die fernen Colonien sind Pflanzschulen jener Politik, die auf rein persönlichem Talente beruht und ohne plötzliche Inspirationen, ohne Muth und Entschlossenheit sich nicht halten kann. Die Flotte und das Kriegswesen, zwei Institute, denen bei aller Intelligenz des öffentlichen Lebens in England eine gewisse Derbheit, ja Rohheit noch heute sogar innewohnt, erzeugen Charaktere von gewaltthätiger Heftigkeit, die in England, vom Krieg- oder Flottendienst zurückkehrend, sich wieder dem Advocatengeiste, dem religiösen Sonderwesen, dem häuslichen Pedantismus demüthig unterwerfen müssen. In dieser ebenmäßigen Fülle von Freiheit und Gesetz, in dieser Schaukelbewegung zwischen Erlaubtem und Ver-

botenem — welch' ein Terrain für die Entwickelung der mannichfachsten, wunderbarsten Charaktere!

In Südeuropa dagegen, in Asien, in Südamerika geht der Weg zum Ruhme völlig entgegengesetzt. Eine vorgezeichnete Bahn, die der Engländer wenigstens in seiner Jugend durchmachen und im Alter respektiren muß, findet sich hier nicht. Der Zufall gibt den Anstoß; Umstände, Verhältnisse krönen die harmlosesten Bestrebungen mit ungeahnten Erfolgen. Spanische Heerführer schwangen sich von der Trift empor, auf welcher sie Schafe geweidet hatten, Großveziere sind Verschnittene, auf welche die Gunst eines Sultans fiel beim Spazierengehen, beim zufälligsten Zusammentreffen in den Gärten des Serails, wo eine gute Antwort, eine überreichte seltene Frucht oder ein der Sultanin dargebrachter Blumenselum über ein ganzes Leben, über das Leben eines Staates entscheiden kann. Mehemed Ali, der Sohn eines Polizeicommissarius! Die Helden Südamerikas, die Gegner eines Bolivar, die Nebenbuhler eines Santanna lebten vielleicht gestern noch in der grünen Pampaswüste als Pferde- und Büffeljäger, oder eine geschickte Revolution spielte dem jungen unternehmenden Sergeanten statt des Spontons den Feldherrnstab in die Hand. Im Süden sind die großen Männer noch Gegenstände der Poesie; ihr Leben sind Dramen, Heldengedichte. Wer ist poetischer als der Typus dieser südlichen Weltgröße, der Corse Napoleon?

pomphaften Schleppzügen auftreten zu laſſen; denn klaſſiſche Perioden ſind es, die in England ſowohl wie in Frankreich an der Schwelle des Jahrhunderts ſtanden; dort der neue würdevolle und gelehrte Dogmatismus der ſkeptiſchen Empirie, hier die wallende, ſtolze Allongeperücke des „Siècle.“ Doch ſchon begannen Voltaire und Hume die Tempelgeheimniſſe der akademiſchen Weisheit an größere Maſſen zu bringen. Die Bewegung der Geiſter wird ſchneller, behender. Man ſieht die Ziele näher und, da ſie in der That nur immer entfernter liegen, ſo überhaſtet man ſich, die großen Geiſter kommen immer mehr unter das Volk, ſchon hört man ihren Athem und ſieht, was ſie für Kleider tragen. Individualitäten der wunderlichſten Art geben den Ton an; Autor und Publikum ſtehen nicht mehr in dem Verhältniſſe hochachtungsvollen Reſpektes, ſondern die Wahrheit ſteht mit dem Publikum auf du und du, jede neue Entdeckung iſt ein Faden mehr zum Band der Freundſchaft, die Geheimniſſe des Herzens löſen ſich, Sprache und Mittheilung werden vertraut, die Literatur läuft in ihrem Charakter und Tone beinahe ſchon auf nichts als die Leidenſchaften der Liebe und des Haſſes hinaus; Schrift und Zeit beſchleunigen ſich wechſelſeitig, bis zuletzt die Eine über die Andere ſtürzt und alle ſichere Form in ein ungeheures ſchreckhaftes Chaos auseinanderfließt.

In einer ſo leidenſchaftlichen Bewegung der Begriffe und ihrer Ausdrücke ſaß nun das Individuum mitten in den meiſt feindſeligen Widerſprüchen inne. Früher machte es die Zahl voll, früher mußte es um Erlaubniß bitten, zu einer Audienz bei der Literatur zugelaſſen zu werden; aber jetzt iſt es plötzlich in den Kreis der Allgemeinheit aufgenommen und gibt ſeine eigene Stimme ab. Natürlich, die Verſchiedenheit

In der gemäßigten Mittelzone dagegen, wo der Maſſengeiſt zu ſo großer Intelligenz gereift iſt, bleibt die hiſtoriſche Charakterentwickelung am ſchwierigſten. Zufall und Nothwendigkeit, als Befruchtungskeime, ſind hier nicht gegeneinander ausgeglichen. Geſetzliche Schranken ſind da wie in England, aber es ſind mechaniſche, nicht lebenerzeugende, organiſche. Dieſe Schranken kann der Einzelne nicht ſprengen. Der Deſpotismus mag dem Süden angehören, auch den ſüdlichen Republiken, aber in der Mittelzone iſt die Herrſchaft vielfach vertheilt, verzweigt, garantirt ſogar durch den Willen der Gehorchenden. Wo ſollen ſich da große Charaktere entfalten? In England iſt der große Mann ein Mitglied der Oppoſition, im Süden ein Hirt, im mittlern Europa faſt immer ein Monarch, ein Miniſter oder ein Gelehrter. Die Schmeichelei nach Oben und die Unduldſamkeit des emancipirten Volksgeiſtes gegen den Nebenmann läßt Niemanden anders über das Niveau hinaus, als wer eine Krone oder einen Hut mit Treſſen trägt. So flüchten ſich bei uns die Charaktere in die Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft im mittlern Europa unterſcheidet ſich merkwürdig von der in England und im ſüdlichen Europa. Der Profeſſor in Oxford lehrt Jahr ein Jahr aus dieſelbe Theologie: die Theologie bleibt Jahrhunderte lang faſt dieſelbe; der Profeſſor in Pavia macht ſeine Experimente und nichts hindert ihn, wenn dieſe Experimente übereinſtimmen, den Pro-

fessor in Salamanca seinen Collegen zu nennen. Bei uns ist das anders. Bei uns verarbeiten zwei Menschen, die in einem und demselben Hause wohnen, ein und dasselbe Material und sind sich dabei köpflings entgegengesetzt. Die Charakterentwickelung z. B. in Deutschland macht sich meist auf die grellste Art in der Wissenschaft geltend. Heinrich Leo verarbeitet mit Friedrich von Raumer dasselbe historische, dasselbe wissenschaftliche Material und auf ihren Kathedern mögen sie sich entgegenstehen wie Pitt und Fox. Hätte nicht Frankreich jetzt ein politisches Volksleben bekommen, diese Erscheinung würde sich auch dort wiederholen. Wo Staat und Kirche nicht frei sind, ist die Schule zügellos. Diese Erscheinung, an und für sich beklagenswerth genug, wird jedoch interessant in einer Galerie der Zeitgenossen, der man vielleicht gesonnen ist, neben den Bildnissen der im Staat ausgezeichneten Fremden auch ebenso viel Einheimische einzuverleiben, die nur groß in ihrer Kunst und Wissenschaft sind.

Zwar unbetheiligt an der Ausführung Ihres Unternehmens, glaub' ich doch, die zahlreichen Schwierigkeiten, auf welche es stoßen muß, vollkommen zu würdigen. Seiner Natur nach ist ein Werk dieser Art recht eigentlich periodisch. Seiner Natur nach hat es keinen Anfang, kein Ende. Es ist ein verdichteter Auszug aus der laufenden Geschichte, die Vorarbeit zu einem abgeschlossenen Ganzen, wie es erst die Folgezeit

liefern kann. Alle die Biographien, alle diese Lebensumrisse, welche in Ihrem Unternehmen werden aneinandergereiht werden, können bei aller Gewissenhaftigkeit, deren sich Herausgeber und Mitarbeiter zu befleißigen gedenken, doch immer nur eine bedingte Wahrheit ansprechen. Das Weltgericht ist die Weltgeschichte, aber das Gericht derjenigen Geschichte, welche in Ihrem Buche erscheinen muß, kann zur Zeit nur noch die öffentliche Meinung sein. Und wen hätte sie nicht schon irre geführt, diese trügerische Richterin, diese Themis, die nicht blos ihre Augen verbunden, sondern Augen hat, die oft wirklich blind sind? Ein Endurtheil über die hier aufgeführten Charaktere wolle man nie erwarten. Diese Charaktere leben mit uns, unter uns. Ihr eigenes Leben liegt noch unabgeschlossen da, das Buch ihrer Geschichte hat noch hunderte von leeren Blättern. Wer verbürgt uns, mit welchen Thaten sie noch werden beschrieben werden, mit welchen Hochherzigkeiten und mit welchen Niedrigkeiten, mit welchen Aufopferungen und mit welchen Inconsequenzen! Wer gibt sich dem Jahrhundert so, wie er ist? Und selbst der Ehrlichste, wer ist fertig, wer steht auf der Höhe jenes Ziels, auf der Höhe jenes Ideals, nach welchem wir ihn jetzt mit allen seinen Kräften ringen sehen? Und wie trüb oft die Quellen, aus denen der Biograph schöpfen muß! Die Geschichte erzählt die Begebenheiten, aber den innern Pragmatismus derselben herzustellen

überläßt ſie dem Forſcher. Bietet uns ſogar die ſchon abgeſchloſſene Geſchichte ein Labyrinth noch nicht gelöſter Räthſel, wie dunkel erſt die Gegenwart, wo jeder Lebende, ſo lange nur noch irgend eine Kraft in ihm iſt, ſich gegen das abſchließende Urtheil anſtemmt, die öffentliche Meinung durch die Eingebungen ſeiner Eitelkeit oder die Furcht vor ſeinem Gewiſſen verwirrt, Geld, Auszeichnungen und Gegendienſte ausſtreut, um nur in dem Lichte zu erſcheinen, welches ihm das günſtigſte iſt! Man kann doch verſichert ſein, daß die Mitarbeiter Ihres Werkes überall da, wo über berühmte Namen ihnen Mittheilungen zu Gebote ſtanden, die ſie von dieſen ſelbſt empfingen, ſtets auf das Gewiſſenhafteſte ausgeſchieden haben, was ſie in ihrer Verantwortlichkeit als Hiſtoriker nicht vertreten konnten?

Iſt nun alſo auch die Natur Ihres Unternehmens eine ſolche, daß Das, was heute in ihm behauptet wird, morgen ſchon wieder durch irgend eine Thatſache kann in Abrede geſtellt werden, ſo wird es darum doch nicht minder ein Spiegel der Zeit ſein, ein Unternehmen von ſittlicher Bedeutung. Beiſpiele des Erhabenen und Denkwürdigen aufſtellend, muß es die Nacheiferung der Guten und Edlen wecken. In dem Wirrwarr der Parteiung, in dem Strudel des Zeitgeiſtes iſt hier eine ſichere Fährte, ein Troſt ſogar und eine Beruhigung. Ein ſolches Buch würde verrathen, daß das Jahrhundert doch ſeine Reſultate hat. Sind es nicht

Schöpfungen von allumfaſſender, allbeglückender Größe, ſo iſt doch Eines immer erwieſen, die Größe des menſchlichen Geiſtes, das ewige Ringen nach Vollendung, der Drang des Geiſtes, ſeine irdiſche Hülle zu ſprengen und die Kraft ſeiner Fittiche in reinern Regionen zu üben. Wir werden in Ihrem Buche Menſchen begegnen, die wir zwar nur bewundern können, aber ſicher auch Solchen, die wir lieben müſſen. Einige von dieſen Bildniſſen großer Männer werden beſchlagen werden von dem leiſeſten Anhauch unſers Mundes, andere werden nicht erblinden, immer rein und fleckenlos bleiben, preiswürdige und edle Charaktere, ſolche Zeitgenoſſen, um die ſich die Jahrhunderte beneiden.

# VIII.

# Vorläufer oder Nachzügler?

1850.

Anzuerkennen sind bei der theils natürlich, theils künstlich nun hereingebrochenen Reaction alle Standpunkte, die von einem klaren, charakterfesten Urtheil über die Menschen und Dinge ausgehen; aber unbedingt verwerflich ist der Standpunkt der Erschöpfung und Blasirtheit, verwerflich für jede Meinung.

Ich lese irgendwo:

„Die badener Bluturtheile rühren Niemanden, sie sind verdient, sie erregen nicht einmal Interesse, es sterben dort nur die Nachzügler der Bewegung, keine Vorläufer, ebenso wie die Wiedertäufer nur Nachzügler der Reformation waren; ihr Blut wird keine neuen Saaten düngen. Die Trauerbilder um Kinkel mögen in künftiger Zeit die elegische Literatur bereichern, in der politischen Atmosphäre von heut verhallen sie." *)

Ich gestehe, daß mir die Sprache des Blasé in der Politik die widerlichste ist. Er selbst ist erschöpft, darum soll es die Geschichte auch sein? Ihm selbst

*) Augsburger Allgemeine Zeitung, 1849, Nr. 226.

ſchwinden ſeine Anknüpfungen, ſeine Standpunkte werden unſicher, ſo ergreift er die Flucht und läugnet deshalb die Erſcheinungen, weil er ſie nicht mehr ſehen will? Freilich wol, die Erſcheinungen fangen an, auf neue Wurzeln hinzuweiſen! Von der Oberfläche wird man bald nichts mehr abſchöpfen können, um täglich ſeinen Leitartikel für eine Zeitung zu ſchreiben. Dieſe Zeit fängt an eiſern zu werden und erfodert Männer. Da ſoll ſich ein ſolcher blaſirter Publiciſt auf ſeine Ottomane werfen dürfen? Die Feder bleibt ihm in der ſchreckgelähmten Hand! Er ſoll jetzt aufflammen mit neuen Rathſchlägen, er ſoll der hoffenden, zagenden, verzweifelnden Menſchheit einen Lichtſchimmer durch die dunkle Gegenwart in die Zukunft zeigen — Der Trommelwirbel der Hinrichtungen dringt an ſein Ohr und von Entſetzen ergriffen ſchreibt er:

„Die Bewegung hat ſich überlebt, kein Mitleid, keine Thräne, höchſtens eine Bereicherung der künftigen elegiſchen Literatur!“

O, ich glaube nicht, daß dieſer Sprecher, der mit den Trauerweiden der Gegenwart wenigſtens den Park der elegiſchen Literatur der Zukunft geziert ſieht, zu den Seelen gehört, die Schiller Lavendelſeelen nannte. Unſere Zeit kann keine Lavendelſeelen mehr haben. Unmöglich! Wir haben zu Vieles erlebt. Zu wild ſtürmte es durch die große Windharfe der Zeit. Wer will fliehen? Wer will nicht ſagen, daß mit dem Trommelwirbel

der Meinungen zwang die Verfechter derſelben, Unterſtützung für die ihrige zu ſuchen. Parteiung tritt an die Stelle der exoteriſchen Andacht; die Intereſſen ziehen Schaaren von Betheiligten und Verbündeten nach ſich und die Literatur wird das Vehikel dieſer Intereſſen. Allmälig werden die, welche leſen, die Faktoren des Schriftweſens; die Bücher nähern ſich den Briefen; für alle europäiſchen Literaturen legt ſich der Grund zu jener ungeheuren Produktionsanregung, durch die der Journalismus zuletzt eine Macht wurde, welche die Literatur ſelbſt zu verſchlingen drohte.

Auch hat man nie wieder geſehen, daß das Individuum ſich ſelbſt ſo entſchieden zum Echo des Organes der Kultur machte, wie im achtzehnten Jahrhundert. Aus angebornen Lebensverhältniſſen, Sitten und Gewohnheiten herausrückend, Vater und Mutter verlaſſend, und das erwähnte Lebensziel, beſonders wenn es eine Stelle in der politiſchen Maſchine war, als das Widerwärtigſte Preis gebend, machten ſich die aufgeregten Köpfe zur Abſpiegelung des Neuen, traten zu allen Vorſchlägen gläubig hinzu und opferten oft dem Charlatanismus ihr innerſtes Vermögen. Dies war nicht die todte Herrſchaft des Buchſtaben, ſondern die Kraft der aus den Schriften jener Zeit dringenden Perſönlichkeit, die Kraft jenes gewaltigen Axiomes des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Menſchen beſſer wären, als die Dinge. Diejenigen Gemüther, welche von jener Kraft der Perſönlichkeit empfingen, ſuchten aus derſelben auch wiederzugeben und ſchufen dadurch für die menſchliche Exiſtenz eine Wechſelſeitigkeit der Berührungen, die auch dem Unbedeutendſten durch das Gefühl einer an ihn ergehenden Miſſion aus ſeiner Sphäre heraus hob. Die Familiaritäten der großen Geiſter erſtreckten ſich

der Hinrichtungen eine ganz neue Melodie in unsere gegenwärtige Bewegung kommt? Es mag still werden, einsam, schauerlich still, so gespenstisch, wie es Morgens vier Uhr da drüben in Rastatt gewesen sein mochte, als zwischen dem Knall der Büchsen nur die Hähne der Frühe krähten; aber diese Stille im deutschen politischen Leben scheint mir viel bedenklicher, als der frühere schwatzhafte Lärm der berliner und wiener Straßenbewegung. Es ist eine Stille, die jenen Blasé zum Nachdenken hätte auffodern sollen, wenigstens zur aufrichtigen Beantwortung der Frage: Ob wir jetzt wol in der rechten Erkenntniß sind, Deutschland zur Ruhe und zur Einheit zu führen?

Im höchsten Grade anerkennenswerth ist es, wenn ein ästhetisches Gemüth in diesen vergangenen Tagen der Irrung und Verwirrung sich nicht in eine souveraine Verachtung der Gegenwart zurückzog, nur den Tasso und Ariost noch lesend. Es haben sich Viele, die gewohnt sind, mehr in der Welt des Scheines als der Wirklichkeit zu leben, leider so zurückgezogen in ihre archimedischen Cirkel oder trophonischen Höhlen. Hat doch selbst Gervinus, gewiß ein Mitsprecher schärfster Zunge, als er nicht genug gehört wurde, der Paulskirche seinen „Shakspeare" als Parolí geboten! Ehre Dem, der den Muth behielt, dem Zeitgeist Rede zu stehen und im Chor der hunderttausend Narren die Schellenkappe seiner Ueberzeugung, wenigstens nicht die

Nachsätze der Resignation, über das Ohr zu ziehen. Aber wenn der dumme Materialismus, der die ganze Bewegung verdorben hat, müde würde zu hören, sollte da der Idealismus auch müde werden zu sprechen? Der wahre sollt' es nicht. Dem Denker ist seine Wahrheit dieselbe, ob er vor Hunderten oder nur vor den Dreien spricht, die bekanntlich ein Collegium bilden. Die Form der Debatte kann sich ändern, wenn Belagerungszustände neben das Dintenfaß den Schlüssel der Gefängnisse legen oder gar die Kugeln des Standrechts sausen; aber auch nur die Form. Im Wesen, in dem Umfang der erstrebten Grundsätze muß der Anwalt der öffentlichen Meinung so lange sich gleichbleiben, bis der ihm anvertraute Proceß gewonnen ist.

Der blasirte Publicist erklärt die Demokratie für erschöpft, für erloschen und bewundert nur noch die schnelle, zauberhafte Entwickelung militairischer Kräfte, die uns so imposante kriegerische Schauspiele aufgeführt haben. Wer kann allerdings die Demokratie nach der Art, wie sie sich toll genug gebehrdete, als ein Dauerberechtigtes anerkennen? Wenn sich aber eine Idee von ihren Schlacken reinigt, ist sie darum erloschen? Wenn eine Flamme, deren Nahrung ein mit Wasser gemischtes Oel war, aufhört zu knistern, so hat das Oel das Wasser überwunden und die Flamme wird reiner brennen. Gerade jetzt, im Angesicht des Treubruches, im Angesicht des gedankenlosen Rückfalls in den alten

beſchränkten Unterthanenverſtand und die alte ſoldatiſche und bürgerliche Sondereitelkeit der Stämme, beginnt die ſchöne Aufgabe eines freien und ſelbſtändigen Publiciſten. Wer jetzt ausruft: Alles iſt verloren, Alles iſt eitel, und ſich die Dinge gefallen läßt, wie ſie ſind, der war entweder nicht berufen, während des allgemeinen allerdings wüſten Lärmes mitzuſprechen und der Nation eine Beachtung ſeiner Meinung zuzumuthen, oder er hat ſich für immer eine zu große, zu ſchwere Aufgabe auf ſeine ſchwachen Schultern geladen.

Die Demokratie war leider faſt überall eine in den Märztagen zu raſch aufgeſchoſſene Wucherpflanze. Berlin war im März 1848 völlig unreif, Politik zu treiben. Die Beamten ſogar wurden dort demokratiſch, weil es ihnen der König zu werden ſchien. Man gab von obenher Zugeſtändniſſe an einen Geiſt, der nach unten hin mit ſolchen Foderungen gar nicht vorhanden war. Die Miniſter und Rathgeber des Königs verriethen ſehr wohl, daß ſie die franzöſiſchen Ideen kannten, ſie von geheimen Umtrieben auf Schulen und Univerſitäten wußten, ſie die verbotenen Zeitungen geleſen hatten, und bewilligten Dinge, die man im Volk kaum dem Namen nach kannte. Da kam denn eine demokratiſche Gährung zu Stande, deren traurigen Niederſchlag wir jetzt ſehen: Entmuthigung, nach dem Schein des Charakters haſchendes Grollen und Schmollen mit dem Staate, der wieder ſeine Kraft aus der

Neubelebung und Modificirung der alten Elemente nothdürftig herstellen mußte. Man entzieht sich den Wahlen! Man läßt die Dinge mit Minoritätsansichten fortschreiten und bildet sich ein, die Geschichte nähme bei ihrem Gericht diese Proteste der schweigenden Majoritäten zu Protokoll! Als wir die Censur hatten, durften wir denn da die Feder aus der Hand legen? Konnten wir denn damals sagen: Wir schweigen, bis wir Preßfreiheit haben? Und wenn die Reaction die Preßfreiheit genommen haben wird, werden wir da wirklich auch verstummen und uns der Presse für unsere Meinungen nicht mehr bedienen?

Wir wissen nicht, bis wie weit die Reaction gehen wird. Eine Reaction gibt es, die gerechtfertigt und natürlich ist. Es ist dies die Reaction der im Kreise, aber aufwärts gehenden Spirallinie. Jedes ausgetretene Wasser kehrt naturgemäß in sein Bett zurück. Noch keine Idee hat die Welt im ersten Anlauf umgestalten können. Wer Staatsmann war in diesen letzten beiden Jahren hatte unverkennbar die Pflicht, diese natürliche Reaction anzubahnen, die eben darin besteht, daß man mit der Gesellschaft und ihrer nächsten Ordnung keinen andauernden Zustand des Experimentes dulden kann. Ob aber für die Reaction, die über dies natürliche Maß noch hinaus will und sich einbildet, die Februarrevolution und ihre Folgen wären das Werk eines Versehens, eines tollen unbegründeten Misver-

ſtändniſſes geweſen, ob für dieſe Reaction die wilde geballte Fauſt des Jahres 1849 nur das ohnmächtige Höhnen der Nachzügler geweſen, muß die Zukunft lehren. Der Anwald der großen Zeitfrage darf nicht vor Dem furchtſam zuſammen ſchrecken, was allerdings das Menſchenherz erzittern läßt. Er muß das Schreckliche prüfen, nicht mit dem Riechfläſchchen fliehen und in der eigenen Ohnmacht, die ihn wol bei dem Rückblick auf das ſchreckenvolle Jahr 1849 befallen kann, auch die Ohnmacht eines Princips ſehen. Wir nennen die handelnden Perſonen des verfloſſenen Jahres keine Vorläufer und auch keine Nachzügler; wir wollten nur Einſpruch thun gegen die blaſirten Publiciſten, die von einem Schickſale, wie das Gottfried Kinkel's, nichts Anderes zu ſagen wiſſen, als: „es gehöre der künftigen elegiſchen deutſchen Literatur an"!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

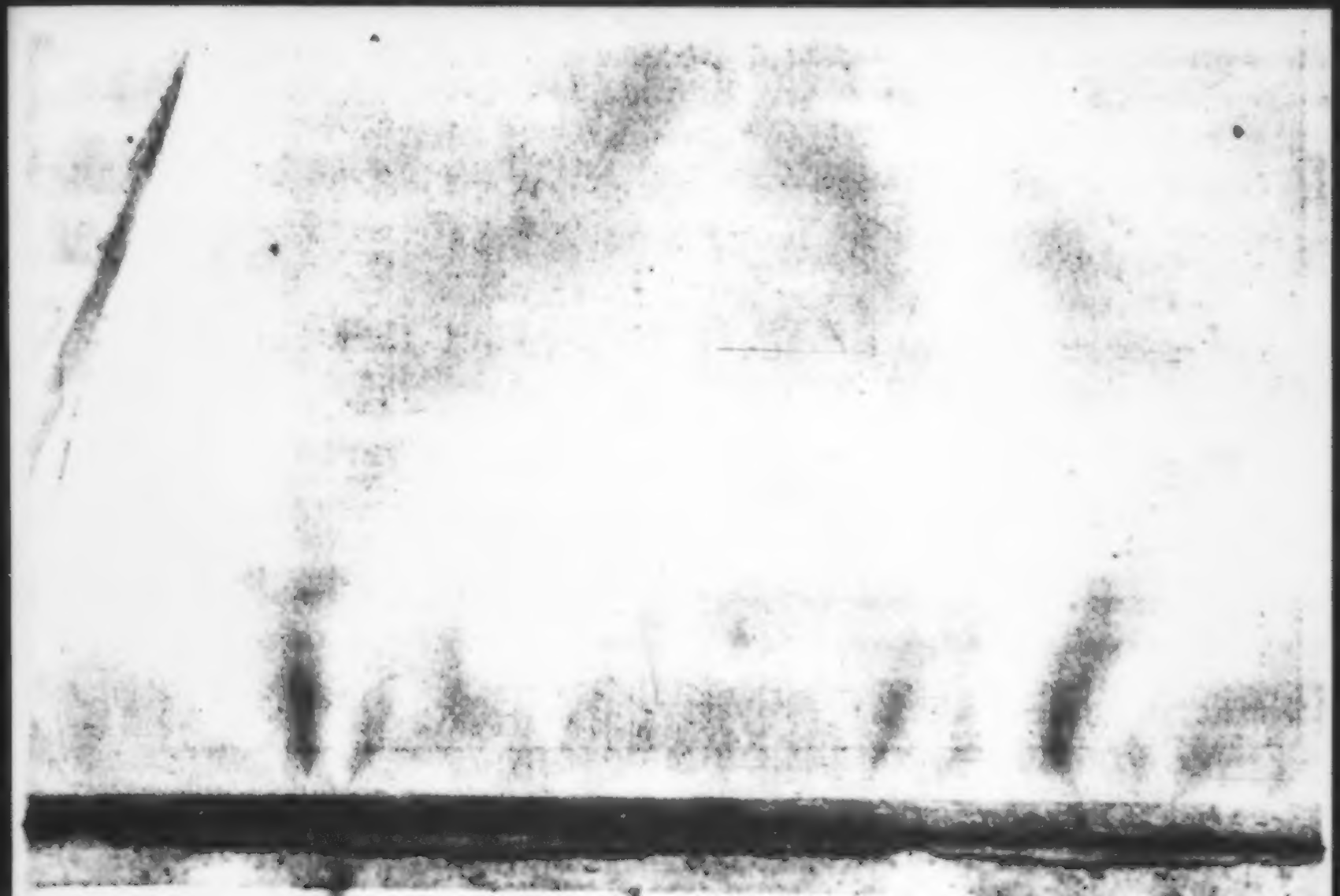

Hofm 1558

# Deutſchland

am

# Vorabend ſeines Falles oder ſeiner Größe.

Von

Karl Gutzkow.

Druck von C. Adelmann in Frankfurt am Main.

bis in die weiteſte Abgelegenheit und ſo mußte es denn freilich geſchehen, daß Irrthum, Freundſchaft, Verbrechen, Wahrheit, Lüge, Tollkühnheit, alles vom Schickſal in dieſelbe Kategorie geſtellt wurde und, beim allgemeinen Sturze eines am andern ſich haltend, der ganze wunderbare Bau jener Zeit in Trümmer ſank.

Von dieſen denkwürdigen Bewegungen blieb keine ohne Einfluß auf Deutſchland. Für jede Idee, die über die Gränze kam, fanden ſich Apoſtel, Märtyrer, ganze Gemeinden, und veranlaßten Widerſprüche oder weitere Begründungen, welche zuletzt in den Deutſchen ſelbſt die Originalität weckten. Die franzöſiſchen und engliſchen Einflüſſe mußten um ſo entſcheidender auf Deutſchland wirken und in dieſem Lande den ganzen Kern des achtzehnten Jahrhunderts zuſammendrängen, als da ſelbſt das Terrain ſo gänzlich unbebaut war, als ſich alle neuere Kultur dort von der unterſten Stufe aus bis zur höchſten entwickeln, von dem braven und beſchränkten Verſtande des Bürgers bis zur accelerirteſten Beweglichkeit des feinen Eſprits ſteigern konnte. War hier doch die ſchöne und gelehrte Literatur nur bisher das Eigenthum der gelehrten Stände und der Katheder geweſen! Lohenſtein, Hoffmannswaldau waren elegante Hofcavaliere, Canitz und Günther Edelleute und noch Albrecht von Haller war ein vornehmer Mann, Ritter des Nordſterns, Herr von Goumoens, le Jur und Eclagnes, Präſident zweier Akademien und Mitglied von dreizehn gelehrten Geſellſchaften!

Von dieſer Sphäre aus war keine Regeneration zu erwarten, ſondern die niedern Stände übernahmen die fortgeſetzte Beſtimmung der Literatur und verſuchten ſich zunächſt in der trockenen moraliſchen Satire und dem komiſchen vor

# Deutſchland

am

## Vorabend ſeines Falles oder ſeiner Größe.

Von

**Karl Gutzkow.**

**Frankfurt a. M.**

Literariſche Anſtalt.

(J. Rütten.)

1848.

A I.
BIBL. UNIV.
MONAC.
Universitäts-Bibliothek München

Wenige Wochen nach der Julirevolution, einem Schauſpiel, deſſen Dichter uns der Himmel ſchien, erfuhr man bereits, daß ſie das Werk menſchlicher Eingebung war und man zeigte ſichtlich genug die Drahtfäden, an welchen man ein ganzes Volk gelenkt hatte. Die Pariſer Februarumwälzung wird man nicht ſo leicht entwickeln können. Sie ſcheint nicht das Werk einer ſchon längre Zeit angelegten Intrigue geweſen zu ſein, vielmehr das Werk des Zufalles, oder wie man demüthig und vom Standpunkte der Geſchichte ſagen muß, des Verhängniſſes.

Louis Philipp und Guizot, zwei ſehr verſchiedenartige Naturen, beherrſchten ihr Zeitalter. Jener hielt, ohne Umſchweif ausgeſprochen, die Menſchen im Durchſchnitt für ſchlecht, dieſer im Durchſchnitt für dumm. Jener war ein Kaufmann, der in der

ganzen Weltordnung nur den Krieg des Vortheils gegen den Vortheil erblickte, dieſer war ein Profeſſor, der jede Meinung verdammte, die nicht nach ſeinem Lehrbuche abgefaßt war. Beide mußten ſehr glänzende Erfolge erleben in einer Zeit, die nach manchen gewaltigen Stürmen auf dem Meer der materiellen Exiſtenz und dem nicht minder bewegten Gewäſſer der Theorieen und moraliſchen Meinungen, in den Hafen einer gewiſſen Ruhe und Genügſamkeit eingelaufen zu ſein glaubte. Beide hatten eine ſehr geringe Meinung vom Menſchen wie er eben kommt und geht. Louis Philipp hielt die Menſchen für egoiſtiſch, beſtechlich, käuflich und verband ſich mit dem Materialismus. Guizot hielt die Menſchen für geborne Laien, ewige Schüler, unbedingt Gläubige und glaubte durch den Schild der Doktrin der Maſſe zu imponiren, die Gegner zu verſteinern. Jener rannte ſich in den Operationen der Börſe feſt, dieſer in den trügeriſchen Conſequenzen des conſtitutionellen Mechanismus. Die Börſe und die Tribüne verſchlang Alles. Die Menſchheit, die Geſchichte, die Welt waren für Beide nicht vorhanden.

Hat sich an Louis Philipp eigentlich die Beschränkung der Freiheit gerächt? Ich glaube: Nein! Eine Verletzung der Charte ließ sich ihm nicht nachweisen und juristisch genommen hat das französische Volk gegen den Julithron eben so Unrecht, wie es gegen die Ordonnanzen Karls X. Recht hatte. Man kann nicht sagen, daß in Frankreich ein unerträglicher Despotismus herrschte. Man genoß eine leidliche Freiheit und die Schilderung des materiellen Unbehagens, das sich hier oder dort gefunden haben mag, ist nicht ohne Uebertreibungen. Was hat sich also gegen Louis Philipp und Guizot empört? Eine konstitutionelle Minorität? Nein. Faktionen, Verschwörungen? Nein. Die Intrigue von Prätendenten auf den Thron oder die Portefeuilles? Eben so wenig. Wenn in Frankreich ein Gährungsstoff vorhanden war, wenn Partheien, Ansichten, ehrgeizige Pläne auf Erfolge rechneten, so wartete man auf den Lauf der Natur, auf den Tod Louis Philipps und rüstete sich nur, die dann entstehenden Verlegenheiten für sich zu benutzen. Und dennoch diese gewaltige Umwälzung! Dennoch diese plötzliche,

unglaubliche Neuerung! Wie iſt ſie möglich geweſen?

Wenn der König die Menſchen für materiell, der Miniſter für beſchränkt hielt — und von Beiden iſt oft verſichert worden, daß ſie, in Rückſicht auf ihre Familienſchickſale, gegen die Franzoſen als Franzoſen von perſönlichem Haß erfüllt waren, — wenn ſie das Leben eines Volkes nur auf der Börſe und Tribüne ausgeſprochen fanden, ſo mußte ſich an ihnen die Moral der Geſchichte im Allgemeinen und die Geſchichte der Franzoſen im Beſondern rächen. Beide regierten egoiſtiſch, ſie nahmen vom Tage, von der Stunde keine Lehre an, ſie hatten ihre alten abgenutzten Formeln, auf die ſie jede Erſcheinung anpaßten, ſie regierten ohne Liebe und ohne Geiſt. Paris war unter Louis Philipp langweilig. Der Phantaſie dieſes ſo ſehr der Anregung bedürftigen Volkes wurde keine Nahrung geboten. Daraus entſtand nicht etwa eine politiſche Revolution, ſondern jene moraliſche Revolution, daß man eine politiſche Revolte geſchehen ließ. Die Julidynaſtie fiel, nicht durch die Macht derer, die

sie angriffen, sondern durch die Gleichgültigkeit derer, die sie vertheidigten. Sie hatte Feinde, deren geringe Anzahl dadurch an Kraft gewann, daß sich ihr keine Freunde der Dynastie mit Begeisterung entgegenstellten. Seit zehn Jahren schon war die von den ministeriellen Blättern gerühmte Liebe und Hingebung des Volkes an den König und sein Haus eine Lüge. Die Oberoffiziere der Nationalgarde, Pariser Kaufleute, die mit ihren Epaulettes in den Vorgemächern der Tuilerieen prunkten, galten für die Repräsentanten der Nation; die Bankiers, die Eisenbahnschwindler, die Plutokratie wurde die Stütze des Throns in einer Zeit, wo die Frage der Armuth anfing, die Are der öffentlichen Discussion zu werden. Guizot bot diesem nüchternen, geist- und poesielosen Systeme seine Unterstützung, weil er die Eitelkeit hatte, der einzig mögliche und nothwendige Mann des Jahrhunderts sein zu wollen, ein Mazarin, ein Richelieu der neuen Staatsweisheit. Der edle, unbescholtene Charakter des Weltweisen nahm in der Atmosphäre des Materialismus den Rost der Corruption an. Louis Philipp sagte: die Men-

ſchen ſind klug, aber ſchlecht! Guizot ſagte: ſie ſind gut, aber beſchränkt! Folglich mußten ſich Beide verbinden, ſie kamen ſich auf halbem Wege entgegen und der Weltweiſe warf aus ſeinem Schiff, um es oben zu erhalten, einen edlen Grundſatz nach dem andern wie unnützen Ballaſt, bis die Seele jenes Bedienten fertig war, in deſſen Kleider der Stoiker über den Kanal nach England flüchtete.

Die Lehre des 24. Februar iſt unendlich groß und furchtbar bedeutungsvoll. Man verjagt einen Fürſten, unterhandelt eine Weile mit allerhand geſetzlichen und für die Thronfolge vorausgeſehenen Bedingungen, durchſchneidet aber plötzlich alle dieſe Formalitäten, wiſcht den Tiſch ab, macht reine Tafel und erklärt die Republik! Man kann ſagen, die Republik iſt in Frankreich aus Verlegenheit entſtanden, man kann vielleicht ſagen, aus Uebermuth. Ein Dutzend Blouſenmänner ruft das Wort aus, das ihnen vielleicht ein einziger ehrgeiziger Kopf zugeraunt hatte und wie ein zündender Blitzſtrahl geht er durch das ganze Staatsgebäude und ein

ganzes Volk versucht etwas möglich zu machen, an deſſen Möglichkeit es nicht mehr gedacht hat. Gerade, weil Frankreich die Republick plötzlich wie aus der Luft, als eine zu löſende Aufgabe bekam und dieſe Aufgabe ſchwer iſt, glaubte Niemand an deren Beſtand. Sie beſteht und noch iſt nichts da, was die Möglichkeit ihrer Durchführung beſtreitet, als höchſtens die monarchiſche Natur der Franzoſen ſelbſt.

Unter dem Schutze dieſer Republik, welche gleichſam durch die Garantie eines ſo edlen Geiſtes, wie Lamartine, ſich mit der Glorie der Mäßigung, Selbſtbeherrſchung, Völkerverbrüderung und der reinſten Humanität umgab, erhoben ſich die Völker Europa's gerade da am muthvollſten, wo die Menſchenrechte und die Nationalitäten am tiefſten niedergehalten waren. Staaten von geordneten politiſchen Verhältniſſen widerſtanden dem Sturm. Ein denkwürdiges Schauſpiel! Italien, Oeſterreich und Deutſchland, die Völker romaniſcher, ſlaviſcher und germaniſcher Zunge, in wilder Gährung. Die Wälle und Dämme gegen den Andrang der Maſſen, die ſo

lang gehalten hatten, aber von unten her ſchon zu weichen anfingen, von den Wogen ſchnell überfluthet. Nicht die Entwickelung der Volkskraft ſo mächtig, als die paniſche Furcht vor der bloßen geſchloſſenen Demonſtration, mehr friedliche Siege der Maſſe, als blutige. Italien, längſt durch ſeinen reformatoriſchen Papſt zur Wachſamkeit aufgerufen, entwickelt eine Kraft des Angriffs, die ihm ſeit Jahrhunderten im Widerſtande fehlte. Oeſterreich zerfällt aus ſeiner künſtlichen Zuſammenſetzung in ſeine einzelnen Völkertheile. Deutſchland hingegen rafft ſich aus ſeiner Zertheilung in eine Einheit auf, die erſt das Werk des Enthuſiasmus war, jetzt das Werk des berechnenden Verſtandes werden ſoll. Preußen, der Staat der „Intelligenz", wirft das unwürdige Joch des büreaukratiſchen und militäriſchen Despotismus, das es ſeit 1815 tragen mußte und ſeiner ſchimmernden Namen wegen ſogar verehrte und hochhielt, von ſich. Bis an die Mündungen der Donau zuckt die Regung nach und noch iſt nicht entſchieden, in welchem Theile Europa's ſie enden wird.

Dieſe Umwälzung war deshalb ſo wunderbar,

England geborgten Lehrgedicht. Rabener verdient die Anerkennung, daß er auch der Bürgerklaſſe für die Literatur ein Privilegium gab, indem er den ſchlichten Hausverſtand derſelben zum Richter über die Gebrechen und Thorheiten der Menſchen ſetzte. Die gelehrte Sprache von ehemals war für dieſe Uebungen des Witzes und der Phantaſie kein nothwendiges Requiſit mehr, ja ſie brauchte kaum abgeſchafft zu werden, da für ihren Pomp die naiven und bürgerlichen Gegenſtände nicht mehr paſſen wollten und ſie ſich, wo ſie nicht als Travestie benutzt wurde, von ſelbſt verlor. Rabener ſicherte ſich ſeine Thätigkeit, indem er die Vorſicht hatte, die höheren Stände zu ſchonen und ſich mit der Verſiflage von Advokaten, Aerzten, Frömmlern und mannichfachen Lebens- und Empfindungskreiſen ohne Privilegien zu begnügen. Die höheren Stände blickten auf dieſe Erweckung der guten Köpfe ſorglos herab, auf eine Rührigkeit des gutmüthigen Volkes, das ſich unter einander zum Gegenſtande ſeiner rege gewordenen Geiſtesthätigkeit machte. Ja die Satire wandte man ſogar auf ſich ſelbſt an, wie Rabener, der damit der Welt zeigen wollte, wie wir von ſo vielen Verhältniſſen, Neigungen und Begriffen verſtrickt ſind, über welche zuerſt wir wohl ſelbſt den Kopf ſchütteln müſſen. Das erzeugte denn eine friſche Luſt des Daſeins, eine Behaglichkeit an den beſchränkteſten Zuſtänden, Emſigkeit und Rührigkeit in Ausmalung der kleinen provinziellen Verhältniſſe, in denen man, nicht ohne Ironie über ſich ſelbſt, aber doch mit Vergnügen lebte, zuletzt auch, trotz aller Herzlichkeit und ſelbſt geiſtreichen Weſens, immer noch ein reſpectvoller Pedantismus, den ſelbſt Geßner's arkadiſche Schäfer mitten unter ihren Ziegenböcken nicht verbergen konnten. Von einer ſo kindlichen Stufe nun allmälig die Deut-

weil ihr keine Agitation voranging. Sie ergriff ſelbſt die zufriedenen Gemüther und zeigte ihnen, daß ſie muthiger und freier hätten denken ſollen, als ſie dachten. Sie ſchenkte Großes und Herrliches ſelbſt Denen, die es nicht verdienten. Was der Eine für die Freiheit erobert glaubte, nahm ſich der Andere für die Glückſeligkeit, der Dritte für die Nationalität. Der erſte Rauſch der Freude ergriff Alle und erſt ſpäter ſchieden ſich die Geſichtspunkte, von welchen aus die verſchiedenen Meinungen ſich befriedigt glaubten. Es war wie ein Naturereigniß, von dem ſich Niemand ausſchließen kann; denn Regen und Sonnenſchein, Sturm und Gewitter verhängt der Himmel Allen. Und in der That iſt das gemeinſchaftliche Kennzeichen alles Deſſen, was wir ſo beſorglich und ſo erhebend zugleich erlebten, das Streben nach einem Naturzuſtand der Völker, und ich kenne keine andre Politik, die im Stande ſein wird, die Stürme zu beſchwören, dieſe Wogen in ein geordnetes Bett zu lenken, als die Politik dieſes geläuterten und durch die Nationalität beſtimmten menſchlichen Naturzuſtandes.

In Frankreich war anfangs das nationale Element von der allgemeinen Bewegung ausgeſchloſſen. Nur der Befreiung des Menſchen vom Despotismus, der Alleinherrſchaft und von den Feſſeln der materiellen Exiſtenz ſchien es zu gelten. Lamartine kündigte den Völkern Friede an. Um dieſes Friedens willen liebten Viele auch die Freiheit, von der er mit Entzücken ſprach. Lamartines erſte Manifeſte waren für alle Monarchieen gefährlicher, als jede Emeute, für die ſie noch Kanonen hatten. Der Menſch ſchien hier erlöſt von den Verpflichtungen des Bürgers: eine Hand reichte ſich uns dar wie aus den Wolken und zog uns an das Herz einer idealiſchen Geſtalt, in deren ſanften und liebevollen Zügen wir unſre Mutter erkannten in Jugendſchöne, wie ſie uns im Traume erſchienen, wenn ſie ſich als Genius unſerer Erdenſchickſale offenbarte. Die Erde kam uns vor, wie ein Spielplatz des Glückes, alle Güter derſelben ſchienen uns geboten und das Elend war verbannt. Der Kummer ſchlug noch einmal vertrauensvoll die matten Augen auf, der Fleiß, die Arbeit ſah ſich nicht nur vom Erfolge belohnt,

ſie ſah ſich gefeiert, mit einem Kranze geziert. Die Armuth faßte Hoffnung wieder auf dies ihr freudlos ſcheinende Leben. Die Republik wurde ein Zauberwort, wenigſtens in Lamartine's Auslegung. Ledrü Rollin gab dieſer Auslegung einen Schein der Wahrheit. Er baute das Gerüſt, das Lamartine mit Blumen ſchmückte. Louis Blanc predigte, daß auf dieſe Blumen Früchte kommen würden. Der Arme! Er griff der Natur durch das Treibhaus vor. Er wollte den Ofen für die Sonne ſetzen. Er irrte im Wahne, und als der Wahn ernüchtert, die Täuſchung geſchwunden war, da fehlte er ohne Zweifel darin, die Träumenden, die Getäuſchten über ſeinen eignen Glauben und ſein eignes Erwachen hinaus deshalb hinzuhalten, weil er gegen die Reaktion eine Waffe haben mußte. Aus dem Irrthum wurde Verbrechen und Lamartine fand weder in der Wahrheit noch im Irrthum mehr die Kraft, den Wogen zu widerſtehen. Es war auch hier ſo ſchlimm, daß die Menſchen Alles menſchlich verſtehen!

Der Sozialismus wird mit der zunehmenden

Bildung der untern Volksklaſſen eher zu- als abnehmen, aber er wird mit dieſer Bildung, wenn es eine wahre iſt, auch anfangen, minder gefährlich zu werden. Den Menſchen der Quelle der Natur näher zu führen, die Zäune wegzureißen, die den Hungernden von einem Obſtbaum trennen, das iſt ein ſo furchtbarer, keilförmig andrängender Trieb der Menſchheit, daß ihm mit Kartätſchen nur momentaner Widerſtand geleiſtet wird. Möglich, daß nur in der ſchlechten heißen Börſenſtickluft der Louis Philippe-Periode die lungernden Träume von Glückſeligkeit ſo wuchernd um ſich greifen konnten, bis der Proletarier die Theilung der Güter verlangte; möglich, daß eine thatkräftige, nationale Politik, die den ganzen Menſchen ergreift und ſichtlich aller Welt edle Opfer auferlegt, auch die Folgen der ſozialiſtiſchen Lehre mildert und in ihren Ausſchweifungen für Augenblicke ganz beſeitigt; dauernd aber iſt die Frage nicht abzuweiſen. Sie wird immer wieder auftauchen, immer wieder das Schreckensgeſpenſt des Beſitzes werden, ſo lange, bis nicht etwa das Eigenthum gefallen iſt, ſondern

das Privilegium des Eigenthums. Mit einer tüchtigen Volksschule, einer gereinigten, allgemein freigegebenen Religion und einer aufrichtigen Demokratisirung des Staates werden die sozialistischen Forderungen nicht mehr in so bedrohliche Extreme ausarten, wie es nothwendig bei Regierungsformen sein muß, die den Kern des Volkes unberührt lassen. Das Volk als solches treibt eigentlich niemals Politik. Zu allen Zeiten hat es sich innerhalb seiner ihm eigenthümlichen Anschauung in Extremen bewegt und diese meist unpoetischen Extreme sind von den Politikern nur benutzt worden. Im Zeitalter der Reformation hatte das Volk den religiösen Fanatismus, der, wie die Geschichte nachweist, keine Grenzen kannte. Jetzt hat es die communistische Schwärmerei. Die Religion ging durch den dreißigjährigen Krieg in die Politik auf und die Gütertheilung des neunzehnten Jahrhunderts wird nicht minder aufgehen in etwas Höherem. Die gewünschte Beseitigung der Gefahr schließt dabei nicht aus, daß Alles, was zur Abhülfe der ungleichen Verthei-

lung der Lebensgüter geſchehen kann, wirklich verſucht werde.

Frankreich aber muß unter allen Umſtänden von den Schwankungen einer unperſönlichen Staatsform und den Drohungen der Arbeiter Hülfe bei der aufgeſteckten Fahne der Nationalität ſuchen. Das muß die Republik, das würde ſelbſt die wiederhergeſtellte Monarchie müſſen. Die Dynaſtieen erhalten ſich bei den Völkern durch getheilte Freude und getheiltes Leid. Ein einziger Feldzug, von Louis Philipp gegen die Mächte der heiligen Allianz unternommen, würde ihm daheim die Krone erhalten haben, ſelbſt wenn er in Gefahr gerathen wäre, ſie draußen zu verlieren. Algier, Ancona und Antwerpen waren ein zu ſchwaches Band dankbarer Erinnerung. Die Prätendenten wiſſen dies. Joinville, Bonaparte und Bordeaux werden ſich hüten, die Politik der Börſe wiederaufzunehmen. Eine Krone aufs Spiel geſetzt, hrißt ſie ſich erhalten, wenn man natürlich ehrlich war und nicht wie Karl Albert treulos. Aber auch die Republik kann ſich nur halten, wenn Cavaignac ſo gut das Schwert führen

zu können beweiſt, wie er in der Kammer ſprechen kann und früher im National ſchreiben. Cavaignac kennt die Schwäche der militäriſchen Organiſation unter Louis Philipp, er weiß, wieviel nachzuholen, wieviel zu ergänzen iſt, um die franzöſiſche Armee von den afrikaniſchen Wunden und der Nachläſſigkeit der Regimentschefs zu heilen. So Vieles, was für die franzöſiſche Bewaffnung auf dem Papier ſteht, iſt erſt in die Wirklichkeit zu überſetzen. Dann aber, wenn Frankreich gerüſtet iſt, kann man nicht glauben, daß Cavaignac die Lehre der Dynaſtie Louis Philippes vergeſſen hätte, und wenn er fiele, wenn er der Ueberſpannung des Belagerungs-Zuſtandes erläge, welchen Weg könnte der Sieger, Thiers, der halbe Napoleonide, Erbe der Siege Napoleons, Rächer ſeiner Niederlagen, wozu er ſich berufen dünkt, anders einſchlagen, Frankreich zu einigen, als die kriegeriſche Vertretung der Nationalität? Cavaignac ſcheint Sympathieen für Deutſchland zu haben, Thiers fürchtet Preußen, verachtet Deutſchland. Beide ſind darin gleich, daß ſie die ruſſiſche Allianz ſuchen. Cavaignac wird Oeſter-

reich allein, Thiers würde Oeſterreich und Deutſchland zuſammen bekämpfen.

Die Wolken lagern ſo bedrohlich am Horizont, daß wir in einer Umſchau über die Schwierigkeiten der Sachlage uns zuvor orientiren müſſen.

Italien! Armes, reiches Land! Land der Wunder und der Alltäglichkeit! Volk, ſo göttlich groß begabt und zugleich ſo klein und menſchlich! Gewohnt, unter Trümmern zu leben, aus Myrten- und Oleanderbüſchen nur von dem gebrochnen, ſchlummernden Auge einer ſchöneren Vergangenheit begrüßt zu werden, haſt Du ſeit Jahrhunderten Dich gewöhnt, nur fremden Herren zu gehorchen! Du dienteſt, weil Dein ſchöner Himmel, Deine wunderbare Herrlichkeit der Künſte, Deine eigne reiche Begabung Dir im Dienen nicht die Lebensluſt, im Schmerze nicht den „Humor“ verdarb! Italiäniſcher Geiſt und Witz hat ſelbſt das gemeinſame Vaterland mehr getrennt, als verbunden. Der Küſtenbewohner kennt den Binnenländer nicht und ſeit Jahrhunderten ſpottet die Nachbarſtadt über die Nachbarſtadt. Die Auffaſſung einer gemeinſchaftlichen

Vaterlandsidee in Sinne Alfieris und Silvio Pellikos ist neu. Unter dem Druck der heimathlichen Tyrannei und der fremdländischen Regierungen bildete sie sich durch Kunst, Sprache, Literatur und Geschichte, wie einst dieselbe Idee in Deutschland unter Napoleon. Sollten die Elemente eines einigen und würdigen Volkslebens nicht auch auf diesem klassischen Boden vorhanden sein? Wer erwartete von Sicilien eine so heldenmüthige Kraft des Widerstandes, soviel Stetigkeit und politische Reife? Wer kann, die Lazaronis ausgenommen, (diese Volksklasse, die man überall mit Kanonen zur Freiheit zwingen muß, ob sie nun in Neapel auf der Schattenseite des Toledo oder in polnischen Bauernhütten auf der Bank hinterm Ofen kauert) wer kann die gesinnungsvolle Haltung Neapel's gegen den treulosen gekrönten Bourbonen verkennen? Mag sich in die Bewegung des Kirchenstaates viel Theatralisches gemischt, mag die mit bunten Lappen ausgezierte Phrase Harlekinaden genug aufgeführt haben, kein Volk kann gegen seine Natur: der Süden schreit und lärmt und die Komödien, die bei

uns in den Bierſtuben, beim Tabacksqualm und dem Formelweſen der Vereine ſtattfinden, führt man nur in Rom am offenen Tage, unter blauem Himmel und Sonnenſchein, auf. Das naive Verhältniß des Papſtes zu dieſen Bewegungen iſt nicht minder charakteriſtiſch, als wenn Nicolaus in Petersburg den Batuſchka des Vaterlandes ſpielt und ſich in den Straßen die Zipfel ſeiner Kleider küſſen läßt. Ligurien, Piemont und Savoyen entfalten den kräftigſten Kern und die eigentliche Wehrfähigkeit Italiens. Die Piemonteſen geben den Schweizern an Tapferkeit nichts nach und die herrliche, von Jugendkraft und Kriegsluſt ſtrotzende Armee Karl Albert's war eines edleren Führers würdig. Nur durch den Kaufmannsgeiſt der Lombardei, und die Greiſenhaftigkeit und Abgelebtheit Venedigs ſind wir verführt, die italieniſche Nationalität gering zu ſchätzen. Der Reichthum der gerade hier fließenden materiellen Hülfsquellen ſtellt Oberitalien in den Vordergrund, aber dieſe Gegend kann nicht allein die Sache Italiens vertreten, noch weniger zulaſſen, daß man nach ſeiner geringen Wehrhaf-

ſchen zu erheben und ſie mit jenem Spiritualismus enden zu machen, wie ihn die ſublimſten Culminationspunkte unſerer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigen, das konnte nur durch jene wunderbare Aufregung und Empfänglichkeit der Gemüther bewirkt werden, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von außen kommend, ſich auch den Deutſchen mittheilte. Die Nation gab für Alles, was ſie bekam, aus ſich ſelbſt das Mögliche hin und brachte es auf den Altar des unbekannten Gottes, welchem das achtzehnte Jahrhundert opferte. Wer war dieſer unbekannte Gott? Man wußt' es nicht, man ahnte es und doch verſah ſich Niemand, daß dieſer Gott die Revolution war, jene entſetzliche Thatſache, der ſich auch Deutſchland nicht entziehen konnte und der es diente, wenn nicht als Hammer, doch als Ambos.

Den Uebergang aus der für das Ausland klaſſiſchen, für Deutſchland aber altfränkiſchen Halbſcheid, in die Periode der Beſchleunigung und Aufgeregtheit, bildete die Epoche der Empfindſamkeit Das Herz reagirte gegen den Skeptizismus. Der kalte Zweifel löſte ſich in das Gefühl der Unzulänglichkeit und in eine Sehnſucht ohne Beſtimmtheit auf. Möchte man nicht auch hier wünſchen, daß irgend eine begabte Feder die Vorſeufzer, die dort und da, aus der Bruſt der europäiſchen Geſellſchaft ſtöhnten, aufzeichnete und uns eine vollſtändige Geſchichte jener melancholiſchen Lamentationen lieferte, welche zuerſt in England angeſtimmt wurden?

Es war nicht bloß die Klage, ſondern oft eine That, die der Verzweiflung folgte; nicht ſelten der Selbſtmord. Young's Nachtgedanken wirkten ſchon in dieſer Art, daß ſie die Herzen der Zeitgenoſſen mit einer ungeheuern trübſinni-

tigkeit, nach einem nur ſchwachen Widerſtande, den es einem Rieſenſtaate wie Oeſterreich zu leiſten vermag, den Grad berechnet, in welchem Italien der Freiheit würdig wäre.

Die Waffen, mit welchen die Lombardei ſchon ſeit dreißig Jahren die Oeſterreicher bekämpft und geſchlagen hat, ſind geiſtige. Geht nach Mailand, Verona, Venedig, Padua, Pavia, ihr unbilligen Freunde deutſcher Macht und Größe, und fragt Euch ſelbſt, ob Oeſterreich es verſteht und verſtanden hat, in Italien ein Volk wie das deutſche zu vertreten! Jedes deutſche ſtolze Nationalgefühl muß entſchiedenſten Einſpruch thun, daß wir in der Art, wie Oeſterreich den deutſchen Namen in Italien vertreten hat, uns wieder zu erkennen Urſache hätten. Der Italiener iſt einem verzogenen, aber von Natur guten Kinde zu vergleichen. Mit etwas Freiheit fühlt er ſich wohl am Gängelbande. Der Italiener, unvermögend, aus ſich ſelbſt eine große politiſche Bedeutſamkeit hinzuſtellen, theilt gern einen fremden Ruhm, eine fremde Größe. Er würde ſich ſelbſt dem Deſpotismus einer franzöſiſchen Procon-

ſularregierung unterwerfen, wenn er nur dadurch Theil bekäme an dem, was er am Franzoſen liebt und bewundert. Aber was hatte er mit dem Oeſterreicher zu tragen? Nicht mehr, als das gemeinſame Joch nicht nur der Metternich'ſchen Regierungsmethode, ſondern der ganzen Habsburgiſchen Geſchmackloſigkeit, die weit älter iſt, als der Fürſt Metternich. Ein an Geſchmack, Schönheit, Eleganz, Poeſie mit den erſten Jugendeindrücken gewöhntes Volk ſtand unter der Herrſchaft einer Regierung, die keineswegs gradezu deſpotiſch, aber beſchränkt war. Es fehlte Geiſt, Leben und Feuer! Das deutſche Element zeigte ſich nur in ſeiner ſlaviſchen Verſetzung oder in jener charakterloſen Unbeſtimmtheit des Deutſchöſterreichers, der erſt jetzt ſich dem Jahrhundert mit Lokomotiveneile anzuſchließen ſucht. Welches edlere deutſche Herz hätte nicht vor Zorn gebebt, wenn er in Italien den Begriff des Tedesco durch Oeſterreicher wiedergegeben fand, einen Begriff, der, vom oberſten Staatsprinzipe herab bis zu den Uniformen des ſlaviſchen und ungariſchen Militairs der Ausdruck eines hinter der Zeit zu-

rückgebliebenen Zopfes war? Und wenn man dies Oeſterreich, dieſen äußeren Habsburgiſchen Typus in Italien wiederherſtellen will, ſo werden die Dinge bleiben wie ſie ſind und jede äußere Luftveränderung wird den Vulkan zu neuem Ausbruch bringen.

Die Nothwendigkeit, daß Oberitalien bei Oeſterreich bleibt, läßt ſich nur dann einſehen, wenn Frankreich daraus eine franzöſiſche Provinz machen wollte. Wäre dies nicht, ſo bliebe der mildeſte Weg der Ausſöhnung des Intereſſes einer Dynaſtie mit den Forderungen des Zeitalters vielleicht noch der, daß man unter der Schirmherrlichkeit des Hauſes Habsburg der Lombardei und Venedig eine rein italieniſche Organiſation gäbe, und jede Idee einer Rückführung dieſer Länder in den Wiener Centralpunkt fahren ließe. Eine italieniſche Verwaltung, italieniſches Heer, (das Gefühl der Selbſtſtändigkeit wird der moraliſchen Kraft des öſterreichiſchen Corporalſtockes doch wohl gleichkommen?) ein italieniſcher Hauch über dem ganzen heimiſchen Boden. Selbſt zu einer Republik finden ſich an wenig Punkten Europa's ſo die günſtigen Grundbedin-

gungen, wie in Oberitalien. Die Gemeinden des flachen Landes ſind ſeit undenklicher Zeit dort eben ſo wohlgeordnet, wie die Gemeinden der Städte. Wenn eine Republik in unſrer Zeit ſich halten kann, da muß ſie es durch Aſſoziation freier Städte und Landgemeinden. Eine centraliſirende Regierungsform führt immer zur Monarchie. Italien aber hat wie Deutſchland den größten Reichthum geſonderter Freiheiten. Dieſe zur Republik zu einigen, kann da nicht ſchwer fallen, wo, wie in Italien, keine dynaſtiſchen Rechtsanſprüche zu widerlegen oder zu zerſtören ſind. Das einige kaufmänniſche Intereſſe des ganzen oberen Italiens würde dieſem vereinigten Städtebund ſehr bald die Seele ſeines eigenthümlichen politiſchen Lebens einflößen, grade wie in Nordamerika, wo man nicht nur frei wurde, ſondern zugleich auch wußte, *wofür* und zu welchem Vortheil man es wurde, um des Handels willen.

Italien und Polen gegenüber hat Deutſchland ſeit dem März dieſes Jahres eine ſehr charakterloſe Rolle geſpielt. Als Mailand die Oeſterreicher aus ihren Mauern vertrieb, hieß es: Ja, ein Volk, das

ſelbſt nach Freiheit ringt, ſoll nicht die Freiheit anderer Völker unterdrücken helfen! Als aber Radetzky Mailand wieder einnahm, nennt man es Verrath, von Oeſterreichs italiäniſchen Beſitzungen mit Gleichgültigkeit zu reden! Das Frankfurter Parlament, wo ſich nicht etwa die geläuterte politiſche Intelligenz unſres Volkes, ſondern deren ganzer Statusquo, das ganze Durcheinander der Intereſſen und Meinungen, wie ſie leider einmal da ſind, zuſammengefunden hat, hat ſich durch ſeine überwiegende öſterreichiſche Neigung ebenſo gegen Italien ausgeſprochen, wie durch ſeine preußiſchen Elemente gegen Polen. Die deutſche Nation hat ſich damit zwei Laſten auf's Gewiſſen gebürdet. Es kann die Zeit kommen, wo einmal die Völker Europa's für die Prahlereien Deutſchland's Rechenſchaft fordern werden. Dieſe Zeit ſcheint mir ſogar ſehr nahe und wer einen Mund zum Reden, eine Hand zum Schreiben hat, deſſen heiligſte Pflicht iſt es, das Vaterland zu warnen, auf einer ſolchen Bahn der Unterdrückung und Uebermuthspolitik fortzuwandeln. In unſern italieniſchen und polniſchen Debatten

haben wir gradezu die Sympathie Europa's verſcherzt und was machen ſich Frankreich, England, Skandinavien und Rußland daraus, unſre Freiheit zu erdrücken und eine Nation, die man ſchon ſeit dem dreißigjährigen Kriege geſtorben glaubte, von ihren prahleriſchen Auferſtehungsgelüſten zu heilen? Müßten wir einer Coalition (zu der unſre Fürſten mehr als einen geheimen Weg des Einverſtändniſſes finden würden) erliegen, ſo ſollten wir wenigſtens bedacht ſein, daß wir es mit Ehren könnten und unſre gefeſſelten Hände wenigſtens rein emporſtrecken dürften, ſelbſt rein von den Abſtimmungen, die wir in die parlamentariſchen Urnen werfen.

Wo haben wir unſer Nationalgefühl her? Ich meine doch aus dem, was an unſrer Geſchichte tugendhaft und edel war. Diejenigen, welche es nur aus der Erinnerung an die Größe des deutſchen Namens entlehnen, räumen damit auch dem Franzoſen das Recht ein, an die Wiederherſtellung der Napoleoniſchen Univerſalmonarchie zu denken. Eine Möglichkeit, daß Frankreich auf die Lombardei Beſchlag legt, ſcheint noch lange nicht gegeben. Noch

ſind erſt die Alpen zu überſteigen und eine ganze alte und bedeutſame Monarchie liegt zwiſchen Italien und Frankreich. Gegen Mittel- und Süditalien hat Deutſchland keinen Wall nöthig. Die Alpen Tyrol's und Steiermark's begränzen die deutſche Nationalität mit einer kraftvollen Naturſcheide, die das Geſchick uns keineswegs zu nahe gezogen hat. Mit einem freien Venedig, einer freien Lombardei wird der deutſche Handel in vertraulicheren Verkehr kommen, als es ſeither durch die Vermittelung des öſterreichiſchen Zollſyſtems geſchah. Oeſterreich, das Alles that, um Venedig zum Vortheil Trieſt's niederzuhalten, wird den deutſchen Handel nicht mehr zwingen, die Wege nach Trieſt zu ſuchen, d. h. im öſterreichiſchen Intereſſe unterzugehen, wir werden wieder ſelbſt nach Venedig hin unſre alten Handelswege auffinden. Es iſt tragikomiſch, daß man in Frankfurt den Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen zum Berichterſtatter über dieſe Frage gemacht hat! Ging' es nach den mittelalterlichen Phantaſieen einer ſo abgenutzten, penſionsfähigen Intelligenz, die in Berlin öffentlich erklärte, „ſie

wiſſe nicht, was ſie ſich unter einem Frankfurter Parlament denken ſolle" und doch in dies Parlament gewählt wurde und es ſogar zum centralgewaltigen Geſandten brachte, wir würden nicht ruhen, bis ein neuer Konradin ebenfalls auch Neapel beanſpruchte. Und zu dieſen geſchichtstrunkenen Stubenanſchauungen geſellen ſich die ſtrategiſchen Rückſichten eines Radowitz, der chevalereske Radetzki-Enthuſiasmus eines Lichnowski, die ſchwarzgelbe öſterreichiſche Intrigue eines Schmerling und die ſchwarzweiße Dankbarkeit und Gegenerkenntlichkeit der Preußen, die für Italien gern ebenſoviel Siegertrotz bewilligt, wie man ihr von dorther für Polen bewilligte.

Die Deutſchen, die ihre Größe nur im geſchwungenen Flammberg ſehen, wie Arndt und Jahn, das ſind foſſile Antiquitäten, die man belächelt und von dem gereiſten politiſchen Verſtande der Deutſchen mit Betrübniß in's Parlament, wie zu einer Germaniſtenverſammlung geſchickt ſah. Bei Andern, die weniger nach ihrem Naturell und dem Inſtinkt von 1813, ſchon mehr nach Vernunft und Combination

urtheilen, iſt die Verblendung unverzeihlicher, in der ſie ſich über die nothwendige Arrondirung des deutſchen Stammes und der deutſchen Intereſſen befinden und zu dem Urtheil hinreißen laſſen, daß uns Italien nothwendig ſei! Uns iſt die innere Freiheit und Einheit nothwendig, weiter nichts. Wenn ſich Dänemark, ein kleines Volk von zwei Millionen, ſträubt und ſperrt, ſich einen zweifelhaften Beſitz nehmen zu laſſen, ſo liegt darin eine verzeihliche Nothwehr, um jeden Preis ein Volk zu ſein, und das Extrem eines vielleicht ganz anerkennenswerthen Patriotismus. Wenn aber eine Nation, wie die deutſche, ein Volk von vierzig Millionen politiſcher Einigung und gleicher Zunge, ewig von ſeinen Gränzen, von ſeinen Stützpunkten, von den Nothwendigkeiten ſeiner Exiſtenz ſpricht, ſo muß man darin Phantaſterei und dann angeborene Unbilligkeit erkennen, wenn die Phantaſterei in fremdes Völkerleben eingreift. Herr von Radowitz verdankt ſeine politiſche Bildung dem ſtrategiſchen Unterricht, den er als Offizier genoß; er hatte, als Mitglied der Frankfurter Militärcommiſſion, das Deutſchland

des Wiener Congreſſes in ſeinen militäriſchen Bedingungen zu überwachen. Ihm iſt es vielleicht nicht zu verdenken, wenn er ſich die Politik nur aus mathematiſchen Figuren ableitet. Aber was führt die andern Träumer aus einem umgränzten Lande von vierzig Millionen Menſchen und den anſehnlichſten Breitengraden ewig in andere Gebiete hinaus? Leider muß man vielleicht ſagen: Das nicht eingeſtandene Gefühl der Schwäche, die man ahnt, und, ſtatt daheim durch die Freiheit zu beſeitigen, auswärts durch Unterdrückung heben möchte! Deutſchland iſt leider in der unglücklichen Lage, ſeine innere Kraft nicht vollkommen würdigen und überblicken, noch weniger vollkommen brauchen zu können. Der raſche und volle Anſchlag aller unſerer Mittel wird von den Reſten unſerer nicht überwundenen Feudalzeit gebrochen. Dieſe Reſte nicht überwundener Feudalzeit ſind unſere Einzelſtaaten. Deutſchland fand keine franzöſiſchen Ludwige, keine Mazarin's, Süllly's und Richelieu's, die durch eine kurze Tyrannei eine lange Freiheit angebahnt hätten. Leider ſind uns dieſe Reſte des Mittelalters

gen Oede erfüllten und ſie das bittere Gefühl koſten ließen, wie beim Anblick des nächtlichen geſtirnten Himmels das Geheimniß des Lebens in andern Lauten zu flüſtern ſcheine als an der Helle des Tages und man ein Loos, in deſſen Wahl ſich der Schöpfer vergriffen zu haben ſchien, dadurch rächen könne, daß man es endete. Laſſen jene optimiſtiſchen Gedichte, die mit frivoler Philoſophie aus der Feder Voltaire's kamen und mit einem ſehr edeln Enthuſiasmus aus der didaktiſchen Leier Pope's, nicht ſchon den ganzen Abgrund melancholiſcher Verzweiflung ahnen, welchen die Epoche der Empfindſamkeit vollends aufreißen ſollte? Wenn uns Pope mit einer blühenden und majeſtätiſchen Rhetorik die Harmonie des Weltgebäudes zu erklären ſucht, wie kann er hindern, daß nicht in ſeine Wunder das Gefühl unſer ſelbſt, in eine Hymne auf die Konſtruktion des menſchlichen Auges, die Anſchauung deſſen, was das Auge ſieht, als ſchrillender Mißton einfällt und ſich ſein begeiſtertes Gedicht zuletzt nur wie ein Traum auf unſerer Sehnſucht wiegt, auf dem lechzenden Verlangen, auch im Einzelnen die Erfüllung deſſen zu treffen, was vom Allgemeinen wir in einer ſo ſtrahlenden Viſion ſahen! So arbeitete die Unruhe der Menſchheit ſelbſt durch die Feſſeln, die ſie beſiegen ſollte, ſich hindurch und quälte ſich gerade in dem, was man ihr als Troſt anbot, bis ſich zuletzt ihr klopfender Puls in jene wehmuthsvollen Empfindungen auflöſte, die uns ſo mächtig ergreifen, weil wir die Revolution erlebten und dieſe Rührung als eine ſchmerzliche Ahnung derſelben betrachten müſſen. Es ſind aber beſonders Rouſſeau und Sterne, die hier genannt werden dürfen.

Dieſe beiden Geiſter, welche auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Beſchlag gelegt hatten, konnten ſich wechſel-

geblieben, kein Fürſt denkt daran ſie aufzuheben, unſere Vielſtaaterei, die einfach durch einen Akt politiſcher Ueberlegung gelöſt werden ſollte, ſteht wie eine Eigenthumsfrage da, an der ſich zu vergreifen, für politiſchen Diebſtahl, d. h. Hochverrath gilt! Das iſt ſehr ſchlimm für Vieles und nicht wenig auch für die Ausbildung jener innern Genüge, die das deutſche Volk an ſich ſelber finden ſollte. Unſicher im eignen Hauſe, ſuchen wir auswärts Stützen und Anlehnungen. Unterdrückt, unterdrücken wir. Wir wiſſen kaum, was uns ſo hinaustreibt über die Gränzen des Vaterlands. Der Blick will in der Ferne ſicher ruhen, weil er es in der Nähe nicht kann. Ein Deutſchland wie es ſein ſollte und wie es werden wird, wenn nur erſt die Noth der Selbſtvertheidigung uns zwingt, alles bei Seite zu rücken, was uns für die vollſte Centralgewalt im Wege ſteht, hat Italien weder politiſch, noch merkantiliſch, noch ſtrategiſch nöthig.

Etwas Andres iſt es mit den Bedürfniſſen des Hauſes Habsburg oder des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Der wahre Vaterlandsfreund kann aber

nur wünschen, dieſe Bedürfniſſe von denen Deutſchlands auf immer getrennt zu ſehen. Vier Jahrhunderte lang iſt Deutſchland langſam mit dem Hauſe Habsburg abgeſtorben, bis im Jahre 1803 der Kaiſer Franz die Leiche des heiligen deutſchen Reiches im Deputations-Hauptſchluſſe ruhig auf der Landſtraße liegen ließ und ſich hinter ſeine öſterreichiſchen Staatsintereſſen zurückzog. Die Gnade Napoleons und die Vaterlandsliebe des deutſchen Volkes, die ſich zu rüſten begann, erhielt die unſterbliche Seele jenes geſtorbenen Körpers und als die Fackel des Krieges ausgelöſcht war, da ſchämte man ſich doch ſogar von Wien aus wieder auf den alten deutſchen Krönungsſtaat Anſprüche zu machen; man fühlte, daß eine andere Kraft das Ganze zuſammenhalten mußte, als der in die Wiener Kunſt- und Raritätenkammer gewanderte deutſche Reichsſcepter.

Metternich und Kaiſer Franz gaben auch in richtiger Erkenntniß der Zeit Deutſchland als ſolches auf und behielten ſich nur eine gewiſſe Influenz auf den öffentlichen Geiſt in Deutſchland.

Den Hauptſchwerpunkt ihrer Politik warfen ſie auf die Einigung der zu Oeſterreich gehörenden Nationalitäten. Das ſlaviſche Prinzip wurde dem deutſchen vorgezogen. Das deutſche, durch nur ſechs Millionen vertreten, verwandte man zu den kleinen Bedientendienſten der Bureau's, der Subalternenpoſten der Diplomatie, zur Spionage; aber zu allem Bedeutſamen und eigentlich Gouvernementalem wurden die Nationalitäten, beſonders die czechiſche benutzt. Hätte man hierzu nicht allein die Ariſtokratie gewählt, ſondern auch verſtanden, das demokratiſche ſlaviſche National-Element zu entwickeln, hätte man ſich entſchließen können, dies demokratiſche Element durch freiſinnige Inſtitutionen, wie jetzt, an das gemeinſame Staatsleben zu feſſeln, man hätte ſchon damals das deutſche Element ſo vernichtet, wie es jetzt in Oeſterreich vernichtet werden wird, denn ein Czeche, ein Ungar, ein Pole, ein Illyrier, ein Serbe, ein Italiener, der liberal, ja jetzt ſogar radical ſein darf, überflügelt um hundert Schritte den Deutſchen und machte man aus dem Deutſchen noch ſo ſehr einen Erzradicalen, oder einen Republikaner. Das deutſche

Element, das ſich in Oeſterreich nur durch den Despotismus und eine gewiſſe Convenienz des Hofes halten konnte, iſt in Oeſterreich verloren.

Das Schauſpiel, wie ſich Oeſterreich mit ſeinen freigewordenen, d. h. durch liberale Inſtitutionen erſtarkten Völkern entweder einigt oder auseinander fällt, wird geſchichtlich von großer Merkwürdigkeit ſein. Wir werden viel erleben, viel Bedeutſames ſehen. Aber zur Partheinahme dabei wird uns nur Eines auffordern, die Stellung dieſer nächſten oder entfernteren Zukunft zu Deutſchland. Das Kaiſerhaus iſt deutſch; aber Leopold in Belgien, Prinzeſſin Victoria und ihr Gemahl in England ſind es auch. Deutſchland würde gut thun, den deutſchen Urſprung des Hauſes Habsburg, der ſich längſt in ſeinen lothringiſchen und ſpaniſchen Verwandtſchaften verloren hat, gleichfalls zu vergeſſen. Das Haus Habsburg iſt noch deutſch, weil Wien deutſch iſt. Wien, Ober- und Nieder-Oeſterreich, Salzburg, Steiermark, Tyrol und die böhmiſchen Gränzmarken ſollen uns eine liebe vaterländiſche Verwandtſchaft bleiben, aber auf dieſe Beſitzthümer unſeres

Volkes hin von Oesterreich etwas deutsches hoffen, seiner Dynastie etwa einräumen, daß Deutschland für seine Schicksale Gut und Blut einsetzen würde, das ist Thorheit und wäre eine unverantwortliche Schuld am Vaterlande. Wien steht gewiß groß und hochherzig in den neuesten Kämpfen da, aber wie will es sein Kaiserhaus zwingen, sich dem deutschen Elemente verwandter zu fühlen, als dem der dreimal größern fremden Nationalitäten? Wien ist uns ein deutsches Eldorado, nach dem wir gerne pilgern. Es muß unserm Stolz schmeicheln, so an der äußersten Gränze unserer nationalen Ausdehnung noch eine letzte zusammengefaßte Verherrlichung unserer Kraft, einen so starken Kern unsres Werthes zu finden, aber im guten und schlimmen Sinne war Wien von jeher das Abendroth des deutschen Geistes. Die Nacht begann dort, wie der Morgen. Die Nacht mit ihren süßen und ihren unheimlichen Schauern; die Dämmerung mit ihren Nachtigallen und mit ihren Fledermäusen. Von Wien hat die Allmacht der Beichtväter, die Schlauheit der Jesuiten, die Bigotterie der fürstlichen Ehefrauen

Deutſchland um alle Beſitzthümer der Freiheit und Aufklärung zu bringen geſucht. Von Wien aus lernten unſre Höfe das Syſtem verſteckter Kabinetspolitik. Oeſterreich war das Land, wo der Adel am längſten behauptet hat und behaupten wird, reinerem Blutes zu ſein, als unſre gewöhnliche Abſtammung. Die Kriege, in die Deutſchland durch Oeſterreich's burgundiſche und italieniſche Beſitzungen, durch ſeine Anſprüche auf die Throne Spaniens und Mittel-Italiens verſtrickt wurde, koſteten uns nicht nur Gut und Blut auf den Schlachtfeldern, die in Deutſchland liegen mußten, auf Haus und Hof, die geplündert, in den Städten, die niedergebrannt wurden, ſondern noch mehr an innerer Einigkeit, die verloren ging (denn die von den Proteſtanten aus Noth und Verzweiflung begonnene Separatpolitik ſetzte das katholiſche Baiern fort) und an Gränzen des Landes, die genommen wurden. Und wo ſind die Kriege, die Oeſterreich für Deutſchland allein, die Opfer, die es dem Reiche als ſolches gebracht hätte? Die Joſephiniſche Zeit war ein kurzer Sonnenblick, der wohl ſeit den Ta-

gen des März wieder aufzublitzen scheint. Aber die liberale Kraft, die jetzt in Wien mit Takt und Charakter das Ruder führt, wird sich nur halten, wenn sie eine rein österreichische Färbung annimmt. Sie wird von keiner irgend bedeutenden Kraft der kaiserlichen Familie unterstützt. Sie ist umgarnt von jesuitischer Intrigue und wenn sie nicht durch eigne Maaßlosigkeit, durch die Reaktion, die auch in der Abspannung der Gemüther liegt, durch den bösen Willen der Dynastie und des Adels, fällt, so wird sie fallen im Kampf mit den Nationalitäten, die jetzt schon auf dem Reichstage im Vordergrunde stehen und diesen entweder in Zukunft unmöglich machen oder ganz in die Hände der Nichtdeutschen bringen.

Die Scheidung der Völker, die in hundert Jahren über Rußland, in zweihundert Jahren über die Türkei ausbrechen und der Politik ganz neue Fernsichten eröffnen wird, bildet jetzt für Oesterreich einen Prozeß, der dieser alten, auch finanziell zerrütteten Monarchie an's Leben gehen kann oder sie als Slavenmonarchie verjüngt. Selbständigkeiten

machen ſich hier geltend, von denen man früher keine Ahnung hatte. Die alte, nur noch von den Juden beſtätigt geſchienene Lehre, daß kein Volk ſterben kann, erhält in Oeſterreich unglaubliche Beweiſe. Die Böhmen hielten wir für todt, verblutet mit der Schlacht am weißen Berge, aufgegangen in deutſche Bildung und Geſchichte. Die Ereigniſſe wollen uns eines Andern belehren. Metternich duldete keine politiſche Oppoſition, ſo bildete ſich allmählich in Prag eine nationale. Man bekämpfte das Haus Habsburg mit alten czechiſchen Erinnerungen, man verherrlichte einen Ottokar, man ſammelte die Aſche von Huſſen's Scheiterhaufen, man trommelte auf die gegerbte Haut des Huſſiten Ziska. Das Alles ſchien anfangs ziemlich gemacht und ich geſtehe, die rothen Mützen der Swornoſt und die geſchürzten Amazonentrachten der modernen Wlaſtes kommen mir eben ſo theatraliſch und ſo reminiscenzenhaft vor, wie das Feldgeſchrei: „Lieber die ruſſiſche Knute, als die deutſche Freiheit!“ dumm und frevelhaft iſt. Aber das Wiener Kabinet wird ſo viel zu thun haben, dieſe wenn auch

jetzt noch künſtlich erregten Wogen zu beſchwichtigen, wird ſo viel von ſeinem deutſchen Urſprunge über Bord werfen müſſen, daß wir ſeiner Politik kein Vertrauen mehr ſchenken dürfen. Unſern Fürſten und ihren Rathgebern verdanken wir einmal, daß die Slaven den deutſchen Namen haſſen und die Deklamationen der Leipziger Oſtmarkenhüter und die Polenfreſſerei eines Jordan in Frankfurt werden wenig dazu beitragen, daß das deutſche Volk ſelbſt dieſen Haß wieder tilgt und verſöhnt.

Noch größere Verwirrung in Ungarn. Die Nationalitäten, in ſich ſelber eingeſchachtelt, und in vollem Kampf! Der Ungar mit Wien, der zu Ungarn gehörende Slave wieder mit Ungarn. Das Ergebniß mag vielleicht geringfügig ſein, was eine künftige politiſche Geſtaltung anlangt, aber bedeutungsvoll iſt die Emancipation jener Volksthümlichkeiten ſelbſt. Serben, Raizen, Kroaten, Illyrier, ſonſt nur geographiſch erwähnt, werden jetzt von Wien aus ſelbſt politiſch gehoben und verſtärkt, um den ungariſchen Demokraten die Spitze zu bieten. Der ruhige ſichre Hinterhalt der Großmacht Oeſterreichs für ihre euro-

päiſchen Operationen wird aufhören. Die Völker werden nicht mehr ſo maſchinenmäßig wie bisher in's Feld geführt und zur großen europäiſchen Politik des Wiener Kabinets verwandt werden können. Dieſe Gährungen erſtrecken ſich bis nach Transſylvanien und die joniſchen Inſeln. Frankreich hat nicht mehr nöthig, die Türken zu Einfällen in Oeſterreich zu reizen: Oeſterreich hat im Oſten an ſeinem Völker-Chaos ſchon genug zu ordnen.

Die kluge, freilich wenig landesväterliche Politik, die es dabei befolgt, iſt die, eine Parthei ſich durch die andere aufreiben zu laſſen. Das erwies ſich ſchon von dem glänzendſten Erfolge in Galizien, wo die Kreishauptleute die Bauern gegen den Adel hetzten. Szela wundert ſich noch, daß man ſeine blutige Fauſt nicht genug vergoldet hat. Er hatte wahrſcheinlich Schiller nicht geleſen und kennt den Spruch nicht: „Man liebt den Verrath und haßt die Verräther.“ In der ganzen Monarchie befolgte man dieſelbe Methode. Man entfeſſelte das Slaventhum gegen das liberale Deutſch- und Magyarenthum. Daß in Prag zwei Minen ſich durch-

weiſe durch ihre Verſchiedenartigkeit ergänzen. Wo der Eine weinte, lachte der Andere; wo Jener zürnte, war dieſer verſöhnlich. Ihre Aeußerungen hatten Aehnlichkeit, doch war die Quelle derſelben verſchieden. Die Empfindung des Einen war ſo aufrichtig wie die des Andern; doch abſtrahirte Rouſſeau jenen Schmerz, den Sterne aus Inſtinkt fühlte.

Der gute Rouſſeau! Ein mittelpunktloſer unvertilgbarer Abandon an das Zufällige, Leichtſinnige und Gedankenloſe ſtürzte ihn in tauſend Handlungen und Verhältniſſe, die er darauf mit einer Verzweiflung bereute, daß man ſeine Schriften die Selbſtkaſteiungen eines Trappiſten nennen könnte. Es macht Entſetzen, jene Gedankenloſigkeit und Oberfläche zu betrachten, mit welcher Rouſſeau die ſchönſten Jahre ſeiner Jugend vertrödelte, wie er ſich als ein kindiſches, träges und bewußtloſes Nichts an ein Verhältniß hingab, in welchem mehr Schande als Vergnügen zu gewinnen war. Freilich iſt es ſchön, daß Rouſſeau ſeine Lügen, Diebſtähle und andere Verbrechen nicht im Allgemeinen auf die menſchliche Natur ſchob, ſondern ſich ſelbſt mit einer bewundernswerthen Strenge dafür verantwortlich machte; aber wie die Folge einer ſolchen Selbſtpeinigung, die bei einem edlen tugendhaften Charakter ſich von ſelbſt verſtehen mußte, ſeine reuevolle Empfindung als etwas Außerordentliches und Neues betrachtet werden konnte, wie ſie ſo viel Echo finden und ſich ganz Europa als eine Diſſonanz des tiefſten Schmerzes mittheilen konnte, das iſt eine merkwürdige Thatſache. Rouſſeau erfreute ſich einer ſo lebhaften Sympathie, daß er durch ſie für die zahlloſen Verfolgungen ſeiner Gegner entſchädigt war. Es wurde Mode, ſich verkannt zu glauben und ſein Herz in die Bruſt Mitfühlender, wie man damals zum Erſtenmal ſagte, aus-

kreuzten und eine unerwartete, ſo nicht gewünſchte Exploſion losbrach, die von Windiſchgrätz raſch gedämpft werden mußte, iſt unwiderleglich. Der Slavismus ſollte die Vendee werden, wie die Kroaten gegen die Ungarn die Vendee ſind, die politiſch bornirten Tyroler die Vendee gegen Wien, wie die Pommern beinahe es gegen Berlin geworden wären. Die Dynaſtie ſuchte überall Schutz vor der radicalen wiener Centraliſation. Graf Leo Thun, eingeweiht in dieſe Pläne, drängte den Slavismus zur loyalen Oppoſition gegen die Deutſchen, man ſollte Habsburg-freundlicher Czeche ſein und nur mit Innsbruck verkehren. Leider, daß ſich der Beſen des Zauberlehrlings nicht immer beſchwören läßt! Entfeſſelte Stürme lockt nur Aeolus ſelbſt in ſeine Schläuche zurück. Der Soldat Windiſchgrätz verſtand die nicht richtig ausbrechende Exploſion vollends falſch und erſt als ihn ſpäter Graf Thun aufklärte, wie Alles gemeint geweſen war, lobte der General in öffentlicher Erklärung die Geſinnung des verdächtigen Grafen und die Gefangenen des Hradſchin wurden entlaſſen. Nur die zufällige Anweſen-

heit der Polen hatte den Innsprucker Czechenplan verdorben. Glücklicher aber führt ihn Jellachich durch. Der Hof duldet in Ungarn nicht nur die Flammen des Bürgerkriegs, er nährt sie sogar. Er will die Widerspenstigkeit der Magyaren durch die Empörung ihrer eignen Untergebenen zügeln. Despotische Demokraten, bekämpft von einem Despotismus, der sich wiederum den Schein der Demokratie gibt! Welche Verwirrung! Wien, seit Jahrhunderten gewohnt, die Ungarn zu verspotten, nimmt, wie in Böhmen, so auch hier, Parthei für die Slaven und das Ministerium folgt dieser Theilnahme, trotz aller Freundschaft und Verbindung, die Ungarn mit dem deutschen Volke sucht. Wie will sich die wiener, selbst liberale Politik aus diesen Widersprüchen retten? Die Zusammensetzung der Monarchie schreibt ihr unwiderruflich den Weg vor, den sie selbst bei der deutschesten Gesinnung wandeln muß, um nicht allein dem Hause Habsburg, sondern auch dem Principate Wiens das zu erhalten, was man seit Jahrhunderten besitzt.

Und in die Gefahr solcher Strudel und Wir-

bei soll sich Deutschland, das an sich selbst genug zu wachen hat, mit verlieren? In der auf Ungerechtigkeiten aller Art, Völkerunterdrückung, Machiavellismen begründeten und sich stützenden Dynastie und ihren Interessen soll es seinen Leiter und Lenker erblicken? Um Oesterreich's willen erklären, Italien wäre für Deutschland eine Nothwendigkeit? Nimmermehr! Man hat in Süddeutschland die Gewohnheit, zuweilen Neigungen für Oesterreich herauszuwenden, wie ein festliches Kleid. Man prüfe und frage sich aufrichtig, ob dies aus anderm Grunde geschieht, als aus Neckerei und Reizung gegen Preußen! Man hat darum noch nicht nöthig, Preußen, wie es ist, anzuerkennen, wenn man das deutsche Volk auffordern muß, in Oesterreich nichts zu erblicken, als ein Land, in welchem nur zufällig sechs Millionen Deutsche wohnen. Diese sollen unser sein, Wien mag seine reichen aus den Provinzen fließenden Hülfsquellen für die Verherrlichung des deutschen Stammes ergiebig machen, aber einen Schwerpunkt deutscher Interessen suche man nimmermehr in jenen äußersten Gränzen, wo unsere

Liebe und Hingebung nur zu den Zwecken der ſpaniſch-italieniſchen Hauspolitik verwandt werden würde. Wenn die Oeſterreicher in Krakau und Mailand ſiegen, wie ſie früher im Kirchenſtaat und Neapel ſiegten, ſo können wir nicht jubeln und jauchzen. Wären ſie unterlegen, ſo hätte natürlich das Herz dem Verſtande ſich gebeugt und man hätte es beklagen müſſen, den meiſt durch Ungarn, Böhmen, Polen und Croaten vertretenen deutſchen Namen in der Fremde gedemüthigt zu ſehen. Auch jetzt, gegen Carl Alberts unberufene und partheiiſche Einmiſchung, wird Radetzky's Sieg unſerer Empfindung eine gewiſſe nationale Genugthuung geben, aber mit Radowitz und ſeinen Genoſſen in Frankfurt dieſe Siege als Triumphe deutſcher Ehre, Verherrlichungen deutſcher Waffengröße feiern, ja für den Fall eines kriegeriſchen Rückſchlages aus Frankreich den geheimſten Wunſch des Reichsverweſers, Deutſchland an der italieniſchen Frage zu betheiligen, in Erfüllung zu bringen und dem Hauſe Habsburg die alte längſt verſcherzte Gunſt der deutſchen Erinnerung, die ſonderbarerweiſe immer nur von

1273 bis zu Maximilian, dem letzten Ritter, gehen, auf's Neue zuzuwenden: das wäre ein unberechenbares Unglück für Deutschland und würde, zwar nicht unserer Fürsten Loos, wohl aber das Loos des Volkes, unsere Freiheit und Einigkeit, an den Rand des Abgrunds bringen.

Wir sind auf unserer, wie die Gegner sagen werden, kosmopolitischen Wanderschaft bei Polen angelangt. Kosmopolit, Weltbürger, kann vor allen Völkern der Deutsche sein. Nicht nur, weil er den Blick für die Würdigung fremder Eigenthümlichkeiten hat, sondern auch, weil sein Nationalinteresse ihn nicht, wie den Engländer, zwingt, Egoist zu sein. Unser Volk, so organisirt, wie es sein sollte, könnte allen Völkern an Großmuth und Gerechtigkeit voranleuchten und durch die That beweisen, warum Weltweise, wie Kant und Herder, Prediger des ewigen Friedens, in Deutschland geboren wurden. Aber mit unserm Kosmopolitismus hat es weite Wege! Wir haben fieberhafte Anfälle, wo wir uns im Gegentheil als die eitelste und unbilligste Nation von der Welt zeigen.

Als man von dem eben erſt ſich ordnenden Frankreich die Wiederherſtellung Polens verlangte, antwortete Lamartine, daß die Polenfrage nur in Frankfurt entſchieden werden könne. Sie iſt dort vorläufig in einer Weiſe entſchieden worden, die uns in der Geſchichte wenig Ehre eintragen wird und im auffallendſten Widerſpruch zu der Entſcheidung ſteht, die wir erlebt haben würden, wenn Polen aufgeſtanden und ſogar unterlegen wäre. Die Dichter, die 1831 für die Polen ſangen, haben diesmal geſchwiegen, die Frauen, die 1831 für die Polen Kränze wanden, ſind Matronen geworden, ihre Töchter hatten nur Blumen für den Reichsverweſer. Die Polen ſind diesmal nicht aufgeſtanden. Sie thaten es 1830, als ein Gewitterſturm über ganz Europa zog, ſie thaten es 1846, als die Welt im tiefſten Schlummer lag und man nur das Rauſchen der Courszettel hörte. 1848 im allgemeinen Brande der Welt blieben ſie ruhig, bis auf einige Zuſammenrottungen und förmliche Selbſtaufſtachelungen im Poſenſchen, wo die Prieſter künſtlich den Fanatismus ſchüren mußten, zu dem ſich Niemand mehr

von ſelbſt aufſchwang. Dieſe Thatſache hat die Polen vor uns herabgeſetzt. Sie imponirten uns nicht mehr, ſie ließen unſere Phantaſie kalt und ſo erkältete ſich für ſie auch unſer Herz.

Die wahren Urſachen dieſer auffallenden Erſcheinung ſind aber nicht hinlänglich genug gewürdigt worden. Warum ſind die Polen nicht aufgeſtanden? Möglich, daß hier und dort der Widerſtand zu gewaltig, im eigentlichen Königreich unüberwindlich war. Aber am meiſten unterließ man die Gewaltthätigkeit doch wohl nur deshalb, weil man des Blutes glaubte überhoben zu ſein. Man ſah eine Erhebung Europa's und eine Erhebung nicht der niedergehaltenen Leidenſchaften, ſondern der geſunden Vernunft und der Gerechtigkeit. Man ſah Louis Philipp und Metternich nicht durch Gewalt ſtürzen, ſondern wie von ſelbſt gehen. Man glaubte, eine achtzehnjährige Märtyrerſchaft würde ſich von ſelbſt mit der Glorie des Sieges krönen. Und kamen nicht alle Zeichen zuſammen, die Polen in dieſem rührenden Glauben zu beſtärken? Eine franzöſiſche Republik, die den Grundſatz der Völker-

verbrüderung ausruft, die Freiheit Italiens, die Menſchenrechte ſelbſt in Wien erklärt, ja Preußen ſogar die Polen aus den Gefängniſſen befreiend, Berlin ſich an den Wagen ſpannend, der die Polen im Triumph durch die Straßen zog, die polniſchen Farben liebevoll geduldet, geehrt, ein Commiſſär des preußiſchen Königs, Williſen, mit dem Auftrag, die mögliche Wiederherſtellung der polniſchen Freiheit durch die Garantie der Sprache und Nationalität vorzubereiten, dazu ſchien der Krieg mit Rußland unvermeidlich. Wer verdachte dem weißen Adler, daß er ſich nicht mit Gewalt von der ruſſiſchen Kette losriß? Es geſchah nicht, weil es nicht nöthig ſchien; da aber, als es doch nöthig wurde, war es zu ſpät geworden.

Tiefer noch liegt ein anderer Grund. Man glaubt, die polniſche Lebenskraft und der Trieb nach Selbſtändigkeit wäre erloſchen. Thörichter Wahn, von dem wir bei einem ruſſiſchen Thronwechſel und den zukünftigen Verwickelungen des großen moskowitiſchen Reiches bald zurückkommen werden! Weſtliche Erſchütterungen, die dem Polen erlauben wer-

den, nachzuholen, was er jetzt verſäumte, werden keine mehr kommen, er wartet auf öſtliche. Und dann wird ſich zeigen, was jetzt in den polniſchen Gemüthern gährt und ſie eine Weile lähmen konnte. Es iſt dies die Reflexion über die künftige politiſche Geſtaltung Polens. Im Jahre 1830 erhob ſich das reine Vollblut der ſarmatiſchen Ariſtokratie. Dies iſt ſeit achtzehn Jahren durch die franzöſiſche Emigration ſehr verdünnt. Polen iſt unſchlüſſig über ſeine künftigen politiſchen Formen. Der Adel hat nicht mehr, wie ſonſt, die Initiative ſeiner Schickſale und die Demokratie iſt noch nicht ausgebildet genug, weil ſie überhaupt nur auf Bildung fußen kann, die ſich bei'm gemeinen Volk noch nicht findet. Die Polen haben an kriegeriſcher Elaſticität verloren, ſeitdem ſie ſich in prinzipiellen Gährungen befinden. Mieroslawski gehört nicht mehr zu den Chlopicki's, Uminski's, Dwernitzki's, jenen alten napoleoniſchen Militärs, die der Unmuth über militäriſche Zurückſetzung zu Politikern machte. Er iſt von „des Gedankens Bläſſe angekränkelt, die Unternehmungen voll Mark und Nachdruck“ nach

Hamlets Ausspruch „aus der Bahn lenkt“. Er kann sich künstlich die militärische Physiognomie nicht geben, die er und mit ihm die ganze polnische Jugend in den Hörsaalen und bei der Lektüre der Schriften Mickiewicz's verloren haben. Darum aber, daß die polnische Bewegung aufhört, kriegerisch zu sein, hört sie selbst nicht auf. Sie hat in Posen eine kriegerische Entfaltung versucht. Sie gelang nicht, weil der alte Soldatengeist fehlt. Man versuchte künstliche Hebel, man kam auf den religiösen Fanatismus als solchen und das Ende davon waren Gräuel, deren die Führer selbst sich schämen mußten und mit denen sie nicht hoffen konnten, eine heilige und gerechte Sache vor der öffentlichen Meinung Europa's ehrwürdig zu erhalten.

Aus all diesen Erscheinungen hat blinder Unverstand, politische Intrigue und der zugaffende illusionsbedürftige deutsche Ultranationalismus das Ergebniß herausbekommen, daß die Polen weder der Freiheit würdig, noch bedürftig wären und daß, so wie so, Deutschland Ursache hätte, die ganze Polenwirthschaft sich vom Leibe zu halten

zuſchütten. Man ſpekulirte auf ſogenannte verwandte Seelen und im Arme der Freundſchaft, auf irgend einer kleinen Inſel des Genferſees, unter hängenden Trauerweiden, neben einem Poſtament von Sandſtein, wo ſich Amor und Pſyche umarmen, fand man Erſatz für eine Welt, die man ſich nicht gräßlich genug ausmalen konnte. Rouſſeau appellirte unaufhörlich an die verwandten Seelen; ſie waren ſeine Vertrauten, ſein Troſt. Ihnen klagte er, wie Paris, der gottloſe verzogene Anti-Emil, mit ſeinem Lehrer umſprang, ihm Fledermäuſe an den Haarbeutel ſteckte und ihm däniſche Hunde auf den Leib jagte, ſo grimmig, daß Rouſſeau in die Höhe ſpringt, um den Hund unter ſich durchzulaſſen, dabei das Gleichgewicht verliert, ſtürzt und nur mit dem Verluſt von drei Vorderzähnen und einer allgemeinen Schindung ſeiner Geſichtshaut wieder zum Bewußtſein kommt. Jedes ſchiefe Geſicht einer malitiöſen jungen Frau, die ihn fragt: haben Sie Kinder gehabt, Herr Rouſſeau? jede Inconſequenz, wie er, deſſen Wahlſpruch hieß: vitam vero impendere, zitternd und lügend geantwortet: nein! — alle dieſe Leiden und Foltern ſeines Herzens theilte er den gleichgeſtimmten Seelen mit und Thränenſtröme floſſen ihm von Sympathie, die ſtark genug waren, in Montmorency ſeine Weiden zu bewäſſern.

Sterne dagegen trat nicht ſo ſubjectiv vor die Menge; er lamentirt weniger über die Bosheit, als über das Unglück der Menſchen. Dieſer herrliche Engländer hat, was ihn ſelbſt betrifft, immer guten Muth; nur wenn er zu Andern tritt, gehen ihm die Thränendrüſen auf. Der Mönch, der in Calais bettelt, der Ludwigsritter in Verſailles, welcher Paſteten verkauft, das ſind Situationen-Wellen, welche ſo lange ſein Herz umſpülen, bis er mit allen ſeinen Remiſenabenteuern und

und eine Narrheit begehen würde, reſpektive ein Verbrechen, wenn es zur Wiederherſtellung Polens die Hand böte. Auf dieſer, an den Geiſt der Revolution von 1848 ſchön hinanreichenden Höhe ſteht bei uns jetzt die Polenfrage!

Die Polen lieben? Wer verlangt das? Ich liebe ſie nicht. Ich finde ſie in der Geſchichte ſchwankend, wetterwendiſch, oft treulos durch Einbildung und perſönlichen Dünkel in Parteien zerſplittert. In der Gegenwart, wie ſie ſo kommen und gehen, ſind ſie von liebenswürdiger Oberfläche, leichtſinnig...., ſlaviſch. Aber bei allem Stolz auf mein Germanenthum, was giebt mir ein Recht, meine perſönliche Empfindung über die Völker zur Richterin über ihre Schickſale zu machen? Man kann kaum in der öffentlichen Meinung Europa's unbedeutender daſtehen, als der Deutſche, den man in Frankreich plump, in England albern, in Italien geſchmacklos, in Rußland dumm, ja ſogar in der ſtammverwandten Schweiz unausſtehlich findet und doch ſind wir mit uns im höchſten Grade zufrieden und glauben, das berühmteſte und eigentlich das

beſte Volk der Erde, beſonders aber die eigentliche Augenweide Gottes zu ſein. Wer wird uns verdenken, daß wir auf die Annahme unſrer Vortrefflichkeit auch unſre politiſchen Anſprüche begründen? Die Polen mögen ein ſehr leichtſinniges Volk und wie Herr Jordan in Frankfurt geſagt hat, eigentlich nur zum Polkatanzen da ſein, was haben wir aber für ein Recht, uns zu Schulmeiſtern der Völker aufzuwerfen?

Die Griechen ſollen eben ſo wenig etwas taugen, wie die Polen, und doch hat die ganze Welt einmal für jenes „Diebs- und Raubgeſindel“ geſchwärmt. Man ſagt, der polniſche Bauer, den man oft mit dem „Vieh“ verglich, wäre zur Freiheit nicht reif und wolle ſie nicht. Das Vieh will freilich nur ſeinen Trog gefüllt haben, Waſſer ſaufen und ſchnarchen. Und doch ſoll die Proteſtation der polniſchen Bauern gegen die polniſche Wiederherſtellung etwas entſcheiden? Der Materialismus vom feinſten Grade herab bis zum plumpſten, hat nie eine politiſche Meinung gehabt, und wenn er eine hat, ſo gilt ſie nichts. Sie gilt in Neapel auf dem

Toledo nichts, ſie gilt in den diplomatiſchen Salons nichts, ſie gilt in den Loyalitätsadreſſen der märkiſchen Bauern nichts, ſie gilt in den Todtſchlägereien der Galizier nichts. Und zugegeben, der polniſche Bauer in Poſen will aus wirklicher bewußter Speculation lieber bei dem geordneten Preußen, das ſeine Landräthe und ſeine Gensdarmen hat, bleiben, als ſich in den ungewiſſen Strudel einer Neugeſtaltung ſeines Vaterlandes ſtürzen, iſt es nicht zu allen Zeiten ſo geweſen, daß die Geſchichte in ihren leitenden Ideen nach der Kopfzahl nicht gefragt hat? Eine Demokratie, eine Abſtimmung nach der Majorität, wenn ſie nicht auf wirkliche gereifte politiſche Intelligenz begründet iſt, bleibt ewig ein Verluſt für das Edlere. Die Warnung, die man den Demokraten zurufen muß, nicht zu tief nach unten hin die Maſſen zu befragen, gilt in dieſem Falle auch denen, welche die Freiheit unterdrücken. Läßt man die polniſchen Bauern abſtimmen, ſo bleibt die Theilung Polens ewig und nur das Korn gedeiht, aus dem man Spiritus brennt. Gewiſſe Schichten müſſen zur Freiheit

gezwungen werden; das gilt in Neapel, in Polen, das gilt in Westphalen und Pommern, so gut wie es einst in Frankreich galt, nur mit dem Unterschied, daß wir an die Stelle der Guillotine den Unterricht, die Aufklärung und edle Thaten setzen wollen.

Ueber Polens Theilung läßt sich eben so wenig etwas Neues sagen, wie über die Nothwendigkeit seiner Einigung. Wenn jene Theilung den Herren von der Frankfurter Rechten ein Fait accompli ist, dann war auch der Bundestag ein Fait accompli. Läugnet man die Nothwendigkeit der Reformen, so läugnet man die Nothwendigkeit aller Umwälzungen, die wir in diesem Jahrhunderte erlebten. Daß die Reihe an Polen spät kommt, schmälert die Berechtigung nicht. Wie kommt das nur, daß wir Alles vergessen zu haben scheinen, was uns seither so fest stand für dies unglückliche Land, wie ein mathematischer Satz? Polen schien uns das nächste Anrecht zu haben, vom Sturze Louis Philipps, Metternichs, und des alten Bundestages die ersten Vortheile zu genießen. Die Gewalthaber sind gestürzt und es entstehen neue! Ein Volk, das nicht

nöthig hat, mit ſeiner Bürgerzahl zu geizen, wird genau und rechnet! Es iſt gewiß wahr, man ſieht es hier, Reichthum grade erzeugt den Geiz. Als wir arm waren, Bettler in den Augen Europa's, fühlten wir für die Armen und Bettler. Jetzt glauben wir große Herren zu ſein und gleich rufen wir: Beati possidentes! Poſen wurde in den deutſchen Bund aufgenommen, trotz des polniſchen Einſpruches! Wir riſſen an uns, was wir haben konnten! Wieder ganz die obige Thatſache, daß wir unſere Kraft nicht daheim zu ſtärken wiſſen, ſondern es an den Gränzen wollen. Wir fühlen, daß das innere Band locker iſt und bleibt, ſo lange der Reſt der Feudalzeit, unſre Staatenzerſplitterung, andauert, und da ſtützen wir uns auf Anmaßung nach Außen, wir, die wir durch die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverweſers die Kraft, auch nur die kleinſte unſrer heroiſchen Beſchlußnahmen ins Werk zu ſetzen, faſt aus der Hand gegeben haben!

Was im März möglich war, läßt ſich im October nicht ſogleich nachholen. Der Augenblick iſt vorübergegangen. Aber er wird wiederkommen. Was

hätte im März geſchehen können? Preußen gab Poſen frei, Oeſterreich Krakau und Galizien .... und der Czaar? Man weiß, daß er die Nachricht vom Sturz Metternich's und die Revolution Preußen's mit bleicher, entſetzensſtarrer Miene empfing. Er war auf jede Umwälzung in Frankreich, auf keine in Deutſchland gefaßt. Er hätte ſich zu nichts anderm entſchloſſen, als zu einer Unterhandlung über die friedliche Wiederherſtellung eines vielleicht von einem Eidam regierten Polens; er hätte den Fehdehandſchuh, der ihm im März von ganz Europa wäre hingeworfen worden, nicht aufgenommen. In den letzten Tagen des März hatte Preußen gleichfalls keine andre Idee, als die einer großen, bedeutſamen, weltgeſchichtlichen Entſagung, aber es ſollte anders kommen, durch die „deutſchen Brüder" in Poſen.

Die „deutſchen Brüder" in Poſen haben eine Agitation gegen Polen entwickelt, die auf Jahre die Wiederherſtellung Polens hinausſchiebt, ja im Augenblicke völlig unmöglich zu machen ſcheint. Wir werden dieſen „Jammerſchrei" der „deutſchen

Brüder“ auch dann hören, wenn Czaar Nicolaus vom Throne verſchwunden ſein und unter ſchwächeren Nachfolgern die forcirte Einheit ſeines Reiches ſich löſen wird. Deshalb iſt es unumgänglich nöthig, ſich über die Frage dieſer „deutſchen Brüder“ in Poſen zu orientiren.

Poſen war ein Vulkan. Die Könige von Preußen ſagten zu ihren Unterthanen: Es iſt ein Garten voll Roſen und man kann ſich ruhig anſiedeln, der Krater iſt ausgebrannt und unſre Kanonen donnern mächtiger als ſolche Vulkane! Die Unterthanen glaubten das und ſiedelten ſich am Vulkane an. Freilich ſchon ſeit einem Menſchenalter. Die armen Kinder können nichts für die thörichte Leichtgläubigkeit ihrer Aeltern. Das iſt das Schmerzlichſte an dieſer Vermiſchung der Bevölkerung. Geringeres Mitleid aber verdienen die neueren Einwanderer, die um ein Spottgeld verſchuldete polniſche Güter kauften, die Landräthe, die Beamten, die Gensdarmen, die anderwärts in Preußen ihre Verſorgung finden würden, die Juden, die beidlebiger Natur ſind und noch von jeher polniſche Juden hießen, jetzt aber

plötzlich zu den „Deutſchen“ gehörten. Die Mehrzahl dieſer „Deutſchen“ ſind dieſelben loyalen Bedientenſeelen, die mit dem Juſtizcommiſſarius Ahlemann von Samter nach Berlin ziehen und die aufrühreriſche Stadt züchtigen wollten. Deutſch redet man in Poſen, das ſah man an den Inſeraten der Voſſiſchen Zeitung. Aber darum, daß allmälig 500,000 Deutſche am polniſchen Vulkan ſich anſiedelten, darum ſoll für vierzig Millionen Deutſche ſich die ganze Gewiſſensfrage der polniſchen Sache, im Angeſichte der Geſchichte, ummodeln und gegen früher anders ſtellen? Iſt denn dieſen Deutſchen, die zum größten Theile wiſſen mußten, daß ſie, wie Flottwell enthüllt hat, zu einer künſtlichen Germaniſirung Poſens benutzt wurden, nie eingefallen, daß einmal die Stunde kommen könnte, wo ſie, in gerechter Sache, ſo zu Polen gehören mußten, wie Kurland, Liefland, Eſthland zu Rußland, und Elſaß in ungerechter zu Frankreich gehört. Spricht die Geſchichte denn nur dieſſeits der Oder mit Donnerworten? Iſt man drüben ſeit dreißig Jahren ſo im Siegergefühl hingetaumelt, daß man glauben darf, die

Deutſchen in Poſen hätten ſich eher des Himmels Einfall können träumen laſſen, als die Ausſicht, einmal doch, früher oder ſpäter, dem vor der Geſchichte rechtmäßigen Herrn des Landes anheimzufallen? Ein Schrei des Entſetzens durfte ausbrechen, als der Veſuv zu ſpeien begann. Aber gegen wen dieſer Schrei? Doch wohl nur gegen die, die verſichert hatten, der Berg wäre ausgebrannt und man könnte an ſeinem Fuße Roſen pflanzen. Jetzt, wo Waffengewalt die Polen niedergehalten hat, wird das ſo hingehen. Wie aber, wenn von Warſchau aus die Bewegung beginnt und Poſen wie ein Magnet auf das ſtarke, naturverwandte Metall, deſſen Anziehung diesmal fehlte, zuſchießt? Soll Deutſchland dann, um dieſer Anſiedler auf fremdem Boden willen, um einen Prozeß, den dieſe lediglich mit der Krone Preußens auszumachen haben, in Harniſch gerathen und ſich von den Herren Jordan und Wuttke wieder etwas von den „deutſchen Brüdern“ an den „Oſtmarken“ vorphraſeln laſſen?

Man erzählt, die Polen, mißverſtehend die ihnen von Preußen verheißene, nationale Organiſation,

hätten ſich auf die Preußen geworfen und ſie ermordet. Die Polen erwiedern, man hätte ſie zu Exceſſen gereizt, um ihnen die Freiheit wieder polizeilich zu nehmen, ja die Soldaten und die deutſchen Bewohner, ultraloyal und reaktionär, wie ſie ſind, hätten ihnen die von Berlin bewilligte Nationaliſirung mit Gewalt wieder rauben wollen. Die Deutſchen ſagen auch gradezu: Ja, wir wollen dies, denn es war unverantwortlich, es war grauſam in Berlin, uns ſo plötzlich an Mörder zu überliefern, an Menſchen, die nur auf den Augenblick warteten, ſich für Alles, was ſeither Preußiſch war, zu rächen. Dagegen iſt Nichts einzuwenden. Die Stellung der Fürſten, die heute abſolutiſtiſch waren und morgen conſtitutionell werden, trägt ſolche Früchte. Es iſt dies nicht die einzige Conſequenz der unſeligen Politik, welche Preußen ſeit 1815 verfolgte. Die ganze Anarchie Deutſchland's iſt eine Folge dieſer preußiſchen Politik! Die Eroberung Deutſchland's hat ſich ja dieſer kräftige, zukunftreiche und zu allem Bedeutenden prädeſtinirte Staat durch die Politik von 1815 und deren wiederholte Proklamirungen

Kammerzofenepiſoden in das weiche Bette ſeiner Empfindung fällt und er, eben im Begriff zu lachen, in Thränen ausbricht, die er nicht mehr dämmen kann. Rouſſeau wirkte auf verwandte, Sterne auf ſchöne Seelen. Jener iſt ſentimental, dieſer humoriſtiſch. Rouſſeau mußte durch die Nachahmung verlieren; Sterne war ſo glücklich Nachahmer zu finden, welche ihn ehrten. Der vortrefflichſte und über ganz Europa ſiegreiche war aber der Vicar von Wakefield. Dieſer Charakter mit ſeiner feinen Selbſt-Ironie und unverwüſtlichen Gutmüthigkeit brachte in Deutſchland eine magiſche Wirkung hervor und iſt zugleich eines der erſten Bücher, das auf Goethe's Herzens- und Geiſtesbildung, ſeinem eigenen Berichte nach, von entſcheidendem Einfluſſe war.

Die erſten allgemeinen Tendenzen, von welchen ſich unſer Dichter näher berührt fand, ſind nun zunächſt jene ſchon erwähnten naiven, herzlichen und etwas pedantiſchen Beſtrebungen unſerer Nation, die durch Rabener, Zachariä und verwandte Geiſter des Tages geſchürt wurden. Ihr harmloſer, wenig überdachter und aller Welt verſtändlicher Inhalt lockte die Nachahmung ſo glücklich an, daß Vieles damals nicht gedruckt wurde, was, obſchon aus der Feder von Dilettanten gefloſſen, doch mit den ſchon renommirten Autoritäten des Tages die Vergleichung hätte aushalten können. Aber noch blieb Goethe außer allem Zuſammenhange mit der Oeffentlichkeit. Die Literaturbriefe erregen ihn nicht und wenn ihm auch Gellert als der vollſtändige Ausdruck alles Tüchtigen erſchien, ſo war dies mehr der Eindruck, den Gellerts Charakter auf ihn machte, der Eindruck jener perſönlichen Würdigkeit, mit allem Rechte vorm Volke zu reden. Wie wenig klar und im Zuſammenhange er ſich ſeines

1840 entgehen laſſen! An die preußiſche Krone halte ſich der preußiſche Anſiedler in Poſen! Von ihr begehre er, in allmäligem Rückzug bis an die Netzdiſtricte und das linke Wartaufer, Entſchädigung für das, was er in Folge ſeines Glaubens an den preußiſchen Abſolutismus erwarb und in Folge des preußiſchen Conſtitutionalismus verlieren muß! Die den Preußen verbleibende Feſtung Poſen wird dieſe Operation ſchützen, bis ſie legal vollzogen und eine billig entworfene Demarkationslinie wie eine eherne Mauer nicht blos von Preußen, ſondern von der ganzen Waffenmacht Deutſchland's ſo beſchützt wird, daß jede fernere polniſche Anmaßung, in Zukunft freilich, von ihr mit blutigen Köpfen abprallt.

Für den Augenblick, da Polen ruhig ſcheint, hat Preußens Politik, wenn ſie edel und demokratiſch ſein will, in Poſen nicht nur die polniſche Nationalität im Ernſte auszubilden, ſondern auch eine allmälige Degermaniſirung vorzubereiten. Die „deutſchen Brüder“ in Poſen müſſen es inne werden, daß eine Stunde kommt, wo ſie kein Preußiſcher Gensdarme, kein Landrath, kein Berliner Ka-

binet, kein Frankfurter Parlament mehr weiter ſchützt als bis zu der Gränze, die wir behaupten und mit unſerm Blut gegen alle polniſchen Arrondiſſements und Reunionen vertheidigen wollen. Die Poſener Bettelkomödie aber, die wir in dieſem Frühjahr erlebten, darf ſo nicht wieder kommen.

Die polniſchen Grauſamkeiten von Buk und andern Orten ſind in Abrede geſtellt worden. Ich glaube ſie. Ich ſagte ſchon, daß die Bewegung theilweiſe eine künſtliche Selbſtaufſtachelung war, und dann wiſſen wir ja ſchon, der polniſche Bauer iſt viehiſch, (was freilich unſre Gegner nicht hindert, ſeine Stimme für die Wiederherſtellung Polens entſcheidend zu finden!) und alle Naturvölker ſind in ihrer Entfeſſelung grauſam und was bei ſolchen Gräueln die weichmüthigeren Männer nicht erfinden, das erfinden leider die Frauen. Die deutſchen Bauern, die einſt den Grafen Helffenſtein nackt durch die Spieße jagten, können noch alle Tage im Odenwald und Speſſart wieder aufſtehen. Wer ſpricht auch von Liebe zu den Polen? Im Gegentheil, wir werden einen unruhigen Nachbar an ihm

haben, und wir wollen ihn haben. Wir wollen, eingekeilt zwiſchen dem romaniſchen und dem ſlaviſchen Völkerelement, gezwungen werden, endlich einmal unſere ganze große germaniſche Kraft zuſammenzunehmen und wirklich durch die That das zu werden, was wir in Frankfurt jetzt nur durch einen künſtlichen Mechanismus ſind, der nicht lange halten wird.

Polens Wiederherſtellung, die früher oder ſpäter, ohne oder mit uns, kommen wird, zwingt uns, die letzte Hand an die völlige Zerſtörung unſerer feudalen Reſte zu legen. Polen, im Kampfe oder im Bunde mit Rußland, Frankreich, dieſen Völkern die Hand reichend, das iſt eine Conſtellation der politiſchen Lage, die nicht ausbleiben wird und auf die wir gerüſtet ſein müſſen. Ich kenne alle kleinen Palliative dagegen. Man wird ſagen: Soweit iſt es noch nicht! Rußland ſchlägt nicht zu, Polen iſt ceraſirt, Frankreich hat mit ſich zu thun, England wird auch eine Rolle ſpielen, und in Deutſchland leimen wir hier, leimen wir da, flicken dieſe

Spalte, ſtopfen jenen Riß u. ſ. w. Was iſt das gegen das volle, ernſte Jannsgeſicht der Zukunft? Gegen den gewaltigen Orkan, der noch einſt aus allen Gegenden der Windroſe gegen uns anſtürmen wird? Wie und wo ſind wir geſchützt gegen die neuen Stellungen, in welche wir zu den Völkern gerathen müſſen, die unſre Nationalität bisher nur für einen „geographiſchen Ausdruck" gehalten haben? Unſre Flotte wird die Eiferſucht der Seemächte, unſre Kaiſerträume werden Frankreich verletzen, unſre radikalen Verfaſſungen nähren den Haß Rußlands. Und wenn wir uns noch auf die Einigung unſrer kleineren Beſtandtheile beſchränken dürften, aber Oeſterreich und Preußen ſetzen uns fortwährend der Gefahr aus, in die allgemeine europäiſche Politik verwickelt zu werden. Um uns gegen alle dieſe Stürme in friedlicher Vorſicht freie Dämme zu bauen, dazu wird es nicht am Material fehlen, wohl aber an mächtigen und entſchloſſenen Händen. So iſt nur zu hoffen, daß uns einmal die Noth zum Rechten führt. Wir werden einmal in die Lage kommen, von den Völkern

Europa's so bedrängt zu werden, daß wir Nationalität und Freiheit zu verlieren fürchten müssen. Wie wir uns dann helfen, mag aus der ernsten Betrachtung dessen, was wir seit den Tagen des Februar und März in diesem Jahre erlebten, sich von selbst ergeben. Jede politische Wahrheit, wenn sie nur klar in den Gemüthern vorbereitet liegt, wird, wenn ihre Stunde kommt, von selbst zur That.

Unsere politischen Zustände in den letzten Jahren machen sich eigenthümlich genug dadurch kenntlich, daß man erst jetzt erfahren hat, wir hätten von einer Seite her, wo wir es kaum ahnten, mit freisinnigen Geschenken überrascht werden sollen. Wenn Herr von Radowitz, derselbe katholische Diplomat, den das protestantische Preußen zur Aufklärung aller politischen und halbkirchlichen Wirren bis 1847 benutzte, jetzt plötzlich von Reformen erzählt hat, die der König von Preußen in Wien zugestanden wissen wollte, so beweist grade der Umstand, daß wir über solche Mittheilungen wie aus einem Traume fielen, daß unsre politischen Hoffnungen so gut wie vernichtet waren. Das muß

ſchon ein ſchlimmer Zuſtand ſein, wenn der Kranke an der Geneſung, der Unglückliche an jeder Rettung verzweifelt. Wie konnte auch nur ein Lichtſtrahl noch in unſre Seele fallen! Der Druck der Eichhorn-Thiele-Falkenſtein-Abel-Blittersdorf-Dü Thil-Kette, die ſich durch ganz Deutſchland zog, ließ um ſo weniger Hoffnungen aufkommen, als die materiellen Intereſſen eine leidliche Befriedigung fanden und eine Menge geſchichtlicher Nebenfragen, beſonders die religiöſen, die Gemüther ſo vollauf beſchäftigten, daß ſie für die Hauptſache faſt die Aufmerkſamkeit verloren. Preußen ſorgte dafür, daß die öffentliche Meinung immer einen kleinen Stoff zur Discuſſion hatte, denn bald wurde dieſes, bald jenes Experiment verſucht. Frankreichs eigne Erſchlaffung ſchien Deutſchland angeſteckt zu haben und was Italien an Anregung bot, kam grade nur unſerm kirchlichen Hader zu Gute, der bei uns leider immer die Störung des politiſchen Strebens wird und es auch jetzt, wo man mit Gewalt die Fragen über Kirche, Schule, Staat in den Vordergrund drängt, leicht wieder werden könnte. Es

wird dies aber nicht gelingen, denn wir erleben den merkwürdigen Fall, daß die radikale Partei mit der conservativen, freilich aus völlig entgegengesetzten Ursachen, vorläufig wenigstens über die Kirche, Hand in Hand geht.

Das hierarchisch-pietistisch-mittelalterliche System brach bei dem Februarsturme wie ein Kartenhaus zusammen. Es brach nicht einmal durch die Kraft des Volkes, nicht durch die Schwäche der Minister, es brach größtentheils durch die Besorgnisse der Fürsten, die sich plötzlich auf ihren größeren und kleineren Thronen isolirt fanden und vor dem Gespenst, der französischen Republik gar sehr erschrocken waren. Wir haben in dieser Sphäre sehr wenig Charakter, sehr wenig Hochherzigkeit erlebt. Die Fürsten, um sich nur zu erhalten, wiesen durch die eine Thür ihre alten Freunde von sich und ließen durch die andere ihre ehemaligen Gegner ein. Politische Charaktere, die sie sonst verachtet, verfolgt hatten, wurden als Retter begrüßt und umarmt. Man muß gestehen, noch eine Wiederholung solcher Charakterlosigkeit wird einen nicht kleinen

Theil unſrer Dynaſtieen ſtürzen; denn er raubt ihnen jenen Nimbus der Ehrwürdigkeit, mit dem die Völker hin und wieder die Monarchen noch bekleidet glaubten. Der Kontraſt des im Kerker von Kaſſel ſchmachtenden und dann zum Bundestagsgeſandten ernannten Jordan iſt für die Rettung des monarchiſchen Prinzipes gewagt. In England erträgt man Aenderungen des Syſtems und bleibt bei allen Wandelungen herrſchender Regierungsideen ein guter und ehrlicher Monarchiſt, aber in Deutſchland, wo man bei jeder kleinen Staatsaktion hinten auch gleich die Hand des Fürſten ſieht und über perſönliche Geſinnung und Meinung des Hofes durchaus keinen Zweifel haben kann, in Deutſchland untergräbt noch ein einziger ſolcher Sturm wenigſtens unſere winzige Vertretung des großen und ſehr ehrwürdigen Begriffs der Monarchie für immer. Denn man kann monarchiſch geſinnt und doch überzeugt ſein, daß die deutſche Zerſplitterung der Fürſtengewalt, dieſer Reſt der Feudalzeit, dem monarchiſchen Begriffe mehr ſchadet, als nützt.

Das Volk hat über Alles, was geſchehen iſt, noch nicht genug nachgedacht. Es hatte erſt ſeine Freude am Sturz der alten Räthe und Miniſter, dann die noch größre, ſeine Märtyrer plötzlich hervorgezogen, geehrt, mit Würden bekleidet zu ſehen. Einer der zu tief gedemüthigten Fürſten dankte ab, andre ließen eine gleiche Abſicht erkennen, im Grunde aber verſchwanden die regierenden Herren vor dem Triumph, den das Volk über den Sturz der Miniſterien und die Demüthigungen des Militairs und Adels feierte. Nun drohte die ſogenannte „Anarchie"; man konnte nicht in Abrede ſtellen, daß hier und da das Eigenthum gefährdet war, der Begriff einer Republik verbreitete ſich unter den Maſſen wie die Vorſtellung einer allgemeinen Aufhebung jeder bindenden Verpflichtung; da klammerte ſich denn das Bedürfniß der Ordnung in allen kleinen und größeren Staaten Deutſchland's an die einſtweilige Nothwendigkeit ſelbſt der Duodez-Monarchie und ſo hat die Furcht vor der Republik aus unſern Fürſten vorläufig noch eine doktrinäre Formel gemacht, die mit Beſeitigung aller Perſön-

lichkeit, (denn die Minister und die Kammern regieren) die Bürgschaft der Ruhe und wenigstens des Hausfriedens sein soll. Ja, als erst die „deutschen“ und sonstigen loyalen Vereine gestiftet wurden, wo die Hofschneider und Hofhandschuhmacher das kühne patriotische Wort führen und gesinnungsvolle Adressen erlassen, da sind die frischesten und nothwendigsten patriotischen Ideen, z. B. die Einigung aller sächsischen Fürstenthümer in einem einzigen Thüringen an der Lokalagitation der kleinen Residenzen und leider auch an der conservativen Wendung, die das Frankfurter Parlament nahm, gescheitert.

Man täusche sich aber nicht! Die zur Stärkung unserer Volkskraft nothwendige Reduktion unsrer Dynastieen wird jetzt so ausgesprochen, wie seit 1830 die nothwendige „Vertretung des deutschen Volkes am Bundestage“ ausgesprochen wurde. Als der Sturm hereinbrach, hatte man seinen fertigen Begriff und rief ihn in's Leben. Wilhelm Schulz wurde zur Festung verurtheilt, weil er die Nothwendigkeit eines deutschen Parlamentes bewies.

Strebens bewußt war und wie gering noch auf der andern Seite die Befriedigung seines Geistes sein konnte, welche ihm die Tagesordnung anbot, zeigte der schlagende Eindruck, den Gleim's Kriegslieder und später Minna von Barnhelm auf seine ästhetischen Vorstellungen machte.

Die Poesie der damaligen Zeit war erlogen, ihre Anschauung dem Alterthum entnommen, nicht einmal aus reiner Quelle, sondern durch französische Vermittelung. Mitten unter diese Surrogate der Poesie warfen Gleim und Lessing das Erlebniß des Tages hinein, Thaten, die alle sahen, einen Enthusiasmus, den alle fühlten, und Zustände, die Jeder mit seinen eigenen vergleichen konnte. So bekam plötzlich die Literatur eine frische und natürliche Farbe, ein individuelles dichterisches Gepräge, gegen welches selbst Klopstock mit seinem zwar belebenden aber doch immer nur erfundenen Interesse in den Hintergrund treten mußte.

Wie jedoch Goethe damals war, so fehlte ihm noch die hinlängliche Reife, um Eindrücke so schlagender Art zugleich als Epoche machend zu verstehen und festzuhalten, geschweige gar durch eigene Produktion theilnehmend sich ihnen anzuschließen. Die wenigen Anknüpfungspunkte an die Literatur, welche er in Leipzig schon gewonnen hatte, gingen ihm in Straßburg wieder verloren. Die weiteren Fortschritte zu vergleichen, wurde er durch Entfernung und Brodstudium abgehalten. Sogar das Technische in der poetischen Kunst, die innere Maschinerie in der poetischen Wirkung vergaß er so sehr, daß Herder in ihm einen jungen Mann kennen lernte, der ihm nur ein gutmüthiger Leser zu sein schien, ein unbefangener Interessent der Literatur, der sich düpiren ließ und das Schöne mit offenem Munde anstarrte. Und war

Jetzt ist er Mitglied dieses Parlamentes. Wir wollen, ohne Aufreizung, in aller Ruhe die Nothwendigkeit unsres Grundsatzes, als Lebensfrage des deutschen Volkes, entwickeln und knüpfen zunächst an die Ereignisse selbst, ihre Ursachen und ihre Lehren, wieder an.

In Heidelberg traten süddeutsche und rheinländische Deputirte zu Beschlüssen zusammen, denen sich ohne Zwang, ohne Nöthigung, rein durch die moralische Macht des Augenblicks, alle Regierungen unterwarfen. In Frankfurt sammelte sich ein Vorparlament, dessen Beschlüssen sich wiederum Niemand zu widersetzen wagte. Gegen den Fünfziger-Ausschuß regte es sich schon hier und da und manche reaktionäre Stimme sprach kopfschüttelnd beim Zeitungslesen: Was die sich Alles herausnehmen! Aber die Regierungen entzogen sich der moralischen Oberherrschaft dieser im Moment der Revolution einzig berufen und gesetzlich scheinenden Behörde nicht und die Wahlen zum Parlamente wurden überall, mit Ausnahme des schon damals zweideutig sich zeigenden Oesterreich, in Vollzug ge-

bracht. Die Wahlen sind nicht gut ausgefallen. Da man kaum wußte, was in Frankfurt beschlossen werden sollte, da man zu gleicher Zeit in Preußen zur Vereinbarung der Verfassung tüchtige Männer aufzufinden hatte, auch in Bayern, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Oesterreich wählen mußte, so ließ man nach Frankfurt meistens Männer gehen, denen man auf fremde Empfehlung und früheres Renommée vertraute. So kamen zwar sehr viele berühmte Namen nach Frankfurt, aber wenig politische Köpfe, sehr viel abhängige Beamte, wenig unabhängige Männer aus dem Volke. Constituirende Fähigkeiten brachten Einige mit, nicht aber den Muth, der dazu gehörte, dem Vaterlande die gefundene neue Form auch wirklich zu geben, sehr wenige die Entschlossenheit, daheim für das, was diese Weihestunde der deutschen Geschichte bringen würde, jede Verantwortlichkeit zu übernehmen. Es kamen Männer nach Frankfurt, die wie Herr von Raumer öffentlich gesagt hatten, sie wüßten nicht, was sie sich unter einem Frankfurter Parlament denken sollten, wie Fürst Lichnowsky, der wie in einer

Vorahnung seines traurigen Schicksales, auf seinen Gütern Alles aufbot, nach Berlin gewählt zu werden, der in öffentlicher Rede das ganze Frankfurter Einigungsprojekt mit allen Sarkasmen der Verachtung überschüttete und den seine Bauern grade wie zum Tort, statt nach Berlin nach Frankfurt schickten; Männer endlich wie Jahn und Arndt, die nur in Reminiscenzen leben; kurz, es war bald vorauszusehen, daß man ein leidlicheres Surrogat für den Bundestag gefunden hatte und daß dieses eine fügsamere Einheit des Bestehenden suchen würde. Es scheint fast, als würde das ganze Ergebniß der dort erzielten Schöpfung auf Etwas hinauskommen, was man allenfalls „den alten Bundestag mit parlamentarischen Umständen" nennen könnte. Und durch die Wahl des unverantwortlichen Reichsverwesers, scheint zunächst nichts gewonnen, als ein Stellvertreter des ehemaligen „Bundespräsidialgesandten". Oder will es das Schicksal doch anders?

Zu einer solchen Endschaft, wenn sie möglich wäre, hatte uns selbst der Entwurf der siebzehn

Vertrauens-Männer nicht berechtigt. Man hat den Dahlmannſchen Entwurf der Reichsverfaſſung mannigfach verurtheilt, aber wenn man gezwungen iſt, jetzt an ihm eine gewiſſe Kühnheit, einen gewiſſen Schwung ordnender und neuſchaffender Organiſation anzuerkennen, ſo beweiſt dies eben, wie weit wir ſchon in unſern Erwartungen zurückgegangen ſind. Man möchte das Parlament auffordern, ſich augenblicklich zu beeilen, dieſen Entwurf zur Abſtimmung zu bringen; denn wenn wir Friede behalten und die Reichsverſammlung nach wie vor fortfährt, ſchon praktiſch zu regieren, werden die Einzelregierungen ſoviel Rückhalt, ſoviel Gelegenheit zu Bedenken und Einſprüchen gewinnen, daß das, was uns im Monat Mai als zu wenig erſchien, ſich im Monat October vielleicht ſchon als zuviel erweiſen dürfte.

Das Fehlerhafte an dem Dahlmann'ſchen Entwurf war, daß man ihn eine ſogenannte Superfötation nennen muß. Auf das Gebilde Deutſchlands, wie es durch Natur, Geſchichte, Recht oder Unrecht ſchon vorhanden iſt, ſoll die Kunſt noch eine neue

Organisation propfen. Deutschland ohnehin schon formenreich genug, reich an Auswüchsen, Ueberbeinen und Höckern, sollte aus seiner allerdings reibenden, vollsaftigen und blutreichen Kraft noch eine neue Bildung ansetzen, die wahrscheinlich aus nichts, als Knorpel und Zellengewebe bestehen würde. Der Muth dieses Dahlmann'schen Entwurfes, dem bestehenden Deutschland noch etwas völlig Neues und nichts Gewöhnliches zu bieten, ist an ihm das Beste. Die Absicht war festzuhalten wie mit ehernen Händen. Aber die Ausführung scheitert an Unmöglichkeiten und vor allen Dingen an der Nichtbefriedigung des eigentlichen Zweckes selbst. Denn was war dieser Zweck? Dem Deutschen bisherigen Staaten- und Länderbegriff eine nationale Klarheit und Festigkeit zu geben, die deutsche Einheit nicht blos auf dem Papiere hinzustellen, sondern sie auch praktisch ausführbar zu machen, sie nicht blos als einen Wunsch, als eine Nothwendigkeit auszusprechen, sondern Formen zu erfinden, die uns aller Gefahr, jenes große nationale Ziel zu verfehlen, überhoben. Durch den Aufbau einer

neuen Fürſtenmacht iſt dieſe Gefahr nicht vermindert. Den deutſchen Fürſten kann nur das Volk imponiren. Die Einheit, die wir durch unſre Fürſten anſtreben, kennen wir ſeit dem erſten Wahltage von Rhenſe. Die neueſten Erfahrungen lehren uns ferner ſchon, was wir noch in dieſer Stunde, wenn nur ein Weniges die drohende Haltung des Volkes nachgelaſſen, von unſern Fürſten wieder zu erwarten haben. Iſt Bayern für die Centralgewalt kühl, ſo wird Preußen feurig; iſt Preußen kühl, wird Bayern feurig! Iſt ein Geſchichtsforſcher, wie Dahlmann, nicht belehrt worden, was ſeit drei Jahrhunderten dieſe Nation gehalten, gehoben, verbunden hat? Nichts, was von den Fürſten, Alles, was vom Volke kam. Im dreißigjährigen Kriege zerfleiſchten ſich weit weniger die Leidenſchaften der Volksſtämme, als die Eiferſüchteleien und Gleichgewichtsintereſſen der Fürſtenhäuſer. Während dieſe in der folgenden Zeit nur an die Befeſtigung ihrer Souveränität dachten, Bündniſſe mit dem Auslande nach allen Seiten ſchloſſen, auf alle Throne Europa's zu kommen ſuchten, auf den ſpaniſchen, eng-

liſchen, ruſſiſchen, polniſchen, und dafür das Mark ihrer kleinen Länder ausſogen, einigte ſich das deutſche Volk im Geiſt der Wiſſenſchaft, Kunſt, Sprachbildung, Geſchichtsforſchung, Poeſie. Was hat uns damals als Deutſchland nach der Schlacht von Jena in tiefſte Erniedrigung fiel, gerettet und gehoben? Was anders, als das erſtarkende Gefühl der von aller politiſchen Geſtaltung unabhängigen abſtrakten Nationalität? Wir abſtrahirten von unſren Dynaſtieen und fanden uns in uns ſelbſt wieder. Was hat nach dem Wiener Congreſſe ſtatt der künſtlichen Einheit durch den Bundestag anders die wahre Einheit des Geiſtes in uns genährt, als die Verbrüderung der Stämme und die vielen, vom Volk ausgegangenen gemeinſamen Vereine und mannigfachen Geſammtzwecke? Und wonach anders werden wir in jeder Noth und Gefahr des Vaterlandes greifen, als nach der gemeinſamen moraliſchen Kraft unſres herrlichen Volkes? Dieſer nun ausgebildete Faktor in der Geſchichte Deutſchlands iſt allerdings neu, iſt eine Frucht des vorigen und unſres Jahrhunderts, aber die einzige, die uns noch

wahrhaft erquickt. Alles Andre sind vorübergehende Schutzmittel, hier ist das Einzige, was unsre Hoffnung aufrecht erhält; in nichts Anderem finden wir eine Bürgschaft. Und auf diese moralische Eroberung des deutschen Geistes mußte die neue Verfassung des Vaterlandes begründet werden. Wie einmal die deutsche Geschichte seit einem Jahrtausend sich abgesponnen hat, kann, unbeschadet alles Dessen, was hie und da in seiner alten Formirung bleiben mag, der Souverän des Ganzen nur das deutsche Volk selber sein. Diese Nationalität muß uns die Garantie gegen äußere und innere Feinde werden. Ihr in der Centralgewalt einen Ausdruck geben, den vollkommensten und entsprechendsten der sich finden läßt, das war und ist die Aufgabe der Frankfurter Versammlung.

Der Prozeß des Nachdenkens, den der Politiker hier anzustellen hatte, war sehr einfach. Es ist völlig gleichgültig, ob er Vorliebe für Republick oder Monarchie hat, er konnte nur einfach sagen: Ich will aus dem Deutschland, wie es ist, die Faktoren seiner Kraft ziehen, ich will die Quintessenz des

ganzen Volks- und Staatslebens, wie es da vor mir gährt und siedet, von allen Zufälligkeiten ausscheiden; was bleibt übrig? Das Einzige, was wahrhaft bindend und flüssig, weich und von der Hand des Gesetzgebers bildsam ist, das im Volk liegende Nationalgefühl. Alles Andre mußte ihm als zähe, spröde, unzuverlässig erscheinen. Der Auszug aller edlen Kräfte des Vaterlandes ergab für die Centralisation die Nothwendigkeit, sie einzig und allein auf die Souveränität des deutschen Volkes zu begründen. Man vergesse bei diesem Worte diesmal die gewöhnlichen Streitigkeiten der Schule, man verbleibe immerhin bei seinen alten Lehrsätzen und Protesten gegen diesen Begriff, er ist in unsrer Frage ein völlig anderer, als auf dem Katheder, wenn man über die Politik Platos und Montesquieus spricht. Die Souveränität des deutschen Volkes erscheine uns hier nur als ein Begriff a posteriori, als ein Erfahrungssatz der Geschichte, den wir aus der eigenthümlichen Lage, historischen, geographischen und politischen Bedingung Deutschlands herleiten müssen. Wer kann ihn bestreiten? Welcher

Fürſt könnte das Intereſſe ſeiner Dynaſtie, die mit dem deutſchen Reiche 1803 hätte entweder aufhören oder gemodelt werden müſſen, (denn wo es keinen Süzerain giebt, giebt es keine Vaſallen mehr) welcher Fürſt ſag' ich könnte ſeine Sonderintereſſen dieſem Satze noch gegenüber ſtellen? Die Souveränität des deutſchen Volkes bedingt die Sorge für ſeine Einheit, ſeine Untheilbarkeit, ſeine Kraft, ſeine Solidarität eines Stammes für Alle, aller Stämme für einen. Und welches iſt die Form, die praktiſche Handhabe für einen ſolchen Satz? Doch ohne Zweifel nur eine rein demokratiſche.

Man hat geſagt, die republikaniſche Form der Centralgewalt würde allmälig die beſtehen bleibenden einzelnen Monarchieen untergraben. Wodurch würde dies nothwendig? Man hat diejenigen, welche für die haltbare Geſammtform Deutſchlands nur eine republikaniſche anerkennen müſſen, auch als Lokalrepublikaner, d. h. Feinde der Monarchieen von Berlin, Dresden, München u. ſ. w. dargeſtellt, das iſt jeſuitiſch und der vom Luxus der Höfe und des Adels lebenden kleinen Bourgoiſie vollkommen wür-

dennoch Goethe nicht glücklich, daß ihn die Umstände aus seiner frühzeitigen Produktionslust herausrissen und sich sein Geist durch längeres Brachliegen erholte, um die Saatkörner neuer und reifer Ideen desto besser zeitigen zu können? Bei den Meisten bewährt sich die traurige Erfahrung, daß sie in einem Alter lernen, wo sie kein Urtheil haben und daß sie, endlich im Besitze des Urtheils, statt nun erst zu lernen, dann schon zu produziren anfangen.

Das Interesse an großen Geistern, welches jugendliche Seelen erfüllt, pflegt immer nur einzelne Theile zu treffen, die sie sich von einer im Ganzen und Großen schwierigen Persönlichkeit zu ihrer eigenen andächtigen Verarbeitung loszutrennen wagen. Indem sie bei großen Vorgängern sich am liebsten in der Richtung halten, wo sie deren Athem hören und das Außerordentliche als etwas Allen, also auch ihnen Gemeinsames reduziren können, glauben sie sich im Zuge der Vervollkommnung mit desto glücklicherem Erfolge anzutreffen. Im achtzehnten Jahrhundert fanden sogar die Tendenzen keinen andern Ausdruck als einen persönlichen und bilden darin einen vollkommenen Widerspruch gegen unsere Zeit. Wir, schon daran gewöhnt, daß die Schrift im Allgemeinen ihre, die positive Macht vertretende und schlagende Gewalt verloren hat und die Tendenzen nach dem Anhang ihrer Bekenner numerisch abschätzend, wir knüpfen unsern Enthusiasmus selten mehr an Individualitäten an. Als Prüfstein der Tendenz verlangen wir sogar die Verläugnung der Individualität und sind durch mannichfache Erfahrung, und durch Nichts so sehr als durch Selbsttäuschung längst dahin gelangt, an keine Idee zu glauben, die man nicht eben so gut eine Thatsache nennen dürfte. Im achtzehnten Jahrhundert aber war der

dig. Ein Vaterlandsfreund wird nie einsehen, welche Benachtheiligung des Königs von Baiern z. B. darin liegen sollte, daß, weil er einmal über einen deutschen Volksstamm herrscht, der am gemeinsamen Vaterlande seinen wahren Stolz und seine wahre Genüge findet, er von einem bürgerlichen Präsidenten der „Vereinigten Staaten Deutschlands" erfahren kann, welches der gemeinsame Volkswille ist? Im Grunde müßte ihm eine Weisung von einer solchen Macht willkommener sein, als von einem Prinzen des Hauses Hohenzollern oder Habsburg. Unselige, trostlose Verblendung, die aus alberner monarchischer Servilität das wahre Interesse des theuren Vaterlandes auf's Spiel gesetzt und durch Erschaffung einer neuen fürstlichen Gewalt die ganze Eifersucht der deutschen Höfe und leider auch der Stämme aufwiegelte! Die erste Freude, die man bei der Wahl eines fürstlichen Reichsverwesers an allen Höfen, besonders in den Theilen der Schlösser, wo die unverbesserliche, aristokratische und reaktionäre fürstliche Damenwelt ihr Wesen treibt, empfand, wird den Dynastieen bald vergällt wer-

den. Die Einigung Deutſchlands wird ſich in dieſer Form als eine Unmöglichkeit zeigen.

In Deutſchland, unter dreißig auf ſich eiferſüchtigen Fürſten, giebt es nur zwei Wege zur Einigung zu kommen; entweder, der Mächtigſte der Fürſten tritt an die Spitze und zwingt die andern, ihm zu gehorchen, oder, wo dies nicht möglich iſt (und durch Preußen iſt es nicht möglich, weil ſeit 1815 dieſer Staat zurückgegangen iſt, und ſeit 1840 dieſen Rückgang ſtatt ihn wieder gut zu machen, eher verſchlimmerte) wo dies nicht möglich iſt, da muß ein Bevollmächtigter des gemeinſamen Nationalintereſſes an der Spitze ſtehen, ein nicht fürſtlicher Präſident, deſſen Handlungen und Entſchließungen dem Parlamente, ſonſt Niemanden, verantwortlich ſind. Welche Gefahren daraus den Thronen von Wiesbaden, Kaſſel, Hannover, Strelitz, Deſſau u. ſ. w., als ſolchen erwüchſen, iſt ſchwer zu begreifen. Sie ſind durch einen in Frankfurt gebietenden Fürſten weit mehr gefährdet; denn es könnte ſich ihnen, wenn dieſer ausgezeichnet und unternehmend wäre, bald die Theilnahme ihrer „Un-

terthanen" abwendig machen. Und dennoch ziehen dieſe Throne eine fürſtliche Centralgewalt vor! So eingewurzelt iſt die Abneigung vor der Kraft des Volkes, ſo ſtark iſt das dem Blut eingeimpfte Vorurtheil der Raçe! Aber grade vor dieſer Raçen-Geſinnung wollen wir uns ſchützen, ſie iſt die eigentliche Feindin des Volkswohls und gefährlicher, als verkehrte politiſche Prinzipien. Und ſo wie wir nicht dahin gelangt ſind, daß auch den Einzelterrains Deutſchlands die Macht des Adels, die geſellſchaftliche, conventionelle Anmaßung dieſer Kaſte gebrochen iſt, ſo wie nicht die Fürſten gelernt haben, auch für ihre Erziehung, ihren Umgang, das Leben an ihren Höfen ſich auf die Bürgerlichkeit zu ſtützen, ſo lange ſeh' ich auch nichts wahrhaft Beſſeres für unſre Zukunft kommen. Die hohen Herren werden immer vorziehen, unter einem fürſtlichen Reichsverweſer das Vaterland zu verwirren, als unter einem bürgerlichen Präſidenten es zu ſtärken und zu einigen.

Ueber ſolche traurige Thatſachen ſiegt jedoch die Macht des Augenblicks. Beſitzen wir dieſe noch? Man ſchiebt das Verfaſſungswerk von Woche zu

Woche, von Monat zu Monat auf. Man wird weniger zu Stande bringen, als was Dahlmann für möglich hielt. Oder belehrt uns der proviſoriſche Verſuch eines Beſſern? Gleicht die Macht des Parlaments einer ſcharfen Waffe, die, ſelbſt in der friedlichſten Abſicht getragen, doch durch den Zufall, wie jetzt die däniſche Frage zeigt, plötzlich gefährlich werden kann? Selbſt im Kinderſpiel kann man ſich mit einem ſolchen Inſtrumente ſchneiden und die Begebenheiten, die man vermeidet, machen ſich von ſelbſt. Die Bürgerwehr weiß oft mit ihren Flinten nicht umzugehen, aber die gefährlichen Dinger ſchießen von ſelbſt los und treffen Feind, oft Freund. So hat das Parlament ſeine Conſequenzen, die es ſelber nicht ahnt, und ich vermuthe ſehr, die bürgerliche Präſidentſchaft iſt doch vielleicht reifer, als man geglaubt hat. Für eine Kaiſerkrone wird der Reichsverweſer ſo viel Schwierigkeiten, ſie mit fürſtlichem Anſtand zu tragen, finden, daß er ſicherlich vorzieht, ſeinen Tyrolerhut wieder aufzuſetzen und zurückzukehren auf ſeine Gemsjagden nach Steiermark.

Soll die Centralregierung der Ausdruck der gemeinsamen Nationalinteressen sein, so wird ihr eine Vertretung der Fürsteninteressen in einem Gesandtenrathe gegenüber- und eine Vertretung der Volksinteressen in einem hoffentlich untheilbaren Parlament zur Seite stehen. Ob die Mitglieder des letzteren direkt oder aus den einzelnen Ständekammern gewählt werden sollen, kann Gegenstand einer Erörterung sein. Jene Form sichert dem Parlament eine Zuströmung immer frischer Kräfte und die Vermeidung bureaukratischer Abstumpfung, diese gibt ihm mehr Zusammenhalt und Einverständniß mit den bestehenden Verfassungen. Wenn die constituirende Versammlung es durchsetzt, der Reichsgewalt die Befugnisse zuzuwenden, die der Dahlmann'sche Entwurf in Anspruch nimmt, kann sie sich Glück wünschen. Zu rathen wäre dabei, daß die Abstimmung der Frage, wer die Reichsgewalt bekleiden soll, zuletzt gelassen wird. Denn erst ist die Gewalt selbst zu schaffen und dann zu übertragen. Entscheidet sich das Parlament für einen demokratischen Präsidenten, so wird die Intrigue Alles aufbieten, bei der

Abſtimmung über die Befugniſſe desſelben ihm, was nur irgend möglich iſt, abzuhandeln. Schon die Unparteilichkeit erfordert, daß dem deutſchen Volke erſt geſagt werde, was in Frankfurt regieren ſolle und dann erſt, wer? Es hieße das Vaterland verrathen, wenn man aus Rückſicht auf das fürſtliche oder demokratiſche Princip die Nationalfrage ſelbſt, die Centraliſation, durch ein unwichtigeres Princip, die Perſonenfrage, beeinträchtigte. Zu dem kühnen Aufſchwunge der Phantaſie, daß man mit Dahlmann das Kaiſerthum ausriefe, wird man ſich wohl nicht mehr erheben. Man muß unter Andern fühlen, daß man dadurch den Völkern Europa's ein Beiſpiel nicht von Vaterlandsliebe, ſondern von Nationaleitelkeit, nicht von Stolz, ſondern von Ueberhebung geben würde.

Bis jetzt ſcheint es, als wenn die Pauſe, die man bis zur Erörterung der Verfaſſung gelaſſen hat, und das Proviſorium mit ſeinen Folgerungen, wider Willen der reaktionären Partei, der guten Sache des Vaterlandes und der Freiheit günſtig würde. Erſt ſchien dieſes freilich nicht. Die Parla-

mentsdebatten waren eben so verwirrt, wie ihre Resultate eher entzweiend als einigend. Ueber Italien, Polen wurde viel Unwürdiges geäußert, viel Halbes beschlossen. So lange es Principien galt, schienen einige, besonders preußische Terroristen, die Oberhand zu haben. Beklagenswerth war, daß der gefeiertste und berufenste Mann des Tages, Gagern, die Geschicke der Nation aus der Hand gab. Derselbe Mann, der noch auf Jahre der Mittelpunkt der ganzen denkwürdigen Bewegung hätte bleiben und die kühnsten Möglichkeiten der Einigung persönlich vertreten können, begnügte sich mit der bedenklichen Aufgabe des Präsidentenstuhles in einer oft wilden und daher selbst wild machenden Versammlung, wo man einen unerschöpflichen Reichthum von Würde besitzen muß, um nicht in den Fluthen des Zankes unterzugehen. Sollte Gagern nicht gewußt haben, daß nichts mehr abnutzt, einseitig macht und depopularisirt, als ein Präsidentenstuhl? Dies Zurücktreten Gagerns, dies sich Aufsparen-Wollen für eine zukünftige Berechnung war weder ganz dem edlen Charakter entsprechend, an

deſſen Feuergeiſt und flammende Vaterlandsliebe man geglaubt hatte, noch war es der guten Sache förderlich; denn die ſchwachen Combinationen, die bald zuſammenbrechen mußten, aus Klugheit vorauszuſchicken, hieß viel wagen und konnte groſſe Gefahren bringen. Darauf denn kamen die Debatten über das Proviſorium. Es zeigte ſich zum erſten Male der eigentliche Kern der Geſinnungen. Schroffere Gegenſätze mochten kaum in irgend einer berathenden Verſammlung je ſich angeblickt haben mit geballter Fauſt, trotziger Stirn, oft edlem Herzenserguß, Hochmuth wieder und im Durchſchnitt mit vielem Geiſt. Bedeutend war in dieſem Kampfe Jeder, der wirklich eine Geſinnung hatte. Verächtlich aber beſonders jene weichen, lappigen Klugheitsmenſchen, die bei jedem Votum ſich umſahen, was man darüber zu Hauſe an der Spree und Elbe ſagen würde. Und dieſe breiigen Menſchen, die nie im Feuer einer Discuſſion ſtanden, meiſtens Beamte von ſemmelblondeſter Geſinnung, gaben leider in den meiſten Fragen den Ausſchlag, je nachdem ſie von irgend einem Chefpräſidenten oder

Staatsminister außer Diensten geleithammelt wurden. Die demokratische Partei machte, in Erwartung, daß ein Fürst würde gewählt werden, den Fehler, gegen die Dreigewalt zu stimmen. Eine Dreigewalt war ein wirkliches Provisorium und konnte so nicht bleiben, mußte geändert, mußte neu bestimmt werden. Eine Eingewalt aber war der Anfang der Monarchie, war Dahlmanns Kaiser, derselbe Kaiser, den eben ganz Deutschland für unmöglich erklärt hatte. Drei Fürsten, ein österreichischer, preußischer, bayerischer, hätten nicht mehr, nicht weniger vermocht, als was der Reichsverweser vermögen wird, hätten keine „Huldigung" am 6. Aug. verlangt, hätten keine Rivalitäten der Stämme aufgewiegelt, wären zum Schluß eine Unmöglichkeit längern Bestehens gewesen und hätten die Bestimmung der Frage: Ob Monarchie? ob Republik? offen gehalten bis zum neuen Entscheidungskampf.

Man wählte den Erzherzog Johann von Oesterreich. Im Grunde ist die Frage nach der persönlichen Befähigung dieses erlauchten Herrn, einen so

schwierigen Posten zu behaupten, unwesentlich. Er sollte nur als Repräsentant dienen. Er sollte jenes Fähnlein sein, das man auf einem vermessenen Felde aufsteckt zum Zeichen, hier werde künftig ein Haus stehen, oder eine Eisenbahn sich schlängeln. Das deutsche Volk fand an den biographischen Lebensmomenten dieses Fürsten Gefallen. Erzherzog Johann kann sich bei seiner Frau bedanken; die Postillonsstiefel der Postmeisterstochter haben ihm mehr genützt, als das goldne Vließ seiner Ahnen. Selbst die Handwerksleute und Arbeiter, voll von der socialen Frage, riefen ja: „Der weiß, wie dem gemeinen Mann zu Muthe ist!“ Bedenklich waren freilich die vielen verlornen Schlachten dieses ehemaligen Feldherrn, die Charakterzüge von Trotz und Eigenwillen, die man aus den Denkwürdigkeiten seines Bruders, des Erzherzogs Carl, nachweisen wollte; ja sein Exil im Steierlande verlor viel vom Nimbus der Märtyrerschaft, wenn man sich dachte, ein eigentlich nicht verbannter, sondern nur von der Eifersucht und dem Mißtrauen des kaiserlichen Bruders gefürchteter Prinz entschlägt sich so ganz der

Autor noch Prophet und ſein Schrift die Ergänzung eines Evangeliums, das ſich am vollſtändigſten durch ſein Leben ſelbſt auszuſprechen ſchien.

In dieſer Art umfing auch Goethe, was damals an Namen und Intereſſen auf dem Meere der Oeffentlichkeit auftauchte, und durchſchaute bei dieſer Begünſtigung ſeiner Zeit die inneren Prozeſſe der tonangebenden Talente. Rouſſeau's Subjektivitäten mögen hier mehr als abſtoßender Pol gewirkt haben; wenigſtens läßt Goethe's ſpätere Zukunft errathen, daß ihm auch ſchon früh eine Lebensanſchauung widerſtehen mußte, die zu krankhaft war, um ſein geſundes Urtheil, und zu monoton, um ſeine Phantaſie zu befriedigen. Rouſſeau offenbarte Schickſal genug, aber wenig Leben. Seine Empfindung war Einſeitigkeit und, düpirt an allen Ecken und Enden, mußte zuletzt ſeine Glaubwürdigkeit ſelber wanken. Goethe merkte bald, wo zuletzt dieſe Lamentationen über Verfolgung und Seelenfreundſchaft hinaus kamen und formte ſich jenes ſichere Urtheil, daß im Vater Brey ſcharf genug ausgeſprochen wurde.

Goethe erlag bekanntlich dem Zuge der Sentimentalität, aber ſie mußte einen etwas farbenreichen Hintergrund und im Vordergrunde etwas mehr als nur umarmte und mit Thränen benetzte Bäume haben. Hier eben ging ihm die humoriſtiſche Gruppe des Vicars auf und verließ ihn während einer ganzen Periode ſeines Lebens nicht. Was er hörte und ſah, wohin er kam und wo er beobachtete, überall fühlt' er ſich verſucht, um das theure Bild einen neuen Rahmen zu ziehen. In Seſenheim, in Wetzlar, glaubt' er durch dortige Zuſtände bezaubert zu werden, ſo ähnlich waren ſie der Dichtung Goldſmith's, um ſo mehr, da Thornhill's Rolle

Schickſale Oeſterreichs, daß er ſeinen Kohl und ſeinen Rübenacker pflanzt und Metternich und die Jeſuiten herrſchen läßt, wie ſie herrſchen. Als einen Cincinnatus konnte Herr Stadtrath Demuth in Leipzig eine ſo bequeme Natur nicht begrüßen, oder es müßte denn auch hier der aus dem Leben des Erzherzogs Carl hervorleuchtende Trotz und Eigenſinn durch ſein mit Conſequenz durchgeführtes Exil und Zuſammenleben mit dem Volke den mißtrauiſchen, ſteierer und tyroler Aufſtände fürchtenden kaiſerlichen Bruder in der Wiener Hofburg haben ängſtigen und ärgern wollen. Eine Reiſe an den Rhein, nach Köln, der Stadt der Toaſte, gewann dieſem idylliſchen hohen Herrn um ſo mehr Verehrer, als ſeine Geſinnung zu den 1842 in Wien herrſchenden in vollſtem Widerſpruch zu ſtehen ſchien. Man wählte ihn 1848 eben nur als liberalen Erzherzog Johann und überſah auch ſcheinbar den Zuſatz „von Oeſterreich.“ Der „kühne Griff“ bedeutet wahrſcheinlich eben dies anſcheinend Zufällige, das man aber, in engeren politiſchen Kreiſen, für ſehr weſentlich machen zu wollen bald verrieth. Es

war mit einem Worte die verfehlteste Wahl von der Welt und hätte beinahe das ganze Frankfurter Einigungswerk, mit allen seinen Ruhe und Frieden stiftenden Nebenzwecken, über den Haufen geworfen.

Der Name Oesterreichs muß für Deutschlands höhere politische Zwecke ein- für allemal abgethan sein. Wir glauben das oben bewiesen zu haben, der Erfolg bestätigt diesen Glauben. Nur künstlich, nur mit der äußersten Anstrengung noch, nur durch die Furcht vor neuer Unruhe hält z. B. seit dieser österreichischen Wahl mit Preußen das deutsche Einigungswerk zusammen. Seitdem Friedrich II., ob aus rechtlichen oder unrechtlichen Gründen, ist gleichgültig, den Zauber des österreichischen Namens für Deutschland zerstörte, seitdem (man lese nur Göthe's Jugendgeschichte) alles Kühne, Aufstrebende, Neuernde in Deutschland an den preußischen Namen sich knüpfte und Lessing seine Minna von Barnhelm schrieb, seitdem hatte Alles, was in Deutschland fortschreiten und sich bewegen wollte, für Preußen, Alles, was still stehen, für Oesterreich Sympathie. Daß Preußen diese hohe Mission, das

Lenkſeil des öffentlichen Geiſtes in Deutſchland, aus der Hand verlor, ſchon mit Friedrich Wilhelm II. verlor, iſt wahr. 1813 aber kam die erneuerte Brautwerbung, wenn man Deutſchland die Braut, Preußen und Oeſterreich die Freier nennen will. Preußen, der ſtürmiſche, jugendliche Bewerber, hatte wieder den Vorrang. Wahrlich bei Arndt's, Schenkendorf's, Körner's Liedern hat ſich kein Jünglingsherz, weder in Mannheim, noch Karlsruhe, noch München, öſterreichiſche Soldaten gedacht! Die Kaiſerkrone war ein Traum deutſcher Jünglinge. Dachtet Ihr, die Ihr jetzt in Frankfurt Oeſterreich Eure Stimmen gabt, damals daran, das Haupt eines Kaiſer Franz damit zu ſchmücken? Ihr dachtet an den König von Würtemberg; denn Preußen hatte ſich leider damals ſchon wieder dem deutſchen Herzen entfremdet durch die unſeligſte Politik, die nur aus dem ſouveränen Hochmuth und dem Mißbrauch kriegeriſcher Erinnerungen entſtehen kann. So wie die Dinge am 20. März 1848 in Berlin ſtanden, war es zu ſpät, daß ſich Preußen an die „Spitze der Bewegung" ſtellte. Es hätte dies 1817 thun, 1830

nachholen, ja noch 1840 verbessern können. Die Sibylle des Zeitgeistes hatte ihre Bücher oft genug angeboten. Man hatte sie nicht gelesen, confiscirt, in's Feuer geworfen. Also auch Preußen war für den Augenblick unmöglich. War es aber Preußen, so mußte es auch Oesterreich. Wenn so kurzsichtige Politiker in der Paulskirche sitzen, die das nicht einsehen, so ist ihr ganzes Thun und Beschließen morsch und zerbrechlich.

Mit Nichten ist der Erzherzog Johann von Oesterreich die harmlose Persönlichkeit, die man sich in ihm vorstellte. Er kam nicht von seinem Meierhofe nach Frankfurt, sondern aus den kaiserlichen Gemächern der Wiener Hofburg. Er hatte seit dem März an den Schicksalen seines Vaterlandes den lebhaftesten Antheil genommen, und wer wollte ihm verdenken, daß er die Liebe für den Ruhm und die Größe seines Hauses mit nach Frankfurt bringt! Sein Urtheil über die italienische Frage ist bekannt. Er wird gern österreichische Truppen nach Schleswig ziehen lassen, hofft dafür aber auch, Deutsche für Italien oder die delikaten und leicht verletzlichen

Gränzen von Welsch-Tyrol zu gewinnen. Von einer eigentlichen volksfreundlichen, demokratischen und liberalen Gesinnung des Reichsverwesers ist noch nichts verlautet. Man kann versichert sein, daß er sämmtlichen Monarchen Deutschlands im Stillen gesagt haben wird: „Erkennt mich nur als Bürgschaft der Ruhe und Ordnung Deutschlands an! Ich kann keine Erbmonarchie begründen, das wißt Ihr ja; ich werde nirgendwo Eure Rechte beeinträchtigen. Das deutsche Volk ist nun einmal aufgeregt, es will eine gewisse Kraft entwickeln. Bringt dieser Idee das Opfer, zuweilen etwas auszuführen, was ich euch auftragen werde! Die Hauptsache ist die Wiederherstellung der Sicherheit jedes Fürsten auf seinem Throne, Verbrüderung mit dem bessern Theile Eurer Unterthanen, allmälige Vernichtung der republikanischen Ideen. In diesen Zwecken sind wir einig, folglich sind wir geborne Bundesgenossen.“ Aus einem solchen Geiste, dessen Sprache Ihr doch auch wohl mit seinem Ohre gehört habt, mein' ich, wird für Deutschland nicht viel Großes entstehen. Das Wahre davon hätte

Herr von Gagern auch ausführen können, und daß es von einem Fürſten geſchehen ſoll, iſt gerade ſehr ſchlimm; denn es iſt der erſte Schritt zur Reaktion.

Wie man vernahm, der Reichsverweſer hätte ſich mit dem Fürſten von Leiningen verbunden, ging Manchem eine ſehr große Hoffnung, eine überraſchende Möglichkeit auf. Man muß wiſſen, der Fürſt von Leiningen, Bruder der Königin Victoria, gehört zu jener liberalen Ariſtokratie, die der Cabinets-Politik und dem Beamtenweſen in vielen deutſchen Staaten immer kräftig gegenüber trat. Durch ſeinen Aufenthalt in England an großartige politiſche Anſchauungen gewöhnt und gründlich angeekelt von dem kleinlichen Staatstreiben in Deutſchland, durch eignen Beſitz und Reichthum auch über die Engherzigkeit der gewöhnlichen adeligen Geſichtspunkte erhaben, hat Fürſt Leiningen ſeit Jahren in den ſüddeutſchen Staaten die Willkühr des Miniſterialweſens und die Intriguen der Höfe und ihrer Camarillen gegen die Ständekammern beobachten können. Seine Mahnſchreiben und Verwahrungen in den neuen Münchner Vorgängen haben ihn

dem allgemeinen Publikum rühmlichſt bekannt gemacht. Aber Fürſt Leiningen brachte noch eine andere Stimmung an das Ruder der Centralgewalt, das er leider nur auf zu kurze Zeit führte. Sein Programm: Entweder — Oder, verräth dieſe Stimmung. Es iſt die der entſchiedenſten Indifferenz gegen die deutſchen Souveränitäten als ſolche, die unbedingteſte Vorausſetzung, daß die Frankfurter Aufgabe nicht gelöſt werden könne, wenn irgend ein ſouveräner Wille in Berlin oder Hannover ſich den Majoritätsbeſchlüſſen entziehen wolle. Fürſt Leiningen iſt ein Gegner der Kleinſtaaterei. Er geht dabei von dem allerdings vielleicht aus eigener Reizbarkeit fließenden Grundſatz aus, daß genau genommen für die Mediatiſirungen des Jahres 1803 ſchon damals die Gränze fehlte, wo ſie aufhören ſollten. Wenn ſein eigner Vater ſich gefallen laſſen mußte, 1803 ſeiner Souveränität enthoben zu werden, und mit ihm ſo viele andre Reichsunmittelbare, warum dürfen bei geſteigerten Unionsideen des deutſchen Volkes, bei geſteigerten Begriffen von der Größe und Würde eines geordneten Staats-

lebens die Fürſten von Heſſen-Homburg, Naſſau, beide Hohenzollern, Lichtenſtein, Schwarzburg, die Reußiſchen und Anhaltiſchen Fürſtenthümer, Altenburg, die Mecklenburger, Lippiſchen und Oldenburger Herrſchaften 1848 noch beſtehen? Wenn Deutſchland glücklich war, daß durch den Rheinbund die Selbſtändigkeit der geiſtlichen Fürſtenthümer und Abteien, die Souveränitäten von Hohenlohe, Löwenſtein, Leiningen, Thurn und Taxis, Isenburg, Salm, Wied, Solms, Croy u. ſ. w. aufgehoben wurden, hat da Deutſchlands Centralpolitik nicht die Pflicht, jede Gelegenheit, die die deutſche Geſchichte nur darbietet, zur Verringerung unſrer regierenden Fürſtenhäuſer zu ergreifen? Fürſt Leiningen konnte ſagen: Ihr erwiedert mir, daß Napoleon ein Despot war und mit der Spitze des Schwertes die Verträge ſchrieb! Aber der Wiener Congreß ſtand unter keinem fremdländiſchen Protektorat und alle Einſprüche der früher reichsunmittelbaren Standesherren, die wieder hergeſtellt ſein wollten, blieben von der Staatseinſicht Metternich's, Hardenberg's, Humboldt's unberückſichtigt,

ja man mediatisirte noch nachträglich einige Fürsten mehr, die Napoleon vergessen hatte. Die Revolution von 1830 war auf die innere Gestaltung der Freiheit, auf landständische Verfassungen, mehr auf den Sieg des liberalen Prinzipes im Allgemeinen gerichtet, man mochte damals die eigentlichen Schäden unsrer nationalen Existenz noch übersehen. Aber die Revolution von 1848 ist grade auf diese Reform der Nationalexistenz gerichtet und die neue Centralgewalt sollte nicht wenigstens eben so viel vollbringen, wie der unter einem fremden Einfluß gestiftete Rheinbund und die Ministerconferenz des Wiener Congresses? Diese übermäßige Anzahl von Regierungen in Deutschland ist eine Folge der in allen Ländern überwundenen Feudalzeit. Man wird Niemanden seine Besitzthümer rauben, man wird den Fürsten von Meiningen nicht zwingen, von Almosen zu leben, er wird ebenso sein Eigenthum behalten können, wie der Fürst von Leiningen es behielt, in Amorbach residirt und aus seinen Herrschaften eine halbe Million Gulden zieht; aber

ſeine Souveränität iſt überflüſſig und kann mit der deutſchen Nationalität von 1848 nicht mehr beſtehen. So ungefähr ſchienen die Hintergedanken jenes Mannes, den der Reichsverweſer zu ſeinem erſten Miniſter wählte. Leider unterlag er zu früh dem altöſterreichiſchen, die Maske nonchalanter Gemüthlichkeit vornehmenden herzlos polizeilichen Syſteme des Herrn von Schmerling und den Grillen jenes Dr. Heckſcher, deſſen mürriſche, eigenſinnige, brummige und poliernde Advokatenſuperiorität ſeit Jahren in Hamburg ſo verhätſchelt worden iſt, daß er in Frankfurt zu Allem, nur nicht zu einem Widerſpruch ertragenden Miniſter taugte. Die Solidarität der konſtitutionellen Miniſterien iſt ein großes Unglück. Sie nutzt mehr Charaktere und Talente ab, als der Himmel wachſen läßt. Um den Fürſten Leiningen ſollte es uns leid thun.

Man ſetze gewiſſe Schickſalsfälle, und für jeden läßt ſich beweiſen, daß den deutſchen Souveränitäten bald die letzte Stunde geſchlagen hat und nur noch etwa fünf oder ſechs Souveränitätscomplexe im Vaterlande verbleiben dürften. Geſetzt, Frank-

in sein Inneres manchen finstern und dämonischen Schlagschatten warf. Werther war der vollendetste Ausdruck dieser gefühlvollen Nervenregungen, und ohne es zu wollen, gelang es Goethen, mit dieser Dichtung die Empfindungen aller seiner Zeitgenossen zu galvanisiren.

Aber gleich nach diesem ersten Triumph erhob sich Goethe über den Charakter seines Jahrhunderts. Eben eine Tendenz geworden, Repräsentant einer Stimmung, die man nach ihm bezeichnete, Fürst und Herr aller empfindsamen Herzen, flüchtete er sich von dem schnell eroberten Throne und duldete, obgleich den Ruhm nicht verschmähend, doch keine Consequenz des Ruhmes. Mit dem Grundsatze, daß Dichtung Befreiung der Seele ist und der Schmerz sich abkühlt, wenn er historisch wird, erhielt sich Goethe auf dem Niveau seines Jahrhunderts. Er begann zum Erstenmale gegen ein Vorurtheil zu kämpfen und das Vorurtheil seiner Zeit war die fortgesponnene Empfindung, war jenes Einfache und Partikuläre, das man zur Manie erhob, war jene vergötterte Erinnerung, welche die gottvollere Zukunft niederdrückte.

Von dieser Zeit an, wo Goethe die Dichtung für Abschließung vorangegangener Verhältnisse und nur im Sinne von Vergessen für Trost erklärte, kommt in die Geister eine neue Bewegung. Leben wird Bereicherung, Denken wird Erfahrung, Dichten wird jene kluge Maßregel, wo man durch einen unwegsamen Wald Steine säet, um auf alle Fälle den Rückzug wieder zu finden. Dies oft frivole Bestreben sollte erst mit einem Widerspruche endigen, als die Revolution die Excentricität des Gemüthes überraschte und dem egoistischen, aus der Lüge die Wahrheit saugenden Genie in die Zügel fiel. Die Revolution frug: Wohin führ' ich dich zurück, du Mit-

reich erobert uns; es würde seine Politik da fortsetzen, wo sie der Rheinbund verlassen hat. Es würde Süddeutschland so zu heben und zu stärken suchen, daß es jeden Wettkampf mit Preußen und Oesterreich bestehen könnte und durch seine zersplitterten Höfe, durch Heirathen und geheime Bündnisse keine Gelegenheit mehr zu Intriguen gegen Frankreich böte. Man würde dies starke Süddeutschland nur erreichen können durch die Bildung eines einzigen großen süddeutschen Reiches oder höchstens zweier Herrschaften, Bayern und Würtemberg, die man so erkräftigte, daß sie gegen Preußen und Oesterreich ihre eigne, d. h. französische Politik haben dürften. Für Baden, Hessen, Nassau u. s. w. hätte dann die letzte Stunde geschlagen. Oder, wir setzen den andern Fall, Rußland erobert uns. Das Kabinet von St. Petersburg hat große Scheu vor der Legitimität, aber noch größere vor dem Geist der Neuerung und des ewigen Rüttelns an der schwachen Vertretung des monarchischen Prinzipes. Rußland würde die Garantie eines ihm hinlänglich sichern Deutschlands entweder nur in der

Abhängigkeit der übrigen Staaten von der Schirmherrschaft Preußens, d. h. eines faktischen Aufgehens Deutschlands in Preußen, oder in der Bildung solcher Staaten finden, die für die Demagogie keine Schlupfwinkel mehr bieten, solcher Staaten, die durch eine gewisse Kraft und einen größeren Umfang die Würde der stabilen Begriffe nicht mehr jeder kleinen Marktagsemeute, jedem Auflaufe der Landleute preisgeben. Und gesetzt, Deutschland würde nicht erobert, wir wagten den Krieg, wir versuchten unsre Kraft. Was geschähe im Kampfe gegen Frankreich? Haben die süddeutschen Fürsten Rheinbundideen und springen, um sich zu erhalten, vom Vaterlande ab, so verfallen sie der Mißachtung ihres eigenen Volkes, der Rache des deutschen Nordens. Was geschähe im Kampfe gegen Rußland? Würfen sich die norddeutschen Dynasticen in die Arme des Absolutismus, so würde die Verzweiflung der deutschen Nation keine Grenzen mehr kennen. Greise, Männer und Jünglinge würden zum Schwerte greifen, der unreife Knabe, jede schlagfertige Hand würde sich waffnen, es käme zum

Vernichtungs-Kampf nicht nur gegen den äußern Feind, ſondern ebenſo gegen den innern, gegen die Vielſtaaterei, deren fernere Exiſtenz man für immer beſeitigen würde.

Alles nun, was in Folge eines Völkerzuſammenſtoßes, ob gen Oſt oder gen Weſt, kommen, und zum Heile des Vaterlandes kommen würde, warum wollen wir dies nicht durch friedliche Erörterung vorbereiten? Deutſchland wächſt von Tage zu Tage in ſeinen Anſprüchen, es verwirft Krieg und Frieden, es erhebt ſich durch parlamentariſche Abſtimmungen in einer kleinen Kirche, im Schatten einer immer ſtolzeren Denkungsart, rieſenhoch über ſeine mögliche Kraft und muß ſich beſinnen: Wie führſt Du das aber auch aus? Wie willſt Du das wahr machen, was Du hier drohſt oder zuſicherſt? England, Frankreich theilweiſe ſind uns abgeneigt, Rußland hat nur für einige unſrer Fürſtenhäuſer Sympathie. Das ſlaviſche Volkselement, dem die nächſte Zukunft der Geſchichte zu gehören ſcheint, haßt uns. Es verbrüdert ſich mit den romaniſchen Völkern, denen es den oberflächlichen Firniß ſeiner

Bildung verdankt, denen es an Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Unſtetigkeit ähnlich iſt. Wie uns erhalten gegen dieſe Stürme? Wie noch einmal, ſimſonſtark, die letzte germaniſche Volkskraft zuſammenraffen und der Geſchichte das zeigen, was ſie am deutſchen Volke noch nicht kennt, die großartigſte Entfaltung unſrer eignen abſoluten Volks-Einigkeit? Glaubt ihr, Thoren, daß eine ſolche Entfaltung mit unſern dreißig Thronen möglich iſt? Glaubt ihr, daß Leben und Bewegung in unſer Thun und Laſſen kommen wird, wenn die Mobiliſirung jeden Truppentheils erſt von der Zuſtimmung eines Landesherrn abhängig wird, deſſelben Landesherrn, der die ganze Bewegung des Volkes als eine demokratiſche, halb und halb republikaniſche, haßt und vielleicht nichts mehr in ſeinem Zorne wünſcht, als den ganzen Zuſammenbruch dieſes neuen Einigkeitsgebäudes? O, Vaterland, erkenne Dein wahres Wohl! Staatsmänner, „greift“ „kühner“ zu, als nach dem ſchützenden Deckſchatten der Fürſtlichkeit! Vollendet die Revolution des Jahres 1848! Reichsverweſer, ſprich ein großes Wort aus und ſtelle als

Bedingung Deines längern Bleibens am Ruder der Centralgewalt die Vollendung der Mediatisirung, das Einziehen der Ueberzahl unser Souveränitäten!

Dem zerbröckelten Deutschland gegenüber wird Preußen ewig schwanken, wie es sich mit seinen 16 Millionen gegen diese kleinen Kronen verhalten soll. Der Begriff des großen gemeinsamen Vaterlandes kann ihm nicht klar werden, wenn es sich am Mantel seiner Größe ewig von diesen kleinen Dynastieen gezerrt und gezupft sieht. Wahrlich, es ist eine ungeheure Forderung, daß dieser Staat, der sich durch eigne Kraft so mächtig aufschwang, dem Spott und der ewigen Reibung kleiner Souveräne sich hergeben soll, die sich über seine Demüthigung freuen und dem „deutschen Volk" zu Liebe mit ihm ein gleiches Stimmrecht beanspruchen. Der Sachse, der Bayer, der Hannoveraner spottet über den Riesen, der sich zu den Zwergen ducken muß. Weil er es muß, seines Volkes, der Geschichte wegen muß, weil wir sicher sein wollen, daß er es gern, daß er es wirklich thut, so ist es unsre Pflicht, ihm entge-

gen zu kommen und den Zwergen Unterlagen zu geben, damit sie ihm ebenbürtiger dastehen. Wenn in Deutschland außer Preußen etwa noch fünf Dynastieen wirklich regieren (die übrigen werden mit Belassung des größeren Theiles ihrer Einkünfte mediatisirt, unter der Bedingung, daß sie in ihren alten Residenzen wohnen bleiben), so kann Preußen keine andere Politik mehr haben, als eine rein deutsche, und seine ganze Kraft wird dem Vaterlande gehören. In dieser Reduktion behalte man die Throne von Sachsen, Bayern, Würtemberg und Hannover im Auge, und theile jedem die ihm zunächstliegenden kleinen Herrschaften als vorläufig für sich bestehende, für sich zu verwaltende Provinzen zu, sei aber dabei bedacht, den Begriff der Stämme nicht zu sehr aufkommen zu lassen! Die Idee der Stämme ist deshalb nicht gut, weil der Deutsche sie gleich in seinem alten Sondergeiste auffassen würde. Er überträgt in sie gemüthliche Erinnerungen, will Franke, Schwabe, Sachse, Hesse sein, und zerrisse dann wieder in die alte Mittelalterlichkeit, was im Bürgergeist der neuen Zeit

geeinigt werden ſoll. Bei der folgenden Ueberſicht der Neugeſtaltung verſteht es ſich von ſelbſt, daß die wegfallenden Dynaſtieen entſchädigt werden. Ich weiß, wer gegen das Vermeſſene eines ſolchen Planes ſich erheben wird; die Dynaſtieen erſtens ſelbſt im Rückblick auf ihre Ahnen, ihre deutſche, noch mehr ihre wunderbar großgedachte europäiſche Geltung, dann die Beamten, dann die Bewohner der Reſidenzen, dann die ſervile Gemüthlichkeit, die über das ewig Mecklenburgiſche in der Geſchichte, das ewig Weimar'ſche, das ewig Coburgiſche viel Schönes und Herzſtärkendes ſingen und ſagen werden; zuletzt kommen wohl noch die Politiker aus der Raumerſchen Schule und werden uns vorreiten die alte Collegienhefts- und Schuleramen-Weisheit von der „ſchönen Mannichfaltigkeit“ und der „reichen Beſonderheit“ des Vaterlandes, von Schiller, der in Jena hungerte, von Göthe, dem ſich im Weimar'ſchen Parkteich das Univerſum abſpiegelte, von der Bibliothek und Sternwarte in Gotha, den Künſten und den Wiſſenſchaften u. ſ. w. Allein dieſen Letzteren iſt zu erwiedern, daß das wirklich Bedeut-

ſame dieſer Mannichfaltigkeit nicht aufgehoben, nicht von einer einzigen Centralſtadt abſorbirt werden ſoll; jenen erſtern aber gegenüber iſt zu ſchweigen und der Wille des Volkes geltend zu machen, in Güte oder Gewalt.

Voran das Königreich Preußen mit den Anhaltiniſchen Fürſtenthümern und den beiden Mecklenburg. Da Preußen für die zu ſchaffende deutſche Flotte Admiral zugleich und Lootſe werden dürfte, ſo gebührt ihm Schleswig-Holſtein, und über die beiden freien Städte, Lübeck und Hamburg, die ſelbſtändig bleiben, aber ihre unmittelbare Beziehung zu Frankfurt verlieren, wird ihm die obere Schutzherrſchaft. Die Löſung der gegenwärtigen däniſchen Kriſis wird die günſtigſte Gelegenheit zur Stiftung dieſes Abkommens mit der Krone Dänemarks und den Herzögen von Auguſtenburg bieten. Eine ſolche Arrondirung macht aus Preußen die Seemacht, die Deutſchland bedarf. Die Herzöge von Anhalt, Mecklenburg und Auguſtenburg erhalten ihre Apanagen von der preußiſchen Krone. Ihre ſouveräne Exiſtenz iſt aber für das deutſche Vaterland überflüſſig.

Zweitens das Königreich Oesterreich; die Bezeichnung Kaiserthum führt in dieser Verbindung nur irr und weckt Verbindungsvorstellungen, die keinen Werth mehr haben. Das Königreich Oesterreich vertritt diejenigen Länder deutscher Zunge, welche innerhalb der österreichischen Kaiser-Staaten liegen, und gewinnt Lichtenstein. Die Frage über Böhmen ist eine offene.

Drittens das Königreich Sachsen. Es erhält Altenburg, die Reussischen Fürstenthümer, das Großherzogthum Weimar, von Coburg-Gotha die Gotha'schen Bestandtheile, überhaupt von Thüringen alles das, was diesseits des großen Gebirgkammes, der Deutschland durchschneidet, liegt. Das Jenseitige fiele an Bayern. Fast alle diese Combinationen werden wie durch einen Fingerzeig des Himmels von günstigen Umständen unterstützt; schon oben bei Preußen durch Aussterben der Dynastieen und Kinderlosigkeit oder Nichtverheirathung der regierenden Familien; ebenso bei dieser sächsischen Combination z. B. in Coburg-Gotha und Altenburg. Durch einen Vertrag wäre festzustellen, daß die Albertinische Li-

nie in Folge von Verheirathungen mit Prinzen oder Prinzessinnen der Ernestinischen allmählig wieder aus der katholischen Confession in die Bahn zurückgelenkt würde, auf welcher die Ahnen dieses Hauses in der deutschen Geschichte einen so schönen Glanz verbreiteten.

Viertens, fünftens und sechstens würden die Könige von Bayern, Würtemberg und Hannover sich mit dem Rest abzufinden haben. Baden, die beiden Hessen, die Hohenzollern, Nassau, die Lippe'schen Fürstenthümer, Oldenburg und Braunschweig liegen so, daß ihre Vertheilung keine Zweifel darbietet. In Kurhessen kommt das Aussterben der regierenden Linie, in Hessen-Darmstadt die Kinderlosigkeit des Regenten, in Nassau dessen Nichtverheirathung, in Baden die völlige politische Unterwühlung, die innere und äußere mürbe Haltlosigkeit dieses Staates, in Braunschweig gleichfalls die ohnehin bevorstehende Einigung mit Hannover diesen Gestaltungen zu Hülfe. Frankfurt bliebe als Sitz der Centralregierung ein neutrales Gebiet. Bremen stünde in demselben Verhältnisse zu Han-

telpunktloſer? Und das Genie hatte ſo wenig für ſeinen Rücken geſorgt, daß es in der Eile keine andere Wohnung wußte, als die Proſa. Alle Empfindungen, die ihr Herz mit der Geſchichte der Zeit parallel ausgebildet hatten, verletzte Goethe am Schluß des Jahrhunderts ſo hart, daß Unbillige niemals wieder mit ihm an eine Ausſöhnung dachten.

Die Herz- und Geiſtestendenzen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Deutſchland beherrſchten laſſen ſich auf zwei Erſcheinungen zurückführen, die eben ſo ſehr individuell wie allgemein waren und durch Lavater und Baſedow am ſchärfſten bezeichnet werden. Beide Richtungen gingen von demſelben Anfange aus und bedienten ſich, um zu ihren Zielen zu gelangen, derſelben Mittel. Rouſſeau's das ganze vorige Jahrhundert ergreifender Einfluß iſt auch hier unverkennbar; nur, daß in Deutſchland ſeine Tendenzen durch den Charakter der Nation ein theologiſches Beigemiſch erhielten, das ihm ſelbſt fremd war.

Lavater iſt ein merkwürdiger Beweis, wie man bei gänzlichem Mangel zureichender Bildung dennoch überzeugen kann, einzig und allein durch die Wahl der richtigen Töne. Lavater überzeugte nicht einmal von ſeinen Intentionen, ſondern nur von ſeiner Perſon. Er hatte ſich mit ſeiner naiven Unbefangenheit, mit einer bei aller individuellen Liebenswürdigkeit doch unſtreitig immer ein wenig überläſtigen dreiſten Treuherzigkeit ſo weit unter die Maſſe gewagt, daß er, ehe man ihm Glauben ſchenkte, zuvor Beweiſe über ſich ſelbſt liefern mußte. Und in dieſem Betracht war Lavater wahrlich ein Wunderthäter! Eine, aller Welt klar vor Augen liegende falſche Exegeſe, eine von ihm ſelbſt zugeſtandene Unzulänglichkeit im Wiſſenſchaftlichen, eine unläugbare, den

nover wie Lübeck, und Hamburg zu Preußen. Die mediatisirten Herzöge, Großherzöge, Kurfürsten würden die feudalen Titel ihrer Häuser, die sie vor Napoleon hatten, wieder annehmen und Herzöge, Grafen und Landgrafen werden. Sie blieben, um nicht den Ruin ihrer bisherigen Residenzen herbeizuführen, an diese Wohnorte auf eine Reihe von Jahren gebunden, ihre Einkünfte würden ihnen gestatten, in gewohnter Weise wie „große Herren" und ihrer persönlichen Bildung gemäß zu leben.

Bei der Centralgewalt stünden dann sechs Gesandte als Vertreter dynastischer Interessen. Sie würden sieben Stimmen haben; denn Preußens numerische Größe giebt ihm Ansprüche auf zwei für einen. Ein deutsches Parlament kann mit sechs bedeutsamen Ständekammern im innigsten Verkehre stehen und sich selbst in den Verband, eine Art Abhängigkeit von der Majorität, dieser sechs Kammern stellen. Wir hätten also eine demokratische Heptarchie. Die Verwaltung wäre dann nur noch eine sechsfache, wie sie auch noch auf manches Jahrhundert dem Charakter und der Stammungleichheit der

Deutſchen entſprechen mag. Das Heer aber müßte ein einiges in ganz Deutſchland ſein, nur noch gelenkt durch die Centralregierung, bei welcher dann wirklich kräftige Fürſten kräftigſt vertreten ſind, einig auch in der Equipirung, der Uniform und dem Exerzierreglement.

Ich kenne alles das, was zunächſt die deutſche Gemüthlichkeit gegen dieſe demokratiſche Heptarchie gegen dieſe ſechs Könige unter einem volksthümlichen Oberhaupte einwenden wird. In Weimar ſpricht man von einem einigen Thüringen, aber Weimar müſſe das Haupt ſein! In Gotha ſpricht man von einem einigen Thüringen, aber Gotha müſſe das Haupt ſein! In Darmſtadt ſpricht man von einem einigen Heſſen, aber Darmſtadt müſſe das Haupt ſein! In Kaſſel ebenſo von einem einigen Heſſen, aber Kaſſel müſſe das Haupt ſein! Wer darauf hören will, wer die Proteſte der Bürgerſchaften von Strelitz, Schwerin, Oldenburg, Kaſſel, Darmſtadt, Wiesbaden, Gotha, Weimar, Carlsruhe für entſcheidend hält, der muß es aufgeben, auf dieſem Wege zu reformiren. Auch die Demokraten

werden theilweiſe Einſpruch thun; denn allerdings ſind ſechs Könige eine gewaltige Kräftigung des monarchiſchen Prinzipes, und eine deutſche Republik dürfte allerdings nach ſolcher Einigung in entfernte Ausſicht kommen. Die Form der Centraliſation und des Parlaments, denk' ich, würde der auf dieſem Wege allerdings in Deutſchland erſtarkenden Monarchie ſchon die Spitze bieten, wenn ſie etwas Anderes ausdrücken wollte, als die Garantie der wahren inneren Beruhigung Deutſchlands und der gerüſteten Kraft nach Außen, die Garantie eines Deutſchlands, das ſich ſelbſt vertreten kann und nicht mehr nöthig hat, die von Reſidenz zu Reſidenz ſchleichende Intrigue der Reaktion zu fürchten.

Wo ſind die Fürſten, die für des Vaterlandes Wohl zu einem ſolchen Opfer bereit wären? Ich ſehe wenige, und dieſe wenigen haben vielleicht ehrgeizige . . . . Frauen. Ich ſagte ſchon, daß wir dem ariſtokratiſchen Stolz unſrer Prinzeſſinnen in dieſen Zeiten viel Unglück verdanken und noch verdanken werden.

Wo ſind die Staatsmänner, die ſolche Opfer

für Deutſchlands Größe verlangen werden? Wiederum würden ſich wohl nur ſehr wenige finden, die, jetzt am Ruder ſitzend, zu ſolchen Expropriationen den Muth hätten.

Sieht man weder Fürſten noch Staatsmänner, die für dieſe Neugeſtaltung reif ſind, ſo erblicke ich dennoch eine Menge von Umſtänden, die dafür reif ſind, und dieſe liegen alle in dem, was in Deutſchland jetzt verſucht nicht nur, ſondern verlangt wird. Der mögliche Bruch mit Preußen iſt es, der dieſe Geſtaltung nothwendig machen wird. Preußen wird ſie verlangen, nicht vielleicht ſein Königshaus, dem mit fünf mächtigen Rivalen wenig gedient ſein dürfte, aber das preußiſche Volk. Das preußiſche Volk fühlt den deutſchen Einigungstrieb ſo gut, wie irgend Sigmaringen oder Liechtenſtein; aber es wird ſeinen Werth nicht wegwerfen an Verkrüppeltes und Zwergenhaftes. Die Berliner Reichsverſammlung wird ſagen: „Wohlan, hier iſt die ſtarke Rechte der preußiſchen Nation! Gebt uns eine eben ſo ſtarke Hand zum Einſchlag! Reformirt Deutſchland und, gleichberechtigt und gleichverpflichtet,

wollen wir dem gemeinsamen Vaterlande dienen!“ Und kann das Frankfurter Parlament anders sprechen? Muß es nicht verlangen, daß Preußen dadurch zum ehrlichen Aufgehen in Deutschland gezwungen wird, daß man ihm bedeutende Rivale gegenüberstellt? Noch sind wir in der Zeit der Neubildung, noch in der Zeit der Gährungen. Die Formen sind flüssig, das Erz ist im Sieden. Und wahrlich, noch hängen die Glocken schon da nicht wieder, wo sie bis zum März 1848 gehangen haben.

Treten wir nun in das Chaos der preußischen Wirren ein. Die Aussicht ist dunkel, aber der Weg, der zu ihr führt, hell und licht. Die Geschichte hat nie deutlicher gesprochen, als die preußische seit 1815.

Man hat Preußen einen Begriff genannt, einen Begriff, der, wenn er nicht vorhanden wäre, für Deutschland erfunden werden müßte. Der Träger dieses Begriffes wär aber in diesem Falle seither immer die Persönlichkeit der preußischen Fürsten. Wer anders sollte ihn tragen bei einem deutschen

Volksstamme, der an Naturwüchsigkeit weit hinter den Franken, Schwaben, Sachsen zurückblieb, bei einem wechselnden Schwerpunkt der Länder, die allmälig zur Mark Brandenburg und zum Kurhut kamen? Die zersplitterten, am Rhein und im fernen Preußen liegenden Lande dieses Hauses, unterbrochen von andern Gebieten, die weder zu gewinnen noch zu schwächen waren, zwangen diese Herrschaft frühe, sich durch Gedanken zusammenzuhalten. Es war dies, noch im vollen Mittelalter, unter übermüthigen, händelsüchtigen Vasallen schon die Souveränität des Herrschers, in deren Ausbildung Brandenburg allen andern Fürstenhöfen voranging. Merkwürdig ist die Reihenfolge dieser Herrscher, die Familienähnlichkeit dieser brandenburgischen Fürsten. Die Gothaer Kunstkammer bewahrt ein altes Miniaturenbüchlein von einem seltnen, künstlerischen Werthe. Es sind nach der Natur gemalt darin enthalten die brandenburgischen Fürsten und deren Verschwägerungen und Verwandtschaften durch eine Reihe von Jahren aus der Zeit der Reformation. Man erstaunt über die Aehnlichkeit der Köpfe, über

den gleichmäßigen Ausdruck eines gewissen phlegmatischen Trotzes, einer es darauf ankommen lassenden nüchternen Keckheit und bequemen Sicherheit. Eine solche Natur ist vorzugsweise die des gelernten, ständigen Kriegers und mit wenigen Ausnahmen, wo gelehrte Grübelei oder Prunksucht auf dem brandenburgischen Throne ihre Vertretung fand, waren die Fürsten dieses Hauses kriegerisch; hervorgegangen aus einem Grafenhause, das in Nürnberg die stehende Stadt- und Schutzwache besorgte und den Krieg als Profession trieb, mußten sie schon nach frühster Bestimmung auf Söldner-Heere hinauskommen, deren Pflege sie sich denn auch bis auf die neueste Zeit mit leidenschaftlicher Sorgfalt angelegen sein ließen. Es ging damit ein gut Theil der Rauf- und Händelsucht des nicht eben sehr begüterten märkischen Adels Hand in Hand.

Die militärisch-autokratische Souveränität, in der Person des Herrschers vertreten, ist bis auf den heutigen Tag der Charakter dieses Staates geblieben und wird es, trotz der großen Umwälzungen dieses Jahres, bleiben, wenn nicht die Prin-

zenerziehung in dieſem Hauſe gänzlich die militäriſche Färbung verliert. Ehe nicht einige der nachgebornen jungen Prinzen dieſer Dynaſtie für die Möglichkeit erzogen werden, ſich niemals mit einem Waffenrock zu bekleiden, ſondern immer im Frack zu gehen, eher ſchwindet auch der unſerm Jahrhundert ſo widerſprechende Charakter derſelben nicht. Die Zeit der vorzugsweiſe kriegeriſchen Beſtimmung Preußens iſt vorüber. Es hat ſich aufgeſchwungen vor den andern Beſtandtheilen Deutſchlands und dieſe an Macht, Stellung und Umfang weit hinter ſich gelaſſen; aber es kann auf kriegeriſche Weiſe auf dieſem Pfade nun nicht mehr weiter. Es hat ſo ſchon Mühe genug, ſich auf ſeinem Standpunkte, den es durch die Gunſt der Zeiten eroberte, zu behaupten. Längſt ſchon hätte es ſich gezwungen fühlen ſollen, ſeine Begründung und Befeſtigung in andern Stützen, als in den Bajonetten, zu ſuchen. Der große Kurfürſt legte durch perſönliche Tüchtigkeit und das Zuſammentreffen glücklicher Umſtände die Grundlage der Monarchie. Sein Nachfolger, hochmüthig und eitel, er-

hob sie schon über das, was sie zu leisten im Stande war. Friedrich Wilhelm I. half auch persönliche Entsagung. Er zeigte dann am Staate, was strenge Zucht in der Familie thut, man macht die Menschen und die Verhältnisse pünktlich und accurat, aber wenn bei aller Strenge kein persönliches Genie zu Hülfe kommt, wird aus den geschuhtesten Verhältnissen nichts. Der ganze „Rocher von Bronce", den der „gekrönte Korporal" als seine Souveränität „stabiliren" wollte, hätte sehr leicht zusammenbrechen können, wenn Friedrich II. in die starren Formen nicht Leben und Geist gehaucht hätte. Dieser große Fürst, der das Glück der Monarchie entschied, hat auch ihr Unglück begründet. Er stellte die Souveränität des Genie's hin, das alle Jahrhunderte einmal kommt, und seine Nachfolger verstanden sie als ein Erbtheil ihrer angebornen Würde und einer für Preußens Herrscherthron sich von selbst verstehenden Thatsache! Friedrich, der ein Kind seiner Zeit war und, da er sich als Franzose gebehrdete, eine völlige Ausnahme vom deutschen Wesen, Friedrich konnte nur durch

den Zauber ſeines Namens zuſammenhalten, was er errungen. Als er die Augen ſchloß, ſtand jener abſtrakte Begriff, Preußen genannt, ſchon wieder in Frage. In einer Perſon von Geiſt und Thatkraft, die der vollſte Ausdruck ſeines Jahrhunderts zu ſein ſtrebte, und auf den äußerſten Vorpoſten ſeiner Zeit, wo ein Voltaire ſtand, ſtehen wollte, in einer ſolchen Perſon hatte der Begriff Preußen ſeine Blüthe, ſeinen Gipfelpunkt erreicht, und es war das Werk weniger Jahre, daß der Begriff Preußen, ohne einen ſolchen Halt, mit der Schlacht bei Jena in das Kurfürſtenthum Brandenburg und Herzogthum Pommern und Preußen zurückfiel. Man ſage nicht, daß die Napoleon's ſeltene und unberechenbare Kometen ſind! Die Politik ſoll, wenn ſie eine geiſtvolle iſt, immer nur auf die Ausnahmen, nie auf die Regel vorbereitet ſein. Für die Regel reicht die Volkskraft, Ehrlichkeit und guter Wille, die Gerechtigkeit und ähnliche ſchöne Segnungen einer guten Regierung aus. Für die Ausnahme aber kann nur Intelligenz und Phantaſie vorarbeiten. Preußen war unter Friedrich II. ein

freien Geiſt beleidigende Intoleranz, die unverholene Abſicht, eine Sekte, man weiß nicht auf weſſen Namen zu ſtiften — dies Alles unumwunden ausgeſprochen, von Vielen verdächtigt, von Allen widerlegt; und dennoch gerade in den mißlichſten Punkten der ungeheure Fortgang, der hingebendſte Enthuſiasmus. Dieſer Triumph war nur in damaliger Zeit möglich, denn wodurch ſiegte Lavater? Durch ſeine perſönliche Gegenwart; auch durch ſeine Gegenwart bei dem, was er ſchrieb, durch die zuſtrömende, muntere und geſchwätzige Quelle ſeiner Naivität, durch die Originalität des Irrthums und die Wunderlichkeit ſeiner Intoleranz. Dazu geſellte ſich das große phyſiognomiſche Kunſtnetz, wo von den fatalſten Karpfen- und Forellenprofilen an jede unbedeutende Viſage als ein Beitrag zu einer, das Jahrhundert aus ſeinen Angeln hebenden Wiſſenſchaft angeſehen und zugleich das Verbindungsintereſſe für die mannichfachen Intentionen des klugen Menſchenfiſchers in Zürich gefangen genommen wurde. Es bildete ſich ein öffentlicher Geheimbund der phyſiognomiſchen Bevorzugung, eine vollſtändige Verſchwörung der ſchönen Seelen aus, welche Lavater in dem bekannten großen Geſichtsherbarium auftrocknete; mit hunderterlei Aufgaben hielt ſich Lavater ſeine Gemeinde zuſammen. Er forderte z. B. jeden Menſchen, d. h. nach ſeinem Syſteme jeden Chriſten auf, ſich hinzuſetzen, den Heiland ſo zu zeichnen, wie er ſich ihn ungefähr vorſtellte und das Bildniß dann portofrei nach Zürich zu ſchicken. Konnte den damaligen Gemüthsegoismus etwas heftiger anſchüren? Nicht nur, daß ſelbſt die kläglichſte Zeichnung von Lavater hier als ein Meiſterſtück der Herzensoffenbarung angenommen und die ſtille Ueberzeugung genährt wurde, daß zuletzt vor Gottes Thron jeder Pfuſcher

Staat der Phantaſie. Aller Herzen hatte er erobert in Deutſchland, Spanien, Italien, bis nach der Türkei und China, wovon Reiſende merkwürdige Beiſpiele erzählen. Aber mit Friedrich's Augen erloſch auch die Phantaſie, und 1806 ſtarb das Preußen, das ſich ſchon unter Friedrich Wilhelm II. durch eine richtige Stellung zur franzöſiſchen Revolution gegen Napoleon als eine Ausnahme, wie für eine Regel hätte rüſten können. Die Wiederherſtellung Preußen's 1813 war wieder ein Werk der Phantaſie. Beſaß ſie Friedrich Wilhelm III. nicht, ſo beſaß ſie damals ſein Volk, beſaßen ſie Stein, Scharnhorſt und die Männer des Tugendbundes. Mächtig und groß ging Preußen aus dem Völkerkampf hervor, aber ſchon 1830 verrieth, wie die Phantaſie ernüchtert war, und die Phantaſie von 1840 war allerdings nur Phantaſie, aber ſie zeigte ſich als eine mondſcheinnächtige, wolkenumflorte, bei der das deutſche Volk die Laterne anzünden mußte. 1848 hat Preußen wieder aus der offnen Urne der Staatsweisheit ſeine Looſe zu ziehen. Wird es hineingreifen und welche Looſe wird es wählen?

Die Regierungsperiode von 1815 bis 1840 war Preußens zweite, geiſtige Schlacht von Jena. Die Streitkräfte wurden allerdings gepflegt und aufrecht erhalten. In einer Zeit, wo die Völker müde und matt waren vom Blutvergießen, wo höchſtens einige Gefahren im Innern aufzogen, zu deren Beſeitigung Gensd'armen genügten, in einer Zeit, wo die Segnungen des Friedens von aller Welt gewünſcht, vom Himmel erfleht und vom Himmel gewährt wurden, in einer ſolchen Zeit verwandte Preußen Millionen auf ſeine Wehrhaftigkeit. Das war ein Hämmern in den Werkſtätten von Suhl und Solingen, ein Klingenſchmieden, ein Kanonenbohren, ein Erfinden neuer Reitſättel, ein Exerzieren und Manöveriren! Das Militär allein, nicht das Volk, ſchien die Siege von 1813, 1814 und 1815 erobert zu haben. Die Uniform war der Rock des eigentlich werthvollen Mannes. Nach Uniformen ſchmachteten ſelbſt die bürgerlichen Beamten. Und die Ordensbänder rauſchten und die Kreuzlein und die Sternlein funkelten in der Sonne, wenn die Höfe von Berlin und Petersburg ſich Viſite mach-

ten und öffentlich umarmten, und sich in ihrem Glanze zeigten. Dazwischen blühte denn etwas bescheidenes Volksschulwesen, viel klassische Philologie und sogar ein Stück glanzvoller Philosophie, als diese nämlich, ganz abweichend von weiland Kant'- und Fichte'scher Zeit, ihre Systeme, wie gothische Dome, in Kreuzesform aufbaute und die kleinen Kapellen des Pietismus neben sich als selbst vor der Philosophie ganz achtbare Dependenzen duldete. Geräusch machen durften aber nur die Regimenter, wenn sie des Morgens unter Trompetengeschmetter auf die Exerzierplätze zogen, oder des Abends die sieben Mädchen in Uniform auf der Bühne; sonst mußte Alles wie mit Teppichen belegt sein, die Straßen wie Sonntags während der Kirche mit Ketten gesperrt. Die Theologen durften ein bischen lauter reden, und stritten sich denn auch, wie einst in Alexandria und Byzanz, oft recht teuflisch über den Gottmenschen oder den Menschgott. Sonst war für Kirchhofstille gesorgt. Die Censur waltete ihres Amtes mit kaltblütiger Strenge, und eine durch ihre Süffisance, ihren Dünkel, ihre Beschränktheit

und naive Verachtung der Zeit unerträgliche Büreaukratie, größtentheils aus penſionirten Militärs beſtehend, entfremdete daheim, und wenn ſie vollends auf Bade-Reiſen ging, jedes deutſche Gefühl, das ſich noch zu Preußen hingezogen fühlte. Die ſchleichende Hermandad der geheimen Angeberei und Demagogenverfolgung ſchleppte die Opfer einer geheimen, von beförderungsſüchtigen Richtern vertretenen Juſtiz nächtlich in die Gefängniſſe. Zwei oder drei Stunden, nachdem von Spontini's Kanonaden-Opern der letzte Donnerton verklungen war, und die Tänzerinnen erſchöpft von ihren Sprüngen auf weichen Daunen ſich ſchon ſtreckten, raſſelte das Thor der Hausvogtei auf und Wagen voll Demagogen wurden von Gensd'armen mit geſpanntem Hahn nach Spandau oder Magdeburg geführt. Die Kamptz, die Tzſchoppe, die Rochow beſorgten dem „guten" König dieſe Ruhe und den patriarchaliſchen Frieden.

Daß dieſer innere und äußere Frieden den materiellen Bedürfniſſen und der Befeſtigung der irdiſchen Wohlfahrt günſtig war, wird Niemand leug-

Univ. Bibl. München

nen. Der Staat hatte so nöthig, für seine ungeheueren Bedürfnisse zu sorgen, daß er den Boden, von dem er ernten wollte, auch ackern und düngen mußte. Preußen besaß die Mittel, sich die Erfindungen anderer Nationen anzueignen. Was politisch und religiös unverdächtig war, was in keiner Verbindung mit dem gefürchteten constitutionellen Zeitgeiste stand, wurde zugelassen und befördert. Die schwierige Einführung des Zollvereins zeigte aber schon, wie gewaltig Preußen in den Sympathieen des deutschen Volkes zurückgeblieben war. Man sträubte sich selbst gegen offenbare Vortheile, nur um von der Berührung mit einem immer verhaßter werdenden Systeme frei zu bleiben. Das ist das Unglück einer rein monarchischen Regierungsform, daß in ihr der Volksgeist nicht einmal eine moralische Vertretung findet. Das ganze preußische Volk wurde mit seinen Offizieren und Geheimeräthen verwechselt. Das ist so eingerissen, daß man noch jetzt in Deutschland bei Preußens Zukunft immer nur an die Dynastie, die Soldaten, die Beamten, noch nicht durchgreifend an die Vertreter des bes-

seren Geistes denkt, und doch hat bis zur Stunde, wenn man z. B. von der Hingebung an das politische Leben Badens sprach, kein Mensch sich dabei an den dortigen Großherzog und die erste Kammer erinnert fühlen können. Es wird auch die Zeit kommen, wo man, an Preußen denkend, sich sogleich nur seiner freisinnigen Vertreter bewußt wird, während die Elemente, die Preußen bisher vom deutschen Vaterlande trennten, abwelken und sterben.

Die Politik der Kabinette beruhte seit 1815 auf der Ueberzeugung, daß sie lediglich nur einen einzigen Gegner zu bekämpfen hätten, die Demokratie. In diesem Sinne boten sie sich alle die Hand. Jede Macht hatte daheim denselben Gegner, wie der Nachbar. Metternich lenkte die Fäden der ganzen, auf diese Voraussetzung begründeten europäischen Politik. Wer nicht daran glauben wollte, den wußte er bald zu überzeugen, daß geheime Verschwörungen auch bei ihm wühlten. So wurden Reffelrode und Hardenberg in das System des Staatskanzlers und seines kaiserlichen Herrn früh hineingezogen. Das in der Uebereilung gegebene

Versprechen landständischer Verfassungen, ja die Errichtung von Reichsständen, die Preußen in Aussicht gestellt hatte, wurde zurückgezogen oder durch Scheinbewilligungen umgangen. Oesterreich war so klug, alle die Kastanien, an denen es sich in der öffentlichen Meinung die Finger verbrannt hätte, von Preußen aus dem Feuer holen zu lassen. Preußen sammelte denn auch vorzugsweise alle Unpopularität jener Unterdrückungen, die in Wien beschlossen und dort nur vom Gewühl der genußbietenden, muntern Hauptstadt überrauscht wurden. Von Oesterreich erwartete man ja auch nichts Anderes, man hielt die Finsterniß seiner Natur gemäß; aber von Preußen, dem Lande der Aufklärung, nahm die Unterdrückung des Lichtes Wunder, und man haßte diese doppelt. Was man auch beginnen mag jetzt in Berlin, was der König dort auch verspräche, es wird lange währen, ehe diese tiefe Kluft zwischen Preußen und dem verletzten Herzen und dem beleidigten Verstande Deutschlands ausgefüllt ist. Es war darum so beispiellos tragikomisch, naiv und des Standes der Dinge unkundig, als es, nach der

letzten Conſequenz dieſes Syſtemes der Volksfeindlichkeit, dem Blutbade vom 18. März, in einer Proclamation am 20. hieß: „Preußen wolle ſich an die Spitze der Bewegung in Deutſchland ſtellen!“ Der Gährungsproceß, durch den ſich Preußen erſt dem übrigen Deutſchland zu aſſimiliren hat, kann noch Jahre dauern, und die preußiſche Dynaſtie wird gut thun, dabei die Rolle fortzuſpielen, die ſie jetzt übernommen zu haben ſcheint, nämlich die, ſich ſelbſt zu beherrſchen und mit entſagender Ruhe, ohne perſönliches Urtheil, ohne perſönliche Entſcheidung ganz im Hintergrunde die Dinge abzuwarten.

Es iſt merkwürdig, wie die Revolution von 1830 an Preußen ſo hat vorübergehen können, ohne es auch nur anders, als in einer allmälig vorbereiteten Aenderung des öffentlichen Geiſtes, zu erſchüttern. Ohne Zweifel kam dies von der Unmöglichkeit her, fünfzehn Jahre nach dem grimmigſten Franzoſenhaſſe von Frankreich ſchon wieder eine lebensfähige Befruchtung zu empfangen. Es bedurfte aber damals ſchon der äußerſten Anſtrengung aller nur zu Gebote ſtehenden gewaltſamen Mittel, um Preu-

ßen vor der Anſteckung zu bewahren, die über die andern deutſchen Volksſtämme verheerend um ſich griff. Damals ein aufgeklärter, geſchichtskundiger, auf ſich als Herrſcher beſcheidner preußiſcher Monarch! Damals ein Staatsmann, der gewagt hätte, der Zeit einen Schritt voranzugehen, mehr zu geben, als man verlangte, mehr zu ſehen, als ſich zeigte, einen Damm, wie Herr von Arnim ſchöner ſagte, als auszuführen verſtand, weit ab von den Fluthen zu bauen! Preußen hätte damals die Hegemonie begründen können, die es 1848 anſprach, ohne Gehör zu finden. Dem deutſchen Bunde, ſtatt ihn durch Unterſuchungs- und Militärcomiſſionen zu kräftigen, hätte, ſelbſt wenn man zu der demokratiſchen Schöpfung eines Parlamentes noch nicht reif war, eine Form gegeben werden können, die zum Zollvereine eine ſtaatsrechtliche Parallele geweſen wäre. Aber wie erfüllte Preußen ſeinen Beruf? Ein kleines Beiſpiel. Der Verfaſſer dieſer Blätter ſchrieb z. B. 1832 für Rotteck's Annalen einen beſcheidenen und ſehr ſchüchternen Aufſatz: „Die hiſtoriſchen Bedingungen einer preußiſchen Verfaſ-

ſung.“ Unmittelbar darauf wurde die Zeitſchrift in ganz Preußen verboten.

Wenn Preußen ein Begriff iſt, ſo darf es niemals ſchlummern; einen Begriff gibt es nur, während er gedacht wird. Ein Fürſt, der Preußen wie etwas Ruhiges und Stabiles nähme, vernichtet Preußen. Die eigenthümliche Zuſammenſetzung dieſes geographiſch zerſplitterten Staates, ſeine nur durch Lebendigkeit und drohende Rührſamkeit zu behauptende Stellung als europäiſche Großmacht bedingt eine Politik des Handelns. Friedrich Wilhelm III. wies jede Gelegenheit zu einem handelnden Entweder-Oder zurück. Er hatte eine ſolche Furcht vor dem Dämoniſchen des Geſchickes, eingeimpft durch die früheren traurigen Erlebniſſe, daß er zitterte, das Geſchick zu beſchwören, die Geſchichte herauszufordern. Er wollte Ruhe um jeden Preis. Sein Volk hatte lange Zeit ein gleiches Bedürfniß. Aber mit dem Ende ſeiner Regierung fing es ſchon an ſich zu regen und zu bewegen, und mit dem Jahre 1840 erſtaunte man, woher plötzlich in dieſem ſtillen, aus den Banden der Pietät ſich erhe-

ein Raphael wäre; sondern hier durfte auch der kleinste unter den Menschen seine Gesichtszüge dem Größesten unter ihnen unterschieben. Wie berechnet war diese Koketterie in einem Zeitalter, wo sich Jeder, der einen Brief an einen großen Geist schrieb und sich von ihm einen Vers in sein Stammbuch herauslockte, für eine der inhaltvollen Fermaten im Notensatze der Schöpfung hielt! Die Wirkung Lavater's pflanzte sich zunächst fort auf Jakobi, wurde dann durch die Kreise der Fürstin Gallizin unterstützt und bereitete in Deutschland jene prüde, selbstbespiegelnde und empfindsame Tendenz vor, von welcher wir noch immer nicht ganz geheilt sind. Ja man muß sie als ein Glück anerkennen, wenn sie den jetzt grassirenden eben so gemüth- wie geistlosen Pietismus ein wenig beschönigt und ihn hier und da zwingt, wenigstens eine honnette und ihres Verstandes noch einigermaßen frohe Gesellschaft zu bilden.

Goethe weidete sich an den Persönlichkeiten, die sich während dieses flüsternden Geisterzuges zuweilen prägnant herausgaben; doch die Tendenz selbst betreffend, zog er es nach seinem launigen Gedichte vor, lieber einen Rheinsalmen zu essen, selbst wenn Lavater, der Prophet, in eigener Person zugegen war.

Und zur Linken saß ihm in Koblenz die zweite Halbscheid des denkenden und fühlenden Deutschlands, der gesunde, trockene und despotische Menschenverstand, die neue Pädagogik, der grimme Basedow.

Nichts ist so schreckenerregend, als glühender Enthusiasmus für nüchterne und formale Begriffe. Basedow war gewiß heilig durchglüht von seiner neuen Erziehungsmission, aber was in Rousseau's Emil poetische Philosophie ist, eine

benden Preußen der Geiſt der Unruhe und Gährung kam. Das wogte, das murmelte, das wallte und gohr, und was nicht von ſelbſt den Kopf erhob, nicht von ſelbſt reden wollte, dem löſte der neue Fürſt das Zungeband durch ſeine eigne Unruhe und Geſprächigkeit. Die Form dieſes neuen Regimentes hätte gefallen können, wenn nur plötzlich mit der in den Vordergrund tretenden Perſönlichkeit des Herrſchers nicht auch gleich ein fires Syſtem gekommen wäre, eine förmliche Theorie, die das definiren, geſchichtlich und philoſophiſch beweiſen wollte, was man von dem vorigen Herrſcher ſtillſchweigend, entweder als Grille oder Mißverſtändniß, hingenommen hatte. Der neue Fürſt forderte den Zeitgeiſt förmlich zum offenen Kampf heraus mit Schild und Speer. Er wollte dem Zeitgeiſt nach Regeln des Turniers beweiſen, daß er ein Baſtard wäre, halb Teufel, halb blos nachahmender Affe. Die Herrſchaft der Paladine und der mittelalterlichen Tafelrunde erhob ſich in ſtolzer Verachtung über die beſchränkte liberale Philiſterei, deren böswilligen Anfällen man im Nothfall außer

einem Witz auch die Festung entgegenstellen könne. Das Heer, äußerlich ein wenig idealisirt, wurde ganz im alten Sinne des Vaters beibehalten, die Erinnerungen von 1813, 1814 und 1815 blieben die Grundlagen des Staates mit aller nur möglichen patriotischen Sentimentalität. An die starke, für unüberwindlich gehaltene Mauer der Kriegsverfassung lehnte sich die Theorie von einem frommen und christlichen Staate, der gleichsam wieder gut machen müsse, was der atheistische Thron Friedrich's II. an Preußen und Deutschland verschuldet hätte. Die Schriftgelehrten vollendeten das, was die Pharisäer übrig ließen. Der unglückliche Umstand, daß die Ueberbleibsel der früheren, sehr glänzend gewesenen speculativen und classischen Periode unsres Geistes, unsrer Kunst und unsrer Sprache, aus Egoismus, Selbstvergötterung und abnehmender Kraft mit der Zeit nicht mehr mitgingen und neue Entwickelungen abzuwarten einem sich abgeschlossen dünkenden Geiste unbequem, ja wenn sie liberaler Färbung sind, sie zu pflegen gefährlich scheint, verblendete vollends die Sehkraft dieser zur

höchsten Wachsamkeit und Ueberschau der Zeit berufenen Augen des neuen Fürsten. Man wußte sich, geistig, in einer imposanten und sich selbst genügenden Minorität, materiell, in dem Schutze einer kraftvollen Armee und einer geordnet scheinenden Staatsverwaltung, welche Stürme hätten da hereinbrechen, welche Gefahren drohen können!

Aber Friedrich Wilhelm IV. ist eigner Art. Er konnte sich nicht damit beruhigen, in Sanssouci nur die Zeichnungen zu Gebäuden, die auf dem Papiere stehen geblieben sind, die Skizzen zu Gemälden, die bestellt wurden, zu mustern, die neuen Gedichte von Geibel, Kopisch und der Gräfin Stollberg-Stollberg, die Vorreden von Göschel, sich vorlesen zu lassen, er hat nun einmal einen gewaltigen Drang zum Geschichtemachen und bedarf, wie jedes Künstlergemüth, des Einverständnisses, der Uebereinstimmung, des Applauses, und wie jeder Monarch von Gewissenhaftigkeit, des tröstenden Gefühls, doch die Majorität seines Volkes wirklich für sich zu haben. Die geistreiche Minorität von Sanssouci genügte ihm nicht. Er mußte immer wieder hinaus

in die Welt, von der er recht gut wußte, daß ſie unruhig war und unzufrieden lärmte, mußte ſich immer wieder in die Gefahren von Breslau, Königsberg und Köln ſtürzen, mußte immer wieder ſeine furchtbaren Worte: „Wehe dem, der meine Krone antaſtet!“ und ähnliche ſouveräne Machtſprüche, wie die Könige bei Shakeſpeare, ſelbſt ausrufen und ausrufen laſſen. Er liebte im großen Styl zu regieren und wollte ſeinen Unterthanen zeigen, daß man auf einem Umwege wirklich zu denſelben Freiheiten gelangen könne, wie die ſchlechte franzöſiſche und ſüddeutſche „papierne“ Weisheit gewähre. Er hoffte das liberale Judenthum und die rationaliſtiſchen Elemente aus der Geſinnung ſeiner Unterthanen ausſchmelzen zu können durch freiſinnige Inſtitutionen, die er aber nur aus fürſtlicher Machtvollkommenheit giebt. Der vereinigte Landtag wird eine Frucht dieſes Bedürfniſſes der Verſtändigung. Herr von Radowitz hat uns neuerdings verrathen, daß der König noch auf andre Art verſucht haben würde, die Kluft zwiſchen ſich und ſeiner Zeit auszufüllen. Man würde wenig

Edelmuth verrathen, wenn man die guten Absichten des Monarchen dabei verkennen, ja in gewissem Betracht selbst eine rührende Schwäche bei dem Bedürfniß der Stärke hier nicht heraus fühlen wollte. Er war jedenfalls reinerer Absicht als jene Camarilla, die ihn zu ihren egoistischen und durch persönliche Reizung und Verfeindung gehässig geleiteten Schritten benutzte. Es gehört viel Zähigkeit für einen Fürsten dazu, sich aufrecht zu erhalten unter schleichenden religiösen Fanatikern, vornehm über die Zeit absprechenden Doktrinären, Offizieren, die, nicht ohne Bildung und Weltkenntniß, nur die Unüberwindlichkeit der Preußischen Armee im Munde führen, ganz sachkundigen Beamten, die die Schwächen fremder Staatsverwaltungen gegen die wirklichen oder erträumten Vorzüge der eignen immer in ein glänzendes Licht stellen konnten, unter Hofschranzen, die ihren eignen Adelsdünkel allein im Schatten des Thrones gesichert sahen, weiblichen Umgebungen, die über den Untergang der Etikette, Zulassung des Bürgerthumes, in solche Ausbrüche von Tobsucht gerathen können, wie sie bei aller Lie-

benswürdigkeit des schönen und schön gewesenen Geschlechtes doch nur diesem eigen sind, und endlich bei jener wuchernden Fülle von Servilismus, die sich um die Schleppe der Majestät, ihren äußersten Saum küssend, drängt und den Vorrang in angeborner Erniedrigung abzulaufen sucht.

Wenn man nun jetzt die plötzliche Aenderung des Systems, wie man versichert, sogar eine in Sanssouci wohnende constitutionelle Demuth, mit dem Vorangegangenen vergleicht, so erheben sich die gerechtesten Zweifel über das, was hier Wahrheit oder Verstellung ist. Wir wollen versuchen, hier zum Licht zu bringen und uns aus einer genauen selbsterlebten Schilderung der Vorgänge in Berlin und Preußen eine Fernsicht gewinnen in das künftige Verhältniß sowohl des preußischen Staates an sich wie in Bezug auf die große Sache Deutschlands.

Es war also am Abend des dreizehnten März. Düster herab hing der feuchtwarme Frühlingshimmel. Als die Lichter unter den Linden aufflackerten, löste sich der Abendnebel in sanften Regen. Aus den Caffeehäusern schallte die Stimme der Vorleser, die

bis jetzt nur noch von Louis Philipp, von Lamartine, Ledrü-Rollin, vom Bundestag und seinen flehentlichen Bitten an die Deutschen, doch ja nur recht besonnen und zu ihm vertrauensvoll zu sein, von der neugewährten Preßfreiheit und Robert Blums friedlicher Revolution in Sachsen berichten konnten. Noch wußte man nichts von Wien. Noch glaubte man an Alles, nur nicht die Erschütterung des Preußischen Staates. Preßfreiheit stand auch hier in Aussicht und dem Ausschuß des vereinigten Landtages, der eben über das Strafgesetzbuch berieth, schien es das größte Zugeständniß der königlichen Majestät, daß ihm durch Herrn von Bodelschwingh eine Aussicht auf Periodicität eröffnet wurde. Nach einem glänzenden Diner trennten sich diese Herren des vereinigten Landtags in der Erwartung, es würde ihnen von der Souveränität nun wohl eine kleine Conzession nach der andern zutröpfeln. Das soziale Element der Pariser Umwälzung bahnte sich aber den Weg nicht durch die Ständekammern und Kaffeehäuser, sondern durch die Herbergen und von Werkstatt zu Werkstatt. Man

las an den Straßenecken Aufforderungen zu Volksverſammlungen. Eine ſolche ſollte dieſen Montag Abends in den Zelten ſtattfinden. Eine Volksverſammlung! Dieſe Aenderung des preußiſchen Staates, daß in ihm hinfort Menſchen, die keine Soldaten waren, ſich öffentlich verſammeln ſollten, erſchien den noch regierenden Gewalten, Thiele, Eichhorn, Bodelſchwingh und dem militäriſchen und höfiſchen Anhang des Königs unerhört. Da um ſieben Uhr werden aus ihrer friedlichen Lektüre plötzlich die Kaffeehausleſer durch eine unruhige Bewegung in den Straßen aufgeſtört. Eine Schwadron Uhlanen ſprengt im Trabe an das Brandenburger Thor. Hinter ihnen ſchallt ſchon in der Ferne der Geſchwindſchritt der zu nächtlichem Bivouac und förmlichem Angriff gerüſteten Bataillone. Die Stimmung über dieſe Herausforderung eines Conflikts war verſchieden, aber darüber ſchienen Alle einig, daß es die Zeit ſehr verkennen hieß, wenn man noch in alter polizeilicher Weiſe eine fern von der Stadt im Freien gehaltene Volksverſammlung auseinanderſprengen wollte. Noch in Jedermanns

Ohre klang das letzte Wort, das der König bei Entlassung des Ausschusses gesagt hatte: „Während es überall gährt und siedet, kann natürlich Berlin und Preußen nicht auf dem Gefrierpunkte stehen." Nun so lasse man doch etwas Unruhe und Bewegung in die Bevölkerung kommen, hieß es! Aber die Aristokratie wollte anders beschließen. Man gedachte ganz Europa zu zeigen, wie Preußen und Rußland mit solchen Bewegungen der Widerspenstigkeit, der schon dreimal in Frankreich ein Thron erlegen war, umzuspringen wisse und wie man hier von oben her „seine Schuldigkeit" thäte, die man in Paris und überall vernachlässigt hätte. Wer Berliner Emeuten erlebt hatte, der kleinen gedankenlosen Neckereien von 1830 sich erinnerte, das ganz nüchtern und leere politische Bewußtsein des Berliner Bürgerstandes kannte, der konnte nicht zweifeln, daß man an den Zelten vor dem annahenden Feinde rasch davonlaufen und mit ein paar spöttischen Grimassen das Feld räumen würde. So geschah es auch. Die Herren mit den Epaulettes

konnten an dieſem Erfolge ihre vollkommenſte Freude haben.

Aber die Truppenentwickelung hatte die ganze Stadt aus ihrem alten Vegetationsſchlafe aufgeſchreckt. Die Hegelianer würden ſagen, der Bruch war dem Philiſterium gegenſtändlich geworden und es reflektirte darüber. Weil wir keinen rechten Feind ſahen, weil dieſer nur in den geheimen Drohbriefen, die vielleicht die Polizei empfing, exiſtirte, ſo verlor ſelbſt der loyale Bürger ſeinen Antheil an dieſer militäriſchen Alarmirung der Straßen, die ſich jeden Abend wiederholte und immer mehr Truppen in Thätigkeit brachte. Nun kam auch die Kunde, daß hie und da ein Stein geflogen, ein Säbelhieb tödtlich geweſen war; der ruhige Beobachter überzeugte ſich bald, daß die Soldaten, dieſer nächtlichen Promenaden überdrüſſig, erbittert und von ihren adligen Führern fanatiſirt wurden. Wenn einige fünf oder ſechs Menſchen zuſammentraten, die ſich eine neue Nachricht mittheilten, ſprengte im Nu ein Dutzend Cavaleriſten heran und trennte ſie mit einer Heftigkeit, die die immer zunehmende förm-

liebenswürdige Allgemeinheit und Wärme, ſelbſt bei den tyranniſchſten Vorſchriften über Selbſtſäugen, Mehlbrei, Fallſüße und Saugbeutel, das kam bei Baſedow immer nur in ſyſtematiſcher und elementariſcher Trockenheit zum Vorſchein. Baſedow's Erziehungsideal war nur Erleichterung des Unterrichts. Seine Doktrin war Methodik, und das Ziel, welches ihm vorſchwebte, wurde allmälig ſtatt des Kindes der Lehrer. Baſedow bekämpfte die Illuſionen; das war gut; aber er terroriſirte auch die Gefühle. Er riß mit dem wuchernden Unkraute der Phantaſie zugleich die duftende Blume der Poeſie aus. Statt den Humanismus durch den Realismus zu ergänzen, hob er den erſteren auf und ſetzte den letzteren an deſſen Stelle. Sein Streben um Popularität, Volksunterricht und Aufklärung des Chriſtenthums verdient die Anerkennung jedes Freundes dieſer braven Tendenzen, doch wurde durch die Einſeitigkeit ſtatt des alten ein neuer Dogmatismus erzeugt. Jede Intoleranz, die uns an einen ſehr weiten Glauben ſchmieden will, iſt zuletzt willkommener, als ein Glaube, der überall zu eng iſt und wo wir kaum mit den Armen in Oeffnungen hinein können, welche für unſere Beine gemacht ſein wollen.

Die zweite Tendenz hielt der erſten das Gegengewicht und bildet die andere Anſchauungsweiſe unſerer Nation, die in verſchiedenen Fächern und Zeiten ſich immer wieder erneuernd, noch heute ein wirkſames und als Gegenmittel gegen das andere Extrem ſehr ſchätzenswerthes Recht hat. Goethe, ein Feind der Illuſionen, achtete die Rechte immer und hat ſogar im Anfang ſeiner Laufbahn verſucht, durch eine theologiſche Brochüre dafür zu arbeiten. Doch die Wiederholung derſelben Zirkel, in welchen ſich alle theologiſchen Parteien

liche Kampflust dieser Leute verrieth. Auf ein Spottwort, auf einen einzigen aus einem Menschenhaufen fliegenden Stein, ließ man ein ganzes Peloton-Feuer geben. Stob dann der Haufe auseinander, floh durch die Straßen, schrie Rache! so kann man dennoch sagen, daß in Berlin bei der von den unruhigen Provinzen aus entstandenen Rückwirkung auf das Cabinet dieses von selbst gefallen, der König selbst sein System geändert hätte und keine blutigen zur völligen Demokratie führenden Aufstandsscenen gekommen wären, wenn nicht die militärischen Evolutionen diese selbst endlich zuletzt hervorgerufen hätten. Der Telegraph auf der alten Sternwarte unterhielt sich am Tage auf's vertraulichste mit den Provinzen, berichtete nach Köln die Gewährung dessen, was man nur verlangte, Deputationen kamen von Breslau und stellten gewaltige Gefahren in Aussicht; Berlin hätte dabei ganz ruhig bleiben können und wär' es seiner alten Natur nach geblieben, wenn man es zu Gewaltthätigkeiten von Oben her nicht gezwungen hätte. Warum ein Aufstand, konnte man sich sagen. Jeden

Abend brachte ja die Staatszeitung eine neue Konzession. Berlin konnte sich Glück wünschen zu dem was ihm die Provinzen durch ihre entschlossene Haltung eroberten. Allein eine höhere Hand schien es dennoch anders zu wollen. Die beleidigte Anmaßung des Polizei- und Militärstandes ruhte nicht eher, bis nicht die neue Freiheit auch einen neuen tiefgefurchten Boden erhielt und diesen mit Blut düngte.

Die tägliche Aufstellung des zum Kampf bereiten Militärs weckte bei dem ohnehin neckenden Charakter der Berliner Bevölkerung erst den Kitzel des Widerstandes. Man versuchte auf dem Petriplatze sogar eine Barrikade zu errichten, hieß es in den polizeilichen Berichten über die neuen Neckereien am Mittwoch oder Donnerstag. Ich sah diesen unschuldigen kleinen ersten Versuch in der modernsten aller Gattungen der Baukunst. Es war eine einzige von der Umzäunung des Petrikirchbaues abgerissene Bretterlatte, die mit ein paar Sandkarren und einigen Mauersteinen zierlich garnirt wurde. Die löbliche Straßenjugend hatte ihre Freude, daß die ihr

nachſetzenden Uhlanen an dieſer Stelle immer erſt einen Satz machen mußten. Aber der Charakter der Berliner iſt gelehrig. Sie zeigten am Dönhofsplatz ſchon Fortſchritte in dieſer Bauart und hörten aufmerkſam zu, wenn an den Straßenecken zuweilen eine heiſere Stimme vorübergehend krächzte: „Dumme Jungen, Ihr habt ja doch keine Courage!“ Waren das vielleicht die Emiſſäre, von denen man ſpäter ſo viel berichtete? Der Zuſtand, der ſich wie von ſelbſt machte, wurde unerträglich. Sein Haus des Abends zu finden, war mit Gefahr verbunden. Man konnte einer ergrimmt in der ganzen Breite der Straße anrückenden Truppencolonne begegnen und fand nach polizeilicher Vorſchrift alle Hausthüren verſchloſſen, um ſich zu bergen. Wem noch möglich wurde, ſich an die Häuſerwand zu drücken, konnte froh ſein, mit einem barſchen: „Scheeren Sie ſich nach Hauſe!“ davon zu kommen. Ueberhaupt entwickelte ſich in dieſer Woche der ganze ſchöne Kern der deutſchen Umgangsſprache und des offiziellen Styles. Ganz in der Nähe z. B. bei Varnhagen von Enſe, der die zarten Umſchreibun-

gen des Göthe'ſchen Styles bis zur höchſten diplomatiſchen Vollkommenheit gebracht hat, konnte man über die teutoniſche Urkraft und die maſſive Grobkörnigkeit unſerer ſüßen Heimathslaute die intereſſanteſten Studien machten.

Schon waren Verwundungen und einige Todte vorgekommen, als die Nachricht von den Wiener Vorgängen und Metternich's Sturz Alles elektriſirte. Der Gebildete rief: Metternich geſtürzt und wir haben Bodelſchwingh noch! Die Maſſen aber träumten nur von Barrikaden und am achtzehnten kam die in ihren Anfängen dünn geſtreute, dann aber gewaltige Mine zum Ausbruch. Von jenem Momente des ſogenannten „Mißverſtändniſſes" bin ich Zeuge geweſen. Es war am Sonnabend Mittag um halb drei Uhr. Der ſchönſte Frühlingsſonnenſchein lag auf dem Schloßplatze. Von der Königsſtraße her vernimmt man ſchon das Rufen eines nicht übergroßen Menſchenhaufens: Militär weg! Militär weg! Der König hatte ſo eben jene bedeutenden Zugeſtändniſſe des 18. März gegeben. Die Deputationen vom Rhein und von Breslau

hatten, jene von einer Losreißung, dieſe von einer Republik geſprochen. Die neuen Lappen auf das alte Kleid genügten nicht mehr. Bodelſchwingh trat ab, die Grundſätze einer offnen und ehrlichen conſtitutionellen Monarchie wurden vom Balkon des Schloſſes verkündigt, Graf Arnim, dem Kundigen eine wenig Vertrauen erweckende ehemalige Größe, aber der Maſſe wenigſtens ein anderer Name, ſtand dem König zur Seite, als er dem neuen Geiſt ſeiner Regierung auch ſeine beredte Zunge als erſten Herold lieh. Shakeſpeare würde geſagt haben:

Der König, Wappenherold ſeiner ſelbſt
Und ſeines Willens eigene Drommete!

Dies Schauſpiel war vorbei, das Volk jubelte, aber es wollte nun noch das Letzte: Vertrauen an die Maſſe! Entfernung der Soldaten! Keine fernere Reizung, keine Provokation mehr! Die Soldaten ſtanden an dem Königs- und dem Staatsrathportale, man muß eingeſtehen, mit rührender Geduld. Sie ſchienen, als wären es Ungarn, die in Italien dienen, den Ruf: Militär weg! kaum zu verſtehen. Man verlangte das Letzte, das Zuge-

ſtändniß der nunmehr überflüſſigen Stütze auf Militär und Polizei und hatte dabei die Verwundeten und Todten der letzten Tage im Sinn. Es waren nicht mehr als etwa zwanzig, aber ſehr anſtändig gekleidete Menſchen, die dieſen Ruf unausgeſetzt wiederholten, offenbar Bürger, die dieſen Wunſch aus loyaler Anhänglichkeit an die Ordnung und das königliche Haus und zwar mit einer förmlich ſich unglücklich fühlenden, verzweifelnden Dringlichkeit ausſprachen. Da zog das Erſcheinen einiger Magiſtratsmitglieder die Aufmerkſamkeit der Maſſe, die ſich ſchon zu zerſtreuen anfing, nach der Stechbahn zu. Eine von dort anrückende Infanteriecolonne hatte ohne Zweifel nur die Abſicht, das Manöver einer Säuberung des Platzes und der Befreiung des Portales von den Militär-weg-Rufern auszuführen. Die Entſchloſſenheit dieſer Bewegung, das laute Commando, der nun ſchon faſt ſeit acht Tagen paniſch gewordene Schrecken über ſolche Evolutionen trieb die Menſchenmenge, die am zweiten Portale ziemlich ruhig ſtand und ſich nur um die Magiſtratsherren neugierig drängte, in wilder

Flucht nach der breiten Straße hinüber. Und hier sollen jene zwei Schüsse des Mißverständnisses gefallen sein. Ich will aufrichtig gestehen, daß ich sie nicht gehört habe. Ich füge aber hinzu, daß die, welche bestimmt sie gehört zu haben versichern (die Akustik dieses Platzes ist durch die einmündenden Straßen gebrochen), nicht wie Emissäre aussahen. Ein Bursche von sechszehn Jahren in blauer Blouse mit einem großen Topf voll Kleister vor der Brust, schrie neben mir mit halb zorniger, halb weinender Stimme: „Ich bin dem Magistrat sein Zettelankleber. Ich soll die Proklamationen ankleben und die Hunde schießen auf mich!“

Ohne Zweifel hatte ein Mißverständniß stattgefunden. Aber die Menschen waren seit Montag gereizt, sie wollten sich nicht mehr aus-, nicht mehr einreden lassen. Was war ihnen Arnim? Was sollte ihnen die Preßfreiheit und die künftige constitutionelle Verfassung? Ihr Herz war voll Kummer. Alle verhaltenen langjährigen Empfindungen der Unterdrückung kamen zum Ausbruch. Sie hörten von Freiheit, von gestürzten Königen, fallenden

Miniſtern und die alte bekannte Brutalität der Polizei, der Gensdarmen, die Arroganz der Offiziere, die blind draufzufahrende Rohheit der in Uniformen geſteckten Bauernjungen hörte nicht auf. Das war all papierner Kram, den man vor einer Stunde bejubelt hatte; die eigne Haut war nicht ſicher, „der Stern des Auges nicht in ſeiner Höhle!“ Wie ich Geſellen, Kleinbürger, Frauen ſo rennen, mit zornglühenden Mienen gen Himmel um Rache rufen hörte, wie ich ſahe, wie ſich den Menſchen das Weiße im Auge verkehrte und ihr Geſchrei: Waffen! Waffen! Man verräth uns! zwar dem Wortlaute nach eine Reminiscenz der neuſten Lektüre aus der Voſſiſchen Zeitung war, aber die Vorſtellung, die man damit verband, recht die ganze ſich endlich löſende Laſt des polizeilichen Regimentes ſeit 1815, da fühlte ich, wenn hier ein äußeres Mißverſtändniß ſtattfand, ein inneres war es nicht. Es ſollte einmal zuſammenbrechen dieſe alte Herrſchaft des rothen Kragens, es ſollte einmal eine Bevölkerung aus ihrer faſelnden und nur witzelnden Unbedeutſamkeit, aus ihrer anerzognen

Knechtſchaft und Polizeifurcht ſich erheben. Die alte Frau, die in der breiten Straße den Fliehenden zurief: Feiglinge, ſteht! der junge, glühend exaltirte Geſell, der an der Brücke bei der Neumannsgaſſe aus einer Trödelbude mit einem alten Säbel gerannt kam und mit bloßem Kopf durch die Straßen lief und zum Kampf aufforderte, der kleine Handwerker, der vor mir lief und mit ſtarrem Auge, wie geiſtesabweſend, immer mit Zähneknirſchen vor ſich murmelte: Nun muß er dran! Nun muß er dran! alle dieſe Menſchen waren weder Emiſſäre, noch Wühler, noch irgend etwas anderes, als beim erſten Anblick gradezu Opfer des Todes, dem ſie ſich ſelbſt zu weihen entſchloſſen ſchienen. Es war das einfache verletzte Menſchenrecht, das beleidigte gute Bürgergefühl, was ſie zu Politikern machte. Und ſo floh und rannte Alles, wie die Möven vorm Sturme. Es war ein grauenvoller Anblick dieſe plötzliche Entleerung der Straßen. Alle Läden ſchloſſen ſich. Die Häuſer wurden verriegelt und gleich nachdem die erſte fliegende Militaircolonne vom Schloſſe her durch die Jägerſtraße an der

Bank vorüber war, erhob sich hinter ihr zauberhaft, wie von selbst, die erste Barrikade, die den Namen einer solchen verdiente. Das Rollen der Fässer, das Aufheben der Kanaldielen hallte weithin durch alle Straßen.

Die Reaktion hat seit der Zeit, daß sich das Ministerium Camphausen zum „Schild der Dynastie" machte und ihr erlaubte, die Fluthen der Berliner Bewegung zurückzuwerfen, in ihren tausend Adressen nicht begreifen können, wie in dem Augenblicke, wo ja „Alles bewilligt war", noch hinterher ein Aufstand hätte ausbrechen können. Man stellt dies als eine reine Unmöglichkeit und als die heilloseste Undankbarkeit gegen den Monarchen dar, ja hat es auch dahin gebracht, daß das weichliche, rath- und thatlose, furchtsame und Berlin feindliche Ministerium Camphausen wagen konnte, die Revolution zu läugnen. Die Dynastie hat aber wohl die Bedeutung dieses Aufstandes tief genug gefühlt. Es handelte sich darum, ob man das alte System der Büreaukratie und des Militairstaates mit einem konstitutionellen Formelwesen der Verwaltung

bewegt haben und noch bewegen, ermüdete ihn und er läugnete nicht, daß, während der Prophet der zweiten Richtung ſich an der Wirthstafel in Koblenz gegen einen Tanzmeiſter im Zuſammenhange ausſprach, er keinen Anſtand gewonnen hätte, einen gebratenen Hahnen zu verzehren.

Wenn nun ſo die Zweige der laufenden Cultur hinter ihm zuſammenſchlugen, wohin entſchlüpfte da unſer Harzwanderer? Schon nehmen mancherlei Tendenzen in Religion und Philoſophie ihren rauſchenden Gang. Kant und Jakobi eröffnen ihre Schulen. Die Geiſter erklimmen entweder die ſchwindelnde Höhe einer alle ſinnliche Wahrnehmung überflügelnden Abſtraktion oder vergraben ſich immer tiefer in die kleinen Ritzen des menſchlichen Herzens und knüpfen an das Nächſte das Entfernteſte. Wenn nun auch Goethe ſich keiner dieſer Erſcheinungen um ſo weniger entzog, da die Streitenden oft Miene machten, ſeinen Ruhm in ihre Intereſſen zu verwickeln, ſo hielt er ſich doch außerhalb des Kampfes ſelbſt, Wirbel vermeidend, deren aufgeregte Reſultate oft nichts anderes, als Staub waren. Seine Betrachtungen über dieſe Zeitphänomene beſchränkten ſich nur auf Parallelen und Vergleiche, angeſtellt zwiſchen dem Objekt dieſer Kämpfe, der naiven Präſentation deſſelben als einem Problem und jenen undankbaren Mühen, eine Schale zu zerbrechen, wo ihm wenigſtens der Kern noch weniger zu gelten ſchien, als die Schale ſelbſt. Im Fauſt ſprach Goethe dieſe negative Theilnahme an der Philoſophie am lebhafteſten aus. In den beiden Hauptgeſtalten des Gedichtes, Fauſt und Mephiſtopheles, zeichnete er zwei wechſelſeitig ſich aufhebende Richtungen; einerſeits den Drang, das Innere der Dinge zu erkennen, und andererſeits das drängende Innere der Dinge

fortführen oder das ganze bisherige Preußen aus seinen Fugen und Angeln heben sollte. Erst jetzt, wo man alle Folgerungen eines demokratischen Staates überblickt, wird man begreifen, warum am 18. März grade vorzugsweise noch nachträglich die Macht der Bajonette gebrochen werden mußte. Der Militairstand mußte fühlen lernen, daß man sich nicht mehr in Stein verwandeln läßt, wenn uns sein starres Gorgonenhaupt anblickt. Der moralische Credit der Armee, den das Volk, wenn er gegen den Feind geht, schon wieder heben wird, mußte in seiner falschen sittlichen Bedeutung, in seiner Stellung zum innern Staate, ihr entzogen werden. Diese Armee mußte aufhören, der Sitz, die Rücklehne des Absolutismus, das Spielzeug und die Nahrungsquelle eines anmaßenden Adelthums, der Schlupfwinkel einer geheimen schleichenden Reaktion zu sein. Der Grund der neuen preußischen Verfassung lag nicht auf dem Boden eines königlichen Tintenfasses. Er wurde dahin gelegt, wo man drei Tage darauf zweihundert und fünfzig Leichen versenkte, die Schatten des Friedrichshaines.

Um drei Uhr schon rasselte die Artillerie über die Schloßbrücke. Um vier Uhr sah man Rektor und Professoren der Universität in ihren schweren, feudalen Sammetmänteln zum König eilen und ihm den Wunsch vortragen, ob sich die Studenten bewaffnen dürften. Es sah feierlich und herzbeklemmend genug aus, aber man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, diese Herren hätten in ihren Luthermänteln auch wie Luther in Worms gedacht oder gesprochen, eben so wenig wie die Studenten, die sie abschickten, alle daran gedacht haben, sich für das Volk zu bewaffnen. Diese jungen Helden wollten zum größeren Theile nur die Gelegenheit ergreifen, eine theatralische Polizeicomödie auf der Straße aufzuführen, wie sie es am 20. April am Alexanderplatz thaten. Stipendiaten, Freitischler, junge theologische Mucker, junge über den Liberalismus erhabene doktrinäre studierende Junker und Geheimrathssöhne haben die Berliner Studentenschaft weit hinter die in der deutschen akademischen Welt sonst so wenig anerkannt gewesene österreichische Aula in den Schatten gestellt. Um halb fünf Uhr

krachten die ersten Pelotonsalven. Man muß an sein Vaterland und die nächste engere Heimath einer Vaterstadt mit Banden des Gemüthes und der Knabenerinnerung gefesselt sein, um den Schmerz nachzuempfinden, mit dem diese Erschütterungen der Luft auch das Herz erschütterten. Aber als man vom Widerstand erfuhr, als sich durch die Straßen das Gerücht verbreitete, man vertheidigt sich, da war auch die Freude eine um so größere. Das feige Knechtsgewand war abgeworfen. Der Absolutismus erlebte, daß Sklavenseelen vor seinen Kanonen nicht mehr zitterten. Als die Kanonen dröhnten, da mag der Muth der Dynastie gewachsen sein, die Kampfeslust des Militairs sich bis zur Mordlust gesteigert haben. Denn Blut macht blutiger. Der König wies die Deputation der Bürger zurück und sagte: „Diese Straße ist schon mein!“ Aber auch manches bisher schwankende Herz des Bürgers lernte jetzt seine eigne Straße wandeln. Mit dem Kanonendonner bekam mancher loyale Berliner in seinem Versteck ein festeres Glaubensbekenntniß. Und als die Soldateska näher drang,

als die Mordſcenen in den Häuſern begannen, da ward der Widerſtand Nothwehr und aus ihrem Verſteck traten entſchloſſene Männer hervor und gaben dem als „pöbelhaft“ und „unerlaubt“ beginnenden, Galgen und Rad wagenden Anfang des Kampfes den Umſchwung eines wirklichen Bürgerkriegs. Die Beamtenwelt, die am Morgen des 19. März ſchon alle Gefängniſſe der Monarchie gefüllt ſah, erſchrack zum Tod, als die Stellung des Schlachtfeldes lautete: „Die Barrikade am Alexanderplatz wird von der Schützengilde (der reichen Bourgeoiſie) vertheidigt. Die Regimenter Kaiſer Alexander und Franz wollen nicht mehr ſchießen. General Möllendorf iſt gefangen!“ Dieſer Umſchwung der Poſitionen, dies Bülletin entſchied das moraliſche Urtheil über den Kampf. Die ohne Zweifel ſiegreich vorgedrungenen Soldaten hatten eine moraliſche Niederlage erlebt; denn ſtatt eines Pöbelhaufens, der ihnen gegenüber ſtand, zeigte der aufgehende Morgen das Geſicht der nächtlichen Kämpfer. Es waren jetzt die Bürger Berlins ſelbſt und ihr Feldgeſchrei lautete, wie der Schwur der

Schweizer: „Wir stehn für unsre Häuser, unsre Weiber, unsre Kinder!“

Man hat vielfach die Frage aufgeworfen, ob eine Fortsetzung des Kampfes am Sonntage möglich gewesen wäre. Mit den schon im Gefecht gewesenen Truppen, die seit acht Tagen ermüdet waren und fast immer im Freien bivouakirt hatten, sich von Munition und Proviant entblößt sahen, schwerlich. Die Bürger hätten wohl auch einer Pause bedurft, um sich zu sammeln, aber ich glaube um so weniger, daß man beim Könige die Miene eines errungenen Sieges und darauf gebaute strenge Diktaturmaßregeln ertragen hätte, als man sich bald von der furchtbaren Wirkung überzeugte, welche die Leichen auf die Gemüther hervorbrachten. Die religiöse Stimmung, die beim Volke dieselbe ist, ob nun im atheistischen Paris, oder in dem früher wenigstens pietistisch gewesenen Berlin, hätte für die Todten mehr gewagt, als für die Lebenden. Der König konnte nicht anders thun, als den faktischen Vortheil seiner Stellung aufgeben. Er wagte freilich Alles, Krone und Leben. Denn die Folgen

einer Bloßgebung des Schlosses konnte er nicht so ahnen, wie sie sich in ihrer Gefährlichkeit durch die Leichentransporte und den Fanatismus der Menschen, die sie umher trugen, später herausstellte. Das Schloß war schwach gedeckt, die Aristokratie entflohen oder verborgen, und nicht eine einzige Thatsache schien noch übrig, die Gemüther zu beruhigen und in irgend etwas Gemeinsamem und Friedlichem zu sammeln. Eine entschlossene Persönlichkeit mit dreißig bis vierzig ihr Verbundenen, hätte in diesem Augenblicke die Dynastie, ja überhaupt die Form des preußischen Staates ändern können. In den Stunden am Sonntag von 11 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags gab es in Preußen keine Regierung und jede Gestaltung war möglich. An einer blutigen Bahre, unter den Fenstern des Schlosses, eine Anrede an die vor Wuth weinenden Menschen, ein Gedanke der Sühne oder der Rache, feurig ausgesprochen .... ein Widerstand gegen Jedes, was man da gewagt hätte, war nicht ausführbar. Eine Republik, das wäre noch

nicht verſtanden worden, eine Diktatur, dazu fehlten die Volkshäupter, an welchen in Berlin jetzt kein Mangel iſt, eine Thronentſagung, dazu kam das Wagniß mit dem Prinzen von Preußen, auf den man, als einen plötzlich Abweſenden, mehr künſtlich, als natürlich, den Haß und die Erbitterung abgelenkt hatte. Auch ließen ſich, vielleicht aus Idioſynkraſie vor den fürchterlich entſtellten Leichen, die man ausdrücklich alle im Schloſſe ſammelte, oder wegen eines andauernden Regens, wenig ſogenannte anſtändige Leute am Schloß blicken. Man ſah in der That faſt nur die zerriſſenen Kleider der Arbeiter, die plötzlich wie durch einen Zauber ein Etwas bekommen hatten, was man in dieſem Gewande ſonſt nie anerkannte. Die Choräle, die ſie im Schloßhofe bei den Leichen anſtimmten, die Spuren des nächtlichen Kampfes, den ſie gewagt hatten, die zerriſſenen Kleider der unglücklichen Todten ſelbſt, ſchufen plötzlich eine Emanzipation der unterſten Volksklaſſen, die nun auch durch Haltung, Gefühl und Aeußerungen überraſchten. Zu dieſen Arbeitern

ſprach man denn vom Schloß herab, oder, emporgetragen auf den Schultern der Maſſe, vom vereinigten Landtage! Welch' ein Unſinn! Wutherfüllt wandten ſie ich ab, weil das keine Antwort auf ihren Schmerz war. Ich ſehe noch einen Arbeitsmann vor mir, der auf eine ſolche Rede und Anzeige unter Weinen ſagte: „Das kann uns alles nichts helfen, das macht unſre Todten nicht wieder lebendig!“ Fürſt Lichnowsky kam vom Schloſſe und rief: „Graf Schwerin iſt Miniſter!“ Guter Gott, die Leute ſollten ſich freuen, daß Graf Schwerin Miniſter war! Wer war Graf Schwerin? Was will der? Kann der Todte auferwecken? Graf Schwerin ging, ſinnend und grübelnd, langſam die Treppe hinauf, die ihn zum König führte, der ihn als einen ehemaligen Oppoſitionsmann nun als Miniſter berief. Er ſchien ſich den Schritt zu überlegen, den er that. Aber das half Alles dieſem Volke nichts! Höchſtens konnte tröſten, wenn der König herausgerufen wurde und vor einer Leiche ſeine Landwehr-Mütze abnehmen mußte. Das war

wenigſtens etwas, was ſie befriedigte, was ihnen Erquickung gab für ihren lechzenden Durſt. Aber die Retter des Königthums, die Arnim, die Lichnowsky, fühlten, wie das compromittirte, wie das gefährlich werden und gegen Abend nah in einen Sturz der Monarchie ausarten konnte. Der edle Paladin der Legitimität, Fürſt **Lichnowsky**, kam wiederum vom König herab, ließ ſich wieder emporheben und rief: „Kinder, ich gebe Euch mein fürſtliches Ehrenwort, ich werde auf dem vereinigten Landtage für Eure Rechte ſprechen! Glaubt mir's, ich ſpreche für Euch, mein fürſtliches Ehrenwort darauf!“ Und die Leute frugen: Wer iſt das? Wer war das? Wer gibt da ſein fürſtliches Ehrenwort? Aber hinzufügen kann ich, es gefiel ihnen ganz wohl, daß man an ſie und ihre Rechte dachte und ſie ſchienen dieſen Ehrenwortsfürſten wirklich ganz lieb zu gewinnen; denn er brachte ihnen alle Augenblicke etwas Neues, Eines köſtlicher, als das Andere. Ob wohl der edle Fürſt, unſer ſchleſiſcher Alcibiades, dieſe Verſicherung nicht vergeſſen hat? Man kann auch in der Frankfurter Paulskirche das halten,

was man dem Volk für den vereinigten Landtag in Berlin verſprochen hat*).

*) Obiges war vor dem ſchrecklichen Ende des Fürſten geſchrieben. Die Abſcheulichkeit dieſes Mordes wird Jeden empören, ſelbſt wenn er nicht zugeben kann, daß auf ihn hin irgend etwas geſchehen darf, was unſrer freien Bewegung hindernd in den Weg träte. Die Frankfurter Linke wird Niemanden zum Morde deſignirt haben. Wohl aber giebt es Perſönlichkeiten, die ſich es ſelbſt zuſchreiben müſſen, wenn ſie einmal einem Conflikte mit den Leidenſchaften des Volkes erliegen. Lichnowsky war eine ſolche. Er pflegte in allen Dingen hohes Spiel zu wagen und wußte, was er einſetzte. Mehr polniſcher als deutſcher Natur war er unruhig, beweglich und ſtellte ſeine fürſtlichen Anſprüche, für die er doch nicht immer die Würde beſaß, mit einer Befliſſenheit heraus, als wäre er kein Fürſt, ſondern ein Gefürſteter, kein Adliger, ſondern ein Geadelter. Sein unerſättlicher Ehrgeiz, den noch die Beſchränktheit materieller Mittel ſchürte, war in fortwährender Spekulation. Sich wichtig, unumgänglich nothwendig zu machen, trieb ihn von Extrem zu Extrem. Die romantiſchen Erfolge, die ihm ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit erwarb, genügten ihm nicht: er brannte vor Begier, in Preußen eine hohe politiſche Stellung einzunehmen und ſchwankte oft, auf welchem Wege er dahin kommen ſollte. Oft dachte er an Mirabeau's Ruhm und würde ſich geſchmeichelt haben, dem Hofe gefährlich zu erſcheinen; öfter noch ſpielte er den Bayard, der für den Thron und ſeinen Fürſten Alles einſetzen zu wollen ſich die Miene gab. In der berliner Barrikadenzeit ſoll er eine doppelte Rolle geſpielt und darnach getrachtet haben, daß er vom Volke als Mann ſeines Vertrauens emporgetragen und

ſelbſt, das im Offenbaren und Aeußeren, in der Erſcheinung ſich zu begreifen ſucht. Kern und Schale, beide treibt dieſelbe Neigung. Sie weichen Eine dem Andern, um hier das Offenbare, dort das Verborgene zu ſehen. In allen Erſcheinungen der Natur und Geiſteswelt nur Geſetz und Nothwendigkeit erblickend, unterwarf ſich der Dichter gern den heiligen Schauern derſelben und opferte ihnen die unruhige Freiheit des Gedankens. Er nahm die Philoſophie und Religion als ein Kunſtwerk, wo die beglückende Wahrheit des Gefundenen, doch immer nur Reflex der Individualität iſt, und ließ ſchwerlich ein Syſtem gelten, das für zwei Perſonen eine und dieſelbe Richtſchnur ſein wollte. So fehlte es ihm aber in den höchſten Fragen der Menſchheit niemals an Anknüpfungspunkten, wo er frei von ihrer wirren Debatte, doch auf Menſchen und Dinge die weiſeſten und tiefſten Schlaglichter der Spekulation fallen laſſen konnte. Denn dasjenige überraſcht immer und iſt das Geiſtreichſte, was aus der nächſten Umgebung und dem einfachen thatſächlichen Objekte einer ſich ſelbſt überflügelnden transcendenten Unterſuchung durch eine plötzliche neue Wendung den Zuruf der Beſonnenheit gibt.

Ob aber gleich den tumultuariſchen Debatten ſeiner Zeit fern ſtehend, konnte ſich doch Goethe auf der andern Seite nicht entſchließen, nur die rein äſthetiſchen und künſtleriſchen Gleiſe von Klopſtock, Wieland und den Andern auszufahren. So das Eine ſuchend und das Andere vermeidend, das Fremde verachtend und durch das Eigene gelangweilt, ergriff den Dichter eine unbehagliche Stimmung. Es beſchlich ihn das Gefühl einer Iſolirung, welche auf ſeinen Charakter, ſeine Lebensphiloſophie und ſeine Dichtung entſcheidend einwirkte.

Das Einzige, was in diesem kritischen Augenblick die Gemüther beruhigen und vom Nächsten

---

dem Hofe als solcher designirt wurde. Nachdem aber der vereinigte Landtag zusammentrat und Camphausen im weißen Saale mit der »Vergangenheit vermittelte", war Lichnowsky wieder im vollen Zuge seiner Legitimitätspolitik. Er hoffte auf ein Portefeuille. Er glaubte merkwürdigerweise an die Möglichkeit, daß man seiner bekannten unzuverlässigen und in ihren Antezedentien unmöglichen Persönlichkeit irgend eine ernste Aufgabe anvertrauen würde. Als er nach Frankfurt gewählt wurde, hörte er nicht auf, mit Berlin Verbindungen zu unterhalten und bei jeder Ministerkrisis sich in Erinnerung zu bringen. Seine extreme Richtung im Frankfurter Parlamente ist bekannt. Er trug mit der ihm eigenen mehr komischen, als bösartigen Renomisterei die Grundsätze der Chevalerie, des Militärs, des preußischen Attachements immer offen zur Schau und liebte den kleinen Guerillakrieg des politischen Partheiführers. Er beneidete Vogt, dessen Antipode er wurde, um seine Kenntnisse. Er nahm die ewigen Häkeleien mit Vogt, Simon, Zitz, Blum fast persönlich und einige adlige, sogar ältere Herren aus Preußen haben sehr Unrecht gethan, sich ihm in dieser Art des Kampfes anzuschließen. Lichnowsky war kein Politiker, sondern nur ein politischer Faiseur. Ihm glich die große politische Aufgabe des Tages einem dramatischen Intriguenspiel, in dem er die Rolle der Bolingbrokes, jüngeren Richelieus u. s. w. spielte. Sein Streben, sich in Berlin nützlich zu erweisen, führte ihn weit über das Ziel einer besonnenen politischen Laufbahn hinaus. Sein Ende muß unendlich rühren, wenn man trotz aller Gefahr, die in der politischen Intrigue liegt, doch nicht läugnen wird, daß Lichnowsky

ablenken konnte, war ein neuer Gedanke, eine vom Sonnabend noch übrig gebliebene neue Schöpfung. Als solche drängte sich die Volksbewaffnung auf. Ob meine Aufforderung, wegen Errichtung einer solchen, an den König gelangte, weiß ich nicht, Minutoli versicherte, daß man zu dieser Conzession sich nicht entschließen könne, auch noch nicht wüßte, wie man sie ohne Gefahr ins Leben rufen solle. „Was denken Sie sich unter einer Volksbewaffnung?“ fragte Graf Arnim, mit einem kalten und spitzen Polizeiblick seine Umgebung fixirend, als ihn im Schloßhofe das drängende Gewühl der Bürger umstand und die wenigen zurückgebliebenen Soldaten ruhig Gewehr beim Fuß hielten. „Gegen wen soll sich das Volk bewaffnen? Für wen?

---

ein völlig dieſſeitiger Menſch war, angewieſen auf alle Reize der Erde, jung, ſchön, talentvoll. Er war von einem ſo geringen moraliſchen Gewicht, daß ſeine Oppoſition der Sache, der er diente, mehr ſchadete, als nützte. Dem Frankfurter Parlament fehlt etwas, ſeitdem Lichnowsky nicht mehr da iſt. Selbſt die Liberalen werden ihn vermiſſen; denn er bewies, was andere durch Heuchelei zu bemänteln verſtehen, offen und frei, die Unverbeſſerlichkeit einer ganzen geſellſchaftlichen Kaſte.

Warum ſoll überhaupt bewaffnet werden? Wir haben jetzt nur Eines nöthig, die Menſchen hier vom Schloß weg zu bringen! Können Sie das? Das iſt das größte Verdienſt, was ſich Einer hier jetzt erwerben kann!“

Man ſieht, der alte Polizeiſtandpunkt! „Das iſt nur möglich,“ erlaubte ich mir zu erwiedern, „durch eine neue Idee, die Sie ſchaffen, die Volksbewaffnung!“ Ein neuer Leichenzug, den man brachte, unterbrach dieſe Erörterungen. Die Hüte mußten abgenommen werden, ſelbſt die Helme der Soldaten. Der Fürſt vom Ehrenwort, der nimmer Ruhende, nie Verlegene, der in Berlin damals im beſten Zuge war, ein Volksmann zu werden, ſagte: „Reden Sie von der Volksbewaffnung. Das iſt Etwas, was packt, und ſie kommt auch!“ Das that ich denn. Dieſer für Preußen neue Begriff wurde mit Jubel begrüßt, alle ſchmerzlichen Empfindungen über das Verlorene, alle freudigen über das Errungene einigten ſich in dem Gedanken an die geſetzmäßige Oeffnung des Zeughauſes und den eignen Schutz des Bürgers. Bald darauf hatte

Graf Arnim (die Staatsmänner machten damals im Denken Fortschritte) die Möglichkeit dieses Institutes begriffen. Der König verkündigte es selbst. Man vergaß den Kanonendonner, das Blut und die Leichen, man fesselte die Aufmerksamkeit von ganz Berlin auf das Zeughaus, bot in den vertheilten Gewehren schon um 4 Uhr Nachmittags allen, die der am Abend kommenden Dinge mit Entsetzen harrten, eine amüsante Unterhaltung, einen soliden Trost und am Abend schwamm die Residenz im Lichtmeere einer Illumination.

Der Ruhm, an der Wiege und Taufe der preußischen Bürgerwehr gestanden zu haben, hat sich freilich in der Folge als etwas bedenklich herausgestellt. Diese neue Schöpfung schien sehr bald eine Waffe, die mehr gegen, als für die Freiheit geschmiedet war. „Das Eigenthum ist bedroht!“ Unter diesem Bannerspruch versammelten sich die wohlhabenden Bürger, die in diesen Schreckenstagen sich verborgen gehalten hatten, die Beamten, Pensionär's, die alten „Kammeraden“ aus den Befreiungskriegen. Es schien weit mehr die Angst, als die Be-

geisterung hier befriedigt zu sein. Man that auch sogleich, durch Unkunde oder bösen Willen ist noch unentschieden, das Mögliche, um den Bürgern das neue Institut selbst verhaßt zu machen. Man hetzte die ihren Geschäften entzogenen Menschen ab, erschöpfte ihre physische Kraft, schwächte den Glauben des Institutes an sich selbst. Wer diese ersten gefährlichen Anzeichen dieser neuen Waffenfreiheit beobachtete, wird es kaum glaublich finden, daß sie sich erhalten hat. Wie oft schienen die Bürger nahe daran, sich ihrer selbst zu begeben! Die reichen Kaufleute und Hoflieferanten, die man ihrer Muße, ihres sichern Auftretens und ihrer stattlichen Figuren wegen zu Hauptleuten gewählt hatte, flößten dem Institut anfangs einen Geist ein, der bei den Offizieren der Garde nicht ärger sein konnte. Auf Klubbs und bekannte politische Persönlichkeiten hetzte man förmliche Mordanfälle. Grade der neuen Freiheit und ihren Verfechtern gab man den stokkenden Verkehr Schuld. Der alte Satz, jeder Preuße hätte in sich seinen gebornen Gensdarmen, erlebte höchst klägliche Beweise. Doch von untenher erwuchs

dieſem Geiſt der Unterdrückung und der altpreußiſchen Servilität ein gefährlicher Gegner, innerhalb des Inſtitutes ſelbſt. Die zahlloſen Vereine bildeten die politiſche Meinung des „kleinen Mannes“, der in einer verhältnißmäßig überwiegend armen Stadt wie Berlin doch die eigentliche Kraft der Bürgerwehr bleiben mußte. Sie fängt jetzt an, ſich nicht nur als ein Wächter der Ordnung, ſondern auch als Hüter der Freiheit zu fühlen, und iſt ein vortreffliches Mittel, ſich in ſeinen Anſichten kennen zu lernen und zu beſtärken.

In der Illuminationsnacht, als Alles ſtill und dunkel wurde, hieß es plötzlich: der Prinz von Preußen kommt mit dem Militair von Spandau zurück! Die aus dem Schlafe aufgeſchreckte Bevölkerung, die allarmirte Bürgerwehr nahm eine Haltung an, die Berlin in ein neues Saragoſſa verwandelt hätte, wenn man dieſen Ueberfall und Kampf hätte wagen wollen. Der König aber wenigſtens ſchien entſchloſſen, auf dem neu eingeſchlagenen bürgerfreundlichen Wege fortzuwandeln. Auf ſeinem ſehr offen liegenden und nur für die Zeiten

patriarchaliſcher Hingebung an die Fürſten gebauten Schloſſe ſich plötzlich von den Bürgern ſelbſt bewacht zu ſehen, mit dieſen reden, ſich verſtändigen zu können, das that ihm wohl und am Montag ſetzte er ſich zu Roß und hielt jenen bekannten Umritt durch die Straßen, bei welchem die deutſchen Farben und mit ihnen die Hintergedanken eines in Preußen aufgehenden Deutſchlands, das man aber natürlich ein Aufgehen Preußens in Deutſchland nannte, aufgeſteckt wurden. Man muß ernſtlich bezeugen, daß zu dem wiedergewonnenen Selbſtvertrauen, welches der König nach den beiden verfloſſenen Schreckenstagen zeigte, das Meiſte die Bevölkerung ſelbſt beitrug. Sie drängte den König ſelbſt in den Vordergrund und zwang ihn, auf ihre eignen Ideen einzugehen. Der König hat in der That auf dieſem Umritt nicht mehr geſprochen, als was man von ihm hören wollte und das offne, freie Hinüberſchreiten in die deutſche Bahn, das Aufſtecken des deutſchen Banners war ſogar eine ſchöne Erweiterung des im Grunde doch ziemlich engherzigen Geſichtspunktes der Maſſen, in denen

bei weitem nicht jene deutſche Geſinnung lebte, als die, welche nicht aus dynaſtiſchem Egoismus, ſondern wirklich aus der Richtung ſeiner ganzen Bildung vom König proklamirt wurde. Wenn man dieſen Umritt und die deutſchen Verheißungen deſſelben ſo maaßlos außerhalb Preußens angegriffen hat, ſo begeht man die Ungerechtigkeit, gewiſſe Mittelglieder und jene bindenden Uebergänge nicht zu berechnen, die zwiſchen dieſer neuen Geſinnung und dem verfloſſenen Tage in der Mitte lagen. Der König fühlte ſich entweder wirklich überwunden, belehrt, in ſeiner Meinung berichtigt oder er gab ſich die Miene, es zu ſein. In beiden Fällen war die Stimmung der Bevölkerung darüber, daß der ſpröde Stoff dieſes Charakters nach der allgemeinen Form nun auch umgemodelt war, ſo enthuſiaſtiſch, daß der König dadurch in der That auf eine Bahn hingeriſſen worden iſt, die in dieſem Augenblicke keine Täuſchung, ſondern eine Nothwendigkeit ſchien. Während noch alle Zeitungen von den nachträglichen Details der Barrikaden erfüllt waren und die Phantaſie von Millionen Leſern nur Blut, Ge-

metzel, einen rauchenden Thron, eine abgesetzte Dynastie sehen wollte, hatte sich diese bereitwillig in die Bahn begeben, die man von ihr verlangte. Die großen deutschen Worte des Königs erschienen natürlich aber auswärts aus einem Munde, der eben in seiner letzten souveränen Anwandlung gesprochen hatte: Diese Straße ist schon mein! — eine Verstellung oder Hohn. Selbst ruhigere Beobachter haben diese Mittelglieder: Errichtung der Bürgerwehr, eine Illumination, Ergänzung des Ministeriums durch Camphausen und Hansemann, damals außerordentlich liberal klingende Namen, nicht mit in Anschlag gebracht und vor allen Dingen übersehen, daß Alles, was der Fürst that, Ausführung dessen war, was Berlin von ihm verlangte, mindestens erwartete. Gesetzt nun, der König war abgesetzt und ein Diktator hätte jene deutsche Gesinnung und jenes Anerbieten Preußens ausgerufen, würde man es, als den Ausdruck des Volkes, nicht mit Jubel begrüßt haben? Der König blieb nun einmal und es war sehr zu beklagen, daß man Das im egoistischen Sinne deutete, was wirklich nur im nationalen ge-

meint war, im Intereſſe Preußens und Deutſchlands zugleich.

Alle folgenden Tage, ja Stunden boten eine Reihe von Demüthigungen für die Monarchie. Die Polen wurden aus den Gefängniſſen entlaſſen und auf einem zum Triumphwagen umgeſchaffenen Fiaker unter die Portale des Schloſſes gezogen. Der König hatte auch ihnen, wie geſtern den Leichen, die Honneurs zu machen. Man ſah ihm dabei an, in welchem Kampf und Zwieſpalt noch das lag, was man ſo Alles von ihm forderte und was er ſeiner Würde für angemeſſen oder nicht angemeſſen hielt; oder war die kurze und ungeduldige Art, die bei dieſer Scene in ſeinen Mienen lag, doch eine Folge der angeborenen Abneigung gegen das ſo gefeierte mit Blumen bekränzte Polenthum? Der letzte Kelch der Demuth ſtand aber noch bevor. Es war das Begräbniß der Gefallenen. Ein Fürſt, der das Bewußtſein des Sieges gehabt hätte, würde eine ſolche Verherrlichung des Aufſtandes weder geduldet, noch weniger ihr beigewohnt haben. Der König trank dieſen Kelch bis auf die Neige. Er ſah, wie ihm das zu

Goethe's Maxime war in diesem mißlichen Gefühle immer die alte, die ihm früher schon den Schmerz der Liebe geheilt hatte, nämlich sich in sich zurückzuziehen. Man nennt es Egoismus und sollte es die Verzweiflung nennen, sich aus der Verzweiflung zu retten. Wenn diese Rettung in der Liebe eine Erhaltung ist, so ist sie im Leben eine Aufopferung; denn dem Dichter bot sich alle Welt an, er konnte über Tausende eine Herrschaft haben, die er verwarf, er entzog sich seinen Jüngern und Freunden. Warum gaben sie ihm den Lorbeerkranz? Aus Egoismus nur für das, was sie an sich selbst für bekränzenswerth hielten und durch Goethe's Beispiel heiligen zu können glaubten. So riß sich früheres und späteres Leben immer gähnender auseinander. Er fühlte die klaffende Wunde und suchte Heilung an der Natur und an zufälligen Studien, an hunderterlei Abwechselungen, in welche er sich stürzte, um das Steuerruder seiner selbst nicht zu verlieren. Er verlor es nicht, aber eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen.

Sie recht schlagend zu charakterisiren, stelle man ihr nur die Vergangenheit gegenüber! In dieser Beziehung sind uns Goethe's eigene Berichte, namentlich über das Wiedersehen alter Freunde, von vieler Aufklärung. Der Dichter hatte der Sache kein Hehl und war fest überzeugt, daß das bessere Licht auf den Neugewordenen falle und die Altgebliebenen in den Schatten stelle. Der Widerspruch beider Perioden zeigte sich recht schreiend und unser Herz verwundend in den Begegnissen der Rheinreise vom Jahr 1792. Freilich konnte die üble Stimmung der entschiedeneren Charaktere durch die unbehagliche, alle Gefühle verletzende Zeit entschuldigt werden; allein es waren persönliche und auf inneren Ueberzeugungen

ſeiner Krönung nicht einmal ſo feierlich verſammelt geweſene Volk förmlich Sarg auf Sarg vorrechnete. Man nahm dieſe Todten nicht etwa in Bauſch und Bogen und ſtellte ſie auf einige große Wägen, die man mit Trauerembleme geziert hätte. Nein, man zählte dem Fürſten vorläufig hundert und neunzig einzelne Särge vor, jeder mit Zeichen der Liebe geſchmückt, jeder auf ſechs rüſtigen Schultern getragen. Es war erſchütternd dies Nichtendenwollen, dieſe wirkliche Beſtätigung eines Faktums, das doch zu denen gehörte, die ſonſt ſo leicht übertrieben werden. Oft wurde die Reihe der Särge durch die Fahnen der Gewerke und deren eignes zahlreiches Erſcheinen unterbrochen, man glaubte, die Todten wären vorüber, da biegt um die Ecke wieder ein neuer Zug von Särgen und der Fürſt ſah die Opfer der abſoluten Monarchie an ſich vorübertragen bis auf den letzten Sarg, und noch fünfzig andere, nachträglich Geſtorbene folgten, am Schloß vorüber, denen, die am 22. März beerdigt wurden. Man erzählt, der König pflege, wenn man ihm über die Wendung der Dinge zuweilen Be-

dauern ausſpricht oder da, wo er ſich rechtfertigen zu müſſen glaubt, zu ſagen, er wäre ſeit jener Zeit inſpirirt geweſen.

Als das Nothwendigſte ergab ſich nun aber die eigentliche Begründung der Freiheit. Ein inſpirirter, d. h. aus religiöſer Scheu vor dem Erfolg ſich beugender, die majestas populi anerkennender und ſein bisheriges Regiment vom chriſtlichen Standpunkt als unzulängliche „eigne Gerechtigkeit" verwerfender Fürſt gab vorläufig die äußerſten Conſequenzen des neuen Syſtemes zu. Die Preſſen druckten, was die Schriftſteller wollten. Man hielt Verſammlungen überall, ſtiftete Clubbs, wo ſich Raum für die Menſchenmaſſe und Sicherheit vor den Ueberfällen der conſervativen Bürgerwehr fand. Es war ein buntes, denkwürdiges Leben, dies erſte Geburtsſtadium der berliner demokratiſchen Freiheit. Die Aufgabe, dies plötzlich frei gewordene Preußen, dies ſelbſtändige, von Polizei-, Militär- und Beamtenhochmuth erlöſte Berlin nun wirklich für das neue Prinzip zu gewinnen, war nicht leicht. Der Reiche und der Mittelſtand ſchie-

nen in Verzweiflung, daß mit der Freiheit auch gerade das Stocken der materiellen Erträgniſſe zuſammentraf. Viele von ihnen wünſchten die alten Zeiten zurück. Die Thoren wußten nicht, daß die Börſenkriſis ſo wie ſo ausgebrochen wäre. Schon einige Monate vor dem 24. Februar fielen die angeſehenſten Häuſer in London, Paris, Petersburg, Frankfurt, Wien und Hamburg. Die Revolution gab den Namen her, daß in letzter Woche eine Maſſe größerer und kleinerer Kaufleute mit Anſtand falliren konnten. Die Fabrikanten erhielten keine Beſtellungen mehr. Stündlich erwartete man den Ausbruch eines Aufſtandes, deſſen Parole: Brot! war. Es hat viel Mühe gekoſtet, dieſe Bewegungen des Proletariats niederzuhalten, noch mehr, ſie als Nebenumſtände der neuen Freiheit darzuſtellen, unter welchen der Werth dieſer ſelbſt nicht leiden durfte. „Um Gotteswillen Ruhe!“ ſtürzten die Kaufleute in die Verſammlungen. „In Breslau iſt Anarchie: alle Gewerbe ſtocken, die Handelsbriefe ſchildern die Verzweiflung aller Claſſen, hören Sie von den Menſchenrechten auf! Nur Ruhe, Ruhe

um jeden Preis!“ Dieſes Ruhegeſchrei erzeugte aber grade die ewige Unruhe. Die „Fanatiker der Ruhe“ waren ärger, als die, welche in der Unruhe die natürliche Folge, ja die nothwendige Bedingung einer moraliſchen Revolution ſahen. Die Unruhe, richtig geleitet, der Strom der Bewegung, in ſein richtiges Bett geführt, das war die Aufgabe der Politik, von der man freilich in den erſten Wochen nach den Märztagen von Oben her ſo gut wie Nichts ſpürte.

Der Partei der Ruhe gegenüber, die mit dem nominellen Beſitz deſſen, was als zugeſtanden nun einmal in den Zeitungen zu leſen war, zufrieden ſein wollte, mußte man jede in den Vordergrund tretende Frage mit Ernſt überwachen. Gleich die Beerdigung der Todten konnte ſchon nicht anders als zur Principfrage gemacht werden. Denn die Bürger ſollten ſchon „Arm in Arm“ mit den Soldaten und gemeinſchaftlich ihre Todten mit denen des Militärs begraben! Welche ſervile Sentimentalität! Und welchen Kampf hat es nicht gekoſtet, dieſes förmliche Vertuſchen, dies abſichtliche Um-

werfen eines Principes zu hintertreiben! Die Freiheit war da, aber noch nicht ins Blut der Bevölkerung gedrungen. Schritt vor Schritt mußte sie sich erst das feste Land des Verständnisses und wirklicher Parteinahme erobern. Die Berliner hatten in einer zu kindischen Anschauung des politischen Lebens bisher vegetirt, sie waren zu methodisch für die Verachtung selbst der konstitutionellen Monarchie erzogen worden. Dies bewies besonders die Art, wie man sich an das königliche Versprechen, den vereinigten Landtag zu berufen, klammerte. Dieser Landtag hatte sich seit dem 19. März überlebt, auch das Versprechen vom 8. März hatte sich überlebt. Der vereinigte Landtag war eine Anknüpfung an das gestürzte, für immer beseitigte System, ein Uebergang, eine Brücke vom Alten zum Neuen, bei der man freilich nicht nöthig hatte, durch die Fluth der Revolution zu waten. Diese festgehaltene Berufung des vereinigten Landtags war die erste Sünde Camphausen's gegen den neuen Geist, der über Preußen kommen sollte. Aber wie faßte Berlin diese Frage auf! Im beschränktesten,

kleinbürgerlichſten Sinne. Man wollte durchaus die ſechshundert Notabeln haben, man hoffte etwas Verkehr, etwas Leben, etwas Bewegung in die Induſtrie zu bringen, man wollte ein Bischen was Geſetzliches, ein Bischen was Stabiles, gleichviel ob es beſtehen bliebe oder nur zuſammenkäme, um nach Genehmigung eines neuen Wahlgeſetzes gleich wieder auseinander zu gehen. Denen, welche verſicherten, die Krone hätte eben aus ſich ſelbſt ein Preßgeſetz gegeben, ſie könne auch ein Wahlgeſetz geben, die Krone und ihre Miniſter wären jetzt der Ausdruck des ſiegreichen demokratiſchen Augenblicks, wurde erwiedert: „Nein, wir wollen konſtitutionel ſein!“ Kurz die Komödie des alten Landtags wurde aufgeführt. Sechshundert Menſchen kamen, die ſehr leicht den üblen Streich hätten ausführen und ſich für incompetent erklären und auseinandergehen können. Sie blieben aber und zeigten ſich ſo erſchrocken über das Vorgefallene, ſo perplex über das noch möglicherweiſe Kommende, daß Rechte und Linke mit offnem Munde Ja! ſtammelte, keine Discuſſion zugelaſſen, Alles genehmigt

und rasch beendigt wurde. Man hatte nun doch eine Brücke vom Alten zum Neuen! Man hatte aber auch den ersten Schritt gethan, die Revolution faktisch, wie es einige Monate darauf auch theoretisch geschah, zu läugnen.

In der Erörterung dieser Frage: Landtag oder Nicht-Landtag? zeigten sich damals zuerst die anfangs mit viel Gleichgültigkeit und anonymem Zeitungsspott aufgenommenen, später aber, durch Talent und Consequenz gehoben, immer bedeutender werdenden Volksführer. Eckart, Urban, die von einer schon im Dunkeln schleichenden Reaktion gewonnen schienen, waren bald abgenutzt. Schasler, Korn, Schlöffel wurden schon viel genannt. Eichler stiftete den politischen Klubb, der oft am Scheitern war, aber grade durch die Fehler des Ministeriums zu der imposanten Stellung erstarkte, die er jetzt als demokratischer einnimmt. Jung, ein Hegelianer, begabt mit der ganzen Zuversichtlichkeit dieser Schule, oft über das Ziel eines wohlthuenden Gewinnens der Gemüther hinausgehend und unter ihm gleichstehenden Köpfen durch seine Apodiktik unwirksamer

als bei ſolchen, die von ihm lernen und annehmen wollen, Jung ſetzte an die Aufgabe, die er ſich geſtellt hatte, die größte Gleichgültigkeit gegen Spott und Verunglimpfung und brachte es zum Schrecken der Profeſſoren und Advokaten, die ihn durch ihre „eingeſandten“ Zeitungsartikel vernichtet zu haben glaubten, zur Wahl eines Deputirten. Auch Held zeigte ſich damals zum erſten Male und ſchwang ſich durch alles Naſerümpfen vornehmer Kritik, ja als erklärter halber Atheiſt dennoch zu 3000 Stimmen für das Commando der Bürgerwehr hinauf! Man muß Geſchmack an Charakterſtudien haben, um einzugeſtehen, daß allerdings zum Volksführer keine glücklichere Perſönlichkeit, kein gewandteres Talent denkbar iſt. Held hat ſich durch die Eitelkeit geſtürzt, von den ſich geiſtreicher dünkenden Demokraten ſich nicht genug anerkannt zu ſehen. Dieſe alte Literatenrivalität hat ihn in eine Unterhandlung mit der Reaktionspartei geführt, die er wahrſcheinlich, wenn es zur Theilung eines Sieges gekommen wäre, doch wohl aus angeborner demokratiſcher Geſinnung würde betrogen haben, ebenſo

wie ſie ihn betrogen hätte. Ein an ſcharfſinnigen Geſichtspunkten reicher Kopf iſt Oppenheim, der leider ein gewandtes Rednertalent mit zuviel nonſchalanter und nüchterner Motivirung verbindet, die mehr dem beſonnenen Menſchen der Ueberlegung, als der wilden geſinnungswüthigen Maſſe gefällt. Scharfe, in ihrer Einfachheit und Klarheit ſchneidende und durch gemüthliche Kenntniß des berliner Terrains beſonders wirkſame Artikel ſchreibt Julius. Leider hat ſich Prutz, ob aus Bequemlichkeit oder unrichtiger Ueberlegung, iſt ſchwer zu ſagen, mit dem politiſch ohnmächtigen konſtitutionellen Clubb förmlich identifizirt. Als ſich dieſer Anhalt des Anhaltens, dieſes Aſyl der Angſt, in dem Anhaltſchen Bahnhofe, halb in einem Saale, halb auf einem Kellerhalſe, konſtituirte, erblickte man nur Beamte und ſolche, die es werden wollten. Die früheren Hofräthe des Abſolutismus wollten plötzlich die Hofräthe des Conſtitutionalismus werden. Eine Zeitlang ſchien es, als wenn dieſer Verein die Zügel der öffentlichen Angelegenheiten in der Hand behalten und der gebührende Schooß deſſen werden

wollte, was die Regierung wagte und ausführte. Er schlug im lebhaftesten Gefühle dieser Geltung dem Lande sogar seine Mitglieder als Deputirte vor. Als er aber zu diesem Behuf jene übelriechenden ägyptischen Todtengerichte über die Antecedentien hielt, floh man vor dem Verwesungsgeruch dieser klatschhaften Gesellschaft der Berliner Girondisten, die noch bis zur Stunde ohne alle Haltung geblieben sind und sich selbst überlebt haben.

Wiederherstellung der Ordnung, Ruhe und eines gesicherten Rechtszustandes war, sich von selbst verstehend, die vorzüglichste Aufgabe der neuen konstitutionellen Regierung. Aber alle Mittel, die dazu gewählt wurden, waren unpassend, wenn sie den Ausbau der neuen Freiheit beeinträchtigten. Diese war nicht nur zu organisiren, sondern selbst in ihrem Geiste erst zu begründen und die Minister mußten Anwalte des Volkes bei der Krone, nicht Anwalte der Krone beim Volke sein. Hierin hat Camphausen seine Aufgabe verfehlt und jenen vorworrenen Zustand der Dinge herbeigeführt, der noch jetzt in

beruhende Divergenzen, welche plötzlich in Goethe's Verhältniſſen das früher Gleichartigſte in diametrale Gegenſätze auseinander geſprengt hatten. Vor zwanzig Jahren, mit welchen Gemüthsſtimmungen hatte Goethe damals den Rhein beſucht; wie gewann er damals die Gemüther, als ihm die friſcheſten Balladen im Herzen ſchlugen und er ſie in Coblenz und Pempelfort aus ſeiner Schreibtafel vor den Freunden ſelbſt recitirte! Damals blickten aus ſeinem Auge Melancholie und Sehnſucht und milderten jeden Auswuchs der Originalität, den man einem ſo ſanft bewegenden Meiſter leicht vergab. Dies Alles war hin! Italien hatte dem unbeſtimmten Gefühlsdrange des Jünglings den vollſten Becher gereicht und ihn zurückgeführt von falſchen, nun an der Quelle berichtigten Vorſtellungen, von den zahlloſen Allgemeinheiten des Idealismus auf Wahrheit, Erfahrung, auf die ſichtlichen Schranken des Unſichtbaren, auf die Kunſt, als eine Harmonie von Geſetzen. So entwickelte ſich der Mann und gewann ſeiner Jugend gegenüber eine Stellung, die nicht durchaus ohne ſanfte Erregung des ſtillen Buſens, nicht ohne weiche Stimmung des Herzens blieb, die ihm aber die Garantie einer Zukunft geben mußte, die das Leben und die Neigung und jedes Gefühl beherrſchte, das in uns auf und fortwuchernd uns um das Leben ſelbſt betrügen konnte.

In dieſer Metamorphoſe trat er in die alten Kreiſe bei Jakobi und der Gallizin, wo man die vorgegangene Veränderung wohl vernommen, ſich aber gern von einem falſchen Gerücht überredet und in dem alten Freunde — ſich ſelbſt wiedergefunden hätte. Man drückt ihm Iphigenien in die Hand. Er lieſt und gibt ſie ſogleich zurück, wie etwas das

Berlin kein Ende findet und einen ganzen Staat in Zuckungen tödtlicher Art verſetzte.

Man muß es ſelbſt beobachtet haben, wie zaghaft, unſchlüſſig, begeiſterungslos Camphauſen an ſeine Aufgabe ging. Wie können Sie mir Glück wünſchen? antwortete er mit ſentimentaler Beſcheidenheit Denen, die von ſeiner Ernennung überraſcht, ihm die Hand drückten. Ein wirklicher Staatsmann, ein leidenſchaftlicher Freund der Freiheit hätte das Ruder des Staates mit Enthuſiasmus ergriffen, aber auch keinen Augenblick Anſtand genommen, dem König zu erklären, daß er hoffen würde, jede Schwierigkeit durch die Vertretung der Revolution zu beſeitigen. Allein dieſe Revolution wollten die Herren des vereinigten Landtags nicht anerkennen. Sie wollten die neue Freiheit nur aus den Reden herleiten, die ſie ſonſt im weißen Saale gehalten hatten. Großer Gott, da hätte Preußen lange auf Freiheit warten müſſen, wenn die kleine Minorität des vereinigten Landtags, die Herren v. Vincke, Beckerath, Camphauſen, Hanſemann, Saucken, Meviſſen, Milde ſie ihnen erſt hätte erreden ſollen!

Fühlten dieſe Herren denn nicht, daß die Folgerungen des 24. Februar weit über ihre eignen Häupter hinwegrauſchten? Zu dieſer wichtigen Miene, die man in den Vereinigungen des Hotel de Ruſſie annahm, als wenn die Emeute des 19. März etwas völlig Ueberflüſſiges geweſen wäre, kam noch die Einbildung des rheiniſchen Provinzialgeiſtes, der der preußiſchen Bewegung die Bahn vorgezeichnet haben wollte. Eine Berechtigung Berlins, ſich irgend auch einen Antheil an dem Geſchehenen zuzuſchreiben, wurde völlig zurückgewieſen und mit ihr die Thatſache, daß ſeit dem 19. März, ſeit Errichtung der Bürgerwehr, Zerſtörung des Militärſtaates, Proklamation einer unbedingten Preßfreiheit und einer unbeſchränkten, nur durch die in der Berliner Revolution bewieſene Würde und Kraft des Proletariats eroberten Wahlfreiheit, der Geiſt, der ſich vor einigen Wochen zum Zuſammenberufen des vereinigten Landtags verſtanden hatte, als ein nun nicht mehr ausreichender beſeitigt ſein müſſe. Die Petitionen um Nichtberufung deſſelben waren ja von allen Provinzen da. Man brauchte ſie nur zu

bewilligen, man brauchte nur auf dem Wege fortzuwandeln, den Herr v. Beckerrath jetzt als den richtigen erkannt hat: „Immer selbst schon einen Schritt voraus.“

Camphausen ging an sein Ministerium wie an einen Marterblock. Da war keine frische, freudige Begeisterung, seinem Vaterlande beim Ausbau und der Vollendung der Revolution zu helfen, da war nur Zaghaftigkeit und jener Mangel an Phantasie, ohne die es keine preußische Politik gibt. Langsam und feierlich wurde zuvörderst Herr von Arnim, der allgemein mißliebige, beseitigt. Dies geschah, nicht weil es Berlin oder Camphausen, sondern weil es — Köln verlangte. Auch Schwerin, der sich schon emsig rührte und in der Staatszeitung in halboffiziellen Artikeln so viel neue schöne Religions-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten versprach, wurde vorläufig schon zur Beseitigung notirt, weil es gleichfalls Köln verlangte. Es bildete sich dann fest und geschlossen das Ministerium Camphausen-Hansemann. Platz war gemacht, Gelegenheit zum Regieren war da, das Papier sauber

zurechtgelegt, die Feder fein zugeschnitten, alles, wie die umständlichste Staatsweisheit nur wünschen konnte. Und nun sagten die Aristokraten, sagte der Hof: „Jetzt Herr Camphausen, jetzt Herr Hansemann, zeigen Sie uns, ob Sie regieren können! Wir sind begierig, wie Sie Ruhe schaffen werden!“

Diese Forderung der Ruhe war der Alp, der das neue Ministerium nicht schlafen ließ. Wir sind Bürgerliche, sind Roturiers, sind Liberale, wir sollen zeigen, daß wir auch Kraft haben, daß wir auch verstehen, was Polizei ist, und so hatte das blöde, schüchterne Ministerium der Emporkömmlinge keinen andern Gedanken, als den, die günstigste Gelegenheit zu ergreifen, um einmal plötzlich auch Kraft zu zeigen. Kraft! Das war die Losung, das war der große Beweis, den man in Sanssouci führen wollte, um zu zeigen, daß man niemals Landrath, niemals Regierungspräsident gewesen zu sein brauchte und doch regieren könne. Da ergriff man die erste Gelegenheit, die sich bot. Am grünen Donnerstage wollten gewisse Clubbs und Versammlungen am hellen Mittag zu Herrn Camphausen

in feierlicher Prozession ziehen und ihn ersuchen, die direkten Wahlen einzuführen. Statt sich einfach zu rüsten, der Deputation eines solchen Aufzuges eine schöne, warme Erwiederungsrede zu halten, in der Alles, was für und gegen das direkte Wahlsystem vorgebracht werden konnte, zusammengefaßt gewesen wäre, statt froh zu sein, sich einmal dem Volke von Angesicht zu Angesicht zu zeigen und eine gemüthliche Verständigung herbeiführen zu können, hieß es: Hier ist nun die erste Gelegenheit, zu zeigen, daß auch Kaufleute Minister sein können. Wir verbieten diese Prozession, wir sagen: Die Regierung darf nicht eingeschüchtert werden! Und so geschah es. Die Bürgerwehr, der man Feste der Freiheit hätte veranstalten sollen, damit sie sich in ihrer wahren Bedeutung fühlte, wurde sogleich zum Polizeidienst verwandt. Allarm wird getrommelt. Aschoff zu Pferde. Die Studenten voraus mit ihren Dragonersäbeln. Der Alexanderplatz cernirt. Die Studenten, vortreffliche Polizisten, treiben die Arbeiter auseinander. Alles ruhig, Alles still. Ein großer Sieg gelungen. Camphausen

hat seine erste große Probe bestanden. Der Hof ist mit ihm zufrieden. Man sagt vielleicht in Potsdam: O, auch die Kaufleute geben manchmal ganz gute Minister!

In dieser verkehrten Weise regierte Camphausen fort. Er konnte natürlich das, was zu gewaltig und groß war und alle seine kleinen Dämme überfluthete, nicht hemmen, er konnte nicht hindern, daß diese unschuldigsten Hautausschläge einer Revolution, Prozessionen beim hellsten Mittagssonnenschein, in den Körper zurückschlugen und bösartig wurden, aber er vertuschte und verpinselte die Verhältnisse so, daß er, als die konstituirende Versammlung zusammentrat, es wagen zu können glaubte, zu erklären, das Vergangene wäre vergessen, die Revolution wäre eine Episode gewesen und diese konstituirende Versammlung könne man immerhin in gewissem Sinne als die Fortsetzung des vereinigten Landtags betrachten. Dieser Verrath am Volk, diese Beleidigung der Geschichte sollte sich halten? Camphausen schuf die Reaktion, erschuf sie dadurch, daß er an den Thron nicht offen als Hüter und Aus-

bauer einer vollendeten Revolution des Preußischen Staates hintrat. Die Reaktion, mächtig, drohend ihr Haupt in den Provinzen erhebend, schuf von selbst das plötzliche Wiederkehren des demokratischen Bewußtseins im Volke und Camphausen mußte diesem zum Opfer fallen. Es kann für Preußen keine politische Persönlichkeit geben, die abgenutzter, gespenstischer ist als Camphausen. Daß er in Frankfurt noch wirkt, ist wie das Spuken eines Revenant.

Die Reaktion, dieses furchtbare Ungethüm, das sich in den Provinzen erhob, ist ein Werk Camphausen's. Der weichliche, blöde, bürgerliche Politiker hatte dem Adel in die Hände gearbeitet. Der 19. März war vergessen, ausgestrichen aus dem Kalender des Staats. Die Erhebung des Volkes war wieder eine Empörung geworden, die Barrikadenkämpfer hießen Taugenichtse, die letzten Bewilligungen des Thrones, Bürgerwehr und allgemeines Wahlrecht, wurden dargestellt als erzwungene, nur dem Berliner Pöbel gemachte Zugeständnisse. Als nun gar, viel zu früh, in diese Gährung

das ſcheidende Reagens, die Rückberufung des Prinzen von Preußen, geworfen wurde, da zerſetzte ſich die ganze Maſſe der ſtreitenden Elemente und alle Diejenigen, die gewonnen werden mußten oder die durch eine entſchiedene revolutionäre Politik hätten für immer zum Schweigen gebracht werden ſollen, ſchieden ſich offen und blank von Dem, was die Regierung vertreten ſolite. Wie Pilzen nach einer Regennacht ſchoſſen zahlloſe Adreſſen aus der Erde, alle die conſtitutionellſte Geſinnung verſichernd, weil dieſe einmal vom König ſelbſt vorausgeſetzt wurde, aber an dieſe Conſtitutionalität die ganze alte ſervile Logik der früheren Zeit knüpfend, ſpielend mit patriotiſchen Erinnerungen, die ſeither als Lenkſeil des Abſolutismus benutzt waren, pochend und drohend ſogar mit einer offenen Empörung gegen das, was in Berlin die Oberhand gewonnen. Die geheimen Veranſtalter dieſer Adreſſen waren die Adeligen, die Beamten, die Militärs. Wo ſich eine, wie z. B. die Cöslíner, durch beſondere Schamloſigkeit und dumme altpreußiſche Motivirung auszeichnete, wurde ſie von Landräthen

und Regierungsbehörden an die Ortsſchulzen, kleinen Bürgermeiſter, Gensdarmen geſchickt und ihnen als ſpecieller geheimer Auftrag der Regierung die Betreibung derſelben und Unterſtützung durch erpreßte Unterſchriften zur Pflicht gemacht. Das Militär, um ſeine in Berlin „vom Könige ſelbſt verrathene Ehre wieder herzuſtellen," ſchloß ſich dieſem Gewühl an. Die ekelhafte Phraſeologie des alten freiwillig ſich für incompetent erklärenden politiſchen Verſtandes der „Preußiſchen Unterthanen" machte ſich in allen ihren Anknüpfungen an die gemüthliche Bornirtheit der Bauern und Landwehrmänner ſo breit, daß freiſinnige rheinländiſche Köpfe, wie Hanſemann und Camphauſen, davor einen phyſiſchen Ekel hätten empfinden ſollen. Aber ſo ſchon hatten ſich die Dinge gewandt! Sie mußten ſich hier durch ſolche Adreſſen in ihren Regierungsmaaßregeln unterſtützt fühlen; galt es doch nur Eines zu bekämpfen, die „Anarchie!" Die Anarchiſten waren aber grade nur die Beamten, die man abzuſetzen nicht den Muth hatte, die Rittergutsbeſitzer, die ſich vor dem neuen Steuerſyſtem fürchteten, die militäriſchen Penſionair's, die,

zum ſogenannten Fahnenadel gehörend, mit Vater, Kind und Kindeskind ſchon ſeit hundert Jahren von den Revenüen des Staates und wie oft aus der Chatulle des Königs allein lebten, diejenigen Gewerbleute, die das Stocken ihrer Geſchäfte der Revolution und dem ſich „gekränkt fühlenden Adel" zuſchrieben. Die Folge dieſes Gegendruckes gegen die Hauptſtadt des Landes und freiſinnigen Hauptſtädte der Provinzen war die nimmer endende Unruhe, das geſchloſſene Zuſammenwirken der Vereine, die Katzenmuſiken, die kleinen Straßentumulte und in Berlin vollends die ſich wie auf einem hohlen Krater vorkommend, ewig au qui vive lebende Stimmung der Bürger, die nur noch Verrath, nur plötzliche Ueberfälle und ſchimpfliche Bloßſtellungen ihrer Ehre träumten. Ein ſolcher Zuſtand war nicht zu ertragen, er war überreizt, er mußte einmal ſpringen. Das geſchah beim Zeughausſturm, wo nur die allgemeine Rathloſigkeit, die Furcht und Angſt des Einen vor dem Andern die Menſchen durcheinander hetzte und die Thür für Exceſſe offen ließ, wie ſie unter ſolchen Umſtänden bei allen Bevölkerungen

ihm fremd geworden. Die Guten haben keinen Lebenstakt. Sie bringen Oedipus auf Kolonos — es ist unmöglich, Goethe kann nur hundert Verse lesen. Hier fühlte nun der Veränderte recht tief, wie die alte Zeit kokett gewesen, wie man gern seine Empfindungen zur Schau trug und sich sogar im Guten und Edeln, man möchte sagen, durch optische Vorrichtungen zu täuschen suchte. Goethe stellte seine eigene Gegenwart ziemlich schroff hin, was er dachte und was ihn interessirte, besonders die praktische Naturbetrachtung. Aber was sollten Kreise dazu sagen, wo man gewohnt war, das allgemeine Flimmern der Dinge und die Nebelhaftigkeit der Begriffe für hereinragendes Geisterleben zu halten, wo man sich sogar darauf vorbereitete, von der Natur einst zu behaupten, daß sie die Gottheit statt zu entschleiern, verhülle? Hier mußte Goethe mit seiner Urpolarität aller Wesen, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durchdringe und belebe, mit seinem Vitalprinzip der Materie als ein Gotteslästerer erscheinen. Alle ferneren Berührungen waren für jeden Theil verletzend und mußten mit Seufzern enden, daß sich dasjenige, was sich achtete, nun länger nicht mehr lieben konnte.

In Münster glaubte Goethe besser daran zu thun, daß er sich zurückhielt, doch verdarb er dadurch nur noch mehr. Denn nun glaubte man, daß hinter seiner Beschränkung und der Centrifugalität seines Gespräches sich eine Gesinnung verstecke, die zu fürchten wäre. Goethe's Ansichten waren, noch ehe er sie aussprach, aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, von welchem aus man ihn nur noch gelten lassen wollte, präoccupirt und wenn er, erstaunt darüber, die beliebige Voraussetzung seines Urtheils nicht unterschreiben

großer Städte vorgekommen wären. Die Bewegung sowohl in ihren fortschreitenden als reaktionären Elementen, wuchs einem solchen Ministerium über den Kopf. Herr Camphausen nahm Abschied von Preußen; ihn tröstete das Bewußtsein, ein „Schild der Dynastie“ gewesen zu sein. Er war wie ein zweiter Barnave, der über die weinenden Augen seiner Königin das Vaterland, die Freiheit und seine eigne Ehre vergessen hatte.

Die einzige bedeutende Persönlichkeit, die durch die Revolution in die Nähe des Thrones gekommen, ist ohne Zweifel vorläufig nur Hansemann. Es wäre zu bedauern, wenn das, was Rühmenswerthes ist an diesem vieljährigen Opponenten gegen das bisherige preußische Finanzsystem, der schon zur Zeit der vollsten Blüthe des Patriarchismus gegen die damaligen Regierungsgrundsätze schrieb, durch seine Betheiligung an den Ministerien Camphausen und dem phrasenreichen des Herrn v. Auerswald nicht zur Ausführung käme. Von allen denen, die seit dem März ans Ruder des Staates kamen, hat Hansemann noch das Meiste von dem bezweckt,

was wirklich Ausbau und Vollendung der Revolution genannt werden kann. Der Kampf gegen die Koalition des Herrn von Bülow-Cummerow ist der ehrenvollste. Hier zeigte sich die einzige entschiedene Principfrage, in der das Ministerium auf die Unterstützung des Landes und der Opposition hätte rechnen können. Freilich hat die Reaktion schon so viel Terrain gewonnen, daß man in Potsdam froh sein wird, nun vielleicht dieses Gespenstes mit den illustren Standesherren überhoben zu sein. Hansemann fehlte nur darin, daß er seine eigne, nüchterne, prosaische Kaufmannsnatur auch auf dem idealeren Gebiete der Revolution geltend machen und den energischen Minister zeigen wollte, der sich im Hotel der Finanzen eingebürgert hatte, und nicht gern wieder ausziehen wollte. Diese unglückliche Zähigkeit der Menschen, wenn sie einmal etwas vom süßen Aas der Gewalt gekostet haben! Sie können nicht fort von dem betäubenden Duft, er lockt immer nach mehr Genuß, will immer mehr des Raubes, man erzürnt sich über die leisesten Widersprüche, wird reizbar, hat vollends noch

ſolidariſch für die Fehler der Collegen einzuſtehen, traut ſich, weil heute ein Wagniß gelungen, morgen die Ausführung des andern zu und geräth dadurch in eine von den Umſtänden geborgte Natur und Perſon, in welcher man ſich ſelbſt nicht wieder erkennen würde, ſähe man ſich von Angeſicht zu Angeſicht.

Ueber das Miniſterium Auerswald, das ſich ein Miniſterium der That nannte und nur eines der Phraſe war, hat gleichfalls ſchon der Erfolg gerichtet. Vielleicht wußte Herr von Auerswald ſelber nicht, wofür er den Namen hergab. Mit ſeinen gefälligen und laren Grundſätzen ſchlug er den Mantel der Harmloſigkeit um die immer mächtiger werdende militäriſche und ſchwarzweiße Reaktion. Unter ihm kam die geheime Verſchwörung der Prätorianer immer mehr zum Ausbruch und entlud ſich zuweilen in einzelnen Zeichen des Geiſtes, der hier im Geheimen wühlte und gern für ganz Preußen einen Coup à la Cavaignac ausgeführt hätte. Ein Kriegsminiſter, den ſein Name ſchon, als eine Beleidigung des Ohrs und Geiſtes im neunzehnten

Jahrhundert, im Jahre 1848 vollends für Berlin hätte unmöglich machen sollen. Herr General Roth von Schreckenstein, verrieth in allen seinen Handlungen das Gelüst, sich dem Bunde der Cavaignac, Radetzky, Jellachich und Windischgrätz als Jünger zuzugesellen. Er hat auch jetzt noch nicht seinen Traum einer großen Berliner Septembriade aufgegeben, man hat ihn zum Gouverneur der Residenz gemacht. Berlin in Belagerungszustand! Ob sich so etwas ausführen ließe? Seitdem die Nationalversammlung zu einer gewissen Kraft und Haltung gekommen ist, glaub' ich nicht. Frankreich mag immerhin die politischen Discussionen, die vielen Verfassungsbauten herzlich satt haben. Seit 1789 ist es damit so reich gesegnet gewesen, Paris hat so viel Solone, Drakone, Lykurgusse erlebt, daß auch die jetzige Herstellung der Republik daselbst mehr eine formelle Aufgabe, als eine alle Gemüther durchzuckende Lebensfrage ist. Weit anders in Berlin. Preußen wird sich weit weniger rasch mit einer ungefähren Feststellung seines öffentlichen Rechtszustandes begnügen. Die Formeln, für

deren Erörterung man die Erfahrungen aller anderen Staaten zu Hülfe nehmen kann, werden dort ernster genommen werden, als irgend wo. Das lebhafte Temperament der Bevölkerung, die unruhige auteritätsscheue und kecke Art des Berliners, nimmt an diesen Fragen ein noch unabgenutztes, frisches Interesse und die Nationalität dieses Volkes ist stolz genug, wenn sie einmal Gelegenheit hat, Geschichte zu machen, dies auch mit Gründlichkeit zu thun. Der Kampf der Reaktion mit der constituirenden Versammlung wird voraussichtlich ein sehr langer werden und die Principienfragen, die bei Herstellung der Verfassung noch in Erörterung kommen werden, dürften hundertmal Gelegenheit bieten, immer wieder das ganze Land daran Theil nehmen zu lassen und sein politisches Urtheil radical zu bilden und zu befestigen.

Erwägt man nun den unruhigen, widerspruchssüchtigen Geist der Preußen und vorzugsweise Berlins, erwägt man die Unmöglichkeit, gegenüber dem Verfassungs- und Beruhigungswerke dieses ohnehin in den deutschen Angelegenheiten so tief

verwickelten Staates halbe Maßregeln, halbe Systeme wirksam zu machen, so bleibt kein Ausweg übrig, als da wieder anzuknüpfen, wo die Revolution am 20. März stehen blieb. Waldeck und Temme, abgenutzt in einem Coalitionsministerium, machen sich für die Zukunft unmöglich. Beide aber, im Bunde mit den charakterfesten und ehrgeizlosen Fähigkeiten der Linken, würden das Werk der neuen Constituirung Preußens zu Ende bringen. Aber diese Minister müßten sich wie mit einer Diktatur bekleidet fühlen, sie müßten sich an den Thron lediglich als Volksvertreter stellen, sie müßten dem Ehrgeiz unzugänglich sein, Titel, Würden, Zukunftsaussichten verachten, müßten sogar die Ministerhotels meiden und eher in Dachstuben wohnen, als sich durch die Luft, die in jenen den Menschen verpesten, verderben lassen. Ihre Aufgabe wäre die, von der Vergangenheit nichts mehr übrig zu lassen, was im Widerspruch mit der Mission Preußens steht, jetzt auf der Bahn der demokratischen Freiheit auch der erste und beste Staat zu werden. Es müssen Commissäre dieser

Miniſter in den Provinzen an Ort und Stelle die alten Regierungen überwachen. Die Armee iſt mit Entſchloſſenheit in die neue Sphäre hinüberzuleiten, z. B. die Offiziere, die nicht im Dienſte ſind, werden ſich der Civilkleidung bedienen dürfen: es iſt unglaublich, welche ausſöhnende Wirkung ſchon in dieſer, das ganze Syſtem von früher umwerfenden Bedingung liegen würde. Die Inſtitutionen müſſen nicht nur beſchloſſen und ausgeführt, ſondern auch ihrem Geiſte nach mit der Maſſe vermittelt werden. Jeder andre Staat beruhigte ſich vielleicht mit einem vermittelnden Miniſterium, Preußen kann und wird dies nie. Es iſt ſeiner Natur zuwider. Hat auf dem abſoluten Thron einſt das freieſte, vorurtheilsloſeſte Staats-, Denk- und Glaubensprinzip damaliger Zeit in der Perſon Friedrich's II. geſeſſen, ſo muß die demokratiſche Form dieſer Regierung auch der vollſte Ausdruck deſſen werden, was die Zeit unter Demokratie verſteht. Nur dann kann Preußen ſeinen innern Frieden und ſeine äußere Größe wiederfinden, es ſei denn, daß man dieſe durch Kanonen wiederherzuſtellen glaubt oder auf

einen Krieg vertraut, der dem Absolutismus eine ruhmvolle Wiederherstellung brächte.

Wie jetzt die Verhältnisse offen zur Schau daliegen, sollten wir allerdings glauben, daß weder die Kanonen des Herrn Roth von Schreckenstein noch die Russen zu fürchten wären. Wir haben bei allen Intriguen der Preußenvereine, bei allen Drohungen der Kornligue, bei allen Anwandelungen militärischer Anmaßung noch keinen Grund zu glauben, daß in Potsdam conspirirt wird. Der König lebt noch in der Nachwirkung jener religiösen Erleuchtung vom 22. März: er scheint sich, da er nun einmal konstitutionell geworden ist, in den Bedingungen eines solchen Versprechens strenge zu überwachen. Er befleißigt sich einer Passivität, die wir üben seine konstitutionelle Demuth, im Gegensatz zu den Thronreden des weißen Saales nannten. Er wird kein Gelüste mehr haben, Schwierigkeiten dadurch zu lösen, daß er plötzlich mit eigner Person hervorträte, er wird nicht in die Kammern gehen und etwa „gemüthliche Ansprachen" an die Liebe oder monarchische Drohungen an die Furcht

verſuchen. Er wird der Majorität folgen und die Miniſterien, die abdanken müſſen, nicht halten wollen, wären ſie ihm auch noch ſo theuer und werth geworden. Der Prinz von Preußen liebt die künftige Krone, er wird ſie nicht verſcherzen, indem er ſeine perſönliche Stimmung geltend macht. Dieſe mag erbittert und grollend ſein, aber er beſitzt eine gewiſſe Offenheit, die ihm verbietet, ſich in die Fäden einer Intrigue verwickeln zu laſſen, würden ſie auch von weiblichen ihm naheſtehenden Händen noch ſo fein geſchlungen. Für ſeinen Sohn fordert hoffentlich bald ein freiſinniges Miniſterium oder die Nationalverſammlung pädagogiſche Garantieen.

Die Stellung Preußens zur großen Einigungsfrage Deutſchlands bedingt ſich durch die preußiſche Entwickelung ſelbſt. Siegt die altpreußiſche Reaktion, ſo lockert ſie das Band zwiſchen Preußen und Deutſchland immer mehr. Siegt die Demokratie, ſo zieht es ſich feſter, wie nie, vorausgeſetzt, wenn die Centralgewalt kein maskirter Bundestag iſt. Ein eigenhändiges Zertrümmern und Zerſchlagen Preu-

pens in seine Bestandtheile, um sich provinzenweise in Deutschland aufzulösen, ist ein unbesonnener Ausweg; denn wollte Gott, das übrige Deutschland besäße viel so feste Schwerpunkte der Einigung und der Kraft wie Preußen. Zertrümmert und zerschlagen soll nur Altpreußen, als Idee werden, die Einigung und Kraft, die aber auch ein Neupreußen nöthig haben wird, in grade jener Stützpunkt unserer Nationalität, die ich in der bisherigen Verfassung Deutschlands und dem fernern Bestand seiner Souveränitäten nicht finden kann. Statt also Preußen in kleine provinziale Jämmerlichkeiten aufzulösen, soll man die vorhandenen außerpreußischen Jämmerlichkeiten, die sich Souveränitäten nennen, verbinden, und nach den Seiten hin, wo sich jetzt Kraft zeigt, Sachsen, Bayern, Oesterreich, Würtemberg und Hannover arrondiren. Diese Forderung ist es, die das demokratische Preußen an Deutschland zu stellen hat, wenn wir ein wirkliches, zu höherischer Kraftentwickelung verjüngtes Deutschland erleben wollen. Alle die Transaktionen, die man jetzt versucht und zum Gegenstand einer mehr

wollte, ſo verwirrte dies das Verhältniß nur noch mehr und endete mit einem Mißtrauen, das den Einen verletzte und die Anderen beſchämte. Man mußte ſich ſelber Prüfungen auflegen, ob man dem Veränderten noch trauen dürfe, ſo gemiſcht waren die Empfindungen aus Ungleichartigkeit, Abſtoßung und einem nichts deſto weniger unverwüſtlichen, wechſelſeitigen Intereſſe. Um ſich ſelbſt zu achten, mußte Goethe dieſen Kreiſen auf immer entſagen.

Keine Lebensphiloſophie iſt Syſtem. Sie iſt immer nur Maxime, eine einzelne, durch Berechnung aller Umſtände und aller Reciprocitäten in beſtimmten Fällen genommene Maßregel, unmittelbare Eingebung eines oft natürlichen, oft von der Erfahrung gelernten Taktes. So kann auch, wollte man die Grundzüge der Goetheſchen Lebensphiloſophie geben, ihre Darſtellung nur fragmentariſch ſein und muß ſich auf gewiſſe einzelne Thatſachen beſchränken. Jeder Maler hat nach langer Uebung und Abſtraktion von Erfolgen, die mehr oder minder glücklich waren, einige ſichere Handgriffe ſich erobert, die ſich nicht einmal an Andere überliefern, weil ſie ſich kaum in beſtimmten Worten ausdrücken laſſen. Denn es iſt das Meiſte von dieſen Erleichterungen eine individuelle Erfahrung, eine Berechnung, die nur für das Auge und die Hand gerade dieſes Künſtlers und keines andern paſſen würde. Wo der Landſchaftsmaler ſeine Geſichtspunkte aufſteckt, welch eine Richtung der Portraitmaler dem Profil des Sitzenden gibt, das ſind keine traditionellen Begriffe, ſondern Maximen, die eben ſo ſehr auf Gewohnheit, wie Eingebung des Augenblickes beruhen.

Wenn nun hier in Betreff Goethe's Einiges von dem, was doch ohne Ausdruck zu ſein ſcheint, hervorgehoben werden

den Sondergeist der Deutschen, als ihre gemeinsame Vaterlandsliebe befriedigenden Erörterung macht, sind der Rede nicht werth. Die Centralgewalt verlangte von den preußischen Soldaten eine Huldigung. Der Ausdruck konnte nicht unpassender gewählt sein. Ein andrer König von Preußen hätte ihn vielleicht richtig verstanden, vielleicht auch dieser; aber wenn die schwarzweiße Partei den Ausdruck einmal so auffaßte, als wenn es eine Schande und ein Hochverrath wäre, ihn in Vollzug zu bringen, so war es auch nicht möglich, ihm zu willfahren. Man sah die erste Folge der auf das Fürstengebiet hinübergespielten Frankfurter Frage! Man sah die erste Folge dieser unglücklichen Wahl eines Fürsten überhaupt und dann eines österreichischen insbesondere. Für den Präsidenten der Centralregierung, Heinrich v. Gagern, hätte Herr v. Peuker nicht die Huldigung verlangt und hätt' er sie verlangt, ganz Preußen hätte sie mit Jubel dargebracht, denn es wäre eine dem deutschen Volke gebrachte Huldigung gewesen. Unverantwortliche, unselige Verblendung, die auf unsern Ueberfluß an

Fürſtenweſen noch eine neue Fürſtlichkeit preßte und vollends eine ſolche, die förmlich den alten Reichsprinzipat des öſterreichiſchen Hauſes wieder herzuſtellen ſchien! Wozu haben denn in Deutſchland drei Jahrhunderte daran gerüttelt und gearbeitet, es von der Herrſchaft des Hauſes Habsburg frei zu machen! Wozu hat denn Preußen ſeine Schlachten geliefert, als für eine kräftige Selbſtändigkeit und die Freiheit vom Reiche in ſeiner Ohnmacht! Dieſe Selbſtändigkeit mußte, nach dem Geiſte der vorangegangenen Zeiten, freilich durch die Souveränität der Fürſten hindurchgehen, aber nach der franzöſiſchen Revolution von 1789 fing der Umſchwung an, daß das, was die Fürſten ſich ſelber genützt zu haben glaubten, den Völkern zu Gute kam. Dem preußiſchen Volke gehörte ſchon 1815 ſeine ihm durch Friedrich eroberte Unabhängigkeit von Oeſterreich und ſeit 1848 gehörte ſie dem deutſchen Volke. Dann kennten wir preußiſche Demokraten und deutſche Vaterlandsfreunde im Norden Euch zurufen: „Laßt uns gewähren, wir werden Denen, die ihr bei uns haßt, das Schwert

der Macht ſchon entwinden und es auf dem Altar des gemeinſamen Vaterlandes niederlegen!“ Aber an dieſem Altar darf kein neuer Fürſt ſtehen und am wenigſten ein öſterreichiſcher. Verlacht uns nicht, daß wir dem weißen Rock gegenüber Preußen ſind! Ihr ſagt, wir können uns nicht von unſern preußiſchen Anſchauungen befreien, und Ihr könnt es nicht einmal von Euren Heſſen-Homburgiſchen!

Die Wahl eines öſterreichiſchen Prinzen zum Führer der deutſchen Centralgewalt hat dieſer ganz Preußen abwendig gemacht. Es gehört ſchon viel Vaterlandsliebe, viel reife politiſche Ueberlegung dazu, bei einem ſolchen Dilemma ſich auf die Seite zu ſtellen, wo zuletzt das unpartheiiſche Urtheil und die dem guten Werk der Einigung doch treu bleibende Liebe zum Ganzen ſtehen muß. Aber die Maſſen ſind nur Politiker aus Inſtinkt und wie Euch in Baiern und Oeſterreich ein preußiſcher Reichsverweſer verletzt hätte und wenigſtens die ſechs Millionen reine Deutſche in dem Slavenſtaate Oeſterreich gleich von vornherein von der deutſchen Sache entfremdet hätte, ſo ſind die 16 Millionen

Preußen ihr entfremdet werden, da man einen österreichischen Prinzen wählte. Nun ist Gott sei Dank die politische Bildung, das vaterländische allgemein deutsche Gefühl auch in Preußen so reif, daß die eigentliche spruchfähige öffentliche Meinung daselbst am Einigungswerke noch nicht verzweifelt und auch über den weißen Rock noch hinauskommen dürfte. Aber als Agitator, Volksredner, Führer der Masse, als Vertreter der Nationalvorurtheile in der Kammer, was kann man da Großes beginnen und reden und thun, wenn man solche Fehler, wie sie in Frankfurt gemacht wurden, von Saarlouis bis nach Memel zu vertheidigen hat! Gegen den Instinkt angehen, nur zur kalten Vernunft reden, ist außerordentlich schwer. Es gehört das ganze innere Verwirrung Preußens mit seinem Königshause, seinen Prinzen, seinen Generalen, Offizieren, Beamten dazu, um da noch einen Weg zu finden, wieder an die Herzen der Masse heranzukommen und ihr zu beweisen, daß allerdings Preußen, wenn man einmal für eine große allgemeine deutsche Sache handeln wolle, in zu schroffer Isolirung und zu

lebhafter hiſtoriſcher Erinnerung nicht verharren dürfe.

Auch die Staatsmänner Preußens können nicht daran arbeiten, Preußen zu zerſtören. Wie wollten ſie das mit ihrem Gewiſſen verantworten! Es iſt jammervoll, daß die preußiſche Politik ſeit 1815 ſchon das Wort Preußen in Deutſchland ſo unſäglich unbeliebt gemacht hat, man ſollte in Sansſouci darüber in Sack und Aſche trauern und blutige Thränen weinen und Alles von ſich werfen, was dieſen Haß genährt und gefördert hat; aber Preußen kann darum ſich ſelber nicht aufgeben. Das hieße den Görres, Philipps, Sepp, allen Ultramontanen, denen das Wort Preußen gleichbedeutend mit einer Incarnation des Teufels iſt, Alles einräumen. Dieſe Adepten des Görres'ſchen Haſſes lehren ſeit Jahren, daß die deutſche Geſchichte durch Preußen verrathen und das alte katholiſche öſterreichiſche Prinzipat wiederherzuſtellen wäre. Und weil alles Preußiſche ſeit Jahren gleichbedeutend mit Anmaßung wurde, deshalb ſollten ſich auch die freiſinnigen Söhne dieſes Landes, die dieſen Geiſt

der Anmaßungen selbst haßten, aufgeben? Die Formen zerspringen, der Kern bleibt und wer sich immer am Nächsten ist, ist der Mensch. Die Sonderbündelei der Baiern ist weit größer, als die der Preußen. Im Gegentheil kann Preußen alle die Sonderbündler nennen, die sich von ihm abwenden.

Preußen soll in Deutschland aufgehen! lautete der Ruf, der Vieles bedeuten konnte. Er kann heißen: Preußen ist der offne Schlund, der Deutschland jetzt zu verschlingen hofft; er kann heißen: Preußen ist eine Form, deren ganzer Inhalt einmal Deutschland werden dürfte: selbst um diesen Preis würde doch Herr von Griesheim recht gern die fernere Existenz eines Preußens anerkennen? Oder ist Preußen diesen Herren wirklich nur Preußen? Es kann endlich heißen: Preußens Politik wird hinfort nur noch eine solche sein, daß es keine Anlehnung mehr an Oesterreich oder Rußland, sondern nur noch eine an das ganze Deutschland suchen wird! In diesem letzten Falle wäre das Wort des Königs mindestens eben so viel werth,

wie das des Erzherzogs: „Kein Preußen! Kein Oesterreich! Ein einiges Deutschland!“

Ein Frankfurter Parlament freilich, das durfte man sich nicht verschweigen, schrieb diesem Aufgehen Preußens in Deutschland sehr bestimmte Bedingungen vor. Sind die Beschlüsse der Frankfurter Majorität für Preußen bindend, so hat Preußen keine eigne Politik mehr. Es ist nicht genug zu schätzen, daß gerade die dänische Frage die Veranlassung geboten hat, gleich an der Schwelle des Eintritts in das Heiligthum eines Pangermanikons diese Conflikte vorauszusehen und darüber einen Entschluß zu fassen.

Die Frankfurter Abstimmung, die den Waffenstillstand gut hieß, hat dem Vaterlande eine große Gefahr und dem Berliner Hofe eine furchtbare Verlegenheit ersparen wollen, aber das Ministerium Auerswald tief beschämt. Der Waffenstillstand ist von Denen, die ihn guthießen, nicht etwa gebilligt worden. Es fragt sich fast, ob es nicht besser gewesen wäre, grade wegen Preußen ihn zu verwerfen. Man hätte dann ohne Weiteres vom Berliner

Cabinet offnes Visir gehabt und Preußen hätte sich entscheiden müssen: Entweder — Oder. Die Demüthigung des Altpreußenthums wäre nicht ausgeblieben. Denn im ersten Augenblicke freilich hätte alle Welt in Preußen die Nothwendigkeit des Berliner Kabinets, seine Ehre zu retten, wohl eingesehen, die Berliner Vereinbarer hätten den Frankfurter Beschluß nicht gutheißen können, aber der magnetische Zug zur deutschen Sache hin hätte sich doch so bald in Preußens Bevölkerung wieder geltend gemacht, daß die Nation, als solche, Pommern vielleicht ausgenommen, sich hier wieder von der Sache seines Königs getrennt hätte und entweder faktisch oder moralisch zu Deutschland hinüber getreten wäre. So schlimm steht es jetzt mit einer Politik, die gegen den Strom angehen will! Beherzige das Berliner Kabinet diese Warnung! Ergreife es diese Gelegenheit, nicht zum zweiten Male eine solche entsetzliche Gefahr heraufzubeschwören! Rüste es sich, wenn im Frühjahr das Eis der Belte aufgegangen sein wird, mit der erdenklichsten Anstrengung die Scharte dieses Waffenstillstandes

auszuweßen und nichts gut zu heißen, was nicht die Genehmigung der deutſchen Nation entweder gewiß hat oder wenigſtens doch eine offen gehaltene Zuſtimmung des Parlaments vorausſetzt!

Die in dieſen Tagen erfolgte Ernennung Wrangels zum Ruheſtifter zwiſchen Elbe und Oder, deſſen im alten preußiſchen Style verfaßter Armeebefehl ſind bedenkliche Zeichen einer Kriſis, die unſre guten Hoffnungen von der conſequenten Selbſtbeherrſchung, die in Potsdam herrſche, widerlegen ſollten. Man umgeht bei Bildung des Miniſteriums die Kammer, man verſuchte eine Zuſammenſtellung parlamentariſcher Elemente, dann plötzlich kehrte man die rauhe Seite heraus und drohte mit einer militäriſchen Diktatur. Daß zwiſchen Oder und Elbe die Ordnung gelöſt iſt, die Achtung vor dem Geſetze geſchwunden, iſt eine Vorausſetzung, die nur aus Köpfen kommen kann, die unter Ordnung und Achtung vor dem Geſetz die Herrſchaft der abſolutiſtiſchen Zuchtruthe verſtehen. Man hatte in Wrangel einen Offizier zu entdecken geglaubt, der ſich über die engherzigen Vorſtellungen des preußi-

ſchen Garniſondienſtes einen geſchichtlichen, allgemein deutſchen Blick gewonnen hätte; allein dieſer Armeebefehl und ſeine unabläſſige Berufung auf die Disciplin verrathen ſehr wenig vom Anhauch des neuen Geiſtes. Es iſt der alte Kamaſchenſtandpunkt. „Preußen nichts ohne ſein Heer", „das Heer nichts ohne Disciplin," daran kann man nur die letzten verzweifelnden Zuckungen einer abſterbenden Periode erkennen. Die Offiziere des Fahnenadels ſchaaren ſich zuſammen und glauben den Fehdehandſchuh, den ihnen der Geiſt der Zeit hinwirft, aufnehmen zu können. Sie können den Augenblick nicht erwarten, in Berlin das Martialgeſetz proklamirt zu hören. Sie brennen vor Begierde, dem General Cavaignac, deſſen Republikanismus ſie dabei ignoriren, es gleich zu thun. Aber ſie irren und begehen ein ſchaudervolles Verbrechen, wenn ſie die Gefahr, die Preußen und Berlin droht, mit der des 14. Juni in Paris vergleichen. In Paris handelte es ſich um ein Extrem der Revolution, um ein gänzliches Umwerfen der bisherigen geſellſchaftlichen Ordnung. Es war ein Kampf

ſoll, ſo geſchieht es weit weniger, um die Tiefen eines weiſen Verſtandes zu erſchöpfen, als um hie und da etwas anzudeuten, das ebenſo ſehr in der Zeit wie im Individuum liegt und den Genius des Jahrhunderts erklären hilft.

Auch das Genie nivellirt. Denn die Form, deren es ſich bedienen muß, drückt es immer etwas zur Maſſe herunter, während der Inhalt, den es verarbeitet, natürlich die Maſſe ebenſo weit wieder hinauf hebt. Der Autor und die Menge begegnen ſich in guten Jahren, wo die Literatur gedeiht, ſo, daß die Menge den Autor aufſucht; in mittleren, daß ſie ſich auf halbem Wege entgegenkommen; in magern Jahren, wie in den jetzigen unter uns, daß der Autor der Menge ſchmeichelt und ſie durch hundert Vorſpiegelungen, von denen die ſogenannte nationale und zeitgemäße Literatur manchmal nicht die geringſte iſt, zu gewinnen ſucht. Nichts deſto weniger kann es zu keiner Zeit an wechſelſeitigen Akkommodationen fehlen, denn ſchon der Enthuſiasmus des Beifalls iſt es, der die Sprödigkeit des Genius bindet und depotenzirt.

An dieſer Stelle begann Goethe's Leiden. Er verachtete die Konſequenzen des Ruhmes. Sie ſind läſtig; keine Huldigung wird ohne Intereſſe dargebracht. Iſt nicht das ſchon ein Intereſſe, daß an dem Bewunderer die Fähigkeit, das Außerordentliche anzuerkennen, ebenfalls anerkannt werde? Will nicht jede dargebrachte Liebe, wenn nicht Erwiederung, doch Werthſchätzung eintauſchen und iſt es darum nicht oft ein größeres Glück, verkannt zu werden, als, begriffen und geprieſen, vor keiner Zumuthung mehr ſicher zu ſein? Jeder Ausbruch der Bewunderung fügt zu dem Stolze, den der Gegenſtand derſelben empfinden muß, einen ſchmerzlichen Dorn hinzu. In guten und beſcheidenen Seelen iſt ſchon die

des Principes der Familie gegen das Princip der Individualität. Cavaignac wußte, daß er in Paris nicht die Ordnung und Ruhe, nicht wie Herr von Wrangel sagt, „die Achtung vor dem Gesetze" herzustellen, sondern eine welthistorische Schlacht zu liefern hatte. Die Schlachten der Bauernkriege führte man auf freiem Felde: die Schlachten der Arbeiterkriege muß man in den Städten liefern. Von einer Veranlassung zu einer solchen Prinzipienschlacht zwischen alter und neuer Sitte, alter und neuer welthistorischer Ordnung, ist in Berlin auch nicht die geringste Spur. Man würde, wollte man in Berlin militärisch brüsk auftreten, immer nur das unterdrücken, was die jetzt legalste Entwickelung eines freien Bürgerthums ist, man würde nicht für dieses friedliche, freisinnige Bürgerthum siegen, sondern nur für die, jedenfalls sehr vorübergehende, Wiederherstellung der alten militärischen Herrlichkeit. Die Störungen der Ruhe, die Schwankungen des öffentlichen Geistes sind nicht so groß, um jetzt noch Jemanden anders zu beunruhigen, als die, welche seit einem halben Jahrhundert gewohnt sind, preußische Städte nur für

Kasernen des Militairs zu halten. Man wage den Kampf nicht! Man würde ihn vielleicht für den Augenblick gewinnen, aber für alle Zukunft verlieren! Ein Volk, das sich in seinen Schicksalen nicht sicher weiß, ist des Aeußersten fähig. Verrathen in seinen Hoffnungen, schwankend in seiner Anlehnung an das Vertrauen auf gegebenes Wort und heilige Versicherung, bilft es sich zuletzt in seiner Verzweiflung durch jedes Mittel, das nur zu ergreifen ist. Das Band der Preußen an ihr Fürstenhaus ist längst gelockert. Nirgends ein Haupt in dieser Dynastie, auf das es noch mit voller glücklicher Befriedigung blickt. Seit 1840 in einer ewigen Reizung mit dem Souverän, hingezogen in die Strudel heilloseſter Inkonsequenz, heute in dem verbrecherisch, was ihm morgen erlaubt wird, kann sich Preußen da noch selbst fassen und begreifen? In seinen theuersten Wünschen und liebsten Sympathieen fühlt sich dies Volk durch die zufälligen Eigenthümlichkeiten seiner Dynastie verkürzt. Während andre deutsche Völker hier und da Fürsten besitzen, die sich die Liebe des ganzen deutschen Volkes zu

erwerben wußten, iſt dieſe preußiſche Dynaſtie ſo unpopulär. Um dieſe Dynaſtie die Reibungen mit dem preußiſchen Militär in Süddeutſchland, um dieſe Dynaſtie die jüngſten Frankfurter Scenen! Um dieſe Dynaſtie verliert Preußen eine große geſchichtliche Miſſion für das deutſche Vaterland. Erträgt das ein Volk? Wird es dies ſelbſt dann noch ertragen, wenn es ſich geſtehen muß, dieſe Prinzen nehmen keine Lehre an, ihr Bund mit Rußland, mit der Ariſtokratie, mit dem alten Militärgeiſte iſt unauflöslich, und wir leben auf einer Mine des Verraths, die in jedem Augenblicke ſpringen könne? Wären ſie im Stande, dem Volke, das ſich, ſchlimm genug, jetzt erſt zu der politiſchen Einſicht durchringen muß, zu deren allmäliger Ausbildung es ſeit 1815 nicht zugelaſſen wurde, ſtatt der Palme des Friedens das Schwert zu zeigen, ſo wird es einſt von ihnen heißen: „Sie hatten nichts gelernt, nichts vergeſſen!“ und die Hohenzollern wird man die deutſchen Bombenen nennen.

Wie ein, bei ehrlicher konſtitutioneller Vorausſetzung würdiges Aufgehen Preußens in Deutſch-

land denkbar ist, hab' ich eben bei den Grundzügen einer demokratischen Heptarchie besprochen. Daß sie von den Staatsmännern wird aufgenommen werden, ist kaum zu erwarten. Aber die Geschichte wird sie annehmen, der beste aller Staatsmänner, die noch bisher am Ruder saßen, der niemals abgetreten ist, selbst wenn seine geheimsten und tiefsten Ideen momentan der Majorität erlagen.

Es bliebe nun noch übrig, von den Aussichten über Krieg und Frieden, von den republikanischen Ideen und von der sozialen Bewegung zu sprechen. Einige Worte darüber mögen den Schluß machen.

Krieg ist der Vater aller Dinge, sagten die Alten, und wir Neuen sagen ganz dasselbe, wenn wir lehren: Der Friede ist die Mutter. Der Vater zeugt, die Mutter gebärt. Napoleon hat die Welt befruchtet, im Frieden reifte die Frucht; erst waren die Hebärzte die Diplomaten, jetzt sind es die Völker selbst. Unsre Zustände von heute, wir selbst, sind Kinder dieser Zeugung. Aber die Kinder wachsen heran und werden den Entwickelungsprozeß der Ideen fortsetzen. An eine noch lange Dauer

des Friedens iſt kaum zu glauben. Die Intereſſen ſind zu hoch auf die Spitze getrieben, die Völker zu ſtreng geſondert, die Macht der Ideen reicht noch lange nicht aus, die Leidenſchaften zu läutern und die Begriffe von irdiſcher Beſtimmung in den ewigen Frieden zu ſetzen. Die Erde iſt ein Naturkörper, der ſeinen innern, wilden Geſetzen gehorcht, wir Menſchen ſind abhängig von den telluriſchen Kräften, die uns zurückziehen in das glühende Centralfeuer der Erde, wenn wir zu den Sternen ſehnſüchtig den Blick aufſchlagen. Als Einzelner ſind wir weiſe, in der Maſſe werden wir Gattung und als Gattung ſind wir thieriſch.

Aber was der Zug unſrer eignen Leidenſchaft nicht als Anſtoß zum Kriege thun wird, das müſſen unſere politiſchen Formen thun. Sie werden nicht frei, wenn wir nicht in die Lage kommen, unſer Aeußerſtes an das zu ſetzen, was wir erſtreben und als beſſer gewählt haben. Daß freie Völker ſich, wenn es Krieg gäbe, den Despotismus gefallen ließen, weil er ſie regle und im Kampf zuſammenhalte, glaub' ich nicht. Ich glaube an keinen

Krieg, der nur das Militär als solches verherrliche. Die Zeiten, wo man Kriege nur mit dem vorhandenen Quantum seiner stehenden Heeresmacht führte, sind vorüber. Radetzky kann heute von Mailand nach Wien kommen, und seine Offiziere werden, wie sie gedroht haben, die Stadt nicht züchtigen können. General Wrangel könnte Kopenhagen erobert haben, und die rückkehrenden Garderegimenter würden darum noch keine Diktaturgesetze in Berlin vorschreiben können. Ist aber die Gewaltherrschaft der vorhandenen stehenden Prätorianer nicht möglich, wie sollte erst die Freiheit in Gefahr kommen, wenn es Völkerkriege gäbe! Kann man ernstlich glauben, daß Rußland die Kraft besäße, Deutschland in absolutistische Ketten zu schmieden? Kann man glauben, daß französische Marschälle dauernd wieder uns regieren werden, wie Davoust in Hamburg regierte? Die augenblicklichen Störungen der Wohlfahrt, des Friedens und der Freiheit wird Niemand in Abrede stellen, aber an ein dauerndes Rückgehen unsrer Zustände ist nicht zu glauben.

Die Fürſten wiſſen dies ſehr wohl. Sie wiſſen daß ſie bei einem Kriege erſt ihre koſtbaren Spielzeuge, die ſichren Stützen ihrer Gewalt, die vorhandenen Militärkräfte daran geben müßten. Dieſer erſte Einſatz iſt bei einem Volkskriege bald verſpielt. Das Volk ſelbſt würde ſich erheben müſſen. Alle Hülfsmittel des fortgeſetzten Krieges würden aber von ihm ſo bedingungsweiſe nur dargeboten werden, daß man auch darin keine unglückliche Chance für die Freiheit erblicken kann. Deutſchland aber vorzugsweiſe hat das Bedürfniß des Krieges. Es muß die Gränze und die Bedingung ſeiner Kraft kennen lernen: es muß die wirkliche Nothwendigkeit der Einigung einmal in That und Wahrheit fühlen: Eine einzige verlorne Schlacht deutſcher Truppen würde uns ein zwanzigjähriges Parlamentiren in der Paulskirche erſparen. Die deutſche Nation würde wiſſen, wie ſie ſich zu helfen hat.

Die Republik iſt in Deutſchland ein Loſungswort der Partheien geworden. Ich halte jede Republik bei einem Volke für unmöglich, das nicht

ſogleich weiß, wofür es die republikaniſche Form ausſchließlich und allein benutzen würde. Karthago war eine Republik, weil Karthago nur handeln wollte. Rom war eine Republik, weil es nur Krieg führen wollte. Genua, Venedig, Holland, Nordamerika, alle dieſe Republiken wußten, daß der Handel ihr einziger Zweck war. Die Schweiz weiß, daß ſie außer Ackerbau und Viehzucht keine andere Miſſion hat. Die Lombardei würde nur eine Republik des Handels und der Induſtrie werden. Frankreich könnte wie Rom als Republik beſtehen, wenn es eroberte oder das Sozialproblem löſte. Jenes war in der Vergangenheit, dies wird nur in einer ſehr entfernten Zukunft möglich ſein und eine rein theoretiſche Republik hält ſich ſchwerlich.

Der Zweck, für deſſen Verherrlichung man in Deutſchland an die Republik denkt, iſt allerdings auch ein einiger und ſehr praktiſcher. Man ſcheint zu fühlen, daß unſer nationales Verfaſſungswerk in Gemeinſchaft mit den Fürſten nicht zu einem großen und kräftigen Deutſchland führe. Hätten wir alſo eine Republik, wir würden ſehr gut wiſ-

ſen, wozu wir ſie zunächſt brauchten. Anders ſteht es aber um die weitern Folgerungen derſelben. Deutſchland müßte erſt einen Ludwig XIII. und XIV. gehabt haben, um den Boden der Republik zu ſäubern. Wie es jetzt iſt, kann und muß es in ſeiner Geſammtverfaſſung eine Republik werden, unbeſchadet der monarchiſchen Formen, die im Einzelnen wohl bleiben werden. Iſt man im Stande, dieſe zu vereinfachen, ſechs kräftige Königreiche zu bilden, ſo würde der Beſtand der Republik, als die ſiebente Macht, ſchon ſchwieriger werden und grade beweiſen, daß die Republik in großen Staaten ausgerufen, eine Uebergangsform, die Form einer Erlöſung von einer unerquicklichen Gegenwart iſt. Man verſteht auch jetzt auf dem Lande, wenn die Bauern von der Republik ſprechen, allgemein darunter mehr das Aufhören des Bisherigen, als den Beginn von etwas Neuem. Republik iſt ihnen tabula rasa, Aufhören aller Steuern an den Staat, aller Laudemien an die Gutsherren, die augenblickliche Quittirung aller unbezahlten Rechnungen. Man kann ſich nicht verſchweigen, die Zahl

dieſer Republikaner iſt in Deutſchland ſehr groß. Heckers Einfall, als die lawinenartige Bewegung der Unruhe ſchon aufgehört hatte, war eben nur ein Einfall, eine abſtrakte Grille. Hätte aber Hecker die Republik im März ausgerufen, als die Bauern des Schwarz- und Odenwaldes bis hinauf nach Schleſien und Preußen die Schlöſſer der Gutsherrn ſtürmten, da hätte man Mühe haben ſollen, die Monarchie ſo bald wieder herzuſtellen. Indeſſen ſie würde mit der Zeit, wenn auch in neuer Form geſiegt haben; denn die Republik der Furcht und die Republik der Ueberzeugung ſind zweierlei.

Man kann die Monarchie haſſen und doch nicht für die Republik ſchwärmen. Man kann das republikaniſche Prinzip verehren und ſeine ganze Ausführung für unmöglich halten. Man kann die Republik herbeiwünſchen, als ein Mittel zum Beſſern, ohne ihm Dauer zu wünſchen, ohne zu glauben, daß die Republik das Beſſere auch immer möglich machen werde. Man kann die Republik theoretiſch bekämpfen, ohne ſich vor ihrem Eintreffen zu fürchten. Wäre ſie nun plötzlich da, wie vom Himmel

Anbetung eine Pein; eine wehmüthige Rührung möchte gern alles Rühmliche ungeschehen machen und sich der Vergleichung entziehen, welche zwischen der Aufgabe und der Leistung angestellt wird, zwischen dem, was man einmal konnte, und was man nun immer wird können sollen. Stärkere Gemüther trauen sich zwar zu, daß sie sich selber niemals abhanden kommen werden, aber sie werden erstaunen, daß der Enthusiasmus über sie mehr im Klaren sein will, als sie es selbst sind. Der Unmuth hierüber wird sie veranlassen, ihren zweiten Schritt niemals nach der Richtung hinzunehmen, wo der erste Schritt schon den Schatten als Contur des zweiten hinzuwerfen schien.

Bei diesem enthusiastischen Andrang der Verehrer war Goethe besorgt, sich immer zuerst in Sicherheit zu bringen. Man wird zerrissen von dem andringenden Volk, sie treten mir auf die Schuhe und beschmutzen mir die Kleider. Die Menge, die ihr Phantom anbetete, erschrack bald, nur einen Stellvertreter dessen zu finden, was sie erwartete. Goethe, der die Ersprießlichkeit dieses Verhaltens merkte, trug dessen Beobachtung sogar auf die Idee selbst über. Alle seine Spekulation war Empirie: Goethe besaß keine Dialektik: denn Dialektik ist diejenige Kunst, sich in die Spekulation mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren und aus diesem Mehr oder Weniger, aus dieser kürzern oder längern Perspektive des Auges, aus dieser Wendung nach rechts oder links hin von einem einzigen Gedanken nur alle möglichen Resultate, Nüancen und stylistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Zur Dialektik hatte Goethe nicht Wagniß genug: er riskirte sich selbst nicht; er war Naturforscher und hielt deshalb immer seinen Athem an, um an dem Experimente, das sich vor ihm

gefallen, wie ſie in Paris vom Himmel fiel, was wolltet Ihr thun? Würdet Ihr ſie von Euch weiſen oder es verſuchen, mit ihr zu leben, wie Thiers, Odillon Barrot es verſuchen? Hier entſcheidet das Gefühl jedes Einzelnen. Bis dahin, daß wir noch keine Republik und noch unſre großen und kleinen Throne haben, kann man ſagen: die vollkommenſte Staatsform des modernen Europa wäre ohne Zweifel die conſtitutionelle Wahlmonarchie. Die Republik mit ihren wandelbaren oberſten Häuptern iſt ein Tummelplatz des Ehrgeizes, die Monarchie hat vor ihr den Vorzug, daß man vom höchſten Stuhl der Macht wenigſtens ſagen kann: Der iſt beſetzt. Nur das erbliche Beſetzen dieſes Stuhles beſteht vor einer idealen Politik nicht. Es iſt ſo ſchlimm, daß die Völker jetzt einen Fürſten haben, den ſie lieben, und morgen einen bekommen, den ſie haſſen. Unſere Vorvordern gehorchten nur ſolchen Herzögen, die ſie ſich gewählt hatten. Erſt als das erwachende und ſich ausbreitende Chriſtenthum die Völker gegen die Händel der Welt gleichgültig ſtimmte und die Lebensgüter dann in

der Bildung, zuletzt in materieller Glückſeligkeit geſucht wurden, ließ man die Wahl auf ſich beruhen und nahm die Erblichkeit an. Aber die Erblichkeit iſt nur Folge der Bequemlichkeit. Als Rechtsbegriff iſt die Wahl im germaniſchen Staatsleben länger als irgendwo aufrecht gehalten worden. Alles, was an der Monarchie gut iſt, wird durch die Erblichkeit verdorben. Die Wahl wurde den verderben den Gedanken zerſtört haben, daß Völkerherrſchaft ein Patrimonium iſt. Nie wäre der Abſolutismus angebahnt worden. Man hätte Graf, Herzog ſein können auf dem Grundbeſitz ſeiner Güter, nie aber ein König auf einem politiſchen Complex, wie im Grunde jetzt alle Staaten nur politiſche Complexe ſind. Wohl weiß ich, daß auch dieſe ſich wenigſtens in Deutſchland feudalgeſchichtlich entwickeln laſſen, daß die Länder förmliches Eigenthum der Dynaſtien ſind, aber ſeit Rouſſeau den Contract social geſchrieben, hat der Menſch ſchon durch ſeine Geburt aufgehört, ein Leibeigner der Geſchichte zu ſein. Schon durch ſeine Geburt wird er ein Freigelaſſener Gottes.

Die Wahlmonarchie iſt durch Polen und ſeine Reichstage verrufen. Aber Frankreich machte die Republik durch die Guillotine auch verrufen und es gab und wird Republiken geben ohne Guillotine. Polen wird ſeinen Charakter nie verläugnen, auch wenn es dort wieder zu einer erblichen Monarchie oder zu einer demokratiſchen Republik käme. Die Erblichkeit iſt beim Papſtthum nicht möglich. Aber geſetzt, der Cölibat wäre nicht in der katholiſchen Kirche und eine römiſche Dynaſtie hätte ſich erblich begründet, ſie würde ihre große Bedeutung für Europa bald verloren haben, wenn ſie überhaupt noch exiſtirte. Eine conſtitutionelle Wahlmonarchie dagegen dürfte vielleicht jetzt auch in Frankreich eingeführt werden. Man wird einen lebenslänglichen Präſidenten wählen, der conſtitutionell gebunden, ſonſt aber Regent des Landes iſt. Beim Antritt ſeines Regimentes, nicht bei ſeinem Tode, wäre ſein Nachfolger ſchon im Voraus zu beſtimmen. Dies würde dem Chaos vorbauen, das in einer Zwiſchenregierung entſtünde. Sind dies Träume? Man wird ſie in Schönbrunn und Potsdam be-

lächeln: aber was ist nicht Alles schon in Rom, im Eskurial und in Versailles belächelt worden!

Die soziale Revolution läßt sich nur durch den vollendeten Ausbau der politischen in ihren Gefahren hemmen. Irgendwo bricht die Menschheit mit ihren Bedürfnissen gewaltsam aus, aber nimmermehr wird sie glauben, daß die Erde zu einer vollkommenen Glückseligkeit bestimmt ist. Sind die politischen Gestaltungen solche, daß sie einestheils dem öffentlichen Leben Kräfte, Regsamkeit und die moralische wohlthuende Erschütterung des Besten im Menschen sichern, anderntheils der Arbeit, Production, dem Verkehr erleichternd entgegen kommen, so wird man weder viel über ein soziales Elorado grübeln, noch sich in seinem Hasse gegen die bestehenden Verhältnisse so ergrimmt erbittern. Unter Louis Philipp war das politische Leben Frankreichs eingeschlafen und der Constitutionalismus langweilig geworden; kein Wunder, daß sich eine chimärische Weltordnung in den Köpfen einnistete, deren Eier da natürlich, als die Republikerklärung Alles in Hitzegrad versetzte, auch ausgebrütet sein

wollten. Bei einem frischen und gesunden politischen Volks- und Staatsleben können die ungleichen Bedingungen der Existenz sich nicht zu dem Schreckgespenste eines blos roh aufgefaßten Communismus aufthürmen.

Die Möglichkeit einer neuen Form unserer Vergesellschaftung ist an und für sich nicht abzuschneiden. Die Geschichte legt ihre Keime viele Jahrhunderte voraus. Der Keim des Christenthums wuchs schon neben dem Schierling, dessen Saft einst Sokrates trinken mußte. Luthers Ahnen waren Peter Waldus und Wiclef. Der französischen Declaration der Menschenrechte gingen die schwäbischen Bauernartikel und die Puritaner voran. So werden auch die edleren Keime des Communismus in künftigen Gesellschaftsformen ihre Blüthen treiben. Der Staat, von den Pfingstzweigen der Liebe geschmückt, wird schon selbst den winterlichen Stubendunst des Egoismus verlieren. Wird das Unrecht auf den Thronen verfolgt, sollte es sich da in den Speichern der Industrie, in den Comptoiren des Handels erhalten? Das Geld ist eine ungeheure Macht, aber zu

großem Widerſtande bedarf es einer moraliſchen Anlehnung und dieſe gibt der Beſitz des Geldes nicht. Der Reiche wird ſeine Rechte immer nur vom Zufall herzuleiten wagen und niemals ehrwürdig erſcheinen, was ſelbſt dem verjährten Despotismus der politiſchen Macht nicht ſelten möglich geweſen iſt. Und wenn der Arme ſich politiſch nicht zurückgeſetzt, der minder Gebildete durch ſein Stimmrecht gehoben fühlt, wenn er mit den Beſitzenden in Reih und Glied ſteht, wird es da dem Phantaſten gelingen, ihn aus dem übertriebenen Gefühle geſellſchaftlicher Erniedrigung nur durch ein vielleicht ſcheiterndes ſoziales Experiment aufzuſchrecken? Wird die Religion ſo ganz durch falſche Anwendung, durch den Mißbrauch der Phariſäer, an ihrem Werthe verloren haben, daß man den Volksredner verlacht, der etwa noch wagte, auf unſere hienieden nicht ganz vollendete Beſtimmung hinzuweiſen? Ich glaube nicht. Ich glaube, daß es möglich iſt, die communiſtiſche Tendenz unſerer Zeit durch eine edle Pflege des Nationalſtolzes, eine muthige und charakterfeſte Anhänglichkeit an die demokratiſche

Politik und die Umwandlung aller ſchlimmen Entſtellung der Religion in einen feierlichen und ernſten Hinblick auf das große Räthſel unſeres Daſeins zu zügeln.

Die Anarchie iſt allerdings nicht ganz das bloße Schreckgeſpenſt, zu dem es die Reaktion machen möchte. Sie tritt oft genug mit der Brandfackel, mit gezückten Waffen auf. Sie kann nicht geduldet werden, wenn ſie überall das Prinzip der Selbſthülfe anruft, oder, wenn es ſich beweiſen läßt, wirklich von der Demagogie künſtlich unterhalten wird, um die Gährung nicht ſich beruhigen zu laſſen. Man vergeſſe aber nicht, daß im Charakter der Deutſchen eine angeborene Tobſucht und die Wuth nach Händeln liegt. Die Fabrikarbeiter, die wandernden Geſellen, die Tagelöhner, die raufſüchtigen Bauern, die durch die allgemeine Militärpflicht eher verdorben, als gebildet werden, das ſind, verbunden mit wirklicher Verbrecherheſe, wie ſie ſich in den großen Städten findet, Elemente genug, um die friedliebenden Claſſen zu erſchrecken, Beſürchtungen wegen der eignen Sicherheit zu er-

regen und Maaßregeln der Abwehr zu entſchuldigen. Aber ſehr bald iſt hier erkenntlich, ob die Kraft, die der Staat gegen dieſe Gattung von Anarchie entwickelt, von aufrichtigen oder falſchen Freunden der Freiheit ausgeht. Sehr bald verräth ſich, ob die Staatsmänner Luſt oder Schmerz an dieſer Strafe empfinden. Ein gewaltſames Verdrängen einer Staatsform durch die andre, die bewaffnete Intervention einzelner Verſchwörer, um dieſer oder jener Thatſache den Sieg zu erringen, mag geſchichtlich ſeinen Werth und ſeine moraliſche Berechtigung haben. Aber der grade beſtehende, für die Majorität ſorgende Staat hat die gleiche Berechtigung, ſich nicht ohne Weiteres von ihr wegſchieben zu laſſen. Doch auch hier erkennt man ſehr bald, ob die Staatsmänner weiſe, mäßig, gerecht, oder nur von ihrem verhaltnen Zorn, ihrer verſteckten Intrigue geleitet werden. Die Art. z. B. wie die Reichsminiſterien das Frankfurter Attentat ausbeuten wollen, wird jedem Vaterlandsfreunde höchſt verdächtig erſcheinen müſſen. Man ſieht, daß ſie den Regierungen durch argumenta ad

hominem beweiſen wollen, wie nützlich und nothwendig eine ſtarke Centralgewalt iſt! Man hatte gehofft, ſie würden dieſen Beweis durch die Politik führen, und führen ihn nur durch die Polizei. Da ſind die Herren auf ihrem Terrain, da wiſſen ſie raſch und entſchieden aufzutreten, da haben ſie den Regierungen Verhaltungsmaaßregeln vorzuſchreiben. Da geben ſie ſich ſogar den lächerlichen Schein, als ſtünden ſie durch Vorwürfe, die ſie einzelnen Regierungsbezirken wegen unterlaſſener Vorſichtsmaaßregeln machen, Wunder wie hoch über den Häuptern derſelben! Wenn die Centralgewalt keinen andern Weg weiß, der deutſchen Nation ihre Kraft zu zeigen, ſo wird ſie ihr nur noch als die Wiederholung des Bundestags erſcheinen und daſſelbe Schickſal gewärtigen müſſen, das dieſen richtete. Und das bald!

Der ſicherſte Weg, die Anarchie zu bekämpfen, den Geiſt der Unruhe aus den Städten, die Auflehnung gegen die Geſetze vom flachen Lande zu bannen, liegt nur in dem ehrlichen Bündniſſe der Regierungsgewalt mit der friedlichen Revolutions-

partei. Wer die Bewegung läugnet, ihre Urſachen verdächtigt, ihr Ziel zu frühe abſtecken will, wird der unruhigen Elemente niemals Herr werden. Die Staatsmänner, die an unſre deutſchen Throne getreten ſind, und höchſtens nur ſagen, wir conſerviren das, was im März verſprochen wurde, werden die Wogen nicht beſchwichtigen. Denn es iſt nicht mehr die bloße Erfüllung gewiſſer allgemeiner Freiheiten, um die es ſich allein noch im deutſchen Volksleben handelt, ſondern unendlich mehr der Trieb nach Organiſation, nach neuer und umfaſſender Staatsbildung, der befriedigt ſein will. Diejenige Regierung, die nicht von dieſem Triebe ganz erfüllt iſt, und ihre Stellung am Throne nur als die Macht, dem deutſchen Volke zu ſeiner wahren hiſtoriſchen Freiheit zu verhelfen, anſieht, wird den Schwierigkeiten ihrer Stellung erliegen. Denn nur dann iſt Ruhe zu erwarten, jene Ruhe, die die Gewerbtreibenden und Beſitzenden als ihren höchſten und alleinigen Wunſch ausſprechen und manche erbitterte Compagnien der Reſidenz-Bürgerwehren mit Kolbenſtößen gegen die Demokratie

entwickelt:, nichts zu zerſtören oder die Magnetnadel auch nur zur leiſeſten Abweichung zu bringen. Man verſtehe recht! Ich ſpreche nur vom Vorakt des Nachdenkens und Forſchens. Der Moment des Abſchluſſes war bei Goethe immer durch alle ſeine perſönlichen Energieen integrirt. Der Moment des Goetheſchen Abſchluſſes erzeugte in der Wiſſenſchaft das Dogma und in der Kunſt jene lebenvolle Schönheit, die mit warmen und geſunden Pulſen durch die ſtrahlendſten Gebilde des Dichters fließt.

Das Zweite lag ſchon näher; nämlich den Cultus und die Ceremonie zu verachten für Alles, was entweder mit dem Anſpruche der Wahrheit auftrat oder in der That als ſolche anerkannt wurde.

Das Symbol ſetzt Gemeinde voraus und die Gemeinde Unterordnung der Individualität. Die meiſten Denker, welche aus der Wahrheit ein Geſchäft machen, laſſen ſich wohl ein Patent darüber ausſtellen und werden nicht nur Geſetzgeber, ſondern auch gern Geſetzvollſtrecker. Die beiden Rollen, Gottheit und Apoſtel, ſind faſt immer in der Geſchichte verwechſelt worden. Man entdeckt eine Offenbarung, macht ſich aber ſogleich zu ihrem Propheten, wohl gar zu ihrem Gegenſtande. Bei allen ſchwachen Perſonen erſcheint die Wahrheit immer nur unter der Form der Ueberzeugung und nichts entwickelt ſich dann ſchneller, als der Fanatismus der Ueberzeugung. Wie wenig Denker gab es, die ihre Reſultate der Welt preis gaben und ſie von Detailliſten verarbeiten ließen, während ſie ihre Bahn weiter klommen? Sie glauben Alle, daß die Wahrheit Dienſtes bedürfe, da es doch die Wahrheit iſt, welche frei macht. Sie mußten ſogleich Erkennungszeichen geben und Stimmen ſammeln auf Thatſachen, die oft darum

erzwingen möchten, wenn die organiſirende Bewegungspartei auch ihrerſeits der Ruhe bedarf und die Ruhe dann auch wirklich die Begleiterin der Freiheit iſt. Warum war Berlin vom April bis September ſo unruhig, ſo ewig bedroht von Tumulten, beängſtigt von Beſorgniſſen über Leben und irdiſche Wohlfahrt? Deßhalb, weil die eben errichtete Bürgerwehr ſogleich nur als Organ der Polizei benutzt wurde. Das Bewußtſein, eine Stütze der Freiheit, ja nur ein Kind der Freiheit zu ſein, kam nirgends auf, wurde nirgends von Oben erweckt und gepflegt. Ein Staatsmann der friedlichen Revolution hätte das Bewußtſein der Bürgerwehr ſtärken, durch Feſte erheben, durch Embleme und Symbole auf den Stolz hinführen ſollen, Wächter der Erinnerung an die Tage des März zu ſein. Eine Bürgerwehr, die ſich vollkommen erwärmt hätte an dem Gefühl ihres ausſchließlich nur liberalen Berufes, hätte die Anarchie zermalmt, ſtatt daß ſie, verdrießlich über einen ihr ſelbſt nicht klaren Beruf, Indifferentismus zeigte und geſchehen ließ, was geſchah. Erſt jetzt in der entſchloſſenen Miene, die

ſie dem Diktator Wrangel zeigte, in dieſer zum Kampf für die Freiheit gerüſteten Stellung, vor der ſich die militäriſche Reaktion moraliſch beſiegt, beſchämt, vernichtet, hatte zurückziehen müſſen, fühlt ſie ſich in ihrem wahren Weſen und man kann verſichert ſein, daß die Ruhe in Berlin weniger gefährdet iſt, als wenn Wrangel die Häuſer mit Shrapnells beſchoſſen hätte. Wenn hier eine Lehre befolgt wurde, wer gab ſie? Der Verſtand derer, die täglich Vertrauen von uns verlangen? Nein, der Unverſtand der offnen Gegner gab ſie und der Zufall. Dieſem wollen wir trauen. Vielleicht walten Genien über unſern Geſchicken, ſchützende, rettende, ſegnende.

Die Größe oder der Untergang Deutſchlands aber entſcheidet ſich durch das weitere Fortſchreiten oder das Innehalten auf der Bahn, die jetzt in Frankfurt gewandelt wird. Wird man zurückkehren auf den Geiſt des Bundestags oder des Vorparlaments? Wird man die zahlloſen Fehler, die gemacht wurden, zu verbeſſern ſuchen? Glücklicherweiſe iſt noch Alles in Frankfurt proviſoriſch. Das Definitivum darf uns nichts Anderes bringen, als

die Abdankung des Reichsverwesers, dessen nicht wieder vollzogene Wahl, die völlige Vermeidung einer fürstlichen Spitze für den Bau, den man aufzurichten den Muth haben muß. Die neuen Wahlen für das Parlament werden bewußter und besser ausfallen, als im Frühjahr. Zögerte man aber an dem endlichen Vollenden des Werkes, misbraucht die provisorische Reichsgewalt die mittelmäßige, gesinnungslose Zusammensetzung dieses Parlamentes zu immer weiter gehenden Rückschritten auf der Bahn unserer freien politischen Entwickelung, dämmt sie auch diejenigen Fluthen ab, die segnen und befruchten sollen, so muß das deutsche Volk das Mandat des Parlaments für erloschen erklären, die Deputirten zurückrufen und jenem heillosen Verrath die gesetzlich scheinende Anlehnung nehmen. Es ist Pflicht der Linken in der Nationalversammlung, diesen Schritt schon jetzt vorzubereiten. Wenn sie sieht, daß ihre Bestrebungen nicht durchdringen, so erfordert ihre Ehre, daß sie auf ihre Stimmen verzichtet, oder auf die Plätze zurückkehrt, wo ihre Wirksamkeit nothwendiger ist, als da, wo

ſie nur noch reden, nicht handeln kann. Wir haben noch keinen geordneten parlamentariſchen und überhaupt conſtituirten Zuſtand. Die Deputirten, die in Frankfurt nichts wirken, haben kein Recht, ſich in Frankfurt anzuſiedeln, Zeitungen dort herauszugeben, aus dem Fleiſchtopf der Diätenkaſſe ſich ernähren zu laſſen und durch parlamentariſche Praktiken, durch Coalitionen mit Rechts und Links, Halbrechts, Halblinks, mit dieſer „Fraktion“ und mit jener „Nüance“ u. ſ. w. es auf einen zufälligen oder plötzlichen [illegible]en Sieg ankommen zu laſſen. Wir leben zur Zeit noch in einer Revolution. Wenn hundert Deputirte in Frankfurt austreten, ihren Wählern die Gründe dieſes Schrittes auseinanderſetzen, ſo müßten die Fortſchritte der politiſchen Bildung, die wir ſeither in Preußen, Sachſen, Oeſterreich gemacht haben, ſehr gering ſein, wenn man glauben könnte, die Committenten würden Reaktionäre ſchicken. Iſt nicht vielmehr vorauszuſehen, daß ein ſolcher Schritt uns wieder ins Bewußtſein jener Thatſache zurückführen würde, daß wir zur Zeit noch im Unfertigen leben? Iſt wohl

zu glauben daß der einem ſolchen Schritte folgenden gewaltigen, aber geſetzlichen Agitation das übrigbleibende Rumpfparlament die Stirne würde bieten können? Iſt ſelbſt bei gemäßigten Anſprüchen dieſes ganze Einigungsverfahren ſo beliebt, ſo populär geworden, daß man glauben könnte, das Rumpfparlament würde eine große Theilnahme finden und nicht vielmehr allgemein gewünſcht werden, es hätte das ganze Parlament ſeinen Beruf raſcher und tüchtiger erfüllt? Geſetzt, die Majorität des deutſchen Volkes entſchiede ſich für ein neues ſouveränes Parlament in Nürnberg und es erhöbe ſich die Parole Nürnberg oder Frankfurt, glaubt Ihr, daß Eure ſogenannten „conſtitutionellen“ und „deutſchen“ Vereine ſtark genug wären, die Fahne Nürnberg, die rauſchend ſich entfalten würde gegen die aus hundert Gründen in Mißcredit gerathene Fahne Frankfurt in Schatten zu ſtellen? Die Frankfurter Deputirten, die ſich ſagen müſſen, ſie könnten nichts mehr für die Größe und Würde des deutſchen Namens ausrichten, haben die Pflicht, nicht einzeln, ſondern als Geſammttheil

auszutreten und dem Volke die Möglichkeit zu retten, den Gang der Dinge, wie er jetzt in Frankfurt eingeschlagen ist, anders zu bestimmen, als er jetzt zur völligen Verkümmerung dessen, was wir hoffen durften, bestimmt scheint. Sich in Frankfurt an seinen Sitz ankleben, nur die Ehre des Deputirten genießen wollen und uns nur auf die rhetorischen Veto's in den stenographischen Berichten verweisen, ist der großen Frankfurter politischen Mission völlig unwürdig. Sie ist eine geschichtliche, eine Mission des Handelns gewesen, keine des Redens und des parlamentarischen Abwartens und Versteckspielens.

Deutschlands gegenwärtige Lage gleicht der im Vorhof eines Tempels auf hohem Berg wachenden ungethümen Sphinx. Wer ihre Aufgabe nicht löst, den wird sie zerreißen. Wer aber das rechte Wort ausspricht, vor dem wird sie sich in den Abgrund stürzen und die Pforten des Tempels werden aufrauschen und die Genien des Vaterlandes ihm den Kranz des Sieges reichen.

Dieſer Oedipus aber wird — das ſehen wir leider — kein Fürſt und kein Staatsmann, ſondern das deutſche Volk ſelbſt ſein.

# Neue
# Novellen

von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1849.

[illegible]ER

# Imagina Unruh.

Novelle

von

Karl Gutzkow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1849.

Univ. Bibl.
Marburg

die unbegründetſten ſind, weil ſie die Majorität für ſich haben. Beſonders wird das achtzehnte Jahrhundert durch dieſe Erſcheinungen bezeichnet. Herrliche Genien, die ſich in ſchäumender Cascade von den Felſen ſtürzten und an der Sonne damaliger Denk- und Preßfreiheit ein ſtrahlendes Beiſpiel gaben, fing irgend ein Vorſprung wie eine Kanzel auf, hemmte den majeſtätiſchen Fall und lenkte die brauſende Waſſermaſſe auf Fluren und Triften, glatt und eben in die glatte Ebene.

Dieſer vernichtenden Hingebung ſuchte Goethe auf hundert Wegen zu entſchlüpfen. Er ließ ſich durch keine Zeichen in Verwirrung bringen, er beobachtete niemals jenen Cultus, der den Autoren eigen iſt, daß ſie hier und da in ihre Lebensbücher gern Ohren einknicken, um auf die poetiſche Beſchränktheit vergangener Zuſtände zurücklauſchen zu können und in ſich ſelbſt ſich ſelbſt nicht zu vergeſſen. Goethe kannte die Wahrheit nur als Naturprodukt, als ein organiſches Phänomen, das auf eigenen Füßen ſteht und einen innern, es genugſam beſtimmenden Kern enthält. Das Organiſche folgt einem eingebornen Zuge und ſchließt ſich aus Inſtinkt dem Verwandten an. Wozu alſo die Haſt, daß ſich die Menſchen für neue Entdeckungen als Vorſpann brauchen laſſen? Wozu überhaupt der Tumult, der ſich an neue Schöpfungen herandrängt und mit einer, wenig für unſere Culturreiſe ſprechenden Einſeitigkeit gleich mit allen Gefäßen des Hauſes gelaufen kommt, um auszuſchöpfen und einzuſammeln? Man wird dieſe Richtung an Goethe ſeine Spontaneität nennen.

Goethe's Empirie war egoiſtiſch, aber er kämpfte für einen Egoismus, den man menſchenfreundlich genug ſein muß Allen zu wünſchen, nämlich den Egoismus der Geſundheit.

# Imagina Unruh.

Es ist vergebens! Traumergnß —
Das Säuseln einer Linde'
Nur was sie traumet — ach es muß
Verwehen in die Winde'

# I.

Wer in Italiens gegenwärtigen Kunſtzuſtänden heimiſch iſt, wird Gelegenheit gehabt haben, daſelbſt dem unbeſtrittenen Ruhm einer deutſchen Malerin, der Gräfin Imagina von Wartenberg, zu begegnen. Sie iſt nicht etwa in den Galerien von Mailand, Florenz, Rom und Neapel anzutreffen, wo ſie, wie reiſende Engländerinnen, durch ihre Staffelei die berühmteſten, von ihnen copirten Gemälde dem Publicum unzugänglich macht: vielmehr beruht ihr Ruf auf der Urſprünglichkeit und freien, unmittelbaren, nicht nachahmenden Eingebung ihres Talents. Ihre Erfindungen ſind allmein gewürdigt. Und wenn ſie in der Farbe auch bis zur Stunde noch zu keiner ſo großen Meiſterſchaft hat vordringen können, wie in der Zeichnung, ſo bewegt ſich gerade ihre vorzüglichſte

Stärke in jener Mittelsphäre zwischen Farbe und Kreide, wo man die bunten Reize der erstern nicht mehr vermißt, ja sie geradezu für eine Entstellung des Ahnungs- und Beziehungsreichen halten würde, was die letztere andeutet. In Blätterwerk, Arabesken, phantastischen Gruppirungen hat diese zarte weibliche Hand so viel Liebliches hervorgebracht, daß man nur die sonderbare Scheu und Aengstlichkeit beklagen muß, mit welcher die deutsche Künstlerin ihre Arbeiten der Welt verschließt und nur selten, nur vor ihr vertraut gewordenen Personen zu bewegen ist, ihre reichen, künftiger Bewunderung vorbehaltenen Mappen zu öffnen.

Gibt schon dieser Reiz des Geheimnißvollen der jungen und schönen Frau einen doppelten Zauber, so steigert sich dieser vollends zum Märchenhaften, wenn man mit der Lebensgeschichte einer noch so jungen Existenz vertraut wird. Wenigen nur mag diese Gunst des Zufalls zu Theil geworden sein. Daß Imagina von ihrem Gatten, dem Grafen von Wartenberg, geschieden ist, weiß alle Welt. Wegen einer an ihm begangenen Untreue behaupten Einige, wegen eines Misverständnisses Andere. Das wahre Sachverhältniß ist aber ein

völlig anderes, wie die nachfolgenden Blätter beweisen werden. Nur so viel schicken wir voraus, daß die Annahme, beide Ehegatten wären nach einer auffallend kurzen Ehe, da Imagina katholisch und der Graf lutherisch ist, aus religiösem Zwiespalt getrennt worden, völlig in der Luft schwebt.

Imagina ist die Tochter des Freiherrn von Unruh, eines königlich preußischen Landraths in der Provinz Schlesien, Kammerherrn, Capitains außer Diensten und Ritter mehrer Orden, nicht verwandt mit jener Hauptlinie der Unruhs, die sich in Zedlitzens preußischem Adelslexikon verzeichnet findet. Der Capitain war seit manchen Jahren Witwer und hatte, noch während er in der activen Armee stand, sein einziges Kind einem Frauenkloster in der romantischen Grafschaft Glatz zur Erziehung überlassen, dann aber, als er zur Landwehr als Major nicht übergehen mochte, sondern die „Civilversorgung" einer Landrathsstelle vorzog, sein Kind zu sich kommen lassen und sie so gut erzogen, als es nach den Grundsätzen eines alten graubärtigen Säbelknopfes für „Gott, König und Vaterland" möglich war.

Freilich ergaben ſich dadurch die ſchroffſten Gegenſätze, was die Geſinnung anlangte. Die Aeußerungen dieſer Geſinnung aber betreffend, war der Landrath ganz damit einverſtanden, daß Imagina ihrem Namen, Freiin von Unruh, auch durch die That Ehre machte. Was das Kind Wildes und von der Ordnung des Herkömmlichen Abweichendes trieb, war ihm in dem Falle, daß es nur mit ſeinen Gendarmen, den berittenen und unberittenen, in keine criminelle Berührung führte, immer willkommen; nur verſtand er ſelten den Sinn und die Abſicht des wunderlichen Weſens, deſſen Natur ausſchließlich zum Träumeriſchen und Schwärmenden hinneigte. Der Landrath fühlte die Ironie nicht, daß er bei ſeinen Conduiten-, Moralitäts- und Mortalitätslisten, bei ſeinen Viehſeuchen- und Markttagevorſchriften, bei ſeinen Paßreglements und Schubtransporten ein Kind erzog, das durch ſeine ganze polizeiliche Ordnung wie ein Comet fuhr und die Poeſie ſelbſt war. Was ihm an jedem andern Bewohner ſeines Landrathsbezirks würde verbrecheriſch erſchienen ſein, als Störung mindeſtens der öffentlichen Ruhe und des Staatsgeleiſes, das lockte ihm bei ſeinem

Kinde Thränen des heftigsten Gelächters hervor, Thränen, die ihm um so theurer zu stehen kamen, als er ihnen das größte, schmerzlichste Opfer seines Daseins bringen mußte, das des dampfenden Meerschaumkopfes, den er beim Lachen aus dem Munde nehmen mußte, was er kaum vor dem Oberpräsidenten that, wenn dieser auf Inspectionsreisen von Breslau bei ihm vorsprach.

Aus dem reichen, träumerischen Jugendleben dieses Kindes wollen wir nur wenig Ereignisse hervorheben. Sie sollte im dreizehnten Jahre zur Vollendung ihrer Erziehung oder richtiger gesagt, zum Beginn derselben und zur endlichen Zähmung ihrer Verwilderung nach Breslau in eine Pension geführt werden. Da sie aber vor dieser Reise eine unglaubliche Furcht bekam, so hatten die Bedienten und Gendarmen des Landraths Mühe, das flüchtig gewordene Mädchen aufzusuchen. Da man sie, die Allgekannte, in Wald und Feld immer wieder bald entdeckt hatte und mit militairischer Begleitung, natürlich immer im Scherz und mit heiterstem Anstand und einem tausendfachen: „Aber, Frölen, aber, Frölen!“ wieder heimführte, so flüchtete sie sich zuletzt in einen ihrer Lieblingsverstecke,

in die Gruben der Bergleute. Die Gegend im schönsten Theil des schlesischen Gebirges war reich an ergiebigen Schachten. Der Bergbau stand unter des Landraths besonderer Aufsicht. Die Grubenleute, die Unter- und Obersteiger waren in Bischofswalde, seinem Wohnort, heimisch und jeder kannte Imagina, die in weißen Pumphöschen, mit einem saubern kleinen Mützchen über die blonden Locken, kräftigem Faustshandschuh an der Rechten der zierlichen Hände, eine Laterne in der Linken, zu Schachte fuhr und stundenlang in den größern Kammern verweilen konnte, bis sie einige Hundert Klafter tiefer auf einem kleinen Rollwagen wieder ans Tageslicht kam. Aus einer dieser Kammern, wo sie unter glitzernden, darin aufgehäuften Metallseltenheiten, hinter einer Marmortafel, die zu Ehren des ersten Bebauers dieser ergiebigen Erzschichten dort aufgestellt war, einschlummerte, mußte sie erst hervorgeholt werden, um endlich den Wagen zu besteigen, der sie in die Pension führte.

Imagina glaubte Alles, was die Bergleute von Schauerlichkeiten aus dem unterirdischen Reiche der Gnomen ihr erzählten. Das aber, was sie

an diesem wichtigen Tage, der einen Abschnitt ihres Lebens bildete, gesehen hatte, übertraf doch noch die Geschichten selbst des ältesten der Steiger, der so Vieles schon da unten gesehen hatte, so Vieles unten vorauserlebte, was oben wirklich später zutraf. Imagina hatte ja deutlich gesehen, daß sich eine weiche Thonschieferlage vor ihr öffnete. Deutlich wußte sie ja, daß sie sich in der spärlich von ihrem Flämmchen erleuchteten unterirdischen Friedrich-Wilhelms-Kammer von ihrem Sitz, einem großen Basaltsteine, erhoben hatte und in diese Oeffnung eingetreten war. Da war sie eine Weile gewandelt, langsam, heimlich. Die Wände zur Rechten und Linken wurden immer weiter und höher, immer blendender die Metalle, immer reicher die Adern, die quer über sie hinwegliefen. Dann ward es heller und immer heller und plötzlich fiel ein bläuliches Licht von oben hernieder, das viel magischer, viel reiner schimmerte, als oben der blaue Glanz des Himmels. Sie war in einer Halle von wunderbarer Schönheit, wie es schien, recht die gediegene Hauptsilberkammer des ganzen Gebirges. Die edelsten Erze hingen wie in Tropfsteingebilden

von der hohen Decke, und von den ſchimmernden Metallblumen kam gerade, wie ihr ſchien, dieſer blaue Glanz, der ſo tief ins Herz wie ins Auge drang. Sie zitterte vor wonnigem Weh. Dieſe Pracht hatte ihr nur im Traume möglich geſchienen. Wie erſtaunte ſie aber erſt, als ihre Augen immer heller und heller ſahen und die Nebel ſich weghoben wie von einem goldenen Throne, auf den ſich ein Greis ſetzte mit ſilberflutendem Barte, diamantner Krone und flimmernd rieſelndem Gewande. Das wußte ſie gleich: das war der König Kobalt, von dem ſie ſchon ſo Vieles erfahren hatte, deſſen Lebensgeſchichte, Leiden, Freuden, Kämpfe und Siege ſie alle kannte, mehr als man von Rübezahl weiß, dem Geiſt des Rieſengebirges, der von dem Innern des Berges ausgeſchloſſen iſt. Hier unten herrſchte König Kobalt mit ſeinem Miniſter Nickel, den ſie auch an dem Throne ſah, ein ganz kleines Männchen, ſehr röthlichweiß, die Feder hinterm Ohre und mit vielen glänzenden Orden auf der Bruſt. Aber der blaue Glanz, der Alles erhellte, der kam nicht von oben, nicht von unten, ſondern der ſtrahlte geradezu vom König Kobalt aus, am meiſten aber

Ja, es wäre eine Aufgabe, die ein geiſtreicher Arzt noch zu löſen hätte, den Antheil zu beſtimmen, welchen an der allmäligen Entwickelung des Geſchichts- und Menſchheitszweckes das Befinden des Körpers und der Seele hat. Man ſollte gründlich nachweiſen, wie viel Wahnſinn auf Rechnung der hiſtoriſchen Wahrheiten kömmt, wie viel phyſiſches Wohlbefinden die Menſchheit abtreten mußte, um eine Bereicherung ihrer Kenntniſſe und geiſtigen Beſitzthümer dagegen einzutauſchen. Eine Geſchichte vom mediziniſchen Standpunkte müßte eine der größten Erweiterungen unſeres Selbſterkenntniſſes ſein. Man brauchte nicht ſoweit zu gehen, wie der Hypochondriſt von Genf, welcher dieſelben Wiſſenſchaften für eine Vergiftung der Geſellſchaft erklärte, welche ihm doch dazu dienten, dieſen kühnen Satz mit ſo glänzender Wahrſcheinlichkeit zu vertheidigen; aber wer kann ſich die Sturm- und Drangperiode, namentlich die romantiſche Schule ohne Uebel denken, die eine wechſelſeitige Bedingung von Leib und Seele herbeiführten? Goethe erlebte die verheerendſten Beiſpiele outrirender Genialität. Wie lange flechte und fieberte er nicht ſelbſt an ſeinem Idealismus! Noch während der erſten Weimarer Epoche ſchrieb Wieland an einen Freund, daß er Goethe's Ruhm nicht um den Preis ſeiner Körperleiden erkaufen möchte. Die Erfahrung allein heilte hier vielleicht nicht, aber ſie wurde Präſervativ. Von jenen Aufwallungen, die das im Geiſte Neue, auch in den Nerven und Adern hervorbringt, ſuchte ſich Goethe allmälig zu befreien. Keine Ideenaſſociation durfte auf ihn eindringen, ohne vorher Quarantaine zu halten. Nach jeder Durchwühlung fremder Begriffsamalgame wechſelte er die Kleider und zog die alten nicht wieder an, bis ſie von der Gleichgültigkeit durchge-

aus ſeinen himmliſchblauen, ganz azurklaren Augen. Die Freude, die Luſt, das bebende Entzücken dieſes Anſchauens dauerte nur zu kurz für Imagina. Denn bald ertönte ein dumpfes Rollen fernher, wie ein anziehendes Gewitter nach langen, ſchwülen Sommertagen. Imagina hielt ſich an der Wand der ſich verdunkelnden Halle feſt, Blitze zuckten aus Oeffnungen, die man nicht ſah, aber hintendrein riſſen furchtbare Donner die Wände auf, und ganz düſtere Abgründe, dunkelrothe und gelbe Schlünde öffneten ſich, und der Hof des Königs Kobalt mit ſeinem Miniſter Nickel und allen Geheimſchreibern und Unterthanen erglänzte nun ebenſo feuerroth, wie vorhin im lieblichſten Blau. Jetzt erſt im grellrothen Lichte konnte ſie all die Tauſende von Zwergen und Geiſtern, die dem König Kobalt dienten, unterſcheiden. Alle ſchwiegen feierlich geſpannt. Denn im Hintergrund des gewaltigen Saales ſah man ein Graunbild eben aus der Tiefe emportauchen. Imagina wußte, wer dieſer finſtere Rieſengeiſt mit einem Dreizack ſtatt des Scepters und einer Rubinenkrone auf dem gelben Haupte war. Die qualmenden Dämpfe, die aus der

Tiefe ſtiegen, hinderten ſie nicht, den Fürſten der Hölle zu erkennen, der mit höhniſcher Wuth den guten König Kobalt und ſeinen Miniſter Nickel begrüßte. Die aber blickten mit ruhiger Würde auf den fletſchenden Fürſten der Hölle nieder, der wie auf einer Muſchel inmitten ſchäumender Gewäſſer thronte. Dieſe Gewäſſer waren glühendheiß und ſpritzten dampfend empor wie aus einem tiefverborgenen Keſſel. König Kobalt griff aber mit ſtillem Ernſt in ein goldenes Käſtchen, das ihm die Zwerge kniend darboten, und nahm kleine Pülverchen aus dieſem Käſtchen und ſchüttete ſie in die glühenden Gewäſſer. Davon ziſchten ſie auf, verbreiteten wunderbar ſtärkende Dämpfe und brachen ſich plötzlich ſanft wallend Bahn durch die Oeffnungen jener Schlucht, wo noch immer der Fürſt der Hölle thronte. Nickel murmelte bei jedem Pulver, das König Kobalt aus dem goldenen Käſtchen in die heißen Höllenwogen ſchüttete, den Namen von Städten, die Imagina bei ihrem bischen Geographie doch ſchon gehört hatte. Als das hineingeworfene Pulver einen gewaltigen Schwefeldunſt verbreitete und die davon geſchwängerte Woge nach Weſten durchbrach,

murmelte Nickel den Namen der Stadt Aachen. Beim Geruch von salzsaurer Talkerde murmelte Nickel: Baden-Baden. Als es nach einem neuen Pulver siedend aufzischte und Blasen warf, die den Geruch von Magnesia verbreiteten, vernahm Imagina deutlich den Namen Wiesbaden. So nacheinander hörte sie Karlsbad, Teplitz, Pfäffers und, als die Wogen sich abkühlten, Kissingen, Homburg, Pyrmont und viele andere, die ihr Gelegenheit gaben, durch König Kobalt und seinen Minister Nickel nützliche geographische Kenntnisse zu sammeln. Als die wilden Wasser sich verlaufen hatten, schickte sich auch der Höllenfürst an, sich mit rollendem Donner zu entfernen. Schon hatte er seine auffallend schöne und weiße Hand an seine Krone gelegt, um sich dem König Kobalt mit einem ironischen Lachen, das weit mit unzähligem Echo in den Bergen widerhallte, zu empfehlen, als der blaue Fürst sich von seinem Throne erhob und mit leiser Stimme Halt! rief. Dies leise Halt! eines guten Wesens wirkte so viel, als alles schreckliche Gepolter eines bösen. Der Fürst der Hölle antwortete ehrerbietig und ganz verwundert, was dem Könige Kobalt heute

gefällig wäre. Dieſer antwortete mit leidender, aber ruhiger Stimme Folgendes:

Fürſt der Hölle, ich habe nun ſeit Jahrtauſenden dein böſes Treiben leidlich geſegnet und den Menſchen auf der Erde einen ſchwachen Erſatz für deine Umtriebe gegeben, die ich leider befördern mußte. Du ſendeſt die Gewäſſer der Hölle aus tiefen Bergkeſſeln in die Höhen und lockeſt den Abſchaum der Menſchheit an jene Stellen, wo deine Höllenarme auf den Erdenrand hervorbrechen, um durch die böſen Menſchen die guten zu verführen. In den Badörtern (bains oder bagni, ergänzte der diplomatiſch gewandte Nickel) hauſeſt du mit allen deinen böſen Kräften und lockeſt die Seelen in das Garn des ewigen Verderbens. Spieltiſche bauſt du auf, um die ſich verſammeln von Oſt und Weſt und Nord und Süd alle Die, welche das Schickſal nur zu geneigt ſind für eine blinde Eingebung und kokette Laune des Zufalls zu halten. Mit unſern Metallen, mit den edelſten, verwirrſt du die innern Melodien der Menſchenſeelen, daß ſie nur noch auf den Klang von Gold und Silber, nicht auf den Wohllaut ihres Gemüthes hören. Geld iſt leider der

Ausdruck des Geltenden im Menschen, wie einmal die Erde oben geworden ist. Ist dieser moralische Halt erst schwankend, dann lassen auch alle andern Bänder nach, die die Sterblichgebornen an die unsterbliche Sitte und Tugend binden. Ehre wird weggeworfen oder auf eine lächerliche Spitze getrieben. Nach Schwertern wird gegriffen und gemordet. Die eheliche Treue ist nirgend gefährlichern Proben ausgesetzt, als in deinen Bädern, nirgend werden Verbindungen, die für das Leben dauern sollen, leichtsinniger geschlossen, nirgend gewissenloser wieder gelöst. Ein Sehnen und Schmachten nach diesen Tummelplätzen deiner Künste hat sich des ganzen jetzt oben an der Zeitenuhr aufgezogenen Jahrhunderts bemächtigt. Was nur Verderbliches ins Menschenleben eingreift (Nickel, der gemäßigt freisinnig war, bemerkte auch etwas von den Gongressen), geht von deinen hier heißen, dort abgekühlten Höllenarmen aus, die ich in meiner schwierigen Stellung als Herrscher des Zwischenreiches, ich König Kobalt, dessen Dasein nur von höhern Schutzmächten garantirt ist, befördern muß durch meine segenbringenden Metalle. O, wie schmerzen mich diese

Gesundheitspulver, die nur zur Anlockung der leidenden Menschheit in deine Kreise dienen müssen! O, wie fluch' ich dir, daß diese guten und heilenden Kräfte nur den Zauber deiner glühenden Fangarme vermehren müssen.

Imaginen — die ihren Vater oft von polizeiwidrigen Spielhöllen hatte reden hören und durch den Obersteiger die Natur der Heilquellen kannte — war es, als wenn der Fürst der Hölle darauf mit einer französischen gleichgültigen Phrase erwiderte, die sie auch nur wenig, trotz ihrer häuslichen Meidinger'schen Selbstunterrichtsübungen, verstand.

Der gute König seufzte und fuhr fort: Mag dies zwischen mir und dir ein Höherer entscheiden! Heute aber, Fürst der Hölle, verlang' ich für die jahrhundertjährigen Dienste, die ich dir leistete, eine Gegengefälligkeit. Denn wisse, mein jüngster Sohn, Prinz Wismuth, ist so weit herangereift, daß ich gesonnen bin, ihn auf die Oberwelt zu seiner fernern Entwickelung zu schicken. (Imagina zuckte bei dieser Stelle, weil sie auch an ihre Pension dachte.) Menschlich wird er fühlen, menschlich leiden, wie dir bekannt ist, der du

ſelbſt ſo oft irdiſche Geſtalt angenommen haſt, um große Menſchen, die, wie z. B. Doctor Fauſt, durch die Umſtände nicht zu bezwingen waren, perſönlich zu verführen. Prinz Wismuth wird, wie ich ahne und wie es ſeine metalliſche Natur auch mit ſich bringt, irgend lieber weilen, als in den ewig verdammten Badörtern, wo mein graues Haupt in Sorgen lebt, ihn von dir und deinen hölliſchen Geiſtern bedroht zu wiſſen. Wenn ich meinen theuern Sohn von mir gebe und ihn entartet wieder hier unten begrüßen müßte! Gib mir ein Zeichen deiner Dankbarkeit! Was willſt du thun, um meinen Sohn zu retten?

Der Fürſt der Hölle verlangte das Signalement des jungen Prinzen.

Nicht eher zeig' ich ihn dir, bis du mir ein Unterpfand ſeiner ſichern Erdenbahn gibſt! lautete des blauen Königs Antwort.

Da räusperte ſich der finſtere Dämon in der immer dunkler werdenden Höhle und ſagte: Laß ihn ziehen! Weil du meine Bäder beſchirmſt und mir zu meinen verführeriſchen Thaten daſelbſt durch chemiſche Beſtandtheile dienſt, ſo will ich dir Bürgen geben für das Wohl deines Sohnes.

Welche von meinen Geistern begehrst du als Unterpfand?

Gib mir zu Bürgen für meinen Sohn die sieben Todsünden! sagte der König.

Ein fürchterlicher Schlag begleitete die Erwähnung dieser vorzüglichsten Gruppe aller Engel des Höllenreichs. Satan nickte: Es sei! Und in demselben Augenblick sah Imagina die Wand sich öffnen und mitten aus einem Glanze, wie von durchsichtigen Topasen, mitten aus dem Schlinggewächs silberner Wurzeln und Ranken trat ein Jüngling von bleicher Farbe, in schwarzem altdeutschen Kleide, offenem Halse, eine Studentenmütze von rothem Sammet und mit silbernen Troddeln auf den langen braunen Locken, ein Jüngling so sanft, so lächelnd, so hoheitsvoll — —

Mehr hatte Imagina nicht sehen, mehr nicht vernehmen können; denn gerade, als Minister Nickel die Feder eintauchte, um mit der Hölle den Cartell einer Auswechselung des Prinzen Wismuth gegen die sieben Todsünden niederzuschreiben, da fand sich unsere Erlauscherin der Berggeheimnisse wieder auf dem etwas verlegenen Sopha ihres Vaters, der sie mit einigen Schock

Wetterelements aus ihrer elementarischen Welt aufschreckte und behauptete, man hätte sie schlafend aus dem Friedrich-Wilhelms-Schacht ans Tageslicht gebracht. Der Wagen, der sie nach Breslau führen sollte, war gepackt. Der Kutscher Andres schwang die Peitsche und der Gendarme Fritze, der in Breslau eine Meldung beim Polizeipräsidium zu machen hatte und sich ein neues Pferd kaufen wollte, weil er sein altes mit Vortheil an einen Gutsbesitzer verhandelt hatte, strich sich schon seit einer Stunde ungeduldig den Knebelbart, denn er sollte die Tochter seines Landraths als Sauvegarde in die Erziehungsanstalt einer Madame Milde begleiten. Als sie von der alten Haushälterin, von allen männlichen und weiblichen Dienstboten und besonders den guten Bergleuten mit Thränen entlassen, von ihrem Vater (der seine Rührung dadurch verbarg, daß er immer nur rief: Na, ich seh' dich bald in Breslau —, na, ich seh' dich bald in Breslau) mit einem einzigen Kuß gesegnet, neben dem Gendarmen Fritze saß, konnte sie nicht begreifen, wie sie so plötzlich aus dem Reiche des Königs Kobalt in diese preußische Wirklichkeit versetzt war. Nur

die heiligen Bilder und Kapellen am Weg, vor denen das fromme Mädchen nie den andächtig verneigenden Gruß unterließ, machten ihr möglich, sich endlich von Dem, was sie erlebt hatte, zu sammeln.

ſchweſelt waren. Ja wenn man ſieht, daß Goethe gewiſſen Tendenzen, z. B. manchen romantiſchen, wo er nur konnte, aus dem Wege ging, ſo muß man glauben, daß er von ihnen eine unmittelbare Anſteckung fürchtete. Und ich würde mich nicht irren, wenn Goethe nicht irgendwo geäußert hat, man könnte den Geiſt eines Buches ſchon an deſſen Geruch erkennen.

Goethe nahm an Allem Theil, wies unbedingt auch nur wenig von ſich zurück; doch wenn er Gegenſtände der Philoſophie, Religion und Geſchichte verhandelte, ſo mußte er ſie vorher erſt in ſeine eigene Sprache überſetzen. Ich glaube ſogar, daß Goethe ſchwer begriff, und zeitlebens eine, von ihm wenigſtens für ſeine Jugend eingeſtandene Unbeholfenheit beibehielt, wenn es ſich um Dinge handelte, die eine unmittelbare Einwirkung in Anſpruch nahmen. Goethe's dogmatiſche, thetiſche und objektive Prinzipien machten aus ihm einen ebenſo großen Dichter und Künſtler, wie im Uebrigen einen unzulänglichen Dialektiker. In der Debatte entfernte ſich Goethe niemals vom Ziele und ſtellte immer Sätze auf und verlangte von ſeinem Gegenüber ſolche dagegen, die ſogleich die objektive Nagelprobe beſtehen konnten. Mit Theſen, Ober- und Unterſätzen, Verwickelungen, Flankenbewegungen und Zirkelmanövers ſich weit über die Gegenſtände hinaus zu wagen, war ſeine Sache nicht. Frau von Staël mit ihren bizarren Plänkeleien und luftigen Wortgefechten, mit Debatten, die ſie nur der Rede wegen begann und die doch der Rede nicht werth waren, machte ihm große Noth; er brach das Geſpräch ab und wies ihr nicht ohne deutlichen Fingerzeig die Thür. Wenn ſich Goethe auf ſich ſelbſt verließ, ſo ſag' ich nicht (wie kann es dies ſein!) daß es Un-

## 2.

So klar und zuſammenhängend, wie vorhin erzählt, ſtand nun freilich nicht Alles in ihrem Gedächtniſſe beieinander. Spätere Betrachtung erſt ergänzte, ja das eigentliche Verſtändniß kam in den nachfolgenden Jahren. Oft ſagte ſie ſich ſpäter: Alles, was ich ſah, war wirklich, nur Prinz Wismuth — hier ſtockte ſie. Es konnte der erſte Student geweſen ſein, den die Phantaſie in den Schacht verlegte, da er ihr doch eigentlich erſt vor dem Ohlauer Thore erſchienen war. Lärmend genug führte ſich auch dieſe Viſion ein. Denn nachdem einige Stunden des trägen Dahinfahrens und Herabrollens von den Gebirgshöhen verfloſſen waren und der Gendarme Fritze von dem Fräulein ſeines Landraths erlangt hatte, daß er rauchen durfte, entſpann ſich erſt ein Geſpräch zwiſchen der frommen, katholiſchen Imagina und dem aus der

Mark Brandenburg hierher verſetzten, aus Potsdam gebürtigen Gendarmen über das Wunderbare. Fritze, ein völlig aufgeklärter und abſtractdenkender Weltbürger, ſchien nicht zu wiſſen, daß er eines von den tauſend praktiſchen Organen einer chriſtlich-germaniſchen, mehr myſtiſchen, als aufgeklärten leitenden Regierungsidee war. Er gehörte, trotz ſeiner monatlichen Löhnung und Remontekaſſengelder, zu demſelben lichtfreundlichen Principe, das er mitunter polizeilich zu überwachen hatte. Jede andere Auffaſſung des Lebens, als eine vernunftklare, nannte er mit ſeiner märkiſchen Entſchiedenheit verbieſtert, während doch gerade Nicolai und Bieſter in ihm völlig aufgegangen waren. Nur den Enthuſiasmus des ſchleſiſchen Kutſchers Andres für die breslauer Studenten theilte er nicht. Andres, als echtes ſchleſiſches Landeskind, hatte ſeine innigſte Freude an der Ausſicht, dem gnädigen Fräulein den erſten breslauer Studenten zu zeigen, Imagina ihrerſeits, je näher ſie Breslau kam, mußte das pochende Herz mit der Hand bedecken, weil ſie ſich unter einem breslauer Studenten das Liebſte, Schönſte und Goldigſte in ganz Schleſien dachte. Das war

ſchon früh zum Ausſtrömen voll eingeſogen, und Andres war nicht der Mann, ſie eines Zurückhaltendern zu belehren. Während er die Peitſche luſtig knallte und die Thürme Breslaus in der Abendſonne ſchon ſichtbar wurden, nahm ſein Auge nur den erſten etwa ihnen begegnenden Studenten aufs Korn und Imagina harrte mit pochender Erwartung, wenn Andres rufen würde: Frölen, da iſt Einer! da iſt Einer!

Fritze, als Potsdamer, als Gendarme, brummte über dieſen ihm unverſtändlichen Enthuſiasmus für Studenten. Er wußte zu gut, wie ſein Staatsberuf in vollem Widerſpruch zu dem akademiſchen Selbſtgefühle ſtand, und einmal über das andere rief er aus:

Seh Er auf ſeine Pferde, Andres! Laß er die Studenten unterwegs! Sind lauter Thunichtgute! Drehen noch den ganzen Staat um! Rauchen wollen ſie überall! Deſpectiren die Gendarmerie! Will Er wol zufahren!

Andres ließ ſich aber nicht die Mühe verdrießen, ſeinem gnädigen Fräulein doch das erſte junge breslauer akademiſche Blut zu zeigen, und als er hin- und herlugend und in der ſanften Abend-

dämmerung die Augen zwinkernd und vor jedem Wirthshause der Landstraße angenehm lockend und pfeifend endlich wirklich den ersten Studenten entdeckt hatte und losschrie: Frölen, da ist Einer! und Imagina, im Wagen jubelnd aufspringend und hastig über Andres' Schulter sich lehnend, vom Wege aus freundlich grüßend einen Jüngling in schwarzer altdeutscher Tracht mit bloßem Hals, mit rothem Barett auf braunen Locken und mit Silbertroddeln erblickte und mit erstickter Stimme schrie: Prinz Wismuth — da ward es Fritzens märkischem Gemüthe denn doch zu arg und zornig seine Pfeife, die ihm Imagina zu rauchen erlaubt hatte, wegwerfend und den Erzieher spielend, rief er: Himmel-Donner-Wetter, Fräulein, wollen Sie wol geruhig sitzen bleiben! Hier ist blos Breslau!

Imagina hörte aber und sah nichts mehr. Sie war in König Kobalt's blauer Grotte, erblickte Nickel den Contract mit der Hölle schreiben, sah Prinz Wismuth, für den die sieben Todsünden in Versatz waren, als Student auf die Erde hinausziehen und sank träumend, zitternd und geisterblaß in die Arme einer sie herzlich begrüßenden, wür-

digen Dame, an die Fritze einen Brief vom Landrath abgab, während Andres große und kleine Koffer, Kisten und Schachteln von der Kalesche band. Träumend und bewußtlos gab Imagina Fritzen und Andres die Hand und folgte der würdigen Dame, die sie feierlich in einen Saal voll junger Mädchen führte. Sie war in ihrer Pension.

Ueber Imaginens nächste Lebensjahre können wir um so leichter hinweggehen, als ein Brief, den Madame Milde, ihre Erzieherin, im fünften Jahre ihrer Pensionsaufnahme nach Bischofswalde an den Vater schrieb, das Meiste zusammenfaßt, was zur Seelenkunde der künftigen Gräfin von Wartenberg zu wissen nöthig ist.

Nach vielen kürzern und längern Conferenzen, die Madame Milde mit dem Landrath bald zu Ostern, bald zu Michaelis in vier aufeinander folgenden Jahren bei seinen breslauer Besuchen abhielt, schrieb eines Tages die würdige Frau dem Vater folgende Zeilen:

„Hochgeehrtester Herr Landrath!

Ew. Hochwohlgeboren haben vollkommen Recht, mir Vorwürfe zu machen, daß ich so lange nichts

von mir hören ließ. Die Entschuldigung meiner überhäuften Geschäfte wäre keine; denn welche Geschäfte sind für mich dringender, als die, mich mit den Aeltern der mir anvertrauten Kinder in Verbindung zu setzen und gemeinschaftlich deren Wohl und Wehe zu berathen! Sie wissen, wie ich die holde, gute Imagina liebe! Sie wissen, wie mir dies Kind seit vier Jahren, daß es meiner Pflege und Aufsicht anvertraut wurde, ans Herz gewachsen ist; ein Ausdruck, den ich in seiner ganzen ursprünglichen Kraft gebrauche. Sie ist die älteste meiner Zöglinge, sie ist in das achtzehnte Jahr getreten und, wie ich Ihnen schon oft zu sagen die Ehre hatte, über den Kreis ihrer übrigen viel jüngern Genossinnen, ja auch längst selbst über die Sphäre meines Wirkens hinausgewachsen. Fünf Jahre lang haben Sie, bei Ihrer vielfach in Anspruch genommenen, schwierigen Lebensaufgabe, dem Kinde so viel Theilnahme gewidmet, daß Ihr Vaterherz sich über sich selbst beruhigen kann. Sie haben oft von mir Klagen, viel öfter Lobeserhebungen gehört. Sie haben sich durch das Urtheil anderer Menschen, die vielleicht weniger bestochen sind als wir Beide, über-

zeugt, daß die außerordentlichen Fortſchritte in der Muſik und Malerei, die Imagina machte, keine Selbſttäuſchungen der Aeltern- oder Erzieherliebe ſind. Ebenſo oft haben Sie aber auch darauf gedrungen, daß Imagina dem reellen Wiſſen, den Sprachen, der Geſchichte ſich nicht ſo verſchließen möchte, wie ich ſelbſt es am wenigſten wünſchte. Alle dieſe Ihnen kundgewordenen Thatſachen über Ihr gutes Kind, geehrter Herr, ſind aber nur vereinzelte Dinge und ſtehen zu dem eigentlichen Weſen deſſelben in untergeordnetem Verhältniſſe. Meine Pflicht iſt es, ehe Imagina von mir ſcheidet, noch einmal im Ganzen zu verſuchen, Ihnen ein Bild Ihres theuern Kindes und treu nach der Natur zu zeichnen.

Hier muß ich, kraft meines heiligen Amtes als Erzieherin, Ew. Hochwohlgeboren offen und ehrlich bekennen, daß mir Ihre Tochter einer Beſorgniß einflößenden Zukunft entgegenzugehen ſcheint. Das ſei gleich abgethan, daß ich ſie das lieblichſte, merkwürdigſte, intereſſanteſte weibliche Weſen nenne, welches mir je in meinem Wirken und Walten vorgekommen iſt. Ob aber dieſe Auszeichnung Ihre Tochter zum Glücke führen wird, das weiß

ich nicht und bezweifle es faſt, wenn nicht die richtigen Wege eingeſchlagen werden, Imagina in die Geleiſe des wirklichen Lebens zu führen.

Wenn ich ſage, daß ſie träumeriſch, ſchwärmend, unpraktiſch in einem erſchreckenden Grade iſt, ſo ſchieb' ich davon die Schuld auf zwei Dinge, auf die erſte Kloſtererziehung und das einſame Walten im väterlichen Hauſe. Ich gehöre der katholiſchen Confeſſion an, beklage aber tief, wenn Kinder in die Hände ausſchließlich religiöſer Erzieherinnen gerathen. Der Umgang mit Nonnen iſt vollends für ein weibliches, dem Leben beſtimmtes Weſen der gefährlichſte. Früh gewöhnt ſich das von Nonnen erzogene Kind an eine Traumwelt, die wol die Einſamkeit entſagender Kloſterjungfrauen beglücken und die Stille ihrer Kloſterzelle beleben kann, für empfängliche und phantaſiebegabte Gemüther aber, die dem Leben gehören ſollen, nur eine troſtloſe, unendliche Sehnſucht weckt, die nimmer irgend ein Glück der Erde befriedigen kann. Imagina hat als Kind die Legenden der Heiligen nicht nur geleſen und, was hinreichend ſein ſollte, mit Andacht in ſich aufgenommen: nein, ſie hat ſie mit durchgelebt, durchempfunden, ſie iſt die früh-

lende, leidende Theilnehmerin aller der Geſchichten geworden, mit denen ihre kindliche Phantaſie überfüllt wurde. Noch bis zur Stunde kann ich in ihr die Vorſtellung nicht unterdrücken, daß es neben unſerm wirklichen ſichtbaren Leben ein zweites geiſterhaft unſichtbares auf dieſer ſelben Erde gibt, und daß die Schickſale der Menſchen von den wunderlichſten Launen des Zufalls durchkreuzt und die entfernteſten Fäden der Geſchicke zuſammengewoben werden. Es iſt wirklich, als wenn dieſe Nonnen bei ihren künſtlichen Stickereien, Blumenarbeiten, Meßgewandverzierungen ein Vergnügen daran fänden, die ganze Fülle von Lebenswünſchen, die in ihnen ſelbſt erſticken mußte, in ſolche jugendliche Gemüther zu verpflanzen und ſelbſt die wilden, ſelbſt die begehrlichen Geiſter in den unſchuldigen Seelen aufzuwiegeln. Du biſt für die Welt verloren! können dieſe unglücklichen Schweſtern ſolchen Zöglingen ihrer Pflege mit auf den Lebensweg, wenn ſie die Kloſterpforte hinter ſich zufallen hören, nachrufen. Ja, ich habe eine geiſtreiche, durch viele Lebensſtürme gepilgerte und endlich Aebtiſſin gewordene Nonne gekannt, die ein ſo verdorbenes Weſen mit faſt mephi-

ſtopheliſchem Behagen in die Welt hinausziehen ſah.

Fern ſei es von mir, meiner guten, lieben Imagina irgend eine Verdorbenheit ihrer Aeußerungen, irgend einen Makel ihrer reinen Seele nachzuſagen; aber dieſes in den Lüften ſchwebende ätheriſche Dämmern und Träumen, das ihr eigen iſt, bleibt darum nicht minder gefährlicher Natur. Im väterlichen Hauſe hat ſie, ihren Erzählungen zufolge, eine Freiheit genoſſen, die mich zittern macht. Dieſem guten Kinde war es freigeſtellt, in Feld und Wald zu ſchweifen, während es daheim, am häuslichen Herde, verſäumte, ſich über die einfachſten Bedingniſſe der wirklichen Welt, beſonders aber über diejenigen zu unterrichten, welche in den künftigen Beruf der Frauen einſchlagen. Wäre ſie nicht ſo wunderbar graziös, die Blößen, die ſie in den gewöhnlichſten Vorkommniſſen des Lebens gibt, würden ſie oft zum Gegenſtand des Spottes machen. Sie verwechſelt miteinander die geläufigſten Dinge, weiß, was für ein ſchleſiſches Mädchen ſtark iſt, oft nicht Leinwand von Baumwolle zu unterſcheiden, ſtellt ſich beim Eſſen, Trinken, in Geſellſchaft ſo wunderlich, daß einem weniger

vermögen war. Einem Freidenker, der die Schule verachtete, blieb wahrlich nichts Beſſeres übrig in einer Zeit, wo der Thurmbau der Syſteme mit einer ſo totalen Sprachverwirrung endete, daß bei Fichte dasjenige Steine waren, was man bei Jakobi Kalk nannte. Hier mußte man kämpfen, ſeinen eigenen Sprachſchatz nicht zu verlieren und ſich drängen, die prahleriſchen Aſſignate der Philoſophie in die kleine, aber klingende Münze des geſunden Menſchenverſtandes umzutauſchen.

Das Princip der Aneignung beſtimmte Goethe auch, nichts über oder neben ſich als menſchlich anzuerkennen, was nicht zugleich in ihm wäre. Goethe war mit ſeinem Individuum haushälteriſch. Er ſpaltete es nicht, verſchleuderte es nicht, er hielt alle Zügel ſtraff gezogen und verlor ſich als Ganzes in keinem ſeiner Theile. Das Endziel dieſer Maxime war der Beſitz und das Mittel dazu die Verjüngung. Was ich mein nenne, macht mir nur eine Sorge, nämlich es zu bewahren. Dieſe iſt äußerlich und abſorbirt das Gemüth nicht ſo heftig, wie das erſte Beſtreben, es mir anzueignen. Alle Sehnſucht löſt den Verband der geiſtigen Theile im Individuum auf und treibt ſie nach einem einſeitigen Abhange hin. Goethe, innerlich etwas zu verlieren fürchtend, ſuchte ſich dadurch zu ſchützen, daß er äußerlich Alles zu beſitzen trachtete. Wenn er ſich das Entlegenſte nicht verweigern und die Unerreichbarkeit deſſelben nicht dulden konnte, ſo wollte er, daß er da, wo ſich ihm die Künſtlerſchaft verweigerte, doch wenigſtens Liebhaber wäre, denn erſt der Liebhaber, der ſeinen Wünſchen nichts verſagt, kann das Idealiſche genießen, weil es ſeine Natur iſt, es ſogleich, wenn nicht innerlich, doch äußerlich zu beſitzen. Goethe hat naiv eingeſtanden, daß ihn Kunſtwerke erſt beruhigen, wenn ſie ſein Eigenthum ſind. Man ſage

anziehenden Weſen in dieſem Falle längſt müßte nachgeſagt worden ſein, ſie wäre linkiſch. Sie tanzt, aber auf eigene Art, nicht nach den üblichen, gemeinſchaftlichen Touren. Sie kann keine Sprache lernen, weil ihr die Gedanken auf der Zunge nicht Stand halten, ſondern ſich bunt über Eck jagen. Nur in der Zeichenkunſt und der Muſik hat ſie es dahin gebracht, daß ſie ihr eignes, großes, erfinderiſches Talent durch die äußerlich erlernten Handgriffe unterſtützen kann.

Wenn ich Ew. Hochwohlgeboren dringend bitte, in Imaginen den Sinn für das wirkliche Leben zu befördern, ſo muß ich hier noch einen Schritt weiter gehen. Wenn ſie Geſchichten und Erfindungen ſo durchleben kann, daß ſie Tage, ja Wochen lang in ihnen heimiſch bleibt und aus ihnen heraus handelt, ſpricht und ſchreibt, ſo iſt das eine für ihre Umgebungen allerdings ſehr unterhaltende Gabe, aber eine für ſie ſelbſt ſehr gefährliche. Geehrter Herr Landrath, wir leben in einer eignen Zeit! Sie mögen in Ihrer Stellung mit den groben Auswüchſen jenes die überlieferte Ordnung der Dinge ſtörenden Tranges zu thun haben, aber viel gewaltiger iſt das geheime Rät-

teln an dieſer Ordnung, das geheime Anzweifeln, das verſteckte Untergraben. Ach, es gibt unzählige unſichtbare Verbrechen gegen das Ueberlieferte, und von den zarteſten Händen werden ſie verübt. Ich gedenke meines frühern Bildungsganges, meiner eignen jungen Tage. Wie waren ſie anders als die jetzigen! Die frühere Literatur gefiel ſich darin, einen oft vielleicht zu weit gehenden überſchwänglichen Glauben an das Beſtehende zu predigen. Eine Menge frommer Jugend- und Bildungsſchriften lagen überall der Erzieherin zur Auswahl vor. Jetzt würde man ſich vergebens nach neuen Werken dieſer Art umſehen. Wir ſelbſt leſen dieſe neuen Romane, die aus der Feder ſogar unſerer weiblichen Schriftſtellerinnen fließen, mit getheilten Empfindungen. Unſer Urtheil iſt gereift. Wir wiſſen, was wir von dieſen Gemälden einer wirklichen oder erträumten Welt zu halten haben; aber wie anders, wenn wir uns einmal denken, daß nun nach uns eine Generation kommt, die in den Anſchauungen der Gräfin Hahn, der Ida von Düringsfeld, unſerer ſchleſiſchen Landsmännin, der Fanny Lewald und vieler anderer hochromantiſcher Naturen aufwachſen und erzogen werden! Wol

hüt' ich mich, daß ein Buchstabe von dieser Literatur in mein Institut oder wenigstens in die Nähe meiner Zöglinge dringt. Kann ich aber vermeiden, daß Imagina, ins Leben tretend, diese Schriften zur Hand nimmt und aus ihnen in langen Zügen Berauschungen ihrer Phantasie trinkt! Ist denn da noch irgend eine Form des Lebens fest und sicher, ist denn da noch irgend ein Wahn und alter Glaube heilig? Nicht, daß ich diese hochpoetischen Frauen anklage, wenn sie das ohnehin ausgebeutete Feld der Erfindung mit neuen Wirr- und Irrgärten bepflanzen, in denen sie und gereifte Gemüther sich wol zurechtfinden; aber ängstigend ist doch dieser Drang nach Idealität, wo die Wirklichkeit thront, nach Poesie des Lebens, wo die Prosa von uns Pflichten verlangt, nach Schönheit, wo so Vieles seiner irdischen Natur nach häßlich sein muß. Ich denke mir, wie das Alles einst auf einen Geist, wie Imaginens, wirken muß, und wie ich für Ihre Tochter, fürchten jetzt zahllose Aeltern für ihre Kinder.

Schon jetzt hat Imagina die feurigsten Ahnungen von einer freien, nur sich selbst verantwortlichen Macht des Willens. Nur Thaten sind schön!

ſagte ſie kürzlich. Zitternd mußt' ich antworten: „Du nennſt Thaten, was Andere Einfälle nennen.“ Jeden Einfall ausführen, das kann originell erſcheinen, wird aber ſelten für ſchön herauskommen. Am erſchreckendſten iſt mir Imagina, wenn ſie am Clavier ſitzt und ſicher zu ſein glaubt, nicht belauſcht zu werden. Sie variirt nur zwiſchen wenigen Accorden und Tonarten, iſt an Fertigkeit hinter meinen meiſten, ſelbſt jüngern Mädchen zurück, und doch hab' ich geſehen, daß unter ihrem Fenſter mancher Muſikkundige ſtill ſteht und ſich nicht vom Anhören dieſer wunderbaren, oft zu Thränen rührenden Phantaſien trennen kann. Es iſt erſtaunlich, welche verſteckte Leidenſchaft da auf den Taſten zum Ausbruch kommt, welche Sehnſucht, welches Hangen und Bangen, welches Hinüberſchweifen in Welten, die nur der Ahnung und dem Schmerze angehören. Nicht Melodien, nicht Reminiſcenzen ſind es, die ſie ſpielt, ja dem rohen Ohre möchte ihre Uebung eine ſpielende Klimperei erſcheinen; aber dem Lauſchenden, dem ihr Folgenden kann nicht entgehen, was dieſe bald leiſen, bald anſchwellenden, bald langſamen, bald wogend bewegten Accorde bedeuten. Sie bedeuten nur

vorläufig ein träumerisches, in unbestimmte Fernen sich sehnendes Herz. Bedenklich erst wird diese Richtung werden, wenn Imagina, wie dies jetzt geschehen soll, frei ins Leben tritt und mit den in unserer jungen Frauenwelt unglaublich spukenden Unabhängigkeitsideen vertrauter wird. Es gehen selbst in unsern besten Frauenseelen Dinge vor und Ahnungen ziehen in sie ein, die mir vor der Zukunft Grauen erregen. Selbst an das Herz treuer Lebensverhältnisse pochen Geister, die nicht aus dem blauen Himmelreich von oben kommen.

Das war es, was ich Ew. Hochwohlgeboren über Ihr schönes, liebreizendes und gutes Kind schreiben mußte. Andere, die mit ihm in Berührung kamen, mögen Ihnen von allerhand Possen erzählen, von denen sie rede, von Berggeistern, von einem Geliebten, den sie bewachen müsse, weil die sieben Todsünden für ihn aus der Hölle zum Versatz gegeben wären und ähnliche märchenhafte Späße, über die sie selbst lacht, an die sie selbst nicht glaubt, mag es auch allen Andern oft ganz schauerlich dabei über den Rücken rieseln. Auch im Religiösen hat sie etwas Freies und Schonheitsuchendes. Sie ist nicht bigott, noch weniger

ſcheinheilig, ſie bleibt in ihrer Andacht immer lieblich und menſchlich. Was ſie nicht aus ihrer bildlichen Welt ins menſchliche Herz verpflanzen und von da aus deuten kann, das iſt für ſie ſelbſt nur poetiſche Grille. Aber gerade dies ihr Herz hält ſie für eine große geheimnißvolle Welt und weiß dahinein ſo viel zu dichten und zu erfinden, wie in ihr Tagebuch, wo ich auch oft finde, daß ſie Bekanntſchaften darin ausſpinnt, die ſie nie hatte, und mit Menſchen redet, die ſie nie geſehen.

Sorgen Sie dafür, geehrter Herr, daß Imagina eine Stellung zum Leben findet, die beſtimmt und deutlich genug iſt, um ſie auf einen großen Kreis von ihr obliegenden Pflichten aufmerkſam zu machen. Hab' ich zu ängſtlich beobachtet, ſo will ich dem Ruhm der Menſchenkenntniß da gern entſagen, wo mein Irrthum durch eine heiter beruhigende Wirklichkeit widerlegt wird. Aeltern und ſich krank Glaubenden gönnt man ja am liebſten, daß ſie unſere Beſorgniſſe beſchämen! Was mich drängte, hab' ich ausgeſprochen. Es bleibt Ihnen nun überlaſſen, aus meinem Briefe zu entnehmen, was Ihnen gut dünkt. —

Als der Landrath in Biſchofswalde dieſe Zeilen las, ſaß er vor ſeinem Actentiſche und ſein Leibgendarme Fritze lugte am Fenſter zur Straße hinaus, um Polizeiwidrigkeiten zu entdecken. Es war ſein Stolz, daß, ſo weit ſein Auge reichte, Alles ſich im Gleiſe des Hergebrachten bewegte, ſelbſt die Wagenräder der Frachtfuhrleute, die von der grünen Höhe herab in das freundliche Biſchofswalde an Hemmſchuhen glitten, die Fritze aus der Ferne ſchon für reglementsmäßig erkannte. Nur die kleinen katholiſchen Auswüchſe der Gegend ſtörten ihn, da ein Kreuzlein, dort auf einem Brückchen ein verwitterter und gebrechlicher St. Nepomuk und ſo manches Andere, worüber vornehm hinwegſchauend Fritze in den rothgrauen Schnurrbart murmelte: Dieſes dulden wir.

Indeſſen donnerte an Fritzens Ohr ein entſetzlicher Fluch des Landraths. Wir wiſſen nicht, wieviel Schock Mohren und ſonſtige Elemente nach dem Wunſche des Capitains a. D. in Imagina hineinſchlagen ſollten. Der beendigte Brief war es, dem dieſe Exploſion von Zorn und Drohungen galt.

Was bringt ein Frauenzimmer zur Raiſon, Fritze? fragte der Landrath ſeinen Gendarmen.

Der Mann! war die einfache, militairiſch würdevolle Antwort.

Und der Landrath ſeinerſeits ſtimmte feierlich ein: Fritze! Meine Tochter wird verheirathet.

Madame Milde würde ſich nicht erbaut haben über die Kritik, die ihr Brief in Biſchofswalde zu erfahren hatte. Der Landrath fand ihn zimperlich und quengelig, und hätte ſie's nur hören können, der barſche Haudegen ſagte:

Die Frau iſt auch nicht recht klug, hat auch wol keinem Mann Ordre parirt. Dem Ding wollen wir ſchon ein Ende machen.

Die Schwierigkeit, für Imagina von Unruh einen Mann zu finden, war deshalb nicht ſo groß, weil gerade in Breslau Wollmarkt war. Die außerordentlich reiche Schafwollproduction dieſer Provinz verſammelt in jedem Junimonat des Jahres die Gutsbeſitzer auf dem geſuchteſten aller Wollmärkte, den ſelbſt engliſche Agenten beziehen. Was in Poſen die Johannis-Verſur, im Holſteiniſchen der Umſchlag iſt, das iſt in Breslau der jährliche Wollmarkt, das Stelldichein der in den Provinzen zerſtreut wohnenden Familien, der Zielpunkt einer Menge geſchäftlicher Verbindlichkeiten,

Zahlungsfriſt, Veranlaſſung neuer Geſchäfte, kurz der Umſatz aller materiellen und moraliſchen Lebenskräfte dieſes ſchönen Landes. Wenn nach des Landraths Meinung irgend etwas bei der von Madame Milde geſchilderten ätheriſchen und zweckwidrigen Natur ſeiner Tochter entſcheidend ins Mittel treten konnte, ſo war dies nur der Breslauer Wollmarkt.

Im Gaſthof zur goldnen Gans war es, wo ſich der Landrath von Unruh unter den möglichen Partien ſeiner Imagina bald zurechtfand. Er vermied es diesmal, ſich im entfernteſten in die Debatten einzulaſſen, welche den größten Theil des hier verſammelten Adels beſchäftigten. Seine Stellung zur Regierung zwang ihn ſonſt wol, über Eiſenbahnpläne, Creditvereine, Provinziallandtage zuweilen Rede zu ſtehen; aber von den Erörterungen über Kirchenthum, Domſtifte und Kloſterpräbenden hielt er ſich diesmal ebenſo fern, wie von dem Gemurr über Beeinträchtigungen der Kirche, den Vorbereitungen einer kategoriſchen Entweder-Oderzeitung und ähnlichen erſt in neueſter Zeit ausgebrochenen, aber lange ſchon eingeleiteten Aeußerungen des dortigen Provinzlebens. Er

hielt ſich diesmal mehr an die reellen Schauſtellungen der Thierveredlung, der Wollproduction, und fand unter den Söhnen des auf ſeinen Wollſäcken ruhenden alten Grafen von Wartenberg Das, was er ſuchte. Die Verheirathung ſeiner Tochter Imagina an den Aelteſten der hoffnungsvollen Söhne des Grafen, an den friſchen, blonden, etwas zum Embonpoint neigenden Grafen Auguſt war eine durchaus geſchäftliche Sache. Der Gendarme Fritze hatte ſeine Freude daran, wie ſich das Alles ſo glatt, ſo reell, ſo netto machte mitten unter den doppelten Friedrichsdoren, welche der Agent des Hauſes Smith und Scott aus Mancheſter dem alten Grafen von Wartenberg für ſeine gewaltigen Wollſäcke zahlte.

Sechs Wochen nach dem Wollmarkt war Imagina in ihrem noch nicht ganz vollendeten achtzehnten Jahre die Lebensgefährtin des Grafen Auguſt von Wartenberg.

nicht, daß ſich mit dem Eigenthum die Luſt zufrieden gegeben und die bewundernde Sehnſucht abgeſchloſſen hätte! Er konnte oft nur Kopieen, Abdrücke und Paſten bekommen und mußte ſich noch immer darüber erwärmen, daß zwiſchen dem Original und der Nachahmung eine unendliche Kluft lag, die er nicht auszufüllen vermochte.

Eine neue ſehr ungeſchlachte und banauſiſche Darſtellung der Goetheſchen Dicht- und Denkweiſe wirft ihr vor, daß ſie vom Straßburger Münſter ſich eine Scheinkapelle wünſchte. Nur Leidenſchaftlichkeit konnte aus dieſem harmloſen Wunſche ein, Goethen charakteriſirendes Verbrechen machen. Wäre jene Kritik im Stande, mit einer ſich ſelbſt beherrſchenden Prüfung fremde Individualitäten und Charaktere im Zuſammenhange zu erfaſſen, wäre ſie nicht überall, wo die Leidenſchaft durch Gründe entſchuldigt oder unterſtützt werden müßte, die Eingebung des oberflächlichſten Dilettantismus, ſo würde ſie ſich jenen Wunſch aus dem künſtleriſchen Principe Goethe's haben erklären können. Dem Straßburger Münſter hat ſich Goethe immer mit heiliger Andacht hingegeben, doch wußte er, daß es eine ſchönere Verehrung dieſes Wunderwerkes wäre, das Genie ſeines Erbauers von Sims zu Sims zu verfolgen, als nur ſeine naſſe patriotiſche Phraſenwäſche zum Trocknen an die Spitzthürmchen aufzuhängen. Goethe wollte das Erhabene nicht nur fühlen, ſondern auch verſtehen. Darum verjüngte er das Große und modelte das Ungeſtalte um. Die Welt in ihrer Größe würde bald unſer Herz zerſprengen. Man braucht die Peripherie nicht, wenn man nur den Durchmeſſer hat.

So ſteht denn Goethe mit dieſem glänzenden Harniſch, deſſen Schuppen und Schienen wir aus Thon flüchtig nachzuformen ſuchten, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ge-

## 3.

In Oos am Fuße des Schwarzwaldes verweilt der von Heidelberg nach Strasburg gehende Eisenbahnzug längere Zeit. Transportwagen mit Reisekaleschen, die für Baden-Baden bestimmt sind, werden hier ausgehängt. Wir sehen deren eine lange Reihe in das grüne Thal fahren, das den Eingang zu dem lieblichsten aller Badeörter bildet. Omnibus, Fußgänger dazwischen, wenig kranke, meist lebensfrohe Menschen, die die duftenden Blüten des Daseins genießen wollen. Es war in der Mitte des August, in der höchsten Höhe der diesmal ungewöhnlich zahlreichen Saison.

Vor allen fesselt uns ein die Nußbaumallee hinauffahrender Landau, vierspännig, aufgeschlagen, hinten mit einem Bedienten und einer Kammerjungfer, drin mit einem jungen Paare. Der Herr, ein munterblickender, frischer, rothwangiger

Blondin, in einem weiß und blau geſtreiften Sommercoſtüme, raucht aus einem Korallenpfeifchen behaglich eine Cigarre. Die Dame lüftet den grünen Schleier und läßt aus dem Hute, zum Zeichen, daß ſie nordwärts kommen, gleichfalls blonde, lange, goldglänzende Locken hervorrieſeln. Ihr lieblicher kleiner Mund iſt röther als die zierlich gewundene Korallenſpitze ihres Gemahls; denn das iſt ohne Zweifel dieſer behagliche, blauäugige junge Mann, der ſich unendlich wohl fühlt, wieder in ſeinem eignen Wagen zu fahren. Seine Begleiterin, die in dem Eiſenbahnwagen erſter Claſſe von Ruſſen und Franzoſen ihrer Schönheit wegen bewundert worden war, theilte dieſe Meinung nicht; nicht wegen der Ruſſen und Franzoſen und ihrer bewunderten Schönheit, ſondern weil ſie eine gemeinſchaftliche Fahrt viel anregender fände, als dies Alleinfahren. Das wüßte ich nicht, bemerkte der junge Mann; in meinem eignen Wagen weiß ich, wo ich bin; da ſtreck' ich mich, da dehn' ich mich, da haben meine Füße Platz, da hat mein Rücken Anhalt, da greif' ich rechts und links in lauter mir bekannte Beutel und Taſchen. Und dabei ſchwoll er ganz üppig

den neuen Eindrücken entgegen, die sie nun in dem zum längern Aufenthalte bestimmten Baden begrüßen sollten.

Im Hotel d'Angleterre, beim Eingang in die Lichtenthaler Allee, waren für den Grafen August von Wartenberg mit Gemahlin und Dienerschaft aus Schlesien schon Zimmer bestellt. Imagina fand sich durch Alles, was sie sah, wunderbar bewegt und gedrängt. Diese reizende Gegend erinnerte sie an Bischofswalde. Das Grün der Bäume, die Wiesenmatten, die sich an die Berge hinanschmiegten, die gewundenen Wege der schattigen Promenaden, die düstern Trümmer des grauen Schlosses zur Rechten und links in die Zimmer ihres Hotels von außen die Musik des Cursaals dringend, das Alles beklemmte sie um so mehr, je mehr sie an den bedenklichen Ruf dieses Bades durch ihres Gemahls Erzählungen von einer Menge hier ruinirter Jugendfreunde erinnert wurde. In ihrem heimischen Warm- und Salzbrunn war das Spiel nicht offen getrieben, wie es hier sein sollte. Sie mußte still vor sich hin lächeln, als sie dabei einer vor Jahren geträumten Berührung mit dem Könige Kobalt gedachte,

der damals auch Baden-Baden als einen von seinen Heilkräften bedachten Verführungsplatz der Hölle von seinem Minister Nickel hatte nennen lassen. Holde Kindheit! seufzte sie still.

Die wichtigste und feierlichste Aufgabe war nun für August zunächst das Studium der Badeliste. Er ließ sich sogleich deren neueste Nummer kommen und unterwarf sie trotz der schon hereinbrechenden Abenddämmerung am Fenster einer genauen und bei jedem Namen innehaltenden Prüfung. Er war glücklich, eine Menge Bekannte zu finden, die ihm aus Breslau, Berlin, Dresden und den schlesischen Bädern erinnerlich waren. Darüber war es Abend geworden und Imagina hatte keine Neigung mehr, schon heute Toilette zu machen und ihm auf den Versammlungsplatz der schönen Welt zu folgen. Sie ließ ihn allein gehen, zündete sich Kerzen an, öffnete weit die Fenster, in welche der Gesang der Heimchen von den Wiesen drang, nahm eine zierliche Reisemappe hervor, öffnete deren Bramah-Schloß und flüsterte, eine Menge Blättchen vor sich ordnend, still in sich hinein: Was hab' ich nachzutragen! Seit Goethe's Grab auch keine einzige Zeile mehr!

Imagina umfaßte jeden Eindruck, den ihr so plötzlich geändertes Leben bot, noch mit einer Innigkeit, mit einem so bis auf den Grund auskostenden heißen Verlangen, daß es ihr unverantwortlich geschienen hätte, auch nur ein neues Begegniß ihres jungen Lebens flüchtig hinzunehmen und es nicht in seinem ganzen Reize sich immer wieder zu vergegenwärtigen. Eine Reise führte aber deren zu viele auf. Sie mußte zur Feder greifen und sich alle die Wonnen niederschreiben, die sie seit der Abreise von Bischofswalde erfahren hatte. Was nur Dresden, Leipzig, Jena, Weimar Werthvolles und ihre Phantasie Anregendes bot, hatte sie in kurzen Andeutungen, zu künftiger leichterer Erinnerung, sich fixirt, und sie erschrak, daß sie mit ihrem Körper schon in Baden Baden und mit ihrem Herzen noch im Park von Weimar, unter den classischen Gräbern, war. Sie gab sich auch sogleich das Wort, ihrem Gatten zu erklären, daß sie nicht eher in Baden Baden ausgehen würde, bis auch ihr Herz, ihre Phantasie, die noch in Thüringen lebten, nachgekommen waren. Unbequem wollte sie ihm darum nicht werden. Sie schrieb und schrieb und

brach in ihrer Haſt dreimal den Bleiſtift ab, verwünſchte zehnmal die gelbe Dinte des Hotels, kam aber bis zu Auguſt's Rückkehr nicht weiter als bis auf die Wartburg nach Eiſenach, wo ihr das plötzliche Aufklinken der Thüre durch Auguſt einen ſolchen Schrecken verurſachte, daß ihr das Tintenfaß umfiel, gerade bei der Stelle, wo ſie von dem Tintenfaſſe Luther's und dem Wurf nach dem Teufel reden wollte. Sie bebte ordentlich zuſammen, als ſie auf ihrem ſauber geglätteten Luruspapiere denſelben ungeheuern Klex ſah, den ſie eben beſchreiben wollte.

Auguſt, zurückkehrend, war voll von allen Herrlichkeiten, die er geſehen hatte. Auch den Koch des Converſationshauſes lobte er und analyſirte die Sauce eines Hechts, den er zu Nacht zu verzehren ſich nicht verſagt hätte. Imagina bat ihn himmelhoch, zu ſchweigen. Sie würde zu verwirrt von Allem, was ſie erlebe, ſie erſuche ihn anzunehmen, daß ſie noch in Eiſenach, noch im Thüringer Walde und auf der Wartburg wäre, und ſprach nur von dem Blick ins Rhöngebirge und dem rothen Sandſtein und den hohen Linden um die Pfarrkirche von Eiſenach und von den

Schrecken eines Brandes, der dort einmal gehaust hätte, so daß August erst lachte, dann schläfrig wurde und zu Bett ging.

Am folgenden Morgen hatte er durchaus nichts dagegen, als Imagina erklärte, sie hielte es für eine Sünde, die Eindrücke einer Reise, die Schönheiten der göttlichen Schöpfung, die Erinnerungen der Geschichte so gewaltsam in sich aufzunehmen, daß man Eines auf das Andere stürze. Er hatte am Abend zuviel Stoff zu selbständigen Vergnügungen entdeckt, als daß ihm Imaginens Wunsch, noch daheim zu bleiben, nicht ganz genehm sein sollte.

Nun, mein gutes Kind, sagte er, bleib du also noch in Thüringen und schildere unser Mittagsessen im eisenacher Rautenkranz, bewege dich dann langsam nach Buttlar, Hünefeld und Fulda, ich werde hier in Baden-Baden indessen spazieren gehen.

Imagina hatte trotz ihres phantastischen Sinnes doch ein Talent, sich eine anmuthige Häuslichkeit zu schaffen. Schon als Kind wußte sie in einem kleinen Stubenwinkel sich ein Paar Stühle hinzustellen und sich daraus im Geist einen Feenpalast zu zaubern. So veränderte sie auch gleich hier

die ganze Ordnung des Zimmers, ſtellte ein Möbel dort, das andere dahin, nahm eine grüne Decke, legte ſie auf einen Tiſch, den ſie durch Ausbreitung von allerhand kleinen wenig koſtenden Koſtbarkeiten und Nippes zu einem Schreibbureau umwandelte. Auf ein Sopha hingeſtreckt, träumte ſie, von Auguſt allein gelaſſen, und überſann, wie ſie hierher gekommen, was ſich alles ſeit Wochen mit ihr begeben hatte, wie ſie ſo aus der Penſion in die Ehe hatte treten müſſen. . . . . Stoff genug für ſie, ſich in ein langes, langes Dämmern zu verlieren. Zwiſchendurch verfolgte ſie auf dem Papiere, bald zeichnend, bald ſchreibend ihre Reiſe.

Es war der erſte freie Augenblick, der ihr eine ungeſtörte Selbſtbetrachtung erlaubte. Sie lebte noch einmal durch, was ihr jetzt ganz unglaublich vorkam. Der Vater tritt zu Madame Milde ein, nimmt ſie in die goldene Gans mit auf ſein Zimmer, klingelt, der Gendarme Fritze ruft den alten Grafen Wartenberg, der nach Art ſchäkernder alter Polterer ſie herzhaft beim Kopf nimmt und ihr ein Dutzend derber Landküſſe auf die Lippen drückt — die Alten lachen, von einem Mann wird geſprochen, vom jungen Grafen Auguſt, der per

Erpreſſen von den Gütern verſchrieben werden ſoll, ſie wird heirathen, einen jungen Mann, von dem ihr die beſten und ſchönſten Dinge erzählt werden, Contracte werden mitten unter Wollfäden geſchloſſen, Geldſummen hüben und drüben ausgeworfen, Beſtimmungen über die Religion der erwarteten Kinder niedergeſchrieben; der Verſprochene erſcheint, freundliches, wohlwollendes Zutrauen in ſeinen Mienen, nichts an ihm ſtörend, die Ceremonie an zwei Altären, einem katholiſchen und einem evangeliſchen, das Band mußte ihr um ſo feſter dünken, als es zwei Prieſter ſegneten — ſie ſetzen ſich in einen Reiſewagen, fahren in die Welt hinaus und ſind nun hier in Baden-Baden, nicht anders, als wie aus den Wolken gefallen!

Stundenlang mußte ſie ſich mit dem Durchleben dieſer Abwechſelungen beſchäftigt haben, denn es war Mittagszeit, als Auguſt zurückkehrte und ſie lachend fragte: Wo biſt du jetzt?

Sie blickte auf das Papier und ſah, daß ſie inzwiſchen doch Manches niedergeſchrieben hatte, und ſagte: Vor dem Denkmal des heiligen Bonifacius!

Noch in Fulda alſo? bemerkte er mit gutmüthi-

gem Spott, freute ſich aber im Stillen auf die reizende Ausſicht einer langen zerſtreuenden Selbſtändigkeit. Athemlos wie er war, mußte ſie nun aber doch Manches von Dem, was er erlebt hatte, mit anhören. Er konnte, während ſie auf dem Zimmer aßen, nicht Worte genug finden, welche intereſſante Geſellſchaft ſich hier zuſammengefunden hätte, die berühmteſten Perſonen des high life von London, eine Menge Diplomaten aus Paris, Wien, Turin, eine ganze Suite, wie er ſagte, von Ruſſen, die alle jetzt aus Italien herüberkämen; man arrangire, fuhr er franzöſiſch redend (um mich zu üben, bemerkte er) fort, man arrangire Landpartien nach Schloß Eberſtein, Pickenicks nach der alten Burg von Baden, Jagdausflüge, zu welchen der Spielpächter Benazet die Hunde, der Staat das Wildpret liefere; er hätte verſprochen, an Allem Theil zu nehmen, zu jagen, zu reiten, zu fahren, zu eſſen, zu trinken —

Auch zu ſpielen? fragte Imagina.

Gutes Kind, ſagte Auguſt, beruhige dich! Die grünen Tiſche ſind ſo belagert, daß nur ein Spieler von Gewerbe ſich durchdrängen kann. Wer nicht einen Stuhl nimmt, eine Karte zum Punk-

rüſtet da. Doch wühlt' in ſeiner Bruſt, trotz aller Philoſophie und Reſignation, ein herber und innerer Schmerz, ein gemüthliches Unbehagen, für welches er nur feindſelige polemiſche und wenig überlegte Worte finden konnte. Ach, man dämmt gegen das Uebel mit Schutt und Trümmern jeder Art den Weg, man ſchließt ſich in das Bannat der Verachtung ein und wagt ſogar zuweilen einige Ausfälle gegen die belagernde Macht; aber vergebens! Aus dieſem Herzen floh der Friede, aus dieſem Gedächtniſſe wichen die ſchattigen Ruheplätze; der Tag ſteht mit drohenden Worten vor der Thür und pocht trotzig auf einen Einlaß, der nicht mehr zurückzuweiſen iſt. Das Ungewitter mag noch einmal verziehen! Man werfe ſich irgend einer zerſtreuenden Beſchäftigung in den Arm, man läugne die Gefahr weg, da man ſie nicht ſieht! Was hilft's? Du verlierſt den Zuſammenhang und die Gunſt einer weiſe angeſtellten Berechnung. Da du den Strom noch in weiter Ferne rauſchen hörteſt, iſt er ſchon unter deinen Füßen und du treibſt hülflos auf ſtürmiſchen Wogen, wo man, wie Goethe als Botaniker, ſich mit Grashalmen zu retten ſucht.

Mit entſetzlicher Anſtrengung hatte Goethe gegen das Unbehagen, das aus der Zeit kam, gekämpft. Er hatte ſich ſelbſt geopfert, um des bittern Schmerzes ledig zu werden. Denn jene im Vorhergehenden geſchilderte Lebensphiloſophie, die hier einen ganzen Menſchen revolutionirte, was iſt ſie anders, als eine rührende Trennung des Mannes vom Jüngling, der Zukunft von ſüßer Erinnerung, des Kopfes vom Herzen? Göthe empfand dieſe Rührung nicht, weil er ein Charakter war; aber wohl den Schmerz. Seine Berechnungen mißglücken, alles um ihn her zuckt mit Nadelſpitzen auf

tiren, ſeine Angriffstruppen neben ſich ausbreitet, kommt da gar nicht an: ich ſpiele nicht und brauche meine Zeit lieber zu Vergnügungen, wie ich ſie hier gar nicht erwartet hätte. Uebrigens, ſetzte er kleinlaut hinzu, iſt Alles auf den Augenblick geſpannt, wo du zum erſten Male auftrittſt. Heute Abend werd' ich ſagen, du wärſt noch in Fulda, wo wir im Kurfürſten —

Er wollte ſagen: recht ſanft geſchlafen haben, und ſchlief ſtatt dieſer Phraſe ſelbſt ein, wie es immer nach Tiſche ſeine Gewohnheit war. Imagina ließ aber inzwiſchen anſpannen, bezahlte reichliche Trinkgelder und ſprengte — das heißt auf dem Papiere — in ſauſendem Galop der einförmigern Gegend hinter Schlüchtern zu. In Gelnhauſen feſſelte ſie ein ſchiefer Thurm und ſie zitterte, als ihr dabei wie ein Harmonikaklang ins Ohr tönte: Piſa. So etwas, wie Piſa, wagte ſie noch gar nicht zu denken, obgleich die Schweiz doch diesmal auch ſchon geſehen werden ſollte. Schon war ſie auf dem Hirſchgraben in Frankfurt am Main und faltete ſinnend in Goethe's Geburtshauſe die weißen Hände, als Auguſt aufwachte, neue Toilette machte und ſich mit einem

Kuß zum erneuten Besuche des Conversationshauses empfahl.

Am folgenden Morgen kam endlich Imagina selbst in Baden-Baden an, und nun hatte sie eine unwiderstehliche Sehnsucht, alles Das, was August bereits so hinreißend gefunden hatte, auch ihrerseits in Augenschein zu nehmen. Er eilte sich gerade nicht, sie seinen Vorsprung einholen zu lassen. Doch entschied er sich endlich, am folgenden Tage, sie bei einer Art Corsofahrt, die gegen Untergang der Sonne in der Lichtenthaler Allee stattfände, in die fashionable Welt Badens einzuführen. Der leichte und elegante Reisewagen wurde gesäubert, die farbige Seite der Polster und Kissen herausgelegt, Andres (denn dieser war als Diener von Bischofswalde gefolgt) mußte seine Staatslivree, hellblau und gelb, anziehen und eine Stunde währte es, bis August mit seiner eignen Toilette und der seiner Frau, die darüber in eine wahre Angst kam, fertig wurde. Endlich gab er ihrem himmelblauen Kleide, dem Spitzenkragen, dem Hute und Schleier seinen leidlichen Beifall und hinaus bogen die Rosse in die Abendschatten der Lichtenthaler Allee. Bald auch wurde das

Paar bemerkt, und Imagina erstaunte über die große Zahl der Bekanntschaften, die August schon gemacht und zu grüßen hatte. Zweimal ging es bis zum Kloster auf und ab, Imagina athmete den reinsten würzigen Wiesenduft und verneigte sich traulich jedem Gruße, den sie empfingen. Sie machte Aufsehen, ohne es zu wissen, und auch vielleicht August wußte es nicht.

Aus einer eignen schweigsamen Stimmung befreite ihn endlich ein lautes, fernherschallendes Pferdegetrappel. Eine lange Cavalcade von Damen und Herren zu Roß sprengte in die Allee, mäßigte dort ihren Lauf und hielt noch einen Paraderitt mitten unter den Wagen, in welche sich mehre der Reiter und Reiterinnen hineinbeugten. August's Landau war sogleich von dem ganzen Schwarm umringt und nun erstaunte Imagina, wie heimisch ihr Gatte schon geworden war, während sie schüchtern die neugierig kritisirenden Begrüßungen erwiderte. Eine Dame aber vor allen Uebrigen drängte so dicht an den Wagenschlag mit ihrem Miethroß, blickte so neugierig unter Imaginens Hut, ließ die Reitgerte so tändelnd in der Luft spielen und ergoß sich in einen

ſolchen Strom von zärtlichen Verſicherungen ihrer Ungeduld, die Gräfin Imagina kennen zu lernen, daß dieſe über und über erröthete und kaum ihr ängſtlich klopfendes Herz halten konnte.

Sie werden doch am Converſationshauſe abſteigen, hieß es franzöſiſch aus dem Munde aller dieſer muntern Geſellſchafter, und die kleine ſchwarze Dame vor allen bat ſo flehentlich, dort die Muſik zu hören und ihr das Glück dieſer erſehnten Bekanntſchaft gleich in vollem Maße zu ſchenken, daß ſie die Verſicherung gab, ſpäter dort erſcheinen zu wollen. Darüber ſprengte die Suite fort und Imagina athmete wie erlöſt auf.

Nicht wahr, amuſante Geſellſchaft? ſagte Auguſt nach einer drückenden Pauſe.

Wer iſt die kleine freundliche ſchwarze Dame? fragte Imagina.

Die Seele der ganzen Saiſon, antwortete Auguſt, eine Frau comme il faut. Sie gibt für Alles den Ton an. Sie arrangirt die Partien, ſie vermittelt die Bekanntſchaften, für jeden Tag weiß ſie etwas Neues, ein Weibchen wie Queckſilber, hin und her, witzig, geiſtreich, beleſen, äußerſt charmant.

Imagina fand das auch. Wie heißt die liebenswürdige Frau? fragte ſie mit gutmüthiger Unbefangenheit.

Es iſt die Witwe eines polniſchen Adligen —

Gewiß mit einem ſchwer auszuſprechenden Namen, fragte Imagina, als Auguſt ſtockte.

Nein, nein, mein Herz! Baronin Feodore Zaluska, eine Witwe — wir nennen ſie nur Feodore und ſie iſt ſo liebenswürdig, daß ſie uns auch Allen geſtattet, ſie mit dieſem einfachen Namen zu rufen.

Der Wagen hielt jetzt am Anfang der kleinen Reihe von Verkaufsbuden, die dem eleganten Charakter dieſes Schwarzwaldbades neben ſeinen Naturſchönheiten auch etwas vom deutſchen Jahrmarkt geben. Das junge Paar ſtieg aus und Imagina, dieſe Buden mit tiroler Handſchuhen und nürnberger Spielzeug erblickend, ſetzte ſich auch ſogleich daraus einige modiſche Schwarzwaldgeſchichten zuſammen. Von obenher aus einem Pavillon rauſchte Harmonikamuſik, und endlich ſchritten ſie über die gekieſelte Promenade vor dem Converſationshauſe. Dort links ſind die grünen Tiſche! ſagte Auguſt, um ſie zu unterrichten. Sie

erſchrak heftig und zog ihn von jener Seite fort. Der Traum vom Höllenfürſten fiel ihr immer unwillkürlich ein und ſie mußte lächeln. Sah denn nicht Alles ſo heiter, ſo freundlich, ſo menſchenglücklich aus?

Nach längerm Harren und Wandern durch das zuletzt ermüdende Gewühl erſchien in Begleitung ihrer Kammerjungfer Feodore Zaluska, höchſt geſchmackvoll umgekleidet, von einer Grazie und Eleganz, die Imagina beinahe beängſtigte. Sie war in der That kleiner als dieſe, aber unendlich beweglich, ſehr zierlich gebaut, von großer Anmuth in den Formen des Geſichts und von einem ſprechenden Ausdruck ihrer blitzend ſchwarzen Augen. Imagina wußte nicht, wie ihr geſchah, da ſie von dieſer ihr doch ganz fremden Dame wie mit Zärtlichkeiten überſchüttet und von Schmeicheleien erdrückt wurde. Dieſe Feodore, die rechts und links die Grüße der faſhionablen Welt mit Gleichgültigkeit erwiderte, ſchien ſich ihr unterzuordnen. Alles an ſich ſah ſie plötzlich bemerkt, hervorgehoben. Feodore hatte die ſchönſten Worte für ihren Wuchs, für ihr Haar, für dieſe goldnen Locken, die in der That durch die inzwiſchen einbrechende

Nacht zu leuchten schienen. Alles an ihr rühmte Feodore, sogar ihre Toilette, und was sie am meisten überraschte, ihre, wie sie wußte, mangelhafte französische Aussprache.

Das auf- und abwandelnde Kleeblatt setzte allmälig Blatt an Blatt an. Es wurde ein ganzer Strauß von Herren und Damen und, wie man bald sah, das Bouquet der Gesellschaft. August gab Feodoren den Arm, und da es kühl wurde, forderte man sie auf, in die Säle einzutreten. Dies war für Imagina ein tödtlicher Schreck. Sie kam sich in ihrer Furcht lächerlich vor, aber es war ihr unmöglich, in die schimmernden, kerzenerhellten, jetzt von Musik rauschenden Säle zu treten; denn zwischendurch hörte sie das sonderbare Klimpern des Geldes und den grellheisern Ton des Einharkens und Einscharrens der von der Bank gewonnenen Summen. Sie wußte allerdings, daß die Geschichte von ihrem König Kobalt und von den heißen Teufelsquellen ein Märchen war, das zum größten Theil dem alten plaudernden Obersteiger in Bischofswalde gehörte, aber wenn sie erwog, wie viel sie nun heute schon erlebt hatte, wie rauschend das Alles um sie her-

wogte und wie ſtill es daheim in ihrem Zimmer jetzt ſein müſſe, ſo glaubte ſie es wagen zu können, eine Caprice zu haben. Sie ſchlug den Beſuch des Saales aus. Auguſt war freilich ſehr verſtimmt darüber und ärgerte ſich, ſie nach Hauſe begleiten zu ſollen; aber im dunkeln Schatten harrte ja Andres mit einem Shawl und ein weltberühmter Virtuoſe, der zur Geſellſchaft gehörte und von einigen emancipirten Ruſſinnen „fürchterlich“ angebetet wurde, erbot ſich, ſie an das «à deux pas» gelegene Hotel d'Angleterre zu geleiten. Die gute Imagina wußte gar nicht, welch ein Glück ihr widerfuhr und wie ſie von den emancipirten Ruſſinnen beneidet wurde! Auguſt blieb mit Feodore und den Uebrigen. Sie ſelbſt ſchlüpfte wie eine Sylphide unter den nächtlichen Schatten des flüſternden Laubes hinweg. Der Virtuos, der ganz erſtaunt war, wie Jemand in ſeine Nähe kommen und nicht vor ihm in Liebe und Bewunderung vergehen konnte, ſprach etwas von quatre mains und von einer ihr beſtimmten Widmung ſeiner im Druck erſcheinenden neueſten Transſcription. Sie hauchte eine verbindliche Phraſe, hatte die kleine Dosbrücke erreicht, ſtand vor den Orangenbäumen

des Portals zu ihrem Gasthofe und wußte nicht, wie sie oben in ihren Zimmern zur rechten Besinnung auf alles Das kommen sollte, was sie heute so neu und wildfremdartig erlebt hatte.

## 4.

Das fühlte sie nun wol am Abend, in der Nacht und am Morgen, daß Das nimmermehr ihre Welt werden könne! Sie besaß zu wenig Erfahrung, ihrem Misfallen einen bestimmten begründeten Ausdruck zu geben. Sie hätte Das nimmermehr sagen können, was sie fühlte, aber behaglich war ihr Nichts, Feodore ausgenommen, die sich ihrem Gemüthe wirklich eingeschmeichelt hatte. Das, was ihr immer fehlte, eine ältere und doch jugendliche Freundin, Das, behauptete wenigstens August, hatte sie in Feodore gefunden. Die Baronin ist von dir hingerissen, sagte er. Vertraue dich ihr an, laß dich von ihr leiten, sie hat die Welt gesehen, sie weiß, was der gute Ton erfordert, du kannst dich glücklich schätzen, bei deiner Jugend in diese bildenden Hände zu gera-

ſeine Nerven und ſelbſt das alte Mittel, durch Produktionen ſich zu retten, ſchlägt fehl. Großkophta, Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Ausgewanderten, Hermann und Dorothea ſchleuderte er aus ſeinem Schiffe, um es oben zu erhalten. Aber die Zeitgenoſſen verziehen keine Miene. Neue Waffen, die Natur. Es iſt zu ſpät, die Geſchichte ſchlägt ihn zurück und ein Geiſt, der ſeinem Jahrhundert vorangeeilt war, muß noch dem letzten Decennium deſſelben — unterliegen. Die Thatſache zerreißt das philoſophiſche Gebäude auf dem er ſteht. Der ſchwankende Tritt taſtet keinen Boden mehr und man muß auf Augenblicke ſehen, wie die Wellen der Vergeſſenheit über Goethe's Haupte zuſammenſchlagen.

then. Wenn Jemand aus dir etwas machen kann, die ist's!

Sie glaubte das in vertrauensvoller Unschuld. Man beschloß, der Baronin einen Anstandsbesuch zu machen. Sie erwartet uns, sagte August, und um so eher müssen wir zu ihr gehen, als es Zeit ist, das Hotel zu verlassen und eine Privatwohnung zu nehmen, die sich im ersten Stock des von der Baronin bewohnten Hauses nicht gelegener bieten kann.

Imagina trennte sich ungern von der kleinen Häuslichkeit, die sie sich schon begründet hatte, allein sie hatte von Feodore selbst so viel Schönes über deren Wohnung bereits gestern vernommen, daß sie ihren Gedanken gern eine andere Richtung gab und mit der ihr eignen Befangenheit dem jungen Gatten, der ihr im Grunde so beängstigend neu und mit jedem Tage fremdartiger wurde, folgte. Gerade jemehr sie sich an ihr plötzlich geändertes Lebensloos gewöhnte, deste beklemmender waren die Betrachtungen, die sie dann bei sich im Stillen anknüpfen mußte.

Nach einigem Harren in einem Vorzimmer empfing Feodore das junge Paar mit unbeschreibli-

cher Grazie und Freundlichkeit. Sie umarmte Imaginen und führte ſie in ihr Wohnzimmer, deſſen Fenſter mit Blumen verbaut waren und eine liebliche Ausſicht auf das terraſſenförmig gebaute Städtchen und die aus den Büſchen hervorſchimmernde neue Trinkhalle gewährten. Ein kleiner bellender Spitz wurde von Auguſt, der hier ſchon völlig heimiſch war, zum Schweigen gebracht. Die Baronin klingelte. Ihr Kammermädchen mußte dem Wirth ankündigen, daß die Herrſchaft da wäre, welche oben den erſten Stock miethen wolle.

Liebe Freundin, ſagte die Baronin franzöſiſch, wir wollen uns das bequemſte und anmuthigſte Leben etabliren. Heut' Abend erſcheinen Sie zum erſten Male im Converſationsſaale, wo die Zimmer rechter Hand der gewähltern Geſellſchaft gehören; morgen machen wir eine Partie nach Eberſtein und für übermorgen iſt ein großer Pickenick nach der Schloßruine angeſagt. Der Graf hat ſich ſchon erklärt, daß er für ſeinen Theil den Champagner liefern wolle.

Die achtzehnjährige junge Frau lächelte beklommen und wußte ſich nicht anders zu helfen, als

daß ſie von dem phantaſtiſchen Schlafrocke der Baronin ſprach, den ſie wunderbar ſchön fand.

Die Baronin küßte Imagina die Hand und antwortete erſt kurz: O, wie lieb' ich Sie! dann aber begann ſie den Anzug der Gräfin zu muſtern und entwickelte nun ein ſehr feines kritiſches Talent, welches aber heute nicht mehr die ſchmeichelhaften Reſultate wie geſtern hatte.

Sie ſagte: Herrliches, beſtes Weſen! Sie kleiden ſich nicht gut. Wir müſſen nach Strasburg fahren und Stoffe für Sie kaufen. Blond und blau iſt zu jugendlich, zu mädchenhaft. Man verbindet jetzt ſchwarz mit blond; Sie behalten ja den Vortheil Ihrer achtzehn Jahre immer darum doch ungeſchmälert, wenn Sie auch wie ein und zwanzig ausſehen. Nicht wahr, Graf Wartenberg?

Allerdings, bemerkte dieſer, der ſich daran zu weiden ſchien, eine Frau zu haben, die beinahe noch ein Kind war. Die Baronin, kaum älter als vierundzwanzig Jahre, nahm darum, daß ſie Imaginen erzog, noch nicht das Ausſehen einer Bonne an. Sie bat, ihr zu erlauben, einige kleine Bemerkungen über die neueſte Mode der

Saiſon zu machen. Während Imagina ihrem Unterrichte zuhorchte, zupfte die Baronin bald da, bald dort an ihren Kleidern und erklärte die Taille derſelben für ebenſo verfehlt, wie den Ausſchnitt der Bruſt nicht ſchließend genug. Ach, recht armſelig, unbedeutend und kindiſch kam ſich Imagina vor, als ſie die Stufen hinaufſtieg, die in den erſten Stock führten. Sie hätte weinen mögen, als ihre Blicke auf Auguſt fielen. Sie begriff gar nicht, wie ſie dazu käme, ſein unwürdiges, unerzogenes und unbedeutendes Weib zu ſein. Die Wohnung wurde für zweckmäßig erkannt, behandelt und noch im Laufe deſſelben Tages bezogen.

Eine neue Wohnung iſt uns nur dann heimiſch, wenn wir zum erſten Male in ihr geſchlafen haben. Für Imagina reichte aber ſchon ein Lindenbaum, der eines ihrer Fenſter beſchattete, hin, es ihr traulicher zu machen, als den Gedanken, noch heute der großen Welt mit ihrer ungenügenden Toilette Anſtoß zu geben. Sie ſah beruhigt ihrem Gatten nach, der allein ging und dann Feodoren begleitete. Sie blieb daheim, und als am folgenden Vormittage die Baronin er-

ſchien, um einen Gegenbeſuch zu machen und das Verſchieben der eberſteiner Partie um einige Tage anzukündigen, als ſie in einer Fülle von kleinen Artigkeiten wieder von der ſtrengen Weltdame hören mußte, daß ſie das Franzöſiſche nicht ſa ſhionable geläufig genug ſprächе, da war ihr gleichſam außer dem Verbot, ſich irgendwo öffentlich ſehen zu laſſen, auch der Befehl gegeben, überall zu ſchweigen. Imagina's Hände zitterten in denen der Baronin. Sie hatte keinen Muth mehr, dieſer Frau einen Willen gegenüber zu ſtellen, ſie dankte mechaniſch für die Bücher, die ſie ihr zu leſen geben wollte, ſie hörte wie abweſend, was ſie über die Bequemlichkeiten des Hauſes und der Ménage von ihr mitgetheilt bekam. Es war das nicht Bosheit, nicht Hochmuth, ſondern rein tödtliche Verlegenheit, als ſie der Baronin auf dieſe Mittheilungen wegen Frühſtück, Mittageſſen, Wäſche erwiderte: Wollen Sie das nur meiner Kammerjungfer ſagen.

Die Baronin biß ſich aus Aerger auf die Lippen und empfahl ſich kalt. Imagina bekam durch Andres einen Pack franzöſiſcher Bücher, der ſo umfangreich war, daß der ſchleſiſche Landsmann

ſeine Verwunderung äußerte, die Gräfin würde doch bei dem ſchönen Wetter nicht anfangen zu leſen. Ueberhaupt, ſagte Andres, ſitzen Sie viel zu viel zu Hauſe! Sie haben ſich ja ganz umgekehrt. Landrath würden das kaum glauben. Gehen Sie doch mehr aus! Es ſind viele Schleſier hier und auch Breslauer. Manche Geſichter kann ich gar nicht wieder hinbringen, wo ich ſie zuerſt geſehen habe. Es ſind gewiß auch ehemalige breslauer Studenten hier.

Dem guten Andres ging eben nichts über breslauer Studenten. Sie waren ihm die Zierde jeder Geſellſchaft, die eigentlichen Söhne der Götter, die überall das Vorrecht hatten, den feinſten Ton anzugeben. Als Imagina lächelnd an der Anweſenheit von breslauer Studenten zweifelte, ſagte Andres: Nein wirklich, gnädige Frau, es ſind welche hier, aber verkleidete.

Mehre Tage brachte Imagina damit hin, die ihr von der Baronin geliehenen Romane zu leſen. Sie waren von Georges Sand und regten ihre Phantaſie, die ohnehin zum Hinüberſchweifen nur zu geneigt war, wie Opiumrauſch auf. Eines Abends hatte ſie „Jacques" beendigt und alle

Pulse flogen ihr. Sie fühlte, daß sie diesen Zustand einer freiwilligen Verbannung nicht länger aushielt, raffte sich mit schnellem Entschlusse auf und hatte die Absicht, das Wildeste zu thun, was bis jetzt in ihrer jungen Ehe nicht geschehen war, nämlich in der Abenddämmerung mit ihrem Kammermädchen allein auszugehen. Wo August weilte, wußte sie ja nicht. Die Vormittage war er unten bei der Baronin, die Nachmittage schlief er und des Abends kam er vor elf Uhr nicht nach Hause. War er im Conversationssaal, so gefiel sie sich in der Idee, ihn dort zu überraschen. Sie setzte keck den Fuß auf die leergewordene Kieselpromenade vor dem Portal des Saales. Sie folgte dem Glanz der Kronleuchter, stieg einige Stufen empor und betrat das glatte Parquet des von der Menschenmasse rauschenden großen Saales. Sie wußte nicht, welche Keckheit heute über sie gekommen war. Die Lorgnetten und unverschämten Blicke der Dandies kümmerten sie nichts. Sie drängte sich sogar in die Nähe der Spieltische. An dem Roulett ging sie vorüber, weil es zu besetzt war. Aber im Nebensaale, wo ein gleichmäßig kaltmonotones: **Rouge gagne, perd**

la couleur variirt wurde, machte ſie Halt, ſah auf dem grünen Tuche kleine Haufen Goldes und Silbers, irrte in den Phyſiognomien der Spielenden flüchtig umher und zuckte erſchrocken auf, als ſie einen jungen, blaſſen Mann mit ſchwarzem Haar, ſtarkem Bart, eleganter weißer Weſte, in die er nachläſſig die Finger ſteckte, erblickte. Prinz Wismuth! hauchte ſie mit ſonderbarem Gefühl vor ſich hin, ſchwankte einige Schritte zurück und zitterte nicht wenig, als Auguſt, der Feodoren führte, ſie plötzlich leiſe auf die Schulter ſchlug. Aufgeregt, ſtotterte ſie den Grund ihrer Anweſenheit, ließ ſich von der Baronin, die ganz außer ſich vor Entzücken über ihre Begegnung ſchien, durch die Säle führen, vermied aber noch einmal, dem Tiſche zu begegnen, wo ſie ſich ſo plötzlich überzeugt hatte, daß Andres für ehemalige breslauer Studenten ein merkwürdig untrügliches Auge hatte. Denn den Gedanken an Prinz Wismuth, den Sohn des Königs Kobalt, und die für ihn bürgenden ſieben Todſünden gab ſie natürlich ſehr bald auf. Sie hatte nun den Studenten erkannt, den ſie vor fünf Jahren zum erſten Male erblickt und deſſen ſie ſpäter, wenn die

Penſion vor den Thoren ſpazieren ging, noch öfter anſichtig wurde und dem ſie manche geheime Träumerei gewidmet hatte.

Auguſt ſchien von dem kleinen Beweis von Selbſtändigkeit, den Imagina eben gegeben hatte, zum Verdruß der Baronin ganz außerordentlich erfreut. Noch mehr verwunderte es ihn, im Kreiſe von ſchöner Welt, die ſich um ſie ſammelte, ſie ſo beredt, ſo angeregt, ſo theilnehmend zu finden. Das eben beendete Werk der Georges Sand entfeſſelte auch die Sprachgeläufigkeit der Zunge, die heute das fließendſte Franzöſiſch ſprach. Zwar zupfte die Baronin zuweilen das junge elektriſirte Weſen und ſagte ihr heimlich ins Ohr: Man ſagt nicht im Franzöſiſchen dies, man ſagt nicht das — aber Imagina hörte nicht auf dieſe ewige Bevormundungs- und Erziehungswuth einer Frau, die ihr keine Verehrung mehr abgewinnen konnte. Die Baronin verſtummte.

Am folgenden Morgen erklärte auch Imagina, ſie würde an der für heute beſtimmten Partie nach Schloß Eberſtein Theil nehmen. Auguſt machte dazu ein lächerlich befangenes Geſicht und

ſchickte den Bedienten zur Baronin hinunter, ihr dieſen Entſchluß ſeiner Frau anzukündigen. Es währte nicht lange, ſo erſchien dieſe ſelbſt, warf ſich Imagina an den Hals und vergoß einen Strom von Thränen. Gerechter Gott, was iſt Ihnen? fragten die beiden jungen Ehegatten.

Ich fühle, ſagte Feodore zu Imagina, daß ich Ihnen nicht gefalle, daß Sie kein Vertrauen zu mir haben und meine Freundſchaft nicht erwidern. Wären Sie geſtern nicht zur Geſellſchaft gekommen, ſo hätte ich mich Ihnen heute zu Füßen geſtürzt und Sie um Theilnahme an dieſer Partie gebeten. Ich habe nie ein weibliches Weſen auf den erſten Blick ſo liebgewonnen, als die Gräfin Imagina, die in Allem vor mir bevorzugt iſt. Ich will leiden, dulden; ich will nicht verzweifeln, wenn Sie meine Liebe nicht erwidern; aber dieſe Liebe ausſprechen muß ich, Imagina, Sie haben keine größere Freundin auf der Welt, als die arme Feodore Zaluska.

Dem guten Auguſt ſtanden über dieſe gefühlvolle, hingebende Frau die Thränen in den Augen. Er ärgerte ſich über die Kälte und Befremdung Imaginens, die, mehr erſchreckt als erfreut, der

## IV.

Die Zeit hat ihre Lieblinge. In ihren weitbauſchigen Mantel hüllt ſie die Auserwählten ihrer Gunſt, trägt ſie über die Fluthen der Begebenheiten, ſetzt ſie in ſicheren Gegenden auf's Trockene und holt ſie wieder, wenn der Sturm verzogen iſt und man im Schoße des Glückes ſich wieder betten kann.

Goethe hatte ſich einer ſolchen Pflege und Wartung des Schickſals nicht zu erfreuen. In den Tagen der Ruhe hatte er unterlaſſen, ſich die Zeit zum Freunde zu machen. Statt den ſtolzen Nacken zu ihr emporzuheben, vermied er und beleidigte ſie; er hatte es für größer gehalten, den Umſtänden zu trotzen, als für die Zukunft ſich bei ihnen einzuſchmeicheln.

Wüßten wir nicht, daß das neunzehnte Jahrhundert in ſeinen Inſtitutionen und geſchichtlichen Aeußerungen um ſo viel poetiſcher iſt, als das achtzehnte darin proſaiſch war, ſo würden wir nicht begreifen, wie in ſo kurzer Zeit ſich alle Geſichtspunkte der Literatur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialiſch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglaſe zu verſchütten, ſie zu ignoriren im gelindeſten Falle; jetzt dagegen wird für die Weihe

Baronin die Hand reichte und leise erwiderte: Ich will mich bemühen, Ihre Freundschaft zu verdienen. Dafür küßte ihr Feodore die Hände und sagte: Von dem heutigen Tage an wolle sie das Glück ihres Lebens berechnen.

Der Wagen fuhr vor, Andres stand in Livree hinten auf. Feodore und Imagina im Rücksitz, August ihnen gegenüber. In der Lichtenthaler Allee stießen die andern Theilnehmer der Partie zu ihnen und hinauf ging es durch sich schlängelnde Pfade, bald durch liebliche Wiesen, bald durch schattiges Gebüsch, bald steil, bald sanft sich hebend, bis empor zu dem wiederhergestellten Residenzschlosse des Großherzogs mit seiner wunderbaren, nur mit der Salzburger Ebene zu vergleichenden Aussicht in das reizende Murgthal.

Bei einer für die Rosse zu beschwerlichen Stelle stieg man aus. Hier kam es, wo Imagina zur Linken des Wegs und durch den Wagen getrennt die Baronin und August zur Rechten gingen. Wie sie so langsam in der heißen Sonnenhitze emporstiegen, zeigte Andres, der hinter Imagina ging, auf einen Mann, der linker Hand vom Wege tief in einer untern Schlucht des Berges,

unter rauhem Geſtein, verweilte und ſagte: Sehen Sie Den, der hat in Breslau ſtudirt! Imagina blickte hinunter und ſah den jungen Mann von geſtern, der dicht in einer ſchroffen Felſenwölbung ſtand und mit dem Hammer eines kleinen Spazierſtöckchens ſo prüfend an die Steine pochte, als wollte er ſagen: Thut euch doch auf, ihr Berge, und laßt mich einziehen in euern Schoos!

Imagina ſtarrte. Der weltberühmte Virtuoſe aber, der die Partie mitmachte, ſprang hinzu und bot ſich keuchend der an Bergſteigen gewöhnten jungen Gräfin zur Unterſtützung an. Wenn ſie wirklich wie gelähmt ſtill ſtand, ſo war es nicht die Erſchöpfung von der Sonne und dem Wege, ſondern der Schreck über dieſes wunderliche Zutreffen jener Erſcheinung unten mit den myſtiſchen Vorausſetzungen, die ihr nun einmal an dieſen jungen Mann geknüpft waren. Sie war vernünftig genug, an keine ins Leben hereinragende Wunderwelt zu glauben, und doch war dieſes Klopfen und Pochen des Prinzen Wismuth an ſeine Heimat, das Reich der Geſteine, ſo bedeutſam wunderbar, daß ſie über den Witz des Zufalls nicht zu lachen wagte. Der Virtuoſe ſprach

wieder von **quatre mains** und von ſeinen Transſcriptionen, und bemerkte mit ſchmerzlichſtem Bedauern, daß ihn das Schickſal an den Wagen einer ruſſiſchen Knäſin feſſele, die hinter ihnen herfahrend, aus den ihrer wohlbeleibten Fülle entquellenden feurigen Augen ſchon giftige Blicke der Eiferſucht ſchleuderte. **Mais, mon cher Udolpho,** ſchrie die Knäſin, **vous serez incurablement fatigué! Regardez vos concerts, vos soirées, vos discours solennels, vos toasts philanthropiques, vos mille et une fatigues!** Es half nichts: der weltberühmte Virtuoſe kehrte ſeufzend in ſein bewunderndes Sibirien zurück. Imagina aber, den Siß ihres Wagens wieder einnehmend, träumte von dem Jünglinge, dem es vielleicht wehe wurde auf dieſer Erde und der ſich ſehne, zu ſeinem Vater heimzukehren, zu ſeinen geliebten Zwergen unter ihrem theuern Biſchofswalde, und die Thränen ſtanden ihr in den Augen, ſodaß ſie ſich abwenden mußte, und für den fernern Verlauf der Schloß Eberſtein'ſchen Partie war die Hoffnung vergebens, aus Imagina den kecken liebenswürdigen Uebermuth von geſtern wieder hervorbrechen zu ſehen. Was ſie geſtern in der großen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 04303/024

Welt gewonnen hatte, verlor ſie heute wieder. Sie war in völlig träumeriſche Abweſenheit verſunken und blickte, als man oben unter kühlenden Linden ein ländliches Dejeuner einnahm, ſinnend die hohe Terraſſe hinunter in die tiefe maleriſche Ebene mit den grünen Ufern des ſich ſchlängelnden Stromes und den langen, gelblichen Flecken, wo ſchon das Korn gemäht war. Kapellen blickten ſtill und fromm herauf aus den Gebüſchen und hellgeſtimmte Glocken drangen, das Herz bewegend, empor in die frivolen franzöſiſchen Geſpräche, die Imagina nicht hörte.

Am folgenden Tage fand der große Pickenick auf der alten Schloßruine ſtatt. Imagina ſchwankte, ob ſie an der Verwirklichung dieſer Idee, die durch das Organiſationstalent der Baronin hervorgerufen war, Theil nehmen ſollte. Lächelnd aber ſagte ſie ſich, vielleicht find' ich den Sohn des Königs Kobalt wieder, den unglücklichen, in dieſem Spielbade verdorbenen Prinzen Wismuth, oder ich überzeuge mich, ob er geſtern Einlaß fand zu ſeinem theuern Vater und den Kampf mit dem Fürſten der Hölle aufgegeben hat. Andres ängſtigte ſie auch mit ſeinen aufgerafften Erzählungen

von ſchrecklich viel verſpielten Geldſummen. Der breslauer Student, fügte er hinzu, hat geſtern gewiß da unten in der Höhle gedacht, neue Dukaten zu finden. Der ſpielt auch ſchmählich. Geſtern Abend hab' ich's durchs Fenſter geſehen, da wir dienende Menſchenklaſſe Abends in den Conſervationsſaal (ſo nannte ihn Andres) nicht hineindürfen. Solche Spieler ſehen ganz verbieſtert aus, wie immer unſer Gendarme Fritze zu Hauſe ſagte. So ein Menſch grüßt nicht, ſelbſt wenn er Einen noch von Breslau her kennen thäte. Und wenn's ihnen 'mal recht ſchief geht und ſie nichts mehr zu verſpielen haben, ich glaube, die könnten ſtehlen, morden und todtſchlagen. Andere gehen gleich drüben in den Rhein.

Auguſt hatte den ganzen Morgen zu dieſer Partie ſchon nichts Anderes im Kopf, als den Champagner, den er für den Pickenick liefern wollte. Aus allen Gaſthöfen lieh er ſich Gefäße zum Abkühlen und von Morgens früh ſchon an ſaß er im Keller des Hauſes vor einem Berge von Eis, um ſeine ſechszehn Flaſchen, die er in die Freude lieferte, im feurigſten Zuſtande vorzuzeigen; denn, ſagte er, Champagner iſt nur dann feurig, wenn er eiskalt iſt. Die ruſſiſche muſikenthuſiaſtiſche

Knäſin hatte von Strasburg Gänsleberpaſteten kommen laſſen. Eine vornehme geadelte jüdiſche Banquierherrſchaft lieferte einen farcirten und durch und durch getrüffelten Wildſchweinskopf; ein Pair von Frankreich hatte ſchon ſeit zwei Tagen ſeinen Koch auf der Ruine etablirt, um einen Eiskeller anzulegen für Sorbet und allerhand Gefrornes. Ein ungariſcher Magnat lieferte zehn Schüſſeln öſterreichiſcher Backhändl; ein Autonome aus Weſtfalen und großer Jagdfreund hatte mit Courier Wildpret kommen laſſen, das aber von dem Wildpret eines würtembergiſchen Grafen ausgeſtochen wurde. Ein engliſcher Viscount, der ſehr das Angeln liebte, ſchickte ein Netz Forellen, die oben der franzöſiſche Koch in einen blau abgeſottenen Zuſtand verſetzte. Alle dieſe Speiſen wurden von der ſchreienden und tobenden Geſellſchaft unter den uralten Eichbäumen mit einem wahrhaft diplomatiſchen Hunger verzehrt; nur die arme dicke Knäſin hatte das Unglück, daß ihre Gänsleberpaſteten nicht anſprechen wollten, worüber ſie untröſtlich war und den weltberühmten Virtuoſen aufforderte, ſein nächſtes Notturno in einer ſchmerzhaften Tonart, in A Moll zu ſetzen.

Imagina aber fand dieſe Geſellſchaft ſo widerwärtig, den Ton ſo frei, das Durcheinander ſo ſchnatternd, die Eitelkeit der Frauen ſo herzlos, die Einbildungen der Männer ſo fade, daß ſie in Verzweiflung gerieth. Aus dem wilden Chaos dieſes hochadligen Pickenicks, das in grellem Contraſt zu der Ehrwürdigkeit des Orts und den ländlich einfachen Erfriſchungen der übrigen Gäſte der Schloßwirthſchaft ſtand, flüchtete ſie in das dunkle Gemäuer der alten Ruine, durchſchritt einen verfallenen Ritterſaal mit grünem Raſen als Fußboden, ſtieg Treppen und Leitern hinauf, die zur Erleichterung des Beſuchs dieſer ſchönen Ruine angebracht waren, und war muthig kletternd bald auf der höchſten Mauer, die vor verwittertem Moos und jungen Grashalmen ängſtlich glatt zu betreten ſchien; doch ſchützte ein Geländer vor jeder Gefahr.

Die Sonne war längſt jenſeit des Rheins im Sinken begriffen. Innig bewegt, weidete Imagina ihr Auge an der ſchönen Fläche, die nach dem hehren Strome hin, nach Speier, nach dem Hardtgebirge ſich ausdehnte. Deutlich ſah ſie den Rauch eines Dampfboots, das von Stras-

burg heraufkam, ſah die Eiſenbahn durch die abgeerntete Gegend ſich ſchlängeln und hörte bis hierher in die blaue luftige Einſamkeit den grellen Pfiff einer Locomotive. Das Geſchrei des wilden Pickenicks verhallte unter dem grünen Gewölbe der uralten Eichenſtämme. So mochte ſie lange geſeſſen und geträumt haben, bis ſie ſich umwandte. Ein tödtlicher Schreck für ſie! Der junge Fremde mit dem blaſſen Antlitz ſtand vor ihr, der Spieler, der Student aus Breslau, Prinz Wismuth, kurz eine Erſcheinung, die, ohne es zu ahnen, für ſie ſchon eine förmliche Lebensgeſchichte hatte. Ohne es zu ahnen? O wohl! Wer ahnt, was wir oft Denen ſind, die kalt an uns vorübergehen und uns nicht zu kennen ſcheinen!

Der junge Mann ſprach etwas von der Schönheit der Gegend — er ſprach deutſch! Ach, wie wohl that ihr das nach dem vielen näſelnden Franzöſiſch! Er ſprach von dem ehrwürdigen Schauer einer ſolchen Ruine und dem ſonderbaren Contraſt einer ſo heiter modernen Geſellſchaft. Er ſchilderte das Niederſteigen von den Trümmern als nicht gefahrlos und begleitete Imagina, die aber wirklich zu ſtürzen glaubte, als der Fremde

einige Steine abbröckelte und ſie ſorgſam betrachtete und dann wegwarf. Was hatte er ewig mit Steinen zu thun? Wie ſie die Ruine hinunterkam und was ſie geſprochen hatte, wußte ſie nicht. Nur Das ſah ſie mit Schaudern, daß unten Feodore mit einem Champagnerglaſe auf ſie zutrat und, im Moment ihre Begleitung betrachtend, entſetzt das Glas fallen ließ, von dem Fremden eine lächelnd ironiſche Begrüßung empfing und wie erſtarrt zur Geſellſchaft zurückkehrte. Kennen Sie dieſen Herrn? fragte die Baronin. Imagina ſagte Nein! und erſtaunte, daß er Feodoren bekannt zu ſein ſchien.

Es iſt eine Phyſiognomie, ſagte Feodore, die ſich mir einmal auf dem Donaudampfboote eingeprägt hat, als ich Konſtantinopel beſuchte. Aus Siebenbürgen iſt dieſer Herr.

Damit verlor ſie ſich in die Geſellſchaft und war zur Zeit der Niederfahrt von der Ruine ſo kleinlaut, daß es auffiel. Sie ſchützte Kopfweh vor und ſchob die Schuld auf den Champagner, wodurch ſich Auguſt ſehr gekränkt fühlte.

Imagina aber, ganz heiter und ausgelaſſen

des Genies gehalten, die Freundschaft der Zeit besitzen, ihr Jünger, Vertrauter, ihr Herold und Apostel sein. Goethe hatte sowohl für seine Beurtheilung, wie für den ganzen Charakter seiner Poesie das Unglück, unter diesem Wendepunkte zu leben und von Ereignissen in einem Kreise herumgedreht zu werden, wo man nicht mehr weiß, ob im Janusköpfe das jugendliche Angesicht der Zukunft oder das Profil des Greisen der Vergangenheit angehört. Wo ist Herrscher oder Sklave? Gehorchtest oder befahlst du?

Aus den historischen Widersprüchen, in welche auf jenem Wendepunkte die ausgezeichnetsten Befähigungen in der deutschen Geisteswelt verstrickt wurden, schreibt sich der unbehagliche Eindruck her, den noch heute die deutsche Literaturbetrachtung erzeugt. Wenn wir selbst an den glänzendsten Entfaltungen deutscher Wissenschaftsbestrebungen niemals eine recht lachende, nationale Augenweide gehabt haben, wenn uns noch immer die Zwiespältigkeit der Meinungen überall anfällt, wenn die Lust an dem Einen durch die gehässige Polemik des Andern vergällt wird und zuletzt die Nation von den Ideen selbst zwar sehr viel Ehre, aber sehr wenig Vortheil zieht; so ist es, weil sich unsere glorreichsten Bestrebungen gewöhnlich in dem Charakter der Zeit irrten und von einer Masse, die sie kalt von sich wies, eine mit den Umständen disharmonirende Hingebung verlangten. Jene schreiende Dissonanz, als die Kunst und die Geschichte so feindselig zusammentrafen, verwirrte zuerst die Kunst selbst, erzeugte jene Haarspaltungen der ästhetischen Tendenzen und künstlerischen Theoreme, welche besonders in Goethe's und Schiller's Briefwechsel sich in einem fortwährenden Zirkel bewegen, lähmte darauf die schöpferische Produktivität unseres größten Dichters,

geworden und innerlich über die zum Verſatz gegebenen ſieben Todſünden, über die ſieben Bürgen nachdenkend, ſprach manchmal ganz erſtarrt vor ſich hin: Aus Siebenbürgen?

## 5.

Die Erzählung ist nicht berechtigt, aus diesen Begegnungen irgend ein Ereigniß früher hervorzuheben, bis es nicht in seinem vollen Zusammenhange erklärt und unzweideutig dasteht. Es entspannen sich für den fernern Verlauf der badener Saison folgenreiche Thatsachen genug, die aber auf der Oberfläche der Gesellschaft nicht zum Vorschein kamen. Im Gegentheil nahm das fernere Leben so sehr den Charakter einer monotonen Langeweile an, daß August die Abreise vorbereitete und Baden verließ, nachdem sich etwa noch folgende Punkte als erinnerungswerth herausgestellt hatten.

Der Virtuos, der einmal nicht leiden konnte, wenn ihm nicht Alles huldigte, ruhte nicht, bis er für Imagina einen Flügel aufgetrieben und

Quatre-Mains-Partien eingeleitet hatte. Seine Eitelkeit ertrug nicht, daß sie darüber nicht in Ekstase gerieth. Ganz Baden sprach von dieser Auszeichnung, die der weltberühmte Künstler einer jungen schlesischen Gräfin zugedacht hatte. Die Knäsin war nach dem Unglück mit den Pasteten jetzt doppelt in Verzweiflung und führte bei einer Matinée, die er zu 10 Francs das Billet im Conversationssaale gab, Scenen eines Enthusiasmus auf, der nur von Berlinerinnen hätte übertroffen werden können. Wie hätte diese kleine runde Fürstin der Baronin Zaluska gedankt, wenn sie gewußt hätte, daß diese die Ursache der fernerhin eingestellten Quatre-Mains-Partien wurde!

Feodore verrieth nämlich seit dem Schloßpicknick eine auffallende Unruhe. Einige Male sprach sie von baldiger Abreise, öfter aber noch von einem Wohnungswechsel. Um diesen letztern möglich zu machen, erklärte sie sich auf das heftigste gegen die sentimentale Zudringlichkeit des Virtuosen gegen Imagina. In einem Anfall von Leidenschaft, der sie hier wirklich einmal etwas Wahres äußern ließ, sagte sie in Gegenwart August's und seiner jungen Frau: Ich leide zu heftig an

den Nerven, als daß ich einen so tobenden musikalischen Lärm in meiner Nähe ertragen könnte. Ohnehin ist mir dieser eingebildete Künstler verhaßt. Ich begreife nicht, wie sich Frauen so wegwerfen können und einem Menschen entgegenkommen, dessen Koketterie in jeder Stadt, wo er auftritt, nicht eher ruht, bis er nicht die ersten Frauen der dortigen Gesellschaft zu seinen Füßen sieht. Was sich nur an Geist, Schönheit oder Rang auszeichnet, muß sich ihm gegenüber schwach gezeigt haben. Manche, wie diese russische Fürstin, werfen sich ihm geradezu an seine ordengeschmückte Brust, Andere muß er langsamer erobern. Dieser Mensch ist, von Stadt zu Stadt ziehend, ein wandelndes Bild der männlichen Untreue. Ihn nur in meiner Nähe zu wissen, ist mir unerträglich. Ich werde ausziehen.

August war darüber in Verzweiflung und Imagina versprach ohne Weiteres diese Beziehung abzubrechen. Sie bewunderte Feodorens tugendhafte Entrüstung und glaubte dem Virtuosen durchaus nicht, als dieser einmal in seiner gewählten Ausdrucksweise seinerseits äußerte: Diese Feodore Zaluska ist meine Gegnerin. Sie hat ein un-

muſikaliſches Ohr. Sie kann nicht ausſtehen, daß durch mich in die Badeſaiſons Poeſie, Kunſt und Phantaſie kommt; ſie will nur ihre Pickenicks, die noch überall, wo ſie damit auftauchte, in Kiſſingen, Homburg, Ems mit einem Jubel von Vorbereitungen anfingen und mit Verſtimmung endeten. Und meine gute Freundin, die ruſſiſche Knäſin, die iſt überall beſtimmt, das Opfer dieſer verſchmitzten Polin zu werden. Sie weiß es immer ſo anzuordnen, daß die Speiſen der gemüthlichen kleinen ruſſiſchen Dame dann an die Reihe kommen, wenn ſchon Alles geſättigt iſt, und wie wir diesmal die Gänsleberpaſteten den Hunden vorwerfen mußten, ſo iſt es uns in Karlsbad mit einem Dutzend böhmiſcher Faſanen und in Ems mit einer ganzen etruskiſchen Vaſe voll getrüffelter und entknöchelter Rebhühner gegangen. Sie können ſich denken, gnädige Gräfin, was ich unter dieſen gaſtronomiſchen Intriguen und antimuſikaliſchen Verſtimmungen zu leiden habe.

Imagina verſtand nicht, in welcher Abſicht der hier ſehr treffend urtheilende Virtuos ſeine leidenſchaftliche Freundin preisgab, und wie er nur

andeuten wollte, daß sein Herz in diesem Augenblicke ohne tieferes Engagement war. Sie bedauerte unendlich, daß wegen der bevorstehenden Abreise die musikalischen Uebungen aufhören mußten, und schenkte ihm ein sehr geschmackvolles Falzbein von Perlmutter, was seinen vornehmen Sinn bewog, ihr einen bronzenen, reichvergoldeten Briefbeschwerer als Gegengeschenk zu verehren.

Die Abreise wurde aber doch noch aufgeschoben. Und, was auffallend war, eines Morgens war die Baronin ausgezogen. August, starr über diesen plötzlichen Entschluß, konnte ihn nur als Folge eines für ihn erkaltenden Interesses ansehen. Daß ihn die reizende, lebensfrohe junge Frau gefesselt hatte und seinem fröhlichen Sinne fast zum Bedürfniß geworden war, entdeckte er jetzt erst. Imagina forschte den Gründen dieser Trennung nicht nach; denn auch viel zu sehr beschäftigte sie ein Erlebniß am Abend vorm Auszuge der Baronin. Sie wollte schwören, in einem etwas lebhaften Gespräche im untern Stock die Stimme des blassen Fremden erkannt zu haben. Auch das heftige Hinschütten einer bedeutenden Summe Geldes auf den Tisch war ihr vernehm

bar, und endlich glaubte sie völlig sicher zu sein, daß der Fremde, begleitet von Feodore, in der Dunkelheit des Gebüsches vor ihrer Wohnung verschwand.

Das Entsetzen über die Bestätigung eines Verdachts, der ihr Schmerz verursachte, mußte um so größer sein, als Imagina inzwischen mit jenem Fremden, wie wir später sehen werden, in ein wunderbares Verhältniß getreten war. Noch vierzehn Tage lang verriethen ihre Mienen eine auffallende Abwesenheit der Besinnung, ein sonderbares Träumen und sogar eine Unruhe des Gewissens. Als der Fremde plötzlich verschwand und wenigstens an dem Spieltisch nicht mehr gesehen wurde, entstellte Gram ihre Züge und unabläßig schrieb sie und zeichnete, und wehmuthsvoll nahm sie zuletzt selbst von Baden Abschied. In der Schweiz trafen sie so unfreundliches Wetter, daß der Besuch des Berner Oberlandes aufgegeben werden mußte, und der Rhein, den sie später noch hinabfuhren, war selbst bei Sonnenschein nur noch geeignet, sie noch feierlicher und ernster zu stimmen.

August's Absicht war, den ersten Winter seiner

Ehe in Berlin zuzubringen und sich dann im nächsten Jahre auf seine schlesischen Güter zu begeben, deren Bewirthschaftung sein eigentlicher Lebensberuf war. Da traf ihn in Magdeburg die Kunde vom Tode seines Vaters. Der Schlag war für ihn von lähmender Wirkung. Wol fand er sich in einen Verlust, der bei den Jahren des Verstorbenen und seiner Kränklichkeit vorauszusehen war, aber eine Menge anderer Plane schien ihm durch diese Nachricht so durchkreuzt, so vereitelt, daß er vor Mismuth und Aerger zu keinem Entschluß kommen konnte. Imagina hätte bei dieser Rathlosigkeit zum ersten Male Gelegenheit gehabt, etwas von jener unterstützenden Kraft, die die Ehe gewährt, durch Zuspruch und Theilnahme zu offenbaren; aber zu weit schon war zwischen ihnen Beiden die Kluft gerissen, zu wenig war sie durch Leiden und Gewöhnung Meisterin jener Kunst geworden, die in einer unglücklichen Ehe zufällige Begegnisse als Trümmer aufgreift und aus ihnen eine Brücke leidlichen Verständnisses baut. Richtiger gesagt, konnte eine Trennung der Stimmungen deshalb nicht erfolgen, weil sie im Grunde sich noch gar nicht geeinigt

hatten. Die angenehme Anregung einer Reise ist nicht das Leben. Wie oft kommen Die, welche auf einer sogenannten Hochzeitsreise ihre Flitterwochen der Welt zur Schau tragen, in den künftig von ihnen auszufüllenden Lebenskreis ermüdet und in ihren Ansprüchen an das Leben überreizt und verwöhnt zurück! Imagina, die kaum wußte, wie sie den Aufenthalt bei ihrer würdigen Erzieherin mit der Ehe vertauschte, hatte gesucht und gesucht, mit August auf einen traulich befreundeten Ton zu kommen. Es war unmöglich gewesen. Die Reise hatte leider mehr entfremdet, als vereinigt, Beide an einander eher ermüdet, als gehoben.

August war in Verzweiflung, daß er nun zur Ordnung und zum formenreichen Antritt seiner Erbschaft, statt nach Berlin, auf seine Güter gehen mußte. Imagina, die nicht den Muth hatte, zu fragen, ob es ihm denn so fürchterlich wäre, mit ihr allein den Winter in Schloß Wartenberg zu wohnen, äußerte nur, daß sie selbst wenig Verlangen nach Berlin trüge. Aber August mußte zuviel Plane auf diesen Winteraufenthalt gebaut haben. Welches diese waren, verschwieg er; aber

wichtige mußten es ſein, da er den ganzen Vormittag am Schreibtiſche zubrachte und eine Menge Briefe ſelbſt zur Poſt trug.

Es waren ſchon unfreundliche, regneriſche Octobertage, als das junge Paar in die Trauerhallen des Schloſſes Wartenberg einzog. Nirgend eine Spur geordneter Vorbereitung. Das weitläufige, aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſtammende Gebäude zeigte zwar nirgend eine Spur von Vernachläſſigung, aber die Zimmer, die von Imagina bewohnt werden ſollten, fanden ſich doch zur Zeit noch ohne jene Bequemlichkeiten, die hier ſichtbar zu werden erſt mit kommendem Frühjahr beſtimmt waren. Dennoch fand ſich Imagina in ihren Zimmern, die oft noch ohne ſicheres Schloß und Riegel waren, leidlich zurecht.

Auguſt war deſto verſtimmter. Zuviel mußte ihm mit dem berliner Project verdorben ſein. Eine ſehr lebhafte nach außen geführte Correſpondenz machte ihn nur noch einſylbiger und düſterer. Die Geſchäfte der reichen und weitläufigen Beſitzungen nahmen ihn, den ohnehin zur Bequemlichkeit ſich neigenden jungen Erben, nur noch drückender und läſtiger in Anſpruch, ſodaß ihm

der in einer ſo unruhigen Zeit, um nicht mit fortgeraſſt zu werden, ſich entſchließen mußte, ſich in ſich zurückzuziehen und in ſich den Dichter nur zu einem Theile des Menſchen zu machen. Noch immer hallt dieſe Diſſonanz in unſeren Zuſtänden fort und es wird lange währen, ehe wir aus dieſen widerſprechenden Thatſachen ſowohl die richtigen Urtheile, wie die weiſeren Entſchlüſſe gezogen haben.

Man ſpricht immer von der großen Geſchichte, von dem großen Jahrhundert, von der Dichterin der Zeit, die alles überflügelt. Aber wie wenig die Literaturen auf den Umſchwung der nationalen und äſthetiſchen Begriffe vorbereitet waren, wird man am paſſendſten aus einer Vergleichung erkennen, die noch nicht angeſtellt worden iſt. Was hat Frankreich durch ſeine großartige Geſchichte wohl für ſeine Literatur gewonnen? Unſere Rigoriſten wollen, daß uns die Schmach hätte begeiſtern ſollen; in Frankreich, ſollte man denken, hatte der Ruhm vor der Schmach ſogar noch einige Schritte voraus. Der Ruhm konnte ohne viel Ueberlegung zum Griff in die Leier ſchnell begeiſtert ſein. Wo ſind aber in Frankreich dieſe großartigen Schöpfungen einer in der Zeit ſiegestrunkenen Phantaſie? Wo ſind die ingrimmigen Lieder des Sängers, der mit republikaniſchen Reimen gegen die epiſchen Stanzen der Napoleon'ſchen Monarchie gekämpft hätte? Was ließ ſelbſt die Revolution außer André Chénier zurück?

In Frankreich bringt der gleichzeitige Weltruhm folgende Verſe des Herrn Aliſſan de Chazet hervor:

*Napoléon, de ton image*
*Louise a reçu l'heureux don;*
*Puisses-tu, par un autre gage,*
*Chez nous éterniser ton nom!*

Imagina herzlich gern einen Ausflug nach Breslau gönnte, den er der Erbschaftsregulirung halber auf acht Tage unternehmen mußte.

Diese acht Tage gingen rasch vorüber. Es war am ersten Tage der neuen Woche, als sie beim Erwachen im Hofe das Rasseln eines ankommenden Wagens hörte. So bald kehrt er zurück, so pünktlich ist er! sagte sie, hastig aus dem Bett springend, und zugleich fielen ihr die für ihn angekommenen Briefe ein, die oben auf seinem Zimmer warteten und in deren Adresse sie die Federzüge der Baronin Zaluska erkannt zu haben glaubte. Ob ihn diese Briefe so rasch zurückführen, oder Mitleid mit mir! dachte sie bei sich und klingelte. Wie erstaunte sie aber, als sie erfuhr, daß der eben Angekommene nicht der Graf, sondern ihr Vater wäre .Sie stieß einen Freudenschrei aus, konnte sich kaum gedulden, die nothdürftigste Toilette vorzunehmen, und wollte in die Zimmer hinaufstürmen, in welchen der Landrath abgestiegen war. Auf der Hälfte der Treppe tritt ihr aber der Gendarme Fritze entgegen, legt militairisch die Hand an seine Dienstmütze und berichtet trocken, daß der Landrath verboten hätte,

ſeine Tochter zu ihm zu laſſen. Er würde ſelbſt kommen.

Befremdet kehrt ſie in die Wohnzimmer zurück, läßt alle möglichen Anordnungen zur Bequemlichkeit ihres theuern Gaſtes treffen, richtet einen Tiſch zum gemeinſchaftlichen Frühſtück her, wartet mit pochender Ungeduld, wartet, wartet . . ., eine Viertelſtunde vergeht, noch eine . . . . es dauert eine ganze Stunde, bis der Landrath erſcheint.

Wie der Vater eintritt, will ihm Imagina an den Hals fliegen. Er weiſt ſie zurück.

Gerechter Gott! Was iſt, Vater? Womit hab' ich dieſe Begrüßung verdient? rief ſie.

Statt der Antwort wirft der Landrath einen geöffneten Brief auf den Tiſch.

Lies! ſagt er kalt.

Sie ſieht den Brief an, er war von Auguſt und trug den breslauer Poſtſtempel.

Was ſoll ich leſen? fragte ſie zitternd. Was will mein Mann?

Scheidung! ſagte der Landrath und zog dabei zwei Piſtolen aus der Taſche, die er feierlich auf den Tiſch legte.

Es war Imagina, als vergingen ihr die Sinne.

Lies! wiederholte der Vater dringend und bedeckte die Piſtolen mit einem oſtindiſchen Taſchentuche.

Zitternd durchflog ſie das Papier. Doch rannen ihr die Buchſtaben wirr durcheinander. Sie verſtand kein Wort von Dem, was ſie las.

So will ich dir ſagen, was der Brief enthält, begann der Landrath, als er ihren Zuſtand bemerkte. Nach einer Ehe von kaum drei Monaten will ſich dieſer Don Juan von dir trennen, weil er behauptet, eure Naturen paßten nicht füreinander. Wahrhaft kindiſch und läppiſch mußt du dich auf der Reiſe aufgeführt haben; wie könnt' er ſonſt ſchreiben, daß du ihm zu traurig und zerſtreut biſt! Er gibt ſich zwar das Anſehen, deinen Charakter nicht antaſten zu wollen, aber, bemerkt er, beſſer im erſten Augenblick eines ſich einwurzelnden Misverſtändniſſes ſich trennen, als an ſolchem Ungemach ſein ganzes Leben hindurch zu kränkeln. Was erwiderſt du?

Als Imagina nicht antwortete, deckte der Landrath das Tuch von den Piſtolen und ſagte: Hier die Antwort an dieſen Schwiegerſohn. Mit deiner Mutter hab' ich ihr ganzes Leben hindurch nicht harmonirt und nie hätt' ich mir einfallen laſſen,

ein Geschöpf, das ich einmal wählte, deshalb durch eine Scheidung unglücklich zu machen.

Warum unglücklich! sagte Imagina stolz.

Davon verstehst du nichts, fuhr der Landrath polternd fort. Ein Makel der Art läßt sich nicht auslöschen. Deine ganze Zukunft wäre verdorben. Und wem zu Liebe? Diesem leichtsinnigen Tropf, der sich einbildet, mir eine solche Sprache führen zu dürfen.

Was sollen nur diese Mordgewehre? fragte Imagina sich sammelnd.

Ich soll dulden, antwortete der Landrath aufbrausend, daß ein junger Fant meine Tochter heirathet und nach drei Monaten von Trennung spricht, weil eure Naturen noch nicht zusammenpassen wollten? In drei Monaten soll man sich verstehen lernen? Seit drei Jahren versteh' ich mich mit meinem Oberpräsidenten nicht. In zehn Jahren kommen manche Ehen noch nicht ins Geschick und dann sind's noch die Kinder erst, die eine Brücke zum Verständniß bauen und dieser Laffe, dieser Taugenichts, dieser —

Imagina beschwor ihn, sich zu mäßigen. Aber der Landrath war gegen August so zornig, wie

gegen ſie. Schäme dich, ſagte er, deinem Manne nicht beſſer gefallen zu haben! Mit deinem Geſicht, mit deinem Wuchs, deiner Erziehung, — es iſt eine Schande, ſo wenig Eindruck auf einen Mann zu machen. Nie hab' ich mit deiner Mutter zuſammengepaßt und doch mußt' ich ſie lieb haben. Es iſt auch unmöglich, daß das der einzige Grund ſeiner Abneigung iſt. Er wird heute Abend hier eintreffen, ich habe ihm ſchriftlich ſein Ehrenwort darauf abgenommen. Er ſoll mir die Wahrheit ſagen und wehe dir, wenn ich Dinge erfahre, die nicht in Ordnung ſind!

Die Vorſtellung eines ſolchen hier abzuhaltenden Gerichts war Imagina fürchterlich. Sie beſchwor den Vater, nach Biſchofswalde zurückzukehren. Ich bleibe! war die Antwort. Dann bat ſie, ihr ſelbſt zu geſtatten, Wartenberg zu verlaſſen.

Dein Recht aufgeben? tobte der Landrath. Nicht einen Schritt weichſt du von dem Sitz deiner Ehre, falls du — Anſprüche darauf haſt.

Imagina las jetzt erſt im Zuſammenhang und mit gepreßter Ruhe den Brief ihres Gatten. Er war nicht gehäſſig geſchrieben, aber doch ſo tief verletzend für ihre innerſten Empfindungen, daß

ſie den Vater fußfällig beſchwor, ſie ziehen zu laſſen und dem unglücklichen Bunde ein Ende zu machen.

Vergebens! Der Landrath zeigte auf ſeine Piſtolen und ſagte: Eine Scheidung wird nur vollzogen, wenn ſich an einem der ſich trennenden Theile eine Schuld nachweiſen läßt. Kannſt du ihm keine vorwerfen, ſo ſoll er es dir. Auf den beiderſeitigen unbegründeten Wunſch der Gatten trennt kein Gericht eine Ehe. Ich will ihn lehren, mich vor dem ganzen ſchleſiſchen Adel zu beleidigen.

Imagina kannte ihren Vater zu gut, um nicht zu ahnen, wie dieſe Scene endigen würde. Sie wußte, daß ſich der Landrath und Auguſt verſöhnen würden. Sie hatte zu oft bei ihrem Vater ſchon als Kind geſehen, welche Dinge folgten, wenn ſich dieſe jähzornigen Männer „ausgeſprochen" hatten. Dann rückten ſie zuſammen, tranken, rauchten und ſchloſſen Freundſchaft auf Koſten eines Dritten, der dann das unglückliche Opfer der entladenen Leidenſchaften wurde. Sie dachte ſich das fürchterlich, dieſen beiden Männern gegenüber ſtehen zu ſollen und von ihnen Vorwürfe, Rathſchläge, Ermahnungen annehmen zu müſſen in der heiligſten Frage des Lebens.

Es wurde Mittag. Schon hatte sich der Zorn des polternden Landraths verraucht. Er kam nicht mehr so oft auf seine Pistolen zurück, schmählte aber dafür desto unwirscher über sein anwesendes Kind, das ihm nicht entgehen konnte. Um drei Uhr Nachmittags fing er schon an, den abwesenden August in Schutz zu nehmen, und als er gar eine Stunde geschlafen hatte und es dunkel geworden war und ein Brief von August eintraf, er würde Schlag sieben Uhr wie ein Ritter von echtem Schrot und Korn sich einstellen, da fühlte sich Imagina so gedemüthigt, so schon im voraus verletzt und tief beschimpft, daß die ganze ursprüngliche Wildheit ihrer Natur in ihr aufloderte und sie dem Genius ihrer Eingebungen folgte, wie damals, als sie bei ihrem Vater in Bischofswalde wie im Naturzustande, schweifend über Berg und Thal, lebte. Sie ging auf ihr Zimmer, raffte dort Alles, was an Büchern, Mappen, Zeichnungen, geschriebenen Blättern zerstreut lag, zusammen und verschloß es, indem sie die Schlüssel zu sich steckte. Bei einem kleinen Paquet von geschriebenen bunten Luruspapieren stockte sie. Sie schien sich fragen zu wollen, ob sie es dem Zufall an-

vertrauen dürfe. Da sie aber ein Portefeuille mit einem, ihr als uneröffenbar garantirten Bramahschloß hatte, so legte sie diese Papiere dort hinein, schrieb noch einige Zeilen an ihren Vater, die sie auf den zum Nachtessen bestimmten Tisch legte, hüllte sich vor der rauhen Novemberluft in einen Mantel und verließ gegen sechs Uhr im Dunkeln das Schloß, ohne daß ein Auge ihr Verschwinden ahnte.

Um sieben Uhr kam wirklich Auguste, fast zu früh für den Landrath, der sich mit seinem Factotum Fritze in ein tiefes Gespräch über einige Paßsignalements und herumschweifende Gaunerphysiognomien eingelassen hatte. Wie man ihm sagte, der Graf wäre angekommen, überreichte man ihm auch das vorgefundene Briefchen von Imagina. Als er las: „Lieber Vater, es ist unter meiner Würde, Erörterungen anzuhören, wie die, mit welchen ich bedroht bin. Ich habe bis zu meiner Rechtfertigung das Schloß verlassen und kann mit der Versicherung scheiden, daß jeder Versuch, mich irgendwo aufzufinden, vergebens ist" — als er diese Zeilen zum zweiten Male las, wurde sein ohnehin von Ungarwein geröthetes Antlitz kirsch-

braun vor Zorn. Fritze empfahl sich neugierig, August aber, der eben eintrat, erhielt nun doch den ganzen Ausbruch der ersten Wuth des Landraths von heute früh, und die Pistolen fingen wieder an, eine drohende Rolle zu spielen.

Todtenblaß sagte August, der von oben kam, wo er seinerseits eben Feodorens Briefe, die auf ihn warteten, gelesen hatte und von Imagina's Verschwinden bald unterrichtet war: Es ist kein Wunder, daß Ihre Tochter sich vor unsern Erörterungen fürchtet. Seit wenig Augenblicken bin ich überzeugt —

Wovon? donnerte der Landrath.

August war so erschöpft, daß er sich auf einen Stuhl niederlassen mußte und Zeit bedurfte, sich zu sammeln.

Als ich Ihnen, begann er endlich, meinen Brief geschrieben hatte, that ich etwas, was ich einige Stunden darauf bereute. Die Unmöglichkeit, mit Ihrer Tochter mich jemals glücklich zu fühlen, ist keine erheuchelte, und doch war ich sogleich auf Ihren Bescheid, mich hier einzufinden, eingegangen, weil ich meine Uebereilung zurücknehmen wollte. Eben aber find' ich Briefe, die meiner felsenfesten

Ueberzeugung, daß Imagina mich nicht liebt, einen Grund geben, der Alles aufklärt. Sie liebt einen Andern.

Der Landrath warf sein ostindisches Taschentuch auf die Pistolen und suchte einen Stuhl, um seinem Vaterherzen keine Blöße zu geben.

Wol hätt' ich wissen sollen, fuhr August fort, daß eine so prosaische Natur, wie die meinige, nicht im Stande war, einer so lebhaften Phantasie zuzusagen. Sie hat ihr Herz einem berühmten Manne geschenkt, den ich unvorsichtig genug war, mit ihr in nähere Bekanntschaft treten zu lassen.

Wartenberg! stöhnte der Landrath verzweifelnd. Dann fragte er tonlos: Wer ist dieser Mann?

August nannte den Namen des weltberühmten Virtuosen und fuhr fort: Aus den Concerten, die dieser Künstler in Breslau gab, werden Sie wissen, welche Erfolge er über die Herzen der Frauen davontrug ....

Der hysterischen, pinselhaften! schrie der Landrath.

Nein, nein, sagte August, es ist ein Duft von Poesie, den dieser Mann um sich zu verbreiten wußte, dem die gesundesten Naturen erliegen sind. Er zeichnete in Baden-Baden Imagina vor allen

Herr Delrieu ſang:

Je veux que désormais la France et l'Ausonie
Dans le *nouvel Alcide* admirent ton génie,
Adorent tes vertus;
En dépit d'Albion, que l'univers respire!
Pour toi, pour tes neveux j'éternise l'empire
De *Trajan*, de *Titus!*

Und bei Gelegenheit der Vermählung des Kaiſers mit Marie Louiſe ſchmeichelte Herr Desaugiers:

Viens-t'en, Fanchon, viens-t'en vite aux Tuil'ries!
L'concert commence et j'ny somm' pas encor.
Ah! pour chanter *leurs Majestés chéries*
Coeurs, instrumens, tout est bientôt d'accord.

Man wird ſagen, Herr Aliſſan de Chazet, Herr Delrieu und Herr Desaugiers waren keine großen Geiſter; aber die Herren Fontanes, Jay, Jouy u. A. galten dafür. Wie verlegen und unbeholfen iſt ſelbſt Chateaubriand der damaligen Zeit gegenüber, wo er, der nie einen Charakter gehabt hat, dennoch der einzige Charakter war und überdies noch von einer Frau übertroffen wurde, der Staël! Man täuſche ſich nicht; die Einſichten über das Verhältniß der Kunſt zum Leben kamen viel ſpäter.

Deutſchland beſaß freilich weit glänzendere Mittel als Frankreich, um die allgemeinen Ideen und Thatſachen der Wirklichkeit auszuſprechen; allein um das Einzelne zu faſſen, fehlte es bei uns an der Erfreulichkeit und Entfernung deſſelben; um das Allgemeine, fehlte es an einer überſichtlichen Abrundung, welche die ſich damals dramatiſch drängenden Ereigniſſe erſt ſpäter erhielten, als ſie epiſch hinter dem Momente lagen. Die beiden Jahrhunderte lagen noch in

Andern aus — ſie erregte den Neid, die Eiferſucht von Fürſtinnen —

O, die gottverdammten Bäder! ſtöhnte der Landrath.

Es iſt in Berlin jetzt ſtadtkundig, daß dieſer Künſtler ſich des vertrauteſten Verhältniſſes mit der jungen Gräfin Wartenberg rühmen darf.

Beweiſe! donnerte der Landrath.

Wo ſoll ich Beweiſe haben? ſagte Auguſt. Beweiſt das Gerücht nicht ſo gut wie Alles? Auf die Wahrheit kommt es in ſolchen Fällen weniger an, als auf die Vermuthung, die allein ſchon entehrend für mich iſt.

In einer bemitleidenswerthen Hülfloſigkeit faßte der arme Vater jetzt einen Entſchluß. O! O! rief er — und die Stimme erſtickte ihm vor Genugthuung, die er darin fand, auf einen guten Gedanken gerathen zu ſein. Sie ſollen ſehen, ſagte er, daß ich eine unwürdige Tochter nicht ſchütze. Ohne Briefe kann ein ſolches Verhältniß nicht ſtattgefunden haben, ohne äußere, in ihrer Umgebung ſichtbare Zeichen nicht länger andauern — kommen Sie in ihr Zimmer. Unterſuchen wir, was wir finden.

Herr Landrath, ſagte Auguſt, Sie verwechſeln dieſen Vorfall mit einem Criminalverbrechen. Auch wird die verblendete Frau ſicher jeden Beweis ihrer Treuloſigkeit verborgen haben.

Der Landrath, der aus ſeinem Beruf einmal gewohnt war, anzunehmen, daß ihm und dem Gendarmen Fritze nichts verborgen bleibe, hörte nicht auf dieſe Einrede.

Auguſt fiel ein, daß Imagina doch auch nie den leiſeſten Verſuch gemacht hatte, ſeine Correſpondenz mit der Baronin Zaluska zu überwachen. Es rührte ihn, daß der Anklagebrief oben ſo ruhig und ſicher auf ſeinem Schreibpulte lag. Er wollte ſich den Gewaltthätigkeiten des Vaters widerſetzen.

Dieſer aber war ſchon ans Werk gegangen, hatte die bei dem vernachläſſigten Zuſtand des Schloſſes leicht zu eröffnende Thür, welche Imagina's Zimmer ſchloß, ſchon in der Hand und der Gendarme Fritze, der von Demagogen und Gebirgsaufwieglern her ſchon eine gewiſſe Geſchicklichkeit in Papierbeſchlagnahmen hatte, unterſtützte ſeinen Landrath ſo tapfer, daß bald ein ganzer Wuſt der unverfänglichſten Zeichnungen, Landkarten, Muſikalien vor ihnen ausgebreitet lag.

Da sich unter den letztern allerdings einige fanden, die die Handschrift des weltberühmten Virtuosen Udolpho trugen und von ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken der Gräfin Imagina von Wartenberg verehrt worden waren, so stieg der Verdacht des ergrimmten Vaters. Ein Portefeuille reizte ihn. Darin seh' ich stecken Briefschaften, sagte Fritze unverschämt. August, zornig über sich, über die ganze Welt, packte den Vertreter der irdischen Gerechtigkeit und warf ihn zur Thür hinaus.

Herr Graf! fuhr der Landrath auf und richtete sich groß in die Höhe, Fritze ist Gendarme! Sein Rock ist Königsgut.

Und dies ist mein Gut, sagte August, indem er dem Landrath das Portefeuille entriß.

Sie haben mir also Lügen vorgebracht, Herr Graf? Fritze, meine Pistolen!

August nahm das Portefeuille und warf es zornig auf die Erde.

Ruhig öffnete der Landrath seine Brusttasche, zog ein Messer heraus und schnitt, ohne sich, arme Imagina, viel um dein „unerbrechbares" Bramahschloß zu kümmern, den ledernen hintern Deckel von oben bis unten auseinander.

Da gab es denn eine ganze Bescheerung von zarten beschriebenen Papieren.

Jetzt kommen sie hinunter, Herr Schwiegersohn, sagte der Landrath. Hier oben ist's kalt und das Licht heruntergebrannt. Jetzt wollen wir lesen.

August folgte nachdenklich, Scham und Schmerz in seinen Zügen.

## 6.

„Eben hab' ich Georges Sand's Spiridion beendigt", begann der Landrath zu lesen.

Bei Spiridion, das er mehr buchstabirte als las, unterbrach er sich: Wer ist Spiridion? Was ist das für ein Spiridion?

August schwieg.

Der Landrath zog die Brille, die er aufsetzen mußte, mehr auf die Nase herunter und fuhr fort: „Spiridion beendet — und noch bebt es geisterhaft in mir nach, und in Allem, was ich todt und leblos vor mir sehe, scheint sich mir's lebendig zu regen, und die Bäume nehmen Gestalt an und die Berge schütteln ihre Häupter wie schweigende ernste Riesen der Vorzeit, die nicht begreifen können, was sich hier in diesem grünen Thal begibt."

Hier klopfte es an die Thür. Aergerlich rief der Landrath: Hinaus! Aber Fritze steckte schon den Kopf ins Zimmer und fragte, mit sichtlicher Verstimmung auf den Grafen schielend: Herr Landrath, Ihr Abendtrunk?

Statt eine Antwort abzuwarten, stand schon Andres mit einer Bowle Punsch in der Thür.

Es ist meine Gewohnheit, sagte der Landrath entschuldigend zu August, des Abends ein paar Gläser vor Schlafengehen .... Setz Er's nur hin, Andres, und hinaus!

Fritze zögerte. Der Landrath sah sich daher genöthigt, energischer zu reden, und rief in dem bekannten Gendarmenlatein: Fritze, Paschol!

Paschol, so viel als packe dich! wurde von Fritze wohl verstanden. August aber hielt ihn zurück und sagte: Da Sie jetzt von den hiesigen Vorfallenheiten mehr wissen, als nöthig ist, so können Sie Erkundigungen einziehen, wie und wohin sich die Tochter des Landraths entfernt hat.

Die Gräfin Imagina von Wartenberg! ergänzte der Landrath.

Fritze sagte ruhig: Spur haben wir schon. Das Kloster drei Stunden von hier!

Natürlich! Wo denn sonst! sagte der Landrath aufathmend und entließ den Arm der Gerechtigkeit mit mehren Wendungen der Kochemer- oder Diebssprache, die so viel sagen sollten, als: Vorsichtig und mit Anstand Erkundigungen eingezogen!

Der Landrath prüfte den Punsch. August lehnte ein Glas, das ihm angeboten wurde, mit einer betrübt verneinenden Geberde ab und ließ seine Blicke bald gedankenlos in das Licht der Lampe, bald sinnend auf Feodorens Brief gleiten, den er in der Hand zerknitterte.

„Wer bürgt mir denn", fuhr der Landrath in den Blättchen zu lesen fort, „wer bürgt mir denn, daß dieser unförmliche Weidenstamm drüben an dem rauschenden Bache nicht in der That eine Verzauberung ist? Sieht er im Mondschein mich oft nicht so stumm beredtsam, so feierlich fragend an, als wollte er von meinem Munde das erlösende Wort hören, das sein müdes Haupt endlich zur Ruhe bestattete?"

Der alte Weidenstamm? unterbrach sich der Landrath ganz verdutzt.

Bitte, bemerkte August, lassen Sie doch diese Lecture, die zu nichts fruchtet. Das, wovor man

zu erröthen hat, wird Niemand dem Papiere anvertrauen.

Da irren Sie sich! Aus meiner Praxis, sagte der Landrath, könnte ich Ihnen ganz andere Fälle anführen. Aber das seh' ich wohl, der alte Weidenbaum hat nichts, was mein Kind gravirt oder Verdacht erweckt. Aber hier, fuhr er weiter lesend fort, hier — aha! — da kommen Namen — Schloßruine — Pickenick — Otto von Sudburg — Kennen Sie einen Otto von Sudburg?

August horchte auf und fragte: Otto von Sudburg?

Der Landrath, kleinlaut über des Grafen Spannung, aber begeistert von einem fanatischen Gerechtigkeitsgefühl gegen Jedermann und wär' es auf Kosten seines eignen Bluts, legte sich das Blatt zurecht und las:

„Wenn wir nun Alle gebunden wären an Bäume, Blumen und Steine? Wenn Erinnerung, volle bewußte Erinnerung unsere künftige Seligkeit wäre und wir auf dieser Erde nur trachten sollten, unserm Ursprunge in der Heimlichkeit der Seele nachzusinnen und dann beruhigt sterben könnten, wenn wir wissen, von wannen wir stam-

men? Bei dieſem proſaiſchen Picknick auf der poetiſchen Schloßruine mußt' ich dich wiederſehen, Otto von Sudburg (ſo nennt dich das Fremdenblatt, aber ein Gedicht dir weihend würd' ich dich Elpenor nennen, oder Prinz Wismuth, um doch die volle Wahrheit zu ſagen) —"

Prinz Wismuth — Elpenor? unterbrach ſich der Landrath, aber Auguſt drängte: Leſen Sie doch; ich kenne wirklich einen Sudburg.

Der Landrath, immer kleinlauter, las: „Mußt' ich dich wiederſehen, nach fünfjähriger Trennung, du blaſſer Elfenſohn, ganz ſo geiſterhaft ſchmerzlich, wie damals, als ich dich zum erſten Male in den Bergen und dann in Breslau erblickte!"

Auguſt richtete ſich auf: Otto von Sudburg hat in Breslau ſtudirt — ich kenn' ihn, ſtammelte er: das iſt ja unerhört — noch eine andere, frühere Geſchichte — Herr Landrath, Sie ſehen, mit wem man mich verheirathet hat!

Ruhe! Ruhe! ſtammelte Herr von Unruh und als Auguſt ihm die Blätter entreißen wollte, ließ er es nicht zu, ſondern faßte ſich zu fernerm würdigen Vortrage.

Hier ſteht, ſagte er, hier ſteht: Wie damals,

als ich dich zum erſten Male in den Bergen und dann in Breslau erblickte. Wie faſſen Sie das? Es iſt eine Univerſitäts- und Penſionsbekanntſchaft, die ſich ohne Zweifel ſchon in Biſchofswalde, im Gebirg angeknüpft hat.

Der Vater, der wol wußte, daß breslauer Studenten ſehr oft ſeinen gebirgigen Landrathsbezirk beſuchen, bereitete ſich ſchon im Stillen auf ein furchtbares Gewitter für Madame Milde, die Erzieherin, vor. Inzwiſchen las er weiter:

„Wie dieſer erſte Jugendeindruck ſo plötzlich in Baden erſcheint —“

Er machte allgemeines Aufſehen, unterbrach Auguſt den Vater.

„Wie ich ihn an die Höhle“, las dieſer, „an den Kreis ſeines urſprünglich ihm beſtimmten Wirkens klopfen ſah, als wollte er rufen: Erde, thue dich auf —“

Auguſt ſchaltete hier wieder ein: Sie müſſen nämlich wiſſen, dieſer Sudburg ſtudirte vor fünf Jahren in Breslau Mineralogie.

„Wie ich den Sohn der Metalle angezogen erblicke an den teufliſchen grünen Tiſch —“

Sie müſſen ferner wiſſen, ergänzte Auguſt,

ihren Widerſprüchen ſo wenig grell vor Aller Augen, daß ſowohl in Frankreich wie in Deutſchland ſich die Zeitpoeſie der alten herkömmlichen Formen bediente und um neue Dinge einſtweilen noch immer abgetragene Gewänder ſchlug, Frankreich die mythologiſche Garderobe des Parnaß, Goethe ſeine Promethaſtereien im Epimenides. Kurz dasjenige, was man die neue Poeſie nennen kann, die Schule Byron's, die franzöſiſche Romantik mit ihrem Odenſchwung, nebſt deutſchen Beſtrebungen, dieſe Revolution der äſthetiſchen Begriffe und Ideale beginnt erſt mit dem Tode Napoleon's. Denn mit dieſem Augenblick wurde in die laufende Geſchichtſchreibung die poetiſche Gerechtigkeit eingeführt.

Ueberdies hat Deutſchland eine außerordentliche Erſcheinung erlebt. Wenig Zeiten waren von künſtleriſchen Intereſſen ſo ſehr eingenommen, wie gerade die hiſtoriſch aufgeregteſten im Anfang unſeres Jahrhunderts. Die beiden Tendenzen unſerer Literatur, welche ſich an die Univerſitäten Jena und Heidelberg knüpfen und die ſich ſpäter in Berlin vereinigten, ſchloſſen ſich unmittelbar an die raſtloſe Produktionsluſt an, welcher durch einen frühzeitigen Tod Schiller entriſſen wurde, und die ſich auch, faſt möchte man ſagen, durch die moraliſche Anſteckung des Gewiſſens Goethen mitgetheilt hatte, der mitten im Getümmel der ſich drängenden Ereigniſſe ſeine proſaiſchen Meiſterwerke zeitigte. Wo konnte bei ſo lebhaften Beſtrebungen in Kunſt, Philoſophie und empiriſcher Naturbetrachtung wohl das Gefühl einer Iſolirung und eines neu einzuſchlagenden Weges durchbrechen? Goethe war mit Schiller in einen lebendigen Rapport getreten. Schiller repräſentirte das allgemein Menſchliche und die Geſchichte, Goethe das Individuelle und die Natur. Dieſe entgegengeſetzten Prinzipien kämpften mit friedlichen

daß dieſer Sudburg ein unverbeſſerlicher Spieler iſt.

„Wie ich gedachte, daß ſieben Bürgen um dich —“

Sieben Bürgen! rief Auguſt und wollte dem Landrath das Papier entreißen. Dieſer hielt aber feſt und fragte, ob das auch zuträfe?

Auguſt ſchwieg eine Weile, um ſich zu ſammeln. Dem Landrath kehrte ſich das Herz in der doch theilnehmenden Vaterbruſt um — ſein Punſch erkaltete, ein Fröſteln rieſelte durch ſeine Glieder. Er mußte Andres rufen, um im Ofen das Feuer zu ſchüren. Dadurch trat eine Stärkung des Gemüths ein und Auguſt ſagte:

Otto von Sudburg gehört zu einem alten Geſchlechte ausgewanderter erzgebirgiſcher Anſiedler, die ſich in Siebenbürgen niederließen. Er ſtudirte in Breslau Mineralogie, um ſich für den praktiſchen Bergbau vorzubereiten. Später erfuhr ich nichts mehr von ihm, als daß er im Auftrag ſeiner heimatlichen Regierung als Berggeſchworner reiſt, um für die Markſcheidekunſt die neuen Erfindungen ſich anzueignen. Er hat ſich in London und Paris länger aufgehalten, als für ſeine

Moralität vortheilhaft war. Wenigſtens in Baden zeigte er ſich als einen der unerſchütterlichſten Spieler, der ſich ſelten in der frohſinnigen und heitern Geſellſchaft erblicken ließ.

Haben Sie ihn oft im Umgang mit Imagina geſehen?

Mit meiner Frau? Niemals! Kaum, daß er ein flüchtiges Compliment mit ihr gewechſelt hat.

Des Vaters Augen umflorten ſich. Sein Gerechtigkeitsſinn war ihm ſo heilig, daß er mit Rührung ſagte: Armer Gatte! Leſen Sie hier!

Auguſt ergriff die Fortſetzung der Blätter und las, während es im Ofen durch das neuhinzugelegte Holz polterte und kniſterte und der Landrath ſich feierlich erhob und mit Wehmuth die Bowle auf den Ofen trug, um ihren Inhalt wieder zu erwärmen,

„Wer kann mich verdammen, hieß es in den Blättern, wenn ich an eine tiefe, heilige, über das Irdiſche hinausgehende Beziehung zu dieſem Einzigen glaube, der dich anzieht und der in dieſem Thale dich doch am wenigſten zu kennen ſcheint! Und doch, täuſch' ich mich, wenn bei dem Wiederſehen auf der Schloßruine ich auch in

ſeinem Auge etwas liegen fand, das da ſagte: Du kennſt das Geheimniß meines Lebens, du weißt, was mich hierher führte und warum ich dieſe Erde noch nicht laſſen darf?"

Freilich, bemerkte der Landrath, indem er den ſteigenden Wärmegrad des Punſches unterſuchte, freilich ſollte der Herumtreiber als Berggeſchworner längſt hundert Klafter unter der Erde ſein, was ſein Beruf mit ſich bringt.

Auguſt las: „Ich weile oben, ſagte mir ſein trüber Blick, bis meine Stunde kommt, und ich fürchte, ſie wird nicht zur Freude meines Vaters ſein!"

O, gewiß nicht! ſagte der Landrath, eine Thräne zerdrückend. Sein Vater wird eine ſchöne Freude an ihm haben!

„Ich gedachte der Worte, die Sudburg einſt in den Bergen hören mußte, ich gedachte, wie er damals auszog in die Welt und wie ich ihn in Breslau wiederſah. Er iſt voller, männlicher geworden, aber an ſeinem Innern nagt ein tiefer Schmerz. Wenn die Hölle an ihm ihr Spiel gewönne!"

Ein Spieler! ſeufzte der Landrath.

„So weit hatt' ich geſchrieben und nun ich ihn

geſtern wieder an dem grünen Tiſche ſah, wächſt mir die Sehnſucht, muthig in ſein Leben zu greifen und ihn ſeiner reinen und edeln Herkunft und den guten Geiſtern zu erhalten. Geſtern mit der Abenddämmerung hatten ſich die feuchten Abendnebel wie durchſichtige Schleier auf die grüne Flur niedergelaſſen. Dunkler und dunkler wurden die vollen Kronen der Kaſtanienbäume, leiſe kamen die ſchwarzen Schatten von dem Fuße der Berge angeſchlichen und umarmten in ſtiller Feier zum Schlummer bewältigend die kleine an ihrer ſchlechten Beſtimmung unſchuldige Stadt. Ich öffnete das Fenſter. Durch das nächtliche Schweigen ſchallte nur mit bewußtem ſicherm Rauſchen der Sturz des kleinen Waldbaches, der zur Bewäſſerung der Mühlen, in einem Teiche ſich ſammelnd, von Schleuſen aufgehalten, an der Brücke wie eine flüſſige große Sichel ſchneidend ausgleitet und dann donnernd niederſtürzt. Wie ich hinausblicke — Auguſt weilt noch in dem erleuchteten Curſaale — da ſeh ich ſtill und traurig unter den Bäumen den Jüngling ſchreiten. Eine Weile lehnt er ſich an einen Stamm duftender Akazien — er ſieht mich bittend, flehend an; ich auf — die

leichte Mantille über die Schulter, -- hinaus zu ihm — — und lieg' ihm weinend an der Bruſt. Da ſagte er: Imagina komm! Du biſt's, die mich erlöſen und von meinem finſtern Schickſale retten kann. Ich lege den Arm um ſeine Schulter und mehr gezogen, als freiwillig folgend, ſchlüpf' ich mit ihm durch die Schlangenwindungen der Wege empor zu den grünen Matten, auf eine einſam ſtehende Bank, an einer weißen fernhinleuchtenden Erle. Da mich an ſich ziehend, deutet er hinunter in die neblichten Gründe und zeigt mir einen geiſterhaften Reigen weiß verhüllter Frauengeſtalten, ſieben an der Zahl, und ſchaudernd ſtöhnt es ihm aus der beklommenen Bruſt: Da ſind ſie! ..... Ich hielt es für ein Blendwerk. Aber der Jüngling nannte jede bei Namen und ich erbebte; denn es waren wirkliche Frauengeſtalten, die ernſt und kalt in den Gründen vorüberſchlüpften. Ich, Imagina, ergriff meinen Roſenkranz und betete; denn die Töchter der Hölle nannte mir der Jüngling bei Namen. Jene Schlanke dort, ſagte der blaſſe Freund, iſt Superbia, die Hochmüthige; die zweite Gebückte und Lauernde Avaritia, die Geizige; die dritte im üp-

pigen roſenfarb ſchimmernden Kleide iſt Luxuria, die Ueppige; dort, die vierte, die Behende, Kirſchrothfarbene nennt ſich Ira, der Zorn; dann die volle, ſtarke mit dem ſeelenloſen Auge iſt Gula, die den Völkern gelehrt hat: der Bauch ſei euer Gott! und die da groß iſt im Erfinden von Genüſſen für Zunge und Gaumen; die ſechste im gelblichen Gewand iſt Invidia, die Neidiſche, — ach, und Alle, Alle haben ſie ſchon den Sieg über mich davongetragen und nur der ſiebenten da, der Acedia, der trägen Feigheit des Herzens, trotz' ich noch, weil ich noch nicht ganz den Muth verloren habe, zu ſagen, was ich wahrhaftig liebe und was ich haſſe. Dieſe Acedia war die Baronin Feodore Zaluska."

Auguſt, der die letzten Worte kaum noch hatte leſen können, machte hier eine Pauſe und richtete die Augen zum Landrath empor. Dieſer war ſtarr. Ein Glas Punſch hielt er feſt in der Hand, ohne es zu merken, und feierlich ſchritt er auf Auguſt zu, faßte ihn gleichfalls ins Auge und Beide ſchienen ſich fragen zu wollen: Ja, wie iſt uns? Wo weilen wir?

Als ſich Beide einen Augenblick ſtarr angeſehen

hatten und Auguſt den Kopf wieder aufs Papier ſenkte und die Worte las: „Wohl fühl' ich, daß das ein Traum war!" und der Landrath darauf mit dem Ausruf: Ja ſo! an den Ofen wieder zurückgekehrt war, fuhr Auguſt fort:

„Aus dem Kloſter weiß ich's, daß die ſieben Todſünden dem Menſchen nicht vergeben werden können, denn dieſe ſind es, welche ſo tief in der verdorbenen Seele wurzeln, daß ſie ſich vor dem Prieſter verſtecken, ja vor dem verhärteten eignen Gewiſſen, und nur dem höchſten Richter offenbar werden. Und allen dieſen Sünden war der unglückliche Sudburg ſchon erlegen und nur noch der Acedia nicht, der Feigheit des Herzens, jener kalten und erbärmlichen Geſinnungsloſigkeit noch nicht, die ihren Charakter nach den Umſtänden ändert, äußerlich warm und innerlich lau iſt, der kalten Härtigkeit des Herzens noch nicht, die ich in den Romanen der Sand Blaſirtheit genannt finde. Noch nicht? ſagte ich triumphirend. Noch nicht ganz! antwortete Sudburg traurig und es drängte mich, ihn zu umarmen und zu ſagen: O, könnt' ich etwas von meinem Muth dir in die Seele gießen! Könnt' ich dich heilen, erlöſen,

erretten, armer Jüngling, durch die Tapferkeit meines Herzens, durch den Freimuth meines Bekenntniſſes für dich! O, komm hinaus in die Welt, laß uns Arm in Arm vor die Menſchen treten, ſage du, wer du biſt, ich ſage, wer ich bin! Mögen uns alle Schwächen der Erde, alle Laſter der Hölle überwunden haben, wir retten uns durch den Adel des Herzens, durch unſern Sieg über ſeine Trägheit, durch Geſinnung, Aufrichtigkeit, durch Wahrheit! Da blickte er nieder, reichte mir die Hand und wir ſchieden. Als ich über die Brücke an dem rauſchenden Waſſerſturze ging, fröſtelte mich's. Oben löſchte Auguſt eben ſein Licht; er war mit der Baronin vom Curſaal zurückgekommen."

Nach einer langen Pauſe, als Auguſt geendet hatte, fragte der Landrath inquiſitoriſch: An welchem Tage könnte das geweſen ſein?

Auguſt, ſtatt zu antworten, bat um ein Glas des ſtärkenden Getränks. Sein Geiſt bedurfte eines von Innen wirkenden Zuſammenhalts.

Nacheinander wurde abwechſelnd von Beiden noch eine ganze Lage dieſer Blätter durchgeleſen. Alle enthielten ſie die Beweiſe einer auffallend

vertrauten Beziehung Imaginens zu einem Fremden, den Auguſt vollkommen für einen leichtſinnigen und gefährlichen Abenteurer erkennen wollte. Dem Landrath leuchtete der bedenkliche Charakter Otto's von Sudburg um ſo mehr ein, als Imagina einige Male andeutete, daß er ſich bei der Begegnung mit ihr im Gebirge, wie mancher Schwindler, Prinz Wismuth genannt hätte. Fritze hat ihn gewiß auf der Liſte! ſagte der bekümmerte Mann und fuhr fort: Und wenn er der beſte Menſch von der Welt wäre, ſo fühl' ich, daß Sie Anſprüche auf Genugthuung haben. Hier iſt nichts zu widerlegen. Das klagt ſich ja ſelbſt an.

Die Schloßuhr hatte ſchon zehn geſchlagen. Draußen fiel der erſte Winterſchnee in leichten Flocken. Die Glut des Ofens ließ nach. Von dem erwärmenden Getränke war nur noch eine geringe Neige übrig und dem ſchmerzbewegten Paar kam ſo ſehr das Bedürfniß des Schlummers an, daß es eine große Gewiſſenhaftigkeit verrieth, als ſie auch noch, um nicht ungerecht zu verurtheilen, das letzte dieſer Blättchen zu leſen ſich entſchloſſen.

Mit jenem verbiſſenen Ausdruck des Zorns und

der hämiſchen Betonung eines von Dem, was er lieſt, widerwärtig Berührten las Auguſt noch zuletzt: „Iſt es denn wahr, daß die Stunde der Trennung ſchlagen mußte! Auch in dieſe grüne Pracht kann der bräunende Herbſt und einſt ein entblätternder Winter kommen? Ich fühlte es ſchon an der Unruhe des Herzens, als ich ihn ſeit drei Tagen nicht mehr ſah, daß ihm Unglück droht — ihm? Wunderliche Thörin, die du in Träume dich verlierſt und deine Phantaſien mit lebensfriſcher Wirklichkeit bekleideſt! Nun denn, ſo ziehe hin, du blaſſer Dämon, und kämpfe deinen letzten Kampf mit Acedia! Ich muß dich immer vor mir ſehen, wie ich dich in der blauen Grotte zum erſten Male erblickte. Schweigend legteſt du dein lockiges Haupt an die Bruſt des bekümmerten Vaters —"

Vaters? unterbrach ſich Auguſt und fixirte den Landrath.

Vaters? antwortete dieſer; Sie werden doch nicht etwa glauben —

Es wäre doch auffallend, wenn Sie dieſes Verhältniß ſchon früher gekannt hätten! bemerkte Auguſt in gereiztem Ton.

Waffen und brachten zu Gunsten der ästhetischen Technik und der Erziehung zum Poeten Resultate hervor, welche sich, bei allem Bezuge auf die Zeit und ihre Verhältnisse, doch immer nur mitten in den Traditionen der alten formellen Literaturgeschichte bewegten. Man fühlte sich immer in dem Zusammenhange dessen, was in der Anordnung des Tages die Ordnung der Kunst war. Es gab keine Lücke, von der man sich gestanden hätte, sie mit Aufopferung seiner selbst ausfüllen zu müssen. Die Bändigung der Revolution durch Napoleon hatte die Interessen wieder in einander geknüpft, die Nationen drängten sich in ihre Kerne zusammen und hoben, um stärker zu sein, den inneren Zwiespalt ihrer Tendenzen auf. Wo Niemand das thun darf, was er thun möchte, da darf es kein Vorwurf sein, daß ein Jeder das thut, was er kann. Wo Alle dulden, wie kann man den tadeln, der sich einen Trost zu verschaffen sucht und in dessen Segnungen so Vieles als möglich hineinziehen möchte? Oeffentliches Unglück, das man aus seinen eigenen Mitteln nicht enden kann, entschuldigt im Schoße der Duldenden jede Handlung, da keiner diejenige thut, welche den Schaden besserte und das Recht der Strafe heiligen könnte.

Unglückliche Zeiten, die sich trösten, aufgeregte, die sich beruhigen wollen, werden immer auf die Literatur zurückkommen. Sie fängt die für die äußere Gefahr allzu mißlichen Radien der Ueberzeugung und des freien Gedankens auf und leitet sie in das schöne Farbenspiel einer gebrochenen Reflexion wieder zurück. In ihre schattenreiche Haine flüchtet man sich vor der glühenden Mittagshitze und träumt mit dem Vogel, dessen Gesang wir uns zu deuten suchen. Man will in allen tyrannischen Zeiten die Garantie seiner natür-

Wo hab' ich gekannt —! antwortete der Landrath. Hier ſehen Sie ja, iſt von einer Ferienreiſe die Rede, die ohne Zweifel der alte Sudburg mit dem jungen in unſere Gebirgsgegend gemacht hat.

Das müßt' es natürlich ſein, ſonſt — ergänzte Auguſt, ſchöpfte Athem und las: „Ich ſehe ſie alle noch um dich, die Geiſter des Gebirges und grauenhaft tönt mir ins Ohr, wie ich erfuhr, was auf der Bahn deines Lebens für Augen auf dich blicken, gute und böſe, himmliſche und teufliſche. Wie ich dich dann wiederſah in Breslau! Der Wagen rollte wieder in die fröhliche Stadt, die Thürme blinkten im Abendgolde, ſchattige Gärten mit einladenden Schildern und Kränzen, Sitze der Freude und Erholung, zur Linken und Rechten. Da auf einer Terraſſe, unter einem breitäſtigen Baume, von übrigen trinkenden und lärmenden Genoſſen getrennt, blickſt du hinüber übers Geländer auf die Landſtraße und ich erkannte dich gleich! Ich zitterte vor Freude, dich ſo heiter, ſo gut zu ſehen; ich hätte zurückfliegen mögen in die Berge und ausrufen: Er ſiegt! Er gewinnt! Die böſen Mächte haben keinen Theil

an ihm! Und wie oft ſchloß ich dich ſeitdem in mein Gebet .... wie ſchauerlich auch überrieſelte es mich, wenn im Religionsunterricht die ſieben Todſünden erwähnt wurden und ſie mir erſchienen, wie Todtengerippe in langen weißen Frauengewändern und mit falſchen lächelnden Larven! Ich wußte, daß ſie daheim für dich in des Vaters Banden ſchmachteten, aber oft ängſtigte mich's im Traum, daß eine von ihnen vor mein Lager trat und ſagte: Siehe, ich bin frei! Ich kehre zurück zur Hölle! Ich überwand deinen Freund! Und dann wacht' ich auf und fühlte mich ſo unglücklich, ſo unendlich weh war mir im Herzen, daß ich tagelang weinte und Niemand wußte, was mir war, und ich ſelbſt konnte nicht ſagen, was mich ſchmerzte. So hab' ich Jahre hindurch ſechsmal ſchwer von dem Jüngling geträumt und als ich dich hier wiederſah, am Spieltiſch, mit zuſammengebiſſenen Lippen, lächelnd vor Ernſt, ſpöttiſch vor Schmerz, einer Rolle Goldes nachſehend, die mit teufliſcher Ruhe ein Mann mit einem kleinen Holzrechen dir fortnahm, da wußt' ich: Meine Träume ſind wahr geweſen! Sechsmal iſt er gefallen! Sechsmal iſt er den Seinigen

verloren! Und wohl begriff ich's, daß du in der Schlucht an die Felsen pochtest und riefest: O, laßt mich ein zu euch in ener blaues, reines, gutes Reich: ich erliege, ich halte diese Lebensbahn nicht aus! Aber die stummen und tauben Felsen öffneten sich nicht und wohl begreif' ich den wehmuthvollen Blick, den du vom Schloß auf die weite, weite Ebene nach dem blitzenden Rhein hinüberwarfst . . . . ."

August hielt inne und fragte den Landrath: Was thun Sie denn?

Der Landrath antwortete aber nicht, sondern schluchzte.

Sich sammelnd, sagte endlich der Landrath: Hören Sie nur auf! So was rührt mich zu Tode! Wie kann das Mädchen sich so in einen Menschen vernarren! Wie kann sie eine so überschwengliche Liebe ihrem Vater verschweigen!

August las den Rest: „Leb' nun wohl, du jenseitiger Geist! Ich weiß, dein Herz ist nicht verdorben. Acedia wird dich nicht besiegen, darf es nicht! O, diese teuflische Schmeichlerin! Hat sie nicht die lieblichste Gestalt gehabt in jener Nacht auf dem Wiesenrain, die Gestalt der Baronin —"

Univ.-Bibl. München

Auguſt ſtockte wieder.

Welche Baronin iſt denn das immer? fragte, gähnend vor Müdigkeit, der arme Vater.

„War ſie nicht ſo lieblich, ſo ſchmeichelnd, ſo umſtrickend mit tauſend ſchimmernden Reizen, wie Feodore —“ fuhr Auguſt fort.

Wer iſt denn das wieder, Feodore? fragte der Landrath, halb ſchlafend.

„Wenn ich euch Beide zuſammen ſah, hätt' ich rufen mögen: Das iſt deine Feindin, das iſt meine! Feodore Zaluska, dich will ich malen als ſiebente Todſünde, dich mit deinem Lächeln, das aus der Leere des Herzens kommt, dich mit deinen ſchwarzen, glimmenden Kohlen im Auge, die das Einzige ſind, was in dir brennt, dich, die du —“

Hier brachen die Schriftzüge unleſerlich ab und ein langer heftiger Gedankenſtrich mit maleriſchen Verſchnörkelungen drückte die Leidenſchaft der Schreiberin aus, die hier geendet hatte.

Auguſt, den die Erinnerung an Feodore Zaluska elektriſirt hatte, blickte ſtarr auf das Papier, der Landrath ſchnarchte, draußen an den Fenſtern ballte ſich der Schnee zuſammen, die Lampe war dem Erlöſchen nahe, der Ofen kalt, die Bowle

leer. Da pochte es donnernd an die Thür. Auguſt fuhr zuſammen, der Landrath wachte auf und ſah ſich geſpenſtiſch um. Ein zweites Klopfen. Wer da? rief Auguſt.

Fritze trat ein und meldete, ohne den Grafen, der ihn beleidigt hatte, anzublicken, militairiſch dem Landrath: Im Kloſter nichts.

Nichts? ſagte der Landrath.

Gar nichts! beſtätigte der Potsdamer.

Gar nichts? wiederholte der Landrath nachdenklich.

Aber an der Hinterpforte des Kloſterhofs bemerkt' ich im Schnee eine friſche Wagenſpur — fuhr Fritze fort — leider hat es nur ſtrichweiſe geſchneet und es wurde hinterher zu dunkel.

Richtung? examinirte der Landrath.

Sächſiſche Grenze! ſagte Fritze und damit war der Rapport zu Ende. Auguſt nahm die Papiere. Der Vater drückte ihm wehmüthig die Hand. Andres leuchtete. Fritze hob den Deckel von der Punſchterrine und brummte, hineinlugend, auch hier ein lakoniſches: Gar nichts!

Alle gingen zur Ruhe. Sie bedurften ihrer.

## 7.

Der plötzlich hereinbrechende Winter dauerte doch nicht lange. Es folgten noch freundlichere Novembertage! Auf dieſe hatte eine Dame in Dresden gehofft, die mit Verzweiflung vernommen hatte, daß in den Wintermonaten die königliche Galerie der Gemälde geſchloſſen wäre. Gegen eine beſondere Vergütung gelang ihr, ſich die Säle zuweilen öffnen zu laſſen und, eingehüllt in Shawls und Mäntel, würde es Jedem gelungen ſein, in den kalten Sälen auszuhalten. Ihr aber ſchienen, ſo vornehmen Urſprungs ſie im Gaſthofe bekannt war, doch dieſe erwärmenden Hülfsmittel zu fehlen. In leichtem Mantel durchſtreifte ſie die Säle und hielt Stunden lang in ihnen aus. Das warme Licht der Farben, ſchien es, wirkte mächtiger auf ſie als pelzgefütterte Ueberwürfe.

Der künſtleriſche Enthuſiasmus des Lohnbedienten, der die Dame zu begleiten pflegte, ſtand nicht auf gleichem Wärmegrad. Er brachte nur die Fremde her und holte ſie wieder ab. Beim dritten Beſuche der Galerie aber kam er früher als ſonſt und brachte einen Brief, der die Adreſſe der Dame trug und eben von Breslau angekommen war. Sie nahm ihn raſch ab, verließ die Galerie und eilte in ängſtlicher Unruhe nicht ſogleich nach Hauſe, ſondern erſt, um ſich zu ſammeln und auf den Brief, der ihr wichtig ſchien, vorzubereiten, auf die Brühl'ſche Terraſſe. Dort die friſche, feuchte, noch nicht ſchneidende Luft des Spätherbſtes einathmend, ſtand ſie zuweilen ſtill und blickte mit ſchwermüthigem Auge in die Ferne oder in den tief unter ihr mit vollen Wogen ſich wälzenden Fluß. Dann fühlte ſie den Brief an, prüfte aus ſeinem äußern Weſen den Inhalt und lächelte ſchmerzlich, als ihr von dem ſtarken Gewicht deſſelben wenigſtens Eines beſtätigt ſchien, daß er Geldanweiſungen enthielt. Dieſe Gewißheit verſchaffte ſie ſich auch ſogleich, als ſie von der Terraſſe in die Promenade niederſtieg. Bei dem Moritzdenkmale an der Ecke hielt ſie inne, erbrach

den Brief und überzeugte ſich, daß ein Wechſel auf Banquier Kaskel ſie wenigſtens ruhig in die Zukunft blicken ließ. Das Begleitungsſchreiben war von ihrer Erzieherin, Madame Milde, und lautete:

„Theure Imagina!

Im Auftrag Deines zwar erzürnt ſcheinenden, aber in Wahrheit nur bekümmerten Vaters ſchreib' ich Dir dieſe Zeilen. Sie ſind von Dem begleitet, was Du vom Vater zu haben wünſchteſt, da Du es von dem Advocaten Deines Gatten nicht annehmen wollteſt. Und ſtatt aller Worte, aller Klagen, aller Beherzigungen nur die eine treugemeinte Bitte der mütterlich geſinnten Freundin: Kehr zurück! Zurück in meine Arme! Sie werden Dir die des Vaters öffnen.

Was auch ſeither geſchehen ſein mag, gutes Kind, ich kann nicht an eine Schuld Deines Herzens, an eine Verletzung Deiner heiligſten Pflichten glauben. Dein Gatte, Dein Vater verurtheilen Dich und auch mir hat man Mittheilungen gemacht, Papiere und Beweiſe gezeigt, die gegen Dich ausſagen ſollen. Ich theile Deine Entrüſtung,

die Du in dem Briefe an Deinen Vater und noch mehr in dem an den Advocaten des Grafen ausgesprochen haſt, Deinen Unwillen über dieſen wilden, ſchonungsloſen Ungeſtüm der Männer, die ſo rückſichtlos Deine Geheimniſſe erforſchten, ſo trotzend auf ihre Uebermacht Deine Schränke und Mappen erbrachen. Aber ſchuldig oder nicht, haſt Du nicht ein gleich ſtarkes Vorurtheil gegen Dich, daß Du ſo bei Nacht und Nebel einer Begegnung mit Deinem Gatten auswicheſt? Wol räume ich ein, daß es Dir peinlich ſein mußte, unter einem Dache mit einem Manne zu wohnen, der den Wunſch um Scheidung von Dir ausgeſprochen hatte, noch peinlicher, einer verletzenden Verhandlung über eine Lebensfrage beiwohnen zu ſollen, wo Dir, wie Du ſchreibſt, Niemand ſchützend zur Seite ſtand — ſelbſt Dein Gewiſſen nicht, Imagina? Doch nein! Ich will Dich nicht verurtheilen. Ich weine um Deine Verirrung.

Du hätteſt vorläufig im Kloſter bleiben ſollen und den Gang der Dinge dort ruhig abwarten. Wol glaub' ich, daß Dir in der Aufregung Deines Herzens die dortige Stille, die Neugier der Schweſtern, die Beſorgniß der Aebtiſſin vor Colliſionen

mit dem Grafen oder noch mehr mit dem sehr weltlich gesinnten Landrath wenig zusagte. Wol kenn' ich Dich, um Das zu verstehen, was Du schilderst, dies plötzliche Aufwallen und Auflodern eines großen Entschlusses, der Dich trieb mit einem Wägelchen in die nächste Stadt zu fahren, dort Dich auf die Post zu setzen und von Dresden aus die Wendung Deines Schicksals abzuwarten. Ich kenne dies Aufflammen Deines Geistes und hab' es immer gefürchtet. Aber was Dir eine Heldenthat scheint, erscheint Deinen Gegnern eine Flucht. Was im Geheimen hätte beigelegt werden können, hast Du durch dieses kühne Wagniß öffentlich und dadurch fast unheilbar gemacht.

Was man mit Recht Dir vorwirft, kann ich nicht durchschauen. Einiges, was daran sicher unrecht ist, ahn' ich. Von der Grundlosigkeit eines Verhältnisses zu einem berühmten Künstler ist jetzt selbst August überzeugt, der wenigstens aus Berlin, wohin er plötzlich abreiste (und zum Glück, weil dadurch Deine eigene Entfernung weniger auffällt!), dem Vater geschrieben hat, daß ein Grund zur Scheidung jetzt nur in dem offenen Bekenntnisse einer sträflichen Beziehung zu Otto

lichen Freiheit retten. Wo die Menſchen nur noch Bürger und Krieger ſind, wo ſie nach Tauſenden heerdenweiſe vertheilt werden und Geſetzen ſich fügen müſſen, welche die Natur verläugnen, da lechzt man nach Natur, nach jener Nacktheit, in welcher wir geboren wurden, nach jener Verantwortlichkeit, die einſt vor Gottes Thron wahrlich Niemand an unſerer Statt übernehmen wird, ſondern wo wir für uns ſelbſt ſtehend, mit Niemanden als mit Gott unter vier Augen zu reden haben. Dies Band der freien Selbſtbeſtimmung iſt das Gewebe der Literatur. Tempel bauen ſich auf, wo wir, von den Dienern Baal's ungeſehen, den heimiſchen Göttern opfern dürfen, Katheder, wo unſere Hoffnung als Weisheit gelehrt wird, eine andere Welt, in der wir geiſtig leben und mit immer feſter werdendem Fuße wandeln. Die Literatur und Kunſt iſt jene Religion, welche uns mit der Gottheit unter vier Augen läßt.

Das erſte Drittel unſeres Jahrhunderts iſt verronnen. Welches werden die Reſultate ſein, die ſich im letzten Drittel zu bethätigen haben? Kein Jahrhundert hat mit geſchwätziger Haſt ſo viel Fragen aufgeworfen, wie das unſrige. Die allgemeine Aufklärung weckte das Verſtändniß und machte Jeden fähig, an der Löſung jener Fragen ſeinen Antheil zu nehmen. Eine chaotiſche Begriffsverwirrung war die Folge. Die kriegeriſchen Erlebniſſe weckten die Leidenſchaften und den Stoff, welcher durch ſie entzündet werden konnte, gaben die Intereſſen und Ideen her. Von jenen Waffen, die ſie alle trugen, blieben in den Händen die Schwielen zurück; als drohende Heiligthümer hängen an den Wänden die Trophäen und Erinnerungen des vergangenen Völkerkampfes; alle unſere Debatten haben einen ſo trotzigen und feindſeligen Charakter,

von Sudburg läge. So eingenommen iſt der Vater gegen Dich, daß er Deine Flucht nach Dresden für ein dortiges Zuſammentreffen mit dieſem völlig unbekannten Mann hält. Freilich durft' ich ihm betheuern, daß der Vorwurf, in der Penſion ſchon hätteſt Du dieſen Mann gekannt, mich nicht trifft.

Ueberhaupt, was ſoll ich über dieſe Tagebuchnotizen urtheilen? Imagina, ich möchte ſchwören, es ſind Phantaſien! Es ſind Träume, die auf einer gewiſſen Wahrheit beruhen, aber nicht auf einer ſolchen, die gegen Dich zeugen kann! Ich kenne Deine Art, Dich ſo zu ergehen. Irgend etwas muß Dich angeregt haben zum Ausſpinnen der wunderlichſten Vorſtellungen, die Ruhe, die Langeweile des Badlebens hat Dir die Feder in die Hand geführt und an den zwiſchen dem Beſchriebenen unterlaufenden Zeichnungen und Gedankenſpielen ſeh' ich ja, daß das Ganze mehr dem Verſuch, einen Roman zu ſchreiben, als dem, ſelbſt einen zu erleben, ähnelt.

Dieſelbe Anſicht theilt der Rechtsgelehrte, den der Vater in das Geheimniß dieſer, ſein Alter betrübenden Erfahrung hat ziehen müſſen. Eine

Aussöhnung mit Deinem Gatten wird keine Schwierigkeiten haben und dieser kurze, aber ernste Zwist vielleicht nur dazu beitragen, eine zwischen euch eingetretene Verstimmung zu heben. Kehre zurück! Mache Die glücklich, die Dich lieben! Komm an das Herz Deiner mütterlichen Freundin! Ich weiß es, statt einer Antwort triffst Du selbst ein und unsere Thränen werden ineinander fließen. Deine treue Henriette Milde."

Eine Antwort auf diesen Brief kam aus München, wohin Imagina mit einem in Dresden gemietheten Kammermädchen abreiste. Sie erwiderte mit einer Bestimmtheit, die Madame Milde zu der Bemerkung veranlaßte: Was ich fürchtete, ist eingetroffen. Ihr Charakter ist in jene gefahrvolle moderne Entwickelung getreten, gegen die Bitten und Gründe nichts vermögen. Die Antwort, die Imagina auf ihre kurze und ausweichende Erklärung dringender und drohend in München empfing, beantwortete sie — von Rom. Sie hatte von München aus die Weiterreise über den Brenner gewagt und war von allen Zuschauern des römischen Carnevals vielleicht Diejenige, die, da ihr Herz gedrückt war, an dem Ausbruch jener

berühmten Faſchingsfreuden den geringſten Antheil nahm.

Im Frühjahr, durch neue Geldmittel aus ihrem mütterlichen Vermögen geſichert, beſuchte ſie Neapel.

Es war ein heiterer ſüdeuropäiſcher Zaubertag, als ſie mit einem erprobten Führer die Reiſe auf den Veſuv wagte. Eine einzige dunkelblaue Azurdecke war der gewölbte Himmel. Dort das in Sonnenglanz ſchimmernde Meer, hier die grünen Gärten Parthenopes, begrenzt gegen Oſt von einem leichten weißlichen Schleier, der die Nähe des feurigen Berges verrieth. Wie Imagina von Portici aus in Windungen und Ringeln, reitend auf einem Maulthier, allmälig aus dem Geräuſch der lauteſten und lärmendſten Stadt der Welt emporſtieg, erſt durch zahlloſe Landhäuſer und Gärten kam, die mit ihren hochſtämmigen Cactus und Aloes auf den ſonnenmürbegebrannten Mauern blos andeuteten, welche Fülle von Früchten und Blumen dort nur dem Eigenthümer gehören ſollten, welche berauſchende Duftſpende denn aber doch die Blumen der allgemeinen Luft als Würze abgeben mußten, wie die Gartenpracht dann allmälig dem ruhigern Frieden der ſchon grünen Oel-

und Weinpflanzungen Platz machte ... da mußte ihr, im Anschauen auf den wunderbaren Himmelsbaldachin, wol die Brust sich heben und ihre jugendliche kühne, freie Seele fragte sich: Wie ist nun das gekommen? Wie was das so Alles möglich?

Nur die Steine des Wegs, nur die Erläuterungen des mittheilsamen Führers, das Aufschreien und jeweilige Lamento der sächsischen Dienerin weckten sie zuweilen aus ihren Träumen. Je näher sie dem Kegel des Berges kam, je wüster die Gegend, fernblickender das Auge wurde, desto beklemmender fielen die tausend oft mehr künstlich, als freiwillig zurückgehaltenen Gedanken auf ihr Herz und sie fühlte hier oben, in dieser Annäherung an eine Welt der Zerstörung, mächtiger, lastender denn je seit diesen sechs Monaten das Bewußtsein einer fürchterlichen Einsamkeit auf dieser großen Gotteswelt. So zerrissen, so mit Lava und Asche bedeckt, wie dieser Monte-Somma, war sie selbst in all ihrer Jugend und so schreckhaft, wie hier, hatte sie's im Gewühl der Welt da unten, in den Zerstreuungen des Reisens noch nicht gefühlt, was sie, aufrichtig gestanden, in

träumender Gedankenloſigkeit und nur von einem ſtolzen Trotze gehoben, in ſo kurzer Zeit gewagt hatte. Sie näherte ſich dem Krater des Veſuv. Schlacken und Zerſtörung ringsum. Sie ſah eine Ebene vor ſich von gelblichgrün und röthlich ſchimmerndem Geſtein. Die gewaltigen Schwefeldämpfe hatten ſich durch das verbrannte Element Wege geriſſen und unter donnerndem Geräuſch kündigte ſich diesmal nicht eine, ſondern drei ſogenannte Bocchen oder Mündungen mit drohendem Rauch- und Steinauswurf an. Sie war nicht die einzige Beſucherin des Berges. Mit einem ſcharfen Glaſe entdeckte ſie an der ganzen Rundung des Kegels da und dort Maulthiere und Fremde. Sie ſtieg ab. Sie hatte den Muth, auf dem unſichern zerbrannten Boden in die ſich ſenkende Fläche des Kegels hinabzuſteigen. Unter ihr rollte und donnerte es wie von einem unterirdiſchen Titanenkampf herauf. Ein düſteres Grollen und Murren, ein plötzliches ſcheinbares Zucken des Bodens, das Alles wurde ihr vom Führer als Vorboten einer in wenig Tagen gewiß eintreffenden maſſenhaften Eruption geſchildert.

Wie ſie ſo auf dem grauen Geſtein fortklimmt

und nur noch wenige Hundert Schritt von der Hauptmündung entfernt ist, scheint ihr ein Mann aus dieser Oeffnung hervorzukriechen. Der Führer nannte ihn den Muthigsten, der seit lange hier oben gehaust hätte. Ein Gelehrter ist's! sagte er; er sucht Steine und ist schon seit drei Tagen oben und übernachtet in San Salvatore.

Imagina wagt sich näher. Der Fremde verschwindet. Aber plötzlich wirbelt die Rauchsäule dunkler, ein schwefelgelber Schein zuckt über dem Krater her und wie eine Erscheinung der Hölle, glühend im Schein wie eine aufblitzende Flamme, steht Otto von Sudburg vor ihr.

Wie ihr wurde bei diesem Anblick, wußte sie nicht mehr. Ohnmächtig sank sie in des Führers Arm und sammelte sich erst in San Salvatore, einer unfreundlichen Einsiedelei auf der Höhe des Bergs. Als sie die Augen aufschlug, waren ihr Mädchen und Otto um sie beschäftigt. Mit heftiger Geberde deutete sie auf Entfernung des Fremden. Dieser betrachtete sie mit schmerzlichem und freudigem Erstaunen zu gleicher Zeit. Sie wagte noch einen Blick, als er das enge Gemach verließ, um sich zu überzeugen, ob es wirklich Otto

von Sudburg wäre. Der Mineralog, der hier am Krater des Vesuv Studien zu machen schien, war in der That der blasse Fremde von der Schloßruine in Baden-Baden.

Imagina erholte sich. Der Führer brachte Wasser. Sie war in so weit gestärkt, ihre Rückreise antreten zu können. Der Fremde harre vor der Thür! hieß es. Sie wagte nicht die Einsiedelei zu verlassen, aber noch zögernd und schwankend erhielt sie vom Führer auf einem Blättchen Papier in französischer Sprache, mit Bleistift geschrieben, diese Worte:

„Ich habe Sie in Rom verfehlt, in Neapel vergebens gesucht. Ein Ausflug auf den Vesuv sollte meiner Wissenschaft und dem Trost meines Herzens gelten. Ich muß Sie sprechen. Zu Ihren Füßen muß ich einige Fragen an Sie richten."

Imagina, die nicht wußte, ob sie lebte oder träumte, hielt lange das Papier in Händen und betrachtete es wie ein unauflösliches Räthsel. Dann ermannte sie sich, zog einen Bleistift aus ihrem Portefeuille und schrieb mit zitternder Hand unter Otto's Worte: „Nicht hier. Ich beschwöre Sie, mich ziehen zu lassen."

## 8.

In Italien ſoll der Menſch im Freien leben. Ein Zimmer in Italien iſt immer nur ein Schutz gegen die Launen des Himmels, kein zu dauerndem Aufenthalt einladender gemüthlicher Verſteck.

Glücklicherweiſe gab eine kleine Terraſſe und ein darüber geſpanntes Zeltdach dem Zimmer Imaginens in dem Albergo della Santa Croce ein wohnliches Anſehen, denn an und für ſich war es, ohnehin in einem unbekannten Mittelgaſthofe, ohne alle Bequemlichkeit.

Am Tage nach der Veſuvpartie .... nahm Otto von Sudburg vor Imagina auf einem gebrechlichen alten Polſterſtuhl noch aus ſpaniſchen Zeiten Platz, er voll innerer Bewegung und ſie nicht minder in Verlegenheit ....

Eine Erörterung konnte nicht peinlicher angeſponnen werden.

Gräfin, begann mit zitternder Stimme Otto, wenn wir in diesem Augenblick, so wie jetzt, in einer berliner oder breslauer Gesellschaft uns gegenübersäßen, so würde man uns für die ausstudirtesten Heuchler halten, die nur je vor der Welt Komödie gespielt haben. Denn das wissen Sie doch, daß ich das Glück habe, oft mit Ihnen zusammengenannt zu werden?

Imagina, die sich kaum fassen konnte, sagte leise irgend eine unverständliche Entgegnung. Als Otto schwieg und einen langen seelenvollen Blick auf der reizenden jungen Frau ruhen ließ, sammelte sie sich und sagte: Sie haben mir geschrieben, Sie hätten Fragen an mich zu richten. Und da ich bis jetzt selbst vermieden habe, nach Deutschland hin einige Antworten zu geben, die wahrscheinlich mit den von Ihnen beabsichtigten Fragen in Verbindung stehen, so hab' ich mir, so peinlich es sein mußte, doch die entsetzliche Pflicht auferlegt, mit Ihnen über Dinge zu reden, an welche ich seit einem halben Jahre mich gezwungen habe, nicht einmal zu denken. Also! Welche Fragen haben Sie?

Gräfin, fragte Sudburg, ich bin wegen meiner

daß es immer iſt, als hörte man dazwiſchen den Hahn einer gezogenen Flinte knacken. Ob man das Pulver von der Pfanne blaſen wird? Ja. Das Reſultat, von dem das 19te Jahrhundert ſeinen Namen empfing, ſcheint noch über zwei Menſchenalter hinaus zu liegen und wir werden es bald den Enkeln überlaſſen müſſen, unſere Rechte zu fordern und als die ihrigen zu vertheidigen.

Es iſt erwieſen genug, daß an dieſer Verwirrung die Literatur die größte Schuld trägt. Wenn ich auch nicht ſagen will, daß die Literatur ſie hervorgerufen hat, ſo beförderte ſie den Zwieſpalt ſchon dadurch, daß ſie ihn nicht hintertrieb. Alle literariſchen Definitionen ſind auf der Flucht. Was ein Geſetz an ſich trägt, hat ſeine Geltung verloren; was eine Schlußfolgerung iſt, ſieht ſich vergebens nach ihren Vorausſetzungen um. Die Thatſachen der Literatur ſchweben in der Luft. Alle Paragraphen ſind wie die Nummern eines Lottos zuſammengewürfelt, aus welchen nur noch der blinde Zufall Nieten und Gewinne zieht. Einiges, das ſich ſicher dünkt, ſtreckt ſich mit vornehmer Behaglichkeit auf dem Ruhebette aus und ſchleudert ſo gleichgültig, als wenn ein Engländer ſich die Zähne ſtochert, ſein Urtheile von ſich. Schelling — Hegel — was hat die Welt dann, wenn der Eine von Beiden ſiegt? Wenn nun dieſer Kampf erſt entſchieden iſt, wenn nun Jeder erſt ſagen kann, was er will; was wird dann wohl geſagt werden? Dieſe ſo breit entfaltete Anſtrengung und Erbitterung mußte doch die Vermuthung erregen, daß ihr nur das Eine erſt beſeitigen wollt, um dann recht tüchtig an das Andere zu gehen? Wenn ihr dieſe Entgegnung verachtet, ſo verachtet ihr eure Zeitgenoſſen; denn warum haltet ihr ſie auf? Warum verlangt ihr ſo breite Dimenſionen der

Beziehungen zu Ihnen zur Rede geſtellt worden; woher kennen Sie mich?

Imagina lächelte mit verlegener Miene, die ſich endlich in einen ſchmerzlichen Zug auflöſte. Haben Sie mich nie geſehen? fragte ſie nach einer Pauſe.

Zu Baden-Baden, ſagte er, auf der Schloßruine, zuweilen im Converſationshauſe; flüchtige, aber freundliche Worte haben Sie mit mir gewechſelt, unvergeßliche, aber wirklich flüchtige. Deſto befremdlicher war mir's, in Deutſchland, von wo ich komme, zu hören, daß ich um das Glück beneidet werde, Sie ſogar in Breslau ſchon gekannt zu haben.

Ihr Zartgefühl, ſagte Imagina, macht einen langen Umweg, um zu Dem zu kommen, was doch wol eigentlich auf Ihrer Zunge ſchwebt.

Ja, Gräfin, fuhr Otto ermuthigter fort, ich bin nicht nur um das Glück Ihrer Freundſchaft, das ich nie genoß, beneidet, ſondern ſogar von einem ehrenwerthen Mann, dem Landrath von Unruh, Ihrem Vater, bin ich zur Rede geſtellt worden, wie ich es wagen könnte —

Wie, fuhr Imagina erſchrocken auf, zur Rede geſtellt?

Fürchten Sie keine feindliche Begegnung, sagte Otto. Ich habe einmal ein schaudervolles Unglück im Zweikampf gehabt. Seitdem dräng' ich mich nicht mehr dazu und ziehe jeder Gewaltthat friedliche Verständigung vor. Aber denken Sie sich meine Lage, was ich auf schuldlose Beschuldigungen, die mich von Ihrem Vater, von Feodore Zaluska trafen .....

Feodore? Sie kennen Feodore, ich weiß es! beantwortete sich selbst Imagina.

Feodore Zaluska .... o Gräfin, ja dies ist Acedia, die siebente Todsünde!

Das war zu grausam für Imagina. So hatte man ihre Geheimnisse misbraucht, so selbst einen ihr wildfremden Mann in die tiefsten Gründe ihrer Seele blicken lassen ....! Sie sprang an den Balcon, um Luft zu schöpfen, sie hätte über Neapel hinweg vor Schmerz schreien mögen, die Brust zersprengen, sterben — und erst den Worten Otto's: Fürchten Sie nichts, Gräfin! Nur die dunkelste, die verworrenste Vorstellung hab' ich von diesen Märchenträumen! gelang es, sie zur Besinnung zurückzuführen.

Als sie sich wieder auf dem Sopha niedergelas-

ſen, auf dem ſie vor Otto ſaß, fuhr dieſer fort: Ich höre von einem Tagebuch, einem Gedicht, einem Roman, in dem meine Perſon Ihnen durch Zufall werth genug erſchienen iſt, genannt zu werden .... Man hat mir einige Stellen daraus mitgetheilt, die ich für Erfindung halten muß, und doch, Gräfin, ſind dieſe Stellen ſo im Einklang mit der innerſten Entwickelung meines Lebens, daß mein Erſchrecken, als ich ſie las, mein Zittern, mein Beben erneuten Verdacht gegen Sie weckte und ich einer förmlichen gerichtlichen Vernehmung nur durch plötzliche Abreiſe von Breslau entgangen bin.

Sprachen Sie meinen Gatten? fragte Imagina vernichtet.

Niemals, berichtete Otto. Er war den ganzen Winter in Berlin. Sie wiſſen, daß er in Baden das Wort gegeben hatte, den Winter in Berlin zuzubringen.

Das Wort? Wem?

Wem anders, als Feodoren?

Imagina hatte inzwiſchen Welt genug geſehen, um durch dieſe Erwiderung nicht überraſcht zu werden. Und doch erſchütterte ſie die Beſtätigung ihrer Ahnung.

Feodore Zaluska iſt meine Nebenbuhlerin, ſprach ſie gefaßt.

Ja, Acedia! ſagte Otto mit gezogenem Ton und einſtimmend in ihr ſchmerzlich lächelndes Erſtaunen.

Warum trifft für Sie dieſe Bezeichnung zu? fragte Imagina verwundert.

Für mich? entgegnete Otto. Wenn dieſe Frau nicht die Gattin des Grafen von Wartenberg wird, wird ſie die meinige!

Imagina ſah den jungen Mann ſtarr an. Was iſt das? Sie könnten ſich eine Frau erwählen, die im Begriff iſt, Sie zu verrathen? ſagte ſie.

Otto ſchwieg, ſtützte ſein Haupt auf die Lehne des Seſſels und ſagte: O, das ſind dunkle Lebenswege!

Aber klären Sie mich darüber auf! drängte Imagina, und als Otto noch immer ſchwieg, fragte ſie: Sie lieben Feodoren?

Nicht mehr! ſprach er beſtimmt und ein tiefer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt. O, daß ich erlöſt würde, fuhr er nach einer Weile fort, von Qualen, die mein ganzes Leben zu zerſtören drohen! Hören Sie, wie ein junges Herz in die

Strudel des Lebens gerathen kann! Hören Sie ein aufrichtiges Bekenntniß und verzeihen Sie, wenn Ihr reines Ohr durch Verhältniſſe und Schilderungen beleidigt wird, deren Möglichkeit Sie in Ihren mir räthſelhaften badener Blättern dichteriſch geahnt haben.

Ich bin, ſagte er nach einiger Sammlung, in Siebenbürgen geboren und von meinem Vater, einem Nachkommen der vor Jahrhunderten in jene Karpatenländer eingewanderten Deutſchen, zum Bergbau beſtimmt. In Breslau ſtudirte ich Mineralogie und vervollkommnete mich zu Freiberg in Sachſen für meinen künftigen Beruf. Hier auf der Akademie war es, wo ich ewige Freundſchaft mit einem jungen, liebenswürdigen, aber ſehr leichtſinnigen Polen, Zaluski, ſchloß. Nach Kronſtadt in Siebenbürgen zurückkehrend, trat ich die Erbſchaft meines inzwiſchen verſtorbenen Vaters an und machte dann eine meiner Wiſſenſchaft gewidmete größere Reiſe durch Europa. Gleich aber in Wien angekommen, feſſelten mich ſchon die Reize des Vergnügens und mehr als Alles mein Freund Zaluski, der ſich ſeit drei Jahren mit einer allbewunderten jungen, liebenswürdigen

Kurländerin Feodore verheirathet hatte. Nach wenig Wochen hatte Zaluski einen vollkommen begründeten Argwohn gegen die Treue seiner Frau und seines Freundes. Ich war verblendet genug, die gerechte Ursache seiner Eifersucht zu sein. Zaluski spielte. Die mit raschgefolgten zwei Kindern einsam gelassene, vergnügungssüchtige junge Frau wurde von mir besucht, bis eines Tages Zaluski, unmuthig über größer und größer werdende Verluste, die sein ganzes Vermögen raubten, uns überraschte und in seinem Zorn mich so beleidigte, daß wir uns schossen. Ich, der Schuldige, verwundete ihn tödtlich. Sterbend legte er meine Hand in Feodorens, nahm mir einen feierlichen Schwur ab und verschied. Dieser Schwur lautete, entweder Feodoren sogleich oder nach Ablauf von fünf Jahren in dem Falle zu heirathen, daß für sie und die Zukunft seiner Kinder dann noch nicht gesorgt wäre. Wir gaben diese Kleinen in Pension und reisten von Wien ab. Der dunkle Schatten des gemordeten Freundes verfolgte mich ruhelos, dennoch verheiratheten wir uns nicht. Feodorens Charakter entwickelte sich zu einem unglaublichen Leichtsinn. Ich selbst, in

meiner Moralität geknickt, vermochte ihr keinen Widerstand zu leisten, und so haben wir zusammen in Paris, London, Turin und einigen Theilen Deutschlands ein Leben geführt, das ich Ihnen nicht schildern darf, weil Sie keine Ahnung von solchen Verirrungen an sich vielleicht gutgearteter Gemüther haben werden. Erwägen Sie nur dies Eine, daß ich mein Vermögen verausgabt hatte und zwei Jahre nur vom Spiel lebte, bald darbend wie ein Bettler, bald wie ein Fürst Das vergeudend, was ein glücklicher Zufall rasch gespendet hatte. Von Treue war bei Feodorens leichtsinnigem Charakter nicht die Rede, auch bei meinem nicht. Wir trennten, wir vereinigten uns, wie die Umstände es gaben. Oft hätt' ich Gott auf den Knien danken mögen, wenn ich von ihrer nagenden, verzehrenden Nähe befreit war! Dann warf ich mich mit Leidenschaft in wissenschaftliche, mich noch immer fesselnde Thätigkeit, machte kleine Reisen in merkwürdige Gebirgsformationen und kam mir dann wie verjüngt, wie rein und edel vor! Plötzlich aber stand Feodore wieder vor mir und die Macht ihres Zaubers auf mich war — ist so groß — daß selbst jetzt —

nein, nein, unmöglich, jetzt nicht mehr! Nachdem ich in Ihnen eine reinere Frauennatur kennen gelernt habe, kann mich ein solches Wesen nicht mehr fesseln. Wol gedenk' ich des Augenblicks, als ich auf der Schloßruine mir sagte: Wer ist dieses sanfte, himmlisch milde Mädchen! Denn daß Sie Frau, daß Sie zu der wilden Gesellschaft unter den Eichbäumen gehörten, wäre mir nicht beigefallen. Feodore trat uns entgegen. Das Glas entsank ihrer Hand. Sie hatte nicht geglaubt, daß ich von Paris, wo wir uns nach einer heftigen Scene trennten, ihr je wieder folgen könnte. Aber so ängstlich, so zärtlich war meine Sorge um sie, daß ich zitterte, sie könnte vielleicht darben, und was hatte ich selbst ihr zu geben? Ich mußte spielen. Ich war nicht glücklich in Baden. Einsam streift' ich oft in den Bergen umher und saß verzweifelnd auf einem Steine, während Feodore in der Gesellschaft lachte und tändelte. Und dennoch liebte sie mich! Ich wußte, daß unter allen Umständen ich vor jeder andern Verbindung den ersten Platz behielt. Das sah ich, als ich eines Abends zu ihr trat und eine nach vielem Misgeschick endlich mühsam

erſpielte Summe vor ihr auf den Tiſch rollte. Hätt' ich ahnen können, daß Sie damals vielleicht den Klang dieſes Goldes hörten! Otto, ſagte an jenem Abend Feodore ſicher und feſt zu mir, Otto, ich nehme dies zum letzten Mal von dir, aber ich gelobe, daß wir uns nun für immer trennen! Zornig loderte ich auf. Beruhige dich, antwortete ſie, mein Herz wird dir bleiben, aber meine Hand gedenk' ich in die eines Mannes zu legen, der ſpäteſtens in einem Jahre von einem in keiner Hinſicht ihm angemeſſenen Verhältniſſe frei wird. Sie nannte mir den Namen Ihres Gatten, eines jungen Mannes, deſſen guten, aber unbedeutenden Sinn ich ſchon auf der Univerſität kannte, einen Bequemlichkeitsmenſchen, der eine Frau nur zu ſeiner Unterhaltung haben will und mit dem allerdings die ewig aufgeregte und Andere aufregende Feodore beſſer ſtimmt, als mit einem Weſen, das ſelbſt Aufmerkſamkeit und Liebe verlangt. Dieſer Erklärung ſetzt' ich in meiner damaligen Verblendung noch die heftigſten Einſprüche entgegen. Da aber Graf Wartenberg reich, da durch ihn für meines unglücklich geopferten Freundes Zaluski Kinder am väterlichſten

geſorgt werden kann, ſo ſah ich allmälig dieſer Schickſalswendung mit ſtumpfer Gleichgültigkeit zu, bis ich Andeutungen einer wunderbar ſeltſamen Beziehung zu Ihnen ſelbſt empfing. Feodore, die nicht ahnte, daß die Urſache eines wirklichen Bruches des von ihr untergrabenen Bundes ich ſelbſt werden konnte, wurde von der heftigſten Eiferſucht ergriffen, ſchrieb mir Alles und verzweifelte über eben Das, worüber ſie triumphirte. Ich hatte zur Vervollſtändigung meiner geognoſtiſchen Studien noch Sicilien zu bereiſen und gelobte mir nicht eher zu ruhen, bis ich in Ihre Nähe kam, Sie ſähe, Ihnen ..... doch es iſt gelungen, ich ſehe Sie ..... in demſelben Augenblicke, wo mein Loos entſchieden iſt, jetzt vielleicht doch Feodoren zu meiner Gattin nehmen zu müſſen.

Und warum das? fragte Imagina haſtig.

Iſt Ihnen unbekannt geblieben, fuhr Otto von Sudburg fort, daß Ihres Gatten Trennung von Ihnen an unüberſteigbare Hinderniſſe gebunden iſt? Der Staat ſcheidet nicht, ohne einen vom Geſetz vorhergeſehenen Grund, der den fernern Beſtand des ehelichen Friedens unmöglich macht.

Anerkennung? Und wie ihr, so Alle, die, um das Wort zu haben, tausend Worte verlieren und, wenn sie es endlich haben, dann verstummen werden.

Aber diese Stummheit hat etwas Tröstendes. Denn sie erleichtert uns die Rechnung, wenn wir alle Ideenposten unserer Zeit ansetzen und daraus ein Facit für das Jahrhundert ziehen wollen. Wenn ihr stumm sein werdet und dann Nichts sein wollet, als was ihr selber seid, dann werden wir nur sehr wenig zu addiren haben. Faßt man die Spitzen so zahlloser Pfeilbündel, die Ziele dieser hitzigen Bestrebungen des Pietismus, der Scholastik, des Liberalismus u. s. f. zusammen und ritzt dann wirklich nur so flüchtig die Haut der Zukunft? Das ist vortrefflich. Da muß die Wahrheit unseres Jahrhunderts gerade zwischen dem Extrem der Revolution und den Lehrbüchern eurer Philosophie mitten inne liegen.

Die Philosophie unserer Tage fühlte es, daß sie eine Bestimmung von sich aussprechen müßte, welche über die Debatte und ihre eigene Ausschließlichkeit hinaus läge. Sie fühlte, daß man mit so gierigen Armen nicht in das Herz der Nation greifen dürfe, ohne daß etwas Anderes in ihren Händen läge, als das Blut ihrer Gegner und ihr angemaßter Ruhm. Wohin rafft sich diese Philosophie auf? Ueber die Inhaltlosigkeit ihrer ehemaligen Behauptungen erschreckend, fühlt sie, daß sie Etwas thun muß, was tüchtig und erfreulich ist oder wie Goethe sagen würde, was den Hund vom Ofen lockt. Seither regnet es*) einen Strom von Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele und die persönliche Fort-

*) Besonders im Jahre 1837.

Der Advocat, der Ihre Sache führt, erklärt Ihre Tagebuchblätter für eine Phantaſie, für eine dichteriſche Eingebung und beweiſt durch die geſchickteſten Entwickelungen Ihres Geiſtes und eines ſchon früh ſich zeigenden Talents, daß Sie einen Roman zu ſchreiben beabſichtigten, den Sie ſelbſt nicht erlebt hätten. Ihre eignen Erklärungen ſind ſo ausweichender Natur geweſen, daß kein Zeugniß einer gegen Auguſt bewieſenen Untreue vorliegt, und die Trennung findet unter dieſen Umſtänden um ſo weniger ſtatt, als ſich der Graf bei ſeiner Anweſenheit in Berlin überzeugt hat, wie ungern der Hof, dem er vorgeſtellt wurde, von Ehetrennungen in der hervorragenden Geſellſchaftsſphäre etwas hören will. Die Ausſicht, den Kammerherrentitel zu erhalten, iſt ihm zu lieb, als daß er noch wagen dürfte, in dieſer Sache weiter zu gehen, als ſeine Ehre verlangt. Feodore reſignirt, Gräfin von Wartenberg zu werden, und mein dem ſterbenden Freund gegebenes Gelübde zwingt mich, den Irrfahrten ſeiner Gattin und der bedrohten Zukunft ſeiner Kinder fünf Jahre nach ſeinem Tode dadurch ein Ende zu machen, daß ich mein Wort erfülle, in meine Heimat zu-

rückkehre und einen Bund fürs Leben ſchließe, der, ich ahne es, noch die Quelle der unſaglichſten Leiden für mich werden wird, vielleicht mein früher Tod.

Imagina ſah den jungen Mann voll ſchmerzlichſten Mitleids an. Als ihre Mienen auszudrücken ſchienen, ob hier keine Rettung wäre, reichte ihr Otto einen Brief Feodorens, den ſie in großer Aufregung durchflog. Sie ſchrieb, daß August ohne den offenbarſten Beweis gegen Imagina für ſie verloren ſei. Sie fuhr fort, daß ſie dieſen Verluſt ertragen würde, wenn ſie ihn nicht durch die Qualen der Eiferſucht erkaufen müßte. Sie würde ſich nie von Otto trennen, ſie würde nie zugeben, daß eine Andere ſich ſeines Beſitzes rühmen dürfe, ſie beſchwöre ihn bei dem blutigen Haupte ihres von ihm geopferten Gatten ſein Gelübde zu erfüllen und im Augenblick von dem ihr jetzt verhaßten italieniſchen Boden heimzukehren.

Und Sie zittern jetzt vor dieſem Bunde? fragte Imagina nach einer langen Pauſe nachdenklich, indem ſie Otto betrachtete, der allerdings ein Antinous an Schönheit und wol fähig war, einer Frau werthvoller zu bleiben, als die glänzendſte Verbindung.

Er wird den Fluch meines Lebens erfüllen, rief Otto schmerzlich aus. Hinschmachten werd' ich in den Fesseln dieses dämonischen Weibes, das den Zauber besitzt, mitten in ihren Herzlosigkeiten mich wieder an sich zu fesseln. Ein elendes Leben werd' ich hinsiechen an der Seite einer Frau, der der Friede meiner Heimat, der Beruf meiner Existenz nie genügen wird. Fort vom heimischen Herde wird sie mich führen, in alle Strudel eines wilden, genußsüchtigen Lebens wieder stürzen; ich werde entweder den unterirdischen Gewalten oder in einem Moment der Verzweiflung dem Nichts verfallen.

Imagina warf einen langen mitleidsvollen Blick auf den jungen, an Schwäche des Herzens leidenden Mann, dem der Gram doch schon bedenkliche Furchen über die edle hohe Stirn gezogen hatte. Ein gewaltiger Entschluß kämpfte in ihr, dann erhob sie sich, sagte, Otto möchte eine Weile in den auf dem Tische liegenden Zeichnungen blättern, und versprach, das Zimmer verlassend, in wenig Augenblicken zurückzukehren.

Otto sah sie im Nebenzimmer verschwinden und, überwältigt von ihrem Zauber, breitete er die Arme

hinter ihr aus ins Leere. So blieb er eine Weile wie ein Verzückter ſtehen und ſank erſchöpft auf ſeinen Seſſel zurück.

Es währte lange, bis Imagina zurückkehrte. Er griff nach einem kleinen Porteſeuille und blätterte in den zierlichen ſaubern Bleiſtiftſkizzen. Ein phantaſtiſches Blatt feſſelte ihn. Von ſinnigen Arabesken eingerahmt, ſah er ein Mädchen, das Imagina glich, in einem Schachte ſchlummern. Ein Engel ſchwebte ihr zu Häupten und deutete mit einem Lilienſtengel an die Felſenwand, die ſich zu öffnen ſchien, denn der kluge Kopf eines Zwergen lauſchte aus ihr hervor. Er ſchlug um. Daſſelbe Mädchen in einer Stalaktitengrotte, lauſchend hinter einem förmlichen Strauch von ſauber und richtig gezeichneten Erzblumen, lauſchend einer Verſammlung des Königs der Elfen. Ein drittes Blatt behielt dieſelbe Scene, aber dem gekrönten Haupte ſtand in Flammen ein Rieſe gegenüber, der, umgeben von Teufelslarven, in Verhandlungen mit den guten Geiſtern begriffen ſchien. Für das Verſtändniß des Einzelnen fehlte ihm der Schlüſſel, aber ein Student im altdeutſchen Rock rief ihm ſeine holde breslauer Jugendzeit zurück!

Als er in den Arabesken die charakteriſtiſch angedeuteten ſieben Todſünden erkannte, fiel es ihm heiß aufs Herz. Er ſah ſich auf einem andern Blatt als Spieler, ſah ſich irrend im Gebirge und Steine ſuchen, ſah ſich auf der Schloßruine und immer deuteten die um die Zeichnung gaukelnden Arabesken, dieſe kleinen Larven und Thiere und Metalle und Figuren, wie ein Commentar den Zuſammenhang der ſinnigen Geſchichte an. Auf jedem Blatte hatte der Fürſt der Hölle eine ſeiner Todſünden ſchon zurückerhalten, bis nur noch die letzte in der Gewalt ſeines bekümmerten Vaters blieb, Acedia, die blaſirte Herzensgleichgültigkeit, das leibhafte Antlitz Feodore Zaluska's.

In dem Augenblicke, als er ſchaudernd die Macht ſeines Schickſals fühlte, kehrte Imagina zurück, zeigte ihm einen eben verſiegelten Brief und ſagte: Leſen Sie dieſe Abſchrift, die ich zurückbehalten.

Otto las: „An den Juſtizrath D. in Breslau. Ew. Wohlgeboren geb' ich hiermit nach langem und hoffentlich nicht zu ſpät kommendem Zögern die Erklärung, daß ich meinen Rechtsanwalt beauftragen werde, die Form ſeiner bisherigen Vertheidigung fallen zu laſſen. Ich fühle mich des

gegen mich erhobenen Verdachts ſchuldig und erſuche Sie auf Grund einer von mir begangenen Untreue, die ich eingeſtehe, den Richter zu beſtimmen, mich vom Grafen von Wartenberg, wie er gleich anfangs gewünſcht, zu ſcheiden. Mit Achtung zeichnend Imagina Unruh."

Otto fühlte die Folgen dieſer hochherzigen Erklärung. Beſinnungslos hielt er das Papier in der Hand und ſtammelte unhörbar: Gerechter Gott — Sie könnten —

Nein, ich thue, was ich muß, ſagte Imagina. Ich will Sie ja nur erlöſen, lächelte ſie. Dann fuhr ſie ernſter fort: Was uns ſelbſt wahr iſt, ſei es auch der Wirklichkeit und wirklich ſei es aller Welt. Feigheit dünkt mich, zu ſagen: Was ich ſchrieb, das waren Träume! Es ſind Träume geweſen; aber kann uns das Unſichtbare gehören, wenn wir unſere Träume verachten? Was ich mit den Gedanken durchlebt habe, iſt ſo gut eine That, wie Das, was ich mit meiner Hand vollführe. Ich bekenne mich ſchuldig; ich muß es, um mich ſelbſt zu achten.

Imagina! rief Otto überwältigt und ſtürzte der Gräfin zu Füßen.

Stehen Sie auf! ſagte ſie beklommen.

Nein! rief Otto. Machen Sie Ihre Träume vollends wahr! Laſſen Sie ſich von meinen Lippen das Geſtändniß einer über den Tod hinausgehenden Liebe gefallen! Veredeln Sie mich durch Ihre Liebe!

Stehen Sie auf! ſagte Imagina ſanft. Warum den Dank in dieſer Form?

Nein, ich bin gerettet, aber ich erhebe mich nicht früher, fuhr Otto leidenſchaftlich fort, bis ich weiß, ob die reinſte, edelſte Flamme der Liebe die Schlakken meines vergangenen Lebens vollends verzehren und ich in dem heiligen Namen Imagina wieder neu geboren werden darf!

Sie ſind frei, Otto von Sudburg, ſagte die Gräfin ohne Leidenſchaft, Sie haben das Gelübde an Ihren ſterbenden Freund gelöſt. Feodore wird die reiche Gräfin von Wartenberg werden. Ziehen Sie in Ihre Berge, werfen Sie ſich an das Herz der guten Mutter Erde, werden Sie in Ihrem Beruf wieder jung, werden Sie hoffnungsvoll, werden Sie ein Mann!

Otto erhob ſich und konnte in ſeinem Auge die Thränen nicht verbergen. Das Gedicht dieſer

Blätter wollen Sie nicht völlig wahr machen? fragte er; Ihr Herz ſoll Dem nicht gehören, von dem es träumte?

Mit verklärtem heiligem Lächeln antwortete Imagina: Es muß nicht Alles irdiſch enden! Was iſt es denn, das uns zuſammenführte? Sagt' ich denn: ein leerer Traum? Nein, ich glaube an eine Geiſterwelt, an der wir ſelbſt einſt Theil nehmen werden. Ich glaube, daß Millionen Neigungen und Empfindungen unſichtbar in den Lüften ſchweben und holdſelige Amoretten oft mit ihren Rosenbanden Weſen verflechten, die in der ſichtbaren Welt ſtumm und kalt aneinander vorübergehen müſſen. Dort dereinſt treten dieſe verborgenen Freuden und Leiden, dieſe ungeſtandenen Neigungen ebenſo in eine ungeahnte neue Wirklichkeit, wie, zur Strafe freilich, mancher hier zurückgehaltene böſe Haß und Groll .... Für dieſe Welt .... leben Sie wohl!

Otto konnte ſich nicht trennen. Er ergriff ihre Hand und benetzte ſie mit heißen Thränen.

Vergebens, ſie blieb bei ihrem Entſchluß und bat mit ſanfter Milde: Ich habe Sie von Ihrem Schickſal erlöſt. Ziehen Sie in Ihre Berge!

Als aber Otto nicht nachgeben, nicht in ſeinen Bitten um Liebe ſich mäßigen konnte, da kam ihr ein heiliger Geſang zu Hülfe, der die Straße herauftönte. Eine glänzende feierliche Proceſſion wallte einer nahegelegenen Marienkirche zu und in den heiligen Klängen, die der himmliſchen Liebe geweiht waren, mußten die Bitten der irdiſchen verſtummen. Imagina trat hinaus, neigte ihr Haupt auf die Lehne des Balkons, kniete, und da ſie im Gebet verharrte, ſo lange Otto blieb, da ſie nicht wieder aufſah und er nicht wagte, ein Weſen, das ihn gerettet hatte, von ihrer ſtillen Andacht abzuziehen, ſo trat er nur noch leiſe zu ihr heran, ſagte: Imagina, ich hoffe auf die Zukunft! und entfernte ſich feierlich wie aus einem Gotteshauſe.

Als er fort war, athmete Imagina wie befreit auf und bereitete ihre Rückreiſe nach Rom vor, wo ſie ſeither, bald darauf wirklich von Auguſt, der Feodoren heirathete, geſchieden, nur der Kunſt lebt. Seither ſind zwei Jahre verfloſſen ..... In der Kunſt durfte ſie mit Recht die wahre Bedeutung und Verklärung ihres Weſens finden. Unter vielen treffenden und ſinnigen Rechtfertigun-

gen ihres Entſchluſſes an ihre Erzieherin und den wohlwollend gebliebenen Vater findet ſich auch folgende Stelle, mit der wir dieſes Gemälde eines poetiſchen Lebens, das wir vielleicht ſpäter einmal durch die Geſchichte der zweiten Ehe Auguſt's ergänzen, vorläufig ſchließen wollen:

„Die Grenze, die dem Ideal das Daſein zieht, erſcheint uns nur dann nicht mehr grauſam, wenn ſie ſich zu einer ſchönen Form in der Kunſt verkörpern kann. Wer dieſe Grenze mit dem Pinſel oder der Feder, mit einem Inſtrument oder dem ſchönen Ton der eignen Stimme, wer ſie auch nur mit dem geſprochenen Wort und dem ſich ſelbſt beſchränkenden ſchmuckloſen und darum eben ſchönen Erguß des Herzens beſchreiben kann, der iſt wahrhaft ein Dichter und, was mehr iſt, ein glücklicher Menſch."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

dauer. Ich mag dieſe moderne Oſtermorgenfrage hier nicht aufnehmen, weil ſie nicht hieher gehört; aber ſie iſt ein Symptom.

Der kleine Zirkel, auf den Alles ankommt, heißt: Wer ſind wir? Wozu? Von wem? Wohin? Die großen Sphären der Philoſophie tanzen um dieſen kleinen Zirkel, ohne ihn an irgend einem Punkte ſeiner Peripherie zu berühren. Man muß Tangenten ziehen. Man muß beweiſen, was iſt die Aſche, in welche dereinſt unſer Kopf, der ſtolze Weltdurchſegler, unſer rüſtiger Arm, unſere Real- und Sprachkenntniſſe zuſammenſinken? Nur Muth, ihr neueſten Unſterblichkeitslehrer! Wühlt in dem Staube und ſichtet ihn durch das Haarſieb eurer Dialektik! Bleibt auch nichts zurück, ſo läßt ſich dieſem hohlen Nichts, das die Welt erſchuf, doch immer noch ein Name geben, purpurn, ſchimmernd beim Phantaſten, mild, hoffnungsgrün beim Dichter; grau, geiſterhaft beim Exorciſten; gelb, intolerant und erkluſiv beim Zeloten. So ſehen wir mit einem Male die Philoſophie auf jene alten Fragen reduzirt, die ſie ſich von den Leichenſteinen der Friedhöfe abliest. Die Schulen ſind geſchloſſen, die Lehrer wandeln in Mondſcheinsferien, die Jünger lauſchen an der zugefallenen Pforte und aus den transparenten Irrlichtern der modernen Unſterblichkeitstheorieen, die über den Gräbern hüpfen, ſetzen ſich die identiſchen Worte zuſammen: Wir ſind, die wir ſind; gebt Gott die Ehre!

Mehr oder weniger wollte ja auch Goethe nicht. Hier erſt iſt der Ort, wo man wieder des weiſen Dichters helle und klangvolle Stimme vernimmt, aus welcher eine geſunde und lachende Weltbetrachtung ſpricht. Zwiſchen jenen philoſophiſchen Syſtemen, die ſich ſo ſehr verrechnet hatten, daß

Die

# Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1850.

# Die Ritter vom Geiste.

# Inhalt des ersten Bandes.


Seite

Vorwort ..... 1

## Erstes Buch.

**Erstes Capitel.** Das Kreuz und das Kleeblatt..... 13
**Zweites Capitel.** Dankmar Wildungen..... 35
**Drittes Capitel.** Der Pelikan ..... 65
**Viertes Capitel.** Der Schrein im Tempelhause..... 89
**Fünftes Capitel.** Der Heilerlaß ..... 126
**Sechstes Capitel.** Die blaue Bluse..... 153
**Siebentes Capitel.** Der Neubund..... 176
**Achtes Capitel.** Der Spion..... 198
**Neuntes Capitel.** Die Visitenkarte des Tischlers..... 231
**Zehntes Capitel.** Der Gläubiger vom Throne..... 277
**Elftes Capitel.** Melanie Schlurck..... 311
**Zwölftes Capitel.** Eine Ueberraschung ..... 384

# Vorwort.

s wird eine lange, weite Wanderung werden, lieber
er, zu der ich Dich auffodere! Rüſte Dich mit
duld, mit geſchäftloſen Sonntagsvormittagen und
em guten aushaltenden Gedächtniß! Vergiß mir
ht morgen, was ich Dir heute erzählt habe! Werde
ht müde, wenn Du unabſehbare Ebenen erblickſt,
der Weg zwiſchen gefahrvolle, nicht endende Ge-
gspäſſe zwängt oder die Landſtraße plötzlich ſich wie
die Wolken zu verlieren ſcheint!

Was Du Alles auf dieſer Wanderung wirſt zu
en bekommen, die Landſchaft und die Dir begeg-
nden Menſchen, ihr Werth, ihr Charakter, ihre
ahrheit .... da ſieh zu, wie Dein Geſchmack mit
nen fertig wird! Ich bitte um Schonung; aber
enn ſie mir von Deiner Strenge verweigert wird,
ug ich mir's ſchon gefallen laſſen. Nur über die

lange Dauer dieſer Wanderung, über das weitentrückte, ſozuſagen atlantiſche Ziel, über den großen, großen Proviant von Zeit und Geduld, den ich beanſpruche, muß ich Dich bitten, mir ein entſchuldigendes Vorwort zu erlauben.

Thu' mir nicht von vorn herein das Unrecht an und ſage: Ich hätte in meinem über das übliche deutſche Maß hinausgehenden Werke die Franzoſen nachahmen wollen! Der „ewige Jude", die „Geheimniſſe von Paris" ſind deshalb geſchrieben worden, weil in einer Zeit, wo Alles ſpricht, Menſchen, die geneigt ſind zuzuhören, eine Eroberung ſind. Dieſe glücklichen Zeitungseroberer von Paris haben ihre Beute nicht wieder wollen fahren laſſen und führten deshalb den Stil ein, den ſie von den Taſchenſpielern auf Jahrmärkten borgten, die ihre Productionen von heute immer mit einer Ankündigung auf morgen ſchließen. Die Feuilleton-Romane, wie man ſie drüben überm Rheine nennt, oder die Fortſetzung-folgt-Romane, wie man ſie nennen ſollte, ſind nur für große Kinder geſchrieben, zu denen man ſagt: Heute war's gewiß ſchön, morgen wird's aber doch noch viel ſchöner werden!

Also Das nicht, lieber Leser! Ich wollte wol, unser strenges Publicum ahmte dem französischen an gutem Willen beim Hören und Hinnehmen nach, aber ich selbst bin nur deshalb so lang geworden, weil ich beim besten Willen nicht kurz sein konnte. Sollen wir zurückgezogenen einflußlosen Schriftsteller, die wir doch auch gewohnt sind, den Samen reeller Thatsachen von den Blüten der Erscheinung abzustreifen und in unserer Art auch Etwas für die Geschichte zu thun, die Gründlichkeit nur der Paulskirche und den Protokollen unserer Ständekammern, Interims- und Verwaltungsräthe überlassen? Schlimm genug, daß man so ernst, so nachdrücklich, so systematisch mit unserer Zeit sprechen muß! Anekdoten thun's nicht mehr. Was ist Euch Boccaccio? Eine bunte Federflocke vom classischen Wind bewegt! Da finden sich ihrer allerdings genug, die der Zeit entrinnen wollen und lieber einer vom classischen Wind bewegten bunten Federflocke nachirren, als dem Jahrhundert, das sie hassen; allein mit diesen mag ich nicht reden. Ich will es mit Denen, die ihrer Zeit vertrauen, Hoffnungen auf sie setzen und die da sagen: Eine Nacht, um ein zweckloses Märchen zu hören,

e die Unſterblichkeit der Seele alle als etwas Vergeſſenes achholen mußten, wandelte er nach einem Ziele, das ſich er Genius des Jahrhunderts geſteckt zu haben ſcheint. Weder ie Freiheit, noch die Geſetzmäßigkeit des Gedankens will ich ennen, weil man damit andere Begriffe verbindet. Es iſt ber die Autonomie des Gedankens, in ſpekulativer wie in ſthetiſcher Hinſicht.

Das Ziel iſt mit wenig ungefähren Sätzen ausgeſprochen: Befreiung des Gedankens vom Syſtem und den dogmaſchen Formen.

Der Irrthum als Chance des Gedankens, wenn er nur e Wahrheit des Individuums und die Schönheit der orm hat.

Nur diejenige Wahrheit iſt ſchön, welche eine individuelle iſt.

Die Tendenz iſt lobenswerth: aber ihrem Gedanken, **blos** ls dem Gedanken der Allgemeinheit, wird entweder die Wahrheit oder die Schönheit mangeln.

Die Tendenz iſt kein Spiel, ſie muß ſiegen oder beſiegt erden, weil ſie auf Intereſſen beruht, aber in dieſem Jahrundert entſcheidet ſich erſt die eine Frage, ob die Literatur ch aus den Intereſſen erheben und eine ſelbſt bezweckte Stellung behaupten kann oder ob ſie fortfahren wird, mit en Intereſſen verwechſelt zu werden und mit einer ferneren nmöglichkeit ihrer ſelbſt enden wird?

Uebrigens darf, wer mich Gott nicht mit Händen greifen ißt, nicht zürnen, wenn ich meinen Augen mehr traue, wie n ſeinigen.

Statt angemaßter Wahrheiten gebt beſcheidene Ueberzeuungen! Beſcheidene Ueberzeugungen aber ſind ſolche, die ine Verpflichtungen ſind.

die hab' ich nicht, aber tausend und eine Nacht, die hätt' ich und schenke sie Dem, der sie im Scherze lehrend auszufüllen versteht!

Wohlan denn, Du wunderlicher Heiliger, ich halte Dich beim Wort! Ich sage Dir im Vertrauen, daß eine Nacht und ein Mährchen mich selbst, den Erzähler, nicht befriedigen würden. Und erzählt' ich Dir das sinnigste und Arabiens würdigste Mährchen, ich selbst würde in unsern sternenlosen Nächten dessen nicht froh, und wo dem Schöpfer nicht wohl wurde bei einem Werke, da kann's dem Beschauer ewig nur weh sein. Schönheit ist ja Ruhe; Ruhe des Gemüths quillt in den Betrachter vom befriedigten Schöpfer, und der Schöpfer, der hier dies vielleicht übervoll aufgeschossene Werk Dir vorlegt, diesen endlos scheinenden Park mit Seen und Brücken und Wasserfällen, gesteht aufrichtig, daß er jenen einzigen Wassertropfen, der jetzt die ganze Welt abspiegelte, nicht hat finden können. Er weiß wohl, es gibt Dichter, die mit einem Wassertropfen die Welt abspiegeln; und noch mehr solche, die glauben, diesen Wassertropfen zu besitzen. Er ging auch hinaus vor's Thor und nahm von der Flur einen Thautropfen, der glänzte

in der Sonne — grün — aber die Welt iſt blau. Ein anderer glänzte blau — aber die Welt iſt roth. Ein dritter glänzte gelb und grün, und die Welt ſchillert jetzt in allen Farben. Es iſt nichts mehr mit dem Thautropfen, dachte er. Es muß mehr ſein und etwas Anderes, wenn auch noch keine Douche und noch kein Regenbad.

Macht ihr Geſchichte, dachte er, wir wollen Romane ſchreiben.

Er dachte an die Geſchichtsmacher von heute, die aus dem Staube der Ruinen neue Tempel bauen wollen. Er dachte an die Flicker und Leimer, in deren Hände die Organiſationen gerathen ſind, und die uns nachgerade die Luſt genommen haben, nur nothdürftig auf ihre Bauplätze zu blicken, mögen ſie nun in Paris, Rom, Wien, Berlin oder in Gotha und Erfurt liegen. Baut ihr und flickt an den alten Welten, wir wollen neue bauen, wenigſtens in der Idee. Jeder große Münſter hat anfangs ſein kleines Modell. Die alten Erbauer, wenn ſie ein Denkmal bekamen, trugen dieſe kleinen Modelle in der Hand; dieſe mochten nicht ſchwerer wiegen als ſo ein Roman von mehr Bänden als üblich, ein Roman in dem

neuen Stil, der in der That architektoniſch iſt, ſehr miſslich nachzuahmen, und auf den uns Profeſſor Gervinus zu ſeinem Aerger doch noch ein literar-hiſtoriſches Patent geben ſoll.

Denn ich glaube wirklich, daß der Roman eine neue Phaſe erlebt. Er ſoll in der That mehr werden, als der Roman von früher war. Der Roman von früher, ich ſpreche nicht verächtlich, ſondern bewundernd, ſtellte das Nacheinander kunſtvoll verſchlungener Begebenheiten dar. Dieſe prächtigen Romane mit ihrer claſſiſchen Unglaubwürdigkeit! Dieſe herrlichen, farbenreichen Gebilde des Falſchen, Unmöglichen, willkürlich Vorausgeſetzten! Oder wer ſagte Euch denn, ihr großen Meiſter des alten Romanes, daß die im Durchſchnitt erſtaunlich harmloſe Menſchenexiſtenz gerade auf einem Punkte ſoviel Effecte der Unterhaltung ſammelt, daß ohne Lüge, ohne willkürliche Vorausſetzung, ſich alle Bedingungen zu Eurem einzigen behandelten kleinen Stoffe zuſpitzen konnten? Die ſeltenen Fälle eines draſtiſchen Nacheinanders greift das Drama auf. Sonſt aber — lebenslange Strecken liegen zwiſchen einer That und ihren Folgen! Wieviel drängt ſich nicht zwiſchen einem Schickſal

hier und einem Schickſal dort! Und Ihr verbandet es doch? Und was dazwiſchen lag, Das warft Ihr ſorglos bei Seite? Der alte Roman that Das. Er konnte nichts von Dem brauchen, was zwiſchen ſeinen willkürlichen Motiven in der Mitte liegt. Und doch liegt das Leben dazwiſchen, die ganze Zeit, die ganze Wahrheit, die ganze Wirklichkeit, die Widerſpiegelung, die Reflexion aller Lichtſtrahlen des Lebens, kurz Das, was einen Roman, wenn er eine Wahrheit aufſtellte, faſt immer ſogleich widerlegte und nur eine Thatſache gelten, ſiegen ließ, die alte Wahrheit von der — unwahren, erträumten Romanenwelt!

Der neue Roman iſt der Roman des Nebeneinanders. Da liegt die ganze Welt! Da iſt die Zeit wie ein ausgeſpanntes Tuch! Da begegnen ſich Könige und Bettler! Die Menſchen, die zu der erzählten Geſchichte gehören, und die, die ihr nur eine widerſtrahlte Beleuchtung geben. Der Stumme redet nun auch, der Abweſende ſpielt nun auch mit. Das, was der Dichter ſagen, ſchildern will, iſt oft nur Das, was zwiſchen zween ſeiner Schilderungen als ein Drittes, dem Hörer Fühlbares, in Gott

Ruhendes, in der Mitte liegt. Nun fällt die Willkür der Erfindung fort. Kein Abſchnitt des Lebens mehr, der ganze runde, volle Kreis liegt vor uns; der Dichter baut eine Welt und ſtellt ſeine Beleuchtung der der Wirklichkeit gegenüber. Er ſieht aus der Perſpective des in den Lüften ſchwebenden Adlers herab. Da iſt ein endloſer Teppich ausgebreitet, eine Weltanſchauung, neu, eigenthümlich, leider polemiſch. Thron und Hütte, Markt und Wald ſind zuſammengerückt. Reſultat: Durch dieſe Behandlung kann die Menſchheit aus der Poeſie wieder den Glauben und das Vertrauen ſchöpfen,

daß auch die moraliſch umgeſtaltete Erde von einem und demſelben Geiſte doch noch könne göttlich regiert werden.

Ein ſolcher Verſuch, die zerſtreuten Lichtſtrahlen des Lebens in einen Brennpunkt zu ſammeln, iſt die Geſchichte, die ich Dir, lieber Leſer, hier aufgerollt habe. Sie iſt in den Thatſachen und dem ſozuſagen allegoriſchen Rahmen nicht neu, aber neu in der Verknüpfung. Kurz konnte ſie ihrer Natur nach nicht werden, denn um Millionen zu ſchildern, müſſen ſich wenigſtens hundert Menſchen vor Deinen Augen

vorüberdrängen. Denke nur immer, daß der Zweck und die Aufgabe ſo lautet:

Die Miſſionaire der Freiheit und des Glaubens an die Zeit ſind es ihren Gemeinden ſchuldig, ihnen zu zeigen, wie die ganze Fülle des Lebens von ihrem neuen Lichte beſchienen ſein kann und wie es ſich noch mit den alten Lungen athmen laſſe, überall, in jedem Winkel Gottes, den der neue Luftzug der Idee, der Pfingſtzeit neues Windeswehen beſtreicht. Die äußere Welt iſt durch Künſtlerhand allein nicht zu ändern. Laßt vorläufig unſere Miniſter und die Soldaten dafür ſorgen! Aber die innere Welt, die, welche Jeder in ſeiner Bruſt trägt, die kann ſchon eine umfaſſende, in allen Höhen und Tiefen des Lebens aus einem Geſichtspunkte betrachtete und eine feſtbegründete ſein. Dieſe Allſeitigkeit war mein Ziel. Ich ſage nicht, daß ich ein Panorama unſerer Zeit geben wollte. Wer vermöchte Das? Die Aufgabe wäre nicht zu löſen, und anmaßend erklänge es, wollte ſich ihrer Jemand anheiſchig machen. Aber ein gutes Stück von dieſer unſerer alten und neuen Welt ſollte aufgerollt werden, eins, gerade groß genug, um ein Menſchenleben zu ermuntern, daß es nicht verzage,

ſondern getroſt in dem einen Geiſte der Freiheit und Hoffnung fortwandle und ſich die laufenden, tagesüblichen Bedrängniſſe der innern Ueberzeugung nicht zu ſehr verdrießen laſſe.

Laß Dich denn alſo von mir, lieber Leſer, in dieſen Blättern einſpinnen, wie der werdende Schmetterling ſich in den Cocon ſpinnt, wo er Blatt und Baum, auf dem er hülflos kroch, preisgibt und ſich wie in dem Vortraum ſeines neuen Lichtlebens begräbt. Die Kunſtrichter mögen richten; die voreilige Kritik mag Dir die Luſt nehmen wollen, dem Erzähler zu folgen; achte ihrer nicht und bleibe treu dem Dich einhüllenden Geſpinnſt, bis dem weitern Verlaufe zu die Hülle bricht, und in anſchauender Prüfung meiner Abſicht auch Dein Geiſt mit bunten Hoffnungen und heitern Glaubensſchwingen in jene Gemeinſchaft der Getreuen und Veſten, der Ritter vom Geiſte, aufſteigt, von deren Schickſalen dieſe Blätter erzählen.

Dresden, am Pfingſttage 1850.

Karl Gutzkow.

# Erstes Buch.

# Erstes Capitel.

## Das Kreuz und das Kleeblatt.

An einem heißen Sommernachmittage saß ein junger Mann, von summenden Käfern umschwärmt, das Haupt auf eine über die Knie ausgebreitete Mappe beugend, vor einer einfachen ländlichen Dorfkirche, um sie zu zeichnen. Die Formen des bescheidenen und doch ehrwürdigen Gebäudes wiesen auf einen ziemlich alten Ursprung hin. Leicht und schlank sprang der spitze Thurm in die blaue Aetherhöhe. Die alten grüngerosteten Glocken hingen in Oeffnungen, deren Ränder ein zierlich geschweiftes steinernes Blätterwerk schmückte, willkommener Schlupfwinkel für ein Heer von Spatzen, das den Thurm lärmend umschwirrte. Das Schiff wölbte sich mit hervorspringenden Fensternischen mehr rund als länglich um den Glockenthurm, dessen Portal ein großes, halb in das Mauerwerk eingebrochenes Kreuz zierte. Dieser einfache Bau,

Die Systeme sind gut. Aber es sind ihrer zu viel. Nämlich zu viel auf einmal. Sie sollen auch immerhin alle erhört werden. Deßhalb mögen sie einstweilen auf das neutrale Gebiet der Schönheit treten, dort warten, bis sie der Zeitgeist rufen wird, und sich in ihrer vorläufigen Lage den Gesetzen des neutralen Gebietes bequemen.

Endlich erlaube mir Jeder, der mich nicht geschaffen hat, noch einmal, da meinen Schöpfer zu suchen, wo ich ihn gerade finde!

Durch diese Gedankenverbindungen gehört Goethe dem neunzehnten Jahrhundert an. Ich wüßte auch wahrlich nicht, worauf man in Zeiten einer allgemeinen Begriffsverwirrung anders zurückkommen will, als auf die Natur, die Gesundheit, die Freiheit, den besten Humor und auf das, was Niemand machen, geben oder nachahmen kann, auf das Genie.

Goethe hat sich im Anfang dieses Jahrhunderts von allen Liebhabereien desselben entfernt gehalten, sowohl von dem Nifl- und Muspelheimer-Himmel der Nordlandsreckenromantik, wie von der blauen Blume Hardenbergs, der Indomanie der Schlegel, welche sich beide im Ganges von ihren literarischen Sünden reinigen wollten. Allen diesen Bestrebungen lag in der That eine gewisse Verwandtschaft mit Ideen der Zeit, ja sogar eine Sympathie mit dem Schicksale der Nation zum Grunde; aber es war von einem vollendeten Charakter nicht zu erwarten, daß er blos aus Patriotismus seinen Geschmack verderben sollte.

Alle neuere Poesie in Deutschland hat nun einen Ton angenommen, der von fremden Dingen auf sie übertragen ist. Sie lehnt sich an allgemeine Thatsachen und Begriffe, welche, da sie nicht selten erhebender Natur sind, den durch sie an-

umgrenzt von grünen Haſelnußhecken und gehütet gleichſam von zwei alten Lindenbäumen vor der Eingangspforte, ſchnitt ſich an dem duftreinen Horizont ſo gefällig, ſo lieblich ab, daß man dem jungen, über ſeiner Arbeit träumenden Künſtler nicht verargen konnte, ſich daraus für ſein Skizzenbuch allein ſchon eine Erinnerung zu erhalten. Aber der alterthümliche Reiz dieſer Scene wurde noch durch die Trümmer eines Gebäudes erhöht, das einſt dicht an der Kirche mit ihr faſt verbunden mußte geſtanden haben. Noch waren einzelne verwitterte Mauern hier und da übrig geblieben und nun auf löbliche Weiſe zum Umbau des Friedhofs verwendet. Ueberall, wo eins der alten Trümmer aufhörte, begann in der Umzäunung des ſtillen Ruheplatzes immer ein einfacher, freilich etwas zerfallener Bretterzaun, bis dieſen wieder ein morſches Stück alter Mauer mit noch halb erhaltenen Fenſtern ablöſte, deren Trümmer ſich in das innere lauſchige Gezweig von weißen, würzig duftenden Fliederbäumen, die ſie überſchatteten, verloren. Kirche und Friedhof lagen auf einer mäßigen, grasbewa ſenen, mit weißen Sternblümchen wie beſtreuten Anhöhe, die eine Fernſicht auf diejenige große und berühmte deutſche Hauptſtadt erlaubte, welche der Schauplatz der nachfolgenden Mittheilungen ſein wird.

Der junge Maler war nach einfachem Mittags-
mahle auf dies bescheidene Dörfchen — es hieß Tem-
pelheide — von der großen lärmenden Stadt hinaus-
gewandert, hatte sich, rings den Hügel musternd, die
günstigste Stelle für seinen Plan auserlesen, und zeich-
nete die Kirche und den Friedhof aus einem Interesse,
das nicht blos ein künstlerisches genannt werden konnte.
Er wußte nämlich, daß diese Trümmer Reste eines
alten Tempelhofs waren. Das große Kreuz über der
Kirche, in eigenthümlicher Form, bewies, daß einst
die Tempelritter, die hier gewohnt hatten, auch die
Gründer und Erbauer dieser Kirche waren. In sei-
nen Jugenderinnerungen selbst an ein altes Templer-
haus, die Zierde seiner im Harz gelegenen Vaterstadt,
vielfach gemüthlich verwiesen, nahm er um so leben-
digeres Interesse an diesen ehrwürdigen historischen
Resten, als ihm auch sein erstes Probestück beim Ein-
tritt in die große Genossenschaft der sozusagen losge-
sprochenen Künstler, Jakob Molay's Feuertod, so brav
gelungen war, daß er schon jetzt zu den sichersten Hoff-
nungen der neuern Malerkunst gerechnet werden konnte.
Dankbarkeit auch gegen den glücklichen Gegenstand sei-
nes Bildes, den Märtyrertod der alten französischen
Tempelherren, hatte ihn hierher nach dem Dörfchen
Tempelheide geführt, wo auch einst Tempelherren ge-

hauſt, auch einſt Tempelherren jene Kirche und das Profeßhaus gebaut hatten, von dem noch jene maleriſchen in den Friedhof verlorenen Trümmer hinterblieben waren.

Wie Siegbert Wildungen — ſo hieß unſer junger Maler — auf einem Stein unter einer Brombeerhecke längſt Platz genommen hatte und im nothdürftigen Schatten des ſtachlichten Gebüſches endlich einmal auch ſeinen breitrandigen Calabreſer lüftete, um die blonden lockig fallenden Haare von der erhitzten Stirn zurückzuſtreichen, bemerkte er plötzlich, daß er nicht allein war. Aus dem gelben Kornfelde, das die Oeffnung zwiſchen dem Hügel und dem Aufgang zu einem nahegelegenen herrſchaftlichen Parke ausfüllte, erhob ſich, gähnend und wie nach gehaltener Mittagsruhe ſich reckend, eine Geſtalt, die weder eben dem herrſchaftlichen Wohnhauſe, noch unten dem Dorfe anzugehören ſchien. So war, ſo weit man ſie im Liegen beurtheilen konnte, eine lange hagere Figur im leichten Sommerrock wie Siegbert, aber die Pantalons verwaſchen, an den Knieen hervorſtehend, das Hemd zerknittert, die Halsbinde weggeworfen und die Weſte faſt zu kurz und wie verſchnitten. Die ſeltſame Geſtalt, die ſich aus dem Korn, in dem ſie geſchlafen hatte, herauswand, war jung und wie es ſchien

verwöhnt bequem. Der Mittagsſchläfer gähnte mit mehr Behaglichkeit, als er würde empfunden haben, wenn ihn der Bauer, dem das Kornfeld gehören mochte, in der Verwüſtung ſeines Eigenthums betroffen hätte. Wie er den Maler entdeckte, ſtützte er, wieder lang ſich hinwerfend, den Kopf auf den Arm und ſchickte ſich an, in größter Ruhe ſeinen Nachbar keck zu beobachten. Die rechte Hand ſteckte er dabei behaglich in die Seitentaſche ſeiner Pantalons; die linke kratzte ſich die Aehren aus dem etwas röthlich kurzgeſchorenen Haar. Statt den Maler anzureden, pfiff er ſich eine Melodie, die nicht zu den gewöhnlichen gehörte und Bekanntſchaft mit den Modeopern verrieth. Siegbert Wildungen war der neueſten Opern ſicher unkundiger, als jener bequeme und in ſeinen Blicken faſt zudringliche dreiſte Geſell.

Während Siegbert in ſeiner Zeichnung fortfuhr und das Zifferblatt des Thurmes bald den vollen Schlag der fünften Stunde voraus anzeigte, hörte man einen Wagen in der Nähe. Eine herrſchaftliche Kutſche fuhr von der Allee, die zur Stadt führte, die Anhöhe herauf und hielt vor dem Eingangsportal des in Siegbert's Rücken liegenden herrſchaftlichen Gartens. Er hatte des geſchmackloſen kleinen Schloſſes, das dem Beſitzer von Tempelheide zu gehören

ſchien, anfangs wenig Acht gehabt. Der Park, der es einſchloß, ſchien ihm von vielem Nadelholze faſt zu düſter; nur ein ſonderbares Etabliſſement am Rand deſſelben oberhalb des Kornfe[illegible] hatte ihm ein Lächeln abgelockt. Es war ein großer hölzerner Regenſchirm oder ein Rieſenpilz, deſſen Dach eine unter ihm gedeckte kleine Mittagstafel vor der Sonne ſchützte. Der Beſitzer des Schloſſes nennt unſtreitig dieſen Regenſchirm oder Pilz ſeinen chineſiſchen Pavillon, hatte er ſich gedacht und dabei eingeſtanden, daß ein Abendimbiß in dieſer freien Luft, beim würzigen Hauche der düſtern Tannen des Parkes, dem Dufte des weißen Flieders und der Linden von der Kirche her, bei alledem höchſt erfreulich und ländlich-anmuthig ſein konnte. Sein Nachbar ſchielte ſchon lange von Zeit zu Zeit nach dem Pavillon hinauf und dem weißen gedeckten Tiſche und den Gläſern und Tellern, dem Silberzeuge, den Meſſern und Gabeln, und ſein Schweigen brechend, rief er, auf die dreißig Schritte, die er von der Brombeerhecke etwa entfernt war, in gutem geſchultem Deutſch, die ſatiriſchen, auf die Kutſche bezüglichen Worte hinüber:

In der alten Carrète da haben ſie gewiß ſchon Ziethen aus dem Buſch begraben.

Siegbert Wildungen verſtand ganz gut, daß die

„Carrête" die eben angefahrene Kutsche sein sollte, blickte aber nicht hin. An ihrem Gepolter schon hörte er, daß sie baufällig und altmodisch sein mußte. Sie aber auf den alten Ziethen „aus dem Busch" zurückzuführen, das war eine Landesanschauung, die ihm, obgleich er demselben Staate angehörte, nicht gleich ganz geläufig war. Er beantwortete die Bemerkung nicht.

Nach einer Pause lachte der junge Rothhaarige wieder hell auf und sagte:

O Je! O Je! Die alten Schindmähren hat schon Methusalem gefahren.

Siegbert Wildungen fühlte sich vom Ton des Sprechers und noch mehr von seiner Absicht, ein Gespräch anzuknüpfen, nicht eben angenehm berührt und antwortete wieder nur durch ein leichtes Aufblicken. Es schien ihm so unwürdig, sich gleichsam auf Geheiß eines solchen Menschen umwenden zu sollen und seine selbstgenügsamen Witze beifällig zu bestätigen. Dennoch regte ihn unwillkürlich die Vorstellung von Pferden, die schon Methusalem gefahren hätte, an, und es half nichts, er mußte nun über seine Mappe hin wenigstens zu dem Gesellen im Kornfelde einmal hinüberlugen. Als dieser mit spähendem Auge das erwachende Interesse des Malers bemerkte, fuhr er, wie dadurch ermuthigt, fort:

Fallen Sie nicht, Excellenz! Immer langsam voran, altes schweinsledernes Porcus Juris! So! Kommen Sie zum Handkuß bei Ew. Gnaden, Phylax und Sultan? Kätzchen darf auch guten Tag sagen? Miau! Miau! Und der schwarze Spitzbub, der Rabe, hui! was der ihm wol ins Ohr geplauscht hat von Galgen und Rad! Ein Compliment von Kühnapfel und Tschech? Nicht wahr, Du alter Küster vom Rabenstein! Jetzt wird wol gefrühstückt? Laßt's Euch gut schmecken! Prosit die Mahlzeit!

Während dieser sonderbaren, mit scharfem maliziösen Ton vorgetragenen Worte schnarrte die alte Thurmuhr Fünf. Siegbert konnte jetzt nicht umhin, sich völlig umzuwenden und sich die Scene anzusehen, die ihm ebenso barock geschildert worden war.

Die mehrerwähnte Kutsche fuhr eben am Gartenstackete entlang, um in die entfernter liegende Hofthür einzulenken. Im Garten und vor dem Schlosse sah er Niemand mehr.

Schade, daß Sie zu spät kamen, sagte Siegbert's immer zutraulicher werdende Bekanntschaft.

Wer stieg denn aus? fragte Siegbert nach einer Weile mit einem ruhigen und sanften Tone.

Der, dem das Schloß da gehört, antwortete der Fremde, kennen Sie ihn nicht?

Gibt's vielleicht einen Herrn von Tempelheide? bemerkte Siegbert.

Tempelheide? Das nicht! Da wohnt der alte von Harder im Sommer.

Wer iſt der alte von Harder? fragte Siegbert, ohne in ſeiner Arbeit aufzuhören.

Es gibt zwei Excellenzen von Harder. Eine junge und eine alte. Alſo die Excellenzen von Harder kennen Sie nicht? Da ſind Sie fremd. Die junge Excellenz verwaltet die königlichen Gärten, wie Erzengel Michael das Paradies, aber blos mit der Gießkanne und dem Rechen in der Hand. Der Alte aber trägt's Schwert und die bekannte Wiegeſchale. Der iſt bei uns Gottes wirklicher Stellvertreter auf Erden, wenigſtens was die zeitliche Gerechtigkeit anbetrifft.

Alſo wol der Juſtizminiſter?

Beinahe, aber noch mehr: er iſt der Präſident des Obertribunals! Neunzig Jahr' alt! Halbblind, wie's Madame Themis verlangt, wackelig wie ihr Wiegebalken. Die Herren alle hat köpfen laſſen, die würden drüben nicht auf den Richter hin können! Ein Todesurtel beſtätigen, ja das wie 'ne Priſe Schnupftaback nehmen. Die Leute haben großen Reſpect vor ihm; mir kommt er aber kindiſch vor. Man muß ihn nur ſehen, wenn er mit Hunden und

Katzen, besonders aber, wenn er mit einem gewissen Raben spricht.

Wer neunzig Jahr alt geworden ist unter den Schlechtigkeiten der Menschen, bemerkte Siegbert, doch angezogen von der abgerissenen Rede des Nachbars, Dem ist nicht zu verdenken, daß er uns vernünftige Zweibeine längst satt hat und sich mit den unvernünftigen Thieren unterhalt. Thut er denn Das?

Der Nachmittagsschläfer pfiff sich statt der Antwort ein Lied, reinigte seinen Hut und band die Halsbinde um, dann sagte er, als hätte er die Frage erst überlegt:

Schlechtigkeiten? Schlechtigkeiten ist manchmal so — so — bei der Handthiererei, dem Rechtsverdrehen.

Er sang dann weiter.

Nach einer kleinen Pause, die nun auf die letzten mit großer Bitterkeit gesprochenen Worte auch Siegbert machte, bemerkte dieser ruhig fortzeichnend:

Haben Sie wol einen Proceß verloren?

Einen? Mitunter ein Dutzend, antwortete der Fremde und setzte pfiffig hinzu:

Noch öfter aber welche gewonnen. Gerade wegen der gewonnenen Processe legt sich der Respect vor der Justiz. Aber's Obertribunal ist gut; es kommt nur darauf an, daß Einer soviel Lunge, d. h. Geld-

eutel hat, um ſich nicht außer Athem zu laufen, bis r bei der neunzigjährigen Unparteilichkeit da oben an- gekommen iſt.

Siegbert antwortete nicht; auch der Fremde ſchwieg ine Weile, ordnete ſein Hemd, zog an ſeinen Pan- alons, an denen er die gelöſten Sprungriemen wie- er befeſtigte, zog eine Taſchenbürſte und ſtrich ſich ein röthliches Haar. Als dieſe Toilette, die er im- er noch im Liegen machte, vorüber war, warf er, uf Siegbert's Arbeit deutend, leicht hin:

Sie zeichnen die Kirche? Iſt denn die Kirche da übſch?

Das müſſen Sie doch ſelbſt beurtheilen können, widerte Siegbert, ein wenig empfindlich über dieſe emerkung, die faſt ſpöttiſch klang.

Wie ſoll ich Das wiſſen! antwortete der Fremde. übſch? Der Münſter in Strasburg ſoll hübſch ſein. r iſt groß, und der Dom in Köln ſoll noch größer erden. Auch unſer Dom iſt ſchön — Hm, hm — ie Kirche da! Si ja! Die Linden machen ſich ganz tig und bei Mondenſchein läßt ſich's vielleicht noch öner an! Dann präſentirt man ſo was einer ſchö- n Demoiſelle, die legt's in ihr Album und ſchreibt runter: Liebe mich, ich liebe dich — junger Ma- r — blondes Haar — Calabreſer — geſtern ken-

geregten poetiſchen Empfindungen eine heilige Weihe und und Wirkung geben. Durch eine ſinnige Behandlung ihrer Intereſſen ſind die Menſchen bald gewonnen. Jene poetiſchen Trompeter, die den Zügen der Tendenzen voranreiten, gekleidet in die Livree der Kämpfenden, ſind die Augenweide der Maſſe, die ſie mit Ruhm bezahlt. Sie nützen, ſie erfreuen, ſie ſchmeicheln und koſten wenig. Sie koſten keine alten Traditionen, ſie keine uns liebe Philoſophie oder Religion; ſie beeinträchtigen Niemanden in ſeinen alten Beſitzthümern. Das Genie aber koſtet die Menſchheit etwas. Da muß immer eine Nation oder ein Stück Religion, Philoſophie oder Wiſſenſchaft zu Grunde gehen. Dieſen Schaden wird das Genie freilich ſpäter aus ſeinen eigenen Mitteln wieder herſtellen.

Zu dieſer Wohlfeilheit geſellte ſich ſeit Herder der große Nachdruck, welchen man auf die Unterſcheidung der Nationalliteraturen legte. Studium und Intereſſen vereinigten ſich, die Literaturen unter allgemeine Kennzeichen und klimatiſche Reverberen zu bringen. Der Begriff des Nationalen legte ſich wie ein Reifen um die Anſchauungen des Poeten und drückte alle ſeine Bilder und Gedanken auf einen kleinen Mittelpunkt zuſammen, der ungefähr dem Durchſchnittswerthe der Allgemeinheit gleich kam. Die Nation will ſich in der Literatur beſpiegeln: ſie will, daß die Literatur ihre jeweiligen politiſchen, religiöſen und moraliſchen Zuſtände ausſpreche. Sie wollen ſich in den Weiſen des Dichters wieder finden mit ihren kleinen und großen Leidenſchaften, mit Frau und Kind, wie ſie in ihrem Beſuchszimmer im Conterfei hängen. Dem, was Alle fühlen und denken, ſoll der Dichter nur die ſchöneren Worte geben. Man ſagte damals: die Zeit iſt

nen gelernt, heute geliebt — morgen vergessen. Kennen Sie solche Albums?

Diese wieder mit großer Bitterkeit gesprochenen fast fein satirischen Worte aus dem Munde eines sich doch so roh geberdenden Menschen überraschten Siegbert. Waren ihm schon seine frühern Aeußerungen befremdlich gewesen, so widersprach doch diese letzte so sehr der Vorstellung, die man von dem Bildungsgrade eines wie ein Vagabond sich ankündigenden Menschen haben konnte, daß er voll Erstaunen fragte:

Haben Sie sich in der großen Welt bewegt?

Wie so? lachte der Fremde höhnisch und stand jetzt auf.

Indem er seine Kleider abputzte, die Weste zuknöpfte, den zerknitterten Hut bürstete, erschien er, wenn auch kleiner, doch stattlicher als vorhin und zeigte sich als ein junger blasser Mann mit hellblauen scharf durchdringenden Augen, zartem Teint und fast weiblichen Gesichtsformen. Er war nicht so groß, als er im Korn liegend erschien. Alles an ihm war schmächtig, zart, unausgebildet. Er schien im Anfang der zwanziger Jahre zu sein, während um den Mund, um die bitter sich zuweilen aufwerfenden Lippen viel ältere Erfahrungen zuckten. Das ganze Erscheinen war verstört, überwacht, wie an einem Men-

en, der den Tag zur Nacht und die Nacht zum
ge macht.

Sie denken wol Wunder, was Einer ſein muß,
te er die Augen faſt verletzt zuſammenkneifend, um
n Albums zu ſprechen? Dazu braucht man nur
Buchbinder oder ein Bedienter zu ſein. Ein La-
, der nicht ganz auf den Kopf gefallen iſt, könnte
ſere Geſchichten erzählen, als die er ſeinem Fräu-
aus der Bibliothek zum Leſen holen muß. Uebri-
s bin ich weder ein Buchbinder noch ein Lakai.
ieu!

Siegbert erſchrak. Er war gutmüthig genug, dem
mden, der wirklich ging, nachzurufen:

Wer hat Sie denn für etwas ſo Geringes gehal-
! Bleiben Sie doch, Sie empfindlicher Mann!

Seine Worte verhallten aber. Der Fremde war
n den Hügel hinaufgeſtiegen, weniger, wie es
en, um ſich ganz zu entfernen, als um dort oben
zweckloſes Schlendern fortzuſetzen.

Siegbert machte ſich nun Vorwürfe, ihn verletzt
haben. Er gehörte zu den rückſichtsvollen Natu-
, die Jeden gern in ſeiner Art gewähren laſſen.
zu kamen ſeine Begriffe über die ſittliche Hebung
niedern Stände, die Ideale, die auch er, wie jetzt
el edle und träumeriſche Menſchen, ſich über die

mögliche Aenderung der bisherigen Zusammensetzung unserer Gesellschaft gebildet hatte.

Betrifft du dich nicht immer, klagte er sich in Gedanken selber an, auf dem Widerspruch, daß du wol die Menschheit im Ganzen und Großen liebst und den Menschen selbst geringschätzest! Du fühlst mit dem Unterdrückten, hassest diese ungerechte Vertheilung der Erdengüter, bewunderst die wohlmeinenden Geister, die das Geld abschaffen wollen, um von dem Ersatz dafür Jedem soviel zu geben, als er für sein Dasein braucht, und jedes mal, wenn du wirklich mit dem Volke in Berührung kommst, wird es dir so schwer, über schlechte Kleider, entstellte Mienen, rohe und menschenscheue Manieren hinwegzukommen!

Siegbert war über sich selbst so misgestimmt, daß er aufstand und seine Arbeit für beendigt erklären wollte.

In diesem Augenblick sah er von der Seite des Schlosses her auf den Pavillon zuschreiten eine schwarz gekleidete nicht junge Dame, die einen uralten gebückten Greis am Arme führte. Ein gleichfalls alter Diener folgte in bescheidener Entfernung. Unstreitig war dies der Präsident des Obertribunals, der wol jetzt erst unter dem Dach des Pavillons sein Mittagsmahl nehmen wollte. Die sanftblickende Dame ging schwei-

gend, in liebevoll herabgebeugter Haltung, neben dem Greiſe, der noch in würdiger ſchwarzer Amtstracht, an den heißen Sonnenſtrahlen ſeine Freude zu haben ſchien. Langſam die Stufen zum Pavillon hinanſchreitend, nahm er Platz vor einem der gedeckten Couverts, die ſorgende Begleiterin an dem zweiten Couvert. Der kleine ſauber gedeckte Tiſch war nur für zwei Perſonen, höchſtens noch einen Gaſt berechnet. Ein ſolcher ſaß auch ſchon am Tiſch, kein Menſch, ſondern ein großer Rabe, der mit ſeinem Schnabel die Ordnung des Tiſches nachzumuſtern ſchien und mit klugem Ernſt ſich umſchaute, ehe er an einigen Körnern pickte, die auf dem Tiſche für ihn ausgeſchüttet lagen. Ehe der alte Herr nicht den Löffel zur inzwiſchen von einem zweiten Bedienten aufgetragenen Suppe ergriffen hatte, rührte der verſtändige und höfliche Vogel ſelbſt nichts an, wofür ihn die Dame mit freundlichen Worten, deren ſanfter Ton bis zu Siegbert herüberdrang, ausnehmend lobte. Der junge Maler, von dem Stillleben dieſer Scene wohlthuend angeregt, ſchob den Entſchluß, ſich mit der Copie der Kirche begnügen zu laſſen, noch eine Weile auf und richtete ſeinen Standpunkt nun ſo ein, daß er die Kirche und zugleich den Pavillon beobachten konnte. Die hochgewachſene, edle, in jün-

gern Jahren gewiß sehr schön gewesene Frau schien den alten Herrn auf ihn aufmerksam zu machen. Ohne sich aber dabei umzuwenden oder ein Zeichen von Antheil an den gesprochenen Worten seiner Tischgenossin zu geben, aß der Greis ruhig die Speisen, die ihm von ihr vorgelegt und sogar geschnitten wurden. Statt aus einem Glase trank der Alte den Wein aus einem großen silbernen Becher; wie Siegbert bemerkte, wol deshalb, weil er mit beiden Händen ihn zum Munde führen mußte, so zitterten sie. Bis die Mündung eines Glases zum dürstenden Munde gekommen wäre, hätte sie lange gewährt; der Becher war leichter zu treffen. Die beiden Diener verrichteten ihr Geschäft lautlos — Alles war still — nur der Rabe grammelte und krächzte zwischen den Reden der freundlichen Dame.

Sehen Sie, wie die Welt ist! sagte in diesem Augenblick wieder der Fremde, der hinter Siegbert stand.

Er mußte, während Siegbert die Blicke auf den Pavillon gerichtet hatte, von dem Hügel herabgekommen sein.

Sehen Sie, wie die Welt ist, sagte er mit schneidendem Spott. Gesetzt, der silberne Becher da, den der Alte da kaum an die Lippen bringen kann, käme plötzlich fort — Was geschähe nun? Man würde

uns Beide für verdächtig halten. Sie würden nur Ihren Namen zu nennen brauchen, um gleich davon zu kommen; ich aber, weil ich ihnen ein herrenloser Bedienter zu sein scheine, würde sofort arretirt, säße sechs bis acht Wochen, bis ich nur inquirirt bin, dann würde ich in zwei Instanzen höchst wahrscheinlich mindestens zu sechs Monaten Zuchthaus verurtheilt, und erst in der letzten entdeckte der alte Methusalem da selber, daß sein Rabe es gewesen, der den Becher gestohlen hat. Und warum? Das kommt Alles daher, daß Einer von Albums spricht und selbst nicht in Goldschnitt gebunden ist.

Sie kränken mich, antwortete Siegbert, wenn Sie glauben, daß ich Jemanden seines Rockes wegen geringschätzen kann. Uebrigens scheint Ihre Phantasie so mit Gerichtsscenen erfüllt, daß ich mich zu fürchten anfange und allerdings nicht zurückbleibe, falls die Herrschaften da fortgehen und den silbernen Becher ohne Obhut zurücklassen.

Damit wollte Siegbert, überdrüssig der ihm nun lästigen Gesellschaft, rasch seine Mappe zusammenlegen und sich wirklich entfernen. Der Fremde streckte aber den dünnen knochernen Finger auf sein Skizzenbuch und sagte:

Erlauben Sie erst noch, mein Herr, daß ich Ihnen

zum Dank für Ihre Unterhaltung auf Ihrer Zeichnung einen Fehler sage!

Es sind deren viele, antwortete Siegbert kurz. Ich werde sie ein andermal verbessern.

Nein, nein, sagte der Fremde — den Fehler bemerken Sie doch nicht. Sie haben da am Kreuz etwas nicht richtig gemacht.

An welchem Kreuz?

Dem da über der Kirchthür. Sie haben — sehen Sie — die Enden der vier Kreuzes-Flügel bald mit einem drei- und bald mit einem vierblätterigen Kleeblatt bezeichnet. Sehen Sie aber hin; es sind immer nur vier Blätter. Nur die Tempelherren der alten deutschen Zunge hatten immer das dreiblätterige Kleeblatt.

Voll Erstaunen über diese Auskunft sah Siegbert nach der Kirche und fand die Bemerkung ebenso richtig, wie für ihn des fremden Menschen Kenntnisse in der christlichen Ornamentik überraschend waren.

Wo haben Sie diese architektonischen Feinheiten studirt? fragte er.

Der Fremde sagte lachend:

Freimaurer sollte heut' Einer sein! Glauben Sie mir! — dann macht er sein Glück! Leider hab' ich's verpaßt, als ich's konnte, und jetzt nimmt mich keine

Loge mehr auf. Oder bin ich zu jung? Doch was das Kreuz anlangt, so hab' ich Das von vielen Häusern her in der Stadt da unten! Diese Häuser gehörten früher dem Orden der Tempelherren an. Dann kamen sie an die Johanniter, von diesen an die Stadt. Die Stadt hat aber mit dem Staat seit Jahren einen großen Proceß darüber, bei dem Millionen auf dem Spiele stehen, viel alte Häuser und eine Menge anderer Liegenschaften aus alten Zeiten her, die aber an den Kreuzesenden Vierblätter hatten — warum weiß ich nicht — ist auch wenig daran gelegen — drei- oder vierblatterige Kleesaat — das Vieh frißt Alles durcheinander.

Damit ging er wieder, eine abscheulich gleichgültige Miene schneidend, auf die schon vorhin von ihm geknickten Kornähren zurück und warf sich, eine Arie trällernd, auf seine alte Lagerstatt, als wäre sie sein gewöhnlicher Aufenthalt.

Nun wieder zu sehr erregt und gebannt, um sich entfernen zu können, wollte Siegbert noch eine kurze Weile bleiben. Wie er so wieder zu zeichnen anfing und das Kreuz nach des Fremden Angabe verbessern wollte, kommt aus dem Garten der alte Diener zu ihm herüber und überreicht ihm im Auftrage seiner Herrschaft eine reiche Spende Weines in einem großen

krystallenen Wasserglase. Es ist heute heiß! war Alles, was der alte Mann als Veranlassung dieser Artigkeit dabei sagte. Siegbert, ganz betroffen, blickte zu dem Pavillon hinüber. Die holde, gute Dame grüßte gar artig, winkte lächelnd und drückte Das, was eben der Diener gesagt hatte, in freundlichen, aber ihm nicht hörbaren Worten und mit holden Blicken aus. Während sie sprach, krächzte der Rabe, als fühlte er etwas von Neid. Der greise Neunzigjährige aber zeigte auch jetzt nicht die geringste Theilnahme, und erhob sich nun von seinem kurzen Mahle, ohne von Siegbert's Gegenwart oder von dessen Dank für seine Aufmerksamkeit irgend Notiz zu nehmen. Die freundliche Dame folgte. Siegbert, befremdet über all dies Plötzliche, Unerwartete, trank. Die Hitze war allerdings sehr drückend, und fast hätte er ausgetrunken, wenn er nicht für den Fremden die theilnehmende Regung empfunden hätte, ihm Halbpart anzubieten. Er ging auf ihn zu und reichte ihm ins Kornfeld die beiweitem noch größere Hälfte des Pokals. Ein sonderbares Lächeln überlief des Fremden Züge, als er erst zögerte, dann aufstand und das dargebotene Glas mit einem Zuge leerte. In dem: Ich danke! das er vor sich erröthend hinsprach, als er Siegbert den Pokal zurückgab, lag

ein Ausdruck von Gefühl, der dem jungen Maler, gewohnt, scharf zu beobachten, nicht entging. Wie ſich Siegbert umwandte und mit dem leeren Becher, den Diener ſuchend, daſtand, war der Fremde plötzlich wirklich verſchwunden. Nun kam aber der Bediente heran und that ſehr erſchrocken.

Gott ſei Dank! ſagte er, daß man Den da bei Zeiten entdeckte, und man läßt ſo ſein Silberzeug unbewacht auf dem Tiſche liegen!

Wie ſo? Kennen Sie den jungen Mann? fragte Siegbert.

Ei wohl, ſagte der Alte in unmodiſcher Livree; er hat den Präſidenten tauſend mal um Arbeit erſucht und will heute gewiß wieder herein. Wir haben nichts für ihn. Es iſt ein gewiſſer Hackert, früher Schreiber bei einem Notar. Ein verdächtiger Menſch! Sieh! Sieh! Das Silberzeug! Das Silberzeug!

Damit maß er nun auch Siegbert mit mistrauiſchem Blick und lehnte das Trinkgeld ab, das ihm dieſer anbot. Er eilte, was er konnte, in den Garten zurück, um den mit Silberzeug bedeckten Tiſch raſch abzuräumen. Siegbert ſchüttelte den Kopf.

Der hält mich auch für nicht geheuer! ſagte er und wanderte, über die Civiliſation der neuen Zeit

wie eine Rieſenharfe ausgeſpannt, aus welcher jeder einzelne Dichter ſich einen Ton auffangen müſſe für ſein eigenes kleines Inſtrument der Subjektivität.

Wohin dieſe damals mit entſetzlicher Leidenſchaft gelehrte Aeſthetik geführt hat, zeigt der gegenwärtige Augenblick. Die poetiſchen Kräfte der Nation ſind erſchöpft, wenige derjenigen Leiſtungen, welche ſich unter uns noch einiger Theilnahme zu erfreuen haben, laſſen ſich mit den Vorausſetzungen jener Aeſthetik in Einklang bringen. Sie widerſprechen in ihren Principien all den Merkmalen, welche die ſogenannte Nationalliteratur tragen ſoll. Es iſt durch den Erfolg entſchieden, wie wenig befruchtend und anregend jene patriotiſchen Lehren wirken konnten. Wir ſehen es. Ueberall Produktionsohnmacht. Und wo ein Produkt iſt, da wird nur die Tendenz angeſehen!

Die Weltliteratur will die Nationalität nicht verdrängen. Sie verlangt ſchwerlich, daß man, ſeinen heimiſchen Bergen und Thälern entſagend, ſich an kosmopolitiſche Bilder und Landſchaften gewöhne. Die Weltliteratur iſt ſogar die Garantie der Nationalität. Sie wird immer, wenn das Evangelium der Letzteren mit zu vielen Golgathagefahren gepredigt wird oder ſonſtige Beanſtandnahmen deſſelben eintreten, den mißlichen Anknüpfungspunkten zu Hülfe kommen und vor einem europäiſchen Forum dasjenige möglich machen, was in der Heimath unzuverläſſig iſt. Die Nationalität wird durch den weltliterariſchen Zuſtand nicht aufgehoben, ſondern gerechtfertigt. Der heimiſchen Literatur wird das Urtheil und die Geburt durch ihn erleichtert, wie namentlich in Deutſchland die Vorausſetzungen einer nationalen Literatur ſo ſehr erſchwert ſind, daß man bei uns über ein Talent den Stab bricht, während demſelben das Ausland akklamirt.

nachdenkend, ſein Portefeuille unterm Arm, den Hügel hinunter, dem Dorfe zu wo er die Allee einſchlug, die ihn zur Stadt zurückführen ſollte.

Noch einmal war es ihm, als ſäh' er durch das Kornfeld auftauchend des Fremden Hut. Doch ebenſo raſch verſchwand die Spur.

## Zweites Capitel.

### Dankmar Wildungen.

Die Pappeln der Allee säuſelten von einem leichten Winde bewegt, der ſich inzwiſchen lind erhoben hatte. Links und rechts ſtanden noch die Kornfelder in voller Reife oder waren von den Regenſchauern in der verfloſſenen Woche nur in langen Schwaden niedergedrückt. Die Obſtbäume, die im Felde ſtanden, verſprachen für den Herbſt eine gute Ernte. Bald kam das mit einem zierlichen Gärtchen umfriedigte Häuschen des Chauſſeegeldeinnehmers, dann der Durchſchnitt einer Eiſenbahn, die ſich quer über die Straße hinwegzog, und ſchon fingen einzelne Landhäuſer die unmittelbare Nähe der Stadt zu bezeichnen an.

Siegbert's träumeriſches Gemüth hing noch eine Weile an der verlebten tempelheider Scene, bald aber verwiſchte ſich der Eindruck, und ſein Auge ſchweifte nur noch mit jener faſt bewußtloſen Ruhe umher, die

reinen Seelen eigen ist. Seine Gedanken konnten von einem Stein am Wege, von einem verdorrenden Baume innigst beschäftigt werden. Was er deutlicher ansah, entlockte ihm eine Betrachtung, und da er Künstler war, hatte er den Vortheil, dem Vielen, was ihm in dieser Weise gerade kein Urtheil abgewann, doch immer, wenn auch mit flüchtiger Anschauung, eine eigenste Form abzugewinnen. Eine von dem niedergeworfenen Korn erdrückte Blume, ein dunkler Schmetterling auf einer noch stolzen, hohen Aehre sich wiegend, eine kleine Wolke wie ein durchsichtiger oder zerrissener Schleier durch den blauen Aether fließend, Alles das waren für ihn Ruhepunkte des Gefühls und des innern Auges, die nur dann mit wirklich nachdenkenden Reflexionen abwechselten, wenn er einem Handwerksburschen begegnete, der ihm zu stolz schien, um sich das Almosen zu betteln, dessen er vielleicht doch bedurfte, oder wenn er steineklopfenden Chausseearbeitern oder der langsamen Arbeit zusah, wie einige wenige Hände ein Wohnhaus aufrichteten. Er glich darin den alten Künstlern, daß er sich nicht ganz auf seine Kunst allein beschränkte, sondern, wie Michel Angelo, Tizian, Benvenuto Cellini, Rubens thaten, sich an den allgemein menschlichen Dingen gern betheiligte. Und wenn man ihm

auch ſagte, Rubens würde ſicher in ſeiner Färbung voller und üppiger geweſen ſein, wenn er ſtatt mit Staatsactionen ſich mit ſeinem, wenn auch genialen, doch in der Ausführung oft flüchtigen Pinſel allein beſchäftigt hätte, ſo erwiderte er, daß Rubens, ohne den Verkehr mit der großen Welt, in einer der Geſchmackloſigkeit ſchon zuſinkenden Zeit ſich doch nicht die Fülle productiver Anſchauungen würde erhalten haben, die wir an dieſem reichen Geiſte bewundern.

Siegbert war ſchon der Stadt ziemlich nahe, als er aus einem raſch auf der Chauſſee herrollenden Wagen ſehr freundlich gegrüßt wurde. Die Dame, die ihm nickte, gab dem Kutſcher ein Zeichen zum Halten.

Siegbert ſprang hinzu und erwartete einen Befehl; denn er wußte, Frau von Trompetta gehörte zu den immer bewegten und bewegenden Naturen.

Frau von Trompetta, eine kleine, dicke, kugelrunde Frau mit immer lebhaften Geberden, geſprächig wie ein Mühlrad, ſaß im ceriſerothen leichten Sommershawl neben einer ſehr einfach und beſcheiden gekleideten gefälligen jugendlichen Blondine.

Beſter Wildungen, rief Frau von Trompetta, man ſieht Sie ja gar nicht mehr; man hört nichts von Ihnen! Nur Ihr ſchrecklicher Molay vertritt Ihre Anweſenheit in der Geſellſchaft, und man weiß doch,

daß Sie noch andere Flammen entzünden können, als dieſen entſetzlichen Scheiterhaufen, in dem Sie ſich leider auch als ein Tendenzmaler gezeigt haben.

Ich bin im Atelier des Profeſſor Berg allerdings viel öfter zu finden als in der Geſellſchaft, gnädige Frau, antwortete Siegbert.

Und wenn ich käme, wenn ich Ihre neueſten Arbeiten belauſchte, würden Sie wol für uns arme Sterbliche, die nur bewundern können, ein Auge haben? Man weiß es ja. Ganz erfüllt Sie nur die Eine, die Einzige, Melanie, die Unvergleichliche, oder wie Sie ſie in Ihren Briefen nun anreden mögen, ſeit ſie verreiſt iſt.

Melanie? Sie ſprechen von Melanie Schlurck? Allerdings iſt ſie verreiſt, antwortete Siegbert, und ſeine Wangen überflog ein leichtes Roth; aber von einem Briefwechſel iſt keine Rede. Ich weiß nicht einmal den Ort, wo ſie ſich befindet.

O Sie Heuchler! Warten Sie! Warten Sie! Zur Strafe müſſen Sie einſteigen! Oeffne den Schlag, Chriſtian! Ich muß mit Ihnen plaudern.

Gnädige Frau —

Fräulein Friederike Wilhelmine von Flottwitz, ſagte Frau von Trompetta, auf die junge Blondine zeigend, die neben ihr ſtumm und ernſt im Wagen ſaß.

Und ohne dieſe ihre Begleiterin weiter zu fragen, nahm ſie keinen Anſtand, Siegbert aufzufodern, einzuſteigen.

Wir fahren nach Tempelheide, fuhr ſie lebhaft fort, zu Anna von Harder, der Schwiegertochter des alten Präſidenten. Sie lernen dort die edelſten Weſen von der Welt kennen.....

Siegbert war unſchlüſſig, ob er der Auffoderung folgen ſollte. Aber das Gefühl, das ihn ſchon den ganzen Tag beherrſchte und in Spannung gehalten hatte, brach ſich ihm in den Worten Bahn:

Vergebung, gnädige Frau, ich erwarte heute meinen Bruder Dankmar, ich muß nach der Stadt zurück.....

Ihr Bruder Dankmar! ſpottete Frau von Trompetta lächelnd; immer Kaſtor und Pollux, David und Jonathan! Freilich iſt bekannt, daß ſich die Gebrüder Wildungen in einem Grade lieben, der eigentlich das weibliche Geſchlecht eiferſüchtig machen ſollte, wüßte man nicht, daß es noch eine Melanie Schlurck gibt. Aber ich muß Sie doch ſprechen, trotz Ihrer Eile, und ſo ſchlage ich vor, machen wir es umgekehrt; ſteigen wir aus und eine Viertelſtunde begleiten Sie uns. Nicht wahr, Friederike Wilhelmine?

Das junge Mädchen nickte ernſt, hob ihre langen herabhängenden blonden Locken, die wie Mähnen

ſchwer ſich ſenkten, in die Höhe, ergriff den Sonnenſchirm und war im Begriff, der etwas ſchwerfälligen, aber doch höchſt lebhaften ältern Freundin zu folgen.

Siegbert, überraſcht von der ihm ganz unerwarteten Zuvorkommenheit dieſer ihm nur entfernt bekannten Frauen, öffnete den Schlag und bot ihnen beim Ausſteigen die Hand. Frau von Trompetta, eine Vierzigerin, hatte mit ihren runden, genährten Formen bei dieſer Operation Vorſicht nöthig. Die Blondine, in weißer Kleidung und ſonderbar genug mit ſchwarzem Gürtelbande, zeigte ſich jetzt von ſchlanker Geſtalt. Sie war nicht mehr in erſter Jugendblüte, vielleicht ſchon in der Mitte der Zwanziger.

Sie wußten alſo nicht, wo Melanie Schlurck ihre Sommervillegiatur hält? begann ſogleich Frau von Trompetta im neckenden Tone. Sie ſcherzen! Ein ſo zärtliches Verhältniß! Ich wette, Sie waren in Tempelheide, weil Sie wiſſen, daß ſie auf dieſem Wege zurückkehren muß.

So ſind Sie unterrichteter als ich es bin, wiederholte Siegbert. Da ich drei Tage lang nicht im Atelier war, höre ich erſt von Ihnen, gnädige Frau, beſtätigt, daß Melanie wirklich verreiſt iſt.

Sie iſt auf dem Schloſſe Hohenberg, wohin ſie den Vater auf Geſchäften begleitete, antwortete Frau

von Trompetta. Pinsel und Palette wurden bei Seite geworfen, Mandoline und Harfe an die Wand gestellt, rasch und zauberhaft schnell entschlossen, wie in Allem, was sie thut, war auch dieser Reiseplan gefaßt. Das ist der Weg nach dem Schlosse Hohenberg. Genug, Wildungen! Thun Sie uns den Gefallen! Sie müssen noch heute mit uns zu Harders kommen. Da ist ein Park, ein chinesischer Pavillon. Da gehen Sie morgen, täglich, wieder hin, bauen sich eine Laube von Tannenzweigen, ein Weidenhüttchen, wie ich einmal aus Shakspeare bei Tieck in der Vorlesung mich entsinne, ein Weidenhüttchen — Tieck sprach das Wort so zart — und werfen, wenn Melanie auf der Rückreise vorüberfährt, ihr Rosen und Vergißmeinnicht zu. Die gute Anna Harder hilft. O Das ist etwas für Anna! Romantik! Romantik! Ach, Sie sollten diese himmlische Seele nicht schon kennen?

Ohne sich auf die Scherze wegen Melanie Schlurck, einer Schülerin des berühmten Professor Berg, Scherze, die ihn mehr zu verwunden, als zu erheitern schienen, einzulassen, bemerkte Siegbert, daß er Anna von Harder seit heute schon zu kennen glaube, und erzählte Alles, was ihm vor einer Stunde vor der Kirche zu Tempelheide begegnet war.

O Das iſt ja herrlich! rief Frau von Trompetta. Das iſt ja ganz Mittelalter! Anna als Burgfrau, der labende Becher, Sie der Troubadour! O ſo iſt ſie nun! Jeder Zug entſpricht ihrem ſeelenvollen Herzen. Ich habe das Bild ganz vor mir. Sie zeichnen, Präſidents ſpeiſen. Anna's holder Sinn, gehoben von der Nähe des Friedhofs und der Kirche — nicht wahr, ſie trug ſchwarz? — zart gedenkend des andächtigen Malers, fromm gedenkend der gaſtfreundlichen Sprüche aus der Bergpredigt des Heilands, und der alte Johann — gelb und blaue Livrée — etwas verſchoſſen zwar — aber liebevoll — höchſt liebevoll — ein Becher Weins! Da, nehmet hin! Erquicke dich, Wanderer! Thu' es zu meinem Gedächtniß! Allerliebſt!

Um Gotteswillen, rief Siegbert lachend aus. Sie thun ja ſo feierlich, gnädige Frau, als wenn es ſich um die Einſetzung des Abendmahls handelte.

Frau von Trompetta blickte auf dieſe Bemerkung plötzlich ſehr ernſt. Friederike Wilhelmine von Flottwitz ſchlug gleichfalls die Augen nieder, und es trat eine Pauſe ein, die Siegbert gern benutzt hätte, um von der Begleitung dieſer ihm wenig zuſagenden Damen loszukommen. Er beſann ſich jetzt erſt, daß Frau von Trompetta, trotz ihres leichten Tones und ceriſe-

rothen Shawls, zu jener gesellschaftlichen Fraction gehörte, die man in frivolen Kreisen Schwanenjungfrauen oder Diakonissen außer Diensten nannte. Er besann sich, daß bei Gelegenheit der Erörterungen über „innere Mission" Niemand öfter genannt wurde als Anna von Harder auf Tempelheide, Frau von Trompetta, Gräfin Mäuseburg und viele andere Damen, die Siegbert theilweise persönlich kannte, und schon hoffte er, da er dieser Richtung nur sehr bedingungsweise zugethan war, mit seinem das heilige Abendmahl „profanirenden" Vergleiche loszukommen.

Es war aber nur eine vorübergehende Wolke, die sich auf die Stirn der beiden Damen gelagert hatte. Sie nahmen gerade jetzt erst den jungen schlankgewachsenen Maler, dem sein lockiges Haar, der blonde Kinnbart, sein weißer Hut, das schwarze Sammtröckchen, die weißen weiten Pantalons, das lose um den Hals geschlungene rothe Tuch sehr anziehend standen, in die Mitte, und Frau von Trompetta zögerte nicht, den plötzlich zerrissenen Faden des Gesprächs wieder weltklug anzuknüpfen.

Sie sind ein Spötter, sagte sie. Man weiß, daß Sie leider nicht zu den Gläubigen gehören. Professor Berg's Schüler wachsen alle etwas wild auf. Wissen Sie wol, daß ihm Das sehr schadet?

Wenn man weiß, wie wesentlich für Deutschland diese
tische und hypochondrische Kritik ist, welche nichts in der
elt ohne Anfechtung lassen kann, die über Alles sich er-
end, an jede Statue des Phidias noch ein Fragezeichen
hängen würde, so kann man sich die Hartnäckigkeit erklä-
, mit welcher man sich bei uns gegen das Princip einer
eltliteratur sträubt. Man muß wohl ein so durchgreifen-
und einfaches Regulativ der ästhetischen Beurtheilung
ssen, weil es das Gewerbe beeinträchtigt, weil es alle die
sheiten, Unversöhnlichkeiten und Angebereien ausschließt,
t welchen in Deutschland produktive Talente begrüßt, ver-
gt und oft getödtet werden.

Die Grundsätze der Weltliteratur geben sich sogleich zu
ennen, wenn man nur die äußere Physiognomie derselben
her bezeichnet. Zur Weltliteratur gehört alles, das wür-
ist in die fremden Sprachen übersetzt zu werden, somit
e Entdeckungen, welche die Wissenschaft bereichern, alle
änomene, welche ein neues Gesetz in der Kunst zu erfin-
und die Regeln der alten Aesthetik zu zerstören scheinen.
e geringe Ausbeute derartiger Produktionen würde nament-
Deutschland von jener Ueberfluthung des Literaturmarktes
freien, welche den Umsatz, die Theilnahme, den Ueberblick
die Kritik erschwert. Mit dem inneren Werthe käme
äußere Würde der Literatur. Die Literatur erhöbe sich
n der niederen Stufe, auf welche sie als ein Bedürfniß
abgesunken ist. Sie würde sich als eine organische Offen-
rung des Menschengeistes bethätigen und mit einem Schlage
rch ihre eigene naive Unübertrefflichkeit alle jene Fragen
nden, welche sich auf dem jetzigen Gebiete der Geisteswelt
keinem andern Zwecke durchkreuzen, als um die Mittel-

Freilich ſchadet ihm Das, ſagte Siegbert, der ſich nicht verſtellen konnte, mit einiger Bitterkeit. Mein braver alter vortrefflicher Berg! fuhr er begeiſtert fort, und in der Erinnerung an den genialen, mannichfach zurückgeſetzten Lehrer funkelten ihm die Augen. Armer Berg, daß du den feierlichen Empfang des Prinzen Ottokar nicht zu malen bekommen haſt! Welch ein Verluſt für dich, dieſe Uniformen, dieſe Guirlanden, dieſe weißgekleideten Mädchen, die die neue Jubelhymne ſingen werden! Alles das ſollſt du nicht malen! Armer Rubens, der von Don Philipp von Spanien eine Beſtellung entzogen bekommt und nichts zum Troſte übrig behält, als daß er Rubens iſt, ein Genius und ein freier Niederländer!

Beſter Freund, ſagte Frau von Trompetta, plötzlich den Ton ändernd und mit großer Beſtimmtheit, während es Siegbert ſchien, als wenn ſich die Wangen des blonden Fräuleins mit Zornesglut färbten; beſter Freund, Rubens würde weit weniger übermüthig, weit weniger ehrſüchtig geweſen ſein, wenn er in einer Zeit gelebt hätte, wo man malen muß, nicht was man ſelber will, ſondern was gefällt. Ihr ſeid in Euerm ſchönen Atelier recht wild, recht zügellos! Große bewundernswerthe Talente! Aber ſehr ungebundene Geſinnung!

Wir ſuchen das Schöne, gnädige Frau.
Und ſpotten der Welt!
Und unſer ſelbſt.

Bei dieſem Zugeſtändniß kehrte Frau von Trompetta, die etwas auf dem Herzen zu haben ſchien, wieder in ihren frühern leichten Ton zurück, hielt, da ihr das Gehen doch ſauer wurde, einen Augenblick inne und ſagte mit eigenthümlichem Ausdruck:

Ein hübſches kleines Genrebild auf der Ausſtellung bewies mir, daß Sie allerdings Ihrer ſelbſt ſpotten! Ha, ha! Allerliebſt! Profeſſor Berg, der einem ſchönen Mädchen Unterricht im Mälen gibt — und die Schüler, die dieſe Collegin, ohne daß ſie es weiß, gleich als Modell benutzen — Melanie Schlurck natürlich — Siegbert Wildungen ..... ha, ha, ha — vortreffliches Bildchen. Nicht wahr, Friederike Wilhelmine?

Siegbert biß ſich auf die Lippen. Dieſes Bild riſtirte und galt in der That ihm am meiſten. Die Gruppe, die Frau von Trompetta andeutete, war vorhanden und gefiel ſehr. Es war ein kleines Oelgemälde von einem talentvollen Freunde, Namens Leidenfroſt, das ihn und das ganze Atelier perſiflirte. Denn während die im Nebenzimmer unter Blumen malende Melanie Schlurck von den Schülern auf ihren

Bildern bald als Gärtnerin, bald als Tänzerin oder von Einem ſogar als lockende Lurleynire wiedergegeben wurde, hatte der portraitähnliche Siegbert, liebeglühend und liebeverblendet, ſie als Modell zu einer Madonna benutzt und ſie in Andacht wie der Himmliſchen Eine verklärt und im Heiligenſchein gemalt. Das Bild wurde auf der Ausſtellung viel bewundert von Allen und vielbelacht von Denen, die die Perſonen kannten.

Uebrigens glauben Sie mir, fuhr Frau von Trompetta fort, das Bild des Profeſſor Lüders: „Die Einholung des Prinzen Ottokar nach Unterdrückung der öſtlichen Unruhen", wird dennoch ſeine Schönheiten haben; hier Fräulein Friederike Wilhelmine von Flottwitz hat ihm erſt heute dazu geſeſſen.

Himmel, nun beſann ſich Siegbert. Schon mehre mal hatte er den ſtolzen ſichern Gang des neben ihm gleichgültig wandelnden Mädchens bemerken müſſen. Sie warf ihr ſchönes Profil verächtlich in die Höhe und hörte dem Geplauder ihrer ältern Freundin nur mit halber Theilnahme zu.

Siegbert erinnerte ſich. Dieſe junge, ihn wol tief verachtende Dame war ja jene patriotiſche Jungfrau, die ſich in den letzten Parteikämpfen den Namen einer Jeanne d'Arc erworben hatte. Tochter des penſionir-

Oberſtlieutenants von Flottwitz, Schweſter von
en Brüdern, die in der Armee theils als Lieute-
nts erſten oder zweiten Grades oder noch als Ca-
en vom Staate ehrenvoll verſorgt wurden, hatte
ein hübſches Talent des Reimens zu patriotiſchen
digungen an das angeſtammte Fürſtenhaus benutzt,
in öffentlichen Geſinnungskundgebungen war ſie
its ſo oft aus dem Kreiſe des Gewöhnlichen hel-
müthig herausgetreten, daß man ihr unſtreitig einen
ug höherer inſpirirter Schwärmerei zuerkennen und
ſtrengen Aufſchlag ihrer großen blauen Augen un-
olchen Verhältniſſen bedeutend finden mußte. Sieg-
betrachtete ſie nun nicht ohne eine gewiſſe Ehr-
t. Denn dies feierliche Mädchen war es ja, die
rdings auch den ſogenannten Neubund mit hatte
helfen. Eine Anzahl verwandter Seelen war
us eigenem freien Triebe vor kurzem zuſammen-
en, um durch mancherlei Einwirkungen auf die
liche Meinung dem Fürſtenhauſe zu erkennen zu
, daß das Volk, für deſſen wahre Vertreter ſie
rklärten, die Art und Weiſe, wie es bei den letz-
Stürmen den Fürſten gewiſſe Conceſſionen abge-
hatte, jetzt bereue. Keine Dame, die mit einem
er oder Beamten verheirathet war, unterließ es,
n dieſen Neubund aufnehmen zu laſſen, für

deſſen Seele und eigentliche höhere Schwinge Friederike Wilhelmine von Flottwitz gelten konnte. Wo nur irgend ein tapferes Regiment triumphirend zu empfangen, eine Kaſerne mit zweckentſprechenden Blumen zu ſchmücken war, ordnete ſie dieſe vom Neubunde unterſtützten Manifeſtationen in eigener Perſon an. Manchen Kuß ſchon hatten ihre jungfräulichen Lippen auf die Hände eines tapfern alten Generals gedrückt; zu ihrer ſeligſten Befriedigung auch ſchon einen auf die ſilberne Schärpe des Prinzen Ottokar, als dieſer von der Unterdrückung einer anarchiſchen Bewegung im Oſten ſiegreich zurückkehrte.

Während ſich Siegbert über dieſe unerwartete und jedenfalls höchſt intereſſante Bekanntſchaft in ſchweigende Bewunderung verlor, fuhr Frau von Trompetta mit immer feſterer Beſtimmtheit und ihres hohen Einfluſſes bewußt fort:

Ihr Bild, beſter Freund, iſt wunderſchön, vortrefflich der Ausdruck des Molay und der Tempelherren, die mit ihm verbrannt werden, ich ſage ganz hinreißend, aber — der Kunſtverein iſt ſchwierig. Wiſſen Sie's ſchon?

Ich weiß, was Sie ſagen wollen, gnädige Frau, fiel Siegbert erröthend ein, Propſt Gelbſattel haßt Alles, was an den Leſſing'ſchen Huß und die Phy-

ſiognomieen der Cardinäle erinnert, die ihn verbrennen ließen. Propſt Gelbſattel beſtimmt die Meinung des Kunſtvereins; folglich wird man meinen Molay nicht ankaufen. . . . .

Es wäre nicht unmöglich, ſagte Frau von Trompetta; allein, geben Sie mir den Arm — man hat Connerionen, Gelbſattel protegirt mich, und Fräulein Friederike Wilhelmine intereſſirt ſicher auch den Neubund für den Ankauf Ihres Bildes. Aber dann muß ich mir bedingen, Wildungen, daß Sie mir auch in mein Gethſemane ein Blatt malen, hören Sie, das iſt die Bedingung! Wann darf ich Ihnen das Format ſchicken? Was wollen Sie malen? Und wann hab' ich Ihren Beitrag zu erwarten?

Siegbert war ſchon vollkommen unterrichtet, was das Gethſemane der Frau von Trompetta zu bedeuten hatte. Unter dem Titel jenes Gartens, in welchem der Heiland der Welt unter Thränen betete, ehe er den ſchweren Gang ſeiner Leiden antrat, beabſichtigte die rührige und in der ſyſtematiſchen Wohlthätigkeit unübertreffliche Frau ein Album anzulegen, in welches ihr die vorzüglichſten Künſtler die einzelnen Blätter, wie ſich von ſelbſt verſteht unentgeltlich, malen mußten. Durch dieſe Zumuthung war die gute Frau freilich eine rechte Plage der Kunſtwelt gewor-

den, der Schrecken aller Ateliers; allein die löblichen, von dem Hofe protegirten Zwecke dieser Dame machten eine Weigerung, ihren Anſinnen zu entſprechen, kaum möglich. Das Gethſemane ſollte, wenn es vollendet war, entweder vom Hofe angekauft und im Landesmuſeum niedergelegt oder auf dem Wege einer Lotterie für irgend einen glücklichen Treffer ausgeſpielt werden. Welchem barmherzigen Inſtitut, welchem mildthätigen Zwecke der Ertrag dann zuzuwenden, behielt ſich Frau von Trompetta noch vor, und man kann ſich denken, wie ſehr ihr deshalb von vielen Seiten ebenſo ſehr gehuldigt, wie von den unglücklichen gepreßten Malern heimlich und wol auch offen geflucht wurde.

Um heute nur von ihr loszukommen und der durch dieſe Begegnung angeregten ſchmerzlichen Gefühle Herr zu werden, ſagte Siegbert in Gottes Namen zu und gelobte, auch ſeinerſeits in das Gethſemane irgend ein frommes buntes Blatt zu ſtiften. Als er ihr feierlich die Zuſage gegeben hatte, binnen vier Wochen ſeinen Beitrag abzuliefern, winkte Frau von Trompetta dem Wagen, der ihnen langſam gefolgt war.

Fräulein Wilhelmine, die unterwegs jeden Krieger, der ihnen begegnete, liebevoll und faſt vertraulich gegrüßt hatte (denn es war eine Hauptaufgabe

des Neubundes, das durch jene erwähnten Conceſſionen untergrabene Selbſtvertrauen des Kriegerſtandes wieder mehr zu heben und zu kräftigen), wandte ſich raſch dem geöffneten Wagenſchlage zu, als beläſtige ſie die Ueberzeugung, daß Siegbert's Geſinnung der ihrigen nicht verwandt war. Frau von Trompetta aber hatte alle ſtrengen Falten ihres Antlitzes nun verſcheucht und lobte den jungen Maler überdiemaßen, daß er ſie begleitet, vortrefflich unterhalten und vor allen Dingen ſich für ihr Gethſemane hatte gewinnen laſſen. Beim endlichen Abfahren rief ſie ihm noch zu:

Zur Belohnung, Wildungen, ſage ich Ihnen, daß Ihr Bruder Dankmar angekommen iſt. Ich ſah ihn unter dem großen Thorweg der Laſally'ſchen Reitſchule.

Damit rollte der Wagen die Chauſſee entlang, dem ſchon ganz nahen Tempelheide zu, deſſen kleine Kirchenfenſter in den goldener werdenden Strahlen der ſich ſenkenden Sonne feurig herüberblitzten.

Mein Bruder ſchon da! rief es laut in Siegbert, während er ſich eilends in Bewegung ſetzte, um die verlorene Strecke wieder einzuholen. Dieſe abſcheuliche Frau! Sie erfuhr von mir, wie ſehnſüchtig ich den Bruder erwartete, und ſtatt mir ſeine Ankunft gleich herzlich mitzutheilen, ſchleppt die Falſche, die

Heuchlerin mich den Weg zurück nur um ihres Vortheils willen, um dieſes zudringlich erbettelte Gethſemane! Welche Lüge! Welche Verſtellung und wie viel erborgter Schein einer Religioſität, die eine ſolche Seele nimmermehr wahrhaft erfüllen kann!

Unſer junger Freund war ſonſt zurückhaltender in ſeinem Urtheil über Andere. Eine Zeitlang tobte er ſo fort; dann tadelte er ſich aber doch über den raſchen Ausbruch ſeines Unmuthes und lachte, des Bruders gedenkend, bald freudig auf. Sein gerechter Sinn ſagte ihm ſogar, daß doch wol nur die große Verſchiedenheit der Richtung und Geſinnung ihn beſtimmte, Das als ganz lügneriſch zu verdächtigen, was er eigentlich nur bekämpfen konnte. Er fand ſogar in Friederike Wilhelmine von Flotwitz einen gewiſſen Ausdruck der Seele, der ihn zwang, einen Augenblick langſamer zu gehen und über ſie nachzudenken.

Dies Mädchen, ſagte er ſich mit einem leiſen Anflug von Ironie, iſt wirklich eine mittelalterliche Schwärmerin, ja eine Roland, eine Corday! Für Das, was ſie als beſſer und richtiger erkannt hat, glüht ſie. Sie iſt voll Dankbarkeit für die Wohlthaten, die ihre arme Familie vom alten Staate erhalten hat und erhält! Ohne die geſtürzten Regierungsformen, die ſie und in gleicher Lage der ganze Reubund wiederhergeſtellt

wünſchen, müßte ſie vielleicht darben: ihrem alten Vater würde vielleicht etwas von den Subſiſtenzmitteln entzogen, auf die er nach den ſchrecklichen Mühſeligkeiten des Friedensfußes von 1815 bis jetzt rechnen zu dürfen glaubte. . . . .

Siegbert lachte für ſich. Er hätte dem Profeſſor Lüders, der den Empfang des Prinzen Ottokar malte, etwas von der Begeiſterung ſeines Gegenſtandes gewünſcht; denn er wußte von dieſem Künſtler, daß nur die niedrigſte Servilität ihn zum Parade- und Uniformmaler geſtempelt hatte. Er wußte, daß er das Portrait des inſpirirten Fräuleins wol treffen würde in dem Momente, wie ſie dem Prinzen Ottokar die Säbelquaſte und Leibſchärpe küßte, aber von der innern Seele, von ihrer Jeannen d'Arc-haftigkeit dabei, wußte er, würde der oberflächliche Mann nichts wiedergeben.

Mehr aber als alle dieſe politiſch-artiſtiſchen Empfindungen, beſchäftigten Siegbert das vielfache Erwähnen und die Erinnerung an Melanie Schlurck. Er hatte ſich ſo oft gelobt, dieſes Bild von ſeinem innern Auge wegzubannen. Er hatte ſo geheimnißvoll ſelbſt dem eigenen theuren, über Alles geliebten Bruder dies Gefühl verborgen gehalten, das er ſtill für ſich in ſeinem Herzen hegte, und ſo oft, ſo oft

mäßigkeit zu ordnen, zu placiren, zu erläutern und mit falschen Lorbeern zu bekränzen.

Ich gebe zu, daß in der Weltliteratur dieselben Verwechselungen vorkommen können, wie in der Nationalliteratur. Kotzebue ist vor dem europäischen Tribunal anerkannt. Raupach sogar dürfte eher übersetzt werden, als der Faust von Nikolaus Lenau oder ein Roman von Julius Mosen. Ich kann nicht sagen, daß ich etwas wüßte, was hier dem Genie den Rang immer vor dem bloßen Talente sicherte, es sei denn, daß sich das Genie die Tugenden des Talentes anzueignen suchte. Dies wäre Aufforderung genug an unsere heimische Literatur, sich aus ihren flüssigen, wenn auch noch so edlen Bildungsstoffen herauszugestalten, frei die Welt zu überblicken, alle nebelhaften Anschauungen von jenen urschönen Bildern hinwegzuziehen, die nicht fehlen werden, wo Prädestination ist. Diese zusammengeronnene Schönheit, welche sich in der deutschen Poesie findet, gleicht dem Korinthischen Erze, das von tausend flüssigen Götter- und Heldenstatuen einst sievete und wallte. Da ist keine Prägnanz, keine Deutlichkeit, keine Wahrheit der Umrisse. Licht und Schatten gehen ohne Perspektive in einander und machen, daß die ordinärsten Gestalten Sieger sind, weil sie sind. Dies schöne lebendige Sein mit Händen und Füßen, dies Sein mit einschmeichelnden überredenden Worten, dies Sein in Stiefeln und Sporen, klirrend auf den Marmorstiegen der poetischen Phantasiepaläste; wo fände sich dies oft bei den tiefsinnigsten Dialektikern des Gemüths und der Einbildungskraft, bei Fähigkeiten, die zum Siege alles zu besitzen scheinen?

Das ist es. Der Dilettantismus zerstört die Wirkung des Genies. Jene der Zeit parallellaufende sogenannte Na-

vergebens mit Gewalt ausreißen wollte, und nun mußte er sich mit seinem Heiligsten von dieser Frau profanirt sehen. Diese Trompetta, die seit einem halben Jahre alle Ateliers der Maler beunruhigte, hatte ihm sein Interesse für eine Schülerin des Professor Berg abgelauscht. Einige indiscrete Kunstgenossen, besonders Heinrichson und Reichmeyer, hatten leichtsinnig den Commentar zu jenem Bilde des Mar Leidenfrost ausgeplaudert, das ja möglicherweise ganz etwas Anderes bedeuten konnte und im Costüme weit eher für ein Atelier Tizian's als eines modernen akademischen Professors paßte. Und auch über dem Einzigen, was ihn für diese so heraufbeschworenen Empfindungen hätte trösten können, seinem schönen, von allen Kennern, wie vom großen Publikum theilnehmend umringten Bilde, dem Feuertode des standhaften und ehrwürdigen Comthurs des Tempelherrnordens Jakob von Molay mit dem edlen Ausdruck der Zeichnung und dem farbensatten Colorit der Ausführung, hingen die trüben Wolken einer Intrigue, wie er aus den Worten jener aller Verhältnisse kundigen Frau nur zu deutlich vernommen hatte.

Ach, es trieb ihn nun recht, sich bald an das Herz seines treuen starken Bruders Danfmar zu werfen! Sehnsucht beflügelte seine Schritte. Er eilte wie

Einer, den die Nacht zu überfallen drohte, und doch ſchlich der milde, goldene Abend nur langſam über die gelben Felder, die des Sonnenlichts nicht ſatt zu werden ſchienen.

Endlich bei den Gärten und den Wirthshäuſern der Vorſtadt ſchon angelangt, entdeckte Siegbert einen Reiter von der Stadt her traben. Er erinnerte ihn ſogleich an Dankmar, und er war es auch, der theure, geliebte, ſeit einem Monat abweſende Bruder.

Er kannte ſogar das Pferd in der Ferne. Es gehörte dem Stallmeiſter Laſally, einem faſhionablen jungen Mann, der zu den Beaux der Reſidenz gehörte. Siegbert, um das ſchnelle Vorbeiſchießen des Bruders zu verhindern, ſprang mitten auf das Straßenpflaſter, das hier ſchon die Chauſſée ablöſte. Dankmar auf ſeinem Thiere ſtutzt, hält an, ſteigt vom Gaule und fliegt in die Arme ſeines Bruders, dem er entgegengeritten war.

Menſch, wo ſteckſt du, begann ſogleich Dankmar. Ich ſuche dich überall, bis ich höre, du biſt in Tempelheide. Ich wollte dir entgegenreiten, ich habe dir Wunderdinge zu erzählen. . . .

Die nicht Zeit hatten bis zum Abend? fiel Siegbert lachend ein, und hielt dabei den Gaul feſt, deſſen Zügel Dankmar in der Freude der Begrüßung

sich fast hatte entgleiten lassen. Und ohne darauf zu erwidern fiel Dankmar ein:

Was thun wir nun mit dem Gaul? Jetzt ist das Thier fast überflüssig.

Du setzst dich wieder auf, meinte Siegbert, und ich gehe ruhig neben dir her.

Ruhig? Nebenher? Jetzt, wo ich endlich mein Herz von all den Dingen, die ich in Angerode erlebte, ausschütten, erleichtern will? Ich dachte, ich überrasche dich noch in Tempelheide, stelle den Gaul dort in den Silbernen Mond, gehe mit dir ins Feld oder wir setzen uns in einen Garten, wo ich dir ungestört meine Herrlichkeiten bescheren kann —

Das können wir ja noch, fiel Siegbert sich umschauend ein. Hier sind überall Gasthäuser und Ausspannungen. Da der Blaue Engel, hier das Goldene Roß. Pappeln und Linden und Kegelbahnen die Hülle und Fülle! Wo kein Garten ist, findet sich ein Wirthszimmer. . . .

Sieh! Da ist der Pelikan unten! Da muß ich ohnehin anfragen, ob Peters, der Fuhrmann von Angerode, angekommen ist. Wir wollen zum Pelikan.

Damit führte Dankmar den Gaul neben sich her und begann nun, seines wunderlichen Aufzuges gar nicht achtend, wie Jemand, der sich eine wichtige

Mittheilung aufſpart, von gleichgültigen Dingen zu reden, vom Wetter, von der Stunde der Ankunft, von ihrer gemeinſchaftlichen Wohnung in der Neuſtraße, ihrer überraſchten Wirthin Frau Schievelbein, vor allen Dingen aber von ihrer Mutter in Angerode, die ihrem älteſten Sohne Siegbert durch den jüngern Dankmar viel, viel tauſend Grüße und Küſſe ſandte.

Dankmar zeigte ſich bald als ein leichter, lebensfroher, munterer Kopf. Er war etwas kleiner als ſein älterer Bruder, erſchien aber bei ſeiner geraden Haltung faſt größer als Siegbert, der ſich nicht gut hielt und gern zur Erde niederbeugte. Dankmar hatte dunkleres, faſt lichtbraunes Haar, ſcharfe braune Augen, friſche Lippen, blendende, geſunde Zähne, einen um das Kinn gehenden ſtattlichen Bart und einen ſo zierlichen, ebenmäßigen Wuchs, daß ihm ſeine gewählte Toilette wie angegoſſen ſaß. Der leichte Reitfrack war bis zum Halſe zugeknöpft mit weißen metallenen Knöpfen. An einer Stelle, wo er offen ſtand, ſah ein rothes Taſchentuch hervor. Sporen, Reitgerte, der ſchwarze Caſtorhut, Alles verrieth den ſich mit Gewandtheit in der Welt bewegenden jungen Dandy, der aber in ſeinem Aeußern nichts ſuchte und nicht im mindeſten von ſeiner anziehenden Erſcheinung

eingenommen war. Sein Blick war geistreich, sein Lächeln schalkhaft und gleich nach den ersten Worten, die er sprach, sah man, daß der um zwei Jahre jüngere Dankmar — er war Referendar eines Gerichtshofes — den träumerischen Siegbert an rascher Combination und energischer, ihres Zieles bewußter Thatkraft beiweitem überflügelte.

Er hatte auch auf seine Umgebungen nicht die mindeste Rücksicht. Da sein Pferd am Zügel zu führen und zu plaudern, während er sich an den Sattel drückte, bot ihm nicht den mindesten Zwang.

Siegbert aber, dem alles Auffallende ängstlich war, meinte gleich, zum Pelikan sei es doch noch zu weit, er solle sich wieder aufsetzen, denn schon hatten sich Neugierige genug um sie versammelt.

Dankmar that Das nicht, und der Straßenjugend rief er zu, ob sie Maulaffen feil hätten. Noch sinnend, wozu er sich entschließen sollte, hörte er sich plötzlich angeredet. Um aller Verlegenheit ein Ende zu machen, trat Jemand, der hinter ihnen hergegangen war, hervor und fragte, ob er vielleicht den Gaul in die Stadt zurückreiten sollte?

Siegbert wandte sich um und erkannte seine Bekanntschaft von Tempelheide, den ihm als Schreiber Hackert bezeichneten unheimlichen jungen Mann.

Hackert's Anerbieten wurde von ſeinem ſtaubbedeckten Aeußern ſehr wenig unterſtützt, und Dankmar wollte ſchon ausſprechen, daß er ganz ſo ausſähe wie Einer, dem man einen Gaul anvertrauen könne, als der Andere ſagte:

Ich kenne das Thier! Es ſteht bei Laſally im weiten Stalle links. Wirklich, wenn Sie zu Fuß gehen wollen, machen Sie keine Umſtände, ich nehme Ihnen die Sorge um das Thier ab und reite es in den Stall zurück.

Dankmar ſah ſich den verlegenen Bruder an, der ihn am Kleide zupfte, als wollte er ihn warnen, ſich auf das Anerbieten einzulaſſen.

Es iſt ſchon gut, erwiderte Dankmar kurz, wir danken!

Ja ſo, fiel Hackert mit Bitterkeit ein, Sie glauben, ich könnte Ihnen mit dem Fuchs durchgehen. Ich dachte, weil mich doch der andere Herr ſchon kennt. . . .

Siegbert bejahte dieſe Berufung, doch mit einigem Zögern, das Dankmar in ſeiner Haſt nicht bemerkte.

Das iſt etwas Anderes! ſagte er. Du kennſt den Herrn? Dann ſteigen Sie nur auf und bringen Sie mir den Gaul gefälligſt zu Laſally zurück. Sagen Sie nur dem Levi — Sie wiſſen doch —

Dem Bereiter Levi —

Ich würde ihm ſein Sattelgeld das nächſte mal zahlen —

Kann's ja auslegen —

Bemühen Sie ſich nicht. Bin oft auf der Bahn. Das iſt ja ſehr gut! So! Steigen Sie auf! Schnallen Sie ſich den Riemen länger. Alle Wetter, Sie haben verteufelt lange Beine!

Siegbert war jetzt eigentlich in Verzweiflung. Im Geiſte ſah er dieſen verlorenen Gaul ſchon über alle Berge; er ſah den Stallmeiſter Laſally mit einer Rechnung von 30 Louisdors bereits vor ihnen, bereits einen fälligen Wechſel, eine Verpfändung ſeines Bildes —

Um Gotteswillen, raunte er dem Bruder zu, ſiehſt du denn nicht? Das iſt ja ein Proletarier!

Betroffen wandte ſich Dankmar und ſagte:

Donnerwetter! Was machſt du mir für Dinge! Ich denke du biſt mit dem Kerl bekannt.

Dabei war aber Hackert ſchon im Sattel und ſchickte ſich an, mit ſeinen abgelaufenen geflickten Stiefeln dem Thiere ſogar noch übermüthigſt die Weichen zu kitzeln.

Halt da! fiel ihm Dankmar in die Zügel. So haben wir nicht gewettet. Ich glaubte —

Was denn? richtete ſich Hackert auf; doch nicht, daß man ein Spitzbube iſt?

So etwas allerdings! Herunter! Steigbügel vom Fuß! Sind Sie des Teufels?

Hackert ließ ſich nicht irremachen und blieb. Plötzlich griff er, glühend im Geſicht wie ſein Haar, in die Rocktaſche, holte ein ſchmuziges ledernes Porteſeuille hervor, öffnete es in lichterlohem Zorn blitzſchnell, langte ein Päckchen heraus und warf es mitten auf die Landſtraße, Dankmar faſt an den Kopf, mit den Worten:

Galgen und Rad! Da haben Sie hundert Thaler zum Pfand! Und nun hol' Sie der Teufel!

Damit ſchlugen ſeine dünnen Beine an und fort ſprengte er mit dem Miethgaul, den Thoren der Stadt zu, zum Gelächter der vielen Gaffer, die ſich ſchon um die lebendige Scene verſammelt hatten.

Siegbert hatte das Päckchen aufgehoben. Er glaubte ſicher und feſt, ein Paquet Lumpen in der Hand zu haben, und war todtenblaß vor Schrecken und Erwägung ihrer ohnehin bedrängten Finanzen. Wie erſtaunte er aber, als er den Pack entfaltete! Es waren in der That Thalerſcheine, dicht aufeinandergelegt und ohne Zweifel betrugen ſie ſoviel, als auf einem Papierſtreifen, der ſie zuſammenhielt, bezeichnet war: Hundert Thaler.

Wenn Der uns durchgeht, ſagte Dankmar lachend, ſo hat er immer noch ein gutes Geſchäft gemacht. Funfzig Thaler werden wir noch drauflegen müſſen.

Nein, nein, brach Siegbert voll Beſchämung und in freudigſter Erregung aus, dieſer Menſch iſt ehrlich. Ich ſchäme mich, ihn ſo verkannt zu haben. Himmel, warum ſoll denn Jeder, dem die Natur rothes Haar und eine unheimliche Geſtalt gab, der Zufall abgetragene und beſtäubte Kleider, auch den Charakter haben, den wir in unſerer Furcht, in unſerm jämmerlichen Dünkel ihm aufdrücken? Dieſer Menſch gibt ſein Letztes hin, um zu beweiſen, daß er ehrlich iſt! Es iſt der Stolz der Armuth, der ihn fortriß. Ich ſchäme mich. Er war groß und wir ſind klein.

Das muß ich ſagen, fiel Dankmar ein. Eine ſchöne Armuth, die hundert wohlgezählte Kaſſenſcheine mir nichts dir nichts aufs Straßenpflaſter wirft....

Es iſt vielleicht das einzige Beſitzthum dieſes Menſchen, fuhr Siegbert in ſeiner Erregung fort, ohne ſich von Dankmar's leichterer Auffaſſung ſtören zu laſſen. Der Zorn, von uns für unehrlich gehalten zu ſein, riß ihn hin, ſein Alles zu opfern. Wer weiß, welche Sorge, welche Entbehrungen an dieſem Gelde kleben! Dieſer Menſch iſt ein Schreiber, er heißt Hackert. Ich weiß, daß er ſich vergebens um Arbeit bemüht

at. Ich erfuhr, daß er dem Präsidenten des Ober-
ibunals seine Dienste anbot. Aber man stößt ihn
on sich, weil seine Augen ein unheimliches zehrendes
euer haben. Man weigert ihm die Aufnahme in
e gebildete Gesellschaft. Hätten wir ihm das Pferd
rtraut ohne Unterpfand, wer weiß, ob wir einem
rlorenen verzweifelnden Gemüth nicht den Glauben
die Menschen wiedergegeben hätten! Wie bitter
ar sein Lachen, als er davonsprengte und seine Ehr-
hkeit bezahlen mußte! Ja bezahlen mußte! Und ich
bst, ich selbst, ich ein halber Socialist, war der
istrauischste und Kleindenkendste! Pfui, pfui! Ich
äme mich über mich selbst.

Ja, Das wird dir übel bekommen, Bruder, fiel
unkmar spottend und mit großer Geistesüberlegen-
t ein, wenn du einmal wieder mit Mar Leidenfrost
en Handwerkerverein besuchst und mitten in einem
önen Sermon über Philanthropie und Socialismus
3 rothhaarige Fragezeichen da dich interpellirt, ob
der Bürger Siegbert Wildungen wärst, der dem
rger — Hackert hieß ja wol der Kerl? — ein Pferd
der Landstraße nur gegen eine Caution von hun-
t Thalern anvertrauen wollte? Armer Bruder, das
n dir deine ganze Popularität kosten!

Und mit Recht! sagte Siegbert, der Reden Hackert's

alpoeſie brachte die Poeſie nicht außer Athem, da das
n immer dasjenige iſt, was uns doch am leichteſten wird.
Poeſie als eine Sonntagsfeier, als ein an hohen Feſt-
n angethanes Kleid, hat nicht jenen olympiſchen Schweiß
der Stirn, den man mit Lorbeern zu trocknen unwill-
ich verſucht wird. Uhland's Muſe iſt nie echauffirt. In
en Gedichten iſt täglich Sonntag. Die Glocken läuten
die Menſchen gehen geputzt in die große Kirche der
ur, wo dann zum feſtlichen Tanze unter der Linde der
en hübſch rein und ſauber gekehrt iſt, wo alle Dinge
Chore ſingen und die Meinungen im Uniſono einfallen.
viß ſchön; auch weltliterariſch als deutſches Genrebild, als
Sammlung von Nationaltrachten, die ſich der Engländer
ft, wenn er über Rotterdam in ſeine Heimath zurückreiſt.
ein in jedem andern Bereiche, das nicht die Lyrik iſt,
d dieſe Sonntagsſtimmung ein phlegmatiſches Wohlbe-
gen, ein romantiſch genießendes, nicht plaſtiſch ſchaffendes.
er ein fremdes Leben wirken will, muß zuvor das ſeinige
's Spiel ſetzen.

Die Deutſchen bilden ſich ein, daß ihnen eine Menge
nge geſtattet ſeien, die ſich die Franzoſen und Engländer
ht erlauben dürfen. Die eigenthümliche Complexion unſe-
phyſiſchen und moraliſchen Natur ſoll andere Geſetze zu
rlangen ſcheinen, als ſie das Ausland befolgt. Man rundet
merkungen zuletzt gern mit einer ſchmeichelhaften Phraſe
, wovor der Genius unſeres Vaterlandes erröthen müßte,
nn er nicht ſchon an das ſeit Jahrhunderten ſtinkende
genlob der Deutſchen gewöhnt wäre. Wer ließe dieſe pa-
otiſche Koketterie nicht gern gewähren, wenn ſie nicht in
r Literatur etwas gelten und das Schlechte nur durch die

auf dem Kirchhofe gedenkend; mit Recht! Spotte nur! Ich weiß, was ich verdiene. . . .

Dabei steckte er behutsam die Summe, die in seiner Hand geblieben war, in die Brusttasche, vorsichtig untersuchend, ob auch nirgends eine Nath aufgegangen oder eine verdächtige Falte da wäre und das ihm auf so wunderbare Art anvertraute Pfand unversehens entgleiten könnte.

Die Brüder traten nun in den Thorweg des Pelikan, um unter dessen schützenden Fittichen ein Abendessen einzunehmen. Dankmar hatte keine Ruhe mehr, über den Bruder den langverhaltenen Strom seiner Neuigkeiten auszuschütten.

# Drittes Capitel.

## Der Pelikan.

Von dem wunderbaren Vogel, der ſich ſelbſt die Bruſt aufſchlitzen ſoll, um ſeine Jungen vor dem Verhungern zu ſchützen, war auf dem Wirthshauſe, das ſeinen Namen trug, ein hölzernes, ziemlich verwittertes Abbild über dem Thorwege zu ſehen. Auch der rothe, blutähnliche Anſtrich des zweiſtöckigen, mit mehr Holz als Steinen aufgebauten Hauſes erinnerte an jene Sage, die die Naturforſcher leider nicht beſtätigen wollen. Ob im Uebrigen der aufopfernde Geiſt eines Pelikans in dieſer Fuhrmannsherberge waltete, mußte erſt die Rechnung ausweiſen, die die Brüder ſpäter zu bezahlen hatten. Vorläufig ſahen ſie ſich vergebens nach einem würdigen Empfange um. Der Thorweg war leer. Keine dienende Pelikanſchwinge flog ihnen entgegen und ſchen ſchickte ſich Dankmar, ungeduldig das Pflaſter des Thorwegs

ſtampfend, an, einige allarmirende Donnerwetter in den ſtillen Sommerabend, in deſſen Ruhe ſich auch der Pelikan wiegte, und ein jetzt ertönendes Hundegebell zu ſchleudern, als plötzlich einem freudigen Aufſchrei auf dem Hofe folgende, im Harzdialekte geſprochenen Worte ſich anreihten:

Ei der Tauſend! Sind Sie's denn wirklich? Musje Tankmar und Musje Siegbert! Kennen Sie mich denn nicht mehr? Die Kathrine Bollweiler aus Thalbüren, die bei Ihrem Herrn Vater ſelig gedient hat? Beſinnen Sie ſich nur! O Gott, o Gott, wie kommen Sie denn nur daher?

So und ähnlich variirte noch der Gruß fort, mit dem die beiden Brüder beim Eintritt in den Hof des Pelikans empfangen wurden. Hier unter halbabgeladenen Fuhrmannswägen, unter Strohhaufen, pittoresken und nicht nach Alpenflora duftenden Düngerhügeln, nicht minder ſtark parfümirten Stalleimern wurden ſie von einer kleinen Frau begrüßt, die eben aus der Küche trat mit einer Schüſſel voll friſchen Salats, an den dem Garten zu gelegenen Brunnen wollte, um ihn zu waſchen, ſie erſt groß und ſtarr anblickte und muſterte und dann, die Schüſſel geradezu auf den Miſt ſtellend, in obige Worte ausbrach.

Grüß Gott! Grüß Gott! Sie iſt die Kathrine

aus Thalduren! sagte Dankmar, die muntere Köchin erkennend. Das trifft sich ja gut und besser als gut! Wie kommt Sie denn funfzig Stunden weit vom Harze her in die Küche hier vom Pelikan?

Aber Kathrine konnte sich nicht sammeln. Ihre Freude hatte noch nicht kräftigen Ausdruck genug gefunden. Besonders hing ihr Auge an dem Siegbert, der ihr freundlich die Hand bot.

Musje Siegbert! rief sie einmal über das Andere. Ach, was für Herren sind das geworden! Gesehen hab' ich Sie beide schon oft, wenn Sie hier vorbei gingen. Immer wollt' ich Ihnen nachlaufen und rufen: Pst! Pst! Aber ich hatt's Herz nicht und da dacht' ich: du sparst es dir einmal auf einen Sonntag Nachmittag auf, um sie lieber einmal ordentlich da zu besuchen, wo Sie wohnen; denn ich weiß, wo Sie wohnen, in der Neustraße. Nicht wahr?

Das weißt du? sagte Dankmar mit gutmüthigem Spott. Und Sonntags Nachmittags? Sieh! Sieh! Gerade das ist die Stunde, wo wir immer ganz sicher zu treffen sind! Das hätte sich ja nicht schöner machen können, Kathrine Boltweiler.

Siegbert, den es rührte, eine Magd seiner Aeltern hier anzutreffen, und der Dankmar's Spott nicht leiden mochte, fiel ihm in die Rede:

Woher denn weißt du unſere Wohnung, Kathrine, und kommſt nicht ſogleich?

Das will ich Ihnen ſagen! antwortete Kathrine und ſtellte die Schüſſel mit Salat vom Miſte weg auf einen Strohhaufen, während die Hühner gackernd herbeiliefen und der große Hofhund an der Kette, der anfangs ganz allein die Fremden mit ſeinem fürchterlichen Bellen begrüßt hatte, ſich endlich beruhigte:

Mein Mann iſt ja der Fuhrmann Peters aus Angerode, der alle Augenblicke einmal etwas bei Ihnen zu beſtellen hat, und da hat er mir gleich, wie wir hierher zogen, geſagt, wo die Kinder meiner alten braven Herrſchaft wohnen — aber man kommt ſo ſchwer ab.

Abzugeben? Wohnen? fiel Dankmar haſtig ein. Peters? Wo ſteckt er denn? Seinetwegen kommen wir ja hier in den Pelikan.

Ich paſſ' auf ihn jede Stunde! fiel Kathrine ein. Wir ſollten ihn ſchon heute Morgen von Schönau her erwarten, was immer ſeine letzte Station iſt, aber es muß ihm etwas paſſirt ſein....

Das will ich nicht hoffen! polterte Dankmar. Ich erwarte, daß er mir einen großen Schrein bringt, der mir wichtig iſt....

Weiß ich ja, ſagte Kathrine pfiffig. Hat's mir

geſchrieben von Angerode. Aber das Wetter macht
heiß. Da zieht ſich's langſam im Sande. Die
äule verſchmachten und die Fliegen thun auch das
rige. Heute Abend kommt er aber noch ganz ge-
ß. Es ſchwant mir ſo.

Weißt du was, Kathrine? Wir warten hier die
füllung deines ſchwanenden Gemüthes ab. Kann
n denn in dieſem Pelikan ein Plätzchen finden,
Freien, ohne Stallgeruch, einen Trunk aus gutem
ller, einen Nachtimbiß aus deiner bewährten Küche?
ir brenzelt's und praſſelt's im Gemüth, ſeit ich dich
e, wie von Eierkuchen und andern holden Jugend-
nnerungen....

Hurtig! Hurtig! rief eine feine, ſonderbar keuchende
imme hinter ihnen. Sie wandten ſich um und be-
rkten eine dicke Figur, die ſich inzwiſchen zu den
enden geſellt hatte. Ohne Zweifel war dies der
irth zum Pelikan. Der ſtattliche Herr war im
hteſten Sommernegligée. So fett, daß ſein Schweiß,
e Falſtaff ſagt, die Erde ſpicken konnte, beförderte
auch in ſeiner Kleidung dieſen heilſamen Einfluß
f die Fruchtbarkeit des Bodens, Hals und Bruſt
en, die Hemdärmel aufgeſtreift. Er ſchien unter
n hohen Stand des Thermometers ſchrecklich zu lei-
n. Keuchend und mit dünner Stimme ſagte er:

Hinter der Scheune iſt ein Garten, meine Herren, und die Kegelbahn. Aber Wochentags kommt keine Geſellſchaft. Wenn's Ihnen nicht zu ſtill da iſt und zu einſam

Grade recht, wenn's ſtill iſt, fiel Dankmar ein. Und nun, Herr Wirth, Zauberwinke! Herrſcherbefehle! Bier, Wein, Cotelettes, Salat....

Nein, Eierkuchen! fiel Kathrine lachend ein. Eierkuchen, wie man ihn in Thaldüren backt.

Eierkuchen, wie man ihn in Thaldüren backt! riefen die Brüder faſt im einſtimmigen Ton.

Der dicke Wirth lachte und wackelte voraus, ihnen das Gartenſtacket zu zeigen. Kathrine hinterher voll ſeliger Freude. Sie war ſauber und reinlich gekleidet; die Haube, ihren verheiratheten Stand anzeigend, bedeckte das Geſicht einer noch recht ſchmucken Dreißigerin. In ihrer Zerſtreuung nahm ſie die Schüſſel voll Salat mit in den Garten.

Frau Peters, was ſoll denn der Salat wieder im Garten? fragte der Wirth und lachte.

Ach, ich bin ganz confus! ſagte Kathrine Peters und ſchlug ſich vor die Stirn, indem ſie nun wieder nicht wußte, ſollte ſie an den Brunnen oder in die Küche oder im Garten ihren jungen Pfarrersſöhnen aus Thaldüren einen Platz anweiſen, der ihr der ſchönſte ſchien.

Geh ſie nur in die Küche, Frau Peters! Ich werde die Herren ſchon zurechtweiſen!

Dies kräftige Wort des Wirths gab den Ausſchlag.

Gut, Gevatter! ſagte ſie, nahm ihren Salat und kehrte in den Hof zurück. Eins, zwei, drei und Sie ſollen prächtig bedient ſein!

Durch einen kleinen Garten von Raſen, Gemüſebeeten und einigen Obſtbäumen vom Pelikanwirthe geführt, fragte Siegbert:

Ei der tauſend, Herr Wirth? Die Kathrine nennt Sie Herr Gevatter?

Das kann ſie, antwortete der Dicke ſchnaufend, ſie kann's, weil ich's bin. Die Peters iſt ſozuſagen nicht blos meine Magd, ſondern ſie führt mir ſozuſagen die ganze Wirthſchaft. Mein Weib iſt todt, und den Spectakel mit den Mägden hatt' ich ſatt. Da ſagt' ich zu meinem alten Freund Peters, der ſchon ſeit zwanzig Jahren bei mir einkehrt und mein Gevatter iſt von Kindern, die todt ſind: wüßt' ich eine brave Frau in geſetzten Jahren, die mir Ordnung im Hauſe hielte, ich heirathete wieder. Thue Das nicht, Alter! meinte Peters. Sieh! Ich mache dir den Vorſchlag, ich ziehe von Angerode daher. Die Eiſenbahnen machen unſere Fuhren immer leichter; es dauert eine Ewigkeit, bis ſo ein Wagen jetzt

voll geladen ist und abgehen kann. Da lieg' ich denn auf der Bärenhaut und bin mehr hier als in Angerode. So muß ich zwei Wirthschaften führen. Besser ich ziehe hierher und sorge nebenbei für deinen Stall, da du alter Kerl bald so dick wirst, daß du nicht mehr hinein kannst, wenn du dir keine breitere Thür baust. Nun, und Das bin ich eingegangen, und das Ende vom Lied ist, daß der Peters seine Wirthschaft hier herübergeführt hat und die kleine Gevatterin hier jetzt uns Alle im Sack hat. Mir ist's recht. Sie sehen, ich komme nicht dabei zurück.

Der behaglich schmunzelnde Wanst rückte den Brüdern am Ende der Kegelbahn dicht an einem Bach, der den Garten begrenzte, einen Tisch zurecht. Das Plätzchen lag gar angenehm im Grünen. Ein voller Apfelbaum beschattete den Tisch mit seinen zackigen Aesten. Die im Untergehen begriffene Sonne warf ihre letzten röthlichen Strahlen herüber. Käfer summten, Vögel zwitscherten von den Nachbargärten her. Sie konnten für die Mittheilungen, die dem ungeduldigen Tankmar auf der Zunge brannten, keinen stillern Ort finden. Schon kam auch Kathrine wieder zurück mit vollen Flaschen, einem Windlichte für die Cigarren und einem Teller voll groben und feinen Brotes zur beliebigen Auswahl.

So! ſagte ſie; da ſitzen Sie ja ſchon traulich beiſammen. So ſchön wie in Thaldüren iſt's freilich nicht. Die Ausſicht fehlt — aber ſo ein Plätzchen gab's doch auch im Garten hinterm Pfarrhauſe. Und der Herr Vater — Gott hab' ihn ſelig! — wie gern ſaß der ſo Abends im Freien, wenn die Sonne unterging, und ſprach dann wie ein Buch, trotzdem daß er's ſchwer auf der Bruſt hatte. Ich ſagt's gleich, als es hieß, er iſt Oberpfarrer in Angerode geworden. Ich war dazumal ſchon über ſechs Jahre an den Peters verheirathet. Ich ſagt's gleich, als er in das alte ſteinerne Pfarrhaus von Angerode zog, da hat's keine Luft für den braven Herrn und ſeine kranke Bruſt. Alles von Stein da und die hohen Zimmer und keine Wärme, wenn auch die Oefen groß genug waren und das Freiholz nicht geſpart wurde. Wie lange hat er's drin gemacht? Zwei Jahre! Du lieber Heiland, der brave Mann! Wohnt denn die Mutter noch ihr Witwenjahr in dem Hauſe? Ich weiß, ſie haben's ihr nehmen wollen. Feinde hatte Ihr Herr Vater immer; Das wußten Alle und Keiner begriff's warum? So ein engelguter Herr und doch ſollt' er nicht in die Stadt kommen, bis es vor ſeinem Ende doch ſein mußte und da war's ſein Tod. In dem kalten Ritterhaus!

Eitelkeit, die man darauf hat, rechtfertigen wollte; und ich glaube wohl, daß ein Franzose daran keinen Geschmack hat, woran sich deutsche Herzen erfreuen. Aber es gibt auch viele deutsche Tugenden, die uns selbst schon zur Last werden. Die sogenannten ächtdeutschen Produkte unserer Literatur sind die mittelmäßigsten.

Als Goethe die Weltliteratur empfahl, dachte er schwerlich daran, daß die einheimische Literatur nach dem Beifalle der Fremden geizen und nach exotischen Maßstäben eine Regulirung ihres Werthes dulden sollte. Goethe wollte zunächst Nichts, als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder nur möglichen Seite her. Darauf verlangte er von seiner Weltliteratur wechselseitige Repressalien des Genies, Austausch von Ideen, die man sich mittheilen sollte als die Resultate einer durch Theilung schnell geförderten großen gemeinsamen Geistesarbeit. Goethe dachte an eine Tendenz der Zukunft, zuletzt ohne Eigennutz, um so mehr, da er sich schwerlich getraut haben würde, alle seine Produktionen von einem weltliterarischen Standpunkte anzusprechen. Es ist überdies sonderbar. Goethe erwähnte die Weltliteratur, um der sogenannten zeitgemäßen Poesie zu entfliehen, und derjenige Name, an welchen er die Weltliteratur anknüpfte, war die höchste Potenzirung der modernen Bildung. Lord Byron.

Byron gehört nicht zu jenen Günstlingen, welche sich die Muse der Dichtung selbst erwählt, sie mit den glänzendsten Gaben ausstattet und ihnen die Sonnenrosse ihrer stolzen Bahnen selber anschirret. Dante, Shakespeare, Cervantes traten aus dem innersten Heiligthum der Poesie, umflattert von den Genien der Schönheit, welche ihnen die unver-

Frau Peters, der Eierkuchen! rief der Wirth zum Pelikan, der neugierig zugehört hatte, dann aber die träumerische Versunkenheit seiner Gevatterin nun im Interesse der Bedienung vom Vergangenen doch aufstören zu müssen glaubte.

Es ist auch wahr, fiel die ganz weinerlich gewordene Frau ein und lief hurtig wieder davon.

Nun lassen Sie's sich gefallen, sagte der Wirth zu den durch die Erinnerung an den Vater bewegten Brüdern; wie Sie's finden, ist's einmal, und wenn Sie Etwas wünschen, was wir haben, so rufen Sie nur!

Damit setzte er seinen schwerfälligen Mechanismus in Bewegung, wieder dem Hofe zu, und ließ die Brüder endlich allein in behaglicher, stiller Ruhe.

Ein eigenes Zusammentreffen, begann Siegbert und fühlte an die Tasche, ob er sein anvertrautes Pfand, die hundert Thaler, auch noch bei sich hatte; diese Kathrine hier im Pelikan! Wir waren wol Jungen von etwa zwölf und vierzehn Jahren, als sie einen Fuhrknecht heirathete. Wir selbst kommen uns kahl und schaal, zwecklos und ziemlich unnütz in der Welt vor, und ihr gehen wir auf wie die Engel und Propheten! Der Mensch weiß nicht, was Einer dem Andern ist! Sie hat nach uns geforscht, uns beob-

achtet, ein Wiederbegegnen mit uns für ein großes Lebensglück gehalten, das sie sich auf einen schönen Sonntag Nachmittag, vielleicht nach der Predigt, aufsparte, und ich wette, sie träumte im selben Augenblick glückselig von uns, während wir über irgend Etwas in Verzweiflung waren und keinem Menschen in der Welt von Wichtigkeit zu sein glaubten, als nur unserer Mutter und allenfalls unsern Gläubigern!

Daraus siehst du, theurer Communist, sagte Dankmar, indem er seine Cigarre an dem von Kathrine hingestellten Lichte anzündete, daß die Armen auch nicht so ganz elend sind, wie du dir denkst. Sie haben wirklich mehr Paradies als wir uns einbilden und selbst besitzen. Eine Landpartie Sonntags ist dem Handwerksmann eine so große Freude, wie dir vielleicht eine Einladung beim Prinzen Ottokar sein würde. Doch lassen wir jetzt unsere socialen Betrachtungen und besprechen wir ernstere Dinge. Weißt du, bester Bruder —

Nichts weiter! unterbrach ihn Siegbert, ehe du nicht die Hauptsache berichtet hast: wie geht's der Mutter?

Sie ist wohl, sagte Dankmar und schenkte die Gläser voll. Wohlan! Das geht voran! Die Mutter lebe hoch!

Die Brüder ſtießen an. Die großen braunen Methgläſer wollten nicht recht klingen. Der Wirth zum Pelikan ſchien keinen Wein zu führen. Doch war das Bier ſchmackhaft und ließ ſich trinken.

Und nun, Bruder, fuhr Dankmar fort, höre mir zu! Es iſt eine feierliche Stunde!

Ich bin begierig, welche Narrheit du auf dem Tapet haſt, ergänzte Siegbert, während Dankmar ſich räuſperte und alſo begann:

Siegbert Wildungen, älterer Bruder des ſehr ehrenwerthen Dankmar Wildungen, malendes Vorbild eines maleriſchen Referendars! Es kann dir nicht unbekannt ſein, daß ſich die Geſchichte unſers Hauſes in die älteſten Sagen der Vorzeit verliert. Ich will nicht unterſuchen, ob ſich ſchon unter den Rittern der Tafelrunde ein Wildungen durch ſeinen Durſt — ich meine nach Abenteuern — auszeichnete; ſoviel iſt gewiß, daß am Hofe Karl's des Großen ...

Theuerſter Bruder, fiel Siegbert ein, ſparen wir unſere Genealogie für lange Winterabende. Der Apfelbaum und die Johannisbeerhecken lachen uns aus, daß wir bei ihrem Duft in ſolchem alten Moder ſtöbern.

Johannisbeerhecken? fragte Dankmar und nahm dabei eine wichtige Miene an. Johannisbeerhecken?

Oder Stachelbeeren! Was ſcheidet uns da von

den freundlichen Gärten der Nachbarſchaft? Der Bach und die Hecken —?

Johannisbeerhecken! In der That! wiederholte Dankmar hinüberblickend. Seit ich in Angerode meine Entdeckungen gemacht habe, ſtutz' ich bei Allem, was an Johannes, gleichviel ob den Täufer oder den Apoſtel, erinnert.

Biſt du Freimaurer geworden? fragte Siegbert ſtaunend.

Gewiſſermaßen, ja! ſagte Dankmar. Ich war ſo frei, in Angerode zu mauern, Wände zu durchbrechen und Johannisbeeren, . . . ſieh, ſieh, in welchem Zuſammenhange könnten wol dieſe Beeren mit einem der beiden Johannes ſt.,en? Warum nennt man überhaupt dieſe Beeren Johannesbeeren?

Ohne Zweifel hat ſie der Täufer Johannes in der Wüſte gegeſſen, erklärte Siegbert.

Oder . . . weil ſie um Johannis reif ſind — fiel Dankmar ein. Schade, daß meine Auslegung proſaiſcher iſt!

Ich glaube, du biſt närriſch, erwiderte Siegbert, ein wenig ärgerlich über den Humor des Bruders, der heute nicht ganz in ſeine Stimmung paſſen wollte.

Genug, lieber Bruder, Johannisbeeren oder Stachelbeeren, fuhr Dankmar fort, ſoviel iſt richtig, daß

du ſelbſt ſehr eitel auf den alten Urſprung unſerer Familie biſt; denn auf deinem Molay haſt du einen deutſchen Tempelritter angebracht, der mit dem franzöſiſchen Heermeiſter des Ordens ſtirbt, in deinen Flammen, die wunderſchön gemalt, aber in dieſer Weiſe hiſtoriſch nicht motivirt ſind.

Das that ich aus gutem Bedacht, antwortete Siegbert; denn ein Hugo von Wildungen war der Ahn unſers früher adeligen Hauſes, und wenn nicht Templer, doch Johanniterherr der deutſchen Zunge in einem ehemaligen thüringiſchen Tempelhauſe.

Und Gott ſegne dieſen Hugo von Wildungen! fiel Dankmar mit Lebhaftigkeit ein. Er hat dir den anachroniſtiſchen Frevel, ihn zweihundert Jahre vor ſeinem in Rom erfolgten Tode ſchon in Paris verbrennen zu laſſen, aus Anerkennung deiner dabei gehegten guten verwandtſchaftlichen Abſicht gnädiglich verziehen. Denn wenn ich in Halle und Berlin mein Oel nur einigermaßen nicht ganz verloren habe — oleum perdere, lieber Bruder, eine ſchöne lateiniſche Redensart für: ſeine Collegiengelder zum Fenſter hinauswerfen —, ſo werden wir mit Hülfe dieſes von dir verbrannten Hugo von Wildungen vielleicht Beſitzer einer kleinen, runden, gemüthlichen Million.

Siegbert konnte über dieſe Bemerkung nicht lachen;

denn Dankmar ſprach ſie mit einem ſolchen Ernſte, das Blut ſchoß ihm dabei ſo in die Wangen, der Eifer trieb ihn ſo convulſiviſch vom Tiſch empor, daß er im erſten Augenblicke glaubte, ſein ſonſt ſo nüchterner, nur im Praktiſchen lebender Dankmar wäre von einer fixen Idee befallen.

Du ſtaunſt? fuhr Dankmar fort. Aber ohne einen triftigen Grund habe ich keine ſo wahnſinnige Eile gehabt, dich zu ſprechen. Ohne einen ſolchen Sporn hätt' ich keine Sporen angeſchnallt und mich auf einen jetzt vielleicht mit dreißig oder funfzig Thalern Verluſt gemietheten Laſally'ſchen Fuchs geſetzt. Da mußte etwas vorgefallen ſein, Herz, was ſich der Mühe verlohnte, den Hals zu brechen; denn ich hatte die Abſicht, dich aufzuſuchen, wo du nur zu finden wärſt, und nur dieſer rothhaarige Proletarier, dieſe Kathrine Peters und die Johannisbeeren des Pelikans haben mich verhindert, dir Das ſogleich mit der gehörigen Feierlichkeit anzukündigen, was mir ſeit fünf Tagen wie glühendes Feuer im Munde flammt.

Siegbert, erſtaunend über die Aufregung des Bruders, konnte nichts als, alle Gegenrede vermeidend, ihn bitten, deutlicher zu werden und in Ruhe zu erzählen, was er ihm anzuvertrauen hätte.

Wohlan! Du biſt von Thaldüren und dem ange-

roder Lyceum zur Akademie gegangen, fuhr Dankmar, ſich wieder ſetzend, fort, ich zur Univerſität: wir haben in Angerode, aber nicht im Pfarrhauſe gewohnt, wo der Vater uns allzu früh ſtarb. Seine frommen Collegen gönnten ihm nicht, da zu wohnen, wo er ſterben ſollte; denn es war bekannt, daß er ſich gern des alten Urſprungs unſerer Familie rühmte und von der Pfarrwohnung in Angerode, dem ehemaligen Proſeßhauſe der thüringiſchen Tempelherren, im Scherz wie von einem Stammſitz ſeiner Familie ſprach. Bei dem kurzen Beſuche, den du gerade beim Tode des Vaters in Angerode machteſt, wirſt du dich des alten verfallenen Nebengebäudes an dem Tempelhauſe erinnern —

Das ganze Gebäude, ergänzte Siegbert, regte mich immer auf's lebendigſte an. Das Tempelhaus zu Angerode iſt einer der ſchönſten Reſte des Mittelalters. Die herrliche Façade mit den ſymmetriſch geordneten Doppelfenſtern, deren zwei immer ein Spitzbogen vereinigt, die beiden Giebel, ganz erinnernd an das alte, reſtaurirte Haus des Martin Behaim in Nürnberg, und ſelbſt der Anbau, den man nicht zur Pfarrwohnung geſchlagen hatte, obgleich verfallen und in gedrücktern Formen gehalten, doch gar lauſchig und traulich. Dieſer Anbau gehörte ſo unzweifelhaft zu dem

Enſemble dieſer ehrwürdigen alten Niederlaſſung, daß ich mich freute, zu hören, wie nun auch dieſe Räume beſtimmt ſind, mit der Wohnung des künftigen Oberpfarrers und dem Schulhauſe verbunden zu werden.

Und gerade in dem Augenblicke, ergänzte Dankmar, wo dieſe Uebergabe erfolgte, kam ich nach Angerode. Man wollte der Mutter erſt ihren einjährigen Witwenſitz im Hauſe ſtreitig machen, es wurde mir leicht, ihr Recht bei der Stadt durchzuführen. Schwieriger war es, ihr auch die Nutznießung des Anbaus zu ſichern. Sie ſelbſt verzichtete darauf. Du weißt, wie wenig ſie bedarf. Aber ich wollte vom Rechte nichts vergeben ſehen und beſtand darauf, daß ihr auch dieſe jetzt freien Räume zur Verfügung geſtellt wurden. Es war das Archiv und die Bibliothek des ehemaligen Tempelhauſes, ſpätern Johanniterhofes. Das war ein Hetzen mit den Gerbern und Seifenſiedern der Stadt! Die Einen wollten in dem alten Gemäuer ihre Felle aufbewahren, die Andern ihre Lichtdochte. Auch die Regierung kam und reclamirte den Ort zum Beſten der wollenen Socken und leinenen Koſtbeutel des Militairs. Aber ich trat als Advocat auf. Ich ſagte ihnen: Dieſe Stadt Angerode hatte einſt die Ehre, der Sitz eines reichen und mächtigen geiſtlichen Ritterhofes zu ſein. Der Orden hat

die Wohlfahrt der Stadt begründet. Als er in Folge der Reformation sich auflöste, wurde bestimmt, daß seine sämmtlichen Besitzthümer in Augerode an die Pfarrei der St.-Johanniskirche übergingen. Mit dem Tempelhause selbst geschah Dies. Eure Pfarrer konnten in den kalten großen Räumen mit den steinernen Fußböden, die nur für Ritter bestimmt waren, alte eines frühen Todes an Gicht und Rheumatismus sterben, aber den Anbau nahmt ihr zu diesem und jenem profanen Zwecke. Aus dem alten Archiv und der Bibliothek machtet Ihr das Unwürdigste! Gott sei Dank! Jetzt ist der Fleisch- und Mehlcetrei daraus vertrieben, denn Ihr Angeroder habt dem Staat den Mehl- und Schlachtzins durch directe Steuern abgekauft. Nun falle dieser Raum an Die, denen er gehört, an Eure Seelsorger oder deren Witwen! So sprach ich und ich hätt' es doch ohne Proceß nicht durchgebracht, wenn sich nicht politische Freunde gefunden hätten, die die Sache ordentlich nach einem Princip auffaßten. Wie Das möglich war, weiß ich noch bis zur Stunde nicht; aber die Anbaufrage wurde Tendenzfrage, man machte einen Antrag bei den Stadtverordneten, und weil man Aufregung bei dem jüngern Theile der Bevölkerung und der mir rasch zugethanen arbeitenden Classe fürchtete, so hatten wir

die Majorität, und die neuen Gelasse fielen nicht an die reichen Gerber und Seifensieder, nicht an die Regierung, sondern an die Geistlichkeit und deren Angehörige.

Eine seltene Ausnahme in diesen Tagen, bemerkte Siegbert, wo dieser Stand eher herauszugeben als zu gewinnen gewohnt ist.

Der Stand that da nichts, fuhr Dankmar fort, as Recht und meine Popularität entschied. Den lten angeroder Lyceisten kannten Alle, feierten Alle. Das Gefühl, mit dem die große eisenbeschlagene Eichenthür, die von unserm Schlafzimmer in den Anau führt, von mir feierlich geöffnet wurde, entlockte er Mutter einen unwillkürlichen Seufzer, denn gerade da hatte das Sterbebett des Vaters gestanden. Da war er in deinen Armen gestorben, Siegbert, du ennst die Stelle. Die Thür krachte in ihren Angeln. Seit drei Jahrhunderten war sie nicht geöffnet worn. Der alte verrostete Schlüssel lag so lange auf em Rathhause! Ein Schlosser hatte einen ganzen ag daran zu putzen, ihn nur einigermaßen wieder rauchbar zu machen. Der Gewinn an Räumlichkeiwar nicht gering, aber da sie im verwildertsten uſtande sich fanden, konnte man sie jetzt schon zur ohnung unmöglich herüberziehen. Da lagen die

weltlichen Blüthenkränze ihrer Dichtungen um die hohe Stirn flochten. Die Bajaderen der Grazie tanzten vor ihnen, die Satyrn bliesen auf ihren Waldflöten, die Thiere des Feldes legten sich gebändigt zu den Füßen der Sänger nieder. Die Dichtkunst war ihr Athem und ihre Seele. Was sie berührten, verschönten sie. Sie waren Priester, die eine heilige Offenbarung zu lehren in die Welt gesandt wurden.

Byron dagegen war nur ein Charakter, der sich der Poesie bemächtigte. Die Poesie selbst gab sich ihm unwillig hin; er mußte sie bändigen. Die Poesie hätte ihn nicht auserwählt; aber Byron war so kräftig, daß er sie zwang einen Willen zu haben, der der seinige war. Die Poesie war für Byron ein Hülfsmittel. Er ließ den Genius der Musen nicht frei in sich walten, sondern verwandte ihn ohne Plan und Ziel für die beliebigen Wendungen seines Lebens. Sein Leben war ihm noch immer mehr als seine Poesie. Das hätte uns nie einen klassischen Dichter gebracht, wenn nicht zufällig sein ganzes Leben eine poetische Classizität gewesen wäre.

Lord Byron's Dichtungen haben den Reiz der Originalität, obschon seine Poesie selbst nicht neu ist. Der Eindruck des Neuen macht sich bei Byron durch die Anwendung eines Charakters auf die Poesie. Allein jene Ursprünglichkeit des dichterischen Genius, welche ein reiner Ausfluß des Ideals zu sein schiene, fehlt den Schöpfungen des herrlichen Mannes. Byron hatte Ideen und griff, um sie zu verkörpern, in einen Glückstopf. Wer würde sagen, daß er niemals auf Nieten gestoßen sei! Byron hatte gleichsam die Poesie um sich her versammelt als ein fertiges Ganzes, als eine Tradition, da alles Schöne ewig ist, ja ich meine sogar, daß Byron glaubte,

Acten der Mahl- und Schlachtsteuerschreiberei in Haufen aufgethürmt. Eine Auction erst entfernte sie. Von der Verbindungsthür stieg man einige Stufen hernieder und befand sich dann auf einem Gange, der mit Bildern alter Heiligen geschmückt war. Ob Boisserée daraus etwas herausfinden würde, was abgewaschen und mit Lack frisch überzogen an einen König von Baiern als altdeutsche Schule sich verkaufen ließe, weiß ich nicht. Dünnbeinig genug sahen die Kriegsknechte und die heiligen drei Könige vom Morgenlande aus, die man da auf Holz geklert hatte —

Still! Still, Dankmar! Deine Frivolität wird bestraft, unterbrach Siegbert den Bruder, Kathrine hemmt deinen Redefluß und zwingt dir eine unwillkürliche Pause auf.

Dankmar sah sich um. Kathrine brachte den Salat und ihr schnittlauchduftendes Backwerk. Selbstzufrieden trug sie das gelbe Erzeugniß ihrer Kunst. Die süßesten Kindheitserinnerungen gingen den Brüdern auf. Siegbert hätte sie gern gleich ausgesprochen, aber Kathrine fiel ihm ins Wort und sagte plötzlich mit trauriger Stimme:

Eigentlich sollt' ich gar nicht vergnügt sein, Sie so bedienen zu können. Lieber Gott, es vergeht doch

in Tag, wo nicht was Schlimmes kommt! Auf
ne Freude immer zehn mal ein Unglück.

Was iſt denn, Kathrine? fragten die Brüder theil-
hmend, ſchnitten aber ſchon tapfer ihr Gebäck in
iche Theile.

Da fährt ja eben, ſagte ſie klagend, der Fuhr-
nn von Quedlinburg vorüber — er ſpannt im En-
aus — und erzählt mir ein Unglück mit meinem
ters.

Das wäre! ſprang Dankmar auf und ſeine Züge
färbten ſich.

Nein, nein, ſagte Kathrine beruhigend, es iſt wei-
nichts, als die Achſe hat er gebrochen —

Die Achſe?

Und ſeine Ladung — Mein Schrein? rief Dankmar.

Iſt Alles, wie es ſein ſoll; beruhigte ihn Kathrine;
r ſo niedergeſchlagen, ſagt der Fuhrmann, iſt mein
nn, ſo rabiat hätt' er ihn angetroffen, als wenn
ſeine ganze Fracht verloren hätte.

Das wäre mir ſchön! bemerkte Dankmar, ſich nur
Mühe ſammelnd und auf dem Raſen hin und
gehend.

In Hohenberg iſt's ihm paſſirt! berichtete Kathrine
ter. Wie? Das wird er wol erzählen. Er muß
einer Stunde eintreffen, ſo lange hat's gedauert,

bis das Rad wieder hergestellt war. Aber woher kommt's? Von den schlechten Wegen. Seit die Eisenbahnen sind, geschieht nichts mehr für die Landstraßen, und doch muß man's segnen, daß es noch Gegenden gibt, wo der Gottseibeiuns selbst nicht mit Feuer und Dampf über die Wiese fährt. Schlimme Zeit! Aber jetzt lassen Sie's sich's schmecken und sowie er sich auf der Chaussee blicken läßt, meld' ich's an. Freude ist nicht viel an der Fahrt, wenn ein Fuhrmann auf eigene Rechnung fährt und ihm 's Rad bricht.

Damit ging sie. Aber Dankmar hatte eine unbeschreibliche Unruhe. Das Essen mundete ihm nicht.

Ich hätte den Schrein nicht von mir geben sollen! rief er einmal über das andere und rannte dabei auf und ab.

Aber beruhige dich doch nur mit deinem Schrein, sagte Siegbert. Ist denn das die Bundeslade selbst? Du hörst ja, daß sie da ist —

Ehe ich sie nicht sehe, mit Händen greife, habe ich keine Ruhe mehr —

Siegbert mußte lachen und meinte:

In meinem Leben hab' ich nicht gesehen, Dankmar, daß dich etwas so ernst stimmen kann wie dieser Schrein. Was hat es denn mit diesem Heiligthume? Man möchte glauben, es enthielte das goldne Vließ und käme direct aus Kolchis.

Siegbert, ſagte Dankmar, ſeit einer merkwürdigen
Nacht, die ich in dem Anbau des Tempelhauſes zu-
brachte, iſt mir nichts mehr ſo wichtig wie dieſer
Schrank ...

Den du hoffentlich aus dem Eigenthum der Stadt
Ingerode nicht mitgenommen haſt ...?

Allerdings hab' ich Das. Dieſer Schrank enthält
Schriften, die ſich lediglich nur auf uns und unſere
Familie beziehen —

Fingirte Memoiren des Johannesritters Hugo
von Wildungen, ſagte Siegbert lachend, deine erſten
chriftſtelleriſchen Verſuche im Geſchmack der Bern-
einhere oder der ſchleſiſchen Sybille, die man ſo
nge für echt bewunderte, bis ſich entdeckte, daß
gend ein ruhmſüchtiger pommerſcher Landpaſtor oder
n gelangweilter ſchleſiſcher Stadtſchreiber dieſe Mär-
en erfunden hat!

Spotte nicht! ſagte Dankmar, in drei Jahren wer-
n wir anders ſprechen.

Sich ſetzend und ohne viel Appetit ſeinem Abend-
biß mäßig zuſprechend, fuhr er nun in ſeinen Mit-
eilungen fort und erzählte dem erſtaunenden Bruder
e Entdeckung von Thatſachen, die in das Leben die-
r beiden jungen Männer merkwürdig genug eingrei-
n und auch uns im Laufe dieſer Erzählung man-

nichfach beſchäftigen ſollen, wenn wir auch geſtehen, daß die Brüder ſelbſt ohne Dankmar's Traum von einer Million beneidenswerth waren. Sie hatten Geiſt, Herz, Talent, jede Anwartſchaft auf eine glückliche Zukunft. Ihren reichſten Schatz aber kannten ſie nicht einmal. Es war dies die goldene poetiſche Jugend, die Jugend mit dem Zauberſtabe, der Quellen aus Felſen ſchlägt, luſtige Paläſte in den Wolken bewohnbar macht und jeden ſchon am Gemüthe prickelnden Schmerz, jede kleine ſchon am Herzen nagende Täuſchung mit dem Troſte heilt: Du biſt jung! Noch gehört dir das ganze Leben, noch gehört dir die ganze Welt!

# Viertes Capitel.

## Der Schrein im Tempelhause.

Eines Abends, erzählte Dankmar, lockte mich der Ton der Orgel in der Johanniskirche, deren Sacristei mit dem Tempelhause durch jenen Anbau verbunden war, in den größern Saal, in welchem einst die jetzt verschwundene Bibliothek des Ordens stand, und die kleinern Nebengemächer, wo sich sein Archiv befunden haben soll. Es war eine gewisse Ordnung in das Häuschen gekommen. Die alten geistlosen Schreibereien über Rinder und Mehl waren entfernt, das Erdgeschoß war vom Schmuz, das obere Stockwerk vom Staube gereinigt. Unten sollte eine Waschküche angelegt werden, ein Trockenplatz für den Winter, oben der kleine Saal, einfach gewölbt, und die Nebenzimmer trocken und warm, standen unserer Benutzung anheimgegeben als Wohnzimmer. Es wäre in ihnen traulicher zu hausen gewesen als in den hohen Zim-

mern des großen Prunkgebäudes nebenan. Die Orgeltöne in der Johanniskirche kamen von einem jungen Schullehrer, der sich zum nächsten Sonntagsgottesdienste übte. Es war mir eine eigene Empfindung, wenn ich zurückdachte an die frühere Bestimmung dieses ganzen alten Tempelhofes. Man hat noch viel zu wenig über den Zweck, die Bedeutung und die Schicksale dieser alten Ritterorden nachgedacht. Ihr Ursprung ist märchenhaft und dunkel, ihr Ende sicherlich nicht so, wie es erzählt wird und gleichsam zu Protokoll gegeben ist. Wer kennt die geheimen Fäden, die aus den Bauten der Indier herüberreichen in den Tempel Salomon's und das Grab des Erlösers, das die Tempelritter hüteten? Wer weist nach, welche noch geheimern Fäden sich von ihnen bis in die neuere Gesellschaft ziehen, während wir jetzt schon wissen, daß vielleicht die Freimaurer, trotz alles Leugnens der Forscher, das Geheimniß der Tempelweihe in sich aufnahmen! Diese geistlichen Ritterorden standen zwischen den Weltlichen und zwischen den Geistlichen in der Mitte, vom Papste und den Königen zugleich geehrt und zugleich verfolgt und immer ehrwürdig durch sich selbst, durch ihre Entsagung, durch ihre Tapferkeit. Sie retteten die Weltlichkeit vor allzu gedankenloser und unheiliger geistiger Richtung, sie

retteten den geiſtlichen Stand vor allzu mönchiſcher Verdummung und thatenloſer Beſchaulichkeit. Das Schwert war ihre Inful, der Mantel mit dem Kreuze ihr Pallium. Laß mich's dir ſagen, Bruder, heute zum erſten male in Worten, die meiner ſtillen Bewunderung ein lautes Zeugniß geben, daß dein herrliches Bild, der Feuertod Jakob's von Molay, auch mich tiefſinnig ergriffen hat. Ich habe dir bisher nur in lauer Weiſe, ſcherzend faſt, darüber geſprochen, weil du weißt, wie ich dich verehre, und wie Alles, was von deiner Künſtlerhand kommt, mir ſchon von ſelbſt ſich anpreiſt. Aber ich ſehe ein, daß Diejenigen wenig verſtehen, mit ſchaffenden Genien umzugehen, die nicht Alles und Jedes, was dieſen entſtammt, immer wieder neu begrüßen, neu anerkennen. Nichts kann im Künſtler eine bloße Fortſetzung ſeiner einmal aufgezogenen Thätigkeit ſein. Jeder Gedanke, den er verkörpert, entſpringt aus einer neuen Offenbarung ſeines Geiſtes, die heute durch die Luft, morgen durch Feuer und Waſſer zu ihm ſpricht. Vergib mir, daß ich dir erſt heute ſo theilnehmend und hingegeben von deinem Werke rede!

Dankmar! ſagte Siegbert tief gerührt und ergriffen. Eine Thräne ſtand ihm im Auge, er faßte zitternd des Bruders Hand, die dieſer an ſich zog und

ans Herz drückte. Dankmar! Du bist gut! war Alles, was Siegbert sagen konnte.

Ja, fuhr Dankmar begeistert fort, die Prophezeiung, die man dir und dem so früh sich verrathenden Genius des Knaben stellte, erfüllt sich doch wunderbar. Erlebte Das der Vater, der so früh auf unsere Gaben lauschte, und in mir nur den kalten Verstand des Advocaten, in dir die Wärme und das Talent des Künstlers entdeckte! Hat er uns nicht gepflegt wie zarte Pflanzen, geschützt vor rauhem Sturme der Sorge; hat er nicht selbst gedarbt, um uns den Weg des Glücks zu bahnen?

Auch Dankmar's Augen zitterten. Auch ihm feuchteten sie sich. Seine Nerven schienen erregter als sonst. Es mußte mit dieser starken, metallenen Natur wirklich eine gewaltige Erschütterung vorgefallen sein, daß sie einmal so ihre gewöhnliche Weise von sich warf. Doch war es nur ein Augenblick. Während Siegbert seinen Gefühlen der Erinnerung an einen sorgsamen, liebenden, zu früh dahingegangenen Vater freien Raum ließ, fuhr Dankmar, schon wieder gesammelt, fort:

Alles Das bewegte mich in dem Bibliothekzimmer der Tempelherren beim Klange der Orgel aus der St.-Johanniskirche. An die kahlen Wände zauberte

ich mir dein Bild. In dem dunkeln, von den Flammen rembrandtisch erhellten Vorgrunde, das Antlitz König Philipp's des Schönen, der am Vorsprung eines Fensters es wagte, dem Tode der Opfer seiner Habgier beizuwohnen, neben ihm der Legat des Papstes, der seinem noch zögernden und vielleicht nicht ganz erstickten Ehrgefühl den Muth zuzusprechen scheint, diese Hinrichtung deshalb zu wagen, weil die Tempelherren falsche Götzen anbeteten und gotteslästerliche Ceremonien übten! Auf hundert Schritte von diesen beiden Köpfen, neben denen sich im Vorgrunde eine Reihe anderer mit dem gemischtesten Ausdrucke und in wunderherrlicher Flammenbeleuchtung hinzieht, der edle Ordensmeister auf dem Holzstoße, hinter und neben ihm einige andere dem Tode geweihte Ritter, alle von den Flammen umzüngelt und glücklicherweise im Rauche schon erstickend, ehe sie noch das grausame Feuer erreicht. Die weißen Ordensmäntel mit den eingestickten Kreuzen wehen schon angesengt und halb verbrannt im Winde. Hier und da sieht man unter ihnen noch einen geschuppten Waffenrock und auf der Brust das Wappen der Ritter, wozu du bei einem, der dem Vater ähnlich sieht, unser altes Wappen nahmst und dir darunter Hugo von Wildungen dachtest. Ueber dem Ganzen aber im Wiederschein

die Poeſie wäre etwas, das ſich von ſelbſt verſtünde. Der Gedanke und die Abſicht warten, ſie bedürfen ihres Kleides, ſie kleiden ſich ſelbſt nicht; ſondern Byron greift nach jener Tradition und wirft ſeinen Abſichten dasjenige um, was ſein Geſchmack ihn als das Beſte zu wählen lehrte. Man wird nicht wagen, Lord Byron in lyriſcher und dramatiſcher Hinſicht hochzuſtellen. Er war groß in der beſchreibenden Poeſie. Er wählte ſich immer die glänzendſten Bilder unter der reichen Auswahl, die ſich ihm anbot. Er iſt meiſterhaft in jenen Ausmalungen von Stürmen und Ungewittern, Seefahrten, Landſchaften und den vielen Details, welchen die epiſche Poeſie eine gewiſſe Umſtändlichkeit, Breite und reflektive Ausdehnung nicht verweigern darf. Byron lebte mit der Poeſie wie mit ſeiner Gattin. Er mied ihren Umgang und weinte, wenn ſie ihn verließ; er tyranniſirte ſie und fluchte, wenn ſie ſich deshalb beklagte. Er konnte ſie nicht eſſen ſehen, er wollte ſie nur in der maleriſchen Situation haben, als Gedanke, Schmuck, als etwas Unwirkliches und doch Vorhandenes; ſie war ſeine Gefährtin nicht, nicht der Athem ſeiner Seele, er ſchien ſie zu haſſen, und doch liebte er ſie!

Was nun Goethe beſtimmte, an Lord Byron einen ſo ausdrücklichen Antheil zu nehmen, iſt deshalb ſchwer zu entziffern, weil ihn Goethe ſeiner Weſenheit nach wahrſcheinlich mißverſtanden hat. Goethe bezeugt viel Luſt, den engliſchen Dichter in jene erſte Reihe zu ſtellen, wo wir nur die Günſtlinge der Muſen antreffen, wo die Dichtkunſt eine ſich ihrer innern Geſetze bewußte Offenbarung der Schönheit iſt und Goethe ſelbſt ſeinen kuruliſchen Sitz einnimmt. Jene Anomalieen der Byron'ſchen Lebensweiſe ſcheinen Goethen zu-

des Qualms und der Flammen gegen den reinen Aether schwebt eine wie zufällig aufflatternde Taube, die so majestätisch in dem feurigen Lichte schwebt, daß sie Jeder für das Symbol des siegreich aufsteigenden heiligen Geistes erkennen wird.

Ich entlehnte, fiel Siegbert lächelnd über des Bruders Beschreibung seines Bildes ein, ich entlehnte diesen Gedanken der Sage vom Feuertode des Johann Huß.

Gleichviel, fuhr Dankmar fort; auch von diesem Aschenhausen des Jahres 1314 stieg die Taube der Unschuld, das Symbol der Liebe empor, wenn auch vielleicht noch nicht das der Gedankenfreiheit, in dem ich mir lieber einen Adler mit trotzig ausgebreiteten Schwingen denken möchte. Der in Frankreich, Italien und England aus Habsucht verfolgte Orden erhielt sich längere Zeit in Deutschland, wo ihn, wie manchen andern bessern Gedanken, gerade die Zerrissenheit des Staats zu retten schien. Ein Fürst gönnte des Ordens Besitzthümer dem Andern nicht und so wäre er vielleicht von allen verschont geblieben, wenn ihn eine Bulle des Papstes nicht gezwungen hätte, ein Nebenzweig des Johanniterordens zu werden. Auch im Harze hatte der Orden Tempelhöfe, und sandte von ihnen Ritter aus, die für das Grab des Erlösers in Syrien kämpften. Als die Tempelherren

Johanniter wurden, kämpften sie auf Rhodus und Malta. Andere standen im Dienste der Republiken Venedig und Genua, immer um gegen die Ungläubigen und für die Wiedereroberung des heiligen Grabes zu fechten. Sie gewannen dabei kostbare Schätze, die jedoch nicht ihnen, sondern dem Orden gehörten. So hatte Hugo von Wildungen dem in einen Johanniterhof verwandelten Tempelhause von Angerode die uneigennützigsten Dienste geleistet, als die Reformation sich im Harz ausbreitete, die Klöster entvölkerte und auch die Ritterorden auflösend ergriff. Noch wurde im Schooße des erschütterten Ordens die Partei, die am Papste festhielt, von dem katholischen Fanatiker Heinrich von Braunschweig geschützt. Noch fielen die Anhänger der Reformation am Fuße des Harzes auf dem Blutgerüst oder schmachteten in Heinrich's und Georg's von Sachsen tiefsten Kerkern. Aber der Geist der Zeit unterstützte alles Das nicht mehr, was nur noch durch die Schärfe des Schwertes behauptet werden konnte. Auch der Johanniterhof von Angerode rüstete sich zum protestantischen Glauben überzugehen, und wandte bereits den Ertrag seiner Reichthümer dem zum Orden gehörenden Adel als in seiner Familie erbliche Besitzthümer zu. Dagegen trat jedoch Hugo von Wildungen auf, er, der Ein-

zige, der katholisch blieb, er, der es noch da zu bleiben wagte, als auf Heinrich und Georg Regenten folgten, die der Reformation huldigten. Nach der Schlacht von Mühlberg, als die deutschen Fürsten in Halle vor Karl dem Fünften knieeten und er ihnen zur Beruhigung zurief: „Nicht Kopf abe!" bestätigte der Kaiser feierlich den St.-Johannesritter Hugo von Wildungen als Comthur und alleinigen Vertreter der Rechte des katholisch gebliebenen Johanniterhofes von Angerode. Mit dem Heere des Kaisers aber zog auch seine Macht ab. Die abtrünnigen Ritter ließen sich von einem Papier aus ihrem Raube nicht verdrängen und Hugo von Wildungen mußte weichen. Um ihm aber, den Alle achteten, einen Beweis der Verehrung zu geben, um ferner das Beispiel zu beschönigen, das sie selbst von eigenmächtiger Habsucht durch Aneignung der Güter des alten Tempelhofes gaben, setzten die übergetretenen Ritter ihrem katholischen Meister, der erst nach Baiern, dann nach Rom und Malta auswanderte, die letzten Häuser und Liegenschaften des Ordens aus, die sie noch in großen Städten, unter Anderm auch in der jetzigen Landeshauptstadt, besaßen. Die förmlich darüber aufgesetzte Urkunde schickte jedoch Hugo aus Venedig zurück, weil er erklärte, es einem Fluche gleichachten zu müssen, vom

Gute des Ordens für ſich zu ſtehlen, wie es die andern ketzeriſchen Ritter gethan hätten. Bis ſoweit reichte, wie du ja ſelber weißt, die Tradition unſerer Familie. . . . .

Siegbert beſtätigte Dies und ſagte:

Wie oft mögen unſere ſpäter auch zum Proteſtantismus übergegangenen, verarmten und durch ſich ſelbſt entadelten Ahnen beklagt haben, daß ihrer Familie ein ſo ſtarrköpfiger Charakter angehörte, der dieſe wichtige Urkunde zurückſchicken konnte! Und wenn ſie ſich auch fänd'e, ſie würde uns jetzt nicht3 mehr helfen.

Dieſe ſchwerlich, ſagte Dankmar. Die Erben des vierblätterigen Kreuzes würden immer ſagen . . .

Des vierblätterigen Kreuzes? fiel Siegbert befremdet ein.

Das Kreuz in ſeinen vier Enden, ſagte Dankmar zum ſtaunenden Bruder, mit dem dreiblätterigen Kleeblatt blieb das katholiſche Symbol. Die proteſtantiſchen Johanniter jener Gegend jedoch — abweichend vom gewöhnlichen Johanniterkreuze — behielten das Kreuz, ſetzten aber in ſeine Enden ſtatt drei vier Rundungen, die das vierblätterige Kleeblatt bezeichneten. Dieſer Zwieſpalt währte bis zum Dreißigjährigen Krieg, wo die Ordensbekenner ausſtarben und die noch vorhandenen, nicht vertheilten Güter des Ordens den

aufgesparten und seinen Angehörigen vorbehaltenen Antheil Hugo's von Wildungen Dem ließen, der die Macht hatte, sie zu nehmen. Merkwürdig, daß die Häuser und Besitzungen, die die Urkunde von 1556 an Hugo von Wildungen abtrat, bis 1636 in seinem Namen und zu seinen Gunsten verwaltet wurden. Schon damals erhob sich ein Proceß, der in Wien geführt wurde. Der Papst hatte eine Bulle ausgestellt, der zufolge alle geistlichen Ritterhöfe protestantischer Lande ausnahmsweise nun wirklich Eigenthum, aber nur derjenigen Ritter werden sollten, die dem katholischen Glauben treugeblieben wären. Man hatte in Rom gehofft, auf diese Art durch das Privatrecht und dessen locale Geltendmachung sich einen festen Fuß in den ketzerischen Landen zu erhalten. Darauf hin hatte Hugo von Wildungen später nicht nur seinen ihm an der großen Theilung freiwillig zugestandenen Antheil, sondern den ganzen Vollbesitz des Ritterhofes Angerode erb- und eigenthümlich für sich und seine Angehörigen verlangt. Der wahre Grund war der Rückhaltsgedanke, das Eigenthum bei dem Orden nur solange aufzuheben, bis ihm Gelegenheit geboten würde, sich in Zukunft wieder zu sammeln. Lieber hob man in Rom einstweilen ein kanonisches Gelübde auf, als daß man dem Protestantismus so reiche Mit-

tel, sich zu kräftigen, freiwillig überlassen hätte. Wie viel Feindschaft auch zwischen der Priesterschaft und den geistlichen Ritterorden waltete, in den äußersten Fragen trat die Eine schützend für die Andern ein. Wie oft dacht' ich nun: Wenn jetzt eine Cession, eine Abtretung der Eigenthumsrechte an seine Familie von der Hand des Ritters Hugo existirte, wenn man ein Testament finden könnte, das auswiese, der fanatische Ritter hätte nicht der Kirche, sondern den Seinigen überlassen, was er, wenn auch nur für seinen Theil, vom Vermögen des Tempelhofes beanspruchen durfte! Wären solche Urkunden da, so ließe sich darauf hin ein juristischer Feldzug eröffnen, der . . .

Dankmar! unterbrach Siegbert den Bruder. Welche Träume! Welche Phantasieen! Soviel lernt' ich schon von dir, daß es in dem Rechtsleben Verjährungsfristen gibt, wo keine Klage über eine stehengebliebene Schuld mehr angenommen wird.

Wie aber, lieber Bruder, sagte Dankmar sicher und bedeutsam lächelnd, wenn in dieser Angelegenheit, wie im Wallenstein'schen und andern noch schwebenden uralten Processen, merkwürdigerweise deshalb nichts verjährt ist, weil sie alle funfzig Jahre wieder aufgenommen wurde und sich in ewigen Protesten die Communen mit den Regierungen über jene Hinter-

laſſenſchaft geſtritten haben? Wie, wenn ſogar unſer Staat, unſer jetziges Miniſterium mit dem Magiſtrat dieſer Stadt hier einen Proceß wegen ſiebzehn alter Tempelhäuſer begonnen hat, deſſen Zuläſſigkeit in höchſter Inſtanz längſt entſchieden iſt? Endlich, Bruder, wie, wenn ich dir beweiſen könnte, daß dieſe Häuſer — Doch genug, höre, was ich erlebte.

Siegbert ſchob die Reſte des Abendimbiſſes fort und lauſchte voll geſpannten aber doch zweifelnden Erſtaunens.

Als ich nun an jenem Abend, begann Dankmar wieder in ſeine Erzählung einzulenken, in dem Anbau des Tempelhauſes im Intereſſe der Mutter und ihrer Benutzung dieſer Räume mich orientiren wollte, entdeckte ich an einigen Stellen der Wände des Archivs, daß durch die Reihe der Jahre hier und da Mörtel losgeſprungen war. Mir fiel Dies auf, weil es mir vorkam, als wenn unter der obern Decke, die nur leicht überkalkt ſchien, ſich noch eine andere befinden müßte, die man nur dürftig überzogen hatte. Ich ziehe mein Taſchenmeſſer und fange zu bröckeln an. In der That! Es iſt unter dem etwa einen Finger dicken Ueberwurf noch eine andere geglättete Wand, die mir immer deutlicher entgegentritt, jemehr ich den ſpätern, jedoch ſehr alten Ueberputz ablöſe.

Noch konnte dieſe Entdeckung auf keinen andern Gedanken führen als den, daß man vielleicht die früher ſchadhaften Mauern neu hatte herſtellen wollen. Plötzlich aber fährt mein Meſſer in eine Ritze. Ich kratze ſie weiter auf. Es iſt ein förmlicher Spalt. Ich trenne noch mehr von der obern Wand hinweg; da wird die untere ein von Kalk beſpritzter breterner Widerſtand. Ich arbeite weiter. Bald entdeck' ich, daß dieſe Wand gefelgt iſt. Ich klopfe. Es klingt hohl. Ich habe ohne Zweifel einen Schrein vor mir, einen in die Mauer gebauten Wandſchrank. Jetzt hatt' ich keine Ruhe mehr. Ich mußte gründlicher unterſuchen, koſte was es wolle. Es war Nacht geworden. Ich kehrte über den Gang nach der alten Verbindungsthür mit dem Tempelhauſe zurück. Die Mutter ſchlief ſchon. In der Küche holt' ich mir ein Licht, ein Beil und einen kleinen Holztritt. So ausgerüſtet, kehrte ich an meine Arbeit zurück. Bis zwei Uhr in der Nacht hatt' ich daran gearbeitet, den obern Putz des ganzen gewölbten Zimmers herunterzuſchlagen; ich ſelbſt und meine Lampe, wir erſtickten faſt im Kalkſtaub, den ich nicht zum Fenſter hinausleiten mochte, ſondern wie einen Dampf durch die Thür auf den Gang und zum Kirchhofe hinausſtreichen ließ. Für die erſte Nacht begnügte ich mich mit der Entdeckung, daß die

letzten, wahrscheinlich protestantischen Ritter, die das Tempelhaus noch bewohnten, ohne Zweifel vor den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges dies Archiv hatten schützen wollen und über die in die Wände gemauerten Schränke, um sie am sichersten zu verbergen, eine ganz neue Wand gezogen hatten. Am Tage darauf setzte ich meine einsame Arbeit fort. Niemand hinderte mich, auch der Mutter entdeckt' ich nichts. Ich kannte ihre Aengstlichkeit und die allgemeine Scheu, in solchen Dingen etwas zu thun, ohne gleich der Polizei Anzeige zu machen. Die Benutzung dieser Räume stand ihr ja frei. Die Wandschränke der Zimmer, die wir im Tempelhause hatten, standen ihr ja auch offen. Auch hier fanden sich nun Wandschränke. Was sollt' ich zögern, sie, so gut es ging, für unser Bedürfniß zu öffnen! Ohne einen Schlosser war Dies freilich nicht möglich. Ich fand glücklicherweise einen, der es ganz in der Ordnung fand, daß die Mutter diese Gelasse nach Bequemlichkeit benutzen wollte. Der entfernte Schutt konnte ihn auf keinen andern Gedanken bringen, als daß hier noch einige Repositorien zur Mahl- und Schlachtsteuerverwaltung übriggeblieben waren, zu denen denn, „wie gewöhnlich", fügte er hinzu, die Actuare den Schlüssel verloren hätten. Als der Schrank geöffnet war und wieder neue Schub-

läden zeigte, die dem Schloſſer aufzuziehen nicht einfallen konnte, war ich geborgen. Ich entdeckte das vollſtändige Archiv der Tempelherren und Johanniter von Angerode, ſeit dem Uebergang der Templerei in den Bruderorden des St.-Johannes im Jahre 1320 bis zum Jahre 1636. Alles Das, was ſich auf die Geſchichte des johanniti ſchen Tempelhofes ſeit ſeinem Uebertritt zum Proteſtantismus bezog, war auffallenderweiſe in einem großen eichenen braungebeizten Schrein vereinigt, der auf dem Deckel in erhabener Holzarbeit ein Kreuz zeigte, deſſen Enden in vierblätterige Kleeblätter ausliefen. Dieſen Schrein nun —

Um Gotteswillen, rief Siegbert, den haſt du doch nicht aus dem Amtsgebäude entfernt?

Dankmar wollte antworten, aber in dieſem Augenblick wurde das Gebell des Hofhundes, das ſchon ſeit einigen Minuten wieder begonnen hatte, unerträglich. Die Brüder, ganz vertieft in ihre Mittheilungen, ſahen ſich um. Die Nacht hatte ſich leiſe mit einem durchſichtigen Sternenkleide herabgeſenkt. Johanniswürmchen funkelten ſchon im Graſe. Alles war ſtill, traulich, nächtlich, nur der Hofhund machte einen Lärmen, der den gereizten Nerven der Brüder förmlich Schmerz verurſachte.

Die Beſtie! rief Dankmar und wollte ſchon hinaus,

fällige Abweichungen zu ſein, von anekdotiſchem Intereſſe, ſonſt unerheblich für einen Genius, der über den Charakter ſeiner poetiſchen Mittel nachgedacht habe und bis zur innern Centraliſation des Künſtlers in ſich durchzudringen verſuchte. Goethe wandte ſich deshalb jener thetiſchen Poeſie zu, die namentlich im Dramatiſchen von Byron ohne Glück kultivirt iſt. Was läßt ſich über Marino Falieri Günſtiges urtheilen! Die Rhetorik langt aus dem Munde der darin aufgeführten Perſonen Zettel heraus, die mit ſehr ſchönen aber unmächtigen Reden bedeckt ſind. Manfred iſt eine Dunſtgeſtalt ohne den Reiz des Lebens, eine der metaphyſiſch-poetiſchen Ghrien, die es jetzt im ſataniſchen Fache ebenſo gut gibt, wie im theologiſchen. Wie flach, allgemein und eben durch die Unermeßlichkeit ſo leer iſt Kain! Die Erhabenheit dieſer Dichtung liegt nicht in der Auffaſſung, ſondern in dem Gegenſtand. Die Wolken jagen und thürmen ſich aufeinander, Millionen von Meilen werden wie Rechenpfennige geſpendet, dazwiſchen ein Skepticismus, der weder poetiſch noch philoſophiſch iſt und ſchon von Natur kalt laſſen muß. Ich glaube doch, daß Goethe, wenn er es lobte, hiebei nicht aufrichtig und von Herzen warm geworden iſt.

Goethe war zu beklagen; denn unmöglich beſaß er Freiheit genug, um an Byron's beſten Produktionen, an den Erzählungen, jene Genüge zu finden, die er ſich ſtellt an den philoſophiſchen Leiſtungen des Dichters gefunden zu haben. Wie mußte ein an die klaſſiſche Monotonie des Homer, an die geſchwätzige Gleichmäßigkeit Arioſt's gewöhntes Urtheil berührt werden, wenn Byron eine kleine Anekdote zu einem endloſen Gedichte dehnt, hier etwas einmiſcht, das nicht zur Sache gehört, dort gegen die Kritiker und Hofpoeten polemi-

um das Thier zur Raiſon zu bringen, als Kathrine die Gartenthür aufſtieß und herüber ſchrie:

Er kommt!

Gott ſei Dank! rief Dankmar, nahm ſeinen Hut und eilte über alle Beete weg den kürzeſten Weg zum Hofe des Pelikan. Siegbert folgte ihm langſamer und fühlte, als umgäbe ihn geiſterhafter Spuk, nach ſeinen Taſchen. Er erſtaunte, wie Hackert über das Kreuz an der Kirche in Tempelheide ihn ſo richtig hatte aufklären können. Am Stil der Kirche, mußte er ſich jetzt ſagen, fand er, daß ſie allerdings nur aus den Zeiten nach der Reformation herrühren konnte. Aber zu der Aufregung des Bruders wußte er nicht, ob er ſich ihrer freuen oder betrüben ſollte. Sie ſchien ihm zu krankhaft, zu unnatürlich, an Dankmar ganz ungewohnt. Er kannte ihn nur von ſeiner klaren und immer helldenkenden Vernunftſeite. Wenn ihn zum erſten male hier etwas täuſchte, wenn er ſtatt nach dem langſam zu erreichenden Ziele ſeiner gediegenen Kenntniſſe und ſeiner freimüthigen Geſinnung nach einem Luftphantome griffe! Er folgte tief bekümmert dem Bruder, indem er die kleinen Wege einhielt, die in dem beſcheidenen Gärtchen von den Beeten bezeichnet waren.

Es war faſt Nacht geworden. Aber im Hofe des

Pelikan wurde es lebendiger wie am Tage. Der Hofhund ließ ſein Bellen nicht, ja einige kleine Kläffer hatten ſich ihm noch zugeſellt und führten ein ohrenzerreißendes Concert auf. Woher ſie die Witterung hatten, daß der Fuhrmann Peters von Angerode, der Eheherr ihrer jetzigen Herrin Kathrine, ankam, iſt ſchwer zu ſagen. Nur das elektriſch bewegte Schalten und Walten Kathrinens, ihr plötzlicher Aufſchrei: Er kommt! mußte ihnen das Zeichen gegeben haben, daß etwas im Werke und Werden war. Der dicke Pelikanwirth ſchlorrte, auch ſeinerſeits inſoweit erregt, als in dieſe Fleiſchmaſſe Leben und Bewegung kommen konnte, auf und ab. Der gute Mann mußte gewohnt ſein, beherrſcht zu werden, ſonſt würde er nach dem Tode der Pelikanwirthin ſich nicht ſo ganz fremden, untergeordneten Menſchen in die Arme geworfen haben. Kathrine zeigte ſich jetzt in der Art, wie ſie einen Stall- und Hausknecht zur Vorbereitung des Empfangs zurechtwies und eine andere Magd ſchalt, die die Einfahrt des Thorwegs mit Kücheneimern und Beſen verſtellt hatte, als die eigentliche Herrin des Ganzen, die die Umſtände dieſes Gaſthauſes klug zu ihrem Vortheil benutzt hatte.

Doch war ſie heute nicht ganz ſo froh, wie ſonſt, wenn Peters von Angerode anfuhr.

Ich weiß nicht, sagte sie, ist er so müde oder was hat er, daß er auch nicht einmal mit der Peitsche klatscht! Sonst hörte man ihn schon vom Chausséeeinnehmer her, soviel knallte er, daß es die ganze Vorstadt wußte: der Peters ist da. Und heute ... es muß wol das Rad sein. Wo soll's auch hinaus, wenn man in schlechten Zeiten auch noch die Achse bricht! Der Wagen geht ihm nahe, das ganze Geschäft! Er weiß, daß es nichts mehr taugt und in den Ofen geschoben werden muß, statt in die Remise.

Die Erwähnung der Remise brachte sie wieder darauf, daß der Hausknecht ihre Thorflügel nicht weit genug geöffnet hätte.

Muß man denn überall seine Augen haben! polterte sie sich in einen künstlichen Zorn hinein. Wird denn nichts geschafft, wenn man's nicht selber angreift und Jeden mit der Nase darauf stößt! Ja, ja, Musje Siegbert, da sehen Sie, daß es in Thaldüren nicht allein etwas zu schaffen gab! Hier fehlt uns aber so ein langer Matthes, wie auf dem Pfarrhofe, der den ganzen Tag wetterte und die Faulen anhetzte. Matthes fluchte den ganzen Tag, und wenn's der Herr Vater merkte und's ihm verwies, sagte der alte Spitzbube: wo soviel gebetet wird, Herr Pfarrer,

kann auch einmal ein bischen geflucht werden, sonst kommt Eins in den Himmel zu zeitig.

Siegbert freute sich der Erwähnung des alten Matthes aus ihrer Knabenzeit, Dankmar aber hörte nicht mehr darauf, so erfüllte ihn Peters' Ankunft. Er sah in dem von einigen Lämpchen erhellten Zwielicht der Landstraße den großen Wagen auf dem schlechten Pflaster langsam herantaumeln. Hohl drohnten die krachenden großen Räder herauf. Er blieb wieder stehen, nachdem er dem Wagen einige Schritte entgegengegangen war. Kathrine, die bald in der Küche, bald im Stall, bald auf der Straße war, sagte jedesmal, wenn sie wieder ausschaute:

Ach! ach! wie 'ne Schnecke! Was wird er müde sein und wie ärgerlich! Und er klatscht nicht! Er klatscht nicht! Das ist schlimm . . .

Endlich war denn der große, mit grauen Leinen überspannte Wagen dicht am Pelikan. Drei schellenbehangene Pferde zogen ihn. Peters in blauer Blouse schritt zur Linken. Er hinkte etwas. Wie der Fuhrmann beim Schein einer Laterne Dankmarn erkannte, sagte er mit sonderbarem heisern Tone:

Dacht' mir's! Dacht mir's! Guten Abend —!

Ihr habt Unglück gehabt, Peters? begrüßte ihn

Dankmar. Doch Alles wohl verwahrt? Sonst keinen Schaden genommen?

Jesus! schrie auch in diesem Augenblicke seine Frau; du hinkst ja, Mensch? Du hast Schaden genommen ...

Guten Abend! sagte Peters mit gedämpftem Ton und lenkte die muden Pferde in den Thorweg ein. Dem dicken Wirth galt ein zweiter Gruß. Doch hätt' er ihn bald an die Wand des engen Thorwegs angequetschen können, wenn er nicht rasch in die Wirthsstube retirirt wäre. Endlich standen Pferde und Wagen im Hof. Kathrine, Siegbert, Dankmar drängten sich an den Fuhrmann, der in dem Augenblicke, als er das Ziel seiner Fahrt erreicht hatte, einen Schmerzensschrei ausstößt und zusammensinkt.

Was ist? Gott im Himmel! Peters! so scholl es durcheinander. Kathrine wirft sich über ihren Mann. Der Wirth zum Pelikan ruft: Wasser! Siegbert tritt geängstigt näher. Dankmar faßt des in halber Ohnmacht daliegenden Mannes Hand. Was ist Euch, Peters? Seid Ihr krank? Erholt Euch!

Ich überleb's nicht, stöhnte der von innerer Qual gefolterte Mann, ich überleb's nicht.

Aber Peters, suchte ihn sein Weib zu beruhigen, erkennst du nicht die jungen Herren? Was hast du? Ist's dein Bein, was dich schmerzt? Der Wagen ist

auf dich gefallen, als das Rad brach? Sollen wir Leinen in Waſſer tauchen? Willſt du naſſe Leinen auflegen? Sprich nur was, um Gotteswillen!

Statt aller Antwort ſchüttelte Peters heftig mit dem Kopf und lehnte mit der Hand jede Hülfleiſtung ab.

Ich erkenne die Herren wohl, begann er endlich, als Alles geſpannt lauſchte, aber vergeben Sie's mir, Herr Dankmar, . . . Gott iſt mein Zeuge . . .

Peters! rief Dankmar von einer Ahnung ergriffen; der Schrein —

Iſt fort! ſagte Peters dumpf und ſeine Geſichtszüge verzogen ſich wie das Lächeln eines Wahnſinnigen.

Grimmiger Zorn packte Dankmarn.

Menſch! ſchrie er und rannte an den Wagen, um das Leintuch abzureißen. Er ſah Kiſten, Fäſſer, Ballen genug. Der Schrein iſt da! Verpackt unter den andern! Du irrſt, Peters!

Fort! ſtöhnte Peters dumpf.

Kathrine brach in ein lautes Schluchzen aus. Die Hunde bellten nicht mehr. Der Pelikanwirth mußte ſich erſchöpft und ermüdet auf einen Futterkaſten an dem Stalle ſetzen. Der Hausknecht löſte ſtill die Pferde von der Deichſel und nahm ihnen die Schel-

lenhalfter ab. Müd und wie traurig und mit böſem Gewiſſen ſchlichen die armen Gäule in den Stall. Alles ſtumm im Hofe und faſt geſpenſtiſch . . .

Siegbert, der ſeinen Bruder fürchterlich leiden ſah, nicht minder wie den unglücklichen Fuhrmann, ergriff endlich das Wort und ſagte:

Erinnert Ihr Euch auch, den Schrein wirklich aufgeladen zu haben?

Ha! ha! war die ganze Antwort.

Wo entſinnt Ihr Euch, daß Ihr ihn zuerſt vermißtet, fuhr Siegbert fort.

Hinter Hohenberg und Pleſſen! antwortete der Fuhrmann.

Auf freiem Feld?

Im Dorfe Pleſſen, an der Schmiede.

Wo Ihr das Rad herſtellen ließet, das gebrochen war?

Dort.

Der Wagen mußte abgeladen werden?

Das mußt' er.

Ihr waret indeß in der Schmiede, wo das Rad hergerichtet wurde?

Ich lag halbtodt.

Armer Mann! Man muß Mitleid mit Euch haben. Aber der Schrein war meinem Bruder von

Werth. Er enthielt Documente von seltener Wichtigkeit. Er würde ihn selbst mit sich geführt haben, wenn er nicht noch im Harz Geschäfte gehabt hätte. Er glaubte den Schrein Euch auf die Seele gebunden zu haben.

Er war's auch.

Aber Ihr wurdet von dem Sturz des Wagens ohnmächtig. Ihr wußtet vielleicht nicht, daß man, um das Rad herstellen zu können, die Last des Wagens erleichtern mußte. Man packte ihn ab, und als Ihr Euch erholt hattet, als das Rad fertig war und Ihr, unterstützt von den Leuten in Plessen, weiterfahren konntet, vermißtet Ihr erst das anvertraute Gut?

O nein, sagte Peters und richtete sich mühsam auf. Als ich mich erholte, schalt ich, daß man in der Schmiede so schlechte Hebebäume hatte, um nicht einmal einen so leichten Wagen unabgepackt zu lassen. Ich fluchte, wie man mir meine Fracht abladen konnte. Ich raffte, es war in der Dämmerung des Morgens — denn ich fuhr der Hitze wegen in der Nacht — ich raffte gleich Alles zusammen, was um die Achse zerstreut herumlag. Ich wußte, wo der Schrein stand, ich hatte ihn immer im Auge, ihn, der mir so heilig anvertraut war. Ich faßte wol alle Stunden an die Leinwand, ob ich auch noch das Kreuz auf dem Deckel

fühlte. Nach dem faßt' ich zuerst. Ich find' es nicht, das Kreuz auf dem Holze iſt nicht da. In meiner Ohnmacht hatte man abgeladen, Alles auf dem Wege liegen laſſen und war mit dem Rad an die Schmiede gegangen, von der mir funfzig Schritte weit das Unglück paſſirte. O Gott! Wie war mir, als ich den Schrein nicht fand! Noch vor einer halben Stunde hatte ich das Kreuz gefühlt.... Um zwei Uhr Nachts fuhr ich aus. Um halb Drei brach das Rad; der Wagen ſtürzte ſo, daß mein Bein gequetſcht wurde. Ich ſchrie auf und rief und jammerte. Man kam zur Hülfe. Eine halbe Stunde mocht' ich betäubt gelegen haben. Nachdem hink' ich und ſehe mich allein unter meinen abgeladenen Gütern. Der Mond ſtand noch am Himmel. Alles ſtill. Kein Menſch um mich. Nur im Schloſſe Hohenberg oben entdeckt' ich helle Fenſter.... Muſik, wie von einem Tanz her, den ſie dort bis an den Morgen hielten, und von der Schmiede hört' ich die Hammerſchläge. Der Morgen graute. Ich überſehe meine Güter. Die kalten Umſchläge, die man dem Bein gegeben, hatten ihm gut gethan. Ich konnte leidlich gehen. Da! Mein erſter Blick ſucht den Schrein, ich find' ihn nicht. Jeſus! Es war mir in meiner Betäubung, als hätt' ich einen Mann geſehen, der ihn forttrug;

einen Mann in einem Mantel. . . . Ich hörte den Schrein an einem Steine poltern; denn er war ſchwer zu tragen, genau gewogen, ſechsundvierzig Pfund und ein halbes. Ich ſag' es noch — es war kein Traum — geraubt iſt der Schrein. Geſtohlen iſt er, das ſchwör' ich zu Gott. Ich ſchlug Lärm, rief den Schmied, ſeinen Geſellen. Ich will den Schrein ſehen! Die Leute waren halb verſchlafen, hatten kaum gewußt, was ſie abluden. Sie hatten nur auf mein Jammern und das Winſeln meines Hundes gehört . . .

Wo iſt Bello? rief Kathrine, jetzt erſt fühlend, was ihr gefehlt hatte.

Bello . . . Bello hat bei dem Sturz ein Bein gebrochen, ſagte der Fuhrmann ächzend.

Bello iſt todt! jammerte ſein Weib.

Wenn ihn der Schmied nicht heilt, vielleicht! ſagte Peters und fuhr mühſam fort:

Das Schreien und Winſeln des Thieres weckte den Schmied, ich lag in Ohnmacht. Bello blieb beim Wagen und winſelte. Ich hörte ihn in meinem Zuſtand, als man mir die Umſchläge machte. Ich frug ihn, den Bello, ja den Hund, als ich erwachte, nach dem Schrein. Das Thier verſtand mich und heulte und winſelte und hörte nicht auf zu bellen.

ſirt, an einer andern Stelle den winzigſten Detailumſtand in's Endloſeſte ausſpinnt und das Alles unterminirt mit Horaz, Virgil und einer die poetiſche Jungfräulichkeit überall verletzenden Gelehrſamkeit! Goethe akkommodirte ſich. Die Dedikationen Byron's trieben ihn in die Enge, die engliſche Kolonie in Weimar verpflichtete ihn zur Antheilnahme und um nicht ganz an der Selbſtbethörung zu nichte zu werden, hielt er ſich dann an jene myſteriöſen Kompoſitionen, in welchen er ſich die ſchimmernſten Lichtſtreifen von Poeſie zu erblicken überredete.

Es iſt ein Unglück, daß Goethe den Don Juan vielleicht häuslich goutirte, ihn aber nicht öffentlich anzuempfehlen wagte. Indem er auf jene Produktionen Byron's verwies, welche eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ſeinen eigenen Leiſtungen haben, verrückte er den Standpunkt der Weltliteratur. Vor dieſem allgemeinen Tribunale ſollte Lord Byron nur als ein Charakter gelten, der, wie wir ihn bezeichnet haben, ſich eines Stückes Poeſie bemächtigt hatte. Jetzt ſcheint es, als wäre gerade die Nachahmung jener dem Dichter mißlungenen Partien empfohlen worden. Man erſchrickt, wenn man eine ſo durchaus abſcheuliche Kompoſition wie Edgar Quinet's Ahasverus mit der Anmaßung auftreten ſieht, als gehörte ſie zur Weltliteratur, als ſetzte ſie deutſche und engliſche Elemente nach Frankreich über, als ſei ſie in irgend einem Betracht dem Fauſt Goethe's an die Seite zu ſtellen. Es herrſchen hier mannichfache Begriffsverwechſelungen, von denen nicht die geringſte die iſt, daß die Wahl großer Stoffe ſchon günſtig gegen die Ausführung durch kleine Talente zu ſtimmen pflegt.

Ueberhaupt iſt auch für Deutſchland Goethe's Nachwirkung nicht materiell, ſondern formell. Was er uns hinterließ,

Aber es hatte den Dieb nicht festhalten, mich nicht wecken können. Da lag ich elend, da lag mein treues Thier, zerstreut meine Fracht und ein Räuber umschlich uns, der, ich schwör's — uns bestohlen hat!

Sich aussprechen und sein Unglück erzählen können, schien den Fuhrmann etwas zu erleichtern. Nach einer Weile fuhr er, während Tankmar starr brütend zuhörte, fort:

Das Dorf Plessen liegt am Fuße des Schlosses Hohenberg. Mit meinem hinkenden Beine schleppte ich mich an alle Thüren und rief den ganzen Ort wach. Es war vier Uhr. Oben auf dem Schlosse erloschen allmälig die Lichter. Einzelne Wagen fuhren herunter. Man hatte ein Fest gefeiert, das nun zu Ende war. Jeden Wagen hielt ich an und fragte nach meinem verlorenen Gute. Die geputzten Gäste lachten mich aus und antworteten, ich sollte sie schlafen lassen. Den Ortsvorstand holt' ich aus dem Bett. Ich verlangte, daß der Schmied und sein Gesell festgenommen würden, und doch kannt' ich Beide als ehrliche Leute seit Jahren, und ich schämte mich, sie für Diebe zu halten. Auch ließ ich sie frei und bei meinem Rade. Der Schmied ist blind, sein Sohn taub. Die sind ehrlich. Aber das ganze Dorf bot

auf und gesucht wurde überall, hinter jedem
rauch, in jedem Graben; aber der Schrein blieb
oren. Gott weiß es, in welches Teufels Hand
gekommen! Was sollt' ich thun? Das Rad war
estellt, der Wagen fertig, mein Hund blieb beim
mied, der ihn heilen will. O Gott! Was sollt'
hun? Der Ortsverstand versprach mir auf Ehr'
Seligkeit, Alles anzustellen, um den Gaunerstreich
ntdecken. Meine Lieferungszeit für die Güter ist
Tag und Stunde berechnet. Ich mußte fort. Die
e zogen den Wagen und mich. Geben konnt'
enig, ich hinkte. Da bin ich nun, Herr! Ma-
Sie mit mir, was Sie wollen. Der Schrein ist
len.

ach einigem Bedenken sah Dankmar nach seiner
nuhr. Es war halb Zehn.

ie weit ist's bis Hohenberg und Plessen? fragte
h.

r rechnen vierzehn Meilen. Es sind dreizehn
h, sagte Peters.

ich mit einem Einspänner morgen Mittag
gte Dankmar weiter.

morgen Abend, wenn's ein guter Gaul ist
e ihm dann und wann einige Ruhe gönnen.
Wirth, sagte Dankmar, ich sah in Ihrer

Remiſe einen Einſpänner ſtehen. Pferde haben Sie im Stall. Wollen Sie für mich einſpannen laſſen? In zwei, drei Tagen bin ich wieder da.

Bruder, fiel Siegbert erſchrocken ein, iſt dir der Verluſt denn wirklich ſoviel werth, daß es dir an einem Aufruf in den Zeitungen und einer Anzeige an die dortige Behörde nicht genügt?

Ich bitte dich! erwiderte Dankmar mit großer Beſtimmtheit. Mache gegen ein Unternehmen keine Einwendung, das mit meinen künftig wichtigſten Lebensplanen in zu naher Verbindung ſteht. Es iſt ja nicht um dieſen Schrein; es iſt nicht um dieſen zeitlichen Gewinn; es iſt um etwas Höheres, das in mein und dein ganzes Leben eingreifen ſoll . . .

Damit trat er näher und flüſterte dem Bruder halblaut zu:

Siegbert, haſt du Geld bei dir, ſo gib! Oder meinſt du, daß der Wirth uns zwanzig Thaler vorſchießt? Du ſchickſt ſie ihm morgen wieder.

Siegbert ſchien der Säckelmeiſter der Brüder zu ſein. Er verwaltete das höchſt ſchwierige Amt, zwei jungen Männern, die noch keine ſichere Lebensſtellung hatten, ſoviel Hülfsmittel durch weiſe Oekonomie beiſammen zu halten, daß ſie immer mit leidlichem Anſtand in der Welt beſtehen konnten.

Er murmelte einige ſonderbare Worte, die wie ein keineswegs günſtiger Kaſſenüberſchlag klangen.

Die Reiſe nach Angerode hat Geld gekoſtet, ſagte Dankmar ungeduldig . . .

Und mein Bild iſt noch nicht verkauft, fiel Siegbert in jenem murmelnden bedenklichen Tone ein, der auf eine augenblickliche finanzielle Ebbe zu deuten ſchien.

Aber was machen wir uns denn für Sorge! fuhr Dankmar plötzlich auf. Du haſt ja hundert Thaler bei dir.

Ich — hundert Thaler? Was fällt dir ein?

Wozu die Bedenklichkeiten! Der Rothkopf iſt ein Kapitaliſt, der mit unſern Zinſen zufrieden iſt. Sahſt du denn nicht, daß er uns ein Zwangsdarlehen aufdrängte? Gieb nur her! Zwanzig Thaler genügen. Für das Uebrige wird unſer Schutzgeiſt ſorgen.

Siegbert, faſt voll Entrüſtung, zögerte . . . Es iſt Unrecht von dir, mich in ſolche Verſuchungen zu führen! ſagte er; dein abenteuerlicher, mir jetzt noch lächerlicher Schrein! Ich verſtehe dein archivaliſches Unglück gar nicht, kann deine finanzielle Ungeduld gar nicht ſchätzen. . . . Was weiß ich denn, was hier ſo Wichtiges auf dem Spiele ſteht! Ich will nicht ſagen, daß ich — er lenkte dabei freundlicher ein —

zu Hause aus unserm Staatsschatze diese zwanzig Thaler nicht wieder ergänzen könnte . . .

Das kannst du? rief Dankmar. So günstig steht die Bilanz der Gebrüder Wildungen? Und da quälst du mich mit einer Miene, die aussieht wie ein österreichischer Bankbericht? Her das Packet! Zwanzig von hundert bleiben achtzig! Wir sollten geizen, wir, die wir Pferde an Landstreicher verschenken, classische Bilder malen, ohne sie zu verkaufen, wir, die wir eine Anstellung im Staate so lange verachten, bis sich der Staat gebessert hat und würdig zeigt, einem Mann von Grundsätzen jährlich achtzehnhundert Thaler Gehalt zu geben, wir, die wir die arrangirtesten jungen Weltverbesserer sind, die nur jemals das Wort Credit und das Geld überhaupt verachtet haben!

Solchem Humor konnte Siegbert nicht widerstehen. Er trat hinter den großen Packwagen, griff in die Tasche, löste das Packet und zählte dem Bruder soviel Scheine ab, als er gewünscht hatte. Währenddem wurde schon die kleine Kalesche aus der Remise gezogen, die Stalllaterne leuchtete einem Pferde voraus, das langsam mit gebücktem Halse über den Hof schlich, in die Gabel des Wägelchens vom Hausknecht eingeschoben und angeschirrt wurde. Kathrine und Peters waren inzwischen verschwunden.

Und nun ... wer fährt Sie jetzt? fragte der Pe-
fanwirth, der mit Gutmüthigkeit an Dankmar's Ver-
ſt den innigſten Antheil nahm.

Ich ſelbſt! Ich ſelbſt! Nur die Peitſche her!

O, Das nicht, Herr! Das macht Sie müd und
att. Kaſpar, da mein Knecht, geht mit. Die Peitſche
holt, Kaſpar! Die Decke auf den Bock! Sapper-
, ſchläft der Kerl ſchon um die zehnte Stunde im
ehen! Hört und ſieht nicht, was um ihn vorgeht!
aſpar!

Schon wollte ſich Kaſpar, aufgerüttelt von ſeinem
rrn, der in fremder Ermüdung nur ſeine eigene
tuſchen wollte, anſchicken, dem Befehle zu folgen,
aus der Dunkelheit eine Stimme ertönte und die
orte vernehmbar wurden:

Wecken Sie doch den Kaſpar nicht aus ſeinen
en Träumen, Herr Wirth. Er ſehnt ſich, ſehen
nur, nach einem tiefen Chauſſeegraben, in den
den Herrn hineinfahren wird. Wenn Sie erlau-
, meine Herren, mach' ich mir das Vergnügen
...

Der Sprecher brach ab und trat vor. Es war
kert. Die Stalllaterne beleuchtete ſeine magere
ſtalt und gab ihr im Zwielicht ein unheimliches,
wittertes Ausſehen. Er hatte die Hände in den

Beinkleidertaschen, als fröstle ihn. Das Halstuch hing über dem zugeknöpften Frack herab in langen, losen Zipfeln.

Sind Sie schon wieder da? fragte Dankmar erstaunt, während Siegbert in eine unbeschreibliche, fast komische Angst gerieth. Er gedachte, wie es nun werden sollte, wenn der sonderbare Fremde jetzt sein veruntreutes Pfand wieder verlangte.

Ich habe den Levi auf Ihren nächsten Händedruck vertröstet, sagte Hackert. Jude bleibt doch Jude und wenn er auch Sporen an den Stiefeln trägt. Der alte Schimmel, der unter Roßtäuschern groß geworden ist und mehr Hengste gewallacht hat als mancher Beschnittene Dukaten wallacht, ist mein Freund nicht. Er meinte, es hat gute Wege —

Und war doch froh, daß er sein Pferd wieder bekam? entgegnete Dankmar forschend und wiederum zu Siegbert hinüberlugend, der vor Schreck über diese rasche Wiederkehr Hackert's fast sprachlos geworden war.

Die Mähre läßt sich's schmecken, als wenn sie ein Wettrennen mitgemacht hätte. Sie sehen übrigens, daß ich mit Pferden umzugehen verstehe. Wenn's Ihnen recht ist, fahr' ich Sie nach Hohenberg und helf' Ihnen die Kiste mit dem Kreuz suchen. Sehen

e, Herr Maler da hinten, ich bin curios, ob das
drei- oder ein vierblätteriges Kreuz sein wird!
eichviel, wenn wir das Ding nur wiederfinden!
Dankmar horchte hoch auf. Siegbert erzählte dem
uder in wenig Worten, daß er die Bemerkung über
ähnliches Kreuz an der Kirche zu Tempelheide die-
gefälligen Herrn Hackert verdanke.
Hackert! Ganz Recht! Das ist mein Name! sagte
er, und ich denke, ich fahre Sie nach Hohenberg.
treffen dort Gesellschaft. Lasally und seine Jo-
s sind dort — sonst freilich . . .
Sonst? wiederholte Dankmar, als Hackert stockte.
Sonst — sagte Hackert und griff nach der Peitsche,
Kaspar geholt hatte. Mit einer Bewegung der
ne holte er aus und knallte. Er schien die Ant-
rt vermeiden zu wollen.
Kaspar und der Pelikanwirth schienen wenig Ver-
nen zu dem aufdringlichen Mann zu haben und
mmten vor sich her. Siegbert kämpfte wieder mit
Gefühl, daß Hackert doch wol ein zweideutiger,
s Vertrauens unwürdiger Mensch wäre, und bangte
dem Gedanken, den geliebten Bruder mit einem
Feld herumschleichenden Tagediebe, einem abge-
en Schreiber, allein zu lassen. Allein Dankmar,
vom Bruder besorgen mußte, daß er, um nur

den Antrag Hackert's ablehnen zu können, die ihm eben zugezählte Summe von zwanzig Thalern zurückfodern würde, schnitt alle weitern Verhandlungen mit den Worten ab:

Steigen Sie auf, wenn's Ihr Ernst ist! Machen wir nun vorwärts.

Gut denn! Es ist mein völliger Ernst. Aber wenn ich nun bitten dürfte . . .

Dabei hatte ihn Dankmar schon auf den Bock gehoben. Der Wirth warf die Decke und einen alten Mantel nach.

Erlauben Sie aber noch, sagte Hackert, sich zu Siegbert umwendend, erlauben Sie nur noch — zur Reise braucht man Geld — darf ich um mein Pfand bitten —

Ihr Pfand behält mein Bruder, sagte Dankmar rasch entschlossen. Wer verbürgt mir, daß Sie den Gaul richtig abgeliefert haben?

Henker! Was? rief Hackert und richtete sich auf dem Bocke hoch auf. Sie wollten . . .

Aber in demselben Augenblicke schlug Dankmar mit der Peitsche schon auf das Thier ein, rief: Allez! und ohne weitern Abschied zu nehmen, jagte er aus dem Thorweg hinaus, schwenkte rechts um und hielt Hackerten, der immer schrie: Halt! halt!

Laſſen Sie mich! auf dem Bocke feſt, wie Einen, den man mit Gewalt entführt. So flogen ſie von dannen. . . . . .

Siegbert wußte nicht, wie ihm dabei geſchah. Es ſchien ihm bald, als wenn Hackert, wie er das Pferd entwendet hätte, ſo vielleicht auch Abſichten auf das Fuhrwerk hegte. Bald ſchlug er ſich wieder an die Stirn über die Gefahr, in die er ſeinen Bruder ſich ſtürzen ſah. Zuletzt mußte er lachen, wenn er bedachte, mit welcher Geiſtesgegenwart Dankmar plötzlich alle Verlegenheiten über die Rückgabe der hundert Thaler abgebrochen hatte. Ein Eingeſtändniß an Hackert, daß man von ihm das im Augenblicke ſo nöthige Reiſegeld hätte borgen müſſen, war' ihm zu peinlich geweſen. Ihm ſchwindelte, wenn er bedachte, wie faſt gewaltſam der Zufall heute dieſen Fremden in ſein Leben gedrängt hatte — und nun war er mit dem Bruder unterwegs! Der Wagen raſſelte noch eine Weile. Dann keine Spur mehr.

Wer iſt der Menſch? fragte der Pelikanwirth. Als Siegbert ſchwieg, beſtätigte Kaſpar, daß er während Peters' Erzählung in den Hof hineingetreten wäre und zugehört hatte. Siegbert beſann ſich, daß er dem Bruder die zwanzig Thaler glücklicherweiſe hinter dem großen Frachtwagen, alſo von Hackert ungeſehen, zu-

ist die Tradition des abstrakten Genies, die Form, die Gränze und die Methode. Er hinterließ uns Etwas, woran man lernen soll, sein großes Vorbild, seine Meisterschaft, die sich gewiß auch für die Beurtheilung fremder Produktionen auf einige ausgesprochene Maßstäbe zurückführen läßt. Durch Goethe's Studium soll sich jede ausschweifende luxurirende Phantasie im Zügel ergriffen fühlen und auf jene Bahn einlenken, wo selbst das Willkürlichste nicht ohne innere Formation ist, jenen Blumen gleich, welche der Frost auf Fensterscheiben zeichnet. Es ist wahr, Goethe war ein Condottiere des Genies. Will ihn die Vergangenheit dafür strafen, immerhin! Die Zukunft muß ihm danken; denn von seiner Allgemeinheit lernt sie, von seiner Unbefangenheit wird sie befruchtet. Niemand kann ein Vorbild sein, der nicht Etwas in sich trägt, das sich auf alle Fälle anwenden läßt.

Jeder Cicerone der gegenwärtigen deutschen Literaturzustände wird in Verlegenheit gerathen, wenn ihn ein Fremder fragte: Wo ist das Genie? Du sprichst von Tendenzen, von philosophischen Sekten, von entscheidenden Sekten: wo ist das Genie? Wo ist jene Allgemeinheit, die kein anderes Credo hat, als eines auf sich selbst? Wo ist jener Funke, der hier als mildes Feuer wärmt, dort als Flamme wüthet, der Alles entzündet, was du willst, und der aus den größten Tollkühnheiten sich immer wieder in seine stille heimliche Gluth zurückzieht? Wo ist jene Freiheit vom Gesetz, von der Meinung, von der Partei; wo jener Abenteurer, der nur sich und seine Farbe und seine Dame kennt und die Lanze bricht mit Ideen? Klopstock, Herder, Wieland — das ist schon lange her.

gezählt hatte. Erſt wieder von da hervortretend, wurden ſie von ihm angeredet.

Zu dem Allem kam noch Kathrine weinend über das Elend ihres Mannes. Er hatte ihr die ſämmtlichen Declarationen ſeiner Fracht eingehändigt und ſich wie ein Sterbender ins Bett geworfen mit den Worten: Mach du nun Alles ab: ich werde wol recht lange krank liegen! Von da an hätt' er nichts mehr hören und ſehen, auch nichts mehr genießen mögen. Siegbert verſagte der weinenden Frau nichts von ſeiner Theilnahme, bezahlte ſeine Schuld und verſprach ihr und dem Pelikanwirth aus der Stadt ſogleich einen Arzt zu ſchicken.

Er ging und zuerſt zu dem nächſten Arzte, den ihm der Pelikanwirth bezeichnet hatte. Dann aber trieb es ihn in die Lafally'ſche Reitbahn, um zu hören, ob Hackert wirklich das Pferd abgeliefert.

Im Gewühl der Stadt angekommen, hörte und ſah er nichts von den Menſchen, die an ihm ſpät Abends noch vorüberſtreiften, ſo erfüllt war er von Angſt und Schrecken über die fernern Begegniſſe ſeines Bruders, der ihm einem Phantome nachzujagen ſchien, für das ihm jede reelle Anknüpfung fehlte! Nur der eine Gedanke wurde ihm in dieſem Tumulte zuletzt licht und klar, der ihm heimlich und geiſterhaft zuflüſterte:

Man tanzt in Hohenberg bis tief in die Nacht! Dankmar wird Melanie ſehen! Melanie unter geputzten Gäſten! Melanie, die Schönſte der Sylphiden, die im Mondenſchein ſchlüpfen! Melanie in Hohenberg, umſchwärmt von Laſally und den jungen Stutzern der Reſidenz, die ihr zudringlich genug aufs Land gefolgt ſind! Melanie, der bezaubernde Mittelpunkt einer in ihrem Anſchauen ſchwelgenden Geſellſchaft. . . . Die Geigen tönen — die Säle ſind erleuchtet — die Blumendüfte einer ſchönen, reizenden Natur dringen durch die geöffneten Fenſter — die Sterne funkeln — der Mond flimmert — Melanie und mein Bruder in Hohenberg . . .

Da bemerkte Siegbert, daß er ſchon auf der Ottokarſtraße war, in welcher die geſchmackvoll angelegte Reitſchule des jungen ſtadtbekannten Laſally lag. Es ſchlug zehn Uhr, als er heftig die Glocke des großen Thorwegs zog.

# Fünftes Capitel.

## Der Heidekrug.

Dämmerung umhüllte die kleinen tempelheider Anhöhen. An einem linden Hauch aus Westen erfrischten die Bäume am Wege ihr bestäubtes Laub. Leichte Wölkchen, die sich am Rande des tiefblauen Horizonts vor die blitzenden Sterne legten, verhießen vielleicht für den Morgen einen erquickenden Regen, dessen die Natur so bedürftig war. Von der großen Stadt her, die fern im Thale abwärts noch wie ein Lichtmeer wogte, schlugen die Thurmuhren die zehnte Stunde. Deutlich trug der Westwind Schlag auf Schlag herüber zu dem einsamen Fuhrwerk, das der aus dem Schlaf geweckte Gaul des Pelikanwirthes noch ziemlich langsam zog; denn auch der Weg ging jetzt steil aufwärts.

Den beiden Passagieren, die wohl fühlten, daß ihnen vor allen Dingen Verständigung noththat, kam

dieſer mäßige Schritt zuſtatten. Dankmar drückte ſich in die Rückwand des kleinen Wagens, Hackert führte auf dem Vorderſitze die Peitſche. Beide ſchienen ernſtlich zu überlegen, wie ſie ſo plötzlich in dieſe nahe Verbindung gekommen waren. Dankmar, der außer der nächſten Unbequemlichkeit einer zweideutigen, an ihn geketteten Bekanntſchaft noch die viel größere Laſt des Verluſtes ſeiner werthvollen Papiere zu tragen hatte, entſchloß ſich, um Raum zur Erwägung ſeines plötzlichen Reiſezwecks zu gewinnen und ungeſtört über die Wege nachdenken zu können, die er zur Wiedererlangung ſeines Schatzes würde einſchlagen müſſen, lieber vorerſt das nächſte Unbehagen abzuſchütteln und ſich, ſoweit es bei der zweifelhaften Ehrlichkeit ſeines Vordermannes möglich war, über dieſe wunderliche, aufdringliche Begegnung zu verſtändigen. So begann er denn kurz vor Tempelheide, als ſie langſamer die Höhe hinauffuhren:

Jene Kirche da hat Sie mit meinem Bruder bekanntgemacht?

Hackert antwortete nicht.

Sie haben ihm Aufſchlüſſe über eine gewiſſe Gattung proteſtantiſcher Johanniterkreuze gegeben? fuhr Dankmar fort.

Das Korn der blinden Henne! war Alles, was Hackert kurzab antwortete.

Damit war die erste Annäherung schon wieder abgebrochen.

Dankmar kopfschüttelnd, sah zur Kirche, zum Parke, zum Schlosse des alten Präsidenten hinüber. Tiefe Stille, nächtliches, friedliches Walten. . . .

Eben wollte er wieder eine abgerissene Bemerkung an Hackert richten, als von dem düstern Parke her die Töne einer wahrscheinlich dort aufgehängten Aeolsharfe erklangen.

Es war ein zauberhafter Accord, der der schweigsamen Nacht eine geisterhafte Feierlichkeit, die Stimmung einer wehmüthigen Melancholie gab.

Die Anhöhe ging steil. Dankmar konnte den weichen Tönen aufmerksam lauschen und einige noch helle Fenster des kleinen Schlosses länger im Auge behalten. Es war ihm, als bemerkte er an diesen Fenstern eine weibliche Gestalt, die sicher wie er, aber ohne Zweifel mit unendlich ruhigern und mildern Gefühlen, dem sanften, melodischen Gesäusel des Parkes lauschte. . . .

Hackert erkannte die Dame, die Siegbert Wildungen den labenden Trunk geschickt hatte. Für die Aeolsharfe, für den träumerischen Blick jener, wie es schien, leidenden und tieftrauernden Frau zu den Sternen empor hatte er keine Empfindung. Er schien

völlige Apathie oder in tiefes nachdenkliches Grübeln versunken.

Die nächtlich stille Scene, verklärt von den Sternen und dem klagenden Lufthauche vom düstern Parke her, wurde oben von einem heftigen thierischen Gekrächze gestört, das die Accorde der Aeolsharfe übertönte. Dankmar besann sich. Er wußte, daß der oberste Chef aller Justizcollegien ein großer Freund der Thierseele war und sich in Studien über die Temperamente, Instincte und Angewöhnungen wilder und zahmer Bestien einen Namen erworben hatte. Er sah noch, daß die weibliche Erscheinung, wol auch erschreckt durch die Störung ihrer stillen Abendandacht, vom Fenster verschwand, und fuhr jetzt bergab, verfolgt von einem wirren Durcheinander der, wie es schien, durch Hackert's Peitsche wachgewordenen Menagerie des alten Präsidenten. Ein düsterer Tannenwald nahm bald das kleine Fuhrwerk auf.

Wie Dankmar seinen Vordermann so schweigsam und stillergeben in seine Kutscherrolle fand, rückte er zur weitern Verständigung mit der aufrichtigen Erklärung heraus:

Sagen Sie mir aber bei dieser Gelegenheit, bester Freund, für was halte ich Sie? Sind Sie Cavalier oder eine Art Commissionair?

Sie ſtaunen über meine reſolute Art, Geſchäfte zu machen? ſagte Hackert, ohne ſich umzuwenden.

Allerdings. Sie reiten mir ein Pferd in den Stall, Sie bieten ſich mir als Kutſcher an. Ich überlege, wieviel ich Ihnen für dieſe Expedition nach dem Schloſſe Hohenberg zu bezahlen habe.

Bieten Sie! ſagte Hackert faſt hohniſch.

Bieten Sie? wiederholte ſich Dankmar. Gut, dachte er, wir wollen bieten.

Drei Thaler, beſter Freund! Ich rechne dabei noch die Mühe für das hoffentlich abzuliefernde Pferd.

Wie Dankmar hierauf geſpannt die Erwiderung abwartete, hielt Hackert plötzlich ſtill, legte die Peitſche neben ſich hin und wendete ſich mit verdächtiger Miene rückwärts.

Nun? ſprang Dankmar auf und maß ſeinen Vordermann, deſſen Benehmen in dieſem düſtern Tannenwalde ſonderbar genug ausſah.

Das Pferd hab' ich geritten, ſagte Hackert ergrimmt, weil ich's gern that und weil Ihr Vetter mir Freundlichkeiten erwies, ohne mich zu kennen. Ich hab's gethan aus noch einem andern Grunde, den Sie künftig einmal hören ſollen, wenn wir uns beſſer verſtehen, als es hiejetzt den Anſchein hat. Zum Fahren nach Hohenberg erbot ich mich, weil ich in

Hohenberg zu thun habe. Ein Kutscher bin ich nicht, fahre auch jetzt keinen Schritt weiter, wenn Sie mir hier nicht auf der Stelle gestatten, neben Ihnen zu sitzen. In Hohenberg aber fahren Sie, ich steige dort aus oder bin gleichsam Ihr Freund, verstehen Sie? Nicht um hundert Thaler fahre ich Sie in Hohenberg.

Damit wollte er über die Lehne springen und an Dankmar's Seite sich setzen.

Halt da! sagte dieser und wehrte dem Beginnen mit Entschlossenheit.

Sie als Freund anzuerkennen, hab' ich keine Veranlassung, erklärte er. Behagt es Ihnen nicht, vor mir zu sitzen, so sind wir noch nahe genug am Pelikan, daß Sie umkehren können . . .

Hackert's Antlitz verzog sich zu einem bitter grimmigen Lächeln. Der innerlich in ihm tobende Zorn gab ihm etwas Grimmendes. Er fühlte, daß er seinen Mann gefunden hatte, und blieb, niedergedrückt von dem viel stärkern Dankmar, auf seinem alten Platze.

Also welches waren die Bedingungen? sagte Dankmar. Wir wollen eine nach der andern prüfen und zugestehen, was den Umständen angemessen ist.

Hackert dachte jetzt auf andere Art das Gleichgewicht herzustellen. Er streckte sich nachlässig auf dem Kutscherbock, zog eine Cigarre aus einem schön ge-

ſtickten, einſt gewiß farbig friſchen, jetzt etwas abgetragenen Etui, zündete ſie an einem portativen Streichfeuerzeuge an und blies die Wolken vor ſich hinaus, als verachtete er Den, der ihn mit Gewalt in eine niedrige Stellung hinabdrücken wollte.

Alſo welches waren die Bedingungen? wiederholte Dankmar. Erſtens, Sie ſitzen vor mir. Zweitens ...

Hackert blieb ruhig und rauchte.

Zweitens, fuhr Dankmar fort, bei Hohenberg ergreife ich Peitſche und Zügel. Zugeſtanden in dem Falle, daß Sie ausſteigen und mir die Gnade nicht abſchlagen, dann drei Thaler für Ihre Dienſte anzunehmen.

Hol Sie der Teufel! rief Hackert lachend, hieb wild auf den Gaul ein und klatſchte mit der Peitſche ſo übermüthig, daß es laut durch den ſtillen Wald widerhallte.

Dankmar ſchwieg. Er hatte einen Anmaßenden züchtigen, einen Verdächtigen in die nothwendigen Schranken zurückweiſen wollen. Den ihm von Pelikanwirth geborgten Mantel über die Füße ſchlagend, gab er ſich nun mit ganzer Seele der Ueberlegung alles Deſſen hin, was er anordnen wollte, um wieder zu ſeinem verlorenen Gute zu kommen. Daß ihm dieſer Unfall begegnen konnte, mitten in dem Ge-

dränge der Hoffnungen, die sich ihm an die Angeroder Entdeckung knüpften, erfüllte ihn fast mit Groll gegen die Launen des Geschicks. Er sah sich nicht etwa gestört in dem Genusse von Reichthümern, die ihm seine Entdeckung gewinnen konnte, er hatte diese Träume so entschieden abgelehnt, daß wir seinem ehrlichen Worte glauben dürfen ... es erfüllten ihn andere, uns noch dunkle Vorstellungen. Vielleicht begeisterte ihn nur der juristische Kampf um die Geltendmachung seiner Ansprüche. Vielleicht spornte ihn die Vorstellung: Du trittst jetzt mit einem verjährt scheinenden Rechte auf, weckst vergangene Misbräuche aus dem Moder der Schreibstuben, kämpfst gegen Besitzthümer, die sich vielleicht in ihrer Begründung unendlich sicher dünken! Vielleicht verglich er die Zeit selbst mit seinem persönlichen Interesse. Dankmar war Jurist und Politiker. Sein Vater, ein denkender, ernster Beobachter, hatte früh in dieses Kindes Talenten die Fertigkeit der Rede, die schnelle Auffassung, den unverwüstlichen Trieb der Gerechtigkeit erkannt, und Dankmar, dem vielleicht ein anderer Beruf augenblicklich lieber gewesen wäre, mußte sich doch später sagen, daß die Bestimmung des Vaters einer tiefen Beobachtung entsprungen und eine richtige war. Man rühmte allgemein seine juristischen Deductionen. Nur zur rein

Wir haben Steffens, Schelling, Raumer, Görres, wir haben aufgeweckte Köpfe, die in jedem Fache mit ſicherem Erfolge arbeiten würden. Aber wie viel Erzählung, wie viel Literatur und Tendenzgeſchichte brauchen wir, um jeden dieſer Namen nach ſeinem Werthe zu charakteriſiren! Dieſe allgemeine Gefangennahme der Geiſter durch ihre Wunderlichkeiten, dieſe Beleuchtung, in die man ſie erſt ſtellen muß, ehe ſie einen rechten Schatten werfen, iſt das größte Hinderniß der Nacheiferung. Denn wo anfaſſen? Wo das unmittelbare Talent von ſeinen Anerzogenheiten trennen? Wo ſind dieſe Männer noch die freien Söhne der Natur, junge Waghälſe, die ſich mit Selſtvertrauen auf die Bruſt ſchlugen, und wo ſchon jene hinfälligen verſchlagenen und für die heterogenſten Zwecke einer iſolirten Wiſſenſchaft gefangenen Charaktere, die nicht befruchten können, weil ſie Anknüpfungspunkte habe nicht für das Genie, ſondern nur für die Schule?

Goethe aber iſt ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen kann. Durch Nichts beſtimmt, kann er Jedes beſtimmen. Seine Dichtungen ſind ein kritiſches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung. Wer wollte ſeine Philoſophie adoptiren! Wer kann ſein Leben den Triumph der Aufopferung nennen! Wer möchte, wenn er auch ſo gerecht wäre, daß er das nicht tadelte, was Goethe zu thun unterließ, doch ſo tolerant ſein, daß er Alles billigte, was Goethe that! Aber dieſe Stimmungen und Gefühle mildern ſich mit der Zeit und gehören noch weniger in die Literatur. In der Geſchichte der Kunſt wird ſein Name ſich wie eine goldhaltige Ader fortziehen und ſich mit leuchtenden Metallkörnern an die Wurzeln jener Bäume hängen, welche jetzt gepflanzt, noch ſchüchtern und unhaltbar vorm Winde ſchwanken, dereinſt

formelhaften Erfassung des Rechts konnte er sich nicht abtödten. Ein Unrecht vertheidigen, das Recht suchen je nach der spielenden Beleuchtung scheinbarer Rechtssätze und zweideutiger Gesetzesstellen, war ihm auf die Länge unmöglich. Deshalb auch währte die Begründung einer festen Stellung für ihn länger als bei manchem geringern Talente. Er hatte schon seit fünf Jahren die Universität verlassen, alle Prüfungen bestanden, war vor den Gerichten, wie in der Gesellschaft wohlgekannt und seines Freimuths wegen gefürchtet, von der jüngern Frauenwelt, seines männlichen Aeußern, fröhlichen Humors und seiner ritterlichen Galanterie wegen ebenso geschätzt wie sein sanfterer Bruder von der ältern Frauenwelt; aber zu einem ergiebigen Anhalt an Aemter und Würden hatte er es noch nicht gebracht. Nur hier und da flossen ihm zuweilen in Diäten die Mittel zu, die ihm erlaubten, seinen Antheil an dem hinterlassenen kleinen väterlichen Vermögen zum größten Theile noch der Mutter anheimzustellen. Die Urkunden, die ihn vielleicht als den rechtmäßigen Erben eines vermoderten Hugo von Wildungen erwiesen, verwandelten sich in seiner Phantasie keineswegs in die Millionen, von denen er dem Bruder gesprochen. Er wußte, daß der Staat in diesem Augenblicke Alles daransetzte, jene allerdings seit

Jahrhunderten offene Erbschaftsfrage in seinem Interesse zu lösen und die städtischen Besitzungen dem Fiscus zu gewinnen. Ihn reizte nur die Theilnahme an diesem Kampfe. Er wollte dem feudalen Staate zeigen, wie sich seine Anmaßungen in den Angeln eines Erbrechts bewegten, das zuletzt jedem Andern ebenso gut zustattenkommen könne wie einem Fürsten. Er knüpfte an diesen Proceß nur seine Wissenschaft, seine Kunst und die auf ihr sich gründende Zukunft seines Berufs, für den er ebenso viel Ehrgeiz besaß wie sein Bruder für die Malerkunst. Und nun sollten diese Träume an dem misgünstigsten Zufall, der einen einsamen auf der Landstraße preisgegebenen Frachtwagen treffen konnte, scheitern? Er sah den Schrein erbrochen, die werthvollen Papiere zerstreut, zu gewöhnlichen Zwecken gedankenlos misbraucht, ja vielleicht gar in den Händen der beiden Parteien, denen vor allen der Besitz dieser uralten, glücklich aufgefundenen Verschreibungen zu entziehen war! Er verfiel in tiefes, unmuthiges Sinnen.

Wenn Sie darüber nachdenken, fing Hackert jetzt, der sich in sein Schicksal ergab, von selbst an, wie Sie zu Ihrem Verluste wiederkommen können, so rechnen Sie dabei nur nicht auf die hohenberger Justiz. Mit der sieht's nicht zum besten aus.

Dankmar bemerkte:

Sind Sie in Hohenberg bekannt?

Bekannt eben nicht, antwortete Hackert; schlechte Justiz merkt man nie so gut in der Nähe wie in der Ferne. Den dortigen Patrimonialrichter kenne ich aber. Er war oft in der Residenz. Er soll nun in die ordentlichen Gerichte aufgenommen werden, und handelt noch mit der Regierung über seinen künftigen Titel. Fürstlich hohenbergischer Justizdirector hieß er und möchte den langen Schwanz nicht gern aufgeben, wenigstens seine Frau nicht, wenn auch die Stellung draufgehen wird.

Wir treffen also ein Patrimonialgericht? sagte Dankmar. Das ist mir für unsern Fall erwünscht. Es geht da mit einem Processe kurz und bündig zu.

Ja, ja, antwortete Hackert, die Hohenberger haben gleich ihren Thurm, drei Klafter tief, bei der Hand. Der Thurm ist Inquisitoriat, Spinn-, Zuchthaus, Festung, Alles in einem Loche. Nach den allgemeinen vaterländischen Zuchthäusern schicken nämlich die Patrimonialrichter nicht gern, das wissen Sie wol? Da müßten sie ja ans nächste Landesgericht referiren, das gibt Schreiberei, Untersuchung; da werden von oben her Nasen über schlechte Proceduren ausgetheilt, und so kann Einer einen Mord anstiften,

ſtehlen, einbrechen, falſch ſchwören und ſo luſtig fort; der Herr Juſtizdirector findet immer ſoviel mildernde Umſtände, daß der Mörder mit einem halben Jahre Localhaft davonkommt und die Regierungsjuſtiz nicht genirt wird. Ein halbes Jahr, länger darf der Fürſt von Hohenberg Keinen ſtrafen, ſonſt muß der Spectakel gleich an das allgemeine Landgericht.

Dankmar empfand jetzt faſt Reue über die entſchiedene Art, wie er Hackert entgegengetreten war. Er ſprach da ſo kundig über Rechtsverhältniſſe, daß faſt ein collegialiſches Gefühl in ihm aufſtauchte. Um Hackert's zurückgekehrte gute Laune im Zuge zu erhalten, ſagte er:

Ihre Schilderung iſt nicht übel. Avropos! Sie erwähnen den Fürſten von Hohenberg. Wiſſen Sie etwas von ihm? Ich wunderte mich, was mein verdammter Fuhrmann von einem Balle auf dem Schloſſe fabelte. Der alte Fürſt Waldemar von Hohenberg iſt todt. Der junge Prinz Egon iſt ja wol verſchollen?

Prinz Egon, ſagte Hackert, der über dieſe Verhältniſſe allſeitig unterrichtet ſchien, Prinz Egon iſt in Paris oder ſonſtwo und kommt ſchwerlich mehr nach Hohenberg zurück. Wenn die Herrſchaft nicht zu Hauſe iſt, halten Hunde und Katzen Hof. In Hohen-

berg auch die Füchse und Wölfe und Blutegel. Die drei Hauptcreditoren der fürstlichen Masse sind vor ein paar Tagen hinaus mit Kind und Kegel, um Luftbäder zu nehmen. Justizrath Schlurck ißt gern Forellen, frisch aus dem Murmelbach, wie die Frau Justizdirectorin sagt, die Schlurck's schwache Seiten kennt. . . . . .

Hat denn Schlurck die Curatel auch über die Hohenberg'sche Masse? fragte Dankmar, der den Namen des gefeierten und vielgesuchten Advocaten Franz Schlurck sehr wohl kannte.

Wo hätte Franz Schlurck nicht seine Finger im Spiel! war Hackert's scharfbetonte Antwort. Seit dem Tode des Fürsten von Hohenberg geht dort Alles durch seine Hand, bei Lebzeiten des Fürsten war er schon Administrator. Es ist prächtig Das mit so einer Administration! Die Gläubiger jagen den Besitzer von Haus und Hof, setzen einen Verwalter über die verschuldeten Häuser und Güter, lassen Den den Rahm oben abschöpfen und nehmen Das, was zuletzt von dem Spaße übrigbleibt, als Abschlag für die Zeit, wo's besser wird. Alle Jahre feiern sie eine allerliebste Assemblée, die sie die Besprechung der Masse-Creditoren nennen. Man rechnet erst, man schimpft, man droht, man lärmt, aber Abends ist Ball, Ver-

öhnung, Händedruck und wol auch „Gänschen, du
ebes Gänschen, was rasselt im Stroh!"

Die letzten Worte sang Hackert mit frivolem Aus-
rucke und nach bekannter volksthümlicher Melodie.

Dankmar fühlte zwar, daß Hackert aus seinem
chreiberamte eine vielfach unterhaltende Bekannt-
haft mit allerhand Privathändeln sich erwerben hatte,
ochte ihm aber doch, um seine eigenen Angelegen-
eiten bewegt, in den innern Zusammenhang seiner
nsichten und Empfindungen nicht zu weit folgen.
r begnügte sich, auf alle diese Mittheilungen vorerst
schweigen. Auf die Lange — die Uhr einer Dorf-
rche schlug die zwölfte Stunde — fühlte er eine An-
andlung von Schlaf. Wirklich sah er auch nur mit
lbwachem Bewußtsein, daß sie in ein stilles Oert-
en kamen, wo nicht einmal das Bellen eines Hun-
s sich hören ließ. Ein Brunnen plätscherte laut vor
nem Hause, das vielleicht eine Herberge war. Dank-
ar sah nothdürftig, daß Hackert abstieg, den Gaul
i Seite und an den Brunnen führte. Hackert nahm
m die Halfter ab und ließ ihn an den Rand des
assers. Dabei langte er ein Stück Brot aus der
ntern Rocktasche und theilte mit dem Gaul. Ein
oßes Messer, das er aufklappte, schnitt bald für das
ier, bald für ihn einen Bissen ab. Auch in das

Waſſerbecken des Brunnens beugte ſich Hackert, trank wie der Gaul und klopfte dann die Tropfen ab, die ihm dabei auf Halstuch und Weſte gefallen ſein mochten. An dieſen ſorgſamen Verrichtungen hatte Dankmar, durch die müden Augen blinzelnd, ſeine Freude. Sie gaben ihm ſo ſehr das Gefühl der Sicherheit, daß er, ohne gerade Neigung für ſeinen Vordermann zu gewinnen, ihm doch volleres Vertrauen zu ſchenken anfing und den Schlummer immermehr über ſich Herr werden ließ.

Doch ſchlief er nicht ſo feſt, um nicht zuweilen, aufgerüttelt von dem inzwiſchen wieder weiterrollenden Wagen, ſeinen Gedanken klarer nachzuhängen. Wie man ſo oft an ſich erfährt, daß jede im erſten Sturme ergriffene Unternehmung nicht immer ſtandhält, wenn die zu ihrer Ausführung nothwendige Zeit langſam ſchleichend an uns vorüberzieht, ſo übermannte auch Dankmarn bald das Gefühl der Ergebung in Das, was das Schickſal über ſeinen Verluſt nun würde beſtimmt haben. Er konnte ſich ausmalen, welche Freude ihm das Wiederfinden des Schreines bereiten würde; aber ebenſoſehr rüſtete er ſich auch ſchon auf die Gewißheit, daß er all den Plänen, die er an jene Entdeckung im Archivſaale des alten Tempelhauſes geknüpft hatte, entſagen müßte. Er warf

dieſe Thatſache wie ſo viele andere, denen der Erfolg fehlte, in jenes große weite Meer, auf dem ſchon ſo viel Hoffen untergegangen, ſo viele Träume geſcheitert ſind. Und das Gefühl einer gewiſſen Leere übermannte ihn ſo gewaltig, die Gleichgültigkeit gegen jedes Geſchick überſchlich ihn mit der ſchwindenden Kraft des jungen, ſchlafgewohnten Körpers ſo unwiderſtehlich, daß er nach einiger Zeit ſich aufraffend den mit großen geſpenſtiſch offenen Augen in die Nacht hinausſtarrenden Hackert anrief:

Freund, ich will Ihnen ſagen, woran wir beſſer thun.

Nun? fragte Hackert wie aus Träumen erwachend.

Beim erſten Wirthshauſe, das wir entdecken, halten wir, trommeln die Leute aus dem Schlafe, führen den Gaul in den Stall und ſchlafen im Bette oder auf der Diele oder im Stroh eines Stalles, gleichviel. Was meinen Sie?

Mir iſt's recht, ſagte Hackert und zeigte auf ein Licht, das in einiger Entfernung am Saume eines Waldes ſichtbar wurde. Wo ſind wir wol hier?

Kennen Sie nicht einmal den Weg, fragte Dankmar, den Sie ſo muthig fahren?

Dies iſt die erſte Reiſe, die ich in meinem Leben mache, ſagte Hackert. Ich habe den Sündenpfuhl,

in dem ich geboren bin, noch auf zwei Meilen nie verlassen.

Nun begreif' ich, sprach Dankmar lachend und doch wieder von Mistrauen ergriffen, daß Sie die Gelegenheit einer Luftveränderung beim Schopfe festhielten. Wenn man Sie anschaut, möchte man nicht glauben, daß Sie in irgend Etwas noch ein jungfräuliches Gemüth sein können. Uebrigens will ich hoffen, daß wir nicht auf dem Wege nach Hamburg oder Leipzig, statt nach Hohenberg sind. Sie machen mir schöne Sachen! Jetzt auf das Licht zu! Und da bleiben wir, bis es hell wird und wir wissen, wo wir hier unter den Sternen herumkreuzen.

Hackert pfiff dem Gaule zu, der von dem Lichte auch eine freundlichere Ahnung zu bekommen schien und sich wacker in Trab setzte.

Ich bin ja erst zweiundzwanzig Jahre alt, sagte Hackert, gleichsam um sich zu entschuldigen. Was weiß ich, wo die Wegweiser da all am Wege hin zeigen!

Zweiundzwanzig Jahre erst? antwortete Dankmar staunend und maß dabei, sich vorneigend, die Furchen auf Hackert's Stirn, die tiefliegenden Augen, die schlotterige, entnervte Haltung. Seine Lippen waren fahl, das Auge nur dann feurig, wenn es in un-

heimliche Erregung kam. Zweiundzwanzig Jahre, wiederholte er, wie haben Sie das gemacht, schon wie ein Sechsunddreißiger auszusehen? setzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu.

Ich habe geschrieben, antwortete Hackert. Wer von seinem vierzehnten Jahre an nur auf dem Schreiberbocke reitet, kann keine so farbigen Wangen haben, wie meine Haare sind. Sechs Tage in der Woche habe ich acht Jahre lang Actenstaub geschlürft und Proceßgift eingeathmet. Abends und Sonntags hab' ich gelebt. . . .

Gelebt? wiederholte Tankmar. Was nennen Sie leben? Es scheint, leben hieß bei Ihnen soviel als sich langsam umbringen.

Hackert gab auf diese Bemerkung keine andere Antwort, als daß er nach einer Weile bemerkte:

Das Licht ist ein Wirthshaus.

Ein gewaltiges Hundegebell begrüßte die nächtlichen Ankömmlinge. Sie standen vor der Pforte eines großen Gehöftes, aus dem im Dämmerlichte Leitern, Stangen und Scheunen hervorsahen. Ein dem dunkeln Walde zu gelegenes stattliches Wohnhaus schien geschlossen, oben aber in den Fenstern des ersten Stocks brannten noch Lichter. Hackert sprang vom Wagen und stieß mit dem Griffe der Peitsche

aber mit weitausgreifenden Aesten sich auch entfalten und nicht blos zeigen werden, daß sie von grünem Holze sind, sondern auch erquickende Schatten werfen können.

Weder eine Gesinnung, noch eine Manier sollte durch diese Schrift anempfohlen werden. Herrlich die Jugend, welche aufrichtiger, hingebender und feuriger empfinden kann, als Goethe konnte. Man kann hochherziger denken vom Vaterland, von der Liebe, von den Formen der Gesellschaft und den Räthseln der Geschichte. Ja selbst die Kunst war in den Händen des Dichters nicht immer ein heiliges Weihgefäß, aus dem er Segen und Gottesnähe auf die Gemeinde sprengte. Goethe hatte die größten Anschauungen, Imaginationen, deren Ausführung ihn fortwährend hoch über jenen Verhältnissen gehalten hätte, denen er unterlag; und er zog es vor, seine ungeheure Kraft an kleinen Stoffen zu verschwenden und das natürliche Prinzip, das alle Dinge ohne Anstrengung nach einem eingeborren Organismus sich entwickeln müßten, auch auf die moralische Welt und, zum großen Schaden der Nation, auf die Imputation des ästhetischen Gewissens zu übertragen. Indem die Poesie bei ihm die augenblickliche Erregung, der Akt des Dichtens selbst Abschließung einer abweichenden Stimmung war, bildete er in sich nicht jene innere Triebkraft aus, die den Menschen immer aus seinem Gleichgewichte herauszuheben sucht und ihn mit Aufopferung des genossenen Momentes auf immer höhere Stufen und Terrassen der Zukunft erhebt. Ueber alle diese Fragen kann es keinen Zweifel mehr geben.

Aber wie man sie auch lösen mag, sie sollten uns niemals die Freude und Genüge an dem unsterblichen Theile Goethe's verkümmern. In einer Zeit, die von politischen

an den Thorweg, daß die Hunde nur noch zorniger bellten. Auf ein mehrmaliges Heda! kamen endlich über den gepflasterten Hof die Pantoffeln des Hausknechts angeschlorrt. Ein großer Holzriegel wurde von innen zurückgeschoben, eine Stalllaterne warf ihre trüben Strahlen auf Hackert's bleiches Angesicht.

Kennen wir Nachtquartier haben? war Hackert's Frage, der überhaupt so gewandt sich in Alles zu finden wußte, als wenn er Jahrelang auf Reisen zugebracht hätte.

Nur herein! rief der Hausknecht mit einem sonderbar fröhlichen Tone. Hier seid's gut geborgen, Kinder! Juchhe! Du armes Thierchen du! wandte sich der fröhliche Hausknecht zum Pferde. Komm! komm! mein Hühnchen! Friß Vogel und stirb mir nicht! Ja! Ja! Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär'.

Hier geht's ja spaßhaft zu, sagte Dankmar und sprang von seinem Sitze herunter. Ihr singt ja wie die Nachtigall im Busch.

Hört Ihr sie schlagen, Herr? fragte der Hausknecht. Ihr kennt mein Lieschen im Busch? Noch drei Tage, dann sagt sie: Adieu Dietrich, Adieu Heidekrug! Und erst über's Jahr kommt sie wieder. Fahr' wohl!

Hackert erklärte dieſen Humor für die Folgen eines gut angewandten Trinkgeldes. Dabei fielen ſie faſt über einen andern Knecht, der lang auf einem Strohhaufen ausgeſtreckt im Hofe lag.

Dietrich und Heidekrug! bemerkte Dankmar. Soviel haben wir jetzt weg. Der Heidekrug ...

Ja, ja, der Heidekrug — komm, Schimmel! Im Stall — im Stall — im Stall iſt's kühl.

Damit zog der fröhliche Hausknecht vom Heidekrug ſingend den Gaul von dem Einſpänner in den Hof und begann ihn vorm Stalle auszuſchirren.

Heidekrug? ſagte Hackert. Wohnt denn hier der Heidekrüger?

Ja, Kutſcher, das habt Ihr gut gerathen. Hier wohnt der Heidekrüger.

Dankmar, dem der Name ebenfalls auffiel, bemerkte:

Der Heidekrüger? Das wird doch nicht Herr Juſtus ſein?

Juſt Herr Juſtus, ſagte Dietrich und führte den Gaul in den Stall.

Kennen Sie den gelehrten Gaſtwirth auch? fragte Hackert.

Ich wundere mich, daß Sie ihn kennen.

Hackert wurde über dieſe Replik wieder verdrieß-

lich. Dankmar's unausgesetzter Zweifel an seiner Bildung und die offenbar geringschätzige Ansicht von seinem Herkommen verletzten den bizarren und, wie es schien, mannichfach mit der Welt bekannten und wieder mit ihr zerfallenen jungen Mann.

Während Dietrich mit dem Gaul beschäftigt war, hatten sich die beiden Gefährten im Hofe des Heidekrugs genauer umgesehen. Er machte einen freundlichen, willkommenheißenden Eindruck. Rings begrenzten ihn Scheunen und Schuppen. Im Stalle hatten sie mehre Pferde bemerkt. Der Rinderstall grenzte dicht daneben. Ein wohlgehaltenes Stacket schied den Hof von einem reichen Baumgarten ab, der sich hinten zum Walde verlor. Die Düngerhaufen hier und dort gehörten zum Wesen einer großen Oekonomie. Das Wohnhaus hatte hinterwärts einen Anbau für die Küche. An der Seite, die nach dem Hofe ging, zog sich ein Spalier in die Höhe, das den weißen Kalk mit grünem dichten Weinlaub bedeckte. Vor den untern Fenstern waren große Blumentöpfe und Rankengewächse in Kästen aufgestellt, auf deren einem gerade eine Katze lag, die mit funkelnden Augen hier wahrscheinlich das Schlafzimmer der Herrschaft hütete. Der Eingang des Hauses nach vorn war geschlossen, aber hinterwärts, von dem Eingange zur Küche her,

fanden sie eine offene Thür und unter ihr eine Magd sitzend, die hier auf der Schwelle ebenfalls eingeschlafen war, vom Lärm der in ihren Hütten festgeschlossenen Hunde aber nun erwachte. Als sie die Augen aufschlug und die Fremden erblickte, griff sie rasch nach einem glänzenden Gegenstande, der in ihrem Schooße lag und ihr entfallen schien. Es war ein neuer blanker Thaler. Wie sie sich besann und ihr Geldstück in Sicherheit gebracht hatte, sagte sie den Ankömmlingen, daß dies der Heidekrug, ihr Herr, Herr Justus, der Heidekrüger wäre. Oben fänden sich Zimmer genug und kalt essen könnten sie auch noch und wie sie wol oben am lauten Sprechen im Saale hörten, auch Gäste fänden sie noch. Der Herr, dem der Wagen da unten gehöre, wolle noch heute weiter, um mit Sonnenaufgang in der Residenz zu sein.

Ja, ja, sagte sie etwas polternd, bei uns geht's bunt her! Hier machen wir die Nacht zum Tage und die Tage zur Nacht. Wir sind hier Alle überstudirt!

Hackert hatte bereits den von der verdrießlichen, aber rührigen „überstudirten" Magd erwähnten Wagen der oben befindlichen Herrschaft bemerkt. Er stand auf der andern Seite des Hauses, bereit zum Vorfahren. Ein Kutscher in Livree saß eingehüllt in einem leichten Staubmantel auf dem Bocke und schlief.

Wem gehört der Wagen? fragte Dankmar, die Livree des Schlafenden ins Auge faſſend.

Einem prächtigen Herrn aus der Stadt, ſagte die Magd. Er iſt erſt drei mal auf dem Heidekrug geweſen, und ich denke, wenn er öfter kommt, werden die Leute nicht mehr ſagen: Auf dem Heidekrug wird die Milch ſchon in der Kuh ſauer.

Sagen Das die Leute?

Ja, Herr, ich weiß nicht, ob Sie ein Studirter ſind. Aber ich denke immer, der Bauer ſoll dem Herrn Paſtor das Latein laſſen. Die Ochſen lernen doch im Leben kein Hebräiſch . . .

Wenn ſie nicht an Moſes und die Propheten verpfändet werden . . . fiel Dankmar lachend ein. Wenn ich hier wirklich auf dem Gute des Heidekrügers Juſtus bin, ſo merk' ich faſt, das Geſinde theilt nicht die Leidenſchaft ſeines Herrn für Politik. . . .

Die Magd hörte nicht. Sie war hinterher, ein Licht anzuzünden und den Ankömmlingen hinaufzuleuchten in die Zimmer, die ſie ihnen anweiſen wollte.

Dankmar beobachtete Hackert, der ſich inzwiſchen mit ſcheuem Blicke dem eleganten Reiſewagen genähert hatte und prüfend vor ihm ſtand und vor ſich hin murmelte:

Neumann! Bei Gott, er iſt's! Es iſt Neumann.

Was murmeln Sie denn? Kennen Sie den Wagen?

Hackert zeigte auf die Chiffre am Schlage.

Man mußte nahetreten, um sie in dem nur sternenhellen Dunkel zu erkennen.

F. S. Nicht wahr? sagte Daukmar.

F. S. wiederholte Hackert bestätigend und gab die Erklärung:

Franz Schlurck.

Meinen Sie wirklich? Der Justizrath Schlurck? Der Kutscher schläft. Wir wollen die Magd fragen. In dem Falle bleib' ich noch auf. Ich hätte Lust, den berühmten Juristen kennen zu lernen.

Hackert schwieg. Er war nachdenklich vor dem Wagen wie festgebannt, streichelte die Pferde und lachte mit einem eigenen, fast schwermuthigen Ausdrucke in sich hinein.

Kommen Sie mit hinauf, Hackert! Hören Sie nur, wie man noch die Gläser anstößt! Es ist mir, als dränge bis hierher ein duftender Punschgeruch. Essen wir in der lustigen Gesellschaft oben zu Nacht und stoßen wir fröhlich mit den Fröhlichen an!

Hackert hörte nicht. Er stand wie abwesend vor den Pferden und streichelte sie. Diesen that der nächtliche Gruß wohl. Die prächtigen Thiere schnaubten leise und reckten die Ohren. Hackert aber fuhr ihnen

ſanft über die Mähne. Da ſtrichen die Roſſe die Hufen auf dem Pflaſter und ſchlugen die langen Schweife in die Höhe. Die Mähnen der Thiere bewegten ſich unruhig und ihre dunkeln großen Augen blinzelten in der Nacht ganz geheimnißvoll, als wollten ſie ſagen: Sieh da, Hackert, wir kennen dich, warum ſehen wir dich nicht mehr?

Gute Nacht! ſagte darauf Hackert, der alles Dies nachzufühlen ſchien, und wandte ſich dem Stalle zu.

Die mit dem Lichte wartende Magd, drängend und freundlich geſtimmt, bemerkte:

Ei kommen Sie doch. Es ſind oben auch Zimmer für die Kutſcher!

Geh' Sie zum Henker mit Ihrem Kutſcher! ſagte Hackert und ſchlenkerte die müden Glieder dem Stalle zu, wo er, auf Dankmar's Rachruf nicht hörend, raſch und gleichgültig verſchwand.

Er will im Stalle ſchlafen, ſagte die Magd. Es iſt beſſer, er iſt bei Ihrem Pferde. Dem Dietrich bekommt's nicht, wenn der gute Herr oben bei uns zu oft einkehrt.

Zahlt der immer ſo gute Trinkgelder?

Er will nur, daß Alles luſtig iſt, gibt gleich Wein und Geld und unſern Herrn wechſelt er auch ganz aus. Kommen Sie! Ich geb' Ihnen ein gutes Zimmer und gehen Sie getroſt noch in den Saal.

Nun gut! ſagte Dankmar. Etwas kalte Küche! Braten, Wein, wenn man ihn haben kann! Dann mach Sie's Bett! Ich will noch einen Augenblick in den Saal treten.

Dankmar kannte nur den bedeutenden Ruf des Juſtizraths Franz Schlurck. Er war der geſuchteſte Anwalt der vornehmen Welt, hatte Häuſer und Güter in Adminiſtration, verwaltete minorennen reichen Erben ihre künftigen Beſitzthümer, galt für einen der beliebteſten Geſellſchafter und war beſonders durch das glänzende Haus, das er machte, und die Schönheit ſeiner Tochter Melanie Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit. Dankmar kannte die reizende Melanie nur von flüchtiger Begegnung, hatte auch Schlurck nie perſönlich geſehen. Er fand es ganz in der Ordnung, die Gelegenheit zu benutzen, einen vielbeſprochenen Mann, der ihm gewiſſermaßen als nachahmenswerthes Vorbild ſeiner eigenen Laufbahn gelten konnte, kennen zu lernen. Daß Schlurck allein reiſte, ohne ſeine Familie, hatte er ſchon vernommen. Er rechnete darauf, außer Schlurck nur noch den Heidekrüger Juſtus zu finden, einen gleichfalls bekannten öffentlichen Charakter, der ſchon ſeit Jahren viel Wunderliches von ſich reden machte.

Als Dankmar die Treppe hinaufgeſtiegen war und

die Thür, hinter der er ſprechen hörte, geöffnet hatte, blendete ihn anfangs der entgegenſtrahlende Lichtſchimmer, ſodaß er erſt faſt nichts von Dem ſah, was er hier antreffen ſollte.

Auf ſeinen Gruß antworteten ihm mehre Stimmen zugleich mit einem theilweiſe überraſchten: Guten Abend!

Um ein Uhr des Nachts hatten im Saale des Heidekrugs aber nur noch drei Männer beiſammengeſeſſen, die eingehüllt vom feinſten wohlriechendſten Cigarrendampf den Morgen mit wachen Augen begrüßen zu wollen ſchienen. Den Heidekrüger und den Juſtizrath glaubte Dankmar ſogleich zu erkennen. Es war aber noch ein Dritter anweſend, der entfernt von dieſen Beiden mit einer blauen Blouſe bekleidet in einem düſtern Winkel ſaß.

# Sechstes Capitel.

## Die blaue Blouſe.

Das ziemlich geräumige, aber etwas niedrige Gaſtzimmer des Heidekrugs war von vier Wachslichtern, die auf dem länglich durch die Mitte gehenden Tiſche dicht zuſammengerückt ſtanden, heller erleuchtet, als ſolche Räume es ſonſt zu ſein pflegen. Die vier Kerzen ſtanden ſo, daß ſie zu gleicher Zeit im Spiegel ſich verdoppelten. Zwiſchen der zweiten und dritten Kerze ſtand ein ſilbernes Gefäß, das der Kundige auf den erſten Blick als einen Champagnerkühler erkannt hätte, wenn nicht auch der daraus hervorragende Hals einer Flaſche mit gerolltem Blei umlegt geweſen wäre. An der Seite des ſilbernen Gefäßes ſtand einer jener gelbirdenen Töpfe, in welchen die ſtrasburger Gänſeleberpaſteten verſandt werden. Eine Blechbüchſe ſchien eine andere Näſcherei zu enthalten, die jedoch mit dem großen Laib groben

Stürmen ſich beruhigend und auf eine friedliche Weiſe die philoſophiſchen Reſultate derſelben auf die Literatur anwenden will, iſt von Vorbildern keins ſo beherzigenswerth, wie Goethe. Wenn ſich die jüngere Generation an ſeinen Werken bildet, ſo konnte ſie kein Mittel finden, das ſo ſonnig die Nebel des Augenblicks zertheilte, kein Fahrzeug, das ſie über die wogenden Fluthen widerſprechender Begriffe ſo ſicher hinüberſetzte. Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über die Zeit des Talentes im Reinen iſt. Und dann kann man auch wieder anfangen, Schiller ſtatt Goethe zu empfehlen.

Brotes, der auf einem Teller daneben lag, in sonderbarem Widerſpruche ſtand. Einige Büchschen mit Etiketten — in der Form erkannte ſie Dankmar als engliſche — ſchienen pikante indiſche Saucen zu enthalten. Alle dieſe Herrlichkeiten ſtanden vor einem mit großer Behaglichkeit geſticulirenden und eben einen ſilbernen Becher mit Champagner an die Lippen ſetzenden Herrn. Seiner Gourmandiſe nach hätte man vermuthen ſollen, er wäre rund genährt und böte ein behagliches Embonpoint. Im Gegentheil aber ſah Juſtizrath Franz Schlurck ſehr mager und dürr aus. Die Züge des klugen und überaus verſchmitzten Antlitzes konnten nicht trockener ſein. Im Munde war auch nicht ein ganzer Zahn mehr übrig, wie man deutlich ſah, wenn der von Weinlaune erregte Mann dann und wann einen Zug aus ſeiner ſehr koſtbaren Cigarrenſpitze zwiſchen den behutſam aufgeſperrten ſchlaffen Lippen vor ſich blies. Den Ausdruck der Augen zu erkennen, war ſchwer; denn eine goldene Brille verdeckte ſie. Das dünne graue Haar ſaß ſo ſpärlich auf dem wohlgebauten und gefällig geſchweiften Schädel, daß man ordentlich erblickte, mit welcher Sorgfalt die einzelnen Haare langgezogen und vom Hinterkopfe her über die Glatze herübergekämmt waren. Ein feiner blauer Frack mit gelben Knöpfen, ein weißes Halstuch und eine weiße Piqueweſte gaben

der Toilette etwas ebenſo Gewähltes, wie die mit großen und kleinen Ringen gezierte Hand Pflege und ein Bewußtſein der Zierlichkeit derſelben verrieth.

Neben dieſem Sybariten an der Ecke des Tiſches ſaß der Wirth, eine ſtarke, ſtattliche Geſtalt von gewaltigem Knochenbau und einem ſichern feſten Auge. Das Weſen dieſes Mannes war kein gewöhnliches. Die Kleidung ging über den ländlichen Schnitt hinaus, die Haltung war des Weltlones nicht unkundig. Man glaubte eher den Bürgermeiſter einer Landſtadt als einen hier in der Einſamkeit des Waldes Wirthſchaft treibenden Oekonomen vor ſich zu haben. Eine lebhafte Auseinanderſetzung ſchien ihn zu beſchäftigen; nicht nur der Champagner, von dem er aus einem großen Waſſerglaſe trank, hatte ihn geröthet, vielleicht auch das Feuer einer Anſicht, die er in dem Augenblicke, als Dankmar eintrat, ſehr lebhaft vertheidigte. Als Dankmar einen Guten Abend! geſagt hatte, ſtand der Heidekrüger auf und lüftete ein kleines Sammetkäppchen, das mehr zur Zierrath als aus Rückſicht auf ſeinen ſtarken Haarwuchs den Scheitel bedeckte.

Sie werden ſich wundern, ſagte Dankmar, noch ſo ſpät Beſuch zu bekommen. Ich will nur eine Kleinigkeit zu Nacht nehmen, eine kurze Beiruhe halten und morgen in der Frühe mit meinem Einſpänner weitermachen.

Haben Sie ſich beſtellt, was Sie wünſchen? fragte der Heidekrüger mit einem gewiſſen Gentlemanton, als wollte er ſagen, ich bin kein Wirth im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ſondern verweiſe Sie auf die Bedienung, die hier ganz eine Privatſache meiner Leute iſt.

Als Dankmar bejahte und bat, ſich nicht ſtören zu laſſen, fuhr der Sprechende, als wäre er gar nicht unterbrochen worden, mit kräftiger Stimme fort:

Woran liegt's, als an der gänzlichen Unbekanntſchaft mit dem Zuſtande auf dem Lande ſelbſt? Wir haben's erſt verſehen, daß wir Leute hineinſchickten, die am ſchnellſten mit dem Munde voraus waren. Sie haben die Verwirrung nur noch größer gemacht, vom Hundertſten ins Tauſendſte geſprochen, Alles ſehr ſchön, aber ohne Kenntniß. Denn warum? Es waren Doctoren, die ihre Praxis aufgaben. . . .

Wenn ſie welche hatten, ließ Schlurck lächelnd einfallen.

Auch das, ſagte der Heidekrüger. Es waren Schullehrer, Advokaten, aber keine Geſchäftsleute. Die werden wir diesmal ſchicken; aber auch die Beamten und die Angeſtellten nicht, die die Regierung geſchickt wünſcht.

Schlurck ſchien im Grunde nicht geneigt, dies Ge-

ſpräch fortzuſetzen, wenigſtens hätte ſich ſein glatter Weltton erſt lieber mit dem neuen Ankömmling vermittelt. Dieſer hatte dicht ihm gegenüber Platz genommen und die hier ausgebreiteten Delicateſſen mit einem ſehr deutlichen ironiſchen Lächeln gemuſtert. Dieſe Kritik ſetzte den Epikuräer in Verlegenheit und mit einem eigenthümlichen Hinaufziehen der Stirnfalten, das dem Munde und den Schläfen einen nicht unheimlichen, aber ſonderbar fauniſchen Ausdruck gab, wandte er ſich an Dankmar mit den Worten:

Wenn man überall ſo gut aufgenommen wäre wie bei dem in allen Waſſern erfahrenen Herrn Juſtus, würde man nicht nöthig haben, ſich für eine Reiſe in dieſen Gegenden ſo zu verproviantiren. Uebrigens iſt nur das Eis eine Contrebande von mir ſelbſt, der Champagner, vortrefflicher Geldermann-Deutz, kommt aus dem Keller des Heidekrugs. Ich zahle kein Korkgeld.

Der Geldermann-Deutz iſt auch, antwortete Juſtus lachend, mit der neuen Zeit da hineingekommen. Seit die Wahlbeſprechungen die Zungen trocken machten und alle möglichen Stände, Leute, die ich nie bei mir geſehen habe, Offiziere, Landräthe, Präſidenten bei Einem vorkommen, hat die Nachfrage nach dem ſüßen Zeug auch die Anſchaffung nöthig

gemacht. Ich bezahl' ihn für echt. Ich will hoffen, daß er's ist.

Schäker! Schäker! drohte Schlurck mit affectirter Schelmerei. Nicht echt? Hab' ich Ihnen nicht, als ich die Ehre Ihres Besuches genoß, die besten Quellen genannt? Wenn unsere junge Freundschaft sich so echt erweist wie dieser Geldermann-Deutz, Justus, so können wir schon zusammenhalten. Darf ich Ihnen anbieten, mein Herr?

Damit hatte Schlurck ein Wasserglas, mit perlendem röthlichen Bouzy gefüllt, auf einen Teller gestellt und ihn Dankmarn präsentirt.

Dieser lehnte jedoch ab und brauchte dafür den höflichen Scherz, daß er sagte:

Ich trinke keinen Geldermann-Deutz.

Warum nicht? Das Haus ist sehr beliebt.

Der Name Deutz, sagte Dankmar lachend, erinnert mich immer an den Verräther der Herzogin von Berry und ihre Gefangenschaft auf dem Schlosse ... wie heißt es doch? ...

Blaye ... rief eine Stimme von einer entlegenen dunklen Ecke des Saales herüber. Dankmar wandte sein Auge zu dem Sprecher. Das französische Wort kam von jenem dritten Anwesenden, der in blauer Blouse gleich beim Eintreten Dankmarn aufgefallen

war. So weit er ihn im Dunkeln erkennen konnte, war der junge ſo unterrichtete Mann von ſchönem hohen Wuchs. Die blaue Blouſe ging ihm dicht bis an den Hals, der mit einem leichten ſeidenen Tuche umſchlungen war. Ein Stock, ein gefälliger Ranzen, eine Mütze lagen neben ihm. Er ſtemmte den Kopf auf die Hand und ſtreckte das Bein lang über einen Seſſel hin, den er vor ſich ſtehen hatte, ohne ihn mit den Stiefeln zu berühren, was ſich ohne Zweifel der Heidekrüger würde verbeten haben. Der Ausdruck des Kopfes entging Dankmarn leider, da er ihn niederbeugte und mit der Hand verdeckte.

Richtig, Blave! ſagte Dankmar erſtaunt; denn er fand gegen die zugeflüſterte Bemerkung der eben mit kalter Küche eintretenden Magd, daß der Dritte ein Handwerksburſch wäre, dem Aeußern nach kaum etwas einzuwenden.

Es iſt nicht der erſte Beweis, begann Schlurck halblaut zu dem ſein beſcheidenes zweites Nachteſſen anſchneidenden Dankmar; es iſt nicht der erſte Beweis, den uns der vortreffliche junge Mann dort in der Ecke von ſeinen Kenntniſſen gibt! Er iſt, ſagt er, in dieſer Gegend zu Hauſe. Daher unſtreitig Wähler und wählbar, wie alle dieſe jungen Menſchen jetzt, wenn ſie nämlich nachweiſen, daß ſie keinem

Andern die Stiefeln putzen und dreißig Jahre alt sind, was er doch wol zu sein scheint.

Sind Sie ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts? bemerkte Dankmar, mit einem Stück Kalbsbraten beschäftigt.

Wie könnt' ich das in einer Zeit, sagte Schlurck ironisch, wo die untern Stände sich so ausgezeichnet entwickeln, daß sie sogar die Geschichte der Herzogin von Berry wissen! Schon einige male bot ich dem jungen hoffnungsvollen Tischler — es ist ein Tischler, der junge Mann — von unserm Geldermann-Deutz, aber, erstaunen Sie —

Er hat dieselbe Antipathie gegen Verrätherwein wie ich? bemerkte Dankmar lachend, setzte nun aber, um nicht zu verletzen, hinzu:

Das edle Getränk soll indessen unter seiner Etikette nicht leiden. Wenn Sie erlauben, thu' ich Ihnen Bescheid.

Schlurck, außerordentlich geschmeichelt und gleichsam glücklich, einen Bundesgenossen gegen den jungen Tischler, der ihn schon lange zu necken schien, zu finden, schenkte, um die Schäumung recht frisch zu geben, noch einmal in einem naheſtehenden Glase ein und überreichte es Dankmarn, der freundlich Bescheid that.

Der Heidekrüger aber lachte und ſchraubte den Juſtizrath, indem er anfing:

Ei, ei, Herr Juſtizrath, was haben Sie mir da für eine Etikette empfohlen? Das hätt' ich wiſſen ſollen, als ich wegen meiner kleinen Häkeleien mit der hohenberg'ſchen Maſſe bei Ihnen war und Sie um eine Empfehlung guter Weine bat, wegen der bevorſtehenden Wahlmanöver und Zweckdemonſtrationen!

Geldermann-Deutz wird mir hier verworfen, ſagte Schlurck mit halb ernſter, halb komiſch ſein ſollender Entrüſtung. Da müſſen Sie zur Strafe jetzt alle zuſammen einem Montebello oder einem Moët den Hals brechen. Was befehlen Sie?

Damit langte er neben ſich hinunter und griff in einen zierlichen Flaſchenkeller, der neben ihm auf der Erde ſtand und in ſeinen Räumen noch Platz hatte für die köſtlichſten Speiſen und ſogar das Eis, das er im blechernen Boden der ganzen Maſchinerie beiſichführte.

Nehmen Sie vom alten ehrlichen Jaqueſſon, rief der junge Tiſchler herüber und änderte ein wenig ſeine bequeme Stellung. Im hohenberger Schloßkeller lagen von dem Hauſe Jaqueſſon noch vor einigen Jahren ein Dutzend Körbe der bewährteſten Etikette.

Schlurck richtete ſich auf und blickte mit entrüſtetem Antlitz zu dem kühnen Sprecher hinüber. Die Brille auf ſeine hohe Stirn ziehend, ſtierte er ihn jetzt mit den unbewaffneten grauen Augen an; denn Schlurck gehörte zu denjenigen Weitſichtigen, die gerade erſt die Brille abſetzen, wenn ſie gut ſehen wollen.

Woher wiſſen Sie Das, junger Mann? fragte er mit gezogenem Tone.

Ich habe im hohenberger Schloßkeller an den Geſtellen für die Weinflaſchen gearbeitet, antwortete der Tiſchler lachend, und Dankmar konnte ihm jetzt in ſein ſchönes edles Antlitz ſehen. Sein Haar war bräunlich und gelockt wie das ſeinige, der Mund voll der ſchönſten Zähne. Ueberhaupt hatte der Fremde einige Aehnlichkeit mit Dankmar.

Sieh, ſieh! bemerkte Schlurck mit ſonderbarem Dehnen der Stimme; ſieh, ſieh, ich habe in der That nur Jaqueſſon bei mir.

Dann ſich ſetzend und die Brille wieder über die Augen werfend, rief er:

Vive la gaieté, meine Herren! Rücken Sie näher, junger wählender und wählbarer Tiſchler! Juſtus, Sie deutſcher Patriot, herbei! Sie ſtoßen auf die nächſte Wahl in Ihrem Bezirke an, id est auf Ihre eigene Wahl! Ha, ha, alter Sünder! Das iſt's doch

nur, was Ihr ſo im Stillen ambirt! Papſt Sixtus! Papſt Sixtus! Der hat's auch ſo gemacht. In Demuth dem Herrn gedient, geächzt, geſtöhnt, die höchſte Würde abgelehnt, abgelehnt bis er ſie hatte und Papſt war! Juſtus, edler Märtyrer alter Beamtenwillkür! Heran! heran! Eins, zwei, drei! Krach, das Eiſen iſt ab und nun die Eimer her! Vollgeſchöpft!

Dankmar hielt getroſt hin. Was ſollte er da lange zögern? Der Heidekrüger aber legte die Hand auf ſein Glas und ſagte ganz verſtimmt:

Das bitt' ich mir aus, Herr Juſtizrath! So haben wir nicht gewettet. Ich ſollte daran denken, gewählt zu werden? Darum all' mein Eifer für Ihre gute und rechtſchaffene Wahl? Nein, nein, beſter Herr! Ich bin ein ſchlichter, einfacher Mann. Ich hab' Ihnen geſagt, wie ich mir Alles denke, wie's werden muß im Staate, und nun kommen Sie an und thun, als hätt' ich den Hinterhalt . . .

Hi, pfiff gleichſam Schlurck und gab einen eigenen Ton des zahnloſen Mundes von ſich, einen Ton, der Liſt und Ungläubigkeit ausdrückte. Was iſt da mehr? Kommen Sie, wählender wählbarer Tiſchler, thun Sie Beſcheid! Sie haben ſchon manches gute Wort in unſer Geſpräch hineingegeben. Ich ehre auch die Arbeit! Ich ehre auch die Herren Arbeiter! Die

Herren Arbeiter ſollen leben! Wir wählen Freunde der Arbeit! Feldarbeit, Werkſtattarbeit, Geiſtesarbeit; nicht wahr, mein Herr, Sie ſind Geiſtesarbeiter? ...

Dieſe Frage war an Dankmar gerichtet. Er bejahte ſie.

Nun ſehen Sie, fuhr Schlurck fort und reichte, um den Heidekrüger zu verſöhnen, dieſem ſeine goldene Doſe hinüber, aus der er vorher ſelbſt eine Priſe nahm, was murren Sie, Juſtus? Es iſt Alles Windbeutelei mit der jetzigen Politik! Kenntniß vom Recht? Gleich Null. Ehrgeiz iſt die Achſe des ganzen Getriebes. Steck da Einer ſeine Finger hinein, ſie werden ihm bald zerquetſcht werden. Die beſte Politik iſt gewiß die, aus dem Staate Alles hinauszufegen, was in dieſen Begriff ſeit hundert Jahren hineingepfercht iſt. Wer ſagt ſo etwas? Eine gute Polizei, das iſt Alles, was man vom Allgemeinen verlangen ſollte. Das Uebrige bleibt der Geſellſchaft überlaſſen. Verwaltung und Schule kommt an die Gemeinde, die Kirche bete und ſinge, was ſie will. Die Provinzen halten jede für ſich! Die Standekammern ſind bloße Abrechnungsconvente. Man kommt zuſammen, um Soll und Haben auszugleichen. So iſt's in Amerika, ſo in England, und das Beſte dabei iſt, daß die Menſchheit vergnügt bleibt und Jedermann

das angenehme Gefühl hat, in ſeinem Kreiſe ſo viel zu gelten, als er mit ſeiner Perſon behaupten kann.

Bravo, ſagte Dankmar, die Anſicht iſt faſt die meinige. Doch ſind Sie dabei auf dem beſten Wege zur Republik.

Wenn wir uns, fuhr Schlurck behaglich lächelnd fort, wenn wir uns eine Republik denken könnten comme il faut, warum nicht? Aber Das iſt ja der ewige Jammer. Die heutigen Republikaner wollen mit dem Staate auch wieder nur Staat machen. Da ſoll Alles von unten aufgebaut werden, ſymmetriſch, Alles in die Höhe, Alles Pyramide, Alles Centraliſation. Der Menſch, die Gemeinde, die Geſellſchaft werden nur ausgeſogen zu einem großen Allgemeinzwecke, der im Grunde wieder nicht beſſer iſt als die alte Königs Majeſtät von Gottes Gnaden. Dieſe Wuth, den Einzelnen für nichts mehr zu erklären, die iſt ja ſo allgemein jetzt, daß die Lumpe in dem verdammten Communismus ihr Heil finden, als wenn dann der Einzelne was hätte, wenn Alle nicht viel haben! Meine Herren, die Erde iſt ein höchſt unvollkommener, höchſt kleiner, obſcurer Planet und wird's bleiben, bis er ſich einmal an einem größern ganz die Naſe zerſtößt oder wohlbehalten in ihm aufgeht. Wir Menſchen ſind vielleicht vollkommener als

die Bewohner der großen Planeten; denn allerdings ſchon die Gaſtronomie belehrt uns, daß die kleinen Krabben beſſer ſchmecken als die großen. Möglich, weil die Erde klein iſt, ſind ihre Bewohner feiner organiſirt als die Bewohner des Saturn. Aber bis zur Vollkommenheit bringen wir es nicht. Wir ſind ein wimmelndes Geſchlecht fleiſchfreſſender Vernunftthiere. Was wir für Moral halten, iſt veredelte Geſundheitslehre; was uns Metaphyſik ſcheint, iſt nichts als die Reflexion der einen Sinnentäuſchung in der andern. Denn da dieſe gänzliche Rathloſigkeit über unſern Urſprung und unſers Hierſeins Zweck und Abſicht bereits mehrere Jahrtauſende dauert, ſo hat ſich von den Millionen Blaſen, die darüber in unſern Köpfen ſchon aufgeſtiegen ſind, ein ſolcher Blaſebalg von Traditionen gebildet, daß Keiner mehr weiß, was er ſelbſt oder was Andere gedacht haben und woher der Wind eigentlich weht. Verdauen Sie gut, meine Herren, haben Sie das einzige Glück, das die Erde gewähren kann, ſo ſchreiben Sie luſtig an den geſtirnten Himmel: Das Prinzip des Alls iſt die Liebe. Verdauen Sie aber ſchlecht, meine Herren, und möchten Sie nach jeder Gänſeleberpaſtete des Teufels werden, ſo ſchreiben Sie voll Zorn auf dieſelbe Stelle: Das Prinzip des Alls iſt der Haß. Was iſt da nun Wahrheit?

Herr Juſtizrath! rief der Heidekrüger, wenn Sie ſo zu den Bauern ſprechen, bekommen Sie in Schönau nicht Eine Stimme.

Wirklich? Wie ſo?

Jeder Wahlmann wird Ihnen ſagen: Das ſind Läſterungen!

Hm! hm! Glauben Sie Das?

So müſſen Sie dieſe Naturmenſchen nicht faſſen, Herr Juſtizrath.

Wiſſen Sie was, Juſtus! ſagte Schlurck nach einigem Beſinnen und vom Champagner nippend; der Henker hole Ihre ganze Wühler- und Wählerei! Wenn's nicht jetzt Mode wäre, Politik zu treiben, und die unhöflichſte Vergeſſenheit über Jeden käme, der nicht auch in einem Club ſitzt und in die allgemeine Confuſion mithineinbrüllt, ich würde mich wol in Acht nehmen, meine Zeit und Muße zum Opfer zu bringen. Ich habe ein paar Reſſourcenfreunde geſehen, die nur drei mal im Conſtitutionellen Club waren und um zehn Jahre älter wieder herauskamen. Sie hatten ein Geſicht — ſo lang! — gekriegt. Uebrigens irren Sie, wertheſter Freund, wenn Sie glauben, daß die Bauern blos patriotiſche und politiſche Salbung hören wollen. Die Leute ahnen auch längſt, daß die Welt ein großes Loch hat, wo

all der Wind, den man ihnen seit tausend Jahren vorgemacht, zwecklos wieder durchbläst ins Leere, und unsere Existenz eine bloße Flause ist. Es soll ihnen nur Einer einmal von Grund aus zeigen, wie die Welt damals aussah, als sie blos für Adam und Eva geschaffen wurde; ich weiß nicht, Freundchen, ob Sie für Ihre schönauer Loyalitätsadresse die fünfhundert Unterschriften bekommen hätten, die Ihnen in der Zeitung schrecklich viel Insertionsgebühren müssen gekostet haben.

Sind Sie jetzt ein Loyalitätsadressenschreiber? fragte Dankmar ganz erstaunt den Heidekrüger.

Justus stützte den Kopf auf den linken Arm und antwortete, Dankmarn scharf ins Auge fassend:

Ich weiß nicht, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe; aber Das weiß man vom Heidekrüger Justus zehn Meilen Weges, daß ich das Bischen Einfluß auf unser Land und unsere Gegend nicht zum Unrechten verwende. Mit den Wühlern hab' ich niemals gehen mögen. Ich wurde schon verfolgt vor zehn Jahren von der alten Polizeiwirthschaft. Warum? Weil ich verbotene Bücher las, in den Provinziallandtagen manchmal ein Wort über die Beamtenwirthschaft, über Grundsteuer und die Chausséebauten sprach. Das war ein Hetzen, ein Untersuchen, ein Incriminiren....

Sie haben ſich damit einen Namen erworben, fiel Dankmar ein. Ich bin angenehm überraſcht, die perſönliche Bekanntſchaft des freiſinnigen Heidekrügers Juſtus zu machen. . . .

Juſtus zog, etwas geſchmeichelt, ſein Käppchen.

Schlurck ſchnitt eine ironiſche Miene und blinzelte zu Dankmarn hinüber, als wollte er ſehen, ob man wol von ihm verſtanden würde, wenn man in ſcheinbar ernſter Miene etwas blicken ließe, das etwa ſoviel ſagte als: Der eingebildete Eſel!

Schlurck war ein völlig negativer Kopf, vor dem nichts feſten Beſtand hatte. Er leitete faſt Alles aus dem Intereſſe her, auch Juſtus' politiſche Stellung, die in der That keine geringfügige war, wenigſtens in den Tagen vor den neueſten Bewegungen.

Die Wühler, ſagte Juſtus, haben Jeden verdächtigt, der keine Schulden auf ſeinem Eigenthum hatte. Sie haben ſich hier an einige bankrotte Müller und Wirthe und vorlaute Tagelöhner gehängt und Die in die Stadt geſchickt, um für ſie zu ſprechen. Ob es anderswo anders war, weiß ich nicht; genug, wir Alten von ſonſt ſahen dem Treiben ruhig mit zu. Die Regierung foderte Die, die ſie noch für das Beſſere treugeſinnt hielt, durch Circularausſchreiben auf, man ſollte durch Adreſſen ſeine wahre Geſinnung kundgeben,

und was verſprochen wäre, Das würde auch gehalten werden. Nun, darauf hin, Herr, wenn man uns Das hält, was verſprochen iſt, darauf hin konnten wir ſagen, daß wir an unſerm angeſtammten König feſthalten und uns von keinerlei Rottirung würden irremachen laſſen. Es haben's Vierhundertneunzig unterſchrieben und viele Arme darunter, die aber vollkommen klar wiſſen, was ſie thaten, als ſie die Feder führten.

Sie ſehen, ſagte Schlurck mit ſeinem Humor, unſer braver Herr Juſtus gehörte ſonſt zu den Demagogen, jetzt zum rechten Centrum. Das rechte Centrum iſt die Gegend, wo die Porteſeuilles wachſen. Wenn das Glück gut geht, Juſtus, und Sie die Stimmen haben, werden Sie doch noch bei irgend einer Kriſis Excellenz. . . .

Nein! Wenn Sie ſo über Alles ſpotten, Juſtizrath, ſagte Juſtus faſt ärgerlich und wollte aufſtehen.

Sitzen geblieben! rief Schlurck. Altes Haus, Spaß verſtehen! Hier Jaqueſſon getrunken! Alles Andere iſt eitel. . . . Sie ſind auch eitel.

Dabei füllte er die Gläſer, bemerkte aber, daß der Tiſchler vorhin das ſeine nicht geholt hatte. Als er ſich umwendete, um ihn dazu aufzufodern, fand er, daß der ſicher ſehr ermüdete Wanderer ſchlief.

Der junge wählbare Wähler ſchläft, flüſterte Schlurck. Und um ein Uhr Nachts wach zu ſein, iſt allerdings eigentlich nur das Privilegium der Gebildeten.

Der Heidekrüger, verſtimmt, gab ihm einen Wink und ſagte leiſe:

Schlimm genug, daß wir in Zeiten leben, wo man nicht einmal einem reiſenden Handwerksgeſellen ſagen kann: Scher' er ſich auf den Heuboden!

Was, Herr Juſtus iſt nicht nur rechtes Centrum, bemerkte Dankmar, ſondern auch Ariſtokrat geworden?

Ich bin ein ehrlicher Mann geblieben, antwortete der Heidekrüger; ich gebe Gott was Gottes, und dem Könige was des Königs iſt. Jeder Stand ſoll in ſeinen Grenzen bleiben, der Dienende ſich nicht zu dienen, der Arbeitende ſich nicht zu arbeiten ſchämen.

Und der Wirth, fiel Schlurck mit jovialer Beſtimmtheit ein, der Wirth ſoll ſich nicht irre machen laſſen, ſein Hausrecht zu gebrauchen. Wenn Sie, beſter Freund, nicht auf Popularität ſpeculirten, hätten Sie den Burſchen da längſt zur Thür hinausgeworfen.

Sie können's, ſeh' ich, Juſtizrath, ſagte Juſtus, nicht laſſen, mich für einen ehrgeizigen Mann zu halten. Es ſollte mich kein Menſch hindern und keine

Rückſicht auf Wählen oder Nichtwählen beſtimmen, Einem zu ſagen, was ich von ihm denke. Aber betrachten Sie doch nur den Mann! Ich halte ihn für Das, was er von ſich ausſagt, aber die Meiſten ſind heute etwas Schlimmeres, als was ſie ſein wollen. Der kommt mir aber vor, als könnte er etwas Beſſeres ſein.

Schlurck und Dankmar betrachteten den Schläfer in der blauen Blouſe noch einmal aufmerkſamer. Es war ein ſchöner, ſchlank gewachſener junger Mann. Er hatte den Kopf dicht unter beiden gekreuzten Händen auf den Tiſch gelegt. Dem dadurch recht ſichtbaren krauſen hellbraunen Haar ſah man die ſorgſamſte Pflege an. Ein um das Kinn rundherum gehender Bart hob die blaſſen, edlen Züge nur noch lebendiger hervor. Auf der hohen Stirn ſchien ein anderer Beruf zu ſchlummern, als ihn die Blouſe verrieth. Und doch war auch dieſe feiner als die eines gewöhnlichen Handwerkers. Sie war rings am Kragen, an den Aermeln und auf der Bruſt einfach, aber ſehr ſorgfältig geſteppt. Die bunten Beinkleider waren von einem gewählten Muſter, die Stiefel ſaßen auf einem zierlichen Fuße, dem das Wandern auf der Landſtraße nicht geläufig ſchien. Als Dankmar bemerkte, daß an den Hacken dieſer Stiefeln ſich ſogar

ein kleiner Abſatz Sporenleder befand, überflog den Juſtizrath eine düſtere Wolke plötzlichen Unmuths. Es ſchien, als hätte er ſagen wollen: Alles Fremde iſt mir unheimlich. Auch Dankmar blieb ihm ohne Zweifel zu lange namenlos. Er griff nach der Uhr, zog ſie an einer langen, ſchweren goldenen Kette hervor und ließ ſie repetiren. Sie ſchlug ein Viertel auf zwei.

Jetzt, beſter Freund, begann er, zu Juſtus gewendet, iſt es Zeit, aufzubrechen. Die Pferde werden vom Warten müde. Mein Kutſcher fällt wol gar vom Bocke und es iſt heiß hier, recht heiß....

Damit wollte er aufſtehen. Aber Juſtus, der breite Auseinanderſetzungen liebte, war eben erſt im Begriff, ſich recht gehen zu laſſen. Man hatte ſeine Offenheit bezweifelt; jetzt kam ihm erſt das Bedürfniß, ſich vollſtändiger auszuſprechen.

Nein, ſagte er, nun laſſ' ich Sie nicht. Nun müſſen Sie auf ein Stündchen bleiben. Die Nacht iſt einmal verdorben. Sie fahren mit Ihren Staatsfüchſen in zwei Stunden nach der Stadt, was wollen Sie früher ankommen als mit Sonnenaufgang?

Beſter Freund, mich erwarten Geſchäfte....

Sie bleiben noch! Auch der fremde Herr; ja! ja! Das laß ich mir nicht nehmen, mich gegen ungerech-

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

ten Verdacht zu vertheidigen. Mein ehrlicher Name iſt nicht von geſtern. Auch wir Alten, die wir ſonſt etwas waren, müſſen uns wieder ausſprechen dürfen. Oder ſollen nur die Communiſten, nur die Neubündler reden?

Die Neubündler ſtachelten Schlurck auf. Sie werden doch nichts gegen die Neubündler zu ſagen haben, Juſtus? bemerkte er.

Gegen die Neubündler? Warum nicht? Sind Sie Mitglied des Neubunds?

Allerdings.

Ein Mann von Ihrem Geiſte? bemerkte Dankmar.

Sehr ſchmeichelhaft, mein Herr! erwiderte Schlurck. Allein ich verſichere Sie, der Neubund iſt eine der merkwürdigſten Neuerungen, die ich unſerer an Ideen ſo armen Zeit kaum zugetraut hätte.

Das müſſen Sie beweiſen, Juſtizrath! rief Juſtus donnernd und zwang den Epikuräer, der dieſe Nacht einmal beſchloſſen hatte, die Gewalt des Sohnes derſelben, Morpheus, nicht anzuerkennen, eine ſo kühne Behauptung zu rechtfertigen.

Schlurck ſah ſich noch einmal mistrauiſch zu der ſchlummernden blauen Blouſe um, ſchenkte noch einmal die Gläſer mit ſeinem Jaqueſſon aus der hohenberg'ſchen fürſtlichen Kellerei voll und begann mit

einer Dankmarn wohlverſtändlichen und ihn ſehr angenehm unterhaltenden Ironie:

Eh' ich denn alſo vom Neubunde ſpreche, laſſen wir erſt noch den Heidekrüger reden! Entfalten Sie ſich, Juſtus! Entwickeln Sie ſich in Ihrer ganzen Bedeutung für das vaterländiſche Allgemeine!

# Siebentes Capitel.

## Der Neubund.

Nun wohlan, sagte der Heidekrüger und warf sich dabei gewichtig in die Brust; hier und anderwärts sind Viele aufgestanden und haben gesagt: Seht den Justus, den Heidekrüger, der einst jedes verbotene Buch las, einst für die Polen sammelte, in ewiger Untersuchung stand, Justus, der ...,

Der selbstzufriedene Mann stockte.

Nein, nein, half Schlurck nach, sagen Sie offen, daß Sie der Mirabeau der Provinziallandtage waren, der Schrecken der Landräthe, der O'Connell des alten Liberalismus ...

Er ist doch recht schlimm! bemerkte Justus mit einem Blicke auf Dankmar und meinte den satyrischen Justizrath.

Doch gestand Dankmar die Bedeutung des Heidekrügers vollkommen zu und machte ihm damit Muth, sich in seinem ganzen Werthe zu fühlen.

Nun meinetwegen, ſagte Juſtus, ich bin ein Landwirth, habe mir einige Kenntniſſe erworben, die über die Pflugſchar hinausgingen, und lag mit dem alten Polizeiſyſteme in Hader, ſeit . . .

Ihre Frau todt iſt, ſchaltete Schlurck ein. Doch hörte Juſtus nicht darauf, ſondern fuhr fort:

Kinder hab' ich nicht und los und ledig muß Eins ſein, wenn man nicht erſchrecken will vor einer Hausſuchung durch Gendarmen oder ähnliche Viſiten bei Nacht und Nebel. Nun gut! Die neue Zeit iſt gekommen. Nun ſagen die Leute: der Heidekrüger galt ſonſt für einen dreiſten Mann und gab der Regierung etwas zu rathen auf. Warum rückt er jetzt nicht mehr mit der Farbe heraus? Warum hat er einen Bund mit dem Feinde gemacht?

Warum will er Miniſter werden? ſchaltete Schlurck parodirend ein und ſtieß mit Dankmars Glaſe an.

Ja! Auch Das haben ſie geſagt, fuhr Juſtus fort. Aber ich, Juſtus . . .

Der Heidekrüger . . .

Sage! Das iſt erlogen . . .

Und dreimal gelogen!

Die Loyalitätsadreſſe aus dem ſchönauer Kreiſe kam vom Herzen . . .

Und vom Geldbeutel . . .

Nein, Juſtizrath! ...

Unterbrechen Sie Herrn Juſtus nicht ſo oft, Herr Schlurck, ſagte Dankmar lächelnd.

Nein warum? meinte Schlurck. Iſt der Mann denn nicht reich? Gehört ihm nicht der Heidekrug mit Wald, Wieſe und ſo und ſoviel Morgen Kornland? Hat er nicht da unten in ſeinem grünbewachſenen Stübchen neben einem Schranke weiland verbotener, jetzt erlaubter Bücher, mehre Ausgaben des Converſations-Lexikon nebſt einem eiſernen feuerfeſten Schranke voll koſtbarer Provinzialcreditkaſſenſcheine und den frequenteſten Eiſenbahnactien? Die Loyalitätsadreſſe ...

Kam vom Herzen, ſag' ich nochmal, rief Juſtus, ſich erhebend mit donnernder Stimme und ganz mit dem Feuer und der Stentorbruſt eines zu einem Präſidentenſtuhle ſich eignenden parlamentariſchen Löwen. Sie kam nicht vom Geldbeutel, Juſtizrath! Auch nicht von der Furcht! Kein Gendarm hat uns Fünfhundert dazu gezwungen, wie's anderwärts geſchehen iſt, wo die Leute um Gotteswillen gequält wurden, ein gutes Zeichen vonſichzugeben und den Landesvater durch Zuſtimmung zu retten. Allein, wenn wir in unſerer feſten Geſinnung eine Erklärung gegen die Wühlerei, die Demokratie und den Communismus abgaben, ſo iſt darum noch nicht geſagt, daß wir Reubündler ſind.

Was wollen Sie nur mit Ihren Reubündlern?

Wenn Juſtus etwas beginnt, ſo kennt er die Grenze, wo er aufhört. Vor ein paar Tagen hat man mir einen Brief geſchickt, ich ſollte mich in den Reubund aufnehmen laſſen. Graf Bensheim lobte unſere Fünfhundert-Adreſſe. Herr von Sengebuſch kam ſelbſt von Randhartingen, um mir die Statuten des Reubundes zu bringen. Der fürſtlich hohenberg'ſche Rentmeiſter von Sänger ſchickte einen Erpreſſen...

Hätte Ihnen der Alte ſeine reizende junge Frau geſchickt... unterbrach Schlurck den ſalbungsvollen Redner, der ſich als das Wahrzeichen der ganzen umliegenden Landesgeſinnung darſtellte.

Juſtus hörte nicht auf dieſe Zwiſchenrede, da es ihm eben war, als wenn ſich der Tiſchler in der Ecke in ſeinem Schlafe regte.

Nun? Sie blieben beim Rentmeiſter von Sänger ſtehen, rief ihm Dankmar zu, als er auf den Schläfer blickend ſtockte.

Als dieſer ſich nur auf einen andern Arm gelegt hatte, fuhr Juſtus fort: Ja, man verhieß mir die beſonderſte königliche Gnade, wenn ich dieſe ganze Gegend auf zehn Meilen in der Runde für den Reubund gewönne...

Der Orden iſt da! meinte Schlurck ironiſch.

Er ist nicht da, Justizrath! schlug Justus auf den Tisch. Ich habe geantwortet: Ich wüßte zur Zeit noch nicht, was ich zu bereuen hätte, und wem's hier, ich zeigte aufs Herz, reumüthig auf der Seele brenne, Der solle in sein Kämmerlein gehen und auf die Knie fallen und Gott um Gnade und Vergebung seiner Sünden bitten. Aber so vor aller Leute Augen sich auf die Brust schlagen und ich weiß nicht, was öffentlich bereuen, Das möchten Die thun, die die Komödie bezahlt kriegen. Das hab' ich geantwortet und das ist meine Meinung von dem Neubunde.

Bester Freund, sagte jetzt Schlurck, da haben Sie sehr thöricht gehandelt.

Wie so? fragte der Heidekrüger, erhitzt von innerer Glut, vom Weine und vom Selbstgefühl. Soll ich Ihnen sagen, was hinter dem Neubund steckt? Muckerei steckt dahinter. Es ist die alte pietistische Betkammer wieder, aber in neuer Form. Alle Offiziere, die früher beteten, stehen an der Spitze.

Sie irren sich!

Was? General Boland von der Hahnenfeder? Leitet der nicht auch den Neubund?

Sie irren sich!

Probst Gelbsattel ...

Täuschung!

Stehen nicht Frauen an der Spitze? Die Geheimräthin Pauline von Harder?

Die auch eine Betende? lachte Schlurck. Sie verwechseln Pauline von Harder mit ihrer Schweſter, Anna von Harder. Nein, nein, beſter Heidekrüger, fuhr Schlurck fort, Sie mögen vortrefflich über die Hypotheken, Creditbriefe und Vicinalwege dieſer Provinz unterrichtet ſein ...

Ich halte ſieben Zeitungen ...

Deswegen eben!... Aber Sie werfen Namen zuſammen wie Kraut und Rüben! Namen, die mit dem Neubunde nichts zu thun haben! Pauline von Harder ... ich muß lachen ...

Iſt ſie nicht Großmeiſterin?

Wohl, wohl! Aber, beſter Freund, Pauline von Harder iſt Alles, nur keine Betſchweſter.

Irr' ich nicht, bemerkte Dankmar, ſo iſt Pauline von Harder eine geiſtvolle Schriftſtellerin.

Allerdings, ſagte Schlurck. Nein, nein, Juſtus, da reimen Sie ſich hier auf Ihrem Freihofe, unter den Tannen, Birken und beim ſchönen Geſange des Kukuks zuviel ungereimte Dinge zuſammen ...

Ich bleibe dabei, ſagte Juſtus, der Neubund iſt Muckerei.

Möglich, ſagte Schlurck pfiffig, aber nicht in

Ihrem alten lichtfreundlichen Sinne! Beſter Heidekrüger, Sie nehmen mir nicht übel, Sie ſind etwas zäh, etwas ſtarrköpfig in Ihren alten Anſchauungen ...

Im Neubund iſt Muckerei!

Ja, ja, in gewiſſem Sinne, aber nicht in Ihrem! Ich ſag' es ja! Sie denken noch immer an die alten Provinziallandtage und Ihre dummen verbotenen Bücher ...

Im Neubund iſt Muckerei.

Er iſt nicht zu widerlegen, meinte Schlurck zu Dankmar gewandt. Er bleibt bei ſeinem Satz und wird Recht behalten, trotzdem, daß im Neubund die luſtigſten Leute eſſen, trinken, tanzen und an Alles, nur nicht ans Beten denken.

Juſtus brummte nichtsdeſtoweniger immer für ſich fort.

Im Neubund iſt Muckerei.

Der Heidekrüger war ſo befangen in den alten Vorausſetzungen ſeiner improviſirten Bildung, daß er zwar conſervativ geworden war, aber in die Fußangeln des Myſticismus, als alter Gegner deſſelben, den Reactionairen nicht folgen wollte.

Ich bin aber doch begierig, bemerkte Dankmar nun zum Juſtizrathe gewandt, Ihre Analyſe des Neubundes zu hören. Sie werden ihn wirklich vertheidigen?

Wenn Juſtus conſervativ geworden iſt, antwortete Schlurck mit ernſter Miene, ſo mußte er auch keinen Anſtand nehmen, in den Neubund zu treten.

Warum? donnerte Juſtus und hob ſein mit dem Käppchen geziertes rundes, ſtarkgeröthetes Antlitz wie ein erzürnter Olympier oder der Präſident irgend einer „verfaſſunggebenden" Nationalverſammlung.

Weil jede Zeit ihre eigene Sprache hat, beſter Mann, begann Schlurck feſt und beſtimmt, die Sprache, alter Freund, in der man allein von ihr verſtanden wird. Wenn der Unſinn ſiegt, geht man eben mit dem Unſinn. Iſt es Mode, die Augen zu verdrehen, ſo ſpricht der Vernünftige von der Erleuchtung. Iſt es Mode, mit den Penſionairs, den Offizieren und Beamten das Lied von der Majeſtät zu ſingen, ſo ſingt man's, wie man vor einigen Monaten, als die Taſchendiebe und Wühler Volksverſammlungen hielten, wühlte, die Volksverſammlungen beſuchte, immer Bravo rief und blos hinten ſeine Rocktaſchen zuhielt. Beſter Freund, was wollen Sie nur gegen den Neubund? Ich bin ſelbſt Mitglied. Ich denuncire Sie. Ich klatſche Ihnen einen Proceß an den Hals, bei dem Sie zehn Monate Waſſer und Brot beſehen können, trotz Geſchworenengericht und allem mündlichen Zubehör.

Das begreif' ich aber denn doch nicht, begann

# Gesammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

### Fünfter Band.

Maha Guru, Geschichte eines Gottes.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

Dankmar, wie Sie bei der klaren Beurtheilung der staatlichen und allgemein menschlichen Verhältnisse, die Sie vorhin zu erkennen gaben, doch so sich der allgemeinen Meinung, die Sie selbst schwerlich theilen, unterordnen und gleichsam mit den Wölfen heulen können. Der Neubund scheint mir wirklich eine der trostlosesten Ausgeburten eines Volks, das für politische Bildung seine völlige Unreife zur Schau stellt. Er ist das vollständigste testimonium paupertatis des Geistes, das sich eine in Servilität und Beamtenschmeichelei großgezogene Bevölkerung nur stellen kann. Er ist eine Zuflucht der absolutesten Gedankenlosigkeit, ein Schafstall der Furcht und des panischen: Rette sich wer kann! Ein strenger Absolutist sogar, z. B. der geistreiche vorhingenannte General Boland von der Hahnenfeder, wird nicht im Stande sein, sich diesem Bunde anzuschließen; denn der Absolutist bedarf Ideen und dort findet er nur Götzendienst.

Ganz Recht, bemerkte Schlurck und zog, um doch den feurigen Sprecher schärfer zu betrachten, die Brille auf die Stirn; ich stimme Ihnen vollkommen bei, und dennoch hab' ich die Mode mitgemacht, eben weil sie Mode ist und man sich nur in Weitläufigkeiten und lästige Auseinandersetzungen verwickelt, wenn man den Leuten sagen soll, warum man die Mode nicht mit-

macht. Darum tragen wir ja die allgemeine franzöſiſche Tracht, um uns das Echauffement zu erſparen bei Auseinanderſetzung der Gründe, die uns beſtimmen könnten, dieſe oder jene uns viel geſchmackvoller erſcheinende Kleidung zu tragen. Sie könnten nicht nur ewig zu thun haben, um geſchmackloſen Leuten auseinanderzuſetzen, warum ſpaniſch ſchöner als byzantiniſch iſt, ſondern auch auffallen, ſehr auffallen, und ich gebe Ihnen die Verſicherung, Sie ſind jung, Sie ſtreben vielleicht erſt nach einer feſten Lebensſtellung, ich bitte um Verzeihung für dieſe Vorausſetzung, aber haben Sie eine feſte Lebensſtellung erreicht, ſo iſt Ihnen nichts ſtörender als das Auffallen. Das Auffallen zwingt Sie, mit Ihrem Daſein immer wieder von vorn anzufangen, immer wieder erklären, immer polemiſiren zu müſſen. Ich bin z. B. Juriſt —

Ein ſehr geſuchter, fiel Dankmar ein.

Bitte! erwiderte Schlurck nicht ohne Artigkeit. Meine Praxis iſt groß.

Sie ſtehen mit der halben Welt in Verbindung, ſcherzte Dankmar und ſagte doch aufrichtig Das, was er dachte.

Wollen Sie's ſo ausdrücken, fuhr Schlurck ohne alle Eitelkeit fort, ja! Ich habe durch meine Adminiſtrationen Gelegenheit, alle Stände kennen zu ler-

nen, Fürsten und Handwerker, Grafen, Barone, Juden, Türken, Maitressen, Betschwestern, was Sie wollen ... denn das Geld, das Geld regiert Alles, das Geld und der Genuß. Soll ich nun mitten im Strom der Tagesmeinungen und der sich überstürzenden Begebenheiten immer mein apartes Glaubensbekenntniß auskramen? Das ist sehr weitläufig. Nein! Ich war Mitglied aller Bibelgesellschaften, aller Missions-, aller Gustav-Adolfvereine. Ich hielt mich anfangs zum constitutionellen Angstclub, ich bin jetzt ... Reubündler; was soll ich mich dabei aufhalten, den Leuten zu sagen, warum ... ich es nicht bin!

Und doch wollen Sie, sagte Dankmar, trotz dieses indifferenten Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten theilnehmen und sich wahrscheinlich hier in der Gegend wählen lassen?

Ich thu's mit schwerem Herzen, antwortete Schlurck; denn ich fühle, daß ich unglücklicher Mann immer rechts stimmen muß, und ich lebe wieder von sehr, sehr vielen Menschen, die außerordentlich links denken, und denke selbst links. Ich darf mich leider nicht weigern. Ein Mann in meiner Stellung — Sie scheinen sie zu kennen — was kann Der thun, wenn man ihm sagt: Das Interesse des Staats verlangt jetzt auch Ihre Beihülfe! Auch Sie müssen theilneh-

men an der Wiederherſtellung der Monarchie und des ſichern Kraftgefühls der Regierung! Es iſt nun einmal oben die Idee vorherrſchend, der Regierung müßten vor allen Dingen wieder die Prädicate des Zermalmens und Zerſchmetterns zurückgegeben werden. Dazu bedarf man der unbedingteſt Ergebenen, entweder der Fanatiker der Theorie, Das bin ich nicht, oder der Fanatiker der reubündleriſchen Schwärmerei, zu denen gehöre ich nur formell, oder der Fanatiker der Ironie, zu denen gehöre ich ganz. Ich werde in der Kammer nur Ja und Nein! ſagen und meine Freude daran haben, daß wenigſtens vorläufig die übermäßige Verwirrung aufhört, wenn auch mit Aufopferung der Debatte. O, mein Herr, man muß in der That wieder anfangen können, von dieſem kleinen Planeten, Erde genannt, ſoviel Vergnügen abzugewinnen, als der tückiſche Erdenkloß, der uns mit feuerſpeienden Bergen antwortet, wo wir Neapelwonnen erwarten, herausgeben will. Sehen Sie, ſchon Das iſt ja etwas werth, wenn es die Reaction durchſetzt, daß Einer mit Behaglichkeit wieder in ein Bad reiſen kann. Nennen Sie mir Das nicht Indifferentismus! Die Staatsformen, mein beſter Freund, wechſeln, aber die Forellen bleiben. Und was mir lieber wäre als alle Politik, das brauch' ich Ihnen

eigentlich nicht zu ſagen. Aber wenn Sie's wiſſen wollen, junger Mann ... nein, nein, Sie wiſſen es ſelbſt ....

Ich weiß es nicht, Herr Juſtizrath ... ſagte Dankmar, ſich beſinnend und in den Ideengang des alten Epikuräers ſich verſetzend.

Ah! ah! rief Schlurck ablehnend.

Belehren Sie mich: was ſteht höher als Staatsformen und Forellen? Ich weiß es wirklich nicht.

Gehen Sie weg, Sie junger, hübſcher Lovelace....

Lovelace? Ah! Sie meinen ...

Ja natürlich mein' ich! Was iſt lieblicher als ein ſchönes Weib? Herr! Was iſt die Beſtimmung der Erde anders, als die, ein Stelldichein für Verliebte zu ſein? Ich bitte Sie, wo ſoll es hinaus mit unſern fünf Sinnen, unſern Lippen — der Glückliche, der ſie noch friſch und rund hat, wie Sie! — wo ſoll es hinaus mit der Poeſie des Daſeins, wenn dieſe verdammte Politik den kleinen Gott Amor ſo langweilt, daß er unſere Erde für eine unnütze Station ſeiner Wanderungen erklärt? Die Attraction der Leidenſchaften, der Magnetismus der Gefühle, Das iſt der Erde edelſter, höchſter Zweck. Hole der Henker die Politik und die Revolutionen!

Dankmar hatte nicht den Idealismus ſeines Bru-

ders, der ſolche Reden verabſcheut hätte. Er war beweglich und praktiſch. Ueber dieſen Materialismus mußte er wirklich lachen, und da er, unterhalten wenigſtens von ſo frivolen Grundſätzen, ſchwieg, fand Schlurck volle Gelegenheit, unbeirrt durch den mürriſchen Heidekrüger, fortzufahren:

Von allen neuen Syſtemen der Weltverbeſſerung und Menſchenbeglückung hat mir, aufrichtig, das des Franzoſen Fourier am beſten gefallen. Sehen Sie, dieſer Fourier geſteht es ein, daß ein friſches Stück Rheinſalmen mehr Werth für das Jahrhundert hat als confuſe Begriffe über den Urſprung der Geſellſchaft. Er ladet ſeine Jünger in ſchöne luſtige Paläſte ein, ſpielt ihnen herrliche Muſik auf, arrangirt amuſante Bälle, ſchmückt die reichbeſetzten Tafeln mit Blumen, die er, glauben Sie mir's, ebenſo ſehr liebt wie Forellen, und was das Beſte iſt, ſeine Menſchen ſind gut, ſie amuſiren ſich, ſie ſterben mit dem Bewußtſein, daß ſie die ihnen verliehenen Organe zweckentſprechend benutzt haben. . . . . .

Wollen Sie, fragte Dankmar ſpottend, im Neubund dieſem doch revolutionairen Syſteme Anerkennung verſchaffen?

Das hoff' ich! ſagte Schlurck. Gerade dieſer Bund iſt auch deshalb der vernünftigſte, der ſeit dem Jahre

1720, ich meine, ſeit der erſten engliſchen Freimaurerloge, entſtanden iſt. Warum? der Neubund verſteht unter dem Vorwande loyaler Geſinnungsverbrüderung eigentlich eine Allianz zur gegenſeitigen Lebensverſchönerung. Beſter Freund, die wahren Reformatoren unſers Jahrhunderts kommen erſt noch! Das werden Die ſein, die von den Ideen ſprechen und darunter die Cotillons und die Schönheitslinien der Polka verſtehen. Im Neubund zeigt ſich ſchon die Ahnung dieſes neuen Evangeliums. Man hat ſeine Logen, ſeinen erſten und zweiten Grad, es gibt Brüder, es gibt Schweſtern, es gibt Erkennungszeichen, verſtohlene Handgriffe, geheime Einweihungen, und was vorläufig dort das Beſte iſt, man ißt nicht ſchlecht, jedenfalls beſſer als man gewöhnlich bei Geſinnungsfeſten ſolcher Art zu ſpeiſen pflegt.

Ich geſtehe Ihnen, ſagte Dankmar, daß ich eine ernſte, keine humoriſtiſche Vertheidigung des Neubundes erwartet hatte.

Ich bin wirklich ganz ernſt, antwortete Schlurck; man muß wirklich wieder Orten ſtiften wie ehemals Zechbrüderſchaften, Trinkſtuben, Maſſenien. Gleichgeſinnte müſſen zuſammentreten unter gefälligern Formen, als Tabacksdampf und offene, von Spionen belauſchte Sitzungen ſind.

Er warf dabei einen eigenen Blick auf den Schläfer in der blauen Blouſe.

So etwas wie die alten Ritterorden, fuhr er fort, muß man wieder auferwecken, den Templerorden z. B., wo es auch fröhlich herging und man ſich um den Papſt und den Kaiſer nicht ſcherte und mit den Türken, die man bekämpfen ſollte, Frieden ſchloß, weil ſie ſchöne Weiber hatten und prächtige Weisheitslehren. Nur keine Duckmäuſerei! Ah! Meine Tochter führte mich neulich in den „Egmont.“ Ich geh' ungern ins Theater, und zwar deshalb, weil die Komödie doch die rechte Pflanzſchule aller falſchen und unmotivirten Begeiſterung, die rechte Schwatztradition der tauſendjährigen Dunſtreflexionen über Tugend, Moral und ewige Vergeltung iſt. Aber der friſche, phraſenloſe Ritter Egmont gefiel mir! Seine Anſichten über Politik bringt er ganz gelegentlich an, ſpricht wie ein Cavalier über ein paar Pferde mitten im Zorn über den Alba'ſchen Belagerungszuſtand, und als er zum Tode geht, vermacht er ſeine Maitreſſe einem Andern, der ſie aushalten ſoll: Du wirſt ſie nicht verachten, weil ſie mein war. Ha, ha, ha! Meine Melanie ſang, als wir nach Hauſe fuhren, immer: „Freudvoll und leidvoll!“ Ich mußte dagegen ſagen: Du wirſt ſie nicht verachten, weil ſie

mein war. Prächtiges Wort Das! Glauben Sie mir, junger Mann, wenn man das Leben gar zu ernſthaft nimmt, ſagt wiederum dieſer capitale Ritter, der die einzige Dummheit beging, dem Generaliſſimus Alba nicht die Statuten eines kaiſerlich ſpaniſchen Reubundes vorzulegen, was iſt denn dran? Was iſt denn dran? Am Leben nämlich, wenn man's gar zu ernſthaft nimmt, was iſt denn dran? Juſtus, nichts! Nichts, Juſtus! Gute Nacht, junger Mann! Beſuchen Sie mich. Sie finden eine kluge Hausfrau und eine Tochter . . . ſie heißt Melanie. . . .

Melanie Schlurck iſt die erſte Schönheit der Stadt, bemerkte Dankmar.

Sagt man Das?

Man urtheilt ſelbſt dann ſo, wenn man ihr auch nur flüchtig begegnet — zum Beiſpiel zu Pferde. . . .

Nicht zu Pferde! Nicht zu Pferde!

Man ſieht ſie viel über die Promenade reiten.

Halsbrechende Geſchichten! Laſſen wir Das! Beſuchen Sie mich, mein Herr! Ich wohne in einem merkwürdigen Hauſe, in einem Hauſe, das mich auch an die mittelalterlichen Reubunde erinnert. . . .

An die Templer, wie Sie ſagten?

An die Templer, die die beſten Zechbrüder des Mittelalters waren, an die Johanniter, die Paläſtina

Paläſtina ſein ließen und das Grab des Erlöſers da vertheidigten, wo ihre Güter angetaſtet wurden, ihre Schlöſſer, ihre Ordenseinkünfte. Ich wohne in einem dieſer Häuſer, für die ich jetzt den merkwürdigen Proceß mit dem Fiscus führe. Ah Proceſſe! Proceſſe! Das mahnt mich aufzubrechen. Gute Nacht, Juſtus!

Sie, Herr Juſtizrath, führen den Proceß wegen ... Dankmar wagte ſeine Ueberraſchung kaum auszuſprechen.

Nichts als Proceſſe! Ich, der friedliebendſte Mann von der Welt! Gute Nacht, Juſtus! Helfen Sie mir mein Reiſenecceſſaire packen.

Er zeigte auf den Eiskühler, den ſtrasburger Paſtetentopf und den Flaſchenkeller.

Juſtus griff zu und half ihm beim Einpacken, erklärte auch, da die Bedienung ſchlafe, ihm Alles an den Wagen tragen zu wollen, und plauderte von den ſchönauer Wahlen noch Dies und Jenes durcheinander. . . . . .

Dankmar aber hätte jetzt ſo gern von dem Gegenſtande begonnen, den Schlurck nur flüchtig berührte. Er hatte ſo gern gehört, ob der Juſtizrath wirklich ſein künftiger Gegner in dieſem Proceſſe ſein würde. Aber Schlurck's Entſchluß, nun aufzubrechen, ſtand feſt. . . . .

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Schon hatte er den Hut ergriffen, schon einen flüchtigen Abschiedsblick auf den schlafenden Fußwanderer geworfen, sich angeschickt, Dankmarn um seinen Namen zu ersuchen. . . . .

Justus, um einen Versuch zu machen, sein Mädchen zu rufen, öffnete die Thür. . . . .

In dem Augenblick sieht Schlurck flüchtig hinaus auf den Corridor und reicht eben Dankmarn die Hand. Dieser will sie ergreifen, als Schlurck plötzlich einen Schreckensruf ausstößt und fast in Ohnmacht sinkt. Dankmar's Hand läßt er plötzlich wie gelähmt fahren und hält sich mit der Linken schwindelnd an der Wand. Dankmar springt hinzu, der Heidekrüger läßt den Korb aus seiner Hand sinken und ruft:

Was ist Ihnen Mann?

Auf dem Corridor, dicht an der Thur des Saales vorüberschleichend glaubten sie ein Gespenst zu sehen. Halb entblößt, auf dem obern Körper nur im Hemd, stand mit geschlossenen Augen eine Gestalt dicht vor ihnen. Verworren und mit Heu untermischt hing ihr das Haar über die Stirn. Strohhalme schleppten die Schuhe mit sich fort über die Treppe und den Corridor. An dem halbnackten Arm hing mechanisch getragen eine Laterne, die düster den Gang erleuchtete. Die Magd stand hinter diesem grauenerregenden

Aufzug und deutete mit zusammengefalteten, fast wie betenden Händen an, daß man um Gotteswillen schweigen möchte.

Aber schon hatte Schlurck mit Entsetzen: Hackert! gerufen.

Hackert war es, als Nachtwandler. . . . Auf den Ruf seines Namens öffnete er die Augen und taumelte fast zusammen.

Dankmar, von innigstem Mitleiden für den Unglücklichen, der ein Nachtwandler war, ergriffen, fing ihn rasch auf. Der Lichtglanz blendete den auf seinen Namen erwachten Träumer. Er schien sich nicht sogleich sammeln zu können, als er aber Schlurck in der Thür sah und erkannte, besann er sich und wollte anfangs lachen.

Dankmarn war diese Situation furchtbar. Er rief dem noch immer vor Entsetzen starr dastehenden Mädchen zu:

So zeig' sie uns doch unsere Zimmer! Sie sieht ja, mein Kamerad hat zu Bett gewollt!

Die Magd entnahm Hackert die Laterne und ging rasch voran, um sie eine Stiege höher zu führen. Hackert folgte stumm, und nur zuweilen war's Dankmarn, als hörte er ihn hinter sich keuchen und seufzen. Die Magd wie von einem Gespenst verfolgt, öffnete

raſch zwei Zimmer, ließ die Laterne ſtehen und eilte hinunter. Dankmar zündete ruhig zwei Kerzen an, die in einem der Zimmer bereitſtanden, ſchloß die Fenſter ſorgfältig und verwies Hackert, der wie träumend daſtand, auf ein Bett des einen Zimmers. Gute Nacht! ſagte er ihm und ging mit dem zweiten Licht in das Zimmer nebenan. Er rückte behutſam ſein Bett an die Verbindungsthür, um lauſchen zu können, ob ſich Hackert legte. Als er bemerkte, daß dieſer völlig ruhig war, das Licht löſchte, die Thür zuriegelte und ſich aufs Bett warf, entkleidete er ſich ſelbſt. Er hatte von dem Geſpräch, dem Wein und der Entdeckung über Hackert's unglückliche Nervenſtörung ſelbſt halb verwirrt, ſich kaum niedergeworfen, als er in der Ferne Schlurck's Wagen zu hören glaubte, ſo ſpornſtreichs und im heftigſten Anlauf war der plötzlich verſchwundene genußſüchtige Spötter aus dem Hofe gefahren. Ueber die Beziehung, in welcher Schlurck zu dem Nachtwandler ſtand, noch länger nachzudenken, fehlte ihm die Sammlung der Sinne.

Unten aber hatte der Heidekrüger, als er erfuhr, daß der Nachtwandler des fremden jungen Mannes Kutſcher war, erſt noch wiſſen wollen, ob der Juſtizrath dieſen kenne, dann aber, als Schlurck leichenblaß ſchwieg und ſich nur eilig in ſeinen Wagen ſetzte,

ihn mit der Bemerkung: Der Neubund iſt doch Muckerei! wieder zur Beſinnung bringen wollen. Schlurck aber ſcherzte nicht mehr. Mit der Bemerkung: Gehen Sie zu Bett, Juſtus, Sie haben zuviel getrunken! hatte er ihn vom Wagenſchlage entfernt und nur noch mit der Magd einige Worte gewechſelt, deren Inhalt wir im nächſten Capitel erfahren werden.

Juſtus, der Heidekrüger, hatte, wie freundliche Herrſchaften, die ihren Dienſtboten gern Trinkgelder gönnen, die Gewohnheit, ſich jedesmal, wenn ſeine Gäſte die Börſe zogen, zu entfernen und ſeinen Dienſtleuten die Abrechnung zu überlaſſen.

Wir wiſſen nicht, ob auch dieſer Charakterzug in dem Buche erwähnt iſt, welches vor mehren Jahren erſchien und unter Anderm auch Juſtus' Portrait und Lebenslauf enthielt. Es hieß, wenn wir nicht irren: „Deutſchlands Biedermänner."

Dankmar Wildungen aber brauchte lange Zeit, bis er, erſchreckt von allen dieſen Erlebniſſen, in dem endlich ſtillgewordenen Heidekrug entſchlief.

# Achtes Capitel.

## Der Spion.

Der Morgen brach unfreundlich an. Die Westwolken, die schon die Nacht drohten, hatten sich über den ganzen Horizont gezogen. Das liebliche Blau der vergangenen Tage war verschwunden; die Schwüle der Luft war noch wie bisher dieselbe. Blüte und Blatt schmachteten der endlichen Erfrischung durch Regen entgegen. Noch standen die Wolken starr und fest, noch wollten sie sich auf die staubige Erde nicht niedersenken.

Schon arbeiteten die Schnitter im Felde, um vor den drohenden Gewitterstürzen die Ernte in Sicherheit zu bringen, als Dankmar mit Hackert ausgefahren war, um die begonnene Reise fortzusetzen. Der Heidekrüger schlief wol noch, aber die kluge geschäftige Hausmagd, die sich Liese nannte und der die Sorge für das große Hauswesen ganz allein obzuliegen schien, war schon früh bei der Hand in dem

von Arbeitern und Mägden belebten Hofe. Auch das Städtchen Schönau erblickte Dankmar jetzt am fernern Rande des Waldes und mancherlei lebhaften Verkehr, durch welchen diese Wirthschaft des Heidekrügers Justus bedeutsamer mit der ganzen Gegend verbunden wurde. Es erklärte sich ihm jetzt das sichere Gefühl, mit dem der Heidekrüger von seinem Einflusse auf die nächstbevorstehenden Wahlen sprechen konnte.

Als Dankmar in den Hof gekommen, fand er Hackert schon mit Aufzäumen des Pferdes beschäftigt und vor ihm die Liese, die ihm mit furchtsamem Ausdruck, eingedenk des gestrigen Abends, zu seinem Erstaunen eine gefüllte Börse mit den Worten hinhielt:

Die Herrschaft in der Nacht hat Dies für Sie dagelassen.

Wer? fragte Hackert verdrießlich.

Der Herr Justizrath! sagte die Liese.

Sie irrt sich wol. Das Geld ist wol für Sie bestimmt. . . .

Die Magd Dankmarn erblickend, rief ihm, ihr beizustehen. Der Herr Justizrath hätten, erzählte sie, dem Heidekrüger gestern Nacht diese Börse mit all' dem Gelde drin geben wollen, der hätte aber

wie immer gethan, als könnte er blank nicht fünf zählen. . . .

Was? sagte Dankmar. Eine gute Magd, die so ihren Herrn verleugnet?

Lieſe wurde roth.

Ich merkte ſchon lange, ſetzte Dankmar ſcherzend hinzu, daß Lieſe mit ihrer Herrſchaft nicht im Rei- nen iſt. . . .

Ach, ſagte das ſchon ältere Mädchen, der Heide krüger iſt ein braver Herr, aber zu hoch ſtudirt. Wie ich herzog zu ihm — es ſind jetzt an ach Jahre, die Frau Heidekrügerin lebte damals noch — ging Alles nach der Schnur; denn die Frau führt das Regiment. Als ſie ſtarb, wollt' ich fort, wei mir der Herr zu hochgeſtapelt war und für Unſerein kein Gehör hat. . . .

Der Heidekrüger hochgeſtapelt? Kein Gehör? Ei Volksmann? ſagte Dankmar.

Ich ließ mich beſchwatzen und blieb, und es gin auch, weil Die von der Polizei dem Herrn al Bücher weggenommen hatten und auch einige gu Freunde von ihm im Loche ſitzen mußten. Da li er die großen Staatsſachen und das Geſchäft hi kam wieder in Gang. Aber ſeit ein paar Monat iſt wieder Alles im Brand. Nicht eine vernünfti

Antwort hat man von dem steifen Mann. Was soll ich da? Ich will in einen andern Dienst.

So, so, Liese! Nun, als ehrlich kann man Sie empfehlen. Was soll die gefüllte Börse?

Hackert stand in einiger Entfernung und horchte halb herüber.

Der Justizrath wollte die Börse dem Heidekrüger geben, daß er die Zeche abzieht und den Rest da an den ...

An meinen Kutscher ... sozusagen ...?

Ja Herr, an den ...

Sie blinzelte Dankmarn zu, als wenn man nicht recht wisse, wie man mit dem gespenstischen jungen Menschen dran wäre und ihn näher bezeichnen solle. ...

Schon gut, sagte Dankmar, der steife Heidekrüger hat viel Vertrauen zu seiner ungetreuen, unpolitisch gestimmten Liese. ...

Gezählt hab' ich's nicht. Aber Das merk' ich schon, es ist mehr als mein ganzer Lohn auf drei Jahre beträgt. So nehm' er doch! Damit wandte sie sich, fast collegialisch, wieder an Hackert und brummte etwas vom Hans Narren.

Hackert wies sie finster zurück.

Als Dankmar zureden wollte, bat er ihn unge-

huldig, endlich einzusteigen und die Gans schnattern zu lassen.

Gib mir den Beutel, setzte er noch rasch hinzu und betrachtete die Häkelarbeit der Börse. Es war rothe Seide mit Gold durchzogen, das Ganze sehr kunstvoll durcheinandergewirkt. Laß mir den Beutel! Behalte nur getrost das Uebrige; Verrätherin, die ihren Herrn verleugnet!

Als ihm die Magd den Beutel reichte, schüttete er den ganzen Inhalt erst in seine volle Hand und sagte wirklich:

Halt' die Schürze auf, Hexe!

Dann warf er die aus Gold- und Silberstücken bestehende bedeutende Summe der Liese in den Schoos und murmelte:

Die Börse will ich behalten. Was drin war, gib entweder deinem Herrn, er soll's dem Schlurk wiederzustellen, oder behalte es selbst.

Ich will nichts behalten. Wir stehlen hier nicht, antwortete die Magd, empfindlich über Hackert's grobes Benehmen und sein ... Ansehen.

Ist Sie großmüthig? Eine Tugendprahlerin? So gibt sie auf Heller und Pfennig, fuhr Hackert fort, dem Heidekrüger das Geld da oder stellt in meinem Namen, in Fritz Hackert's Namen, hört Sie, Fritz

Hackert's, dem Juſtizrath Schlurck das Ganze zurück, wenn er des Weges kommt, oder ſchickt's ihm. Verſtanden?

Lateiniſch redet Ihr nicht! brummte die Magd ärgerlich und zugleich doch aufs äußerſte erſtaunt.

Der Herr da will zahlen, fuhr Hackert reſolut fort, indem er Dankmarn, der ihm jetzt ernſtlich das Geld zu behalten zureden wollte, die Rede abſchnitt. Was iſt er ſchuldig?

Einen Thaler fünf Groſchen, ſagte die Magd, und überreichte eine Rechnung.

Dankmar nahm einen der Hackert'ſchen Scheine aus ſeiner Taſche, nicht ohne Verlegenheit zu ihrem ſeit der Nacht ihm wieder unheimlichen Darleiher hinüberblickend. Hackert erwiederte dieſen Blick und ſchielte, indem er die Rechnung einſteckte, zu den Thalerſcheinen, als kennte er ſie. Iſt der Nachtwandler verſchwenderiſch und geizig zugleich? dachte Dankmar und wußte ſich dieſen Gegenſatz nicht zu reimen. Doch war Hackert's Blick auf den Inhalt ſeiner Rocktaſche nur ein flüchtiger. Die von der Magd erhaltene Börſe feſſelte ihn lebhafter. Er betrachtete die Häkelarbeit mit der Andacht eines Menſchen, der an der Echtheit einer Reliquie deshalb nicht zu zweifeln wagt, weil er das tiefe Bedürfniß

# Maha Guru.

Geſchichte eines Gottes.

fühlt, ſie zu verehren. Wäre Hackert allein geweſen, er hätte die Börſe, deren Inhalt er ſo ſtolz verſchmähte, vielleicht geküßt. Mindeſtens betrachtete er ſie mit andächtigſter Theilnahme.

Jetzt hinter einem Manne zu ſitzen, von dem er wußte, daß er bei Nacht im Schlafe wandelte, war Dankmarn natürlich peinlich genug. Die Erinnerung an die Erlebniſſe der vergangenen Nacht überhaupt und die aufregenden Geſpräche trat verworren und wüſt in ihm auf. Der Gedanke an ſeinen eigentlichen Reiſezweck, die Wiederentdeckung eines ihm verloren gegangenen werthvollen Beſitzes, würde vielleicht in den Hintergrund getreten ſein, wenn Schlurck's Reden ihn nicht aufs lebendigſte geweckt hätten. Was er in dieſen Tagen nur über die alten Zeiten ſchon in dem Tempelhauſe von Angerode nachgedacht hatte, ſtimmte mit den Aeußerungen Schlurck's, das Weſen der Ordensgeſellſchaften betreffend, merkwürdig zuſammen. Ihm freilich waren die alten Templer nur in dem verklärten Märtyrerglanze erſchienen, wie ſie auf dem Bilde ſeines Bruders ſtrahlten. Schlurck ſprach zwar auch in ſeiner Weiſe hochachtend über ſie. Dieſe war aber für ihn eine geringſchätzende. Endlich gewann ihm Das, was Schlurck über den Neubund geſagt hatte, ein lebhaftes Intereſſe ab. Hinter dem

Spotte des Juſtizraths lag ein gewiſſer Ernſt, deſſen einſchmeichelnde Macht er nicht zurückweiſen konnte. War die Zeit von Ideen nicht wirklich bis zur Armuth verlaſſen? Schmachtete ſie nicht nach Thaten des Geiſtes und neuen Offenbarungen? Einen Augenblick überkam ihn der Gedanke: Wie, wenn du in dieſen von der Regierung geduldeten Modebund träteſt und ihn zu deinen Anſichten herüberleiteteſt! Wie, wenn Das, was ein Bollwerk des Abſolutismus ſein ſoll, eine Schutzmauer des Kampfes gegen ihn würde? Hatte er neben ſich in Hackert einen Ausnahmemenſchen, deſſen Zuſtand auf dunkle Nachtſeiten der Natur führte, ſo war ihm auch das Ordensweſen plötzlich eine geheimnißvolle Nachtſeite der Geſellſchaft und er konnte nicht umhin, ſich ſelbſt zu ſagen: Wer ſieht ſchon jetzt die ganze Reihenfolge Deſſen ab, was Alles im Menſchen- und Völkerleben als Keim zukünftiger Entwickelungen liegt? Kein ſterbliches Auge verfolgt die ſchlummernden Möglichkeiten. Wer ahnte einſt die Geſtaltungen, die nun voll und kräftig in der Gegenwart reifen? Wer verfolgt die Wege, die ſich tief im Schooße der Erde der Maulwurf des Weltgeiſtes gräbt? Welche wunderbare Entwickelung hätte der Tempelherrnorden nehmen können, wenn ihn vereinte weltliche und geiſtliche Macht nicht unterdrückt und aus der

Wettbahn der Kräfte, die das Mittelalter stürzten, hinausgedrängt hätte? Die Päpste bereuten später bitter genug, daß sie im französischen Exil, abhängig von der Willkür französischer Herrscher, den Templerorden aufgehoben hatten, diesen gewaltigen Arm, der ihnen nach dem Verluste des heiligen Grabes und einer veränderten Bestimmung des Ordens im Herzen der weltlichen Gewalt die Waffe hätte führen können, die ihnen später erst das Gift und die Intrigue des Jesuitenordens wurde! Dreißigtausend Tempelherren hätten — Philipp der Schöne fürchtete es — bewaffnet in Frankreich allein gegen die Ausbildung der weltlichen Tyrannei auftreten können, und was wäre es denn auch für ein Unglück gewesen, wenn immerhin der Geist eines Innocenz des Dritten über den weltlichen Supremat gesiegt hätte? Es früge sich, ob wir uns nicht besser ständen, wenn der Monarchismus in der absoluten Weise, wie er jetzt auf den Völkern Europas lastet, im theokratisch regierten Europa niemals sich hätte entwickeln können? Es früge sich, ob wir nicht durch die Kirche, die doch allein die Bewahrerin der Bildung geblieben ist, trotz ihrer theilweisen Verfinsterung doch wol zu größerer Wahrung unserer Menschenfreiheit gediehen wären, als durch den Staat, der uns Revolutionen über Re-

volutionen brachte und jetzt erst recht im neunzehnten Jahrhundert begonnen hat, ohne alle Rücksicht auf Leben und Tod, mit grausamster Consequenz, für sein frivoles, irdisches, egoistisches Bestehen förmlich, wir sehen es täglich, zu wüthen! Das erkannte Philipp der Schöne, der klügste politische Kopf seiner Zeit, und rottete die bewaffneten Vertheidiger der Hierarchie mit Hülfe eines von ihm eingesetzten lasterhaften Papstes aus. Das templerische Element flüchtete sich in den Johanniterorden, der leider keines größern Gedankens mehr fähig war. Man fühlte Das. Man dachte an Erneuerung. Immer und immer sollte der Bund wiederhergestellt werden, der dem Papste Kraft über die Gemüther gegeben hätte und zugleich seinen Arm bewaffnet. Aber erst, als das Papstthum sich überlebt hatte, gelang ihm der alte römische Plan durch Ignaz Loyola und Franz Lainez. Eine geistliche Ritterschaft war nun wieder da. Freilich bewaffnet mit dem Schwerte der Scholastik. Das Kreuz des reinen Templermantels ... mit heimlichem und offenem Blute gefärbt. Diese verspätete Ritterschaft kämpfte für eine verlorene Welt, für eine verwelkte Blüte der Jahrhunderte..... Warum aber erhob sich nicht die Reformation zu einem Gegenbunde gegen die Jesuiten? Warum brachte sie es

nicht weiter als bis zu den allgemeinen und indifferenten Anſchauungen der Maçonnerie? – Die Freimaurer ſind der Gegenbund der Jeſuiten, aber welch ein Feld iſt noch übrig, um aus dem Logenſchurzfelle des Maurers einen echten Templermantel zu machen, aus der Kelle einen wehrhaften Schild zu ſchmieden, aus dem Hammer ein Schwert, blank und im Kampfe haarſcharf?

Dieſe Gedanken regte bei Dankmarn Schlurck's Wort im Allgemeinen an. Im Beſondern aber trat ihm auch die Aeußerung, daß er jenen berühmten Proceß führte, der ihn nun bald ſelbſt betreffen konnte, mit beklemmender Ueberraſchung entgegen. Durch den Verluſt Deſſen, was er eben ſo bedeutungsvoll gewonnen hatte, ſah er ſich zwar ausgeſchloſſen von der Theilnahme an einem alten Rechtshandel, deſſen Führung bei Schlurck in den gewandteſten Händen war; allein ſollte er das Verlorene wiederfinden, wie konnte er in dieſem Falle nicht noch mit Schlurck in Gegenſätze gerathen, die greller waren als die der verfloſſenen Nacht?... Doch warf Dankmar bald dieſe Grübelei aus ſeinen Betrachtungen fort und hielt ſich an das Nächſte, an die Natur und an die Abenteuerlichkeit ſeiner Reiſe, zu deren Räthſeln vorzugsweiſe Hackert und jetzt auch ſeine Beziehung zu Schlurck ge-

hörte, deſſen Geſchenk an den nervenkranken Nachtwandler von einer auffallend innigen Theilnahme zeugte.

Hackert ſtörte die unhörbaren Selbſtgeſpräche ſeines Gefährten nur durch das Knallen der Peitſche, die am Walde widerhallte, und ein Locken und Pfeifen des Mundes, immer wenn er Vögel ſah und dieſe vom Wege in die Schatten der Bäume zurückhüpften. Als er merkte, daß Dankmar geneigt war, auf ihn zu hören, begann er:

Im Stalle geſtern lag ich ſchlecht; ich zog doch vor, oben in einem guten Bett zu ſchlafen. Haben Sie gut geruht?

Dankmar bemerkte wohl, daß Hackert ſeine plötzliche Erſcheinung im obern Corridor auf natürliche Weiſe erklären wollte, als einen freiwilligen Entſchluß. Warum ſollte er ihm dieſe Beſchönigung ſeiner Krankheit ſtören? Es rührte ihn vielmehr, daß der Menſch über Etwas, das ein angeborenes Schickſal iſt, das Gefühl der Scham haben konnte! Er erinnerte ſich, daß Siegbert oft beim Anblick elend geborener oder körperlich verwahrloſter Menſchen geſagt hatte: Wie finden ſich dieſe Menſchen nur mit ihrem Schöpfer zurecht! Wie tragen Sie nur ihr Leid, nicht ſehen, nicht hören, nicht ſprechen zu können! Welche lan-

gen Kämpfe des Gemüths gehören dazu, bis der unheilbar Kranke, der ewig liegen muß, sich nicht mehr frei bewegen kann, sein Schicksal als unabänderlich hinnimmt und sich von den Freuden des Lebens noch soviel in die Vorstellung bringt, daß er denkt: Das bleibt dir doch noch; Das lohnt sich doch noch, all diesen Jammer zu tragen, und mit ihm auszuharren, und wär' es nur der warme, milde Sonnenschein! Dankmar, um sich dem Kranken gegenüber ganz unbefangen zu zeigen, vermied jede weitere Frage, auch die wegen Hackert's näherer Beziehung zu Schlurck. Er lenkte von Allem, was seine Neugier reizte, auch von dem Inhalt der Börse, die er zurückbehalten, und der schönen Häkelarbeit, auf Etwas hinüber, das ihm jetzt schon für gleichgültiger erschien, seine Ankunft in Hohenberg und die Untersuchung wegen eines an dem Fuhrmann Peters wahrscheinlich verübten Raubes.

Bei den Leuten auf dem Heidekrug, sagte Hackert, hab' ich mich erkundigt. Wir passiren noch eine kleine Stadt, Dassel geheißen, dann kommen wir ins Hohenbergsche nach Berghübel und gegen Abend sind wir in Plessen am Fuße des Schlosses Hohenberg. Es ist ganz Recht, dort treffen wir noch lustige Gesellschaft. Alle Creditoren der Hohenberg'schen Masse, Schlurck's Frau, seinen Buchhalter Bartusch, dann

einen Bankier von Reichmeyer und ein Dutzend Vampyre aus der Stadt, die alle in den fürſtlichen Zimmern rumoren und ſich geadelt glauben, weil ſie unter adeligen Wappen ſchlafen können. Wenn Prinz Egon — aber ſehen Sie nur — Sie werden ja da gegrüßt!

Dankmar hatte mit Theilnahme ſein Auge nur auf Hackert ruhen laſſen und forſchte in ſeinen Zügen nach einem Verſtändniß dieſer jedenfalls noch unentwickelten und doch ſchon ſo überreifen, in ſich wohl unklaren Natur. Das Wägelchen ging langſamer, weil ſich der Wald in die Höhe zog. Sich nun umwendend, erblickte er am Rande des kleinen Grabens, der friſch ausgehöhlt neben der Straße ſich zog, den Tiſchlergeſellen von geſtern Nacht. Er trug den leichten Ranzen über dem Rücken, hatte ein ſauberes Taſchentuch vorn in der Bruſttaſche ſeiner blauen Blouſe ſtecken und ſchritt mehr im Gange eines Luſtwandelnden als eines ermüdeten und ſchwertrabenden Wanderers. Dankmar hatte ihn ſeit geſtern Abend, wo er bei den politiſchen Unterhaltungen einen ſchlafenden Zeugen abgab, aus dem Gedächtniß verloren; jetzt aber trat er ihm wieder mit der ganzen Bedeutſamkeit, die ihn ſchon geſtern in ſeiner zurückgezogenen Beſcheidenheit umgab, auffallend genug entgegen. Sein Gruß war höflich, ohne unterwürfig zu ſein.

In ſeinen ſchönen Zügen lag ein feines Lächeln. Kein Wunder, dachte ſich Dankmar, daß eine franzöſiſche Dichterin in unſern vorſchreitenden Zeiten gewagt hat, einen ſogenannten Kunſttiſchler in einem ihrer communiſtiſchen Romane ſo liebenswürdig hinzuſtellen, daß er ſelbſt das Intereſſe einer hohen gebildeten Dame erwecken konnte!

Wir ſollten den Mann einladen mitzufahren, meinte Dankmar. Es iſt ein Tiſchler und von überraſchender Bildung....

Höflich ſein auf der Landſtraße? antwortete Hackert kalt und wollte das Pferd antreiben. Er machte ein Geſicht, das alle Merkmale eines Neides anſichtrug, der aus ihm über die Theilnahme, die der Handwerker fand, deutlich zu ſprechen ſchien.

Es iſt ja Platz neben mir; fuhr Dankmar fort.

Neben Ihnen? Warum denn nicht hier vorn? Wir vergeſſen überhaupt unſern Vertrag, fiel Hackert unruhig und faſt heftig ein.

Nur Mitleid mit einem ſo großen Unglück Hackert's, wie er es geſtern entdeckt hatte, beſtimmte Dankmarn darüber zu lächeln.

Das wär' ein Tiſchler, ſagen Sie? fuhr Hackert fort. Den Gauner hab' ich heute früh ſchon im Hofe als verdächtig erkannt. Ein Batiſttaſchentuch

in der Blouſe! Wenn er's nicht geſtohlen hat, iſt's ein Beweis mindeſtens für Spionage. Sei Einer ja behutſam jetzt, wenn man ſogenannte Arbeiter ſieht, die von dem Rechte der Arbeit reden, aber keine Schwielen in der Hand haben. Die Polizei weiß ſehr gut, was ſie jetzt Alles auszuſtöbern hat. Hier herum wimmelt's von jungen Acceſſiſten, die ihr Probeſtück ablegen mit einem falſchen Paß ....

Probeſtück mit falſchem Paß? Was heißt Das? fragte Dankmar.

Lieber Gott, die alten Unteroffiziere und Wachtmeiſter reichen jetzt für die ſogenannte praktiſche Polizei nicht mehr aus. Um jetzt eine Polizeicommiſſariusſtelle zu bekommen, verkaufen hundert Referendare, Aſſeſſoren ſogar und Lieutenants ihre Seele, wenn ſie eine haben, und leiſten, was Blindſchleichen und Menſchen nur können, die eine Anſtellung finden und gern heirathen möchten.

Wie kommen Sie auf einen ſolchen Verdacht? fragte Dankmar, doch erſtaunt, weil er ſich gewiſſer Aeußerungen erinnerte, die auch Schluck geſtern fallen ließ.

Ach! Es ſind jetzt wenig Menſchen Das, was ſie ſcheinen, ſagte Hackert. Wie bei gewiſſen Koffern, mit denen man nach Frankreich und Rußland reiſt,

haben zahllose Menſchen jetzt einen doppelten Boden. Ich wohne in der Brandgaſſe. Mein Vicewirth, Hausmann, oder wie Sie den Kaſtellan einer Armenkaſerne nennen wollen, iſt ein Schloſſer, ſeine Frau eine Flickſchuſterin, und Abends treibt der Mann Polizeigeſchäfte, und ſie — nun ſie kuppelt. Nebenan wohnt ein verdorbener Klempner. Das iſt ihr und ſein College. Nach oben hinauf iſt's nicht beſſer. Die Politik hat ja die Menſchen ſo vielſeitig gemacht! Der ſchnüffelt, Der heuchelt, Der gibt an! Und Den da, den hab' ich auch ſchon längſt weg.

Für was halten Sie ihn?

Im Heidekrug beſchnüffelte er Alles. Eine Dreſchmaſchine ſah er zehn mal an, wie die Kuh das neue Thor, und einen Pflug zeichnete er ſich ſogar ab. Ich gebe mein Wort. Es iſt entweder Aſſeſſor Müller ſelbſt, der auf dem Polizeipräſidium arbeitet, oder ſonſt Einer, der von ihm hierher geſchickt iſt, um Recherchen zu machen, natürlich politiſche. Die Spitzbuben haben ja jetzt die ſchönſten Tage. Die Polizei ſpürt nur nach Revolution. Neulich ſagte ein junger Menſch, der ſeit mehren Jahren unter polizeilicher Aufſicht ſteht, weil er in ſeiner Kindheit einmal in aller Unſchuld wo eingebrochen iſt: Es iſt ordentlich beleidigend, ſagte er, für unſereins; wir ſind ganz aus

der Mode gekommen! Wenn Einer bei dem Hofjuwelier ſelbſt einbräche, nicht drei Tage würde davon geſprochen!

Dankmar fand dieſe Vermuthung über den Tiſchler nicht ganz unwahrſcheinlich, und ſo wenig Neigung er ſonſt hatte, mit Spionen oder den offenen unſanften Armen der weltlichen Hermandad in Berührung zu kommen, ſo hätte er doch vielleicht noch Gelegenheit finden können, ſie heute für ſich in Anſpruch zu nehmen. Seines verlorenen Schreins gedenkend, ſprang er aus dem Wagen und wandte ſich zum großen Aerger des ſcheelblickenden Hackert zu dem Wanderer hinüber.

Haben Sie in dem Wirthshaus eine gute Nacht gehabt? fragte er, als der angebliche Tiſchler ihm nahe genug war und ſich ihm ſo anſchloß, daß Beide nebeneinanderſchritten.

Ich ſchlief ſpäter noch in einem Zimmer neben Ihnen! antwortete der Fremde. Aufrichtig! Ich hatte mich nur ſo geſtellt, als wollt' ich im Wirthshausſaale bleiben. Der Schlemmer intereſſirte mich, und als vollends noch Sie hinzukamen und das Geſpräch belehrend für mich wurde, ſchloß ich die Augen ohne zu ſchlafen. Hernach ging ich wie Sie in ein leidliches Bett.

Da haben Sie uns alſo ... belauſcht? bemerkte Dankmar, erſtaunt über dieſe Offenheit.

Wenn Sie's ſo nennen wollen! ſagte der Fremde; ja! Hätt' ich mich wach gezeigt, ſo würd' ich dem Manne haben ſagen müſſen, warum ich nicht von ihm zu trinken annehmen wollte, oder was noch ſchlimmer geweſen wäre, ich hätte mich hinreißen laſſen, ſeinen jämmerlichen Lebensanſichten zu widerſprechen....

Dem Wirth, glaub' ich, ſagte Dankmar lachend, würde dann doch die Geduld geriſſen ſein. Er ſchien Sie längſt nur mit großer Selbſtüberwindung in einem Saale zu dulden, wo einer ſeiner Gäſte Trüffeln und Champagner ausbreitete.

Ich weiß! Vor unſerer Umwälzung hätt' er mich zur Thür hinausgeworfen und auf den Heuboden verwieſen, antwortete der Wanderer. Die Zeiten werden ſchon wiederkommen und vielleicht mit Recht. Was anmaßend und zudringlich iſt, bleibt zu allen Zeiten beſſer vor der Thür als drinnen.

So wandeln Sie wohl, ſagte Dankmar, in politiſchen Dingen den Mittelweg des vortrefflichen Herrn Heidekrügers?

Statt aller Antwort gab der Fremde ſeinem edelgeformten Kopf nur den Ausdruck eines Lächelns, das Dankmar nicht umhinkonnte geradezu für ſein und

geiſtreich zu erkennen. Dies Lächeln entwaffnete ihn. Er mußte einen Augenblick ſchweigen.

Nach einer Weile begann der Fremde von ſelbſt: Iſt denn Das auch ein Syſtem? Iſt denn Das auch eine Meinung? Was dieſen Heidekrüger beſeelt, iſt nichts als der craſſeſte Egoismus der Eitelkeit! Dieſer Mann hat ein vortreffliches Landgut und brave Dienſtboten, die unter ſeinem Dünkel leiden. Warum bleibt er nicht in ſeinen Scheunen und auf ſeinen Feldern? Er krankt, jedes ſeiner Worte verräth's, an der traurigen Großmannsſucht, welche die Hauptrolle in unſern politiſchen Kämpfen ſpielt. Er kommt mir vor und Tauſende mit ihm kommen mir vor wie Grundbeſitzer, die bei Anlegung einer neuen Eiſenbahn durchaus verlangen, daß die Linie an ihrem Eigenthum vorübergehen ſoll. Ohne ſie gibt es nichts. Ohne ſie kein Wind und Wetter. Ohne ſie nicht Sonnenſchein und Mondſchein. Es iſt dabei ein Troſt, daß dieſe Menſchen nicht ganz ſervil ſind. Sie ſtellen ſich der Regierung gegenüber doch manchmal ein bischen auf die Hinterfüße und wollen erobert, wollen geſucht, wollen geſchmeichelt ſein. Aber erſt große Worte! Erklärungen! Die Hand aufs Herz! Lafayette! Lafayette! Hat man jedoch einen ſolchen Provinzial-Cato endlich an der Leine irgend einer flei-

nen menſchlichen Schwäche gefangen, ſo kann man Dienſtags auf der pariſer Faſtnachtsprozeſſion keinen größern Ochſen ſehen als ein ſolches, um jeden Preis an das Beſtehende gefeſſeltes, früher liberal geweſenes Hornvieh.

Dankmar fühlte nach dieſer wie eine Bombe platzenden Kernäußerung, daß, wenn der Fremde ein Spion war, er als Agent provocateur in der That Talent beſaß. Unmöglich konnte er ein Tiſchler ſein. Er beſchloß jedoch, harmlos zu bleiben, nicht weiter nach dem Sinn der blauen Blouſe zu forſchen und vor ſeinen Ueberzeugungen, die er immer frei bekannte, keine Furcht zu verrathen. Da ihn dieſe Unterhaltung bei dem trüben Wetter und der einförmigen Gegend nur erfreuen konnte, trat er ohne weiteres Mistrauen, ohne ängſtliche Furcht, ganz offen mit ſeinen Empfindungen hervor.

Ganz wahr bezeichnen Sie dieſe Gattung von Menſchen, ſagte er, die leider zu ſehr den Schwerpunkt unſerer Zuſtände bilden! Sahen Sie nicht, wie ſcheinbar uneigennützig dieſer Biedermann jeden Anſpruch auf perſönliche Auszeichnung von ſich wies und wie er doch ſeine Anforderungen an einen Volksvertreter gerade ſo nur ſtellte, daß ſie auf ihn allein zutreffen mußten? So machten es Cäſar und

Cromwell auch, als ſie in Verſuchung geriethen, ſich krönen zu laſſen, und nicht wußten, was ihnen größer ſtehen würde, die Krone oder der Schein, ſie ausgeſchlagen zu haben! Wie ſchlau und fein durchſchaute Schlurck dieſen Tartüffe vom Lande, den deutſchen patriotiſchen Ehrenmann, der nur das „Gute" will und doch den Untergang der Welt von dem Augenblick an datirt, wo man vor dem Zorn ſeiner zuſammengezogenen Augenbrauen nicht in Ohnmacht ſinkt!

Ja! Ja! Dieſer Schlurck iſt ein pfiffiger Spitzbube! ſagte der Fremde mit nachdenklichem Ernſt.

Und mir mit ſeinem politiſchen Nihilismus noch lieber als dieſe aalglatten Heuchler, dieſe doctrinair gewordenen Spießbürger!

Auch der Nihilismus taugt nichts, ſagte der Fremde, der ſich immer gebildeter zeigte und Dankmarn überraſchte. Aus nichts wird nichts. Ein Nihiliſt bringt ebenſo die Welt in Verwirrung wie der phraſenhafte Egoiſt. Der Nihiliſt ſpringt von Meinung zu Meinung, gehorcht Jedem, der gerade die Gewalt hat, und iſt der rechte Widerſacher, der Erzfeind aller guten Dinge. Wir leiden an keinem Uebel ſo ſehr, als an der Eitelkeit und an der Genußſucht. Die Genußſucht iſt der eigentliche rothe Faden der Revolution, der ſich durch alle unſere Geſellſchaftsſchichten

zieht. Die Genußſucht ſtürzt die Staaten im Grunde um, ſie lockert das unterſte Gebäude. Sie lehrt jenes Uebermaß im Siege bei allen Parteien. Paris! Paris! Das iſt nicht der Heerd der Gedanken, ſondern der Heerd der Genußſucht! Wiſſen Sie, was die ganze, die ganze Welt regiert? Der Cours der franzöſiſchen Rente. Ich war in Frankreich. Der Franzoſe arbeitet bis in ſein funfzigſtes Jahr. Dann will er noch zwanzig Jahre genießen. Er kauft ſich Staatspapiere und lebt von ihren Zinſen. Um dieſe Zinſen auf hohem Fuße zu erhalten, werden in Paris alle Heiligthümer des Himmels und der Erde verrathen. Ein plötzlicher Sturm kann den Rentenfuß herabdrücken, man wird ſoviel lügen, ſoviel verrathen, ſoviel preisgeben von Dem, was vielleicht die Menſchheit aus ihren Nöthen hätte herausbringen können, bis wieder die alte trügeriſche Windſtille da iſt und zur Beglückung aller in Europa lebenden Geſellſchaftsdrohnen, die vom todten Ertrage des Capitals leben, die Renten hinaufſteigen. Die franzöſiſche Börſe, die Vertreterin der lungernden, arbeitsmüden oder arbeitsſcheuen Genußſucht, regiert die Welt. Die Capitaliſten werden, dazu ſind ſie zu feig, ſich einem großen Sturm nicht mit Gewalt widerſetzen, aber ſie werden Alles aufbieten, allmälig wieder die Zügel in die

Hand zu bekommen und der Politik eine ſolche Wendung zu geben, bis ſie wieder auf ihrem Lebensthermometer, auf dem Courszettel das. Queckſilber der Rente auf dem Grade ſehen, wo es in den Tagen ſtand, wo ein Bankier auf dem Throne Frankreichs ſaß.

Fügen Sie aber noch Etwas hinzu, ſagte Dankmar, ergriffen von der wahren Schilderung dieſes gebildeten Mannes, der ihm plötzlich wie verklärt vor Augen ſtand. . . . Fügen Sie noch Eins hinzu! Das Unglück der Welt verſchuldet Paris auch dadurch, daß das Princip der Genußſucht dort auch Die ergreift, die eine Zeitlang im Dienſte der Ideen geſtanden haben. Möchte man, wenn man ſieht, wie dort die Dinge jetzt gehen, nicht glauben, alle dieſe tonangebenden Charaktere wären nur ſo lange ehrlich und heldenmüthig, bis ſie ſich eine Stellung erobert haben und an der Quelle der Gewalt ſitzen? Dann ſchöpfen ſie dieſe Quelle raſch ab. Sie ahnen, daß ein Windſtoß morgen ſie wieder ins Nichts ſtürzen kann. Nun ſoll es im Fluge gehen, daß ſie ſich bereichern und dem ſteilen Felſen der Exiſtenz einen californiſchen Goldklumpen fürs ganze Leben abgewinnen. Nun wird gelogen, betrogen, die alte Geſinnung Lügen geſtraft. So kamen die Heerführer der Fran-

zosen einst als Herolde einer neuen Zeit, und diese alten Republikaner waren nur beutesüchtige Genußmenschen, die für ihr Alter Vorräthe sammeln wollten. So haben jetzt in Paris alte Demokraten conservative Bedenklichkeiten, ja sogar junge Wüstlinge, Spieler von Baden-Baden, die mit einem kindischen Napoleoniden in Strasburg und Boulogne eine Emeute versuchten, die durch Theatercoups lächerlich wurde, sprechen jetzt vom Jahrhundert, von der Mäßigung, von der Philosophie des Bestehenden, von der Grenze der Freiheit. Nein! Die Genußsucht ist ihre wahre Philosophie. Ihre Maitressen sind die wahren Egerien dieser neuen, meist militairischen Numas in rothen Hosen.

Der Wanderer in der blauen Blouse nickte beifällig. Dankmar ersah daraus, daß er auch feinere Anspielungen vollkommen verstand.

Welche Mittel gibt es aber dagegen? fragte der Wanderer, dem auch Dankmar zu gefallen schien.

Ich sinne täglich darüber nach. Wo soll man die Besserung suchen?

Ich finde sie in der Heiligung der Arbeit, sagte der Fremde nicht ohne Feierlichkeit; in der alleinigen Bekränzung Dessen, der sich beschäftigt und reelle Werthe erzeugt. Es gibt zu viel Geistesarbeiter und

zu wenig wahre Handarbeiter. Die Handarbeit muß in den Vordergrund aller unſerer politiſchen Beziehungen treten, ihr müſſen die größten Belohnungen zufallen; denn nur durch die ſpartaniſche Erziehung der Menſchen zur Arbeit kann ſie von Grund aus gebeſſert werden. Ich bin kein Socialiſt. Ich werfe gerade den Communiſten vor, daß ſie die Arbeit viel zu ſehr als eine Laſt, als einen Fluch hingeſtellt haben, als einen Jammer, der einmal die Menſchen drücke und den man ihnen verſüßen, erleichtern müſſe. Iſt Das nicht wiederum Genußſucht? Iſt Das nicht wiederum daſſelbe Uebel, an dem wir die ganze Geſellſchaft kranken ſehen? Nein; gerade im Gegenſatze zu den Communiſten muß die Arbeit als eine Quelle der höchſten Freuden dargeſtellt werden, und Inſtitutionen müſſen auftauchen, die die Arbeit und Alles, was mit ihrer Förderung zuſammenhängt, in den Vordergrund aller Politik ſtellen.

Verſtehen Sie darunter Belohnungen? fragte Dankmar geſpannt und tief ergriffen von dieſen Worten, die aus dem Munde eines Denkers kamen.

Belohnungen, Auszeichnungen, Erhöhungen des Lohnes, Sorge für die Angehörigen der Arbeiter, unmittelbare Beziehung der Staatsformen nur zu der Arbeit, Vertretung der Gewerbe im Vorzug gegen

# Vorwort zur neuen Ausgabe.

Wenn ich in dieſer Sammlung meiner Schriften hätte chronologiſch zu Werke gehen wollen, ſo würde dem nachfolgenden Roman unmittelbar der Platz nach meinen Narrenbriefen gebührt haben. Er wurde zu München im Sommer 1833 geſchrieben; eine Bemerkung, die ich deßhalb mache, weil ich ihn dem ſchonenden Urtheile des Leſers als die erſte objektiv gehaltene Dichtung eines jungen Mannes von zwei- und zwanzig Jahren vorlegen muß.

Es hat dieſem Roman bei ſeinem erſten Erſcheinen geſchadet, daß man in ihm eine Tendenz vermuthete, die nicht in ihm lag. Die Einen nannten ihn einen philoſophiſchen Roman, der nach dem Vorgange Voltaire's und der Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts irgend eine Wahrheit, irgend eine moraliſche Thatſache zu allegoriſcher Anſchauung bringen ſollte. Die Andern nahmen ihn für eine direkte Satire auf europäiſche Verhältniſſe, auf unſere Religions- und Sittenbegriffe, beſonders auf Chriſten- und Prieſterthum und Theokratie.

alle andern Stände, die, sei es Kaufmanns-, sei es Gelehrtenstand, nur die Diener Dessen sein können, der arbeitet. Wenden Sie mir nicht ein, daß die Bildung immer den Vorsprung vor dem Arbeiter gewinnen wird, auch da, wo jene vielleicht nur eine und dieser zwei Stimmen hat! Ich will, daß auch der Arbeiter gebildet ist. Ich will ihm nichts entziehen von Dem, was sich der Bevorrechtete zum Schmucke seiner Seele verschaffen kann. Der Staat soll es ihm geben. Der Staat soll aufhören nur die Garantie des Besitzes zu sein, er soll einzig und allein eine Schutzwehr und Garantie der Arbeit werden. Die Franzosen haben mit ihrer Garantie der Arbeit nur einen halben Schritt gethan. Für die Arbeiter zwar Summen aussetzen und die Arbeit erleichtern, dabei aber die ewige Rente behalten und die Staatspfründen und das Militair und die ganze Maschinerie der künstlichen Arbeit, der sogenannten Geistesarbeit, und die Repräsentationsarbeit der Beamten im alten Bestande zu lassen, Das ist es nicht, was helfen kann. Auf einen Arbeiter müssen zwei Müßiggänger aufhören müßig zu sein; Das nur kann helfen. Machen Sie die Arbeit zur einzigen Garantie der Rente, und Sie werden sehen, wie Alles die Arbeiter umschmeicheln, wie man bedacht sein wird, ihre Arbeit

ertragsfähig zu machen und in dieſer Eigenſchaft zu erhöhen. Sie ſehen an ſolchen Eiſenbahnen, die einen niedern Curs ihrer Actien haben, wie das dabei betheiligte Publicum Alles aufbietet, um dieſen Curs zu heben und den Werth der Schienenlinie zu erhöhen. Dies iſt nur ein ungefähres Beiſpiel jener organiſchen Verſchmelzung, in der ich mir die Arbeit in das allgemeine Leben des Staats aufgenommen denke. Die Arbeit muß endlich aufhören, eine Ausgeſetzte, ein Paria der Geſellſchaft zu ſein.

Dankmar war entzückt. Er theilte dieſe Meinung theoretiſch nicht ganz; ihn ergriff nur der Contraſt der Bluſe und dieſer geiſtreichen Worte. Uebrigens zweifelte er nicht, daß er hier doch wol einen jener ſocialiſtiſchen Schwärmer vor ſich hatte, der ſich Handwerker nannte, weil er es wirklich einmal war, längſt aber in einen höhern Bildungsſtand übertrat und nur die alte Weiſe beibehielt, um den Arbeitern näher zu ſtehen und ihnen Vertrauen zu erwecken. Nach einigem Bedenken entgegnete er:

Ich habe lange Zeit, um den gewaltſamern radicalen Mitteln zur Beſſerung der Welt auszuweichen, mich mit dieſen linderen beſchäftigt, die Sie andeuten. Oft habe ich mir die Menſchheit als einen kranken Organismus gedacht, wo der raſche, vielbeſchäftigte

und ungeduldige Arzt ſogleich Eiſen und Feuer verordnet, der tieferblickende, wohlwollende und prüfende aber nur eine Umſtimmung der Functionen. Wenn ich dann aber zuletzt doch ſah, daß zur Umſtimmungsmethode Jahrhunderte gehören würden und vor allen Dingen ſolche Staatsformen, wie wir ſie eben von dem Status quo nicht erlangen können, ſo bin ich immer wieder darauf zurückgekommen, daß wir bei der alten Methode der Franzöſiſchen Revolution, bei der Zerſtörung des Feudalſtaats, zur Zeit noch leider müſſen ſtehen bleiben. Wir müſſen — es hilft doch nichts — nivelliren. Die Fürſten und der Adel müſſen durchaus dem Vorrecht des Bluts entſagen, der Begriff der Gewalt muß in die Souverainetät des Volks gelegt werden und alle bisherigen Stützen der Macht in den Dienſt der neuen Staatskräfte treten. So nur finden wir Zeit und Gelegenheit, jene größern, anfangs vielleicht nationalen Naturproceſſe durchzumachen, die in der Triebkraft aller ſolcher Völker liegen, denen die Geſchichte die Einwurzelung in ihre Heimatlichkeit und den Glanz und die Größe dieſer Heimatlichkeit raubte. Dann können nach den nationalen Wiedergeburten die Völker jene noch größern Beglückungen der Geſellſchaft anbahnen, die in einer veränderten Gliederung des Menſchengeſchlechts über-

haupt liegen und in jenen Neuerungen, die Sie andeuten. Ich verkenne keineswegs, wie gefahrvoll die Entwickelung jener Zustände ist, die man die Herrschaft des Volks, Demokratie, nennt. Allein die Reformation hatte auch ihre Bauernkriege, ihre Bilderstürmereeſſe und ihre Wiedertäufer. Ihr beſſerer Kern erhielt ſich und ließ nicht einmal dasjenige Gute verkennen, das auch in jenen gräuelvollen Misverſtändniſſen noch theilweiſe lag. So muß es auch mit der Demokratie werden. Oder glauben Sie wirklich, daß unter der Alleinherrſchaft der Könige das Alles ſich ausführen läßt, was Sie ſich unter der Heiligung der Arbeit gedacht haben? Ich glaube an die Monarchie, als an eine in der menſchlichen Natur begründete Staatsform; aber die edle ideelle Monarchie iſt die Monarchie der Zukunft, nicht die der Gegenwart. Mit der Monarchie der Gegenwart, die ſich aufs Mittelalter, auf den Adel, das Militair, die Beamten, die gottbegnadete Berufung ſtützt, iſt nichts Derartiges anzufangen, wie Sie ſich's als heilſam denken. Blicken Sie um ſich! Die deutſchen Fürſten haben plötzlich aus der demokratiſchen Frage eine nationale und nun aus der nationalen gar eine Cabinetsfrage gemacht! Dynaſtie wetteifert mit Dynaſtie, und die alten verjährten Vorurtheile der Völker und Stämme

werden aus der Trödelkammer der Geſchichte wieder hervorgeſucht, abgeſtäubt, mit dem Firniß neuer Redensarten überputzt und ſo zum Gefechte geführt. Kommen wir da weiter? Werden da, wenn dieſe nutzloſen Kämpfe, die nur Blut, Geld und frivole Gedanken koſten, vorüber ſind, nicht wieder dieſelben alten Schäden bald zum Vorſchein kommen? Oder iſt es nicht gleich beſſer, zu ſagen —

Fort mit allen Fürſten und reinen Tiſch gemacht? fiel der Fremde lächelnd ein.

Dankmar ſchwieg, weil ihn der ſatiriſche und durchdringende Blick ſeines Gefährten jetzt plötzlich befremdete. Es ſpielten ihm um die zuſammengekniffenen feinen Mundwinkel ſoviel pikante Schattirungen, daß er ſich plötzlich vornehmen mußte, in ſeinem Vertrauen nicht zu weit zu gehen. Der Fremde ſtrich ſeinen ſchönen Kinnbart, der ſich rund um das längliche Oval ſeines edlen Geſichts zog und ihm viel Aehnlichkeit mit Dankmarn ſelbſt gab, und ſagte:

Ich muß lachen, wie ich als einfacher Tiſchler dazu komme, Ihnen, einem ſtudirten Herrn, ſo ernſt entgegnen zu wollen, und doch bin ich nicht Ihrer Meinung. . . .

Sie wirklich ein Tiſchler? ſagte Dankmar, faſt verletzt darüber, daß der Fremde noch jetzt ſein Incognito in dieſer Weiſe aufrechterhalten wollte.

Ja! Ja! Ich bin ein Tiſchler, ſagte der Fremde. Warum denn nicht? Ich könnte Ihnen manchen eleganten Stuhl zeigen, den ich zuſammenleimte, und noch viel mehr hab' ich mich geübt, Meubles zu zeichnen, hübſche Formen zu erfinden. Doch geſteh' ich Ihnen ſehr gern, daß ich auch, wenn ich will, auf meinen Arbeiten ſelbſt ſitzen darf und ſie nicht zu verkaufen brauche. Ich bin ein Tiſchler, aber ich trage dieſe Blouſe nur, weil es, wie Sie ſehen . . . ſtäubt.

Fürchten Sie da aber nicht, daß man Ihnen einen Paß abfodert und Sie ein Incognito, das Sie zu bewecken ſcheinen, luften müſſen? fragte Dankmar.

In dieſen Zeiten fodert man keine Päſſe; antwortete der Fremde; ich gehe auch nur bis Hohenberg.

Bis Hohenberg? ſagte Dankmar. Hohenberg iſt auch mein Reiſeziel.

Sie werden früher dort ankommen als ich. Von hier werd' ich noch zehn Stunden zu gehen haben und Sie wol nur noch ſechs zu fahren.

Sie ſollten mit meiner ſchlechten Kaleſche vorlieb nehmen, bemerkte Dankmar. Er that Dies nicht ohne Zögern, da eben Hackert hinter ihnen ungeduldig und dirmend mit der Peitſche klatſchte.

Der Fremde ſah ſich den Wagen an und blieb mit den Worten: Der Staub iſt allerdings ſehr läſtig! ſtehen.

Hackert rührte sich nicht vom Platze, öffnete auch den Schlag nicht, sondern schien ruhig abzuwarten, ob Dankmar ihn ganz als Kutscher behandeln und jetzt sogar zwingen würde, einen wandernden Handwerksburschen zu fahren.....

Beide Fälle, ob nun die blaue Blouse zu Dankmar oder zu ihm gesetzt wurde, waren seinem empfindlichen Ehrgefühl peinlich. Er schnitt die grimmigsten Gesichter, sprach von Ermüdung des Gauls, schlechtem Wege, engem Platz. Der Fremde, erstaunt über die Unhöflichkeit eines Menschen, den er nur nach dem Bock, auf dem er saß, beurtheilte, schien einen Augenblick zu vergessen, daß er diesem doch auch nur ein wandernder Tischler sein konnte, und über die von Hackert's Mienenspiel ihm gegebene Andeutung, sich, wenn er aufstieg, vorn zu ihm zu setzen, schoß ihm fast das Blut ins Gesicht; doch schien er sich sogleich zu fassen, als Dankmar, alle weitern Erörterungen mit dem widerwärtigen, ewig nergelnden Hackert abschneidend, diesem den Zügel und die Peitsche aus den Händen riß, sich selbst auf den Bock setzte, Hackerten und den Tischler auf den Wagen verwies und mit den Worten: Ich fahre gern einmal selbst! vorn Platz nahm und selbst das Rößlein des Pelikanwirthes nun zu rascherm lustigen Trabe anfeuerte.

## Neuntes Capitel.

### Die Visitenkarte des Tischlers.

Der Wald war zurückgelegt. Zu dem Städtchen Dassel hinab ging es im raschen Trabe. Einige Regentropfen fielen schon, ohne jedoch sehr zu belästigen.

Dankmar, wie er so dahin jagte über die staubige Straße, schüttelte über sich selbst den Kopf. Er suchte einen Schatz, der ihn, wie er vielleicht scherzte, zum Millionair machen sollte, und um ihn zu finden, fuhrwerkte er eben eigenhändig einen Handwerksburschen und einen elenden abgedankten Schreiber! Es ging ihm wirklich unwirsch und ärgerlich im Kopfe hin und her. Auch der Umstand, daß er das Gespräch mit dem geheimnißvollen und ihm jetzt wieder zweideutig gewordenen Fremden gerade da abgebrochen hatte, als er — ohne das vernünftige granum salis hinzugefügt zu haben — sämmtliche deutsche Fürsten

wie alten Sauerteig ausfegen wollte, drückte ihn. . . . Es iſt ſo läſtig, in extremen Behauptungen ohne Vermittelung dazuſtehen. Wir Alle leiden ja überhaupt mehr darunter, daß man uns nicht ausreden läßt, als darunter, daß man uns abſichtlich misverſteht. Man glaubt uns ſo oft zu verſtehen und Das eben erſcheint uns ſo gefährlich! Man unterbrach uns nur oder das Schickſal unterbricht uns in Augenblicken, die uns gerade die wichtigſten waren. Der Tod, welche ſchreckliche Unterbrechung für einen Menſchen, der ſich noch ausſprechen, ſeine Gefühle rechtfertigen, ſeine Gedanken erläutern möchte! Und doch iſt der Tod noch der geduldigſte unſerer Zuhörer. Selten, daß er uns mitten in einer Periode einer Auseinanderſetzung für unſer ganzes Leben überraſcht. Die ungeduldigſten und quälendſten Störer ſind aber gerade die, die uns immer vortrefflich verſtanden haben wollen und gleich in die Rede fallen. Sie verlaſſen uns wie in ſchönſter Uebereinſtimmung und wir bleiben mit dem Gefühle ſtehen: Der geht doch mit einer Vorausſetzung von uns fort, die nicht zutrifft! Es ſind doch nicht meine Gedanken, die er da als die meinen mit fortnimmt! Himmel, er wird ſie verbreiten, er wird mich nach ihnen beurtheilt machen, er hat mich nicht ausreden laſſen und macht mich unglücklich.

So lagen auch offene Gewaltthätigkeiten Dankmar's politiſchen Meinungen ganz fern. Er wollte immer nur das Nothwendige und Vernunftgemäße und hier fühlte er nun, daß er doch weit mehr noch hätte ſagen müſſen, um ganz verſtanden zu ſein. Dieſem drückenden Gefühle half etwas die Ankunft in Daſſel ab. Es zerſtreute doch, durch eine kleine gewerbfleißige Stadt zu fahren, und wenn auch nur im Vorüberfluge hier und da von einem freundlichen Geſichte begrüßt zu werden.

Hinter Daſſel beluſtigte Dankmarn, der ſich eine Cigarre angezündet hatte und um zu gleicher Zeit fahren und rauchen zu können, ſchweigen mußte, ein Geſpräch, das Hackert mit dem Fremden anfing. Hackert hielt dieſen für Das, was er gleich anfangs vermuthet hatte, einen Spion, redete ihn aber für Das, für was er ſich ausgab, an und ſagte ganz dreiſt:

Tiſchlergeſell biſt du?

Tiſchlergeſell — wiederholte nach einigem Zögern der Fremde.

Wo biſt du her?

Hier aus dem Hohenbergiſchen.

Wo ſtandeſt du zuletzt in Condition?

In Paris.

Beide Auffaſſungen mußten ſich aber durch das vorliegende Werk nur halb befriedigt fühlen. Dem Philoſophen iſt dieſe Arbeit nicht philoſophiſch genug; dem Satire Suchenden fehlten da und dort die Vergleichungspunkte; wo er Scherz erwartete, fand er Ernſt; wenn hier eine Satire war, ſo fehlte ihr zwar in Einzelnheiten nicht, aber doch im Großen und Ganzen die Anwendung.

Einem einigermaßen belohnenden Genuſſe kamen Diejenigen ſchon näher, welche den nachſtehenden Roman als Sittenbilder aus einer andern Hemiſphäre betrachteten. Zehn Jahre früher waren ſogar die chineſiſchen Romane Mode geweſen. Geſchmacksliebhabern geſiel das aſiatiſche Rococo des Buches um ſo mehr, als im Anfang der dreißiger Jahre das poetiſche Genrebild faſt als eine neue Kunſtgattung ſehr beliebt und in der Mode war. Dieſe Kritik hielt ſich an einzelne Scenen und Charaktere und erklärte das Ganze nur für eine Verknüpfung von genrebildartigen, auf heitre Betrachtung berechneten fremdländiſchen Sittenmalereien.

Bei der letzten Auffaſſung möchte ſich vielleicht dieſer Roman vor der Kritik am Beſten ſtehen, und doch, auf die Gefahr eigner Benachtheiligung, muß der Autor erklären, daß ſeine urſprüngliche Idee eine poetiſche Uranſchauung geweſen iſt. Immer angeregt vom Zuſammenhang der Welt mit Gott, verfolgt von einer oft quälenden Unruhe, ſich in Gott und göttliche Dinge zu verſenken, oft beglückt von einem milden Hauche der Gläubigkeit, viel öfter aber noch zerriſſen von Zweifeln und ergrimmt über die irdiſchen Entſtellungen des Ewigen, erfaßte er mit Liebe den Gedanken, in profaner Weiſe die Inkarnation Gottes in einem Menſchen zu ſchildern. Da iſt dieſes ſonderbare Inſtitut des Dalai

Donnerwetter, Das ist weit. Von da kommst du direct und verlegst dich nicht aufs Fechten? Hast wol in Paris geschafft? Ich seh' es. Deine Mütze ist bei Roack in der Fischerstraße ganz neu gekauft und deine Blouse, glaub' ich, hab' ich schon 'mal auf dem Maskenball im Opernhause gesehen.

Diese Wendung frappirte den Fremden.

Dankmar lachte in sich hinein:

Siehst du! dachte er; du kommst da an den Rechten.

Tischler ist kein übles Handwerk, fuhr Hackert behaglich fort. Aber immer Wiegen zu machen, wäre mir zu läppisch, und immer Särge, zu schwermüthig. Wobei hast du denn am meisten den Hobel angesetzt?

Ich bin ein Kunsttischler, mehr zum Luxus....

Aha! Luxus ... Mahagony? Nicht wahr? Drum gefiel dir auch wol die neue Dreschmaschine beim Heidekrüger?

Der Fremde ließ sich durch diese verschmitzte Frage nicht irremachen, sondern setzte umständlich das Getriebe einer solchen Maschine auseinander, trotzdem, daß sie nicht von Mahagony war. Er wollte eben zeigen, daß er die Praxis verstand.

Dankmar, der aufmerksam zuhörte, mußte fortge-

ſetzt lachen; denn Hackert verſtummte plötzlich über die Schrauben, Ventile, Stempel, von denen der Fremde ſprach. Sein Plan, den verkleideten Regierungsaſſeſſor Müller aufs Glatteis zu führen, war geſcheitert.

Das darauf eintretende Stillſchweigen währte längere Zeit. Dankmar rauchte. Hackert ſchickte ſich zum Schlafen an. Der Fremde ſah auf die Gegend und notirte ſich zuweilen Etwas, was ihm plötzlich einzufallen ſchien, in einem kleinen zierlichen Buche. Das dauerte ſo fort, bis er hinter einem Dorfe, das ſie wieder zurückgelegt hatten, Namens Helldorf, zu Dankmar ſagte:

Da ſind wir jetzt in einem Lande, wo ja mit einem Fürſten, wie wir vorhin ſagten, reiner Tiſch gemacht worden iſt! Es iſt wahr, es lebt ſich darin nach wie vor. Die Menſchen gehen und wandeln, die Bäume tragen ſchwer an den Aeſten, die Ernte iſt reif, das Gras ſchon zum zweiten male gemäht. Es hat ſich nichts verändert.

Wo wären wir denn da? wandte ſich Dankmar um.

In dem Fürſtenthume Hohenberg, ſagte der Fremde; hier beginnt die kleine Herrſchaft, die ſo verſchuldet iſt, daß ſelbſt eine Lotterieanleihe ſie nicht mehr retten

konnte. Heben Sie den Glanz und das Glück der kleinen Herrscher auf und sie gehen von selbst.

Und die großen? fragte Dankmar, der nicht abgeneigt schien, das begonnene Gespräch fortzusetzen.

Halten Sie es für möglich, sagte der Fremde, unbekümmert um den in politischen Dingen schweigsamen und nun schlafenden Hackert; halten Sie für möglich, daß jemals Staaten wie Preußen, Oesterreich, Baiern ganz aufhören können? Diese Sondergeschichte ist nicht auszulöschen und in den Fürsten erhalten sich die Erinnerungen der Völker und werden durch sie getragen.

Dankmar antwortete ironisch:

Ich bewundere, wie Sie glauben, die Hebel der Gesellschaft, die Organe der Menschheit in Bewegung setzen, neue Sitten, neue Gesellschaftsformen bilden zu können und doch an dem Bestande von Dynastieen wie an etwas Ewigem haften! Wie gern auch söhne ich mich mit diesem Bestande aus, wenn ich darin nur die Fortbildung unserer Freiheit gesichert sähe! Wissen Sie, was mir durch diese Monarchieen allein gesichert scheint? Ein Uebel, das mir noch gefährlicher dünkt als die von Ihnen gerügte allgemeine Genußsucht. Es ist Dies die allgemeine persönliche Eitelkeit, begründet auf eine durchgreifende Erniedrigung

des Menſchengeſchlechts. Wir hörten ja geſtern vom Neubunde. Wie erſcheint der Ihnen?

Ein wenig lächerlich, war die Antwort.

Mir ſcheint er gefährlich, ſagte Dankmar. Gefährlich deshalb, weil er mit einigen guten Eigenſchaften des civiliſirten Menſchen ein unverantwortliches Spiel treibt. Liebe und Hingebung ſind himmliſche Thätigkeiten der menſchlichen Seele, aber ſie haben ihre Grenzen. Sagen Sie ſelbſt, ob nicht in jener Monarchie, zu deren Erhaltung und Unterſtützung der Neubund geſtiftet wurde, das eigentliche Hinderniß freier Entwickelung die tief in den Inſtitutionen und den Erinnerungen des Volks wurzelnde Eitelkeit das Hinderniß der wahren Freiheit iſt? In dieſem Staate entwürdigt ſich der Menſch als Gattungsbegriff, um ſich als bürgerliche Perſon hochzuſtellen. Das Individuum will bedeutend ſein auf Koſten des Geſchlechts. Oder woher denn ſonſt dieſes raſtloſe und die Menſchenwürde beſchämende Drängen nach Auszeichnung? Eine Unzahl von Ehrenzeichen und Titeln wird in Maſſen verſchleudert, die allgemeine Militairpflicht untergräbt das kräftige Selbſtgefühl der Heimat und ordnet Jeden einer abſtracten Ehre, der Soldatenehre, unter. Wo Sie im Bereich dieſer Monarchie hinkommen, überall bilden ſich die

Menſchen ein, in unmittelbarer Beziehung zum Fürſten zu ſtehen. Jeder glaubt ſich von ihm perſönlich gekannt; Jeder drängt ſich vor, um irgendwie zur Notiz der hohen Behörde genommen zu werden. Wie eilt nicht Alles zu Unterſchriften, zu namentlicher Nennung bei jeder Gelegenheit! Streiten Sie mit dieſen Menſchen, ſo hat Jeder eine Meinung für ſich, Jeder weiß es beſſer als der Andere, und wenn man ſich unterordnet, ſo iſt es nur einem hochgeſtellten und betitelten Manne. Einer Berühmtheit die Schleppe zu tragen, die Kundſchaft einer Excellenz zu genießen, von einer erlauchten Perſon angeredet zu werden, Das iſt dort wie in Rußland der Bindekitt des öffentlichen Geiſtes und die Bedingung ſeiner Formen. Wenn Montesquieu die Ehre als das Weſen der Monarchie bezeichnete und er es aufrichtig meinte und nicht etwa damit ſeinem Souverain ein leeres Compliment machen wollte, ſo kommt dieſes Merkmal, das nur aus Mangel eines tiefern Begriffes erfunden zu ſein ſcheint, in jenem Staate zu ſeiner kleinlichſten, aber auch gefährlichſten Anwendung.

Der Fremde ſchwieg eine Weile. Dann nahm er, als er Hackert wirklich ſchlafend fand, das Wort und ſagte:

Auch ich haſſe die gedankenloſe Hingabe an den

flüchtigen Glanz des Bestehenden, nur um an diesem Glanze theilzuhaben; besonders ist mir, trotz meiner conservativen Gesinnung die Coquetterie mit dem Heere unerfreulich. Es ist Dies ein Stolz, der denn doch auf nur höchst unglückliche, den großen Menschheitszwecken widerstrebende Anomalieen sich begründet! Nie wird ein Staat eine Zukunft haben, der sich nur auf die Institutionen der Gewalt stützt und darauf hinarbeitet, im Volke das Staatsleben nur wie einen Formel- und Götzendienst zu begründen. Auch das Beamtenwesen ist eine solche morsche Stütze des dauernden Bestandes. Eine einzige verlorene Schlacht stürzt alle diese blankgeputzten und zierlichen Götzen und was nicht unendlich Wichtigeres mit ihnen! Aber dennoch sind Sie ungerecht, wenn Sie glauben, daß die Dynastie von dieser Hingebung allein zehren will. Ich hoffe doch, sie strebt nach der Befestigung durch jene tiefer wirkenden Hebel der Industrie, des Handels, der Ackerbauerleichterungen. Freilich auf gewöhnlichem Beamtenwege wird hier nichts bewirkt. Solange nicht die Arbeit selbst an den Thron für sich redend tritt und die Bureaukratie aufhört, der Dolmetscher der Interessen der Arbeit zu sein, kann es nicht besser werden. Es fehlen uns Staatsmänner, die ihre Schule im Volke gemacht haben.

Dankmar fühlte sich durch die Ideen seines Reisegefährten oft so angezogen, daß er sie für die seinen erkannte, oft aber auch wieder ganz von ihnen abgestoßen. Er schwieg eine Weile und überlegte das Gesagte. Als ihn darauf der Fremde ersuchte, anzugeben, wie er sich's denn möglich dächte, jenen Geist der eitlen ehrsüchtigen Selbsterniedrigung in der Monarchie zu dämpfen, antwortete er:

Dadurch, daß man diesen falschen und unwürdigen Royalismus auf seine wahren Quellen zurückführt, die Quellen der Eitelkeit und der speculirenden Selbsterhaltung. Denn leider auch deshalb wird jetzt ein so übertriebenes Spiel mit monarchischen Formen getrieben, weil man einen Damm sucht gegen die drohenden Fluten der allgemeinen Zerstörung, gleichviel aus welchem Material gebaut. Ehrlich sind unter den Neubündlern nur Die, welche sich einbilden, vom Glanz der Monarchie falle etwas auf sie selbst, und unehrlich alle Die, welche zum Royalismus aus Angst für ihr Eigenthum flüchten oder die sich, wie dieser Schlurck, vor dem Auffallenden fürchten und der Mode folgen, weil sie Mode ist. Es muß Etwas erfunden werden, mein' ich, was das Individuum vernichtet, ohne die Person zu zerstören.

Das iſt ein tiefes, aber dunkles Wort! unterbrach ihn der Fremde. Das Individuum vernichten, ohne die Perſon zu zerſtören?

Wir müſſen, erläuterte Dankmar, eine andere Gleichheit predigen als z. B. die der Volksverſammlungen. Gleichheit mit dem Pöbel iſt die Sehnſucht der Denkenden nimmermehr. Gleichheit der Anſprüche auf die große Ehre, die in einem Allgemeinen, uns Alle Bindenden liegt, Ehre, zurückſtrahlend auf Alle von einem Begriff aus, der Ehre verdient, da iſt Etwas zu ſuchen, zu erfinden, was uns rettet vor dem Rückfall in die Barbarei, daß wir aus Furcht vor Revolutionen der Anbetung des Beſtehenden verfallen.

Als Schlurck's Name genannt wurde, erwachte Hackert. Die beiden Andern ſchwiegen, und die Nothwendigkeit, dem Pferde einige Ruhe zu gönnen, trennte vor einem am Wege gelegenen Wirthshauſe auf einige Zeit die drei Gefährten. Als der Fremde, um nach einem Mittagsimbiß zu fragen, ins Haus getreten war, winkte Hackert Dankmarn und zeigte ihm ein Taſchentuch, das Jener hatte liegen laſſen. Mit geheimnißvoller Miene bedeutete er ihn näher zu treten und hielt ihm verſtohlen den Zipfel des Tuches hin. Es war ſehr fein eine Krone mit dem Zeichen 100 und dem Buchſtaben E darin geſtickt.

Das heißt, sagte Hackert, der Mensch, von dem er dieses Taschentuch gestohlen, hatte deren hundert, war mindestens kein Tischler und fängt in seinem Vornamen mit einem C an.

Oder es gehört ihm wol selbst, sagte Dankmar.

Das ist auch möglich, antwortete Hackert trocken und rief einen Knecht, für das Pferd zu sorgen. Dann knöpfte er sich den Rock zu, streifte Beinkleider und Rockärmel glatt und benahm sich affectirt genug wie ein Gentleman.

Schneiden Sie kein so schlimmes Gesicht! sagte er zu Dankmar; jetzt, wo wir Hohenberg näher kommen, wird's mit meinem Fahren freilich nicht mehr viel werden. Wenn Sie indessen in Ihrem eleganten Costüm fahren, weiß man, daß Sie es nicht nöthig haben und es nur aus Vergnügen thun. Wenn ich es aber thue, so sagt jede Canaille, Das wäre mein Beruf. Wenn wir in Hohenberg sind und Sie leichten Herzens, aber schwerer im Wagen mit Ihrem Schrein zurückfahren, so sag' ich Ihnen, warum das Alles so sein muß, wenn Sie nämlich Lust haben, es zu hören.

Es ist eine verkehrte Welt, meinte Dankmar kopfschüttelnd nachgiebig und steckte das Tuch zu sich.

ir wollen ſehen, ob wir da auch Etwas zu eſſen
den.

In der Wirthsſtube trafen ſie einen Jäger. Ein
tlicher Fünfziger, wie es ſchien. Seine Jagdtaſche
g ihm mit langen Troddeln um die Schultern.
in grauer Rock mit grünen Aufſchlägen war von
chtem Sommerzeug und wohlerhalten. Das ge-
ünte mit fuchsrothem Barte umſchattete Antlitz
g einen unverkennbaren Ausdruck offenſter Ehrlich-
und treuherzigſten Vertrauens. Seine großen
ſſerblauen Augen grüßten die Ankömmlinge ebenſo
ndlich, wie er ſchon unterhaltend und unterhalten
Verkehr mit dem ſchöngewachſenen jungen Mann
der Blouſe war. Eine Menge kleiner Kinder tob-
um ihn her, ſpielten mit ſeinem Hunde, zupften
den Troddeln und dem Netzwerk ſeiner Jagdtaſche
während er mit der Blouſe, ja ſchon mit
nkmar und Hackert ſprach, ging er doch dabei zu
cher Zeit freundlich auf die Scherze der Kinder
die er hinterwärts mit den offen gelaſſenen Fin-
haſchte und neckte.

Sie ſind hier im Gelben Hirſch! erklärte er den
ommlingen. Ihr Mittagsmahl müſſen Sie neh-
, wie Sie's finden. He da, Lenchen! Jungfer
ſſel!

Lama in Aſien, dieſe göttliche Anbetung eines Menſchen, dieſer verkörperte aufgelöſte Widerſpruch zwiſchen dem Dieſſeits und dem Jenſeits! Wer kann ſich in dieſe Möglichkeit hineindenken, hineinfühlen? Wer kann begreifen, daß ein Menſch ſich göttliche Ehre erweiſen läßt? Iſt dieſer Menſch ein Betrüger oder ein Wahnſinniger? Glaubt er an ſich ebenſo, wie eine Nation an *ihn* glaubt? Wie muß das ſein in jenem ſonderbaren Lande, wo ſogar das merkwürdige Inſtitut der Vielmännerei, d. h. der Ehe eines Weibes mit einem ganzen Brüderſtamme herrſcht? Aus ſolchen Träumereien entſtand die Idee dieſes Romans.

Wenn etwas polemiſch und ſatiriſch in ihm iſt, ſo ſind es Zufälligkeiten. Der Verfaſſer hat keine Satire, ſondern ein metaphyſiſches Gedicht ſchreiben wollen. Er wollte das wirklich Göttliche im Menſchen ſchildern und das ſchöne Menſchliche in unſern Begriffen von der Gottheit. Er ließ den Gott in Maha Guru ſich entwickeln, wie wir göttliche Begriffe in uns ſelbſt entwickeln, und führte die Unzulänglichkeit derſelben darauf hinaus, daß er Maha Guru um vieles göttlicher dann erſt ſich zeigen läßt, als er wieder Menſch geworden iſt, ſchwach, irrthumbefangen, hülflos und leidend. Die Grundidee ſeines Gedichtes iſt eine metaphyſiſche und die ſatiriſchen Streiflichter, die dabei auf Europa, auf Prieſterherrſchaft, Theokratieen, Mönchthum, Jeſuitismus, auf unſere geſellſchaftlichen Inſtitutionen, ja ſogar auf enge Begriffe von der Liebe fallen, ergeben ſich nur zufällig aus einer weiteren, einer umfaſſenderen Tendenz, die — das will der Verfaſſer nicht in Abrede ſtellen — vielleicht nicht gelöſt wurde.

Denn ein Sittenbild, ein Roman ſollte dieſe Phantaſie dabei denn doch auch werden. Man ſollte glauben, eine Anekdote,

Ein junges hübſches Mädchen, die die Wirthstochter ſchien, brachte ſchon für den jungen Mann in der blauen Blouſe einige Teller von ihrem eigenen Mittagsmahle. Nun mußte aber auch noch genug für die beiden Andern da ſein.

Ja, ſagte der Jäger, wenn der Droſſel nicht immer im Buſch ſäße nnd ſeine politiſchen Lieder pfiffe!

Wie? erſtaunte Dankmar, auch hier, wie auf dem Heidekrug, die Politik Störerin der häuslichen Ordnung?

Das nicht, meinte der Jäger begütigend; die Frau und das ſchmucke Lenchen da ſehen ſchon nach dem Rechten. Aber es iſt Alles mehr vollauf, wenn der Hausherr ſelbſt für ſeine trockene Zunge ſorgt. Wer viel ſpricht, muß auch ſich und dem Magen viel bieten. Wir im Wald ſind immer allein und reden nur einmal mit unſerm Phylar oder mit den Grünſpechten oder den Maulwürfen und da thut ein Stück Brot, ein Trunk Waſſer oder einer aus der Korbflaſche ſeine Schuldigkeit. Zur Nacht freilich gibt ein Jägersmann ſeinem Magen auch volles Gehör. Da knurrt der und will für ſein Tagewerk ein kräftiges Futter. . . .

Das Euch wohl bekommt . . . ſagte Dankmar, auf des Jägers friſches Ausſehen deutend.

Beſſer als vielleicht Herrn Droſſel das Eſſen auf ſein vieles politiſches Reden, fiel der Fremde ein, der ſich bei Seite geſetzt hatte.

Ach nein, meinte begütigend der Jäger, es folgt Jeder ſeinem Geiſt.

Damit wandte er ſich zur bedienenden hübſchen Lene, den Kindern und dem Hunde Phylar. Er wollte es wol vermeiden, den Wirth zum Gelben Hirſch ſo anzuklagen, wie die Lieſe den Heidekrüger angeklagt hatte.

Lenchen, ſagte er ablenkend, wirſt immer ſchmucker! Blitzaugen hat das Mädel! Ganz wie ihre ſelige Tante! Biſt aus einem Tiegel mit ihr geſchmolzen! Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich von Feuer rede. . . .

Die letzten Worte brummte der Jäger mehr vor ſich hin.

Warum nicht vom Feuer? meinte Dankmar, eine dargereichte Weinkarte muſternd. Die Menſchen ſind mehr durchs Feuer als durchs Waſſer geſchaffen.

Er beſtellte eine Flaſche Hochheimer.

Lenchen ging mit dem ganzen Kindertroß, der ſie in den Keller begleiten wollte. Auch Phylar würde gefolgt ſein, wenn ihn der Jäger nicht zurückgehalten hätte.

Das Feuer im Wein laß' ich mir gefallen, sagte der Jäger freundlich, die Bestellung gleichsam lobend. Aber, setzte er mit zusammengedrückten Augen hinzu, das Feuer, das ich meinte, ist ein anderer Brand. Hier das Haus ging vor nunmehr sechzehn Jahren einmal in Feuer auf und mit ihm ... die Schwester Drossel's ... ein junges Wesen. ...

Verbrannte?

Verbrannte.

Der Jäger wandte sich auffallend erschüttert zum Fenster hinaus. Die Reisenden aßen. Lenchen kam bald mit dem Wein zurück. Die Kinder lärmten wieder und litten nicht, daß der Jäger nach der Flinte griff, die an der Wand hing, und gehen wollte.

Ei, Onkel Heunisch, schon fort? sagte Lene Drossel. Vater und Mutter müssen von Schönau bald zurück sein. Ich dachte, Sie erzählen uns noch von Franziska's letztem Brief. ...

Komm ins Jägerhaus, Lenchen! Kannst ihn selbst lesen!

Ins Jägerhaus komm' ich nicht.

Fürchtest dich? ...

Vor der Eule nicht.

Vor der Ursula. Ich weiß es. Bist ein Kindskopf.

Dabei lachte er wieder und verharrte dabei, daß

gehen müſſe. Es wär' eine tüchtige Strecke nach
auſe, meinte er.

Dann grüßen Sie aber die Fränz und danken
e ihr für das hübſche Band! ſagte Lenchen.

Sollteſt ihr ſelbſt ſchreiben, Lenchen! Legſt es an
Tante bei —

Das dürfen wir nicht!

Die Tante Pfannenſtiel? Iſt die ſo ungefällig?
e reiche . . .

Die!

Sieh! ſieh! So ſchreib' der Fränz durch die Poſt.
e hört gern Etwas von Hohenberg, vom Wald
d Gelben Hirſch. Mein Schreiben iſt nicht viel
h. Franziska Heuniſch, beim Tiſchlermeiſter Mär-
s auf der Wallſtraße. . . .

Franzieka Heuniſch? unterbrach Hackert das Ver-
ren ſeiner Mahlzeit, ein Geſchäft, daß er mit vie-
t Appetit verrichtete.

Kennen Sie die Fränz Heuniſch, Herr? fragte
Jäger, angenehm überraſcht.

Hackert kaute und antwortete nicht. Er ſchien
ht das Gemüth zu beſitzen, dem Onkel, der ſeine
chte zärtlich zu lieben ſchien, eine Auskunft zu
en, die den freundlichen Waldbewohner glücklich
nacht hätte.

Als der Jäger die Frage: Ei! Kennen Sie die Fränz Heunisch? nochmals wiederholt hatte, stieß Dankmar ärgerlich mit dem Ellenbogen den kauenden Hackert an und sagte:

Hören Sie denn nicht?

Fränzchen Heunisch, antwortete Hackert mit zweideutigem Lächeln; eine angenehme kleine Putzmacherin. ...

Ja, Herr, sagte der Jäger, sie macht Putz.

Dann aber, da er Hackert's Lächeln sonderbar fand, setzte er, indem ihm das Blut in die Wangen schoß, mit unterdrücktem Zorn hinzu:

Wissen Sie von Fränz Heunisch etwas Unrechtes?

Ich weiß von ihr nichts, bester Jägersmann, sagte Hackert, als daß sie allerliebste Zähne, hübsche rothe Wangen, braune Augen, schwarzes glattes Seidenhaar und um die Augen eine gewisse reizende Haut wie von Wachs hat und in der Wallstraße Nr. 14 im zweiten Hofe links eine Treppe hoch wohnt.

Herr, da wohnt sie! sagte der Jäger und warf sich jetzt die Flinte so zornig über die Schulter, daß die Jagdtasche hin- und herflog. Was aber nun? Was nun?

Was nun? Nun? Nichts nun! Sie wollten ja die Adresse genau wissen. Wallstraße Nr. 14 im zweiten Hofe links. Ist's nicht so?

Der Fremde, der an dem Jäger Wohlgefallen zu inden ſchien und einen üblen Ausgang dieſer Rei- ung fürchtete, hielt es für das Angemeſſenſte, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Eilen Sie ſchon ſo? ſagte er zu dem kirſchroth ge- vordenen Mann, der auf Hackert Blicke ſchoß, die n Grunde doch mehr rührend als erſchreckend waren. ir fürchtete ſicher, Franziska Heuniſch möchte wirklich uf ſchlimmen Wegen ſein.

Die Jagd kann Sie nicht rufen, fiel Dankmar n, der in dem Jäger den über ſeine Richte aufſtei- enden Verdacht gleichfalls zerſtreuen wollte; ich denke, den Wäldern hier mag es im Herbſt luſtig zu rſchen ſein . . .

Es gibt nicht mehr viel Wild in den fürſtlichen Wäldern, ſagte der Jäger, ſich ſammelnd, aber noch it zitternder Stimme.

Sind Sie Hohenbergiſcher Jäger? fragte der remde.

Das bin ich.

Früher Militair?

Militair.

Dem alten Feldmarſchall nahe geſtanden? Nicht ahr?

Nicht so nahe. Der selige Feldmarschall war kein Jäger.

Und doch kein Wild? bemerkte der Fremde, der sich so benahm, daß ihn Niemand mehr für einen wandernden Handwerker halten konnte.

Doch kein Wild! fiel der Jäger, der sich rascher beruhigte, als Dankmar erwartet hatte, ein. Das machen die Finanzen. . . .

Wie so die Finanzen? sagte Dankmar.

Weil die Juden den alten Fürsten ganz in Händen hatten. Wie ihm kein Strohhalm mehr im Lande gehörte, ließen sie dann auch frisch aufs Wild losschießen, Reh' und Haas, Alt und Jung, nur um Geld herauszuschlagen. Jetzt sind sie ja in Hohenberg All' versammelt; sie wollen zur Jagd wiederkommen, sagten mir neulich ein paar Steifböcke; aber ich lachte und dachte mir: Bringt wieder, was Ihr schon Alles in unserm Wald vertilgt habt, dann wird sich's der Mühe lohnen. Uebrigens schwieg ich; denn kein Mensch weiß, was aus der Herrschaft werden soll und wer uns instünftige was zu befehlen hat.

Wer ist denn Alles oben? fragte Dankmar, der den etwas frugalen Fremden in der Blouse gebeten hatte, sich des Weins gemeinschaftlich zu bedienen.

Ich kenne sie nicht Alle, die geputzten Leute, sagte

der Jäger. Aber Das weiß ich, solche sind's nicht, wie Die, die zur Zeit, als der Fürst und die Fürstin im Glanze lebten, da zu Besuch gekommen sind. Der Fürst ist in der Residenz gestorben, kam auch nie hinaus nach Hohenberg, schon die zwölf Jahre nicht, daß die Fürstin da wohnte. Als die fromme Frau noch lebte, durfte sich Niemand von den Creditores auf dem Schlosse sehen lassen. Das war so ausgemacht. Als sie aber die Augen zuthat, es sind nun zwei Jahre her, da ging's lustig los. Erst fing's auf den Wirthschaftshäusern herum und in der Rechnungskammer an zu rumoren. Hui, was für fremde Vögel, die da durcheinander zwitscherten: Das ist für meine Kralle, Das für meinen Schnabel! Das Schloß blieb noch unangefochten, aber seit den drei Monaten, daß nun auch der Fürst in Gott entschlafen ist — ja, ja! — in Gott — Gott hab' ihn selig, es war ein guter, aber auch wieder ein recht schlimmer Herr — Da — Hurrah! Da kamen sie denn Alle an, in großen Staatskutschen. Ritsch! Ratsch! Jetzt zerhackt und zerstückt das Ganze! Wenn sich Keiner findet, der die halbe Million zahlt, die allein schon als Schuld auf dem Ganzen steht, ist's aus! Es ist nun drei Wochen her. Schnedderedeng! Trarara! Das ganze Dorf unten — es heißt Plessen — kam

zusammengelaufen und gaffte die Postillone all und Kuriere an, und die Herrschaften stiegen aus. Das sind nun Die, die viele Jahre lang erst auf den Boden, dann auf den Wald, zuletzt auf Geräth, Leinenzeug, Tisch- und Bettzeug und den letzten Spahn Holz im Schlosse Geld geliehen haben. Der Fürst ließ ja — Gott sei's geklagt! — seine alte kostbare Lebensart nicht, brauchte zehn mal mehr als er einnahm und so war er zuletzt dermaßen herunter, daß sein Sohn in Paris die Erbschaft nicht antreten will und.. nicht antreten kann und.. nicht antreten wird.

Während der Förster so plauderte, verzehrten die drei Reisenden vollends ihr bescheidenes Mahl. Dankmar hatte in der Zerstreuung das Taschentuch an den Fremden zurückzugeben vergessen. Hackert blinzelte ihm deshalb einige mal mit den Augen zu, ohne sich aber Dankmarn verständlich machen zu können.

Liegt nicht am Fuße des Hohenbergs, fragte Dankmar, seine eigenen Angelegenheiten erwägend und darin, daß der Fremde in tiefes Nachdenken versunken schien, nichts Auffallendes erblickend, liegt nicht in Plessen eine Schmiede?

Ja wol, lautete die Antwort.

Kennen Sie den Schmied?

Er heißt Zeck! Ist blind und sein Sohn ist taub.

Hackert lachte und fügte hinzu:

Und hoffentlich sind bei ihm recht viel Pferde lahm?

Der Jäger sah den Witzmacher finster an und wandte sich in seinen Erläuterungen zu den Andern, Hackert den Rücken kehrend.

Die Zeck'sche Schmiede war sonst in Flor. Alle Fuhrleute haben da angesprochen und sparten ihre Reparaturen auf die plessener Schmiede; jetzt kommt selten noch ein Wagen den Berg herunter.

Wenn jetzt da oben Alles aus Rand und Band ist, fragte Dankmar, so gibt es wol viel verrufenes Gesindel auf der Herrschaft?

Das doch nicht! Dann und wann einmal ein Wilddieb. Und Das selten, weil nichts zu dieben da ist. Ja! Holz wird gestohlen. . . .

Und Das tüchtig! schaltete Lenchen ein, die ab- und zuging und manchmal ein Wort dreinredete, wie es einem resoluten Mädchen zukommen mag.

Ja! sagte der Jäger lachend; mehr als billig.

Aber wie reimt sich Das, bemerkte der Fremde, mit der allberühmten Frömmigkeit, durch die sich ja die ganze Gegend auszeichnen soll?

Der Jäger lächelte nicht ohne Feinheit.

Es wird wol so dick damit nicht aussehen, meinte Lenchen und lachte, indem sie abdeckte.

eine Begebenheit, eine Geschichte zu lesen. Und gerade hier mag es sein, wo die Kräfte des jungen Autors nicht ausreichten. Alle lyrischen Stellen des Buches flossen aus seinem Gemüthe, die dialektischen aus seinem Verstande, aber das, was der Objektivität dabei angehören mußte, das mußte der Kunst entnommen sein, die bei solchem noch gährenden Jugenddrange nur gering sein konnte.

So ergibt sich denn, mit aller Aufrichtigkeit ausgesprochen, folgendes Resultat: Für den, der hier nur einen Roman zu lesen gedenkt, ist die Schrift nicht unterhaltend genug. Für den, der nur eine sublime Idee gelöst zu haben wünscht, ist das romanenhafte Beiwerk störend. Der, welcher nur lachen und eine schlagende Satire lesen will, wird am allerwenigsten in dem Werke heimisch werden. Und endlich nur der, welcher an Sittenbildern, Charakteristik und poetischer Genremalerei Gefallen findet, möchte nach der Lektüre des Buches der Zufriedenste sein.

Ich will Ihnen ſagen, nahm der Jäger das Wort; es mag mit der Frömmigkeit, die man ſo offen zur Schau trägt, nicht weit her ſein; Das lernt man im Walde, wo man an jedem ſtillen Plätzchen denkt: hier iſt's ſo gut wie in der Kirche! Aber wenn's auch nicht mehr ſehr lange nachwirken wird, die ſelige Fürſtin hielt doch viel auf's Chriſtenthum. Sie theilte Bibeln aus und ſammelte jeden Sonnabend die Leute um ſich und las irgend was Andächtiges vor, oder irgend ein fremder Herr mußte vorleſen und die Leute ſangen dazu. Manchmal kamen Menſchen, die früher ein Handwerk gelernt hatten, dann aber, wie ſie's nannte, die vortreffliche Dame, die Erleuchtung bekommen hatten und Miſſionäre wurden, für die Heiden zu bekehren. Die ſtellte ſie dann Sonnabends der Gemeinde vor und Alle mußten beten, daß Gott die frommen Apoſtel, wie ſie ſie nannte, in Gnaden beſchützen und behüten möchte. Ach, Das war oft recht rührend, ſo einen guten Menſchen zu ſehen, der nun da hinaus muß ins Hottentottenland und die Buſchmänner bekehren. Alle mußten weinen und Jeder gab ihm die Hand und ſah den armen Menſchen ſich noch einmal erſt an, ehe er geſpießt und gebraten war. Manche freilich. . . .

Der Jäger machte eine ſchlaue Miene.

Nun, Manche? fragte Dankmar.

Manche von den Miſſionären gingen gar nicht hin zu den Hottentotten! ſagte der Jäger pfiffig und kratzte ſich hinterm Ohr. Wenn Die das Gute genoſſen hatten und recht ausſtaffirt waren mit allerhand koſtſpieligen Geſchenken, blieben ſie in Bremen oder Hamburg ganz geruhig liegen oder ſchrieben, ſie hätten ſchon bei England herum Schiffbruch gelitten und müßten wieder umkehren oder es müßte was Neues nachkommen. Ach, lieber Heiland, was ſind da für Sachen vorgefallen!

Der Jäger war ſo gutmüthig, daß er dieſe Worte in einem entſchuldigenden Tone und wie über den Lauf der Welt kopfſchüttelnd vertrug.

Kein Miſſionär, erzählte er weiter, ging von Hohenberg fort, ohne nicht noch einen ganzen Koffer voll Hemden und Strümpfe mitzunehmen. Die ließ die gute Frau Fürſtin im Ländchen herum weben und ſtricken. Sie theilte das Garn und die Wolle aus, aber nur an Die, welche in die Betſtunden kamen. Wer fromm zugehört und andächtig ſeinen Vers geſungen hatte, kriegte nachher, wenn die Andacht aus war, einen Napf voll Warmbier und etwas friſches Weißbrot — was die alte Brigitte ſchön backen kann — und beim Nachhauſegehen bekam jede

Frau und jedes Mädchen einen Korb voll Arbeit für die Heiden mit.

Hackert lachte über dieſe Schilderung ſo unverſchämt laut auf, daß es ihm Dankmar faſt verwies. Dennoch miſchte er ſich dreiſt in das Geſpräch und ſagte:

Ich kenn' einen ehemaligen Miſſionär. Der Schlingel hat mir's erzählt, wo die Strümpfe und Hemden all' hinkommen, die man ihnen nachſchickt. Die Augenverdreher verkaufen ſie an das erſte beſte Kauffahrteiſchiff, das ſie am Meere antreffen. Nach Hauſe aber ſchreiben ſie: Dank für das Ueberſandte! Die Heiden wandeln bereits im Licht und auf euren Strümpfen. Schickt nur mehr von der Sorte!

Hackert hatte die Genugthuung, daß ſeine Anekdote gefiel. Der Fremde aber verließ das Zimmer. Die Erzählung des Jägers ſchien ihn wol zu intereſſiren, ihre heitere Wendung aber zu verletzen. Da ſein Ranzen liegen blieb, ſo war nicht anzunehmen, daß er ſich ſchon wieder auf den Weg gemacht hatte.

Und wer zahlt nun die Leute aus, die noch im Dienſte der Herrſchaft ſtehen? fragte Dankmar.

Der Juſtizrath Schluck, antwortete der Jäger. Der iſt ſchon ſeit zehn Jahren der eigentliche Fürſt von Hohenberg. Der adminiſtrirt mit dem Director

von Zeisel Alles durch- und übereinander. Die Creditores halten sich an Schlurck. Noch gestern war er auf dem Schloß, muß aber rasch eine Ordre gekriegt haben, so schnell ist er auf und davon. Seine Frau aber, die ist noch da mit dem Commerzienrath von Reichmeyer und Frau Commerzienräthin von Reichmeyer und Herr Bartusch und mit Respect zu vermelden . . .

Der Jäger sah sich nach den Kindern um.

Diese spielten mit dem Hunde, und da er auch Lenchen Drossel nicht sah, so flüsterte er:

Drossel's Schwester ist auch dort.

Wer?

Frau Pfannenstiel.

Auch eine Creditorin?

Durch ihren Mann. Frau Wirthschaftsräthin Pfannenstiel. Ihr Mann war früher Pachter bei dem Fürsten, brachte dabei sein Schäfchen ins Trockene, zog in die Residenz, bekam den Titel Wirthschaftsrath durch den Fürsten und wurde gerade sein schlimmster Blutsauger. Kurz, Sie finden da allerlei Volk, Christen und Türken und . . .

Melanie Schlurck, des Justizraths Tochter, hat sich also einen ganzen Hof mitgebracht? schloß Dankmar.

Von Der wissen Sie schon? Ja! Das ist ein Engel oder ein Satan. Die macht Alle verdreht. Zu

Fuß, zu Pferde, bald im Feld, bald im Walde, und hol' mich Dieſer und Jener, ſagt' ich noch neulich zur Urſula; ſollte man nicht glauben, ſie tanzte immer? Noch hat Die kein Menſch mit ruhigem Fuß geſehen und Augen hat ſie im Kopf, Zähne im Mund. . . . . Ja! Die hat's Allen angethan, und was man ihrem Vater für Fluch und Maleſiz nur anwünſchen mag, der Mamſell kann man nicht gram ſein; ſie macht Alles wieder gut. Auch ein feiner junger Herr aus der Stadt iſt mitgekommen . . . er heißt . . . ich weiß es nicht . . . kurz und gut, ſo luſtig iſt's ſeit zwanzig Jahren da nicht hergegangen. Jemine! Säh' es die alte Fürſtin, ſie drehte ſich im Grabe um.

Der Jäger trank ſeinen Labetrunk Bier aus, wünſchte den Herren gute Verrichtung, ſchüttelte Dankmarn ſogar die Hand und ging. Dankmar erwiderte freundlich, faßte aber Hackert ins Auge, da er deſſen Angeſicht plözlich wie mit Blut übergoſſen ſah; ſeine Wangen glühten, ſeine Stirn ſchien heiß; von der Farbe des Haares und der Haut entdeckte man kaum einen Unterſchied mehr. Dankmar's erſter Gedanke war, da von dem Jäger Laſally angedeutet wurde, an ſein Pferd. Er glaubte in der Verlegenheit, die er auf Hackert's Antlitz bemerkte, als der junge fremde Herr, der wol nur Laſally ſein konnte, erwähnt wurde,

s Zugeſtändniß der Befürchtungen zu finden, die
ſeinem Bruder Siegbert geäußert hatte, als dieſer
r Hackert's Ehrlichkeit gutſagen wollte. Aufs aller-
ſtigſte wurde er wieder von dem Gedanken ergriſ-
n, daß zuletzt dieſer Hackert doch wol nur ein
auner ſein möchte, der ſich ihm noch zu irgend
nem böſen Zweck angeſchloſſen hätte. Und dennoch
hlte er Mitleid mit ihm. Der Nachtwandler ſtand
eder vor ihm; der wüſte ſchauerliche Eindruck, wie
ackert mit halb herabgefallenen Kleidern, mit Stroh
d Heu im Haar, mit offenem Hemd, in der Hand
verlöſchende Laterne vor ihm ſtand und Schlurck
r Entſetzen das Wort ausſtieß, das ihn weckte!
e Erinnerung an dieſen Anblick trat ihm ſo mäch-
in dieſem Augenblicke vor die Seele, daß er faſt
chrak, Hackert möchte eben wieder in einen ähnli-
n Zuſtand verfallen. Denn er bemerkte, daß Hackert
in Gedanken verloren zur Thür hinausging, ge-
dig den ſchon zur weitern Reiſe gerüſteten Gaul
iente, geduldig die Peitſche ergriff und, als wüßte
es nicht, vorn auf dem Bocke ſaß. Alles Das
te er mechaniſch, ohne Ueberlegung gethan. Seine
ſicht, in der Nähe von Hohenberg Jedes zu ver-
den, was ſeine Eitelkeit in ein falſches Licht ſtel-
konnte, hatte er in dieſer träumeriſchen Abweſen-

heit ganz vergessen, und Dankmar stand und staunte, diesen Zustand still beobachtend.

Was ist dem Menschen? dachte er.

Der angebliche Tischler hatte sich inzwischen draußen mit dem Jäger noch einige Augenblicke unterhalten und dann seinen leichten Ranzen geholt. Er wollte den weitern Weg zu Fuß machen und verabschiedete sich von Dankmarn. Dieser hielt ihn aber zurück und sagte:

Wir haben jetzt nur noch drei Stunden bis Hohenberg zu fahren; es hat inzwischen geregnet, der Weg ist zu feucht für Ihre dünnen eleganten Stiefel. Bleiben Sie bei uns!

Der Fremde stieg nachgebend ein, Dankmar bezahlte für sich und Hackert die Rechnung, folgte dann in den Wagen und rief: Fort! Hackert schien nicht zu wissen, wo er war, sondern gab sich willenlos dem Thiere preis, das im raschen Trabe weiterfuhr.

Der Regen hatte in der That mit einem einzigen und gewaltig starken Erguß die Natur erfrischt. Wie erhob sich Baum und Blatt, wie blickte der Grashalm so gekräftigt zu der Sonne auf, die hier und da schon aus den grauen, sich zertheilenden Wolken wieder hervorbrach! Auch die Gegend nahm jetzt einen viel gefälligern Charakter an. Die großen Flächen hör-

auf. Der Boden hob ſich wellenförmig, am
nde des Horizonts ſtiegen ſchon die blauen Con-
en einer nicht hohen, aber anmuthig geformten
rgkette empor. Hier und da verrieth ſich ein hin-
Büſchen geborgenes Dorf durch ſeine Kirchthurm-
ze. Der Weg war mit Obſtbäumen beſetzt, die
pfel und Birnen in reicher Ernte verſprachen. Auf
n Feldern war faſt überall ſchon die Frucht gebor-
n, ſodaß man mit dem Blicke weithin ausſchweifen
d die Krümmungen kleiner Bäche verfolgen konnte,
den Boden fruchtbar bewäſſerten und die Gegend
endiger machten.

Der Fremde betrachtete die Flur mit einem ern-
n, ſinnenden Blick.

Es iſt meine Heimat, ſagte er. Ich bin
dieſen Thälern geboren. Früh ſchon verließ
ſie und doch kenn' ich jedes Dorf, jede Anhöhe
eder.

Wie traurig, ſagte Dankmar, daß ſo ſchöne Be-
ungen von einem leichtſinnigen, weltluſtigen Herrn
ſchleudert wurden! Die Bauern haben ſicher die
rtheile der neuen Zeit hier wahrgenommen, ſie ha-
n ſicher die Laudemien und Gefälle abgekauft.
elleicht iſt die Summe, die dadurch auf einem Brete
zahlt wurde, für den künftigen Unterhalt des Prin-

zen Egon ausgesetzt, das Einzige, was ihm sein Vater zu erben mag hinterlassen können. Die übrigen gewöhnlichen Abgaben von Grund und Boden laufen ohne Zweifel in die Kasse der Gläubiger, die in den jetzigen schlimmen Zeiten wol sich vergebens nach einem reichen Capitalisten umsehen, der hier das ganze Besitzthum mit Activen und Passiven übernimmt!

Es ist wenig Heil noch auf Grund und Boden, sagte der Begleiter trübe gestimmt. Die Masse der Lasten drückt zu sehr. Wo der Staat etwas gewinnen will, denkt er immer gleich an das Erdreich und Den, der es anbaut. Immer den Zollstab an die Erde gelegt! Warum nicht an den Handel? Die Kaufleute, die jetzt die Welt regieren, wissen sich zu schonen. Da sie meist von den Handwerkern leben, so schützen sie allenfalls diese noch eine Zeitlang und auch mit Recht. Weil aber dem gefräßigen modernen Staate die Mittel der Existenz immer knapper werden müssen, so sagen die regierenden Kaufleute und Börsenmenschen: Haltet Euch an Grund und Boden! Grund und Boden sind ewig! Welche Ungerechtigkeit aber! Es ist wahr, die alten aristokratischen Regierungen haben es möglich gemacht, daß Grund und Boden bei den großen Ansprüchen des Fiscus an die Staatskräfte oft steuerfrei durchschlüpf-

und meiſt mit einem blauen Auge davonkamen. iſt wahr, daß der Grund und Boden in den Ka- tern oft falſch veranſchlagt iſt. Allein dieſe relati- Vortheile ſind im Preiſe von Grund und Boden en mit angeſchlagen, und wie ich jetzt zwei mal hr Steuern geben ſoll, ſo vergißt man, daß ich Gut nur in der Vorausſetzung kaufte, daß es n Alten bleiben ſollte und nur einfach zu zahlen te.

Ich kenne dieſe Streitfrage, bemerkte Dankmar; r ich weiß nicht, ob man es nicht darauf könnte ommen laſſen, einmal der Ariſtokratie des Grund- zes die nothwendigen Folgen ihrer alten Regie- gsmethode fühlbar zu machen. Man ſpricht von Nothwendigkeit des iſolirten Reichthums. Ich n ſie in dieſem Sinne nicht anerkennen. Die ge- lichſte Ariſtokratie bleibt die des Blutes, wenn ſie auf einen großen und möglichſt ungehemmt ver- teten Grundbeſitz ſtützt. So lange wir, aufrich- geſtanden, das Adelsinſtinkt behalten, ſeh' ich kein l für die Menſchheit. Der Adel iſt hier und da eilen liberal aufgetreten und hat ſich dem Volke eſchloſſen; aber wie ſelten dieſe Ausnahmen! Ich rkenne den Unterſchied der Menſchen, den die ver- denen Stufen der Bildung und auch des Beſitzes

# Erſtes Kapitel.

## Der Götzenfabrikant.

Om Mouni Pémi Um!
Myſtiſche Sentenz des tibetaniſchen Cultus.

Das Panorama einer wilden, zerriſſenen Gegend liegt vor unſern Augen ausgebreitet. Wir befinden uns auf der großen tibetaniſchen Gebirgskette, welche die endloſe, dem Reiſenden noch immer unerforſcht gebliebene aſiatiſche Hochebene an das Dach der Himmelswölbung hinauf gefeſſelt hat. Das wechſelnde Spiel der Wolken, welche die Häupter der ungeheuern Bergkoloſſe zuweilen umlagern, dann an ihnen vorüberſtreifen und die blauen Oeffnungen des beengten Horizontes verlegen, gewähren dennoch dieſen einförmigen Gebirgsmaſſen den Reiz einer immer neuen Veränderung. So erblickt man neben den nackteſten Felſen, die in einen grauen Wolkenflor gehüllt ſind, die üppigſte Vegetation, die in demſelben Moment dem Auge wieder verloren iſt. Hier ein grüner Streifen, der ſich um die Bruſt eines Felſen gelegt hat, ein dunkler Kranz von Fichten und Tannen oder ein heller von Ahorn- und Weidenbäumen, und in demſelben

mitſichbringen, aber einen durch die Geburt, durch Namen, durch Ahnen begründeten Unterſchied ſollte die Aufklärung nicht mehr dulden.

Ich theile Ihre Anſicht in gewiſſem Sinne, erwiderte der Fremde. Nicht daß ich den Adel ausrotten will; denn ich halte Das für unmöglich; ich halte die Umwandelung eines berühmten Geſchlechts in eine einfache bürgerliche Familie höchſtens für eine komiſche Epiſode der Geſchichte, die nur auf kurze Zeit möglich iſt. Aber man ſoll erſtens die Ueberwucherung des Adels beſchneiden durch das Erſtgeburtsrecht und zweitens den Nachwuchs des Adels edler anpflanzen als es unſere Fürſten thun. Den Adel für Geld ertheilen oder für höchſt zweifelhafte bureaukratiſche Verdienſte, Das iſt eine tägliche Herabſetzung deſſelben Inſtituts, auf das ſich doch die feudale Monarchie ſo gern ſtützen möchte. Der Adel an ſich kann nicht verdächtig ſein. Man verdächtigt ihn nur dem Volke durch die Art, wie man neuen Adel macht. In jedem Wald und jeder guten Waldhutung herrſcht ein natürliches Syſtem des Nachwuchſes; nur beim Adel hat man dieſes Nachwuchsſyſtem nie beobachtet und deshalb ſank die Achtung vor demſelben.

Das iſt eben das Wort, das ich verbannen möchte,

Dankmar; Achtung des Adels! Wozu eine Kaſte
Menſchen, die ſich eines Vorrechts vor Andern
ühmt! Der Staat ſchafft die Vorrechte vor dem
ſetz ab. Das iſt wahr. Der Bürgerliche kann
Rechte genießen wie der Adelige. So heißt es
den Geſetzbüchern! Und doch bleibt dieſe ſonder-
e geheime Verbindung unter den Adeligen. Es
bt dieſer geſchloſſene Bund, der ſich immer wieder
ſeinen Maximen hervordrängt, wenn ihn auch
h ſoviel Revolutionen zurückgeworfen haben. Sie
len den Adel vermindern durch engliſches Erſtge-
burtsrecht und beſſer anpflanzen durch Adelserhebun-
wahrſcheinlich an einen tapfern Krieger, einen
hickten Arbeiter, einen glücklichen Erfinder. Aber
Nachkommen der Letztern werden ebenſo Ariſto-
en werden, wie es die Nachkommen der weiland
Rittern geſchlagenen Knappen und Kaufleute wur-
Es iſt eben ein Inſtitut, das ewig auf die Ve-
tion der Freiheit wie Mehlthau ſich anſetzen und
verderben wird.

Die Franzöſiſche Revolution hat den Adel
ſchafft, ſagte der Gefährte, und er iſt wie-
ekommen. Napoleon hat ihn noch mit frei-
geadelten Corporalen vermehrt, und die jetzi-
Börſenmäkler ließen ſich mit Freuden adeln,

wenn sie nicht fürchteten, sich lächerlich zu machen. . . .

O, so wünscht' ich, wallte Dankmar halb zornig halb lachend auf: daß einmal eine kleine Sündflut käme und dieses närrische Menschengeschlecht wenigstens partiell verschlänge! Es ist nichts mit ihm anzufangen.

Das Gespräch ging jetzt über leichte Dinge hin und weckte Hackert endlich aus der Betäubung, in die er so plötzlich verfallen war. Jetzt erst schien er sich zu besinnen, daß er wieder als Kutscher galt. Er wurde über diese unwillkommene Entdeckung unruhig, blickte bald zur Seite, bald hinterwärts, maß den Fremden bald mit einem wüthenden Blick, bald begann er etwas an dem Riemzeug und der Peitsche zu bändeln und zu knüpfen, bis er plötzlich ganz still hielt. Auf ein starkes Nun? das ihm Dankmar zurief, hieb er zwar wieder gewaltig auf das ermüdete Thier, dem die allmälige Annäherung an Hohenberg ebenso noththat, wie dem immer unruhiger und gereizter werdenden Dankmar, aber Dieser wußte nun in der That nicht mehr, wessen er sich noch Alles von Hackert zu versehen und worauf er sich zu rüsten hatte. . . . . .

Es war schon vier Uhr. Die Sonne lachte wieder

freudig vom Himmel. Alle Wolken hatten ihn verlaſſen. Das ſchönſte Ultramarin erquickte das Auge, wenn man empor, das lachendſte Grün der Wieſen und Büſche, wenn man zur Seite blickte. Die Gegend wurde immer reizender. Nach jeder Anhöhe, die das müde Roß erklimmte, öffnete ſich ein immer lieblicheres Thal. Die Vegetation, ſtatt gebirgig zu werden, wurde eher ſüdlicher. Kaſtanien-, Ahorn- und Nußbäume ſtanden auf kleinen Anhöhen am Wege neben Kirchen und Pachthöfen. Der weiße Flieder, der ſich traulich an Ställe und Scheunen ſchmiegte und jeder verfallenen Mauer einen maleriſchen Reiz verlieh, konnte wol den Fremden bewegen, auszurufen:

Wie erinnern mich dieſe weißblühenden Gebüſche an das ſüdliche Frankreich, wo es freilich der Feigenbaum iſt, der mit ſeinen großen Blättern, ſeinen labyrinthiſchen Ranken und den verſteckten grünen Früchten ſich ſo an jede nackte Felſen- und jede kahle Mauerwand lehnt, ſie verſchönernd durch ſeine trauliche Anſiedelung!

Vor den Reiſenden lag dann auch endlich auf eine Stunde Weges entlegen das Schloß Hohenberg. Schon lange konnten ſie das im Geſchmack der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts errichtete ſtattliche Gebäude unterſcheiden. Je näher ſie dieſem ihrem

gemeinschaftlichen Reiseziele kamen, desto unruhiger wurde Hackert, desto heftiger seine Antworten, desto ungeduldiger das Seufzen, das ihm zuweilen entfuhr. Er wandte sich jetzt wieder zu Dankmarn und äußerte:

Bis hierher, Herr! Fahren Sie jetzt!

Dankmar beherrschte sich und erwiderte:

Bis ich die Cigarre fertiggeraucht habe!

Die Aussicht auf das Schloß verschwand. Man war in einem anmuthigen Buchenwalde, der sich bis nach Plessen hinzuziehen schien. Welch frisches Laub! Welche zauberhaften Lichter, wenn die Baumgattungen abwechselten und Tannen sich an Birken reihten, um gemeinschaftlich dann die Buchengruppen zuweilen zu unterbrechen! Welcher Smaragdschimmer, wenn grünbewachsene Plätze zwischeninnelagen und von der Sonne beschienen wurden, die schon großer Oeffnungen bedurfte, um mit ihren sich senkenden Strahlen hier durchzudringen! Da sprangen ja noch Rehe erschreckt von ihrem grünen Lager unter einem großen freistehenden Eichbaum auf! Es mußte mit des Jägers Kummer über die ausgeschossene Belebung dieser Wälder nie so schlimm stehen.

Der Fremde war im Anblick dieses stillen Friedens wie verloren.

In dem Augenblicke hörten ſie in der Ferne Pferdegetrappel. Hackert ſpringt auf. Man ſieht einen Zug von etwa fünf Reitern dahertraben, in der Mitte eine Dame, wie man an dem in der Luft fliegenden blauen Schleier erkannte. Hackert wirft Peitſche und Zügel fort, ſpringt vom Sitz, ſchießt wie beſeſſen über den Chauſſeegraben und iſt im Nu im Wald verſchwunden. Der Gaul, erſchreckt von der heranſprengenden Cavalcade, bäumt ſich. Die Zügel ſchleifen ſchon an der Erde. Dankmar wirft eiligſt die Cigarre fort. Der Fremde hält ihn, damit er nicht hinausſpringt. In dem Augenblick jagt die Dame mit ihren Begleitern, an deren Spitze Dankmar den Stallmeiſter Laſally erkannte, vorüber. Es war Dies ein Glück für den beſcheidenen Einſpänner; denn dem ſtutzigen Gaul wurde die Gelegenheit zum Durchgehen genommen. Die Cavalcade nahm ſie im Vorbeireiten in die Mitte. Die Dame lachte vielleicht über die komiſchen Capriolen des zügelfreien Thieres und die verlegene Beſorgniß der beiden Männer. Mit einem Sprung war Dankmar, als der Gaul glücklicherweiſe ſtand, hinaus und griff nach dem Zügel. Mit Verwünſchungen gegen den Betrüger, der ſie hier ſo plötzlich im Stich gelaſſen und ihm auch die Gelegenheit genommen hatte, die Dame zu firiren, hieb er auf das erſchreckte Thier zu

und ohne ſich weiter um Hackert's Rückkehr zu bekümmern, jagte er auf und davon.

Was hatte nur der tolle Menſch? fragte der Fremde, über das Zuſammentreffen aller dieſer Vorfälle erſtaunt.

Ich ſehe, er iſt verrückt, antwortete Dankmar.

Ich glaubte dieſe Eigenſchaft ſchon längſt an ihm bemerkt zu haben.

Es erleichterte Dankmarn, ſeinem Begleiter zu erzählen, wie er an dieſen Geſellen gekommen wäre. Als er dabei einen Bericht über den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe erſtattete und den Schrein erwähnte, den er in Hohenberg verloren und dort ſuchen wollte, unterbrach ihn der Fremde mit den Worten:

Einen Schrein? Etwa von drei Fuß Länge?

Wie? fragte Dankmar geſpannt; allerdings ... etwa drei Fuß Länge ...

Eiſerne Bänder an dem Deckel?

Wohl! Und am Boden ...

Zwei Fuß breit mit ausgefelgten Rändern?

Zierlich geſchnitzt ...

Auf dem Deckel in erhabener Holzarbeit ein Kreuz ...

Himmel, wo haben Sie dieſen Schrein geſehen? Er iſt es!

Wo hab' ich ihn geſehen! fragte ſich der Fremde

ſelbſt. Beſinn' ich mich wol, wo mir noch geſtern dieſer Schrein auffiel!

Ich beſchwöre Sie, rief Dankmar, forſchen Sie in Ihrem Gedächtniß. Die wichtigſten Angelegenheiten knüpfen ſich für mich an dieſen Schrein.

Das Kreuz hatte nicht die gewöhnliche längliche Form der Kirche . . .

Doch! doch!

Es war ein Malteſerkreuz!

Aehnlich!

Ganz recht! Es war ein Kreuz an den Enden mit kleeblattförmigen Rundungen.

Das iſt er!

Dankmar war wie auf glühenden Kohlen. Das Pferd hielt er an, da der Fremde ohnehin gewünſcht hatte, ausſteigen und nach Pleſſen einen Seitenweg einſchlagen zu dürfen. Endlich, als Dankmar faſt krampfhaft und erwartungsvoll des Fremden Hand ergriffen hatte, rief Dieſer aus:

Ich weiß es. Den Schrein ſah ich geſtern Abend im Hofe des Heidekrugs auf Schlurck's Wagen.

Auf Schlurck's . . .? wiederholte Dankmar und ſtockte.

Auf Schlurck's Wagen, verſicherte der Fremde, der ſich ihm in dieſem Augenblick in einen Boten des Himmels verwandelte; es war nach vier Uhr. Es

dämmerte aber noch sternhell, als ich im Heidekrug ankam. Anfangs wollt' ich die Nacht benutzen und nach einer Erfrischung weiterwandern. Da sah ich im Hof einen Reisewagen stehen, leicht bepackt, elegant. Der Kutscher zündete die beiden Laternen an, als wollte er weiterfahren. Der Wagenschlag hatte eine Chiffre, die mich fesselte. Ich blieb in der Nähe stehen. Ich sah dem Kutscher zu, wie er die Laternen befestigte. Dann ordnete er an seinem Fuhrwerk Dies und Jenes. Unter seinem Sitze hatte sich in einer dort befindlichen Bache Stroh gelockert. Er riß es vollends ab und rief den Hausknecht um neues an. Einen in der Bache liegenden Gegenstand schien er frisch emballiren zu wollen. Bei der Gelegenheit sah ich deutlich jenen Schrein, der mir wegen seiner alterthümlichen Form und des auf ihm sehr zierlich angebrachten Kreuzes, da der Deckel zur Seite lag, auffiel. Ich würde mich an dem Wagen nicht solange verweilt haben, wenn mir nicht das verwischte fürstlich Hohenberg'sche Wappen an dem Schlage und das frisch und lebhaft darunter aufgetragene F. S. aufgefallen wäre. Ich fragte, wem die Kalesche gehörte. Es hieß: Dem Justizrath Schlurck. Ein lebhaftes Interesse, das ich an diesem Namen nehmen muß, veranlaßte mich zu bleiben und hinaufzusteigen in

den Saal, wo Sie mich ſpäter fanden. Unten rief mich der Kutſcher, ein brutaler Menſch, als ich ihm zuſah, wie er den Schrein mit friſchem Stroh umwand, mit groben Worten an. Ich gedachte meiner Blouſe, blieb demüthig und machte die Bekanntſchaft Schlurck's, der mir für mein Leben ebenſo wichtig iſt, als er es jetzt vielleicht auch Ihnen werden kann.

Und auf weſſen Zeugniß, fragte Dankmar im Ausbruch ſeiner jubelnden Freude, auf weſſen Namen kann ich mich berufen, wenn ich von Schlurck mein Eigenthum zurückfodern werde?

Muß Dies ſein? ſagte der Fremde zögernd und ſtieg von dem Wagen herab, während Dankmar die Zügel ſtark, aber auch den Fremden ſanft feſthielt.

Daß Sie der Tiſchler nicht ſind, ſagte er dabei, der Tiſchler, für den Sie ſich ausgaben, iſt gewiß. Sie müſſen mir das Zeugniß ausſtellen, daß ich discret war und nicht in Ihr Geheimniß drang. Aber jetzt durch Ihre mir ewig dankenswerthe Entdeckung wird es mir zur Pflicht, Sie um Ihren Namen zu bitten; denn ich weiß nicht, es iſt mir, als wenn ich mit dem Finder nicht leichten Kauf haben werde. Schlurck iſt ein Mann, der mir vorkommt, als könnte man ohne Zeugen und Proceß kein vor ſeinen Augen verlorenes Taſchentuch wiedererhalten.

Augenblick ein weites, graues Nebelmeer, Alles bedeckend und dem Blicke entziehend. Nur Eines bleibt sich ewig gleich in dieser todten Abwechselung: das fürchterliche Gebrüll erzürnter, reißender Waldströme. Wo sind sie? Das Auge sieht sie nicht und nur das Ohr vernimmt dies ewige, gleichförmige, wiederhallende Rauschen. Sie stürzen, von den dichtesten Urwäldern bedeckt, durch die tiefen Kessel, an denen sie Jahrtausende lang gehämmert: ein grauenvoller Anblick, da sich auf dieser weiten Lavadecke des Tannenwaldes nirgends ein Krater zeigt, der dies gährende, empörte Element dem Auge sichtbar macht.

Dem Tibetaner verbietet seine Religion — dies seltsame Gebäude von Satzungen und Gebräuchen, mit denen wir noch genauer werden vertraut werden — die Thiere des Feldes zu tödten. So wenig auch dieses Jagdverbot von einzelnen Vornehmeren, die mit den Priestern und Castellanen des Himmels auf vertrauterem Fuße stehen, gehalten wird, so zieht die Ausnahme von der Regel doch immer weniger Folgen nach sich, als eine gänzliche Freilassung der Sitte. Daher sind die Gebirge und Wälder mit Gethier reich bevölkert. Die Adler nisten auf den höheren Felsenspitzen; der Fuchs gräbt sich ungestört seine Gruben; nur das Bisamthier und die wegen ihrer Seidenschwänze berühmten tibetanischen Stiere ziehen aufgeschreckt durch die Berge, weil die Gewinnsucht sie einer eifrigen Verfolgung aussetzt. Wenn jene Seidenschwänze nur dazu dienen, die weibische Eitelkeit der Chinesen zu befriedigen, so sollt' es sich Europa nicht zu Schulden kommen lassen, daß es ein asiatisches Volk zu Gesetzesübertretungen verleitet; denn hat der Moschus nicht einen abscheulichen Geruch? Zur Heilung der euro-

Wie der Fremde noch zögerte und mit verlegenem Lächeln ſich wegen ſeines Geheimniſſes entſchuldigen zu wollen ſchien, griff Dankmar, der nicht ohne Grund das Beiſpiel vom Taſchentuche gewählt hatte, raſch in ſeinen Frack und langte das dem Fremden gehörende Tuch hervor:

Hier! ſagte er, dieſer Verluſt muß uns näher bringen.

Mein Taſchentuch! bemerkte der Fremde.

Ihr Taſchentuch? Wirklich das Ihrige? Das eingeſtickte Zeichen . . . die Krone? L. und die Zahl 100.? Wohlan, mein Herr! Ich will Ihnen das Geſtändniß erleichtern. Tauſchen wir unſere Karten?

Damit zog Dankmar ſein Porteſeuille hervor und überreichte dem Fremden ſeine Karte.

Dankmar Wildungen, ſagte er, indem der Fremde ſeine Karte las; Dankmar Wildungen, ein obſcurer, junger Menſch, Prätendent des Glücks, wo er es findet, ein junger Juriſt, Bürger kommender Jahrhunderte, ein Poſa, den König Philipp mit dem entſchuldigenden Titel: Sonderbarer Schwärmer! entlaſſen haben würde, wenn er gerade in der Laune geweſen wäre, einmal von ſeinen Autosdafé ſich auszuruhen.

Nun denn, Sie junger, lieber Malteſer! ſagte der

mde, ſo will ich Ihr Carlos ſein; unter der Be-
gung, daß Sie feierlichſt geloben, mich nicht zu
nen, wo Sie mir hier auch in und um Hohenberg
egnen werden. . . .

Mein Ehrenwort genügt! ſagte Dankmar mit
ſtem Nachdruck.

Laſſen Sie uns Freunde bleiben, fuhr der Fremde
. Ihre Offenheit kam aus edlem Herzen. Der
nſchheit kann eine Zeit nicht verloren gehen, wo
h ſolche Flammen lodern wie in Ihrem Herzen,
ſt wenn ſie ſich und Ihre Träume verzehren ſollten.
r nochmals . . .

Schwören ſoll ich? ſagte Dankmar lächelnd. Wo-
wünſchen Sie?

Der Fremde ſchüttelte den Kopf. Er hatte ein ele-
ntes Portefeuille geöffnet, Dankmar's Karte hinein-
gt und die ſeine hervorgezogen. Er überreichte ſie
nkmann mit einem herzlichen Händedruck, klopfte,
zum Abſchiede und Dank dem Gaul ein paar
auf den ſchweißgebadeten Rücken und verſchwand
n raſch hinter einem ganz in der Nähe befindlichen
buſch, von dem ſich nach Pleſſen zu ein kleiner
weg durch die Wieſen ſchlängelte.

Als Dankmar, unendlich glücklich über die vorläu-
Beruhigung wegen ſeines ihm ſo werthvollen Ver-

luſtes, vorzog, nun erſt am Fuß des Schloſſes Hohenberg über Nacht auszuruhen, bis er zu der ihn jetzt magnetiſch wieder zurückziehenden Hauptſtadt umkehrte und er dann in leichtem Trabe nach dem unter dem Schloſſe Hohenberg friedlich von der Abendſonne beleuchteten Flecken hinabfuhr, las er auf der Karte einen Namen, der ihn nach Allem, was er ſeither auf dieſer Reiſe ſelbſt erfahren und von Andern erzählt bekommen hatte, auf das angenehmſte überraſchen mußte. Die Viſitenkarte lautete ganz einfach: Le Prince Egon de Hohenberg. 7 Rue d'Auteuil.

# Zehntes Capitel.

## Der Gläubiger vom Throne.

Das Schloß Hohenberg liegt auf dem ersten Vorsprung eines allmälig oberhalb des Fleckens Pleſſen ſich erhebenden, unten mit Wieſen, oben mit Tannenwäldern bedeckten nicht unanſehnlichen Bergrückens. In einem etwas ſchnörkelhaften Stile gebaut, beſteht es aus einem dreiſtöckigen Hauptgebäude mit zwei faſt gleich hohen hervorſpringenden Seitenflügeln. Beide Flanken ſind vorn durch ein etwas verwahrloſtes, aber einſt kunſtvoll aus getriebenem Eiſen verfertigtes Gitter verbunden. Das fürſtlich Hohenberg'ſche Wappen aus verwittertem Sandſtein gehauen, ziert oberhalb des Säulenportals die Spitze der über den Fenſtern mit behelmten Römerköpfen gezierten Hauptfront. Im untern Stock gehen die Fenſter wie Thüren auf den gepflaſterten ſchattigen Hof, den in ſchöneren Tagen Orangenbäume zierten

in großen buntgestrichenen Kübeln. Nach dieser durch große grüne Holzjalousieen noch gehobenen sehr stattlichen Vorderseite ist der emporgehende Fußweg unmittelbar von der Kirche und dem Pfarrhause zu Plessen her ziemlich steil. Sanfter aber dacht sich nach hinten der Berg so abwärts, daß man von dorther mit einem Umweg, der gleichfalls an der Vorderfront mündet, auch zu Wagen sehr bequem in dies einfache würdige Schloß gelangen kann.

In den Zeiten der Fürstin Amanda, besonders als sie durch ihren religiösen Hang noch nicht zu sehr zur Verachtung der Weltfreuden verleitet war, übertraf die hintere Seite des Schlosses noch die stolze vordere beiweitem an traulicher Wohnlichkeit. Dort schloß sich dem Bau unmittelbar ein kunstvoller Garten an. Die Fenster des Erdgeschosses waren im Sommer geöffnet und führten unmittelbar aus etwas steif gegipsten und bemalten, aber doch anmuthigen Sälen ins Freie. An den Fenstern, wo große hellgrüne Vorhänge sich niedersenkten, wohnte die Fürstin im Sommer selbst und hatte um sich den ganzen Reichthum von Erinnerungen und Andenken, die sie so sehr liebte, ausgebreitet. Damals standen in dem von einem plätschernden Springbrunnen heiter belebten schattigen Quadrat des hintern Hofs und besonders an der Spitze des einen Flügels

(während an dem andern ſich einige unerlaßliche Wirthſchaftsgebäude anlehnten) kleine gefällige Statuen auf zierlichen Poſtamenten. Ein wohlunterhaltenes grünes Heck zeigte an, daß hier die ſtille trauliche Gartenwelt der Beſitzerin begann, zu der die Abends und Morgens geöffneten Fenſter dieſes Flügels unmittelbar den Eintritt erlaubten. Auf leichten, vom Regen zwar verwitterten, aber doch bequem ebenen Steinſtufen kam man, während ſich links am kleinen Anbau der Fahrweg hinunterſchlängelte, rechts in dieſen wohlgehaltenen, terraſſenförmig ſich abdachenden Garten, von dem aus dem Baſſin des obern Springbrunnens herab ein künſtlicher Waſſerfall ſich in immer behendern Sprüngen bis in das Bächlein ergoß, von dem die pleſſener Mühlen getrieben wurden, die liebliche, baumbeſchattete Ulla, die aus dem Ullagrunde herunterhüpfte. Dieſe Welt war ſchön. Die Natur bot der nachhelfenden Kunſt die Hand, um ſie liebevoll anſichzuziehen. Während rings die Berge ſchweigſam und feierlich herniederblickten, aus der Ferne Glocken läuteten, die Kühe auf den grünen Wieſenabhängen am Fuße der Berge weideten, war auch das Nächſte hier innig und das Herz erhebend. Dieſe nähere Umgebung des Schloſſes war halb ein Park, halb ein Garten. Man hatte Das, was die

Natur bot, nur geordnet und zur Unterlage der Kunst gemacht. Da ſtanden Beete von ſtolzen Feuerlilien und violetten Iris dicht unter einem Gebüſch von Hängeweiden, das man nicht erſt zu pflanzen nöthig gehabt hatte. Da ſchimmerten weiße Birken neben Roſen oder dieſe rankten ſich freigelaſſen an eine einſam ſtehende Tanne empor und umſchlangen den trauernden Winterbaum ſo zärtlich, als wollten ſie ihn tröſtend erheitern mit duftender Frühlingsumarmung. Dann kam zum Ausruhen und Genießen gleich eine ſteinerne Bank dicht unter dem Schatten einer Hollunderhecke, die in ſich ſelbſt einen artigen Verſteck barg, wenn man nur in den dicht zuſammengewachſenen Zweigen genauer forſchen wollte und den Eingang da ſuchen, wo man ihn am wenigſten vermuthete. Jetzt lag auf der Steinbank freilich Moos und Verwitterung. Die Spuren des letzten Regens blieben tagelang in dem Geſtein, bis ſie verdufteten oder eingeſogen waren. Aber man fand doch auch neuere, grüngeſtrichene hölzerne Ruheplätze. Zu den Feldern und Wieſen abwärts hin, die dann wieder zu dem höhern und waldumkränzten Gebirge hinauf ſich lehnten, dehnte ſich der Garten in die Breite, aber noch immer ebenſo traulich wie oben auf den ſich allmälig abdachenden Terraſſen. Da lag das von wil-

dem Wein ganz eingehüllte Haus des Gärtners, lagen Treibhäuser, Ställe, Remisen, aber Alles versteckt durch sorgsam gepflegte Anpflanzungen. Eine Mauer, dann und wann von einem Graben oder einem alten Gitterwerk unterbrochen, umzog hier die ganze Besitzung. Freilich entdeckte man gerade auch hier die meisten Spuren des Verfalls. Ein Wasserbassin, eine ehemals gewiß lustig und schwatzhaft genug belebt gewesene Volière mit jetzt durchbrochenem Drahtgitter und ausgeflogenem Gefieder, kleine Pavillons, Postamente, auf denen Götter standen, die wol schon in den letzten Zeiten der Fürstin Amanda verschwanden, alles Das hatte sein früheres Leben verloren und stand wie müßige Denkmale des Vergessens da. Aber besonders gefällig ist doch noch immer ein kleiner Tempel am Rande der Grenzmauer, von dem aus man die Aussicht halb in die Thalebene, halb in das Gebirge genoß, das hier ein Echo wiedergab. Um sich mit dem ursprünglich heidnisch gedachten Bau dieses Tempels zu versöhnen, hatte die Fürstin, die ihn liebte, ein schönes, noch wie neu strahlendes goldenes Kreuz auf der runden Kuppel errichten lassen. Hier, erzählte man, hatte sie stundenlang gesessen und die Grüße der Vorübergehenden entgegengenommen und meist mit einem gewissen strengen Ernst erwidert, als

wollte sie Jedem tief hinunter in den Grund der Seele blicken und fragen: Bist du auch nicht etwa dir selbst gerecht, oder fühlst du, daß du nur durch die Gnade Gottes lebst? Hier hatte sie Greise, Männer, Frauen, Kinder angehalten, nach ihren Schicksalen, Wünschen und Hoffnungen befragt und sie oft mit Unterstützungen, immer aber mit einem Fingerzeige auf den Erlöser, der Alles zum Besten kehren würde, entlassen. Dabei las sie meistens ein Buch ihres gewählten Geschmacks, blickte über die Gitter des Tempels zum düstern Walde hinüber, wo die Ulla aus den grünen Berglehnen hervorbrach, ließ die alte Brigitte hinter sich plaudern, nahm des alten Winkler Berichte über die Gartenanlagen entgegen und hob sich doch, obgleich sie bei noch nicht funfzig Jahren sehr krank war, immer höflich empor, wenn der Pfarrer, Guido Stromer, ihr täglicher Umgang, zur gewohnten Stunde eintraf. Als sie unter diesem durch das goldene Kreuz entsündigten heidnischen Tempel nicht mehr sitzen, die Vorübergehenden nicht mehr grüßen und im Herrn ermahnen konnte, nahte sich ihr Ende auch in raschen, von dem drüben in Randhartingen wohnenden Doctor Reinick nicht mehr abzulenkenden Schritten.

Hier, in der Nähe dieses nun heute vom Abendlichte besonders schön angestrahlten Tempels, erblickte

man noch die meiſte Pflege der im Ganzen verfallenen und vernachläſſigten Beſitzung. Der alte Gärtner Winkler, der für einen Gärtner galt, weil ihn die Fürſtin in den Zeiten, wo ſchon ihr Sinn für die geſchmückten Schönheiten der Natur zu erſterben anfing, für einen Gärtner nehmen wollte, der alte Winkler, ſonſt nur in jungen Tagen ihr Kammerdiener (in den Tagen der Hoffahrt, wie ſie ſie nannte), hatte den Gartenrechen in der Hand und zog mit Zittern und kaum ſich aufrechthaltend im Sande die kleinen Striche, die hier Pflege und Ordnung bedeuten ſollten. Die alte Brigitte, ſonſt die allgewaltige Beſchließerin des Hauſes, ſah ihm, auf einer Bank ſitzend, zu und ſeufzte einmal über das andere. Sie wehklagten, was ihnen Beiden die nächſte Zukunft bringen würde. Noch war Brigitte ſchwarz gekleidet, noch trug ſie die Trauerkleider über die vor zwei Jahren heimgegangene Gebieterin, die ihr teſtamentariſch angefertigt wurden, trotzdem, daß es an ſolchen düſterfarbenen Kleidern im Nachlaß der Fürſtin nicht fehlte. . . . Die Trauer ſollte echt ſein und aus der Fülle des Herzens fließen. . . . Der alte Winkler aber nahm ſich in ſeiner hellblau-rothen Hohenberg'ſchen Livrée ſchon recht abgeſchabt und verkommen aus.

zäiſchen Schwindſucht reichen Amerika's Biſamthiere gewiß hinlänglich aus.

Hat uns eine der vorüberziehenden Wolken bis jetzt nur bald einen nackten Felſen, dann eine wilde Pflanzung von blühenden Hambuttenſträuchern aufgedeckt, ſo tritt jetzt hinter ihrem Schleier eine neue Erſcheinung hervor. Ob wir gleich nirgends einen gebahnten Pfad entdecken, ſo weiß ſich doch eines Menſchen Vorſicht jede von der Natur geſchloſſene Pforte zu öffnen. Wie ſchwindelnd jene Höhe, von der ſich allmälig ein langer Reiſezug herunter bewegt! Wie trügeriſch öffnen dieſe weiten Abgründe ihren verderbenſchwangern Mund, um die Wanderer zu einem, einem einzigen Fehltritt zu verlocken und ſie zerſchmettert in ihre rieſigen Arme zu ſchließen! Die Karavane nähert ſich: ſie ſteigt den ſteilen Pfad mit allem Bedacht herab: die Männer halten die Roſſe, die von der Race der kleinen, muthigen Tangues ſind, dicht am Zügel und berechnen jeden Schritt, den ſie ſelbſt auf dem moriſchen, zerſchieferten Stein wagen und ihre Thiere treten laſſen. In der Mitte ſind die Pferde, welche das Gepäck tragen, dicht eingeſchloſſen von den am Rande des Abhangs Gehenden.

Wir können jetzt deutlicher die Beſtandtheile dieſes Zuges unterſcheiden. Der Pfad wird ebener und breiter, man nimmt ſeinen Platz auf den Roſſen wieder ein. Es kann nur eine einzige Familie ſein, die ſich dieſen Beſchwerlichkeiten ausgeſetzt hat; man ſieht dies aus der Achtung, die mehreren Perſonen von den Uebrigen erwieſen wird. Ein Diener geht zu Fuß voran, mit einem Stabe, der ihm zum Unterſuchen des Bodens dienen ſoll; eine verhüllte Geſtalt, in einem langen Talar, folgt ihm zunächſt: es iſt der Prieſter, der für dieſe

Gott walt' es, sagte die alte Brigitte; der Herr hat die Haare auf unserm Haupte gezählt. . . .

Der schon etwas kindisch gewordene Gärtner entblößte seinen kahlen Scheitel, auf dem keine Haare mehr standen, und meinte auch:

Ja, ja; er hat die Haare auf unserm Haupte gezählt . . . und kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen; setzte er hinzu.

In dieser Weise hatten die Dienstleute der Fürstin Amanda sich auszudrücken gelernt.

Wenn sie uns hinausstoßen, begann Brigitte mit praktischer Anwendung. . . . Was thun wir? Wer nimmt uns arme Sünder auf?

Der Herr wird ihre Herzen lenken, meinte der alte Gärtner. Und der Prinz wird's nicht geschehen lassen. . . .

Ich hab' ihn auf meinen Knieen geschaukelt . . er wird's aber vergessen haben. . . .

Er wird's nicht vergessen haben. . . .

Als er vor sechs Jahren noch einmal da war, sah er uns nicht mehr an. . . .

Sah er uns nicht mehr an . . .

Er war noch zu jung. . . .

War noch zu jung . .

Sein Herz lag noch im Argen. . . .

Es lag im Argen. . . .

Die Fürſtin ſah's wohl. . . .

Die ſah's wohl. . . .

Und ſie weinte darüber. . . .

Der alte Winkler beſtätigte alle dieſe rhapſodiſchen Bemerkungen und weinte auch, als Brigitte die Schürze nahm, um ſich das Auge zu trocknen.

Aber die Fürſtin ſagte doch, fuhr dann nachdenklicher die alte Beſchließerin fort, ſagte doch: Auch ſeine Stunde wird ſchlagen. . . .

Sie wird ſchlagen . . .

Und die Erleuchtung kommt von oben!

Kommt von oben! wiederholte Winkler und harkte wieder und fügte ſich wieder in Geduld und überließ wie immer die praktiſche Seite ihrer Verhältniſſe der geiſteskräftigern Brigitte.

Wie die alten Diener des Hohenberg'ſchen Hauſes, für die der verſtorbene Fürſt, der berühmte Generalfeldmarſchall Waldemar von Hohenberg, wenig beſorgt zu haben ſchien, noch ſo ihre bangen Sorgen ausſprachen, welche Zukunft ihnen bei dem rathloſen Zuſtande der Verwaltung dieſer ſchönen Beſitzungen werden würde, redete ſie plötzlich ein langer, feingekleideter, mit ſteifer Haltung einherſchreitender Herr an und lächelte dabei mit einem ſonderbaren Ausdruck.

Excellenz! riefen Beide erschrocken aus einem Munde und wandten sich bestürzt um.

Der lange Herr nickte sehr gnädig und ging ruhig lustwandelnd auf dem frisch geharkten Wege, ihn mit seinen Fußstapfen vertretend, weiter.

Das wäre eine Herrschaft für uns, sagte die alte Brigitte, als dieser lakonische Herr vorüber war und Winkler sich anschickte, wieder jene Fußstapfen zu überharken. . . . So vornehm, so apart! O die Zeit, da nur solche Menschen hier verkehrten! Ja, ja, Das ist eine Excellenz!

Hochmuth kommt vor dem Falle! meinte Winkler.

Er hatte eine Meinung geäußert, die jedoch hierher nicht zu passen schien.

Wie so Hochmuth? meinte Brigitte, die in dieser selbständigen Antwort nicht viel Vernunft fand.

Als der Alte schwieg, schüttelte sie den Kopf und flüsterte vor sich hin:

Er wird recht schwach!

Der Gärtner hatte kaum die Fußstapfen des Mannes, den sie so ehrerbietig mit Excellenz begrüßt hatten, ausgeglichen, als diese gemessene steife Figur wieder zurückkehrte. Brigitte stand wieder auf, knixte wieder, Winkler zog wieder sein Käppchen und Beide sagten wieder:

Excellenz!

Der große zugeknöpfte Herr nickte herablassend mit dem kleinen Kopf, blieb, ohne etwas zu sagen, einen Augenblick stehen und entfernte sich mit einem Ausdruck, als wollte er äußern: Ich freue mich, daß ihr mir die Hochachtung erweist, die ihr meinem Stande schuldig seid! Doch sagte er nichts, sondern schwieg und lächelte.

Brigitte setzte sich und der geduldige Winkler harkte zum zweiten mal die Fußstapfen der Excellenz aus. . . .

Wenn's nach mir ginge, meinte Brigitte, ich wünschte, so eine Excellenz kaufte das Schloß. . . .

Kann man das Schloß kaufen? meinte Winkler, plötzlich ganz verdutzt.

Natürlich kann es Einer kaufen. Aber reich muß er sein, fuhr Brigitte fort, ohne auf die Narrheit der Winkler'schen Einwürfe zu hören. Der wär' es da! Sein Bedienter . . . der Franz . . . hat's gesagt; die Meubles alle kauft er schon; aber für den König.

Für den König? die Meubles? verwunderte sich Winkler und mit Recht.

Alle Schlösser vom König hat ja die Excellenz da zu regieren, erklärte Brigitte.

Wer regiert die Schlösser? fragte Winkler.

Der da! Und alle Gärten! fuhr Brigitte fort.

Alle Schlöſſer und Gärten des Königs und viele hundert Gärtner und Gärtnermädchen ſtehen unter ihm. . . .

Jetzt bekam der alte Mann einen Einfall. Nun fühlte er ſich. Er glaubte mit ſeinem verwilderten Garten, der doch ſo ſchön grün noch ausſah, der doch ſoviel bunte Blumen noch trieb, eine Ehre einzulegen, vielleicht Anerkennung, Beförderung zu finden. Aber bis zu dem Muth, Frau Brigitte aufzufodern, ſich nach des vornehmen Herrn, den ſie nur als Excellenz kannten, Namen zu erkundigen, die Idee auszuſprechen, ob er nicht noch ein Plätzchen im Staatsdienſt offen hätte für eine alte zitternde Gärtnerhand, ſoweit reichte ſein, wie man wol annehmen kann, durch die formelle Religionsübung und die ſyſtematiſche Selbſtbeſchränkung verengter Horizont nicht, obſchon ihm in der That die Auszeichnung zutheilwurde, daß der herablaſſende vornehme Herr zum dritten male zurückkam, wieder den geharkten Weg zertrat, wieder ſich eines beifälligen Nickens befleißigte, endlich aber doch mit Kennermiene ſich als ein mit Sprachwerkzeugen begabter Sterblicher zeigte und dahin äußerte, daß er ganz kurz und gar leiſe, gar leiſe die Worte flüſterte:

Schön geharkt! Richtiger Strich Das! Seid's

braver Gärtner! Kenne Das! Schön geharkt! So fortgefahren! Brave alte Leute!

Brigitte dankte für ſich und für den alten Winkler, der ganz ſprachlos vor Spannung daſtand und die leiſen Worte nicht gehört hatte.

Ach, Excellenz ſind gar zu gnädig, ergriff ſie, ſich Muth faſſend, raſch das Wort; gar zu gnädig gegen uns geringe Leute. Gott wird Excellenz dafür lohnen, zeitlich und ewiglich, denn bei Dem da oben gilt kein Anſehen der Perſon. Aber wenn Excellenz (die vorige Phraſe choquirte weder ihn noch ſie), wenn Excellenz das ganze Schloß kaufen ſollten und nicht blos das Mobiliar der in Gott ruhenden Fürſtin, der ich funfzig Jahre treu gedient habe, wenn Excellenz dann zwei alte Diener nicht verſtoßen möchten, die jeden Riegel hier im Schloſſe kennen —

Schön geharkt! Richtiger Strich! Braver Gärtner! Ich kenne Das!

Dieſe Worte waren Alles, was der vornehme Herr, ſie unterbrechend, als Antwort gab. Er lächelte dabei ſehr herablaſſend und ging, nachdem er Winkler und Brigitte auf die Schultern geklopft hatte, vorüber, ohne ſich auf ein Dienſtgeſuch einzulaſſen, daß man ihm wahrſcheinlich ſchriftlich einreichen mußte. Ein Gefühl, daß er da Menſchen zurückließ, von

denen er mit vollem Rechte annehmen durfte, daß er sie außerordentlich glücklich gemacht und durch seinen Beifall mit einer der angenehmsten Hoffnungen für ihre noch kurze Lebenszeit erfüllt hatte, überkam ihn dabei wol mit einschmeichelndem Behagen, aber nur flüchtig, nur obenhin.

Dieser vornehme Herr war nun, wie wir bald bestätigt erhalten werden, Se. Excellenz der Herr Intendant sämmtlicher königlicher Schlösser und Gärten, eine im Lande wohlbekannte und gefürchtete Persönlichkeit, der wirkliche Geheimrath Kurt Henning Detlev von Harder zu Harderstein, zweiter Sohn jenes neunzigjährigen Obertribunalpräsidenten, der bei Tempelheide mit Anna von Harder, der Witwe seines ersten Sohnes, in so stiller Zurückgezogenheit lebte. Der neunzigjährige Hohepriester der Themis hatte bekanntlich zwei Söhne; einen feurigen, höchst talentvollen, unternehmenden, aber früh verstorbenen, den Gatten eben jener Anna von Harder, die Frau von Trompetta als ein so seltenes Muster edler Weiblichkeit gerühmt hatte und nach Allem, was wir jetzt schon von ihr wissen, ein solches wol auch sein mußte. Der jüngere dagegen war diese sogenannte „junge Excellenz von Harder", die nicht ganz in die Richtung des Harder'schen Hauses paßte. Der alte Vater

war ein scharfsinniger und sehr bedeutender Kopf, dem der ältere Sohn in jeder Hinsicht entsprach; der Jüngere dagegen, früh etwas verwöhnt, wurde durch einen Zufall, den der Vater ewig bereute, für den Hof erzogen, war anfangs Kammerpage, dann Kammerjunker, zuletzt Kammerherr und hatte keine andere Bildung sich angeeignet als die, die er auf Reisen mit dem verstorbenen Monarchen, dem Vater des jetzt regierenden, sich sammeln konnte. Es war durch die Richtung, die der Kammerherr Kurt Henning Detlev von Harder nahm, eine große Spannung zwischen Vater und Sohn eingetreten. Berührungen fanden seit Jahren zwischen ihnen nicht mehr statt und konnten es um so weniger, als sich der wunderliche alte Herr nur auf seine Gerechtigkeitsübung beschränkte, in frühern Jahren allenfalls noch nebenbei die Manierei, die er sehr liebte, eifrig trieb, gegenwärtig aber auf seine sonderbaren psychologischen Studien über die Thierseele, die ihn von den Menschen ganz abzog, sich beschränkte. Spötter bei Hofe, die den später zum wirklichen Geheimrath und Intendanten der königlichen Schlösser avancirten Kammerherrn von Harder nach seinem Geistesgrade kannten, behaupteten, daß sein Vater, als dieser sein Sohn von Reisen mit dem verstorbenen Landesfürsten und be-

sonders von einer mehrjährigen Abwesenheit in Paris zurückkehrte, gerade durch das Wiedersehen desselben auf die Idee gekommen wäre, sich künftig nur noch mit den Geistesanlagen der Thiere zu beschäftigen. Ehemalige Spötter behaupteten Das. Denn wie wir bald sehen werden, in der Nähe des gegenwärtigen Herrscherpaares durften sich solche Plaisanterien, Wortspiele und kleinen Frivolitäten nicht mehr hörbar machen. Nach anderer Version verdankte Henning von Harder seine Stellung nicht den Rundreisen mit dem verstorbenen Monarchen, sondern dem eminenten Geiste seiner Gattin, die zufälligerweise auch seine Schwägerin war. Die beiden Harders hatten Schwestern geheirathet, die geborenen Freiinnen Anna und Pauline von Marschalk. Wie Dem auch sein möge — die Zukunft wird uns über diese in unsere Geschichte eingreifenden Persönlichkeiten Aufklärung geben — wie Dem auch sein möge, Se. Excellenz der Geheimrath von Harder war auf dem Schlosse Hohenberg als Gläubiger vom Throne erschienen und hatte in der That den Befehl zu vollziehen, sich das Mobiliar der verstorbenen Fürstin Amanda vollständig anzueignen.

Fürst Waldemar von Hohenberg, der Verstorbene zu allen Zeiten Verschwender und geldbedürftig, ver

kaufte nach einer Sinnesart, die wir noch deutlicher werden kennen lernen, auf seinen Gütern das Ei unterm Huhne und wie dann auch das Huhn dazu, so auch sogar die letzten Erinnerungen an seine Gattin. Zu diesem Schritt entschloß er sich einige Wochen vor seinem vor drei Monaten erfolgten Tode. Wie die Intendantur der königlichen Schlösser eigentlich darauf kam, sich so gefliſſentlich diesen Erwerb anzueignen, war dem Publicum noch ein Räthsel. Die Einen fabelten von einer wunderbaren Einrichtung, die jedoch Andere gänzlich in Abrede stellten. Viele sagten, die Einrichtung der Fürstin Amanda von Hohenberg war zwar nicht kostbar, aber sie war sinnig und geschmackvoll. Sie liebte Rococomöbeln, sagten die Einen. Im Gegentheil berichtete Frau von Trompetta (und sie, die zu den Wenigen gehörte, die Hohenberg besucht und sich der verschollenen frommen Fürstin manchmal erinnert hatten, konnte es wissen); im Gegentheil, ihre Wohn-, Schlaf- und Betzimmer wären ganz in altdeutschem Geschmack gewesen: man fände daselbst nur große Tische und gewaltige Schränke mit gewundenen Fußen und Säulen, Alles pechbraun oder rabenschwarz gebeizt; ausgezeichnet, gestand sie zu, sind die Gegenstände, die auf einem rings an den Wänden angebrachten zierlichen Holzsimse ständen.

Reise Segen und Heil erflehen soll und deshalb beständig murmelnd an einem Rosenkranze kugelt. Der ganze Zug scheint nach einer sinnigen Symmetrie geordnet: denn die nächste Gruppe besteht aus einem Kreisausschnitte, dessen Sehne von einem grauhaarigen, aber noch rüstigen Alten gebildet wird. Der Bogen ist aus drei männlichen Personen zusammengesetzt, die mit dem vordersten eine seltene Aehnlichkeit haben. In der Mitte aber schließen sie alle vier ein Weib ein, das sich auf seinem Pferde mit vieler Gewandtheit erhält und von allen mit der ängstlichsten Sorgfalt beobachtet wird. Den Schluß der Karavane bildet ein langer Troß von Dienern, die theils bewaffnet sind, theils das Gepäck und den sichern Schritt der es tragenden Thiere zu besorgen haben.

Die beiden Hauptpersonen sind unstreitig der Alte auf der Sehne und das ihm zunächst folgende Mädchen. Jener trug einen langen, roth und gelb gestreiften Mantel, der ihm bis auf die Knöchel herabhing und den Rücken des Pferdes, das er mit vieler Unsicherheit ritt, zum Theil bedeckte. Auf dem Kopfe hatte er einen hohen, spitzen Lederhut, der sehr glänzend lackirt und mit manchen Verzierungen bedeckt war. Das Mädchen hatte sich zu tief eingehüllt, als daß man ihrer Formen hätte gewisser werden können; die Kälte in diesen Bergen war empfindlich und für nichts so schädlich als für die feine Haut der Schönheit. Der Wuchs der Dame, der sich durch das lange Seidengewand, das bis zum Haupte ging und oben von zwei Federn abgelöst wurde, nur noch mehr hob, war schlank und schien mit den herrlichsten Körperreizen gepaart zu sein. Sie war die Tochter ihres alten Vordermanns, der sich oft mit besorgten Blicken nach ihr umsah, ihre freundlichen und ihn beruhigenden Mienen

Da ſähe man Schnitzarbeiten von Elfenbein und Hirſchhorn, gußeiſerne Crucifixe, das Abendmahl von Leonardo da Vinci aus Wachs boſſirt, ein Meiſterſtück von einem tiroler Mönche .... Ja! fügte die Trompetta in ihrer Weiſe erregt hinzu, und der vielen Lithophanieen an den Fenſtern und all der bunten Glasbehänge nicht zu gedenken, die ihren Zimmern einen wahrhaft heiligen, das Gemüth ſanft zur Ruhe wiegenden Dämmerſchein gaben! Nach dieſer Mittheilung der Frau von Trompetta kam dann eine myſteriöſe Schalkheit dieſer Frau. Frau von Trompetta, behauptete man, hätte bei einer Audienz, wo ſie die Königin zur Theilnahme an einem neu von ihr begründeten Kleinkinderbewahrinſtitute aufgefodert, ſich erlaubt, der erlauchten hohen Dame eine ſolche Schilderung von Hohenberg zu entwerfen, daß dieſe eine große Neigung faßte, die Hinterlaſſenſchaft zu erwerben. Man liebte ja bei Hofe die Dämmerungszuſtände. ... Man hüllte ſich ja ſo gern in dieſe bunten Lichter des Räthſelhaften und Ahnungsvollen ein. ... General Voland von der Hahnenfeder, der berühmte militairiſche Diplomat, hatte ja den Hof und deſſen Liebhabereien mit ſeinen Sammlungen von Glasmalereien, Elfenbeinſchnitzarbeiten, Handſchriften ganz in der Gewalt und auch für dieſe Idee, obgleich

ſie vielleicht von der ihm nicht ſehr zuſagenden queckſilbernen Frau von Trompetta angeregt, von dem geiſtreichen artiſtiſchen Tonangeber, dem Probſte Gelbſattel, den Voland wie alles lutheriſch Kirchliche nicht gern zu üppig und breit aufkommen ließ, unterſtützt war, lautete ſein Votum doch durchaus empfehlend. Für den Leonardo da Vinci aus Wachs hatte Voland ſogar ſchon einen Platz in der Privatkunſtkammer des Königs, wo bereits mehre Kunſtwerke ſtanden, die Voland bei ſeinen Reiſen durch öſterreichiſche Klöſter geſammelt hatte. So vermutheten die Tiefern, die Bedeutenden und Ahnungsvollen. ... Doch geſtehen wir, daß es auch noch eine andere ſehr nüchterne, kalte und rationaliſtiſche Partei bei Hofe gab, die dieſe Acquiſition ganz vom finanziellen Standpunkte beurtheilte. Dieſe ſahen eine dem überſchuldeten Fürſten Waldemar von Hohenberg aus der königlichen Chatulle gezahlte Summe von dreitauſend Thalern rein als eine einfache Unterſtützung an, die man dem vom höchſtſeligen Landesfürſten abgöttiſch verehrten tapfern Huſaren Waldemar von Hohenberg, einem der glorreichſten Haudegen der Armee, in dieſer harmloſen Form wollte zufließen laſſen, und darauf das Mobiliar der Fürſtin als eine Verpfändung. Um den Bruder des Königs, den Prinzen Ottokar, der

den Oberbefehl der Armee führte, gruppirten ſich Diejenigen, die ſich für dieſe nüchterne Auslegung verbürgen wollten und die Miſſion des Geheimraths Henning von Harder zu Harderſtein als eine einfache, nur dem königlichen Kämmerer, der die Chatulle verwaltete, bekannte finanzielle Eintreibung einer verfallenen Schuld anſahen.

Dann begreif' ich aber nicht, hatte Bartuſch, das Factotum des Juſtizraths Schlurck zu dieſem noch vor einigen Tagen auf Schloß Hohenberg geſagt, dann begreif' ich nicht, wie Herr von Harder mit ſo ungeſtümer Eile, mit ſo ängſtlicher Sorgfalt von dem Inhalt dieſer drei Zimmer Beſitz nehmen konnte. Wie raſch die Siegel an die Zimmer gelegt wurden! Kaum, daß der Fürſt die Augen geſchloſſen, lag ſchon das Siegel der Hofkanzlei auf Thür und Fenſter. Jetzt, ſtatt einfach einen Commiſſar zu ſenden und den Inhalt auf Treu und Glauben verladen zu laſſen für dasjenige Schloß, wohin jene Schnurrpfeifereien nun beſtimmt ſein mögen, kommt die Excellenz da mitten in der Nacht in höchſt eigener Perſon, einen Tag darauf folgt ein großer Meubles- und Transportwagen, wie für ein Paar Elefanten, und jetzt ſoll Einer die Angſt ſehen, mit der zwei Bediente über die drei Zimmer wachen,

daß auch nicht eine Stecknadel hinaus kann. Was steckt dahinter?

Sie kennen, hatte dagegen Schlurck zu seinem treuen Bartusch gesagt, Sie kennen die ängstliche Gewissenhaftigkeit dieses musterhaftesten aller Staatsdiener. Henning von Harder, der nichts von Dem sehen und hören will, was die närrische Pauline in seinem Hause täglich anrichtet und in der Welt schon Alles angerichtet hat, weiß dennoch mit genauester Bestimmtheit, ob gerade in dieser Minute ein Rhododendron in dem königlichen Schlosse zu Buchau am Rheine blüht oder geblüht hat oder blühen wird. Dieser Mensch ist eine Uhr. Im Gefühl seiner Pflicht einmal aufgezogen, schnurrt er sich in mathematischer Genauigkeit Minute um Minute ab, bis er sich mit dem Gefühl seiner Würde wieder neu aufzieht und wieder da anfängt wo er geendet hat.

Hm! Hm! Hm! hatte damals der kluge und schlaue Vertraute aller Schlurck'schen Geheimnisse für sich in den Bart gebrummt und dann noch diese oder jene Vermuthung einstreuen wollen. .... Schlurck aber hatte kurz vor seiner schnellen Abreise nach der Residenz einfach die Weisung gegeben:

Bartusch, behandeln Sie die Excellenz mit all der Achtung, die ihrem einflußreichen Stande, noch mehr

aber der gefährlichen Intrigue ſeiner uns ſonſt innigſt zugethanen Frau gebührt! Ich würde fürchten, nicht mehr lachen zu können, wenn dieſe leicht verletzbare Frau, die mich jetzt verehrt und ſchätzt, zufällig meine Feindin würde. Laſſen Sie ihn die beſten Zimmer bewohnen, bieten Sie den beiden Schlingeln von Bedienten die freundlichſten Worte und getroſt ſoviel Wein wie ſie wollen. Mein Princip iſt auch das, immer die Häuſer von unten aufzubauen. Wiſſen Sie noch, Bartuſch, ich habe darüber einmal in der Loge zu den drei Triangeln eine Rede gehalten, als das beſte Princip aller zünftigen und unzünftigen Maurerei? Mit der übrigen Geſellſchaft, die ſich hoffentlich auch bald verzieht, wird ſich der vornehme Herr wenig in Gemeinſchaft ſetzen. Darauf aber mach' ich Sie aufmerkſam: Einen gewaltigen Fehler hat er — alle königlichen Gärtnermädchen wiſſen davon zu erzählen — der ſchon alte Knabe iſt ſehr verliebt. Melanie liebt Späße ... und die, hoff' ich, werden nicht in Ernſt ausſchlagen. Ich will keinen Kaſtellanpoſten in Buchau oder Sansregret oder Solitude haben, verſtehen Sie, Bartuſch! Sagen Sie Melanie Das: Ihr Vater will nicht königlicher Schloßkaſtellan werden. Und noch Eins! wenn die Zimmer geöffnet ſind, ſo behalten Sie ...

Die Familienbilder, fiel Bartuſch mit Nachdruck ein.

Wohl, ſagte Schlurck, die Familienbilder. Denn die Clauſel ſteht in der Verkaufsurkunde: die Familienbilder gehen ſämmtlich an den Prinzen Egon zurück.

Damit hatte ſich Schlurck ſeinem treuen Geſchäftsbeiſtand Bartuſch empfohlen und in der That raffte Dieſer, ein ſonſt nicht ſehr glatter, wenn auch geriebener Weltmann, alle ihm ungewohnten, nur aus alten dienenden Zeiten ihm erinnerlichen Höflichkeitsformen zuſammen, um gegen den Intendanten der königlichen Schlöſſer und Gärten möglichſt unterwürfig zu ſein. An dieſem Morgen, nach Schlurck's raſcher durch irgend ein ihm unbekanntes Erlebniß veranlaßten Abreiſe hatte Herr von Harder die drei Zimmer öffnen und mit Unterſtützung des Juſtizdirectors von Zeiſel, der unten in Pleſſen wohnte, ein Inventar aufnehmen laſſen, das mit dem vom Fürſten Waldemar vor nunmehr etwa fünf Monaten übergebenen verglichen wurde und ſtimmte. Das Geſchäft war im Laufe des Vormittags beendigt. Die Verpackung ſollte morgen vorſichgehen und den Tag darauf wollte Herr von Harder abfahren, als Sauvegarde jenes ungeheueren Transportwagens, der unten noch im Dorfe ſtand. Man hätte glauben ſollen, die

unruhige Gesellschaft, die eben das Schloß bewohnte, müßte ihm bei dieser wichtigen Staatsaction sehr störend gewesen sein und Bartusch, der eben zu ihm herantrat, als er die alte Brigitte und den greisen Winkler durch seine Herablassung so glücklich gemacht hatte, sagte auch:

Ew. Excellenz werden froh sein, endlich einmal einen ruhigen Augenblick genießen zu können.

Der Intendant lächelte und meinte bedeutungsvoll:

Hm!

Bartusch entschuldigte den verwahrlosten Zustand des Gartens, der einem Kennerblick gewiß sehr missfallen müsse.

Hm! Hm! .. Bleiben recht lange aus; war darauf die ganze Antwort.

Bartusch wußte aus Schlurck's großer Praxis, daß vornehme Menschen selten auf Das Acht haben, womit sie Einer zu unterhalten sucht, und ahnte sogleich, daß Excellenz einen andern Gedankengang verfolgten. Es war, Das sah er wohl, die Cavalcade gemeint, der Dankmar im Walde begegnet war.

Excellenz werden doch den kleinen Abendcirkel durch Ihre Gegenwart verschönern, bemerkte Bartusch unterthänigst.

Abendcirkel? wiederholte der Intendant. Wie ge-

ſtern ſo etwas? Hm! Geſellſchaft — ein Bischen gemiſcht — Was?

Leider! ſagte Bartuſch, ſich dem wandelnden und zuweilen nach der an der Mauer ſich hinziehenden Straße hinausblickenden Cavalier anſchließend. Das bemerk' ich nirgend mehr als in meinen Büchern, wo wir nun dieſe ſchreckliche Confuſion einer höchſt zerrütteten Verlaſſenſchaft zu ordnen haben. Da ſtehen Jud' und Chriſt nebeneinander, Civil und Militair, Kaufmann und Handwerker, wer nur was zu geben hatte und ſechs Procent von dreieinhalb unterſcheiden konnte.

Der Intendant lächelte wieder und meinte:

Recht ſchlimmer Herr geweſen — der Fürſt Waldemar Durchlaucht; — aber viel Bravour im Kriege gehabt — hoch geſpielt in den Bädern — aber — höchſtſelige Majeſtät ihn ſehr geliebt — bewunderungswürdiges Attachement geweſen. . . .

Und die Damen, nicht wahr, Exzellenz? bemerkte Bartuſch lauernd. Auch davon wiſſen die Bücher in Zahlen zu erzählen, die in alle Brüche gehen.

Der Intendant erwiderte hierauf blos ein ſchmunzelndes Lächeln, was indeſſen einer jener Geſichtszüge war, mit denen er in gewiſſen Fällen Ermuthigung bezeichnen wollte.

Die Tänzerin Persiani! sagte Bartusch; die Polin Sobolewska — die Kunstreiterin La Houppe — die drei Wandstablers — Dore, Flore, Lore —

Ein leichtes Meckern, ziegenartig, verrieth, daß Excellenz sich dieser Namen wohl erinnerten und piquanten Antheil nahmen. Doch schien sie das Gehen zu echauffiren. Herr von Harder nahm den feinen weißen Castorhut ab und strich einige mal sehr behutsam über seine außerordentlich glatt anliegende Tour vom glänzendsten pariser Bagnohaar... ein sehr schönes südeuropäisches Schwarz bezieht man mehr aus Toulon als aus Brest... Herr von Harder war zwar schon in den Sechzigen, doch hatte er sich Haltung und Wesen eines beiweitem jüngern Mannes bewahrt und konnte auf den ersten Blick jeden Prüfer zweifelhaft lassen, ob er ihn der noch anspruchsvollen, unternehmenden Generation zurechnen sollte oder der schon entsagenden.

Er fing nun von der „Gesellschaft" an.

Da ist eine Frau von Pfannenstiel... Wer ist Das? fragte er.

Madame Pfannenstiel? antwortete Bartusch achselzuckend; Wirthschaftsräthin.

Nicht üble Frau — ein bischen dumm. Was?

Excellenz wiſſen in dieſem Punkte gewiß das Richtige zu treffen....

Aber reich?

Leider!

Wie ſo leider?

Weil ſie Geld hat, iſt ſie hier. Dumme Menſchen ſind läſtig. Mir wäre lieber, ihr Mann wäre da. Es läßt ſich leben mit ihm.

Warum iſt der Mann nicht da?

Wagt's nicht. Da er früher hier wirthſchaftete und das Volk geſchunden hat, wie ſeinen armen Fürſten, ſo traut er ſich nicht herzukommen.

Ah!... Madame Schluck iſt eine charmante Frau... fuhr der Geheimrath fort, der nun geſprächiger wurde.

Bartuſch ſchlug die Augen nieder, aus Gründen, die der Geheimrath nicht zu kennen ſchien und die auch wir erſt ſpäter kennen lernen werden.

Die muntere Blondine... ſehr charmant....

Frau von Sänger....

Frau von?...

Frau von Sänger, die dritte Gemahlin des alten ehemaligen Rentmeiſters von Sänger. Sind nach Randhartingen zurückgereiſt.

Wohin?

Randhartingen, Excellenz! Dort hinüber — zwei

aber nie durch ein Lächeln erwiederte, ſondern die Lippen ſo tief hängen ließ, daß man zweifeln konnte, ob man ihn für ſehr dumm oder für ſehr traurig halten ſollte. Und die Uebrigen? Sie waren die Brüder dieſes Alten. Was heißt das in Tibet? Sie waren nicht minder die Väter des jungen Mädchens, obſchon nicht ſo legitim, wie ihr erſtgeborner Bruder.

Sonderbare Sitten der Völker! An welchen Quellen nahmt ihr euren Anfang? Die Zeit gibt den Gewohnheiten ihre Heiligkeit; wer gab ihnen aber den erſten Anſtoß? Sind wohl die Formen des Staates, die Gebräuche der Religion, die Sitten des geſellſchaftlichen Lebens verſchieden je nach der Geſchichte, dem Klima, dem Zufalle; wer würde ſich überredet haben, daß auch die Bedürfniſſe des Herzens ſich ſo verſchiedenartig befriedigen laſſen, wenn ſie doch dieſelben ſind? Wir haben oft die Liebe das gleiche Band genannt, das alle Zonen umſchlungen hält; die Weltweiſen haben auf jeden Roman, der ſich in unſerm jungen Leben einmal entwickelte, ein tiefes Geſetz der Natur gegründet; die Dichter ſangen von Beatricen, Laura, Erneſtinen, Lotten, wie von den Schlüſſelträgerinnen des Himmels. Das waren Täuſchungen des Traumes. Sitte und Glaube heiligen auch die Neigungen, die eine Frau gegen vier Männer zu gleicher Zeit haben kann. Iſt das eine Widerſinnigkeit? Ihr fordert den Huſaren-Obriſten, den Ihr in den Umarmungen Eures Weibes überraſchtet, als einen Elenden, deſſen Blut Euch allein Gerechtigkeit geben kann; wir erdolchen über die Zumuthung einer morganatiſchen Ehe, die der regierende Fürſt unſerer Tochter mit einem unterſtützenden Präſidentenpatent für den Vater macht, lieber unſer Kind; oder laſſen uns,

Stunden weit — rechts beim Ullagrund.

Ah! . . . Allerliebste Frau.

Bartuſch ließ dem Geheimrath Zeit, ſich zu beſinnen. Er kam, da er eine junge erwähnt hatte, jetzt auf eine ältere.

Die magere? ſagte er.

Welche, Excellenz?

Die mit der — die mit dem — die . . .

Mit den großen Zähnen, wenn ſie lacht. . . .

Ah! Ja!

Frau Pfarrer Stromer.

Keine ſchöne Frau.

Gute Frau. Hat viel Kinder.

Und die ſtarke? Wiſſen Sie, die kleine runde?

Frau von Reichmeyer, die Schweſter des Herrn Lafally . . .

Nein, die nicht!

Sie meinen die Juſtizdirectorin von Zeiſel, eine geborene von Nußholz Dünkerke.

Nußholz-Dünkerke? Gute Familie! Apropos. Was will denn der famoſe Stallmeiſter Lafally hier?

Der Geheimrath fragte faſt unmuthig und nicht ohne beſondern Nachdruck.

Es iſt des Commerzienraths Schwager, Bruder der Frau von Reichmeyer, wie Sie vielleicht wiſſen;

Reichmeyer hat 10,000 Thaler noch von der großen Lotterie her zu fordern....

Lasally hat doch wol schwerlich dabei eingeschossen... meinte der Geheimrath; sein Stall ist ja, soviel ich weiß, sequestrirt; seine Pferde auf dem Rennen gewinnen nicht mehr. Lasally muß ganz im Misère stecken....

Weiß ich nicht, antwortete Bartusch diplomatisch — die Pferde, die er mitbrachte, reiten sich gut. Dies bemerkte gestern Fräulein Melanie....

Hat Pferde mitgebracht! Famose Idee! Warum — Pferde?

Man glaubte, der Aufenthalt würde sich in die Länge ziehen, man rechnete auf ein fröhliches Beisammenleben. Da sollten Bälle gegeben werden, soweit die Jahreszeit und die plessener Musik das Tanzen möglichmachte, da sollte gehüpft, gesprungen, gesungen und geritten werden. Jeder versprach seine rosenfarbene Laune mitzubringen und Freunde, soviel deren von verträglicher Sorte nur aufzutreiben waren. Was ist nun geworden? Einer versteht den Andern nicht und mit Schlurck's Abreise ist Alles wie auseinandergesprengt.

Der Intendant sagte:

Brave Leute Das hier, aber kein Ton! Graf

Bensheim, Frau von Sengebusch eingeladen — wie war Das möglich! Pure Dissonanz! Haltung — Haltung ist viel — sehr viel ist Haltung. Feste zu arrangiren, erfodert Kopf und wie gesagt .... Geburt....

Was Feste arrangiren heißt, sah man am letzten Geburtstage der Königin, bemerkte Bartusch mit höflicher Verbeugung. Das arkadische Schäferfest suchte seines Gleichen, Excellenz....

Recht schön gewesen, äußerte der Intendant geschmeichelt und fast gleichgültig. Ich war wegen der Costüms selbst in Dresden — wissen Sie — um mir die Porzellansammlung anzusehen. Alle Menschen ... sehr hübsch wie von Porzellan gewesen — war sehr niedlich und richtig! Alles nach echtem meißner Porzellan. Professor Lüders hat Alles sehr richtig gefunden.

Nur eine Stimme darüber! bemerkte Bartusch. An uns gewöhnliche Menschen kommt davon nur so ein Blick durchs Gitter und auch der ist verboten; aber Excellenz sollen sich in dem Porzellanball wirklich selbst übertroffen haben.

Als der Intendant lächelte, verbeugte sich der schlaue Graurock, der es in der Kunst, mit allerlei „Gemenschel", wie er zuweilen verächtlich sagte, um-

zugehen, weit gebracht hatte. Doch kaum hatte er ſich empfohlen, kehrte er, da er Etwas vergeſſen zu haben ſchien, zurück und ſagte zu dem Intendanten, der ſeinen Blick unverwandt in die Gegend ſchweifen ließ, von wo die Cavalcade zurückkehren mußte:

Noch ein Wort, Excellenz. Die Bilder wollt' ich doch gehorſamſt erinnert haben —

Bilder? Was für Bilder?

Die Familienbilder! — Morgen bei der Verpackung! betonte Bartuſch.

Welche Familienbilder? ſagte Herr von Harder plötzlich mit Amtsmiene und faſt ungehalten.

Bleiben bei der Maſſe — teſtamentariſche Verfügung —

Weiß Alles. Schon gut —

Dürft' ich mir erlauben, dieſe Stücke an mich zu nehmen und zur weitern Verfügung zurückzubehalten?

Verfügung? Zurückzubehalten? Wer verfügt? Ich verfüge!

Bartuſch erſtaunte über dieſe kategoriſche Antwort, die von einem ſo böſen Blick begleitet war, daß die ganze freundliche Herablaſſung des vergangenen Geſprächs wie in Nichts verronnen erſchien. Bartuſch ſtand einen Augenblick rathlos, ob er unterwürfig

bleiben ſollte oder entſchieden auftreten. Noch zog er den erſten Ton vor und ſagte:

Excellenz kennen des ſeligen Fürſten letzte Beſtimmung, daß die Familienbilder von dem Kauf ausgeſchloſſen ſind. Es war das Gewiſſen, das aus ihm ſprach, die Ehre. . . .

Familienbilder! ſagte der Intendant mit großem Nachdruck, und verrieth durch ſeine Sicherheit, daß er hier nicht aus ſich, ſondern nach einer Inſtruction ſprach. Se. Majeſtät werden den letzten Willen Sr. Durchlaucht wohl zu ehren wiſſen, . . . indeſſen, mein lieber Herr — was reden Sie von Gewiſſen, von Ehre? Herr — . . .

Bartuſch! ergänzte dieſer, als der brüske Intendant den Namen ſuchte.

Bartuſch, mein lieber Herr Bartuſch! Der Intendant ſprach dieſe Worte mit einem Anflug von Schlauheit, der den ſtarren Zügen etwas höhniſch Lächelndes gab — Was ſind Familienbilder?

Bilder der Fürſtin, des Fürſten, des Prinzen Egon — fiel Bartuſch erregter ein.

Haben Sie den Fürſten gekannt?

Ich denke wol — antwortete Bartuſch malitiös.

Die Fürſtin haben Sie nicht gekannt.

Wenn nicht ich, ſo kennt ſie im Dorfe jedes nicht zu kleine Kind.

Kind . . . im Dorfe? Iſt das eine Autorität? Eine Autorität für einen allerhöchſten Specialbefehl, den ich zu vollziehen die Ehre habe? Kannten Sie die geborene Gräfin von Bury, welches die Mutter der Fürſtin geweſen iſt? Kannten Sie den k. k. öſterreichiſchen Generalfeldzeugmeiſter Grafen von Hohenberg, der in zweiter Linie mit dem Fürſten von Hohenberg Durchlaucht verwandt war? Familienbilder ſind ein ſehr allgemeiner Begriff — mein lieber Herr Bartuſch — ein ſehr allgemeiner. Man wird die Bilder nach der Reſidenz nehmen, alle — alle — alle — und Prinz Egon, Prinz Egon wird entſcheiden, welche davon zur Familie gehören oder nicht. Haben ſie verſtanden, Herr Bartuſch? . . . Wer verfügt? Ich verfüge! Verſtanden?

Mit dieſen kurz abgeſtoßenen, kalten, ſchneidenden, böſen Worten entfernte ſich der vornehme impertinente Mann. Bartuſch hatte Mühe, anſichzuhalten. Er beſaß Verſtand genug, einzuſehen, daß dieſe Ueberlegung nicht aus Herrn von Harder's Kopfe kam, ſondern der Wortlaut einer ausdrücklich ihm gegebenen Inſtruction war. Die Wendung, die ſo kräftig betont wurde: „Familienbilder ſind ein allgemeiner

Begriff' entſprach den Begriffen des Intendanten keineswegs.

Das hat ihm Jemand ſo oft vorgeſagt, bis er das ſchwere Wort behielt und ſich Etwas darunter vorſtellen konnte! murmelte Bartuſch vor ſich hin, und in der Ueberzeugung, daß es mit den Zimmern der Fürſtin eine doch ſonderbare, ſeine ganze Neugier ſpannende Bewandtniß haben müſſe, lenkte er nachdenklich ſeinen etwas ſchlorrenden und ſchleichenden Schritt dem Tempel zu, wo er mehre von den Damen, die jetzt das Schloß bewohnten, Andere, die es eben beſuchten, erblickte, wie ſie nickend mit Tüchern in die Ferne wehten. Dieſer Gruß galt Melanie und ihren Begleitern, die ſoeben von ihrem Spazierritt im vollen Trabe zurückkehrten.

# Elftes Capitel.

## Melanie Schlurck.

Das war ein Lärmen, ein Lachen, ein Jubeln, als die ſchöne Amazone vom hohen Sattel gehoben wurde und die dampfenden Pferde um ſie her im Hofe des Schloſſes ſtampften und wieherten. Reichmeyer's und Laſally's Bediente und Jockeys hielten die Renner am Zügel und führten ſie nach den unten am Fuße des Berges gelegenen Ställen zurück, nicht ohne dazwiſchengeworfene, den Pferden geſpendete Liebkoſungen oder Scheltworte, jenachdem die Reiter mit ihren Thieren zufrieden geweſen waren oder nicht.

Die Thiere gingen à merveille! rief Melanie unter fortwährendem Gelächter, das dem klagenden und troſtloſen Commerzienrath galt; man muß nur reiten können!

Arme Laura, ſagte ſie zu dem von Reichmeyer geritteneu Pferde, es ſtreichelnd; du hatteſt es ſo gut

mit deinem Reiter im Sinn! Er ſollte dir deine Gedanken ablauſchen und du lauſchteſt ſie ihm ab. Du ſprangſt, du ſtutzteſt vor jedem Aſt, du ſchlugſt mit den Ohren hochauf, wenn ein Vögelchen geflogen kam, du ſchwenkteſt dich anmuthig nach der rechten Seite hin, wenn auf der linken ein Hund kam und bellte, und alles Das will die gefühlskalte Geldſeele jetzt nicht anerkennen und ſchilt dich, arme Laura! Fliehe die Commerzienräthe! Dieſe Menſchen verſtehen nicht, was ſenſible Naturen ſind.

Die ältern Damen, die unten im Tempel gewartet, hatten ſich auch inzwiſchen oben am Schloſſe eingefunden und begrüßten die ziemlich lange Ausgebliebenen in dem hintern Hofe.

Ohne Spaß, ſagte der Commerzienrath zu ſeiner ihn ängſtlich anblickenden Gemahlin, einer Dame in rauſchenden Stoffen, ich habe meine Noth gehabt. Man hat mir bei Gott das wildeſte Pferd gegeben. Eugen hätte auch mehr Einſicht haben ſollen.

Frau von Reichmeyer warf einen verwurfsvollen Blick auf ihren Bruder, den Stallmeiſter Lafally, der ſich indeſſen nur mit Melanie beſchäftigte und dieſer „Querelen" nicht achtete.

Ging es mir denn beſſer? ſagte der Juſtizdirecter von Zeiſel, eine lange, hagere Figur mit grauen Haa-

ren und zugeknöpftem blauen Frack mit gelben Knöpfen, eine Bureaugeſtalt voll Höflichkeit und geſchmeidig. Ging es mir denn beſſer? Mir platzte der Sattelgurt! Denken Sie ſich, Frau Juſtizräthin, mein Malheur, wie ich plötzlich ins Schwanken gerathe und auf meinem Fuchs hin- und hertaumele. Iſt mir nur in jüngern Jahren paſſirt! Die Geiſtesgegenwart des liebenswürdigen Herrn Eugen hat mich gerettet, ſonſt wär' ich, ich kenne Das, vielleicht geſchleift worden.

Billigerweiſe hätte Frau von Zeiſel, geborene von Nutzholz-Dünkercke, die ſich gleichfalls unter den Begrüßenden befand, dieſem möglichen und glücklich abgewandten Unglück ihres Gatten die theilnehmendſte Aufmerkſamkeit ſchenken ſollen, aber die noch ſehr anmuthige und von den runden wohlgenährten Körperformen noch jugendlicher, als ſie war, ausſehende kleine Frau nahm wenig Notiz davon und überließ es der guten Madame Schlurck, die Möglichkeiten eines ſolchen Unfalls theilnehmend zu durchdenken, während ſie mit dem inzwiſchen herzugetretenen Bartuſch ſprach und ſich über das betrübende Ereigniß der plötzlichen Abreiſe des immer ſo liebenswürdigen und jovialen Juſtizraths Schlurck nicht tröſten konnte.

Eine ſehr unbedeutende und nur mit lächelndem Nichtsſagen zugaffende Rolle ſpielte die reiche Ma-

wenn wir für tragiſche Situationen nicht geeignet ſind, auf dem einfachen Wege des gemeinen deutſchen oder preußiſchen Landrechts von unſerer treuloſen Gattin ſcheiden. Glückliche Tibetaner, eure Leidenſchaften machen euch keine ſchlafloſen Nächte! Eure Dichter verfertigen keine Jamben-Tragödien, die in der letzten Scene zu einem ungeheuern Blutbade gerinnen! Ihr wechſelt nach den Kalendertagen in den Umarmungen eurer Auserwählten ab und geht euch dabei mit hingebender Entſagung hülfreich zur Hand! Bewohner der aſiatiſchen Bergrücken, ſeid ihr nicht weit idylliſcher als die Deutſchen, die Geßner und Voß beſitzen? Im Schoße der Familien wollt ihr die Freuden der Ehe genießen und ſchiebt daher ein Geſchlecht in das andere, ohne euch durch vielfache Heirathen und Schwägerſchaften zu zerſplittern! Ein Bruder wird von den Augen einer tibetaniſchen Schönen tödtlich getroffen, die Flamme der Liebe lodert in ihm auf, aber er iſt genügſam und will ſein Glück mit Andern theilen. „Meine Brüder!“ ruft er entzückt aus, „der Name Dalai Lama's ſei geſegnet! Ich bin ausgegangen, um einen Baum zu ſuchen, an den ſich tauſend rankige Pflanzen ſchmiegen und hab' ihn gefunden.“ Und die Brüder verſtehen dies Symbol der Liebe, und ſtellen ſich vier, fünf Mann hoch vor die ſittige Jungfrau, und ſie erröthet, leiſe das verſchämte „Ja“ flüſternd. Welche Hochzeiten! Welche Flitterwochen! Kommt dann einſt der Augenblick, da in ihr ſich ein neues Leben regt, ſo liſpelt ſie dem älteſten unter den eiferſuchtloſen Brüdern das ſüße Geheimniß ins Ohr und das zweitemal dem nächſtfolgenden, dann ſofort bis zum jüngſten, bis ſie bei dem älteſten wieder anfängt. Schenkt Dalai Lama, der große Gott, aber nur Einmal dieſe Freude, ſo haben alle Brüder

dame Pfannenſtiel, geborene Droſſel, die die frühere Wirthſchaftsinſpectorin nicht verleugnen konnte, trotz ihrer dicken goldenen Erbskette und der großmächtigen Brillantuhr, die ſie faſt bis unten auf der Hüfte ihres ſchmächtigen Körpers trug.

Melanie war die Seele dieſes bunten Kreiſes, den das Geld hier zuſammengewürfelt hatte. Geiſt, Neigung, hatte ſie früher geſagt, bringen Gleichartiges zuſammen. Das Geld kann nur Vermittler des Zufälligen ſein. So beſchloß ſie denn, Geiſt und Neigung in dieſe widerſtrebenden Elemente zu bringen. Es gelang ihr aber nur theilweiſe und durch nichts Anderes als durch ihre eigene Perſönlichkeit.

Wie reizend ſtand ſie da im Schloßhofe! Das lange, enganſchließende Reitkleid war von einem ſilbergrauen leichten Stoffe und ließ die lieblichſten Formen der ſchönen Geſtalt bewundern. Von der Halskrauſe, die über dem ganz oben geſchloſſenen Kleide zierlich gefältelt lag, bis zu den Hüften herab zeigte ſich das ſchönſte Ebenmaß der äußern Bildung. Die Schultern hoch und gerundet. Wenn ſich der holde, liebliche Kopf, mit den braunen brennenden Augen, dem ſchönen Munde und den weißen Perlenreihen der Zähne lächelnd über die Schulter wandte, gab der Winkel, der ſich dann aus dem Kopf und der Schul-

ter bildete, die reinſte Schönheitsform. Halb noch auf den ſchwarzen, hinten über Flechten zurückgekämmten Locken, ſaß ein kirſchrothes, ſilbergeſticktes kleines Sammtgewinde, über dem der Reithut mit blauem Schleier gebunden war. Längſt hatte ſie dieſen Hut weggeſchleudert. So hoch Melanie und faſt mit dem Wuchſe der Pappel aufgeſchoſſen war, ſo behend ließen doch ihre Bewegungen. Ihr Fuß ſchien kaum den Boden zu berühren, ſo ſchwebte ſie dahin, mit der linken Hand die lange Schleppe des Kleides nach vorn an ſich drückend, mit der Rechten die am Griff von blauen Steinen geſchmückte elegante Reitpeitſche in die hohe kräftige Hüfte ſtemmend. Mit innigſter Herzlichkeit gab ſie ihrer Mutter einen Kuß, worauf ſie den Kopf in den Nacken warf und mit komiſcher Feierlichkeit erklärte:

Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre ritterliche Begleitung! Sie haben Noth und Gefahr mit mir getheilt! Sie haben, als wir im Walde einem ſcheu gewordenen Einſpänner, auf dem zwei Handwerksburſche ſich vom Fußwandern auszuruhen ſchienen, begegneten, die mögliche Gefahr des eigenen Durchgehens Ihrer Roſſe muthvoll überſtanden! Sie haben an der Förſterwohnung vor einer alten roth- und weißhaarigen Hexe, die alle Pferde ſtutzigmachte,

hochherzigen Muth bewiesen. Sie haben sich würdig gezeigt, von mir, der dermaligen Fürstin von Hohenberg, heute Abend beim Thee zu meinen Cavalieren und Vasallen geschlagen zu werden. Ich hoffe, daß Keiner meiner Getreuen fehlen wird! Und damit seid Ihr für jetzt entlassen!

Die Herren applaudirten. Melanie entschlüpfte in eines der unten geöffneten Schloßfenster und verschwand. Die Gesellschaft trennte sich vorläufig mit dem Versprechen, um acht Uhr an den geöffneten Fenstern der Zimmer, die Schlurck für die Seinigen gewählt hatte, sich zum Genuß der milden Abendluft und zum Thee zu versammeln. Die Einen begaben sich in den Garten, die Andern ins Schloß, Andere wandten sich hinunter dem Orte zu.

Mit großem Wohlgefallen hatte diese Scene von fern der Geheimerath Henning von Harder beobachtet. Se. Excellenz standen am offenen Fenster eines der ihm zur Dispositien übergebenen Zimmer der verstorbenen Fürstin und kniffen eine goldene Lorgnette so scharf in die Augenhöhle, daß ihm auch keine Miene der schönen und verlockenden Melanie Schlurck entgehen konnte. Als sie sprach mit ihrem wohllautenden, vollen, aus der Brust quellenden Organe, bedeutete er seine beiden Bedienten, Ernst und Franz —

die auf dem Fußteppich saßen und hämmerten und packten —, einen Augenblick in ihrem Diensteifer innezuhalten. Er verschlang Melanie's Worte und täuschte sich dabei keineswegs in der Voraussetzung, daß sie sich von ihm beobachtet glaubte. Er gehörte zu den Männern, die sich in ihrer Jugend wol hatten sagen können: Du bist glücklich bei den Frauen, weil du eine schöne Gestalt hast und eine gewisse Kunst sie geltendzumachen. Sein Haar war einst lockig gewesen, sein Auge nicht ohne Feuer. Er konnte diese Triumphe seiner Jugend nicht vergessen. Daher kam es, daß er an Jahren zunehmend, immer wieder einen neuen Reiz an sich zu entdecken glaubte, der ihm ebenso fesselnd vorkam, wie es früher seine Jugend gewesen war. Nur schlimm, daß er diesen Reiz nicht in geistigen Dingen, sondern in äußerlichen fand! Geist verleiht dem Aeußern des Mannes mit den Jahren einen veränderten Ausdruck, der wol die Frische der ersten Jugend ersetzen kann. Die Liebe des Jünglings ist eine andere als die des Mannes und wer würde so oberflächlich und sinnlich sein, die Poesie und die fesselnde Schwärmerei allein nur dem zwanzigjährigen Blute zuzuerkennen? Im Gegentheil mischt sich in die erste süße Liebe des Jünglings nur zu wild und bitter oft die Gährung der noch unser-

tigen Charakterbildung, während eines älteren Mannes Liebe eine Kette reinſter Hingebung, uneigennütziger Aufopferung und jener höhern Poeſie ſein kann, die aus einem gebrochenen wehmüthigen Bewußtſein fließt. Mit dieſen Erſcheinungen hatte das noch immer lodernde Feuer des faſt ſechzigjährigen Henning von Harder zu Harderſtein nichts gemein. Er gehörte zu den Thoren, die im zwanzigſten Jahre ihre Eroberungen auf ihre wirkliche Schönheit fußen können, im dreißigſten auf das Glück dieſer Schönheit und den Ruf ihrer Eroberungen, im vierzigſten Jahre aber ſchon nur noch auf ihre geſellſchaftliche Stellung und gewiſſe jugendliche Reminiſcenzen, vom funfzigſten an aber auf die verzweifelſte Eitelkeit, die ſich an dieſen oder jenen kleinen Reſt früherer Vorzüge klammert, an eine weiße kleine Hand, einen zierlichen kleinen Fuß und ähnliche, in den meiſten Fällen auch unleugbare Vollkommenheiten, die aber einen ganzen Menſchen nicht mehr erſetzen können. Der Geheimrath hörte nichts lieber, als daß er eine ſchöngeformte Naſe und niedliche kleine Hände hätte. So manche verſchmitzte Coquette, die nach ſeinem durch Pauline von Marſchalk erworbenen Reichthum blinzelte, konnte ihn in jugendliche Flammen und wahnſinnige Träume verſetzen, wenn ſie ſeinen niedlichen kleinen Fuß lobte.

Manche versicherten, daß man auch durch das Lob seiner kleinen Ohren eine Wirkung auf ihn hervorbrachte. Sie waren in der That niedlich diese Ohren. Kein Spiegel bestritt diese Wahrheit. Warum sollte er nicht sonst noch allerlei Fesselndes besitzen, da er doch dies Eine, die Werkzeuge des Hörens, wirklich in einer so unbestrittenen Vollkommenheit besaß! Hier nun vollends auf Hohenberg, wo er, zur Entschädigung für eine lästige Reise, zu der ihn mit sonderbarer Bestimmtheit seine ihn, wie noch viel andere Menschen beherrschende geistreiche Gattin gezwungen hatte, das Zusammentreffen mit einer der gepriesensten Schönheiten der Residenz genoß, hier hielt er einen angenehmen Eindruck auf Melanie Schlurck für um so leichter, als er einerseits mit nicht ganz kurzsichtigem Auge entdeckt hatte, daß dies eigene Mädchen gewohnt war, über gewöhnliche Grenzen hinauszugehen, und andererseits seine gesellschaftliche Stellung die aller übrigen Besucher des Schlosses beiweitem überragte. Er stand ja doch, dachte er, dem Landesfürsten außerordentlich nahe, war ja durch unbedingt gehorchende knechtische Umgebung himmelwärts hier erhaben, strahlte ja durch äußere Haltung wie immer so auch hier im Vollglanze seiner mit Orden emaillirten Excellenz und faßte in der That um so rascher

eine Flamme für Melanie, als dies kluge Mädchen bereits beim ersten Zusammentreffen seine weiße Hand, den zierlichen Fuß und sogar schon das Profil seiner Nase bewundert hatte. Sie entdeckt, hatte er sich im Stillen gesagt, sie entdeckt gewiß auch noch meine Ohren! Er wiederholte sich diese Hoffnung mit Wohlgefallen, als ihn einer seiner Bedienten darauf aufmerksam machte, daß das Fräulein merkwürdig oft nach Excellenz sich erkundigt hätten, als Excellenz heute früh mit der Registratur des Nachlasses der Fürstin Amanda beschäftigt gewesen wären. . . .

Nur eine Persönlichkeit war ihm bei der schönen Hoffnung eines Erfolgs ein gefährlicher Nebenbuhler, jener Schwager des Commerzienraths von Reichmeyer, Eugen Lasally. Dieser nicht mehr ganz junge Mann war ein öffentlicher Charakter der Residenz. Völlig abweichend von Dem, was christliche Spottsucht über die Juden einmal festgestellt zu haben glaubt, war Eugen Lasally im Gegentheil eine höchst chevalereske Erscheinung. Nicht groß, von behendem Körperbau, leichten, zarten Gliedern, hatte er sich früh eine große Fertigkeit in Leibesübungen erworben. Er schoß, focht, ritt auf eine Art wie der geübteste junge Dandy der vornehmen Welt. Seine Aeltern gehörten den ersten jüdischen Familien an und hätten ihm gern die übliche

artiſtiſche Bildung dieſer Kreiſe gegeben, ihn zum Maler, zum Muſiker beſtimmt. Doch zeigte Eugen für dieſe Berufswege nicht die geringſte Empfänglichkeit, ebenſo wenig wie zum mercantiliſchen Fache oder zu irgend einem wiſſenſchaftlichen Studium. Als ſeine Aeltern ſtarben, ging ſein ererbtes Vermögen ſehr raſch auf die Lebensweiſe hin, die er ſeit ſeiner erſten Selbſtändigkeit ergriffen hatte. Cavalerieoffiziere, junge Stutzer, Adelige waren ſein alleiniger Umgang. Durch eine Reihe muthig beſtandener Duelle hatte er gelernt, ſich in dieſer Sphäre zu behaupten, und als er durch Spiel und Vergnügungsſucht an den Rand des Abgrundes gebracht, von ſeinem Schwager Reichmeyer nur noch ſoviel erhielt, um aus einem der erſten Wettrenner faſt in Verzweiflung erſt ein „Pferdekenner", dann ein Pferdehändler und zuletzt Errichter einer Reitſchule zu werden, blieben ihm ſeine alten Gefährten getreu. Das Pferd iſt auch darin ein ſo edles Thier, daß es faſt Alles adelt, was mit ihm umgeht. Ein Bedienter mag ſich höher dünken als ein Bereiter. Mehr Muth und männliche Entſchloſſenheit, mehr Charakterſtärke findet ſich gewiß bei Letzterm. Eugen Laſally war als Beſitzer einer Reitbahn und was damit zuſammenhängt ſogar Pferdeverleiher, doch nur um ſo enger mit einer gewiſſen faſhionablen

Gesellschaftsclasse im Zusammenhang, und wäre nicht sein aristokratischer Tic gewesen, seine Sucht in Allem und Jedem es mit seinen Freunden aufzunehmen, der alte Levi, den er sich aus einem mecklenburgischen Pferdemäkler zum ersten Bereiter umgeschaffen hatte, würde ihn gewiß durch seinen Fleiß und seine Umsicht und kluge Geschäftskenntniß oben erhalten haben. Er war aber im Sinken begriffen. Die Verzweiflung, daß ihm seine Plane nicht gelangen und er von Gläubigern unabläßig gehetzt wurde, machte ihn oft zornig und gab ihm einen menschenscheuen finstern Charakter, der zuweilen ins Brutale ausartete. Er war auch gefürchtet wie der schlimmste Gast.

Als auch ihn der Intendant der königlichen Schlösser und Gärten so mismuthig durch die Lorgnette betrachtete und dabei die höchst vernünftige Vermuthung äußerte, daß ihn wol hauptsächlich die Speculation auf Melanie's großes Vermögen an diese „bunte kleine Schlange" fesselte, sagte eben Eugen zu einem seiner Jockeys, der die Pferde hinübergeführt hatte und nun heraufkam, um die Küche zu besuchen:

Kannst du dich nicht entsinnen, Jack, was mit dem Einspänner im Walde war?

Der Einspänner? wiederholte Jack, ängstlich vor dem immer misgestimmten, zum Zorn gereizten Herrn. . . .

Kannſt nicht hören? ſagte auch Dieſer ſogleich aufbrauſend. Der Einſpänner im Walde — es ſprang Einer vom Bock herunter — ich hab's deutlich geſehen — haſt du die Augen zugehabt?

Als der peitſchenſcheue Jack ſich noch nicht recht zu beſinnen vermochte, ſagte Eugen Laſally:

Er iſt ein blinder Heſſ'! Scher' Er ſich!

Jack wollte gehen. . . .

Laſally rief ihn noch einmal zurück und ſchwang die Reitgerte.

Jack blieb in einiger Entfernung.

Führe die Laura, ſagte Dieſer, in die Schmiede unten! Das Thier hat Etwas. Es quihnt. Die Rackerei mit ſchlechten Reitern ſchadet einem guten Pferd. Es wird ſelbſt ängſtlich, wenn Einer auf ihm Angſt hat. Der Schmied ſoll der Laura Rhabarber geben. Aber mit dem Alten ſprich —

Mit dem Blinden?

Mit Dem! Der Blinde iſt pfiffiger als der Junge, der taub iſt.

Jack, zwar ärgerlich, daß er nicht in die Küche konnte, wo Melanie's Mädchen, Jeannette, die Manieren ihrer Herrin nachahmte und unter der Dienerſchaft ebenſo belebend und animirend wirkte, wie Melanie in ihrem Kreiſe, wandte ſich jedoch gleich wieder

ein Recht an ihr, obſchon der ältere ein größeres, als die übrigen. Das ſind die Sitten von Tibet, wo nicht die Vielweiberei, ſondern die Vielmännerei herrſcht!

Gyllusya, deren Mutter ſchon auf den Berg Sumnu, den Sitz der Götter, hinübergegangen war, iſt ein Muſterbild kindlicher Zärtlichkeit, was um ſo mehr ſagen will, da ſie vier Väter zu verehren hatte! Aber der älteſte von ihnen, Hali-Jong, war vor allen jetzt des liebevollſten Zuſpruches bedürftig; denn über ſeine gebräunte Stirn hatten ſich tiefe Furchen gezogen und aus ſeinen Mienen ſprach ein Gefühl der Trauer und des Schmerzes, dem er hätte unterliegen müſſen, wenn ihn die Liebe der Seinigen nicht noch aufrecht erhalten hätte. Man ſah es ihm an, daß er eine ſchwere Laſt zu tragen hatte und nicht die Kraft dazu beſaß. Was mochte ihm widerfahren ſein?

Dennoch ſprach Hali-Jong ſehr viel, wie alle Furchtſamen, die durch ihre eigenen Worte ſich Muth einflößen wollen. „Beim ſiebenten Stockwerk des goldenen Tempels von Taſſiſſudon!“ ſagte er, und nahm bei dieſem Schwur ſeinen lackirten Hut ab; „welch ein gefährlicher Weg zu einer Gefahr, die noch größer iſt! Wir wandern wie durch ein Gehege von Löwenzähnen, um zuletzt in dem Zelt ſeines Rachens auszuruhen.“

„Nein, mein Bruder,“ entgegnete Heli-Jong, Gyllusya's zweiter Vater, „die Schrecken dieſer Reiſe werden hinreichende Strafe für die Verbrechen ſein, die man dir vorwirft. Der große Stellvertreter des größern Lama (ach, möchte er den Erdkreis würdigen, bald wieder in ihm zu erſcheinen!) kann dieſe Pilgerfahrt nur für eine Läuterung deines Wandels anſehen. Er wird dir laſſen, du frommer Waller, was der Himmel dir ſchon gegeben hat.“

um, ſklaviſch ergeben, ſtieg wieder den Schloßberg abwärts und wollte die Laura in die Schmiede bringen.

Läßt die Laura keine Minute aus dem Auge! rief ihm Laſally noch nach.

Wie Jack ging, wandte ſich Laſally an Bartuſch, der gerade vorüber wollte:

Wiſſen Sie, wen ich im Wald geſehen habe, Bartuſch?

Eine alte Hexe, hör' ich ja.

Lieber den Teufel ſelbſt, ſagte Eugen — Hackert hab' ich geſehen.

Ach! meinte Bartuſch mehr komiſch als ernſt verwundert; was denken Sie?

Ich gebe Ihnen mein Wort! Nehmen Sie's mit der Canaille nicht ſo leicht!

Wie käme Hackert . . .

Ich will beſchwören, daß auf einem kleinen Einſpänner Hackert ſaß und als er uns bemerkte, ins Dickicht ſprang. . . .

Daß dich —! Aber was wäre dabei zu fürchten?

Zu fürchten? Seit dem Abend . . . ſeit dem Vorfall hinterm Zaune . . . in der Königsvorſtadt . . .

Es war auch arg genug, Herr Laſally!

Arg? Ich begreife Euch nicht! Ihr ſchont dieſen Menſchen.

Schonen, Herr Lasally? . . .

Es kommt mir vor, als hätte Schlurck Angst
r ihm. . . .

Herr Lasally!

Ihr werft den Schlingel aus dem Hause und
bt eine Zärtlichkeit für ihn. . . .

Zärtlichkeit?

Er muß Euch in Händen haben. . . .

Uns? In Händen? Weil ihm Schlurck Vertrauen
enkte?

So etwas. Alle denkt Ihr an den Burschen, und
iner spricht von ihm. Ihr haßt ihn und gebt ihm
glich Beweise von Liebe. Dahinter steckt ein Geheim-
ß . . . ich bin nur zu stolz, auf Dienstboten zu hören.

Dienstboten, Herr Lasally —?

Sagen Sie der Jeannette, sie möchte, wenn sie
ends Punsch macht, unter den Bedienten, Kut-
ern und Jockeys nicht soviel in Euren Familienge-
mnissen kramen. . . .

Die Jeannette?

Ich sag' Ihnen soviel, Bartusch, wenn mir Hackert
r in Hohenberg in den Weg kommt . . . ich kenne
ch selbst nicht. Es ist mir, als wäre Das mein
er Feind. Ich bin im Stande und schieß' einmal
n Hund nieder.

Herr Stallmeiſter!

Warum ſchonen Sie ihn? Warum dulden Sie, daß er zudringlich iſt? Was iſt er? Was kann er wollen? Was kann er für Anſprüche haben?

Anſprüche? Sieh! Sieh! Hat die Jeannette etwas von Anſprüchen geſagt?

Ich weiß nichts, was die Jeannette geſagt hat und habe meinen Leuten verboten, bis in die Nacht um die Punſchterrine des tollen Mädchens zu ſitzen und abſcheuliche Indiscretionen anzuhören.

Wirklich die Jeannette?

Laſally antwortete nicht und ließ den erſchrockenen grauen Actenwurm, Herrn Bartuſch, mit der Doſe in der Hand, die er ergriffen hatte, um ſich zu faſſen, ſtehen. . . .

Laſally verfiel ſogleich wieder in die ihm eigene blaſirte Ruhe. Seine Mienen verzogen ſich nie, ſein blaſſer, etwas gelber Teint blieb bei der größten Aufregung faſt unverändert. Um elegantere Toilette zu machen, ging er auf das ihm angewieſene Zimmer, das von denen Melanie's und ihrer Mutter entlegener war, als er wünſchte.

Melanie's Mutter ſaß ſchon oben vor dem Theetopf und erwartete ihre Gäſte.

Man konnte die Frau Juſtizräthin Schlurck nicht

geringſten ehrwürdig nennen, würde aber auch
r Unrecht thun, wollte man einen gewiſſen Werth
ihr unterſchätzen. Im Gegentheil beſaß die Frau
s philoſophiſchen Epikuräers Franz Schlurck höchſt
rkwürdige, höchſt anerkennenswerthe Eigenſchaften.
hne eigentliche Bildung hatte ſich die gewandte kleine
au einen ſeltenen Reichthum von Erfahrungen er-
rben und eine geſunde natürliche Anlage zur Len-
in aller ihrer oft treffenden Urtheile gemacht. Ohne
beſonderes religiöſes Bedürfniß war ſie mitleidig,
b gern, unterſtützte Hülfloſe. Noch mehr, ſie er-
ndigte ſich nach den Urſachen der Leiden und half
nen gern radikal ab. Wer Geld haben wollte, Dem
b ſie Lebensmittel, und wer Lebensmittel begehrte,
n gab ſie zugleich Arbeit. Eine Wöchnerin in
nden Umſtänden erregte ihre ganze Theilnahme;
ch bediente ſie ſich dabei keiner Phraſe, ſondern griff
handelte, wirkte, riß die Fenſter auf, wo es dun-
g war, ſchalt, ſtrafte, wo ſie eigene Vernachläſſi-
ng bemerkte. Kinder, die bettelten, ſchickte ſie in
Schule oder zeigte ſie ohne Weiteres der Polizei
. Halbes und „Quengeliges", wie ſie's nannte,
nte ſie nicht leiden. Ueberwiegend ſetzte ſie bei den
enſchen, wie ſie ſagte, „leider", das Schlechte vor-
s. Gute und aufopfernde Thaten mußten ihr erſt

bewieſen werden, bis ſie daran glaubte. In ihrem Hauſe herrſchte neben merkwürdiger Ordnung doch eine ſehr große Ueppigkeit, weniger weil ſie ſelbſt ihrer bedürftig war, als aus Rückſicht auf ihren Mann und Melanie, das beſonders von dieſem verwöhnte, aber keineswegs „verquengelte“ einzige Schooßkind ihres Glückes. Denn glücklich ſchien Alles um ſie her zu ſein. Sie duldete wenigſtens keinen andern Anſchein. Gute Laune ging ihr über Alles. Mürriſche und melancholiſche Menſchen nannte ſie im Geheimen eitel oder ſchlechterzogen. Sie duldete an ihrem Manne nie das träge ſchleichende Aufkommen einer griesgrämigen Stimmung, von der der alte Bonvivant keineswegs ganz frei war. Sie ließ allen ſeinen Neigungen und Leidenſchaften ohne Ausnahme die Zügel ſchießen, beförderte ſie ſogar oder ſchloß die Augen zu denen, die ſeinem Alter nicht ziemten. Das waren Erſcheinungen, die uns wol misfallen können, aber mit ihrer Wahrheitsliebe und ungeſchminkten Natürlichkeit nicht im geringſten im Widerſpruche lagen. Sie wollte eben nur das Natürliche. Sie war eine Frau, von der man ſagen mochte: Sie iſt eine Najade; ihr Element iſt das reine, friſche, klare Quellwaſſer. Sie badete auch täglich. Und ſo war ihr auch zugleich geiſtig jedes

„Muffige", wie sie's nannte, verhaßt. Ein langer Kampf mit Leidenschaften schien ihr völlig nutzlos. Sie nahm ihren Mann, wie er war; sie nahm Melanie, wie sie war. Nur reinlich, nur sauber, nur frische Wäsche und frischer Muth! Das Uebrige war ihr, wie sie's nannte, meistentheils „dummes Zeug". Hannchen Schlurck, aus einer einfachen, aber bemittelten Bürgerfamilie, war dabei gar nicht unbelesen, gar nicht ungebildet und vollkommen fähig, in der großen Welt zu repräsentiren. Schlurck's „Hannchen" war ein Philosoph wie ihr Gatte. Auf den Genuß hielt sie selbst für sich gar nichts. Sie schenkte Andern Champagner in Strömen ein, trank aber selbst nicht. Und Melanie hatte Aehnlichkeit mit ihr. Die Mutter, verschweigen wir es nicht, die Mutter hätte von ihrer Tochter das Schlimmste vernehmen können, sie würde nur bedauert haben, wenn Melanie dabei „dumm" gehandelt hätte. Ob sie sich dieselbe Freiheit gestattete? Ob sie sich in allen Beziehungen beherrschte? Es ist darüber schwer Etwas zu sagen.... Nur behauptete man, daß Bartusch, das Factotum ihres Mannes, einen größern Einfluß auf sie hatte als Schlurck selbst, der nach ihrem Sinne nicht immer praktisch war. Das hinderte aber nicht, daß der Justizrath mit vollem Rechte oft laut rühmen durfte:

Er beſäße in ſeinem ſaubern, klugen, runden, netten Hannchen die vernünftigſte und reſpectabelſte Ehefrau von der Welt!

Frau Pfannenſtiel, die hier nur „geduldet" wurde „aus Rückſichten", die elegante Frau von Reichmeyer hatten ſich bereits eingefunden. Etwas ſpäter kam in ſehr gewählter Toilette auch Frau von Zeiſel, eine ſehr beſtimmt auftretende unruhige, anſpruchsvolle und doch gar kleinſtädtiſche Dame. Auch die beſcheidene Frau des Pfarrers Guido Stromer ſtellte ſich mit dieſem ſelbſt ein. Herr von Zeiſel, dem zuviel daran lag, die Gunſt des allgewaltigen Adminiſtrators zu behalten, ſchlenkerte neben ſeiner Gattin her; ſo lang und weitläufig er an Geſtalt war, hatte er doch etwas Windſpielartiges. Auch Herr von Reichmeyer kam mit Briefen und Zeitungen, die man ihm natürlich ſehr gern für ſich zu leſen geſtattete, um nur ſeine üble Laune nach dem gewagten Ritte und dem nicht günſtigen Reſultat der Maſſa-Bilanz auf eine Zerſtreuung abgeleitet zu ſehen, die vielleicht auch die Andern unterhalten konnte.

Dem Pfarrer Guido Stromer hätte es eigentlich ſehr befremdlich vorkommen müſſen, in denſelben Räumen, wo er ſo oft mit der frommen Fürſtin Amanda und allen ihren Schutzbefohlenen gebetet und geſun-

n hatte, jetzt einer sehr weltlichen Gesellschaft bei-
wohnen. Allein dieser eigenthümliche Mann schien
ziemlich leicht in die veränderte Stimmung dieser
nosphäre zu finden. Es waren dieselben hohen
mmer, die von seinem Gebete sonst widerhallten, es
ren dieselben großen geöffneten Fenste. Durch die
balsamische Kühle des Sommerabends jetzt er-
kend hereinströmte, wo sonst die Stickluft der vie-
zusammengedrängten Bauern und Bäuerinnen die
ft beengte. Aber ihm selbst schien es ganz wohl
ein, von der Vergangenheit sich erlöst zu sehen.
er freilich in seiner Unterwürfigkeit und Nachgie-
eit gegen die veränderten Umstände des Schlosses
enberg nicht zu weit ging, mag sein Gewissen
heiden. Die alte Brigitte z. B., die im Schlosse
und herwandelte und sich an die Wände drückte,
von all den neuen Kammerzofen, Köchinnen, Jä-
, Jockeys, Bedienten nicht umgerannt zu werden,
e den Pfarrer Guido Stromer laut genug an,
er allerdings seinen Sinn geändert hätte. Oft
er sonst bei ihr still und hatte gefragt nach Die-
und Jenem, von dem er wissen konnte, daß sie
Fürstin davon wiedererzählen würde; jetzt aber,
gewählterer Kleidung, mit bunten Tüchern und
en, rannte Guido Stromer gleich allen andern

Weltkindern an ihr vorüber und that, als wenn er ſie nicht mehr kannte und ihm eine Minute verloren ginge, die er hoffen durfte, in der Nähe dieſer neuen Halbbeſitzer von Pleſſen und Hohenberg zu verweilen! Schon in den zwei Jahren, als der Fürſt allein hier walten durfte (jedoch niemals ernſtliche Anſtalten dazu traf und nicht ſelbſt erſchien), hatte ſich Stromers frühere Geſinnung ſehr abgekühlt, wie die alte Brigitte oft genug der Frau Pfarrerin klagte. Dieſe, eine ſehr einfache und nur in ihrem nächſten Kreiſe wirkende, mit vielen Kindern geprüfte und, man kann wol ſagen, von ihnen völlig zerbröckelte und zermürbte Frau, ließ ſich nicht gern auf Dinge ein, die ihr in Allem ſtark und ſehr ſelbſtbewußt auftretender Mann allein vertheidigen mochte. Stromer gehörte zu einer gewiſſen Claſſe von Gelehrten, die man „ewige Studenten" nennen möchte. Entweder war er wirklich ein Genie oder, was für die Beurtheilung ſeiner Stimmung wol Daſſelbe ſagen will, er hielt ſich dafür. Pietismus iſt ſolchen Naturen der willkommenſte Ableiter eines überſtarken Selbſtgefühls. Der Pietismus lehrt die Welt verachten und ſetzt ſich über das Urtheil der unausgewählten Menſchen hinweg. Guido Stromer war Pietiſt, ſolange die Fürſtin lebte. Jetzt aber, wo ſich die äußern

lehnungen dieſer gottſeligen Richtung nicht mehr
dem ſeiner Eitelkeit ſchmeichelnden Kreiſe vorfinden
llten, jetzt brach in dem Manne wirklich die alte
chtbefriedigung eines ſich zu nichts Gewöhnlichem
rufen dünkenden Gemüths hervor. Es war ihm oft,
ſeine arme Frau litt ſehr darunter — als müßte
beengende Feſſeln brechen, als wäre dieſe häusliche
ngebung eines Mannes ſeiner Art nicht würdig,
wären ihm dieſes Weib, dieſe fünf Kinder nur
von einem böſen Traume angezaubert worden.
ido Stromer war gerade in dieſer vollſten Kriſis
riffen. Die Erinnerung alter Zeiten erwachte in
n unglücklichen, unruhigen Manne. Er ſah das
en in neuen ihm bisher fern entrückt geweſenen
ſcheinungen wieder ſo ſonderbar lächeln, ſo eigen-
mlich nicken und winken. Die nächſten Anſprüche
es Berufs kamen ihm ſo qualvoll, ſo geringfügig
, und obgleich er daheim immer eine gewiſſe Tob-
ht, ſelbſt in ſeiner frühern demüthigen Periode ge-
t hatte, ſo war er doch ſeit einiger Zeit, wie Alle
ßten, förmlich aus Rand und Band, warf, die
igde erzählten's, ſchon in der Frühe ſeine Kleider
in und dorthin, pererirte laut, wenn ihm nicht
es gleich nach Wunſch ſitzen und ſogar der Spie-
Beifall ſchenken wollte. Er war ſich unbewußt

„Du läſterſt, mein Bruder," wies ihn Hali-Jong zurück, auf den kein Troſt wirkte; „vergleiche mich nicht den heiligen Männern, die nackt durch das Gebirge laufen und ſich an Dornen blutig ritzen, die auf dem Schnee ſchlafen und mit keinem Waſſertropfen ihre Stirn netzen. Welcher Pilger hat noch auf einem Thiere gewallfahrtet? Welcher Sohn des Lama zittert nicht vor Freude, wenn er ſeinen Tempel von Angeſicht ſchauen kann, und wird nicht die gefährlichſten Wege, die zu ihm führen, für einen Roſenpfad halten? Nein, theurer Bruder, ich werde die Strafe leiden, die auf mein Verbrechen geſetzt iſt."

Gylluspa weinte über den kläglichen Ton ihres erſten Vaters und ihre andern Väter konnten die Thränen nicht zurückhalten, wenn ſie die ihren fließen ſahen. Hali-Jong aber waren ſie damit nicht willkommen; wie wenig er zu hoffen ſchien, ſo wollt' er doch nicht, daß die Andern an ſeiner Zukunft verzweifelten. Er wandte ſich alſo raſch um, ſo daß ſein Pferd faſt geſtrauchelt wäre: „Habt ihr euch zu meinen Anklägern geſellt?" rief er, die betende Avantgarde des Prieſters überſchreiend; „wer hat den Armen mehr Almoſen gegeben, als ich? Wer hat ſich ein Stück Fleiſch, wie ich, aus dem Rücken ſchneiden laſſen und es den Göttern geopfert? Schick' ich nicht Hunderte von Pilgern nach Jagarnaut und Alahabad, den heiligen Orten, waſche mich mit den Fluthen des Ganges, die ich mir in blechernen Büchſen kommen laſſe, und reibe meine Glieder mit Sand, der aus dem heiligen Fluſſe geſiebt iſt? Wer ſeid ihr, daß ihr mich wie einen Todten beklagt?"

Hili-Jong, Gylluspa's dritter Vater, wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſagte: „Theurer Bruder, wir

ein Vierziger geworden. Er ſah, daß ihm die „Harmonie der Seele" zwiſchen ihm und einer fürſtlichen Durchlaucht die ſchöne, unerſetzliche Zeit von ſeinem achtundzwanzigſten bis vierzigſten Lebensjahre gekoſtet hatte. Er hatte nie zurück, nie vorwärts geblickt. Er hatte ſich die große Herrſchaft, die er auf die Fürſtin ausübte, mit all den intereſſanten damit verknüpften Anregungen, den Correſpondenzen, den Beziehungen zu vornehmen Menſchen genügen laſſen. Er hatte faſt mehr auf dem Schloſſe als unter ſeinem Pfarrdache gelebt. Und nun war die Fürſtin todt. Der ausgeſtreute Same brachte keine Früchte. Er ſah, daß er ſeine Jugend verſtreut, verzettelt hatte. Was beſaß er? Das Gefühl einer unſäglichen innern Nichtbefriedigung. Oft ſchlug er ſich verzweifelnd an die Stirn. Er rannte im Hauſe, im Felde, im Walde mit ſeinem langen gelbblonden, wirren Haar wie ein Beſeſſener umher. Er quälte ſeine ſeit Jahren tief verſchüchterte Frau, zankte ohne Grund die Kinder. Wie glücklich war anfangs die gequälte Mutter derſelben, als die Fremden auf's Schloß kamen! Da wurde ihm anfangs wohl, da ſchien ſein ganzes Weſen elektriſirt. Er bekämpfte wohl Schlurck's Neologie, tadelte wol Reichmeyer's Indifferentismus, aber es waren doch Damen da, die ihn ehrten, an-

erkannten, die Gräfin Bensheim machte wieder einmal einen flüchtigen Gegenbesuch auf Hohenberg, Frau von Sengebusch, die liebenswürdige Frau von Sänger, ... alles Das gab wieder eine Sammlung, eine Anregung, einen Reiz und die innere schlummernde „Poesie" wachte auf; vollends, als Melanie zuweilen an seiner Seite rauschte. ... In der Art, wie manchmal Guido Stromer jetzt sein hier und da etwas graues gelbblondes Haar mit Selbstironie entschuldigte, wie er noch die rüstigste Jugendlichkeit und eine gewisse alte akademische Genialität aus seinen Gesichtszügen und seinem Benehmen sich selbst hervorschmeichelte, glich er dem Geheimrath von Harder trotz des Unterschiedes der Jahre. Auch ihm war Melanie gefährlich geworden und seine Gattin fing zu zittern an, was in ihm wol schlummern, in ihm gähren mochte ...

Schon war auch Eugen Lasally eingetreten und hatte sich ziemlich entfernt von der um einen runden Tisch sitzenden und Thee trinkenden Gesellschaft an die offenen Fenster postirt, wo er eine Cigarre rauchte, deren Dampf er in den Garten hinausblies, als endlich die Flügelthür aufging und Melanie eintrat. Der Moment machte den Eindruck des seenhaftesten Schwebens und Rauschens. Sie hatte eine völlig

veränderte Toilette gemacht. Etwas blaß von dem Ritt, der nach einer momentanen Aufregung hintennach doch immer den Ausdruck der Abspannung und Erschöpfung zurückläßt, hatte sie, dieser Erfahrung sich wohl bewußt, ein Kleid von rosafarbenem Krepp gewählt, das in drei mächtigen mit Atlasbändern verzierten Volants wie eine Wellenwoge sie umfloß. Hals und Arme von blendender Weiße waren unbedeckt und ließen nur an den Rändern ein gesticktes spitzenreiches Unterkleid in schmalen Streifen hervorschimmern. Dann und wann zog sie in einer sehr anmuthigen, graziösen Bewegung eine Echarpe von weißem Chinakrepp über Schultern, die oft aus dem weiten Ausschnitt des Kleides verführerisch hervorglitten und den schönen gerundeten Nacken zeigten, den die Echarpe ebenso rasch wieder verbarg. Ueber dem vollen zierlich zusammengelegten schwarzen Haar lagen, zurückgekämmt mit goldenem Kamm, die Vorderlocken und ließen die Schläfe so frei erblicken, daß man das vollendete Bild griechischer Schönheit zu sehen glaubte. Die Centifolie, die voll und schwer noch als letzter Schmuck im Haar befestigt war, gebührte ihr mit ganzem Rechte, wie ihr jede Blume, jede Frucht gebührt hätte, wenn sie ein anderer Paris der größten Schönheit hätte zuerkennen sollen.

Eugen Lasally warf sogleich die Cigarre, Herr von Reichmeyer die Zeitungen von sich. Der Justizdirector und Guido Stromer stellten die Theetassen auf den Tisch. Sie hatten ihr Erstaunen über die rasche Metamorphose auszudrücken, deren einzelne Bestandtheile zum Zeichen des hier herrschenden vertraulichen Tones von den Frauen analysirt wurden.

Ich bitte, sagte Melanie, schweigt nun! Löst mir nicht Alles, was da jetzt fertig und angepaßt an meiner irdischen Hülle sitzt, gleich in Stoffe und in Ellenwaaren auf! Das ist nun mit mir verschmolzen und Eins. Wer mir jetzt von Volants und dergleichen spricht, thut meinem Herzen weh, zu dem sie ... ja, ja — seht sie Euch an! — sie reichen fast hinauf zu ihm. Nein! Ich sage Euch keine Adressen. Kein Wort von Putzmacherinnen! Wollt Ihr still sein von Mademoiselle Florentine, von Fränzchen Hennisch und Luise Eisold! Die Rose dürft Ihr besprechen. Von der sag' ich Euch: von wo sie kommt! Auch wissen sollt Ihr, wohin sie geht ... Ich trage sie als Preis für Den, dem ich heute Abend die Gunst meiner Seele schenke.

Und was muß man thun, um diese Gunst zu erobern? fragte der Pfarrer, der redegewandt nicht ansichhalten konnte und die Aufmerksamkeit davon

abzulenken ſuchte, daß er aus ſeinem Garten Melanie mit Blumenzuſendungen überhäufte.

Nichts thun, Herr Pfarrer, ſagte Melanie ... Nein! Nichts thun! Was muß man ſein? Was beſitzen? Danach ſoll gefragt werden und laſſen Sie mir nur Zeit, über das Seltenſte und Schönſte nachzudenken, wodurch ſich ein Mann auszeichnen kann. Aber wir ſind noch nicht vollzählig. Noch fehlt unſer alter brummender Hauskater Bartuſch und demüthigen Sie ſich, meine Herrſchaften, noch fehlt der Glanz von Hohenberg, Se. Excellenz, der wirkliche geheime ...

Mit dieſen künſtlich gezogenen Worten öffnete ſich, wie Melanie hinter ſich gehört hatte, die Thür und Herr von Harder trat ein. Alles erhob ſich. Es war wirklich ein unleugbarer Effect in ſeinem Auftreten, ein Effect, dem diesmal Niemand widerſtehen konnte. Lag die Wirkung nun in dem kleinen ſilbernen Sterne auf der Bruſt oder in der gebrannten Perrücke und der höchſt gewählten Toilette; oder lag ſie in dem Zuletzterſcheinen ... genug die Wirkung war da und Excellenz ſetzten ſich, ſehr befriedigt von dem Eindruck, den ein Mann ſeiner Stellung in einem ſolchen doch nur mittlern Kreiſe hervorrief ... Wir werden künftig ſehen, wie Herr von Harder in

der großen Welt doch auch nur klein erſchien, hier aber gaben ihm Tournure und ſelbſtgeſpendete Sorgfalt in der That einen Schimmer von Intereſſe, der nur bei längerer Dauer ſich dann nicht hielt, wenn er nicht künſtlich immer wieder angefacht wurde. Melanie übernahm dies Amt. Ob aus neckender Spottſucht oder Coquetterie, iſt ſchwer zu ſagen. Soviel aber ſtand von ihr feſt, daß ſie ſonſt wirklich nicht zu den guten lieben Frauennaturen gehörte, die, wie z. B. die edle Anna von Harder that, die Schweſter Paulinens, in einer Geſellſchaft immer gerade den Beſcheidenſten hervorſuchen. Melanie hing ſich an Den, der der Löwe des Cirkels war. Geiſt beſaß ſie wol genug, um Das herauszufühlen, was ihr geiſtig am meiſten hätte genügen müſſen; aber ihr Herz ſchlug nicht warm genug, um zu ertragen, daß man durch die Beſchäftigung mit einem Beſcheidenen ſelbſt in den Hintergrund tritt. Hier war Herr von Harder der wichtigſte und effectvollſte und ihm widmete ſie ſich. Wäre ein berühmter Virtuoſe in dieſem Augenblicke eingetreten und hätte wieder den Geheimrath verdunkelt, ſo würde ſie ſich mit Dieſem vermittelt haben. Sie war ein Schmetterling, der die Sonne und die leuchtenden Blumen liebt.

Man ſprach Viel über Vieles. Die Menſchen

ſind nie ſo mechaniſch und willenlos, wie da, wo ſie ſich in ſtarker Anzahl ohne einen Zweck vereinigen. Man glaubt dann in der That unter Weſen zu ſein, die urſprünglich niederer, halbthieriſcher Abſtammung, nur durch eine eingelernte und angewöhnte Ausbildung ſich höher aufſchwingen. Man ſpricht um zu ſprechen. Ein Jeder klammert ſich an das Unbedeutendſte, um daraus eine Art Friction, die man Geſelligkeit, Geſprächigkeit nennt, hervorzubringen. Man ergreift Strohhalme und raiſonnirt über ſie, wie über die Achſe der Erde. Iſt eine ſolche Geſellſchaft vorüber, ſo kriecht Jeder wieder in das Schneckenhaus ſeines Intereſſes zurück, bleibt Dem Feind, den er ſcheinbar heute als Freund begrüßt hat, und ſpinnt die wahren geheimen Fäden ſeines Daſeins und Charakters ſo fort, wie er ſie einmal anlegte, um ſich durch das Labyrinth des Lebens führen zu laſſen.

Man bedauerte die Mühe, die der Intendant mit dem Transport des fürſtlichen Mobiliars hätte ...

Für welches Schloß, fragte der Commerzienrath, iſt dieſe Einrichtung beſtimmt?

Mein allergnädigſter König, antwortete der Befragte, haben darüber noch nichts befohlen.

Mit dieſer kurzen Erwiderung war eigentlich dies Thema abgeſchnitten. Allein Stromer, der ſich ſeit

einigen Tagen wieder in jener feurigen, vulkaniſchen Stimmung befand, brach bei dieſer Veranlaſſung durch und ſprach folgendes Bedeutungsvolle:

Wenn nur Alles zuſammenbleibt! Wenn nur Keins vom Andern getrennt wird! Das iſt ja ein Leben, ein ganzes Daſein, was in einem ſolchen durch Jahre hindurch geſammelten Hausrath liegt! Man würde ja hier einer Blume die Staubfäden entreißen und ſie für echt und vollkommen nicht mehr auszugeben wagen dürfen, wenn man dieſer Einrichtung irgend etwas entzöge oder ſie wol gar theilte! Ja, ich gehe ſoweit, daß ich das Verwehen des Staubes, des Duftes beklage, den ſolche gewohnte Spuren eines bedeutenden Lebens — und ein ſolches hat mit der Fürſtin ausgeathmet — zuletzt annehmen! Wie ſtand da nicht Eines neben dem Andern in gewohnter Symmetrie! Das Bild des Heilandes prangte in einem geöffneten Flügelſchrank von ausgelegter altdeutſcher Arbeit. Immer ſchmückten Blumen dieſe der Fürſtin heilige Stätte. Wie oft betrachtete ſie die Häupter der Blumen, die ſich hier ſo ſanft, ſo allmälig neigten, immer matter, immer matter, und zu den Füßen des Erlöſers allmälig welkten, ſowie er. Es ſind Das da Kronen, ſagte ſie mir einmal, Diademe ſind's und Ritterhelme, die ſo vergänglich vor

dem Herrn und König der Welt verſinken. Und ſie duldete nicht immer täglich friſche Blumen, ſie wollte erſt die alten ſterben, vergehen ſehen, todt und geknickt, wie der Erlöſer. Sie war ſo ſinnig, die liebe Frau in ihrer ſtillen Schwärmerei! Und wenn wir auch durch ihren Tod hier Alle, die wir ſie umgaben, wie von einem ſchweren Traume befreit ſind, der unſere Sinne gefangen nahm und uns zu ſehr, zu ſehr von der üblichen Ordnung des Lebens abzog, ſo iſt ihr doch nur das Lob der edelſten Eigenſchaften nachzuſagen, und wenn ich wagen könnte, durch Ew. Excellenz Mund zu unſerer zartfühlenden Landesmutter zu ſprechen, ſo würd' ich bitten: Laſſen Sie dieſe ſinnige Einrichtung beieinander! Stellen Sie dieſe Schränke, dieſe Tiſche, Stühle mit den vielen Andenken der Liebe, den geſtickten, von frommwirkenden Vereinen ihr gewidmeten Kiſſen, den eingerahmten Blumenſtücken, den gußeiſernen, bronzenen, elfenbeinernen kleinen Nippſachen, die treffend gewählte Bibliothek und beſonders die werthvollen Bilder, die das Beſte in Stichen wiedergeben, was Overbeck, Wach, Veit geleiſtet haben, der Gemälde nicht zu gedenken, von denen einige Originale ſind und keinen vorübergehenden Werth anſprechen dürfen, ſtellen Sie alles Das in irgend einem Landſitze des erhabenen

Königspaares auf! Man bewahrt auf dieſe Art ein Gemeinſchaftliches, das mir vorkommt wie ein wandelbarer, fernwirkender, geheimnißreicher, elektriſcher Leiter. Aus der Liebe geboren, weckt es Liebe. Ich bin gewiß, Niemand wird dieſe drei Zimmer der Fürſtin, ſelbſt wenn ſie, wie weiland die heilige Krippe von Bethlehem nach Loretto, anderswohin überſiedelt würden, ohne innerlichſte, tiefſte Anregung betreten und von dem Odem unergriffen bleiben, der früher in ihnen wehte.

So ſprach Guido Stromer, den wir bei dieſer Gelegenheit ſchon vollſtändiger kennen lernen. Als er dieſe Worte, die faſt eine Rede waren, geendet hatte, blickten natürlich Aller Augen zum Intendanten und erwarteten von ihm eine Erwiderung. Guido Stromer hatte einen Wunſch vom Herzen geſchüttet, der etwas Feierliches hatte. Der Geheimrath repräſentirte in dem Augenblicke. Die Einzige jedoch, die den gewaltigen Widerſpruch einer ſo beredt vorgetragenen geiſtvollen Bitte und eines ſo unglaublich beſchränkten Kopfes, wie Henning von Harder, ſogleich ganz überſah und nachfühlte, war vielleicht nur Melanie's Mutter. Melanie hatte für lange Perorationen überhaupt keinen Sinn. Hannchen Schlurck aber, die Mutter, überdachte in ihrer üblichen trockenen

vermögen nicht dich betrübt zu ſehen. Sei fröhlich und unſere Angeſichter werden glänzen! Du vergällſt uns die Freude unſeres Lebens, die nur du biſt und Gylluspa. Wer ſagt, daß du zu fürchten haſt? Deine Tugenden ſtehen im Buche des Himmels angeſchrieben, das ſie in Laſſa ohne Zweifel leſen werden; deine Unſchuld wird dich heim begleiten, wie ein köſtliches Geſchmeide, das man dir heimlich unter deinen Sattel legt!“

Hali-Jong verſank in Nachdenken und ſchwieg.

Der Winterfroſt, der auf dieſen Gebirgen mit rieſiger Hand liegt, zerſtört den moriſchen Stein und gibt ihm oft die wunderlichſten Geſtalten. Dieſe ſpitzen Zacken und pyramidaliſchen Formen haben viel Aehnlichkeit mit Marterwerkzeugen und ſie mußten daher auf den abergläubiſchen und beſorgten Hali-Jong alle die Eindrücke machen, die ein furchtſames Gemüth von böſen Vorzeichen erhält. Zuweilen wechſelten die natürlichen Formationen mit künſtlichen ab. So wie ſich die Reiſenden einem in den Fels gehauenen Tempel oder einem Götzen näherten, ſenkten ſie ihre Häupter, hielten ihre Roſſe an und murmelten einige Gebete, die ſie, wie die Chriſten das Vater unſer, immer in Bereitſchaft haben.

Die Karavane hatte ihre Richtung durch einen langen Hohlweg genommen, deſſen Schlußpforte ein großes Felsſtück bildete, dem von der einen, jetzt den Reiſenden ſichtbaren Seite eine künſtliche Form gegeben war.

Hier haben wir die Anfänge der tibetaniſchen Plaſtik, die gegenwärtig auf einer anſehnlichen Höhe ſteht, und die chineſiſche bei weitem übertrifft. Der furchtbarſte aller Götzen, Mahamuni, ſaß da, aus einem rieſenhaften Steinkoloſſe gebildet, mit ſteifem Haupte, verſchränkten Armen und unter-

Weiſe dieſe Situation ganz kurz und ſprach ihr Reſultat leiſe zur Frau von Reichmeyer, die in ihrer Nähe ſaß, mit den Worten aus:

Was nutzt der Kuh Muskate!

Herr von Harder ſchwieg nämlich ganz und nickte nur, ſtatt aller Antwort. Er nannte ſonſt, von ſeiner Gattin unbelauſcht, Aeußerungen, wie ſie der Pfarrer hier vorgetragen hatte, „ſchwülſtig" und verwies auch ihre Beantwortung meiſt an ſeine Frau, die ein Organ dafür hatte. Er belächelte Alles, was ihm zu ſchwunghaft auftrat. Wußte er doch von ſeiner Gattin, wie künſtlich oft die Schwingen erſt angebunden werden müſſen, mit denen die großen Geiſter vorgeben, natürlich zu fliegen ...

Melanie übernahm es daher, das Geſpräch fortzuführen.

Ich wäre gerade im Gegentheil dafür, ſagte ſie, daß eine ſo werthvolle Einrichtung ganz getheilt und überallhin zerſtreut würde. Gehet hin in alle Welt und lehrt und prediget! Das kann man auch dieſen kleinen Herrlichkeiten der frommen Fürſtin zurufen. Da kommt ein Briefbeſchwerer Dem wieder vor Augen, deſſen Briefe oft darunterlagen, eine kleine Stickerei Dem, der dazu Subſcriptionen ſammelte, und wenn ſich dann in Allem, wie Sie verſichern,

Herr Pfarrer, jenes gewiſſe Parfüm, der ſchöne Duft der Liebe und Andacht wiederfindet, ſo wirkt Das ſogar noch Wunder. Es macht Proſelyten, bekehrt Heiden. Es gewinnt, ohne daß ein ſtarres Herz es ahnt, wie ich immer, wenn ich bei der unglücklichen Anna von Harder in Tempelheide die Windharfe im Parke flüſtern und klagen höre, von Gefühlen bewegt bin, die ich ſelbſt nicht habe, mir aber aus Andern herausdenke.

Man fand auch dieſe Auffaſſung charmant. Der Geheimrath lächelte wieder und dachte bei ſich, wozu dieſe Reden alle! Ich halte mich an den Buchſtaben meiner Inſtruction! Was kann ich von meiner ſentimentalen Schwägerin Anna und ihrer Windharfe im Dienſte meines Monarchen brauchen?

Stromer aber drohte der Sprecherin mit dem Finger und mit blitzenden exaltirten Augen.

Zu weltlich! zu weltlich! ſagte er. Aber Sie mögen in Ihrem Sinn Recht haben! Ich wollte nur in dem meiner verſtorbenen Gönnerin mich ausſprechen. Wenn man ſo viele Beweiſe der Huld empfing, wie die Fürſtin mir zutheilwerden ließ, ſo iſt man verpflichtet, das Gedächtniß der Spenderin in ihrem Geiſte aufrechtzuerhalten. Ach! Ich fühle wohl, wie mit den Menſchen auch die Gedanken ſterben, die ſie zu verwirklichen ſchienen. Ich bin jetzt über zwölf

Jahre in dieſem Orte und habe zehn Jahre lang täglich mindeſtens einige Stunden hier oben zugebracht. Die Fürſtin war von einer bewundernswürdigen Offenheit und fand eigentlich eine Art von Genugthuung darin, ſich durch Aufrichtigkeit zu demüthigen. Sie geſtand jede Unwiſſenheit ein. Sie hatte, ich darf es ſo nennen, ein katholiſches Princip, das ich natürlich nicht ganz billigte. War ſie von irgend einem Gegenſtande lebhaft erfreut, ſo ſchenkte ſie ihn ſogleich weg. Sie wollte ihr Herz an nichts hängen, außer an die Betrachtung des Ewigen. So gern hätte ſie die allgemeine Beichte unſerer Kirche in eine Ohrenbeichte verwandelt und ſich über jeden Fehler umſtändlich und unter Thränen ausgeſprochen. Denn erſt dadurch, ſagte ſie oft, kommt mir die Erleichterung von dem Druck, daß ein Anderer ganz weiß, was ich that. Was ſind Sünden, die man nicht bekennt! Sie ſchrieb viel, zerriß es wieder, ließ aber auch Manches ſtehen. Ich warnte ſie oft vor der Gefahr, die mit dem Buchſtaben verbunden iſt, aber es erleichterte ſie, ſich ſchriftlich auszuſprechen. Einige ſolcher Betrachtungen hab' ich ja als Manuſcript für Freunde ſpäter drucken laſſen. Sie gefielen natürlich nur da, wo man die rechte Stimmung mitbrachte. Jetzt freilich würd' ich mich weniger ſo ganz darin

verlieren, da die perſönliche Beziehung fehlt und nur für das Perſönliche ſprech' ich ja.

Melanie's Mutter, um der drückenden und allzu perſönlichen Vortragsweiſe Stromer's einen Damm zu ſetzen, ſagte mit angenehmem Lächeln offen und ehrlich:

Ja, ja, Herr Pfarrer, tragen Sie nur jetzt den Kopf ein bischen mehr nach oben und laſſen Sie die alten Zeiten ruhen! Es ſind nun Leute in dies Schloß gekommen, böſe, böſe Leute, die ſich gern freuen, daß es in der Welt hübſch munter und luſtig hergeht. Wer nach uns einzieht, kann man freilich nicht wiſſen. Aber wer's auch ſei, Herr Pfarrer, bleiben Sie nur jetzt bei unſerm Glauben. Wollen Sie Das? Immer! Wiſſen Sie, es hält oben, und einmal lebt man nur. Das iſt zwar Alles recht dumm geredet, aber geſund iſt's, darauf verlaſſen Sie ſich, und Ihre liebe Frau blinkt mir ſchon zu und meint: Juſtizräthin, da treffen Sie, was ich ſeit zwölf Jahren dachte. Nicht wahr?

Alles lachte über dieſes derbe, ehrliche Votum. Melanie ſprang auf, die Mutter zu umarmen.

Du biſt köſtlich, Mama! ſagte ſie; ja baue du die Brücke, auf der der Herr Pfarrer wieder ins Leben zurückkehrt. Ein ſo junger liebenswürdiger Mann!

Ich ſage Das, Frau Pfarrerin, Ihnen zum Trotz! Ich ſollte nur hier wohnen und eine Zeitlang die Fürſtin von Hohenberg ſpielen dürfen! Wie wollt' ich die Fenſter aufreißen und Luft hereinlaſſen! Wie wollt' ich in die Hütten gehen, wo früher für die Heiden geſponnen und genäht wurde, und die Leute lehren, auch noch an viel ſchlimmern Menſchen Geld zu verdienen! Und dann käme Excellenz und zauberten uns hier einen ſeiner ſchönen Gärten wie in Buchau oder Solitude, wo die herrlichen Fontainen ſpringen, die Waſſerfälle rauſchen und die Schwäne auf den Teichen ſchwimmen . . .

Eines Inſpectors Mangold, der des Geheimraths rechte Hand war und nach engliſchen Studien alle dieſe Verſchönerungen angegeben und lenkte, wurde dabei natürlich nicht gedacht . . .

Habe zwei neue Schwäne kommen laſſen — ſagte der Intendant — aus Island — diplomatiſche Vermittelung mit Dänemark — ſeltene Race — ſehr elegante Thiere — allerliebſt!

Ich kenne ſie ja, ſagte Melanie. Im Atelier des Profeſſors Berg wurden ſie copirt zu einem reizenden Ledabilde, das Heinrichſon entwirft . . .

Heinrichſon — ganz recht! fiel der Intendant ein. Meine Frau protegirt Heinrichſon und hat mich ver-

anlaßt, ihm die beiden isländiſchen Schwäne aus Island kommen zu laſſen, wollt' ich ſagen, zu verſprechen, ... daß ſie ... ich meine, daß ſie ihm aus dem königlichen Ankauf geliehen wurden ...

Das mehrfache Verſprechen war für Diejenigen komiſch, die da wußten, daß Frau Geheimräthin von Harder für den ſchönen und eleganten Maler Heinrichſon wol noch größere Opfer gebracht hätte, als nur eine Veranlaſſung, daß zwei ſchöne wilde Schwäne ... vom König für ihre Privatintereſſen angekauft wurden ...

Laſally kannte dies Verhältniß und wollte ſich einige ſpottende Bemerkungen darüber erlauben. Doch unterbrach ihn Melanie:

Heinrichſon war von dieſer Aufmerkſamkeit ſo gerührt, daß er auch der Freundin der Geheimräthin, Frau von Trompetta, verſprochen hat, ein Blatt für ihr Gethſemane zu malen.

Bitte, ſagte der Geheimrath ſcherzend, bitte Fräulein Melanie, nicht der Frau von Trompetta, ſondern mir, mir direct hat er es verſprochen. Ich hab' ihm die beiden Schwäne, feſtgebunden natürlich, ſelbſt gebracht, wie ſie vom Schiff kamen und war dabei, als er ſie zeichnete ... Sie waren ſchrecklich wild ...

Ganz Recht, fuhr Melanie lachend fort, aber Frau

von Trompetta ſtand doch während dem Acte hinter einer ſpaniſchen Wand —

Ofenſchirm, verbeſſerte der Geheimrath.

Gut, Ofenſchirm . . . und gedeckt von dieſem Sittlichkeitsfächer unterhandelte Frau von Trompetta mit Heinrichſon über das Gethſemane und ſchrie entſetzlich über die böſen Schwäne und verwünſchte die frivole Malerkunſt und ein: große hölzerne Puppe. . . .

Melanie konnte vor Lachen nicht weiter.

Ja, ſagte der Geheimrath, ganz Recht! Die große hölzerne Puppe ſollte nämlich den Moment bezeichnen, wo die Lady von den Schwänen beängſtigt wird. Die Puppe ſtellte die Lady vor —

Die Leda, corrigirte Melanie — Leda, Excellenz!

Ganz Recht! Die Puppe war die Lady und der Schwan, nicht wahr? Der Schwan war eine verkleidete Gottheit. . . .

Jupiter! rief Melanie, während alle Die, die ein wenig Mythologie verſtanden, ſich auf die Lippen biſſen und die Uebrigen geſpannt zuhorchten. . . .

Ganz Recht, Jupiter . . . in einem Traveſtiſſement . . . es iſt nur eine Maskerade . . . und mein Franz hielt den einen isländiſchen Schwan ſo feſt an den Flügeln, daß das wilde grimmige Thier furchtbar tobte und mit den Flügeln ausſchlug. . . .

Und Frau von Trompetta hinter dem Ofenſchirme ſchrie — erzählte Melanie unter fortwährendem Lachen — ſchrie, als ſtäke ſie am Spieß und rief: Excellenz, er beißt! er beißt!

Er biß auch, ſagte der Geheimrath. Bei Gott! Er hat Franzen gebiſſen . . . ſchickte deshalb in die Thierarzneiſchule . . . beinahe hätte ja das wilde Thier die ganze hölzerne Lady in Grund und Boden zertreten. . . .

Leda! Leda! Excellenz; eine allerliebſte Nymphe aus dem Alterthum — berichtigte Melanie.

Enlin, ſchloß Baron von Harder, der ſehr angenehm ins Feuer gerieth, enlin, Frau von Trompetta fiel über dieſe antike Scenerie in Ohnmacht, und meine Frau, die ja dabeiſtand, wußte nicht, womit wir ſie anders tröſten ſollten, als . . . .

Ich zeichnete im Nebenzimmer, unterbrach Melanie, und beobachtete den ganzen Vorfall. Die geiſtreiche Frau Geheimräthin ſchalt Frau von Trompetta in einem kaum unterdrückten Zornausbruch kindiſch und ſagte vor allen Malern: O, ſchämen Sie ſich, Trompetta. Sie fürchten ſich vor Schwänen und reden den ganzen Tag vom Schwanenorden! Das ſagte ſie und fügte hinzu: Das iſt nun da ein Schwan, ein echter isländiſcher! Und nun machen Sie den

Lärm! Aber, bei aller Achtung vor der Geheimräthin von Harder, ich hielt dieſe Vorwürfe für ungerecht. Ich glaube, Frau von Trompetta fiel in Ohnmacht nicht über das Beißen der Thiere, ſondern über das Sujet des Herrn Heinrichſon, über die Puppe, über die Idee des Ganzen. Heinrichſon zeichnete lachend und freute ſich, je wilder und toller ſich das abſcheuliche Thier gebehrdete. . . .

Die Schwäne machten Aufſehen, fuhr Herr von Harder fort. Man wollte ſie ſehen, alle Freundinnen meiner Frau wohnten den Wiederholungen der Action bei, und Frau von Trompetta . . . denken Sie ſich, Frau von Trompetta gewöhnte ſich an das Schauſpiel und hatte ſpäter ſelbſt darum gebeten, noch einmal dabei ſein zu können, falls ſie von der Eſtrade in dem Atelier aus zuſehen dürfte. Aber wie geſagt, das erſte mal, aus Furcht, gebiſſen zu werden, fiel ſie in Ohnmacht, ſodaß meine Frau nichts Anderes wußte, ſie wieder ins Leben zurückzurufen, als daß Heinrichſon — ein berühmter Maler, ſehr ausgezeichneter Künſtler und Weltmann — verſprach, meiner Frau zu Gefallen und aus Dank für die königlichen Schwäne ihr nun auch ein ſchönes Blatt für das Gethſemane zu machen.

Ah! ſagte man allgemein, von der Anekdote vor-

trefflich unterhalten. Alle lachten, selbst Frau Pfannenstiel. Nur Einem schien dieses Durcheinander von Lachen, Erzählen und Fragen im höchsten Grad unheimlich, dem Pfarrer Guido Stromer. Die Ausdrücke: Maler, Schwan, Schwanenorden, Leda, Solitude, Gethsemane — gingen so bunt an seinem Ohr übereinander weg, daß ihm schwindelte. Aber die heilige Entrüstung, die er sonst bei einer Erzählung würde gefühlt haben, die so ganz und gar nicht in die alten Erinnerungen dieser Räume paßte, überkam ihn zu seinem eigenen Staunen nicht mehr. Zu lachen vermochte er freilich nicht. Fehlten ihm doch die Verbindungsfäden näherer Bekanntschaft mit den Personen und die genauern Details. Aber es war da Etwas in ihm von eigenthümlichen Jugenderinnerungen, die ihn ergriffen und ihn wonnig überrieselten. Er gedachte, so im Stillen grübelnd, der Zeiten, wo er noch in akademischen Jahren den Trieb hatte, bei einem berühmten Archäologen Kunstgeschichte zu hören, wo er noch mit aufmerksamer, herzinniger Betrachtung durch die Säle einer Kunstausstellung schreiten und marmorne Gestalten mit Professor Tholuck, den er in Halle später hörte, noch nicht Götzenbilder nannte! Er strich sich nachdenkend über die Augen, er, der außer Melanie der Einzige war, der etwas

geſchlagenen Beinen. Dies Ungethüm würde uns Schrecken einflößen; diejenigen, welche an daſſelbe glaubten, empfanden aber eine heilige Scheu und neigten ſchon in der Ferne ehrfurchtsvoll ihre Häupter. In der Nähe des Bildes angelangt, ſtiegen alle vom Pferde und warfen ſich neunmal vor ihm nieder. Hali-Jong erhob ein klägliches Geſchrei, ſetzte der kalten, todten Steinmaſſe alle ſeine Leiden und Beſorgniſſe auseinander und ſchied von ihr, nicht ohne Hoffnung, bei den Richtern, vor die er in Laſſa, dem Sitze des Dalai Lama, treten ſollte, ihre gnädige Fürſprache erwirkt zu haben.

Als ſich der Zug ſo weit von dem Koloß entfernt hatte, daß man wieder ein Wort reden durfte, das nicht Gebet war, begann Hali-Jong mit einer ſichtlich erheiterten Miene: „Der Anblick dieſes großen Gottes hat mich wunderbar geſtärkt. In Butan und den fernſten Provinzen unſeres göttlichen Reiches ſehnen ſich Millionen nach dieſem Wunder, das wir genoſſen haben. Ich küßte den kleinen Zehen am linken Fuße Mahamuni's und durch meine Adern rollte ein Strom von Seligkeit und Beglückung.“

Holi-Jong, Gylluspa's vierter Vater, erfreut über des Bruders getröſtete Rede, ritt einige Schritte vorwärts, ſchlug ihm auf die Achſel und ſtrich ihm die bartloſen Wangen. „Dein gutes Auge,“ ſagte er dabei, „hat an dem Bilde noch mehr bemerkt. Haſt du nicht die Entfernung der Naſe vom Munde gemeſſen? Setze dieſen Zwiſchenraum in die gehörige Verjüngung des Maßſtabes und deine verketzerten Bilder werden ſo alleinſeligmachend ſein, wie alle übrigen, die nur je als kanoniſch gegolten haben. Nein, mein theurer Bruder, die Götter ſelbſt werden die Zweige brechen, um dir die Krone der Gerechtigkeit zu verleihen.“

Genaueres von der Mythe der Leda, die die Unwiſſenheit des Intendanten mit einer Lady verwechſelt hatte, verſtand und dieſe Mythe zu deuten wußte. Als nach dem Lachen eine Pauſe eingetreten war und Alles nun zu ihm, dem heiligen ſchweigenden Manne, mit einer gewiſſen Befangenheit hinblickte, ſagte er mit ſehr leiſer Stimme:

Ich wollte mir nur die einfache Frage erlauben, was es mit dem vorhin mehrerwähnten Gethſemane der Frau von Trompetta für eine Bewandtniß hat?

Melanie erklärte es ihm, indem ſie noch einige Entdeckungen über die Art, wie Frau von Trompetta ihr Album zu ſammeln und einer gewiſſen geräuſchvollen Wohlthätigkeit zu widmen verſtand, zu erzählen wußte.

So! ſo! war Stromer's ganze Antwort. Er verſank in ein ſtilles Nachdenken und ſpann Betrachtungen für ſich aus, die ihn auch auf die große Aehnlichkeit führten, die zwiſchen einer von ihm einſt bewunderten Leda der dresdener Galerie und der reizenden Melanie beſtand. Er blickte nieder, brütend, abweſend und nur unheimlich ſchoß ſein Auge zuweilen einen Blick empor, der forſchend über die Verſammlung glitt. Er überdachte einen andern Entwickelungsweg, den er hätte zurücklegen können, wenn

die hohe Frau, die ihn an den Pietismus, an sein einfaches Weib, an seine fünf Kinder und diese Dorfpfarre fesselte, nicht eine Fürstin gewesen wäre. . . .

Nachdem sich, wie immer, wenn ein Gegenstand erschöpft ist, um den Theetisch eine gewisse Stille eingestellt hatte und Henning von Harder noch in dem Gefühl, durch interessante Entdeckungen eine ganze, wenn auch seiner nicht würdige Gesellschaft angeregt zu haben, sich wiegte, versuchte nun auch der Commerzienrath von Reichmeyer sich geltendzumachen. Er stellte seine Theetasse auf den runden Tisch, auf dem inzwischen schon die große Lampe aufgetragen wurde, räusperte sich und bemerkte:

Soeben las ich in der Zeitung die Ankunft des Prinzen Egon von Paris.

Wer kennt den Prinzen Egon? fragte Melanie mit einiger Lebhaftigkeit, ohne jedoch aufzuhören, sich in einem Fauteuil lang auszustrecken und dabei sorglos und fast abgespannt mit einem Fächer von Marabutfedern zu spielen.

Als Alles schwieg, richtete sie ihren Blick auf den Intendanten und sagte:

Sie vielleicht, Excellenz?

Ich habe nicht die Ehre, Se. Durchlaucht zu kennen, bemerkte Herr von Harder.

Commerzienrath von Reichmeyer theilte daher mit, was er wußte.

Der Prinz, sagte er, kann jetzt etwas über sechsundzwanzig Jahre alt sein. Er wurde von seinem zwölften Jahre in Genf erzogen, kam achtzehn Jahre alt nach Deutschland zurück, um jedoch sogleich die Universitäten von Bonn und Heidelberg zu besuchen. Er versuchte dann ein Jahr in der Nähe seiner Familie zu leben, war aber so wenig mit den Maximen seines Herrn Vaters in Einklang zu bringen, daß er Deutschland wieder verließ, nach der Schweiz zurückkehrte und auf Reisen theils in Frankreich, theils in England zubrachte. Eben im Begriff nach Nordamerika sich einzuschiffen, traf ihn die Kunde vom Tode des Generalfeldmarschalls. Mit der bestimmten Erklärung, sich den Antritt seines überschuldeten Vermögens noch vorzubehalten, einer Erklärung, die er an die Curatoren der Masse vorausschickte, ist er nun zurückgekehrt; indessen hoffen wir Alle, daß er sich von diesem Entschlusse abbringen läßt und durch weise Sparsamkeit von den Besitzungen, die einmal seinen Namen tragen, soviel rettet, als noch zu retten ist.

Melanie nannte Das geschäftliche Aeußerlichkeiten. Sie wollte Anderes von dem Prinzen Egon hören.

Wie ſein Aeußeres wäre, ſein Wuchs, die Farbe ſeiner Haare, ſein Weſen und Benehmen. . . .

Nach Allem, was man hier und da von dem Prinzen erfahren hat, ſagte ſie mit trockenem ironiſchem Humor, muß man wol darauf rechnen, in ihm eine große Aehnlichkeit mit Sr. Excellenz zu finden.

Dieſe Bemerkung fiel natürlich allgemein auf.

Wie ſo? In der That? Mit Excellenz?

Da wir nicht hoffen können, fuhr der Schalk fort, daß der Prinz mit meinem guten Vater, den er zu haſſen ſcheint, weil er ſein Herz nicht kennt, verkehrt, ſo bleibt uns nichts übrig als uns an Diejenigen zu halten, die ihm ähnlich ſehen. Man rühmte mir ſchon oft den eleganten Fuß und die kleine weiße Hand des Fürſten. . . .

Ueber dieſe Spitzbüberei brummte die Mutter etwas erſchrocken vor ſich hin und Alle fühlten, daß Melanie die Geſellſchaft auf Koſten eines Mannes, der den Spott nicht merkte, unterhalten wollte. Harder erröthete, er wurde unruhig. Er rückte mit dem Stuhl und ſchien plötzlich ſprachunfähig.

Auch Eugen Laſally erſchrak. Er ſchien an Melanie's Komödienſtreichen keinen Gefallen zu finden und drückte Dies genugſam durch die Schärfe des Tones aus, mit dem er das Wort ergriff und ſagte:

Prinz Egon gilt unter den Leuten, die ihn kennen, für einen halben Gelehrten. Manche ſeiner Univerſitätsfreunde nennen ihn überſtudirt. Er ſoll erſt die Rechte getrieben haben, jetzt aber ein Narr ſein. Man ſagt, er hat drei Handwerke, Tiſchler, Schloſſer und noch eins gelernt, ich weiß nicht, Horndrechsler, Friſeur, Kammmacher oder welches andre ſolide Metier!

Während jetzt beſonders Herr und Frau von Zeiſel über dieſe Aeußerung eines kecken jungen Fremdlings erſchraken, beſtand Melanie ſogleich darauf, dieſe dritte Profeſſion müßte die Kammacherei ſein. . . .

Das Haar iſt die ſchönſte Zierde des Menſchen, rief ſie. Ob ein Haar ſich gefällig lockt oder ſchlicht am Scheitel fällt, ob es die Stirn bedeckt oder ihre Fläche frei erglänzen läßt, immer iſt es der lebendigſte Sprecher für den Charakter, der in dem Kopf unter ihm ſchlummert. Kammmacher, nicht wahr, Excellenz?

Herrn von Harder war dieſe Bemerkung allein gewidmet. Sie galt ſeinem Haar. Aber, im Hauſe des Gehenkten iſt nicht gut von Stricken reden. Der Blick auf ſeine pariſer Bagno-Perrücke, die Franz, ſein Bedienter, wie das natürlichſte Haar zu kräuſeln verſtand, erſchreckte ihn doch. Es war ihm daher nur erwünſcht, daß man vom Scherz auf Ernſtes zurücklenkte. . . .

Wir lachen, ſagte der innerlich etwas entrüſtete Juſtizdirector von Zeiſel mit beklommener Stimme, wir lachen über die wunderlichen Sagen, die man ſich von Sr. Durchlaucht, meinem gnädigſten Prinzen Egon erzählt. Soviel ſteht allerdings feſt, daß Prinz Egon ein ... ein ... ein ſehr unglücklicher junger Mann iſt. Denn ... erlauben Sie die Bemerkung ... denn denken Sie ſich eine Jugend, die allerdings nicht behaglicher, angenehmer ſein konnte, als noch die reichen Mittel des Vaters, ich ſage, als dieſe noch ... noch beiſammen waren. Aber ſchon im genfer Penſionat muß er gefühlt haben, wieviel ... ſozuſagen ... wieviel Störungen in dem Hausweſen ſeiner Aeltern eintraten. Als er, es war gerade Winter und die Fürſtin in der Reſidenz, von Genf zurückkam ... entdeckte er ohne Zweifel die gewaltige, wie ſoll ich's nennen? allerdings ... die Zerrüttung des ſchon lange geſtörten ... oder iſt Das zuviel geſagt? ... nein! allerdings — des geſtörten häuslichen Friedens zwiſchen den beiden hohen Perſonen. Wir ſahen ihn hier gar nicht. Er bezog ſogleich im nächſten Frühjahr die Univerſität. Nach ſeinen akademiſchen Studien lebte er mit ſeiner Mutter einige Wochen auf den Gütern der Familie, über die ſie damals noch ... hm! hm! ... ja noch! ... im obern Gebirge frei ...

ja allerdings — frei zu ſchalten hatte. Dann iſt er, wie ganz richtig erzählt wurde, ſozuſagen verſchollen, und was man von ihm erfuhr, war in der That ein wunderbares Durcheinander der ſeltſamſten Dinge, die er, wie man erzählt — hm! hm! treiben, wenn man dieſen Ausdruck brauchen darf — treiben ſoll und unter Anderm allerdings auch die Nachricht über ſeinen Entſchluß, ſich . . . wie ſoll ich's nur nennen? ja allerdings . . . ſozuſagen, ſich mechaniſche Fertigkeiten anzueignen.

Und niemals war er in Hohenberg? fragte man, nach dieſer höchſt discreten Rede eines taktvollen und feinfühlenden Beamten, allgemein erſtaunt und ſah dabei auf Guido Stromer, der noch immer abweſend und wie in Träumen verloren ſchien.

Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! hieß es, wo waren Sie?

Ei! ich wette, ſagte Melanie, Sie ſind noch immer bei der Scene mit dem Maler Heinrichſon. Ja! Ja! Sie überlegten, wieviel Genuß Ihrer verſtorbenen Freundin, der Frau Fürſtin, die Bekanntſchaft mit dem Album der Frau von Trompetta verſchafft haben würde.

Guido Stromer war allerdings noch bei jener Scene, aber im völlig andern Sinne. Dennoch ſammelte er ſich und ſagte:

Ich leugne nicht, daß ich das Vertrauen der Fürstin in seltenem Grade besaß, und überlegte bei mir im Stillen, wie sie wol eine so erpreßte Wohlthätigkeit, von der Fräulein Melanie erzählte, beurtheilt haben würde. In ihrem Geiste sagte ich mir: Wenn der Künstler soll mit Gewalt gezwungen werden, in das Gethsemane einen Beitrag zu stiften, so ist ja in der That dieses Album recht ein Thränengarten, wie der Name bedeutet, und Judas der Verräther lauert ja mit dem falschen Kuß der Liebe an seinem Eingang. Frau von Trompetta gleicht da dem heiligen Crispinus, der den Reichen das Leder stahl, um den Armen daraus Schuhe zu machen. Nimmermehr würde die selige Fürstin eine solche Unternehmung, etwa durch Uebernahme von Loosen, unterstützt haben. Denn es liegt doch wol kein Segen in Dem, was nicht aus reiner Quelle fließt. . . .

Nun, Herr Pfarrer, meinte Herr von Reichmeyer, der erst seit seinem letzten Knaben Christ war, wenn das Album mit zweihundert Louisdors verkauft wird und der Betrag, ich will einmal sagen, an das Waisenhaus käme, um den Kindern daraus warme Jacken anzuschaffen; die Jacken halten ebenso warm, ob nun das Album zusammengebetet oder zusammengebettelt wurde.

Stromer horchte auf und betrachtete den witzigen Sprecher mit ernster Miene. Und gleichsam als würdigte er ihn keiner Antwort, wich er der weitern Debatte mit den leisen Worten aus:

Irr' ich nicht, so hört' ich vorhin den Namen des Prinzen Egon erwähnen?

Melanie, die eine unbehagliche Stimmung in der Gesellschaft nicht wollte aufkommen lassen, bestätigte diese Bemerkung.

Allerdings! sagte sie. Er ist ganz frisch von Paris angekommen. Kennen Sie ihn, Herr Pfarrer?

Geistig sehr wohl, sagte Stromer. Gesehen hab' ich ihn niemals.

Er war auch zu Ihrer Zeit nicht in Hohenberg? bemerkte Herr von Zeisel und fügte bei:

Seit meinem Amtswirken wenigstens ist er abwesend.

Doch! doch! lieber Herr Justizdirector, erzählte Stromer; Prinz Egon lebte bis in sein vierzehntes Jahr größtentheils hier in Hohenberg. Mein Amtsvorgänger war damals sein Erzieher. Später verbrachte er, nach vollendeten Universitätsstudien einmal acht Tage hier — acht Tage — wo Sie eine Inspectionsreise machten und ich, entsinnst du dich, Linchen, lag ja wol krank?

Linchen, ſeine Frau, nickte. Sie war ſo ſchüchtern, kaum ein leiſes Ja! zu flüſtern.

Als ich wieder vom Krankenlager erſtand, fuhr Stromer fort, erzählte mir die Fürſtin, wie wenig ſie ſich mit ihrem Sohne verſtändigen könne. Beide Gemüther, in ſo vielen Dingen nahe verwandt, trennten ſich gerade in den wichtigſten Lebensfragen. Sie liebte den Prinzen, ihr einziges Kind, mit einer Leidenſchaft, deren Ausbrüche mich oft in Angſt verſetzten. Nie konnte ſie ſeiner ohne Thränen gedenken. Wenn ſie einen Brief von ihm empfing, klopfte ihr das Herz mit hörbaren Schlägen. Sie ſchluchzte, indem ſie ihn las, und geſtand mir, daß ſie ſich durch dies Kind oft unglücklicher fühle, als ſelbſt ein Mutterherz tragen könne. Rudhart, mein Amtsvorgänger, hatte dem Prinzen die erſten Grundlagen ſeiner Bildung gegeben. Es war Dies ein ſtrenger, unfreundlicher Mann, der in der Religion nur eine gegenſeitige Uebereinkunft der Menſchen ſah, ſich nicht zu morden und zu beſtehlen. Dieſe Uebereinkunft war ihm durch den Lauf der Zeiten ſo oder ſo verbrämt, bunt und willkürlich ausgeſchmückt, ſodaß er Chriſtenthum und Islam ineinanderwarf, wenn nur der äußerſte Zweck einer gewiſſen moraliſchen Haltung und Erziehung durch dieſe Religionsformen erzielt wurde. Als dieſer Seelſorger,

Die Uebrigen ſtimmten alle in die gewandte und tröſtende Bemerkung des jüngſten Bruders ein und Hali-Jong konnte dieſen Ueberzeugungen nicht völlig widerſtehen, um ſo mehr, da ſie auf einen Augenblick auch die ſeinen geweſen waren. „Dalai Lama bezeug' es mir!“ rief er aus; „ich wollte nie etwas Anderes, als die Gebote unſeres großen Glaubens erfüllen. Ich bin unter Göttern auferzogen, habe ſelbſt mehr Götter gemacht als nöthig waren, um unſer großes Volk in den Tugenden zu erhalten und auf jeden Herd einen Schutzherrn des Hauſes zu ſtellen, und man will mich beſchuldigen, nicht an ſie zu glauben? Ich kenne die weisheitsvollen Schriften nicht, die nur unſern heiligen Gylongs zugänglich ſind, und weiß nicht, was das große Legendenbuch, das aus dem Monde auf die Erde gefallen iſt, über Mahamuni's Naſenproportion enthält, aber ich habe die Heiligkeit der Tradition verehrt und mich an die Ueberlieferungen der Vorwelt gehalten. Das ſoll Atheismus, Neologie, Wahn- und Irrglauben ſein? Meine Brüder, ich habe nicht geahnt, als ich das erſte Mal die Metallſpeiſe in die Form brauſen ließ und meinen erſten Gott auf die Welt brachte, daß mich der letzte von ihr bringen wird. Großer Lama, du biſt höher als Alle, warum muß der Erdkreis ſo unglücklich ſein, daß du im Fleiſch noch nicht wieder erſchienen biſt?“

Jetzt ſind wir erſt im Stande, die Abſicht dieſer Reiſe nach der Hauptſtadt Tibets und den Zuſammenhang dieſer ewigen Klage zu verſtehen.

In Paro, einem Flecken hinter Taiſſiſudon, nicht weit von dem feſten Schloſſe Dukka Jeung, blühte ſeit lange eine Götzenmanufaktur, deren Vorſteher in letzter Zeit Hali-Jong geweſen war. Schon von ſeinem Vater hatte er dieſe

ein ſonſt ſehr achtbarer Mann, unſerer Gemeinde entſagte und zu einer deutſch-ruſſiſchen Familie in Liefland zog — er ſcheint jetzt verſchollen —, war mit der Fürſtin ſchon längere Zeit jene Veränderung vorſichgegangen, die ſie beſtimmte, nicht nur einen Geiſtlichen der jüngern und neuern Richtung zu wählen, ſondern auch ihren Sohn vorzugsweiſe nach Genf zu ſchicken in die Anſtalt des Profeſſors Monnard, wo ſie gewiß ſein durfte, ihn nach ihren Principien erzogen zu ſehen. Solange Prinz Egon in dieſem Inſtitut verweilte, erhielt die Mutter von ihm zwar etwas kalte, aber doch in religiöſer Hinſicht beruhigende Briefe. Man konnte oft zweifeln, ob dieſe Briefe der reine Erguß ſeines Innern oder nur Schulübungen waren. O Gott, rief ſie einſt aus, wenn dieſe Briefe von den Lehrern erſt deshalb geleſen würden, um auch ihren Geiſt ſo zu corrigiren wie die Sprachfehler! Wenn Egon nur aus Furcht, ſeinen Lehrern zu misfallen, ſo ſchriebe, wie ich wünſchte, daß es ihm aus innerſter Seele käme! Als ich ſie dann, die treffliche Frau, damit zu beruhigen ſuchte, wie ja Allem, was dereinſt uns innerlich und ureigen werden ſolle, doch wol erſt etwas Aeußerliches und anderswoher Entlehntes vorangehen müſſe, antwortete ſie: Wie aber, wenn dies ungern Aufgenommene in Egon's Seele

nicht haften bliebe, ſich nicht in ſein eigenſtes Blut verwandelte und von ſeinem eigenen Bedürfniß nach himmliſcher Stärke ergänzt würde! Leider trafen dieſe Befürchtungen ein. Als Prinz Egon, neunzehn Jahre alt, in der Reſidenz mit der Mutter zuſammentraf und die Univerſität beziehen wollte, ſchrieb ſie mir, wie kalt, ich wiederhole ihre Worte, wie kalt ſie ſein Herz gefunden hätte. Eis, ſagte ſie, gab er mir für die Glut meiner Liebe. Ich ſuchte ſie damals zu tröſten; ich verfiel, ich weiß nicht wie, auf die Wendung, daß vielleicht einmal ein großes Unglück ihm heilſam werden könnte. Dieſen Gedanken hielt ſie, als ſie nach Hohenberg zurückkam, mit auffallender Zähigkeit feſt. Immer wieder kam ſie darauf zurück, daß man nur durch Trübſale und Prüfungen zur Erkenntniß ſeines wahren Heils gelange. Und Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit! rief ſie eines Tages ganz krampfhaft aus und ſank erſchöpft in ihren Seſſel zurück. Die zerrütteten Finanzen des Vaters gaben viel Veranlaſſung, dem Prinzen fühlbar zu machen, wie abhängig er doch im Grunde von äußern Umſtänden und Bedrängniſſen war. Aber der Bruch blieb. Mit dem Vater und der Mutter zerfallen, lebte er auf der Univerſität, ich kann wol ſagen, wild in den Tag hinein, ſchrieb oft in einem halben Jahre

nur einmal nach Hauſe; dem Vater ohnehin nie. Zuletzt bezog er die Summen, deren er benöthigt war, vom Herrn Juſtizrath Schlurck, der ihm auch den Tod der Mutter, ſpäter den des Vaters anzeigte. In den letzten Wochen vor ihrem Tode hatte die Fürſtin die Freude, auf Anlaß ihrer immer mehr zunehmenden Krankheit noch einen hingebenden, recht zärtlichen Brief von ihrem Sohne zu erhalten. Sie küßte ihn unter Thränen, ſagte dann aber, ernſt ſich aufrichtend und auf ein Bild des Erlöſers blickend: Der iſt die Wahrheit und das Leben! — Sie hatte damals noch ihre letzten Kräfte zuſammengerafft, um ihr Teſtament, ein längeres Vermächtniß, an ihren Sohn niederzuſchreiben. Ob es in die Hände des Vaters gekommen; ich weiß es nicht. Sie ſtarb, ich wiederhole Brigitten's Erzählung, mit dem ſonderbaren Ausrufe: Das Bild —! Mit dieſen, wahrſcheinlich auf ein Crucifix ſich beziehenden Worten lähmte ein Schlag die Zunge und wenige Augenblicke darauf war ſie verſchieden.

Auf jenen letzten Ruf der Fürſtin hin, ergänzte der inzwiſchen leiſe ſchleichend eingetretene Bartuſch die eine feierliche Stille verbreitende Erzählung; auf dieſen Ruf hin hat der Fürſt beim Verkauf des Nachlaſſes ſeiner Gemahlin auch angeordnet . . .

Bartuſch ſtockte, mit einem Blick auf den Geheimrath, der vom Tode nicht gern erzählen hörte.

Was angeordnet? fragte man allgemein.

Ich vermuthe wenigſtens, ſagte Bartuſch, den Geheimrath dreiſt fixirend; ich vermuthe, daß die letztwillige Erklärung des verſtorbenen Fürſten, alle Familienbilder auf Hohenberg ſollten dem Sohne übergeben und von dem Verkauf an das königliche Haus ausgeſchloſſen bleiben, auf dieſen letzten Worten ſeiner Gemahlin beruht.

Der Geheimrath machte eine unruhige Bewegung.

Herr von Zeiſel glaubte ihn zu verſtehen und fiel raſch ein:

O, mein Herr Bartuſch, es iſt dieſe Anordnung doch wol nur die ſchuldige Rückſicht eines berühmten Geſchlechts auf ſeine eigene Ehre oder ſozuſagen ... den Glanz ſeines Hauſes. Nicht wahr, Eugenie?

Eugenie, ſeine Gemahlin, beſtätigte dieſe Worte mit einem kurzen vornehmen:

Allerdings!

Sie war eine geborene von Nutzholz-Dünkerke.

Nun! Nur ſoviel weiß ich, vertheidigte ſich Bartuſch mit vieler Trockenheit und wollte den ihm von der Juſtizräthin zugeworfenen Wink nicht verſtehen; ſoviel weiß ich, die Fürſtin war ohne alles Vermö-

gen. Prinz Egon konnte ein mütterliches Eigenthum nicht beanſpruchen. Die Familienbilder und eine aus der Verwaltung des Schuldenweſens für ihn ſich herauswerfende Apanage von jährlichen ſechstauſend Thalern bilden in dieſem Augenblick ſeinen ganzen Beſitz. Es wird ihm in Deutſchland nicht lange behagen, zumal wenn es wahr iſt, daß er Bier trinkt, in die Vereine der Handwerker geht, Colonieen ſtiften will und ähnliche Phantaſtereien treibt, mit denen man ſich bei uns höchſtens eine vorübergehende Popularität erwirbt, aber die vielen Feinde, die ſich das Haus Hohenberg ſo ſchon zugezogen hat, in den obern Regionen leicht vermehren würde.

Frau von Reichmeyer, die es fühlte, daß ſie zu lange geſchwiegen hatte, um nicht für beſchränkt zu gelten, ergriff dieſe Gelegenheit zu der Frage:

Woher kommen nur dieſe Feinde?

Liebe Schweſter, ſagte Eugen, wer kein Geld hat, hat keine Freunde, und keine Freunde haben iſt ſoviel, wie Feinde haben.

Der Fürſt, erklärte Herr von Zeiſel, ſetzte leider ſeine Würde zu oft aufs Spiel und verdarb es mit denſelben Protectoren, denen er es mißlich, ja ſchwer machte, das Wohlwollen, das ſie für ihn fühlten, immer auch öffentlich zu zeigen . . .

Nein, nein, seien Sie aufrichtig, fiel Stromer ein. Verschweigen Sie nicht, Herr Justizdirector, wovon wir bei unsern nähern Beziehungen zur Fürstin so oft Gelegenheit hatten, uns zu überzeugen; verschweigen Sie nicht, daß es wirklich eine geheim angelegte sonderbare Mine der Intrigue gegen die Fürstin gegeben hat! Sie wissen, wie oft sie über die Bosheit und Heuchelei der Menschen bei wirklich räthselhaften Veranlassungen klagte. Sollte Ihnen entfallen sein, welche Namen sie nicht selten als die ihrer ärgsten Feinde bezeichnete? Ich erinnere Sie an eine Dame —

Stromer hielt absichtlich inne. Herr von Zeisel wurde unruhig, überroth, seine Gemahlin erblaßte, Beide blickten erschrocken bald auf den heute sehr tapfern, angeregten Pfarrer, bald auf Herrn von Harder, dem seit Erwähnung der Bilder dies Gespräch verdrießlich, ja unehrerbietig erschien.

Genug, sagte Stromer. Die Feinde des fürstlichen Hauses mögen verschuldete sein, es sind ihrer aber auch solche, die wol nur dadurch entstanden, daß die Fürstin Amanda in ihrer Jugend sehr schön, sehr liebenswürdig und von aller Welt angebetet war. . . .

Bei diesen Worten erhob sich Herr von Harder. Er ahnte in ihnen eine Beziehung zu seiner Gemahlin.

War er auch wenig in die eigenen Lebensbezüge derſelben, die erſt ſeit zehn Jahren ſeine Gattin war, verwachſen, ſo wußte er doch, nach der ihm von der energiſchen Frau gegebenen Anweiſung, ſehr vollkommen, welche Farbe er in dieſer, überhaupt in jeder Geſellſchaft halten mußte. Sie ſagte ihm ja immer: Sei kalt oder warm gegen Dieſen oder Jenen! Und ohne daß er die Gründe dafür erfuhr, war er dann eiskalt gegen Den oder in ſeiner Weiſe glühend gegen Jenen. Er wußte vollkommen, daß ſeine Gattin in ältern Tagen, noch während ihrer erſten Verheirathung — mit ihm führte ſie die zweite Ehe — mit der Fürſtin verfeindet war; er hatte noch neuerdings, wo gerade auf ihre Veranlaſſung der Ankauf der Hohenberg'ſchen Einrichtung betrieben wurde und ſie ſich vor Ablieferung an den Hof die genaueſte Unterſuchung derſelben in der Reſidenz bedingte, bei Auseinanderſetzung der Gründe, die ſie ſcheinbar dazu beſtimmt hätten, das lebendigſte Auftauchen der alten Erinnerungen Paulinens beobachten können, und ſomit überſtieg das Geſpräch das Maaß Deſſen, was er als Gatte und überhaupt als Excellenz glaubte hier ſo ungeahndet mit anhören zu dürfen. . . .

Melanie aber rief:

„Laß die Todten ruhen! Was quälen wir uns

mit, zu erforſchen, was die Verſtorbenen noch Al-
gedacht oder gefühlt haben mögen! Zürnen Sie
ht, Herr Pfarrer, daß wir ſo oberflächlich und
tlich ſind! Unſere Religion iſt die Natur, die
nſt, die Freude! Kommen Sie, wir wollen etwas
uſik machen, wenn dieſer Tonkaſten hier bei guter
ne iſt und die Gnade hat, noch einige Klänge
zugeben.

Damit öffnete ſie den Flügel, der noch in dieſem
ale von den ehemals hier gehaltenen Betſtunden
engeblieben war. Es war ein altes verbrauchtes
trument, deſſen Klang ſchon vor Jahren nur ſo-
ausreichte, leidlich eine Melodie anzugeben oder
h kraftvolles Anſchlagen der Dominante einen
ernchor zu verhindern, nicht immer taumelnd in
Octaven herumzuſpringen oder einen Vers um eine
höher zu ſchließen als man ihn angefangen
. . .

Melanie ſchlug eine Polka an. Manche Saite
ſchon geſprungen, manche ſprang jetzt erſt. Sie
ſich jedoch nicht irremachen, ſondern begleitete
eicht tändelnde Melodie, die ſie ſpielte, mit den
rechenden Bewegungen ihres Körpers. Zuletzt
es denn aber doch ein zu klägliches Durcheinan-
mmen der ungeſtimmten Töne. Aergerlich brach

ſie ab. Sie konnte aber vollkommen befriedigt ſein von dem heitern Erfolge ihrer Improviſation. Man war die feierliche Stimmung los, ſtand auf, nahm einige kalte Speiſen zu ſich, die Madame Schlurck nach dem Thee herumreichen ließ, und ſtellte ſich in Gruppen an die Fenſter, an den Flügel, an das Kanapee der freundlichen Wirthin.

Guido Stromer aber war nicht der Mann, der ſich ſo leicht entthronen ließ. Er warf ſich mit leichtem Geſchick auch auf dieſe neue Wendung des Abends, lobte Melanie's Spiel, rühmte die Speiſen, erörterte die kleinſten Dinge durch piquante Commentare und entwickelte dabei immer denſelben analytiſchen Geiſt, der ſich in jede Gedankenreihe mit dem Talente, ſie auszuſpinnen und ſinnig zu verknüpfen, finden konnte. Herr von Harder mied jedoch den vulkaniſchen Mann. Ohnehin neckte ihn Melanie und wußte ihn, gleich einem Magnet, der in einer Waſſerſchüſſel blecherne Enten und Fiſche nach allen Seiten zieht, bald in dieſe bald in jene Ecke zu locken, ſodaß er nahe daran war, von dem Nimbus ſeiner ihn umſtrahlenden Würde viel einzubüßen und ſich wie Einer der Andern unter den Andern zu verlieren. Als er anfing, doch auch zu freundlich zu zerſchmelzen, zu geziert, wie Malvolio in Shakſpeare's „Was Ihr wollt",

ach geſchnörkelten Phraſen wie nach Fliegen zu ha-
hen, entwand ſich ihm das liſtige Mädchen und
ing gerade da, wo er ſchon zweideutig zu flüſtern
egann, in einen lauten Ton über, den Alle hören
llten. Man gruppirte ſich um ſie. Sie neckte Alle.
ie neckte den Commerzienrath mit ſeinen Staatspa-
eren, den Juſtizdirector mit ſeinen Proceſſen, Eugen
ſally mit ſeinen Wettrennen, für die er Pferde und
ckeys hungern und mager werden laſſen müſſe. . . .
e hatte ſie es dahin gebracht, daß Alles wieder faß
d ſich gefallen ließ, Räthſel und Charaden zu lö-
, die ſie in ſchnellſter Gewandheit, den anweſen-
n Perſonen angepaßt, zu erfinden verſtand.

Die Ueberladung, die das eigenthümliche Kenn-
hen der Häuslichkeit Schlurck's war, brachte auch
dieſen Abend, wie für jeden noch eine Collation
ampagner. Dieſer Wein war bei Schlurck ſo ein-
ürgert, daß man wol ſagen konnte: er floß bei
in Strömen. Es mochte dieſer Luxus daher
mmen, daß Viele ſeiner Committenten, Viele der
rſonen, denen er Häuſer, Güter, Geſchäfte verwal-
, ihn mit Naturalgeſchenken dieſer Art gern er-
ten. Ein gewiſſes prahleriſches Wohlleben war
r die tägliche Ordnung im Schlurck'ſchen Hauſe
für ſo beſonnen und klug Melanie's Mutter auch

tibetaniſche Theogonie geerbt und eben ſo die Kunſt, die in ihr betrieben wurde. Seine Brüder erhielten an der Fabrik den Antheil, der ihren Fähigkeiten gebührte. Der eine ciſelirte und ſchuf die Modelle in Wachs und Thon, der andere beſorgte die Miſchungen des Metalls oder der Erdarten, der dritte leitete die Vergoldungen und die mannichfachen Zierrathen, die nicht nur die Wunderkraft der Talismane, ſondern auch ihren Preis erhöhten. Hali-Jong ſtand Allem vor; praktiſch und gewandt, hatte er für Alles ein Auge; er beſorgte die Ankäufe des Metalls, der Farben, der Erden; er prüfte die boſſirten Modelle, unterſuchte den Guß, verwarf die mißrathenen Stücke, zeigte die Stellen, die ſich am geſchmackvollſten vergolden ließen, lenkte den Verkauf und führte die Bücher über Einnahme und Ausgabe, worin ihm ſeine geliebte Tochter Gullusya, welche die trefflichſte Erziehung genoſſen hatte, mit Eifer beiſtand. Man vermuthet vielleicht, daß ſich Hali-Jong bei dieſem ununterbrochenen Verkehr mit Göttern eine gewiſſe Geringſchätzung für ſie zur andern Natur gemacht hatte, und deßhalb vielleicht von den Zionswächtern Tibet's, den Mönchen, zur Verantwortung gezogen ſei. So erwieſen die letzte Thatſache iſt, ſo unwahrſcheinlich iſt die erſte. Nein! Nur darin lag Hali-Jong's Unglück, daß er zu ſehr praktiſcher Geſchäftsmann und zu wenig Theolog war. Ich weiß nicht, ob man in Tibet die Religion mit der Zeit fortſchreiten läßt; zweifle aber daran, und beklage den Vorſteher der Götzenmanufaktur von Varo, daß er zu viel äſthetiſchen Sinn und Geſchmack hatte. Denn dieſe für den Künſtler unſtreitig unſchätzbare Tugend war ohne Zweifel die Schuld, warum er in der Bildung der Naſen bei ſeinen Göttern eine bedenkliche Neuerung ein-

im Praktiſchen gelten konnte, nach dieſer Richtung hin geſtattete ſie die vollſte Freiheit und liebte es, jeden Tag als einen Tag der Freude zu begrüßen und zu beſchließen, als ein Feſt, wo Abends die Becher blinkten und Morgens wieder Roſen ſie friſch umkränzten.

Ja! ja! rief zuletzt der vom Champagner angeregte Stromer, der kein Auge für Linchen, ſeine beſcheidene Frau, den ganzen Abend über gehabt hatte, jetzt aber doch einmal zu ihr, der Dulderin, hinüberſchritt mit dem Champagnerglaſe in der Hand; ja, ja, Lina, wie iſt die Welt ſo ſchön, wenn man mit der Natur auf vertrautem Fuße ſteht! Da blitzt der Kryſtall, da lacht die Rebe, da funkeln Diamanten, auch wenn man Kryſtall und Diamanten nicht ſelbſt beſitzt! Im Auge liegt die Welt, im fröhlichen Auge der Liebe liegt ſie gewiß; Liebe verklärt, Liebe beſitzt, Liebe verjüngt! O wer ſie nie geſehen hätte die ſchaurigen Schatten der Einſamkeit, wer nie erbebt wäre vor dem Anblicke des Todes! Da würden ſie fern geblieben ſein die düſtern Gedanken, mit denen der grübelnde Menſch ſich ſeinen Sonnenſchein verhängt, ſeine Lauben in Grüfte verwandelt, ſeine lachenden Fernſichten in Abgründe! Ein Kind, ein Kind zu ſein unter Blumen und Früchten! Lina,

nichts ſchleppen als, jenen lieblichen dicken dresdener Jungen des Rubens ähnlich, Trauben, Trauben und Pfirſiche und kleine Kaninchen; o Seligkeit, es iſt vielleicht die des Himmels auf Erden. Und wenn wir einſt an die Pforte des Paradieſes klopfen und ie im Jenſeit genießen wollen, ſagt uns Petrus: Ihr Thoren, was ſucht Ihr hier oben? Die Seligkeit habt Ihr Euch auf Erden ja entgehen laſſen! Steigt nun hinunter in das Zwiſchenreich, wo nicht die Seligen, nicht die Verdammten wohnen. Ach, ich weiß, was da hauſet! Es iſt die Reue! Die bittere nagende Reue!

Bravo! rief Melanie überlaut und ſtürzte ſich mit komiſchem Affect Stromer'n faſt zu Füßen.

Bravo, Prieſter! ſagte ſie und ſprach damit die allgemeine den Pfarrer bewundernde Stimmung aus. Auf dieſen Glauben gib mir deinen Segen!

Stromer'n, deſſen allerdings geiſtreicher, eigenthümlicher und für deutſche Zuſtände bezüglicher Natur wir immer näher kommen werden, Stromer'n zitterte das Champagnerglas in der Hand. Einige Tropfen fielen auf Melanie's entblößte Schultern.

Guido! ſchalt Linchen, ſeine Gattin.

Mag' es ſtießen, rief Melanie, während Alle lachten; er taufte mich auf ſeinen neuen Glau-

ben! Pfarrer! Sie müſſen ſich zu uns bekehren. Wollen Sie?

Damit ſtand ſie auf und ſchüttete ihr Glas in das ſeinige. Wie eine Hebe ſo ſchön, hob ſie den gerundeten nackten Arm und ließ von oben herab in wohlberechneter Entfernung den Strahl niedergleiten, daß es in Stromer's Glaſe aufziſchte und wie mit tauſend Perlen ſchäumte. Geblendet ſaß der glühende Mann da und ſetzte taumelnd das Glas an die Lippen!... Ah! rief Alles plötzlich erſchrocken. Noch nachträglich zu den vielen geſprungenen Saiten im alten Pianoforte der Fürſtin ſprang eben noch eine der letzten. ... Dieſe Mahnung wie von Geiſterhand brachte Guido Stromer'n zur Beſinnung. Es überrieſelte ihn ein Schauer, als er der Tage gedachte, wo er hier betete und von der Sündhaftigkeit der Creatur ſprach. ... Aber ſo wirkte noch die warme Berührung ſeiner Kniee durch die vor ihm faſt niedergeſunkene Melanie in ſeinen zitternden Nerven nach, daß er nur noch in ihrem Anſchauen lebte und mit wonniger Spannung zuhörte, als ſie in ihr dunkles Haar greifend rief:

Jetzt zum Abſchied für heute Abend: Wem laß' ich die Roſe hier zum Andenken? Ich wollte ſie verſchenken. Wehe! Sie iſt vom Stiel gebrochen! Ar-

mes hülfloſes Hundertblatt, wer ſoll nun deine Stütze, dein Stab und Stengel werden? Wer ſoll dich mitnehmen und an ſein Herz oder in ſein Stammbuch oder auch nur in eine einfache Cigarrentaſche legen und ſich dabei ſagen: Melanie gedenkt Deiner, gedenke du ihrer!

Alles ſah geſpannt auf den Pfarrer und Dieſer, bebend, ſchlug die Augenwimpern nieder.

Ich concurrire nicht, ſagte Eugen ſogleich mit einer ſpöttiſchen, ernſten Miene über Melanie's Uebermaß von Coquetterie.

Sie ziehen Ihren Einſatz zurück, Stallmeiſter, antwortete ſie, und wiſſen nicht, wie Sie gewinnen, . . . wenn Sie ſchweigen! Sie haben heute ſoviel geſchwiegen, Laſally; wüßten Sie nur, welchen Reſpect man vor Ihnen bekommt. . . .

Melanie ſprach dieſe Worte ſo ſcharf, daß ſie unwillkürlich belacht werden mußten, zum großen Aerger der Commerzienräthin von Reichmeyer, die ihren Bruder liebte und Melanie's Gefallſucht umſomehr verabſcheute, als auch ihr Gatte von den Netzen derſelben umſtrickt war. Eugen aber war eine viel harmloſere Natur.

Mein Fräulein, ſagte er, Sie wiſſen, daß ich auf Geiſt keinen Anſpruch mache. In meinem Kreiſe

amüſirt man ſich, wenn man gut reitet, gut ſchießt, Glück bei den Damen hat und die beſten Cigarren hält. Um mich gründlich zu bilden und bei einem großen Genie in die Lehre zu gehen, hab ich einmal angefangen, nicht nur Schiller, ſondern auch Goethe zu leſen. Ich las „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre".

Nun, rief Stromer wild. Wie wurde Ihnen da? Ergriff Sie Achtung vor der Bildung?

Beſter Herr Pfarrer, antwortete Laſally trocken, als ich las, daß dieſer Wilhelm Meiſter, dieſer junge Commis und Ladenſchwengel —

Entſetzlich! rief Frau von Zeiſel, die Etwas auf Autoritäten hielt und auf Erziehung Anſprüche machte.

Als ich ſah, ließ ſich Laſally nicht irremachen, daß dieſer Wilhelm Meiſter ſeine Liebhaberei für Puppenſpielereien einer hübſchen Schauſpielerin erzählt, die dabei einſchläft und immer noch von Puppenſpielen erzählt, während Marianne ſchon in ſeinen Armen ſchnarcht, habe ich das Buch weggeworfen und mir vorgenommen, bei Gelehrten nicht in die Lehre zu gehen ... man wird da lächerlich, ohne es zu merken.

Melanie ſtrafte ihn aber für dieſe böſe, gegen Stromer gerichtete Anmerkung.

Ein Goetheverächter, ſagte ſie, bekommt meine Roſe nicht.

Es wuchs die Spannung, wem ſie ihre Gunſt zuerkennen würde.

Dem Witzigſten! hieß es.

Dem Artigſten! . . . . .

Dem beſten Reiter! ſagte man mit Spott auf den Commerzienrath.

Melanie ging mit der Roſe im Kreiſe umher und wählte und wählte . . .

Ich ſuche ſeltene Vorzüge, ſagte ſie, irgend etwas Neues, Bedeutendes . . . Wer meine Gunſt verdient, muß . . . Ah Bartuſch!

Mich laſſen Sie aus dem Spiele! rief Dieſer komiſch erſchreckt und wehrte die Roſe ab zum Gelächter der Uebrigen.

Daß Sie heute nicht mit den Fingern rechneten, rief Melanie, nicht an den Nägeln kauten und Ihren alten böſen Huſten einmal bei ſich behielten, verdiente in der That eine Auszeichnung, und wenn ich bedenke, daß Sie heute ſogar noch ein hübſches, glattes, ſauber raſirtes Kinn haben —

Der graue Schleicher, verfolgt von Melanie'n, rief kichernd: Gute Nacht! ergriff ſchnell einen Leuchter und lief unter allgemeinem Spotte davon.

Die doch etwas verletzten Damen wollten seinem Beispiel folgen und aufbrechen.

Nein! sagte Melanie, ihr misgünstigen Schwestern, wird Frauengunst so verschmäht? So wenig Werth gelegt auf eine Rose, die ein Mädchen im Haar getragen? Zur Strafe für die studirten Herren, deren Gattinnen am meisten mit den Stühlen rücken, bekommt die Rose der, der die größte äußere Schönheit besitzt, den kleinsten Fuß und die weißeste Hand .... Herr Justizdirector, strecken Sie Ihren Fuß vor!

Dieser zog seinen furchtbaren Elefantenfuß rasch zurück. Henning von Harder aber merkte etwas .....

Die Hand des Commerzienrathes wurde gerühmt. Sie war rundlich und wohlgepflegt, aber viel größer als Harder's. Und seine Gemahlin bedeckte sie; sie wollte der Posse ein Ende machen .....

Harder war entzückt ..... er zitterte .....

Ich hab's! rief Melanie. Meine Rose ist erobert. Excellenz .... Excellenz hat das Seltenste, was ich je gesehen ....

Was? fragte man erstaunt.

Die kleinsten, zierlichsten Ohren von der Welt! sagte Melanie.

Der Contrast der Würde, die dieser Mann be-

hauptete, und die allgemeine lautloſe, ſtarre Bewunderung ſeiner Ohren, die er mit geſchmeichelter Befangenheit wirklich nun zuließ, war im höchſten Grade lächerlich. Die Ohren fand man rings um die Excellenz herumgehend, in der That ſo klein, daß Herr von Harder nicht ohne Schüchternheit geſtand, daß er dieſen Vorzug allerdings ſchon oft an ſich hätte rühmen hören. Mit einer Beſcheidenheit, als wenn er für eines der größten Geiſtestalente nichts könne, da es ihm die Natur einmal gegeben, nahm er dann von der in ſeinem Anſchauen wie ſelig ſchwelgenden Melanie die Roſe entgegen und richtete an die beſtrickende Circe eine ſo verwirrte Anrede, daß man ſich an der Eitelkeit eines alten eingebildeten Galanthomme gründlichſt weiden konnte. Schwerlich hatte ſie bei dieſer Neckerei ein Intereſſe. Was war ihr der Geheimrath? Was war ihr die Huldigung eines vornehmen Mannes, ſie, die die zudringlichen Anträge junger Grafen und Fürſten täglich abzulehnen hatte und deren ganzes Jugendleben eigentlich ein ewiges Sichbeherrſchen und conſequentes „Nein"-Sagen ſein mußte. ... Prinz Ottokar ſelbſt, des Königs Bruder ſogar, hatte ſie ſchon auf Bällen ausgezeichnet ... ſie floh nur immer, wich immer nur aus. Was war ihr alſo die grenzenloſe Verwirrung,

die ſie über den Geheimrath hervorbrachte, anders als eine Tändelei der „Lieb' im Müſſiggang"?

Als ſich die ganze Geſellſchaft empfohlen und zerſtreut hatte, brach Melanie, die Mutter umarmend, in die Worte aus:

Zürne mir nicht, gute Mutter! Wir tanzen ſolange über den Blumen des Lebens hin und blicken dabei unvorſichtig nach der Sonne empor, bis wir einmal zerſchmettert an einem Abgrunde liegen, den wir in unſerer Luſt doch überſahen!

Welch ein Bild! Kind! Das wolle Gott verhüten! antwortete die Mutter beſorgt. Was haſt du?

Kopfweh für heute! ſagte ſie abgeſpannt. Und nun ... gute Nacht!

Damit küßte ſie die Mutter, der ſie für weitere Fragen, Mahnungen, Beſorgniſſe mit graziöſer Handbewegung raſch den Mund zuhielt, und verſchwand in ihrem Zimmer, wo Jeannette, ihre hübſche Zofe, ſie ſchon ungeduldig mit einem Licht erwartete. ...

... Das Mädchen kaute Kaffeebohnen, um an ihrem Athem zu verbergen, wie man unten im Erdgeſchoß oben den Herrſchaften nachahmte und ſich würdig zeigte, in einem Hauſe zu dienen, wo nur der Materialismus herrſchte. ...

Melanie, in Gedanken verſunken, merkte nichts

von den Kaffeebohnen, nichts von dem glühenden, punſcherregten Geſicht des Mädchens. Sie ließ ſich ruhig entkleiden. Sie duldete ohnehin niemals, daß man ſie vor dem Schlafengehen aus ihren Träumen durch Plaudereien weckte, beſonders ſo indiscrete und zweideutige, wie ſie Jeannette meiſt zu verführen pflegte.

führte. Hali-Jong ſuchte ſich zwar ſtets zu überreden, daß er der Tradition treu geblieben ſei und die Proportion zwiſchen der Naſenſpitze und der Oberlefze immer ſo gebildet habe, wie ſie die Götter ſeit ewigen Zeiten gehabt hätten; aber was weiß ich? Die Ketzerrichter bemerkten nun einmal ſeit einiger Zeit, daß namentlich an den Mahamunibildern eine höchſt verderbliche, dem Glauben der Völker gefährliche Veränderung vorgegangen war. Es wurde deßhalb in Laſſa ein großes Concil berufen, wo man einige der bedenklichen Bilder in Unterſuchung zog und ihre Formation ſowohl mit den beſtehenden kanoniſchen Beſtimmungen, als mit der in andern Werkſtätten üblichen verglich. Es war keine Bagatelle, um die es ſich handelte, ſondern um etwas Weſentliches, etwas Normales. Was bezeichnen die Naſen der Götter? Unſtreitig, daß ſie ſie überall hineinſtecken, alſo ihre Allgegenwart. Iſt nun der Mund von jeher der Sitz der Allmacht geweſen, weil ein Gott nur zu ſprechen braucht, um etwas daſtehen zu haben, ſo folgt, daß die Zerſtörung der alten Proportion zwiſchen dieſen beiden Geſichtstheilen ein verſteckter Kampf gegen die Dogmatik iſt. Wird die Wirkſamkeit der Götter nicht in Zweifel gezogen, wenn man ihre Naſen in eine zu weite Entfernung vom Munde bringt? Das Concil von Laſſa war auch keinen Augenblick länger über dieſe Ketzerei unentſchieden. Es verdammte einſtimmig die Neuerung und rief den Vorſteher der neologiſchen Fabrik als einen Gottesverächter, Spötter und Schänder der heiligſten Religion vor ſeine Schranken. Dies war der Grund, warum der unglückliche Hali-Jong die beſchwerliche Reiſe unternommen hatte. Wer die Geiſtlichkeit von Tibet kannte, durfte über ſein Schickſal nicht in Zweifel ſein.

## Zwölftes Capitel.

### Eine Ueberraschung.

Melanie's und ihrer Mutter Schlafzimmer wurden von einem großen Salon getrennt. In diesem pflegten sie sich des Morgens zu begrüßen und gemeinschaftlich zu frühstücken, wenn sie nicht vorzogen, die balsamische Frische der Natur und den Kaffee in dem Garten einzuschlürfen.

Schon lange hatte am nächsten Morgen die Mutter gewartet und sich, als Melanie nicht endlich heiter wie sonst hereinhüpfen wollte, erlaubt, leise an die Thür des Schlafzimmers ihrer Tochter anzupochen. Als keine Antwort erfolgte und sie es acht Uhr schlagen hörte, klopfte sie um halb neun Uhr wieder ein wenig leise an ...

Komm doch herein! rief drinnen Melanie mit leidender Stimme und die Mutter trat ein.

Wie erschrak sie, als sie ihr Kind noch im Bett

fand! Melanie erklärte ſich leidend. Sie hätte eine unruhige Nacht gehabt, und fühlte ſich unvermögend ſchon aufzuſtehen.

Die Mutter gerieth in nicht geringe Beſtürzung.

Nein, nein, ſagte Melanie, bekümmere dich nicht, Mutter! Ich konnte nicht einſchlafen. Wie ich ſo mit müden Augen lag, die ſich nicht ſchließen wollten, glaubte ich, vielleicht wäre die Hitze des Zimmers an dieſer Aufregung der Nerven Schuld. Ich ſtand auf, zog die Vorhänge zurück, daß der helle, volle Mondenſchein hereinfiel . . .

Da haſt du dich erkältet, ſagte die Mutter, als Melanie ſtockte . . .

Sie ſchüttelte den Kopf.

Was iſt es denn? Sprich, mein Kind!

Wie ich das Fenſter öffnete . . ., glaubt' ich unten eine Geſtalt zu ſehen, die entweder ein Geſpenſt oder ein Phantom meiner Einbildungskraft war.

Hackert! ſagte die Mutter mit blinzelnd zugedrückten Augen und ſich abwendend.

Ja Hackert! wiederholte Melanie ſeufzend. Ob ich ſagen ſoll, daß er in ſeinem gewohnten nächtlichen Zuſtande war, weiß ich nicht. Er ſchien mir wach zu ſein. Das Weiße ſeiner Augen leuchtete mich in der hellen Nacht faſt geiſterhaft an. Ich ſchlug ent-

ſetzt das Fenſter zu. Als ich dann noch einmal hinblickte, war Fritz verſchwunden. Ich ſchlief ein, ward aber ſo von Träumen geängſtigt, daß ich mich jetzt von einem ſolchen Schlafe mehr erſchöpft als geſtärkt fühle.

Die Mutter konnte ihr leider Hackert's Nähe beſtätigen. Laſally wollte ihn geſehen haben und Bartuſch hatte es ihr ſchon geſtern Abend am Theetiſch zugeflüſtert....

Du haſt keinen Geiſt geſehen! ſagte ſie ſeufzend.

So ſind wir denn überall von ihm verfolgt! rief Melanie und warf ſich wie verzweifelnd auf eine andere Seite ihres Lagers.

Gutes Kind, begann bekümmert die Mutter, beruhige dich! Ach, es iſt über dieſen Gegenſtand ſchon ſoviel von Deinen Aeltern gejammert worden, daß deine Klagen unſern Schmerz nicht erreichen! Der Vater nahm Hackert aus dem Waiſenhauſe. Alles, was man von ſeiner Geburt erfahren hatte, war ſo dunkel und abenteuerlich, daß er unſer Mitleiden erregte. Der Vater brauchte einen Arbeiter, den er ſich von unten auf ſelbſt erziehen wollte. Er ließ ihn unterrichten; er arbeitete unter ſeiner Aufſicht und hat ſich früh ſchon von einer ſolchen geſchickten Anſtelligkeit bewieſen, daß er mit des Vaters geheimſten Angele-

heiten vertrauter wurde, als ſelbſt Bartuſch es iſt.
e Folge davon war die größte Vernachläſſigung
ner ſelbſt und eine Vertraulichkeit mit der Familie...
Schweige! Schweige! rief Melanie mit dem Aus-
ck des größten Schmerzes.

Ich denke mit Entſetzen daran, fuhr die Mutter
t bedeutſamem Ernſte fort, daß wir ſo blind ſein
nten, in der Freude unſers glücklichen Aufſchwun-
s, im Genuſſe der vielen Heiterkeit, die uns auf
ſerm Lebenswege lachte, das Ernſteſte zu überſehen,
s Gefährlichſte, was ſich neben uns entwickelte.
ieſer Knabe wuchs mit dir auf. Liſtig wie er war,
wann er bei aller Häßlichkeit, aller Widerwärtig-
t ſeines Aeußern, an die wir uns gewöhnt hatten —
e Mutter hob dieſe Worte beſonders ſcharf hervor —
nſer Aller Vertrauen. Ob wir, um dich aus einer
indergeſellſchaft abzuholen, den Bedienten ſchickten
der Fritz dieſen Dienſt verrichten ließen, ſchien uns
nglücklichen Menſchen einerlei; ja wir zogen ſeine
ienſtwilligkeit vor, da er verläßlicher ſchien als Alle
nd faſt im Hauſe wie dein Bruder gehalten wurde.
nſelige Vertrautheit, die ihn ermuthigte, Hoffnungen
ihm nährte und ſeine Sicherheit bis zum Ueber-
uth ſteigerte!

Melanie ſchwieg eine Weile, ſtemmte ihr ſchönes

Haupt auf eines ihrer Kiſſen und ſagte zu der ängſtlich ſie anblickenden Mutter:

Und doch war die Strafe, die ihr über ihn nach jener ſchrecklichen Nacht verhängtet, zu hart! Sie iſt die Quelle unausgeſetzter Leiden für uns Alle geworden! Aus dem Hauſe wie ein Dieb geworfen, vom Vater in einem Zorn, den ich nie an ihm kannte, faſt mit Füßen getreten, irrte er wie ein rachſüchtiges Thier umher und droht uns mit Allem, was er in unſerm Hauſe erlebte, erfuhr, entdeckt hat ... droht uns ...

Entdeckt hat? unterbrach ſie die Mutter erſchreckend. Was kann er entdeckt haben als den regelmäßigen Gang eines großen ehrenvollen, vom Fleiß und dem Genie des Vaters geleiteten Geſchäfts? Das Einzige, was man fürchten konnte, war der loſe freche Mund des frühverdorbenen jungen Wüſtlings. Ich zitterte, wenn ich nur daran dachte, wie ...

Die Mutter ſtockte.

Was dachteſt du? ſagte Melanie.

Ach, ich will nichts mehr ſagen! Laß es gehen!

Mit euerm ewigen Gehenlaſſen! Dieſes ſtete Vertuſchen und Verſchweigen! Was nur dachteſt du?

Melanie —!

Fürchteſt du, daß er den Menſchen erzählt, wie

früh dieſer ſozuſagen Halbbruder, der mit mir aufwuchs, verſucht hat . . .

Deine Phantaſie zu vergiften! Ja, Melanie, wenn die Welt die Bubenſtücke erführe —

Mutter! rief Melanie haſtig auffahrend, als könnte ſie doch die zu gründliche Unterſuchung dieſer Wunde, die ſie ſelbſt veranlaßte, nicht länger ertragen. Schweige! Schweige! Vergiß nicht, daß dieſer Unſelige vorgibt, mich zu lieben, mir treu ſein will mit unglaublicher Anhänglichkeit und niemals wagen wird . . .

Anhänglichkeit, die ich Wahnſinn, Frechheit nenne! unterbrach ſie die Mutter, vor Zorn ſich röthend.

Laß es gut ſein!

Die Mutter ſchwieg auf dieſe tonloſen Worte und beruhigte ſich allmälig.

Erſt erwartete ſie, daß Melanie ihr zuſprechen ſollte. Da die Tochter aber in ihrer träumeriſchen Lage verblieb und mit keinem tröſtenden Blicke ſich ihrer Pein erbarmte, ſtreichelte die Mutter die heiße Stirn des Kindes und küßte die zarten blauen Aederchen, die ſie in Melanie's Augenwinkeln entdeckte.

Weg, weg mit dieſen Sorgen, rief ſie, ſei heiter, Melanie! Noch geſtern haſt Du alles bezaubert und

Dir ja eine ganz neue Eroberung gewonnen. Die gefeierten Ohren des Herrn von Harder haben mehr Wirkung auf ihn gemacht, als wenn Du dem Lieutenant von Aldenhoven gesagt hättest, er gliche dem Adonis. Was willst du mit dieser Eroberung?

Melanie verzog ihre ernsten, schmachtenden und erschöpften Mienen zu einem Lächeln, dem ein wehmüthiger Zug beigemischt war. Ohne auf die Frage der Mutter zu antworten, lenkte sie das Gespräch wieder auf Hackert zurück.

Gern wollt' ich beruhigt sein, sagte sie, beruhigt über Alles, was uns Hackert Schlimmes etwa anthun könnte, wenn ich ihn nur überzeugen könnte. . . .

Wovon? Wovon, Kind? fragte die Mutter erstaunend. Kehrst Du wieder auf diesen unheimlichen Gegenstand zurück?

Melanie gab anfangs keine Antwort, dann aber sagte sie:

Ich thue Niemanden gern weh.

Aber ich bitte Dich, Kind, Erklärungen! Erklärungen gegen einen solchen Menschen! Ein halbes Thier ist dieser Hackert. . . .

Mutter!

Ja Melanie! . . . Die Mutter ließ sich in ihrer Auffassung nicht stören und hob absichtlich das an

Hackert Ungefällige hervor — ja, Melanie, es ist ein Menſch von einer Unreiſe, die mir ein Grauen einflößt. Dies Haar, dieſer Gang, dieſe Magerkeit! Und dieſe Bosheit, dies verruchte Herz —

Du übertreibſt. . . .

Nein, Kind, Das iſt ein Weſen, wie ich mich entſinne, einſt in einer Geſellſchaft gehört zu haben, zu der mich Frau von Trompetta mitnahm. Wie hieß das Stück, das der berühmte Dichter vorlas, das Stück, wo ein ſo unfertiger Halbmenſch vorkommt, den ein Zauberer mit ſeinem Geiſte zwickt und zwackt und ſeiner Rohheit Daumenſchrauben anlegt?

Der Sturm! Der Sturm, liebe Mutter!

Der Sturm! Und der böſe Gaſt, den der Zauberer auf der wüſten Inſel findet —

Caliban!

Caliban! Das iſt's! Ein ſolcher Caliban iſt dieſer Fritz, fähig, ſeine eigenen Geſchwiſter . . . zu verzehren, wenn ihn grade Hunger triebe! Ein Halbmenſch, ohne Gemüth, ohne Liebe, ohne einen Funken edler Hingebung! Nur ſinnlich, nur ein Weſen, das blindlings ſeinem Inſtincte folgt. . . .

Er iſt krank . . .

Durch ſich ſelbſt! Die Zerrüttung ſeiner Nerven, wer verſchuldet ſie?

Sein Nachtwandeln iſt erſt über ihn gekommen, als man ihn ſo grauſam verſtieß. Als man ihn vollends mishandelte, als Laſally —

Nein, die Wuth, der angeborene Zorn laſſen ihn nicht ſchlafen. . . .

O Mutter! Ich weiß, was ihn nicht ſchlafen läßt! Ich laſſe mich nicht irremachen. Ich habe nachgedacht über Fritz. Ich habe über ihn geweint. Das iſt der Menſch, wie er friſch und roh aus der Hand der Natur kommt und ſinnlich ohne den Sonnenſchein des Geiſtes aufwächſt —

Ja! Ja! Sagte Das nicht der Probſt Gelbſattel, als der Sturm vorgeleſen und Caliban's Charakter erörtert wurde?

Mit dieſen Betrachtungen, meinte Melanie, ſchwatzen wir unſer Unrecht nicht weg. Wenn ich ihm ſagen könnte: Fritz —

Melanie, fiel die Mutter ein, Du wirſt doch keine Erörterungen mit ihm herbeiführen, ſeinem Wahnſinn keine neue Nahrung geben wollen?

Der Schein, Laſally's empörendes Benehmen zu billigen, drückt mich. . . .

Nimmermehr! Wie geht Das! entgegnete die Mutter beſorgt. Die Mißhandlung, die ihm Laſally angethan hat, war roh, aber ſie brachte gute Folgen.

Sind wir nicht seitdem vor seinen Nachstellungen bis jetzt sicher geblieben? Konnten wir sonst einen Schritt vorm Thore, im Park thun, ohne ihn aus den Büschen heraustreten zu sehen? Konnten wir das Theater besuchen, ohne beim Nachhausefahren ihn im Gedränge der Menschen an unserer Seite zu finden? Seit einem Vierteljahre ist es jetzt das erste mal, daß er sich wieder in unsere Nähe wagt. Er wird Lasally und seine Jockeys sehen und sich vor ihren Reitpeitschen zum zweiten male in Acht nehmen. . . .

. Erinnere mich nicht, fuhr Melanie entsetzt auf, an diese brutale Scene! Sie hat mir Eugen, den ich seines ehrlichen und offenen Charakters wegen zu schätzen im Begriffe stand, aufs tiefste entfremdet. Ich gestehe, daß ich an Lasally Gefallen hatte. Gerade, daß er als geborener Israelit nicht eine einzige der Eigenschaften zeigte, die man sonst an diesem Volke tadelt oder lächerlich finden will, hatte mich zu ihm hingezogen. Sein trockener Witz ist ganz anders als der Witz seiner Glaubensgenossen. Er gibt sich für beschränkter, ununterrichteter als er ist. Er will, während alle seine Glaubensgenossen nach Geist streben, keinen Geist haben und hat ihn. Wie er mich reiten lehrte, that er es mit soviel Bonhommie, soviel Humor, daß ich ihm wahrhaft gut war. Was

Wir ſind nur gewohnt, die Religion mit der Kunſt in der engſten Verbindung zu ſehen. Wir ſuchen die eine durch die andere zu vervollkommnen und haben oft die merkwürdige Erſcheinung erlebt, wie die eine zur andern eine Brücke zog, die uns bald frömmer, bald geſchmackvoller machte. Hali-Jong ahnte dies Verhältniß, vermochte aber nicht, ihm nachzuhängen, weil er ſein Verbrechen nicht eingeſtehen wollte. Nur zuweilen dämmerte es vor ſeiner Seele; es blitzten einige Gedanken an ihr vorbei, als hätt' er den Göttern einen Dienſt erwieſen, daß er ſie ſchöner, gefälliger, einſchmeichelnder, menſchlicher geformt. Menſchlicher? Er erſchrak vor dieſem Geſtändniſſe und vergaß auf einen Augenblick, daß ja auch der größte Gott, Dalai Lama, den menſchlichen Körper anzulegen nicht verſchmähte. Dieſe Vergeſſenheit überraſchte ihn nicht weniger; es ward ihm dunkel vor den Augen; er war durch dieſe Reflexion auf den Weg gekommen, entweder ein ſcharfſinniger Theolog oder ein ungläubiger Atheiſt zu werden. Ihm ſchien nur das letzte möglich und er verſank deßhalb in völlige Apathie.

Es war inzwiſchen dunkler geworden; die Gefahr des Weges verlangte, daß man ſich ihm nicht anvertraute, wenn man ihn nicht vollkommen kannte. Die kunſtvollen Kettenbrücken, die zwiſchen den ſpitzen Felſen befeſtigt waren, ließen ſich nur am Tage betreten, da jeder Schritt auf ihnen ſorgfältig berechnet werden mußte. Die Geſellſchaft war ſtill und ſchweigſam; denn beim einbrechenden Zwielicht wagt kein Tibetaner auf dem Gebirge laut zu reden, weil um dieſe Zeit die Berggeiſter, die finſtern Dewta's, zu ſchwärmen beginnen und den Reiſenden durch Irrwege und ſchwarze Wolken necken und erſchrecken. Ein zu lautes Wort macht, daß

ſoll aus mir werden? Eine Königin? Eine Herzogin? Eine Offiziersfrau? Eine Frau Aſſeſſorin? Ah ... Bah! Ich konnte mir denken, der Vater ſtellt dem Eugen durch meine Mitgift ſeine Finanzen wieder her, wir bauen eine prächtige Arena, den Tummelplatz der ganzen eleganten Welt, wir verbinden ſie mit einer glänzenden Erleuchtung, mit Lauben, mit Treibhäuſern für Die, welche nach dem Ritte ſich erholen wollen. Mich blendete bei meinem erſten Austreten aus der einfachen bürgerlichen Sphäre, in der wir bisher gelebt hatten und in der ich erzogen war, der Gedanke, durch die Verbindung mit Laſally könnt' ich die Aufmerkſamkeit der ganzen Stadt feſſeln, mit den ſchönſten Damen, den eleganteſten Männern in Verbindung kommen und mich auf heitere Art durchs Leben tummeln, bis ich freilich durch die größere Bekanntſchaft in dieſer Sphäre Eugen's, der mich in ſie eingeführt hatte, ihrer überdrüſſig wurde und es bald bemerkte, wie ich denn doch dabei in der Geſellſchaft eine beſchattete und nur untergeordnete Stellung erhalten würde. Es war eine Verirrung. Und doch währte es lange, bis ſich meine Phantaſie von Laſally, dem noch vor wenig Jahren angebeteten Antinous aller Damen, dem galanten kühnen Reiter und geſuchten, bei allen Kunſtausſtellungen auf ein Dutzend

ldern dargeſtellten öffentlichen Charakter, losſagte.
ſt als ich den Abend in unſerm Garten vorm
ore, wo Laſally mit mir ſcheinbar harmlos luſt-
ndelte und ich plötzlich erzürnt ausrufen muß: Gott,
iſt ſchon wieder Hackert über den Zaun geſtiegen!
s Bellen der Hunde Eugen's und Hackert's kläg-
es Geheul hörte, als Laſally ſelbſt, wie ein Ra-
der, ſeine ganze Kaltblütigkeit aufgebend, nach der
cke lief und ich ihm nacheilend ſehen muß, wie
ei ſeiner Bereiter den Unglücklichen mit langen
itſchen grauſenhaft mishandeln und Laſally, Eugen
ſally ſelbſt, ihn mit der Reitgerte wie ein Raſen-
gerade über den Kopf hieb, während die Hunde
e Kleider zerriſſen —

Rege Dich nicht auf! ſagte die Mutter. Laß die
nnerung, Melanie! Es iſt ein Jahr her. Ich
e damals Noth genug um Dich gehabt, weil ich
ubte, Du würdeſt von dem Schreck ein hitziges
er bekommen.

Ihr verſchwiegt mir, daß Hackert auf den Tod
ſagte Melanie.

Der Vater ließ für ihn ſorgen. . . .

Ich erfuhr ſpäter Alles, fuhr Melanie erregter
Von der Kopfwunde hat Fritz die ſchlimmſten
en davongetragen. Doctor Hammer, der ihn im

Spital behandelte und mir zufällig in einer Gesellschaft begegnete, erzählte mir, daß er Anfälle von Raserei hätte. Wie ein wüthendes Thier schlüge er dann um sich, fluche allen Menschen und verfalle zuletzt in eine Erschöpfung, die vielleicht eine nie heilbare Nervenschwäche zur Folge haben würde. . . .

Es ist traurig. Aber was läßt sich thun? sagte die Mutter bestimmt, jedoch ohne Kälte. Und der Vater handelt edel an ihm. . . .

Doctor Hammer erzählte zuerst von seinem Nachtwandeln — in großer Gesellschaft — vor aller Welt . . . Meine Verzweiflung, Das anhören zu müssen! Ich hätte in die Erde sinken mögen —

Schon bei uns hieß es, er wandle bei Nacht!

Nie! sagte Melanie bestimmt.

Woher kannst Du Das so bestimmt versichern?

Nie! sag' ich! wiederholte sie der staunenden Mutter. Sein damaliges Nachtwandeln war etwas Anderes. . . . Und nun genug davon!

Melanie schwieg und warf sich auf die Seite, den Kopf tiefer in das Kissen wühlend.

Die Mutter, des Justizraths „gutes Hannchen", gehörte zu den Wesen, denen nichts unbequemer war, als eine allzu tiefe Erforschung von Dingen, die nur auf Unerfreuliches führen konnten. Sie war eine

rchſichtige, verſtändige, ſcharfblickende Frau. Sie nte durch Inſpiration raſcher Etwas, als manche werfällige Unterſuchung langſam ergab. Aber ſie bte es, ſich über Das, was ihr möglich, ja wahrcinlich dünkte, dennoch keine Rechenſchaft abzulegen. e wollte das Geſchick immer nur en profil, nie en e ſehen. So ließ ſie denn auch über dies ſondere „Nie" getroſt den Schleier falleu. Sie wußte, in ihrer unverzeihlichen Sorgloſigkeit Melanie ne- Hackert aufgewachſen und von deſſen zügelloſer ihentwickelung in bedenkliche Gefahren gerathen , von denen das aufgeregte, ebenſo über die Liebe nachgrübelnde Mädchen noch „zur rechten Zeit" der Vater damals ſagte, befreit wurde. . . . Und lles Unangenehme vertuſchend, verwiſchend, beichtigend ſprach ſie mit heiterm Ton:

Laß Das nun gehen, Kind! Wir hätten einen en Caliban nie ins Haus nehmen ſollen! Es ah. Es ſollte ſo ſein. Wir hatten Mitleid mit ungewiſſen Schickſal eines vor dem Waiſenhauſe ausgeſetzten Findlings, hielten ihn höher, als ihn hätten halten ſollen, und müſſen uns vorn, daß wir nicht ſtrenger wachten, als er anfing ſchlimmen Wegen zu gehen und ſich und Andere rderben. Geliebt kann er dich nie im Ernſte

haben; denn seine Aufführung bewies es nicht. Es kam später Alles zu Tage, was er war und wie er auf die Zerstörung seiner Jugend wüthete! Jeannette hat viel gebeichtet. Er verwandelte Tag in Nacht und Nacht in Tag. Am Bureau neben dem Vater schlief er mit offenem Auge. Da mußte er in den Nächten wol mit geschlossenen Augen wachen. Die Lection, die ihm Lasally gab, war nicht nach unserm Sinne, sie war grausam; aber sie hat ihm gezeigt, daß wir ihn nicht fürchten, mag er auch noch soviel drohen, noch soviel mit seiner Kenntniß der Geheimnisse des Vaters prahlen. Wir boten ihm, wenn er uns nicht mehr belästigen wollte, Geld an; er nahm nicht mehr, als wir ihm früher schon ausgesetzt hatten, bis er eine Stelle fand. Und doch, sagt man, soll er so träge sein, daß er nicht die geringsten Anstalten trifft, seine Zukunft von der Abhängigkeit, die ihn an den Vater fesselt, zu befreien. Ach! Kind, es war immer eine böse Natur! Bald Verschwender, bald geizig. Bald offen, bald hinterlistig. Und welche maßlose Eitelkeit! Ich will nicht davon sprechen, daß er mit seiner abschreckenden Figur, seinem rothen Haar, seinen abgerissenen Stiefeln und seiner unausrottbaren Unreinlichkeit sich einbilden kann, noch einen Eindruck auf Dich zu machen. . . . Ist es nicht die

llſte Eitelkeit, daß er uns hat ſagen laſſen, er ſchone
en Vater bis zu ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre,
o ihm Dieſer verſprochen hätte, ihm das Geheimniß
iner Geburt zu entdecken?

Der Vater weiß darum, ſagte Melanie.

Nicht ein Wort weiß der Vater, ſagte ihre Mut-
r. Er hat einzelne Anzeichen, einzelne kleine Zufäl-
gkeiten entdeckt (z. B. einen zerbrochenen, bei dem
ndelkinde gefundenen Ring), die auf ein nicht ganz
wöhnliches Herkommen dieſes Menſchen ſchließen
ſſen; aber die wenigen Worte, die der Vater ein-
al bei guter Laune darüber fallen ließ, haben ihm
den Kopf verwirrt, daß er ſich einbildet, ſicher ein
aron zu ſein. Genug von ihm! Steh' nun auf!
ei heiter! Genieße das himmliſche herrliche Wetter!
eh! Sieh! Die goldene Sonne!

Damit riß die Mutter die Vorhänge auf, der
te Sonnenſchein fiel in das dunkle, plötzlich er-
lte Zimmer.

Auf! Auf! Tummle dich, Melanie! ermüdete die
utter nicht zu rufen. Nimm an mir ein Beiſpiel!
hon war ich im Bade! Schon trank ich Waſſer an
friſchen Quelle im Garten. Waſſer, Sonne, Luft,
t, Blumen! ... Mädchen, weißt du denn nicht
r, was ſchön und jung macht, ſchön und jung —

Erhält! fiel Melanie ſchmeichelnd ein, wandte ſich und reichte der friſch und roſig ſtrahlenden Mutter die Hand.

Indem klopfte es.

Wer klopft?

Eine Stimme wisperte am Schlüſſelloch:

Darf ich?

Jeannette?

Nein, ſagte die Juſtizräthin; es iſt Bartuſch.

Stör' ich? rief Bartuſch durch das Schlüſſelloch. Kommen Sie heraus! Es ſind merkwürdige Briefe vom Juſtizrath da.

Vom Vater?

Die Mutter ging hinaus.

Nach einigen Secunden kam ſie wieder und rief:

Melanie! Denke dir, wer angekommen iſt?

Erſchrecke mich nicht! Ich rathe nicht gern. Meine Nerven ſind angegriffen ...

Der Prinz Egon!

So? Das wiſſen wir ja ſchon.

Prinz Egon von Hohenberg!

Angekommen? In der Reſidenz?

Nein, hier! Hier auf dem Schloſſe.

Sonderbar, wie dieſe Worte auf Melanie wirkten! Sie kannte den Prinzen nicht und mußte eher

n Intereſſe ihrer Familie vor ihm auf der Hut ſein,
s dabei intereſſirt, ihn gerade hier zu ſehen, wo ſie
lle von ſeinem Eigenthum faſt Beſitz genommen hat-
n. . . . Dennoch ſprang ſie jetzt aus dem Bette, ließ
ackert Hackert ſein, kümmerte ſich nicht mehr um
afally, nicht um den Intendanten, vergaß die Nacht,
ergaß ihr Kopfweh, vergaß ihre Schlafloſigkeit und
ieb nur die Mutter an, ihr zur nothdürftigſten Toi-
tte beizuſtehen. Wie ihre Füße in die ſeidenen Pan-
ffelchen ſchlüpften, die leichten Nachtgewänder abge-
orfen wurden, wie ſie an den Toilettentiſch eilte
nd ſich in flinkeſter Behendigkeit Angeſicht und Nacken
enetzte, wie ſie dazwiſchen an dem Schellenzug riß,
m den Bedienten das Zeichen zum Serviren des
rühſtücks zu geben . . . man hätte nicht glauben ſol-
n, daß Dies daſſelbe Weſen war, das noch eben
ie leblos, ganz in Träumerei und Erinnerung ver-
nken, zwiſchen den grünſeidenen Couverten des Bet-
s gelegen hatte. Das einzige Wort: Ein Prinz,
er Prinz Egon, iſt hier auf Hohenberg! hatte ſie
lektriſirt. Sie herzte die Mutter und tröſtete ſie mit
en Worten:

Laß es nun gut ſein, ſonſt muß ich über mich
elbſt lachen! Ja! Ja! Waſſer! Luft! Sonnenſchein!
Die Mutter hat Recht.

Damit drängte ſie die kleine runde Mama, die ſchon ſo friſch, ſo ſauber ausſchaute, durch die Thür und hüpfte ihr mit den Worten nach:

Nun guten Morgen, Bartuſch, was haben Sie? Was ſchreibt Papa? Wo iſt hier ein Prinz? Wer hat den Prinzen? Her mit ihm!

Bartuſch war ſchon ganz in ſeiner gewohnten Toilette. Einfach, aber ſauber. Weiße Halsbinde, weißes Vorhemd, ſchwarze Weſte, grauer Ueberrock, weite lichte Beinkleider, Schuhe mit grauen Kamaſchen. Er wiederholte die Zeichen, die Stillſchweigen bedeuten ſollten, mit um ſo größerm Nachdruck, als ein Diener in Schlurck's geſchmackvoller Livree eintrat und das Frühſtück beim offenen Fenſter auf einem runden Tiſche auftragen wollte, an dem zwei Seſſel ſtanden. Bartuſch ließ ihn gewähren. Als er gegangen war und einige kleine Befehle, die Melanie's Ungeduld folterten, für die Wirthſchaft mitgenommen hatte, ſchloß Bartuſch wieder behutſam das Fenſter und zeigte einen Brief, der dieſen Morgen von der Reſidenz mit einem Expreſſen angekommen war, viele geſchäftliche Anweiſungen des Juſtizraths und unter Anderm auch folgende Stelle enthielt:

„Schließlich, liebſter Bartuſch, mach' ich Sie auf ein merkwürdiges Gerücht aufmerkſam, das hier zu

Kenntniß gelangte. Prinz Egon iſt vor eini-
gen hier angekommen und hat ſich, wie man
wiß behauptet, in einer Verkleidung nach Ho-
begeben. Zu welchem Zwecke iſt mir unbe-
Wenn er wirklich ſtreng incognito reiſt, um
ahrſcheinlich zu belauſchen und ſich Hohenbergs
de anzuſehen, würde Ihnen eine genauere Be-
ung ſeiner Perſon, die ich nicht einmal ganz
kann, wenig nützen. Doch dürfte es immer
n ſein, wenn Sie ſich merken wollten, daß
Egon mir allgemein jetzt als ein ziemlich ſchlank-
hſener, doch nicht übergroßer junger Mann von
lichtbraunem als blondem Haar geſchildert wird.
Augen wären braun, ſeine Hände und Füße
, was weiß ich von den Schönheiten allen, die
itzen ſoll und über die man am beſten thäte,
ei den ſchönen Frauen in Paris Erkundigungen
ziehen."
leberflüſſige Anmerkung, die wol von Ihnen
t? unterbrach Melanie den ſchmunzelnden Vor-

. . .

Dieſer fuhr fort:
„Das Beſte an der Sache iſt, daß ich ohne Zwei-
en Prinzen Egon auf ſeiner Incognitoreiſe geſe-
habe. Im Heidekruge, bei dem ehrlichen Manne,

ſich die ſchweren, hängenden Wolken ſogleich entladen und Regengüſſe auf die unvorſichtigen Schwätzer herabgießen.

Man war ſo glücklich, bald auf ein Dorf, wo man übernachten konnte, zu treffen. Es klebte dicht am Abhange einer rieſenhaften Felswand, hatte aber die Ausſicht auf ein geräumiges Thal, das nur durch zwei ſich gegenüberſtehende Pforten zugänglich war. Die Häuſer lagen in ziemlicher Entfernung von einander und waren dürftig aus Holzſtämmen aufgeführt. Die tibetaniſche Bauart, ſo verſchieden auch die Materialien und die innere Ausſtattung ſein mögen, iſt überall dieſelbe. Die Häuſer ſtehen auf einigen hölzernen, in den Boden eingerammten Balliſaden, die noch hoch über das erſte Stockwerk hinausragen, ſo daß jene erſt im zweiten bewohnbar ſind. Der untere Raum dient zum Aufbewahren der Früchte, der Geräthſchaften, zur Stallung des Viehes, und in den obern begibt man ſich vermittelſt einer Leiter, die von außen hinaufführt.

Die Gaſtfreundſchaft der Gebirgsbewohner ließ bald eine Herberge finden. Die ermüdeten Roſſe wurden von ihrer Laſt befreit, gefüttert und in das untere Stockwerk eines ſolchen, von uns beſchriebenen Hauſes geführt, wo man ſie ſorgfältig in Decken einhüllte, um ſie vor der empfindlichen Nachtkälte zu ſchützen. Die Diener verſchmähten nicht, dieſelbe Stelle einzunehmen, und die Brüder des Herrn hatten Luſt im obern Raume ihrem Beiſpiele zu folgen. Nur Hali-Jong, Speiſe und Trank zurückweiſend, zog vor, noch auf dem grünen Platze vor der Herberge ſich nieder zu laſſen. Schon ſeit vielen Nächten war ſeinem Auge der Schlaf geflohen, nur ſeiner Gyllusya gelang es zuweilen, ihm durch ihre Lieder und die Töne, welche ſie kunſtfertig der Guitarre,

dem Volksfreunde Juſtus, der mich mit ſeiner Verwendung für meine ſchönauer Wahl betrügen und ſich ſelbſt wählen laſſen wird, lernt' ich einen jungen Mann kennen, deſſen Aeußeres vollkommen den mir gemachten Schilderungen entſpricht. Er fiel mir im Geſpräch ſogleich durch geiſtvolle Wendungen ſehr auf, und da er liberale Anſichten ausſprach, bin ich überzeugt, daß es der Prinz war, den die diesſeitige Geſandtſchaft in Paris ſehr oft als einen Communiſten bezeichnet hat. Soviel ich aus Champagnernebeln her mich entſinne, hatte dieſer Fremde hellbraunes Haar, trug ſich mit einem der modernen Bärtchen, deren Namen ich nicht kenne, war ohne Stutzerei gutgekleidet und ſprach höchſt angenehm und fertig. Folgen Sie dieſem Signalement. Forſchen Sie Egon's Schritten nach. Begierig bin ich, was der Prinz in Hohenberg beabſichtigt. Möglich, daß ſeine geheime Beſichtigung der Familienbeſitzungen ihn beſtimmen könnte, die Verwaltung derſelben noch einmal zu verſuchen und ſich mit den Gläubigern ſeines Vaters abzufinden. Sie fühlen, daß mir mit einem ſolchen Entſchluſſe wenig gedient ſein kann, denn er würde meine Adminiſtration aufheben, die doch, ſo Gott will, bei der jetzigen Lage der Dinge einige dreißig Jahre über mein kühles Grab noch hinausdauern könnte. Alſo

en Sie ihn und ſchlagen Sie in unſerm Ver-
u ihm den Weg ein, der Ihnen der nützlichſte
Entdeckt er ſich nicht, ſo wär' es am gera-
, ihn harmlos von ſelbſt aufzuſuchen und un-
nd einem Vorwande im Schloſſe anſtändig zu
ohne daß man dabei ſein Incognito ver-
Vielleicht hilft dabei meine gute und kluge Me-
. ."

fen? Ich? ſagte Melanie faſt erröthend.
elanie", fuhr Bartuſch zögernd fort; „der ich
s wünſchen muß . . ."
Mutter nahm den Brief, den ihr Bartuſch
n Einſehen hinreichte, zögernd.
lanie, geſpannt und ungeduldig wie ſie war,
kein Geberdenſpiel und ſagte, indem ſie den
n Kaffeelöffel vom Munde abſetzte und in die
enkte:
as ſoll es denn mit der guten klugen Melanie?
ſt ihr zu wünſchen?
e kann es hören, meinte die Mutter, die wei-
eſen hatte. Ich ſagte ihr ja ſchon, welche Be-
ngen uns bevorſtehen, da ſich Hackert erlaubt
ierher zu folgen. Der Vater warnt uns vor
a er ihn auf dem Heidekruge geſehen hätte und
hen müſſe, er würde die Dreiſtigkeit haben,

sich hierher zu begeben. Er bedauere, schreibt er, nicht gefragt zu haben, auf welche Veranlassung Hackert im Heidekrug wäre. . .

Lassen wir Das, sagte Melanie, und bleiben wir beim Prinzen Egon stehen. Was weiß man von ihm? Ist Jemand angekommen, der dem Signalement ähnlich sieht? Schöne Kennzeichen sind das! Wer findet sich aus solchen Allgemeinheiten zurecht? Lichtbraunes Haar, zwischen blond und braun in der Mitte spielend — ein unglaubliches Phänomen! Und die kleinen Hände und Füße, der namenlose Bart und die Französinnen, die Papa wol hätte auslassen können! Er meint die Gräfin d'Azimont, von der ich schon gehört habe. . . .

Bartusch unterbrach sie mit dem Bemerken, es fände sich in dem wider Schlurck's Gewohnheit sehr langen, aber durch die Wichtigkeit der Veranlassung begründeten Briefe noch ein interessantes Postscriptum.

Wie in einem Frauenzimmerbriefe? sagte Melanie.

Während sie ihr feines von der alten Brigitte jeden Morgen frisch gebackenes Weißbrot zerkrümelte, las Bartusch:

„Nachträglich noch eine Notiz für die Erkennung des Prinzen. Soeben war Frau von Trompetta bei mir, um einmal wieder eine ihrer tausend Unterschrif-

n zu ſammeln. Sie antwortete mir auf meine Frage, b ſie nichts Genaueres über die Aeußerlichkeit des Prinzen Egon wiſſe, er ähnele, ſie ſagte es freilich it ſonderbarer Neckerei, dem jungen ſchönen Maler Siegbert Wildungen. . . ."

Siegbert? unterbrach Melanie erſtaunend. . . .

„Siegbert Wildungen, den ich mich entſinne einige nal bei uns zum Thee geſehen zu haben. Und in er That. . . ."

Sie erfinden da Etwas, Bartuſch, ſagte Melanie nd riß den Brief an ſich.

Sie konnte nun ſelbſt weiter leſen:

„In der That entſinne ich mich, daß mein räth-elhafter Fremder im Heidekrug, nach deſſen näherm Reiſezweck, Namen und etwaniger Geſellſchaft ich mich leider zu erkundigen vergeſſen habe, mir den Eindruck einer großen Aehnlichkeit mit Jemanden machte, den ich erſt kürzlich mußte geſehen haben. Möglich, daß ſich mir die Geſichtszüge des jungen Malers Wil-dungen von den kleinen Theegeſellſchaften eingeprägt haben. Ich könnte Ihnen von Egon's hieſigem Auf-treten mancherlei Wunderliches erzählen, beſonders von ſeinem Reiſebegleiter, einem Franzoſen, Namens Louis Armand; doch verſpar' ich Das auf Eure Rückkunft. Behandeln Sie den Prinzen mit Discretion und tragt

Alle dazu bei, Kinder, daß der Haß, mit dem er den Namen Franz Schlurck verfolgt, ſich mildere und die ungemein wichtige Verſtändigung, die ich mit ihm durchführen muß, vernünftig abläuft. . . . In großer Eile!“ . . . .

Siegbert Wildungen! wiederholte Melanie noch einmal mit einem Ausdruck ihrer Geſichtszüge, der vielleicht ſagen ſollte: Wie miſcht ſich dieſer reine Name in meine Luſt und meinen Frohſinn?

Dieſe Trompetta! ſagte ſie zur Mutter. Es iſt kein Wort wahr, daß Prinz Egon dem Maler Siegbert Wildungen ähnlich ſieht; ſie wollte mir nur den Stich geben: Bedenke, wen du ſchonen ſollteſt! Bedenke, wer dich zu lieben vorgiebt! Der ſanfte gute Siegbert!

Die Mutter zog eine Miene und nannte faſt verächtlich den jungen Maler geradezu den Ritter Toggenburg aus dem Atelier.

Ich wette, dieſe verſchmitzte Trompetta wollte mir ſagen laſſen: Melanie, verlieb dich nicht in den Prinzen, nicht in die Excellenz, den Gatten meiner guten Freundin Pauline von Harder, ſondern denk' an Siegbert! . . . Bei all ihrer Heiligkeit hat ſie nichts als Romane im Kopf.

Und, Fräulein Melanie, ſagte Bartuſch, hier iſt

noch eine frühere Stelle des Briefes, die wir überſehen hatten.

Ich will nun nichts mehr wiſſen, antwortete das Mädchen träumeriſch, von der Erwähnung Siegberts erſchreckt.

Vorher noch, fuhr Bartuſch fort, ohne ſich irremachen zu laſſen, vorher noch, ſagte der Juſtizrath — die Erwähnung des Fritz machte, daß wir die Stelle überſprangen. . . .

Welche denn?

Die Anweſenheit des Prinzen von Hohenberg hinge vielleicht auch mit der Entführung des Mobiliars ſeiner Mutter zuſammen. Die Trompetta hätte erzählt, er wäre darüber bis aufs äußerſte entrüſtet. Frau von Trompetta hätte bemerkt, man beabſichtige bei Hofe vielleicht die ſchönſten Andenken dieſer Einrichtung dem Fräulein Friederike Wilhelmine von Flottwitz zu verehren, als Anerkennung für ihre landesrettende Hingebung an das Kriegsheer und die Stiftung des weiblichen Neubundes. . . ."

Der Vater ſchriebe Das? rief Melanie lachend; von dieſer blonden Magdalena? Das ſind ſatyriſche Arabesken!

Sie nahm den Brief, fand die Stelle wirklich und ſetzte mit nicht ganz ſcherzhaftem Zorne hinzu:

Soll die Flottwitz vielleicht in die Lage kommen, auch zu dem Prinzen Egon in Beziehungen zu treten? Gebt Acht, Das wird eintreffen! Ihm raubt ein liebloſer Vater die theuerſten Andenken an ſeine Mutter. Der alte Fürſt, der Alles verſpielt und vergeudet hat, opfert auch noch die letzte Erinnerung an die Mutter ſeines Sohnes. Der Hof rettet ihn durch eine Summe auf jene Einrichtung, und ſtatt ſie dem Sohne zurückzugeben, ſchenkt man das Beſte davon meiner blonden Freundin Friederike Wilhelmine, die es darauf anlegt, eine geſchichtliche Perſon zu werden. Das ſeh' ich vor mir! Der Prinz bittet um die Erlaubniß, bei ihr dieſe Reliquien noch einmal betrachten zu dürfen. Er ſieht die Briefbeſchwerer und Crucifixe und küßt die Stickereien, und vergißt ſich und küßt auch die Hand der Flottwitz, die ihn erobern wird mit Gott für den König, das Vaterland und für — ſich! Nein, nein, dieſe Verſchwörung iſt entdeckt, die Fäden ſind in unſerer Hand und wir benutzen ſie ſo, daß der Prinz Egon nicht der Gräfin d'Azimont, nicht der Flottwitz gehört, ſondern zu unſerer Fahne ſchwört, und Das gleich. Fort Bartuſch, holen Sie ihn nur her! Wo iſt der Prinz?

Die Mutter rief lachend:

Gemach! Gemach!

Es iſt mein Ernſt, ſagte Melanie, ſprang empor
ſtampfte mit komiſchem Zorn ſo auf, daß die
verwitterten Dielen von den kleinen Pantöffelchen
rten.

Nur ruhig! Nur behutſam, bitt' ich, meinte Bar-
, der gewohnt war, ſich immer ſtreng an des
izraths Befehle zu halten. Discretion!

Vor allen Dingen weiß man ja noch gar nicht,
erkte die Mutter, ob der Prinz Egon wirklich hier
n angekommen iſt.

Darüber, ſagte Bartuſch pfiffig, darüber kann ich
icht erſtatten. . . .

Raſch! Bartuſch; Sie ſchleichen wieder wie ein
aulwurf!

Muß ich nicht? Müſſen meine Morgenrapporte
ht von einer gewiſſen ſyſtematiſchen Gründlich-
. . .

Nichts von Gründlichkeit! Die Mutter erläßt Ihnen
ute Ihre gewöhnliche Spionage! Alſo . . .?

Erſtens hätt' ich denn zu melden, fing Bartuſch
haglich an, daß die alte braune Kuh, die Frau
ſtizräthin ſo lieb haben . . .

Was? ſagte Melanie und warf ſich in ein Ca-
pee. Fort doch mit der alten braunen Kuh!

Laß ihn nur, meinte lächelnd die Mutter. Es

iſt beſſer, in ſolchen Dingen nichts zu übereilen. Du weißt, wieviel dem Vater an der Adminiſtration liegen muß. . . .

Aber die alte braune Kuh! . . .

Die vorgeſtern vom grünen Abhang fiel, iſt wiederhergeſtellt; der blinde Schmied curirte ſie . . . ſagte Bartuſch und erfreute dadurch die gutmüthige Juſtizräthin.

Weiter!

Zweitens, die kranke Frau Müllerin —

Bartuſch! Ich ſterbe . . .

Laß doch Kind! Was iſt mit der Frau Müllerin?

Sie will nicht aus der Mühle . . .

Wirklich nicht?

Sie will da ſterben, wo ſie gelebt hat.

In dem dumpfen, feuchten Gemäuer? Bei dem ewigen Klappern der Räder? Bei dem Schaume, der faſt auf ihre Betten ſpritzt? Wie kann da die Frau je geſund werden?

Hannchen Schlurck war wirklich außer ſich über dieſe hartnäckigen Gewohnheitsmenſchen; aber Bartuſch ſagte:

Leben in der Mühle und ſterben in der Mühle. Doctor Reinick meinte auch: Dieſen Leuten iſt in ſolchen Sachen nicht beizukommen.

Melanie konnte über die Spannung, in der ſie Bartuſch erhielt, nicht entrüſteter ſein als ihre Mutter über Menſchen, die an der Schwindſucht leiden und nicht das Geringſte für das Einathmen einer geſunden Luft thun. . . .

Drittens, der Bauer Sandrart . . .

Ach! Ach! ſchmachtete Melanie, faſt verzweifelnd.

Der Bauer Sandrart iſt abſolut nicht zu bewegen, vor uns die Mütze abzunehmen, wenn wir in den Ullagrund fahren.

Warum nicht? ſagte die Mutter aufwallend.

Der Juſtizdirector meint, es wäre nun einmal der reichſte, freieſte und impertinenteſte Menſch im ganzen Fürſtenthum. . . . Jetzt, da ſein Sohn in der Garde ſogar Sergeant geworden wäre, käm' ihm Keiner gleich, es wäre denn der Fürſt von Hohenberg ſelbſt. . . .

Egon, heißt der! Gott ſei Dank! Sie lenken ein! Bleiben Sie auf der Fährte!

Oder der Feldwebel ſeines Sohnes, der in der dritten Compagnie des Leibregiments ſteht, unter dem Major von Werdeck . . .

Bartuſch!

Gegen ſolchen Trotz und den Stolz der Dumm-

einem in Tibet eben so bekannten Instrumente wie das Flageolet, zu entzaubern wußte, die Ruhe zu verschaffen, deren er so sehr bedürftig war. Sie setzte sich neben ihn auf einen ausgebreiteten Teppich, und wie die übrigen Väter vernahmen, daß sie die zarten Saiten ihres Instrumentes anschlug, da banden sie alle ihre schon sinkenden Kleider wieder fest und eilten auf den grünen vom Mondschein beleuchteten Plan in ihre holdselige Nähe.

„Wie fühl' ich die Allgegenwart Gottes," sagte Hali-Jong, nachdem Gyllusya den ersten Gesang beendet hatte; „ist es nicht, als zeigten alle diese wilden, großen Felsen aus tausend Ritzen unzählige Nasen, dies symbolische Organ, an dem ich mich so frevelhaft versündigt haben soll? Meine Leiden machen mich zum Visionär; und dennoch muß ich, was Andere als eine himmlische Offenbarung schätzen würden, eine Pein nennen, die mich mit Schrecken verfolgt. Dem Unglücklichen, welcher das Rechte verfehlte, wird es jetzt in unzähligen Modellen geboten, so daß es mir den Schweiß der Angst austreibt. Dieser Baum, jene Wolke, dort der Stein, du mein Bruder, und du, und du Gyllusya, ja die Tastatur deiner Guitarre, Alles rinnt mir in jene Gestalt zusammen, gegen die ich so unselig verstieß. Alles ist mir Nase. Welcher Fakir würde diese Vision nicht für einen gotterleuchteten Zustand, für ein Schauen in das Jenseits halten und deßhalb kanonisirt werden? Ich, der ich nun auch die Geisterwelt in die unsere hereinragen sehe, darf nur darauf rechnen, deßhalb verdammt zu werden. Ach, meine Brüder, das ist der Zustand der Unseligen jenseits im Grabe, daß sie die Seligkeit haben und doch Ekel an ihr empfinden werden."

heit vermag keine Drohung Etwas; ſagte Bartuſch immer ruhig.

Berichten Sie's nur, beſchied die Mutter, Herrn von Reichmeyer! Er war über dieſen Sandrart am meiſten indignirt. . . .

Was das Schloß anbetrifft, fuhr Bartuſch unerſchütterlich fort, ſo ſcheinen Herr und Frau Commerzienrath von Reichmeyer ſehr angenehm geruht zu haben. Sie ſind ſchon früh im Felde ſpazieren gegangen, haben mit Arbeitern herablaſſend geſprochen und ſich die Wirthſchaftsgebäude wiederholt angeſehen. Man kann daraus ſchließen, daß von dieſer Seite der Gedanke, Hohenberg anzukaufen noch immer nicht ganz fallen gelaſſen wird.

Die Mutter nickte. . . .

Laſally — fuhr Bartuſch fort . . .

Was Der gethan oder nicht gethan, können Sie überſchlagen! rief Melanie, aufs Aeußerſte gereizt.

In der That weiß ich auch nichts Weiteres von Laſally, ſagte Bartuſch gemüthlich, als daß er noch ſchläft und ſich geſtern Abend über Ihre Coquetterie bitter beklagt hat. Ein Opfer derſelben —

Mehr Thatſachen, weniger Betrachtungen!

Ein Opfer derſelben, wiederholte Bartuſch ſehr nachdrücklich, der Pfarrer . . .

uido Stromer . . .

uido Stromer ſoll geſtern Nacht noch Veran-
g zu einer häuslichen Scene gegeben haben.
Eiferſucht der Gattin, Verzweiflung über ſeine
em Tode der Fürſtin nicht mehr beſonders
rte Lage oder ob die Wirkung des Cham-
rs —

ei dieſen Vermuthungen klopfte es. Man wollte
törung nicht, deshalb ſprang Melanie, ihr un-
netes Haar zuſammenraffend und über die halb-
Bruſt zuſammenſchlagend, an die Thür des
ers, um zuzuriegeln. Doch war es nur ihr
hen Jeannette, die, ſchon zierlich geputzt, einen
n Blumenſtrauß in der Hand hielt. Das Ge-
kam vom Pfarrer und war als Morgengruß
räulein Melanie Schlurck beſtimmt. Jeannette
te bei dieſer Meldung etwas maliciös.

a ſieht man die Urſache des geſtrigen Zanks,
kte Vartuſch, als Jeannette auf ſpäter beſchieden
e und ſich mit feiner Miene entfernt hatte; im
cken über den erlebten Abend wurde von ihm
oſſen, heute früh wieder ein Blumenbouquet
rzuſenden, und dieſer Plan gab ohne Zweifel
Veranlaſſung zu einem Ausbruch längſt verhalte-
Gefühle.

Während die Mutter den großen frischduftenden Strauß zertheilte, um ihn vorläufig in die kleinen Wassergläser, die mit dem Frühstück gekommen waren, setzen zu können und kein weiteres Klingeln erst nöthig zu haben, sagte Melanie, die das Geschenk mit aufrichtiger Theilnahme entgegengenommen hatte:

Und wer weiß, kluger Mann, ob diese Blumen nicht heute ganz früh in der Stille im Pfarrgarten gepflückt wurden, während die gute treue Gattin und die fünf Schreihälse von Kindern noch schliefen! Laßt mir den Pfarrer!

Und die gestrige Scene? fragte die Mutter.

Die stille Frau, die hier saß, als könnte sie nicht Fünf zählen und zu Allem lächelte, sagte Bartusch, hat einen Anfall von Leidenschaft gehabt und sehr geweint. Stromer aber schlug auf die Tische, drohte mit allen möglichen Entschließungen und die Kinder, aufgeschreckt aus den Betten, in denen sie schon schliefen, warfen sich zwischen die beiden Streiter und suchten Frieden zu stiften, bis die Hunde der Mühle anfingen zu bellen und die Eheleute zur Besinnung auf die geistliche Würde des Hauses zurückriefen. Die Frau schwieg, aber, wie sie gesagt haben soll, nur aus Schonung für die kranke Müllerin.

Unglückliches Bild der Ehe! seufzte Melanie's

utter, die zwar aus ihrem eigenen Leben ſolche
enen nur von ganz früh kannte, die Welt aber
länglich beobachtet hatte, um dergleichen Nachſpiele
einem heitern geſellſchaftlichen Abende, wo der
ann mit der Frau, die Frau mit dem Manne nicht
llkommen zufrieden war, zu verſtehen.

Melanie aber, aufgeregt, ſagte noch nachdrücklicher:
Laßt mir nur den Pfarrer gehen! Guido Stro-
r kommt mir vor, wie ein Apfelbaum, dem, nach-
n er lange keine Früchte getragen hat, plötzlich ein-
lt, im November zu blühen! Der Mama geſteh'
's, er hat mir gar nicht misfallen. Er iſt nicht
ön und ſchon über die Jahre hinweg, wo man
ch eines angenehmen Eindrucks durch ſein Aeuße-
s gewiß iſt, und dennoch beſitzt er eine Friſche, die
f ein nur gehemmtes, nicht erſtorbenes Bedürfniß
r Lebensfreude ſchließen läßt. Ich denke der Zeit,
o die kleinen Linien, die ich da im Spiegel im
rn über Bartuſch's mich quälende Grauſamkeit ſchon
t feinen Strichen auf der Stirn und den Schlä-
n gezeichnet ſehe, einmal auch garſtige Furchen ſein
erden, die weder Schminke noch ein Schönheits-
aſſer fortjagen kann! Da wär' es vielleicht nur
r Verſtand, der ſie auslöſcht. Jung erhält nur der
eiſt. In dem Pfarrer ſchlummert viel.

Das du doch nicht etwa wirſt wecken wollen? ſagte faſt erſchrocken die Mutter.

Warum nicht ich? Jeder! antwortete Melanie. Guido Stromer hat große ſchöne Augen, die er oft ſo gewaltig lüftet, als ſollte man in eine ganz helle Kryſtallwelt ſehen, auf der Alles anders ausſieht, wie auf der unſern. Wenn der Mann mich lange und prüfend betrachtet, fühl' ich Etwas von den Vampyren, die ſchon mit ihren Blicken Andern das Leben ausſaugen. Verpflanzt doch nur einmal einen ſolchen Mann, wie mir Siegbert Wildungen ja von einem lateiniſchen Schulmeiſter, dem großen Winkelmann, erzählt hat, verpflanzt ihn aus einem Städtchen in der Priegnitz oder Altmark von ſeinen Büchern und ſeinen häuslichen Jämmerlichkeiten hinweg nach Rom und zu den Göttern Griechenlands. ... Doch wohin verirr' ich mich? Was ſind Ihnen, Bartuſch, die Götter Griechenlands! Bellen Sie weiter, alter Cerberus!

Das Gebell der Hunde, fuhr Bartuſch fort, indem er an den kleinen Backwerkreſten kaute, die ſich noch auf den Tellern fanden; das Gebell der Hunde kann indeſſen auch von mancherlei Abends und über Nacht angekommenen neuen Beſuchern und Durchreiſenden des Orts herrühren.

Endlich! Endlich!

Da iſt zuvörderſt zu erwähnen, ſagte Bartuſch,
mitten in der Nacht eine Depeſche an den Herrn
ndanten einlief, deren Inhalt ſich aus der großen
abnehmen läßt, mit der heute ſchon in aller
he das Geſchäft der Einpackung begonnen hat.

Daher alſo das frühe Hämmern und Poltern,
mich nicht mehr einſchlafen ließ? ſagte Melanie
trat ans Fenſter.

Himmel, rief ſie, was ſoll der geſchmackloſe
gen?

Man legte die Gardinen zurück und entdeckte im
ern Hofe einen langen und breiten Transportwa-
der Art, wie man ſie in großen Städten bei Um-
en braucht. Die Pferde waren ausgeſpannt. Hin-
der weitläufige Raum halb geſchloſſen. Zu glei-
Zeit ſah man auf dem andern Flügel ſchon die
ellenz mit ihren beiden Bedienten in voller Thä-
eit, Befehle ertheilend, hier und da beim Embal-
en zur Behutſamkeit mahnend, ſonſt aber ſchon in
ählter Toilette und die Gelegenheit wahrnehmend,
der geöffnete Zipfel des Vorhangs an dem ſchon
ge von ihm ſirirten Fenſter nicht Etwas von ſei-
weiblichen Bewohnern zeigen würde. Als er eben
ßen wollte, ließ die Mutter raſch den Vorhang

fallen und Melanie rief lachend und mit komiſchem Pathos hinter dem ſchützenden Verſteck:

Biſt Du es denn, Mann mit den himmliſchen kleinen Ohren? Alp meiner Seele, der mich eine Nacht gekoſtet hat, die ich auf dem Kalender unſerer jungen Liebe als eine verlorene ausſtreichen muß! Blinzle nicht ſo gefahrvoll herüber! Mäßige das Feuer Deiner Augen, vortrefflicher Don Quixote! Fürchteſt Du nicht, daß ich, angezogen von dem ſüßen Lächeln Deines mit ſo kunſtvollen pariſer Zähnen geſchmückten Mundes zu Dir hinüberfliege und da das prächtige Buch in dem grünen Sammeteinband mit dem goldenen Schnitte Dir aus der Hand reiße und rufe: Mein! Mein? Ja mein, weil Du es berührteſt! Schlag es nur auf, Mann! Lächle nur! Es iſt die Bibel, das Buch aller Bücher, worin das Hohe Lied Salomonis ſteht, das ich ſingen werde zur Geige und Flöte, wenn ich komme, um Deine kleinen Ohren mit Roſen zu umkränzen! Da notirt er es in einem langen Buche, vielleicht gerade Nummer ſechzig, die eine ſchnöde Anſpielung auf Deine Lebensgeſchichte enthält! Aber Bartuſch, Mutter, ſeht nur, es iſt ein Staatsdiener, der das Vertrauen ſeines Fürſten verdient, ſelbſt die verweſten Blumen, die da noch in der chineſiſchen Vaſe ſtehen, betrachtet er,

ie dem Staate verfallen ſind oder nicht? Nimm
Nimm ſie! Es ſind ja die vortrefflichſten Stroh-
n für das Haar unſerer neuen Ophelia, meiner
ndin Friederike Wilhelmine von Flottwitz, die aus
e zum Prinzen Egon, wollt' ich ſagen Ottokar,
Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht, bereits
iſch geworden iſt. . . .

Kind! Kind! ſagte die Mutter, nimm Dich nur
er in Acht! Das Abentheuer mit dem Incognito
gt Dich um alle Vernunft. Es iſt nichts damit;
n Bartuſch ſcheint uns zu foppen und von einem
nden mit lichtbraunem Haar nichts zu wiſſen.

Doch! fuhr dieſer aus ſeiner Faſſung nicht zu
gende Mann fort; wir haben nunmehro die Wahl
chen drei fremden Perſonen, die ſeit geſtern Abend
ekommen ſind. Denn den Kurier, der wahrſchein-
wegen der hier vermutheten Anweſenheit des
nzen Egon zur ſchleunigſten Beſchlagnahme der
Zimmer der Fürſtin gerathen hat, rechne ich
t. . . .

Rechnen Sie ums Himmels willen nicht! rief Me-
e ungeduldig. Sagen Sie, wer von den Dreien
Siegbert Wildungen ähnlich ſieht?

Ich kenne den jungen Maler nicht, bemerkte Bar-
h; aber eine gewiſſe Perſon, die man geſtern tief

in der Nacht hier ums Schloß hat ſchleichen ſehen und die durch dieſelben Hunde, die ich ſchon aus zwei andern Urſachen bellen ließ, verſcheucht wurde, kann es nicht ſein. Sie hatte rothe Haare. . . .

Das war Hackert, ſagte die Mutter unmuthig. . . .

Melanie ſchwieg.

Er muß ſich den Garten heraufgeſchlichen haben, verſchwand auch dorthin, als die Bedienten des Intendanten, die drüben in den Zimmern abwechſelnd wachen, ihn entdeckten, das Fenſter öffneten und anrufen wollten. Wo er Obdach gefunden, weiß man nicht; auch Niemand ſonſt hat ihn irgendwo im Dorfe unten geſehen.

Mutter und Tochter ſchwiegen ernſt.

Dann, fuhr Bartuſch, die Pauſe benutzend, fort, dann iſt zu nennen ein älterer Mann, der in der Krone unten angekommen mit einem allerliebſten Knaben. Der Fremde nennt ſich Ackermann. Herr Ackermann ſoll ſich geäußert haben, er käme von einer weiten, weiten Reiſe und hat hier im Dorf Aufſehen gemacht durch das viele Seltſame und Abenteuerliche, das er geſtern Abend den Leuten im Wirthshauſe von Amerika erzählte. Nun ja! Das fehlte uns noch, daß zu allen Calamitäten, die wir ſchon auf dieſer Herrſchaft zu überſtehen haben, ſich noch

swanderungsfieber gesellte und durch irgend
ewandten Agenten, Das wird Herr Ackermann
ie Leute vollends zu ihrer Arbeit keine Lust
ebe mehr behielten! Ich ließ darum schon
in aller Frühe genauer nach diesem Herrn
ann forschen und erstaune, daß auch er, wie
gte und Beste von Allen, über Die ich zu be-
habe —

olich der Prinz? unterbrach ihn Melanie mit
er Ungeduld.

n wol, sagte Bartusch, der Prinz, glaub' ich,
Aber Sie würden mich außerordentlich ver-
wenn sie in dem äußern Antheil, den Sie an
Abenteuer nehmen, mein Fräulein, nicht ver-
wie streng die Vorschriften des Justizraths
nd wieviel möglicherweise darauf ankommen
ob und wie wir hier mit dem Erben der fürst-
hohenberg'schen verwickelten Masse zusammen-

, Melanie, sagte nun die Mutter, durch Hackert's
hnung streng und ernst gestimmt; laß Bartusch
ganze Meinung sagen, damit wir wissen, wie
ns zu verhalten haben.... Des Vaters halbe
ng beruht auf dieser Administration.

elanie, befriedigt schon von der Thatsache, daß

Die Brüder ehrten um so mehr den Schmerz Hali-Jong's durch Stillschweigen, als er wider seine Gewohnheit sich das Zugeständniß seiner Schuld entschlüpfen ließ. Gillusya schlug wieder die Guitarre an und sang ein Lied von Narrain, dem tibetanischen Krisna und Apollo, und seiner Liebe zu den Huli's, den schönsten Mädchen des Paradieses.

Eine Veränderung der Scene unterbrach diesen Gesang, dem die Männer mit aufmerksamer Wonne gelauscht hatten. Aus dem Gebirgspasse, der dem von den Reisenden betretenen gegenüber lag, brachen plötzlich einzelne verworrene Laute, die allmälig immer stärker wurden. Es war ein Getös wie von metallenen Instrumenten, die von Trommeln und rufenden Menschenstimmen begleitet waren. Lichtstrahlen fielen durch die dunkle Oeffnung des Thales und ein voransteigender, dichter Rauch kündigte einen nächtlichen Fackelzug an. In tumultuarischem Anlauf brach jetzt eine dunkle Horde von Menschen in das Thal, in wildem Aufzuge einzelne verzückte Ausrufe ausstoßend und sie mit den lärmenden kupfernen Kesselpauken begleitend. Diese Menschen erschienen zum Theil nackt, zum Theil mit langen Röcken bekleidet, um welche endlose Stricke gebunden waren. Mit den unbefestigten Enden dieser Stricke geißelten sie sich selbst und untereinander mit einer barbarischen Wuth und Erbitterung, deren Grund man in den Vergehungen suchen muß, die sie auf diesem Wege büßen wollten. Je beispielloser und blutrünstiger diese Liebkosungen waren, desto tiefer, empfundener die Reue. Wenn man weiß, daß es für entnervte Körper eine Wollust ist, geschlagen zu werden, so wird man sich das Vergnügen erklären können, das die Gesellschaft über ihre schlagenden Unterhaltungen zu empfinden schien. Auf diese Weise durch-

der vielbeſprochene nnd abenteuerliche Fürſt nun wenigſtens da war, nahm aus einem der Gläſer einige Blumen des Pfarrers und ſchwebte, ihren Duft einathmend und in ſorgloſer Spannung ſich wiegend, im Zimmer leiſe auf und ab. Die Melodie, die ſie dabei trällerte, ſtörte nicht.

Der dritte Fremde, berichtete Bartuſch, kam denn alſo geſtern Nachmittag in einem kleinen Einſpänner mit einem ſehr ermüdeten Pferde an.

Geſtern Nachmittag? unterbrach Melanie. Mit dem kleinen Wägelchen, das wir im Walde trafen? Wir ritten pfeilſchnell vorüber. Aber es waren zwei Herren —

Einer nur! ſagte Bartuſch.

Es waren zwei, erklärte Melanie. Einer faßte nach den Zügeln des ſcheugewordenen Pferdes, die ihm entfallen waren. Der Andere, der Andere in einer blauen Blouſe, war gleichfalls im Wagen aufgeſprungen und half ihm. Wir ritten zu ſchnell, um genauer zu beobachten. Mein Schleier flatterte zu ſehr im Winde, die Mienen konnt' ich nicht unterſcheiden. Auch waren Beide jung und der Eine ... der Eine ſchien mir viel eleganter, als für den ſchlechten Wagen paßte. ...

Von Zweien weiß ich nicht, ſagte Bartuſch. Der

ten in der Krone abgestiegen ist, hat in der
lichtbraunes Haar, zarte Hände, modernen Bart
leicht ganz dem Signalement, das uns der Ju-
vom Prinzen gegeben hat. Bald nach ihm
uf der andern Straße von Randhartingen her
merikaner, der sich Ackermann nennt, mit einem
en. Der wahrscheinliche Prinz hat keinen Na-
genannt. Die eingeschlafenen Gewohnheiten des
buchs in den Gasthäusern haben ihn auch nicht
fodert, einen zu nennen. Beide, der Braun-
e und der Amerikaner, schienen sich fremd und
haben sie gemein, daß sie sich mit auffallendem
nach den kleinsten Details des Schlosses und
familie Hohenberg erkundigten. Und noch mehr,
e fragten nach dem blinden Schmied im
e. . . .

Nach Dem frägt ein Jeder, der mit einem eige-
Wagen kommt und sein Pferd beschlagen las-
will.

O nein —

Sei doch ruhig! sagte die Mutter ernst; und laß
usch reden!

O nein, nahm Dieser wieder seine Ermittelung
Thatbestandes wie ein Jurist auf; nicht wegen
Pferdehufe geschah Das. Der Amerikaner fragte

nach dem Schmied Zeck und nach deſſen alter Schweſter, die ... Walde beim Förſter Heuniſch wohnt. Der Prinz aber, wenn er es iſt, machte ſich mit demſelben alten Schmied Zeck zu ſchaffen, indem er behauptete, ein Schrein der ihm gehöre, wäre kürzlich von einem Fuhrmann, der ihm das Frachtſtück aus der Stadt Angerode hätte überbringen ſollen, bei einer Reparatur ſeines Wagens hier entweder verlorengegangen oder nach allen Anzeichen geſtohlen worden. Den Lärm wegen jenes Schreins kennen Sie ja! Wie kommt der Prinz zur Kenntniß dieſes Vorfalls? Welchen Antheil hat er daran? Ja noch mehr, wie konnte er zu dem alten Zeck ſagen: Der Schrein iſt gefunden worden, bemüht Euch nicht, mir den Jammer wieder auszumalen, an dem noch Peters krank darniederliegt! Ich reiſe morgen zurück und laſſe den Schrein mir von Dem zurückſtellen, der ihn gefunden hat, dem Juſtizrath Schlurck.

Wie, Schlurck? rief Melanie's Mutter und auch Melanie, die von dem ganzen Vorfall nichts wußte, blickte ſtaunend. . . .

Ich entſinne mich des Morgens, ſagte Hannchen Schlurck, wo das Geſchrei eines Fuhrmanns das ganze Schloß in Aufruhr brachte. Wir hatten unſern verunglückten Ball gehabt, auf dem nur die

rlichen aushielten. Schlurck war trotzdem von
iterſten Laune. Nachdem wir kaum vom erſten
ſ erwachten, wird es unter unſern Fenſtern laut.
Fuhrmann hat, um die Hitze zu vermeiden, in
Nacht ſtatt am Tage fahren wollen. Beim Her-
ren vom Berge, dicht an der Schmiede, bricht
chſe und der Wagen ſchießt über ihn her. Erſt
er eine Weile ſo gelegen haben, bis das Bellen
Hundes die Leute weckt. Noch war hier oben
wach. Der Schmied wird aus dem Schlafe
telt. Man packt den Wagen ab. Der Fuhrmann
in die Schmiede getragen. Man ſtellt ſeinen
en wieder her. Der arme Menſch kommt zur
nnung, ladet wieder auf und vermißt einen
ein, um deſſen Wiedererlangung der Mann
wahnſinnig wird. Er beſchwört Alles, was
um ſein verlorengegangenes Frachtſtück, klagt
Schmied an, das Schloß, das ganze Dorf.
Juſtizdirector wird geweckt, man nimmt ein
tokoll auf, der Fuhrmann reiſt unverrichteter
he in Verzweiflung wieder ab, und nun ſagt
ız Egon, wenn er es iſt, das geraubte Gut
nde ſich in den Händen meines Mannes? Wie
das möglich?

Der Fremde ſcheint darüber ſo beruhigt zu ſein,

fuhr Bartuſch ebenfalls erſtaunt fort, daß zuvörderſt dem alten Zeck ein Stein vom Herzen gefallen iſt. . . .

Der alte Schmied, ſagte die Mutter, hat ein unheimliches Ausſehen und erinnerte mich, ich muß es wol ſagen, oft an Hackert. Doch achtet man ihn allgemein. Gehört er nicht zu den Frommen, wie auch ſeine Schweſter im Walde?

Die Hexe? ergänzte Melanie. Als wir geſtern beim Förſter vorbeiritten, graute uns vor dem Gruße der Alten, die unter den Tannen am Wege ſaß, wie eine der alten ſchottländiſchen Nornen. . . .

Wenn dieſe Leute den Schrein genommen hätten? meinte die Mutter.

Der blinde alte Zeck? bezweifelte Melanie.

Wie käme aber der Vater dazu? Habt Ihr auf ſeinen Wagen einen ſolchen großen Schrein, der außerdem noch ganz ſonderbar ausgeſehen haben ſoll, aufladen ſehen?

Nein! war die Antwort.

Und wenn ihn Schlurck auch gefunden und Urſache hätte, es zu verſchweigen, da er vielleicht einen irgendwo vermißten Gegenſtand entdeckte, wo hätte er ihn finden ſollen? Es war zwei Uhr, als ſich das Unglück mit dem Fuhrmann ereignete. Der Schrein ging um zwei Uhr verloren. Schlurck hatte

hon lange vor ein Uhr die jüngere forttanzende Ge-
ellſchaft verlaſſen, die Juſtizdirectorin, die ſich mit
en Adeligen entfernen zu müſſen glaubte, früh nach
auſe begleitet und mußte längſt wieder zurück ſein,
a man den Weg hin und her von der Zeiſel'ſchen
Wohnung in einer halben Stunde macht. . . .

Mußte zurück ſein! ſagte Bartuſch mit einem
rnſte, dem ein boshaftes Lächeln folgte.

Melanie's Mutter fixirte ihn.

Mußte? ſagte ſie erröthend. . . .

Es trat ein peinlicher Augenblick ein. Offen lagen
a plötzlich gewiſſe geheime Schäden dieſer frivolen
amilie, die bisher vom abſichtlichen Nichtwiſſenwollen
erdeckt waren . . . . Schlurck verehrte Frau von Zei-
l . . . . Frau von Zeiſel war ohne ihren Mann vom
alle gegangen . . . . man konnte Vermuthungen Raum
eben . . . . man konnte Schlüſſe ziehen . . . . man
nnte . . .

Genug! rief Melanie; weg mit Eurer abſcheu-
chen juriſtiſchen Unterſuchung! Iſt es nicht, als
ße man hier auf dem Armenſünderſtuhl und müßte
ine unſchuldigſten Erlebniſſe zu Protokoll geben!
chämen Sie ſich, Bartuſch, mit Ihrer grübelnden
Weisheit, die doch nichts zu Tage fördern wird, als
aß Sie unter Thoren der Thörichtſte ſind. Ein

Schrein — eine Juſtizdirektorin — zwei Uhr — was iſt das Alles? Gehen Sie hinunter in die Krone, richten Sie an den hellbraunen Lockenkopf, der uns hier Fallen legen, auf falſche Fährten bringen und dem Vater, den er haßt, ſchlimme, böſe Streiche ſpielen will, den Gruß meiner vortrefflichen Mutter, Johanna Schlurck, geborenen Arnemann, aus, und ſagen Sie ihm: Dieſe noch junge, ſchlanke, ſehr liebenswürdige Johanna Schlurck hätte eine Tochter, die verhältnißmäßig jünger, noch ſchlanker, aber nicht liebenswürdiger wäre als die Mama, und ſich erkundigen müſſe, ob ihm geſtern im Walde mit ſeinem ſtörriſchen Thiere keine Unannehmlichkeit widerfahren wäre? Verſtehen Sie? Und die Antwort darauf, fahren Sie fort, die Antwort, würden die Bewohner des Schloſſes lieber von ihm ſelber hören, falls er geneigt wäre, bei uns heute einen Löffel Suppe zu eſſen. Bürgerlich um halb zwei Uhr. Biſt du's zufrieden, Mama?

Die Mutter war noch erſchüttert davon, daß Bartuſch auf die Artigkeit anſpielen konnte, die der Juſtizrath der Frau von Zeiſel erwies. . . .

Einen Korb nehmen wir nicht, fuhr Melanie den Unmuth verſcheuchend fort. Das ganze Getriebe von Intriguen zwiſchen den Häuſern Hohenberg und Schlurck, alle dieſe Feindſchaften laſſ' ich nicht auf-

ommen. Der Vater ſoll uns keine Vorſchriften ma-
hen, die wider die Natur der Frauen gehen. Hier
ebe die Galanterie! Sie machen ſich ſogleich auf den
Weg, Bartuſch, bei Strafe meiner Ungnade, und
nüpfen die Verbindung auf feine diplomatiſche Art
n! Lächeln Sie mir aber nicht etwa, wie's im Ham-
et heißt, als wollten Sie ſagen: Wir wiſſen recht
ut, Sie ſind Prinz Egon, aber wir drücken die Au-
en zu! Oder: Wir ſcheinen dumm und ſind klug!
Wir wollen Sie nur nicht kennen! Verſtehen Sie?
Nicht ſo! Will der Prinz ſich verborgen halten, ſo
ehmen Sie ihn ernſt und heilig für Das, wofür
r ſich ausgibt, und wär' es ein gewöhnlicher Kam-
nerjäger, der hier oben auf dem Schloſſe nur die
Ratten und Mäuſe verjagen will. . . .

Wer weiß, ob Das nicht ſeine wahre Abſicht iſt!
agte die Mutter, die ſich jetzt erſt ſammelte.

Nein, ich ſtifte Frieden zwiſchen den Häuſern
Friedland Piccolomini! ſagte Melanie und drängte
Bartuſch zur Thür hinaus, indem ſie ihm noch
achrief:

Halb zwei Uhr ſteht die Suppe auf dem Tiſch!

Bartuſch zögerte.

Melanie gab ihm kein Gehör mehr. Sie drückte
ewaltſam hinter ihm die Thür zu.

Mutter! ſagte ſie, jetzt gilt es ſchön ſein!

Sie klingelte und rief ihrem Mädchen.

Bartuſch wollte draußen immer noch zweifeln, klopfte, begehrte Einlaß, erinnerte immer noch an das doch nur im Allgemeinen zutreffende Signalement. . . .

Melanie rief hinaus:

Wir werden bald wiſſen, woran wir ſind. Der Wink der Trompetta ſoll nicht verloren gehen. . . .

Leiſer und faſt für ſich ſetzte ſie hinzu:

Wir werden ihn ſehen und uns bald überzeugen, ob er einem jungen Manne ähnlich ſieht, den wir ja wol ſehr genau kennen, dem guten Siegbert Wildungen.

Damit denn ging Bartuſch. Melanie bedeckte die Mutter mit zärtlichen Küſſen, umarmte ſie, tanzte mit ihr und ſuchte ſie möglichſt aufzuheitern. Davon, daß der Geiſt der Wahrheit, des Ernſtes und der heiligen Pflichterfüllung beſtimmt ſchien, hier den von uns geſchilderten frivolen Lebensprincipien eine tiefe Demüthigung zu bereiten, konnte ſie keine Ahnung haben . . .

Nicht ohne einen Anflug von Rührung ließ die ernſtgeſtimmte Mutter die Liebkoſungen ihres Kindes geſchehen und folgte dann der Aufforderung, gemein-

ftlich zu berathen, wie dieſer Mittag angeordnet,
allen Dingen, welche Gäſte noch und welche
ider gewählt werden ſollten.

Indem Beide mit der inzwiſchen eingetretenen
annette in das Garderobezimmer traten, ſchritt Bar-
ch nachdenklich die Anhöhe herab dem Wirthshauſe
n Pleſſen zu, genannt: die Krone.

Ende des erſten Buches.

ſtreifen die Sunneaſſers oder Fakirs die Gebirge, welche Indien und Tibet verbinden; die ſeltene Genügſamkeit, die ſie ſich auferlegen müſſen, macht, daß ihre tumultuariſchen Züge nicht denen der Heuſchrecken gleichen, die ihre Richtungen nur mit Verwüſtung bezeichnen. Im höhern Tibet werden dieſe Karavanen ſeltener, weil ſie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten des Orts verbunden ſind und aus der nur ſchwachen Bevölkerung ſich nicht ſo vervollſtändigen können, wie in dem bevölkerten Süden. Sie ſtehen aber überall im Geruch einer großen Heiligkeit und werden von allen Gläubigen beneidet, denen das Geſchick nicht vergönnte, die heiligſten Wallfahrtsorte zu beſuchen. Welcher Sunneaſſer hätte ſich auch nicht in den Fluthen des Ganges gebadet? Dies war eine Weihe, die einer Verjüngung zur Unſterblichkeit gleichkam.

Heli-Jong und ſeine Brüder waren bei der erſten Annäherung der wilden Heiligen aufgeſtanden und hatten ſich, Gvlluova in ihre Mitte ſchließend, in eine demüthige Stellung begeben. Die Pilgrime ſchienen im Thale raſten zu wollen, würden aber ihr Gelübde frevelhaft überſchritten haben, hätten ſie ſich zur Ruhe niedergelegt. Eine lange Gewöhnung gab ihnen die Fähigkeit auch ſtehend zu ſchlafen, wozu ſie ſich aber, obſchon der Mond im Zenith ſtand, noch nicht anſchickten. Alle Bewohner des Dorfes hatte die Ankunft der heiligen Männer aufgeweckt, ſie ſtiegen aus ihren Hütten herunter und warfen ſich, den Segen der Pilgrime erflehend, nieder. Dieſe ſelbſt bildeten einen Kreis und begannen unter der magiſchen Fackelbeleuchtung, in ihrem abenteuerlichen Aufzuge, einen geheimnißvollen, aber wilden und für uns unehrbaren Tanz, deſſen Myſtik die eleu-

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

# Die Ritter vom Geiste.

Zweiter Band.

Die

# Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

# Inhalt des zweiten Bandes.

## Zweites Buch.


Seite

**Erstes Capitel.** Ackermann, der Amerikaner ..... 3

**Zweites Capitel.** Selmar Ackermann ..... ..... 27

**Drittes Capitel.** Das Jagerhaus ..... 60

**Viertes Capitel.** Der Thurm ..... 84

**Fünftes Capitel.** Der Dieb ..... 105

**Sechstes Capitel.** Das Bild ..... 146

**Siebentes Capitel.** Der Doppelganger ..... 184

**Achtes Capitel.** Das Geheimniß der drei Kugeln .... 222

**Neuntes Capitel.** Die Mitschuldige ..... 238

**Zehntes Capitel.** Heimwärts ..... 261

**Elftes Capitel.** Ein Nachhall aus dem Walde ..... 281

**Zwölftes Capitel.** Melanie-Späße ..... 301

**Dreizehntes Capitel.** Natur und Geist ..... 323

**Vierzehntes Capitel.** Neue Menschen ..... 373

**Funfzehntes Capitel.** Der „Gesellschaft" und die „kleinen Cirkel" ..... 387

# Zweites Buch.

ſtniſche noch zu übertreffen ſchien. Aber Hali-Jong verſtand vortrefflich, daß ſie nichts als die Menſchwerdung Golis vorſtellten: eine Scene, die er ſehr oft in Kupfer ausgeführt und ſein Bruder Heli-Jong mit blauer und rother Farbe angeſtrichen hatte.

Jetzt öffnete ſich der Kreis der Büßer und eine Veränderung trat ein, die ohe Zweifel das Finale dieſer aſiatiſchen Moralität vorſtellen ſollte. Eine halbnackte, jugendliche, kräftige Geſtalt ſtürzte aus dem Cirkel heraus, blieb dann plötzlich ſtehen, warf ſich wieder zurück, drehte ſich im Kreiſe und in demſelben Augenblicke zog ſie Bogenwindungen, als ſei ſie Peripherie und Centrum zu gleicher Zeit. Dabei klirrten unzählige Schellen und Glöckchen, die auf langen ledernen Bändern befeſtigt waren und den Leib umgürteten. Eine Krone von Federn ſaß auf dem Haupte und ſchien die wunderbare Schnelligkeit dieſer verzückten Bewegungen zu beflügeln. Die Augen leuchteteten in einer Verklärung, die der Erde entrückt ſchon war. Die kleinſten Theile am Körper, die Fingerſpitzen, die Fußzehen waren wie von einer elektriſchen Bewegung ergriffen. Alles regte ſich an dem Tänzer und die verſammelten Tibetaner fühlten den Zauber nach, der in ſeinen phantaſtiſchen Wendungen waltete. Sie verſtanden dieſe geſtreckten Lagen, wo ſich Arm, Rumpf und Fuß zu einer einzigen geraden Linie vereinigten, — die plötzliche Verſchränkung dieſer Gliedmaßen, die ſo ſchnell vor ſich ging, daß man ſie auf einen Augenblick aus dem Geſichte verlor, — dieſe Umarmungen eines Gegenſtandes, der zuletzt Niemand war als der Tanzende ſelbſt, — dieſe wunderbaren Touren, die er im pfeilſchnellen Fluge nach allen Seiten und nach allen faſt zu gleicher Zeit hinzeichnete. Und als

# Erstes Capitel.

## Ackermann, der Amerikaner.

Dankmar Wildungen befand sich an jenem Morgen wo ohne Zweifel er selbst für den Prinzen Egon gehalten wurde, in der That noch am Fuße des Schlosses Hohenberg.

Seit der von dem Fremden in der blauen Blouse empfangenen Beruhigung über seinen Verlust, einer Versicherung, an deren Zuverlässigkeit er keinen Augenblick zweifelte, war sein Gemüth leicht geworden, der Freude zugänglich und auch der Freude bedürftig. Nach jeder großen abgenommenen Sorge will ja das erschöpfte Herz sich wieder füllen und stärken und wie in eine große Lücke und Leere stürzt das Leben dann nur mit so ungefesselterer Gewalt. Warum sollte er schon wieder nach der Residenz zurückkehren, jetzt, wo keine Last mehr auf seinem Gemüthe lag und sich so Manches

begeben hatte, deſſen nähere Entwickelung ſeine Neugierde ſpannte?

Zuerſt war es Hackert's plötzliches Verſchwinden, über das er doch eine irgend zutreffende Aufklärung wünſchen mußte. War ihm auch dieſe Bekanntſchaft eine ſolche, von der er lieber gewollt hätte, er hätte ſie nicht gemacht, ſo peinigte ihn doch jetzt die völlige Ungewißheit über das, was er von dieſem oft aller Theilnahme würdigen und dann wieder ſo fremdartig abſtoßenden, ja niedrig und geringfügig denkenden Menſchen halten ſollte. Stündlich erwartete er ſeine Wiederkehr. In dem Gaſthauſe zur Krone glaubte er beſtimmt, von ihm erfragt zu werden. Aber vergebens! Jede Spur des abenteuerlichen jungen Mannes war verſchwunden.

In noch höherem Grade als die Enthüllung der Hackert'ſchen Perſönlichkeit, feſſelte Dankmarn die Ausſicht, hier irgendwo, wenn auch unter dem ſchützenden Deckmantel der ihm gelobten Unbekanntſchaft, dem Prinzen wieder zu begegnen. Er konnte kaum daran zweifeln, daß der von ſeinem Vater ſo ſchmählich verkürzte Erbe der Hohenbergiſchen Beſitzungen wirklich hierher gekommen war, entweder um einen Act der Pietät, ein Opfer des Herzens, zu vollziehen oder ſich ungekannt von dem wahren Zu-

stande dieſer Beſitzungen zu unterrichten. Die letzte Annahme ſchien ihm nach längerer Erwägung faſt die richtigere und der Natur des Fremden entſprechendere. Denn ſo edel und männlich ihm Alles erſchien, was der junge ihm an Jahren nur wenig vorangeſchrittene Fremde in Worten und Benehmen geäußert hatte, ſo war doch Dankmar Wildungen ſchon Kenner der menſchlichen Seele genug, um ſich zu ſagen, daß bei Egon von Hohenberg, wenn er es war, die Kräfte des Verſtandes das vielleicht verſteckte ere oder unentwickeltere Gemüth überwogen. Wie wenig hatte er ſich von dem Förſter Heuniſch auf dem gelben Hirſch über ſeine Mutter berichten laſſen! Weit mehr dagegen, beſonders als ſie beide vor die Thür des Wirthshauſes gegangen waren und Dankmar ihr lautes Geſpräch hören konnte, hatte er der gegenwärtigen Verfaſſung dieſer ſeiner mehr als zweifelhaft gewordenen Beſitzungen nachgeforſcht. Dankmar griff in ſolchen Beurtheilungen nicht fehl. Wie ſich eine ſeelenvolle, rein gemüthliche Natur äußert, konnte er durch keinen Vergleich ſicherer treffen, als durch den mit ſeinem theuern, ältern Bruder Siegbert, der einen kindlichen Glauben an die Menſchen beſaß und die Jahre, die er vor Dankmarn voraus hatte, nur gewonnen zu haben ſchien, um

immer wärmer, immer ergebener und nachſichtiger zu fühlen, während Dankmar dagegen ſchon an ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß er mit jedem Jahre, an dem ſein Alter zunahm, im Gegentheil kälter zu denken lernte. Die Kälte des Fremden ſchien ihm nicht Kälte des Herzens, ſondern gerade auch dieſe Kälte der Erfahrung, dieſe Kälte des Unglücks und des innerſten Mismuthes.

Aber auch von dieſem Fremden ſah Dankmar nichts mehr. Zu den Behörden zu gehen, ſeinen Verluſt dort noch einmal anzuregen, ſchien ihm, nach dem tiefen moraliſchen Eindruck der Verſicherung des angeblichen Egon, nicht mehr nothwendig. In der Schmiede, wo er vorſprach, hatte er einen ſtumpfſinnigen tauben jüngern Geſellen, den Zeck Sohn angetroffen, der keine einzige ſeiner Fragen beantworten konnte. Mit dem ältern, dem Zeck Vater, ſchien es ihm anfangs, als würde er, wenn er viel forſchen müßte, noch ſchlimmern Stand haben; denn dieſer war ſtockblind. Die Unruhe, die den großen athletiſch gebauten alten Mann ergriff, wie Dankmar ſich als Eigenthümer des neulich geraubten Frachtgutes zu erkennen gab, fiel ihm allerdings auf. Allein einem Verdachte gab er keinen Raum und konnte es nicht, da die Ausſagen des Blinden mit denen des Fuhrmanns

ſtimmten. Kannte er doch auch hinlänglich dieſe, man möchte ſie geiſtig halbwüchſige Menſchen nennen, aus ſeiner eigenen juriſtiſchen Praxis! Er wußte ja, wie ſelbſt der Unſchuldigſte vor einem Richter zittert und ſich verfärbt, wenn man ihn eines Verbrechens zeiht und mit allen in ſolchen Fällen üblichen Feierlichkeiten inquirirt. Hatte er nicht Fälle erlebt, wo dieſe beſchränkten Menſchen, beſonders wenn ſie in einer gewiſſen religiöſen Dumpfheit lebten, unter den Fragen eines Richters ſo über ſich in Unklarheit geriethen, daß es ihnen allmälig wurde, als hätten ſie in der That, vielleicht in einem unzurechnungsfähigen, von böſen Geiſtern ihnen angezauberten Zuſtande, die Verbrechen begangen, deren ſie verdächtig erſcheinen ſollten! Des Menſchen Seele iſt ein ſchüchtern Ding, ein zitternd flimmerndes Beben. Nur darin erſchien Dankmarn der alte Zeck wunderlich, daß er bei ſeiner Mittheilung, Zeck möchte ſich beruhigen, Juſtizrath Schlurck hätte den Schrein gefunden, hätte ihn mit ſich nach der Hauptſtadt genommen, ..... ſich verfärbte und ſtutzte ..... Statt ſich zu freuen, daß ſeine und ſeines Sohnes Ehrlichkeit nun in das hellſte Licht geſetzt war, griff der Alte ſich in ſein weißes Haar, riß die ſtarren blinden Augen bis zu den dicken weißen Augenbrauen

auf und taſtete ſo krampfhaft erregt um ſich her, als wäre ihm die niederſchlagendſte Mittheilung von der Welt gemacht worden. Darauf länger zu achten und zu forſchen, behielt ſich Dankmar vor. Er mußte die Natur dieſer Menſchen erſt kennen lernen. Die ſonderbar und falſch angebrachten Bibelſprüche, die der alte Zeck, wie nach ſeiner ſogleich gemachten Entdeckung Viele in und um Pleſſen, im Munde führte, deuteten auf ſeltſame Anomalieen. Statt dieſen nachzuforſchen, beſchäftigte ſich Dankmar einſtweilen lieber mit einem alten Bekannten, den er hier zu ſeiner Freude wiederfand.

Es war dies Niemand anders als Bello, der Hund des Fuhrmanns Peters. Er und der kleine bejahrte unanſehnliche Spitz kannten ſich ſchon von Angerode her, ſchon vom Lyceum, das die Gebrüder Wildungen dort beſucht hatten. Wie Dankmar in die Schmiede trat, wo der Blinde noch mit gewaltigem Arm, wie in mechaniſcher Gewohnheit, auf glühende Hufeiſen ſchlug, während der Taube den Blaſebalg am Feuer zog, bis ſich Beide ablöſten und umgekehrt ihr Geſchäft verrichteten, ſprang das noch immer lahme Thierchen, das lange zottige Haar vom Dampf der Feuereſſe ganz geſchwärzt, zu Dankmar hinauf, winſelte, ſchmiegte ſich, blaffte vor Freude,

als wollte es ſagen: Da iſt Einer, der ſich meiner erinnert! Ich weiß, du kommſt um mich zu holen, du alter Gönner vom Gaſthof zum Einhorn in Angerode, wo du als Lyceiſt zu Mittag ſpeiſteſt, du bringſt mir Grüße von meinem Herrn und meiner Frau! ... Und des Thierchens Erregung war ſo lebenvoll, in dem Grade faſt ſprechend, daß es Dankmarn, wenn er noch unruhig geweſen wäre über ſeinen Verluſt, ſo hätte zu Muthe werden müſſen, als ſpräche ihm Jemand: Das Thier will dir ja etwas ſagen, es weiß ja, wer der Räuber deines Eigenthums iſt und wird ihn dir ohne Zweifel bei erſter Begegnung zeigen, verrathen! .. Bald ſprang Bello zu ihm, bald gegen den alten Schmied auf, zerrte an Dankmar's Rockſchooß, bellte den Blinden an, bis dieſer, den Moment wahrnehmend, ſo gewaltig mit dem Fuß gegen den Störenfried austrat, daß er ſich, an ſeinem wunden Bein getroffen, heulend und winſelnd in eine dunkle Ecke der Schmiede verkroch. Ei, wie grob! rief Dankmar. Nennt Ihr das Pflege? Ich denke, Ihr ſeid ein Arzt für Thiere?

Nehmt den Bello nur mit! .. hatte darauf der alte Schmied geſagt; er iſt geheilt, ſo weit wie's möglich war, bei ſeinem ſtrampligen, unruhigen Weſen! Die Beſtie iſt wie alle Fuhrmannshunde nur

auf's Kläffen dreſſirt; für Bandage und Koſt verlange ich nichts! Ich mag den Hund nicht!

Seitdem hatte Dankmar den für immer lahmen Bello zu ſich genommen, in der Krone ihn ſäubern und waſchen laſſen und war von ihm auf ſeinen kleinen Spaziergängen, trotzdem er kläglich hinken und humpeln mußte, ſchon allwärts treu und munter begleitet worden.

Die ſchöne, liebliche, ſonnenhelle Natur war es zuvörderſt, die Dankmarn beſtimmte, dem magern Gaule des guten dicken Pelikanwirthes einen ganzen Tag Ruhe zu gönnen.

Bring' ich doch Freude mit! ſagte er ſich. Troſt und den Hund für Peters! Dem Bruder die Beruhigung über mein eigenes Unheil und, was auch etwas werth iſt, die Erzählung meiner Abenteuer.

Dankmar fühlte, wenn er die Fenſter des kleinen Zimmers, das er in der Krone bewohnte, öffnete, ſo recht jene reine ſelige Stimmung, die Jeder kennen muß, der einmal von einer großen Gefahr oder den Urſachen einer großen Befürchtung befreit wurde und dann zugleich die Muße fand, dieſe Seligkeit der Erlöſung ganz zu genießen .... Die rebenlaubumkränzten Fenſter gingen nach dem ſchönen Dorfe Pleſſen hinaus. Jedes Haus hatte da ſeinen Garten,

den die Natur pflegte, wenn auch vielleicht die Menschenhand erlahmt war, seit die Zustände der Herrschaft sich so ins Ungewisse verliefen. Auch ordnen die Geringen sich lieber einer kraftvollen Macht unter, als einem schlaffen und ungeregelten Regimente. Diese Bauern und Häusler waren frei, aber nicht in dem Grade, sich ganz auf eigene Hand unabhängig zu fühlen. Ihre Abgaben an den Fürsten Waldemar waren schon seit lange capitalisirt. Die neue Zeit hatte wol an den vielen kleinen noch übriggebliebenen Laudemialgefällen rütteln können, aber nicht an den einmal bestimmten Abfindungssummen. Da gab es nun Mismuth, Unfriede, Zorn, Gewaltthat genug. Doch wirkliche Widersetzlichkeiten zeigten sich nur in Randhartingen, dem größten und selbständigsten Orte im Hohenberg'schen, im Ullagrunde, wo neben einem reichen Bauer, Namens Sandrart, viele Arme wohnten, in Schönau, wo dem Fürsten von Hohenberg manche Gerechtsame gehörten und der Haidekrüger Justus, noch entschiedener aber Drossel, der Wirth zum Gelben Hirsche, die Leidenschaften in Gährung hielt. Hier in Plessen merkte der Herrschaftsdirektor von Zeisel nicht so auffallend, wie bedenklich seine Stellung wurde. Plessen hing vom Schlosse und dem Leben auf ihm seit Jahren ab. Und schon seit Jahren fehlte die von oben

dieſer erleuchtete Seher in den Kreis der Uebrigen wieder zurückkog und dieſer unter lautem Geſchrei, Fackelſchwingen und Lärmen auf den großen Paukenkeſſeln geſchloſſen wurde, da warf ſich Alles neunmal auf die Erde nieder und erhob eine Anbetung, daß vor Inbrunſt die Berge widerhallten.

Wie der Schall einer Glocke allmälig in äußere Luftſchwingungen verhallt, ſo nahm auch der ungeheure Ausdruck der religiöſen Begeiſterung in einem immer ſchwächern Ton ab, bis nach und nach ein leiſes Murmeln eintrat und zuletzt eine feierliche Stille, die um ſo mehr gegen das Vorangegangene abſtach, als auch die Fackeln verlöſchten und die Mondſtrahlen ſich hinter einer Bergſpitze ſammelten. Die Dunkelheit verbirgt das merkwürdige Schauſpiel einer im Stehen ſchlafenden Menge. Die Dorfbewohner ſtiegen in ihre Häuſer und Hali-Jong nebſt ſeinen Brüdern, heftig ergriffen von dieſen wunderbaren Scenen, folgte ihnen, voller Seligkeit, heute gleichſam in den Vorzimmern der Götterſäle zu ruhen.

tromende Befruchtung. Die Menſchen ließen recht den Kopf hängen und welkten in ihren Hoffnungen ſo hin oder verwilderten wie ihre Gärten und die kleinen Hecken, die ſie trennten. Vleſſen war ſonſt ſo lieblich! Die Ulla floß vom Ullagrund in zwei Armen hernieder, von denen der eine raſchere und bewegte die Mühle bewäſſerte, die, wie wir wiſſen, die kranke Müllerin nicht verlaſſen wollte; der andere ſchlangelte ſich hier und da durch den Ort und machte eine Menge kleiner Stege und Brücken nothwendig, die ein Haus mit dem andern gar traulich verbanden. In der Mitte des baum- und buſchdurchzogenen Ortes lag ein kleiner Teich, auf dem Enten ſich tummelten. Zur Seite, von düſtern und verſchnittenen Linden beſchattet, lag des Pfarrers Wohnung, vor der die Stromer'ſchen Kinder ſpielten und baarbeinig, gleich allen andern Kindern des Ortes, mit den Enten um die Wette in der Ulla und dem Teiche wateten. Höher hinauf lagen dann herrſchaftliche Gebäude, vor allen „das Amt", nach alter Bauart, von einem Hofe mit Portal und Einfahrt umſchloſſen. Dankmar konnte von der Krone bis in die Zimmer der Frau von Zeiſel hinüberblicken und bemerkte wol die kleine, ſehr geputzte Dame, die unruhig und unbeſtimmt wie ein lebendiges Fragezeichen an den

hohen Fenstern saß und bald an seiner Wäsche arbeitete, bald in einem Buche las, bald zum Fenster hinausschaute, bald in einem der Amtswohnung zur Seite liegenden Garten mit einem Körbchen unterm Arm sicher und bewußt auf und ab mehr trippelte als in ruhiger Würde und zufriedener Stimmung schritt. Zur Linken ging's dann nach dem Schlosse hinauf. In der Mitte zwischen dem Schloßberg und dem „Amt" lag auch jener gewaltige Thurm, von dem Hackert Veranlassung genommen hatte, seine erbauliche Schilderung der Patrimonialgerichtsbarkeit zu entwerfen. Es war ein festes und gutes „Stück Arbeit" dieser alte Zwinger der Ungebehrdigen und Tröster der etwa Reuevollen. Nur lag er sonderbarer Weise etwas einsam, ganz am Ende des Ortes. Denn hinter ihm lagen getrennt nur durch eine vom sonnigsten Himmel überwölbte fruchtbare Ebene sogleich die blauen Ränder der Berge, die dem nach ihnen pilgernden Wanderer, wie Dankmar gehört hatte, die reichste Mannigfaltigkeit von Tannengeschmückten Gründen, Wildbächen mit kleinen Wasserfällen, schroffen Abhängen und lieblichen Thälern bieten sollten. Auch von Kohlenmeilern, Steinbrüchen und besonders einer Sägemühle wurde gesprochen, die Dankmar besuchen sollte. Die Sägemühle konnte

nicht zu weit ſein. Dankmar hörte deutlich, wenn die von einem Waldbach getriebenen Räder wahrſcheinlich ſtanden und die großen Sägen wieder friſch geſchärft wurden. Es klang das ſo hell und klingend herüber, daß er anfangs glaubte, in dem Walde da oben läge eine Kirche verborgen und die Glocke riefe jedes Chriſtenherz, ſie in ihrem grünen Verſtecke aufzuſuchen.

Dankmar war eine verſtandesklare dialektiſche Natur; doch wenn auch das Gemüth bei ihm öfters ſchlummerte, ſo lebte es doch unter der Decke der Gedanken. Er beſaß unter Anderm auch die ſchöne Eigenſchaft gemüthlicher Naturen, daß er das Anmuthige und Wohlthuende nie für ſich allein empfinden mochte, ſondern zugleich auch mit für Die, die er liebte und die er bei ſeinem Genuſſe anweſend wünſchte. Er gedachte, als er am Abend ſeiner Ankunft ſogleich noch einen Spaziergang im Orte und ſeiner nächſten Umgebung machte und die Schönheiten des Eindrucks in vollen Zügen einſog, ſogleich ſeines geliebten, zu früh geſchiedenen herrlichen Vaters, der, wie hier in Pleſſen jetzt der ihm unbekannte Pfarrer, ſo in Thaldüren ſtill und reichern Looſes würdig gehauſt hatte. In den kleinen Kindern, die da im Entenpfuhl wateten, erkannte er ſich und Siegbert wieder. Er betrachtete wehmüthig die dunklen, von den Linden-

bäumen allzudüſter beſchatteten Fenſterſcheiben der Pfarrerwohnung. Der Pfarrer und ſeine Frau, beide faſt feſtlich geſchmückt, verließen gerade, als er ſo in Gedanken und Herzensvergleichen ſtand, die Wohnung ... wir wiſſen, daß ſie zum Schloſſe hinaufgingen. Dankmar trat zurück, um nicht geſehen zu werden. Er vergegenwärtigte, Guido Stromern prüfend, ſich den doch viel ehrwürdigern Vater und die theuere Mutter, die jetzt daheim einſam in dem Sterbehauſe zu Angerode ihre Wittwenzeit vertrauerte. Dieſes Pfarrerpaar dort ging ſo ſtumm, ſo kalt neben einander! Stumm und kalt? ſagte er ſich ... und gedachte der Vergangenheit. Ach! Er mußte ſich geſtehen, daß auch ſeine Aeltern nicht immer in jüngeren Jahren auf einen Ton geſtimmt waren .... Eine Thräne ſtand ihm im Auge, als er der Zeiten ſich entſann, die ihm als Kind nicht verſtändlich waren, jetzt aber klarer vom Jüngling begriffen wurden, der Zeiten, wo der Vater auch oft Noth hatte, ſich mit einer ſchönen, gutherzigen, aber zuweilen anſpruchsvollen, aufbrauſenden und eigenſinnigen Frau zu vermitteln. Später, als die Mutter an ihrer eigenen Familie, beſonders an einem heißgeliebten verſchollenen Bruder viel Leids erfuhr, ebnete ſich auch in ihrer Bruſt der etwas ſchroffe Sinn und manches

wärmere Wort entquoll den welkeren Lippen, die damals, als sie rosig waren, selten gebebt, selten gezittert hatten und selbst dann nicht gezittert, wenn den Vater der Schmerz darüber verzehrte. Das sind so Stimmungen in den Herzen der Kinder, wo sie die Erde aufwühlen und die theuern Todten aus der Gruft wecken möchten, um ihnen zu sagen: Was hast du gelitten und wir verstanden es nicht? Was hast du von uns fodern dürfen und wir ersetzten dir nichts? Warum lebtet ihr nicht so lange, daß ihr euch ganz verstandet? Warum sieht nun jetzt Einer nicht die Trauer des Andern? .... Bei solchen Erinnerungen kommt natürlich auch in ein sonst so weltliches Gemüth, wie das unsers Dankmar, ein ernster Anflug jener Stimmung, die uns ja auch die unerschütterliche, auf die ewige Gerechtigkeit begründete Nothwendigkeit des Wiedersehens dieser unserer Lieben wie eine Gewißheit in die Hand giebt, die dem Granit der Berge gleicht.

Von den Gästen, die zum Schlosse gingen, sah Dankmar auch den Justizdirector mit seiner kleinen anspruchsvollen, runden Frau, von der Hackert gesagt hatte, sie kenne Schlurcks schwache Seiten. Dankmar vermied auch dies Paar, indem er um die Mauer ging, die das Amthaus und den dazu gehörigen

Garten umſchloß. Wie prangten da die Obſtbäume in ihrer ſchweren Laſt! Wie guckten die ſchwanken Spitzen der drinnen rankenden Rebengewinde über den weißen Kalk herüber! Wol, dachte er, muß es dieſen kleinen Paſchas, die bisher auf den adeligen Herrſchaften Juſtiz übten, übel bekommen, wenn ſie aus ſolchen anmuthigen Wohnungen, wo ſie die Herren waren, in die Landſtädte verſetzt werden, wo ſie, nach der gewöhnlichen Beamtenelle gemeſſen, auf der allgemeinen Bleiche des Staates nur ein beſcheidenes Stückchen Tuch, vielleicht nicht länger als ihr Ordensbändchen, vorſtellen. Näher beſichtigte er ſich jetzt den gefährlichen Thurm. Dankmar wünſchte Siegberten den Anblick dieſes maleriſch gelegenen alten Mauerwerks mit ſeiner herrlichen Fernſicht auf die Ebene und das Gebirge. Mit Lächeln betrachtete er ſich dieſen Ueberreſt alter feudaler Zeiten genauer. Der Thurm lag etwas erhöht und war gewiſſermaßen das Wahrzeichen des Ortes. Neben ihm wohnte ohne Zweifel der Büttel, Gerichtsbote und ſonſtige Amtsgehülfe, der dies wahrſcheinlich alles in einer und derſelben Perſon vorſtellte. Der Eingang in den Thurm zeigte ſich ſchauerlich genug. Die Thür war mit Eiſen beſchlagen und das Schloß von einem gewaltigen Umfange. Die untern Fenſter deckten

hölzerne, quer über die Gevierte genagelte Latten. Ganz oben aber waren die wahrscheinlich dort befindlichen Gefängnisse mit vergitterten kleinen Fenstern versehen, denen fast sämmtliche Glasscheiben fehlten. Vögel hatten daselbst ihre traulichsten Nester angebracht und unterhielten sicher die Gefangenen, wie Condorcet sich mit den Spinnen unterhielt. Daukmar mußte lachen, wenn er gedachte, daß hier eine gute Leiter und eine Feile, geschickt von einem guten Freunde bei Nacht dirigirt, jeden Gefangenen befreien konnte; denn der Thurm lag ganz frei, ganz außer dem Orte, in dem offensten Zusammenhange mit der Landstraße, dem freien Felde und dem Gebirge. Er legte sich, behaglich angemuthet, eine Cigarre rauchend, am Fuß des criminalischen Gemäuers nieder, recht in die Mitte unter frischen, duftenden Feldblumen, unter gelbweißen Kamillen, dunkelrothen Klapperrosen, blauen Glockenblumen, Winden und zwischen hochstämmige hier und da aufgeschossene wilde Wurzel- und Staudenpflanzen.

Da fühl' ich's, dachte er im Sinne des Bruders, da fühl' ich's, was doch zum Ergreifen des Pinsels treiben kann! Wer möchte dies weite Feld, diese Wiesen, diese schlängelnden Bäche mit den Thurmspitzen und blitzenden Fenstern der Meyerhöfe nicht

dauernd festhalten! Wär' ich ein reicher Mann, trotz meines Bruders historischem Pinsel, nur Landschaften gewänn' ich mir! Die andern Maler geben mir alle zu viel aus sich und nur aus sich, der Landschafter giebt nur das, was ich brauche, um mich selber zu erfreuen und mich mit ihm in gleiche aber freie Stimmung zu setzen. Auch ein Genrebild will, daß man gerade diesen Moment und nur diesen, den der Künstler darstellt, genießt. Bei jeder Verschiebung der Gruppe hört das Bild schon auf, die Veranlassung gemalt zu werden, zu verdienen. Aber die Landschaft, die bleibt sich immer gleich! Der Beschauende wechselt. Er wechselt nicht in seinen Stimmungen, denn die sei eine und dieselbe durch jedes Landschaftsbild, aber in seinen Gedanken, in seinen Betrachtungen, Anknüpfungen, Auslegungen. Könnt' ich dort den Waldesrand auf dem Berge so nun für ewig mit mir führen! Es wäre ein Gefühl damit verbunden, das mir immer und immer gleich bleiben würde. Das Pünktchen da oben am Bergrücken ist fast eine Kappe von dunklerm Grün, die der hellgrün gekleidete Berg sich aufgesetzt hat! Wie mag es unter diesen Tannen da rauschen, singen, flüstern! Hätt' ich das nun immer so bei mir, könnt' ich's in einem Bilde so mit mir führen, wie gewiß wär' ich, daß

mir nicht nur dieſe Vergleichungen, ſondern dieſe ganze ſelige Stimmung, hier unter dem pleſſener Gerichtsthurme und am Fuße des Schloſſes Hohenberg, nie verloren ginge! Es könnte nun kommen im Leben, was da wolle, ich ſähe mein Bild, und immer genöß' ich das wieder, was ich jetzt genieße... Ich muß mir den Siegbert einmal hier hinaus plaudern. In dem Atelier, bei dem Theelöffelgeklapper ſeiner vornehmen Protectricen, in den Salons und Coterien, wo er äſthetiſirt und ſich verdüſtelt, wird er mir — jetzt beſinn' ich mich auf ſein Ausſehen im Pelikan — ohnehin ganz blaß ... und verſchmachtet mir wol gar ... an einer geheimen Liebe?

Wie Dankmar ſo im verſengten Graſe und unter den würzigen Kräutern und beſcheidenen Blumen, den Kopf auf den Arm geſtemmt, in die Gegend blickte, die ihm, dem Unruhigen und Raſtloſen, ſo viel Friede in die Seele goß, verweilte ſein Auge, das anfangs nur ſummenden Käfern und Schmetterlingen, dann und wann einem Landmanne, einem Bauermädchen, einem Wagen nachhängender folgte, auf einem ältern Manne und einem Knaben, die beide hinter dem Thurme dahergeſchritten kamen und ſich wie er in der Gegend umſchauten. Es war dies jener Fremde, der Ackermann heißen ſollte und ſich

mit einem beſcheidenen Fuhrwerke gleichfalls in der Krone Nachmittags eingefunden hatte. Der zierliche, außerordentlich behende, ſchöne Knabe, der ihn begleitete, war ſein Sohn. Er nannte ihn, wie Dankmar von den Leuten in der Krone ſchon gehört hatte, mit einem Namen, den Jene offenbar verwälſchten. Er wußte von dieſem Namen nur erſt ſo viel, daß er dem ſeinigen zu ähneln ſchien .... Der Fremde bemerkte Dankmarn nicht, wohl aber ſein kleiner Begleiter, der ſein grüßendes Nicken mit Anmuth und ſo beſcheiden erwiderte, daß er vor Verlegenheit roth wurde. Welch' ein anmuthiges Kind! ſagte Dankmar unwillkürlich, als Beide vor ihm auf der Landſtraße der Ebene zuſchritten. So behend, ſo zärtlich, ſo verſchämt! Das Bild eines Ganymed!

Vater und Sohn waren faſt gleich gekleidet. Leichte Strohhüte mit weiten Rändern ſchützten vor dem Sonnenſtrahl. Der Vater trug einen Ueberrock von demſelben halbwollenen Zeuge, von dem der Sohn ein Jäckchen trug. Die Beinkleider waren weit und von einem geſtreiften Zeuge. Der Vater hatte die Bruſt halb offen und hielt nur den Hemdkragen mit einem bunten Foulard zuſammen, deſſen lange Zipfel über die weit ausgeſchnittene Weſte fielen. Der Sohn dagegen trug ein zierlich gefälteltes Ehe-

## Zweites Kapitel.

### Der Schamane.

---

Wer nicht seine Gedanken in die Ferne trägt,
hat den Gram in der Nähe.
Kiang-Ju-Dji.

Golinspa's Reize umschloß ein kleines Zimmer, das durch mehrere Vorhänge von dem Lager ihrer Väter geschieden war. Wir können jetzt zum erstenmale einem Wesen unsre ungetheilte Aufmerksamkeit schenken, dem wir im Verlauf dieser Erzählung noch oft und zwar immer im Vorgrunde begegnen werden. Könnten wir eine schönere Stunde als die der Nacht dazu wählen, um die seltene Schönheit dieses Zöglings der asiatischen Alpen, ihre Gefühle, ihre Träume und ihre Hoffnungen zu belauschen?

Tibet ist das Land der Weiber-Emancipation. Hat der berühmte Orientalist St. Martin die Religion dieses Volkes als eine überraschende Annäherung des Katholicismus empfohlen, so wundert es mich, daß die St. Simonisten diesen Staat noch nicht citirt haben, um einige ihrer, die Weiber betreffenden Lehren zu erläutern. In Tibet hört die Bevormundung auf, die die Männer fast überall über die Frauen

miſett, das oben in eine Art Halskrauſe endete und ſeinem Antlitz mit den ſchönen dunkeln Locken, die über die Schultern herabrollten, etwas Neckiſches, ja Zierliches, Stutzerhaftes gab. In der rechten Hand trug der Knabe ein Stöckchen mit einem goldenen kleinen Knopf und fuchtelte damit in der Luft hin und her, während ſein linker Arm in dem des Vaters hing, neben dem er graziös und ſich ihm faſt zärtlich anſchmiegend einherſchritt, faſt wie ein Mädchen.

Dankmar konnte beide Luſtwanderer genau betrachten; denn oft ſtanden ſie ſtill, wandten den Blick wieder rückwärts und ſahen ſich die Gegend, die ſie ebenſo wie ihn zu erfreuen ſchien, gründlichſt an. Endlich hielen ſie an einem der Wege, die zum Schloſſe hinaufführten, inne. Sie ſchienen unſchlüſſig, ob ſie ihn einſchlagen und auch Hohenberg beſichtigen ſollten. Der Kleine verrieth durch ſeine zuredenden Gebehrden, daß ihn die Neugier recht ſtachelte, zum Schloß hinaufzuſteigen. Zu den Gäſten, die dort oben ihr Weſen treiben, dachte Dankmar, gehören ſie nicht. Oder iſt der Vater vielleicht geneigt, dieſe Beſitzung zu kaufen? Er mußte ſich ſogleich ſagen, daß der Fremde trotz unverkennbarer Bildung etwas von einem Landmann hatte. Seine Geſichtszüge waren ſehr fein und edel, ja ſie hatten ſogar

etwas, was ihn durch irgend eine ihm unbewußte Aehnlichkeit so mächtig ergriff, daß er hätte betheuern mögen, einen solchen Mann einmal als einen höhern Staatsdiener oder einen berühmten Gelehrten irgendwo schon gesehen zu haben, dann aber fand er wieder, daß der Fremde sich doch nur als ganz schlichter Naturfreund gab, der zuweilen Aehren raufte und sie prüfend betrachtete, einen Stein vom Wege aufgriff, in der Sonne funkeln ließ und wieder gleichgültig wegwarf, das Stackett, mit dem der zum Schlosse gehörige Baumgarten hier schon umzäunt war, mit dem Fuße rüttelnd prüfte und an schadhaften Stellen, um zu zeigen, wie vernachlässigt es war, sogar eine morsche Planke etwas losriß, kurz er war bei allem Anstand der Haltung doch eine derbe, der Natur des Landlebens kundige Persönlichkeit, die sicher einem Oekonomen oder ähnlichen Geschäftsmanne entsprach. Endlich folgte der Fremde der Ueberredung des Knaben und that ihm mit sichtlichem Widerstreben den Gefallen, mit ihm zum Schloß hinaufzusteigen.

Dankmar stand nun auf und wäre gern gefolgt. Der Fremde und sein Knabe fesselten ihn. Er beschloß, sich ihnen zuzugesellen, um auch seinerseits das Schloß in Augenschein zu nehmen. Da Schlurck dort oben gewohnt hatte, konnte er vielleicht erfahren, wie der

Justizrath zu seinem Schrein gekommen war. Auch die schöne Melanie, von der er die Erinnerung hatte, sie schon in der Stadt gesehen zu haben, Melanie Schlurck, von der er so viel Phantasieanregendes vernommen, die er selbst im Walde an sich hatte vorbeisprengen hören — genauer nach ihr zu sehen, war er durch Hackert's Flucht und den Zustand seines Pferdes verhindert — auch diese konnte er vielleicht hoffen, irgendwo an einem Fenster zu erblicken. Sein Bruder, mehr wußte er nicht, hatte sie im Atelier des Professor Berg, wo sie malte, zuweilen beobachtet. Daß Siegbert, der neuerdings sogar in ihrem Hause war, durch ein Bild wegen ihrer verspottet sein sollte, wußte er nicht. Alle diese Dinge waren während seiner Abwesenheit in Angerode vorgefallen. Er selbst, zu voll von dem, was er dem Bruder zu erzählen hatte, war noch nicht dazu gekommen, ihn nach seinem eigenen inzwischen Erlebten zu befragen. Von den andern Namen, die Hackert und der Förster Heunisch genannt hatten, kannte er Niemand, selbst Eugen Lasally nicht persönlich, obgleich er zuweilen eines seiner Pferde ritt. Die Sphäre, in der Lasally lebte, war ihm aus vielem Betrachte widerwärtig und auch unzugänglich.

Als er einige Schritte dem Fremden und seinem

Knaben nachgegangen war, blieb er ſtehen. Man wird dich, wenn du dich ihnen anſchlöſſeſt, für zudringlich halten! ſagte er ſich. Und da oben um das Schloß herumſchnuppern und der Eitelkeit der dort hauſenden Menſchen die Folie der Neugier geben, iſt doch auch wol deine Sache nicht!

So blieb er unten, blickte noch einmal dem leicht hinaufhüpfenden Knaben nach, durchſchritt einige Feldwege und kehrte wieder in die Krone zurück, wo er beſtätigt erhielt, daß der Fremde wirklich aus Amerika käme und Ackermann hieße. Aber dem Namen des Knaben kam er wieder nicht bei. Man hatte ihn offenbar nicht verſtanden und ſprach ein Wort aus, das ihn mehr an einen indianiſchen Häuptling, als an einen chriſtlichen Taufnamen erinnerte.

Früh zur Ruhe ſich legend, das ſtille Einathmen eines ländlichen Abends unter Sternengeflimmer und beim vollen goldgelben Julimondenſchein ſentimentaleren Naturen überlaſſend, hatte er die Abſicht, am nächſten Mittag, wenn er ſonſt von Hackert und dem Prinzen nichts erfuhr, mit ſeinem Einſpänner und dem anſchmiegſamen Bello ſich auf den Rückweg zu begeben. Kaum hatte er wol am Abend gedacht, daß am folgenden Morgen nicht nur eine nähere Bekanntſchaft mit Ackermann und ſeinem Knaben ihm dieſen Ent-

ſchluß vereiteln, ſondern auch eine abenteuerliche Kette von Misverſtändniſſen aller Art ihn ſo umſtricken würde, daß er ſich für's Erſte vom Fuße des Schloſſes Hohenberg nicht wieder loswinden konnte und der Lage ſich ausſetzen mußte, dort die ſeltſamſten Dinge zu erleben.

## Zweites Capitel.

### Selmar Ackermann.

Als Dankmar zwar in aller Frühe aber doch wiederum wahrnahm, daß Niemand sich nach ihm erkundigte, der Prinz und Hackert wirklich verschwunden waren, wollte er noch einmal zur Schmiede gehen und vor seiner Abreise von dem alten und jungen Zeck, die ihm doch ein gar sonderbares Paar schienen, prüfenden Abschied nehmen.

Bello begleitete ihn. Das kranke und sonst so schweigsame Thier wurde an der Schmiede sogleich wieder unruhig und gerieth in sein schon bezeichnetes, dem alten Schmied so widerwärtiges Kläffen und Bellen.

Es schien ihm schon von Ferne ziemlich lebendig unter und vor dem Dache der Schmiede. Da standen Wagen und Pferde, die die Hülfe dieser Dorfvulkaniden in Anspruch nahmen. Bauernbursche, herrschaftliche Stallknechte, auch einer von Lasalle's Jokeys,

der die „quihnende Laura" eben wieder in die Ställe des Schloſſes zurückführte. Näher gekommen, merkte er, daß die meiſten der hier Haltenden ungeduldig waren, lärmten und abgefertigt ſein wollten. Aber nur der junge Zeck war zugegen und nahm in Ruhe, da er die Flüche nicht hörte, eine Arbeit nach der andern vor. Die Lärmenden mußten ſich gedulden und zerſtreuten ſich durch Poſſen, die, ſeit ſie Dankmar hörte, nur ausgelaſſener wurden; denn die Menſchen ſind geborene Schauſpieler und werden, beobachtet, im Guten und Schlimmen nur rührſamer.

Bello ſprang zwiſchen dieſen Tumult mitten hinein und ſtöberte einen Flüchtling auf, dem ſeine Lebhaftigkeit doch bedenklich vorkam. Es war dies der junge Ackermann, der an der Schmiede unter ihrem von zwei Holzſäulen getragenen Vorbau dem Hufbeſchlag zugeſchaut hatte. Als die Reden der Bauernburſche zu derb wurden — ſie kamen meiſt aus dem Ullagrunde, beſonders vom reichen Bauer Sandrart — wandte er ſich ſchon dem grünen Raſen zu, der rechts vom Hauſe lag und mit Obſtbäumen bepflanzt war. Dort witterte ihn Bello und beängſtigte ihn.

Dankmar ſah ſchon längere Zeit, wie der Knabe, der ihm denſelben gefälligen Eindruck wie geſtern

machte, auch einer alten Magd zuſchaute, die zwiſchen den Obſtbäumen eine Leine zog, um auf ihr Wäſche zu trocknen, und ihr allerhand Antworten abzugewinnen ſuchte. Doch ein weichliches Ding! ſagte er ſich. Was nimmt er an der Wäſche für einen unmännlichen Antheil! Wie er die Sacktücher muſtert! Ich will glauben, er iſt nur neugierig und will die Buchſtaben leſen, mit denen ſie gezeichnet ſind.

Bello hatte es vielleicht eigentlich nur auf die Alte abgeſehen und erſchreckte nur zufällig auch den Knaben. Dankmar bedeutete ihm Ruhe, trat dem Raſen und den Obſtbäumen näher und knüpfte mit dem jungen erröthenden Amerikaner ein Geſpräch an.

Wo iſt dein Vater, Kleiner? fragte Dankmar mit einer Stimme, die ihm ſelber komiſch vorkam, denn er ſuchte ihr den Ausdruck des Holden zu geben, weil ſie Holdes anredete . . .

Oben bei dem Schmied! war die ſchüchterne, verlegene Antwort; ich erwarte ihn hier.

In der That war das Feuer in der Eſſe am Verglimmen. Ein Eiſen auf dem Ambos verglühte. Die Geräthſchaften lagen alle ſo durcheinander, als wenn ſie eben Einer im Nu weggeworfen hätte. Der junge Zeck konnte die Arbeit kaum allein zwingen . . .

Wie gefiel es dir geſtern auf dem Schloſſe oben?

ſagte Dankmar, um ſein Geſpräch nicht ſogleich wieder abzubrechen.

Mir weit beſſer als dem Vater! ſagte der Knabe.

Der hat freilich wol ſchon Vieles geſehen, was ſchöner iſt, entgegnete Dankmar. Ihr kommt ja weit her?

Von Amerika, ſagte der Knabe, und ſetzte nach einigem Beſinnen hinzu: Aus Miſſouri.

Aus Miſſouri! Ja, ja! Man erzählte mir's ſchon in der Krone, bemerkte Dankmar. Da ſeid ihr wol nur zum Beſuche hier und werdet gewiß wieder übers Meer zurückwollen?

Das wiſſen wir ſelbſt noch nicht, erwiderte der Knabe. Wenn es dem Vater wieder in Deutſchland gefällt, bleiben wir; wo nicht, kehren wir nach Columbia am Miſſouri zurück, wo wir gewohnt haben.

Nach Columbia! Am Miſſouri! . . . . . ſagte Dankmar herzlich; ſo will ich wünſchen, daß euch Alles hier erfreuen und befriedigen möge, damit wir nicht nur gute Menſchen an Amerika verlieren, ſondern deren auch welche von da wieder herübergewinnen.

Der Knabe ſchlug zerſtreut mit ſeinem Stöckchen auf einige hochſtehende Grashalme . . . . .

Dankmar fühlte, daß ein längeres Geſpräch mit dem ſchüchternen und beſcheiden die Augen niederſchlagenden Kinde es ängſtigen würde und brach, wenn auch ungern, ſeine Unterredung ab. Er konnte nicht umhin, dem Knaben flüchtig die erröthenden Wangen zu ſtreicheln, worauf dieſer vollends feuerroth wurde und ſich geängſtigt abwandte.

Dankmar nickte noch einmal und wandte ſich links zur Schmiede. Ein Wagen fuhr eben davon. Zwei Pferde, hinten angebunden, hüpften ihm, mit neuen Hufeiſen beſchlagen, luſtig nach. Laſally's Jokey war gleichfalls verſchwunden. Nur noch ein Reitknecht hielt den Huf eines Gaules, dem der junge Zeck, in Hemdärmeln, ganz ſchwarz berußt, die Hornhaut vom Hufe abſtach. Dankmar ſah eine Weile zu. Der junge Zeck grüßte flüchtig und eilte ſich in der Arbeit, was er nur konnte. Der junge Ackermann hielt ſich inzwiſchen in der Ferne auf dem Raſen und ſchien ſich mit Bello ausgeſöhnt zu haben. Kaum hatte ſich Dankmar wieder nach ihm umgeſehen, war auch die letzte Arbeit in der Schmiede verrichtet. Der Knecht bezahlte und eilte mit ſeinem Pferde davon. Der junge Zeck verſchwand in dem innern kohlengeſchwärzten Hauſe.

Dankmar beſchloß, ſich dem blinden Alten vor

ausüben. Die prüde Sittenrichterei über den Wandel einer Unverehelichten ist hier unbekannt; man gewährt sich unter einander die Freiheiten, die man sich selbst nimmt, und verlangt von dem Weibe erst dann Enthaltsamkeit und Beschränkung, wenn sie in eine Familie als Gattin eingeführt ist, — eine Ceremonie, die übrigens in den einfachsten, factischen Formalitäten, ohne alle Herbeiziehung priesterlicher Symbolik, besteht. Das abenteuerliche Institut der Vielmännerei kommt allen Verirrungen entgegen, macht sie nicht nur unschädlich, sondern benimmt auch den ehelichen Verbrechen jeden Reiz, der in dem Verbote immer liegen wird. Allerdings sinkt dadurch die Liebe auf die niedere Stufe der Alltäglichkeit herab; aber erwägt man auf der einen Seite, daß einem Priesterstaate nichts willkommener sein kann, als die Erstickung der Leidenschaften, die eine Uebertretung des priesterlichen Cölibats herbeiführen, und auf der andern Seite, daß die Liebe an der Hand einer unerklärlichen Macht, der gegenseitigen Achtung und der Gewöhnung, geht und niemals ausbleiben wird, wo noch zwei Herzen in einem Freundschaftsbunde ihren Himmel sehen: so läßt sich nicht zweifeln, daß auch in Tibet der süße Quälgeist der Herzen seine Wunden schlägt, seine Siege und Triumphe feiert. Sollten denn die Frauen aufhören, warm und zärtlich zu lieben, wenn ihnen die Wahl unter den Männern erleichtert wird? Sollten sie gegen die Treue gleichgültig werden, wenn sich an die Untreue keine Strafen, nicht einmal die Verachtung mehr knüpfen?

Erlluaya war in der ganzen Freiheit und Unabhängigkeit einer National-Tibetanerin erzogen worden. Der frühe Tod ihrer Mutter gab ihr die Zügel ihres eigenen Wollens und

ſeiner Abreiſe doch noch einmal zu empfehlen. So folgte er in die dunkle leere Werkſtatt und ſah eine kleine ſchmale Treppe, die oben in die Wohnung des Schmieds führte. Er trat behutſam auf. Die Nachwirkung des Eindrucks, den der Knabe in ſeiner Sanftmuth auf ihn gemacht hatte, ließ ihn leiſer auftreten, als er ſonſt würde gegangen ſein. Man hörte ihn nicht. Wie erſtaunte er daher, als er unerwartet oben, eine Thürklinke niederdrückend und in ein niedriges Gemach eintretend, den blinden Jed eben im Begriffe fand, einen ganzen Tiſch voll flimmernder, hellblitzender Goldſtücke einzuſtreichen! Der taube Sohn ſtand gierig gaffend daneben und der Amerikaner wollte eben gehen ....

Wer da? rief der Blinde mit Heftigkeit, als er ſich ſo plötzlich überraſcht fand. Sein ſonſt ſo feines Gehör mußte ihn bei dem Fühlen und Taſten nach den ſchweren Goldſtücken verlaſſen haben, ſonſt würde ihm wol ſchwerlich das wenn noch ſo ſtille Hinaufſteigen Dankmar's entgangen ſein ....

Beruhigt Euch! ſagte Dankmar. Ich wünſche Euch alles Glück, wenn Ihr in der Lotterie gewonnen oder eine Erbſchaft gemacht habt. Ich wollte Euch nur ſagen, daß ich aufbreche und wenn

Ihr an den Fuhrmann Peters etwas zu bestellen habt —

Nichts! Nichts! Was Peters! Herr! polterte der Blinde grob und unhöflich. Seit dem plötzlichen Reichthum schien er auch schon alle Fehler der Reichen bekommen zu haben. Sein Zorn erinnerte Dankmarn an die Bosheit, mit der er heimlich gestern den vorlauten Bello hatte niedertreten wollen. Der Alte hatte sein schon halb lose hängendes Schurzfell rasch abgebunden und es wie zum Schutz auf den Tisch so geschwind gebreitet, daß einige Goldstücke auf die Erde rollten. Der Blinde tastete, der Taube kroch nach den rollenden Friedrichsd'oren mit der Gier einer Katze. Es war ein häßlicher, ängstlicher Anblick ....

Dankmar hatte schon die Thür in der Hand und entfernte sich, den feinlächelnden Amerikaner flüchtig grüßend, mit den Worten:

Ich sehe, daß ich störe. Genießt Euer Glück in Frieden! Lebt wohl!

Damit kletterte er getrost die Hühnersteige wieder hinunter zu Bello und dem Knaben, der inzwischen draußen im Vorbau der Schmiede auf einen dreibeinigen Schemel sich niedergesetzt hatte und dem Hund, der sich ihm jetzt nach Entfernung der garsti-

gen Magd, die hinten an einem Ziehbrunnen wusch, traulicher anschmiegte, nach seinem traurigen Schaden sahe . . . .

Wetter! sagte Tankmar aufgeregt zu dem Knaben, wenn ich gewußt hätte, daß dein Vater oben Geldgeschäfte mit dem impertinenten alten Schmied hat, würde ich mich wol gehütet haben, ihn zu stören . . . .

Es ist eine Erbschaft, sagte der Knabe, die ihm der Vater aus Amerika mitbringt.

Eine Erbschaft! Und das so aus freier Hand, ohne gerichtliche Vermittlung? Erbschaften sollen nur durch die Behörden gehen. Verstehst du etwas vom Recht?

Der Knabe schüttelte den Kopf.

Tankmar bemerkte mit Wohlgefallen die langen seidnen Wimpern des braunen Auges, die der kleine Amerikaner niederschlug, ohne eine gewisse Pfiffigkeit und Schlauheit verbergen zu können, die hinter seiner Scheu verborgen lag.

Ihr wißt von unserm Amtswesen und unsrer Federfuchserei nicht viel? sagte Tankmar, um sich von dem unangenehmen Eindruck, den ihm der oben erlebte Augenblick hinterlassen, zu zerstreuen.

Doch, Herr, antwortete der Knabe und stemmte

den einen Fuß wie spielend rückwärts an ein zerbrochenes Rad; doch! doch! Der Vater hat sich freilich gestern nach dem Schmied und seiner Schwester erkundigt und sich nachschlagen lassen, was man auf dem Amt von ihnen weiß und da er fand, daß es die Richtigen sind, denen er das Geld zu bringen hat, so hat er's ihnen nun wol oben gegeben. Es war uns schwer genug. Um den Leuten Freude zu machen, wechselte er das Papier in pures blankes Gold.

Die Schwester des Schmieds? wiederholte Dankmar, erfreut durch die ermuthigte und gesammelte Antwort und den gutmüthigen Zug des Vaters. Also eine Schwester hat der Schmied? Er ist blind, sein Sohn taub, was muß da wol die Schwester für ein Gebrechen haben?

Das Alter, hör' ich; sagte der Knabe lächelnd.

Das Alter! .... wiederholte Dankmar.

Die Antwort gefiel ihm. Er schaute ganz betroffen auf, vergrößerte die Augen und hätte fast Brav, mein Junge! gesagt.

Der Knabe aber, seine angenehme Erregung übersehend, fuhr harmlos fort:

Sie sollte erst in die Schmiede kommen, daß wir ihr hier ihren Antheil auch auszahlten und das

ſchwere Geld loswürden. Aber ſie ſoll ſeit Jahren ein Gelübde gethan haben, nicht weit vor die Thür zu gehen und ſo müſſen wir ihr's nun wol ſelbſt bringen .....

In dieſem Augenblick rief vom Innern der Schmiede her eine ſtarke ſonore Stimme:

Selmar!

Dem nun aufſpringenden Knaben trat ſein Vater entgegen. Wie dieſer Dankmarn erblickte, ſagte er freundlich:

Sie waren ſehr rückſichtsvoll, mein Herr! Wie raſch Sie ſich entfernten! Ja, ja! Der Blinde oben iſt außer ſich, daß Sie uns da ſo plötzlich überraſcht haben. Dieſe Leute wollen um jeden Preis etwas beſitzen, es aber um's Himmelswillen Niemanden ſehen laſſen.

Er kann ſchon ſicher ſein, ſagte Dankmar, daß ich weder, was ich ſah, noch was mir mein kleiner Freund Selmar erzählte, ausplaudern werde .....

Dankmar benutzte die Gelegenheit, zu bemerken, daß er endlich den Namen des jungen Ackermann erobert hätte.

„Freund Selmar!" „Ausplaudern!" Dieſe Worte ſchienen einen Eindruck auf den Vater zu machen. Er warf einen eigenen verlegenen Blick auf ſein Kind.

Selmar faßte ihn unterm Arm. Beide ſchickten ſich an die Schmiede zu verlaſſen.

Sie kommen aus Amerika! ſagte Dankmar, ſich anſchließend und die fortdauernde Verlegenheit des Vaters nicht bemerkend. Sind die Amerikaner denn auch ſo wunderlich in Geiz, Habſucht und Verſtellung und unſern andern verſteckten europäiſchen Laſtern?

Ackermann antwortete im Gehen lächelnd:

Der Amerikaner trägt gern offen zur Schau, was er beſitzt, prahlt auch wol ein wenig .... aber die ſchnöde Furcht des Beſitzes iſt ſelten. Findet ſich dies Laſter, ſo iſt es aus Europa mit hinübergebracht.

Wie bei Morton? Nicht wahr? ſagte Selmar.

Dem Vater ſchien Selmar faſt mit Dankmarn ſchon zu vertraut geworden. Er blickte Dankmarn wiederholt an und ſchien ſich zu überlegen, ob ſein Sohn gut gethan hätte, ſich dem jungen Fremden ſchon ſo weit zu vertrauen, daß er von einem gewiſſen Morton ſprach .....

Morton? wiederholte er und ſchwieg.

Die Stimmung, die durch dieſen wiederholten Namen und das plötzliche Stillſchweigen des Vaters zwiſchen allen Dreien entſtand, löſte der junge Zeck, den Dankmar jetzt erſt hinter ihnen bemerkte.

Dahin wohnt die Tante! ſagte er und zeigte dem Walde zu.

Er ſah dabei Dankmarn ſtutzig an und ſchien fragen zu wollen, ob dieſer zu der Partie gehören dürfe .....

Alle Vier waren aber ſchon auf dem Wege und der Fußſteig von hier nach dem Walde zu gehörte zuletzt Jedem.

Dankmar, der ſich nicht irre machen ließ, gab wol die Frage nach dem Geizhalſe Morton auf, bemerkte aber, zu Ackermann gewandt und innerhalb der Grenze erlaubter Neugier:

Sie ſind in Deutſchland geboren? Vielleicht ſchon früh ausgewandert?

Vor einigen zwanzig Jahren! ſagte der Fremde und blickte ſich nach Selmar um, der ſich eben von ihm getrennt hatte. Dieſe Trennung galt Bello, auf den der Knabe ſich ſchon ſoviel Einfluß zutraute, daß er dieſen von dem Unmuth beruhigte, der ihn wieder beim Anblick des jungen Zeck befiel.

Ich habe mich in der Union drüben viel herumgetummelt, ſagte dieſer ſogenannte Ackermann, bis ich endlich am Miſſouriſluſſe in dem Städtchen Columbia mich niederließ. Mein Weib, das ich aus Deutſchland mitgeführt hatte, ſtarb vor noch nicht lange und

hinterließ mir da den ſpät gebornen Jungen. He Selmar! Selmar! Laß doch dem Thierchen ſeine Freude! Der Junge ängſtigt ſich .. Sie wiſſen wol, in Amerika bellen die Hunde nicht ..

Der taube Zeck öffnete ein Stacket, durch das man erſt zu einer Wieſe und dann zum friſch ſie anwehenden Walde gelangte. Er blieb, als Selmar und ſein Vater paſſirt waren, ſtehen und machte eine hämiſche Miene, indem er in der den Tauben eigenen leiſen Art, aber dummdreiſt, zu Dankmarn ſprach:

Wir gehen auf's Jägerhaus!

Dankmar achtete nicht.

Aber auch Ackermann ſchien Dankmar's weitere Begleitung nicht vorauszuſetzen und blieb ſtehen, wie wenn man ſich empfehlen wollte .... Selmar aber hatte den lahmen Bello aufgegriffen und ihn mit den Worten: Armes Thierchen, das Laufen wird dir ſchwer; ich trage dich! an die Bruſt gedrückt und war ohne Rückſicht auf den Vater und den Fremden ſchon ein Stückchen Weges weiter gegangen.

Kinder und Thiere bringen die Menſchen zuſammen! dachte Dankmar und ſchritt über die Wieſe getroſt mit zum Wald hinüber.

Vater, ſagte Selmar ſich umwendend, ſo mächtig wie unſer Büffelforſt iſt ein deutſcher Wald doch nicht!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04304/025

Das wollt' ich meinen, Junge! antwortete der Vater, der sich in Dankmar's Begleitung nun ergab. Hast du das Stacket bemerkt? Kein Jagdgesetz hegt unsern Urwald ein!

Wohl Vater .... aber ..

Aber?

Lieblicher ist der deutsche Wald!

Was lieblicher!

Sieh, bei uns unter den riesenhohen Bäumen mit dem rothen Holze und den ellenlangen Nadeln, wer kann da lustwandeln? Ueberall Stämme, deren Wurzeln hoch aus der Erde herausstehen und quer über Das hinweglaufen, was ungefähr wie ein Weg aussieht und doch keiner ist! Dazwischen ganze Bäume, die während der Ueberschwemmung des Missouri ausgerissen wurden und hoch in den Zweigen der andern stecken blieben, wo sie jeden Augenblick niederstürzen können; der fürchterlichen Steine garnicht zu gedenken, die von uraltem Moos zerfressen überall umherliegen und die ganze Ordnung so einer friedlichen Baumgruppe stören. Sieh nur, Vater, wie die Sonne so heiter durch das Hellgrün der Buchen schimmert! Bei uns dringt die Sonne garnicht durch oder fällt nur von oben so geheimnißvoll herab, daß man sich nach dem Felde hinaussehnt, wo sie frei

Wünschens in die Hand; und doch konnte sie zum Muster dienen, daß die Freiheit nicht immer mit dem Mißbrauch derselben verbunden ist. Die Liebe und Sorgfalt, mit der sich während der ganzen Zeit ihres jungen Lebens vier Väter befleißigten sie zu überschütten, gewöhnte sie früh daran, alle Dinge mit einem eigenen Gefühl von Hingebung und Zärtlichkeit zu betrachten. Die Eindrücke, die sie selbst empfangen, war sie auch nur im Stande, Andern wiederzugeben. Sie gewöhnte sich bald an alle die Tugenden, die sonst nur im Gefolge einer berechnenden Ueberlegung oder einer ernsten Erfahrung einzutreten pflegen.

Zu diesen Vorzügen des Charakters gesellten sich die Vollkommenheiten einer ausgezeichneten Erziehung. Wer hätte in ganz Klein-Tibet so kunstvolle Charaktere auf Seidenpapier zeichnen können, als des Götzenfabrikanten Hali-Jong's geistreiche Tochter? In feine Baumrinde verstand Gylluera mit einem silbernen Stifte die artigsten Gemälde von Vögeln, Blumen, Göttern zu ritzen; sie malte mit einem dreihärigen Pinsel auf geglättetes Holz und hatte viele Bilder, die in den fernsten Gegenden als vom Himmel gefallen angebetet wurden, mit ihrer seltenen Kunstfertigkeit geziert. Was soll ich von dem Scharfsinne ihres Geistes, von der Feinheit ihrer Rede sagen? Sie wußte die Sagen der Götter schon in ihrem zehnten Jahre zu erzählen, in ihrem zwölften zu besingen, in ihrem vierzehnten war sie Meister in der Fertigkeit, die alten Dichtungen eben so geläufig von hinten herzusagen, als sie es schon vor vier Jahren von vorne konnte. Auch die Gabe der Verse fehlte diesem seltenen Kranze von Tugenden nicht. Sie wußte mit dem Sloka, den die tibetanische Poesie aus Hindostan adoptirt hatte so vortrefflich

ſcheint. Und auch dort, geſteh's nur, Vater, was hat man als die unabſehbar große Prairie, die wie ein grünes Meer iſt, endlos, unheimlich und recht melancholiſch!

Da ſehen Sie es, ſagte Ackermann nach dieſer gewandten Schilderung, die Dankmarn überraſchte und faſt erſchrecken ließ, daß er den gebildeten Knaben ohne Weiteres mit Du angeredet hatte; da ſehen Sie's, Selmar hat es darauf angelegt mich hier zu behalten. Wie gefiel ihm nicht das abſcheuliche London, das garſtige Hamburg! Geſtern auf dem Schloßberge oben bekam er Gefühle, wie ein junger, unter Kloſterruinen erzogener Siegwart! Ein Amerikaner! Ein praktiſcher Verſtandesmenſch! Schäme dich!

Selmar lachte. Er hatte es ſchlau angefangen. Erſt den Vater durch ein Lob Amerika's gewonnen und dann doch ſeine Meinung geſagt.

Dankmar hörte ſchweigend zu. Er lächelte mit Wohlgefallen und Ueberraſchung. Die gebildeten Aeußerungen des Knaben, der freundliche Scherz des geiſtreichen, plötzlich ſo fein und unterrichtet ſich ausdrückenden Vaters erfreute ihn innigſt.

Der Träumer trifft dich, Vater, ſagte jetzt Selmar, ließ den unruhig zappelnden Bello wieder laufen und hüpfte zu Ackermann heran, ihn zärtlich umfangend.

Wie so mich?

Er trifft dich, Vater! Besinne dich nur auf Gestern! Erst wolltest du nicht hinauf auf's Schloß, weil du wol dachtest, da fallen mir all' die schönen Mährchen und Geschichten ein, mit denen du und die Mutter mich in der langen trüben Regenzeit in Columbia unterhieltest! Weißt du noch die Sagen vom Kynast, vom Falkenstein, vom Kyffhäuser und vom Drachenfels? Immer zanktest du, wenn die Mutter von diesen Geschichten anfing, und sagtest: Laß das dumme europäische Zeug! Wenn aber die Mutter doch erzählte und nicht recht weiter konnte oder eine Sage nicht mehr recht im Zusammenhange wußte, fielst du ein und erzähltest mehr als sie.

Ja, ja! Aber oben ..... was ist oben auf dem Schlosse gewesen?

Verstell' dich nicht! Wie du oben an dem Schlosse warst ... rührte dich Alles, der kleine Pavillon im Garten, die Grotte, die kleinen Wasserfälle, die du, um nur spotten zu können, kleine Fingerhut-Niagaras nanntest; Und mit der alten Beschließerin und dem weißhaarigen Gärtner, mit dem besonders, hast du gesprochen, als wenn sie Kuno und Kunigunde hießen und seit tausend Jahren da wohnten ....

Brigitte, heißt die Alte, Kind! Das iſt ein ganz romantiſcher Name! Aber du irrſt, mein Junge, die thaten mir's nicht an. Jedes dritte Wort war ein Bibelvers. Das können wir in Philadelphia auch haben. Ja! Das war's, was mich ergriff, Kind, die Erinnerung an Philadelphia .....

O du entkommſt mir nicht! ſagte der liebliche Knabe, immer zärtlich und dem Vater ſo treu ins Auge blickend, daß im Vaterauge wirklich eine Thräne der Rührung quoll; geſtern haſt du beim Anblick des Schloſſes oben eher an die Hängematte eines Negers gedacht, als bei den beiden alten Leuten, die es hüten, an Philadelphia!

Junge, was ſoll der Herr da von deinem Geſchmack denken? Das alte Rococo-Möbel . . im Commodenſtyl! Wie kann uns das an deutſche Sagen erinnern!

Erzähltеſt du nicht von der alten Geſchichte des Hauſes Hohenberg? Und von den Grafen Bury, die mit ihm verwandt ſein ſollten? Und dir gefiel auch das alte Möbel mit ſeinem geſchnörkelten Eiſengitter, den vergoldeten Namenszügen und den wunderlichen Fratzen über den Fenſtern! Und wie du erſt hineintrateſt in den Hof . . oben war bunte fröhliche Geſellſchaft, . . da ſchauteſt du in die Fenſter ſo

nachdenklich, so feierlich, als wolltest du dir schon die Stelle aussuchen, wo du deine Bücher hinstellen könntest, hier die deutschen, da die englischen und französischen, und wie du hinaufblicktest auf die Krone, die über dem Giebel des Portales schwebte, da dachtest du dir gewiß: da setz' ich meinen durchbrochenen Himmelsglobus hin und betrachte mir von seinem Innern aus in schönen Winternächten die Sterne.

Wenn keine Krähen drin nisten! sagte Ackermann und fuhr nach einer Weile fort: Du bist ein Phantast! Man sieht, daß du von deutschen Aeltern stammst und deutsche Aeltern ihre eigne Heimathssehnsucht in dich hineingeseufzt haben. Im Gegentheil! Ich habe Mitleid mit Denen, die sich da oben hinpflanzten und Einsiedler sein wollten. Reuige Menschen zogen oft in die Wüste, aber sie nahmen keinen Spiegel mit, der dazu dienen sollte, sich doch immer noch selbst nicht zu vergessen. Thaten sie es, wie Timon der Menschenhasser, so wollten sie im Spiegel nur ihren Verfall, ihr Elend erblicken. Der Ort da oben kommt mir wie ein Spiegel vor, in dem eine Büßerin beschaut, wie sie bei aller Reue sich doch noch immer schön ausnimmt ....

Die Bewohnerin des Schlosses, sagte Dankmar, war die Fürstin Amanda von Hohenberg.

Ich weiß es, bemerkte Ackermann ernst und mit auffallender Bestimmtheit.

Sie wurde fromm, fuhr Dankmar fort, als sie sich unglücklich fühlte und keine irdische Rettung mehr kannte. Ihr Gatte trug einen berühmten Namen ohne Würde. Er verschleuderte sein Vermögen. Die Arme ließ nichts zurück, als ein gesegnetes Andenken und einen Sohn, der, wenn ich nicht sehr irre, gelernt hat, irdische Auszeichnungen entbehren.

Dankmar sprach diese Worte mit fester und doch bewegter Stimme. Er hatte eine so tiefe Achtung vor seinem Reisebegleiter in der Blouse gewonnen, daß er glaubte, hier für ihn einstehen zu müssen, wo seiner unglücklichen Mutter vorgeworfen wurde, sie hätte mit ihrer Frömmigkeit es doch wol nur auf die hergebrachte weibliche Eitelkeit, wenn auch in andrer Form, abgesehen gehabt und es wäre ihre Reue von Selbstzufriedenheit begleitet gewesen.

Ackermann wandte sich auf diese Worte plötzlich, blieb einen Augenblick stehen und sah Dankmarn mit fragendem Ernste an.

Kennen Sie den Prinzen Egon? sagte er, hochroth erglühend.

Ich kenne ihn! erwiderte Dankmar mit einer

Erregung, die ihm gleichfalls in die Wangen ſtieg. Ich verbürge mich für ihn; ſetzte er entſchieden hinzu.

Es kennt ihn hier Niemand, ſagte Ackermann, es kannte ihn in der Reſidenz Niemand, er lebte in Paris; und Sie ... kennen ihn?

Ich kenne ihn! erwiderte Dankmar beſtimmt und war faſt entſchloſſen abzubrechen und umzukehren.

Ackermann ſchwieg, betroffen, wie es ſchien und ſeine Anklage bereuend. Er wandte ſich wie in tiefes Nachdenken verfallen, zu dem jungen Zeck, der mit ſchwerem plumpem Gang voranſchritt und einmal über das Andere für ſich über das Glück ſeines Vaters und ſeiner Tante in ſich hinein lachte. Die für die Letztere beſtimmten Goldſtücke mußte Ackermann in der weiten Bruſttaſche tragen, denn mit ſtierer Neugier und einem gewiſſen vertraulichen Zublinzeln zu dieſer Stelle ſchien der Taube ſagen zu wollen: Nicht wahr, da ſteckt das Geld für die Tante? Nur zu Dankmarn wandte er ſich dann wieder mit miſtrauiſcher Furcht und betrachtete ihn noch ängſtlicher als geſtern ſchon, wo er ſich als Eigenthümer des an ihrer Schmiede verlorenen Schreines zu erkennen gegeben hatte ...

Selmar blieb bei Dankmarn zurück.

Es ſcheint, ſagte Dankmar, als wenn ihr Beide,

du und dein ſtrenger Vater, im Streite wäret, wo ihr künftig leben ſolltet, hier oder wieder drüben, jenſeit des Meeres .....

Das eben iſt es! ſagte der Knabe.

Der Vater muß eine üble Meinung von Europa haben. Ich hörte es an der heftigen Anklage gegen die frömmelnde Fürſtin Amanda ...

Er war geſtern anders .... Sonderbar ..

Kannte er ſie?

Die Fürſtin Amanda? ſagte der Knabe erſtaunend. Ich glaube: nein!

Iſt der Vater reich, ſo ſollte er dieſe Beſitzung kaufen ..... Sie iſt zu haben.

Ja zu haben! rief der Knabe lachend und ſchüttelte den Kopf, als glaubte er, dazu gehörten Millionen.

Dann fuhr er fort:

Nein, nein! Der Vater kämpft mit ſich, was er mehr lieben ſoll, die alte oder die neue Welt. Erſt zog es ihn mit ſo großer Gewalt nach Europa zurück, er traf alle Einrichtungen, nie wieder zu kommen, ließ Haus und Hof in getreuen Händen, die, im Fall er nicht wiederkäme, ihm dafür den baaren Betrag einer anſehnlichen Kaufſumme ſchicken wollen und nun gefällt ihm ja das alte Heimathland nicht mehr! Jede Gegend, die er von früher ſieht, erweckt

ihm traurige Erinnerungen und während er so rüstig, so gesund und sonst so heiter ist, ruft er hier überall aus: Ich bin alt geworden, alt! . . . und blickt dabei so wehmuthig gen Himmel, . . . daß ich weinen möchte!

Selmar weinte . . .

Armes Kind! sagte Dankmar, den Knaben trostend. Und dir geht es umgekehrt? Dir gefällt die Heimath deiner Mutter. Dich kann ein Land nicht befriedigen, wo wie in Missouri noch Sklaven dem Boden seine Erzeugnisse abgewinnen. Dich reizt das Gewühl unserer Städte, die bunte Mannigfaltigkeit unserer Bestrebungen, die Verschiedenheit der Sprachen, der Luxus, die Pracht der Lebensweise, die schönen Krieger in glänzenden Uniformen — nicht so?

Selmar wurde über und über roth und lachte plötzlich.

O bewahre! sagte er endlich ganz verschämt.

Doch! doch! fuhr Dankmar fort. Das ist's, was dich fesselt! Für ein so schönes Schauspiel, wie bei uns eine Heerschau der buntgeschmückten Krieger in funkelnden Waffen und bei kriegerischen Klängen, giebst du noch Amerika's ganze Freiheit hin, alles das, was ohne Zweifel die wahre Fessel ist, die den Vater an Amerika kettet; denn aus seinen Aeußerun-

Er sah im Geist die Mutter dieses Knaben sich trennen von denen, die ihr hier nächst dem Gatten das Liebste waren und mit halbgebrochenem Herzen in das ferne Land dem noch jetzt schönen, edlen Manne folgen, der da vor ihm herschritt mit eben ergrauendem Haare, noch stolz und männlich! Er konnte nachfühlen, wie hier ein Kinderherz früh getheilt war zwischen dem, was den Vater beglückte und dem, was die Sehnsucht der Mutter war. Vielleicht lebten hier noch viele Menschen, denen Selmar die Züge der frühvollendeten Mutter zurückrufen sollte; vielleicht sollte dieser Knabe ihnen Ersatz für Das werden, was sie an ihr selbst verloren .....

Um der wehmüthigen Stimmung Selmar's keine neue Nahrung zu geben, lenkte Dankmar das Gespräch darauf hinüber, daß er sagte:

Ich kann mir denken, was die gute Mutter von Europa Alles mag erzählt haben und wie das früh in deinem Kopf gezündet hat. Hättest du in New-York gelebt, würde das Geräusch einer großen Weltstadt auch nicht den Drang nach der Ferne so mächtig in dir haben aufkommen lassen; aber eine solche kleine Niederlassung am Missouri, unter Urwäldern und Prairien! Da mag es melancholisch genug sein und ich kann mir denken, die Sagen vom Kynast und

umzuſpringen, als nur je Valmiki oder der baieriſche Lieutenant Graf Platen. Ihre Bilder ließen an Präciſion nichts zu wünſchen übrig. Den Muth verglich ſie mit einem großen wilden Hunde, die Nachgiebigkeit mit der biegſamen Pflanze Pia, den Anlauf des Kampfes mit der Angſt der Geburtswehen und die Stärke mit dem Felſen Fataufatau. Wann das Laub von den Aeſten fiel und das große Herbſtfeſt Mullaum eintrat, dann ſang man in Paro nach den altbergebrachten heiligen Weiheliedern ſtets die Dichtungen, die aus Gyllusya's kunſtreicher Rohrfeder gefloſſen waren. Nie iſt der Kampf des Durga mit Sumnu Sum, dem Haupte der Racuſſes, ſchöner beſchrieben worden, als von ihr.

Was iſt aber alles dies gegen den Zauber ihrer äußern Erſcheinung, wenn die Jünglinge aus der Hauptſtadt Taſſiſudon kamen und die Männer von Paro beneideten, daß ſie in dem ewigen Anſchauen einer ſolchen Schönheit leben konnten? Gyllusya beſaß alle die Körperreize, die für den Mittel-Aſiaten ſo unwiderſtehlich ſind. Das dunkle ſchwarze Haar in zwei mächtige Zöpfe geflochten, die tief herabhängend am untern Ende mit Korallenſchmuck, Türkiſſen, Seemuſcheln geziert ſind. Oben verband ſie ein ſcharlachrothes Tuch, das geſchmackvoll auf dem ſchönen Kopfe befeſtigt war. Für die Augen einer Tibetanerin fehlt es den Europäern vielleicht an Empfänglichkeit, aber die künſtliche Richtung, die ihnen früh nach dem Ohre zu gegeben wird, macht auf den Eingebornen einen um ſo ſtärkern Eindruck, je kürzer die Entfernung zwiſchen dem Augenwinkel und der Ohrtrommel iſt. Vielleicht liegt in dieſer Annäherung die ſymboliſche Lehre, daß namentlich die Frauen auf nichts hören ſollen, was ſie nicht auch zu gleicher Zeit mit ihren Augen wahrnehmen.

Drachenfels, die dir in der trüben Regenzeit erzählt wurden, kamen nicht vom Vater —

Nein! fiel der Knabe ein, die kamen von der Mutter, der guten Mutter. Sie war nur Liebe und Güte.

Wie hieß sie? sagte Dankmar und dachte dabei nur an ihren Vornamen . . .

Der Knabe erröthete, fast erschreckend. Er that, als hätte er die Frage überhört und machte sich mit den Sträuchern am Wege zu schaffen, von denen er einen kleinen Zweig abbrach.

Dankmar nahm das Nichtbeantworten seiner Frage für zufällig. Nur daß der Knabe zum Vater hinsprang und er allein blieb, wie Einer, der nicht zu den Andern gehörte und sich doch wol nur als einen Aufdringling betrachten müsse, war ihm peinlich. Er blieb stehen und hätte die Fremden vielleicht ohne Abschied gehen lassen, wenn sich nicht Ackermann umgewandt und auf ein kleines Haus in einem grünen Thalgrunde, der abwärts vom Walde nun in die Tiefe ging, aber rings vom Walde noch eingeschlossen blieb, gezeigt hätte mit den Worten:

Da ist das Jägerhaus!

Offenbar wollte er sagen: Sie begleiten uns doch?

Aber Dankmar fühlte etwas, was ihm zuflüsterte:

Das Geschäft dieses Mannes im Jägerhause ist wol so eigner Art, daß du nur ein unwillkommener Zeuge sein würdest. Er sagte daher kürzer und fast schroffer, als er wollte:

Entschuldigen Sie meine Begleitung! Ich konnte dem lockenden Walde nicht widerstehen.

Damit lüftete er den Hut und nickte dem Knaben, der nachdenklich und wie eingewurzelt stand, ein freundliches Adieu! zu.

Auch Ackermann schien betroffen, wandte sich aber . . .

Lästig war das erneute garstige Bellen des Hundes, der seinen Namen „Belle" von der Schönheit seines Aeußern weit weniger, als vom Bellen verdiente. Während Dankmar ihn zur Ruhe bedeutete, gingen die Wanderer schon weiter, ohne sich anfangs nach ihm umzublicken. Nur Selmar, als sie im Grunde waren, that es noch zuweilen, aber wie verstohlen. Dankmar's Augen waren scharf genug, noch einige Zeit zu verfolgen, wie traurig dabei des Knaben Miene schien und daß beide stumm nebeneinandergingen.

Warum folgst du nicht? schienen ihre Augen sagen zu wollen und Dankmar sagte sich selbst: Warum folgst du nicht? . . . . .

Der Weg, der zum Jägerhause führte, erstreckte

ſich ziemlich lang am Rande des Waldes und der Wieſe hin, die rings vom Walde eingeſchloſſen war und zu abſchüſſig ging, als daß man quer über ſie hätte hinwegſchreiten können. Dankmar ſtand an einem alten Eichenbaum und ſahe, die Arme verſchränkend, dem Amerikaner und ſeinem Sohne nach.

Was zieht mich euch Beiden nach, ſagte er ſich, dir du ſtrenger Mann und dir du holder Knabe! Iſt es die wunderbare ferne Welt, aus der ihr wiederkehrt und die vielleicht auch einſt nur das Land ſein wird, wo meine Träume reifen können? Warum trennen wir uns, da wir uns kaum begrüßten? Warum kann ich nicht gleich tief in deine Seele und dein ganzes Leben greifen, tüchtiger Mann, der du gewiß von deinen eigenen verzweifelten Stunden her Timon den Menſchenhaſſer kennſt und den Spiegel kennſt, in dem er ſich ſelbſt anredete und die Menſchen verfluchte? Warum hab' ich nun kein Zeichen, das dir gleich geſagt hätte: Ich fühle Ehrfurcht vor deinem Antlitz, deinem Auge, deinem leiſe angegrauten Haar! Wenn ich dich ſelbſt nicht lieben könnte, ſo lieb' ich dich in deinem Sohn! Ich weiß es ſchon, du Kräftiger, daß in dir Gedanken leben, die höher hinaufweiſen als die gewöhnlichen Wegweiſer unſerer grauen Theorie! Du haſt nachgedacht, du haſt ge-

fühlt, gelebt, geliebt! Ich weiß schon Alles ..... Ein Weib folgte dir und vergaß ihre Thränen in deinen Umarmungen und dies Kind ist das Unterpfand dieses Schmerzes, das Denkmal einer Liebe, die sich noch im Tode bewährte ... und die du selber ehrst, sonst würdest du nicht dies Europa wiedersehen wollen, dies Land, das dich doch sicher — denn du heißest schwerlich so, wie du dich nennst! — von seinem Herzen stieß! Wo kann ich dir wieder begegnen, edler Mann? Wo mich an deiner starken Hand führen? Nie also, nirgends mehr? Das wäre so verloren! Und warum verloren? Weil du die Menschen vielleicht hassest wie Timon? Nein! Weil du mich für einen gedankenlosen Dieb deiner Zeit hältst, der nichts kann, als fremde Menschen belästigen und zwecklos ausfragen! Ich mißfiel dir; du kennst mich nicht! Warum ist nun kein Wort möglich, das mit einem Hauche sagt: Hier ist auch ein Mensch, ringend, wie du einst gerungen hast, ein Mensch ohne Ehrgeiz für sich, aber voll Ehrgeiz für das Allgemeine! Das Allgemeine? Ja das Allgemeine! Das nicht Einen, nein Tausende, Hunderttausende Gleichgesinnter braucht! Sind wir beide gleichgesinnt? Warum erkennen wir uns nicht? Die Freimaurer erkennen sich! Gerechter Gott, und was

drückt das aus: ein Freimaurer! Wenig genug, wenn man Leſſings Geſtändniſſe lieſt. Und doch grüßen ſie ſich geheim, wie mit einem Gruße in der Wildniß! Man iſt mit dieſem Gruße nicht mehr dunkel über ſich, man hat doch Eins gemein, Eins, das Gefühl der Brüderlichkeit, ſo misbraucht es auch wird und ſo läſtig es dem ſein muß, der das Zeichen dem erwidern ſoll, der ihm gleich beim erſten Blicke misfällt. Aber was führt die Männer, die ſich gefallen ſollten, zuſammen? Wer läßt den Geiſt den Geiſt erkennen? Was kürzt uns durch einen einzigen Blick den langen Umweg ab, den wir brauchen, um die, die uns gleichgeſinnt ſind, erſt zu erkennen — ach, wo anders erkennen wir uns, als . . . auf dem Schlachtfelde . . . . . in den Gefängniſſen . . . im Grabe!

Dankmar blickte auf. Der Knabe hatte noch einmal zu ihm herübergeſchaut wie mit traurigem Vorwurfe . . .

Um ſich einem Anblick zu entziehen, der ihn zu heftig bewegte, trat Dankmar zurück und warf ſich ins Gras unter einem Haſelſtrauche, den die dichten Zweige der etwas entfernteren Eiche noch beſchatteten . . .

Er ſpann die Gedankenreihe aus, in der wir ihn

ſchon ſo oft, am meiſten nach Schlurck's Aeußerungen über den Neubund, belauſcht haben und die, das merken wir nun wol, mit ſeinem glücklichen Funde in Angerode zuſammenhing. Er vergegenwärtigte ſich die alten Zeiten, wo das Chriſtenthum ganz allein die Stelle ſolcher neuernden Begriffe vertrat, wie ſie jetzt die Menſchheit beherrſchen. Er ſah die damalige Bildung, die chriſtliche, da nicht dem Zufalle preisgegeben, ſondern in der Obhut eines gewiſſen gegliederten Kaſtengeiſtes, den ſogleich die Verbrüderungen, die Herbergen, die Agapen und dann die Mönchsorden vertraten. In den Ritterorden erblickte er dann die Beſeitigung der Gefahren, die das alleinige Vorrecht des geiſtlichen Standes an der Verwaltung der Ideen mit ſich bringen konnte, wenn es ausſchließlich wurde. Die Orden waren Jedem zugänglich, ſelbſt Ungelehrten und unadlig Gebornen. Wenn er dann die rege Betriebſamkeit eines gemeinſchaftlichen Wirkens und die ſichere Anlehnung an Gleichgeſinnte, die man durch äußere Kennzeichen in der ganzen damaligen chriſtlichen Welt antreffen konnte, bewundern mußte, ſo flößte ihm vollends die feine und durchdachte Gliederung beſonders des ſpäteren Jeſuitenordens als Form, als kunſtmäßig angelegter Bund, die größte Achtung ein . . .

Warum geht bei uns Alles ſo in der Irre! dachte er ſich. Warum gruppirt man ſich nur in loſen Vereinen ohne Form und dauernde Haltung! Warum verſchwört man ſich nur blindlings mit abenteuerlichen, leicht enthüllten Masken! . . . Wer uns eine Stiftung brächte, die unabhängig von jeder zunächſt auf der Tagesordnung ſtehenden Frage nur die Verſtändigung über ſie im Allgemeinen, die Einigung über die erſten Grundſätze erleichterte! Wer uns etwas erſänne, das wie ein elektriſcher Schlag Jeden träfe, der mit uns in einem geiſtigen Rapport ſteht und uns dann immerhin ſo ganz zufällig begegnete! . . . Man würde ſich gleich erkennen. Wie würde man ſeine Erfahrungen austauſchen, wie würde man ſich zu einem geordneten, ſicheren Syſtem des Handelns raſcher vereinigen! So viel Verſtand und keine Verſtändigung!

Und wenn ſich Dankmar dann geſtehen mußte, daß alle die, die etwas Großes in dieſer materiellen Welt dauernd behaupten wollen, Mittel beſitzen müſſen, um die Zweifelnden und Läſſigen zu ermuntern und das Beiſpiel der Entbehrung, das ſo Mancher in ſeiner Großherzigkeit giebt, für die Andern auch nicht gar zu abſchreckend zu machen, ſo gedachte er der Papiere, die er in jenem Schreine gefunden hatte.

Eine alte Ueberlieferung ſeiner einſt angeſehenen Familie hatte ſich plötzlich in eine mit Händen zu greifende Wahrheit verwandelt. Die Vergangenheit ragte in die Gegenwart mit Wurzeln herein, die in einem geſitteten Rechtsſtaate wirklich noch feſten Boden gewinnen, keimen, ausſchlagen, blühen konnten. Er hatte die Mittel in Händen, einer ſeit zwei Jahrhunderten ſchwebenden Verhandlung über ein immer größer angewachſenes Vermögen von Häuſern und Grundbeſitzungen eine neue Tiverſion zu geben, die ſich auf die Annahme gründete: Wenn der Staat begonnen hat, jene Verlaſſenſchaft, die Jahrhunderte lang gleichſam herrenlos war, für ſich in Anſpruch zu nehmen und den gegenwärtigen Nutznießern zu entziehen, warum kann ſich nicht mit den ſicherſten und feſtbeglaubigten Urkunden ein Mitkämpfer um das gleiche Ziel ihm zur Seite ſtellen und Alles das, was Jener zur Begründung ſeiner Anſprüche mühſam und aus Zwangsſätzen der Gewalt zuſammenſtellt, mit weit größerem Fug und Recht aus verbrieften hiſtoriſchen Thatſachen herleiten?

Wer weiß, fuhr er innerlichſt zu erwägen fort, ob in jenem Proceſſe, deſſen inneres Getriebe mir bald kein Geheimniß mehr ſein ſoll, nicht Aſſertionen genug vorkommen, die mir unbewußt über das, was

noch sonst dem eingebildeten Entwickelungsgange dieses Processes einen plötzlichen Umschlag geben konnte, meinen Wettlauf mit dem Staate und jener großen mächtigen, von Schlurck vertheidigten Commune erleichtern?

Und so gewaltig ergriff ihn jetzt die Aufgabe, die er sich gestellt hatte und die er nicht zu seinem Vortheil, sondern in der That zur Durchführung einer großen socialen Idee lösen wollte, daß ihn nun eine namenlose Angst überfiel, welches Schicksal die in Schlurck's Händen befindlichen Papiere treffen könnte ... Mit dem Entschlusse, jetzt unmittelbar nach der Residenz zurückzueilen, sprang er auf, warf, um nicht gefesselt zu werden, keinen Blick mehr nach dem grünen Plane und dem Jägerhause zurück, sondern lief fast mit beflügelter Eile denselben Weg zurück, den er eben neben dem Knaben so gemüthlich geschlendert war ...

Bello konnte auf seinem lahmen Beine kaum folgen. Dankmar rief, feuerte ihn an und trieb zur Eile .... Da grüßte ihn ein freundliches Wort aus dem Busch. Ein Bekannter hielt ihn an, der eben aus einem Seitenwege des Waldes trat und plötzlich, ihn fast erschreckend, vor ihm stand. Es war der Jäger Heunisch.

# Drittes Capitel.

## Das Jägerhaus.

Heimisch, die Büchse auf dem Rücken, eine sorgfältig geschlossene Pfeife im Munde, schien so eben nach seiner Wohnung einlenken zu wollen. Er erkannte in Dankmarn sogleich jenen jungen Mann, dem er gestern früh auf dem Gelben Hirsch, während es so heftig regnete, von alten und jungen Zeiten auf Schloß Hohenberg hatte erzählen müssen. Seinen freundlichen Gruß erwiderte Dankmar mit den Worten:

Eilen Sie, daß Sie nach Hause kommen! Sie haben Besuch . . .

Ich erfuhr es schon in Pleissen, sagte der Jäger. Wie ich in der Schmiede vorsprach, sagte mir's der alte Zeck. Wenn die Ursula so ins Feuer geräth über den amerikanischen Besuch, wie ihr blinder Bruder, der wie närrisch herumtastete und herumgrabbelte, so muß es ein sehr naher Freund zu ihr sein.

In allem Uebrigen entſprach Gyllaspa den Anforderungen, die der verwöhnteſte Europäer an eine Grazie nur machen darf. Regelmäßig gezeichnete ſtarke Augenbrauen, lange Wimpern über den Sternen, blendende Zähne, ein ſchlanker, unmerklich mit dem Nacken ſich verſchmelzender Hals, ein hoher Wuchs und ein Fuß, der ſich von der in Tibet einreißenden chineſiſchen Mode des mumienartigen Verkümmerns deſſelben gänzlich frei erhalten hatte. Würde man das Bild der jetzt auf einem Löwenfelle hingeſtreckten Nymphe gezeichnet haben, ſo durfte der Künſtler hinter den Vorhängen die verſteckten Amoretten nicht vergeſſen, die ſich an dem Anblick dieſer Formen, an dem leiſen, ſchwellenden Athmen des hingegoſſenen Körpers wonnetrunken weideten.

Ungeachtet Gyllaspa nach der beſchwerlichen Reiſe und dem ungewohnten Ritte der Ruhe bedürftig war, ſo umſchlangen ſie doch die Arme des Traumgottes nicht ſo feſt daß ſie hätte einſchlafen können. Gaukelnde Bilder zogen an ihrer Seele vorüber und verſcheuchten die Genien, die auf ihren Augenliedern ruhen wollten. Die Erſcheinung der Sunneaſſers und der Tanz des jungen Schamanen hatten den lebhafteſten Eindruck auf ſie gemacht und in ihr Erinnerungen geweckt, an die ſich eine lange Kette von Klagen und Seufzern ſchloß. Sie richtete ſich von ihrer Decke auf und, das Haupt in ihre Hand legend, ſann ſie den Zufällen nach, die ihr junges Leben betroffen und die ſchönſten Hoffnungen deſſelben zerſtört hatten. Dieſer Tänzer ließ ſie wieder einen Augenblick in das Paradies blicken, das ſie auf ewig für ſich geſchloſſen glaubte; ſein leidenſchaftliches Auge, ſeine kräftige Geſtalt, die finſtere Stirn, das Meiſterſtück ſeiner bewunderten Kunſt erinnerten ſie lebhaft an frühere ver-

Oder er bringt Grüße von einem Freunde aus Amerika, bemerkte Dankmar, der es vorzog, das, wie es ſchien dem Förſter unbekannte Geheimniß der Erbſchaft zu verſchweigen.

Auch möglich, ſagte der Jäger. Die Zeck's ſind alle heimlich.

Heimlich? fragte Dankmar. Was verſtehen Sie unter heimlich?

Dankmar hätte ſie lieber unheimlich genannt.

Nun! ſagte der Jäger. Es ſoll mir nicht einfallen dieſen Leuten etwas Schlimmes nachzuſagen, ſie ſtehen in bravem Rufe und gehörten früher auch zu den Frommen, die die hochſelige Fürſtin beſchützt hat. Aber es kommt mir mit ihnen vor wie mit einem zugegrabenen Brunnen oder einem ausgetrockneten Teich. Man kann nicht darüber gehen ohne daß es einem immer iſt, als könnte da wieder einmal Waſſer zum Vorſchein kommen.

Wir nennen das, ſagte nun Dankmar, unheimlich. Sie nennen's heimlich. Worin finden Sie denn, daß dieſe Familie etwas Verſtecktes und Unzuverläſſiges hat?

Der Jäger kratzte ſich hinterm Ohre und erbot ſich Dankmarn, der eine kaum angerauchte Cigarre mechaniſch in der Hand hielt, Feuer anzuſchlagen,

wenns auch, wie er ſagte, eigentlich nicht geſtattet wäre im Walde Cigarren zu rauchen.

Dann laſſen Sie's! ſagte Dankmar.

Aber der Jäger meinte:

Ach was? Wie lange wird's dauern, ſo laſſen die oben doch all die Stämme hier abhauen, um zu Gelde zu kommen. So ... oder ... ſo! ſetzte er lachend hinzu.

Und ſo rauchte Dankmar die Cigarre an des Jägers geoffnetem Pfeifendeckel an. Den Deckel dann in Erwägung der Waldordnung kräftig zuſchlagend und ſelbſt durch einige Züge ſein gelbes Kraut wieder lebhafter anglimmend, fuhr der Jäger fort:

Die Zecks in der Schmiede gelten für ehrliche Leute und ſind's auch, aber ſie kommen Manchem vor wie Welche, die mit einem Strick am Halſe leben. Troſſel auf dem Gelben Hirſch ſagte noch vor Kurzem, er hätte immer gehört, wenn ein Vornehmer 'mal einen Knecht erſchlägt, ſo kann er ſich vom Galgen loskaufen durch eine runde Summe, aber auf den Boden ſtellt ihm die Juſtiz auch was Rundes hin, nämlich's Rad, damit er immer einen Augenſpiegel in der Nähe hat. Ob's wahr iſt, weiß ich nicht. Aber der alte Zeck kommt Manchem vor wie Einer, der auf'm Boden auch ſo ſein Rad ſtehen

hat. Von meiner alten Urſula gar nicht zu reden, die die Leute eine Hexe nennen. Aber die Leute ſind närriſcher als ſie.

Wie kommt denn Zeck's Schweſter in Ihre Jägerwohnung? fragte Tankmar, den eigentlich der Rückblick auf Ackermann und Selmar feſſelte.

Ei, ſie war ja meines Vorgängers Frau! ſagte der Jäger. Ich habe ſie ja mit übernehmen müſſen, als ich vor Jahren hier in den Poſten kam! Damals warf ſich ja die Alte auch auf die Frömmigkeit, um die Fürſtin zu rühren. Und ſo kam's auch. Heuniſch, ſagte die Fürſtin, (Gott hab' ſie wirklich ſelig, es konnte Jeder, der die Augen verdrehte, mit ihr machen, was er wollte!) Heuniſch, ſagte ſie, Ihr ſeid mir gut empfohlen worden und der Fürſt hat nichts dagegen, daß ich Euch Marzahn's Stelle gebe — Marzahn hieß der frühere Förſter, mein Vorgänger — aber ſagte die Fürſtin — Ihr ſeid jung und rüſtig — damals war ich's mehr als jetzt — und die Marzahn bleibt in dem Hauſe bis an ihr Ende. Sie können ſich denken, Herr, was ich für ein Geſicht dazu ſchnitt! Ich wollte mich juſt verheirathen und die Urſula Marzahn, hieß es, iſt von jeher ein Drache voll Gift und Bosheit geweſen. Ich ſagt's auch der Fürſtin — Gott hab' ſie ſelig — Durchlaucht, ſagt'

ich, die Marzahn? ..... Und mehr braucht' ich eigentlich garnicht zu ſagen; denn ſie mußte es gleich fühlen, daß das ſo viel hieß, als in einen Thurm geworfen werden, wo unten nichts als Kröten und Schlangen ſind. Nämlich die dummen Leute hatten der Urſchel den Ruf gemacht. Sie kam ſchon ziemlich bejahrt mit dem ewig betrunkenen Marzahn hier an, mit dem ſie anfangs wild gelebt hatte und erſt verheirathet wurde, als er den Poſten bekam. Der alte Sägemüller im Gebirg, auch der reiche Sandrart, den ich manchmal im Ullagrund beſuche — ein ſtattlicher aber grober Bauer — haben mir Teufelsdinge erzählt, wie die Urſchel anfangs hier auftrat. Sie war ſchon faſt an die Funfzig und ſoll früher bei einem Scharfrichter gedient haben, von dem ſie Doctorei mit Vieh, aber auch mit Menſchen gelernt hat. Genug, von ihren jungen Jahren weiß man nichts, als daß ſie bei dem Doctor Lehmann, ſo hieß der Scharfrichter, von dem Sie wol gehört haben . . .

Ich kann nicht ſagen, bemerkte Dankmar lachend...

Bei dem, der meilenweit immer verſchrieben wurde, fuhr Heuniſch fort ....

Verſchrieben?

Zu den Armenſünderfrühſtücken, Herr! Nun, bei dem hat ſie ja gedient und war dann an den Mar-

zahn, einen ausgedienten Soldaten, gekommen und mit ihm hierher. Wie sie eine Weile im Walde war, kam auch der Bruder nach, der auch mit Vieh Doctorei treibt ....

Dankmar mußte zur Bestätigung auf seinen schlechtgeheilten Bello sehen, der sich mit dem Hunde des Jägers zu vertragen schien und ruhig neben diesem aushielt.

Genug, sagte Heunisch; Marzahn starb bald, was kein Wunder war ...

Ich will hoffen, bemerkte Dankmar lächelnd, daß seine Frau, die Ihr wie ein Gespenst schildert, ihm keinen Trank eingerührt hat ....

Keinen Trank? sagte Heunisch, der die Redseligkeit selbst war. Trank genug! Er trank den ganzen Tag. Ursula hatte schlimme Tage bei ihm ... sie hat's in Geduld ertragen ... Die Urschel kennen die Menschen gar nicht ...

Ihr müßt einen Schatz an ihr haben, daß Ihr so allein mit ihr leben könnt und sie vertheidigt!

Ich sage Ihnen, Herr, die Urschel ist bei alledem neu wie Gold. In jungen Jahren soll sie's arg mit Männern gehabt haben, aber seit sie alt geworden ist ...

Hoffentlich auch seit sie der schreckliche Doctor Lehmann in der Cur gehabt hat ...

Davon weiß ich nichts. Ich ſage Ihnen aber, ſie hat an dem Marzahn, der ſie ſchlug und mit Füßen trat, wie ein Kind gehangen ...

Käthchen von Heilbronn unterm Galgen.

Nicht von Heilbronn, Herr; und Urſula! Urſula! Nicht Käthchen!

Ich verſtehe! Aber ich kann mir ſchon denken, Ihr habt die Urſula bei Eurem Förſterpoſten als Inventarium oder ſogenanntes „eiſernes Vieh", wie wir Juriſten ſagen, mit in Kauf nehmen müſſen ...

Beinahe ſo! lachte der Förſter. Heunisch, ſagte die Fürſtin, ich weiß, was Ihr ſagen wollt, aber die Marzahn iſt durch den Tod ihres Mannes erleuchtet geworden und der Erlöſer iſt ihr im rechten Lichte aufgegangen, und was ſolche ſchöne Sachen mehr ſind, die aber bei der Marzahn, wer ſie nämlich kannte, eigentlich zum Lachen waren. Jetzt will ich Ihnen nur ſagen, beſter Herr .... Ich wollte nämlich heirathen und nahm die Stelle und auch, weil's nicht anders ging, die Marzahn mit. Und wie geſagt, ſie war eigentlich bei alledem eine charmante Perſon! Sie wollte ſich auf ein einziges Zimmer einrichten und ſie that's auch ganz beſcheiden bei alledem!

Bei alledem?

Ja, bei alledem! Ich dachte, ſie macht nicht

lange ... aber wer ſtarb, war nicht die Alte ... wer ſtarb, war ... Doch was halt' ich Sie da auf, guten Morgen, Herr! Guten Morgen!

Dankmar fand an dem treuherzigen Manne Gefallen und bat ihn, doch fortzufahren ...

Nun, wer ſtarb, war meine Braut, und als ich nach drei Jahren wieder ein nett Mädchen kennen lernte — wer da wieder ſtarb — war wieder meine Braut — und Das überwand' ich ſeit vierzehn Jahren, und nun bin ich zweiundfunfzig. Man ſieht's mir nicht an, gelt? Aber ich bin's. Und die Urſula Marzahn huſtet und huſtet und ächzt und ſtöhnt und iſt jetzt dreiundſiebzig Jahre und ſie iſt bei mir geblieben und ... was die Leute reden ....

Was reden die Leute? fragte Dankmar den Jäger, der nun gehen wollte.

Ich ſag' immer, der Menſch ſoll leben, als ging' er grade der Naſe lang! ſagte Heuniſch und ſteckte die Pfeife ein, die ihm ausgegangen war.

Schlecht und recht, meint Ihr?

Das zuerſt und dann nicht links, nicht rechts ſehen und ſich kümmern, was wol Alles an Dem ſein möchte ....

Die Wahrheit ſtieben, Heuniſch? Den Glauben theil' ich nicht .... Was ſagen die Leute?

Es iſt beſſer, Herr! Ich hab's auch der Fränz geſchrieben, die mir einmal Etwas von dem ſeligen Fürſten klagte. Kind, ſchrieb ich ihr, laß die Nachforſchung und thu' deine Arbeit ohne Nachdenken!

Dankmar mochte nicht weiter forſchen, erſtaunte aber über des Jägers plötzlich bleicher gewordenes Antlitz.

Ich halt' Euch auf ... ſagte er.

Nein, nein, meinte Heuniſch; ich plaudere mit Ihnen aus dem nämlichen Grund. Ich mag nämlich gar nicht in mein Haus, ſolange die Fremden da ſind. Ich dränge mich nicht in die Heimlichkeiten der Urſula ....

Ihr habt viel Zartgefühl, Heuniſch ....

Nennen Sie Das ſo? Es könnte vielleicht auch anders heißen ....

Nichts Schlimmeres aber! Ihr ſeid die Rückſicht ſelbſt.

Doch! doch! Nennen Sie's nur Furcht ....

Furcht?

Furcht, Das zu wiſſen, was Eins beſſer nicht weiß ....

Wie Heuniſch dieſe Worte ſprach, ſtand er nachdenklich und blickte mit ſtarrem Auge bei Seite.

Was iſt Ihnen, Heuniſch? fragte Dankmar, er-

ſchrocken über des Mannes nachdenklichen Zuſtand. Es ſteigen Ihnen unfreundliche Erinnerungen auf?

Ja! ja! Aber laſſen Sie nur, beſter Herr, ſagte Heuniſch, faſt tonlos. Ich habe an meine erſte Braut gedacht und an die zweite — ich kann's ja allein hier bedenken an dem alten Doppelbaum, der in zwei Stämmen aufſchießen wollte und in beiden verdorrt iſt. Gehen Sie nur weiter! Ich mag nicht nach Hauſe; ich ſetze mich ſo lange daher.

Dankmar legte dem bewegten Jäger die Hand auf die Schulter und ſagte:

Ihr denkt Eurer beiden Verlobten! Beide ſtarben! Beklagenswerther Mann! Und Ihr mußtet ein Ungethüm neben Euch dulden, das Euch Eure einſamen Tage zu einer ewigen Folter machte. Habt Ihr Das ertragen können?

So nicht! So nicht! beſter Herr! ſagte der Jäger. Ihr hörtet's ja, der Brunnen iſt verſchüttet und der Sumpf iſt ausgetrocknet. Die Urſula hat mich nie gequält, niemals, ich müßte lügen. Sie hatte einen heftigen, rohen Menſchen geheirathet, meinen Vorgänger, den Marzahn. Der ſchlug ſie und ſie duldete das. Als er ſtarb, es war ein noch junger Kerl, aber er hatte ſich dem Trunk ergeben und ging vor der Zeit hin, als er ſtarb, hätte ſie ſich erlöſt

fühlen sollen. Aber so verblendet war die Narrheit der Frau, die über zwanzig Jahre mehr zählte, als ihr Mann, daß sie ihn wie eine Verrückte beweinte und damit die Fürstin rührte, daß Die sie wohnen ließ, bis ich kam. Von Stund' an hat sie sich auf eine kleine Stube, die dunkelste, beschränkt, die ich gar nicht gemocht hätte, weil sie mir vorkommt, als müßt' es drinnen spuken. Sie hat mich gepflegt, wenn ich krank war, die Ursula, mich bedient wie eine Magd, die Ursula, sie hat — sollten Sie's glauben, Herr ....

Es ist zum Lachen? Warum lacht Ihr, Heunisch?

Ich kann's gar nicht sagen ....

Wetter, Ihr seid ja verschämt wie ein Mädchen....

Ich möchte nur wissen, ob die Ursula dahintersteckte ....

Hinter welchem Busch denn?

Daß ich sie heirathen sollte, Herr!

Dankmar wollte lachen und konnte nicht.

Mein Seel! Kein Spaß! Der Blinde, der sich nach Marzahn's Tode in Plessen angesiedelt hatte, sprach mich darum an, ich sollte die Schwester doch heirathen ....

Hm! Und beide Bräute starben Euch — vor oder nachher?

schwundene Tage, wo sie den Schamanen in der Nähe eines ihr Theuren und nach seinem Verlust Unersetzlichen gesehen hatte. War es der nicht, den sie glaubte, so ließ sich jetzt die Geschichte der Vergangenheit, die in der stillen Einsamkeit der Nacht an ihr vorüberzog, nicht mehr dämmen, sondern eine Erinnerung erzeugte die andere; immer neue Hüllen sprangen ab und zeigten neue, die sich wieder zu andern Betrachtungen lösten, und zuletzt ein schwaches, verwundetes, gepeinigtes Herz zurückließen.

Ein dämmernder, halbwacher Traum legte sich endlich auf Gyllusya's brennende Augen, aus dem sie zuweilen durch die tiefen Seufzer ihres Vaters, die aus dem dritten Zimmer bis zu ihr drangen, geweckt wurde. Sie träumte von den Tagen ihrer ersten Jugend, die sie mehr auf dem hohen Schlosse von Dukka Jeung verlebt hatte, als in den geräuschvollen Werkstätten Hali-Jong's. Sie träumte von den kindischen Spielen, die sie mit Maha Guru und seinen Brüdern getrieben, von den tausend Belustigungen, die sie als Kinder entzückten und die erst dann aufhörten, als Maha Guru nicht mehr in die Lieder einstimmen konnte, weil seine Stimme männlicher wurde und in der Uebergangsperiode nur rauhe, unmelodische Töne von sich gab. Ihr Herz pochte stärker, als sie der einsamen Wanderungen in den Eichen- und Buchenwäldern um Dukka Jeung gedachte und der trauten Gespräche, der Ahnungen einer künftigen heißen Leidenschaft; wie Maha Guru's zweiter Bruder sie oft überraschte, wenn das zärtliche Paar sich an einen einsamen Ort begeben hatte, um sich von den Göttern, von den Thieren, den Pflanzen, Steinen, von der Seele, von den Gefühlen des Herzens zu unterhalten. Wohin war jetzt Maha Guru, der geliebte Lehr-

Vorher! Ich lachte blos und ſchlug's aus. Seitdem ſprach der Bruder kein langes Wort mehr mit mir, ſo oft ich in der Schmiede vorſprach. Heute ſeit Jahren gönnt' er mir einmal wieder die erſte Anrede. Aber die Urſula ... nein! nein! die konnte von dem tollen Antrag nichts wiſſen oder ſie hat ſich damals ihrer ſechszig Jahre geſchämt. Sie iſt freundlich und gut mit mir geblieben, ob ich ſie gleich manchmal recht fürchte und ein Grauen vor ihr habe ....

Dankmar voll Theilnahme meinte:

Geht denn doch lieber ins Jägerhaus! Wenn Ihr wie andere Menſchen ſeid, freut Ihr Euch gewiß, wenn um Euch her Alles heiter und glücklich iſt. Urſula's Beſuch wird ſie überraſchen und wenn ſie keine Geheimniſſe vor Euch hat, theilt ſie Euch mit, was ſie Frohes erlebt hat, und erfreut Euch ſelbſt.

Nein, nein, ich bleibe noch fort! ſagte der Jäger, der ſich jetzt wieder erholte und ſeine Pfeife anzündete. Ich will nicht in ihre Karten ſehen. Darin liegt's gerade, was ich heimlich nenne. Seitdem mir meine zweite Braut ſo plötzlich und ſo ſchrecklich ſtarb — ſie glitt im Gebirge aus und brach ſich das Genick ....

Um Gottes Willen! unterbrach Dankmar.

Ja, ja, Herr, die erſte ...

Die Jungfer Droſſel auf dem Gelben Hirſch ...

Ihr erinnert Euch ...

Starb in den Flammen ... Das weiß ich ſchon! Aber die zweite ...

Des Sägemüllers Tochter da oben aus dem Gebirge ...

Verunglückte ſo entſetzlich?

Brach den Hals!

Armer Mann! Jetzt begreif' ich Eure Liebe zur Fränz in der Stadt.

Der Förſter ſchwieg eine Weile ſchmerzbewegt und fuhr dann fort:

Seitdem, Herr, bin ich eigentlich wenig daheim in meinem Hauſe, wandere immer hier und dort umher und erfahre oft nichts von Dem, was während meiner Abweſenheit im Jägerhauſe geſchieht. Die Urſula iſt ganz froh, wenn ich komme, denn ich ſeh's ihr an, ſie hat in der Zeit dann allerlei Jammer und Noth gehabt ... wirklich, Das hat ſie ... aber wiedererzählt wird nicht. Da hab' ich dann ſchon geſagt: Urſel, du kommſt mir vor, als wenn du immer in meiner Abweſenheit die Geiſter bei dir tracirteſt und mit dem Teufel manchmal luſtig zu Nacht ſpeiſeſt! Da ſagt ſie denn wol ſeufzend: Haſt Recht, Junge! Ich habe meine Noth! Aber dann iſt ſie ſtill, macht

ihre Arbeit und iſt froh, wenn's mir nur ſchmeckt. Straf mich Dieſer und Jener, ich hätte die Alte in ihren jungen Jahren wirklich geheirathet; denn ſoll ich's nur gerade herausſagen, ſo glaub' ich, ſie war trotz ihrer Sechzig in mich verliebt, und weiß der Geier, ſie war auch noch ganz hübſch und ſauber. Nun iſt ſie elend und hinfällig und wird kindiſch. Ihre Geſpenſterſeherei macht mir beſonders im Winter arg zu ſchaffen ....

Dankmar nahm dieſe letztere Mittheilung faſt ſo ſcherzend, wie ſie der Jäger gab, fuhr daher auch in dieſem Tone fort und ſagte:

Nun denn, ſo macht, daß Ihr nach Hauſe kommt! Der Beſuch aus Amerika iſt kein Geſpenſt und prüft ſie einmal, ob ſie aufrichtig iſt. Ihr ſeid ein ſo ehrlicher und biederer Mann, daß ich Euch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit verrathe: Der Amerikaner bringt ihr einen Beutel ganz mit Gold gefüllt.

Sie ſpaßen? ſagte der Jäger erſtaunt.

Ja, Heumiſch. Nach Allem, was Ihr mir von dieſen Zeck's und der Urſula erzählt habt, vom Tode Eurer beiden Bräute und den Geſpenſtern, die dieſe fromme Witwe ſehen will ...

Nun, was ſtocken Sie, Herr? Was ſehen Sie mich ſo groß an?

Nach alledem möcht' ich doch, daß Euer unbefangener, offener und gläubiger Sinn im Jägerhause nicht misbraucht würde. Versteht Ihr?

Wieso misbraucht? Ich verstehe nicht ...

Dieser Amerikaner brachte dem blinden Zeck eine Summe Goldes, die einen ganzen Tisch bedeckte —

Was? meinte der Jäger ... Das müssen ja über tausend Thaler sein!

Und ebensoviel empfängt jetzt die Schwester. Gebt Acht, sagte Dankmar, ob sie wahr gegen Euch ist und ...

Dankmar stockte.

Nun da bin ich doch curios! Ja, ja, sie sagte mir heute früh, daß ihr etwas Merkwürdiges bevorsteht ....

Paßt Ihr mehr auf, Heunisch! Seid nicht so sorglos!

Hm! Sie hatte die ganze Nacht rumort und mich im Schlafe gestört. Die Hunde bellten. Ich sah den Mond so grußelich durch den großen Kastanienbaum scheinen, der vor meiner Schlafkammer steht. Es war mir einmal, als hört' ich die Ursula häßlich schreien. Aber es war wol nur ein Traum und ohnedies weiß ich ja, daß sie immer laut redet und ganze Nächte in Bewegung ist. Wie sie mir das Frühstück bringt,

frag' ich ſie: Aber, Urſchel, frag' ich ſie, was war denn Das die Nacht? Haſt ja geſchrien! Und groß mich anglotzend, als wär' ich ein ganz Anderer als der fürſtlich Hohenbergiſche Revierjäger Heunisch, ſagte ſie: Fritze, was haſt du für garſtige rothe Haare! Wenn Das deine Gräfin ſieht! Ei Mutter, ſag' ich, ich heiße Leberecht Heunisch und meine Haare ſchimpf' mir nicht, die haben bei keiner Gräfin am Feuer geſtanden. Da kicherte ſie und meinte, ſie hätte in der Nacht das Fenſter aufgemacht und hinaus in den Wald geſehen. Da wär' ihr verſtorbener Bruder, von dem ſie oft wie von einem Baren faſelt, über die grüne Wieſe gegangen, ganz wie er noch in ſeiner Jugend geweſen wäre, lang und ſchlank und ſehr vornehm, aber im Gehen hätt' er geſchlafen, ſie aber doch artig gegrüßt und ſich dann ſtill ins Gras niedergelegt unter dem Ebereſchenbaum, der auf der Wieſe ſteht. Und ſie wiſſ' es, ſie erführe nun auch heute was Neues. Na, ſagt' ich, Urſchel, dann will ich hoffen, daß es was Rechtes iſt. Stellen Sie ſich aber Eines vor, als ich nachher ausging, um in Pleſſen auf dem Amt Etwas ins Reine zu bringen, ſeh' ich hinüber nach dem Ebereſchenbaum, den ich lieb habe, weil er im Herbſt ſo prächtige rothe Beeren trägt, die über die ganze Wieſe leuchten, wie Sägemullers

Rauchen ihre rothen Ohrbommeln ... Seh' ich ja, daß das Gras wirklich an dem Baume niedergetreten ist, gehe hinüber und finde an dem Baum im Grase die Spur, daß hier ein Mensch gelegen hat und noch ganz frisch, ohne Widerrede erst in der letzten Nacht. Und daß ich mich wirklich nicht täusche, liegen ja drei vollwichtige neue Spitzkugeln im Grase, eingewickelt in dies Papier. Da! Ohne Zweifel war's ein Wilddieb, und nun will ich meiner Alten doch sagen, daß sie diesmal Menschen und keine Geister gesehen hat, und auf der Hut müssen wir sein, so wie so. Sehen Sie! So was passirt im Walde.

Damit wog der Jäger die ziemlich schweren, sonderbar geformten, nur für eine eigens eingerichtete Büchse passenden Kugeln.

Dankmar nahm die Kugeln und wog sie gleichfalls. Sie waren in ein Papier eingewickelt.

Diese Kugeln sind aber sonderbar, sagte Dankmar. Ich möchte fast glauben, daß es keine Kugeln, sondern eher kleine Gewichte sind ....

Es sind Spitzkugeln, ich versichere Sie! sagte der Jäger.

Indem betrachtete Dankmar das Papier, in dem das Blei eingewickelt war. Wie erstaunte er, als er in ihm eine Rechnung aus dem Heidekruge erkannte,

dieſelbe, die auf Zehrung für zwei Perſonen und ein Pferd lautete, vom geſtrigen Datum ... ein Thaler acht Groſchen!

Sonderbar! ſagte er und war von einer Ahnung ergriffen; behalten Sie das Papier, laſſen Sie mir die Kugeln!

Der Jäger beſann ſich erſt und fragte:

Haben Sie denn einen Verdacht?

Als Dankmar betroffen das Papier von allen Seiten betrachtete, fuhr Heuniſch fort:

Ich wollte erſt die Kugeln aufs Amt tragen; nachher beſann ich mich und dachte: du machſt dir den Spaß und gibſt ſie der Urſchel als Erinnerung an ihren rothhaarigen Fritze!

Laſſen Sie mir wenigſtens das Papier! wiederholte Dankmar.

Da! Nehmen Sie Beides! ſagte der Jäger. Sie ſind ein feiner Kopf, Das merk' ich wol. Sind Sie einem Strauchdieb auf der Fährte, ſo vergeſſen Sie nicht, dieſe Kugeln lagen in dem Papier und unter dem Ebereſchenbaum ſchlief Einer die Nacht im Graſe. Aber mehr können wir nicht bezeugen; denn was die Urſchel vor Gericht vorbringen würde, wäre gewiß ſo gräulich, daß die Schreiber davon liefen, auch hat ſie's nicht gern mit dem Amt und geht überhaupt

nicht drei Schritte vor die Thür. Alſo ſoviel Gold! Nun muß ich doch ſehen, ob's die Amerikaner uns wirklich auch gebracht haben und ob ſie's mit dem Golde heimlich hat. Einen ganzen Tiſch voll? Iſt's auch wahr, Sie haben Ihren Spaß mit mir. Sie merken ſchon: ich bin ein bischen leichtgläubig.

Verlaſſen Sie ſich darauf — ſagte Dankmar.

Und wo ſoll ich Ihnen denn ſagen, ob die Alte mir den Schatz auch anvertraut hat?

Der Jäger ſprach dieſe Frage mit einem zögernden Ton, als wünſcht' er, Dankmar theilte ihm ſeinen Namen und die Gelegenheit einer Wiederbegegnung mit.

Dankmar aber unterbrach ihn mit den Worten:

Noch Eins! Sahen Sie Niemanden von meiner Reiſegeſellſchaft?

Ihren Kamerad ... der Sie begleitete ... den in ...

In der Blouſe?

Nein, den vorwitzigen Burſchen ... im Gelben Hirſch ... den Andern!

Meinen Kutſcher?

War's Ihr Kutſcher? Das hätt' ich wiſſen ſollen! Er ſprach Euch nicht angenehm zu Ohre. Er iſt vorlaut ....

Wer weiß! Wenn er über die Franz Recht hätte ...

Beruhigt Euch! Er verleumdet gern ...

Es hat mir die ganze Nacht keine Ruhe gegeben ...

Die Fränz wird tugendhaft ſein ...

Wenn die Fränz — das Kind iſt mein Augapfel, meine einzige Lebensfreude! Es iſt meines Bruders Kind und die Erbin von dem Bischen, was ich habe ... Wenn die Fränz ....

Seid doch kein Thor! Niemand hat ſie verleumdet! Und wenn auch, der Burſche verdient keinen Glauben.

Dem Jäger funkelten die Augen.

Das Mädchen ſoll zu mir! Sie muß aus der Stadt heraus! ſagte er.

Hierher in den Wald?

Sie war ſchon einmal da ....

Eine Putzmacherin hier unter den Tannen? Bei der Urſula? Ich wette, daß es ihr nicht bei dem guten Onkel gefallen hat ....

Das abſcheuliche Wort Putzmacherin!

Ich denke doch, es hieß ſo?

Ja, ſie ſchneidert und näht und ſtutzt Hauben und Hüte ....

Alſo ...

Und hübſch iſt ſie ....

Alſo ...

Und ſie arbeitet bald da, bald dort ....

Alſo! Eine Putzmacherin!

Aber rechtſchaffen, Herr! Ein Kind wie ein Engel. Ich nahm ſie hierher in den Wald, weil böſe, giftige Menſchen ihr nachſtellten ....

Sie nannten ja den alten Fürſten .... Die Durchlaucht wird doch nicht? ...

Herr, wer gibt uns Lohn und Brot? Alſo: Kuſch! Ich nahm ſie hier heraus, und ſie war ſo munter anfangs wie da die Eichkätzchen. Aber mit der Urſula ...

Die wurde eiferſüchtig ...

Meinen Sie?

Ich denke faſt, nach dem Frühern zu ſchließen ...

Unfriede, Jammer und Noth gab's. Die Fränz fürchtete ſich vor der Alten, wurde elend und krank und da gab ich ſie in die Stadt zurück.

Daran thatet Ihr am beſten, und ich verſichere Euch, Fränz Heunisch iſt gewiß eine tugendhafte Putzmacherin, die allen ihren Kameradinnen als Muſter aufgeſtellt werden kann.

meiſter, gerathen? Wohin ſeine Brüder? Sollte ſich Gyllusya nicht getäuſcht haben, wenn ſie in dem jungen Schamanen eine Aehnlichkeit mit dem ältern Bruder finden wollte?

Dieſe Fragen konnte ſie ſich nur wachend aufwerfen, denn Hali-Jong hatte einen ſo unruhigen Schlaf, daß er ſich im Traume wälzte und ſtreckte und zuweilen laut ſprach. Ihre Phantaſie führte ihr dann neue und doch immer wieder die alten Bilder vor. Sie träumte ſich in der großen Götzenhalle von Dukka Jeung, wie ſie mit Maha Guru vor das Bild des Dewta Tſchugtſchu die heilige Lotospflanze ſtellte, die er im Teiche gebrochen; wie ſie ſich niederwarf, wie es ihr dann däuchte, als ſei Maha Guru an die Stelle des Dewta Tſchugtſchu getreten und werde von ihr an ſeinen glänzenden Füßen mit andächtigſter, liebeſeligſter Hingebung geküßt. Es rauſchte der Vorhang, der vor dem Fenſter hing und der Halle ihr geheimnißvolles Dunkel gab; ſie wandte ſich im Traume um und erblickte den Schamanen, wie er das Gewebe zurückbog und durch die Oeffnung ſtieg, um den Götzen umzuſtürzen; da rief Hali-Jong ſeufzend: „um zwei Linien verfehlter Proportion den Feuertod!“ Sie erwachte. Sie hatte mit offenem Auge geträumt; denn bis auf Maha Guru, den Götzen Tſchugtſchu und die Lotospflanze hatte ihr die Phantaſie nur Wirkliches gezeigt. In der That, an dem Vorhange des Fenſters zeigte ſich das dunkle Antlitz des Schamanen.

Ein Mädchen, im Schlafe von einem Manne überraſcht, wird immer zuſammenſchrecken, ſie mag am Orinoko, an der Spree, an der Hudſonsbai oder auf den Voralpen des Himalaya geboren ſein. Aber das Indecente eines ſolchen Beſuchs kann man nur in Tibet ſo raſch vergeſſen. Der Fremde

Sind die ſo —?

Ich verſpreche Euch, Heuniſch, mich nach ihr zu erkundigen, und ſeid gewiß, ich brauche nur zu horchen, was ſie für Umgang und allenfalls was für einen Liebhaber ſie hat, ſo weiß man ſchon ...

Keinen Liebhaber! Ich verſichere Sie, Herr! Keinen Liebhaber!

Warum nicht, Heuniſch? Wenn's der rechte iſt? Es gibt tugendhafte Putzmacherinnen, die ſich die Männer erſt anſehen, ehe ſie mit ihnen Landpartien machen. Verlaßt Euch darauf! Ihr verdient es, eine brave Nichte zu haben. Auf Wiederſehen, Förſter! Eilt jetzt, daß Ihr zur Urſula kommt!

Der Jäger, Dankmarn freundlich die Hand ſchüttelnd, wandte ſich um und ging mit beſchleunigten Schritten vorwärts, ſeinem Hauſe zu. Dankmar aber blieb eine Weile ſtehen. Er hätte ſchwören mögen, dieſe Rechnung beträfe nur ihn, Hackerten und das Roß des Pelikanwirths. Die Speiſen waren nicht genau angegeben, ſondern in Bauſch und Bogen die ganze Zehrung genommen .... Der nächtliche Waldbeſucher war doch wol nur Hackert, deſſen Spur ihm ſo ganz entſchwunden war .... Unter dem Ebereſchenbaum hatte er geſchlafen .... Wie kam er zu dieſen Kugeln? Wie war es möglich, daß ihn dieſe Urſula

als das verjüngte Ebenbild ihres Bruders erkannte? Als einen Verwandten, den sie mit Höflichkeit wie etwas Vornehmes auszeichnete? ... Alle diese Betrachtungen liefen darauf hinaus, daß ihm, wenn Hackert in diesem Augenblicke plötzlich aus dem Gebüsch getreten wäre, das Wiederfinden einen nicht eben sehr erfreulichen Eindruck gemacht hatte. Dazu die verworrenen Reden über jene Ursula Zeck ... über das Unglück, vielleicht ... den gewaltsamen Tod zweier jungen Mädchen .... Die Stille des Waldes weckte Dankmar's Phantasie und die unheimlichsten Gestalten umgaukelten den einsamen Wanderer. Erst als er endlich den Weg sich am äußersten Ende lichten sah, wurde ihm freier zu Gemüth, und vollends erlöst athmete die Brust erst auf, als er, die ihm jetzt doppelt widerwärtige Schmiede vermeidend, durch die Gärten von Pleßen über den Mühlbacharm der Ulla in das Wirthshaus zur Krone zurückkehrte und überall wieder Sorglosigkeit, wieder Unschuld, wieder ergebene Ruhe aus den Augen der arbeitenden Männer in den Gärten und der beschäftigten Frauen und spielenden Kinder ihm entgegenlachte. Es war ihm nach der Waldscene wie dem an Kohlendunst fast Erstickenden, der im Nebel und Dampf eines Zimmers nur noch soviel Kraft besitzt, das Fenster

aufzureißen und die Frische der reinen Luft in die sich gewaltsam hebenden Lungen einzuathmen ....

Die überraschenden Einladungen, die er in der Krone nun vorfand, konnte er nicht ahnen. Es waren deren zwei. Eine ins Schloß und eine zweite, merkwürdig genug ... in den Thurm, an dessen Fuße er gestern im Grase träumend gelegen hatte.

# Viertes Capitel.

## Der Thurm.

Als sich Dankmar der Krone näherte, war es ihm auffallend, daß ihm schon in der Ferne die Wirthsleute winkten und ihm anzudeuten schienen, er möchte sein Kommen beschleunigen.

Bello sprang so gut er konnte voraus und nicht wenig erstaunt war Dankmar, schon das Thierchen vom Wirth, der Frau Wirthin, allen Hausknechten und Mägden mit einer Art von Feierlichkeit begrüßt zu sehen. Wie stieg aber sein Befremden, als man endlich vor ihm selbst die Mütze zog und sich wie vor einem großen Herrn verneigte! Man zeigte ihm nämlich im sonderbarsten Durcheinander zu gleicher Zeit an, daß er aufs Schloß — nein! riefen Andere, die sich neugierig dazu gesellten, in den Thurm! ... Was in den Thurm? sagten Jene wieder, ins Schloß — geladen sei.

In den Thurm? Aufs Schloß? wiederholte Dankmar befremdet.

Einer ſuchte dem Andern den Rang abzulaufen und ihm zu erzählen, wer ihn zu ſprechen wünſche. Man konnte dabei kaum begreifen, wie ihm die Erläuterung ſeiner Einladung in den Thurm weit wünſchenswerther war, und immer wieder fingen ſie von einem kleinen ſehr wichtigen Herrn an, der eigens vom Schloſſe heruntergekommen wäre, ſich mit der größten Artigkeit nach ihm erkundigt hätte und ihn bäte, heute Mittag mit den gnädigen Herrſchaften eben zu ſpeiſen. Das war der Inhalt der klaren Rede, die ſich die Frau Kronenwirthin durch all das Geſchwirre endlich angebahnt hatte.

Viel geſpannter aber ſah Dankmar dabei auf die inzwiſchen ſtummen Gruppen der Umſtehenden, die ihm von einem auf dem Schloſſe gefangenen Taugenichts erzählten, der in ſeiner Todesangſt bäte, man möchte den jungen fremden Herrn im Reitrock aus der Krone zu ſich ins Gefängniß führen ... ehe er baumeln müſſe, ſagten die Leute lachend.

Dankmar hatte noch keine Veranlaſſung gefunden, in der Krone ſeinen Namen zu nennen; aber die Beſchreibungen ſowol von Seiten der Schloßbewohner, wie von Seiten des Thurmgefangenen, trafen ſo voll-

kommen auf ihn zu, daß es gar keiner Frage, ob man ſich auch nicht in ſeiner Perſon irre, bedurfte, ſondern ſeine eigene Neugier nur zu erwarten hatte, wie ſich ein ſo vielfach begehrter Herr in dieſen auf ihn gerichteten Anſprüchen benehmen würde ...

Dankmar fand zunächſt in der Einladung, auf dem Schloſſe zu ſpeiſen, nichts als eine freundliche Aufmerkſamkeit gegen einen Fremden, von dem man vielleicht — ſo dachte er — erfahren hatte, daß ihm der Juſtizrath Schlurck durch das Ueberbringen ſeines verlorenen Schreins einen Dienſt, den er ſchon kannte, erwies und dem man für dieſe angenehme Entdeckung Gelegenheit zu einem Dank für die ganze Familie geben wollte. Aber von einem im Schloſſe ertappten Diebe zu hören, der ihn ſprechen wolle, ſchien ihm ſelbſt in dem höchſtwahrſcheinlichen Falle, daß Hackert der betroffene Verbrecher wäre, weit größerer Aufmerkſamkeit werth. Unmuthig gedachte er der Möglichkeit, über ſeine Verbindung mit einem ihm ſelbſt, ſeit Entdeckung der drei Spitzkugeln, gefährlich ſcheinenden Menſchen vor einer umſtändlichen und in kleinlichen Dingen pedantiſchen Juſtiz vernommen und wol gar an dem endlichen Beginn ſeiner Rückreiſe verhindert zu werden.

In dieſer ſeiner verlegenen und unmuthigen Stim-

mung trafen ihn die Worte eines sich sehr höflich nahenden und von allen Dorfbewohnern mit herabgezogenen Mützen begrüßten Mannes:

Mein Herr, schon einmal war ich in der Krone, und ich wiederhole jetzt den mir von der Frau Justizräthin Schlurck gegebenen Auftrag, Sie ergebenst zu bitten, heut' Mittag oben auf dem Schlosse einen Löffel Suppe einzunehmen ....

Einige Bursche lachten über die sonderbare Zumuthung, einen so starken kräftigen jungen Mann nur mit einem einzigen Löffel Suppe bewirthen zu wollen.

Bartusch (denn Dies war der Sprecher) fuhr fort:

Es ist elf Uhr, mein Herr! Man speist um Eins. Können wir auf die Ehre rechnen?

Dankmar erwiderte leichthin:

Mein Herr, ich bin hier ohne alle Garderobe und höre auch soeben von einem Vorfall auf dem Schlosse — von einer sonderbaren Einladung in den Thurm — ...

Erfuhren Sie schon den kleinen Spektakel auf dem Schlosse? fragte Bartusch.

Dankmar, von dem Gedanken an Hackert aufs peinlichste berührt, konnte seine Verlegenheit nicht ganz bemeistern und sagte stockend:

Ich will hoffen ...

Der Lärm hat nicht die geringste Unordnung hervorgerufen, fiel Bartusch sogleich ein. Se. Excellenz der königliche Intendant Herr von Harder zu Hardenstein ließen einen Fremden verhaften, der sich mit sonderbarer, zudringlicher Neugier in der Nähe der Zimmer aufhielt, deren Inhalt vom verstorbenen Fürsten Waldemar von Hohenberg an den Hof abgetreten ist. Seine Diener meinten, der Fremde hätte es geradezu auf einen Diebstahl abgesehen gehabt. Und da der Intendant in Erfüllung seiner ihm allerhöchsten Orts aufgegebenen Pflichten, wie weltbekannt, sehr streng zu Werke geht, so hat man den Fremden nach einem kurzen Verhör, in dem er sich vorläufig für einen harmlosen Wanderer und einen Tischlergesellen ausgab, bis auf Weiteres in den Thurm gesteckt...

Einen Tischlergesellen? rief Dankmar, von einer Ahnung ergriffen. Ihn in den Thurm?

Ich höre, daß der verdächtige Mensch sich auf Sie berufen hat, fuhr Bartusch mit scharf gespitztem Auge fort. Ohne Sie, mein Herr, zu kennen und zu nennen, bezeichnete er Sie doch als einen wohlwollenden Gönner, der ihn gestern in seinen Wagen aufgenommen und den er in jenen Zimmern oder irgendwo auf dem Schlosse wiederzufinden gehofft hätte....

Ich gestehe Ihnen jedoch, fuhr Bartusch mit lauern-

dem Späherblick fort, seine Aussagen liefen dermaßen wirr durcheinander, daß man fast glauben möchte, dieser Fremde wäre kein Handwerker, sondern vielleicht der Freund, der Reisebegleiter irgend eines im Incognito ... reisenden ....

Bartusch zog und blinzelte so eigenthümlich, daß Dankmar das Incognito nur auf sich beziehen konnte und daher die Vermuthung des alten Schleichers, in ihm wirklich den Prinzen zu treffen, nun erst recht dadurch bestätigte, daß er betroffen über die Kühnheit, ihn zum Mitschuldigen eines jedenfalls auf dem Schlosse für einen verdächtigen Menschen genommenen Abenteurers zu machen, sagte:

Mein Herr! Wie kommen Sie —

Bartusch fühlte aber sogleich, daß er sich nicht gut ausgedrückt hatte, wenn er überhaupt das vermeintliche Incognito des in Dankmar vorausgesetzten Prinzen Egon schonen wollte. Er verbesserte sich daher rasch, indem er sagte:

Fräulein Melanie, die, weil wir den Frauen alle Aufregung ersparen wollten, den Arrestanten nicht gesehen, erzählte gestern vom Zusammentreffen mit Ihnen im Walde. Sie erwähnte dabei eines Begleiters in blauer Blouse, der allerdings derselbe zu sein scheint, den Herr von Harder soeben verhaften ließ ....

Blaue Blouse? sagte in schmerzlicher Verwirrung Dankmar, und doch auch von der Möglichkeit ergriffen, daß ihn ein Fremder dupirt hätte. Lichtbraunes Haar ...?

Ein Kinnbart, fügte Bartusch hinzu, wie man ihn nur in Paris zu ziehen pflegt ....

Es ist der Prinz! rief es in Dankmar mit unwiderstehlicher Gewißheit. Seine Sehnsucht, klar zu sehen, dem Prinzen beizustehen, beflügelte sich, jemehr Bartusch ihm lästig wurde ....

Werden wir die Ehre haben? fragte Dieser lauernd.

Ich bin ermüdet, entgegnete Dankmar leicht und fast abstoßend. Entschuldigen Sie mich! Ich habe früh schon das Lager verlassen, einen tüchtigen Spaziergang gemacht und bitte mich zu entschuldigen ... ja, ja, entschuldigen Sie mich ...

Aber ....

Mein lieber Herr! Sie sehen ja! Ich bin gar nicht ausgestattet, Besuche bei Damen zu machen. Sowie ich hier bin und stehe ....

Wozu bedurfte es der Förmlichkeiten? sagte Bartusch verschmitzt. Ein Mann von Welt wird aus jeder Hülle erkannt, wie ich auch an dem vermeintlichen Tischler sogleich erkannte, daß er wol der Kammerdiener, vielleicht auch der Freund eines

blieb auch dies nicht länger für Gyllusya. Als er ihr zugerufen hatte: „fürchte dich nicht, du Taube von Paro!“ und der Mond seine Strahlen auf das blasse, ernste Antlitz des Besuchers fallen ließ, da erkannte sie die Wahrheit ihrer Vermuthungen, folgte ungesäumt der Aufforderung des Schamanen, in die Mondnacht hinauszusteigen, und sprang, freudig über dies unverhoffte Wiederfinden, von ihrem Löwenfelle auf. Einen langen persischen Shawl um ihre schönen Glieder werfend, stieg sie mit Hülfe ihres Begleiters die Leiter herab.

Der Schaman hatte seine abenteuerliche Tracht abgelegt und sich in einen weiten dunkelrothen Mantel gehüllt. Wie ernst auch seine Züge blieben, so war die Freude des Wiedersehens doch in ihnen unverkennbar. Er schloß Gyllusya zärtlich in seine Arme und hörte lange nicht, daß sie ihn schon mit tausend Fragen bestürmt hatte, die auf nichts zurückkamen, als auf seinen jüngern Bruder Maha Guru. Der Bruder wich diesen Fragen aus, vertröstete sie auf baldigen Bescheid und sagte: „Soll ich von Hoffnungen früher sprechen, meine Gyllusya, als von dem Wesen, das sie noch hegen kann? Was erwartest du in Lassa? Was wird dein Vater zu seiner Vertheidigung thun können?“

Gyllusya blickte den Schamanen betroffen an. „Du zweifelst an dem glücklichen Erfolge dieser Reise?“ sagte sie. „Du warst in Lassa, man kann das Verbrechen meines Vaters nicht größer machen, als es ist, und die Strafe nur im Verhältniß zur Geringfügigkeit seiner Schuld verhängen.“

„Du hältst deine Wünsche für die gewissesten Erfolge,“ war die wenig beruhigende Antwort. „Die Feinde deines Vaters werden mächtig sein, wenn seine Freunde ihn auf einen Moment aus dem Auge verlieren.“

Prinzen ſein könnte, wenn nämlich . . . das Incognito . . . .

Kammerdiener? Freund eines Prinzen? wiederholte Dankmar von einer Ahnung ergriffen. Wie meinen Sie Das?

Wenn nämlich . . . Bitte recht ſehr . . . Alſo . . . Können wir auf die Ehre rechnen? war die Antwort Bartuſch's, der ſich nicht, wie man ſieht, ganz an Melanie's Vorſchriften hielt und grade in jene Zeichenſprache überging, die Hamlet an Roſenkranz und Güldenſtern ſo ſehr tadelte.

Wetter, dachte Dankmar bei ſich und wandte ſich ab, wenn man dich wol gar ſelbſt für den Prinzen Egon nähme und den Gefangenen . . . für deinen Vertrauten?

Und indem er noch darüber nachſann, welche Vortheile oder Nachtheile für ihn oder den wahren Prinzen aus einem ſolchen Misverſtändniſſe entſtehen könnten, ſammelte ſich ſeine juriſtiſche Geiſtesgegenwart zu einer bedachteren Erklärung!

Mein Herr, ſagte er kurzweg, richten Sie der Frau Juſtizräthin meine ergebenſte Empfehlung und mein Bedauern aus, dieſen Mittag auf die Ehre verzichten zu müſſen. Ich höre von einem Gefangenen, der ſich auf mich beruft, mich ſprechen will. Ich bin

Dankmar Wildungen, Referendar am königlichen Appellhofe, lernte auf meiner Hierherreiſe einen jungen Handwerker kennen, den ich aus Rückſicht auf die erſt ſtaubigen, dann naſſen Wege in meinen Wagen nahm. Iſt der Gefangene derſelbe und beruft ſich auf mich, ſo bin ich es meiner Pflicht als Juriſt ſchuldig, ihn in ſeiner Haft zu beſuchen und ihm meinen Rath und Beiſtand zu ertheilen. Wenn die freundlichen Bewohner des Schloſſes mir aber bis zum Abend ihre wohlwollenden Geſinnungen erhalten wollen und mich nicht noch anderweitige Gründe bis dahin zur Abreiſe beſtimmen, ſo werd' ich nicht verfehlen, mich bei Ihnen zum Thee einzufinden. Haben Sie die Güte, Dies der Frau Juſtizräthin anzuzeigen.

Dankmar verbeugte ſich leicht, brach raſch ab und ging in die Krone.

Bartuſch ſtand verdutzt. Dieſe runde Abfertigung! Dieſe raſchen, ihm eingelernt ſcheinenden Worte! Dieſe Namenangabe! Dankmar Wildungen! Referendar am königlichen Appellhofe .... Wildungen! Derſelbe Name, der ſchon in des Juſtizraths Signalement genannt worden war! Woher kommt Das? dachte er. Wildungen? ... hat der Juſtizrath vielleicht ... der Juſtizrath hat ihm wol

ſelbſt dieſe Aehnlichkeit auf dem Heidekruge angedeutet und nun benutzt ſie der Prinz ... denn er iſt es, jedes Wort ein Fürſt! ... und nennt ſich Dankmar Wildungen. Dieſe kurze, faſt brüske Art, dieſes beſtimmte, ſozuſagen grobe Weſen, dieſe Betroffenheit über die Verhaftung eines mindeſtens ſehr neugierigen Eindringlings in die innern Räume des Schloſſes! ... Bartuſch blieb bei der Vorausſetzung, daß, wenn einmal der Prinz Egon im Incognito das Schloß Hohenberg zu beſuchen ſich aufgemacht hätte — wofür Schlurck ohne Zweifel die ſicherſten Beweiſe hatte — der Prinz Niemand anders ſein könne als dieſer Fremde, der ſich nach Mittheilungen, die Schlurck wahrſcheinlich ſchon im Heidekrug ſelbſt erzählt hatte, ein Geſchäft mit einem verlorenen Frachtgute mache und ſie Alle irreführen wolle. Sehr erbaut von ſeinem Scharfſinn, unzufrieden nur mit der Erklärung des Fremden, erſt am Abend kommen zu wollen, ſtieg Bartuſch, um der in brennender Ungeduld harrenden Melanie Bericht zu erſtatten, ſchon heute zum zweiten male wieder zum Schloß empor.

Dankmar aber wartete jetzt nur noch das allmälige Verlaufen der Leute ab, um ſich ſogleich zum Juſtizdirector von Zeiſel und von da zum Thurm zu begeben.

Kaum konnte er ſich faſſen über den Gedanken, wie ein ſo unglückliches Begegniß auf den jungen hochgeſtellten Mann, der ihm ſicher der Prinz Egon von Hohenberg war, hereinbrechen und auf ihn wirken mußte. Ueberfallen, dachte er ſich, vielleicht mishandelt, unter Zulauf der Menſchen wie ein Verbrecher durch den Ort geführt! .. Dieſe Beſorgniß milderte jedoch der Wirth, der erzählte, man hätte den Dieb ſogleich auf dem kürzeſten Wege, ohne alles Aufſehen, hinter dem Ort in den Thurm gebracht ...

Dankmar begab ſich jetzt aufs Amthaus, wo ihm die Düfte der von Zeiſel'ſchen Mittagstiſchvorbereitungen entgegenwallten und er erfuhr, daß der Juſtizdirector mit dem Schreiber bereits drüben im Thurme wäre. Dort angelangt fand Dankmar noch ein Dutzend Neugieriger, die an der geöffneten Verließthüre gafften, als wenn hier Jemand Pfänger ſtehen ſollte.

Geht nach Hauſe, rief er ärgerlich; die Grütze wird Euch kalt!

Beim Eintritt in den Thurm wußte ſich Dankmar nicht gleich zurechtzufinden. Das alte Gebäude ſah von außen kleiner aus, als ſich die innere Räumlichkeit darſtellte. Der Boden war der reine bloße Sand; unterirdiſch ſchien es alſo hier keinen Gewahrſam zu geben. Das durch die Thür hereinfallende

Licht ließ zur Rechten eine ſchmale hölzerne Treppe erkennen, die empor führte. Dankmar beſtieg ſie und entdeckte ſogleich einen der wahrſcheinlich Herrn von Harder angehörenden Bedienten; wenigſtens war dieſer von Bartuſch ausgeſprochene Name Schuld, daß er beim Anblick des Bedienten ſich ſogleich der bekannten Uniform jener vielvermögenden Familie der Harder's entſann, deren Haupt der alte neunzigjährige Chef der ausübenden Juſtiz des ganzen Landes war ....

Wir haben Sie ſchon kommen ſehen, ſagte der Bediente kurz und ziemlich impertinent, treten Sie nur hier ein!

Eine kleine niedrige Thür öffnete ſich und in einem größern Gemache, das die ganze Rundung des Thurmes begriff, von einem Fenſter aber nur ſpärlich erhellt war, fand er den Juſtizdirector, einen Schreiber und den neben dem Thurm wohnenden Wächter, der eine alte abgeſchabte fürſtlich Hohenberg'ſche Livree, hellblau mit roth, und ein gelbes Schild auf der Bruſt trug ....

Dankmar erfuhr hier, was er ſchon über den Schloßvorfall wußte und wiederholte über den Gefangenen Daſſelbe, was er zu Bartuſch geſagt hatte. Die Abſicht des Gefangenen, im Schloß zu ſtehlen,

wurde von dem Justizdirector zwar nicht entschieden bestritten, aber doch auch gegen den unziemlich lärmenden Bedienten in Abrede gestellt.

Er griff erst nach den Bildern herum, sagte dieser; dann hob er sie von der Wand, und während wir auf einen Augenblick uns entfernt hatten, wollte er sie geradezu stehlen. Excellenz verlangen, daß Das streng genommen wird, und er muß doch noch vors Hofgericht in die Stadt!

Herr von Zeisel, den ein Grauen überfiel, als vom Hofgericht die Rede war, äußerte, daß hier vielleicht nur eine leichtverzeihliche Neugier obgewaltet hätte, mindestens könne er nicht begreifen, was ein reisender Handwerksgesell, den der Anblick schön ausgestatteter Zimmer gefesselt hätte, mit einem alten unansehnlichen Bilde anfangen sollte, während doch viel kostbarere, kleine transportable Sachen in der Nähe gestanden hätten, die man mit einem kühnen Griff sich hätte aneignen können. Uebrigens könne ihm in der That nicht zugemuthet werden, diesen Gefangenen auf derlei geringfügige Aussagen hin der annoch zu Recht bestehenden Ortsjustiz zu entziehen, es müßte denn von einem hohen Obergerichte ihm ausdrücklich befohlen werden. Weit bedenklicher scheine ihm allerdings des Gefangenen gänzlicher Mangel an Legiti-

mation und ſein trotziges, hartnäckiges Ablehnen jeder nähern Erklärung, weshalb er auch durchaus nichts dagegen hätte, daß ſich der von ihm mehrfach um Vermittelung erſuchte anweſende Herr zu ihm verfüge und von ihm ſelbſt die Willfährigkeit zu Geſtändniſſen zu gewinnen ſuche.

Dankmarn fielen hier Hackert's Mittheilungen über die Hohenberg'ſche Juſtizpflege ein. Er verſtand vollkommen des mildgeſinnten Juſtizdirektors Abſicht, dieſer Unterſuchung ſo viel wie möglich überhoben, noch mehr aber vor einer Verſchleppung derſelben an die Kreisgerichte geſichert zu ſein. Der Harder'ſche Bediente murmelte Vielerlei gegen dieſe Erklärung, aber die Verſicherung des Amtsboten und Gefangenwärters, der Inculpat ſäße ja nun criminaliſch, bewirkte denn doch, daß der Juſtizdirector, der wie Alle auf dem Lande gegen zwölf Uhr aß, die Sitzung aufhob und Dankmarn bat, ihm um drei Uhr Nachmittag, wo er ſeinen ärztlich befohlenen Ruheſchlaf beendigt hätte, gefälligſt mitzutheilen, was er von dem ſtörriſchen und trotzigen jungen Manne, der ſich nur ihm hätte anvertrauen wollen, denken ſolle. Dem Wärter die ſtrengſte Obhut anempfehlend, ſtieg er mit dem Schreiber, der ſeinen ziemlich leeren Protokollbogen in eine Mappe legte, die baufällige Treppe behutſam

hinunter. Der Bediente, Dankmarn mit mistrauischen Blicken musternd, folgte. Der Wärter aber winkte dem staunenden Dankmar und führte ihn noch eine Treppe höher.

Diese brachte ihn erst zu den eigentlichen Gefängnissen, deren der Zahl der kleinen vergitterten Fenster nach zu schließen, die Dankmar außen beobachtet hatte, etwa vier oder fünf hier sein konnten.

Sind sonst noch Gefangene da? fragte Dankmar beim Hinaufsteigen.

Nein, erwiderte der Wächter, es fällt jetzt im Ganzen nicht viel vor, und was Politische sind, die kommen gleich weiter ins Provinziale!

Jetzt stand Dankmar im zweiten Stock vor einer stark verriegelten Thür, die erst zu einem Vorplatze führte. Hier umgab ihn völlige Finsterniß. Der Vorplatz war nur von der aufgehenden Thür erhellt, die der Wächter gleich anziehzog.

Ich muß Sie mit einschließen . . . sagte der Mann zu Dankmarn, und war dabei nicht ohne Höflichkeit.

Thut nichts! erwiderte Dankmar.

Sie brauchen nur aus dem Fenster zu rufen: Pfannenstiel! Dann höre ich's schon und komme.

Gut! gut! sagte Dankmar und hörte mit pochendem Herzen, wie Pfannenstiel, dessen Namen er fast

überhörte, in der Dunkelheit den Schlüſſel an ein Schloß ſetzte und öffnete.

Die Thür eines kleinen niedrigen Gemachs ging auf und in der That, vom ſpärlichen Lichte, das durch die Gitterfenſter fiel, beleuchtet, ſaß an einer Pritſche, den Kopf aufgeſtützt, derſelbe Fremde da, der ſich Dankmarn allerdings nur durch eine Viſitenkarte, aber denn doch auch durch ſeltene Bildung und die feinſte Erziehung als Prinz Egon von Hohenberg zu erkennen gegeben hatte.

Da iſt der Herr, den Sie ſprechen wollen! ſagte Pfannenſtiel. Und wie iſt's nun mit dem Mittageſſen? ſetzte er hinzu.

Gehen Sie in die Krone! ſagte Dankmar nach ſeiner Gewohnheit raſch entſchloſſen; beſtellen Sie das beſte Mittageſſen, das der Wirth für zwei anſtändige Perſonen nur auftreiben kann. Um ein Uhr muß es hier ſein! Auch eine Flaſche Wein! Verſtehen Sie?

Damit drückte er dem Meiſter Pfannenſtiel ein Trinkgeld in die Hand.

Dieſer, ſchon an die möglichen Ueberbleibſel der Mahlzeit denkend und von dergleichen freigebigen, luxuriöſen Inculpaten und Zeugen, die hier ſelten vorkamen, überraſcht, erbot ſich zur pünktlichſten Beſorgung, rückte mit aller Befliſſenheit einen alten Tiſch

ans Fenster und fragte, ob wol noch ein Stuhl nöthig sei?

Dankmar, mit Gefängnissen vertraut, ergriff die Pritsche, auf der ein alter verfaulender Strohsack lag, warf diesen herunter, rückte das Holzgestell an den Tisch und sagte:

Das ist gut genug zum Sitzen. Viel Meubel machen's hier zu eng ....

Wie Sie wollen, sagte Pfannenstiel und ganz erstaunt, die beiden jetzt zu Inhaftirenden so curios sicher und vertraut sich begrüßen zu sehen — der Andere war allerdings anfangs kaum aufgestanden — schloß er die Thür wieder ab und polterte draußen so gräulich mit seinen Schlossern und Riegeln, daß nach jener Seite hin an ein Entrinnen nicht zu denken war.

Als man das letzte Eisen vorgeschoben hörte, sprang der Gefangene von einem Schemel, auf dem er während der Verständigung zwischen Dankmar und Pfannenstiel, unbeweglich den Kopf in beiden Händen stützend, gesessen hatte, auf und rief:

O mein Gott! Was sagen Sie nun dazu?

Durchlaucht sehen mich hier, antwortete Dankmar, um von Ihnen Etwas zu vernehmen, das soviel wie eine Aufklärung ist. Ich bin ganz Ohr!

Dankmar war sonst kein Freund von Titulaturen.

„Was Feinde? Was Freunde?“ entgegnete ungläubig Gyllusya: „es ist der Vorwurf seines Verbrechens selbst, der ihn schützen muß. Die erleuchtete Weisheit der Hohenpriester von La,Ja wird den Knaben nicht verdammen, wenn ihm sein Ball in einer andern Richtung fliegt, als die er beabsichtigte.“

„Diese Weisheit, meine kluge Freundin, ist dem Knaben um so gefährlicher, je erleuchteter sie ist.“ Doch setzte der Zweifler hinzu: „Ich will deine Besorgnisse nicht vermehren, weil in Einem Falle nichts zu fürchten ist. Denn so lange der Regent, der die Stelle des Dalai Lama bis zu seinem Wiedererscheinen im Fleische vertritt, noch unter den Lebenden ist, läßt sich nur eine billige Gerechtigkeit erwarten. Diesen Fall wird das gütige Schicksal binnen einem Monate noch nicht aufheben. Und kommt er wieder, der Herr der Welten, und würdigt die Völker, ihre Gestalt anzunehmen —“

Der Schaman beendigte diesen Perioden nicht, sondern beschloß ihn mit einem leisen, fast spöttischen Lächeln. Gyllusya konnte darin nur eine Beruhigung finden; denn mußte sie nicht schließen, daß Niemand die bösen Gedanken von den unschuldigen besser zu trennen wüßte, als der Gott, welcher den Schlüssel zu allen Herzen hat? Sie ging einen Augenblick schweigend neben ihrem Begleiter, um die Frage nach dem Schicksale seines Bruders nicht zu rasch an das ihres Vaters zu reihen; aber er erleichterte ihr den Uebergang. Sie standen hinter den Gärten des Dorfs, die von blühenden Himbeerhecken eingefriedigt waren und einen würzigen Duft in die stille, nächtliche Gegend, die in diesem Thale und unter der Beleuchtung des Monds den wilden, schroffen Charakter gänzlich verloren hatte, ausgossen.

Er hob die Würde des Gefangenen nur darum ſo nachdrücklich hervor, um zu ſehen, ob dieſer ſie wirklich zu behaupten verſtand ....

Nichts von Durchlaucht! ſagte der Fremde; keine Förmlichkeiten, die ich ſchon draußen in der Freiheit haſſe, und die hier in dieſem abſcheulichen Loche am wenigſten am Platze wären. Ich habe Sie auf unſerer Reiſe ſchätzen, ja lieben gelernt. Vor allen Dingen! Seien Sie mir Freund, Wildungen!

Damit reichte er Dankmarn erregt die noch von ſeinem eben Erlebten zitternde Hand.

Dankmar ergriff ſie etwas zögernd. Er konnte denn doch nicht umhin, ſich zu ſagen:

Wunderliche Herablaſſung eines gefangenen Diebes, der vielleicht wirklich unſchuldig, aber denn doch auch vielleicht nichts weniger als der Prinz Egon iſt!

Sie haben kein Vertrauen mehr zu mir, Wildungen! ſagte der Fremde. Und ich Wahnſinniger verdien' es auch nicht! Wie kann ich mir einbilden, daß Sie meinen Worten trauen können! Wie kann ich glauben, daß Sie mich für Egon Hohenberg halten! Höchſtens, daß Sie mich für keinen Tiſchler nehmen! Und was das Schlimmſte iſt, Wildungen! Ich bin ...

Der Gefangene ſtockte ....

Als ihn Dankmar erwartungsvoll fixirte, ſagte er leiſe:

Ich bin wirklich ein Dieb.

Durchlaucht ...

Ich habe auf dem Schloſſe wirklich ſtehlen wollen....

Dankmar beſann ſich bald.

Mein Fürſt, ſagte er, man nennt Das nicht ſtehlen, was das Antreten einer Erbſchaft, das Beſitzergreifen von einem Eigenthum iſt. Allein ...

Nun? Nicht wahr? Auch dieſer Act muß in geſetzlichen Formen geſchehen?

Allerdings, ſagte Dankmar. Ich kann nicht glauben, daß Sie ſich in der That auf dem Schloſſe irgend Etwas haben heimlich aneignen wollen.

Der Fremde ſchwieg und ſuchte nach Faſſung.

Nach einem Augenblick ſtrich er ſich mit der Hand durch das lichtbraune Haar, das von dem blaſſen edeln Angeſicht jetzt noch ſchöner abſtach, und ſagte:

Weg mit den Grillen! Bedenk' ich es genau, ſo iſt das Ganze ein Abenteuer und ich wünſchte, der Wein aus der Krone wäre ſchon da, damit Sie mit mir auf die Befeſtigung unſerer Freundſchaft anſtoßen.

Dankmar konnte ſich in dieſen Uebergang zur Heiterkeit nicht finden. Es überfielen ihn plötzlich alle

nur möglichen Zweifel an dem Fremden, von dem er ſich düpirt zu werden als Etwas dachte, was ihm das Blut in die Wangen trieb ....

Er ſah ſich um und kam auf die Widerwärtigkeit eines ſolchen Ortes zurück, in dem ſie ſich wiederfinden mußten ....

Es iſt toll! ſagte der Fremde. Aber wie glauben Sie nur, daß ich aus dieſem Rattenneſte frei werde?

Vor allen Dingen, meinte Dankmar mit beſtimmter Betonung, vor allen Dingen müßt' ich doch wiſſen, mit welchem Rechte Sie hierher kamen?

Weil ich ſtehlen wollte ..

Wie? Scherzen Sie?

In der That! Ich bin ein Dieb ....

Ich habe nicht geſagt, Durchlaucht, beweiſen Sie, daß Sie der Prinz Egon von Hohenberg ſind; aber daß Sie ein Dieb ſind, müſſen Sie jetzt wirklich beweiſen ....

Was ſoll ich zuerſt beweiſen? Ich ſehe, Sie glauben Beides nicht.

Ohne zu ſchmeicheln, möcht' ich faſt glauben, wenn Sie mir beweiſen, daß Sie der Prinz Egon von Hohenberg ſind, ſo hätten Sie kaum nöthig, entſchuldigend von Ihrem ſogenannten Diebſtahl zu ſprechen ....

Ah! Sie Demokrat! Finden denn die Fürſten bei Ihnen noch ſo ein gutes Vorurtheil?

Dankmar ſchwieg mit ſeinem feinen geiſtreichen Lächeln und erwartete mit einer Art ſtrengen Prüfung die Mittheilungen, zu denen ſich der Fremde nun anſchickte.

# Fünftes Capitel.

## Der Dieb.

Wohlan! ſagte der Gefangene nachdenklich, ſtützte das Haupt auf und ſah trübſinnig durch das enge Fenſter in die ſchöne, ſonnenhelle Gegend. Vernehmen Sie, Wildungen, ich bin hier geboren, bin hier erzogen. Da am Rande jener Berge hab' ich kletternd die erſte jugendliche Kraft erprobt. Viel iſt ſchon hinweggezogen von neuen Erfahrungen und neuen Eindrücken über die erſte Kinderzeit, aber noch taucht aus ihr in ſtrahlendem Glanze auf .... da das Schloß mit ſeinem alten geſchnörkelten Bauſtil ... der Hohenberg ſelbſt, an den ſich die älteſten Erinnerungen unſerer Familie knüpfen. Wiſſen Sie, früher ſtand auf dem Hohenberg eine Burg, zu der dieſer Thurm, der jetzt hier den letzten Sproſſen dieſes Hauſes gefangen hält, als ein äußeres Bollwerk, eine Art Warte, gehörte. Ich habe in der Beſchäftigung mit ernſten und nüchternen Lebensaufgaben doch längſt

abzuſtreifen geſucht das dämmernde, träumeriſche Gefühl der Wehmuth, das uns nur einlullt zum ſüßen Nichtsthun und zur Beſchönigung unſerer rathloſen Thatkraft ... Aber wie ich da wieder im Walde die alten Wipfel rauſchen hörte, wie ich am Jägerhauſe ſtand, wo ich auf einer grünen Wieſe von einem früheren Soldaten, Namens Marzahn, die Büchſe ſpannen lernte und manchmal das an einen Eichbaum geſteckte bunte Ziel traf, wie ich wieder die Mühle rauſchen hörte, die ein Ulaarm, aus dem Gebirge niederſtrömend, in Bewegung ſetzt und mich an die Regenbogen erinnerte, die die Sonne auf dem geſpritzten Waſſerſtaube malt ... ein Anblick, der mich beim majeſtätiſchen Rheinfall in Schaffhauſen ausrufen ließ: Rühmt mir nichts von Dem, was ich am Mühlbach auf dem Schloſſe meiner Väter faſt ebenſo ſchön, faſt ſchöner, kindlich glücklicher, ſchon geſehen habe! ... wie ich ſo wieder gedachte des Heimwehs der Kindheit und der Sehnſucht nach einem Lande des Glücks, das — ach! es iſt nur zu wahr! — niemals *vor* uns, immer nur *hinter* uns liegt! ... da, Freund ... nein, nein, Sie zweifeln ja! Sie verſtehen ja meine Empfindungen noch nicht!

Bei dieſem gemüthvollen Ausrufe mußten Tankmar's Bedenklichkeiten ſchwinden.

Prinz, ſagte er, tief erſchüttert und innigſt überzeugt, die Augenblicke ſind gezählt; ſie ſind koſtbar, wenn man an die Erlöſung von dieſem jammervollen Zuſtande denkt ... Was beginnen wir zu Ihrer Befreiung?

Ich denke nun nicht mehr daran, ſagte der Gefangene mit feiner Ironie, in die ſich faſt ein leiſer, artiger Vorwurf miſchte. Erſt haben Sie Aufklärung begehrt, nun fühle ich nicht einmal ſo lebhaft mehr das Bedürfniß, frei zu ſein. Jetzt will ich gefangen ſein, um reden, mich ausſprechen, mich erinnern zu können. Ja, ja! So iſt der Menſch! Wenn er geſund blüht, iſt er vor nichts ſo beſorgt, wie vor einer Krankheit. Da erfaßt ſie ihn denn und nun findet er bei allem Schmerz des äußern Menſchen auch eine Freude für den innern. Man kehrt auf dem Krankenlager bei ſich ein, wird reifer, geläuterter und ſteht geiſtig beſſer vom Lager auf, als man ſich niederlegte. Schenken Sie mir jetzt nur ruhig Ihre Gegenwart, Wildungen, hören Sie mir nur ſtill, mit Theilnahme zu und bereiten Sie ſich darauf vor, daß ich Ihnen vielleicht ...

Der bewegte Sprecher ſtockte.

Dankmar ſchwieg, aber ſeine Blicke ſprachen ihm jede Ermuthigung.

Daß ich Ihnen vielleicht eine Bitte vortragen werde, deren Erfüllung Sie nur dann erfreuen kann, wenn Sie mein vergangenes Leben kennen.

Tankmar äußerte ſchon jetzt für das Vertrauen des Gefangenen ſeinen Dank und bat ihn, ſich offen mitzutheilen. Er würde ſich ihm in Nichts entziehen.

Der Erzähler fuhr nun fort:

Ich lebte hier in Hohenberg mit jeweiliger Unterbrechung, wo wir unſere andern Güter und die Hauptſtadt beſuchten, faſt bis in mein dreizehntes Jahr. Der Vater, kurz vor meiner Geburt in den Fürſtenſtand erhoben, hatte um dieſelbe Zeit ein großes Vermögen durch einen unerwarteten Tod des Stammhalters der öſterreichiſchen Seitenlinie gewonnen und war von ſeinem plötzlichen Glücke ſo gehoben und getragen, daß er nur auf der hohen Flut des Lebens ſchwamm und ſich wenig um ſeine Häuslichkeit kümmerte. Der Vater war Militair und hatte Luſt, auch mich im zarteſten Kindesalter ſchon für dieſen Stand zu beſtimmen und abzurichten. Die Mutter aber erkannte in dem Plan, mich in eine militairiſche Erziehungsanſtalt zu ſchicken, nur den Egoismus eines Weltmannes, der die Erziehung ſeines Sohnes ſich ſo leicht als möglich machen wollte. Sie trat dieſem Plane mit Entſchiedenheit entgegen. Das leider ſehr tief eingeriſſene

Zerwürfniß der Aeltern machte eine unter ihrer gemeinschaftlichen Aufsicht genossene Erziehung fast unmöglich. So beschlossen sie mich ganz hierher nach Hohenberg zu versetzen, soviel wie möglich hier zu leben und mich mit Lehrern, Hofmeistern und Aufpassern aller Art so zu umgeben, daß ihr Gewissen beruhigt sein durfte. Meine Mutter liebte damals noch die Welt. Sie war noch nicht in die Krisis getreten, die sie später zu einer sehr unfruchtbaren und meiner innersten Natur heterogenen Frömmigkeit geführt hat. Es lebte damals hier im Orte ein sehr braver Pfarrer, Namens Rudhard. Dieser strenge und doch keineswegs gemüthlose Mann erhielt über meinen ganzen Bildungsproceß die obere Aufsicht, und noch jetzt — er weilt fern an den Ufern des Schwarzen Meeres in Odessa — noch jetzt dank' ich ihm für die spartanische Strenge, mit der ich in jenen Tagen erzogen worden bin. Zwar sträubte sich in mir etwas und wollte sich bäumen und das oft drückende Joch des Gehorsams abschütteln; aber Dank sei es der damaligen Charakterfestigkeit meiner Mutter, sie widersetzte sich jeder Intrigue, die vom Schlosse aus und sonst gegen den Pfarrer gesponnen wurde. Wie auch die Lehrer, die mir oben beigegeben waren, gegen den unten über sie wachenden Rudhard polterten, wie

ſehr auch einer von ihnen, ein Franzoſe, Namens Sylveſtre Raſſlard, förmlich intrigirte, Rudhard behielt Recht. Auch mein Vater hatte bei aller Zerfahrenheit ſeines Charakters eine gewiſſe männliche Entſchloſſenheit, die ihn Windbeuteleien ſehr leicht als ſolche erkennen ließ, und wenn mich Rudhard's ſtrenge gewaltige Hand nicht geführt hätte, ich wäre umſomehr misrathen oder doch in meinen erſten Entwickelungen geradezu geſagt verpfuſcht worden, als die Mutter in ihrer Behandlungsweiſe im höchſten Grade unregelmäßig, launenhaft und willkürlich verfuhr. Bald warf ſie ſich mir mit brennender Liebe an den Hals, küßte mich und benetzte mich mit tauſend Thränen, deren Grund ich nicht kannte, bald wieder war ſie ſchroff und behandelte mich mit einer Fremdheit, die früh mein Herz gegen ſie eingenommen hat. Scheiterte ihr in der großen Welt irgend ein Lieblingsplan, fühlte ſie die Hand irgend einer Intrigue kalt und ertödtend in ihr Herz greifen, ſo kam ein reitender Bote, um mich augenblicklich in die Stadt zu rufen. Auf Wolkenflügeln ſollt' ich dann zu ihr eilen, das Muttergefühl ſollte ſie tröſten für allen Kummer, alle Entbehrungen! Und wenn ich ankam, fröhlich, überglücklich, im prächtigen Palais der Aeltern mich umſchauend, fand ich ſie ſchon abgekühlt, ſchon getröſtet,

Der Schaman zog Gollusva an seine Brust, küßte die nicht Widerstrebende und begann sein Loos zu beklagen, das ihn und die Brüder von Dukka Jeung entfernt und in eine von der alten Einsamkeit so verschiedene Laufbahn geworfen hatte. „Dennoch, Gollusva," fuhr er fort, „haben wir dich nie aus den Augen verloren. Ich war oft in deiner Nähe und belauschte dich in den Beschäftigungen, die an die Stelle unserer frühern Spiele getreten waren. Ich suchte die Orte auf, die alle durch deine Fußtapfen geheiligt waren, und brachte Kräuter, Gräser, Blumen zu den Brüdern zurück, die, wenn sie welk waren, von Maha Guru's Thränen wieder erfrischt wurden."

„Aber warum verbergt ihr euch? Warum verließet ihr plötzlich Dukka Jeung? Warum kehrte Maha Guru nicht wieder zurück?"

„Mein Bruder? Er kann in den irdischen Wohnungen nicht mehr wechseln, weil er sie alle verlassen hat."

„Er ist todt?"

„Er lebt und ist doch gestorben! Erst dann wird er sterben, wenn er zu leben wieder anfangen wird."

„Du sprichst in Räthseln, die ich nicht lösen kann."

„Wer, meine Gollusva, hat je die Windungen der Räthsel verfolgen können, die sich auf dem Simmu, dem Götterberge, angelegt haben? Maha Guru ist das Räthsel der Welt, Niemanden verständlich, als ihm. Du fragst, wo du ihn findest? Ich hab' ihn in meine Arme geschlossen, ihn mit meinen Liebkosungen bedeckt; und lagen dann Hunderte von Felsenspitzen zwischen mir und seinem Nachtlager, da ich ihn in der Frühe gesehen, so hatt' ich ihn noch immer in meiner Nähe. Die duftige Staude an der Felswand, was ist sie?

ſchon zerſtreut durch etwas Neues, dem ihre nie zu befriedigende Sehnſucht nachjagte. Dann blieb ich wol einige Wochen bei den Aeltern, wurde verwöhnt, verhätſchelt, war ihnen aber bald ſo im Wege, wurde ſo unwillkommener Zeuge der unglücklichſten häuslichen Zerrüttung, daß man dann ſogleich hundert Gründe hatte, mich wieder nach Hohenberg zu meinem geſtrengen Rudhard, den franzöſiſchen und muſikaliſchen Maitres zurückzuſchicken. Zu dieſen Maitres! Dieſen Erziehungsvirtuoſen, die ich ſpäter zu entlarven Gelegenheit hatte! O, durch welches Wirrſal muß ſich ein Kindesherz durcharbeiten! Wenn ich daran denke, daß ich dabei immer noch mit Dem, was aus mir wurde, leidlich zufrieden ſein darf, ſo kann man wol ſagen: Die Jugend iſt eine Pflanze, die wächſt und ans Licht muß, auch wenn man unter dem Namen der Erziehung einen ſchweren Stein auf ſie legt!

Sie beurtheilen Ihre Aeltern ſtreng, ſagte Dankmar, und der Gefühle gedenkend, die ihn geſtern über ſeine eigene Mutter beſchlichen, fügte er hinzu:

Es iſt eigentlich ungerecht, Menſchen nur deshalb ſtreng zu nehmen, weil ſie das Schickſal zufällig unſerm Herzen ſo nahegeſtellt hat, daß wir ſie leichter ergründen können als Andere! Wir ſollten da gerade doch duldſamer ſein und den Vorſprung nicht benutzen,

den uns der nähere Besitz gestattet. Doch vergeben Sie ... ich gedachte eigener Erfahrungen ....

Wohl! Wohl! sagte der Fremde nachdenkend und tiefmelancholisch .... Die Liebenden quälen sich wechselseitig am meisten ... und Keiner wol bereitet sich das Gift des Todes oft willenlos gestissentlicher als Die ... die sich das Leben sind!

Nach einigen Augenblicken schwermüthigen Sinnens fuhr der Fremde fort:

Sie strafen mich, Wildungen, daß ich so streng von meiner Mutter spreche und den Vater vollends nicht schone. Aber werfen Sie einen Blick auf meine Lage, ist diese nicht entsetzlich? Ein tapferer Krieger wird von seinem Monarchen, der ihn liebt und verwöhnt, in den erblichen Fürstenstand erhoben. In demselben Augenblicke fallen ihm in der Ferne Besitzungen im Werthe einer Million zu. Er veräußert sie und statt die flüssigen Gelder auf einheimischen neuen Grund und Boden und dessen Ankauf oder die Verbesserung seiner alten Besitzungen zu verwenden, werden sie in flüchtigen Tändeleien, in luxuriösen Einrichtungen, einem prächtigen Palais, in Pferden, in Marställen, im Spiel, ja ich muß es sagen, sogar im Trunk vergeudet! Man drängt in ihn, ein Fideicommiß zu stiften für die Familie und ihre dauernde

Anlehnung an einen Beſitz, der wol entwerthet, aber nicht ganz veräußert werden kann. Der Staat begünſtigt ſolche Majorate und wünſcht ſogar ähnliche Beſtimmungen, um einen vornehmern Adel zu gewinnen, als das übliche adelige Geſindel iſt, das uns die ganze Frage vom Adel verdorben hat. Man wollte die Ausführung der damaligen Idee von einer künftigen Pairsſchaft durch Majorate anbahnen. Aber nicht nur, daß mit der Zeit jene Capitalien verſchwendet und auf eine nutzloſe Prachtliebe verwandt waren, die mir in der Reſidenz allerdings ein ſehr ſchönes Palais hinterlaſſen hat, deſſen innere Einrichtung zu ſehen Ihnen einmal Freude machen wird ... auch die alten gräflich Hohenberg'ſchen Güter Pleſſen, Randhartingen, Wiesbach, unſere Antheile an Schönau, Berghübel, ſind ſo durch darauf gebergte Summen überſchuldet, in ihrer Oekonomie vernachläſſigt, daß ich zweifelhaft bin, ob ich überhaupt ihre Herrſchaft antrete und ſie nicht lieber ganz, wie der Lateiner ſagt, unter den Spieß ſtelle, das heißt, wie Sie wiſſen, ſie losſchlage. Erwägen Sie dieſen Zuſtand und fragen Sie, ob hier das Gedächtniß eines Sohnes Alles liebend beſeitigen und über die Vergangenheit nur Blumen der Verſöhnung ſtreuen kann! Nein! Nein! Ich kann nur mit bitterſtem Unmuthe dieſe Gedanken an das Vergangene

in mir vorüberziehen laſſen; ich habe Stunden erlebt, wo ich meine Mutter kalt bemitleidete, aber noch unglücklichere, wo ich meinen Vater bis aufs Blut haßte. Denken Sie ſich den einen Zug! Dieſer Mann, der meine Mutter mishandelt hat, ſie zuletzt in ihrem Nothdürftigſten beſchränkte, dieſer Mann, der dennoch vor dem jungen Monarchen weinte, als er ihm den Tod meiner Mutter anzeigte, weil ein ernſter Blick der Umgebungen des Fürſten ihm ſagte: Hohenberg, Sie haben da ein Herz brechen helfen! ... dieſer Mann verkauft, weil die frühere Gräfin Bury nichts beſaß und ich keine Anſprüche auf ihren Nachlaß habe, die Einrichtung ihrer Zimmer, verkauft den ſtillen Frieden ihrer liebſten frommen Abgeſchiedenheit von der Welt, verkauft die Thränen, mit denen ſie ihre Polſter und Gebetbücher benetzte, verkauft — o mein Gott, Wildungen, Ihr wißt nicht, wie weit die Herzloſigkeit dieſer vornehmen Stände geht! Wenn ich in Lyon einen armen Seidenarbeiter ſterben ſah, ja, da gehörte wol ſchon das Stroh, auf dem er endete, dem reichen Fabrikanten, dem er all ſein Hab und Gut verpfändet hatte; aber ein Crucifix, Wildungen, auf das die blaſſen Lippen ihre letzten Küſſe gedrückt hatten, ein Gebetbuch, aus dem ſeine weinenden Kinder, die zu kurz die Schule beſucht hatten, um leſen zu

konnen, die letzten Tröstungen der Religion stammelnd buchstabirten, ja vielleicht der letzte Stab, Wildungen, der ihn stützte, der letzte Rock, der seine Blöße deckte und die letzten Schuhe, die er auszog, als er sich auf das Lager warf, auf dem er sterben sollte — die waren noch sein, um die bat er den Fabrikherrn für sein Weib und seine Kinder, verpfändete sie nicht, um der Liebe willen nicht ... um seines Heilandes willen nicht ... ach, mein Freund, vergeben Sie mir, wenn Sie einen Sohn hören, der vor seinem Vater keine Achtung hat.

Erschöpft von seiner Aufregung warf sich Egon auf die hölzerne Pritsche und schien die Härte dieses Lagers kaum zu fühlen.

Von tiefster Theilnahme ergriffen beugte sich Dankmar zu ihm herab und bat ihn, seine Empfindungen nicht zu heftig aufzuregen.

O, warum bin ich auch hierher zurückgekehrt, rief Egon leidenschaftlich, ausgesetzt einer ewigen Verhöhnung durch mich selbst! In der Ferne, ja da war ich glücklich! Ich galt für Den, für den ich mich gab. Wildungen! Glauben Sie mir's, ohne mich einen Wahnsinnigen zu schelten, ich habe in den Werkstätten von Paris gearbeitet, ich galt für einen deutschen gebildeten Arbeiter. Niemand wußte etwas von

den Schulden meines Vaters; mit Dem, was sie mir übrigließen, konnt' ich fleißige Arbeiter belohnen, manche nützliche Unternehmung befördern, ... selbst leben ... ich war glücklich. ...

Setzen Sie dies Leben hier fort! sagte Dankmar innigst theilnehmend und vor Freude bewegt, endlich einmal einen Vornehmen zu finden, der wie jeder andere Mensch sich fühlte und gab. Man wird sich mit dem Vater aussöhnen, der einen solchen Sohn hinterließ. Man wird milder von der Aristokratie denken, sich dem Adel verwandter fühlen ...

Man wird mich auslachen! unterbrach ihn der junge Fürst. Unsere Verhältnisse bieten keinen Boden für eine solche Umkehr der Stellungen.

Warum nicht? sagte Dankmar.

Der Fremde schwieg. ...

Nach einer Weile fuhr er fort:

Aber hören Sie von dem Vergangenen!

Sich aufrichtend erzählte er weiter:

Ich hatte kaum das dreizehnte Jahr erreicht und sollte nach des Vaters Wunsche jetzt unmittelbar für den Kriegerstand gebildet werden. Da kam über meine Mutter jene Erleuchtung, die denselben bigotten Zustand zur Folge hatte, von dem noch die spaßhaften Erzählungen des Jägers vom „Gelben Hirsch" Ihnen

im Gedächtniß ſein werden. Sie hören, wie wenig erbaut ich von dieſer Erbauung ſpreche und ich kann Sie verſichern, Wildungen, daß ich hier nicht wie der Blinde von der Farbe rede, ſondern eine Zeit lang war ich ſelbſt einer der Hellſehenden, Einer der von Angeſicht zu Angeſicht Schauenden und der Gotterleuchteten.

Dankmar lächelte wie der Erzähler. Er hätte manche, ſo auch dieſe Aeußerung von ihm anders gewünſcht; doch hörte er mit Aufmerkſamkeit zu.

Wie meiner guten Mutter dieſer traurige Zuſtand anflog, weiß ich nicht. Ich glaube, dieſe Frömmigkeit war damals in der großen und kleinen Welt eine Sache der Mode. Man betete viel und gern laut, und wiſſen Sie, Wildungen, für die Politik war Das ſehr gut. Es bewahrte vor Uebereilung in Entwickelungen, für welche der beſchränkte und philiſterhafte Sinn unſers Volkes kaum jetzt ſchon reif iſt, wie viel weniger damals . . .

Die jämmerlichen Staatsmänner jener Zeit, ſagte Dankmar, dieſe Polizeiſeelen, Creaturen Metternich's, fanden in der Bigotterie eine Stütze des Abſolutismus, eine Art Chinin gegen das Conſtitutionsfieber.

Wohl! Wohl! ſagte der Fürſt. Genug, ich für mein Theil hatte einige ſehr angenehme Folgen von dieſer Sinnesänderung meiner Mutter zu erfahren.

Erſtens wurd' ich nicht zum Soldaten beſtimmt. Im Gegentheil wollte die Mutter jetzt nur noch durch mich Gott ... und durch Gott mir leben. So ſagte ſie ſelbſt! Sie zog für immer hierher nach Hohenberg und richtete ſich ſo ein, als wollte ſie ihre Tage hier für immer beſchließen. Anfangs verurſachte mir dieſe Entdeckung einen lähmenden Schrecken. Ich ſehnte mich ja hinaus in die Welt, ich wollte Schulen beſuchen, wie Andere, wollte die Freundſchaften unterhalten, die ich bei meinen kurzen Anweſenheiten in der Reſidenz im Fluge knüpfte. Ich wollte der junge Fürſt von Hohenberg ſein! Aber die Mutter hatte es anders beſchloſſen. Sie gedachte mich in ihre ausſchließliche Obhut zu nehmen. Rudhard wurde entfernt, weil ſeine Auffaſſung des Chriſtenthums der ihrigen nicht entſprach. Man verſetzte ihn, ich weiß nicht, ob auf ihren Betrieb oder freiwillig, in andere öſtliche Gegenden. Tief betrübt ſah ich ihn ſcheiden, denn ſo ſtreng er war, die Gediegenheit ſeines Charakters konnte ſelbſt dem Kinde nicht entgehen. So wenig er meiner Eitelkeit als einem jungen Fürſten ſchmeichelte, ſo beſaß ich doch Lernbegierde genug, von ſeinem reichen Wiſſen Vortheile zu ziehen. Ja wie Knaben mit ihren Lehrern pflegen, in meiner eitlen Bewunderung ſtellt' ich ihn wol gar noch höher als

er ſtand. Seinen Nachfolger wählte die Mutter auf Empfehlung der pietiſtiſchen Kreiſe in der Reſidenz. Es war dies ein junger, gewandter Theolog, Namens Guido Stromer. Wenn ich nicht irre, brachte er ſich ſogleich eine Gattin mit und gewann das Herz meiner Mutter in dem Grade, daß es ihm gelang, einen andern Plan mit mir durchzuſetzen, für den ich ihm eigentlich Dank weiß. In ſeiner Furcht, meine Erziehung auf dem Schloſſe würde doch einen ewigen Ab- und Zuſtrom von Hofmeiſtern und Fachlehrern aller Art zu einer nicht zu ändernden Bedingung machen, äußerte er der Mutter die Idee, mich nach Genf in ein Penſionat zu geben. Naturen wie Sylveſtre Raffard geweſen war, blieben ihm gefährlich. Die Mutter, nicht ahnend, daß er nur in der ihm natürlich ſehr wichtigen Gunſt ſeiner Kirchenvatronin die Nebenbuhlerſchaften entfernen wollte, ging auf dieſen Plan mit Begeiſterung ein. Sie hatte Genf ſelbſt geſehen, ſchwärmte für den reizenden bergumkränzten Leman, träumte oft von dem Glücke, dort zu wohnen, dort ihre Tage zu ſchließen, was ihr bei der Beſchränkung ihrer Mittel nicht beſchieden ſein konnte ... und alle dieſe Reize erhöhte ihr zuletzt noch das Bewußtſein des in dem dortigen Leben und der dortigen Erziehung herrſchenden Geiſtes der ſtrengen Kirchlichkeit. Die

Sekte der Momiers war damals neu in der französischen Schweiz erst aufgekommen. Sie erkannte in ihnen, nach den Berichten einer von ihr nach Kräften unterstützten Kirchenzeitung, eine Gemeinde Wiedergeborener, die sich nur an den reinen biblischen Geist des Christenthums hielte. Es wurden Erkundigungen eingezogen über die Pensionate von Lausanne, von Vevey, von Neufchatel, Genf. Das war ein Geschwirre von Briefen der Pastoren jener herrlichen Gegend, die Alle mit Empfehlungen der christlichen Institute zur Hand waren und dabei die Gelegenheit benutzten, mit einer deutschen Dame von Stande in Rapport zu treten. Denn diese Pfaffen dort, müssen Sie wissen, haben keinen größern Ehrgeiz, als mit der halben vornehmen Welt Europas in Rapport zu stehen und sich mit den Briefen zu brüsten, die sie selbst aus Petersburg, Stockholm und Neuyork erhalten. Damit ist zugleich ein eigenthümlicher Menschenhandel verbunden. Kennen Sie Casanova?

Dankmar verneinte befremdet.

Casanova, sagte der junge Fürst, Casanova, den ich im Pensionat des Herrn Monnard mit aller Bequemlichkeit gelesen habe. . . .

Im Pensionat? sagte Dankmar erstaunt.

Casanova, fuhr Egon ruhig fort, erzählt von den

Ein süßer Hauch seines Mundes. Die sprudelnde Quelle, die sich durch die Steinritze drängt, was trink' ich an ihr? Das Athmen seines göttlichen, seligen Lebens. Der Vogel in der Luft, der Mond am Himmel, die Tag- und Nachtgleiche, ein Stück wollenes Zeug, was hab' ich daran? Alles, was da ist und sein wird; ich bin der Zwillingsbruder aller Dinge. Gyllusya, deine Augen, deine Wangen, dein dunkles Haar — sie sind nicht dein, sie sind Maha Guru's, du selbst bist sein Ebenbild, das ich anbetete. Der Bruder sinkt vor dem Bruder in den Staub. O großer König, gib mir deine Liebe!"

Gyllusya erschrack vor dieser wahnsinnigen Irr-Rede und wehrte den Schamanen ab, der vor ihr niedergefallen war und den äußersten Saum ihres Shawls berührte, als gält' es den Pantoffel des Papstes zu küssen. Sie flehte und beschwor ihn, seine Besinnung zu sammeln und seines enthusiastischen Irrthums mächtig zu werden. Der Niedergesunkene erhob sich, seine Feierlichkeit war verschwunden und er sagte: „Freundin, das ist das Räthsel Maha Guru's, das du selbst für unauflöslich erkennen wirst. Ziehe in Frieden mit deinen Vätern gen Lassa! Sind Hali-Jong's Götzenbilder auch in der Form, die er ihnen eigenmächtig gegeben hat, göttlicher Kraft und Gewalt, so werden sie den Meister, der sie geschaffen hat, in ihren Schutz nehmen und sich damit selbst den Stempel ihres göttlichen, unantastbaren Rechtes aufdrücken. Sei unbekümmert um die Zukunft deines Vaters und um die deinige, selbst dann, wenn die Priesterschaft für ihren Wahnsinn ein Opfer haben will! Maha Guru? Du wirst ihn wieder finden. Die Strahlen einer großen Sonne werden in Lassa dein Auge blenden."

in Europa zerſtreuten italieniſchen Sängern und Tanzmeiſtern und plaudert uns deren Memoiren aus; ich verſichere Sie, der fromme Menſchenhandel mit Bonnen, Gouvernanten, Hauslehrern aus der franzöſiſchen Schweiz iſt ſo organiſirt, daß ich eine große Aehnlichkeit finde. Sie haben keine Ahnung, welche Dinge in einer franzöſiſch-ſchweizeriſchen Pfarrerswohnung von Yverdun oder Meudon abgemacht werden. Ich könnte Ihnen Fürſtinnen nennen, die auf europäiſchen Thronen ſitzen und von den Fäden einer ehemaligen, glänzend penſionirten, bei Genf in ihren Verbindungen ſchwelgenden alten Erzieherin gelenkt werden. Sie erfahren in einem frommen Thee in Lauſanne mehr Cabinets- und Hofgeheimniſſe, wie in Berlin in dem engern Cirkel eines Miniſters.

Daukmar fiel lachend ein:

Das hätte ja faſt Aehnlichkeit mit dem Einfluſſe, den zehn Meilen weiter von Lauſanne die freiburger Jeſuiten über das übrige Europa ausüben. . . .

Die vollkommenſte! beſtätigte der junge Fürſt. Sie können aber auch in Lauſanne die Politik der Jeſuiten und in Freiburg die Politik der Momiers ſtudiren. Es iſt ganz dieſelbe Sache, wie ſie auch von Menſchen vertreten wird, die ſich untereinander vor Brotneid aufzehren möchten. Das iſt eine Sucht, dem andern

eine Beute abzujagen! Denken Sie sich diese Correspondenz der reformirten Geistlichen mit den höchststehenden Familien! Der Reiz der französischen Sprache, die elegante glatte Weltbildung neben der frommen Salbung, die den gutkatholischen Fénélon zum Ideal auch dieser Protestanten gemacht hat, ... genug, die gute Mutter war auf Grund meiner Versendung nach Genf so lebhaft in Verbindung mit den schönsten, durch die Fremdenbesuche an Neuigkeiten ergiebigsten Gegenden der großen europäischen Route, daß sie sich in ihren Briefen hier auf Hohenberg schon da vortrefflich unterhielt, noch ehe ich abreiste. Wie aber nahm Das erst zu, als ich wirklich in Genf war! Wie wurden da über mich, über meine Erziehung, meine Anlagen, meine Irrthümer, meine Tugenden und Gebrechen soviele Anfragen an Geistliche, Professoren, Syndics, Künstler, am Genfersee domicilirte Freunde und Freundinnen gerichtet und von diesen beantwortet! Nun war ich der einzige Gedanke der Fürstin, ja der Angelpunkt und die Achse ihres ganzen Daseins geworden. Welche Briefe ließ mich Professor Monnard und sein boshafter erster Lehrer, Sylvestre Rafflard, schreiben. ...

Rafflard? unterbrach Tankmar. Sie erwähnten ja seine Anwesenheit in Hohenberg. ...

Rafflard war, berichtete der Erzähler, urſprünglich aus Genf, kam nach Deutſchland, zu uns als Lehrer der franzöſiſchen Sprache, von da nach Kurland, wo er mit Rudhard wieder zuſammentraf und zwar feindſelig genug, dann kehrte er nach Genf zurück, wo ich ihm im Monnard'ſchen Inſtitute wieder begegnete. Jetzt iſt er Jeſuit. . . .

Das iſt eine lehrreiche Biographie! ſagte Dankmar.

Sie werden noch Manches von Sylveſtre Rafflard hören; ſchaltete der Erzähler ein und fuhr fort:

Wie oft wurden meine Briefe von Monnard und Monſieur Sylveſtre ausgeſtrichen und unter dem einfachen Scheine ſtiliſtiſcher Veränderungen in ihren Thatſachen ſo umgewandelt, daß weiß erſchien, was ich als ſchwarz hatte melden wollen — kurz, mein Freund, ich wurde in geiſtigen Dingen ſo methodiſch zur Lüge und zur Phraſe erzogen, ſo auf eine gewiſſe herzloſe Regelmäßigkeit abgerichtet, ſo nach dem Modell einer gutgearbeiteten genfer Uhr künſtlich zuſammenſpintiſirt, daß ich in meinem achtzehnten Jahre wirklich als ein heilloſer Schlingel, voll Verſtellung und Einbildung, zur Mutter zurückkehrte und die Vorwürfe der inzwiſchen gar düſter gewordenen und gramverſchleierten Frau im reichſten Maße verdiente. Natürlich misfiel es hier einem jungen Taugenichts, der ſtatt im Tho-

mas a Kempis im Penſionat heimlich den Caſanova las, im höchſten Grade. Ich entfloh, ſo zu ſagen. Als die Mutter mir in die Reſidenz nachreiſte und ich auch mit dem Vater in Händel gerieth, dankte ſie Gott, wie ich wenigſtens ſoviel guten Willen zeigte, daß ich mich entſchloß, in Bonn, Heidelberg, Göttingen zu ſtudiren. Erlaſſen Sie mir, Ihnen davon eine Schilderung zu machen! Die akademiſche Zeit eines jungen deutſchen Adeligen, der die Univerſität beſucht ohne einen andern Zweck als den, einmal dageweſen zu ſein, wird für Sie keiner Schilderung bedürfen. Man genießt, was das Leben bietet und was der von Hauſe bezogene Wechſel ſich zu verſchaffen möglich macht. Durch Unterwürfigkeit und Kriecherei der ſogenannten „Philiſter", ja der berühmteſten Profeſſoren, lernt man früh die Niederträchtigkeit der Menſchen kennen und man verläßt die Hochſchule, überſättigt, verdrießlich, reizbar, im Jugendlenz ſchon ein Miſanthrop. Die Mittel floſſen meiner Lebensluſt gering zu. Der Juſtizrath Schlurck, derſelbe, der im Beſitz Ihres verlorenen Schreins iſt, derſelbe, den wir beobachteten, wie koſtbar ihm Paſteten und Champagner ſchmeckten, die er ſich bei ſolchen Adminiſtrationen, wie die Hohenberg'ſche iſt, verdient, ſchickte ein, was die ganz in ſeinen Händen befindliche Verwaltung der Angelegen-

heiten meines Vaters zu ſchicken erlaubte. Der epikuräiſche Spitzbube war dabei ſehr höflich, ſehr devot, aber karg. Ich haßte ihn, vielleicht mit Unrecht. Aber er war der Nächſte, der meinen beleidigten ariſtokratiſchen Aerger, meine gentlemanliken Vorwürfe auffangen mußte. Die Mutter ſprach oft davon, man müſſe ſeinen Feinden vergeben: ich entnahm dieſer Wendung ihrer Briefe weiter nichts, als daß ich mich auch wirklich vor Feinden zu hüten hätte. . . . War ſie doch ſelbſt ſeit der früheſten Zeit, der ich mich entſinnen kann, von den Geſpenſtern unſichtbarer Gegner verfolgt! Früh ſchon prägte ſie dem Kinde die Vorſtellung einer großen Verſchwörung gegen ihr Lebensglück ein. Sie machte mir Begriffe, als wenn die Welt voll Teufel ſtäke und an der Spitze dieſer Hölle, ſagte ſie mir einſt, ſtände eine Frau . . . eine Frau, die früher ihre zärtlichſte Freundin war, Pauline von Harder, ſonderbarerweiſe wirklich die Gattin jenes Mannes, deſſen ſchlingelhafter, frecher Bediente mich, den Beſitzer von Hohenberg, in ſeinen eigenen Thurm hat werfen laſſen!

Pauline von Harder? wiederholte Dankmar und gedachte der Erwähnung derſelben auf dem Heidekrug. Er kannte ſie nur als eine Schriftſtellerin, von der er jedoch nichts geleſen hatte. . .

Sie ist mir unbekannt, fuhr der junge Fürst fort, wie die meisten erlauchten hoch- und hochwohlgeborenen Häupter unsers Adels, einige Jüngere ausgenommen, mit denen ich in Bonn und Göttingen verkehrte. Prüfungen zu bestehen und mich um ein Amt zu bewerben, lag nicht in meinem Plane: der Vater, der sich über seine Verhältnisse gern in einem völligen Dunkel erhielt, um von ihnen das Beste annehmen zu dürfen, glaubte noch hinlänglich vermögend zu sein, mir eine standesmäßige Existenz auch ohne Arbeit und Amt zu sichern. Dies war aber nicht der Fall. Ich fühlte mich so gezwungen und nach allen Richtungen hin so gehemmt, daß ich vorzog, wieder auf Reisen zu gehen und mich deshalb der Schweiz, Italien und Frankreich zuwandte. Die Beziehung zur Mutter blieb leider unerfreulich. Sie hatte in ihrer Art das Beste im Sinn, aber sie gab es entweder nicht in der richtigen Form, oder mein Herz ist kalt, ich weiß es nicht, ich kam nie mit ihr zu einem warmen offenen Wahrheitstone. Oft empfand ich Hinneigung zu meinem verbnatürlichen Vater. Die Mutter unterbrach aber jedesmal diesen Strom meiner Empfindungen und lenkte ihn wieder auf sich zurück, wo er jedoch nur künstlich floß. Ihre trübe Auffassung des Lebens entsprach meinem heitern Sinne nicht. Rudhard's Un-

terricht hatte schon tiefe Wurzeln in meinem Herzen geschlagen und mich gegen allen Schein und die Charlatanerie gestählt, mit der in Genf die Erziehung betrieben wurde. Ich gewann dort einige Bekanntschaften, die der allgemeinen Pietisterei in der dortigen Lebensweise gegenüber mir reinere Begriffe von Gott und seinem weisen Erziehungsplane der Menschheit einflößten, und wenn ich Ihnen erzählen sollte, wie es vor fünf Jahren etwa über mich kam, welch ein neuer Geist mich gerade in der französischen Schweiz und dem südlichen Frankreich ergriff. . . . Sie würden sagen, die dumpfe, hier auf dem Schlosse wohnende protestantische Ascetik konnte mich nicht erwärmen, selbst wenn sie von der zärtlichen Fürsorge einer Mutter betrieben wurde! Ach ja, Wildungen! Ich gedenke des Tages, wo ich von Genf zu Fuße wanderte, die Rhone entlang durch Savoyen über den Jura nach Lyon! O dieser Tag! Diese Welt! Diese Freiheit! Vergebens hatte ich auf Briefe von Schlurck gewartet, vergebens auf eine Mittheilung von meiner Mutter, die wegen meines plötzlichen Entschlusses zu reisen, mit mir boudirte, vom Vater hatt' ich eine längere freundliche Zuschrift, in der er mir nach seiner Weise kurze Verhaltungsmaßregeln schrieb, etwa in dem Stile: Junge! Mach Schulden, aber meide die Wucherer und borge immer vier Wochen früher, ehe

du das Geld brauchſt, ſonſt preßt dir die Noth die niederträchtigſten Zinſen ab! Verlieb' dich nie ernſtlich und lerne aus der Liebe zu den Weibern die leichteſte Methode, ſie zu verachten ... und dergleichen epikuräiſche Sätze mehr, die er mit Herzensgüte verband ... er war leichtſinnig, doch wohlwollend und nur durch eine unmäßige, vom verſtorbenen Monarchen geſchürte militairiſche Eitelkeit aus Rand und Band gegangen. ... Dieſen Brief hatt' ich, aber keinen Wechſel. In der Ungeduld, ihn erwarten, Stunde um Stunde, Minute um Minute zählen zu ſollen, ging ich mit der letzten Baarſchaft, zu Fuß, in einer Blouſe, wie Sie mich jetzt hier ſehen, von Genf nach Lyon. ... In der Meinung, nach vierzehn Tagen kehrſt du zurück und findeſt, was zu erwarten dich ſo peinigt, ſchritt ich muthig vorwärts. O, welch eine Erinnerung! Wie lange hielt ich ſie fern, Wildungen! Gedenk' ich dieſer himmliſchen Maitage, als ich von Genf auswanderte, die grünen Ufer der Rhone entlang, bei jedem Blicke aufwärts die blauen Höhen des Jura, bei jedem Blicke rückwärts die weißen, unter dem reinſten blauen Himmel ausgebreiteten Schneedecken des Montblanc und Chamounirthales. ... Wildungen ... An der kleinen, hoch in den Lüften ſchwebenden Bergveſte des Forts de l'Ecluſe warf ich noch einmal den Blick in das Genfer

und Savoyer Thal zurück. Lebe wohl, du ſchöne Ebene! Lebe wohl, du theures Land! Es war wie ein Abſchied von meinem ganzen Daſein. . . Ich ſetzte mich an dem Fort auf einem Steine nieder und jeder von einem leichten Lüftchen bewegte Grashalm rührte mein junges, ſich damals ſo arm, ſo arm fühlendes Herz. Jede kleine Glockenblume, die mein Fuß hätte zertreten können, ſchien mich mit bittendem Auge anzuflehen: Schone mich! Der Vogel, der von dem Felſen in die Ebene hinunterſchoß mit wellenartig wogenden Flügeln, ſchien mir im Einverſtändniſſe mit meinem innerſten Leben und auf der gewaltigen flachen Felswand, die dem Fort de l'Ecluſe gegenüber ausgebreitet liegt und die andere Seite der Schlucht bildet, über welche ein ſchmaler Engpaß durch dieſe kleine Feſtung nach Frankreich führt . . . las ich wie auf einer großen, vom Himmel mir entgegengehaltenen Tafel mein künftiges Schickſal. . . . Ich grübelte und forſchte, zu erkennen, welche Figuren das Moos und die Bäume und die Sträucher und die zerbröckelten Riſſe auf ihr bildeten. War es ein gepanzerter Ritter zu Roß? War es der Gott Vulcan, der mit aufgehobenem Hammer vor der Eſſe ſtand? Es ſchien mir ein rieſiger Adler mit weit ausgebreiteten majeſtatiſchen Flügeln. Ich ſprang auf. Wie Ganymed wollt' ich

mich von diesem Göttervogel forttragen lassen in alle Himmel und Fernen sehnsüchtigster Ahnung. . . . Ich kannte kein Bleibens mehr. Hinüber zog es mich über den kahlen Rücken des Jura, und als ich niederstieg an den gewaltigen Rhonefällen vorüber, durch tannenbeschattete Schluchten, an Eisenhämmern und Kohlenhütten vorbei . . . in die burgundische Ebene, als mich neue Menschen, neue Sitten, neue Erinnerungen der Geschichte begrüßten . . . wie hab' ich da meinen Hut in die Luft geworfen und allen Bäumen zugerufen: Warum habt ihr hier schon geblüht? Warum nicht gewartet auf diesen Maitag und auf mich? Warum liegen eure Flocken schon alle auf der Erde? Und wenn ich einen Pfirsichbaum sahe, der sich verspätet hatte, der noch blühte, ach, da hätt' ich ihn umarmen mögen wie mich selbst, wie mein Bild, wie meinen Kameraden, so kam ich mir jung, glücklich und wie umgeboren vor! In solcher Stimmung kam ich, die Ufer des Ain entlang wandernd, in Bauerhütten einkehrend, mit Fuhrleuten sprechend, die leichte Kost des Landes genießend, mit einem Freunde, den ich [illegible] unterwegs erwarb, wie ich Sie erwarb . . . in den schönen Lyon an, wo ich nicht die Villen, nicht die prächtigen italienischen Luxushäuser der reichen Kaufleute an den weinbekränzten Ufern des Kanals Z

Gyllusya weinte, denn sie war unfähig, aus allen diesen verworrenen Aeußerungen, hinter denen eine unläugbare Wahrheit verborgen liegen mußte, einen Schluß zu ziehen, der ihr verständlich gewesen wäre. Ihr Scharfblick, der sich in so vielen Fällen bewährt und ihr den Ruf einer Turandot verschafft hatte, scheiterte an der Rede und dem seltsamen Benehmen des Schamanen. Dieser geleitete sie wieder zur Leiter, die in ihre Kammer führte, zurück, brach eine Lilie, die am Wege stand, und verließ sie mit den geheimnißvollen Worten: „Ich habe nur einen Staubfaden aus dem Kelche dieser Blume gerissen. Befeuchte sie mit dem frischesten Thau und dennoch wird sie morgen todt und welk in deiner Hand liegen."

In dieser Art von Räthseln war Gyllusya erfahrner, sie beschloß darüber nachzudenken, während schon der festeste Schlaf ihrer Erschöpfung zu Hülfe kam. Der Schamane kehrte unter die fest aufgepflanzte, schnarchende Horde der Sunneassars zurück; er allein durfte sich zu Boden legen, weil er weder Geistlicher, noch Büßender war.

Endlich brach der Morgen an, von dem Hali-Jong wohl wußte, daß mit ihm der jüngste Tag seiner Freiheit gekommen war. Mit dem Abend dieses Tages zog man in Lassa ein und über Nacht schon konnte das peinliche Verfahren der tibetanischen Inquisition seinen Anfang nehmen. Er ließ Alles um sich geschehen. Sonst gewohnt, nichts unbeachtet zu lassen, jeden Sattelgurt zu prüfen, an jeder Arbeits-Verrichtung seiner Diener etwas zu tadeln, hier etwas höher, dort etwas tiefer geschnallt, hier etwas offen, dort etwas bedeckt zu wünschen, sah er heute in die Welt, die ihn verrathen hatte, mit gläsernen matten Augen hinein. Er be-

ſuchte, ſondern — doch was unterhalt' ich Sie mit Empfindungen und Rückblicken, auf ein Leben, das keinen Werth für Sie haben wird! ... ach, vielleicht auch keinen mehr für mich ſelbſt!

Doch, doch! rief Dankmar, faſt mit Egon weinend vor Rührung. Ich nehme den innigſten Antheil, Prinz!

O fort mit dieſer Benennung, Freund! ſagte Egon. Prinz! Durchlaucht! Ich habe ſie nie geliebt, dieſe alten Reliquien pedantiſcher Kanzleiſprache, dieſe geſchmackloſen Ueberlieferungen italieniſcher und ſpaniſcher Etikette. Und Das jetzt? Jetzt, Wildungen? Der Fürſt ſoll ſich ehren durch ſeine Weisheit, der Adel durch ſeine Tugend und durch die Ehre ſeiner Thaten und Geſinnung, der Bürger durch ſeinen Beruf, und der einfache Name iſt es, der uns der ſchönſte Gruß, die würdigſte Anrede erſcheinen ſollte. Entwöhne ſich Einer, wie ich, mein Freund, vier Jahre lang aller Erinnerungen an äußere Lebensſtellung, ſei Einer eine Zeit lang nur Das, was ſein Talent oder wenigſtens ſein guter Wille aus ihm macht, und man wird die Hohlheit aller äußern Formen für immer gewahr werden. Wildungen, ich habe das Leben an ſeiner reinſten Quelle erkannt. Nicht die Schichten, wo man nur Abſtractionen genießt und den Fleiß

anderer Hände und die Gedanken anderer Köpfe, nicht dieſe bieten uns ein Bild des wahren Lebens, ſondern da rinnt ſein Quell, wo die Arbeit aus rohen Stoffen eine Geſtalt hervorzaubert, da ſtrömt ſie, wo die ewige Schöpfung Gottes von der Hand des Menſchen fortgeführt wird. Ich wurde durch einen Zufall in Lyon ein Handwerker, kehrte nicht nach Genf zurück, lebte in und mit dem Volke und liebte ſeine Leiden und ſeine Freuden. Was mich dahin führte, welcher Irrthum vielleicht oder welche Täuſchung oder welche richtige, höhere Beſtimmung ... wie ich veranlaßt wurde, die Blouſe, die ich auch nur des Staubes wegen in Genf angezogen hatte, in Lyon nicht wieder abzulegen, Das, mein Freund, erzähl' ich Ihnen ...

Egon ſtockte.

Tankmar ſchien ſchon jetzt um Mittheilung zu drängen.

Nein, ſagte Egon, den Ausdruck in Tankmar's Mienen wohl verſtehend, Das erzähl' ich Ihnen, wenn Sie einmal Abends in der Reſidenz auf meinen Polſtern und Divans ſitzen werden und Ihnen unter dem Schimmer eines koſtbaren Kronenleuchters, den mein Vater in ein liebliches Gewächshaus hat hängen laſſen, wo hundert Spiegel die Blumen und Flammen widerſtrahlen, eine Thräne auffallen wird, die ſich mit

dem Glockenſchlage Elf — in mein — umflortes Auge ſchleicht.

Egon ſchlug ſanft die Arme unter den ſchönen männlichen Kopf und ſtreckte ſich auf das harte Holz, auf dem er ſaß, faſt der Länge nach. . . .

Die Erzählung hatte ihn erſchöpft, ſchon in Dem, was er ſagte, und ſchien ihn noch mehr zu erſchüttern in Dem, was er verſchwieg.

Dankmar wollte, um den ſchmerzlichen Eindruck zu verwiſchen und ſich ſelbſt von einer ihn drückenden wehmüthigen Stimmung zu befreien, das Wort ergreifen, als ſie Schloß und Riegel raſſeln hörten. Pfannenſtiel, der Wachter des Thurms, brachte ihnen das Eſſen aus der Krone und mochte bei ſich denken, daß ein offenbarer, überwieſener Spitzbube — denn als ſolchen hatte ihn noch immer mehr draußen der Thatbeſtand feſtgeſtellt — wol noch nie hier ſo gut und behaglich geſpeiſt hätte. Dem jungen Fürſten waren der Speiſen faſt zu viel. Er aß nur einige Löffel von der Suppe, Dankmar geſtand von ſich einen lebendigern Appetit ein, worüber Pfannenſtiel, der auf die Ueberbleibſel rechnete, wol nur wenig Freude empfand. Dennoch ſchien er dem ganzen und dem halben Gefangenen nicht gerade abgeneigt und ließ ſich auf mancherlei Plaudereien über das Schloß, ſeine ehema-

ligen und auch gegenwärtigen Bewohner ein. Es wurde dabei nur das uns Bekannte wiederholt und bestätigt. Neues aber lag in folgender Bemerkung:

Das Glück ist ungleich vertheilt, sagte Pfannenstiel. Das ist schon so und man muß es sich vom lieben Gott gefallen lassen. Aber schlimm ist's, wenn der Hochmuth die Menschen noch weiter auseinanderbringt, als es das Gold schon thut. Ich habe da oben auch auf dem Schloß eine Schwägerin. Die ist reich geworden, weil mein Bruder, der des Fürsten Wirthschaftsinspektor war, zu seinem Vortheil rechnen konnte. O liebe Zeit, sie ist eine simple Wirthstochter hier aus der Gegend und hat eine Zeitlang nicht gewußt, soll sie meinen Bruder nehmen oder den Jäger Heunisch dazumal oder mich, der ich Schreiber war im Amt und den Amtsdienerposten nehmen mußte, weil ich mir beim großen Brand auf dem Gelben Hirsch hier da den Daumen verbrannte ... und nun stolzirt sie wie ein kalekutischer Hahn und weiß nicht, ob sie ihren armen Schwager noch kennen und grüßen soll. Eine Gans war sie schon immer. Ich glaube nicht, daß sie jetzt schon ihren Namen schreiben kann. ...

Die beiden Freunde erinnerten sich der Erzählung des Försters im Gelben Hirsch. Der junge Fürst wußte

aber von diesen Dingen noch mehr, als er auf dem Gelben Hirsch verrathen hatte.

War Das bei dem Brande, sagte er, wo das junge Mädchen verunglückte, die Schwester des jetzigen Wirths Drossel?

Vor funfzehn Jahren, ja! sagte der Wächter verwundert; die Tochter auf dem Gelben Hirsch, die Braut vom Jäger Hennisch. . . Ei, woher weiß Er . . . wissen Sie . . . woher weiß Er. . . .

Als Egon kopfschüttelnd über seine Lage, die einen solchen Mann zweifelhaft machte, wie er ihn anreden sollte, schwieg, sagte Dankmar seinen Appetit unterbrechend:

Mein Freund ist aus hiesiger Gegend. Das sehen Sie doch nun wol, daß Ihr hier keinen Verbrecher vor Euch habt, sondern einen gebildeten jungen Mann, der sich das Schloß und allenfalls auch die Bilder näher besehen hat, weil sie ihm gefielen.

Das wird wol auch herauskommen, ja! ja! entgegnete Pfannenstiel, den Essenden zusehend. Die Bedienten des Herrn von Harder sind gerade so grob, wie ihr Herr stolz ist. Den alten Gärtner Winkler hat einer so umgerannt, daß er auf den Tod liegt und als die alte Brigitte darüber klagen wollte — sie weiß warum Einer sein Mundwerk hat — drohte man

ihr, sie solle sich vor Schlimmerem in Acht nehmen. Solche Bengel! Ordnung ist oben keine mehr. Die Weiber tanzen und musiciren. Der alte Schleicher, der Bartusch, kriecht herum wie's böse Gewissen und möchte mir die Knöpfe von der Livree abschneiden, weil er denkt, es ist noch Silber darin; so geizig und gierig sind die Menschen, in deren Rachen hinein uns der alte Fürst in Gnaden verkauft und verjubelt hat.

Dankmar fürchtete, diese Mittheilungen würden eine Wendung nehmen, die Egon's Wunden aufrisse und beschleunigte die Befriedigung seines Appetits, um nur den geschwätzigen Büttel loszuwerden.

Egon aber schien an dessen Mittheilungen Gefallen zu finden und sagte, ohne seine Theilnahme verbergen zu können:

Also die alte Brigitte lebt noch und der alte Winkler!

Kennen Sie denn Die? fragte Pfannenstiel erstaunt. Freilich, wer hat Die hier in der Gegend nicht gekannt! Sie sind wol aus —?

Aus Schönau! sagte der Fürst.

Aus Schönau! Ja! Da weiß man's auch. Wenn die selige Fürstin die gemeinen Leute einlud — sie mußten freilich singen und beten und Manchem kommt's gar nicht schaden — theilte die alte Brigitte das Warm-

hier aus, das immer vor'm letzten Vaterunser den Leuten schon von der Küche herauf in die Nase kribbelte. Ach du liebe Zeit, es waren curiose Geschichten; aber doch noch besser als jetzt, wo kein Mensch weiß, was nun aus Hohenberg und Plessen und den herrlichen Gütern werden wird. . . .

Was wünschtet Ihr denn am liebsten, daß daraus würde? fragte Dankmar, der Egon's Gedanken errieth.

Das ist schwer zu sagen! Uebernimmt der junge Fürst das Ganze und befriedigt die Creditores, so stehen wir uns natürlich Alle hier am besten; denn wir bleiben doch, hat erst neulich der alte Winkler gesagt, in der Familie. Er hat Recht, der alte Mann, der's in seiner Kinderei oft noch trifft. Eine Herrschaft, die ein gutes Herz hat, behandelt ihre Angehörigen, als gehörten sie in ihre eigene Familie. Uns hier vom Amte kann's am Ende gleich sein, denn die Gerichtsbarkeit kommt doch wol nunmehro an die Regierung. Aber — so ist's und so wird's kommen — für die Andern ist von dem Prinzen Egon nichts zu erwarten.

Warum nicht? fragte Dankmar.

Der verkauft das Ganze, bezahlt die Schulden, nimmt den Rest und geht damit nach Frankreich, wo

er ja — es iſt 'ne Schande! — mit einem ganz gewöhnlichen Frauenzimmer ſo gut wie verheirathet ſein ſoll und überhaupt ein curioſer Hanns geworden iſt...

Verheirathet? ſagte Dankmar und blickte dabei mit ungläubiger Ironie auf Egon.

Wie ich Ihnen ſage! fuhr Pfannenſtiel fort. Der Prinz iſt hier wie aus der Welt. Sonſt wußte man doch, daß er in der Schweiz auf Schulen und am Rhein auf Univerſitäten war, und man konnte ſich bei der Frau Fürſtin recht inſinuiren, wenn man ihr begegnete und ihr ſagte: Nun Durchlaucht, lange nicht geſchrieben Prinz Egon Durchlaucht? Früher nämlich, als wirklich Briefe von ihm kamen, hatte ſie's gern. Dann aber ſoll er drei Jahre lang nicht geſchrieben haben, drei Jahre lang vor ihrem Tode; da hat ſie's nicht gern gehört, wenn Einer ſagte: Nun Durchlaucht, lange nicht geſchrieben Prinz Egon Durchlaucht? Wer Das ſagte, mußte entweder dumm oder ein rechter Spitzbube ſein. Denn Alle wußten, daß er in Frankreich war, ſich mit gemeinen Leuten herumtrieb und die Tochter von einem Tiſchler gerade nicht geheirathet hatte, aber, verlaſſen Sie ſich darauf ... mit ihr lebte ... und Kinder hat ... und ... wie geſagt, ganz verwilderte Geſchichten.

Die Thräne unter dem Kronenleuchter, Freund —

warf Egon Dankmarn anblickend, mit ſchmerzlichem Lächeln hinein — verſtehen Sie?

Pfannenſtiel ſah auf ſeinen Gefangenen, deſſen Bemerkung ihm wunderlich vorkam.

Wie meinen — Wie meint Er — Thräne unterm Kronenleuchter? . . . fragte er, ſtockend und in dem Glauben, es wäre wol mit dem Gefangenen nicht recht richtig.

Herr Pfannenſtiel, ſagte Egon, um dieſe ihm peinlichen Mittheilungen abzubrechen; Sie ſehen, wir ſind geſättigt. Nehmen Sie den Reſt und laſſen Sie den Herrn noch bei mir. Sie wiſſen, daß es der Juſtizdirektor ja geſtattet hat.

Pfannenſtiel packte die Reſte ein und ſagte währenddem mit einiger Ironie:

Laſſen Sie ſich nicht durch den Juſtizdirektor und ſeinen Doctor irremachen, der ſchläft auch ohne den Doctor bis vier Uhr; wenn's Ihnen ſonſt hier gefällt, bleiben Sie in Gottes Namen. Kübler iſt's als unten in der Krone; es iſt wahr. Aber — Wetter, da hab' ich ganz vergeſſen . . . Ich ſoll Ihnen ſagen . . .

Der Büttel wandte ſich an Dankmar.

Mir? Was iſt noch?

Es hat Einer inſtändigſt nach Ihnen in der Krone verlangt. . . .

Ich ſehe, ich bin der Vielgeſuchte, ſagte Dankmar. Wahrſcheinlich der Amerikaner mit dem freundlichen Knaben?

Nein, erwiederte der Schließer, der Herr Ackermann, der prächtige Sachen von Amerika erzählte, iſt abgereiſt, gerade wie ich das Eſſen holte. Vielleicht kommt er wieder. Er lobte unſern Boden. Der Knabe läßt Sie noch grüßen und hat eine ſolche Angſt um Sie gehabt, daß Sie hier im Thurme wären, daß ich meine Noth hatte, ihm zu erklären, Sie ſitzen hier nur zum Spaß. . . .

Welcher Amerikaner? fragte der Fürſt.

Dankmar erzählte ihm in einigen Worten die Bekanntſchaft, die er gemacht und ſetzte hinzu, daß er einige Zeit geglaubt hätte, dieſer Fremde könnte vielleicht an eine Anſiedelung, an einen Güterkauf denken. . . .

Nein, fuhr der Schließer, der ſich inzwiſchen beſonnen hatte, fort, ein Anderer wollte Sie dringend ſprechen und wenn ich richtig gehört habe, es ſoll juſt kein feiner Herr geweſen ſein und wenn mir recht iſt, der Wirth ſagte, er hätte . . . rothe Haare.

Hacken! ſagte Dankmar. Wahrſcheinlich mein davongelaufener Kutſcher, bemerkte er zu Egon hingewandt.

merkte Alles und bemerkte Nichts. Er ließ minutenlang ſein Auge auf Gyllospa ruhen und hätte mit derſelben Zärtlichkeit den Schweif ſeines Pferdes anſehen können; denn er unterſchied nichts mehr. Die Dinge hatten ihre Umriſſe, die Umriſſe ihre Farben verloren; er war von einem grauen Nebel umhüllt und ſank in ſeine eigene Ohnmacht hin. Die Brüder mußten ihn auf den Sattel ſetzen, die Reitgerte in ſeine Hand legen und ihm ſogar ihren Mund leihen, um dem Pferde das Zeichen des Abmarſches zu geben.

Die Polizei iſt nicht immer die nothwendige Folge des Deſpotismus. Wo die Völker für Feſſeln, die ſie tragen, kein Gefühl und keinen Zorn haben — da bedarf es keiner Zwangsmittel, keiner Trabanten, die den Leib des Herrſchers und den Geiſt ſeiner Geſetze bewachen. In Europa lodert die Freiheitsluſt am hellſten und wir beſitzen die organiſirteſte Polizei: die türkiſche ſteht ſchon auf einer niedrern Stufe, weil ſie weniger zu thun hat: die tibetaniſche —? Dieſe exiſtirt gar nicht, obſchon der Deſpotismus der dortigen Hierarchie für uns unerträglich wäre. Wir ſehen da einen Verbrecher in ruhiger Ergebung und Erwartung einer Leibes- und Lebens-Strafe nach dem Orte ſeiner Verurtheilung hinpilgern, ohne vorgeſchriebene Reiſeroute, ohne Ablieferung an die Behörden, ohne Commiſſäre, ohne Gendarmen und requirirte Bauerwagen. Der Gedanke einer Flucht kann in einem tibetaniſchen Verbrecherkopfe nie entſtehen, weil die Hand Gottes, der Prieſterſchaft, überall iſt, weil ihm Dalai Lama über dreißig Millionen Königreiche der Erde herrſcht und weil die Geographie in dieſem Lande eine noch unbekannte Wiſſenſchaft iſt. Man hat geſagt: verbreitet die Aufklärung und di. Gerechtigkeit wird leichter verwaltet werden.

Mit dem Bescheide, daß dessen Nachfrage nicht viel auf sich hätte, entfernte sich endlich Pfannenstiel und ließ die beiden Freunde allein, die ihm bei der betroffenen Art, wie sie bei Erwähnung des Rothhaarigen sich anblickten und gleichsam verstohlene Zeichen gaben, doch wieder etwas zweifelhaft vorkommen mußten. Er schien mit gutem Gewissen die Thür zuzuschließen. So kräftig klangen die Schlüssel, als wollte er sagen: Es ist doch besser, daß ihr Beide da festsitzt!

Da sehen Sie nun, begann Egon, als die Schlüssel des Wärters nicht mehr hörbar waren, da sehen Sie, wofür ich hier gelte. Und doch weiß ich nicht, ob ich mich nicht freuen soll, wie schon alle Bande der Anhänglichkeit, die mich bestimmen könnten, die Besitzungen zu behalten, gelöst sind. Jener Amerikaner — Ackermann nannten Sie ihn? — lobte den Boden. Nun wohl! Mir ist er nicht günstig und trägt keine Früchte. Man spottet meiner Mutter. Man sehnt sich neuen Zuständen entgegen. Man gibt mich auf. Kann mich Etwas bestimmen, mich hier zu entdecken? Kann ich wünschen, hier erkannt zu sein? Ein unendlich schönes poetisches Verhältniß, das mich in Frankreich fesselte, ist so elend entstellt hierher gedrungen! Eine niedrige Gesinnung wird bei mir vorausgesetzt; bei mir, den Niemand kennt, dessen Züge Keinem wieder

einfallen, höchſtens vielleicht dem alten Gärtner, wenn ihn die Knechte der ungebetenen Gäſte nicht vielleicht gemißhandelt hätten. O daß ich mich entſchlöſſe, dieſe Wechsler aus dem Tempel meiner Familie auszutreiben! Würde mir nicht Gehorſam geleiſtet werden müſſen? Könnt' ich nicht die Genugthuung haben, daß ich oben auf dem Schloß erſchiene und Allen zuriefe: Noch bin ich Herr an dieſer Stelle und ich rathe euch, daß ihr Alle zum Teufel geht!

Zorn hatte Egon ergriffen. Er ſtand mit leuchtenden Augen da und ſeine ſchlanke Figur reichte faſt bis zur Decke des niedrigen Gemachs. Er öffnete das Fenſter und rüttelte an den Stäben, die feſter ſaßen, als Dankmar geglaubt hatte.

Und was kann ich anders thun, um hier zu entkommen, als mich zu entdecken? fuhr Egon mit ſich ſteigernder Ungeduld und Dankmar's Schweigen für Zuſtimmung nehmend fort. Dieſer Harder iſt ein königlicher Hofbeamter, ſein Wort hier wirkt allmächtig. Jedes Gutſagen für mich von Ihrer Seite wird an ſeinen Befehlen ſcheitern. O fühl' ich da nicht jetzt plötzlich die alte feindſelige Hand wieder, die ſchon meine Mutter verfolgte? Es war doch wol keine Grille ihrer erregten Einbildungskraft, daß ſie dieſe Harders für die Erbfeinde ihres Glückes erklärte. ...

Der Absicht, sich zu entdecken, stimmte Dankmar bei. Er wußte selbst kein anderes Mittel freizukommen, als daß der junge Fürst das Gedächtniß der Menschen, die ihn noch als Knaben oder Jüngling hier gesehen haben mußten, gleichsam aufrüttelte, sie auf Wiedererkennung seiner Züge lenkte und wenigstens durch dieses äußere Zeugniß ergänzte, was ihm an Documenten fehlte.

Nicht Jeder — sagte Egon lächelnd — nicht Jeder glaubt wie Sie, einer Visitenkarte!

Dankmar erinnerte ihn jetzt an die Mittheilung der Liste, die er ihm hatte stellen wollen.

Wird sie sich ausführen lassen! sagte Egon zweifelnd. Sie sind auf dem Schlosse nicht bekannt. . . .

Ich werde es heute Abend besuchen. Man lud mich ein, sagte Dankmar.

Was hilft es, sagte der Fürst; ich verlange von Ihnen Etwas, das Sie verabscheuen werden.

Sie stocken? . . . Haben Sie kein Vertrauen?

Ich verlange von Ihnen Dasselbe . . was . . .

Sagen Sie es, Prinz!

Daß Sie sich zu meinem Mitschuldigen machen . . .

Noch immer dieser Scherz?

Vergessen Sie nicht, daß ein Dieb zu Ihnen redet!

Wohlan! Redete er nur!

Wenn Sie meine Bitte erfüllen wollen, müssen Sie Das ausführen, was mir gescheitert ist, Wildungen!

Was Ihnen unbedenklich schien, soll an meinem Gewissen kein Hinderniß finden. . . .

Dankmar sagte diese Worte klar und frei, fühlte sich innerlich aber doch beklommen. Er gedachte seines verlorenen Schreins und der Bangigkeit, mit der Siegbert gerufen hatte: Du hast ihn doch nicht aus dem Archive des Tempelhauses entführt und ihn Dir eigenmächtig angeeignet? Er gedachte sogar wieder der Möglichkeit, daß der Fremde nicht der Prinz, sondern nur über ihn vollständig unterrichtet war und er durch einen unglaublich gewandten Abenteurer veranlaßt werden konnte, einem Andern verbotene Kastanien aus dem Feuer zu holen . . .

Der Gefangene sagte:

Sehen Sie! Sie werden nachdenklich . . . Ich verlange von Ihnen die rascheste unbelauschte Aneignung eines Bildes!

Eines Bildes? fragte Dankmar erstaunt.

Eines Bildes meiner Mutter. . .

Als Act der Pietät?

Nicht die bloße Folge erwachter kindlicher Liebe. . .

Ich würde dieſe Regung loben; aber warum ein gefährliches Geheimniß?

Weil mit dem Bilde ſelbſt ein Geheimniß verbunden iſt.

Es iſt zwei Uhr, ſagte Dankmar, auf die Thurmuhr, die eben ſchlug, deutend. Sie werden noch Zeit haben . . .

Ihnen mein ganzes Herz auszuſchütten? Wohlan! ſagte Egon, nahm wieder auf dem ſchrägen Brett, das vielleicht für die nächſte Nacht ſeine Lagerſtätte werden mußte, Platz und fuhr, durch das zwar wenig genoſſene Mahl doch etwas geſtärkt, in ſeiner Erzählung fort.

## Sechstes Capitel.

### Das Bild.

Als ich in Lyon unterm Volke lebte, erzählte der Gefangene, empfing ich noch zuweilen, jedoch natürlich vorwurfsvolle Nachrichten von meiner Familie und auch die gewohnten Mittel zu meiner frühern Existenz. Die Mutter blieb sich in ihren christlichen Ermahnungen gleich. Da aber jeder Brief, den sie schrieb, mit einer Vorahnung ihres Todes anfing und einer darangeknüpften Betrachtung endete, so wirkte es nur wenig auf mich, als sie eines Tages mir wieder schrieb, ihre Stunden wären nun gezählt, sie würde sterben. Ich sollte eilen, schrieb sie, auf Flügeln der kindlichen Liebe eilen, sie noch einmal zu umarmen und ihr einziges letztes Vermächtniß, das sie in ihrer Dürftigkeit mir geben könnte, entgegenzunehmen .... Sollte aber Gottes ewiger Rathschluß sie schon früher abrufen, ehe ich an ihrem Lager kniete und mit

ihr zu Gott betete, ſo würd' ich hinter einem Bilde, das ich wol kannte, einem gewiſſen runden Paſtellgemälde aus ihrer Kindheit, das ſie ſelber darſtellte, die Worte finden, die ſie mir auf die weite Bahn meines Lebens und an der Schwelle ihres eigenen zurufen müſſe, gewichtige, inhaltſchwere Worte.

Dankmar, der jetzt das Geheimniß des Diebſtahls erkannte, konnte nicht umhin, den Erzähler zu unterbrechen und unwillig auszurufen:

Aber welch ein Platz! Welche Stelle, einen letzten Willen niederzulegen, der hoffentlich nur in Betrachtungen beſteht!

Für den Fall wichtigerer Mittheilungen doch nicht ſo übel gewählt! ſagte der Erzähler. Da die Mutter von meinem Vater die feierliche Zuſage empfangen hatte, ein Jahr lang den ganzen Zuſtand Hohenbergs zu laſſen, wie er bei ihrem Tode gefunden würde, dieſelben Wohlthaten zu ſpenden, dieſelben Diener zu unterhalten, an der innern Einrichtung der Zimmer nicht das Mindeſte zu verrücken, ja, auf dem Schreibtiſche die Feder ſo zu laſſen, wie ſie ſie niedergelegt hätte in dem Augenblick, als die Todtenglocke ihr ſchlagen würde; jedes Buch, jedes Glas ſo zu laſſen, wie es ſein würde, wenn ihr Auge bräche ....

Ah! Ah! rief Dankmar, Egon unterbrechend. Vergeben Sie mir, daß ich meine Empfindungen ausspreche. Ehre Ihrer Mutter! Aber welche fromme ...

Coquetterie! ſagte Egon ſchmerzlich. Aber dieſer Beweis iſt nicht ſo triftig, wie mancher andere, wo Sie die Mutter ſchon vertheidigen wollten. Hier hatte ſie Grund zu ſolchen geſucht erſcheinenden Anordnungen. Denn ſie ſchrieb mir, da ſie dieſe Verfügung vom Fürſten bewilligt erhalten hätte, ſo würd' ich, ſelbſt wenn ich verſpätet ankäme, den Lebensſchatz da unberührt finden, wohin ſie ihn aus Furcht vor der Bosheit ſündiger Menſchen verborgen hätte ....

Aber gibt es denn nicht Vertrauensmenſchen? Geiſtliche? Notare? Advocaten? ſagte Dankmar, über die Letztern ſelbſt lächelnd.

Auch Guido Stromern, dem Pfarrer, ſchrieb die Mutter, fuhr Egon fort, kenne ſie dieſes Teſtament nicht anvertrauen, denn man wiſſe nicht, ob die Furcht des Herrn in ihm dann noch ſtark bliebe, wenn ſie dahin wäre. Sie hätte zuviel Bäume ſich herbſtlich färben ſchon geſehen. Zuviel wanken und ſcheitern, und ſie glaube nur an einen einzigen ewigen Frühling, wo das einmal Entblätterte wieder ausſchlüge und wieder blühe im Lande der ewigen himmliſchen Palmen. Das Bild, das ich wohl kannte, beſchrieb

ſie mir noch einmal und erwähnte das Geheimniß der Oeffnung. Ein ſtarker Druck auf das Glas und die hintere Wand ſpränge auf und in einer Kapſel würde ich den letzten Beweis ihrer Liebe finden, die Enthüllung eines Geheimniſſes.

Und Sie reiſten nicht ſogleich ab? fragte Dankmar geſpannt und ſich in die Grille der ſonderbaren und eigenthümlichen Fürſtin ergebend.

Ich that es nicht, ſagte Egon faſt mit dem Gefühl der Beſchämung. Verurtheilen Sie mich deshalb nicht! Die Trägheit des Herzens iſt wol eine der ſieben Todſünden, die nicht vergeben werden können. Dennoch war mein Herz damals nicht träge. Es litt, rang, klopfte mit ſtürmiſcher Bewegung in andern Verhältniſſen, als in meinen Beziehungen zu einer Mutter. Sagen Sie Dem, der unter einer Brücke zu ertrinken im Begriff iſt und mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte gegen die Wellen rudert, er ſoll ein wildes Roß anhalten, das über ihm auf der Brücke ſein Theuerſtes ſchleife; er hört wol den Hülferuf, aber kann er mehr, als ſich ergeben, die letzte Kraft verlieren und ſelbſt untergehen? So eingewachſen war ich in mein neues Leben, daß ich das Abſterben des alten dem Tode überlaſſen mußte.

Eine Weile hielt Egon inne, dann fuhr er fort:

Als ich den wirklich erfolgten Hingang der Mutter erfuhr, fand ich reichere Muße, um sie zu weinen. Es waren Thränen, die von einem andern Leide noch übrig waren und mit denen um dieses zusammenflossen .... Ich war mir eines Unrechts bewußt und fühlte, daß sich das Schicksal wol die Klage der ohne mich sterbenden Mutter gemerkt haben würde und mich irgend ein Schmerz in Zukunft noch dafür strafen soll. Aber der alte Spruch, daß Niemand über seine Kräfte hinaus Etwas vermag, trocknete mir das nasse Auge und ich selbst sprach mich frei, wenn mich auch irgend eine Nemesis verdammen wird.

Ich kenne, sagte Dankmar, das stärkere Gegengewicht nicht, das auf der Wagschale Ihres Herzens die kindliche Pflicht in die Höhe schnellte; aber die geheimnißvolle Andeutung über das Bild der Fürstin mußte Sie doch veranlassen, nach ihrem Tode wenigstens aufzubrechen und an Ort und Stelle von diesem und manchem andern Nachlasse der Mutter Besitz zu ergreifen ....

Auch Das versäumte ich, sagte der Gefangene. Schätze konnt' ich keine erwarten, nicht einmal gesammelte Sparpfennige. Meine Mutter, eine geborene von Bury, besaß schon anfangs wenig und von einem spätern mütterlichen Vermögen war noch weniger für

Jetzt lernen wir, daß nichts so sehr zur Vereinfachung der Polizeipflege dient, als die Beschränkung des Unterrichts. Wer von einem Hamburg und dem Dampfboote nichts weiß, wird keine Extrapost nehmen, um sich dahin mit untergeschlagenen Geldern aus dem Staube zu machen. Ich predige so loyale Lehren, daß ich mit Vergnügen sehe, wie sich die Polizei-Präsidenten beeilen, auf meine künftigen Schriften zu pränumeriren.

Hali-Jong's Stumpfheit rächte sich bald. Die Languns-Pferde mit ihrem starken Halse, kleinen Füßen und kurzem Leibe sind zu kühn, als daß sie einer schläfrigen Hand gehorchten. Sein Roß bäumte sich, warf sich auf die Seite und lief dann mit einer Heftigkeit auf dem gefährlichen Pfade fort, daß sich jeden Augenblick ein Sturz in die Tiefe befürchten ließ. Sein Reiter verlor den Zügel, seinen spitzen Hut, seine Stellung und lag mit dem Rücken auf dem wilden Thiere, das die Zurufe und der Lärm der Nachfolgenden nur noch heftiger anspornten. Es war ein Anblick, der Lachen erregen konnte, wie der arme ungeschickte Reiter die erste Widerspänstigkeit zu zügeln versuchte, dann sich verloren gab, die Beine in die Luft streckte, die kläglichsten Schreie ausstieß, sich mit den Händen rückwärts am Schweif des Thieres zu halten suchte und endlich, um seine Anstrengungen zu krönen, zur Erde fiel. Glücklicherweise geschah diese Trennung von dem wilden Pferde einen Augenblick früher, ehe es in die Tiefe stürzte und zerschmettert den Abgrund erreichte. Der bleiche, zitternde Hali-Jong blickte seine nachgeeilten Gefährten mit bewußtloser Miene an; auf der Gränze zwischen Tod und Leben befindlich, setzte ihn jede Gefahr in Zweifel, ob er dem einen noch angehöre oder dem andern

mich die Rede. Eher noch hinterließ ſie in Folge ihrer unbegrenzten Wohlthätigkeit Verlegenheiten, die mein Vater abzuwickeln hatte. Und da dieſer mir vollends ſchrieb, daß er den Tod der Mutter aufrichtig beweine und ſich eine heilige Pflicht daraus mache, ihrer letzten Anordnung zu folgen und Alles ein Jahr lang unverrückt und unverändert in ihrem Sinne beſtehen zu laſſen, ja immer, immer, mein theurer Sohn, ſchrieb er, bis dein alter morſcher Vater ſelbſt zuſammenbricht und du dann über unſern Gräbern zu Gericht ſitzen wirſt, hoffentlich nicht zu ſtreng, Junge —! Da mir der Vater ſo geſchrieben hatte, ließ ich das Bild Bild ſein und überredete mich: Was wird es enthalten? Fromme Ermahnungen und ihren letzten mütterlichen Segen!

Sie haben wol Recht! ſagte Dankmar. In der That .... Ich glaube nicht mehr. Dem Charakter der frommen Frau angemeſſen war eine ſolche letzte mütterliche Anſprache an ein Herz, das ſie nach ihrer Auffaſſung auf dem Wege der Verdammniß ſah. Ein wirkliches Geheimniß konnte ſie an einer ſolchen Stelle nicht niederlegen.

Nicht anders dacht' auch ich damals, ſagte Egon, und folgte, unbekümmert um die Heimat, in der Fremde meinem Stern. Von Lyon führte mich dieſer

nach Paris. Die große Stadt, die ich zum ersten male sah, ergriff mich gewaltig. Im Gewühl der sich hier durchkreuzenden Interessen fühlt' ich mich wie von einem Elemente gehoben, das denn doch stärker war als meine bisherige kleine Welt, die ich mir in Lyon aufgebaut hatte. Sowie mir es damals war, muß es einem früh aus seiner Heimat entführten Menschen sein, dem die Erinnerung an sie völlig entschwunden ist und der, plötzlich in sie zurückversetzt, an den kleinsten Dingen, einem Laute, einem von ihm beobachteten Kinderspiele sich auf ein altes Dasein erinnert. O, mein Freund, ich wollte, ich hätte damals in Paris diese lockende Musik nicht verstanden. Die Kunst, die Wissenschaft, die Politik, das höhere gesellige Leben fingen an mich plötzlich hinwegzuführen, wie eine anschwellende Flut, von der Ebbe, wo ich mir auf dem Sande von kleinen Kieselsteinen und Muscheln und Binsen ein Hüttchen gebaut hatte. Die große Flut kam gewaltig .... Sie verschlang die Hütte und die Muscheln und die Binsen ... und mich warf sie in Strudeln auf und ab, hoch zu allen weißen Schaumkronen der Wogen empor und wieder nieder in die gähnenden Schlünde, wo die Ungetüme der See überrascht entgleitend ihre misgestalteten Formen verbergen ... bis ich betäubt niedersank und

erwachte — an dem frischen Hügel eines Kirchhofes. Es war wieder nicht der Hügel meiner Mutter, auch nicht der meines Vaters. Es war ein anderer, mir nicht minder heiliger ....

Egon hielt eine Weile inne; dann fuhr er fort:

Fast zwei Jahre waren in Paris so hingegangen. Ich war mehr Franzose geworden als ich noch Deutscher blieb, verfolgte immer noch meine alten populairen Neigungen, wenn auch in anderer Form, bis mich die Nachricht vom Tode meines Vaters und sein letzter Gruß, etwa in diesen Worten traf. Wildungen, wollen Sie eine Probe vom Stile meines Vaters hören?

O, sagte Dankmar, die Sprache des alten berühmten Kriegers, der mit den Truppen in den köstlichsten Lakonismen sprach, ist gewiß auch in diesem Falle originell gewesen.

Egon hob den Kopf empor, blickte auf die Decke des Gefängnisses und besann sich.

Er schrieb, soviel ich mich aus dem Gedächtniß entsinnen kann, sagte er, ungefähr so: Mein guter Egon, der alte Generalissimus da oben läßt gewiß nächstens bei mir Appell blasen, und deinen Vater kennst du als einen guten Soldaten, der, wenn die Trompete ruft, pünktlich auf seinem Posten steht. Da

die Reiſe weit iſt, mein Junge, ſo nehm' ich viel Gepäck mit. Mit Dem, was ich zurücklaſſe, ſieh zu, wie du fertig wirſt! Du biſt wenigſtens der Fürſt Egon von Hohenberg, Das führt dich immer noch gut ins Leben ein, wie mich leidlich heraus. Wenn du Urſache haben wirſt, manchmal zu wünſchen, dein alter Vater hätte in dieſer Welt beſſere gute Freunde gefunden, als ſeine Gläubiger waren, ſo bemitleide mich! Schlurck ſagte mir immer: Durchlaucht, Sie ruiniren ſich .... Ich ſagte ihm: Canaille, Geld, aber keine Moral! Von dir nicht! Von euch Allen nicht! Schlurck ſagte auch: Durchlaucht, Sie ruiniren Ihren Herrn Sohn! Das war richtiger .... Aber darum ſag' ich doch: Paſſ' dem Kerl auf die Finger, Junge! Es bleibt dir noch genug, um bei Hofe manchmal mit vier Pferden aufzufahren, bei einer Schlittenfahrt gute Livreen zu erfinden und die deutſchen Weiber mit deinen Franzöſinnen zu vergleichen. Da ich mit Freude gehört habe, daß du ſolid geworden biſt, wie mich Graf d'Azimont verſichert, deſſen junge Frau du verführt haſt, da du ferner deine verfluchten Muckerſtreiche mit Metierlernen, Hobelführen und ſolche verrückte Angedenken an die Penſion und deine ſelige chère Mère aufgegeben haſt. ... Gott hab ſie ſelig ... ſo zweifle ich gar nicht, daß du hier im Lande

noch eine gute Partie mit Geld und Gütern machst und unser Wappen ein Bischen neu vergoldest. Von deiner Mutter nochmals zu reden, so nimm mir's nicht übel, mein Sohn, daß ich in einem Anfall übler Laune und schlechter Kasse ihre hohenberger Hinterlassenschaft in Bausch und Bogen losgeschlagen habe. Die Harders sind eigentlich zunächst Schuld daran und quälten mich um die Einrichtung. Pauline, die in ihren jungen Tagen, ich will nicht wissen warum, deiner Mutter das Leben nicht gönnte, hat seit ihrem Tode gethan, als wenn sie in Mama ihre letzte Freundin verloren [illegible]. Kaum hatte Mama die Augen zu, so kam sie und lamentirte um Andenken und verlangte [illegible] ihren ganzen Nachlaß, um ihn in ihrem neuen Landhause vor der Stadt aufzustellen. Natürlich kläglich. Du weißt, daß ich vor einem Jahre nichts daran kommen [illegible] ändern durfte. Als aber das Jahr um war, lieber Junge, kam sie wieder mit dem alten Jammer um die edle Freundin, aber sie ist schon dies Weib! Was den Nachlaß anlangte, über den war um dreitausend Thaler schon einig waren, so wollte sie ihn jetzt durch ihren Mann auf Staatskosten für die königlichen Lustschlösser anfassen lassen. Sie wußte es richtig so zu drehen, daß der Hof Wind bekam und in seiner mir immer

bewiesenen Gnade gleich das Geld gab, das ich gerade den impertinentesten meiner Manichäer, den Hund, den Pfannenstiel — brenne die undankbare Canaille im ewigen Feuer dafür! — zu befriedigen dringend brauchte. Siehst du, Junge, so ging das Mobiliar zum Teufel! Jetzt aber noch Eins! Weil ich nicht begreifen konnte, wie das weiland so böse Weib, die Pauline, zu so schrecklicher Zärtlichkeit für unsere Familie kam und mich Schlurck, der überhaupt mit allen Hunden gehetzt ist, einfach und trocken versicherte, die gute Geheimräthin fürchte den geschriebenen Nachlaß ihrer ehemaligen Freundin und wolle nur tout bonnement jeden Keim wiederauflebender alter Geschichten dadurch ersticken, daß sie die Macht bekäme, auf Hohenberg jeden Winkel zu durchstöbern ... so hatt' ich, — lobe mich dafür! — die Vorsicht, erst alle Schränke öffnen und jeden Schnitzel Papier, der sich vorfand, verbrennen zu lassen. Glücklicherweise fand ich nichts als das Geschreibsel von allen Pfaffen der Erde an die Mama, an die sie das Geld verthan hat, und an die Heidenbekehrer und Hottentotten noch dazugenommen. Ich war dabei, als der ganze fromme Gestank im Kamin prasselte, und fast hätten wir Hohenberg damit in Brand gesteckt. Nun mag die Hexe, die Pauline, den Rest durchstöbern!

Sie wird nichts mehr für ihren Schnabel mit den falschen Zähnen finden! Die Familienbilder, mein Sohn, verſteht ſich von ſelbſt, ſind von dem Verkauf ausgeſchloſſen und bleiben dein. Ça commande le nom de la famille ... Alſo, mein lieber Sohn, nun mach' ich dir Platz in dieſer Welt, die gerade nicht ſchlecht iſt, wenn's kein Podagra und keine Wucherer gäbe! Thu' mir die Liebe und folge nicht überall meiner Spur, ſie verlor ſich manchmal ein Bischen ins Holz, wo der gute Weg aufhört und die Irrlichter zu plänkeln anfangen — aber — duld' aber auch nicht, daß Buben über mein Grab ſpringen, Hunde darauf u. ſ. w. dürfen! Mit einem Wort, bleib ein Cavalier, wie ich einer war, wenn's auf Bravour ankam, und verſtehſt du, auf ein honettes Sentiment. Mein Sohn! Meine Orden ſchickſt du an die Herren Souverains zurück, die meine Bruſt damit geſchmückt haben. Es ſind ihrer eine ſchwere Menge. Thu' Das mit Anſtand und feiner Etiquette! Vielleicht läßt du Einer oder der Andere ſo ein Kreuz oder Band auf Abſchlag für künftige Verdienſte gleich um den Hals zurück und ſagt: Ich wüßte keinen beſſern Erben Ihres Herrn Vaters als den Herrn Sohn! Es führt gut in die Geſellſchaft ein und macht ſich immer artig, wenn man, wie du, eine Figur danach

hat. Die Verdienſte kommen ſchon ſpäter. Sorge nur, ich bitte dich darum, für meine alten Pferde, für meine Hunde und auch die Diener! Auch Das noch: Wenn einmal Einer mit zerſchoſſenem Bein kommt und ſagt: Unter Ihrem Herrn Vater Durchlaucht hab' ich bei Leipzig den Schuß gekriegt, ſo laſſ' ihn, wenn er auch lügt ... denn die Jungens ſind Alle todt oder verſorgt ... ſo laſſ' ihn nicht ohne ein paar Groſchen gehen! Hörſt du? Das eigentlich große Denkmal ſetzt mir der König, mein guter Herr! Leb' nun wohl, Egon! Das iſt mein letzter Brief. Ich ahne Etwas von einem recht langen Winterquartier unter der Erde. Nimm meinen Segen. Brauchſt ihn nicht zu verſchmähen. Ein Huſar, der ehrlich ſtirbt, iſt doch ſo gut, wie ein Pfarrer. Adieu, mon fils! Pour jamais! Dein treuer Vater Fürſt Waldemar von Hohenberg. Poſtſcriptum: Verkauf getroſt meinen ganzen Nachlaß, aber die Uniformen laß beiſammen als Familienſtück! Ich möchte, daß Das aufbewahrt bleibt. Vielleicht wird einer von deinen Jungens Soldat und lacht, wenn erſt die neuen Theaterſoldaten zugeſchnitten ſind, lacht als Cadett über einen alten Generalfeldmarſchall von ehemals. Dies entre nous! Zeige den Brief Keinem vom Hofe ... verſtehſt du? Hüte dich vor den Har-

ders und thue Recht und ſcheue Niemand! Adieu. mon fils!

Als Egon dieſen Brief aus dem Gedächtniſſe faſt wörtlich wiederholt hatte, konnten ſich Beide, ſo traurig die Veranlaſſung war, einer heitern Stimmung nicht erwehren.

Ich fühle denn doch, ſagte Dankmar, wie in dieſem martialiſchen Herrn, den ich gar oft noch habe reiten ſehen und deſſen feierliches Begräbniß die ganze Stadt in Bewegung brachte, der Kern jener Geſinnung lag, die man die gute alte deutſche nennt .... Was wollte er nur mit dem Poſtſcriptum und dem Verbot des Zeigens bei Hofe?

Es iſt das Poſtſcriptum ſpätern Datums als der Brief ſelbſt, erklärte Egon, und offenbar in großem Unmuth geſchrieben. Die Jugend dieſer alten Haudegen fiel in Zeiten, wo die Fackel des Kriegs durch ganz Europa loderte und an eine edlere Bildung auf der Wettbahn der Tapferkeit und des Glückes nicht zu denken war. Die darauf folgende Friedenszeit hat zwar den wohlerworbenen Kriegsglanz eines gefeierten Namens nicht trüben können, aber nur zu bald ſtellte ſich heraus, daß die Helden des Feldlagers Sitten nach Hauſe brachten, die ihrer hohen, Aller Augen zugänglichen Stellung nicht entſprachen. Da ſollte

denn äußerer Glanz, vornehmer Prunk die innere Leere erſetzen. Im Widerſpruch mit einem jüngern heranwachſenden Kriegergeſchlecht, das aus Büchern und in einer ſtillen Friedenswärme für ſeinen Beruf ſich bildete, machten jene alten Helden gerade ihre wilden Sitten, Trunk, Spiel und Galanterie um ſo zügelloſer geltend, als der politiſche Horizont ſich manchmal doch wieder zu umwölken und irgend ein kriegeriſches Zeichen am Himmel noch hervorzuzucken ſchien. Später, wo die bedenklichen Kriſen der europäiſchen Staaten friedlich verliefen und die alte militairiſche Tradition ſich immer mehr verlor, gewann auch die geiſtige Richtung beim Militair ſo die Oberhand, daß man die alten Helden des Lagers, die Ritter vom Schwerte, nur noch aus Pietät ſchonte und dieſe, um ſich nur zu behaupten, ſogar auf Moderichtungen des Tages ſich verlegten. Mein Vater ſoll in ſeinem Beſtreben, ſich hoffähig zu erhalten und modern geiſtreich zu werden, höchſt komiſch geweſen ſein. Wenn er bei der jetzigen jungen Landesmutter zum Thee war, erzählte man mir in pariſer Cirkeln, ſchenkten ihm die Bedienten, die dafür reichliches Trinkgeld erhielten, ſtatt Thee Rum ein und während die junge Königin mit Bewunderung ſah, welche artigen Sitten der alte Fürſt Waldemar angenommen hatte, pries er ſo lange

ſchon verfallen ſei. Nur die Bemühungen ſeiner Brüder, der Anblick des zerſchmetterten Pferdes, die Zurichtung eines neuen, gaben ihm die verlorne Beſinnung wieder. Er faßte diesmal die Zügel feſter und begann wieder einige Worte von ſich hören zu laſſen, womit er ſeine beſorgte Familie über Alles erfreute.

„Die Ereigniſſe dringen auf mich ein,“ ſagte Hali-Jong; „ich kann mich allmälig daran gewöhnen, ihnen zu unterliegen.“

„Die Gnade der Götter muß groß ſein über dir;“ entgegnete der erſte Bruder.

„Dein Glück iſt mächtiger als alle die Zufälle, die es bedrohen,“ der zweite.

„Man konnte nicht dem Verderben näher ſein, wunderbarer nicht gerettet werden,“ der dritte.

Dieſen Bemerkungen ließ ſich nichts entgegen ſtellen; denn Hali-Jong fühlte ſich geſund und wohlbehalten in ſeiner Haut. Er fühlte auch die Beziehung, welche die Brüder ihrem Erſtaunen auf die bevorſtehende Kataſtrophe von Laſſa gaben; aber hier ſchien es ihm Vermeſſenheit, den Willen des Schickſals günſtig deuten zu wollen.

„Nein, meine Brüder,“ ſagte er; „ich bin den Göttern als ein Opfer beſtimmt, das ſie jetzt nur gerettet haben, um ſpäter ſeiner deſto gewiſſer zu ſein. Ich trage mich nicht mehr mit ſchmeichelhaften Erwartungen. Mein Leben hat die göttliche Ordnung der Welt geſtört, gleichviel ob die verbrecheriſche Proportion ein Werk meiner Blindheit oder meiner Vermeſſenheit oder meiner Unvorſichtigkeit geweſen iſt; deshalb muß ich durch meinen Tod dafür ſühnen. Dies iſt

ſeine Vorliebe für die von ihr protegirten Mäßigkeits-vereine, bis er unter irgend einem Vorwande ſich ſtill entfernte. Die Zarten, Empfindſamen freuten ſich, daß wahrſcheinlich das Gefühl der Wehmuth, das am Hofe ſehr cultivirt wurde, auch ſchon ſolche derbe Naturen übermannte. Andere meinten aber, nur der Rum hätte ihn übermannt, wieder Andere aber, die ihn noch beſſer kannten, ſagten geradezu, er ginge, weil ihm der Rum der jungen Landesmutter zu ſchwach war, zur Prinzeſſin Ottokar, wo er eine gewiſſe ſchärfere, weiße Sorte Rum vorfand, die er vorzog und die ihm die bereits unterrichteten Bedienten dort feierlich und ſchweigſam in den Thee goſſen. In den Cirkeln der Prinzeſſin Ottokar war man nämlich mit den Anfoderungen der Armee vertrauter als bei der jungen Königin, ihrer Schwägerin.

O mein Gott! rief Dankmar, der über dieſe Anekdote, die Prinz Egon mit lächelndem Schmerze vortrug, nicht lachen konnte; wie wenig verdienen Sie die Vorwürfe, die Sie ſich jetzt zu machen ſcheinen, Prinz, Vorwürfe, daß Sie von ſolchen zerrütteten Zuſtänden fernblieben ....

Sie können ſich denken, fuhr Egon nach einer Pauſe fort, daß ich nach dem Tode meines Vaters nun doch nicht länger in der Fremde verweilte. Es

waren Umstände eingetreten, die mir die Rückkehr, die jetzt eine Pflicht der Vernunft war, auch zu einer Tröstung des Herzens machten. Ich betrat den deutschen Boden und den unserer engern Heimat. Aber ein solches Grauen empfand ich, in das Palais meines Vaters, so schön, so prachtvoll es ist, einzuziehen, daß ich erst in einem entlegenen Gasthofe abstieg und im Grunde nicht recht wußte, was ich nun eigentlich hier beginnen sollte. Es meldeten sich sogleich Haushofmeister, Secretaire, Kammerdiener, Lakaien. Alles huldigte mir. Ich antwortete zerstreut und planlos. Der Einzige, der mich in mein Eigenthum, in die zerrüttete Lage meiner mehr als zweifelhaften Besitzungen einführen konnte, der Justizrath Schlurck, war nicht zugegen. Ich erfuhr, daß er in Hohenberg war. In Hohenberg, mußt' ich mir sagen! Und ich sagt' es nicht ohne Bitterkeit. Da kam mir ein Gedanke: Hohenberg und das Bild meiner Mutter! Du sollst nun handeln, schaffen, wirken: entledige dich zuerst eines Opfers der Liebe, rief es in mir, suche die Grabstätte deiner Mutter und rette dir das Bild, wenn es noch möglich ist, und das wichtige Geheimniß, das es enthalten soll! Meines Vaters Diener erzählten mir, daß das hohenberger Mobiliar soeben von dem Geheimrath von Harder in

Besitz genommen wurde. Ich erwähnte die Familienbilder. Man sagte mir, sie blieben die unsrigen, aber erst müßten — den Bedienten war alles Das so bekannt, wie den Herrschaften selbst — auch diese wie alle Gegenstände nach der Residenz geführt werden. Man wußte, daß die Geheimräthin von Harder einen Antheil an dieser Procedur nahm, den sich Niemand erklären konnte .... Mich ergriff nun ich weiß nicht welche Beklemmung. Die Worte des Vaters, seine Warnung vor den Harders kamen mir so beängstigend in den Sinn, daß ich mich rasch entschloß und theils um Hohenberg in der Stille zu beobachten und mich für meine künftigen Plane über Behalten oder Nichtbehalten vorzubereiten, theils um auf irgend eine Art das Bild meiner Mutter mit dem plötzlich mir selbst geheimnißvollen, vielleicht schon geraubten Einschlusse zu retten, mich auf den Weg machte. Ich that es in einer Verkleidung, die Sie kennen. Ich begegnete auf dem Heidekrug Schlurck, den wahrscheinlich die Nachricht von meiner Ankunft schleunigst zurückrief. Wir lernten ihn in seinem ganzen Leichtsinn kennen. Ihnen entdeckt' ich mich, Wildungen, weil ich Sie liebgewann und mir denken muß, Sie werden mein ganzes Leben hindurch mein Freund sein und bleiben. Sagen Sie mir's, aber aufrichtig! Irr' ich mich?

Dankmar reichte ihm gerührt die Hand ....

Dieſe feſthaltend, ſchloß Egon mit den Worten:

Ich habe es eine Weile bereut, dieſe Reiſe unter ſolchen Umſtänden gemacht zu haben, jetzt nicht mehr. Ich wollte erſt zum Förſter Hennisch, den wir auf dem Gelben Hirſch geſehen hatten, mich dort zu erkennen geben und die Nacht bei ihm bleiben. Ich blieb, um ihn zu erwarten. Ein altes widerliches Weib ſchreckte mich ab ....

Urſula Marzahn! ſagte Dankmar.

Marzahn? bemerkte Egon. Iſt das die Frau des wilden Soldaten, der mich ſchießen lehrte! Sie muß kindiſch ſein ....

Was that ſie ihnen? fragte Dankmar erſtaunt.

Als ich warten wollte und mich für einen reiſenden Tiſchler ausgab, ſagte ſie: Ich kenne dich wohl, du biſt ein Tiſchler und machſt Särge! Geh! Geh! Hier iſt Niemand zu begraben! Das ſchreckte mich doch. Ich mußte ihre Art für wahnſinnig halten. Noch lange rief ſie mir nach: Ich kenne dich! Ich fing an mich zu fürchten und lief faſt. Es war mir als hetzte mich ein böſer Geiſt, ſo rannte ich durch den Wald vor dieſer gräulichen Alten, auf die ich mich ... ja! ja! ... ich beſinne mich, es war die ſchon damals alte Frau des jüngern, liederlichen Mar-

zahn, ſchon damals verrufen als ein ſchlimmes, unfreundliches Weib!

Wo blieben Sie aber dieſe Nacht? fragte Dankmar theilnehmend.

Da die Alte von den Todten geſprochen hatte, ſo führte es mich unwillkürlich auf den hieſigen Kirchhof. Da ſucht' ich erſt das Grab meiner Mutter und fand es in einem einfachen von einem goldenen Kreuz gezierten Mauſoleum. Es war Nacht geworden. Auf dem Schloſſe oben ſah ich erhellte Fenſter. Ich hörte die Klänge eines Flügels durch den ſtillen Frieden herüber. Es war fremde Geſellſchaft in Räumen, die doch noch mir gehoren! Unter dem Scheine einer Beſprechung der Gläubiger genoß man die Vorfreuden des künftigen Allenbeſitzes. Wenn ich in dem Augenblicke, wo Alles der Freude und dem Scherz hingegeben, das Schloß zu betreten wagte, die mir wohlbekannten Zimmer aufſuchte und jetzt gleich mit eigener Hand das Bild rettete, das mir eine ſterbende Mutter auf die Seele gebunden hatte? Ich entſchloß mich raſch und ſtieg hinauf. Die angefeſſelten Hunde bellten nicht, ſie ſchienen den lebhaften Verkehr im Schloßhofe gewohnt. Die Thüren des Gitterwerks ſtanden weit offen, obgleich es längſt die zehnte Stunde geſchlagen hatte. Den großen Eingang fand

ich aber verſchloſſen. Nur mein Klingeln hätt' ihn geöffnet. Dazu fehlte mir der Muth, die Faſſung. Ich ſetzte mich, umſpielt von einem leiſen balſamiſchen Abendwind, auf die Schwelle eines der innern Fenſtervorſprünge. Der Mondſchein fiel auf die entgegengeſetzte Seite. Ich ſaß im Schatten und blickte zu den Sternen aufwärts. Hinunter ſah ich dann in die dunkeln Gebüſche des Gartens, von wo der mir ſo wohlbekannte kleine Waſſerfall herübermurmelte. Ich hörte einzelne Worte des oben geführten Geſprächs. Es ſchien mir faſt, als ſpräche man von mir ſelbſt. Ich hörte oft den Namen meiner Mutter und fand dieſe Umkehrung der Dinge, dieſen Wechſel des Geſchicks ſo traurig, ſo jammervoll, ſo entwürdigend für mich, daß ich den Muth zur That verlor und meine Gedanken hinausſpann bis nach dem Genferſee und der Rhone, wo ich ſolcher Abende ach! ſoviele erlebt habe, ſoviele, die mir im Angeſicht der majeſtätiſchen Gebirge und im Rauſchen der Wogen hingingen wie jene Gebete, die meine Mutter von mir in einſamer Kammer oder vor dem Altar einer Kirche verlangte .... Endlich ging die Geſellſchaft eben auseinander. Noch lachte und neckte ſich Alles beim Abſchied und dem Herunterkommen von der großen ſteinernen Haupttreppe. Man entfernte ſich nach

vorn, nicht durch den innern Hof. Hier und dort wurde ein Fenſter hell und verloſch wieder .... Wie in einem Gaſthofe! Man ſah, daß überall die Menſchen ſich wie häuslich niedergelaſſen hatten. Endlich wurde Alles ſtill, alle Lichter erloſchen, nur in den Zimmern meiner Mutter ſchien noch der matte Schein des Lämpchens zu glimmen. Ich mußte annehmen, daß ſie bewacht wurden. Dennoch nahm ich meinen Entſchluß wieder auf. Ich umging den rechten Flügel des Gebäudes. Ach! hier lag noch der kleine Kieſelſand auf dem Boden und knirſchte unter meinen Schritten, hier waren noch die Stellen auf ihm eingedrückt, wo ſonſt einige Orangenbäume in großen hölzernen Gefäßen prangten. Einer kleinen Seitenthür näherte ich mich, ich drückte darauf, auch ſie war verſchloſſen. Dann ſah ich empor, ob ich nicht wagen könnte, hinaufzuklettern; aber die Stuccaturvorſprünge der Mauer waren zu ſchwach. Sie würden mich nicht getragen haben, ſelbſt wenn ich mich mit den Nägeln in den Kalk hätte einkratzen wollen. So konnte denn nur eine Leiter helfen und dieſe zu ſuchen entfernt' ich mich. Wie ich ſo vorſichtig, geſchützt von den langen Schatten des Schloſſes, in der nächſten Umgebung hin und her ſpähe, hör' ich ein Knirſchen auf dem Kieſelboden. Aus dem Garten

ſchleicht ſich ein Menſch behutſam näher. Es war hell genug, in ihm denſelben kecken Burſchen zu erkennen, mit dem ich Sie zuerſt erblickte, und der uns im Walde ſo plötzlich verließ.

Hackert? fragte Dankmar.

Derſelbe Menſch mit dem röthlichen Haare, ſagte der Fürſt, derſelbe mit dem hämiſch lauernden Ausdruck der Augen, derſelbe, der mich für einen politiſchen Spion hielt.

Er wandelte im Traume? ſagte Dankmar.

Wie? antwortete der Fürſt, der dieſe Frage nicht ganz verſtand. Im Traume? Er war in einem völlig bewußten Zuſtand. Eine Weile ſtand er lauſchend ſtill. Ich drückte mich hinter eine Karyatide, die eine der Fenſterniſchen ziert und folgte dann behutſam und ſpürte ſeinem Treiben nach. Er blieb, ringsum ſpähend, in dem innern Schloßhof. Wie er an einem der Fenſter das Merkmal gefunden zu haben ſchien, das er ſuchte, blieb er an der entgegengeſetzten Wand im vollen Mondſcheine ſtehen und blickte unverwandt wie ein zweiter Ritter Toggenburg auf jenes Fenſter. Endlich regte ſich etwas an dem von ihm beobachteten Punkte. Vorhänge wurden zurückgeworfen und eine, wie es ſchien, jugendlich ſchöne weibliche Geſtalt im Nachtkleide öffnete das

Fenſter. Kaum hatte ſie einen Blick in den Mondſchein geworfen, als ſie laut und mit Entſetzen jenen Namen rief, den Sie vorhin nannten. Ja! ja! Hackert war es! Das Fenſter wurde von dem lieblichen Weſen, das mich ſelbſt bezauberte, wie in der Eile der Angſt zugeworfen, die Vorhänge fielen zurück, der abenteuerliche Menſch lachte grell auf, polterte, lärmte, als wollte er ſich hörbar machen, und ſprang pfeifend und ſingend wie beſeſſen davon. Ich eilte ihm nach. Er hüpfte den groſſen Fahrweg hinunter. Ich folgte ihm zuletzt mit Mühe. Zuweilen ſtand er ganz ſtill und ſprach laut lachend, ſah ſich um und wiederholte mit kindiſchen Gebehrden ſeinen eigenen Namen. Unten aber wandte er ſich dem Walde zu, wohin ich ihm nicht folgen mochte, da ich plötzlich im Dorfe lautes Sprechen hörte. Ich folgte dieſem Lärm. Man ſchien im Pfarrhauſe laut zu peroriren. Kinder ſchrieen. Als ich näher kam, war es ſtill. Da gab ich denn für dieſe Nacht mein Vorhaben auf, blieb auf dem Kirchhof und warf mich unter dem Vordache des Mauſoleums meiner Mutter zum Schlafe nieder. Erſtaunen Sie darüber nicht! Es iſt nicht das erſte mal, daß ich unter freiem Himmel ſchlafe ....

Ich wünſche, ſagte Dankmar gerührt, daß in der

heiligen Nähe Ihrer Mutter Sie ein Traum beſeligt haben möge, worin ſie Ihnen die Palme des Friedens und der Verſöhnung reichte ....

Dieſes Glück wurde mir nicht zutheil! ſagte Egon. Ich träumte auf dem harten Boden nur von jenem Bilde, das mich nicht mit der Zärtlichkeit einer Mutter, ſondern erſt todt und kalt, dann immer häßlicher, zuletzt in wilden Fratzen anblickte, bald von Schlangen umringelt war, die es bewachten, bald ſich in einen derartig gewöhnlichen Gegenſtand verwandelte, daß ich im Traume gelacht haben muß. Ein mal war es ein zinnerner Teller, den die alte Brigitte in der Hand hielt! Darauf war ich ſo ermüdet, daß ich ziemlich feſt und lange ſchlief. Als ich erwachte, fiel mein Auge auf den marmornen Sarg, der hinter dem Gitter von einem Engel gehütet, in nicht übel erſonnener Architektur, vor mir ſtand. An der Hinterwand las man die mit Gold eingegrabenen Worte: „Kommt zu mir Alle, die Ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken!“ Erſt ſah ich neben dem Kirchhof in einem freundlichen Garten, wo ich in der Nacht das laute, heftige Sprechen vernommen hatte, den Pfarrer, Guido Stromer wahrſcheinlich, den ich nicht kenne, von Blumenſtrauch zu Blumenſtrauch gehen und mit ſinnender Ueberlegung ein Bou-

ein alter Brauch, den wir nicht antaſten wollen, weder
Werken, noch mit unſern unheiligen Worten."

Die abergläubiſchen Brüder waqten gegen ſolche Schl
folgen nichts einzuwenden; ſie vermochten ſich nicht in H
Jongs Seele zu verſetzen, der alle ſeine Beweisführun
nur deßhalb machte, damit man ſie widerlegen ſollte.
da dies Niemand konnte, die Brüder vielmehr dumm
verdutzt ſchwiegen, ſo fuhr der Arme fort: „Ich habe m
Haus beſtellt. In meinen letztwilligen Verfügungen iſt nic
enthalten, das eines frommen Lamaiten unwürdig wa
Mein Vermögen iſt in zwölf Portionen getheilt, von der
ich acht für euch, meine Brüder, und für dich, Gyllusya,
Tochter eines unwürdigen Vaters zurück gelegt: Mit d
übrigen Drittel will ich mir die Gnade erkaufen, daß me
Seele nicht in die Luft verſchwindet, ſondern bei ihrer Wa
derung erhalten wird. Ach! möchte mich der große La
deſſen würdigen, daß ich einſt in einem fremden Leibe, u
ſei es in dem eines Hundes oder einer Katze, Ruhe fin
Alle meine Lämmerheerden opfr' ich dem Kloſter in Taſſ
ſudon, ſollt' es mir da nicht vergönnt werden, in die Wo
eines bis jetzt noch ungebornen Schafes zu wandern? D
Früchte meines Obſtgartens beſtimm' ich für den Zempi v
Bukadewar, für einen heiligen Mann, deſſen Bitten die Gö
ter noch nie etwas verſagt haben. Meine Kleider vererb'
für zehn Pilgrime, die für mein Seelenheil ſich im Gang
haben ſollen, und für zehn andere, die neun Jahre und ein
Tag auf einem Bein ſtehen und kein Wort von ihren Li
ven verlieren ſollen. Endlich ſetz' ich eine Anzahl Lämme
felle, perſiſcher Shawls und chineſiſcher Seidenzeuge zu de
Zwecke aus, daß ein neues Handbuch für Ciſeleurs in d

auet zuſammenſetzen, das er wahrſcheinlich nach einer häuslichen Scene zur Verſöhnung ſeiner Frau auf den Frühſtücksteller legen wollte .... Frühſtück! Ich gedachte dabei meiner eigenen Nahrung und beſann mich, daß ich ganz proſaiſchen Hunger hatte. Ich erquickte mich, die Ulla entlang wandernd, in entlegenen Bauernhäuſern an friſcher Milch. Da ſah ich plötzlich gegen neun Uhr einen großen Transportwagen zum Schloſſe hinaufſahren. Der Gedanke: Noch iſt es Zeit! elektriſirte mich. Ich faßte wegen des vielleicht noch zu rettenden Bildes einen letzten Entſchluß. Entweder, dacht' ich, kannſt du dir noch glücklich durch Gewandtheit dein Eigenthum erobern oder du entdeckſt dich dem Geheimrath von Harder und machſt dieſem Maskenſpiel ein Ende, ſelbſt mit Gefahr, ſeiner Gattin gerade das Bild zu verrathen, an deſſen Beſitz, wenn ſie das Geheimniß kannte, ihr ſoviel gelegen ſchien wie mir. Ich komme aufs Schloß, das Durcheinander und Lärmen der Diener begünſtigt mein Vorhaben. Man trägt einen Tiſch nach dem andern, Seſſel, Fauteuils, ja ſelbſt das geſchmackvolle, gothiſch geformte, auseinandergenommene Bett der Mutter in jenen großen Wagen, bei dem der Geheimrath Wache zu ſtehen ſchien, wenn ich anders eine hagere, mit Orden geſchmückte Figur dafür hal-

ten muß. Bei einer ſolchen Demüthigung meines Namens mich zu entdecken — ich hätt' es nicht vermocht. Ich betrat das Schloß, erſtieg die Treppe ... man ſah ſoviel Menſchen durcheinander, daß ich nicht auffiel. Ich gelange in die Zimmer meiner Mutter. Welche Verwüſtung! Welche Zerſtörung! Alles durcheinandergewühlt, Fetzen Papier auf der Erde, die Wände halb zerſchlagen, die Kamine, wahrſcheinlich vom Verbrennen der Papiere, mit Ruß und Rauch überzogen. Das war ein Chaos! Ich ſehe Leute, die packen und tragen ... ich ſchreite weiter, als gehört' ich zu ihnen. Im Schlafzimmer der Mutter hängen noch Bilder, mein eigenes Bild als Knabe. Das Bild des Vaters, das Bild der Großmutter und über dem Platze, wo das Bett ſtand, über einem Crucifix, das unberührt hing, ſehr hoch, ſtill und ſchweigſam, ja geſpenſtiſch, das bezeichnete runde Paſtellgemälde! Ich ſuchte nach einem Seſſel. Ich ergreife den erſten beſten, ſteige in die Höhe, reiche nach dem Portrait, hab' es in der einen Hand und fahre ſchon mit der andern über die Glasfläche, als ich mich an den Füßen gepackt fühle. Der Bediente, den Sie hier ſahen, reißt mich hinunter, ſchleudert das Bild aus meiner Hand, glücklicherweiſe auf nebenanliegende Betten, ruft Hülfe! Man umringt mich, der Intendant mit großen dum-

men Schafsaugen mißt mich auf zehn Schritte Entfernung, weil er meine zornfunkelnde Miene fürchtete, und befiehlt zitternd und bebend meine Verhaftnahme.... Man packt, hält mich, führt mich den Weg hinunter in diesen Thurm, und nun sagen Sie, was ich anders thun kann ....

Als sich eine Weile ergeben, Prinz! erhob sich Dankmar jetzt mit sorgloser froher Bewegung, und von Ihrem Freunde Alles erwarten, was nur in seinen Kräften steht! Wie Sie ungekannt von hier entkommen konnen, weiß ich noch nicht, aber weder das Geheimniß des Bildes noch Ihr eigenes dürfen Sie preisgeben. Nach dieser Behandlung ... nein, können Sie sich nicht entdecken! Niemals! Niemals!

Ich fühle Das, Wildungen!

Sie müssen für immer auf diesen Tag einen Schleier fallen lassen und das Uebrige ...

Das Uebrige?

Dankmar stockte und sagte dann nachdenklich:

Ist es nicht wunderbar, daß ich mit Ihnen durch das gleiche Schicksal verbunden bin? Scheint es nicht ein Fingerzeig des Zufalls zu sein, der scherzend die ernsten Missionen des Verhängnisses erfüllt, wie wir so zusammengeführt werden durch eine ähnliche, ja

faſt gleiche Aufgabe! Wie ſich mir an jenen Schrein eine große Aufgabe knüpft, die ich Ihnen einſt ausführlicher entwickeln werde, ſo verbirgt Ihr Bild ohne Zweifel Thatſachen, die tief in Ihr Leben eingreifen und der Schlüſſel zu den dunkelſten Verwirrungen werden können, die Ihnen noch für Ihr Leben aufbewahrt ſcheinen! Bedenken ſie dieſen verdächtigen Eifer einer Frau, die Ihrer Mutter Freundin war, dann ſie haßte und ſie nun auch im Tode verfolgt und jede Spur von ihrem Daſein — Sie ſehen es ja — vertilgen möchte.

Was man von dieſer Pauline Harder weiß, ſagte Egon ergriffen von der Theilnahme des Freundes, iſt nur zu ſehr geeignet, ihren Schutz für ebenſo allmächtig, wie ihre Verfolgung für eine Hölle auf Erden zu erklären. Was beherrſcht ſie nicht? Ich weiß es aus den diplomatiſchen Kreiſen in Paris. Sie regiert durch die verzweigteſten Fäden ihrer geſellſchaftlichen Beziehungen einen Theil der öffentlichen Meinung. Was hat ſie nicht ſchon Alles unternommen! Was nicht gefördert und gehemmt! Wo nur eine Idee ins Leben treten ſoll, ſind' ich ihren Namen, als Beſchützerin oder Gegnerin und grade, weil ſie Denen eine ſtarke Macht verleiht, die ſie aufſuchen, fürcht' ich für Die, die ſie vermeiden, umgehen

wollen ... Eine Freundin von ihr, die Gräfin d'Aiment ...

Egon ſtockte.

Sie nannten jene Dame, die Ihr Vater in ſeinem originellen Briefe erwähnte, bemerkte Dankmar.

Der junge Fürſt ſchwieg, faſt verlegen. Dankmar ſchonte ſein Gefühl, nahm das Wort und ſprach die Vermuthung aus:

Ihre Mutter hat ohne Zweifel Erinnerungen ihres Lebens geſchrieben; die große Welt fürchtet ihren Wahrheitseifer. Das Gerücht von Memoiren der Fürſtin Amanda wird ſich verbreitet haben, und dieſe, dieſe werden geſucht, vielleicht Briefe aus alten Zeiten, die manches Geheimniß enthüllen. Geben Sie die Eroberung nicht auf!

Aber wie? ſagte Egon. Ich bin gefangen und ſchon in dieſem Augenblicke vielleicht iſt der Wagen gepackt, ſchon jetzt rollt er vielleicht der Reſidenz zu und die genaueſte Unterſuchung eines vor Enthüllungen zitternden Weibes durchſtöbert jedes kleinſte Theilchen ſeines Inhaltes und wird auch bald entdecken, daß die Rückwand des Paſtellbildes auffallend ſtark, ja faſt einem Käſtchen ähnlich iſt ...

In der That? bemerkten Sie Das? ſagte Dankmar.

Aufs Deutlichſte.

Geben wir dann nur Eins nicht auf, rieth Dankmar. Das iſt die Zeit! Jede Stunde kann noch einen Gewinn bringen, jede Minute das Schlimmſte abwenden. Ich bin auf das Schloß geladen. Ich werde alle Fragen wegen meiner eigenen Angelegenheit fallen laſſen, da ich Ihr Zeugniß habe, daß Schlurck meinen Verluſt ſchon mit ſich geführt hat. Sie und Ihr Intereſſe ſollen mein einziges Augenmerk ſein. Ich werde horchen, ich werde forſchen, ich werde mir irgend eine Gelegenheit zu Nutze machen, Ihnen zu dienen; aber Sie müſſen ſich entſchließen — ſo peinlich der Gedanke iſt . . .

Wozu? ſagte Egon, indem er Dankmar's, die kleine Zelle muſternden Blicken folgte; . . . Sie meinen, ich muß den Gedanken an Freiheit für heute aufgeben —

Das iſt es! ſagte Dankmar. Nur um Zeit zu gewinnen, ſetzte er hinzu. Zeit, ſich der einen Sache, der im Augenblick wichtigern, widmen zu können. Warum ſoll ich nicht das Geſpräch auf dieſes Bild führen können, es nicht anſehen dürfen, warum durch den raſchen Druck auf das ſchützende Glas den Inhalt nicht zum Vorſchein bringen? Denken Sie ſich dieſe Ueberraſchung! Ich würde ſogleich als Juriſt auftreten, ich würde Beſchlag auf dieſe Papiere legen,

ich würde sie nicht eher aus der Hand lassen, bis ich nicht den Gefangenen aus dem Thurm befreit hätte, dem sie allein gehören, dem Prinzen Egon von Hohenberg!

Wildungen! rief Egon, sprang auf und warf sich ihm an die Brust, indem er mit stürmischer, Dankmarn fast seltsamer Freude den Bruderkuß auf die Lippen druckte. Wildungen! Sei mein Bruder!

Dankmar, ablehnend, fast erstaunend, ungewohnt solcher Regungen in dieser kühlen Zeit, wollte scherzend erwidern. Aber Egon litt es nicht und sagte:

Eine Vergleichung mit Posa und Carlos wäre lächerlich. Ich habe kein Spanien zu erben! Aber ein Posa bist du, Freund, wie wir, weißt du, schon einmal scherzten. Das Kreuz des Maltheſers würde deinen Mantel zieren, wie den tapfersten Ritter, der für das Grab des Erlösers focht . . .

Dankmar war erst erschrocken über diese stürmische, ihm doch etwas peinliche Empfindsamkeit, dann aber betroffen über diese Erinnerung an seine eigensten, geheimsten Ideengänge . . . dachte er an Siegbert, an Ackermann und den Knaben . . . und er hätte sie gern in diesem Bunde gehabt, in diesem Bunde der Freundschaft, der Liebe und des einen Geistes! . . .

Eben sagte Dankmar liebevoll und gerührt:

Egon! Gibt es denn noch Freundſchaften in unſerer Zeit?

Egon wollte erwidern —

Da hörten ſie draußen den Riegel gehen. Der Schlüſſel im Schloſſe drehte ſich und ſchon auf dem Vorplatz machte ſich der Thurmhüter vernehmbar mit den Worten:

Ich komme früher, als Sie mich rufen.

Wie er die zweite Thür aufgeſchloſſen hatte und eintrat, reichte er Dankmarn einen Brief hin.

Der ſonderbare Menſch, ſagte er, der nach Ihnen in der Krone fragte, hatte keine Ruhe und wollte Sie ſprechen. Da Sie nicht kamen und ich ihn nicht heraufkommen laſſen durfte, ſchrieb er dieſen Zettel an Sie und bat ihn mit vier Siegeln zugeklebt, als fürchte er, ich würde ſeine Staatsdepeſche leſen. Eigentlich laſſ' ich mich da auf Sachen ein . . .

Dankmar nahm den Brief und erſtaunte ſowol über die wunderbar ſchöne, wie in Kupfer geſtochene Handſchrift, wie über die Adreſſe, die wörtlich lautete: „An den Ritter vom vierblättrigen Kleeblatt."

Dankmar mußte auflachen.

Pfannenſtiel ſpähte und fragte:

Iſt Das wirklich an Sie?

Er mußte wol glauben, hier hinter eine verzweigte Gaunerbande zu kommen, die sich in einer eigenen Spitzbubensprache verständigte.

Egon las auch die Adresse und sagte:

Aber Das ist ja erstaunlich! Da ist ja der Ritter Posa schon anerkannt und von einem Schreiber — von einem Schreiber . . diese kupfergestochene Handschrift kenn' ich —

Sie ist von Hackert, der mich nicht nennen will! sagte Dankmar. Jetzt glaub' ich wol, daß er nicht die Peitsche zu führen versteht. Das ist ja meisterhaft geschrieben! Er wollte mich nicht mit Namen nennen, der schlaue Fuchs, und so erinnert die Adresse an einige Erörterungen, die ich mit ihm über das Kreuz auf dem von Schlurck gefundenen Schrein hatte. Bester Pfannenstiel, der Brief ist an mich . . . und enthält hoffentlich kein Gaunerlatein!

Schlurck? sagte Egon und setzte leise hinzu:

Alle Briefe, die ich von der Verwaltung meines Vaters empfing, waren von dieser nämlichen Hand geschrieben.

Natürlich, sagte Dankmar ebenso. Hackert war Schlurck's Schreiber . . .

Und während noch der junge Fürst seinen Erinnerungen über diesen Gesellen und sein nächtliches

Treiben nachhing, eröffnete Dankmar den Brief und las für ſich.

Betroffen fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn, las noch einmal, lachte dann, nahm raſch ſeinen Hut und ſagte zu Egon:

Nun keine weitern Erörterungen mehr, Freund! Sie würden — er ſah auf Pfannenſtiel — hier nicht am Platze ſein. Noch heute Abend oder morgen früh hörſt du mehr von mir. Ergib dich in dein Schickſal! Träume vom Genferſee, von Lyon, von Paris, von der Zukunft und wenn du willſt, von der Gräfin d'Azimont! Leb wohl!

Und damit entfernte er ſich wirklich zum großen Erſtaunen des Schließers, der noch einige Worte mit dem Gefangenen wechſelte, ihm alle Bequemlichkeiten verſprach und dem „Ritter vom vierblättrigen Kleeblatt" folgte, den er unten an der Thurmpforte zu finden hoffte. Dankmar war aber ſchon weit von dannen . . . Pfannenſtiel ſchloß die Thür mit gewaltigem Schlüſſel zu. Er dachte doch wol:

Wir haben einen curioſen Fang gemacht! Das Gramen wird unſerer Juſtiz viel Aerger und Mühe koſten.

Egon nahm aber den Brief, den ihm Dankmar in ſeiner eiligen, ihn faſt verwirrenden Entfernung zurückgelaſſen hatte.

Götzenmanufakturen geschrieben wird, um sie über die Distanzen einer dogmatischen Nase und eines kanonischen Mundes, kurz über ihr Seelenheil aufzuklären. Für dies Alles verlang' ich nichts, als daß die Götter, wenn sie auf dem Simnu über meine Seele Rath halten, sie nicht zur Verflüchtigung in den endlosen Aether verdammen; (ach, ich fühle die Pein einer solchen Strafe!) sondern ihr einen seligen Uebergang in ein neues Leben verleihen möchten und sei es in den Körper einer Maus oder in das Gehäuse einer Schnecke." Auch den Brüdern lief es kalt über den Rücken, als Hali-Jong von der Verflüchtigung in den öden, leeren Raum sprach, und selbst Gyllusya legte flehend ihre Hände zusammen und murmelte still ein Gebet, daß sie ein Vogel in der Luft sein möchte, um vor Maha Guru's Fenster zu singen, oder eine Schwalbe, um ihm die Fliegen aus der Stube wegzufangen. Dann aber richtete sie ihr schönes Haupt auf und sprach in Worten, die süß an das Ohr ihres Vaters klangen: „Vor allen Dingen, du Guter, bittet dich die, welche die Tochter ihrer Mutter ist, auf den Tritt deines Rosses zu sehen und die Zügel, wenn die eine Hand müde ist und du die andere brauchst, nicht immer zu lang zu fassen. Dann aber fordert sie dich auf, die Wolken, die sich in den Furchen deiner Stirn gelagert haben, durch einen heitern, vertrauenden Blick in die Zukunft zu verscheuchen. Hätt' ich dich zum Tode begleitet, so würdest du auf meinen Thränen nach Lassa geschwommen sein. Aber ich folgte dir, um deinen Triumphzug zu genießen, der großen Rechtfertigung, welche dir geschehen wird, beizuwohnen. Nein, mein Vater, du stehst unter dem Schutze deiner Unschuld und einer Gerechtigkeit, welche sie anerkennen wird. Nicht

Er las:

„Ew. Wohlgeboren werden heute Abend auf dem Schloſſe ſein. Sollte die Rede auf mich kommen, Fritz Hackert heiß' ich, ſo können Sie Vieles von mir ſagen, was Sie wollen, ſelbſt daß ich Ihnen wie ein Eſel erſchienen bin. So etwas ſchadet mir da nichts, weil man meine Ohren kennt und was ich hinter ihnen habe. Aber, wenn Sie ein Mann von Ehre ſind und Sie es gern hören, daß ich außer einem Weſen, das vielleicht kein Menſch iſt, keinen Menſchen in der Welt ſo lieb habe, wie ... nicht etwa Ew. Wohlgeboren, ſondern Ihren Herrn Bruder, der mich in einem Augenblicke der Verzweiflung mit Menſchenliebe erquickte, ſo beſchwör' ich Ew. Wohlgeboren, ſprechen Sie von mir auf dem Schloſſe nie wie von Ihrem Kutſcher! Ich bin ein elender Menſch und kämpfe mit allen niedrigen Leidenſchaften eines jämmerlichen Kerls, der das Gute will, ohne die Organe dafür zu haben, aber ich unterliege wenigſtens nicht ganz, wenn ich mich höher hinauf halte, als wohin mich ein grauſames Schickſal geworfen hat. Erniedrigen Sie mich da nicht, wo Sie heute wahrſcheinlich ſehr hoch ſtehen werden! Denn ich muß Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß man im Orte unten und ſchon oben auf dem Schloſſe an-

fangt, Sie für den Prinzen Egon von Hohenberg zu halten, der im Incognito hierher gekommen wäre, um sich vom Zustande seiner Güter zu unterrichten .... Vielleicht macht Ihnen dies von mir aus bester Quelle geschöpfte Mißverständniß Spaß. Ich wünsche, daß Sie Ihren Schrein gefunden haben. Noch einen Rath: Reiten Sie nie mehr mit Pferden von Lasalle! Dies unter uns! Uebrigens nochmals: Nicht Kutscher! Ich nenne Sie nicht, wie Sie heißen, sondern wie die Aufschrift lautet, weil es Sie vielleicht unterhält, das Vorurtheil zu benutzen und auf dem Schlosse einige Stunden lang den Fürsten Egon von Hohenberg zu spielen! Etwas vom Teufel haben Ew. Wohlgeboren doch auch im Leibe oder sind wenigstens ein Mensch, der mir vorkommt, als könnte er mit der ganzen Welt Fangball spielen!"

Aus diesen zwar rasch, aber ebenso in der Rechtschreibung sicher wie in der Kalligraphie bewunderungswürdig correcten und gefällig geschriebenen, ihm in den Hauptsachen aber dunklen Worten, ersah Egon sehr wol den Grund, warum Dankmar plötzlich laut auflachte und rasch einen Entschluß fassend, so außerordentlich muthig und fast drollig aufbrach. Mit dem heitern und erwärmenden Gefühl, vorläufig einen wahren Freund gefunden zu

haben, ergab er sich nun ruhig in ein Schicksal, das durch die Aussicht, wol gar von Dankmar Bildungen jetzt auf dem Schlosse vertreten zu werden, an wunderbarer Verwickelung und abenteuerlicher Verwirrung noch gewonnen hatte.

## Siebentes Capitel.

### Der Doppelgänger.

Als Dankmar wieder auf seinem kleinen Zimmer in der Krone war und ihm der Wirth gesagt hatte, es gäbe täglich Gelegenheit, Briefe zu befördern, schrieb er aus Rücksicht auf einen nun wahrscheinlich sich etwas verlängernden Aufenthalt an seinen Bruder Siegbert Wildungen:

„Lies den Arioſt, theuerſter Bruder, und du wirſt eine Vorſtellung von meinen gegenwärtigen Schickſalen haben! Hätte jener fabelnde Sänger den Zug der Argonauten geſchildert, die auszogen gen Kolchis, um das goldene Vließ zu holen, ich wette, ſeine Erfindungen würden den Abenteuern gleichen, die ich wirklich, ich ſage wirklich erlebe. Ueber mein goldenes Vließ ſei vorläufig beruhigt! Ich glaube, daß es in ſicherer Hand iſt. Willſt du ein Uebriges thun, ſo beſuche den Juſtizrath Schlurck und zeig' ihm an, daß

er keine Schritte thun möchte, den Eigenthümer des mit einem Kreuz bezeichneten von ihm gefundenen Schreins zu entdecken. Er würde in der Person deines liebenswürdigen ihm schon bekannten Bruders Dankmar sich ihm bald selbst vorstellen. Auch Peters beruhige und erfreu' ihn mit der Nachricht, daß ich Bello mitbringe, leider nur mit einem solchen Bein, das sich wird heilen lassen, wenn man es noch einmal zerschlägt. Dies Hundeleid, lieber Bruder, ist das einzige Herzeleid dieser Hohenberg'schen Reise! Sonst rüste dich zu einer traulichen Winterabendstimmung, wenn ich anfange dir zu erzählen, was hier schon Alles hinter mir liegt, noch mehr, was bevorsteht. Am Webstuhl der Zeit sitzen doch immer noch recht alte verschlafene Heidenheren und spinnen auch noch jetzt unsern überhellen Tagen träumerische Märchen und unglaubliche Fabeln. Ich sage dir, Horatio, es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wovon die Zeitungen und die Staatsanwalte sich träumen lassen. Wenn es reif sein und ans Tageslicht kommen wird, dann sagt man vielleicht: es war gewöhnlich! Aber im Werden erlebt und mit allen ungewissen, fragwürdigen Umständen der Schicksalszubereitung aus dem Kessel genossen, hat es etwas von Prospero's Insel. Ich wünschte, du sähest, wie ich in meinem

Elemente plätschre! Ich werfe mich jetzt eben auf diesen Brief an meinen sanften und vernünftigen Bruder nur, um mich nach allen Regeln des Anstandes zu sammeln vor Beginn eines der lustigsten Tage meines Lebens. Füge nur getrost hinzu: Er wird das Traurige haben, daß ich nach der ewigen Ordnung aller Dinge ihn dereinst mit vielen trüben Stunden werde bezahlen müssen. Aber Das ist hoffentlich das einzige „Aber" an meinem heutigen frohen Glauben. Zähme deine Neugier und erwarte nichts Gewöhnliches! Die Welt war uns wirklich ein zu ernstes Drama geworden, Bruder, höchstens manchmal künstlich, ach gar, gar zu künstlich eine derbe Posse, wie sie Polichinell mit der Pritsche und mit Prügeln im Kirchweih-Kasten spielt. Heute, lieber Junge, erlebt' ich Dinge, die, wenn du willst, dem Sommernachtstraum angehören, den du so sehr liebst mit seiner Waldesluft, seinen verzauberten Eselsköpfen, seinen herablassenden kritischen Königswitzen und besonders dem Elfenspuke und ihrem die schmachtende Sehnsucht erweckenden Augenbalsam — auch wir verwandeln uns und werden verwandelt, Bruder, und wir wissen wol, Prinz, was wir sind, aber nicht, was wir sein werden . . . Hamlet-Ophelia. Meine Gleichnisse erschöpfen sich. Du siehst, mein Junge, ich wollte gern in Deiner

Sprache reden. Ich wollte gern deinen Düsseldorfer Senf mit seinen Bildern und Gleichnissen treffen. Was würdest du für gebeizte Augen machen, wenn dich Das träfe, was ich schon Alles hier sah und sehen werde, und wie würdest du dir vorkommen? Ich sähe dich, Siegbert, umwunden von Blumen, mit einer Krone auf dem Haupte ... Elfen umtanzen dich und du guter frommer Sterblicher, der so etwas nur gemalt und gedichtet sich denken kann, sträubst dich vielleicht gar und sagst zu den neckenden Baumnymphen: Meine Damen! Ich bitte, bitte Sie inständigst, inkommodiren Sie sich nicht! Ich bin der Maler Siegbert Wildungen aus Angerode, der sich jetzt aufs Historienfach geworfen hat und von einem hochlöblichen Kunstverein den Ankauf eines Tendenzbildes vielleicht vergebens erwartet; ich bin ein realistisches Wesen geworden; laßt mich, ihr schönen Fräulein mit blauen Kränzen in dem Haar und dem Maaßliebchen auf der Brust, laßt mich in Ruhe; unsere Schule träumt dergleichen nur und malt es in die Albums kunstliebender Salendamen, edler Diakonissen und Schwanenjungfrauen. So hör' ich dich, du blöder, schnöder Vernünftling! Aber es würde dir gar nichts helfen. Die Fräulein von der Wiese im Mondschein würden dich auslachen, dich kichernd verfolgen: Schaut! Schaut! Der sträubt

ſich und will nicht der Sohn des Königs Phantaſus ſein! Der kennt uns nur aus Büchern und Bildern und weiß nicht, daß wir ſeine Schweſtern ſind' Ach, ich wette, du ſchämſt dich dann doch, Bruder, in der Kunſt immer kühn und im Leben ſo bedächtig zu erſcheinen, du fängſt doch mit den kleinen Creaturchen zu tanzen an im Mondenſchein unter den Sternen, die — ſiehſt du denn Das auch jetzt des Nachts? — ſo ſchwer und voll wie Traubengehänge auf dich niederlangen, und du nimmſt auch das funkelnde Krönlein, das dir in grünen Livreen die Kammerherren der Mondfräulein, die Eidechſen, mit ſchwänzelnder Höflichkeit präſentiren! Leider biſt du nun aber nicht hier und deine Sommernachtstraum-Rolle muß ich ſpielen, ſo gut ich kann, wenn auch nimmer ſo würdig, wie du! Und noch Eins: Erzähl' ich dir einſt meine Hohenberger Erlebniſſe — ein Einſt, das ſich in drei Tagen höchſtens erfüllen wird —, ſo ſetz' dich nicht etwa wie ein Criminalrichter hin und ziehe zu Allem die Stirn, wie du ſie gerunzelt haſt im Pelikan unter dem Apfelbaum, als ich in feierlicher Stunde bei Froſchgequak, Johanniswurmleuchten und beim Duft eines erinnerungsreichen Schnittlaucheierkuchens dir meine freie Maurerei im Tempelhauſe zu Angerode und den Fund der alten Wildungen'ſchen Receſſe und

Geſtionen erzählte; jammre mir etwa nicht und lamentire über gewagte, unglaubliche, ungeſetzliche Dinge und ſtell' dich nicht wieder, als wollteſt du eine Anſtellung haben als officieller Pinſel, Conſtablerhutlackirer oder Criminalmaler, der die Verbrecher malt, die man in effigie verbrennt! Ich ſehe nicht ein, warum die Komödie der Irrungen nur auf der Bühne geſpielt werden ſoll. Iſt der Wald denn nicht wirklicher als eine Tapete? Die Sonne nicht berechtigter als eine Oellampe? Kann ... ich ſage kann ... hörſt du? Kann der Acteur jemals ſtocken, der ſeine Rolle frei von der eigenen Leber erfindet und ſich dabei, wenn nicht an die Regeln des Ariſtoteles, doch an ſämmtliche Regeln des Anſtandes und ſogar die drei Einheiten des guten Tons hält (Harmonie der Handſchuhe, der Cravatte und der Weſte), und ſich nur Eines als freie Muſe ausbedingt, die himmliſche, märchengeborene, traumbeglückende, ſüße Unwahrſcheinlichkeit! Siegbert! Siegbert! Ich beſtreite es dir mit dem übereinſtimmenden Zeugniß aller Elemente, aller Jahreszeiten, aller Krebs- und Nicht-Krebs Fiſcherei-Monate und aller himmliſchen Zeichen des Thierkreiſes ... ich beſtreite es mit dem Verdict deiner eigenen fünf Sinne, die doch die gewiſſenhafteſten Geſchworenen unſers Urtheils ſind ... Die Welt ſieht nicht ſo

aus, wie das hintere Zimmer eines Kaffeehauses, wo es nur Zeitungen, Kellner, Fidibus, Cigarren und klappernde Dominosteine gibt! Ich bestreite dir, daß Coak-Gas das Hellste auf Erden ist und ein Tunnel das Finsterste. Wie ... o wie wünscht' ich, daß ich — manchmal du wärest ... Wie wünscht' ich, daß du zuweilen spazieren gingest aus deiner künstlichen, gemachten Phantasterei heraus und vor den Thoren die Romantik erlebtest, die du nur zu malen versuchst! Reiße dich los, Bruder, von der classischen Walpurgisnacht deiner Anschauungen, wo nur theoretische Schemen und Larven dich umtanzen, nur alte Weiber, aufgeputzt mit Phrasen, beim Klitschklatsch der Theelöffel-Imagination, die Zaubereien bewundern, die du mit Hülfe der Bücher-Nekromantik, mit Hülfe der grauen Theorie und des ästhetischen Höllenzwanges aus dem Boden der Trompetta'schen, Mänseburg'schen, Harder'schen Salons steigen lässest ... wirf die Fesseln ab, die dich an diese tapezirte Welt des Scheines bindet, stürze dich ins Rauschen der Begebenheit, in die immer offenen Arme der Natur und Geschichte, wo du allein erwarmen und nur etwas Dauerndes wie deinen Molay schaffen kannst, auch wenn ihn der flammende Ketzerrichter des Geschmacks und rothe Kunstvereins-Cardinal Propst Selbsattel

auf deine Vertheidiger, sondern auf deine Richter vertraue! Die Weisheit des Regenten ist allen Ländern auf den Flügeln des Rufes bekannt, deine Sache hat, noch ehe du vor deinen Anklägern stehst, eine seltene Berühmtheit erlangt und alle Welt sieht hin auf die Entscheidung, die eine weise Mäßigung ihr geben wird. Du hast die heiligen Schriften nicht gelesen, aber eine Ahnung ihrer Grundsätze hat mich durchdrungen. Glaubst du, daß ich es nur in meiner Demuth weiß, was sie über den Gebrauch der Gesetze lehren? Kleingläubiger Thor, der Stellvertreter des Lama führt die Wage der Gerechtigkeit; und wenn du in die eine Schale alle Beschuldigungen, die dich getroffen haben und alle Vergehen, die ihnen einen Schein von Wahrheit geben, legst, so wird sie dennoch leichter sein, als in der andern die Billigkeit und die Mäßigung, welche unsere alten Lehrer den Gesetzgebern zur Pflicht gemacht haben. Auf die Tugenden des Regenten baue deine Hoffnungen!"

Hali-Jong war gewohnt, die Worte seiner Gylluepa wie die Weissagungen einer Seherin zu verehren. Die Erwähnung des Regenten öffnete ihm einen ganz neuen Kreis für seine Combinationen und, um darin völlig sicher zu sein, suchte er noch den letzten Zweifel zu zerstören: „Meine Tochter," entgegnete er, „was ist die Mücke auf dem Ohre des Elephanten? Kann der, welcher das Auge des Weltalls vertritt, von einem Sonnenstäubchen geblendet werden? Die Gylongs von Lassa haben mich vor ihren Richterstuhl gezogen, sie werden meine Berufung auf den Regenten verwerfen."

„Aber der Regent ist von deinem Handel unterrichtet und es ist seinem Amte und seiner Tugend gemäß, darüber zu wachen, daß er nicht zu deinem Nachtheile geschlossen wird."

verwirft. Dies schreibt dir dein aufrichtiger Bruder, sonst ein passives Meisterstück der Schöpfung, heut' aber ein activer Stümper im Wettkampf mit dem großen Michel Angelo des Lebens, genannt: die Gottheit."

Wie Tankmar diesen tollen Brief überlas, that es ihm doch fast leid, daß eine so scherzhafte Absicht, die ihn anfangs im Schreiben allein geleitet hatte, zuletzt in eine ernste Wendung übersprang, die seinen Bruder vielleicht verwunden konnte. Er überlas ihn daher nochmals und voll Besorgniß. Doch ließ er ihn, wie er war, schloß ihn, siegelte mit einer Krone, dem Wappen des Kronenwirthes, und legte ihn getrost zum Absenden zurecht. Er hätte ja nur, sagte er sich entschuldigend, auf sein altes Thema spielend angestreift, das ihn im Gespräch mit dem Bruder schon so oft ergriff. Er hätte ihn ja nur wieder aufgefordert sich, freizumachen von einer gewissen mehr gelehrten als natürlichen Begeisterung für seine Kunst. Siegbert's Geschmack schien ihm zuweilen mehr der Geschmack der Schule als des eignen Bedürfnisses zu sein. Alle Anspielungen Tankmar's auf Meister William und die Elfen, auf Ariost und die Abenteuer, auf Goethe und die Gespenster waren kleine Spöttereien auf Siegbert, der sich zur Zeit in dieser vorgezeichneten

Richtung des Schaffens noch sehr gefiel. Salonromantiker nannte ihn Dankmar oft, wenn Siegbert in vornehme Gesellschaften geladen wurde und mit Andacht zuhörte den Vorlesungen über Kunst und Poesie, die in gewissen Kreisen der Gesellschaft Mode waren, besonders als noch die jetzt politisch gestimmte Pauline von Harder in dieser Richtung den Ton angab und Alles um sich versammelte, was in Wissenschaft und Kunst glänzend hervortrat . . . Mag er's nehmen, sagte sich Dankmar, wie er's immer genommen hat! Als Anregung zur Selbstprüfung oder Gelegenheit, mich eines Bessern zu belehren und ihn um Verzeihung zu bitten.

Mit diesem Briefe, mit den Erzählungen des Wirths über Hackert's ängstliches Forschen, mit der Nachfrage nach dem Befinden seines Gauls und einem Besuch im Stall, endlich mit der nicht leichten Aufgabe, aus seiner beschränkten Reisetoilette eine Art nonchalanten Reisenegligées herzustellen, verging die Zeit bis zur sechsten Stunde. Endlich setzte er den wohlausgebürsteten, von Staub gereinigten weißen Castor auf und musterte sich in dem kleinen Spiegel seines Zimmers, dem hier und da die hintere Metallbekleidung fehlte und der eigentlich nur Fragmente von Dem wiedergab, der sich in ihm erkennen wollte. Diese Frag-

mente ſagten Dankmarn, daß er wirklich an Wuchs faſt dem Prinzen gleich war. Er hatte ſogar eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ihm, nur daß ſein bräunliches Haar heller, gelockter, das ſchlichtere kurzgeſchnittene Egon's dunkler war. Sein kleines Stutzbärtchen kleidete ihn zierlichſt und die klugen Augen funkelten ſo unternehmend, daß ſie wol dem Zuge von Ironie und Schalkheit an den Mundwinkeln entſprachen, der Hackerten beſtimmen konnte, mit ſoviel Reſpect von dem Manne zu reden, der ihn, ehe er ihn nachtwandelnd im Heidekrug geſehen, ſo kräftig im Zaume hielt. Gewöhnt, ſich immer gut zu halten, konnte Dankmar keinen Anſtoß nehmen, ſich ſo wie er war auf dem Schloſſe zu zeigen. Hatte er doch die Geſellſchaft oben nicht ſelbſt geſucht, ihre Einladung nicht erwartet. Sein zerknittertes Halstuch bügelte ihm die Magd friſch auf. Leicht ſchlang er es um den Hemdkragen, der ihn am meiſten beunruhigte, wenn man nicht die Blicke, die er auf ſeine Handſchuhe warf, noch beſorgter nennen will. Indeſſen ſagte er ſich:

Bin ich oben Dankmar Wildungen, ſo bin ich auf dem Impromptu einer Reiſe begriffen. Bin ich Prinz Egon, ſo hab' ich noch den Vortheil voraus, als Tiſchlergeſell direct aus Lyon oder Paris zu kommen und eine Art von Communiſten zu ſpielen, das heißt, mit

einer großartigen Verachtung des äußern Luxus meine geheimen Pläne unterstützen zu können.

Als Dankmar zum Schlosse gegen Abend hinaufstieg, war es ihm unangenehm, daß er merken konnte, er vertriebe für heute die gewohnten Gäste. Einige Damen schritten an ihm vorüber und betrachteten ihn zwar höchst neugierig, aber misgünstig. Dankmar kannte nur zwei, die Eine, die ihm noch die freundlichste war, die Pfarrerin, die duldend und nachgiebig schien, und die Andere, die im vollen Staate befindliche aber zornglühende Frau Justizdirektorin von Zeisel, die Dankmar's Gruß höchst spöttisch erwiderte.

Himmel, dachte Dankmar, du erregst schon Misgunst, statt Theilnahme. Das ist kein guter Anfang! Und noch schlimmer, daß Niemand an mein Incognito glaubt. Hackert hat gelogen. Keiner denkt daran, mich als etwas Geheimnißvolles zu bewundern.

Weiterhin rollte ein Wägelchen von einem knarrenden Hemmschuh gehalten an ihm vorüber und gleichfalls den steilen Berg hinunter. Eine Dame mit zwei Herren saßen darin. Alle Drei lorgnettirten ihn. In dem jüngern erkannte er den Stallmeister Lasally, von dem er oft einen Gaul gemiethet hatte, ohne indessen mit dem schroffen und etwas unzugänglichen Herrn

ſelbſt in Berührung zu kommen. Er warf Dankmarn einen entſchieden verächtlichen Blick zu und muſterte ihn von unten bis oben, ſodaß ſich Dankmar faſt beleidigt fühlte.

Unentſchloſſen, ob er dem Wagen irgend ein Wort nachrufen ſollte, hörte er ſich von einem andern ausſteigenden Gaſte angeredet, von einem Manne, in dem er den Pfarrer erkennen mußte. Dieſem ſchien die Abweiſung am allerverdrießlichſten zu kommen. Das unheimliche Feuer des Neides glimmte aus ſeinen Augen, als er dem Günſtling des Abends begegnete . . .

Sie ſind erwartet, mein Herr, ſagte Stromer. Man muß Sie glücklich preiſen, mit Fräulein Melanie den Thee trinken zu dürfen . . .

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging der erzürnte, faſt verwirrte Mann vorüber.

Dankmar wußte nicht, wie ihm geſchah. Er kannte alle dieſe Menſchen nicht, in die er ſo plötzlich wie ein brennender Schwärmer hineinfuhr und die er zu ihrem Aerger auseinanderſprengte! Der Geiſtliche ſchien ihm vollends die Beſinnung verloren zu haben. In ſeinem Auge lag etwas Irres. Er überſah ſehr raſch, daß dieſe Gäſte heute ſich wie täglich von ſelbſt eingefunden hatten und mit der Bitte begrüßt worden

waren, sie möchten entschuldigen, daß sie diesmal nicht gebeten würden, den Abend über dazubleiben, da ein der Familie Schlurck sehr werther Fremder sie aus mancherlei Rücksichten allein in Anspruch nähme ... Wenn Dem so war, so durfte er darin eine höchst feierliche Vorbereitung erkennen und einen noch nicht sehr weit umgegriffenen Verdacht über seine Person oder eine Hackert'sche Flunkerei. Als ihm aber dann doch der alte Herr, der ihn eingeladen hatte, auf halbem Wege entgegenkam und ihn versicherte, die Herrschaft wisse ihm für die Annahme seiner Einladung den größten Dank, als Dankmar sah, daß man ihn wirklich wie eine Standesperson einholte, konnte er nicht umhin, ganz aufrichtig zu sagen:

Ich bin überrascht, mein Herr, wie die Reise, die ich zur Wiederauffindung eines mir sehr werthvollen Eigenthums machen mußte, mich in eine so freundliche Berührung mit der Familie des Mannes führt, dem ich ohnehin schon, wie ich zufällig unterwegs im Heidekrug erfuhr, die Rettung meines Verlustes verdanke.

Bartusch fixirte Dankmarn mit halbzugekniffenem Auge, räusperte sich und bat den Gast, er möchte, er bäte sehr darum, des Schreins, von dem auch er schon gehört hätte, keine Erwähnung thun. Die Wie-

derauffindung deſſelben wäre zufällig mit Umſtänden verknüpft, die in Madame Schlurck gewiſſe unangenehme Empfindungen hervorriefen ... Gedanken, die ſie doch lieber nicht wecken wollten. Es thäte ihm leid, darüber dunkel bleiben zu müſſen.

Eine ſo geheimnißvolle Aeußerung mußte Dankmar's Neugier eher ſteigern; doch fügte er ſich gern der ſonderbaren Bitte, die einen Gegenſtand betraf, über welchen er ſich jetzt vollkommen beruhigen zu dürfen glaubte.

Auf dem Schloßhofe trafen ſie dann den großen Transportwagen des Intendanten.

Welch ein Ungethüm! rief Dankmar. Das iſt ja kein Wagen! Das iſt ein wandelnder Salon, in dem man tanzen könnte ....

Bartuſch erklärte ihm mit lauerndem Blicke die Beſtimmung dieſes großen Behälters.

Doch nicht Alles ſchon gepackt? fragte Dankmar dringend.

Zum größten Theil, antwortete Bartuſch, überraſcht von dieſer Frage. Noch heute Abend wird Herr von Harder abreiſen. Zwei Gendarmen ſind ihm vom Landrath als Begleitung zur Verfügung geſtellt ...

Dankmar ſchüttelte ärgerlich den Kopf, blieb ſtehen und öffnete die Hinterthür des Wagens.

Derselbe Bediente, den er im Thurm gesehen hatte, saß völlig aufrecht wie ein Wächter auf den sehr geordnet zusammengestellten Möbeln und grinzte ihn boshaft an . . .

Lieber Himmel! äußerte sich Tankmar lachend zu Bartusch, zwei Gendarmen? Wie streng wird Das hier genommen! Es scheint, als wenn in Plessen die Justiz viel zu thun hat. Die arme Blouse im Thurm leidet darunter. Ihr hat, wie mir der arme Mensch erzählte, ein Bild gefallen, weil es nicht wie die Andern glänzend, sondern nur wie mit buntem Staub gemalt ist. Er wollte sich diese Art zu malen genauer betrachten und — Gehen denn die Familienbilder auch schon in die Residenz?

Die letzte Aeußerung Tankmar's wurde von ihm so hingeworfen, um ihre Wirkung zu beobachten.

In der That war aber diese Wirkung nicht gering. Bartusch riß die Augen auf, richtete sich in die Höhe und zweifelte keinen Augenblick, daß eine solche Aeußerung nur von dem Prinzen selbst oder dem intimsten Vertrauten desselben kommen konnte.

Die Vermuthung, daß der im Thurm Sitzende ein Jäger oder Kammerdiener des Prinzen Egon war, stand längst bei ihm fest.

Leider, sagte Bartusch, hat der Vorfall von heute

früh den Geheimrath ſo alterirt, daß er nun auch ſämmtliche Bilder ſogleich in den Wagen tragen ließ!

Sämmtliche Bilder? ſagte Dankmar, unangenehm betroffen.

Allerdings! fuhr Bartuſch lächelnd und fein fort. Ich zweifle indeſſen nicht, daß ſich der Monarch ein Vergnügen daraus machen wird, nicht nur, wie ausdrücklich bedungen iſt, alle Familienbilder zurückzuſtellen, ſondern auch den jungen Prinzen durch manches andere werthvolle Andenken an ſeine Mutter zu erfreuen. Was die Adminiſtration der Maſſe thun kann, um alle dieſe Verwickelungen angenehm zu löſen, alle dieſe herrlichen Beſitzungen beiſammen zu laſſen und dem jungen Fürſten an ihnen Freude und Gewinn zu ſichern, wird gewiß geſchehen. Es iſt viel von der Vergangenheit gut zu machen, aber bei einigem guten Willen von Seiten Derer, die hier zu fodern haben, und bei Kraft und Ausdauer von Seiten Derer, die wol für den Augenblick verlieren müſſen, läßt ſich für die Zukunft mancherlei wiederherſtellen.

Dankmar nickte beifällig. Die wohlgeſetzten Worte gefielen ihm an und für ſich ſchon. Dann aber an die Bilder ſich erinnernd, warf er einen ſchmerzlichen Blick auf den großen bewachten Wagen, von dem ſie

ſich nun entfernten und unterdrückte den Seufzer nicht, der Bartuſchen auszudrücken ſchien, als wollte er ſagen: Sie ſprechen gut, aber Ihre Wünſche ſind vergebens!

Mag er ihn in dieſem Sinne nehmen, ſagte ſich Dankmar, der trotz der Gendarmen vor der wirklichen Abfahrt des Wagens den Muth nicht verlieren wollte; mag er denken, ich bin der Prinz! Ob ich Dankmar Wildungen oder Egon bin, was thut Das hier!

Still jetzt bei ſich überlegend, was ſich nun wol noch wagen und unternehmen ließe, folgte er dem Führer über die große ſteinerne Treppe, die in den erſten Stock ging. Einige hübſche Mädchen betrachteten ihn neugierig und ſehr preſſirt, einige leichtfertige Bediente mistrauiſch. Vom Intendanten entdeckte er nichts, obgleich ſein Blick in die Reihe der Zimmer fiel, die Se. Excellenz mit ſo ſtrenger Conſequenz ausgeleert hatten. Er hoffte nicht, daß auch der Geheimrath zu den abgewieſenen gehörte. Dieſem noch begegnen zu können, ſchien ihm unerläßlich. Bartuſch öffnete eine hohe Saalthür. Dankmar durchſchritt einige Gemächer, bis er endlich in dem von Melanie eigens zu ſeinem Empfang vorbereiteten Flügel- und Eckzimmer eintrat.

Die beiden Damen, die ſich ihm heute ganz allein widmen wollten, waren ſchon zugegen ...

Gyllubra's Beredtsamkeit konnte Hali-Jong unmöglich widerstehen; denn die Brüder schlugen die Hände über ihren Häuptern zusammen, sich hoch verwundernd über die Worte, die aus des Mädchens Munde kamen. Der alte Neuerer und Ketzer wider Willen setzte sich in aufrechte Positur und und stachelte sein Pferd mit sichtlichem Wohlgefallen über diese neue Ansicht seines bedenklichen Verhältnisses.

Die Weiterreise ging ohne Hindernisse von Statten. Lassa liegt in der Ebene. Die Reisenden würden diesen heiligen Sitz des verkörperten Gottes schon in der Ferne gesehen haben, wenn die einbrechende Dunkelheit sie nicht daran verhindert hätte.

Unter Hali-Jong's Dienern befand sich einer, der die Gegend von Lassa selbst kannte und vor Jahren schon einmal die Seligkeit empfunden hatte, dreitausend Schritte vom Palaste des Dalai Lama die Erde mit seiner Stirn zu berühren. Dieser hatte seinem Herrn so viel von dem Anblick, den die heilige Residenz in der Ferne gewähre, erzählt, daß Hali-Jong darin eine wehmüthige Vorbedeutung sah, es nicht so anzutreffen. Statt der goldenen im Sonnenscheine glänzenden Spitzen und Thürmchen, die in der Erzählung des Dieners die erste Spannung erregten, erschien unsern Reisenden nur eine finstere Nacht, in der sich nichts natürlicher zu verbergen schien, als das Verderben, der Tod. Hali-Jong war in solchen Auslegungen und Deutungen ein unübertrefflicher Meister.

„Täuschen mich meine Augen nicht," sagte einer von seinen Brüdern, „so flimmert weit über diese rabenschwarze Finsterniß ein dämmernder, beweglicher Lichtstreifen."

Melanie's seit dem Morgen von Stunde zu Stunde gewachsene, durch die abschlägige Mittagsantwort nur gesteigerte Spannung war denn nun endlich gelöst. Die Erfüllung ihrer Sehnsucht stand vor ihr. Sogleich erkannte sie die in der That treffende Aehnlichkeit dieses Besuchers mit jenem Siegbert Wildungen, der ihr soviel Aufmerksamkeit, Verehrung und Liebe zollte, und sogleich begann sie von diesem Siegbert und brachte Dankmarn durch ihre Schönheit, ihre reizende Toilette und die in ihm geweckte Voraussetzung, der Bruder hätte ihm doch längst von ihr erzählen sollen, was nicht geschehen war, in eine Verlegenheit, bei der er sich verwickelte und sich nicht sogleich fassen und sammeln konnte. Das traf denn allerdings rasch mit einem schlauen blitzschnell zugespielten Winke Bartusch's zusammen und in glücklichster Ueberraschung wisperte Melanie bei einer leichten Wendung des Kopfes der Mutter zu:

Es ist der Prinz!

Dankmar gehörte zu denjenigen jungen Männern, die früh unter Frauen und Mädchen sich tummelnd den Reiz des andern Geschlechts, den es so überwältigend auf unreife Neulinge ausübt, schon abgestumpft haben. Siegbert floh in seiner ersten Jugend aus Schüchternheit die Frauen und erlag deshalb später

um so mehr ihrem Reiz und fast jeder vertrautern Annäherung. Dankmar dagegen hatte schon als reifender Knabe gebildeten Frauen im Gespräche sozusagen standgehalten, kleine Liebschaften mit jüngern gepflegt und erschrak nun nicht mehr zu heftig vor der zauberischen Gewalt des Weibes. Aber diese Melanie blendete ihn doch. Und wie sollte sie's nicht in dem weißen, sich aufbauschenden Kleide, das sie umflutete wie eine leichte Wolke? Zeigte diese ungesuchte und einfache Tracht doch fast nichts als sie selbst! Sie selbst in der plastischen Schönheit ihrer Formen, im Ebenmaß ihrer leicht bebenden Glieder, im frischen Ton des Incarnats, dem man von Dem, was unverhüllt sich zeigte, ahnend ins Verborgene folgte. Melanie besaß heute noch mehr Anziehung als je; denn sie hatte warten, sich sehnen, sich vor sich selbst demüthigen müssen. Diese Sehnsucht malte sich in ihren Augen, die feuchter als sonst strahlten. Auf der kleinen, edlen Stirn und an den hohen, frei leuchtenden Schläfen lag ein Ernst, der ihr sonst fremd war. Sie hatte das freie Spiel ihrer Coquetterie schon dadurch verloren, daß sie heute mehr des Gastes als ihrer selbst eingedenk sein mußte. Wie malte sie sich nicht den Tag über aus, was sie Alles vom Prinzen schon wußte und noch im Laufe des Tages erfuhr!

Wie verlor ſie ſich in Möglichkeiten der Zukunft! Wie überdachte ſie die Abenteuer, die ſchon von dem Prinzen alle erzählt wurden! Wie natürlich fand ſie dieſen geheimnißvollen Beſuch auf einem Schloſſe, das er mit ſeinem wahren Namen nicht ſehen mochte, um nicht vor Denen gedemüthigt zu werden, die hier das elende Geld zu Herren gemacht hatte! Wie hatte ſie dieſe Gläubiger im Laufe des Tages verſpottet, wenn ſie rechneten und maßen, ob ſie wol vorziehen ſollten, ſelbſt dieſe Herrſchaft anzukaufen oder ſich in ihr Deficit ruhig zu ergeben! Wie entſchieden hatte ſie jeden Beſuch für heute zurückgewieſen, um dem unglücklichen jungen Fürſten die Demüthigung zu erſparen, Menſchen zu ſehen, zu deren Untergebenen ihn der Leichtſinn ſeines Vaters gemacht hatte! Bartuſch hatte die größte Mühe gehabt, dieſe Ablehnungen ſo höflich wie möglich einzukleiden . . .

Dankmar, ſeine bedenklichen Handſchuhe allmälig ganz unbelauſcht ausziehend, begann mit Entſchuldigungen über ſeine Garderobe, die nur für eine plötzliche Geſchäftsreiſe eingerichtet wäre . . .

Als er dafür von den Damen die holdſeligſte Abſolution in Empfang genommen hatte, ſagte er:

Meinem Bruder muß ich die bitterſten Vorwürfe machen, daß er mich von dem Glück einer Bekannt-

ſchaft niemals unterhalten hat, die er mir vielleicht nicht gönnte. Seit wann kennen Sie ihn?

Seit einigen Wochen, erwiderte Melanie ... ungläubig lächelnd und mit den Augen blinzelnd, als müßte ſie ſich beherrſchen, nicht laut in Lachen auszubrechen.

Dann entſchuldigt ihn, ſagte Taufmar, meine längere Abweſenheit. Finden Sie, daß wir uns ähnlich ſehen?

Erſtaunlich, ſagte die Mutter. Zwar iſt nur Herr Wildungen nur aus größern Geſellſchaften, die wir gaben, erinnerlich, allein meinſt du nicht, Melanie — die Augen — ich meine die Augen —

Warum nicht gar! ſagte Melanie. Es iſt eine große Aehnlichkeit da, aber der Ausdruck und die Art iſt eine völlig andere. Von den Augen zumal, Mutter, darfſt du nicht reden. Siegbert's Augen haben einen ſchönen frommen, leuchtenden Glanz; entſinnſt du dich des Bildes von Leidenfroſt, auf dem ich und Herr Siegbert verſpottet ſein ſollen? Man erkennt die verklärte Stimmung einer nur zu regen Begeiſterung bei ihm, aber die Ihrigen, mein Herr, ſind etwas unheimlich, etwas bös; man möchte ihnen kein Vertrauen ſchenken ....

Taufmar bedankte ſich für eine Rüge, die doch

nichts als eine coquette Schmeichelei war. Das Gemälde von Leidenfroſt war ihm aber unbekannt. Ein Gemälde, auf dem Melanie und ſein Bruder verſpottet wären? Sein Bruder verſpottet? Verſpottet von dem ihm wohlbekannten, Siegbert befreundeten Leidenfroſt? Darüber verfiel er in eine wahre, gar nicht erkünſtelte Verlegenheit und wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte.

Die Juſtizräthin, dieſe Verlegenheit vollkommen durchſchauend, nahm das Wort und entſchuldigte den ſo kleinen Cirkel, mit dem man ihn begrüße. Sie hätte ihn anfangs für menſchenſcheu gehalten. Man hätte ihn hier und dort allein luſtwandeln ſehen; zum Schloſſe empor hätte er nie blicken mögen . . . ſo wäre es gekommen . . . daß . . .

Sie lieben die Einſamkeit, unterbrach Melanie die ehrliche Mutter, die nicht gut Komödie ſpielen konnte. Es iſt bekannt, Mutter! Herr . . . Herr . . . Herr Wildungen ſind ein Einſiedler.

Tankmar mußte ſich im Stillen ſagen, daß bei ihm gerade das Gegentheil ſtattfand; doch gelang es ſeiner Situation mehr als ihm ſelbſt, ſich die ſchwermüthige Miene zu geben, die Melanie's Ausſpruch vorausſetzte...

Als er lächelnd verlegen niederblickte, ſagte Melanie raſch:

Kennen Sie den Prinzen Egon?

Den Prinzen? — Ich kenne ihn ... ſagte Dankmar nach einem Moment faſt ohne Ueberlegung.

Wie, fuhr Melanie elektriſirt auf, Sie kennen Jemanden, den Niemand kennt? Wo ich gefragt habe: Wer iſt Prinz Egon? Wie iſt er? Wo iſt er? Nirgend hab' ich eine klare und deutliche Antwort bekommen. Es iſt der Mann der Sage, der Anekdote, der Fiction. Und Sie wollen ihn kennen?

Dankmar fühlte wol, daß er ſich hatte fangen laſſen. Aber einmal im Netze, beſchloß er, das Netz auch nicht mehr zu zerreißen und lieber von der Möglichkeit, ihn ſelbſt für Egon zu halten, die Vortheile zu ziehen, die ſich ihm vielleicht noch im Laufe des Abends darbieten würden.

Es iſt zu weitläufig, ſagte er, Ihnen zu erzählen, wo ich den jungen unglücklichen Erben dieſes Fürſtenthums kennen lernte, aber ich kenne ihn.

Melanie biß ſich, um nicht zu lachen, auf die Lippen. Sie erröthete und ſtützte ſinnend das Kinn auf ihre Arme, die ſie im Schooß zuſammenlegte. Von unten herauf blitzte aus ihren Augen ein Feuer, das gleichſam zu ſagen ſchien: Ich bin viel auf den Fluren umhergeflattert, ich froher Schmetterling, aber von allen Huldigungen, die ich empfing und als Siegerin

rückwies, könnte mich keine mehr zur Sklavin ma-
en, als die deinige, du ſchöner, männlicher, liebens-
ürdiger Schalk ....

Wird der Fürſt in der Reſidenz wohnen? fragte
e dann, ſich allmälig ſammelnd.

Er wird in der Reſidenz wohnen, ſagte Dankmar
eſtimmt.

Alſo behält er das herrliche Palais ſeines Va-
s? fuhr die Mutter neugierig und ſchon ermuthig-
r fort.

Das Teſtament beſtimmt es ſo. Er wird ſich dem
illen ſeines Vaters nicht entziehen, ſagte Dankmar.

Das Palais ſoll wunderſchön eingerichtet ſein,
rſchte Melanie.

Unter den brennenden Kronenleuchtern, erwiderte
r kecke, übermüthige Dankmar, unter den Blumen
d Lichtern, deren Widerſchein ſich in den Spiegeln
s Pavillons bricht, wird er der Vergangenheit ge-
nken.

Dieſe Antwort ward von Dankmarn mit abſicht-
her Zweideutigkeit gegeben. Das Quiproquo fing
, ihm Vergnügen zu gewähren. Er dachte ſogar:
artet nur, ich will Euch für Eure Eitelkeit, Eure
enußſucht, Euer irdiſches Behagen ſtrafen ....

Melanie ſprang auf. Sie konnte kaum zweifeln,

den jungen Fürsten vor sich zu haben. Rasch, aber ihrer Empfindungen völlig Herr und jetzt sich wol hütend, die stürmische Bewegung ihres Herzens frei zu zeigen, sagte sie mit spottendem Humor:

O liebe Mutter, sieh, hier geht der Tisch auseinander! Man wird eine Einlage machen müssen! Prinz Egon fehlt mit seinem Hobel! Der gute Prinz soll ein Tischler sein ... hoffentlich hat er es so weit gebracht, einen solchen Schaden zu heilen. Er wird hier viel zu thun bekommen. Ich möchte nur wissen, ob er sich bei uns einen Gewerbeschein lösen wird ....

Hannchen Schlurck, die Mutter, sah bald zu Melanie strafend, bald zu Dankmarn bittend und höchst verlegen hinüber ....

Dankmar aber faßte sich sehr rasch und bemerkte in völliger Ruhe:

Mein Fräulein, diese Reparatur macht sich besser durch einen Schlosser. Er nimmt zwei eiserne Krammen, macht sie glühend und schlagt sie, gerade während sie glühen, hier an den Ecken — der Tisch erlaubt es, da er ja nicht immer bedeckt ist — so ein, daß sie im Holze selbst abkühlen. Verstehen Sie? Die Abkühlung zieht dann die beiden Tischblätter allmälig zusammen. Erkaltend werden die Eisen kleiner.

Melanie lachte laut auf und klatschte in die Hände.

Das iſt ſymboliſch zu verſtehen! rief ſie. Das iſt das Bild einer guten vernünftigen Ehe, liebe Mutter. Die Abkühlung durch die Vernunft, ſagteſt du ja immer, ziehe nur um ſo enger zuſammen. Uebrigens, Herr von Wildungen, Das werd' ich dem Maler, meinem Freunde Siegbert Wildungen, erzählen. Er wird erſtaunen, einen Schloſſer zum Bruder zu haben. Ha! ha! ha! Ihr klugen Männer!

In dieſer Art tändelte ſie fort. Ihre Neckereien galten Allem, was man vom Prinzen Egon wußte, und Dankmar erwiderte ruhig aus Abſicht und par dépit in demſelben Doppelſinne. Was er im Thurm erfahren hatte, kam ihm dabei zuſtatten. Er gab über Egon's Plane ſo gründliche Auskunft, wies ſo entſchieden jede Aufklärung über die Art, wie er deſſen Bekanntſchaft gemacht hätte, zurück, daß Melanie allmälig wirklich vorſichtiger wurde. Die Vorſtellung, für dieſen bei allem Unglücke doch in der Geſellſchaft ſo hochgeſtellten jungen Mann von einer Leidenſchaft ergriffen zu werden, machte ihr bald das Herz beklommen. Die Folgen waren ſo unabſehbar, die möglichen Verwickelungen viel ernſterer Natur, als ſie den kleinen Tumulten ihrer Gefühle bisher geſtattet hatte.

Sie lud Dankmarn zu einem Spaziergange im Garten ein.

Dies war ein Zeichen für die Mutter, ſie allein zu laſſen. Die ängſtliche Frau, die von Bartuſch's Andeutungen über Schlurck's nächtliche Wanderungen noch nicht ganz die Verſtimmung des Morgens verloren hatte, auch in dem Erſcheinen des Prinzen auf Hohenberg kein für die Angelegenheiten ihres jetzt von der Politik zerſtreuten Mannes gutes Zeichen erblickte, ließ das jugendlich ſchöne, leichtſinnige Paar allein. Bediente brachten auf den Zug einer Schelle für Melanie einen leichten Ueberwurf von blaßrother Seide, rings am Rande mit den feinſten ſchwarzen Spitzen beſetzt. Bei der Art, wie ſie im Garten dieſe Mantille trug, hätte man glauben ſollen, ſie wäre mehr beſtimmt geweſen, von der Schulter herabzufallen, als ſie zu bedecken. Denn Dankmar konnte ſie nicht oft genug über den ſchönen Bug des Rückens weiterhinaufziehen helfen und nicht oft genug konnte ſie Melanie wieder entgleiten laſſen, bis ſie ſie zuletzt gewaltſam griff und wie einen altdeutſchen Radmantel über die eine Schulter warf und unter der andern ſie mit beiden Armen ohne Rückſicht auf die Falten zuſammenpreßte.

Beim Hinunterſteigen zeigte ſie Dankmarn die Zimmer der Fürſtin, die nun ganz leer waren, wie Dankmar zu ſeiner großen Betrübniß bemerkte. Unten

„Wo? wo?“ rief Hali-Jong, dem eine solche Erscheinung nur fehlte, um in seiner Symbolik günstigere Resultate zu finden; „ich sehe nichts. Das ist Alles schwarz ohne Unterschied: Schatten ohne Licht.“

„Hili-Jong hat wahr gesprochen,“ bemerkte Holi-Jong; Heli-Jong sagte auch, daß Holi-Jong dem Hili-Jong ein richtiges Zeugniß gegeben hatte.

„So will ich doch erblinden,“ rief Hali-Jong, der ein schwaches Auge hatte, und richtete sich dabei von seinem Sattel so in die Höhe, daß er bald übergestürzt wäre. „Ihr müßt durch weiße Gläser sehen oder Fries an euren Augen haben. Sagt mir nur nicht, daß kein Schwarz ist, was verderbenschwanger vor uns liegt. Gylluspa, mein Kind, Falkenauge, was siehst du?“

Gylluspa, die sich in süße Träume und in die nahen Ueberraschungen von Lassa gewiegt hatte, bestätigte jetzt die Aussage ihrer übrigen Väter, von deren Richtigkeit sich auch zuletzt Hali-Jong überzeugen mußte.

Ein Lichtmeer wogte in der Ferne über dem dunklen Raum. Der Wiederschein einer Flamme konnte diese Beleuchtung nicht sein, weil sie ungeachtet eines heftigen Zugwindes sich nicht flackernd bewegte, sondern in derselben ruhigen, weder zu- noch abnehmenden Lage und Stärke verblieb.

„Wir haben vor Kurzem erst das Frühlingsäquinoctium gefeiert,“ sagte Hali-Jong, sich nachdenklich über die Stirne fahrend; „der Sommer kann nicht aus dem Kalender gestrichen sein; aber es scheint fast, als feiere man in dem heiligen Lassa das Todtenfest früher als in Tassisudon. Wäre das nicht auch eine Neuerung?“

ſpottete er mit wirklichem Zorn über das Ungethüm des Wagens und ereiferte ſich gegen den Geheimrath, der aus einem Fenſter etwas ſteif grüßte.

Ich halt' ihn jetzt für meinen Feind! ſagte er zu Melanie, die ihm mit neckiſcher Laune und wunderbar raſch ſich entwickelnder Vertraulichkeit den kleinen Roman erzählte, den ſie mit dieſem gewiſſenhaften Manne aus Langerweile angeſponnen hätte . . .

Denken Sie ſich, ſagte ſie, als ſie in den Garten traten und ſie beim Hinabſteigen von den kleinen Stufen und hügelartigen Abdachungen ſich zuweilen auf Dankmar's Arm ſtützte und ihn die Glut ihrer Adern durch die feinen über die Arme gehenden langen Spitzenhandſchuhe unwillkürlich fühlen ließ; denken Sie ſich, daß ich entdeckt habe, wie man dieſer hölzernen Excellenz beikommen kann, um ſie lächeln zu machen! Ich verſuchte es mit vielen Huldigungen, aber er blieb ungerührt. Endlich bemerkte ich, daß es die gütige Natur freundlicher mit ihm gemeint hatte, als er es verdiente! Trotzdem, daß er Alles in Allem genommen ein Eſel iſt, hat ſie ihm doch nur ganz kleine Ohren an ſeinen eingebildeten Kopf geſetzt. Auf dieſe Bemerkung hin iſt dieſer wichtige Mann im Staate vor mir ſo klein geworden, daß er jetzt, weil ich ihn nicht erhörend aufhob und in ſeine

natürliche Höhe richtete, mit mir boudirt. Er bildet sich ein, ich wäre Mitglied einer Verschwörung gegen seine Würde und Amtsehre, die ihm deshalb sehr schwer zu behaupten wird, weil die Natur nicht gewollt zu haben scheint, daß er etwas Anderes wird als der dumme Sohn eines sehr achtbaren und allgefeierten Vaters. Denken Sie sich, dieser Mensch spricht bei jedem dritten Satz von seinem Papa! Nicht weil er den General en Chef unserer Justiz, der in der That, wie Themis es ganz sein soll, halb blind ist und nur noch Hunde, Katzen, Affen, Raben und ein herrliches Geschöpf liebt, das sich Anna, nicht Pauline von Harder nennt, seiner gutmüthigen Eigenschaften wegen kindlich verehrt, sondern weil es ihm selbst, dem Sechziger, ein gar kindlich rührendes Aussehen gibt, noch in seinen Jahren von einem Papa zu reden. Wissen Sie denn, bester Wildungen, daß Der, der schön sein will, immer eine häßliche Folie neben sich haben muß und daß die alten Coquetten gar zu gern von ihren Müttern sprechen?

Ich lerne Weltkenntniß von Ihnen, Fräulein Melanie, sagte Dankmar zu dem ihn plaudernd unterhaltenden Mädchen. Aber welche Verschwörung erwähnten Sie da? Erzählen Sie doch! Jener Auftrag,

den der Geheimrath hier mit brutaler Strenge vollzieht, intereſſirt mich ....

Melanie, die im Stillen dachte: Das wollt' ich meinen! fuhr fort:

Ich hatte bereits die ſchönſte Toilette zu unſerm durch ſie verunglückten Diner gemacht und dem Geheimenrath zwei mal ſeine Morgenviſite abgeſchlagen, als ich ihm ſelbſt eine in den Zimmern der Fürſtin machte. Ich wollte jenes Portrait ſehen, von dem es hieß, daß es einem bettelnden Vagabonden bis zum Mitnehmen gefallen hätte ....

Wohnten Sie der Scene bei? fragte Dankmar gewannt.

Nein, antwortete Melanie. Vor rohem Lärm flieht eine Furchtſame wie ich bin, und doch bedaur' ich, daß ich nicht in den Hof hinunter ſah, als man einen Mann fortſchleppte, der doch ſehr leicht, wie Bartuſch vermuthet, ein verkleideter Kammerdiener des Prinzen Egon ſein konnte. Sie werden Das beſſer wiſſen, wie ich, denn Sie haben ja mit dem Gefangenen im Thurme ein Tête à Tête gehabt?

Es brannte Dankmarn auf der Zunge, mit ſeinem Anliegen offen hervorzutreten, ſich entweder dieſem klugen Mädchen ganz zu entdecken oder auf der gewagten Bahn des Misverſtändniſſes weiter zu gehen.

Melanie durfte eine Antwort, eine Aufklärung über den Gefangenen erwarten. Sie sah ihn forschend an. Dankmar schlug in ganz natürlicher Verwirrung die Augen nieder und sagte nach einer Pause:

Der Gefangene sieht allerdings dem Besitzer von Hohenberg sehr nahe ... der Prinz kann wol Ursache haben, jenes Bild vor den Trödlern zu retten. Es ist mindestens das Bild seiner Mutter!

O welche lieblichen Züge! sagte Melanie mit Innigkeit. Wie hätt' ich das Bild mit Küssen bedecken mögen! Die herrlichen braunen Augen! Die edle Stirn! Der holdselige Mund mit einem Ausdruck stilldulden Schmerzes. Wissen Sie, wen ich mir so denke, Prinz?

Nun? sagte Dankmar gespannt und die Anrede: Prinz! vor Erwartung ganz überhörend.

Prinz? ... wiederholte sich Melanie fast erschreckend im Stillen. Sie staunte, daß er diese Anrede so ruhig geschehen ließ und nichts erwiderte, als drängend noch einmal: Nun? Nun? Wem sieht das Bild ähnlich?

Ich denke: der Gräfin d'Aziment! sagte Melanie mit gezogenem Tone und wandte sich rasch, als wollte sie in ihm den Eindruck beobachten, den dieser Name auf ihn hervorbringen würde.

Dankmar kam aber in der That in Verlegenheit.

Er hatte den Namen der Gräfin d'Azimont im Thurm nennen hören, wußte auch, daß ein franzöſiſcher Attaché einſt in der Reſidenz ſo hieß und die Gräfin jedenfalls eine Schönheit war, weil ſie ſonſt Egon's ſonderbare Laufbahn in Frankreich nicht, wie es ſchien, würde unterbrochen haben; aber es blieb doch die reinſte Natürlichkeit, als er ganz unbefangen fragte:

Was wollen Sie mit der Gräfin d'Azimont?

O Sie Schelm! ſagte Melanie, den Finger aufhebend. Sie wollen den Prinzen Egon kennen und wiſſen nicht, was mir die Excellenz erzählte, als ſie mit dem größten Zorn das Bild mir aus der Hand nahmen und es den Dienern gaben, um es in den Wagen zu tragen? Die Excellenz war erſchrocken ſogar über ihre eigene Unfreundlichkeit. Excellenz, ſagt' ich, ich wäre im Stande, Sie an einem Ihrer kleinen Ohrzipfel empfindlich zu kneipen. Wie können Sie mich ſo abſcheulich anfahren? Er ſprach ein Kauderwälſch durcheinander von gefährlichen Intriguen und höhern Befehlen und endete dann, um mich auf andere Gedanken zu bringen, damit, daß er ſagte, dies Bild der jungen Fürſtin Amanda erinnere ihn ſehr an die Geliebte des Fürſten Egon, die Gräfin d'Azimont?

Tankmar lächelte, aber bedeutſam ....

Zum Glück, fuhr Melanie wie eifersüchtig fort, zum Glück ist diese schöne Dame verheirathet. Ich bemerkte Das schon Herrn von Harder. Sie lebt in Paris, setzte er plaudernd hinzu, um mich zu zerstreuen und das alte Vertrauen wieder zu gewinnen. Lebe sie wo sie wolle! Sie verderben mir die Freude an diesem Bilde, sagte ich. Er misverstand meinen Unmuth, glaubte, ich neckte ihn und ließ mich die Folter ausstehen, daß er mir nach Tisch, er nahm Ihre Stelle ein, in einer Fensternische Dinge sagte, wie sie Prinz Egon der Gräfin d'Azimont nicht feuriger vortragen kann. Alles Das kommt von Ihrer Gräfin, die in Paris vergessen hat, daß sie verheirathet ist! O gehen Sie, Wildungen, mit Ihrer leichtsinnigen Gräfin d'Azimont!

Fräulein . . .

Ja, ja, Sie . . . . Schamen Sie sich solcher Verhältnisse . . . .

Welcher?

Eine verheirathete Diplomatin! Gewiß ist sie sehr schön, aber auch gewiß sehr intriguant! Gewiß sehr coquett! Ich habe das Schlimmste von der Gräfin d'Azimont erfahren . . . . Und wenn sie nun gar der Fürstin Amanda gleicht, kann ich nur noch viel Schlimmeres von ihr denken.

Ich muß geſtehen: Sie haben die Phantaſie dafür! ſagte Dankmar.

Gleichviel! Sie mögen mich nun tadeln oder den Maler des Bildes oder den gütigen Schöpfer .... Wenn die Gräfin d'Azimont dem Bilde gleicht ... ich tadle ſie doch .... Die Naſe auf dem Paſtellgemälde war nicht ſchön.

Dankmar mußte über dieſe Wendung lachen. Melanie boudirte künſtlich .... Er war entzückt von der Coquetterie des eiferſüchtigen Mädchens.

Mit halb künſtlichem, halb natürlichem Aerger und von einer Eiferſucht gefoltert, als wenn ſie alle die Menſchen, die ſie doch nur dem Namen nach kannte, leibhaftig ſchon vor ſich ſähe, hüpfte Melanie fort.

Dankmar ihr nach ....

Melanie ſprang Stufe von Stufe die Terraſſen herab bis zu jenem griechiſchen Tempel hinunter, der einen ſo ſtillen Fernblick in das waldige Gebirge und die unterhaltende Nähe der ſich hier kreuzenden Wege erlaubte. Melanie war ſo geeilt, ſo haſtig an der alten, eben von dem kranken Gärtner kommenden und kopfſchüttelnd ſtehenbleibenden Brigitte vorübergeſchritten, daß ſie auf eine Bank des Pavillons niederſank und Dankmarn das ſchöne Schauſpiel ihrer mächtigſten Erregung bot. Den Ueberwurf hatte ſie

im raschen Gehen und dem Herabspringen von den Stufen, eine zweite Atalante, um ihn aufzuhalten, unterwegs fallen lassen. Er mußte auch, während sie lachte, innehalten und ihn aufheben; jetzt schlug er den Ueberwurf über den Nacken und die wogend sich hebende Brust. Auf der Erde suchte er eine große goldene Nadel, die gleichfalls ihrem Haar entfallen war und die zurückgesteckten Locken gehalten hatte . . .

Lassen Sie nur, sagte sie und strich sich die Haare hinters Ohr, wo sie nicht halten wollten, und von der einen Seite nach vorn fallend, ihr einen schwärmerischen Ausdruck gaben . . .

Lassen Sie nur! . . . Sie müssen mir jetzt sagen, fuhr sie nach einer Weile, während sie Tankmar glückselig betrachtete, gesammelt fort; Sie müssen mir jetzt sagen, wie die Gräfin d'Aziment das Haar trägt. Ich will gar keine künstliche Frisur mehr tragen, bis ich nicht weiß, wie diese abscheuliche Coquette sie trägt . . . .

Tankmar war in der That von der Liebenswürdigkeit des Mädchens, das sich in den gewagtesten Capricen gefiel, bezaubert . . . .

Geben Sie doch, theure Melanie, sagte er unternehmend und sich ihr zur Seite niederlassend; geben Sie

doch mit diesen Erinnerungen. Diese Zeiten sind vorüber. Egon hat sich dem Vaterland zurückgegeben. Er wird es lieben, trotzdem daß es ihn so unfreundlich begrüßt. Sie haben Recht, auch der Intendant gehört zu seinen Feinden und wenn Sie versprechen könnten ....

Ich verspreche nichts, sagte Melanie und meinte doch das Gegentheil.

Eben wollte Dankmar sich zu einer Erklärung zusammennehmen, als er aufhorchen mußte. Getrappel von Pferden und noch mehr ein Geklirr von Waffen schien an sein Ohr zu dringen. Er stand auf und beugte sich über die Balustrade des Pavillons. Von Randhartingen her sah er die zwei Gendarmen reiten, die wahrscheinlich den Transport des Mobiliars schützend begleiten sollten. Die beiden Schnurrbärte grüßten militairisch und wandten sich dem großen Aufgang zum Schlosse zu.

Die gewaltigste Unruhe folterte Dankmarn. Schon sah er alle seine Hoffnungen vernichtet, schon den Preis der Rolle, die er hier, wenn auch ohne Mühe, doch zur Qual seines Wahrheittriebes durchführte, seiner Hand entwunden. Unwillkurlich stand er da wie Jemand, den ein Geheimniß preßt, zu dessen Entdeckung er gern von einem prüfenden Blick in das

Auge Dessen, dem er sich zu vertrauen im Begriffe steht, ermuthigt werden möchte ....

Was haben Sie? fragte Melanie, diesen Zustand nachfühlend.

Wann reist der Intendant ab? fragte Tankmar entschlossen.

Noch heute Abend!

Er, der Sie liebt, bewundert, ... trennt sich sobald?

Da ich ihn über Das, was er heute in der Nische zu mir sprach, ausgelacht habe, noch heute Abend ....

Er kann sich trennen? Von Ihnen, Melanie? Von Ihnen, die Sie Alle zu fesseln, Alle zu bezaubern verstehen ....

Er kann's und hofft morgen Abend in der Residenz zu sein ....

Nein, nein, er bleibt! Er bleibt, weil er die Schönheit bewundert, er bleibt, weil er nichts fürchtet, als ...

Er fürchtet Alles. Wie Sie sehen, diese Gendarmen hat er sich vom nächsten Landrath erbeten, weil er fürchtet!

Sie sehen daraus, rief Tankmar, daß die Entführung dieser Angedenken an eine unglückliche Frau, die man noch im Tode verfolgt, ein Act der Gewalt-

„Es müſſen andere Urſachen zu dieſer Beleuchtung ſein,“ ſagten die Brüder und Gyllusya fügte hinzu: „Wir ſtoßen in Laſſa auf ein großes Unglück; die Stadt iſt in Trauer. Hört, welche Klagetöne durch die Luft dringen!“

Den Reiſenden war der Weg verſperrt. Heulende Banden zogen über die Straße, ſchlugen mit entſetzlichen Gebärden auf ihre Rücken, zerrauften das Haar und ſtießen Töne aus, die mit dem ſchmetternden, zerreißenden Schalle ungeheurer Metallbecken in grauſenerregender Disharmonie ſtanden. Der Reiſezug mußte ſich dicht zuſammendrängen, um von den ſchwärmenden Haufen nicht auseinander getrieben zu werden. Hali-Jong, der es ſeiner Frömmigkeit für angemeſſen hielt, in den Ausdruck eines ſo gränzenloſen Schmerzes auch mit ſeiner Stimme einzufallen, war in der peinlichſten Verlegenheit, weil er nicht wußte, über wen er dies tiefe Wehe anſtimmen ſollte. Er fragte links und rechts; aber entweder hatten die Angeredeten vor dem entſetzlichen Lärm das Gehör verloren oder ſie verſtanden den butaniſchen Dialekt nicht, oder ſie hüteten ſich, einen Augenblick in ihrem Geſchrei inne zu halten.

Hali-Jong ſah, daß es einer ungeheuern Klage galt, er beſann ſich nicht länger, ſammelte alle Kraft, die in ſeinem ausgetrockneten Körper zu finden war, füllte die Luftröhre mit allem Winde, der ſich nur in ihm auftreiben ließ, und ſtieß dieſe Maſſe mit einer ſo fürchterlichen Vehemenz von ſich, daß ſein Roß zuſammenſchreckte und mit ihm einige verdächtige Sprünge machte. Es war ein Inſtinct, der ihn trieb, in dieſe unbekannte Trauer mit einzufallen und nur die beſorglichen Bewegungen ſeines Pferdes hielten ihn ab, noch einmal auf dieſe Weiſe ſeinem tiefgefühlten Schmerze Luft zu machen.

that ist! Jenes Bild, das Sie in Händen hatten, das der Gefangene im Thurme sich aneignen wollte, ist mir über Alles, über Alles werth und theuer. Es enthält das wichtigste Geheimniß einer edeln Familie! Wir müssen es besitzen. Sagen Sie ein Mittel, es zurückzuerhalten!

Ich erstaune! erhob sich Melanie mit verklärtem Blick, unendlich erfreut und tiefgefesselt. Sie sind also nicht durch Zufall hier? Sie hatten eine Absicht, verlangen Vertrauen zu Ihnen und erwidern es nicht einmal Denen, die nicht zu Ihren Feinden gehören, mag auch die Stellung des Fürsten Waldemar zu meinem Vater noch so schwierig gewesen sein! Warum sagten Sie nicht sogleich offen —

Ich gestehe Ihnen Alles, unterbrach sie Dankmar! Himmlisches, liebenswürdiges Mädchen! Melanie, einer Göttin gleich! Wenn ich Ihnen sagen wollte . . .

Schweigen Sie jetzt! rief das hocherglühte Mädchen rasch und zeigte verstohlen nach dem Eingang des Pavillons hinter sich. Ich will Ihr Vertrauen erwidern; flüsterte sie. Nur jetzt nicht, jetzt nicht, Durchlaucht . . ! Wir sind nicht allein.

# Achtes Capitel.

## Das Geheimniß der drei Kugeln.

Lafally, Herr von Reichmeyer, der unvermeidliche Guido Stromer, Lafally's Schwester und Madame Pfannenstiel traten hinter dem Gebüsch hervor und wollten, wie sie Melanie und den Fremden allein erblickten, umkehren, als fürchteten sie lästig zu fallen. Sie hatten von ihrer Unterhaltung nichts gehört, wol aber, nach ihrer Rückkehr von einer Spazierfahrt und im Dorfe sich vereinigend, das schöne Paar im Auge behalten und beim Lustwandeln im Garten, der auch von unten her dem Kundigen zugänglich war, so gethan, als würden sie Denen nur zufällig begegnen, die, wie sie wol sahen, ungestört zu sein wünschten. ...

Man that nun, als wollte man sich gegenseitig nicht hindern, und verwickelte sich gerade deshalb absichtlich in ein lästiges Gespräch. Um ja nichts zu sprechen, sprach man. Die Gegend, das Wetter, zuletzt

ſogar die Zeit und ihre Verwirrung mußte den Stoff hergeben, Reden zu wechſeln, bei denen man die Abſicht, ſich nur zu ſchrauben und auszuhorchen, ſchlecht verdeckte. . . . Wer war dieſer Fremde? Es peinigte Alle.

Laſally ſchien in eigenthümlicher Unruhe. Er hielt ſich für einen der bevorzugteſten Verehrer Melanie's der ſich Hoffnung machen durfte, ſie immerhin nach mancherlei flatterhaften Abirrungen zuletzt doch wol noch zu gewinnen. Die Gelegenheit, ſeine Schweſter hierher zu begleiten, unterſtützte ſeine Bewerbung. Auch Reichmeyer wünſchte, um Eugen's Finanzen geordnet zu ſehen, glücklichen Erfolg. . . Laſally ſchien es Ehrenpflicht, ſich jetzt an Melanie zu halten. Er ſtorte abſichtlich.

Dazu noch die geldſtolze Einfalt der Pfannenſtiel und das unruhige Geiſthaſchen des Pfarrers, dem durch Melanie offenbar eine Verzauberung gekommen war, die ihn aus ſeinem bisherigen Murmelthierſchlafe zu einem nochmaligen Lebensverſuche — Beides Ausdrücke von ihm ſelbſt — wecken ſollte . . .

Melanie, aufgeregt durch das Band des Geheimniſſes, das ſich eben mit dem bedeutendſten Manne, der ihr je begegnet war, knüpfen wollte, litt entſetzlich unter der Pein dieſer Störung. Dieſe Fragen, die

da aufgestellt wurden, wie lästig waren sie nicht! Melanie wurde vor Zorn sogar boshaft, gab schnippische Abfertigungen, hatte aber das Unglück, dadurch die Eitelkeit umsomehr anzustacheln. Froh war sie, als Dankmar wenigstens eine dieser kichernd Zudringlichen mit der Bemerkung abtrumpfte und entfernte, daß er bei dem Namen Pfannenstiel aufhorchte und an den Wächter des Thurms und den Amtsboten gleiches Namens erinnerte. Die Tochter des frühern, Schwester des jetzigen Wirths vom Gelben Hirsch gestand diese Verwandtschaft mit Erröthen ein, sammelte sich aber doch zu einer Antwort, die Dankmarn ein äußeres Interesse an dieser Frau einflößte, was sie schwerlich ahnte. . .

Ich besuche meinen Schwager selten, sagte sie, weil er mich an ein Unglück meiner Familie erinnert.

Sie meinen die unglückliche Katastrophe jenes Brandes, sagte Dankmar, bei welchem er vor vielen Jahren den Gebrauch seiner rechten Hand verlor?

Welch ein Brand? fragte sogleich die Gesellschaft.

Auf dem Gelben Hirsch, erzählte der Pfarrer, der nicht gern lange schwieg, brach aus Ursachen, die noch bisjetzt unentdeckt geblieben sind, vor Jahren ein Feuer aus, bei welchem ein junges blühendes Mädchen, die Braut unsers gegenwärtigen Försters, den Tod in den Flammen fand. . .

Es war Dies meine Schweſter! ſagte die Frau des Wirthſchaftsraths.

Dankmar beſaß nicht ſeines Bruders Siegbert Weichherzigkeit. Dennoch entging ihm nichts, was nur irgend einer gefühligen Stimmung ähnlich ſah. Er bereute in ſeinem Herzenstakte jetzt die Erwähnung ſo trauriger Erinnerungen und würde es ganz in der Ordnung gefunden haben, wenn die inzwiſchen ſo wohlhabend gewordene „Hirſchentochter" ſich verſtimmt gefühlt und entfernt hätte. Die blieb aber und fand ſich gar nicht wenig geſchmeichelt, plötzlich der Mittelpunkt eines gewiſſen Intereſſes geworden zu ſein. Sie erzählte mit der größten Umſtändlichkeit alle einzelnen Vorkommniſſe jenes Brandes, die herrlichen Eigenſchaften ihrer ältern unglücklichen Schweſter, die Aufopferung der Männer bei der ſchrecklichen Gefahr, die Verzweiflung des Förſters, der mit den Frauen kein Glück haben ſollte, denn drei Jahre ſpäter wär' ihm eine neue Verlobte im Gebirge von dem jähen Felsrande eines Waldbaches geſtürzt und hätte zerſchmettert ihren Tod unter den Steinen im faſt leeren Flußbette gefunden. Das wäre die Tochter des Sägemüllers eben in der Ullaſchlucht, ein Mädchen von zwanzig Jahren geweſen. Sie hätte gerade hier nach

Pleſſen in die Kirche gehen wollen, wo ſie zum erſten mal aufgeboten wurde. . . .

Ich entſinne mich ſehr wohl, ſagte Guido Stromer, es war ein rührender Anblick! Das ſchöne ſonntäglich geputzte Mädchen hatte ſich vielleicht verſpätet und hörte ſchon die Glocken rufen, die den Beginn ihres Ehrentages einläuteten. So nahm ſie einen kürzern Weg, hüpfte das Ufer des Waldbaches entlang von Stein zu Stein, Vorſprung zu Vorſprung, bis ſie fehltrat, ausglitt, ſich nicht halten konnte und in der einen Hand ein geſticktes Taſchentuch, in der andern ihr Geſangbuch feſthaltend, zerſchmettert in der Tiefe lag. Das letzte Bewußtſein ſchwand in dem doch noch ziemlich rauſchenden Waſſer. Noch im Tode hielt ſie ihr Taſchentuch und das Geſangbuch krampfhaft feſt. Am Ausgange des Waldes ſtand der geſchmückte, ſtattliche Jäger, harrte und harrte, der Gottesdienſt begann, man ſchickt in die Sägemühle und erſt am Abend entdeckten Kohlenbrenner das geſchehene Unglück. Die Fürſtin, voll Theilnahme und ſinnig wie immer, ließ eben an der Stelle, wo der Sturz begonnen haben mußte, ein einfaches Kreuz mit Erwähnung Deſſen errichten, was hier ſo leidvoll und wie ein ſchwermüthiges Idyll geſchehen war. . . .

Lankmar's ernſtes Nachdenken über die Erzählun-

gen nahm die leidenschaftlich aufgeregte Melanie für eine Erinnerung aus seiner Jugend. Sie hörte Dem, was Alle erschütterte, kaum zu und erwachte erst aus ihrem Träumen und dem trunkenen Einathmen der sie so tief anregenden Erscheinung dieses jungen Mannes, als sie einen Namen nennen hörte, den sie jetzt nicht erwartet hätte. Lasally war nämlich boshaft genug, Melanie grade in dem Augenblick, wo seine Hoffnungen wieder entrückt zu werden schienen in eine ungewissere Zukunft, in dem Augenblick, wo an unbekannter und ihm nur äußerlich bedeutend erscheinender junger Mann Melanie so mächtig fesseln konnte, sie mit Erinnerungen zu quälen, die ihr schmerzlicher waren, als der Wirthschaftsräthin die an ihren Schwager und ihre unglückliche Schwester. Lasally wollte sie hinabschleudern in das beschämende Gefühl der Abhängigkeit von männlicher Großmuth und so sagte er nach einer Pause, die jene Mittheilung halb vergessener und verschmerzter Unglücksfälle ablöste:

Irr' ich nicht, mein Herr, so sah ich Sie gestern im Walde mit einem Kutscher, in dessen Hände Sie wol nur durch einen unglücklichen Zufall konnen gera ben sein. Es war ein magerer blasser Mensch mit röthlichem Haar. Als er uns anreiten sah, entsprang er plötzlich. Ich glaube Ursache zu haben, in ihm

einen gewissen Hackert zu vermuthen, der erst Schreiber bei des Fräuleins Vater war und nach und nach eine Reihe der verschmitztesten Bosheiten ausgeführt hat, die ihn wol bestimmen konnten, vor uns, die wir ihn sehr gut kennen, die Flucht zu ergreifen. . . .

Melanie schoß auf Lasally einen vernichtenden Blick, der Dankmarn befremdete. Jetzt begriff er fast, warum Hackert ihn gebeten hatte, ihn hier nicht in der Eigenschaft eines Dieners aufzuführen und so groß war seine Antipathie gegen den kalten Ton der eben gehörten Bemerkung, daß er, trotz des Verdachtes, den ihm die im Walde von Heunisch gefundenen Kugeln einflößten, Hackert in diesem Augenblick zu seinem besten Freunde, ja zu einem Baron und Seigneur hätte machen mögen . . .

Sie irren! sagte er, eingedenk des kalligraphischen Hackert'schen Zettels. Ich führte mein kleines Fuhrwerk selbst. Die beiden Gefährten waren ein Handwerker, dessen Fußwanderung mir leid that, den ich aufnahm und vorhin im Thurm leider unter zweideutigen Insichten wiedergefunden habe; der Andere, auf den Ihre Beschreibung paßt, ist ein junger Mann, den ich im Heidekrug fand, gerade im Begriff, hierher nach Hohenberg zu reisen in Zwecken, die ich nicht kenne. Ich vermuthe, es ist ein Jagdliebhaber.

Herr von Reichmeyer lachte laut auf und Lasally ſagte etwas malicios:

Er verließ Ihren Wagen, angezogen wahrſcheinlich von einem Wilde, das er zwiſchen den Schatten der Bäume entdeckt zu haben glaubte.

War er bewaffnet? fragte Frau von Reichmeyer ſehr beſorgt.

Du hörſt ja, liebe Schweſter, ſagte Lasally, er war diesmal ein Jäger ohne Flinte. Er ſprang vom Wagen, aus freier Hand einen Haſen zu ſchießen. . . .

Dankmar, der nicht begreifen konnte, wie man dazu kam, ihn über Hackert ſo ſcharf und beleidigend ins Verhör zu nehmen, fixirte Lasally mit unwilligem, funkelndem Blick.

Melanie, die zwiſchen dieſen Männern eine Scene fürchtete, trat dazwiſchen und wollte den Streit ſcherzhaft wenden, indem ſie ſagte:

Ich bitte! Ich glaube, wir vergaßen die Herren bekannt zu machen . . . Herr Lasally! Herr Wildungen!

Dankmar, der fühlte, daß er bei ſeiner Ausſage bleiben mußte, wandte ſich unmuthig ab und ſagte:

Herr Lasally! Warum ſoll ich von dem jungen

Mann nicht annehmen, daß er die Jagd liebt? Er war vielleicht doch bewaffnet. Hier sind noch drei Kugeln, die Herr Hackert im Wagen zurückließ. Wollen Sie sie ihm zurückerstatten? Ich bedauere, ihn nicht wiedergesehen zu haben. . . .

Als Dankmar die Kugeln vorzeigte, erschrak er über die mächtige Wirkung dieser Mittheilung.

Lasally, der sich erhitzt hatte, erblaßte. Der Commerzienrath griff nach dem Blei und rief entsetzt:

Es sind dieselben!

Frau von Reichmeyer hielt sich halb ohnmächtig an dem Pfarrer, der wie Dankmar und die Wirthschaftsräthin von Alledem nichts begriff und Melanie, todtenblaß, biß die Zähne zusammen, indem sie Lasally mit halb erstickter Stimme zurief:

Es ist empörend!

Daß man Hackerten in diesem Kreise haßte und fürchtete, war Dankmarn nun gewiß, wenn er auch die Gründe dafür nicht begreifen konnte und sich im Gegentheil sagen mußte, daß Schluck auf dem Heidekrug sich gegen den Nachtwandler äußerst liebevoll benommen hatte.

Lasally war doch nicht der Mann, sich vor einer Kugel zu fürchten, selbst wenn man annehmen wollte,

Endlich hatte sich der Haufe verzogen und die Reisenden gingen ungehindert durch das Thor der beleuchteten Stadt. Ueberall brennende Kerzen, Pechfackeln, Lampen; eine Illumination, wie sie an dem Geburtstage deutscher Fürsten nicht glänzender sein kann. Aber in Tibet ist die Illumination noch nie ein Ausdruck der Freude gewesen, sondern immer nur der Dolmetscher eines Schmerzes, der sich in Worten nicht hinlänglich wieder geben ließ. Das herbstliche Todtenfest wird auf diese Weise so gefeiert, daß ein Jeder zum Andenken seiner Geschiedenen Kerzen anzündet und sein Klagelied dazu anstimmt. Was war in Lassa geschehen, das seine Bewohner in solche Trauer versetzte?

Hali-Jong hatte schon längst in dieser Verwirrung die Besinnung verloren. Seine Brüder mußten wieder an seiner Statt handeln. Der in Lassa bekannte Diener führte die Reisenden an einen zur Herberge schon vorher bestimmten Ort; aber erst in dem Augenblick, als die Thiere in den Stall gezogen wurden und Hali-Jong am Arme seiner Brüder, von seinem Gastfreunde längst bewillkommnet, auf die Schwelle der neuen Wohnung getreten war, wußte er, was mit ihm geschah. Mit den Händen um sich schlagend, sprang er auf die Straße zurück und rief wie wahnsinnig: „Ihr Elenden! wollt ihr mich zu neuen Gesetzesübertretungen verführen? Ist euer Haus nicht unrein, wenn ich es mit dem Athem meiner verbrecherischen Seele verpeste? — Mein Nachtlager ist in dem Kloster der schwarzen Gylongs und zugleich mein Sterbelager, wozu sich Lassa schon mit einer Illumination vorbereitet."

Bis auf den Schluß war Vernunft in dieser Rede, denn Hali-Jong hatte von seinen Anklägern den Bescheid erhal-

daß Hackert ihm eine zugedacht hatte? Dankmar wußte zu gut, daß der Unbewaffnete eher feig als unternehmend war. Und doch dieser Schreck vor den drei Kugeln? Selbst Melanie, die von Ungeduld und Verzweiflung über die lästigen Intermezzi gefolterte Melanie, schien diese Furcht zu theilen. Was war es mit den drei Kugeln?

Noch räthselhafter wurde Dankmann das Geheimniß, als Lasally einen in der Nähe befindlichen Jockey, der zu seinen mitgebrachten Leuten gehörte, anrief und ihn fragte:

Ist den Pferden nichts? Was lauft Ihr da herum? Warum nicht im Stall? Was hab' ich Euch gestern Nachmittag eingeschärft?

Der Reitknecht gab jede nur wünschenswerthe gute Auskunft über die vier schönen Reitpferde, die Lasally von der Residenz mitgeführt hatte.

Herr von Reichmeyer fragte, ob sie Hackert's nicht ansichtig geworden wären?

Die Antwort lautete, daß man ihn allerdings dann und wann am Schlosse hätte umherschleichen, auch mit dem Kammermädchen des Fräuleins, Jeannette, sprechen sehen, doch wären sie Alle auf der Hut, ihn bei erster Annäherung niederzuwerfen. Die Pferde wären im sichersten Gewahrsam. . . .

Die Kugeln beweisen seine schlimme Absicht. Es sind dieselben wie früher, sagte Reichmeyer.

Warum denn dieselben? Warum denn? rief Melanie. Ich beschwör' Euch, laßt diese Unwürdigkeiten.

Mein Herr! sagte Lasally jetzt zu Dankmarn im entschiedenen aber sehr höflichen, fast versöhnten Tone; mein Herr, ich ehre die gute Meinung, die Sie von einem der abgefeimtesten Bösewichter haben. Sie kennen ihn eben nicht. Würden Sie die Gefälligkeit haben, mir diese drei Kugeln zu lassen?

Dankmar gerieth nun in Verlegenheit. Er hatte das Eigenthum an diesen Kugeln auf nur völlig äußere Anzeichen hin — ja er mußte sagen nur auf die Vision der Ursula Marzahn unter dem Ebereschenbaume — Hackerten zugeschrieben und nun begründete sich auf diese willkürliche, wenn auch sehr wahrscheinliche Annahme eine förmliche Anklage . . .

Er lehnte nun die Herausgabe der Kugeln ab und streckte die Hand, sie wieder an sich zu nehmen. Er bat darum.

Lasally aber verweigerte sie aufs entschiedenste und sagte kategorisch:

Haben Sie keine Sorge für Ihren Schützling, mein

Herr! Er iſt zu feig, von dieſen Kugeln einen offenen und ehrlichen Gebrauch zu machen. Wiſſen Sie aber, wozu dieſe Kugeln dienen ſollten? Ich will es Ihnen ſagen. Zum teufliſchſten Morde an armen, edlen, unſchuldigen Thieren! Wiſſen Sie, daß ich in einer Nacht drei meiner ſchönſten Pferde — ich bin der Stallmeiſter Laſally — habe müſſen niederſchießen laſſen, weil ſie toll wurden, toll durch eine Urſache, die wir nicht entdecken konnten?

Laſally zitterte. Seine Schweſter bat ihn, ſich zu beruhigen. Melanie wandte ſich ab. Die Uebrigen hörten geſpannt zu, Dankmar mit einer Theilnahme, die ihn ſeine eigenen Angelegenheiten und die des Gefangenen im Thurme für einen Augenblick faſt vergeſſen ließ.

Auf einer Partie in den am Waſſer gelegenen Fichtenwald, begann Laſally, — Sie werden ihn aus der Reſidenz kennen — auf dieſer Partie, wo eine Geſellſchaft von Damen und Herren im ſogenannten Jagdhauſe von den eleganteſten, preiswürdigſten Pferden ſtieg, um eine Stunde im obern Stock zu frühſtücken, vernachläſſigten meine Leute die Aufſicht auf die draußen feſtgebundenen Pferde. Wir kommen nach einer Stunde herab, wir wollen aufſteigen und finden drei meiner Thiere in der ſonderbarſten Aufregung. Sie ſchleu-

dern mit dem Kopf, ſchnauben mit den Nüſtern, ſchlagen wild aus und Niemand wagt, ſie zu beſteigen. Wir erkundigen uns, was geſchehen iſt. Niemand weiß eine Auskunft. Wir glauben, die Thiere ſcheuen vor irgend einem uns ſelbſt fremden Gegenſtande. Wir binden ſie los und machen das Uebel ärger. Zorn erſt über die Thiere, dann über meine Leute ergreift mich. Niemand weiß, was den Pferden geſchehen iſt. Ich beſteige endlich mein liebſtes Roß, um es zu bändigen. Es wirft mich faſt ab, rennt wie raſend davon und wirft ſich der Länge nach in den Weg mit dem Kopf gegen eine Eiche bohrend. Die Gefahr für uns ſelbſt, bei dem Ausſchlagen und wilden Toben, wuchs. An ein Beſteigen war nicht mehr zu denken. Meine Leute unternahmen, um das Verſehen zu büßen, die ſchwere Aufgabe, die drei Thiere in die Stadt zu geleiten, während die nun plötzlich Unberittenen auf einem in der Nähe gemietheten Leiterwagen bis zu dem Stadtthore zurückfuhren. Schon unterwegs brach ſich mein Renner beide Schenkel und blieb für todt liegen. Mit genauer Noth kamen die beiden übrigen, auf den Straßen wie raſenden und tobenden und von einem Volkshaufen verfolgten Thiere in den Stall. Die Knechte haben Lebensgefahr überſtanden. Dort, wo wir nun Ruhe hofften, begann von neuem erſt der Schrecken. Die Thiere ſchlugen

über die Stangen, die ſie trennten, riſſen ſich von der Kette los und verwundeten ſich in wilder Wuth ſo heftig, daß ich die Heilung aufgeben mußte, ſelbſt von Zorn übermannt, ein Doppelpiſtol ergriff und mit einer Ladung in blinder Wuth ſie niederſchoß. Bei der Obduction entdeckte der Veterinärarzt in den Ohren jedes dieſer Thiere eine kleine Kugel, die, hinuntergeglitten bis ans Hirn, ſie raſend gemacht hatte. Mein erſter Gedanke, wer dieſe teufliſche That vollbracht haben konnte, war aus Gründen, die Sie nicht wiſſen können, Hackert. Und nun urtheilen Sie, ob dieſe drei Spitzkugeln, die, wie Sie ſagen, dieſem und vierher nachgeſchlichenen, Böſes im Schilde führenden Menſchen gehören und völlig jenen andern ähnlich ſind, mich nicht mit Schaudern erfüllen ſollen und beſtimmen müſſen, meine Thiere zu hüten, zugleich aber auch dieſe Kugeln als gerichtliches Zeugniß in Verwahrſam zu nehmen?

Vaſallo ſchwieg, noch zitternd. Er konnte gewiß ſein, auch Tankmarn erſchüttert zu haben.

Tankmar war erblaßt. War es das Entſetzen vor einer an den armen edlen Thieren begangenen ſo ruchloſen Frevelthat, war es die wie ein lähmender Schlag ihn treffende Vorſtellung, daß er noch vor zwei Tagen ein Roß aus deſſelben ihm hier begegnenden Mannes

Marſtall Hackerten zur Obhut übergeben hatte, — er mußte ſich an einer ihm grade naheſtehenden Marmorvaſe halten, um nicht ſeine Empfindungen zu ſehr zu verrathen. . . .

Entſetzlich! ſprach er dumpf vor ſich hin. Dann aber doch aufgeſchreckt von einem Unrecht, das er Hackerten thun könnte, indem er doch nur ſeiner Vermuthung folgend dieſe Kugeln als wirklich von ihm herrührend bezeichnet hatte, fragte er:

Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß gerade Hackert Urſache haben kann, ſich auf eine ſo nichtswürdige empörende Art an Ihrem Eigenthum zu rächen?

Als Lafaliy dieſe Frage belächelte und die beiden Reichmeyers den uns bekannten Vorfall der Züchtigung andeutend, dieſe Urſache verkleinern und geringfügig darſtellen wollten, rief Melanie mit glühender Entrüſtung, ſich ſtolz erhebend und aufrichtend wie eine Königin, ein ſtolzes, wie Glocken tönendes:

Ja! Er hatte ſie!

Alles blickte auf Melanie und war von dem Ausdruck ihrer Mienen, die einen nie an ihr gekannten hoheitsvollen Ernſt verriethen, ſo ſtaunend ergriffen, daß unwillkürlich eine feierliche Pauſe eintrat.

Als Niemand etwas erwiderte, ſagte ſie, den geſpannten Ton fallen laſſend und mit gemildertem Ausdruck, faſt ſcherzend:

Und jetzt wünſch' ich, ja befehl' ich: Genug hiervon!

# Neuntes Capitel.

## Die Mitschuldige.

Die Sonne war eben mit reinster Klarheit untergegangen, als die Gesellschaft oben am Schlosse ankam. Die Mutter und Bartusch traten ihr entgegen und baten Alle zu einem leichten Nachtimbiß zu bleiben. Melanie unterstützte diese Bitte. Sie bedurfte eines Uebergangs aus ihrer vielfachen Aufregung zu jener einfach seligen Empfindung zurück, die sie in dem Augenblicke mit überströmender Gewalt ergriffen hatte, als ihr Daukmar ein Geständniß machen wollte. Wie dringend es war, einen Entschluß zu fassen, riefen ihm die bewaffneten Organe des Landfriedens zurück, die beiden Arme der Gerechtigkeit. Der Wagen war geschlossen. Eine eiserne Stange ging quer über die hintere Thür hinweg. Die Rettung des Bildes war für den Augenblick unmöglich.

Dankmar ergab ſich vorläufig mit ſtummer Reſignation in das Unabänderliche. Die letzte Entdeckung über Hackert und das läſtige Gefühl, bei alledem, daß er dieſen unglücklichen Menſchen nun haſſen mußte, Schuld zu ſein an ſeinem Unglück (denn Laſally behielt die Kugeln), und ihm vielleicht noch gar Unrecht zu thun, alles Das drückte ihn ſo, daß er wirklich der zärtlichen Blicke und zutraulichen Tröſtungen Melanie's bedurfte, die ihn aufzurichten und zu ermuthigen ſuchte. Er begriff dabei nicht vollkommen was in ihm vorging. Und als nun gar noch die Excellenz von Harder ſchon im Reiſeanzug vor dem Beginn des Nachteſſens ſich melden ließ und ſein bequemer Landau vorfuhr, der ihn aufnehmen und noch heute entführen ſollte, als Melanie dem Abſchied von dieſer ihm zum erſten male entgegentretenden Perſönlichkeit eine heitere, faſt ausgelaſſene Wendung gab, verſtand er nicht das Geringſte mehr von ihren Abſichten.

Die Couverte des gedeckten Tiſches wurden complettirt, die Zahl der Meſſer und Gabeln vermehrt, die nun doch noch à la fortune du pot feſtgehaltenen Gäſte ſtanden rings erwartungsvoll und ihren verſchiedenartigen Empfindungen hingegeben ſich lehnend an Möbel und Fenſterſimſe .... Dankmar

hörte den geheimen Neckereien zwiſchen Melanie und dem Intendanten befremdet zu und belächelte doch wieder, bei aller innern ernſten Aufregung, die Einbildung eines alten vornehmen Herrn, der in der That zu glauben ſchien, er hätte auf ein ſolches Weſen Eindruck gemacht .... Melanie's künſtliches Schmollen hielt die Excellenz für Verzweiflung über die Abreiſe. Laſally und auch Tankmar ſchüttelten den Kopf über dies Flüſtern, dies Blinzeln, dies huldvolle Vertröſten auf die nun bald in der Reſidenz ſich hoffentlich inniger anknüpfende Freundſchaft .... Melanie nahm den Intendanten bei Seite, zog ihn an eine Gardine des Fenſters und ſcherzte ſo drollig mit ſeiner Schwäche, ſo befliſſen, ſo zuthunlich, daß Frau von Reichmeyer ungeduldig wurde, von Unſittlichkeit ſprach und mit einem Blick auf ihren gleichfalls eiferſüchtigen Gatten laut erklärte, ſie fürchte, ſolche Grundſätze ſteckten an. Endlich brach die Excellenz auf und riß ſich aus dem tête à tête am Fenſter mit den Worten los:

Sie täuſchen mich! Warten Sie, warten Sie!

Sie werden ſehen, Excellenz, rief dagegen Melanie, Sie werden ſehen, ich täuſche nicht ....

Wirklich! ſagte der Intendant, Sie wollten —

Melanie rief laut:

ten, ſich bei ſeiner Ankunft in Laſſa augenblicklich in das Kloſter der ſchwarzen Gylongs zu verfügen und bei Todesſtrafe keine andere Herberge zu wählen. Die Brüder erinnerten ſich dieſes Beſcheids und Gyllusya, die über Nacht in keinem Mönchskloſter bleiben durfte, weinte, daß ſie den Vater verlaſſen mußte. Sie ſchloſſen alle einen Kreis um ihn, begleiteten ihn an die Pforte des genannten Convents, durch die er nach tauſend Umarmungen, tauſend Wünſchen und Verſprechungen endlich verſchwand. Die Uebrigen kehrten in die Wohnung des Gaſtfreundes zurück. Es war Hali-Jong's Commiſſionär, der auf ſeine Rechnung in Laſſa den Götzenhandel trieb und ihnen jetzt ſeine Ställe, ſeine Speiſekammer und ſeine oberen Stockwerke, die für Fremde leer ſtanden, mit innigſtem Vergnügen öffnete.

St! Die Wette gewinnen ...

Damit drängte ſie den verklärt Leuchtenden förmlich aus dem Zimmer ....

Herr von Harder nahm von Melanie's Mutter einen höchſt herablaſſenden, zerſtreuten Abſchied, von den Uebrigen einen höher herablaſſenden, verwirrten, Dankmarn aber, als ein ihm noch nicht vorgeſtelltes unbekanntes Weſen, ignorirte er gänzlich.

Als der Geheimrath fort war, der Landau und der Transportwagen dahinrollten, das Säbelklappern der Gendarmen verhallte und die Gäſte ihre Plätze zögernd und um Entſchuldigung bittend eingenommen hatten, erklärte Melanie plötzlich, daß ſie morgen in aller Frühe aufbrechen und nach der Reſidenz zurückkehren würde.

Wie? rief man allgemein. Iſt das Ernſt?

Sie brachte für ihren plötzlichen Entſchluß ſo viel wohlgeordnete, überlegte, entſchiedene Gründe vor, daß man erſtaunt war über eine bei ihr im Stillen gereifte Erklärung ....

Wenn Melanie mit ſolcher Sicherheit ein Vorhaben behauptete, war ihre Mutter nicht gewohnt ihr zu widerſprechen.

Wohlan! ſagte ſie. So reiſen wir!

Reichmeyer ſtaunte erſt, erklärte aber dann auch,

daß er sich überzeugt hätte, ein Ankauf der Herrschaft würde sich ihm nicht lohnen. Lasally war schon seit lange durch diesen Aufenthalt verstimmt, durch Hackert's Nähe jetzt vollends beunruhigt, und Bartusch gab den letzten Nachdruck noch dadurch, daß er sagte, die Verabredungen der Gläubiger wären geschlossen, die Verständigungen ziemlich klar erörtert, man wisse, was Jeder zu fodern hätte und wie er sich welle befriedigen lassen ... es bliebe nun nichts übrig, als die letztliche Erklärung des inzwischen in der Residenz angekommenen Prinzen Egon ....

Dies leuchtete ein ... Bartusch's Blinzeln auf Dankmarn verstand man nicht.

Melanie überließ Jedem sich die Gründe zurechtzulegen, die ihn bestimmen konnten, das Schloß schon jetzt zu verlassen ... sie, sagte sie, würde es morgen in aller Frühe thun. Sie bat Lasally, dazu die Pferde in Bereitschaft zu halten, denn sie würde bald fahren, bald reiten. Auch Dankmarn bat sie, ihrem Beispiele zu folgen und sich eines der Pferde des Stallmeisters zu bedienen, sein Wagen könne ja, geführt von einem der Leute Lasally's, folgen ....

Nicht wahr? sagte sie neckisch.

Dankmar gestand zu, was sie nur verlangte.

Die Mutter, fuhr sie fort, schließt sich uns in der

Ritte in unſerm neuen Coupé an. Ja, ja, wir wer-
n bald fahren, bald reiten und uns die Rückreiſe
icht etwa wie einen bittern Nachgeſchmack von vielen
er gehofften und nicht eingetroffenen Freuden be-
mmen laſſen, ſondern wie Etwas, das den ganzen
nſenthalt auf dem Schloſſe allein aufwiegen und
lles Vorangegangene übertreffen ſoll ....

Die Einwendungen der Mutter wegen doch allzu
roßer Beſchleunigung widerlegte ſie durch ihre Be-
itwilligkeit, ihr die ganze Nacht hindurch packen zu
elfen. Ihr Entſchluß ſtünde nun einmal feſt und was
ch nicht ſogleich mitnehmen laſſe, könnten die als
verläſſig erprobten Leute ſchon nachbringen. Auch die
Nothwendigkeit, Abſchied zu nehmen von Zeiſels, von
Sängers, von Doctor Reinick, von Bensheims, Seu-
bſchs und mancher andern Bekanntſchaft, ließ ſie
icht gelten. Allen ſolchen Bedenklichkeiten abzuhelfen
enüge die Viſitenkarte.

Und den Einzigen, fuhr ſie fort, von dem der
bſchied uns ſchwer geworden wäre, unſern theuern
Herrn Pfarrer Stromer, den haben wir ja hier und
nnen ihm all unſer Bedauern gleich ins Angeſicht
gen. Ja! Lieber Pfarrer! Sie kommen gewiß
cht bald zu uns! Sie müſſen Dompredigter werden!
Schade, daß Sie keine Töchter mehr aus der Propſtei

heirathen können! Propſt Gelbſattel hat noch ein halbes Dutzend, aber die Aelteſte liebt den Candidaten Oleander und die Jüngſte der fünf Andern — ſind es nicht ſoviel, Mutter? — würde noch zu alt für Sie ſein, für einen Mann, der anfängt nur das Schöne zu lieben. Zum Glück beſitzen Sie die beſte der für Sie paſſenden Frauen. Aber kommen Sie! Irgend eine Kanzel findet ſich ſchon .... Ich kenne an dreißig junge Frauen und Mädchen, die Alle nicht mehr wiſſen, wem ſie ihre Sünden beichten ſollen .... Der Eine iſt zu rauh, der Andere zu ſanft, der Dritte zu gelehrt, der Vierte zu oberflächlich. Und die abſcheuliche Anzüglichkeit dieſer Modeprediger! Dieſes Schlagen auf die Kanzellehne, dieſes Lärmen und Poltern über die verſtockten Sünderherzen, dieſe düſtere Lehre vom Blute Chriſti .... Propſt Gelbſattel, der ſonſt ſo beliebte letzte Rettungsanker, iſt gar nicht mehr zu verſtehen ſeit den Revolutionen. Er weiß nicht, wohin er ſich wenden ſoll, ob zum Volke oder zum Könige. Seine Zeit iſt um, ſagte er kürzlich in einem Anfalle von Wehmuth, weil er bei Hofe nicht geladen war. Vielleicht werden Sie Propſt, Herr Stromer! Kommen Sie! Ich habe Verbindungen und bring' es ſchon dahin, daß wir Sie irgendwie den Unſerigen nennen; Das bin ich Ihnen ja ſchuldig für

den ſchönen Blumenſtrauß, mit dem Sie mich heute wieder beglückten ....

Als Stromer hocherrötend niederblickte, gedachte Dankmar der Erzählung Egon's und ſeiner Vermuthung, der Pfarrer hätte wol die Blumen ſeiner guten Frau nach einem nächtlichen Zwiſt als Morgenſelam der Verſöhnung beſtimmt. Es machte ihm einen eigenen Eindruck, als er ſich ſo im Irrthum entdeckte und der immer an ſich zu denken ſcheinende und ſeiner klar bewußt bleibende Pfarrer mit gewähltem höchſt ſicherm Ausdruck ſagte:

So ſchwindet denn wieder eine Freude hin, die ach! nur allzu kurz einer roſigen Wolke gleich an unſerm grade nicht grauen, eher heitern und immer gleichen, aber eben in ſeiner unermeßlichen freundlichen Identität ſo läſtigen Horizonte aufzog! Wir haben am Ende nichts, was uns bleibt, als Blumen, die Symbole der Begrüßung und des Abſchieds. Eines und Daſſelbe drückt Freude und Trauer aus. Doch ich ſehe Sie morgen noch einmal und nehme einen geſammeltern Abſchied und hoffentlich nicht für immer. Erblicken Sie mich auch nicht wieder als Tomprediger in Ihrem Sinn, ſo denk' ich, einen Dom wölbt ſich das Auge bald über ſich her und auf der Kanzel des Herzens und in dem Beichtſtuhl der Geſinnung treff' ich Sie ſchon noch im Leben wieder — Alle! Alle!

Damit erhob ſich der ſonderbare Mann, in der That nicht ohne eine gewiſſe Rührung zu hinterlaſſen. Heilig konnte Dankmar den Eindruck, den des Pfarrers Ergriffenſein in ihm hervorrief, nicht gerade nennen. Die Weiſe eines Pietiſten war Das auch nicht mehr: im Gegentheil kam ihm das Feuer ſeiner Augen unlauter vor, faſt weltlich. Für einen weichen Anempfindler ſprach er zu feſt und kräftig. Er intereſſirte ihn, ohne ihn anzuziehen ...

Alle dieſe Betrachtungen ſtellte Dankmar nur flüchtig an, denn die ganze Geſellſchaft erhob ſich. Der förmlich als Befehl gegebene Entſchluß, ſobald abzureiſen, erfüllte Jeden mit ſeiner nächſten Aufgabe, die im Räumen und Packen beſtand. Man trennte ſich in der Erwartung, morgen in früheſter Stunde ſich zur Abreiſe beiſammen zu finden ...

Als auch Dankmar unſchlüſſig ſtand und eben Hannchen Schlurck's Hand geküßt hatte, da ihm die ruhige, klare und lebensfrohe Weiſe der Frau, die wieder den Champagner wie gewöhnliches Getränk hatte einſchenken laſſen, ganz wohl gefiel, rief ihm Melanie leiſe zu:

Bleiben Sie doch noch!

Als Laſalle noch über die morgende Equipirung ſprach und nun der Knäuel der Geſellſchaft wieder

nicht recht auseinandergehen wollte, ſtreifte ſie an Dankmar vorbei und flüſterte die Worte:

Gehen Sie lieber! In einer Viertelſtunde an der ſteinernen Vaſe im untern Garten ...

Dankmar winkte ihr leiſe bejahend zu, ſprach noch einmal laut ſeine Freude aus, morgen in ſo angenehmer unterhaltender Geſellſchaft ſeine Rückreiſe antreten zu dürfen und empfahl ſich.

Die noch Gebliebenen flüſterten erſtaunt hinter ihm her. Er hatte das Talent gehabt, trotzdem daß er wenig ſprach, ſich doch immer als den Mittelpunkt des Abends zu erhalten und jedem Worte, jeder Bewegung, die von ihm ausging, die allgemeinſte und ſeinem Zweck und Weſen nachſpürende Aufmerſamkeit zu ſichern. Das Gerücht, das ihn zum Prinzen Egon machte, hatte ſich bis zu ihnen noch nicht verbreitet ...

Es ſchlug vom Dorfe herauf zehn, als Dankmar an die ſteinerne Vaſe im untern Garten trat, wo er Melanien erwarten ſollte. Es war dieſelbe, an die er ſich bei der ihn wie ein Schlag treffenden Erzählung über Hackert's Frevel hatte lehnen müſſen. Wie bewegt war ſein Herz! Wie floſſen die wunderbarſten Erfahrungen und Eindrücke in ſeinem Innern zu einem Gefühle zuſammen, das nicht mehr jene behagliche Sorgloſigkeit über ihn ausgoß, die er in dem erſten

Anfang des über ihn verhängten Misverſtändniſſes empfand! Wie neu war das Alles und wie folgenſchwer konnte es werden! Schon ſah er ſich als gerichtlicher Zeuge in der Nothwendigkeit, ſeine gegen Hackert ausgeſprochene Beſchuldigung zurücknehmen oder beweiſen zu müſſen. Eben ſo verwickelt konnten ſich die Beziehungen zum Fürſten geſtalten. Und dieſe bedenkliche Melanie! Was bezweckte ſie? Wohin riß ſie der Muth, den der von ihm doch nur wenig genährte Glaube an ſeine Einerleiheit mit Egon dem jungen, waghälſigen Mädchen einflößte? Scheiterte Das, was ſie vielleicht unternahm ... mußte er es nicht verantworten? Wie erſchrak da ſein rechtskundiger und bei allem Freimuth an Geſetzmäßigkeit gewöhnter Sinn!... Und doch traten alle dieſe Bedenklichkeiten gegen den allgewaltigen Zauber zurück, mit dem ihn Melanie in ſo kurzer Zeit wie ſeinen Bruder Siegbert umſtrickt hatte. Gibt es denn auch ein wonnigeres Gefühl, als ſo im Fluge, ohne Anſtrengung, ohne lange Werbung, von Frauen zärtliche Hingabe zu gewinnen? Noch hatte Dankmar ſich keiner Gunſt von Melanie rühmen können, aber er fühlte es dieſer zarten Hand, wenn ſie ihn flüchtig berührte, der Bruſt, wenn ſie in ſeiner Nähe ſich hob, dem Hauch ihres Mundes an, wenn ſie ihm leiſe ein Wort der Vertraulichkeit zuflüſterte, daß ein ercen-

triſches Weſen, welches vielleicht Allen gefallen wollte und Keinem ſich ergab, ihm den Siegespreis der Liebe bieten könnte ... Dankmar war, ſonſt vielgeliebt, ſelbſt eher kalt gegen die Frauen. Sie beſchäftigten ihn nie ſo ausſchließlich, wie andere junge Männer, deren ganzes Fühlen und Denken ſich nur um die Liebe ſpinnt ... Aber Melanie's Herz ... das klopfte ſchon dicht an ſeinem eigenen Herzen. Ihre Wange ... er fühlte es, ſie ſchmiegte ſich ſchon zum Kuſſe ſeines Mundes hin ... Er griff in die Luft ... doch wußte er, daß dieſe Arme ſich nicht mehr lange vergebens nach den ſchönſten und liebenswürdigſten Formen ausſtrecken würden ... So ſtand er, der junge leidenſchaftliche Mann, den wir entſchuldigen müſſen, eine Weile harrend an der Marmorvaſe, überwältigt von Sehnſucht, zitternd auf den Triumph über ein liebendes Weib, den Fuß auf den Sockel der Vaſe, das Haupt in den Arm ſtützend und hinaufſchauend in den mondſcheinumfloſſenen Flügel des Schloſſes, den Melanie bewohnte.

Endlich kam ſie.

Unter den Blumen, den Sternen, dem Mondglanz hier in der Stille der Nacht, von keinem Zeugen geſtört, als dem plätſchernd herabhüpfenden Waſſerfall, wollte Dankmar ſie gleich mit dem Entzücken der raſch aufgeloderten Liebe begrüßen.

So dacht' er's ſich, als er ſie die Gartenſtufen herniederſchweben ſah, in eine Mantille von purpurrothem mit weißem Schwan beſetzten Sammt gehüllt und auf dem vollen ſchweren Geflecht des Haares ein weißes Schleiergewebe tragend, das hinten herabfiel faſt bis in den Nacken ... Doch ſprach ſie ihn ſchon aus der Ferne an, redete ſchon im Herabſteigen faſt gleichgültig mit ihm und ſchnitt durch Vermeidung einer Pauſe und aller Feierlichkeit die förmliche Begrüßung ihres ſchnellgewonnenen Freundes ab, deſſen Aufmerkſamkeit nun ſogleich von der Galanterie abgezogen und von ihrem Plane gefeſſelt wurde.

Endlich ein freier Augenblick! ſagte ſie ſchon auf mindeſtens zwölf Schritte entfernt; ein Augenblick, wo ich Ihr Vertrauen erwidern darf! Aber nur ein kurzer! Die Zeit drängt. Sie ſollen ſehen, daß Sie ſich in dem Muthe eines närriſchen Mädchens nicht irrten. Sie erhalten das Ihnen ſo theure Bild zurück, irgendwo auf der Reiſe, wo wir den Train des Herrn von Harder einholen werden. Aber die Mittel, die ich anwenden werde, es zu erobern, dürfen Sie mir nie, nie anrechnen. Verſprechen Sie mir Das?

Wie Das ſo klang in der ſtillen Nacht! Wie die Büſche dabei ſo flüſterten! Wie ſo milchweiße, bläuliche Lichter über die Sprecherin glitten und Alles ſo

## Drittes Kapitel.

### Das Kloſter der ſchwarzen Gylongs.

Hali-Jong war in eine Vorhalle getreten, die er zwar prächtig erleuchtet, aber Niemanden darin fand. Da war kein Vorübergehender, kein Pförtner, an den er ſich hätte wenden können, ſondern nur der Wiederhall einer religiöſen Ceremonie, die, wie immer bei den Tibetanern, in einem übermäßigen, von den lärmendſten Inſtrumenten begleiteten Geſchrei beſtand. Er warf ſich zur Erde nieder, um in dieſer Stellung vielleicht einem Herantretenden aufzufallen und um die Dinge befragt zu werden, die er ſich ſcheute, ſelbſt zu offenbaren. Wie ſollt' er ſich auch ankündigen? Als einen Verbrecher, deſſen That im ganzen Lande berüchtigt wäre? Oder ſollt' er von ſeiner Jugend, ſeinem Vater anfangen, um zuletzt bis auf ſein jetziges Geſchäft zu kommen? Aber Niemand redete ihn an. Er ſtand wieder auf und maß ängſtlich ſeine Schritte, die er nun über den Hof zu ſetzen wagte. Dieſer war rings mit Lampen erhellt und in ſeiner Mitte brannten mehrere hochlodernde Pechſchalen. Hali-Jong lauſchte

magiſchumfloſſen, ſo bebend, ſo faſt ohnmächtig und wie ſchattenhaft war!

Melanie! rief Dankmar, Sie ſind ein Engel! Wenn ich nicht annehmen müßte, daß nur der Reiz des Abenteuers Ihren Geiſt in dieſer Angelegenheit beſeelt und Ihnen die Flügel des erfindenden Genius an den ebenſo ſchönen wie ſchelmiſchen Nacken ſetzt ... (er wollte ihn küſſen; ſie wehrte es) ich würde es wagen, mich Ihnen zu Füßen zu werfen und von Liebe zu ſprechen ...

O Sie Böſer! ſagte Melanie. Wenn die Gräfin d'Aziment Das hörte ...

Was ſoll mir dieſe Frau! war Dankmar im Begriff auszurufen und einzugeſtehen, daß er ſelbſt ja nimmermehr der Prinz wäre. Aber die Vorliebe, mit der Melanie auf dieſe erträumte Rivalin zurückkam, war ihm wie ein Nebel, den er zu verwehen fürchtete. Dennoch ſagte er:

Melanie, ich bin nicht der Prinz, aber ich bin ſein beſter Freund auf der Welt. Was Sie thun, thun Sie für ihn! Sie thun es für mich; denn Niemanden kann Egon's Glück mehr am Herzen liegen als mir! Kann Egon hier Egon ſein? Kann er den Muth, die Selbſtüberwindung haben, ſich da zu verrathen, wo man ſein und ſeiner Mutter Andenken mit Füßen tritt? Ich bin der Theil des Prinzen, der noch Ver-

trauen zu den Menſchen hat, der Theil, der nicht verzweifeln will, wenn er noch Geſchöpfen begegnet, die in Körpern der Engel auch eine überirdiſche Seele tragen ...

Melanie ſchlug ihre mächtigen braunen Augen zu ihm empor, daß das volle Licht des Mondes in ſie fiel und ihre Schimmer in jenem feuchten Glanze zitterten, der ihnen etwas Verklärtes gibt ...

Sie ſah ihn fragend und mit zärtlicher Innigkeit an. Melanie hatte Das erreicht, wohin vielleicht ihr Ehrgeiz dunkel taſtete, vielleicht war es Zufall, daß ein Mann, der ihr ein Fürſt ſchien, auch zugleich der erſte ſein mußte, dem gegenüber ſie ſich klein, ja demüthig vorkam — es war ihr, als wenn ſie, ein bunter, flatternder, leichtſinniger Schmetterling, die Flamme gefunden hätte, die ihr gewiſſer Tod werden ſollte, ihr Tod wenigſtens für dies leichtſinnige Schmetterlingsdaſein ....

Melanie wehrte Dankmar's verlangenden Arm zurück, aber nur um ihn aus einiger Ferne inniger betrachten zu können. Eine Locke ſeines Haares, die ihm im Sturme ſeiner aufgeregten Sinne auf die Stirne fiel, ſtreifte ſie ruhig zurück, als hinderte ſie ihr die Ausſicht in ſein Auge und ſeine Seele.

Laſſen Sie! ſagte ſie ſanft.

Melanie! rief Dankmar noch einmal mit gesteigerter Glut der Empfindung und wollte sie anziehen . . .

Seiner männlichen Kraft gelang es; aber sie wandte, in seinen Armen liegend, rücklings das Haupt und verweigerte ihm die zärtliche Berührung der Wangen, nach der er schmachtete. Sie that Dies so entschieden, daß er es ließ und sich an einem Bilde begnügte, das den Meißel des Bildhauers herausforderte . . .

Gute Nacht! sagte sie, losgewunden, mit lächelnder Lieblichkeit, und auf Wiedersehen für Morgen!

Damit war sie für Dankmar fast einem Traume gleich entschwunden.

Wie er sich nun anschickte, hinunter zu wandern und durch das erste beste Seitenbeck auf den großen Weg zu springen, fühlte er eine so herausfodernde, ihn riesig durchströmende Kraft in sich, daß er fast laut zu jubeln begann. Alles lachte ja in ihm. Jeder Gefahr, jedem drückenden Gedanken wurde die Volte geschlagen, jeder Bedenklichkeit die Anlehnung aus seinem Innern wegescamotirt. Ja, er hätte sich mit dem Arm gegen die Bäume stemmen und sie niederbeugen mögen! Es war ihm, wie dem biblischen Erzvater gewesen sein mochte, als er auf der Heide mit

einem unſichtbaren Engel rang. Er hätte den Dämon niedergeworfen, ſo titaniſch fühlte ſich ſeine Muskelkraft. Er lachte über ſein Abenteuer ſelbſt. Selbſt des Gefangenen im Thurme, dem er jetzt noch vor dem Gitterfenſter hinauf Muth und Troſt zuzuſprechen beſchloß, gedachte er im heiterſten Humor und ſagte ſich:

Ich bin wahr geweſen! Ich war Dankmar Wildungen! Ich habe meine eigene Rolle geſpielt und deine Fürſtenkrone mir nicht aufs Haupt geſetzt. Ich! Ich fühlte den Druck ihrer Hand! Wie ſchlug dieſe warme Bruſt an der meinen, wie ſtromte das elektriſche Feuer der Berührung aus ihren Adern in die meinen, und wenn ihr die Schuppen vom Auge fallen, wer weiß, ob der Wahn ſiegt oder die Wirklichkeit! Sie liebt nicht Das, was ich ſcheine, ſie liebt Das, was ich bin!

Und in dieſem Hoffen und Entzücken, das ſeine Adern ſchwellte, ſeine Sehnen ſtärkte, konnte ihm zuletzt auch nichts Willkommneres geſchehen, als der plötzliche Anblick Hackert's ... Er war es, der hinter den Büſchen rauſchte ... Das ſchleichende Raſcheln um Dankmarn her verrieth ihn ſchon längſt ... Er ſah ihn jetzt am Fuße des Weges ſich ducken und lauern ... ob auf ihn, ob auf Die, an denen er

ſich auf dem Schloſſe ſo teufliſch gerächt hatte ... er wußte es nicht, mußte aber annehmen, daß er auf ein neues Verbrechen ſann; denn an dem Rauſchen hörte er, daß es war, als ſtreifte er mit einer langen Stange an dem Laube der hohen Hecken. Bald ſahe er deutlicher; Hackert hielt eine Leiter in der Hand, die er in dem Augenblicke fallen ließ, als er Den, der noch ſo ſpät den Schloßweg herunterkam, erkannte.

Elender Hallunke! rief Dankmar zornentbrannt ſchon von Ferne. Mörder! Dieb!

Wie Hackert — er war es wirklich — dieſen zornigen Anruf hörte, ſprang er ins Gebüſch.

Er mochte ſich dieſe Begrüßung nicht haben träumen laſſen.

Dankmar in einer Stimmung, als müßte er die längſt ihn ſchon quälende Spannung und Ungewißheit über Hackert durch irgend eine Probe ſeiner männlichen Kraft und wäre ſie mit der Fauſt endlich löſen, rief:

Steh, Bube! Steh!

Aber Hackert entrann und als ihm Dankmar noch nachrief: Eine Kugel in dein Ohr, Mörder! Wo iſt mein Pferd, Gauner? ... war er plötzlich ganz verſchwunden.

Dankmar fühlte ſich in einer Stimmung, als hätte ihm Liebe und Wein die Zunge gelöſt und zum Redner gemacht, dem Worte nur ein dürftiger Nothbehelf für Thaten ſind. Er ſchickte Hackerten die tollſten Shakſpeare'ſchen Flüche und lange, kunſtvolle Verwünſchungen nach, bis er zuletzt über ſich ſelbſt lachte und im ſteten Hinblick auf die Stelle, wo Hackert verſchwunden war, faſt über die Leiter ſtolperte, die quer im Wege lag.

Was hat er mit dieſer Leiter gewollt? ſagte er ſich, und darüber ſinnend, fiel ihm der Thurm ins Auge, der nun dicht in der Nähe ſtand. Der Gedanke, mit kurzem Proceß ſeinen theuern neuen Freund den gefangenen jungen Fürſten, zu befreien, ergriff ihn ſo lockend, wie der Kitzel zu dem fröhlichſten Abenteuer.

Nun ſind wir einmal im Zuge! ſagte er ſich, lud die ſchwere, irgendwo aus einem Bauerhofe entwandte Leiter, an der er mit Vergnügen bemerkte, daß ſie für das Thurmfenſter lang genug ſein mußte, ſich auf und ſchleppte ſie an dem einen Ende auf dem Rücken, an dem andern hinter ſich her im Graſe zu dem kleinen Hügel hin, wo der Thurm völlig unbewacht in der Stille der Nacht wie eine friedliche Warte und Einſiedelei lag. Die Eiſenſtäbe eben aus der Mauer

auszuwühlen, war schwer und doch vielleicht bei der Schadhaftigkeit und Zerbröckelung des Kalkes nicht unmöglich, wenn nur Egon die Messer und Gabeln von ihrem Mittagessen zurückbehalten hatte.

Sorgfältig schaute sich Dankmar um. Hackert war verschwunden, Alles still. Nur Käfer summten im Grase und dann und wann platzte ein humoristischer Froschruf auf vom Felde her, wo es moorige Stellen gab .... Dankmar war so guter Laune, daß er sich zu seinem Unternehmen erst noch eine Cigarre anzündete.

Die Leiter, aufgerichtet an dem Thurm, reichte vollkommen an das vergitterte Fenster, das zu Egon's Gewahrsam gehörte. Vorsichtig kletterte er, noch einmal sich mit Behutsamkeit umblickend, die Sprossen hinauf. Leider sah er schon auf halber Länge, daß die Eisenstäbe dick waren, und als er über sich hinaufgriff, fühlte er wol auch, wie fest sie saßen ....

Das Fenster stand auf. Der volle Mondenschein fiel in die dunkle Kammer, die er schon von unten als die rechte erkannte.

Egon! rief er bis hinauf und lauschte.

Keine Antwort.

Er stieg höher und blickte in das offene Fenster.

Wie groß war sein Erstaunen, als er drinnen

nirgend eine Spur des Prinzen entdeckte! Vielleicht hatte er versteckt in einem Winkel schlafen können ... er spähte ... er übersah das ganze kleine Gemach. Er rief einige male mit unterdrückter Stimme:

Egen! Egen!

Es gab keine Antwort.

Um ganz sicher zu sein, zog er ... die Cigarre war in der Aufregung weggeworfen ... noch sein Streichfeuerzeug und machte mit mehren zusammengehaltenen Zündhölzchen, um die Wirkung des Scheines zu verstärken, Licht ...

Der hellere Glanz bestätigte ihm nur, was er schon im Mondenscheine gesehen hatte. Der Gefangene war entweder schon befreit oder von selbst entflohen.

Die Empfindungen, mit denen Dankmar nun die Leiter hinabstieg, waren getheilt. Ehe er jedoch nicht alle Umstände genau kannte, wagte er kaum ein Urtheil zu fällen. Wenn ihn Egen schon in der Krone aufgesucht hatte? Beim Schlosser nebenan wagte er nicht zu klopfen und anzufragen. Da im Anbau der Wohnung war Alles so still, so finster und schläfrig. War Egen entflohen, warum die Häscher wecken? Auch drüben im Amthause sah man kein Lichtchen mehr. Im Dorfe nichts als Anzeichen des tiefsten Schlafes aller seiner Bewohner. Selbst

in der Krone, zu der er langsam und nachdenklich schritt, hatte er Muhe, die Leute, die ihn erwarteten und im Erwarten eingeschlafen waren, zu wecken. Als er horte, daß Niemand, auch nicht Einer, nach ihm gefragt hatte und somit der Gefangene ihm fast spurlos verschwunden war (denn morgen in der Frühe hatte er wol keine Zeit mehr, ihm nachzuspähen), überkamen ihn die sonderbarsten und quälendsten Zweifel. Es war ihm fast, als wenn sein Fuß nicht mehr die Erde berührte, als wenn er mit seinen guten Absichten, mit all seiner Liebe und Aufopferung, wie ein Betäuschter, in der Luft schwebte und wahrhaft komisch erschien er sich, wenn er an seine Figur auf der Leiter dachte, wie er einen Gefangenen befreien wollte, der ihm vielleicht, es war ihm Dies ein höhnischer Gedanke, ein tolles Märchen aufgeheftet und zu einer Posse misbraucht hatte! Die Einsamkeit der Nacht, die Qual der Schlaflosigkeit mehrte den lästigen Reichthum der Vorstellungen, die er sich über dies plötzliche Verschwinden machen mußte. Er sah sich mitten im Zuge von Dingen, die ihm plötzlich nun wie die Neckereien eines bosen Geistes vorkamen . . . und wenn ihm nicht Eines sicher geblieben wäre, das Gefühl, mitten in diesem Spuk doch ein wahrhaft Wirkliches gehabt zu haben . . . das warme Klopfen eines

ſchonen Mädchenherzens an ſeiner von Luſt und Liebe erfüllten Bruſt ... er würde wie in einem Chaos der unleidlichſten und leerſten Eindrücke rathlos umhergetaumelt ſein.

An dieſe eine unleugbare und nicht mehr in Trug zerrinnende Thatſache hielt ſich denn auch Dankmar. Sie gab ihm Beſinnung, Ruhe, Gefühl der Sicherheit, Behaglichkeit und Schlaf.

Er ſchloß aber doch die Augen viel zu ſpät für die frühe Stunde, in welcher er Befehl gegeben hatte, ihn am nächſten Morgen zu wecken.

an der Thüre, die zu dem innern Heiligthume des Tempels führte. Der alte Mann war so erschrocken von dieser Art des Empfangs, den er sich vorher nur über ihn herfallend, harpyenartig gedacht hatte, daß er in diesem Augenblicke sich mit Mühe darauf besann, ob der Lamaismus einem Laien den Eintritt in das Allerheiligste eines Klosters gestatte. Er schlug sich vor den Kopf, als ihm einfiel, zu wie viel hundert Malen er vor Mahamuni's Bilde im innersten Tempel von Tassissudon gekniet hätte und daß selbst den Frauen bei Tage erlaubt ist, in einem Mönchskloster zu verkehren. Er öffnete also unbedenklich die Pforte, bog den Vorhang, der das dunkle Vestibul von der Rotunde trennte, zurück und schwamm jetzt in einem Meere von Licht und aufgeschreckten Tonwellen. Welches andächtige Geschrei! Welches wehmuthsvolle Paukengelärm! Eine unabsehbare Menge von schwarzgekleideten Gylongs lag vor einem ungeheuren Götzenbilde, das blau und roth angestrichen, mit untergeschlagenen Beinen und die Fingerspitzen an die beiden Nasenlöcher gehalten, auf die Schreienden herabsah. Rings um es herum brannten unzählige Opferschalen und zwei erhöhete Estraden standen für die Musiker an seiner Seite. Aus sechsfüßigen Trompeten klangen Töne, die das Weltgericht hätten ankündigen können; die Kesselpauken und die Metallbecken, Gongs genannt, wurden dazu mit einer Präcision geschlagen, die auf ein tiefes Studium dieser Instrumente schließen ließ.

Hali-Jong wagte es nicht, zu den Mönchen hinabzusteigen, sondern er hielt sich auf der hölzernen Balustrade, die sich rings an der Wand des Gebäudes entlang zog und einem christlichen Chor ähnlich sah. Er trat nur mit den Fußzehen auf und hätte doch den marmornen Schritt des

## Zehntes Capitel.

### Heimwärts.

Nach einem ereignißreichen Tage, an welchem ſich vielfache Fäden für zukünftige Erlebniſſe angeſponnen haben, ſpornt bei tüchtigen Naturen das Erwachen nur zum Muth und zur Entſchloſſenheit. Alles Das, worauf man in der Frühe ſich vom Abend her mit Staunen beſinnt und was einmal nun nicht mehr zu ändern iſt, tritt jetzt in Form einer Pflicht und einer gewiſſenhaft durchzuführenden Aufgabe vor die Seele zurück und weit entfernt, zu klagen und ſich in Betrachtungen zu verlieren, wie das Alles hätte möglich ſein können, rührt ein entſchloſſener Geiſt die ihm zugebotenſtehenden irdiſchen Hände, kämpft ſich durch die Schreckbilder eitler Erwägungen hindurch und beginnt oft von einem ſolchen ſchwierigen und aufgabenreichen Tage den Abſchnitt eines neuen Lebens.

Danfmar, ein freier Naturmenſch, war noch keines-

wegs ein fertiger abgeschlossener Charakter. Er fühlte zu oft noch, daß immer wieder neue Erfahrungen an seinen Gesichtspunkten rüttelten, neue Bekanntschaften, neue Thatsachen ihn ganz aus seinem gewohnten Gleichgewichte werfen konnten. Aber bis zu der Einwurzelung hatte er es denn doch schon gebracht, daß er nicht mehr von jedem Eindrucke, der ihm unvorbereitet kam, sogleich willenlos hin und her geschleudert wurde.

Während Siegbert mehr ein Gemüths- und Phantasieleben führte, hatte Tankmar die thatkräftige und verständige Richtung seines Innern vorzugsweise schon entwickelt und sich in ziemlich sichern Grundzügen seine etwanige künftige Laufbahn entworfen. Er liebte das Recht, dessen Studium und Praxis er sich zur Lebensaufgabe gewählt hatte, er liebte es auch an und für sich selbst. Er hatte schon als Kind einen leidenschaftlichen Trieb zur Gerechtigkeit und konnte Denen, die seinen für Das, was ihm wahr schien, aufflammenden Eifer mißverstanden, heftig, ja gewaltthätig erscheinen. Er scheute schon als Knabe keine Gefahr, wo ihn das Bewußtsein einer richtigen Handlungsweise, einer Ausgleichung fremder Unbill begeisterte. So war er auf der Universität nicht nur oft in Zweikämpfe verwickelt, die er ohne Tollkühnheit mit besonnenem Muthe bestand, sondern noch weit öfter Zeuge

und Vermittler fremder Ehrenhändel und nicht selten Schiedsrichter in Streitfragen, wo er den Ausbruch einer übereilten Berufung an die Waffen hintertrieb. Sein männliches Wesen gewann ihm alle Herzen. Bei jedem Anlaß, wo verschiedene Ansichten sozusagen grell aufeinander platzten, wählte man ihn zum Vorsitzer der Debatte. Er hatte überall die angenehme Genugthuung, daß sich ihm die tüchtigsten Menschen unterordneten, worüber er nicht um seinetwillen, sondern um der Sache selbst willen Freude empfand. Bunten Seifenblasen lief er nicht nach. Er ließ das süße Geschäft des Träumens seinem weichern Bruder.

Dennoch verwarf darum Dankmar Siegbert's Richtung noch nicht. Er hielt hier eine männliche Befruchtung, dort eine weibliche Empfangnahme in allen Geistern für nothwendig; denn die Geister, sagte er, haben kein Geschlecht. Für sich selbst aber behielt er Das als Richtschnur, was seinem Wesen entsprach. Er scherzte oft tändelnd ohne gedankenlos zu werden, er spottete ohne zu verwunden. Im Uebrigen hielt er sich in seinem gewohnten Ernste, den er gefällig, leicht, ohne Kopfhängerei zur Schau trug. Unterstützt von einer sehr edlen Gestalt, die sichtbar die Kraft und Fülle einer unverdorbenen Jugend ausstrug, hätte er in der Welt großes Glück machen müssen, wenn ihn

nicht die spärlich zugemessenen Mittel beengt und von einer freien Bewegung in größeren Kreisen entfernt gehalten hätten. Wie oft rief er nicht mit dem Dichter: Ich bin ein Fisch auf dürrem Sand!

Seine einzige Schwäche war vielleicht die, daß er auf eine plötzliche Erhebung durch irgend eine hohe Flut hoffte. . . . In diesem Sinne war er romantischer und abergläubischer als Siegbert. In diesem Sinne glaubte er an Wunder. Ob diese hohe Flut nun in einer Zeitbewegung oder einem günstigen Zufalle, in der Liebe oder wol gar in einem persönlichen Unglück bestehen würde, war ihm fast gleich. Genug er glaubte an die Nothwendigkeit, daß an jeden Menschen einmal vom Schicksal irgend ein Hebel gesetzt wird, der ihn aus der Gewohnlichkeit und dem träge sich fortspinnenden Genuß eigener Hände- und Geistesarbeit herausschleudern müsse. Die Das bestreiten, sagte er einmal zu Siegbert, der bei all seiner Romantik in gewissen Dingen „praktisch", ja nüchtern sein konnte; die Das bestreiten, Bruder, haben wahrscheinlich nicht den Muth gehabt, den ihnen vom Schicksal dargebotenen Finger, das zugeworfene Aufertau kühn zu ergreifen! Wer da zögert und fürchtet, man könnte vielleicht mitten in den Wellen von der Hand der Himmlischen plötzlich losgelassen werden oder das Tau könnte

reißen, Der verſäumt ſein beſſeres Erdenloos durch eigene Schuld. In ſpätern Jahren, wenn man wie eine Schnecke zu ſeinem ſolid erfaßten Ziele fortgekrochen iſt und vielleicht irgend ein Häuschen zur Unterkunft gegen Regen und Ungemach gefunden hat, ſpäter entſinnt man ſich dann ſehr wohl, daß man einſt an einem Seitenwege geſtanden hat, wo uns ein unerklärliches Etwas in der Bruſt zurief: Lenke hier ja ein! Man ſieht vielleicht nicht ſehr hoch und überſieht nun doch, daß jener Weg zur eigentlichen Hauptſtraße führte und daß Viele, die ihn wandelten, es weiter brachten als wir. Eine einzige unterlaſſene Bekanntſchaft kann ſich ſo empfindlich rächen! Ein einziges Wort von einem edlen, einflußreichen Menſchen, nicht aufgegriffen und befolgt, war ſo für immer verloren. Ja ein Beſuch, den man den Muth hätte haben ſollen, einem freundlichen Gelehrten oder Staatsmanne oder einer ſchönen Frau zu machen, die in einer Geſellſchaft, wenn auch nur drei holde, ermunternde Worte zu uns ſprach, konnte für uns Vortheile, Lebensplane, Lebensrichtungen zeitigen, die ſich blöde Zaghaftigkeit kaum möglich gedacht hatte. Und in dieſem Sinne, ſagte er ſich immer, greif' ich einmal irgendwo ganz keck zu, wenn ich bemerke, daß an der Wand Etwas, wenn auch nur vom leiſeſten Schatten einer Schickſals-

hand ſpukt und dämmert, und wenn ich Gefahren erblicke, wenn ich ſelbſt vor kühlerm Urtheil geſtehen müßte, eine Thorheit zu begehen, ich finde mich ſchon aus ihren Folgen wieder heraus, verſinke nicht, kämpfe ſolange ich kann mit den Wogen und bin, wenn ich aus der Betäubung erwache, entweder drüben am andern Ufer, wo Glück und Freude blühen, oder ich erwache nie mehr aus ihr, und Das wäre dann auch gut.

Ein ſolches geheimnißvolles Schattenſpiel an der Wand war Dankmarn nun der Verlauf des ganzen geſtrigen Tages. Er hätte, wenn er Siegbert's Weſen folgen wollte, jetzt fliehen müſſen. Ein Brief an dieſe gefährliche Melanie, der Vorwand plötzlicher Abhaltung, vielleicht die ausdrückliche Berichtigung ihres Mißverſtändniſſes, wenn ſie es, wie Dankmar kaum wiſſen konnte, noch hegte, alles Das wäre Siegberten nun ſogleich gebieteriſch in den Sinn gekommen. Er hätte alle Fäden abgeriſſen und ſich wieder in ſein Atelier geflüchtet, den Pinſel ergriffen und in Gott und ſich vergnügt Leinwand bemalt. Ganz anders der entſchloſſene feurige Dankmar. Der hielt nun feſt, was ihm der Zufall an Drähten von der großen Weltkomödie in die Hand geſpielt hatte. Prinz Egon war nicht mehr zu finden. War es ein Betrüger geweſen, ſo ergab er ſich darein und nahm Das, was ſich aus unange-

nehmen Irrthümern als angenehme Wahrheit ergeben hatte, für ein Uebriges, für einen reellen Gewinn. Zum Justizdirector von Zeisel konnte er nicht mehr gehen, denn es war zu früh am Tage. Der Thurm, an dem der Büttel wohnte, lag ihm sogar zu fern. War der Prinz entflohen, so konnte ihm nur damit gedient sein, einen Vorsprung zu gewinnen, den er durch seine Meldung vielleicht verloren hätte. Auch hatte er genug zu thun mit seiner Reiserüstung. Schon schlug es fünf Uhr und um sechs wollte Melanie vor der Thür der Krone halten, so meldete ein Jockei Lasally's, den dieser geschickt hatte, um den Einspänner des Fremden in Empfang zu nehmen. Dankmar überwies ihm sein geliehenes Fuhrwerk mit strenger Weisung zur Obhut und Schonung. Auch Bello wurde ihm anempfohlen, den er sorgsam zu hüten versprach. Die Rechnung beim Wirthe wurde berichtigt. Er sah dabei mit Schrecken, wie seine zwanzig kleinen Papiere schon zusammengeschmolzen waren, und wenn er vollends gedenken mußte, daß diese Summe fast eine bei Hackert gemachte Anleihe war und daß ihn ohne Zweifel in der Residenz die Nachricht empfangen würde, ein ihm von Lasally's Bereiter, dem alten Levi, anvertrautes stattliches Pferd wäre wieder von Hackert auf irgend eine Weise wenn nicht ganz zugrundege-

richtet, doch vielleicht gemishandelt zurückgeschickt worden, so ergriff ihn vor den möglichen künftigen Verwickelungen fast ein Anflug von Muthlosigkeit.

Melanie aber erschien ihm bei solcher Stimmung wie Ariadne. Sie war ihm die Retterin aus dem Labyrinthe jeder Gefahr. Wie er sie und Lasally und das ihm bestimmte Pferd und einen Reitknecht dahersprengen hörte, verschwand jede Besorgniß. Er trat auf die Schwelle des Gasthauses und empfing schon in der Ferne Melanie's freundlichen Morgengruß. Sie nickte ihm alle Träume der vergangenen Nacht zu. Sie sagte ihm nicht durch Worte, sondern durch einen einfachen Blick: Ich bin Dieselbe, die ich gestern war! Ich bin Die, die sich in der Mondnacht deiner Umarmung nur darum entwand, um dir, wenn du willst, für's Leben zu gehören! Lasally sprach Einiges über den Gaul, den er Dankmarn hatte satteln lassen. Dieser, seit frühen Jahren ein geübter Reiter, fand sich bald auf ihm zurecht und erfreute Melanie nicht wenig durch seine kundige Haltung der Zügel und der Lenkseile. Sie trug einen grauen Hut mit schattiger breiter Krempe, einen blauen Schleier und ein weites, bis oben geschlossenes, gleichfalls blaues Reitkleid. Die Reitgerte hielt sie unter dem linken Arm angepreßt, während die linke Hand die Zügel hielt, denn in der

Rechten hatte sie ein weißes zierliches Papier, von dem sie Verse ablas, die ihr heute schon in aller Frühe überreicht waren. Sie kamen vom Pfarrer, der sie ihr am Fuße des Schloßberges entgegengehalten und einen Abschied genommen hatte, von dem Melanie versicherte, er hätte sie mehr beängstigt als erfreut.

Denn ich bin wol glücklich, sagte sie, Die zu erobern, die mir gefallen, aber geschätzt zu werden, wo man es am wenigsten erwartete, setzt in Verlegenheit!

Am Ende des Dorfes, dicht vor Zeck's Schmiede, hielten drei Reisewagen, die schon die ganze übrige Gesellschaft aufgenommen hatten. Nach der Abreise Melanie's und ihrer Mutter wollte Niemand mehr auf dem Schlosse zurückbleiben. Man hatte bis in die tiefe Nacht gepackt und sich mit wenigen Stunden Schlaf begnügt. Diese lebensfrohen, vom Dasein so begünstigten Herrschaften reisten mit allem Comfort des Besitzes. Die Wagen waren elegant und bequem, die Kutscher in Livreen. Recht großmüthig theilte Melanie's Mutter noch an die Diener des Schlosses Geldspenden und Geschenke aus; kärglicher zeigte sich Reichmeyer, der sich zu seinen Zeitungen und Cursen zurücksehnte. Die Wirthschaftsräthin war geradezu geizig. Bartusch, der Hannchen Schlurck gegenüber saß, theilte außerdem noch an die alte Bri-

gute manche Befehle aus und verhieß eine baldige Rückkehr, worauf sie nicht zu erwidern verfehlte, daß sie Alle in Gottes Hand gegeben wären und daß der alte Winkler den Tag des Herrn bald werde anbrechen sehen. Dann wandte die Alte sich zu Dankmarn hin, der eben mit Melanie von der Krone daherſprengte und beantwortete Bartuschens heimlich an sie gerichtete Frage, ob sie nicht glaube, daß dieser Herr der Prinz Egon wäre, mit den Worten:

Ueber ein Kleines wird man ihn sehen und über ein Kleines wird man ihn nicht sehen!

Bartusch machte ihr seine Frage deutlicher.

Der Prinz! Der Prinz! sagte er. Kennt Sie ihn nicht mehr?

Die Alte hatte so viel Angst vor diesen fremden Leuten, daß sie Alles, was man sie fragte, nur halb verstand. Da meinte sie denn:

Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt!

Bartusch hätte sie nun lieber sollen stehen lassen. Diese gute Alte war eben durch die lange Gewöhnung an kirchliche Aeußerungen, durch überirdische Sehnsucht, zwei Jahre der Furcht und des Schreckens vor einer Zukunft von vielleicht noch einigen Jahren der Entbehrung, in einen solchen Zustand der Verdumpfung gerathen, daß sie nur das allernächste Wirthschaftliche

Comthurs aus Don Juan haben können, ohne in diesem Gewoge gehört worden zu sein. Jetzt stand er dicht bei dem Kolosse, der die Gefühle der zahllosen Menge elektrisirte. Ein Blick, ein Kennerblick und Hali-Jong sank zu Boden, überwältigt von dem Gefühle, ein Kunstwerk von seiner Hand hier, in dieser Umgebung, unter diesen Umständen wiederzufinden! Ach, dieses Götterbild hatte er entworfen, er hatte die Proportionen gemessen und den Thon zu dieser Gestalt geknetet! Ach, es war einst ein Tag der Erwartung, ein festlicher Tag gewesen, als die siebenfach im Feuer geläuterte Mischung aus dem glühenden Ofen in die harrende, gebrannte Form hineinzischte und, aus zwei Theilen geschaffen, das hehre Götterbild dastand, nichts mehr erwartend, als blau und roth angestrichen, verkauft und angebetet zu werden. Alle Bewohner von Paro waren damals in die Manufactur gekommen und vor dem noch ganz frischen, dampfenden Götzen niedergefallen, eine Huldigung, die für den Meister zwar sehr schmeichelhaft war, ihm aber damals nicht behagen wollte, weil die Leute nichts dafür bezahlten und er gewärtigte, daß die Anbetung den Gott abnutzte und er dadurch als ein schon gebrauchter im Preise sinken konnte. Dies Alles stand jetzt wieder vor seiner Seele und er murmelte die stillen Worte vor sich hin: „Porungher, du treuer Freund deines Freundes, was muß ich dir danken für deine Sorgfalt, die mein schönstes Werk an diesen heiligen Ort verhandelte! Ach, hinfort wirst du meine Waaren nicht mehr zu so billigen Preisen — was sag' ich? du wirst sie gar nicht mehr verkaufen können, denn ich werde den Austritt aus diesen geheimnißvollen Hallen nicht erleben. Wie würdest du für mich gesorgt haben, wenn ich das freundschaftliche Anerbieten

noch begriff und auf Bartusch's erneuertes Drangen, ob sie jenen jungen Mann nicht für den Prinzen Egen halte, unfähig war, sich zu sammeln und vernünftig zu antworten.

Auch die beiden Zecks standen schon vor der Schmiede und gafften, der Blinde als wenn er sehen, der Taube als wenn er hören könnte. Seit Jahren schon waren sie gewohnt, ihre Sinne gegeneinander auszutauschen, und so kam es fast, daß der Blinde besser sah als der Taube, und der Taube besser zu hören schien als der Blinde. Sie faßten sich Beide an; denn das Pferdegetrappel machte den Stand selbst unter dem Vordache der Schmiede gewagt. Der alte Zeck lächelte, weil er viel zu wissen schien, der junge lächelte, weil er entschieden nichts wußte und einfältig war. Jener grüßte in einem fort und sprach laut die lebhaftesten Reisewünsche aus, dieser nickte Allen zu und bestätigte stumm, was der Vater hastig und von innerer Unruhe getrieben fast in die Luft sprach, denn Niemand hörte auf sie; selbst Dankmar nicht, dem diese Menschen seit dem Besuche des Amerikaners und Hennisch's harmlosen Mittheilungen nicht mehr gefielen. Nur Bello kümmerte sich um sie und klaffte auf seinem zum Touren umgewandelten Einspänner viel unfreundlicher, als sich für den Abschied und die Ohren der Damen

genemte. Dankmar hörte dem Thiere die Freude an, zu seinem Herrn, dem Fuhrmann Peters, zurückzukommen, von dessen Schicksalen an der Schmiede es mehr zu wissen schien als Peters selbst. Doch suchte er den Lärmmacher ernstlich zu beruhigen.

Als sich denn endlich der Zug in Bewegung setzte und die Reitenden noch eine Weile an den Wagenschlägen sich hielten, kam man noch einmal auf den sonderbaren Abschied des Pfarrers zu sprechen, der am Wege oberhalb einer Anhöhe stand und mit dem Tuche Allen nachwehte.

Dankmar sagte zu Melanie:

Den haben Sie auf dem Gewissen! Der ist an Ihrem Sonnenstrahl noch einmal wie zu neuem Leben erwacht und kommt mir vor, als wenn er beschlossen hätte, den nächsten Schnee auf diesen Bergen nicht mehr abzuwarten!

So soll er uns willkommen sein! sagte Melanie. Seine Verse verrathen denselben Geist, den Sie ihm auch in seinen Reden werden angemerkt haben. Ich glaube es ist ein Poet.

Etwas viel Gefährlicheres, sagte Dankmar. Es ist ein Genie; wenigstens glaubt er es zu sein. An Betrachtungsformen der Dinge, an Reflexionen, sie bald so, bald so spielen zu lassen, scheint er in der That

überreich zu sein. Von dieser Gattung Menschen hatt' ich immer eine Ahnung, wie sie wol sein könnten und nun bin ich begierig, ob sich jetzt mit Ihrer Abreise das in Aufruhr und wilde Gährung gebrachte bedeutende Element in diesem da legen wird und er zurückkehrt zur gewohnten Ordnung und Resignation seines Lebens, oder ob es ihn nicht mehr ruhen läßt und er noch einmal den Faden seines Lebens, den er früher mit der Fürstin im Pietismus fast versponnen hat, zu einem neuen Gewebe anlegt. . . .

Wäre das ein Doctor, sagte Lasalix kurz und mit einer Art trockenen Humors, wie Alles was er sprach; wäre Das ein Doctor, von dem ließ' ich mich nicht curiren, und wenn mir nichts als ein Finger weh thäte.

Es ist wol möglich, sagte Lanfmar, daß er Ihnen viel von dem Wesen einer Entzündung der Hand spräche, soviel geistreiche Wendungen für die Wichtigkeit der Fünfzahl im menschlichen Körper vorbrächte, daß ein ganz prosaischer Chirurg kommen und Ihnen mit Ihren fünf Fingern den einen kranken abschneiden müßte.

Laufmar sagte Das an der Stelle, wo ihm der gemeinliche Egen die Visitenkarte gegeben hatte. . . .

Darüber zwar geneigt, in Betrachtungen zu ver-

ſinken, konnt' er doch ſolchen ernſtern Stimmungen nicht nachgeben; denn Melanie duldete keine Pauſe. Man kennt ja jene Stimmung der glücklich Liebenden, wenn ſie ihr Geheimniß unter gleichgültig ſcheinenden Scherzen zu verbergen ſuchen und von der innern, ihre Bruſt mit dem Gefühl aller Seligkeiten zu ſprengen drohenden Macht getrieben, in holdem Muthwillen bald nach dieſem, bald nach jenem Gegenſtande und Gedanken greifen, deren wirres Durcheinander wol den oberflächlich Blickenden dann täuſcht, dem tiefern Forſcher und Kenner der Herzen aber ſich gar bald verräth!

Wenn auch hier die Forſcher und Kenner fehlten, ſo fehlten doch Die nicht, die Melanie's Natur kannten. Alle wußten, daß der junge Fremde, der auf die Länge ihnen immer höher wuchs und für den Bruder eines in Melanie ohne Erhörung verliebten Malers faſt zu hoch von ihr verehrt wurde, nicht Das ſein ſollte, wofür er ſich ausgab. Man flüſterte ſtaunend vom Prinzen Egon. Hatte man doch auch von einem Diener gehört, daß er einen mit einer Krone geſiegelten Brief zur Poſt gegeben! War man doch betroffen über ſeine genaue Kenntniß aller innern und äußern Beziehungen der fürſtlich Hohenberg'ſchen Familie! Nur das Wohlwollen ſchien ihnen befremdlich,

das er ihnen Allen nicht entzog. War es der junge Fürst, so hatten sie Alle das Gefühl, daß er ihnen Etwas schenkte, worauf sie kaum Ansprüche machen durften. Und war er freundlich, ihrer finanziellen Ansprüche wegen, so lag darin Etwas, was ihn wieder geringer erscheinen ließ, als seiner Art zu entsprechen schien. Herr von Reichmeyer faßte ihn schon gering. Er nahm oft Gelegenheit, seine Unzufriedenheit mit Vielem auszusprechen, was sich ihm auf der Reise durch die Herrschaften des Fürsten zur Anerkennung oder Rüge darbot, und machte sich in der ganzen vollen Bedeutung geltend, die er dem bedrängten Erben haben mußte.

Danlmar, unbekümmert, genoß nur den Augenblick. Er ließ ihn nur noch von Melanie erfüllen. Sie hatte ihm gesagt, daß sie den Intendanten auf dem Heidekruge einholen würden und daß bis morgen das Bild in seinen Händen sein würde. . . . Mehr bedurfte es nicht . . . Er ließ Alles geschehen um des Bildes und um des süßen Abenteuers willen. In vollem Zuge genoß er das Glück des stillen Einverständnisses mit einem reizenden Weibe. Deutlich empfand er die Macht eines einzigen jener Blicke, die aus Melanie's dunkeln, lieberheißen Augen ihn für tausenderlei gleichgültiges Geplauder, Forschen, Blinzeln, Mogniren entschädigen

sollten. Konnte ihm denn entgehen, daß Melanie nur seinetwegen so muthig auf ihrem Rosse aushielt, daß sie nur seinetwegen mit den Leuten am Wege scherzte? Zwar gab sie sich die Miene, von einer brennenden Sehnsucht nach dem Intendanten verzehrt zu werden. Sie fragte Jeden, ob sie nicht den schönen Mann in dem eleganten Reisewagen hinter der großen Thierbude gesehen hätten und da durch diese Oerter noch der Transport des Mobiliars bei Nacht geschehen war, so stellte sie sich untröstlich, von Niemanden Auskunft zu erhalten. . . .

Hier hat er geschlummert, rief sie, hier haben seine kleinen Ohren sich in die Kissen seines Wagens gedrückt! Hier über diesen Stein rollten vielleicht die Räder seines Landaus und weckten ihn aus einem Traume, wo ich vielleicht eben vor ihm niederkniete und ihm sagte: Einziger! Nur du! Nur du!

Und wenn die Leute über eine gefahrene Thierbude, von der sie sprach, erstaunten, hier und da wol auch Jemand von dem ungeheueren Wagen gehört hatte, so sagte sie Andern wieder, es wäre eine Hütte, die ihr Geliebter mit sich führe, dieselbe Hütte, wo er sie zum ersten male gesehen und die er deshalb mit in sein Schloß nähme, um sie unter eine Glasbedeckung zu stellen . . .

Mit solchen Scherzen vergingen die ersten Stunden des Morgens, bis man sich am Gelben Hirsche sammelte und dort ein Frühstück einzunehmen beschloß.

Comfortables Geschirr und feine Küche hatte man bei sich. Eier und Butter gab die Wirthschaft, die von dem Bruder der hier nicht gern verweilenden Wirthschaftsräthin geführt wurde. Zu verwandtschaftlichen Begrüßungen blieb hier nicht viel Zeit; denn die so außerordentlich zahlreiche Gesellschaft drängte und setzte alle Hände des Wirthshauses in Bewegung. Der Bruder der Frau Pfannenstiel war wiederum nicht zugegen. Man sagte ihr, sie könnte ihm vielleicht noch begegnen; er wäre in Helldorf, wo die angesehenen Eigenthümer der Gegend sich zu einer Wahlbesprechung unter dem Vorsitz des Heidekrügers Justus versammelt hatten. Die Wirthschaftsräthin wußte, daß ihr Bruder stark Politik trieb und war froh, daß sie sein drittes Wort nicht hörte: Schwester, thu' Etwas für mich! Ich habe ein halbes Dutzend Kinder. . . . Diese Kinder schmiegten sich denn auch, während die Mutter von der Verlegenheit über soviel Gäste fast überwältigt war, an die Tante, bekamen aber wenig andere Zärtlichkeit von ihr erwidert, als daß sie sich das Zerknicken und Beschmutzen ihres seidenen Kleides verbat. Sie würde ihnen gern, sagte sie, von den Lecker-

bissen der Wagenvorräthe abgegeben haben, wenn sie nicht dann jene Beschädigung hätte fürchten müssen. . . . Lenchen lächelte dazu fein, ungläubig und betrachtete sie kaum. . . . Was ist Blutsverwandtschaft, wenn sie nicht durch den ebenbürtigen Geist vermittelt wird!

Unter einem Apfelbaum hinterm Hause nahm die Gesellschaft Platz und breitete ihre Vorräthe aus, während die Dienerschaft auf Käse und Butter aus der Wirthsküche und eine schnelle Revisiön aller Hühnernester angewiesen war. Frau von Reichmeyer vertheilte Teller, Servietten, Gläser, putzte und reinigte, was ihr nicht sauber schien, während die Justizräthin mit gutmüthigen Entschuldigungen ihre scharfe Kritik wieder kritisirte und Alles zum Besten zu kehren trachtete.

So heiter man schien, so entging es Dankmarn doch nicht, daß er anfing die Gesellschaft zu drücken. Seine Anwesenheit belästigte wol nicht, im Gegentheil mußte sie Allen, selbst Lasallx, der oft von seiner Anklage gegen Hackert sprach, interessant erscheinen; allein der Hinblick auf ihn wurde doch ein befangener. Barmsch hatte sich entschließen müssen, Schlurck's Brief mitzutheilen. Er ging heimlich von Einem zum Andern. Man las, man verglich, man zweifelte und glaubte, jenachdem Dankmar in der Laune war, die

geheimen Zeichen des Zweifels und des Glaubens, deren Gründe er wol errieth, durch sein Benehmen zu unterstützen oder zu widerlegen. Hätt' er nicht immer noch annehmen müssen, diese doch hochstrebende, von der großen Gesellschaft verwöhnte Melanie gäbe sich seinen Planen vielleicht doch wol nur hin, weil sie in ihm die Eroberung eines Fürsten zu haben glaubte, er hätte dem zweifelhaften Schimmer seines Ichs bald ein Ende gemacht und sich offen als das anspruchlose Glied der Gesellschaft zu erkennen gegeben, das er wirklich war.

In dieser Stimmung kam ihm ein Gruß sehr willkommen, den ihm ein an dem Apfelbaume Vorübergehender schenkte. Es war Hennisch, der Jäger. Alle kannten ihn. Es befremdete nicht wenig, daß Tankmar, den das seinetwegen stockende Gespräch fast verlegen machte, aufstand, Hennischen, der ins Haus gehen wollte (er kam durch den Garten, vom Felde her) auf die Schulter schlug, ihm freundlich die Hand schüttelte und mit ihm nach der Straße zu durch das Haus ging. Die Kinder umjubelten den fleißigen Besucher dieser Stätte, auf der ihm so Schmerzliches begegnet war. Sie grüßten seinen Hund, den sie liebkosten. Sie nahmen dem Onkel, wie sie Hennisch nannten, den Hut und selbst die Flinte ab, die

er ihnen heute gab, weil sie nicht geladen war. Da
Pulverhorn behielt er.

Dankmar knüpfte gleich an Hennisch's Erinnerun
gen an und wollte von Ackermann, von Selmar, vo
der Ursula und ihrer Erbschaft hören. Während d
Gesellschaft im Garten frühstückte, setzte er sich m
Hennisch auf die Bank vor dem Gelben Hirsch, dic
unter einen der Enden des gewaltigen Geweihes, da
über der Thür als Wahrzeichen einer Herberge hing
die man nach der Gesinnung des Herrn Dressel ei
demokratisches Widerspiel des „Heidekruges" nenne
konnte. Gelb hieß der Hirsch wol deshalb, weil da
Haus grell gelb angestrichen war oder . . . umgekehr

Wir werden begierig sein, wie die Ansichten de
lebhaften, unruhigen, in seinen Finanzen zerrütteten
Hirschenwirthes in Helldorf mit denen des Heidekri
gers über die Wahl des Justizraths Schluck zusam
mentreffen müssen, wollen uns aber einstweilen m
Dem begnügen lassen, was uns unser alter Freund
der gutmüthige Jäger, noch aus seinem grünen Revier
erzählen wird.

deiner Herberge hätte annehmen dürfen! Da lieg' ich nun hier, wie ein zertretener Wurm, getrennt von meinen Lieben, die meines Rathes, meines Anblickes bedürftig sind. Wirst du auch für sie redlich sorgen? Wirst du ihnen nichts abgehen lassen? Wirst du ihnen nicht altes Mehl zu ihrem Thee geben? Werden sie Hammelfleisch so viel haben, als ihres Herzens Begehr ist? Meine Gyllusva, daß ich deinen Trost entbehren muß! Wo streckst du jetzt deine weißen Glieder? Ist dein Zimmer von Ungeziefer rein? Hast du ein Kohlenbecken, um dich zu wärmen? Geliebtes Kind, weht auch kein Zugwind durch deine Ruhestätte und sitzen keine Motten in den wollenen Vorhängen?"

Eine plötzlich erneuerte furchtbare Explosion der frommen Andacht störte unsern alten Freund aus seinen grübelnden quälenden Fragen; er richtete sich auf, drückte sich an die Wand und sah, wie die Gylongs aufstürmten und sich eine Treppe zur Balustrade heraufdrängten. Dann wandten sie sich hinter dem Bilde weg und stürzten mit einem aufrührerischen Geschrei auf eine andere Stiege, die sie betraten, als gält' es, sie im Sturm zu erobern. Doch blieb eine große Zahl im Tempel zurück, die übrigen schienen eine neue Ceremonie beginnen zu wollen. Hali-Jong war, wie die Natur des Alters es ist, neugierig, und ging mit Vorsicht den sich Entfernenden nach. Die letzte Scene hatte ihm Muth eingeflößt; ein gewisser Stolz über die Ehrfurcht, die man seinem Werke erwies, war sehr verzeihlich und wir wünschen ihm denselben in einem solchen Grade, daß er anfinge, über sein Schicksal beruhigter zu werden. „Wie?" dachte er bei sich selbst, „kann ich mich nicht jetzt ohne Umschweife zu erkennen geben? Ich bin der Schöpfer eines Allmächtigen, der noch

# Elftes Capitel.

## Ein Nachhall aus dem Walde.

Hennisch, der Förster, war ein so zerstreuter, gutmüthig vergeßlicher Mann, daß er nicht errathen konnte, was er eigentlich Dankmarn zu berichten versprochen hatte.

Er fing sogleich, als ihm Lenchen einen Trunk Bier gebracht hatte, den er neben sich auf die Bank stellte, während Dankmar durch Abrücken Platz machte ... er fing sogleich von Dem an, was Dankmar bereits wußte.

Ja, ja, sagte er, hier hab' ich meine erste Braut, das Rickchen Drossel verloren. Da die Scheune ist, wie Sie sehen, neu gebaut und auch das Wohnhaus ist fast neu; doch sind's schon wieder fünfzehn Jahre her und Alles sieht schwarz und vergessen aus. Haben Sie denn in der Ulkaschlucht das Kreuz gesehen?

Welches Kreuz? fragte Dankmar, ſelbſt zerſtreut.

Das Kreuz um Sägemüller's Nanchen! Die Leute weiſen ja jeden Fremden dahin und erzählen ihm mein Elend . . .

Dankmar beſann ſich und bedauerte, ſich die Stätte nicht angeſehen zu haben.

Das Kreuz an dem Waſſerſtrudel, ſagte Hennisch, iſt gleich von Hauſe aus ſchwarz. Drum hält ſich's immer wie neu. Die Frau Fürſtin ließ es ſetzen. Sie war doch gut . . . und eigentlich iſt's nicht recht, daß ich öfter hierher gehe als an das Kreuz.

Warum nicht? Hier findet Ihr Troſt und Labung.

Nein Herr, ſagte Hennisch, oft werf' ich mir's wirklich vor, daß ich lieber hierher gehe und mich gewöhnt habe, faſt alle drei Tage bei Droſſel's zu ſein, als auf die Sägemühle zu, wo ich ſelten hinkomme und doch weiß ich nicht, weſſen Tod mich mehr geſchmerzt hat . . . Nanchen's oder Riekchen's. Nanchen war ſchelmiſch und behend wie ein Reh; ſonſt hätte ſie mich Riekchen nicht vergeſſen laſſen, die ſo freundlich hier die Gäſte empfing und gleich wenn ſie bedient hatte, ſich wieder zum Arbeiten hinſetzte, da hinter die Blumen am Fenſter. Lieber Gott, ich rede von damals! Damals lag das Fenſter hier unten rechts und Blumen waren dahinter gezogen wie eine Laube. Ich

ſehe ſie noch mit ihrem Kamm von Schildpatt und Elfenbein hinterm Goldlack .... Jetzt iſt der Flügel ganz abgebrannt und neu angebaut, die Scheune iſt neu und der Stall. Der Wind trieb den Brand nach Scheune und Stall und im Hauſe verbrannte Die nur, die verbrennen ſollte.

Verbrennen ſollte? fragte Dankmar verwundert. Wer wollte denn, daß ſie verbrannte?

Iſt's denn nicht Gottes Rathſchluß, ſo wie ſo, und was uns beſtimmt iſt, wer kann ihm entgehen! antwortete Heunisch nachdenklich.

Er kam dann auf die Schweſter ſeiner Braut, die er wol erkannt, aber nicht gegrüßt hatte ... die Frau Wirthſchaftsräthin. Ueberhaupt war er erſchrocken, da unter dem Apfelbaum ſo die ganze „Beſcherung" vom Schloſſe anzutreffen ....

Was ſie wol mögen herausgebracht haben über unſer Aller Schickſal, fragte er; denn — nehmen Sie mir's nicht übel, Herr ... Sie gehören doch wol auch ...

Zu den Gläubigern? ſagte Dankmar kopfſchüttelnd und gab ihm den Troſt, daß ſich der Prinz ohne Zweifel noch entſchließen würde, die Herrſchaft beizubehalten, worüber Heunisch große Freude bezeugte. Dann aber fuhr Dankmar fort:

Aber Heunisch, Sie sind mir ja noch Eins schuldig ... wissen Sie denn nicht mehr? ...

Ich wollt' Ihnen was erzählen? Von der Franz in der Stadt? Nicht wahr?

Nein! Nein!

Von den Kugeln unterm Ebereschenbaum?

Erfuhr ich schon ... Nein, nein! ... Ob die Ursula Marzahn ... gestanden hat, daß ihr der Amerikaner ...

Ah Das, Herr! Ja offen und ehrlich hat sie's! sagte Heunisch lachend. Alles hat sie gestanden, das Geld hergezählt und mir übergeben, freilich in ihrer Art, accurat so, daß Einer, der sie nicht kennt, lieber nichts davon hätte wissen mögen ...

Wie denn? fragte Tankmar, mehr wegen Ackermann's und des Knaben, als wegen der Ursula gespannt.

Wie ich hinüber kam in mein Haus, erzählte Heunisch, da begegnete mir schon an der Wiese der fremde stattliche Herr mit dem lieben Jungen. Allerliebstes Kind Das! Nach seinem Geschäft, wenn es doch ein geheimes sein sollte, mochte ich ihn nicht fragen und er sagte selbst weiter nichts davon und grüßte blos. Da er denn aber doch in meinem Hause war, so blieb ich stehen und er fing an recht freundlich zu werden

und meinte, daß ihm die Alte nicht gefalle. Er, Herr, sagt' ich, die hat schon Manchem nicht gefallen, kommen Sie aber nur wieder mit zurück; es hat eben Jeder seine Art. Nein, nein, sagte er und der kleine Bursch schmiegte sich ihm ordentlich furchtsam an, sie hat den tauben Schmied da behalten, mit dem sie sich so wahnwitzig curios verständlich macht, daß Leute, die hören können, besser die Ohren zuhalten und davongehen. Hätte mein Junge Drüsen am Hals oder sonst ein Kinderübel, so käm' ich schon wieder; denn die Alte scheint mir zu den Wahrsagerinnen, Kartenlegerinnen, und ums gerade herauszusagen, zu den Hexen zu gehören!

Das war rundweg gesprochen, Heunisch!

Da ich mich dagegen im Grunde nicht sträuben konnte und es geschehen lassen muß, wenn man die Ursula so nimmt, wie sie sich eben gibt, so mußt' ich ihn wol ziehen lassen. Nun aber hielt der Amerikaner mich selber auf und fragte die Kreuz und Quer, nach Feld, Wald und Wiese in Hohenberg und wollte Tausenderlei von unserer Oekonomie wissen. Endlich kam ich in mein Haus, wo ich denn richtig die Ursula mit der goldenen Bescherung antraf. Sie hatte all ihr Geld, es waren hundert doppelte Friedrichsdore, in der Schürze und rief mich gleich an: Schnapp auf, Junge!

Schnappauf Junge? wiederholte Dankmar. Das klingt ja ganz kindlich!

Ich mußte gleich die Mütze hinhalten und in die Mütze, die ich hinhielt, ſchüttete ſie's mir, Alles baar und blank und tanzte dabei wie närriſch . . . .

Tanzte?

Sie hielt's für Katzengold, ſagte ſie.

Katzengold? Heuniſch, dann müßt Ihr's doch wol wiegen laſſen.

Wie ſo?

Sie kann's ja gleich verhert haben.

Ach Spaß! Ich ſah ſchon, daß die Friedrichsdore echte Landsvaterwaare ſind und über Nacht nicht wieder Kohlen werden. Nächſten Sonntag ſollen die Zeck's bei uns zu Mittag ſpeiſen und da wollen ſie denn zuſammen abmachen, was ſie mit dem vielen Gelde beginnen.

Seht! Seht! ſagte Dankmar, da werdet Ihr ja einen feierlichen Sonntag haben . . . .

Ich mag nicht dabei ſein; antwortete der Jäger.

Wo man vielleicht Wein trinkt?

Der Blinde verdirbt mir den Appetit . . . .

Ihr ſehnt Euch aus . . .

Mit einem Habgierigen nicht!

Iſt Das ſo ein Währwolf?

Ein Blutſauger, was das Geld anlangt ...

Der blinde Zeck?

Der Menſch iſt heimlich, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe ....

Unheimlich ...

Aber man könnte ihn in Ehren grünen und blühen laſſen, was die Arbeit, den Fleiß und die gute Aufführung anlangt ....

Und dennoch?

Seine Habgier! Das iſt die Plage!

Er ſcheint doch in leidlichen Umſtänden ...

Für ſich bedarf er nichts, aber ſein Junge ... den liebt er, wie ein Affe ſeine Jungen ...

Macht ihm Ehre ...

Wol! Das ſag' ich auch. Aber Alles in ſeinen gehörigen Grenzen ....

Da habt Ihr Recht!

Wie quält er ſeine Schweſter!

Seine Schweſter? Quälen? Erkennt die Urſula einen Meiſter?

O Herr, Das iſt nicht zu ſagen! Ich warf ihn ſchon oft zur Thür hinaus!

Was, glaub' ich, nicht leicht iſt. Er hat Arme!

Daß er nicht ſehen kann, iſt ſein einziger Jammer ... aber am Zuſchlagen hindert's ihn nicht.

Er sucht wol, wo es etwas zu fischen gibt?

Für seinen Jungen, für den er sammelt, für den er sorgt und geizt ... denn es ist wol ein elender Mensch, der Sohn, wenn der Alte einmal ...

Die Augen zutun, kann man nicht sagen ...

Kann man nicht sagen ... Aber doch sieht er mit den Händen, mit den Füßen, mit der Nase, mit den Ohren. Da ist in unserm Forsthause ein Schrank ... Sie hätten uns doch besuchen sollen ...

Das nächste mal, Hennisch!

Den Schrank hab' ich der Ursula gelassen, weil er ihr schon bei Marzahn gehörte. Da hat sie alle ihre Papiere drin und Geldsachen und Quacksalbereien und was weiß ich ...

Ihr seid, bei Gott, nicht neugierig!

Nun, Herr! Vertrauen und Accuratesse! Das war immer mein Wort! Ich lasse die Ursula in ihren Schrank legen, was sie will. Und wenn der Schlüssel auf dem Tisch läge ....

Ihr nähmt ihn nicht?

Ich nähm' ihn nicht ....

Aber Zeck? Der wäre nicht so rücksichtsvoll?

Auf den Schrank hat er's! Den umschnüffelt er! Da wittert er Gold und Silber und Erbschaften und Verschreibungen ....

Alles für ſeinen Sohn?

Für den Jungen, der einmal blinder als blind iſt, wenn der Alte nicht mehr iſt.

Doch immer eine väterliche Fürſorge! Etwas Achtbares dabei!

Ei ja! Ich will's gelten laſſen. Ich gönn' ihm ſein Geld, ich gönn' ihm die Erbſchaft, die der ſeine Herr aus Amerika gebracht hat . . . aber . . .

Von wem kommt denn die Erbſchaft?

Im Vertrauen, glaub' ich — von einem verſtorbenen Bruder, der hoffentlich ein ſeligeres Ende genommen hat als er es verdiente . . . .

Eine ſeltſame Familie!

Laſſen Sie's gut ſein, Herr! Ich hab's nie wiſſen mögen, warum ſie ſeltſam iſt und ſo weiß ich auch nicht, warum Schweſter und Bruder an das Gold nicht glauben wollen . . . .

Das ſie doch mit Händen greifen?

Das ſie mit Händen greifen! Katzengold, ſagt die Urſula . . . .

Der Bruder war doch etwa . . . kein Falſchmünzer?

Stille! Stille! Das iſt wieder mein vergrabener Brunnen. . . . Ich war geſtern Abend noch an der Schmiede. Der Blinde ſitzt vor ſeinen Goldſtücken

und klingt Eines an das Andere an, ob es auch echt ist. . . .

Das nenn' ich Mistrauen!

Ja, ja, Sie lachen, bester Herr! Ich sitze, weiß Gott, recht unter tollen Geschichten und wenn sie mir denn doch zu bunt werden, geh' ich hier hinauf in den Gelben Hirsch. Hier ist's lustig und frei. Ein gesunder Zug in die Brust hinein stärkt mir die Lungen hier, und hätt' ich nicht Hunde daheim und ein paar alte Enten und eine ganze Stube voll Vögel und freilich auch mein Brot im Walde und die Hoffnung, die Fränz kommt einmal aus der Stadt für immer wieder heraus zu mir, ich ginge am liebsten nicht wieder hinein, so schwül wird's mir manchmal, denn die Gespensterseherei der Alten nimmt überhand. . . .

Dankmar nahm innigen Antheil an dem guten treuen Menschen und erzählte ihm auch seinerseits Einiges von der Verlegenheit, in die er durch die bei einem ihrer Gespenster gefundenen Kugeln käme . . .

Das Gespenst da, sagte Heunisch rasch, hab' ich seitdem auf dem Strich und bin ihm schon so nahe beigekommen, daß ich ihm ein Halt da! Steh Canaille! hätte zurufen können.

Wirklich? fragte Dankmar gespannt und fast in der Hoffnung, der Förster möchte ihm nun ja Hacker-

vor Kurzem den Enthusiasmus dieser Männer in eine solche Wuth versetzte. Was hab' ich zu fürchten?"

Unter solchen Betrachtungen, die sein Herzklopfen zur Ruhe brachten, bestieg Hali-Jong die zweite Treppe, die ihn wieder in ein Vorzimmer brachte, das durch einen Vorhang von einem großen Saal getrennt war. Hier bot sich ihm ein neuer Anblick dar. Die Beleuchtung dieses Saales ging von einer sonderbaren Vorrichtung aus, die in der Mitte desselben angebracht war. Ein Herd von Backsteinen trug einen ungeheuren Kessel, der aus einer Höhlung in der Unterlage geheizt werden konnte. Der Rauch des Feuers ging an die Decke des Gemaches und fand durch eine Oeffnung an derselben, die den freien Himmel sehen ließ, seinen Ausweg. Der dämmernde Lichtschein, der sich von diesem einzigen Punkte aus über die Halle verbreitete, gab den versammelten Mönchen in ihren langen schwarzen Kutten, mit den todtenbleichen, von Kasteiungen zerstörten Gesichtern, ein geisterhaftes, grausenhaftes Ansehen; dazu kamen die seltsamen Gebärden, die sie machten. Sie schlossen einen großen Kreis, gaben sich zu zweien die Hände und liefen, tausend Verwünschungen und heilige Flüche ausstoßend, um den lodernden Herd herum. Endlich blieben sie stehen, hoben ihre Hände empor und flehten alle Martern und Qualen auf einen Gegenstand herab, den sie mit euphemistischen Ausdrücken umschrieben und verdeckten.

Hali-Jong, in dem Dunkel, das sein Versteck war, begriff von dem Allen nichts. Das Räthselhafte dieses Schauspiels fesselte ihn und er ließ keine der Bewegungen unbeachtet, deren Verständniß ihn über den Sinn dieser tumultuarischen Procession hätte aufklären können. Ein Gylong brachte jetzt

ten als den Verdächtigen bezeichnen, seinen Begleiter, den er von seinen Anzüglichkeiten auf die schöne kleine Franziska schon kannte.

Es kam auch so zum Vorschein. Der Jäger sagte: Da Sie selbst darauf kommen ... will ich auch nicht zurückhalten ....

Sprecht offen! sagte Dankmar. Wir sind gute Freunde ....

Drum thut mir's leid, daß Sie mit dem ...

Also der Rothhaarige, der mit mir hier auf dem Gelben Hirsch ...

Der Buschklepper, den ich seitdem hier und da herumspuken sehe ... Gestern Nacht hatt' ich mich bei den Holzschlägern verspätet. Die Leute müssen bis in die helle Mondnacht schlagen, um nur für die Nimmersatts da unterm Aepfelbaum aus unsern jungen Pflanzungen, die sich kaum erholen können, Silber zu münzen.

Sprechen Sie leiser!

Ach was! Sie können's hören! Mit der Frau Wirthschaftsräthin, Herr, können Sie doch nicht unter einer Decke stecken ....

Nein! Heunisch, und wenn's eine seidene wäre! sagte Dankmar lachend und gespannt.

Nun ja! Es mochte gestern schon stark nach zehn Uhr

sein, als ich meinen rothen Burschen über die Wiese streifen sah, die vom Plessener Thurm her, hinterm Gebüsch um den Schloßberg, in den Wald fuhrt. Er rannte mehr als er ging.

Mein rother Begleiter?

Ich denke wol! Ich stelle mich hinter einen Baum, um ihn besser zu beobachten. Er sieht sich überall um, und Jeder hätte geschworen, der Kerl hat ein böses Gewissen. Endlich ging er langsamer, ich ihm nach. So mocht' ich eine halbe Stunde hinter ihm geschlichen sein, als ich sehe, daß Dies der Weg zum schwarzen Kreuz ist, wo mein Rantchen vom Felsen glitt. Es ist ein gespenstiger Ort, fast wie eine Kirche bei Nacht. Rings über dem Wildbach stehen gerade hier rundum alte Bäume und uralte Felsensteine und sehen so zackig und knorrig in die Flut hinunter, daß ich mir schon manchmal gedacht habe, wenn die alten Aeste einmal lebendig würden und husch! wie Schlangen durcheinander fühten und dich einmal packten, Hennisch!

Ihr habt Phantasie, Hennisch!

Es preßt mir immer die Kehle, wenn ich an den Ort komme und das Kreuz so ernst, gerade als ob es reden wollte, da oben steht und mir vorwirft, daß ich am Ende das Rielchen hier doch lieber gehabt hätte, weil ich immer auf dem Gelben Hirsch bin ....

Ihr ſeid zu gewiſſenhaft, Heunisch! Nanchen von der Sägemühle freut ſich im Grabe, wenn Ihr getröſtet ſeid.

Da bin ich denn umgekehrt und hab' den Schelm aus dem Geſicht verloren. Nun hab ich's aber der Urſula erzählt ... wiſſen Sie, was Die ſagte?

Ich bin begierig ...

Es iſt zum Lachen, fuhr Heunisch fort: das ſchwachſinnige alte Weib ließ ſich nicht ausreden, daß ſie ihren Bruder geſehen hätte. Es iſt ja Fritze aus Amerika, ſagte ſie, der uns das Katzengeld gebracht hat und ſich Einer nur nach, unten, im Bach, wo Schön Nanchen ſtelperte, da liegt noch weit mehr von dem Dreck. Geh hin, Heunisch, da liegt ein ganzer Schatz! Ja Schatz! Mein Schätzchen liegt da! ſagt' ich aus Spaß und doch betrübt; mein Schätzel war hübſch, aber reich war ſie nicht, Urſchel! Da ſchwieg ſie und meinte blos: Laß den Fritze nicht hereinkommen, Heunisch! Wir haben nichts mehr für ihn hier zu ſuchen, es iſt Alles fort, Alles fort. Er braucht auch keinen Tiſchler zu ſchicken, um nachzufragen, ob wir nicht den Sarg beſtellen wollten. Laß ihn aber auch gehen! Wer auf Geiſter ſchießt, trifft ſich. Damit war ſie wieder vergnügt und ging in die Küche und richtete ein gutes Eſſen an.

Wetter, ſagte Dankmar, Das wiederholt noch einmal, Heunisch: Wer auf Geiſter ſchießt, trifft ſich, ſagte ſie?

Eine alte Regel, Herr, die älter iſt, als . . .

Der Doctor Lehmann am Rabenſtein! Wer auf Geiſter ſchießt, trifft ſich! Das iſt ſo alt, wie der behlehemitiſche Kindermord und die Ausſetzung Moſis am Waſſer und die Inquiſition und die Cenſur.

Ja, ja! lachte Heunisch. Im Walde lernt man ſein Bischen ſchwarze Kunſt. Wer auf Geiſter ſchießt, trifft ſich!

Dankmar überlegte. Er ſahe, daß ſich Egon's Erzählung von der böſen Aufnahme, die er im Forſthauſe fand, nun zuſammenſchloß mit Dem, was er hier von Heunisch vernahm. Er wollte aber noch genauer forſchen. Ohne ihm Etwas von dem Gefangenen im Thurm zu ſagen, kam er auf den Tiſchler zurück und fragte Heunischen, was die Alte mit dem Tiſchler gewollt hätte?

Heunisch erzählte ihm dann Alles, was Dankmar, freilich in anderer Auffaſſung, ſchon wußte und bemerkte auch ganz richtig, daß Dies ohne Zweifel jener junge ſchöne Handwerker geweſen wäre, den er hier mit im Gelben Hirſch geſehen hätte.

Freilich! freilich! ſagte Dankmar. Der war's. Wußte ſie nicht mehr von ihm zu ſagen?

Hennisch, seine drängendere Neugier nicht bemerkend, sagte ganz ruhig:

Sie hatte genug, als er von sich als einem Tischler sprach. Denn ihre Furcht vorm Tode ist eine Schande. Sie wird auch aus purer Todesfurcht steinalt und überlebt mich zehn mal. Ich hatte meinen Spaß mit ihr und sagte: Urschel, Urschel, der Tischler hat ja nur vorläufig 's Maß nehmen wollen! Da schluchzte sie, fiel wieder in eine andere Narrheit und meinte: So groß wie seine Mutter brauch' ich's nicht.

So groß wie seine Mutter? fragte Dankmar erstaunt. Wessen Mutter meinte sie?

Das kann ich nicht sagen, Herr, sprach Hennisch; man muß auch Nichts drin suchen. Die halb Verrückten und Geisterseher haben's immer mit zweierlei Menschen zu thun, mit Kindern und mit Müttern. Bei ihrem gespenstischen Bruder kommt sie immer gleich auf Kinder, die er wol kann hinterlassen haben, und beim Tischler kam sie gleich auf seine Mutter. Der frühere Pfarrer in Plessen — wie hieß er doch —

Rudhard, ergänzte Dankmar.

Ei sieh, woher wissen Sie Das? fragte Hennisch erstaunt, Rudhard ... Richtig! Ganz richtig! Das war ein anderer als der jetzige, der erst ein Augenwinkerer war und nun ein Schwätzer ist. Der Rud-

hard ſagte einmal: Im Menſchen wäre Alles, was auf eine Mutter und auf ein Kind ginge, ein göttliches Geheimniß. Ich hab's deutlich behalten, weil's die erſte Predigt war, die ich in Pleſſen hörte, und ich kann Ihnen wol im Vertrauen ſagen, die letzte ſeit meiner Confirmationszeit. Der Mann ſagte auch: Daß ein Kind Kind ſein könne und eine Mutter Mutter ſein könne, Das wäre ſo ſchwer zu begreifen, wie Gottes Weſen ſelbſt und drum haben's auch, wie ich an der Urſchel ſehe, die Hexen und die Teufel immer mit Kindern und mit Müttern. Das muß wol der Eingang in die Hölle ſein.

Oder der in den Himmel, Heunisch! ſagte Dankmar und ſchüttelte ihm nun wie zum Abſchied die Hand. Ja, ja! In den Himmel! ſetzte er hinzu. Haltet noch eine Weile unter dieſen Menſchen aus, die Eurer nicht würdig ſind, bis die Fränz kommt, die beſſer, tugendhafter ſein wird, als ſie der Hallunk, von dem Ihr mir leider zu wenig erzählt habt, Euch darſtellte.

Heunisch hielt Dankmarn und ſah ihn treuherzig mit ſeinen männlichen Zügen ohne Falſch und einem guten ſorgloſen Auge an.

Nicht wahr? Das meinen Sie auch? ſagte er bewegt; und nun, beſter Herr, wir ſind uns immer ſo angenehm begegnet; wenn ich einmal in die große Stadt

dahinunter komme und Sie nur erlauben wollen, wieder mit Ihnen ein Bischen zu plaudern . . .

Er zögerte, sein Anliegen auszusprechen.

Offenbar wollt' er Dankmar's Namen wissen und Dieser, nach der ihm einwohnenden offenen Weise, unbekümmert über die möglichen Folgen, hielt es für seine Pflicht, dem Ehrlichen gegenüber ehrlich zu sein und sagte:

Ich heiße Dankmar Wildungen, bin ein Referendar beim Gericht. Wenn Sie den Namen behalten, finden Sie mich wol auf oder fragen Sie nur bei dem Gericht. Dankmar . . .

Dankmar Wildungen! wiederholte Heunisch langsam und nachdenkend, als wollt' er sich den Namen des ihm so liebgewordenen jungen Mannes recht einprägen.

Dabei hielt er aber noch immer Dankmar's Hand fest . . . .

Und als dieser die Wagen vorfahren hörte und sich ihm nun langsam entziehen wollte, brach Heunisch gerade mit Etwas hervor, was er noch auf dem Herzen gehabt hatte und was auch vielleicht die Ursache seiner großen Offenherzigkeit gewesen war . . . .

Und wenn nun, sagte er fast schlau lächelnd, wenn nun die Zeck's nächsten Sonntag bei mir zu Hirsebrei in Milch und einem Rehbock oder was sonst die Ursche

und meine Flinte beſcheren wird, kommen und Rath ſchlagen, wo ſie mit den vierhundert Friedrichsdoren — denn ſo viel ſind's — hin ſollen und Heuniſch auch ein Wort mitſprechen möchte: Was rathen Sie mir da wol? Wo legt man nun ſolch Geld jetzt am beſten an?

Aha! dachte Dankmar bei ſich. Nun kommt der Schlüſſel zu all den offenbarten Geheimniſſen ... Wie ſchlau iſt mein Waldſohn!

Nur nicht in Staatspapieren! war ſeine raſche Antwort.

Sagte mir heute der Amerikaner auch, meinte Heuniſch.

Der Amerikaner? Heute? Haben Sie ihn denn wiedergeſehen?

Vor einer Stunde! Er muß des Weges kommen. Hierher?

Dankmar war ergriffen von Freude und faſt mußte er ſich ſagen, von Schreck. Dieſer Fremde und ſein holder Sohn hatten ſich ihm eingeprägt wie eine Mahnung immer nur an ſein edelſtes Selbſt. Sie waren ſein Gewiſſen geworden. Und ſo erſchrak er faſt über die Möglichkeit, daß dieſer Fremde, mit dem ſchlichten Namen Ackermann, plötzlich von den Abenteuern Einſicht bekommen konnte, in die er ſich hier verwickelt hatte ...

Der Jäger erzählte ihm, daß er auf seinem kürzern Wege, den er von Plessen eingeschlagen hätte, Ackermann mit seinem Sohne begegnet wäre und wenn ihm Recht wäre, sähe er sie dort — damit zeigte er auf einen Weg, der sich hinter dem Gasthause heraufzog — in dem kleinen Wägelchen schon herkommen —

Dankmar blickte hinüber.

Ackermann und Selmar saßen in einem leichten Wagen und grüßten ihn schon von ferne ... Da aber stand auch schon Lasally mit dem Rosse neben ihm, das er besteigen sollte. Die ganze Gesellschaft drängte, die Wagen fuhren durcheinander, die Pferde stampften, die Bedienten riefen, Hennisch trat zurück und lüftete die Mütze und Dankmar, der nicht mehr wußte, wohin er hören und was Alles sehen sollte, verlor fast die Besinnung ...

Euer Geschäft, sagte er zu Hennisch, indem er fast mechanisch auf sein Roß stieg, also Euer Geschäft, bester Freund ... Ich will Euch sagen, rief er ganz laut, kommt in die Residenz und fragt beim Prinzen Eugen, Euerm Herrn. Oder schreibt! Bei uns sollt Ihr die beste Auskunft finden! Ich bin für Grundbesitz oder Industrie und Das hättet Ihr ja in Plessen oder bei Hohenberg gleich in der Nähe, um immer Euer Auge in die Benutzung des Geldes einsehen

zu laſſen. Wer weiß, was man jetzt in Hohenberg nicht Alles für Mittel brauchen kann. Euer Herr gibt Euch die beſten Hypotheken! Alſo kommt nur zu mir! Beide gehen wir dann zum Prinzen Egon! Oder es macht ſich Alles ſchriftlich, wie Ihr wollt!

Damit ſaß Dankmar im Sattel. Heunisch trat dankend und faſt erſchrocken, daß man ſo laut von dem Gelde geſprochen, zurück. Einige Wagen fuhren ab. Dankmar's Gaul folgte mechaniſch dem ſtattlichern Renner Laſally's. Dankmar wandte ſich um. Selmar grüßte noch immer und Ackermann nickte freundlich. Zur Erwiderung zog er ſein Taſchentuch und ſchwenkte es in der Luft hin und her, zog auch ſeinen Hut und ließ die winkende Hand Das ſagen, was ſein Mund in die weite Entfernung nicht mehr hinübertragen konnte.

Nun ließ er dem Pferd die Zügel ſchießen und ſprengte der übrigen Geſellſchaft nach, die an ihm ſchon vorüberfuhr.

einen großen Korb herangeschleppt, der mit unaufhörlichen Anklagen und Vorwürfen in die Mitte des Kreises an den Herd gestellt wurde. Was enthielt er? Hali-Jong strengte sich an, darüber Gewißheit zu erhalten. Er wagte sich einige Schritte aus der schützenden Finsterniß hervor und wie schwach sein altes, an der Feuereſſe ausgetrocknetes Auge war, so gab es doch gewisse Dinge, die er in der entlegensten Ferne erkannte, die ihm schon durch ein Fernfühlen verständlich wurden. Es war kein Zweifel, daß dieser Korb mit Götzenbildern angefüllt war. Eine feierliche Stille trat ein. Ein Gylong, an dessen Mütze sich die Zeichen eines höhern Ranges erkennen ließen, trat mit Würde hervor, hob einen Gott aus dem Korbe, hielt ihn in die Höhe, wurde von den verdammenden Kehlen acclamirt und warf ihn in den siedenden Kessel.

Du unglücklicher Hali-Jong, wie grausam verfolgen dich die Wechselschläge des Schicksals! Noch von dem stolzen Bewußtsein getragen, der Beglücker einer seligen Menge gewesen zu sein, siehst du in demselben Augenblicke ein Strafgericht über die Werke ergehen, die von derselben kunstfertigen Hand geschaffen sind! Recke nur den Hals; ja, sie sind es, deine unheilvollen Fabricate, nach dem Willen der Priesterschaft auf dem ganzen Erdboden confiscirt und hier demselben Feuer übergeben, das ihnen einst das Leben einhauchte!

Und Hali-Jong erkannte sie alle, die Octav- und Duodez-Götter und die Götter im Taschenformat; er sah auf hundert Schritte den Stempel seiner Fabrik, der ihnen allen in einer hintern Gegend des Körpers eingedrückt war, und, ein Vater, der die eignen Kinder vor seinen Augen schlachten sieht, stieß er einen herzzerreißenden Schrei des Entsetzens aus. Die

## Zwölftes Capitel.

### Melanie-Späße.

Als ſich Tankmar auf ſeinem Roſſe geſammelt hatte, ſah er ſich nach Melanie um. Er entdeckte ſie nicht. Neben ihm fuhr Herr und Frau von Reichmeyer. Er erkundigte ſich nach Melanie. Das reiche Ehepaar ſtand im Wagen auf, um rückwärts zu ſehen, und zeigte ihm den Wagen der Juſtizräthin, der noch fern am Gelben Hirſch hielt. Er ſah das leere Pferd, das Melanie geritten hatte, von einem der Jockeys geführt, ihm langſt voraus. Es ſchien alſo wol, daß ſie fahren wollte. Endlich entdeckte er ſie, wie ſie in den Wagen ſtieg mit veränderter Toilette. Sie hatte ſich aus einer Amazone in eine Dame der neueſten Mode verwandelt und trug einen weißen Seidenhut, ein weißes Kleid und einen leichten rothen Krepp de Chine-Shawl. In dem Augenblick fuhr ſie ab, wo Ackermann und Selmar anlangten.

Kommen Sie denn endlich zur Beſinnung? rief ſie Dankmarn entgegen, als der Wagen ſchnell ihm nachflog und der Staub ſich ſo verzogen hatte, daß man im langſamern Fahren ſprechen konnte.

Dankmar bat um Entſchuldigung über ſein langes Geſpräch mit dem braven Waidmanne, den er auf dieſer Reiſe ſehr liebgewonnen hätte.

Er fügte hinzu, er könne die Zerſtreuung um ſo weniger bereuen, als ſie ihm jetzt die volle Ueberraſchung ihrer plötzlichen Metamorphoſe gewähre ....

Sie ſollten ſich zu uns ſetzen, ſagte Melanie mit Vertraulichkeit. Bartuſch rückt und iſt überhaupt der bequemſte Reiſegeſellſchafter von der Welt, ein Reiſenecceſſaire in Taſchenformat ....

Sie zeigte dabei auch auf die Geldbörſe, die der kleine ſchlaulächelnde Mann in der Hand hielt, während er die Ausgaben im Hirſch verrechnete.

Prinz! Hier iſt Platz! rief Bartuſch, ganz in ſeine Rechnung verloren.

Wie Dankmar die Worte hörte und Melanie ihn über ſie fixirte, übergoß es ihn purpurroth und wie mit einem Seitenſprunge das Pferd vom Wagenſchlage ablenkend ſagte er, ſeine Verlegenheit zu verbergen, Lafally nach.

Haſt du bemerkt, wie er erröthete? ſagte Melanie zur Mutter.

Dieſe wandte ſich, noch ganz erſchrocken über Bartuſch's Aufforderung zu dieſem hinüber und fragte:

War Das mit Abſicht, Bartuſch?

Nein, ſagte Bartuſch, die Augenbrauen in die Höhe ziehend, es kam mir zufällig ...

Seither war ich im Zweifel, ſagte die Mutter, und kann mir nicht denken, daß ſich ein junger Mann, der uns ſo wenig Urſache hat befreundet zu ſein, uns dermaßen vertrauensvoll anſchließt. Melanie iſt freilich ſehr unvorſichtig ...

Mutter! ſagte Dieſe und legte, da Hannchen Schlurck recht zürnend ausſchaute, den Arm um ihre Schulter, um ſie zu beſchwichtigen ... Mutter, zanke mich nur aus!

Ich werde dir nie rathen, ſagte die Mutter, daß du Lafally erhörſt, aber ich bewundere die Geduld dieſes treuen Menſchen. Er hatte ſicher gehofft, in der Einſamkeit des hohenberger Aufenthaltes würden ſeine Wünſche dir nicht misfallen und nun muß er erleben, daß du von dort mit einer doch im Grunde ſinnloſen Leidenſchaft zurückkehrſt, die dich heute noch närriſch macht ....

Du meinſt doch meine Excellenz? fragte Melanie mit Schalkhaftigkeit.

O geh mit dieſer Poſſe! ſagte die Mutter, faſt verſtimmt. Immer freu' ich mich, daß deine Späße ihre Lacher finden, heute aber wundere ich mich darüber.

Mutter, ſagte Melanie, du wirſt bitter! Du willſt meine Erfolge ſtören? Das iſt . . . faſt hätt' ich das vierte Gebot verletzt.

Frau Juſtizräthin iſt trüben Humors, meinte Bartuſch und ſpielte boshaft genug auf den Eindruck an, den der ſonſt ſo heitern und duldſamen Frau die Enthüllung einer ſonderbaren nächtlichen Wanderung ihres Gemahls gemacht hatte, als Bartuſch von dem gefundenen Schrein erzählte. Ein ernſter Blick der nachdenklichen Frau verbot ihm weitere Erörterungen . . . .

Die läſtige Pauſe, die eintrat, unterbrach Melanie mit Wiederholung der Worte, die ſie von Dankmar am Gelben Hirſch gehört hatte:

„Alſo kommt nur zu mir und Beide geben wir dann zum Prinzen Egon!"

Es iſt deutlich genug! ſagte Bartuſch.

Und der Jäger, meinte die Mutter. Schien er nicht ganz erſchüttert, da wir ihm die Muthmaßung mittheilten? War es nicht, als wollte er ſagen: Nun gingen ihm ja plötzlich die Augen auf und er erkenne, mit wem er ſich ſo oft und ſo gut unterhalten hätte?

Ich habe, ſagte Melanie ernſter geſtimmt, ich habe dieſem Fremden, ob es nun der Prinz oder nicht der Prinz iſt, einen Dienſt zu leiſten verſprochen, deſſen Ausführung mir viel Ueberwindung koſtet. Ich leugne nicht, daß er ſogleich mein Herz gewann und zum Zeichen, daß ich beim Anblick dieſes liebenswürdigen Mannes mehr empfinde, als ich bisher für irgend Jemand in der Welt empfunden habe, wollen wir morgen in aller Frühe, gegen ſein Wiſſen, vom Heidekrug weiter reiſen, damit wir . . . doch wol nicht zu weit gehen. Hab' ich dem Drange genug gethan, ihm mich ſo weit zu widmen, als ich ſehe, daß er Liebe, Hingebung und die Aufopferung eines treuen Herzens nöthig hat, ſo hört mein Spiel auf und es iſt dann an ihm, zu zeigen, was er für ſoviel Freundſchaft mir Ernſtes erwidern will . . .

Kind, rief die Mutter, denkſt du ſo hoch?

Ich denke gar nicht, liebe Mutter, ſagte Melanie ruhig. Denn wenn ich dächte, würde Das, was ich heute noch Alles ausführen ſoll, kaum möglich werden. Ich fühle nur. Nur ein Inſtinct, ein wunderbarer Reiz iſt es, der mich ſeit dem Augenblicke leitet, daß ich dieſen Fremden ſah —

Nein, verbeſſerte die Mutter, ſeit der Vater ſchrieb, der Prinz wäre im Incognito am Fuße des Schloſſes,

und wir annahmen, die von ihm gegebene Beſchreibung paſſe auf jenen Fremden, der uns vielleicht Alle täuſcht —

Er täuſcht uns nicht, ſagte Melanie, er nennt ſich Dankmar Wildungen. Iſt es der Prinz nicht . . . ſo werden wir ihn um ſo leichter vergeſſen können.

Ich dagegen hoffe, ſagte die Mutter, daß es wirklich der Bruder des blonden Malers iſt, den du bei uns eingeführt haſt. Denn ein Roman mit einem Manne, der zu hoch ſteht, als daß er dich heirathen könnte, wäre bei den mancherlei Sorgen, die ſo ſchon unſere Bruſt drücken, vollends eine Qual . . . .

Denke nicht an die Zukunft, Mama! ſagte Melanie. Das Nächſte iſt, daß ich bitte, mich auf dem Heideknug rumoren zu laſſen, wie ich will. Morgen früh mit Sonnenaufgang bin ich vielleicht vor Euch Allen ſchon auf dem Wege nach Hauſe und ſpreche den Fremden nicht mehr . . . vielleicht nie mehr.

Was haſt du denn nur vor? fragte die Mutter, die jetzt erſt die Andeutungen eines Planes verſtand, mit geſteigerter Beſorgniß.

Einer Antwort ward Melanie dadurch überhoben, daß Dankmar und Lafalle jetzt dicht bei den Schlägen des Wagens ritten, Einer rechts, der Andere links.

Melanie knüpfte raſch ein unverfängliches Geſpräch

an und verlangte zu wiſſen, was Das für Fremde wären, denen Dankmar ſo freudig zugewinkt hätte?

Der Befragte theilte ſo viel von Beiden mit, als ſie intereſſiren konnte, ohne Dinge zu erwähnen, die vielleicht unbekannt bleiben ſollten.

Der Knabe, ſagte Melanie nach einigem Nachdenken und ſtockte . . .

Nicht wahr? Ein liebes Kind? fiel Dankmar ein.

Ja, ja, der Knabe ſchien mir ein verkleidetes Mädchen . . . ſagte Melanie.

Melanie! rief Dankmar ſich vergeſſend und begriff nicht, wie ihn dieſe Aeußerung ſo erregen, ſo in allen Adern durchbeben konnte.

Sie erſchrecken? Was? Eine neue Rivalin? Eine Rivalin der Gräfin d'Aiment wollt' ich ſagen. Kommt das Alles von Paris?

Dankmar mußte lächeln, weil ihm die Mißverſtändniſſe des geſtrigen Abends einfielen. Doch wünſchte er ſie abzubrechen und ſagte:

Wer die Gräfin d'Aiment iſt, wiſſen wir; lieber möcht' ich Herrn Laſalle veranlaſſen uns zu erzählen, welches die ſchönſten und gewandteſten Amazonen der Reſidenz ſind . . . .

Man blickte zu Laſalle hinüber, der nachdenklich ſchien.

Hören Sie denn nicht, Laſallo, ſagte Melanie, wer reitet von den Damen beſſer als Melanie mit dem abſcheulichen Namen Schlurck?

Die Frau Major von Werdeck reitet beſſer! ſagte Dieſer kurz und beſtimmt.

Man lachte über ſeine Offenheit.

Sie ſind kurz angebunden! Wie können Sie eine Polin mit mir vergleichen ... eine wilde Demokratin!

Demokratin? fragte Dankmar.

Eine Sarmatin, die auf einem Pferde zur Welt gekommen ſcheint ... ſagte Laſallo, um ſich zu entſchuldigen.

Stille! Stille! Es wird immer beſſer! rief Melanie und wollte von der Frau Major von Werdeck nichts mehr wiſſen.

Auch die Damen von Wachendorf, die Baronin Spitz und Frau von Lautokrona ſind in der Zügelführung anzuerkennen, ſagte Laſallo.

Die Erwähnung ſo vieler Damen führte auf die Chronik der großen Welt. Man zeigte ſich über alle hervorragenden Perſönlichkeiten derſelben ziemlich unterrichtet. Dankmar hörte Namen, die er mit Ziegert in Verbindung wußte, andere, die ihm ganz fremd waren. Er hörte, da ſich auch Reichmeyer's in dieſe Erörterungen miſchten, kaum zu und verlor ſich in

Erinnerungen an Egon und die ſo ſchnell gewonnene Freundſchaft jenes Gefangenen im Thurm, der nur der junge Fürſt ſein konnte. Als er von ſeinen Grübeleien erwachte und man noch von den Damen der Reſidenz ſprach, benutzte er die Gelegenheit, ſich über Egon's Vorſicht in Betreff der Harder'ſchen Familie zu unterrichten und fragte:

Wir haben Herrn von Harder kennen gelernt. Nicht wahr? Es gibt mehre Damen von Harder ... was weiß man von ihnen?

Melanie begann ſogleich:

Mit den Harder's bitt' ich vorſichtig umzugehen. Jede Aeußerung, die einen Verwandten meiner Excellenz betrifft und für ſeinen geliebten Namen ungünſtig ausfiele, könnte mein Herz verwunden ...

Melanie! rief die Mutter ...

Laßt mich, ſagte ſie. Spottet nicht! Sie am wenigſten, Lafallo! Ich habe euch eitle und ſchwankende Männer lange ſtudirt und mir wol die Fähigkeiten erworben, das Echte vom Unechten zu unterſcheiden. Meine Excellenz gehört zu den Beſſern ihres Geſchlechtes. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß auch Harder von Harderſtein Schwächen beſitzt, allein wenn er nun auch eitel wäre, darf er es nicht ſein? Hat er nicht die kleinſten Ohren, die ich je am Kopfe eines

Mannes erblickt habe? Ist er nicht schlank gewachsen wie eine Pappel und hält er sich nicht ganz so gerade, wie es seiner Stellung am Hofe angemessen ist? Nein, nein, ihr Männer wißt nicht, worin eigentlich der Zauber liegt, den gewisse Blüten eures Geschlechtes auf uns ausüben. Scheltet mir meinen Geheimenrath nicht!

Nach der Heiterkeit, die diese muthwilligen Scherzreden hervorbrachten, bemerkte die Mutter, ohne Zweifel hätte die Frage ihres Herrn Begleiters den Damen gegolten, die den Namen von Harder führten.

Von Pauline von Harder, sagte Melanie, red' ich nicht. Ich hasse sie. Sie ist die Gemahlin meines Ideals. Aber Anna von Harder kenn' ich. Dieser Dame verdanke ich mehr, als man für glaublich halten möchte. Ihr Schwager, der Intendant, lehrte mich fühlen, sie selbst, Anna von Harder, lehrte mich Etwas, was man mir ebenfalls allgemein absprechen will, nämlich ... rathen Sie?

Die Mutter sagte lachend:

Singen, mein Kind!

Das ist wirklich das Unmöglichste, was Sie zu leisten gelernt haben, Melanie! fiel Lasally spottend ein.

Sollte Ihnen, mein Herr, wandte sich Melanie zu Tankmar, diese boshafte Aeußerung Lasally's un-

Mitglieder dieſes heiligen Autodafe's würden ihn nicht gehört haben, hätten ſie gerade einen in den Schmelztiegel fliegenden Gott mit ihren Flüchen begleitet. So aber entlud ſich Hali-Jong's beklommene Bruſt in demſelben Augenblicke, als der Ketzerrichter einen neuen Unangemeſſenen in die Höhe hielt und auf die Neuerung der Naſen- und Mund-Bildung zeigte. Die Verſammelten ſtoben auseinander, Hali-Jong wurde entdeckt, ergriffen und an den Herd geführt, um des Frevlers, der eine kirchliche Handlung zu ſtören wagte, anſichtig zu werden. Man zerrte ihn, man frug ihn, was er wollte? wer er ſei? warum er ſich hier einſchleiche? warum er geſchrieen hätte? und Hali-Jong, ſchon beſorgend, daß der Meiſter ſeinen Werken in den Feuerpfuhl nachfolgen würde, fürchtete ſich, auf alle dieſe Fragen zu antworten. Erſt als der Oberprieſter die unberufenen Schreier zurückgewieſen hatte, fielen aus Hali-Jong's Munde allmälig die Geſtändniſſe in einzelnen, zerbröckelten Bruchſtücken heraus. Er ſagte mit erſtickter Stimme, daß er der unwürdige Vorſteher der Götzenmanufactur von Paro wäre.

Dies war genug, um die leidenſchaftliche fanatiſche Menge in die äußerſte Wuth zu verſetzen. Die Prieſter fielen wie die Henkersknechte über den unglücklichen Mann her, rauften an ſeinem grauen Haare, zerriſſen ſeine Kleider, und ſchleppten ihn nach dem Befehle des Ketzerrichters im Triumphe davon. Das ganze Kloſter war in Aufruhr und begleitete den Gefangenen in ein finſteres Gefängniß unter dem tauſendfach wiederholten Ausrufe: „Er iſt gerichtet, der Ketzer, der die Autorität des Lama und der Concile verworfen hat! Er iſt gerichtet, der Verfertiger falſcher Propheten!“

verſtändlich ſein, ſo müſſen Sie nämlich wiſſen, daß ich, wie man allgemein behauptet, keine Stimme habe. Ich ſpiele Klavier, Harfe und Guitarre. Aber dennoch fand ich immer, daß wirklich zur Muſik nur Mittelmäßigkeiten Talent haben, was ich Ihnen durch Lafally's Beiſpiel beweiſen könnte, der ein ganz vorzüglicher Bläſer auf dem Cornet à piston, dem Poſtillonshorne iſt. Ich ſelbſt ſtrebte immer nach dem Ruhme, in meiner Art das Beſte zu leiſten und da mir eine gewöhnliche mittelmäßige Fähigkeit im Singen nicht genügt, ſo zog ich es vor, zum Davonlaufen ſchlecht zu ſingen. Das hinderte aber doch nicht, daß ich einige Zeitlang die Akademieen der guten Anna von Harder auf Tempelheide unterſtützt habe.

Bis ſie dich erſuchte, fiel die Mutter lachend ein, lieber deine andern Talente zu pflegen, als die zweifelhafte Gabe des Geſanges, wie ſie dir einmal ſelbſt ſchrieb.

Mit Gänſefüßen! Zweifelhaft mit Gänſefüßen, liebe Mutter! rief Melanie. Die zweifelhafte Gabe des Geſanges waren meine eigenen Worte, mit denen ich mich von Frau von Trompetta und der neuen Jungfrau von Orleans, der Flottwitz, bei ihr einführen ließ. Die falſchen Noten, die ich ſang, waren nicht Schuld, daß ich wegblieb, eher noch die

vielen heiligen und langweiligen Sachen, die wir aufführten . . .

Heilige, langweilige Sachen? fragte Dankmar, der das Gespräch von den Nachforschungen über seine Person und dem Drucke des zunehmenden Mißverständnisses ablenken wollte.

Melanie erklärte ihre Aeußerung.

Sie wissen vielleicht nicht, sagte sie, daß Anna von Harder während des Winters in der Stadt und im Sommer auf dem Gute des alten Obertribunalpräsidenten in Tempelheide von jungen Dilettanten und Dilettantinnen geistliche Musiken aufführen läßt? Sie ist nicht fromm, Anna von Harder, aber sie liebt alles Das, was zur Frömmigkeit gehört. Diese Akademieen . . .

Bitte! bitte! unterbrach Dankmar die Mittheilung des schönen neckenden Mädchens, das sich, wie wir hören, auch nothigenfalls selbst persiflliren konnte. Sie sagen da ein Wort, das wiederholt zu werden verdient. Nicht selbst fromm sein, aber Alles lieben, was zur Frömmigkeit gehört?

Ich weiß es kaum anders auszudrücken . . .

Sie bezeichnen damit eine Geistesrichtung, die ziemlich allgemein verbreitet ist und mir sehr gefährlich erscheint . . .

Es iſt die der Schwanenjungfrauen und Diakoniſſen, ſagte Melanie. Allein ſpotten wir nicht! Anna von Harder iſt keine Mänſeburg, keine Trompetta ...

Sie hat in ihrer Jugend die tiefſten Herzensprüfungen beſtanden ... ergänzte die Mutter.

Und weiß noch jetzt, was ein Herz iſt! fiel Melanie ein, ſich vielleicht irgend einer vergangenen Scene mit ihr entſinnend.

Aber die Muſiken in Tempelheide ſind darum doch lächerlich! meinte Lafalle.

Wer ſagt Das? fragte Melanie.

Hauptmann Thiele ſagt's, Rittmeiſter Kennewitz ... fragen Sie, wen Sie wollen.

Dieſe competenten Richter! Sie ſind komiſch, dieſe Muſiken, aber Thiele und Kennewitz ſind die ernſthaften Menſchen nicht, die ſie komiſch finden dürfen.

Fräulein, Sie überbieten ſich in geiſtreichen Apercus, fiel Dankmar ein. Sie ſagten eben wieder ein Wort, das ich bewundere. Es kann Etwas lächerlich ſein, aber nicht Jeder hat das Recht, es lächerlich zu finden. Wie erſcheinen denn Ihnen dieſe Muſiken?

Im Grunde, ſagte Melanie mit den Augen blinzelnd und ſchelmiſch, im Grunde ganz ebenſo wie dem Thiele und Kennewitz ... aber ...

Man wollte dies „Aber" nicht hören. Man wollte wiſſen, warum Melanie dieſe Muſiken komiſch fände.

Nun ... Denken Sie ſich nur die ewige alte claſſiſche Muſik, ſagte ſie. Nie etwas Weltliches! Ewig und ewig: Heil dir Iſrael! und Jauchze, Juda! und ſo Alles durch, was die alten Maeſtri und die Neuern nur in dieſem Stil componirt haben. Mit Trompeten und Pauken in großen Kirchenräumen macht ſich Das prächtig, aber ſo mit dünnem Klaviergeklimper begleitet und die oft achtſtimmigen, ganz labyrinthiſch verwickelten Fugen von zimperlichen Chören geſungen — ich gebe Ihnen mein Wort, man wird vom Zählen allein ſch n confus, wie ſehr erſt von dem Durcheinander, wo der Eine Juda! der Andere Iſrael! der Dritte Jeruſalem... jauchzt und das kleine quiekende Klavierchen dazwiſchen ſummt und ſummt und ſummt ... Mir iſt manchmal in dem Chaos das Notenblatt vor Schreck aus der Hand gefallen, aber die Andern ſtürmten fort wie die Makkabäer, und die gute Anna, die das Ganze am Klavier dirigirte, verlor faſt die Beſinnung, bis wir zuletzt am Finale ankamen und wie ankamen! Der Eine um acht Takte zu früh, der Andere um zwölf zu ſpät. Kurz es ſind geiſtliche Charivaris ...

Die aber doch ſehr beluſtigend geweſen ſein müſ-

ien, sagte Dankmar, über diese Schilderung lachend; warum haben Sie sie aufgegeben?

Ja! Sie waren drollig, fuhr Melanie fort. Denken Sie sich nur, wenn Sie sie kennen, die dicke kleine Trompetta; denken Sie sich diese Frau mit glühender Andacht im Chor ihre Altstimmen zusammen halten und die Flottwitz immer wie in höhern Sphären und ihre blonden Tirebouchons wie eine Löwin vom Stamme Juda schüttelnd, als wollte sie die Demokratie radical zu Grunde singen ... Die Herren sind theils junge Assessoren, theils Lieutenants, drei Brüder der Flottwitz allein schon, und der Vierte, der noch in der Cadettenschule ist, würde sich auch schon angeschlossen haben, aber seine Stimme setzt sich eben ...

Melanie lachte ausgelassen.

Ich habe von diesen Akademieen gehört, besann sich Dankmar. Der alte Präsident soll sie sehr lieben ...

Dankmarn wurde nämlich erinnerlich, daß sich Einige seiner juristischen Collegen der besondern Protection dieses ehrwürdigen Greises erfreuten, weil sie gute Stimmen hatten ...

Gewiß liebt er diese Concerte, aber nicht der Musik wegen! sagte Melanie.

Weswegen denn?

Das sollen Sie erfahren und zugleich den Grund,

warum ich ausgetreten bin. Ich fühlte nämlich allerdings, daß ich weltliches Kind den anwesenden Damen nicht begeistert genug für diese Art von Musik vorkam. Ich singe herzlich schlecht, aber Das weiß ich, ich zähle gut. Und eigentlich ist Das bei diesen Motetten und Oratorien die Hauptsache. Die Flotwitz gerieth nun beim Zählen immer ins Schwanken. Sie verirrte sich, wenn 38 oder 49 über einem Pausenzeichen stand und wir blos von Anna von Harder's Blick abhängig waren, um uns wieder bis zu unserm Anfang zurechtzufinden. Die Flotwitz sah nämlich bei einer solchen großen runden Zahl gleich auf die Achselklappen ihrer Brüder und verlor sich in Betrachtungen über die Zahlen der Regimenter, die auf den Knöpfen derselben zu lesen stehen. Wahrhaftig, sie war weit mehr beim 38sten und 49sten Linien-Infanterieregiment, als bei dem Chor der Pharisäer und Schriftgelehrten, den wir mit 38 und 49 Taktpausen als Mädchen vom Stamme Benjamin oder Ruben ablesen mußten. Nein, nein, zählen kennt' ich wirklich ganz allein, und Takt glaub' ich immer zu haben. Aufrichtig, ich sehnte mich nach frischerer, lebendigerer Musik, so gering ich sie auch unterstützen konnte. Als ich einmal die „Jahreszeiten" zu singen vorschlug, kam ich gar übel an. Man erklärte die

„Jahreszeiten", besonders von Seiten eines widerlichen alten Ausschusses, der sich um die sanfte, treffliche Anna von Harder gruppirt hatte und sie tyrannisirte, für eine im Grunde frivole Musik, die alle Kennzeichen ihres Ursprungs aus dem Wiener Prater an sich trüge. Minder leichtfertig erschien die „Schöpfung". Als dann abgestimmt wurde, was man wählen sollte zum nächsten Winterstudium, blieb ich mit zwei Lieutenants und drei Assessoren für die „Jahreszeiten" und, in Folge eines Amendements, sogar für die „Schöpfung" in der Minorität. Der „Tod Jesu" siegte.

Ist doch auch ziemlich modern! warf Taulmar ein, den diese Mittheilungen aus gewissen exclusiven Kreisen der Gesellschaft interessirten . . . .

Würde auch nicht gesiegt haben, erzählte Melanie, wenn nicht die Fleiswitz das Wort ergriffen und dem „Tod Jesu", außer seiner größern Heiligkeit noch besonders eine militairische Ehrwürdigkeit zuerkannt hätte.

Militairische? fragte Taulmar erstaunt.

Militairische! Der „Tod Jesu", sagte die Fleiswitz, wäre ein Garnisonkuchen-Oratorium, Graun alter Kapellmeister des großen Friedrich gewesen und hätte die Märsche für Trommel und Querpfeife componirt, die noch jetzt ein gewisses glorreiches Kriegsheer täglich spiele und kurz und gut die rein fromme

Partei und die Partei der muſikaliſchen Puriſten wurde unterſtützt von der jetzt ſo fanatiſch patriotiſchen des Neubundes. Man machte aus dieſer Wahl eine Tendenz- und Zeitfrage. Ich blieb für den öſterreichiſchen Haydn in der großdeutſchen Minorität. Die beiden Lieutenants, die Brüder der Flottwitz, die mich aus Galanterie unterſtützt hatten, bekamen von Friederiken Wilhelminen, ihrer Schweſter, einen ihrer bekannten durchbohrenden Blicke. Sie behandelte die armen Menſchen faſt wie Fahnenflüchtlinge, die ihrem Könige den Eid gebrochen hätten. Großer Gott, ſagt' ich, liebes Fräulein von Flottwitz, beruhigen Sie ſich, Ihre beide Herren Brüder werden das Vaterland darum noch nicht verrathen, daß ihr Ohr nicht geübt genug ſcheint, aus dem „Tode Jeſu" den alten Deſſauer herauszuhören.

Wie ſcharf! rief Dankmar lachend.

Melanie fuhr fort:

Löſte dieſer Verfall faſt ohnehin ſchon das lockere Band —

Dem Ihre Schönheit, ſagte Dankmar, Ihr Vorzug vor den andern Nachtigallen, noch weniger Feſtigkeit wird gegeben haben —

Spotten Sie nur! erwiderte Melanie. Ich nehme das Compliment doch an. Allerdings behauptete man, beſonders der Ausſchuß, der ſo gelb war, wie das

alte Notenpapier, das wir abſangen, ich machte durch Coquetterie die Bäſſe und Tenöre im Zählen irre. Jetzt frag' ich Sie, kann ich dafür, daß ich ſo gut zählen kann? Kann ich dafür, daß man den Wink, den ich immer den Bäſſen und Tenören gab, wo ſie anzufangen hätten, ſo misverſtand, als wollt' ich ihnen etwas zublinzeln, was ganz außerhalb des Generalbaſſes lag? Dieſe Gelskköpfe brachten mich mit meinem Kunſteifer auch leider ſelbſt in dies falſche Licht. Wenn ich nickte und damit blos ſagen wollte: Jetzt kommen Sie! Aufgepaßt! ſo wurden die Tenöre roth und die Bäſſe verwirrten ſich, fragten mich: Wie befehlen Sie, Fräulein? und ſetzten regelmäßig falſch ein, bis endlich eine der giftigſten vom Ausſchuß, die Gräfin Mäuſeburg, die ſogenannte Chineſiſche-Miſſions-Aebtiſſin, rief: Fräulein Melanie, die Direction ſitzt hier am Klavier und wird ſchon angeben, wann die Herren einzufallen haben. Schonen Sie das Feuer Ihrer Augen!

Dieſe Aebtiſſin! rief man ſcherzend und unterſtützte dadurch den luſtigen Humor, in dem Melanie plaudernd fortfuhr:

Auf dieſe fanatiſche Bemerkung ſchwieg ich und überließ meine Vertheidigung der guten Anna von Harder, die für mich das Wort ergriff, meine gute Ab-

ſicht anerkannte und mein Talent im Zahlen ſo ausnehmend rühmte, daß ich froh war, nicht die Tochter eines Kaufmannes zu ſein, wie eine ſolche neben mir ſtand und ſich auf die Lippen biß, aus Furcht, von meinem Lobe etwas abzubekommen. Der Friede war nun zwar hergeſtellt und das Mißverſtändniß ausgeglichen, allein mein Entſchluß auszutreten ſtand feſt ....

Und der wahre Grund? fragte Tankmar.

Als ich wegen der Menagerie des alten Präſidenten zum dritten male in Ohnmacht fiel

Ja Das iſt der Grund! ſagte die Juſtizräthin; ich glaubte anfangs immer, wenn Melanie nach Hauſe kam, es griff ſie das Singen an, wofür wirklich ihre Kehle nicht gebaut iſt —

Mutter auch du? rief Melanie komiſch.

Liebes Kind, Sanitätsrath Trommeldey hat dich unterſucht und Alles geſagt, was dir in der Kehle ..

Abſcheulich! Was ſoll dieſe Anatomie!

Genug, fuhr die Mutter fort, ich glaubte immer, du ſtrengteſt dich über die Gebühr und gegen dein Vermögen an Da kam's denn heraus, daß ſie förmliche Nervenzufälle gehabt hat über das garſtige Gebiter, mit dem ſich der alte kindiſche Mann, der Obertribunalerätident, umgibt ....

Nenn' ihn nicht kindiſch! rief Melanie. Um Gottes-

## Viertes Kapitel.

### Die chineſiſche Geſandtſchaft.

Ki-Diü-Tſching ſagte: Es iſt genug, daß der Weiſe Reinheit des Herzens beſitze; was ſollen die Complimente? Diü-King antwortete: Wie beklag' ich deine Aeußerung! Vier Pferde könnten ſie nicht von meiner Zunge bringen. Entblöße das Fell eines Tigers oder Pardels von ſeinen Haaren, und es hat nicht mehr Werth, als das eines Hundes oder Schafes! Nein! ohne Complimente keine Reinheit des Herzens.

Unſichtbar treffen der Leſer und der Autor wieder zuſammen in einer Halle, deren Anlage und Ausſchmückung ſo bezeichnend für den Charakter ihrer Bewohner iſt, daß wir uns einer genaueren Beſchreibung derſelben nicht überheben dürfen.

Dieſer Raum iſt weit, aber nicht zu hoch. Den Fußboden bedecken kunſtvoll gewirkte blumenreiche Teppiche, deren Muſter ſich an den Tapeten, welche die Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arabesken bilden die Zeichnung derſelben; Drachen, von großen, rieſenhaften Blumen umſchlungen; kleine, niedliche Federzeichnungen, die der Akademie von Peking Ehre machten, hingen in reicher Anzahl

willen nicht! Ich verehre ihn wie einen Heiligen. Nein! Nein! Mutter! So denk ich mir die Hohenpriester aus dem Alten Testament.

Und fast wie Siegbert einst zu Hackert bei Temperheide gesagt hatte, fuhr sie fort:

Daß ein Mann, wie der, der neunzig Jahre zählt und siebzig Jahre lang die Acten der Erbärmlichkeiten aller der Menschen, die unsern großen Staat bewohnen, zu sehen bekommt, sich zuletzt den Thieren zuwendet, nimmt mich nicht Wunder. Aber noch mehr, er liebt die Thiere nicht als Thiere, sondern er beobachtet und zähmt sie und hat die erstaunlichsten Beweise, wie bildungsfähig z. B. die mir in den Tod fatalen Katzen sind . . .

Ist Das nicht Tollheit? sagte die Mutter.

Taulmar berichtigte gleichfalls diese rasche Auslegung und behauptete, daß man über diese Dinge wol auch eine tiefere Auffassung haben könne. Die Uebergänge der Natur in den Geist wären wunderbar genug. Wer könnte die Grenze bestimmen, wo der Mensch willenlos würde und einer dämonischen Macht seiner Triebe wie ein von ihnen gefesselter Sklave anheimfalle? Taulmar erwähnte ohne Weiteres . . . das Nachwandeln . . .

Frau von Reichmeyer, die in ihrem Wagen ganz

nahe war und von dem lauten Gespräche Vortheil zog, bat, dies Thema doch ja nicht zu verlassen ... Sie gehörte zu denjenigen Jüdinnen, von denen man nicht blos sagen konnte, daß sie Christinnen geworden waren, sondern daß sie, wie man es genannt hat, „christelten". Es war längst ihr Wunsch, da sie Stimme besaß, an den berühmten geistlichen Akademieen in Tempelheide theilzunehmen, an Gesangsleistungen, für die sich sogar der Hof interessirte ... diese Vorliebe für alte Musik spielte ja auch in die ganze eigenthümliche Romantik hinüber, mit der sich der Thron des Staates, in dessen Grenzen wir uns befinden, so bedeutsam umsponnen hatte ...

Sie bat Melanie, den Gegenstand doch ja nicht zu verlassen und aufrichtig zu sagen, was ihr denn eigentlich in Tempelheide so Abschreckendes begegnet wäre?...

Melanie aber, weit mehr jetzt von der Erwähnung des Nachtwandelns erschreckt, antwortete nicht.

## Dreizehntes Capitel.

### Natur und Geist.

Als Melanie, auf die Alle blickten, zu lange schwieg, ergriff Dankmar das Wort, knüpfte wieder an das abgebrochene Thema an und sagte:

Der alte Obertribunalspräsident ist für seine Liebhabereien ja weltbekannt. Man verdankt ihm werthvolle Versuche über die Schmiegsamkeit und Bildungsfähigkeit der Thiere: seit Jahren sammelt er an einem Werke über die Thierseele. Demnach kann ich mir wol denken, wie peinlich es sein muß, auf Tempelheide aus- und einzugehen und unter all den Raben, Kranichen, Kaninchen, Affen, Meerschweinchen, Hunden und Katzen sich durchzuwinden, Thieren, von denen er behauptet, daß sie eine Art Vernunft haben.

Gerade diese Thiervernunft, sagte Melanie, die etwas die heitere Stimmung herzustellen versuchte, ist so peinlich. Ich weiß nicht, ob ich es nicht lieber

hätte, in allen diesen Thieren gewöhnliches dummes und böses Vieh zu vermuthen, vor welchem man nur einfach sich zu hüten hat, als anzunehmen, das Alles sind gezähmte edle Charaktere, die uns, wenn sie nur sprechen könnten, die wunderbarsten Geheimnisse verrathen würden . . .

Nein, nein, sagte die Mutter nun auch lachend und die heitere Stimmung festhaltend, nein, nein, gesteh' es nur ganz einfach, Melanie! Du hast eine Antipathie gegen Thiere, selbst gegen Hunde und Katzen, fürchtest dich vor Truthähnen und Enten und schreist auf, wenn dich ein großer Vogel nur von der Seite ansieht. Wie ich von der Viehwirthschaft auf Tempelheide erfuhr, litt ich's nicht mehr, daß du hinausfuhrst, und so haben deine Gesangsstudien ein vernünftiges und völlig begründetes Ende genommen.

Aber erklären Sie mir nur, meine Damen, sagte Lafalle, wie verhalten sich denn nur die Katzen zu diesen Concerten?

Frau von Reichmeyer verwies ihrem Bruder seine profanirende Zwischenrede.

O, sagte Melanie, die Katzen sind gerade der Grund, warum der Präsident diese Concerte besonders liebt. Er sitzt nebenan, in seinem großen Saale, unter seinen ringsin Käfigen aufgestellten Thieren und

reut ſich der angenehmen Wirkung, die auf ſie nebenan
ie Muſik hervorbringt. Da iſt auch kein Miston,
er dieſes Concert ſtört. Er hat es dahin gebracht
er alte Herr, daß die geſchwätzigen Thiere ſtill ſind,
enn ſie unſere Akademieen hören, und nur wenn wir
ir zu ſehr in die Doppelfugen gerathen, hört man
anchmal einen Papagai aufkreiſchen, daß es Einem
rch die Glieder fährt.

Ich will hoffen, ſagte Lafalle, daß Sie ſich außerdem
desmal hinreichend mit Gehörguet verſehen hatten —

Auch darüber erzählt Melanie wunderbare Dinge,
gte die Mutter; es ſoll gerade durch die große Rein-
bkeit der Thiere von dem alten Mann bezweckt wer-
n, daß ſie von ihrer gewohnten Art laſſen, und Das
wirklich vernünftig. Die Reinlichkeit veredelt jedes
ende Weſen. Des alten Präſidenten Leute ſind an-
wieſen, in der Haltung der Thiere das Sauberſte
leiſten und durch die Sauberkeit bekommt das Vieh
as Vernünftiges.

Barnſch ſchüttelte den Kopf und meinte, ſie wür-
n morgen Abend an Tempelheide vorbeifahren. Er
nſche doch, ſagte er, es ließe ſich ein Umweg ma-
n, ſo ſonderbar wär' es Einem, an einen Ort zu
ſen, wo ein Menſch lebt, der Thiere wie Weſen
eerer Art behandelt ....

Der alte Herr, erklärte Dankmar, unbefangen über Egen, der schwerlich in Paris soviel vom Leben dieser Residenz hatte erfahren können: der alte Herr ist ein ausgezeichneter Jurist und wird wol nie von seinem wichtigen Amte zurücktreten. Er arbeitet fleißiger als mancher Jüngere. Man hält ihn für streng und Viele behaupten, er ist es deshalb, weil er keine Religion hätte. Man will ihn noch nie in einer Kirche gesehen haben und doch erzählte man mir, daß er der Chef aller Maurerlogen des Landes ist und für einen tiefen Kenner der maurerischen Geheimnisse gilt . . .

Ich sage Ihnen, ergänzte Melanie, daß ich diesen alten Mann liebe und bewundere.

Wie seinen Sohn! fiel Lasally spottend ein und wiederholte die Scherze, die er über die Thierseele des Intendanten in der großen Welt gehört hatte.

Ich lasse nichts auf meine Excellenz kommen, fiel Melanie ein. Ich gebe Euch allerdings zu, man kann ein sehr geistreicher Vater sein und einen höchst dummen Sohn haben. Beispiele finden sich genug. Es gibt auch Viele, die regelmäßig, um diesen Satz zu beweisen, den alten Harder und unsern Intendanten citiren. Ich gebe sogar zu, daß ein Sohn seine eigenen Wege wandelt und von einem Vater aufgegeben wird, wenn er sich in Aeußerlichkeiten und Eitelkeiten

gefällt. Aber wer ſagt Euch denn, daß mein ſo raſch, ſo wunderbar gewonnener Freund dumm iſt? Im Gegentheil leuchtet aus ſeinen ſchwarzen Augen Klugheit und mitunter etwas Pfiffiges. Er geht ſeinen geraden Weg, weicht nicht rechts, nicht links, thut, was ſeine Pflicht und Schuldigkeit iſt. Iſt Das nicht Weisheit? Und hat er nicht vom Vater die Talente geerbt, die den Fürſten beſtimmten, ihm alle ſeine koſtbaren Schlöſſer und herrlichen Gärten anzuvertrauen? Hat er nicht beim Verpacken des Mobiliars eine Umſicht und praktiſche Kunde verrathen, die eines Tapeziers würdig war? Und bei ſeinen Wanderungen durch den hohenberger Garten bin ich erſtaunt geweſen, wie heimiſch er in Allem iſt, was ſich auf Gießkanne und Rechen bezieht. Es iſt eine praktiſche Natur, die vom Vater zwar nicht ſeinen ſpeculativen Geiſt erbte, aber ſeinen Adel, ſein Geld, ſeinen hohen, geachteten Namen und eine gewiſſe Betriebſamkeit, die ſich bei Jenem in der Liebhaberei für die Seele der Thiere und bei dieſem in der Pflege der todten Natur äußert. Berühren Sie bei der jungen Excellenz irgend einen in ihr Fach einſchlagenden Gegenſtand und Sie werden erſtaunen, daß er Ihnen auf Heller und Pfennig ſagen kann, wieviel ein chineſiſcher Pavillon in einem königlichen Garten am Rhein oder der Elbe gekoſtet hat. Iſt

Das auch nichts? Lafallv, Sie ſchlechter Rechenmeiſter! Sehen Sie nur, mit welcher Sorgfalt er ſeinen Aufzug ſchon in Hebenberg ausführte. Und hier im Lande glaub' ich nun auch die Spuren ſeines großen Möbelwagens zu entdecken. Nennen Sie mir den Cavalier, der ſeinem Fürſten ſoviel Hingebung zollt und ſich auf Staatskoſten ſelbſt vor dem Stempel des Lächerlichen nicht ſcheut, der leider oft den beſten und ſolideſten Beſtrebungen in dieſer Welt aufgedrückt iſt!

Mir fallen da wirklich die Heimarſchälle ein, ſagte Taufmar, dieſe Beamten, die in melancholiſche Betrachtungen verſunken, wie ſie's machen ſollen, um jährlich einige hundert Thaler an Oel und Wachslichtern zu erſparen ....

Die denn doch, ergänzte Barnuſch artig und ſich faſt verbeugend, irgend einem Künſtler oder Gelehrten zugutekommen, dem man ein Bild abkauft oder eine Dedication durch ein Geſchenk vergilt ....

Barnuſch wollte eigentlich nur dem vermeintlichen Fürſten ein Compliment machen und gab doch dem jungen Demokraten eine bittere Lehre.

Wie es ſchien, waren, wie es immer nach zu ausgelaſſenen Scherzen zu gehen pflegt, plötzlich Alle verſtimmt. Die Mutter und Lafallv über den viel zu lang ausgeſponnenen Scherz mit dem Geheimenrath,

Melanie über den ſchwerzuloſenden Widerſpruch zwiſchen einem Vater, den ſie verehren, und einem Sohne, den ſie lächerlich finden mußte, Dankmar über eine Wahrheit, die ihm aus dem Munde eines geſinnungsloſen politiſchen Unterwürflings miſſiel. Nur Bartuſch frohlockte; denn durch ſeine Bemerkung und Dankmar's Stillſchweigen darauf ſchien er die vermeintliche Würde ihres Begleiters getroffen zu haben, während dieſer gerade an ſeinen Bruder Siegbert und deſſen unverkauftes Gemälde dachte ...

Die andern Wagen waren alle näher gekommen. Man beſuchtete einen Regenſchauer und forderte die Reiter auf, gleichfalls Platz zu nehmen. Es war aber Mittag, die Reiter waren ermüdet, ſie ſtiegen ab, gaben die Pferde den Reitknechten und Bartuſch war höflich genug, ſich in den zweiten Wagen zu Reichmeyer's und der Wirthſchaftsräthin zu ſetzen, während Dankmar und Laſalle Melanien und ihrer Mutter gegenüber Platz nahmen.

In Helldorf beſchloß man, das Mittagsmahl ausfallen zu laſſen und erſt im Heidekrug zu ſoupiren. Im beſten Wirthshaus zu Helldorf war auch kein Platz zu finden; denn der große Saal hallte von einer Verſammlung wider, in der mehre Redner laut durcheinander ſprachen. Man hatte auf dem Gelben Hirſch

ſchon erfahren, daß hier eine politiſche Beſprechung ſtattfand. Die Wirthſchafterähin behauptete, deutlich ihren Bruder zu hören. Man horchte auf und richtig drangen die donnernden Worte an das Ohr der Reiſenden: „Wenn man Familie hat, wenn man wie ich ſechs Kinder ernähren muß ...“ Man klatſchte Beifall.

Es iſt ſein ewiges Lied, ſagte ſie, und ich möcht' es heute am wenigſten gern hören: wir fahren wol hier weiter?

Dankmar dagegen hätte gern etwas von dieſer wahrſcheinlich der Schlurck'ſchen Wahl gewidmeten Beſprechung gehört. Er ſah durch die Fenſterſcheiben auch den Heidekrüger Juſtus, deſſen gewaltige athletiſche Formen über Alle hinwegragten und den man ſich auch, ſeiner Stellung auf einem Muſikchore nach zu ſchließen, als Präſidenten dieſer Berberathung gewählt zu haben ſchien. Viele Bewohner von Helldorf ſtanden an der Thür und den Fenſtern und lauſchten .... Dabei gingen Mägde auf und ab und trugen Bier. Die Einen lachten, die Andern zankten. Alle Leidenſchaften waren in Bewegung. Der ganze Ort ſah aus wie zur Zeit der Kirchweih.

Dankmar, der eine Erfriſchung nahm, konnte an der Thür kaum durch. Er hörte drinnen die donnernd-

an den Tapeten. In der Mitte des Zimmers erhebt ſich zwei Stufen hoch eine Eſtrade, die von vier, einen Thronhimmel tragenden Säulen begränzt wird. Die Vorhänge, welche die vergoldeten Pfeiler verbinden, ſind aus Seidenſtoffen und mit reichen ſchweren Franſen beſetzt. Die Eſtrade ſelbſt bildete ein Sopha, auf dem ſich nach orientaliſcher Weiſe bequem zwei Perſonen mit untergeſchlagenen Beinen niederſetzen konnten. Vor dieſem Gefäß ſtanden auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hingen rings an der Decke eine bei uns nicht unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter von Seidenſtoffen, die die Flamme umſchloſſen halten und durch die gefärbte Gaze ein ſanftes Licht fallen laſſen. Es war heller Tag und dennoch brannten im bunten Farbenſpiel dieſe Leuchter, die zwar bei der ſonderbaren Gattung von Fenſtern, welche wir, aus dünnen, durchſichtigen Muſcheln beſtehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund ſind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, welcher am lichten Tage mit der Laterne auf den Markt ging.

Diener ſind beſchäftigt, dies Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuſchüren, den Staub von den Gemälden zu wiſchen und kleine runde Tiſche aufzuſtellen, welche in einem Geſellſchaftsſaale nicht fehlen dürfen. Es iſt noch früher Morgen, die Diener räuſpern und recken ſich und wie zänkiſch ſie ſich auch untereinander begegnen, ſo unterließen ſie doch nicht, bei der erſten Begrüßung ſich zu fragen: „Haſt du ſchon Reiß genoſſen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geſchmeckt.“ In Hinteraſien dieſe ſpaßhafte Begrüßungsformel zu vergeſ-

sten Schlagworte, hörte Parteien sich befehden, hörte Persönlichkeiten, die Jubel oder Drohungen nachsichzogen ...

Für Wen entscheidet sich's denn? fragte er die Leute.

Man wußte noch keine Auskunft. Die Zuhörer waren Urwähler. Die eigentlichen Wähler saßen drinnen und lärmten die ihnen gegebenen Aufträge aus.

Schlurck wird da schwerlich gewählt! sagte er sich. Solchem Tumult ist der feine satirische Philosoph nicht gewachsen. Ein Schlurck kann Alles, nur das Schreien nicht ertragen ....

Er hatte die Absicht, an die Wägen zurückzugehen und die Gesellschaft darauf aufmerksam zu machen, daß eben Herrn Justizraths Schlurck politische Laufbahn hier entschieden würde. Aber Melanie hatte mit einem andern Gegenstand vollauf zu thun. Bei einer Gruppe Umstehender fragte sie nach dem Wagen des Geheimraths. Man erzählte ihr, daß der große Behälter vor noch nicht vier Stunden hier durchgekommen und allgemein wäre angestaunt worden. Die genauere Erkundigung, die sie nach den Gendarmen, den Bedienten einzog, verdrängte in Dankmarn das politische Interesse und erfüllte ihn fast mit Rührung. Er sah, wie das waghalsige Mädchen treu und fest an dem Gedanken hielt, ihm, wie sie versprochen hatte, das geheimnißvolle Bild zu erobern ....

Als man weiter fuhr, betrachtete Dankmar auch Melanien lange mit einem Interesse, dessen eigentliche Natur zu bezeichnen ihm fast schwer wurde. War es die unwiderstehliche Macht ihrer Schönheit, die sich gleich blieb, auch wenn man sich an ihre erste blendende Erscheinung gewöhnt hatte? War es ihre in aller Bestimmtheit verrathene Absicht, ihm und nur ihm zu gefallen? War es die Bescheidenheit, mit der sie sich ihm als ein Wesen von mäßigen Ansprüchen auf Geist und höhere Empfänglichkeit gezeigt und sich andern pretentiöseren Erscheinungen, von denen sie erzählte, unterordnete? War es der neckende humoristische Vortrag ihrer Erzählungen, der plötzlich einem halb scherzenden, halb ernsten Unmuth Platz gemacht hatte? Wie erstaunte Dankmar, als er sich nach allen diesen Regungen zuletzt auf einem Gefühle für Melanie ertappte, das er fast Mitleid hätte nennen mögen...

Mitleid? Nimmermehr! rief es in ihm. Und doch war es Mitleid. Mitgefühl für Etwas, was er in Melanie's Wesen sich kaum selbst bezeichnen konnte, was aber Niemand mehr zu fühlen schien als sie selbst. Ist es nicht unser Mitgefühl erregend, ein Wesen zu beobachten, das im vollen Bewußtsein ihres Sieges über die Männer, doch ein edleres Bedürfniß zu empfinden scheint als die bloße Genugthuung ihrer Eitel

keit, und das dennoch trotz dieses bessern Gefühles von ihrer leichten, ihr einmal zur andern Natur gewordenen Art nicht lassen kann? Menschen, die unter dem Druck ihres Schicksals leben, können wir bemitleiden, ohne daß uns dies Gefühl gerade für sie erwärmt. Menschen aber, die unter dem Drucke ihres Charakters leben, bemitleiden wir oft von Herzen oder wir können oft nicht sagen, sollen wir sie hassen oder lieben.

Lasally bemühte sich Anekdoten zum Besten zu geben. Er war stark darin und nicht eben wählerisch. Als ihm Melanie sagte, sie hätte sie schon zu oft von ihm gehört, begann er vom Residenzleben, den Matadoren der jungen fashionablen Gesellschaft und trug alle seine Mittheilungen so vor, als könnte er sich dem Fremden, von dessen räthselhaftem Charakter er Dasselbe vernommen hatte wie die Andern, dadurch für die Zukunft empfehlen. War es der junge Fürst von Hohenberg, so konnte er sich um so sicherer dünken, da Melanie wol mit einer Leidenschaft für ihn spielen, aber doch bei ihrem im Ganzen besonnenen Charakter mit ihr nicht Ernst machen konnte. Als es Lasally heute nicht gelingen wollte, durch seine kurze, trockne und nicht unliebenswürdige Art Lachen zu erregen, lenkte er wieder auf das früher abgebrochene oder steckengebliebene Gespräch ein und sagte:

Aber Fräulein, noch sind Sie uns schuldig, Ihre nähern Berührungen mit den Thieren des Präsidenten zu schildern. Wir wissen nun, daß die geistlichen classischen Musiken in Tempelheide aufgeführt wurden, um Katzen daran so zu gewöhnen, daß sie nicht mitwirkten; aber mußten Sie denn die Menagerie selbst passiren, um in den Saal der Akademie zu gelangen?

Melanie war ernst geworden und antwortete nicht.

Ich denke mir Das allerdings recht gefährlich, fuhr Lasally fort. Schon wie Sie anfuhren, grüßte Sie am Thorweg ein widerlicher Truthahn, der sich wie ein Reactionair nach etwas Rothem an Ihnen umsah, um in Zorn zu gerathen. Nun kamen wol kleine Schafe mit Silberglöckchen und wollten Ihnen das Futter aus der Hand fressen, aber dazwischen drängte sich ein Ziegenbock, den der Präsident gewiß zu einem gesinnungsvollen Schneider abrichtet und musiert Ihre Toilette. Die Enten, besonders die Erpel, haben es immer mit den Beinen der Menschen zu thun. Ich höre Sie schreien, Melanie, wie so Einer von diesen Erpeln angewackelt kam und höchst neugierig nach Ihren Schuhen sah. Nun setzte sich wol gar Einer von den Raben des Präsidenten, die seine klügsten Thiere sein sollen, weil sie direct mit dem Galgen verkehren, auf Ihre Schulter und zauste an Ihrem Kopfputze. Nicht

wahr? So ging es Ihnen wörtlich und ich weiß, Ihre Nerven sind schwächer als die der Flottwitz, die wir auf dem Jockeyclubb gewöhnlich die Schwester des Regiments nennen.

Beinahe so, lieber Freund, sagte Melanie verächtlich und schwieg.

Dankmar, um vor der entscheidenden Ankunft im Heidekrug eine bessere Stimmung zu erzeugen, spielte diese Spöttereien auf etwas Ernsteres hinüber.

Alles zusammengefaßt, sagte er, bleibt der steinalte Chef unserer praktischen Justiz ein merkwürdiger Mensch. Ich halte ihn nach Allem, was ich nun von ihm weiß, für einen Naturphilosophen. Er gilt bei manchen frommen Beamten, und wir haben deren noch viel, für einen Neologen, einen Atheisten. Viele beschuldigen ihn, er glaube an die Seelenwanderung und nur die Freimaurer nehmen ihn in Schutz. Ich gehöre diesem Bunde selbst nicht an, was ich aber von ihm zu wissen vermuthe, so denk' ich mir, der alte Harder ist ein Priester der Naturreligion und liebt das Geheimniß, nicht weil es Geheimniß, sondern ein Weg zur Offenbarung ist. Daß er an die Perfectibilität der Thiere glaubt, scheint mir eine Grille; denn was hilft es, einen Hund und eine Katze so zu gewöhnen, daß sie sich nebeneinander vertragen —

Und in dem Falle nicht accompagniren, fiel Lassally ein, daß Frau von Trompeta Solo singt —

Der Naturzustand, fuhr Tankmar fort, ist der, der doch zuletzt allein und einzig über das Wesen der Thiere entscheidet. Kann man eine ganze Race nicht uniformen, nicht aus Löwen (für Jeden, nicht blos für den Wächter) Schoosshündchen machen, so entscheidet am Ende die Zähmung sehr wenig und beweist überhaupt nichts für die Thiere, sondern nur für die große Kraft des Menschen und seines übermenschlichen gewaltigen Geistes . . .

Sie müssen den Präsidenten kennen lernen, sagte Melanie —

Aber rasch, ergänzte Lassally; es ist bei ihm die höchste Zeit . . . Gerade noch eine halbe Minute vorm Abfahren.

Diese eigenthümlichen Menschen, fuhr Tankmar fort, diese Originale, diese Wunkermenschen sterben leider fast Alle aus . . .

Welche Menschen? fragte Melanie's Mutter, die Tankmar's ernster, würdiger Erörterung nicht recht gefolgt war.

Die Denker, sagte Tankmar, die Menschen von Eigenthümlichkeit und avartem Herrschergeist, die praktischen Philosophen, die Autokratien, die Sternseher

auf eigenem Dachgiebel, die Mathematiker auch in der Form und der Weise ihres ganzen Lebens, die Sonderlinge, mit einem Worte alle Die, welche, ohne eitel zu sein, sich merkwürdig von der Masse unterscheiden ...

Ich verstehe, sagte Lasally. Sie meinen z. B. solche alte Uhrmacher, kleine vertrocknete Männchen, die alle Vierteljahre in die Häuser kamen und die Wanduhren ausbliesen und vom Staube putzten. Zu meinen Aeltern, weißt du noch, Schwester, kam immer Einer mit einem ganz kleinen Zöpfchen, das er hinten in der Weste versteckt hatte. ... Er kam jeden Monat zu uns, als wir noch alte Schlaguhren hatten. Ob das alte Eisoldchen noch lebt?

Der alte Eisold? Ich kenn' ihn wohl, sagte Frau Schlurck.

O, fuhr Dankmar fort, ich kenne das alte Eisoldchen nicht, aber verlassen Sie sich darauf, er ist todt! Alle gehen hin, die noch etwas von der Art des vorigen Jahrhunderts in seiner Blütezeit haben. Vielleicht gelingt mir's durch Ihre Protection, Fräulein, den Präsidenten einmal in Tempelheide zu sprechen. Er ist für die Juristen sehr unzugänglich und gibt in Tempelheide vollends nur Denen Audienz, die sich ihm im Interesse seiner

Studien über die Thierſeele oder mit dem Zeichen der Freimaurer nahen.

Melanie lächelte über die conſequente Art, wie Daufmar ſeinen Charakter als Rechtsverſtändiger feſthielt.

Anna von Harder, ſagte ſie, kann Sie bei ihm einführen . . .

Zufällig war der Wagen, in welchem Bartuſch fuhr, faſt dem der Juſtizräthin dicht zur Seite gekommen. Bartuſch griff von den letzten Aeußerungen eine auf, die ſich auf den alten Uhrmacher Eiſold bezog, und rief herüber:

Behüte! Der alte Eiſold lebt. Brandgaſſe Nr. 9 im dritten Hofe drei Treppen hoch. Hackert wohnt ja bei ihm . . .

Damit fuhren die Wägen wieder hintereinander und in der frühern Ordnung.

Die Erwähnung Hackert's brachte einen Miston in die Stimmung der jungen Geſellſchaft, die im Wagen der Juſtizräthin ſaß.

Laſally, der unterwegs immer an ſeine gerichtliche Unterſuchung denken mochte, ſagte:

Beim alten Eiſold wohnt Hackert? Sieh! Sieh!

Die Juſtizräthin, die Melanie's Unruhe bemerkte, wollte die Wiederaufnahme dieſes Gegenſtandes vermeiden und fiel ſogleich ein:

Brandgasse Nr. 9. Großer Gott! Wohnt der alte Mann in den jammervollen Häusern, wo die Armuth und das Elend hausen .....

Ist die Brandgasse nicht eine schmale, enge, alterthümliche Straße? fragte Dankmar.

In der Altstadt ....

Wo nicht Sonne, nicht Mond scheinen?

Uralte Häuser, die mein Mann administrirt ...

Es sind Häuser ...

Die der Commune gehören; Häuser, die alle an dem Eingang mit dem Kreuz und dem vierblättrigen Kleeblatt bezeichnet sind ....

Dankmar horchte staunend auf.

Die Stadt zieht aus diesem Elend und Jammer, sagte die Justizräthin, jährlich bedeutende Summen. Man glaubt es nicht, was Alles auf den Ertrag dieser Höhlen der bittersten Armuth angewiesen ist. Ich versuchte sonst, sie zu durchwandern und mich nach den Leiden dieser hier eingepferchten Bevölkerung zu erkundigen; aber ich verzweifelte bei dem Anblick und hielt ihn auf die Länge nicht aus ... ich konnte zuletzt nicht mehr thun, als mich an die Gesellschaft der Frauen anschließen, die diesen Armen beizuspringen sich zur Lebensaufgabe gemacht haben und gern würde ich thätiger im Frauenverein mitgewirkt haben, wenn

ich nicht immer von diesen Damen hätte hören müssen: das Christenthum wäre solchen Unglücklichen nützlicher als frische Wäsche. Zu dumm für solche Sätze, zog ich mich zurück und beschränkte mich auf Geldbeiträge.

Diese Häuser gehören zu der Erbschaft ... sagte Dankmar vor sich hin und verfiel in ernstes Nachdenken.

Lasally erwachte aber aus seinem Grübeln und sagte mit einem Griff in die Tasche:

Beim alten Eisold! Himmel! Jetzt begreif' ich die Form dieser Kugeln. Es sind ja Uhrgewichte ....

Damit zeigte er die bleiernen, kleinen runden Körper, die man anfangs für Spitzkugeln gehalten hatte und die in der That auch für Uhrgewichte gelten konnten.

Lasally wünschte weitere Erörterung, Dankmarn drängte die Frage nach dem Verhältniß des Justizraths zu jenen Häusern in der Brandgasse, von denen man sagte, daß die städtische Commune von ihnen mit unnachsichtlicher Strenge Abgaben eintreibe .... Melanie aber machte durch ein einziges: „Ich bitte!" und ein Zurückstoßen der von Lasally dargehaltenen Kugeln oder Uhrgewichte der weitern Erörterung ein Ende und brach kurz und entschieden von einem Ge-

ſen, würde bäuriſche Sitte verrathen und dieſelben Vorwürfe zuziehen, als wenn wir unſern guten Morgen und guten Abend nicht über die Zähne bringen könnten.

Ein Oberhofmeiſter brachte in alle dieſe Beſchäftigungen eine gewiſſe Ordnung. Die Erwartungen von hohen Beſuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar im kriegeriſchen Aufzuge überbrachte ein demüthiges Compliment und den Namen ſeines Herrn in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefaltetem Papier, wo auf dem letzten Blatte ein kleines dreieckiges Stück Goldpapier befeſtigt war. Der Oberhofmeiſter verbeugte ſich mit Anſtand, nahm das Billet und eilte damit in ein neben anſtoßendes Zimmer, um es von dem Herrn des Hauſes öffnen zu laſſen. Er kehrte bald wieder zurück, verbeugte ſich tief und ſagte: „Mein Herr entbietet dem deinen ſeinen Gruß! Die Schwelle unſres Hauſes wird frohlocken, wenn ſie von den Zehen am Fuße deines Herrn nur die leiſeſte Berührung empfängt.“ Der Tatar verbeugte ſich mit Anſtand und eilte, ſeinem Herrn die Annahme des gemeldeten Beſuches zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der Beſuch war unmittelbar vor ſeinem Eintreffen angekündigt und konnte in ſeinem Palankin jeden Augenblick vor der Thür eintreffen. Der Herr des Hauſes folgte ſogleich ſeinem Oberhofmeiſter, dem er ſein Bewillkommnungsamt abnahm; denn die kleinſte Verletzung des höflichen, für vornehme Leute paſſenden Ceremoniells würde ihm eine ſchlafloſe Nacht gebracht haben. Dieſer Mann trug eine kleine Calotte von geſticktem, ſeidenem Zeuge, die vorne mit einer weißen Perle verziert war und ein kahles, mit einem mühſam geſammelten Zöpfchen verſehenes Haupt bedeckte. Zwiſchen dieſer Mütze und dem

enſtande ab, der jede der in dieſem Wagen befind-
ichen Perſonen anders und entgegengeſetzt, aber Kei-
en in erfreulicher Art aufzuregen ſchien ...

..... Mit der flachern Gegend war auch das
Wetter unfreundlicher geworden. Es fing an zu reg-
en. Man ſchlug hinten wol die Wägen auf, aber
ach vorn blieben die Herren ungeſchützt und mußten
ch mit Regenſchirmen behelfen. Das gab nun eine
nerquickliche Fahrt. Man lachte zwar, aber nur um
in Unbehagen nicht zu ernſt auszulaſſen. Melanie
nd die Mutter hüllten ſich in Mäntel. Jene band
gar einen Schleier über den Hut und verbarg ſich
einer Wagenecke wie eine verhüllte Nonne, ſich
anz ihren Betrachtungen überlaſſend. Nur zuweilen
itzten die großen braunen Augen zu Dankmarn hin-
er, wenn er gerade nachdenklich in den Wald ſtarrte
er zu den immer dichter heranziehenden Wolken auf-
b. Die Kutſcher peitſchten zur Eile ...

Dankmarn waren trotz des ſtrömenden Regens
le Stellen erinnerlich, wo er vor wenig Tagen mit
m jungen Prinzen, für den er hier ſelbſt gehalten
urde, in nähere Berührung gekommen war und ſeine
edanken mit einem Manne ausgetauſcht hatte, der
in Tiſchler ſein konnte. Was lag da nicht Alles auf
ner belaſteten Seele! ... Um ſechs Uhr war man im

Heidekrug. Er erkannte den luſtigen jetzt aber nüchternen und verdrießlichen Hausknecht Dietrich und die rührſame unpolitiſche Liese, deren Rechnung Hackerten noch in ſchlimme Händel bringen konnte. Aber zu lange konnte er kaum beim Vergangenen verweilen; denn Alles, was ihn an Schlurck, den Heidekrüger, die Wahlen und den Wagen, der hier mit ſeinem wiedergefundenen Verluſte, den alten Papieren des Tempelhauſes in Angerode, geſtanden hatte, erinnerte, verdrängte jetzt die Ueberzeugung, daß ſie hier wirklich den Geheimrath von Harder eingeholt hatten. Da ſtand ſein Landau, vom Regen triefend, da war der Möbelwagen, die Arche Noäh, wie ſie jetzt von Melanie genannt wurde; da ſah er am Stalle die beiden Gendarmen und die Leute des Intendanten, die von da aus den mit einer eiſernen Stange verſchloſſenen Wagen ſtreng behüteten ..... Wie ſich Alles ſammelte, über das Wetter klagte, Zimmer, Speiſen verlangte, wie die Hunde an den Ketten riſſen, Bello kläffte, Einer da, der Andre dorthin ſich verlor, war Das ein Durcheinander zum Einbüßen aller Beſinnung. Melanie flüſterte Dankmarn, als er in das Zimmer trat, das ihm die Liese für dieſe Nacht anwies, die kurzen aber bedeutungsvollen Worte zu.

Wie und wo das Bild herkommen soll, weiß ich
ch nicht! Aber Sie haben es bis morgen!

Dankmar wollte etwas Verbindliches erwidern.
ie schnitt seine Worte ab und sagte nur:

Lassen Sie, da ich nicht weiß, wie ich Ihnen das
ld zustellen kann, die Nacht über die Thür Ihres
mmers offen! Hören Sie?

Damit verschwand sie und überließ Dankmarn
m Erstaunen über Etwas, was ihm völlig unmöglich
ien. Er öffnete das Fenster des kleinen dumpfen
mmers, um trotz des Regens frische Luft zu ge-
innen. Es war ihm nicht lieb, daß er diese Kam-
r als jene erkannte, in welche man Hackerten ge-
rt hatte, als man ihm nicht sagen wollte, daß er
Schlafe wandelte. Das Heu, das damals von
ackert aus dem Stalle mitgebracht wurde, lag nicht
hr im Zimmer. Dafür war der Heidelrug zu
nlich gehalten. Aber die Erinnerung war da und
erschreckte ihn doch mächtig.

Den Abend über ging es nun verworren genug
diesem Hause und auf dem Hofe zu. Die schöne
nheit der Gesellschaft war durch das Wetter und
breite Souverainetät, mit der sich die Excellenz
s Wirthshauses und seiner besten Zimmer bemäch-
t hatte, gestört. Jeder aß für sich. Die Damen

hatten ſich ganz zurückgezogen. Der Verſuch, nachdem der Regen mit Sonnenuntergang aufgehört hatte, das Freie zu gewinnen, den Garten zu beſuchen, in den Wald, an den er grenzte, einen Blick zu werfen, ſcheiterte an den ſtehenden Waſſern und dem feuchten Graſe. Dankmar war überraſcht, ſich ſo plötzlich allein zu wiſſen, kaum noch ſelbſt von Melanie beachtet. Er hörte viel Trepp auf, Trepp ab gehen, ſah auch den Geheimrath öfters den Kopf zum Fenſter hinausſtecken, vernahm auch, daß die Bedienten immer in Bewegung waren. Aber ſo ſehr ſeine Neugierde durch dies Alles geſteigert werden mußte, ſo ergab er ſich doch völlig ungewiß in das Unabänderliche und überließ es der Zukunft, in das Chaos, das auf ſeine Bruſt gewälzt war, Licht zu bringen und ſeine Stimmung in heitere leichtere Gefühle aufzulöſen.

Im Wirthsſaale traf er bald mit dem reichen Banquier von Reichmeyer, bald mit deſſen Schwager Laſally zuſammen. Man berathſchlagte über die vorſichtigſte Art, zur ſichern Entdeckung der Hackert'ſchen Frevel zu gelangen. Dankmar, deſſen Beſorgniß über das von ihm an Laſally abzuliefernde Pferd immer mehr ſtieg, ſchloß ſich ihrer Entrüſtung mit aller Entſchiedenheit an und weigerte ſich keineswegs, etwa verlangte gerichtliche Zeugniſſe abzulegen. Reichmeyer

war über Hackert weniger unterrichtet als Lasally. Dieser gestand, als Dankmar von dem krankhaften Zustande des Nachtwandelns sprach, dies bedauerliche Uebel des Burschen, wie er ihn nannte, ein, bemerkte aber, die Discretion verböte ihm, über die wahren Ursachen dieses Zustandes ausführlicher zu sprechen.

Jedenfalls, sagte er, können Sie überzeugt sein, daß Das ein Mensch ist, der alle Fähigkeiten besitzt, Einem über den Kopf zu wachsen, wenn man ihn nicht zur rechten Zeit mit Füßen tritt. Sie werden doch jedenfalls zugestehen, daß es ein Unglück ist, wenn Spitzbuben große Männer werden? Deshalb ist die Polizei, das Zuchthaus und im Nothfall jede andere eclatante Beschimpfung da, um die übergroße Ueppigkeit solchen Talenten für immer zu vertreiben.

Dankmar verstand nicht recht diese gewaltthätigen Aeußerungen und fand sie auch zu unbehaglich, um länger über sie nachzudenken oder gar über sie zu fragen. Er beschloß die Erinnerung an diese Begegnung, wenn irgend möglich, ganz aus seinem Gedächtniß zu werfen und unterhielt sich mit Lasally über andere Dinge. Im Ganzen fand er ihn klug und sehr klar, aber von merkwürdig geringem Fond. Es war ein junger Mann, den man zum Gentleman

erzogen hatte und der deshalb, weil ihm die Mittel dafür zu fehlen anfingen, in einer verdrießlichen Stimmung war. Es gefiel ihm, daß Lasally etwas Offenes und Aufrichtiges hatte. Als sie Beide im Saale allein waren und einander ihre Cigarren anrauchten, sagte der Stallmeister auch ganz frei heraus:

Sie sind Prinz Egon von Hohenberg! Man weiß es. Warum wollen Sie sich auch vor mir maskiren? Ich stand sonst mit dem Grafen d'Azimont in Verbindung. Er kam vor einigen Jahren aus Paris, ich sollte ihm damals einen Stall completiren und bin darüber noch mit ihm in Verrechnung. Von seinem Verwalter erfuhr ich, daß Sie im Incognito Ihre Güter besuchen wollen, zum größten Jammer der Gräfin, die Sie liebt . . .

Tankmar redete ihm diese Ansicht ganz entschieden aus, indem er ihm die Wahrheit gestand, soweit sie hierher gehörte.

Ich bin ein einfacher Jurist, sagte er, Tankmar Wildungen ist mein Name, aber ich bin ein Freund des Prinzen. Ich bemerke, daß man gegen mich vorsichtig, behutsam, ja mistrauisch sich benimmt. Reden Sie doch Jedem den wunderlichen Verdacht aus!

Auch Melanien? fragte Lasally, die Augen halb zudrückend.

Auch ihr, sagte Dankmar. Sie hat mir Theilnahme bewiesen, aber es fängt mich zu verdrießen an, wenn sie mich nicht wegen meiner selbst schätzt, sondern aus einem Misverständnisse.

Sie selbst lieben sie also schon! sagte Lasally. Und deshalb möcht' ich, Sie wären wirklich der Prinz Egon ....

Man störte Beide in dieser wunderlichen Erklärung. Lasally wurde abgerufen und Dankmar schritt in der verdrießlichsten Stimmung im Wirthszimmer auf und ab. Sein Abenteuer war ihm wie zerstört. Er war mit der Nothwendigkeit, ehrenhaft und aufrichtig zu sein, in eine Collision gerathen, wo diese siegen mußte. In diesen gemischten Empfindungen störte ihn nun auch noch der Heidekrüger, der von der Helldorfer Wahlbesprechung zurückkam und sehr überrascht war, sein Haus so reich an Gästen zu finden. Er erkannte Dankmarn sogleich wieder, hörte von ihm die genaue Angabe aller der Personen, in deren Gesellschaft er angekommen war und erwiderte auf die Frage wegen der politischen Versammlung, die Dankmar an ihn richtete, mit einem sonderbaren Gemisch stattlicher Würde, aber auch ebenso großen Selbstvertrauens.

Es wird nun doch dahin kommen, daß man mich, nicht den Justizrath wählt, sagte er. Es ist nicht

möglich, sich dem Vertrauen seiner Mitburger zu entziehen. Ich habe mich lange gesträubt, ein so wichtiges Amt, wie das eines Volksvertreters, anzunehmen, allein der große Augenblick und die Gefahr, in der sich unser Vaterland befindet, reißt Jeden fort, auch Den, der nur geringe Gaben hat und die, die er vielleicht besitzt, nicht wie ein Gelehrter ausbilden konnte. Das Ministerium schwankt. Es wird sich nicht halten können und was an mir ist, würd' ich der Letzte sein, der es von seinem Falle rettete. Es genügt Keinem; dem Adel nicht, dem es zu frei, dem Pöbel nicht, dem es zu gemäßigt ist. Die Verwirrung in der Hauptstadt soll grenzenlos sein und umsichtiger, besonnener, ruhiger Vaterlandsfreunde bedarf es mehr denn je. Ich bringe wenigstens meinen guten Willen mit.

So hätte also der Justizrath Recht gehabt? sagte Dankmar, erstaunend über die gewandte Art des Heidekrügers, sich zu fassen und auch in Worten auszudrücken.

Ich schlug ihn vor, sagte Justus, die Achseln zuckend. Ich nannte Alles, was man zum Lobe eines so gelehrten Mannes sagen kann, der in großem Ansehen steht. Aber man scheut sich jetzt, von Advocaten zu hören. Man hat kein Vertrauen mehr,

ſeitdem Die, welche am gewandteſten von den Rechten der Menſchen ſprachen, kein Wort mehr für die Pflichten hatten. Das Eigenthum iſt es, beſter Herr, das nicht in Gefahr kommen darf. Man muß nicht zittern dürfen vor einem tollen Durcheinanderwühlen von Mein und Dein. Man muß ſich ſogar nicht fürchten müſſen vor Dem, was man uns von den Rechten der Andern ſchenkt; denn wie bald würde man wieder von Solchem, was uns nun gehören ſoll, doch wieder Andern abzugeben haben!

Sie ſind conſervativ geworden, ſagte Dankmar, und haben als reicher Mann alle Urſache, vor einer zu wilden Gährung der Köpfe Haus und Hof zu ſichern. Aber der Juſtizrath wäre doch unſtreitig auch ganz Ihrer Meinung geweſen ....

Der Heidekrüger wurde nachdenklich. Er ſah voraus, daß ſeine Stellung dem Juſtizrath gegenüber recht ärgerlich war ...

Dankmar erleichterte ihm ſeine Verlegenheit und meinte: der Juſtizrath würde wol zu weit rechts geſeſſen haben?

Es iſt ſehr ſchlimm, ſagte der Heidekrüger kopfſchüttelnd, daß es ſoweit hat kommen müſſen, jeden Menſchen gleich links oder rechts unterzubringen. Wenn es nach mir ginge, ſetzte ich mich auf die äußerſte Linke

und ſtimmte rechts! Was ſollen denn dieſe Unterſchiede? Wozu denn dieſer Zwang, den der Parteigeiſt ſchon ausübt, eh' man nur den Saal der Sitzungen betritt? Ich kann den Schwätzern nicht folgen und ich kann auch der Regierung nicht folgen ... ſagen Sie mir die Stelle, wo ich mich hinſetzen ſoll?

Ins Centrum, meinte Tankmar ironiſch, und da müſſen Sie denn doch noch Miniſter werden, wie der Juſtizrath geſagt hat ...

Indem brachte die unpolitiſche Lieſe ein Packet neuer friſchangekommener Zeitungen, das ſie unwirſch vor ihrem begierig darüber herfallenden Herrn hinwarf. Es waren deren eine ſo reiche Auswahl, daß Tankmar ſagte:

Alle neuen Zeitungen? Sie treiben ja die Politik wie Metternich!

Das ſollte Sie freuen, beſter Herr, erwiderte Juſtus, die Blätter begierig auseinanderfaltend. Das Licht beſſerer Erkenntniß, die Verbreitung der Hülfsmittel, um das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden, that endlich noth. Wir haben auch früher in den Zeiten des Druckes, wo unſere Klagen in dem jämmerlichen Inſtitut der Provinzialſtände ungehört verhallten, nicht die Hände in den Schoos gelegt. Sehen Sie, daß ich mich wohl vorbereitete auf eine

langen violetten Kleide, das aus ſchwerem Seidenſtoffe zur Erde rauſchte, ſaß ein Antlitz, ſo beherrſcht und abgeſchliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß ſich hinter dieſer todten Maske eben ſo gut die größte Weisheit wie die verſchlagenſte Ränkeſucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingeſtickt, in deſſen Felde ſich das ſonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chineſiſchen Kleiderordnung werden daran ſogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der ſechsten Klaſſe Bekanntſchaft zu machen. Dieſelben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieſer angeſehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zuſammenſetzten und vorn ein ſilberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus ſeinem Stand, daß ſchwarzſeidene Stiefel ſeine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn ſie waren weit genug dazu) eine Anzahl Acten und ein vollſtändiges Schreibzeug verſteckt hatte.

Schon ſeit einigen Minuten harrt in dieſem Galla-Aufzuge der Herr des Hauſes vor dem zweiten Portale ſeiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gaſt endlich vor dem dritten erſcheine. Da iſt er. Unſer Mandarin ſechster Klaſſe ſtürzt hinzu, hilft ihm aus ſeinem Palankin, ergreift ſeine linke Hand mit der Linken und ſchüttelt ſie mit einer Grazie, die man geſehen haben muß, um ſie beſchreiben zu können. Aber was iſt dieſe erſte Begrüßung gegen die Artigkeiten, mit denen ſich jetzt die beiden Leute überſchütten? — Jedes Zimmer hat drei Eingänge, wer ſoll die Ehre, durch den mittleren zu gehen, erhalten? Unſtreitig der Gaſt; aber dieſer iſt viel zu höflich und beſcheiden, eine ſolche Aus-

beſſere Stunde und las, was uns frommen kann, nun ſie endlich geſchlagen hat.

Damit öffnete Juſtus nicht ohne einige Zaghaftigkeit und geſchmeichelte Verſchämtheit die Thür eines Nebenzimmers. Es war ein Cabinet, recht traulich und faſt wie das Studierzimmer eines Gelehrten anzuſehen. Da waren Epheuranken am kleinen Fenſter, Vogelbauer hingen mit einigen ſchon ſchlummernden Canarienhähnen, ein Stehpult mit einem Drehſtuhl davor zeigte Spuren fleißiger Benutzung ſowol des Tintenfaſſes wie der Streuſandbüchſe. Das Auffallendſte aber war eine reiche Bibliothek. Hinter den Glasfenſtern eines hohen Bücherſchranks las Dankmar in der Abenddämmerung an dem Rücken der Bücher: Rotteck's Weltgeſchichte, Das Pfennigmagazin, Welcker's Staatslexiken und eine Menge von Schriften, die früher zu den verbotenen gehörten und meiſt in Altenburg, Hamburg oder im Auslande erſchienen waren ...

Dieſe verbotenen Bücher, bemerkte Juſtus, enthielten viel Falſches, allein man mußte ſie ſich anſchaffen, um auch das Gute ſich anzueignen, das ſie mit dem Falſchen zugleich brachten. Wahrheitstrieb erſchien damals für unerlaubte Freiſinnigkeit. Ich galt viele Jahre für einen ſchlimmen Feind des Kö-

nigs und wurde von seinen bösen guten Dienern arg verfolgt. Diese Schriften, die ich mir mit List und Gefahr verschaffen mußte, lagen alle versteckt und sind erst jetzt gebunden worden. Es war wahrhaft traurig, daß man etwas hüten und heimlich schützen mußte, was man nur las, um es sehr bald als Uebertreibung zu vergessen. Doch war auch manches gute Korn unter der Spreu, und Das soll jetzt aufgehen und gute Frucht bringen. Nicht wahr, Herr?

Dankmarn war sonderbar zu Muthe. Er mußte den Mann, der sich da so ganz aus eigenen Mitteln emporgerafft, eine Bildung und sogar eine Meinung sich erworben hatte, von ganzem Herzen achten und doch mißfiel ihm das Selbstgefühl des Heidekrügers, sein gewichtiger, feierlicher und dann wieder naiver und gemachter treuherziger Vortrag und mehr noch als Dies seine egoistische Auffassung des Staats. Als der Heidekrüger das Kämmerchen wieder schloß und nach den Zeitungen griff, um mit großer Spannung selbst noch in der Dämmerung, ehe man Licht brachte, ihren Inhalt zu überfliegen, mußte er sich sagen, daß ja zuletzt der Absolutismus eines Fürsten von Gottes Gnaden nicht schlimmer ist als so ein Patriot von Gottes Gnaden, der ganz wie Jener den Staat aus

seinem eigenen Ich herleitet. Dennoch gefiel ihm wieder, als dieser Mann, den er fast für den rechten Urtypus des politisirenden deutschen Michels hätte nehmen mögen, beim Umblättern der Zeitungen sagte:

Diese albernen sogenannten Eingesandts! Ist's denn möglich! Die Gesinnung möcht' ich hingehen lassen, obgleich sie in übertriebener Unterwürfigkeit nur den Rückschlag in die alte dumme Zeit zu weit befordern, aber sieht man nicht jeder Unterschrift an, daß sie von Menschen herrührt, die gleichsam dem Landesfürsten sagen mögen: Merkst du dir denn auch meinen Namen? Unterstützest du mich denn nun auch bei Gelegenheit oder befiehlst den Ministern, meinen Sohn zu befördern? Da flucht ein Rittergutsbesitzer der Umgegend hier über die Demokraten und unterschreibt sich groß und breit mit seinem ganzen Major außer Diensten und allen Kreuzen, deren Inhaber und Ritter er ist. Aber wir Alle wissen, daß dieser Herr Vom Busche neulich die Dreistigkeit hatte, an den König zu schreiben, seine Tochter müßte doch nun wol auch das Pianoforte lernen, er könnte ihr, da er fünf Kinder hätte, kein Instrument kaufen, ob sein allergnädigster Fürst und Herr nicht die Gnade haben wollte und ihm für seine treuen Dienste

Ein Pianoforte kaufen? sagte Dankmar, zornglühend, und setzte hinzu:

Und ich glaube fast, daß der Mann das Pianoforte bekommen wird?

Er hat es schon, sagte Justus. Ja, ja, die Geheimnisse unserer fürstlichen Chatoulle gäben das unterhaltendste Buch, das einem hamburger Buchhändler nur konnte verboten werden . . .

O, rief Dankmar, müßte den König nicht Zorn, ja Scham ergreifen, wenn er sähe, worauf er die Behauptung seiner Vorrechte gründet, wenn man solche Adressen schreibt und schreiben läßt! Sind es denn freie, unabhängige Menschen, die da mit sich selbst beschränkendem, lohndienerischem Verstande seiner Gewalt zustimmen? Nein, es sind Die, denen die alte Ordnung der Dinge Vortheile brachte, die sie bei der neuen zu verlieren fürchten. Die Demokratie mag viel zügellose Elemente in sich hegen und manchen verächtigen Ansprüchen einen schimmernden Namen geben, aber so auf die Lüge gebaut ist sie nicht, wie bei uns die Vertheidigung des alten beschränkten Landeskinder-Gehorsams. Menschen, die nie einen andern Blick in die Zukunft warfen, als der bis zu ihrem nächsten Gehaltstage oder bis zu ihrem Avancement reichte, geben sich plötzlich das Ansehen, politische

Gedanken zu haben und wollen den Thron befestigen, indem sie ihn auf ihren eigenen Egoismus bauen! Hätte sich das Regiment bei uns wirklich geändert, auch dieser Major Vom Busche würde sich verändert haben und sein Pianoforte von dem Tribunen oder Dictator erbetteln, der ihm gerade dem Staatsschatze am nächsten sitzend erscheint ...

Hoffentlich bei Denen ohne Erfolg! sagte der Heidekrüger etwas spitz.

Und darum, fuhr Dankmar ungehindert fort, daß solche Zumuthungen, solche Misbräuche nur bei der gegenwärtigen Form der Regierung, ihren militairischen Erinnerungen und ihrem patriarchalischen Verwachsensein mit dem Dünkel der isolirten Nationalität möglich sind, darum soll das Bessere, Vernunftgemäßere gefährlich und verderblich sein? Den Schmarotzern am Tische der Monarchie allein ist es verderblich und darum auch der Monarchie selbst gefährlich. Können sich Throne auf die Länge behaupten, die auf den Egoismus einzelner träger Classen gebaut sind? Wird man nicht endlich einsehen, daß, wie die Schrift sagt, die Lüge der Leute Verderben ist und jedes Königshaus entweder der Republik oder einer radicalen monarchischen Verjüngung weichen muß, wenn es, wie einst die Stuarts, selbst eine Partei im Staate vertritt?

Republik? ſagte der Heidekrüger lächelnd. Bitte! Bitte! Nicht Republik!

Und den Kopf ſchüttelnd, ergriff er wieder die Zeitungen und blätterte in ihnen; denn es war nun auch Licht gebracht worden und ſein Nachteſſen wartete ...

Dankmar ging noch einige mal im Saal auf und ab und empfahl ſich kurz, um auf ſein Zimmer zu ſteigen ... Laſally, Reichmeyer und einige der Frauen, die ihm begegneten, Alle verfolgten ihn neugierig und faſt zuthunlich. Aber er war in einer Stimmung ſo völligen ſich Vereinſamtfühlens, daß er am liebſten zu Melanie gegangen wäre, an ihre Thür gepocht und ſich ihr mit ganzer Seele anvertraut hätte. Wo iſt auch noch ein Troſt für unbefriedigte Gemüther, wenn ſie die Söhne unſerer Zeit ſind, als allein in der Liebe? Wo iſt die Bürgſchaft noch, daß in den Schrecken der Empörungen und Kriege, in den ſchaudervollen Gerichten der Reaction und der Rache noch etwas vom Ewigen und Menſchlichen ſich erhält, als in der Liebe? Wo werden noch Worte des Lebens geſprochen, wo rinnen noch Thränen der Freude, wo weht noch der Hauch des ſtillen Einverſtändniſſes, wo iſt noch Liebe, als in der Liebe!

Dankmar lehnte jede Einladung ab. Er warf ſich auf das Lager in ſeinem kleinen Zimmer ...

Es mochte gegen zehn Uhr sein. Er hätte schlafen sollen; denn die Erschöpfung dieser Tage hatte seine Nerven bis zur Krankhaftigkeit abgespannt. Schon vor Uebermüdung konnt' er nicht schlafen. Er hatte die Fenster geschlossen ... er riß sie wieder auf. Die runde volle Mondscheibe konnte am bewölkten Himmel nicht überall hervortreten, noch drückte Gewitterschwüle die Luft, so feucht schon die Erde war, so frisch es schon herüberduftete von den durchnäßten Tannen des Waldes ...

Es war nicht ruhig im Heidekrug. Er hörte die Säbel der Gendarmen. Er hörte laut lachen und ein Hin- und Wiederhuschen auf dem Corridor. Die Thüre ließ er unverschlossen. Mußt' er nicht annehmen, daß ihm Melanie plötzlich wie im Traum erscheinen wollte? Was hatte sie vor? Wie konnte sie sich das Bild aneignen aus einem Raume, der bewacht und verschlossen war? Wird sie den Intendanten überreden? Seiner Eitelkeit schmeicheln? Ihm unmögliche Versprechungen machen?

Sogar die Eifersucht ergriff ihn, so lächerlich der Gegenstand war.

Unter ihm, im Wirthszimmer, glaubte er jetzt die Diener des Intendanten, die Gendarmen, die Jockeys Lasally's zu hören. Er warf sich nieder auf das

Bett, deſſen unheimliche Erinnerungen an Hackert er nicht loswerden konnte. Er blieb angekleidet, wie er war ... Nach einer Weile ließ ſich doch der Schlaf nicht mehr zurückweiſen. Er verfiel in einen halb wachen, halb träumenden Zuſtand, der ihm eine Zeit lang bleiſchwer aufs Auge ſich ſenkte ... Dann fuhr er wieder empor. Er mußte eine halbe Stunde ſo gelegen haben. Das Zimmer war hell. Die Wolken hatten ſich etwas verzogen und ließen dem Monde Raum, ſein goldgelbes, faſt zehrendes Licht auszugießen. War es die Erinnerung an Hackert, an deſſen nächtlichen Gang auch am Schloſſe, den Egon beobachtet und ihm erzählt hatte, war es die Erinnerung an Hackert's geſpenſtiſches Hinſchreiten über die Wieſe zum Ebereſchenbaum, von dem der Jäger geſprochen, ſeine eigene Begegnung mit ihm am Thurm und ſein Verſchwinden zur Waldſchlucht und dem Kreuze hin, wo des Sägemüllers Nanchen verunglückt war; waren es alle dieſe Erinnerungen an das faſt dunkle phantasmagoriſche Leben eines Andern ... oder war es ſeine eigene nervöſen Reizung ... es kam ihm vor, als fühlte er recht die ziehende, magiſche Gewalt der Mondſtrahlen, das Verzehrtwerden von dieſem trockenen, ausgebrannten Himmelskörper, der ſo geheimnißvoll auf die Erde wirkt, fühlte er recht das Schwinden

in das geiſterhafte Licht hin ... Er legte ſich und glaubte zu ſchlafen, ſchlief und wachte ...

War es Traum? War es wirkliche Erſcheinung? ... Er ſah die Thür ſich leiſe öffnen ... er hörte ſie knarren ... Tritte ſchleichen ...

Ach, kam ihm der Gedanke, Das iſt Melanie! Er blinzelte einmal auf, lächelte und ſchloß die Augen wieder ... bleiſchwer lag eine räthſelhafte Gewalt auf ſeinen Sinnen ... er mochte ſich erheben und konnte nicht ... er mochte reden und der Mund war wie krampfhaft geſchloſſen ... Wie Muſik floß es um ihn her ... Er fühlte jene Schwingungen der Seele, die uns oft ſind, wie die Vorahnungen der Seligkeit ... wie der Tod uns nahen mag ... So zerfließen ... ſo hinübergehen ... ſo ſterben!

Er täuſchte ſich aber nicht. Es war ein nächtlicher Beſuch, den er zu begrüßen, anzureden keine Kraft hatte ...

Nicht aber Melanie war es.

Eine männliche, edle Geſtalt beugte ſich auf ihn nieder ... Er ſah, er fühlte ſie ... Er lächelte zu ihrem lächelnden, freundlichen Gruß empor.

Der Fremde hatte ein Bild in der Hand ... es war rundoval ... die Farben blaß ... Der goldene Rahmen glänzte matt im Mondenſchein ... Es war

das Bild einer jungen ſchönen Frau und Der, der es trug, war Ackermann, der Amerikaner. Leiſe trat der nächtliche Beſuch näher, neigte ſich über Dankmar, küßte abwechſelnd das Bild, abwechſelnd die Stirn des halbwachen Schläfers ... Dann war das Bild verſchwunden, aber der Fremde, derſelbe, den man Ackermann nannte, des holden Selmar Vater, blieb noch. Nach einer Weile zog er das Portefeuille aus der Bruſt, neigte ſich über Dankmar und ... Was that er nur? Dankmar hörte etwas, wie das Klingen eines Inſtruments — er hörte den Schnitt wie eines Meſſers — nein, er fühlte etwas an ſich ſelbſt, das aber nicht ſchmerzte, nicht verwundete ... Seine müden Augen blinzelten ... Er wollte den Traum nicht ſtören ... Das Mondlicht that den Sternen der Sehkraft wehe ... Aber die Geſtalt war keine Täuſchung. Der Amerikaner trat zurück und betrachtete eine Locke, die er ſich eben von Dankmar's Haupte geſchnitten, küßte ſie und legte ſie mit Rührung in ſein Portefeuille. Das Zimmer wurde dunkler, die Wolken traten vor den Mond ... Die Erſcheinung war verſchwunden.

Als Dankmar ſich aufrichtete, war es ihm faſt, als hörte er noch die Thür klinken. Alles war ſtill. Alles dunkel, der Mond war dicht verhüllt ... er konnte nichts unterſcheiden ... Du haſt geträumt!

zeichnung anzunehmen, er ſucht vielmehr ſeinen Wirth hindurchzuſchieben und die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden Seitenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte der Wirth zulaſſen? Unmöglich, dies wäre eine Verletzung der Etiquette, die ſeiner Natur ganz zuwider iſt. Im Gegentheil bedarf es nur einer geſchickten Seitenwendung, um durch eine Seitenthüre zu ſchlüpfen und in demſelben Augenblick ſchon die Hand des Gaſtes zu faſſen, um ihn durch die mittlere Thür hineinzuführen, eine Ehre, die nun der Beſucher unter unaufhörlichen Verbeugungen und einer gewiſſen gemachten Scham annimmt.

Dieſe Scene wiederholt ſich mit immer erneutem Wetteifer zu drei Malen, bis ſich die Herren endlich in das Beſuchszimmer hineinbekomplimentirt haben. Die Bedienten ſpringen jetzt hinzu, um nichts zu thun, als einen einzigen Stuhl zu holen. Es iſt chineſiſcher Ton, daß der Wirth dieſen ſaubern, lackirten Sitz, auf dem die Sorgfalt des Oberhofmeiſters auch wohl kein Sonnenſtäubchen geduldet hätte, erſt mit einem Tuche leicht abwiſcht. Jetzt eilt auch er zu einem Seſſel, aber wer wird ſich auf den ſeinigen zuerſt niedergelaſſen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen, bedarf es eines jahrelangen Studiums des ſich Niederlaſſens; man mußte ſo alt ſein, als die beiden hier zuſammentreffenden Herren, um dieſes Compliment in ſeiner gehörigen Präciſion auszuführen. Das Ganze kommt dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunſt verſteht, den Andern zu täuſchen und dabei doch den Schein anzunehmen, überliſtet zu ſein. Die wechſelſeitigen Bewegungen werden mit Geieraugen belauſcht, die Entfernungen des ſich ſetzenden Körpers von dem Stuhle gemeſſen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet;

ſagte er ſich, und ſchön geträumt! . . . Und Dankmar glaubte geträumt zu haben, ſo ſchwer lag die Ermattung auf ihm, daß er für Alles, was Wahrheit ſein mußte, jene ſüße Gleichgültigkeit empfand, die die gewaltigſte Reaction der Natur verrieth. Er ſah nach ſeiner Uhr und glaubte den Zeiger ſchon auf Eins zu erkennen und doch war es finſter . . . Er kleidete ſich in zwei Minuten völlig aus und warf ſich ins Bett, unbekümmert um Alles, was ihm noch eben Freude oder Schmerz, Antheil oder Widerwillen eingeflößt hatte . . .

Schon ſtand die Sonne hoch am Himmel, als Dankmar erwachte. Er ſprang aus dem Bett und erſtaunte, daß ſeine Uhr bereits über Sieben zeigte. Seine Toilette machen, nach friſchem Waſſer klingeln war das Eiligſte, was er thun mußte.

Du haſt dich verſpätet, ſagte er ſich, den lang' entbehrten ſtärkenden Schlaf hat die Natur in dieſer Nacht für ſich mit Gewalt eingefodert . . . Von elf bis ſieben Uhr. Ei, du Schläfer und welch ein Schlaf! Wie bleiern lag es in deinen Gliedern . . . du weißt nichts . . . nichts . . . Himmel, ein ganz neues Leben erquickt deinen müden Körper . . . aber die Zeit haſt du doch verſchlafen . . . Das ſteht feſt.

Und ſo tummelte er ſich fort . . .

Da fährt er mit der Bürſte durch ſein Haar. Er ſieht vorm Spiegel und will ſich den gewohnten Scheitel ordnen ... Was iſt das? Die Lage der Locken iſt nicht die alte ... der gewohnte Strich, der Fall der Haare iſt geſtört ... Ein Büſchel ſich rundender Haare fehlte ihm dicht über den linken Schläfen ...

Er beſinnt ſich ... auf die Nacht! Auf den Traum! Nein, kein Traum! Wirklichkeit! Hier fehlt das Haar ... die Locke wurde abgeſchnitten. Die ermatteten Augen hatten nur nicht die Kraft gehabt, ſich länger offen zu halten, die Willenskraft, der Widerſtand war von der Uebermüdung gelähmt geweſen. Die Locke fehlte. Er ſah ſich im Zimmer um. Der Gedanke an das Bild ergriff ihn mit Zauberkraft. Es war da geweſen. Ackermann hatte es geküßt, hatte ſich über ihn geneigt mit dem Bilde. Selmar's Vater! Wie war Das? Er rückte den Tiſch, die Stühle, er warf das Bett auseinander ... noch einmal ... er faßt nach dem Kopfkiſſen. Da iſt ... da fällt etwas in die Betten ... ein harter Gegenſtand ... ein rundes Bret ... er wendet es um. Es iſt das Bild!

Egon und Melanie hatten das Bild Dankmarn beſchrieben, ſowie er es fand. Ein weiblicher, ſchöner Kopf in blaſſen Paſtellfarben ... ein goldener Rahmen gab ihm die Form eines Medaillons ... Hinten

ein ſtärkeres Bret ... das Bild viel ſchwerer, als es ſeinem Umfange nach ſein konnte. Er zweifelte nicht, daß es ein Geheimniß enthielt. Die Feder, die es durch einen Druck auf das Glas öffnete, zu ſuchen, trieb ihn zwar die Neugier. Aber als er einige male vergebens über das Glas gefahren war, hier drückte, da ſchüttelte, es von allen Seiten betrachtete und nichts ſogleich von der geheimen Oeffnung entdeckte, war er faſt froh nicht in Verſuchung zu gerathen und Dinge zu erfahren, die nicht für ihn beſtimmt waren.

Jetzt hätte er rufen mögen: Melanie! Selmar! Er hätte Ackermann ſich an die Bruſt ziehen mögen ohne Erkennungszeichen, ohne Geheimbund, ohne zu wiſſen, wer er war und was er glaubte und dachte ... Er riß die Thür auf und rief nach dienenden Weſen, der Lieſe, dem Dietrich. Niemand hörte ihn. Doch war Alles in Bewegung. Trepp auf, Trepp ab hörte er rennen, toben. Man klopfte, ſchrie, man drohte. Was war? Was iſt? Hatte man das Bild vermißt?

Raſch kehrte er zurück und verbarg es.

Da tritt die Magd ein und erzählt ihm in ihrer polternden Art: Es wär' ein Unglück geſchehen, man konnte den Intendanten nicht finden. Der Heidekrüger wäre außer ſich ... alle ſeine Bücher hülfen

ihm nun doch nichts. Ein vornehmer Mann wäre auf dem Heidekrug verloren gegangen!

Dankmar bittet, ihm ruhiger zu berichten.

Gestern Abend noch spät, sagte die Liese, erlaubt der gnädige Herr den Gendarmen und Dienern im Saale auf sein Wohl zu trinken und geht dann zu Bett. Die zechen etwas lang und stehen schwer im Kopf auf und gehen zu Bett und es wird Tag und der große Wagen fährt fort, ehe noch der gnädige Herr geweckt ist. Der einzige Diener, der zurückgeblieben, wartet und wartet, der Herr kommt nicht. Excellenz! Excellenz! heißt es. Man findet die Thür offen, das Bett so gut wie unberührt, der Herr muß in der Nacht aufgestanden sein und ist nun nicht da. Man sucht ihn überall. Er ist nirgend. Ganz gewiß, er hat ein Unglück erlebt. Diese Zeit! Dies Leben! Wer hält Das auf dem Heidekrug aus!

Aber so fragt die Damen, mit denen ich kam, rief Dankmar erstaunt und über Melanie's Geheimniß grübelnd ....

Die sind in aller Frühe fort .... sagte die Magd.

Melanie, Madame Schlurck und die Andern?

Alle fort, schon um fünf Uhr. Das Fräulein sagte, Sie wollten mit Ihrem Einspänner allein blei-

ben und ſpäter fahren. Der ſteht unten und wartet. Das Hündchen winſelt nach Ihnen. Hören Sie's?

Bello kratzte an der Thür. Tankmar öffnete. Das Thierchen humpelte freudig an ſeinem interimiſtiſchen Herrn hinauf ....

Aber Ackermann und Selmar? ſagte Tankmar.

Wer? fragte die Magd.

Tankmar dachte:

Wahnſinn! Du frägſt hier nach Traumgeſtalten?

Und doch ſagte er:

Kam nicht geſtern Nacht noch ein ſtattlicher Herr mit einem Knaben hier an?

Freilich! freilich! ſagte die Magd. Es war ja faſt zwölf. Sie waren ſo durchnäßt, daß wir Angſt hatten, ſie würden uns krank werden .... Aber die ſind nun auch ſchon fort. Eine Stunde ſpäter als die Andern. Und eben vor einer halben Stunde fährt der große Wagen ab, die prächtige Karoſſe des Geheimraths ſteht unten, man denkt, er ſteigt jeden Augenblick ein und nun ſuchen wir ihn ...

Man hörte jetzt draußen auch den Heidekrüger lärmen und laut ſein Befremden äußern.

Excellenz! Excellenz! Herr Geheimerrath! rief man in alle Winkel hinein, und in alle Gruben hinunter,

ja in solchen suchte man den geheimen Rath, die man sonst nur für geheimen Unrath bestimmte —

Dankmar, in seinem Taschentuche sorgfältig das Bild verbergend, stieg die Treppe hinunter, sah sich die Verwirrung eine Weile mit an und erstaunte, daß der Heidekrüger, der Staatserretter, der Lafayette und Washington, hier schon den Kopf verlor.

Denken Sie sich, sprach er zu Dankmarn mit leichenblasser Miene, wie mir so etwas begegnen muß! Wie sonderbar kann man Dergleichen auslegen! Ein hoher Beamter des Hofes, Mitglied des Reubundes, eine Stütze der Reaction, Gatte einer einflußreichen Dame, die in unserer Politik eine große Rolle spielt, verschwindet spurlos in der Wohnung eines zwar nicht wühlerischen, aber freigesinnten Gesinnungsmenschen ... o mein Gott! habt Ihr denn überall geforscht, Alles aufgedeckt? Alle Gruben? Alle Gelegenheiten, wo Jemand in stiller Nacht mit einem Licht verunglücken kann? Was werden die Sänger's, die Vom Busche's und die Sengebusch's sagen!

Dankmar beschwichtigte seine Besorgnisse mit der festen, ungeheuchelten Ueberzeugung, daß sich diese Angelegenheit völlig natürlich lösen würde. Da er wußte, daß hier eine Schelmerei Melanien's im Spiele war, zeigte er selbst über sein natürliches Mitgefühl hinaus

ſich faſt ausgelaſſen und lachte, als er ſah, wie und wo man die vornehme, aufgeblaſene Excellenz Alles ſuchte...

Ueber Ackermann's Benehmen und mögliche Beziehung zu Melanie oder zum Geheimrath erfuhr er nichts. Hier war ihm ein völlig unlösbares Räthſel. Mit dem letzten Reſte der Hackert'ſchen Anleihe bezahlte er ſeine Zeche und wollte von dannen fahren unter lautem Jubelgebell ſeines Hundes. Da trat die Lieſe heran und Dietrich und Beide wollten Dankmarn die Zügel nicht geben ...

Auf wen wartet Ihr denn noch? ſagte Dankmar.

Auf Ihren Kutſcher, Herr! ... Hier iſt auch noch das Geld von neulich. Wir haben's an den Juſtizrath noch nicht anbringen können ... er mag es ihm ſelbſt geben.

Wer? Welches Geld?

Ei, das Geld aus der ſchönen Börſe! Von der Nacht her, wo Ihr Kutſcher das böſe Uebel hatte ....

Hackert? Wo iſt denn Hackert?

Er kam doch mit Ihnen?

Hackert? Mit mir? Ich kam allein. Hat man den Rothkopf hier geſehen ....

Lichterloh, ſagte Dietrich. Der ſchläft wol noch auf dem Heuboden? Da muß Eins die Spritze bereithalten ....

Ihr Leute irrt Euch! Ich kam allein. Kein Wort weiß ich von meinem Reisebegleiter von neulich .... Und Ihr saht ihn wirklich?

Dietrich pfiff, als wollte er Hackerten ein Zeichen geben. Die Liese drängte, Dankmar sollte das Geld anschnehmen.

Dieser weigerte sich aber und erklärte, mit dem unheimlichen Gaste in keiner Verbindung mehr zu stehen.

Daß Hackert auf dem Heidekruge in dieser Nacht gesehen worden, blieb ausgemacht. Die Aussagen der Leute stimmten zu sehr überein. Alle hatten geglaubt, er wäre mit der großen Gesellschaft zurückgekehrt. Man suchte nun auch ihn.

Da sich aber keine Spur mehr weder von ihm noch von dem Geheimrathe finden wollte, so fuhr Dankmar von dannen, nicht wenig betroffen und tief erstaunt über das sonderbare Zusammentreffen so vieler höchst räthselhaft sich durchkreuzenden Thatsachen.

Eine Gewaltthat, Das wußte er, war nicht an dem Geheimrath verübt worden, höchstens ein lustiges Abenteuer, von dem Melanie den Schlüssel und dessen eigentlichen Kern, das Bild, er selbst besaß. Im Uebrigen gönnte er dem Heidekrüger diesen kleinen Kummer als Strafe für die heuchlerische Art, mit der er anfangs versprochen hatte, Schlurck's Wahl

im ſchönauer Bezirke zu befördern und ſich nun ſelbſt vorſchob. Der Lieſe aber ſah er die Freude an, ihren „ſteifen und hochgeſtapelten" Herrn einmal mit ſeinem Geſinde wieder auf gleicher Linie ſtehen zu ſehen, wieder von Dem bewegt und erregt, was zu dieſes Hauſes eigentlicher Ordnung gehörte. Das Geld verſprach ſie Hackert zuzuſtellen, wenn er ſich noch fände ....

Dankmar fuhr raſch von dannen und konnte wol die Gleiſe der Wagen und Pferde ſehen, die den Langſchläfer im Stiche gelaſſen hatten. Er erreichte ſie aber ebenſo wenig wie den Wagen, mit dem Ackermann und Selmar, vielleicht auf Nebenwegen, abgefahren ſein ſollten.

Gegenſtände zum Nachdenken hatte er für die Reiſe den Tag über genug! Abenteuerliches begegnete ihm nichts mehr. Er hätte es zu Dem, was ihn Alles ſchon in Anſpruch nahm, kaum noch aufnehmen können.

Es wurde ſchon Nacht, als er ſich Tempelheide näherte. Er warf einen Blick auf den Landſitz des alten Präſidenten. Ein Rabe ſaß auf dem Schornſtein und ſchien für die ſternhelle und monddämmernde Nacht das Wunderhaus zu bewachen. Dankmar überließ es ſeinem lahmen Begleiter Bello, zu dem ſteif und ernſt dort oben thronenden Vogel verdutzt und wie auf dem Anſchlage hinüberzuſchauen. Er küm-

merte sich um nichts mehr, was rechts und links lag. Mit unwiderstehlicher Macht nur trieb es ihn zu der großen Stadt hin, die schon zu seinen Füßen lag und der Schauplatz neuer Erlebnisse werden sollte.

Wie der Wagen die kleine tempelheider Anhöhe hinunterrollte und er zur Allee einlenken wollte, die an den Eisenbahndurchschnitt führte, hörte er dasselbe melodische Gesäusel wieder aus dem Schlosse, das ihm noch von seiner Ausfahrt erinnerlich war. Er mußte stillhalten, so bewegte ihn der harmonische Lufthauch. Es war nächtliche Ruhe um ihn her. Im abgemähten Felde, auf der Wiese zirpten nur die Grillen schon ihre Herbstesvorahnungen. Die Kirche stand feierlich im Mondscheinlichte. Die Bäume säuselten und die Lüfte klangen von der Harfe zauberhaft belebt in wehmüthigen Accorden. Es war ein sanftes Moll, in dem die Windharfe gestimmt unter den Tannen hing .... Ach, es war ein Accord, der die ganze Stimmung seiner eigenen Seele aussprach. Zärtlich hoffend, aber tief wehmüthig ....

Ja, sagte er sich, noch geschehen Wunder! Noch helfen unsichtbare Geister an unsern Werken mit und das Schicksal ist keine leere Fabel.

Anna von Harder, die Lenkerin der musikalischen Akademieen, sah er nicht .... Die Fenster blieben ge-

der Eine gibt ſich den Schein ſchon zu ſitzen und ſteht doch noch und der Andere, wenn er der Hauswirth iſt, würde gegen allen feinen Anſtand verſtoßen, wenn er ſich durch dieſen Schein in der That überliſten ließe und früher den Seſſel erreichte, als der Beſucher. In unſerm Falle iſt dies Verſehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier ſtehen ſich alte, im Ceremoniell unverwundbare Perſonen gegenüber, denen auch dies ſchwierige Manöuvre, dieſer glänzende Ausdruck gegenſeitiger Hochachtung nur gelingen konnte. Jetzt ſitzen ſie, ſie halten ſich gerade, die Hände nicht herumwerfend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, ſondern feſt und unbeweglich auf den Knieen liegend und die Füße nicht übereinander geſchlagen, nicht auf dem Boden ſcharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl geſtreckt, ſondern beide in gleicher, abgemeſſener, unbeweglicher Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernſt, pagodenartig.

Das erſte Wort gebührte dem Wirth, denn an ihm war es, ſich über die Ehre dieſes Beſuches glücklich zu preiſen. „In der Stunde der Mitternacht," ſagte er, „ſtieg der große Gott San-Vao-Fo hernieder, und raunte mir in das entzückte Ohr: „Siehe, dir wird am heutigen Tage eine unermeßliche Freude widerfahren!" Und als ich Ihren Brief, der mit akademiſcher Zierlichkeit zuſammengelegt war, empfing, da ſchlug mir das Herz vor Freude, denn die Weiſſagung des Traumes war in Erfüllung gegangen."

Das war eine Lüge; aber die Etiquette verlangte, daß der Beſucher ſie durch eine ähnliche erwiederte. Es war ein Mandarin der fünften Klaſſe mit einem dunkelblauen Stern an der Mütze. Aus dem Schilde, den er auf dem Rücken

ſchloſſen ... er hätte doch gern die weibliche Geſtalt an ihnen wiederſehen mögen, die an jenem Abende ſeiner Ausfahrt der Windharfe lauſchte ... er hätte ihr doch gern die Gefühle übertragen, die dieſe Töne in ihm ſelber weckten ....

Sie kam nicht und ſo mußte er ſelbſt ſein Herz öffnen, ſelbſt dieſe Töne in ſeine Bruſt einlaſſen und die Geiſter nahen hören, die ihm ſagten:

Wandle nun hin unter dem ſchützenden Sterne, den dir die Gottheit unter dieſen Millionen Lichtern am Himmel dort aufgeſtellt hat und den du nicht kennſt! Verknüpfe dir das Leben zu immer räthſelhaftern Knoten, die du einſt ungeduldig mit dem Schwerte wirſt löſen wollen und deren Fäden vielleicht plötzlich klar und unverwirrt in deinen Händen liegen, wenn dein Schutzgeiſt ſich dir naht, vielleicht ſo auf einem Accorde der Freundſchaft ſchwebend, ſo auf einer kleinen nächtlichen Luftwolke des Zufalles, ſo auf dem Mondenſtrahl, der, wie da hinter den Tannen, ſo aus dem Auge der Liebe bricht! Gehe hin! Noch muß ſich dir viel erfüllen, viel begeben! Aber vertraue! Siegbert und Dankmar Wildungen! Euer Genius ſpricht aus dieſem Lufthauche der Aeolsharfe im Tannenpark von Tempelheide!

Das müde Pferd zog an; weiter ging es bergab

in unfreiwilliger Eile .... Von allen Thürmen der Stadt ſchlug es Zehn, als Dankmar mit ſeinem müden Gaule nach einer ereignißreichen Reiſe von vier Tagen in den Thorweg des Wirthshauſes Zum Pelikan wieder einlenkte. Das Bild an ſich preſſend, des doch wohl auch ihm ſichern Schreines gedenkend, mußte er ſich ſagen, daß er mehr zurückbrachte als er verloren hatte, mehr gefunden als er ſuchte. Und dennoch war es ihm, als riefe ihm eine Stimme zu: Nun erſt beginnt dir der Ernſt des Lebens und die Schranken deines Wettlaufes mit dem Schickſal öffnen ſich!

# Vierzehntes Capitel.

## Neue Menschen.

Die vielthorige, in breiter Fläche gelegene, laut rauschende Residenz hatte seit einigen Jahren ein neues Viertel gewonnen, das man seiner vielen schönen, von den vornehmsten Herrschaften bewohnten Häuser wegen das diplomatische nannte. Es lag außerhalb der längst durchbrochenen Ringmauer in einer Gegend, wo es früher nur Felder gab. Eine rund sich schlängelnde Nebenstraße lenkte von der staubigen schnurgeraden Hauptallee ab und bot rechts und links zwischen hohen Bäumen, Gärten und jungen Anlagen ein Gemisch von Villen dar, die ohne nach einem bestimmten Plane angelegt zu sein, doch darin eine harmonische Wirkung übten, daß sie im Stile und der gefälligen Ueberschmückung der nur aufs Comfortable gerichteten Theile sich fast wechselseitig überboten. Vor den Villen lagen Gärten mit kleinen Springbrunnen

oder einfache englische Boulinggreens. Selbst in der gefälligen Form und Verzierung der eisernen Gitter suchten sich die Besitzer oder die reichern Abmiether anderer auf Speculation gebauter Häuser zu übertreffen.

Ziemlich in der Mitte dieser vom Gewühle der Stadt entrückten Niederlassung lag ein ganz besonders hervorstechendes, geschmackvoll angelegtes Landhaus. Es war von stattlicher Breite und mit den obern Mansarden gerechnet fast dreistöckig. Das obere Dach war in italienischer Weise platt und rings mit einem eisernen Gitter geschmückt. Zwei Balcone hingen an den Fenstern der Hauptetage, zeltartig überwölbt mit roth- und graugestreiftem Damastzeuge und unter diesen vor der Sonne schützenden Dächern mit den farbigsten Blumen geschmückt. Die Einfahrt geschah durch eine gußeiserne Pforte von geschmackvoller Zeichnung. Auf einem gekieselten Wege gelangte man dann zu einem epheu- und weinumrankten Ueberbau an der rechten Seite des Landhauses, wo die Wagen anfuhren und Strohdecken bis zu den Stufen des Einganges hinaufgelegt waren. Ein Gebüsch von Rosenhecken an dem Gitter entlang versteckte den Einblick in den einfachen Vorgarten. Zierlich rankten sich die Rosen durch das eiserne Gitter hindurch, ein Anblick, bei dem

mancher sinnige Wanderer stillstehen und freudig oder wehmüthig Italiens gedenken mußte .... Die weißen Fenster waren mit langen, gleichfalls roth- und grau-gestreiften Staubgardinen von außen verdeckt .... Nach hinten lagen auf der einen Seite Ställe, Remisen und ein Wirthschaftsgebäude; nach der andern erstreckte sich ein Anbau bis in den Garten, der umfangreich die sorgsamste Pflege verrieth und in seinen äußersten Grenzen noch von den Treibhäusern und der Wohnung des Gärtners eingefaßt war.

Der nur einstöckige hintere Anbau des Hauses endete nach dem Garten zu in einem Salon und einer Veranda. Beide hingen fast zusammen und waren nur durch hohe Glasthüren getrennt. In diesem Salon sahe man Divans, Canseusen und die ganze übliche Ausstattung einer reichen und, wenigstens nach der Mode gerechnet, geschmackvollen Ausstattung. Die Fenster waren von buntem Glase und warfen blaue und rosige Lichter von magischer Wirkung auf das glatte Getäfel dieses gefälligen Gesellschaftsraumes. An den Wänden, die mit eingebrannter Wachsmalerei geziert waren, rankten sich Epheustöcke aus weißlackirten Untersätzen empor und versteckten ihre äußersten Spitzen hinter den schweren gelbseidnen Gardinen, die, oben von den Fensterrundungen herab sich senkend,

hinter schweren Rosetten zurückgesteckt waren. Die grünen Zweiglein suchten nach der Sonne, deren Licht ja die Nahrung ihres Lebens ist. Vom Plafond, der gleichfalls mit enkaustischer Malerei glänzend überzogen und mit Goldleisten eingefaßt war, hing ein sehr geschmackvoller Kronenleuchter von Bronce und Krystall herab. An den Wänden sah man zwischen den sechs Fenstern ... drei lagen auf jeder Seite ... Beleuchtungs-Glocken, die Abends ihren Schimmer durch ein mattes rothes Glas warfen.

Durch diese Räume nun schritt, von der Garten- oder Hofseite herkommend, in Begleitung einer ältern Dame stattlichen Aussehens, die Besitzerin dieser comfortablen Wohnung. Es war eine hohe magere Gestalt, in eleganter Morgenkleidung. Die Dame war nicht mehr jung und schien auch auf den Schein Dessen, was sie nicht mehr besaß, keinen allzu lebhaften Anspruch zu machen. Sie trug ein weißseidnes Bandeau um das strenge, früher vielleicht wenn nicht schöne, doch interessant gewesene Haupt mit den dunkelumschatteten, scharfstechenden Augen. Der große weiße Kaschmir-Schlafrock war mit grellstem seidenen Roth gefüttert und gab, wenn er aufschlug, der stolz daher schreitenden Frau fast ein Ansehen, als wäre sie für den Purpur geboren. Sie hatte ein fein battistenes

Spitzentuch in der Hand, mit dem sie zuweilen über die hohe Stirn fuhr, um die Spuren der Hitze oder irgend einer gewaltigen Anstrengung, die sie überstanden zu haben schien, zu tilgen. Das weißseidene Bandeau, das mit einem Zipfel über den noch an den schwärzesten Haaren recht reichen Hinterkopf fiel, gab ihrem Blick etwas ungemein Scharfes und Stechendes, fast wie vom Ausdruck eines Raubvogels. Nach vorn war über dem sonst gewiß ebenholzschwarz gewesenen Haare schon ein leichter Anflug von künftigem Silber sichtbar. In einem gewellten Scheitel lag dies grauschimmernde Haar über der Stirn und den Schläfen. Das Bandeau schien die Unentschlossenheit anzudeuten, ob sich die Dame bereit erklären sollte, vielleicht ganz im grauen Haare, das mancher geistreichen und noch leidenschaftlichen Matrone außerordentlich schön stehen kann, ihren Stolz zu suchen oder es vorläufig doch noch so viel wie möglich zu verbergen.

Hinter der Dame und ihrer ältern Begleiterin, die etwas gebückter, etwas hinfälliger, aber doch unter der feinen breitkantigen Spitzenhaube die List und Schlauheit ihrer Augen nicht verbergen konnte, folgte ein Bedienter, der ein silbernes Wasserbecken und ein feines damastenes Handtuch trug. Seine Gebieterin tauchte die schön gepflegten langfingerigen Hände mehrmals

in das Waſſer, ihre Begleiterin nahm von einer in einer Ecke des Saales ſtehenden Etagère ein Kryſtallflacon und ſpritzte etwas von deſſen wohlriechendem Inhalt noch in die ſilberne Schüſſel. Dann nahm die Gebieterin das Handtuch, trocknete ſich ſorgfältig und ſchickte den Bedienten mit dem Befehle fort, daß Ernſt, ſowie er vom Schloſſe wieder da wäre, unverzüglich zu ihr kommen ſollte. Als der Bediente gehen wollte, rief ſie ihm noch die Frage nach:

Und Franz mit dem Landau noch immer nicht da?

Vor einer Viertelſtunde iſt er gekommen, Excellenz! war die Antwort.

Ich will ihn ſogleich ſprechen!

Excellenz haben beſtellt, daß er auf's Schloßamt komme, ſowie er ſteht und geht; bemerkte zögernd der Diener.

Und ich ſage, er ſoll erſt zu mir kommen und nicht wie er ſteht und geht. Er ſoll ſich reinigen und wie es ſich gehört anziehen. Wenn ich ihn geſprochen habe, geht er zum Geheimrath.

Der Bediente murmelte ängſtlich ein „Zu befehlen"! und ging mit dem Waſſerbecken und dem Handtuche über die Veranda in den Hof zurück, von wo alle Drei und zwar aus der großen Wagenremiſe hergekommen waren.

Pauline von Harder — denn in ihrem Hause befinden wir uns — warf sich erschöpft und mißgestimmt auf eines der rings im Ueberfluß vorhandenen Polster und sprach zu Charlotte Ludmer, ihrer vieljährigen Wirthschaftsführerin und innig befreundeten Vertrauten, die eben ein großes langes Papier auf den Tisch gelegt hatte, mit matter Stimme die Worte:

So haben wir denn wirklich Nichts gefunden und alle Mühe, alle Umsicht und Sorgfalt sind vergebens gewesen!

Ich komme immermehr zu der Ueberzeugung, sagte Charlotte Ludmer, die Vertraute, indem sie eine kleine Dose von gedrechseltem Horn aus ihrem Rockschlitz griff und wie ein Mann in aller Form eine Prise nahm, ich komme immermehr zu der Ueberzeugung, daß die Sage von den für die Veröffentlichung bestimmten Denkwürdigkeiten der Fürstin Amanda von Hohenberg ein leeres Gerücht ist.

Unsern Untersuchungen nach zu schließen, sagte die Geheimräthin Pauline von Harder, möchte man glauben, daß du Recht hast, Charlotte. Haben wir wol eine Spalte, eine Ritze unerforscht gelassen! An jeden Boden klopften wir, ob er hohl ist, in jedes Polster bohrte ich mit diesem spitzen Dolche, den mir Rodewald einst in Italien schenkte, und von dem ich nie geahnt

hätte, daß ich mit ihm noch nach den Spuren seines Verrathes suchen würde — o Charlotte, wie schmerzliche Erinnerungen weckt mir dies Andenken alter Zeit!

Gieb ihn her, Kind, sagte die Aeltere und griff nach einem verrosteten Stilet, das die Geheimräthin aus dem Brustschlitz des eleganten Kaschemirschlafrockes gezogen hatte. Es war ein florentinischer Dolch mit damascirter Arbeit auf den drei Kanten, von zierlich gearbeitetem Griff, eine Schlange vorstellend, die sich so eigenthümlich ringelt, daß die Hand bequem in einer ihrer Windungen ruhen konnte. Der Dolch selbst aber war eine lang aus dem geöffneten Munde herausgestreckte Giftzunge, dreikantig, dünn und vom härtesten Stahl gearbeitet.

Gieb ihn her, Kind, wiederholte die Ludmer, als ihn Pauline zu ernst betrachtete . . .

Ha! Es war in Verona, sagte Pauline träumerisch. Wir hatten Romeo's und Julien's Grab gesehen und scherzten darüber, daß der Unverstand der Zeiten einen Futtertrog für Pferde daraus gemacht hatte oder aus dem alten Futtertroge, wie Rodewald in seiner scharfen und ungläubigen Weise sagte, später das Grab der Julia! Es ist dreißig Jahre her und noch seh' ich uns wie heute, als ich

trug, ſah man, daß er eine Militärperſon vorſtellte; denn dieſe Decoration war bei ihm in Geſtalt eines Tigers. „Sie erzählen nur die Hälfte des Wunders," antwortete er; „San-Pao-Fo iſt auch mir im Traume erſchienen und rief mir zu: „Reinige die Kanäle deines Ohres und ſtelle die Jonke deines Faſſungsvermögens in Bereitſchaft, denn du wirſt ſie mit den reichſten Ballen der Lebensphiloſophie in dem durchbrochenen Korbgeflechte kunſtvoller, ſententiöſer Rede anfüllen können, weil du die Schwelle meines Lieblings durch deinen Fuß entheiligen willſt!" Und ſiehe da, ich ſitze auf dem Rohrſtuhle der Erwartung."

Dem Wirth ſtand es frei, dieſe Aeußerung für ein Compliment oder für mehr als dies zu halten. Wir müſſen geſtehen, daß ihn zuweilen die Eitelkeit anflog und er den Civilmandarinen der ſechsten Klaſſe doch immer noch höher ſtellte, als den Militärmandarinen der fünften, der einen Knopf von Bergkryſtall tragen durfte. Aber er war zu vorſichtig, ſolche Anſichten auszuſprechen. Er ſagte alſo: „Khung-Fu-Dſü, unſer großer Meiſter, lehrte: Halte nichts auf deine Weisheit, denn ſie iſt oft nur der Widerſchein deiner Umgebungen! Und wer ſind Sie, mein Freund? Ein Stern am himmliſchen Reiche, deſſen Glanz meine Finſterniß erleuchtet. Die Nachricht, welche der geſtrige Abend in mein Haus brachte, verlangt vor Allem, daß ich von Ihnen über mein künftiges Betragen belehrt werde."

„Mit nichten, mein Freund," antwortete der Gaſt; „zwei Pfeile treffen ſicherer, zwei Augen ſehen weiter und auf zwanzig Zehen ſteht man feſter. Der Tod des Regenten gibt mir Gelegenheit, die Rathſchläge Ihrer Weisheit zu hören; daß ich ſie befolge, verlangt meine Freundſchaft und

an ſeinem Arme, krank damals und elend, hing und wir vom Tode ſprachen, der mir damals ſo möglich bevorſtand ... Rodewald ſtieg langſam mit mir auf einen Hügel vor der Stadt und zeigt mir die große im Sonnenglanze hingegoſſene Ebene. Ergriffen von dem Lichte und dem Sonnenſchein, dem Grün und dem duftigen Nebel, dem Violet der fernen Berge und dem blauen Aufblitz einer Ecke vom Lago di Garda, ſagte er: Wenn du ſtirbſt, Pauline, ſo wirſt du mir nicht ein Reſtchen Gift zurücklaſſen, wie Romeo Julien. Da muß es ein anderes Mittel ſein! .... und damit zog er den Dolch, daß ich laut aufſchrie und bebend zurückfuhr. Es war aber nur ein Scherz von ihm, er glaubte an meine Krankheit nicht, er glaubte nicht an meinen Tod und an den ſeinen noch weniger. Es ſtand ihm aber ſo ſchön, ſo halb zu ſpielen und halb zu philoſophiren! Ich entriß ihm den Dolch, er lachte und ſagte: er hätt' ihn ſich bei einem Alterthümler gekauft, während ich in der Santa Maria die Gräber betrachtete. Mir Albernen war es Bedürfniß, ſeine Worte für Ernſt zu nehmen, ich ergriff das tödtliche Inſtrument, verbarg es, gab es ihm nicht zurück ... Zwei Jahre darauf, in Landeck, hätt' ich es ihm in die Bruſt ſtoßen mögen und als ich genas, in Ems ... da mir ſelbſt!

Pauline! Pauline! rief die Ludmer und verbarg den Stahl; wie kommst du auf diese alten Dinge zurück! Konnten wir auch nichts Anderes finden, um staubige Polster zu durchstechen!

Wie ich so in den alten Geräthschaften Amandens wühlte, fuhr die Geheimräthin fort und stützte den Kopf auf, der ihr brannte; wehte mich's ganz gespenstig an und es war mir, als lebten sie Alle noch, sie, die Elende, — ich selbst noch wie einst — und Zeck stand plötzlich vor mir — ach, was nicht Alles! Man soll den alten Plunder, mit dem sie noch im Tode auf dem Schlosse coquettiren wird, hinbringen, wohin man will! Es mag in ihm Lüge und Verläumdung wie Gift gegen Ungeziefer verborgen und versteckt liegen — ich will nichts mehr wissen — nichts, nichts! — ich habe dies Leben satt! Leben mit Furcht ist mehr als der Tod.

Damit erhob sich die wild erregte und leidenschaftliche Frau und schritt, heftig und von unstillbarer Unruhe gequält, im Saale auf und ab.

Die Ludmer nahm aber in aller Ruhe eine Prise und lachte, daß das zahnlose Kinn wackelte.

Hi! Hi! Hi! schallte es durch den Gartensalon.

Was ist? wandte sich Frau von Harder.

Alles Das der Zorn, Täubchen, sagte die Alte,

daß unſere Mühe und Plage vergebens war? Nachlaß! Nachlaß! Schulden hat ſie nachgelaſſen. Das iſt ihr Nachlaß! Die Geſchichte von ihren Papieren war ein Schreckſchuß. Wer hätte ſie fortnehmen ſollen? Ihre Pfaffen? Zeiſel ließ ja ſogleich Alles verſiegeln und mit Beſchlag belegen. Der Fürſt wollt' es ſo und ſie hatt' es ſelber angeordnet. Zwei Jahre ſtand's unberührt. Die Papiere ſind verbrannt, wo kann etwas hingekommen ſein? Und unten in der Remiſe ... da haben wir ſeit heute früh fünf bis jetzt um elf Alles unterſucht, wir ſind matt und müde davon, wir haben uns, gut gerechnet, ſieben mal waſchen müſſen von all' dem Staub und Moder, und hinter keinem Bild, in keiner Schublade iſt Etwas zu finden. Von dieſer Seite aus ſind wir vor böſem Leumund ſicher und du haſt alle Ausſicht, unter die Heiligen zu kommen, was du doch wol willſt! Vergib, daß ich ſpotte.

Noch vor ſechs Jahren, ſagte die Geheimräthin ruhiger, hätte über mich erzählt werden können, was da wollte! Es war eine Zeit, wo man noch die Leidenſchaften als die Quelle edler Gefühle erkannte. Aber jetzt, wo ſich Alles verändert hat, wo das junge Herrſcherpaar einen neuen Ton in die Geſellſchaft einführte, jetzt wo ſich Alles dadurch auszuzeichnen

ſucht, ſo gewöhnlich und unſcheinbar wie möglich zu ſein und nur den nächſten Pflichten zu leben, jetzt könnt' ich in der wilden Zügelloſigkeit der Urtheile und der völligen Schutzloſigkeit des Einzelnen gegen das Gewühl der Zeit, die Alles, das Beſte, raſch verbraucht und als Dünger für Neues von ſich wirft, eine ſolche Oeffentlichkeit der Rache nicht ertragen. Und glaubſt du nicht, Charlotte, daß ſie Alles weiß, von Allem unterrichtet iſt? . . .

Die Alte ſchwieg und zuckte bedeutſam die Achſeln.

Du hätteſt ſie in deiner Amarantha ſchonen ſollen, ſagte die Ludmer. Jedermann rieth auf Amanda, und der Spott war unverkennbar. Nach Allem, was zwiſchen Euch einſt verging, nach Allem, deſſen du dir, als kitzlich und zu heiß zum Anfaſſen, bewußt warſt, hätteſt du lieber ſchweigen ſollen, und du weißt, was ich überhaupt davon dachte, als du die Feder ergriffeſt . . .

Die Geheimräthin ſeufzte.

Das iſt vorbei, ſagte ſie dann. Ja! Ich hätte dir folgen ſollen. Ich ſchrieb, weil Alles ſchrieb, und da ich nichts erfinden konnte, erzählt' ich, was ich oder Andere erlebt hatten. Ich ſtreifte mit genauer Noth an Partien vorbei, wo ich mich und Andere zu ſchonen alle Urſache hatte, und doch reizte

mich der Kitzel des Spottes und der Trieb der Vergeltung. Ich fühlte, daß ich plötzlich in der Feder eine Waffe hatte, die mir damals allmächtig schien. Ja! Amarantha ist Amanda und sie ist es nicht. Ich ließ eine Magdalena fromm werden, aber Amanda konnte sich doch wol in allen Sünden Amaranthens nicht wiederfinden. Dennoch nahm man sie für Amarantha und ich erschrak genug, als ich eines Morgens einen Brief mit dem Postzeichen Plessen empfange und die einfachen, von einer mir wohl erinnerlichen Hand geschriebenen Worte lese: „Die Fürstin Amanda von Hohenberg schreibt keine Romane, aber sie schreibt Bekenntnisse, die Gott richten wird". Damals lacht' ich darüber. Es schien mir die Drohung der Ohnmacht. Ich schwelgte in den Huldigungen, die die Gesellschaft meiner jungen Feder zollte. Aber die Gesellschaft ist nicht mehr die „Gesellschaft", die Fürstin ist gestorben, alle Welt erzählt von Denkwürdigkeiten, an denen sie in ihren letzten Lebensaugenblicken schrieb und Eines, Eines, Charlotte — die Zecks lebten auf ihren Gütern — hab' ich nicht Ursache zu zittern?

Die alte Freundin blieb in ihrer unerschütterlichen Ruhe und erschöpfte sich in einer Menge von Trost- und Gleichgültigkeitsgründen, die alle auf eine sehr leichte und fast kecke Ansicht vom Leben hinausliefen.

Pauline hatte dieſe Anſicht früher auch getheilt. Daß ſie aber jetzt nicht mehr von ihr getröſtet wurde, hing nicht etwa mit einer geſteigerten Innerlichkeit ihres Weſens, mit dem Gefühl der Reue und Beſſerung zuſammen, ſondern mit einer eigenthümlichen Wendung der öffentlichen Verhältniſſe, die ihrem Ehrgeize Schranken ſetzte, an denen ſie bis zur Verzweiflung bohrte und rüttelte, ohne ſie erſchüttern oder hinwegräumen zu können. Dieſe Beziehungen müſſen wir genauer anführen, da ſie zugleich für einen gewiſſen Umſchwung des Zeitgeiſtes auch im Allgemeinen bezeichnend genug geworden ſind und die Grundlage unſrer fortgeſetzten Erzählung bilden werden.

# Funfzehntes Capitel.

## Die „Gesellschaft“ und die „kleinen Cirkel“.

Auf dem Throne des Staates, in dessen Residenz wir uns befinden, sitzt ein erst kürzlich an die Regierung gekommenes junges Herrscherpaar. Der frühere Monarch, ausgezeichnet durch hohe Tugenden der Mäßigung und Gerechtigkeit, hatte gewissermaßen die Zügel der Geistesrichtungen seines Landes sich selbst überlassen und dadurch möglich gemacht, daß sich in der Familie und Gesellschaft ein von ihm selbst völlig verschiedenes Wesen entwickelte, eine gewisse ihn selbst völlig ignorirende Genialität oder Starkgeistigkeit, wie man diese leichte Auffassung der Sitten und Ueberlieferungen im Gegensatz zu einer auf der andern Seite überwuchernden Bigotterie nennen konnte.

In dieser Zeit hatte Pauline von Harder geglänzt. Es war die Zeit gewesen, wo sie zwar den Ansprüchen ihrer damals noch sehr anziehenden Gestalt, den

Ansprüchen der schönen Reste einer jugendlichen Epoche noch keineswegs entsagt hatte, aber doch schon nach mancherlei Unterstützungen des Einflusses greifen mußte, den sie auf die Gesellschaft ausüben wollte. Sie war lange zweifelhaft, ob sie, um bedeutend zu bleiben und zu erscheinen, mit den Empfindsamen gehen sollte. Sie sahe, daß diese Partei großen Einfluß hatte und auf den nicht mehr verheiratheten greisen Landesfürsten Alles vermochte. Doch war die Maschine des Staats damals so einfach, der Gang der Geschäfte so trocken, die Politik so wenig anregend, daß es für guten Ton galt, sich nicht um das Oeffentliche zu bekümmern und lieber für Italien, die Kunst, die Literatur, die Dichter, die Virtuosen und die starken Gefühle zu schwärmen, als für die Welt und ihre nächsten Aufgaben. Pauline schlug sich zur fröhlichen Partei, zu Denen, die sogar am Schmerz eine eigene Freude hatten, durch unverstandene Stimmungen sich verständlich machten und in der Zerrissenheit ihre wahre Einheit fanden. Sie hatte früher gemalt. Da aber die Malerei nicht aufregt und im Gegentheil große Ruhe bedingt, so ergriff sie die Feder und warf in zwei Romanen, Amarantha und Rakasdi, eine Menge jener vulkanischen Stoffe aus sich heraus, die sie, wie so viele andere weibliche Naturen damaliger Zeit, so

auch in sich vorgefunden haben wollte. Amarantha galt für ein Bild aus der Wirklichkeit und wurde reißend gelesen. In der That hatte Pauline hier Alles zusammengerafft, was sie nur, ohne zu auffallend indiscret zu erscheinen, von gestörten Eheverhältnissen, unverstandenen Seelenleiden, zerrissenen Freundschaften in der hohern Gesellschaft beobachtet hatte. Sie hatte einige Gräfinnen, Baroneſſen, Fürstinnen in Conflicte ihrer nächsten Herzensintereſſen gebracht und dabei die jungen Offiziere und Legationssecretaire die Rollen spielen lassen, die in alten Zeiten die St.-Preux, die Werthers oder Roquairols spielten. Amarantha war die Heldin dieser Abenteuer, eine eitle aus einer Hand in die andere fliegende und für jede neue Liaison und jede alte „Rupture" immer die triftigsten Gründe anführende Coquette, die zuletzt, da sie Niemanden mehr gewinnen kann, fromm wird, ins Kloster geht und dort einige komische Wunder thut. Das Ganze war mit Bosheit geschrieben und deshalb gewiß nicht ohne Unterhaltung, denn leider gehört die Malice jetzt auch zu den Musen; Apollo würde sie in unserm Jahrhundert als die zehnte seines Bundes nicht zurückweisen dürfen. Die Malice erfindet, schafft, sie „macht". Eine Zeitlang wenigstens dauern ihre Werke. Eine Zeitlang fesseln, unterhalten sie, dann zerstiebt ihre

Composition und dieſe zehnte Muſe, die eben noch wie ein leichtes duftgewobenes Traumbild lächelnd vorüberſchwebte, verwandelt ſich in ein garſtiges altes Hexenweib, mit Krallen an den Fingern und einem giftſchäumenden Mund voll unheimlicher Zähne ...

Nach der Dame „Tauſendſchön", d. h. Amarantha, ſollte der Roman „Nadasdi" eine eigene Erfindung der Geheimräthin vorſtellen. Doch machte ſie mit dieſem jungen Magyaren Nadasdi ein klägliches Fiasko. Kein Menſch mochte ihn leſen, ſo langweilig war die Geſchichte eines ſchwärmeriſchen und ſentimentalen ungariſchen Huſarenoffiziers, der in ihrem Roman ſechsmal über Briefe, die er erhält, in Ohnmacht fiel. Man brachte in dieſem ſelben Strudel, genannt die „Geſellſchaft", das Wort auf, wenn man ſich langweilte, zu ſagen: Ich nadasdiſire mich. Man ließ z. B. in einem öffentlichen Blatte das Zeugniß eines Briefträgers abdrucken, der erklärte, Nadasdi wäre beim Empfange ſeiner Briefe niemals ohnmächtig geworden, ſondern hätte regelmäßig ſein Porto bezahlt, ohne die Adreſſe zu leſen, ſich auf ſein Kanapee niedergeſtreckt, türkiſchen Tabak gekaut und ſeine Lieblingsbeſchäftigung ergriffen, zu ſchlafen, was ſchon damals ſeine Kameraden nadasdiſiren genannt hätten .... O, an erfinderiſcher Bosheit fehlt es in der

wenn geringes Maß von Klugheit, wenn ich anderes auf meinen Wegen nicht straucheln will."

„China ist die Blume des Weltalls," sagte der Wirth mit demüthigen Blicken; „von ihrem Dufte erfrischen sich die Königreiche der Erde, sie erquickt sie alle und auch diesem Reiche, das heut seinen neuen Beherrscher empfangen wird, steht ihr Wohlgeruch zu."

„Ich fühle in meiner Hand nicht die Kraft," entgegnete der Gast, „Tibet unserm Schutz zu entziehen. Ich handle nur im Auftrage dessen, den uns der Himmel sandte, und habe schon einen Courier nach Peking beordert, um für diesen neuen Fall meine Instructionen zu holen."

Der Civilmandarin hatte längst dasselbe gethan, er bemerkte, daß der Gast damit sagen wollte, wie es keinem von beiden zustände, eigenmächtig zu verfahren, und fuhr fort: „Aber wir können nicht warten, bis uns die Depeschen und die Hofzeitung zukommen; heut ist der Regierungsantritt des neuen Lama und wir müssen Sorge tragen, bei den Feierlichkeiten in allem Glanz unserer Macht zu erscheinen."

Das waren nun die großen Rathschläge, die der Besucher von dem Wirth verlangt hatte, Dinge, die sich von selbst verstanden und über welche sie beide nur der Formalität wegen zu conferiren schienen.

Es trat eine Pause ein, in welcher Thee servirt wurde. Jedem der Herren stellten die Bedienten einen lackirten Teller mit kleinen Biscuits vor. Der Besuchende warf die Frage hin: „Wer ist der neue Lama: wie ist er?"

Der Civilmandarin zuckte die Achseln, er wollte nichts von ihm wissen: „Ich kenne ihn nicht," sagte er ausweichend; „auch unser Kaiser ehrt die Gottheit in ihm und wir müssen

Geſellſchaft für Den gar nicht, der ſich in ihr zu weit hervorwagt, mehr Geiſt als ein Anderer haben will und dann einmal einen Unfall erlebt! Ein Kleiderhändler mußte ſogar in den Zeitungen Radasdi-Schlafröcke ankündigen, wo nicht nur auf das Langweilige dieſes Buches im Allgemeinen, ſondern auch auf die Beſchreibung eines Phantaſie-Schlafrocks ihres Helden angeſpielt war, dem die unglückliche Dichterin mehr als drei volle Druckſeiten ihres Werks gewidmet hatte.

Pauline gab nach dieſer Demüthigung die literariſche Laufbahn auf und befleißigte ſich einer neuen „Läuterung". Sie nannte nämlich die Metamorphoſen ihrer Beſchäftigung „Läuterungen". Sie wollte alle Schlacken unreiner Empfindungen, wie ſie in der Vorrede zu Amarantha und Radasdi geſagt hatte, von ſich werfen und ſich in einen reinern Aether tauchen. Iſt Dinte ein reinerer Aether? hatte zu ihr einmal der Baron Otto von Dyſtra, der berühmte Reiſende, geſagt. Zwar erwiderte ſie dieſem Sonderling, dem eben eine ſchwarze Sklavin geſtorben war, die er ſich aus Afrika mitgebracht hatte, ſie hätte gehofft, allmälig ſo oft in dieſem Aether zu baden, bis ſie ſeinem Geſchmacke entſprechen würde ... allein ihre „Läuterungen" wurden ebenſo verſpottet, wie Radasdi, deſſen Schlafrock und ſeine Ohnmachten.

Unentschlossen, wohin sie sich in ihrer Rathlosigkeit wenden sollte, überraschte sie und alle Welt der Thronwechsel .... Ein junger Herrscher ergriff das Scepter anfangs mit schüchternen Händen, als er aber eine junge liebenswürdige Gattin gefunden hatte und mit ihr einen sehr gewählten Beirath vom Hofe seiner Schwiegeraltern, als Mitgift, wie man spottete, erhielt, trat er sicherer und selbständiger auf. Anfangs war nichts so sehr aus der Mode als das junge Königspaar. Man beachtete es kaum. Man bespottelte seine Neigungen und erklärte beide Theile für beschränkt. In kurzem aber wendete sich das Blatt. Das Herrscherpaar wurde Mode. Seine Gesinnung fing an den Ton anzugeben. Alles richtete sich nach der neuen Sonne, der es wirklich, so hoch sie stand, zwei Jahre mühseligen Ringens gekostet hatte, durch die Wolken der „Gesellschaft" hindurchzudringen.

Plötzlich kam nun das Einfache, „Seelenvolle", Bescheidene, Beschränkte, Häusliche in die Mode. Das „Geniale" wurde verabschiedet. Man las gerade nicht fromme oder frömmelnde Schriften, aber man las unschuldige, reine, seelenläuternde, naive. Die frivolen Sittengemälde der großen Welt wurden ignorirt. Man „portirte" sich für das Einfache, Naive, Ländliche. Pauline, noch niedergedrückt von ihrem Radaudi, sah

aus einer gewissen Einsamkeit, in der sie sich nach ihrem Falle hielt, dieser Wendung der Dinge mit Ruhe zu. Sie wollte anfangs dieser neuen Mode nicht folgen. Sie hatte manche „Läuterung" durchgemacht; aber bis zur Beschränktheit, sagte sie öffentlich, beschränk' ich mich nicht. Sie wollte jetzt Reisen machen und als Touristin wirken, worin schon andere schriftstellernde Damen soviel Muthiges und Leserliches geleistet hatten. Da brachen jedoch die großen politischen Umwälzungen aus. Das Reisen wurde unmöglich. Sie blieb daheim und gerieth in die große Strömung des Tages. Einen Augenblick schwankte sie, ob sie abwarten sollte, woher der Wind käme und wohin er fahren würde. Sie fand die Heldengröße der Charlotte Corday ihr nicht ebenbürtig, aber die Roland, die hatte der „Gesellschaft" angehört, die Roland war groß in der Gironde gewesen, und sie versuchte es etwas mit der Demokratie. Sie kam aber glücklicherweise zu spät. Die Demokratie hatte schon ausgespielt und kurz vor Thoresschluß konnte sie Niemanden mehr compromittiren. Die sogenannte Reaction gab Paulinen nun Gelegenheit, viel verschlagener zu wirken und mit geringerm Einsatze persönlicher Gefahr. Wie früher nichts unmodischer war, als sich um das junge Fürstenpaar und seine kleinen Thee-

zirkel zu kümmern, so wurde jetzt gerade der Cultus der Anbetung des Monarchen zu einer Leidenschaft ganzer Stände. Pauline, am Bestande der Monarchie in der That doch auch durch ihren zweiten Gemahl interessirt, durch ihren Gemahl, der ihr jetzt plötzlich werthvoll und rücksichtswürdig erschien, Pauline warf sich nun endlich fast über Hals und Kopf in das neue Element und leistete in dem Systeme der unbedingten loyalen Hingebung und der conservativen Huldigung weit, weit mehr, als sich von der Gattin eines Hofbeamten von selbst verstand. Sie war eine Hauptanstifterin contrerevolutionairer Schläge, sie half den Neubund begründen, sie wühlte bei den Wahlen mit beispiellosen Umtrieben, sie organisirte im Großen die Brotlosigkeit aller der Kaufleute und Handwerker, die nicht unbedingt so wählten und stimmten, wie die Vornehmen und Beamten es verlangten ....

Alles Das konnte jedoch nicht genügen, einen so unerschöpflichen Ehrgeiz ganz zu befriedigen. Pauline erkannte plötzlich, daß sie da doch im Grunde nur Das that, was jetzt Jeder that, den sein in dieser Weise aufgefaßtes Pflichtgefühl trieb und spornte. Himmel! sagte sie sich eines Tages, was ich da Alles jetzt treibe, was ist denn das anders bei Hofe als meine Schuldigkeit! Wozu nützt mir denn Das? Hebt mich,

fördert mich Das? Welche Belohnung hab' ich denn davon? Pauline dachte in zu großartigem Stile, als daß ihr dabei eine gemeine Anerkennung äußerer Form und äußern Erfolgs hätte einfallen können. Sie hatte vielmehr nur ihre „Stellung", ihre gesellschaftliche Bedeutung im Auge. Stand sie jetzt den Ereignissen nahe? Lenkte, leitete sie die hohe Politik?

Als sie in dem Gartensalon so verzweifelt auf- und abging und die leichten Trostgründe und Zureden der alten muthigern Charlotte Ludmer nicht hören wollte, wurde gerade die junge Flottwitz gemeldet, in dringenden Reubundsangelegenheiten; man wollte weibliche Arbeiten für verwundete Krieger verkaufen, die Ordnerinnen des weiblichen Reubundes sollten selbst vor den Verkaufsbuden zierlich gekleidet stehen und Käufer in einen Saal locken, über dessen Wahl die Flottwitz eben Raths erholen wollte ....

Nein, nein! sagte Pauline. Ich bin nicht zu Hause.

Die Flottwitz wurde abgewiesen ...

Was soll ich mich, rief Pauline erregt aus, was soll ich mich ferner mit diesen albernen Dingen quälen! Mögen Das die Frauen der Offiziere, die Weiber der Beamten und die Verwandten der Hoflieferanten betreiben! Bin ich dazu da, in der Masse unterzugehen? Hab' ich für all meine monatlange

Hingebung auch nur ein Wort der Anerkennung von oben her erhalten? Sie thun ja dort, als verstände sich Das von selbst. Sie halten es ja für eine gemeine Pflicht, die uns Allen mahnend und schwer genug aufliege und wo wir unsern Dank darin finden sollten, daß man ja nicht selbst guillotinirt wird und noch seinen Adel behält! Nein! Ich habe diese Demonstrationen satt. Die Flottwitz ist entweder eine Närrin, und dann paß' ich nicht für sie. Oder sie ist eine durchtriebene Coquette und weiß, wie schmachtend ihr diese Schwärmerei steht, dann paß' ich wieder nicht für sie; denn dieser äußerlichen eitlen Art, sich in die Oeffentlichkeit zu stellen, hab' ich längst entsagen müssen. Selbst die Trompetta hat den richtigen Instinct gehabt, sich von Dem, was große und massenhafte Demonstration ist, zurückzuziehen und sich ganz auf Mission und Aehnliches zu beschränken. Sie hat wieder ihre alte kleine Industrie hervorgesucht, wählt sich kleine bescheidene Zwecke, die sie allein vertritt, läuft, rennt, bettelt, macht sich lächerlich, überall, und doch wird sie's erreichen, daß man drei Tage lang, wenn es erscheint, von ihrem Gethsemane spricht und daß sie die Ehre hat, in den kleinen Cirkeln des Hofes einen halben Abend lang besprochen zu werden, vielleicht es gar selbst den Herrschaften vorzu-

legen. Ah! Meine Schweſter! Meine Schweſter! Ah! Die weiß, wie man jetzt wirkt! Die lebt zurückgezogen, eine Einſiedlerin! Sie ſtickt, ſie ſtrickt, ſie lieſt Pascal und Fénélon, ſie muſicirt Bach und Händel und ich ſchwöre, die Königin hat förmlich ein Gelüſt, ſie einmal bei ihrer Windharfe zu ſehen und wäre glücklich, ſie in dem alten Tannenparke von Tempelheide ſprechen zu dürfen!

Die Schweſter Paulinens iſt, wie wir wiſſen, Anna von Harder .... Beide, geborene Freiinnen von Marſchalk, leben ſchon ſeit Jahren in geſpannten Verhältniſſen. Es iſt Dies um ſo auffallender, als auch Beide gegenſeitige Schwägerinnen ſind: ſie heiratheten, freilich zu verſchiedenen Zeiten, zwei Brüder. Dennoch fand keine Beziehung zwiſchen ihnen ſtatt. Ob Anna von Harder wirklich ſo ein edles Weſen war, wie man nach der einſtimmigen Verehrung Derer, die bisher von ihr ſprachen, ſchließen ſollte, müſſen wir der künftigen Erzählung überlaſſen. Man kann nicht ſagen, daß ſich die Schweſtern haßten. Sie lebten nur nicht füreinander, ſie hielten ſich gegenſeitig für todt, und Anna von Harder pflegte, wenn man ſie darum fragte, ſeufzend und tief erſchüttert hinzuzufügen: O! Wir haben Urſache dazu! ...

Paulinens Ehrgeiz war jetzt der, in einer merk-

würdig aufgeregten, alle geistigen Kräfte in Anspruch nehmenden Zeit von Wirkung und wahrem Einflusse zu sein. Andern und immer nur Andern die Wege ihrer Interessen zu bahnen, wurde ihr nachgerade zum Ueberdruß. Sie war viel genannt, viel gerühmt, aber auch viel geschmäht worden für Das, was sie kürzlich zu Gunsten der reinen Monarchie eingesetzt hatte. Und dennoch stand sie der eigentlichen Quelle der Ereignisse fern! Sie hatte auf allerhöchste Anerkennung, Theilnahme an den innern Vorgängen der Politik gehofft und nichts an jener Stelle gefunden, wo allein die Ereignisse bestimmt wurden, nichts als einen kalten Dank für ihre warme Hingebung an die „gute Sache". Das war ihr denn doch zu wenig. Die Ministerien wechselten, die Kammern, kaum zusammengetreten, wurden wieder aufgelöst, da war nichts zu erfahren, nichts zu eröffnen, nicht einmal ein Salon von Notabilitäten .... Die alten geistigen Namen, die sie sonst fast jeden Abend bei sich versammelt hatte, waren erbleichte Sterne. Maler, Bildhauer, Dichter, Gelehrte — wer fragte nach ihnen in einer Zeit, wo nur Stimmen und nur Stimmen — Stimmen haben! ... Sie hatte sie auch nicht mehr einladen lassen, die großen Männer von ehemals. Wer sprach von ihnen? Wer bewunderte ein Gedicht, wer ein Bild, wer eine astro-

nomiſche Entdeckung? Arme Begrabene! Von den Todten konntet ihr nur auferſtehen, wenn ihr die Raſerei der politiſchen Mänaden mitmachtet und in den Demonſtrationen des patriotiſchen Clubs eure Wiedergeburt feiertet! Armſeliger Anblick eines mit Orden geſchmückten berühmten Forſchers der Wiſſenſchaft ... im patriotiſchen Club lärmend, polternd, erhitzt neben einem Hoflieferanten, der ſich durch den gemeinen Muth, die ausübende Polizei zu unterſtützen, ausgezeichnet hatte, neben kleinen, leidenſchaftlichen Geiſtern des Bureaus und der Kaſerne, deren ganze Weisheit im Tumulte des patriotiſchen Zornfeuers aufpraſſelte! ... Dann kamen die Deputirten an die Reihe der Gunſt, Menſchen ... welchen die Zeit eine Bedeutung gab. Nur Wenige behielten ſie, wenn ſie nach dem Puppenſpiele wieder in den Kaſten der Verborgenheit zurückgelegt wurden .... In dieſer Sphäre fühlte wol Pauline den Puls der Begebenheiten ſchlagen, aber dicht am Herzen wollte ſie ſein, da, von woher alle Arterien lebenskräftig ſtrömten. Und dies Herz war nicht einmal in den Miniſterien zu ſuchen, ſondern es ſchlug nur Abends zwiſchen acht und zwölf Uhr in den ſogenannten „kleinen Cirkeln", die ſich um das junge Herrſcherpaar verſammeln durften.

Die kleinen Cirkel waren nicht nur die groſste Aus-

zeichnung des Hofes, sondern auch ein Beweis seines intimsten Vertrauens. Hier trat nur ein, wer der königlichen Familie die Bürgschaft der tiefsten Erkenntniß der Zeit gab. Die kleinen Cirkel regierten das Land, bestimmten die Richtung der auswärtigen Politik. Hier legten Gesandte ihre Beichte ab, hier las man die Depeschen, die eben mit Kurieren oder dem Telegraphen eingelaufen waren. Hier trugen berühmte Gelehrte, die das besondere Vertrauen genossen, bei einer einfachen Tasse Thee ihre Ansichten über die Zeit vor oder erzählten, was sie auf Reisen neuerdings beobachtet hatten. Die kleinen Cirkel waren der Alpdruck der Ministerien. Selten, daß Einer von den Männern, die die Woge des Augenblicks dem Hofe als Minister zuwarf, hier Zutritt erhielt. Es gehörten dazu Eigenschaften, die nicht in der Kunde des Staats und seiner Verhältnisse allein lagen. Man mußte sozusagen auf den Ton des Herrscherpaars, besonders der jungen Königin, gestimmt sein. Wie Wenige waren Das von den trockenen Bureaukraten, den barschen Kriegern, den verschmitzten Rechtsgelehrten! Und doch fühlten sie Alle, daß in den kleinen Cirkeln die Parole des „Systems" ausgegeben wurde. Manches, was man hier wünschte, scheiterte vielleicht zum ersten male am Widerstande der Minister, zum zwei-

uns freuen, daß das geiſtliche Regiment endlich wieder an die Stelle des weltlichen tritt."

Der Militär-mandarin ſagte: „Ohne Zweifel!" fing aber doch wieder nach der Herkunft, der Erziehung, dem Charakter des neuen Herrſchers zu fragen an, worüber ſich der Wirth ſo unwiſſend ſtellte, als der Andere überzeugt ſchien, daß er unterrichtet war. Als jedoch der Gefragte eine lange Tirade über die Unerforſchlichkeit der Götter, über die Dunkelheit ihrer Wege begann und ſie endlich mit dem Ausrufe ſchloß: „Kann eines Sterblichen Auge in die geheime Werkſtatt der Götterzeugung ſchauen! Wird es nicht erblinden an den Strahlen, die ihm entgegen leuchten!" .... da verzweifelte der Gaſt, aus dem verſchloſſenen Manne etwas herauszubringen, ſchlürfte ſeine Taſſe leer, ſteckte nach chineſiſcher Sitte den nicht verzehrten Reſt der Biscuits in ſein Kleid und erhob ſich von ſeinem Seſſel. Unter Wiederholung des langwierigen Ceremoniells begleitete der Wirth ſeinen Freund wieder zurück in ſeinen harrenden Palankin.

Wer waren dieſe Menſchen? Wir werden ihnen noch oft begegnen, und müſſen ſie alſo kennen lernen.

Tibet liegt in der Mitte zwiſchen Indien und China, zweien Ländern, die in religiöſer und politiſcher Hinſicht mannichfache Einflüſſe auf daſſelbe ausüben. Während in den ſüdlichen Theilen des Landes die Religion den Annäherungen und Vermiſchungen mit hindoſtaniſchem Cultus ausgeſetzt iſt, ſteht der Norden in einer läſtigen Botmäßigkeit, welche ſich die Chineſen im Laufe der Zeiten über ihn angeeignet haben. Die Chineſen beſitzen die ſchlaue Politik, welche wir nur im Alterthum, in den Eroberungen der Römer wieder finden: die religiöſen Heiligthümer eines unterworfenen Landes un-

ten male aber nicht mehr. Es gab tauſend geheime Fäden, die plötzlich die ſcheinbar geſichertſte Stellung von den kleinen Cirkeln aus umgarnt hatten und ſie zum Falle brachten. So allmächtig iſt in der Monarchie Das, was von einem Dutzend kluger und treuergebener Menſchen-Sklaven als Idee des Fürſten und ſeiner nächſten Umgebung treu aufgegriffen und mit heiligem Eifer fortgepflanzt wird!

Zu den Theilnehmern der kleinen Cirkel gehörten außer dem General Veland von der Hahnenfeder, den man allgemein ſozuſagen für einen ideellen Goldmacher und ſympathetiſchen Zauberer hielt, außer einigen geſtürzten Staatsmännern des alten Regiments, einigen vielbeleſenen, aber urtheilsloſen Gelehrten, die man als Nachſchlagewörterbücher und Dictionnaires de poche benutzte und wie eine bequeme Leſebibliothek gern immer gleich bei der Hand hatte, mehre Damen: einige fremde Geſandtinnen, einige Frauen vom Hofe, vor allen Dingen die kluge und ſtrenge Oberhofmeiſterin Frau Gräfin von Altenwyl. Dieſe, die frühere Erzieherin der jungen Monarchin, war ihr mit von der Heimat gefolgt ... Pauline von Harder, die Gattin eines der erſten Hofbeamten, die Schwiegertochter des Chefs aller Gerechtigkeit im Lande, eine Marſchall, eine Baronin Ried aus erſter Ehe, brannte vor Be-

gier, in diese Cirkel aufgenommen und, wenn Dies nicht, ihnen wenigstens wichtig zu werden. Das konnte sie seit lange um keinen Preis erreichen. Früher, als man das Herrscherpaar in der tonangebenden Gesellschaft umging und für beschränkt erklärte vom Standpunkte der Genialität, früher suchte sie eine Auszeichnung nicht, an der ihr jetzt Alles lag. Sie hätte sie aber auch schon damals nicht gefunden. Es gehörte eben zum Charakter der Bildung, die in den kleinen Cirkeln waltete, die Stoffe, aus denen Erscheinungen wie Pauline von Harder gefügt waren, gerade nicht zu verachten, wol aber zu fürchten, zu vermeiden. Es war ein inneres tiefes Abgeneigtsein, was besonders die junge Monarchin gegen diese Richtung der freien Selbstbestimmung seiner Schicksale und wie die Lieblingswendungen einer schrankenlosen Leidenschaftlichkeit hießen, beherrschte. Der Monarch liebte die Geschäfte und pflegte kleine wissenschaftliche und Sammlerneigungen, seine junge Gattin aber, im Bunde mit der etwas prüden und über den Monarchen mehr wie über seine Gemahlin wachenden Altenwyl, hielten einen großen gewaltigen Schild vor ihn, um nichts an ihn heranzulassen, was irgendwie zu frivol in der Sprache der Zeit redete. Religiöse und sittliche Begriffe waren eben hier in einer sehr starken Steigerung

auf eine faſt ſchroffe Höhe getrieben, während wiederum eine gewiſſe kindliche, faſt bibliſche Auffaſſung ihres ſchwierigen Lebensberufs dieſem hohen Ehepaare das Gepräge naiver Einfachheit gab. Während der Adel, die Beamten, das Militair wild tobten und raſten, um ſich nicht aus althergebrachten Anſprüchen entwurzeln zu laſſen, ſah das Monarchenpaar dem Kampfe der Zeit mit Schüchternheit zu, rief oft, als wäre ihm hier nur eine Gottesprüfung beſchieden, die innere Stimme des Gewiſſens in ſich wach und wäre vielleicht nicht abgeneigt geweſen, gegen ein erträumtes ſchäferhaftes Arkadien, wo Wohlthun und Liebe der einzige Beruf ihres Lebens hätte ſein können, eine Zeitlang vom Throne zu ſteigen und ihn . . . freilich dann auch keinem Nachfolger, ſondern immerhin der Republik zu überlaſſen, bis man eines Tages ſie oder ihre Kinder aus dem Arkadien irgend einer Verbannung glorreich wieder zurückberufen würde. Obgleich nun aber ihre Ehe mit Kindern nicht geſegnet war und Prinz Ottokar, ein gewaltiger Kriegesfürſt, ihnen folgen ſollte, ſo ließen ſie ſich doch von dieſem zu keinem gefährlichen Entſchluſſe drängen, ſondern wogen mit vieler Sicherheit Das ab, was zur Zeit noch ihnen, nicht ihm gehörte und was ſie, nicht er zu verantworten hätten . . . . Ihre Hauptkraft lag in dem be-

ſonnenen Verſtande der Altenwyl und einem gewiſſen myſtiſchen Glauben an die Inſpirationen des vielfach angefeindeten und von den ſtrengen Monarchiſten ſogar gehaßten Generals Voland von der Hahnenfeder.

Für dieſen Kreis war Pauline nun eine förmliche Idioſynkraſie. Man wußte zuviel des Zweideutigſten von ihr und ahnte deſſen noch mehr, als man wußte oder wiſſen konnte. Schon eine Frau, die ſo gewaltig über einen beſchränkten Mann, wie den geduldeten Intendanten der Schlöſſer und Hofgärten, emporragte, war in jenem Kreiſe anſtößig, denn man liebte zwar das weibliche Uebergewicht ſehr, achtete aber äußerlich doch das ſchicklich Gleichartige in der Ehe und hielt auf Sitte und Geſetz. Von Verhältniſſen, wie ſie nicht ſein ſollten, galten Beiſpiele ſogar ſchon für gefährlich. Man tadelte Paulinen vielleicht niemals, weil man überhaupt vor fertig ausgeſprochenen Urtheilen große Scheu hatte, aber der Trieb der Hinneigung fehlte. Pauline exiſtirte natürlich für den Hof in Allem, was die allgemeineren Rechte der höhern Geſellſchaft waren, ſie fehlte nie auf der Liſte der großen Einladungen, aber ſie nahm dieſe nicht an, weil ſie eben für die kleinen Cirkel nicht exiſtirte. Sie beſuchte nie eine Cour, nie einen Hofball, nie

ein Concert, wozu die leidenſchaftliche Muſikliebhaberei des Königs oft die Veranlaſſung gab ... ſie wollte nur bei den kleinen Cirkeln ſein, und da man ſie dort nicht wünſchte, ſo haßte ſie eigentlich jene Perſonen, die es ertragen konnten, ſie nicht zu ſehen, ſie nicht zu kennen! Sie haßte eigentlich in den Perſonen heimlich ſogar daſſelbe Princip, deſſen Vergötterung ſie in ihrer Ueberſtürzung loyaler Demonſtrationen öffentlich ſo angelegentlich betrieben hatte.

Iſt es nicht empörend, rief ſie nach der Abweiſung der Flottwitz, daß ich mich nun zwei Monate lang vergebens angeſtrengt habe, die Aufmerkſamkeit der kleinen Cirkel auch nur obenhin zu erregen? Ich habe Altäre gebaut, haushoch mit Blumen beſtreut, habe Weihrauch angezündet, daß der ganze Staat wie eine Kirche nach dem Ambra der Liebe und des Vertrauens duftet und mit alledem hab' ich nur meine „Schuldigkeit" gethan! Was ſtemmt ſich mir entgegen? Bei dem Ankauf des Nachlaſſes der Hohenberg hofft' ich auf eine Annäherung. Ich fühlte, daß ich Misdeutungen zu vermeiden hatte und Das, was ich beſitzen mußte, um nicht neue Qualen zu erleben, nicht ſelbſt ankaufen durfte. Ich bringe Hardern, auch gelegentlich die Trompetta dahin, die Damen am Hofe zu intereſſiren. Ich erlebe erſt, daß aus einer von mir

eingeleiteten Idee für mich ſelbſt eine förmliche Demüthigung entſteht. Doch ich dachte: Lobt und preiſt nur die Fürſtin, um die Verfaſſerin der „Amarantha“ zu kränken! Ich habe doch meinen Plan! Allein der alte Feldmarſchall in ſeiner Beſchränktheit glaubte wirklich, mein Vorſchlag wäre ein Act der Verſöhnung, ſprach darüber in den kleinen Cirkeln in meinem Intereſſe und der alte, freilich kindiſche Graf Franken nahm meine Partie und rühmte ſchon damals, wie ich von meiner frühern Art ganz abgelaſſen hätte ... Und doch ... doch! Da ſchon keine Antwort aus dem Munde der Königin! Nicht ein Wort, nichts, nichts, als ein gnädiges Urtheil über Radasdi, den ſie nicht ſo ſchlimm fände, als die Welt ſagte. Dafür dann ein freundlicher, die Milde ihres königlichen Herzens rühmender Blick der Altenwyl — es iſt mir Alles erzählt worden — und dabei blieb's und weiter ſind wir nicht, weiter kommen wir nicht.

Sind das auch alles Berichte, auf die man ſich verlaſſen kann? ſagte die kältere Ludmer kopfſchüttelnd.

Der alte Graf erzählte ja den Vorfall bei der Werdeck ...

Wie kannſt du auf die Urtheile dieſer wilden Frau hören!

Wild? Weil ſie eine Polin iſt, weil ſie ein Vaterland hat, das ſie liebt, weil ſie den Fürſten, alle Könige der Erde haßt ...

Pauline!

Ha, ich fühle die Süßigkeit des Haſſes! Ich haſſe die Menſchen, die ſich einbilden unentbehrlich zu ſein! Wer gibt Euch denn das Recht, Euch für ſo unendlich ſicher zu halten, Ihr ...

Pauline! Pauline!

Die alte Gefährtin und Freundin ſchalt ernſtlich dieſen Ausbruch einer ſich ſogar den höchſten Perſonen jetzt feindſelig zeigenden Geſinnung. Sie tadelte, daß Pauline von Harder den Major von Werdeck in ihren Cirkeln duldete, einen Offizier der Garde, der für liberal galt, weil ſeine Gattin, eine geborene Polin, ihn in andern Anſchauungen erhielt, als die hier zu Lande in militairiſchen Kreiſen üblich waren ...

Pauline hörte auf nichts mehr. Sie hatte mit ihrem Dolche alle Polſter des Mobiliars von Hohenberg durchſtochen, alle Schränke, alle Schubläden unterſucht und nichts von den Denkwürdigkeiten der Fürſtin Amanda, die dieſe ihr für ihren Tod als Antwort auf „Amarantha“ angedroht hatte und obgleich, wie man allgemein ſagte, wirklich vorhanden,

seit zwei Jahren nicht erschienen waren, gefunden ... sie war unglücklich. Ein Schmerz weckt den andern. Die Last ihrer ganzen Stellung fiel ihr aufs Herz und mit einem Jammer, den die Ludmer nicht mehr trosten konnte, stieß sie Klagen aus, die Derjenige kaum verstehen wird, der so glücklich ist, nicht in der Sphäre der Hofgunst zu leben.

In diesem Augenblicke trat der Bedi.nte Ernst ein.

Es ist dies derselbe kecke Bursch, dessen Art und Weise wir schon vom Thurme in Bleßen her kennen.

Er wollte nur einfach berichten, daß endlich Franz mit dem Landau angekommen wäre und sich sogleich melden würde ...

Als er rasch gehen wollte, hielt ihn die Ludmer zurück.

Dageblieben! sagte die Alte schnarrend und mit giftigem Blick. Wir haben nun noch miteinander zu reden.

Ja, sagte die Geheimräthin, aus ihrem Unmuth sich gleichfalls zornig aufraffend; Das haben wir! Warum kommt Franz verspätet?

Warum kommt der Landau nach dem Geheimrath? Was ist das Alles? Was sind gestern Nacht

auf der Reiſe für Dinge vorgefallen? rief die Ludmer ſchnaubend.

O weh! Jetzt kommt das Examen über den Heidekrug! dachte Ernſt und biß die Lippen zuſammen.

Ende des zweiten Buches.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

angetaſtet zu laſſen, wodurch ſie ihre Abſicht, alle Fäden der bürgerlichen Einrichtungen in ihren leitenden Händen zu haben, deſto vollkommener erreichten. Der Dalai Lama, zu deſſen Verehrern ſich nicht ſelten die chineſiſchen Kaiſer zählen, muß an ſeinem Hof chineſiſche Geſandte aufnehmen, die nicht die auswärtige Macht ihres Herrn repräſentiren, ſondern befugt ſind, ſich in Tibet's innere Verwaltung zu miſchen. Es gibt in einer ſolchen Abhängigkeit keine Gränzen. Das erſte Zugeſtändniß bahnt allen übrigen den Weg und tauſend ſcheinbare Gefälligkeiten können dazu dienen, einen läſtigen Zwang, deſſen man ſich nicht erwehren kann, vorzubereiten. Die chineſiſchen Geſandten dürfen in einem fremden Lande nicht ohne Schutz gelaſſen werden und es leuchtet ein, daß die Grundſätze des aſiatiſchen Völkerrechtes nicht hinreichen, um ihnen denſelben zu gewähren. Welches iſt die Folge dieſer Nothwendigkeit? Eine fremde Kriegsmacht auf einheimiſchem Boden. Neben dem tibetaniſchen Militär iſt fortwährend in Laſſa ein chineſiſches Armeecorps ſtationirt. Unter den Gründen, die für eine ſolche Erſcheinung angeführt werden konnten, war der einfachſte, aber nicht der wahrſcheinlichſte: der Schutz, welcher dem chineſiſchen Geſandten von Hauſe aus mitgegeben werden mußte.

Die zwei wichtigſten Perſonagen der Geſandtſchaft haben wir bereits die Ehre gehabt kennen zu lernen. Es war der General der chineſiſchen, in Laſſa ſtehenden Truppen, Ming-Ta-Lao, Mandarin der fünften Claſſe, welcher bei dem chineſiſchen Correſpondenten Leang-Kao-Tſu, der zufällig in ſeinem Mandarinenrange eine Stufe tiefer ſtand, aber als Civilbeamter und chineſiſcher Geſandter von dem General keine Befehle anzunehmen hatte, jenen nutzloſen cere-

# Die Ritter vom Geiste.

Dritter Band.

Die

# Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850

## Inhalt des dritten Bandes.

### Drittes Buch.


| | | Seite |
|---|---|---|
| **Erstes Capitel.** | Das Examen | 3 |
| **Zweites Capitel.** | Was ist Romantik? | 32 |
| **Drittes Capitel.** | Ein Bündniß | 51 |
| **Viertes Capitel.** | Die rettende Hand | 76 |
| **Fünftes Capitel.** | Eine Scene | 103 |
| **Sechstes Capitel.** | Die Bräuer | 132 |
| **Siebentes Capitel.** | Das politische Wetter | 162 |
| **Achtes Capitel.** | Louis Armand | 189 |
| **Neuntes Capitel.** | Ein lutherischer Papst | 241 |
| **Zehntes Capitel.** | Die Ganzen und die Halben | 284 |
| **Elftes Capitel.** | Zwei Besuche | 329 |
| **Zwölftes Capitel.** | Junges Leben, frisches Hoffen | 353 |
| **Dreizehntes Capitel.** | Eine neue Wendung | 388 |
| **Vierzehntes Capitel.** | Olga Wassiljewitsch | 413 |
| **Funfzehntes Capitel.** | Ein Aeolsharfenton | 437 |

# Drittes Buch.

# Erstes Capitel.

## Das Examen.

Die Geheimräthin Pauline von Harder winkte ...

Ernst, der Bediente, der an der Thür des Gartensalons verlegen harrte, verstand das Zeichen seiner strengen Gebieterin, trat an's Fenster, öffnete — da ihn die bunten Malereien der Scheiben ungesehen machten — und rief hinaus in den Hof ...

Nach einigen Secunden trat noch der Bediente Franz ein ...

Franz sah verstört und überwacht aus ...

Die Ludmer fixirte ihn mit Habichtsaugen und griff zur Erhöhung ihrer geistigen Kraft und zur Unterstützung ihrer Würde in die Horndose diesmal mit einer gewissen Feierlichkeit.

Ernst hat uns von einem Bilde gesprochen, begann die Geheimräthin zu Franz gewendet, von einem Bilde, das der verdächtige Gefangene, von dessen Haft im Thurme zu Plessen ich Bericht erhalten habe, hätte von

der Wand nehmen wollen. Er entsinnt sich nicht, was es darstellte?

Eine schöne junge Frau ... sagte Franz.

Schön? wiederholte die Geheimräthin mit einem eigenen spöttischen Tone.

Ganz blaß gemalt, sagte Franz und beschrieb ausführlich das uns bekannte Gemälde, indem er von seiner Verlegenheit sich allmälig sammelte.

Die Geheimräthin betrachtete die Ludmer mit den ihr gleichfalls eigenen großen stechenden Raubvogelaugen. Entsinnst du dich ein solches Bild in der Remise gesehen zu haben? fragte sie erstaunt.

Es sind im Ganzen vierzehn Bilder, sagte die Ludmer. Ja, ja und auch runde sind darunter und Pastellbilder ....

Im Verzeichniß steht Alles genau angegeben, meinte Ernst, und auch dies muß darunter sein.

Die Ludmer sah nach dem Verzeichnisse, das auf einem der kleinen Marmortische lag.

Die Geheimräthin zählte die angegebenen Bilder und fand zu ihrem Erstaunen ... eins durchstrichen.

Wie kommt der Strich durch diese Nummer? fragte sie mit großer Strenge.

Die Bedienten sahen auf das Verzeichniß und zuckten die Achseln ...

moniellen Beſuch abſtattete. In jeder Stellung, wo ſich Gleichberechtigte in demſelben Geſchäftsgange begegnen, werden Eiferſucht und Verſteckheit die nächſte Folge zuweilen unvermeidlicher Reibungen ſein; aber bis zu dem äußerſten Grade dieſer Leidenſchaft, die um ſo heftiger wird, je mehr ſie ſich unter der Maske der Höflichkeit und des Anſtandes verbirgt, kann es nur ein chineſiſches Gemüth bringen. Argwohn, Ehrgeiz und Betrug iſt die unheilige Dreizahl der chineſiſchen Untugenden und von dem Kaufmann an, der ſeine Waaren anfeuchtet, um ſie ſchwerer zu machen, bis zu den Anfeindungen und Intriguen der Beamten wird die Mehrzahl dieſes Volkes von ihnen beherrſcht. Was konnte alſo natürlicher ſein, als daß bei dem Beſtreben, ſich gegenſeitig den Rang abzulaufen, die beiden Repräſentanten des chineſiſchen Reiches am Hofe von Laſſa in den treuloſeſten Verhältniſſen ſtanden? Der General hatte von ſeinem Stande einige Sitten angenommen, die die ſchlechte Richtung ſeines Charakters bei weitem milderten. Obſchon er unter der Maske der Freundſchaft ſeinem Collegen alle erdenklichen Nachtheile anwünſchte, ſo war er doch wenigſtens zu träge, ſie ihm ſelbſt zuzufügen. Er beſchränkte ſich darauf, über die mißrathenen Plane des Correſpondenten zu lachen und würde ſich kein Gewiſſen daraus gemacht haben, ihm, wenn er an einem unvermeidlichen Abhange der Gefahr ausgeſetzt geweſen wäre, jeden Augenblick zu ſtürzen, ohne weiteres den letzten dazu nöthigen Stoß zu geben. Der Civilcorreſpondent andererſeits war nicht in der Lage, daß die Umſtände ſeine Tugenden hätten begünſtigen können. Ihm fehlte der Anhang einer Umgebung, die, Abwechſelung gewährend, auch der Sucht zu herrſchen eine unſchädliche Richtung gab und

Sie wußten nichts, als daß Excellenz selbst die Liste bei sich getragen hätte ...

In der Geheimräthin stieg ein Verdacht auf, ein immer lebhafterer, ohne daß sie recht wußte, wo sie ihre Vermuthungen anknüpfen sollte.

Hier las sie von einem runden Bilde, in Medaillonform ... ein solches hatte man entwenden wollen ... und nun fehlte es!

Zornig fuhr die Ludmer die Diener an, sie sollten jetzt nur gleich gestehen, wo dies Bild hin wäre und warum überhaupt Franz nun erst mit dem Landau nachkäme ....

Die Diener standen verlegen ....

Sie blieben stumm. Die Frauen wußten, daß Beide gewohnt waren, immer nur den Willen ihrer Herrin zu thun und vom Geheimrath keine Notiz zu nehmen ... sie konnten kaum mistrauen.

Es kam aber doch zu einigen Erörterungen.

Die Diener sollten erzählen, was Alles zuvor auf dem Schlosse sich Verdächtiges ereignet hätte ....

Wie groß war da freilich Paulinens Bestürzung, als sie die durch Melanie's Mädchen entstandene Plauderei, die Hackert erfahren und Dankmarn gemeldet hatte, nun auch ihrerseits in Erfahrung gebracht zu haben gestanden und der Geheimräthin eröffneten, es wäre später ein verdächtiger Mensch, der mit dem

Handwerker im Thurme auffallend vertraut gewesen wäre, auf dem Schlosse erschienen, hätte dort bei den Damen außerordentliches Glück gemacht, den Geheimrath sogar in seinem Glanze sozusagen ausgestochen und man hätte sich zugeflüstert, dieser junge Mann wäre kein Anderer als der Prinz Egon von Hohenberg ....

Einen heftigern Schlag konnte Pauline nicht fühlen. Der Sohn ihrer Todfeindin, ein junger Mann, der ihr aus vielen Gründen selbst verhaßt war, erscheint auf dem Schlosse halb unerkannt und in dem wichtigen Augenblicke, wo sie sich jedes von seiner Mutter nachgelassenen Schnitzelchens und Spahnes bemächtigen wollte, um ... gewisse alte Dinge im Keime zu ersticken! Sie wußte, daß der Prinz von Paris hier angekommen, dann plötzlich sogleich verschwunden war, sie hatte durch Rapporte aus dem hohenbergischen Palais eine Ahnung von Dem, was die Diener erzählten und dafür als Jeannettens Quelle einen vom Justizrath Schlurck angekommenen Brief erwähnten.... Sie sah ihre gewagtesten Vermuthungen eingetroffen und mußte sich auf einem ihrer seidenen Polster erst sammeln, bis sie reden konnte.

Die Ludmer, umsichtiger, weil minder leidenschaftlich als ihre Gebieterin, setzte das Examen fort.

Die Bedienten kamen auf die Vorfälle im Heidekrug ...

Daß dort der Fremde, in dem ſie den Prinzen vermutheten, wieder auftauchte, erſchien ihnen, ſagten ſie, auch da im höchſten Grade verdächtig, ſie hätten dem Geheimrath es, wie ſie ſagten, „ſtechen" wollen, aber ... hier fingen die beiden geſchäftigen Livree-Sklaven an zu ſtocken ... zu erröthen, ſich gegenſeitig verlegen anzublicken.

Den Frauen entging davon nichts.

Was habt Ihr? hieß es.

Nichts! war die zögernde Antwort ...

Aber bald ſahen die Frauen, daß ihnen gewiſſe Dinge verſchwiegen geblieben waren und daß ſie ſehr gut gethan hatten, dem ſpäter angekommenen Franz zu verbieten, ſich erſt auf's Hofamt zum Geheimrath zu begeben.

Was wußten ſie? Die Bedienten berichteten ...

Sie wußten, der Geheimrath war geſtern Nacht mit dem großen Möbelwagen angekommen, auf deſſen Bock er, wie er ſagte aus Vorſicht, bis zum Stadtthore ſelbſt geſeſſen hätte. Später nahm er am Thor einen Fiaker ....

Man hatte den Geheimrath Kurt Henning Detlev von Harder zu Harderſtein beim Thee, nachdem ſich

der Maler Heinrichsen entfernt hatte, über diese Sorgfalt schon gestern sehr ausgelacht und in der Freude, den möglichen Versteck von Memoiren, die zwei Jahre lang nicht erschienen waren und doch existiren sollten, in der Wagenremise unten ganz sicher zu wissen, ihn sehr anerkannt und gelobt, trotz der lächerlichen Figur, die der ernste Mann auf dem Bock des Möbelwagens gemacht haben mußte . . .

Jetzt aber erschien seine Aufopferung plötzlich verdächtig.

Man begriff nicht, wie er Franzen hatte, wie dieser sagte, verschweigen können, daß er mit dem Transportwagen fahre und als dieser sich verwirrte und sein späteres Eintreffen keineswegs, wie der Intendant, mit irgend einem Uebel der Pferde entschuldigte, mußte denn vorläufig schon diese Wahrheit an den Tag, daß auch Ernst gestand, die Excellenz keineswegs gleich beim Ausfahren auf dem Bocke bemerkt zu haben. Man wäre mit dem Transportwagen vorausgefahren, in der festen Meinung, der Landau käme sogleich nach, und als das eine Weile gedauert hätte und man an eine Ecke und sonst sich schlängelnde Wege gekommen wäre und sich dem Glauben hingegeben hätte, der Landau würde schon nachkommen, da . . .

Da?

Da ...

Um des Himmelswillen, riefen die Frauen, wo war denn da die Excellenz?

Franz war nun ebenso neugierig wie die Damen und blickte Ernsten an ...

Als Ernst in äußerster Verlegenheit erst schwieg, dann zur Erde blickte und von der Ludmer ein wenig in handgreiflicher Sokratischer Methode an der Schulter gerüttelt worden war, sagte Franz endlich:

Wir suchten Excellenz im ganzen Heidekrug und ich hätte schwören mögen, er wäre uns gemordet worden. Sein Bett war nicht berührt. Wie er am Abend ging und stand, so war er am Morgen verschwunden.

Nun war es an Ernst, zu reden.

Ueber und über roth, schwieg er aber noch immer ...

Pauline pflegte in jungen Jahren bei ähnlichen Fällen an ihren Leuten durch eine kräftig eingesetzte, mit Geschicklichkeit an die Wange applicirte Ohrfeige deren Trieb nach Wahrheit zu unterstützen. Schon fühlte Ernst etwas von den Vorbereitungen eines Rückfalls in diese freundliche Ermunterungsmethode, als er lieber aus eigenem Anreiz der Wahrheit entgegen kam und seine Bereitwilligkeit, Geständnisse zu machen, durch ein schadenfrohes, boshaftes Lächeln nun schon im Voraus ankündigte.

Aha! Er lacht! Was iſt? ſagte die Ludmer.

Ernſt wandte ſich nun wie verſchämt um, und meinte ganz einfach:

Es iſt eine curioſe Geſchichte!

Dieſe Einleitung genügte vollkommen, ſpannte aber auch die Neugier der Frauen auf's Höchſte.

Geheimrath waren wirklich mit uns gefahren auf dem Transportwagen, ſagte Ernſt ſchlau; wir hatten ihn nur nicht geſehen.

Nicht geſehen? fragte die Ludmer und ihre Gebieterin ergänzte mit ganz gewöhnlicher auf die Würde des Intendanten nicht Rückſicht nehmender Phraſeologie:

Wo ſteckte er denn?

Drin im Wagen, ſagte Ernſt und platzte mit längſtverhaltenem Lachen ſo hervor, daß die Toilette der Damen faſt in Gefahr kam.

In dem Transportwagen drin? riefen die Frauen.

Excellenz ſaßen im Transportwagen drin und hatten auch drin geſchlafen, fuhr Ernſt fort. Ja! ja! aus Wachſamkeit ganz inwendig geſchlafen! Erſt nachdem wir eine Stunde gefahren waren, hörten wir immer was ſo ſonderbar rufen. Es war, als ſpukt' es oder als wären Ratzen in den Möbeln, ſo ſonderbar klopfte es. Erſt wußte die Gendarmerie nicht,

wo's herkam. Hernach aber merkten wir's, daß es doch von inwendig kam und keine Ratzen waren. Halt! dachten wir, da hat ſich Einer drin gefangen, und ſchon berathſchlagten wir, was nun zu thun. Das Klopfen aber hörte nicht auf und ſtatt jeder Antwort auf unſer: „Wer iſt denn da drin?", bekamen wir wieder das Klopfen. Da machten wir denn die Stange los und öffneten behutſam, wie wenn Einer Vögel lebendig gefangen hat und die Falle aufmacht. Wer kroch in Lebensgröße heraus? Excellenz! Von Fragens war natürlich keine Rede; denn Excellenz waren furchtbar ungnädig, winkten mit der Hand und ſetzten ſich vorn auf den Bock, wo ſie ſehr wenig geſprochen haben, nichts aßen und nichts tranken als eine Taſſe Kamillenthee in einem Dorfe ... und mir verboten haben ...

Verboten? rief die Geheimräthin mit ſatiriſcher, von der Vorſtellung des aus dem Kaſten kriechenden Gatten zum Lachen höchſtgeneigter Miene; verboten, von dieſer Aufopferung zu ſprechen? Das Abenteuer iſt ſo amuſant, was iſt da zu verbieten?

Sie betrachtete dabei mistrauiſch mit den Augen zwinkernd die Ludmer.

Die Ludmer aber, die nie etwas ganz ſchwarz ſehen konnte, lachte über die Maßen. Das Kinn

wackelte ihr vor Entzücken über den eingeschlossenen Geheimrath und weit entfernt, dem Zusammenhang sothaner Misverständnisse nachzuspüren, hielt sie sich ganz einfach an das komische Factum, wie der hagere, steife, stolze Herr müßte ausgesehen haben, als er aus seiner Falle herausgekrochen gekommen wäre.

Falle sagst du, Charlotte? wandte sich die Geheimräthin zu ihr. Falle? Wer hat ihm denn eine Falle gestellt? Wie ist denn der Geheimrath hineingekommen in den Wagen, von dem mir doch gesagt wurde, daß er von Euch und zwei Bewaffneten bewacht war?

Jetzt blickten die Diener wieder scheu zur Erde und verriethen, ohnehin durch die Confrontation verlegen, was ihnen Ferneres vorgestern Abend begegnet war.

Dies kam denn darauf hinaus:

Der Geheimrath hätte die übrige von Hohenberg nachkommende Gesellschaft, wie sie dachten des Prinzen wegen, mit großer Spannung im Heidekruge erwartet, wäre aber den ganzen Abend über nur mit Madame Schlurck und Fräulein Tochter zusammengewesen, wäre dann zu ihnen in den Hof gekommen, wo es vom Regen fast nicht zum Aushalten gewesen und hätte ihnen gesagt: Kinder, wir sind hier sicher, ich will

nicht, daß ihr des Wagens wegen um einen trocknen Platz kommt! Da geht hinauf und trinkt auf des Königs Wohl! Damit hätte er ihnen einen Thaler gegeben. Sie wären hinaufgegangen in die Wirthsstube und müßten sich freilich schämen zu gestehen, daß sie auf des Königs Wohl über Kräfte getrunken hätten, woran die Gendarmen Schuld wären und wie gesagt, des Königs Wohl. Nach einer halben Stunde wären dann Excellenz gekommen und hätten den Schlüssel zu der Eisenstange am Wagen verlangt. Er wollte etwas nachsehen, hätt's geheißen. Sie hätten ihn natürlich begleiten wollen, allein Excellenz hätten es nicht leiden mögen und so hätten sie für des Königs Wohl gesessen bis in die Nacht hinein. Nachher wär' ihnen aber denn doch der Schlaf gekommen und die Sorge für den Wagen. Wie groß war' ihr Erstaunen gewesen, als sie den Wagen in der Dunkelheit offen, die Stange aber mit dem Schlüssel an einem Ende baumelnd gefunden hätten. In Angst, es möchte der Geheimrath aus Vergeßlichkeit hier Gelegenheit zu einem Diebstahl gegeben haben, wären sie rasch bei der Hand gewesen, die Thür wieder zuzuschließen. Und da hätten sie denn ihren Herrn, der auf einem der Fauteuils wahrscheinlich entschlummert wäre, wider Wissen und Willen

mit eingekerkert und einen ſo vornehmen Herrn gezwungen, die ganze Nacht in dieſer höchſt elenden und bejammernswürdigen Lage zuzubringen.

Pauline hielt beide Hände über die Stirn und rief halb im Zorn, halb doch von der komiſchen Situation ihres Gatten amüſirt, laut aus, ob denn ſo etwas möglich, nur denkbar und wirklich glaublich wäre!

Dann aber des ſicher bei dieſer Gelegenheit verloren gegangenen Bildes gedenkend, rief ſie:

Was hatte er aber ſo ſpät in der Nacht in dem Wagen zu ſchaffen! Der furchtſame Mann, der nicht allein des Abends oben auf ſein Zimmer gehen kann! Der Verſchlafene, der wie die Hühner nach Sonnenuntergang kein Auge mehr offen behält!

Ernſt, wie immer lebhaft, und an dieſe vertrauliche Art, über den Intendanten zu ſprechen, im Hauſe längſt gewöhnt, lachte und platzte mit den Worten heraus:

Nun, die Aeugelchen hat wol an dem Abend das Fräulein wach gehalten.

Das Fräulein —?

Einem ſolchen Verrathe, der aus einer recht böſen Luſt zu ſchaden hervorging, aus einer abſichtlichen Reizung zum Unfrieden, mußten denn freilich jetzt die umſtändlichſten Geſtändniſſe folgen . . .

welche der General immer in seinen Truppen fand. Dem Correspondenten blieb nichts übrig, als sich an dem tibetanischen Hofe eine imposante Stellung zu sichern und sich mit dem Hofe von Peking in lebhafter Verbindung zu erhalten. Da es in seinem Amte lag, über den Zustand, die Ereignisse, die Menschen von Tibet fortwährend an den Sohn des Himmels zu berichten, so konnte es ihm auch nicht schwer fallen, zuweilen seiner Eifersucht ein Opfer zu bringen und über die in Lassa stationirten Truppen Bemerkungen anzufügen, die ein Unbefangener mit einfachem Namen Verleumdungen genannt hätte. Der General sagte aber, er fürchte sie nicht, an ihm ließe sich nie der Orden der Pfauenfeder verdienen und die beiden Collegen waren — die besten Freunde; sie hielten zusammen ein Exemplar der Pekinger Hofzeitung, schickten sich Thee- und Reisproben und gaben Visiten und Gegenvisiten.

Wir haben Leang-Kao-Tsu, kaiserlich-chinesischen Correspondenten am Hofe von Lassa, nur von einer Seite seiner Häuslichkeit kennen gelernt, ja, ihn selbst schildern, heißt, ihn nur halb schildern. Seine Seele glich der Frucht, deren Schale zwei Kerne verschlossen hält. Das zweite Moment seines Lebens war Niemand, als Schü-King, seine geistreiche, schöne, leidenschaftliche Schwester.

Soll ich Schü-King's Reize schildern, wenn ich sie an der Toilette beobachte? Oder soll ich sie dir vorführen in jener behaglichen Stellung, wenn sie auf einem Sopha sitzend nach chinesischer Sitte die Tabakspfeife zuweilen in den Mund führt, die weißgeschminkten Backen mit Rauch anfüllt und ihn dann in bläulichen Wolken aus dem Munde herausziehen läßt? Oder endlich, wenn sie geheimen Rath mit ihrem

Welches Fräulein? Demoiſelle Melanie? Melanie Schlurck? Wie war Das? Was ſah man? Was hörte man? . . .

Wir laſſen nun einen Vorhang fallen über die fernere Entwickelung dieſer häuslichen Angeberei, die zu den allerdings wiederkehrenden täglichen Erſcheinungen großer Häuſer gehört, zugleich aber zu den widerlichſten Belegen raffinirter Entſittlichung.

Die Diener wurden mit dem Bemerken entlaſſen, daß ſie zwar für die Vernachläſſigung ihrer Pflichten auf dem Heidekrug Strafe verdient hätten, indeſſen wolle man in Anbetracht ihrer ſonſt aufrichtigen Geſtändniſſe Gnade für Recht ergehen laſſen und nur dieſe Bedingung noch ihnen ernſtlich einſchärfen, daß ſie die Mitwiſſenſchaft der Frauen ihrem Herrn zu verſchweigen und ſich überhaupt im ferneren Verlauf dieſer Dinge zu erinnern hätten, von wem ihr längeres Verweilen in einem ſo guten Dienſte, mit dem gewöhnlich eine künftige Staatsanſtellung als Kaſtellan eines königlichen Schloſſes verbunden war, abhinge, ob von Excellenz dem Geheimrath oder Excellenz der Geheimrathin . . .

Die Diener gingen leiſe und erleichtert.

Pauline winkte der Ludmer und ſchluchzte über

einen kleinen Verbindungsgang aus dem Gartensalon in ihre Zimmer.

Diese lagen je nach ihrer Stimmung nach vorn oder hinten.

In dem Zimmer nach vorn empfing sie nähere Bekannte, in dem, das nach hinten lag, dachte und grübelte sie; beide waren durch ihr Schlafzimmer, einen nach beiden Seiten hin offenen Alkoven, getrennt.

Das vordere Boudoir war ungemein geschmackvoll und auch ganz so eingerichtet, als wenn sie immer in ihm verweilte. Ein Schreibtisch von Jacarandenholz, sehr zierlich gearbeitet und mit den reichsten Schnitzereien eingefaßt, trug alle jene kleinen Geräthschaften, Briefbeschwerer, Siegel, Statuetten, Visitenkartenhalter, wie man sie bei einer so gewählten Einrichtung anzutreffen pflegt. Alles lag hier zierlich und wohlgeordnet nebeneinander. Das Zimmer war hellblau. Die Sessel alle mit gelbem Plusch überzogen. Auch die Vorhänge fielen gelb von den im Sommer sonnengeplagten Fenstern herab. Hier sah man eine Bibliothek mit kostbaren Einbänden, eine Etagère mit den „Souvenirs" und Geschenken einer ziemlich langen Lebensperiode, dazwischen Blumen, jedoch nur geruchlose, des Schlafzimmers wegen, das

durch einen schweren auch gelbseidnen Vorhang von diesem Zimmer getrennt war.

Das Schlafzimmer hatte kein eignes Fenster und wurde nur durch die Fenster der beiden Zimmer, die es verbanden, gelüftet. Das Bett war einfach und verrieth in seiner geringen Ausladung einen abgehärteten fast männlichen Sinn. Das war kein Bett zum süßen Träumen, sondern zum wirklichen Ausruhen von ernstem Wachen!

Ebenso war das zweite vertrautere Boudoir, das nach hinten hinausging zu dem Winkel, den im Garten der vorgeschobene Anbau des Gartensalons und das Frontgebäude bildeten, sichtlich nicht zum bloßen Staate bestimmt. Hier lebte Pauline wie sie war. Zur Rechten lag der Eingang in eine große Garderobe, wo in Schränken rings an allen Wänden ihre Kleider hingen. In diesem zweiten Boudoir war Alles grün. Auch der Vorhang, der nach dieser Seite das Schlafzimmer trennte, war grün, von einfacher Seide. Hier lagen Bücher und Schriften wild durcheinander, Papiere zerrissen im Papierkorbe, Siegel und Siegelwachs in reichster Anzahl und von wirklichem Gebrauche zeugend. Im blauen Zimmer mit den gelben Vorhängen sah man wol auch Spuren von Thätigkeit, auch einen Papierkorb, auch Siegel-

wachs und Petschafte, aber Alles zierlich, lieblich, graziös, wie für den Gebrauch eines Elfen, einer Sylphide bestimmt. Im hellgrünen Zimmer mit den dunkelgrünen Vorhängen und Möbeln dagegen traf man das wirkliche Leben ihrer starkgeistigen Bewohnerin. Da waren Schubfächer mit geheimen Druckern, Schranke, festverschlossen, und Polster, die wirklich zerlegen und zersessen waren. Hier war Pauline wahr. In dem Vorderboudoir gab sie einen gefälligen Schein. Wohnlich und traulich war es dort ... Man mußte glauben, in ihre geheimste innere Werkstatt zu kommen, wenn man durch eine lange Reihe Gemächer endlich durch den allgemeinen Empfangsalon bis in jenes blaue Zimmer gelangte. Da war Alles fesselnd und sinnvoll, gemüthlich und beziehungsreich. Man mußte die sinnige Frau, den still waltenden Geist bewundern, der hier wirkte und schaffte und sich mit dem bescheidenen, anspruchlosen Bett begnügte. Aber ... Pauline wohnte nicht hier. Sie wohnte in dem Zimmer Grün in Grün mit düstren Vorhängen, schattig und dunkel und in hundert Spuren die Wildheit ihres Innern verrathend. Hätte sie noch so lieben können, wie sie einst liebte und Niemanden leidenschaftlicher, als jenen Heinrich Rodewald, sie würde auch diesen Raum zu einem Tempel der Liebe erweitert und ver-

ſchönert haben ... Jetzt trug er keine Spuren mehr davon. Mit ihrer letzten längern „Liaiſon", dem franzöſiſchen Attaché Grafen d'Aimont, hatte ſie dieſen ſie ganz allein erfüllenden Anregungen ihres Innern Lebewohl! geſagt und ſich überhaupt, in Rückſicht auf die kleinen Cirkel, einer muſterhaften Aufführung befleißigt. Man muß geſtehen, daß ſie Urſache hatte, endlich etwas zu finden, was ſie ganz erfüllte. Sie hatte zu Vielem entſagt, um nicht Anſprüche auf die ſtärkſte und umfaſſendſte Befriedigung ihrer nach Thätigkeit ſchmachtenden Seele zu haben. Das Verhältniß zu dem Maler Heinrichſon war jetzt ein letzter ſanfter Abendſchimmer der Vergangenheit. Dieſer junge, ſchöne, elegante Salonmaler beſuchte ſie täglich, aber ſie gefiel ſich darin, vor der Welt die Miene anzunehmen, als wenn er in ihr, der bald Sechzigjährigen, nur eine Mutter beſäße, eine ältere, rathende, anregende Freundin ... Wie hätte ſie auch ſonſt von Heinrichſon's kleinen Aventüren ſprechen und oft zur Trompetta, zur Mäuſeburg, zur Werdeck, zur Landskrona, zur Spitz ſagen können: Ach, ich bin recht verſtimmt ... Heinrichſon hat ſo viel Unglück mit einer kleinen Blondine oder einer Brunette, die er liebt! Ich habe das Mädchen beſucht, ihr einen Shawl geſchenkt ... oder einen Hut ... aber ſie liebt ihn nicht und macht mich unglücklich!

Die Ludmer folgte Paulinen in das Zimmer Grun in Grun. Aufmerkſam hörte ſie ihrer Gebieterin und Freundin zu, als dieſe auf eine Ottomane ſich werfend, nunmehr ausrief:

Welche Entdeckungen! Welche Enthüllungen! Henning im Mobelwagen! Prinz Egen auf Hohenberg! Eine junge Kokette, die ſo liebenswürdig und geiſtreich ſein ſoll, daß der Geheimrath ganz aus der Façon gekommen ſein muß und ſeine Grandezza und ſeine pariſer Perrücke einmal vergeſſen hat! Ein Bild, das über dem Wirrwarr verloren geht, vielleicht geraubt wird! Wer bringt Licht in dies Dunkel? Wer entwirrt uns eine Intrigue, die doch an den ſichtbarſten Fäden uns umſponnen hält? Und bei dem Allen, mag es ſich entwirren wie es will, wer bringt uns das von Hardern hier ausgeſtrichene Bild zurück, das vielleicht grade die Denkwürdigkeiten meiner Feindin, die Rache einer Heuchlerin enthält! Denn ich beſinne mich! Die Fürſtin ſtarb mit dem letzten Ausruf: das Bild! Und die Familienbilder ſollte Prinz Egon behalten . . .

Ach! Man verlangt von Hardern, ſagte die Ludmer beruhigend, einen genauen und unverhohlenen Bericht.

Was kann uns der helfen? antwortete Pauline, wenn er ſelbſt, wie es ſcheint, zu Denen gehört, Die

irgend eine ſchlaue Berechnung täuſchte. Hat er wohl ein Wort von Prinz Egon's Anweſenheit geſprochen? Er wird uns vielleicht nicht betrügen, gehört aber, wie wir Alle, zu den Betrogenen! Es iſt gar zu lächerlich, in einem Möbelwagen verſchloſſen zu werden und ſtatt im Bett, auf einem Fauteuil in einer ambulanten Remiſe einzuſchlafen. Und gib Acht! Wir werden forſchen dürfen, ſo viel wir wollen, wir werden nichts von ihm erfahren, als daß er hätte „gewiſſenhaft" ſein wollen.

Es kommt auf eine Prüfung an, ſagte die Landmer, die ſich mit Recht vor der Furcht Henning von Harder's vor ſeiner Gattin viel verſprechen durfte.

Und Schlurck, fuhr Pauline fort, der ſonſt ſo aufmerkſame Schlurck, der mir nie etwas verſchwieg, was ſich auf Egon bezog, er verſchweigt mir dieſe Reiſe nach Hohenberg! Auch Zeiſel hat mich vergeſſen, weil ich es nicht möglich machen konnte, ihm eine ſeinem alten Range angemeſſene Verſetzung zu verſchaffen. Er ſoll die Arreſtation des neugierigen, ſicher verkappten Handwerksburſchen ganz oberflächlich betrieben haben. Kurz, ich bin nicht mehr Die, die ich war ... ich exiſtire nicht ... man ignorirt mich, man durchkreuzt mir die beſonnenſten Pläne .. man operirt, daß ſie ſcheitern müſſen!

Du unternimmſt zuviel, antwortete die Ludmer, und war erfreut beim ruhiger ausſtrömenden Schmerz der Gebieterin mit Anſtand wieder eine Priſe nehmen zu dürfen. Du wagſt dich an die ſchwierigſten Dinge, ohne dafür eine Anerkennung zu finden. Ich wünſchte wol, du hüteteſt dich vor Schlurck —

Vor Schlurck? Wie ſo?

Seine Späße ſind oft bitter! Seine Mienen haben etwas Säuerliches, als wollte er ſagen: . . . .

Nun? Was ſagen?

Die Ludmer ſtockte . . .

Foltre mich nicht! fiel die Geheimräthin ein. Verdächtige mir nicht die beſten Freunde!

Die dich benutzen und fallen laſſen, wenn ſie dich ausgepreßten . . . .

Schlurck mich benutzen? fragte verdrießlich die Geheimräthin, deren Geſchmack zugleich an dem Bilde von der ausgepreßten . . . Citrone kein Gefallen fand.

Schlurck iſt mir verdächtig . . . ſagte die Ludmer. Ein ſo boshafter kalter Egeiſt . . . .

Ah! Bah! antwortete die Geheimräthin. Das verſtehſt du nicht. Das iſt ein Philoſoph und nach dem Abenteuer ſeiner Tochter mit Harder zu ſchließen, hat das Mädchen Laune und Geiſt . . . ich muß ſie kennen lernen . . . .

Damit ſie dich immermehr umſtricken? Immermehr misbrauchen!

Misbrauchen? Wozu? fragte die Geheimräthin ungeduldig.

Der Obercommiſſair hat mir Alles erklärt und auseinandergeſetzt ....

Man muß geſtehen, ſagte die Geheimräthin bitter, deine Verwandtſchaft wirkt ſehr ungleichartig auf dich. Deiner Nichte weiſeſt du die Thür ... und deinem ſogenannten Neveu, der dich beerben wird, der jetzt ſchon ſogar deine Verwandtſchaft erbt, ohne je etwas Anderes geweſen zu ſein als ein gewandter Intrigant und dein Liebhaber ....

Pauline! Du biſt gereizt! ſagte die Alte mit ärgerlichem Tone, aber doch von dem Worte: Liebhaber! angewandt auf ihre alten welken Züge, ein wenig geſchmeichelt ....

Was ſagte denn Par? fragte die Geheimräthin.

Als Obercommiſſair der Polizei kann Par klar ſehen, antwortete die Ludmer. Er warnt vor Schlurck. Wenn Prinz Egon die Verwaltung ſeiner Güter übernimmt, verliert der Juſtizrath die Hälfte ſeiner Einkünfte. Die andere Hälfte kommt von der Adminiſtration der alten ſtädtiſchen Häuſer .... Mit der ſieht es gleichfalls nicht beſſer aus.

Er wird sie behalten!

Denkst du? Jetzt, wo das Ministerium Alles daran setzt, diesen Proceß zu gewinnen?

Der Hof ist für die Ansprüche der Commune.

Dank deinem Einflusse! Wie schlau weiß ihn dieser Schlurck nicht zu benutzen! Wie zerfloß er in Rührung, als du ihm sagtest: Die Königin mißbilligt die Handlungsweise des Ministeriums und bietet Alles auf, der Commune ihre alten Schätze zu erhalten!

Kind! Er lachte darüber! sagte die Geheimräthin. Er lachte über die Geistesrichtung des Hofes, daß dieser sogar gegen seinen eignen Vortheil gestimmt ist, wenn es sich um eine mittelalterliche Träumerei handelt. Du sprichst von meinem Einflusse! Soll Das Spott sein? Anna! Anna! Meine Schwester! Das ist die Quelle, zu der Schlurck Zugang finden müßte! Anna wird entscheiden können ....

Warum Anna?

Durch unsern Schwiegervater! Das Obertribunal wird in letzter Instanz Recht geben und behalten. Wer weiß, ob das dringende Verlangen des Hofes, Annen's Bekanntschaft zu machen, nicht mit jenem Proceß zusammenhängt!

Nimmermehr, sagte die Ludmer, die sich auf die Länge immer mehr als eine kluge, praktische Frau zu

Bruder pflegt und ihm mit Planen, Intriguen und krummen Wegen an die Hand geht?

Schü-King war ſtolz auf ihren ſchlanken, mittleren Wuchs, auf ihre kleinen, länglichen und gekrümmten Augen, auf ihren friſchen, glänzenden Teint, auf alle dieſe, für eine Chineſin ſo weſentlichen Schönheiten. Aber was waren dieſe natürlichen Reize gegen die Kunſt, mit der ſie dieſe zu beherrſchen wußte? Mit fertiger Hand zog ſie die ſchwarze Tuſche in zierlichen Bogenſtreifen über ihre Augenbraunen. Welches dämmernde Incarnat legte ſie auf ihre Wangen, welche Purpurröthe auf ihre Lippen, auf denen ſich nichts ſchöner ausnehmen konnte, als der blutrothe Farbenpunkt, der die Mitte der untern zierte? Den Kopfputz erwähne ich nur; denn die chineſiſche Haartour, die in einer Art von Chignon aufgekämmten und mit goldenen Haarnadeln befeſtigten Locken, die geſchmackvollen Verzierungen durch künſtliche Blumen haben längſt vor dem Richterſtuhle der Mode in Paris eine glänzende Rechtfertigung erlebt, haben den Lauf um die Welt gemacht und tauſend europäiſchen Engelköpfen vollendete Triumphe verſchafft. Aber dies ſind nur Plagiate, ängſtliche Copieen, die weit hinter ihren Originalen zurückbleiben. Die Schönheit iſt erſt dann vollkommen, wenn ſie von der Harmonie des Enſembles unterſtützt wird. Schü-King war eine Chineſin und ſie beſaß Alles, was ſie hierzu ſtempelte. Sie lehnte ſich nicht gegen die Sitte ihres Landes auf, ſondern kokettirte ſelbſt mit den Reizen, die wir abſcheulich finden. Man erräth, daß ich von ihren unbedeutenden, unanſehnlichen Füßen, von dieſen ſonderbarſten aller verjüngten Maßſtäbe, ſprechen will. Ihre Füße waren ſo klein, daß ihre Hände dagegen noch rieſenhaft erſchienen. Man

erkennen gab, nimmermehr, Herz! Solche Einwirkungen können wol den Untergeordneten einfallen, aber die Oberhofmeisterin, die Altenwol, denkt an solche Pläne nicht. Man schätzt Anna, weil sie für anspruchslos gilt und sich ganz und ausschließlich der Pflege eines ehrwürdigen Alten widmet. Auch treibt sie alte Musik. Das ist allein schon hinreichend, ihr ein Lustre zu geben, wie man's nun eben einmal liebt. Rechnet man noch die Neugier hinzu, eine Frau kennen zu lernen, die von dir so verschieden sein soll, so ist Alles beisammen, was dort für sie spricht. An den Proceß denkt Niemand. Par meint Das auch.

Ich will es glauben, sagte Pauline, was Anna's Beziehung zum Papa anlangt. Allein der Gegenstand, um den mich Schlurck neuerdings besucht, ist dem Hofe wirklich sehr wichtig. Er wird viel besprochen und auf die Lösung ist man allgemein gespannt. Und so wunderlich ist dabei die Stellung der kleinen Cirkel zum Ministerium, daß beide ganz verschiedene Zwecke verfolgen. Die Ministerien wollen die alte Erbschaft für den Staat und die kleinen Cirkel sind dafür, daß sie der Stadt verbleibt. Das wissen sehr Wenige und Keiner wird es begreifen, der sich nicht in die Natur dieser träumerischen Menschen eben hineingefühlt hat. Und sind wir doch selbst an der Entscheidung betheiligt?

Unser altes Familienhaus in der Stadt ist ein Johanniterlehn. Jahrhunderte lang zahlten die Marschalks eine sehr geringe Abgabe an die Stadt, der die Rechte und Besitzungen übertragen wurden, als die alten Ritterorden protestantisch wurden und ihre großen Güter auseinanderfielen an den Ersten Besten, der in Zeiten allgemeiner Verwirrung von ihnen Vortheil zog und Besitz zu ergreifen verstand. Wenn wir nun vom Staate abhängig werden, würde der Zins ohne Zweifel erhöht. So geringfügig dieser Grund sein mag, der auch uns sollte wünschen lassen, die Sache bliebe beim Alten, so habe ich doch dadurch ein geeignetes Mittel, den intimsten Wünschen der eigentlich einflußreichen und das Ganze regierenden Partei entgegenzukommen, und es ist wiederum eine unbegreifliche Vernachlässigung Schlurck's, daß er mir so lange auch nicht über den Gang dieser Angelegenheit berichtet hat.

Lange wogte so das Chaos von vielen ungewissen und qualenden Stimmungen und Betrachtungen in der ehrgeizigen, thatendürstenden Frau auf und ab. Was war da nicht Alles, das schattenhaft vor ihr auf- und niedergaukelte! Liebe, Haß, Streit, Friede, Staat, Familie, die Welt, ihr Haus, ihr Herz .... Alles war in Aufregung und keine Idee war da, die ihr

als Stütze und Anlehnung in dieſer Verwirrung hätte dienen können.

Sie warf einen Rückblick auf die Vergangenheit....

Ach! ſagte ſie; wo ſind die Männer, die uns einſt zur Seite ſtanden?

Laß das! rief Charlotte Ludmer. Sieh, da geht der Commiſſionair des Hotel garni am Paradeplatz ... er kommt zu uns ....

Ich will nichts wiſſen von der Gegenwart, ſagte Pauline. O dieſe Vergangenheit! Dieſe kraftvollen Arme, die uns einſt emporhielten über dieſe ſchaale Welt ....

Ein Bedienter geht über den Hof und bringt eine Karte, ſagte die Ludmer, die von dem grünen Zimmer zuweilen in das gelbe ſchritt ....

Erſt dieſer Ried, mein erſter Mann! Ich war jung, kindiſch. Ich nahm einen reichen Finanzier. Er war alt, dick, unausſtehlich, aber in ſeiner Weiſe anerkennenswerth, unternehmend, ſpeculativ. Dann Anton ... auch Eduard ... aber Heinrich Rodewald! Welch ein Heros! Welcher Titan an Größe des Geiſtes! .... Mit ſeiner Untreue brach meine Kraft.

Du wirſt in den Blättern deines Lebens nachblagen, ſagte die Ludmer ſpottend, bis du auf Zeck kommſt ....

Charlotte!

Denselben Zeck, den Schlurck schon einige Male in deiner Gegenwart so zweideutig genannt hat!

Schlurck? Es ist wahr . . .

Wenn Schlurck die Denkwürdigkeiten der Fürstin Amanda längst besäße!

Charlotte!

Eben wollte die Ludmer sagen: Warum vermeidet dich seit einiger Zeit der Justizrath? als der Bediente Ernst eintrat und zwei eben abgegebene Gegenstände brachte, eine Karte und einen Brief.

Auf der Karte stand: Justizrath Schlurck wird sich die Ehre geben, binnen einer Viertelstunde, wenn erlaubt, aufzuwarten . . .

Triumphirend blickte die Geheimräthin, die viel Neigung für Schlurck's philosophische Weltanschauung hatte, auf die „auch gar zu kluge", wie sie sie öfters nannte, geheime Vertraute.

Und als sie vollends den vom Commissionair gebrachten Brief entgegengenommen und die Aufschrift gelesen hatte, gerieth sie in ein höchst angenehmes Erstaunen.

Von der d'Azimont! rief sie. Ist es möglich? Aus Paris?

d'Azimont? Kommt der Graf zurück? fragte die

Ludmer gedehnt und gedachte dabei im Nu der Möglichkeit neuer Störungen des ſittlichen Verhaltens, das Pauline dem Hofe gegenüber behaupten wollte.

Pauline durchflog das Billet in geſpannteſter Aufmerkſamkeit und ließ während des Leſens die Worte hinfallen:

Nein — der Graf nicht — von ihr — Was? — krank — Wer? Prinz Egon iſt krank? — Der Arme — ſie hat ſich brouillirt — mit dem Grafen? — Nein, mit Egon auch? O! — Sieh! Sieh! — Sie iſt raſend — ſie verzweifelt — ſie wird abreiſen? — ſie kommt von Paris — Nein, was leſ' ich denn! Sie iſt ſchon da! Himmel der Brief iſt ja von hier —

Die d'Azimont iſt hier? fragte die Ludmer.

Die d'Azimont! Helene d'Azimont, Egon's Geliebte! Hier?

Sie war dir immer zugethan ... aber ....

Indem fuhr ein Wagen vor. Ohne Zweifel ſchon der angekündigte Beſuch des Juſtizrathes ...

Unterhalte dich eine Weile mit Schlurk, ſagte Pauline raſch, legte das empfangene Billet zurecht und ſetzte ſich zu einer Antwort hin. Schlurk ſoll nicht gehen, hörſt du? Der Bediente der d'Azimont ſoll warten. Ernſt ſoll ſich erkundigen, ob Prinz Egon wirklich wieder ſichtbar, wirklich krank iſt und ſeit wie lange?

Ich vermuthe, er verleugnet sich nur der Armen wegen, mit der er brechen will, der alberne Sohn einer albernen Mutter — Franz soll auf's Hofamt sagen, daß ich den Geheimrath um drei Uhr zu sprechen wünsche — wir essen um vier . . . Um acht heute Gesellschaft . . . Wenn Schlurck fort ist, mach' ich Toilette . . . .

Die Ludmer ging gehorsam nach vorn in's Empfangzimmer und brummte lachend vor sich etwas hin, als wollte sie sagen:

Nun ist ja Alles wieder im besten Zug!

Und in der That schien es wirklich zu gehen. Da war ja mit einem Male Alles wieder wie es sein sollte. Menschen, Briefe, Neuigkeiten, Situationen . . . Alles, was Pauline haben mußte, um leben zu können.

Mit rascher Hand warf sie auf ein zierliches Blatt die Worte:

„Tausendmal gegrüßt, liebenswürdige Freundin! Engel, wie schön, daß Sie da sind! Zittern Sie doch nicht um Egon! Wenn er seiner Mutter gleicht, ist er sanft und wenn er dem Vater gleicht, nur leichtsinnig! Kommen Sie an mein Herz! Haben Sie Thränen zu weinen, in meiner Brust ist eine Stelle, wo Thränen nicht entweiht werden! Kommen Sie! Kommen Sie! Um Eins! Toute à Vous! Um Eins, oder

um Sechs, wie Helene will! Ach Helene, wie lieb' ich Sie! Nein daß Sie da ſind! Wie überraſchend! Wie Heleniſch! Willkommen! Willkommen!"

Raſch geſiegelt, geklingelt, abgegeben. Den Kopf geordnet, das Bandeau über das Haar gezogen, die langen ſpitzenbeſetzten Zipfel noch einmal zu einer ſchönen Schleife geknüpft, die Falten der Morgenrobe geglättet, ein Batiſttuch in die Hand genommen, noch ein Blick in den Spiegel und dann nach vorn geſchwebt, durch das Schlafkabinet aus dem Zimmer Grün in Grün in das Zimmer Gelb in Blau. Die Thür geöffnet . . . alle unmuthigen Mienen verſchmolzen in holdſeligſtes Lächeln —

Schlurck trat ein . . .

# Zweites Capitel.

## Was iſt Romantik?

Die Ludmer hatte ſich entfernt, um noch einmal den Verſuch zu machen, ob ſich nicht unter den Gerathſchaften, die von Hohenberg gekommen waren, doch noch das fehlende Bild fände.

Sie hatte bei ihrer Gebieterin zu oft erlebt, daß dieſe im ſturmiſchen Eifer ihres Temperamentes etwas zu vermiſſen glaubte, was ſich ſpäter doch ſo vorfand, ganz wie es ſein ſollte ....

Wir überlaſſen ſie ihrer, im heutigen Falle fruchtloſen Arbeit.

Die Geheimräthin und Schlurck ſaßen ſich indeſſen ſchon auf bequemen Polſtern gegenüber.

Der Schimmer der gelben Decorirung that ſeine Wirkung. Pauline erſchien friſcher, als ſie heute ſchon hatte in Folge der gewaltigen Aufregung ausſehen können.

Wenn man glauben wollte, dieſe beiden Naturen, die von Ehrgeiz zernagte Pauline und der ruhige Epikuräer, hätten füreinander ſo gepaßt, wie Pauline glaubte, würde man irren. Sie verſtanden ſich gegenſeitig, aber ſie gaben keinen gleichen Accord. Sie ſchätzten ſich, ohne ſich zu lieben. Schlurck war dies Feuer denn doch zu zehrend, Paulinen ſein Phlegma denn doch zu lähmend. Sie hätte immer ſtürmen, drängen, wirken mögen, er lächelte nur und gloſſirte. Er arbeitete nur, um die Mittel zum Genuß zu haben, den ſie verſchmähte, deshalb vielleicht verſchmähte, weil ſie ihn beſaß, ohne ihn erwerben zu müſſen.

Schlurck führte auch ihre ſehr günſtigen alten Ried'ſchen Finanzen, die von deren des minder begüterten Gemahls geſondert verwaltet wurden.

Des Jahres zwei- oder dreimal gab er ihr eine Ueberſicht ihrer Einnahmen und gern hörte ſie ihm zu, auch wenn er dann gelegentlich von andern Dingen ſprach.

Heute nun erklärte Pauline ſogleich, über Vieles mit ihm Rückſprache nehmen zu müſſen und Schlurck, lächelnd ſeine Brille abnehmend und die Gläſer mit dem einen ſeiner gelben Glacéehandſchuhe, den er auszog, putzend, antwortete:

Ich habe zwar nicht viel Zeit, indeſſen fangen Sie an! Sie verſtehen zu feſſeln.

Wollen Sie heute mit mir rechnen? fragte Pauline, um Zeit zu gewinnen, alle ihre Fragen ſich erſt vorſichtig zurecht zu legen.

Nein, meine Gnädige, erwiderte Schlurck, ich komme nur, um mein Bedauern auszuſprechen, daß es mir nicht gelingen wird, die mir vom Neubunde zugedachte Rolle zu ſpielen. Wollen Sie mich an ein anderes Wahlgebiet verweiſen, in der Verſammlung zu Helldorf iſt meine Bewerbung durchgefallen. Mein eigener Lobredner, Juſtus, der Dorftartüffe, der große Mirabeau der gemäßigten Dummheit, wird die meiſten Stimmen davontragen.

Wahlen ſind immer intereſſant, wie auch für Die, die nicht in der Lotterie ſpielen, die Nachricht von großen da- oder dorthin gefallenen Gewinnen unterhaltend bleibt.

Pauline ſprach ihr Bedauern aus und verhieß, anderweitig ſorgen zu wollen.

Nein, ſagte Schlurck, ich bitte! Laſſen Sie mich lieber ganz davon, gnädige Frau! Ich paſſe in dieſen Wirrwarr nicht. Meine Geſchäfte wachſen mir über den Kopf, ich müßte ſie ſo vernachläſſigen, daß ich in meiner Praxis zurückkäme. Was hülfe mir ein Portefeuille, das ich vier Wochen lang verwaltete? Ehe ich mich noch in der Miniſterſtraße eingerichtet hätte,

rathe, wie lang und breit ihre Schuhe waren! Ich habe ihr nie dazu Maß genommen; aber eine Länge von einem Zoll und eine Breite von anderthalb ist schon das Aeußerste, was sich vermuthen läßt. Und dennoch fehlt allen diesen Vollkommenheiten ein Schmuck, den der Chinese mit Bedauern an Schü-King vermissen wird. Wir würden sogleich bereit sein diese Zierde eine garstige Unart zu nennen, aber das sind die Verschiedenheiten des Geschmacks. Wer so glücklich in China ist, den Nagel am kleinen Finger der linken Hand zu der Länge von 4 bis 5 Zoll zu hegen und zu pflegen, kann auf eine tief gefühlte Huldigung, die man seiner Schönheit darbringt, rechnen. Wer diesen Nagel gar zu einer Länge von 6, 8, 10 Zoll zu bringen im Stande ist, der ist auf dem Wege, unter die Götter versetzt zu werden; der Geruch der Heiligkeit ist ihm schon hienieden gewiß. Schü-King besaß diesen Schmuck nicht und sie beklagte oft einen Verlust, der in ihren Augen nicht gering war. Sie bereitete sich selbst dieses Leid; denn ihr Charakter, ihre Leidenschaftlichkeit, das Feuer in ihren Bewegungen, waren für jene Nagelverlängerung, was die Raupe für ein junges Blatt. Wie konnte sie, die nicht gewohnt war, verschleiert im Hinterhause zu sitzen und sich von Verschnittenen und alten Weibern Mährchen erzählen zu lassen, fortwährend mit einem Bambusfutteral am linken Finger versehen sein, die Gestikulationen ihrer Hand ängstlich beachten und ihre Seele an diesen Nagel hängen? Wenn sie ihn auch einmal zwei Monate lang gepflegt und aufgefüttert hatte, so geschah es bei einer etwas lebhaften Demonstration, die sie ihrem Bruder machte, daß der Nagel in eine falsche Lage kam und im Nu abknickte; dann weinte sie mit ihrem Bruder, aber der Nagel war verloren. Ach!

müßt' ich schon wieder ausziehen und einen Aerger hätt' ich vielleicht davon, so empfindlich, daß ich meine Verdauung schwächte. Ich werde recht difficil mit meinem Magen.

Aber wenn Sie sich nun behaupteten, Justizrath! Wenn Sie eine Partei bildeten!

Behaupten kann ich mich schon deshalb nicht, weil ich zu leise spreche, und von Parteibildung ist noch weniger die Rede, da ich zu sehr Advocat bin, um nicht jede Ansicht, die uns Vortheil bringt, vernünftig zu finden. Was soll ich für eine Partei bilden? Die der äußersten Austernesser wäre mir die liebste, und auch bei denen gibt es nicht immer einerlei Meinung. Die Einen ziehen die Austern mit Porter, die Andern mit Rheinwein vor und schon über die obligate Anwendung der Citrone hab' ich mich mit mehren meiner Collegen zuweilen überworfen. Nein, nein, keine Politik mehr! Ich habe Fälle erlebt, daß einige meiner Austernfreunde, die sich wählen ließen, plötzlich Gesinnung bekamen. Denken Sie sich, friedliche, ruhige Menschen, die nichts in der Welt mehr kümmert, als daß der Kanzleidiener richtig jedes Quartal ihre Gage bringt, diese kommen plötzlich in Unruhe, weil zweifelhafte Fälle ihr Gewissen beängstigen. Sie erinnern sich dann, daß sie einmal von einem gewissen

Papinian auf der Universität gehört hatten, der lieber den Kopf verlieren, als eine ungerechte Sentenz fällen wollte, und wirklich, meine Freunde verloren den Kopf. Das Gewissen, die aufgerüttelte alte akademische Erinnerung guillotinirte sie. Sie hörten von zwei Parteien, saßen mitten drinnen zwischen Baum und Borke, das Beispiel steckt an, die Wähler drohen auch, was macht nun so ein unglücklicher Appellationsgerichtsrath mit Weib, Kindern und seinen alten Collegienheften? Immer schwebt ihm der kopflose Papinian vor Augen und richtig, er legt sich auch auf den Block, stimmt glorreich, wie es die feierlichen Momente, wo Jahrhunderte auf dich herabsehen, edler Staatsbürger, mit sich bringen und ist für ewige Zeiten — geliefert! Ich habe die harmlosesten Menschen aus dem Austernclub verschwinden sehen, denen jetzt kaum etwas Anderes übrig bleibt, als sich einen Hut mit rothen Federn und eine Büchse zu kaufen, um auf Leben und Tod unter die Freischärler zu gehen.

Pauline lachte und erwähnte einige Namen, denen es freilich so ergangen war ... andere, die sich durch die schamloseste Reue im Neubunde wieder zu rehabilitiren suchten.

Nein, fuhr der Justizrath fort, keine Politik! Ich habe wirklich zuviel in meinem nächsten Beruf zu thun.

Das häuft ſich unglaublich. Prinz Egon iſt nun zurück und die große Hohenbergiſche Auseinanderſetzung nimmt ihren Anfang. Auch dem Proceß, den ich für die Commune führe, Sie ſind ſelbſt daran betheiligt, droht plötzlich eine ganz neue Wendung ...

Ja! fragte Pauline, wie ſteht es damit? Siegt das Kreuz mit den drei oder mit den vier Blättern? Bei Hofe wird viel davon geſprochen.

Ich wünſchte, ſagte der Juſtizrath und rückte dabei die Brille auf dem Augenknochen zurecht, ich wünſchte, wir wären mit dieſer Sache über allen und jeden Klee hinweg, den drei- und den vierblättrigen; den Luzerner Jeſuitenklee, den ich dabei wittre, gar nicht zu rechnen. Es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſich zu den beiden ſtreitenden Parteien auch noch eine dritte geſellt ...

Eine dritte? Wie wäre Das? fragte Pauline geſpannt. O reden Sie!

Laſſen Sie mich noch davon ſchweigen, meine Gnädigſte, erwiderte Schlurck: nur ſoviel ahn' ich, daß die Verwickelung den höchſten Grad erreichen kann, ſo ſehr, daß ich zwiſchen zwei Feuer gerathe und dieſen ganzen Gegenſtand in andere Hände geben muß.

Sie ſpannen meine Neugier! ſagte Pauline.

Als Schlurck aber ſchwieg, fuhr ſie fort:

Sie wiſſen doch, daß der Hof an dieſem Proceß

Intereſſe nimmt? So geben Sie mir auch Materialien, auf den alten Grafen Franken oder meinen Mann oder ſonſt einen Kanal dort wirken zu können!

Es iſt merkwürdig, antwortete Schlurck, daß die Miniſter für eine Entſcheidung kämpfen, die den kleinen Cirkeln gar nicht lieb wäre.

Verſtehen Sie dieſen Widerſpruch?

Ich glaub' ihn zu verſtehen, ſagte der Juſtizrath und ſchüttelte den Kopf.

So klären Sie mich darüber auf!

Meine Gnädige, ſagte Schlurck, wir leben im Zeitalter der Confuſionen. Was der Körper begehrt, darüber ſcheint unſer Jahrhundert einig zu ſein. Daß der Magen in den materiellen Fragen die Hauptrolle ſpielt, haben die Proletarier ſowol wie die äußerſten Auſterneſſer hinlänglich entſchieden und man kann von dieſem Standpunkte dem Kampfe ruhig zuſehen. Es iſt ein Kampf der Verdauungsorgane. Siegen Die, die nur Brot haben wollen, d. h. Brot im weiteſten Sinne, als da ſind: Trüffeln, Auſtern und Seefiſche (denn Das iſt der ganze Sehnſuchtsjammer auch Derer, die nur Brot! Brot! ſchreien), ſo werden ſich ihrer ſo viele wieder den Magen verderben, daß Brot, einfaches Brot, eine Delicateſſe wird und wir da ankommen, wo wir ausgegangen ...

Das ist die materielle Frage, sagte Pauline, aber auf die Materie folgt . . .

Das Herz! sagte Schlurck galant und doch ausweichend. Was das Herz anlangt, meine Gnädigste, so ist das Ihr Capitel! Die Verfasserin der Amarantha — wissen Sie, daß ich altbackner Mensch aus dem empfindsamen Zeitalter von Hölty und Matthison dies Meisterwerk immer noch nicht gelesen habe?

Sehr Unrecht von Ihnen, Justizrath!

Aber Nadasdi hab' ich gelesen, schaltete Schlurck pfiffig ein und runzelte damit Paulinen die Stirn.

Alte Sünden, sagte sie, längst vergeben!

Nein, meine Beste, bemerkte Schlurck, Nadasdi las ich, weil ihn Alle verurtheilten, Amarantha nicht, denn die priesen Alle. Der gute Advocat nimmt sich immer des Bedrängten an; so zog's [illegible] den schönen Ungar, der mich ganz gut unterhalten hat. Und wissen Sie warum? Weil ich darin eine Frau fand, die sich in nichts als Frau verläugnen konnte und ganz meisterhaft nach der Natur copirt war, nämlich die Verfasserin selbst.

Pauline wollte entgegnen und abbrechen . . .

Erlauben Sie, sagte Schlurck. Ich habe eine große Bibliothek und gelte für einen Literaturfreund. Allein ich sammle und steigere meist auf die Werke, die die

berühmten Autoren gern von sich verstecken möchten. Die allgefeierten Schriften belehren mich lange nicht so wie die mislungenen. Und ohne nun sagen zu wollen, Radasdi wäre mislungen —

Sie haben keine Zeit, sagten Sie, und spotten so behaglich? bemerkte Pauline und drohte mit dem Finger —

Ohne sagen zu wollen, wiederholte Schlurck sehr nachdrücklich, Radasdi wäre mislungen, so fehlt ihm gerade deshalb die künstlerische Abrundung, weil Sie zuviel von sich selbst gegeben haben. In der Amarantha hör' ich, daß Sie, schlimme Frau, Andere geschildert haben — Andere kenn' ich genug — die Familie der Andern, ach, die ist so groß! Aber Sie, Sie in Ihrer Unruhe, Ihrer Sehnsucht, Ihrem Bedürfniß nach Anlehnung, Sie hab' ich in Radasdi gefunden. Ich sah eine Frau, von der ich wußte, warum sie liebt. Sie lieben deshalb, weil Ihnen die männliche Ergänzung Bedürfniß ist und wer mir gesagt hat, Sie wären von einem männlichen Geiste, dem hab' ich geantwortet: Nein, diese Frau ist ganz Weib und wenn man's nicht glauben will, so lese man den Radasdi.

Schlimmes Compliment! antwortete Pauline überrascht von Schlurck's Artigkeit, hinter der ihr etwas

verborgen schien. Sie wollen doch wol nur andeuten, daß wir nichts ohne die Männer vermögen und daß wir, wenn wir einmal selbst etwas schaffen wollen, höchstens einen misrathenen Roman zu Stande bringen?

Vergebung, sagte der Justizrath halb und halb beistimmend und das Bittere seiner Aeußerung durch einen Handkuß überzuckernd, ich wollte nur sagen, warum ich die berühmten Schriftsteller gern aus den Werken studire, die sie nicht gesammelt haben. Ich komme darauf zurück, daß über die Stellung, die das Herz zu unserm Jahrhundert einnimmt, doch wol die Damen entscheiden mögen.

Nun aber der Geist? sagte Pauline. Sie vergessen die Erklärung des Widerspruchs, in dem die kleinen Cirkel über jene Angelegenheiten befangen sind.

Beste gnädigste Freundin, sagte Schlurck, der Geist ist ein Chamäleon oder einer jener delicaten Fische des Alterthums, der sich in italienischen Seen finden soll und über dessen Geschmack ich nichts sagen kann, ebensowenig wie über seine zweckmäßigste Zubereitung. Dieser Fisch aber, soviel weiß ich, meine Beste, hatte die curiose Eigenschaft, daß er, gekniffen und gemartert, in hundert Farben spielte. Ueber den Magen, über das Herz ist man einig; man weiß, daß speisen und lieben oder, um mich anständiger auszudrücken, geliebt

werden in dieser Beziehung die befriedigendsten Seligkeiten gewähren, aber der Geist, dessen Nahrung, dessen Befriedigung, darüber rennen sich die Behälter des Geistes, die Köpfe, blutig aneinander. Was im Mittelalter Geist war, nun wohl, das wußte man damals, es war Religion und Scholastik. Was in der Reformation Geist war, das wußte man auch, es war Bibelerklärung und hebräisches Wortgeklaube. Was im vorigen Jahrhundert Geist war, das kannte man unter dem Namen Esprit, Voltaire, Hume. Aber was jetzt Geist ist, gnädige Frau, was jetzt dem Einen tief, dem Andern oberflächlich erscheinen soll, darüber herrscht mehr Anarchie als in der Gesetzgebung über die Einreden und Verjährungen. Erstaunen Sie nicht, die kleinen Cirkel halten es geradezu für geistreicher, der Commune den Sieg in dieser Frage zu gönnen als dem Fiscus.

Für geistreicher? wiederholte Pauline lachend. Das zu fassen, bin ich zu geistesarm. Romantischer, sagen Sie!

Meine Beste, fuhr Schlurck fort, der an Paulinen oft gemerkt hatte, daß sie sich belehren ließ; sehen Sie, das ist etwas, was sich mehr fühlen als beschreiben läßt. Ich will Ihnen eine Analogie sagen. Wenn ich Caviar esse, den ich sehr liebe, falls er im Raths-

keller frisch und hübsch großkernig angekommen ist . . . wenn ich Caviar esse und der grüne Römer, mit Rüdesheimer gefüllt, steht vor mir und man fangt an zu streiten über Das, was wahrer sei: der Ausspruch eines Weisen oder der eines Narren, so gefällt mir der Narr besser. Ich höre oft feinstilige Autoren verurtheilen, weil sie bestechlich waren und mich prickelt mein Caviar und mein Rüdesheimer so, daß ich's laut ausrufe: Bestechlich hin, bestechlich her! Schreibt erst so wie sie! Tischt mir Eure Tugenden in einem Stile auf, der so glänzend ist, wie seine Laster schrieben, und dann möcht' ich manchmal in meine Bibliothek und solchen Schwätzern gleich die ganze Sammlung von zwölf oder zwanzig prächtig eingebundenen Werken dieser angefeindeten Lebemänner an den Kopf werfen! Ich liebe nun den Witz, die Bosheit und die schlagenden Antithesen in der Schreibart, Andere lieben das Bauschige, das Prächtige, das Rauschende, das Stoffene, Andere wieder das Harmlose, Bescheidene, Fromme, Gänseblümige, Veilchene. Aber . . .

Sie schildern ja unsere kritische Anarchie, Justizrath! unterbrach Pauline.

Ich schildere unsere ganze Geistesverwirrung. Sie findet sich überall, auf allen Gebieten. Das Wunderliche erscheint den Leuten wunderbar. Das Selt-

ſame iſt ihnen die Regel. Das Aparte ſogar ſoll ihnen das Allgemeine ſein. Geſinnung! Ich höre nicht gern davon, weil nachgrade das Verlangen danach unbequem wird. Aber dieſe geiſtreichen Empfindler nennen die Geſinnung unſchön. Warum? Sie erhitzt! Sie ſpricht viel! Sie zwingt zur Kameraderie! Sie läuft! Sie rennt! Sie träumt, wenn ſie vom Zweikammerſyſtem reden ſoll, nicht über den Humboldt'ſchen Kosmos, nicht über Goethe's Morphologie der Pflanzen, nicht über Dante's Paradies und Hölle ... wie kann man ſo geiſtlos ſein und von der Zeit, von Tendenzen, von der Geſinnung reden! Verſtehen Sie? ....

O ich merke etwas von den „kleinen Cirkeln", ſagte Pauline lächelnd.

Nun nehmen Sie einmal unſern Proceß, fuhr der feine Ironiker fort. Siehe! Da gab es eine Zeit, die da geheißen ward: die mittlere. Und ſiehe! Da gab es eine Ritterſchaft, die da geheißen ward: die geiſtliche. Die Einen trugen einen weißen Mantel mit rothem Kreuz und hießen Templer, und die Andern trugen einen ſchwarzen Mantel mit weißem Kreuz und hießen Johanniter. Beide erwarben Schätze, beide legten Comthureien und ſozuſagen Relais für die Kreuzzüge an, Stationen, wo nur Tapferkeit, dummer

ſie war ſo ſchön, ſo reizend; mußte ihr ein tückiſches Schickſal nur dieſe Zierde mißgönnen?

Schö-King trat ſo eben aus einem Säulengange in das Geſellſchaftszimmer, als ihr Bruder von dem Geleit, das er dem General gegeben, zurückkehrte. Welche zärtliche Bewillkommnung unter den Geſchwiſtern! Wie ſüßlich Leang-Kao-Tſu, der Correſpondent, die Fingerſpitzen küßte, um die Freude an ſeiner Schweſter zu erkennen zu geben! Sie erkundigte ſich nach King-Ta-Lao's Beſuch und ſagte, ihre böswilligen Abſichten ſchlecht verbergend: „Mein Bruder, du hätteſt deine Brille ſtatt am Ohr zu tragen, auf die Naſe ſetzen ſollen. Wie war er gekleidet? Trug er die geſetzmäßigen Farben? Hat er dich durch eine falſche Façonnirung, durch einen loſen Knopf in deiner Eigenſchaft und Würde nicht geringſchätzig behandelt?

„Sei verſichert, meine Turteltaube," antwortete der zärtliche Bruder, „daß ich auch nicht eine Nath aus dem Auge verloren habe. Er iſt ſchlau dieſer Fuchs und trägt ſeinen Schwanz, wie er nach der großen Kleiderordnung von Tſchin-Song, aus der Dynaſtie Song, nur zugeſtutzt ſein kann."

„Auch nichts von gelber Farbe, lieber Bruder? Nur einen Faden gelber Seide auf ſeinem Körper und wir haben Genugthuung."

„Auf dieſe Hoffnungen wollen wir nicht bauen," entgegnete der Correſpondent; „der kluge Mann befolgt drei Regeln, ſagt ein weiſer Lehrer. Er läßt keine Eiſenſtäbe vor ſein Fenſter bauen: denn ſie locken den Dieb. Er verſchmäht die Süßigkeit des Weines: denn den Wein haben die Advocaten erfunden, um die Proceſſe zu vermehren. Er hütet ſich vor der gelben Farbe: denn ſie iſt die Farbe des Kaiſers

Glaube, alter Wein und baares Geld zu finden war. Man kaufte Güter, baute Burgen, baute Häuser in den Städten und wußte mit dem Schwerte Das gewaltsam einzutreiben, was nicht mit dem Klingelbeutel von selber kam. Diese Ritter waren halb Soldaten, halb Mönche. Sie können sich denken, welches übermüthige Volk! Die Fürsten ertrugen's auch nicht gar lange und verbrannten und verbannten die Templer, die schon die üppigsten von Allen waren, wie Sie in der Oper sehen können, wenn sie einmal (der Templer und die Jüdin) wieder gegeben wird. Die Johanniter duckten sich und hielten sich länger ... Das schadet aber Alles nichts. In den Gemüthern, die, wie schon gesagt, das Bauschige, Prächtige, Rauschende, Stoffene lieben, bleiben diese Gestalten der Vorzeit ehrwürdig. Und nun kommt die Reformation, dieses in gewissen Kreisen so wenig geachtete Lichterperiment, das wie unsere neue Gasbeleuchtung dem Einen nicht hell genug, dem Andern viel zu hell erscheint für's Sehen und Gesehen werden — in Diebsprocessen kommen darüber Beschwerden vor — und die reichen Güter dieser Orden fallen da und dorthin, wer sie gerade in der großen Flut der Religionskriege und Säcularisationen auffischt. Hier unsere Stadt fischte sich siebzehn Häuser, darunter das spätere Wohnhaus der

Marschalls, das Sie näher angeht, die Grundgerechtigkeit von Tempelheide und eine Menge anderer Grundrechte, die alle einst dem Johanniterhof von Angerode gehört hatten. Und Das ging so vom Jahre 1550 bis in Zwischenräumen von immer funfzig, sechzig Jahren, wo der erstarkenden Souverainetät unserer alten allmälig avancirenden Markgrafen einfiel, daß herrenloses Gut doch wol eigentlich den Landesherren und nicht den Stadtgemeinden gehöre. Jetzt, wo man Geld braucht und unsere Communen, die sich gern, wie man zu sagen pflegt, volksthümlich gebehrden, empfinden lassen möchte, daß sie kein Staat im Staate sind, jetzt hat unser wühlerischer Finanzminister auch diesen alten Posten wieder aufgewühlt und verlangt eine Wiederaufnahme dieses alten Handels und zwar mit einer solchen Energie, wie der preußische Friedrich den alten schlesischen Proceß dadurch revidirte, daß er Schlesien ohne Weiteres gleich in die Tasche steckte.

Ist denn der Betrag erheblich? fragte Pauline.

Doch! sagte Schlurck. Es beläuft sich der jährliche Ertrag dieser alten Gefälle an die Stadtkämmerei auf achtzigtausend Thaler, woraus sich ein Capital von zwei Millionen ergeben würde ...

Und dies sollten die kleinen Cirkel dem Staate nicht gönnen? erwiderte Pauline erstaunt.

Gönnen? wiederholte Schluck. Das wol! Aber nun denken Sie ſich, über den ſiebzehn Häuſern, von denen nur zwei in der Brandgaſſe noch die alten in ganz alter Form ſind, thront als Wahrzeichen das Kreuz, das Kreuz mit ſeinen ritterlichen Erinnerungen, in Tempelheide hat die alte Kirche das Kreuz, Tempelheide ... Heidentempel ... Chriſtentempel ... Tempelchriſten ... und die alte Stadt, die iſt doch ſo etwas Ehrwürdiges mit ihren drei Schlüſſeln im Wappen, und die beſten Prediger die ſind auf dieſe Gelder angewieſen und es läutet ſo ſchön mit den Glocken, wo dieſe Prediger wohnen und ſie ihre Kirchen haben und die Geſchichte und die Sage, die webt über das Ganze ſo einen undurchſichtigen, feierlichen Matthiſon'ſchen Nebelſchleier, der ſich in der ſtillen Abenddämmerung der Archive an der kundigen Hand des Generals Voland von der Hahnenfeder, der uns durch die Burgverließe der Jahrhunderte führt, ſo ſilbergrau, ſo patriarchaliſch, ſo myſtiſch ausnimmt ...

Pauline unterbrach den Juſtizrath mit lautem Lachen.

Hören Sie auf! rief ſie, Sie ſind prächtig, Juſtizrath! Ja, ja! Sie haben Recht! So iſt's! So iſt's! Von ſolchen Empfindungen werden wir jetzt regiert. Himmel! Von ſolchen Motiven werden die

wichtigsten politischen Schritte geleitet! Aus dieser Dämmerung webt sich Voland von der Hahnenfeder seine schwache, haltlose Spinnenwebenpolitik! Darum kein energischer Aufschwung! Darum keine That! Kein Handschuh, kühn der Zeit hingeworfen! Darum die Unterordnung unter Rom, unter andere alte Fürstengeschlechter, nur weil sie fabelhafte Wappenthiere haben und die Tradition der älteren Vergangenheit! O Das ist die romantische Dämmerung, in der die Nachteulen fliegen müssen, die das Schloß besuchen dürfen.

Nicht wahr! sagte Schlurck mit satirischem Lächeln. Was läßt sich dagegen sagen! Solche Anschauungen kommen aus Dem, was die Herrschaften *ihren* Geist nennen, wie wir wieder die Anschauungen Voltaire's *unsern* Geist nennen. Aber wissen Sie, welch ein Sonnenstrahl jetzt, wie das Schwert des Erzengels Michael, dies ganze Helldunkel durchschneiden kann? Will man denn doch die Verjährung nicht gestatten, will man sich immer darauf berufen, daß alle funfzig Jahre vom alten Zeitgeist gegen den neuen protestirt wurde, so ist es leicht möglich, daß sich ein dritter Bewerber einfindet, der in dem Augenblicke, wo der Staat zwei Millionen Capital in sein großes Buch einzutragen die Feder ansetzt, dazwischen tritt und sagt: Halt da! Halbpart! Dies ganze alte Wesen ist mein

Eigenthum und Ihr könnt zufrieden ſein, wenn ich mich mit der Hälfte noch gar begnüge!

Das iſt eine Allegorie! rief Pauline. Wie wäre dieſe Einrede möglich?

Keine Allegorie! ſagte Schlurck, zog ſeine goldne Doſe und nahm eine Priſe; ich habe faſt Urſache zu vermuthen, daß dieſer Rival, der ſich ſo zu ſagen zwiſchen Fürſt und Volk, alte und neue Zeit drängt ... der Prinz Egon iſt.

Wie? rief Pauline und erhob ſich. Prinz Egon? Wie kämen die Hohenbergs zu ſolchen Anſprüchen?

Das iſt es eben, ſagte Schlurck, was ich erfahren, von Ihnen erfahren möchte, gnädige Frau. Sie ſind, Ihre Amarantha beweiſt es, mit der Geſchichte der Hohenbergs ſehr vertraut. Sie waren einſt die Freundin der Fürſtin Amanda. Iſt von Seiten der Grafen von Bury ein Zuſammenhang mit dem alten Tempelhauſe von Angerode und einem alten Johanniter Hugo von Wildungen denkbar? Was die Hohenbergs ſelbſt anlangt, ſo kenn' ich deren Geſchichte genau und kann verſichern, daß ich von dieſer Seite nicht begreifen könnte, wie ſich Prinz Egon an dieſem Proceſſe betheiligen ſollte.

Prinz Egon? Haben Sie denn dafür Beweiſe? fragte Pauline.

Beweiſe? wiederholte Schlurck. Ich habe vorläufig nur einen Verdacht und ein eigenthümliches Corpus delicti, das ſich an meine letzte Anweſenheit in Hohenberg knüpft ... Iſt Ihr Herr Gemahl zurück?

Seit geſtern! Aber reden Sie doch! Erzählen Sie doch! Sie finden mich ja im lebendigſten Antheil, Schlurck!

Der Juſtizrath zog ſeine Uhr und hielt ſie an's Ohr ....

Wir haben etwas lange philoſophirt! ſagte er.

Ich bitte! Bitte! Weg mit der Uhr!

Es iſt ſchon ſpät ... Ich habe ...

Sie haben nichts, als mein Freund, mein liebenswürdiger Freund zu ſein ....

Ah, gnädige Frau ....

Küſſen Sie mir ein andermal die Hand!

Nun wohlan denn, ſo wollen wir uns beeilen, auf das Gebiet der Thatſachen zu kommen.

Die Geheimräthin hörte mit lautloſer Spannung.

## Drittes Capitel.

### Ein Bundniß.

Ein junger Mann, begann Schlurck, der ſich Wildungen nannte, erſchien vor einigen Tagen am Fuße des Schloſſes in Hohenberg, um dort einen Gegenſtand zu reclamiren, der nichts mehr und nichts weniger als ein Schrein, eine einfache Kiſte iſt. Er gibt vor, daß ein Fuhrmann, dem er dieſen Schrein anvertraute, ihn verlor. Und in der That bin ich es ſelbſt, der durch Zufall dieſen Schrein gefunden hat. Ich ließ ihn, um des Eigenthümers ſicher zu werden, angezogen von einem merkwürdigen Zeichen auf ſeinem Deckel, öffnen. Er enthält die beglaubigten Anſprüche der Nachkommen einer Familie Wildungen auf gewiſſe, ihr vom Johanniterorden vor Auflöſung des alten Tempelhauſes in Augerode, zuerkannte Güter. Dieſe Güter ſind alle die ſtädtiſchen Beſitzungen, die ſich jetzt in den Händen unſrer

Commune befinden. Ein alter Comthur, Hugo von Wildungen, trat sie nicht an, weil er katholisch blieb und die Plünderung der Verlassenschaft des protestantisch gewordenen Ordens verabscheuen mußte. Später ertheilte ihm der römische Stuhl einen Dispens. Aus politischen Gründen, um katholische Interessen mitten in protestantischen Landen gefördert zu sehen, durfte er nun den Besitz antreten. Er starb. Die Documente wurden nach Angerode geschickt. Während die Stadt die Verwaltung der demnach der Familie Wildungen gehörenden Besitzungen für sich antrat, gingen die Documente im alten Tempelhause zu Angerode verloren. Sie sind jetzt gefunden worden. Wo? Wie? Von Wem? weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß Jemand irgendwo im Mondenschein vom Anblick des vierblättrigen Kreuzes so überrascht wurde, daß er . . . Genug, die Documente über die Ansprüche der Familie Wildungen sind da und wer sie besitzt, wer sie mit Eifer in Pleßen, wo sie verloren gingen, suchte, ist — sonderbar — Prinz Egon!

Pauline hörte voll Aufmerksamkeit zu, schüttelte den Kopf und meinte:

Ich erfuhr schon, daß Prinz Egon auf dem Heidekruge sich Wildungen nannte . . . .

Dort sah ich ihn ja selbst!

Sie ſelbſt, Juſtizrath?

Bei meiner neulichen Rückkehr von Hohenberg ...

Wildungen! Wildungen! ſagte die Geheimräthin nachdenklich und in ihrem Gedächtniſſe forſchend ...

Es gibt einen Maler dieſes Namens, fuhr Schlurk fort, einen Maler, der einen Bruder hat, Namens Tankmar Wildungen, einen jungen Referendar. Ich ſchickte heute in aller Frühe, als mir mein Bartuſch dieſe Dinge erzählte, in die Wohnung dieſer jungen Leute. Man fand ſie nicht. Ich ſchickte zu Prinz Egon. Er iſt abweſend geweſen, gehütet gleichſam von einem gewiſſen Louis Armand geſtern Abends zurückgekommen, elend, krank und hat ſich ſogleich abgeſchloſſen und zur Ruhe gelegt. Man vermuthet eine hartnäckige Unpäßlichkeit ... Meine Tochter darf kein Wort davon erfahren. Dies wunderliche Mädchen hat einen förmlichen Roman mit dem Prinzen, falls er es war, geſpielt, ich glaube ſogar, ſie hat eine Leidenſchaft für den jungen Mann gefaßt, den ich begierig bin, kennen zu lernen. Iſt es der Prinz —

Warum ſollt' er es nicht ſein? rief Pauline bitter. Eine Million wird grade hinreichen ſeine Verhältniſſe wieder herzuſtellen ...

Sie überſtürzen die Dinge, gnädige Frau! Wenn Sie nicht wiſſen, daß die Burys mit dem alten

Geschlecht der Wildungen verwandt sind, so kann von einem solchen Gewinn nicht die Rede sein. War' es aber, welche wunderliche Stellung dann für mich, der ich die Sache der Commune vertheidige und mich doch auch zu sehen — hm! hm! — zu sehen freuen müßte, daß die Schulden des alten Fürsten dann plötzlich getilgt sind ...! Ich will noch einmal in die Wohnung der Gebrüder Wildungen und hören, ob es wirklich ein echter oder erborgter Dankmar Wildungen war, der mit den Meinigen reiste. Im letzteren Falle ist Prinz Egon Jemand anderes gewesen ...

Aber wer? fragte Pauline.

Ein junger Handwerker, sagte Schlurck ruhig, der im Schlosse Hohenberg ein gewisses Bild stehlen wollte ...

Nein! sagte Pauline lebhaft, das ist nicht möglich ...

Warum nicht, gnädige Frau?

Dieser Verdächtige sitzt bis auf weitre Ordre — wir haben schon mit dem Obercommissär Par Rücksprache genommen — er sitzt im Plessener Thurme ...

Und?

Und? Wenn der Prinz sich so compromittirte, daß er sich eine in diesem Grade schimpfliche Behandlung mußte gefallen lassen, so konnte er Ihre

wie in die Vorrechte des Himmels eingreifen heißt: seinen Körper um einen Kopf bringen. Der General versteht zwar nichts von diesen Lehren, aber der Instinkt leitet ihn, ihren Inhalt zu befolgen."

„Was denkt er über den neuen Lama? Kennt er ihn? Ich fürchte Bruder, du läßest dir eine Falle legen?"

„Du nennst mich deinen Bruder, Schü-King?" antwortete der Correspondent mit lächelnder Miene, sich seinen kleinen Knebelbart streichelnd. „Was er denkt? Die Klöße denken nicht. Eine Falle? Die Füchse besitzen nur ihre Schlauheit bis zu dem Grade, daß sie die Fallen vermeiden. Nein, meine Schwester, in der Nacht ist kein Schlaf über meine Augen gekommen. Diese Veränderung der Regierung bietet meinen Plänen die Hand. Ich umstricke sie alle und werde mir ohne Mühe meine Auszeichnungen verdienen. Kannst du zweifeln, daß ich in einem Monate die Pfauenfeder, in zwei, den Rubinknopf an der Mütze und die Agatsteine am Gürtel und im dritten den goldenen Pelikan auf dem Rücken habe?"

„Deine Aussichten auf die Zukunft solltest du," sagte die vorsichtige Schü-King, „eher noch weiter hinausschieben, als daß du den nächsten Augenblick unbeachtet lässest."

„Was will deine Seele damit sagen?"

Schü-King trat auf den Bruder zu und erklärte sich: „Lassa ist in Bewegung, um sich zu dem Schauspiele vorzubereiten, das am heutigen Tage noch aufgeführt werden soll. In dem großen Pompzuge, der zu Ehren des neuen Lama gehalten wird, darf allerdings dem Abgeordneten des himmlischen Reiches nächst dem Heiligsten nur der ehrenvollste Platz angewiesen werden; aber wie wirst du mit dem Ge-

werthe Familie nicht begleiten, konnte nicht die Liebe Ihrer schönen Tochter — die ich nun kennen lernen muß, Justizrath — gewinnen . . . konnte auf dem Heidekruge nicht das Bild . . . doch genug! Es kann kein Prinz Egon im Hohenberg'schen Palais krank liegen, wenn der echte die Folgen eines gewagten Incognitos im Plessener Thurme büßt.

Sehr scharfsinnig! antwortete Schlurck, zog aber einen Brief aus der Brusttasche hervor und sagte:

In dem Falle thut mir nur Eines leid . . .

Sie stocken? Was?

Frau von Zeisel, die mir ihr besonderes Vertrauen schenkt, schreibt mir soeben und im großten Zorn auf meine Familie. Man hätte sie und ihren Gatten mishandelt, man hätte vor Fremden ihr, einer Nutzholz-Dunkerke, ein Dementi gegeben und was dergleichen Aufwallungen einer in einem kleinen Orte mit ihrem Ehrgeize eingetrockneten, aber sonst ganz charmanten Dame mehr sind. Das Wichtigste ist, daß Herr von Zeisel, wahrscheinlich von dem Zorn seiner in einer Einladung oder Nichteinladung gekränkten Gattin ermuthigt, den Gefangenen aus dem Thurme längst entlassen hat.

Pauline sprang auf.

Ist Das möglich? rief sie.

Bei Patrimonialrichtern, ſagte Schlurck, iſt Alles möglich.

Empörend! Dieſer Gefangene . . .

Dieſer Gefangene wäre ja durch nichts Erheb-liches gravirt geweſen, ſchreibt die liebe, etwas polternde, aber wie geſagt charmante Frau. Man hätte ſich in Pleſſen nie lange mit fremdem Geſindel aufgehalten und wie ſie denn dergleichen ſicherheitspolizeiliche, ganz ſtichhaltige Gründe mehr anführt, die jedoch wol zunächſt nichts, als eine Rache dafür zu ſein ſcheinen, daß auf dem Schloſſe plötzlich andre Menſchen erſchienen, die ſie verdrängten. Herr von Zeiſel greift mit Freuden zu, wo ihm eine Gelegenheit geboten wird, mit den Provinzialgerichten außer Berührung zu bleiben. Alſo gnädige Frau, dieſer Gefangene iſt nicht mehr im Thurm.

Pauline brach in die heftigſten Verwünſchungen und Drohungen aus. Dieſe Nichtachtung gegen einen ſo hohen Beamten wie ihren Gemahl, ſagte ſie, würde dem Juſtizdirector theuer zu ſtehen kommen!

Schlurck ſuchte ſie im Intereſſe der ihm ſehr werthen Frau von Zeiſel zu beſchwichtigen. Einem feinen Beobachter konnte kaum entgehen, daß ihr auch vorzugsweiſe wol nur dieſe Angelegenheit berührt hatte. Offenbar bereute Herr von Zeiſel die

ſchnelle Uebereilung eines Entſchluſſes, den er nur auf Antrieb ſeiner Frau faßte . . .

Pauline nannte nun den ganzen gegenwärtigen Staatszuſtand anarchiſch und war plötzlich wieder ſo ultrareactionär, daß ſie mit Spitzkugeln und Shrapnels dem Univerſum drohte.

Auffallend! ſagte Schlurck, um die Geheimräthin nur auf andre Gedanken zu lenken, auffallend bleibt es, daß der Bilderdieb mit dem ſogenannten Daukmar Wildungen im Einverſtändniſſe war, denn jener berief ſich auf dieſen . . .

Ein Helfershelfer! Ich wußt' es ja ſchon! Ein Chaos! Ein Chaos! Es ſoll dieſen Zeiſels theuer zu ſtehen kommen! rief Pauline und zeigte nicht wenig Luſt, auch den Juſtizrath empfinden zu laſſen, wie ſehr ſie ſich durch ſeine Vertheidigung anarchiſcher Zuſtände verletzt fühle.

Sie ging im Zimmer auf und ab, ignorirte den bei ihrer Aufregung ſo ruhig bleibenden Beſuch und hätte ihm bald verächtlich den Rücken gewandt, wenn Schlurck nicht ein Mittel zu finden wußte, ſie plötzlich zu zähmen.

Andrerſeits bin ich überraſcht, fuhr er nämlich mit lauernder Miene fort, wie der wahrſcheinliche Prinz Egon ſoviel mit den Zeks verkehrte.

Die Wirkung dieſes Namens war erſtaunlich. Pauline erblaßte. Krampfhaft hielt ſie ſich an ihrem Schreibtiſch feſt und richtete ſtarr ihre Augen auf den ſpitzen Blick des Juſtizrathes, der faſt gleichgültig und lächelnd, aber tiefforſchend hinzufügte:

Ueberall ſah man ihn, auch bei der Urſula Marzahn im Walde!

Worin der Stachel dieſer neuen Erwähnung nun auch liegen möchte, ob Schlurck auf Dinge anſpielte, die er kannte oder nur erforſchen wollte, Pauline war faſt einer Ohnmacht nahe. Ihre Lippen erblaßten. Die Augen übergoß ein eigner verglaster Ausdruck ſtarrer Abweſenheit. Das Weiße trat ſchreckhaft blendend hervor. Die Hand fuhr über das Bandeau, riß die Schleife auf und warf es zur Seite.

Wie heiß! ſagte ſie mit bebender Lippe.

Schlurck meinte boshaft:

Und in ſolcher Hitze trägt man im Sommer dieſe Verhüllungen? Die Mode! Die Mode! Aber, ich halte Sie auf! Ich habe verſprochen, bei Lippi griechiſchen Wein zu koſten. Ich ſehne mich nicht nach dem griechiſchen Wein, aber nach Lippi's kühlem Keller. Sie haben hier wirklich ſehr heiß, Gnädigſte. Leben Sie nun wohl, Excellenz!

Damit ſtand Schlurck auf, um zu gehen.

Aber Pauline rief:

Wo wollen Sie denn hin? Bleiben Sie doch, Juſtizrath. Ich habe Sie jetzt nothiger, als Sie glauben. Griechiſchen Wein ... ich führe ihn leider nicht ſelbſt ... aber ein Glas Capwein, Juſtizrath?

Gnädige Frau, ich danke ... was befehlen Sie noch?

Keinen Befehl, Schlurck! Nur Freundſchaft und Theilnahme für ein unglückliches Geſchöpf, das Vertrauen zu Ihrem Herzen hat und es ſelbſt zu dem ihrigen verdient.

Excellenz —

Ich beſchwöre Sie, laſſen Sie doch die Förmlichkeiten! Ich verachte ja dieſe Formen, ich ſehe in ihnen das Flüchtigſte, das Erbärmlichſte von der Welt! Ich fühle Gott ſei Dank! mehr innern Werth in mir, als daß ich mich durch einen äußern unterſtützen müßte. Ach! Ich bin von einer Gefahr umgeben, Schlurck, die ich mir vielleicht zu lebhaft ausmale! Aber gegen ſeine Phantaſie kann Niemand etwas. Die hängt vom Blute ab und ich weiß nicht, wie ich es machen ſoll, daß mein Auge nicht zu ſchwarz ſieht —

Ein Arzt macht Das, ſagte Schlurck. Cremortartari wird auch mein armer Zeiſel nehmen müſſen, wenn der Intendant von ihm den Gefangenen heraus-

haben will und den guten Mann in Teufels Küche bringt.

Wo denken Sie hin, Schlurck! Wenn ich weiß, daß Sie durchaus diesen Vorfall vergessen möchten ...

Gnädigste, Sie könnten die Güte haben, den Geheimrath zu bestimmen, den Zornausbruch einer gebornen Nutzholz-Dünkerke ...

Ach, scherzen Sie nicht! Schlurck! Das Vergessen! Das Vergessen!

Wenn es nicht mehr ist als diese Angelegenheit! Meinen innigsten Dank!

Pauline nahm Platz und fuhr in leidender Aufregung, indem sie den Justizrath zum Bleiben nöthigte, fort:

Schlurck, ich hatte ein bewegtes Leben, aber ich sehne mich nach Ruhe. Ich mag die alten Aufregungen nicht mehr, ich habe den Muth nicht mehr, gegen das allgemein Gültige zu trotzen. Ich will mein Leben abschließen, irgend noch einem guten vernünftigen Gedanken nachleben und vom Vergangnen mich lossagen. Aber ich will mich auch ganz lossagen. Ich will keine Erinnerungen in mir und in Andern und durch Andere noch weniger. Sie kennen die Macht der Antecedentien.

Ja, ja, beste Freundin! sagte Schlurck lächelnd über die plötzliche Zähmung der wilden Frau; warum sollt'

ich die Antecedentien nicht kennen! Sie sind ja nächst der Cholera die verdammteste Krankheit der Zeit und eine ganz unheilbare! Wir sind die Censur der Schriften los, haben aber dafür die Censur der Sitten bekommen. Mit der Preßfreiheit, die vielleicht ein gesunder Zustand sein kann, ist die Krankheit der Antecedentien gekommen. Und wenn Sie wissen wollen, warum ich mich nicht wählen lassen mag, so ist es auch die Scheu vor einer allzutiefen Analyse meiner Persönlichkeit. Ich bin mir leidlicher Solidität bewußt ....

Aber Sie haben gelebt!

Gelebt! O das ist viel gesagt. Alles, Alles, Frau von Harder!

Ja! Leben! Gelebt haben, Schlurck! Geschleudert gewesen sein hin und her, heute von einem Wahn, morgen von einer Leidenschaft, geschleudert nicht immer durch das Schicksal, das uns unverschuldet traf, sondern auch durch das, was wir uns selber zugezogen und bitter bereuen. Wer kann dafür, daß man fast fünfzig Jahre zählt!

Gnädige Frau!

Ja Schlurck, fast funfzig Jahre! Ich besitze den Heroismus der Wahrheiten, die unleugbar sind.

O Sie sind ein Engel! meinte Schlurck und lächelte im Stillen, da er wußte, daß Frau von Harder hätte

sagen müssen: Fast sechzig Jahre! Ja, ja, die Antece-
dentien! fuhr er fort. Da setzen sich Grünschnabel hin,
die nichts erlebten, nichts erleben konnten, weil sie jung,
oder wenn alt, zu dumm waren und analysiren Lebens-
laufe! Nein, ich gestehe Ihnen, um diesen Preis
wünsch' ich mir die alten Conduitenlisten der Behör-
den zurück. Die waren doch geheim, selbst die Re-
gister der Inquisition, in denen wir Beide vielleicht
aufgezeichnet stehen, wir wissen's selbst nicht, selbst die
sind mir nicht so zuwider, wie dies öffentliche Ge-
richtsverfahren über Menschen, die — gelebt haben!

Ah, das war eine Uebereinstimmung! Es fehlte
nicht viel, daß Pauline den Justizrath umarmt hätte ....

Erkennen Sie daraus meine Verlegenheit, sagte
ne nach einer freudigen Pause. Amanda von Hohen-
berg war meine Feindin. Ja! Hören Sie! Ich sage
Alles! Sie hat Denkwürdigkeiten hinterlassen, in denen,
wie sie mir selbst einst schrieb, Gott richten würde.
Für diese fanatische Person war Gott so sichtbar schon
auf Erden, daß ich gewärtigen kann, eine grosse Sto-
rung meiner Ruhe zu erleben, wenn diese Denkwür-
digkeiten in unberufene Hände kommen. Zwei Jahre
sind vorüber. Die Memoiren sind nicht da, sie er-
schienen nicht. Bei Ihnen wurden sie nicht deponirt,
bei Niemandem und dennoch sollen sie vorhanden sein.

Alle Welt erwartet ſie. Die wahnwitzige Trompetta hat den Hof darauf ſchon vorbereitet. Jedermann iſt geſpannt. Sie finden ſich aber nicht. Ich weiß es, Egon ſoll ſie veröffentlichen. Egon ſollte die Einrichtung ihrer Zimmer ſo treffen, wie ſie ſie ſterbend verlaſſen hatte. Das Bild! war ihr letztes Wort. Alles iſt nun, was ſie ſchrieb, theils verbrannt, theils unter meinem Verſchluß. Alles iſt da, nur ein Bild nicht, ein Bild, das man in Hohenberg hat ſtehlen wollen. Alles iſt da, nur die Memoiren ſind es nicht und dies Bild. Dies Bild alſo enthält die Memoiren. Auf dem Heidekrug iſt es entwandt worden. Entweder mit Wiſſen oder gegen Wiſſen meines Mannes. Darüber werden wir von ihm ſelbſt bald Aufklärung haben, aber denken Sie ſich, wenn Egon dieſe Denkwürdigkeiten drucken ließe!

Hm! hm! räuſperte ſich Schlurck. Wenn ich nur's genauer überlege ... das Geplauder einer alten Rivalin, die ſich von der Welt zurückzog, weil ſie vielleicht keine Verehrer mehr fand ... kann das ſchaden? Was machen Sie ſich aus ſolchen kleinen Nadelſtichen? Verbrechen werden Sie gegen keinen andern Gott begangen haben, als gegen den kleinen Gott der Liebe ... Ueber die Streiche dieſes Kindes lacht man.

Pauline schwieg und sah Schlurck von der Seite mit großem Mistrauen an, gleichsam um heimlich auszuspähen, ob dies seine wahre Meinung wäre. Als er die Brille wieder aufgesetzt hatte, sagte sie:

Nein! Auch lachen soll man nicht mehr über mich. Ich leide in der Gesellschaft noch zu sehr daran, daß man über Radaski lachte. Ein Buch von mir und ein Buch über mich ist ein großer Unterschied.

Die Bilder der Familie, meine gnädigste Freundin, fuhr Schlurck ruhig fort, die Bilder der Familie Hohenberg sollen an den Prinzen Egon zurück. Sie stehen genau in dem Inventarium verzeichnet, das beim Verkaufe des Mobiliars angefertigt wurde. Ich werde sie vom Geheimrath alle in Anspruch nehmen müssen. Meinen Sie vielleicht ein Bild im Medaillonformat, das Pastellportrait der weiland jungen Fürstin?

Suchen Sie es! sagte Pauline. Dies gerade wird fehlen ....

Schlurck blickte nieder und spielte mit dem leichten Stockchen, das er in der Hand trug. Er legte den Perlmutterknopf des Stockes bald an die Lippen, bald klopfte er damit auf die Fläche der linken Hand.

Pauline fühlte sich gefoltert.

Sie wissen etwas von dem Bilde — Justizrath? sagte sie.

neral rangiren? Mein Bruder, bedenke, wenn dein Palankin nur einen Zoll hinter seinem Pferde zu stehen käme?“

Nur auf einen Augenblick überflog den stolzen Correspondenten das Schreckliche, was für ihn in dieser Möglichkeit liegen würde, dann sann er darüber nach, ob eine Zurücksetzung seinem Ansehen und noch mehr seinen Plänen schaden könnte; endlich aber ergriff er Schü-King's Hand, lachte und sagte, das Mädchen am Ohrzipfel und an der Nasenspitze küssend: „Trag' um die Ehre deines Bruders keine Sorge! Ich muß der heiligen Person am nächsten stehen, um ihre Bewegungen zu beobachten. Das verlangt meine Instruction, das verlangt die Hofzeitung, für die ich meine „tibetanischen Zustände“ schreibe.“

Schü-King gab sich zufrieden und bat den Bruder, ihr die Schminke nicht von der Nase zu wischen.

Auf die uns schon bekannte Art wurde jetzt ein neuer Besuch angekündigt, angenommen und bewillkommnet. Der Oberst Tschu-Kiang konnte für Schü-King's Verlobten gelten, obschon es Augenblicke gab, da ihn die spröde, eigensinnige Schwester des Correspondenten nur auf sehr ungewisse Hoffnungen verwies. Er war nur erst Mandarin der neunten Classe und trotz seiner schönen, einschmeichelnden Gestalt sagte sie doch zuweilen, daß er deßhalb ihrer unwürdig sei und es blieb ihm dann nichts übrig, als den Moment abzuwarten, wo sie, erbittert und entmuthigt durch irgend einen fehlgeschlagenen Plan, wieder eines Gegenstandes bedurfte, der sie zerstreute und den sie quälen konnte. Tschu-Kiang's Zärtlichkeit ging noch weit über seine Eitelkeit. Es beglückte ihn, Schü-King's Kleidersaum zu küssen oder aus ihrem kleinen Schuhe lauwarmes Wasser zur Erquickung zu

Und wenn ich etwas davon wüßte? Das Bild iſt mein! Es gehört dem Prinzen Egon!

Und Sie wären im Stande, es ihm auszuliefern ... auszuliefern, ehe man es unterſuchte? Wenn es eine Kapſel enthielte, unter der die Denkwürdigkeiten verborgen wären ... Schlurck, würden Sie ihm dieſe ausliefern? Würden Sie ruhig mit anſehen, daß mein Ruf, meine Ehre, in die Hände meiner Feinde käme?

Hm! hm! ſagte Schlurck, ſchwieg dann, wiegte das Stöckchen hin und her und ſchien zu überlegen, wie er dieſe Chancen der Aufrichtigkeit einer gefährlichen und einflußreichen Frau mit ſeinem Vortheil vereinigen ſollte. Er ging von dem Grundſatz aus: Gegen ſchlimme Menſchen muß man ſelber ſchlimm ſein.

Auch Sie ſind mein Feind, rief Pauline und ſprang bebend vor innerer Erregung auf; ich ſehe es, auch Sie!

Nach einer Weile warf ſie ſich in einen andern Seſſel und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen.

Schlurck ſtand auf und zog ſeine Handſchuhe wieder an, als rüſtete er ſich zum Gehen ...

Wir klagen, ſagte er, und jammern über ein Bild! Hätten wir es nur erſt! Wiſſen Sie, wo ich es vermuthe?

Wo?

In den Händen meiner Tochter.

Schlurck?

In den Händen meiner Tochter.

Sie ſcherzen ....

Laſſen Sie mich dieſe Vermuthung, die ſich auf allerhand Plaudereien Bartuſch's, die ich faſt überhörte, gründete, genauer unterſuchen. Ich hoffe, mich ſo zu benehmen, daß ich Ihnen nicht misfallen werde.

Pauline richtete noch einmal erſtaunt den Kopf auf und fragte nochmals:

In den Händen Ihrer Tochter?

Sie wiſſen doch, ſagte Schlurck, daß ich eine Tochter habe, die ich Melanie nannte, weil mir der Tonfall dieſes Namens Das auszudrücken ſchien, was ſie Gott ſei Dank! zu meiner Freude wirklich geworden iſt. Sie ſchwebt vorurtheilsfrei über die Erde hin und hat dazu von den Göttern die entſprechenden leichten Schwingen bekommen. Ich glaube, daß ſie einmal der Sonne zu nahe kommen und ſich elend verbrennen kann; aber wenn ſie ſtürzt, wird ſie nicht auf's Gemeine fallen. Ich liebe ſie doppelt, einmal, weil ſie mein Kind iſt und zweitens, weil ſie Verſtand hat.

Sie liebt den Prinzen Egon .. Sie wird die Fürſtin von Hohenberg! ſagte Pauline.

Ich bitte Sie, rief Schlurck, dann nehm' ich mein Wort zurück und erkläre, daß ſie keinen Verſtand hat —

Was glauben Sie? Ich wiederhole nur, was mir Bartusch, mein alter Maulwurf und Spürer, heute früh zugetragen hat. Da mich weit mehr der große Proceß und die Administration beschäftigte, als all diese kleine Romantik; da ich ferner jeden Augenblick zum Prinzen gehen wollte, um über alles Zukünftige klar zu sehen, so hört' ich nur halb und halb auf dies Tuscheln und Flüstern und merkte nur obenhin, daß der Alte von meiner Melanie viel Krauses und Buntes erzählte. Sie hat viel unterwegs gelacht und, wenn ich aufrichtig sein soll, gestern über Niemanden mehr —

Ueber Niemanden mehr — wiederholte Pauline gespannt. Schon wollte sie sagen: Als über meinen Mann? doch sie besann sich ... der Gedanke des im Möbelwagen eingesperrten Intendanten war ihr denn doch zu demüthigend ... Sie wiederholte:

Als über wen?

Nun nannte Schlurck, mit einem wohlangebrachten Handkuß, in aller Delikatesse und mit viel Schelmerei wirklich den Geheimrath ...

Die Gewißheit, daß nun also doch Henning von Harder der Dupe irgend einer von weiblicher Hand im Interesse des Prinzen geleiteten Intrigue gewesen war, lag klar vor den Augen der klugen Frau. So

wie ſich weibliche Schönheit und Liebenswürdigkeit in die Verknüpfung der ihr ſo räthſelhaften einzelnen Thatſachen miſchte, ging ſie nicht mehr irr, denn da hatte ſie einen ſicher leitenden Faden. Vom weiblichen Herzen wiſſen Frauen immer wohin es zielt und wofür allein es ſchlägt und wofür allein es etwas wagt. Ebenſo klar war ihr aber auch, daß ſie ſich auf Schlurck jetzt nur noch halb verlaſſen konnte. Zu blind hatte ſich ihr ſeine Liebe für das einzige Kind zu erkennen gegeben. Prinz Egon und Melanie im Bunde waren, das ſah ſie, unüberwindlich ... Und da in demſelben Augenblicke die Ludmer ſchon mit einem zartduftenden Antworts-Briefchen von der d'Aziment kam, worin dieſe ſchrieb: „Das erſte Wort der Freundſchaft, das mich hier begrüßt, kommt von Ihnen, Pauline! Von Ihnen! Edles Herz (noble coeur, der Brief war franzöſiſch), Edles Herz, ich kann nicht um Eins kommen, aber um Sechs ... heut Abend um Sechs umarm' ich Sie" — als Pauline dieſe Zeilen geleſen und von der Ludmer noch leiſe vernommen hatte, daß all' ihr erneutes Suchen nach dem Bilde vergebens geweſen wäre, entwarf ſich ihr in ſolchen Dingen raſch erfindender Geiſt einen andern Plan, der ſo lautete:

Mögen Egon und die d'Aziment ſtehen, wie ſie

wollen, ſo groß ſind noch ihre Anſprüche an dieſen jungen Mann, daß eine bürgerliche kleine Kokette nicht wagen wird zu ihm aufzublicken, ſieht ſie erſt die vielbewunderte junge Frau, der nach allgemeiner Uebereinkunft in der Geſellſchaft der wahre Beſitz dieſer von Melanie gemachten flüchtigen Landſtraßen-Eroberung gehört ....

Sie hoffte die d'Azimont noch nach ſechs Uhr feſtzuhalten bis zum Thee, durch ſie auf Egon zu wirken, durch ſie den Bund zwiſchen Melanie und Egon zu ſprengen. Als einzigen und ausdrücklichen Beweis der Freundſchaft verlangte ſie jetzt vom Juſtizrathe nur noch, daß er heut' Abend zur nähern Beſprechung dieſer Angelegenheiten vor dem Thee wiederkäme und zugleich endlich ſeine bewunderte Tochter Melanie ihr aufführe.

Ich muß den ſchönen Böſewicht kennen lernen, ſagte ſie verſchmitzt, den Engel, der es gewagt hat, die alten ſchlummernden Empfindungen des Geheimraths in Aufruhr zu bringen. Iſt hier ein komiſcher Roman im Gange, ſo ſoll er unter meinen Augen fortgeſpielt werden. Ich bin eiferſüchtig, ich will Melanie ſehen. Verlaſſ' ich mich darauf, daß ſie kommt?

Schlurck erwiderte, er wolle verſuchen, ſeine Tochter zu überreden.

. Nichts überreden! Sie befehlen! sagte Pauline.

Befehlen? sagte Schlurck und griff verlegen nach seiner Perücke. Nun ja ... wir wollen befehlen.

Und wenn das Bild noch zu retten und nicht in Egon's Händen ist, sagte Pauline, indem sie dem Justizrath lächelnd die Hand hinhielt, wer erhält es?

Der Prinz das Bild, sagte Schlurck; etwaige Contrebande —

Die Denkwürdigkeiten seiner Mutter? ...

Die ... jetzt wurde Schlurck schelmisch ... die trag' ich zum Buchhändler und lasse sie als zweiten Theil des Radaddi drucken.

Mit dieser humoristischen Wendung wollte er zur Thür ....

Nein! Nein! So entkommen Sie mir nicht! sagte Pauline in wirklicher Angst. Ein klares Wort, keine Galanterie! Kein Humor! Ich bin überhaupt keine Frau für den Humor ....

Haben wir nur erst das Bild! sagte Schlurck drängend.

Justizrath, können Sie mich auf dieser Folter zurücklassen —?

Ludmer, setzte sie rasch hinzu, nimm ihm Hut und Stock ab!

Nein, nein, ſagte Schlurck faſt ſich flüchtend, ich muß zu Lippi und griechiſchen Wein koſten und nachher noch einmal zu den Wildungens, dann zum Prinzen, wohin ich einen gewiſſen Ackermann beſtellt habe, der ſich zur Pachtung ſeiner Güter meldete. Auch die Krankheit der jungen Durchlaucht bekümmert mich ... Er iſt denn doch der Sohn des alten Fürſten, dem ich ſoviel Beweiſe ...

Und kein Wort der Beruhigung, der Theilnahme, des Dankes für mein Vertrauen? unterbrach Pauline mit allem Aufwand von Liebreiz, deſſen ihr Auge und ihre Mundwinkel noch fähig waren.

Schlurck küßte ihr wiederholt die magere Hand und ſagte:

Bezaubern Sie mich nicht! Ich bin im Geiſte noch nicht ſo alt wie im Kirchenbuch ſteht!

Ah! Frau von Zeiſel ſollte nur hier ſein! Die ſollte nur ihre Bitten mit den meinigen vereinen und gewiß, wir würden das harte Herz ſchon erweichen —

Es war viel Anmuth in dieſen Worten der Geheimräthin.

Schlimme Frau, was ſprechen Sie? lächelte Schlurck. In der That, man weiß nicht, ſoll man Sie fürchten oder lieben? Ich will Sie lieben, Frau Geheimräthin! Verlaſſen Sie ſich auf meinen Verſtand und beten Sie

zu irgend einem der Götter, zu dem Sie das meiste Vertrauen haben, daß es noch Zeit sein möge, bösen und albernen Dingen der Art, wie Sie sie fürchten und wie ich sie selbst niemals habe leiden mögen, mit Klugheit vorzubeugen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. Mein Instinct spricht für Ihre Interessen! Heilig und gewiß! Auf Wiedersehen, vielleicht heut' Abend . .

Damit ging Schlurck . . .

Nein, ganz gewiß! rief ihm Pauline noch nach, blieb dann eine Weile, um die beengte Brust durch einen tiefen Athemzug zu lösen, stehen, erwiderte nichts mehr auf die besorgten, fragenden Blicke der Ludmer und winkte nur, die halb tonlosen Worte ausstoßend:

Er ist fort . . . Auf alle Fälle macht man jetzt Toilette!

Damit hob sie den Vorhang ihres Schlafcabinets und schritt aus dem gelben Boudoir durch den Alkoven in das grüne und von diesem in ihr Toiletten- und Garderobezimmer.

Die Ludmer war gleichfalls verstimmt . . .

Ihre Nichte hatte ihr ein altes Bettelweib geschickt, um wieder von ihr eine Unterstützung zu begehren . . .

Sie hatte zwar draußen nur die einfachen Worte gesagt:

Ich kenne keine Auguſte Ludmer, die ſich meine Nichte nennt! . . .

Sie hatte die Thür dem Bettelweib vor der Naſe zugeworfen, aber es alterirte ſie doch. Sie mußte etwas Meliſſengeiſt auf Zucker nehmen, um ſich von denſelben Aufregungen zu erholen, von denen Pauline von Harder ſich nur ein wenig durch die Wahl der Toilette erholte, die ſie eben machen wollte . . . .

Als die Ludmer in das Garderobezimmer, wo ihre Herrin und Freundin noch wählte, nachkam, ſagte dieſe nur die einzigen Worte:

Du haſt Recht, Charlotte! Vor dieſem Schlurck hab' ich heute zum erſten Male ein Grauen empfunden. Es iſt mir, als hätt' er über uns Leben und Tod in ſeiner Hand.

Und das Bild? fragte die Alte.

Hat ſeine Tochter Melanie durch irgend eine Schlauheit, im Einverſtändniß mit Egon, meinem Mann abgeliſtet . . .

Dieſe Kokette! Wie war Das möglich?

. . . . Das Heranrollen eines Wagens vor dem offnen Thore des Hauſes, die ſichere Anfahrt und die Art der Oeffnung des Schlages — man hörte das auf's Deutlichſte — verrieth, daß der Geheimrath angekommen war.

Die Bedienten klopften leise an die Garderobe und berichteten:

Excellenz? Excellenz!

Etwas langsam und bedächtig schallten die Fußtritte, mit denen der zum Beichten beschiedene alte Herr in den ersten Stock aufstieg, den er bewohnte . . .

Wir werden ja hören! sagte Pauline ruhiger und entschied sich heute aus Rücksicht auf die zwei schönsten weiblichen Wesen, die man sich nebeneinander denken konnte, Melanie Schlurck und Helene d'Azimont, für einen Stoff von Silbergrau, auf den Abend aber für ein Costüm, das sie seiner malerischen Einfachheit und eines gewissen orientalischen Turbans wegen immer das biblische nannte.

Wir werden Gelegenheit haben, diese von Heinrichson ihr entworfene Toilette später genauer zu berichten . . .

Von Schlurck aber, den wir zum ersten Male in seinem geschäftlichen Tone kennen lernten, müssen wir gestehen, daß er nicht ganz derselbe war, wie wir ihn beim Kredenzen von Jaquesson und Geldermann-Deutz kennen lernten. Vielleicht findet er bei dem Italiener Lippi wieder den gewohnten Gleichmuth seiner Stimmung und stärkt sich zu den Geschäften, die ihn in das Hotel des Prinzen Egon rufen, von denen

trinken. Diese Hingebung contraſtirte ſeltſam zu dem Werthe, den der Oberſt auf ſich ſelbſt legte. Wenn man ihn ſah, wie er ſein kleines Bärtchen an der Oberlippe ſchwärzte, die Enden deſſelben ſauber beſchnitt, und die Entfernungen auf beiden Seiten nach der Linie abmaß, wie er die, auf dem Geſichte zuweilen wuchernden Härchen mit Seidenfäden umwickelte, um ſie mit Stumpf und Stiel auszureißen, wie er ſeinen Zopf des Abends aus zwanzig Strähnen flechten ließ und ihn in ein Futteral ſteckte, um ihm über Nacht ſeine Condenſität nicht zu rauben; ſo ſchien es auffallend, wie ein Weib gegen dieſe Reize gleichgültig ſein konnte, und ihm ſelbſt zwar am meiſten.

Tſchu-Kiang trat ein und ſpielte ſeine Rolle als chineſiſcher Stutzer vortrefflich. Er behandelte das Ceremoniell nur mit einer gewiſſen Oberflächlichkeit, die auch in dem affectirten Styl ſeines Ganges wiederkehrte. Der Körper wiegt ſich, alle Theile an ihm hängen nur mit einer ſchlotternden, aufgeknüpften Nachläſſigkeit zuſammen, der Unterleib muß mit der rechten Schulter in einer correſpondirenden, zuckenden Bewegung fortwährend abwechſeln und dem Gange ein Uebergewicht nach der rechten Seite hin geben. Die Kleidung entſpricht dieſem Benehmen, wenn man an die Stelle der graciöſen Nachläſſigkeit die übertriebene Sorgfalt und Zierlichkeit treten läßt. Welche prächtigen Koſtbarkeiten waren über dem Helm, über die glatte Stirn und über den Gürtel gezogen! Welche Reichthümer an Edelſteinen hingen an den weißgemalten Ohrzipfeln! Tſchu-Kiang glich einem Bräutigam, der zum erſten Male in die Kammer ſeiner Braut tritt.

Der Oberſt unterließ niemals durch ein Geſchenk oder ſonſt eine Gefälligkeit ſeine Beſuche willkommener zu machen. So

das über Ackermann angedeutete ebensosehr unsere Neugier spannen wird, wie die endliche Aufklärung über die Persönlichkeit des Prinzen Egon, mit dem sich Schlurck, nach Allem, was er über die Rückreise seiner Familie von Hohenberg fast Unglaubliches vernommen hatte, jetzt auf die leichteste Art zu verständigen hoffen durfte.

# Viertes Capitel.

## Die rettende Hand.

Das große Palais des verstorbenen Fürsten Waldemar von Hohenberg lag im lebhaftesten Theile der Residenz. Der Park und die Gärten, die sich ihm anschlossen, waren von hohen Mauern umgeben und konnten von entgegengesetzten Häuserreihen nicht beobachtet werden. Es standen theils die Bäume des Parkes an den Mauern so hoch, daß sie die innern Parthieen verdeckten, theils lagen in nächster Nähe nur freie Plätze. Das Hauptgebäude selbst war alt und in jenem geschweiften Commodenstil gebaut, der die architektonischen Verzierungen der ausgeschweiften Krümmungen und Windungen wirklich nach der Form der menschlichen Knochen bestimmte, wie Hogarth für den Geschmack seiner Zeit in seiner barocken Aesthetik ausführt. Die hohen Fenster waren mit jenen bekannten Knaufen und Rundungen versehen, die in Sandstein

den knochernen menſchlichen Schlüſſelbeinen und Gelenkpfannen nachgemeißelt ſchienen. Dazwiſchen ein Helm oder der Kopf eines ſterbenden Kriegers oder ein Meduſenhaupt. Im Einzelnen zergliedert mochten dieſe Ausſchmückungen der Portale, Fenſter, Vorſprünge und Frieſe ſchwerlich vor der Kritik einer geläuterten Geſchmackslehre Stand halten; allein der Totaleffect, das Enſemble war auch hier, wie beim hohenberger Schloſſe, der einer gewiſſen Würde und vornehmen Stattlichkeit. Auch dies Palais hatte zwei jedoch nur ſehr kurz vorgeſchobene Seitenflügel mit verſchloſſenen hohen Eingängen. Der grasbewachſene und etwas verwilderte Vorhof, der durch die Flügel vor der langen Fronte gebildet wurde, war durch Ketten von der Straße abgeſondert. In der mittlern Thür war die große Einfahrt eine Façade von ſechs dünnen Säulchen, von denen je drei dicht beieinander ſtanden und in der Mitte ein großes eiſernes Becken zur Pechbeleuchtung bei feierlichen Gelegenheiten einſchloſſen. Das Schwarzen der Säulen hatte man dabei nicht zu fürchten, da das ganze Gebäude durch die allmälige Verwitterung des Sandſteins und die in der Stadt neuerdings ſtark betriebene Steinkohlenfeuerung ein dunkelgraues Anſehen hatte; nur die weißen Vorhänge an den großen Fenſtern der erſten Etage und im Parterre

einige Blumenstöcke gaben ihm den Charakter einer gewissen Wohnlichkeit.

Hatte Fürst Waldemar auch die äußere Erscheinung seines Palais nach vorn so gelassen, wie er es damals, als ihm vor etwa dreißig Jahren die große Erbschaft zufiel, von einem Seitenverwandten des regierenden Hauses erstand, so hatte er doch im Innern und nach hinten zu auch äußerlich bedeutende Verschönerungen im neuern Stile angebracht. Auf eine harmonische Verbindung dieser Anbauten mit dem Vorgebäude war dabei nicht gesehen worden. Man stellte einen Pavillon dicht hinter das Hauptgebäude und verband ihn mit diesem nur durch einen bedeckten Glasgang. Dicht an diesen Pavillon reihten sich, jedoch ohne Verbindung, die Gewächshäuser. Die eine Seite des von einer hohen Mauer eingefriedigten Gartens war hell und freundlich, die andere der hohen Bäume des kleinen Parkes wegen etwas düster und bei heftigem Sturme, wenn die Gipfel schwankten und krachten, gar unheimlich. Den Park hatte der alte Fürst, dem die schöne Natur sehr gleichgültig war, vernachlässigt, und dem Garten würde es ebenso gegangen sein, wenn ihm sein Pavillon nicht sehr am Herzen gelegen hätte, in dem er kleine Diners und vertraute Soupers gab. Die Jalousieen dieses von

ihm mit besonderer Vorliebe gepflegten Gartenhauses waren zwar immer herabgelassen . . . doch zeigte er wol einmal seinen Gästen die Aussicht in's Freie, Grund genug, sie dem Pavillon entsprechend zu erhalten. Denn wir können annehmen, daß dieser eine ebenso reiche Einrichtung enthielt wie die großen Gemächer des Hauptgebäudes.

Sogleich, wenn man das Innere des Portals betreten und links an der Loge des Portiers, rechts an der Wohnung des Hauptverwalters des Schlosses und sozusagen Haushofmeisters, Herrn Wandstabler, vorüber war, verwandelte sich der ganze Stil des Hauses. Der Treppenaufgang entsprach vielleicht noch dem Charakter des ursprünglichen Baues. Es waren zwei Aufgänge, die links oder rechts zu demselben Ziele führten. Aber die kostbaren Teppiche, über die man schritt, die Marmorstatuen, die auf dem Absatz der Treppen aufgestellt waren, die Form der das Gitter unterbrechenden Karyatiden, die über den Häuptern große vergoldete Laternen trugen, die Frescomalerei der Decke und die getäfelten Corridore, die man, oben angelangt, rechts und links sich ausbreiten sah, alle diese Verschönerungen gehörten der neuern Zeit an. Ebenso kostbar war die innere Einrichtung. Die alterthümliche Form der großen Zimmer war ganz verschwun-

den unter den Tapeten, Malereien und Stukkaturen im neuern Geschmack. Große Gemälde bedeckten die Wände, Tische mit Marmorplatten und vergoldeten oder bronzirten Füßen von Bildhauerarbeit, Consolen mit Statuen aller möglichen Auffassungen der Venus und Amor's und Psyche's, Gemälde, von denen viele ihrer allzusinnlichen Sujets wegen mit grünen Vorhängen bedeckt waren, große Kronenleuchter von Krystall, Teppiche, kostbare Ofenschirme, Das waren die Liebhabereien des alten Herrn, der hier über funfzehn Jahre allein hauste und diese Pracht sich bei Denen, die er schalten und walten ließ, blindlings bestellte, ohne Rücksicht auf seine Mittel und ohne Rücksicht auf sein eigenes Verständniß. Es war ein wilder Krieger, der gleichsam im Felde gute Beute gemacht hatte und ein Halsgeschmeide fortgab, um, wie jener Kroat in Wallenstein's Lager, eine hübsche Mütze dafür zu erhandeln oder der um ein Halsgeschmeide, das gerade so und nicht anders sein sollte, soviel ausgab, als drei, viel werthvollere gekostet hätten. Was er irgend sah, mußte er kaufen. Er glaubte, sein Stand brächte Das mit sich und gerade, weil seine Fürstenschaft neu war, that er Alles, um an Glanz zu ersetzen, was ihr an Alter fehlte. In's Gelag hinein bestellte er bei Künstlern, die er bei Hofe hatte

rühmen hören, Arbeiten, und wenn sie in seinen Sälen aufgestellt wurden zur Besichtigung der Kunstfreunde und der eleganten Welt, so machte er in dem Falle, daß schöne Damen kamen, selbst die Honneurs und war immer bei der Hand, Denen, die ihm besonders gefielen, Aufmerksamkeiten und kostbare Andenken auf eine, oft nicht feine, aber keineswegs verletzende Art aufzuzwingen. Ohne Bildung und geringen Verstandes, war er im höchsten Grade gutmüthig und gefällig. Dieser tapfre alte Herr brachte seine ganze mit Lorbeern geschmückte Veteranenzeit damit zu, kleine Galanterien zu treiben, von Boudoir zu Boudoir zu fahren, mit seiner Husarenuniform zu kokettiren und so lange des Tages den Heros der Jugendlichkeit und des galanten Ritterthums zu spielen, bis sich Abends wieder der alte Landsknecht in ihm regte und er dem Spiele, dem Glase, ja zuletzt der Bowle verfiel.

Fürst Waldemar hatte eine Eigenschaft, die man eine positive Tugend nennen muß. Er war sehr reinlich. Noch jetzt, drei Monate nach seinem Tode, entdeckte man in seinem Palais überall die Spuren dieses einzigen Verschönerungsmittels, das eigentlich unmittelbar aus ihm selber, seiner angeborenen Natur, kam. Das war noch der alte Soldat, der die Sau-

berkeit und „Propreté", wie er's nannte, über Alles schätzte. Er wußte vielleicht selbst nicht einmal, daß er mit diesem schönen Triebe der Reinlichkeit ein außerordentliches Verjüngungsmittel besaß und dadurch in der That den Damen gefällig erscheinen konnte. Sein halbweißer, nie gefärbter Bart mußte, wie er es nannte, appetitlich sein. Seine Wäsche wurde täglich gewechselt. In dem Seitengemache seines Pavillons hatte er ein Bad eingerichtet, voll Eleganz und Geschmack und nicht blos zum Staat oder Amüsement seiner Freunde, die die hier aufgehängten indiscreten Bilder und umstehenden kleinen Statuetten belachten, sondern zur wirklichen Stärkung seiner einst gewiß sehr schön gewesenen Gestalt. Noch jetzt zeigten sich alle Spuren dieses Cultus der Reinlichkeit. Für ein so großes Haus, dem eine weibliche Herrin seit Jahren fehlte, herrschte eine große Sauberkeit. Der Staub war überall gekehrt. Alles, was an Stoffen und Farben leicht von der Sonne litt, war verhangen, die Zimmerteppiche wurden noch immer gelüftet und nur sehr dünn war jene Sonnenstaublinie, die sich in jedem halbgeschlossenen, von der Sonne beschienenen Zimmer zeigt. Es war, als wenn noch immer des alten Fürsten Geist hier befehlend waltete, als wenn sich noch Alles beeiferte,

seinen in diesem Punkte unversöhnlichen Zorn zu vermeiden.

Die Dienerschaft des Hauses bestand noch jetzt aus einem Portier, drei Bedienten, einem Koch, einem Kutscher, zwei Reitknechten und dem Kastellan oder Haushofmeister, der, wie schon gesagt, Wandstabler hieß. Das Eigenthümliche aller dieser Menschen war, daß sie, außer dem pariser Koch, sämmtlich dem Militairstande angehört hatten. Es waren ehemalige Soldaten, bleßirte, brave, gutempfohlene Unteroffiziere, Sergeanten, Feuerwerker, je nach ihrer Waffengattung. Wandstabler war bei denselben Husaren, deren Uniform der Fürst am liebsten trug, Wachtmeister gewesen und hatte ihm im Felde die treuesten Dienste geleistet, ja sogar mit Aufopferung des eignen Lebens einmal das seine beschützt. Wandstabler war dadurch zum eigentlichen Chef der ganzen Hausverwaltung des Fürsten allmälig avancirt. Keineswegs durch sein großes Rechnungstalent oder seine Ordnungsliebe oder seine nüchterne Aufmerksamkeit im Dienste, sondern lediglich durch die Erinnerung an die alten treuen Dienste und, um es nur hinzuzufügen, noch einen Vorschub, den er in seiner eignen Familie besaß. Wandstabler hatte drei Töchter, die, von nicht unangenehmem Aeußern, Eine die Andere so

in Jahren ablöſten, daß immer, wenn die Eine verblüht war, die Andre gleichſam an ihrem Stamme friſch aufſchoß. Die drei Demoiſelles Wandſtabler ſpielten eine ſehr einflußreiche Rolle in der Lebensgeſchichte des alten Fürſten Waldemar. Sie regierten das Haus und faſt Alles, was dem Fürſten nach ſeiner Ueberſchuldung an eigner freier Dispoſition übrig blieb. Die drei Demoiſelles Wandſtabler waren jetzt ſechsunddreißig, dreißig und vierundzwanzig Jahre alt. hießen Florentine, Doris und Laura, wurden aber der Kürze und Harmonie wegen: Florette, Dorette und Lorette genannt, oder wie ſie der Fürſt nannte: die Flore, die Dore und die Lore. Darin waren ſie faſt eine einzige Perſon, daß ihnen die ganze ausübende Gewalt der Hohenberg'ſchen innern Angelegenheiten gehörte. Wodurch ſie dieſen Einfluß errangen, wodurch ſie ihn behaupteten, iſt kein Geheimniß. Der Fürſt hatte einen Kammerdiener vor der Welt, aber keinen in ſeinem nähern Bedürfniß. Er hatte nur Bediente, die die außern gröbern Arbeiten verrichteten. Man ſagte aber, daß eben die Demoiſelles Wandſtabler beim alten Fürſten die wahren Kammerdienerdienſte verrichteten und daß er ohne ſie nicht gehen, ſtehen, eſſen, trinken u. ſ. w. konnte. Jede Handreichung von Morgens in der Frühe den Badern und dem

griff er auch heute zuerſt nach ſeinen ſeidenen Stiefeln, aus denen er etwas Eingewickeltes hervorzog.

„Was bringen Sie, mein junger Freund?“ fragte der Correſpondent.

„Nichts von Belang,“ antwortete der Oberſt; „aber, als ich mich geſtern Abend, müde des Gelärms in den Straßen, zur Ruhe legte, klopfte es noch ſpät an die Thür der Caſerne. Ich höre Pferdegetrappel, einen Wortwechſel mit der Schildwache, die ſpäte Beſuche nicht hereinlaſſen ſoll, und dabei zuweilen meinen Namen nennen, an den appellirt zu werden ſchien. Ich ſchickte hinunter, verſchaffte dem Boten Einlaß, erhielt ein zärtliches Schreiben von meiner Tante und ein großes Stück geräuchertes Rindfleiſch, das von einem der berühmten Ochſen in Wampu geſchnitten iſt.“

„Sie Glücklicher!“ konnte der neidiſche Correſpondent, der einen guten Biſſen nicht verſchmähte, anzumerken nicht unterlaſſen.

„Mein väterlicher Freund! Sie beſchämen mich,“ fiel der zuvorkommende Oberſt ein und wickelte das ſaubere, in Seidenpapier geſchlagene Päckchen auseinander. „Kann ich mit einer Probe, der auf einen Wink von Ihrer Hand mehr folgen wird, aufwarten?“

Einem ſolchen Anerbieten und dem kräftigen, würzigen Geruche, der es begleitete, vermochte der Correſpondent nicht zu widerſtehen; er griff haſtig zu und ſteckte die dargebotene Gabe, die in kleine Theile geſchnitten war, in den Mund.

„Es iſt unübertrefflich, dies klaſſiſche Vieh von Wampu,“ ſagte er mit verſtopfter Stimme und fügte dann kauend hinzu: „Die heilige Sage hat den Urſprung der Kühe von Wampu erklärt. Sie erzählt von einem Gotte, der bei

Frühstück an bis Abends, wenn er von den Spiel- oder Trinkabenden heimkehrte, leisteten weibliche Hände unter oberer Leitung der Demoiselles Wandstabler.

Der Fürst ist dahingegangen ... Wir kennen das Folgende ... Sein Erbe scheint eingezogen und wird jetzt als krank gemeldet, krank nach einem kurzen Ausfluge, den er, man ahnte nur wohin, kurz nach seiner Ankunft aus Paris gemacht hatte. Zitterten über ein Dutzend Menschen für ihre Zukunft, als der alte Generalfeldmarschall die Augen schloß, erwarteten sie im bangen Vorgefühl, was ihnen von einem als wunderlich und launenhaft bekannten jungen Manne bevorstehen würde, so mußte ihnen jetzt, da dieser so plötzlich erkrankte, vollends bange werden über eine Zukunft, die der Fürst beim besten Willen nicht sichern konnte, da er keine Mittel dafür besaß. Der alte Wandstabler verlor gleich nach dem Tode des Fürsten den schon immer schwachen Kopf. Vormittags nur war er sonst gewohnt, ihn noch einigermaßen zu gebrauchen, Nachmittags schlief er und gegen Abend folgte er dem Beispiele seines Herrn und ergab sich allen nur möglichen schlimmen gebrannten Geistern. Er war dick und schwammig, hatte eine fürchterliche Röthe im Gesicht und wichste sich seinen martialischen Schnurrbart mit dem besten nur aufzutreibenden ung-

rischen Firniß. Der Contrast dieser dicken Figur und des schwammigen, schwarzhärtigen, weißhaarigen Kopfes zu dem schwarzen Frack und den kurzen, engen Beinkleidern und weißen Strümpfen, die er tragen mußte, war sehr barock. Er sollte den Haushofmeister spielen und stand kaum auf der Stufe des Portiers. Wenn ihn nicht seine drei Töchter gehalten hätten, er würde sich in dieser noblen Stellung nicht haben behaupten können. Diese aber dachten statt seiner, ordneten und regierten statt seiner und sowie er eine an ihn gerichtete Frage nach einem brummischen Räuspern nicht beantworten konnte, rief er eine seiner —eren oder —etten zu Hülfe, die Dore, die Flore oder die Lorette und ließ den Fall entscheiden ... sie waren alle auf dieselben Dinge abgerichtet und leisteten in jedem das Mögliche.

Seit drei Monaten war Wandstabler nicht aus der Rührung herausgekommen. Seine ohnehin sehr leicht thränenden Augen flossen bei jeder noch so leisen Berührung an die gefährlichen Fragezeichen seines künftigen Schicksals. Der junge Prinz war ihm von früher nur ziemlich flüchtig erinnerlich. Er ahnte, daß er von seinem Leben nicht vielen Vortheil haben würde, wußte aber auch, da er nun heftig erkrankt war, daß mit seinem Tode vollends jede Hoffnung

ſchwand. Die Töchter waren nicht minder erſchrocken. Den jungen neuen Herrn hatten ſie eigentlich kaum noch geſehen, und Anfangs auch noch nicht recht fürchten wollen. Alle weiblichen Dienſtboten des Hauſes, die unter dem alten Fürſten trotz ihrer eignen großen Geltung doch immer jung und gefällig ſein mußten, waren zwar raſch abgeſchafft worden, aber .. Lorette, die Vierundzwanzigjährige, hatte eine ſchöne Geſtalt, eine gewiſſe Anmuth, ja ſogar die Dreißigjährige, Dorette Wandſtabler, konnte unter gewiſſen Umſtänden ſich zutrauen, wenn auch keinen Eindruck, doch ſich gefällig, angenehm, beliebt zu machen. Frauen fürchten ſich vor Männern nie. Und ſo hofften Flore, Dore, Lore auch hier ſchon fertig zu werden .. nun aber wurde der Prinz krank und die Aerzte machten die bedenklichſten Mienen .. Sie ſprachen vom Nervenfieber .. einer Krankheit mit ſo tückiſchen Möglichkeiten.

In der ſchönen Wohnung, die Wandſtabler im Parterre rechter Hand inne hatte, ſaßen Dorette und Lorette am Fenſter auf einem Tritt und richteten ihr Auge bald auf die Wägen zweier Aerzte, die vorm Hauſe ſtanden, bald auf einen würdigen hohen, ſtattlichen Mann, der in Begleitung eines ſchönen Knaben auf einem Sopha ſaß und mit ernſter, faſt trauriger Miene die Bilder an den Wänden muſterte.

Es waren dies Ackermann und Selmar.

Sie hatten in der That bei Schlurck in aller Frühe einen Besuch gemacht, waren von ihm in das Palais des Prinzen beschieden worden, wo er ihnen auf Ackermann's überraschenden Antrag, die Hohenberg'schen sämmtlichen Güter in Pachtung zu nehmen, Bescheid geben wollte.

Nun saßen sie schon eine Stunde und harrten . . und erfuhren, daß Prinz Egon von einer Reise krank zurückgekehrt war . .

Die Aerzte waren am Lager des jungen Prinzen, sie erblickten überall traurige Gesichter, Ackermann sprach nichts und Selmar konnte die Thränen nur mit Mühe unterdrücken.

Zuweilen kam der Haushofmeister Wandstabler in's Zimmer, schüttelte den Kopf, stöhnte und sprach die traurigen Worte:

Es kann ihn Niemand sprechen! Niemand! Aber der Herr Justizrath vielleicht . . . Der Herr Justizrath!

Er ging dann an einen kleinen Wandschrank, öffnete ihn, klapperte mit Schlüsseln, die daselbst in aller Ordnung aufgehängt waren, benutzte aber auch regelmäßig diese wahrscheinlich zu seinem Amte nicht gehörende stete Revision der Schlüssel, um aus einigen Flaschen, die neben den Schlüsseln im Wandschranke stan-

den, ſich eine kleine Herzſtärkung zu holen. Wenn ſeine jüngern Töchter nach der ältern Schweſter fragten, ſagte er, ſie wäre oben und höre die Befehle der Aerzte. Dann ſah man einen Bedienten mit Recepten eilen .. ein andermal kamen vornehme Lakaien von da und dort und erkundigten ſich nach dem Befinden Sr. Durchlaucht ... Es gewährte einen ſchmerzlichen Anblick.

Ackermann hatte die Mädchen gefragt, wann der Prinz von ſeiner Reiſe zurückgekommen wäre?

Geſtern Abend; hatte es geheißen.

Und Sie glauben, daß er in Hohenberg war? hatte Ackermann gefragt und ein kurzes Ja! war die Antwort der beiden etwas ſtolzen Damen geweſen, die ſein Anliegen nicht kannten und ihn nur hier duldeten, weil ihnen der Name Schlurck, auf den er ſich berief, nach Umſtänden ein Geſpenſt des Schreckens war.

Daß bei allem Leide dieſe Frauen doch immer noch Zeit fanden, zu jedem Vorübergehenden hinauszublicken und nach dem Kettengelander hin ihre langen Hälſe auszuſtrecken, daß ſie überdies geputzter waren, als ihrem Stande zukam, miſſiel Ackermann genug und die zarte Hand ſeines in eine ſchmerzliche Beklommenheit verſunkenen Knaben ergreifend, ſagte er zu den Mädchen:

Wer weiß, wann der Justizrath kommt! Erlauben Sie wol, daß wir so lange in den Park gehen, den wir am Palais bemerkt haben? Es wird uns wohlthun, dort an der frischen Luft zu warten.

Die Mädchen sahen sich an.

Ist der Pavillon verschlossen? flüsterte die Dore.

Da hängt der Schlüssel! sagte die Lore.

Gehen Sie dann nur! antwortete kalt die Aeltere; wenn der Herr Justizrath kommt, werden wir Sie rufen lassen.

Selmar's Vater athmete frei auf, als er die beklemmende Atmosphäre dieses Zimmers hinter sich hatte. Es war groß und geräumig, auch kühl gewesen und doch lag etwas in dem Zimmer, was ihm die Luft verdickte ...

Komm, mein Kind! sagte er draußen und faßte Selmar's Arm, der sich an ihn hing, und wie ein zärtliches Paar schritten sie über die Einfahrt, den etwas düstern Hof, dem Garten zu, wo sie unter den hohen Bäumen aufathmeten und sich gegenseitig das Herz auszuschütten begannen.

Wer hätte erwarten können, begann der Vater, daß dieser junge kräftige Mann von den Anstrengungen seiner Reise so konnte darniedergeworfen werden! Es müssen doch die Reichen und Vornehmen für die Be-

quemlichkeiten, die ihnen das Leben gewährt, auch wieder viel büßen.

Sollte ihn nicht eher der Kummer ergriffen haben, ſagte Selmar, daß er ſein Eigenthum unter ſo betrübenden Verhältniſſen antritt und fremde Menſchen da ſchalten und walten ſieht, wo ſein Herz gewiß am liebſten verweilt, an der Grabesſtatte ſeiner Mutter?

Wenn er dir ähnelte, Kind, ſagte der Vater, gewiß nicht! Du denkſt an den Ocean ſchon gar nicht mehr zurück und unſere Farm, unſere Rinder, unſere Lämmer, unſere Wieſen und Pflanzungen mit der Trauerweide, die am See den kleinen Hügel beſchattet, haſt du ganz vergeſſen!

Ach! ſagte der Knabe ſchmeichelnd, verſtell dich nicht, Vater! Ich ſehe dir's an, daß auch du nicht mehr daran denkſt, nach Amerika zurückzukehren! Der Geiſt der Mutter iſt bei uns. Der lenkt und führt uns und hat uns auch nach Hohenberg begleitet in den Wald, an die Mühle und das rauſchende Berggewäſſer! Wenn ich auch zurückkehren möchte . . ich ſag's nicht . . deinetwegen.

Meinetwegen? fragte der Vater mit ſinnendem Ernſt. Da irrſt du!

Ja deinetwegen, fuhr der Knabe fort. Wie biſt du gerührt von Allem, was du hier wiederſiehſt! Ge-

ſteh' es nur, du trugſt das Land deiner Jugend im Herzen, wie die heimwehkranke Mutter. Sie ſprach nicht davon und du ſprachſt nicht davon! Beide ertruget ihr die wechſelſeitig aufgelegte Pflicht, Beide entſagtet ihr Dem, was Euch lieb war, mit ſchwerem Herzen. Und nun du hier biſt, kannſt du dich nicht mehr losreißen von dieſen Häuſern und Plätzen, wo du ſchon einmal gelebt haſt und glücklich warſt ....

Glücklich? ſagte der Vater ernſt und wiederholte mit wehmüthiger Erinnerung:

O ja, recht glücklich!

Und du wirſt es wieder ſein! ſagte Selmar. Ich ſah es dir an, gleich ſeit wir in Hohenberg waren, das ich ſo lieb gewann, weil ich dich zum erſten male wieder nach langer Zeit weinen ſah. O Vater, wenn du ſo trüben Ernſt im Auge hegſt, wenn es dir ſo dunkel in den Höhlen ſich ſchattet und ſie bleiben trocken und ſie erquicken ſich nicht mit dem Thau der Thränen, ach dann muß ich ſtatt deiner weinen und möchte Gott bitten, er gäbe dir meine eignen naſſen Augen . .

Wo weint' ich denn bei Hohenberg? fragte der Vater, faſt gleichgültig.

Auf dem Kirchhofe, Vater, ſagte Selmar. Wir hatten ja den häßlichen Leuten ihr Geld gezahlt, wir

n im Walde bei der alten Hexe gewesen, wollten
fert und konnten nicht mehr von dem jungen
nde, den wir gefunden, Abschied nehmen. Da
n wir noch zum Lebewohl auf den Kirchhof und
nest über einem Grabe: Kommt zu mir Alle,
r mühselig und beladen seid, ich will euch er-
u! Und als du nachsahest, wer dort lag, wein-
n . . .

Weint' ich? fragte Ackermann.

a, Vater! Und so schwer trennt' ich mich von dem
e, rief Selmar, und nun bist du jetzt überall
nderer. Du nimmst Theil, du bist bewegt, du
ist, du erinnerst dich von der Stelle da in
en an hundert alte Dinge, und wie du gar von
Jäger am Gelben Hirsch erfuhrst, unser lieber
d möchte wol mit dem Prinzen Egon verwandt,
elleicht gar selber sein, wie du im Heidekrug
so spät aufstandest um ihn zu sprechen, und
verstört und doch beseligt wiederkamst, daß du
l abreisen mußtest, um dich nur zu sammeln
deine Freude zu beherrschen, da muß in dir
el Glück und Lust der alten Zeit aufgestanden
daß du plötzlich wieder Liebe zu Deutschland
t und dich entschlossen hast, zu bleiben. Denn,
du an die Verwaltung der Güter des Prinzen

denkst, nur um meine Zukunft zu sichern und wenn diese sich entschieden, mich verlassen und wieder meerwärts ziehen könntest, das glaub' ich nicht, Vater!

Nein, mein Kind, rief Ackermann mit überschwellendem Gefühl und drückte Selmar's bewegte Brust an die seine; nein, wie würd' ich dich je verlassen können! Ich will bleiben. Ich bin es einem Gelübde deiner Mutter auf ihrem Sterbebette schuldig, dich in die Verhältnisse sanft zurückzuführen, denen du angehörst, und wenn ich dich dann verliere, wenn du dann nicht mehr mein bist und eine neue Mutter findest . . .

Vater! rief Selmar, wie könnte das je geschehen? Wer kann meine wahre Mutter gewesen sein, als Die, die dich liebte? Dir hat sie mich geboren, dir hat sie mich gegeben für ein ganzes Leben! Die Großmutter eine neue Mutter für mich? Nein! Willst du zurückkehren, ich folge dir! Um meinetwillen steh' von dem Gedanken ab, den du in deiner Liebe jetzt ausführen willst, dem, deine reichen Erfahrungen und Kenntnisse hier in Europa zu bewähren. War ich es denn, Vater, der dir den Gedanken einflößte, am Fuße von Hohenberg zu wohnen und Egon's Eigenthum zu verwalten, dies schöne Fürstenthum vielleicht vor dem Untergange zu retten?

einem Mandarinen am grünen Fluß einſt einkehrte. Dieſer lebte in frommer Gottſeligkeit und mühte ſich ab, ſeinem dürren Boden einen Ertrag abzugewinnen. Der Gott wollte ihm die Reinheit ſeines Herzens belohnen und ſagte zu ihm: In aber drei Jahren werden deine Kühe goldene Kälber werfen! Der Mandarin erſtaunte, fuhr aber fort, ſein Land zu bebauen, es mit Kanälen zu durchſchneiden, die grüne Weide zu ſchonen, kurz dies Verſprechen des Gottes ging herrlich in Erfüllung, denn ſeine Kälber wurden auf dem Markte mit Gold aufgewogen. Von dieſem Mandarinen am grünen Fluß ſtammen alle Ochſen in Wampu. Ihre Tante wird Ihnen das erzählen können. Ihr Fleiſch ſind' ich delicat."

Schü-King hatte ſich beim Eintritt des Oberſten zurückgezogen und ein zweiter Narciſſus ihre Unterhaltung in einem Spiegel geſucht. Sie vertiefte ſich im Anſchauen ihrer Schönheit, verfolgte die ſanften Wellenlinien, mit denen die Natur nur in ihren Feierſtunden zeichnet, und ging in dem glänzenden, ſchwarzen Abgrund ihres Auges unter. Der alberne Oberſt mit ſeinem Rindfleiſch! Auch Schü-King hatte Geruchs- und Geſchmacks-Nerven; der würzige Geruch ſtieg ihr in die Naſe und den Heißhunger ihres Bruders verwünſchend, ließ ſie den metallenen Spiegel aus der Hand fallen.

„Herr Tſchu-Kiang," ſagte ſie, um ihren Aerger zu unterdrücken, „ſollte ſeinen Degen und Helm in das Devot abliefern, zu ſeiner Tante ziehen, die Landwirthſchaft lernen und ſich endlich als Markt- oder Speiſemeiſter in Peking oder Kanton anſtellen laſſen."

Der Oberſt, immer noch vor dem ſchmauſenden Correſpondenten ſtehend und ihm mit beiden Händen das Papier hinhaltend, ließ es über dieſe Anrede fallen, wandte ſich zur

Nein, mein Kind, sagte Ackermann mit einer besondern Feierlichkeit; nein, das kam aus eignem Herzen! Ich will versuchen, noch einmal in der Heimat Anker zu werfen. Ich will dein und mein Wohl begründen, indem ich mich entschließe, einem Herrn zu dienen, der es vielleicht nicht verdient.

Nicht verdient? sagte Selmar. Warum sollte es unser Freund nicht verdienen? O, daß er krank ist, daß ich nicht an seinem Lager stehen und seine Wünsche hören kann! Wie wollt' ich ihn pflegen, jeden Trunk mußt' er aus meiner Hand nehmen! Ich wäre eifersüchtig, wenn ihn ein Andrer mehr lieben sollte als ich!

Kind! Kind! Was sprichst du? sagte der Vater.

Ich sag' es nur, antwortete Selmar mit einem tiefen Erröthen über das Feuer, das ihn ergriffen hatte; ich sag' es nur, weil du meintest, er ... verdiene es nicht.

Er ist vornehm, sprach der Vater mit ernstem Tone, er ist vornehm und leichtsinnig.

Nennst du ihn leichtsinnig? war des Knaben verwunderte Frage.

Ich kenn' ihn nicht mehr als du, sagte der Vater, aber seine Aufführung verdiente wenig Anerkennung. Statt sich genau nach Allem zu erkundigen, was

etwa noch für die Rettung seines Eigenthums gethan werden könnte, streifte er um das Schloß gedankenlos, besuchte die Schmiede, wo ihn der Eine nicht sehen, der Andre nicht hören konnte, plauderte im Walde mit dem Jäger über Alles, nur nicht über Das, was ihm zu wissen nöthig war. Auf dem Schlosse kann er kaum etwas Andres gewollt haben, als eine leere Neugier befriedigen. Eine Kokette tändelte mit ihm . .

Wirklich, Vater?

Die Tochter desselben Mannes, der an seinem Erbe nicht viel Redlichkeit gezeigt haben mag, konnte ihn so bestricken, daß er nur noch für sie einen Gedanken hatte —

Nur für sie? fragte Selmar traurig.

O, diese leichtsinnigen Jünglinge, sprach Ackermann mit Nachdruck und schärferer Betonung, als für diese Aeußerung natürlich schien; diese jungen Männer sind flatterhaft und jedem Winde preisgegeben! Ihr Gewissen gibt ihnen keine Schwere, daß sie Stand halten könnten. Dieser da war schon in Paris und hat dort schwerlich in der Spreu das gute Korn gesucht, sondern eben nur die vom Wind getriebene leichte Spreu und das Angenehme. Wir wünschen, daß er von seiner Krankheit genesen möge und ist er

geheilt, iſt er vom Lager wieder erſtanden, ſo will ich hoffen, daß die Welt, in der er lebt und die uns verſchloſſen iſt, ihn nicht zu ſehr verderbe!

Selmar ſchwieg und verfiel in eine große Traurigkeit. Nach einer Weile ſagte er:

Warum aber konnte das ſchöne Mädchen mit ihm tändeln, da ſie doch nicht ſeines Standes iſt?

Ackermann belehrte ihn mit ſonderbarer, ernſter Umſtändlichkeit und entgegnete:

Der Leichtſinn, den die meiſten Männer fühlen, iſt ja auch vielen Frauen eigen. Dies Mädchen iſt ſchön und ſie glaubt, ſie wird es immer ſein. Deshalb verſäumt ſie, ſchon jetzt durch Tugend und Zucht edlere Schönheiten zu ſammeln, die ſie ewig ſchmücken würden.

Warum warſt du nur in jener Herberge ſo erregt über ſie? forſchte Selmar ....

Wann? fragte der Vater.

Da, als du ihr noch in ſpäter Nacht auf dem Gange begegneteſt? Du ſchienſt ihr damals nicht zu zürnen.

Ich war erſtaunt, ſagte Ackermann. In Begleitung des unheimlichen rothhaarigen Menſchen, der ſich zu uns geſellte, kamen wir ſpät in der Nacht an, du legteſt dich zum Schlafe, der mich noch floh. War

ich von dem strömenden Regen fiebernd durchkältet oder bewegte mich zu lebhaft der Plan, in der Art einer großen amerikanischen Niederlassung hier einen landwirthschaftlichen Versuch nach meinem Geschmacke zu wagen, ich konnte nicht schlafen. Was sollt' ich nun von einem Mädchen denken, das tief in der Nacht, während Alles in dem großen Hause ruhte, im leichten Uebergewand über den Corridor huscht und das Zimmer eben öffnen will, wo ich wußte, daß Prinz Egon schlief .... Sie erschrak so heftig, daß sie entfloh .... Seit jenem Augenblicke weiß ich, daß der junge Mann seine Neigungen zu leicht verschenkt und würde Niemanden beneiden, der sich rühmt sein Freund zu sein.

Das kann dein Ernst nicht sein, Vater, sagte Selmar und schmiegte sich, schalkhaft lächelnd und in sein großes, festes und sicheres Auge blickend, zu ihm empor; wie würdest du nur sonst so lebendig den Gedanken ergriffen haben, des Prinzen Güter zu verwalten, ihn vielleicht vor dem drohenden Zusammensturz seines Erbes zu bewahren, ihn zu schützen vor schlimmen Haushaltern, die nur von ihm rauben, nicht durch Unterstützung seines Erwerbes den ihrigen verdienen wollen! Gestern, als wir noch einen Umweg einschlugen, um ein anderes Gut des vornehmen

Freundes anzusehen, wie hast du da geschwärmt für den Gedanken, ihm wieder das Leben zur Freude zu machen!

Hab' ich geschwärmt, Herz? sagte der Vater fast scherzend. Geschwärmt! Geschwärmt! Ueber Kartoffelbau nach unserer Art, Rüben, Oelpflanzen, Dresch-, Säe-, Egge-Maschinen hab' ich geschwärmt! Ueberall sah ich meinen neuen Pflug durch die Erde gehen, sah, wie die Bauern ringsherum staunen werden, wenn ich Tabak baue von virginischem Samen, sah Felder mit Runkelrüben besäet und die Schornsteine von Laboratorien rauchen, die aus solchem Material noch Werthe erzeugen sollen, das man hier gewohnt ist als unnütz wegzuwerfen. Das war meine Schwärmerei. Nun wohl, ich schwärmte für die Sache an sich. Daß dieser Plan auch den jungen Mann, dessen Krankheit hoffentlich Gott wenden wird, um ihm Gelegenheit zu geben, noch sehr an Herzensgüte und Sittenreinheit zuzunehmen, mit betrifft, ist ein Zufall, der mir nicht viel sagen will. Jetzt aber genug von ihm! Ich möchte ihn noch ärger schelten, wär' er nicht krank.

Selmar schwieg. Er hatte sich in seiner Vertheidigung erschöpft. Das Letzte, was er für den vermeintlichen Prinzen noch anführen konnte, seine bedenkliche Erkrankung, hatte ja der Vater schon vorweggenommen. Er wußte, daß er diesen erzürnen

wurde, wenn er einen von ihm für erledigt erklärten Gegenstand von freien Stücken wieder aufnahm. Er sah zur Erde und schleuderte mit dem schwanken Stöckchen, das er in der Hand trug, hier und da einen kleinen Stein zur Seite auf die Beete, die nicht gut gehalten waren .... Die Blumen wuchsen fast wild. Die Hecken trugen Beeren, die überreif vertrockneten, weil sie nicht abgelesen wurden. Die Blätter der verwelkten Rosen lagen zerstreut unter den grünen stachlichten Stämmen. Niemand hatte die Rosen gebrochen, bis sie mit auseinanderfallenden Blättern von selbst niederglitten. Tausende verwelkter Blütenkapseln lagen auf den Wegen und mischten sich mit dem Kieselsand. Es war hier weder die Hand der Liebe, noch die der Furcht sichtbar und Ackermann sagte einige Male mit Recht:

So sieht es aus, wo kein Herr ist!

Einige Male nannten sich unsere harrenden Wanderer, die wol schon zehnmal Park und Garten auf und ab durchmessen hatten. Den Vater fesselte dann ein Baum, den Knaben eine Blume und dadurch geriethen sie zuweilen auseinander. Einmal stand Selmar an dem Pavillon und betrachtete von allen Seiten das geheimnißvolle umfangreiche Gebäude, dessen Fenster mit äußern Jalousieen verdeckt waren. Es

waren Marquiſen von ſchiebbaren Holzſtäben. An eins dieſer Fenſter trat Selmar näher heran, hob den hölzernen Vorhang ein wenig in die Höhe, ſodaß die Breter ſich verſchoben und einen Blick ins Innere erlaubten.

Ha! Vater, wie ſchön! rief er plötzlich.

Ackermann kam ruhig näher. Scheinbar ruhig .... Er war es vielleicht nicht. Er ſah wenigſtens mit ängſtlicher Spannung bald zur Gartenthür, bald zu den Fenſtern des Palais ... Die Krankheit jenes jungen Mannes, in dem er den Prinzen Egon kennen gelernt zu haben glaubte, beſchäftigte ihn mehr, als er ſeinem Sohne verrieth, deſſen übergroße Freundſchaft für Egon er, wie wir wohl bemerkt haben werden, abſichtlich niederhalten wollte.

Wie ihm Selmar, von dem Innern des Pavillons ſo überraſcht, zurief, kam er dem Fenſter, wo Selmar lauſchte, näher; aber kaum hatte er in der Meinung etwa einen ſchönen Saal zu ſehen, einen Blick durch die engen Bretter der Jalouſieen geworfen, als er ſie voll Entrüſtung zuzog und ſeinen Unmuth über Selmar ausſprach, den er jetzt neugierig, ja aufdringlich nannte .... Es war das Badezimmer des alten Fürſten geweſen, das Selmar geſehen hatte, eine runde, magiſch von oben herab beleuchtete Kammer

mit Statuen und Gemälden in einem Geſchmacke, der das Auge der Sittlichkeit beleidigen mußte .... Doch war Selmar ſo unbefangen, daß er nur an dem Gold und den Farben hing, nur die von einem rothen Kuppelfenſter angebrachte magiſche Dämmerung bewunderte und nicht begreifen konnte, wie der Vater ſo zürnen und ſchelten konnte ...

In dieſem Augenblicke kam ein Bedienter und meldete mit leicht hingeworfener verächtlicher Rede die Ankunft des Juſtizrathes:

Er hat Sie ja wol beſtellt? hieß es.

Gut, gut, mein Freund! ſagte Ackermann. Wir kommen ſchon.

Beide verließen den Garten; Ackermann mit einem ſchmerzlichen Rückblick auf den Pavillon, der ihm einen traurigen künſtleriſchen Irrthum, eine anſteckende und gefährliche Lebensanſicht auszudrücken ſchien.

## Fünftes Capitel.

### Eine Scene.

Ackermann und Selmar trafen den eben angekommenen Justizrath in dem untern Zimmer, bei den Demoiselles Wandstabler. Verletzend genug für Ackermann's Gefühl war auch hier die Ueberraschung, daß sie beim Eintreten Schlurck in dem Versuch einer flüchtig scherzenden Umarmung der jüngern, der Lorette, Lore oder Laura Wandstabler antrafen ....

Ackermann ließ die Thür zu und blieb einstweilen draußen auf der Thorflur stehen. Der Knabe war vor dem Anblick bewahrt geblieben ...

Schlurck kam schmunzelnd, erhizt, heraus und winkte, nach höflicher Begrüßung, ihm über die Treppe hinauf zu folgen. Er würde versuchen, sagte er, ob die Aerzte eine mundliche Unterredung zwischen Herrn Ackermann und dem Fürsten über das von ihm gemachte dankenswerthe, den Wünschen aller Gläubiger entsprechende Anerbieten erlaubten.

Ich habe nochmals, sagte Schlurck beim Hinaufsteigen mit prüfender und den Amerikaner scharf durchbohrender Miene, nochmals Ihre Offerten durchgelesen und bin vollkommen überzeugt, daß sie Sr. Durchlaucht genehm sein werden. Sie stellen eine Caution von 10,000 Thalern und übernehmen die Pachtung sämmtlicher Güter des fürstlichen Hauses Hohenberg. Sie zahlen jährlich dreißigtausend Thaler in die Masse, um damit theils die Zinsen der Schuld, theils das Capital derselben allmälig zu tilgen und erbieten sich den Rest Ihrer Einnahme dem Fürsten zur Disposition zu stellen, nachdem Ihnen erstens die Verzinsung des Capitals, das Sie selbst in die Oekonomie stecken werden, gesichert ist und Sie für Ihre eigene Mühewaltung eine Summe von — wie viel war es?

Tausend Thalern — ergänzte Ackermann.

Bester Freund, sagte Schlurck und blieb auf der Treppe, gerade an einer Statue stehen. Lassen Sie uns erst aufrichtig reden! Tausend Thaler! Was ist Das? Ich dachte heute früh, ich hätte Sie misverstanden und nun wiederholen Sie diese Bagatelle.

Ueberhaupt bin ich mit manchen Punkten noch nicht einverstanden, fuhr er fort. Wie können Sie bei so geringer Einnahme bestehen? Sie opfern ja Ihr Interesse dem eines Fremden! Sehen Sie hier! Das ist die Statue

holden Sprecherin und ſagte mit ſüßlicher Stimme: „O Schü-King, Widerſchein eines höhern Lebens, ich werde täglich gewiſſer in meinen Hoffnungen, die Sie einſt Vermeſſenheit nannten. Wie Sie liebevoll für meine Zukunft Sorge tragen! Warum ſoll ich den Helm, der nächſt dem Zopf die ſchönſte Zierde meines Hauptes iſt, warum ſoll ich den Degen von meinen Lenden legen, für die er geſchaffen iſt? Sie fürchten für mein Leben; denn die Gefahren des Kriegs ſind unzählbar. Aber meinem Muth, meiner Tapferkeit, meinen bewieſenen Tollkühnheiten, werden Sie die letzte ſein, Ihre Bewunderung zu verſagen? Kriegeriſcher Größe hält ſich der zarte Sinn des Weibes am meiſten verwandt.“

„Von welchen Gefahren ſprechen Sie, lieber Oberſt?“ fragte Schü-King lachend. „Die halbe chineſiſche Artillerie beſteht aus papierenen Kanonen und die andere Hälfte iſt von den Tataren vernagelt worden. In den Schlachten ſind die Cavalleriſten durch ihre Regenſchirme geſichert. Ich muß lachen, wenn Sie von Gefahren ſprechen.“

„Schü-King, der Traum meiner Seele,“ antwortete Tſchu-Kiang, „wird niemals im Stande ſein, einer grauſamen Empfindung ihr fühlendes Herz zu öffnen. Nein, dieſe Regenſchirme ſind eine Erfindung der Humanität und unſer aufgeklärtes Zeitalter ſollte die Ausgabe nicht ſcheuen, ſie feuerfeſt zu machen. Das Wechſeln der Kugeln iſt im Kriege eine traurige Nothwendigkeit, die wir den tückiſchen und feigen Europäern verdanken; nur im Handgemenge zeigt ſich die Kraft und die Gewandtheit eines Mannes.“

Der Oberſt wollte von dieſen Vorzügen, die ihn perſönlich trafen, ſogleich eine Probe ablegen und fuhr mit der rechten Hand hinter die linke Seite des Rückens, um ſeinen

des Merkur. Ein bedeutsames Wahrzeichen. Es muß Sie an Ihren Vortheil erinnern. Merkur war der Gott des Handels ....

Und der Diebe! sagte Ackermann scharf einfallend.

Schlurck hob den Kopf, zog die Brille etwas in die Höhe und fixirte mit halb unbewaffnetem Auge, mit dem er in der Nähe besser sah, diesen seltsamen Einfall.

Ganz recht! sagte er und machte ein eigenthümliches Zeichen, das Ackermann als Freimaurerzeichen erkannte, ohne es jedoch zu erwidern.

Schlurck wollte sich über diesen neuen Generalpächter orientiren, blieb immer noch stehen und wiederholte seine Bemerkung:

Aber — ob des Handels oder der Diebe, gleichviel ... Sie opfern ja Ihr Interesse dem eines Fremden! Tausend Thaler!

Das ist meine Sache, sagte Ackermann. Genügen Ihnen meine Zeugnisse, meine Cautionsanerbietungen, meine Vorschläge für die Creditoren, so hab' ich nur die Absicht, mein Vermögen sicher anzulegen und im Uebrigen durch diese Verwaltung Gelegenheit zu haben, gewisse Grundsätze der Landwirthschaft, die ich auch als Kenner und Theoretiker treibe, praktisch anzuwenden. Die natürliche Beschaffenheit dieser Gü-

ter kommt meinen Ideen entgegen. Die Oekonomie auf ihnen ist mehr vernachlässigt als irgendwo und doch sind es wieder meist dieselben Fehler, die überall in Europa gemacht werden. Ich habe mir die Gelegenheit angesehen, die ich an Ort und Stelle günstig genug gefunden habe, etwas Tüchtiges zu schaffen und wenn ich fast für gewiß voraussehe, daß Sr. Durchlaucht noch zwanzigtausend Thaler reinen Gewinns übrig behalten werden, so können Sie schon getrost eine so vortheilhafte Anerbietung eingehen.

Schlurck blieb, da man inzwischen weiter gegangen war, oben auf dem Corridor stehen und lehnte sich an das Gitter der Treppe.

Hm! hm! sagte er dehnend. Es ist aber doch nöthig, daß wir ganz im Reinen sind, ehe wir den Versuch machen, die Meinung des Prinzen zu hören — Die bisherige Verwaltung durch die im Dienste Sr. Durchlaucht Angestellten beträgt etwa sechstausend Thaler. Sie war früher viel größer. Seit zwei Jahren hab' ich sie auf das Nöthigste reducirt. Dies Budget werden Sie ... wovon bestreiten?

Von den Einkünften des Bodens, aber auch von den Renten und Gefällen, die an die Gutsherrschaft gezahlt werden.

Beſter Freund, ſagte Schlurck, Renten, Gefälle .. die ſind meiſt aufgehoben ...

So wurden ſie abgekauft, ſagte Ackermann. Dies Capital legt man an und erzielt davon eine Rente, die um ſo angenehmer iſt, als nun durch keine böſe Verſtimmung mehr das Verhältniß des Grundherrn zum Bauer getrübt wird ....

Das Capital? ſagte Schlurck lachend. Ja, guter Mann, Das, was die Bauern ſchon eingezahlt haben, ging längſt in die Maſſe!

O! das war höchſt ungerecht, das war unverantwortlich! ſagte Ackermann.

Wie ſo? fragte Schlurck und rückte die Brille wieder empor.

Das war unbillig, wiederholte Ackermann. Sie konnten dulden, daß man ſo die Rechte des Erben verkürzt? Die Laudemien waren eine jährliche Rente. Von dieſer Rente, von dieſen Zinſen durften die Gläubiger nehmen. Die Ablöſungsſummen aber ſind ein ganzes Capital, das an den Gütern haftet. Sie konnten ſozuſagen eine Ernte verkaufen, aber nicht den ganzen Boden.

Als Ackermann ſo laut und in den gewölbten Räumen widerhallend ſprach, öffnete man die Thür.

Ein Frauenzimmer blickte heraus und ſchien eben

in einen Strom von Scheltworten sich ergehen zu wollen, als sie erschrocken den Justizrath erkannte und ihrer Zunge augenblicklich Stillschweigen gebot.

Wie geht es Sr. Durchlaucht? fragte der Justizrath ruhig und bei sich über den Wahrheitsfanatismus dieses imposanten Landwirthes lächelnd.

Die Dame antwortete mit großer Unterwürfigkeit, daß die Aerzte im Zimmer wären, Niemanden zuließen und ihre Befehle nur dem französischen Bedienten mittheilten, den Se. Durchlaucht aus Paris mitgebracht hätten.

Wir Alle stehen hier in schmerzlicher Erwartung, sagte sie mit gewähltem, etwas geziertem Tone.

Dabei öffnete sie die Thür und schien Schlurck einladen zu wollen, in den Vorsaal einzutreten ...

Es standen da einige fremde Bediente, andere saßen. Der alte Wandstabler ruhte auf einem Polstersessel und wischte sich die Thränen, die auf seinen grauen, heute nicht sehr gewichsten Schnurrbart rollten ... Es waren dies, da er unten schon oft nach den Schlüsseln gesehen hatte, Thränen sehr zweideutigen Ursprungs.

Die Sprecherin war Demoiselle Florette Wandstabler, seine Tochter. Sie erzählte flüsternd, daß der

Prinz drei Zimmer weiter läge, in der hochseligen Durchlaucht Schlafgemächern ... daß er im Fieber phantasire und nur auf Augenblicke bei Besinnung wäre ... Der Unglücksfall errege das allgemeinste Interesse. Alle hohe und höchste Herrschaften schickten stündlich und ließen Nachfrage halten ... Diese beiden Bediente dort gehörten der Gräfin d'Aziment, die jede halbe Stunde einen Rapport haben müsse .. Diese schöne bewunderungswürdige Dame hätte selbst an sein Lager fliehen wollen ... wäre schon auf diesem Vorsaale gewesen .. aber die dringendsten Befehle der Aerzte hätten gerade sie am meisten entfernt gehalten. Der französische Kammerdiener Monsieur Louis hätte sich ihr mit Entschlossenheit entgegen geworfen .. der wäre noch strenger, als die Aerzte .. und Sie kennen Sanitätsrath Trommeldey! schloß sie.

Selmar, der alle diese Mittheilungen anhörte, faßte krampfhaft die Hand seines Vaters, dem sich eine Thräne ins Auge schlich ...

Schlurck ersuchte jetzt Beide, in ein Seitenzimmer vom Entrée links zu treten und einen Augenblick zu verziehen.

Ich sehe doch, sagte er mit scharfer und selbstzufriedener Betonung, daß diese Angelegenheit nicht so

rasch wird erledigt werden können, wie ich gehofft hatte . . .

Er zog halb die Thür zu und flüsterte wieder mit Florette Wandstabler.

Als Ackermann und Selmar allein waren, warf sich dieser an den Hals des Vaters und weinte.

Beruhige dich, mein Kind, sprach der Vater gerührt. Unser Freund ist jung und von einer ungeschwächten Natur. Die gütige Vorsehung wird ihn schützen.

Und siehst du nicht, fuhr er dann fort, daß es Menschen genug hier gibt, die auf seinen Zustand lauschen wie auf die Athemzüge des geliebtesten Menschen? Er ist in Sorgfalt und Pflege.

Hätt' er eine Schwester, sagte Selmar, einen Bruder! Hatt' er eine Mutter, einen so zärtlichen Vater, wie du! Wir könnten mit ruhigerem Herzen dies große, ängstliche Gebäude verlassen. —

Deswegen sei ohne Sorge! tröstete ihn der Vater mit besonderem Nachdruck, dieser feine, mehr schlaue als kluge Herr, der sich in meiner Person sehr zu irren scheint, ist der Vater jenes schönen Mädchens, mit dem er in Hohenberg und auf der Reise so leichtsinnig tändelte und die Gräfin d'Azimont hörtest du doch, eine vornehme und sehr gefeierte Dame aus

Paris, dieſe nimmt vollends einen Antheil an ihm wie an einem Bruder. Sie liebt ihn ja! So denk' ich, wird er von zärtlicher Obhut nie verlaſſen ſein . . .

Beklemmend war es für Ackermann, daß auch in dieſem höchſt elegant eingerichteten Zimmer Vieles enthalten war, was er von Selmar nicht geſehen wünſchte . . . Auf einem Sockel von grauem Marmor ſtand in einer Ecke eine Copie der mediceiſchen Venus von Alabaſter. Er konnte nicht hindern, daß Selmar ſein Auge auf dies ſchöne Kunſtwerk richtete; ja hätte er davon zu ſprechen begonnen, ſo würde er jetzt auch ruhig geantwortet haben wie über etwas Harmloſes. Es that ihm leid, daß er ſich vorhin im Garten von ſeinem Unwillen hatte fortreißen laſſen und gerade das Arge erſt vielleicht geweckt hatte dadurch, daß er es durch ſeine Entrüſtung als arg hinſtellte.

Nach einiger Zeit ängſtlichen Wartens trat dann Schlurck leiſe und ſchleichend wieder ein, nahm Platz und ſagte mit verſtimmter Miene:

Der Prinz hat das Nervenfieber, eine Krankheit ebenſo gefährlich wie langwierig. Man wird nichts abſchließen können, mein Beſter . . . Laſſen wir dies Geſchäft. Sie kommen aus Amerika? Darf ich . . . .?

Ackermann, von gewaltiger Unruhe getrieben, lehnte die dargereichte Doſe ab und erwiderte:

Gerade jetzt ist vielleicht noch der einzige günstige Augenblick! Ein langwieriges Uebel schiebt die Entscheidung auf unbestimmte Zeit hinaus. Kommen Sie, wir sprechen die Aerzte!

Unmöglich, sagte Schlurck und hielt Ackermann zurück. Wo denken Sie hin? Auch bin ich selbst, aufrichtig gestanden, mit Ihren Vorschlägen nicht ganz einverstanden. Sie bedingen sich nur Tausend Thaler eigenen Gewinnes. Ich finde Das mindestens gesagt auffallend ... Welches Interesse können Sie haben, sich solcher Mühe, so vielen Plagen zu unterziehen und dafür einen so geringen Entgelt zu beanspruchen?

Das ist ja meine Sache! wiederholte Ackermann.

Ihre Aeußerung über die Capitalisirung der Laudemien, fuhr Schlurck fort, frappirt mich; denn ich weiß in der That nicht, da ich die ganze Last dieser Ueberschuldung auf mir liegen habe, wie ich es mit den laufenden Ausgaben z. B. für die noch nicht an den Staat übergegangene Gerichtspflege und etwa ein Dutzend Angestellter des Fürsten halten soll. Sie haben ganz Recht, Herr Ackermann, daß es Unrecht war, ein Capital, von dem nur die Rente disponibel hätte sein sollen, zur Masse zu schlagen. Aber ein Familienstatut, ein Majorat existirt nicht. Was thun, um diese Löcher all zu stopfen?

Ich will, ſagte Ackermann, in ruhiger Auseinanderſetzung, ich will noch die ſechstauſend Thaler für Gerichtspflege und Amtskoſten auf den Ertrag der Güter mit übernehmen, wenn ich die ganze Verwaltung der Grundrenten mit überkomme und mir die Ablöſungen zur Verfügung und Durchſicht geſtellt werden.

Schlurck erhob ſich, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte:

Alles recht ſchön! Recht ſchön! Aber man kann Das nicht übers Knie brechen! Es thut mir leid —

Damit deutete er an, daß die Unterhandlung abgebrochen ware . . Offenbar erfüllte ihn das ſonderbare Drängen dieſes Landwirthes mit Mistrauen. Er ſah in ihm etwas Andres als einen Oekonomen, der nur landwirthſchaftliche Verſuche anſtellen wollte. Die Zumuthung, Einſicht in die Bücher zu bekommen und gleichſam die frühere Verwaltung zu controliren, war ihm vollends läſtig. Er war ſich zwar, ſoweit er ſich auf Bartuſch verlaſſen konnte, keiner auffallenden Verſtoße bewußt, fürchtete aber doch alles Schroffe, Uebereilte, Leidenſchaftliche und das Allzuwißbegierige und Unbequeme ohnehin.

Da Ackermann nicht nachgab, ſo antwortete er, um nur eine Ausflucht zu haben:

Ueberdies geſteh' ich Ihnen, wir haben noch andere Anerbietungen, die vielleicht günſtiger ſind.

Er wollte gehen und kniff Selmar'n freundlich wie zum Abſchied in die Backen.

Ackermann ſchwieg einen Augenblick, fixirte dann aber noch einmal den offenbar ſich unbehaglich fühlenden Mann und ſagte mit vieler Ruhe und Kälte:

Herr Juſtizrath, wenn ich die Verwaltung der Güter bekäme, würd' ich erkenntlich ſein. Ich bot zehntauſend Thaler Caution und verlange nichts, gar nichts vom Fürſten, um in die Ameliorationen etwas hineinzuſtecken .. Ich gebe das Alles ſelbſt her, weil ich leidlich vermögend bin. Es iſt mir nur um die Gelegenheit zu thun, eine große Wirthſchaft zu führen und den Deutſchen Landwirthen amerikaniſche Erfahrungen zu zeigen .. Ich biete Ihnen ein kleines Gratial .. zweihundert Louisd'ors ... Herr Juſtizrath, wenn wir ins Reine kommen.

Dies gewagte Wort ſprach Ackermann ganz ruhig hin und legte nicht den geringſten Accent darauf.

Schlurck aber ſah ihn von der Seite an, zog ſeine Doſe, nahm eine Priſe und machte eine ſehr lange Pauſe. Dann wandte er den Kopf empor, lächelte, ſchnellte den Reſt des Tabacks aus den Fingern und ſagte:

Hm! Hm!

Säbel mit Blitzesschnelle aus der Scheide zu ziehen. Man weiß, daß die Chineſen ihre Säbel mit der Spitze nach vorn und dem Griff nach hinten tragen und demnach über den Rücken vom Leder ziehen. Aber der Oberſt ſelbſt hatte vergeſſen, daß außer dem Dienſt die Klingen befeſtigt ſein müſſen, und die Probe ſeiner Tapferkeit, die in der ſchnellen Gewandtheit beim Herausziehen liegen ſollte, konnte deshalb nur einen komiſchen Erfolg haben, über den Schü-King in ein unmäßiges Lachen und Händegeklatſch ausbrach. Tſchu-Kiang ließ beſchämt die vernagelte Scheide fallen und ſtrich ſich verlegen ſeinen gewichſten Knebelbart.

Endlich hatte ſich der Correſpondent von dem verführeriſchen Anblick der zerſchnittenen Fleiſchſtücke dadurch befreit, daß er ſie aufgegeſſen hatte. Die chineſiſche Gefräßigkeit, die alle Gränzen überſchreitet, machte jetzt ſeinen Speculationen wieder Platz und es fiel ihm zuerſt ein, daß ihm zur Verfolgung derſelben der Oberſt nicht günſtiger hätte erſcheinen können. „Vom Krieg redet ihr, meine Lieben?“ begann er, der von dem lächerlichen Geſtus des Oberſten nichts bemerkt hatte, „und könnt über einen ſo ernſten Gegenſtand euch in Lachen ausſchütten? Lao-Tſe äußert ſich darüber wie immer mit einer unübertrefflichen Wahrheit. Der Krieg, ſagt er, iſt ein Kaufmann, der ſeine Kunden betrügt. Er gibt ihnen Sand in goldnen Büchſen und Aſche in verſilbertem Seidenpapier. Der Krieg macht dich mächtiger und reicher, aber er verwildert deine Sitten und macht dich ſtinkend vor den Göttern. Ich finde darin eine traurige Wahrheit, an der nichts Lächerliches iſt.“

Schü-King gab dies zu, erklärte aber: „Das himmliſche Reich hat vor einigen Laſtern Ruhe und der Krieg gehört

Noch einmal dann den Fremden, der ihn ſicher und vertrauend und ſeines Mannes gewiß anblickte, fixirend, fragte er mit einem Tone, der etwa ſagen wollte, als verſtünde ſich Das von ſelbſt:

Jährlich?

Es war ein gewagtes Wort dies Jährlich! Es ließ einen tiefen, gefährlichen Blick auf Schlurck's Lebensphiloſophie und die ganze Geſchichte ſeines Berufes werfen ... Er ſprach es aus, nicht etwa mit gemeiner ſchmeichelnder Gewinnſucht, die ihm fremd war. Er ſprach es mit dem Tone eines Weltmannes, der gleichſam zum Andern ſagen wollte: Die ganze Welt iſt eine Komödie, wo Einer den Andern prellt. Was wollen wir Narren ſein und die Tugend lieben? .. Der alte Fürſt hatte ihm ja immer erlaubt, bei Gelegenheiten, wo er den Mäkler machte, auch an ſich zu denken und von den geſchriebenen Rechnungen allein war der ungeheure Aufwand, den er machte, nicht zu beſtreiten . Er fand es in der Ordnung, daß er bei einem guten Dienſt, den er dem Andern leiſtete, auch eine Erkenntlichkeit für ſich in Anſpruch nehmen durfte ... Aber ... „Jährlich?“ .. dieſe Frage war doch gewagt. Es war ihm eigentlich fremd, ſo zu feilſchen und ſein Gewiſſen in Fallen zu locken. Er liebte es nicht, daß er fodern ſollte:

er nahm, was man gab. Seine Lebensphiloſophie haßte das Moraliſiren auch nach dieſer Seite hin und wenn man ganz die Wahrheit ſagen will, ſo war er im Grunde doch viel weniger ſchlecht, als er ſich im Allgemeinen ſchlecht gab. Es war ihm eine ſolche Beſtechungs-Angelegenheit nur der Humor des Lebens, der uns die Langeweile der Alltäglichkeit ausſchmückt. Er hielt ſich auch nicht lange bei ſolchen Verhandlungen auf und hätte vielleicht jetzt, wenn Ackermann die Achſeln gezuckt und geſagt hätte: Nein, nur Einmal! Jährlich iſt mir zu viel! gelacht und die tauſend Thaler hingenommen, die er brauchen konnte, trotzdem, daß man ihn für reich erklärte .. Er war nicht reich. Er nahm viel ein und daß er viel einnahm, dazu gehörte gerade, daß man ſich über tauſend Thaler, in Gold baar auf den Tiſch gelegt, nicht zuviel weitläufige Scrupel machte ..

Aber ſchlimm! Tauſend Thaler auf einmal waren Schlurck nichts werth, wenn er die Adminiſtration dafür auf immer in andere Hände geben ſollte. Er behielt zwar die Controle des Generalpachters, er vermittelte zwar die Anſprüche der Gläubiger, aber es trat ein neuer Menſch in ſeine Kreiſe ein, zwei neue, ſcharfe Augen ſahen in ſeine Bücher und das für einmal eintauſend Thaler in Gold? Das hatte ihm

in diesem Falle lächerlich erscheinen müssen und deshalb wiederholte er noch einmal:

Jährlich?

Aber nun war es übel, daß auf Ackermann dies Wort fatal wirkte. Es war dies ein leidenschaftlicher Mann; die ganze Situation peinigte ihn schon lange. Er wollte mit seinem kleinen einfachen Anerbieten nur Schlurck auf den Zahn fühlen, in welchem Sinne dieser Herr wol des Prinzen Egon Güter verwaltete. Er hatte vielleicht Wunder geglaubt, was er schon dem Gelüsten des Unrechts für einen gewaltigen Köder entgegenhielt. Als aber mit der Frage: Jährlich? ihm die Zumuthung eines perennirenden Betrugs gegen den Fürsten gestellt wurde, übermannte ihn so der Zorn, daß er glühend von Unwillen bei Wiederholung des Schlurck'schen „Jährlich" ausrief:

Nein, Schurke, nie!

Schlurck sank fast in einen Sessel.

Selmar sprang herbei, faßte die Hand des Vaters ...

Dieser ließ ihm den Hut, wie zum Aufbewahren, riß die Thür auf, stieß Schlurck zurück und sprach mit Donnerstimme, daß es Alle draußen hörten und ihn für wahnsinnig halten mußten:

Laßt mich zum Prinzen! Ein lichter Moment wird hinreichen, ihn vor Verräthern zu schützen!

Er stürmte mit diesen Worten auf die Thür zu, die zu den Zimmern des Fürsten führte.

Schlurck saß regungslos. Diese Scene! Diese Zuhörerschaft! Dies plötzliche Erlebniß, das er sich nicht hatte träumen lassen! Das war wie ein Einfallen des Himmels. Wie kam ihm denn Das? Ihm? Hier? Unter solchen Umständen? Hier bei der ihm wohlbekannten alabasternen Venus von Medicis ... Scenen! Scenen! Sie waren nie seine Sache gewesen. Er konnte geistreich, witzig, liebenswürdig sein; es war ein Mann sogar von Mitgefühl, von milder Gesinnung, von Wohlthätigkeit; [illegible] konnte auch einmal etwas begehen, was gewagt [illegible] gefährlich war. Aber still mußt' es dabei sei[illegible], die Leidenschaften mußten schweigen, das Tollhaus der „Tugend" sich nicht entleeren, Scenen mußten wegfallen ... Daß er hier jetzt nur schon so auf den „Schurken" antworten mußte, so doch hinzuspringen, um den gefährlichen Mann von der Thür wegzureißen, das war ihm entsetzlich ... Einmal an sich entsetzlich, der Thorheit wegen, die er sich vorwerfen mußte, dann aber auch ebenso entsetzlich wegen der Exaltation, die solche Dinge in seinem träge rinnenden Blute hervorriefen ... O, er war einer Ohnmacht nahe.

Sein Schrecken wuchs, als sich die Thür öffnete,

die Aerzte herbeistürzten und zornig nach der Ursache des Lärmens fragten . . .

Ackermann, noch in der vollen Glut seiner Entrüstung, rief:

Meine Herren! Lassen Sie mich den Prinzen sprechen! Er kann davon nicht sterben, wenn ein Freund zu ihm spricht! Es wird ihn erquicken, wenn er sieht, daß es noch Menschen gibt, die ihn lieben und für ihn leben wollen.

Noch hatte er kaum zum unwilligsten Erstaunen der Aerzte, unter denen sich glücklicherweise Sanitätsrath Drommeldey nicht befand, diese Worte geendet, als ein junger Mann aus den Zimmern, deren Thüren nun alle offen standen bis in das dunkle hintere Schlafcabinet, heraustrat. Er war von mittler Statur, blassen gefälligen Mienen; das schwarze Haar lag kurz geschnitten auf dem Scheitel und erhöhte den Ausdruck des theilnehmend besorgten freundlichen Antlitzes. Nichts verrieth einen Dienenden . . Schwarzer Frack und schwarze Beinkleider standen ihm wie einem Weltmann, doch war das Halstuch nur lose geknüpft und ließ durch den umgeschlagenen Hemdkragen in dem Eintretenden eher einen Studenten, als einen Kammerdiener, was er nach Florette Wandstabler sein sollte, erkennen. Die Hände entsprachen nicht ganz

dem gefälligen Charakter des Gentlemans, sie waren zu stark im Vergleich zur Proportion der übrigen Formen und hatten nicht jene Weiße des Gesichts und des Halses, die zu dem schwarzen glänzenden Haare so auffallend abstach. Kinn und Oberlippe waren mit einem schongekräuselten Barte geziert.

Was gibt's hier? fragte der Eintretende mit strengem, fast befehlenden Blick in französischer Sprache.

Ackermann zog die Thür an, die der Franzose noch in der Hand hielt und begann im beredtesten Französisch wie der gebildetste Weltmann sein Anliegen auseinanderzusetzen.

Mein Herr, rief er stürmisch erregt und ohne viel die Worte zu wählen; Sie sind ein Freund des Fürsten, denn er duldet Sie an seinem Krankenlager. Sagen Sie ihm, daß ein bemittelter und erfahrener Oekonom aus Amerika sich anbieten wollte, seine Güter zu verwalten. Sagen Sie ihm, daß dieser Mann dabei nicht das Interesse seiner eignen Bereicherung im Auge hat, sondern die Wohlfahrt des Besitzers. Er erbietet sich eine Caution von zehntausend Thalern sogleich zu zahlen als Bürgschaft seiner Treue und Ehrlichkeit. Er erbietet sich, die Hälfte seiner reinen Einnahmen auf die Befriedigung der Gläubiger des Fürsten, die andere aber zur Befriedigung der Bedürfnisse des

Fürſten ſelbſt zu verwenden. Beide Summen werden Dank der Erfahrungen, die der fremde Landwirth machte, Dank ſeines ehrlichen Willens, groß genug ſein, um ihren Zwecken zu entſprechen. Der Zuſchlag müßte mindeſtens auf zehn Jahre geſchehen. Die Capitale, die der fremde Mann auf ſeine Verbeſſerungen verwendet, gibt er ſelber her, unter der Bedingung, daß ihm eine Hypothek auf die Güter und die richtige Verzinſung geſtellt wird. Für ſich ſelbſt verlangt er nur die Summe von jährlich tauſend Thalern. Sagen Sie dem Fürſten, daß ich mich durch den Augenſchein überzeugt habe, wieviel ſich für ſeine Beſitzungen noch thun läßt. Sagen Sie ihm das ſogleich, mein Herr, ehe die Krankheit, die den jungen Prinzen bedroht, weitere Fortſchritte macht und einen Zeitverluſt verurſacht, der in Rückſicht auf die nächſtjährige Ernte nicht wieder eingebracht werden kann. Nennen Sie ihm meinen Stand und Namen! Ich bin ein Deutſcher, komme aus Amerika, heiße Ackermann und biete alle Garantieen. Der Juſtizrath Schlurck iſt zugegen, um die Willensmeinung des Prinzen in Empfang zu nehmen und die Urkunden aufzuſetzen.

Der Franzoſe hatte ruhig, aufmerkſam und ernſt zugehört.

Monsieur, un instant! sagte er und kehrte in die Krankenzimmer zurück.

Ackermann sah nun in höchster Spannung um sich. Alles haftete an ihm. Die Bedienten, die Aerzte standen starr. Selmar schmiegte sich an den Vater und hielt ihm die eine seiner Hände, in denen man das Blut klopfen fühlte. Schlurck leichenblaß und im höchsten Grade mit sich selber unzufrieden, stand in einiger Entfernung am Fenster des Vorzimmers, klopfte mit seinem Stöckchen wie in der Zerstreuung an die Scheiben, Florette Wandstabler schlich sich zu ihm heran und fragte besorgt:

Was haben Sie, Herr Justizrath? Was ist Das nur?

Wer ist der Franzose? fragte Schlurck fast tonlos.

Monsieur Louis, antwortete diese ebenso leise. Sr. Durchlaucht gab gleich nach der Ankunft von Paris Befehl, diesem Franzosen in Allem zu gehorchen. Erst seit gestern wohnen Durchlaucht hier und Monsieur Louis sind erst eingezogen, seitdem Durchlaucht sich für krank erklärten. Denken Sie sich! Anfangs trug dieser Louis ein Ueberhemd wie ein Fuhrmann und wohnte vorm Thore in einem elenden Gasthofe. Jetzt erst, wo er beim Fürsten wacht, hat er sich so fein gekleidet. Die Gräfin d'Azimont, die heute früh

hier faſt in Ohnmacht lag, haben die Aerzte und Monſieur Louis mit Gewalt von Sr. Durchlaucht fern gehalten. Wir werden ſchlimme Dinge erleben, gleichviel, ob der junge Herr lebt oder ſtirbt ... was übrigens Gott verhüten möge ...

Schlurck erwiderte auf dieſen Bericht nichts, wandte ſich auch nicht nach ihr um, ſondern ſah auf die Straße hinaus. Er fürchtete, wenn er ſich wandte, dem zermalmenden Blicke Ackermann's zu begegnen, den er überdies für einen jener exaltirten Menſchen aus der Schule des Heidekrügers Juſtus hielt. Alle Störungen der einfachen Lebenslogik waren ihm im höchſten Grade zuwider, vollends aber Phantaſterei ... Ackermann ſtand da wie ein antiker Heros. Das Feuer des Zornes hatte alle ſeine Züge gehoben. Das braune lockige Haar, das nur wenig an den Spitzen hier und da ſchon graute, hatte ſich faſt aufgerichtet. Die Naſenflügel zitterten. Flammen eines jugendlichen Muthes blitzten aus den Augen und ließen erkennen, daß Ackermann ſicher einſt in ſeiner Jugend ein ſo ſchöner Jüngling war, wie noch jetzt ein impoſanter, anziehender Mann.

Theatereffect! brummte Schlurck vor ſich hin. Ich wette, es iſt ein verdorbener Schauſpieler ...

Und doch ſagte er ſich:

In dem Stück spielst du eine miserable Rolle!

Die Thür ging wieder auf.

Louis trat herein und sagte mit Ruhe und Anstand auf Französisch zu Ackermann:

Entschuldigen Sie, mein Herr, der Prinz ist zu angegriffen, um die Verhandlungen mit Ihnen selbst zu führen. Auch verbieten es die Herren Aerzte. Er frägt, ob er das Anerbieten, das Sie ihm stellen, mein Herr, die Ehre hat von einem Amerikaner, Namens Ackermann, zu empfangen, der in Begleitung eines kleinen Knaben vor einigen Tagen am Fuße des Schlosses Hohenberg war und dort die Bekanntschaft eines jungen Mannes, Namens Dankmar Wildungen machte?

Ja, mein Herr, sagte Ackermann freudig erregt. Und auf seinen Knaben zeigend, setzte er hinzu:

Der bin ich. Das ist mein Sohn dort! Der Name Dankmar — wie sagten Sie?

Dankmar Wildungen! war die Antwort.

Ackermann schien plötzlich überrascht von diesem Namen, den er in Hohenberg nicht gehört hatte und den sich, wie er glaubte, der Fürst selbst gab.

Wildungen! Wildungen! wiederholte er.

Eine neue ihn befremdende Gedankenreihe schien über ihn zu kommen . . .

dazu. Mit wem wollen wir Krieg führen? Wo ſoll ſich die Tapferkeit Tſchu-Kiang's bewähren? Warum iſt der Oberſt nicht in die Factorei nach Kanton gegangen, um unter den holländiſchen Fahnen zu ſterben?"

„Wir ſind täglich den Gefahren des Krieges ausgeſetzt," ſagte der Verſpottete; „die innere Ordnung des Staats iſt nur die Folge kriegeriſcher Anſtrengungen. China's Polizei hat nichts von der Polizei in andern Ländern, ſondern bei uns iſt ſie ein Krieg der Guten gegen die Böſen, der Wachſamkeit gegen die Verruchtheit. Es iſt wahr, die Hälfte unſrer Artillerie ſind papierene Kanonen, aber wir müſſen ſie bedienen, als ſeien ſie von Metall. Können Aufrührer, die nur zu oft die Ruhe des himmliſchen Reiches ſtören, in der Ferne unterſcheiden, ob die Lunte über einer fingirten oder einer vernagelten oder einer dienſtfähigen Kanone ſchwebt? Sie werden vor jeder zurückſchrecken und der Krieger muß alſo jede auf gleiche Weiſe behandeln. Nein, wir haben noch nicht aufgehört, auf dem Fuße des Krieges zu ſtehen."

Es war jetzt an dem Correſpondenten, ſeine Entſcheidung zu geben; er aber zog ſein Antlitz in ſehr ernſte Falten, nickte einige Male nachdenklich und ließ ſich ſchweigend auf den Divan neben Schü-King, die ihren Spiegel nicht aus der Hand ließ, nieder. Die Diener ordneten die Mittagstafel an und der Oberſt erhielt ſeinen Ehrenplatz. Der Correſpondent, von ſeinem geräucherten Rindfleiſch halb geſättiget, fand Zeit, ſeinen Mund auch zum Sprechen in Bewegung zu ſetzen. Nach dem erſten Gericht, das aus marinirten jungen Bambusſtängeln, einer zarten Frühlingsſpeiſe, beſtand, ergriff er ein Kelchglas mit Wein, hob es bis zur Stirn, ſetzte es an den Mund, trank in ſieben langſamen

Der Franzose wiederholte ein wenig dringender, aber artig, ob er jener Herr wäre?

Ja, sagte Ackermann, der bin ich; mein Knabe dort — ist es auch. Aber Wildungen? Wie kommt dieser Name hieher?

Es genügt, sagte der Franzose, daß Sie Herr Ackermann sind und in Begleitung Ihres Herrn Sohnes vor einigen Tagen in Pleſſen, am Fuße des Schloſſes Hohenberg, ſich aufhielten . .

Damit entfernte er ſich . . .

Ackermann stand sinnend, strich ſich über die Stirn und wiederholte:

Wildungen? Dankmar Wildungen? Warum Wildungen!

Schlurck hörte alle diese Verhandlungen mit geknifſenem Lächeln an. Waren ſie ihm ſchon an ſich peinlich, weil ſie die Vorboten groſſer Störungen ſeiner Einkünfte ſchienen, trübten ſie ihm ſchon an ſich den Humor, mit dem er das Leben zu faſſen gewohnt war, ſo mußte er im höchſten Grade überraſcht ſein, hier Alles beſtätigt zu finden, was er von Bartuſch und Paulinen über die ſeltſamen Abenteuer auf Hohenberg vernommen hatte . . Der junge Prinz war auf Hohenberg geweſen, war unſtreitig ein und dieſelbe Perſon mit jenem Dankmar Wildungen, von dem

er noch immer nicht mehr wußte, als daß er von ihm etwas erfahren hatte, was er ins tiefste Dunkel gehüllt glaubte, den Fund jenes räthselhaften Schreines an der Schmiede im Mondenlicht; er konnte keinen Zusammenhang, kein klares Licht mehr entdecken. Er sah nur noch jenes Kreuz mit den vierblättrigen Kleeblatt-Enden, das ihm in jener Nacht, als er aus dem Justizamte zurückkam, plötzlich an dem zerbrochenen Wagen eines verwundeten Fuhrmannes in die Augen fiel. Er gedachte des gewaltigen Eindruckes, den ihm da so plötzlich mitten in der Nacht eine Erinnerung an seinen großen, wichtigen Proceß über den Nachlaß einer geistlichen Ritterschaft machte, er gedachte der Mittel, die er brauchte, um die Familie Zeck zu überreden, verschwiegene Zeugen einer Aneignung zu werden, die fast auf einen Raub hinauslief ... er sah sich da von einem Netz umstrickt, in dessen kunstvoller Anlage auch die kleine weiße knöcherne Hand und das rothe Haar Fritz Hackert's ihm plötzlich entgegenfuhren, er sah um sich Gestalten, die die Zähne fletschten, hörte ihr teuflisches Hohnlachen, fühlte den Boden unter sich wanken ... und faßte sich erst, als wieder die Thür aufging und Monsieur Louis zu Ackermann sagte:

Mein Herr! Der Prinz läßt Ihnen sagen, Sie wären ihm durch die Erinnerungen an Hohenberg und

Tankmar Wildungen zu gut empfohlen, als daß er nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen sollte, das unglückliche Schicksal seines Erbes herzlich gern Ihnen anzuvertrauen. Sollte ich sterben, fügte der Fürst mit Standhaftigkeit hinzu, so wird die Seitenlinie unsres Hauses gewiß meinen Willen ehren, den ich die Herren Aerzte zu bezeugen bitte ... Die Herren Aerzte waren anwesend. Der Prinz hat darauf befohlen, daß Herr Schlurck die ganze Verwaltung der Güter Herrn Ackermann übergibt und an ihr nur noch als Vertreter der Ansprüche der noch unbefriedigten Gläubiger betheiligt bleibt. Ueber dies Alles wollen Sie, mein Herr, in diesen Tagen gerichtliche Akte nehmen lassen! Die Aerzte sind Zeugen und ich selbst bin es, Louis Armand, gebürtig von Lyon.

Die wiederzurückgekehrten Aerzte bestätigten diese Aeußerung, die Schlurck mit unfreiwilligem Lächeln entgegennahm.

Louis Armand war sogleich wieder in die dunklen Krankenzimmer zurückgekehrt.

Er wird leben! Der Prinz wird genesen! rief Ackermann und eine Thräne trat in seine Augen, während Selmar die seinen verbarg, um nicht zu sehr zu verrathen, wie der Ausdruck seiner Empfindungen sie schon längst feuchtete ....

Nachdem Schlurck mit einem schweren Seufzer sich noch kurz geäussert hatte, in seinem Bureau würde Herr Aktuar Bartusch zu jeder Zeit und wenn man wünschte, noch heute die nöthigen Aufklärungen ertheilen und auch die Akte aufsetzen, die man gerichtlich niederzulegen hatte, schritten Ackermann und Selmar, Vater und Sohn, langsam und schweigend, aus dem Zimmer. Der Stolz, verklärt vom Schmerz der Liebe, ist ein Weiheaugenblick des Menschen, wo er am größten erscheint, auch ohne äußerlich zu triumphiren. Ackermann war zu großmüthig, um auf Schlurck verächtlich herabzublicken.

Florette Wandstabler aber trat zu Schlurck heran und flüsterte:

Herr Justizrath, ist denn das Alles gut?

Ihr Vater, der phlegmatisch, weinerlich und halb berauscht, dieser Scene stehend beigewohnt hatte, trat gleichfalls, fast hinkend auf seinen eingeschlafenen dünnen Beinen, deren Schuhe und Strümpfe in lächerlichem Contraste zu der ganzen dicken soldatischen Figur und dem Schnurrbarte standen, zu dem Justizrath heran, der bisher ihrer Aller Schutz und Hort gewesen war, und drückte Das, was er ungefähr fühlte, durch einen fragenden, tiefgezogenen Seufzer aus.

Schlurck, sich zum Gehen wendend, sagte draußen

unbelauſcht von den Dienern, denen durch die franzöſiſche Sprache dieſe aufgeregte Scene nicht ganz verſtändlich geworden war:

Ja! Ja, ſeufzt nur Leute! Les jours de fête sont passés . . . franzöſiſch ſprechen kann ich auch . . .

Florette faßte draußen ſeine Hand und meinte noch beſorglicher:

Alſo es iſt nicht gut?

Mit einem verzweifelten Verſuche, ſeine alte Heiterkeit wieder zu gewinnen, antwortete Schlurck:

Mädchen, macht, daß Ihr Männer kriegt! Dem oben werdet Ihr keine Bäder machen und hübſche Schmetterlinge fangen. Maikäferchen fliege! Schlaraffenland iſt abgebrannt.

Aber den Franzoſen hätt' ich mir ganz anders gedacht, ſagte Florette . .

Beißt wol nicht an, der Schwarzkopf? erwiderte Schlurck. Alte Kunſtlerin, da müſſen jüngere Hexen kommen!

Die Lore iſt noch recht hübſch . . . meinte doch Florette.

Und in der That ſtand Lore Wandſtabler unten und wartete mit Dore, der mittleren Schweſter . . .

Sie hatten ſich, da ſie alle mager und ſchwarz waren, mit grellen Farben geſchmückt . . und ſtanden recht verfänglich da. Sie hatten das Schmiegſame

und Hingebende ſo in der Uebung, daß ſie den Juſtizrath, wenn man ſagen will, ebenſo gut umſtanden, wie ſchon umarmten ....

Aber er hatte heute keinen Geſchmack für ihre lacertenartige Zärtlichkeit.

Katzen, ſagte er halb ſcherzend, halb ärgerlich, laßt mich heute los! Und überhaupt ... ſetzte er hinzu, als ſie ihm für ſeine Stimmung doch zu ſchmiegſam wurden .. Ihr ſeid mir immer zu mager geweſen.

Mit dieſer Grobheit ließ er die erſchrockene Familie Wandſtabler in Erſtaunen und großer Bekümmerniß zurück .. ſo unhold war er ja nie geweſen.

Die Mädchen ſahen ſich fragend an, begleiteten ihn bis an das geöffnete Portal und ſtaunten, welchem ruhigen, nachdenklichen Schlendergang ſich heute der Juſtizrath ergab. Franz Schlurck, der ſonſt hüpfte und immer verrieth, daß die Welt eine Kugel iſt, auf der ſich Alles dreht und wendet ... ſchlich heute ſchneckenartig.

Wir zweifeln faſt, ob unſer alter Freund ſich jetzt noch beim Italiener Lippi zur griechiſchen Weinprobe einſtellen wird.

Es drückten ihn drei Widerſprüche und eine Thatſache.

Erſtens: War Prinz Egon jener Dankmar Wil-

dunzen vom Heidekrug, der gegen seine Familie und vorzugsweise Melanie so liebenswürdig sich benommen hatte, wie kam er jetzt auf diese offenbare Feindseligkeit?

Zweitens: Welche Bewandtniß hatte es mit den Andeutungen, die er von Bartusch über die Abenteuer auf dem Heidekruge erhielt und von denen er sich so viel gemerkt hatte, daß er glaubte, ein dem Prinzen werthvolles Bild befände sich noch gegenwärtig in den Händen seiner Tochter?

Drittens: Was sollte er auf die leidenschaftliche Caprice bauen, die seine Tochter plötzlich für jenen Mann gefaßt hatte, den sie für den Prinzen Egon hielt und der von seinem gefundenen Schrein mit dem Kreuze sprechen konnte?

Das waren die Widersprüche.

Die Thatsache aber hieß:

Du hast die Administration des Fürstenthums Hohenberg verloren!

Er beeilte seine Schritte, um daheim für das Chaos der Widersprüche, in dem er sich befand, bei Melanien Licht, für Das aber, was unumstoßliche Gewißheit war, heute einmal wieder seit lange bei der lebensfrohen Philosophie seines guten Hannchens Trost zu suchen.

# Sechstes Capitel.

## Die Brüder.

Am Abend vor diesem Auftritte war die Freude groß gewesen, als Dankmar mit dem Einspanner und dem vergnügt bellenden, hin- und herwackelnden, fast tanzenden Bello sich im Pelikan wieder einfand.

Der dicke Wirth — er hieß Hitzrenter — und Katharine Peters, geborene Vollweiler, waren noch auf.

Peters, der gerade nicht daheim war, hatte einige Tage gelegen, war aber bereits von jeder Gefahr für sein Bein befreit und hatte nur noch gelitten unter der Ungeduld, was sich aus Dankmar's Reise ergeben würde ... Das längere Ausbleiben Dankmar's störte die guten Leute nicht. Sie hielten es eher für ein gutes Zeichen. In dieser Ansicht hatte sie auch Siegbert bestärkt, der jeden Tag wol zweimal kam, um etwas Beruhigendes zu vernehmen, vielleicht auch nur eine Botschaft von fremden Fuhrleuten. Von einem Briefe,

den er aus Pleſſen vom Bruder erhalten haben ſollte, wußte man im Pelikan noch nichts. Dankmar konnte ſich leicht denken, daß das hier ſo ſein würde wie es in ſolchen Fällen immer zu geſchehen pflegt . . Er ſelbſt kam vielleicht früher an als ſein Brief.

Das Beſte, was Dankmar mitbringen konnte, war die Verſicherung, daß Peters außer Sorge ſein dürfte, da er es über den Schrein leidlich ſelber wäre. Das verlorne Gut hätte einen Herrn gefunden, bei dem er nach Allem, was ſich für Dankmar jetzt an Melanie anknüpfte, in der Hauptſache geborgen war, mochte ſeine Verwandlung aus einem Prinzen in einen gewöhnlichen Sterblichen nun auch gern geſehen werden oder nicht, mochte Schlurck auch noch ſo von dem Funde ſelbſt intereſſirt ſein; Dankmar traute ſich die Kraft zu, Melanie's Unwillen in ſeinem erſten Ausbruche zu ertragen, ja hoffte, nach dem Grade ſeiner eignen Liebe, auch ſie ſelbſt zu überwinden und vielleicht dauernd das Intereſſe zu behaupten, das er doch wol auch durch ſeine Perſönlichkeit ihr mußte eingeflößt haben. Denn wie beſcheiden auch ein Mann denken mag, den Werth, den er im Auge einer Frau haben kann, ſchätzt er bald ab. Einige wenige Proben ihres Verhaltens gegen ihn genügen, ihn aufzuklären. Und die Proben, die ihm Melanie gewährt hatte,

waren so außerordentlich gewesen, daß hier nur Liebe, oder wie er sich mit Schrecken als Menschenkenner gestehen mußte, Haß übrig bleiben konnte.

Den ehrlichen Peters hätte Dankmar gern gesprochen, wär's auch nur gewesen, um ihm zu sagen, daß seine Verehrung vor den beiden Zecks auf geringere Erfahrung im Umgang mit Menschen deutete, als er ihm zugetraut hätte . . .

Auch die Umstände, die Peters über den Moment des Verschwindens seines Frachtgutes angeführt hatte, waren nach seiner nunmehrigen Uebersicht dieses Vorfalles, so räthselhaft er ihm auch noch immer erscheinen mußte, doch höchst ungenau und fast flunkerhaft. Die Scherze, die er sich deshalb noch mit dem guten Peters erlauben wollte, versparte er auf ein andermal, streichelte das Pferd, dem die Fahrt unter seiner sorgsamen Hand durchaus nicht übel bekommen war, vereinigte sich mit dem Pelikanwirthe über eine Summe, die er ihn bat, bis auf Morgen schuldig bleiben zu dürfen — denn schon im Heidekrug hatte er den letzten Thaler gewechselt — und ging dann, der etwas verlegenen Kathrine und dem heute schweigsameren Wirth die Hand schüttelnd, Bello noch einmal am Ohr zupfend, sein Bild in ein Tuch gewickelt, zu Fuß in die Stadt.

Es war schon spät. Es zog ihn zu dem geliebten

Zügen auf das Wohl ſeines Gaſtes und ſenkte es dann tief auf den Tiſch, wie es chineſiſche Sitte iſt, weil Jedermann ſehen mußte, daß es auch in der That und Wahrheit geleert war. Dann begann er, in ſeine Rede unzweifelhaft eine verſteckte Abſicht legend: „Wenn ich auf das Wohl eines Freundes trinke, ſo denk' ich dabei nicht nur an die Erhaltung ſeines Glückes, ſondern auch an die Beförderung deſſelben. Sie, mein Theurer, ſtehen auf einer Stufe, die für Ihre Jugend außerordentlich iſt. Ich erſtaune, welchen Weg Sie noch machen können mit Ihren Empfehlungen, Ihren Talenten."

Schü-King reichte dem ſich ſtolz aufrichtenden Tſchu-Kiang ein in China ſehr geſchätztes, koſtbares Gericht, gebratene Hirſchſchwänze, und fügte die ironiſchen Worte als Aufguß hinzu: „Zwar iſt der Hirſch ein ſchlechtes Symbol für einen Krieger, aber die Schönheit ſeines Geweihes übertrifft Alles. Der Hirſch iſt ein umgekehrter Mandarin; je mehr Enden er an ſeinem Geweih hat, deſto koſtbarer ſein Werth; der Mandarin, je weniger Grade er zählt, deſto vornehmer ſein Stand. Auf welcher Stufe ſtehen Sie doch, Oberſt?"

„Auf der neunten, Schü-King," antwortete Tſchu-Kiang ſehr ernſt; „aber die Liebe zu Ihnen wird meinen Talenten Flügel geben; ich zweifle nicht daran, daß der Sohn des Himmels beim nächſten Avancement mich die achte Stufe überſpringen läßt und mich ſogleich auf die ſiebente befördert."

„Dann kommen Sie mir ſehr nahe," ſagte lächelnd der Correſpondent, dem es ein bitteres Gefühl war, noch auf der ſechsten Stufe zu ſtehen. „Aber laſſen Sie die Erwartungen, die Sie auf ungewiſſe Zufälle richten. Man muß

Bruder ... Und doch hätte er noch gern in Lasally's Stalle nachgefragt, wie es mit dem Pferde aussah, das er einem so gefährlichen Menschen, wie Hackert, übergeben zu haben schwer bereute. Jetzt begriff er, wie Hackert, der ihm keineswegs unvermögend schien, sich aus Rachsucht an sie hatte andrängen und sogar eine Geldsumme wagen können, um nur Gelegenheit zu haben, seinem Feinde zu schaden ... Indessen dachte er, ist hier etwas Widerwärtiges vorgefallen, so erfährst du es zeitig genug und schon im Begriff nach der Ottokarstraße, in ein neues entlegenes Viertel, wo sich jener Stall befand, einzulenken, schlug er wieder den graden Weg zu seiner Wohnung ein, die in der sogenannten Neustraße lag.

Auf dieser Richtung lagen zwei Häuser, die für ihn jetzt eine große Bedeutung gewonnen hatten.

Mitten in der Stadt, wo sich das Menschengewühl, trotzdem daß die Wächter schon die Stunden riefen, nicht ganz verloren hatte, (die Theater waren eben beendet) stand er an einem Hause still, das er längst als die Wohnung des Justizraths Schlurck kannte. Schlurck galt unter den jungen Juristen als ein Beispiel, das man oft anführte, um zu beweisen, wie gut sich ein Advocat stehen könne, der das allgemeine Vertrauen genösse. Er wußte dabei kaum mehr von

ihm, als daß er in diesem alten Hause wohnte, mitten in der Stadt, dicht an dem ehrwürdigen Rathhause, umgeben von ganz in der Nähe befindlichen alterthümlichen Kirchen. Nie hatt' er auf dieser belebten Passage sonst stillgestanden. Heute mußte er es. Heute erst entdeckte er, daß dies graue Haus in schöner, alterthümlicher Form gebaut war und mindestens zweihundert Jahre alt sein mußte. Die untern Fenster waren mit eisernen Gittern geschützt. Die obern waren hoch und mit Stukkaturen geziert .. An dem Thorweg hing eine große blankgeputzte messingne Klingel und auf dem daneben befindlichen Messingschilde las er ganz einfach die kräftig eingravirten Züge des unmelodischen häßlichen Namens: „Schlurk". Ihm klang dieser Name wie Musik und wie der Name Melanie selbst, der ganz das Selige und Wonnige seiner Stimmung ausdrückte ... An den Fenstern des zweiten Stocks entdeckte er Licht. Vor wenigen Stunden erst konnte die Reisegesellschaft, die er nicht mehr hatte einholen können und auch nicht mögen, angekommen sein .. Daß ihm Melanie nicht zürnte, über nichts zürnen konnte, bewies sein erobertes Bild. Die Art freilich, wie sie es ihm gegeben hatte oder hatte geben lassen oder wie sie es ihn hatte finden lassen, war und blieb räthselhaft genug .. Er grübelte aber

nicht darüber nach. Morgen, dachte er, klärt sich das Alles auf. Ich werde sie sehen und wenn sie zürnt, bedeck' ich ihre schönen Hände mit meinen Küssen und flehe um ihre Vergebung ... Von Empfindungen so süßer Art war er durchschauert, als er mitten auf der Straße stand und zu den Fenstern hinaufsah. Er mußte den prächtigen Kutschen ausweichen, die an ihm vorüberrollten, und doch hätte er gern gelauscht, ob die Schatten, die ihm an den Vorhängen vorüberzuhuschen schienen, wol von Melanie kämen? Sie verschwanden zu rasch! .. Vielleicht löscht sie das Licht aus, dachte er, um sich auf's Lager zu werfen — und an mich zu denken? setzte er wonnetrunken hinzu.

Wie er noch so stand, bald hier einem Wagen, dort einem Fußgänger auswich, entdeckte er über der Hausthür einen aus Sandstein gehauenen Schild mit einem Wappen, das ihn wahrhaft überraschen mußte. Er traute seinen Augen nicht, als er dasselbe Kreuz, das auf dem Schrein aus Angerode stand, auch auf diesem Schilde wiederfand, mit denselben vier Rundungen an den Enden, wie auf jenem Deckel ...

Wie, dachte er, ist das vielleicht eins jener alten Häuser, die entweder selbst noch aus jenen Zeiten herstammen, oder auf dem Grund und Boden gebaut wurden, der dem protestantisch gewordenen geistlichen

Ritterorden gehörte, und ist es wol gar eins von denen, auf die ich nun selbst glaube Ansprüche machen zu können?

Fast ein leiser Schreck, ein dunkel ahnender leiser Schauer überlief ihn, wenn er dachte, daß Schlurck vielleicht dochwol zu dem Schrein, den er verloren, in einem andern Verhältnisse stehen konnte, als dem eines . . „ehrlichen Finders" . .

Doch dachte er dieser trüben Vorstellung nicht weiter nach, sondern entfernte sich von dem Hause, das ihm nun erst recht bedeutungsvoll erschien, in dem guten Glauben, am folgenden Tage aller seiner Zweifel und Sorgen los und ledig zu werden.

Seine Schritte wandten sich jetzt beschleunigter jener Gegend zu, wo die Wohnungen der Vornehmen an stolzen einsamen Plätzen lagen.

Hier war es menschenleer und still. Dann und wann eine Schildwache, die ihm der unruhigen Zeiten und noch oft sich wiederholenden Tumulte wegen ein Werda? zurief . .

Die Laternen warfen ihre Lichter über kleine mit Rasen besetzte Beete. Springbrunnen plätscherten da und dort und bewässerten das Gras, das sonst in diesen freien Räumen, immer schattenlos der Sonne ausgesetzt, bald würde verdorrt gewesen sein.

Hier lag auch das Palais des Fürsten von Hohenberg, einsam, still, dunkel, wie in Trauer gehüllt.

Hier hätte er nun anhalten, klingeln, die Stille aufwecken, fragen mögen . . aber kein Licht im ganzen Gebäude . . Alles wie ausgestorben . . Wie er sein in ein Tuch gehülltes Bild an sich drückte und die Geschichte desselben mit dem großen, stolzen, stummen Palaste da vor sich verglich, kam er sich erst fast überfeierlich, dann aber doch plötzlich wie ein Thor, ja kindisch vor, schlug sich an die Stirn und rief:

Bist du wahnsinnig? Was ist mit dir? War das Alles in Hohenberg nicht ein Traum, in dem dich tolle Geister geneckt haben?

Diese Abendstille, — dieser ruhig blinkende Sternenhorizont — fern die rollenden Wagen — die plätschernden kleinen Quellen — es war ihm, als sollt' er das Bild nehmen und es wie einen zwecklosen Ballast in den Kanal werfen, der einige Schritte weiter sich durch dieses einsame Viertel zog.

Dann weckte ihn aber von dieser verzagten Stimmung ein Wagen, der langsam um die Ecke des Palais von der Gegend herbog, wo dies mit einer hohen Gartenmauer begrenzt war . . Der Wagen stand eine Weile still . . fuhr dann langsam an ihm vorüber und

hielt vor den Ketten, welche das Palais von der Straße absperrten.

Sollte hier Jemand noch so spät am Abend aussteigen wollen? Sollte es Egon sein?

Dankmar trat näher.

Aus dem niedrigen Wagen blickte ein weiblicher Kopf, der zu den Fenstern hinauf sah ... Vorn saß neben dem Kutscher der Bediente, der keine Miene machte herabzuspringen und den Schlag zu öffnen. Dankmar sah nur, daß die Dame einen Strohhut mit dunklem Schleier trug.

Er näherte sich. Die Dame zog sich zurück ...

Wie er auf dem Trottoir an dem Wagen vorüberging, sah er, wie sie sich in die Ecke ihres Coupé's drückte und den Schleier übergeworfen hatte.

Er ging vorüber und wandte sich doch, als der Wagen immer noch still stand.

Du störst hier ein Stelldichein? dachte er endlich und wollte nun gehen.

Die Dame aber, die sich beobachtet fühlte, gab ohne Zweifel ihren Leuten rasch ein Zeichen und im Nu flog das kleine, elegante Fuhrwerk davon.

Dankmar sah ihm lange nach. Einen Zusammenhang mit dem todtenstillen Palais und dieser nach

den Fenstern hinaufforschenden eleganten verschleierten Dame konnte er sich nicht herstellen ....

Aber noch etwas Anderes schien ihm abenteuerlich.

Als er seine Schritte beschleunigend an der einsamen Gartenmauer des Palais entlang ging und bald an ihr vorüber war, um in sein Straßenviertel einzulenken, hörte er einen wunderschönen, männlichen Gesang vom Garten her.

Er blieb stehen ....

Der Sänger mußte dicht unter den Fenstern des Palais, die nach hinten gingen, seinen Stand haben, so entfernt klangen die Töne und doch war es ihm, als unterschiede er deutlich, daß dies Lied nicht deutsch war. Es quoll aus tiefer Brust und hatte etwas Melancholisches und dabei wieder Scherzendes, wie alle Volkslieder, selbst die der Franzosen. Denn französisch schien ihm die Weise.

Nicht lange hatte der Gesang gedauert, als an dem wie ausgestorbenen Palais ein Lichtschimmer sichtbar wurde. Er beobachtete dies Alles durch ein Gitter, mit dem hier, wie an manchen Stellen, die Mauer unterbrochen war ...

Ein Fenster hinterwärts erhellte sich.

Die Bäume aber verhinderten ihn, zu sehen, wer es

vielleicht öffnete oder an ihm erschien hinter den Vorhängen . . .

Bald verstummte der Gesang und bald erlosch das Licht.

Es war wieder so still und finster wie vorher . . . Zögernd machte sich Dankmar auf den Weg, nun wo möglich noch gespannter auf die Enthüllungen des folgenden Tages.

Daheim endlich mußte er stark klingeln, bis ihm geöffnet wurde. Es war ein großes, von vielen Familien bewohntes, neues Haus, wo er seit längerer Zeit schon bei armen Vermiethern wohnte, die ihre ganze Habe in die Ausstattung zweier Zimmer mit zwei „Cabineten" verwandt hatten. Nach vielem Pochen und Klingeln erschien endlich seine Wirthin und sagte schon drinnen im Thorweg:

Sie haben ja Ihren Schlüssel mit, Herr Wildungen!

Ich den Schlüssel? dachte Dankmar. Aha! Mein Herr Bruder wird gemeint sein. Sieh, sieh, der wäre noch nicht daheim?

So war es auch. Als die große Hausthür aufging, traute die Wirthin ihren Augen nicht, den jüngeren Bruder zu finden und nicht den Maler.

Sind Sie's denn? So spät! rief sie, indem sie

die Hausthür wieder zuſchloß — Kaum angekommen, wieder wie weggeblaſen!

Dankmar beſchränkte ſich auf die einfache Thatſache:

Sehen Sie, Frau Schievelbein, nun bin ich wieder da, unter Ihrem Schutz, Ihrer liebenswürdigen Obhut.

Was haben wir auf Sie gepaßt, ſagte Frau Schievelbein, die eigentlich vor Dankmar immer Furcht hatte und mit Siegberten zutraulicher ſtand; wir glaubten Wunder, was Ihnen widerfahren iſt!

Ja, ja, Frau Schievelbein, ſagte Dankmar, Wunder ſind mir auch widerfahren! Iſt mein Bruder nicht zu Hauſe? So ſpät? Wo ſteckt er noch?

Damit waren ſie erſt eine Treppe hinauf.

Seit Sie fort ſind, Herr Dankmar, ſagte Frau Schievelbein, ſind Herr Siegbert faſt jeden Abend aus —

Sollt' er ſich fürchten, daß Hackert das Geld reklamirt! dachte Dankmar für ſich.

Kein Geld angekommen? ſagte er dann laut; kein Brief aus Angerode? Keine Beſuche?

Für Sie nichts, antwortete die Wirthin, die mit einer Nadel etwas den Docht ihrer Lampe heraufzog; ein Brief für Herrn Siegbert liegt oben.

Aha! Wahrscheinlich der meinige aus Plessen! dachte Dankmar.

Aber Geld wird kommen, fuhr Frau Schievelbein fort, Geld wird viel kommen; wissen Sie's denn noch nicht, das Bild ist ja verkauft!

Das Bild ist verkauft? sagte Dankmar freudig. Gott sei Dank! Wenn's nur wahr ist!

Daß Frau Schievelbein es bestätigte für ganz wahr und gewiß, konnte Dankmarn auch deswegen lieb sein, weil es ihm Muth gab, sich jetzt an die dritte Treppe zu machen; denn auch die zweite führte noch nicht zum Ziele.

Wer hat es denn gekauft, Frau Schievelbein? fragte Dankmar.

Der Verein, Herr Wildungen, ja, ja, der Herr, der so schlimm sein soll, der Herr Kunst — ich kann immer den Namen von dem Herrn nicht behalten.

Aha, Herr Kunstverein, bei dem man einen Vetter haben muß, wenn er ein armes Talent in Nahrung setzen soll!

Derselbe! Für Dreihundert Thaler hat's der Herr Bruder jetzt rundweg losgeschlagen —

Für Dreihundert Thaler! Arme Seele, die du ein Jahr über diesem Stoff geschmachtet hast, drei Vorskizzen machtest, einen Carton, doppelte Untermalung,

weiter reichen als das Schickſal. Das iſt ein Grundſatz, der zwar irreligiös klingt, aber aus der tiefſten Lebensphiloſophie geſchöpft iſt."

„Mein Bruder hat Recht," ſagte Schü-King, „das Terrain iſt Ihnen nicht günſtig, Tſchu-Kiang. Zwei gleich harte Steine mahlen nicht gut; zwei Sonnen dürfen am Himmel nicht ſtehen. Was ſchadet Ihnen die Nebenbuhlerſchaft des Generals? Verlaſſen Sie das kalte Laſſa!"

Der Oberſt wurde heute von dem Uebermuthe ſeiner Freundin grauſam verwundet. „Der Wille des Kaiſers bindet mich an dieſen Ort," ſagte er; „ich kenne nur ſeine Geſetze und die, welche mir das eigne Herz vorſchreibt. O Schü-King, verläßt die Eidechſe den Ort, wo ſie ihren Rücken ſonnen darf? Pflanzt ſich die Blume auf einen Felſen, wo ſie nur im Stein wurzelt? Wie kann ich Laſſa und Ihre Nähe verlaſſen?"

„Mein Freund!" unterbrach ihn der Correſpondent, „Sie kennen die Geſinnungen meiner Schweſter, aber die meinen ſind Ihnen noch verborgen. Auch dieſe werden Ihnen offenbar werden, wenn ich Sie mit den Aufträgen bekannt mache, die ich von Peking erhalten habe. Ihr Name ſteht unter den vornehmſten Perſonen, die zur Ausführung derſelben beſtimmt ſind. Nach der heutigen feierlichen Proceſſion erwarten Sie darüber die nähern Aufklärungen."

Tſchu-Kiang war entzückt. Dies Vertrauen überraſchte ihn, obſchon er nicht daran zweifelte, deſſelben im höchſten Grade würdig zu ſein. Die Erwähnung der Proceſſion erinnerte ihn an die Erneuerung ſeiner Toilette, er nahm noch einige Taſſen Thee, ſagte Schü-King einige Schmeicheleien

zehn Uebermalungen — gewiß, wir leben im Perikleiſchen Zeitalter.

Dankmar mußte einen Augenblick ſtehen bleiben. Die geringe Summe that ihm doch weh, und — die dritte Treppe war noch nicht die letzte. Es gab noch eine vierte und dieſe führte nicht etwa auf den Boden, ſondern wirklich erſt in die beſcheidene Wohnung der Brüder Wildungen. Freilich konnte Dankmar den Freunden und Bekannten, die bei ihren Beſuchen über die vier Treppen fluchten und wetterten, immer ſagen: Ich liebe meinen Bruder Siegbert zu ſehr, als daß ich mich von ihm trennen könnte und mein Bruder iſt ein Maler und Maler müſſen gutes Licht haben! Aber ebenſo oft fühlte er doch ſelbſt, daß hier aus der Nothwendigkeit eine Tugend gemacht wurde und im Stillen machte er ſchon lange gegen Frau Schievelbein das Compliment, ob nicht auch mindeſtens drei Stiegen hoch irgendwo ein gutes Malerlicht aufzufinden wäre. War doch jetzt der Contraſt ſeiner ebengeſpielten Prinzenrolle zu dieſer beſcheidenen Exiſtenz im vierten Stock auch gar zu jäh und abſpringend!

Die vierte Treppe hatte das Gute, daß ſie zwar ſehr ſchmal, aber auch ſehr kurz war. Dankmar betrat ſein Zimmer und das ſeines Bruders. Siegbert war ausgeflogen und die Wirthin verſicherte, er käme ſein

Lankmar's letzter Abwesenheit fast jede Nacht erst gegen zwölf Uhr nach Hause . .

Diese Stunde wartet heute meine brüderliche Liebe nicht ab, ich gehe zu Bette! sagte er. Frau Schievelbein, einen Gruß an Siegbert, wenn Sie ihn heute noch oder morgen früher als ich sehen. Für heute gute Nacht!

Damit legte er schlaftrunken das Bild auf seinen Tisch, enthüllte es, betrachtete noch einmal die freundlichen, etwas vornehmen Züge der weiland jungen Fürstin Amanda, tastete an dem hintern Holze, das ihm verdächtig genug vorkam, noch etwas hin und her, ohne das Glas heftig zu drücken, sah auf dem Tische des Bruders wirklich seinen Brief aus Pleſſen, eben frisch angekommen, mit dem Siegel der Krone, entkleidete sich, löschte das Licht, das ihm Frau Schievelbein angezündet hatte, und warf sich auf sein Lager in einem Alkoven, der jedoch auf dem Miethzettel der Frau Schievelbein an der Hausthür als „Cabinet" paradirte. Das angenehme Gefühl, bei allem Merkwürdigen, das er erlebt hatte, nun doch wieder in seiner eigenen Behausung zu sein und auf einem Bett zu ruhen, das ihm selbst gehörte — die Mutter hatte es ihm aus Angerode geschickt — erfüllte ihn bald mit jenem traulich sichern Behagen, ohne das man sanft und stärkend nicht entschlummern kann.

Es war heller, lichter Morgen, als Dankmar erwachte und im Erwachen faſt erſchrak, erſchrak über Siegbert, der mit ſeinen reinen, klaren Augen eben über ihm in die ſeinen blickte. Siegbert hatte ſich über den Schläfer gebeugt und ihn vielleicht mit dem Athem ſeiner ſorgſamen Liebe aufgeweckt. Seine blonden Locken ringelten ſich faſt auf Dankmars friſche, ſchlaferquickte Wange herab.

Nun da iſt er ja, der Furioſo der, ſagte Siegbert zum Gruß, er der mir anräth, den Arioſt zu leſen, um mich auf ſeine Abenteuer vorzubereiten! Schöne Dinge müſſen Das geweſen ſein, daß man ſo alle Liebe vergeſſen und ſich hinſetzen kann, einem armen verlaſſenen Bruder dermaßen bittre Dinge über die Kunſt und ſeine beſten Einbildungen zu ſchreiben. Wart! Jetzt ſollt' ich dir das Bett über die Ohren ziehen oder hier die Kanne friſchen Waſſers nehmen, die ſchon auf dich wartet, und ſie dir über den Pelz gießen!

Damit ergriff Siegbert wirklich das Waſſer und jagte damit den Bruder, der ſich vor einem ſolchen unfreiwilligen Bade ſchützen wollte, aus dem Bett. Dankmar beſann ſich jetzt erſt auf die bittern Wahrheiten, die er in ſeiner übermüthigen Laune dem Bruder geſchrieben hatte, um im Scherz ihm diejenige

Ueberzeugung von seinen artistischen Irrwegen beizubringen, die er im Ernst hatte.

Siegbert hielt in der einen Hand den Brief, in der andern die Kanne und stand in drohender Stellung.

Dankmar mit einer geschickten Seitenwendung griff nach dem Briefe, eroberte ihn wirklich und wollte ihn zum Zeichen seiner Reue zerreißen.

Halt! rief Siegbert. Er hat mich mein ehrliches Porto gekostet. Der Beweis deiner Unbrüderlichkeit ist nun mein und ich will mich bemühen, das Wahre davon herauszufinden und danke dir für die Anwendung des corpus juris auf die Aesthetik. Abscheulicher Verräther du! Doch lassen wir jetzt unsere Fehde und nun gebeichtet, was hast du Alles erlebt? Wo geschwärmt? Was getrieben? Ich sehe dir an, daß du so voller Schnurren, Brummkäfer und Schmetterlinge steckst, wie Faust's alter Mantel, als ihn Mephistopheles im zweiten Theil ausschüttelt. Jetzt schüttle dich von selbst, wenn ich dich denn doch nicht schütteln soll!

Lieber Junge, sagte Dankmar, indem er rasch die nothigsten Kleider anzog, das Fenster seines Zimmers aufriß, frische Luft schöpfte und sich wusch, lieber Junge, fürs Erste gleich' ich Faustens altem Mantel darin, daß mein Magen so schlaff ist, wie ungekrämptes

Tuch. Was haſt du zu frühſtücken? Mit gewöhnlichen Schievelbein'ſchen Portionen bin ich heut' nicht zu befriedigen.

Das dacht' ich ſchon, ſagte Siegbert, du ſollſt deine Ankunft nach Gebühr gefeiert ſehen. Ich hoffe, daß du mir die Ehre anthuſt, heute einmal in der Akademie und nicht in der Aula zu frühſtücken.

Wenn deine Farben nicht zu ſehr nach Oel duften, lieber Bruder, ſagte Dankmar, du kennſt meine Antipathie gegen Eure Miſchungen und wenn ich bei Raphael frühſtücken ſollte ... ich ... ich dächte, wir blieben doch lieber in der Aula.

Nein, nein, ſagte Siegbert, in der Akademie! Verdirb mir meine Freude nicht! Die Farben ſind eingetrocknet. Seit drei Tagen hab' ich zu Hauſe keinen Pinſel berührt ....

Damit zog Siegbert ſeinen Bruder durch deſſen Zimmer in das ſeinige. Sie nannten das Zimmer Dankmar's die Aula und das von Siegbert bewohnte die Akademie. Die Akademie hatte gleichfalls ein „Cabinet."

In der Akademie fand Dankmar in der That eine ſehr feſtliche Zurüſtung. Der runde Tiſch, der vor einem mit Haartuch überzogenen, mit gelben Knöpfen beſchlagenen Sopha ſtand, war zur Hälfte mit einer

weißen Serviette bedeckt. In der Mitte ſtand ein Glas mit den friſcheſten, heute ſchon vom Früh-Markte gekommenen Blumen. Daneben der Kaffee und die Milch in einer Maſchine, in der ſich die Brüder ihre Morgenſtärkung ſelber brauten. Ein weit größeres Quantum von friſchem Weißbrot, als gewöhnlich, lag aufgehäuft in einem Korbe, von dem zwar hier und da der Lack ſchon abgeſprungen war, welcher Mangel aber durch große Reinlichkeit erſetzt wurde. Beſonders wohlgefällig waren außer den beiden Tellern und den blauweißen Taſſen heute drei Extraſchüſſeln mit den dazugehörenden Meſſern, Gabeln und kleinen Theelöffeln. Es war dies erſtens ein friſches Stück ungeſalzner Butter, das zierlich auf drei großen Weinblättern ruhte und durch eine Form mit Sternen und kleinen Sonnen ausgeprägt war. Zweitens ein Teller mit einer Serviette, in deren geheimnißvollem Innern wie in einem Neſte eine halbe Mandel gekochter Eier ſich traulich verſteckte und endlich drittens ein Teller voll maleriſch geordneter roher Schinkenſchnitte, die weiß und roth in angenehmſter Abwechslung zwiſchen Fleiſch und Speck den Gaumen unwiderſtehlich reizten. Auch hier war zur Verzierung eine Menge von verſtreuter Peterſilie angebracht.

Dieſe Strafe für ſeinen wilden übermüthigen Brief

war für Dankmar doch zu großmüthig. Er umarmte faſt den Bruder und ſagte:

Siegbert, wie kann ich dein edles Herz jetzt herzlicher anerkennen, als durch meinen Magen! Mein Appetit ſei der Dolmetſcher meiner Gefühle!

Die Brüder ſetzten ſich und begannen mitzutheilen und zu erzählen.

Wie hab' ich dich erwartet, ſagte Siegbert, wie ſah' ich dir an jenem Abende, wo du wie im Traume von meiner Seite verſchwandeſt, verzweifelnd nach! Wie hat ſich denn Hackert bewährt? Biſt du mit ihm wieder zurückgekommen?

So war er alſo nicht da? fragte Dankmar. Hat ſich noch nicht ſein Geld geholt?

Zu unſerer Ehre noch nicht, ſagte Siegbert, ich hätte ihm aufrichtig geſtehen müſſen, daß wir es angegriffen haben. Doch die Schievelbein erzählte mir ſchon, daß ſie dir den Verkauf meines Bildes mitgetheilt hat. Ja es iſt verkauft, Dankmar, und damit ein Stein vom Herzen!

Dreihundert Thaler, ſagte Dankmar, ich hörte es mit Ingrimm gegen dieſe Kunſtvereinsknauſerei! Die Beleuchtung iſt allein ſoviel werth. Bildchen von zwanzig Thalern wollen ſie kaufen, damit in ihrer Lotterie viel Gewinne fallen.

Spotteſt du? ſagte Dankmar und ſchnitt an dem Schinken, der trotz allen guten Willens, trotz ſymmetriſcher Anordnung, trotz der grünen Peterſilie etwas zäh war. Spotteſt du und machſt Witze, ſo ledern wie dein Schinken? Mache dich würdig, meine Abenteuer zu vernehmen, ſonſt hüll' ich mich in ein undurchdringliches Dunkel.

Siegbert ſuchte aus dem Schinkenteller für den Bruder weichere Stücke und gerieth durch die Sorge für Dankmar's leibliches Wohl ganz von Dem ab, was doch ſeine Neugier reizte. Er rieth ihm ein ſchärferes Meſſer zu nehmen, die Stücke kleiner zu ſchneiden; er hätte doch der Schievelbein geſagt, ſie ſolle ...

Beruhige dich! Beruhige dich! rief Dankmar. Meine Zähne thun das Uebrige und die Eier ſind vortrefflich, wenn auch ein Bischen klein. Ich hoffe ſie kommen nicht aus der Schievelbein'ſchen Kanarienhecke. Iß Bruder! Jetzt ſeh' ich erſt, daß du etwas ſchmal ausſchauſt! Wie blaß! Wie ſchmachtend! Was iſt denn auch Das, bis zwölf Uhr Nachts zu ſchwärmen? Hat's dir der Mond angethan? Verliebte Kater und verliebte Maler, die an den Häuſern hinſtreichen! Lernſt Manoſtine ſpielen?

Siegbert nahm dieſen Scherz nicht auf, ſondern blickte ernſt.

Viel wichtiger, sagte er darauf mit unbefangener Miene, viel wichtiger als deine Kritik über meine blassen Wangen ist die Mittheilung, was denn nun aus deinem Wunderschranke geworden und wer der glückliche Finder ist? Erzähle!

Dankmar hatte noch nicht Lust, sich in diese wichtigen Thatsachen und ihre weitläufige Mittheilung einzulassen. Er sagte:

Lieber Bruder, das sind so umständliche Dinge, daß ich sie nicht beim Frühstück abmachen kann! Was ich dir von meinen seltsamen Begebenheiten schrieb, ist wahr; aber sie sind verworren, so unglaublich, daß ich wirklich von vorn anfangen und ganz methodisch erzählen muß. Sage mir vorläufig zur Beruhigung, was hast du von dem Pferde gehört, das uns jener Strauchdieb in die Lasalle'sche Reitbahn zurückführen sollte?

Er hat es abgeliefert, sagte Siegbert. Ich war selbst dort noch am selben Abend und habe seitdem nur die Sorge gehabt, jene hundert Thaler wieder zu vervollständigen — Du nennst den Fremden einen Strauchdieb. Hast du Beweise, daß er diesen Namen verdient?

Ich denke wol, entgegnete Dankmar, und sehr triftige. Indessen bin ich froh, daß sich das Pferd

über die liebenswürdige Art, mit der ſie jetzt die Tabakspfeife in den Mund nahm, und empfahl ſich, von dem Correſpondenten bis zum Ausgang begleitet. Sie winkten ſich einander zu, als wüßten ſie das ſchon, was ſie erſt erfahren ſollten. Nichts kann uns einen dümmern Anſtrich geben, als die Affectation des Einverſtändniſſes.

Schü-King begab ſich in den Harem ihres Bruders, der Correſpondent beeilte ſich, für die heutige Feſtlichkeit ſeinen officiellen Schmuck anzulegen.

Dieſe Feſtlichkeit folgte in unmittelbarem Wechſel auf die geſtrige Trauer-Ceremonie. Es iſt die Pflicht des Lebenden, das Recht der Todten anzuerkennen. Freude und Leid reichen ſich wechſelſeitig die Hände, um den Menſchen in der größten aller Tugenden, in der Mäßigkeit, zu erziehen. Der während der Minderjährigkeit des jungen Lama an der Spitze der Geſchäfte ſtehende Stellvertreter war kurz vor dem Ende ſeiner Regentſchaft geſtorben. Obgleich der Lama noch nicht völlig das geſetzmäßige Alter erreicht hatte, ſo war man doch in der Berechnung einiger Monate nicht peinlich und zog den, welchem Jahre wie Stunden ſind, aus ſeiner Verborgenheit hervor, um ihm die Zügel der Weltordnung in die Hand zu geben. Man vermied die neue Wahl einer Statthalterſchaft von zwei Monaten und ſah in dem Tode des Regenten den Willen der Gottheit, ſich bald im Fleiſch zu offenbaren. Deshalb folgte auf das Trauerfeſt um einen weiſen, beſonnenen Mann, dem Tibet ſeine Erhaltung während zehn Jahren verdankte, ſogleich das große Freudenfeſt der endlichen Erſcheinung des Königs der ſechszehntauſend Welten, das Feſt der Wiederkunft des Himmels auf die Erde.

ſicher in Laſally's Händen befindet. Ich wünſchte, wir hätten ihm das Pfand zurückgegeben und kämen mit ihm in keine weitere Berührung. Leider fürcht' ich aber, daß ich gerichtlicher Zeuge gegen ihn werden muß. Gerade Laſally iſt es, der dieſen Hackert verklagen will und ſich dabei auf mich zu berufen gedenkt . . .

Siegbert war über dieſe Nachricht ſehr erſtaunt. Er hatte von Hackert ein gutes Vorurtheil gefaßt und bedauerte, daß er es nun aufgeben ſollte. Um indeſſen dafür auch gerechte Veranlaſſung zu haben, fragte er Dankmar nach den Gründen, die Laſally zu einem ſolchen Verfahren beſtimmen konnten.

Dankmar meinte, daß auch dieſe Gründe in die lange und prächtige Erzählung gehörten, die er ihm noch heute auftiſchen würde.

Am liebſten, ſagte er, heut' Abend, wenn ich noch weitere Ergebniſſe gewonnen habe! Denn aufrichtig geſtanden, ich ſchäme mich faſt, vor einer genauen authentiſchen Beſtätigung aller meiner Entdeckungen ſo ſicher und beſtimmt von ihnen zu reden. Wie ich geſtern Abend hier durch die ſtillen Straßen ſchlenderte, kam mir Alles wieder wie ein Traum vor, als hätte mich irgend eine Fee nur necken wollen und mich verzaubert. Aber, Himmel . . .

In dem Augenblick ſprang er auf. Das Bild fiel ihm ein. Er hatte es geſtern in der Uebermüdung aller ſeiner Sinne ſo gedankenlos auf ſeinem Tiſche liegen laſſen, dies wunderbar gerettete Bindeglied zwiſchen ihm und ſo vielen Menſchen, die er noch heute ſich eilen wollte, als wirkliche Menſchen und keine weſenloſen Schatten zu erkennen . . .

Wie er mit dem Portrait, das er noch an der alten Stelle fand, drinnen rumorte, um es wegzulegen, rief Siegbert zu ihm hinein:

Welch' alten Zopf haſt du denn da auf einem Trodel erſtanden? Oder iſt das vielleicht eine Schwiegermutter, die du irgendwo auf der Reiſe erabenteuert haſt? Hübſch muß in dieſem Falle die Tochter ſein, aber ich wünſchte, daß ſie einen beſſern Maler fände als einſt die Mama.

Mein lieber Bruder, ſagte Dankmar und legte drinnen das Bild in eine wacklige nicht verſchließbare Kommode; an dieſem Zopfe hängt das Schickſal eines Fürſtenthums. Auch Das iſt eine Neuigkeit, die, jetzt ſchon aufgeklärt, lange nicht ſo überraſchend iſt als im Zuſammenhange meiner ganzen Geſchichte. Sage mir ferner lieber, wie es dir inzwiſchen ergangen und welche böſen Geiſter dich verführt haben, Nachts um zwölf Uhr nach Hauſe zu kommen. Hat dich Leidenfreſt

wirklich zum Mitglied ſeines Clubs gemacht, hältſt du Reden oder hörſt du welche?

Manches der Art! antwortete Siegbert, der ſich beſcheiden mußte, ſeine Neugier über des Bruders Abenteuer, beſonders über eine etwaige Bekanntſchaft mit Melanie Schlurck gezügelt zu ſehen. Ja, Freund, ich bin auf dem beſten Wege, in Unterſuchung gezogen zu werden.

Dankmar erſchrak.

Wie? fragte er. Mein beſonnener Siegbert macht Thorheiten? Du weißt, ich bin dafür, daß man links, aber nicht linkiſch iſt! Unſer gewöhnliches Clubweſen iſt das Grab der Freiheit, nicht ihre Wiege.

Beſürchte nichts, Dankmar, ſagte der Bruder lächelnd, meine Unternehmungen auf dieſem Gebiete ſind ſehr friedlicher Natur! Auch iſt Das, was aus meinem nächtlichen Ausbleiben ſich noch allenfalls entwickeln könnte, erſt im Entſtehen begriffen und kann mit deinem Urtheile ſtehen oder fallen. Vorläufig ſag' ich dir nur, daß ich in dieſen Tagen deiner Abweſenheit zwei Menſchen gefunden habe, die ſich inniger als jemals Andre an mich angeſchloſſen haben und von denen es mich glücklich machen würde, wenn ſie auch dir gefielen.

Um des vierblättrigen Kleeblatts willen, ſei's!

ſagte Dankmar. Aber auf einem und demſelben Stengel müſſen wir ſitzen, ſonſt werd' ich auf deine neuen Freunde eiferſüchtig. Wer ſind ſie denn?

Dankmar wurde hier von Frau Schievelbein unterbrochen, die den Augenblick, wo die Brüder mit dem Frühſtück fertig waren, belauſcht zu haben ſchien. Sie kam, theils ein Urtheil über ihre Anſchaffungen zu vernehmen, theils die Kleider hinzubreiten, die ſie geputzt hatte. Auch die Stiefeln gehörten, da ſie es ſo dringend wünſchte, ihrem Wirkungskreiſe an. Sie ließ ſich dieſen Verdienſt an ihren beiden Miethsherren nicht nehmen und war in der That ſorgſamer, als in dieſem delikaten Punkte Frauenhände zu ſein pflegen.

Dankmar überließ Siegberten das Lob ihrer Bemühungen für dieſe Empfangsfeier. Er ſelbſt hielt ſich mehr an die dürſtende Beſtimmung ſeiner Wirthin, ſchloß mit raſchem Beſinnen ſeinen Kleiderſchrank, langte die beſte Garderobe hervor und übergab ſie Frau Schievelbein zu behutſamſter Reinigung. Ihre Klage, daß der Staub aus den Reiſekleidern kaum auszutreiben geweſen wäre, ließ er gelten. Auch auf die gewöhnlichen Stiefeln verzichtete er. Er ſtellte ſehr glänzend gefirnißte in die Aula, Alles zur Vorbereitung für eine gewählte Toilette.

Du ziehſt dich ja an, ſagte Siegbert, als Frau

Schievelbein mit den Kleidern ſich entfernt hatte, als wenn du heute zu einem Fürſten gingeſt?

Das geſchieht auch! ſagte Dankmar. Verzeihe mir meine Zerſtreuung, Bruder! Ich ſchlage dir vor, heut' unſer Mittageſſen —

Im Pelikan, fiel Siegbert raſch ein, an der Kegelbahn, neben den Johannisbeerhecken!

Nein, nein, erwiderte Dankmar und legte ein Hemde, weiße Waſche und mit Bedacht eine der Saiſon entſprechende Weſte zurecht. Das iſt zu entlegen und ich geſtehe dir, deine Verehrung vor dem Proletariat und wahrſcheinlich auch wieder vor Eierkuchen mit Schnittlauch theil' ich heut' nicht. Wenn ich zwei wichtige Beſuche, die ich machen muß, hinter mir haben werde, ſehn' ich mich nach einer Flaſche Cantenac oder Leoville und will mit dir im Rathskeller, bei Lippi oder lieber bei Grüns ſpeiſen im kleinen Cabinet, wo wir abgeſchloſſen ſind, von keinem Hundegebell geſtört werden und ich dir mit Ausführlichkeit zwiſchen Schüſſel und Schuſſel erzählen kann, was ich erlebt habe!

So ſicher ſteuerſt du wahrhaftig auf die Million zu? Rathskeller? Lippi? Grün? ſagte Siegbert, dem indeſſen der Vorſchlag doch außerordentlich gefiel. Er war gern bei einem gewählten, gemüthlich vorbe-

leiteten Genüsse und empfand schon die Behaglichkeit, so allein mit dem Bruder eine Mahlzeit zu verzehren, die sie nur bei außerordentlichen Veranlassungen sich gestatten konnten.

Bist du's zufrieden? fragte Dankmar, immer in seinem Zimmer räumend und für seine Toilette Dies und Jenes zurechtlegend.

Siegbert, der sich nun gleichfalls anzuziehen begann, antwortete aus seinem Zimmer:

Nichts soll mir lieber sein! Ich gehe jetzt in's Atelier, arbeite fleißig an meinem Albumblatte für die Trompetta, die damit drängt und jede Stunde gelaufen kommt, meinen Eifer zu contreliren. Dann hab' ich ein neues Portrait zu malen. Bis zwei Uhr bin ich so weit, um mit mir hoffentlich zufrieden sein zu können. Dann noch ein Besuch bei dem einen meiner Freunde und um drei speisen wir. Bei Grüns wird es dann stiller. Aber das Cabinet müssen wir belegen und nur gleich sagen, daß wir für das Gouvert einen Thaler zahlen, sonst nehmen es Neubündler, Offiziere oder andre Privilegirte in Beschlag.

Willst du das besorgen? fragte Dankmar. Deine Kasse reicht doch?

Sie reicht! erwiderte Siegbert. Die Dreihundert und schon eingerückt. Ich verschwieg es der Schiewel

dein, um erſt zu hören, wieviel du davon nöthig haſt. Wenn du recht mittheilſam biſt, nicht ſtunkerſt und mir Gelegenheit zu maleriſchen Situationen gibſt, ſo kann auf den Leoville auch wol noch . . .

Champagner! rief Dankmar von drinnen ſcherzhaft drohend und von der Güte ſeines Bruders gerührt. Welche Greeſe! Menſch!

Pſt! Ich ſpreche ja nur von Schaum, weil ich den Barbier höre! ſagte Siegbert lachend. Guten Morgen Herr Zipfel.

Die Thür ging auf . . .

Es war in der That der Barbier, Herr Zipfel, der mit Frau Schievelbein, die die Kleider zurückbrachte, zugleich eintrat.

Andre Leute bekommen jeden Morgen zum Frühſtück naß und friſch die neueſte Zeitung. Die Brüder hatten aber dieſe Ausgabe nicht nöthig. Die guten Zeitungen laſen ſie Nachmittags im Kaffeehauſe, und für die laufende Chronik, für Das, was ſie das politiſche Wetter nannten, genügte jeden Morgen der Beſuch des Herrn Zipfel.

# Siebentes Capitel.

## Das politiſche Wetter.

Herr Zipfel war eine ſeinem üblichen Berufscharakter entſprechende bewegliche Figur. Er liebte die laufende Zeitgeſchichte. Wenn er zu Kunden kam, die ſchon die Morgenzeitung geleſen hatten, ſo erfuhr er von ihnen, was er Denen mittheilen konnte, die nur die Abendzeitungen geleſen hatten. Manche Irrthümer der Nachmittagspreſſe war er ſchon im Stande, durch die Morgenpreſſe zu berichtigen. Viele Thatſachen aber ſchöpfte er aus Quellen, die nur ſeinem Scheermeſſer zugänglich waren. Sein frühbeſuchtes Atelier, ſeine zeitigen Ausgänge über die Straße, ſeine Beſuche von Haus zu Haus bei Kunden, die zuweilen den Begebenheiten nahe ſtanden, trugen ihm immer einen reichen Schatz von Notizen ein. Er konnte ſchon jeden Morgen ungefähr die politiſche Witterung des Tages angeben. Manches, was den Abend ein-

traf, ſagte er ſchon am Morgen voraus. Ebenſo oft aber irrte er ſich auch und mit der Vergrößerung geringfügiger Dinge nahm er es nicht zu genau. Es verſchlug ihm wenig, bei einer kleinen Arbeiterſtreitigkeit die auf dem Schlachtfelde gebliebenen Flaſchen für Menſchen zu nehmen und ohne Weiteres von einem Dutzend Todter und einigen Dreißig höchſt gefährlich Verwundeten zu ſprechen. Es war nicht gut für die auswärtige Preſſe, daß Zipfel auch einige ihrer Berichterſtatter raſirte. Sie benutzten ihn für ihre Mittheilungen fleißiger, als die Glaubwürdigkeit jener Zeitungen hätte ſollen wünſchen laſſen.

Nach einer freundlichen Begrüßung des ſo lange erſt im Harz abweſend und dann kaum zurückgekehrt wieder verſchwundenen Herrn Referendars Dankmar, machte ſich Zipfel daran, erſt Siegbert von den Haaren zu befreien, die nicht zu ſeinem ſchönen blonddurchſichtigen Barte gehören ſollten.

Auf ein einfaches: Nun, Zipfel, wie ſteht's? das ihm aus der Aula zugerufen wurde, ſagte er, den Schaum ſchlagend, mit ruhiger Miene, als wenn er von etwas ſehr Gleichgültigem ſpräche:

Der Telegraph ſpielt!

Zipfel wollte damit ſagen: Im Werke iſt irgend

etwas und in ein paar Stunden wird man's wol erfahren.

Dankmar aber, der ſich anzuziehen begann, wollte etwas von einheimiſchen Dingen erfahren und fragte, ob Alles ruhig wäre?

Alles ruhig! ſagte Zipfel mit einer Miene, als wollte er ausdrücken: Es iſt die Windſtille vor dem Sturme! Im Grunde aber hätt' er doch lieber gehabt, es wäre ſchon ſogleich irgendwo wieder zu einem „bedauerlichen" Conflicte gekommen .. Mit den letzten ſtürmiſchen Aufregungen der Zeit hatte ſich die Phantaſie ganzer Bewohnerklaſſen großer Städte und des flachen Landes daran gewöhnt, jeden Tag mit Gier etwas Neues aufzuſchlürfen. Das Bedürfniß nach ſtarken Anregungen dieſer Art war ſo allgemein, daß man die Beruhigung gewiß ſehr langweilig gefunden hätte, wäre ſie nicht für eine kurze Erholung des Handels und der Gewerbe ſo dringend nöthig geweſen.

Als Zipfel das Meſſer geſchärft und an Siegbert's Kinn geſetzt hatte, ſagte er:

Alles ruhig, aber oben wackeln ſie doch!

Wackeln ſie? fragte Dankmar und trat auf ſeine leichten Firnißſtiefeln auf. Sie meinen die Köpfe der Miniſter, Zipfel?

Wir wollen die frohlockenden Bewohner von Lassa nicht verfolgen, wie sie ihre andächtigen Empfindungen in den Tempeln und Straßen zur Schau tragen, wie sie die Luft mit ihren Jubeltönen erfüllen und mit sechsfüßigen Trompeten den Herrn des Himmels in die Welt einblasen. Wir begnügen uns den festlichen Zug zu beschreiben, welcher den Dalai Lama aus seinem frühern Sitze in die Burg der Götter geleitete, und daran nichts zu ändern, als die pompöse Langsamkeit durch einen mehr beschleunigenden, raschen, anapästischen Schritt.

So weit sich in einem Tage die Nachricht von dem neuen, der Welt erschienenen Heile hatte verbreiten können, waren die Einwohner an den Ort des Wunders zusammengelaufen. Neugier und Andacht hatte eine unabsehbare Menge von Zuschauern versammelt. Der Weg, den der menschgewordene Gott zu machen hatte, war in der Eile noch besonders zugerichtet worden. Zwei Spaliere, weiß angestrichen, bildeten eine Straße, durch welche sich der Zug bewegte. Auf beiden Seiten lagen in kleinen Entfernungen aufgethürmte Steinhaufen. An den Spalieren entlang stand eine doppelte Reihe von Priestern, die eine wohlriechende, aromatische und musikalische Barrière bildeten; denn sie trugen angezündete Kerzen, die einen angenehmen Geruch verbreiteten, schwangen Rauchfässer und accompagnirten die gesungenen Hymnen mit Hoboen, Seemuscheln und den unerläßlichen Pauken.

Der Lärm wird schwächer, die Erwartung versagt der Kehle den Athem, der ängstlich zurückgehalten wird. Sie nahen, sie nahen, die Heiligen alle und der Heiligste in ihrer Mitte.

Die Hohenpriester und Schriftgelehrten sind wie immer die ersten Apostel eines Wunders. Sie zogen voran in be-

Um Gotteswillen, ſagte Zipfel, machen Sie mir keine Blutgedanken, mein Meſſer iſt ſcharf! Die Köpfe oben haben die Gefahr überſtanden. Das iſt vorüber. Aber die Anſtellungen! Die Anſtellungen! Die mein' ich, die wackeln ſchon einmal wieder!

Wer ſoll denn nun an's Ruder kommen, Zipfel? fragte Dankmar. Ich habe eine Ewigkeit keine Zeitungen geleſen.

Neubund! Neubund! Alles jetzt Neubund! ſagte Zipfel. Fix und fertig! In ein Tager Vierzehn ſtehen wir wieder auf Anno Toback! Die Errungenſchaften werden zurückgenommen! Es iſt Alles Schwärmerei geweſen!

Glauben Sie doch Das nicht, liebſter Zipfel! ſagte Siegbert und wiſchte ſich die Seife von den Wangen, nahm Waſſer, Handtuch und reinigte ſich. Ein Miniſterium aus dieſen Elementen kann ſich noch nicht halten. Es wäre zu offen, zu ehrlich in ſeinem Wahnſinn. Erſt müſſen noch einige Lügner kommen, die mit Phraſen um ſich werfen und die Brücke für Das bauen, was dann vielleicht kommen ſoll. Eher vermuth' ich, daß man einige Beamte und Offiziere wählen wird, die durch ihr äußeres Auftreten die Regierungsgewalt wieder feſten kräftig und nachdrücklich erſcheinen laſſen. So erzählt' es geſtern Profeſſor

Luders, der das große Empfangsbild vom Prinzen Ottokar malt. Ich mag den Mann nicht; aber er sitzt jetzt an der Quelle oder die Quellen sitzen vielmehr ihm.

Zipfel wusch sich die Hände, um zu Tankmar's viel verwilderteren Wangen und seinem kräftigeren Kinn überzugehen.

Er wiederholte sich dabei im Stillen:

Professor Luders — Empfangsbild — Prinz Ottokar — sitzende Quellen — nachdrückliche Regierungsgewalt — Beamte und Offiziere . . .

Er hatte damit einen ungemein ausgiebigen Stoff, der für die ganze Krisis und Windstille ausreichte. Es war Logik, Zusammenhang und feine Combination in diesen Kettengliedern. Um sich die Schlußfolge recht einzuprägen, ergriff er auch bei Tankmarn Anfangs einen Gegenstand, der ihn weniger zerstreute. Er drückte ihm sein Erstaunen über den verwilderten Bart aus, behauptete, die Winkel am Munde wären viel zu sehr überwachsen, auch der Kinnbart hätte sich schon zu hoch über die Wange hin verloren. Tankmar überließ seinem Geschmacke, ihn wieder nach der üblichen Mode umzuformen. Während Zipfel fast wie ein Maler mit dem weißen schaumbestrichnen

Finger die Conturen am Barte zeichnete, die er mit dem Messer verfolgen wollte, sagte Dankmar:

Zipfel, lassen Sie sich von meinem Bruder nichts aufreden! Der ist wie alle Künstler ein halber Reactionair! Mit unsern Errungenschaften stehen wir doch zuletzt fester, als die Neubündler glauben. Ich will Ihnen auch sagen warum? Die Revolution hat leider den Staat jetzt noch theurer gemacht, als er sonst schon war —

Wirklich! unterbrach Zipfel. Sehen Sie 'mal an! Wirklich theurer? Gestern bekamen wir Alle in meiner Nachbarschaft Zettel zugeschickt, wo Das auch gesagt war und jeder rechtschaffene Bürger wurde aufgefodert, bei den Wahlen nur Die zu wählen, die der Neubund vorschlagen würde. Sie meinen also wirklich theurer? Hören Sie, da behalten wir die Errungenschaften nicht! Was dem Bürger zu theuer ist, Das kauft er sich nicht. Ich rede nicht von mir, aber von den Andern!

Rasiren Sie mich nur erst! sagte Dankmar, ich werde Ihnen hernach meine Ansicht sagen, Zipfel.

Ansicht sagen — hernach — eine Ansicht!

Das war für Zipfel eine feierliche Pause. Seine Spannung drückte sich in allen Mienen des kleinen verschrumpften Kopfes aus. Er hatte die üble Ge-

wohnheit, ſeine „Kunden", um ihnen gut beizukommen, bei der Naſe zu faſſen und ihnen manchmal durch einen Fehlgriff die Flügel ſo ſtark zuzudrücken, daß ſie zu erſticken drohten und ihn mit Gewalt zurückſtoßen mußten. Auch Dankmarn faßte er heute in ſeiner Spannung etwas zu kurz und erhielt dadurch trotz aller engern politiſchen Vertraulichkeit einen gewaltigen Rippenſtoß von ſeinem faſt gleichgeſtimmten Geſinnungsgenoſſen.

Bitte! ſagte Zipfel. Entſchuldigen Sie!

Bitte! antwortete Dankmar. Nichts für ungut!

Damit raſierte Zipfel fort und geriet faſt in Verzweiflung, als Dankmar in aller Ruhe ſein Werk im Spiegel muſterte und erklärte, er müſſe heute noch einmal nachraſieren. Er hätte die Haarwurzeln nicht tief genug gefaßt . . .

Herr Referendar ſind recht eigen geworden! meinte Zipfel und ſchickte ſich mit ſchwerem Herzen an das zu erneuernde Werk.

Und wie ſchöne Stiefel Sie anhaben! ſetzte er in Beſorgniß, eben etwas Ungeeignetes bemerkt zu haben, bedächtig hinzu.

Spritzen Sie nur keinen Schaum auf dieſe Stiefeln!

Dankmar mußte endlich zufrieden ſein und die Spuren dieſer wiederholten ihm an jedem Morgen

ſehr fatalen Prozedur — ſich ſelbſt zu raſiren hatte er nicht die Geduld — vertilgend, begann er dann, Herrn Zipfel folgende Auseinanderſetzung mit auf den Weg zu geben:

Alſo, mein beſter Herr Zipfel, wenn Ihnen irgend ein Geheimrath oder Major außer Dienſten, den Sie raſiren, ſagt, die Revolution hatte den Staat theurer gemacht, ſo machen ſie ihm nur ein Compliment von mir oder von wem Sie wollen und ſagen ihm, der Staat würde nur dadurch theurer, daß die Revolution nicht ganz geſiegt hatte.

Ach! Alſo noch nicht ganz?

Nicht ganz!

Was Sie ſagen! Alſo Sie meinten . . .?

Wenn die alten Machthaber, die ſich gegen die vollendete Revolution anſtemmten, ſich gutwillig gefügt hätten, ſo wäre das Staatmachen jetzt ſchon wohlfeiler. Aber theurer iſt der Staat nur dadurch geworden, daß nun die alte Zeit und die neue zugleich bezahlt ſein wollen.

Natürlich! Natürlich! Doppeltes Gento!

Weil nun die Revolution nicht fertig geworden iſt und die Fürſten und ihre Diener alles Erdenkliche aufgeboten haben, um ſie nicht bis zur vollen Reife kommen zu laſſen, deshalb koſtet der Staat jetzt das Doppelte.

Allerdings! Ganz klar! unterbrach Zipfel und dachte bei ſich: Wieder eine Thatſache mehr! .. Das Schlagende in Dankmar's Aeußerung entging ihm nicht; doch beſann er ſich wegen der Aeußerung: Die Revolution iſt nicht fertig geworden! Bei dieſer beſchloß er, ſich doch erſt die Leute anzuſehen, wo er eine ſo gefahrvolle, wenn auch ſcharfſinnige Bemerkung fallen laſſen wollte. Die Revolution iſt noch nicht fertig! Bedenkliche Worte!

Nun war aber noch der zweite befruchtende Gedanke zu erledigen, deſſen Keim Dankmar in den ergiebigen Boden der Zipfel'ſchen Empfänglichkeit geworfen hatte. Und lern- und neubegierig wie er war, fragte Zipfel, ſeine Geräthſchaften zuſammenbindend:

Aber wie ſagen Sie denn, Herr Referendarius, daß juſtement, weil die ganze Wirthſchaft jetzt theurer geworden iſt, gerade derowegen die Errungenſchaften nicht genommen werden können?

Ganz einfach, antwortete Dankmar und ſchlug ſich vor dem Spiegel die Tragbänder über die Bruſt und bürſtete darauf ſein dichtes helllichtbraunes Haar. Ganz einfach, Zipfel! Wenn der Staat jetzt mehr Geld koſtet als ſonſt, ſo muß vor allen Dingen das Geld wirklich da ſein.

Es muß da ſein! Sehr richtig! antwortete Zipfel, Das Geld muß da ſein.

Wenn nun das Geld da ſein muß, fuhr Dankmar fort, ſo muß die Regierung Sorge tragen, welches herzunehmen, wo ſie's nur irgend finden kann.

Sehr natürlich! ergänzte Zipfel. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Was nun, ſagte Dankmar, für uns Errungenſchaft iſt, iſt für Die, die zur Reaction halten, Verlorenſchaft geweſen.

Verlorenſchaft! Sehr gut! Darum ſoviele „Eingeſandts" in der Zeitung! Verlorne Gegenſtände . . .

Der Staat aber, der Staat aber —

Erlauben Sie, ſagte Zipfel und ſprang hinzu, Dankmarn hinten die Weſte zuzubinden, die er eben angezogen hatte.

Der Staat alſo —

Der Staat — nicht zu feſt, Zipfel!

Leſer! Der Staat alſo —

Der Staat, Zipfel, muß haben und nimmt, wo er etwas findet. Die Revolution hat ihm die bisherige Steuerfreiheit des großen Grundbeſitzes zum Geſchenk gemacht, hat ihm die Vermögensſteuer für die reichen Bankiers präſentirt, die gibt das gefräßige Ungeheuer, der Finanzminiſter, nicht wieder heraus —

Der Finanzminiſter? In der ſo . . . ſagte Zipfel

erschrocken über das gewaltige Bild. Ah! Ja so! Sie meinen figürlich! setzte er sich selbstberichtigend hinzu.

Natürlich! Und der Finanzminister, sagte Taufmar, wird von jetzt an immer liberal sein und wenn man den tollsten Neubündler zum Finanzminister nimmt, er wird die großen Zahlen der Ausgabe sehen, die gierig wie der Rachen eines Haifisches sind und ich gebe Ihnen mein Wort, er stopft alle Rittergutsbesitzer, alle Bankiers, alle Majors außer Diensten und den ganzen Neubund hinein, um nur Geld zu haben, und dadurch setzen die Herren selbst die Revolution fest und die Errungenschaften bleiben uns sicher.

Bleiben uns sicher! Hören Sie, Das ist fein! So klar hat noch Keiner im Club gesprochen, obgleich . . ich ihn nicht mehr besuche. Es ist jetzt zu gefährlich . . . Ich lasse mir nur rapportiren. Aber schade . . . Das muß wirklich unter die Leute kommen. Denn warum? Wirkt so etwas nicht beruhigend? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß die Menschen, die in unsre Barbierstube kommen — die, zu denen wir gehen, sind wieder anders gesinnt — die aber, die zu uns kommen, sind so auf ihr Wahlrecht versessen, wie beim Essen auf ihren eigenen Löffel und wenn er von Blech ist und lange nicht von Silber. Aber ihr eigener

Löffel! Ihr eigner! Wählen — Das gehört jetzt zur Reinlichkeit und gehört sich gerade so für den Familienvater, wie alle zwei Jahre einmal seine Stube weißen lassen. Es vertreibt die Motten! Die Motten im Kopf, die Grillen, die Raupen, den Aerger, den Kummer, die Sorgen, die Armuth, Alles, Alles, was Einen drückt und an sich selber wissen Sie — pauvre vorkommen läßt. Nur Wählen! Das erhält den Anstand, das hebt den ganzen Menschen, das ist wie eine reinliche Weste. Der Rock mag noch so verschabt sein, die Stiefeln geflickt, die Hose zu kurz .. Nur 'ne reinliche Weste. Meinen Sie nicht auch, Herr Referendarius?

Zipfel sagte den Brüdern mit dieser Aeußerung zugleich eine Schmeichelei. Denn auch Siegbert zog sich heute gewählter an und legte eben ein schönes Gilet für sich zurecht. Zipfel, mit Dank gegen die „sitzenden Quellen", die demnach auch ihm zu Gebote standen, empfahl sich und überlegte die vier Stiegen entlang, die er hinabzuhüpfen hatte, für welche von seinen Kunden Siegbert's Mittheilung über das nächste Ministerium und für welche Dankmar's Auseinandersetzung über die Sicherheit der Errungenschaften am besten passen würde. Er war bei aller Gesinnungstüchtigkeit doch etwas Diplomat und richtete sich nach den

Umständen, wie die ganze Bourgeoisie jener Stadt, die im Herzen von einer weit freiern Auffassung war, als sie seit einiger Zeit anfing, vor den Machthabern und den bedenklichen Umständen zu heucheln.

Siegbert, ohne Empfindlichkeit, sagte jetzt zu seinem Bruder:

Wie kommst du nur dazu, mich für einen Reactionair zu erklären? Wirfst du dich nicht so in Toilette, so in's Zeug, daß ich dich eher einen Aristokraten nennen sollte?

Dankmar hatte in der That seinen eleganten Anzug fast vollendet. Noch wer der Frack nicht übergeworfen, aber schon legte er die Manschetten seines Hemdes zurecht und wetterte über einen an ihnen fehlenden Knopf. Auch ein Paar ganz neue Handschuhe in Paille hatte er noch im Vorrath und schickte sich an, sie wenigstens vorläufig einmal auf Probe anzuziehen.

Warum müssen denn Glaçehandschuhe, sagte er, aristokratische Gesinnungen verrathen? Du bist ein conservativer Halb-Communist und trägst doch keine Blouse, nicht einmal im Atelier, wo man dich verspottet, weil du kein malerisches E-prit de corps hast und wie die andern dummen und aufgeblasenen Künstler die neue Zeit verachtest. Ich will hoffen, daß deine bei

trächtlicher Anzahl, zwei und zwei, in der einen Hand eine Ruthe, in der andern ein Rauchfaß, das an drei metallenen Ketten am Ende eines langen Stabes hing und einen dichten Rauch verbreitete. Sie waren in lange Röcke von gelbem Tuche gekleidet und hatten eine kegelförmige Kappe von derselben Farbe auf dem Haupte, von der an den Seiten ein paar Läppchen zur Bedeckung der Ohren fielen. Es ziemt sich nämlich für die Verkünder eines neuen Cultus auf nichts zu hören, als die eigne Begeisterung.

Der Bund der Priester mit dem Machthaber ist so alt wie die Religion. Die Schergen der Souveraine sind die Krieger. Sechs- bis siebentausend Mann Cavallerie, die mit Köcher, Bogen und Gewehr bewaffnet waren, folgten unmittelbar auf die fromme Avantgarde. Sie wurden von einem Manne befehligt, dem der Haufe abgöttische Verehrung erwies. Er trug ein gelb atlassenes Kleid mit Zobel gefüttert und war um die Lenden gegürtet. Ein dunkel karmoisinrother scharlachartiger Mantel, der zum Theil sein Atlaskleid bedeckte, ging um den Leib herum, das Ende aber ruhte auf der linken Schulter, so daß der rechte Arm frei war. Er trug einen runden Hut, der mit einem gelben glänzenden Firniß bezogen war, und rothe Stiefeln von bulgarischem Leder. Dieß war der General der tibetanischen Truppen, die aus Kalmücken bestanden. Er hieß der Bruder des Dalai Lama und war es in der That, dem Fleische nach.

Wer hinter der Vorhut die erste Stelle hatte, konnte ihn für den Ehrenplatz halten. Es war billig, daß der chinesische Correspondent ihn behauptete. Unser Freund trat in einer angemessenen Umgebung auf, die den Stolz ihres Führers theilte. Ich erwähne hier nichts von der Garderobe;

den Freunde nicht wieder Proletarier aus dem Material dieſes Hackert ſind?

Der Eine doch! ſagte Siegbert.

Bruder, verſchone mich! rief Dankmar. An Hackert haben wir von dieſer Sorte genug. Ich will, daß man die Vernunft, die Gerechtigkeit und Natur in die Politik einführt, aber ich mag nicht, daß uns im Kampfe zuviel die Handwerker unterſtützen, die da fechten mögen ... auf der Landſtraße.

Wie viel Juriſten fochten auf den Barrikaden? ſagte Siegbert.

Dankmar ſchwieg. Die Erinnerung an Hackert hatte ihn verdrießlich geſtimmt. Er beſorgte auch, das gute Herz ſeines Bruders ließe ſich zu oft von Menſchen gefangen nehmen, denen er mit ſeinem Mitleiden auch wol gar ſein Vertrauen ſchenkte.

Nun wol, ſagte er faſt bereuend und zur Verſtändigung einlenkend, du haſt Recht und doch erfüllt mich's oft mit Unmuth, wenn ich ſehe, wie auch von dieſer proletariſchen Seite aus der Egoismus die Triebfeder zur Theilnahme an der Politik iſt. Dieſe maßloſen Anſprüche auf die ungleich vertheilten Güter des Lebens! Dieſe verrückten Begriffe vom Rechte der Arbeit! Wahrlich dieſe dumme Diverſion unſrer großen politiſchen Aufgabe hat uns mehr geſchadet als ge-

nützt. Gib diesen Sozialisten ein Phalanstère, eine große Kaserne gemeinschaftlicher Familien-Kaninchenwirthschaft und Suppenaustheilung, und sie nehmen den Despotismus, wenn ihnen dieser ein solches baut, lieber als die Volkssouveränität!

Es füge sich fast, was besser ist! sagte Siegbert. Deshalb wünsch' ich, du machtest die Bekanntschaft meines Sozialisten. Es ist ein Franzose.

Gar ein Franzose! sagte Daukmar. Und der Andre?

Ist Leidenfrost — antwortete Siegbert.

Leidenfrost, fuhr Daukmar erstaunt auf und erinnerte sich nun erst deutlicher, von Melanien diesen Namen gehört zu haben. Apropos! Leidenfrost? Der auf dich ein Spottgemälde gemacht hat? Was ist es nur damit? Ein Spottbild auf dich? Und du ladest nicht deine Pistolen? Ich hoffe, daß du der Freund eines Menschen, der dich verspottet hat, erst geworden bist, nachdem ihr ein paar Kugeln gewechselt habt?

Mit diesen Worten war es Daukmarn wirklich Ernst. Er hatte oft der Aeußerung, die er in Hohenberg von einem Bilde des Malers Leidenfrost, das seinen Bruder verspotten sollte, von Melanien selbst gleich bei der ersten Begrüßung hörte, nachgedacht. Er war so empfindlich über alles Das, was sich an die Ehre seines Namens knüpfte, daß er schon dort

über diese Bemerkung in Verwirrung gerieth und in dem Antheil, der davon seinen Bruder betraf, vergessen hatte, wie sich auch Melanie, er wußte nicht recht wie, als an dem Spotte Leidenfrost's betheiligt darstellte.

Hast du auch schon von dem Scherze gehört? fragte Siegbert, der im Stillen erschrak, daß Melanie vielleicht von diesem Bilde erfahren und dem Bruder davon gesprochen hatte. Man muß einem Maler seine Ideen nicht verkümmern, nicht die Rolle der abgeschafften Censur spielen. Frei sei der Genius und erfinde Schöpferisches, selbst wenn es auf unsre Kosten geht!

Das könnt' ich denn doch nicht unterschreiben, sagte Tankmar. Ich würde eine Portraitähnlichkeit überall da verbitten, wo es sich um kein Portrait handelt.

Und was ist denn auch so Schlimmes geschehen? sagte Siegbert. Du kennst Leidenfrost's humoristischen Griffel. Er schreibt ebenso witzig wie er zeichnet und dabei hat er eine Auffassung seiner Kunst, daß er sie nur für eine Erholung seines Geistes erklärt und neben der Malerei ein Dutzend andre Künste und Fertigkeiten treibt. Schon daß er so recht den alten Italienern gleicht und wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini neben seiner Kunst auch in prakti-

ſchen Dingen, ſogar im Maſchinenbau, in der Baukunſt, im Kriegsweſen nachdenklich und erfinderiſch iſt, Das allein ſchon könnte mich verſöhnen, wenn er mich wirklich verſpottet hätte!

Lammsmäßige Geduld! rief Dankmar ärgerlich. Und wenn er etwas erfindet, was noch über die Zündnadelgewehre hinausſchießt, ſo wollt' ich ihm nicht rathen, daß er dich verſpottet hat.

Er überraſchte uns, erzählte nun Siegbert ruhig, nach vielem Hin- und Hertaſten einmal durch ein Bild von großer Vollendung: Ein Künſtleratelier. Profeſſor Berg iſt unverkennbar als Tizian wiedergegeben. Er unterrichtet in einer ſchönen Nebenhalle ſeines Ateliers ein reizendes Mädchen, das von den entfernt ſitzenden Schülern, vielleicht ohne es zu wiſſen als Modell benutzt wird. Der Eine malt ſie als eine Amazone, der Andere als eine Meluſine mit einem Fiſchleibe, der Dritte als eine Sphinx, nur ich ſoll Derjenige ſein, der in ihr eine Madonna findet und freilich muß ich geſtehen, daß ich mich mit meinem frommen Glauben und dem ſichern Aufſchlag der Augen gen Himmel auf dem Bilde faſt ein wenig albern ausnehme.

Und Das beruht auf Wahrheit? fragte Dankmar erſtaunt und geſpannt.

Gerade deshalb, ſagte Siegbert erröthend, nehm'

ich es auch leichter. Ist schon die Idee an sich gefällig und höchst launig ausgeführt, zumal da auch die Schülerin zu merken scheint, daß sich das ganze Atelier sie zum Modell genommen hat, während ihr der Professor recht beflissen eben den Pinsel aus der Hand nimmt, um ihre eigne Leistung, die man nicht sieht, zu verbessern, so seh' ich nicht ein, was ich meine Neigung verbergen und mich schämen soll, eine Madonna in dem Wesen zu finden, das Andern nur als wilde Amazone, kalter Fisch oder gefährliche Halblöwin erscheint. Es gibt kaum eine sinnigere Apotheose der Liebe und so groß meine Aehnlichkeit mit dem verzückten Maler ist, ich habe sie Leidenfrost nicht nachgetragen.

Der Liebe? wiederholte Dankmar immer erstaunter. Aber was hör' ich denn? Seitdem ich in Angerode war, sind ja mit dir Wunderdinge vorgefallen. Verliebt? Wirklich, was man so nennt verliebt?

Fast mocht' ich über mich selbst erstaunen, sagte Siegbert, der eigentlich aufathmete, daß von ihm in Hohenberg bei Melanie nicht die Rede gewesen schien und doch daraus ein schlimmes Zeichen für sich hätte entnehmen müssen. Ich habe mich lange geprüft, wie wol meine Empfindung für jenes Mädchen beschaffen sein möge. Aber seitdem ich sehe, daß ich ihretwegen leiden kann und mich ordentlich freue, durch

den Spott eines Andern des eignen Geständnisses überhoben zu sein, fühl' ich auch, daß dies die rechte Stimmung ist, der man trauen darf. Ja, ja, Dankmar, du spröder, kalter Verächter der Frauen, ich bin auf dem Wege, viel Thorheiten zu begehen.

Damit umarmte Siegbert fast den Bruder und verlangte gleichsam durch eine erhöhtere Bezeugung seiner Liebe zu ihm die Erlaubniß, sein Herz nun mit Jemand, in dem Dankmar Melanie selbst nicht voraussetzte, theilen zu dürfen.

Dankmar, der in einer fast gleichen Stimmung war, erwiderte nichts, sondern fühlte stumm die Wonne nach, die seinen Bruder zu erfüllen schien. Wirkte doch auch in ihm die reizende Bestrickung durch eine Armida wie ein Opiumrausch! Er sah nur Himmel, Glück und Seligkeit. Jeder Lufthauch, der durch das geöffnete Fenster über die hohen Dächer wehte, war ihm wie ein balsamischer Kuß von Melanie's Lippen. Ein Zauber rieselte durch seine Glieder und gab ihnen das Gefühl einer so ätherischen Leichtigkeit, als wenn er in den Lüften schwebte. Er hatte schon den Hut ergriffen, setzte ihn vor dem Spiegel auf, aber er sah sich nicht, er sah nur über seine Schultern sich hinlehnend das schöne Mädchen, das ihn in ihren Netzen gefangen hielt.

Siegbert hielt dies Schweigen für Das, was es

wol auch zum Theil war, für das warmste Mitgefühl und fast eine Bestätigung, daß Dankmar Melanien doch wol nicht in Hohenberg gesehen hätte, und erregt, wie schon den ganzen Morgen, fuhr er, sich selbst zum Ausgehen völlig fertig rüstend, fort:

Das kleine Gemälde ist viel belacht und bewundert worden und Prinz Otokar selbst hat es für eine Summe von fünfhundert Thalern angekauft. Leidenfrost war aber über dies Glück seines Spottes trostlos. Ich gestehe, daß ich einige Tage lang mit ihm nicht sprach. Er hatte das Bild in seiner Art so rasch hingeworfen, so keck unter meinen eignen Augen vollendet, daß ich denn doch etwas verstimmt war, wie ich den Spott erkannte. Da ich aber das Modell liebe und dir gestehen will, wie ich dazu kam, zu hoffen und was ich hoffe, so ertrug ich den Spott und dachte: Lacht ihr nur! Wer im Weibe das Schöne und Gute findet, gefällt doch den Menschen, wie ihr auch seiner spottet! Kaum auf der Ausstellung, war das Bild unter dem Titel: „Ein Atelier" schon verkauft. Am Tage nach unserer Scene im Pelikan kam Leidenfrost auf der Straße zu mir, bot mir die Hand und sagte: Wildungen, ich habe miserabel an Ihnen gehandelt! Ich habe ein Mädchen portraitirt und Sie mit ihr! Ich soll fünfhundert Thaler für den Fetzen bekommen,

aber ich will ihn zerſetzen unter der Bedingung, daß Sie mein Freund bleiben! Leidenfroſt, ſagt' ich, was fällt Ihnen ein? Ich finde das Bild wunderſchön. Es iſt ein Gedicht. Der Gedanke iſt gut und die Ausführung, wenn auch flüchtig, doch ſicher, beſtimmt und ganz graziös. Laſſen Sie nur die Menſchen lachen und ſtreichen Sie Ihre fünfhundert Thaler ein! Leidenfroſt war aber wahrhaft unglücklich. Er polterte hundert Dinge heraus. Um ſich zu beruhigen, ſagte er: Sie müſſen nun aber das Mädchen wirklich heirathen, damit Sie Beide uns Alle auslachen! Oder, rief er dann ſogleich wieder, Sie ſollen mir danken, daß Sie nun erſt gar auseinander kommen; es iſt eine Meluſine! Eine gefährliche Sphinx! Sie paßt nicht für Sie! Und ſo ging es durcheinander fort, bis er endlich mit mir ſich ſo weit geeinigt hatte, daß ich ihm verſprach —

Siegbert ſchloß, da ſie inzwiſchen gingen, die Thür zu. Dankmar zog ſchon draußen auf der Flur ſeine Handſchuhe an. Frau Schievelbein nahm den Schlüſſel ab und wünſchte für den Tag gute Verrichtung.

Daß ich ihm verſprach, ſagte Siegbert, indem die Brüder die Treppen hinunter ſtiegen ... ihm verſprach, wiederholte er, als die Uhr ſchon neun ſchlug und er im Gehen ſeine Uhr aufzog —

Dankmar zog halb nur zuhörend auch seine Uhr auf und richtete sie nach Siegbert's.

Daß ich ihm versprach, sagte Siegbert, ihm jetzt mehr Freund zu sein als sonst, und von den fünfhundert Thalern, die er durch mich eigentlich verdient hätte, von der Summe, die er ein wahres Sünden- und Heidengeld nannte, während ich für meinen Molay nur dreihundert hatte, wenigstens die Hälfte als Vorschuß zu einem neuen Bilde anzunehmen. Ich bedankte mich. Aber nein, sagte er, ich muß Ihnen doch irgend ein Opfer bringen, irgend eine Sühne! Wollen wir uns duelliren? fiel er ein. Auf Kanonen? war meine Antwort. Soll ich mit der neuen Hebemaschine, die ich construire, sagte er, mich zur Probe so oft in die Luft schleudern lassen, bis ich mich in einen unappetitlichen Brei verwandelt habe? Als ich auch dies großartige Opfer nicht annehmen wollte, sagte er: Verlangen Sie, daß ich mich zur Strafe in meinen chemischen Tincturen vergreife und eine Portion Aether trinke und mit dem Motto: Leichte Lüfte heben mich! in's Unendliche verschwebe? Kurz ich lehnte alle seine komischen Opfer ab, bis wir auf unserm Schlendergange in der Wallstraße vor einem Hause standen, wo wir einen kleinen Schild ausgehängt fanden, mit der Inschrift: Armand Doreur de Paris. Neben dem Schilde

hingen in einem großen Glaskasten eine Menge sehr feingearbeiteter, bronzirter Goldleisten. Da, Leidenfrost! sagt' ich, zur Strafe sollen Sie zwanzig Thaler zahlen und wissen Sie, auf welche Art? Ich weiß es, sagte er: Wir gehen zu Lippi und bestellen zehn Flaschen Champagner, von denen Sie eine trinken, ich muß die übrigen neun vor meinen Augen von Ihnen zum Fenster ausgegossen sehen und nicht einen Tropfen bekommen. Ist Das keine Strafe? Zu hart! sagte ich. Gut denn, schlug er vor, so trink' ich davon so viel, bis ich nicht stehen kann und dann jagen Sie mich auf die Straße, daß die Jungen hinter mir herlaufen und ich ein Pietist werden muß, um meinen verlorenen guten Ruf wiederherzustellen. Noch zu stark! sagte ich. Zur Strafe sollen Sie mir hier bei dem aus Paris neuangekommenen Franzosen, der allen Ateliers seine Karte geschickt hat, einen prachtvollen Rahmen zu einem neuen Gemälde schenken, durch das ich mich an Ihnen rächen will. Bravo! rief er und zog mich die Stiege hinauf zu Monsieur Armand Doreur de Paris. Wie wir bei diesem eintreten

Hier wurde Siegbert's Erzählung und Dankmar's gespanntere Aufmerksamkeit unterbrochen.

Ein Offizier ritt eben vorüber und hielt, da er Siegbert zu kennen schien, mitten auf der Straße an.

denn wäre dies Häuflein in sackleinenen Kleidern aufgetreten, so würde es im Gefühl seiner Souverainetät dennoch das Haupt am kühnsten erhoben haben. Aus der Mitte des diplomatischen Corps ragte ein langer Bambusstab hervor, welcher die Vollmacht des Correspondenten als kaiserlich chinesischen Umba's enthielt. Die Tibetaner sahen mit betrübter Scheu auf diese Akte ihrer politischen Abhängigkeit.

Der chinesische General hatte in Lassa scheinbar nur die Mission des Schutzes für den Correspondenten; es war also natürlich, daß er ihm nachging. Er befehligte seine Cavallerie, die nach ihrer Art mit Feuergewehr, Säbel, Helm und papiernen Harnischen bewaffnet war. Der Oberst Tschu-Kiang ritt dicht hinter dem General, überall, wo er ein schönes auf ihn blickendes Auge vermuthete, sein Pferd zum Courbettiren stachelnd. Seine Person kennen wir, aber die Verzierungen seines Rosses sind uns neu. Das Thier, das er ritt, war mit großen karmoisinrothen Quasten und anderem prächtigen Geschirr geschmückt und mit einer Menge Glöckchen an einem Halsbande behangen, die, so wie es sich in langsamen Schritten bewegte, harmonisch klangen. Uebrigens war der Körper des Pferdes von den vielen seidenhaarigen Kuhschwänzen, die auf beiden Seiten hingen, kaum zu sehen. Ich kann den Sonnenschirm nicht übergehen, der am Halse des Pferdes befestigt war und den zarten Teint des Reiters gegen die bräunenden Sonnenstrahlen schützte. Selbst in der heißen Jahreszeit ist die Hitze in Lassa erträglich, aber der Oberst wußte, wie schön ihm die Bewegungen seines Armes standen, wenn er sich mit einem Fächer Kühlung zuwehte und hatte also diesen Fächer nicht vergessen. In dieser Coquetterie ließ er sich nur stören, wenn er zuweilen einen interes-

Siegbert zog artig den Hut und trat zu ihm vom Bürgerſteige näher.

Das Bild wird vortrefflich! ſagte der Offizier, eine hagere, aber ſtrengmilitairiſche Erſcheinung mit durchdringenden Augen und einem eigenthümlichen Lächeln, das halb graziös, halb ſarkaſtiſch erſchien.

Ich danke Ihnen, Herr Major, für die gute Vormeinung! ſagte Siegbert. Doch wiſſen Sie wohl, wie bedenklich es iſt, ein Portrait in ſeiner erſten Anlage zu beurtheilen ....

Ich muß doppelt dankbar ſein, ſagte der Offizier, da meine Frau nicht genug rühmen kann, wie anregend ſie von Ihnen unterhalten wird ..

Bitte, Herr Major!

Wann dürfen wir Sie heute erwarten?

Ich wollte eben der gnädigen Frau anzeigen, daß ich heute vielleicht eine Sitzung überſpringen werde und erſt morgen fortfahre ....

Wie Sie wünſchen, Herr Wildungen! Soll ich Ihnen den Weg erſparen und es meiner Frau ſelbſt anzeigen ..?

Sie ſind zu gütig, Herr Major!

Meine Schuldigkeit! Guten Morgen, meine Herren!

Damit lenkte der Offizier vom Trottoir zurück und wrengte mit einer artigen Begrüßung, die auch Dankmarn galt, von dannen.

Siegbert war von dieser Unterredung etwas verlegen geworden.

Das muß ich sagen! begann Dankmar. Du bist mir völlig fremd! Du steckst ja in lauter neuen Verhältnissen! Wer ist denn Das?

Der Major von Werdeck, sagte Siegbert, dessen Frau ich male ....

Frau von Werdeck, fiel Dankmar sich besinnend ein; eine Polin —?

Ganz Recht, antwortete Siegbert, eine geborene Kaminska ....

Eine vortreffliche Reiterin, eine Amazone, die dir scheinbar zu einem Portrait sitzt und sich ärgert, daß du keine Tête à Têtes aus diesen Sitzungen machst!

Abscheulich! Dankmar! Dankmar!

Die Welt taugt aber nichts, lieber Bruder!

Aber die Menschen taugen noch hie und da etwas. Diese Polin liebt nur Eins, ihr Vaterland ..

Hoffentlich nach dem Major von Werdeck ...?

Ich glaube auch ihn nur, wenn er die Gedanken theilt, die durch ihr glühendes Herz gehen ...

Dankmar besann sich, daß er auf der Rückreise von Hohenberg noch vorgestern von der Majorin von Werdeck wie von einer Demokratin hatte reden hören ...

Wem verdankst du diese Bekanntschaft? fragte er.

Auch meinem Mar Leidenfroſt! ſagte Siegbert. Er trat mir dieſe Beſtellung eines Portraits ab. Er iſt rührend in der Art, wie er mich verſöhnen will. Auch glaub' ich wol, daß Major von Werdeck Anſtand nehmen mußte, dieſen Cyniker, den er übrigens ſehr ſchätzt, in das Boudoir ſeiner Frau zu führen. So entſchloß ich mich, die Beſtellung zu übernehmen und freue mich, hier mehr als ein Portrait zu liefern. Dieſe leidenſchaftliche Frau trägt den Typus ihrer Nationalität in jeder Fiber ihres Antlitzes. Die Bitterkeit ihrer Anſichten iſt ſo grell, daß ich ſie oft erſuchen muß, ſich zu mäßigen, damit ſie nicht unſchön erſcheint. Ich opponire ihr meiſt nur aus äſthetiſchen Rückſichten . .

Dankmar war durch den Anblick jenes Offiziers, der wieder etwas von der feſſelnden Ausſtrömung beſaß, die ihn ſogleich auch für Ackermann gewonnen hatte, noch theilnehmend beſchäftigt. Er verfiel in die Gedankenreihe, wie wol ein Offizier in dem bekanntlich enge genug ihm vorgezeichneten officiellen Ideenkreiſe ſich behaglich fühlen könne, wenn ein geliebtes Weib ihm den ganzen Schmerz einer durch die Politik zerriſſenen Nation und die Hoffnungen, die dieſe Nation gerade aus der Umwälzung aller Verhältniſſe für ihre eigene Wiederherſtellung ſchöpft, täglich vergegenwärtigt und ihn allmälig doch dahin bringen müßte, ent-

weder ganz mit seinem Innern oder seiner äußern Stellung zu zerfallen oder gar ein gedankenloser, unzurechnungsfähiger Heuchler zu werden . . .

Siegbert, der keine Ahnung von der gewaltigen Krisis hatte, in der sich die Ueberzeugungen seines Bruders befanden, ließ von diesem Gegenstande ab und kehrte auf die Erzählung zurück, die der Major von Werdeck unterbrochen hatte.

Wir konnen kaum zweifeln, daß Louis Armand, der Vergolder, derselbe junge Mann ist, der im Egen'schen Palais der Vermittler der Wünsche Ackermann's und der Bewilligungen des jungen Prinzen gewesen war.

# Achtes Capitel.

## Louis Armand.

Als wir, Leidenfrost und ich, fuhr Siegbert im weitern Gange fort, bei dem französischen Kunsttischler eintraten, trafen wir zuvorderst den Probst Gelbhaar! ... doch du bist zerstreut? Meine Ausführlichkeit langweilt dich?

Nein, nein, fahre fort! sagte Dankmar. Doch will ich nicht hoffen, daß eine der häßlichen und magern Töchter dieses alten Gönners unserer Familie dem Madonnenideal ist!

Gönner unsrer Familie, sagst du? Er war der ärgste Feind meines Vaters.

Es ist ein Schulkamerad des Vaters noch von Schulpforte her ...

Und gerade deshalb sein eifrigster Feind und auch aus misgünstig und hämisch gesinnt! Die Schulkameradschaften! Von einem mislungenen Wettkampf

bei einem Exercitium ſpinnt ſich oft ein Faden des Neides und der Misgunſt an, der durch das ganze Leben geht! Wie kann ich gute Bilder malen, da er unſern Vater kannte, der neben ihm in ein und daſſelbe Tintenfaß die Feder tauchte!

Bitter, Siegbert, aber wahr!

Ich bin bitter, weil ich wirklich ſagen muß, daß erſt Frau von Trompetta den Ankauf meines Bildes durchſetzte! Nicht, damit ich erſt etwas für ihr Gethſemane male, ſondern weil ich ihr ſchon etwas malte, deshalb mußt' ich erſt durch Ankauf meines Bildes ein geachteter, guter Maler werden!

Aergre dich darüber nicht! Die Myſterien des Ruhmes haben ſchlimmere Dinge zu berichten. Was wollte Gelbſattel bei dem Franzoſen?

Gelbſattel kaufte Rahmen zu einigen Bildern, die vom Kunſtverein verlooſt werden ſollen. Er war ungemein freundlich, faſt kriechend und erkundigte ſich nach dir mit einer Umſtändlichkeit, die mir faſt auffiel.

Nach mir? ſagte Dankmar, halb befremdet, halb theilnahmlos.

Faſt wie im Verhör mußt' ich ihm hunderterlei Fragen beantworten, fuhr Siegbert fort, die ich ſelbſt kaum wußte, und was das Auffallendſte war, er ſchien über deine Anweſenheit in Angerode aufs Ge-

naueſte unterrichtet und gerieth über die Mutter in Ekſtaſe, die ich ſeit dem ſchlimmen Tage, wo er einſt in Thaldüren uns beſucht hatte, nicht vermuthete.

Die Lection, ſagte Dankmar, die ihm der gute Vater damals gab, wirkte. Er drohte ihm für Alles, was ihm der Vater ſagte, die furchtbarſte Rache und doch wurde er gleich darauf nach Angerode verſetzt. Dieſen Menſchen muß man nur die Zähne weiſen und ſie werden zahm.

Nach Angerode, ſagte Siegbert traurig, wo der Vater ſtarb! Die Rache gelang!

Nun? erinnerte Dankmar, dieſe Erinnerungen vermeidend, an die Fortſetzung der Erzahlung . . .

Du hätteſt Leidenfroſt ſehen ſollen, fuhr Siegbert fort, wie der den Probſt ſogleich hechelte, den Kunſtverein geißelte! Der koleſſale Herr wurde zornroth und warf mit Frivolität der Genrebilder, ſatiriſchen Bambocciaden und ähnlichem Schwulſt um ſich, während er die Rahmen behandelte und von dem Franzoſen immer kurz und treffend, mit Würde und einem gewiſſen Stolz bedient wurde. Leidenfroſt beſtellte zwölf Ellen von der vorzüglichſten Arbeit, die Monſieur Armand in Proben ausgeſtellt hatte, und als ich lachte und ſagte: Sind Sie toll? Was ſoll ich denn da hineinmalen? Nun was denn ſonſt, rief er mit

einem Seitenblick auf Gelbsattel, was denn sonst als die Idee, die Sie mir eben so vortrefflich geschildert haben, eine Sitzung der Akademie della Crusca! Gelbsattel horchte hoch auf über ein Bild, an das ich gar nicht gedacht hatte. Sehen Sie, sagte Leidentrost, zu Ihrem dicken Prälaten, der bei dieser Gelegenheit die Regeln des guten Geschmackes definiren will, brauchen Sie allein drei Quadratellen Leinwand. Der Kerl muß sich in seinem Lehnstuhle hinflegeln, wie eine in Schweinsleder gebundene Ausgabe sämmtlicher Werke des Aristoteles! Bis hierher . . . Bitte um Entschuldigung, Herr Oberconsistorialrath! . . bis hierher müssen wenigstens seine Beine reichen, bis dahin seine Arme, hier oben streckt er die Hand auf den grünen Tisch und legt sie mit plumper Vollsaftigkeit auf einen grünen Lorbeerkranz, der für ein Reiheherumgehendes Gedicht von den versammelten Kunstrichtern als Preis bestimmt ist. Der Eine rümpft die Nase, der kratzt sich hinterm Ohr, der rechnet an den Fingern nach, daß in der siebzehnten Stanze Vers drei ein Fuß zu wenig ist, der schlägt schon im Lexikon nach, aber der dicke Prälat, der sich bläht wie ein verdauender Kalekut, der gibt sich das Ansehn, als grübelte er nur dem Geiste des zur Prüfung vorgelegten Gedichtes nach, und die Lorbeerblätter müssen unter seiner schweißigen Hand

ſchon anfangen gelb zu werden. Würde der Kunſtverein, ſchloß Leidenfroſt, wol einen ſolchen Gegenſtand ankaufen, Herr Probſt? ... Gelbſattel ſtutzte, faßte ſich aber. Der ſchöne Rahmen, ſagte er ſalbungsvoll und ſich wohl getroffen fühlend, der ſchöne Rahmen, mein Beſter, den Sie da beſtellen, iſt vorläufig eine ſehr gute Empfehlung dieſer Sitzung der Academia della Crusca, die ich mir ſehr treffend und ſogar witzig denken kann, vorausgeſetzt, daß der Pinſel des Künſtlers edel bleibt und durch Portraitähnlichkeit nicht zum Pasquillanten wird!

Aha! rief Dankmar. Siehſt du, wie du die Unbeſonnenheit dieſes unverbeſſerlichen Leidenfroſt büßen mußt?

Lieber Dankmar, ſagte Siegbert mit großer Milde, ich fühle Das wirklich weniger, als du und als es Leidenfroſt fühlte. Der Probſt ging und unſer Spötter warf ſich voll Unmuth in einen Seſſel. Der Franzoſe, der auffallenderweiſe recht geläufig deutſch ſprach, fragte, ob dieſer Herr der Vorſtand hieſiger Katholiken wäre? Als wir ihm dieſen Irrthum benahmen, ſagte er, er hätte Dies geglaubt, weil ein Jeſuit, der mit ihm von Paris gereiſt wäre, viel von dem Probſt Gelbſattel geſprochen hätte. Ein Jeſuit? fragt' ich zweifelnd; giebt ſich, namentlich in jetziger Zeit, ein Jeſuit ſo offen? Der Franzoſe lächelte und erwiderte

Er wäre von Brüssel bis Hannover mit ihm fast immer in einem Waggon gefahren, aber schon in Aachen wäre ihm kein Zweifel gewesen, daß er einen heimlichen Jesuiten neben sich gehabt hatte. Auch wisse er ein Zeichen, mit dem sich die Jesuiten zu erkennen gäben, wenn sie verwandten Brüdern oder Affiliirten des Ordens zu begegnen glaubten. Einige Herren, die in Elberfeld eingestiegen waren, hatten dies Zeichen auch sogleich erkannt und sich mit seinem Landsmann vielfach im Geheimen unterhalten, auch ein Geistlicher, der sich in Bielefeld anschloß . . . mit diesem wäre oft vom Probste Gelbsattel in der Residenz gesprochen worden.

Schöne Arsenik-Adern Das, die sich da durch Deutschland schlängeln! sagte Dankmar.

Du kannst denken, fuhr Siegbert fort, wie mich nach solchen Mittheilungen dieser Franzose ansprach. Es ist ein noch ziemlich junger Mann, der Kunsttischlerei und das Vergelden zu gleicher Zeit gelernt hat und es zu einer Vollkommenheit in seinem Fache brachte, die noch bei uns Niemand erreicht. Seine Spiegel- und Gemälderahmen sind von einem bewundernswerthen Geschmack. Er konnte nur Proben auslegen, da ihm die Gewerbeordnung untersagt, anders hier aufzutreten denn als Reisender und Com-

ſanten Gegenſtand, ein durch ein Fenſter blickendes Mädche
auge belauſchen wollte. Er hielt ſich dann mit vieler Gra
ſeine Brille vor die Augen, die er nach chineſiſcher Sit
an einem Bande im linken Ohrzipfel trug.

Jetzt folgten verſchiedene Gruppen, welche mancherl
Staats-Inſignien, Fahnen und Standarten führten; na
ihnen kreiſchende Inſtrumente und zwei mit reichen Dec
belegte Pferde, deren jedes zwei runde Wannen trug, d
mit brennendem wohlriechendem Holze gefüllt waren.

Ein Prieſter-Senior trug in einem Käſtchen die Gebe
bücher und einige der vorzüglichſten Götzenbilder. Hinter ih
wurden neun prächtige Pferde geführt, die mit einem Gege
ſtande beladen waren, der ein ſonderbares Attribut der Got
heit iſt. Aber auch unſere Künſtler ſind von der Nacktbei
mit welcher die Griechen ihre Götter bekleideten, zurückge
kommen. Wir ſind ſchon lange gewohnt, die bildlichen Dar
ſtellungen unſerer Gottheiten nicht ohne Kleid zu laſſen, un
man wird es daher nicht auffallend finden, daß jene neu
Roſſe die Garderobe des Gottes der Tibetaner trugen.

Die irdiſche Hülle des Allerheiligſten iſt jetzt an un
vorüber. Die Pulſe ſtocken, die Herzen beben, die Knie
wanken und mit heißen Thränen ſinkt der Gläubige nieder
Er hat kein Auge mehr für die vielen hundert Diener, di
zu der nächſten Umgebung des Herrn der Heerſchaaren ge
hören, für die großen goldenen, mit ſinnbildlichen Figure
geſchmückten Gefäße, welche zwei Männer auf ihren Schul
tern tragen und die das gewöhnliche Geſchenk des Kaiſers vo
China an den neuen Lama bilden; kein Auge mehr fü
jene Seligen, die an den Stufen ſeines Thrones ſtehen, un
die Bittſchriften zu empfangen und die Almoſen auszutheilen

miſſionär. Er übernimmt aber jede Beſtellung und wird ſie entweder von einem großen Lager aus, das er in Paris hat, oder durch eine Verbindung mit irgend einer hieſigen Werkſtätte ausführen. Er wohnt ſchon deshalb bei einem guten ſoliden Tiſchler, Namens Märtens . . .

Märtens? fragte Tankmar . . .

Es war ihm, als hätte er dieſen Namen irgendwo gehört.

Märtens in der Wallſtraße . .

Tankmar horchte auf. Doch fiel ihm nicht ein, daß dies die Adreſſe war, die auf dem Gelben Hirſch der Förſter Hennisch von ſeiner Nichte, Fränzchen Hennisch, gegeben hatte.

Siegbert, der genauer ausführen wollte, wie er dazu gekommen, in Tankmar's Abweſenheit ſich Leidenfroſt und dieſem Louis Armand näher anzuſchließen, fuhr fort:

Armand's Fertigkeit in der deutſchen Sprache fiel mir auf. Er behauptete, das Deutſche theils von einer halbdeutſchen Mutter, theils von einem Beſchützer gelernt zu haben, dem zu Liebe er hierher nach Deutſchland gefolgt wäre. Vielleicht bliebe er, vielleicht ginge er wieder. Es hinge Das von ſeinem Freunde und Beſchützer und deſſen verwickelten Angelegenheiten ab.

Er hatte kein Hehl, mir diesen Protector, wie er ihn nannte, mit Namen zu nennen. Ich war erstaunt, als er eine hochgestellte Person nannte, den jungen Prinzen Egon von Hohenberg.

Wer? fragte Dankmar erstaunt. Den Prinzen Egon?

Von dem er nicht Rühmens genug wußte, fuhr Siegbert fort, und bei dessen Namen ihm die Thränen in die Augen traten.

Dankmar war jetzt überzeugt . . daß der Gefangene im Thurm ihn nicht getäuscht hatte!

Nun? Nun? drangte er den Bruder fortzufahren Und der Prinz?

Von ihm erfuhr ich nichts, sagte Siegbert. Aber Louis Armand, der Franzose, interessirte mich. Er sprach Einiges von der Politik und nach wenig Augenblicken entdeckt' ich, daß dies ein pariser Sozialist in Leidenfrost, dessen technologische und mathematische Studien ihn mit seiner Malerei verbunden zu einem Genie im alten Sinne des Wortes, einem Albertus Magnus, Paracelsus, ja zum Faust machten, wenn er nicht zu sehr Mephistopheles wäre . . .

O! O! unterbrach Dankmar. Ich bitt' euch! Das ist ja schon eine Lobhudelei unter euch, wie

wenn ſich zwei junge Studenten ihre erſten Gedichte vorleſen!

Leidenfroſt, fuhr Siegbert unerſchüttert fort, erhob ſich aus ſeinem Seſſel und nahm an unſerm Geſpräch den lebhafteſten Antheil. Dieſer Franzoſe nun iſt Schuld, daß ich ſeit einigen Abenden ſo ſpät nach Hauſe komme. Geſtern Abend begleiteten wir, Leidenfroſt und ich, ihn wirklich an das Palais des Fürſten Hohenberg. Er hatte wirklich einen eigenen Schlüſſel zu einer Seitenpforte, die in den Garten führte, wo wir Abſchied von ihm nahmen . . .

In den Garten ſagſt du? fiel Dankmar ein. War das nach zehn Uhr?

Gegen elf! antwortete Siegbert.

Dankmar gedachte des Sängers von geſtern Abend, gedachte Egon's. Die Bruſt wogte ihm freudig auf. Er fühlte, daß ſeine Erinnerungen keine Träume waren, daß ſie aufleben ſollten in einer neuen reizvollen Wirklichkeit . . .

Da Dankmar ſchwieg, ſchloß Siegbert ſeine Erzählung, die er immer ruhig mit dem Bruder fortſchlendernd vorgetragen hatte, mit den Worten:

Nun aber wird es an dir ſein, endlich gleichfalls zu berichten. Wir ſind am Atelier. Um drei Uhr bei Grün oder jetzt; ich will dir ganz gehören, wenn du es verlangſt.

Dankmar hielt ihn allerdings fest. Es war ihm noch, als wäre nicht Alles los und frei in seiner und des Bruders Brust. Er sah zu den Fenstern des eleganten im italienischen Geschmack gebauten Hauses hinauf. Es bestand dies Haus aus zwei Theilen, von denen der eine (beide hatten Plandächer) für die berühmte Malerschule des Professors Berg bestimmt war. Der andre enthielt Wohnungen; sie waren durch eine Terrasse verbunden, die mit Orangen-, Oleanderbäumen und Cactus verziert waren und einen Gang bildeten, über den Professor Berg zu seinen Schülern aus seiner Wohnung hinübergehen konnte. Eben ging auch der gefeierte Meister im leichten Ueberwurfe aus der Glasthür des Wohnhauses über diese Verbindungsterrasse in's Atelier. Er hatte ein ernstes, edles Gesicht, das mit langen grauen Locken beschattet war. Freundlich grüßte er zu den Brüdern hinunter.

Aha! Dein Tizian! sagte Dankmar. Bruder, ich weiß nicht, Leidenfrost ist doch werth, daß man ihn durchprügelt. Wie du Das so erträgst! Hätte der Vater nicht auf dem Todtenbette zu uns gesagt: Wie lieblich, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen! ich finge einen Heidenlärm mit dir an und zwänge dich mit ihm wenigstens zu einem Gang auf geschärfte Rappiere! Wetter, Bruder! Wie kann man harmoni

ren, wo eine ſolche unaufgelöſte Diſſonanz doch immer nebenher brummt!

Hab' ich nicht, ſagte Siegbert, durch dies Alles einen reichen Gewinn? Leidenfroſt's geniale Natur iſt mir näher getreten: er zeigt mir aus Reue ein Gemüth, das er Allen verbirgt. Was hätt' ich nun, wenn ich ihn haſſen müßte, mich zwänge, ihn zu haſſen, den wunderlichen, in ſich doch auch nicht glücklichen Menſchen! Und bei dieſer Freundſchaft gewann ich noch eine andere, jenen Louis Armand, der mir, faſt möcht' ich ſagen in reinlicherer, graziöſerer Weiſe die Ideen von dem möglich geſteigerten Glücke des Volkes verwirklicht, als ich ſie an unſre ſchmutzigen, meiſt rohen und gedankenloſen Handwerker anknüpfen könnte. Wir ſehen ihn vielleicht heut' Abend, wenn ihn der Fürſt von Hohenberg nicht in Anſpruch nimmt.

Prinz Egon! wiederholte Dankmar mit einem Erſtaunen, das der Bruder nur auf den Rang eines Mannes bezog, mit dem ein einfacher Rahmentiſchler und Vergolder bekannt ſein ſollte . . .

Und von dem Tizian ſprichſt du, ſagte endlich Dankmar, als Siegbert ihm die Hand gab, um in's Haus zu treten . . . Von den Sphinxen und Meluſinen ſprichſt du und von deinen Freunden und deinen durch

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04305/026

Großmuth beschämten Feinden .. Aber die Madonna! Diese Vielgestaltige! Wer ist sie denn nun? Dieser weibliche Proteus, Der Jedem anders und dir als eine Heilige erscheint? Ich habe geschwiegen ... Ich wollte dir meine Bescheidenheit zeigen ... Aber du ehrst sie nicht. So werd' ich indiscret und frage: Wer ist sie denn?

Hättest du nur nicht so viel Verstand, Dankmar! sagte Siegbert. Von der Liebe schäm' ich mich mit dir zu reden ...

Wirst du nicht roth über und über? Ich wette, es ist Berg's Tochter! Der alte Tizian in Venedig hatte ja wol auch eine Tochter, die mit ihres Vaters Schülern ... seine Schule fortpflanzte? Wie? Fräulein Berg ist's?

Du kennst sie also nicht, sagte Siegbert. Und doch glaubt' ich ... in Hohenberg ...

In Hohenberg? fragte Dankmar erstaunt.

Sie ist eine Schülerin Berg's, hat Talent, aber wenig Ausdauer. Seit einigen Tagen ist sie verreist ... du solltest wissen wohin?

Ich?

Zuweilen war ich bei ihr eingeladen. Bis jetzt zog sie mich jedem Andern vor. Was Viele als Ko

ketterie an ihr tadeln, scheint mir ein künstlerischer Sinn. Könnt' ich sie gewinnen, ich hätte ein Ideal gefunden; denn sie ist vollendet schön . . .

Tankmar wurde jetzt von einer Idee ergriffen, die ihn erstarren machte. Er wußte, daß Siegbert heute hier, morgen da, in Soireen und Theegesellschaften gebeten wurde. Daß ihn Melanie Schlurck kannte, schien ihm sowenig auffallend, daß auch nicht ein Gedanke ihm gekommen war, der in seinem Geschmacke an Frauen so wählerische Bruder möchte sich in die Netze gerade dieser Siegbert's ganzer Natur widersprechenden Erscheinung verloren haben. Aber als er schon von deren Abwesenheit hörte, von verreist, von Hohenberg, von Koketterie . . . erschrak er furchtbar und wie in dem sichern Gefühle einer Ahnung, mit der ihm die Schuppen von den Augen fielen, sagte er:

Doch nicht Melanie Schlurck?

Du kennst sie? antwortete Siegbert hocherglühend und fast begeistert. Ja, gerade Die ist Berg's Schülerin und die Madonna. Sahst du sie nicht in Hohenberg? . . . Du schweigst! So laß uns abbrechen. Ich sehe du bist verdrießlich, — du verurtheilst sie wie — Alle — Alle — oder — was hast du?

Nichts! — nichts —

Du bemitleidest mich — du hast einen wehmüthigen Zug um den Mund — warum wendest du dich? Was ist dir?

Ich will gehen und die Couverte bei Grüns bestellen . . .

Du willst dort mit mir moralisiren! Thu' Das nicht, Dankmar! Laß mir diese Täuschung, diesen Wahn! Ich liebe Melanie Schlurck und wenn ich das Gespött der Welt würde.

Und sie selbst?

Darüber heut' Mittag! Ich will an mein Oelblatt für das Gethsemane . . . Du sollst mir Rath geben! Aber nicht moralisiren! Hörst du? Ich liebe wahnsinnig . . .

Siegbert hatte keine Ahnung, daß sein kalter, gegen Frauen gleichgültiger Bruder, sein Nebenbuhler sein könnte. Er hatte Dankmar's erkaltete Hand geschüttelt und nichts von dessen Leichenblässe bemerkt. Dankmar war groß in der Kunst der Selbstbeherrschung .. Siegbert trat in das Atelier.

Und doch hätte Dankmann, als er nun so allein stand mit dieser gewaltigen Thatsache, sein erstes klares Gefühl, dessen er Herr werden konnte, Thränen abpressen mögen. Nicht an sich dachte er! Der gute kindliche Bruder! rief es in ihm. Der tiefst

Schmerz ergriff ihn, zu denken, daß diese reine spiegelklare Natur so von einem entschiedenen Irrthum, von einem Wahne völligster Unmöglichkeit überhaucht werden konnte! An das sonderbare Schicksal, daß zwei Brüder von einem und demselben Mädchen erfüllt sein mußten, dachte er gar nicht .. Das war zu oft vorgekommen .. Ihn rührte weit mehr der Schmerz um Siegbert, den er, obgleich älter als er selbst, hier schon wieder unpraktisch, träumerisch, zerflossen fand! Wie klar durchschaute er den niezulösenden Widerspruch zwischen Siegbert und Melanie! Wie unmöglich schien ihm für jemals diese Vereinigung! Wie scharf, treffend, nur für seine Bruderliebe beleidigend treffend war nun der Spott des kecken Leidenfrost, der diesen Contrast so lebendig aufgefaßt und in seiner ganzen Lebendigkeit wiedergegeben hatte! Und wen er noch mehr haßte als Leidenfrost, das war wirklich ... Melanie selbst!

Ein Mann kann gar nicht lieben, sagte er sich, ohne daß ihm ein Weib dazu die Veranlassung gibt und Melanie hat sich einen Scherz erlaubt!

Und als ihm diese Gedankenreihe zu tantenhaft, zu gouvernantenmäßig klang, sagte er sich doch: O sie verdient uns Beide nicht! Er überraschte sich auf dem Geständniß, daß er sie vielleicht wirklich nicht

Denn in diesem Augenblicke theilen sich die Wolken-Vorhänge des Himmels, die Donner und Blitze rollen und zucken unter dem Fuße des Allmächtigen; die Heiligen mit goldenen Kronen stimmen den Lobgesang an und die Schöpfung lauscht entzückt dem Preise seiner Herrlichkeit und großen Gewalt.

Du stehst auf von dem Boden, der deine leisen Seufzer und stillen Gebete gehört hat; eine wilde Menge drängt sich dem Zauber nach, den du nun empfunden und mit deinem geistigen Auge geschaut hast. Du weißt nichts von dem prächtigen Thronhimmel, der seinen Tragsessel beschattete; nichts von den sechzehn Chinesen, die zum Zeichen der Huldigung deinen Heiland auf den Schultern trugen. War er jung? War er ein Greis? Flossen Locken über seine Stirn? Strahlte freundlich sein Auge? Oder wurde Trübsinn und Wehmuth von seinen Wimpern beschattet? Hielt er die Hände gefaltet oder hob er sie auf zum Lichte der Sonne? Dein Auge war geblendet und dennoch hast du ihn von Angesicht geschaut. Dein Auge sah ihn und dennoch legte sich auf deinen Mund ein geheimnißvolles Siegel, das weder die Neugier eines Andern, noch das Gelüst deiner eignen Erinnerung je lösen wird.

Die Barriéren der Priester lösen sich auf und drängen sich hinter der Queue der Procession her. Erst am späten Abend gelangt der Zug an den Palast des Lama. Die Menge harrt mit Sehnsucht, daß auf den Thürmen desselben die Fahnen aufgesteckt werden, welche den Moment bezeichnen, da sich der Herrscher auf seinen Thron niederläßt. Ein donnerndes, weit in den Bergen nachhallendes Freudengeschrei wirbelt in der Luft und bringt einem Thale nach dem andern die freudige Kunde von dem erschlossenen Jenseits.

liebe, nie geliebt hätte, daß sie ihm nur den Eindruck der Sinnlichkeit gemacht hätte. Opium ist Das, was in ihren Blicken liegt, sagte er sich. Ich könnte sie zermalmen, wenn es nicht Leidenfrost auch schon mit ihr in seinem Bilde gethan hätte. Prinz Ottokar hat es gekauft! . . Das versöhnt mich jetzt mit Leidenfrost! Das ist die schwerere Schale, die seine Schuld gegen den Bruder aufwiegt!

Und doch trat dann wieder Melanie als Siegerin und im ganzen Zauber ihrer Hingebung vor seine Seele. . .

Er mußte sich unter einige in der Nähe liegende Bäume flüchten, eine Bank suchen um sich zu fassen, um sich zu sammeln . . .

Daß für ihn an Melanie nicht mehr zu denken war, schien ihm dem Bruder gegenüber unerläßlich.

Daß aber auch dieser von seiner Verblendung durch ein Mädchen, das er erst jetzt erkannte, da er sie in der Seele eines Andern beurtheilte, geheilt werden müsse, erschien ihm ebenso nothwendig . . .

In dem Hin und Her dieser Empfindungen und Ueberlegungen versank er auf der steinernen Bank unter Kastanienbäumen, umrauscht von dem Larmen des fashionablen Viertels, in dem er sich befand, in Wehmuth und in eine Traurigkeit, die fast alle seine

Entschlüsse für den heutigen Tag lähmte .. Sein Anzug kam ihm jetzt lächerlich vor .. Er riß die Handschuhe von den Fingern. Prinz Egon, der Freund des Kunsttischlers Armand, bedurfte dieser Aufmerksamkeit nicht .. und mit Schluck wollte er ungebundener sprechen .. Melanie, die ihm, wer weiß durch welche Zweideutigkeit, das Bild erworben hatte, wollte er nicht sehen. Er war außer sich und unglücklich.

Er saß dumpf brütend eine Weile, bis er die Augen aufschlug und auf der entgegengesetzten Seite des Platzes, den die Kastanienbäume beschatteten, eben um die Ecke der dort einmündenden belebten Straße einen Mann und einen Knaben schreiten sah, der ihm Ackermann und Selmar zu sein schienen. Erfüllt vom freudigsten Schreck sprang er auf und mit dem Ruf in seiner Brust: Es gibt noch reine Fluten, in denen des Mannes Seele sich läutern, stärken, erquicken kann! eilte er stürmisch nach der Gegend hin, wo die lieben, ihm so theuren Gestalten eben aufgetaucht und wieder verschwunden waren. Sein bebender Fuß, hoffte er, würde sie noch sicher erreichen. Er eilte, als jagte ihn die Reue über alles das, was er in diesen Tagen erlebt, begonnen hatte. Jeder rasche Fußtritt war ihm, als müßte er mit ihm zu gleicher Zeit

abschütteln, was auf ihm Unwürdiges und Zweideutiges lag.

Hinweg! Hinweg mit diesem Ballast! rief es in ihm. Sei Mann! Schüttle deine Mähne! Lebe in der Wüste deiner Ueberzeugungen einsam, aber wie ein Löwe!

Aber es war nur der Schmerz, der so in ihm schrie . .

Er irrte und irrte . . Ackermann und den Knaben zu finden; . . . er hatte ihre Spur verloren! Seine beflügelten Schritte ruhten erst, als er vor dem Hause stand, an welchem er gestern Nacht auf messingner Platte den einfachen Namen Schlurck gelesen hatte . . .

. . . Ob Tankmar eintreten wird? . . .

. . . Dies der Commune gehörende Haus mit dem Kreuze, gebaut auf Grundstücken, die einst dem geistlichen Ritterorden und der Comthurei von Angerode gehört hatten, trug zwar alle Spuren seines alterthümlichen Ursprungs, war aber von innen sehr wohnlich, bequem und in manchen Partien selbst elegant eingerichtet. Die Bogenwölbungen der Decken und die winkligen steinernen hier und da ausgetretenen Treppen waren nicht zu verbergen. Viereckte, abgestumpfte Säulen trugen die Treppenüberbauten. Lange Gänge zogen ohne alle Symmetrie, rein nach dem Grundsatze der Bequemlichkeit, durch die Stockwerke und gaben

nach allen Richtungen hin in den Zimmern Ausgänge, ohne daß diese darum selbst, wie leider bei den neuen Bauten, mit einer Ueberzahl von Thüren versehen waren. Fast in allen Zimmern war darauf geachtet, daß sie mindestens eine große, völlig thürfreie Wand hatten, an der die Wärme sich sammelt und der Rücken des Bewohners traulich und sicher anlehnen kann. Wenn nun auch viele Alkoven etwas Düsteres und kleine einfenstrige Durchgangszimmer etwas Weitläufiges darboten, wenn die ausgebauten Erker, die Fenster mit breitem Simse, von denen man nur durch im Zimmer angebrachte Tritte eine bequeme Aussicht auf die Straße haben konnte, mehr altfränkisch, als ehrwürdig erschienen, so hatte doch der lange ungestörte Aufenthalt eines sehr wohlhabenden, Luxus und Comfort liebenden Mannes in diesen Räumen dem Ganzen den Charakter jener Eleganz aufgedrückt, die man in den alten Häusern Nürnbergs oder, noch bezeichnender, Basels und Berns antrifft. Was hier Malereien an den Wänden und moderne gefällige Formen nicht bewirken konnten, wurde durch Sauberkeit und Gediegenheit erreicht. Die Fenster der Treppen sogar hatten Gardinen, die Vorplätze der niedrigen Zimmer waren gebohnt und mit kostbaren Blumenstöcken in weißen Porzellantöpfen geziert. Die

inneren Zimmer waren prächtig tapeziert und wurden durch bunte Vorhänge gehoben. Die Möbel entsprachen dem neuesten Geschmack und die reichbesetzten Etagèren und Servanten entfalteten einen Ueberfluß von Gold, Silber und Porzellan, der nur einer besseren Beleuchtung bedurfte, um — dann vielleicht nicht einmal so geschmackvoll zu erscheinen wie jetzt, wo gerade diese Aeußerlichkeit dazu gehörte, sie zur Staffage eines Wohlstandes zu machen, den man allenfalls patrizisch nennen mochte.

Schlurck bezahlte eine sehr geringe Miethe für diese Wohnung, die zum Complex aller der Häuser und Liegenschaften gehörte, die er für die Commune verwaltete. Dieser Umstand allein hätte ihn aber nicht hier festgehalten, wenn es nicht seine Bequemlichkeit gewesen wäre. Seit fast zwanzig Jahren hatte Schlurck hier gehaust und in allen Dingen Gewohnheitsmensch war er auch nicht zu bewegen, Melaniens Bitten um eine modernere Wohnung nachzugeben. Er gestattete ihr lieber hundert andere Dinge, nur in diesem Punkte war er unerschütterlich. Dies Winkelwerk war ihm lieb geworden. Er hatte über sich Miethbewohner, die ihn nicht störten. Ställe, Remisen, Alles gehörte ihm so, als wär' er in seinem Eigenthum. Unten, hinter den vergitterten Fenstern, waren seine

Schreibstuben, wo oft zwanzig Federn unaufhörlich kritzelten, immer ein halbes Dutzend junger praxisloser Juristen unter seiner Anleitung arbeitete und die Acten bis zu den Decken in einer Menge Schränken aufgethürmt lagen. Sein eigenes Audienzzimmer lag nach hinten hinaus, war sehr düster, aber traulich, und die Wendeltreppe, die er sich von hier aus in den ersten Stock hinauf hatte bauen lassen, that ihm vielfach erwünschte Dienste. Dazu kamen die hohen, gewölbten Keller für seine Weine, die er als Kenner kaufte, lagern ließ und nach einem gewissen System verbrauchte. Dies ganze Winkelige, Versteckte, Alterthümliche war ihm nothwendig geworden, und oft sagte er zu den Gästen, die er in dem kleinen oder dem größern Saale oben versammelte:

Wir Menschen müssen über unsrer Wohnung stehen! Sie muß unsern eignen Gehalt, unser Gepräge annehmen! Eine Wohnung, die meinem Nachdenken, meiner Phantasie voraus ist, wird mir unbequem werden und wäre sie noch so schön! Was sollen mir Balkone, Plattdächer, Veranden! Ich bin nicht italienisch gestimmt. Eine Wohnung, die ich aus den alten Zeiten heraus mir nachbilde, selbst forme und nach Laune schmücke, wird mein Schneckengehäuse! Sie kapitulirt sich aus meinem eigenen Körper heraus.

Für Melanie war aber die Wirkung dieser Wohnung verderblich. Sie war durch Bildung und Natur ein Kind ihrer Zeit und litt unter dem Druck dieser ihr nicht gleichmäßigen Existenz. Ihr war nie wohl daheim! Sie mußte immer hinaus aus diesen Fesseln ihres Geschmacks, mußte immer träumen von üppigeren Existenzen und erhielt dadurch die Unruhe und Beweglichkeit, die sie schon zu so mancher Thorheit verleitet hatte. Ihre Phantasie, immer in dem Drange, sich etwas Andres zu schaffen, als was sie besaß, war nicht gebunden durch jene Häuslichkeit, die beim Weibe die lebendigste und in manchen Fällen oft einzige Unterstützung der Tugend ist. Wer sich in seinem gewohnten Dasein gefällt, geräth nicht in die Strudel jener unbefriedigten Gemüther, die das Glück überall, nur nicht am eignen Herde suchen.

Ohne nun Dankmar weiter im Auge zu behalten, bemerken wir, daß Melaniens Erwartungen für den heutigen Tag auf's höchste gespannt waren. Sie durchflog die trotz der Hitze draußen kühlen Zimmer wie ein gefiederter Genius auf und ab. Einen stillen Platz, wo sie selber waltete, hatte sie nie gehabt. Den kleinen Cultus sinniger Gemüther, die sich irgend ein Zimmer und wär' es noch so klein, irgend ein Plätzchen und wär' es noch so eng, nach ihrem eigenen Ge-

fallen ausschmücken, hatte sie nicht. Sie schrieb ihre Briefe, wo sie einen Tisch fand. Kein Arbeitszimmer, das ihr allein gehörte. Ueberall fand sich ein Stückchen Spur von ihr. Sich einzuspinnen an irgend einem ihr allein angehörenden Orte, war ihr unmöglich. Sie hatte Schränke, wo sie das Ihrige beisammen fand, andre, wo sie Briefe aufbewahrte, sie hatte Nippsachen und Andenken genug; aber sich anzusiedeln an einer und derselben Stelle mit Allem, was ihr theuer war, das verstand sie nicht. Es war ihr eine Epheulaube gebaut worden mit Hängelampen und rankenden Gewächsen in zierlich gebrannten, aufgehängten Töpfen, sie hatte darunter einen kunstvoll gebauten Schreibtisch, sie saß aber nie davor. Das war ihr Alles zu eng, viel, viel zu pedantisch. Entweder saß sie in einem der Erker, wenn sie schrieb ... Konnte sie doch da bei jedem Federzug auf die lärmende Straße sehen! .. Oder wenn sie zeichnete und malte, worin sie etwas Fertigkeit errungen hatte, mußte die Staffelei heute hier, morgen da stehen. Bald war sie bei der Mutter, bald bei dem Vater und wenn sie Beide genugsam gequält hatte, rief sie ihr Mädchen Jeannette, um sich anzukleiden, oder ging in ein Hinterzimmer, wo sie Büglerinnen, Nätherinnen, Putzmacherinnen antraf, die immer für das große Haus

und seine verschwenderische Oekonomie zu nähen, stricken, zu wirken und zu arbeiten hatten.

Am Abend vorher hatte sie dem Vater schon Einiges von Dem mitgetheilt, was er von dem Hohenberger Aufenthalt wissen sollte. So sehr seine Neugier über den Prinzen gespannt war, so stand sie doch nur halb Rede. Man ging, ermüdet wie man war, früh zu Bette .. Am Morgen gab es dann Vieles zu ordnen, nachzusehen, zu tadeln. Der Tag sollte wichtig werden. Man nahm die Vorbereitungen auf ihn nicht leicht. Da waren Kleider zerdrückt, andre nicht mehr gefällig. Es gab ein Wählen, Lärmen, Laufen hin und her. Des auch schon in der Frühe vielbeschäftigten Vaters wurde sie kaum ansichtig. Gegen zehn Uhr bekam sie endlich eine ruhigere Stimmung. Am liebsten hätte sie gewünscht, es hätte schon jetzt am Hause recht wild und stark geklingelt. Jeannette erzählte ihr, sie hätte einen Bedienten des Geheimrathes von Harder schon auf der Straße gesehen, die Excellenz wäre also angekommen ... Ernst hatte Jeannetten Alles erzählt, was er so offen nicht einmal der Geheimräthin beichten wollte ... Melanie lachte über diese uns noch räthselhaften Vorfälle und überließ ihrem Mädchen, den Antheil, den sie daran hatte, nach Belieben zu errathen. Den wahren Schlüssel dieses Geheimnisses behielt sie noch selbst.

Um elf Uhr war sie in einfacher aber geschmackvoller Kleidung bereit, Jeden zu empfangen, und käme Kaiser und Fürst! Den Gedanken an eine Selbsttäuschung über Egon mochte sie durchaus nicht fassen ... Bekümmerter war sie um das Bild. Sie schien mit der Art, wie es Dankmar empfangen haben mußte, nicht zufrieden. Oft wenigstens fragte sie Jeannetten, ob man sich wol auf Menschen verlassen könnte, die von einem Manne, wie dem Prinzen, so freundlich gegrüßt wurden .. Sie meinte den Amerikaner und seinen Knaben ... Dann kam sie auf diesen Knaben, den sie anfangs und um Dankmarn zu necken, ein Mädchen genannt hatte und ein Sinnen überfiel sie wirklich, ob nicht jener Knabe ein solches wäre und in Beziehungen zu ihrer neuen Eroberung stünde, die sie fürchten müsse! Etwas, was sie mit dem Vater des Knaben im Heidekrug und mit dem Bilde der Fürstin Amanda erfahren hatte, schien sie darauf zu führen, sich solche Vermuthungen lebhafter auszumalen.

Es schlug halb zwölf. Noch immer nichts, was sich zur Aufklärung der letzten Tage anmelden wollte ...

In ihrer Ungeduld rannte sie da und dorthin, endlich zu den Mädchen, die für das Haus zu arbeiten pflegten. Es war heute grade nur eine da, ein heiteres junges Mädchen von gefälligem Aeußern. Sie

Du aber, frommer gläubiger Vater, ſchlägſt dein Auge zu Boden und kehrſt in Frieden zu deinen häuslichen Mauern zurück. Dein Mund zittert von inbrünſtigem Gebet. Du verſammelſt deine Söhne und Töchter und lehrſt ſie die Tugenden, die den Menſchen zieren, die Weisheit, die der Anker ſeines Lebens iſt, und die Hoffnungen, die einſt über das brechende Auge und über die erblaſſenden Lippen eine ſchmerzloſe, freudige Heiterkeit gießen!

arbeitete gerade an einem Besatz für Melanie. Jeannette stand neben ihr und Beide lachten eben, als Melanie eintrat.

Ihr seid sehr lustig! Worüber lacht Ihr? fragte Melanie.

Das Mädchen stand ehrerbietig auf und wurde blutroth.

Jeannette, eine Zofe, die sich gegen Melanie oft einen sehr vertrauten Ton gestattete, woran aber diese wol selbst Schuld war, Jeannette antwortete für die Rätherin:

Fränzchen ist verliebt, Fräulein, und wie Sie sehen, bis über die Ohren!

Fränzchen, in wen bist du verliebt? sagte Melanie und setzte sich zu ihnen. Erzähle mir wie verliebt du bist!

Jeannette ist eine Spötterin, sagte das Mädchen, das man Fränzchen nannte. Ein armes Mädchen fühlt leicht etwas, so gut wie Andre, aber sie nimmt sich wol in Acht, es so rasch Liebe zu nennen, wie Die!

Der Tausend! sagte Melanie. Das klingt ja wie aus einem Buch.

O, sagte Jeannette, es muß auch etwas ganz Absonderliches sein, was ihr in's Herz gefahren ist! Seit wir fort sind, ist Franziska Heunisch fast eine Gelehrte geworden.

Alſo ein Student? fragte Melanie die Nichte unſeres guten Heuniſch aus dem Walde. Blond? Schwarz? Jura? Medicin? Fränzchen! Fränzchen! Laß dich mit Studenten nicht ein! Ihre friſchen Wangen müſſen erſt recht welk werden, bis ſie heirathen können und dann heirathen ſie immer erſt noch die Töchter ihrer Vorgeſetzten.

Es iſt kein Student, ſagte Fränzchen Heuniſch verſchämt.

Sie ſagt's nicht, wer's iſt! meinte Jeannette. Und doch iſt er gewiß viel hübſcher als der alte Fürſt von Hohenberg, den ſie noch ein Jahr vor ſeinem Tode lieben ſollte.

Jeannette lachte zu dieſer Aeußerung laut auf.

Fränzchen aber warf ihr einen ernſten Blick zu und wurde noch röther, diesmal aber vor Unwillen über Jeannettens loſe Zunge.

Was iſt Das? fragte Melanie. Verliebt in den alten Fürſten Hohenberg?

Fräulein, ſagte Fränzchen mit einem erneuten verweiſenden Blick auf ihr Mädchen. Jeannette iſt oft recht ſchlimm ...

Warum denn, ſagte die Zoſe keck; wiſſen wir's doch Alle! Armes Täubchen! Die Wandſtablers waren nahe daran, ihr recht die Federn auszurupfen.

Melanie drang wiederholt nach Aufklärung. Fränzchen schwieg. Die Nadel zitterte in ihren Händen ...

Jeannette aber sagte:

Ach ziere dich nicht, Fränzchen! Abenteuer, wo man mit heiler Haut davonkommt, sind immer lustig anzuhören. Fränzchen ist doch die Nichte des Jägers Heunisch, den wir mit seinem großen Fuchsbart bei Hohenberg öfters gesehen haben. Als noch der alte Fürst lebte, empfahl sie Heunisch an die Wandstablers, um im Palais einen guten Posten zu bekommen. Sie kennen doch die Wandstablers, Fräulein?

Melanie sagte, sie hätte von den drei Geschwistern gehört.

Jeannette fuhr fort:

Die Wandstablers ließen mein Fränzchen kommen und betrachteten es von allen Seiten, ja untersuchten's, wie Herr Lasally thut, wenn er Pferde kauft. Endlich behielten sie sie im Palais und Fränzchen zog heute hinein und morgen lief sie, wie sie ging und stand, davon. Was mit ihr geschehen ist, davon hat nichts in der Zeitung gestanden. Fränzchen! Ich hätte dich sehen mögen, wie du in dem goldenen Pavillon an Händen und Füßen gezittert hast, als —

Fränzchen entrüstet hielt Jeannetten den Mund zu.

Und als jene doch reden wollte, sprang sie auf

und drückte so gewaltsam auf Jeannettens unsaubere Lippen eine gewisse Handbewegung, daß deren fahles Gesicht kirschroth wurde und sie allenfalls sagen konnte, ihr wäre so gut geschehen, als hätte sie eine Ohrfeige bekommen.

Mädchen! Mädchen! rief Melanie lachend. Du zerdrückst mir die Volants an dem Kleide da! Wollt Ihr wol Beide Ruhe halten!

Fränzchen war so zornig, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

Für Melanie waren die Worte: Goldener Pavillon im Hohenbergschen Palais, sehr gefährlich gewesen. Indessen bekämpfte sie sich, warf Jeannetten einen verweisenden Blick zu und sagte, um auf einen andern Gegenstand zu kommen:

Also ein Franzose ist's! Fränzchen, wie verständigst du dich denn mit ihm? Oder geht das Alles durch die Augensprache?

Fränzchen schwieg wieder.

Jeannette aber statt ihrer sagte:

Er kann ja deutsch und was er nicht zu sagen weiß, macht er mit ihr figürlich ab. Er wohnt in einem Hause mit ihr und muß es gewiß sehr redlich im Sinn haben, denn er hat ihr noch nichts geschenkt, obgleich er mit lauter Gold umgeht.

Melanie fand an Fränzchens verschämter Schweigsamkeit und Entrüstung Gefallen. Fränzchen war klein, aber sehr zierlich. Ihre Augen hatten etwas Heiliges. Lange dunkle Wimpern lagen schwärmerisch über den braunen feuchtschimmernden Sternen. Die Haut war, wie Hackert im Gelben Hirsch gesagt hatte, von jenem Wachs, das nicht schön ist, wenn es zu blaß ist und an die Bleichsucht erinnert, aber sehr anziehend, wenn mit ihm dunkle und frische Farbe verbunden. Alle Formen dieser kleinen Schönheit waren im lieblichen Ebenmaß. Melanie beobachtete Das heute zum ersten male. Kleine Gestalten haben den Nachtheil, daß man über ihre Bildung zu flüchtig hinwegsieht und erst nach liebender Betrachtung plötzlich ihres Werthes inne wird.

Laß sie selber sprechen, sagte Melanie zu Jeannetten; Fränzchen weiß, daß ich gern höre, wenn sie glücklich ist.

Wie bin ich denn glücklich? sagte das junge Kind endlich, hab' ich denn schon ein Recht, so dreist zu sein, wie Jeannette? Er wohnt im Vorderhause und kam einige male hinten in den Hof, wo ich beim Tischler Märtens wohne. Er will auf den Namen des alten Märtens hier ein Geschäft errichten von Spiegel- und Bilderrahmen und hat einige male freundlich mit mir gesprochen. Leider gibt es überall soviel

Plaudertaſchen, wie Jeannette iſt ... Man hat ihm ſchon erzählt, was die böſen Wandſtablers mit mir im Sinne hatten ... die noch ohnedies meine Couſinen ſind! Was der Franzoſe damals zu mir ſagte, war ſo ſchön und gut, wie wenn es ein Pfarrer ſpräche und wenn ich mich nicht geſchämt hätte ...

Nun? fragte Melanie.

Ich hätte ... ich hätte ihm alle meine Sünden beichten können! ſagte das erregte, glühende Mädchen.

Jeannette brach über dieſe Worte in lautes Lachen aus, das ihr aber Melanie verwies.

Das iſt viel, Fränzchen, ſagte Melanie, für einen Mann, der uns den Hof macht, zuviel. Gleich niederknieen vor ihm und anbeten und ſeine Sünden beichten! Allein man ſieht, daß du recht verliebt ſein kannſt. Was hat er dir denn ſo Erbauliches geſagt?

Als die plauderhafte alte Märtens, ſagte Fränzchen, ihm die Schlechtigkeiten der Wandſtablers erzählt hatte, paßte er mir am Abend auf, wie ich von der Arbeit nach Hauſe kam. Er that zwar, als wenn er mit dem alten Märtens über die größere Tiſchlerei ſprechen wollte, die er auf ſeinen Gewerbſchein betreiben möchte, aber wie er aus dem Hut ein zierliches Roſenbouquet zog und mir in ſeiner wunderſchönen Art zu ſprechen ſagte: Franchette, ſo nennt er mich, Fran-

chette, ein Tribut an die Unschuld, ein Geschenk an die Anmuth, die den Stolz der Tugend kennt! . . da wußt' ich doch —

Weiter konnte das gerührte Fränzchen nicht sprechen. Ihre Worte erstickten in Thränen . .

Kind! Kind! sagte Melanie und griff ihre Hand und fuhr, sie ermunternd, mit den Worten fort, die sie hatte sagen wollen:

Da wußtest du doch, Fränzchen, daß der galante Pariser — denn das wird es hoffentlich sein — nur deinetwegen und nicht wegen des Gewerbscheins geblieben war. Aber für ein solches Compliment fällt man doch noch vor keinem Mann auf die Knice und beichtet ihm alle seine Sünden! Es steht ja recht schlimm mit dir!

Jeannette machte Melanien einen gewissen Seitenblick, als wollte sie sagen: der arme Tropf ist närrisch geworden. Und wirklich war Fränzchen in einer so gehobenen feierlichen Stimmung, daß ihr auch Melanie's Zureden gar nicht gefallen wollte. Das war nicht der Ton, der ihr wohl that, Das nicht der Geist, der ihr des Gedankens an jenen Mann würdig schien! Dennoch raffte sie sich zusammen und erzählte weiter:

Ohne Das zu erwähnen, was die alte Märtens ihm gesagt hatte, sprach er ganz zart von den armen

Leuten, die wol auch ihren Stolz haben könnten. Er erzählte von einer Schweſter, die ihm geſtorben wäre, gar jung und ſehr unglücklich, unglücklich, nachdem ſie ein paar kurze Jahre überglücklich geweſen wäre. Durch die Liebe glücklich! ſagte er; denn nicht Gold, nicht Edelſtein können ein Weib wahrhaft glücklich machen, ſondern nur das Gefühl, geliebt zu werden, und darin wären ſie Alle gleich, die Vornehmen und Geringen, die Reichen wie die Armen.

Melanie blickte gerührt und ſich getroffen fühlend nieder, während ſich Jeannette, um ihren Drang, über dieſe verliebte Salbung laut zu kichern, zu unterdrücken, auf die Lippen biß und immer ſo that, als wollte ſie ſagen: Das dumme Ding iſt verrückt!

Franchette, ſagte er, fuhr Fränzchen fort, du mußt die Welt nehmen wie einen Spiegel, in dem du dich ſelber betrachteſt. Meine Spiegelrahmen machen mich nicht eitel, ſondern ſagen mir täglich: Sei aufmerkſam auf dich ſelbſt! Wo du irgend etwas erfährſt und erlebſt, was nicht ſo beſchaffen iſt, dir ſogleich dein Bild und nur dich, nur dich in voller Reinheit wiederzugeben, da zieh dich zurück, denn es iſt Gefahr da. Und wo du etwas erlebſt und erfährſt und du ſiehſt dich zwar im Geiſte leidlich dabei, biſt aber nicht ſo geſtaltet, wie du dich ſonſt lieb haſt, gewohnt biſt, ſo fliehe wie-

derum, denn dann haſt du dich zwar nicht ſchon ganz verloren, aber du biſt in Gefahr, es doch für immer zu thun oder eine Geſtalt anzunehmen, die nicht mehr deine eigne iſt.

Himmel! rief Melanie. Das iſt ja ein Pfaff, ein förmlicher Jeſuit, der dich katholiſch machen will und ſtatt in die Ehe, in ein Kloſter praktizirt!

Mir recht! ſagte Fränzchen träumeriſch. Aber ich denke Nein! Er ſprach wenig Gutes von Denen, die Alles von der Demuth verlangen! Er will den Menſchen doch recht ſtolz. Man ſoll ſich nur vor Denen beugen, ſagte er noch an dem Abend, die man nachzuahmen wünſcht. Wir könnten uns Gott nicht anders vorſtellen, als wie einen hochvollendeten, nachahmungswerthen Menſchen und deshalb wäre die chriſtliche Religion die beſte, weil ſie gelehrt hätte, der vollkommenſte Menſch wäre Gott.

Fränzchen! Fränzchen! ſagte Melanie. Das klingt nun wieder gar wie Ketzerei. Nimm dich doch ja in Acht! Der Teufel nimmt allerlei Geſtalten an und in dieſe franzöſiſche Maske biſt du ſchon ſo verliebt, daß ich für meine Falbalas fürchte. Mit der Putzmacherei wird es wol aus ſein, Fränzchen! Er wird ſich etabliren, dich heirathen und deine Freundin Melanie, die keinen ſo ſchönen Franzoſen findet, wird

ichts zu thun haben, als ſich auf ein hübſches Hochitgeſchenk zu beſinnen.

Behüte! antwortete Fränzchen, erglühend und ſchamfärbt. Wie könnt' ich daran denken?

Er hat ſie ja noch nicht ein einz'ges mal geküßt! el Jeannette ein.

Das wird ſchon noch kommen, meinte Melanie. Wenn die Welt dir jetzt ein Spiegel ſein ſoll, der r immer ſagt, wie weit du bei gewiſſen Veranſungen gehen kannſt, ſo erleb' ich, daß du in ſeinen ugen dich ganz rein und unſchuldig erblickſt, je näher dir gekommen iſt und jemehr er dich geküßt hat. Er t gewiß ſchwarze Augen?

Wie Kirſchen! ſagte Fränzchen verſchämt niederckend.

Da ſieh Einer! rief Melanie, während Jeannette ermäßig lachte und doch eigentlich von einem geſſen Neide berührt wurde; wie Kirſchen! Man ſieht, ß Ihr ſchon im Obſtgarten bei den Früchten ſeid! n werdet Ihr bald an dem Beete ſtehen, wo die rbotenen wachſen! Fränzchen! Fränzchen! Dein meliſcher Franzos gefällt mir. Kann man ihn nicht mal hierher beſtellen, um uns einen Spiegelrahmen machen? Verſteht ſich, nicht von der Sorte, wie

# Fünftes Kapitel.

## Der junge Gott.

Schüler.

Wer iſt der, durch den der Geiſt thätig? Wer iſt der, durch deſſen Macht der urſprüngliche Lebenshauch wirkſam? Was iſt, durch deſſen Macht die menſchliche Rede ſich geſtaltet? Wer iſt der Gott, durch deſſen Macht Geſicht und Gehör ihr Amt verrichten?

Lehrer.

Das Ohr des Ohres, die Intelligenz der Intelligenz, das Wort des Wortes, der Lebenshauch des Lebenshauches, das Aug des Auges.

Kena-Upaniſchad des Sama-Veda.

Es war an dem Morgen, der auf Tibet's glücklichſten Tag folgte. Die Einwohner von Laſſa kehrten zu ihren gewohnten Geſchäften zurück. Die Straßen pflegten in der Frühe immer von ihrer theologiſchen Bevölkerung befreit zu ſein, denn die Prieſter waren des Morgens in ihren Klöſtern mit mannichfachen Hantirungen beſchäftiget und erſt wenn die Sonne höher ſtand, trafen gewöhnlich die geiſtlichen Herren auf den Spaziergängen und Plätzen ein, um ihre reichlichen und koſtbaren Mahlzeiten zu verdauen.

deine Augenspiegel sein sollen! Wir haschen ihn dir nicht weg! Einen ordentlichen Rahmen? Was?

Fränzchen schien über die Gefahr, ihren neuen Freund zu verlieren, ganz beruhigt und hielt sich bei den Worten des Fräuleins nur an die Möglichkeit, ihm einen Verdienst zuzuweisen.

Ich will es ihm sagen, antwortete sie, wenn ich ihn wiedersehe.

Siehst du ihn denn nicht täglich? fragte Melanie.

Sie hat ihn seit vorgestern nicht gesehen, die Aermste! berichtete Jeannette.

O Das ist garstig, sagte Melanie, er vernachlässigt dich schon, nachdem er mit dir eben erst philosophirt hat? Das darf man nicht, oder man ist kalt oder kokett. Auch die Männer sind kokett, Fränzchen ...

Franzchen schüttelte den Kopf und sagte:

Hab' ich denn Ansprüche auf diesen? Jeannette malt Alles anders aus, als es ist. Er wohnt im Hause, kommt oft zu Märtens und ist freundlich gegen mich. Das ist Alles ...

Wenn ein Mann mit einem Mädchen so philosophisch gesprochen hat, wie dieser Franzos mit dir vorgestern, sagte Melanie, so ist man ein ganz abscheulicher

Menſch, wenn man am folgenden Tag ſich nicht wieder ſehen läßt. Philoſophiren, meine liebe Franziska, iſt bei allen Männern das erſte Capitel der Liebe . .

Er konnte nicht kommen, entſchuldigte ihn Fränzchen, die in den Verhältniſſen ihres Freundes doch ſchon bewanderter war, als ſie ſich den Schein zu geben wagte; ein vornehmer Herr, den er ſehr verehrt, war geſtern Abend angekommen. Er kennt ihn von Paris und iſt die Nacht wol bei ihm geblieben, da er viel mit ihm zu ſprechen hätte.

Ein vornehmer Herr?

Ein vornehmer Herr! beſtätigte Franziska mit der größten Zuverſichtlichkeit.

Melanie lachte laut auf.

Fränzchen! rief ſie, was biſt du für ein armer Tropf! Geſteh' es nur, du biſt mit dem philoſophiſchen Spiegelrahmenmacher viel weiter, als du ſagen willſt und der Böſewicht, der des Nachts nicht nach Hauſe kommt, macht dir Windbeuteleien vor. Sag' ihm in meinem Namen: Mein lieber Herr . . . Wie heißt Er?

Louis!

Louis? Alſo ſchon beim Vornamen? Fränzchen!

Du biſt ein rechter Tuckmäuſer! Eine Putzmacherin! Wie kann man auch glauben, daß eine Putzmacherin mit einem Franzoſen nicht weiter kommen wird als bis zum erſten Capitel der Liebe, bis zur Philoſophie!

Er heißt Louis Armand, ſagte Fränzchen, geängſtigt über die Art, wie ihr dieſe beiden Mädchen zuſetzten.

Alſo ſag' ihm nur! fuhr Melanie fort, die dieſen Namen doch ſchon einmal von Bartuſch gehört, aber vergeſſen hatte; Monſieur Armand, Das ſind Flauſen! Wer iſt Ihr Freund? Ihr vornehmer Freund? Vertheidigen Sie ſich, mein Herr! Sie bleiben des Nachts aus! Daran iſt eine Nebenbuhlerin, Ihre Untreue, Ihr Wankelmuth Schuld! Schämen Sie ſich!

Er hat ihn mir ſchon genannt, den Freund! ſagte Fränzchen kopfſchüttelnd. Es iſt Jemand, den er in Paris kennen gelernt hat und noch in einer andern Stadt, die ich nicht behalten habe. Dieſem zu Gefallen iſt er nach Deutſchland gegangen. Ich wollt' ihn nicht gern nennen, weil ich dabei an meine Couſinen denken muß, aber es iſt Niemand anders als der junge Prinz Hohenberg. Nun werden Sie nicht ſagen, daß es Flauſen waren! Denn nach dem Prinzen Egon konnt' ich mich bei meinen Couſinen leicht er-

kundigen und Armand wußte ja auch Alles, was ich mit diesen schon vergehabt hatte!

Kaum hatte Fränzchen den Namen des Prinzen Egon ausgesprochen, als Melanie blutroth wurde und von Jeannetten, die ihre rasch aufgeschossene Neigung kannte, scharf fixirt, aufsprang. Das Kleid, an dem Fränzchen arbeitete, hatte halb auch auf ihrem Schooße gelegen. Sie streifte es rasch von sich, ungeduldig und überrascht den Namen: Prinz Egon! wiederholend.

Der Prinz ist gestern Abend wat von einer Reise zurückgekehrt? sagte sie.

Armand erwartete ihn mit Ungeduld schon seit einigen Tagen, antwortete Fränzchen.

Er war in Hohenberg, auf dem Schloße seines Vaters und hat auch mit Eurem Onkel, dem Förster Heinrich, gesprochen?

O Das wäre ein Glück für den Onkel, fiel Fränzchen lebhaft ein. So wird er in seinem Amte bleiben! Da er nicht verheirathet ist, der gute Onkel, so hat er mir versprochen, mich zu seiner Erbin zu machen. Doch mag er noch lange leben! Zu jeder Weihnacht schickt er mir einen Dukaten.

Wußte Armand nicht, ob der Prinz in Hohen-

berg war? wiederholte Melanie mit großer Dringlichkeit.

Davon hat er nichts gesagt, erwiderte Fränzchen. Wo sollt' er aber anders gewesen sein? Ich denk' es mir so. Er ist vor vierzehn Tagen hier von Paris angekommen, hat sich ganz still in einem Gasthofe eingemiethet ... Armand suchte einen Meister seines Gewerbes auf, bei dem er zwei Zimmer miethete, eins zum Wohnen, eins für seine Muster und Proben ...

Aber warum wohnt er nicht bei dem Prinzen in seinem großen und prächtigen Palais? fragte Melanie.

Das hab' ich im Scherz ihn auch gefragt. Aber ganz ernst gab er mir die Antwort: Der Prinz ist mein Gönner! Vielleicht sind wir sogar Freunde! Aber es ist besser, daß Jeder in seiner Sphäre bleibt. Die Fürsten wohnen in Palästen und die Tischler in Werkstätten!

Und doch blieb er die Nacht dort?

Vielleicht, weil der Prinz spat ankam. Er wird schon wieder in die Wallstraße No. 14 eine Treppe hoch zurückkommen.

Melanie machte jetzt ihrem Besuche im Garderobezimmer ein Ende.

Fränzchen, ſagte ſie zum Abſchied, dein Franzos iſt ein Phraſenmacher! Die philoſophiſchen Schwätzer wollen Alles, nur keine ordentliche, gerichtlich beſcheinigte, prieſterlich eingeſegnete Heirath. Sei auf deiner Hut! Wenn er wieder einen Roſenſtrauß aus ſeinem Hute zieht und nicht wenigſtens von Liebe ſpricht — falls du ſo großmüthig ſein willſt, ihm das Heirathen zu ſchenken — ſo ſag' ihm nur, ſolche verblümte Magiſter hätten wir in Deutſchland genug und überhaupt bei einer Putzmacherin müſſe man ſich mit Winkelzügen in Acht nehmen. Die wüßten ſehr bald, was echt und was Flitter iſt! Den Beſatz da, Kindchen, ſetz mir etwas höher! Wenigſtens drei Finger breit! Verſtehſt du? Und nun Adieu und vertragt Euch beſſer!

Damit ließ Melanie die beiden Arbeiterinnen allein. Fränzchen wird Jeannetten wahrſcheinlich den Vorwurf der Indiscretion machen und dieſe wahrſcheinlich einen neuen Beweis ihrer Plauderhaftigkeit dadurch geben, daß ſie ihr über den Prinzen Egon und ſeine hohenberger Abenteuer mancherlei zuflüſtern wird, was ſie beſſer thäte, im Intereſſe ihrer von Sehnſucht und Zärtlichkeit für Dankman gefolterten Herrin zu verſchweigen.

Melanie, haltlos, ſchwankend, aufgelöſt, ging in

die vorderen Zimmer zurück. Auf allen Uhren des Hauses sah sie, daß es gegen Eins war. Noch immer kein Lebenszeichen von Dem, was in diesen Tagen sie so gewaltig erregt hatte! Sie litt furchtbar. Sie hatte sich längst darauf gefaßt gemacht, daß irgend eine Verwechselung stattgefunden und dennoch kamen immer wieder neue Anzeichen zum Vorschein, daß jener junge Mann, der sich für den Bruder des Malers Wildungen ausgab, nur Prinz Egon war. Und wenn er es nicht war, so stand er in nächster Beziehung zum Prinzen! Mit Aufopferung jeder Rücksicht hatte sie ihnen Beiden einen Dienst geleistet, für den sie Anerkennung, Dankbarkeit, Enthusiasmus wenigstens, wenn nicht Liebe verlangen durfte! Hatte ihre übermüthige Laune auch vielleicht nur die Gelegenheit benutzen wollen, einem eingebildeten lächerlichen alten Herrn einen muthwilligen Streich zu spielen, so war doch das Mitergebniß desselben eine große Gefälligkeit für den Prinzen gewesen. Und von alledem schien nun nichts gewesen zu sein, nichts bot sich zur Wiederanknüpfung dar als höchstens eben die ihr sonderbar klingende Mittheilung, die ihr durch einen Diener vom Parterre herauf gemacht wurde, der Herr Justizrath ließe ihr sagen, sie möchte diesen Abend ihre Gegenwart an Niemanden verge-

den als an ihn, sie möchte mit ihm zur Geheimräthin von Harder fahren, die sie kennen zu lernen wünsche . . .

Im Begriff zur Mutter zu gehen und ihr diese Aufforderung des Vaters mitzutheilen, hörte sie in dem Zimmer derselben laut und angelegentlich sprechen. Die Mutter hatte Besuch. Es war die Stimme eines älteren Herrn, die sie kannte, aber nirgend hinzubringen wußte. Fremden Menschen, die mit ihrer gegenwärtigen Erregung in keiner Verbindung standen, jetzt zu begegnen, war ihr unmöglich. Sie warf sich ungeduldig auf ein Canapé des Nebenzimmers, sprang nach einem kurzen Augenblick der Ruhe wieder auf, sah in den Spiegel, sah zum Fenster hinaus, horchte wieder an der Thür, ergriff ein in der Nähe liegendes Buch, las eine Viertelseite, warf es wieder weg und verging fast in der Pein der Ungeduld. Endlich glaubte sie die Stimme des Sprechers zu erkennen. Sie war zu fest, zu feierlich, als daß ihr nicht zuletzt einfallen sollte, wer es war. Sie glaubte sich nicht zu täuschen, wenn sie annahm, daß diese Stimme dem Propste Gelbsattel gehörte. Und obgleich es ihr Religionslehrer und Beichtiger war, so würde sie sich doch nicht entschlossen haben, in's Zimmer der Mutter einzutreten, wenn nicht plötzlich die Namen Ho-

benberg, Fürstin Amanda, Plessener Pfarrei an ihr Ohr gedrungen wären. Jetzt öffnete sie rasch und trat ein.

Propst Gelbsattel hatte schon den Hut in der Hand und wollte sich eben von der Mutter, die eine eifrige Besucherin seiner Predigten war, empfehlen. Seiner Absicht, den Justizrath zu sprechen, kam die Meldung entgegen, daß dieser ihn unten bereits erwarte ....

Propst Gelbsattel war eine hohe stattliche Figur, wohlgenährt und vom Lampenlicht der Studien seit Jahren schon nicht mehr angedämmert. Er hätte äußerlich durch seine imponirende Würde wol gut zu den Worten Veranlassung geben können: Auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen! Schon längst hatte sich bei ihm die Gottesgelahrtheit mit dem Studium der Welt so verbunden, daß er mehr einem Hofmanne als einem Geistlichen geglichen hätte, wenn nicht sein noch immer schwarzes glänzendes Haar in einen Scheitel gekämmt gewesen wäre, dessen beide gleiche Seiten, ziemlich lang über's Ohr gestrichen, gar heilig niederflossen. Dieses einzige Merkmal schlichter Sitte erinnerte an die fromme Bestimmung seines Berufes. Sonst war er von gewandten, wenngleich immer würdigen Weltformen, scherzte mit Grazie, ohne ausgelassen zu werden, sprach über alle Vorkommnisse

ebens, ohne den Schein übergroßer Vertraulich-
anzunehmen. Seine Reden hielten Viele für
rgültig. Sie waren nach einem immer gleichen
na gearbeitet und rafften Mancherlei in die Be-
ung der Kanzel, was weniger mit dem Christen-
, als mit einer allgemeinen Lebensphilosophie
aupt zusammenhing. Er galt für biblisch, ohne
r sich im Orthodoxen zu weit erging. Ein leiser
g von Pietismus fehlte nicht, ohne daß er darum
Vernunft herabsetzte. Er hatte so seine eigene
allen Parteien zu gefallen. Die Vornehmen
Reichen strömten auch seinen Vorträgen, die er
weislich nur alle vierzehn Tage hielt, in großer
ebung zu. Obgleich er bei der ersten alten Pfarr-
der Stadt angestellt und überhaupt der erste Geist-
der Commune war, so kam doch regelmäßig auch
of zu ihm und gab den Ton an, sich allgemein
Propst Gelbsattel das christliche Gewissen wecken
rühren zu lassen.

ber nicht nur auf der Kanzel war seine Wirk-
it eine bedeutende, nicht nur durch seine Seel-
für die vornehme weibliche Jugend und die
tbeflissenen behauptete er einen großen Einfluß
er Gesellschaft, sondern ebensosehr auch durch
rege Antheilnahme an fast jeder Frage, die,

Aus den Werkstätten tönte der Hammer und das feilende Eisen; die Zimmerleute richteten Häuser auf, die Maurer füllten die Fugen und die Steinmetzen arbeiteten an dem Ehrendenkmale, das dem verstorbenen Regenten gesetzt werden sollte; denn in Tibet, einem Lande ohne alle geschichtliche Erinnerung und ohne die Materialien und Kenntnisse, welche eine solche nur erhalten können, konnte es nicht auffallen, daß man die Geschichte in solchen kostbaren Denkmälern, die die Stelle der Buchstaben und Declamationen vertreten, aufzeichnete. Es ist erstaunlich, daß das civilisirte Europa mit seiner historischen Kunst, seiner besoldeten Historiographen, seinen tausend Bibliotheken, den historischen Werken des In- und Auslandes, dennoch die Sitte der steinernen Denkmäler von den barbarischen Völkern fortwährend entlehnt. Thaten die in den Annalen der Geschichte verzeichnet sind, bedürfen doch keines Marmors, um sie zu verewigen!

Nur in der Gegend, wo am gestrigen Tage die Procession ihren Weg genommen hatte und über Nacht das weiße Spaller abgebrochen war, herrschte eine ungewöhnliche Unruhe. Neugierige Müßiggänger, verspätete Nachzügler trieben sich auf dem geweihten Boden herum, um ihr Mißgeschick zu beklagen oder die Mildthätigkeit der Betenden in Anspruch zu nehmen. Tibet leidet, wie alle hierarchisch regierten Länder, an einer unzähligen Menge von Bettlern. Dies ist die natürliche Folge einer zahlreichen Priesterschaft. Wo man eine ansehnliche Anzahl von Menschen beim Nichtsthun in den besten Umständen leben sieht, da gewöhnen sich auch die Fleißigen an eine gewisse Trägheit und die Faulen an einen völligen Müßiggang.

Die größten, obschon privilegirten Müßiggänger sind bekanntlich in allen Staaten die Soldaten. Sie hatten ihre

in welchem Gebiete es auch sei, das allgemeine Interesse der Residenz in Anspruch nahm. Die Stadt selbst bediente sich seiner zum Entwurfe von Adressen; denn man bewunderte die Geschliffenheit und lapidare Wucht seines Stils. Der Hof unternahm nie etwas, was artistisch oder irgendwie geistig in's öffentliche Leben treten sollte, ohne Selbsattel zu Rathe gezogen zu haben. Orden schmückten seine Brust, wie einen Minister. In der Verwaltung der Schule und des Kirchenwesens hatte er Sitz und Stimme. Seine Gutachten entschieden über das Schicksal mancher erledigten Professur und ihre neue Besetzung. Ein gelehrtes Werk behauptete er schon lange unter der Feder zu haben, das ihm auch nach einem veröffentlichten Probestück den Eintritt in die Akademie des Landes, die sogenannte „Societät der höheren Wissenschaften" gesichert hatte. Aber nicht nur das Wissenschaftliche und Künstlerische hatte sich diesen hervorragenden Mann zu einer entscheidenden Instanz gewählt, sondern auch in Communalangelegenheiten aller Art war er heimisch, ja bis zur gelegentlichen Begutachtung von Brunnen- und Kanalanlagen. Die Residenz war seine Vaterstadt. Er hatte ihre Alterthümer durchforscht. Er war wirklich im Stande, über die frühere Geschichte derselben kundigst zu sprechen und kannte

le kleinen Heimlichkeiten des Stadtlebens, um auf
eſem Gebiete immer etwas Schlagendes, Sach- und
achgemäßes beizubringen. Kurz man mag den vie-
n Gegnern, die ein ſo hochgeſtellter Herr, namentl-
h auf ſeinem kirchlichen Gebiete und neuerdings
urch die ihm viel zu üppig auf ſein Gebiet eingrei-
nde „innere Miſſion“ finden muſte, auch in vieler
inſicht Recht geben, darin würde man ungerecht ſein,
wollte man die gewaltige Rührſamkeit und praktiſche
mſicht dieſes ſtolzen Kirchenlichtes irgend verkennen.
m Gelbſattel recht ſchlagend zu bezeichnen, könnte
an ſagen, der Propſt war auf dem Gebiete der
irche, was der Heidekrüger Juſtus auf dem Der Po-
tif war .. Der große Mann!

Als Gelbſattel ſein wildes Beichtkind, Melanie,
egrüßt hatte, war er außerordentlich freundlich und
obte ihr recht ſchelmiſch mit dem Zeigefinger, daß
e ſo ſelten die Johanniskirche beſuchte ... Und noch
m letzten Sonntage, ſagte er, hab' ich über die Ver-
anglichkeit alles Eiteln geſprochen, mein ſchönes Kind!

Ich war leider, ſagte Melanie, an dieſem Tage
on der Vergänglichkeit meiner Schönheit in einem
rte tief überzeugt, den ich Sie eben habe nennen
ren, Herr Propſt, in Hohenberg. Kennen Sie
ohenberg?

Denke dir, sagte die Mutter, die Frage unterbrechend .. Guido Stromer! Er macht wirklich wahr, was er beim Abschied äußerte ...

Was ist mit ihm?

Er will in die Stadt versetzt sein.

Und Fräulein Melanie, sagte der Propst, ist gewiß das hüpfende Irrlicht, das ihn hierher verlockte. Kann ich zugeben, daß er mir eine so brave Beichtbefohlne raubt und mir wie ein Wolf in meinen Schafstall bricht?

Ein so reicher Hirt! sagte Melanie. Geben Sie ihm getrost ein Paar von Ihren doch verlorenen Seelen ab! Ich versichre Ihnen: Er predigt nicht so gut, als er spricht! Wirklich, gibt es nicht irgendwo eine offne Nachmittagspredigerstelle? Ich will mich, weil ich Guido Stromer lieb habe, mitten unter die alten Spinnelfrauen setzen, die wahrscheinlich doch allein seine Gemeinde bilden werden?

Weil Sie ihn lieb haben? rief der Propst mit seiner sonoren Stimme. Da werd' ich eifersüchtig! Wie? Meine vernunftklare, durchsichtige, krystallne Melanie will zu einem Pietisten der alten Schule? Nein, meine kleine Sünderin! Diese Methode, Sie zu bessern, hat sich überlebt.

Pietist? erwiderte Melanie. Guido Stromer Pie-

iſt? Herr Propſt, ich glaube, Sie irren ſich! Der Pleſſner Pfarrer iſt nichts weniger als Pietiſt.

Aha! antwortete ſchmunzelnd der freundliche Herr, eſſen Falten immer glätter wurden; vor Ihnen ſchwankte er ſtarre Dogmatiker! Haben Sie dochwol nicht un- er vier Augen einen Tartüffe, einen „innern Miſſio- när", in ihm erkannt?

Ich berufe mich auf das Zeugniß meiner Mutter, agte Melanie. Stromer hatte vor uns Allen kein ehl, daß über ihn eine ebenſolche Revolution ge- mmen wäre wie über die Staaten. Er hat jetzt ntdeckt, daß im Regenbogen wirklich ſieben Farben inken! Ja ſogar die Kunſt ließ er gelten und meinte, ie griechiſchen Götter wären zu früh von der Erde erſchwunden. Wenigſtens vermuth' ich, daß Das ine Gedanken waren, als er von der Leda hörte oder, ie Se. Excellenz, Herr von Harder, die Dame nannte, on der Lady, und ſo lange ſchwieg und grübelte . . .

Gelbſattel lachte über die Kunſtkenntniß des ge- annten Hofmanns und äußerte dann:

Haben Sie Kunſtgeſchichte mit dem Stromer ge- ieben? Machen Sie denn Alles verwirrt? Die Ma- r und die Seelenhirten? Nein, nein, dieſen ver- ockneten alten Pietiſten, der mit der Fürſtin Amanda en Morgens bis Abends gebetet hat und ſich recht

in dem Extreme der Momiers oder wie wir diese Form der Gläubigkeit unter dem Namen der Mucker erlebten, gefiel, diesen sollen Sie mir nicht auf Bilder bringen, die man vom Kunstverein aus Rücksichten ankaufen oder empfehlen muß, schon um die neue, vielgestaltige Melusine in jeder Form ihrer Zaubereien zu haben. Nein, nein, der bleibt in Hohenberg und sorgt dort ein wenig besser für die Schulen, als er bisher gethan hat. Er schreibt von Zerstreuung, unglücklicher Zerrissenheit und Zweifelsucht. Er soll Seidenzüchter werden, wie andre Pfarrer thun! Brav Maulbeerbäume anpflanzen, Seidenwürmer hegen und Cokons gewinnen! Die Regierung zahlt ja dafür nicht nur die höchsten Preise, sondern theilt auch Denen, die sich in der Seidenzucht auszeichnen, Medaillen aus! Ich kann ihm nicht anders schreiben, als: Guido Stromer! Hübsch Seidenwürmer ziehen! Doch ich eile zum Justizrath, mit dem ich dringende Geschäfte habe. Und wenn ich nächstens von der Kanzel spreche, hoffe ich Fräulein Melanie mir vis a vis zu sehen. Ich werde über jenen Spruch reden, über den wir uns einmal erzürnt haben, wissen Sie wol noch, Fräulein? Vor wieviel Jahren war Das?

Erzürnt? fiel die Mutter ein, die aufgestanden war, um dem Propste das Geleite zu geben . . .

Laſſen Sie ſich's nur von ihr erzahlen! Dem hol-
en Mädchen! Sie weiß es ſchon! Sie wird ganz
oth! Ganz roth! Adieu meine Damen! Ha, ha! Auf
Wiederſehen!

Damit küßte der Propſt der Mutter die Hand.
Die Tochter litt dieſe Huldigung nicht, ſondern kehrte
hm ſchmollend den Rücken.

Als Gelbſattel hinunter ſtieg zum Vater, fragte
e Mutter, was Das für ein Streit geweſen wäre?

Ach! ſagte ſie, ich bin wenig in der Laune, an
ieſe alten Thorheiten zu denken. Ich ſollte im Con-
rmationsunterrichte einmal den Spruch herſagen:
Wenn dich die böſen Buben locken, ſo folge ihnen
cht! Alle ſchnatterten, obgleich ſie im Geheimen
berten, den Spruch nach, nur ich weigerte mich und
ar durch nichts dahin zu bringen, ihn zu wiederho-
n. Ich glaube gar, ich ging ſoweit, ihn für einen
mmen Spruch zu erklären, da anſtändigen Mädchen
emals einfallen würde, böſen Buben nachzugehen,
nn dieſe auch noch ſoviel lockten! Darüber gab es
nn viel Gelächter von den Mädchen und ſoviel Zorn
n Seiten des Propſtes, daß wir hart aneinander
riethen und ich meinen Shawl und Hut nahm und
von lief. Hackert, der mich abholen ſollte, wartete
en und wie ich vor Aerger weinte, meinte der in

ſeiner trockenen Art: Es wäre für junge Mädchen doch der beſte Spruch in der ganzen Bibel, nur müßten die Pfaffen gleich aufrichtig erklären, daß unter den böſen Buben Leutnants und Referendare zu verſtehen wären! Ich bin damals mit Hackert, der mich in die Stunden bringen ſollte, zweimal lieber in's Feld hinausgegangen, nur um nicht wieder in die Lage zu kommen, den garſtigen Spruch herzuſagen.

Die Mutter gedachte gerührt, aber auch erſchreckt der alten Zeiten! ... Melanie aber hörte mit Verzweiflung, daß es nun voll ein Uhr ſchlug!

# Neuntes Capitel.

## Ein lutherischer Papst.

Ehe Propst Gelbsattel mit dem Justizrathe zusammentraf, war dieser schon seit einer halben Stunde sehr misvergnügt nach Hause gekommen.

Unterwegs hatte mancher den sonst immer freundlichen Justizrath Franz Schlurck gegrüßt, er hatte heute nur kurz und flüchtig erwidert. Die Art, wie ihm ein wildfremder Mann, der sogar von ihm etwas zu wünschen und zu ersuchen hatte, im Hohenberg'schen Palais begegnet war, lag ganz außerhalb des Kreises der Erfahrungen, die er täglich machte. Er hatte durch die glatte Art, wie sich Menschen, die etwas begehren, gefügig zeigen und von selbst Das aufdrängen, was eine Bestechung sein soll und nur als ein Geschenk geboten und genommen wird, sich eine so heitere, sorglose Auffassung seiner Praxis angewöhnt, daß ihm heute zum ersten male, als ihm das fürch-

terliche Wort: Schurke! zugedonnert wurde, das schöne Rosenlicht, das ihn immer umfloß, in Nacht verwandelt erschien. Er tappte auf der Straße hin wie im Finstern. Zwar hatte er noch Geistesgegenwart genug, dem berühmten Arzte, Sanitätsrath Trommeldey, der ihm begegnete und ihm zurief: Ei, ei, Justizrath, was machen Sie, Sie werden alt! zu antworten: Alt? Nimmermehr! Das Altwerden ist eine dumme Angewöhnung! Und der Arzt, der wie alle Söhne Aeskulap's mehr das Geistreiche, Witzige, Abgerissene, als das Systematische, Schulgerechte liebte, hatte ihn veranlaßt, diese paradore Aeußerung rasch, da er zu Egon mußte, den er für sehr bedenklich erklärte, zu beweisen, aber an Das, was er sagte, glaubte er heute selbst nicht. Er hatte gesagt:

Nie werd' ich alt, Trommeldey! Das Altwerden ist eine dumme Angewöhnung! Nichts Anderes! Wir kommen der lahmen und hinfälligwerdenden Natur ja immer auf halbem Wege entgegen! Nehmen Sie schon in der Jugend! Der Knabe quält sich förmlich ab, ein Jüngling zu werden! Er raucht Cigarren, daß ihm grün und gelb vor den Augen wird! Er bindet sich Cravatten um den Hals und kräht Alt wie ein Hahn, während er noch den reinsten Kanarienvogelsopran in der Kehle hat! Ist er dann mit Ach und

Krach ein Jüngling geworden, ſo quält er ſich ſchon wieder ein Mann zu ſein! Er will heirathen, ſolid werden, ſpricht vom Glück der Ehe und ſieht Kinder an der Mutterbruſt neben ſich und ſchaukelt ſchon welche auf den Knieen. Gut! Dann wird er ein Mann! Nun will er gravitätiſch erſcheinen und ſpricht von ſeiner Würde. Bequemlichkeit wird die Belohnung ſeiner Anſtrengungen, Brot zu verdienen. Auf den Bällen tanzt er nicht mehr. Mit den geſundeſten Schenkeln gebehrdet er ſich wie ein Caſinogaſt und ſpielt Whiſt. Setzt er ſich ans Klavier, ſo konnt' er ſonſt ganz leidlich ſingen. Er kann es auch noch; aber aus Bequemlichkeit hebt er nicht mehr die volle Bruſt, ſondern ſtöhnt und ächzt und läßt die Flügel hängen. So geht Das fort, bis dann natürlich das Alter wirklich da iſt und die Natur frohlockt, ihren Sieg über den Geiſt davongetragen zu haben. Nein, nein, Doktor, ſagen Sie's allen Ihren Patienten! Das Alter iſt nichts als eine dumme Angewöhnung.

Das war ſo flüchtig und ſchalkhaft von ihm hingeſprochen worden und der Arzt hatte darüber gelacht und ſich's als Anekdote gemerkt — er heilte viele ſeiner Patienten mit Anekdoten — aber Schlurck hielt heute ſeiner eigenen Laune nicht Stand. Er knickte und ſank recht erſchöpft in ſeinem kleinen dunklen Ar-

Kasernen verlassen und einen Ort aufgesucht, der ihnen die meiste Abwechselung gewährte. Einige Rotten waren aber zu einer andern Absicht an diese heilige Stätte gekommen. An ihrer Kleidung und ihrer tatarischen Gesichtsbildung erkannte man die kalmückischen Reiter, welche von dem Bruder des Dalai Lama befehligt wurden und den Kern der tibetanischen Truppen bildeten. Diese wilden Söhne der mittelasiatischen Hochsteppen sind die eifrigsten Anhänger des Lamaismus und es ließ sich daraus ihre Verzweiflung erklären, daß sie, die den gestrigen Zug an der Spitze eröffnet hatten, durch Erfüllung ihres Dienstes um die höchste Seligkeit gekommen waren, um den Anblick des jungen Lama. Sie warfen sich jetzt, um doch wenigstens etwas von seiner Nähe zu empfinden, auf den Stellen nieder, die sie von seinem Baldachin gestern beschattet glaubten. Wie ungewiß mußten die Armen sein, ob sie die rechten gefunden hatten?

Unberufene Zuschauer mischten sich in diese Handlungen, indem sie den Kalmücken bei Auffindung der geweihten Fußstapfen beistehen wollten. Hier wollte der Eine den rechten Ort bemerken, hier der Andere. Da sollte das Pferd mit den Pantalons des Dalai Lama gestanden haben, dort vermaß sich einer hoch und theuer, daß der erste der Baldachin-Träger seinen Fuß eingedrückt hätte und also zwei Schritte davon die Stelle sein müsse, über welcher der Angebetete einen Augenblick geschwebt. Besonders mischten sich die Chinesen, theils Soldaten, theils Diener von der Gesandtschaft in den Streit. Ihr Vorwitz war genug, ihnen den Beruf dazu zu geben, ihr Eigendünkel trat immer mit einer Autorität auf, die entscheiden sollte, und ihren hämischen, satirischen Charakter konnten sie da am wenigsten verläugnen, wo

beitszimmer in einem grünsaffianen Lehnsessel zusammen. Das empörende Wort des Fremden hatte ihn zusammengerüttelt, wie er sich selbst sagte, gleich einem alten Sack Nüsse. Das rasselte ohne Halt hin und her. Das lärmte wol und war eine Art Widerstand, aber schlaff! schlaff! sagte er sich. Ich konnte ihm nicht an die Kehle fahren, denn ich war ein Esel gewesen mit meinem: Jährlich? Warum ließ ich nicht Bartusch etwas abmachen, wozu mir im Grunde das Geschick fehlt! Und wenn ich auch nicht das wahnsinnige: Jährlich? gestüstert hätte, besaß ich denn die Kraft, ihm den Schurken zurückzuschleudern? Nein! Der Witz macht schwach, nur Pedanten haben Kraft.

Bartusch hatte seinem Principal eine Menge von Papieren vorzulegen, die er ohne langes Besinnen und Prüfen unterschrieb. Er bereitete jenen dann auf den Empfang Ackermann's vor und erzählte zu Bartusch's großem Erstaunen in der Hauptsache Das, was er im Palais erlebt hatte. Bartusch sollte ihm alle nur irgend geprüften und sichern Papiere vorlegen und die Berathung mit ihm allein pflegen. Er wünschte des Handels überhoben zu sein.

Bartusch, stumm und ergeben, merkte gleich, daß der Justizrath nicht in bester Stimmung war und unterließ alles Fragen, pünktlich sich merkend, was ihm

geheißen war. Sein Ueberblick war ſo kundig, daß es eigentlich keiner Worte bedurfte, wie es mit den Papieren gehalten werden ſollte .. Mit faſt ſtummem Nicken und kopfſchüttelnd flüſterte er dann aber doch:

Unſere Hohenberg'ſche Verwaltung hört alſo auf?

Die Adminiſtration hört auf, ſagte Schlurck tonlos.

Werden ſich wol nun wählen laſſen? ſetzte Bartuſch noch leiſer hinzu.

Daß ich ein Thor wäre! antwortete Schlurck. Meinen Ruin mit eigener Hand bereiten? Jetzt gilt es arbeiten, fleißig ſein! Die Zeit der Allotria iſt vorüber. Sind die polniſchen Pupillengelder eingezahlt?

Auf Heller und Pfennig ... Die beſte Aufklärung über Mar Leidenfroſt gab Frau von Werdeck ... Die Familienlegate der Kaminski ...

Genug! Wir müſſen Reviſionen halten, Bartuſch! Uns rütteln, tummeln. Viele Adelige mahnen um Erledigung ihrer Angelegenheiten. Die Familienhäuſer in der Brandgaſſe zahlen zu wenig — der Magiſtrat wirft uns Saumſeligkeit vor ...

Zuviel Armuth, Juſtizrath!

Das ſollen die Staatsökonomen und Philanthropen ausmachen! Die Commune will Geld, Geld, Geld, Bartuſch!

Ich laſſe pfänden Tag und Nacht!

Setzen Sie Daumenſchrauben an! Ich kann die Lage der Menſchheit nicht ändern. Das iſt Gottes Sache. Seine Welt iſt ein Chaos. Man taſtet im Dunkeln, greift und würgt. Ich weiß kein Mittel. Die Politiker ſollen es ändern. Geld! Geld, Bartuſch! Die Commune iſt in Verzweiflung über die Johannitererbſchaft und die Hartnäckigkeit des Miniſteriums ... Wenn wir dieſe Branche meiner Geſchäfte auch noch verlören ...

Juſtizrath!

Ich ſehe heute ſchwarz .. gehen Sie Bartuſch! Setzen Sie die Legitimation für den Generalpächter auf!

Aber der Prinz ....

Iſt krank ....

Hört' es ſchon .. bedenklich?

Adieu, Bartuſch! Laſſen Sie mir etwas Ruhe!

Ich wollte auch nur noch ein Wort fallen laſſen über eine ſonderbare Aeußerung des Prinzen in Betreff ....

Bartuſch wollte an den Schrein erinnern ....

Schlurck, obgleich er Vieles von ihm aufgeklärt wünſchte, ließ ihn doch nicht zu Worte kommen, ſondern ſeufzte ſo laut, daß Bartuſch vorzog, abzubrechen und ihn ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Es waren die unmuthigsten Gedanken, die Schlurck bestürmten, als er allein wär und so das Haupt auf die Lehne seines Voltaire-Sessels stützte. Er rieb die hohe Stirn, um gefälligere zu wecken. Er lüftete die Kleider, putzte an den Brillengläsern, es half nichts; er sah, wenn der Prinz genas, eine bedeutende Clientel, die ihm viel Geld eingetragen hatte, völlig genommen und, was ihm noch störender sein mußte, die Vergangenheit derselben einer scharfen Prüfung ausgesetzt. Auch die Verhandlung mit Paulinen hatte ihn aufgeregt. Daß der Prinz sein Feind war, ahnte er. Er sah trotz der Rückreise mit seiner Familie deutlich die Spuren davon. Wird er wieder hergestellt, sagte er sich, wär' es nicht besser, mich mit seiner Feindin zu verbinden und sie mir zu verpflichten? .. Die Frage nach dem Bilde, die er doch an Herrn von Harder richten mußte, war er fast geneigt, schon ganz fallen zu lassen.

In diesen Betrachtungen fiel sein Blick auf den Schrein, der auf der Seite seines Schreibtisches an der Erde stand ..

Er erschrak, daß ihm hier eine neue Demüthigung erwachsen konnte, wenn sich Derjenige meldete, dem er gehören mochte.

Heftig zog er jetzt die Klingel.

Einer seiner Diener erschien und hastig ihm anbefehlend, daß er warten solle, ergriff er die Feder und schrieb:

„Da die vielfach angestellten Bemühungen, ein auf der Landstraße zwischen Angerode und der Residenz bei dem Dorfe Plessen gefundenes Frachtstück an den rechtmäßigen Eigenthümer gelangen zu lassen, vergebens gewesen sind, so wird derselbe hierdurch öffentlich aufgefordert, sich beim Justizrath Schlurck in der alten Johanniter-Comthurei parterre links in den Frühstunden bis neun Uhr zu melden."

Nachdem er diese Zeilen mit Goldsand bestreut hatte, übergab er sie dem Diener und ertheilte den Befehl, sie sofort in die beiden Hauptzeitungen der Stadt einrücken zu lassen. Schließlich rief er ihm nach, jenes Ersuchen an seine Tochter auszurichten, das wir in Betreff des heutigen Abends und einer Vorstellung bei Frau von Harder schon gehört haben.

Unwillig stieß darauf Schlurck den Deckel von dem Schrein, den er mit seinem blanken Firnißstiefel erreichen konnte . . .

Der Deckel flog auf.

Die alten vergilbten Papiere lagen noch wohlgeordnet, wie er sie bei der eigenmächtigen und unverantwortlichen Oeffnung eines fremden Eigenthums vorgefunden hatte.

Er bückte ſich nieder und fing an, in ihnen zu blättern.

Wer weiß, dachte er, welche neue Entwickelungen ſich aus dieſen wurmſtichigen Akten ergeben werden! Iſt es nicht, als ſtiegen Geiſter aus der Erde und ſchüttelten ſich noch einmal, um den Kampf mit den Lebenden zu beginnen? Wer wird der Kämpfer ſein, der dieſe Waffen führt? Wo ſind ſie gefunden worden, unter welchem alten Hünengrabe? Faſt glaub' ich, dem Schilde da fehlt doch wol ein Arm, der ihn führt, dem Roſſe da der Reiter: es ſind vielleicht nur alte Manuſcripte Dem, der ſie entdeckte; nichts Anderes! Daß er dann nie ihre Bedeutung erkennen möge! Ich verlöre den zweiten Arm, der mir arbeiten hilft, nachdem ich den erſten gelähmt ſchon an dieſen Ackermann hingeben mußte!

Im bitterſten Unmuth wühlte Schlurck unter den Papieren und zerrte faſt an den Siegeln.

Er überlegte, ob es beſſer wäre, dem Beſitzer, deſſen Anmeldung er jede Secunde erwartete, einfach zu geſtehen, er hätte, um den Eigenthümer zu entdecken, die Kiſte öffnen laſſen, oder ob er ſie — das Schloß war durch ihn verdorben — mit einem neuen verſehen ſollte.

Das Letztere war verdächtiger, als für ihn, einen Notar, einen Mann der öffentlichen Treue, das erſte.

Auch auf den Gedanken verfiel er: Wie? Wenn der Eigenthümer durch dich erst belehrt würde, welchen Gebrauch man von diesen Papieren machen könnte? Wenn du dich anheischig machtest, ihm zu einem großen Reichthum zu verhelfen und er den Gewinn mit dir theilte?

Indessen erschrak Schlurck vor dem gefährlichen Scheitern eines solchen Planes und vor der Nothwendigkeit, sich dadurch für immer das Patronat der Stadt zu verscherzen, für deren Interessen er nicht nur die alten Häuser und Grundstücke verwaltete, sondern auch in vielerlei anderer Hinsicht fruchtbringend beschäftigt war.

In diese quälenden Betrachtungen vertieft, zog er diejenigen Urkunden hervor, welche unstreitig die wichtigsten der ganzen Sammlung waren.

Es war zuerst diejenige, in welcher der päpstliche Stuhl den Ritter Hugo von Wildungen von seinem Ordensgelübde, kein Eigenthum zu haben, freispricht und ihm gestattet, wie es darin hieß: quasi ex pallio sancto ab haereticis et latronibus dilacerato lumbum suum suppliciter adimere et togae suae equestri juxta crucem immaculatam bona fide affigere, d. h. von dem durch Ketzer- und Räuberhand gleichsam zerrissenen heiligen Mantel auch seinen Fetzen

demuthsvoll anzunehmen und auf dem Ritterkleide neben dem unbefleckten Kreuze in gutem Glauben zu befestigen.

Diese Urkunde war nöthig um zu beweisen, daß Hugo von Wildungen das ihm zuerkannte Theil der großen Verlassenschaft des Ordens wirklich antreten durfte und sein früherer Protest auf dieselben Gründe, die er für ihn angeführt hatte, auch aufgehoben werden konnte.

Seine Bereitwilligkeit, die ihm zuerkannten Häuser und Güter von den protestantisch gewordenen und sich auflösenden Brüdern anzunehmen, lag hier in dem Fascikel, das auf jene päpstliche Urkunde folgte. Früher kannte man nur seinen Protest. Er war im Rathsarchive der Stadt niedergelegt und war die Hauptkraft des Beweises, daß der nächste Herr an diesen streitigen Gütern die alte Commune war; hier in dem Schrein lag nun des Ritters Zurücknahme jenes Protestes, unstreitig mit dem päpstlichen Dispens das wichtigste Document!

Beide alte Blätter hatte der Justizrath in der Hand, als es klopfte.

Rasch stieß er den Deckel des Schreins und diesen selbst zurück und warf die Urkunden in ein Fach seines Schreibtisches.

Der Eintretende war Propſt Gelbſattel ...

Schlurck und Gelbſattel verſtanden ſich ſehr gut ...

Es waren Menſchen, die eine ziemlich gleiche Lebensphiloſophie hatten, nur daß ſie ſie anders ausſprachen.

Die geſellſchaftliche Stellung und die äußere Etikette ſeines Berufes beſtimmte den Einen, vorſichtiger und behutſamer zu ſein als der Andere, aber im Grunde kamen ſie faſt auf die gleichen Prinzipien zurück und hatten ſich gern.

Die kleine pietiſtiſche Färbung, die ſich Gelbſattel gab, ſtörte Schlurck nicht; denn er war gar nicht in dem Grade Neolog, wie man ſeiner frivolen Aeußerungen wegen ſchließen mochte. Er hatte ſogar Anfälle von Aberglauben, ja von Myſtik. Nur die kleinen hierarchiſchen Mucken, die Gelbſatteln zuweilen anflogen, ſeine jeweilige ſogar katholiſche Stimmung mochte Schlurck nicht leiden und zuweilen in der Vertraulichkeit der Loge, deren Brüder ſie waren, hatte er ihm oft ganz ſcherzhaft geſagt: Gelbſattel! Sie ſind ein heimlicher Jeſuit! Davon abgeſehen, vertrugen ſie ſich ſehr gut, billigten faſt Alles, was ſie wechſelſeitig mehr durch Andre, als unmittelbar von ſich ſelbſt erfuhren und hatten jetzt auch durch den Prozeß über die alte Johannitererbſchaft Berührungspunkte des gemeinſchaftlichen Intereſſes genug.

In dieſer Angelegenheit war es auch, daß Gelbſattel ſeinen Freund zu ſprechen wünſchte.

Doch ſchickte er die zeitgemäße Frage voraus:

Nun Freund, wie iſt es? Haben Sie Ausſicht in Schönau gewählt zu werden?

Weder Ausſicht, ſagte Schlurck etwas erheitert durch dieſen immer anregenden Beſuch, weder Ausſicht noch Abſicht.

Sie ergriffen die Gelegenheit doch mit ſo großer Lebhaftigkeit.

Beim Deſſert, als wir Roſinen kauten und Mandeln knackten und einige Neubündler mir zu viel Champagner eingeſchenkt hatten. Die ruhigere Erwägung hat mir geſagt: Schlurck, bleib' vom Feuer! Verbrenn' dich nicht! Es ruinirt deine Praxis und zwingt dich, mehr Charakter zu haben, als für deine Zufriedenheit brauchbar iſt!

Aber Sie haben ſich doch beworben und einen einflußreichen Mann wie den Heidekrüger für ſich in Schönau werben laſſen!

Hab' ich, ſagte Schlurck; aber der gerechte Verwalter meiner Angelegenheiten, dieſer treue negotiorum gestor, hat ſehr ungerecht an mir gehandelt. Er lobte mich und zeigte ſich im fremden Lobe ſo edel, ſo un

sie ihn ungestraft zeigen zu können glaubten. Die chinesischen Cavalleristen, längst mit den kalmückischen in gespannten Verhältnissen, trieben offenbar mit den letzteren, die jetzt in einer so demüthigen Stellung sich im Staube wanden, ihren Spott. Sie riefen die Kalmücken bald hieher, bald dorthin, wollten hier einen kleinen Flecken in der Erde bemerken, dort schrieen sie, müsse der Lama Athem geholt haben, so daß sich der Fußboden davon aufgekräuselt hätte, kurz, sie trieben ihre mit vielfältigen Bemerkungen vermischten Spöttereien so weit, daß die Kalmücken derselben endlich überdrüssig wurden und sie mit Schlägen erwiederten.

Die feigen Chinesen wußten diesen Angriffen nichts entgegenzusetzen als Schimpfreden, mit denen sie ihr ganzes, von Herrn Klaproth herausgegebenes Wörterbuch erschöpften; dazu kam, daß sie im Handgemenge mit den kräftigen, nicht dickbeleibten Kalmücken wenig gewinnen und nur Alles verlieren konnten. Ein zerrissener Aermel hätte ihnen von ihrem Befehlshaber Stockprügel, der Verlust des Zopfes den Abschied zugezogen. Ihr Rücken war daher am meisten verwundbar und ihr Zopf zwang sie, ihn nicht zu kehren und tapfer zu sein. Die Kalmücken setzten den Religionsspöttern hart zu. Die Einwohner nahmen ihre Partei und die Chinesen ihre Zuflucht zu einem abscheulichen Geschrei. Obgleich sie damit ihre Kameraden nicht herbeiziehen konnten, von denen vorauszusehen war, daß sie von dem Schauplatz der Verwirrung eilen würden, um ihre Zöpfe in Sicherheit zu bringen, so erreichten sie damit doch, daß sie sich selbst zum Widerstande anfeuerten und ihn mit besserem Muthe leisteten. Aber die Kalmücken schwangen nur um desto kräftiger ihre siebensträhnigen Peitschen, die sie um den Leib trugen und

eigennützig, daß man ſeinen Edelmuth und ſeine Entſagung bewunderte und ihn, den Edeln und Entſagenden, nun ſelber wählen wird. Seine Rede ſoll ein Meiſterſtück bäuriſcher Verſchlagenheit geweſen ſein, ein Seitenſtück zu des Antonius berühmter Rede gegen den Brutus am Leichnam des Julius Cäſar.

Wenn Sie denn durchaus keine Neigung mehr haben, als Bewerber aufzutreten, ſagte Gelbſattel lächelnd, ſo iſt wenigſtens ſo viel erfreulich, daß in Juſtus ein liberal-conſervativer Mann gewonnen wird . . .

Richtig, ſagte Schlurck, das iſt ſo eine Art hölzernen Eiſens, wie es unſre Zeit braucht. Liberal-conſervativ! Es iſt mir immer ſo, wenn ich Das höre, als wenn mir Einer künſtliche Artiſchocken aus Schweinsohren geformt vorſetzt. Man bewundert den Koch, nicht die Natur, und läßt die Schüſſel ſtehen. Uebrigens werden Sie erleben, daß dieſer große Charakter, der ſchon funfzehn Jahre lang durch ſeine Reckereien die Regierung beſchäftigt hat, zuletzt doch in ein Extrem fällt und in dem Falle, daß er Miniſter des Ackerbaues werden kann, ganz rechts, in dem Falle, daß man ihm irgendwo die Pferde ausſpannt, ganz links wird. Verlaſſen Sie ſich darauf! Oder er betrifft ſich einmal bei einer unerwarteten

kleinlichen Dummheit und verkrümelt ſich in's Unbedeutende.

Sie hätten ſelbſt auftreten und ſich perſönlich bewerben ſollen, ſagte Gelbſattel. Ihre natürliche Art beſticht die Menſchen. Ein glücklich hingeworfener Scherz wirft den Effect einer ganzen pathetiſchen Rede um. Man hatte im Wahlcomité des Neubundes ſo ſicher auf Sie gerechnet ...

Machen Sie noch immer dieſe abgeſchmackten Späße mit? fragte Schluck, der nun einmal in ſeine negative Art hineingekommen ſchien und ſeine Verdrießlichkeit auspolterte. Iſt auch Das nicht Wahnſinn? Iſt da ein Zuſammenhang mit der geſunden Vernunft? Sieht man dieſen Menſchen nicht allen an, daß ihnen die Beſinnung aus dem Magen kommt? Wenn ich der Monarch wäre, ich verböte dem Volke ein ſolches Treiben! Unſer Staat muß die Initiative des Verſtandes, nicht die der Dummheit haben. Der König muß in ſeiner Bildung viel, viel weiter ſein als ſeine dummen Bürger. Kann Das ein gutes Beiſpiel wecken? Wahrlich, wenn ſich das Miniſterium auf den reaktionären Wahnſinn der Beamtenweiber ſtützen will, iſt es verloren. Die erſte kräftige, geſunde Idee eines ſtarken Kopfes bläſt es im Nu um und wenn es von allen Bajonetten der Welt geſtützt würde!

Sie ſehen ſehr ſchwarz, ſagte Gelbſattel ſchlau lächelnd. Doch theil' ich Ihre Misachtung vor dem Neubunde, von dem ich mich zurückziehen werde. Es iſt in der That nichts daraus geworden als eine großartig organiſirte Gelegenheit zu Bällen und zu Verheirathungen. Unter dem Vorwande der Geſinnung drängt ſich jeder Familienvater hinzu, der eine Tochter zu vergeben hat und nicht hoffen kann, in eine feinere Reſſource oder das große Caſino aufgenommen zu werden.

Ach, es lebe das Menſchliche! fiel Schlurck mit komiſchem Seufzer lachend und doch ärgerlich ein. Es lebe die Naivetät der praktiſchen Bedürfniſſe! Sokrates, Chriſtus und ihr Alle, die ihr geſtorben ſeid, um dem Menſchen einen erhabnen Gedanken aufzuſtellen, kehrt, was ihr wollt, der Menſch weiß alle eure Himmel ſich immer wieder zur Erde herabzuziehen und ſeine liebenswürdigſten Armſeligkeiten in euren Paradieſen unterzubringen! Geben Sie mir eine Prieſe von Ihrem Macuba, Gelbſattel!

Gelbſattel zog eine der Schlurck'ſchen ähnliche Doſe hervor. Beide tauſchten ihren Taback. Denn Gelbſattel nahm aus Schlurck's Doſe. Schlurck aus Gelbſattel's. Beide wollten ſich damit ein Zeichen ihrer Freundſchaft geben.

Ueber dieſen Austauſch lächelten Beide.

Treiben Sie noch immer ſo ein bischen Myſti-
ismus? ſagte Schlurck. Freund, ich weiß, warum
ie mit dem Neubunde nicht mehr zufrieden ſind.
r ſchien Ihnen anfangs eine gewiſſe hierarchiſche Form
zunehmen. Er hatte ſo etwas von einem offnen
Maurerbunde. Was? Und nun hat es ſich erwieſen,
ß außer einigen reſpektablen, aber unzurechnungs-
higen militäriſchen Elementen und einem horriblen
arimum von beſchränktem Unterthanenverſtand das
ſolut Leere in ihm ſteckt. Gedanken blieben fern.
as iſt ſchlimm für Euch Jeſuiten; denn wo Jeſuiten
nken ſollen, muß es Gedanken geben.

Gelbſattel lachte wiederholt über die Jeſuiten und
hm dieſe Bemerkungen im vollen Einverſtändniſſe
rmlos und ſcherz-ernſthaft auf.

Ja, ſagte er, Das mag es ſein. Ihre Jeſuiten-
herei, die Sie noch aus Ihrer alten Leipziger Schule
ben, beſter Freund, laß' ich dahingeſtellt, aber Ge-
nken müſſen die Menſchen regieren; die bloßen Ge-
le ſind mir nur dann nutz, wenn Gedanken ſie zu
eln wiſſen, und das Syſtem, das nur aus der ro-
n Geltendmachung der Intereſſen entſteht, das ver-
t' ich vollends. Dieſe Landräthe und reaktions-
en Subalternen haben wirklich keine Gedanken.

Was läßt ſich darauf pfropfen? Man hat in lächerlicher Weiſe für den Neubund etwas von uns Maurern entlehnt, aber wiſſen wir ſelbſt ſchon nicht, was wir von unſerer Symbolik Vernünftiges zu halten haben, was ſoll unter ſo oberflächlicher Nachahmung entſtehen? Sie ſprechen von den Jeſuiten! Können Sie läugnen, Freund, daß in dieſer Geſellſchaft, mag man nun ihre Tendenz auch noch ſo ſehr verwerfen, doch eine große Kunſt der Organiſation und eine Vitalität, eine Lebenskraft liegt, die jeden Menſchenkenner mit Reſpekt erfüllen muß?

Ohne Widerrede! ſagte Schlurck und meinte Dies mit aufrichtiger Uebereinſtimmung.

Und iſt nicht das Ziel, fuhr Gelbſattel erwärmter und geſteigerter fort, iſt nicht das Ziel dieſes Ordens in der That das zeitgemäßeſte, das man ſich denken kann, wenn man erwägt, wie die Uebergriffe des Staates gerade erſt durch den Sieg des Liberalismus immer gewaltiger, immer nüchterner, roher werden müſſen? Und die Kirche! Was erleben wir auf dem Gebiete unſrer Kirche? Die innere Miſſion ſogar unterwühlt jetzt ihren Beſtand, die innere Miſſion iſt unter dem Scheine der Frömmigkeit und der Mehrung des Gottesreiches die eigentliche Demagogie der Kirche, die ſich liebedieneriſch an den Staat lehnt und Das, was

bisher für Kirche gegolten hat, unsre Gemeinden, unsere Beichtstühle, unsere praktische Seelsorge in die Luft sprengen wird.

Schlurck hörte aufmerksam zu ....

Aber ich will auf den Staat zurückkehren, sagte Gelbsattel immer erhitzter. Nehmen Sie doch nur unsern eignen Fall! Ich gelte für einen Mann vom konservativsten Wasser und bin es und predige in diesem Geiste. Die ältere Zeit, die nun vorüber sein soll, erlaubte, daß eine gewisse Kirchlichkeit bei allen öffentlichen Angelegenheiten bescheiden mitsprechen durfte. Die Periode ist vorüber. Ich mache theoretisch für die Kirche nichts, gar nichts geltend, als einen gewissen Einfluß auf die Stimmung der Gemüther, aber um diesen zu behalten, kann man da ruhig ertragen, daß in diesem politischen Wirrwarr jede höhere geistige Frage als nebensächlich betrachtet wird und die Ministerien, wenn sie's nicht mit der innern Missionsspielerei halten, rein nur noch Triebräder der gedankenlosesten Geschäftsroutine werden? Diese übermäßige Verweltlichung erzeugt eine Isolirung der geistigen und geistlichen Interessen, die so nicht fortdauern kann. Das absolut constitutionelle System ist der Tod der Menschheit. Die leersten, erbarmlichsten Dinge werden auf die Ordnung des Tages gesetzt: alles Große

vergangener Zeiten gilt für nichts mehr in diesen Kammern, wo Bauern, Pächter, Schreiber, Gastwirthe über das Staatsleben zu Gerichte sitzen. Was sind wir denn noch? Was gelten wir denn noch? Soll die Geistlichkeit nur Bibeln austheilen, nur Magdalenenstifte besuchen und sich mit dem Kehricht der Menschheit befassen? Nein, mein Freund, mag man von den Jesuiten sagen was man will, sie haben sich die Aufgabe gestellt, die geistige Herrschaft der Kirche aufrecht zu erhalten und den Menschen als Menschen zu retten, ihn nicht im Staate, im Betkämmerlein oder irgend einer andern Gemeinschaft mit Gott oder der Welt zu Grunde gehen zu lassen, und wenn der dumme Neubund auf eine solche tiefe Idee sich hätte erbauen können, dann wäre etwas mit ihm geworden, während er jetzt die Stelle der Heirathsbureaux vertritt und die Politik nur verwirrt, statt vereinfacht.

Schlurck wich von dieser Auffassung unstreitig sehr ab. Doch gehörte es zu seiner Art, daß er jedesmal, wenn er Jemanden von einer Idee recht warm erfaßt, ja flammend durchglüht sah, sogleich aufhörte sie zu bekämpfen. Denn er wußte, daß ein solcher Kampf dann vergebens ist; ja er scheute sich sogar vor Allem, was zu ernst und zu schwer auftrat, und so begnügte er sich auch hier mit den einfachen Worten:

Sehr wahr! Sehr wahr!

Gelbſattel, nun einmal im Zuge, fuhr, durch die ſcheinbare Zuſtimmung ermuthigt, fort:

Welche Anmaßung dieſes herzloſen, kaufmänniſchen Miniſteriums, das wir jetzt halten und gegen die Demokratie ſchützen ſollen, der Prozeß, den Sie für die Stadt führen! Man macht Anſprüche geltend, als handelte es ſich um einen alten, durch Böswilligkeit oder Nepotismus unbezahlt gebliebenen Steuerreſt! Immer nur der Staat! Immer nur dieſes gefräßige Ungethüm, das ſeine tauſend Polypenarme, die wiederum mit tauſend Saugwarzen bewaffnet ſind, überall hinausſtreckt, überall das Mark jedem Lebenden entzieht und nichts duldet, was nach ſeiner eignen Verfaſſung leben mag. Der Hof billigt nicht einmal den Prozeß gegen die Commune; aber der Hof iſt ſelbſt bei der freundlichſten Geſinnung viel zu ſchwach, um dieſe Bankiers und Advokaten, die jetzt das Ruder führen, in ihren Unternehmungen zu verhindern. Man hat die Hofkammer zu einem vollſtändigen Prozeß gegen uns inſtruirt und ich bin jetzt begierig zu hören, beſter Freund, wie dieſe Dinge ſtehen.

Schlurck rückte ſeine Brille in die Höhe, wie immer, wenn er ſcharf ſehen wollte.

Die zweite Curie der Hofkammer, ſagte er, hat

uns alle nur erdenklichen ſcheinbaren Rechtsanſprüche zugeſandt! Hier liegen ſie ...

Er zeigte dabei auf ein Convolut Schriften, das in einem der Schubfächer ſteckte.

Sie ſind, fuhr er fort, der Hauptſache nach ſchon vor funfzig und aber funfzig Jahren geprüft und wenn nicht unhaltbar gefunden, doch durch dazwiſchen getretene größere Ereigniſſe unbenutzt geblieben. Jetzt will man nun Ernſt damit machen und verlangt entweder die reale Ueberweiſung aller jener Liegenſchaften oder eine Art Abkauf in Form einer von der Stadt zu emittirenden Schuldverſchreibung im Werthe von zwei Millionen. Man will zwei Millionen Thaler Papierſcheine, die man nicht den Ständen zu motiviren braucht, mehr in Cours ſetzen. Das iſt das ganze Manöver, zu dem die Kämmerei-Kaſſe etwa 50,000 Thaler, um allenfallſige Realiſirungen der Scheine bewirken zu können, deponiren müßte. Was ſagen Sie! Ich finde darin nichts als eine arge finanzielle Plusmacherei.

Würdig der Erfindungsgabe unſres jetzigen Finanzminiſters, rief Gelbſattel. Würdig der Theorie vom Staate als einem nimmerſatten Vielfraß! Glauben Sie ernſtlich, Schlurck, daß eine ſolche Operation durchgeht, von den Schöffen und Beigeordne-

ten der Stadt gutgeheißen wird? Ich glaube es nicht! Eher würde man die Liegenſchaften ſelbſt abtreten und ermeſſen Sie, welche Nachtheile dann für Die damit verbunden ſind, die auf den Ertrag derſelben angewieſen leben! Sie würden dies Haus zu verlaſſen haben, ich ſelbſt würde in meinen beſten Einkünften geſchmälert werden und eine Menge der nützlichſten, ſtädtiſchen Einrichtungen geriethe in's Stocken, wenn z. B. nur die Miethen ausblieben, die Sie von den Johanniterhäuſern zu verwalten haben, die Grundzinſe hier und auswärts gar nicht zu rechnen . . .

Es iſt ſo ſchlimm, ſagte Schlurck, daß leider der Kläger und Richter hier faſt in einer Perſon auftritt. Der Staat klagt und der Staat entſcheidet . .

Iſt der Staat wirklich auch ſchon in den Richtern? rief Gelbſattel immer erhitzter. Iſt es ſchon ſoweit, daß auch die Gerechtigkeit nicht mehr eine eigene unabhängige Inſtitution iſt? Nein, vom höchſten Gerichtshofe des Landes kann, ſoll man Das nicht ſagen. Und es freut mich, Ihnen mittheilen zu können, daß ſich der alte Obertribunalspräſident für dieſe Angelegenheit intereſſirt.

Hat ſie denn einen Zuſammenhang mit der Zoologie? fragte Schlurck lächelnd.

wurden darin von Lassa's Lazaronis unterstützt. Der Tumult nahm zu, das Aufruhrgeschrei verbreitete sich durch die Stadt, Alles lief neugierig aus den Häusern und der Auftritt würde die ernstlichsten Folgen nach sich gezogen haben, hätte eine neue Erscheinung ihm nicht ein wirksames Ende gemacht.

Ein Mann in langem, fliegendem Haare, mit Thierfellen nur halb gekleidet, warf sich unerschrocken unter die kämpfenden Parteien. Seiner gewaltigen Körperkraft gelang es, die Erbittertsten in die Reihen der Ihrigen zurückzudrängen und jedem neuen Angriff in die Arme zu fallen. „Unverschämte Fremdlinge," rief er, „wer hat euch die Thore dieser heiligen Stadt geöffnet, um sie mit euern Worten und Gewaltthätigkeiten besudeln zu lassen? Habt ihr in euern Salzwüsten die Sitten zurückgelassen, die euern Eltern die Achtung ihrer Freunde erwarben? Und ihr, Chinesen, seid ihr deshalb hiehergekommen, um die Laster, welche die Luft um den grünen und gelben Fluß verpesten, in unsre Berge zu verpflanzen? Ihr zur Rechten, warum beschlagt ihr nicht eure Pferde? Ihr zur Linken, warum nehmt ihr nicht eure Schreibfedern zur Hand, schickt euern Tanten Grüße und den Pagodenvorstehern und Mandarinen eures Orts die Neuigkeiten, die euch verdächtig scheinen und von euch ausspionirt sind? Stört die Ruhe dieser heiligen Gegend nicht, von der ihr eine Handvoll Erde nehmen solltet, um sie einst in euer Grab legen zu lassen!"

Die Menge wich ehrerbietig von dem kühnen Sprecher zurück. Die Kalmücken befolgten heulend den Rath, den er ihnen am Schlusse gegeben hatte, und verzogen sich; die unberufenen Zuschauer gingen an ihre Arbeit und die Chinesen,

Wie Sie's nehmen! erwiderte Gelbſattel. Einen Zuſammenhang mit der Loge hat ſie.

Mit der Loge? fragte Schlurck erſtaunt. Unſer Großmeiſter mag im Grade der eleuſiniſchen Geheimniſſe ſtehen, ich kenne ſie nicht und hab's in unſrer edlen Kunſt nicht weiter gebracht als bis zum erſten gehobenen Iſisſchleier, aber was dieſer Prozeß mit der Loge zu thun hat, begreif' ich nicht ...

Mit der Loge wol auch zunächſt nicht ſelbſt, ſagte Gelbſattel. Aber mit ihrer Geſchichte, wenigſtens mit derjenigen Geſchichte der Loge, für die der alte Herr ſchwärmt. Sie wiſſen, daß er zu Denen gehört, die unſre Kunſt wirklich aus urälteſten Zeiten herleiten —

Ah ſo! Aus den egyptiſchen, wo man die Pyramiden zu Ehren der Katzen baute, in denen der alte Narr göttliche Offenbarung erblickt ...

Er ſieht in der Maurerei, ſagte Gelbſattel, orientaliſche Tradition, die wir im Abendland der Vermittlung der Kreuzfahrer, beſonders aber der Tempelherren, verdanken ....

Haben die Tempelherren auch Katzen verehrt?

Sie haben es nach vielen Zeugniſſen! ſagte Gelbſattel nickend und ganz ernſt.

Hören Sie! rief Schlurck jetzt, indem er lachend und wieder ganz erheitert aufſprang, ſo ſoll mir

Einer jetzt die größte Thorheit erzählen und mir aufbinden, es gäbe Menschen, die sie für Weisheit hielten, ich glaube es! Wenn die Katzen mit unserm Prozeß in Verbindung stehen, so nehm' auch ich an Begeisterung für ihn zu, denn alle Miether der Johannishäuser klagen über das beispiellose Vermehren der Mäuse und Ratten so sehr, daß Keiner mehr aushält, wenn ich nicht vierteljährig einen Kammerjäger dort auf die Jagd schicke.

Ja noch mehr, sagte Gelbsattel, ich hege die Vermuthung, daß der Obertribunalspräsident schon aus eigenem Antriebe dem historischen Zusammenhang dieses Prozesses nachforscht! Ein junger Referendar, der in der zweiten Curie der Hofkammer, also in unserm Prozesse arbeitet und zufälligerweise ein Nachkomme des Ritters Hugo von Wildungen ist, dem ursprünglich diese Güter sollen gehört haben, hat sich im alten Tempelhause von Angerode eine eigenmächtige Untersuchung des dort seit undenklichen Zeiten vermauerten Archivs erlaubt, was ohne Zweifel nur im Auftrage der Gerichte geschehen ist.

Schlurck, der sich wieder gesetzt hatte, horchte hoch auf ... Die Brille schob sich noch höher.

Der neue Pfarrer von Angerode, erzählte Gelbsattel, hat mir diese Thatsache angezeigt. Man hat der

Wittwe des verſtorbenen Pfarrers die Nutznießung der alten Amtswohnung in dem dortigen ehemaligen Tempelhauſe gelaſſen und ihr neuerdings auch noch in einem Anbau Räumlichkeiten zugewieſen. Nach einem Jahre hat dieſe Frau die Amtswohnung zu verlaſſen und es iſt dem Nachfolger ihres Mannes nicht zu verdenken, daß er ſich ſchon jetzt nach der Beſchaffenheit ſeiner künftigen Wohnung umſah. Man entdeckte dabei, daß der Sohn jener Wittwe, ein junger hier lebender Referendar, ob abſichtlich oder zufällig iſt unbekannt, das alte Archiv des proteſtantiſch gewordenen Johanniterordens wieder auffand und einen mit Dokumenten gefüllten Schrein hieher mitgenommen hat . . .

Schlurck, in der größten Spannung den Worten des Propſtes folgend, unterbrach Gelbſatteln mit dem Ausrufe:

Einen Schrein?

Mit dem Zeichen des Kreuzes auf dem Deckel, wie Beobachter verſichern . . .

Mit einem Worte hier — dieſen Schrein?

Gelbſattel blickte erſtaunt zur Erde nach der dunkeln Gegend hin, wohin Schlurck in der gewaltigſten Aufregung halb mit der Hand, halb mit dem Fuße gezeigt hatte . .

Himmel, rief er, das Kreuz auf dem Deckel erkennend, wie kommen Sie zu dem alterthümlichen Fund? Das Zeichen der protestantischen Ritter von Angerode! Die vier Blätter des Kleeblatts an den Flanken des Kreuzes! Wäre dies gelbe Papier da auf dem Tisch schon ein Dokument, das zu den Akten unsres Prozesses gehörte?

Schlurck hielt die Hand auf dem Papier, das Gelbsattel eben nehmen wollte. . .

Sein erstes Gefühl bei diesen Mittheilungen war das der Freude. Er sah endlich einen Zusammenhang für den Ursprung seines Fundes und eine Möglichkeit, seine unredliche Verheimlichung desselben auf einen leicht zu entschuldigenden Weg der Ausrede zurückzulenken . . . .

Als der Propst in ihn drang, ihm genauere Auskunft zu geben, wog er ihm langsam die Worte zu:

Gemach! Gemach! Erst sagen Sie mir: Wer ist dieser Wildungen? Gibt es also wirklich einen Bruder des Malers Wildungen? Was ich vor einigen Tagen schon hätte untersuchen sollen, als ich an Bartusch . . . .

Es gibt deren zwei, unterbrach Gelbsattel mit einem eignen Ausdruck forschender Ungeduld die Vorwürfe, die sich der Justizrath über seine Sorglosigkeit in so wichtigen Dingen machen wollte . . .

Von einem Maler hört' ich, ſagte Schlurck. Hat er alſo wirklich einen Bruder?

Einen jüngern, berichtete der Propſt, aber einen an Scharfſinn und Unternehmungsgeiſt dem Aelteren weit überlegenen.

Wie kommen dieſe Wildungen nach Angerode? fragte Schlurck zerſtreut. Er dachte nur an Egon, an den Heidekrug, an ſeinen Brief, an Melanie ...

Durch ihren Vater, der dort die Stadtpfarrei vor einigen Jahren antrat und ſeit einigen Monaten nicht mehr lebt, erzählte Gelbſattel. Dieſer Mann iſt in meine früheſte Jugendzeit verwickelt. Man konnte uns Freunde nennen, wenn wir uns nicht um eines Mädchens Willen überworfen hätten. Eine gewiſſe Julie Rodewald war der Zankapfel, der zuletzt zu ihm hinüberflog. Es war ein wunderlicher, grämlicher Mann, den die Ehe mit dem Mädchen, das wir Beide liebten, nicht heiter ſtimmte. Er verſauerte und verbauerte in Thaldüren, einem thüringiſchen Gebirgsdorfe, wo man ihn als Pfarrer ließ, weil er zu einer beſſern Stellung kaum paßte. Bald Pietiſt, bald Rationaliſt, bot er dem Conſiſtorium kein klares Bild, keinen Henkel, ſchrieb ich ihm einmal auf ſeine ewigen Klagen um Verbeſſerung, um ihn anzufaſſen. Auf einer Rundreiſe durch ſeine Gegend wollt' es die

Amtspflicht, daß ich bei ihm vorſprach. Er wurde heftig. Er ſagte mir die bitterſten Dinge und nannte ſeine Ehrlichkeit den Henkel, an welchem ihn freilich die Lügner nicht zu faſſen wagten. Auf ſo wildes Reden hin, that man beſſer, ihm die nächſte Vacanz zu geben. Er bekam ſie nach Angerode als Stadtpfarrer und ſtarb in den kaltgründigen alten Zimmern des Tempelhauſes ſehr bald nach der Ueberſiedelung. Von der Univerſität und aus Schulpforte her, wo ich, Wildungen, Rodewald und ein gewiſſer Rudhart Contubernalen waren, weiß ich, daß dieſe Wildungen von dem Johanniter Hugo von Wildungen ſtammen und oft ſagte er mir, wenn ſich gewiſſe Urkunden fänden, könnte er ein überreicher Mann ſein. Ich geſtehe, daß ich ſpäter, da mir die Gegenſtände ſeiner etwaigen Anſprüche ſelbſt ſo wunderbar zur Bedingung meiner eigenen Exiſtenz wurden, mit einem gewiſſen ſonderbaren Mißtrauen ihn nach Angerode ziehen ſah. Wie nun, wenn ſein Sohn, auf Veranlaſſung des Prozeſſes, in dem er arbeitet, in Angerode Nachforſchungen gehalten hat, die mit Entdeckung eines eingemauerten Archivs endeten? Ich habe ſogleich Auftrag gegeben, dort weitere Unterſuchungen anzuſtellen und bin erſtaunt, bei Ihnen ſchon die Spuren dieſes unerwarteten Incidenzfalles anzutreffen.

Schlurck lächelte und sagte:

Bester Freund, Sie nehmen mir eine große Last vom Herzen. Dieses alte Ding da ist auf nicht ganz ostensible Art in mein Haus gekommen; aber wenn ich dabei etwas verbrach, so entschuldigt mich der Eifer für unser gemeinschaftliches Interesse. Ich will Ihnen diese Sache erzählen.

Gelbsattel's Neugier wurde durch eine Unterbrechung gestört ....

Bartusch war eingetreten und flusterte seinem Principal ins Ohr, daß der Amerikaner da wäre ...

Rechnen Sie mit ihm, sagte Schlurck. Führen Sie ihn oben in ein anständiges Zimmer! Zählen Sie seine Caution und stellen Sie ihm Scheine dafür aus soviel er will, ich werde sie unterschreiben. Den Knaben kann ja Melanie unterhalten ...

Bartusch nickte und ging, die Hand voller Papiere ....

Es währte einige Sekunden, bis Schlurck den unangenehmen Eindruck dieser Unterbrechung überwunden hatte. Dann erzählte er dem aufhorchenden Freunde:

Ich war vor etwa acht Tagen in Hohenberg. Die Theilhaber der fürstlichen Masse hatten sich dort versammelt und nach den bittern Betrachtungen des Tages folgten Abends gesellige Tröstungen und Er-

heiterungen, so gut es gehen wollte. Ein kleiner Ball hatte ungewöhnlich spät gedauert. Das schöne Mondenlicht verführte mich, eine Dame, die ich sehr schätze, nach Hause zu begleiten, und, wie gesagt —

Schlurck fuhr sich mit der Hand an den Hinterkopf, wie er pflegte, wenn er eine künstliche Verlegenheit schildern wollte, strich das wenige dort sauber gelegte Haar glatt und warf die Brille wieder auf seine frivol die Oeffnungen aufblasende kleine Stumpfnase . . .

Nun — nun — unterbrach Gelbsattel schelmisch diese sonderbare Gebehrdensprache. Sie verweilen ja sehr lange bei der Dame im Mondenschein . . . .

Nicht im Mondenschein, fuhr Schlurck fort, dafür sind wir nicht mehr romantisch genug; genug, es war über zwei Uhr, als ich wieder aus dem Dorfe Plessen zum Schloß zurück will. Komm' ich da an eine Schmiede, die am Fuße des Berges liegt, und sehe, daß einem Güterwagen eben die Achse gebrochen ist. Der Fuhrmann hatte ohne Zweifel der Hitze wegen in der Nacht fahren wollen und war etwas im Schlaf gewesen. Genug, der Arme lag halbtodt unter dem Rade, dessen gebrochene Felgen glücklicherweise nicht mehr von der ganzen Kraft des nicht übermäßig beladenen Wagens getrieben wurden. Das laute Winseln

eines gleichfalls verletzten Hundes, mein eignes Rufen weckte die Leute in der Schmiede. Man trug den Fuhrmann hinein und entleerte etwas den Wagen, um ihn leichter zur Verbesserung des Rades in die Höhe schrauben zu können. Bei dieser Gelegenheit entdeckt' ich, als ich eben übermüdet zum Schlosse hinaufsteigen will, einen Gegenstand unter den ausgepackten Sachen, der mich wahrhaft überraschte .. diesen alten Schrein! Es war das Kreuz mit den vier Kleeblättern in seinen Enden! Unser Prozeß im neuen ernsten Beginnen, die Wichtigkeit der daran sich knüpfenden Verhältnisse, Befremden über diese seltsame Erscheinung des protestantischen Johanniterkreuzes von Angerode, eine Art von Aberglauben über die Weisheit des Zufalls, alles Das bestimmte mich, die Bewohner der Schmiede zu veranlassen, den Schrein bei Seite zu stellen, wieder aufzupacken und dem Fuhrmann, wenn er sich erholt hätte, das Geschehene à tout prix zu verschweigen. Nachdem ich mich über den Fund orientirt hatte, konnte man ihn ja unter irgend einem Vorwande dem Besitzer wieder zustellen.

Gingen die Bewohner der Schmiede auf dies riskante Ansinnen ein? fragte der Propst erstaunt, und waren Sie ihrer so gewiß ...

Ich hatte mit einem alten Manne zu thun, der

blind iſt, ſagte Schlurck, und ſeinem Sohne, der an Taubheit leidet. Meine Amtswürde nahm ich zu Hülfe und wußte ihnen begreiflich zu machen, daß es ſich hier um eine wichtige Entdeckung im Intereſſe des Staates handelte. Sie trugen mir den Schrein an einen verborgenen Ort. Kaum hatt' ich einige Stunden geſchlafen, als der alte Schmied ſich von dem jungen zu mir hinaufführen ließ und um Gotteswillen bat, ihnen zu erlauben, den Schrein herauszugeben, der Fuhrmann gebehrde ſich wie raſend, an dem Schrein läge mehr, als ein Menſch ahnen könne ... denken Sie ſich! Je mehr ſie baten, deſto mistrauiſcher wurd' ich natürlich und zuletzt beſtand ich darauf, daß der Schrein nur noch für mich exiſtire, und unverrichteter Sache ſtiegen ſie wieder hinunter ...

Gelbſattel ſchaltete hier erſtaunend wieder die Bemerkung ein:

Das brachten Sie mit Ihrem einfachen Befehl zu Wege?

Doch nicht! ſagte der Juſtizrath. Ich ergriff ein mir glücklicherweiſe zu Gebote ſtehendes Mittel, den Alten zum Schweigen und unbedingten Gehorſam zu bringen. Ich raunte ihm ein paar Worte zu, die ihn ſo erſchreckten, daß er zu Allem bereit war und mir

lächelnd nach ihren geretteten Zöpfen fühlend, kehrten in die Casernen zurück, um ihre Cameraden mit Prahlereien und Lügen zu bedienen.

Die besänftigende Dazwischenkunft war vor einem Manne ausgegangen, den wir schon einmal in einem nächtlichen Gespräch mit Gyllusya kennen lernten und ihn von seinen wilden, phantastischen Tänzen, die er vor Hali-Jong und seinen Brüdern ausführte, den Schamanen nannten. Wir wollen ihn auch ferner mit diesem Namen bezeichnen, obschon ihm Einiges fehlte, um denselben ganz zu verdienen. Er eilte, von den scheuen Blicken der Menge verfolgt, der Gegend der Stadt zu, in welcher die Burg des Lama lag.

Wir haben von Maha Guru, dem jüngern Bruder des Schamanen gehört und mußten die sonderbare Ausdrucksweise bewundern, mit der der ältere Bruder von ihm sprach. War es nicht, als erwies er ihm eine göttliche Ehre? Diese Frage ist jetzt nicht mehr zweifelhaft, denn Niemand anders als Maha Guru war der neue Dalai Lama.

Die Lehre von der Seelenwanderung ist der einzige Erklärungsgrund für den merkwürdigen Cultus, der auf dem höchsten Gipfel der Erde herrscht. Die Annahme, daß die, einen sich auflösenden Körper verlassende Seele wieder einen neuen Sitz zu suchen hat, um ihre Fortdauer zu sichern, erlaubte die Anbetung eines Menschen, auf den sich die Fülle des göttlichen Geistes herabgelassen hätte. Der Dalai Lama ist kein Papst, kein Stellvertreter der Gottheit, sondern diese selbst, der Schöpfer und Erhalter der Welt, der Lenker der Himmelsbahnen, der Spender unserer Lebensloose, der Richter über böse und gerechte Handlungen. Die Tibetaner sehen die Hülle ihrer Gottheit geboren werden und sterben, aber in

den Schrein so lange bewahrte, bis ich ihn auf meinen Wagen lud und mit ihm hier ankam.

Ein paar Worte? fragte Gelbsattel erstaunt lächelnd. Sie sind ja ein wahrer Zauberer! Lehren Sie mich doch auch so inhaltsschwere und mächtige Worte!

Ich erinnerte die Leute, antwortete der Justizrath, einfach an eine alte Geschichte, in der der Vater eine Rolle gespielt hatte, für die ihm noch für den Rest seines Lebens eine gewisse fatale Belohnung gut ist, wenn man ihn entdeckte ....

Sie Allwissender! bemerkte Gelbsattel kopfschüttelnd.

Vielerfahrener! antwortete Schlurck. Ich ließ den Schrein hier öffnen und fand darin Papiere, die mit unserm Proceß auf's innigste zusammenhängen. Daß dies jener Gegenstand ist, den man in Angerode vermißt, scheint mir unwiderleglich. Es frägt sich nur, ob die Regierung selbst oder die zweite Curie jene Untersuchung anordnete oder ob der junge Mann, den Sie erwähnen, ganz aus eigenem Antriebe auf diese Entdeckung kam. Jedenfalls hab' ich jetzt das Recht zu sagen, ich hätte einen geraubten Gegenstand bei einem Hehler entdeckt und es für meine Pflicht gehalten, ihn mir bis auf Weiteres anzueignen. Werden Sie diese Wendung unterstützen?

In einer ſo wichtigen Sache? ſagte Gelbſattel. Ohne Widerrede!

Meldet ſich jetzt jener Wildungen, fuhr der Juſtizrath wahrhaft aufathmend und herzerleichtert fort, ſo verweigern wir ihm noch obenein die Auslieferung. Eine Anfrage in der Zeitung hat meinerſeits dann nur den Zweck gehabt, hinter eine unerlaubte Aneignung zu kommen. Wir geben den Inhalt des Schreins zu den Akten . . .

Und was glauben Sie, fragte Gelbſattel geſpannt, was glauben Sie, daß durch dieſe höchſt wahrſcheinlich in beſtimmter Abſicht verborgen gehaltenen Dokumente bewieſen werden könnte?

Nach flüchtiger Durchſicht, ſagte Schlurck ruhig, ſprechen ſie weder für uns, noch für die Regierung. Eher möcht' ich glauben, daß der Auffinder deſſelben eine perſönliche Abſicht hat. Er erſchien bald darauf in Pleſſen und forſchte mit Leidenſchaftlichkeit nach der Art, wie jenes Frachtſtück verloren ging. Meine Schmiede ſcheinen nicht Wort gehalten zu haben; denn zu meinem Erſtaunen äußerte er, über den Verluſt ſelbſt beruhigt zu ſein. Er wiſſe, daß ich den Schrein beſäße. Auf der andern Seite iſt es auffallend, daß Viele behaupten, der Forſcher nach dem Schrein wäre der Prinz Egon geweſen.

Prinz Egon von Hohenberg? fragte Gelbſattel erſtaunt.

Der junge Hohenberg! beſtätigte Schlurck.

Wie wäre Das? Er ſoll ja heftig erkrankt ſein, erzählte man.

Die Aerzte fürchten ein Nervenfieber. Ein Zuſammenhang des Prinzen mit jenem Wildungen, den Sie erwähnen, iſt mir gewiß, ja ganz feſt bewieſen. Welches aber der Zweck dieſer Verbindung iſt, wie er mit einer Reiſe jenes Wildungen oder Beider zugleich nach Hohenberg zuſammenhängt, welche Rolle darin das erbrochene Archiv von Angerode ſpielt, Das bin ich zur Stunde unvermögend anzugeben.

Gelbſattel fiel darauf ein:

O, Freund, Ihr Scharfſinn wird binnen kurzem alle dieſe Dunkelheiten lichten! Doch hüten Sie ſich vor dieſem Daukmar Wildungen! Es iſt ein unternehmender verſchmitzter Kopf, voll planmäßiger Schlauheit und mit einer Federkraft begabt, die ihm für die ſchwierigſten Dinge Muth und Ausdauer gibt. Auch gehört er mehr, als ſeinen Vorgeſetzten gefallen will, zu den Demokraten.

Schlurck gedachte nun voll Beſchämung über ſeine Champagnerverwirrung des Fremden im Heidekrug und fragte:

Er iſt klein . .

Mittlerer Statur!

Braunes Haar?

Mehr braun als blond. Das ganze Weſen unternehmend und keck.

Er trägt einen Bart auf der Lippe und am Kinn?

Ich ſah' ihn längere Zeit nicht mehr. Seit den politiſchen Kämpfen meidet er alle die feinen Cirkel, in die ihn ſein Bruder, der Maler Wildungen, ein ungleich geringeres praktiſches Talent, obgleich nicht ohne Schwung und Poeſie, eingeführt hat . .

Schlurck ſchüttelte ärgerlich den Kopf. Er ſah ein, daß er ſich, wie er an Bartuſch ſchrieb, „im Champagnernebel" getäuſcht hatte, als er in Wildungen den Prinzen Egon zu erkennen glaubte und ſeiner Familie dieſen allerdings nicht unbedeutenden jungen Referendar für eine ſo wichtige reſpectwürdige Standesperſon angedeutet hatte.

Der Unmuth über dieſe Täuſchung wuchs, als Melanie von oben die kleine Wendeltreppe halb herabſtürmte und ohne Rückſicht auf Gelbſattel oben auf den Stufen in die ängſtlichen Worte ausbrach:

Vater! Eben will ich dem kleinen Amerikaner, da er ſo mädchenhaft ausſieht wie Cherubim, eine Haube aufſetzen, als er mir ſagt: Ich möchte ihn ſchonen,

er wäre betrübt über die Krankheit des Prinzen. Ist der Prinz krank? So gefährlich krank, wie der Knabe sagt? Du warst ja dort? Sorgen die Aerzte wirklich um sein Leben?

Allerdings! sagte Schlurck. Doch geht dich Das wenig an. Du bist über den Prinzen in einem Irrthum . . .

Melanie blickte den Vater starr an.

Ich habe eine sehr große Thorheit begangen, sprach Schlurck in gewaltiger Verstimmung zu ihr empor. Es war ein junger Referendar, Namens Wildungen, der Euch im Schlosse besuchte! Es ist ein Freund des Prinzen! Es gibt zwei Wildungen, einen Maler . . .

Und einen Referendar! fügte Gelbsattel hinaufschmunzelnd hinzu.

Melanie entfernte sich erblassend und ohne zu antworten schwankte sie die engen Stufen hinauf . . .

Bald aber hörte man, daß oben ein Fenster aufgerissen wurde, das in den Hof führte, und Melanie rief:

Neumann! Anspannen!

Gelbsattel, da es eben von seiner Kirche dumpf zwei Uhr schlug, empfahl sich. Er sagte noch zu Schlurck:

Sie haben viel auf dem Herzen, bester Freund, was Sie mir nicht mittheilen wollen. Ich denke, Sie werden es, wenn es reif ist oder, um es zu werden,

meine Mitberathung vielleicht in Anſpruch nimmt! Einſtweilen hab' ich hier merkwürdige Thatſächchen erlebt! Soviel ſeh' ich wol, daß wir verwickelten Schwierigkeiten entgegen gehen und Manches erfahren werden, was wir in den bisherigen Stadien unſerer Angelegenheit nicht für möglich hielten.

Darin haben Sie recht, Freund, ſagte Schlurck, ſammelte ſich, da es Tiſchzeit wurde, zu ſeiner ſonſt üblichen Heiterkeit und ſchlug ſeine Hand in Gelbſattel's mit den Worten:

Sie wiſſen, daß ich das Altwerden für eine ſchlechte Angewöhnung halte. Noch heute hab' ich's dem Sanitätsrath Drommeldey geſagt. Aber auch dadurch bleiben wir jung, daß wir vor Schwierigkeiten nicht erſchrecken. Immer die gerade Bahn laufen macht krumm und ſchläfrig. Es iſt eine dumme Wahrheit, die nur in der Mathematik gilt, daß der gerade Weg zwiſchen zwei Punkten der kürzeſte iſt. Im Leben iſt im Gegentheil der gerade Weg immer der längſte. Nur was den Geiſt ſpornt, in Thätigkeit ſetzt, zum Aufmerken zwingt, belebt ihn und der Geiſt iſt's doch allein, von dem die Maſchine abhängt, oder meinen Sie, daß die Maſchine den Geiſt regiert? Manchmal, wenn ich Appetit habe und mir die Gedanken ſchwinden, möcht' ich faſt das Letztere glauben!

Lieber Freund, sagte Gelbsattel, den Thürdrücker ergreifend, Das machen wir hier zwischen Thür und Angel nicht ab! Nur darum möcht' ich Sie noch bitten, gäben Sie mir wol für einen Franzosen, der hieher gekommen ist, Herrn Professor Rafflard aus Paris, eine Empfehlung an den Criminaldirektor?

Empfehlung an den Criminaldirektor? sagte Schlurck lachend. Er soll einen honetten Einbruch machen, dann braucht er meine Empfehlung nicht. Wie heißt der Herr?

Gelbsattel erwiderte mit einiger Befangenheit:

Professor Rafflard kommt von Paris, als Agent einer Humanitätsgesellschaft, um sich über den Zustand der Gefängnisse bei uns zu unterrichten ...

Aha! So ein philanthropischer Salon-Quäker! sagte Schlurck; Einer, dem es dafür um Orden, Titel und Einladungen zu thun ist! Wie viel gute Ideen müssen doch dafür herhalten, daß eitle Menschen auf sie reisen und sich lächerlich machen! Ich denke, Sie sind nicht für die „innere Mission"?

Professor Rafflard ist sehr gut empfohlen, bemerkte Gelbsattel schon im Gehen, während ihm Schlurck das Geleite durch einen dunkeln Gang gab; er hofft an den Hof zu kommen und dient einem Zwecke, dem sich einige uneigennützige Gemüther doch auch

ſchon praktiſch, ohne Phraſen, ohne Chriſtelei gewidmet haben . .

Verbeſſerung der Gefängniſſe! ſagte Schlurck. Eine Feile und ein Strick iſt für die Spitzbuben die beſte Verbeſſerung der Gefängniſſe. Ich will's übrigens dem Criminaldirektor ſagen . . .

Damit trennten ſich die Freunde.

Schlurck kehrte nun in ſein Bureau zurück, ſchloß von innen ab und ſtieg langſam und nachdenklich in den erſten Stock, um zu lauſchen, wie weit Bartuſch in ſeiner Verhandlung mit dem Amerikaner gekommen war . .

Er begegnete Melanie, die ihm auf die Frage, ob ſie heute mit ihm zur Harder fahren würde, keine Antwort gab.

Sie hatte ſich den Hut aufgeſetzt, einen Shawl umgeworfen und ſtürmte die Treppe hinunter, um ſich in den offenen Wagen zu werfen, der eben unten in der Hausflur vorfuhr . . .

Wohin befehlen Fräulein? fragte der Bediente, den ſie getrieben hatte, jedes andere Geſchäft, die Zurüſtung zum Mittagsmahl und was ſonſt zu ſeinen Obliegenheiten gehörte, fahren zu laſſen und ſich nur in die Livree zu werfen . . . .

In das Atelier des Professors Berg! rief sie und warf sich in die weißen Kissen des Wagens.

Als ihr Vater vom Fenster nachsah, wie sie erst im Wagen sich die Handschuhe anzog und mit kalter Verachtung der Welt um sich her blickte, dann den Schleier überwarf und rasch davon fuhr, dachte er bei sich selbst:

Wohin tobst du, um deiner Verzweiflung zu entfliehen? Armes Kind! ... Sie hat sich doch wol eingebildet einen Fürsten zu lieben und nun ist es nur ein gewöhnlicher Mensch, wie wir Andern auch! Begeh keine Thorheit, wilde Tochter! Wenn dieser gewöhnliche Mensch so viel Verstand hat, wie Gelbsattel a ihm fürchtet, so könnte er mich, wenn er dich lieb zum Schwiegervater eines Millionairs machen ...

Wie er so sinnend stand, brachte Bartusch Papier zum Unterschreiben und meldete zugleich, daß ihn Lasally zu sprechen wünsche ....

Lasally? sagte Schlurck gezogen. Er wird mi doch nicht zum Anwalt seines albernen Prozesses gegen Hackert, den Ihr mir erzählt habt, machen wo len? Er soll zu meiner Frau gehen und heute ein Löffel gewärmter Suppe mit uns speisen. Gewärm Dahin kommt es auch noch! Melanie wird hoffen lich nicht zu lange bleiben. Die Papiere wollen n

in meinem Zimmer unterſchreiben. Mühſeliger Tag! Er wiegt ſchwerer als ſeit lange einer, und doch gehört er zu denen, die ich in anderm Sinne als Kaiſer Titus einen verlornen nenne!

Bartuſch ging zur Juſtizräthin, bei der Laſally ſchon wartete.

Schlurck ſtieg mismuthig die Wendeltreppe hinunter in ſein Zimmer zum Abſchluß der Verhandlung mit Ackermann, die ſeit lange ſeine ſchmerzlichſte Erfahrung war. Etwas Halbes war ihm . . . Nichts.

dem Augenblicke, da der Körper von dem Geiſte bewohnt wird, der ihnen der Höchſte iſt, unterſcheiden ſie auch das Aeußere und Innere nicht mehr, ſondern halten die vergängliche Kleidung der Gottheit wie von ihr ſelbſt durchdrungen und untergetaucht in den Glanz ihrer unſterblichen Seele. Sie kennen die Eltern, Brüder und Verwandten ihres Gottes, aber wie zärtlicher Empfindungen ſie fähig ſein mögen, ſo ſchätzen ſie in dieſer Rückſicht die Bande des Bluts für das Geringſte. Die Prieſter lehren, daß die Geiſter alle nur Ausflüſſe einer und derſelben Seele ſeien, daß wir alle unſre Großmutter in dem Prinzip des Guten und Großen finden. Wer iſt in dieſer Kindſchaft bevorzugt? Da gibt es keine Einſchränkung auf Raum, Volk, Religion; ſondern die Guten ſind alle untereinander Brüder und Väter. Dies iſt nach der Weisheit von Tibet die wahre Aehnlichkeit und Verwandtſchaft.

Wenn Gott ſeines Körpers überdrüſſig wird, ihn verläßt und ſtirbt, ſo vertritt ein erfahrener Mann interimiſtiſch ſeine Stelle und ſorgt für die Auffindung eines neuen Körpers, der ſich zur Aufnahme der Gottheit eignen dürfte. Ich drücke dies Geſchäft nur von ſeiner praktiſchen Seite aus, während die metaphyſiſche erhabener iſt. Denn die Prieſter ſollen ja nur lauſchen, wo ſich die entſchwundene Gottheit hingeflüchtet hat; ſie ſollen die Geiſteskräfte der Tauſende von tibetaniſchen Kindern unterſuchen und überzeugt ſein, da die Weltſeele wieder zu finden, wo ſie die meiſte Empfänglichkeit, Lebhaftigkeit, Geiſtesſchärfe antreffen. Ein Kind, das in ſeinem erſten halben Jahre ſchon laufen konnte, mit einem Jahre alle Zähne hatte und den Namen des Vaters und der Mutter ausſprechen konnte; ein Knabe, der im dritten Jahre die vier Species begriffen hatte und im vierten eine leſer-

# Zehntes Capitel.

## Die Ganzen und die Halben.

Eine Werkstatt der zeichnenden Künste mußte so gebaut sein wie die des berühmten Professors Berg, um neben der Bestimmung, dem Künstler Gelegenheit zu ungestörtem Fleiße zu geben, auch als ein freier Tummelplatz heitrer Laune und scherzhaften Gespräches dienen zu können.

Der große Anbau seines italienischen Hauses war eine Halle, massiv gebaut, aber doch in Form jener antiken Bauart gehalten, die den Ursprung aller Architektur aus zusammengelegten Blöcken durch bunte Malerei, Vergoldung und Zierrath aller Art nicht verbergen will. Schimmerte auch die Decke nicht in goldenen Verzierungen, so wurden ihre Balkengevierte doch durch Farbenschmuck aller Art sehr frisch gehoben. Die Form der Halle war eine dreitheilige. Drei große nach Norden gehende Fenster warfen das der Malerei

nöthige Licht in den gewaltigen Raum, der durch zwei von der halben Decke herabgehende schwere grüne Vorhänge in zwei kleinere und eine größere Abtheilung getrennt war. Ließ man die wuchtigen Vorhänge zufallen, so waren die hinter ihnen beschäftigten Maler voneinander getrennt. Standen sie offen, so gewährten sie die Möglichkeit einer gemeinschaftlichen Unterhaltung durch das ganze Atelier.

In dem ersten Drittheil saßen einige Schüler und Anfänger, in dem großen Zwischenraum die selbständigen jüngern Kräfte, die sich um Professor Berg scharten, im dritten war dieser selbst beschäftigt.

Die große Südwand, ganz massiv, war in pompejanischem Geschmacke gemalt. Die rothe Farbe hatte in dem bunten Gemisch den Vorrang.

An der Ostwand war der doppelte Eingang, einer von unten her und einer oben von der Altane, die das erste Stockwerk des Hauptgebäudes mit dem Atelier verband. Auf der Hälfte der Stiege, die von oben her kam, schloß sich ihr von unten herauf eine andere an, die in einer langen hölzernen, mit grauer Oelfarbe gestrichenen Brücke endete, die durch das ganze Atelier ziemlich nahe an der Südwand sich hinzog — diese Brücke diente für große Gemälde, welche von dem Fußboden aus nicht gemalt werden konnten.

Hier und da ließ sie sich auseinandernehmen und auf Rollen nach Belieben vor große Cartons oder Oelbilder vorrücken. An der Westwand, im engern Atelier des Professors Berg, waren sehr geschmackvolle Frescoverzierungen angebracht. Zwischendurch standen Statuen, meist von einem Blumenetablissement umgeben. Die Teppiche und Wandsophas, die ursprünglich in der ganzen Halle anzutreffen waren, hatten sich nur noch in dem engern Raume des Lehrers in dem eleganten Zustande erhalten, wie ursprünglich dieser ganze kleine Kunsttempel gedacht war. Hier fanden sich noch Stühle und Polster, die man den Fremden anbieten konnte. An den andern Punkten hatte jugendliche Zwanglosigkeit schon mancherlei Zierrath für seine Bestimmung untauglich gemacht, zum großen Aerger des mit Ueberwachung dieser Räume beauftragten Dieners. Auch die großen mit Steinkohlen nur heizbaren Oefen hatten sich im Winter schon mit manchem anschwärzenden Protest gegen den Traum eines sich hier nach Italien versetztglaubenden Idealisten geltend gemacht. Die parkettirten Fußböden waren selbst beim Professor nicht recht wieder zu erkennen und trugen alle Merkmale, daß der wahre Künstler, wenn er einmal in die freie Ausbildung seiner Herrschaft über Kreide und Farbe geräth, an äußere

Eleganz und faſhionable Beſtimmmung nicht mehr denkt.

Siegbert arbeitete im Mittelraum.

Nicht weit von ihm Leidenfroſt . . Neben dieſem ein junger ſchöner ſchlanker Mann, Namens Heinrichſon, derſelbe, dem zu Gefallen Frau von Harder den Ankauf zweier Schwäne aus Island für die königlichen Gärten veranlaßt hatte. Neben ihm ſtand jener Ofenſchirm, hinter welchem Frau von Trompetta die Bewegungen jenes Schwanes, der Jupiter vorſtellen ſollte, und ſeine Angriffe auf eine hölzerne Figur, die die Leda ſein ſollte, mit ſo vieler Angſt beobachtet hatte . . .

Dann kam ein junger Maler, Namens Reichmeyer, ein Verwandter des Bankiers von Reichmeyer.

Dieſe vier Maler arbeiteten in der mittlern Halle.

In der Vorhalle ſtanden drei oder vier Schüler.

Der Raum, den Berg allein einnahm, war noch mit einem kleinern, von Tapeten gebildeten oben offenen Cabinet verſehen für die Aufnahme lebender Akte.

Siegbert, Leidenfroſt, Heinrichſon und Reichmeyer waren in einem Geſpräche begriffen, wie man es mit Unterbrechungen, langen Pauſen allenfalls bei mechaniſch-geiſtiger Production doch führen kann. Sie hatten

vom Morgen an stark an größern Arbeiten geschafft und nahmen jetzt gegen Mittag leichtere vor, die wol erlaubten, daß dann und wann ein Scherz die gesammelte Stimmung durchkreuzte, die vielleicht gerade mit etwas vorher schon ernst Bedachtem beschäftigt war.

Siegbert arbeitete an seinem Albumblatt für Frau von Trompetta.

Die drei andern Maler standen eben hinter ihm und wollten wissen, was er in's Gethsemane „stiften" würde.

Man sah noch in schwachen Andeutungen eine orientalische Gegend ... Palmen, Felsgestein, Oelbäume. Am Boden ein schlafender Christus ... Vor ihm eine noch nicht fertige undeutliche Figur .. Negerknaben mit Fackeln ... In der Ferne ein Kameel mit Dienern .. Andeutungen am Horizont zufolge, die auf Sterne rathen ließen, sollte die Beleuchtung Nacht sein.

Ist das unklare Menschenbild da vielleicht, sagte Max Leidenfrost, eine kleine Figur mit zusammengetrockneten, sogenannten Silen- oder Sokrateszügen, ist Das vielleicht einer von den heiligen drei Königen, der nach dreißig Jahren einmal wieder nach Jerusalem kommt, um den inzwischen stattlich herangewachsenen Heiland zu sehen? Er scheint sich recht zu verwundern.

wie die kleinen Kinder mit der Zeit ſo aus Krippen herauswachſen können . .

Siegbert antwortete, indem er mit dem Gummi die Negerknaben etwas corrigiren wollte:

Dieſe Jungen tragen Fackeln, um in die Nacht eine Art Rembrandt'ſcher Beleuchtung zu bringen. Die ſchwarzen Mohrenjungen hätten ſich unter den Fackeln ſo prächtig ausgenommen . . . ſie kommen auch nicht fort.

Nein! Nein! ſagte Heinrichſon und hielt die Hand mit dem Gummi zurück, nicht zu raſch mit dem Aendern und Vertilgen! Ein vernünftiges Motiv muß man nicht ſo bald aufgeben. Leidenfreſt's Idee ſcheint nicht einmal die rechte zu ſein. Ich glaube nicht, daß Sie der Frau von Trompetta humoriſtiſche Witze in's Album malen wollen, die ſich nicht bibliſch rechtfertigen laſſen . . .

Wäre denn Das blos ein Witz, fragte Leidenfroſt, wenn einer von den drei Königen einmal wieder einen Beſuch in Galiläa machte? Könnt' er Jeſus nicht geſagt haben: Braver Mann, ich hielt ſo viel von Ihnen, aber Sie ſind auf dem Wege ſich in's Unglück zu ſtürzen! Sie wollen eine neue Religion ſtiften und ich komme, weil ich mir etwas Anderes in Ihnen vermuthete, expreß aus Indien, um Ihnen zu ſagen, daß wir dort einige noch recht gute alte Reli-

gionen haben! Die beiden Mohrenjungen mit den Fackeln würden eine treffende Symboliſirung der näheren Aufklärung über dieſen Gegenſtand ſein ... Leſen Sie die Zendaveſta und die Vedas, meine Herren! Selbſt Gützlaff geſteht, daß Confucius kein Confuſius war.

Ich vermuthe eher, ſagte Reichmeyer, der an Eleganz mit Heinrichſon wetteiferte trotz der Atelierüberhemden, die ſie trugen; ich vermuthe eher, daß wir einen Abgeſandten des Hauptmanns von Capernaum vor uns haben, der Jeſus zu ſeinem Herrn beruft. Der Heiland verſichert ihm, daß er das Wunder bereits verrichtet hätte, er möge nur nach Hauſe gehen und ſich ſchlafen legen ...

Nein, meinte Leidenfroſt trocken ohne die Miene zu verziehen, ich kann nimmermehr glauben, daß dieſe hohe, ſtattliche Figur, die ich da vor dem Heiland entſtehen ſehe, ein Unteroffizier oder eine Ordonnanz iſt. Ich will dem militairiſchen Geiſte der Juden nicht zu nahe treten, aber ſo ſtattlich war doch wol die Rekrutirung ...

Ich glaube, unterbrach Heinrichſon dieſe frivolen Späße, ich glaube, daß ſie gar kein Kriegsheer hatten und daß der Hauptmann von Capernaum ein römiſcher Centurio war. Die Mohrenjungen ſind dann

ſchon eher angebracht. Man könnte annehmen, daß dieſer römiſche Hauptmann aus jener Armee hervorgegangen iſt, die ſchon unter Antonius bei der Cleopatra afrikaniſche Luxusſtudien machte ..

Mein Himmel, unterbrach Siegbert, dem des Spottens und Schraubens doch am Ende zu viel wurde, dieſe für zwei Maler, die auf einige Ausſtellungen ſchon Heiligenbilder geliefert hatten, charakteriſtiſchen Aeußerungen, mein Himmel, welche Verwirrung über die Auslegung einer ſehr einfachen und, wie ich faſt glaube, nicht genug anſprechenden Idee! Ich will ja nichts Anderes, als hier in einfacher Tuſche die Thatſache wiedergeben: Nicodemus kommt zum Herrn bei der Nacht. Hier ſchlafen unter freiem Himmel die Jünger, von denen nur einige ſichtbar ſind. Chriſtus wachend hat ſich erhoben und empfängt den nächtlichen Beſuch des vornehmen Phariſäers, der, von innerſter Achtung vor dem Religionswerke des Heilands durchdrungen, doch noch nicht den Muth hat, ihn öffentlich zu bekennen. Die beiden Mohrenknaben leuchten ihm in den Garten. Hinten ſteht das aufgezäumte Kameel, auf dem er aus der Stadt gekommen, nur von einigen vertrauten Dienern begleitet. Auch dieſe wie die Mohrenknaben wollt' ich in ehrerbietiger Andacht erſcheinen

lassen. Hinten ganz fern sieht man die Zinnen von Jerusalem.

Sehr schön! rief Heinrichson mit einer gewissen gentlemanliken Herablassung. Die Skizze ist würdig, in Oel ausgeführt zu werden. Wie herrlich diese Beleuchtung durch die Sterne und die Fackeln! Schon seh' ich, daß Sie beabsichtigen, das rothe Licht grell auf die schlafenden Jünger fallen zu lassen. Es kann ein recht sanftes Leben in das Ganze kommen! Diese Nachtstille, diese schlummernde Pflanzenwelt! Und dabei das heilige Wachen des Glaubens und die feierliche Beherrschung der schlummernden Natur durch die Macht des Geistes! Ich sehe das Blatt schon fertig vor mir und verspreche Ihnen davon eine gute Wirkung . . .

Auch Reichmeyer stimmte dem feinen und so ausnehmend wohlwollenden Urtheile Heinrichson's, das Siegbert fast stutzig machte, bei und nannte das Ganze einen „guten Gedanken". Doch tadelte er die Mohrenknaben . . Siegbert hätte selbst schon angedeutet, daß diese Vermuthung auf Abwege führen und für nicht echt jüdisch gehalten werden könnte. Die Juden hätten niemals solche Sklaven gehabt. . .

Ach was! rief Leidenfrost. Welcher Künstler wird sich denn an solche Niemals! Niemals! kehren? Wir

haben auch keine Sklaven und doch Jockeys und wer ſich einen Neger halten kann und die Kreuzung der Racen unter ſeinem Geſinde nicht fürchtet, der läßt ſich gerade von einem Neger dahin begleiten, wo einheimiſche Bediente vorlaut und unzuverläſſig ſind. Bleiben Sie ja bei den Negerknaben, Wildungen! Auch bei dem Kameel! Die alten Italiener waren darin ja ſo prächtig ungenirt. Auf Paul Veroneſe's großen neuteſtamentariſchen Scenen kommen alle die Neger vor, die man in den Häuſern der vornehmen Venezianer damals herumlaufen ſah, Papageyen und Affen, wie ſie einmal zur orientaliſchen Anſchauung gehören ...

Siegbert, ermuthigt durch dieſen Beifall und ſonſt ſchon den ganzen Vormittag in aufgeregter Laune, fiel mit den heitern Worten ein:

Die Negerjungen laſſ' ich ſchon der Frau von Trompetta wegen. Sie werden ihr die traulichſten Miſſionsgedanken wecken.

Heinrichſon und Reichmeyer lachten über dieſen Einfall.

Leidenfroſt trat nun näher, betrachtete noch lange die Skizze und ſagte endlich:

Bedenklicher freilich, beſter Freund, iſt der geiſtige

liche Hand ſchreibt, der im ſechſten Antworten gibt und Urtheile äußert, die eines Erwachſenen würdig ſind — da finden wir den Gott wieder, der eines alten runzligen Körpers müde, ſich in ein friſches, junges Leben flüchtete und von hier aus die Erkennungsſcenen vorbereitete. Die Prieſter fallen vor einem ſolchen Kinde nieder, heben den Gott aus den Windeln, hüllen ihn in ihre weiten Kutten und bringen ihn in eine einſame Gegend, wo er der ihm gebührenden Ehre und eines ſorgfältigen Unterrichtes genießt. Hier bleibt er ſo lange, bis es ihm gefällt unter die Menſchen zurückzukehren oder bis der Augenblick erſcheint, wo ihn das geſetzliche Alter zu ſeiner Wiederkunft verpflichtet.

Daß ſich Gott aber zuweilen auch Rückſichten unterwarf, bewies ſein Wiedererſcheinen in Maha Guru. Wir wollen keineswegs ſeine Legitimität antaſten, obſchon damit in unſerem Falle wenig Gefahr verbunden iſt; aber wir ſehen aus der Geſchichte ſeiner Berufung, daß zuweilen eine Empfehlung auch in dieſer ſchwierigen Aufgabe half. Tibet war lange in der betrübteſten Verzweiflung. Die Prieſter reiſten vergeblich im Lande herum, um den heimlichen, verborgenen Gott zu entdecken. Sie legten den Kindern auf den Landſtraßen verfängliche Fragen vor, die ſie aus dem Stegreif beantworten ſollten, erhielten aber zu ihrem Schrecken immer nur Antworten, die entweder ſehr dumm herauskamen oder deren Salz mit vieler Erde verſetzt war. Da ſagte der General der kalmückiſchen Kavallerie zu den oberſten geiſtlichen Behörden, als die Boten von ihren Examinationsreiſen mit wiederholten ſchlechten Erfolgen zurückkehrten: „Warum haltet ihr euch nur in den Umgebungen von Laſſa? Die Seele Gottes iſt beflügelt; glaubt ihr, daß ſie von einem dreiſtün-

Ausdruck Ihrer Skizze! Sie wollen doch gewissermaßen sagen: Seht da Einen von Denen, die nicht den vollen Muth ihrer Ueberzeugung haben! Nicodemus hat einen Anflug von Christi göttlicher Sendung empfangen, er fühlt, daß dies der verheißene Messias ist und hat doch nur den Muth, bei Nacht zu ihm zu kommen! Ich bin begierig, wie dies Urtheil des Künstlers herauskommt! Denn urtheilen dürfen wir doch? Nimmermehr werd' ich die feigen Pinsel anerkennen, die nur die Thatsache geben wollen und das Urtheil dem Beschauer überlassen. Der Künstler soll Partei nehmen, wie es die Alten thaten. Die Alten malten im Glauben. Der Glaube war ihnen Partei. Der Zweifel konnte nichts malen, er sah nur auf Effecte, wie es seit Guido Reni, Carlo Dolce und meinem sonst prächtigen, theatralischen Guercino Mode wurde. Die Neuen haben keinen Glauben und auch keinen rechten Zweifel; gut! sie sollen nur gerecht sein und geschichtlich und wahr. Sie mögen eine Thatsache einfach hinstellen, aber dann doch so gruppirt, daß sie verrathen, sie hätten selbst darüber nachgedacht und empfänden etwas über ihr Bild, irgend eine warme Ueberzeugung. Wie kommt mir nun hier, bester Wildungen, die Erbärmlichkeit dieses Nicodemus zur Anschauung, der nur bei Nacht den Muth hat, ein Christ zu sein? Zeigen Sie

mir dieſe ſeine Erbärmlichkeit! Dieſen Augenſpiegel unſerer ganzen Gegenwart!

Ich weiß zunächſt nicht, antwortete Siegbert, die äſthetiſche Tendenzfrage faſt vermeidend, ſoll ich ihn ſehr reich oder recht arm kleiden? Das Erſtere würde im Einklang zu ſeinen Dienern und den geſchmückten Kameelen ſtehen, das Letztere aber gerade durch den Contraſt mit dieſen Umgebungen andeuten, daß er demüthig und voll Reue iſt und ſeines Prunkes ſich begeben will. Jeſus ſagt ihm ohnehin, es könne Niemand ſelig werden, der nicht in den Schoos ſeiner Mutter zurückkehre und von neuem geboren würde. Arm aber oder reich gekleidet denk' ich doch, daß hier die einfache Thatſache ihre Auslegung in ſich ſelber trägt. Wie ſollt' ich hier mein Urtheil anbringen, ohne nicht in Gefahr zu gerathen, den Frieden der Situation zu ſtören? Sie möchten den Nicodemus mit dem Pinſel gern geißeln, Leidenfroſt! Geht Das?

O! rief dieſer, prügeln möcht' ich ihn und nicht blos mit dem Pinſel!

O nein! fuhr Wildungen lachend fort, bleiben wir in der Welt meines Tuſchkaſtens! Liegt nicht in des Heilands ernſtem Blicke ſchon die ganze verſöhnende Kritik ſeines nächtlichen Beſuches? Wird Nicodemus nicht demüthig zur Erde ſchauen müſſen und ſich verneigen mit

gekreuzten Armen, wie der Andächtige vor dem Crucifix? Versöhnt Das nicht? Und er kommt ja doch! Er folgt ja doch zu irgend einer Stunde dem innern Rufe, wenn auch nur bei Nacht! Er büßt doch seinen Fehler dadurch, daß .. er ihn büßt! Mehr als das bloße „Doch kommen", „doch dem innern Drange Erliegen" mehr würde Strafe sein, unmöglich vorauszusetzen in der Absicht des Erlösers. Ich theile wie Sie den Zorn über die täglich uns begegnenden Menschen, die nicht den Muth ihrer Ueberzeugung haben, aber ich gestehe, ich habe mit der schwierigen Lebensstellung eines Pharisäers, wie Nicodemus, soviel Mitleid, daß ich ihn liebe, voll Wehmuth liebe, liebe seiner Schwäche wegen. Und gestehen Sie doch, wenn ein reicher Mann und gefeierter Schriftgelehrter zum Herrn kommt, ist's doch wol etwas mehr, als wenn arme Fischer und Handwerker von vornherein sich gleich zu ihm hielten?

Hm! brummte Leidenfrost. Zumal wenn man bedenkt, daß die Tausende von Müssiggängern, die diesem galiläischen Wanderprediger nachliefen, sich manchmal, um satt zu werden, mit fünf Broten und zween gebacknen Fischen begnügen mußten ... Gut! Gut, Wildungen! Malen Sie Ihren Nicodemus, zu deutsch: Ihren Herrn von Volksbezwinger so, wie er für die fromme, weichmüthige Welt paßt und im Gethsemane

gewiß bei Hofe großen Effect machen wird .. ſchon der Fackelbeleuchtung wegen .. Aber, wenn ein Anderer einmal den Gegenſtand ergriffe ...

Schweigen Sie endlich! rief Heinrichſon nicht ganz im Scherz. Ihre verdammte Ideenfülle, Leidenfroſt, macht uns noch Alle confus! Wenn wir einen guten Gedanken zu haben glauben, ſo ſetzen Sie immer noch einen Trumpf darauf und bringen uns in Verwirrung ...

Reichmeyer ſtimmte dieſer Bemerkung kräftigſt bei und wünſchte die Kritik zu allen tauſend Teufeln ...

Malt was Ihr wollt! ſagte Leidenfroſt kurz und bündig und kehrte zu ſeiner Staffelei zurück, auf der er architektoniſche Proſpecte angefangen hatte.

Siegbert aber fuhr ungeſtört und nicht im geringſten zürnend in ſeiner Bleiſtiftſkizze fort.

Wie kann Euch aber, ſagte er, nachdem Alle wieder an ihre Arbeiten gegangen waren, zu den beiden zürnenden Genoſſen, wie kann Euch eine fremde Auffaſſung nur irre machen! Ihr wißt, daß ich mit dem Namen des Künſtlers nicht ſo oft um mich werfe, wie ſo viele Pfuſcher unſerer Kunſt; aber darin hab' ich mich wirklich doch als Künſtler weg, daß ich nicht von jedes Andern Idee ſo raſch ergriffen werde, um aus meiner eignen Anſchauung, aus dem mir noth-

wendigen Leben des Gemüths und den Grenzen meiner Phantasie herauszukommen. Ich wünschte gerade, daß Leidenfrost aufrichtig sagte, wie er diesen Stoff behandeln würde! Was thut Das? Ich müßte mir vorkommen, als wäre meine Malerei mein Elend und Jammer, wenn ich vor der Ideenwelt der Andern immer gleich erschräke!

Diese Meinung theil' ich nicht, sagte Reichmeyer. Hat man von einer andern Auffassung den Effect erkannt, so bin ich der unglücklichste Mensch, wenn ich bei meiner eignen, die vielleicht nüchterner ist, bleiben muß ...

Diese Empfindung, antwortete Siegbert, haben Sie nicht aus Italien, sondern aus Paris mitgebracht. Sie Glücklicher, Sie hatten die Mittel, auf Reisen zu gehen und wählen Paris für Rom und Florenz! Was haben Sie bei Vernet und Delaroche gelernt? Vortreffliche Farbenzusammenstellungen, rasche Pinselführung, aber auch eine knechtische Verehrung vor dem Götzen Effect, den Ihnen unser guter treuer Eckart der Kunst, Professor Berg, nicht wieder austreiben kann. Ihr seid die wahren Eklektiker der Kunst! Ihr malt die Heiligen, die Griechen, die Fischerknaben, die Betteljungen, die Grenadiere, Alles durcheinander, wenn sie einen brillanten Moment ab-

werfen, wie Schauſpieler, denen jede Rolle, jeder Geſchmack recht iſt, wenn ſie nur Gelegenheit finden, ſich darin als Virtuoſen zu zeigen.

Die Deutſchen malen langweilig, ſagte Reichmeyer kurzweg. Jeder denkt, wenn er ſich ſelbſt gegeben hat, wär' er ein Poet mit dem Pinſel. Das iſt eine alte Sage, die von unſern Akademieen und den bezahlten Profeſſoren noch aufrecht erhalten wird. Aber die Geldbeutel der Käufer glauben nicht mehr daran. Sehen Sie nur zu, lieber Wildungen, was geſchehen würde, wenn man von unſern königlichen Frescomalern ihre Nibelungenſuiten, nach der Elle gemeſſen, auf den Markt brächte; wer würde viel dafür geben, auch wenn er die Wände hätte, dieſe ſchöngezeichneten bunten Tapeten paſſend aufzukleben!

Drum Dank dem Himmel, antwortete Siegbert, daß noch Möglichkeiten ſind, die Kunſt von der Liebhaberei des Privatgeſchmackes frei zu halten! Sagen Sie nicht, ein Fürſt, der auf große Bauten viel verausgaben kann, folge in ihrer Ausſchmückung doch auch nur den Eingebungen ſeines Privatgeſchmackes! Nein! Wir mögen über Geſchmacksrichtungen ſtreiten, ſoviel wir wollen, eine Kirche bringt ihren eigenen Geſchmack mit ſich, ein Königspalaſt gleichfalls, eine offene große Halle gleichfalls. Jede Anknüpfung der

Kunſt an große Inſtitutionen veredelt das verſteckte Gelüſte der Privatliebhaberei und konnten wir es dahin bringen, daß alle Anknüpfungen der Künſte noch, wie in alten Zeiten, großartige, allgemeine, vom ganzen Staatsleben unterſtützte wären, ſo würden wir aller Willkür der Kritik, aller Anarchie der Production überhoben ſein und Das malen, dichten, meißeln, componiren, was die Zeit wirklich will und was ſich für das Allgemeine und die Würde der Kunſt ſchickt.

Ein wahres Wort! miſchte ſich jetzt wieder Leidenfroſt beiſtimmend ein. Ja! Wildungen, Sie ſind auch ſo ein Nicodemus, der nur manchmal bei Nacht in den Hof der Wahrheit kommt! Sie wiſſen das Beſſere und handeln nicht immer darnach, von Heinrichſen und ſeinem alten mythologiſchen Schwäne-Kram und Reichmeyer's Melodramen-Malerei ganz zu ſchweigen! Ich habe Sie geſtern mit Champagner gelabt, ich darf Ihnen heute Wermuth reichen. Wenn Ihr wahr ſein wollt, gibt es eigentlich keine ideale Malerei mehr, es gibt nur noch Landſchaften, Jagdſtücke, Portraits und auch die ſind ſchon verdrängt durch die Lichtbildnerei. Die wahre Beſtimmung der neuern Malerei iſt Zimmerſchmuck, und in allen andern Beſtimmungen erblick' ich nur Krücken, auf denen ſie nothdürftig ſo dahinhumpelt! Kirchengemälde! Wer

baut denn Kirchen aus Kirchendrang? Sind denn Kirchen nöthig? Schmelzen nicht alle Gemeinden der poſitiven Staatskirche ſo zuſammen, daß ſie in einem mäßigen Saale Platz hätten? Und die Diſſidenten, die Sektirer, die eigentlich Frommen wollen keine Bilder. Um die paar Kirchen, die der Guſtav Adolf-Verein bauen läßt, wird man doch nicht ſagen, daß noch das Kirchenbauen an der Zeit iſt! Cornelius mit ſeinem ganzen jüngſten Gericht iſt eine alte Reliquie von Anno Schwartenleder. Da ſind wol mehr Gedanken ſichtbar als bei Rubens mit ſeinen dicken in Gnaden angenommenen Blondinen und den alten waſſerbäuchigen Sündern, die von den Teufeln geſackt werden; ja, Cornelius hat Kohlrauſchen's deutſche Geſchichte geleſen und weiß, wer Segeſtes war und Rubens hat nicht den Kohlrauſch geleſen ... aber die ganze Geſchichte mit den jüngſten Gerichten und den Poſaunenengeln und den Zornſchalen iſt alte Schweinsſchwarte. Die Narrenspoſſen! Und nun Gott Vater, Gott Sohn, Gott der heilige Geiſt und ſolches bunte Farben-Gepinſel mehr! Sind denn Ruhmeshallen an der Zeit? Was iſt denn Ruhm? Ein König ſetzt ſich zu Gericht und ſagt, was Ruhm iſt! Ich will ein Volk ſehen, das ſeine Kränze durch millionenfache Acclamation austheilt und was erleb' ich,

Den, den ein paar Tauſend bewundern, wollen ein anderes paar Tauſend mit Koth bewerfen! Ehe nicht unſre ganze Geſellſchaft geändert iſt, ehe nicht die Herrſchaft des Volkes entſchieden hat, was heutzutage noch die Schultern des Menſchen tragen, ſeine Hirnfaſern glauben können, iſt alle Kunſtpflege Spittalſuppe. Der thut fromm und miſcht ſeine Farben ſtatt in Oel in Thränenwaſſer der Andacht, wie Sanct Fieſole; der malt lange Hünen und ausgereckte Recken, die Cuvier zu Mammuthszuſammenſetzungen hätte benutzen können, zu präadamitiſchen Zeuglodons; der liebäugelt mit dem allgemeinen Begriff des Schönen und lockt ſich ein Situatiönchen aus einem Gedichtchen oder einem Märleinchen hervor — und das Gequängel und Gepimpel wird noch dazu von einem ebenſo confuſen Geſchmacke bezahlt, beliebäugelt ... und doch jammern die Herren, daß dieſe Sachen nicht das Evangelium ſind und die Menſchheit ummodeln können! Mit den Dichtern und Componiſten iſt es faſt ebenſo! Alle leiden daran, daß unſere Zeit erſt zu einer neuen Herrſchaft großer Thatſachen im Durchbruch liegt, Alle klammern ſich an Vergangenes und machen ſich eine künſtliche Bildung, weil für eine natürliche und zeitgemäße die Anknüpfungen fehlen. Oft denk' ich: Käme nur einmal ein rechtes Wetter

nd übergösse Alles mit Hagel wie Quadersteine so
roß, was jetzt prangt und sich brüstet! Auch die
Kalmücken nähm' ich zu dem Ende mit Vergnügen
n, wenn sie nur Alles kurz und klein hackten wie
ie Türken in Alexandria, die nichts leben ließen als
en Koran. Unser ganzes Zeitalter ist ja ein solches
chmäßiges und schriftgelehrtes, wie es das alexan-
inische war ...

Heinrichson war über diese Humoreske sehr un-
illig. Er nannte sie geradezu eine outrirte Barba-
i und warf Leidenfrost vor, daß er sich in auffal-
den Behauptungen gefalle, die an burschikose Re-
mmisterei grenzten ..

Sie wissen nicht recht, Leidenfrost, sagte er mit
nem feinen, spitzen Tone, welcher Stimme Ihres
nern Sie folgen sollen! Bei uns Malern sprechen
e wie ein Maschinenbauer und wenn Sie hinaus-
en in die große Willing'sche Maschinenfabrik und
t Modelle zeichnen, so werden Sie da gewiß wieder
schönen, idealischen Formen reden und hoffentlich
Lokomotiven mit häßlichen Tintenfässern vergleichen,
nicht einmal mit diesen, sondern mit plumpen, che-
chen Zündfeuerzeugen oder Apothekerbüchsen für
rdecuren. Ich wette, daß Sie eben im Begriff
, einen neuen Hebebaum zu erfinden und wenn

digen Fluge ſchon müde iſt? Geht nach Taſſiſſudon, ſteigt auf die Mauern von Dukka Jeung und lauſcht dort nach dem, was ihr nicht finden könnt!“ Die Prieſter ſandten an den bezeichneten Ort und trafen einen Knaben, der ſchon zum Jüngling reifend, von den gewöhnlichen Offenbarungen, in denen ſich Gott zeigte, dem Wuchs und Alter nach ſehr verſchieden, dem Geiſte und Verſtande nach aber gewiß Niemand war, als der Heilige, den ſie als verſchollen ſchon beklagt hatten. Von Stund' an wurde Maha Guru, dem jüngeren Bruder des Kalmückengenerals und des Schamanen, göttliche Ehre erwieſen, ihm der Sitz auf einem Schloſſe bei Laſſa eingeräumt und ſeiner reifen Bildung nichts mehr gegeben, als die ihm noch fehlende theologiſche Richtung. Man würde ſich eines ſehr falſchen Ausdruckes bedienen, wenn man Maha Guru's zunehmende Göttlichkeit ein ſich Zurechtfinden in ſeiner neuen Würde nennen wollte. Nein, er war nicht der letzte, der an ſich glaubte, er trat überall mit dem feſten Bewußtſein ſeiner Allmacht auf und wenn ihn je ein Zweifel beſchlich, ſo betete er zu ſich ſelbſt und ſein inwohnender Geiſt ſchlug den widerſpenſtigen Leib zu Boden.

Maha Guru's Brüder waren ſeine eifrigſten Anbeter, obſchon ſie in ihren Wünſchen ſich trennten. Keiner von beiden zweifelte, mit dem wahren Schöpfer des Himmels und der Erden einſt Verſteckens geſpielt zu haben; aber während der General die verſtorbenen Eltern und ſich ſelbſt am meiſten deßhalb glücklich pries, beklagte der mittlere Bruder, der Schamane, daß ihm Maha Guru einen ſolchen Streich geſpielt, und wünſchte ſeinem Bruder, aus ſpäter zu erklärenden Gründen, die nackte, ſterbliche Menſchheit wieder, die ihm einſt ſo nahe ſtand und deren Schickſal er thei-

er gut ist, wird der Königshasser die Demüthigung erleben, daß man ihn beim Kölner Dom in Anwendung bringt.

Aha! rief Leidenfrost und pfiff die Marseillaise.

Die Politik, sagte Siegbert zur Vermittlung, die Politik, lieber Heinrichson, spielt doch auch sehr in diese Fragen hinein! Sie sind conservativ und haben Ursache dazu. Ein Maler, dem man zu Gefallen echte isländische Schwäne vom König ankaufen läßt, würde undankbar genannt werden müssen, wollt' er demokratische Auffassungen theilen. Diese Gêne macht ja leider uns Alle so zahm und verpflichtet uns. Dennoch gibt es Demokraten unter uns. Auch Reichmeyer ist Demokrat, solange die Demokratie sich nicht auf communistischen Gelüsten ertappen läßt. Leidenfrost schüttet aber das Kind mit dem Bade aus und ist in seinen Irrthümern um so gefährlicher, als er selbst die Geheimnisse unsrer Kunst kennt und in Weihemomenten noch Glauben genug an sie besitzt, sie in seinem Sinne zu üben. Warum wollen wir in der hereinbrechenden Barbarei des Materialismus die Flucht ergreifen? Warum die Fahne Rafael's und Dürer's im Stich lassen und zu den Fabrikarbeitern und Nützlichkeitslehrern übergehen! Auch ich fühle für die praktischen Bedürfnisse des Volkes und die Noth

wendigkeit, Alles zu bekämpfen, was die Tyrannei des alten Syſtems aus der Kunſt entlehnt, um ſich zu ſchmücken und ſcheinbar als Blüte der Humanität darzuſtellen, aber . . .

Nun, rief Leidenfroſt, nun? Sie ſagen da etwas Entſetzliches, Wildungen! Sie ſtocken ſchon! Die Tyrannei entlehnt aus der Kunſt, um ſich zu ſchmücken und ſich ſcheinbar als Blüte der Humanität darzuſtellen . . ſchlagendes Wort! Bricht dieſe nichtswürdige Lüge aber nicht der Kunſt den Hals für immer?

Nein, ſagte Siegbert ruhig, ſie beſchämt nur die Tyrannei. Die Kunſt ſelbſt kann, darf nicht leiden unter ihrer falſchen Anwendung. Der Sinn für das Ideale darf nicht ausſterben, die neidiſche Feindſchaft gegen das Schöne nicht gehegt und befördert werden. Sagen Sie ſelbſt, Leidenfroſt, in unſerm neuen Freunde, dem liebenswürdigen Franzoſen Louis Armand, liegt nicht bei all ſeiner Vortrefflichkeit und ſeiner warmen Empfindung für die Leiden des Volkes etwas in ihm, was man einen mangelnden ſechsten Sinn, den der Schönheit nennen könnte?

Fünf Sinne brauchen wir nur! antwortete Leidenfroſt trocken.

Reichmeyer fragte noch einmal nach dem Namen des Franzoſen, den er eben erwähnt hörte . .

Louis Armand! wiederholte Siegbert.

Louis Armand aus Paris? Ich kenne einen Vergolder dieſes Namens, der dicht an Delaroche's Atelier wohnte.

Heinrichſon, dem das Geſpräch zu politiſch wurde und es darum auf Anderes lenken wollte, ſagte:

Gewiß derſelbe, oder ein Agent ſeines Geſchäftes, der ſich hier niedergelaſſen hat. Man rühmt die Proben ſeiner Gemälderahmen und hat Vieles beſtellt ...

Er hatte in Paris ein beſcheidenes, aber geſuchtes Geſchäft, ergänzte Reichmeyer. Das ganze Landhaus einer vornehmen Dame, der Gräfin d'Aziment, ſah ich ihn einmal mit Spiegeln auslegen, wo er vielen Beifall erntete. Ich habe einige enkauſtiſche Sachen für dieſe Einrichtung gemalt ...

Heinrichſon verſtand Reichmeyern und merkte die Abſicht, daß er ihm behülflich ſein wollte, den politiſchen Faden abzuſchneiden, den er nicht verfolgen wollte, da er ein leidenſchaftlicher Anhänger des Beſtehenden war und nur mit Vornehmen umging.

Ein Handwerker, ſagte er, der von Künſtlern lebt, ſollte gegen die Künſte dankbarer ſein. Ich finde es ſehr komiſch, Gemälderahmen zu machen, Spiegelpaläſte zu zaubern und gegen Gemälde und den Luxus

überhaupt, wahrſcheinlich als Sozialiſt, zu polemiſiren. Apropos! Die Gräfin d'Azimont . .

Tragiſch iſt Das, beſter Heinrichſon, unterbrach Siegbert, der, wenn er einmal in Erregung war, von ſeiner Glut für die richtige Ueberzeugung nichts vergab und nun nicht dulden mochte, daß Heinrichſon zu der ihm völlig gleichgültigen Gräfin d'Azimont ablenkte. Tragiſch find' ich Das, wiederholte er, wenn ein Mann, der in ſeiner Theorie etwas haßt, in der Praxis davon zu leben gezwungen iſt. Erinnern Sie ſich, Leidenfroſt, wie erſchüttert Armand war, als er zufällig auf jenen Spiegelpalaſt zu ſprechen kam. Sagte er nicht, daß er dort den Prinzen Egon kennen gelernt hätte?

Nein, berichtete Leidenfroſt, er hat ihn dort nur nach früherer Bekanntſchaft in Lyon wiedergefunden.

Wohl! fuhr Siegbert fort. Aber darin müſſen Sie mir Recht geben, daß unſerm Armand doch ein gewiſſer höherer Sinn fehlt für das Schöne, das Träumeriſche und Ideale in unſerm Sinne. Ich gebe zu, daß man im Schweiße ſeines Angeſichts, vom unterſten Schmutze der Arbeit niedergezogen, nicht im Stande iſt, ſich zu einer reinen und heiteren Auffaſſung auch der Dinge aufzuſchwingen, die zunächſt keinen handgreiflichen Nutzen tragen. Aber aus dem

Nichtvermögen entstand hier auch das Nichtwollen. Sie verwerfen die Kunst als Ausgeburt des Luxus diese Communisten! Und kann man im Grunde den Ursprung der meisten Kunstwerke in etwas Anderem, als in der Leidenschaft für den Luxus finden? Solange noch dem Ueberflüssigen die jammervolle Nichtbefriedigung des Nothwendigen gegenüber existirt, solange ist auch die Kunst zur Gesellschaft schief gestellt. Wer die Kunst selbst anfeindet, weil sie überhaupt da ist, ist ein Barbar. Wer aber begehrt, daß die Kunst aus andern Beweggründen da sein solle, als nur in Folge der ungleichen und grausamen Eintheilung der Gesellschaft, dem muß ich Recht geben und halte ihn für einen um so größeren Menschenfreund, je mehr er die Kunst selber liebt. Jetzt sind wir die Sklaven der Reichen! Jetzt liegt an jedem Pinselstriche, den wir über die Leinwand ziehen, der Fluch des Elends der Gesellschaft! Wer sich damit tröstet, sich zu den Vornehmen, zu den Begüterten zu halten und in der Bezeichnung eines Reactionärs für sich etwas Ehrenvolles findet, der mag malen, dichten, componiren und von der Gunst der Großen Tausende verlangen, um seine Schöpfungen beim hellsten Lichte in's Leben treten zu sehen. Ich kann nicht zu diesen Glücklichen gehören. Ich möchte, daß

die Kunſt etwas Nothwendiges wäre und der Staat ſelbſt, der durch die Volksſouveränetät frei gewordene Staat, ſie mit in ſeine Sphäre aufnähme. Welch ein Gefühl, zu ſchaffen für eine Nation! Welche Wonne, mit ſeinem Talent einem großen, ſchönen Ganzen zu dienen! Nicht Aufdringling mehr, nicht geduldeter Sklave der Reichen, beſchützter Schwächling, den die Tyrannen in ihre Obhut nehmen müſſen; nein, ein Prieſter des Volkes, berufen und geweiht vom Genius des Vaterlandes! Welche Bilder, welche Gedichte, welche Geſänge ſollten dann entſtehen! Wie würde die ſchwache Kraft des Einzelnen wachſen und mit Adlerſchwingen emporfliegen! Wie würde Feindſchaft, Iſolirung, Geſchmacksanarchie weichen und Alles zu Geſammtſchöpfungen ſich vereinigen, da hinfort nicht mehr aus uns die Willkür, ſondern die Idee ſelbſt herausbricht und in duftende, bunte Blüten ſchießt! Jetzt leben wir verſteckt, faſt, wie Leſſing's Maler ſagt, vom Diebſtahl der Natur; dann würden wir geborne Kröſuſſe ſein und die Natur zu bereichern ſcheinen!

Heinrichſon ſchickte ſich nach dieſen Worten an, zum Zeichen des Aufbruchs ſeine Pinſel zu reinigen, .. eine läſtige Arbeit, mit der die Maler, wenn ſie in Oel arbeiteten, ihr vormittägiges Tagewerk beſchloſſen.

Des Nachmittags kamen Wenige in das Atelier, so anziehend auch die Kühle des Raumes war ...

Reichmeyer aber lobte diesmal zu Heinrichsen's Aerger Das, was Siegbert gesagt hatte. Nur bedauerte er, daß man selbst in Frankreich, wo doch das nationale Leben am unmittelbarsten in jedem Einzelnen sich wiederfände, es nicht dahin hätte bringen können, die von der Regierung selbst beschafften künstlerischen Bestellungen ohne Neid von den Künstlern, die leer ausgingen, betrachtet zu sehen. Indessen fügte er hinzu, ist es doch immer erhebend zu beobachten, wie die gewöhnlichsten Bauern und Handwerker durch das Museum von Versailles wandern und sich die Heldenthaten der französischen Nation von Chlodwig bis zu den Feldzügen in Algier betrachten. Auch die Theater und sogar die Literatur sind in Paris weit mehr Volkssache als bei uns, und Niemand murrt darüber.

Und doch noch Alles zu sehr Spekulation, sagte Siegbert, zu sehr Willkür des Einzelnen!

Mein Freund Wildungen, nahm Leidenfrost in seiner ruhigen kaustischen Weise die Erörterung auf, mein Freund Wildungen will Griechenland wiederherstellen und weiß nicht, was er da erst Alles abschaffen müßte. Ich will von unsern zwanzig Grad Reau-

nur im Winter nicht ſprechen. Man hat bei uns die Kirchen gebaut, ohne Rückſicht auf das Klima, rein aus Nachahmung der warmen Gegenden, die die Wiege des Chriſtenthums waren! Aber dies Chriſtenthum ſelbſt iſt ſeinen Plänen im Wege. Gerade dieſer Religion verdanken wir die gänzliche Unmöglichkeit, die ſchönen Künſte irgendwie anders in den Staatszweck einzuführen, als wir ſie jetzt haben. Schafft uns erſt die Verachtung der Welt, die mönchiſche Iſolirung, den Miskredit des abſolut Schönen, die Zweideutigkeit alles Formenreizes ab, und hernach wollen wir mit der Menſchheit ſprechen! Das macht ſich aber nicht. Apollo ſteht auf dieſer Wolkenſchicht und Chriſtus auf der andern. Die Menſchen fallen nicht dort, ſondern hier nieder, nicht vor dem ſchönen griechiſchen Gotte mit den menſchlich vollendeten Gliedern, ſondern vor dem ernſten, ſtrengen verhüllten Lehrer der Entſagung! Die Tugend und Enthaltſamkeit iſt den Menſchen ſo ehrwürdig, daß ſie aus Einem, der ſie bis zur höchſten Vollendung übte, Gott ſelbſt gemacht haben. Ehe nicht einmal ein Prophet kommt und die beiden Wolkenglorien verſchmilzt, dem Apollo einen Heiligenſchein, dem Chriſtus eine Leyer in die Hand gibt, ehe nicht Apollo das Kreuz trägt und Chriſtus wie einſt die Ehebrecherin ſo auch die Muſen, die vor

ihm knieen müßten, frei spricht, eher wird sich auch in der Kunst und ihrer Stellung zum Leben nichts ändern. Wildungen möchte gern olympische Kränze austheilen und zu einem theatralischen Schauspiele ganze Völker einladen wie zu einem alle Jahre einmal stattfindenden Moment des fließenden Januariusblutes. Die Zeiten dieser Wunder sind vorüber! Und wen es anekelt, mit seiner Malerei um die Gunst der Großen und Reichen zu betteln, Kritiken zu lesen und nach Schultheorieen gefuchst zu werden, der verschönert die jungen Künste und Gewerbe, die einmal im Charakter unserer Zeit liegen und malt, wenn es nicht anders geht, ... Pfeifenköpfe und Porzellanteller. Das schönste Bild, das ich malen könnte, macht mir nicht soviel Spaß, als z. B. die Idee, dem Stallmeister Lasally einen idealen Pferdestall nebst daran stoßender Reitschule zu bauen ....

Wenn es meinem Cousin gelingt, eine reiche Frau zu heirathen! fiel Reichmeyer lachend ein, mit einem spottenden Blicke auf Siegbert, der roth wurde, da durch Leidenfrost's outrirte Grillen das im Atelier beliebte Melanie-Thema wieder in Gang kam.

Heinrichson zog sich einen eleganten Frack an und rief:

Leidenfrost profanirt das Atelier! Er zeichnet hier

Grundriſſe zu Pferdeſtällen! Seine Phantaſieen von Kalmücken und hereinbrechenden Baſchkiren ſind nun erklärlich. Wie können Künſtler ſo ſich von der Unruhe des Tages erſchüttern, ja wegreißen laſſen! ſetzte er ärgerlich hinzu. Proletariat, Communiſterei ... welche Worte in einem Atelier, das Sie ſelbſt ſo ſchön, ſo poetiſch in Ihrem gefeierten Bilde geſchildert haben! Iſt Das auch nichts, daß wir Künſtler und Genoſſen von Ihnen Alle verſpottet wurden, daß Sie mich darſtellten, wie ich in Fräulein Schlurck eine Sphinx ſahe —

Reichmeyer warf hinein:

Und ich ein Meerweib mit goldenen Schuppen am Leib —

Beide Collegen wurden boshaft, worunter mehr Siegbert als Leidenfroſt litt, der jedoch Siegberten durch eine Bemerkung beiſprang, die er ſo obenhin einwarf.

Warum nicht eine Leda! ſagte er. Heinrichſon hätte dann nicht nöthig gehabt, die Auguſte Ludmer zu copiren.

Die Wirkung dieſes Namens war auf die Maler eine komiſche. Man lachte und ſah zu dem ärgerlich die Augen niederſchlagenden Heinrichſon hinüber ... Leidenfroſt hatte ein zweideutiges Mädchen genannt.

len durfte. Er wußte, wie vergeblich dieſe Wünſche waren, und gerieth dadurch in einen Zwieſpalt mit ſich, der Welt, der Gottheit, den wir uns nicht erklären können, weil er auf, für uns zu ſonderbaren Vorausſetzungen beruht. Er durchſtreifte die Gebirge ſeines Landes und ſuchte der Erinnerung an ſeinen vergötterten Bruder zu entfliehen, die ihm doch überall folgte, in den Geſteinen, den Quellen, den Sternen des Himmels, in den Werken deſſen, dem er nirgends aus dem Wege gehen konnte. Auf Alles, was er ſah und hörte, auf Alles, an das er ſeine Klagen richtete, hatte Maha Guru ſeinen Stempel gedrückt. Niemals können die beiden Pole der Liebe und des Haſſes ſich näher gelegen haben. Was er anbetete, das mußte er fürchten, und was er mit heißer Liebe umfing, das ſtieß er in demſelben Augenblicke mit Unwillen von ſich. Dieſer Zuſtand grenzte an Verzweiflung. Er entzog ſich Monate lang dem Anblicke ſeines Bruders, der ihn zwar zur tiefſten Anbetung aufforderte, wie den General, ihn aber den leiblichen Bruder nicht vergeſſen machen konnte. Hier war Hingebung und Freundſchaft ein Verbrechen geworden. Er irrte nach den Auftritten, in denen er ſeinem beklommenen Herzen Luft machte, in den Wäldern und Bergen umher, warf ſich in toller, fanatiſcher Entzückung unter die wilden Schwärme der wandernden Fakirs, in welcher Umgebung wir ihm zum erſten Male begegnet ſind.

Der Schaman hatte ſeinen Bruder früher nur als Gott geſehen, heute ſah er ihn als Dalai Lama. Er war unter den Dienern wohlbekannt und tief verehrt. Kein Hinderniß ſtand ſeiner Audienz entgegen.

Vor dem Audienzzimmer trat er in einen großen, hohen, länglichen Saal, der von einer Colonnade umringt war und

Wiſſen Sie, wo Auguſte Ludmer jetzt wohnt? fuhr Leidenfroſt boshaft fort. In der Brandgaſſe Nr. 9, Zimmer Nr. 17.

Sie ſind maliciös, ſagte Heinrichſon, und dennoch loben wir Sie! Solche Geſinnung iſt alſo auch nichts? Künſtleraufopferung, Hingabe aller Eitelkeit, rein der Idee des Schönen wegen, iſt Das auch nichts? Oder iſt es eine Geſinnung, würdig der bezahlten Sklaven, die den Reichen die Honneurs machen ... Ich prophezeie Ihnen —

Vergeſſen Sie Ihre Rede nicht, Heinrichſon, ſagte Leidenfroſt, da will Sie eben ein Abgeſandter des verſammelten Volkes von Athen ſprechen! Freier Künſtler, wahrſcheinlich ſollen Sie für den delphiſchen Apoll eine Skizze zu einem geſchmackvolleren Dreifuß machen, damit Ihre Prophezeiung beſſer gedeiht ..

Heinrichſon wandte ſich um.

Ernſt, der Bediente der Frau von Harder, ſtand in glänzender Livree ſchon länger hinter ihm, hatte mit ſchlauem Lächeln die Späße über die verſtoßene Nichte der alten Ludmer gehört und richtete den Auftrag aus:

Frau Geheimräthin laſſen Herrn Heinrichſon erſuchen, heut Abend zum Thee zu kommen. Es wird große Geſellſchaft ſein.

Als Heinrichſon bejahend und etwas erröthend ge-

nickt und Ernst sich kurz und bündig entfernt hatte, rief Leidenfrost:

Tusch! Hurrah! Tatterata! Tusch!

Er blies dabei, als sollte ein ganzes Orchester sein Vivat unterstützen ...

Bester Freund, setzte er zuletzt spottend hinzu, gilt die Einladung dem Maler oder Ihnen selbst, sozusagen als schönem Modell? Ist Das einfache Anerkennung oder Anerkennung der Anerkennung? Sollen Sie dieser alten Pythia an dem Theekessel der Begeisterung Liebe einflößen? O heiliger Apollo, ich schwöre dir, auf diese Verirrung eines Collegen mach' ich keine Satire, denn statt einer Sphinx wäre ich da versucht, eine alte Rachteule aus dem Geschlechte der großen Neuntödter zu malen.

Heinrichson biß sich auf die Lippen. Aeußerlich aber nahm er den Spott nicht übel, sondern antwortete in der ihm eignen feinen und gewandten Art:

Damit würden Sie die ganze Wahrheit treffen, bester Freund; denn die Eule ist der Vogel der Minerva. Ich lerne Weisheit von einer Frau. Man sieht Ihnen an, daß Sie nicht zu ihren Protégé's gehören ...

Reichmeyer wandte sich und bemerkte verstimmt:

Gesellschaft bei Harder's? Schade!

Wie so? fragte Heinrichson.

Ich komme da in Verlegenheit ...

Ruhe! Stille! rief Leidenfrost spottend. Apelles und Polygnot schütten ihre Verlegenheiten aus ... Aspasia hätte wol auch Beide zum Thee laden können!

Leidenfrost, schweigen Sie! sagte Heinrichson zornig. Was ist? wandte er sich leise zu Reichmeyer.

Ich wollte den Abend zur Geheimräthin, sagte Reichmeyer, da mir die Gräfin d'Azimont, der ich heute freilich schon sehr früh um elf meine Aufwartung machen wollte, um sie als Pariser Gönnerin zu begrüßen, sagen ließ, sie wäre unfähig mich anzunehmen und ersuche mich, wenn ich sie sehen wollte, heute Abend zur Harder zu kommen, falls ich dort eingeführt wäre. Sie würde sich dort einige Augenblicke zeigen.

Zweiter Tusch! rief Leidenfrost. Vornehme Verachtung! Sie würde sich da einige Augenblicke zeigen! Für Geld sehen lassen! Vielleicht läßt sie beim Vorüberschlüpfen eine gnädige Bestellung fallen, die Spiegelprinzessin!

Siegbert lächelte still für sich über diesen ungeschlachten Gesellen und arbeitete.

Sie irren, sagte Reichmeyer zu Leidenfrost gereizt. Die Gräfin weiß sehr wohl, daß ich den Grund ihrer Zurückgezogenheit verstehe. Sie hat ein Verhältniß

mit dem Prinzen Egon von Hohenberg, der in Paris mit ihr gebrochen hat. Sie iſt ihm nachgereiſt, hat ihn ſehr krank gefunden und iſt davon wahrſcheinlich ſo erſchüttert, daß ſie ſich vor Niemandem ſehen läßt, außer, wo ſie muß . . .

Außer auf der großen Parade heute bei Heinrichſon's Minerva — ergänzte Leidenfroſt. Haltet Euch an ſie, Jungen! Sie braucht eine öffentliche Demonſtration ihres Schmerzes. Wie wär's mit einer weinenden Heiligen aus dem Kalender? Oder mit Miniaturen zu einem Gebetbuche, das ihre Augen benetzen werden? Hundert Louisdors für eine Magdalena, die zur Abwechſelung einmal im gelben Duft intereſſante Thränen weint!

Heinrichſon, ohne auf dieſe impertinenten Zwiſchenreden weiter zu achten, ſagte zu Reichmeyer, er ſollte ganz einfach zur Harder kommen, er würde ihr ſo willkommen ſein wie immer und ihm gewiß den Gefallen thun, auch ihn mit der ſo vielgerühmten jungen Halbfranzöſin bekannt zu machen. . .

Siegbert hatte bei ſeinem Schweigen beſonders da mit ſtillem Sinnen an Melanie gedacht, als die Rede auf Leidenfroſt's Bild kam. Die Erwähnung aber, daß der Prinz Egon krank wäre, machte ihn aufmerkſamer. Er gedachte der näheren Veranlaſſung ſeines

Verhältnisses zu Louis Armand, den er in kurzer Zeit schätzen gelernt hatte . .

Reichmeyer hatte sich gleichfalls zum Gehen gerüstet: es schlug schon lange ein Uhr . . . Professor Berg kam von seinem abgeschlossenen Fenster her, um zu Tisch zu gehen . . . Der lange freundliche Mann mit grauem gelocktem Haare, entblößtem Halse und altdeutschem Hausrocke sprach mit den Malern einige wohlwollende aber gleichgültige Worte, sah auch nicht nach ihren Staffeleien. Er that Dies nur bei den Schülern, die am Eingangsfenster arbeiteten, dort hielt er sich einige Augenblicke auf und stieg, mit dem Taschentuche sich die heiße Stirn trocknend, die Stiege hinauf, die zu dem Altan führte . . .

Auch die Schüler gingen.

Heinrichson aber trat zu Leidenfrost heran und sagte:

Was hat nun wol der cynische Spötter gemacht, während andere Menschen ihrem Berufe leben und die Schranken der überlieferten Ordnung in Ehren halten?

Auch Reichmeyer näherte sich.

Doch vortrefflich! rief Heinrichson mit wahrer und aufrichtiger Begeisterung und Reichmeyer, der kälter und kritischer, auch nicht frei von Neid war, mußte gleichfalls mit einstimmen und fragen:

Das haben Sie in der einen Stunde gemacht?

Als nun auch Siegbert hinzutrat, wollte Leidenfroſt ſeine Skizze mit dem Bret, auf dem ſie ausgeſpannt war, raſch wegziehen, aber die Andern duldeten es nicht.

Leidenfroſt! ſagte Heinrichſon; quand même! Das müſſen Sie ausführen! Ohne Kreide, ohne Bleiſtift haben Sie dieſe Idee ſo mit dem Tuſchpinſel frei hingeworfen und wie gelungen iſt ſie! Wie viel verſprechend für ein groſſes Gemälde! Erſchütternd! Wahr! Und durchaus neu!

Ihr lobt mich nur, ſagte Leidenfroſt, um mich wieder in Eure Kunſtſpitäler zurückzukuppeln! Ihr denkt, wenn man mich recht ſtreichelt wegen meiner Tapferkeit, ſo bleib' ich bei der Bande! Ihr Räuber Ihr!

Er wuſch ſich bei dieſer Gelegenheit die rauhen Hände und nothdürftig das verſchrumpfte zwetſchenartig getrocknete Geſicht und rüſtete ſich zu gehen.

Siegbert, der heute bis zwei Uhr arbeiten wollte, betrachtete die Skizze, unter der Leidenfroſt mit dem Pinſel geſchrieben hatte: Die Ganzen und die Halben.

Es war gleichfalls der Beſuch des Nicodemus; aber in Leidenfroſt'ſcher Auffaſſung. Der Entwurf beſtand aus drei Gruppen. In der Mitte ſtiegen von einem Berge Weiber, Männer, Kinder in frommer demüthiger Hal-

tung nieder, aber vertrauensvoll zum Himmel blickend, Palmen schwingend und mit Eifer sich Pergamente zeigend, auf denen sie nachzulesen schienen, was sie soeben über die alten Verheißungen gehört hatten. Sie kommen von Christus, den man nicht sieht, den man aber gerade Da ahnt, wo die volle Glut der Abendsonne wie eine aufgesprungene Pforte des Himmels erscheint. Auf der ganzen Gegend sollte wol Dämmerung, im Vordergrunde schon Nacht sein; die von Christus Heimkehrenden sind wahrscheinlich hinterwärts mit der Glut der untergehenden Sonne beleuchtet . . .

In der zweiten Gruppe ganz in dem rechten Winkel des Papiers stehen die Pharisäer. Meist nur die Köpfe sind sichtbar. Sie warten auf die Ankunft der Christusanhänger. Echte Zeloten, boshaft und intolerant. Einige ausgestreckte Arme drohen mit Stricken und Steinen. Die offenen Bekenner der Jesuslehre werden so empfangen werden. Muthvoll und gläubig gehen sie ihrem Schicksale entgegen . . .

Der dritte Punkt, der unsre Aufmerksamkeit fast als das Hauptsächlichste des ganzen Bildes in Anspruch nimmt, ist Nicodemus ganz allein. Dadurch, daß er in der Tracht, besonders am Haupte, wie die intoleranten Pharisäer erscheint, erkennen wir sogleich, daß

er auch zu den Schriftgelehrten gehört. Die Ruinen eines alten Tempels verbergen ihn. Durch die zerbrochenen Säulen schimmert in der künftigen Ausführung die Glut der Abendsonne. Ihn selbst umfängt schon Nacht. Mit gesenktem Haupte, fast Thränen im Blick, die rechte Hand an's Herz legend, die linke eine Gesetzesrolle haltend, schreitet er dahin in der Nacht, von woher die Armen und Todesmuthigen schon am Tage kamen. Weder die Pharisäer, noch die Gläubigen konnten ihn sehen, aber sein Emporsteigen läßt keinen Zweifel, daß er dahin will, von wo die scheidenden Sonnenstrahlen kommen . .

Siegbert stand sinnend vor der flüchtigen nur andeutenden, aber doch selbst im möglichen Farbeneffect schon erkennbaren Skizze.

Lassen Sie sich nicht irre machen, Wildungen, sagte Leidenfrost jetzt ruhig und fast weich und seinen schlichten grauleinenen Gehrock überwerfend, es ist zwar Glaube in dem Bilde, aber doch nicht der rechte, weil kein rechter Christus. Die untergehende Sonne kann allenfalls auch die Feuerreligion bedeuten, den Spinozismus oder die Hegelei. Bleiben Sie bei Ihrem Heiland und wie Sie ihn fassten. Den wollen die Menschen natürlich, den wollen sie leibhaftig sehen,

seine Nägelmale faſſen, die Hand in ſeine Wunden legen, ſonſt glauben ſie nicht und ſonſt wirkt es auch nicht.

Sie ſagen da das Einzige, erwiderte Siegbert, was ich an dem Entwurfe ausſtellen möchte, die fehlende Perſon Deſſen, der die Wahrheit lehrt, mag es nun Chriſtus ſein oder Sokrates. Und doch vielleicht iſt auch dies geheimnißvolle Ahnen ſchön! Ich finde das Ganze gut und bedeutend. Welch' ein Ausdruck läßt ſich da dem frommen, freudig rückkehrenden Pilgerzuge geben! Welche Wuth und Blutgier den Phariſäerköpfen, von denen Sie nur die Köpfe, die Hände, die Stricke und die Steine ſehen laſſen! Und hier Nicodemus aufſteigend hinter den Ruinen, bedeckt mit dunklem breitblättrigem Feigenlaub. Die Füße ſieht man nicht ... Faſt Kniestück. Man hört ihn ſchleichen. Und welcher Schmerz im Antlitz! Welche Beklemmung und welche Sehnſucht nach Wahrheit! Ich ließ' ihn im Gehen das Alte Teſtament leſen und ſich vorbereiten, ob er den rechten, verheißenen Meſſias finden würde. Man iſt verſöhnt mit ihm, man zürnt ihm nicht, man ahnt, daß er einſt anſtatt zu den Halben, zu den Ganzen gehören wird und ſich einſt ſeines Glaubens wegen ſteinigen läßt!

Halten Sie inne! rief Leidenfroſt. Von Alledem

ſteht noch nichts in der Pinſelei! Bleiben Sie bei Ihrer Auffaſſung!

Beſonders wenn Sie, ſagte Reichmeyer, um mit einem Witze ſeinen Abgang effectvoller zu machen, außer den gläubigen Mohrenknaben und den Bedienten auch das Kameel hinten recht fromm und bekehrt darſtellen.

Damit ging Reichmeyer, gefolgt von Heinrichſon, der ſchon gelbe Glacéehandſchuhe angezogen hatte ...

Erbärmliche Effecthaſcher! rief ihnen Leidenfroſt mit verbiſſenem Grimme nach. Was mag Reichmeyer da wieder outrirt haben?

Damit deckte er deſſen Staffelei auf. Es war noch immer das Portrait ſeiner Verwandten, der Frau von Reichmeyer, das er in den Spitzen, der Gewandung, den Blumen und dem Sammetüberzug des Seſſels, auf dem ſie ſaß, zierlich übermalte.

Leider — ſehr gut gemacht, ſagte er. Es iſt ärgerlich, daß man ihm nicht Eins verſetzen kann.

Wozu? fiel Siegbert ein. Sein Spott iſt lehrreich. Will ich mein Bildchen im Charakter des Gethſemane halten, ſo muß allerdings das Kameel auch fromm ſein. Ich werde es ganz andächtig hinſtellen.

Sie ſind ein guter Menſch, Wildungen! ſagte Leidenfroſt und reichte ihm die Hand. Zu gut! Zu gut!

durch eine Oeffnung über dem Mittelpunkte erleuchtet wurde. Die Luft, das Licht und die Wärme der Sonne werden dadurch hereingelaſſen, daß man ein bewegliches, unmittelbar vor der Oeffnung befindliches Dach von ihr wegnimmt. Die Säulen der Colonnade waren karmoiſinroth gemalt und reich mit Gold geziert, ſo wie auch die Spitzen der obern, ſich ſchlängelnden Bogen mit verſchiedenen ſymboliſchen Wappen geſchmückt. Die Wände waren blau gemalt und mit zwei breiten, rothen Streifen eingefaßt, durch welche ein gelber hinlief. Der Fußboden beſtand aus einer Compoſition von braunen und weißen Kieſeln, die mit Erde vermiſcht war und einen hellen ſtarken Glanz annimmt.

Ich ſagte, dies Zimmer habe ſich vor dem Audienzſaale befunden. Nein, er iſt es ſelbſt. Durfte ich mich in der Nähe einer ſolchen Erſcheinung, wie ſie vor unſern Augen ſteht, erſt auf eine Beſchreibung der vier Wände einlaſſen? Wir ſind an den Stufen, die auf den Götterberg führen. Der Thron ſteht in einer Niſche, einige Fuß über dem Boden erhaben, umringt mit Kiſſen von gelbem Atlas, die auf jeder Seite mit ſeidenen Franſen von verſchiedenen Farben und reichem Brocat geziert waren. Am Fuße des Thrones ſtanden dünne Kerzen von der Miſchung, wie ſie in den Tempeln als Weihrauch zu brennen pflegten, und Vaſen mit wohlriechendem Holze, das, langſam verbrennend, den Saal mit ſeinen Düften erfüllte.

Maha Guru? Wär' er allein geweſen, dann hätt' ich des Schamanen Eintritt in den Saal nur mit Farben ſchildern können, die aus dem Blau des Himmels, dem Weiß der Geſtirne, dem Roth des Abends und Morgens gemiſcht ſein mußten; aber er war nicht allein, Maha Guru ſaß in

Sehen wir uns heute? Meine Maſchinenarbeiter, beſonders Alberti, Heusrück, Danebrand quälen mich, den Franzoſen kennen zu lernen. Die armen Jungen ſind von unſern Demokraten zu läppiſch an der Naſe herumgeführt worden. Sie dürſten nach Vernunft, Wahrheit und Uneigennützigkeit.

Seien Sie in dieſer Angelegenheit nur behutſam, beſter Freund, antwortete Siegbert. Ich wünſche um Alles nicht, daß man uns misverſteht. Ehe ich mich mit meinem Bruder nicht ganz verſtändigt habe, gehe ich auf dieſem Wege nicht weiter. Heute hoff' ich ihn mir in dieſer Angelegenheit etwas näher zu bringen und auch Armand mit ihm bekannt zu machen. Wo ſind Sie denn Abends?

Sind wir nicht zuſammen, ſagte Leidenfroſt, ſo ſchlag' ich in meinem Gedächtniſſe nach, ob ich nicht Jemanden ſeit längerer Zeit vernachläſſigt habe.

Da wünſch' ich, daß Sie ein Mädchen finden mögen, fiel Siegbert lächelnd ein.

Ich möchte Sie wol einmal, ſagte Leidenfroſt kopfſchüttelnd, mit einer Arbeiterfamilie bekannt machen, in die ich durch Willing'ſche Maſchinenbauer eingeführt wurde. Sie würden ſtaunen über eine weibliche heroiſche Natur, die an der Spitze dieſes ganzen kleinen Gewühls von Kummer und kleiner Freude,

von Greiſen und lallenden Kindern ſteht. Waren Sie noch nie in den alten von der Stadt verwalteten Communal-Familienhäuſern?

Niemals . . .

In der Brandgaſſe . . . in dem Hauſe, wo die Auguſte Ludmer Nr. 17 wohnt . . .

Wie käm' ich dahin . . . die ſchöne Auguſte! Die ſo tief geſunken iſt!

Heinrichſon's Verdienſt!

Laſſen Sie Das! Was geht Das uns an?

Louiſe Eiſold iſt der Name des Mädchens, das ich meine . . .

Und das Sie lieben . . in einem ſolchen Hauſe?

Lieben! Nein, Wildungen! Ich meine, Sie kommen doch auch noch dahin, ſich für die Frauen zu intereſſiren, ohne gleich Ihr Herz in Brand zu ſtecken . .

Tändeln Sie mit dem armen Mädchen? Das wäre noch ſchlimmer!

Louiſe Eiſold? Nein! Nein! ſagte Leidenfroſt fortgehend und ſich Cigarren aus ſeinem Portefeuille hervorſuchend. Ich laſſe ſie in ihrem Element und beobachte nur, wie ſich Das doch auch regt, doch auch bewegt, wie Das plätſchert, zappelt und nach Luft ſchnappt, gerade wie vielleicht die ſchöne Gräfin d'Aziment! Sie wer-

den doch bei der Werdeck, die ich Ihnen zu malen überließ, nicht sogleich auch an Liebe denken?

Ich bitte Sie, Leidenfrost . .

Es ist eine schöne unternehmende Frau . . . eine Polin!

Wenn Sie wüßten, sagte Siegbert fast erröthend, wie verächtlich mir die Männer sind, die bei jedem weiblichen Wesen sogleich an eine Eroberung denken! Im Gegentheil weckt die Bekanntschaft dieser Frau mir die dringendste Neugier, gerade ihrem Manne näher zu kommen. Sie verachtet unsere politischen Zustände und haßt sie in einem Grade, daß ich nicht begreife, wie ein Offizier in ihrer Nähe sich behaupten kann ohne ein Heuchler oder Tyrann zu sein, was Major von Werdeck doch wol nicht zu sein scheint . . . Woher kennen Sie diese Werdecks?

In Werdeck's Innerm, sagte Leidenfrost ausweichend und fast geheimnißvoll zur Erde blickend, gährt es wie in dem Herzen vieler Edlen, die in Verzweiflung gerathen, ihre bessere Ueberzeugung mit den Anforderungen ihrer Stellung in Einklang zu bringen. Schließen Sie sich dem Manne an, Wilhelmine!

Seine scharfen Züge wirken fast abstoßend auf mich . . .

Jede bedeutende Capacität, die handeln will, muß etwas vom Mephistopheles haben. Wir sind Alle etwas borstig und widerhaarig, die wir eine Meinung behaupten. Ich weiß wohl, wie unangenehm ich durch meine Ueberzeugungen wirke. Lieben kann man uns nicht. Aber Major von Werdeck wird noch einst in der Geschichte Epoche machen, wenn er nämlich auch von den Halben zu den Ganzen übergeht! .. Adieu, Freund! Vergessen Sie nicht Ihren Bruder zu sondiren!

Damit hatte sich Leidenfrost eine der Cigarren angezündet, seinen grauen Filzhut über den Kopf gestülpt und in ruhigem Schlendergange das Atelier verlassen ...

Die Worte: Wenn er von den Halben zu den Ganzen übergeht! hallten in dem inzwischen leer gewordenen Atelier so nach, daß Siegbert vor ihrem Widerklange fast erschrak. Es lag in Leidenfrost's Betonung etwas, das ihn selber traf und doch verdroß ihn der Schein des Geheimnisses, der plötzlich die ihm so liebgewordene Gestalt des talentvollen, mit sich und der Welt fast zerfallenen jungen Künstlers umschleierte. Zum ersten male sprach in ihm eine Stimme: Folge diesen dunklen Wegen nicht ohne Vorsicht! und dennoch stand er sinnend vor der Skizze, die Leidenfrost vom Nicodemus entworfen hatte. Das

ſchleichende, ängſtliche Aufſteigen des ſeines Irrthums ſich bewußten Phariſäers zum Tempel der Wahrheit erſchütterte ihn tief ... Er ſah die ganze Zeit wieder, die ganze Schwere, die auf den Gemüthern laſtet, den Widerſpruch zwiſchen der beſſern Ueberzeugung und der irdiſchen Rückſicht bei Hunderttauſenden ... Nicodemus! ſeufzte er.

Es währte lange, bis er zu ſeiner eigenen Staffelei zurückkehrte.

# Elftes Capitel.

## Zwei Beſuche.

Siegbert war im Atelier allein, er wollte lange arbeiten und gegen drei Uhr zu Grüns gehen, wo er den Bruder zu finden gewiß zu ſein glaubte.

Das behagliche Gefühl, mit dem er den Augenblicken des traulichen Beiſammenſeins entgegen harrte, war ein wenig geſtört worden. Das Geſpräch war zu aufregend, zu beunruhigend für ſein innerſtes Gefühl geweſen. Er hatte einen ſo edlen, ſittlichen Takt in allen Dingen ... Man hatte wieder von Melanie geſprochen und wußte doch, daß er ſie liebte. Man hatte mit der Einladung zu der vornehmen Frau von Harder ſo laut geprahlt. Ja ſelbſt daß Leidenfroſt, der ihm ſeit kurzem erſt ſympathiſcher wurde, ſeine eigne Kunſt ſo blindlings verwarf und dabei ſo ſtreng, ja vielleicht eitel ſein konnte, ihm vor den Augen einen Stoff, den er eben behandelte, anders zu

gestalten, als er ihn sich gedacht hatte, das Alles war doch für sein weiches, offnes Herz eine nagende Pein ...

Als er Leidenfrost's Skizze betrachtete und ihre Schönheit wiederholt anerkennen mußte, ging er noch weiter und hatte sich gesagt:

Wie, wenn der strenge Freund dich nur erziehen, zum Tieferen und Anschauungsreicheren zwingen wollte? Machst du dir dein Schaffen nicht zu leicht? Denkst du genug über Das, was zu existiren würdig ist, nach und stehst du ganz auf der titanischen Höhe der Bildung, mit der man jetzt die großen Meister schaffen sieht?

Tiefe Bekümmerniß, ja Muthlosigkeit hatte ihn überfallen, als er dieser Gedankenreihe weiter nachdachte. Es war ihm vorgekommen, als hätte er alle Theile der Kunst in seiner Hand und zu den mechanischen Fertigkeiten fehlte ihm doch noch das geistige, sie zusammenhaltende Band. In tiefster Verstimmung hatte er auf seine Skizze zurückgeblickt und siehe da!.. plötzlich wußte er nicht, wie sie ihn doch wieder so ermuthigend, so neubelebend ansprach ... Es war der Geist der Ruhe, der in ihr waltete, eine Ruhe, die in Leidenfrost's Andeutungen fehlte. Jene regten auf, seine Zeichnung füllte ihn mit lindem Trost, erquickte ihn! Die Gestalt des Heilands, die dort fehlte, übte

gerade hier den Zauber der Erhebung und der wunderbarſten Stärkung. Auf's neue tauchte er den Pinſel in die zarten Aquarellfarben und begann mit jener eigenen gebundenen Wärme, aus der allein der Künſtler und Dichter Andre Erwärmendes ſchaffen kann, ſein beſcheidenes, einfaches und ſinniges Werk weiter fortzuführen.

So in Gedanken, ſo in ſtilles, heiliges Schaffen war er verloren, daß er kaum aufſehen mochte, als er Jemanden an die Thür klopfen, dann eintreten hörte. Mit zaghaften, knarrenden Tritten nahte ſich ein Beſuch. Es war jener Franzoſe, den wir im Vorzimmer des Prinzen Egon geſehen hatten, Louis Armand, der Kunſttiſchler und Vergolder.

Siegbert erſchrak über Armand's verſtörte Miene. Es war die ihm ſchon gewohnte und liebgewordene Erſcheinung; aber auffallend war ihm ſchon die äußere elegante Kleidung. Der ſchwarze Anzug ließ die blaſſen Mienen des ſcharfgeſchnittenen Antlitzes nur noch mehr hervortreten und ſtand in einem ſonderbaren Widerſpruche zu dem loſe um den Hals geſchlungenen, faſt vernachläſſigten Tuche, deſſen aufgezogene Zipfel über die Bruſt herabfielen, ohne daß es Armand zu bemerken ſchien. Tiefer Ernſt lag auf ſeiner Stirn, Schreck in ſeinen verſtörten, dunkeln Augen ...

In Haſt und Aengſtlichkeit, mit der Abſicht, ſich keine Minute zu lang aufzuhalten, trat Armand an die Staffeleien zu.

O c'est heureux! ſagte er und fuhr dann in langſamer Betonung, aber in gutem gewandtem, ſonderbarerweiſe etwas polniſch accentuirtem Deutſch fort

Ich fürchtete, Sie nicht mehr zu treffen, Herr Wildungen!

Mein beſter Armand! ſagte Siegbert ſich umwendend. Was bringen Sie .. Sie ſcheinen erregt ... Was iſt Ihnen?

Ich bin ſehr unglücklich ..

In der That! Wie ſehen Sie aus! Setzen Sie ſich, lieber Armand! Reden Sie!

Wie ich geſtern Sie verließ, erzählte Armand fand ich den Prinzen zwar zurück von ſeiner Reiſe aber ſo krank, daß ich die ganze Nacht bei ihm gewacht habe. Die Aerzte erklären ſeinen Zuſtand für den Anfang eines heftigen Nervenfiebers.

Siegbert hätte an dieſer Mittheilung Theil genommen, auch wenn ihm Egon ſeiner ſonderbaren Beziehung zu einem einfachen Tiſchler wegen nicht liebgeworden wäre.

Wie kam Das ſo plötzlich? fragte er voll Theilnahme. Ein Nervenfieber!

Ein Nervenfieber iſt faſt ſo viel wie der Tod.

O machen Sie ſich keine trübe Vorſtellung, Armand! Wie kam Das nur?

Der Prinz hat auf ſeiner Reiſe viel erlebt, ſagte Armand. Das Wiederſehen ſeiner Beſitzungen, der Grabſtätte ſeiner Mutter hat ihn erſchüttert. Er kam ſchon krank nach Hauſe zurück.

Wo ihn vielleicht noch, ergänzte Siegbert, die Nachricht von dem Eintreffen einer ſchönen Frau beunruhigte, der Gräfin d'Aziment.

Woher wiſſen Sie — fragte Armand erſtaunt.

Hab' ich nicht Recht? Er hat mit ihr in Paris gebrochen und dennoch reiſt ſie ihm nach und wird ſeinen krankhaften Zuſtand nur noch geſteigert haben. Ich erfuhr ſoeben dieſe Verhältniſſe.

Allerdings! So iſt es! Aber ich erſtaune, wie Sie Dies erfahren konnten?

Lieber Freund, ſagte Siegbert, das liegt in der Natur ſolcher Liaiſons. Dieſe Verbindungen haben für manche Seelen, wenn ſie verborgen bleiben ſollen, nur den halben Reiz. Die Frauen ſind es oft ſelbſt, die ihrer natürlichen Scheu ungeachtet dieſe Verhältniſſe mit Gewalt an das Tageslicht drängen. Wenn ich mich nur einigermaßen in dieſer Dame orientire, ſo wird ſie, wenn das Verhältniß nicht aus gegen

menſchlicher Geſtalt auf den gelbſeidenen Kiſſen, ſeinen Bruder, den fremden General, dadurch beglückend, daß er die allmächtige Hand auf ſeine Kniee legte. Der Schaman ſtürzte nieder, küßte die Stufen des Thrones, die er mit heißen Thränen benetzte.

Maha Guru war ein ſchöner, mannhafter Jüngling, mit einer blendend weißen, durch ſeine eingeſchloſſene Lebensart zart erhaltenen Haut, dunkeln Augen und ſchwarzem, langgekämmtem Haare, das unter einer viereckigen Mütze in den Nacken floß. Er war in ein gelbſeidenes, mit chineſiſchen Golddrachen durchwirktes Gewand gehüllt. In ſeinen Mienen wehte eine ſanfte Milde, die Vertrauen erweckte, ja nach der Freude über das Wiederſehen ſeines lang vermißten Bruders machte ſein Antlitz und ſein Benehmen einer Schüchternheit, einer Schamhaftigkeit Platz, die dem hochgeſtellten Jünglinge zur Ehre gereichte, ihm aber nichts mit der Majeſtät des olympiſchen Jupiters Gemeinſames gab.

Der Schaman hatte die in Tibet gewöhnliche Begrüßungsformel, welche in einem Auswechſeln ſeidener Schärpen beſteht, an dieſem Ort für nicht anwendbar gehalten; aber ſein Bruder kam ihm darin zuvor, ergriff eine weißſeidene Binde und überreichte ſie dem Verlegenen, der dieſe Höflichkeit nicht erwiedern konnte. Der General gab dem, was der Schaman darüber empfand, Wort: „Wie glücklich ſind wir, mein Bruder!“ ſagte er; die Hand des Himmels reicht ſich uns durch die Wolken, daß wir den warmen Puls der Gottheit fühlen können.“

Der Schaman ſchwieg, aber Maha Guru entgegnete: „Du rühmſt dich eines Vorzugs, Theurer, den der Himmel Jedem gewährt. Ihr ſeid nur lebhafter von ihm durchdrungen, weil

ſeitigem Ueberdruß ſich löſte, ihren ehemaligen Freund jetzt ſo beunruhigen, daß Sie ihn vor ihr ſchützen müſſen . . .

Ich erſtaune, rief Armand, Sie ſagen Alles, was ich ſelbſt denke. Und deshalb muß ich eilen, zu meinem Kranken zurückzukehren. Ja! ja! Es thut Noth, daß ich ihn ſchütze, vor Allen! Allen! Dutzende von Menſchen, die ihn bedienen wollen und nicht ein Herz, das ihn mit Entſagung liebt!

Armand erzählte hierauf in flüchtigen Umriſſen Einiges von der äußeren Lage Egon's, wie wir ſie ſchon kennen. Als er ſein Erſcheinen hier im Atelier dadurch entſchuldigte, daß er von Siegberten hätte für ein längeres Verſchwinden Abſchied nehmen wollen, kam er auf Ackermann, durch deſſen Anerbietung dem Prinzen eine ſo große Wohlthat geſchähe und ſchloß mit einer Bemerkung, die Siegberten überraſchte.

Es iſt mir ein ſo ſüßer und wohllautender Ton geweſen, ſagte Armand, in den Fieberphantaſieen meines kranken Egon ſo oft Ihren Namen zu vernehmen . .

Meinen Namen? fragte Siegbert.

Wildungen! Den Namen Ihres Bruders . .

Dankmar . . .

Dankmar Wildungen . .

Der Prinz kennt meinen Bruder? So hat er ihn in Hohenberg kennen gelernt.

Der Gedanke an Ihren Bruder beſchäftigt ihn auf's lebhafteſte. Geſtern Abend war er zu ermüdet, mir Alles zu ſagen, was er auf dem Herzen hatte; das entſetzlichſte Kopfweh peinigte ihn und in dem Ausbruch aller der Symptome, die auf ſeine ſchnell entſtandene Krankheit deuteten, konnte von einer Verſtändigung nicht mehr die Rede ſein. Nur einmal, heute vor einigen Stunden, als ich ihm die Anerbietungen jenes Herrn Ackermann vorzuſchlagen wagte, trat ein lichter Moment ein, indem er deutlich den Namen Ihres Bruders als den bezeichnete, der ihm Ackermann ſchon genannt und empfohlen hätte, ſonſt erwähnt' er ihn in ſeinen Phantaſieen bald als einen Gefangenen, ſpricht von einem Kerker, von Eiſenſtäben, erwähnt ein Bild und ruft: Da! Da! Verbergt es! Mit einem Worte, es foltern ihn die verwickeltſten Erlebniſſe. Gern hört' ich, daß Ihr Herr Bruder beruhigende Aufklärungen gäbe. Wie leicht wär' es dann, irgend etwas ſo auszuführen, daß er in ſeinen ſchmerzenfreien lichten Augenblicken davon einen lindernden Troſt hätte!

Siegbert verſprach möglichſt darin das Seinige zu thun.

Louis Armand ſchied von ihm, nachdem er noch die Verſicherung erhalten hatte, Siegbert würde in der Wallſtraße Nr. 14 bei dem Tiſchler Märtens die Gründe angeben, warum er vielleicht auf lange Zeit von ſeiner Wohnung keinen Gebrauch machen könne.

Aber Ihr Geſchäft, Armand?

Märtens ſoll die Beſtellungen annehmen. Ausführen kann ich jetzt nichts. Egon bedarf eines Freundes .. ich verlaſſe ſein Bett nicht .. es iſt mir, als müßte ein Cherub niederſchweben, um ihn zu beſchützen.

Sie ſind dieſer Himmelsbote, Armand! ſagte Siegbert und klopfte dem jungen Handwerker auf die Schulter. Tragen Sie mir alle Ihre Wünſche auf! Leidenfroſt wollte Sie bei den Arbeitern einführen. Man ſehnt ſich nach Ihren Belehrungen ..

O, o! lehnte der junge Mann mit Beſcheidenheit ab.

Man iſt geſpannt auf Sie! Ueberall, Armand, wo man Wahrheit und keine Vorſpiegelung der Phantaſie will. Aber Sie werden nicht zu lange fern bleiben! Befehlen Sie über mich! Haben Sie irgend noch einen Wunſch?

Louis Armand ſtand eine Weile träumeriſch und hielt in den Schritten ein, die beide junge Männer

während dieſer Worte ſchon an die Thür des Ateliers gerichtet hatten.

Endlich ſagte er mit einem angenehmen Lächeln und mit halblauter Stimme:

Beſtellen Sie, ich bitte, ein freundliches Wort einem kleinen guten Mädchen, das bei Märtens, dem Tiſchler, wohnt. Sie heißt Franchette oder Franziska. Es iſt eine beſcheidene Blume, die zwiſchen Felſen auf hartem Stein wächſt, eine jener unbeſchützten Seelen, die nur durch den Thau des Himmels gedeihen. Vielleicht finden Sie einmal Muße, mir dies kleine Gedicht, das ich auf dies liebe Mädchen entwarf, in deutſche Verſe zu übertragen. Ich fühle mich doch nicht ſtark genug in Ihrer Sprache, mich im Reim zu verſuchen und Franziska würde meine franzöſiſchen Verſe ſelbſt dann nicht verſtehen, wenn ich ſie ihr überſetzte.

Siegbert nahm dem bewegten Armand ein Blättchen Papier ab, das er ihm faſt zitternd überreichte.

Ich will es verſuchen, ſagte Siegbert.

Ein Scherz über dieſe Mittheilung, eine Neckerei über Armand's liebende Galanterie lag ihm ganz fern. Es war ihm etwas Heiliges, da ſo einfach und ſtill in das Innere eines andern Menſchen blicken zu dürfen ...

Meine größte Sorge, ſagte Armand, indem ihn

Siegbert an die Thür begleitete, ist jetzt das Schicksal meines armen Egon! Ich glaube Ihnen Beweise gegeben zu haben, daß ich die Menschen nur nach ihrem wahren Werthe schätze, aber auf Egon fällt mir noch ein reineres Licht als das der Freiheit von seinem Stande. Ich überschätze auch seinen menschlichen Werth nicht. Ich habe leider Ursache, ein gewisses Schwanken seines Charakters als eine gefährliche Klippe zu bezeichnen und kann wohl sagen, daß ich ihn mir ganz gewonnen habe nur durch den Schmerz! Wenn wir uns näher stehen werden, Herr Wildungen, wenn Sie nicht ermüden, einen Mann meines geringen Berufes enger an sich zu ziehen, so werden Sie erfahren, welches das schmerzliche Band ist, das mich in dem fernen Frankreich an einen jungen vornehmen deutschen Herrn fesseln sollte! Ich hätte ihn nie lieben können, wenn nicht ein schöner Enthusiasmus für das Große und Erhabene in ihm gelebt hätte und er war so weise, so gerecht, daß er suchte das Große und Erhabene auch im Niedrigen zu finden. Er vermißte Menschen, aber er fand sie. Er hat sie dann verloren und hat sie wieder gewonnen .. Es gab Tage, wo ich ihm mochte den Dolch in's Herz stoßen und es gab andere, wo ich mußte .. küssen — seine Hände ... Mag ihn der Himmel uns erhalten, mir und Ihnen; denn ich

hoffe viel von ſeinem Geiſte auch für die gute Sache Ihres Volkes, für uns Alle.

Die Thränen ſtanden Louis Armand in den Augen, als er dieſe Worte halbgebrochen und nicht ſo zuſammenhängend, wie wir ſie wiedergaben, ſtammelte.

Siegbert war ſelbſt ſo ergriffen, daß er nichts zu antworten vermochte, ſondern ſtumm und ſtill von Louis Armand Abſchied nahm.

Schüchtern und beſcheiden wie er gekommen war, verließ Louis Armand das Atelier.

Siegbert ſah ihm nach und kehrte langſam zu ſeiner Staffelei zurück.

Er konnte nicht arbeiten ...

Berg's Diener, der die Aufſicht über die Räumlichkeit hatte, kam, um ſie zu ſchließen. Siegbert bat, ihm die Schlüſſel dazulaſſen. Er würde noch eine Weile verharren und ihm dann das Schließeramt abnehmen; er möchte gehen und ſeiner Mittagsruhe pflegen.

Wie Siegbert allein war, entfaltete er ſogleich das Blatt, um die franzöſiſchen Verſe zu leſen.

Sie geſtalteten ſich ihm raſcher, als er geglaubt hatte, zu einem deutſchen Gedichte.

Doch mußte er ſich ſagen, daß in dieſen Verſen

ein gewiſſer für deutſche Verhältniſſe faſt zu greller, faſt ſchneidend ſcharfer Hauch wehte ...

Er konnte begreifen, daß man nur in Paris einer jungen Handwerkerin ſo eigenthümlich huldigen könne und doch geſtand er ſich, es wäre ſchon gut, wenn auch die deutſchen Arbeiter und Arbeiterinnen auf dieſer Höhe edlerer Empfänglichkeit und Charakterſtärke ſich hielten ... Er wußte jetzt, was ihn eigentlich an Louis Armand feſſelte.

Er ſelbſt, doch ein Künſtler von höherer, ſelbſt gelehrter Bildung, nahm an dieſem Handwerker Intereſſe, nicht weil ihm ſeine ſocialiſtiſche Theorie gefiel und er ſeine Träumereien von einer veränderten Geſellſchaftsverfaſſung vollkommen billigen konnte ... ihn zog das düſtere, ernſte Weſen, die charakterfeſte Perſönlichkeit Armand's an und noch jedesmal, daß er mit ihm zuſammentraf, nahm er einen neuen lebendigen Eindruck mit hinweg. So jetzt den, daß Armand auch dichtete!

Louis Armand brachte aber in ſeinem mit den Worten: Fille du peuple, pauvre mendiante! anfangenden Ne pleurez pas! überſchriebenen Gedicht der Fränz Heuniſch etwa folgende ſonderbare, halb ironiſche, halb wehmüthige und für deutſche Handwerkerbildung völlig unpaſſende Huldigung:

## Weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht!
Der Unschuld Krone trägt dein schönes Haupt,
Und wenn ein Reicher ihr Geschmeide raubt,
Bist du nicht arm .. Was thut's? Sei klug! Nur weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht!
Ein Pfaffe ladet dich zum Beichtstuhl ein ..
Geh hin! Er küßt dich! Im Marienschein
Bist du nicht arm .. Sei klug und fromm! Nur weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht!
Die Nachbarin läßt ihre Truhe auf ....
Greif zu! ... Zum Pagno geht dein Lebenslauf;
Und wenn zum Tod .... Was thut's? Nur stolz! Nur weine nicht!

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
Du bebst zurück? Du liebst die Tugend noch?
Sieh da! Du kannst die Perlen fallen sehn
Auf's Kleid der Braut, das deine Finger nahn!
Bist reich! Bist reich! — O Gott .... nun weinst .... nun weinst du doch!

So ungefähr dachte sich Siegbert die Uebertragung dieses epigrammatisch endenden wilden Liedes und verfiel dabei auf den Gedanken, ob wol einer deutschen Nähterin ein solches Gedicht wirklich gefallen könnte, ob sie nicht vorziehen würde, sich denn doch in schmeichelhaf-

teren Klängen besungen zu sehen und ob nicht die süße Phrase in Deutschland so regiere, daß sie selbst in den untersten Regionen das frische Gefühl und die wirklichen, nackten Thatsachen überpinselte ... Er nahm sich ernstlich vor, Armand zu warnen, mit einem solchen Gedichte bei uns die Gunst eines Mädchens aus dem Volke erobern zu wollen!

Unfähig zu arbeiten und doch noch in der Kühle des Ateliers die Stunde abwartend, wo er mit dem Bruder zusammenzutreffen gedachte, nahm er das Wasser, das in verschiedenen antikgeformten gebrannten Krügen, weniger für die Erquickung als die Reinigung der Maler dastand und begoß die Blumen, die hier und da am zahlreichsten in der eleganten Abtheilung aufgestellt waren. Sie hatten es nöthig in der Sonnenhitze .. Der Diener vernachlässigte sie .. Sie würden verwelkt gewesen sein, wenn ein barmherziger Samariter da des Weges nicht gezogen wäre und sich der Sterbenden angenommen hätte.

Das aufregende, bittere Gedicht, die Blumen und Melanie verschmolzen sich in Siegbert's bewegter Brust.

Wie oft hatte nicht die liebliche Gestalt auf diesen bunten Teppichen gesessen und nur mit halbem Ohre den Lehren gelauscht, die ihr der würdige Professor

gab! Die Vorhänge waren herabgelaſſen geweſen ... Sie hatte im Grunde kaum eine andere Beziehung zu den andern Malern gehabt, als daß ſie an ihnen vorüberſchwebte und mit holdſeligem Lächeln die ihr dargebrachten Grüße erwiderte! Aber auch welches Schweben! Welches holdſelige Lächeln! Blieb dann einmal gar durch einen künſtlich vorbereiteten oder natürlichen Zufall der große ſchwere Vorhang beim Lehrer eine kurze Zeit offen ... welche Verwirrung entſtand unter den Malern und wie zitterte Siegbert, der nur die Schönheit in Melanie ſahe und, daß ſie ſich deren bewußt war, wie das Erlaubteſte entſchuldigte .. Und war es denn nur bloße Einbildung, wenn Siegbert annahm, daß er dieſem liebenswürdigen Mädchen nicht völlig gleichgültig geblieben war? Für Leidenfroſt's kurze, gedrungene, ja häßliche Figur, ſeine dunkeln, tiefliegenden, ſtrengen Augen, ſein ſarkaſtiſches Lächeln und vor allen Dingen für ſeinen grauleinenen Kittel und plumpen grauen Schlapp-Hut konnte ſie keine Sympathie haben. Reichmeyer war ihr ein zweiter Laſally. Heinrichſen ihr ſicher zu elegant, zu ſehr Gentleman und alle Welt wußte, daß er von alten Damen ſehr verwöhnt war und den Petitmaitre der Salons abgab und noch öfter abgeben mußte ... was den ſchönſten Mann allmälig doch untergräbt und

ihr mir näher ſteht. Aber gehet hinaus in die Welt und lauſcht auf ihre Werke, ihr Thun und Treiben, und ich weiß, ihr werdet mich in Allem wieder erkennen. Dies iſt der ewige Verkehr, den ich mit meiner Schöpfung unterhalte. Ich bin zugegen, wenn die Mutter an der Wiege ihres Kindes Gebete in den Himmel ſendet; ich begleite den Jüngling in die Welt, wenn ſein Geiſt ſich Nahrung ſucht und ſein Herz von großen Entſchlüſſen anſchwillt; der Vater des Hauſes, zu den Göttern auf ſeinem Herde betend, weiß, daß ich ihm die Kraft dazu verleihe, und der ſterbende Greis ſtreckt die Hand nach mir aus, um ſeine Seele die Wege wandeln zu laſſen, die ich ihr zeige. Nein, meine Brüder, ich bin keiner von den vornehmen Göttern, die ſich durch den Umgang mit den Menſchen beſudelt glauben, die nicht ſelbſt hinunterſteigen, um ihre Angelegenheiten ins Reine zu bringen, ſondern ihre Geſandten, ihre Propheten, ihre Söhne ſchicken, unter deren unerfahrenen Händen ſie immer ſchlechter gerathen müſſen. Ich bin ſelbſt gekommen."

„Du ſprichſt von dem Wunder deiner Allgegenwart," ſagte der Schaman; „aber die Weiſen lehren noch etwas Anderes. Sie zeigen auf die Pflanze, den Stein, das Thier, und nennen ſie alle deine Offenbarungen. Aber wie? dann wäreſt du ja unterthan, nicht nur deinen eigenen Geſetzen, ſondern auch denen, welche Menſchen über dich verhängen. Wo iſt die Gränze, mein Bruder, da ein Eichbaum noch ein todtes, blättertreibendes Holz iſt, das ich fälle und in den Ofen werfe, wenn du ihm ſein Leben gibſt und ſeinen Tod doch nicht hindern kannſt?"

Maha Guru antwortete und ſprach: „Ich bin der Herr der Schöpfung, ihr Meiſter und kann nicht mein eigenes

lächerlich macht ... In Siegbert Wildungen aber war, was Melanie oft gefunden hatte, Haltung und Poesie zugleich; er galt für interessant, seine feuchten verklärten Augen zogen an, er trug sich als Künstler, ohne ins Barocke zu verfallen ... Konnte Siegbert nicht erhöhteren Muth fassen, wenn Melanie fast absichtlich mit ihm Gespräche anknüpfte, ihn in die Gesellschaften ihrer Familie einführte, ja einige male sogar plötzlich im Atelier erschienen war, wenn sie wissen mußte, daß Alle fort waren und vielleicht nur noch Siegbert arbeitete? Sie hatte dann gewöhnlich etwas vergessen oder verloren, rannte an ihre Staffelei, beachtete den Ueberraschten gar nicht, bis sie ihn wie zufällig entdeckte und sich vielleicht nur an seiner Verlegenheit weidete und den Triumph genoß, einen Mann bewegt zu sehen, einen Mann in der Rede stocken zu hören! Die Abscheuliche! Und doch hatte sie ihn vielleicht gern und zürnte nicht, als Siegbert einmal in einem solchen Augenblicke der Ueberraschung ihre Hand ergriff und sie mit Küssen so lange bedeckte, bis sie ihn mit dem — zufällig! — ausgezogenen Handschuh schlug und vor seiner stürmischer werdenden Bewerbung lachend davonflog!

An diesen seligen Augenblick kurz vor Melanie's Reise dachte Siegbert und fast dieselbe Glut, wie da

mals, durchſtromte ſeine Adern. So wirkte nur die Vorſtellung jener Scene ſchon! Wie? Wenn ſie ſich noch einmal wiederholte?

Wäre Dies, dachte er ſich, ſo läg' ich zu ihren Füßen! Ich ließe ſie nicht, bis ich ſie entweder zu mir nieder- oder ſie mich zu ſich emporgezogen hätte!

Wie Siegbert noch in dieſen Erinnerungen ſchwelgte, ſich ankleidete, mit dem Bleiſtift an der Ueberſetzung arbeitete, dann wieder einmal die Blumen emporrichtete oder ſich auf eins der Canapés in Profeſſor Berg's Arbeitsraum warf, geſchah ihm das Wunderbare, daß er einen Wagen vorfahren hörte, die Thür aufreißen und Melanie hereintreten ſah.

Sie war es .. Melanie Schlurck!

Erſt glaubte er ſie in der weiten Entfernung vom Canapé aus nicht zu erkennen. Sie ſchien eine Andere, als ſie eben in ſeinen Träumen gaukelte. Sie ſchien höher, ſtolzer, ſtrenger, und doch .. es war Melanie! Sie ſelbſt im rauſchenden Gewande, ſie ſelbſt in dem zierlich leichten Strohhut, eine rothe Scharpe über den hellen Kleidern .. Melanie wieder mit ihm allein! Und er in einer Stimmung, die für ihn eine entſcheidende werden konnte!

Aber wie erſtaunte er, als Melanie entſchloſſen

auf ihn zuſchritt und ihn kurz mit den Worten begrüßte:

Guten Tag, Wildungen! Da bin ich von der Reiſe zurück! Wie geht's Ihnen? Sind Sie allein, Wildungen?

Fräulein .. ſagte Siegbert, übergoſſen von dem edelſten Purpurroth, dem der männlichen Verlegenheit. Fräulein .. welche Ueberraſchung!

Sie haben einen Bruder, fuhr Melanie kurz und entſchieden und ohne allen Umſchweif fort. Er heißt Dankmar. Nicht ſo?

Dankmar, Fräulein — Dankmar Wildungen iſt mein Bruder.

Er war in Hohenberg?

Er war in Hohenberg!

Mit dem Fürſten Egon? Er iſt ein Freund des Fürſten Egon?

Darauf kann ich keine beſtimmte Antwort geben; doch hör' ich, daß er deſſen Bekanntſchaft in Hohenberg machte.

In Hohenberg?

Er ſagte mir, ſeine Reiſe wäre abenteuerlich geweſen. Doch wie und wodurch, hoff' ich heute erſt näher von ihm zu erfahren.

Melanie hielt ſich an eine der Staffeleien, die jedoch zu ſchwankend war um Stand zu halten ... Sie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, nicht zuſammenzuſinken.

Siegbert begriff ihre Aufregung nicht.

Mit einer Entſchiedenheit, die in dieſer Form nur dem Weibe eigen iſt, es aber auch dann nicht mehr ſchön erſcheinen läßt, ſagte jetzt Melanie:

Nun denn, ſo laſſen Sie ſich über dieſe Reiſe von Ihrem Bruder erzählen, was Sie wollen, bedeuten Sie ihm aber im Namen eines Mädchens, das nicht ohne Charakter iſt, daß ich ihm verbiete, über Das, was zwiſchen ihm und mir vorgefallen, auch nur eine Sylbe zu ſprechen!

Siegbert ſtand erſtarrt ..

Bedeuten Sie ihm ferner, fuhr Melanie fort, daß ich ihm unterſage, dem Fürſten ein Wort zu erzählen von der Art, wie er zu dem Bilde gekommen iſt, von dem Bilde, von dem Sie werden gehört haben — ich ſprach ſoeben den Amerikaner, dem ich im Heidekrug durch Zufall es überlaſſen mußte; er verſicherte mich, daß es in die Hände Deſſen gekommen iſt, dem ich es zugedacht hatte.

Siegbert erinnerte ſich des Bildes, er erinnerte ſich

der Reden, die vom Prinzen Egon ihm eben Armand erzählt hatte. Faſt ſprachlos aber über Melanie's Kälte und ihren Zorn gegen den Bruder, verwirrt durch das ihm völlig dunkle Chaos dieſer Eindrücke, beſtätigte er einfach, daß er von einem Bilde wiſſe . . ja!

Sagen Sie Ihrem Bruder, unterbrach ihn Melanie im glühenden Zorn, daß ich von einem Manne, den ich Urſache hätte zu verachten, noch ſoviel billige Rückſicht erwarte, daß er dem Prinzen das Bild einhändigt, ihm aber und jedem Andern zu erzählen unterläßt, wie er dazu gekommen . .

Als ſie ſich wandte, um zu gehen, beſtürmte ſie Siegbert mit ſeinen Fragen um Aufklärung. Er verſicherte, daß ihm und dem Bruder jeder ihrer Befehle eine heilige Verpflichtung ſein würde.

Sie werden ihn ſehen, ſagte er, ich ſchicke ihn ſogleich! Wann darf er zu Ihnen kommen, Fräulein? . .

Nie! rief Melanie und wandte ſich.

Melanie, nie? wiederholte Siegbert und wie von einer räthſelhaften Ermuthigung ergriffen, hielt er ſie mit männlicher Entſchloſſenheit feſt . . .

Ich laſſe Sie nicht! ſagte er. Was haben Sie

mit meinem Bruder! Er liebt Sie? Gewiß, er liebt Sie! . . .

Die Lippen bebten ihm, als er dieſen ihm blitzſchnell wie das Lachen eines Dämons durch den Sinn fahrenden Gedanken ausſprach . . .

Er liebt Sie? wiederholte er. Wie konnte er Ihnen ſo nahe ſein, ohne Sie anzubeten? Allmächtiger Gott! Was red' ich? Was muß ich reden? Er muß Sie lieben; denn ich, ſein Bruder kam ihm ja zuvor und mein armes Herz iſt ja nur beſtimmt, zu entſagen und mich Denen zu opfern, die mir mein Leben ſind!

Als dem jungen Manne dieſes furchtbar ſchmerzliche Geſtändniß, dieſe qualvolle Ahnung in convulſiviſch hervorgeſtoßenen Worten von den Lippen gekommen war und er faſt ohnmächtig in einen Seſſel ſank, blieb Melanie eine Weile ſtehen und ſah nicht ganz ohne Mitleid zu Siegbert, deſſen leidenſchaftlichem Feſthalten ſie ſich entriſſen hatte, nieder.

Siegbert Wildungen! ſagte ſie dann mit ruhiger Kälte. Laſſen Sie dieſe Thorheiten! Ich liebe Sie nicht. Und will auch Ihren Bruder nie mehr ſehen . . .

Melanie! rief Siegbert und faßte nach dem Herzen, das ein krampfhafter Schmerz durchzuckte . .

Die kalte, in ihrem Innerſten geknickte und verwundete Melanie fuhr fort:

Sie haben Beide ſich ohne Zweifel im Leben Ziele geſetzt, die über eine flüchtige Mädchenliebe hinausgehen werden! Halten Sie mich nicht für ſo leichtſinnig, als ich Ihnen ſcheine! Auch ich habe mir ein Ziel geſetzt. Es liegt nicht da, wohin Sie und Ihr Bruder ſteuern! Wiederholen Sie Dieſem meine Bitte, unterſtützen Sie ſie, wenn Sie noch etwas Neigung für mich haben. Im Uebrigen denken Sie nicht mehr an mich! . . Sie müſſen ein Weib lieben, Wildungen, das wirklich eine Madonna iſt, nicht Ihrer Phantaſie und Ihrer Weltunkenntniß als eine ſolche erſcheint. Ich bin keine Madonna. Und Ihr Bruder — den kenn' ich nicht und mag ihn nicht kennen lernen . . . nie mehr ſehen . . .

Du widerſprichſt dir, Grauſame! ſagte Siegbert mit bitterſtem Schmerz. Ach, mein Bruder ſucht keine Madonnen . .

Reden Sie nichts für ihn! Nein! Nichts! Er trifft mich nie, heute nicht, morgen nicht, nie! Leben Sie wohl, Wildungen! Glühen Sie für Ihre Kunſt, nicht für Mädchenherzen! Wenigſtens nicht für ſolche, wie das meine iſt! Das ſag' ich aus Stolz, nicht für mich, ſondern . . für Sie!

Damit ergriff ſie die Thür. Sie hatte das Letzte ſchon im Gehen geſprochen .. Sie verſchwand. Der Wagen rollte dahin!

Siegbert ſank auf einen Seſſel, neben den Blumen, die er eben erfriſchen wollte. Er war ſterbender als dieſe ...

So lag er über eine halbe Stunde faſt bewußtlos ...

Das furchtbare Wort: Ich liebe Sie nicht! ... wühlte in ſeiner Bruſt, wie ein zweiſchneidiges Schwert!

Dann zog ſich die klaffende Wunde etwas zuſammen, als er dem letzten Worte des ſtolzen, ſchönen, aber marmorkalt gewordenen Mädchens nachdachte:

„Das ſag' ich aus Stolz, nicht für mich, ſondern für Sie".

Es ſollte dies ein Balſam für ſeinen Schmerz ſein, aber er mochte ihn nicht nehmen, er wies ihn von ſich, er wiederholte ſich nur:

„Ich liebe Sie nicht!"

Als ſich der tiefgedemüthigte und im innerſten Herzen verwundete junge Mann wie aus einem langen düſtern Traume aufgerafft, ſchlug es drei Uhr ...

Er ermannte ſich ſoweit wenigſtens, jetzt ſich zu erheben, den Hut zu nehmen, die Thür zu verſchließen, den Schluſſel abzugeben und wie ohnmächtig durch

die Straßen nach jener Promenade zu gehen, wo sich mitten in der Stadt der berühmte Restaurant „Grün" befand . . .

Er traf den Bruder nicht, wohl aber . . . einen Brief, den er in dem dennoch von Dankmar bestellten Zimmer still für sich allein las.

# Zwölftes Capitel.

## Junges Leben, frisches Hoffen.

Dankmar's Brief an seinen Bruder Siegbert lautete:

Gute Seele! Ach! Ach! ... Dies Ach! bedeutet erstens: Wir werden keinen Champagner trinken, wir werden keine Trüffeln essen! Laß dir ein Beefsteak geben, Herz, so zubereitet, wie du es liebst und höre dann gestärkt in Ruhe an, weshalb ich mein Wort nicht halten kann! Es kommt jetzt das zweite: Ach!

Wie du heute in dein Atelier tratest und mir zwischen Thür und Angel das Geständniß deiner Liebe zu Melanie Schlurck machtest, hast du wol nicht geahnt, daß du mich mit zwei, dir genauer von mir zu spezificirenden Donnerschlägen zurückließest. Donnerschlag eins ... du siehst, ich bin noch immer bei gesunder Logik ... betraf mich allein, Donnerschlag zwei muß aber durchaus dich auch noch treffen.

Dies Gewitter kann ich dir nicht ersparen Kein

Werk ſein. Aber wie der Künſtler ſeinen Schöpfungen ſich hingibt, ihnen Alles einprägt, was ſeine Seele erfüllt, wie ein Kenner ſich vor ſie hinſtellt und in ihnen den Geiſt des Schöpfers wieder findet, nicht anders der, welcher die Erde wie einen Thonball in ſeiner Hand hält. Nur der Gute wird jedoch den Stempel erkennen, den ich auf alle meine Werke gedrückt habe."

„Aber wie ſoll ich es verſtehen," fragte der General, „daß die Schöpfung ein vollkommenes Werk iſt und ſich dennoch in ihr eine Abwechslung findet, die uns Neues und oft Beſſeres bringt? Welche Dinge führen uns nicht die Fremdlinge über die Gebirge zu? Daß ich nur von meinem Fache ſpreche, wie verſchiedenartig ſind die Bewegungen auf dem Pferde bei uns und ihnen, wie ſonderbar ſind die Handgriffe des Exercitiums! Sie haben ſogar die beſchwerlichen Lunten nicht mehr, mit denen wir unſere Gewehre abbrennen. Wenn ich dies bedenke, ſo ſcheint mir die Schöpfung noch unvollendet. Wirſt du ſie vollenden?"

„Oeffne dein Ohr," ſagte Maha Guru, „ich werde dich mit Wahrheit bedenken. Sage zuvörderſt nichts von den unglücklichen Fremden, die meine Gebote verlaſſen haben und falſche Götter anbeten. Ich verlieh ihnen einſt Schärfe des Geiſtes, Beweglichkeit der Phantaſie und ſchöne, grüne Thäler, die reizender ſind, als mein treues Volk von Tibet auf ſeinen Bergen eine Vorſtellung davon hat. Aber dieſe Gaben ſteigerten ihren Uebermuth und dem Uebermuth folgte das Schickſal auf den Ferſen. Sie ſind eingegränzt in enge Städte, aus denen ſich der Rauch nicht herausfinden kann; ſie haben ſchlechte Nahrung und das Bedürfniß der Kleidung können ſie nur mit großen Opfern befriedigen. Ihr Geiſt ſtrengt

Blitzableiter! Keine Vertuschung! Es hängt aber Alles so zusammen:

Beim ersten Gange unsres heutigen dinirenden Excesses wollt' ich dir erzählen, daß ich die Thorheit gehabt habe, in Hohenberg einen Roman anzuspinnen oder richtiger gesagt, mich zu verlieben.

Beim zweiten, wollt' ich dir sagen, in Wen? oder mit Wem?

Lieber Bruder! Die Götter haben es gut mit uns im Sinn. Sie wollen, daß wir exemplarische Menschen werden oder wol gar zu jenen Sterblichen gehören, die sie früh sterben lassen, damit sie nicht zu vortrefflich werden.

Das liebreizende Wesen, das mich gefesselt hat ist Melanie.

Einen sehr edlen Charakter wurde es eigentlich verrathen, wenn ich dir Das nicht sagte. Es müßte die Olympier zu Thränen rühren, sähen sie einen Menschen, einen Bruder, einen Referendarius, der entsagt, eines andern Menschen, eines Bruders, eines Malers wegen. Aber glaube mir, die Rolle, so dankbar sie sein mag für die Rührung, für den Beifall aller Gefühlvollen, so empfehlend sie sein mag für den bekannten Monthyon'schen Tugendpreis in Paris, sie gefällt mir nicht! Warum nicht? Weil sie mir

nicht ſtehen würde! Natürlich muß der Menſch ſein, ſagte Eva, als Adam neben ihr, von den peinigendſten Gewiſſensbiſſen gefoltert, nicht ſchlafen konnte. Natürlich bin auch ich! Ich zerſtöre die Ironie des Schickſals und ſage dir offen, daß ich auch beim dritten Gange noch von Melanie geſprochen hätte.

Ich liebte ſie!

Iſt Das erhört, daß ich das Mädchen liebe, das mein Bruder liebt?

Es iſt erhört!

Beim Deſſert, wo wir vielleicht eine neueſte friſch angekommene Orange aus Meſſina verzehrt hätten, hätt' ich dir geſagt:

Feindlicher Bruder, die Braut von Meſſina verlangt ein Opfer! Du oder ich? Und ich hätte das Meſſer gehoben ... hätt' ich Das? Ja! Und ich hätte mit dem Meſſer dich gemordet? Nein! Ich hätte die Orange von Meſſina in zwei Theile zerſchnitten!

Vielleicht aber auch nicht! Und vielleicht doch! Wer weiß! ...

Und jetzt kommt der zweite Donnerſchlag, der dich mit betrifft!

Ich werde moraliſch, Bruder!

Frage: Iſt dir deine Liebe mit Melanie Schlurck Ernſt? Biſt du ein Thor, in einem Weſen eine Ma-

donna zu finden, die aller Welt anders als dir erscheint und mir .. jetzt .. jetzt .. wie eine grüngesprenkelte Eidechse. Eine Eidechse, Bruder, denke dir das gefährliche Thier! Man hat Fälle, daß Eidechsen zu den grünen Zweigen hinaufblicken nach den freien Vögeln, die sich sorglos oben auf ihnen wiegen. Denke dir den Aufblick einer Eidechse zu einem Vogel, der nichts Schlimmes ahnt und singt und vielleicht zur Erde hüpft, in den Busch, in den Rosenstrauch, auf die blumige Wiese, wo die schöne Lazerte haust, und .. verloren ist er.

Soll ich dir ein Stückchen von dieser unsrer Eidechse erzählen?

Deinem besten Freunde und einzigen Bruder Dankmar lag sehr viel an einem gewissen höchst räthselhaften Bilde ... Dies Bild soll einen geheimen Druck und an der Rückwand Papiere besitzen, die irgend einer Person, ich muß sie einen Prinzen nennen, von Interesse sind ... die Eidechse hält mich für den Prinzen ... und will mir das Bild verschaffen; mir ..., weil ich ein Prinz bin .. zwar arm, aber doch ein Prinz! Zwar verschuldet, aber doch ein Prinz! Verstehst du ... Das Bild liegt irgendwo versteckt, unzugänglich. Wo, frägst du? Ich sage, in einem großen Möbeltransportwagen, der von Hohenberg nach der Residenz von zwei Gendarmen

zwei Bedienten und einer Excellenz, dem Geheimrath von Harder, feierlich geleitet wird ... Melanie verſpricht mir, was ſag' ich, dem Prinzen, das Bild zu ſchaffen .. Was thut ſie? . Sie ſpinnt eine Intrigue mit der Excellenz an .. die Excellenz geht in's Netz und iſt verliebt, geſchmeidig wie ein Aal. Es hat Wolken herabgeregnet .. Alles iſt naß und feucht .. Man trifft in einer Herberge, Namens Heidekrug, zuſammen .. Die Excellenz verlangt Beweiſe von Liebe, von Hingebung ... Er ſchmachtet, ſie ſchmachtet .. Die Eidechſe iſt liebenswürdig, aber doch zu ſchlau und zu grauſam für Unſereins .. Sie will das Bild und die Excellenz will einen Beweis ihrer Liebe ... Was erfindet ſie? .. Ein Stelldichein! .. Sie ſoll ihm damit natürlich nichts Anderes gewähren, als nur ein Zeichen Deſſen, was ſie ihm zu gewähren .. im Stande wäre! .. So denkt die Excellenz. Die Eidechſe zögert, ſchlängelt, ſchwänzelt. Endlich ſagt ſie: Ja, ich habe dir viel zu ſagen, viel Gift in deine kleinen, ſchönen Ohren zu träufeln! Ich bin unglücklich! Die Excellenz wird jung unter ihrem verjüngenden Athem. Sie wagt Alles für einen zarten elaſtiſchen Druck der Eidechſe. Da ſagt dieſe: Ich komme, aber ich bin bewacht, du biſt bewacht, wir Alle ſind bewacht .. wo ſehen wir uns? Drinnen iſt's zu laut, draußen iſt's zu naß!

Wo ſeh' ich dich! Wo ſag' ich dir, was ich fühle, was ich empfinde, wenn ich freie Vögel auf den Zweigen ſehe und ſie nicht mit einem Satz erſchnappen kann? Wo? Wo? Die Excellenz iſt zu Allem bereit, und da ſchlägt die Liſtige vor: Kein Ort iſt ſichrer als dein großer Wagen! Das iſt ein Tanzſaal! Das iſt ein Geſellſchaftszimmer! Dort flüſt're ich dir die drei Worte zu, die ich noch Keinem ſagte, die drei Worte, inhaltsſchwer, ſie gehen von Munde zu Munde .. Die Excellenz macht Schwierigkeiten. Die Eidechſe weiß Alles zu beſeitigen, die Gendarmen, die Bedienten, den eiſernen Schlagbaum .. Du öffneſt um elf Uhr den Wagen, komm' ich auch erſt um zwölf! Ich gebe dir den Beweis, den du Einziger, verlangſt! .. Der Excellenz wird es ſchwindlig. Der Mann denkt an die drei Worte inhaltsſchwer, ſie gehen von Munde zu Munde .. Was ahnt er nicht? Was hofft er nicht? Es ſchlägt elf. Er hat die Wächter entfernt. Die zechen! Die trinken auf Königs Wohl! Der Wagen wird offen .. Er hatte „nur etwas in ihm zu ſuchen", legt die Stange an, als ſchlöſſe er wieder zu und geht auf ſein Zimmer, um ſich ſogleich heimlich wieder zurück zu begeben und die drei Worte zu vernehmen, inhaltsſchwer. Die Eidechſe .. huſch .. raſch zur Hand .. kaum verſchwand die Excellenz, war ſie

im Wagen und hatte, was der „Prinz" wollte. . . das Bild! Nun entſchlüpft ſie . . aber hui! Da erſchrickt ſie vor Etwas, das ſie nicht ahnte . . Es war vielleicht nur eine Katze, ein großer Kater, den ſie fürchtete und vor dem ſie Entſetzen überlief. Die Katzen lieben ja auch die freien Vögel auf grünen Zweigen und haben Brotneid gegen die Eidechſen. Katze oder Iltis . . . genug, die Eidechſe erſchrickt ſo heftig, daß ihr das Bild entfällt und ſie vor der Thür des Prinzen faſt die Felſenſpalte nicht wiederfindet, wo ſie unterkriecht . . . Es gab Lärm, . . wenigſtens trat ein Reiſender, ein Amerikaner, wenn nicht von Geburt doch von Geſinnung, auf den Corridor. Er erhebt das Bild, nimmt an den im Mondlicht erkennbaren Zügen ein Intereſſe, das dem „Prinzen" noch jetzt nicht erklärlich iſt, und folgt der Weiſung der in der Ferne harrenden Eidechſe, die ihm raſch noch zunickt: Da! Dort! Dem ſchlummernden Prinzen gehört's! Bitte! Wollen Sie? . . . Der bringt's dem „Prinzen" und legt's ihm feierlich unter's Kiſſen, während er ſchläft oder nicht ſchläft, gleichviel. . . . Das Bild iſt da . . der „Prinz" hat es daheim in der offnen Kommode ſeiner „Aula" . . . Die Eidechſe ſagte dem Amerikaner: Brav, mein Herr, ich danke Ihnen . . . und verſchwand.

Und von wem weiß ich das Alles?

Eben jenes Gespenst hat's mir erzählt, vor dem die Eidechse so erschrak .. ein somnambüler Kater, der sich auf's Mausen versteht und den deshalb auch die schöne, buntgeringelte Eidechse nicht leiden kann. Du kennst den somnambülen Kater .. Er heißt Hackert.

Brüderlein! Die Geschichte ist eigentlich aus! Denn das lustige Nachspiel, daß die Excellenz zu spät kommt, sich in dem Möbelwagen häuslich niederläßt, auf die Eidechse und die drei Worte, von Munde zu Munde Stunde zu Stunde vergebens wartet, endlich einschläft, eingeschlafen und eingeschlossen fortgefahren wird in die Residenz, Das ist nur ein humoristischer Schnörkel des Wortes: Punktum! und das satirische Nachspiel des Dramas bei Mondscheinbeleuchtung. Das Bild ist da, der falsche Prinz ist da, auch die Excellenz soll wieder aufgefunden sein .. aber die Eidechse! Die Eidechse!

Darf ich nun moralisch werden? Darf ich sagen, daß eine solche schöne liebenswürdige, aber tollkühne, listige Natter uns Gebrüder Wildungen nicht im Ernst bei den Fittichen fassen darf?

Die drei Worte, inhaltschwer, sie gehen von Munde zu Munde — heißen doch wol nur: Ich liebe dich!

Ich liebe dich! Himmlischer Weihegruß reiner Seelen! Glockenaccord der Andacht und Harfenton der reinsten Anbetung! Laß ihn aus keinem Herzen klingen, wo er würdig widerklingt; nur da nicht, Bruder, wo man über Meluſinen lachen, mit ihnen koſen, mit ihnen im Kryſtallbache plätſchern, aber immer auf den ſichern ſeichten Stellen bleiben muß, wo ſie uns nicht hinunter ziehen können in's ewige Vergeſſen und man ihnen nimmermehr außer dem Munde auch das Herz und das Leben geben darf!

Ich bin über dieſe ſchöne Eidechſe hinaus! . . Ich will mich faſſen und tröſten . . Aber du? Du, Siegbert? Du, den ſchon die Bilder wegen ihrer verſpotten? Du, der du Madonnen ſiehſt, wo Andre ſchönfloſſige, geringelte Fiſchweiber . . . und nun gar dein eigner Bruder eine Eidechſe?

Denn Melanie iſt die Eidechſe! Ach Melanie! Melanie! Ihr Weiber! Wie ſchmilzt uns bei euerm Namen ſo ſanft und ſo weich das Herz gleich Schneeflocken, die von dem Frühlingsveilchen der erſte Märzſonnenſtrahl hinwegküßt! . . . Ach! Wehe! Wehe! Aber der Name Schlurck . . Ha, dies Hinterher rüttelt auf, das mahnt gleich zur Beſinnung! Ich dank' euch, ihr Götter, daß dieſer Name Melanie, der ſo ſanft dahingleitet, ſelbſt bei den verliebteſten Menſchen, deren

Phantaſie mit Dampf fährt, doch durch den Namen Schlurck gebremſt werden muß!

Nun könnt' ich wol ſagen, Bruder, zum Tändeln für mich, reicht ſie immerhin aus. Ich bin kein Menſch, dem ſich viel in der Seele vergiften läßt. Ich habe innerlich zu viel Gegengift .. Rattenpulver heilt Schlangenbiſſe .. Aber du! Du, mit deinem aetherreinen Auge! Du Sohn des Azurs ... ſollſt du ihr Azor werden, belächelter, verſpotteter Schooßhund ihrer Laune? Nein, ich ſelber verſchmähe ſie nun ſogar zum Tändeln! Das bin ich dir ſchuldig, deinem Schmerze, deinem Jammer, deinen Thränen; denn ich weiß, du biſt Thor genug, zu weinen, nicht daß du Melanie verlierſt, nein darüber, daß Melanie doch eine Eidechſe iſt!

Zum Lachen iſt das Abenteuer mit der Excellenz koſtbar .. Preisaufgabe für ein Seitenſtück zum Froſchmäuſekrieg! ... Ferner, der Beſitz des Bildes kann ſehr nützlich ſein — aber .. über alles Uebrige macht einen Strich, ſo dick, ſo feſt, wie die Eiſenſtange über dem Transportwagen war.

Ich ſcherze, Bruder! Und doch bin ich betrübt wenigſtens nicht ſo heiter, daß ich bei Grüns mit dir ſpeiſen kann! Ich bin unfähig, mich für den ganzen Tag zu ſammeln. Erſt deine Entdeckung, dann d

Rapport des ſomnambülen Katers, den du heute Abend wiederſehen ſollſt. Ich erwarte dich nach neun Uhr in der Brandgaſſe Nr. 9 im zweiten Hofe, drei Treppen hoch. Adreſſe: Fritz Hackert. Komm' aber allein, ohne deine neuen Freunde, die erſt einen Scheffel Salz mit mir eſſen müſſen, bis ſie die meinen werden. Die hundert Thaler kannſt du auch mitbringen, wenn du willſt! Fritz Hackert, Brandgaſſe No. 9. Du wirſt erſtaunen über dieſe Annäherung und Ausſöhnung. Hackert will Bekenntniſſe machen, aber nur in deiner Gegenwart, vor dir, von dem er ſagte, du hätteſt den erſten Funken der Liebe in ſeine Nacht geworfen!

Bis dahin forſche mir nicht nach! Die beiden Donnerſchläge haben mich erſchüttert und zu jedem Entſchluſſe für heute unfähig gemacht .. Ich muß Natur ſuchen, muß friſche Luft athmen. Ich muß im Graſe den Namen: Melanie! ausweinen ... Nein! keine Thränen! Nein! Wir brauchen Kraft für Das, was endlich beginnen ſoll! Hinweg aus unſrer Bahn, entnervende Frauengunſt! Weiß denn ein Weib zu würdigen, was ihm ein Jüngling, der ſie liebt, zum Opfer bringt? Ich kehre zurück zu unſrer großen Aufgabe, wie ich ſie im Tempelhauſe von Angerode und im Walde bei Hohenberg unter einer alten dreihundert-

ſich an, während ihre Herzen verwildern; ſie machen Erfindungen, die die Vorwelt nicht kannte. Sie lernten die Elemente bezwingen und den Himmel erſteigen; aber ach, die Erfolge ihrer Entdeckungen haben der Freude nicht entſprochen, die ſie empfanden, als ſie ihnen zum erſtenmale gelangen! Denn welches iſt das Loos, das ihre Fortſchritte unaufhörlich begleitet? Sie ſind der Zahl nach weit geringer als wir und unſre Nachbarn; aber ſie werden beherrſcht von Königen und von den Brüdern der Könige und von ihren Schwägerinnen. Dieſe vernichten morgen Alles, was ſie heute gewonnen haben; es iſt eine alte Feindſchaft, die eine Schlange in die Herzen der Könige geſäet hat. Das Elend in jenen Ländern iſt groß, aber Alles, ſelbſt die Erleichterungsmittel des Elends müſſen dazu dienen, es zu vermehren. Ihre Vorfahren kannten nichts von den Fortſchritten der Bildung und die Laſter, die auf ihnen lagen, waren geringer, als ſie jetzt ſind. Denn wenn die Feinde dieſer Völker vernehmen, daß wieder ein großer Geiſt ein Element bezwungen hat, ſo bedrücken ſie ihn, daß er von Stund an ſeines Fundes nicht froh werden kann; denn jede Erleichterung iſt für ſie nur ein Grund, die Zügel ſchärfer anzuziehen. Ach du unglückliches Volk, warum verließeſt du mich!“

Der Schaman küßte weinend die Füße ſeines Bruders; denn in dieſem Bilde ſah er die Folgen eines Zweifels an dem einzigen Gotte. Maha Guru aber fuhr fort: „Die Schöpfung iſt nicht mein Leben, ſondern nur eine Beſchäftigung meines Lebens. Die Welt iſt meine göttliche Thätigkeit. Nehmt das kunſtvolle Uhrwerk, das im Vorhofe dieſes Palaſtes hängt! Der Zeiger und das Zifferblatt ſind die Welt; wer wollte ſagen, daß die Räder und Wellen auch

jährigen Eiche geahnt, ergriffen, mit lebendigem Auge geschaut habe! Denk' an die Taube über deinen flammenverzehrten Templern! Denk' an das vierblättrige Kleeblatt am Kreuze, das mir ein Symbol geworden ist, einen großen Gedanken zu suchen auf der platten Wiese des Lebens, wie man ein Vierblatt im Klee sucht und freudig ruft: Ich hab's! Am Abend, Bruder, grüße mich stark und entschieden! Wir sind, denk' ich, einig über die Eidechse, und fliegen nicht von unsern Bäumen zu ihr hinunter, mag sie auch mit Augen wie Rubinen glänzen und ein Bett von eitel Rosen zeigen, auf dem es schön dünken mag, unsterblich sterblich mit ihr zu ruhen! Bei dem Geiste unsres Vaters! Dein ... Bruder!

Nachschrift. Verschließ mir das Bild! Ich geb's Morgen an den Prinzen Egon von Hohenberg ab, dem es gehört.

.... Als Siegbert diesen Brief gelesen hatte, weinte er wirklich. Aber er weinte nicht aus Schwäche um Melanie's Verlust, sondern aus Liebe für den Bruder.

Dies Wort: Beim Geiste unsres Vaters — öffnete die Schleusen seiner Seele! Das war ein Zauberwort der Liebe und der kräftigenden Erinnerung! Was hatte er, wenn nicht die starke Hand des Bruders, den er gelobt hatte, zu erziehen und der ihn erzog!

Von dem Augenblicke an, wo er ſchon aus Melanie's gewitterblitzenden Augen, aus der dunklen Glut ihres Zornes gefühlt hatte, daß ſie wol den Bruder oder der Bruder ſie liebe, war ſein Entſchluß feſt, nach einer ſolchen Blüte nicht mehr aufzublicken. Die gab er hin! Mit Schmerz; denn er gehörte zu jenen Männern, deren Beſtimmung es zu ſein ſcheint, gerade die Frauen zu lieben, die am wenigſten für ſie paſſen. Aber er gab ſie ſchon dahin! .... Nun aber bot der Bruder auch einen Erſatz, eine Heilung dar, die Verachtung des erträumten Glückes und ein höheres Ziel. Er fühlte das Letztere nicht mit dem Feuer wie Dankmar, er fühlte die Verachtung nicht ſo tief, wie Dankmar ſie durch die Erzählung von einem gewagten, zweideutigen Abenteuer ihm .. er ſah Das .. abſichtlich und geſchärft, förmlich einätzen wollte, ja es entgegnete ſeinen ſcharfen Worten in ihm die Gedankenreihe: Wie kannſt du, Undankbarer, Das ſo heftig tadeln, was doch nur die raſendſte Leidenſchaft und Liebe für dich veranlaßt haben kann! .. aber der Reſt ſeiner Betrachtungen war der, daß er ſich ſagte:

Die ſchöne Welt, die du dir aufgerichtet, iſt zerſtört! Und wo ich nicht Blüte mehr ſehe, mag ich keine Frucht.

Er entſchloß ſich, nur noch ... „unglücklich zu lieben“.

Nachdem er ſich für ſein langes Faſten durch mäßige Koſt entſchädigt hatte, ging er, ruhig und mit geſenktem Haupte ſchlendernd, erſt in die Wallſtraße, um Armand's Auftrag beim Tiſchler Märtens und gelegentlich auch für Franzieka Heunisch auszurichten, dann ging er nach Haus und zählte ſogleich das Geld für Hackert zurecht, über den plötzlich ſo Günſtiges zu vernehmen ihm innigſt wohlthat.

Die Wirthin wußte ihm nichts zu melden, als daß der Fuhrmann aus dem Pelikan mit ſeinem lahmen Hunde dageweſen wäre, auch ein anderer ihr ganz fremder Herr von finſterem, ſtrengem Ausſehen, der ſeinen Namen nicht genannt, aber verſprochen hätte, wiederzukommen ..

Faſt antheillos warf er ſich, halb entkleidet, auf das Canapé, das in Dankmar's Zimmer, in ihrer ſogenannten Aula, ſtand.

Eine Weile that dieſe Ruhe, dieſes Brüten, ihm wohl. Er ſchlug die hundert Thaler ein, die Hackert heute Abend in einer Wohnung zurückempfangen ſollte, die ihm aus Leidenfroſt's Aeußerungen über die berüchtigte Auguſte Ludmer, [illegible] Malermodell, ſehr unheimlich vorgekommen ſein würde, wenn er nicht

auch einer dort hausenden Proletarierfamilie in wohlthuender Weise erwähnt hätte.

Aber so interessant es ihm war, diese neuen Anregungen, besonders über Hackert, zu dem er längst wieder Vertrauen gefaßt hatte, seitdem er an Lasalix das Pferd richtig zurückgestellt gefunden, empfangen zu haben, diese Gedankenreihe konnte ihn von seinem Kummer nicht loslösen.

Er suchte nach andern Gegenständen, um aus dem tiefen Unmuth, der ihn umschattete, wieder zum Lichte eines freieren Gedankens zu kommen. Er fiel so auf das Bild, dies vielbesprochene Bild! ... Dankmar hatte ihm ja aufgetragen, es sorgsamer zu verwahren.

Wie er an dem alten Rahmen des blassen Pastellgemäldes mit den Fingern streifte und den alten Staub auf der abgesprungenen Vergoldung tilgte, dann hinten den neuangefügten Boden befühlte, der etwas einer bedeutenden Familie so Wichtiges verbergen sollte, begriff er kaum, wer es gewesen sein könne, der mit einem Andern auf so gefahrliche Weise hätte sich verständigen wollen. Durch ein Bild! Er glaubte kaum daran, daß das Bild in seinem Rücken Papiere enthielt ...

Es war weniger Neugier, als die zufällige Ab-

ſicht, ſich irgendwie zu zerſtreuen, daß er anfing, einem etwaigen Mechanismus des Bildes nachzuſpüren. Der wahre Beſitzer, dachte er, wird ſich leicht helfen; er weiß entweder das Geheimniß oder er zertrümmert den Rahmen. Das Letztere durfte er nicht und ein Geheimniß war nicht zu entdecken ...

Er gab ſeine Neugier auf und machte den Verſuch, irgend eine Beſchäftigung vorzunehmen, vielleicht der Mutter zu ſchreiben, vielleicht etwas zu zeichnen.

In den Zurüſtungen dazu traf es ſich zufällig, daß er auf einem Tiſche, auf dem er neben ſich das Bild gelegt hatte, einen harten Gegenſtand, ſein Tintenfaß, bei Seite ſtellen wollte, um Papier aus einer, großen Platz wegnehmenden Mappe zu wählen. Nicht achtend, zufällig, ſtellte er das ſchwere Tintenfaß auf das Glas des Bildes. Doch ein ſtarkes Glas! dachte er erſchreckend und nahm das Bild, um mit einem flüchtigen Blick die Stärke des Glaſes zu würdigen. Dies führte ihn zufällig darauf, mit Kraft auf den oberen Rand des Glaſes zu drücken und im ſelben Augenblick ſprang hinten der Deckel der Kapſel auf. Durch Zufall hatte er das Geheimniß der Oeffnung ſelbſt gefunden.

Erſtaunt über dieſe wunderbare Entrathſelung des Bildes, zögerte er faſt, dem weitern Inhalt der Kapſel

nachzuſpüren; doch fielen darin enthaltene, zartgeſchriebene kleine Briefblätter von ſelbſt heraus.

Die Verſuchung, dieſe kleine gekritzelte, blaßgelbe Handſchrift zu leſen, war Anfangs nicht groß ...

Auch widerſtand ihr Siegbert. Er war ein Gewiſſensmenſch, der ſelbſt die Geſchenke des Zufalls zurückwies, wenn er annehmen konnte, daß ſie einem Andern gehörten.

Wer hätte Siegbert ein großes Verbrechen daraus gemacht, wenn er dieſe Papiere geleſen hätte? Er wußte ſo gar nichts vom näheren Zuſammenhang dieſer Mittheilungen und kannte nicht im mindeſten die Bedeutung, die ſie dem Prinzen von Hohenberg haben mußten, ja er wußte nicht einmal, von Wem ſie kamen ... Darauf hin durchflog er flüchtig wenigſtens die erſten Seiten ....

Er fand, daß darin eine Mutter klagt, wie alle Welt ſich gegen ſie verſchworen hätte, wie ſie keinen Freund mehr auf Erden fände als Gott, und wie ſie nicht wiſſe, wie Das, was ſie einem entfernten Sohne, der ſeinem Stande, leider auch ſeiner Erziehung, ſeiner Bildung entſagt hätte, nach ihrem Tode in die Hände kommen ſollte. Jedes bei Gerichten oder Notaren niedergelegte Dokument würde Aufſehen erregen und von Seiten ihrer Feinde doch errathen werden.

Wie oft wären nicht durch ſcheinbaren Diebſtahl Geheimniſſe gewaltſam entdeckt worden! Und doch wäre, was ſie zu ſagen hätte, ſo wichtig, ſo folgenſchwer —

Hier brach Siegbert ſchon ab und ließ die Papiere wie glühende Kohlen fallen.

Nach einigen Augenblicken entſchloß er ſich, ſie wieder zuſammenzulegen und das Käſtchen zu verſchließen.

Wie er ſich eben dazu anſchicken wollte und die Blättchen an einander reihte, fiel ſein Auge, das nur ganz obenhin und flüchtig auf die Buchſtaben ſah, auf einen Namen, der ihm im höchſten Grade auffallen mußte. Dieſer Name hieß: Rodewald. Rodewald war der Familienname ſeiner Mutter . .

Er wagte noch einen Blick und glaubte ſich nicht zu täuſchen, wenn er annahm, daß hier von ſeinem Oheim geſprochen wurde, dem Bruder ſeiner Mutter, einem gewiſſen Heinrich Rodewald, von dem er viel Gutes und viel Schlimmes in ſeiner Jugend gehört hatte, viel Wüſtes und Verworrenes . . Heinrich Rodewald galt als verſchollen. Er hatte eine Partie gemacht, von der Siegbert ungefähr ſo viel wußte, daß ſie ſeinen Verhältniſſen nicht entſprechend geweſen war . . Dann wußte er noch, daß er nach Frankreich gegangen war — mehr hatte man von ihm nie erfahren . . Heinrich Rodewald! Der Name ſtand jetzt

ſt auf allen dieſen Blättern. Er mußte ſie fallen laſſen,
mit Gewalt von ſich thun, um nicht der Verſüh-
ung zu erliegen, ſie im Zuſammenhang zu leſen.

Als er ſich von dem Tiſche, der ihn magiſch an-
g, faſt mit Gewalt getrennt hatte, fühlte er, wie
ächtig die Verſuchung ihn doch gefangen hielt.

Heinrich Rodewald! ſagte er ſich. Mein Oheim!
er verſchollene Bruder meiner Mutter, den ſie ſo
bte, der ſo ſchön und ſo leichtſinnig, ſo geiſtreich
d ſo unglücklich geweſen ſein ſoll! Wenn ich hier
was von ihm erführe! Wenn ich meiner Mutter die
ende bereiten könnte, ſie auf eine Spur des verlore-
n Bruders zu führen, eines Menſchen, dem Alle
glänzendſte Zukunft prophezeiten und der unter
öner Frauen Gunſt, unter Frauenanbetung und ge-
de durch die Frauen zu Grunde gegangen ſein ſoll!

So nur zerſtreut war Alles, was er von Hein-
h Rodewald wußte .. Noch fiel ihm ein, daß er
nz klein war, als ſein Vater einmal geſagt hatte,
von des Onkels Wanderungen die Rede war:
ach Amerika ſollte Rodewald ziehen! Da mag er Wäl-
roden! Dies Wortſpiel hatte ſich ihm tief ein-
prägt und doch war es aus ſo früher Zeit, daß
nkmar nichts davon wußte; denn es war im Hauſe
gebracht, von dem Oheim wenig zu ſprechen und

ihn als verſchollen zu betrachten. Man ſprach von Kriegsdienſten, die er in Spanien genommen hätte oder von der franzöſiſchen Fremdenlegion in Algerien.

Es war nicht ganz Neugier, was Siegbert reizte, es war der erwachte Familienſinn, das wirkliche Intereſſe für einen Mann, dem er ſo nahe verwandt war. Wie bebte er aber zurück, als er, noch einmal die Papiere ergreifend und ſie durchblätternd, auf einer Seite den Namen Thaldüren und nicht weit davon auch das Wort Wildungen entdeckte! . .

Wieder ließ er die Papiere fallen, aber jetzt in der beſtimmten Abſicht, ſie zu leſen.

Warum ſollt' ich nicht? ſagte er zu ſich ſelbſt. Der wunderbarſte Zufall fordert mich ja auf, in die Geheimniſſe meiner Familie zu dringen. Bin ich nicht ſogar gebunden, wenn ich von einem Menſchen höre, deſſen Schickſal uns bekümmert, die, die von ihm wiſſen, auszuforſchen, gleichviel ob ſie offen von ihm ſprechen wollen oder ob ich ſie nur belauſche? Wiſſen iſt noch nicht ausplaudern. Wenn ich ſchweigen kann, wenn ich Das, was ich hier erfahre, tief in mein Innerſtes verſchließe und die Gelegenheit ehre, die mich zum Mitwiſſer fremder Tugend oder fremder Schuld machte, handle ich da gegen meine beſſere Ueberzeugung? Ich ſehe eine Quelle und ſollte mich nicht an

ihr erquicken, weil eine Mauer zu überſteigen wäre, die nicht mein iſt, während ich vor Durſt verſchmachte? Ich leſe dieſe Papiere. Wer kann mich hindern? Wer ſagt mir, daß ich ſie nicht leſen darf?

Damit ergriff er einen Stuhl, rückte ihn an den Tiſch, den Tiſch dem Fenſter zu, legte ſich die Papiere zurecht und war eben im Begriff, mit dem erſten Bogen zu beginnen, als es ſtark und kräftig draußen an der vorderen Thür pochte.

Dieſe Störung war unwillkommen. Er hatte vergeſſen zuzuſchließen oder ſich verläugnen zu laſſen.

Es klopfte noch einmal und während er raſch die Papiere, die ungeordnet neben ihm lagen, bunt durcheinander wieder in die Kapſel ſteckte, zudrückte und das Bild bei Seite legte, war ſchon Jemand in das vordere Zimmer, in die ſogenannte „Akademie", eingetreten.

Der Beſucher war ein unterſetzter Mann, wol ſchon ein Sechziger, aber feſt, gedrungen und für ſein Alter kerngeſund. Er hatte eine Mütze auf, die er beim Eintreten abnahm und einen Kopf von harten, ſtrengen Zügen ſehen ließ. Die Stirn trat etwas hervor, die Naſe war nicht fein geformt; ſie war kurz und von ſtarken Oeffnungen, das Auge lag tief in grauüberbuſchten Höhlen ...

zur Welt gehören? Aber das Eine ſchreibt dem Andern Geſetze vor und keines beſteht ohne das Andere. Die Welt wird auch niemals untergehen, wie Irrlehrer behaupten; denn kann ich jemals ſterben? Können unſere Weiber aufhören, Kinder zu zeugen, in deren Leibern ich meinen Sitz nehme? „Ich ſage euch aber, die Welt iſt vollkommen, weil ſie keines Menſchen Werk iſt und ich ſage euch wiederum, die Welt iſt unvollkommen, weil ich noch lebe und noch unzählige tauſend Jahre zu leben gedenke.“

„Zu den größten Unvollkommenheiten dieſer Welt,“ bemerkte der General, „gehören unter andern die kurzen Gewehrläufe meiner Cavallerie. Je länger ſie ſind, deſto weiter tragen ſie; du ſollteſt ſie abſchaffen, mein Bruder!“

„Wenn es nicht zu viel koſtet,“ ſagte der Herr des Himmels, ſetzte aber nach einer Pauſe hinzu: „dies iſt nicht die einzige Unvollkommenheit, es gibt deren in den ſechszehntauſend Königreichen der Welt noch unzählige; ja, in der Harmonie des Weltſyſtems iſt noch Vieles nachzubeſſern. Tretet hinaus in die geheimnißvolle Stille einer Mondnacht. Dies Flüſtern in den Zweigen, dies Säuſeln im Winde, dies Glühen der Käfer, dieſe wunderbaren Laute, die ich in den Tagen, da ich noch Menſch war, vernahm, hielt ich damals noch für einen ſeligen Traum der Schöpfung, für einen leiſen Monolog der Gottheit, die luſtwandelnd ſich in die Bewunderung ihrer ſelbſt vertieft. Nein, daß ich euch nichts verſchweige, dieſe Töne, dieſe Stimmen, die ſchallend durch die Luft klingen, kommen von dem ſauſenden Webſtuhle der Zeit und von den Schlägen, die auf das eherne Firmament des Himmels fallen. Einer frommen und reinen Seele wird es nicht entgehen, daß Gott in dieſen Stunden an ſeinen Werken feilt.“

Das graue Haar mußte einſt dunkel geweſen ſein; noch war es ungemein ſtark und ging bis tief über die Stirn herab. Der Mund war ernſt, ohne das geringſte Zeichen von Sarkasmus oder Satire, aber auch ohne Zeichen irgend eines üblen Willens. Recht düſter und ſtreng war der noch wenig ergraute Backenbart. Die Kleidung ſchlicht, aber ſauber. Die Kamaſchen an den Füßen gaben dem Fremden ſogar ein gewähltes Ausſehen, wozu freilich die grauen baumwollenen Handſchuhe über den Fingern nicht paßten.

Siegbert hatte dieſen Mann noch nie geſehen.

Als er aufgeſtanden war und ſich in das vordere Zimmer begeben hatte, wo er den Fremden empfing, ſagte dieſer, daß er ſchon einmal dageweſen wäre, um einen der Herren Brüder Wildungen zu ſprechen.

Als ihm Siegbert entgegnete, daß er der Aeltere dieſes Namens und Maler wäre, nannte auch der Fremde ſeinen Namen.

Ich heiße ſchlechtweg Rudhard! ſagte er.

Siegbert forderte ihn auf Platz zu nehmen und wartete mit Spannung auf Das, was er von dieſem Beſuche würde zu vernehmen haben.

Auch dieſen Namen hatte er noch nie gehört.

Ich muß es für ein großes Glück halten, begann Rudhard, daß ich in einer Angelegenheit, die ich ſchon

ngſt zu einem guten Ende hätte führen ſollen, nur
kurze Wege einzuſchlagen brauche. Ich dachte auf
e größten Schwierigkeiten zu ſtoßen und bin erfreut,
ß ſich mir Alles wie von ſelbſt in die Hände gibt,
n letzten Willen einer verſtorbenen hohen Dame
vollziehen. Sie kannten die Fürſtin Amanda von
obenberg?

Siegbert verneinte dieſe Frage.

So wird ſie Ihr Herr Bruder gekannt haben?

Auch für ſeinen Bruder beſtritt Siegbert eine ge-
nuere Bekanntſchaft mit einer ſo vornehmen Frau.
r hätte davon Kenntniß haben müſſen.

Dann bin ich erſtaunt, ſagte Rudhard, wie ſie
eide, meine Herren, in eine ſo geheimnißvolle An-
legenheit verwickelt ſein können, wie Die iſt, welche
ich zu Ihnen führt.

Sie ſpannen meine Neugier, ſagte Siegbert und
nd in dem Benehmen des Fremden mehr Weltton
d Formenglätte, als dem ſchlichten Aeußern und
m ſtrengen Blick der Augen zu entſprechen ſchien.

Auch wird Ihnen dann mein Name fremd ſein,
hr Rudhard fort, und ich muß es daher für meine
ſlicht halten, von mir ſelbſt zu ſprechen ... Ich
n in dem fürſtlich Hohenberg'ſchen Dorfe Bleſſen
d für eine ziemliche Anzahl in der Nähe liegender

Vorwerke vor Jahren Pfarrer und hatte wie es ſchien zur Zufriedenheit meiner Gemeine an dieſem Orte eine lange Zeit gewirkt. Beförderung hatt' ich freilich wenig zu hoffen, da mein religiöſes Glaubensbekenntniß von jenem abwich, durch das allein man damals auf dem kirchlichen Gebiete, leider auch in manchem andern, ſein Glück machen konnte. Zu heucheln war meiner nicht würdig. So ertrug ich mein beſcheidenes, oft dürftiges Loos. Ich konnte es, da Gott meine Ehe mit Kindern nicht geſegnet hatte und ich nur für mein Weib, einige Verwandte und mich zu ſorgen brauchte.

Siegbert fühlte ſich von dieſer Eröffnung ſchon angezogen. Er gedachte, ohnehin bewegt, ſeines Vaters und fühlte die Leiden auch ſeines geſinnungsgetreuen Charakters um ſo ſchmerzlicher nach, als dieſer gerade noch die Noth um die Verſorgung ſeiner Kinder gehabt hatte und ſich ſelbſt ſo Vieles entzog, um nur die Seinen glücklich zu ſehen.

Er hörte, befremdet zugleich von der Ehre, wie er zu dieſen Mittheilungen käme, und mit gelaſſener, wehmüthiger Aufmerkſamkeit zu.

Rudhard fuhr fort:

Mein Loos ſchien ſich zu verbeſſern, als die Fürſtin Amanda von Hohenberg ſich entſchloß, ihren dauern-

Wohnſitz in Hohenberg, ihrem dicht bei meiner
re gelegenen Stammſchloſſe, zu nehmen und ich
us wol eine Erleichterung meiner Lage, wenigſtens
freundlichere Anregung erhoffen durfte. Zu gleicher
wußt' ich, daß ſie ſich der Erziehung ihres ein-
Kindes, eines Knaben, in dieſer Zurückgezogen-
ausſchließlich zu widmen gedachte. Ich erfuhr,
ſie ſich ſorgfältig nach mir erkundigte und die
ht hegte, mich mit in ihren neuen Lebens-
hineinzuziehen. Alle dieſe Anzeichen einer neuen
rn Zukunft trübten ſich plötzlich, als die Fürſtin
gleich in den erſten Geſprächen, die ich mit ihr
ihrer vollſtändigen Einrichtung wechſelte, als
fanatiſche Anhängerin der neuen frömmelnden
tung entgegentrat. Sie betonte den Erlöſer, die
de, die Rechtfertigung und die Richtigkeit der
Werke in einem Grade, der mich mit Befremden
lte. Eine Weltdame, die ſie war, einſt, wie ich
t hatte, vielfach gefeiert, Gattin jenes wilden,
hmten Kriegers, über deſſen Sitten wie über ſeine
ferkeit nur eine Meinung herrſchte, ſchien es mir
aublich, daß ſie in die Netze der neuen Verlockun-
durch eine trübe, oft unehrliche Welt- und Lebens-
ſſung fallen konnte. Ich beging die Thorheit,
ihr zu ſtreiten. Der Streit war gerade Das,

was sie suchte. Aber weit entfernt, mir zu danken, wie ich ihr doch Gelegenheit bot, für ihre Wahrheit und für ihren Heiland Zeugniß abzulegen, warf sie Mistrauen, Groll, ja zuletzt Feindschaft auf mich. Zwar erhielt ich die Oberaufsicht über den jungen Prinzen und begann mein Werk in meiner Weise, allein es verging nicht ein Tag, wo ich über unsre entgegengesetzten Grundsätze der Erziehung mit der Mutter nicht in Streit gerieth. Wie oft wollt' ich nicht die Zügel meiner Aufsicht in ihre Hand zurückgeben! Eine gewisse Achtung vor meinen mancherlei zerstreuten Kenntnissen, die Liebe und Anhänglichkeit des Knaben an mich trotz meiner Strenge, endlich aber wol die Verlegenheit, dem Kinde in dieser ländlichen Zurückgezogenheit irgend eine starke Nahrung des Geistes zu bieten, bestimmte sie doch immer wieder auf's neue, mit mir anzuknüpfen, Aussöhnungen vorzubereiten und Waffenstillstände zu schließen. Dies dauerte einige Jahre, bis es nothwendig wurde, fachwissenschaftliche Lehrer mit zu Rathe zu ziehen. Statt den Knaben in ein Institut zu geben, wollte die Fürstin ihn unter ihren Augen behalten und umgab sich mit fortwährend wechselnden Sprach- und Musiklehrern und andern Präceptoren, die im Schlosse viel Unheil anrichteten und sich selten länger als

einige Monate auf ihren Plätzen behaupteten. Ich litt bei diesem Wirrsal am meisten; denn selbst die Kinderseele, für die ich dabei am meisten fürchtete, hielt die wilde Planlosigkeit zur Noth aus. Wie stark ist nicht ein junges Gemüth in seinem ersten Wachsthum! Wieviel geht nicht in das dürstende Herz hinein, wieviel hinaus, ohne ihm zu schaden! Wär' es nicht so, so müßte man die Kinder in einen durchsichtigen Glasschrank setzen und von der ganzen Welt abschließen!

Ihr Werk ist gesegnet worden, bemerkte Siegbert. Der leider so heftig erkrankte Prinz Egon soll sich in jeder Hinsicht auszeichnen.

Siegbert sprach diese Worte mit einer Betonung, die seine über diese sonderbar aufrichtigen Mittheilungen zunehmende Verlegenheit deutlich zu erkennen gab.

Darüber fehlt mir ein genaueres Urtheil, fuhr Rudhard ernst fort. Ich habe nur die ersten Keime der Bildung in sein allerdings sehr begabtes Innere pflanzen können. Es war ein liebes Kind, trotz Eigensinn und Starrheit und einer überlebhaften Neigung zu Extremen! Ihn krank zu wissen, den nun herangewachsenen Jüngling, ja schon Mann, macht mich traurig .. Nach so vielen Jahren hätt' ich ihn gern freudiger begrüßt. Ich bin gewiß, er hätte sich meiner

ohne ſtörendes Misbehagen erinnert! Hat mir doch auch die Mutter in ihren letzten Lebensaugenblicken einen Beweis gegeben, daß ſie in weiter Ferne meiner noch mit Achtung, ja ſozuſagen Verſöhnung gedachte!

Sie ſchieden alſo von Hohenberg? fragte Siegbert.

Schon vor langer Zeit, fuhr Rudhard fort. Die Verſtimmung zwiſchen der Fürſtin und mir war nicht mehr zu heilen. Immer mehr Menſchen, immer heftigere Bedürfniſſe religiöſer Schwärmerei drängten ſich zwiſchen ſie und mich, und als ſie ſich entſchloſſen hatte, gegen mein Bitten und Flehen den Prinzen nach Genf in eine bigotte reformirte Erziehungsanſtalt zu ſchicken, war ich ohne ferneren Halt auf meinem Platze und zog vor, Pleſſen zu verlaſſen. Bei der Fürſtin hatte ſich ein Predigtamtscandidat, ein ſehr befähigter, aber grundſatzloſer Mann, eingeniſtet. Er wurde, da ich merkte, daß ich in jeder Hinſicht unbequem war, und nun eine andre Pfarre übernahm, mein Nachfolger. Ich darf, mein Verehrter, bei Ihnen, dem ich ganz fremd bin, kein Intereſſe anſprechen, wenn ich von meinen ferneren Schickſalen erzählen wollte, ich überſchlage daher die Blätter meines Lebens bis auf den Augenblick, wo ich —

Nein, nein, ſagte Siegbert und ergriff treuherzig

die Hand des Fremden, kann einem jungen Manne etwas lehrreicher sein, als die Erfahrung des Alters sprechen zu hören! Ich fühle und lebe das Alles mit Ihnen mit, was Sie erzählen! Meine Zeit drängt mich nicht und die letzte Aufklärung über Das, was Sie zu den Brüdern Wildungen führte, bleibt mir ja doch wol gewiß.

Rudhard empfand ein sichtliches Wohlgefallen an diesen in so weichen Tönen gesprochenen Worten des jungen angenehmen Mannes. Er blickte auf ein reines Gemüth, wie er es lieben mußte. Seine Augen milderten sich der sanften Klarheit des Blickes gegenüber, den Siegbert auf ihm ruhen ließ. Doch that er Das nicht, was vielleicht jeder Andere gethan hätte und sprach etwa mit Anerkennung über die Gesinnung des jungen Mannes, die er doch schätzen mußte. Er machte nur eine kurze Pause und fuhr mit einer gewissen Strenge fort:

Ich zog mit meinem kränkelnden Weibe an die fernste Grenze unsres Vaterlandes, Rußland zu, in einen Ort Namens Schmalenlinken. Dort in einer Provinz, wo man klare Begriffe von der Provinzhauptstadt aus beförderte und beschützte, glaubt' ich, für die spärliche Saat, die jetzt noch Geistliche in die Herzen der Menschen streuen können, hinlänglichen Boden zu

finden und fand ihn. Die Nähe einer Rittergutsbeſitzung, der angeſehenen Familie von Oſteggen gehörend, machte mich ganz beſonders glücklich. Dieſe Familie war am begüterſten im benachbarten Kurland, lebte aber lieber als in Rußland auf dem beſcheidenen Schloßchen Oſtegg bei Schmalelinken, wo ich als Pfarrer wirkte. Dieſes Glück dauerte aber nur kurze Zeit. Meine Gattin ſtarb. Ich hätte es verwinden können. Aber dem Tiefgebeugten, der gleichſam mit dieſer guten Frau auch die Kinder verlor, die ſie ihm nicht hatte ſchenken können, der nun ganz allein in der Welt daſtand, entzog ſich auch der Troſt jener Beziehung zu der Oſteggen'ſchen Familie, wo ich zwei jungen liebenswürdigen Mädchen, Adèle und Helene, Erzieher geworden war. In Pleſſen war ich von bigotten Deutſchen verdrängt worden, in Oſteggen verdrängte dagegen mein Erſcheinen einen gewiſſen Raſſlard aus der reformirten franzöſiſchen Schweiz. Ich erloſte dieſe Familie förmlich von der Sklaverei unter dem Joche dieſes Raſſlard, eines eiteln, unwiſſenden Intriguanten und hatte die Genugthuung, daß mein Wirken anerkannt, gewürdigt wurde. Da ſtarb aber mein Weib und meine einzige Anlehnung, die Oſteggen'ſche Familie, wurde durch die glänzende Heirath Adèlens, der älteſten Tochter, mit

em Fürſten Wäſämskoi beſtimmt, nach Odeſſa zu
ehen, wo der Fürſt am ruſſiſchen Gouvernement
irkte. Was that ich? Ich entſchloß mich, den drin-
nden Bitten der Familie, der ausdrücklichen und
renvollen Anerbietung des Fürſten Wäſämskoi zu
lgen und ging, nahe meinem fünfzigſten Lebensjahre,
it nach Odeſſa. Dort am Ufer des ſchwarzen Mee-
s, unter ſüdlichem Himmelsſtrich verlebte ich glück-
he Jahre. Mancher düſtre, trübe Zug meines Cha-
kters milderte ſich. Was früher hart und ſtarr
ar, wurde weicher und ebener. Leider verſchonten
s herbe Schickſalsſchläge nicht. Die alte Baronin
ſteggen ſtarb. Vor einigen Monaten iſt auch ihr
chwiegerſohn, der Fürſt Wäſämskoi, auf einer Reiſe
ch der Krim an einem Fieber dahingegangen. So fiel
e Sorge für die Fürſtin Adèle und ihre drei Kinder
f mich. Ihre jüngere Schweſter, Helene Oſteggen,
nte in Odeſſa die Bekanntſchaft des in Aufträgen
ſendenden franzöſiſchen Attaché, Grafen d'Azimont, ge-
acht und war, nachdem er ſie geheirathet, erſt nach
er, dieſer Stadt, wo er fixirt war, dann nach Paris
t ihm gezogen —

Die Gräfin d'Azimont? fragte Siegbert geſpannt.
r' ich nicht, ſo iſt die Gräfin hier?

Sie iſt es, ſagte Rudhard mit düſtrer Miene,

Die Brüder ſtaunten über dieſe Mittheilungen und das Herz des Schamanen jubelte; denn er fühlte, daß ihm die Göttlichkeit ſeines Bruders immer näher rückte. „Dann geſchieht es wohl auch oft," fragte der General, ſcheu zu Maha Guru aufblickend, „daß ſich Gott von ſeinen Werken ausruht, da er ſie ja im Nu vollenden könnte?"

„Du ſprichſt die Wahrheit," antwortete der, welcher über ſich ſelbſt unſtreitig die beſte Auskunft geben konnte. „Es gibt Menſchen, die man die Ruhepunkte der ewigen Schöpfung nennen darf. Die Gottheit vergaß ihnen die Gaben zu verleihen, die ſie allen Sterblichen ſchenkte; aber weil dennoch die Fülle der Allmacht auf ihnen ruhte, ſo erhielten ſie einige Vorzüge, die ſie im außerordentlichen Grade beſitzen. Manche erhielten ein Herz ohne Tugenden, aber Gaben des Geiſtes, die Erſtaunen erregen. Eben ſo ſcheint an der körperlichen Bildung Vieler vergeſſen zu ſein, daß ſie zu den Menſchen gehören ſollten, aber in dieſen mißgeſtalteten Formen wohnt oft eine unbeſchreibliche Güte des Herzens und noch öfter eine ſolche Fülle geiſtiger Vermögen, daß jedem Buckligen das Vorurtheil entgegen kommt, er ſei der ſcharfſinnigſte Denker. An dieſen Menſchen ſieht man es, daß die Schöpfung ohne einen Plan angelegt iſt."

„Wie?" rief der General, „dann wäre ja Gott planlos zu Werke gegangen."

Man mußte dies Wortſpiel in der tibetaniſchen Sprache hören, um darüber lachen zu können. Die Brüder thaten es mit Wohlbehagen. Aber ſo ſchnell die beiden ältern ihre Lachmuskeln in Bewegung geſetzt hatten, ſo ſchnell blieben ſie ihnen krampfhaft ſtehen; denn das Außerordentlichſte, das

auch ihre ältere Schweſter, die Fürſtin Wäſämskoi iſt hier. Leider gerieth mein jüngſter Zögling, Helene d'Azimont, ſo in den Strudel des modernen Weltlebens, daß ſie mit der ganzen Familie brach und durch ihre wilde phantaſtiſche Lebensweiſe die Liebe und das Herz der Mutter zu frühe knickte ... Seit mehren Jahren ſchon iſt jeder Verkehr zwiſchen den Schweſtern Helene und Adèle abgebrochen und ſelbſt das unter andern Umſtänden ſehr erfreuliche Zuſammentreffen in dieſer großen Stadt wird keine Ausſöhnung zu Stande bringen. Ich erwähne da Dinge, die in der großen Welt leider zu bekannt ſind ...

Auf Siegbert's Lippen ſchwebte die Frage, ob Rudhard wol wiſſe, welche Beziehung zwiſchen dem Prinzen Egon und der Gräfin d'Azimont ſtattfände; doch ſchwieg er, weil er dem Herzen eines Mannes wehe zu thun fürchtete, dem ohne Zweifel das Werk ſeiner Erziehung an der zweiten Tochter der Baronin von Oſteggen nicht gelungen war.

Rudhard nahm aber dieſen Gegenſtand ſelbſt auf und zeigte ſich über die Chronik der Schweſter ſeines treugebliebenen Zöglings, der Fürſtin Wäſämskoi, vollkommen unterrichtet.

Wie ſchmerzlich muß es mir ſein, ſagte Rudhard,

daß ſich die Nachrichten, die wir dann und wann über die Schwärmereien Helenens empfingen, an meinen plötzlich in Paris wieder auftauchenden Schüler Egon von Hohenberg anknüpften! Ich ſah, daß auch Egon durch ſeine Genfer Erziehung in den Strudel gerathen war, in welchem Helene unterging, als ſie ſich verheirathete an einen Mann, der ihr niemals eine ſittliche Anlehnung bieten konnte. Wie tief hab' ich das Conventionelle im Leben unſerer vornehmen Stände damals verabſcheut, wie bitter beklagt, daß mir unmöglich wurde, dies liebenswürdige, reizende, gutmüthige Kind, Helene Oſteggen, nicht von einer, wie man ſie nennen mußte, glänzenden Partie mit einem nicht mehr jungen, aber reichen und intereſſanten franzöſiſchen Diplomaten fern zu halten! Legte ſich doch ſelbſt der Wunſch des Kaiſers in die Wagſchale, ruſſiſche Unterthanen in Paris, an der Quelle der Begebenheiten, in genaueſter Verbindung eben mit den Lenkern der Begebenheiten zu wiſſen! Ich begehe keine Indiskretion, indem ich von dieſen Dingen ſpreche; denn ich muß ſie Ihnen ſagen, weil ſie mit Dem zuſammenhängen, was mich zu Ihnen und Ihrem Bruder führt.

Ich erſtaune über Das, was ich hören werde, ſagte Siegbert und ſtrich ſich über die Stirn, als

konnte ſie kaum alle dieſe wunderbaren Beziehungen faſſen.

Mein Unmuth, fuhr Rudhard fort, erſtreckte ſich in dem Grade auf Alles, was mit Helenen zuſammenhing, daß ich auch Egon verwarf und Niemanden mehr verwarf als die Mutter Egon's, die Fürſtin Amanda, die mir ſo viele bittere Schmerzen in meinem an Freuden nicht reichen Leben verurſacht hatte. Was ſollte ich dazu ſagen, daß ich vor anderthalb Jahren einen Brief von der Fürſtin Amanda empfing, den ſie auf ihrem Todtenbette geſchrieben hatte! Einen Brief, der mich erſt in Schmalelinken ſuchte und ein halbes Jahr brauchte, mich am Schwarzen Meere zu finden; einen Brief, deſſen Abſicht ich verſäumt glaubte, als er ankam, ja der ſelbſt rechtzeitig hätte eintreffen können und mir keinen Entſchluß würde abgewonnen haben, ſo erbittert und gram war ich damals dem Andenken an Alles, was mich an Hohenberg erinnerte. Doch leſen Sie ſelbſt dieſen Brief und erfahren Sie damit zu gleicher Zeit den Grund, der mich zu Ihnen führte und mich beſtimmte, Ihnen einen Ueberblick meines Lebens zu geben. Um jedoch Ihre Spannung nicht zu lange hinzuhalten, bemerk' ich, daß mein Beſuch mit einem Bilde der Fürſtin Amanda zuſammenhängt, das Sie beſitzen.

Mit einem Bilde? fragte Siegbert erſtaunt ....

Iſt es nicht ſo? bemerkte Rudhard, der ſich in ſeinem ſichern Auftreten nicht ſtören ließ. Sie beſitzen ein Bild der Fürſtin?

Allerdings; aber ....

So bitt' ich! Leſen Sie!

# Dreizehntes Capitel.

## Eine neue Wendung.

Rudhard zog ein großes Portefeuille aus der Brusttasche, schnallte es auf und nahm aus mancherlei Papieren und Dokumenten, die in ihr angehäuft lagen, einen zierlichen Brief hervor, der durch seine mit hundert Notizen und Strichen überkritzelte Adresse einen wunderlichen Anblick bot. Es waren darauf ersichtlich die vielen Postzeichen und Bemerkungen des Hin- und Hersendens nach dem Adressaten in deutscher und russischer Sprache, in blauer, rother, grüner Tinte und wer weiß, setzte Rudhard mit einem leisen Anfluge von Lächeln hinzu, ob nicht noch in unsichtbarer, sympathetischer Tinte, die nur die geheime Polizei zu sehen und zu lesen im Stande ist!

Der Brief selbst, mit schwacher Hand, unsicher, wie von einer Todtkranken geschrieben, lautete:

„Nach Allem, lieber Rudhard, was zwischen uns

dieſer Erde vorgefallen iſt, werden Sie erſtaunen,
Sie noch, ehe ich dies Daſein verlaſſe, von mir
en Abſchiedsgruß erhalten können! Ja, mein lieber
dhard, ich ſtehe an der Pforte der Ewigkeit. Die
unden ſind gezählt, die mich die Langmuth des
rn noch athmen läßt und ich frage mich, warum
erlöſende Engel noch immer nicht kommen, an
n Lager treten und mir die Augen zudrücken will!
frage: Was gibt dir denn der Herr noch zu be-
ken? Was ſollſt du noch in deinem Hauſe ordnen,
ou die Heimkehr zu deinem Erlöſer antrittſt? Ich
ke um mich, wo wol noch ein Herz ſchlägt, das
betrübte, wo wol noch ein Fehl zu ſühnen und
büßen iſt, und der Erinnerungen an Schlimmes
Sündhaftes ſind in mir ſo viele, lieber Rudhard,
ich noch eine Ewigkeit leben müßte, jeden nagen-
Gedanken aus meiner Seele zu tilgen. Ach,
n Heiland, muß ich beten, ich ermüde, mich ſo
ſchmücken wie du mich haben willſt! Nimm mich
in deine Arme und laß die Gnade mich rein
chen von meinen Sünden!“

Siegbert ſtockte, gerührt von dieſen innigen Worten.
Ein Wink Rudhard's, ein leichtes Kopfſchütteln,
erte ihn auf, fortzufahren. Siegbert las:

„Dennoch nutz' ich jede Friſt, die mir die Anfälle

der traurigen Krankheit, an der ich sterbe, lassen, — es ist dies Uebel jenes schmerzlichste, an dem wir Frauen uns auflösen müssen — um doch irgend Etwas abzuthun, was mit meiner schwachen Kraft mir erreichbar scheint, und da bin ich zu einer ernsthaften Betrachtung gekommen, die mich darauf führt, Ihnen zu schreiben."

Sie wird Sie, unterbrach sich Siegbert, um Verzeihung bitten, daß sie Ihnen so weh gethan, Ihren aufrichtigen Sinn verkannt, Sie von Haus und Herd vertrieben hat.

O nein, sagte Rudhard, mit ironischer Miene. Erwarten Sie eine solche Reue von einer Gottbegnadigten nicht! Auch ich erwartete, daß sie vielleicht, alle religiöse Parteiung bei Seite setzend, sich auf einen rein menschlichen Standpunkt stellen und mir als Menschen, als ehemaligem Freund, als Erzieher ihres Sohnes in der letzten Stunde ein Wort der Versöhnung zurufen würde. Nein! Davon finden Sie nichts! Im Gegentheil, sie verharrt in ihrem Bewußtsein reinster Gottseligkeit und überläßt mir nur noch eine Gewissenspflicht, die ich nach einer allgemeinen, rein praktischen und nur klugen Auffassung des Lebens prüfen solle. Sie anerkennt in mir den rechtlichen Mann; Das ist Alles!

lber viel! ſagte Siegbert. Viel wenn es ein
rag iſt, der einen rechtlichen Mann erfodert und
Hunderten, die ſie wählen konnte, Sie es ſind,
en ſie in der Sterbeſtunde dachte, Sie, der Jahre
ihrem Gedächtniſſe entrückt war.

Ich bitte, leſen Sie! ſagte Rudhard ruhig und
den mindeſten Anflug eines geſchmeichelten Ge-
.

Was aus meinem unglücklichen Egon geworden,
Siegbert fort, wiſſen Sie vielleicht! Ich weiß,
es Niemandem unbekannt geblieben iſt. Die re-
ſe Weihe, die ich ſeiner Erziehung geben wollte,
keinen Widerſchein in ſeiner Seele gefunden. Mit
ſenem Mutterherzen geſteh' ich Ihnen, daß kein
n ſeiner Mutter geringere Aufmerkſamkeit zeigt,
Sohn die Hoffnungen ſeiner Aeltern mehr ge-
ht hat als dieſer Unglückliche, Tiefverblendete!
ihn die innere Haltloſigkeit ſeiner Seele anekelte
ihn antrieb, nicht ſeinem Stande gemäß zu le-
will ich nicht tadeln. Aber nicht das Gefühl
Reue iſt es, was ihn veranlaßte, ſich das Kleid
Handwerkers anzuziehen, ſondern leere, nichtige
ginalitätsſucht, der ſchlimmſte von allen Trieben
Auszeichnung. Ich wenigſtens kann nicht daran
ben, daß die Erniedrigungen, die er in Lyon und

Paris über sich verhängte, aus Liebe zum Erlöser, aus Geringschätzung des Lebens, aus wirklicher Demuth kamen. Eine Zeit lang hab' ich es geglaubt. Wie ich erfuhr, mein Egon ist von Genf nach Lyon zu Fuß gewandert, wie er mir einst einen guten, edlen Brief von dort schrieb, wie ich hörte, ihn ekle die schaale, große Welt an, er hätte fast denselben Beruf ergriffen, den Anfangs auch der Heiland von seinem Vater Joseph erlernte, — Rudhard lächelte — überkam mich eine Stimmung, die ich nicht schildern kann und doch hab' ich sie geschildert, habe versucht, sie zu schildern und schrieb meinem Sohne einen Rückblick auf mein Leben mit der Wahrheit, die aufgedeckt ist im Buche des Lebens und zu der es mich drängt mit unwiderstehlicher Erleuchtung. Als ich diese Geständnisse kurz vor dem Augenblick, wo ich in einer Nacht glaubte, an meinem Uebel sterben zu müssen, vollendet hatte, wußt' ich nicht, wohin damit? Du stirbst und diese Blätter, wer bringt sie dem Sohne und ruft ihm durch sie zu: Folge deinem Rufe! Uebe Demuth! Sei was dein Heiland war! Ach, es war Nacht um mich — die Wächterin schlief. Da griff ich nach einem alten Bilde, das meine jugendlichen Züge darstellte, es hing über meinem Bette. Es hatte ein Geheimniß, ein Kästchen, das auf einen Druck

m Glaſe aufſprang, ein Scherz, den ich in jungen
ahren zu kleinem, verſtecktem Krame benutzt hatte.
ort barg ich mein Gebet zu Gott, mein Geſtändniß,
as ich in einigen ſchlafloſen und doch entzückten
ächten niedergeſchrieben hatte, und glaubte nun zu
erben."

Siegbert war über die plötzliche Aufklärung des
ildes ſo erregt, daß ihm das Leſen der ſchwierigen
andſchrift wunderbar von Statten ging. Er fuhr fort:

„Ich ſtarb nicht. Dies Uebel iſt fürchterlich, lie-
r Pfarrer. Es gewährt augenblickliche Pauſen, wo
an an Geneſung glaubt und dann bricht die Macht
r Zerſtörung mit Hammerſchlägen wieder auf die
erweſenden Theile und man glaubt zu ſterben, ohne
zu können. Moſchus und Opium führen über die
räßlichen Kriſen hinweg. Ich hatte oft Denkwür-
gkeiten aus meinem Leben aufgeſetzt und wenn ich
ogen vollgeſchrieben hatte, ſie wieder verbrannt. Sie
aren nicht die reine Wahrheit, ſie ſchlüpften ohne
eue über meine größten Sünden hinweg, ich ver-
chtete ſie, weil ich mir vorkam wie der Phariſäer,
r ſtolz auf ſeine Bruſt ſchlug und ſich rühmte: Ich
anke dir Gott, daß ich nicht bin wie Die! In jenem
ubelrufe an den Sohn aber war ich wahr geweſen;
ch ich ſchauderte, wenn ich bedachte, was ich ge-

ſie nur geahnt, das ſie als Läſterung von ſich gewieſen hätten, hatte ſich in dieſem Augenblicke ereignet. War es möglich, daß Gott über den Witz eines Menſchen lachen, daß er überhaupt lachen konnte?

Maha Guru ſah das verlegene Erſtaunen ſeiner Brüder und wußte die Urſache davon, ohne ſie zu errathen. „Ihr ſeid betroffen, mich lachen zu ſehen?" fragte er mit einem liebenswürdigen Ausdruck von Milde und Leutſeligkeit; „warum ſollten die Götter über euch nicht lachen, da ihr ihnen ſo oft Gelegenheit gebt, über euch zu weinen? Ich habe gelacht, als auf mein erſtes Wort eine Welt entſtand; denn ich geſtehe, dieſe erſte Probe meiner Macht überraſchte mich. Ich habe gelacht, als mich die Philoſophen bald im Waſſer, bald in der Luft, bald im Feuer ſuchten. Ich weinte, als die Menſchen anfingen bös zu werden und ſich von mir abwandten; aber lächerlich erſchien es mir, als ſie ein Weſen erfanden, das ſie ſeit dem Urbeginn der Tage mit mir in Kampf ſtellten und das böſe Princip nannten, um ihr ſchlechtes Herz damit zu entſchuldigen. Ach! wie lächerlich war es, als man mich mit dem Lichte verglich, das ohne Schatten gar nicht denkbar wäre, und daraus einen urweltlichen Gegner meiner Macht herleitete, von dem ich euch verſichern kann, daß er nicht exiſtirt. Wie vieles Andere hat mich nicht ergötzt! So wie mich überhaupt die Thorheiten meiner Feinde betrüben, ſo haben mir die Albernheiten meiner Freunde doch immer den größten Spaß gemacht. In meinem Namen ſind Tauſende getäuſcht worden und eben ſo viele haben ſich ſelbſt betrogen; man hat die ſchlechte Poeſie in meinem Namen befördert und in neueſter Zeit hat man ſogar eine Politik auf meinen Namen getauft. Aber

ſchrieben! Es war Anfangs meine Abſicht, jenes Bild zu verſiegeln und bei Gerichten niederzulegen. Aber dann ergriff mich's mit furchtbarer Angſt. Wie kannſt du Das von dir geben? Wie kannſt du dir die Möglichkeit nehmen, dieſe Blätter bei andrer Geſinnung raſch zu ergreifen und zu zerſtören? Nein, du mußt ſie zur Hand haben, und ſchon ſtreckte die Hand ſich aus, um die Papiere zu vernichten. Da zögerte ich wieder und warf mir vor: Siehſt du, daß du zitterſt vor der Wahrheit! Siehſt du, daß du in Kleidern prangen willſt, wie die Gerechten und deine Bloße verdeckſt und ſie nur Gott geſtehen willſt! Als ich ſpäter Schlimmes von Egon erfuhr, dacht' ich auch: O wie gut wäre dir's, Sohn, der Himmel ſchüttete eine Schale über dich aus, eine Schale ſeines Zornes und du lernteſt Demuth durch äußere Dinge, da ſie nicht in dir iſt!"

Was ſagen Sie zu dieſer Selbſtqual? unterbrach Rudhard den Vorleſer.

Siegbert fuhr ohne zu erwidern fort:

„Ich ſchreibe an dieſem Briefe ſchon den dritten Tag, lieber Pfarrer. Mein Ende naht. Ich fühle Das an jenem Pochen, das nun ſchon oft bis an's Herz reicht. Ein Schlag dieſes Klopfers, der gut gezielt hat, und ich bin nicht mehr. Ich habe inzwi-

ſchen Manches angeordnet. Der Fürſt ehrte meinen Willen und läßt die Verhältniſſe Hohenberg's ein Jahr ſo geordnet, wie ſie ſind, wenn ich die Augen ſchließe. Auch die Einrichtung meiner Zimmer bleibt. Dem Sohne empfahl ich durch einige Zeilen, die wol die letzten ſind, die ich an ihn richtete, wirklich das Bild und ſein Geheimniß. Zugleich aber, da meine Gedanken und Gefühle in einen nimmer auszugleichenden Widerſtreit gerathen ſind, entſchloß ich mich, über dieſe Papiere noch Einen zu Rathe zu ziehen, vor dem ich mich nicht ſcheuen würde, wenn er ſie läſe. Ich ſuchte lange, bis ich ein Weſen fand, das mir würdig ſchien. Ich fand zuletzt einige Würdige. Aber unter den Würdigen nur Einen, der nützlich, weltlich und klug genug ſchien, Sie, Rudhard. Daß Sie leben, weiß ich; denn Ihren Tod würd' ich in den Kirchenblättern, die ich halte, erfahren haben. Wollen Sie mir das Verſprechen geben, nach meinem Hingange, aber ich beſchwore Sie, ohne Kenntnißnahme des Fürſten! ſich das Geheimniß jenes Bildes zu verſchaffen und ſelbſt zu prüfen, ob Egon dieſe Blätter leſen darf oder nicht? Ihnen entdeck' ich mich, weil ich weiß, daß Sie ſchweigen, wenn Sie zu ſchweigen gelobt haben, reden, wenn Sie zu reden gelobten. Sie werden aus dieſen Blättern erkennen, warum ich

Chriſtus ſuchte. Halten Sie ſie ſchädlich für Ihren Zögling, der nach Allem, was er über die Verläugnung ſeines Standes und den Entſchluß, in Frankreich ewig als ein Arbeiter zu leben, ſchreibt, noch treu an Ihnen und Ihren Principien hält, ſo vernichten Sie ſie! Laſſen Sie dann meinen Sohn das Bild und nur — ich nehme Ihr heiliges Wort — mein Lieblingsbuch, den Thomas a Kempis, darin finden. Das iſt meine Bitte! Eilen Sie, um jedem Misbrauch zuvorzukommen! Anliegend ein Wechſel für Ihre Reiſe, Ihre Bemühungen!"

„Wenn Sie mir ſchon in Ihrer umgehenden Antwort ein aufrichtiges: Ja! Ich vollziehe dieſen Auftrag, zukommen laſſen! . . beſtimm' ich, wie Ihre Mühe noch ferner ſoll entſchädigt werden. Eilen Sie! Einen Anfall wie den der verwichenen Nacht überleb' ich nicht. Viel duldend, aber freudig im Herrn Amanda Hohenberg."

Dieſen Brief, ergänzte Rudhard, als Siegbert erſchüttert ſchwieg, erhielt ich erſt nach einem halben Jahre und wußte an dem Datum und einer in Odeſſa geleſenen Zeitungsnotiz, daß ſie ſchon einige Tage nach Abſendung deſſelben geſtorben war. Ich geſtehe Ihnen, daß mein Eifer, dem Vertrauen der Sterbenden zu entſprechen, nicht groß war.

Sie waren in Odeſſa!

Der Entfernung wegen nicht. Die Donaudampf-
ſchiffe vermitteln das Schwarze Meer mit Deutſchland
... Die Summe, die die Fürſtin anwies, war be-
eutend ...

Dieſe großartige Anerkennung auf dem Sterbebette!
Sie fand in ihrem Gedächtniß keinen Redlicheren als
len, der ihre Anſichten nicht theilte, dem ſie Uebles
ethan hatte ...

Wohl! Aber es empörte mich wieder, daß ſie ge-
de durch dieſe Analyſe ihres Weges, wie ſie zu
hriſtus hätte kommen müſſen, ſich vor mir rechtfer-
gen, mich vielleicht in ihrem Sinne bekehren wollte.
ch ſah die ganze Frau vor mir! Dieſes Gemiſch der
reundlichſten Eigenſchaften mit einer unglaublichen
Menge eitler, unpraktiſcher, confuſer Vorſtellungen!
ch fühlte mich ſo erkältet durch dieſe Widerſprüche
n ihr ſelbſt, die bis zum Rande des Grabes ange-
uert hatten, daß ich meiner Unentſchloſſenheit um ſo
ehr nachgab, als ich von Egor gerade damals hörte,
ß er die communiſtiſchen Thorheiten, die er getrie-
n hatte, aufgab, wol wieder Fürſt war und zu
ner wahrhaft verlorenen Seele, die mir die bitter-
n Schmerzen ſchon gekoſtet hat, zur Gräfin d'Azi-
ent in eine jener Beziehungen trat, die ſich die ver-

werfliche Moral der höheren Stände, wie das Reinſte und Edelſte erlaubt. Sagen Sie ſelbſt, ob ich tadelnswerth handelte, indem ich den Ablauf des Jahres herankommen ließ, ohne mich zu eifrig zu bemühen?

Ich weiß nicht, entgegnete Siegbert, ob ich an Ihrer Stelle mich beruhigt hätte. Die Geſtändniſſe der Fürſtin waren hoffentlich nur für den Handwerker Egon beſtimmt . . .

Rechnen Sie noch Dies, fuhr Rudhard fort, daß ich erfuhr, Egon's Vater hätte die ganze Einrichtung des Schloſſes Hohenberg unter der Bedingung verkauft, daß von ihr nichts verändert würde bis zu ſeinem Tode, daß ich ferner aus den Nachrichten, die wir in Odeſſa über die d'Azimont hörten, wußte, Egon hätte nicht die Abſicht jemals Paris zu verlaſſen. Fürſt Wäſämskoi wollte eine Reiſe hierher unternehmen und auf dieſe ſpart' ich meine etwa noch mögliche Erfüllung der mir zugemutheten Verpflichtung auf. Der Fürſt erkrankte aber auf einer Dienſtreiſe und ſtarb. Da bedenken Sie denn die Verwirrung, in die eine mir unendlich theure Familie gerieth! Bedenken Sie, wie ich alle meine ſchwindenden Kräfte zuſammenraffen mußte, um dieſen Verzweifelnden Stütze und Stab zu ſein! Da gab es zu ordnen, zu rechnen, zu ſchreiben . . . Die Reiſe hieher und ein län-

gerer Aufenthalt in dieſer Stadt wurde der Kinder wegen beſchloſſen, die hier unterrichtet werden müſſen, wenn etwas von tieferer Bildung in dieſe gutgeartenen Seelen kommen ſoll. Aber es verzögerte ſich von Monat zu Monat. Endlich komme ich hier an, höre von Egon's Anweſenheit, von Helene d'Azimont, daß ſie ſeit einigen Tagen hier iſt ... Wir richteten uns vor dem Thore in einem dort durch die Geſandtſchaft ſchon bereit gehaltenen Gartenlogis ein und ...

Nun? ſagte Siegbert geſpannt, als Rudhard ſtockte.

Nun wollt' ich doch ſehen, ob es noch möglich iſt, eine vielleicht durch die Gunſt des Schickſals ſelbſt verſchobene Sache wieder aufzunehmen. Ich beſuchte eben das Palais des Prinzen, höre von ſeiner Krankheit, lerne einen Franzoſen kennen, der mir ein ſo lebhaftes Intereſſe für den Prinzen, für mich, den er als früheren Lehrer deſſelben ſchon kannte, zu beſitzen ſchien, daß ich mich nicht ſcheute, ihn in das Geheimniß der Fürſtin Amanda, ſo weit thunlich, einblicken zu laſſen. Er ſprach ſelbſt von dem Bilde und nannte mir Sie und Ihren Bruder als die zufälligen gegenwärtigen Beſitzer deſſelben, und da bin ich denn nun, um zu hören, was Sie ſelbſt von allen dieſen Dingen halten und was Sie beſchloſſen haben, wie es damit ferner geſchehen ſoll.

Siegbert erhob ſich, ging mit einigen entſchloſſenen Schritten in das Nebenzimmer und kam mit dem Bilde wieder.

Da iſt das Bild! ſagte er.

Rudhard angenehm überraſcht, erkannte es ſogleich als das der Fürſtin in jungen Jahren.

Als er aber danach langen wollte, hielt Siegbert ſeine Hand darauf und Rudhard trat zurück.

Siegbert ſprach nichts und doch lag in ſeinem Blicke die beredtſamſte Vertheidigung ſeines Vorenthaltes ...

Sie haben Recht, ſagte Rudhard. Ich kann keine Anſprüche darauf machen. Auch nur der Anblick der Fürſtin überraſcht mich! Ich ſehe die Spuren dieſer eigenthümlichen Frau in meinem Gedächtniſſe wieder wie lebendig auftauchen. Die Unglückliche kam ſchon krank nach Hohenberg und doch ... das ſchwärmeriſche, ſchmerzlichblickende Auge rührt mich. Vergib mir, liebe Frau, ich habe einen recht bittern Groll gegen dich im Herzen gehabt, du haſt mir viel Leides angethan, vergib mir, daß ich mich deinem Andenken nicht früher verſöhnte und deine dargebotene Hand ergriff! Der Tod iſt hart, aber er iſt nicht die Grenze unſeres Lebens. Er ſoll nicht Alles ausgleichen. Der Tod ſoll Charakter haben, wie das Leben. Wann

n Tod jede That des Lebens auslöſchte, ſtünde ſchon it Jahrtauſenden die Geſchichte ſtill!

Sie klagen ſich an, Herr Rudhard, begann Sieg- ert, indem Sie ſich rechtfertigen wollen! Nach mei- em Gefühle haben Sie allerdings das Recht ver- inft, die in dieſem Geheimniß enthaltenen Blätter u leſen! Aber eben wie Sie eintraten fiel mein flüch- ger Blick in dieſe Papiere, deren ganze Geſchichte ch erſt von Ihnen erfahre, und ich fühlte, daß ſie Schweres, Bedeutungsvolles enthalten. Der Geiſt er Fürſtin Amanda ruft mir zu, daß dieſe Blätter ungeleſen aufbewahrt bleiben ſollten, bis Sie ka- nen ... Ich würde Ihnen doch das Bild geben, venn nur mein Bruder damit übereinſtimmt!

Ihr Bruder? wiederholte Rudhard ... Er bot Sieg- berten die Hand und betrachtete den jungen Mann voll Theilnahme. Er erkannte in ihm eine jener ſchwär- meriſchen Naturen, die ihm nicht ganz ſympathiſch waren, aber das Ehrenhafte, Würdevolle und Sanfte ſeiner Aeußerungen gefiel ihm doch ſo außerordent- lich, daß er eine wahre Liebe zu dem jungen Mann faßte.

Nun wohlan! ſagte er. Laſſen Sie es von Ihrem Bruder, deſſen Anſprüche auf das Bild ich nicht kenne, abhängen! Der Prinz wird hoffentlich geneſen. Ich

durchfliege dann die Blätter und auf den erſten Blick werd' ich ſehen, ob ihm dieſe Geſtändniſſe einer bis über's Grab hinausgehenden Wahrheitsmanie oder die Bücher des Thomas a Kempis nützlicher ſind. Zürnen Sie mir deswegen, daß ich die Bitte einer Sterbenden nicht ſogleich erfüllte?

Ja! ſagte Siegbert mit edler Offenherzigkeit, die Rudhard anerkennen mußte. Ich wäre nicht im Stande geweſen, eine ſolche Bitte unausgeführt zu laſſen.

Werden Sie ſechzig Jahre, mein junger Freund, antwortete Rudhard, indem er ſeinen Hut ergriff, ſehen Sie erſt, was Alles auf unſer Urtheil, unſere Willenskraft mit Zumuthungen und Anſprüchen einſtürmt und Sie werden zähe werden im Erfüllen, wie ich es bin! Dieſes Schwunges der Phantaſie, mich in Odeſſa von allem mir Theuren loszureißen und eine Grille verkehrter Menſchen auszuführen, war ich nicht fähig. Verkehrt nenn' ich dich, arme Frau! Vergib mir auch dies Wort! Ich mochte nicht in deine Falle gehen, die noch nach funfzehnjähriger Trennung mir gelegt wurde, um mich zu bekehren! Denn Das iſt es, lieber Wildungen! Was Sie auch auf flüchtigen Blick in dieſen Papieren gefunden haben mögen, ſie ſind nur für mich berechnet, für meine Erleuchtung, für meine noch im Tode von der Proſelytin des Glau-

s verſuchte Erſchütterung der eingebildeten eigenen
rnunft!

Siegbert ſchwieg über dieſe wol zuweitgehende, aber
rakteriſtiſche Vermuthung eines ſtarren Rationa-
en und ſchloß das Bild in einen Schrank der
ula".

Nach einigen Worten, die die neuen Bekannten
er die Erklärung Tankmar's und den Ort des
digen Wiederzuſammentreffens gewechſelt hatten,
te Rudhard:

Woher ſtammen Sie denn eigentlich? Der Name
ildungen iſt mir ſo geläufig! Er erinnert mich —

Vielleicht an meinen Vater? fiel Siegbert ein.

Wildungen! Wildungen! ſagte Rudhard. Er
ar —

Pfarrer in Thaldüren und Angerode.

Studirte aber mit mir — glaub' ich . .

Auf der Univerſität ſchwerlich, ſagte Siegbert.
bt' er noch, müßt' er erſt ein Funfziger ſein.

Wohl! Wohl! ſagte Rudhard. Wildungen! Sieh!
s war mein Schüler . . . Sieh! ſieh! mein Zeitge-
oſſe, contubernalis von dem Stifte her, das uns
ildete. Im ſchönen Saalthale bei Naumburg auf
er Schulpforte wurden wir erzogen. Ich war Pri-
aner und nach damaliger Sitte hatt' ich jüngere

am ſchallendſten ſchlug mein Gelächter immer an die Wölbung des Himmels, wenn es einem Sterblichen einfiel, mein höchſt eigenes, wohlverſichertes Daſein zu läugnen. Dann rief ich alle meine Genien um mich her, verſammelte die Wolken, die Winde, befreite die Nymphen aus ihren Bäumen und Quellen und alles lärmte und tobte mit Spott und Neckerei; die Sphären fuhren lachend zuſammen, der Erdboden ſchüttelte ſich, daß es eine Freude war, bis der unglückliche Verfolger entweder in den lachenden Chor mit einſtimmte und von den Menſchen in ein Tollhaus geſperrt wurde, oder ſich verzweifelnd von einem Felſen ins Meer ſtürzte. Dieſe Seelen werden dann im Jenſeits meine beſten Freunde, ſie ſchlagen ſich über ihre Dummheit vor den Kopf, ſeitdem ſie Nektar und Ambroſia von meinen Realitäten überzeugt haben; ſie ſchämen ſich, wenn ſie einſt geglaubt hatten, mich durch ihr Läugnen zu reizen; ja die Atheiſten bilden dort oben meine Leibgarde, die mich nie verläßt und für eine launige Unterhaltung ſorgen muß."

Die Brüder ſahen ein, daß man nicht beſſer umgehen könne, als mit Göttern; ſie fingen allmälig an, in dieſem Himmel einheimiſch zu werden, ſprachen ohne Rückhalt und nur den General überfiel einige Male der Zweifel, ob dieſe Seligkeit nicht ein höherer, jenſeitiger Zuſtand ſein könnte; ob ſein Körper über dem vielen Sprechen nicht vielleicht unverſehens geſtorben und er hinübergegangen ſei in die Ewigkeit, ohne von ſeinem Tode etwas zu ſpüren. Aber dieſe Beſorgniſſe verſchwanden gänzlich, als ein Diener mit einer großen metallenen Theekanne hereintrat, ſich dem Dalai Lama demüthig näherte, einigen Thee vorher in ſeine eigene hohle Hand goß und ſie hinunterſchlürfte, zum Zeichen, daß dem

Knaben unter meiner Aufsicht. Wildungen! Ich entsinne mich, Otto Wildungen.

Otto Wildungen! bestätigte Siegbert bewegt.

Er war mein contubernalis, sagte Rudhard. Ich mochte sechs Jahre älter sein als der kleine Quartaner, der meiner Aufsicht anvertraut wurde. Ich hatte deren drei unter meiner Obhut. In meinem alten akademischen Stammbuch hab' ich von ihm einen Denkspruch. Als ich zur Universität ging, schrieb mir jeder der Kleinen etwas zur Erinnerung, natürlich etwas, was ich ihnen dictirte, lateinisch oder griechisch, anders verewigte man sich damals nicht in den Stammbüchern von Schulpforte, in mein Album.

Siegbert bezeugte eine große Neugier, dies Erinnerungsblättchen an die früheste Jugend seines Vaters zu lesen . . .

Und als er gar noch vernommen hatte, daß die beiden andern contubernales des Primaners Rudhard Rodewald und Gelbsattel geheißen hatten, wuchs seine Neugier in dem Grade, daß ihm Rudhard anbot, ihn doch nun gleich zu begleiten und sich die alte Reliquie anzusehen . . . Siegbert schlug es aus, da ihm doch die Sammlung fehlte, mit Jemandem, der nicht ganz auf sein Innerstes gestimmt war, jetzt zu lang' allein zu sein. Er ließ sich genau von Rudhard die Woh-

ng der Fürſtin Wäſämsloi beſchreiben und verſprach,
n ſchon morgen über Das, was ſein Bruder wegen
s Bildes beſchließen würde, Beſcheid zu geben.
Rudhard ging mit den Worten:
Ich freue mich nun doch, daß ich dem Triebe
gen mußte, Etwas zu thun, was die auf mich ab-
ebene Bekehrungsmethode der Fürſtin Amanda er-
bterte. Ich habe Sie kennen gelernt, einen Sohn
ines kleinen Wildungen, der ſo ſinnig und gut war!
d der ruht nun auch ſchon! Gelbſattel iſt ein hoch-
teller Papſt unſrer Kirche, Rodewald, nach dem
r mich fragen, ſcheint verſchollen, ich verlor ihn
z aus dem Gedächtniß. Er war der Jüngſte von
en, wild und ſtörriſch, aber der Begabteſte! Und
e ſind nun Einer von unſrer jungen Generation!
n Maler! Neue Begriffe! Neue Lebensanſchauun-
! Auf eine Welt verſetzt, in Zeitwirren, aus denen
bald erlöſt ſein werden. Wir nämlich, die wir ſie nicht
hr verſtehen! Ich bin nur über Eins froh, daß die
enſchen offner und gerader werden! Das iſt noch
s Beſte von Dem, was uns dieſe Tage gebracht
ben. Das Uebermaß von Freimuth hat wenigſtens
s traurige Untermaß von früher, die Heuchelei und
Kriechen, entfernt. Im Uebrigen find' ich mich
ht mehr in dieſer Zeit zurecht . . .

Sie kommen freilich aus Rußland, ſagte Siegbert lächelnd.

Aber nicht aus Sibirien, ergänzte Rudhard, ſchon die Thür ergreifend. In Odeſſa friert der Verſtand nicht ein und wo man das große allmächtige Meer ſieht, das der menſchlichen Dämme und Satzungen ſpottet, da wird man niemals Sklave. Ja, ja! Des Meeres Anblick macht Alles gleich. Aber .. Aber .. es lehrt auch die ewige Grenze des Irdiſchen, es lehrt uns Demuth und Beſcheidenheit. Der ſtolzeſte Segler fährt zerſchmettert an ein verſtecktes Felſenriff. Die Menſchen, die der Natur und ihren großen Weihe-ſtunden entrückt ſind, bilden ſich zuviel ein auf ihre Pygmäenkraft. Auf den Bergen wohnt die Freiheit! Haſt Recht, edler Schiller! Aber am Meere wohnt die Beſchränkung. Leider liegen Paris, Wien und Berlin weder auf Bergen, noch am Meere. Der Dünkel des Flachlandes beherrſcht uns. Die Träu-merei der nackten Erdſcholle, die nur blauen Himmel um und über ſich ſieht, Die erfindet die Ideen, die jetzt die Welt erlöſen ſollen! Ich vertheidige Rußland nicht: ich achte die Menſchenwürde. Aber ein Land, in dem man ſchweigen muß, lehrt uns denken. Da, wo man Alles ſagen darf, denken die Menſchen nicht mehr.

Mit dieſen Worten trat Rudhard an die Stiege,
zu deren Rande ihn Siegbert begleitet hatte.

Siegbert befand ſich, als er wieder allein war, in
er eigenen Stimmung. Er hatte Merkwürdiges,
erraſchendes erfahren, aber auch wieder eine Binde
hr vor den Augen. Dieſe Blätter, die er eben
te leſen wollen, die ihn ſo feſſelten, ſo reizten,
oſſen ſich nun wie ein heiliges Geheimniß ...
fiel in die Wehmuth über die Erfahrungen dieſes
ges zurück ... Der Schmerz um Melanie, um
Bruder, um Alles durchzuckte ihn.

Dankmar kam nicht. Bei jedem Geräuſch hoffte
der Bruder würde eintreten. Er blieb aus ...

Siegbert fühlte das Leid des Bruders wie ſein
nes. Beiden war eine lichte roſige Wolke ent-
hen! Beiden hatte derſelbe Traum von Glück und
be gelächelt! Des Jünglings ringende Seele hat
nur Eins, was ihn ganz erfüllen, ganz und voll
reifen kann: die Liebe! Alles Andre, was ſonſt in
Inneres drängt, iſt ja noch unreif, unfertig und
arf tauſendfacher Beſtätigung durch die Erfahrung
d durch die unermeßliche Bücherwelt! Nur die Liebe
arf keines Buches, ſie lieſt die größten Schätze der
eisheit und der Wahrheit im Auge der Geliebten.
ie Liebe bedarf keiner Prüfung, ſie ſieht nur und

glaubt ja und vertraut. Die Liebe bedarf der Erfahrung nicht, denn ſie liegt vom Anbeginn in unſrem Herzen!

Und dieſe Zauberkraft war Beiden plötzlich gelähmt! Gelähmt Beiden durch einen einzigen Schlag! Beiden war nichts geblieben als das Bewußtſein ihrer Unfertigkeit und vielleicht nie ſich abſchließenden Vollendung! Siegbert fühlte es an ſich, was auch Dankmarn bewegen würde.

Er ſucht, wie du jetzt, ſagte er ſich, die Fäden, die ihn in die alte gewohnte Auffaſſung ſeiner Mühen und Pflichten wieder zurückführen ſollen! Er ſucht, wie du jetzt, das in Kupfer verwandelte Gold ſeines Glückes in den Strom des Vergeſſens zu werfen und ſteht am Ufer vielleicht in Thränen dem ſchweren Falle nachhorchend! Er bittet die Bäume vielleicht auf einſamer Wanderung, ob ſie ihm den Namen der Geliebten nicht mehr zurufen wurden, um ihn zu quälen! Er bittet ſie um mildernde Gedanken und Alles ſäuſelt und rauſcht doch vielleicht nur das alte ſüße, verlorne, erträumte Glück! Spare mir deinen Duft doch auf, du treuherzige, vertrauliche Blume, ſpar' ihn mir auf ein künftiges Glück, wenn ich es finde! Jetzt entlockt mir dein Gruß nur Thränen! Die Sprache, die du ſprichſt, darf ich ja nicht mehr verſtehen.

So durchbebte es Siegbert von Mitleid um den Bruder — und um ſich!

Ja, auch um ſich! Gibt es denn nicht ein Mitleid auch um ſich ſelbſt?

Habt Ihr nie Thränen vergeſſen, träumte Siegbert, als er ſich auf des Bruders hartes Sopha ſtreckte, um Euch ſelber? Nie geweint um die bittern Schläge des Schickſals, die Euch trafen? Nicht, daß Ihr erlaget, daß Ihr unglücklich waret, ſchmerzte Euch ſo tief — Ihr hattet Kraft und Muth, das Widerwärtigſte zu ertragen; aber daß es kam, daß es Euch gerade traf, daß Ihr es ſein mußtet, denen das Füllhorn Fortunas immer und immer nur ſtachlichte Früchte zuwarf dies Mitleid mit Euch ſelbſt war Euch rührender als das Unglück ſelbſt. Lebensfrohe, hoffende, glückberechtigte Jugend, warum mußt du weinen? Stolzes, von Göttern geliebtes, rieſenkräftig arbeitendes Genie, warum mußt du leiden? Edler, großer Wille, warum mußt du ſcheitern? Warum du? Warum du? Dieſe bittre Frage um Etwas, Das deine Kraft längſt ſtolz beantwortet hat, Die iſt es, die an deinem Herzen nagt und dein Gemüth verwundet!

... Siegbert war von ſeinem Kummer fortgeriſſen und ſo erfüllt von der Vorſtellung, daß ſein

Bruder, der ihn erſt um neun Uhr, bei jenem ihm plötzlich ſonderbarerweiſe ſo nahe gerückten Fritz Hackert in der unheimlich alten, verrufenen Brandgaſſe ſehen wollte, die Zeit bis dahin auf einer einſamen Wanderung vor den Thoren, im Parke, am Schloßteiche, in den Alleen, die zu den Dörfern führten, zubrächte, daß er ſich aufraffte und ihn dort ſuchen wollte.

Es hatte ſechs geſchlagen. Die Sonne warf freundliche Lichter. Spaziergänger ſuchten wie er die Thore. Er flog nach der Gegend hin, die ihm die ſtillſte und für den Kummer einladendſte ſchien ...

In einer halben Stunde war er unter jenen Gärten und Villen, die wir bei Gelegenheit der Wohnungsangabe Paulinen's von Harder kennen lernten. Hier gab es ſtille Plätze und enge Wege, die hinaus in's Feld führten. Kinder mit Kornblumenkränzen begegneten ihm. Liebende gaben ſich hier hinter den Mauern der Gärten ihre unbelauſchten Stelldicheins. Gelehrte ſetzten ſich mit Büchern auf eine einſame Bank und ſchöpften freie Athemzüge in ihre gebückte Bruſt.

Hier ſiehſt du, ſagte ſich Siegbert, den Bruder unter irgend einem Lindenbaum! Du kennſt einen ſolchen, dicht am Eingang in die Kornfelder! Dort ſitzt er gewiß und denkt: Warum iſt Siegbert nicht

ei dir und wir plaudern über das Leben, die Täu-
chungen der Herzen, das allgemeine Ziel der Mensch-
eit und unſer eigenes!

So nachdenkend, bemerkte Siegbert kaum, daß er
n dieſelbe Gegend kam, wo ihm Rudhard geſagt hatte,
aß auch die Fürſtin Wäſämökoi wohne ...

Wie erſtaunte er, als er an einem Spalier in
inem kleinen Vorgarten plötzlich wieder denſelben ſtren-
gen Mann mit einem Buche leſend fand, umgeben aber
on zwei wunderſchönen Kindern, einem Knaben und
inem Mädchen ...

Bald ſpielte der rüſtige Greis mit den Kindern,
ald las er eine Stelle in ſeinem Buche.

Ein Teller voll Obſt ſtand auf einem grünen
iſche neben ihm. Die Kinder naſchten und er ſtellte
ich, als ſähe er es nicht ...

Wenn eins eine Kirſche ergriffen hatte, fuhr er
nit der Hand nach den kleinen Dieben und dieſe freuten
ich jubelnd ihn überliſtet zu haben.

Siegbert, der Das ſo beobachtete, wollte erſt an
em Stacket vorüber und wußte nun nicht, ob er ſich
icht lieber zurückziehen ſollte. Dem Beſinnen über
einen Entſchluß blieb aber nicht viel Zeit; denn Rud-
ard entdeckte ihn bei einer Wendung, die er, um
ie Kirſchendiebe zu haſchen, nehmen mußte. Er ſchien

sehr angenehm überrascht, seinen eben verlassenen Bekannten schon wiederzufinden und lud Siegbert ein, jetzt nur gleich hereinzutreten .. Hier wohne er! Dies wären die jüngsten Kinder der Fürstin!

Siegberten war es, als wenn er zudringlich erscheinen könnte, als wenn man glauben müßte, er hätte absichtlich schon jetzt diese Gegend aufgesucht .. Er war in sichtlicher Verlegenheit.

Aber Rudhard blieb dabei, er müsse nun eintreten, sein Zimmer, seine Bücher, seine Sammlungen sehen.

Wir haben uns eingerichtet, sagte er, hier ein paar Jahre zu bleiben!

Wie er aber das fortgesetzte Sträuben Siegbert's durch die Worte zu widerlegen suchte: Und mein Stammbuch aus Schulpforte? Wie ist's damit? — da konnte Siegbert nicht widerstehen, sondern trat durch die Pforte zur Wohnung der Fürstin Wäsämskoi ein.

Die von Gußeisen gefertigte Thür dröhnte gewaltig, als sie hinter ihm durch ihre Wucht von selbst zufiel.

# Vierzehntes Capitel.

## Olga Wasämskoi.

Die kleinen Wäsämskoi's hießen Rurik und Paulowna, sprachen deutsch und glichen sicher mehr ihrer deutschen Mutter, einer gebornen Adèle von Osteggen, als ihrem russischen Vater, dem Knäs Wäsämskoi.

Zutraulich machten sie die Bekanntschaft Siegbert's, von dem ihnen Rudhard, obgleich noch völlig unbekannt mit Siegbert's Talent, doch erzählte, daß er ein Maler wäre und herrliche Bilder machen könne.

Gleich hatten sie ihm ihre eignen Versuche in dieser Kunst mitzutheilen und versprachen ihm Proben zu zeigen.

Siegbert faßte die kleine Paulowna an der Hand, Rurik zog, ja zerrte ihn fast die Treppe hinauf in das Zimmer Rudhard's, den sie Papa nannten.

Dies Zimmer war sehr traulich von der eben

himmlischen Meister und seinen Gästen nichts Vergiftetes kredenzt werden sollte.

Die Tibetaner trinken ihren Thee unstreitig von besserer Güte als wir, aber in einer Mischung, der wir kaum unsern Beifall schenken würden. Was soll man von einem Thee sagen, der mit Mehl, Butter und Salz versetzt wird? Diese abscheuliche Mixtur wird jedem in einer flachen, lakirten Tasse präsentirt, die der Empfänger auf seinen Fingerspitzen ruhen läßt, um sie allmälig auszuschlürfen. Es versteht sich von selbst, daß die dem Trinken vorangehende Libation, die von einem langen murmelnden Gebete begleitet wird, nur von den beiden ältern Brüdern geopfert wurde. Maha Guru senkte, während sie zu ihm beteten, sein Haupt und spiegelte es nachdenklich in der trüben Fläche des Thee's.

Als diese Ceremonie beendigt war und die Tassen durch eine geschickte Bewegung der Zunge gereinigt und mit seidenen Läppchen umwickelt wurden, begann der wißbegierige General wieder aus der vor ihm sitzenden Quelle alles Wissens zu schöpfen und seinen Bruder um einige Erläuterungen seiner jüngsten Worte zu fragen. „Wie versteh' ich es, mein großer Meister," sagte er, „daß du von den Werken der Lüge wie von einer Frucht sprichst, deren Samen aus Niemands Hand gestreut wird? Ich bin gewohnt, in den Dingen die Erfolge von ihren Anfängen herzuleiten. Wenn ich daran nicht unrecht thue, wer flüstert uns die Handlungen der Bosheit ein?"

Maha Guru mußte das wissen und er antwortete: „Es ist eine alte lügenhafte Fabel, daß die Welt aus Liebe und Haß entstanden. Der Widerspruch ist niemals der Anfang der Dinge gewesen. Merk' auf die Worte der Weisheit, die

ſinkenden Sonne beleuchtet und obgleich erſt ſeit kurzem bewohnt, doch ſchon von Taback ziemlich eingeräuchert.

Ich bin kein eleganter Hofmeiſter, ſagte Rudhard, wie der moſchusduftende Monſieur Rafflard in Schmalelinken, wo ich keine andere Unterhaltung als mein Weib, die Beſuche aus Oſteggen und den Taback hatte.

Die Kinder ließen ihm keine Zeit, ſeine eigene Einrichtung zu zeigen. Alles wußten ſie genauer als Rudhard. Sie ſchleppten Bücher, Zeichnungen, geſtickte Polſter herbei, um ihren Beſuch zu unterhalten. Ja es hätte nicht gefehlt, ſie würden eine altmodiſche Stutzuhr heruntergeholt haben, um ihm zu zeigen, daß daran in Bronze der Tod immer mit der Hippe aufklopfe, wenn es eine neue Stunde ſchlüge . . .

Endlich hatte Rudhard unter Papieren kramend ſein altes Stammbuch gefunden und zeigte es Siegberten, den theils die Kinder, theils der anmuthige Blick in den Garten feſſelten.

Rudhard ſchlug in dem kleinen Buche mit altem abgeſtoßenen Maroquinband die vergilbten Blätter auf und zeigte Siegberten eins, wo ſein Vater recht mit einer Knabenhand die Worte eingeſchrieben hatte:

Nemo ante mortem beatus. In memoriam Ottonis
ildungen Portensis.

Paulowna fragte, wie das hieße und Rurik konnte
gen ſo viel Latein, daß er auf Rudhard's Auffor-
rung überſetzte:

Niemand iſt vor dem Tode glücklich. Zur Erin-
rung an Otto Wildungen . . .

Bei Portensis ſtockte Rurik. Rudhard mußte es
klären und ſagte:

Das heißt Otto Wildungen, ein fleißiger und
hr braver Schüler aus dem berühmten alten Stifte
r Schulpforte.

Rurik begriff nicht, wie ein einziges Wort Por-
nsis ſo viel ausdrücken könne und wurde über
e Vortrefflichkeit der alten Römerſprache ſehr nach-
nklich.

Siegbert fühlte die Wahrheit dieſes Spruches aus
m kummervollen Leben des Vaters ergriffen genug
ach. Auf einem andern Blatte ſtand:

Per aspera ad astra. In memoriam Theophili
elbsattel Portensis.

Rurik überſetzte wieder ſtreng ſchülerhaft:

Durch Raubes zu den Geſtirnen. Zur Erinne-
ung an —

Gottlieb Gelbſattel, ergänzte Rudhard —

Heißt Portensis hier wieder ein fleißiger, braver Schüler aus Schulpforte? fragte Rurik.

Hier heißt es, sagte Rudhard, blos: Ein gut fortgekommener Schüler aus Schulpforte.

Rurik begriff diese neue Feinheit der Sprache nicht und übersetzte jetzt ohne allen Commentar das dritte Blatt von Heinrich Rodewald, das so lautete:

Nec te vestigia terrent! In memoriam Henrici Rodewald Portensis.

Und nicht dich Spuren schrecken! Was heißt Das? sagte der Knabe.

Rudhard antwortete:

Dieser Spruch ist schwer, mein Sohn, für einen Knaben zu begreifen und noch unglaublicher, wie man ihn als Knabe schon zum Denkspruch wählen konnte. Sicher hatte ein Lehrer diesen Spruch erläutert und für den wilden unternehmenden Rodewald paßte er wol. Dich erschrecken nicht, heißt Das, die Folgen deiner und fremder Handlungen! Ein trotziges Wort! Und doch gefällt es mir, wenn es der Muthige und der Tugendhafte sagt.

Siegbert mochte nicht hinzufügen, daß es hier der Tugendhafte nicht gesagt hätte. Dennoch mußte er erstaunen, wie im Bruder seiner Mutter schon so früh sich diese Sicherheit der eigenen moralischen Ver-

nwortlichkeit ausgesprochen hatte: Nec te vestigia
rent! Und Spuren, ob eigne oder fremde, Folgen
r Gefahren, schrecken dich nicht!

Rudhard ergriff die Feder und sagte:

Zu Ihrem Vater aber muß ich ein Kreuz setzen
n Zeichen, daß er dahin ist. Niemand ist vor dem
de glücklich. Wann fand der Gute sein Glück?

Siegbert nahm ihm die Feder ab und schrieb in beweg-
Stimmung den schmerzlichen Todestag des Vaters
. Unwillkürlich malte er dann das bei allen Verstorbe-
n stehende Kreuz so wie es zu ihrer Familiengeschichte
orte, mit dem vierblättrigen Kleeblatt. Dazu schlug
merkwürdige alte Uhr über ihnen eben sieben
d der Sensenmann schwang richtig siebenmal seine
ppe.

Die Form des Kreuzes fiel Rudhard auf. Doch
terließ es Siegbert ihm weitere Aufklärungen zu
en, weil der kleine Rurik durch die Devise: Nie-
nd ist vor dem Tode glücklich! auf das Auskramen
ner kleinen Weisheit geriet. Er wußte nämlich,
ß diese Worte der weise Solon zum reichen Krösus
agt haben soll, als ihm dieser seine Schätze zeigte.
dhard ermunterte ihn, diese hübsche Geschichte sei-
Schwester Paulowna zu erzählen. Er wollte ihn
läufig los sein.

Indem Rurik sich dazu mit vielfachen Selbstberichtigungen und Wendungen: Nein, so war's, oder so . . in Athem setzte, bemerkte Siegbert, daß sich die Gesellschaft des nicht zu geräumigen Zimmers um eine Person vergrößert hatte.

Ganz leise und von ihm wenigstens unbemerkt war während des Blätterns in dem alten Schulpforter Stammbuche ein junges Mädchen von eigenthümlichem Wesen eingetreten und hatte sich ohne Gruß, ohne Antheil zu bezeugen, ohne ein Wort zu sprechen hinter Rudhard gestellt und den Erläuterungen der einzelnen Blatter zugehört.

Sie war älter als Rurik, der etwa zwolf Jahre zählen mochte . . Paulowna schien deren erst acht zu haben. Dennoch hatte sie etwas, was hinter ihren Jahren zurück war und plötzlich wieder etwas, was ihnen weit voraus schien. Sie war nicht groß, diese zarte Gestalt, von einer durchsichtigen weißen Haut. Der Kopf war entschieden russischnational. Die Augen mehr länglich als rund, aber sanft mit langen schwarzen Wimpern beschattet; die Lippen voll und schwellend, aber etwas bleich. Die Form des Gesichtes sehr rund, die Nase zart, aber mehr stumpf, als regelmäßig schön, die Augen blau, ruhig, tief und klar oder doch nur so unheimlich wie ein zu stiller See,

von dem man nicht weiß, wo er das frische Quell
waſſer, das in ihm rinnt, hernimmt, durch welche un
eridiſche Schleuſe er mit größeren, unbekannten, ge
heimnißvollen Gewäſſern zuſammenhängt. Das ſtarke
rabenſchwarze, glänzende Haar war vorn im Scheitel
und hing in den Nacken in zwei dick geflochtenen Zöpfen
herab. Daß dies Mädchen noch feine battiſtene Spitzen-
pantalons trug, war faſt eine Anomalie und doch war
bei allem Ernſt ihres Weſens, bei aller Reife des
Blickes der ganze Eindruck unbeſtimmt, ja auf Augen-
blicke völlig kindlich.

Wie Siegbert dieſe ſtillgekommene Vermehrung der
Geſellſchaft bemerkte, ſagte Rudhard zur Vorſtellung
die einfachen kurzen Worte:

Meine liebe Olga! Die Schweſter meines guten
Rurik, der ſo gut aus dem Herodot zu erzählen weiß,
den er binnen zwei Jahren hoffentlich im Urtext lieſt!
Der junge Maler, von dem ich der Mutter vorhin
erzählte, Herr Wildungen!

Olga Wajamsloi achtete wenig auf dieſe etwas
förmlichen Worte, ſondern ſah faſt todt und kalt in
das Stammbuch, das Rudhard eben weggelegt hatte.
Sie betrachtete das Kreuz, das Siegbert gezeichnet
und ſchien dabei faſt ohne allen Antheil, faſt ganz
apathiſch

Siegbert, befremdet über dieſe Art, hielt Olga mit Recht für ſtolz und beſann ſich, daß ſie nach ruſſiſchem oder franzöſiſchem Sprachgebrauch eine Prinzeſſin war.

Wir müſſen in den Garten gehen, Sie müſſen die Mutter dieſer guten Kinder kennen lernen, begann nun Rudhard.

Siegbert entſchuldigte ſich und wies auf ſeine Kleider.

Olga hob den Blick vom Stammbuche auf, ſtellte ſich rückwärts an's Fenſter und betrachtete Siegbert mit einem Blicke, deſſen Ruhe ihm wahrhaft unbegreiflich war. Noch hatte ſie kein Wort geſprochen, nicht das mindeſte Intereſſe verrathen und doch ſetzte ſie ihn durch dieſe Art, ihn zu fixiren, faſt in Verlegenheit.

Rudhard lachte aber über Siegbert's Bedenklichkeiten wegen der Kleidung.

In ein ſo formliches Haus, ſagte er, ſind Sie hier nicht gekommen. Unſere Jäger und Haiducken ließen wir in Odeſſa. Wir brachten nur uns ſelbſt mit, Menſchen ohne Anſprüche, die hier leben wollen, um zu lernen, einſammeln für die Mißjahre, die in Rußland genug noch kommen werden. Begleiten Sie uns nur in den Garten! Sie ſollen uns noch manchen Rath geben. Ja, ja, wir halten dieſe Bekanntſchaft feſt!

Die Kinder hüpften voraus. Olga blieb zurück und folgte Rudhard und Siegberten nur in gemeſſener Entfernung. Man trat aus dem Hauſe und bemerkte leider, daß ein Wagen vorgefahren war, der der Fürſtin wol einen Beſuch gebracht hatte. Siegbert entdeckte zur Mehrung ſeiner Verlegenheit ſogar einen Bedienten in Hoflivree.

Wir luſtwandeln etwas im Garten, ſagte Rudhard, als ihm ein Diener der Fürſtin geſagt hatte, die Oberhofmeiſterin von Altenwyl wäre bei der Herrſchaft.

Der Diener ſprach dieſe Meldung aus, wie wenn es ſich um das Gewöhnlichſte handelte. Ein ſeltſamer Gegenſatz zu Siegbert's Empfindung, der die hohe Bedeutung dieſer Frau Gräfin von Altenwyl vollkommen kannte. Man ließ nun, um die Seitenfront biegend, die hintere Front des Hauſes liegen. Hier gerade in der Nähe eines grünen Raſens und eines Akazienbaumes, dicht an der mit wildem Wein bezogenen Wand des Hauſes, ſaß die Fürſtin mit weiblichen Handarbeiten beſchäftigt auf einem Gartenſtuhl vor einem einfachen ländlichen Tiſche, auf dem bunte Wolle zu Stickereien, gemalte Muſter, angefangene Teppiche ausgebreitet lagen. Hier hatte die Fürſtin eben die Gräfin von Altenwyl empfangen . . .

Die Kinder wurden natürlich herbeigerufen, um der Gräfin, einer Freundin der verstorbenen Mutter der Fürstin, vorgestellt zu werden ...

Die Kleinen trennten sich ungern von Siegbert, den Rurik und Paulowna schon an der Hand gefaßt hatten, um ihm ihre großen Pläne und Anlagen zu zeigen, die sie im Garten anzuwühlen, denn das war der beste Ausdruck dafür, im Sinne hatten.

Rudhart, der ein schwarzes Sammetkäppchen aufsetzte, grüßte im Vorübergehen leicht. Siegbert zog den Hut mit schuldiger Ehrerbietung und bemerkte, daß die Fürstin noch jung war, klein und zart und von einer Weiße der Haut, die von der Trauer, die sie noch trug, in einer dem Auge sehr wohlthuenden Art abstach.

Als Rudhard und Siegbert allein waren, sagte jener:

Diese Unmasse von Besuchen, die auf uns einstürmen, sind die lästige Seite unires hiesigen Aufenthaltes. Und das Kennenlernen von Menschen ginge noch, da es lehrreich ist. Aber Jeder will noch mehr, als nur seine Person zeigen oder die unsrige erforschen. Man bietet sich zu hunderterlei Liebesdiensten an, die im Grunde keinen andern Sinn haben, als sich in seiner Macht, seinem Einflusse und leider

auch in seinen falschen Lebensauffassungen zu zeigen. Da werden Bedürfnisse geweckt, die uns früher fremd waren, Meinungen, Unternehmungen sogar werden als sich von selbst verstehend vorausgesetzt, die wir weder kennen noch uns an ihnen zu betheiligen Verlangen tragen. Da hab' ich meine Noth im Widerlegen, im Entfernthalten! Glauben Sie mir, Das, was man die Gesellschaft nennt, ist der anmaßendste Tyrann, den man sich nur denken kann! Er nimmt die Menschen gefangen wider ihren Willen und bildet sie, ohne daß sie seine Berechtigung dazu anerkennen wollen.

Der Eindruck dieser großen Stadt, bemerkte Siegbert, wird um so gefährlicher sein, als mir die Fürstin noch jung scheint und unmöglich zu den schon abgeschlossenen Charakteren gehören kann.

Sie zählt doch, sagte Rudhard, schon etwa sechs und dreißig Jahre, während Helene, die Gräfin d'Azimont, etwa erst im dreißigsten steht. Sie haben Recht, wenn Sie andeuten, daß dies für die Frauen gefährliche Altersstufen sind. Diese und die erste zarteste Entwickelung der Jungfrau! Die Knospe hat eine mächtig überschwengliche Vorstellung von der Seligkeit ihrer künftigen Blüte und lacht ihrer Zukunft mit zitternder Ungeduld entgegen. Und die schon volle

mein Mund dir verkünden will! Es gibt nichts Böſes auf der Welt, ſondern nur Verwirrung im Guten. Wo ſollte der Gott ſeinen Urſprung genommen haben, welcher mit feindſeligen Anſprüchen und widerwärtigen Handlungen gegen mich aufträte? Nein, es iſt die Liebe ſelbſt, die zuweilen den Schein des Haſſes annimmt, um ihre Werke zu befördern. Ihr könnt dies nie begreifen, wenn eure Sinne an jener Liebe feſt kleben, die ihr beſchwört, um euer Treiben zu ſegnen; ich rede von derſelben Liebe, welche die Leidenſchaften des Menſchen feſſelt, ihm ſein Bewußtſein raubt, ihm die Augen des Geiſtes ausſticht. Die Gottheit liegt noch immer in dieſen alten Banden. Dieſelbe Begierde, welche die Götter auf die Erde trieb, um ſich mit den Töchtern derſelben zu vermiſchen, währt noch fort, obſchon die Freude an dem Anblick der Schönheit, als die Schöpfung noch jung war, als die Götter von den irdiſchen Weſen noch überraſcht wurden, gegen eine lange Gewohnheit längſt verſchwunden iſt. Aber Maja lebt noch immer fort, die alte Kupplerin des Himmels, welche die lodernden Liebesbrände auch in die Herzen der Götter warf. Sie iſt die Göttin der Verwirrung, des Unverſtandes, des Truges; ſie nimmt dem Regierer der Welt die Zügel aus der Hand oder blendet ihm ſo die Augen, daß er auf Augenblicke ſie fallen läßt. Gibt es eine Liebe, welche die Schöpfung belebte, ſo gibt es auch ihre Thorheit, ihre Kopfloſigkeit, ihre Schwärmerei, kurz die ganze ſüße Verwirrung der Leidenſchaft, welche ein alter, von Propheten genährter Wahn Haß genannt hat. Nein, meine Brüder! laßt den Glauben an ein böſes Princip und fürchtet nicht, daß ein uralter Erbfeind auf meine Schultern ſteigen könne; nur ein Gegner droht dem Herrn der Welten, er ſich ſelbſt."

Rose, die dem Entblättern nahe ist, die sträubt sich dann auch noch gegen ihren Verfall. Eine Frau in diesen Jahren weiß, daß es nun die Zeit des Abschieds ist, daß das, was ihr bis dahin nicht geblüht hat, nie mehr blühen wird, und so erlebt man oft, daß die edelsten und besten Charaktere von diesem Alter wahrhaft beunruhigt werden und in die gefährlichsten Schwankungen gerathen.

Glauben Sie, daß bei der Gräfin d'Aziment dies der Fall war? fragte Siegbert, den die vereinzelten Andeutungen, die er schon über diese Frau empfangen hatte, doch interessirten . .

Helene d'Aziment, sagte Rudhard, war ein liebes sanftes Kind! Als ich sie in Ostegzen kennen lernte, schloß sie sich mir mit wahrer Zärtlichkeit an, inniger fast, als ihre ältere, eben sich verlobende Schwester Adele. Sie war damals dreizehn oder vierzehn Jahre alt. In Odessa versank Helene fast in eine stille Traurigkeit. Sie fand sich in der neuen Welt nicht zurecht, gerieth in ein dumpfes Brüten und wurde träg. Ich wollte sie durch die Bildung anspornen, aber sie trug wahrhaft schwer unter der Last der Dinge, die sie lernen sollte. Da hat man denn gern zugegeben, daß ein von der französischen Regierung mit Aufträgen für Konstantinopel reisender Diplomat

mit ſich nahm. Es war ein fröhlicher Geſell,
ht mehr jung, dieſer Graf d'Aziment, er fand ge-
de an der rein phyſiſchen Schwere des Mädchens
ntereſſe, was ich mir aus ſinnlichen Gründen wohl
klären kann. Denn es mag einen eigenen Reiz ge-
ähren, ein ſolches Träumen durch die Liebe zum
ewußtſein zu bringen und das ſchlummernde Phlegma
beleben. Man ließ Helene mit banger Beſorgniß
ehen. Sie ging ſchon fröhlich, ſchon faſt ausgelaſ-
n. D'Aziment hatte ſich nicht geirrt. Sein feiner
lick hatte wol herausgefunden, daß ein ſolches
Weſen eigenthümlich beglücken kann. Freilich hat das
urch die Sinnlichkeit geweckte Glück keinen Beſtand.
Bot ihr der blaſirte Mann keinen Halt oder mußten
ch die verſteckten vulkaniſchen Elemente gewaltſam
Bahn brechen, wir erfuhren, daß ſie erſt auf die wun-
erlichſten excentriſchen Einfälle gerieth, ſich wie eine
Verſchwenderin gebehrdete und jeder Grille kindiſches
Gehör gab. Alles Das war nur das Vorſpiel Deſſen,
was dann erfolgte. Der Ehebruch verſteckte ſich hin-
er dem Namen der Liaiſons. Wir hatten manchen
Namen nennen hören, der mit ihr, wie man es nennt,
liirt war, bis ſogar Egon's mir nur knabenhaft er-
innerliche Geſtalt in dieſem trüben Nebel auftauchte,
was mir denn, wie Sie wiſſen, doppelt wehe that ...

Diese Liebe soll aber von seiner Seite nicht mit gleicher Neigung erwidert werden, bemerkte Siegbert.

Doch wohl! sagte Rudhard. Wie wäre sie sonst ihm nachgereist! Ihre Schwiegereltern sollen empört sein. Graf d'Azimont droht mit einer Ehescheidung und Enterbung. Es ist Dies ein Umstand, der mir im Interesse der Kinder Adelen's nicht gleichgültig ist. Fürst Wäsämskoi war nicht reich. Es wäre seinen Kindern wol zu wünschen, daß die Tante, die durch d'Azimont's Tod — er soll sich physisch ruinirt haben — ein großes Vermögen erwerben kann, es nicht durch ihren Leichtsinn verscherzt. Da sie der Zufall hierher führte, mit uns in eine und dieselbe Stadt, so werd' ich mich durch die gereizte Stimmung, die zwischen den Schwestern herrscht, nicht irre machen lassen, auf irgend eine Art in diese Angelegenheiten einzugreifen. Ich habe dazu die Vollmacht des Herzens und der auf mich vererbten, väterlichen Sorgfalt des braven Wäsämskoi und der Autorität der alten Baronin von Osteggen, die ein Juwel von einer Mutter war.

Rudhard gerieth über diese seine eigenen Worte so in Feuer, daß er innehalten mußte, um sich zu erholen.

Siegbert fühlte, wie groß das Vertrauen war, das ihm dieser sonst so besonnene, strenge Mann,

dem selbst seine Scherze nicht ganz harmlos entglitten, schenkte. Er wollte, ohnehin gedrückt und fast unfähig nachzudenken noch von innerem Schmerze, es nicht misbrauchen und fing von dem Garten an, der zwar nicht sehr kunstvoll und sorgsam angelegt, doch von manchen Naturreizen verschönert war. Ein Gärtner war schon in Thätigkeit, Manches zu verbessern. Es wurde gepflanzt und gesäet, um für die Zukunft noch mehr Bereicherungen der Gartenzier zu gewinnen.

Unter einem Spalier von Weinreben hinschreitend, das von zwei Seiten her zu einem gewölbten Dache zusammengezogen werden sollte, begann Rudhard von dem Plane, den Kindern eine systematische Erziehung zu geben, in der auch Musik und Malerei nicht fehlen durften . . .

Reiten, schießen, schwimmen können wir, sagte er, selbst Olga reitet wie eine Amazone! Heute erst wieder soll sie gegen mein Wissen auf einer Manège tolle Streiche gemacht haben. Aber die Hauptsache muß jetzt kommen, die edlere Bildung.

Siegbert wurde dann von ihm förmlich angegangen, ob er nicht den Zeichnenunterricht selbst übernehmen wollte. Wie er noch darüber nachsann, ob er wol Geduld genug besäße, so tief zu den untern

Elementen ſeiner Kunſt hinabzuſteigen, wandten die beiden Spaziergänger in einen Gang, der ſich in einem Blumenrunde endete, das der Mittelpunkt mehrerer ſtrahlenförmig hierher geführter Wege war. Noch die Schwierigkeiten ſolcher Unternehmungen erörternd, trafen ſie in dem Blumenrunde an einem hohen Roſenſtrauche von weißen Roſen wiederum Olga, die ihnen den Rücken kehrte und ſie doch zu erwarten ſchien ... Sie hatte ſie kommen ſehen, ſich dann an den Roſenſtrauch geſtellt und beugte die Blumen zu ſich herab, als hätte ſie in ihren Kelchen etwas zu ſuchen und zu forſchen ...

Wie Ruthard an ihr vorüberging, ſtrich er nur leiſe mit der Hand über die feſtangezogenen Scheitel ihres ſchwarzen Haares und ſagte, ohne ſich weiter aufzuhalten, nichts als:

Olga, ſuchſt du aus Langerweile Marienwürmchen? Oder Was?

Olga ſagte nichts auf dies ſcharfe, abſichtliche Wort, blickte auch nicht um ſich .. erſt als beide Männer vorüber waren, bemerkte Siegbert durch einen Seitenblick, daß ſie ſich umwandte und ihm nachſah. Kaum begegnete ſein Blick dem ihrigen, als ſie wahrſcheinlich in einem plötzlichen Anfall kindiſcher Verlegenheit ſo bebend, wie ein flüchtiges Reh, auf und davon rannte ...

Das Fliegen der langen Zöpfe bot einen faſt ko-
en Anblick.

Das iſt ein eigenes Weſen! ſagte Siegbert . . .

Eine Träumerin, bemerkte Rudhard lächelnd. Und
ich nicht wüßte, daß ſie an dem traurigen Uebel
er Mädchen, der Bleichſucht, litte, würd' ich faſt
ngſt gerathen, ſie hätte mir zu viel Aehnlichkeit
ihrer Tante d'Aziment. Nur das ſchmiegſame,
che, liebevolle Weſen Helenen's, ich möchte ſagen,
deutſche Natur hat ſie nicht. Das iſt eine Ruſ-
Das Ebenbild ihres Vaters! Eine faſt immer
e Gemüthlichkeit, ohne die angenehmen Worte
zu haben, und plötzlich doch, wenn etwas gerade
n Sinne widerſtrebt, eine Wildheit, daß man das
Mädchen nicht wieder erkennt. Sie ſollten Sie
Pferde ſehen! Wenn es ihr einfällt, ſich auf das
des Hauſes zu ſetzen, ſo klettert ſie hinauf und
e langmüthig und geduldig vollzieht ſie wieder
, was man ihr aufträgt. In Rurik und Pau-
a herrſcht Ueberlegung, in Olga nur der Inſtinct.
in ſich noch ihre ganze Art werfen wird, iſt jetzt
er zu ſagen. Sie iſt in der Entwickelungszeit
muß geſchont werden. Von Lernen, feſtem Ein-
en, Nachdenken iſt nicht viel die Rede. Was ſie
, muß ſie ſich ſelbſt auffinden oder durch eine

Art conncrer innerer Anſchauung gewinnen. Doch hat ſie Anlage für mechaniſche Fertigkeiten und gern hätt' ich's, wenn Sie das kleine Talent zum Zeichnen, das ſie ſchon verrieth, vervollkommneten. Ein Jahr lang geht Das wol noch ohne Gefahr für zwei ſo junge Herzen, wie in Ihnen ſchlagen . . . Nicht wahr?

Siegbert wurde faſt roth über dieſe Aeußerung und konnte jetzt vollends zu keinem Entſchluſſe kommen. Glücklicherweiſe ſchnitten die kleineren Geſchwiſter ſeine Verlegenheit durch die im vollen Galopp überbrachte Aufforderung ab, die Herren ſollten doch Beide zum Thee kommen.

Sollen kommen? rief Rudhard.

Dürften! ſchrie Rurik.

Mußten! verbeſſerte Paulowna.

Weder dürften, noch müßten, noch ſollten! ſagte Rudhard. Ihr habt in uns keine Leibeigenen vor Euch und auch Denen würde man ſagen, ſie möchten kommen, wenn's ihnen gefällig wäre. Verſtanden? So wird es wol auch die Mutter ausgerichtet haben.

Sollten! Dürften! Müßten! Möchten! rief der humoriſtiſche Rurik und faßte mit Paulowna Siegberten an beiden Armen und Beide zogen ihn ſo fort, daß er faſt nur laufend ihnen folgen konnte.

Fürſtin, die ſich bei ihrer Annaherung freund-
ob, begrüßte den fremden jungen Mann mit
en Worten, die ſie in der eigenthümlichen kur-
en Betonung ſprach:
ſehen ſchon da, mein Herr, wie gern Sie auf-
uen ſind!
Gräfin Altenwyl warf einen flüchtigen ſtreng-
en, aber nicht unfreundlichen Blick auf Sieg-
d den nach ihm an die wilde Rebenwand tre-
Rudhard . . .
Oberhofmeiſterin der Königin, Gräfin von
ol, ſchien im Sitzen eine Geſtalt mittleren Wuch-
ie hatte durch ihre etwas runden Formen und
hte Corpulenz etwas frauenhaft Wohlwollen
m Auge aber lag viel Zurückhaltung und ein
nflug von Mistrauen, das wol durch ihre
ge Stellung entſchuldigt war. Sie war in
Stoffen, aber durchaus wie unſcheinbar geklei-
raue Farben waren faſt wie abſichtlich ge-
Der durchbrochene Hut war mit dem unkleid-
dunkelbraunen Seidenband durchzogen. Sie
infach, höchſt einfach und nur einfach ſein
hrend ein Bedienter Thee darbot, konnte Sieg-
Fürſtin genauer betrachten, als vorhin bei der
n Begrüßung . .

Sie hatte die Züge ihrer jüngsten Kinder, war von mittlerer Gestalt und nicht eben auffallend durch irgend eine hervorstechende Schönheit. Sie schien noch außerordentlich vom Todesfall ihres Mannes und der Reise angegriffen und sprach mit sehr gedämpfter Stimme. Ihre Augen verriethen nicht gerade Geist. Auch ihr Wohlwollen schien mehr eine Art beflissener Geschäftigkeit, als der starke Drang eines vollen, überquellenden Herzens . . .

Man sprach von unbedeutenden Dingen, von dem Residenzleben, dieser Ansiedelung, der Furcht vor dem Winter . . erst die Kinder brachten durch ihre Naivetät Frische, Rudhard durch seine trockenen Bemerkungen Gedanken in das Gespräch.

Die Gräfin Altenwyl, dieser von Pauline von Harder so gefürchtete Erzengel Michael mit dem flammenden Hüterschwert am Eingang der „kleinen Cirkel", blieb fast immer still, wie eine Frau, die sich nicht auslässt, wo sie sich nicht auf sicherem Terrain weiß. Sie forschte zuweilen flüchtig im Auge Siegbert's, zuweilen warf sie einen Blick auf Rudhard hinüber, dessen Stellung im Hause ihr nicht ganz in der Ordnung zu sein schien. Sie verrieth, daß sie an einen passenden Moment dachte, sich zu empfehlen.

Ein schlimmer Beobachter, wie etwa Leidenfrost

Pauline von Harder hätte gewiß geſagt: Die
it das ganze Prinzip unſeres Hofes, nämlich ſo
Null wie möglich zu ſein!

Man begriff hier den Schmerz Paulinen's, un-
lich in jene kleinen Cirkel zu bringen, die von
negativen, forſchenden und immer nur ableh-
enen Naturen, wie dieſe Altenwyl, gehütet wur-
...

Rudhard brachte ſogleich die Malerei und die Kunſt
das Tapet ...

Auch die Fürſtin Adèle malte, Blumen wenigſtens
Käfer, wie ſie ſagte ...

Siegbert's Aeußerung, daß ſie dann glücklicher-
e ganz in derjenigen Malerei ſich übe, welche,
er gehört hätte, in Rußland neben dem Portrait
der Landſchaft am meiſten getrieben würde ...
re und Hiſtorie wären ja wol von Obenher nicht
nal gern geſehen. .. Dieſe Aeußerung war eigentlich
ſolchem Kreiſe furchtbar gewagt und von unſerm
n jungen Freunde faſt ein wenig taktlos ...

Siegbert fühlte auch ſogleich an dem Eindruck,
ſie hervorrief, daß er in ſolcher Umgebung einen
altigen Schnitzer gegen die Schicklichkeit begangen
e.

Daß die Fürſtin ſchwieg, daß die Oberhofmeiſterin

Den Schamanen hatten dieſe Worte aus tiefem Nachdenken geweckt. „Lebt Gyllusya's Bild noch in ſeiner Seele?“ fragte er ſich ſelbſt; „iſt ſie es, deren Macht er fürchtet?“ Er ſchwankte, ob er dem Allmächtigen die aufgetragenen Grüße beſtellen durfte; ob er Erinnerungen wecken ſollte, die dieſer vielleicht ſchon verloren hatte oder welche ihn in Kreiſe zurückzögen, von welchen er ſich für immer getrennt haben mußte. Und ohne zu erwägen, daß ihm Niemand in dem Verlauf dieſer Gedanken hätte folgen können, rief er aus: „Ach, es wird niemals eine Vergangenheit für ihn geben, die kürzer wäre, als der Anfang ſeines göttlichen Lebens. Er hatte nie eine Jugend, deren Widerſchein ſonnenhell in ſeinem Gedächtniſſe leuchtete. Die Sphären-Harmonie iſt jetzt ſein Liebesgeflüſter, das Leuchten der Sterne ſein Liebäugeln, die Züge der Wolken ſeine Umarmungen.“

„Ja, du mächtiger Löwe,“ ſagte der General zu Maha Guru, „wer könnte würdig ſein, dich in ſeine Arme zu ſchließen? Du haſt dir die Natur zu deiner Braut gerichtet und die weiten Räume der Welt als die Kammer, in welche du ſie führen willſt. Und wir, dem Leibe nach deine Brüder, ſtehen an der Pforte lauſchend, wie du die Glücklichſte umfängſt, mit ihr koſeſt und mit deinen Allmachtsküſſen den Bund beſiegelſt. Die Sitte unſerer Väter verlangt es, daß des einen Bruders Gattin auch das Bett der andern Brüder theile; du wirſt es deinen ſterblichen Freunden nicht wehren, daß ſie den Saum vom Kleide deiner hohen Braut küſſen; daß ſie die Stellen erblicken, wo du ſie an deine Bruſt drückteſt; daß ſie wenigſtens an uns vorüberrauſche und einen Blick des Erbarmens auf die ſündigen Anbeter deiner Herrlichkeit werfe. Dürfen wir dieſen Theil an deiner Liebe nehmen?“

ihn jetzt noch schärfer und strenger mit ihren stummen Blicken examinirte, war ihm begreiflich. Daß aber auch Rudhard etwas die Stirn runzelte und dieser klare, durchgebildete Mann der Anwalt russischer Regierungsmarimen sein konnte, erfüllte ihn mit Befremden. Indessen sammelte er sich rasch und lenkte auf einige russische Bilder ein, die er sehr rühmte, besonders einige gewaltige Städteprospecte, die in Mondscheinbeleuchtung Alles wiedergäben, was man nur von einem Zweige der Malerei, der freilich zu sehr an die Decorationsmalerei der Panoramen erinnerte, erwarten könne.

Die Oberhofmeisterin wußte auch sogleich den Namen jenes russischen Künstlers zu nennen, auf den Siegbert anspielte.

Sein höfliches: Ganz recht! erwärmte ein wenig wieder die gestörte reciproque Stimmung . . .

Die Altenwyl hatte nun etwas gewußt und glaubte, daß Dies ein richtiger Moment war, der sich zum Abschiednehmen eignete und von ihr eine gute Wirkung zurückließ.

Schon hatte sie sich erhoben, als der Bediente eintrat und einen eben angefahrenen ferneren Besuch meldete:

Frau Landräthin von Harder! hieß es.

Von Harder? Harder? sagte die Fürstin.

Wie die Oberhofmeisterin diesen Namen hörte,
gte sie:

Doch nicht Pauline von Harder?

Die Schwiegertochter des Obertribunalpräsidenten,
ne geborene Marschalk. Meine Mutter hat einst
iel von ihr gesprochen. Ich bin sehr erfreut!

Der Bediente ging nach diesen Worten der Fürstin,
e sich besonnen hatte.

Die Oberhofmeisterin gerieth in große Unruhe.

Ja, ja, sagte sie, beide Harders sind Schwieger-
chter — aber — ich hoffe ... die Landräthin von
arder! hieß es.

O, wenn es jene Harder wäre, fuhr die Altenwyl
rt, jene Harder, die jetzt in Tempelheide wohnt,
icht die Geheimräthin Pauline von Harder, so wäre
e zu lebhaft gespannt. Sie hätte des Schönsten und
Bedeutendsten so Vieles von dieser Anna von Harder
gehört, daß sie bleiben müsse, um sie endlich einmal
en Angesicht zu sehen. Sie würde mit dieser „En-
rerevue" dem Hofe und den kleinen Cirkeln ja die
größte, unverhofftesteFreude machen ...

Die Fürstin war wahrhaft glücklich, Veranlassung
einer so nützlichen Begegnung zu sein, bei deren Wie-
dererzählung doch am Hofe schon vor der Vorstellung
ihrer in Güte gedacht werden müsse ...

Siegbert fühlte wol, daß er nun hätte gehen müssen, aber der Gedanke: Das ist ja sicher die gute liebe Dame, die dir vor noch nicht acht Tagen den Becher mit Wein zur Erquickung in der heißen Sonnenhitze schickte, die Dame, die dich mit Hackert zusammenführte und heut' Abend noch die Veranlassung seiner Erklärungen sein wird . . . fesselte ihn.

Er war nun schlau genug, sich den Kindern nothwendig zu machen und sich durch diese zum Bleiben gleichsam nöthigen und zwingen zu lassen. Zu dem kleinen Cirkel, der durch das dampfende Theecomfort, den inzwischen gedeckten Tisch, die Bedienung, endlich die Kinder etwas gar Wohnliches und Trauliches bekommen hatte, trat jetzt die angemeldete Dame.

## Funfzehntes Capitel.

### Ein Aeolsharfenton.

ürde der Frauen! Du lehrst die ewige Schonheit
Seele und die tiefe Wahrheit eines reinen kindli-
n Herzens! Vergänglicher Reiz äußerer Formen . .
uernd verdunkeln dich das fleckenlose reine Gemüth —
e, Entsagung und das unverdrossene treue Wal-
der Mühe!

Die Mühe! Ach! Das ist der Schauplatz der
Kammer, wo ein gutes Frauenherz sich ewige
nen erwirbt. Die Mühe, nicht die Gesinnung allein
adelt ihre Seele. Die Mühe! Von dem ersten
esdienst einer Schwester, gewidmet der Sorge und
ege ihrer jüngeren Brüder und Schwestern, von
n ersten Pflegamte bei einem kranken Vater, einer
enden Mutter . . . welche Stufenleiter edler Mühe-
ltung und schmerzverklärter Frauenwürde!

Mühe! Diese Freudigkeit des Gebens, des Ent

ſagens, des Opferns! Dies volle, nicht überſtrömende, nicht darbende, ſondern gerade richtige Maß der erfüllten Herzenspflicht! Wo umſtrahlt ein edles Weib die reinſte Glorie ihrer Beſtimmung, als in der engen Klauſe, wo ein Mutterherz die erſten Pflichten ſeiner göttlichen Sendung an ihrem Kind erfüllt? Hülflos liegt der Säugling in ihrem Arm; die ſtille Nacht hallt von dem Schmerzensſchrei des ſeit wenig Wochen erſt geborenen Kindes; die Ungeduld der Umgebungen, ſelbſt die ſchnell ermüdete Liebe des Vaters weiß nicht zu helfen ... Die Mutter aber harrt aus, vergißt den Schlaf, verſucht alle Beſchwichtigungen der Schmerzen des noch mit ſeinem Pflanzenleben ringenden kleinen Wurmes; der Mutter iſt dieſer Wurm ein Hälmchen, das mit dem Sonnenſchein der Liebe aufwachſen wird zum Allgemeinen und Ganzen; ſie ſieht ſchon Bewußtſein in dieſer kleinen unreifen Bildung, ſie hört ſchon eine Sprache in dieſen Wehklagen, ſie gibt dieſem glimmenden Fünkchen den ganzen Hauch ihres eignen nach Freude doch ſo begierigen, aber nun entſagenden jungen Lebens, um ihn anzufachen zu einem flackernden ſtarken Lichte ...

Und wenn es erliſcht! Dieſe Prüfung traf Tauſende und an keinem Weibe ging in dieſer oder anderer Form ganz die Mahnung ihres Berufes vor-

. . . aber die verklärende Abendſonne des Schmer-
lieb doch nur bei Wenigen im vollen Glanze abge-
t! Wie bald erkennſt du Die heraus aus dem
afen, die ihr Leid für die Welt bald begruben und
er fröhlich wurden! Wie ſchwer Die, die es ewig
n ließen in ihrem Herzen! Sanfte Seelen, die
wol noch lächelt, wol noch unter den Menſchen
ndelt, noch die Pflichten eures Berufes erfüllt und
wie in den Lüften ſchwebt und uns erſcheint, wie
Sendboten der Ewigen!

Anna von Harder war eine Geſtalt . . mehr groß,
ſelbſt Mittelfigur . . .

Die Züge des Antlitzes waren ſicher einſt ſchön,
t waren ſie verfallen, von Leid durchfurcht; in den
gen lag etwas Bittendes, etwas Wehmüthiges.
ennoch war ein ſchönes Lächeln dieſen ernſten Zü-
n geblieben. Die unverſehrten, blendendſten Zähne
it dem ihre Geſundheit bezeugenden leichten gelblichen
chimmer, hoben dann die lächelnden Mienen und
eßen ſie noch anmuthig erſcheinen, wobei ſie weit ent-
rnt war von dem Fehler derjenigen Menſchen, denen
ie Natur den ſchönſten Schmuck, Zähne von Elfenbein,
ab, daß ſie mehr lächelte, als es in der Welt zu
ächeln gibt. Sie brauchte dieſe Wirkung der Schön-
eit, die Andere immer brauchen, faſt zu ſelten. Wenn

Anna von Harder lächelte, war es, als fühlte sie sich von der Wirkung ihres schönen Mundes überrascht und als thäte sie es ungern. Sie lächelte aus Milde und Wohlwollen, nie, weil sie wußte, daß es ihr schön stand.

Die edle Frau war auch in Haltung und Toilette nicht von jener Einfachheit, die im Einfachen etwas sucht, wie die Altenwyl, bei der durch ihre grauen und braunen Farben auf schweren Kleiderstoffen ein anspruchsvolles Prinzip ausgedrückt wurde. Sie drückte durch ihr Aeußeres nichts aus als ihr einfaches Bedürfniß und ihren natürlichen Geschmack. Nicht einmal mit einer grauen Locke, deren sie die Fülle hatte, that sie schön, wie so manche junge Matrone, die ihr graues Haar so nahe an ihr noch heißes Auge bringt, daß man vor den „Flammen im Schnee" erschrecken möchte. Anna von Harder hätte recht gern noch einen natürlichen schwarzen Scheitel auf der Stirn getragen und versteckte lieber ihre grauen Locken durch den niedergedrückten und innen besetzten Hut! .. Warum seinen Winter zeigen in einer Welt, die des Frühlings bedarf, um weltglücklich zu sein! Es gibt eine Diskretion des Alters gegen die Jugend, die nur ganz zarten Naturen eigen ist.

Was auch die Altenwyl von einem bescheidenen

doch bedeutenden Eindruck erwartete, ſie konnte
t getäuſcht ſein. Anna von Harder war eine Er-
innung, die eben dadurch wirkte, daß ſie von ihrem
ekte keinen Vortheil zog und ſich gab in der völli-
Unſchuld einer reinen Seele.

Sie umarmte die ihr ganz unbekannte und nur
ch ihre Mutter nahegerückte Fürſtin und drückte ſie
lich an ihr Herz.

Daß ihr eine Thräne in's Auge trat, während die
gen der Altenwyl trocken geblieben waren, als ſie
Tochter der Baronin Oſteggen ſah, die mit ihr
t ſo viele Briefe gewechſelt hatte, wer verdachte es
, wenn man wußte, daß ſie ihre einzige Tochter
ch ein ſonderbares Schickſal ſo gut, wie für im-
r, verloren und nie wieder geſehen hatte . . .

Mit ſtummer Rührung nahm ſie auch die beiden
nder — Olga hatte ſich während aller dieſer See-
n entfernt — und drückte einen Kuß auf ihre Stirnen.
e hatte ihren Vater nicht gekannt, aber gleichviel, es
r ein Vater, der den Kleinen geſtorben war!

Von Ihnen weiß ich ſchon, ſagte ſie zu Rudhard,
n die Hand reichend. Die Baronin ſchrieb Viel
n Ihnen. Sie beſaßen ihr Vertrauen und ſind nun
rklich der Vater dieſer Kleinen geworden. Nicht
hr? Sie ſind Rudhard?

Rudhard dankte für dieſe freundliche Bewillkommnung und erzählte, wie warm die Mutter Adelen's der Landräthin Anna von Harder zu gedenken pflegte.

Eine Vorſtellung der andern Perſonen fand nicht ſtatt, doch kannte Anna ſogleich von Anſehen die Oberhofmeiſterin, der ſie ſich ehrerbietig verneigte.

Auf Siegbert aber warf ſie einen Blick, als wollte ſie ſagen:

Ei! Du blonder junger Mann mit dem ſchüchternen, ehrlichen Antlitz! Wo hab' ich denn dich ſchon geſehen?

Man hatte nun Manches auszutauſchen, was zu gegenſeitiger Annäherung diente .. Siegbert war ein wenig auf Kohlen, wie das Geſpräch ſo gar perſönlich wurde und auf eine Menge Erinnerungen zurückging, bei denen Anna vertraulich die Hand der Fürſtin hielt, ihr in's Auge ſah und aus ihm die alte Zeit, die Mutter und die Vorſtellung von dem Vater dieſer Kinder hervorſuchen wollte. Er dankte recht der luſtigen Paulowna, die allerhand Späße mit ihm trieb und ihn wol nicht hätte gehen laſſen, wenn er nun auch aufgeſtanden wäre ..

Auch Rudhard erzählte vom Vergangenen, während die Altenwol ſchweigſam lauſchte und faſt lauerte, wie ſich Anna von Harder entwickeln würde, was ſich

ol abmerken ließe und worin ſie wol ſo eigen-
ich wäre, wie man ſagte. Und ſonderbar! Ihr
thümliches war eben Das, daß ſie ganz einfach
und immer nur ein gütiges Ja! und Nein!
wo man vielleicht eine geiſtreiche Entgegnung
anbringen können. Zehnmal entfuhr ihr ein bei-
nendes herzliches So! Zehnmal ein verwundertes
Ganz einfach, wie jedem natürlichen Menſchen,
n Ohr und Herz dem Herzen Deſſen folgt, der
ihm ſpricht ...
Vielleicht waren aber auch dieſe einfachen Zu-
mungen ein klein wenig der Ausdruck eines in-
n Grübelns, wo ſie Siegbert hinbringen ſollte ...
Endlich fand ſie es ...
Nach einer Pauſe, wo die Mittheilungen an die
ährliche Grenze der Erwähnung Paulinen's von
rder und der Gräfin d'Azimont angekommen wa-
und man über die betrübende Aehnlichkeit in den
rhältniſſen zweier ſich entfremdeter Geſchwiſter-
are mit verlegenem Stocken innehielt, ſagte Anna
n Harder, die jedoch über Helene d'Azimont mit
üte ſprach, über ihre Schweſter völlig ſchwieg,
lb zu Siegbert, halb zu den Kindern die freundlichen
orte:
Die kleine Paulowna bindet da an den Finger

Maha Guru ſenkte das Haupt, legte die Arme unter die Bruſt und ſchwieg. Dann erhob er ſie und ſtreckte ſie aus mit himmelwärts gerichteten Augen und rief begeiſtert: „Sie kommen, die Boten der Liebe, die Vögel und Bäche des Waldes, die Blumen und Quellen der Gebirge, mit ihren klingenden, duftenden Grüßen. Hörſt du ihren leiſen Tritt über das ſchwellende Gras? Hörſt du das Murmeln der Blätter im Walde, wie die Heilige an ihnen vorüberzieht? Siehſt du das Leuchten dort weit in der Ferne, die goldenen Strahlen, den Wiederglanz ihres Stirnbandes, ihres Gürtels? Sie iſt es mit den dunkeln Locken, den funkelnden Rubinen, die auf ihr ſchwarzes Haar geſäet ſind. Beflügle deine Schritte, geliebtes Mädchen; denn ermattet ſinken mir die Arme, da ſie ſich nach dir ausſtrecken! Verwehre mir nicht den Saum deines Kleides, die Spitzen deiner Finger! ziehe deinen Fuß nicht zurück, daß ich ihn auf mein gebücktes Haupt ſetze! Du fliehſt mich, Geliebte? Du kennſt ihn nicht mehr, den Freund deiner Jugend, ſeitdem er König der Welten geworden iſt? Bei meiner Allmacht, bleib zurück! Gyllusya, gehorche deinem Gotte!“

Maha Guru lag mit ausgeſtreckten Armen auf ſeinem Polſterthrone. Der Schaman, jeden Ausdruck ſeines Bruders nachempfindend, berührte mit ſeiner Stirn den Boden und ſtieß einzelne Worte aus, die ſeine zwiſchen Freude und Schmerz wechſelnden Gefühle bezeichneten. Der General der Kalmücken endlich war, erſtaunt über dieſen Ausbruch der Begeiſterung, aufgeſprungen, um ſo mehr erſchrocken, als in dieſem Augenblicke ein Beſuch in den Saal getreten war.

Es war der chineſiſche Correſpondent, der mit ſeiner ſchönen Schweſter Schü-King vor den Thron des Lama ge-

Ringe von Blumenſtengeln und weiß doch hoffentlich, daß ſie die Hand eines Malers ſchmückt?

Siegbert angenehm überraſcht, richtete ſich jetzt auf und verbeugte ſich, als machte er eigentlich nun erſt die Begrüßung, die er nicht gewagt hatte.

Sie kennen - ſagte die Fürſtin fragend ...

Rudhard hörte mit Aufmerkſamkeit und ſichtlicher Freude, daß Siegbert ſo bekannt war ..

Ich habe damals, erläuterte Anna freundlich, ich habe damals nicht gewußt, als ich dem fleißigen Zeichner in Tempelheide für das Intereſſe, das er an unſrer alten Kirche zeigte, in der ſchrecklichen Hitze einen Becher Weins zur Erfriſchung anzubieten wagte, daß ich den gefeierten Maler des Jakob Molay ſo dürftig bewirthet hatte. Frau von Trompetta und Fräulein von Flottwitz machten mir eine Stunde darauf dieſe angenehme Entdeckung.

Siegbert dankte für die ſchmeichelhafte Erinnerung und lehnte das ihm geſpendete Lob in aufrichtiger Beſcheidenheit ab.

Anmuthig und herzlich erzählte Anna den uns bekannten Vorfall und verſchwieg auch den Raben, verſchwieg auch den alten Schwiegervater, ja ſelbſt die vom Bedienten gemeldete Theilung mit einem Landſtreicher nicht, wie ſie doch wol etwas zu ſchnell dem

den Becher geängſtigten Diener das Urtheil über
kert nachſprach.

Siegbert hielt eine Berichtigung und Milderung
s Urtheils für zu weitläufig, ſagte aber doch:
Ihn dürſtete, wie mich. Wir haben uns Beide
icht . . .

Frau von Trompetta, fuhr Anna von Harder
, während die Altenwyl immer horchte und ſich
hſam wörtlich einprägte, was ſie von dieſen Be-
ungen heut in den kleinen Cirkeln berichten konnte,
von Trompetta iſt glücklich über das Albums-
, das Sie ihr ſchenken werden. Wer Ihren
ay bewundert hat, kann nur etwas Schönes er-
ten. Ich freue mich, daß der Kunſtverein ſo klug
, ihn anzukaufen und würde noch glücklicher ſein,
n ich ihn mit meinen armen drei Loosen ge-
ne . . .

Siegbert wuchs bei dieſen Worten ordentlich in
Augen der ganzen Umgebung. Die Fürſtin ſirirte
mit erhöhtem Intereſſe. Während er ſich wie
Schnecke in ihr Gehäuſe hätte zurückziehen mo-
beobachteten ihn die Andern mit ehrfurchtsvollen
en, die Altenwyl beſonders, die in ihrer Stellung
angewieſen war, jedem im öffentlichen Leben des
ates und der Geſellſchaft nur irgend hervortretenden

Ereigniſſe oder Individuum eine gewiſſe huldvolle Aufmerkſamkeit zuzuwenden ...

Die Majeſtäten, ſagte ſie auch mit einer herablaſſenden Wendung ihrer ſitzenden Stellung, die Majeſtäten haben dies Bild mit vielem Wohlgefallen betrachtet und nicht begreifen können, warum der Propſt, der den Cicerone machte, ſoviel daran zu mäkeln fand .. Man wird doch oft ganz irr an dieſem Mann!

Ein feiner Kopf konnte aus dieſer Aeußerung viel entnehmen.

Hätte ſie Gelbſattel gehört, er würde gezittert haben. Denn ſie bewies, daß man bei Hofe anfing, gegen ihn eingenommen zu ſein.

Solche ſchlaue Barometermeſſer fehlten hier aber. Nur Siegbert erröthete und ſagte achſelzuckend:

Der Propſt! Ich verkenne die Fehler meines Bildes nicht! Allein die Kritik der Dilettanten iſt wirklich unſer Kreuz. Wir leiden mehr unter ihr als unter der der wahren Kenner, die doch oft viel ſtrenger ſind.

Rudhard hielt ſich nicht und ſchnitt der Oberhofmeiſterin, die in der Furcht, faſt zu viel geſagt zu haben, wieder durch ein Lob des Propſtes das Gleichgewicht herſtellen wollte, faſt die Rede ab.

Iſt das Propſt Gelbſattel? ſagte er. Mein ehe-
liger Schüler, der Zeitgenoſſe Ihres Vaters! Ja-
das Bild von dem Sohn eines Schulkameraden,
elt nicht, ſo etwas begrüßen, empfehlen zu kön-
? Das iſt garſtig! Garſtig! Es war immer ein
immer Patron.

Portensis! ergänzte Rurik, faſt beleidigend für
Schulpförtner.

Siegbert lachte über die Weisheit des Knaben
die Damen wollten wiſſen, was dieſer neue Cha-
er des Propſts zu bedeuten hätte?

Rudhard erklärte es. Während Anna von Harder
ei dies Kleeblatt dreier Freunde ſehr lieblich fand,
änzte Paulowna, die auch etwas wiſſen wollte, die
men Wildungen, Gelbſattel und . . .

Bei dem dritten Namen ſtockte ſie . . . .

Rodewald, ſagte Rudhard und lobte das Gedächt-
der Kleinen.

Wer? ſagte Anna betroffen . . . .

Rodewald! wiederholte die Kleine, der Alles be-
tend geworden war, was mit dem lieben neuen
unde, Siegbert, in Beziehung ſtand.

Bei dem Namen Rodewald aber erblaßte Anna
Harder. Ohne daß Einer in der Geſellſchaft
reifen konnte, wie ſie dieſen Namen ſich mehre-

male wiederholen laſſen und fragen konnte, wann und wo Das war? verſank ſie in eine Stimmung, deren Ernſt gegen die durch die Scherze der Kinder angeregte Heiterkeit ſo abſtach, daß Siegbert, der Dies bemerkte, nicht zu ſagen wagte, daß dieſer Rodewald ſein Oheim wäre.

Die Altenwyl aber bemerkte die Veränderung nicht und nahm nur Gelegenheit auszurufen:

Schulpforte! O dieſe alten Stifte! Dieſe alten Kloſterſchulen! Die Majeſtäten lieben dieſe alten Stifte und Kloſterſchulen ſo ſehr, daß ſchon längſt eine Rundreiſe auf ihnen im Werke iſt ...

Damit aber kam die Oberhofmeiſterin trotz ihrer hohen Stellung bei Rudhard ſchlimm an. Der wußte eine ſolche Menge von Misbräuchen in dieſen alten Stiften und Kloſterſchulen aufzudecken, daß er faſt pedantiſch wurde und die Damen mit Rügen unterhielt, die viel zu ſtreng wiſſenſchaftlich waren.

Die Altenwyl nahm auch Veranlaſſung, ein einfaches, etwas kaltes: Meinen Sie? faſt wegwerfend zu äußern und dann ſogleich auf das Album der eben erwähnten Frau von Trompetta überzugehen. Mit ſonderbarer Gelaſſenheit und nicht ganz ohne Ironie äußerte ſie:

Alſo Frau von Trompetta ſammelt wieder ein

um! Weiß man denn ſchon für welchen Zweck? ücklicherweiſe ſind wir in dieſem Frühjahr von Ueber- vemmungen verſchont geblieben. Ich hörte kürzlich, will jetzt die armen Weber bedenken!

Arme Weber ſind allerdings zeitgemäßer! ſagte egbert etwas ironiſch.

O, Sie ſchlimmer Spötter, rief Anna von Harder, ſich von dem Eindruck, den der Name Rodewald ſie gemacht, jetzt allmälig geſammelt hatte, Sie dür- mir nichts gegen Frau von Trompètta ſagen. fürchte, es finden ſich der Thränen genug, die n mit dem Ertrage dieſes neuen Albums trocknen nn! Nur der Titel, den die gute Trompetta dies- al gewählt hat, iſt etwas zu — .. wie ſoll ich gen? Sie nennt es Gethſemane.

Gethſemane! ſagte Rudhard und ſchlug die Hände ſammen ...

Ja, bemerkte die Altenwyl, die es merkwürdiger- eiſe auf die Trompetta abgeſehen hatte, es iſt in r That ....

Ach! fiel Anna durchaus entſchuldigend ein. Es ihre Idee. Es klingt nur ein wenig doch zu ...

Muckeriſch! brach Rudhard rund und kurzweg raus.

Die Wirkung dieſer rationaliſtiſchen Derbheit war aber ſchlimm berechnet.

Muckeriſch! riefen die Kinder und machten luſtige Wortſpiele.

O ſo nicht! ſagte Anna faſt verletzt.

Die Altenwyl wandte gleichfalls ihr Haupt entrüſtet zu dem alten Herrn hinüber, der denn nun auch von der Fürſtin einen Wink bekam, faſt, als wollte ſie ſagen, es wäre vielleicht beſſer, du gingeſt in den Garten oder auf dein Zimmer, alter Bär, oder ſchwiegeſt ...

Auch dieſer Gegenſtand konnte alſo nicht fortgeſetzt werden.

Anna von Harder griff, da Siegbert diskret geſchwiegen hatte, wieder den Feuertod des Molay auf und ſagte zu ihm gewandt:

Sollten Sie glauben, lieber Herr Wildungen, daß dies Sujet ſogar meinen guten alten Schwiegerpapa, den neunzigjährigen Greis, intereſſirt hat? Ich mußte ihm ja Ihre Auffaſſung wörtlich erzählen. Er nahm großen Antheil und lobte Alles, was ich ihm mittheilte. Mit einer einzigen Ausnahme! Zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen ſeine Rüge wiederhole?

Siegbert bat um volle Offenheit ... Eine Aeußerung von dieſem würdigen Greiſe könnte ihm nur lehrreich ſein ...

Anna, faſt in Verlegenheit, dem jungen Manne
ch zu thun, begleitete die folgenden Worte mit einem
außerordentlich milden und verſöhnenden Ausdruck:

Er ſprach, ſagte ſie, von der über den Rauch-
olken des Scheiterhaufens ſchwebenden Taube, die
ir ſo außerordentlich als die Idee der höheren Ver-
hnung und der gerechteren Zukunft gefallen hat.

Die Idee iſt einer Sage über Huſſens Feuertod
ntlehnt — ergänzte Siegbert.

Gleichviel! Mein alter Papa meinte, fuhr Anna
hüchtern und mit großer Spannung für die auf jede
yrer kleinſten Aeußerungen merkende Altenwyl fort,
Papa meinte, man könnte die in Paris verbrannten
Templer nicht als Zeugen der chriſtlichen Wahrheit
der irgend eines geiſtigen Fortſchrittes verehren, ſie
hätten im Gegentheil weit eher ein unheimliches Sym-
ol, eine Eule oder einen Raben, verdient.

Wie ſo? fragte Rudhard wieder barſch und kurzweg

Die Templer, fuhr Anna faſt erſchreckend über
ies rauhe Wie ſo? fort, die Templer haben nach des
alten Herrn Meinung ſich ſehr in die Geheimniſſe
jener Länder verloren, wo ſie für die chriſtliche Lehre
ſtreiten ſollten, öfter aber vorzogen, mit den Ein-
heimiſchen in friedlichem Verkehr zu leben, wie wol
jeder Feind, den man ſich in der Ferne gehaßt und

abscheulich vorstellt, in der Nähe von seinen schlimmen Farben verliert und uns würdiger erscheinen kann, belehrt, als bekämpft zu werden ...

Diese Meinung macht dem alten Mann Ehre! sagte Rudhard. Aber die Templer .. die Templer .. Eulen und Raben?

Ei! Ei! fiel forschend und lachelnd die Oberhofmeisterin ein, es wird Dies doch nicht derselbe Rabe sein, den der alte Herr Präsident immer neben sich sitzen hat und mit dem er sich, wie die Majestäten dem General Voland von der Hahnenfeder noch gestern bei Tafel nicht glauben wollten, über die schwierigsten juristischen Falle unterhalten soll?

Sie lächelte forschend und Anna errothete fast.

Das gibt ja etwas für die Kinder, fiel jetzt die schweigsame Fürstin, die nichts von solchen ernsten Dingen, mit denen General Voland von der Hahnenfeder den Hof zu „fasciniren" wußte, kannte, lachend ein. Solche Märchen haben Sie um sich, liebe Landräthin?

Ja, ja, Ihr lieben Kleinen, sagte Frau von Harder, die auf den Scherz einging, wenn Ihr mich besucht, und ich hoffe, daß Dies bald geschieht, werdet Ihr glauben, in die Arche Noäh zu kommen, wo noch die Thiere alle fromm und friedlich beisammen wohnten.

n Männlein und ein Fräulein! brummte Rud-
der unverbeſſerliche Rationaliſt, dazwiſchen.
! Ja! Bei uns werdet Ihr Hunde ſehen, die
t den Katzen vertragen, Katzen, die nicht naſchen,
, die nicht ſtehlen, ja kleine Mäuſe werdet Ihr
können, mit denen die Katzen ſpielen, ohne ſie
ſen . . .
d glaubt der alte Herr wirklich an die Seelen-
rung? fragte jetzt die Gräfin ungemein neugie-
ſt zudringlich.
gnädige Frau!
as war Alles, was Anna faſt verletzt darauf
rtete.
ie Oberhofmeiſterin erſchrak. Der General Bo-
von der Hahnenfeder hatte bei Tafel doch geſtern
ücklich geſagt, die alte Excellenz ſchiene ihm an die
nwanderung zu glauben, und der berühmte einge-
Profeſſor, der Egypten bereiſt hatte, bekam noch
ücklich vom Könige beim erſten Ragout das Wort
die Pyramiden, ſodaß General Poland faſt eifer-
z wurde, wie Jemand bei königlicher Tafel länger
ſchen zwei Schüſſeln allein reden könne und beim
nicht ruhte, auch das Wort über die Pyra-
zu ergreifen, über die er ſich, wie über Alles,
Staunen der Herrſchaften, als Kenner erwies.
un, wenn nicht die Seelenwanderung, ſo möchte

treten war und ihm das Opfer seiner Huldigung darbringen wollte. Maha Guru kehrte sogleich wieder in die Lage zurück, die seiner Würde gebührte, und hörte, während noch der Schaman in leisem Murmeln dem Fußboden seine Gedanken anvertraute, die Anrede, die der Correspondent in den zierlichsten Ausdrücken an ihn richtete. Wir ersparen uns die Pein, sie hier wieder zu geben. Es war ein Gemisch von den unverschämtesten Schmeicheleien, die gegen die beigefügten Erklärungen des chinesischen Kaisers, dem Lama seinen Schutz zu sichern, und gegen die Anerbietungen seines Gesandten auffallend abstachen. Bei aller Lüge, die in dieser langwierigen Rede herrschte, war aber dennoch eine gewisse Scheu vor dem Glauben, welcher ein ganzes Volk an den Angeredeten kettete, nicht zu verkennen. Wie leicht konnte hinter diesem Glauben eine Wahrheit stecken, die sich an dem Läugner derselben empfindlich hätte rächen können?

Schü-King spielte bei dieser Audienz eine Rolle, die ihrem Charakter entsprach. Sie drehte, auf einem seidenen Kissen sitzend, ihren bunt bemalten Fächer in tausend Wendungen und setzte den jungen Gott durch ihre Coquetterie nicht wenig in Verlegenheit. Sie empfand ein sichtliches Wohlgefallen an Maha Guru's frischem Ansehen, an seinen bescheidenen Sitten, seinem sanften und milden Ausdruck in der Rede und wenn sie gegen das Ende der Audienz aufhörte in ihren eiteln, gefallsüchtigen Bewegungen, so dürfen wir mit Recht schließen, daß der junge Gott einen tiefern Eindruck auf sie gemacht hatte.

Die Höflichkeiten des Correspondenten waren nur die Präliminarien weiterer Verhandlungen gewesen, in denen er gleichsam andeuten wollte, unter welchen Voraussetzungen ein

man aber doch glauben, Sie wohnten bei einem Hexenmeister? bemerkte Rudhard.

Ja! Bei einem Zauberer! fiel die Fürstin verbeſſernd ein.

Die Kinder wollten von den kleinen Mäuſen mehr erfahren.

Erzählen Sie doch! Erzählen Sie doch!

Ihr lieben Kleinen, ſagte Anna faſt verlegen, da iſt nichts weiter zu erzählen. Da iſt nur zu lernen und zu ſpielen, wenn Ihr zu uns kommt und hübſch verſprecht, unſern Thieren nichts zu geben, was ſie etwa naſchen ſollen. Der alte Großpapa iſt ſtrenge und nur mit ſeiner Art zu füttern und der Entfernung alles Naſchens bringt er es eben dahin, dieſe Thiere untereinander zu verſöhnen. Das ſolltet Ihr ſehen, wenn die Stunde der Fütterung kommt! Wie da die Hühner krähen, die Enten ſchnattern, die Eichhörnchen ſpringen und an ihren Drahtgitterchen kratzen! Aber Großväterchen gibt nur Dem, der geſchickt war, und Alle wiſſen recht gut, ob ſie ihr Futter verdienten. Wer etwas verbrochen hat, winſelt dann und bittet ſo demüthig, bis man Mitleid bekommt. Wenn man nun Gnade für Recht ergehen läßt, dann hüpft das wilde Völkchen und iſt ſo luſtig und ſo dankbar, daß es Einem die Hände küſſen möchte! Aber die Katze muß immer nur neben dem Hunde eſſen und die

Dohlen bekommen ihre Körner vom blanken Silber, damit sie Silber nicht für Futter halten und es stehlen ...

Als die Herrschaft über diese scherzhafte Mittheilung sich sehr unterhalten fühlte, meinte Rudhard, ob der Herr Tribunalpräsident nicht schon versucht hätte, auch in den Gefängnissen solche Zähmungen mit den Verbrechern anzustellen und wohin der Thierbändiger denn eigentlich mit diesen Experimenten hinauswolle?

Die andern Frauen schienen ärgerlich über diese Frage, die ihnen ganz unnütz vorkam. Ihnen genügte das Factum. Die Oberhofmeisterin schwelgte im Entzücken über die Thatsachen, die sie dem auf alles Aparte so begierigen und vom General Voland nur für Exclusives angeregten Herrscherpaare würde zu erzählen haben. Anna von Harder aber nahm Rudhard's Frage auf.

Ganz einfach zielt Großpapa auf die Ergründung der Thierseele, sagte sie. Es ist rührend anzusehen, wie dieser alte Herr, der ganz außer seiner Zeit lebt, sich nur mit zwei Dingen in seinen Mußestunden beschäftigt, mit der Freimaurerei und den Untersuchungen über die seelischen Regungen in der Thierwelt. In diesem Sinne kommt er mir oft allerdings wie ein Zauberer vor. Die Maurerei und ihre Geheimnisse kenn' ich nicht, aber er behauptet, sie hingen gewissermaßen mit seinen zoologischen Studien zusammen.

Alles war über dies Wort erstaunt.

Selbst Rudhard, der sich als Maurer bekannte und gestand, er wäre nicht im Stande, hier ein Bindeglied anzugeben . . .

Es muß doch eins sein, sagte Anna von Harder. Und wenn ich mich nicht ganz täusche, glaub' ich den Schleier damals etwas gelüftet gesehen zu haben, als der gute Greis kopfschüttelnd wegen Ihres Bildes, Herr Wildungen, immer die Worte wiederholte: Keine Taube! Keine Taube! Ein Rabe! Ein Rabe! Die Templer nannte er keine Christen. Ich sollte nur Acht geben, sagte er, an unserer Kirche, die Sie, Herr Wildungen, damals zeichneten, da wären in den Verzierungen der Fenster Vögel und orientalische Thiere sichtbar und die von den Tempelherren an die Johanniter übergegangenen Häuser, wie sich deren mehre in unsrer Stadt befinden und eins sogar an der Stelle stand, wo später meine eigene Familie ein Haus besaß, alle diese Häuser hätten eine Architekturverzierung, die sich nur auf den Orient, den Tempel Salomonis, die alten geistlichen Ritterschaften, die Geheimnisse der Baugilden zurückführen ließe. Und ich gestehe, ich höre den alten Mann gern sprechen, wenn er nicht von diesen dunkeln Sachen, wohl aber von der gebundenen Thierseele spricht, von den wunderlichen Trieben zu einer eigenthümlichen Moral in

den Inſtincten, von der Vereinzelung oder der Paarung, von der Treue der Thiere und ihrer Innigkeit in geſchlechtlichen Beziehungen ebenſo wie von ihrer Gedankenloſigkeit. An einem Tage, wo ich über eine Trennung, die mein Innerſtes traf, keinen Troſt finden konnte, ſprach er von den Zugvögeln und ihrer Wiederkehr, von der Gewöhnung der Taube und der traulichen Anhänglichkeit der auch von Shakeſpeare ſo innig geſchilderten Mauerſchwalbe ſo rührend, daß ich recht erkannt habe, wie doch Alles, was wir von Gott ſagen und lehren, nicht ausreicht, wenn wir nicht in jedem Dinge ſagen und lehren: Er iſt die Liebe!

Dieſe Worte brachten eine große, aber nicht geſuchte Wirkung hervor . . .

Rudhard hatte die Maurerei wol nur in ſeiner früheſten Zeit getrieben und vollends in Rußland, wo ſie nicht geduldet iſt, alle Verbindungsfäden mit ihren verſchiedenen Sekten und Auffaſſungen verloren. In ſeiner Art witterte er auch in dem Allen, was ſich hier ſo wunderlich zu erkennen gab, nur Myſtik, die er haßte . . . Er ſchwieg.

Die Gräfin Altenwyl aber war tief ergriffen. Sie hatte eine ſolche reiche Ernte heute für den Hof nicht erwartet. Die Thierſeele . . . die Templer . . . die alten Johanniterſtifte . . . die Zugvögel . . . Shakeſpeare und das Alles verbunden und verquickt durch das Eine:

Gott iſt die Liebe! Was konnte es heute Befruchtenderes, Anregenderes, Schlagenderes für die „kleinen Cirkel“ und jenen eigenthümlichen Geiſt der Romantik geben, der die Schickſale dieſes Staates und durch ihn einen Theil Deutſchlands regierte!

Anfangs verſuchte die allgewaltige Dame zu Siegbert's größter Spannung, das Geſpräch auf die ſchwebende Johanniterverlaſſenſchaftsfrage zu lenken; da aber Niemand darüber unterrichtet ſchien und Siegbert von ſeinem Bruder damals im Pelikan doch noch viel zu wenig darüber erfahren hatte, wie ſehr er ſelbſt daran betheiligt war, ſo ging die Oberhofmeiſterin, um das Geſpräch zu einem endlichen Schluſſe zu führen, zu einem allgemeinen ſtaatspolitiſchen Seufzer über, des Inhalts:

O eine Idee, die die ganze Welt erquickt! Nur ein Wort des Friedens in dieſen Haß und dieſen Hader! Wer wird dies Evangelium bringen, das allem Kampf der Parteien ein Ende machte und die Erde in einen Wohnplatz von Menſchen umwandelt, die nur dem erlaubten Genuß der irdiſchen Güter und der Bildung ihres Herzens als Vorbereitung künftiger Seligkeit leben! Sie glauben nicht, meine Liebe, (ſie wandte ſich an Anna), wie man bei Hofe nach Erloſung von dieſem Jammer, der über unſere Erde verhängt ſcheint, ſchmachtet! Wo man auch nur in

seinem redlichsten Eifer etwas unternimmt, was jetzt dem Werthe des Ganzen dienen soll, sogleich muß man bei jedem Schritt, den man wagt, um zu einem guten Ziele zu kommen, hören, daß man Andre verletzt hätte! Ach, nicht vor- und nicht rückwärts ist ein Weg mehr zu finden. Glauben Sie mir, liebe Frau von Harder, daß die Menschen wol glücklich sind, die die Seele in den Blumen oder in den Thieren suchen! Ach! Auch Sie haben ja viel gelitten .. Liebe!

Frau Gräfin! war Alles, was Anna von Harder fast ablehnend und die Augen niederschlagend auf diese etwas zudringliche Freundschaftsanerbietung erwiderte...

Die Königin, sagte die Altenwyl, nimmt so vielen Antheil an Ihnen! Gibt es nichts, was Sie der hohen Frau näher führen könnte? O sie hat ein treues Herz. Kennte die Nation nur alle diese Menschen da oben!

Gnädigste Gräfin! sagte Anna. Mein Leben ist zu dürftig für den Glanz des Hofes. Was soll ich dort! Ich pflege meinen alten Zauberer von Tempelheide, lese ihm aus Büchern, wie er sie liebt, vor, stricke, wenn es mein Auge erlaubt, und treibe etwas Musik. In die Musik hab' ich Alles hinübergeleitet, was in mir noch sich regen, aussprechen, ja auch sich hingeben möchte. In der Musik lach' ich, in der Musik wein' ich. Auf den Tönen Gluck's und Händel's schweb' ich da und dorthin, wo ich am liebsten sein möchte;

es sind ferne Länder, ferne Haine und Wälder und ich weiß nicht, gehören sie noch dieser Erde an oder sind es schon Jenseitsahnungen .. Mit meiner Musik bin ich leider egoistisch. Ich fördere sie nur für mich. Die Trompetta hat mich oft gedrängt, Vorstellungen in geschlossenen Kreisen zu geben. Wir würden es wagen dürfen, mit manchem älteren Werke hervorzutreten, wir kleinen Dilettanten, die wir uns zur classischen Musik verbunden haben. Wir haben einige gute Solistinnen. Die Flotwitz singt edel und rein. Ich sträube mich aber dagegen. Ich entziehe damit, ich weiß es, eine Einnahme, eine Unterstützung guten Zwecken, aber ich kann mich nicht entschließen, Andere durch unsere Versuche belästigen zu wollen. Ich weiß, ich bin egoistisch. Die Trompetta stammt für die innere Mission. Daß ich mich den Werken derselben zu wenig widme, werf' ich mir oft bitter vor. Aber ich bin eine Einsiedlerin und träge, träge, liebe Gräfin .. Zu nichts zu bringen, am wenigsten zum Hofe ...

Gräfin Altenwyl war über diese bescheidenen Aeußerungen etwas verstimmt.

Anna hatte eine Huld, eine Gnade, die sie ihr verschaffen wollte, geradezu zurückgewiesen. Die Königin hatte sie kennen lernen wollen und das nahm Anna so auf!

Dennoch ließ sich die Altenwyl nichts von ihrer

Verſtimmung merken, ſie lächelte nur und ſagte, indem ſie ſich erhob, um zu gehen, Anna faſt in's Ohr:

Sie ſind ein Engel!

Nun noch eine halbe Umarmung mit der Fürſtin, ein freundliches Nicken zu den Kindern, ein flüchtiges Ignoriren der Herren ... und die einflußreiche, kluge, aber vom Geſchmack ihrer Umgebung ganz beherrſchte Frau war dann endlich verſchwunden. Siegbert hatte ſich nur noch der flüchtigſten Notiznahme, Rudhard faſt gar keiner mehr zu erfreuen gehabt.

Man athmete auf.

Anna, erlöſt von einem Druck, umarmte jetzt erſt noch einmal die Tochter ihrer Freundin ..

Was wird die Bruſt leicht, ſagte ſie, wenn man nach einer zufälligen Annäherung an dieſe Hofatmoſphäre wieder frei athmen kann! Und doch meint es die Frau ſo gut! Sie, liebe Fürſtin, Sie müſſen am Hofe als milder Stern aufgehen! Sie ſind jung und ſchön! Ihnen wird dieſe Welt allerdings keinen Troſt gewähren, aber doch Zerſtreuung. Wenn Sie ſich vorſtellen laſſen, ſchreiben Sie mir's ja! Ich komme dann, erſt Ihre Toilette zu bewundern. Darf ich mich darauf verlaſſen?

Die Fürſtin ſah lächelnd zu Rudhard hinüber, als wollte ſie von ihm eine Ermuthigung zu irgend einer Antwort abwarten.

Sie ſind ein treuer, dankbarer Zögling, äußerte

Anna, ſogleich dieſe Unentſchloſſenheit bemerkend. Sie hören noch jetzt auf Ihren Lehrer. Und Das dürfen Sie! Vertrauen Sie dem erprobten Rudhard recht, wenn er auch Unrecht hatte, mir das Gethſemane der Trompetta gleich ſo rundweg mit dem garſtigen Worte zu verurtheilen . . .

Rudhard kehrte ſich nicht viel an dieſe gemüthliche Rüge, ſondern meinte in ſeiner Art:

In dieſer Stadt, meine Liebe, muß man auf ſeiner Hut ſein. Wir ſind ſchlichte Naturkinder, kommen aus den Steppen und Haiden des Oſtens und wollen uns recht gründlich hier Alles anſehen und erſt prüfen, was ſich uns zum Kaufe anbietet. Das Glänzende wird uns reizen, aber nicht beſtechen. Die Wahrheit, die wir für's Leben eintauſchen wollen, muß probehaltig ſein . . . Und wenn mein Freund da, Herr Wildungen, eine noch ſo ſchöne Zeichnung in das Gethſemane liefert, ich wittere in dem Album doch Das, was man Muckerei nennt.

Er blieb dabei, wie Juſtus der Heidekrüger bei ſeinem Refrain über den Neubund.

Die Kinder lachten über das komiſche Wort und die Frauen erröthеten über den doch allzuderben, allzunüchternen Verſtandesmenſchen, der ſich mit Anna, die ihm doch entgegenkam, nicht einmal über ein Wort verſöhnen konnte . . .

Siegbert fühlte, daß es nun Zeit wurde, zu gehen. r fürchtete ohnehin ſchon zu lange verweilt und Erterungen beigewohnt zu haben, die für einen erſten eſuch bereits zu vertraut waren ... Die Sonne nk an dem Rand des Horizontes herab ... Er hatte acht Uhr ſchlagen hören und gedachte ſeiner Verſichtung, ſich in der Brandgaſſe an der bezeichneten telle einzufinden.

Die Fürſtin forderte ihn mit größerer Wärme, als ſie isher gezeigt hatte, auf, ſie bald wieder zu beſuchen ...

Anna von Harder aber wünſchte ihm die Gunſt ller Muſen und die froheſten Stimmungen.

Sie ſprach dies Wort unendlich wohlwollend und gütig.

Es lag Siegberten in dem Abſchied von dieſer Frau etwas, was ihm zu ſagen ſchien: Wir ſehen uns gewiß wieder und werden unſern gegenſeitigen Werth noch beſſer kennen lernen!

Anna blieb. Siegbert trennte ſich faſt ſchwer von ihr.

Die Kinder und Rudhard gaben ihm bis draußen das Geleite ...

An dem Spalier der Seitenfront des Hauſes, an dem man vorüber mußte, um in den Vergarten zu kommen, ſtand der alte Bediente von Tempelheide mit einem Shawl auf dem Arm und wartete ſeiner Herrin .. Vor dem Thorweg ſtand die alte Kutſche, die Hackert ſo verſpottet und eine Karrete genannt hatte ...

Dalai Lama ſich wohlbefinden und der Duldung des chineſiſchen Kaiſers gewärtigen könnte. „Ich höre mit Bedauern," fuhr er fort, auf den Kalmückengeneral die giftigſten Blicke ſchießend, „daß vor kurzer Zeit in den Straßen dieſer Hauptſtadt die Söhne des himmliſchen Reiches einer Mißhandlung ausgeſetzt geweſen ſind. Es iſt beklagenswerth, daß Tibet die Fremdlinge der Wüſte in ſeine Thäler ruft, um von ihnen einen Thron vertheidigen zu laſſen, deſſen Schutz nur dem Sohne des Himmels gebührt; aber es iſt eine ſträfliche Vermeſſenheit, die Diener des mächtigſten Kaiſers angreifen zu laſſen und ihn zu beleidigen, indem man ſeine Gnade mit Undank belohnt."

„Was iſt geſchehen, das die Gränze des Geſetzes überſchritten hätte?" fragte beſtürzt der General.

Der Correſpondent erzählte den am Morgen ſtattgehabten Auftrit, wurde aber von dem Schamanen unterbrochen, der ſeine falſchen Angaben berichtigte und ſeine Uebertreibungen milderte.

Der Kläger behauptete, die Verletzung des Rechtes wäre ſo weit gegangen, daß es ihm ſchwer ankomme, darüber zu ſchweigen. „Wie," ſagte er zum Schamanen, „du willſt das Uebertreibung nennen, was du ſelbſt für ſo wichtig gehalten haſt, dich hineinzumiſchen? So viel ich höre, iſt bei der Rauferei ein Zopf verloren gegangen und ein anderer ſchwebt noch in der Gefahr, abgenommen zu werden. Man muß einen ſolchen Verluſt zu würdigen wiſſen, um darüber Worte zu verlieren. Ich werde den Ausgang des zweiten Zopfes abwarten und unfehlbar darüber an den chineſiſchen Thron berichten, wenn er verloren geht."

Nun, ſagte Siegbert zu dem Alten in gelb und blauer Livrée — es war derſelbe, der ihm den Wein gereicht — nun, es fehlte doch vor acht Tagen nichts an dem Silberzeug auf dem Tiſche in Tempelheide?

Der Alte horchte hoch auf und verſtand nicht gleich.

Als Sie mir den Wein gebracht hatten! Wiſſen Sie noch? ſagte Siegbert mit Nachdruck, um das Gedächtniß des Alten zu ſtärken.

Ah! jetzt verſtand der und ſagte:

Nein, nein, Alles iſt richtig geweſen! Bitte! bitte!

Siegbert ging nach dieſer ihm und Hackerten gewordenen Genugthuung wohlgemuth vorüber . . .

Wie er eben an der Ecke der Seitenfront war, fiel von oben aus einem Fenſter eine Hand voll friſcheſter Blumen über ihn her . .

Sie kamen von Jemand, den man nicht ſah.

Die Kinder riefen: Olga! ohne daß dieſe ſichtbar wurde . .

Siegbert raffte ſich eine weiße Roſe von den Blumen auf und ſah empor, um zu danken . . .

Es war aber Niemand da, den er dankend noch grüßen konnte . . . .

An der Pforte verſicherte er Rudhard, daß er ſich ihm außerordentlich verpflichtet fühle für die Einführung in dieſen intereſſanten Kreis, morgen ſchon hoffe er mit ſeinem Bruder verſtändigt zu ſein, um ihm,

wenn es ginge, das Geheimniß des Bildes einzuhändigen.

Welches Bildes? fragten die Kinder.

Das Ihr bei Herrn Wildungen zeichnen lernen sollt! sagte Rudhard und während die Kinder darüber ihre Freude aussprachen, setzte dieser hinzu:

Ich hoffe, daß wir uns auch über diesen Unterricht verständigen werden.

Siegbert mochte nicht widersprechen.

Seine Rose betrachtend, antwortete er lächelnd, um nur der Erörterung auszuweichen:

Freundlicher kann man, um wiederzukommen, doch wol nicht gemahnt werden?

Mit diesen Worten zog er die Pforte zu und trat mit beschleunigten Schritten seinen Rückweg in die Stadt an . . .

Vor einem, ungeachtet es erst dämmerte, doch glänzend erleuchteten Hause — dem der Schwester Anna's — hätte er unter vielen glänzenden Wagen, die vor dem gußeisernen Gitter auf der Chaussee warteten, auch einen, der dem Justizrath Schlurck gehörte, leicht heraus erkennen müssen; doch war er zu bewegt, um jetzt auf Dinge zu achten, die um ihn her vorgingen . .

Gestalten durch die sich mühsam ausweichenden zu

großen Soirée beim Intendanten heranrollenden, eleganten Wagen mußte er hindurch ...

Hätte er aufgeblickt, würd' er bekannte Menschen genug wahrgenommen haben, die alle zu Paulinen's Festabend fuhren ... Auch Melanie!

Er sah aber nicht auf. Er sah auf die weiße Rose, die eben erst frisch gebrochen schien, denn noch war sie feucht von der Abendluft oder durch die erquickende Hand des Gärtners, der die Beete Abends netzte ... Er gedachte der andern Blumen, die er auf dem kleinen Rasen am Hause hatte liegen lassen, er hätte fast umkehren und sie sich noch holen mögen.

Was Blumen! sagte er aber zu sich selbst und raffte sich gewaltsam aus seinen Träumen auf.

Es war die höchste Zeit, zur rechten Stunde in die entlegene, verrufene Brandgasse und dort das Haus Nr. 9 zu kommen, wo ihn das Wiedersehen des Bruders und die erneute Bekanntschaft Fritz Hackert's erwartete.

Ende des dritten Buches.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Die Ritter vom Geiſte.

Vierter Band.

Die

# Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

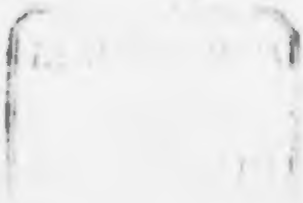

BIBLIOTECA
CENTRAL
UDALMSP

# Inhalt des vierten Bandes.

## Viertes Buch.


| | | Seite |
|---|---|---|
| **Erſtes Capitel.** | Zwei unverſtandene Seelen | 3 |
| **Zweites Capitel.** | Begegnungen | 37 |
| **Drittes Capitel.** | Meiſterin und Schülerin | 62 |
| **Viertes Capitel.** | Brandgaſſe: Nummer Neun | 103 |
| **Fünftes Capitel.** | Die Lauſcherin | 132 |
| **Sechstes Capitel.** | Nummer Sechs und Nummer Vierundachtzig | 148 |
| **Siebentes Capitel.** | Caliban | 182 |
| **Achtes Capitel.** | Der Fortunaball | 225 |
| **Neuntes Capitel.** | Die Signalements | 249 |
| **Zehntes Capitel.** | Die grüne Brille | 264 |
| **Elftes Capitel.** | Der rothe Domino | 293 |
| **Zwölftes Capitel.** | Jeannette | 342 |
| **Dreizehntes Capitel.** | Die ſchwarze Binde | 370 |
| **Vierzehntes Capitel.** | Eine Morgenſtunde | 397 |
| **Funfzehntes Capitel.** | Der Schrein | 425 |

Maha Guru, der die Tyrannei der Chineſen wohl fühlte, ſeufzte, und Schü-King war entzückt, wie ſchön dem Jüng-linge ſein ſchwermüthiger Blick ſtand.

Der Correſpondent konnte in ſeinen Beſchwerden kein Ende finden. Er hatte ſie alle auf einer Papierrolle ver-zeichnet, die er im linken Rockärmel verſteckt hielt und immer noch weiter hervorzog, obwohl ſie ſchon lang auf der Erde lag. Sein ganzer Leib ſchien mit dieſem Verzeichniß um-wickelt, das bis auf das letzte Ende mit Erinnerungen, Klagen, Vorwürfen bedeckt war. Seine letzten Bemerkungen faßte der gefürchtete Mann in dieſe Worte: „Ich beklage den Herrſcher dieſer Lande, gleich bei ſeinem Regierungsantritt in einer Umgebung zu ſtehen, die ſich ſeiner Autorität be-dient, um eigenmächtige Handlungen zu beſchönigen. Im Kloſter der ſchwarzen Gylongs ſind, wie ich höre, geſetz-widrige Unordnungen vorgefallen. Ein Gotteslängner, ein Religionsſpötter wird aus den ſüdlichen Gegenden dorthin citirt und bis zu ſeiner Verurtheilung in gefängliche Haft gebracht. Wie weitläufig ich dieß dem Allwiſſenden erzählen muß! Am Morgen nach der Ankunft jenes Elenden und vor ſeiner verdienten Hinrichtung! erſcheint jener Mann, welcher durch die Ehre, neben dem Dalai Lama zu ſitzen, auch Ver-brechen entſchuldigen will, die er vorgibt in Gottes Namen zu begehen. Ich frage dich, kecker Knabe (er meinte den Schamanen) warum du den ſchwarzen Gylongs ihr Opfer geraubt haſt? Im Namen meiner Miſſion, wohin haſt du den grauen Sünder verborgen? Gib ihn heraus, oder du ladeſt den Rachezorn eines Mächtigen auf dich!“

Die Unverſchämtheit des Correſpondenten ging weit. Er miſchte ſich in Dinge, die ihn nicht berührten. Wie von einem

# Viertes Buch.

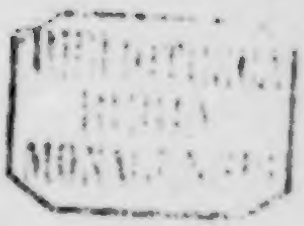

# Erstes Capitel.

## Zwei unverstandene Seelen.

Nicht hundert Schritte von der bescheidenen ländlichen Wohnung der Fürstin Adele Wäsamskoi entfernt lag die uns schon bekannte reizende Villa der Geheimräthin Pauline von Harder zu Harderstein.

Gegen die stille, gemüthliche Abendunterhaltung, der Siegbert Wildungen wie durch die seltsamste Ueberraschung des Zufalls in jenem von Rudhard etwas despotisch beherrschten Kreise beigewohnt hatte, bildete den auffallendsten Gegensatz die Vorbereitung der glänzenden Soirée, die Pauline von Harder in aller Eile noch für den Abend „improvisirt" hatte . . .

Die Geheimräthin verfügte über einen gewissen Kreis, den sie zu jeder Stunde des Tages, wie es in ihrer raschen Sprache hieß, „zusammentrommeln" konnte.

Ein Besuch wie der der d'Azimont, eine Bekannt-

ſchaft wie die der gefeierten allgemein bewunderten Schönheit Melanie Schlurck, mußte ihre nothwendige „Staffage" haben und ſoviel ſie auch veranlaßt war, beide Frauen nur allein zu genießen, die kleinen „Etabliſſements" fehlten in ihren Sälen nicht, um mitten im rauſchenden Gewühle ſich ungeſtört allein zu fühlen und ſich „auszuſprechen".

Der Eifer, mit dem die Geheimräthin, unterſtützt von der Geſellſchaftliebenden und für ihr Alter ſehr zerſtreuungsſüchtigen alten Charlotte Ludmer, dieſen Abend in aller Eile „arrangirt" hatte, wurde noch angeſpornt durch ein Billet des Juſtizrathes . . .

Franz Schlurck ſchrieb nicht nur, daß ſeine Tochter ſich hochgeehrt fühlen müſſe, in die Nähe einer ſo vornehmen Dame bringen zu dürfen, ſondern fügte noch hinzu, daß er im Stand, ſein würde ihr recht angenehme Dinge mitzutheilen und ſie ſich darauf verlaſſen konnte, ſchon am morgenden Tage im Beſitz des verlorenen Bildes zu ſein, deſſen Spuren er entdeckt und auch gefunden hätte, daß es mit dieſem Bilde eine geheimnißvolle Bewandtniß haben müſſe. Er fühle, daß es Zeit zum „Handeln" würde . . .

Dieſes Billet kam freilich gerade mitten in eine ſehr verdrießliche häusliche Scene hereingebrochen, die ſie und die Ludmer mit der Excellenz aufführten . . .

Die „junge Excellenz" hatte ſich in der That erſt gegen Mittagszeit eingefunden und verrieth ſo ſehr alle Kennzeichen eines böſen Gewiſſens, daß die beiden Frauen (denn auch die Ludmer nahm ſich von ſelbſt die Freiheiten heraus, die Pauline durch ihre Stellung behaupten durfte) in einen grimmen Zorn geriethen und ihm „kindiſche Streiche" vorwarfen, über die er beichten ſollte.

Der Geheimrath machte eine ſehr verblüffte Miene. Er legte ſich aufs Leugnen und blieb bei den Verſicherungen ſeines Dienſteifers und der in dem Möbelwagen deshalb abſichtlich zugebrachten Nacht mit aller Hartnäckigkeit eines Schulknaben, der den alten Satz der Jeſuiten: Si feceſti, nega! mit einer ſolchen Sicherheit durchführt, daß die Lehrer ſelber an ihm irre werden und von ſeiner Unſchuld aufs vollkommenſte überzeugt ſein müſſen.

Excellenz geſtanden den Verluſt des Bildes ein, bekannten ſich aber für völlig „unſchuldig" und drohten mit einer Unterſuchung, die ſie ſchon auf's Nachdrücklichſte gegen den Hohenberg'ſchen Juſtizdirector von Zeiſel hätten einleiten laſſen. Kurt Henning Detlev Harder zu Harderſtein vertröſtete die Frauen damit, daß ſie ohne Zweifel bald ſehr klar ſehen würden ... Wie geſagt, da die Geheimräthin den Brief von

Schlurck empfing, ſo ließ ſie die „Bêtiſen" ihres Gatten ſo „hingeben" und ſchenkte ihm nach dem ſcharfen Verhör, in deſſen Klemme er mit Zittern geſteckt hatte, mit dem Bedeuten, er ſollte die nähere Unterhandlung mit Herrn von Zeiſel ihr nur allein überlaſſen — Pauline war dieſe Weiſung, die ihrem Gemahl genug auffiel, der Fürbitte ſchuldig, die Schlurck für ſeinen Freund von Zeiſel am Morgen erhoben hatte — endlich die Freiheit.

Bei Tiſche wurde wenig geſprochen. Pauline hatte der Gedanken zu viele zu verarbeiten und Alles, was Herr von Harder etwa Neues brachte, z. B. das allgemeine Aufſehen, das die Erkrankung des Prinzen Egon machte, die Ankunft der d'Azimont, die Ausſicht auf ihre Beziehungen zur Fürſtin Wäſämskoi, die Schwankungen des Miniſteriums, die Wahlen, der Neubund, die drohenden Zerwürfniſſe zwiſchen der Stadt und der Regierung und das ſchlimme Beiſpiel, das daraus für die Provinzen entſtehen würde, alle dieſe Anſpielungen, in denen ſich Excellenz, die ſonſt nur von ihren Schlöſſern und Gartenanlagen, den Dienſtvergehen der Caſtellane und Inſpectoren, den Angebereien der Subalternen und ihren Erſparniſſen in der Verwaltung ihres „Reſſorts" ſprachen, heute wahrhaft erſchöpften, um ſeine Gemahlin heiter zu ſtimmen

und zu versöhnen, diente nur dazu, in ihr Gemüth Stacheln und Dornen zu drücken. Sie sah da ja, daß so Vieles sich ereignete, was ohne sie Bestand hatte, ohne sie sich angelegt hatte und historisch entwickelte!

Ernst und Franz hätten ihr nach Tisch beinahe auch einen unerwarteten Aerger bereitet. Denn eben wollte sie sich vor ihrer Toilette noch im grünen Boudoir ein wenig durch leichten Schlummer stärken, als diese beide an sie herantraten und um die Erlaubniß baten, heute Nacht den großen Fortunaball mitmachen zu dürfen. Sie schmähte sehr gegen diese Vergnügungssucht ihrer Leute, tadelte den Ort, wo man Bediente ihrer Stellung nicht antreffen sollte und konnte sich erst für halb und halb einverstanden erklären, als Franz mit schlauer Miene sagte:

Excellenz, es wird ein großer Ball. Tausend Billets sind verkauft. Man macht Bekanntschaften. Die Wandstabler's kommen auch ...

Schon oft hatten die Leute der Geheimräthin von diesen drei Geschwistern Wandstablers erzählt, die sich auf den Volksbällen für die Zurückhaltung schadlos hielten, die sie bei aller Freiheit doch im Hotel des Fürsten von Hohenberg beobachten mußten.

Auf diese Erinnerung hin, sagte Pauline von

Harder, wolle ſie den Abend noch einmal auf die Sache zurückkommen ...

Damit legte ſie ſich ein wenig zur Ruhe, ohne indeſſen wahre Stärkung in einem kurzen Schlafe zu finden. Sie träumte zu lebhaft. Nadasdi, der Held ihres unglücklichen Romans, erſchien ihr in dem verhängnißvollen Schlafrock, in dem dieſer weichherzige Magyar ſoviel Thränen vergoſſen haben ſollte! Jedesmal, wenn ein großes Ereigniß ſie beſchäftigte, erſchien ihr Nadasdi in ſeinem Schlafrock ... Sie nahm ein kleines homöopathiſches Streukügelchen zur Beruhigung und war froh, daß ſie auch für den Abend Herrn Sanitätsrath Trommeldey geladen hatte ... Sie bedurfte, wenn Schlurck nicht etwas ſehr Entſcheidendes brachte, wirklich der ärztlichen Berathung.

Gegen ſechs Uhr begann dann die Toilette und heute gewählter, als ſeit lange ... Während die Ludmer die oberen Salons hatte öffnen, mit friſchen Blumen garniren laſſen, die Kerzen auf den Kronleuchtern unterſuchen, vervollſtändigen, die Wandlampen ſchon am hellen Tage zur Probe anbrennen ließ, nebenbei den Thee, das Eis und die Confitüren nach der Ordnung des Servirens angab, die ihr für heute die zweckmäßigere ſchien, ſchmückte ſich die Geheim-

rathin mit den frischesten Farben. Sie wählte heute einen leichten Seidenstoff, weiß und roth gestreift. Ihrem stolzen Semiramishaupte gab sie etwas von ihrer eigenen und Heinrichson's Erfindung, eine Art biblischen Turbans, wie man sich etwa Rebeka denken mochte bei Eliezer's Gruße am Brunnen. Dies weiße Kashemirgewinde, stolz und frei getragen, stand ihr gar stattlich. Das eine Ende des Bundes, mit goldenen Fransen, hing schwer über die rechte Schulter herab, die natürlich, wie die ganze Büste, sehr stark weiß geschminkt wurde, um durch eine große umständliche „Florgeschichte", die wiederum ganz patriarchalisch, jedoch mehr im Stile der Hagar, als sie mit Ismael in die Wüste zog, um Nacken und Hals geschlungen wurde, blendend hindurchzuschimmern. Die magern Arme hatten sich derselben Prozedur des Puderns zu unterwerfen. Sie waren, ein seltenes Wagniß, heute ganz frei und wurden mit den schwersten Armbändern behängt. Wenn sie mit einer leichten, wellenförmig gerundeten Bewegung des rechten Oberarmes ganz wie in Gedanken einmal an das hangende Ende ihres Turbans fuhr und die goldenen Troddeln, schwerer wiegend, hin- und herschwankten, so gab das einen ganz hübschen Effect, den der elegante Maler Heinrichson oft bewundert und erklärt hatte, ihn sich für

heiligen Feuer ergriffen, loderte Maha Guru auf und donnerte mit mächtigen Worten auf den unberufenen Unterhändler, den geiſtliche Angelegenheiten nicht betrafen, ein: „Wer ſind die ſchwarzen Gylongs? Diener, die meinen Befehlen gehorchen! Wer biſt du, chineſiſcher Correſpondent? Ein Narr, der mit ſeiner irdiſchen Weisheit den Himmel erklettert, um vom Glanz der ewigen Sonne geblendet, in die Tiefe zu ſtürzen. Wer iſt der Gotteslängner? Ich kenne ſie nicht, die mich nicht kennen und dürſte nicht nach dem Blute derer, denen ich Verzeihung gewähre, daß ſie mich an meiner Liebe verſtehen lernen. Weiche zurück, du läſtiger Rabe, den ich nie mehr in dieſen Mauern krächzen hören mag. Glaubſt du, Schwachkopf, den Himmel in deinem Sacktuch zu fangen? Wehe, wehe über den Läſterer, der dem ewigen Geſetz Geſetze geben will!

Und der Donner rollte über dem bebenden Zimmer und Blitze zuckten ſchlängelnd vom Dache herunter, das ſich öffnete und den Himmel in rothen Zornesflammen leuchtend zeigte. Ein geiſterhaftes Flüſtern rauſchte durch den Saal und die Wände fingen an, ſich zu bewegen. Die Umſtehenden fielen zitternd vor dem zornigen Gotte zu Boden und als ſie die Augen aufſchlugen, hatte ihn eine Wolke umhüllt, daß er ihrem Anblick entzogen war.

ein Bild zu merken, das er noch einſt von dem Antonius und der Cleopatra malen wollte.

In dieſer Tracht, die ihr wirklich viele „Frais“ verurſachte, nämlich die Mühe der Ueberlegung und die moraliſche Mühe einer ihr gar nicht mehr „geläufigen“ Eitelkeit, ſtieg denn gegen ſieben Uhr Frau von Harder in ihre oberen Zimmer ...

Sie durchmuſterte ſie und fand ſie noch nicht gelüftet genug. Es war ihr heiß in dem ſommerlichen Abend geworden. Der Maraboutfächer mußte die Glut ihrer Stirn kühlen, die leider zu roth, zu roth, ach zu roth war ... Sie haßte eigentlich dieſe oberen Appartements, der Ueberzahl ihrer Spiegel wegen. Welche Verſchwendung, ſagte ſie oft, an dieſer verleumderiſchen indiscreten Compoſition! Und noch an jedem Spiegel waren zwei Wandleuchter und jeder Wandleuchter mit mindeſtens drei Kerzen angebohrt! Aber ſie mußte dieſe Zimmer und nicht den Gartenſalon wählen; denn hier nur gab es Niſchen zu traulichem Zwiegeſpräch, zeltartig drapirte Alkoven mit Tapetenthüren zu kleinen Cabineten mit Divans, die unter Blumen verſteckt waren. In einem dieſer Zelte, das ſpäter von einer herabhängenden Ampel matt erleuchtet werden konnte, prüfte ſie, wie wol ihr Anzug gegen den Hintergrund abſtechen würde ...

Pauline war geſchmackvoll von Natur und nur durch ihre üppige Phantaſie manchmal etwas zu überladen. Aber darin zeigte ſie ſich als Virtuoſin, daß ſie niemals in großer Geſellſchaft erſchien, ohne nicht ihre Toilette nach dem Farbenton der Zimmer einzurichten, in welchen ſie erſcheinen ſollte. Sie beſann ſich regelmäßig, wenn ſie eingeladen war, in welchem Zimmer die Geſellſchaft ſie begrüßen würde und wählte darnach die Farbe ihrer Kleider. Es war ihr ſchon geſchehen, daß ſie bei der Trompetta, die einmal nach Vollendung eines Albums, das ſie für arme Ueberſchwemmte herausgegeben hatte, alle Dichter einlud, deren Beiträge das Album füllten, ein neues wunderſchönes grünes Kleid nur unter der Bedingung anzog, daß ſie der Trompetta erſt ein Sopha mit ceriſerothem Sammet überzogen ſchicken durfte. Die Trompetta hatte nämlich nur dunkle Möbel und ſträubte ſich ſehr, beſonders vor einigen frommen Lyrikern, ſich auch auf ceriſerothen Sammetmöbeln betreffen zu laſſen. Die Geheimräthin kam aber nur unter dieſer Bedingung, daß ſie ihr grünes Kleid auf rothem Sammet zeigen durfte. Si non e vero . . . man erzählte es wenigſtens.

Eben noch prüfte Pauline den Effect ihres hellen bibliſchen Coſtüms gegen das dunkelblau mit Gold

drapirte Zeltgemach und erfreute ſich des wirkungsvollſten Abhubes ihrer Figur von der dunklen Umgebung, als ein Wagen vorfuhr und durch das offenſtehende Portal gleich in das Haus einlenkte. Daß eine Dame leicht und behend vom ſchnell herabgelaſſenen Tritte herunter und auf die Strohdecken ſprang, die unter dem Unterbau des Hauſes vor der Eingangspforte ausgebreitet waren, ſah Pauline nicht; ſie ſah nur das Einlenken des Wagens in die geöffnete Gartenthür, ahnte aber wer es war, ließ ſich nicht erſt anmelden, wer kam, ſondern ging der Kommenden entgegen. Sie war vollkommen darauf vorbereitet, daß ſich ihr die Gräfin d'Aziment mit einem Strom von Thränen an die Bruſt warf ...

Welch ein Gegenſatz zwiſchen zwei Geſchwiſterpaaren! Trüben die ruhige, faſt phlegmatiſche Adele Wäſämskoi im Kreiſe ihrer Kinder, geregelt und bevormundet von einem einfachen, ſtrengen, mathematiſch geordneten, praktiſch bürgerlichen deutſchen Verſtandesmenſchen; hier dieſe wilde leidenſchaftliche Halbpariſerin, die ſchon auf der Treppe ſo laut ſchluchzte, daß die Ludmer die erſtaunten Bedienten entfernen mußte! ... Trüben die weiche, ſanftmüthige Anna von Harder, die ihren Lebensberuf in der Pflege eines wunderlichen Greiſes, in milden Werken der Liebe

und der prunklosen Ausübung der Musik fand und noch in diesem Augenblicke die bescheidene Sorgfalt ihres Herzens gegen ihr fast ganz fremde Menschen walten ließ; hier ihre Schwester, im blendendsten Schmuck, ebenso leidenschaftlich, nur äußerlich kälter, wie ihr Besuch, den sie nicht am kleinen Theetisch, am dampfenden Comfort, unter einem Akazienbaum, an einer Wand beschattet von wildem Weine empfing, sondern in das blau- und golddrapirte Zelt führte, auf einen Divan, hinter Camelien und rankenden Gewächsen, die sich um die schweren bronzenen Stäbe des Zeltes und die herabhängenden goldenen Quasten ringelten.

Helene d'Aziment war klein und zart. Woher sie schöner war, als ihre ältere Schwester, konnte man kaum begreifen, wenn man fast denselben Schnitt des Gesichtes entdeckte. Es war dieselbe Bildung der Formen und doch von unendlich verschiedener Wirkung. Das Ensemble an der Gräfin war reizend, die Linien unendlich harmonischer, ihre Verbindung belebt und voll Anmuth. Sie ließ sich, obgleich der Fürstin ganz ähnlich, doch mit dieser kaum vergleichen. Jede Bewegung der Helene d'Aziment war Leben. Die langen Augenwimpern zitterten, der schöne kirschrothe Mund bebte, die wie Emaille glänzenden Zähne

zeigten ſich unwillkürlich, wenn die Lippen wie vom Schmerze offen ſtanden. Die Form des Halſes, des Nackens, die Wölbung der Hüften, Alles war zwar klein, zwar zierlich, aber doch ſchlank und von regelmäßiger Harmonie und voll und fleiſchig, trotz des Kummers, der doch an ihr nagte. Das Auge blau und im Nu ſo groß geöffnet, daß es unter den ſchwarzen Wimpern wie eine leuchtende Kryſtallkugel aufzugehen ſchien. Die ganze Schwärmerei einer italieniſchen Sternennacht lag in dieſem Auge, wenn es ſich öffnend ſtarr den Blick feſthielt und den Gegenſtand, auf den es fiel, faſt in ſich aufſaugend verzehrte. Das ſchwarze Haar lag im einfachen Scheitel dicht und glänzend über der kleinen Stirn. Wäre dieſe Stirn ein wenig größer geweſen, man hätte das Bild einer religiöſen Denkerin, einer entzückten Schwärmerin gehabt. Da ſie aber klein, von dem Scheitel beſchattet war, ſo verſinnlichte ſie nur das Gemüth, die Leidenſchaft, die gleichſam völlige Abweſenheit alles Nachdenkens. Die Liebe ſchien der Glaube dieſer Frau zu ſein; die Zärtlichkeit das einzige Bekenntniß ihres Herzens.

Wir wiſſen, daß Helene d'Azimont dreißig Jahre zählt. Eine gewiſſe ſchwellende Rundung ihrer Formen war die einzige Beſtätigung dieſes Alters. Sonſt

glaubte man ein Kind vor ſich zu haben, eine zum erſten Male ins Leben tretende Jungfrau, voll Vertrauen, Dreiſtigkeit, angeborener Sicherheit. Wie dies Auge rollte! Wie dieſe Bruſt wallte! Pauline konnte ſie ohne Hemmniß an die Flordraperie ihres Halſes drücken, denn Helene war ſo einfach gekleidet! Sie war ſchwarz vom Kopf bis zur Sohle. Man ſah, daß es nicht ihre Abſicht war, heute bis zur Geſellſchaft zu bleiben. Und doch blendete die Weiße ihrer Haut unter den ſchwarzen Floren wie der ſchönſte Schmuck! Sie trug an dem runden, vollen Arme lange ſchwarze Florethandſchuhe. Um den Hals funkelte wol ein Collier von Brillanten, aber dies ſchwarze Florchiffu über dem Flechtenneſte und halb dem Scheitel der Haare, dieſer Kopfputz mit den einfach in den Nacken herabhängenden Spitzenzipfeln war ſo wenig auf geſellſchaftlichen Reiz berechnet, daß man an die Aechtheit der Thränen glauben mußte, unter denen ſie ausrief:

Da haben Sie mich denn, Pauline! So komm' ich von Paris, ſo ſehen Sie in mir die Verzweifelnde, die Sterbende um einen Sterbenden!

Helene, iſt die Gefahr ſo groß? fragte Pauline halb wie zitternd.

Egon ſtirbt! Egon wird dieſer Erde nicht mehr angehören!

Ich bitte Sie, Freundin! Ein junger, kräftiger Mann! Wir haben keine Epidemieen. Aerzte umſtehen ſein Lager. Sie ſelbſt —

Ich, Pauline? Ich? ... Ihr wißt es ja Alle! Wo ich hinblicke, hat ja die Welt kein Mitleid für mich, nur lachende boshafte Augen! Die Menſchen, die Bäume, die Vögel in der Luft lachen! Verſtoßene, verlorene Helene, ruft mir ja jedes Atom, jedes Stäubchen zu, über das ich ohnmächtig hinſchwebe! Zwei Jahre des ſeligſten Glückes ſind ja vernichtet, geſchändet — o was ſag' ich geſchändet! Egon! Was du thuſt iſt wohlgethan. Tritt mich mit deinen Füßen, verſtoße mich, morde mein Herz! Nur ſtirb mir nicht! Lebe! Lebe! Lebe!

Helene lag ſchluchzend auf dem Sopha ...

Pauline mußte ſich, ſelbſt wenn ſie der kälteſten Faſſung fähig war, von einem ſolchen Ausbruch wildeſter Verzweiflung erſchüttert fühlen. Sie hatte ſeit einiger Zeit in einer Welt gelebt, die ſich um ſie her immer mehr erſtarrte; ſie hatte früher in dieſer Weiſe ſelbſt geliebt, ſelbſt empfunden. Aber jetzt nach ſo vielen Verknöcherungen und Verſteinerungen ihrer nächſten Lebensbedingungen war ihr dieſe Scene faſt wie

Traum aus ihrer früheſten Jugendzeit. Die fünfundzwanzig Jahre, die ſie mindeſtens vor der jungen verzweifelnden Frau voraus hatte, fühlte ſie einen Augenblick nicht; ſie konnte das Zittern ihrer Hand nicht unterdrücken, konnte nicht von ihren Lippen wegwiſchen, daß ſie einen Augenblick bebten. Sie dachte an Heinrich Rodewald und ihre Jugend ...

Helene, ſagte ſie nach einer Pauſe allmäliger Sammlung, Helene, Sie ſehen mich voll gerührteſter Theilnahme, aber auch voll Ueberraſchung. Ich weiß ſo wenig von Dem, was Sie betrifft. Ich hoffte dieſer Tage durch einen Beſuch bei Ihrer Schweſter —

Schweigen Sie von dieſer Schweſter! rief Helene, und in die zarte Erſcheinung fuhr plötzlich eine ſo elaſtiſche Beweglichkeit, eine ſo aufſchnellende zornige Erregung, daß man die in Liebe zerfloſſene Weiblichkeit kaum wiedererkannte. Der Mund und das Kinn traten entſchloſſen hervor und die Augen blitzten von einem wilden, trotzigen Feuer.

Schweigen Sie, rief ſie, von dieſer Heuchlerin, dieſer liebloſen Moraliſtin! Für die glühendſten Schilderungen meines Glückes, die ich ihr nach Odeſſa ſchrieb, hat ſie mir im Tone einer Predigt geantwortet. Wenn ſie mich tadelte, daß ich für Belcotti ſchwärmte, mit Addington tandelte, die Leiden des

polnischen Volkes mit dem jungen lithauischen Flüchtling Bardansky verwechselte, o, alle diese Vorwürfe waren gerecht und ich nahm sie mit schwesterlicher Liebe hin. Aber endlich schrieb ich ihr, ich trenne mich von d'Azimont, ich liebe, ich liebe zum ersten male, ich liebe, wie ein Weib lieben soll, ein Weib, das fühlt, ein Weib, das da ahnt, in ihr ruhe das Geheimniß der Schöpfung. Als ich ihr schrieb: Der, den ich liebe, ist ein Gott und seinen Namen nennen die Irdischen Egon Prinz von Hohenberg, und als sie mir auch darauf Moral, ewig Moral und immer Moral predigte, sehen Sie Pauline, ich habe geschworen, wer mir das Kleinod meines Lebens beschmutzt, mir die Sonne verdunkeln will, die ich anbete und mögen alle Priester der Erde sagen, die Anbetung der Sonne wäre Heidenthum ... ich könnte den Dolch erheben und jeden Lästerer meiner Religion durchbohren, sei's ein Bruder, sei's eine Schwester und diese Schwester existirt nicht mehr für mich.

Pauline gedachte der Zeiten, wo sie auch mit Dolchen spielte! Wäre sie eine Philosophin geworden, so hätte sie gelächelt; aber sie lächelte nicht. So wild war zwar nicht ihr Haß gegen Anna, wie Helenens Haß gegen die Fürstin Wäsämskoi, aber sie erwärmte sich daran, doch wieder einmal auf dem Bereiche der

Herzensgeltendmachungen etwas Kraftvolles, etwas Titaniſches zu erleben. Sie jubelte, jene halb wahnwitzige Sittenlogik anerkannt zu ſehen, in der ſie früher ſelbſt gedacht, dann geſchrieben hatte und in deren ohnmächtigen letzten Trümmern ſie ſich abſterbend verzehrte. O ſie ſtand auf! Sie hielt dieſe Sprache der Liebe nicht aus, ohne dafür mehr zu haben als bloße einfache Zuſtimmung! Sie wurde jung, indem ſie auf- und abſchritt und Helene, ſelig über Paulinens Erſchütterung, umſchlang ſie und zog ſie zu ſich unter die Camelien und fuhr, ihre Hand feſthaltend, fort:

Nichts von Adelen, Pauline! Sie wohnt hier in der Nähe, ich weiß es. Ich kenne ſie nicht. Ich ſchrieb es ſoeben ſchon an d'Azimont nach Paris. Er wird meine Meinung billigen; er iſt ſehr gut und was an ihm das Beſte iſt, er liebt, wie ich, den Charakter!

Wie geht es denn Deſiré? fragte Pauline.

Recht übel! bemerkte Helene.

Deſiré d'Azimont war ihr kränkelnder Gatte.

Wie lange iſt es her, daß wir zum letzten male hier waren? fuhr Helene fort.

Vor drei Jahren; ſagte Pauline. Haben ſich ſeine Uebel verſchlimmert?

# Sechſtes Kapitel.

## G y l l n e y a.

Eines Morgens riß ſich mein Pferd vom Pflocke los und lief in die Ebene. Ich lief ihm den ganzen Tag nach und als die Sonne verſchwunden war, hört' ich noch nicht auf, zu laufen, ſondern ich lief drei Tage und drei Nächte, und wie ich den Schwanz meines Pferdes in der Hand hatte, zog es mich in die Wohnung der Götter. Ich ruhte meine Glieder aus in einem Stalle des Himmels. Was waren da für Pferde!

Erzählungen aus der Wüſte.

Wir ſind jetzt endlich auf den Punkt gekommen, zu unſrer erſten Bekanntſchaft, den Schickſalen Hali-Jongs, wieder zurückzukehren.

Wir verließen ihn im Gefängniſſe, kaum dem tumultuariſchen Ausbruch eines prieſterlichen Fanatismus entronnen. Wenn ſolche Menſchen, wie ſie ihn empfangen hatten, ſeine Richter ſein ſollten, ſo blieb für ihn nichts mehr zu hoffen übrig.

Hali-Jong befand ſich in einem finſtern Kerker, der am Tage nur durch einige ſpärliche Oeffnungen an der obern Wand erleuchtet wurde. Die erſte Nacht, die er hier auf

Desiré ist recht krank. Man fürchtet für ihn. Seine Corpulenz wird beunruhigend. Die Mutter gibt ihn auf und Sie wissen, böse Augen sehen weiter, als die Augen guter Menschen.

Keine Veränderung in den alten Verhältnissen?

Nur noch gesteigerter! Die Mama ist förmlich eine Megäre und foltert mich. Desiré's himmlische Güte schützt mich allein. Sie will die Scheidung vor Desiré's Tode und Desiré, der Egon wahrhaft liebt —

In der That?

O Desiré bleibt sich gleich. Desiré ist ein Philosoph. Er gefällt sich darin, wie Seneca zu sterben. Ich weiß nicht, ob ich ihn für großer halten soll als . . .

Warum stocken Sie?

Darf ich denn unbefangen über Desiré sprechen?

Helene!

Sie liebten ihn, Pauline, und waren glücklich, als er mich wählte. Sie drückten mich vor elf Jahren an Ihr Herz und nannten mich Schwester!

Ich dächte, mein Kind nannt' ich Sie, Helene!

O Sie sind gut, Pauline! Sie blieben mir die treueste Freundin trotzdem, daß es Ihnen wehe that, das Band, das Sie an den guten Desiré fesselte,

getrennt zu ſehen. Aber wie bewundert man Sie auch Beide in Paris ...

O Helene!

Ja, alle Cirkel ſind noch jetzt von Ihnen voll. Balzac hat mir verſprochen, über uns alle einen Roman zu ſchreiben. Ich verbot es ihm, weil ich nach dem Radasdi nichts mehr von Ihnen angezeigt fand.

Deshalb? Warum Radasdi —

Ich vermuthete, daß Sie ſelbſt dieſes Sujet behandeln würden. Sie haben ſo lange geſchwiegen? Warum erſcheint nichts von Ihnen?

O! ... antwortete Pauline ablehnend.

Wie lieb' ich Alles, was Sie ſchreiben, fuhr die gute, kritikloſe Helene fort, die gar nicht ahnte, welche wunde Stellen ſie berührte und wie ſie eigentlich hinter dem Gegenwärtigen zurück war. In Amarantha erkannt' ich Ihr Herz, in Radasdi Ihre vorgeſchrittene Kunſt. Wäre ich nicht durch Egon um meine Beſinnung gekommen, ich hätte ein Capitel von Radasdi unter dem Titel: Moeurs hongrois ... überſetzt. Welche Phantaſie haben Sie! Hier dieſes Zelt, Ihr Coſtume, Pauline! Sie ſollten in Paris leben. Man würde Sie aufſuchen wie eine Prieſterin des Geſchmackes, eine Velleda, eine Druidin der Inſpiration. Wir haben es jetzt ſehr mit den Velleden und Drui-

binnen! Ach, was bleibt uns auch nach dem Schmerze noch übrig als die Weissagung! Auf unsern Trümmern wird man uns entweder zerschmettert finden, oder wenn wir uns erheben können, so ist es nur in der Mission der Prophetie! O meine liebe Pauline, was erlebt' ich seitdem! Sähen Sie in Alles hinein bis auf den Grund, wie würden Sie, wenn Sie's beschreiben wollten, die Menschen rühren, während denen freilich, deren Herz Sie sicher vertheidigen würden, es bräche!

Pauline war über alle diese Bemerkungen überglücklich. Es waren ihr Das nicht die Phrasceologieen der neuromantischen Schule, sondern wirkliche Ergüsse reinster Aufrichtigkeit und Hingebung, ohne die Idee einer Ironie! Das Lob, das für so oft für ihre Feder empfangen hatte, war meist satirisch gemeint gewesen. Sie war weltklug und in einem gewissen Punkte nicht eitel genug, um auf diesem Bereiche Wahres und Falsches nicht sogleich zu unterscheiden. Aber diese Huldigungen der d'Azimont, das wußte sie, die waren ganz naiv und aufrichtig gemeint. Auch die förmlich auf den Kopf gestellte Moral der beiden Frauen war zwischen ihnen chose convenue.

Als ich von Odessa kam, sagte Helene, ich unerfahrenes dummes Ding, was wußt' ich von der Welt!

Deſiré geſtand mir, daß Ihr Beide Euch geliebt hattet und ich fand Das edel und gut von Ihnen, denn Deſiré verdient, daß man ihm wohl will. Sie drückten mich vor elf Jahren an Ihr Herz und die Thränen, die Sie weinten, als Sie die kleine Comteſſe d'Azimont zum erſten male ſahen, werd' ich Ihnen ewig gedenken. Wie oft fand ich dieſe Thränen in dem Radasdi und der Amarantha wieder! Sie entſagten und förderten mein Glück. Ihre Liebe, Ihre Freundſchaft hat mich erſt die Welt kennen gelehrt; denn o Himmel, was war ich? Was wußt' ich? Sylveſter Rafflard in Oſteggen war ebenſo ein Ignorant, wie er jetzt ein Böſewicht iſt und aus Rache, daß wir ihn, einem deutſchen Pedanten zu Liebe, verabſchiedeten, mich noch jetzt verfolgt. Er iſt der treueſte Rathgeber meiner Schwiegermutter geworden, dieſer böſen Frau, die trotz ihres Strebens, kanoniſirt zu werden, mein Unglück will.

Rafflard? ſagte Pauline. Ich fand den Namen kürzlich in den Blättern angezeigt. Ein Name dieſes Klanges, ſcheint mir, iſt . . . hier angekommen?

Der Himmel gebe, daß Sie ſich irren! rief Helene entſetzt. Ich haß' ihn trotz ſeiner Freundlichkeit und alle Welt ſagt, es iſt ein Jeſuit.

Ich entsinne mich, Rafflard! Professor Rafflard reist, um die Gefängnisse zu studiren —

Das ist er! Rafflard ist hier?

In den Zeitungen las ich, daß er einer Gesellschaft angehört, die es sich zur Aufgabe macht, das Loos der Gefangenen zu mildern ...

Lug und Trug! Es ist ein Jesuit, wie nur irgend einer in der Rue Jean Jaques Rousseau gebacken wird! Er verließ die reformirte Religion nach den schlimmsten Streichen, die er sich in Genf erlaubte und muß durch den boshaftesten Zufall von der Welt der Rathgeber meiner Schwiegermutter werden! Nach Egon's Abreise flog ich dem Geliebten nach und glauben Sie mir, nicht die Gefangenen sind es, die ihn herführen. Ich bin es! Ich, die er wie eine Schlange umringelt hält, um mich von Egon loszureißen ...

Die Gräfin theilt nicht die Toleranz ihres Sohnes?

Sie betreibt eine Scheidung. Sie will das Vermögen, das nach Desiré's liebevoller Anordnung mir allein anheimfällt, sich, der Kirche, dem Beichtstuhl, den Jesuiten erhalten Rafflard hier! Auch Das noch? O ich bin sehr, sehr unglücklich, Pauline.

Damit flossen Helenens Thränen, wie die eines Kindes, dem alle seine liebsten Hoffnungen von der

unerbittlichen Strenge eines Lehrers oder einer weisen Mutter zerstört werden.

Pauline suchte Helenen zu trösten und versprach ihr Rath und Beistand. Nur sammeln Sie sich, sagte sie und vertrauen Sie mir! Wie kommen Sie denn nur zu dieser verzehrenden Flamme, zu dem Prinzen Egon?

Ach! Als wir uns vor drei Jahren wiedersahen, Pauline, begann Helene mit schwacher Stimme, da war ich im Begriff, aus Verzweiflung über dies Erdenleben irgend eine Thorheit zu begehen. Wär' ich katholisch, wer weiß, ob ich nicht die Mauern eines Klosters aufgesucht und in der Liebe zum Christ (Helene brauchte diese französische Wendung) in der Liebe zum Christ meine unverstandenen Schmerzen gesammelt hätte! O eine so dürstende Seele wie die meine und nichts als das schale Wasser des Alltäglichen zur Erquickung! Belcotti, Addington, Bardanski ... ich schäme mich! Abscheulich! Es waren Flämmchen auf diesem Sumpfe gewesen, den ich Leben nannte. Ich hatte den Einen gern singen, den Andern gern wetten, den Dritten gern raisonniren hören und mit allen gern zu vier Händen die Capricen Chopins und Liszt's gespielt ... Pauline! Das war Alles. Ich kann sagen, ich hatte in diesen Flammen nur die

Flügel verbrannt. Sie wuchsen wieder, als ich diese Menschen verachtete. Ich wollte mich Desiré widmen. Desiré war gut, o gut! Er fühlte sich krank und sagte mir oft: Helene, werde etwas philosophischer! Wenn ich todt sein werde, kannst du ein neues Leben beginnen! Eine Witwe von dreißig Jahren im Besitz einer Million und mit einem Herzen voll Poesie und unerschöpfter Hingebung ist die Königin der Erde! Ich gelobte ihm, sage zu sein und ich war es, bis meine Stunde schlug. Wir ziehen aufs Land. Desiré hatte eine wunderschöne Villa am See von Enghien gekauft, sie ausbauen, sie verschönern lassen. Ich lebte nur dieser Villa, auf die mich die Eisenbahn von St.-Germain in zehn Minuten führte. O diese Villa ist so reizend, Pauline! Man sagt, Rousseau habe sie einst bewohnt und dort einige Capitel der neuen Heloise geschrieben. Ach, Sie wissen, wie ich die neue Heloise und Rousseau liebe. Ich war glücklich! An unserm Schlößchen plätschert der See von Enghien und die lieblichsten malerischen Partieen sind durch die Eisenbahn recht der Magnet derjenigen Pariser geworden, die idyllische Freuden lieben. Es war im Juni. Ich wohnte erst vier Wochen in meinem kleinen Paradiese, malte, zeichnete, componirte, wollte dichten, ich versuchte Alles, ich las, ich lachte, ich

weinte. Desiré war glücklich, wenn ein Sterbender noch einige Zeit glücklich sein kann. Ich dachte sogar an Aussöhnung mit meiner Familie und schrieb bogenlange Briefe nach Odessa, die ich mit einem Kurier unserer Gesandtschaft über Constantinopel expedirte. Da ereignete es sich, daß eine muntere Gesellschaft, Handwerker wie es schien, auf dem See an meinem Garten eine Partie machte. Sie kamen vom jenseitigen Ufer und wollten die Runde fahren und die Besitzer der Gärten necken, die an den Ufern die Kühle des Gewässers athmeten. Da schlug das Boot der fröhlichen Gesellschaft um, während ich an einem Tische sitze und gedankenvoll auf die schäkernde, übermüthige, junge Welt hinausblicke. Ich schreie, springe auf und stürze die steinernen Stufen hinab, die am See bespült werden von den Wogen, in denen sich unsere angekettete Gondel schaukelt. Ich springe in die Gondel und wie meine Empfindung eine reine, eine natürliche war, so entfuhr mir auch das deutsche Wort: Hilfe!

Sie starke Seele! sagte Pauline bewundernd. Eine jede andere an Ihrer Stelle wäre in Ohnmacht gefallen und hätte nichts gethan.

In Ohnmacht gefallen? rief Helene mit flammender, guter, schöner Erregung. In Ohnmacht, wo

Menſchen ihren Tod in den Wellen finden? Ha! Retten konnt' ich nicht, aber ein junger Mann nahm mir die Verpflichtung ab, das Aeußerſte zu wagen. Es war ein ſchöner Jüngling, der zur Geſellſchaft gehörte, ſich in die Wogen ſtürzte und mit kräftigem Arme ein junges Mädchen emporhielt, das er in den Wellen ergriffen hatte. Er ſchwamm mit ſeiner glücklich Geretteten an unſern Garten. Ach! Sie können denken, Pauline, wie ich glücklich war, als man mir zurief, nur das junge Mädchen hätte das Uebergewicht verloren und wäre, nach Waſſerlinſen haſchend, über den Rand des Nachens geſtürzt, mit dem man ſcherzhafter Weiſe ſchaukelte. Meine Diener kommen. Wir tragen das junge Mädchen in's Haus, der junge Mann, der mein deutſches Wort: Hilfe! vernommen hatte, ſprach deutſch mit mir. Wie erſtaunt' ich über den gebildeten Fremdling! Er war groß und ſchlank, von ſchwärmeriſchem Auge und ſprach ſo geiſtreich, daß ich auf der Hut ſein mußte, ihm die richtigen Antworten zu geben. Das Mädchen, ein zartes, etwas verblühtes Kind, eine echte Franzöſin, erholte ſich bald. Ich gab ihr Kleider, ließ ihnen Thee vorſetzen; aber ſei es, daß ihr Geliebter deutſch mit mir ſprach oder was war es, ſie wollte fort. Sie ſchien mir hektiſch, krankhaft aufgeregt und beherrſchte den jungen

Mann mit einem einzigen Blicke. Gegen Abend fuhr der ganze Train nach Paris auf der Eiſenbahn zurück. Am Tage darauf hatt' ich die Kleider wieder. Der junge Deutſche brachte ſie ſelbſt. Vergeben Sie mir, Pauline, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich ihn ſchon liebte. Ich erfuhr, daß ein wunderliches Incognito ihn umſpann, ich lüftete das myſteriöſe Dunkel, in das er ſich zu verbergen ſuchte, ich entdeckte, daß dies jener vielbeſprochene, ſeiner Familie, ſeinem Stande abtrunnig gewordene Egon von Hohenberg iſt. Ein Fürſt! Solche Ueberraſchung! Pauline, ich ſchildere Ihnen die Anſtrengungen nicht, deren ich bedurfte, um Egon von ſeinen communiſtiſchen Thorheiten zu heilen. Die Begeiſterung für all das Romantiſche, was ihn umgab, lieh mir die Kraft, ihn wieder zu uns zurückzuführen, denn weil ich ſeine Hingebung an die Sphäre des Volkes ſchön fand, weil ich ihm Beweiſe gab, daß ich ihn verſtand, ihn begreifen konnte, widerſprach er mir nicht, als ich ihn allmälig doch von ſeinen Kameraden, von armen Handwerkern und Griſetten trennte.

Vortrefflich! Vortrefflich! Wie pſychologiſch! Sie ſind eine Weiſe geworden, unterbrach die Geheimräthin.

Helene d'Aiment fuhr fort.

einem Strohlager zubrachte, ſchwand ihm unter Vorſtellungen über ſeine Lage, welche jetzt gerecht zu werden anfingen. Erſt am frühen Morgen löste ein erquickender Schlaf die Bruſt von ihren laſtenden Ketten.

Am folgenden Tage wachte er über einem Wortwechſel auf, der in der Nähe ſeines Kerkers geführt wurde. Er unterſchied ſehr bald die in Streit begriffenen Stimmen und hoffte aus dem Näherkommen der ihm wohlbekannten, auf einen für ihn ſo wohlthätigen Beſuch ſeiner Brüder und Gylluspa's ſchließen zu dürfen. Aber da es wieder ſtill wurde und er nur noch in der Ferne ein Klagen und Schluchzen hörte, ſo wußte er, was ihm hernach ein eintretender Mönch, ſein Kerkermeiſter, beſtätigte. Seine Lieben hatten ihn begrüßen und ſich nicht eher wieder von ihm trennen wollen, bis der hereinbrechende Abend ſie aus den heiligen Mauern vertrieb; aber die grauſame Strenge der Vorſteher des Kloſters hatte ſie daran verhindert. Einige Speiſen mußten die Stelle der beſorgten Ueberbringer derſelben vertreten.

Das Feſt des neuen Lama verhinderte die ſchwarzen Gylongs, noch an dieſem Tage ein ſolennes Ketzergericht zu veranſtalten. Hätte Hali Jong darum gewußt, ſo würd' er nicht jene knarrende Thürangel für den Boten ſeines entſchiedenen Looſes gehalten haben. Gegen Abend hörte er haſtige Tritte ſeinem Aufenthalte nahen, der Riegel vor der Thüre wurde zurückgeſchoben und eine Perſon trat ein, die zu erkennen die Dämmerung verhinderte.

„Rüſte dich eiligſt, dieſen Ort zu verlaſſen," ſagte der Fremde, und Hali Jong, der dieſe Wände nur zu ſeinem Tode zu verlaſſen gewärtigte, zögerte, ſeinen Winken zu folgen.

Egon wurde mein! Ich durfte ihn mein nennen, denn ich hatte ihn mir erobert. Er kehrte zurück in die Welt, die für ihn bestimmt war und wie glänzte er in ihr! Pauline, welch ein Triumph, den Mann zu lieben, der Alle blendete! Wenn er in die Salons trat in seinem edlen Wuchs, mit dem fast lockigen Haar, dem sanften blauen Auge, dem lächelnden Mund, um den ein gewisser Schmerz die ganze Seele verkündete — o Pauline, ist es denn möglich, daß Das war! Daß ich ihn zwei ganzer, voller, wie eine göttliche Minute dahingerauschter Jahre mein nennen konnte. Mein, mein — und dann — dann —!

Sie regen sich auf Helene! Lassen Sie Das! Erzählen Sie nicht! Une rupture! Das sagt ja Alles! Ich kenn' es ...

O, in dieser Form nicht! Pauline, in dieser Form nicht! sagte Helene dumpf. Das war ja nichts, was Menschen ertragen können! Das war ja nichts von dem Jammer aller Derer, die schon vor uns am gebrochenen Herzen starben — Pauline und wenn ein Messer vor meiner Brust zückte und Jemand sagte: Ich laß dich leben, aber du hast Das erlebt, so würde ich antworten: Laß mich sterben; nur nicht das erlebt! Da, da saß ich auf einem Sopha, es war dasselbe, auf dem einst jenes Mädchen sich erholt hatte ... sein

Arm war um meinen Nacken geſchlungen, ich ſog die Küſſe der Liebe von ſeinen Lippen ... da tritt ein Handwerker ein, den ich ſeit einiger Zeit angenommen hatte, um meine Villa ſchöner zu ſchmücken. Deſiré war in Paris. Ich wohnte in Enghien ... Egon in der Nähe. Meine Phantaſie hatte ein Spiegelzimmer erfunden, mit dem ich ihn überraſchen wollte. Ach! Egon bewunderte meine Phantaſie im Erfinden! O, ſagte er oft, Helene, du biſt die Göttin des Erfindens! Du biſt eine Schöpferin, eine Künſtlerin des Lebens! Deine Phantaſie iſt orientaliſch! Man ſieht, daß du eine Nachbarin der Cirkaſſerinnen warſt ... O Pauline ... der unglücklichſte Zufall führte mich auf einen gewiſſen Louis Armand, den Bruder jenes Mädchens, in deren intriguantem Netze der arme Egon Jahre lang geſchmachtet hatte. Louiſon hieß dies Mädchen. Schon von Lyon aus hatte ſie den aus der Penſion in Genf entflohenen halb unreifen Knaben zu all' den Thorheiten verleitet, die hier und in Paris das Gelächter der großen Welt machten. Egon wußte nichts von den geheimnißvollen Arbeiten dieſes Armand, nichts von den Malereien eines deutſchen Malers, Reichmeyer, der mir heute aufwarten wollte und den ich zu Ihnen beſchied ... Vergeben Sie mir — die Maler haben ja Zutritt bei Ihnen ...

ich sehe Niemanden — Niemanden — Sind Sie nicht bös?

Pauline schaltete ein: Bitte! Er soll mir willkommen sein! und freute sich zugleich über die Aussicht, daß die Gräfin trotz ihrer furchtbaren Aufregung für den Abend vielleicht nun bleiben würde ...

Helene fuhr fort:

Einige Tage war Armand nicht gekommen. Unwillig hatt' ich ihm geschrieben und meinen Leuten gesagt, ich wollte ihn selbst sprechen, um ihn für seine Nachlässigkeit zu zanken. Da tritt er ein, schwarzgekleidet. Egon springt auf: Louis! ruft er. Ich ahne, daß er ihn kennt. Ohne auf Egon zu merken, antwortet der Handwerker: Madame la Comtesse, ... Sie haben Recht, meine Verzögerung zu tadeln, aber Sie werden entschuldigen, daß ein Bruder am Sterbebette seiner Schwester ... seine Pflichten als Arbeiter vergißt. Ich bin im Begriff, sie heute zu begraben und kam selbst nach Enghien, nur um mich auch für heute noch zu entschuldigen ...

Das ist ja entsetzlich! rief Pauline. Das war Louison? Und Egon?

Egon, fuhr Helene in fieberhafter Aufregung fort, Egon hört diese dumpfen Worte meines Mörders, stößt mich zurück, mich Helene, die sich ermannen und

den Störenfried entfernen wollte, ruft: Louiſon iſt todt! und reißt ſich von mir los und den Bruder mit ſich fort. Meine Leute hielten mich, denn was lag denn mir daran, daß man mich für eine Raſende hielt! Ich ſah, daß Egon nach Paris zurückwollte, ich ahnete, daß er ſich von mir trennen konnte; denn furchtbar war, was er mir von der Macht dieſes Armand über ſich geſchildert hatte. Ich ſah Alles vor mir, hielt ihn krampfhaft mit den Armen, warf mich auf die Schwelle vor die Thür des Hauſes und ſchrie: Tritt mich Egon, ehe du mich verläſſeſt, mich die Lebende um die Todte! Mein Haar war aufgelöſt, meine eiskalten Hände bebten, meine Zähne klapperten vor Fieberfroſt ... Und Egon — Egon ſchritt über mich hinweg ... ſchritt über mich hinweg!

Ha, er flog an den Bahnhof — ſchon war zufällig das zweite Zeichen gegeben worden. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, ein Pfiff, er war davon, ich allein. Er hatte mich zurückgeſtoßen, mich, die ihn liebte und ihn noch liebte, als er ſie verließ! Ich fuhr nach Paris, ach! und konnte ſeine Spur nicht entdecken. Nur auf dem Kirchhofe des Boulevard Montmartre draußen bei den Batignolles wollte man einen jungen Mann bei dem Leichenbegängniß der Louiſon Armand geſehen haben, der dort die Oeffnung des Sargdeckels

verlangte und die Leiche mit ſeinen Küſſen bedeckte. Man warf dann die Erde über den Sarg und der junge Mann, ſagte man, ſoll bis in die Nacht auf dem Hügel geweint haben, einige Gräber weiter davon hätte der Bruder der Todten geſeſſen, ſtumm die Hand auf das Haupt geſtützt. Dann wäre der Bruder zu jenem herangetreten und verſöhnt wären ſie Beide von dannen gegangen ...

O, mein Kind! Das iſt ja ein Roman! ſagte Pauline erſchüttert. Das iſt ja furchtbar, entſetzlich! Ich ſehe Das vor mir! Ein Bild, von dem man zu den Künſtlern reden möchte ...

Und Sie ſind parteiiſch, Pauline? Denken Sie nicht an mich?

Helene!

Ich erhielt einen Brief von Egon, worin er von mir Abſchied nimmt und mir ſchreibt, er müſſe mich fliehen und die Miſſion ſeiner höheren Pflichten beginnen. Er reiſe in die Heimat. Ha! Pauline ... ich ihn ziehen laſſen? Nein! Ich ſtürzte zu Deſiré, der mein einziger Troſt, mein einziger Freund war. Der Gute gab mir Geld und zeichnete mir ſelbſt auf der Landkarte den kürzeſten Weg vor, um den Geliebten einzuholen. Ich kam zu ſpät. Hier bewacht ihn jetzt der Tod und Armand — der fürchterliche Rächer

ſeiner Schweſter. Ich habe Egon nicht wieder geſehen und wenn er ſtirbt, ſind meine Stunden gezählt.

Erſchöpft von dieſer aufregenden Erzählung ſank Helene Gräfin d'Azimont in die Kiſſen des Divans zurück.

Pauline ſuchte ſie zu tröſten. Sie verwies ihr die übergroße Heftigkeit und den Sturm ihrer Empfindungen. Sie würde den Freund damit nur erkälten, ſagte ſie. Sie ſchilderte ihr, wie ſie ihre Pläne mit Beſonnenheit anlegen möchte. Sie pries das Glück, in ſolchen Dingen von einem guten Gatten nicht behindert zu ſein, ja ſie wies ſelbſt auf die Möglichkeit hin, daß Rafflard hier zu einer Ausgleichung führen könne, da er den jungen Fürſten von Genf her kennen müſſe. Sie bat ſie ferner, dieſen Schmerz ums Himmelswillen nicht zu ſehr zur Schau zu tragen. Sie lebe nicht in Paris. Die Maximen der Geſellſchaft hätten ſeit kurzem einen merkwürdigen Umſchwung erlitten. Sie würde ſich und alle ihre Freunde compromittiren, wenn ſie dieſen Roman hier ſo fortſetzte, wie ſie ihn in Paris begonnen hätte. Der Hof wäre in ſolchen Dingen von einer unglaublichen Empfindlichkeit. Sie könnte ſich den abſcheulichſten Demüthigungen ausſetzen . . .

Helene blickte auf und ſagte ſtutzend:

Das Alles sind die Antworten einer Freundin? Einer Dichterin?

Pauline raffte den letzten Rest von Schwärmerei, der ihr zu Gebote stand, zusammen, warf das verlöschende Licht ihrer Augen noch einmal empor, daß das Weiße einen blitzenden Schimmer von sich gab, und sagte:

Helene! Ach, ich verstehe Sie ganz. Aber . . .

Helene schluchzte.

Pauline hielt sie tröstend, aber auch seufzend, an ihrem „mitfühlenden Herzen".

## Zweites Capitel.

### Begegnungen.

Als sich Helene etwas erholt hatte, begann die junge schöne Frau mit leidender Stimme:

Ich hörte die gute, kluge Freundin, ich schätze Ihren Rath, aber um Egon kann ich Alles dulden. Wie oft schon hat er in Zornausbrüchen mich in meiner Liebe gekränkt; ich fühle die Bitterkeit seiner Worte wohl und jammere, aber lieben muß ich ihn doch.

Machen Sie nur mich zu Ihrer Vertrauten; ich beschwöre Sie! Niemanden sonst! sagte Pauline dringend.

Ich versprech' es Ihnen, antwortete Helene. Ach, Sie sind glücklich. Ja! Sie sind Dichterin. Wenn Sie aus allen Adern bluten und Sie die Wunden, die Ihnen die grausame Welt schlug, dem Tode nahe bringen, dann kommt die Muse als Trösterin und Sie

können ſich wenigſtens Ihre eigene Grabſchrift ſchreiben. Ich habe keine Kunſt, die mich rechtfertigt; kein Talent, das mich tröſtet. Muſik! Ein wenig Muſik! Aber nur im Tanze könnt' ich mich eigentlich ausſprechen, im raſendſten Tanze. Wie ein indiſcher Schamane möcht' ich mich ſo lange um mich ſelbſt drehen, bis ich raſend werde und todt niederſinke . . .

Sprechen Sie von der Kunſt nicht, liebe Helene, ſagte Pauline und legte die fröſtelnde Hand auf Helenens heiße Stirn. Die Zeit der Kunſt iſt vorüber. Ich bin die nicht mehr, die Sie vor drei Jahren kannten, Helene. Die ſtarken Gefühle ſind einer froſtigen, prüden Analyſe erlegen. Nur die Unſchuld noch wird bewundert und das Naive groß genannt. Tändelnde Kinder drückt man wie zarte Lämmer mit rothen Bändchen und Silberglöckchen an's Herz. Die liebenden und aufopfernden Ehegattinnen ſind die einzigen, die man von unſerm Geſchlechte noch anerkennt. Die Politik ſoll, wie man ſagt, eine Art Reinigung der Gemüther geworden ſein. Ich weiß Das nicht, aber es iſt ſo; es ſoll ſo ſein. Man muß ſich vor den allgemeinen Thatſachen demüthigen.

Es iſt auch in Paris ſo, ſagte Helene. Wenn aber eine gewiſſe Stabilität wieder hergeſtellt ſein wird, wird ſich auch dieſe Verirrung legen.

Sie ſagen: „Verirrung?“ . . . bemerkte Pauline lächelnd und fuhr fort:

Glauben Sie daran! Sie ſind noch jung, Sie vermögen noch alle dieſe Erſcheinungen mit einem liebebedürftigen Herzen abzuwarten. Für uns aber, liebe Helene, laſſen Sie uns beſonnen ſein. Sie werden hier bleiben, bis Egon wiederhergeſtellt iſt. Auch ich nehme an Allem, was die Hohenbergs betrifft, den lebhafteſten Antheil. Sprach Egon niemals von mir, nie von den Harders überhaupt?

Egon war ein Franzoſe geworden. Er kannte Deutſchland nicht mehr; antwortete Helene.

Ließ er ſich niemals auf das Leben ſeiner Mutter ein? bemerkte Pauline lauernd.

Ich weiß von ihr nicht mehr, als was ich von Ihnen erfuhr, ſagte Helene aufrichtig und offen. Wer Amarantha bewundert, kann nur erſchrecken, daß Egon Amaranthens Sohn ſein ſoll! Laſſen Sie! Laſſen Sie! Ja! Ja! Man ſagte mir Das. Was thut Das? Ich lebte der Gegenwart und Zukunft. Egon ſelbſt ſprach ungern vom Vergangenen. Gerade zur Zeit, als ſeine Mutter ſtarb, waren wir Beide die glücklichſten Geſchöpfe der Erde.

Sie ſind auch darin ſo gut, Helene, ſagte Pauline aufathmend, daß Sie für Ihre Freunde Partei

So mögen mich die Götter behüten!“ ſagte der Gefangene, als ihm der Andere deutlich von Flucht geſprochen hatte; „entweder iſt dein Rath nur eine Falle, die mir die Väter legen, oder die Gefahr wird um ſo größer, wenn wir ihr entrinnen wollen und auf der Flucht ergriffen werden. Wer biſt du auch, daß mein Schickſal dich erbarmte?“

„Wir entweichen,“ entgegnete eilig der Fremde, „ohne deßhalb zu fliehen, weil deine Wächter dich dieſen Ort verlaſſen ſehen werden. Säume nicht länger, damit wir die Rückkehr der Vorſteher vom heutigen Feſte vermeiden.“

Hali-Jong beſann ſich jetzt nicht länger, raffte ſeine Kleider zuſammen und folgte ſeinem Führer, in dem er und wir den Schamanen erkennen. Der Weg ging durch dicht gedrängte Straßen, in denen ſich Hali-Jong ohne Begleiter verirrt hätte. Sie folgten dem Zuge, der über das Gebiet der Stadt hinausſtrömte und den Palaſt des Dalai Lama belagerte, um die endlich auf ſeinen Zinnen erſcheinenden Fahnen mit einem donnernden Geſchrei zu empfangen. Sie wandten ſich aber von der Fronte dieſes großartigen Gebäudes, das ſelbſt einer kleinen Stadt glich, ab und verfolgten eine Reihe von Seitengebäuden, an deren äußerſtem Ende ſie inne hielten und durch eine kleine Thür in das Innere der großen Wohnung des Dalai Lama traten. Hier wies der Schaman ſeinem Schützling ein abgelegenes, aber bequemes Zimmer an, das er unter keiner Bedingung verlaſſen zu wollen verſprechen mußte.

Der Schaman hatte Alles an die Rettung Hali-Jongs, die er Gulluöpa verſprochen, zu ſetzen, wenn er ſie gegen eine ſo mächtige Partei, als die Prieſter waren, durchſetzen wollte. Obſchon ihm ſeine Würde, als Bruder des Höchſten, alle

nehmen und für Das, was Sie einmal warm und neu ergriffen haben, Farbe halten. Schließen Sie sich mir an! Ich bin zwar manchen Stürmen preisgegeben gewesen. Aber noch wurzl' ich in festem Boden. Bleiben Sie eine Viertelstunde in der kleinen Gesellschaft, die ich heute um mich habe. Beobachten Sie flüchtig! Sie werden mit der Schärfe Ihrer Intuition bald bemerken, was jetzt die Menschen hier beschäftigt und beschäftigen darf. Versprechen Sie mir, besonnen zu sein? Besonnen um meinetwillen?

Ich verspreche es, sagte Helene und reichte ihre weiße schwarzbesiorte Hand der auf Melanie, die jetzige Rivalin Helenens gespannten Freundin, die schon auf Wagen im gekieselten Fahrwege lauschte und mit Helenen an ein von der Abendsonne beschienenes Fenster der vorderen schon erleuchteten Salons trat.

Sie wissen doch, daß Adele Wajämskoi dort drüben wohnt? fragte Pauline.

Und noch ehe sie Helenens Antwort abgewartet hatte, brach sie schon in den lebhaftesten Ausdruck ihres Erstaunens aus, die königlichen Livreen vor dem Hause zu erblicken ...

Sehen Sie! rief sie. Die Fürstin ist eine tugendhafte trauernde Gattin, eine zärtliche Mutter! Da

ſteht ſchon der Wagen der Oberhofmeiſterin vor ihrer Einfahrt!

Meine Schweſter ſcheint gefeiert zu ſein; ſagte Helene verächtlich. Der zweite daneben haltende Wagen ſcheint ihr ebenfalls Beſuch zugeführt zu haben.

Was ſeh' ich! rief Pauline. Das iſt ja der alte Rumpelwagen meiner Schweſter? Anna mit der Altenwyl zuſammen? Ludmer! Ludmer! Wo iſt die Ludmer? Anna hat ein Rendezvous mit der Altenwyl!

Die alte Charlotte Ludmer hatte ſich ſchon längſt in der Nähe gehalten und beſtätigte, was ſie ſchon ausſpionirt hatte, daß bei der Fürſtin drüben, ſo wurde übertrieben „ein Wagen nach dem andern" vorführe, und eben wären Anna von Harder und die Gräfin Altenwyl dort zuſammen . . .

Helene begriff nicht, was Pauline darin ſo Außerordentliches finden konnte und hörte befremdet zu, als Pauline in die Worte ausbrach:

So müſſen ſich denn die ſchönen Geiſter wirklich ſchon begegnen! O ich ſehe es, wie ſie aufeinander lauſchen, aneinander ſich entzünden und entflammen! Dort die Tugend, da die Tugend und überall die Tugend! Ha! Ha! Ha! Ludmer, was wetteſt Du, Anna wird morgen in die kleinen Cirkel eingeführt! Was wird

die Königin ſie an ihr Herz drücken und ihr eingeſtehen, wie ſehr ſie nach dem Umgang mit ſolchen Naturen geſchmachtet hätte! Pfui! Lächerliche Welt! Helene, was ſind die Männer zu beneiden! Die Männer können Das, was ſie verachten, zu ſtürzen ſich verſchwören! Sie können Stirn gegen Stirn ihren Widerwärtigkeiten entgegentreten. Wir Frauen müſſen unſere Ideen, wenn wir welche haben, niederkämpfen und nach Gebetbüchern greifen, um nur nicht die Thorheit zu begehen, einmal eine That zu verſuchen ...

Ich erſtaune, ſagte Helene, daß man hier ſo vom Hofe abhängt! Noch vor drei Jahren ...

Alles iſt anders geworden, unterbrach die aufgeregte Pauline. Wiſſen Sie, Helene! Hier treiben die Frauen jetzt nichts mehr als Werke der Liebe, der chriſtlichen Liebe ...

Oeuvres de charité? Wie in Paris! ſagte Helene lächelnd.

Wer lieſt noch ein Buch! fuhr Pauline fort. Wer ſpricht noch von einem Roman! Verachtet iſt jetzt jede Frau, von der man mehr weiß, als daß ſie ihre Kinder ſelbſt wäſcht, ſelbſt anzieht und die Zeit, die ihr ſonſt übrig bleibt, mit Kirchenmuſik und Colportage von Looſen für die Ausſpielungen der Frauenvereine zubringt. Man nennt Das die innere Miſſion!

Man ſpricht von Krankenpflege, von Wärterinnen in den Hospitälern, von der Armuth und den unehelichen Kindern, von den Skropheln und Kartoffeln, von den Gefangenen und ihrer Beſſerung . . .

Wie Raſſlard und meine Schwiegermutter in Paris!

O, es mag vortreffliche gutmüthige Leute darunter geben, die ſich gern damit beſchäftigen, Charpie zu zupfen und die Warteſchulen zu beſuchen, aber ich kann es nicht. Ich fühle mich zu ſchwach für dieſe Tugenden . . .

Pauline von Harder konnte nicht ausreden; denn die Thür öffnete ſich und einige Gäſte traten ſchon herein . . .

Es waren zwei. Erſtens der Hofmaler Lüders, eine ſchleichende höfliche Figur, ein Mann, der ſein ſchönes Talent früh gelernt hatte an den Meiſtbietenden loszuſchlagen, und Sanitätsrath Drommeldey.

Ganz gegen die Abrede mit Paulinen ſtürzte Helene gleich auf dieſen Letztern zu und fragte nach Egon, den er mit mehren andern Aerzten behandelte . . .

Drommeldey erwiderte mit einem eigenthümlich gekniffenen, lauſchenden Blicke ſeines ſcharfen Auges, daß der junge Fürſt ſich durch mancherlei Aufregungen ein Nervenfieber zugezogen hätte, dem er deshalb den glücklichſten Ausgang vorherſage, weil es ſogleich im erſten Stadium in ganzer Heftigkeit ausgebrochen wäre

und den ganzen Organismus ergriffen hatte. Wenn es eine ſchleichende, unausgeſprochene Form angenommen hätte, ſagte er, würde er beſorgt ſein. Allein eine ſo gewaltige Erſchütterung und der ſchnelle Ausbruch des Phantaſirens erzeugt raſche und gute Kriſen. Wir haben ein Nervenfieber, nicht den Typhus.

Phantaſirt Egon und was? wollte Helene in ihrer leidenſchaftlichen Theilnahme eben fragen; aber Pauline zog ſie fort und flüſterte ihr zu:

Mäßigung!

Drommeldey mußte ſich nun mit Paulinen beſchäftigen, mit ihrem Pulſe, den er zu aufgeregt fand, mit ihrem Appetit, den ſie für gering erklärte . . .

Sie haben keine Badereiſe gemacht, ſagte Drommeldey, Sie grübeln zuviel, Sie nehmen das Leben zu ernſt.

Als Pauline dieſe „Kur durch Leichtſinn" ablehnte, vertiefte ſie ſich mit Drommeldey in homöopathiſche Geſpräche, die ihr den Genuß verſchafften, mit ſich ſelber zu theoretiſiren und eine Art von autodidaktiſcher Quackſalberei zu treiben . . .

Sanitätsrath Drommeldey war der geſuchteſte Arzt der vornehmen Welt. Er miſchte das allopathiſche Princip mit dem homöopathiſchen und praktizirte auf dieſe Art à deux mains. Wer an das Eine nicht

glaubte, dem half vielleicht das Andere. Besonders behauptete der kleine, feine, magere, starkgeröthete Herr mit den stechenden listigen Augen, daß die Seele des Patienten ein Hauptaugenmerk des sorgenden Arztes sein müsse. Er hatte durch dies Zauberwort alle vornehmen Frauen gewonnen. Denn eine verstimmte Seele wollen sie alle haben und mehr durch das Gemüth und seine Anregungen, als durch die Pharmakopöe kurirt werden. Drommeldey führte ein Buch über seine Patienten, eine förmliche Chronik ihres ganzen Lebens. Man kann sich denken, wie ihm die Gläubigen anhingen. Die Malades imaginaires behandelte er homöopathisch und ließ sie aus ihren kleinen portativen Apotheken sich die unschädlichsten Dinge selbst dispensiren; die wirklichen Kranken griff er aber mit vielem Geschick allopathisch an. Er galt nicht nur bei Hofe, sondern mit gleicher Autorität in einem ganzen Bezirk von zwanzig bis dreißig Meilen bei allen Reichen und Vornehmen. Er war fast in jedem Monat einmal auf einer größeren Reise begriffen. Ihm ganz besonders kamen die Eisenbahnen zu statten, denn sie gaben ihm eine Universalpraxis. Im Uebrigen war er keineswegs so kopfhängerisch, wie man nach seiner Verehrung vor der Homöopathie und der medizinischen Wichtigkeit, die er der Seele zuschrieb,

hätte glauben ſollen. Er liebte ein Glas herben Ungarweins und ſtritt oft mit dem Juſtizrath Schlurck, ob die engliſchen oder holſteiniſchen Auſtern nahrhafter wären. Seine Philoſophie war ſo ziemlich die des vorigen Jahrhunderts. Er liebte Anekdoten von Voltaire, Friedrich dem Großen und der Kaiſerin Katharina. Ein bon mot ſtand ihm höher als eine Abhandlung. Sein Wiſſen wurde beſonders von den jüngern Aerzten ſehr bezweifelt; allein darum hätt' er es doch längſt zu einem höhern Titel als dem eines Sanitätsrathes — was in der mediziniſchen Welt ſoviel wie ein Commerzienrath in der bureaukratiſchen iſt — gebracht, wenn er nicht als halber Homöopath gewiſſermaßen außerhalb der offiziellen Medizinalverfaſſung des Landes ſtand. Die Homöopathie war noch nicht akademiſch vertreten. Er verzichtete auf Ehrenämter, begnügte ſich mit ſeinen Orden und den Dukaten, die ihm von allen Seiten zuſtrömten.

Die Säle füllten ſich ... Offiziere, Beamte, Künſtler kamen, manche nicht ohne Ruf. Es kann nicht unſre Abſicht ſein, ſie Alle zu katalogiſiren ...

Es war da die ſtehende Garde der Geheimräthin zugegen. Sie bildete den Stamm ihrer Geſellſchaften und konnte recht verletzt werden, wenn ſie bei irgend einem größern Mittage oder Abende fehlte. Alle ge-

hörten ſie der Richtung an, die noch bis vor kurzem von Pauline von Harder leidenſchaftlich vertreten war. Da es ihr nicht möglich wurde, ſich nach der Kriſis, in der ihre äſthetiſche Lebensauffaſſung zu Grunde ging, auf die Werke der Liebe, die Frauenvereine, die Inſtitute der inneren Miſſion zu werfen, eine „graue Schweſter", Diakoniſſin oder Schwanenjungfrau zu werden, ſo hatte ſie es leidenſchaftlich mit der Politik und dem conſervativen Syſteme. Alle dieſe Anhänger ihrer Fahne waren Beamte, Adlige, Offiziere, auf's befliſſenſte damit beſchäftigt, die alte Ordnung der Dinge wiederherzuſtellen und das demokratiſche Princip zu bekämpfen. Einige von ihnen ſahen in dieſem Princip nur die rohen und gemeinen Straßenausbrüche der Demokratie, Andere waren gerechter und geſtanden zu, daß die Demokratie das Unglück hatte, in ihren erſten Bildungsformationen eine Menge Schlacken involviren zu müſſen; doch auch das reinere Metall erſchien ihnen verderblich und gefährlich. Der Unſchuldigſte dieſer Conſervativen war noch der alte Graf Franken, den nichts in ſeinem Hochtorysmus berührte, an dem Alles abglitt und der erſt ſeit kurzem wieder dauernd die Gnade gehabt hatte, in der Reſidenz zu wohnen. Viel ſchroffer ſchon war der Kammerherr von Ried, ein Schwager Pau-

linens aus erſter Ehe, ein ſehr reicher Gutsbeſitzer, der zu verarmen fürchtete, wenn die progreſſive Einkommenſteuer und die neue Grundzinsgeſetzgebung in Kraft blieb. Die Geſpenſter des Communismus ließen dieſen Mann nicht ſchlafen. Er hatte eine große Korn-Ligue geſtiftet zwiſchen allen Grundbeſitzern des Landes, um den Miniſtern und Kammern die Spitze zu bieten, ein Unternehmen, über das der Hof nicht wußte, ſollte er Freude oder Schrecken empfinden. Kammerherr von Ried organiſirte Bauernvereine, die die Geſellſchaften der Demokraten bei paſſenden Gelegenheiten überfielen und Jeden halbtodt prügelten, der ſich nicht bereit erklärte, auf der Stelle eine gewiſſe Landeshymne zu ſingen. Dieſe patriotiſchen Banden wurden faſt in der ganzen Monarchie organiſirt und von Gendarmen oder eben ausgedienten Soldaten, die zwar den Bauernkittel wieder anzogen, aber nicht viel Luſt zum Arbeiten hatten, geleitet. In großen Städten wurden von Sackſiedern, Laſtträgern, Karrenſchiebern ſolche Kraft-Vereine gebildet. Der Kriegsrath Wisperling, der zugegen war, gehörte zu den ſchleichenden Naturen, die es verſtanden, unter Kanalarbeitern und Schiffsabladern mit einer gefüllten Börſe Mannſchaften zu werben zu ſolchen loyalen knüttelhaften Demonſtrationen. Er miſchte ſich auf naive, kindliche Weiſe unter Brücken- und Bau-

arbeiter, ſcherzte, ſpäßelte, theilte Viergroſchenſtücke aus und veranlaßte eine Zeit lang jeden Sonnabend ſpät in der Dunkelheit einen Ueberfall der Clubs und einige halbtodt geſchlagene Opfer dieſer unzurechnungsfähigen Loyalitätswuth. Einige Sendapoſtel der Enthaltſamkeitsvereine unterſtützten darin dieſen ſanft flüſternden, immer liebevoll lauernden Kriegsrath Wisperling. Dafür, daß er bei ſeinen Sonnabend-Abends-Werbungen manchmal irre ging und an die unrechten Elemente im Volke kam und fürchterlich oft ſchon ſelbſt geſchlagen wurde, hatte ihn das Bedauern, das Lob und manche Gratification ſeiner Vorgeſetzten ſchadlos gehalten. Er wußte, daß er auf der Liſte ſtand, bei nächſtens thatkräftigerem Durchbruch der Reaction für dieſes eigenthümliche Rekrutiren Geheimer Kriegsrath zu werden. Auch einer dieſer Sendapoſtel war zugegen, Baron von Held. Er reiſte für die Ausrottung der ſogenannten Alkohol-Vergiftung und gehörte zu den gewandteſten „Colporteuren" der innern Miſſion, die in die politiſche Krankheit der Völker auch ſcharf genug in's Auge gefaßt hat und ſie als Teufelswerk auszurotten ſucht. Das chriſtliche Werben gibt ſich da zum Deckmantel einer ganz weltlichen Induſtrie, für eine Menge Bücher, Zeitſchriften, Geſellſchaften u. ſ. w. her, warum nicht auch für das reactionäre Wühlen?

Wege öffnete, die er einſchlagen mußte, um Hali-Jong einſtweilen zu ſichern, ſo durften ihm doch überall die Fanatiker folgen und zuletzt ihr Opfer wieder zurückfordern, wenn es der Spruch des Lama ihnen nicht entzogen hatte. So war die Rettung, die er dem Ketzer angedeihen laſſen konnte, nichts mehr als ein Aufſchub der Strafe, die nur durch höchſten Spruch abwendig gemacht werden durfte. Wie vieler Verantwortung er ſich dabei ausſetzte, bewies ihm der jüngſte Vorfall mit dem Correſpondenten. Sei es nun, daß das Syſtem der Spionage, welches dieſer Menſch über ganz Laſſa verbreitet hatte, ihn von den kleinſten Abweichungen der gewöhnlichen Ordnung der Dinge in Kenntniß ſetzte oder daß ihm die Gylongs von den eigenmächtigen Eingriffen des Schamanen in dieſe Ordnung Nachricht gegeben hatten, ſo war es ferner unumgänglich, den Dalai Lama von dieſen Verwickelungen zu benachrichtigen. Der Schaman hätte dies gern vermieden, weil er wohl einſah, wie ſchwer es dem Bruder ankommen würde, gleich durch ſeine erſte Regierungshandlung den Eifer der Zeloten gegen ſich aufzuwiegeln. Aber was ließ ſich Anderes thun?

Den Laien iſt der Dalai Lama nur zu gewiſſen Stunden des Tages zugänglich. Alle übrigen muß er im Gebete und Regieren mit den höchſten geiſtlichen Würdeträgern zubringen. Selbſt dem Bruder war es dann unmöglich, zu dem ängſtlich bewachten Gotte Zutritt zu finden. Dieſer Umſtand mußte ſeinen Planen ſehr ins Licht treten. Was er befürchtete, traf auch zu.

Die geiſtlichen Herren drangen auf Maha Guru mit Verwunderungen über die im Namen Gottes begangene Be-

Einen der keckſten Agitatoren lernen wir in dem anweſenden Grafen Brenzler kennen. Dieſer hatte, um Conflikte herbeizuführen, ſich nicht geſcheut, ſchon an den Straßenecken oft zum Bau von Barrikaden aufzufordern und durch geſchickte Manöver in ſolcher Art gleichſam den Feind herauszulocken, um ihn beſſer auf's Haupt ſchlagen zu können. Graf Brenzler, noch jung, war ein förmlicher Flibuſtier ſeiner Partei und lag in einem fortwährenden bald liſtigen bald offenen Kampfe mit ſeinen demokratiſchen Gegnern.

Auch einige politiſch ſehr fanatiſche Frauen waren ſchon zugegen. Sie gehörten zu den wildeſten Parteigängern, unter denen man Erſcheinungen in neuerer Zeit getroffen hat, die die grauſamere Natur der Frauen in ein entſetzliches Licht ſtellen. Für die Ausſicht, ihre Männer könnten jährlich hundert Thaler weniger Gehalt beziehen, waren manche vom ſchönen Geſchlecht Furien geworden. Von denen, die um einen bei dem Lärm der Aufſtände flatternden Kanarienvogel, um einen winſelnden Schooshund wüthen konnten, will ich nicht reden; auch die wollen wir bemitleiden, die auf der Straße von einem betrunkenen Arbeiter übel angeredet, nach Hauſe kommen und in Ohnmacht fallen und die Welt mit Feuer und Schwert vertilgt wiſſen wollen. Aber die Damen

waren entſetzlich, die die Beſteuerung der Penſionen fürchteten, die, die etwas von den Abzügen der hohen Gehalte gehört hatten. Dieſe glichen Mänaden und hätten ruhig neben Karl IX. in der Bartholomäusnacht ausgehalten, als dieſer mit der Flinte an einem Fenſter des Louvre ſtand und immer ſchrie: Tuez! Tuez! Tuez!

Begrüßen wir nun Diejenigen in Paulinens Salon, die wir ſchon einmal nennen hörten oder genauer kennen.

Vor allen iſt die Excellenz ſelbſt zu nennen. Kurt Henning Detlev von Harder zu Harderſtein kam mit dem Großkreuz auf der Bruſt, ſehr gewählt toilettirt, die Perücke friſch gebrannt und neu gelockt. Seine Haltung verlieh ihm Würde. Er belächelte Jeden ſehr gnädig und war gegen Helene d'Azimont in dem Zelte ſogar herzlich. Dieſe fand ihn, als er in dem blauen Zelte ſich neben ſie ſetzte, außerordentlich vergnügt. Sie geſtand ihm, daß ein gewiſſes Etwas in ihm läge, was man kaum anders nennen könnte als Unternehmungsgeiſt . . .

Finden Sie Das?

Unverkennbar. O! O! Sie haben etwas!

Die Reiſen auf die königlichen Schlöſſer bekommen mir gut.

Man athmet dort eine ſo geſunde Luft . . .

Das ist es.

Auch die Zeit regt an.

Die Zeit? Wie so, Frau Gräfin? Die Zeit ... Ach! abscheulich! Sie thun, als wenn ich ein Greis wäre!

Bitte! Ich spreche von der Zeit, nicht vom Alter.

Ach so! ... Werden Sie Papa nicht besuchen?

Papa? Wer ist Papa?

Meinen Papa in Tempelheide ...

Dies Gespräch wurde für die erschöpfte Helene schon zu angreifend. Es war ihr drückend, leidlich heiter sein zu sollen. Sie machte Miene, sich doch zu entfernen, während außerhalb des Zeltes Pauline empfing. Der Geheimrath hielt sie aber mit Schmeicheleien auf. Er fand sie bewunderungswürdig. Verdrüßlich antwortete sie:

Wovon sprachen wir?

Von Papa, Comtesse! Papa!

Nein, nein, nein! Ihr Papa? Es muß Ihr Großvater sein! Sie sind zu schalkhaft, zu jung, um nur noch einen Vater zu haben. Treibt er immer noch Zoologie, der alte Herr? Gehen Sie zu ihm, Excellenz! Er muß Sie noch zähmen, Sie blicken heut so wild! Und dabei ist nicht einmal Ihre Cravatte fest geschnürt!

Gravatte? Trägt man in Paris Gravatten? Der Graf verſprach mir Moden zu ſchicken . . .

Recepte!

Recepte? O!

Ach, Excellenz, fuhr Helene ſeufzend fort, ſo lang ich hier bin . . . Schicken Sie mir denn auch manchmal, wie ſonſt, Blumen aus Monplaiſir und Sansregret?

Wenn ich ſicher bin, nicht durch die Eiferſucht eines gewiſſen —

Sprechen Sie von Blumen, Excellenz! Ich will Solitüde beſuchen . . . Sie haben dort Treibhäuſer. Was gibt es Neues in Solitüde?

Ich habe eine neue Methode des Bewäſſerns erfunden . . .

In der That? Erfinden Sie?

Eine Gießkanne, Comteſſe, die aus verſchiedenen Schläuchen beſteht —

Eine Feuerſpritze —! Excellenz, das iſt nichts Neues.

Doch! doch! Comteſſe . . . Die Majeſtaten waren entzückt davon. Die Gießkanne ruht auf zwei Rädern; ſtatt des einen Halſes gehen zwei Schläuche, etwa in der Länge von — erlauben Sie, daß ich Ihnen Das genauer vormache! Hier ſteht die Gießkanne . . .

In dieſer wiſſenſchaftlichen Auseinanderſetzung, die das Element des Intendanten der königlichen Schlöſſer war, wurde er aber durch ſeine Gattin geſtört, die mit den Malern Heinrichſon und Reichmeyer in das blaue Zelt trat und Helenen in Letzterem einen alten Bekannten aus Paris zuführte.

Helene empfing den Maler ihrer Villa von Enghien ſehr freudig und tiefbewegt. Sie rückte ſogleich ſo, daß Reichmeyer die eben von Excellenz verlaſſene Stelle des Divans einnehmen mußte. Noch mit dem Worte: Gießkanne! auf den Lippen ſtand Herr von Harder einige Sekunden ſchwebend und ließ ſich dann mit Heinrichſen in eine weitere Auseinanderſetzung über dieſen Gegenſtand ein. Harder gehörte zu jenen Menſchen, deren Ideenarmuth es mit ſich bringt, daß ſie einen einmal gefaßten Gedanken nicht wieder fallen laſſen können. Ganz unbekümmert darüber, ob Heinrichſon, der beſondere Schützling ſeiner Gattin, ein Intereſſe haben konnte, die Conſtruction einer neuen Gießmaſchine kennen zu lernen, ſetzte er dieſem doch jene durch den Mechanismus des Denkens einmal in ihm aufgezogene Einrichtung des neuen Bewäſſerungswerkzeuges auseinander. Heinrichſon, der an Alles dachte, nur nicht an die Annehmlichkeit, mit der Excellenz in ein hydrauliſches Geſpräch verwickelt zu wer-

den, mußte ausharren. Mit den Blicken hier und dorthin forſchend, die Gräfin d'Aziment mit ſeinen heißen, ſprechenden Augen faſt verſchlingend, dann einmal wieder auch pflichtſchuldigſt mit einer gewiſſen Schwärmerei nach dem bibliſchen Turban Paulinens blickend, unterbrach er die Auseinanderſetzungen des Geheimrathes, ohne ihrer im Mindeſten zu achten, fortwährend mit den näſelnden Worten: Ah! Sehr wohl! Sehr ſchön! Sehr praktiſch! Aha! ... Und Excellenz waren entzückt über die Gelegenheit des Beweiſes, wie ſehr das Vertrauen Sr. Majeſtät gerechtfertigt war, als man ihm, dem altgewordenen Kammerherrn und ehemaligen Reiſemarſchall des Hofes, die Intendanz der königlichen Gärten und Schlöſſer überließ.

Kaum war Heinrichſon hierauf zu Paulinen geſchritten und hatte ſein Amt angetreten, das eben darin beſtand, ihr den ganzen Abend eine gewiſſe „Aſſiduität" zu widmen, das heißt: eine gewiſſe befliſſene Emſigkeit des Aufmerkens und ein ſcheinbares leidenſchaftliches Drängen, immer in ihrer Nähe ſein zu dürfen, als die unvermeidliche Trompetta mit ihrer ebenſo unzertrennlichen Begleiterin, der blonden Friederike Wilhelmine von Flottwitz eintrat.

Man nannte ſie die Inſeparables, falls ſich, wie

Heinrichſon boshaft hinzuſetzte, naturhiſtoriſch nachweiſen läßt, daß alte Kakadus ſich mit jungen Kanarienvögeln paaren . . .

Wie dem ſei, die Trompetta brachte Leben in jede Geſellſchaft. Die kleine kugelrunde Frau rollte ſich bald da, bald dorthin und ſchied von keinem Cirkel, in dem ſie nicht mehrfach jedem Einzelnen à part einen guten Abend gewünſcht hatte. Während Helene glücklich war, mit Reichmeyer allein von Paris, vom See zu Enghien und ihrem Spiegelzimmer reden zu dürfen, zu dem er einige enkauſtiſche Wachsmalereien geliefert hatte, wußte die Trompetta, die ihrer noch nicht anſichtig geworden war, ſogleich eine Fülle von Thatſachen über die Zeit und die Menſchen anzubringen, die Alle anregte und unterhielt. Da ſie Jedes im Tone der Liebe und des herzlichſten Antheils vorbrachte, auch jede Verleumdung, auch jede Nachrede eines ſchlimmen Gerüchtes, ſo war es recht boshaft von Heinrichſen, daß er zu Paulinen ſagte:

Da hat man ſchon wieder die gute Dame aus Sheridan's Läſterſchule, die nur deshalb die böſe Läſterung der Andern tadelt, um wiederholen zu können, was über dieſe Menſchen geläſtert wird.

Die Flottwitz aber war ſogleich von einigen Militairs umgeben, die mit ihr über den neuen Achilles,

den Prinzen Ottokar sprachen und ihr Manches im Vertrauen mitzutheilen wußten, was sich auf der nächsten Avancementsliste bestätigen würde. Sie erzählte dafür ihrerseits, daß im weiblichen Neubunde wäre beschlossen worden, für Weihnachten in jedem Kasernenzimmer der ganzen Monarchie einen Weihnachtsbaum anzuzünden, jedem Krieger für die bewährte Treue Aepfel, Nüsse und einen Pfefferkuchen zu bescheeren, der wahrscheinlich den allgeliebten Prinzen Ottokar darstellen würde, falls es nicht schicklicher wäre, den König selbst in dieser Form seinen Landeskindern zum liebevoll flüchtigen Andenken zu übergeben. Das junge schwärmerische Mädchen war so demokratenfeindlich, daß sie mit großer Begeisterung auch von einigen neuen Verhaftnahmen sprach und die guten Aussichten für die nächsten Wahlen lobte.

Frau von Trompetta musterte die Anwesenden und fand sogleich heraus, daß sie nur dem politischen Kreise der Geheimräthin angehörten. Pauline hatte sich also noch immer nicht entschließen können, die christlich soziale Richtung der Gräfin von Mänseburg einzuschlagen, mit der sie die Trompetta in ihrer Weise schon vor einiger Zeit glaubte liirt, richtiger verkuppelt zu haben. Pauline hatte wirklich einmal schon einen schwachen Versuch in der „Krankenpflege" ge-

macht, es aber nicht sehr weit bringen können in so schweren, den ganzen Menschen und seine Eitelkeit in Versuchung bringenden Aufgaben. Die Trompetta fand also nur politische Elemente ... Ihr war Das ganz gleich, der betriebsamen Frau. Sie plätscherte ja wie ein Meeruser-Fisch in beiden Elementen, im Süßwasser der sozialen Richtung, wie im Salzwasser der Politik. War sie doch auch schon zu der Erkenntniß gekommen, daß eine Frau, die etwas auf sich hält, in Gemeinzwecken nicht ganz zu Grunde gehen dürfe! Sie hatte ihre avarten Liebhabereien. Sie veröffentlichte Bücher, Bildersammlungen, Stickereien durch wohlthätige Lotterieen. Dies war eine Agitation, die sie ganz auf eigene Hand betrieb und bei der sie sich eine gewisse Selbstständigkeit ihres Namens sicherte. Sie fühlte sich gehobener, bedeutsamer durch die Bitten der Vereine, doch ihrer eingedenk zu bleiben und für sie zu wirken. Denn wenn die Trompetta wirkte, so bekam ein Magdalenenstift, eine Diakonissenanstalt, ein Blindenasyl, ein rauhes Haus für verwahrloste Kinder u. s. w. gleich eine sehr bedeutende Summe. Mit den schweren Liebesdiensten der christlich sozialen Richtung selbst gab sie sich nicht ab. Dazu war sie zu flüchtig, zu eitel, zu vergnügungssüchtig. Und oft sagte sie so laut, daß es ihre intimsten Freundinnen, Pauline

von Harder und die Flottwitz, hören konnten: Was thut denn auch die Gräfin Mäuseburg anders, als daß sie jeden Morgen die Rapporte von einer alten Kammerjungfer und von ein paar alten Nähterinnen anhört, die statt ihrer zu den armen Wöchnerinnen, zu den Kranken und Hilflosen gehen und ihr die Thatsachen mittheilen, denen sie durch die disponiblen Fonds der Kassen auf ihrem Sopha eine andere Wendung gibt! Sie notirt sich die Fälle in ihren Büchern und setzt daraus die Statistik zusammen, die sie dem großen Centralausschusse vorlegt!

Besonders wegen der lieben Flottwitz sah die Trompetta heute mit Vergnügen, daß im Salon der Geheimräthin die politischen Elemente überwogen. Die Flottwitz und die Trompetta gehörten zwar zu den musikalischen Akademieen der feindlichen Schwester in Tempelheide, allein Pauline hatte gerade gern eine Verbindung mit dem jenseitigen Feldlager. Die Trompetta sagte oft zu ihr: Pauline, brauchen Sie mich bei der guten Anna als versöhnenden Parlementär! Aber Pauline schüttelte den Kopf und sagte lächelnd, wie zum Scherz, aber sie meinte es ernstlich: Nein, ma chère, als Spion! — Pfui! Pfui! hatte zwar die Trompetta darauf erwidert, aber sie besaß ein merkwürdiges Talent, in Form harmloser spielender

freiung eines Gotteslängners ein. Der Lama wußte aber selbst von der Angelegenheit nicht mehr, als daß sein Bruder diese Befreiung vorgenommen hätte, und wie entrüstet er darüber war, daß ihm dadurch die Geistlichkeit mit ihrem Argwohn und ihrer immer regen Verdächtigung auf den Rücken kam, so war er doch begierig auf die Umstände, die seinen Bruder zu solchen Eingriffen in die Vorrechte der Inquisition bewogen haben mochten. Selbst, wenn er von diesen mehr gewußt hätte, so würde er zwischen den Wünschen des Herzens und des Mitleids und den Forderungen der großen Kirchenlichter einer schwierigen Wahl nicht ausgewichen sein. Da er aber von dem Urheber des himmelschreienden Verbrechens nichts wußte, nach seiner Person und Herkunft sich nicht erkundigt hatte, so hatte er, um die harte Zurückweisung der chinesischen Anmaßungen wieder gut zu machen, noch an demselben Abend den drängenden Priestern versprochen, dem Gange der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen und von seinem Bruder die Auslieferung des entführten Verbrechers zu verlangen. Er hatte damit mehr versprochen, als er leisten konnte. Denn wenn er die Person erfuhr, um deren Leben es sich handelte, wie konnte er sie denen ausliefern, unter deren Händen man bald sein Leben aushauchte!

Die ersten Augenblicke, da es den Laien gegönnt war, den Lama zu sprechen, hatte der Schaman schon benutzt. Jetzt verließ er ihn und Maha Guru blieb mit einem zerrissenen Herzen und mit unsicheren Entschlüssen auf dem Throne seiner Herrlichkeit zurück. Welche Dinge hatte er vom Bruder erfahren! Derselbe Verbrecher, dessen Schicksal er preisgab, wenn er sein Versprechen wegen der Auslieferung erfüllte

Univ. Bibl. München

Berichte gleichsam nur wie beispielsweise und ohne alle Absicht die ganze Chronik der großen Welt in Umlauf zu bringen. Sie entzweite und verband, wie es kam. Junge Mädchen, die ein Herz schon gefunden hatten, mußten sich vor ihr in Acht nehmen. Sie hatte die Leidenschaft, „unpassende Parthieen" zu hintertreiben und blinder Liebe bei Zeiten den „Staar zu stechen". Denen aber, die noch nichts gefunden hatten, hielt sie gern immer ein ganzes Register vortrefflicher Parthieen entgegen, die sie allenfalls „vermitteln" konnte. So der Flottwitz. Friederike Wilhelmine dachte, bei ihrem Verkehr mit Offizieren, nur an das Wohl der Monarchie und die unbefleckte Ehre und Treue des Kriegsheeres, nicht an eine prosaische Heirath; aber die Trompetta schob ihr immer doch diese kleinlichen Gedanken an Liebe und Ehe unter. Die Augen der älteren Freundin kuppelten fortwährend für die jüngere und noch vorm Eintreten in den Salon der Geheimräthin hatte sie auf der Treppe zur Flottwitz gesagt:

Wenn wir unter den Malern, die bei Paulinen sich versammeln, heute einmal den Siegbert Wildungen wiederfänden! Sie waren zwar schon auf dem Wege nach Tempelheide verletzt, liebe Friederike Wilhelmine, durch seine demokratischen Aeußerungen, wie

ich durch ſeine Blasphemieen; allein es iſt doch ein hübſcher, artiger, recht idealiſcher Mann ...

Die Flottwitz hatte darauf nichts erwidert, ſondern nur noch beim flüchtigen Vorüberſtreichen an einem von Oleandern verſteckten Spiegel ihre langen blonden Tirebouchons geordnet. Aber als zu Aller Erſtaunen jetzt ihre Antipathie, Fräulein Melanie Schlurck, mit einem alten Herrn eintrat, warf ſie doch der gleichfalls überraſchten Trompetta einen Blick zu, der etwa ſagen ſollte: Das da iſt ja der Gegenſtand, für den dieſer junge ſtaatsgefährliche Künſtler entflammt iſt!

In dies Geſchwirre und Geſumſe rauſchte wirklich gegen neun Uhr, als man ſchon die verſchiedenen Sorbette herumreichte, Melanie Schlurck, geführt von ihrem Vater.

## Drittes Capitel.

### Meisterin und Schülerin.

Melanie Schlurck hatte sich heute ganz weiß gekleidet und glich Aphroditen, wie sie dem Meeresschaume entstieg. Man konnte ihre Toilette einfach nennen, wenn nicht hinter der gänzlichen Entfernung jedes Prunkes und jedes auffallenden Behanges die Absicht durchschimmerte, sich nur ganz allein, ganz selbst zu geben. Die Taille hielten die einfachsten langen weißseidenen Bänder zusammen. Der Nacken war unverhüllt. Das Haar in griechischer Einfachheit, ohne den geringsten andern Schmuck, als den natürlichen der in den Nacken zusammengewundenen starken Flechten, die von einigen Locken durchzogen waren. Ein Fächer war das Einzige, was wie ein besonderer tändelnder Schmuck erscheinen konnte.

Franz Schlurck trug einen neuen grünen Frack mit goldenen Knöpfen. Er liebte das todtengräberische,

leichenbittende Schwarz nicht und hatte sich von den Gesetzen der Etikette hinlänglich freigemacht, um in solchen Dingen seinen eigenen Eingebungen zu folgen. Er war wieder ganz frisch, ganz aufgeregt. Die niederdrückenden Erfahrungen des Vormittags waren von dem leichtsinnigen Manne vergessen und die unmittelbare Nähe seines geliebten Kindes elektrisirte ihn immer.

Pauline empfing Melanie mit großer Auszeichnung.

Machte Melanie schon durch sich selbst den siegreichsten Eindruck, so mußte sie der Mittelpunkt des Abends umsomehr werden, als ihr die Geheimräthin entgegenkam, sie mit unbeschreiblicher Holdseligkeit auf die Stirne küßte und sie auf das Hauptsopha des Salons zu sich niederzog, sie mit Liebkosungen und steter Bewunderung ihrer Schönheit fast überschüttend.

Dieser Moment des Triumphes wurde nur leider zu früh dadurch abgebrochen, daß die Trompetta in ihrer Wanderung von Person zu Person und der Flottwitz wegen Melanie vermeidend eben ins blaue Zelt gerathen war und dort hinter den Camelien die Gräfin d'Azimont entdeckt hatte. Dieser Moment! Dieses laute Geräusch des Staunens! Dieses — was konnte man von der Trompetta anders erwarten — exaltirte, förmliche Geschrei! Helene mußte vortreten und

ein Gemurmel der Begrüßung ging durch den ganzen Saal.

Helene lächelte und ſagte, während ſie näher kam:

Liebe Frau von Trompetta! Ich ſehe, Sie ſind wohl! Ich begrüße Sie von Herzen. Aber Begrüßung und Abſchied in demſelben Augenblick! In einem Beſuche bei meiner lieben Pauline überraſcht mich dieſe glänzende Geſellſchaft, für die ich nicht vorbereitet bin.

Damit kam ſie voll Grazie auf Paulinen zu, um von ihr für heute Abſchied zu nehmen.

Pauline, die in der linken Hand faſt noch den zarten weißen Handſchuh der rechten Hand von Melanie fühlte, gab ihr ihre Rechte und zog ſie zu ſich nieder und wollte von der frühen Trennung nichts wiſſen. Sie hatte ja jetzt ihre beſtimmten Abſichten mit den beiden Frauen, die ſie umgaben. Zwar war ſie durch den Eindruck, den Melanie machte — für ſo ſchön hatte ſie dies vielbeſprochene Mädchen nicht gehalten! — in der Meinung, durch die d'Aziment ſie zu „eklipſiren", ganz irr geworden. Doch ſah ſie eben, daß auch Helene ihren Reiz hatte. Ein ſo zartes ſanftes Auge, wie Helene in ſchüchternen Momenten aufſchlagen konnte, beſaß Melanie nicht, bei der das Auge im Grunde doch nur ſchelmiſch irrend und faſt nichts-

ſagend war. Helene erſchien geiſtig, ſeelenvoll, Melanie vielleicht nur ſchön, vielleicht faſt kalt, nur eitel. Trotzdem, daß Schlurck Paulinen die Verſicherung gegeben hatte, die Gefahr, in die ſie durch Egon's Kenntnißnahme von Enthüllungen ſeiner Mutter in der Geſellſchaft auf den Reſt ihres Lebens gerathen könne, ließe ſich noch abwenden, fühlte ſie doch die Nothwendigkeit, ſich auf alle Fälle mit Egon auf einen ſichern Fuß zu ſtellen und noch glaubte ſie mit begründetem Rechte, daß auf jener Rückreiſe Melanie die ſiegende Rivalin Helenens geworden war. Sie träumte von Vertraulichkeiten zwiſchen den beiden Reiſegefährten von Hohenberg, von Complotten und allen möglichen böſen Dingen, die Melanie durch Bekanntſchaft mit dem Inhalte des Bildes ſchon über ſie könnte in Erfahrung gebracht oder befördert haben.

Das befremdete Erſtaunen des jungen Mädchens über die Gräfin d'Aziment entging ihr nicht. Sie konnte nicht ahnen, wie es in ihr rief: Das iſt nun die ſchöne Frau von Paris, mit der du einen Mann im Schloßgarten von Hohenberg geneckt haſt, der dich täuſchte!

Helene nahm an Melanie, die ihr flüchtig vorgeſtellt wurde, wenig Intereſſe. Sie war ohne Neid. Sie duldete jeden andern Vorzug. Sie konnte ſich

freuen, wenn Andere schön und glücklich waren. Diese im Grunde gute Natur gab Helenen etwas außerordentlich Sicheres und einen gewaltigen Vorsprung vor einem Wesen wie Melanie, das von einer fortwährenden Unruhe und allen nagenden Bedrängnissen der Gefallsucht gepeinigt wurde. Helene war aus einer völlig andern Form weiblicher Schönheit geprägt. Sie zählte zehn Jahre mehr als Melanie, aber da sie klein, zart gebaut, von rundlichen Formen war, so that ihr die Zeit nicht so viel Abbruch, wie sie größeren, schlankeren, spitzeren Formen zu thun pflegt. In Helenen lag der Zauber des rein Weiblichen, den Melanie nicht besaß. Diese konnte sinnlich blenden, aber kaum so das Bedürfniß der höheren Liebe reizen, wie die weichen Formen der d'Azimont.

Melanie ihrerseits fühlte das mit gewaltigem Eindruck. Sie hatte doch irgend eine geheimnißvolle Beziehung zum Fürsten Egon, das wußte sie, wenn sie auch schmerzlich darunter litt, daß der männliche, herausfordernde, kecke Dankmar der Fürst nicht gewesen war. Wie hatte sie diesen mit der d'Azimont geneckt! Purpurglut der Scham und jede Wallung des Zornes überkam sie, wenn sie daran dachte, daß Dankmar ihr ja immer die reinste Wahrheit gesagt und nur ihre eigene tolle Verblendung, ihre eigene dem

Höchſten nachſtrebende Verkehrtheit dieſe Wahrheit nicht hatte hören wollen. Das war nun die d'Azimont, mit der ſie den vermeintlichen Prinzen „aufgezogen" hatte! Das jene ſchöne elegante Pariſerin, auf die ſie einem Schattenbilde, einer Täuſchung zu Liebe, Eiferſucht gefühlt hatte! Pauline bemerkte wohl, welchen forſchenden Blick ſie auf Helenen richtete. Das iſt der Blick einer Rivalin! ſagte ſie ſich und beobachtete und verglich Beide von ihrem Standpunkte.

Auf die Ströme von Fragen, in denen die Trompetta auf Helenen ſich ergoß, antwortete dieſe lächelnd mit einer ihr ſehr angenehm ſtehenden ſchmerzlichen Reſignation.

Wäre ſie mager, flüſterte Heinrichſen Reichmeyern in's Ohr, ich würde etwas von der Madonna des Murillo in ihr finden. Der Blick iſt vollkommen der des Spaniers.

Eine Spanierin, ja! ſagte Reichmeyer. Aber es iſt noch mehr die heilige Thereſe, die leidenſchaftliche Aebtiſſin der unbeſchuhten Karmeliterinnen. Ich glaube, daß ſie alle Myſterien der irdiſchen Liebe kennt, wie die heilige Thereſe die der himmliſchen.

Helene hielt ſolchen Kritiken und Vergleichungen nicht zu lange Stand. Sie foderte die Trompetta auf, ihr die Stunde zu ſagen, wo man ſie ſprechen

könne. Diese antwortete, sie wäre zu viel in Bewegung, um eine feste Zeit einhalten zu können, aber schon morgen käme sie selbst zu ihr.

Helene nickte graziös und erhob sich dann wirklich, um zu gehen.

Pauline begleitete sie. Wie die Kleine in ihrer einfachen schwarzen Tracht neben der phantastisch aufgeputzten jugendlichen Matrone über das Parkett schritt, hatte sie den ganzen Zauber reinster und natürlichster Menschlichkeit für sich. Sie war von Dem, was sie heute Alles erlebt hatte, erschöpft. Man sah ihr die Abspannung an. In dem Vorzimmer umarmte Pauline sie noch einmal und sagte:

Helene, Sie sind groß! Sie haben sich wie eine Heldin bewährt! Sie beherrschten sich. Es wird Aufsehen machen.

Als die Gräfin statt aller Antwort die Augen gen Himmel aufschlug, in denen eine Thräne glänzte, drückte sie die Geheimräthin noch einmal an's Herz.

Morgen seh' ich Sie, sagte Pauline, und ich hoffe, Helene, ich bringe Trost und finde Fassung.

Bringen Sie Mitleid! sagte Helene mit leiser Stimme, drückte Paulinen die Hand und ging ruhig über die glänzend erleuchtete, blumenbesetzte, unter den Teppichen knarrende Stiege hinab.

Ihr Bedienter folgte mit einem Shawl, den ſie umſchlug, als ſie in den Wagen ſtieg ...

Natürlich wurde im Salon jetzt über nichts, als über die Gräfin d'Azimont, über Egon und über die Fürſtin Wäſämskoi geſprochen ... Ein Körnchen Wahrheit, breitgeſchlagen, wie unter der Hand des Goldſchlägers, der aus einem Körnchen Metall endloſen Goldſchaum fertigt. Da wir die Verhältniſſe genauer kennen, überlaſſen wir die Erfindung den Uneingeweihten und beobachten nur Paulinen, die ſich frei genug fühlte, jetzt ganz ihren nächſten Unternehmungen zu leben. Auf einen Blick ſah ſie ſogleich, daß zwiſchen Melanie und ihrem Manne eine Neckerei ſtattfand. Melanie hatte ihm einen zu komiſchen Gruß gegeben und er ihn zu verblüfft, faſt ſchmollend erwidert. Melanie erſchien ihr ſogleich wie die verdächtigſte Kokette. Ruhig den linken Arm in die Ecke des Sophas ſtützend und ſich in die Rückenkiſſen überlehnend, in der rechten Hand mit dem Fächer ſpielend, ſah Melanie den Gruppen zu, die ſich im Salon gebildet hatten und gab Jedem Gehör, der ſich ihr näherte und ſie in ein Geſpräch zu intriguiren ſuchte.

Die Trompetta brannte vor Verlangen, Melanie über ihre Reiſe auszuforſchen; aber ſeit der letzten Störung

war der Vater eines Weſens, das ihm über Alles theuer und werth war. Gyllusya ſelbſt, ein Gedanke, der ſonſt nur ſchwache Fäden in ſeiner verwickelten wunderbaren Laufbahn zog, trat jetzt wieder mit der ganzen Macht, die in der Erinnerung und in der Ueberraſchung der Nähe liegt, vor ſeine Seele. Er fürchtete das Wiederſehen und ſann darüber nach, wie es für Hali-Jong zu einer Abwendung ſeiner Gefahren machen ſollte. Wie Gyllusya begegnen? Darüber fand er bei ſich nur dämmernde Beſchlüſſe und wir ſehen in ihm einen Gott, der etwas auf die lange Bank der Zukunft ſchiebt, um davon nicht in Augenblicken gedrängt zu werden, da er zu Mißgriffen vielleicht ſehr empfänglich war.

Der Schaman kehrte von ſeinem Bruder ohne einen andern Erfolg zurück, als den, ihn durch ſeine Mittheilungen überraſcht zu haben. Weil er wohl einſah, daß Maha Guru zu willenlos war, um in dieſer Sache einen feſten Entſchluß zu faſſen, ſo beſchloß er ſo auf ihn zu wirken, daß er in einer Uebereilung ſich dem Clerus gegenüber ſtellte und dieſe Uebereilung ſo zu machen, daß er ſie nicht widerrufen konnte. Er gab daher dem Wunſche Hali-Jong's nach einer Audienz beim Herrn der Heerſchaaren nach und führte ihn vor den Lama, von dem ſein Schutzbefohlener aber nicht wußte, daß er an ihm einen ehemaligen Bekannten wieder finden würde.

Hali-Jong trat vor Maha Guru mit aller Zerknirſchung ſeiner Lage, ſeines Verbrechens, ſeiner Anbetung vor dem Heiligſten. „Wehe mir!“ rief er aus, „ich hoffte noch einſt in meinen alten Tagen vor den Löwen des Weltalls zu treten; aber ich ahnte nie, daß ich ſtatt der erwarteten Belohnung meiner Tugenden mich im Staube meiner Verbrechen

in der Singakademie zu Tempelheide mußte ſie der Flottwitz zu Liebe Farbe halten. Die Flottwitz ignorirte nämlich Melanie mit conſequenter Verachtung und ſprach unausgeſetzt und auf das lebhafteſte mit dem Grafen Brenzler über eine neue Art beweglicher Barrikaden, mit welchen die Truppen bei künftigen Revolutionen gegen etwaige Empörer beſſer zu operiren lernen möchten; ſie ſprach ſo laut, daß ſie Melanien ſogar etwas von der ihr allgemein gewidmeten Aufmerkſamkeit entzog.

Sr. Excellenz der Intendant benutzte dieſe Pauſe, trat an die Sophalehne und flüſterte zu Melanie halblaut:

Guter Gedanke von meiner Frau, Sie bei uns einzuführen, Fräulein ...

Bitte Excellenz, beſchämen Sie mich nicht. Es iſt doch nur Ihr Gedanke geweſen ...

Doch nicht! Bin Ihnen ja bös — recht bös — Das wiſſen Sie doch ſchon ... Sie ...

Excellenz! Bös? Mir? Warum?

Sind recht liſtig, recht gefährlich — Ja, ja, ich ſchmolle ...

Wie ſo? Sie? Welche Urſache hätten Sie?

Werden es ſchon wiſſen — Sie kleine Abſcheuliche!

Sie haben einen Katarrh, Excellenz! War es kalt im Möbelwagen?

O Pfui! Pfui! Sie ſpotten — Recht lieblos! In der That! Recht lieblos!

Ich ohne Liebe? Ich, die deshalb im Heidekrug verzweifelte, weil dort ſo viel Katzen herumſtreichen, die ich nicht leiden kann?

Und beſtohlen bin ich auch geworden! Habe einen ſchönen Auftritt gehabt mit meiner Frau! Fräulein . . .

Ich ſeh' es Excellenz! Die kleinen Ohren glühen . . . Das bedeutet Blutandrang . . . Kummer . . .

O über Sie! O! o, Sie ſind nicht gekommen! En vérité! Sie haben mich gefoppt. Sie ſind nicht gekommen!

Excellenz! Welch ein Wort! Gefoppt! Ich verſichere Sie! Die Katzen ſind ganz allein Schuld — Sie ſchliefen doch recht ſanft in der kleinen tranſportablen Hütte? Die Götter der Liebe wachten doch über Sie? O Sie machen mich recht unglücklich, daß Sie ſagen können, ich hätte Sie gefoppt, Excellenz!

Ah! Bah! Bah! Ich trau' Ihnen nicht mehr. Sie ſind ſchlimm! Recht ſchlimm!

Und die Menſchen nennen mich alle ſo gut. Nur vor Katzen fürcht' ich mich, Excellenz. Und es war ſo finſter und ſo naß und die Gensdarmen fluchten ſo laut und Ihre Bedienten tranken ſo viel — aber Sie

hatten doch Ihr gesticktes Nachtmützchen auf, Excellenz, als Sie in das Hüttchen schlichen? Was? Ihr Schlafrock steht Ihnen auch gar zu schön! O Hohenberg, Hohenberg! Unvergeßliche Stunden, die wir dort erlebten und ich gefoltert wurde von meinem vis à vis, das mich anfangs nicht verstand, nicht verstehen wollte ... denn nur im Mützchen und im seidenen Schlafrock erschienen Sie anfangs am Fenster!

Hätt' ich ahnen können —

Daß diese kleinen Ohren mich entzücken würden! Excellenz Sie sind heute zu liebenswürdig! Gehen Sie! Gehen Sie! Oder ich komme heute doch noch in den Möbelwagen ...

Pauline trat bei diesen boshaften Worten hinzu. Sie hatte die letzten Worte halb und halb verstanden und fragte, durch galante Herablassung ihr Erstaunen mildernd:

Wovon sprechen Sie? Sie flüstern mit meinem Gatten? Ei, ei, die schöne Melanie beunruhigt den Frieden meines Hauses! Henning ist von Hohenberg zurückgekehrt wie ein neugeschaffener Mensch!

Wir sprachen vom Heidekrug, gnädige Frau, sagte Melanie mit einem so zärtlichen Blicke auf Harder, daß Pauline lachen mußte. Es sind so viel Katzen dort, sagte Excellenz und ich gestehe, vor Katzen hab' ich allen Respekt. Nicht wahr, liebe Flottwitz? Sie

wiſſen, was mich von unſern Maccabäern und dem Stamme Judä verſcheucht hat!

Die Trompetta und die Flottwitz waren nämlich eben nur ſo lauſchend vorübergegangen; Dieſe noch ganz erhitzt von den Auseinanderſetzungen über die fliegenden Barrikaden und überall nur todte und verwundete Inſurgenten erblickend, Jene auf eine Gelegenheit lauernd, doch mit der ihr ganz ſympathiſchen Melanie anzubinden.

Ah! rief die Trompetta erlöſt wie von einer großen Spannung. Nun ſchüttete ſie ihre ganze Freude und Wonne des Wiederſehens und ihrer Ueberraſchung aus, während Friederike Wilhelmine ernſt und hoheitsvoll lächelte . . .

Das war ein Begrüßen, ein Fragen, ein Forſchen! Aber Melanie kehrte ſogleich auf die Worte zurück, mit denen ſie, um den armen Henning von Harder von weiteren Inquiſitionen zu erlöſen, der Unterhaltung eine andere Wendung hatte geben wollen.

Es iſt nur gut, ſüßes Kind, begann darauf erwidernd Frau von Trompetta mit künſtlichem Schmollen, daß Sie Ihr Unrecht einſehen und von ſelbſt auf dieſen Gegenſtand kommen. Sie haben dieſen ſchönen Concerten für lange den Todesſtoß gegeben, Sie böſes Kind!

Wie ſo? fragte Melanie. Durch meine Antipathie gegen die Thiere oder meine geringen Geſangsmittel?

Pauline wünſchte zu wiſſen, wovon die Rede war.

Frau von Trompetta ergriff, mit aller in dieſem Falle wegen Anna's von Harder zu beobachtenden Discretion, das Wort und erzählte von den muſikaliſchen Akademieen ihrer Schweſter, den Zerwürfniſſen der verſchiedenen Singſtimmen und dem Austritte des Fräuleins Schlurck ...

Seitdem haben wir erlebt, ſchloß Frau von Trompetta, daß die Zahl der Tenöre und Bäſſe ſich auffallend lichtete. Ein Aſſeſſor, zwei Referendare und drei Lieutenants ſind gleich nach dem Fräulein fortgeblieben. Sie können ſich denken, welche Lücke Das gibt! Die gute Anna iſt in Verzweiflung und unſere Abſicht, nun den Paulus von Mendelsſohn-Bartholdy zu verſuchen, müſſen wir geradezu aufgeben.

Melanie ſtellte die Gefahren, die ſie dem Paulus gebracht hätte, ganz in Abrede. Der Aſſeſſor wäre verſetzt worden, die beiden Referendare wären in einem großen Prozeſſe beſchäftigt, den die Regierung mit der Stadt führe und was die drei Lieutenants anlange, ſo hieße das gradezu für Fräulein von Flottwitz das Empfindlichſte ſagen, da es nur eines Wor-

tes aus ihrem ſchönen Munde bedürfe, um ſie wieder unter die rechtmäßige Fahne zurückzubringen.

Friederike Wilhelmine von Flottwitz entgegnete hierauf mit vieler Ruhe und der vollen Wucht ihres ſchönen klangvollen Organs:

Es iſt beſſer, Fräulein, die Akademieen bleiben einige Zeit ausgeſetzt, bis die Wahlen vorüber und die erſten Sitzungen der neuen Kammern ſo geordnet ſind, daß man weiß, ob die gute Sache keine Gefahr zu befürchten hat. Es lebt ja Alles unter dem Druck der ungewiſſeſten Zukunft. Die Demokraten wühlen mit unerhörter Dreiſtigkeit.

Der Kriegsrath Wisperling unterbrach die Sprecherin mit den unterthänigſten Worten:

Wie uns Fräulein von Flottwitz eben von ihrem Herrn Bruder erzählt hat ... Schauderhaft!

Wer kann ſingen, wollte die Flottwitz fortfahren, wer kann ſingen, wenn ...

Ihr Herr Bruder? fragte Kammerherr von Ried. Was iſt denn Neues? Was iſt denn ſchon wieder ſchauderhaft?

O es iſt unerhört! meinte Wisperling und ſpannte noch mehr die Neugier des reichen Herrn von Ried, der wieder ein neues Attentat auf die beſitzenden Klaſſen vermuthete.

Man wünschte Aufklärung, was mit dem Bruder des Fräuleins geschehen wäre.

Mein Bruder Wilhelm Friedrich, begann das Fräulein ...

Der Lieutenant? unterbrach sie Melanie.

Nein der Cadett —

Der zweite Cadett?

Der dritte —

Ihr fünfter Bruder?

Der vierte —

Sie meinen doch Friedrich Heinrich Wilhelm —

Nein, Wilhelm Friedrich —

Ah, der, dem sich jetzt die Stimme setzt? Richtig! Nun?

Wilhelm Friedrich ging gestern über die rasende Rolandsbrücke. Da trat ein Demokrat geradezu auf ihn ein, schlug ihm vertraulich auf die Schulter und fragte: Nun Herr General! Wie viel kostet denn die Schachtel von Ihrer Sorte?

Ah! rief fast Alles mit höchster Entrüstung.

Man trat näher, man bat diesen Vorfall noch einmal zu erzählen, man war außer sich. Fräulein von Flottwitz erzählte ihn noch einmal mit erhöhterer Glut, als schon das erste und zweite Mal. Ihre zarte, durchsichtige Haut färbte sich, die hellblauen Augen

ſchienen Funken zu ſprühen, ihre blonden Locken ſtrich ſie mit einer raſchen Handbewegung zurück und ſetzte, als ſie geendet, hinzu:

Im weiblichen Neubund hat der Vorfall allgemeine Theilnahme gefunden! Welche Verwilderung, wenn die heiligſten Beſitzthümer des Vaterlandes, die Bürgſchaften unſerer Kraft und Stärke vor dem innern und dem äußern Feinde, nicht mehr ſicher ſind! Mein Bruder Wilhelm iſt von dem Vorfall krank geworden und liegt zu Bett . . .

Die Trompetta fügte ergänzend hinzu:

Ja! Der empörende Vorfall hat Gelegenheit zu einer ſinnigen Demonſtration gegeben. Die Baronin von Aſtern und die Hoflieferantin Herold ſchlugen im Neubund wie aus einem Munde vor, dem Cadetten von Flottwitz eine Säbeltaſche zu ſticken, die wir ihm aufbewahren werden, wenn er einſt zu den grünen Huſaren abgeht.

O Das iſt ſchön! O Das iſt charmant! rief wiederum faſt Alles einſtimmig. Nur eine männliche Stimme, die bisher nicht vernommen war, legte zum allgemeinen Erſtaunen folgenden Widerſpruch ein:

Um den kleinen erſchrockenen Cadetten von Flottwitz III. thut mir's leid. Aber wir leben ja nun einmal im gegenſeitigen Kriege. Unſere Offiziere ver-

höhnen jeden Bart, jeden grauen Hut; so verhöhnen die Bärte und grauen Hüte wieder unsre kleinen Spielereien. Wenn man die Cadettenhäuser aufhöbe, würde man jedenfalls den Foderungen unsrer Zeit am besten entsprechen. Alle Achtung für Ihren kleinen Bruder, (denn ich wünsche, daß er die unverdiente Säbeltasche bei den grünen Husaren einst mit Ehre trage), aber solche Conflikte sind nicht zu vermeiden, wenn der König diese kleinen Repräsentanten des alten soldatischen Kastengeistes noch so herumlaufen läßt. Die Zeit der Cadetten in dem alten Sinne ist vorüber.

Der Sprecher dieser mit lautlosem Befremden aufgenommenen, bittern Worte war selbst Militär. Eine hagere Figur, mehr groß, als mittel. Sein Haupthaar war in sonderbarem Widerspruch zu der Jugendlichkeit seiner Züge grau, ebenso der Bart; die starken Augenbrauen jedoch waren ganz schwarz und gaben dem scharfen, habichtartigen Blicke eine Kraft, die niederschmetternd wirkte. Beim Sprechen entdeckte man in dem schönen Munde die weißesten Zähne. Stirn und Schläfe waren edel und klar. Nur um den Mund lag eine gewisse Bitterkeit, die den Zügen des Antlitzes manchmal einen mephistopheliſchen Ausdruck gab, ohne ihn jedoch unheimlich oder beängstigend erscheinen zu lassen. Er trug eine Infanterieoffiziersuniform, die auf

der Bruſt nach unten zu halb gelüftet war und ein Gilet von weißem Piquet ſehen ließ, und Epaulettes.

Es war dies jener uns ſchon bekannte Major von Werdeck, ein Offizier, der früher nur ſeinem militäriſchen Berufe und mancherlei Studien gelebt hatte, ſeit dem neueren Umſchwunge der Zeit aber vielfach in politiſchen Kreiſen geſehen wurde und durch manche ſcharfe Aeußerung, die man von einem Manne ſeiner Stellung nicht erwarten wollte, hier und da ſchon aufgefallen war. In neueſter Zeit war auch er in den Neubund getreten, wie Viele verſicherten mit der beſtimmten Abſicht, ihn zu ſprengen. Dies unerhörte Attentat auf einen Verein, der es ſich zur Aufgabe geſtellt hatte, alle die von dem Throne gegebenen Conceſſionen zurückzugeben und gleichſam ihre Ertheilung zu bereuen, hatte ihn faſt iſolirt. Auffallend genug war es daher, daß er im Salon einer früher ſehr eifrigen Neubündlerin, Pauline von Harder, erſchien. Pauline hatte ihn aber ausdrücklich erſucht zu kommen; denn ſie war jener Ultra Partei müde und längſt auf den Gedanken gerathen, eine gewiſſe Oppoſition gegen das Allgemeine gäbe ihr doch wol am Ende mehr Relief als das ewige Huldigen und Anerkennen.

Major von Werdeck kam ohne ſeine Gemahlin, die, eine geborne Kaminska, zu den lebhafteſten Or-

winden müßte. Ich liege wie ein Wurm vor dir, der nichts zu erwarten hat, als von dir zertreten zu werden."

Maha Guru erkannte die Züge des alten Herrn wieder, dem er oft bei seinen wunderlichen Fabrikationen mit kindischer Neugier zugesehen hatte. Hali-Jong scherzte damals gern mit dem jungen Buben, gab ihm hundert sonderbare Namen und lief zuweilen, um ihn zu schrecken, mit einem glühenden Eisenstabe hinter dem Schreienden her. Wie oft hatte er die Streitigkeiten geschlichtet, welche zwischen Maha Guru, seinem älteren Bruder, und den vielen Kindern der Fabrik oft mit blutigen Köpfen ausbrachen. Wie oft hatte er in der Art eines spaßhaften, gutmüthigen alten Vaters die früh keimende Neigung zwischen Gyllusya und Maha Guru zu einer Heirath ausgelegt und bedauert, daß der wilde Störenfried, der ältere Bruder, gegen sein Verdienst, durch die hergebrachte Sitte, dann an diesem glücklichen Bunde Theil nehmen durfte. Und dennoch hatte die Zeit und sein Schicksal alles aus seinem Gedächtnisse, was das Bild des jungen Maha Guru zurückrufen konnte, verwischt. Seine Erinnerung reichte nicht weiter, als der Anfang seiner entdeckten Strafbarkeit. Am wenigsten konnte er seinen jungen Freund an diesem Orte, in dieser Umgebung wieder zu finden erwarten.

Nachdem sich der Lama über die näheren Umstände des in Frage stehenden Versehens unterrichtet hatte, frug er Hali-Jong nach allen Dingen, von welchen dieser nie geahnt hätte, daß sie einem Fremden bekannt sein könnten. „Wie groß bist du in deiner Herrlichkeit!" rief er erstaunt aus; „dein Auge reicht weit über die Länder und Meere und nichts bleibt ihm verborgen. Du kennst meine Niederlassung (ach, daß sie mich wieder hätte!) ohne sie gesehen zu haben. Du

venentinnen der Gesellschaft gehörte. Man hatte schon vielfach an dieser Frau Anstoß genommen, ihr aber als einer Polin die extremen Aeußerungen hingehen lassen. Dem Gemahl aber, von dem man anfangs erwartete, er würde ganz in seinem militärischen Bereiche verbleiben und diese häusliche „Wühlerei" nicht auf sich wirken lassen, galt im Geheimen schon die allgemeinste Entrüstung der Kreise, in denen diese beiden Gatten lebten. Es erregte eine offenbar beklemmende Stimmung, als Major von Werdeck hier so unbefangen eingetreten war und sich gleich als Opponent gegen die gemeinschaftliche Empfindung äußerte.

Als ihn Pauline begrüßte und ihm gedankt hatte für die Annahme ihrer Einladung, antwortete er, seine Frau entschuldigend, mit feinem Lächeln, er würde sich nicht haben entschließen können, heute Abend eine Vorlesung auf der Universität — Major von Werdeck schrieb sich dort alle Vorlesungen nach, die er hörte — zu versäumen, wenn er auf dem Zettel der Einladungen nicht auch Herrn Justizrath Schlurck bemerkt hätte — er grüßte diesen — er hätte ihn dringend zu sprechen . . .

Schlurck verbeugte sich überrascht . . .

Doch bitt' ich, sagte der Major, meine Privatangelegenheiten sollen die Erörterung wichtiger Dinge,

z. B. die Cadettenfrage, nicht stören. Sie wollten etwas sagen, Fräulein?

Die Flottwitz bemerkte kühn und voll Verachtung vor diesem Offizier:

Längst, weiß man es, Herr Major, daß die Demokraten Sie zum künftigen Generalfeldmarschall auserkoren haben. Die neuesten Schwankungen des Neubundes sind Ihr Werk! Sie haben darauf angetragen, ich weiß nicht, ob im Ernst oder aus Ironie, daß Jeder von dem Bunde der Reue ausgeschlossen wird, der eine Tochter zu verheirathen hat!

Natürlich wurde über diese Bemerkung, trotz des Abscheus gegen Werdeck, gelächelt . . .

Major von Werdeck wählte sich eben aus einer Schüssel von Riz glacé aux confitures einige eingemachte Kirschen und erwiderte, ohne aufzublicken, ganz ruhig, aber sehr scharf:

Mein verehrtes, gnädiges Fräulein von Flottwitz! Sie sind bekannt für eine Schwärmerin! Sie glühen wirklich für den Thron, dem Ihre Väter so viele Orden verdanken! Die Andern sind aber leider nicht so uneigennützig. Die Andern denken größtentheils nur an ihr irdisches Wohl und wurden auch den Kosacken Weihnachtsbäumchen anstecken, wenn ihnen die Kosacken stilles Familienglück, eine Pension und gute

Schwiegersöhne garantiren. Es gibt Menschen, denen unbedingt verboten werden müßte, politische Meinungen zu haben oder wenigstens sie zu äußern. Ich rechne mehr Gattungen dazu, als ich in diesem Augenblick aufzählen darf; aber unbedingt sollten von allen politischen Demonstrationen diejenigen Väter ausgeschlossen werden, die mehr als drei Töchter zu verheirathen haben . . .

Diese Bemerkung schien auch gegen politisirende Frauen gerichtet und endete vorläufig den unerquicklichen Streit.

Werdeck sah sich nach Schlurck um, der ihm freundlich entgegenkam und an ein Fenster tretend Rede stehen wollte . . .

In demselben Augenblick aber schlüpfte auch der Arm der Geheimräthin unter den des Justizrathes und Schlurck wurde in das türkische Zelt gezogen.

Es hat Zeit! sagte Werdeck und verbeugte sich sehr artig gegen die Wirthin. Er sprach inzwischen mit den Malern und erkundigte sich angelegentlich nach Leidenfrost, der ihm, wie wir wissen, Siegbert Bildungen zum Malen eines Porträts seiner Frau empfohlen hatte . . .

Schlurck führte indessen die Geheimräthin in das türkische Zelt und begann:

Meine theuerſte Gönnerin! Endlich ein ruhiger Augenblick . . .

Ich brenne vor Ungeduld, daß Sie endlich ſprechen, ſagte Pauline. Welchen tröſtenden Brief haben Sie mir geſchrieben! Was gibt es Günſtiges?

Ihr Scharfſinn hat manches Richtige geahnt; . . . ſagte Schlurck und ſpielte mit ſeiner Doſe. Meine Tochter beichtet aber nicht und da Sie das kleine Ding nun heute geſehen haben, was denken Sie ſelbſt aus ihr ergründen zu können?

O dies wunderbare Mädchen hat einen Willen! Ich ſehe, daß ich da auf Alles verzichten muß . . .

Dennoch erfuhr ich ſoviel, daß wirklich jenes Bild dem Prinzen von Werth iſt und von einem jungen Mann, Dankmar Wildungen, der ihm befreundet ſcheint, ohne Zweifel in ſeinem Auftrage und durch Melanie's Vermittelung in einen Beſitz genommen iſt, dem man ihm nicht beſtreiten kann. Denn die Familienbilder bleiben den Hohenbergs.

Durch Melanie's Vermittelung? ſagte Pauline überraſcht. Geſtand ſie Ihnen Das? Dankmar Wildungen? Wer iſt Das?

Ich durfte ſie nicht examiniren, antwortete Schlurck, ſich nach ſeiner Tochter umſehend. Sie iſt aufgeregt! Ich konnte nur Ausſagen Anderer zuſammenſtellen, die

meiner Frau, die Beobachtungen Bartuschs: genug, wenn Sie noch an dem Bilde hangen —

Um Alles in der Welt!

Ihre Freundin, diese liebenswürdige d'Azimont, sichert Ihnen ja Amandens Sohn. Was fürchten Sie?

Glauben Sie Das? Sie irren sehr! Egon und Helene haben gebrochen . . .

Eine so schöne einnehmende Frau wird den Sie neienden leicht versöhnen. Sie erhalten dann die Denkwürdigkeiten in aller Güte von ihm. Bis dahin verachten Sie die Welt um so mehr, als Sie ja Ihrer politischen Rolle eine neue Diversion geben und zur Opposition zu gehen scheinen! Ich sehe schon, wie die Trompetta und das loyale Wunderkind da diese Beziehung zu dem neuen Catilina, dem Major von Werdeck, verbreiten wird. Die Thür der „kleinen Cirkel" öffnet sich, wenn nicht aus Liebe zu Ihnen, doch nun aus Furcht . . .

Um so mehr muß die Vergangenheit beseitigt sein — antwortete Pauline, des Spottes gar nicht gewahr werdend.

Man mochte glauben, Sie hätten einen Mord begangen.

Wer weiß! sagte Pauline lächelnd.

Schlurck sah Paulinen groß an und zog die goldne

Brille in die Höhe. Da er aber an Paulinens Auge abnahm, daß sie, wenn auch gewaltsam, doch scherzte, zog er die Brille wieder herab und langte auf's neue seine Dose aus der Tasche.

Was foltr' ich Sie? sagte er. Sie überhörten vorhin einen Namen: Dankmar Wildungen. Morgen früh stellt die Polizei in der Wohnung zweier Brüder Siegbert und Dankmar Wildungen eine Recherche an. Der Obercommissär Par, der Schützling Ihrer guten Madame Ludmer, deren Empfänglichkeit für die neuen Fortschritte der Kochkunst ich immer geschätzt habe, mußte mit in unser Geheimniß gezogen werden.

Welches Geheimniß? Wer und denn diese Wildungen?

Schlurck nahm Anstand, seiner Alliirten das Mißverständniß auseinanderzusetzen, das er durch seinen Geldermann-Deutz zuerst im Heidekrug veranlaßt hatte. Er begnügte sich zu wiederholen:

Sie erinnern sich von heute früh, gnädige Frau, daß ich vom Prinzen Egon wunderliche Dinge über seinen Antheil an der Johannitererbschaft und Aehnliches sprach. Alle diese Voraussetzungen haben eine andre Wendung bekommen, seitdem sich herausgestellt hat, daß ein gewisser Dankmar Wildungen es gewesen ist, den man in Hohenberg für den Prinzen Egon

nahm. Dankmar Wildungen ist ein Verbündeter des Prinzen. Ihm gelang es, — wie Melanie daran betheiligt ist, weiß ich nicht, — das Bild der Fürstin Amanda sich anzueignen. Er besitzt es ... Wir aber entnehmen es von seinem Zimmer morgen in aller Frühe ...

Pauline erschrak über diese Eröffnung, erschrak über den Schein der Gewaltthat.

Sie fürchten das Aufsehen? fragte Schlurck.

Ich glaube, Sie wollen mich verderben, meinte Pauline. In dieser Zeit! Bei solchen Wirren dergleichen extreme Schritte?

Ist Das mein Dank, daß Sie mich für beschränkt halten? antwortete Schlurck in seiner ganzen Behaglichkeit. Die Recherche hat einen völlig gesetzmäßigen Zweck. Dankmar Wildungen hat sich in der Stadt Angerode eine eigenmächtige Gewaltthat erlaubt, eine Aneignung öffentlicher Dokumente. Glücklicherweise sind sie in die Hände der Gerichte gefallen; allein, da anzunehmen steht, daß er sich mit Dem, was man wiederfand, nicht begnügte, so werden die Betheiligten Sorge tragen, um so mehr noch eine Haussuchung bei ihm vorzunehmen, als sich des kecken jungen Mannes Spur seit einigen Tagen verloren hat — Verstehen Sie nun?

Sehr gut! Man nimmt bei dieſer Gelegenheit auch jenes Porträt, wenn es ſich findet?

Es findet ſich — Egon iſt ſeiner Krankheit wegen unzugänglich. Was bei ihm abgegeben wird, geht durch die Hände der Wandſtablers ...

Iſt jene Angelegenheit, die Grund zu der Recherche abgeben muß, bedeutend genug, um für ſich allein eine ſo gewaltſame Handlung zu entſchuldigen?

Es iſt die Angelegenheit wegen der Johanniter-erbſchaft.

Wie kommt aber jener verſchmitzte junge Freund des Prinzen in ſo verwickelte Verhältniſſe?

Das intereſſirt mich ſelbſt. Vorläufig frag' ich: Mach' ich es recht?

Sie ſind ein Zauberer! antwortete Pauline holdſelig und ihre Bruſt athmete wie erlöſt und neu belebt.

Das ſagen Sie dem ſchönen eleganten Herrn dort, der eiferſüchtig zu uns herüberſchielt ...

Schlurck zeigte auf Heinrichſen, der die Methode, ältere Damen zu verwirren, ſehr wohl verſtand und nur herüberſah, um ſich gleichſam eiferſüchtig zu zeigen, was er nicht im mindeſten war.

Mich aber entſchuldigen Sie, liebe Freundin, daß ich mich nun heimlich nach einigen Worten mit dem höchſt vernünftigen, aber unbeſonnenen Major von

Werdeck empfehle und Melanie allein zurücklasse. Der Wagen wartet auf sie. Sie bedarf meiner nicht.

Was haben Sie denn noch? Man servirt ja jetzt den Liebhabern erst gefrorenen Champagner. Sie Vortrefflichster aller Vortrefflichen! Wir bleiben nun erst recht beisammen, hören Sie doch! Die Flotwitz singt!

Lassen Sie mich mit der Flotwitz und mit dem Gesang! Um den Champagner thut es mir leid. Ich muß in die Loge. Propst Gelbsattel will heute einen Fremden einführen. Ich habe viel heute erlebt, viel Widerwärtiges, viel Störendes. Ich will den Tag fromm beschließen und recht andächtig heut Nacht zu Tisch gehen. Schade, daß man viel Französisch wird parliren müssen! Ich hätte Lust, heute nun nichts mehr anzustrengen als nur noch meine Zähne, was mir leider Mühe genug kostet, da es zwischen Zunge und Gaumen bei mir wie in Herkulanum und Pompeji aussieht. Adieu! In aller Stille! In aller Stille! Ich nehme jetzt schon französischen Abschied.

Französisch, sagen Sie? Wer ist denn der eingeführte Bruder?

Ein gewisser Sylvester Raffard. Er reist um die Gefängnisse kennen zu lernen. Ein Menschenfreund. Wir werden viel Phrasen zu hören bekommen.

Raffard? Raffard?

Kennen Sie ihn?

Rafflard? Wiſſen Sie, wer Das iſt? Ich warne Sie, Das iſt ein Jeſuit.

Ah!

Ich gebe Ihnen mein Wort. Rafflard? Richtig. Rafflard! Ja, lieber Schlurck, erwerben Sie ſich ein Verdienſt um die Loge und warnen Sie ſie! Es iſt ein Jeſuit.

Ich danke Ihnen! Nicht wegen der Loge. Warnen? Warnen? Das geſteh' ich Ihnen aufrichtig, der Loge wünſcht' ich, es käme einmal wirklich ein recht geſchenter Jeſuit über ſie! Jeſuiten haben wir genug, aber nur offene, nur ſichtbare! Das iſt ſo ſchlimm. Dieſe Eſel verrathen ſich gleich. Aber ein geheimer Jeſuit, einer, der da reiſt, um die Gefangenen und ihr Loos zu — o Das iſt prächtig! Geheimräthin, der Mann macht mir Appetit, ſogar auf ſeine Phraſen. Woher wiſſen Sie Das nur? Er wird alſo über die Menſchenliebe ſprechen und dabei wahrſcheinlich ganz auf etwas Anderes zielen! Das reizt meinen Verſtand! Das unterhält mich! Warum? Sie denken vielleicht, ich gönne nicht meinen Schurzfell-Collegen einmal ein Abenteuer, das ſie belehrt? Fällt mir nicht ein. Es iſt ja unterhaltend zu ſehen, wie eine Spinne mit Honigfüßen die Fliegen fängt! Merci! Merci, Madame! Die Je-

weißt die Anzahl der Schornſteine, die den Rauch aus meinen Feuereſſen leiten. Sogar die Sproſſen auf den Leitern, die zu meinen Taubenſchlägen führen, haſt du gezählt!“

Maha Guru lächelte über die Täuſchung, die den Alten blendete. „Wie leben deine Brüder?“ fragte er; kann ſich Hili-Jong noch immer nicht an die Schafsfelle gewöhnen? Wie iſt's mit Holi-Jong's linkem Auge, das er ſich einſt durch glühendes, ſpritzendes Metall verbrannt hat? Er verſchmähte es damals, ſich heilen zu laſſen.“

„Großes unendliches Weſen!“ ſtammelte der Gefragte, den dieſe Kenntniß ſeiner häuslichen Angelegenheiten erſtaunen machte; „was darf ich dem Allwiſſenden ſagen, daß er nicht ſchon weiß? Jetzt darf ich hoffen, daß du meinem gerechten Wandel Glauben ſchenkſt. Du wirſt die Büchſe kennen, die ich, mit heiligen Gangesſande gefüllt, unter meinem Haupte des Nachts liegen habe. Du wirſt die frommen Amulette, welche mir heilige Waller von Jagarnaut gebracht, in meiner Behauſung wohl geſehen haben; ja, es kann dir auch nicht unbekannt ſein, um wie viel leichter meine Geldtruhen geworden ſind, ſeitdem ich unermeßliche Summen darauf verwandt habe, daß ſich in Alahabad für meine Rechnung jährlich zehn Büßende kaſteien.“

Maha Guru ließ dieſe Anpreiſungen eines gottheiligen Wandels den er zu würdigen wußte, und fragte: „Du ſprichſt aber nicht von Gvlluspa. Wie viel Zoll braucht ſie noch, um ſo groß zu ſein, wie du?“

Hali-Jong riß die Augen auf. Er ſtand wie verſteinert über die Kenntniſſe, die ſein König und Meiſter von ſeinen Angelegenheiten hatte. Gvlluspa's Name konnte für ihn nicht beſſer erwähnt werden. Er glaubte durch eine Schilderung

ſuiten ſind die einzigen Menſchen auf dieſer Viehweide, welche man die Erde nennt, die den Namen Menſch verdienen. Woher haben Sie Das?

Ich weiß es.

Dafür küſſ' ich Ihnen die Hand und wünſche Ihnen ganz in der Stille einen guten Abend und für morgen früh einen heitern glücklichen Tag! Die Polizei beſucht die Wildungens um vier Uhr Morgens, nimmt das Bild, Oberkommiſſär Par bringt es Ihnen um fünf, ſechs, wann Sie wollen und ich will wünſchen, daß es den Inhalt, den Sie ahnen, noch verſchloſſen enthält ...

Mit dieſen Worten wollte ſich Schlurck aus dem blauen Zelte zurückziehen, als ihm Werdeck artig entgegentrat und bei Seite zog.

Sie mußten flüſtern.

Pauline deutete auf den Salon, wo die Flottwitz eben am Piano ſang ...

Das enthuſiaſtiſche Mädchen ſang ſehr ausdrucksvoll mit einer ſonoren, vollen Stimme ein neues Lied von der Majeſtät, das ſich fünfzehn Componiſten bemüht hatten in Muſik zu ſetzen und deren Melodieen ſie alle auswendig wußte. Sie wollte die Geſellſchaft veranlaſſen, ihre Meinung über diejenige Melodie abzugeben, die ihr die gelungenſte ſchien.

Die Geheimräthin hörte erſt in ihrer glückſeligen

Beruhigung theilnehmend zu, unterbrach aber zuletzt doch die an ſich ſo löbliche, aber wenig amüſante Abſicht der Flottwitz, indem ſie ein allgemeines Thema zur Unterhaltung angab und dafür Sorge trug, daß Melanie, Heinrichſon und Reichmeyer, dem ſie ſehr artig war, am meiſten in den Vordergrund traten. Es wurde viel erörtert, viel Kluges und noch mehr Beſchränktes mit Redſeligkeit vorgetragen. Pauline war über die Maßen angeregt. Sie hatte eine Fülle von Thatſachen, in denen ſie ſich plötzlich wieder bewegen konnte. An Melanie, die ihr etwas Gleichartiges zu haben ſchien, richtete ſie die meiſten ihrer Apropos und hielt dieſe dadurch mehr wach, als heute in ihrem Charakter zu liegen ſchien. Heinrichſon und Reichmeyer waren Melanie vom Atelier nicht neu, die politiſche Debatte erſchien ihr zu ſchroff, der kleine Roman mit dem Geheimrath ermüdete ſie; es war unter den zwölf bis zwanzig, ſelbſt jüngern Männern nicht Einer, der ihr den Gedanken an den männlichen, feurigen, thatbewußten Tankmar hätte verſcheuchen können.

Sie lieben! flüſterte ihr Pauline, als ſich wieder Gruppen gebildet hatten, flüchtig in's Ohr ...

Melanie erröthete.

Sehen Sie! fuhr Pauline fort und Sie lieben erſt ſeit kurzem.

Gnädige Frau, sagte Melanie schalkhaft und doch nicht ohne Ernst; ich möchte wol von Ihnen erfahren, wie ich es mit meinem Herzen halten soll. Wie ein Mann sein muß, um ihn zu lieben, weiß ich. Wie er aber sein muß, um ihn zu heirathen, Das bitt' ich, sagen Sie mir!

Pauline lächelte, sammelte sich einen Augenblick und entgegnete:

Nehmen Sie Den, der Sie entweder ganz zur Sklavin oder ganz zur Herrscherin macht!

Melanie überlegte sich diese Antwort und fuhr fort:

Sklavin könnt' ich einem Mann gegenüber nur dann sein, wenn ich ihn liebte oder das Gefühl einer unaussprechlichen, unverletzbaren Schuld in mir trüge. Schuld! Schuld! . . . Ueber Was setzt sich wol ein Liebender Alles hinweg?

Wenn er Sie wahrhaft liebt, über den Mangel an Schönheit. Wenn er Sie wahrhaft liebt, über den Mangel an Geist. Aber die Tugend, Melanie, ist wie der Dichter sagt, kein leerer Wahn. Ueber die setzen sich nur die Männer hinweg, denen Sie eine Herrscherin sind! Allen diesen Schlüssen zufolge dürfen Sie also entweder nur einen Bettler heirathen oder einen Fürsten. Ein Fürst würde Sie nämlich schon gar nicht nehmen, würde durch Ihre Heirath von der gewöhn-

lichen Ordnung des Herkommens gar nicht abweichen, wenn er Ihnen nicht eben auch Alles vergäbe . . .

Melanie verfiel in ein ernstes Sinnen. Es war ihr, als riefe in ihr eine teuflische hohnlachende Stimme:

Entweder also Hackert oder Egon! Dazwischen gibt es nichts . . .

Pauline sah auf das türkische Zelt, wo noch immer Werdeck und Schlurck flüsterten . .

Der Sanitätsrath sprach gerade am lautesten. Er unterhielt die Gesellschaft durch manche Mittheilungen aus den höhern Kreisen, in denen er sich bewegte und die er ohne indiscret zu sein wiederholen konnte. Dem grösseren Theile der Anwesenden hatte aber der Major Werdeck die Unbefangenheit genommen; man glaubte, in keinem reinen Wasser mehr zu sein. Hier stritt man nicht gern, sondern handelte. Die Enragirtesten scharten sich zur Trompetta und Flottwitz und sprachen oft so leise, daß der Geheimrath glaubte, es fehlte wol irgend an etwas und die Bedienten riefe. Harder's Anblick war es dann, der Melanie's erschreckte Lebensgeister wieder schürte und ihr Gelegenheit gab, eine leidliche Unbefangenheit zu sammeln, um sich mit dem hinterlassenen Eindrucke, daß sie dem Rufe ihrer Liebenswürdigkeit vollkommen entspräche, vielleicht bald zu entfernen. Pauline, die diese Absicht merkte,

hielt ſie aber feſt und ſchien ſie veranlaſſen zu wollen, nach dem türkiſchen Zelte zu folgen.

Was hat der Juſtizrath nur mit dem Major? ſagte ſie lauſchend.

Man hörte die abgeriſſenen Worte aus dem leiſen Geſpräche:

Kaminska ... Sibirien ... Kloſter zum Herzen Jeſu ... Frankreich ... Schweſter Jagellona ... Vermögensvertheilung ... Certificate ... Leidenfroſt ... Depoſitalgelder ...

Geſchäftsſachen! ſagte Melanie. Der arme Vater iſt geplagt! Selbſt hieher verfolgt ihn die ſtündliche Mühe und Sorge!

Pauline wußte aber nicht, daß ſie nur das Wort Leidenfroſt verſcheuchte — weil ſie durch dieſen Namen an ein Bild erinnert wurde, das ihr die ſchmerzlichſten Empfindungen weckte ...

Melanie ging im Saal auf und ab. Als ſie zurückkehrte, war ihr Vater verſchwunden, Werdeck im Geſpräche mit Paulinen ...

Sie mußte Heinrichſon und Reichmeyern Rede ſtehen, die von ihrer Reiſe hören wollten, von ihren Plänen, die Malerei fortzuſetzen, von ihren Ausſichten für die Geſelligkeit des Winters ...

Sie antwortete zerſtreut, nicht in gewohnter Laune.

Es war ihr zu geräuſchvoll geworden, ſie war nicht mehr der Mittelpunkt des Cirkels, die Zudringlichkeit des Geheimraths verhinderte ihre Triumphe und ſie fühlte plötzlich, daß eine ungeheure Laſt ſie drückte Es drängte ſie mit tauſend Stimmen, die innerlich rieſen: Fort! Fort!

Sie ergriff die Hand der Geheimräthin.

Gute Nacht, Excellenz! ſagte ſie.

Keine Förmlichkeiten, meine Liebe! Aber Sie wollen wirklich gehen?

Pauline erklärte, ſie hätte noch auf ein tête a tête am Schluß des Abends mit ihr gehofft ...

Ich bin noch von der Reiſe ermüdet ... ſagte Melanie.

Ich rechnete auf eine vertrauliche Annäherung ...

Sie ſind zu gnädig ... Erhalten Sie mir dieſe Geſinnung!

Nun denn, ſagte Pauline und zog das ihr räthſelhafte Mädchen noch einen Augenblick bei Seite; ſoviel ich Sie heute kennen gelernt habe, liebe Melanie, gehören Sie zu den Unruhigen und Strebenden! Sie haben ein Herz und fürchten, von ihm getäuſcht zu werden. Die Philoſophie Ihres geiſtreichen Vaters, den ich ſo hoch verehre und der mir täglich neue Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit gibt, hat Ihnen zu früh ſchon den Blütenſtaub vom Leben geſtreift: überall

fürchten Sie Illusionen! Fürchten Sie nicht zu lange, wagen Sie! Illusionen sind dazu da, daß man sie überwindet und sich in seinem Charakter stärkt. Es hilft nichts, Sie müssen schon einmal sich entschließen, einem Schmerze die Brust darzureichen, nicht ihm aus dem Wege zu gehen. Vertrauen Sie manchmal einem Freunde, einer Freundin! Wählen Sie mich dazu! Ich bin so eine alte Wetterfahne, die schon lange im Sturme des Lebens steht und andern Menschen zeigen kann, woher der Wind und die Lüfte kommen und die — nicht selbst mehr an ihren Sitz gelangt. Ich weiß, wie es in jungen Knospen wogt und stürmt und wie die holden Blätter, die zu schlummern scheinen, im Aufruhr sind! Mein Leben ist Erinnerung. Nutzen Sie manchmal diese stille Arbeit meines Kopfes und Herzens. Sie finden eine Mildthätige, die nicht für sich, auch für die Andern sammelte.

Diese ungemein weich und fast lieblich vorgetragenen Worte erschütterten Melanie. Dennoch konnte sie nicht umhin, während Pauline so sprach, einen lächelnden Seitenblick auf den jungen Adonis Heinrichsen hinüberzuwerfen. Ach, auch Pauline verstand dies Lächeln und erwiderte es mit einem gewissen schwärmerisch gelassenen Blicke, als wollte sie sagen: Der Schatz der Liebe ist ja unergründlich! . . . Auch

der Ludmer erwies Melanie, die ihre Stellung kannte, viel Artigkeit und Pauline konnte, als das junge Mädchen endlich verschwunden war, nicht läugnen daß Helene d'Aziment einen großen Kampf würde zu bestehen haben, wenn wirklich Melanie entweder unmittelbar mit Egon oder durch jenen räthselhaften Freund, Taukmar Wildungen, mit ihm in Verbindung stand.

Die Gesellschaft löste sich nun auf. Werdeck's Rückkehr aus dem türkischen Zelte brachte nur Zündstoff zu Hader und Streit. Seine kaustische, scharfe Art verwundete nach allen Seiten und die Flottwitz stritt mit einer Heftigkeit, daß die Grazien flohen. Drommeldey war längst schon zu Egon's Krankenbett ins Hohenberg'sche Palais gefahren, Graf Franken in die „kleinen Cirkel". Graf Prenzler, Baron von Ried hielten nicht mehr Stand gegen die scharfe Logik des Majors. Endlich ging auch dieser, nachdem er Paulinen viel Artiges gesagt und die universale Geschäftsthätigkeit des Justizraths bewundert hatte, der ihm einen Kopf wie ein Repositorium mit tausend Fachern zu haben schien.

Was wollen Sie mit ihm? Doch kein Prozeß? fragte Pauline.

Angelegenheiten meiner Frau . . .

Wie geht es ihr?

Sie ſollten uns beſuchen! Sie ſollten ihr Bild ſehen. Sie läßt ſich für eine alte Gönnerin ihrer Familie in einem polniſchen Kloſter malen.

Von Ihrem Protégé, dem bizarren Leidenfroſt?

Von einem jungen talentvollen Maler, Namens Wildungen! Sehen Sie ſich ja das Bild an! Es wird vortrefflich! Gute Nacht, liebe Geheimräthin!

Damit ging der Major und ließ Paulinen in Erſtaunen zurück, hier wieder den Namen Wildungen zu hören ...

Die Trompetta und die Flottwitz hätten jetzt gern das Feld allein behauptet und noch mit der Geheimräthin über Wahlen und mancherlei Demonſtrationen, beſonders über den „Bazar" zum Beſten der verwundeten Krieger, ja ſchon über die große vorbereitete Weihnachtsbeſcherung in den Kaſernen geſprochen ...

Allein ſie ſagte ganz kurz und ſchroff:

Laßt mich heute mit Eurem dummen Zeug in Ruhe! Gute Nacht!

Die beiden Inſeparables gingen verdrüßlich. Doch hatten ſie im Wagen der Trompetta reichlichen Stoff zur Erörterung aller Vorkommniſſe dieſes Abends. Sie gloſſirten auch darüber, daß der einzige und letzte von Allen, der zurückblieb, wirklich der Maler Heinrichſon war ...

Heinrichſon mußte jeden Abend bei ſolchen Gelegenheiten die Schlußſentenz, gleichſam die Moral des Abends, ausſprechen ...

Wie iſt Ihnen, Pauline? fragte er auch heute.

Still und bewegt! antwortete ſie mit Goethe und reichte dem Freunde die Hand zum Kuſſe und zum Abſchied.

Melanie aber war unten von ihrem Bedienten empfangen und in den Wagen geleitet worden, auf dem Neumann inzwiſchen wohl geſchlafen hatte ...

Es mochte faſt zehn Uhr ſein.

Die Luft war, man fühlte es an den geöffneten Fenſtern der Villa, linde und mild. Zitternd bebten in ihrem Glanz am dunkelblauen reinen Himmel die Sterne; nur da und dort zog über ſie her ein Nebelſchleier, der vielleicht nur der Widerſchein von unzähligen unſichtbaren Sternen war.

Noch einen flüchtigen Blick warf Melanie durch den Vorgarten fliehend auf die hellerleuchteten Fenſter des oberen Stockes, bewunderte die elegante Einrichtung des Vorbaus, die ſorgſame Pflege der Beete ...

Fliehend, ſagten wir. Denn der jungen Excellenz, die ihr ſchon auf der Treppe nachgetrippelt kam und durchaus noch mit ihr ſprechen wollte, mochte ſie nicht Rede ſtehen.

Als ſie im Wagen ſaß und dieſer langſam durch

ihrer Tugenden ſeine Verdienſte in ein beſſeres Licht zu ſtellen und ſchickte ſich zu einem endloſen Redeſchwall an. „Daß ich Euch ein Bild dieſes Weibes entwerfen könnte!“ rief er aus. „Soll ich von ihrer Mutter und ihrer Wiege und den glücklich überſtandenen Kinderkrankheiten anfangen? Nein, man muß ihre Tugenden und Vollkommenheiten kennen, um die Verdienſte ihres Vaters zu würdigen. Die Erziehung iſt ein Werk des Beiſpiels und der Unterweiſung. Gebt Gyllusya eine Cither in die Hand, welche Lieder wird ſie ſingen? Lieder, die von ihr ſelbſt verfertigt, nur den Preis der Mäßigung, der Natur und der Götter beſingen. Daran erkennt man den Umgang, den ſie gepflogen. Ihre Stimme im Geſang hat nichts von der weltlichen Frechheit, welche die chineſiſchen Komödianten über unſere Berge verbreitet haben, ſondern ſie iſt nach Grundſätzen modulirt und nur der Ausdruck einer für das Schöne in der Kunſt empfänglichen Seele. Allerdings iſt dieſes Alles nur durch dein Zuthun, großer Meiſter, ſo herrlich ausgeſchlagen; aber ich habe verhindert, daß ſie deine Wirkungen mißkannte; ich war es, der ſie lehrte, nur deinen Preis zu erheben und in Liebesſehnſucht zu dir zu vergehen. O, kann die Tugend einer Tochter nicht die Schuld eines Vaters tilgen?“

Maha Guru empfand nichts von dem Lächerlichen, das in den Schlußfolgen und Beweisführugen des Alten lag. Es genügte ihm, daß ſie im Zuſammenhange mit Gyllusya, der unvergeßlichen Freundin ſeiner Jugend, ſtanden und er hörte mit Entzücken auf die kleinlichen Ausführungen ihrer Vorzüge im Munde ihres Vaters. Er würde noch länger ſich der Wonne dieſer Erinnerungen hingegeben haben, hätte nicht ein neuangekündigter Beſuch die ſchnellſte Entfernung Hali-

die andern, die auf ihre Herrschaften warteten, sich durchwand, ergriff sie Mismuth und Schmerz.

Sie hatte die leidenschaftlichsten Eingebungen ihres Ehrgeizes niederzukämpfen und fühlte aus Gründen, die ihr selbst nicht klar waren, einen unaussprechlichen Neid gegen Helene d'Azimont, in der sie etwas entdeckt hatte, was sie selbst nicht besaß ... Seelen Poesie.

Sie mußte sich gestehen, daß es Menschen gibt, die um sich her, selbst wenn sie stumm und dem Allgemeinen abgewandt scheinen, einen Zauber verbreiten, mit dem die vergängliche und noch so blendende Wirkung der Schönheit keinen Vergleich aushält.

Melanie war besonnen genug, sich zu sagen, daß sie sich diesen geheimnißvollen Reiz nicht geben konnte. Sie wurde geliebt von Menschen, die sie nicht wieder lieben konnte. Selbst diese heutige Scene mit Siegbert Wildungen! Dies war nicht jener unternehmende, starke, sie bändigende, sie in Asche verwandelnde Geist! Dem gegenüber war sie nicht Sklavin und auch nicht Fürstin! Sklavin an sich nicht, aber auch eine Herrscherin nicht. Sie hätte ihren Sklaven geringschätzen müssen und Das konnte sie wiederum mit Siegbert nicht. Dankmar aber! Dankmar! Das war ein Sehnsuchtston, der durch ihr Inneres wehklagend rief.

Wie gewann Tankmar wieder, wenn ſie ihn verglich mit den Männern, die ſie eben im Salon der Geheimräthin geſehen hatte! Dieſer Reichmeyer, dieſer Heinrichſen! Wie verächtlich erſchien ihr dieſe Gattung von Salonmenſchen, die ihr Glück durch eine Lüge machen und die Petitmaitres vornehmer Launen ſind! Selbſt Laſally, der ſie liebte und dabei offen geſtand, daß er durch ihr Vermögen doch nur ſich und ſeine Pferde retten wollte, ſelbſt der war ihr bedeutender und erſchien ihr liebenswürdiger ... Laſally log doch nicht! Es war ein blaſirter, desparater, mürriſcher, junger Mann: aber er kam von allen Männern, die ſich ihrem Herzen eingeprägt hatten, Tankmarn in der That am nächſten!

In dieſem Augenblicke gedachte ſie auch Hackert's ...

Kaum hatte ſie mit Grauen der Worte ſich erinnert, die Pauline ſprach, daß den Mangel an Tugend ihr nur ein Bettler verzeihen würde oder ein Fürſt, als ihr etwas Entſetzliches geſchah ...

Sich allein im Wagen glaubend, rollte ſie durch die ſternenhelle Nacht, drückte die Augen zu, hüllte ſich in ihren Shawl und glaubte ſich nur von dem kühlenden Luftbauche belauſcht, der durch die herabgelaſſenen Fenſter des geſchloſſenen Wagens ſtrömte ...

Da fühlt ſie ſich plötzlich von einem kräftigen

Mannerarme umfangen und ein ſtürmiſcher Kuß brennt auf ihren Wangen ...

Der Todesſchreck hinderte ihren Aufſchrei.

Sie fuhr in dem niedrigen Raume empor ...

Der aber, der ſie mit gewaltigem Arme niederdrückte und mit glühendem Tone das Wort: Melanie! Biſt ruhig! flüſterte, ... war Hackert.

Sie ſah's! Sie fühlt' es! ... Sie wollte ſchreien.

Aber halb ohnmächtig, willenlos, elend, zum blaſſen Tod entſetzt ſank ſie auf die Kiſſen des Wagens zurück, der funkenſtiebend, donnernd in die Stadt rollte.

# Viertes Capitel.

## Brandgasse: Nummer Neun.

Das Viertel, das zwei Stunden früher Siegbert Wildungen aufsuchte, ist das älteste in der Stadt.

Die Brandgasse selbst ist so schmal, daß in ihr kaum zwei Wägen sich begegnen können, ohne bis dicht an die Häuser auszuweichen. Diese Häuser sind hoch und mit überhängenden Stockwerken so gebaut, daß sie sich von oben mehr nähern als von unten. Alle diese Häuser, aus altem Sandstein und dicken geschwärzten Eichenbalken gebaut, haben eine ungewöhnliche Tiefe und werden meistens noch durch Höfe verlängert, von denen einige neuer sind als die Vorderhäuser, da zu verschiedenen Zeiten in diesem alten Stadtviertel Feuersbrünste wütheten. Ungeachtet der Name dieser Straße daher entstanden sein mochte, daß die Flammen sie öfter heimsuchten als andere; ungeachtet eine allgemeine durchgreifende Zerstörung zum

Westen des gesunderen Luftzuges vielleicht für die Stadt selbst zu wünschen wäre, so schreckte man doch bei dem Gedanken zurück, welche große Anzahl ärmster Familien dabei in Lebensgefahr gerathen würde, denn keine Straße war volkreicher als diese Brandgasse. Der Verlust an Hab' und Gut würde vielleicht durch die Mildthätigkeit ersetzt worden sein, obgleich doch selbst in diesen dunklen alten Wohnungen mit den Giebeln und Galerien sich mancher stille Sparer versteckt hielt und sich durch weiße Gardinen, Blumenstöcke und Vogelkäfige an seinen kleinen, mit Blei zusammengelötheten Fensterscheiben als ein Wohlhabender verrieth. Freilich alle Blumen und Vogelkäfige vor den kleinen Fenstern in der Gasse selbst und den Hinterhöfen konnte man nicht für ein Zeichen des freundlicheren Lebenslooses halten, denn diejenige Armuth wenigstens, die sich geistig nicht ganz verwahrlost, schmückt sich gern mit Blumen und gibt selbst einem Vogel im Käfig von ihres Daseins spärlichen Brocken ab.

Mehre der ältesten dieser Häuser in der Brandgasse waren mit jenem Augeroder Kreuze der Ritter von St.-Johannes geziert. Doch sah man nur die drei Blätter des Kleeblattes an den Ecken des heiligen Symbols, zum Zeichen, daß diese Bauten noch über den Zeitpunkt hinausreichten, wo die größere Anzahl

der Ritter dieſes Ordens in den Schooß der evangeliſchen Kirche überging.

Aber auch dieſe Häuſer gehörten zu jener Verlaſſenſchaft, die man damals dem Ritter Hugo von Wildungen angewieſen, als die unrechtmäßigſte und dreiſteſte Beſitzergreifung von der Welt durch die allgemeinen Wirren damaliger Zeit zugelaſſen und ſtillſchweigend anerkannt wurde. Auch dieſe Häuſer wurden von Schlurck für die Commune verwaltet und oft genug ſah man Bartuſch in ſeinem grauen Rock hier Trepp auf Trepp ab ſchleichen und die gerichtliche Execution den Miethern androhen, die ihm von den ſogenannten Vizewirthen als ſaumſelige Zahler bezeichnet wurden.

Dieſe Vizewirthe bewohnten oft die unſauberſte Spelunke von allen; aber ſie zahlten keine Miethe. Nur mußten ſie ſich als fleißige, zuverläſſige Männer in der Hut des Hauſes bewähren und die einzelnen Wochengroſchen, die ſie von den Bewohnern ſammelten, pünktlich in der großen Schreiberei des Notars und Adminiſtrators Juſtizraths Schlurck abliefern.

Der Vizewirth des Hauſes Brandgaſſe Nr. 9 war urſprünglich ein Schloſſer, dann aber durch ſeine Frau halb ein Flickſchuſter, halb durch ſeine eigene Brauchbarkeit Polizeidiener. Dieſer vielſeitige Mann hieß

Mullrich. Die Flickereien alter Schuhe und Stiefel — neue zu liefern übernahm Mullrich nicht — besorgte seine Frau, die diese Arbeiten in Pech und Leder von ihrem ersten seligen Gatten gelernt hatte. Der zweite gab die Schlosserei auf, da er in die Lage kam, dem Staate, dem Gerichts- und Polizeiwesen in treuen Funktionen zu dienen, zu deren äußerer Unterstützung sein mürrisches, brummiges Gebahren ihm sehr zu Statten kam. Die Vergünstigung, Vizewirth in diesem Communalhause der Brandgasse zu sein, verdankte er seiner polizeilichen Stellung; denn was gab es hier nicht in diesen Spelunken, in diesen Höhlen des Jammers und Verbrechens zu beobachten! Der ehemalige Schlosser war ein Dietrich der Polizei geworden.

Seine Freiwohnung bestand aus zwei Stuben, nebst einem Kamin auf einem dunklen Vorplatze, Alles im tiefsten Kellergeschosse des Hauses Brandgasse Nr. 9. Man behauptete, die kinderlosen Mullrichs hätten durchaus nicht nöthig gehabt, in einem Souterrain zu wohnen, das bei den Frühjahrsüberschwemmungen oft unter Wasser gerieth und bei dieser Gelegenheit mit Glück die höhere Rattenjagd zu betreiben erlaubte; allein man nannte dieses würdige Ehepaar geizig, eine Meinung, die wir durch das Wohnenbleiben in diesem Freilogis

doch kaum bestätigt finden möchten. Ein Freilogis ist für jeden Stand eine so unschätzbare „Gabe Gottes", daß sich Frau Mullrich, von der wir diesen Ausdruck entlehnen, hätte der Sünden schämen müssen, wenn sie es aufgegeben hätte; zu geschweigen, daß die Einnahme von ihrem Verdienste als Flickschusterin noch durch die günstige Lage des Ortes und jene Superiorität unterstützt wurde, die der Vizewirth dieses Hauses nicht nur über einige leidlich respectable Einwohner des Vorderhauses, sondern über das ganze Gewimmel von drei großen Hinterhöfen behaupten durfte. Auch in polizeilicher Hinsicht hatte Mullrich durch dies Freilogis, das er im Frühjahr mit den Ueberschwemmungen und dem Hervortreten des Grundwassers und in allen Jahreszeiten mit den Ratten zu theilen hatte, doch so viele Annehmlichkeiten, daß er die Gelegenheit, hinter manche Diebshehlerei zu kommen und sich in seinem Spionirberufe preiswürdig zu bethätigen, nicht gern aufgab. Frau Mullrich war eine Dame, die die emsigste Thätigkeit liebte. Wer weiß, ob sie in einem bessern Quartier hätte auf ihrem Schuster-Dreibein sitzen und zugleich durch ein kleines Schiebfenster, das durch die dunkle Hausflur und durch das Kellerfenster, das auf die nicht viel hellere Straße ging, soviel ihre Spürkraft Anregendes entdecken können. Mullrich ohne-

hin war den ganzen Tag unterwegs und hatte Gelegenheit genug, auf den schönsten Promenaden, wo es Taschendiebe zu beobachten und Steckbriefe zu vergleichen gab, frische Luft zu schöpfen.

In der Regel kam er, wenn es nicht außerordentliche Fänge gab, um acht Uhr Abends nach Hause, verzehrte dann sein Käs und Brot, trank ein hohes Glas des besten, schäumendsten Dünnbieres und legte sich zeitig zur Ruhe, während seine Frau nun erst aufpaßte, wer zu spät nach Hause kam und für das Oeffnen der Hausthür einen Pfennig oder Dreier zahlen mußte. Dem Nachtwächter, der eigentlich dies Privilegium des Hausöffnens für die Spätlinge beanspruchte, hatte sie glücklich diese nach Jahresschluß selbst bei den Armen nicht unergiebige Quelle des Erwerbes abzuringen gewußt. Einige Diebstähle, befördert durch den gutwillig hergegebenen Hausschlüssel des Nachtwächters, hatten ihre desfallsigen Auseinandersetzungen vor dem grauen Bartusch unterstützt. Rechnet man nun noch hinzu, daß die vermögenden Einwohner des Hauses Brandgasse Nr. 9 und seiner drei Hinterhöfe einen Hausschlüssel von ihr, für monatlich drei Groschen, miethen konnten und in der That vierzehn solcher Hausschlüssel im Gange waren, so ergab dies eine Summe, die, wenn man einige un-

vermeidliche Ausfälle dabei mit in Anschlag brachte, sich immer jährlich auf das stattliche Capital von etwa funfzehn Thalern belief. Die Pfennige aber oder die von Betrunkenen in der Zerstreuung gegriffenen Groschen — manchmal freilich auch zinnerne Knöpfe! — brachten jährlich mindestens eben soviel ein und da war es wohl zu begreifen, wie Frau Mullrich, vor zwölf, ein Uhr nicht zu Bett ging und des Morgens noch schlief, während ihr Gatte schon „aus den Federn" kroch, Feuer anmachte und Sommers und Winters den Kaffee oder ein dem Kaffee nicht unähnliches Surrogat selbst kochte für die erste innere Erwärmung des innerlen Menschen.

Es war nach sieben Uhr, als Mullrich seinen heutigen Abendimbiß, der nicht aus Käse, sondern einmal zur Abwechselung aus drei geschlagenen oder gerührten Eiern und Butter und Brot bestand, verzehrte und ruhig die Rapporte seiner Frau anhörte.

Die Pinnen sind all, sagte Frau Mullrich und meinte unter Pinnen gewisse kleine Nägel, die unter die Schuhe geklopft werden.

So? war Mullrichs bedeutungsvolle Antwort. Er wußte, daß es sich um eine finanzielle Erörterung handelte.

Jong's, der von keinem Prieſter geſehen werden durfte, verlangt. Er winkte mit der Hand und der Ketzer verließ, nicht ohne einige Hoffnungen, den Saal.

Hinter dem Palaſte des Lama liegt ein umfangreicher Garten und hier ſehen wir Maha Guru einige Stunden ſpäter im Schatten der Bäume wandeln. Wie rauh und abwechſelnd auch das Klima dieſer hochgelegenen Gegend iſt, ſo trifft man hier doch auf Pfirſichen und Granatäpfel, ja ſelbſt auf Orangen und Limonen. In der Mitte des Gartens ſtand ein großer Mangobaum, deſſen Zweige von den reifenden Früchten herabgebogen waren.

Ein luſtwandelnder Gott! Das iſt eine Scene aus den erſten Tagen der Schöpfung. Freudig müſſen dem Herrn der Welten die Augen geglänzt haben, als ſein erſtes Meiſterſtück vollendet vor ihm lag. Damals, als ſein Bart über den vielen Kummer, den ihm die Erde verurſacht hat, noch nicht grau geworden war, oder wie die Juden und Heiden lehren, als die Götter noch Wohlgefallen hatten an den Töchtern dieſer Erde, gingen ſie wohl unter den Bäumen und labten ihr Auge an den Blüthen und Früchten, die an den Zweigen herunterhingen. Die Weiber kamen dann oft zu ihren Männern und die Jungfrauen zu ihren Vätern, wonnetrunken, daß ſie hinter einem blühenden Geſträuch einen Gott erblickt hatten oder daß er ihnen auf einem grünen Wieſenplan begegnet, ſie mit loſenden Worten verführt und in einer heimlichen Grotte unſterblicher Umarmungen gewürdigt hätte. Die Väter und Männer jauchzten über dieſe Botſchaften freudig auf, errichteten einen Altar und opferten Brandopfer des Dankes und der Anbetung. Die Söhne und Enkel aber wuchſen heran und ragten mächtig im Volke als

Nummer 76 will uns welche verkaufen, das Schock zu fünf Pfennige —

Der alte Nagelschmiedgesell sieht ja ganz reputirlich aus. Stiehlt denn der Kerl? sagte Mullrich phlegmatisch.

Bewahre! antwortete die Ehehälfte. Er muß sie wol verkaufen. Ist ja sein Lohn! Jeden Sonnabend bringt er einen Sack Nägel mit. Baar Geld hat so ein Meister nicht.

Drum! Drum! meinte Mullrich. Dacht' ich doch neulich, der Nagelschmied bettelte. Vorm Thor sah ich ihn so scheu immer in die Häuser gehen, aus einem heraus und in's andere hinein — und die Rocktaschen ganz voll und ganz schwer. Dacht' ich nicht, er holte sich so Brot zusammen? Waren Das die Nägel! ... Fünf Pfennige für's Schock? Nimm sie! Er läßt sie Einem auch für viere! Wenn du zwei Dutzend Schock nimmst, gibt er noch eine eiserne Kramme zu für den alten Spiegel, den die Mamsell Nr. 17 dagelassen hat. Das lange Windspiel hat uns doch richtig betrogen. Brennt uns mit 14 Wochen Miethe durch, macht vier Thaler und geht bei Nacht und Nebel davon. Sollen uns an die Sachen halten! Ein alter zerbrochener Spiegel und eine Bettstelle —! Die Betten und das Waschlavoir nimmt sie mit und was sie zum Anziehen

hat trägt sie auf dem Leibe. Sie ist nach Hamburg und es ist eine Schande, daß man nun so Was nicht gleich mit dem Telegraphen hinterher melden kann! Wozu sind nur die Dinger!

Frau Mullrich berichtigte hier mehrfache Irrthümer ihres Mannes. Erstens tadelte sie ihn bei dieser Gelegenheit, daß er sich gerührte Eier für die Nacht bestellt hätte, was eine zu hitzige Speise wäre; dann aber sagte sie:

Eine Kramme noch für ihren Spiegel? Und die Bettstelle auch behalten? Da könnte Einer dabei bestehen! Heute gegen Uhrer viere war der alte Graue hier und ich sagt's ihm gleich: Die Mamsell Nr. 17 ist durchgegangen, die Miethe ist nicht gezahlt, macht vier Thaler und der Spiegel und die Bettstelle macht einen Thaler, ist für Auslagen, die sie mir schuldig geblieben ist, Seife und Licht und zwei Hausschlüssel ... bleibt immer vier Thaler!

Zwei Hausschlüssel? Wie denn so zwei Hausschlüssel?

Ha! Ha! Wie ich von zwei Hausschlüsseln sprach, drehte sich der alte Sünder um und wollte sich nicht in dem Spiegel sehen lassen — weil er ganz roth wurde.

Roth? Warum denn roth und zwei Hausschlüssel?

Ach! Schon vor elf Wochen! Wie ich ihm da gesagt hatte — Herr Bartusch, sagte ich, die Mamsell Nr. 17 zahlt keine Miethe, da wurde er dazumal grob, wie immer, und kletterte selbst zu ihr hinauf. Schon zwei Wochen nicht! rief ich ihm nach. Nach einer halben Stunde kam er wieder und mit einer ganz jämmerlichen Miene. Armes Mädchen! sagt' er. Muß sich von ihrer Hände Arbeit ernähren — hat keine Eltern — und wie er dann thun kann, als wenn er ein Erbarmen im Leibe hätte wie die ewige Güte — kaum ist er damals fort — das sind nun elf Wochen — kommt die Lange herunter und will noch einen Hausschlüssel für einen Freund. Aha! dachte ich, für einen Freund! Ich gab ihr den Hausschlüssel. Kostet drei Groschen monatlich, Mamsell, sagt' ich. Wird Alles bezahlt werden, und so ging sie schnippisch davon, als wenn sie einen Ehemann gekobert hätte. Und richtig, ich hab' ihn wohl erkannt, wie er dann am nächsten Abend ankam nach zehn Uhr, in einem großen Mantel —

Herr Bartusch! sagte Mullrich erstaunend, über die „Enthüllungen" seiner Frau.

Schleich du nur, dacht' ich, fuhr seine Ehehälfte fort. Wer sind Sie Herr? Wo wollen Sie hier hin? rief ich. Nummer 17! piepte es und rasch in den

Hof, wie eine Katze, ſo genau fand er ſich zurecht. Und das dreimal! Nachher ging's ja mit Mann und Maus auf das Schloß von dem alten Fürſten und richtig! Mein Männchen kommt auch nicht wieder und den Hausſchlüſſel hat er bei ſich behalten. Die Mamſell zahlt keine Miethe, zahlt keinen Hausſchlüſſel, der Freund iſt fort und eines Abends ſie auch, bis auf ihr Mobiliar, ihren Spiegel und ihre Bettſtelle. An die halten wir uns. Männchen mag nun ſehen, wo er die Miethe kriegt. Wer weiß, wo die Lange ſteckt! Es hat ſchon oft einmal geheißen: Hamburg, und hernach war's blos die Hamburger Straße.

Dieſe harten Verleumdungen über Bartuſch, den eigentlichen Regenten dieſer Häuſer, wurden von Paſſanten unterbrochen, die an dem Schaufenſter des Kellergeſchoſſes von der dunklen Hausflur aus ſich niederbeugten und in die noch „ſchummrige" Stube des Vizewirths hinunterſprachen.

Es waren dies zuvörderſt Drehorgelſpieler, die wegen eines Hausſchlüſſels parlementirten. Sie hatten heute einige Tanzorte mit ihren melodiſchen Klängen zu bedienen, wo ſie lange auszubleiben gedachten . . .

Er wurde ihnen leihweiſe für einen Dreier und nur für dieſe Nacht bewilligt mit vielen Mahnungen, ihn zu ſchonen, nicht zu verlieren, Mahnungen, die

sich mit einem höflichen Uebergange in zweckentsprechende Drohungen verliefen.

Es war nach sieben. Die Handwerker und Arbeitsleute, die im Hause wohnten, kamen nun von der Arbeit. Kinder, Frauen, Mädchen, Männer, rüstig und hinfällig, bunt durcheinander ...

Frau Mullrich ließ sie Alle mit scharfprüfenden Augen die Revue passiren. Bei Jedem, der ihr fremd schien, öffnete sie das kleine Schaufenster und sah mit ihrer langen Spitznase hinterher ...

Hat die Klapperfuß wieder einen Neuen? fragte sie, aufmerksam auf einige ihr unbekannte Passanten.

Gemeldet ist keiner, sagte Mullrich und wies auf ein schmuziges Buch, in dem die ganze Bewohnerschaft verzeichnet stand.

Es gehen heute so viel fremde Gesichter aus und ein ...

Bei Nr. 40 ist viel Verkehr ...

Nein, Mannspersonen mein' ich! Mannspersonen! Da geht ja die Klapperfuß! Sieh den Staat! Guten Abend, Madame Klapperfuß! Und die Mamsell Tochter! Mullrich, ich glaube, da ist's schon wieder ...

Nicht richtig! Das wäre das Fünfte?

Diese Menschen! Den frommen Herrn, der sie

neulich über ihr Sündenleben ermahnen wollte, haben sie fast zur Treppe hinunter geworfen ...

War lange keiner vom Verein da? Die Bibeln sind ja bald all ... Nur noch zwei auf'm Lager ... Der Buchbinder in der Schulstraße hat erst neulich gefragt: Herr Mullrich, keine neuen englischen Bibeln?

Der Nagelschmiedgesell, dem wir eine anboten, ist recht fromm und will sie behalten ... meinte Frau Mullrich, geschmeichelt von der Artigkeit des geschäftsfreundlichen Buchbinders.

Aber Nr. 25 ließ uns doch eine an Zahlungsstatt ... Wir müssen einmal bei dem Verein anklopfen; es ist doch immer ein gutes Geschäft.

Sei vorsichtig, Mullrich! Die durchtriebene Person, die Louise Eisold, hat uns erst neulich gedroht, sie wollte den ganzen Commersch mit den Bibeln anzeigen.

Mullrich schwieg erschrocken.

Zum Verständniß dieser aphoristischen Abendunterhaltungen des Herrn und der Frau Vizewirthin wollen wir aus der reichen Chronik dieses Hauses nur einige kleine Personal- und Sittennotizen geben.

Die mehrerwähnte Madame Klapperfuß z. B. beherbergte im ersten Hinterhofe auf vier Zimmern eine

Anzahl von Gesellen, die sie kasernenartig in „Schlafstelle" hatte. Die Zahl schwankte meist zwischen achtzehn bis zwanzig. Sie schliefen je zwei und zwei in einem Bett und hatten für Waschwasser, Handtuch, Bett- und Leibwäsche und Frühstück eine Summe in Bausch und Bogen zu zahlen, die jeden Sonnabend berichtigt werden mußte. Madame Klapperfuß verdankte der Präcision, mit der sie dies Schlafstellengeschäft betrieb, die Mittel, sich auf Volksbällen und Pikeniks der Vorstadt durch Garderobe und Appetit auszuzeichnen. Ihre Begleiterin vorhin war ihre Tochter Demoiselle Klapperfuß, die von verschiedenen, gerade nicht sehr stabilen, sondern ab- und zugehenden Vätern eine Anzahl Kinder aufzuweisen hatte, die jedoch von der Großmutter mit ebenso vieler Zärtlichkeit behandelt wurden, als wären sie der legitimsten Ehe entsprossen.

Die Vereine zur Bekämpfung der Unsittlichkeit des Volkes hatten hier in der Brandgasse Nr. 9 ein weites Feld. Allein die Treppen waren sehr steil, die Thüren sehr eng. Den Missionären dieser braven Institute geschah zuweilen das Widerwärtige, daß die verstockten frechen Sünder sie alle Unannehmlichkeiten der Lokalität empfinden ließen. Demoiselle Klapperfuß hatte z. B. einen Abgesandten der Kirche, der der

am nächsten Sonntag stattfindenden Taufe ihres vierten unehelichen Kindes eine strenge Rüge, ja ein, freilich katholisch klingendes Wort, von Kirchenbuße züchtigend vorhergehen lassen wollte, jene schnöde Abfertigung angedeihen lassen, die Frau Mullrich vorhin andeutete.

Ueberhaupt konnten die Vereine ohne Mullrich's Autorität und Unterstützung hier nicht viel rein Moralisches und Lehr-Strenges zu Stande bringen. Nur das baare Geld wurde mit Artigkeit und Dank begrüßt. Ein- für allemal lag auch bei Mullrich eine Anzahl Bibeln deponirt, die er jedem sich der geistlichen Erweckung zugänglich Erklärenden übergeben sollte. Mullrich war zu gewissenhaft, diesen Auftrag unvollzogen zu lassen. Er bot die Bibeln in der That allen diesen Armen und Elenden an. Sie nahmen sie auch, verwertheten sie aber sogleich an der besten Quelle, die sich ihnen in Mullrich selbst darbot. Mullrich behielt das Buch der Bücher gleich an Zahlungsstatt für Miethe oder verfallenen Versatz — denn auch auf Pfänder lieh die Frau Vizewirthin in aller Stille — oder für Hausschlüssel oder Feuerung, die sie im Winter verkaufte oder Kartoffeln, deren sie große Vorräthe anschaffte, und Mullrich hatte dann in der Schulstraße einen Buchbinder, der die Exemplare

unter Verhältnissen kaufte, bei denen Mullrich nur der Commissionär, der Bevollmächtigte der richtigen Empfänger jener Bibeln war und per Stück immer zwei Groschen Vortheil zog, was bei einem jährlichen Umsatze von etwa funfzig Exemplaren immer eine Einnahme war.

Freilich fanden sich denn doch auch manche trostsuchende, leidensmüde Seelen, wie jener arme Nagelschmiedgesell, der die Bibel behielt und nicht für die Miethe angab. Dieser Aermste las sich Trost aus ihr, wenn er am Tage mit seinem armen Meister Nägel geschmiedet hatte und mit ihnen Abends und Sonntags früh in der Stille selbst hausiren gehen mußte und seine Kinder gingen mit hausiren und liefen auf die Dörfer barfuß und boten den Leuten Nägel an und ihre Mutter wanderte sonst oft meilenweit mit, um Nägel zu verkaufen; aber mit den letzten Nägeln, die sie an einen Schreiner verkauft hatte, ward ihr auch schon der Sarg gezimmert . . . sie war todt.

Ach! welche Fülle des Elends! Wieviel körperlicher und sittlicher Jammer ist da zusammengedrängt, Ergebung in sein Loos neben der Verzweiflung, es gewaltsam zu ändern. Armuth und Verbrechen und zwischen beiden alle Laster der Sinne. Hundert Nummern waren in diesem Hause allein an Bewohner

ausgetheilt und jedes Zimmer bot ein andres Bild des Elendes und Jammers. Da ein Kranker, dort ein Sterbender, hier nebenan das kreischende Lachen einer unsittlichen Dirne oder der tobsüchtige Ausbruch eines Trunkenbolds, der seinem Weibe das Wenige, was sie besaßen, in Scherben an den Kopf wirft. Arme Käsemaden, menschliche Infusorien, die sich noch im Tod einander selbst verfolgen, mit Gier verschlucken, einer von des andern Armuth zehren, mit ihr wuchern wollen. Wer das Geheimniß des Lebens studiren will, gehe hieher und beantworte die Frage: Warum sind wir? Was sind wir? Was werden wir?

In dem schmutzigen Buche, das die Bewohner nach ihren Nummern anführt, sind an vielen Namen Kreuze gemalt. Das sind Observaten. Sie kamen aus dem Zuchthause und stehen nun unter polizeilicher Aufsicht. Sie haben einen leidlichen Erwerbszweig ergriffen und vermeiden vielleicht ihre alten Genossen, bis sie von ihnen doch wieder heimgesucht werden. Mancher von diesen sie dann Versuchenden und wieder Verführenden ist nur ein verkappter Verführer. Die Polizei gewann ihn zum Spion. Wohl Dem, der seine Zunge wahrt und nicht von Wiederaufnahme alter Anschläge spricht oder sie ausführt! In diesem Hause selbst wohnen Spione genug. Mutrich ist der erste unter

unverwundbare Helden hervor, beſchützten und vertheidigten Troja, ſtahlen das goldene Vließ, gründeten Städte und Königreiche und ſäuberten die Erde von giftigen Ungethümen. Das waren die alten Götter und ihre luſtwandelnden Spaziergänge. Die neuen Götter ſind alt und mürriſch; ſie legen keine Sorgfalt mehr auf ihren Bart, ſeitdem er grau geworden iſt, ſie leiden an Hypochondrie und ſcheuen das Tageslicht. Die Menſchen haben ſich auch längſt daran gewöhnt, ſie auf ihren Ausfahrten nicht mehr zu ſehen. Denn als ein Unglück, der Tod, damit verknüpft war, daß man einen Gott erblickt hatte, da hatte man auch das Auge für dieſe Erſcheinung verloren und ſeitdem ſind die Götter nicht mehr von Angeſicht geſchaut worden. Aber ſollten ſie nicht zuweilen noch auf die Erde herabſteigen und ſich in den Räumen, die ſie geſchaffen, ergehen? Es gibt Augenblicke, im Leben des Alls, da man an eine ſolche göttliche Erholung glauben möchte. Aber ach, daß ſie immer ſeltener werden! Die Räder der alten Maſchine roſten immer mehr ein; wir hören die ſchreienden Töne, wenn ſie einmal heftiger in Bewegung geſetzt werden. Das große Weltauge wird je älter, je ſchwächer. Es wird nach dem Glauben einiger jungen Philoſophen noch dahin kommen, daß ſich das Auge der Vorſehung einer Brille bedienen muß. Die große Schlange, deren Ring die Welt umgürtet, häutet ſich nur noch mit den größten Anſtrengungen und der Erdball hat auf dem Rücken der Schildkröte, die ihn trägt, ſehr tiefe Eindrücke gemacht. Schon ſeit vielen Jahren ſehen wir Gott in der größten Arbeit, die Vorſehung hat alle Hände voll zu thun und das Amt der Gerechtigkeit iſt wegen überhäufter Geſchäfte gänzlich den Richtern der Erde überlaſſen worden. Wie iſt das

ihnen. Im dritten Hofe wohnt ein Schreiber Namens Schmelzing — ein früherer Arbeiter bei Schlurck — auch er rapportirt an den Oberkommissär Par. Hütet Euch, ihr Nachbarn! Seht Ihr nicht, wie rasch manchmal einer aus Eurer Mitte verschwindet? Da hüpfte noch vor kurzem ein kecks Bürschchen die Stufen der engen Treppen hinauf, scherzte mit den Näherinnen und Fabrikmädchen, die bis unter das Dach wohnen, und heute führen ihn die Häscher davon. Ein Bündel Wäsche unter'm Arm geht er wol auf zehn Jahre in's Zuchthaus. Wer ahnte, daß er eingebrochen hatte und zu einer Diebsbande gehört? Wer nicht thätig ist erregt Verdacht. Nur thätig, und sammelte man Glasscherben, wie die alte Frau auf Nr. 43, oder ernährte man sich vom Scheeren der Pudelhunde, was ein alter Mann im zweiten Hinterhofe parterre auf Nr. 67 ausführt, der mit der Brille auf der Nase im Hofe sitzt und die Pudel scheert, deren Wolle er sammt den Flöhen an Tapezirer verkauft. Harfenspieler, Tambourinschläger üben sich Morgens Gesänge ein, die sie Abends in den Schenken ableiern und die Leierkastenbesitzer .... nein »Leiber sparen, um sich den musikalischen Brotbringer allmälig zu kaufen oder von dem Mechanikus, der ihn verleiht, die Stifte zu einem neuen zeitgemäßen Liede sich um-

setzen zu lassen. Da taumelt ein Bierhaussänger daher, der in seinen jungen Jahren auf den Bühnen Buffopartieen sang und jetzt so herabgekommen ist, daß er in den Gambrinushallen zur Guitarre mit allerhand Lazzis und in Scenen gesetzten Faren singt. Ein Violinspieler begleitet ihn, der in seiner Jugend ein Paganini zu werden versprach und durch den Trunk so herab ist, daß er mit jenem Sänger abwechselt und auf der Violine mit Strohfäden, angezündeten Fidibus statt des Bogens spielt. Halb und halb sind beide Improvisatoren geworden und wissen durch geschickt angebrachte Zweideutigkeiten in einer von Tabacksqualm rauchenden Bierhalle ihr Publikum zum wiehernden Lachen zu bringen, während ihre „Zuhälterinnen" in einer Cigarrenaschen-Schale das Honorar ansammeln und ihre Kinder von Tisch zu Tisch Strohblumengeflechte anbieten, die von einer alten Frau auf Nr. 55 gemacht werden. Diese alte Frau wohnt bei Madame Schlimpanzer zur Miethe, von der man nicht weiß, durch welche Talente sie wiederum ihrerseits einen gichtischen rückenkranken Mann ernährt. Madame Schlimpanzer und Fraulein Klapperfuß sind sich an Jahren gleich und hassen sich und lieben sich, jenachdem sie sich Nachts auf den letzten Bällen gegenseitig nicht geschadet und in ihren Wirkungskreisen be-

eintrachtigt haben. Ach, die Polizei weiß hier Alles! Lacht, was Ihr wollt, Sonntags früh, ihr zwanzig Gesellen bei Mutter Klapperfuß, wenn sie „ihrer Leuten wegen" darauf dringt, daß Ihr Euch von Kopf bis zum Fuß gründlich wascht; man weiß doch, daß Eure Vorgänger vor einigen Monaten heimlich des Nachts Kugeln gossen und Patronen wickelten! Sie wurden alle eines Sonntags früh aufgehoben und mit allen ihren Kugelformen und zinnernen alten Löffeln und bleiernen Fensterverlethungen über die Brandgasse hin in's Professenamt geführt, von wo aus sie dann in's Zuchthaus wanderten! Welch ein Kommen und Gehen in diesem Chaos! Auch die Geburt und der Tod, die Hebamme und der Leichenträger, sind immer und immer zugleich auf Besuch hier. Der Tod tritt gleich sicher auf. Er nimmt mit fester Hand. Die Geburten sind zaghafter, mit scheuem Gewissen, mit wenig Freude. Manches Kind, eben gekommen, erhält gleich die Nothtaufe, wenn die Wochnerinnen, da meist die Väter fehlen, den Vizewirth hinaufrufen oder den Alten, der die Pudel scheert, oder den silbergrauen Uhrmacher Gisold vom dritten Hofe, der noch sein Zöpfchen trägt und mit philosophischer Ehrwürdigkeit in den Häusern altmodische Uhren reparirt.

Ganze Tragödien spinnen sich da an und enden, ohne daß sie ihren Dichter anders finden, als höchstens bei Jahrmärkten die Bänkelsänger. In den Criminalakten stehen die einzelnen Rollen geschrieben. Da heißt's: Aus Brandgasse Nr. 9 ein Observat ... lernte im Zuchthause eine Diebin kennen ... sie hat Kinder aus früherer Bekanntschaft ... sie schließen, frei gelassen, auch eine wilde Ehe ... er kehrt die Gassen und reinigt des Nachts Cloaken ... sie verdingt sich zu jeder groben Hantierung ... die erwachsene Tochter der Frau ... natürlich unehelich ... geht in eine Fabrik ... ein junger Arbeiter, ihr Liebhaber, zieht zu ihnen ... die Mutter gefällt ihm wie die Tochter ... wild geht das durcheinander ... der Trunk erhitzt den Zorn ... Eifersucht und blinde Wuth ... der Gassenkehrer schlägt den Arbeiter ... die Tochter würgt fast die Mutter ... Und dieses Gemetzel noch nicht so schlimm, wie die spätere Versöhnung ... die Beruhigung bei dieser Verwirrung ... Trinkgelage, lustiges Lachen ... die Tochter verläßt die Fabrik und treibt sich auf den Gassen umher ... der Vater zweischlächtiger Bastarde erhält seine Arbeiterstellen gekündigt ... dennoch fließen Mittel ... Woher? ... Heute Morgen wurde das ganze Nest ausgehoben, Jung und Alt davon geführt ... der Gassenkehrer, die Mutter,

die Tochter, der Liebhaber ... Die übrig gebliebenen kleinen Kinder holt die Besserungsanstalt.

Frau Mullrich erzählte diese tragischen Begegnisse, die in der Brandgasse gäng und gäbe waren, so leicht, so obenhin, wie wir etwa eine sogenannte Müchler'sche Anekdote von Friedrich dem Großen erzählen würden.

... Mullrich, der Vizewirth, hatte sein Nachtessen beendigt und kehrte auf seinen nächst dem Oberkommissär Par wichtigsten Vorgesetzten Herrn Bartusch zurück.

Hat der Alte nicht nach 86 gefragt?

Und das ordentlich und gezankt hat er, warum wir ihm nichts mehr über 86 meldeten! sagte Frau Mullrich und klagte dann, daß die Tage schon so kurz würden.

War ja zehnmal da in der Kanzlei und hab's sagen wollen: 86 ist einmal wieder heidi! Wie ich das elfte mal kam, ging ich zum Justizrath selber, der eben von Hohenberg zurück war und da hieß es: Danke, Mullrich, ich weiß es schon. Er gab mir einen halben Thaler.

Wenn der Bartusch das Herz hätte von dem guten Manne, dem Justizrath! Er war heute ganz wild der Graue.

Warum denn? Gewiß weil Nr. 17 ausgeflogen war. Nicht? Ha, ha! Das wird's sein, der alte Schleicher! Wenn nur 'mal die Justizräthin dahinter käme, die —

Pst! Stille! Mullrich! Weß' Brot ich eß' ... Laß ihn auf Nr. 17 gehen und rede von solchen Sachen nicht. Nr. 17 taugte nur nichts, sonst hätte sie ihr Glück machen können, wie die Jule Spieß ...

Jule Spieß! Die Frau Amtsdienerin? Ah! So, wie Nr. 17 hat sich doch die Jule nicht aufgeführt ...

Ach! Ach! antwortete Frau Mullrich, die tiefer zu sehen, als ihr Mann, immer das Privilegium hatte. Ach, Ach, das war eine Feine! Die wußte es subtiler anzufassen. Wie oft hab' ich zu Nr. 17 gesagt: Guste, hab' ich gesagt, Sie haben anständige Verwandte, Sie sind schön, wie ein Bild, Sie haben Freunde, die vornehme Gönner haben: nehmen Sie die Mamsell Jule, die Frau Rathsdienerin Spieß geworden ist, und damit stichelte ich auf den Bartusch, der doch die Jule Spieß zur Rathsdienerin gemacht hat ... durch einen Rathsdiener und Executer, der sich nichts daraus macht, daß Bartusch seiner Frau noch jetzt Jaconnetkleider schenkt.

Da gab Dir aber wol Nr. 17 eine Ohrfeige, die Auguste? Was?

Ihre zerbrochene Kaffeekanne wollte sie mir über den Kopf gießen. Das ist ein Satan! Und doch war der Alte ganz zornig, als er hörte, Nr. 17 ist ausgeflogen und hat uns blos die zerbrochene Kaffeekanne, den Spiegel und die Bettstelle zurückgelassen.

Ich bin froh, daß sie fort ist; tröstete sich Mullrich, der hier noch von einer defekten Kaffeekanne hörte; ich bin froh; durch die Person wäre noch einmal Feuer ausgekommen. Mit Nr. 86 haben wir so schon unsere Noth, daß der nicht einmal die Häuser ansteckt, wenn er die Nacht auf die Dächer . . .

Sei still von Dem, Mullrich. Sei still! Es ist mir immer ängstlich mit Dem! unterbrach seine Ehehälfte und schüttelte sich, als fröstelte sie's.

Mit diesen vorsorglichen, fast erschrockenen Worten wollte sie überhaupt dies Gespräch abbrechen, aber der Diensteifer und die Dankbarkeit für den Justizrath Schlurck war für den Viezewirth zu anregend. Er fuhr fort:

Ich möchte nur wissen, was die Justizraths mit 86 eigentlich haben. So ein grober, impertinenter, rothköpfiger Schlingel! Schreiben kann er schön! Das ist wahr. Er hat mir manchmal was ins Buch hier geschrieben wie gestochen. Aber seine Krankheit abgerechnet —

Er hat's ja nicht mehr. Sei doch still! Sei still!

Mullrich ließ sich nicht irre machen und fuhr um so mehr fort, als er wußte, daß seine Gattin sich nur zum Schein gegen Schauerliches stemmte. Sie hörte gerade um so lieber von Dingen, die ihr über den Rücken liefen, je mehr sie sie abzuwehren suchte. Mullrich fuhr fort:

Der Justizrath sagte gerade, er hat die Krankheit noch. Erst neulich hätt' ers gesehen. Und so herzensgut ist der brave Mann, daß er mir sagte: Mullrich, sagte Herr Schluck, der arme Mensch ist zu bedauern! Er hat für seinen Stand viel gelernt, weiß Manches und hat Kopf. Er hat mein ganzes Herz gehabt, aber aus dem Hause mußt' er! Er stiehlt nicht, er ist ehrlich, Mullrich, sagte er, aber geizig und verschwenderisch, zänkisch, boshaft, je nachdem's kommt. Seine Krankheit ist sein Unglück. Sind die eisernen Stäbe auch noch in Ordnung, Mullrich? sagte er. Ja, Herr Justizrath, sagte ich; vier Stangen vor jedem Fenster! Und ganz traurig wurde er, als ich ihm erzählte, wie wir sie ihm eingesetzt hatten auf Herrn Justizraths Kosten und was er für eine Miene gemacht hätte, als er eines Abends nach Hause gekommen wäre und hätte die Fenster vergittert gefunden. Da weint' er fast, der Herr Justizrath. Ich ging zu

ihm hinauf, sagt' ich, Herr Justizrath, ich ging zu ihm hinauf und sagte: Musje Hackert, nehmen Sie's nicht übel, Musje Hackert, aber Sie sind ja vorgestern ordentlich auf dem Dach herum spazieren gegangen. Ein Freund von Ihnen wünscht Das nicht, daß Sie sich da mal den Hals brechen und hat Ihnen da einen kleinen Denkzettel einmauern lassen, wenn Sie's vielleicht vergessen sollten, daß Das die Fenster sind! Er sah mich grimmig an. Ich hatte aber Muth. Lieber Gott! sagte ich, auf dem Dach ist's kalt, und wenn Sie auch noch so schön klettern können, Herr Musje Hackert, es bricht Einer doch mal den Hals. Was sagte er denn da? fragte mich der Justizrath. Herr Justizrath, sagt' ich, es ist ein recht tückischer, glup'scher Kerl! Nicht ein Wort hat er gesagt, hat auch nicht gefragt, wer dieser edle Freund wäre und nicht ein Wort hat er geantwortet über's Dachherumklettern und seine Krankheit. Aber wie gesagt, Herr Justizrath war ganz gerührt und wie gesagt, einen halben Thaler hat er mir geschenkt.

Nun muß es aber doch anders sein, unterbrach Frau Mullrich diese etwas weitschichtige Erzählung und deckte den Tisch ab, wie auch das Bett, in das sich ihr von den gerührten Giern angeregter Gemahl bald zu legen gesonnen war.

Wie so anders?

Wegen der Anfrage von Bartusch. Der hat ja so grimmig über ihn hergezogen und hat doch gesagt: Ein Jahr Zuchthaus wär' ihm nun gewiß!

Ei was? Zuchthaus?

Es sind schlimme Sachen von ihm herausgekommen, hat Bartusch gesagt.

Von Nr. 86?

Wenn er sich nicht selbst davonmacht, könnt's ihm übel ankommen und er wollte ihm im Ernst rathen, daß er nun Paschol mache und am liebsten gleich weit!

War ich doch auf dem Criminalamte ... habe doch nichts gehört ...

Ob er zu Hause wäre, frug Bartusch. Nein, sagt' ich. Bis Mittag war Tas. Da war ein Herr mit ihm gekommen, ein feiner, eleganter Herr —

Mit Nr. 86?

Ich sage Dir, ein ganz feiner, schöner, junger Mann. Wie ein Baron! Die kleine Nickel Eisold hat erzählt, daß sich der Herr zwei Stunden oben zu ihm hingesetzt hat und immer geschrieben —

Curios!

Dem Grauen hab' ich den Mann beschreiben müssen. Er schüttelte dann den Kopf und sagte: Hackert muß fort! Wann glauben Sie wol, daß ich ihn

auch anders möglich? Die alten Götter wechselten unter einander ab und wer nicht die Wache hatte, ging auf die Erde zur Erheiterung, die ihm der langweilige Olymp nicht gewähren konnte. Wir haben alle Sorgen des Weltregiments auf einen einzigen Gott übertragen: wann kann er Zeit finden, fertig zu werden und ein Stündchen der Erholung zu widmen! Darum leben wir auch ein Leben so traurig, so umwölkt, während unsere Vorfahren sich im Glanz ihrer Götter sonnen konnten! Wann werden wir wieder die Geister der Natur in freudiger Aufregung sehen, weil ihnen der Besuch des Höchsten angekündigt ist? Wann wird meine Seele wieder untertauchen in die ganze, volle, wonnige Luft einer dämmernden Mondnacht? Und wann wird an das entzückte Ohr der Wonneschauer klingen, wie der Gott lustwandelnd unter den Zweigen vorüberzieht?

Maha Guru lag unter dem duftenden Mangobaum und verfolgte die Aussichten, welche sich seinem Auge darboten. Der Garten lag tiefer als seine Umgebung. Es führten terrassenförmige Stufen, die in den Felsen ringsherum gebauen waren, von mehreren Seiten in ihn hinein, so daß er ohne Einfriedigung Jedem zugänglich war. Die oberhalb der Terrasse führende Landstraße war mit Fußgängern, Reitern, Fuhrwerken belebt. Welcher Reisende hätte sich so in der Nähe seines Gottes geahnt?

Dort wagte Jemand, vom Wege in den Garten herabzusteigen Es war ein Weib, tief in weite Kleider gehüllt, doch nicht verschleiert. Sie maß besorgt ihre Schritte, blickte zuweilen ängstlich um, stand dann wieder still und mußte daher Maha Guru's Neugierde auf das Lebhafteste spannen.

treffe, Frau Mullrich! Das ist schwer zu sagen, Herr Bartusch, sagt' ich. Aber seit die Gisella's oben Waisen sind, hat er den Hausschlüssel abgegeben, er wollte eigentlich um neun Uhr jeden Abend zu Hause sein. Ein paar Wochen ging's so, Herr Bartusch, sagt' ich, bis er vor fünf bis sechs Tagen gar nicht mehr nach Hause kam und nun erst seit gestern ist er wieder da und so unruhig, daß ich nicht glaube, er kommt vor neun. Es wäre nicht das erste mal, daß er die ganze Nacht bis Morgens drei und vier ausbleibt.

Ein Jahr Zuchthaus! wiederholte erstaunt Mullrich, sich auszichend und die Nachtmütze aufsetzend. Gewiß falsche Schreibereien. Er kann wie in Kupfer gestochen schreiben.

Es soll mich gar nicht wundern, vermuthete seine Gattin, wenn Herr Bartusch noch in der Nacht kommt. Er hatt' es zu eilig gehabt. Klopft es nicht draußen?

In der That hatte es an jener Thür gepocht, die von der Hausflur erst in einen Vorplatz führte, dem ein Kamin das Aussehen einer Küche gab. Mullrich, eben im Begriff in sein Bett zu steigen, sagte: Mach erst die Thür zu. Ich will schlafen gehen!

Indem pochte es wieder.

Die Frau Vizewirthin lehnte die Thür an, die aus ihrer Schusterwerkstatt in die Schlafkammer führte. Mit

den Worten: Es wird wol der arme Nagelschmied mit den Pinnen sein! Er hatt' es mit dem Gelde nöthig! ging sie hinaus und stieg die Treppe hinauf, die zu der Hausthürflur führte.

Wie unangenehm überrascht war aber Herr Mullrich, als er sich eben im Bett behäbig dehnte und seine Rührei'n in alter Bequemlichkeit verdauen wollte, als seine Ehehälfte nach einigen Augenblicken rasch die Thür aufriß und mit erschrockener Hast und Eile und höchst ehrerbietig ihm zurief:

Mullrich! Mullrich! Es ist der Herr Oberkommissär!

## Fünftes Capitel.

### Die Lauscherin.

O weh, dachte Mullrich, das raubt dir die Nachtruhe. Da soll etwas ausgeführt werden!

Indem hörte er schon die freundlichen und complaisanten Wendungen seiner Frau gegen den Herrn Oberkommissär Par, den sie zu unterhalten suchte, bis Mullrich sich leidlich angezogen hatte, eintrat und kleinlaut grüßte:

Guten Abend, Herr Oberkommissär.

Guten Abend Mullrich!

Es gibt wol noch etwas?

Der Oberkommissär Par, ein militairisch sicher auftretender Mann, mit starker Baßstimme, sagte:

Mullrich, ja! Aber Sie können ein paar Stunden schlafen.

Herr Par, morgen früh um fünf Uhr hab' ich schon Was . . .

Mit Kümmerlein die Untersuchung bei der Schievelbein in der Neustraße? Weiß ich schon. Aber es ist heute Nacht großes Gartenfest in der Fortuna. Da gibt's allerlei Leute zu beobachten, die mir soeben signalisirt sind. Es hilft nichts. Sie können zwei Stunden schlafen. Um zwölf müssen Sie aber in die Fortuna, wo's bis zum Morgen hergeht. Dann machen Sie gleich mit Kümmerlein die Recherche bei den beiden Miethsleuten der Schievelbein und dann können Sie sich den ganzen Vormittag zur Ruhe legen. Hier sind ein paar Signalements, auf die in der Fortuna gepaßt werden soll. Ich werde selbst in der Nähe sein, aber incognito . . .

Mullrich nickte etwas verdrießlich und nahm einige dargebotene Papiere an sich, während seine Ehehälfte die Aufträge des Herrn Oberkommissärs mit den ergebensten Interjectionen als: Schön! Sehr schön! Sehr wohl! angenehm ausschmückte.

Der Oberkommissär Par war der gewandteste Agent der Residenz und ein seltener Glücksjäger in dem Gebiete der praktischen Polizei. In jüngern Jahren Wachtmeister der Cavalerie, dann in gleicher Eigenschaft bei den Gendarmen, hatte er Veranlassung gehabt, der vor zehn Jahren noch weltlustigen alten Charlotte Ludmer jene Aufmerksamkeit zu erweisen, die

Heinrichsen jetzt ihrer Gebieterin widmete. Aus ihrem Pflegling und Schützling war Par eine Zeit lang der Anbeter der unternehmenden und unbefangenen Frau geworden; jetzt galt der vierzigjährige, sehr stattliche Mann für ihren Neffen und künftigen Erben. Ihr verdankte er seine Anstellung, ihr eine sehr behagliche Existenz, die ihn jedoch nicht hinderte, seinen Obliegenheiten mit seltener Pünktlichkeit nachzukommen.

Er war der Ludmer und ihren Gönnern anhänglich und treu. Die Aussicht, einmal die aufgehäuften Ersparnisse der gefährlichen Matrone zu erben, spornte seinen Diensteifer ... Schon hatte ihn Schlurck im Interesse der Geheimräthin unterrichtet, wie er es mit der Haussuchung bei den Wildungens halten sollte.

Aber es gab noch manche andere Gelegenheit, sich seinen Gönnern dienstwillig zu erweisen. Wir haben davon sogleich einen Beweis in der Frage, die er an Frau Mullrich richtete:

Also die Maler-Guste ist ausgeflogen?

Nr. 17 meinen der Herr Oberkommissär? fragte die Alte.

Auguste Ludmer ...

Richtig! Ha! Ha! Die Maler-Guste! Hat sie den Namen? Hier nannten sie die Leute die Brennnessel ... weil ihr Keiner zu nahe kommen durfte. Ja,

Herr Oberkommissär, vier Thaler, zehn Groschen und einen alten zerbrochenen Spiegel und einen ...

Sie ist aber nicht nach Hamburg, sie ist hier ... Mullrich ...

Mullrich war etwas schläfrig im Zuhören.

Ja, Herr Oberkommissär, sagte er apathisch ...

Seine Gemahlin griff helfend seine Antwort auf.

Ja? sagte sie. Die Maler-Guste? Nummer 17? Hörst du denn nicht?

Passen Sie in der Fortuna auch auf die Maler-Guste ... Sie soll auf ganz neue Sprünge gekommen sein ... bemerkte Herr Par.

Sie wird doch noch einmal ans Spinnrad müssen! meinte Mullrich, nun sich sammelnd.

Seine Gemahlin schwieg jetzt. Sie kannte den Haß des Oberkommissärs gegen ein Mädchen, das mit vollem Rechte behaupten konnte, die Nichte der Madame Ludmer zu sein, während der Herr Oberkommissär, der sich den Neffen derselben nannte, nicht die mindeste Verwandtschaft mit jener tollen und wilden Maler-Guste in Anspruch nehmen durfte. Früher, als dies bildschöne Mädchen den Künstlern Modell stand und sich eines „soliden" Rufes erfreute, konnte ihr der Oberkommissär wenig anhaben; seitdem sie aber aus mancherlei Ursachen immer mehr gesunken war,

hatte er Grund, eine unausgesetzte Hetzjagd auf sie anzustellen, wodurch sie zuletzt veranlaßt wurde, in diese dunkle, abgelegene Brandgasse, in diese armseligen Familienhäuser zu ziehen, wo es ihr schlecht genug ergangen sein mußte, trotzdem, daß sich Bartusch für ihre noch immer nicht ganz zu Grunde gerichtete Schönheit interessirte.

Auguste Ludmer war durch eigenthümliche Schicksale, die wir noch näher werden kennen lernen, ein Beispiel jener jammervollen Versunkenheit geworden, in die die haltlose Irrfahrt durch unser Leben und seine Bedrängnisse ein ursprünglich nicht schlechtes weibliches Wesen führen kann . . .

Der Oberkommissär schärfte Mullrich ein, ein „fires" Auge auf die Maler-Guste zu haben . . . sie behielt diesen Namen, obgleich sie schon seit langer Zeit der Künstlerwelt entrückt war und ihr nur noch in einigen üppigen Bildern angehörte, zu denen sie früher die Anschauung ihrer schönen Formen geliefert hatte . . .

Es war schon völlig dunkel geworden, aber das scharfe Auge des Oberkommissärs entdeckte durch das Schaufenster die Beine eines Mannes, mit dem er in ziemlich naher Verbindung stand . . .

Ist Das nicht? . . . sagte er.

Herr Schmelzing! Soll ich rufen? Herr Schmelzing!

Der Oberkommissär schärfte noch einmal die Signalements dem bewährten Vizewirthe ein und wandte sich zum Gehen mit den Worten ...

Teufel, steckt doch hier Licht an! Man bricht sich ja den Hals bei Euch!

Frau Mullrich führte den Herrn Oberkommissär an ihrer eigenen pechschwarzen Hand durch die pechschwarze Finsterniß der Treppe, die aus dem Keller aufwärts führte, während ein grinsendes Gesicht von einer sich bückenden Gestalt auf der Hausflur in die Wohnung des Vizewirthes fragend niederschaute ...

Mullrich hörte eben den Schreiber Schmelzing dem Herrn Oberkommissär die Honneurs machen.

Beide verschwanden.

Mullrich wollte, als seine Gattin zurückkehrte, nun seufzend und wehklagend in sein Bett zurückkehren und holte nur noch seine Brieftasche aus dem Rocke, um die wichtigen Signalements hineinzulegen.

Die verdammte Tänzerei da in der Fortuna! brummte er zornig. Alle Welt schreit über Noth und Elend und auf so ein Gartenfest gehen sie und jubeln, als wenn es Treforscheine geregnet hätte. Leg' mir nur den guten Leibrock heraus! Im Staat soll man auch

erscheinen, damit man nicht gleich die Zuchthausschlüssel bei Unsereinem rasseln hört.

Das Elysium ist bankrott, sagte seine Gemahlin tröstend, die Fortuna wird auch nicht lange machen. Wo nur der Hitzeuter wieder das Geld her hat! Das soll ja eine Pracht in der Fortuna sein ... Der Kümmerlein erzählt ja die blauen Wunder davon!

Mullrich schwieg.

Seine Gemahlin war etwas eifersüchtig und hörte ungern, daß es in der Fortuna so wild und zügellos herging, ungern, daß dort Alles von Krystall und Bronze, gemalt und von Gaslicht erleuchtet sein sollte ... Mullrichs lustiger College, Kümmerlein, hatte ihr schon die verfänglichsten Sachen von der Fortuna erzählt.

Mullrich wollte schlafen und antwortete nicht.

Die Gemahlin, die zwar von ihrem Gatten voraussetzte, daß er sehr tugendhaft war, von Kümmerlein aber oft gehört hatte, daß dieser die vielen delikaten Begegnungen seiner sittenbefördernden Praxis zu manchen unerlaubten Abenteuern und Abirrungen auszubeuten wußte, fragte:

Was ist denn Das für eine Frau Schierelbein in der Neustraße?

Während Mullrich nun von einer Vermiethern

brummte, von einer Haussuchung bei einem Maler oder Referendar, von Beschlagnahme von Bildern und ähnlichen ihm gegebenen Winken, schlug seine plötzlich etwas gereizte Ehehälfte Licht an und wollte eben die kleinen Läden der Kellerfenster schließen, als sie auf einen Tritt hinaufsteigend, überrascht äußerte:

Sieh! sieh! Da steht ja wieder der junge Herr von heute Vormittag auf der Straße und lauert. Der paßt auf 86 oder 87. Ich komme dahinter. 87 ist nicht ganz ohne. Das schlägt die Augen nieder und trübt kein Wasser und dem Riekel hab' ich gleich angesehen, daß die Thür zwischen 86 und 87 aufgewesen ist. Wenn ich doch einmal dahinter käme — aber! Du, Mullrich! Du, Mullrich! Schläfst du schon? Schläft der schon! Schnarcht schon wie ein Ratz! Jetzt kann ich nicht hinauf zu ihr ... Schlaf du und noch Einer! Hör'! Wie er sagt! Die Eier machen ihn immer schläfrig. Er soll auch nicht so starkes Bier haben, wie seit ein paar Tagen. In der Fortuna mag ich ihn gar nicht. Bei dem verdammten Hitzreuter gibt's Punsch und Kuchen. Und so traktirt werden die Polizeidiener da, daß ihnen zu Hause nichts mehr schmeckt. Kümmerlein ist verdorben genug ...

Er ſtand auf und ging der Kommenden, deren Abſicht er nicht begreifen konnte, entgegen.

Dieſer majeſtätiſche Wuchs, dieſe ſchönen, trotz der Verhüllung erkennbaren Glieder, dieſer vorſichtige, aber doch eigene Gang waren dem Gotte nicht unbekannt. Es bedurfte nicht einmal der Nachricht, daß Gyllusya in Laſſa ſich befände, er würde ſie in der Fremden erkannt haben. Gyllusya erſchrak, als ihr ein Mann den Weg vertrat. Sie war hieher gekommen, um den Aufenthalt ihres Vaters, der in dieſer Gegend liegen ſollte, aufzuſuchen.

Die Liebe hat ihre Erkennungszeichen, die auch nach vielen Jahren noch untrüglich ſind. Ein ſcharfer Blick, ein Erſtaunen, ein halber Zweifel und zuletzt die ſüßeſte Gewißheit! Die Liebenden lagen ſich in den Armen, ehe ſie noch ſicher ſein konnten, ſich nicht getäuſcht zu haben. Dem Pizzicato der erſten Umarmung folgte ein trunkener Staccatokuß, bis ſich die Freude des Wiederſehens, die Wonne der Ueberraſchung, die Seligkeit der heiterſten Hoffnungen in eine langaushaltende Fermate auflöſten. Gyllusya ſah in Maha Guru nur den Freund ihrer erſten Jugend wieder, deſſen Nähe für ſie in dieſer Gegend nichts Auffallendes hatte, da ſie den Schamanen hier wußte. Maha Guru ſelbſt aber vergaß, was er ſich und dem Himmel ſchuldig war; die Erde hatte ihn wieder; nur der Menſch kann eine jauchzende Freude empfinden.

Jede Europäerin würde ihrem wiedergefundenen Liebhaber den Vorwurf gemacht haben, warum er wenigſtens bei ſeiner langen Abweſenheit nicht an ſie geſchrieben hätte? In einem poſtenloſen Lande geſchah das nicht und Gyllusya unterließ

Und so fort und fort plauderte Frau Mullrich mit sich selbst, indem sie ihr Dreierlicht ausputzte und sich anschickte, ein paar alte vom Trödel gekaufte Pantoffeln durch hintern Ansatz von Leder wieder in ein paar Schuhe umzuwandeln. Sie setzte für diese einem ihrer Miethsleute bestimmte Arbeit eine Brille auf, nahm ihr Dreierlicht und stellte es hinter eine Glaskugel, die mit Wasser gefüllt war und an einem Riemen auf einer pyramidenförmigen Erhöhung einer Schusterbank stand. Das Lampenlicht fiel durch diese Kugel rund und klar auf den in einen neuen Schuh zurückzuverwandelnden alten Pantoffel. Dabei richtete sie durch das halb offengelassene Bret der Fensterlade unverwandt auf den draußen wartenden Herrn den Blick. Dieser stand mit einem leichten Spazierstöckchen und schien seine Ungeduld durch ein Liedchen wegzupfeifen, wenn er nicht alle die Menschen musterte, die in der geräuschvollen, menschenüberfüllten Straße an ihm vorübergingen oder in Nr. 9 selbst einraten. Frau Mullrich achtete schon auf diese letzteren nicht mehr. Erst um 10 Uhr, wenn sie das Haus schloß und die Pfennige bezahlt werden mußten, fing eigentlich ihr großes Controlegeschäft an.

Heute aber fesselte sie doch von den Passanten ein kleines Paar, dem sie, von ihrem Schemel aufspring-

gend, durch das Fensterchen, das zur Hausflur führte, nachrief:

Heda! Line! Willem!

Ein Knabe von zwölf Jahren in einer Blouse und ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren wandten sich um und blickten niederwärts zu dem kleinen Schaufenster der gefürchteten Vizewirthin, vor dem man in diesem Hause gern rasch vorüberschlüpfte.

Da steht er ja vor der Thür ... sagte die Alte.

Wer? fragten die Kinder.

Der Herr, der zu Eurer Louise wollte!

Zu Louisen? fragte Wilhelm und ging etwas nach vorn, um einen solchen Herrn, der zu seiner Schwester Louise wollte, sich erst anzusehen.

Der junge Mann war etwas weiter gegangen und schlenderte in einiger Entfernung auf und ab.

Zu Louisen kommt kein Herr! sagte Wilhelm fast verächtlich zu Frau Mullrich und ging weiter in den Hof.

Linchen! Linchen! rief aber die neugierige Vizewirthin mit verstärkter Stimme und reckte den gelben magern Hals durch das Schaufenster ...

Linchen, wie Mädchen, neugieriger, blieb stehen und folgte nicht so rasch dem Bruder.

Linchen komm' mal her! Kennst du den Herrn nicht? rief die Alte.

Linchen blieb unbeweglich.

Er war wol bei Euerm Fritz? Was? Komm doch, Kindchen!

Linchen sagte immer noch nichts.

Er will wol auch zu Eurem Fritz? Was? Ist denn die Küchenthür bei Euch auf jetzt, die in Fritzens Kammer führt? . . .

Linchen war discret und schwieg, blieb aber doch stehen.

Na, der Herr will wol zu Fritzen. Komm doch ein Bischen näher, Kind! Zeig doch 'mal deinen Korb! Was hast du denn heute schon verdient?

Nun wollte Linchen rasch davonlaufen. Es war dem kleinen achtjährigen Kinde schon zu oft geschehen, daß die Mullrich ihr den Verdienst an der Thür abgenommen hatte und sich selbst für kleine Schulden aus Nr. 87 bezahlt machte. Die Kleine fürchtete, daß ihr heute dies Schicksal wieder begegnen würde und lief davon.

Bleibst du Range! kreischte aber die Alte jetzt aus dem Fenster, mit voller Kraft ihrer hektischen Lungen. Ihr lag daran, Bartusch etwas über Fritz Hackert berichten zu können. Bleibst du! Willst du her? Soll ich —

Dies Soll ich? — begleitete ein rascher Griff nach ihren eigenen Pantoffeln, von denen der des linken Fußes schon drohend zum Schaufenster hinauslangte.

Linchen war wie vor Todesschreck im Hofe still gestanden und wandte sich halb neugierig, halb ängstlich um, als sie die Worte aus der Alten Munde ihr nachgekreischt hörte:

Willst du her! Hier sind ja zwei Groschen für den alten Mann. Da! zwei Groschen! Nimm!

Zwei Groschen für den alten Mann? Das waren freilich verlockende Worte für das Kind.

Linchen kam etwas näher.

Komm, Linchen! Komm! Bist ja so hübsch gekämmt! Macht dir Louischen die Locken? Komm, Hinkelchen. Der alte Mann hat zwei Groschen zu Gute für die Uhr, die er mir gestern ausgeblasen hat. Da!

Linchen kam nun näher und hielt die Hand hin.

Während die Alte unter ihre Schürze griff, an der sie eine Geldtasche befestigt hatte und mit dem Gelde klapperte, sprach sie auf dem Tritt, der zu dem Fensterchen führte und zu der Hausflur hinaus:

Großväterchen hat mir die Uhr ausgeblasen — zwei Groschen — warte nur, ich suche sie eben — Sag' einmal, kennst du den Herrn draußen?

Das Kind sah auf die Straße und schüttelte den Kopf.

Zwei Groschen, fuhr die Alte immer suchend fort; er hat die Uhr schlagen lassen, sie blieb immer stehen — sag's mir, es ist Louischens neuer Liebhaber? Was? Der ist schön! Nicht wahr, der rothe Fritze gibt ihm wol den Hausschlüssel von Schmelzing ... Was?

Das Kind langte nach den zwei Groschen und antwortete nichts.

Ja, ja, die Uhr — sie ist ein Familienstück; aber im Keller ist's zu feucht, sagte der Alte mit dem Zopf ... Wo war denn Fritze dieser Tage? Vier Tage nicht zu Hause gewesen ... Klettert er denn noch manchmal bei Nacht? Was?

Linchen Eisold blieb diskret ...

Ich schenke dir zwei Pfennige, Linchen, wenn du mir sagst, wer der Herr ist ...

O Armuth! Was ist dein Loos! Zwei Pfennige! Wer widerstünde da und thäte, was nicht gerade Unrecht scheint!

Ich kenn' ihn ja nicht, Frau Mullrichen! sagte das Kind nun beredtsam mit einem durch zwei Pfennige geöffneten Munde. Aber als ich heute das Essen für Karl'n holte, sagte mir Riekchen, es wäre bei Fritzen ein schöner Herr zwei Stunden gewesen und

er hätte auch unsere Louise gesehen und am Abend wollt' er wieder kommen, um uns Alle zu besuchen und noch einen andern schönen, jungen Herrn mitbringen. Wie ich's Karl'n sagte, war der recht neugierig und meinte, er hält Nichts von den Herren, die der Fritz Hackert kennt.

Sieh 'mal an! Sagt' er Das? He? Höre Linchen! Wenn der Herr zu Euch kommt und ... Der andere auch; erzählst mir doch morgen, was sie gesprochen haben. Willst du?

Da schwieg nun Linchen wieder.

Ich wollte dir ja zwei Groschen für den Großvater geben! ...

Und zwei Pfennige! sagte das Kind, das seinen Vortheil festhielt.

Und zwei Pfennige — Willst du mir morgen Alles sagen, was die Herren oben angegeben haben?

Linchen schwieg.

Noch einen Pfennig geb' ich dir, Linchen! Was? Willst du?

Linchen lachte nun ... aber sie schüttelte doch den Kopf, daß die Alte ungebehrdig wurde und schrie:

Wetter! Range! Mach, daß du fortkommst! Was hälst du mich hier auf?

Mit diesen zornigen Worten schlug die Alte das

Fenster zu, hörte mit dem Geldklappern auf und stieg den Tritt hinab an ihren Schusterplatz.

Linchen, die sich gefreut hatte, außer ihrem heutigen Verdienst, ihrem Großvater noch zwei Groschen zu bringen, blieb traurig stehen.

Was willst du? schrie die Alte, die jetzt für Bartusch's späten Abendbesuch schon Klatschgift genug hatte und sah wieder hinaus.

Linchen zögerte noch immer . . .

Willst du nun gehen! rief Frau Mullrich und sprang zum Schustersitze, um einen in der Arbeit begriffenen Pantoffel zu holen . . .

Was ist denn? Was soll's denn? sagte in diesem kritischen Augenblicke eine energische Stimme auf der Hausflur. Sind wir Ihnen etwas schuldig?

Nein bewahre, Musje Eisold! antwortete die Alte demüthig und schlug rasch das schon geöffnete Fenster zu. Bitte! Bitte!

Frau Mullrich hatte große Furcht vor dem jungen stämmigen Manne von kaum funfzehn Jahren, der seine Schwester an der Hand faßte und mit ihr in die hintern Höfe ging.

Es war dies der junge Maschinenarbeiter Karl Eisold, der älteste Bruder der mehrerwähnten Louise

Eifeld, ein hübscher, frischer, aber von seiner schweren Arbeit etwas ermüdeter junger Mann.

Frau Mullrich hatte doch einige gute Thatsachen erfahren und war in der größten Spannung, als in der That zu dem Herrn auf der Straße sich ein zweiter gesellte, diesem herzlichst, ja überschwänglich die Hand schüttelte und ihn dann in die Hausflur zog. Ein rasselnder Wagen schien sie zu bestimmen, in dies Obdach zu treten.

Als Frau Mullrich nun gar merkte, daß unter der Hausflur diese schönen, jungen Herren laut zu sprechen anfingen, blies sie rasch ihr Licht hinter der Wasserkugel aus, schlich auf den Fenstertritt und lauschte geduckt, was diese mit Nr. 86 und 87 verkehrenden Menschen da im Dunkeln nun besprechen würden.

## Sechstes Capitel.

### Nummer Sechs- und Nummer Siebenundachtzig.

Als Siegbert Wildungen sich endlich gegen neun Uhr dem Stadttheile genähert hatte, wo er den Bruder erwarten sollte, wurden alle seine gemischten Rückerinnerungen auf Melanie, Rudhard, Olga Wäsämskoi und besonders jenen tiefen Akkord: Anna von Harder durch die Sorge unterbrochen, sich in dieser verworrenen, dunkeln, menschenüberfüllten Gegend zurechtzufinden. Die weiße Rose, die er von dem ihm nachgeworfenen Blumenstrauße bei der Fürstin Wäsämskoi mitgenommen hatte, war in dem Gedränge sogleich vom Stiele gebrochen und noch ehe er sie hatte retten können, von den Vorübergehenden zertreten, vom Straßenkoth beschmutzt. Er mußte sie aufgeben. Er mußte jetzt nur noch nach den Straßenecken sehen, auf denen die Namen derselben kaum noch zu lesen waren, trotz der nicht gesparten Beleuchtung dieses Viertels. Ent-

lich entdeckte er die Brandgasse und zählte sich das neunte Haus ab. Eben hatte er es gefunden, als er zur Höhe blickend einen Schlag auf die Schulter erhielt.

Er kam von Dankmar, der ihn erwartete.

Um nicht vom Gedräng gestört zu werden, traten sie sogleich in die Hausflur, die ihnen ein gesicherter und ruhiger Begrüßungsort schien.

Nun, da bin ich! sagte Siegbert, voll Freude und voll Rührung. Abenteuerlicher Mensch! Wohin verlockst du mich? Ich brauchte einen freien Platz, wo ich geschützt vom Dunkel der Bäume dir um den Hals fallen wollte, um mein Herz zu erleichtern, und hier in dem Wagengerassel, in dem Tumult der Menschen, hier auf der Hausflur dieser alten Räuberhöhle, was soll ich da?

Ganz gut! Ganz gut! sagte Dankmar lachend und gefaßt, aber voll Wärme. Ganz gut, daß uns die Umgebungen jede rührende Scene abschneiden. Was ich heute früh fühlte, als du mit dem Geständnisse deines Glückes mir meine eigenen Träume zerstörtest, Das hab' ich dir in meinem Briefe gesagt. Ich schrieb dir, weil ich dir nicht mündlich verrathen mochte, daß mir die Trennung von einem so fesselnden Gedanken doch die schmerzlichste Ueberwindung

es, von der Vergangenheit zu reden, mit Entſchloſſenheit der Gegenwart in die Zügel fallend.

Sie ſetzten ſich im Schatten des Mangobaumes nieder, mit verſchlungenen Händen, den Sehkreis nur in dem engen Raume des wechſelſeitigen Auges ſuchend. Gyllusya erhob ihre melodiſche Stimme und fragte Maha Guru, warum nur ſein Bruder in die Herberge gekommen ſei und nicht auch er, der ihr unzählige Male willkommener?

Jetzt erſt fühlte Maha Guru, in welche Lage er gekommen. Wenn ihm auch die ſtumme Sprache des Blicks, der Umarmung, des Kuſſes nicht fremd war, weil der Menſch, wo er ſich ihrer bedient, immer an das Gebiet des Himmels ſtreift, ſo überraſchten ihn doch dieſe naiven Fragen, die eine lauſchende Prieſterſchaft, an den Dalai Lama gerichtet, für blasphemiſche Ketzerei erklärt hätte. Was ſollte er antworten?

Zum Glück behandelt die Liebe das Geſpräch immer nur ſehr geringſchätzig. Sie wirft oft drei Fragen mit Einem Male auf und wartet die Antwort ſo wenig darauf ab, daß ſie dieſelbe, wenn ſie wirklich erfolgt, für eine ihr vorgelegte neue Frage hält. Darum konnte Gyllusya eine Frage auf die andere ſtellen, ohne daß es ihr auffiel, wie ungenügend die Antworten waren, die Maha Guru darauf gab. Als ſie aber auf die Schickſale ihres Vaters und die Hoffnungen kam, welche Maha Guru's Wiedererſcheinen für die Zukunft in ihr rege gemacht hatte, da war es ihr um unumwundene, leſerliche Ausdrücke zu thun, die ſich bis jetzt in ſeinen Reden noch nicht gefunden hatten.

„Dein Bruder," ſagte Gyllusya, „will meinen Vater durch den Schutz des größten aller Götter, den er für ſich

kostete! Zu Grün's hätt' ich nicht kommen können; es hat mir wirklich diesen ganzen Tag gekostet, mich zu sammeln und zurechtzufinden! . . . Die wichtigsten Dinge mußt' ich aufschieben und hättest du mich noch vor wenigen Stunden gesehen, würdest du gesagt haben, ich gehörte jetzt zu den Träumern, während ich doch nicht einmal heute zu den Schläfrigen gehöre.

Du hast dich von einer Quelle des Glückes losgerissen, sagte Siegbert, die mir doch nie geflossen wäre. Heute Mittag sprach ich Melanie und wohl sah' ich, daß ich ewig würde vergebens gehofft haben.

Du sahst sie? Und sprach sie von mir?

Sie sprach von dir.

Nun . . ?

Ich entdeckte und erlebte ohne dich heute so Manches, daß ich dir in geeigneter Umgebung ausführlich davon reden muß. Soviel aber beobachtete ich doch fast, daß du nicht nöthig gehabt hättest, weil mir jene Quelle nicht rinnen wird, dir sie selbst zu trüben.

Zu trüben Bruder? Doch! Recht umgewühlt hab' ich sie! Recht das Unterste zu oberst gebracht! Es muß so sein. Trinke nun daraus, wer mag!

Siegbert seufzte und fuhr, sich im Dunkeln umsehend, fort:

Was thun wir hier? Was sollen wir bei Hackert, den du mich so zu verabscheuen gelehrt hast? Glücklicherweise habe ich sein Geld bei mir!

Pst! sagte Dankmar und sah' sich um, als hätte er bei Erwähnung des Geldes etwas zu fürchten, dann fuhr er fort:

Ich bin diesem zweideutigen Menschen heute doch näher gerückt und hab' ihn zu meiner Freude in einer guten, mir aus Interesse an der menschlichen Seele doppelt werthen Stunde gefunden. Bei ihm schrieb ich den Brief an dich. Den Nachmittag verwandte ich darauf, Lasally zu bewegen, von einer Klage gegen Hackert abzustehen, worüber ich diesem heute Abend denn meinen Bericht abstatten wollte. Da ich zugleich die Gelegenheit benutzen mochte, dich in eine rührende, deinem Geschmacke entsprechende Familienscene einblicken zu lassen, so beschied' ich dich um neun Uhr selbst hierher. Wir finden im dritten Hof, drei Treppen hoch, Hackert, dem ich leider keine gute Nachricht über Lasally bringen kann. Hoffentlich fühlt er sich aber dadurch nicht zu verstimmt, mir sein Leben zu erzählen, was er mir heute früh versprochen hat. Also du hast sein Geld bei dir?

Ich hab' es, sagte Siegbert leiser, sah sich um und faßte an seine Brust; denn die verdächtigsten

Gestalten drängten sich jetzt durch die enge Hausflur an ihnen vorüber: Bettler und Arbeiter der niedrigsten Klassen, die unheimlichsten Figuren . . .

Bruder! sagte Siegbert flüsternd. Hier scheinen alle Sträflinge, die heute Abend entlassen wurden, ihr Quartier zu suchen. Welche Dünste in dieser Straße! Und hier der Gang fast zum Ersticken so schwül!

Das eben war es, was ich dir zeigen wollte und ich weiß, für einen Blick in das Innere dieser alten räucherigen Wände wirst du mir dankbar sein. Komm, wir wollen jetzt versuchen, ohne uns den Hals zu brechen, in Hackert's Wohnung zu gelangen.

Damit schritten die beiden jungen Männer einem Abendlichtschimmer zu, der aus dem ersten Hofe noch spärlich auf das äußerste Ende dieses Ganges hereinbrach . . .

Frau Mullrich erhob jetzt ihr mumienartig getrocknetes Haupt. Sie hatte zwar sehr viel Worte gehört, sehr viel Namen deutlichst verstanden, mußte sich aber doch gestehen, daß diese Unterredung etwas hoch war, etwas zu schwunghaft für ihren niedrigen Kellerhorizont. Dennoch hatte sie Namen, wie Melanie, Hackert, Grün's, Lasally ganz deutlich behalten, sogar von Geld etwas unwiderruflich vernommen und auf Bartusch's nähere Angabe der Fährte, auf die er

sie bringen konnte, hoffte sie schon, sich noch weiterer Dinge zu entsinnen aus diesem Dialoge, den sie für sich hoch, näher bezeichnet „studirt" nannte. Sie zündete wieder ihr Dreierlicht an, dessen rasches Ausblasen einen abscheulichen Gestank verbreitet hatte, kehrte zu dem in einen Schuh zu verwandelnden Pantoffel zurück und dachte: Wenn es nur erst zehn Uhr schlägt, dann hab' ich Alles in der Falle und Keiner kommt heraus oder herein, der hier nicht Stand, Namen und sein Anliegen zu sagen weiß.

Die beiden Brüder hatten nun inzwischen schon glücklich die beiden ersten Höfe hinter sich und tappten im dritten eine schmale, finstere Stiege hinauf, die unmittelbar von dem Hofe in die obern Wohnungen führte. Bei dem ersten Absatz zeigte Dankmar seinem Bruder die hier beobachtete architektonische Einrichtung. Von der Treppe links hinaus ging immer ein langer dunkler Corridor um zwei Schenkel des Vierecks herum, das den Hof bildete und alle Zimmer lagen mit ihren Thüren auf diesen Corridor hinaus, mit den Fenstern in den Hof. Daß und wie die Zimmer numerirt waren, konnte man der Dunkelheit wegen nicht mehr erkennen. Rechts von der Treppe ging eine offene Galerie hinaus um die beiden andern Seiten jenes Vierecks, das den Hof bildete.

Hier auf dieser zerbrechlichen Galerie sah man wiederum eine Menge Thüren, die alle zu abgesonderten, meist nur aus einem Zimmer bestehenden Wohnungen führten, deren Fenster größtentheils auf die Galerie hinausgingen. Dieselbe Einrichtung wiederholte sich auf der zweiten Treppe.

Schade, sagte Tankmar, daß die Furcht vor Diebstahl alle Lumpen, alle Wäsche, Betten und Geräthschaften von den Galerien für den Abend entfernt hat. Am Tage war Das heute ein schönes Durcheinander! Jetzt ist Alles ängstlich hineingenommen, da hier wol kein Nachbar dem andern traut.

Wie Siegbert nun dem Bruder in den dritten Stock nachkletterte und er an einem dicken, durch das viele Angreifen seifenglatt gewordenen Tau sich mehr schwankend hinaufwinden mußte, als sicher gehen konnte, wurde ihm die Erinnerung an einen Menschen, der hier wohnte, in diesen Hohlen des Elends, und ein Packet von hundert Thalerscheinen auf die Straße hatte werfen können, so unglaublich, daß er Tankmar'n darüber flüsternd sein Befremden ausdrückte.

Still! wisperte dieser. Nichts von Geld hier gesprochen! Wenn du ihm seine Summe einhändigst, thu' es stillschweigend. Die Nachbarschaft nach links

von ihm ist ehrlich, aber die nach rechts soll nichts taugen, obgleich sie sich für Hackert's Freund ausgibt und die Veranlassung ist, warum er hier wohnt.

Indem waren die Brüder oben. Dies Stockwerk, sahen sie wohl in der Dämmerung, war nicht so vollständig wie die andern. Links von der Treppe lagen wol noch dieselben Zimmer wie unten, aber schon Dachzimmer, rechts ging die Galerie nur halb in den Hof hinaus. Die andere Seite war ein Dach. Die Fenster gingen hier auf diese Galerie alle selbst hinaus und wie sie ihre morschen, durchsichtigen Bretter betraten, fiel Siegberten eine mit einer Zahl bezeichnete Thür auf, die mit zwei mit Eisenstäben vergitterten Fenstern zu einem einzigen Zimmer zu gehören schien.

Hier ist ja ein Gefängniß, sagte Siegbert.

Nein, antwortete Dankmar leise, das ist Hackert's Wohnung ... Aber, ich sehe kein Licht. Sitzt der im Dunkeln oder hält er nicht Wort?

Indem klopfte Dankmar an diese Thür, die Nr. 86 bezeichnet war, und klinkte am Drücker. Das Zimmer war verschlossen.

Da haben wir eine beschwerliche Wanderung umsonst gemacht! bemerkte Siegbert, dem dieser Schluß eines so aufgeregten Tages fast humoristisch vorkam.

Vielleicht könnte man gleich bei Nr. 87 vor-

ſprechen, flüſterte Dankmar und auch ohne Hackert die Scene erleben, die ich dir eigentlich beſcheren wollte.

Du machſt mich neugierig, ſagte Siegbert. Vielleicht öffnet ſich eine dieſer Thüren und wie in „Tauſend und eine Nacht“ ſind wir ſtatt in einer Höhle plötzlich in einem wunderſchönen Feenpalaſt.

Romantiker! ſagte Dankmar lächelnd und pochte jetzt ſo nachdrücklich an Hackert's Thür, daß aus Nr. 85 ein ſpitznaſiger, bebrillter Kopf herausſchoß, ein wahres Original zur Carricatur eines Schreibers.

Ah, Herr Schmelzing! grüßte ihn Dankmar. Ich ſtore Sie doch nicht ſchon im Schlafe? Herr Hackert nicht zu Hauſe?

Herr Schmelzing war eben auch erſt wieder nach Hauſe gekommen, voll vom Herrn Oberkommiſſär, der ihm ſein beſonderes Vertrauen ſchenkte und ſtand in Hemdärmeln. Raſch fuhr er wieder in ſein Zimmer zurück und kam nach einer Secunde in einer grünen Jacke mit einem großen grauen befeſtigten Tintenärmel am rechten Arm heraus. Er hielt ein Licht, das ſeine Glotzaugen, ſeine ſtumpfe kleine Naſe, den zahnloſen Mund, die endloſe Stirn, das thieriſche Kinn noch mehr illuſtrirte

Ganz gehorſamſter Diener, meine Herren — Herr Hackert? Ei ich meine doch —

Damit drückte Herr Schmelzing auf die Klinke der Thür ſeines Nachbars.

Nein, ſagte er dann erſtaunt und überraſcht von dieſem ſpäten Beſuche ſeines Nachbars, Herr Hackert ſind nicht zu Hauſe; kommen manchmal etwas ſpät. Wünſchen Sie vielleicht zu warten, meine Herren! Woher hab' ich die Ehre Ihrer Bekanntſchaft, meine Herren?

Die ſaubere Aufſchrift Ihrer Thür, Herr Schmelzing, die ich heut' früh ſchon geleſen habe: Herr Schmelzing, Privatſchreiber; nicht ſo?

Schmelzing ſtand als wenn er dieſe Worte nicht verſtanden hätte.

Dankmar unterſtützte ſie durch einen Fingerzeig auf die Thür.

Schmelzing wandte ſich nun erſt an ſeine eigene Thür Nr. 85 und las den Zettel, gleichſam als wenn er ihm unbekannt wäre.

Ja wol! Privatſchreiber! Aber auch Herr Hackert ſind ein Meiſter in dieſem Fache. Wünſchen Sie vielleicht unſere Dienſte im Kalligraphiſchen? Ich ſchreibe für viele der Herren Advocaten — auch dichteriſche Erzeugniſſe — Rollen für die Herren vom

Theater — wünschen Sie vielleicht einen Auftrag ausgeführt?

Während Schmelzing ſeine Dienſte unterwürfigſt anbot, hatte ſich aber ſchon die Scene verändert.

Hier und da trieb die Neugier über das ſpäte Lautſprechen auf der Galerie des dritten Stockes jene Geſichter zum Vorſchein, die ſchon an der Eingangspforte Siegberten ſo unheimlich erſchienen waren. Auch Frauen in Hauben oder aufgelöſten Haaren fehlten nicht. Letztere mehr heren- als lurleiartig. Die angenehmſte Vermehrung der Geſellſchaft war aber aus Nr. 87 ein kleines Mädchen, das wir ſchon kennen, Linchen Giſold, zu der ſich ſogleich auch Wilhelm, ihr kleiner Bruder, geſellte. Dieſer war ſchon ziemlich verſchlafen und gähnte ſo laut, daß es faſt auf der Galerie ein Echo gab. Jene aber knixte gar anmuthig und ſagte gewandt und höflich, ob die Herren nicht näher treten wollten; Herr Hackert würde gewiß gleich kommen.

Das iſt nun gerade, was ich dir gönnen wollte! flüſterte Dankmar und ſchob Siegberten eine Thür weiter.

Gute Nacht, Herr Schmelzing, rief er dann ſehr laut (denn er hatte ſchon weg, daß Herr Schmelzing wol etwas taub war), entſchuldigen Sie die Störung!

Dieſer mit halb geöffnetem Munde und dem nachdrücklichſten und höflichſten: Bitte, keine Urſache! das ihm aber doch vor Neugier zwiſchen den fahlen Lippen halb ſtecken blieb, ſah den jungen Männern kopfſchüttelnd nach, wie ſie unter der Thür Nr. 87 ſich bückend verſchwanden. Alle Augenblicke machte er ſich ſpäter auf der Galerie etwas zu ſchaffen, um zu hören, was in Nr. 87 vorging, einer Wohnung, die jedoch nur eine kleine Küche mit einem Fenſter auf die Galerie hinausgehend hatte. Des Hauptzimmers Ausſicht ging hinterwärts in ganz andere Höfe hinüber.

Der Raum, den Siegbert und Dankmar anfangs in Nr. 87 um ſich hatten, war nicht größer, als daß er für etwa acht Menſchen, die dicht nebeneinander ſtanden, ausgereicht hätte und doch ſtand hier erſtens ein Feuerherd, zweitens ein Küchenſchrank, drittens ein Bett mit einer Menge geringfügiger Gegenſtände, die alle Platz haben wollten. Eine Thür links führte zu Hackert's Zimmer; doch ſtand zum Zeichen, daß ſie ignorirt wurde, ein Beſen, ein Zuber, ein Eimer und eine Waſchbank davor und eine Thür rechts führte in das große Wohnzimmer.

Dies große Zimmer war nun allerdings ſehr geräumig und mußte es ſein; denn nicht weniger als

in Anſpruch nehmen muß, retten. Er hat ihn auch deshalb in den Palaſt des Dalai Lama verborgen, wo ich ihn aufſuchen wollte. Du wirſt mich zu ihm führen und wenn ich auch nur unter ſeinem Fenſter einige Worte ſprechen darf: ſie werden hinreichen, um ihm auf Augenblicke einen Troſt zu verſchaffen. Dein Bruder hat doch den Ort vor dir nicht geheim gehalten?"

„Meine theure Gyllusya," antwortete Maha Guru, „mir iſt nichts verborgen. Mein Auge ſah Alles, meine Hand war bei Allem zugegen; du wirſt den unglücklichen Mann wiederſehen, den du deinen Vater nennſt."

So konnte noch immer ein Gott ſprechen, ohne ſich etwas zu vergeben.

„Dürfen wir hoffen," fragte Gyllusya, „daß ſich der Herr des Himmels ſeiner ſchlechtbeſtellten Sache annehmen wird? Dein Bruder ſagte, daß bei ihm von deiner Verwendung Alles abhienge!"

„Nichts kann hierin gegen meinen Willen geſchehen," entgegnete der Gott. „So groß das Verbrechen iſt, deſſen Hali-Jong bezüchtigt wird, ſo ſtreng der Gang der Gerechtigkeit, den er ohne Widerrede machen muß: ſo wird doch die Einſicht ſeine Unſchuld erkennen oder die Gnade ihm ſeine Schuld vergeben. Gyllusya, habe Vertrauen zu deinem Freunde und lege die Sache ganz in ſeine Hand!"

Die beſorgte Tochter konnte mit dieſer Erklärung ſich zufrieden geben. Alle Hinderniſſe auf der luftigen Bahn der Träume und Erwartungen, die Maha Guru's Liebe in ihr weckte, waren damit aus dem Wege geräumt. „Noch ehe der Schnee die Thäler verſchüttet," ſagte ſie, ihre Arme um den Geliebten ſchlingend, „wird das dumpfe Gemurmel des

acht Menschen waren darauf angewiesen, hier zu wohnen und theilweise auch zu schlafen. Das Zimmer hatte drei Fenster, von welchem zwei geöffnet waren und die kühlende Abendluft der hintern Aussicht hereinließen, eins aber war verhängt und durch eine Schirmlampe beleuchtet. Hier war Nacht, an den beiden andern kleinen Fenstern noch leidlicher Tag.

An dem beleuchteten Fenster saß ein alter Mann, der auf einem Tische vor sich zwei oder drei alte Uhren, in der Weise der Schwarzwälder Uhren, aber viel größere und unförmlichere, stehen hatte, in denen er mit einer Fahne von einer Feder die Gänge und Triebräder vom Staube rein kehrte und dann und wann die Uhren schlagen ließ. Ein kleines Mädchen von vielleicht fünf Jahren stand hinter ihm auf einem Fußschemelchen und löste ihm einen kleinen weißgelben Zopf auseinander.

Der nach dem uralten, wie abgestorben scheinenden Greise älteste männliche Bewohner dieses Raumes, ein junger Mann von vielleicht funfzehn Jahren, saß neben ihm und benutzte das ihm zuschimmernde Lampenlicht, um in einem mit mathematischen Zeichnungen ausgestatteten Buche zu lesen. Kaum blickte er zu den Besuchern, die er ungern zu sehen schien, empor.

Auf einem Tisch am zweiten Fenster standen meh-

rere, wie es ſchien eben geleerte Näpfe, in denen Suppe geweſen ſchien; denn noch ſtand ein Reſt davon in einer großen irdenen Schüſſel in der Mitte des Tiſches. Ein Laib groben Brotes mit einigen blankgeputzten Meſſern lag daneben. Eben ſtreute ſich ein winziges Bübchen von vielleicht drei Jahren auf ein Stück Brot aus einem Salzfaſſe dicke Körner Salz, um es mit dieſer Delikateſſe ſchmackhafter zu machen.

Am dritten Fenſter ſah man einen großmächtigen aufgeſpannten Stickrahmen, der auf zwei Stühlen lag. Daneben ein Tiſchchen mit allerhand bunter Wolle, Schachteln mit weißer Baumwolle, Zeichnen- und Stickmuſter und kleine violette engliſche Quadrat-Papiere mit feinen Nähnadeln.

Außer dem alten Uhrmacher mit dem Zopfe bezeugten alle Anweſenden den eintretenden Herren eine Art Aufmerkſamkeit, bei der jedoch die Ueberraſchung und Schüchternheit die Heftigkeit milderte. Das freundliche Guten Abend! der Brüder wurde nur von einer einzigen wohltönenden unſichtbaren Stimme erwidert, die hinter einem Bettſchirme hörbar wurde, der in einer Ecke des Zimmers ſtand.

Ich wundere mich, lauteten die angenehmen Worte vom Bettſchirme her, ich wundere mich, daß Herr

Hackert noch nicht zu Hause ist. Er wollte doch präzis um neun Uhr da sein. Es muß doch schon halb zehn geschlagen haben.

Dabei schlug es an einer der drei Uhren, die der alte Eisold reparirte, mit zwei Schlägen ... Bim! Bim!

Es thut uns leid, sagte Tankmar, Sie zu stören, während Sie wahrscheinlich schon Alle an's Schlafengehen denken.

Ich noch nicht, sagte die Unsichtbare und die Großen auch noch nicht. Großvater geht zu Bett! Die Kleinen haben auch schon den Sandmann im Auge.

Gewiß bringen Sie da hinten Ihr kleines Hannchen zur Ruhe.

Ach, das schläft schon mit den Vögelchen ein, aber es ist recht unruhig heute, wacht leicht auf und da hab' ich's einwiegen müssen und ihm ein paar Löffel warmer Milch gegeben ...

Darf man denn wol einmal hinter dem Vorhang die Bescherung sich ansehen? Ich bringe meinen Bruder mit! Der malt gern die kleinen Engelsköpfe ...

Nicht Engelsköpfe, sagte die Stimme bedenklich. Kinder soll man nicht Engel nennen, sonst sterben sie ja.

Sind Sie so abergläubisch, fragte Tankmar, wäh-

rend die Uhren einen dreifachen Refrain gaben: Bim! Bim! Bim!

Wo der Aberglaube nützlich ist und wie hier vor Eitelkeit schützt ... lautete die Antwort.

Darf ich näher? sagte Dankmar.

Nein, nein! hieß es hinter dem Schirme; dies ist eigentlich ein Zimmer ganz für sich. Der Kreidestrich da gilt für die Thür. O wenn wir's genau nehmen, haben wir eine zwar recht hohe, aber doch ganz vornehme Wohnung. Freilich geht der Eingang durch die Küche! Aber wir haben eine Küche, die auch zugleich Schlafzimmer ist, hier hinter dem Bettschirm ist mein, Großvaters und meines kleinen Hannchens Schlafzimmer, hinter dem dunkeln Fenster ist Großvaters Werkstatt, am zweiten Fenster unser Eßzimmer, am dritten mein Arbeitszimmer. An der Thür, wo Sie stehen, müssen wir leider unsere Besuche annehmen, das ist unser Besuchzimmer und dabei sind wir so im Ueberfluß an Raum, daß wir doch noch an Herrn Hackert und Herrn Schmelzing zwei Zimmer vermiethet haben. Was sagen Sie zu all' dem Reichthum?

Die Uhren schlugen zusammen, als wenn ein Dirigent gerufen hätte: Tutti!

Die Sprecherin kam zum Vorschein. Mit beiden

Armen hielt ſie die Oeffnung zwiſchen der Mauer und dem einen Ende des Schirmes zu; denn Tankmar wollte eben dennoch Siegberten an die Wiege führen.

Als ſie aber im Dämmerlichte bemerkten, daß hier noch zwei Betten und ein ſehr weißes und ſauberes ſtand, das wol ſchon für die Sprecherin ſelber aufgedeckt war, zogen ſie ſich zurück und beobachteten nun bei halbem Sternen- und halbem Lampenlicht das junge Mädchen, das die Mutter aller dieſer Kinder ſchien, aber in Wahrheit nur die ältere Schweſter war.

Louiſe Eiſold mochte nicht viel über achtzehn Jahre zählen. Es war eine blaſſe, wie verklärte Erſcheinung, der man ſogleich anſah, daß ihr dieſe heitere Plauderei nicht ganz natürlich kam. Die Züge waren von einer in ſolchem Stande ſeltenen Feinheit und Regelmäßigkeit. Naſe, Kinn, mehr fein als rund, aber ſo anmuthig, daß den Lippen mehr Friſche, dem Auge mehr unternehmendes Feuer, dem blonden Haare eine etwas dunklere Färbung zu wünſchen geweſen wäre, um die Wirkung dieſer gefälligen Erſcheinung noch blendender hervortreten zu laſſen. Ein leichtes Kattunkleid, bis oben geſchloſſen, umgab die im Widerſpruch mit dem zarten, wol etwas abgehärmten und erſchöpften Geſicht ſtehenden volleren und runden Formen des Körpers. Das volle, hellblonde Haar

war in einen einfachen Scheitel gekämmt und trug nur den einzigen Schmuck eines ſchwarzen Sammetbandes, mit dem hinten die Flechten zuſammengehalten waren. Dies Band erſchien faſt wie ein letzter Reſt von äußerer Trauer, die in der That dieſe ſieben Kinder erſt vor wenigen Monaten abgelegt hatten. Die böſe Seuche der Cholera hatte ihnen in Zeit von wenig Stunden Vater und Mutter geraubt, die Enkel des alten Uhrmachers, der demnach eigentlich der Urgroßvater dieſer armen Waiſen war.

Aber wo werden denn all' die übrigen Geſchwiſter ſchlafen? fragte Siegbert, den der Anblick in dieſe Welt der Entbehrung rührte.

Da werden Sie erſtaunen, ſagte Louiſe und räumte in Eile die Näpfe und die Schüſſel und Teller vom Tiſch, bedeutete auch im Vorbeigehen dem kleinen Heinrich, daß er viel zu viel Brot auf die Nacht äße und ſich's gegen ihre Erlaubniß ſchon wieder ſelbſt genommen hätte ... Es iſt nicht wegen des Brots, aber er ſchneidet ſich noch einmal in die Finger, der kleine Nimmerſatt! ſagte ſie, im Gegenſatz zu dem Arzte, der ſich hier doch wol der Skrophelkrankheit wegen würde umgekehrt ausgedrückt haben.

Dabei zog Louiſe Eiſold aus einem alten Sopha, das der Thür ziemlich nahe ſtand, eine untere Schub-

lade hervor und siehe! diese enthielt ein vollständiges Bett. Dann ergriff sie nacheinander vier Stühle und stellte sie in der Mitte des Zimmers so auf, daß für den Besuch nicht mehr viel Raum übrig blieb. Nun hüpfte sie hinter ihren Bettschirm, brachte einen großen Strohsack geschleppt, bei dessen Transport sie jede Hilfe — weil sonst nur etwas könnte irgendwo gestoßen werden, sagte sie — ablehnte und zwei Bretter. Die Bretter legte sie auf die vier Stühle, auf diese Unterlage warf sie den Strohsack, legte eine leinene Decke darüber, ein breites Kopfkissen, eine Decke, und hatte somit wieder für zwei Personen gesorgt. In der Küche schlafe, sagte sie, mein ältester Bruder dort, der unhöfliche Mensch, der über seinen Büchern Artigkeit und Schlaf vergißt. Hier hinten Großpapa, ich, Linchen und Hannchen; sind fünf. In der Bettlade da Heinrich und Wilhelm; sind sieben. Hier auf den Stühlen Riekchen, die die müdeste ist mit Wilhelm, dem armen Läufer und daher auch ein Bett für sich allein hat. Sind unserer acht, wie uns der liebe Gott wunderbar zusammengelassen hat, als Vater und Mutter an der schrecklichen Seuche vor fast einem Jahr hinübergingen.

Der alte Eifold schlug wieder an auf einer seiner Uhren und da er wol halb zuhörte, gab er auch acht

Schläge und seufzte ... Sein Zopf war nun ausgelassen ... Riekchen stieg vom Schemel herab und ließ offen das ehrwürdige weißgelbe Haar des alten Mannes sehen, der jetzt halbtaumelnd aufstand, von Karl geführt wurde und ohne sich im mindesten um seine Umgebung zu kümmern, hinter dem Bettschirm verschwand.

Siegbert gedachte beim Schlagen der Uhr jenes Sensenmannes bei Rudhard und fühlte an einem Schauer, der ihn überlief, daß der Tod hier nahe sein mußte ...

Daß Ihr Beruf der eines Engels ist, der über Geschwistern wacht, sagte Dankmar zu Louisen, sehen wir wohl! Aber was treibt denn der fleißige Leser dort, der den Großpapa zu Bette bringt und die Uhren da an den Riegel henkt und wovon ist Wilhelm so ermüdet?

O, antwortete Louise, die Betten auflockernd und ausglättend, schon wieder Engel! Ich kann die Ehre und Gnade, ein Engel zu sein, noch nicht annehmen. Die Engel im Himmel, nicht wahr, Heinerchen (sie zog den kleinen Heinrich aus) das wissen wir schon, die haben hier genug herum zu fliegen mit ihren goldenen Flügelchen und uns auf das nächste Christbäumchen zu vertrösten, das wir uns trotz unserer

Armuth doch nicht entgehen lassen. Wir müssen arbeiten. Da sehen Sie meine Tapisserie am Fenster! Aber es ist zu dunkel. Ich nehme, wenn Großvater zu Bett ist, seine Lampe und sticke noch bis zwölf Uhr. Die Arbeit drängt ... Sie ist für eine Braut.

Die Vergleichung mit einem Engel hatte ihre Ueberlegung so in Anspruch genommen, daß sie Dankmar's eigentliche Frage überhörte.

Siegbert aber gedachte des Gedichtes, das er für Louis Armand übersetzt hatte, und der letzten Strophe:

Des Bettlers Tochter, arme Bettlerin!
Juwelen hast du und die Tugend noch!
Kannst deine feuchten Perlen fallen sehn
Aufs Kleid der Braut, das deine Finger nahn!
Bist reich wie sie — o Gott, nun weinst du doch!

Wie, dacht' er, wenn dies das Mädchen wäre, dem Louis Armand das Gedicht gewidmet hatte und Mar Leidenfrost, der mich auf sie aufmerksam machte, Nichts von dieser Bekanntschaft wüßte! Aber er hätte nicht einmal gewünscht, daß Armand's greller schmerzlicher Seufzer in der Brust dieses in ihrer Entbehrung glücklichen Mädchens niedergelegt wurde, das in der unbefangensten Stimmung, als er schon die Frage nach Mar Leidenfrost auf den Lippen hatte, fortfuhr:

Der Großvater, der eigentlich unser Urgroßvater

ist, was wir aber nicht sagen, weil ihn die andern Leute schon den Uhrengroßvater nennen ... ja er ist auch wirklich der Pflegevater von all den Uhren, die noch nach dem alten Schlage hier und da von den Leuten gehalten werden. Von Jahr zu Jahr nahmen die alten Wanduhren ab; aber seit kurzem werden sie wieder Mode. Die reichen Herrschaften kaufen sie auf dem Trodel und lassen sie schön aufputzen und so ist's auch dem alten Väterchen da geschehen, daß sein Zöpfchen wieder seit einigen Jahren Mode wird und er manche Kunden hat, denen er alle drei Monate einmal in's Uhrgehäuse blasen darf und die Räder mit Oel glätter machen. Das bringt Holz und Licht. Die Miethe rechn' ich durch Hackert und Herrn Schmelzing. Essen und Trinken ist die Sorge meiner Hände und daß die nicht klein ist, sehen Sie wol an den acht gesunden Mägen, denn auch Großväterchen hat noch Gott sei Dank Appetit trotz seiner zwei und achtzig. Kleider, Miethsabgaben, Schulgeld das verdienen die Andern." Karl, der da in dem Buch studirt, ist Maschinenarbeiterlehrling in der Willing'schen Maschinenfabrik. Das Buch da hat er wol aus dem Handwerkerverein von heute mitgebracht. Nicht so, Karl?

Von Herrn Leidenfrost hab' ich's, sagte Karl Eisfeld etwas artiger als bisher.

Pa-Tschieu wieder an unser Ohr schlagen. Du kannst an diesem Ort nicht zurückbleiben wollen, da ich nichts von einer Würde höre, die du hier bekleidest. Du bist weder Zumpun, noch Zempi, noch trägst du Waffen, daß ich den Krieger in dir vermuthen könnte. Warum wolltest du nicht in die verödeten Hallen deines väterlichen Wohnsitzes nach Dukka Jeung zurückkehren? Die rauhen Wintertage würden dich nie abhalten, deinen Weg nach Paro zu nehmen; von grauem, Alles verhüllendem Nebel umgeben, würden wir nur Muße finden, unsre Augen auf uns allein fallen zu lassen. So wahr ich diesen Kuß von dir auf meine Stirn empfangen habe, du kannst in Lassa nicht bleiben und wirst mit meinen Vätern zu den Gräbern der deinigen zurückkehren."

„Ich bin überall," sagte Maha Guru, „wo dein Athem die Luft belebt!"

„Wir suchen die Orte wieder auf, welche die Heiligthümer unserer Erinnerung sind."

„Sie sind meinem Gedächtnisse noch nicht entschwunden. Die Liebe ist die Ewigkeit und im Reiche der Unsterblichen gibt es nur den Frühling."

„Was werd' ich Dir Alles zu zeigen haben," fuhr Gyllusva mit kindischer Freude fort: „Vorhänge hab' ich gewebt, welche die Thaten der Götter darstellen und du sollst mir das Zeugniß geben, daß ich die rechten Momente wählte und in den Gruppirungen mit Geschmack verfuhr. Auch in der Kunst der Verse hab' ich Fortschritte gemacht, obschon sie den deinigen nicht gleich kommen werden. Eine Reihe von Oden ist an den zukünftigen Dalai Lama gerichtet, die andern an dich, von dem ich sicher weiß, daß er die Mängel in der Form auf die Rechnung des Herzens setzen wird."

Siegbert blickte ihm über die Schulter in's Buch und fand, daß es ein Lehrbuch der Mechanik mit Abbildungen war.

Herr Leidenfrost besucht uns manchmal Sonntags, sagte Louise zur Erklärung und Ablehnung jeder Voraussetzung einer nähern Bekanntschaft mit studirten Herren.

Siegbert ergänzte, daß er ihn kenne, worüber Louise eine aufrichtige Freude empfand, da ihr Bruder Karl sich seines besonderen Schutzes erfreue und Herr Leidenfrost bei Herrn Willing Alles vermöge ...

Nun, unterbrach Dankmar, Sie sind aber noch nicht fertig in Ihrem Staatshaushalt. Miethe, Holz, Licht, Essen, Trinken ist da ... aber ... da bleibt noch Manches übrig.

Die Kleinen da verdienen auch schon; sagte Louise. Wilhelm und Karoline gehen Vormittags in die Schule, essen dann rasch und von zwei Uhr verdienen sie.

Womit? Wenn wir fragen dürfen?

Sie sind in einer Druckerei beschäftigt, die große Zeitungen druckt. Bis sechs Uhr legen sie die frisch gedruckten Zeitungen und bis neun Uhr Abends tragen sie sie aus. Im Winter, wenn der Schnee die Posten aufhält, müssen sie oft noch um elf Uhr herumtrollen, die armen Trèpse, aber was hilft's! Die

Kaufleute und die Gelehrten wollen wissen, wie's in der Welt aussieht und wenn sie noch so verschneit ist. Die drei Jüngsten endlich verdienen auch ihren Theil . . .

Was? riefen die Brüder erschrocken.

Louise lachte und sagte:

Ja! Ja! Riekchen verdient, wenn sie mir Garn wickelt, Heinrich, wenn er hübsch artig ist und Hannchen, das dreizehn Monate alte kleine Schwesterchen, das ich nach dem Tode der Mutter mit Milch aufziehe, durch sein gutes Gedeihen und frohes Lächeln. Auch Das muß mit arbeiten. In Freude und Sonnenschein gedeiht ja Alles besser. Aber . . . Vergeben Sie mir! Herr Hackert! Wo bleibt er nur! Und ich kann Ihnen keinen Stuhl mehr anbieten, außer den da vom Karl! Steh doch auf, Karl!

Lassen Sie, liebe Louise, sagte Dankmar. Wir sehen, Sie wollen Alle zur Ruhe gehen. Hackert hat nicht Wort gehalten. Wir gehen und wünschen Ihnen eine gesunde, stärkende gute Nacht!

Nein, nein, begann Louise mit Aengstlichkeit, Das darf ich nicht; ich kann Sie nicht fortlassen. Herr Hackert kommt sicher sogleich. Sie glauben nicht, wie er sich auf Sie und den Herrn Bruder heute freute. Ach, es ist mir, als wenn ihm ein Unglück droht,

das Sie vielleicht abwenden können! Wie Sie heute bei ihm drinnen schrieben und er so ruhig neben Ihnen auf dem alten harten Sopha lag, das wir ihm doch noch hineinstellen konnten, da war ich recht froh, daß ein guter Geist über ihn gekommen schien ...

Nehmen Sie denn so warmen Antheil an Ihrem Miether? fragte Siegbert.

Sollte es nicht jede Seele, die ein Herz in der Brust hat? war die Antwort. Gibt es unglücklichere Menschen, als die in der Nacht wandeln.

Siegbert sah Dankmarn erstaunt an.

Hackert ist somnambul! sagte Dankmar zum Bruder. Die eisernen Stäbe, die dir auffielen, sind nicht ohne Absicht vor seinen Fenstern.

Siegbert konnte sich kaum über diese Mittheilung zurechtfinden. Er fragte voll innigster Theilnahme, wie lange Hackert an diesem Uebel litte, wann man es zuerst bemerkt hätte, wie und wo? Der lebendige Antheil, den er seit dem Nachmittag in Tempelheide an Hackert nahm und den nur die Mittheilung Dankmar's von heute früh, Hackert verdiene seine gute Meinung nicht, etwas wankend gemacht hatte, gab sich in so lebhaften Fragen wieder kund, daß Dankmar ihn an die Nothwendigkeit erinnern mußte, diese des

Schlummers bedürftige große und kleine Welt sich nun allein zu überlassen.

Louise aber widerstand seiner Absicht zu gehen auf's bestimmteste. Sie verrieth dabei einen Antheil an Hackert, der über das allgemeine Mitleid wegen seines körperlichen Zustandes hinauszugehen schien.

Sie haben Recht, sagte sie, lassen Sie diese schlummern! Aber ich mache Ihnen den Vorschlag, treten Sie in sein Zimmer selbst so lange ein, bis er kommt.

Es ist verschlossen: sagte Tankmar.

Wohl, auch von dieser Seite da . . . antwortete Louise.

Sie öffnete die Thür und zeigte auf die durch allerhand Küchengeräthschaften versteckte Nebenthür, die zu Hackert's Zimmer führte . . .

Allein ich habe den Schlüssel zu dieser Nebenthür! fuhr sie fort. Treten Sie hier ein! Ich bringe Licht und Sie warten noch einige Augenblicke.

Die Brüder wurden so von des Mädchens bestimmtem Willen geleitet, so von den kleinen Geschwistern, die gähnend aber auch neugierig sie umstanden, gedrängt, daß sie sich gefallen lassen mußten, zu bleiben. Man räumte Alles von der Verbindungsthür fort und schloß sie auf. Louise sagte den Kindern, sie

sollten den Herren Gute Nacht! sagen. Dies geschah und einige Sekunden darauf waren die Brüder in Hackert's dunklem vergitterten Zimmer ganz allein . . . Louise rief von der Küche, sie käme sogleich nach mit Licht . . .

Karl Eisold, der älteste Bruder, bewegte sich bei allen diesen Unternehmungen seiner Schwester nicht im geringsten. Nur als sie einen zu lebhaften Antheil an Hackert verrieth, schlug er das Buch, in dem er gelesen hatte, fast heftig zu und ging hinter die Tapetenwand. Er schien mit seiner Schwester aber irgend etwas gespannt zu sein . . .

Nun, hatt' ich Recht, begann Dankmar, als die Brüder in Hackert's Zimmer in der Dunkelheit allein waren, hatt' ich Recht, dir die Bekanntschaft dieser eigenthümlichen, häuslichen Existenz deines Schutzlings zu verschaffen? Was das Gemälde, das du hier beobachtetest, doppelt anziehend macht, ist die Beziehung auf Hackert, der, sprach ich auch heute in der Frühe gegen ihn, dein erstes Gefühl nicht getäuscht hat und wol mehr bemitleidenswerth als zu fürchten ist. Fast möcht' ich glauben, daß ihn dieses edle Mädchen, das sich dem Wohle ihrer Geschwister opfert, liebt . . .

Sprich nicht so laut, flüsterte Siegbert, hier nebenan horcht der Schreiber Schmelzing . . .

Es war so finster in dem, wie Siegbert wohl merkte, engen Zimmer, daß sie ungeduldig das Licht erwarteten, mit dem Louise zurückkehren wollte . . .

Indem fiel ein Lichtschimmer von der Galerie her durch die vergitterten Fenster. Man hörte ein Rascheln, wie von Jemanden, der sich an dem Stricke der Treppe hinaufwand; denn mehr sich daran hängend, als mit freiem Tritt auf den schmalen Stufen, konnte man hinauf.

Sollte Dies endlich Hackert sein? flüsterte Dankmar. Es wäre Zeit. Ich glaube nicht, daß man bis nach zehn Uhr gut in diesen Häusern bleiben kann . . .

St! flüsterte Dankmar und horchte.

Der Ankommende hustete und bewegte sich sehr schwer. Er hatte ein Mützchen auf, das ziemlich weit über den Kopf ging und stützte sich auf einen Stock, den man vielleicht gut that, in diesen Räumen immer bei sich zu führen. Die Laterne, die den Lichtschimmer verbreitete, hielt ein altes Weib, das die Brüder nicht kannten . . . Es war die Vizewirthin Frau Mullrich.

Da ist Nr. 86 flüsterte die Alte. Herr Hackert muß noch zu Hause sein; die Herren sind nicht wieder gekommen.

Der Mann in der Mütze klopfte an die Thür des

Zimmers, in dem Siegbert und Dankmar noch im Dunkeln ſtanden. Sie hielten ſich zwiſchen dem Pfeiler der beiden Fenſter, um durch den von der Galerie hereinfallenden Lichtſchimmer nicht bemerkt zu werden.

Der Mann in der Mütze klopfte wiederholt.

Ei, ei, rief Frau Mullrich jetzt laut, Herr Hackert nicht zu Hauſe? Ei, ei! Ei! Ei!

Sie münzte dieſes Ei! Ei! auf die beiden Herren, die, wenn Hackert nicht anweſend war, ſicher zu Louiſe Eiſeld gegangen waren ...

Klopfen Sie doch ſtärker, fuhr ſie boshaft fort. Herr Hackert ſchlafen vielleicht ſchon.

Ich glaube den alten Störenfried zu kennen, flüſterte Dankmar ſeinem Bruder zu. Irr' ich nicht, ſo iſt es der Geſchäftsführer des Juſtizraths Schlurck, der auch von dieſen alten Häuſern die Verwaltung beſitzt ... Du weißt noch gar nicht, welches Intereſſe wir an dieſen Häuſern haben müſſen ...

Noch hatte er ſeine Rede kaum ausgeſprochen, als ſich beide Brüder von einer weichen Hand ergriffen fühlten und einen warmen Athem dicht an ihrem Ohre fühlten ...

Halten Sie ſich ruhig! Der Alte iſt Hackert's Feind! Er kann nichts Gutes bringen. Wir ſagen, er iſt nicht zu Hauſe.

Es war Louise, die leise hereingeschlichen war und ihnen diese Verhaltungsmaßregel zuflüsterte.

Kommen Sie, Herr Bartusch! Kommen Sie! Die beiden Herren sind bei Fräulein Louise! Ich irrte mich! Herr Hackert sind noch nicht zu Hause!

Diese laut betonten, recht absichtlich hervorgekrächzten, boshaften Worte der Frau Mullrich machten, daß die Brüder das plötzliche Kaltwerden der Hände des Mädchens fühlten, von denen jeder von ihnen eine in der seinen hatte.

Wie? flüsterte Dankmar; die Alte wäre frech genug, anzunehmen, daß wir ...? Lassen Sie uns sagen, daß wir in Hackert's Zimmer sind!

Nein, nein, bedeutete Louise ...

Aber selbst die beste Absicht Dankmar's, für ihre Ehre einzutreten, war nicht mehr rasch auszuführen; denn schon hatte sich Bartusch brummend wieder zum Ausgang der Galerie gewandt und mit einem lauten zweideutigen Husten und Räuspern den Rückweg angetreten.

Frau Mullrich leuchtete ihm und kicherte so grell und höhnisch, daß es Louisen schauderte.

Wie können Sie nur zugeben, sagte Siegbert, als sie wieder im Dunkeln waren, daß diese Menschen sich in der Meinung entfernen, wir wären bei Ihnen?

Louise strich an einem Feuerzeuge und zündete nun ein Talglicht auf einem blechernen Leuchter an ...

Sie sprechen so leise, sagte sie lächelnd, daß ich Sie kaum verstehe.

Werden wir hier nicht belauscht von Schmelzing? Der ist sehr neugierig und boshaft genug, aber der glücklichste Zufall wollte, daß er schwer hört. Ich bin überzeugt, er hat sich den alten Kleiderschrank, der hier an der Thür steht, weggerückt und horcht jetzt. Aber wenn Sie nicht zu laut sprechen, bleibt ihm Alles unverständlich.

Während sich Siegbert nun in Hackert's Zimmer umsah und eine gewisse Ordnung an dem niedrigen Bett, dem schwarzbezogenen Sopha, dem Schreibtische, einem mit einem Vorhange bedeckten Kleiderriegel, eine Waschbank mit Schüssel und Seifennäpfchen, ja sogar einen kleinen Spiegel anerkennen mußte, tadelte Tankmar wiederholt, daß sich Louise den falschen Schein gegeben hätte, als wären sie bei ihr.

Nehmen Sie doch Das nicht so genau! antwortete Louise. Mir ist die Freude, daß dieser alte Schleicher Hackerten nicht getroffen hat, viel mehr werth als der falsche Schein für meine Person. Wir Mädchen aus den armen Ständen sind, was wir sind. Unser ganzes Leben ist dem Verdachte preisgegeben. Nur die,

die in Wahrheit etwas zu verbergen haben, ereifern sich, wenn sie einmal in einem falschen Lichte erscheinen. Und dieser Alte weiß wohl, daß ich mehr für mich habe als den bloßen Schein.

Wie so? fragte Siegbert. Kennen Sie ihn?

Ich kenne ihn und er kennt mich. Hackert zog zu uns auf Empfehlung dieses Nachbars, des Schreibers Schmelzing, der viel bei dem Justizrath arbeitete. Auch entsann sich Hackert des alten Großvaters, der sonst bei Schlurcks gearbeitet hatte, als noch die schöne Melanie nicht regierte und alles Altmodische wegjagte und wegräumte. Seitdem ist dieser Bartusch, Bartusch heißt er, oft hier gewesen. Er kennt jeden Winkel dieser Häuser und wuchert und preßt der Armuth ihre Thränen in Geld ab. Mich wundert, wie er sich so spät Abends noch in diesen dritten Hof wagt, wo Manche wohnen, die ihm das Schlimmste geschworen haben . . .

Weiter ließ sie sich in Erörterungen nicht ein, bat sie nun, ihr Gehen zu entschuldigen und ersuchte sie dringend, doch nur noch eine Viertelstunde zu warten. Hackert wäre gewiß ohne seine Schuld verspätet. Er käme sicher. Er hätte sich zu lebhaft gefreut auf diesen Abend. Ja sie müsse ihnen sogar gestehen, daß sie selbst heute ausgegangen wäre und Thee, gute

„Du ſollteſt dieſe beiden Reihen," fiel Maha Guru ein, „in einen Band leimen."

Sei es nun, daß Gylluspa dieſer hingeworfenen Bemerkung nicht nachdenken wollte oder daß ſie ein Geräuſch hinter den Blättern des Gebüſches davon abbrachte, ſie fuhr in ihren Schwärmereien ungeſtört fort: „Auf einem großen Gemälde hab' ich Narrain, von ſeinen Freundinnen umgeben, gemalt, wie ſie den Anfang des Frühlings feiern. Es ſtellt eine Scene des Himmels dar, aber die Perſonen ſind dem Feſte entnommen, wie wir es oft zuſammen gefeiert haben. Du ſelbſt biſt der jugendliche Gott, der Meiſter der Muſik und des Tanzes, der Spender der Freude und der Schönheit, wie du mit den aus der Blume Julba zuſammengekugelten Blättern auf mich, als die Göttin deiner Wahl, wirfſt. Alle andern Huli's zeigen lachend auf die ſcharlachrothen Flecken welche die Kugeln auf mein Geſicht gefärbt haben."

In demſelben Augenblicke wurden die traulich Koſenden durch ein lautes Geſchrei aufgeſchreckt. Der älteſte Bruder Maha Guru's, der Kalmückengeneral, ſprang auf ſie ein, trat ſchützend vor den Lama und drängte ſie ins Gebüſch hinein. Zu gleicher Zeit zog am obern Rande des Gartens ein Detaſchement chineſiſcher Cavallerie vorüber, der Oberſt Tſchu-Kiang an der Spitze und der Correſpondent in einem Palankin in der Mitte. Die zärtliche Gruppe unter dem Mangobaum war von dort oben vollkommen ſichtbar und in der That ſtreckte ſich der Correſpondent aus ſeinem Tragſeſſel mit langem Halſe hervor, die Brille an die Augen drückend und eine im Garten des Dalai Lama ſo auffallende Erſcheinung mit unbeſchreiblicher Neugier fixirend. Hatte er Maha Guru in dieſer Lage erkannt, ſo ließ ſich von einer ſolchen

Butter und Braten gekauft hätte, für den erwarteten hohen Besuch. Ob sie denn in der Küche nicht den siedenden Kessel mit heißem Wasser bemerkt hätten?

Die Brüder gewannen jetzt erst die volle Uebersicht des Zimmers, in dem sie sich befanden und entdeckten in einer dunkleren Ecke ein Tischchen mit Tassen, einer Theekanne und einem gehäuften Teller mit Braten. Daneben ein großes feines Brot und Butter und Zucker und Messer . . .

O sagte Louise, das ist zwar Alles sehr einfach und nicht besser, als es meine armen Aeltern hinterließen, die beide in der Willing'schen Fabrik arbeiteten und doch nur wenig erübrigten, um neben dem Nöthigen auch für den Luxus zu sorgen. Für uns ist eine Theekanne Luxus. Und doch ist sie da und ich wünschte, da sie vielleicht nie gebraucht wurde, sie käme heute noch an die Reihe, eingeweiht zu werden und Sie säßen mit Hackerten bis in die tiefe Nacht. Bis zwölf Uhr kann man aus und ein . . . und auch später noch. St! Hören Sie nichts? Ich glaube, man kommt.

Damit hüpfte Louise wie ein raschelndes Mäuschen davon . . .

Es war aber nur eine List, daß sie Jemanden zu hören glaubte; sie hatte nur die Absicht, die beiden jungen Männer festzuhalten.

Ihr Bruder Karl ſchien aber damit nicht einverſtanden. Er empfing, wie die Brüder hörten, Louiſen mit Vorwürfen über ihr Rumoren, ihr Spektakeln, ihre Tollheiten ...

Sie erwiderte gereizt und trumpfte ihn ab.

Denk' an Danebrand! ſagte der Bruder mit zorniger, lauter, faſt donnernder Stimme ...

Darauf war Alles ruhig ... todtenſtill ...

Danebrand? Die Brüder flüſterten ſich den Namen zu und ſahen ſich erſtaunt an. Danebrand war, wie Siegbert ſich erinnerte, der Name eines Maſchinenarbeiters ... Ihre Situation kam ihnen, in dem ſpärlich erleuchteten Zimmer, hinter den Eiſenſtäben des Fenſters, in der Nähe des zornigen jungen Karl Eiſold, vor dieſem kleinen Tiſch mit Cigwaaren und der plötzlichen Ruhe nebenan vor, wie die Verzauberung eines Märchens.

## Siebentes Capitel.

### Caliban.

Dankmar ſchwieg verſtimmt über Hackert's nicht gehaltenes Wort.

Siegbert aber hatte, als ſie ſich auf das verbrauchte, harte Sopha niederließen, ſo viel Humor, daß er anfing:

Es ſcheint, lieber Bruder, als wenn wir jetzt erſt an unſer Grün'ſches Diner kommen! Ich habe Hunger und geſtehe dir: Ich bin geneigt, dem Braten da zuzuſprechen, auch ohne Thee und ohne Hackert. Aber deine Aufklärungen würden dabei das beſcheidene Mahl würzen. Bin ich ſatt, ſo werd' ich auch dir noch manches Seltſame vorzutiſchen haben.

Jß, Siegbert! Greif zu! ſagte Dankmar. Ich kann mir denken, daß dich der Herzensjammer heute von aller Befriedigung deines thieriſchen Menſchen fern gehalten hat und nun rächt ſich die verſtoßene

Mutter Natur und kommt von selbst, ohne gerufen zu sein . . .

Siegbert begann wirklich das Brot mit einem etwas stumpfen Messer zu „zersäbeln" und dem Braten zuzusprechen, zu dem selbst das Salz nicht fehlte . . . Mit Butter war er sehr delikat. Er mußte die Menschen schon sehr genau kennen, ehe er ihre Butter aß.

Dankmar begleitete seinen Appetit mit der Bemerkung:

Ich muß mir meine Hohenberger Reisebeschreibung auf günstigere Zeit aufsparen. Wozu nützt sie auch? Ist doch mit dem Namen Melanie des ganzen Witzes Spitze abgebrochen! Kommen wir darauf für's Erste nicht zurück!

Was trieb dich nur heute früh in diese Spelunke, wo wir, wenn wir's genau nehmen, auf die gemüthlichste Art im Handumdrehen verschwinden können? Da nebenan jetzt ganz still ein Riegel vorgeschoben und wir sind in der Falle.

Als ich mich heute früh von dir entfernte, begann Dankmar, hatte mir der Name deiner Angebeteten einen Schlag vor den Kopf gegeben. Du weißt, was mich drängt und treibt! Du hast hundertmal gehört, daß ich einem Besitze nachjage, der unserer Familie auf die rechtmäßigste Weise von der Welt gehört —

Auch dieſer prächtige Palaſt hier iſt ja wol in gewiſſem Sinne der unſerige? ſagte Siegbert ſpottend.

Spotte nur! Du haſt ein Recht darauf! Denn aus Mismuth, eine ſo wichtige Angelegenheit, wie die der Reclamation meines Schreins, von heute auf morgen zu verſchieben, das iſt nur möglich, wenn man der Romantik etwas zu tief in die verſchwommenen Augen geblickt hat und ſich recht gründlich über die Nothwendigkeit ärgerte, einem Gedanken ſo verführeriſcher Art, wie dem an Melanie, Laufpaß geben zu müſſen. Ich ſaß eben am Paradeplatz wie ein recht lächerlicher Herzenskranker —

Bruder! Ich kann das Selbſtironiſiren ſeiner Gefühle nicht leiden — ſagte Siegbert und legte das Meſſer fort.

Nun iß nur! Schone die Küche deines Proletariers nicht . . ! Ich will ernſt ſein. Wie ich am Paradeplatz endlich mit einem vernünftigen Entſchluſſe mich erhob und wegen meines Schreines zu Schlurck gehen wollte, glaubt' ich in einer Straße einen Fremden zu entdecken, der mit ſeinem Sohne in Hohenberg mich außerordentlich gefeſſelt hatte. Ich eile jener Straße zu und finde im Gedränge zwar den Fremden nicht, ſehe aber plötzlich Hackerten. Du mußt wiſſen, daß ich ihn mit der Bezeichnung: Schurke

oder Schuft oder einer ähnlichen Liebkosung verlassen hatte.

Und der Androhung einer Klage, die ihm Lasally anhängen wollte . . .

Richtig! Wegen Pferdemordes!

Pferdemordes? Du willst mir den Appetit verderben —

Wegen drei verdorbener Pferde! . .

Da, Bruder, willst du den Rest dieses Bratens? Ich esse nicht mehr.

Dankmar erzählte aber im Ernst mit kurzen Umrissen diese Begebenheit und Hackert's so gut wie erwiesenen Antheil daran.

Bruder, sagte nun Siegbert wirklich erschreckt. Ich erlebe, die Thür rechts und links geht hier auf und wir werden von Männern mit langen Messern begrüßt. Die Mondsucht ist nur ein reiner Vorwand für diese eisernen Gitter . . .

Doch nicht! Daß Hackert im Monde wandelt, sah ich auf dem Heideking mit eignen Augen, es war ein Anblick, der mich und den Vater unserer Melanie tief erschütterte. Genug, die Liebkosungen Schurke und Schuft, mit denen ich Hackerten später verlassen hatte, hinderten nicht, daß ich ihm heute früh zurief, wo jener Fremde, Ackermann und sein Knabe, eben ver-

ſchwunden wären? Erſt gab er mir keine Antwort und wollte mich nicht kennen. Ich fing dann von ſeinem dir übergebenen Pfande von hundert Thalern an, gratulirte ihm zu dem Sieg über ſein Gelüſt, auch das vierte Pferd dem Lafally zu morden und gerieth darüber mit ihm in ein anfangs ſehr hitziges Geſpräch. Er führte mich bei Seite —

Bruder! Brauch nicht ſo aufregende Wendungen! Bei Seite führen — bei Seite bringen — ich möchte gern, mein Appetit käme wieder.

Gedulde dich ein wenig; er kommt . . .

Hackert? ſagte Siegbert und ſprang halb ſcherzend, halb ernſt auf.

Nein, nein, dein Appetit . . .

Dankmar freute ſich, ſeinen Bruder trotz Melanie und der Entſagung ſo ſcherzend angeregt zu finden.

Ich wandte mich, fuhr er fort, mit dem Pferdemörder in eine entlegenere, ſtille Gegend der Stadt und da erzählte er mir, daß er mit jenem Fremden und dem Knaben die Rückreiſe von Hohenberg gemacht. Sie hätten ihn freundlich aufgenommen und ihm Gutes gethan. Gutes? fragt' ich. Was meinen Sie damit? Mich milde getragen, wie ich bin und Nachſicht gehabt mit meinen Fehlern.

Siegbert unterbrach und ſagte:

Was willst du mehr, ist Das nicht eine Sprache, die sich hören läßt?

Ich kam dann, fuhr Dankmar zustimmend fort, auf die unglückliche Krankheit des Nachwandelns. Er wich mir aus. Doch als ich ihm erzählte, wie ich ihn auf dem Heidekrug selbst in diesem Zustande beobachtet hätte, sagte er: Auf dem Heidekrug müsse Magnet in der Erde sein; dort hätte es ihn wieder getroffen, gerade in dem Augenblick, als man mir das Bild brachte. Das Bild? fragt' ich erstaunt. Denn ich muß dir gestehen, dies Bild ist mir auf die seltsamste Weise in die Hand gekommen. Darauf hin ergab sich denn jene Erzählung, die ich dir im Bilde von der Eidechse und der Katze brieflich niederschrieb. Melanie hat mir einen großen und anerkennenswerthen Dienst erwiesen, aber dabei so viel Rücksichten geopfert, daß ich ihr statt dankbar, gram wurde. Wenn du meine Hohenberger Abenteuer erfährst, wirst du klarer sehen und mir vergeben, daß ich aus Liebe zu dir und zu mir selbst beschloß, diesen Gedanken ganz an der Wurzel aus unserem Herzen zu reißen und Hohenberg für einen Traum zu nehmen ....

Dankmar erwartete eine Antwort, doch schwieg Siegbert und stützte den Arm auf die harte Holzlehne des Sophas.

Nach Allem, was ich mehr gewaltsam aus Hackert herauslocken mußte, als freiwillig erzählt bekam, fuhr Dankmar fort, hatt' ich mir auch eine eigenthümliche Beziehung Hackert's zu Melanie zusammensetzen müssen. Er war in Schlurck's Hause erzogen. Er ist plötzlich von dort entfernt worden. Man fürchtete seine Nähe und sorgte doch für ihn. Lasally, der um Melanie's Hand wirbt, mishandelt ihn. Er rächt sich durch eine scheußliche Gewaltthat an seinen Pferden. Wie ich alle diese Dinge Hackerten vorhalte und mit der etwas groben Logik, die uns Juristen eigen ist, ihm auf den Kopf meine Vermuthungen zusprecche, milderte sich sein trotziger Ton, legte sich fast sogar das struppige rothe Haar und mit weicher Stimme beginnt er: O, wenn Sie in mein Leben sähen! Wenn Sie Ihr Bruder wären, was wollt' ich nicht Alles sagen und meinen Kummer vergessen! Diese Worte rührten mich und herzlich sprach ich ihm zu, doch auch mir zu vertrauen. Mit großem Blicke sah er mich darauf an und schwieg. Wie leben Sie? Wo wohnen Sie? Was sind Sie? fragt' ich. Indem waren wir in unsern Gesprächen in diese Gegend gekommen, und wie von einem guten Gedanken ergriffen, sagte er: Wollen Sie meine Wohnung sehen? Kommen Sie! Ich bin Ihrer Theilnahme nicht

ganz unwerth. Ich folgte ihm und er führte mich hierher.

Ich werde eiferſüchtig werden, daß du mir einen Freund abwendig machſt! ſagte Siegbert, die eigne Rührung nur hinter Scherz verbergend.

Hier lernt' ich nun dieſe Schweſter, fuhr Dankmar fort, die ſechs jüngeren Geſchwiſter, Kinder zweier vor einem Jahre an der Cholera geſtorbener Aeltern kennen, den alten Uhrmacher, und ſo viel Beſcheidenes, ſo viel Einfaches, Gutes, Sittliches, daß ich Hackerten aufforderte, mir daſſelbe Vertrauen zu ſchenken wie dir. Er lächelte ungläubig und ſagte: Sie werden gegen mich zeugen und ein Jahr Zuchthaus iſt mir wol gewiß.

Er ſtellt ſein Verbrechen nicht in Abrede?

Leider nein! Ja, im Gegentheil äußerte er: Es iſt gut, daß ich dorthin komme. Wer weiß, ob ich Laſally nicht noch einmal ſelbſt umbringe, wie ſeine Pferde. Meine Fragen um den genaueren Zuſammenhang ſeiner Feindſchaft gegen dieſen Mann ließ er unbeantwortet. Um Zeit zu gewinnen, daß er zu mir Vertrauen faſſe, bat ich ihn, auf dieſem Tiſche da am Fenſter einen Brief ſchreiben zu dürfen. Er rückte mir Alles hin und ſchien ein Wohlgefallen daran zu finden, mir die Ordnung ſeiner Schreibmaterialien

Entdeckung leicht eine Anwendung erwarten, die ſelbſt ein Gott zu fürchten Urſache hatte.

Der General war in Begleitung mehrerer hohen Beamten erſchienen, die zwar nicht Zeugen der göttlichen Umarmungen, aber nicht wenig erſtaunt waren, in dieſem Bereiche auf ein Weib zu ſtoßen. Gyllusya begriff von dieſen Auftritten nichts; ſie erſchrak vor der geheimnißvollen Art, wie man Maha Guru begegnete; kein anderes Gefühl würde in dieſer Lage ihre Scham über die plötzliche Dazwiſchenkunft zurückgedrängt haben; aber dieſe augenblickliche Umgebung, dieſe Zwei- und Dreideutigkeit der Mienen, der Bewegungen hatte für ſie etwas ſo Auffallendes, daß ſie regungslos die Blicke wiedergab, welche die Männer verwundert auf ſie warfen. Es ließ ſich wohl nicht umgehen, daß ſie endlich durch die ſie umgebenden, zuletzt in Andacht ſich auflöſenden Umſtände auf eine Vermuthung kam, die zu tödtlichem Schrecken ihr bald beſtätigt wurde. Mit einem Schrei des Entſetzens ſank ſie zu Boden; ihr Auge rollte, die Haare löſten ſich flatternd am Winde und ein phantaſtiſches Gemurmel legte ſich wie Schaum vor den Mund einer Wahnſinnigen.

Die griechiſchen Heroinen, welche in grauer, mythiſcher Vorzeit der Ehre einer göttlichen Liebe gewürdigt wurden, ſtanden mit den Göttern längſt auf dem Fuße einer weitläuftigen Schwägerſchaft oder in ſonſtigen Beziehungen, die ihnen die Zärtlichkeiten des Himmels nicht ſo ſchrecklich machten. Die Götter erſchienen auch nicht im glänzenden Gefolge ihrer Heerſchaaren; ſie zogen ſich die Flügelſchuhe von den Füßen, nahmen die Geſtalt eines Dritten an oder huſchten in allerhand ſpaßhafte Verwandlungen. Danaë ſah ihren Gott als goldenen Regen, Leda als einen wollüſtigen Schwan, Europa

zu zeigen. Während er hier auf dem Sopha ausgestreckt lag und eine Cigarre nach der andern halb anrauchte und dann zerknittert wegwarf, schrieb ich dort den Brief an dich. Als ich ihn zusammengelegt hatte, fing er an: Und wär' es vielleicht besser, ich ginge nicht in's Zuchthaus? Muß denn Lasally Recht behalten? Ich antwortete ihm: Hackert, wie können Sie glauben, daß ich mit Jemanden zehn Minuten unter einem Dache zubringen, an seinem Tische sitzen und nicht Alles aufbieten würde, um ein solches Unglück abzuwenden? Wollen Sie Das? sagte er, immer noch mistrauisch. Es ist nicht um mich, mir möcht' es doch wol am dienlichsten sein, aber diese Menschen hier nebenan lieben mich. Die Louise macht ihren Bruder Karl auf mich zornig. Sie soll einem Andern gehören. Ich kann sie nie lieben und hasse die Weiber, fliehe wenigstens die guten; aber diese Louise liebt an mir Das, was leidlich und wenigstens besser als mein übriges Schlimmes ist. Sie will aus mir einen braven Kerl in ihrem Sinne machen, wozu ich Talent hätte, wenn ich wüßte, wozu? Ein braver Kerl! Es ist das Langweiligste von der Welt! Für mich so viel, wie Ihnen vielleicht das Wort: ein guter Bürger in's Ohr klingt. Gott verdamm' mich! Ich wünschte, ich wäre etwas Rechtes — nein, nein,

laſſen Sie nur! Bezeugen Sie die Kugeln! Ich will in's Zuchthaus. Eine Bahn muß der Menſch haben. Menſchen, die unglücklich lieben, ſind Narren ... Tollhaus oder Zuchthaus!

Unglücklich lieben? Wen liebt er denn?

Er nannte ſeinen Gegenſtand nicht. Aber was hindert mich, anzunehmen, daß es Melanie iſt?

Siegbert horchte ungläubig auf ...

Erkenne auch darin einen Grund zu den beſtimmten Aeußerungen und Abmahnungen meines Briefes; fuhr Dankmar fort. Dieſe Melanie iſt mit ihm erzogen worden ... Unvorſichtig genug galten Beide ſo lange für Geſchwiſter, bis ſie eines Tages merkten, daß ſie es nicht ſind. Wenn ich aus dunklen Andeutungen mir eine Idee zuſammenſetzen darf, ſo glaub' ich, daß Hackert nur um Melanie aus dem Hauſe Schlurck's entfernt wurde und mit ſeiner verehrenden, krankhaften Liebe für ſeine ehemalige Geſpielin der Familie eine Laſt und Qual iſt.

Ich erſtaune! Das hebt mir Hackerten! ſagte Siegbert.

Melanie aber ſetzt es herab, antwortete Dankmar. Das wirſt du eingeſtehen?

Ich fühle ſo etwas!

Und ich freue mich, daß du meinen Brief nicht

mehr für grausam hältst. Endlich drang ich in Hackert, mir die volle Wahrheit zu sagen. Ich verspreche ihm, sogleich zu Lasally zu gehen und Alles aufzubieten, ihn von einer weitern Verfolgung dieser Angelegenheit zurückzubringen. Barmherzigkeit von diesem Schurken? rief er. Sehen Sie das Maal hier an der Stirn! Fühlen Sie diese Ritze in der Kopfhaut! Denken Sie sich diesen Kopf mit Blut besudelt! Wollen Sie meinen Rücken sehen? Soll ich ihn entblößen? Wollen Sie die Sporen erkennen, die mir der Unmensch und seine Knechte in die Hüfte traten?

Um Gotteswillen —

Ich erschrak wie du über die furchtbare Heftigkeit der Erinnerung an eine Brutalität, die man sich mit dem kranken Menschen erlaubt hatte ... Ich begriff seine Rache. Seine Stimme war so grell, so kreischend geworden, daß Louise, nicht durch diese Thür, sondern von der Galerie hereinstürzte und in allen Mienen eine Besorgniß aussprach, die sich mir sehr bald als eine solche verrieth, die von ähnlichen Wuthausbrüchen nicht überrascht sein konnte, da sie häufig vorkamen. Ich gehe, Hackert, sagt' ich. Mäßigen Sie sich! Ich spreche mit Lasally. Wann kann ich Sie heute noch sehen? Er schwieg und stützte den Kopf auf. Drinnen schlugen die Uhren des alten

Mechanikers. Bim! Bim! wiederholte er die Schläge und zählte weit über zwölf hinaus. Wo iſt Riekchen? fragte er wie abweſend. Als ihm Louiſe ſagte: Sie wickelt mir Wolle, frug er: Und Hannchen? Die ſchläft! ſagte Louiſe. Kommen Sie doch hinüber! flüſterte er dann mit ſchwacher Stimme und zog mich in das Zimmer, wo wir waren, den Weg, den wir ſelbſt vorhin nahmen. Da ſah ich denn dieſe Armuth, dieſe Beſchränkung und als ich von ſechs Geſchwiſtern hörte und daß die alle hier des Nachts Platz hätten, ſagt' ich zweifelnd, dann komme ich heute Abend um neun Uhr. Das muß ich ſehen. Ich bringe den Bruder mit. Ich öffnete dann den Brief noch einmal und ſchrieb dir dieſes Rendezvous. Er verſprach mir nicht ausdrücklich hier zu ſein. Aber Louiſe winkte, ich ſollte nur kommen. Er würde nicht fehlen. In ſolchen Stimmungen der Wehmuth kennt ſie ihn . . .

Und doch hat ſich das arme Mädchen geirrt! Hörſt du drinnen die Uhren ſchlagen? Es iſt zehn . . . Er iſt nicht da . . . Haſt du denn bei Laſalle etwas ausgerichtet?

Leider nein! antwortete Dankmar. Als ich den Brief bei Grun's abgegeben und ſelbſt in der Eile gegeſſen hatte, ging ich auf die Reitbahn und wid

mete mich dieſer Angelegenheit mit einem Eifer, der mich alle meine wichtigen eigenen Intereſſen vergeſſen ließ .. Es war zwei Uhr. Ich hörte, Laſally ware bei Schlurck's zu Tiſch. Anfangs wollt' ich ihn erwarten. Der alte Levi, Laſally's Factotum, erzählte mir, was ich ſchon wußte: Die Entdeckung des Urhebers eines an drei Pferden verübten Frevels —

Durch Kugeln, die ihnen Hackert in die Ohren gleiten ließ? wiederholte Siegbert, was ihm Dankmar erzählt hatte. Das iſt ja entſetzlich!

Siegbert ſah das Bild dieſer Scene als Maler vor ſich. Er ſtand auf und ging, von ſeiner Phantaſie gefoltert, hin und her ...

Komm! Komm! rief er. Ich kann mich mit Hackert nicht mehr ausſöhnen. Ich ſehe dieſe gemordeten edlen Thiere immer vor mir! Ich denke mir eine wilde Jagd von Gerippen und Hackert auf dieſen Gerippen ... geſchleift von ihnen! Komm! Komm!

Beruhige dich! ſagte Dankmar. Denke nicht mehr an dieſe Scene! Mach' es wie ich in Laſally's Reitſchule ... Mich amüſirten die Reitſtudien einiger Hypochonder, die ihren Unterleib erſchüttern wollten und einigemale kopfüber ihr Gehirn erſchütterten. Junge Stutzer kamen mit ſilbernen Sporen und den elegänteſten Reitgerten; ſie ſetzten ſich auf und im Nu war

aller Pli, alle Haltung, aller Uebermuth hin; der Mund ſtand ihnen ängſtlich offen und zimperlicher waren ſie als zwei allerliebſte ruſſiſche Kinder, die ſich in Begleitung eines Bedienten auf den Pferden tummelten.

Ruſſiſche Kinder? fragte Siegbert.

Ein junges Mädchen beſonders, in Amazonentracht, war ſo keck, ſo gewandt, daß ſie ſich auf einem gar nicht überzahmen Pferde tummelte und während des Galoppirens auf der Bahn wie eine Kunſtreiterin erhob und die halbe Bahn entlang an dem Zügel ſich ſchwenkte und im Stehen ſich aufrecht erhalten konnte. Man nannte ſie Olga, die Tochter einer Fürſtin Wäſämskoi.

Siegbert voll ſtillen Erſtaunens lächelte bedeutſam . . .

Warum lachſt du? fragte Dankmar. Mir wurde himmelangſt über das halsbrechende Manöver.

Weil ich die Kleine kenne und Rurik, ihren Bruder . . . Aber fahre fort!

Ich bin mit meiner Odyſſee zu Ende; ſagte Dankmar. Die kleine Ruſſin intereſſirte mich ſo lange, bis ich merkte, die Kokette kannte ſich, um ihre Reitkünſte zu zeigen, mir zu Liebe den Hals brechen. Da ging ich wieder in den Stall, wo mich mehre

alte Bekannte, Lieutnant Aldenhoven, Rittmeister von Astern und Andre veranlaßten, mit ihnen auszureiten. Ich ließ bei Levi die Bitte an Lasally zurück, ihn noch heute sprechen zu können und ritt mit den Offizieren. Die Erholung war angenehm, was den Ritt und die Natur, lästig, was die Gespräche betraf. Die politische Reizbarkeit dieser Menschen nimmt in einem Grade zu, daß man mit ihnen nicht mehr verkehren kann. Die Entrüstung, die man über Major Werdeck, der uns heute früh begegnete und den sie an uns vorbeireitend kaum grüßten, weil er für liberal gilt, äußerte, führte fast zu Konflikten mit mir selbst. Doch beherrschte ich mich, da ich der mich drückenden Sorgen genug habe und keine neuen Verwickelungen wünschen kann. Wir verspäteten uns bis gegen acht Uhr. Im Vorbeireiten vor Egon's Palais vernahmen wir leider die Nachricht von der traurigsten Verschlimmerung seiner Krankheit, und von Lasally, den ich in seiner Reitbahn fand, mußt' ich denn eben jetzt auch hören, daß er von seinem Vorhaben gegen Hackert nicht abstehen würde. Die Familie Schlurck, wisse er wohl, wolle alles Aufsehen vermeiden, er wisse wohl, daß sie Hackert schonen möchte, aber er sähe nicht ein, warum er Anstand nähme, daß gewisse Dinge an's Tageslicht kamen.

Er war dabei so empfindlich, so gereizt gegen Melanie, daß ich fürchten mußte, mit ihm selbst mich zu überwerfen. Seine Bemerkungen über eine gewisse zweideutige Rolle, die ich in Hohenberg gespielt hätte, streiften nahe an's Verletzende. So kam ich denn her, um Hackerten zu veranlassen, mit Hülfe seiner hundert Thaler diese Gegend rasch zu verlassen oder mir durch ein aufrichtiges Geständniß aller der Umstände, die sich auf seine Verhältnisse zur Schlurck'schen Familie beziehen, die Mittel an die Hand zu geben, als Rechtsbeistand für ihn aufzutreten.

Kaum hatte Tankmar diese, wie das ganze Gespräch geführt wurde, im halblauten Tone gesprochenen Worte beendet, als sich plötzlich von unten her ein lautes, heftiges Lärmen vernehmen ließ, das von einem Zanke in den vorderen Höfen herzukommen schien.

Die Brüder horchten auf.

Einige abgerissene Worte konnten wol verstanden werden, aber der Zusammenhang des Streites war nicht gut aus dem Lärm zu errathen. Soviel vernahm man wol, daß es nur eine einzige Stimme war, die allein das vorherrschende Wort zu führen schien und von den Andern mehr beschwichtigt wurde, als in gleicher Heftigkeit erwidert bekam.

Indem riß Louiſe die Thür auf und rief:

Um's Himmelswillen! Das iſt Hackert!

Glauben Sie? Dieſe ſchreiende, gellende Stimme?

So tobt er im Zorn! Was iſt ihm nur?

Das iſt kein Zorn! Das iſt Uebermuth! Hören Sie, er lacht! . . . Er ſingt!

Die Brüder und das beſorgte Mädchen horchten.

Der Lärm kam näher. Schon nahmen andere Hausbewohner an ihm Theil. Schon hörte man Ausrufungen, wie:

Da hat ihn Einer! Packt ihn feſt! Laßt ihn nicht los! So iſt's recht! Fallen Sie nicht, Herr Miethsfraß! Alte, dir geſchäh' es auch nach Verdienſt, wenn er dir deinen Zopf ausriſſe! Ha, ha, die Hausſchlüſſel werden wohlfeiler! Setz' Sie doch den Preis herab; ein Hausſchlüſſel kann auch einmal anderswohin, als auf Nr. 17 führen. Rutſch! Vorwärts!

Es iſt Bartuſch! ſagte Louiſe beruhigter.

Nein! Auch Hackert! ergänzte Dankmar.

Ja! Hackert, der mit Bartuſch in Streit gerathen iſt, ſagte Louiſe.

Der Lärm kam näher . . .

Jetzt war Hackert mit Bartuſch, denn dieſer zog ihn wirklich hinter ſich her, auf der oberſten Galerie

und die Mullrich mit der Laterne folgte ſchimpfend und mit ihrem Manne drohend, der leider ſchlafen müſſe . . .

Schämen Sie ſich in nachtſchlafender Zeit einen ſolchen Lärmen zu verführen, Herr Hackert! ſagte Frau Mullrich. Was haben Sie ſich denn zu beklagen, wenn Andre ihren Spaß haben!

Spaß, alter Cerberus? rief Hackert. Lach' du, wenn du deine Pfennige zählſt und recht viel Stiefeln zu flicken bekommſt. Aber grinſe nicht über Beſuche, die in Nr. 87 auf Nr. 86 warten. Wart', ich will Euch ſubtrahiren lehren.

Hackert, Sie ſind im Rauſch — ſchämen Sie ſich, wenn ein Freund zu Ihnen kommt — lauteten Bartuſch's beſchwichtigende Worte.

Im Rauſche bin ich, Gevatter, rief Hackert. Im Rauſche! Luſtig, morgen iſt Hochzeit! Willſt du Pathe ſein? Uebermorgen iſt Kindtaufe. Du alter Grauſchimmel ſollſt mir zeigen, wo hier Nr. 17 iſt. Schurke, was ſteht hier an der Thür, die ich jetzt aufſchließe? Steht da Nr. 17? Werden hier Beſuche empfangen, die nicht mir gelten!

Sie ſehen doch, daß Licht in Ihrem Zimmer iſt? ſagte Bartuſch zitternd, während es im ganzen aufgeregten Hauſe aus allen Fenſtern und Thüren ſcholl:

Nummer Siebzehn! Nummer Siebzehn ist ausgezogen!

Man sah, daß Bartusch's nächtliche Wanderungen zur Maler-Guste kein Geheimniß waren . . .

Festgehalten von Hackert, gezerrt am Rockkragen, geschüttelt wie ein Federwisch, konnte Bartusch hier jetzt vielleicht das Ende seiner Tage erwarten; denn die ganze Bewohnerschaft nicht nur von Brandgasse Nr. 9, sondern auch von den übrigen nachbarlichen Communalhäusern haßte ihn und hatte sich an dem strengen Eintreiber der Miethen, der bei jedem Auszug die Miethe für den Nachfolger steigerte, oft genug schon thätlich vergriffen.

Bartusch hoffte auf Rettung und Beistand durch die beiden Herren, die bei Louise Eisold warten sollten und ihm nach Dem, was Frau Mullrich von ihrem Gespräch an der Hausthür behalten hatte, nicht unbekannt sein konnten.

Licht in meinem Zimmer? . . sagte Hackert. Licht in Eurem Kopf würde Euch besser sein! Heut' soll noch ganz anders illuminirt werden — meine Haare müssen heut' noch in Feuer aufgehen, wie Ihr's mir längst gedroht habt. Die Laterne her, Cerberus!

Mit diesen der Mullrich zugerufenen Worten schloß Hackert die Thür von der Galerieseite auf und im auf-

gereizten, vielleicht halbtrunkenen Zustande, trat der überhitzte, glühende, exaltirte junge Mensch herein.

Bartusch und die Mullrich blieben im Schimmer der Laterne lieber auf der Galerie.

Louise hatte sich schon vorher entfernt und die Stubenthür rasch verriegelt.

Her, Ratte du! schrie Hackert, als er die beiden Brüder auf dem Sopha sitzend fand, wo ist hier Hochzeit? Ist Das Nr. 17? Kommst her, altes Fell, oder ich zieh's dir über die Ohren, Maulwurf? Hast falsch gehorcht! Falsch sivenirt, Spitzbube? Was?

Draußen aus allen Zimmern wurden diese Worte mit lautem Lachen und Hohn aufgenommen, sodaß Bartusch nicht anders konnte, als sich auf's Bitten legen:

Hackert, ich beschwöre Sie, so schweigen Sie doch endlich still, sagte er flehentlich. Ist Das der Dank für die Wohlthaten, die ich Ihnen eben zu erweisen gedachte . . . Guten Abend, meine Herren! Ach, lieber Himmel! . . Was seh' ich? Irr' ich nicht, so hatt' ich das Vergnügen —

Ja, Herr Bartusch, begann Dankmar, ich bin Ihr Reisegefährte von Hohenberg. Ich erstaune, Sie in einer solchen Situation wiederzusehen. Dies ist

mein Bruder! Wie kommen Sie nur zu dem ärgerlichen Auftritt?

Bartusch, der bereits in Erfahrung gebracht hatte, daß das während der ganzen Hohenberger Rückreise auf Dankmar ausgebreitet geweiene Dunkel sich insoweit gelichtet hatte, als er in der That der Eigenthümer jenes Schreines war, über welchen ihm der Justizrath, der ihn in so subtile Sachen nicht einblicken ließ, keine nähere Auskunft gegeben hatte, aber nicht im entferntesten Prinz Egon war; Bartusch, der von Seiten Schlurck's ein Inserat in die Zeitung besorgt hatte, der Eigenthümer jenes Schreins sollte sich melden, hielt es für durchaus unverfänglich und nützlich, Dankmarn mit den für Diesen erfreulichen Worten anzureden:

Jede Stunde haben wir Sie erwartet, Herr Wildungen! Der Schrein ist in der That vom Justizrath aufgefunden worden und steht ja zu Ihrer Verfügung. Ach, ach! Diese Hohenberger Reise!

Dankmarn fiel ein Stein vom Herzen und ein natürliches Gefühl der Dankbarkeit war es, daß er Hackerten, der ihm etwas zudringlich und unverschämt Cigarren anbot und dabei in der That wie ein Trunkener grüßend sich gebehrdete, unsanft abwies und ihm sein Geschrei und Poltern rügend vorhielt.

Entſchuldigen Sie nur, Herr Maler, wandte ſich Hackert etwas beſchämt ſtatt aller Antwort zu Siegbert; Ihr Herr Bruder iſt mein Freund nicht und wird mein Freund nicht und in die Schule geh' ich nicht mehr. Excusez! He, Bartuſch! Kommen Sie auf den Fortunaball? Was? Alle zuſammen, meine Herren? Vier iſt vier — Menſch iſt Thier — und auf Vieren mein Plaiſir!

O Gott! O Gott! rief die Mullrich, die mit der Laterne in der noch offenen Thür ſtand. Was ſoll daraus werden!

Und ſich zu den neugierigen Horchern des Hauſes zurückwendend, rief ſie:

Was ſteckt Ihr die Naſen aus der Thür? Iſt's das erſte mal, daß einer in der Brandgaſſe Nr. 9 in ſolchem Zuſtand nach Hauſe kommt?

Zuſtand? Flickſchuſterin, ſtell' Sie die Laterne dahin! ſchnaubte Hackert. Was für ein Zuſtand? Iſt Das ein Zuſtand, wenn man nach Hauſe kommt voll Amüſement und ſolche Ratten ſpringen gleich an Einen heran und grunzen: Oben bei Louiſe Eiſold ſitzen zwei Herren? Iſt Das ein Zuſtand, wenn man dann ſo eine alte Vettel beim Wickel nimmt und den Freund von Nr. 17 und von Mutter Juſtizräthin mit dazu —?

Hackert! Hackert! Ich beschwöre Sie! Was reden Sie! sagte Bartusch, der sich wieder am Rockkragen gepackt fühlte; undankbarer Mensch! Wissen Sie, daß ich hier bin, Ihnen einen neuen Beweis der langmüthigen Geduld und Liebe dieser Justizräthin zu geben: wissen Sie, daß ich hier bin, um Ihnen . . .

Er zog sein Portefeuille . . .

Kein Geld! sagte Hackert und warf sich in die Brust. Wir brauchen nichts! Nicht wahr, Maler? Wir haben Freunde, die einen Becher Weins mit uns theilen? Kommen Sie mit auf den Fortunaball, meine Herren! Was?

Siegbert, statt aller Antwort, tief abgestoßen von dieser wilden, thierischen Zügellosigkeit, griff in die Seitentasche und überreichte dem verwahrlosten, ihm eine ganze Classe der zwischen dem Volk und der Bildung schwankenden Mittelschichten großer Städte darstellenden jungen Menschen sein Packet mit hundert Thalerscheinen.

Sie haben alle Ursache vergnügt zu sein, bemerkte dabei Siegbert bitter enttäuscht. Wem die Hülfsmittel so zuströmen . . .

Und hier die gewissen drei Thaler, bemerkte Tankmar voll Entrüstung. Da die drei Thaler für den Kutscher!

Tankmar zog die Börse, aus der er drei harte Thaler nahm und auf den Tisch legte.

Sie wissen, was wir bedungen haben, im Walde hinter Tempelheide . . .

Hackert stieß die drei Silberthaler von dem Tisch, daß sie auf den Boden hinrollten und katzenartig von der Mullrich unter dem Ausruf: O die Sünde! Die Sünde! aufgesucht wurden.

Geben Sie mir, wenn ich etwas verdient habe, setzte Hackert mit dumpfer Stimme hinzu, geben Sie mir . . .

Nun, sagte Tankmar, ist's nicht so?

Geben Sie mir — knirschte Hackert und steckte doch . . .

Sie waren mein Kutscher, Herr Hackert! Entsinnen Sie sich nicht, drei Thaler Accord —

Herr! schrie Hackert und stellte sich vor Dankmar mit einer Miene grimmigsten Zornes.

Nun? antwortete Dankmar, so entschlossen vortretend, daß ihn Siegbert halten mußte.

Geben Sie mir . . . Pavier! sagte Hackert dumpf und fast in sich hinein und wandte sich an's Fenster, an das er trommelte.

Als Dankmar über diese Aeußerung, als eine Frech-

heit, noch mehr in Zorn gerieth, sagte Bartusch mit gekniffenem Lächeln:

Bitte! Sie wissen also noch nicht, Herr Wildungen, daß unser guter Herr Hackert eine Aversion vor gemünztem Gelde hat? Man sollt's nicht glauben! Alle Welt jammert über das Papiergeld und ächzt und stöhnt, daß man kein baares Silber mehr zu sehen und zu hören bekommt. Und für Herrn Hackert ist das Papiergeld ganz wie erfunden. Er kann's Silber und Gold nicht vertragen. Aber Papier bekommt ihm. Das hört er gern knistern. Da Hackert'chen, da ist ein Fünfzigthalerschein! Justizrath läßt Ihnen etwas sagen, was ich Ihnen nur in's Ohr wiederholen kann ... Komm, Fritzchen! Komm, Fritzchen! Sei doch ruhig und gib dich!

Aus allen diesen abgerissenen Reden stellte sich fast heraus, daß Hackert eigentlich in dieser Umgebung, wie sehr er eben auch gewaltthätig und wild verfahren war, wie ein Kranker behandelt wurde. Er hatte die Hände in den Rocktaschen, die Cigarre, ausgegangen, im Munde und stierte mit weißen Augen auf die Thür, die zu den Eisolds führte und hinter der Louise verschwunden war ...

Sagen Sie's nur laut, begann er dumpf und unheimlich, ich weiß es schon, Bartusch, was der Alte

will! Fort ſoll ich! Was? Von wegen der Reitpeitſchen und was damit zuſammenhängt! Nicht? Aber das Zuchthaus geht ſelbſt für die Spitzbuben nicht ſo raſch auf, wie die ehrlichen Leute meinen. Erſt gibt's Vorkämmerchen, wo inquirirt, geplaudert und aufgeſchrieben wird. Protokoll Nr. 8, Nr. 9 oder Nr. 17, wenn's Ihnen ſüßer klingt — Fascikel ſechſe: Beklagter erzählt die Gründe, warum ihn der Juſtizrath aus dem Hauſe geworfen hat. Was?

Bartuſch wandte ſich zu Dankmar, der über dieſen Typus abſoluter Gemüthloſigkeit ſtarr war, während Siegbert ſich in die abgeriſſene ganze Scene nicht finden konnte und die Mullrich immer noch behauptete, Einen von den drei Thalern .... könne ſie nicht finden ...

Sagen Sie ſelbſt, werther Herr, richtete Bartuſch das Wort an Dankmar, ob Herr Hackert Recht thut, den Zorn Laſally's und der Reichmeyer'ſchen Familie abzuwarten? Sie kennen ja das Alles von unſrer Reiſe her. Er will die menſchenfreundliche Abſicht nicht nachempfinden, die mich hierher führte, daß man ihm die Mittel gibt — liebe Mullrich, haben Sie den Thaler gefunden? Gehen Sie nur jetzt! ... Sie verſtehen mich, was ich meine, Herr Wildungen! Nicht wahr?

Vollkommen, sagte Dankmar, und ich stimme ganz dafür, daß Herr Hackert sich bei Zeiten aufmacht und zu allen Teufeln schert.

Menschenfreunde! bemerkte Hackert bitter. Barmherzige Samariter! Edle Seelen, die Jeden verwerfen, der in ihre Modelle nicht paßt!

Aber noch bittrer fiel ihm Dankmar in's Wort:

Menschenfreunde? Wenigstens Thierfreunde sind wir! Abscheulicher! Spotten Sie nicht über Dinge, die Andern heilig sein können. Ich finde den Vorschlag des Justizraths edel und lobenswerth und wenn ich Ihnen leider sagen muß, daß es mir nicht gelungen ist, Lasally von seinem Vorhaben abzubringen — was bleibt Ihnen anders übrig als —

Dankmar sprach gedämpft . . . Plötzlich unterbrach ihn Hackert mit einem donnernden:

Ruhe hier!

Und mit diesen Worten sprang Hackert auf Dankmar wie eine Katze zu . . .

Die Cigarre schleuderte er von sich.

Die Hände schlug er auf den Tisch, daß die Theetassen klirrten . . .

Ruhe hier! schrie Hackert. Das ist meine Wohnung und ich bin Herr hier! Lasally ist ein Hund! Wer sagt Ihnen denn, daß ich vom Hunde einen

Knochen haben will! Zuchthaus will ich. Wiſſen Sie, daß Laſally nicht daran denkt, meinetwegen mit den Gerichten auch nur einen Schreiberbogen à drei Groſchen zu wechſeln? Herr, es iſt nun genug. Nimm deinen Funfzigthalerſchein, graue Ratte! Geben Sie mir für die drei harten Thaler Papier, Herr Prinz von Hohenberg! Ja, ich habe die drei Thaler verdient — aber Papier! Papier gibt beſſern Fidibus — Und wenn Sie wiſſen wollen, warum ich lieber mein Vermögen immer in Papier bei mir habe? Wenn Einer ins Waſſer fällt oder ſelbſt hineinſpringt, macht Papier nicht, daß man ſo ſchnell untergeht, wie mit Courant. Man behält noch Zeit, dieſem elenden Leben zu fluchen! Adieu!

Voll Unwillen und Abſcheu vor einer ſo katzenartigen Natur, wie Hackert eben offenbarte, ſprang Siegbert jetzt auf und drängte zum Gehen.

Komm, ſagte er zu dem erſchütterten Bruder, wenn irgend etwas davon wahr iſt, was du mir von Hackert's Reue und beſſerm Gefühl erzählteſt, und an des Bruders Worten zu zweifeln, hab' ich keinen Grund, ſo iſt unter ſolchen Umſtänden doch unſere längere Anweſenheit hier überflüſſig . . .

Hackert wandte ſich dem Fenſter zu und ſah durch die Gitterſtangen auf die Galerie hinaus . . .

## Siebentes Kapitel.

### Der Bote von Teschulumbe.

Der blaue Gott floh auf einen Ketoobaum; aber der treue folgte ihm und legte Feuer darunter an.
Ceylonesische Mythe.

An einem schönen milden Tage versammelten sich die Bewohner von Lassa zu den Vorbereitungen einer Abendunterhaltung. Die Eingänge eines befestigten Hauses waren von dichten Haufen belagert, die, so neugierig sie sich an die Thüren drängten, doch für den Augenblick, da sie geöffnet wurden, auf dem Sprunge standen. Endlich hörte man ein dumpfes Brüllen hinter den hohen Portalen, dann das Zurückschieben großer eiserner Riegel und die Menge wich schleunigst denen, die durch das Thor gelassen werden sollten, aus dem Wege. Ein langer Zug von wilden, die Erde stampfenden, brüllenden Stieren kam jetzt zum Vorschein. An dem kleinen Kopfe, den gekrümmten Hörnern, dem starken Halse, der tiefen Brust und den kurzen Vorderschenkeln erkannte man indische Race, die für öffentliche Belustigung vom Staat unterhalten wurde. An den muthigen Sprüngen, den rol-

Dankmar nahm ſeinen Hut und bemerkte in einer ſich ſelbſt bekämpfenden Ruhe:

Wird Sie Laſally verklagen?

Nein! ſagte Hackert dumpf, aber feſt.

Woher wiſſen Sie Das?

Ich weiß es ... ſeit einer halben Stunde weiß ich es.

Und nun bin ich Ihnen überflüſſig?

Hackert ſchwieg.

Dankmar faßte ſich und ſprach voll bitterſter Verachtung zu Siegbert:

Ich kann nicht leugnen, lieber Bruder, daß dein eigenes Intereſſe, das du an dieſem ſtarren und liebloſen Manne nahmſt, mich verführte, ihm gleichfalls meine Liebe und Theilnahme zuzuwenden. Ich erkenne an, wie Herr Hackert nicht begehrt hat, daß wir uns in ſeine Angelegenheiten miſchen. Wir ſind von Lauſchern umgeben, wir revoltiren dies ganze Haus; ich ſage nichts von der Schuld, die ſich Herr Hackert vorzuwerfen hat; der gebietende Herr dieſer vier Pfähle mag ſich darüber mit ſeinem Gewiſſen abfinden. Gelang es ihm, die Gefahr, die ihm drohte, ſelbſt abzuwenden, ſo kann er von Glück ſagen. Ich finde Das ganz in der Ordnung, daß man nun ſeine Freude nicht etwa mit einem Geld-

beutel am Halſe im nächſten Sumpfe, ſondern mit geſchenkten Treſorſcheinen auf dem Fortunaball austobt. Gehen wir, um Herrn Hackert nicht in ſeiner Toilette zu ſtören.

Als Dankmar nun wirklich Bartuſchen fortziehen wollte und Hackert unbeweglich zum Fenſter hinausſtarrte und die Mullrich durch die eingetretene, criminaliſche Stille veranlaßt wurde, lieber den längſt gefundenen dritten Thaler auf den Tiſch zu legen, als ſich einer Unterſuchung ihrer Schürzentaſche preiszugeben, blieb Bartuſch noch ſtehen. Er machte die Thür zu und gebot der Mullrich, mit der Laterne draußen auf der Galerie ihn zu erwarten.

Hackert, ſagte er, die Thür noch einmal andrückend und mit kläglich flehender, weinerlicher Stimme. Fritzchen, ich darf nicht dieſe Schwelle verlaſſen, ehe ich nicht Gewißheit habe, daß dieſe verdrüßlichen Störungen der Schlurck'ſchen Familie aufhören. Laſally mag ein Amüſement darin finden, Ihre eben nicht artige Behandlungsweiſe ſeiner Pferde auch deshalb öffentlich zu machen, damit eine Familie compromittirt wird, die ſich nicht entſchließen kann, ihn als Eidam anzunehmen. Machen Sie ein Ende mit dieſen Abſcheulichkeiten! Woher wiſſen Sie, daß Laſally nicht gegen Sie klagen wird?

Wie Bartuſch geredet hatte, ſchlugen bei der Eiſold'ſchen Familie drei Uhren durcheinander elf ...

Hackert horchte geſpannt auf und ſprach dann die Worte faſt für ſich hin:

Neun — zehn — elf! ... Das Gewicht iſt zu ſchwer ... Alter! Die zweite keucht ja ...! Zuviel Gewicht! ... Eiſoldchen! ... Zuviel Gewicht! Nimm eine Kugel heraus!

Die drei Männer ſchwiegen über dieſes ſonderbare Intermezzo ...

Warum hängen Kugeln in den ledernen Beuteln, die deine Gewichte ziehen? fuhr Hackert ſtill für ſich fort. Deine Weiſer ſagen, was die Räder und der lederne Beutel wollen ... Das Herz iſt ſo ein lederner Beutel, die Räder ſind das Gehirn und dann ſchneide nur Einer auf dem Weiſer die Fratzen, die die Welt ſchön nennt! Ha, ha! Hurrah! — Da nicken ſie ſchon wieder die Pferdeköpfe! Die dummen Thiere wiehern, als wollten ſie mit mir ſprechen! Hurrah! Huſſah!

Hackert, ſprechen Sie vielmehr, fuhr Bartuſch heraus, dem es in den entſcheidenden Momenten gar nicht an Muth fehlte; was wiſſen Sie von Laſally?

Vögelchen, liebt die Juſtizräthin die graue Farbe? ſagte Hackert mit unheimlicher gemäßigter Stimme. Die Ohren eines Eſels liebkoſen kann nur Die, der

Grau ihre Leibfarbe iſt. Aber die Katzen können ſie Alle nicht leiden. Laß ſie nur! Laß die Juſtizräthin! Sorgt Euch nicht, die Mäuſe nehmen überhand, aber noch freſſen ſie Euch nicht! Tanzen wollen ſie! Lachen! Fidelbogen ſtreicht den Kummer weg! Wer geht mit auf den Fortunaball und läßt ſeine Mäuſe im Kopf tanzen?

Dieſe Worte wurden ſo geſprochen, als wüßte Hackert nicht mehr, wer zugegen war. Er ſuchte im Zimmer und ſah ſich die drei gegenwärtigen Perſonen wie Fremde an.

Hackert, ich weiß ſehr wohl, ſagte Bartuſch jetzt ängſtlicher zurückweichend, während ihm Hackert faſt dicht in die Augen ſah, Hackert, ich weiß ſehr wohl, daß Sie kleinmüthig im Unglück ſind. Ihr Jubel iſt nicht der der Verzweiflung — was murmeln Sie da ſo! Sie wollen uns nur ſchrecken!

Nein, du ſchwärmeriſches Einmaleins! rief Hackert laut lachend, als hätte er durch ſeine ſonderbaren Geberden wirklich den grauen Aktuar nur ängſtigen wollen. Es iſt keine Verzweiflung. Es iſt Glück. Meine Herren! Sie kennen dieſen meinen väterlichen Freund noch gar nicht. Sehen Sie, mein Haar iſt roth, aber echt. Dem ſeines iſt ſchwarz, aber . . .

Er griff nach Bartuſch's Perücke.

Hackert! rief Bartuſch und hielt ſeine Perücke feſt.

Dankmar ſchleuderte Hackerten mit den Worten zurück:

Machen Sie ein Ende mit Herrn Bartuſch ... Sie ſehen, der Mann meint es beſſer mit Ihnen, als Sie's verdienen ...

Prinz! antwortete Hackert bedeutſam, ſtemmte die Arme ein und ſtellte ſich vor ihn; moraliſiren Sie nicht! Kommen Sie mit auf den Fortunaball, Durchlaucht! Die Clarinette ſoll klingen. Zum Teufel mit Euern Pferdegerippen! Was haltet Ihr mir vor, daß Menſchen wahnſinnig ſein können? Soll ich um nickende und wiehernde Pferdegerippe kummervolle Nächte haben und nicht mehr fühlen, was eine weiche Hand, eine volle Bruſt, ein Mund wie der der Göttinnen auf ein armes zerriſſenes Herz für Balſam träufeln kann? Bartuſch, ſtecken Sie Ihre funfzig Thaler ein oder ich mache heute Fidibus für meine Cigarre daraus. Laſally klagt nicht. Das iſt abgemacht. Ich habe beſſere Verbindungen als Sie Alle. Und nun Guten Abend, meine Herren! Die funfzig Thaler, Bartuſch! Sagen Sie ja dem Alten, daß ich ſie nicht genommen hätte! Hören Sie, daß Sie mir keine falſchen Quittungen ſchreiben! Sie verſtehen Das!

Sie ſind heute toll und Ihr Elend wird im Narrenhaus enden! antwortete Bartuſch verbiſſen und ſchickte ſich an zum Gehen.

Leucht' ihm, Hausdrache! fuhr Hackert fort, indem er die Thür öffnete. Haltet den Strick feſt, daß er ihm nicht um den Hals geht! Paßt auf Nr. 17, Frau Mullrich! Daß er nicht von Ungefähr hineintappt in die Maler-Guſte! Wer noch Miethe ſchuldig iſt, heraus, ihr Lämmer, der Miethswolf iſt da! Zahlt! Zahlt! Aber ſchlagt ihn nicht todt! Großes Ungeziefer muß da ſein, um das kleine zu vertilgen! Schlaft nicht, Frau Mullrich. Wir müſſen heute noch hinaus auf den Fortunaball ...

So wollen wir Sie nicht ſtören, fiel Dankmar ein, flehentlich gezerrt von Bartuſch, der nun ging und ſich fürchtete, allein zu gehen ...

Sie brechen ſich den Hals, bleiben Sie, rief Hackert und hielt Dankmar zurück, ich führe Sie nachher —

Ich bitte, ich flehe, meine Herren, kommen Sie jetzt mit mir! winſelte Bartuſch. Wir regen das ganze Haus auf ...

Hackert hielt aber Siegberten zurück.

Maler! Noch ein Wort! Sie bleiben, meine Herren!

Es war jetzt den Brüdern fast, als hätte Hackert nur vor Bartusch Komödie gespielt und als wollte er ihnen nun erst sein wahres Gesicht allein zeigen ...

Meine Herren, es ist elf Uhr! Kommen Sie! flehte Bartusch dringender.

Frau Mullrich gedachte ihres Gatten, den sie wecken mußte. Sie gedachte der späten Ankömmlinge, die möglicherweise vor dem Hause standen und Einlaß begehrten und dann auf einmal eindrangen. Es entgingen ihr zuviel Pfennige durch längeres Warten.

Da es im Hause wirklich stiller geworden war, zog sie Bartuschen mit den Worten: Haben Sie doch keine Bange, Herr Bartusch! an die Treppe und gab ihm den Strick in die Hand und leuchtete ihm mit der Laterne an die Füße, um ihm die erste Stufe zu zeigen ...

Bartusch ging schleichend, auf den Zehenspitzen, von dannen, immer noch in der Hoffnung, die Herren würden folgen.

Sie wollen wirklich noch so spät auf den verrufenen Fortunaball gehen? begann jetzt Siegbert, der sich mit Betrübniß auch in die Stimmung der sicher lauschenden Louise Eisold versetzte und jetzt, da sie allein waren, von Hackert ein Abwerfen seiner Maske erwartete.

Meine Herren, ſagte Hackert und warf ſich erſchöpft aufs Sopha, während die Gebrüder Wildungen geſpannt erwarteten, was er nun für eine Miene zeigen würde. Meine Herren, es ſtecken zwei Menſchen in mir, ein Bettler und ein König. Sie kennen nun den Bettler! Kommen Sie mit auf den Fortunaball. Sie ſollen den König kennen lernen.

Wir geſtehen Ihnen Beide, ſagte Dankmar, daß uns Ihre Bettlerſtimmung von heute früh mehr Vertrauen abgewann. Ich brachte den Bruder mit, weil ich glaubte, Sie würden in der warmen Hingebung, die Sie mir heute zeigten, unſer Vertrauen zu würdigen wiſſen und die Hand, die wir Ihnen ſchon oft darboten, nicht ſo übermüthig von ſich ſtoßen!

Sagen Sie mir Das morgen, erwiderte Hackert, und ich weine vielleicht wie ein Kind. Morgen hängen mir vielleicht die Flügel matt und ſchlaff. Ich jammere um meine Zukunft, ich geize und laure auf Erwerb, ich bin ein Hund, den man mit Füßen treten kann, Notabene morgen! Heute bin ich berauſcht — nicht von Wein! Ich trinke wenig Wein; nein vom Glück. Jubeln, jauchzen, lachen möcht' ich, weil ich einen Becher wieder an meinen Lippen fühlte mit dem köſtlichſten Rebenblute des Glücks. Glück macht mich toll. Sie nicht?

Wir bemitleiden Sie! sagte Dankmar und wollte gehen.

O Ihr habt mich gut bemitleiden! antwortete Hackert. Euch sang eine Mutter an der Wiege und geregelt gingt Ihr Euren Lebensweg. Wenn ich Dem nachdenken wollte, raucht' ich keine Cigarre, dann läg' ich hier zusammengekrümmt auf dem Sopha und ächzte und würde reif, betteln zu gehen, wie neulich in Tempelheide, als ich im Korne lag. Dann geht mir einmal wieder die Pforte des Paradieses auf und ich klirre mit meinen Ketten, verlache meinen Jammer, tummle mich wie ein Mensch und fühle mich dem Stärksten gleich. Ich kann Ihnen heute Nichts von meinem Leben vorwinseln; die nächste Gefahr ist vorüber. Lasally wird schweigen und mein Blut ist in Wallung. Kommen Sie mit oder lassen Sie mich allein, bis Sie mich einmal todt oder so lebend wieder sehen, daß Ihre Theilnahme für mich nicht von der Uebereinstimmung mit Ihrem eigenen Herzen abhängt.

Während dieser Worte war Hackert aufgestanden und hatte sich unter dem Vorhang am Kleiderriegel einen Frack, eine Weste, einen Hut hervorgeholt und zog alle diese Gegenstände ohne Rücksicht auf seinen Besuch rasch und wie elektrisirt an.

Karl! ſchläfſt du ſchon? rief er dann an die Nebenthür.

Eine feine Frauenſtimme fragte mit leidendem Tone:

Was wünſchen Sie, Herr Hackert?

Ich laſſe das Licht brennen, Fräulein! Löſchen Sie es aus. Gute Nacht!

Die Brüder ſahen ſich an und ſchüttelten den Kopf.

Sie wandten ſich zum Gehen, ohne noch ein Wort zu ſprechen. Dieſer ungeregelten Natur fühlten ſie ſich zu ſehr entfremdet . . .

Hackert folgte.

Als er aus ſeiner Thür Nr. 86 trat, kam aus dem auf gleiche Nummer laufenden Zimmer Herr Schmelzing hervorgeſchoſſen und leuchtete.

Schläfſt du noch nicht, altes Tintenfaß? ſagte Hackert und ging voran, um den Weg zu zeigen.

Bei ſo lebendiger Converſation! huſtete Schmelzing höflich und ſchwänzelnd.

Die du hoffentlich nicht ſtenographirt haſt? antwortete Hackert herabſteigend. Geh! Geh! Ich kenne den Weg. Mach' daß du deine Rollen fertig ſchreibſt für die Hoftragödie! Vergiß die Stichwörter nicht! Nimm immer ſechs Worte ſtatt drei zum Stichwort, damit du viel Bogen zuſammenbringſt und die Schauſpieler beſſer

lenden Augen, dem wedelnden Schweife ſah man die Kampfluſt, mit welcher ſich dieſe Thiere zu durchbohren drohten. Nach vielen von den Führern überſtandenen Fährlichkeiten kamen dieſe Gyalſtiere an dem Orte an, wo ſie Proben ihrer Kühnheit, Gewandtheit und Körperſtärke ablegen ſollten. Im Bereich eines großen Zirkels wurden ſie, an Pfählen befeſtiget, durch die Neckereien der Matadore zur Kampfluſt gereizt. Rings um dieſen innern mit lockerer Erde belegten Raum erhoben ſich Eſtraden, welche von einer unabſehbaren Zuſchauermenge beſetzt waren.

Dies war keineswegs eine Beluſtigung für den Pöbel, ſondern die vornehmſten Chargen von Laſſa hatten ſich in angemeſſener Umgebung zu dem bevorſtehenden Schauſpiele eingefunden. Auf einem hervorſtehenden, mit Vorhängen bedeckten Erker finden wir auch den chineſiſchen Correſpondenten, ſeine Schweſter Schü-King und ihren ſchmachtenden Anbeter, den Oberſten Tſchu-Kiang. Sie beherrſchten die ganze Umgebung, die ſcheu und ehrfurchtsvoll zu den Gewalthabern dieſer Loge heraufblickte. Alle drei nahmen mit der vornehmſten Herablaſſung die Huldigungen an, welche ihnen durch demüthige Verbeugungen und unzählige andere Complimente dargebracht wurden. Zu den Gründen, welche den Oberſten beſtimmten, ſich nach aufgeblähter Pfauen-Art in die Bruſt zu werfen, kam insbeſondere noch das Wohlgefallen, das er an ſich ſelbſt empfand. Er warf die Oberlippe weniger aus deſpotiſcher Laune, als in der Abſicht ſich von der wohl erhaltenen Schwärze ſeiner gefärbten Barthärchen zu überzeugen. Er ſaß unbeweglich mit dem untern Körper, um die anmuthigen Falten ſeiner reichen Gewänder nicht zu verwiſchen; nur den Kopf ſetzte er in eine unaufhörliche Be-

lernen! Verwelsche die Fremdwörter nicht! Sei nicht gelehrter als die Dichter und verbessere nicht ihre Verse! Hörst du?

Schmelzing, ganz frappirt von Hackert's elegantem Aufzug, wünschte den Herren eine höfliche gute Nacht. Die Brüder kletterten in der Dunkelheit den Weg nach, den ihnen der plötzlich wie verwandelte ehemalige Schreiber des Justizraths Schlurck angab. Nach langem Tasten, manchem Anrennen an Geräthschaften, die dem Wege in den Höfen zu nahe lagen, kamen sie an die Thür, die auf die Brandgasse führte.

Hier klopfte Hackert stark und trommelte, sich niederbückend, an das Fenster der Vizewirthin.

Schon aber kam Frau Mullrich mit dem großen Hausschlüssel.

Aber noch ehe sie aufschloß, sagte sie mit einer schlauen Verbeugung:

Macht drei Pfennige!

Siegbert gab, was er in der Eile griff. Frau Mullrich schloß nun erst auf und die Männer traten auf die Straße ...

Ob sie ihrer drei zusammenbleiben werden? ...

Wie Frau Mullrich wieder die große schwere Thür zuwarf, trat Bartusch hinter der Thür hervor, die aus ihrem Keller auf die Hausflur führte.

Es ist mir unbegreiflich, was mit dem Taugenichts vor sich gegangen ist! sagte er. Er gebt auf den Fortunaball!

Wie schade, Herr Bartusch, antwortete die Mullrich, daß Sie nun selbst nicht hin können! Sie wollten doch da die Maler-Guste finden.

Reden Sie auch solche Sachen? sagte Bartusch, der gründlich ärgerlich schien, daß sich während seiner Hohenberger Abwesenheit in der Brandgasse Nr. 9 so viel verändert hatte.

Und doch ist sie gewiß dort, sagte die Mullrich, Alles rennt ja hin — schon Sechs hab' ich heute aus unserer hiesigen Armuth allein hinausgelassen — mein Mann muß um zwölf auch hinaus und wenn Sie nicht —

Lassen Sie mich durch Ihren Mann wissen, ob Nr. 17 dort zu finden war.

Verlassen Sie sich darauf! Aber, wie blaß sehen Sie aus!

Der Aerger mit diesem bösen Schlingel!

Sagen Sie mir nur — was hat er denn in des Heilands Namen bei den Schlurck's für eine Greuelthat mit —

Gute Nacht, Frau Mullrich! war die seufzende Antwort.

Bartuſch ſchnitt jedes weitere Forſchen der Frau Mullrich ab, die heute ſo viel erlebt, ſo viel gehört und beobachtet hatte, daß ſie eines ſehr weitläuftigen Commentars bedurft hätte, um trotz ihres Scharfſinns ſich alle geheimen Verbindungsfäden dieſer Thatſachen zuſammenzuſtricken.

Eben war Bartuſch verdrüßlich und ſogar ohne Trinkgeld auf die Straße getreten und noch glaubte Frau Mullrich ſeinen Tritt draußen ſchallen zu hören, als ſie von der eben geſchloſſenen Thür ſich entfernend durch eine weibliche zarte Hand aufgehalten wurde . . .

Frau Mullrich war im Finſtern. Denn bei dem Zufallen der Thür war ihr durch den Zugwind die Lampe ausgegangen . . .

Ei, wer iſt — fragte ſie erſchrocken.

Machen Sie auf! wisperte es.

Wer? Wer iſt da?

Machen Sie auf!

Ach, wohl, Nr. 46, Fräulein Klapperfuß?

Da! da! Machen Sie auf!

Frau Mullrich fühlte einen Groſchen in der Hand.

Auch auf den Fortunaball? Aha! Aha! Nr. 35? Nicht wahr? Madame Hannemann? Schlaft denn auch

Ihr Mann fest genug? Hi! Hi! Ei so lassen Sie doch sehen!

Da ist ja der Groschen! Machen Sie nur auf!

Ich will doch erst die Lampe —

So enden Sie doch!

Nun! Nun! Nun! Wie hastig! Sie wollen den ersten Walzer nicht versäumen! Sa, Sa, ein Walzer! Wenn der hübsche Feldwebel wartet — nicht wahr, Madame Drucker! Um vier kommen Sie doch wieder? Nicht wahr, Madame Schlimpanzer? Ihr Männchen steht ja wol schon um fünf Uhr auf. Verspäten Sie sich nicht, wenn er's nicht weiß, Madame Trübensee! Er frug mich neulich nach dem Feldwebel —

Indem ging doch die Thür auf ...

Eine verhüllte Gestalt huschte hinaus. Um den Hut hatte sie, um ihn wahrscheinlich unkenntlich zu machen, ein Tuch gebunden. Aber den Mantel!

Der Mantel verrieth sie! Frau Mullrich kannte alle Mäntel des Vorderhauses und der drei Hinterhöfe.

Ist's die Möglichkeit? Mamsell Nr. 87! rief sie.

Und in der unerschütterlichen, durch den karrirten Mantel über alle Zweifel sichern Gewißheit, daß Louise Eisold nur den beiden jungen Herren folgen könne, kroch sie boshaft lachend und den Kopf schüttelnd, in ihre Kellerhöhle zurück, zündete die Lampe

wieder an, leuchtete nach der Uhr und bemerkte, daß es die höchste Zeit war, nun ihren Gatten zur Erfüllung seiner polizeilichen Pflichten zu wecken. Auf den Anruf: Männchen, du mußt ja auf den Fortunaball! raffte sich dieser aus seinen süßesten Träumen empor, zog sich verschlafen, fast taumelnd die beste seiner Staatslivreen an und hörte dabei nur halb, was ihm seine holde Gemahlin über die mannichfaltigen denkwürdigen Vorfallenheiten dieses Abends erzählte.

# Achtes Capitel.

## Der Fortunaball.

Nachdem ſich die Brüder Wildungen vor der Thür der Brandgaſſe Nr. 9 von Hackert kurz und kalt getrennt hatten und ſie in einer andern Richtung den Weg nach ihrer Wohnung einſchlugen, begann Dankmar ſein Bedauern auszuſprechen, daß dieſer Abend ſo ganz anders enden mußte, als er ihn ſich vorgeſtellt hatte.

Welche Vorwürfe mach' ich mir, ſagte er, in dir wieder das Intereſſe für dieſen deinen „Proletarier" geweckt zu haben! Gibt es einen erbärmlicheren, jämmerlicheren Geſellen! Und um eine ſolche verwahrloſte, unſittliche, tollgewordene Natur führ' ich dich in dieſe Höhlen des Jammers und zeige dir, daß hier nicht blos Elend, ſondern auch Lüge, Verſtellung, Geiz, Schlemmerei, Nichtswürdigkeit und jedes Laſter

wohnt, wie wir es nur bei den Reichen und Gebildeten vorauszusetzen gewohnt sind.

Siegbert fühlte, daß ihm Tankmar seine Abneigung gegen die sogenannte „soziale Frage" zu verstehen geben wollte . . .

Das Bild des armen Mädchens mit ihren Geschwistern war aber doch rein und ungetrübt! sagte er, um sich des Dranges, dem Bruder beistimmen zu müssen, einigermaßen zu erwehren.

Ich weiß nicht, antwortete Tankmar. Auch diese Farben werden mir vor den Augen grau. Wir gingen gewiß nicht ohne Grund von der Voraussetzung aus, daß Louise für diesen Miethsbewohner ein warmes, menschliches Interesse hegt und wenn sie an einer solchen bizarren, krampfhaften und lieblosen Persönlichkeit Gefallen findet, so vermiss' ich dabei Alles, was mir diese Empfindung achtbar und ehrenwerth erscheinen läßt.

Wir gingen vielleicht schon darin zu weit, eine solche Beziehung vorauszusetzen, sagte Siegbert. Von Hackert's Seite schien irgend eine Rücksicht auf seine Nachbarin gar nicht angenommen zu werden, und es war mehr sein Uebermuth und seine Spottlust, daß er der Verdächtigung des Mädchens durch den alten hämisch schleichenden Bartusch, wie du ihn nennst,

die Strafe auferlegte, uns in ſeinem Zimmer zu finden. Auch hatte ihm dieſer eine Mittheilung im Vertrauen zu machen, wodurch mir ſeine Herbeiführung des Alten in ganz anderm Lichte erſcheint, als wenn ich annehmen müßte, er hätte für die Ehre ſeiner Nachbarin eintreten wollen.

Bei alledem bin ich erſtaunt, ſagte Dankmar, indem ſie die Brandgaſſe verließen, wie Hackert Lafally's ſo gewiß ſein kann! Wer hat ihm die Verſicherung gegeben, daß keine Anklage ſtattfinden wird? Noch vor wenig Stunden fand ich jenen Mann auf's Aeußerſte erbittert.

Wenn du eingeſtehſt, daß hier etwas räthſelhaft iſt, bemerkte Siegbert, ſo möcht' ich noch, um den fatalen Eindruck der eben erlebten Scene zu mildern, hinzufügen, daß ſie uns doch wol nur als eine neue Beſtätigung der Wahrheit dienen kann, wie im Grunde jeder Menſch nach ſeinem eignen Standpunkte beurtheilt werden muß. Wir haben uns über dieſen Hackert in ſo vielerlei, theilweiſe ſich ſogar widerſprechende Empfindungen hineinraiſonnirt, daß wir gleichſam mit Gewalt verlangen, ſein Charakter müſſe nun auch allen Vorausſetzungen, die wir von ihm haben, entſprechen. Wir dachten uns nach den Prämiſſen des Vormittags am Abend eine rührende Scene. Ein

unglücklicher Nachtwandler, in Gefahr, für eine böse, rachsüchtige Handlung, die er längst zu bereuen scheint, bestraft zu werden, wird uns seine Geschichte erzählen. Man ist auf diesen Empfang vorbereitet .. Da stehen Tassen und siedendes Theewasser, ich esse schon im voraus den für diese gemüthliche Scene bestimmten Braten und nun kommt der Hauptheld, ein völlig anderer, alle unsere Ideen durch den tollsten Rückfall in eine uns nicht homogene Natur durchkreuzend! An wem liegt da mehr die Schuld? An unserer Kurzsichtigkeit oder an dem wunderlichen Charakter, dessen rechten Schwerpunkt, dessen eigentlichen Schlüssel wir noch nicht entdeckt haben?

Dein milder Sinn ist auf dem bestem Wege, sich diesem Taugenichts unterzuordnen, sagte Dankmar. Dieser Hallunk weiß, daß wir die Absicht hatten, zu ihm zu kommen und benimmt sich wie ein Gentleman, der sich nicht einmal entschuldigt, wenn Andere auf ihn warten —

Der Thee und der Braten waren leider nur eine Idee des Mädchens —

Gut! sagte Dankmar. Ich werfe den Unglücklichen zu jenen immer nur als halbfertig erscheinenden Menschen, die im Unglück feige winseln und im Glücke sich hochfahrend übernehmen. Es fehlt ihm die Herr-

ſchaft des Geiſtes über ſich ſelbſt. Es iſt der Menſch des thieriſchen Inſtinktes. Und iſt Hackert nicht eigentlich der Ausdruck des Volkes ſelbſt? Jammervoll genug, daß man eingeſtehen muß, wir malen uns den Charakter der Maſſen ganz anders, als ſie ſind! Nimm den Bauer; wie tückiſch, wie hämiſch, wie kurzſichtig, wie verſchlagen! Nimm die halbe Bildung; wie eitel, wie prahleriſch, wie lügneriſch, wie falſch! Wir pinſeln uns etwas vor vom Volke. Es iſt nicht ſo, wie es die Touriſten und Genremaler geben wollen. Die treueſte Magd, die ganz Liebe und Hingebung für ihre Herrſchaft ſcheint, pruhſtet wie eine Katze auf, wenn ihr „Weihnachten" zu gering ausfällt. Egoismus regiert Alle und ich ſtelle mir eigentlich als Politiker die Aufgabe, Hackerten für das ſchwankende, unreife, halbfertige, oft großartige, dann wieder kleinliche, bald herausfordernde, bald feige, bald rührende, bald abſtoßende, bald poetiſche, bald proſaiſche, nachtwandelnde, ahnungsvolle und am Tage geiſtig verſchlafene Volk zu nehmen und mir zu ſagen: Wie bändigt man das? Wie beſſert man das? Doch ſprechen wir nicht mehr von ihm.

Die Brüder waren eben im Begriff, am Schlurck'ſchen Hauſe vorüber zu gehen, an dem man Alles ſtill und dunkel ſah mit Ausnahme eines einzigen kleinen Fenſters im dritten Stock . . .

wegung, damit ſein Zopf recht oft an den Rücken ſchlug und die Aufmerkſamkeit eines Kunſtkenners und Geſchmackverſtändigen errege.

Der Correſpondent ſtand in einem beſtändigen Verkehr mit ſeinen Stiefeln. Bald hatte er einen Bericht zu leſen, bald eine kleine Note niederzuſchreiben und hiezu mußte ſeine Fußbekleidung als Bureau dienen. Die Dinte ging ihm aus und er bat den Oberſten, ihm aus ſeinem Stiefel etwas vorzuſchießen. Dieſer freute ſich, ſeinem erſehnten Schwager gefällig ſein zu können.

Schü-King ſah dieſem Vorſchuſſe lachend zu und ſagte dann zu Tſchu-Kiang: „Ihr ſeid ein Gelehrter, Oberſt, wie würdet ihr ſonſt Dinte im Stiefel tragen? Sagt mir doch gleich, wo das Vaterland dieſer abſcheulich wilden Stiere zu finden iſt!“

Dem Oberſten fehlte nichts als Anerkennung. Er zupfte nicht verlegen an den Aermeln, ſtrich nicht mit der Hand über die Stirn, ſondern fuhr dreiſt mit einer Antwort heraus: „Sie wiſſen, Schü-King,“ ſagte er, „daß ich in frühern Jahren Reiſen gemacht habe. Ich ſpreche nicht davon, daß ich in Su-Tſcheu war. Meine Sitten verrathen es, daß ich an dem Sitz der feinſten Moden, des beſten Geſchmackes der zierlichſten Sprache und der geiſtreichſten Theater geweſen bin. Was ſoll man von Su-Tſcheu Andres ſagen, als daß ein junger Mann von gutem Ton dort geweſen ſein muß, um ſich mit Anſtand in glänzenden Zirkeln zu bewegen?“

„Aber die Stiere?“ fiel Schü-King ein.

„Ich werd' Ihnen Alles ſagen, was ich weiß,“ entgegnete der Oberſt, „und Sie werden finden, daß man nicht mehr wiſſen kann. Auf der Inſel Haian, im Fluſſe Tha, traf ich

Es war vielleicht Melanie's Schlafzimmer . . .

Und wenn sie sich täuschten — eher mochte es das Zimmer Bartusch's sein, wo auf dessen Rückkehr eine brennende Lampe wartete — sie blieben doch einige Augenblicke voll Wehmuth stehen und gedachten aller Täuschungen ihres heute so mannichfach geprüften Herzens . . .

Dann gingen sie seufzend weiter.

Bei alledem, sagte Tankmar nach einer Weile, während sie die schon leeren Straßen durchschritten, ist es mir lieb, von diesem Graurock die Bestätigung jener Angabe über meinen Schrein zu hören, die ich dem Prinzen Egon verdanke — Morgen in aller Frühe geh' ich — doch ich rede von Dingen, die ich dir nun mittheilen sollte, wüßte ich nur an der rechten Stelle anzufangen —

Bleib bei dem Prinzen Egon, sagte Siegbert. Denn auch ich habe eine Beziehung zu ihm. Sie betrifft das Bild, das du mir zu sorgsamerer Obhut empfohlen hast . . .

Das Bild — und du? antwortete Tankmar erstaunt.

Während die Brüder über die stillen Straßen gingen, erzählte Siegbert seine Berührung mit Rudhard, dessen Anliegen und eigenthümliche Ansprüche auf jenes Bild, über das sich Siegbert hütete nach seinen eignen Entdeckungen zu sprechen. Denn da ihm doch

daran lag, ſeinem innern Triebe zu folgen und die Uebergabe des Bildes an Egon's Lehrer und Erzieher wirklich zu vermitteln, ſo nahm er ſich wohl in Acht, ſeinen in ſolchen Fragen nicht wie er beſonders bedenklichen Bruder darauf aufmerkſam zu machen, daß er das Geheimniß wirklich entdeckt, ja ſogar Enthüllungen über ihre eigene Familie gefunden hätte. Verräthſt du davon etwas, dachte er, ſo wird Dankmar Anſtand nehmen, durch freiwilliges Herausgeben Das wieder gut zu machen, was Rudhard in ſeinen Anſprüchen auf jene Prüfung und Mitwiſſenſchaft eigentlich doch wol verſcherzt hat.

Vor dem Egon'ſchen Palais ſtand ein kleiner Einſpänner. Dankmar noch ganz erfüllt von der ſonderbaren Wendung, die das Schickſal jenes Bildes plötzlich nehmen ſollte, fragte den Kutſcher, ob er nichts von dem Befinden des jungen Prinzen melden könnte.

Dieſer gab die kurze Antwort, er ſtünde hier nur, um zwei Damen auf den Fortunaball zu fahren ...

Der Blick auf die Waſamskei'ſche Familie, auf die Ankunft der d'Aziment, Alles, was Siegbert über Rudhard, über Anna von Harder erzählen konnte, regte Dankmarn ſo auf, daß er ſtatt heiter eher verdrüßlich wurde.

Welche Laſt, rief er halb ſcherzhaft, halb wirklich

unwillig aus, welches Bleigewicht bindet uns das Schickſal an die Füße und hindert uns im eigenen Gehen! Ich wüßte nur zwei Dinge, die mich wahrhaft erfreuen und beſchäftigen ſollten, meine Angero- der Papiere zurückzufordern und jenen Amerikaner und ſeinen Knaben aufzuſuchen, die, ich weiß es, an mir das wärmſte Intereſſe nehmen und von allen dieſen Vorſätzen, die meinem Herzen am nächſten liegen, ziehen mich die ſtarken Seile immer neuer Verwickelungen ab! Wie froh bin ich, daß ich in vergangener Nacht ſo eiſern geſchlafen habe! Denn die Ausſicht, morgen jenen Rudhard zu begrüßen, von dem ich des Guten ſoviel erfuhr, ihm getroſt jenes Bild zu überlaſſen, an das ſich mir das hoffentlich in kurzer Zeit mögliche Wiederſehen des unſtreitig ächten aber mit den fabelhafteſten Räthſeln umſponnenen Prinzen knüpfen wird, das Alles läßt mir keine Ruhe und ich ſehe, ich werde mich unſchlüſſig und innerlichſt gepeinigt auf dem Lager hin- und herwerfen. Wie verwünſch' ich dieſen Hackert! Wie ein Irrlicht hat er mich heute von meinem vorgezeichneten Wege verlockt, und wenn ich ihm auch verdanke, daß ich über die Nacht im Heidekruge einiges Licht erhielt —

Sei ſtill, Bruder! unterbrach ihn Siegbert ſcherzend. Aus dem einen Irrlicht werden hundert! Ich

glaube nicht, daß wir dem bunten Schimmer da unten in der neuen Feldstraße werden ausweichen können. Sieh nur, wie die Menschen dort hinströmen und die Wagen fahren! Das ist die Fortuna, bunt erleuchtet mit chinesischen Ballons! Ich erlebe, daß wir mit in den Strudel gerathen, uns am Eingang des Gartens ein Billet kaufen und das venetianische Maskenfest, wie es an allen Straßenecken angekündigt ist, auf eine Viertelstunde näher mit in Augenschein nehmen.

Dankmar konnte in der That nicht umhin, den verlockenden Reiz dieses bunten nächtlichen Prospektes am noch weit entlegenen Ende der neuen Feldstraße anzuerkennen . . .

Diese vergnügungssüchtige Bevölkerung! schmähte er. Sie werfen den Sommer in den Winter und den Winter in den Sommer! Die Politik hatte alle Meinungen gespalten und ein erfinderischer Unternehmer weiß sie alle wieder um bunte Lampen und die Polkaklänge der Blechmusik zu versammeln. Pfui! Sieh diese kichernden Mädchen, die ihre Larven in den Händen tragen! Wollt Ihr auch auf der Kugel der Fortuna tanzen, Ihr Schmetterlinge! Der Tanz auf einer Kugel ist schwer —

Immer rund — rund — rund! antwortete ein Trupp

von einem halben Dutzend „Nähterinnen", die ihre luftigen Rocke höher gebunden hatten, damit ſie nicht den Staub der Straße fegten . . .

Der Umweg zu unſerer Frau Schieveibein, die ſeit einiger Zeit mein Schwärmen gewohnt iſt, ſagte Siegbert, wird nicht zu groß ſein. Sehen wir wenigſtens einmal von außen dieſen Tempel der Freude an und finden wir einen Ruheplatz, ſo ſchütteſt du vielleicht endlich dein Herz aus und erzählſt mir die Hohenberger Reiſe!

Die Brüder lenkten ſeitwärts in die neue Feldgaſſe ein, die ſich faſt unabſehbar in die Länge zog und am äußerſten Ende, dicht beim Thore ſchon, die beſuchteſten Vergnügungsörter der Stadt enthielt.

Die Fortuna war das neueſte und größte Etabliſſement dieſer Art. Der Schein-Beſitzer deſſelben, ein bankrotter Kaufmann, war ein anſchlägiger Kopf, der den Charakter der genußſüchtigen Bevölkerung zu treffen wußte und mit bunten Straßenplacaten und den wunderlichſten Namen für ſeine Feſtivitäten die Vergnügungsluſt immer in Athem erhielt. Seine neue Anlage, die Fortuna, war nach engliſchem Muſter gebaut. Hier fanden ſich Gärten und Säle, Galerieen, Logen, von denen man in die Säle hinabblickte, Tunnels, Schaukeln, Carrouſels, Rutſchberge,

kurz eine ganze kleine Welt, die, so lange kein anderes Etablissement dieses neue verdrängte, in der Vogue war.

Das für heute angesagte große venetianische Maskenfest im Freien fand trotz der allgemeinen Klage über die bedrängten Zeiten und die Unsicherheit der Zustände den lebhaftesten Zuspruch. Eine Menge von Wagen standen vor dem Eingang, den helle Gasflammen magisch erleuchteten. Die goldene Kugel, die auf der Fortuna über dem Eingange schwebte, schimmerte im blendendsten Lichte. Von etwa aussteigenden Charaktermasken war keine Rede. Ein Jeder kam in seiner üblichen Toilette. Nur die Spekulation des Wirthes verband mit dem niedrigen Eintrittspreise noch die Nothwendigkeit, daß sich Jeder eine Maske kaufen mußte. Bis zwölf Uhr sollte Jeder maskirt sein, worauf jedoch nur an der zweiten Einlaßthür festbestanden wurde. Jeder Unmaskirte mußte zurück oder sich mindestens eine Wange oder eine Nase kaufen. Der Polizei war mit dieser Verordnung wie überhaupt mit den Fortunabällen sehr gedient. Sie lockte alle Gauner aus ihren Spelunken. Da sie maskirt kommen durften, blieben die, die ihr Signalement fürchteten, nicht zurück. Wenn die Vergnügungslust nicht schon von selbst die Fallen aufstellte, wo die meisten

Verdächtigen gefangen wurden, sie hätten müssen vom Staate im Interesse der öffentlichen Sicherheit aufgestellt werden. Ohne die Unmoralität soll leider die Moral nicht bestehen können.

Das Gewirre der Wägen vor der Pforte, das Geschwirre der luftigen Vögel, die unter Fortunens goldner Kugel in die bunterleuchteten Gärten einzogen, das Schreien der Jungen, die die Wägen öffneten, die schmetternden Trompeten und die Paukenwirbel der Ballmusik, alles Das gab so sehr ein den Begriff der Nacht und das Bedürfniß nächtlicher Ruhe verscheuchendes Durcheinander, daß die Brüder fast willenlos mit in die allgemeine Strömung geriethen und an der Kasse ein Billet, in der Garderobe zwei Stirnen und Nasen mit großen schwarzen Schnurrbärten kauften und beschlossen, sich einen stillen Gartenplatz zu suchen. Der Frack war hier keine Nothwendigkeit und die Glacéhandschuhe mußten schon der drückenden Hitze weichen.

Ah bah! Holen wir unser Grün'sches Diner nach! sagte Dankmar heiter erregt. Was plagen wir uns! Vive la bagatelle! Ich erzähle dir meine Hohenberger Abenteuer.

Siegbert dagegen fühlte sich in dem Menschenstrom beengt und lächelte etwas zaghaft, was ihm, wie Dankmar ihm sehr glaubwürdig versicherte, unter der

gewaltigen Nase mit den schwarzen Pferdehaaren philisterhaft komisch stand.

Eine so neue Gartenanlage konnte natürlich nur sehr dürftig sein. Die Beete boten verwelkte Blumen und zertretenes Gras. Wo die Bäume hätten schatten sollen, waren leinene Zeltdächer aufgespannt. Aber die schimmernden, grünen, rothen, gelben Ballons gaben aller Dürftigkeit ein freundlicheres Ansehen. Eine Grotte von Blumen, berieselt von einem Wasserfall und erleuchtet von einer großen Sonne aus einigen hundert Lampen, machte in der That einen grandiosen Effekt und verdiente das Staunen, das sich auf den Rembrandtisch erleuchteten Gesichtern, die herumstanden, rings zu erkennen gab. Rechts und links führte der Garten in dunklere Partien, die nicht minder belebt waren und wie man horte, im zweiten Theile des Festes ganz besonders gesucht sein sollten. Geradeaus führten Stufen, die links und rechts von Candelabern erleuchtet waren, zu einem wirklich im Lichte schwimmenden brillanten gewaltigen Tanzsaale, wo sich Hundert von Paaren schon in wildem Galopp tummelten und die rauschendste Blechmusik schmetternd von den Wänden widerhallte.

Hierher also zog es Hackerten! sagte Siegbert, indem er auf den ersten Blick gleich nach ihm suchte.

Kein Wunder, daß es ihm hier mehr gefällt als im vergitterten Galeriezimmer des dritten Hofes Brandgaſſe Nr. 9, neben einer Stube ſchnarchender Kinder und den geſpenſtiſchen Uhrſchlägen, die an die ſchnellverrinnende Zeit und an den Tod erinnern.

Auch Tankmar hatte Hackerten noch nicht geſehen. Hier und dort feſſelte ihn eine Bekanntſchaft; da ein Offizier in Civil, hier ein junger Advokat, dort ſogar ein junger Gelehrter, der durch die Brille mit zuſammengekniffenen Augen lächelnd über die wilden Maſſen objektiv philoſophirte. Siegbert fand einige Maler, die da behaupteten, Modelle zu ſuchen. Die Mehrzahl aber gehörte der dienenden und arbeitenden Klaſſe an. Hier war die Frage vom Proletariat zwar nicht gelöſt oder widerlegt, aber doch eine Weile ſuspendirt.

Was dein Franzoſe Louis Armand wol über einen ſolchen Ball ſagte? flüſterte Tankmar dem Bruder zu. Ich fürchte, er ſieht in dieſen Polkas und Cotillons die bloße Deſperation der arbeitenden Klaſſen.

Siegbert, ſtatt darauf zu antworten, zeigte dem Bruder die geſchmackvolle pompejaniſche Malerei des Saales, die hübſche Einrichtung der Logen, durch die man durch verſteckte Hintertreppen gelangte, das wirklich Gefällige und Kunſtgerechte, das ſich heutiges Ta-

ges bis in die gewöhnlichsten Bauten erstreckt und den, freilich auch bedenklichen Schönheitssinn der Massen nur entwickeln kann.

Die Hitze war indessen hier trotz der geöffneten Thuren und Fenster so erstickend, daß die Brüder wieder in den Garten zurückkehrten und sich ernstlich nach einem Plätzchen umsahen, wo sie einigermaßen ungestört sich unterhalten konnten. Sie fanden ein solches, wenn auch ziemlich entlegen, in jenen unheimlichen düstern Regionen, wo nur die Liebenden sich wohlbefanden. Die Trompeten und Pauken dröhnten hier nicht mehr so ohrenerschütternd herüber. Es war ein einfacher Tisch, den sie fanden, mit zwei Stühlen an einem vielleicht erst vor einigen Monaten eingesetzten Apfelbaum, der vielleicht noch nicht zwei Blüten getragen hatte, aber ein Stachelbeerstrauch bot doch eine Art Rückwand und vor allen Dingen man konnte hier sein eigenes Wort verstehen.

Wollte Siegbert eben die Bemerkung machen, es käme ihm hier vor wie an der Kegelbahn im Pelikan, so mußte Dankmar's Zustimmung zu dieser Vergleichung um so treffender sein, als die Brüder zu ihrem größten Erstaunen in dem Kellner, den sie anriefen, ihnen Wein und die Speisekarte zu bringen, Niemanden anders erkannten als den leiblichen Ehegatten

ſchon auf eine Sorte, die mit dem vorſtehenden Vieh einige Aehnlichkeit hat; aber die Milde des Klima's benimmt ihr jenen Muth, jene verwegene Tollkühnheit, die ſich hier findet und mich immer —"

Der Oberſt ſtockte, denn obſchon er ſonſt gleich bei der Hand war, wo es Eigenlob galt, ſo beſann er ſich doch einen Moment, ob es in dieſer Verbindung auch angebracht war. Schü-King benützte daher dieſe Pauſe und ergänzte ſeine abgebrochene Rede mit den Worten: „Und welche Sie immer ſo lebhaft an Ihre eigenen Vorzüge erinnert. Aber Ihre Reiſen intereſſiren mich, Tſchu-Kiang."

Jetzt nahm der Oberſt den Mund voll. „Von Ngao-Men aus," fuhr er fort, „kam ich in ein Land, das zu meiner Verwunderung noch von keinem Bürger des himmliſchen Reiches geſehen worden. Welche Dinge traf ich da an! Die Ströme ſind dort ſo reißend, daß man vergebens über ſie Brücken ſchlägt. Man kann nur durch Schwimmen über ſie wegſetzen. Bedenkt, mit welchen Anſtrengungen ich Meilen weit geſchwommen bin, um ein jenſeitiges Ufer zu erreichen! Laßt mich von den Unthieren, von den Schildkröten und Seekrebſen, welche dieſe Ufer ſo unſicher machen, ſchweigen, denn ich würde euch nur das Geringſte ſagen von dem, was mir noch begegnet iſt."

„Sie ſpannen meine Neugier, Oberſt," bemerkte der Correſpondent, der ſeine Feder hinters Ohr ſteckte und wie Schü-King aufmerkſam zuhörte.

„Der Reiz der Neuheit," fuhr Tſchu-Kiang fort, „liegt nicht ſo ſehr in den Erlebniſſen, als in der Schilderung. Man muß dergleichen darzuſtellen wiſſen, um es anziehend zu machen. Das Land, wovon ich eben ſprach, wird von

der Kathrine Bollweiler aus dem Pelikan, den Angeroder Fuhrmann Peters!

Aber Peters, ist es denn möglich, Sie hier? riefen die Brüder.

Ach, du mein Himmel! war Peters' ganze auf den Lippen ersterbende Antwort.

Sie hier in der kurzen Kellnerjacke? Was ist Das? sagte Dankmar lachend.

Ja! Ja! stammelte Peters. Was ist Das? So heißt's immer auf die zehn Gebote. Und die zehn Gebote hab' ich immer perfekt gekonnt; aber beim Was ist Das? Da hab' ich immer gestockt. Ja, ja! Was ist Das?

Peters, Sie sind melancholisch? Freuen Sie sich denn nicht, daß ich da bin? Sagte Ihnen denn Hitzreuter, der dicke Pelikanwirth, daß Alles in Ordnung ist? Wo waren Sie denn gestern?

Gestern wo ich heute bin!

Sie sind Kellner in der Fortuna geworden! Ist es möglich! Wie hängt Das zusammen? Haben Sie denn den Bello noch erkannt?

Lahm ist lahm und hier soll Einer flink sein ...

Peters Aufwärter auf dem Fortunaball! Aber wo ist denn die Kathrine?

Unten im Tunnel!

Im Tunnel? Peters, ich glaube wir träumen oder den Pelikan hat man hier in die Fortuna verlegt . . .

Der Pelikan iſt ein Thier, das ſich die Bruſt aufreißt für ſeine Jungen, fiel Siegbert ein. Sie haben ja keine Kinder, Peters! Wie kommen Sie . . .

Der Pelikan vorm Tempelheider Thor hat ſich auch die Bruſt aufgeriſſen, aber für ſeinen Bruder . . . ſagte Peters mit einer ſonderbaren Melancholie.

Aufklärung, Peters! Das iſt uns zu gelehrt! Zuviel Fuhrmannslatein!

Mein Dicker hat das Geld hergeliehen für einen neuen dummen Streich, den ſein Bruder macht — erklärte Peters.

Iſt Hitzreuter der Bruder des Hitz— Ah! Richtig! — Sind die Hitzreuter's Brüder?

Das ſehen Sie ja! Wo ſoll das Geld herkommen für die Fortuna? Der Pelikan hat auf die goldene Kugel da vorn eine Hypothek von fünftauſend Thalern.

Und auf dieſer Kugel rollte auch die Kathrine in den Tunnel und Peters —

In die Marqueurjacke! ſagte Peters tiefaufſeuf-

zend mit einem ſchmerzzerriſſenen Blick zum Sternenhimmel.

Aber das ſcheint Ihnen nicht zu behagen, Peters? Kein Wort über Bello? Nichts von dem Schrein? Keine Frage nach Euren ehrlichen Zeck's? Peters, was habt Ihr?

Was ich habe, iſt Alles eins; aber Sie haben den Schrein und dafür bin ich auf die Knie gefallen und habe Gott und allen himmliſchen Heerſcharen gedankt.

Ja, Peters, wir wiſſen wenigſtens, wer den Schrein gefunden hat. Der Juſtizrath Schlurck hat ihn gefunden und morgen am Tage wird er in unſer Palais gefahren.

Hört' ich Alles ſchon vom Hitzreuter; aber wie der Juſtizrath ihn hat finden können —

Iſt Euch nicht klar, Peters? Auch mir noch nicht. Aber geſteht nur, eine Achſe, die Einem vor der Naſe bricht und ein Rad, das Einem auf den Kopf fällt, nimmt die Sinne — Ihr hattet ſie alle fünf verloren.

Mag wol! Ich war elend und mocht's nicht ſagen. Es war meine letzte Fahrt .. Angerode ſeh' ich nicht wieder und Das muß ein Glück ſein. Fortuna iſt ja wol die Glücksheze — was?

Richtig verdeutſcht! Nicht mehr und nicht weniger. Aber zum Glück macht man kein ſo ſaures Geſicht wie Ihr?

Und Siegbert, der wohl verſtand, was den Armen in der Jacke drückte und dem als Maler die Poeſie des deutſchen Fuhrmannslebens gegenwärtig war, ſetzte zu dieſen Worten Dankmar's hinzu:

Ihr wäret lieber Fuhrmann geblieben? Das ſeh' ich, Peters.

Das möcht's wol ſein, entgegnete Peters mit einem ſichtlichen Ausdruck von verbiſſenem Kummer. O die liebe Zeit! Ich ſchäme mich! . . .

Nach einem aus tiefſter Bruſt gezogenen Seufzer fragte er die Herren, was ſie denn nun „ſchafften"? und zog dabei mit einer Art von ſtiller Wehmuth langſam und wie verſtohlen den Speiſezettel aus der Bruſttaſche.

Dankmar fand dies Bild ſehr komiſch.

Peters, begann er, wenn Sie dieſen Beruf wider Ihren Willen ergriffen haben — ſetzen Sie ſich doch! Sagen Sie uns doch —

Du mein Himmel, ich ſetzen? Wie darf ich mich unterſtehen und mich hierher ſetzen?

Seit wann treiben Sie denn dies Ihren Wünſchen nichtentſprechende Metier?

Erſt ſeit drei Tagen. Die Fuhren zwiſchen hier und Angerode hören auf! Die Ausſpannung im Pelikan iſt nicht mehr der Rede werth; der dicke Hitzreuter hat Das ſo mit ſeinem Bruder abgemacht und wenn ich's auch nicht wollte, die Kathrine will's.

Die Kathrine! Die will's? Peters, Ihr ein Fuhrmann, ein Freiherr der Landſtraße, Beſitzer einer ſechsſträhnigen Peitſche — und die Kathrine will's?

Das iſt wahr! Freiherr war ich! Wenn ich mit meinen Gäulen auf der Landſtraße fuhr, die Dörfer ſchon von fern mit meiner Peitſche grüßte, wenn der Schmied ſchielend und prüfend auf meine Räder ſah und ich mit dem Schellengeklingel der Pferde, die mit ihren ledernen Kummten ordentlich den Kopf ſchüttelten und Nichts! ſagten, ich auch Nichts! ſagte und Alles ſtolz und ſolid und im beſten Geſchirr war —

Bis einmal eine Achſe brach und ein gewiſſer Schrein geſtohlen wurde — fuhr Dankmar humoriſtiſch fort.

Ja, Das war meine letzte Fahrt! Ich wußt' es nicht, aber keine Schraube war mehr in Ordnung: am Wagen nicht und im Kopf nicht. Ich wußte nicht, was ich hinfort nun noch im Leben ſoll und

hätt' ich ahnen können, daß mir mein Gevatter Hitzreuter dieſe Jacke anziehen würde, wer weiß —

Aber beſter Freund, ſagte Dankmar, Ihr Ehrgeiz iſt höchſt achtungswerth, theilt ihn denn Ihre Frau nicht?

Meine Frau! ſagte Peters ergrimmt ... Heute Vormittag wollt' ich Sie ja einmal beſuchen ...

Schön! ergänzte Siegbert, die Schievelbein ſagte mir's! Es thut uns wahrhaft leid — Sie haben Kummer und beklagen ſich über Ihr Weib. Was iſt Das?

Was iſt Das? Immer was iſt Das? So heißt's immer hinter den zehn Geboten! Die konnt' ich, aber was iſt Das? nicht. Ich komme noch zu Ihnen derhalben ... für heute, ſagen Sie mir, was Sie anſchaffen? Der Rindsbraten ſoll gut ſein und vom franzöſiſchen Wein ſind alle gangbaren Sorten da. Die Namen kann ich nicht leſen, aber wenn Sie recht deutlich Ihre Worte ſagen, behalt' ich ſie ſchon —

Wohlan! Eine Chateau Margeaux —

Schatten Margo ... wiederholte Peters mit großer Unſicherheit; und Rindsbraten — Was? Nicht wahr?

Gut behalten ... Peters macht ſich!

Bleiben Sie aber ja hier — damit ich mich zurecht finde! Seit den drei Tagen hier in der Fortuna wird meine Grütze im Kopf immer dünner. Das halt' Einer aus hier in dem Sündenspektakel!

Peters ging, schwerfällig wie seine Gäule.

Dankmar mußte herzlich lachen, während Siegbert wahrhaftes Mitleid mit dem armen neubackenen Kellner empfand.

Ich hätte nie gedacht, daß dieser Mensch ein solcher Esel ist, sagte Dankmar und doch bin ich nun fast gewiß, daß ihn die durchtriebenen Zeck's in Plessen gefoppt haben.

Du urtheilst zu scharf! sagte Siegbert. Solche Menschen haben nur den Verstand, der auf ihrer gewohnten, seit Jahren gefahrenen Straße liegt. Aus ihrem Beruf heraus, sind sie um alle Besinnung. Ich begreife dies ganze Verhältniß im Pelikan nicht.

Es liegt auf der Hand. Dieser alte Ausspänner Hitzreuter hat Geld und gibt seinem Bruder Lustig die Mittel zu einem Etablissement, das besuchter ist als die Straße nach Angerode. Ich bin überzeugt, die Kathrine regiert unten den Tunnel und die Fortuna, wie den Pelikan und benimmt sich dabei geschickter als ihr Mann, dem die Kellnerei eine un-

gewohnte Sphäre iſt. Wenn ich die ſpitzbübiſchen Zeck's —

Wer ſind denn die Zeck's?

Nun ſo höre!

Hier begann denn nun Dankmar endlich die Mittheilung des ſeinem Bruder verſprochenen Reiſeberichts. Die Behaglichkeit dazu gab die fröhliche Umgebung, der milde Himmel, der Sternenſchein, das Flimmern der Lampen, vor allen Dingen aber der Rindsbraten nebſt dem „Schatten-Margo", den ſich Peters ausdrücklich vom Beſten erbeten hatte, weshalb er auch einen halben Thaler — mehr koſtete, als die Brüder ihn beſtellt hatten.

Eine weitre Anknüpfung des Geſprächs mit dem ſtillen Dulder in der Kellnerjacke war nicht möglich; denn ſchon riefen ihn andre Gäſte.

Mit einem ſchmerzlichen Seufzer und einem traurigen Blick zum beſtirnten Himmel empor, folgte Peters den Pflichten ſeines neuen Berufes, während die Brüder durch den Wein und die trauliche Mittheilung ſich jene behagliche Stimmung nachträglich in der Nacht ſchufen, die ſie ſich unter freilich viel comfortableren Verhältniſſen für den Mittag vergebens geträumt hatten.

Indem wir ſie dieſem Austauſch uns bekannter

Thatſachen überlaſſen, folgen wir in dem Gewühl der Menſchen, die wir gern für unſre Charakteriſtik feſthielten, vorläufig nur zwei ganz beſcheiden auftretenden Männern, die ohne Masken in das Innere der Gärten auf ihr wohlbekanntes Antlitz freien Eintritt haben. Es ſind Dies Kümmerlein und Mullrich, die beiden Diener der Gerechtigkeit.

## Neuntes Capitel.

### Die Signalements.

Nun, Das geht ja hoch her! begann Mullrich. Um ſolchen Heidenſpektakel muß Eins aus ſeiner Nachtruhe heraus! Bekanntes Geſindel wo man hinſieht, und Alles in Sammt und Seide! Gott iſt recht langmüthig geworden . . .

Kümmerlein, Mullrich's College, trug den garſtigen und allgemein kenntlichen Dreimaſter der Polizeiagenten etwas über's Ohr, denn der kleinere, ſpitznaſige, ſcharfäugige Agent liebte Fröhlichkeit und Weiber und Muſik und verließ dieſe Feſtlichkeiten nie, ohne ſich vom Wirth und den ſogenannten Obſervaten, den unter Aufſicht ſtehenden ehemaligen Verbrechern, regaliren zu laſſen.

Mullrich, ſagte er, Sie werden je älter, je gottesfürchtiger. Das macht Ihr Reichthum . . .

dem neuen, das ich darauf betrat, durch eine Mauer getrennt, die weder von Holz noch von Backsteinen, sondern von glänzend polirtem Stahl und riesenhoch ist. Sie werden mich nach der Ursache dieses sonderbaren Materials fragen und ich bin im Stande, Ihnen darüber befriedigende Auskunft zu geben. Weil dieses Land von den dichtesten Wäldern bedeckt ist, so können die Sonnenstrahlen es wenig erreichen. Es ließe sich deshalb eine pechschwarze Finsterniß und eine unausstehliche Kälte erwarten, wenn durch jene, in schräger Richtung gebaute Stahlmauer nicht die Sonnenstrahlen aufgefangen und durch riesenhafte Reflexe über das Land verbreitet würden. Ich bewunderte, daß die Menschen in jenem Lande schon auf diesen gescheidten Einfall gekommen waren, da ich unfehlbar durch die Angabe einer ähnlichen Vorrichtung mir ein unsterbliches Verdienst erworben hätte. Dennoch fand ich vielfache Gelegenheit, die Einwohner durch meine Kenntnisse, durch meine scharfsinnigen Bemerkungen und meine feinen Sitten in Erstaunen zu setzen."

„Warum umgehen Sie aber nur die Weiber?" fiel Schü-King ein, „auf die Sie doch gewiß unvergeßliche Eindrücke gemacht haben?"

„Ich kann nicht sagen," entgegnete der Oberst lächelnd, „daß ich in dieser Rücksicht unglücklich gewesen bin. Die Frauen haben in jenem Lande das auffallende Vorrecht, bei dem Anblick einer Mannsperson, die ihnen gefällt, sich augenblicklich öffentlich von ihrem Manne loszusagen und dem, welcher sie bezaubert hat, die Ehe anzutragen. Sie können sich leicht denken, was bei solchen Sitten durch mein plötzliches Erscheinen herbeigeführt wurde. Ich war vor Liebkosungen meines Lebens nicht mehr sicher. Summende Bienenschwärme

Reichthum, Kümmerlein? Von meiner früheren Schlosserei, meinen Sie? Wie so?

Wer wie Sie, zwei, drei Geschäfte betreibt, der braucht sich den Kopf nicht zu illuminiren; der ist still lustig für sich.

Kümmerlein, Sie sind noch jung —

Ach, Mullrich ... Sie drückt auch nichts als blos Ihr Geldsack!

Meine Frau hat mir erst eine lange Predigt gehalten, eh' sie mir den Dreidecker aufsetzte — ich glaube, wenn ich hier oft in die Fortuna müßte, sie wäre im Stande, meinen Abschied zu fodern ...

Thun Sie Das, Mullrich! Machen Sie ärmeren Leuten Platz!

Was? Einen Knochen fallen lassen, den man im Munde hat, weil Einem der im Wasser größer däucht? Nein, Kümmerlein! Die Vizewirthschaft wird doch wol am längsten gedauert haben.

Wie so?

Wissen Sie denn nicht, daß die alten Häuser nun all an die Regierung kommen und diese Posten, die ein paar Groschen einbringen, verauktionirt werden, verpachtet oder sonst etwas?

Da bieten Sie denn selbst für Ihren Keller! Dreihundert Thaler zum Ersten — was?

Dreihundert Thaler? Freund, auf die geht eine halbe Million Pfennige — Wo denken Sie hin!

Nun ich parire, Mullrich, daß Sie monatlich . . . laſſen Sie 'mal rechnen . . .

Dieſe Ergüſſe einer, wie Hegel ſagt, rein „auf ſich ſelbſt bezogenen Reflexion" unterbrach ein Herr in eleganter feiner Kleidung mit einem großen Schnurrbarte.

Wir kennen ihn bereits, würden ihn aber jetzt für einen reichen Rittergutsbeſitzer haben halten müſſen, der die Sitten der Hauptſtadt ſtudiren wollte, wenn nicht die dicken waſchledernen Handſchuhe ihm doch etwas mehr Derbes und Militäriſches gegeben hätten.

Es war Dies der Oberkommiſſär Herr Par.

Bleiben Sie nicht zu lange auf einem Punkt! ſagte der impoſante Herr. Sehen Sie ſich um! Es ſind zwar viele von dem Schutzamt hier, wie Sie beobachten werden, aber auch die Zahl der Vigilanden iſt groß. Wo man hinſieht, alte Bekannte. Nehmen Sie Ihre Stellung in der reſervirten Loge Nr. 18 und beobachten Sie von da aus den Ballſaal . . .

Nr. 18! Schön, Herr Oberkommiſſär!

Haben Sie Ihre Signalements bereits verglichen? Nr. 1 iſt nur einfach zu beobachten; Nr. 2 aber ſogleich feſtzunehmen. Es iſt Polizei genug da, um

auf den Pfiff unterſtützt zu werden. Sehen Sie ſich auch die Frauenzimmer recht an! ... Die Maler-Guſte nirgend entdeckt?

Nein, Herr Oberkommiſſär! lautete die uniſone Antwort. Auch Kümmerlein wußte gleich, wer die Maler-Guſte war.

Der Oberkommiſſär ging, wie ein ſtiller Beobachter, die Arme auf den Rücken verſchränkt, weiter. Er war trotz des lauen Abends bis zum Halſe zugeknöpft und drückte den Hut bis tief über die Stirn.

Das iſt das Beſte, begann der kleine Kümmerlein, daß wir auf die Frauenzimmer ſehen ſollen! Es iſt hübſches Volk darunter, die ſchiefe Male hat doch Augen, die Einem gleich unter die Weſte brennen. Guten Abend, Male!

Die ſchiefe Male lachte, ſchoß aber in Privatangelegenheiten raſch vorüber ...

Kommen Sie, Kümmerlein, und laſſen Sie uns lieber hier an der Laterne einmal die Signalements vergleichen! ſagte der dienſtbefliſſenere Mullrich. Wie viel haben Sie denn?

Ein ganzes Zuchthaus voll! Meine Brieftaſche iſt dick wattirt damit ...

Ich habe aber nur zwei.

Die von heute Mittag?

Leſen Sie mir 'mal vor! Weiß der Henker, ich kann immer aus Parens ſeiner Schreiberei nicht recht klug werden ... meinte Mullrich.

Halten Sie 'mal meinen Stock! antwortete gravitätiſch der mit Schulkenntniſſen begabtere Kümmerlein.

Die beiden Polizeidiener hatten einen ſtillen Ort gefunden, wo ſie ziemlich unbemerkt die beiden Signalements leſen konnten, die ihnen der Oberkommiſſär als ſehr dringend bezeichnet hatte ...

Ein Franzoſe ... begann Kümmerlein; fünf Fuß, acht ... Zoll, ſchwarzes ... Haar, blaſſe ... Geſichtsfarbe, Mund ... mittel, Augen ... braun, Naſe ... gewöhnlich, trägt ... einen ... Schnurrbart, 28 ... Jahre. Spricht gutes ... Deutſch mit ... franzöſiſchem ...

Kümmerlein buchſtabirte das folgende Wort: A-c-c-e-n-t.

Franzöſiſchem Azent — Richtig. Deutſch mit franzöſiſchem Azent — das heißt, man hört's ihm nicht an, daß er kein Franzoſe iſt — Oder vielmehr ...

Grade! Man hört's ihm an ...

Aha! Alſo man muß franzöſiſch ...

Ein Bischen muß man — Können Sie franzöſiſch? Kümmerlein?

Kümmerlein behauptete, als ehemaliger Klempner-

geſell in Frankreich gewandert zu ſein; er wiederholte aber, daß ja der Franzoſe deutſch ſpräche ...

Richtig, ſagte Mullrich; aber ... Azent!

Kümmerlein war etwas verlegen über die Auskunft, die er geben ſollte und las deshalb kleinlauter im Papiere weiter:

Hier ſteht's wie er heißt ... Louis ... Armand ... beſondere ... Bemerkung: Man hat ihn im ... Umgange mit ... Handwerkern, beſonders ... Willing'ſchen Maſchinenarbeitern ... aha! ... zu beobachten —

Ah ſo!

Das iſt politiſch!

Franzöſiſche Aufwiegelei! Deutſch mit 'nem Azent! Da wollen wir doch aufpaſſen; denn das Politiſche —

Pſt! Stille! bedeutete Mullrich und ſah ſich raſch um ...

Eine maskirte Geſtalt huſchte an den beiden Leſern vorüber und warf aus einer grünen gemalten Brille über der gewaltigen Naſe einen ſcharfen Blick auf die beiden in ihren Charakterſtudien vertieften Polizeiagenten, indem ſie eine Secunde etwas huſtend ſtehen blieb ...

Wünſchen Sie etwas? fragte Kümmerlein.

Pardon! war die Antwort und die Maske m

der grünen Brille huſchte raſch wieder in's Dunkel und verſchwand mit ihrem etwas röchelnden Huſten hinter den Büſchen.

Pardon? riefen die beiden Collegen ...

Pardon? Das war ja —

Franzöſiſch —

Mit'm Azent —

Kommen Sie doch! ſagte Kümmerlein, ich glaube, der echappirte auf den Saal zu und überhaupt ſollen wir auf Loge Nr. 18 vigiliren. Eine grüne Brille? Merken wir uns Das, Mullrich! Es war ein Franzoſe!

Mullrich konnte dieſe Bezeichnung Nr. 18 nicht hören, ohne gleich an die Thüren ſeines Familienhauſes zu denken und bei Nr. 18 fiel ihm Nr. 17 ein.

Indem er ſich die Möglichkeit dachte, daß dieſe abgeſeimte Nr. 17, die Maler-Guſte, doch wol nicht nach Hamburg gegangen und mit ihrer Schuld an ſeine Ehegattin leicht auf dem Fortunaball auftauchen konnte, folgte er Kümmerlein, der durch das Gedränge dem Saale zu ſich Bahn machte und von dem Anblick der Lichter, die aus den Saalfenſtern ſchimmerten und manche Mädchen, die ihn lachend grüßten, ſo verblendet war, daß er die Spur der grünen Brille bald aus dem Auge verlor und Mullrichen erin-

nerte, daß ſie ja noch das zweite Signalement zu leſen hätten.

Um auf Nr. 18 zu kommen, durfte man jedoch nicht durch den Tanzſaal, auch nicht durch die eleganten Reſtaurationszimmer gehen, ſondern dieſe kleine Loge war eigends in dem Bauplane des Unternehmers, des Kaufmanns Hitzreuter, von der Polizeibehörde vorgeſchrieben worden. Dieſe kleine verſteckte Loge hatte einen eignen Aufgang vom Tunnel aus und machte eine dauernde Beziehung zwiſchen der Beobachtung des Tanzſaales und der Beobachtung des Tunnels möglich. „Verbotener Eingang" lautete die Aufſchrift der Treppe im Tunnel, die zu dieſer Loge führte. Es wurde dieſe kleine Loge Nr. 18 in der kecken Sprache dieſer zweideutigen Sphäre die Sternwarte genannt. Hier „vigilirte" man. Von dieſem Punkte aus ſollten ſich heute Mullrich und Kümmerlein eine Ueberſicht über den Saal erhalten. Da ſie in Amtstracht waren, ſo hatte der kluge Par wol nur im Sinn, bei den zweideutigen Beſuchern des Fortunaballes die Idee zu erwecken, die Beobachtung wäre ganz allein auf die „Sternwarte" beſchränkt, während die wahren beobachtenden Füchſe gerade da ſchlichen und witterten, wo man ſie am wenigſten vermuthete.

Das zweite Signalement zu leſen, war es die höchſte Zeit.

Im Tunnel wurde man zuvörderſt von einem undurchdringlichen Rauche empfangen. Hier ſtanden drei grünbezogene Billards und einige kindiſche Glücksſpiele, die aber gerade um ſo beſuchter waren, je weniger ſie Nachdenken koſteten; denn mit den großen Geiſtern haben es die kleinen gemein, daß ſie, wenn ſie ſpielen, nicht denken wollen.

Hier im Tunnel wurden die feineren Obſervanzen der oberen Räume nicht beobachtet. Hier ſah man den eigentlichen Stamm der Beſucher ſolcher Feſtlichkeiten, leichtſinnige, meiſt junge Geſchäftsmenſchen, die das Vergnügen lieben. Während oben die im Tanze raſten, die vielleicht erſt auf dem Wege zum Verbrechen waren, hielten ſich hier unten Manche auf, die, dem Arme der Gerechtigkeit ſchon einmal verfallen, ſich zu beſſern ſuchten und einmal gewöhnt an Nachtſchwärmerei, hier unten einen Schein bürgerlicher Solidität fanden, in deſſen Ausſtrahlungen ſie den Vigilanten beſſergeworden erſchienen.

Nun ſo raſch? rief eine Stimme vom Büffet, wo man Getränke verabreichte, den auf die Thür: Verbotener Eingang zuſchreitenden ſcharfſichtigen, ſpähenden Dreimaſtern zu.

Sie wandten ſich um und traten näher.

Man wich ihnen aus, ſo beſetzt auch das Büffet war. Auf dem Fortunaball fand ſich jene Demokratie nicht ein, die im ewigen Hader mit den Dienern der Gerechtigkeit lebte. Mancher ſcheue, trotzige Blick begrüßte ſie freilich auch hier; aber Zuſammenrottungen, Verhöhnungen äußerer Amtszeichen fanden nicht ſtatt, umſoweniger, als ſich der Ex-Kaufmann Hitzreuter als einer jener outrirten Royaliſten gebehrdete, die bei jeder Gelegenheit ſich mit ihrer Geſinnung vordrängten und aus Dankbarkeit, daß man ihm ſogar von Seiten des Hofes eine Summe für ſeinen Bau geliehen hatte, in den Neubund getreten war und mit dieſen Fortunafeſtlichkeiten zuweilen auch patriotiſche Zwecke verband, überall royaliſtiſche Embleme anbrachte, die Landesfarben und die Landeszeichen, und in ſeinen Räumen auf loyale Ordnung ſah.

Ei, Frau Peters, ſagte Mullrich, wie kommen Sie denn daher?

Es war Kathrine Vollweiler aus Angerode, die Vielgewandte, die Anſchlägige.

Ja, ſagte die kleine hinter dem Tiſche Getränke einſchenkende und Geld einnehmende Frau, die ſich mit unglaublicher Behendigkeit und Naivetät in ihre neue Poſition zu finden wußte; ſo ſieht man ſich wie-

der, wenn man einmal den Pelikan seit Jahr und Tag nicht besucht hat!

Eben nicht sehr zarte Anmerkungen, die sich Kummerlein über die geheimen Pelikanzustände hier erlaubte und vielerlei sich daran knüpfende Scherze mögen wir um so mehr unterdrücken, als in diesem Augenblicke Peters heranrat und wieder einen „Schatten Margo" verlangte —

Oben, oben, Männchen, oben! rief die Frau etwas ungeduldig.

Es ist ja für die Thüringer — die zweite Fuhre!

Sieh! Sieh! sagte Kathrine. Meine Thüringer Jungen haben Durst. Kommen sie denn nicht einmal hier herunter?

Statt die Antwort abzuwarten, ging Kathrine in die innern Gemächer des Büffets, wo sie diese ausnahmsweise hier unten effectuirte Bestellung besorgte, weil Peters die Garantie haben wollte, für die beiden jungen Thüringer auch das Beste und Unverfälschteste zu bekommen . . .

Kathrine stieg durch eine kleine Nebentreppe selbst in das obere Büffet hinauf. Sie hatte, so zweideutig uns auch die Stellung dieser runden kleinen Frau erscheinen mag, doch ihre Anhänglichkeit an die abenteuergesegneten beiden Pfarrerssohne von Thaldüren

von verliebten Weibern folgten mir über die Straßen, durch die Städte und Felder. Ich versichere Sie, daß ich niemals in diesem Grade die Uebelstände, die mit der Schönheit verknüpft sind, empfunden habe. Es war auch in Folge eines allgemeinen Aufruhrs, daß ich jenes Land verließ. Kein Mann war seiner Frau mehr sicher; die Weiber brachen mit Ungestüm aus den Häusern, sobald ich mich nur in den Straßen blicken ließ; alle Geschäfte und Handwerke blieben stehen, den König hatte sein ganzer Harem im Stiche gelassen und ich war nahe daran, als ein Opfer der Erbitterung und der Eifersucht zu fallen, als ich glücklicher Weise die Gränzen dieses Landes erreicht hatte. Auf der Gränze blieb die ganze Weiblichkeit stehen, blickte mir händeringend nach und ich schwöre Ihnen zu, daß viele vor meinen Augen am gebrochenen Herzen starben und andere sich selbst den Tod gaben. Sie hatten Recht; denn was war ihnen das Leben ohne mich?"

„Wie verändern sich doch die Umstände," sagte Schü-King spottend: „In jenem fabelhaften Lande liefen alle Weiber Ihnen und in Peking liefen Sie allen Weibern nach!"

„Angebetete Schü-King," erwieberte der Oberst, „ich berichte nur, was ich erlebt habe. Als ich das Land der unglücklichen Liebe verlassen hatte, kam ich in das Gebiet der sogenannten Schwanzmenschen. Ja, sollte man wohl glauben, daß es Leute gäbe, welchen die Natur wie den Affen hinten Schwänze ansetzte! Es sind erstaunliche Dinge, die mir begegnet sind. Wenn Sie erwägen, daß sich bei jenen Menschen alle Lebenskraft in ihren Schwänzen concentrirt, daß der Verlust derselben für einen Unglücklichen dieser Art tödtlich ist, so können Sie die Sorgfalt abmessen,

nicht aufgegeben. Sie gehörte zu den leichten, aber hätſchelnden Frauennaturen, die eigentlich etwas unendlich Wohlthuendes im weiblichen Charakter repräſentiren, wie gering auch ſonſt ihr innerer moraliſcher Werth erſcheinen mag.

Sie ſind hier noch nicht lange Kellner? begann Kümmerlein, indem er den in ſeiner Jacke jämmerlich daſtehenden und auf die zweite Fuhre „Schatten-Margo" harrenden Peters betrachtete.

Wie ſo? fragte Peters nicht ohne Empfindlichkeit.

Weil Sie die Weine am unrechten Faſſe zapfen. Hier iſt ja der Keller oben, ſagte Kümmerlein.

Die verkehrte Welt! brummte Peters.

Der iſt kurz angebunden! wandte ſich Kümmerlein zu Mullrich, der eins der immer ſchon eingeſchenkt daſtehenden Gläſer Bier ergriffen hatte und es mit raſchem Zuge leerte, indem er langſam den Beutel zog und noch langſamer aufknöpfte.

Kurze Stränge, fährt ſich beſſer! ſagte Peters.

Der iſt grob wie ein Fuhrmann, antwortete Mullrich.

Und Er r Geldbeutel weit wie ein Bettelſack.

Ein Gelächter der dicht Umſtehenden begleitete dieſen kurzen epigrammatiſchen Dialog. Kümmerlein, eben im Begriff, ſich in ſeiner Würde zu zeigen und

von Mullrich unterſtützt, der einen gewiſſen ſtrategiſchen Bogen, den er ſehr in der Gewalt hatte, um den rebelliſchen Kellner zu ziehen anfing, wurde in dem Beginn thatſächlicher Feindſeligkeiten von Frau Kathrine unterbrochen, die mit dem Schatten-Margo noch zur rechten Zeit herunter kam, um eine ſchwierigere Verwickelung durch ihre Holdſeligkeit und politiſche Mäßigung abzubrechen.

Eben war wenigſtens der durch Kathrinen's Zuhalten ſeiner Börſe beſchwichtigte Mullrich im Begriff, beiläufig nach den beiden „Thüringern" zu fragen, die vorhin ſo theilnehmend erwähnt und hier offenbar vor allen Gäſten bevorzugt wurden, als Kümmerlein ſeinen Kameraden anſtieß und dieſen verhinderte, etwas Näheres über jene beiden jungen Männer zu hören (bei zwei „Thüringern" ſollten ſie ja zwiſchen vier und fünf eine Recherche vornehmen) . . .

Pſt! Sehen Sie da! Der Franzoſe!

In der That ſtand die grüne Brille vor der kleinen Thür, die auf die Sternwarte führte und ſchien die Inſchrift zu leſen.

Die beiden Häſcher ſchlichen näher.

Die grüne Brille ſchien ſich erkältet zu haben. Sie hatte einen rheumatiſchen Huſten. Eben wollte ſie die Thür aufklinkend die kleine Treppe beſteigen, als

die Häſcher herantraten und Kümmerlein von der eben genommenen Herzſtärkung noch reſoluter geworden die Maske, weil es in Franzöſiſch mit deutſchem „Azent" nicht recht gehen wollte, einſtweilen in Deutſch mit franzöſiſchem „Azent" ſo anredete:

Erlauben Sie, Muſje, da ſteht geſchrieben: hier nir Paſſage!

Ah Merci! ſagte die grüne Brille und war mit der Gewandtheit eines Aales den beiden verblüfften Agenten plötzlich entſchlüpft. Nur in der Ferne noch hörte man ſie hüſteln.

Verblüfft war nämlich Mullrich beſonders auch darüber, daß Kümmerlein franzöſiſch konnte und Kümmerlein wiederum ſeinerſeits erſtaunte, daß ſein gewagter Verſuch, dieſe fremde Sprache wenigſtens in Anklängen zu reden, ihm wirklich ſo ſchön gelungen war. Staunend über dieſe neuen Entdeckungen, die ſie darauf ſich gegenſeitig machten, verloren ſie zwar die Spur des plötzlich wie verſchwundenen flüchtigen Fremden, aber ſie ſagten doch:

Nun, den kriegen wir heute Abend ſchon! Auch ſollen wir ihn ja nur beobachten —

Vigiliren! meinte Mullrich und freute ſich des auch ihm geläufigen Fremdwortes.

Mit dem Worte Vigiliren ſtiegen ſie auf die Sternwarte hinauf, indem Mullrich ſeinen Collegen wieder

holt erinnerte, sie hätten nun dringend Nr. 2 zu lesen oder wie Kümmerlein sagte, zu collationiren, was ein ihm geläufiger Ausdruck vom Polizei-Büreau war.

Da es auf der engen Treppe sehr dunkel war, so vertröstete Kümmerlein für dies wissenschaftliche Geschäft auf die brillante Beleuchtung von Nr. 18, in die der ganze Lichtstrom aller Gasflammen des Saales fiel.

# Zehntes Capitel.

## Die grüne Brille.

Die aalglatt entschlüpfte Maske hatte inzwischen den Tunnel verlassen.

Sie bewegte sich, dann und wann von einem eigenthümlichen asthmatischen Husten unterbrochen, mit großer Behendigkeit, aber auch in jener unsteten Emsigkeit, die gewissen langen Würmern eigen ist, welche auf einer ebenen Fläche bald hier- bald dorthin schießen und sich umwenden, man weiß nicht warum, und sich alle Augenblicke zu erschrecken scheinen, man weiß nicht wovor.

Die Behauptung, daß diese grüne Brille deshalb, weil sie zwei französische Worte: Pardon! und Merci! gesprochen, auch sogleich ein Franzose und Monsieur Louis Armand war, kann uns nur übereilt bedünken.

Noch weniger aber schien das von den Polizeidienern verlesene Signalement zu passen.

Unter der großen Brille, der Naſe und dem gewaltigen Schnurrbarte ſteckte zwar ein glattes Antlitz, aber dem Haare unter dem feinen Kaſtorhute ging alle natürliche Friſche ab. Es war jedenfalls eine ſehr kunſtvolle Perücke.

Wir, die wir Louis Armand kennen, und bedauern müſſen, daß der junge Franzoſe, der eben mit ſo liebevoller Aufopferung an dem Krankenbette ſeines Freundes und Gönners, des Fürſten Egon von Hohenberg, wachte, ſchon den Sicherheitsbehörden wahrſcheinlich als ein communiſtiſcher pariſer Agent erſchien, wir würden für Louis Armand gutſagen, daß es ihm unmöglich wäre, wie dieſe grüne Brille ſo unter den Schatten der Bäume herumzuſchießen, jede weibliche Erſcheinung mit einer Lorgnette zu fixiren und dem zweckloſeſten Flaniren ſich in einer Weiſe zu ergeben, die uns über Zweck und Ziel dieſer Perſönlichkeit völlig im Unklaren läßt.

Beſonders ſchienen es zwei weibliche Geſtalten, denen die grüne Brille eben eine ſehr aufmerkſame Verfolgung zugedacht hatte.

Es waren ſchlanke, gefällige Weſen, die eine ſehr ſorgfältige Toilette gemacht hatten und deren Auftreten zwar von ziemlich keden Manieren, aber auch einer gewiſſen Wohlhabenheit zeugte.

Der zudringliche Ton der luftig und zweideutig hier herumflatternden Wesen war ihnen nicht eigen, doch forderten auch sie heraus. An Verfolgern fehlte es umsoweniger, als ihre Art, sich aneinander zu hängen und ohne zu verweilen bald da, bald dort zu erscheinen, auffallend genug war.

Zum Tanze schienen sie sich erst später entschließen zu wollen.

Die grüne Brille hatte die Gewohnheit, jedesmal, wenn sie an diesen, durch weiße zierliche Halbmasken noch unkenntlichen Damen vorbeischoß, ein Compliment hinzuwerfen, das immer mit einem gewissen Kichern aufgenommen wurde; ja als eins seiner rasch hinfallenden französischen Worte sogar einmal durch ein: Bon soir, Monsieur! erwidert wurde, wäre er ohne Zweifel in ein näheres Gespräch verwickelt gewesen, wenn nicht zwei elegante Herren unablässig bemüht gewesen wären, ihn von den beiden Weißmasken zu entfernen.

Auch diese durch große Schnurrbärte und Nasen unkenntlich gemachten eleganten Herren hielten sich unter den Armen aneinander fest. Sie waren fein gekleidet, in schwarzen Fracks mit weißen Piquéewesten, weißen Handschuhen, weißen Halsbinden. Man mußte sie für gewandte Erscheinungen der Salonwelt halten,

hätte ihre Sprechart nicht auf einen geringeren Ursprung hingewiesen.

Wie sich die grüne Brille einige mal durch diese beiden Herren gewaltsam von den beiden Weißmasken abgedrückt fühlte, schlich er diesen vorsichtig nach und hörte auf einem Seitenwege an den Hecken hin, daß die eleganten Männer folgende Worte in gemeinstem Dialekt wechselten:

Sie sind's!

Glaubst du?

Die mit der Rose im Haar ist die ältere —

Doch nicht die älteste —

Bewahre! Die mittlere! Sieh! Sie sehen sich um —

Wenn sie uns erkennen, werden sie nicht mit uns tanzen.

Glaubst du, daß sie so stolz sind?

Um uns zu heirathen, nicht. Aber so für einen Ball sind wir ihnen zu gering.

Man kennt uns nicht. Wir haben die feinste Garderobe . . .

Die Ludmer hat's gleich bemerkt, daß wir auf fremde Unkosten hergingen . . . Sie wollte uns nachsehen, gut, daß wir ausrissen . . .

Mein Frack ist mir doch zu eng . . .

Bewahre! Nach der Mode muß er eng sein . . .

Nun dann trifft sich's gut, daß der Alte so hager wie eine Spinne ist . . .

Wenn er uns hier begegnete!

Es wäre das erste mal nicht, daß ich ihn in seinen eigenen Kleidern foppte! Aber er ist zu müd von seinen Strapazen.

Vom Möbelwagen!

Den hat die schöne Hexe, die Melanie, recht bei der Nase herumgeführt. Wie mag der Satan Das angefangen haben, den alten langen Storch in das Nest zu locken?

Wo Weiber Sprenkel legen, bleiben wir Alle sitzen.

Weißt du, was ich vorhin für eine Idee hatte?

Wegen Punsch?

Richtig! Das lust'ge Ding — die Jeannette —

Von Schlurck's?

Die ist hier —

Wo? Wo?

Dann sollt' es amüsant werden — Wir suchen sie —

Wo sahst du sie —?

Wenn sie's ist — ich glaube aber mit Neumann —

Neumann ist ihr Bräutigam —

Dem plumpen Tolpatsch wird sie hier nicht die Vorderhand geben — die Jeannette stieß und stumpfte

ihn zurecht, daß er einen ordentlichen Chapeau machen ſollte —

Wenn ſie's nur war —

Ich möchte darauf ſchwören! Nur ein Bischen fuchswild ſchien ſie —

Das kann ſie ſein.

Wahrhaftig! Das iſt ſie wieder —

Hier ſchienen die beiden jungen Stutzer, deren Incognito wir ſehr leicht erkennen, da wir wiſſen, daß wir die vortrefflichen Bedienten Franz und Ernſt aus dem Hauſe der Geheimrathin von Harder in der Garderobe der Excellenz vor uns haben, zu bemerken, daß die grüne, von ihrem aſthmatiſchen Huſten geplagte Brille ſie belauſcht hatte. Sie verſchwanden in einer Gruppe von Neuankommenden und drängten dem Saale zu, wo auch die beiden Weißmasken hin verſchwunden waren.

Die grüne Brille war ſcharfſinnig genug, zu errathen, daß ſie ſich hier unter dienendem Perſonale bewegte und ſchnitt unter ihrer Naſe und dem Schnurrbarte einige ſardoniſche Geſichter.

Dennoch mußte ſie geſtehen, daß die Weißmasken etwas Graziöſes hatten und eine gewiſſe herausfordernde Leichtfertigkeit, die ihr zu pikant erſchien, um die Verfolgung aufzugeben.

mit welcher ſie ihre Heiligthümer behandelten. Sie trugen Futterale darüber und mußten, wenn ſie ſich ſetzen wollten, immer vorher ein Loch in die Erde graben, um ihren Schwanz hinten hineinzuſtecken. Leſen Sie die Reiſebeſchreibungen der ausgezeichnetſten Mandarinen, Sie werden nie etwas von dieſen Menſchen bei ihnen antreffen. Ich kann aber ſagen, daß es ſonſt Leute waren von wiſſenſchaftlicher Bildung; ſie wußten die Talente nach Würden zu ſchätzen und ſie waren bald darüber einverſtanden, daß ich in meiner Heimath zu den Meiſtern gehörte. Ich denke noch mit Vergnügen an die Lobſprüche, welche ſie meinem Styl und meiner Handſchrift ertheilten."

„Wie?" rief der Correſpondent, „dieſe Schwanzmenſchen redeten chineſiſch?"

„Nein," antwortete vornehm der Oberſt; „ſie beſaßen keineswegs die Sprache des Himmels. Man hat keine Vorſtellung von dieſem wunderbaren Volke, wenn man es nicht geſehen hat."

„So reden dieſe Menſchen alſo gar nicht?" meinte ächt chineſiſch Schü-King.

Der Oberſt ſchwamm in Entzücken, daß er um Dinge gefragt wurde, die ſo geſcheidten Leuten, wie er vor ſich hatte, unbekannt waren. Er ſah nachläſſig auf die Frager herab, maß ſie mit geringſchätzigen Blicken, brachte dann ſeine Kleider in Ordnung und begann nun erſt mit wichtiger Miene die verlangte Aufklärung zu geben. „Man muß dies geſehen haben," ſagte er, „um darüber ſo zu ſprechen, wie ich es thun werde. Die Schwanzmenſchen haben allerdings dieſelben Redewerkzeuge, wie die Chineſen, ja ich muß ſogar

Indem sie sich anschickte, gleichfalls dem Saale zuzuschreiten, der eigentlich von der grünen Brille vermieden wurde, hörte sie neben sich die Worte flüstern:

Komm! Komm! Die Weißmasken sind die Wandstablers — die Lore und die Flore! Laß uns fort.

Die grüne Brille wandte sich auf den Namen der Wandstablers um.

Ihr schien dieser Name bekannt zu sein.

Die Wandstablers? verhauchte es auf den fahlen Lippen der schleichenden Person, als sie sich umgewandt hatte zu hören, wer ihr diese angenehme Aufklärung gegeben hatte.

Wie erstaunte der hustende Schleicher, als er geradezu das Eleganteste entdeckte, was er bisher auf dem Fortunaball angetroffen hatte!

Zwei leichte, sylphidenartige Gestalten schlüpften behend, wie Elfen im Mondschein, vor ihm her. Sie hatten die Tracht der sogenannten Fledermäuse, aber angewandt vom winterlichen Carneval auf die laue, liebliche Sommernacht.

Die eine größere weibliche Gestalt war ganz von einem leichten Rosastoff umwallt und hatte eine weiße Kapuze auf. Die andere, ebenfalls mit einer weißen

Kapuze, trug die koſtbarſte Umhüllung von demſelben leichten Stoffe in Himmelblau.

Die Kapuzen entſtanden aus weißen Ueberwürfen, die frei und loſe bis über den Kopf gezogen waren und nichts von ihm ſehen ließen als die maskirte Vorderſeite, deren die grüne Brille, ſo ſehr ſie ſich mühte, nicht anſichtig werden konnte.

Denn die beiden Damen eilten wie auf geflügelten Sohlen und ſchnitten dadurch jeden Verſuch der Männerwelt, ihnen zu folgen, ab.

Die grüne Brille hatte das Wort: Es ſind die Wandſtablers! nicht vergebens gehört. Sie mußte ein zu lebhaftes Intereſſe an dieſem Namen haben und folgte bis in die Dunkelheit, wo ihr die Blaue und die Rothe nicht mehr ſichtbar waren.

Etwas erſchöpft von dieſen Anſtrengungen ſetzte ſich die grüne Brille huſtend auf eine zufällig unbeſetzte Gartenbank, lüftete auch, da es überall dunkel war, einen Augenblick ihre Maskirung und ſammelte wieder Kraft zur Fortſetzung ihrer Anſtrengungen, die aus der Abſicht, ſich nur zu vergnügen, nicht ganz allein hervorzugehen ſchienen.

Ein leiſes Lüftchen, das über die Gärten und Wieſen herwehte, mußte dem Erſchöpften wohl thun. Die rauſchenden Klänge aus dem Tanzſaale tönten

hierher nur noch matt und verhallend. Man befand sich hier am äußersten Gitter der ganzen Einfassung dieser neuen Anlage. Im Sternenlicht konnte man in nächster Nähe nur eine kleine Wiese, dann aber ein großes festungartiges Bauwesen erblicken. Die ungeheuren in die Höhe ragenden Schornsteine ließen dort eine große Fabrik vermuthen. Es war hier in der That ganz in der Nähe die große Willing'sche Maschinenfabrik, an welcher, um die Glut der Oefen nicht für das Tagewerk erkalten zu lassen, auch in der Nacht aus den langen Essen heller Schein und glühende Feuerfunken knisterten.

Wie die grüne Brille sich auf der kleinen Bank ruhte, mit der einen Hand ein seidenes ostindisches Taschentuch nach dem Gesicht führte, um sich den Schweiß zu trocknen, mit der andern an der weißen Farbe der frischgestrichenen Bank fühlte, ob sie nicht etwa noch abfärbte, dann aber eine Bonbonnière hervorzog und einige Pastillen in den Mund steckte, hörte sie hinter sich, wo sie Niemanden vermuthete und selbst durch die Wirkung der Pastillen und den aufhörenden Husten unsichtbar war, zwei Männer in einem ernsten, mit der heitern Regsamkeit des Abends in keinem Zusammenhang stehenden Tone sich unterhalten.

Die Männer nahmen mit ihm Rücken gegen Rücken

auf einer jenseit des trennenden Gebüsches in einem andern Gange stehenden Bank Platz und ließen sich nur dann zuweilen unterbrechen, wenn von einem Vorübergehenden eine Störung stattfand.

Sie sind ein Thor, sagte der Eine ziemlich rauh und hart, daß Sie Ihr junges Leben so unnütz verzetteln und nicht endlich einmal Anstalt machen, für Ihre Zukunft einen dauernden Grund zu legen. Was soll aus Ihnen werden? Sie haben Talent, Kenntnisse, freilich keine geregelte Erziehung, aber dazu bedurfte es einer nur kurzen Zeit und Sie würden Vieles nachholen, was Ihnen noch fehlt. Nur müßten Sie dies Träumen und Lungern aufgeben und etwas Solides anfangen. Es ist die höchste Zeit oder Sie sind verloren!

Der Andere antwortete mit einer schwächeren, aber sanften und hochklingenden Stimme:

Ich bin krank. Mein Leben ist verpfuscht. Noch einige Jahre und ich breche mir einmal den Hals durch Zufall oder mit Absicht. Das wird das Ende sein . . .

Gehen Sie weg! Sie sind ein Thor! sagte der Andere. Freilich müssen Sie sich ruiniren, wenn Sie heute einmal im Felde schlafen, morgen eine ganze Nacht so durchrasen, wie ich Sie vorhin im Saale

bemerkt habe. Sehen Sie! Wie erhitzt Sie sind! Wie Ihre Brust keucht! Wie Ihre Hände glühen! Sie sind auf dem besten Wege zur Schwindsucht!

Das ist der Tanz nicht, sagte der Andere. Das ist mein Glück, meine Freude, die an mir zehrt.

Haben Sie Glück, Sie Freude? Ein Mensch, der im dritten Hofe eines erbärmlichen Hauses wohnt, drei Treppen hoch, links und rechts von Armuth und Elend umgeben? Ich weiß, daß Sie nicht darben. Der Justizrath liebt Sie väterlich, liebt Sie wie einen Sohn. Und wissen Sie, manchmal kommt es mir vor —

Halt! Mir ist schon Vieles vorgekommen . . .

Als wäre der Justizrath selbst Ihr Vater.

Daß Sie der Teufel hole! Das wäre mir nicht lieb! antwortete der Andere rasch.

Warum nicht?

Mein Vater? Sagen Sie Das nicht wieder!

Was wäre da? Sie sind ein Waisen-, ein Findelkind! Sie führen den Namen Hackert von dem Pathen, den man Ihnen im Waisenhause gab. Es war ein Kaufmann, der dem Waisenhause gerade gegenüber wohnt und nichts dagegen hatte, Ihnen seinen Namen zu geben, weil er vom Waisenhause lebt. Durch

welche Teufelei, wenn mich doch der Teufel holen ſoll, kamen Sie an den Juſtizrath?

Das weiß ich nicht — aber mein Vater! Nein, Das wäre eine weinerliche Komödie, wie ich ſie einmal für zehn Silbergroſchen im Theater ſah. Gehen Sie weg, Herr Oberkommiſſär! Sie haben Muße Romane zu leſen. Pfui Teufel! Kommen Sie; Das konnte mich raſend machen! Laſſen Sie mich tanzen! Hören Sie: Polkatöne! Komme doch! Komme doch, holde Schöne!

Aha! Ich merke, Sie können meine Vermuthung nicht ertragen, weil Sie nun merken, warum Schlurck —

Der Andre pfiff.

Sie aus dem Hauſe geworfen hat.

Laſſen Sie mich los! Die Polka fängt an . . .

Sie tanzen nicht! Sie ſollen vernünftig ſein! Wiſſen wir nicht Alle, daß Sie mit dem ſchönen, kecken Mädchen, mit der Melanie . . .

Stille! Erſt: Wir? Wer ſind die Wir?

Die, die ſcharfe Augen und nebenbei mit Schlurck, Bartuſch und andern Stützen der Gerechtigkeit mancherlei zu thun haben. Auch Dienſtmädchen plaudern — Eben ſprach ich Jeannetten —

Sie iſt hier?

Die Schlurck's müſſen toll ſein. Sie werfen alle

Leute zum Hause hinaus und bilden sich ein, wenn man auf den Mund fällt, wächst er Einem zu.

Was ist mit Jeannette —?

Der Kutscher Neumann brachte sie her. Sie wüthet. Ihr Fräulein hat ihr heute Abend vor zwei Stunden den Dienst gekündigt.

Sie tanzt aus Zorn — ich aus Freude! Ein andermal umgekehrt. Es werden mir noch manche folgen.

Reden Sie vernünftig! Diese Jeannette ist bös; und wenn Sie Melanie lieben —

Meine Schwester?

Wirklich? Glauben Sie's nun?

Nimmermehr!

Oder ob nicht — Sie schweigen doch wenigstens. Obgleich Sie viel verrückte Streiche machen, schweigen Sie doch. Ich schätze an Ihnen Ihre Diskretion und Ihre schöne Handschrift, Hackert. Jeannette wird aber nicht schweigen. Sie rast, sie droht ... Das Fräulein wäre heute Abend von Harder's nach Hause gekommen, hätte getobt und gelärmt, geweint, geschrieen, die Hände gerungen, einen Brief geschrieben —

An Lasally ...

Sie scheinen das Alles zu wissen?

Dann? Dann? Fahren Sie fort!

Dann wäre ſie in's Schlafzimmer gegangen, hätte ſich ausgezogen, das Licht eben auslöſchen wollen und mit der Lichtputze in der Hand —

Kennen Sie keinen Geſchwindmaler? Ich wünſchte, man könnte das Leben ſtenographiren.

Mit der Lichtputze in der Hand ihr geſagt: Jeannette, deine Plauderei in Hohenberg, dein Zuſammenſtecken mit Hackert, deine gottloſe Zunge mit den Knechten Laſally's, dein Punſchtrinken mit den Bedienten der Geheimräthin, deine angeberiſchen Schändlichkeiten, daß ich den Prinzen Egon von Hohenberg in einem fremden Abenteurer vermuthet hätte, alles Das macht dein Maß voll. Morgen früh will ich dich nicht mehr ſehen. Damit drängte ſie Jeannetten zur Thür hinaus, riegelte zu, löſchte das Licht aus . . .

Und ſchläft und träumt . . . von ihrem Bruder? Wo iſt der Geſchwindmaler?

Beſter! Sie ſpotten doch nur! Aber Jeannette iſt viel ſchlimmer als Sie . . . die ſagt rein heraus . . .

Man ſchneidet ihr die Zunge aus.

Dann ſpricht ſie in Zeichen, die ſo deutlich ſind, daß . . .

Man ſie würgt . . .

Sie, glaub' ich, konnten ſchneiden und würgen

ohne Messer und Stricke, Sie haben den Verstand dazu — deshalb komm' ich auf meine Vorschläge zurück — wählen Sie sich einen Beruf, zu dem Sie Talent haben —

Die Jeannette! Die verläßt auch das Haus?

Die Zeit wird immer verwickelter. Sie braucht Köpfe —

Bläst das Licht aus und schläft . . .

Sie haben das wunderbare Talent einer Handschrift, in der Ihnen der erste Schreibmeister der Akademie nicht gleichkommt . . . Schmelzing ist ein Stümper gegen Sie . . .

Blast das Licht aus und schläft — . . .

Geben Sie mir die Hand! Schlagen Sie ein! Sie werden von Morgen an, im Einverständniß des Polizeipräsidenten, bei mir . . .

Hackert stand wie abwesend, gab die Hand und Par wollte eben mit seinen Anträgen deutlicher hervortreten, als die grüne Brille die Worte rufen hörte:

Maske vor! Getanzt! Getanzt!

Dieser Ausruf kam nicht von dem Andern, überhaupt nicht von den beiden Sprechern, sondern aus einem dritten und weiblichen Munde.

Die grüne Brille hatte sich leise umgedreht und erblickte mit Erstaunen, daß zwischen die beiden

Sprecher eben die blaue und die rothe Maske gefahren waren.

Die Rothe hatte den wenig Widerſtrebenden, der auf die Vorſchläge des Andern halb ſchon einging, leidenſchaftlich in dem Moment des Handeinſchlagens ergriffen und ihn mit den Worten: Getanzt! Getanzt! von der Bank auf- und fortgeriſſen.

Die kleine Blaue hüpfte nach. Mit einem Fluche war der Andere, der ſtattliche Herr Oberkommiſſär, aufgeſtanden, während die drei wie flatternde Vögel davonſchwirrten . . .

Hackert, denn dieſer war der ſo plötzlich aus den Schlingen des Oberkommiſſärs Par Entführte, Hackert wußte nicht, wie ihm geſchah . . .

Die rothe elegante Dame war ihm völlig unbekannt. Ebenſo wenig wußte er, wer die an ſeiner linken Hand nachhüpfende Blaue war.

Raſch durchflog er die Reihe ſeiner Bekanntſchaften. Er hatte deren hier unendlich viele. Denn wir ſagten ſchon, daß er zu den leichtſinnigſten jungen Männern gehörte und ſo wenig ihn ſein Aeußeres, beſonders aber das röthliche Haar empfahl, ſo unfähig er war, dauernde Verbindungen zu ſchließen, ſo konnte es wol ein Act alter Anhänglichkeit ſein, daß ihn hier ein ſchwärmender Nachtvogel entdeckte und zur

zugeben, daß ſie ſich derſelben wie wir bedienen, obſchon die wenigen Worte, die in ihren Dictionären ſtehen, nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit der Sprache des himmliſchen Reiches haben. Wo bekommen ſie alſo die Worte her, die ihnen noch fehlen? Ich bin in dem Lande geweſen, ich kenne die Schwanzmenſchen wie ſie ſind. Es iſt lächerlich zu glauben, daß ſie ſich die Worte entgehen laſſen, für welche ſie keine Laute haben. Behüte! Sie haben eine andere Sprache, die in ſtummen Geſten beſteht und in welcher man es zu einer ſeltenen Vollkommenheit bringen kann. Ich kann mich davon ſelbſt als Beiſpiel anführen. Es iſt hier nicht davon die Rede, daß man die nothdürftigſten Wünſche und Gedanken in einigen unbeholfenen Fingerzeigen ausſpricht, daß man, um Brod zu haben, auf eine Aehre, um Fleiſch zu haben, auf einen Hammel zeigt. Nein, es gibt darin Stufen, die zu einer unbeſchreiblichen Präciſion führen. Sollte man es glauben, daß man durch Schnellen der Finger, durch Umkehren der Hand, durch Berühren der Naſenſpitze eine Rede halten kann, die von den Gebildeten als vortrefflich beklatſcht wird? Allerdings muß dies Alles mit einer ſeltenen Gewandtheit und mit gewiſſen feinen Kunſtgriffen geſchehen, deren Auseinanderſetzung mich zu weit führen würde. Ich kann nur ſo viel ſagen, daß ich den Ruhm einer phantaſiereichen und numeroſen Diction, der mich noch nie verlaſſen hat, auch hier zu behaupten wußte. Alle Welt war erſtaunt. So tiefſinnig, ſo gedankenreich, ſo blühend war noch nie mit Fingern geſpielt worden."

Ein Freudengeſchrei unterbrach die Lügenberichte des eitlen Gecken. Die Matadore und Picadore hatten ſich mit großen, beſchlagenen Stöcken rings um das Schlachtfeld her-

Erinnerung alter Stunden zum Tanze, in dem er ein kunstvoller Meister war, entführte.

Dennoch kam er von dieser Vermuthung bald zurück.

Der Anzug war so neu, so elegant, der Kopfputz so geschmackvoll und nach eigner Idee ausgeführt, die Aehnlichkeit der beiden Damen so auffallend und wie im Einverständniß angelegt, daß er hin- und herrieth, aber von seiner Begleiterin immer auf jeden Namen nur ein Kopfschütteln erhalten konnte . . .

Es war nicht möglich so rasch in den Saal zu dringen. Er hatte Zeit ein Gespräch anzuknüpfen. Er fragte rechts die Rothe, links die Blaue. Mit verstellten Stimmen wichen sie ihm aus und spannten seine Neugier nur immer mehr auf die Folter.

Endlich waren sie im Saale und die rothe Dame, die sich im blendenden Schein des Gaslichtes nur noch anziehender ausnahm und die größte Begier erregen mußte, ihre schwarze Maske gelüftet zu sehen, trat mit Hackert zum Tanze an. Aber die blaue, die nun allein stand, blieb jetzt auch nicht ohne Tänzer. Ohne lange Wahl war sie in die Reihen mit hineingerissen und tanzte mit einem ihr völlig unbekannten jungen Militair, der unter seiner Uniform eine feine elegante Piquéweste trug und an dem goldenen Strei-

fen ſeiner Uniform zeigte, daß er ſchon einen höheren Grad erreicht hatte.

Das Gewühl war zu ſtark. Man konnte nur einmal herumtanzen und mußte dann eine Weile auf friſche Lücken warten . . .

Hackert aber ließ ſich nicht hindern, im Tanzen fortzufahren, es war ein gewandter, wilder, allgemein bewunderter Tänzer, — wobei er aber ſtatt röther, nur immer bläſſer wurde . . .

Während die blaue Dame ſo neben dem jungen Militair ſtand und ſich gefallen laſſen mußte, daß ſie trotz ihrer Eleganz hier von Denen zum Tanze aufgefordert wurde, die das Lokal einmal beſuchten, hörte ſie hinter ſich die Worte flüſtern:

Quelle aimable danseuse!

Die Wirkung dieſer franzöſiſchen Anrede auf die kleine blaue Dame war unglaublich.

Sie wandte ſich um, ſah, daß die grüne Brille unter dem Barte ihr zulächelte und gerieth darüber ſo in Verwirrung, daß ſie ſich von dem jungen, hübſchen Soldaten losriß, um Entſchuldigung bat und davonſtürzte . . .

Dieſer glaubte, ſie wäre krank und wollte ihr folgen.

Nein! Nein! antwortete ſie und hielt ihn zurück.

Fast beschämt wurde der junge Krieger, als er glaubte, er hätte wol Unrecht gethan, eine so elegante Dame aufzufordern und traurig zog er sich an die Wand zurück, um denen Platz zu machen, die ihren Tänzern nicht nach der ersten Tour so spröde davongingen.

Die grüne Brille irrte sich durchaus nicht, wenn sie annahm, daß ihrer französischen Anrede wegen die Himmelblaue aus dem Saale eilte und ihren Tänzer stehen ließ.

Sie benutzte die Wahrnehmung und ging ihr hüstelnd nach.

Die kleine Dame sah sich ängstlich um und floh förmlich.

Mais, ma belle — rief die grüne Brille und wagte es den Arm der kleinen Dame zu ergreifen.

Dieser zitterte . . .

O lassen Sie mich! Ich schäme mich! waren die Worte, die an das Ohr der grünen Brille drangen und darauf hin versuchte der Asthmatische ein deutsches Gespräch anzuknüpfen, dessen gebrochene Töne auf die kleine Blaue nur noch erschreckender wirkten.

Sind Sie's denn? O Gott, was werden Sie von mir denken? rief sie, als sie Beide mehr in der entlegenen Partie des Gartens waren.

Daß Sie ſind ein kleiner Engel — eine von den drei Grazien, die verſtehen zu tanzen à merveille. Machen Sie doch auf Ihre Maske, kleiner Engel!

Die Blaue ſchien nach dieſen Worten zu begreifen, daß ſie ſich doch wol geirrt haben mochte und viele Menſchen in Frankreich wohnen, die gerade hier in Deutſchland anweſend ſein konnten, nicht blos der Eine Einzige, von dem ſie ſich zu ihrem Todesſchrecken angeredet glaubte . . .

Dennoch vertraute ſie noch nicht ganz ihrer Täuſchung, ſondern ſagte mit großer Naivetät:

Es iſt mir nicht im Traum eingefallen, auf dieſen Ball zu gehen, aber meine Freundin hat mich überredet und ihren Bitten konnt' ich's nicht abſchlagen

Dieſe rothe Tänzerin, ſagte die grüne Brille, hat ſehr viel Geiſt zu Unternehmungen und hat mich entzückt durch ihre Hardiesse . . .

Hardiesse? fragte die Blaue. Iſt Das . . .

Die grüne Brille lachte über die Verlegenheit des Kindes und ſagte:

Sie kleiner Engel haben nicht ſo viel von Hardiesse . . .

Der blaue Domino glaubte, die grüne Brille

ſprächе von einem Gegenſtande der Garderobe und ſagte in aller Unſchuld, ob Das eine Mode wäre?

Ha! Ha! Hardiesse iſt eine große Mode aller Damen, ſagte der Franzoſe, für die, welche beſuchen die Bälle der großen Oper. Ich bewundere Ihre Coſtümes! Es ſind Coſtümes der Phantaſie!

Von Flor, berichtigte die Kleine. Es ſind Ballkleider, die nicht für uns gemacht wurden. Wie wir ſie werden bezahlen können, mag Gott wiſſen!

Auf dieſe Aeußerung hin mußte die grüne Brille laut lachen.

Die Naivetät dieſer deutſchen „Griſette" die ſogleich eingeſtand, daß ſie hier mit unbezahlten Kleidern auf dem Balle war, machte die grüne Brille ſoviel Vergnügen, daß ſie überdreiſt, ja widerlich wurde und auf eine volle Börſe deutete.

Mein kleines Herz, ſagte der Fremde, komm! Wir werden uns amüſiren! Wir wollen eine kleine Loge nehmen und ſpeiſen zuſammen zu Nacht. Und morgen früh werd' ich deine Kleider bezahlen . . .

Als die Blaue dieſe Zumuthung hörte und nun ihren vollen Irrthum erkannte, ſchien ſie in eine Verzweiflung zu gerathen, die nicht künſtlich war.

Die grüne Brille hielt ſie aber für künſtlich, ſchlang den Arm um die ſchlanke Hüfte der gewaltſam Wider-

ſtrebenden und zerrte ſie in die dunkleren Bosketts, indem er ſich beugte, um das halb weinende Mädchen zu küſſen . . .

Laſſen Sie mich! Ich rufe um Hilfe! ſtöhnte das kleine Mädchen unter den gewaltſamen Umarmungen des ſchleichenden Lüſtlings.

In dieſem Augenblicke aber fühlte er ſtatt eines Kuſſes, den er auf der rechten Wange erwartete, auf der linken eine gewaltige Ohrfeige.

Der roſa-rothe Domino hatte ihn in dieſer vertraulichen Form ihre weißen Handſchuhe fühlen laſſen.

Lachend zog die Roſarothe die beängſtete kleine Blaue aus des Erſchrockenen Armen und verſchwand mit ihr hinter den Hecken.

Die grüne Brille ſtand von dieſer Störung ſehr unangenehm überraſcht da.

Es entging ihr nicht, daß dieſe Scene Zeugen gefunden hatte. Man umſchlich ihn. Er glaubte ſogar jenen Oberkommiſſär zu erkennen, der vorhin mit Hackert geſprochen hatte und der ihn mit ſonderbarem Blinzeln betrachtete, während er die rechte Hand in die Bruſttaſche ſteckte.

Eine luſtig daherkommende Geſellſchaft, Arm in Arm verſchränkt, befreite die grüne Brille zu ihrem Glück von einer unangenehmen ferneren Beaufſichtigung;

denn sie mischte sich, wie zu ihnen gehörend, unter die jubelnden Sänger, die auch seinen erwachenden Husten deckten.

Hurrah! riefen diese, ihre Hüte schwenkend und zogen mit kleinen chinesischen Traglampen unter den Bäumen vorüber. Unter ihnen Mädchen, leicht und behend. Hinterher schwerer Tretende in Reitstiefeln, die entweder wirklich ihr übliches Costüme angelassen hatten oder dies nur trugen, um Das zu scheinen, was sie vielleicht nicht waren. Dabei wurden Flaschen, Gläser, Hüte geschwenkt und Lieder halb angestimmt, halb wieder mit rauhen Dissonanzen abgebrochen . . .

Oberkommissär Par fragte eine neben ihm stehende gleichfalls sehr zugeknöpfte Person:

Ah! guten Abend. Herr Assessor Müller . . . Sehen Sie sich auch dies Treiben an? Wer sind diese?

Der Angeredete, der nicht blos zum Vergnügen anwesend war, antwortete:

Der sogenannte Jockeyklub!

Aus der Schloßstraße doch nicht?

Nein, nein, die wirklichen Jockeys, die sich wie ihre Herren auch zu einem Verein gebildet haben.

Die wüsten Bursche — Ich kannte Einige — von Lasally — nicht wahr?

Die mit den kleinen Reitgerten. Eingebildete

Schlingel, die ſich in ihren kurzen Jacken und Schnüren für ſchön halten! In Schnurjacken durften ſie natürlich nicht kommen: aber Sporen und Reitgerten haben ſie doch an den Füßen. Zu tanzen iſt ihnen mit Sporen verboten worden. Deshalb lärmen ſie hier herum.

Wer mögen nur die eleganten Herren ſein, die mit den Wandſtablers dort angebunden haben?

Kann ich nicht ſagen. Sie ſind ſchon lange mit ihnen im Geſpräch ...

Die koketten Mädchen wollen heirathen, deshalb tanzen ſie nicht und binden lieber ſolide Verhältniſſe an ...

Müſſen ſie denn aus dem Hohenberg'ſchen Palais? fragte der Aſſeſſor Müller, der auf der Polizei die erſten Verhöre führte und von Hackert, wie wir uns entſinnen werden, auf der Landſtraße in der Bleuſe des Prinzen Egon vermuthet wurde.

Wenn der Prinz wieder geſund wird, gewiß; ſagte Par. Jede neue Regierung ſtürzt die Creaturen der alten.

Ich habe die Wandſtablers gefragt, der communiſtiſche Franzoſe iſt wirklich nur des Prinzen wegen von Paris gekommen... Wenn der Prinz geſund wird, werden wir ſchöne Sachen erleben. Der Polizeipräſident ſchüttelte den Kopf über dieſe Verbindung ...

Auf Bällen und bei den Arbeitern sieht man den Franzosen noch nicht — darin waren die pariser Berichte falsch.

Angekündigt ist Herr Armand im Maschinenbauverein, sagte der unterrichtete Assessor Müller. Ich glaubte, vorhin ihn sogar hier zu entdecken. Aber es ist ein Andrer. Wer mag nur hinter der grünen Brille stecken?

Es scheint ein Mädchenjäger zu sein. Politik treibt der nicht. Auch paßt das Signalement nicht.

Hat man von Nr. 2 noch nichts beobachtet, ein Signalement, das uns durch gesandtschaftliche Vermittelung über England so dringend anempfohlen wurde?

Von der schwarzen Binde? Noch nichts . . .

Sie kommt her, — behalten Sie ja das Signalement vor Augen — Kümmerlein und Mullrich auf der Sternwarte sollen alle Tänzer fixiren —

Sechs und fünfzig Jahre und noch tanzen, Herr Assessor?

Wer sich so mit Gewalt jung macht? So seine Züge versteckt? So sich an die Weiber hängt? Friseur Schmidt behauptet, er hätte einen kahlen Schädel . . .

Begierig bin ich, für wen er beim Juwelier Israëli die vielen Ketten und Brochen gekauft hat!

Ein Engländer iſt's nicht und wenn er zehnmal Murray heißt und amerikaniſche Piaſter ausgibt.

Pſt, Herr Aſſeſſor! treten Sie gefälligſt zur Seite! Es kommt da Einer! Mit Dem hab' ich zu ſprechen.

Hackert! ſagte der Aſſeſſor Müller lachend. Angeln Sie immer noch nach ihm? Der Narr ſoll in Güte kommen, daß man ihn nicht einmal mit Gewalt holt!

Der Aſſeſſor entfernte ſich und der Oberkommiſſär trat auf Hackert zu, der in großer Aufregung ſuchend, umſichblickend daherkam.

Nun, ſagte Par, wen ſuchen Sie denn? Ihre Rothe? Was iſt denn Das für ein Paradiesvogel?

Das frag' ich Sie! So bin ich nie geneckt worden! ſagte Hackert athemlos. Mitten im Tanz iſt ſie von mir fort: dem Soldaten, der mit der Blauen tanzte, ging's ebenſo. Der ſucht die Blaue, ich die Rothe — verdammte Fledermäuſe!

Schonen Sie ſich, Hackert! Sie laſſen einmal recht wieder die Zügel ſchießen. Vor zwei Jahren waren Sie durch Ihre Tanzwuth der Schwindſucht nahe und noch geb' ich nichts auf Ihre Bruſt . . .

Und doch ſoll ich ſchreiben — immer ſchreiben — das niederträchtigſte Metier, das nur für die alten Mönche einmal gepaßt hat, die ihren Bäuchen von Herzen die Schwindſucht wünſchten!

umgeſtellt und die Stiere wurden jetzt von entgegengeſetzten Seiten losgelaſſen. Sobald ſie ihre Freiheit fühlten, bohrten ſie mit ihren Hörnern den Raſen auf, ſchlugen aus und ſchienen von den ſtärkſten Symptomen der Wuth befallen. Sie griffen ſich nicht ſogleich an, ſondern gingen an einander vorbei, betrachteten ſich ſeitwärts; und wie ein ins Waſſer fallender Tropfe immer größere Kreiſe zieht, näherten ſie ſich immer mehr dem Mittelpunkte, den es zu erobern oder zu erhalten galt. Wenn ſie ſich ſo gewendet hatten, daß ſie ſich gerade gegenüber ſtanden, ſo rannten ſie ungeſtüm mit den Köpfen an einander; die Hörner verwickeln ſich, alle Muskeln treten an den ringenden Thieren hervor, der Boden zittert unter ihren Füßen und es kracht entſetzlich, wenn ſie mit ihren felſenharten Stirnen zuſammenſtoßen. Hier und da ſinkt einer der kämpfenden, die Wärter ſpringen hinzu, fangen den Sieger mit Seilen, ziehen ihn zurück und retten den bedrängten Schwächeren. Es kam in allen dieſen Anläufen niemals zum Aeußerſten; denn dieſe Stiere, ſo ſchwer aus dem Süden zu transportiren, wollen erhalten ſein und Tibet iſt ein kirchliches Land, das nicht nach Blut dürſtet.

Dieſe Scene erneuerte ſich zu wiederholten Malen. Die Chineſen, die langweiligſten Geſchöpfe der Welt, wurden nicht ſobald durch das Einerlei einer ſolchen Beluſtigung gelangweilt, ſondern ſie hatten Luſt, bis auf den letzten Mann und den letzten Stier auszuharren, als hätten ſie Geld für ihre Sitze gezahlt.

In der erſten verſchnaufenden Pauſe hätte der Oberſt ſehr gern ſeine fabelhaften Reiſen weiter gelogen; aber wie begierig auch ſeine beiden Zuhörer darauf geweſen ſein mochten, ſo verhinderte ſie doch alle am Sprechen und Hören ein

Und manchmal ſchließen Sie ſich doch ab, als wollten Sie in's Kloſter. Die Welt iſt Ihr Schauplatz, aber Sie hören nicht auf die Stimme Ihres wahren Berufes.

Ich höre ſchon, wenn Sie mir nur nicht wieder einen Vater geben, den ich nicht mag —

Und eine Schweſter, die Sie heirathen wollen oder ſchon geheirathet —

Par! Ich würge Sie ... oder ich rufe nur Ihren Namen noch einmal und alle Obſervaten ſchlagen den Oberkommiſſär nach 12 Uhr ſelbſt todt.

Die Rothe iſt Melanie, Hackert ... Das erſte Mal wär' es nicht, daß Sie Fräulein Schlurck tiefmaskirt auf die Bälle führten. Nachts ſchlief Alles im Hauſe und Melanie ſchlüpfte mit Ihnen auf einen Tanzſaal, den das Mädchen nur ſehen wollte, nur hören wollte. Das Abenteuerliche lockte ſie ... Nicht wahr?

Hackert ſchwieg. Der Oberkommiſſär wußte zuviel von ſeiner Jugend, als daß er hätte läugnen können.

Jeannette, ſagte er bitter, Jeannette wird Ihrer Wißbegier viel erzählen müſſen, Herr Par ...

Da wurd' es freilich ſchon anders, als die kam, fuhr Par fort. Das Mädchen bekam Begriffe von

Schicklichkeit und die Augen der Aeltern ſetzten Brillen auf. Aus Liebe wurde ja wol ſogar Haß? Nicht? ... Aha! Sie ſchweigen! Werden Sie vernünftig! Geben Sie Das auf! Schlurck's haben Engelſeelen, daß ſie Ihnen noch heute wie ihrem Kinde gut ſind. Aber Melanie geht hoch hinaus. Jeannette ſpricht von Fürſten. Warum nicht? Sie iſt das ſchönſte Mädchen in der Monarchie glaub' ich. Aber Sie ſollten Ihre Träumereien in den Schornſtein hängen oder vielleicht Etwas werden, was ſie hebt vor Schlurck's, Ihnen einen Charakter gibt. Verſtehen Sie? Dann könnten Sie hintreten und ſagen: Melanie, ich bin jetzt ...

Was?

Das findet ſich! Raffen Sie ſich zuſammen — kommen Sie morgen mit mir zum Polizeipräſidenten — er hat etwas für Sie — Wollen Sie? Schlagen Sie ein!

Eben wollte der Oberkommiſſär ausſprechen, wodurch Hackert's Genie ſich eine Bahn brechen könnte, eben reichte dieſer mechaniſch und träumeriſch ſeine Hand hin, als ſie wiederum von der jungen, rothen, eleganten Tänzerin ergriffen und dem drängenden Werber zu ſeinem größten eigenen Erſtaunen entführt wurde ...

Der blaue Domino hing ſchon halb widerſtrebend am Arme des jungen hübſchen Soldaten ..

Der Oberkommissär, von der Keckheit jener Unterbrechungen jetzt selbst unangenehm berührt, folgte den zum Saale fliegenden beiden eleganten Tänzerinnen nun mit beschleunigten und, wie zu irgend etwas entschlossenen Schritten.

# Elftes Capitel.

## Der rothe Domine.

Welch' ein Gegensatz zu jenem rauschenden Gewühl der Sinnenlust, der Vergnügungswuth und des gedankenlosen Uebermaßes der Freude die dicht daneben befindliche große Willing'sche Maschinenfabrik!.

Am Tage rauscht es, lärmt es und tobt es auch hier. Da steigen schwarze Wolken aus zehn thurmhohen Schornsteinen, die Eisenhämmer dröhnen aus den gewaltigen Werkstätten, in den Glühöfen siedet es, der große Ventilator, mit dem gegen hundert Schmiedefeuer zu immer lichterloher Gluth geblasen werden, stößt ächzende, singende Töne aus und zu dieser Musik der menschlichen Arbeit und des die Materie bewältigenden Gedankens wiehern die Rosse, die achtspännig die hier gebauten Locomotiven in die entferntesten Gegenden führen, um Kunde zu geben von der gewal-

tigen Thätigkeit vereinter Menschenhände und der gefesselten Naturkräfte.

Aber auch ein schlafender Riese schnarcht nicht wie ein gewöhnlicher Mensch.

Die Hämmer wurden zwar jetzt um zwölf Uhr in der Nacht nicht geschwungen, die furchtbaren Raspeln dröhnten nicht markerschütternd in den Werkstätten, der helle Metallklang der hohlen Cylinder erscholl nicht dazwischen, vielleicht wohllautend für das abgestumpfte Ohr, und doch war der Riese in seiner gewohnten Thätigkeit nicht ganz erstorben. Er schlummerte nur, um neue Kraft zu sammeln. Auch im Schlummer hielt er seine starke Hand geballt und zuckte zuweilen mit den Augenliedern, als träumt' er von neuen Heldenthaten. Sein Schnarchen war wie das lebendige Athmen gewöhnlicher Menschen.

In den Schmelzöfen ging die Glut die ganze Nacht nicht aus. Die langen Schornsteine durften nicht kalt werden. Die große Dampfmaschine, die das Gebläse zu den Cupolöfen der Eisengießerei trieb, ruhte nicht. In langsam feierlicher Bewegung gingen ihre Hebel und Stempel auf- und abwärts und hielten jene furchtbare Kraft gleichsam in gelindem Athem, die in der Frühe um sechs Uhr wieder gewaltig ausholen und wie mit vollen Lungen vereint die Kraft

von tauſend Menſchen erſetzen ſollte. Die Nachtarbeiter löſten ſich ab. Bei den Vorräthen der Coaks, der Steinkohlen, der Holzkohlen fanden ſich Wächter ebenſo wie in der angrenzenden Gasanſtalt, durch deren unterirdiſche Röhren die ganze Fabrik in Winterabenden durch tauſend Gasflammen erhellt war und auch im Sommer für die Nächte die Bewachung erleichtern mußten. In den Schmelzöfen und an dem Druckwerk des großen Ventilators ... überall kauert ſich ein Wächter, der gelinde und langſam das Tagewerk vorbereitet und die gewaltigen Kräfte nicht zu völliger Ruhe kommen läßt.

Dicht an einem rieſigen Krahnen vorbei, an einem Brunnen, der aus einem großen viereckigen Thurme, dem großen Waſſerbehälter, fließt und nur ein Zeichen der vielen Waſſerarme iſt, die hier unterirdiſch in alle Werkſtätten fließen und überall nur durch einen umgedrehten Hahn jeder einzelnen Thätigkeit dies immer nothwendige Element zuführen, erhebt ſich ein freundliches Gebäude mit großen, bis zur Erde herabgehenden Fenſtern.

Hier im Mittelpunkt des Ganzen iſt das Comptoir, wo die Beſtellungen angenommen, die Bücher geführt, die Zahlungen geleiſtet werden.

Durch die großen Glasfenſter kann man von allen

Seiten die gewaltige Anlage überſehen. Hier liegen nur die Glühöfen in der Nähe, nicht die Werkſtätten, wo das Eiſen ſeine tauſendfachen Formen empfängt und der Lärm zu groß geweſen ſein würde, um nicht die Arbeit der Feder, die die Arbeit der Hand und des Dampfes hier zu controliren hatte, zu ſtören. Hier war der Unternehmer Willing von Technikern und Buchführern umgeben und beherrſchte durch eine einfache, freundliche, beſonnene, nicht im Mindeſten diktatoriſche oder ſich in die Bruſt werfende und doch mächtige Perſönlichkeit das große vulkaniſche Reich.

Auch in dieſer Nacht, während in der Fortuna die Trompete ſchmetterte und die Pauke ihre Wirbel ſchlug, war es zwar ruhig auf den vom Sternenlicht matt erhellten großen Höfen der Fabrik, aber im Innern heute lebendiger als ſonſt in der Nacht.

In jenem Comptoir, beſchienen von dem blutrothen Abglanz der daneben ſtehenden in Thätigkeit erhaltenen Eſſe ſitzt eine Anzahl Männer in verſchiedenen Gruppen zuſammen.

Es iſt ein Uhr Nachts und zwei Gasflammen brennen noch ſo rein und hell auf einem grünen Tiſch, daß ſie die Vorſtellung etwaigen baldigen Erlöſchens nicht erwecken.

Einige Flaſchen Wein, von denen zwei geleert,

ſtehen auf dem Tiſch, auch Braten, auch Brot, auch feineres Gebäck, als hätte ſich ein Leckermund hierher verirrt.

In einem Nebenzimmer, dem abgeſchloſſenen Cabinet des Herrn Willing brennt gleichfalls eine Gasflamme über einem großen grünbezogenen Stehpult, vor dem eben Herr Willing ſelbſt auf einem emporgeſchraubten Drehſeſſel jetzt ſitzt, um ſich nicht zu übermüden.

Er raucht eine Cigarre nach der andern, während er rechnet und von einer Menge vor ihm ausgebreiteter Zeichnungen bald dieſe, bald jene genauer betrachtet und in ihrem Koſtenanſchlage zu tariren ſcheint.

In dem großen Raume vorher ſitzen an dem grünen Tiſche bei dem einfachen Nachtimbiß zwei Männer, der Eine jünger als der Andre, und ſind in einem warmen, angeregten Geſpräche begriffen.

Auch der Jüngere raucht. Der Aeltere aber, ein hoher ſtattlicher Mann, ſpielt mit einem ſilbernen Crayon, das er aus einer neben ihm liegenden Brieftaſche gezogen zu haben ſcheint. Noch liegen viele Zeichnungen, auch einige engliſche Bücher mit eingedruckten Kupfern neben ihm . . .

In einem Winkel liegen drei ſchwarzmützige Feuerarbeiter auf dem Boden und ſind vom halben Schlafe

befangen. In einer Stunde ſchon werden ſie wohl aufſpringen und ihre Kameraden an dem Glühofen ablöſen müſſen, deſſen Schein lebhaft ihr Lager auf Matratzen erhellt und einen andern dunkeln Winkel des großen Zimmers, wo auf einem Sopha ein Knabe eingeſchlummert liegt, mit dem wie magiſch vom Hofe hereinbrechenden Lichte überglüht.

Am Eingange der großen Glashütte ſteht ein einſpänniger ziemlich beladener Wagen mit aufgerichteter Gabel, ohne Pferd.

Der jüngere Mann, der eben aus der dritten Flaſche einſchenkt und von der Cigarre die Aſche am Stuhlrande abdrückt, blickt aus einem ſcharf geſchnittenen, ſarkaſtiſchen, zuſammengetrockneten Antlitz mit Augen, die ſo hell blitzen, daß es uns gar nicht wundern würde, wenn er nach einer wie es ſcheint jetzt vollbrachten ſpäten Arbeit noch auf den Fortunaball ginge. Er ſtrich ſich ſein ſtruppiges, etwas langes Haar und den großen, blonden Knebelbart, den er bis zu einer ſolchen Länge trug, daß er ihn leicht hätte in Knoten ſchürzen können. Es war dies der Maler Max Leidenfroſt.

Sein Gegenüber, der noch immer ſinnend und nachdenklich ſeinen ſilbernen Cravon wiegt und zuweilen nach dem ſchlummernden Knaben auf dem

rotherleuchteten Sopha blickt, iſt Ackermann ... Selmar hatte in jenem Winkel dem Schlafe nicht widerſtehen können.

Das hat lange gedauert! ſagte Ackermann. Ich glaubte nicht, daß uns die Garret'ſche Hebelſäemaſchine ſo lange aufhalten würde.

In die hab' ich mich leichter gefunden, ſagte Leidenfroſt, als in Ihren tollen Cincinnatipflug. Mit dem müſſen Sie ja in die Erde hineinſchneiden wie mit einem Raſirmeſſer in friſche Butter ...

Es kommt auf den Boden an, ſagte Ackermann. Ueberall würde er nicht zu gebrauchen ſein, wie denn überhaupt die Landwirthe darin fehlen, daß ſie theoretiſche Verbeſſerungen für überall anwendbar halten. Der Cincinnatipflug ſoll mir auf moorigem Grunde vortreffliche Dienſte thun, während ich für kallige Gegenden mit der Zeichnung 11 beſſer fortkomme.

Darf ich Ihnen einſchenken, Herr Ackermann?

Ich danke! Wenn ich in geiſtiger Anregung bin, iſt mir eigentlich das Element des Waſſers lieber ...

Sie ſprechen über die Beſtimmung dieſer Maſchinen, die Ihnen Freund Willing liefern ſoll, ſo feierlich, daß auf ihnen ein Segen ruhen muß. Gebe der Himmel, daß Sie ſich nicht täuſchen!

Leidenfroſt ſchüttete ein Glas hinunter.

neues Geſchrei, das an einer andern Seite ausgeſtoßen wurde. Man lachte, klatſchte mit den Händen und dazwiſchen hörte man eine laute gellende Stimme: „Wo geht der Weg nach Peking?“ Das Getümmel kam der Loge des Correſpondenten näher und ſpie endlich einen kleinen, vom Kopf bis zum Fuß rothgekleideten Mann aus, in deſſen ſpaßhaften Begrüßungen und auffallender Kleidung die Bewohner von Laſſa ſogleich einen Luſtigmacher aus den ſüdlichen Provinzen erkannten. Der religiöſe Norden von Tibet muß ſolcher Freuden und Würzen des Lebens entbehren, während man im Süden des Landes bei allen theologiſchen Diſputen, Kaſteiungen und Ceremonien noch immer einige Stunden fand, in denen man ſich gern den Späßen eines gutmüthigen, alten Narren hingab. Doch kannte ihn Jedermann, wenn ſich ein ſo ſeltener Vogel ins Hochgebirge verflogen hatte.

Der Anſtand verlangte, daß der Lärm abnahm, als ſich der Ankömmling dem Sitze des Correſpondenten näherte. Die drei Inhaber dieſer Loge erſchraken aber nicht wenig, als der beſtäubte, unheimliche Gaſt unter beſtändigem Ausruf: „Wo iſt der Weg nach Peking?“ zu ihnen über Bänke und Barrieren ſprang und ohne weitere Förmlichkeiten meldete, daß er Peking hier gefunden zu haben glaube. „Nein, mein guter Freund,“ konnte ſich der Oberſt doch nicht enthalten zu bemerken, „Sie finden hier weder Peking noch Nanking. Dieſer große Stern am himmliſchen Reiche, der Correſpondent des Sohnes, zeichnet ſich durch ſeine Weisheit aus und man hat die Weisheit bis jetzt immer nur in Koang-Tſcheu-Fu geſucht; und was mich anbetrifft, ſo hoffe ich durch mein Benehmen und meinen Anſtand zu beweiſen, daß ich in Su-Tſcheu geweſen bin!“

Amen! sagte Ackermann.

Mir hat es immer einen wehmüthigen Eindruck gemacht, fuhr Leidenfrost fort, wenn ich eine Maschine fertig sah und mir ihre Anwendung dachte. Sie kommt an den Ort ihrer Bestimmung. Macht sie Menschenhände brotlos, so wird sie betrachtet wie ein ruchloser Eindringling. Mit tausend Flüchen beladen geht sie an ihre Thatigkeit und leider haben wir die Erfahrung gemacht, je geistvoller sie zusammengesetzt ist, je großer die Vortheile sind, die sie zu versprechen schien, desto mislicher die Enttäuschung. Man sollte große Werkstätten, sei's nun im Ackerbau oder in der Technologie, von Staatswegen nur deshalb anlegen, damit auf allgemeine Kosten vorher untersucht wird, ob ein solcher theoretischer Traum sich auch der Anwendung lohnt und bewährt. Ich gestehe Ihnen, wenn ich mir denke, daß alles Das oder nur ein Theil von Dem, was Sie so wahrhaft neu und erfinderisch uns heute hier angegeben haben, sich nicht nach Ihren Wünschen machte, mir Das wahrhaft leid thun wurde. Denn Sie sehen an der späten Nachtstunde, mit welchem Vergnügen ich Ihren gedankenreichen Angaben gefolgt bin.

Was verlangen Sie da vom Staat! sagte Ackermann. Selbst erforschen auf eigne Gefahr und Kosten,

was Andern ſchädlich oder nützlich ſein konnte? O mein Gott —

Geſchieht Das nicht wenigſtens in Amerika?

Auch da nicht! Das Leben iſt uns Menſchen gegeben wie ein roher Block, den wir auf eigene Gefahr zu formen und zu geſtalten haben! Wer ſeine Wünſche erreicht, wohl ihm! Wer an ihrer Erfüllung ſcheitert — ſein Beiſpiel iſt belehrend für Den, der auf ſeinen Trümmern weiter baut!

Gräßlich iſt's doch!

Das iſt's.

Ließ' es ſich beſſern?

Annähernd.

Warum nicht ganz?

Weil alle unſre Staaten egoiſtiſch ſind. Die eingefleiſchteſten Ich-Staaten ſind erſt die aſiatiſchen. Nach ihnen kommen die europäiſchen und ich weiß nicht, ob nicht noch in Aſien mehr Garantie des allgemeinen Wohles vorhanden iſt! Denn die Dynaſtieen morden ſich da und können die Staaten nicht auf die Dauer für ihr Eigenthum in Anſpruch nehmen.

Aber Amerika?

Da iſt man wenigſtens verſchont von dem Glauben, daß die Staaten die Emanationen irdiſcher Fürſtenerſcheinungen, die nothwendigen Exiſtenzbedingun-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.

3-598-51032-2
FN. 04306/027

gen noch nothwendigerer Dynastieen sind. Aber jede Gesellschaft, wenn sie auch auf das Interesse der allgemeinsten Wohlfahrt begründet wäre, bekommt auf die Länge ihre Traditionen, ihre besonderen Ueberlieferungen, die sich festsetzen, Form und Gestalt gewinnen und Gesetze aufstellen, die mit der Zeit mächtiger werden als das allgemeine Bedürfniß. Das schaffende Individuum vollends wird sich immer erst seinen Weg bahnen müssen und durch seine eigenen Unglücksfälle weise werden. Ist's im Moralischen nicht auch so?

Sie haben eine trübe Lebensauffassung! bemerkte Leibenfrost.

Ich erheitre sie mir durch die Natur und die Arbeit . . .

Ihrem Knaben werden Sie zuviel Philosophie mit auf den Weg geben. Man liebt als Kind die Väter sehr, die zu leiden scheinen, aber sie fordern uns nicht. In's praktische Leben damit! Mir ist's so gegangen. Ich habe nicht gewußt, was Vater und Mutter ist. Ich bin in einem polnischen Nonnenkloster erzogen, obgleich ich gar nicht katholisch bin. Da wurde ich anfangs wol verhätschelt und verzärtelt. Dann gab man mich in Warschau in ein Priestercollegium, ich sollte convertiren, Mönch werden. Ich brachte mit Nichtsthun, mit Beten, Singen, Lesen, Schreiben, Administriren

beim Hochdienſt (obgleich ich evangeliſch war) bis in mein fünfzehntes Jahr zu. Da ſollt' ich zu den Weihen vorbereitet werden .. es war in Warſchau .. ich entfloh, ward erſt Bedienter bei einem reichen ruſſiſchen Diplomaten, einem gewiſſen Otto von Dyſtra, einem geiſtreichen, buckligen Mann, der mich nur aus Luſt an dem Abenteuer und um die Mönche um eine Seele zu prellen mitnahm ... dann ...

Otto von Dyſtra, ſagte Ackermann ... er iſt jetzt ruſſiſcher Conſul in Amerika?

Sie kennen ihn ...

Von Waſhington her ...

Nun wohl! Wir reiſten damals von Warſchau bei Nacht und Nebel davon. Hier angekommen, ſagte er: Mein lieber Max, hier haſt du hundert Louis-d'ors! Zum Mönch biſt du zu verſchmitzt, zum Bedienten zu dumm, lerne etwas und tummle dich! Als Kind ſchon hatt' ich Heilige geſchnitzt und den Erlöſer aus Brotkrumen gedreht ... ich ging alſo bei einem Drechsler in die Lehre. Bald macht' ich einiges Aufſehen durch meine Bildhauerarbeiten von Holz .. ich war damals ſo geſchmacklos, ſie zu bemalen ... Aber weil die proteſtantiſch- und äſthetiſchgeſinnten Leute hier ſie nun nicht mehr mochten, glaubt' ich, es läge an meiner Unkenntniß der Farbe .. ſo wurd'

ich Maler .. die Malerei hab' ich dann mit Leidenschaft erfaßt ... bin aber doch Alles durcheinander und ich kann wol mit einigem Stolz sagen ... in keinem Dinge, das ich ergreife, ein ganzer Pfuscher. Die Erziehung soll uns das Rüstzeug für gute und schlechte Zeiten geben. Ich besitze durch fremde Güte und Liebe einiges Vermögen ... ich lasse es stehen, wo es steht ... ich will es erst in Anspruch nehmen, wenn diese Hände lahm, diese Füße müde sind.

Ich danke Ihnen für diese interessante Biographie! sagte Ackermann voll Theilnahme und gab Leidenfrost die Hand. Sie meinen, daß ich melancholisch bin, weil ich so wenig Wein trinke? Darauf schenken Sie ein und stoßen an. Es lebe ... das Leben!

Das Leben! Das bunte Leben! Die Schule des Lebens! sagte Leidenfrost und ergriff die Flasche, um Ackermann's Glas bis an den Rand zu füllen.

Als sie angeklungen hatten, erhob sich Leidenfrost, der sehr aufgeregt war und ging zu Willing hinein, der zu ihm, ohne aufzublicken, lachend sagte:

Da bist du nun schon angekommen! Warst sicher lieber auf dem Fortunaball drüben und mußt hier Zeichnungen machen und meine Calculs vergleichen bis nach Mitternacht!

Ein wunderlicher Mensch, dieser Amerikaner, sagte

Leidenfroſt mit gedämpfter Stimme; aber ſo ſeltſam wie ein Prophet. Er hat mich gefeſſelt und ich bleibe ſo lange, bis du zuſammengerechnet haſt, was alle dieſe Angaben etwa koſten würden. Ich will ſeine Miene ſehen, wenn du eine Garantie verlangſt . . .

Wär' ich reich, ſagte Willing und müßt' ich nicht mit fremdem Gelde arbeiten und ſoviel arbeiten, um nur arbeiten zu laſſen, ich könnte mich entſchließen, ihm auch auf Treu und Glauben dieſe Maſchinen auszuführen. Der Verluſt brächte immer noch den reichen Gewinn der Belehrung für meine Techniker. Wie er in dem Einſpänner vorfuhr und mit der ruhigen Haltung eines Miniſters fragte, ob ich Zeit hätte, ihm Maſchinen zu bauen, und ich Ja! ſagte, Zeit genug, wenn es keine Locomotiven und nur kleine Sachen ſind! . . . Wie er dann ſagte: Ob ich ihm den Abend ſchenken wollte, um ſeine Pläne anzuhören und ich dann antwortete: Gern, aber ich muß zu meinem beſten Zeichner ſchicken —

Leidenfroſt wollte eben das ihm geſpendete Lob ablehnen, als Ackermann näher trat. Er hatte einen kurzen Gang durch das große Zimmer gemacht, einen theilnehmenden Blick auf ſeinen ſchlummernden Selmar geworfen und ſtellte ſich, die Hände auf den Rücken

gelehnt, an die Eingangsthür, die in das kleine Cabinet des Fabrikanten führte.

Es läuft wol hoch hinauf? sagte er gespannt, als Leidenfrost schwieg und er ein Gespräch nicht zu stören glaubte.

Es ist nicht leicht, sich jeden Anschlag ganz zu vergegenwärtigen, antwortete Willing. Wenn Sie noch eine halbe Stunde Zeit haben —

Ich raube Ihnen die Nacht. Ich schäme mich, Ihnen zudringlich zu erscheinen.

Wenn Sie sagen, daß Sie Eile haben — und noch diese Nacht reisen wollen ... Bestellungen, die auf mehr als tausend Thaler gehen, nimmt man auch bei Nacht an.

Während Willing fortrechnete und sich Ackermann und Leidenfrost vom Cabinet entfernten, sagte der vielseitige Maler:

Warum eilen Sie so? Bietet Ihnen die Hauptstadt Ihres Vaterlandes, nach so langer Trennung, nicht mehr Zerstreuung, nicht mehr Gelegenheit, das inzwischen entstandene Neue zu besichtigen? Und wenn Sie nicht für sich bleiben, bleiben Sie für Ihren Jungen da!

Ich habe gleich bei meiner Ankunft, sagte Ackermann bewegt, einen für mich sehr empfindlichen Schmerz

angetroffen, die Krankheit eines mir sehr theuren Men-
schen, des jungen Prinzen Egon — kennen Sie ihn?

Er ist seit kurzem von Paris angekommen .. Ich
kenne ihn nicht ...

Er liegt am Nervenfieber so heftig darnieder, fuhr
Ackermann fort, daß ich die fernere Entwickelung die-
ses Leidens nicht abwarten mag. Seine Güter ge-
rade sind es, die ich in Pacht genommen habe und
auf denen ich meine Erfahrungen geltend zu machen
hoffe. Nichts ist unterwühlender, als von der Pein
einer ängstlichen Spannung täglich gefoltert zu wer-
den. Gefaßt auf das Aeußerste, unvermögend zu
helfen, geh' ich. Auch weiß ich nicht, ob Sie mich
darin verstehen. Wenn Jemand jahrelang von der
Heimat abwesend war und er sieht sie in der Absicht
wieder, sich nicht blos der Erinnerung gefangen zu
geben, sondern auf ihrem Boden auch zu wirken und
zu schaffen, so soll man der Erregung des Gemüthes
eine zu lange Herrschaft einräumen. Ich brauche
keine Vorsätze. Sie sind meine Stütze. Ich brauche
meine Lebensauffassungen, wie ich sie mir nun einmal
gebildet habe. Sie sind meine feste Anlehnung. Soll
ich nun hier all' den Menschen begegnen, die ich von
früher kenne ... ja liebe, achte ... aber ... ich
fürchte, mich an sie und sie an mich zu verlieren. Such'

ich den Einen, so wär' es liebles, nicht auch den Andern zu suchen. Thät' ich nun Das, so fänd' ich kein Ende und von meinen ernsten Aufgaben käm' ich ganz ab. Deshalb hab' ich mich entschlossen, dies Wiedersehen und Wiederbegrüßen, dies Erinnern und Gedenken, auf eine Zeit aufzusparen, wo ich mich schon wieder fester in dieser alten Welt eingewurzelt fühle. Ich will rasch, ohne Zögern, an die Aufgabe gehen, die mir für's Erste die wichtigste ist.

Leidenfrost konnte nicht umhin, diese Absicht vollkommen zu billigen und zu erklären, daß er im gleichen Falle ganz ebenso handeln würde.

Sie sind also Maler, hor' ich mit Erstaunen, bemerkte Ackermann, als sie sich wieder gesetzt hatten.

Daß Sie aber auch mehr als Oekonom sind, glaub' ich gleichfalls errathen zu können, antwortete Leidenfrost.

Allerdings, sagte Ackermann; ich bin meines Zeichens ein Stubengelehrter, ein gelernter Jurist, dann Philosoph, Politiker — ich habe Vieles, wie Sie durcheinander studirt, bis ich von allen meinen ideellen Flügen auf die alte Muttererde zurückkam. Aller zu allen Zeiten bin ich doch immer nur sozusagen Eins gewesen. Sie arbeiten aber à deux mains.

Doch nicht! sagte Leidenfrost. Ich war immer

„Der Herr Oberſt ſprechen die Wahrheit," fiel der Correſpondent ein; „wenn Euer Weg nach Peking geht, ſo wendet Euch an jenen Mann dort zu Pferde, der ſich General der chineſiſchen Garniſon nennt. Einen Mandarin und einen Lümmel aus Peking erkennt man ſchon an dem Ungeſchick, mit dem er die Theetaſſe hält."

„Was kümmert's mich," antwortete der Rothrock, „daß ihr in Eurem Lande erſt Reiſen machen müßt, um Verſtand zu bekommen? Ich ſeh' an dem Staube, der in der Blume der Mitte ſitzt, daß ein Körnchen dem andern gleicht. Eure Kleider ſind alle von Seide, Eure Kerzen von Wachs, Eure Löffel von Horn und Eure Reichthümer beſtehen aus Worten. Was kümmert das mich? Ich ſuche einen Mann, der ſich den Correſpondenten des Mittelpunktes der Erde nennt."

„An Euren gewaltthätigen, ungewogenen Worten," ſagte der Geſuchte, „hör' ich, daß Ihr niemals die Chrien Meng-Tſe-Tſchu-Hi's, des Königs der Wiſſenſchaften, geleſen habt; was wollt Ihr von mir?"

„Zieht einmal die Falten Eures Gedächtniſſes auseinander!" entgegnete der grauhaarige Schalk; „wo leben in der Welt Eure Freunde? Kann ich aus Wampu kommen? Nein, ich bring' Euch kein Rindfleiſch! Kann ich von Luk-Tſchou kommen? Nein, ich bring' Euch keine Zobelpelze! Kann ich vom Vorgebirge Leſſep kommen? Nein, ich habe für jene Dame, in der ich Eure Schweſter erkennen möchte, weil ſie, wie Ihr, auf der rechten Seite ſtärker iſt, keine Perlen zu Ohrringen mitgebracht, um damit die linke Seite zu beſchweren und die Gleichmäßigkeit der Schönheit herzuſtellen. Ihr würdet mir dies Alles und unter Andern meine Grobheit

Künstler, wie Sie vielleicht immer Denker. Ich habe, als ich im Kloster unter den Nonnen war, schon Häuser von Pappe gebaut, Kästchen für die kleinen zierlichen Ostereier, die die Damen vom Herzen Jesu mit Seide umspannen und mit Goldfäden ausschmückten. Dann gab mich Aebtissin Sibylle, damit ich ein Pole und ein Katholik würde, nach Warschau in ein Mönchskloster, wo ich Musik trieb und die alten Gebetbücher abschreiben lernte, wobei ich zuerst mein Zeichnentalent in den bunten geschnörkelten Initialen zu erkennen gab. Bei gewissen geistlichen Passionen, die wir in der Charwoche und zur Weihnachtszeit aufführten, war ich Schauspieler. Die Zeit, wo ich Dichter war, überspring' ich. Es ist die Zeit einer hoffnungslosen Liebe. Auch meine Bedientenrolle bei Otto von Dystra war eine Kunstaufgabe. Ich wollte nur aus Polen entfliehen, unbekannt sein und meine Verzweiflung im Elend ersticken. Der bucklige Baron war ein Sonderling ...

Er ist es noch ... sagte Ackermann.

Er liebte alle möglichen Raritäten, für die er ein ungeheures Geld verschwendete. Damals hatte er es mit der vor funfzehn Jahren etwa zum ersten male auftauchenden Phrenologie zu thun. Wo er einen interessanten Schädel entdeckte, hätt' er am liebsten den Kopf gleich abgeschlagen und mitgenommen ...

Wie er in Ninive die alten Tempeltrümmer mitnahm . . ergänzte Ackermann, der diesen berühmten Reisenden Otto von Dystra genau zu kennen schien.

Da sich diese Scharfrichterei aber nicht gut ausführen ließ, fuhr Leidenfrost fort, so formt' ich ihm die Köpfe rasch aus Thon. Er gab mir die hundert Louisdors, um Bildhauer zu werden; ich war bescheiden und wurde erst Drechsler, bis sich der gährende, brausende Künstlerdrang nicht mehr halten ließ und ich plötzlich Bildhauer, Maler, Architekt, Mechaniker war. Die Maschinenbaukunde verträgt sich vollkommen mit meiner Natur, die in der Kunst nichts Träumerisches, sondern etwas Reelles sieht . . . Wir haben zu vielen Dingen zu gleicher Zeit Talent. Der Mensch hat viel mehr, als an jeder Hand nur fünf Finger; er sieht sie nur nicht alle.

Das ist wahr; antwortete Ackermann sehr befriedigt von dieser Bemerkung. Es juckt uns oft in Fingern, die wir nicht haben und wenn ich schlechte Musik hörte, kribbelte es mir in allen Nerven, bessere zu machen, obgleich ich nur etwas Klavier spiele und auf einer italienischen Reise Guitarre klimperte. Jedoch die mechanische Fertigkeit der fünf Finger, das ist etwas Anderes. Das läßt sich doch nur an diesen allein

üben und deshalb erſtaun' ich, daß Sie Maler und zugleich Techniker ſind.

Ich beſuche Sie einmal auf Ihren Dörfern und wenn die Maſchinen anſchlagen und es abwerfen, bau' ich Ihnen noch eine Villa nach meinem Geſchmack ...

Ich halte Sie beim Wort! ſagte Ackermann erfreut. Allein Eins nimmt mich doch Wunder. Wie machen Sie es bei ſolcher Vielſeitigkeit mit Ihrem Horizonte? Die Anſchauung eines Kunſtateliers iſt doch auch für's Leben eine andere, als die einer Maſchinenfabrik.

Glauben Sie Das nicht! ſagte Leidenfroſt. Unſere Maler ſind nur meiſt ſo toll, ſich einen ganz kleinen Horizont abzuzirkeln, zu dem ſie aufblicken. Den nennen ſie das Ideal. Woher käme denn anders die eunuchenhafte Erfindungsloſigkeit unſerer Schulen, wenn die jungen Burſche, die Leinwand vollkleren, nicht mit Gewalt in eine kleine Treibhauswelt eingepferchi würden, wo ſie immer vom Schönen, vom Schönen ſprechen und es nur in ein paar Begriffen finden?

Die Bibel z. B. iſt doch ein großer Begriff ... ſagte Ackermann.

O ja! die Begriffswelt dieſer Maler iſt ſogar noch ein klein wenig größer: denn zur Bibel kommt noch bei ihnen ein deutſches Legendenbuch, ein paar Volks-

bücher, die Nibelungen, Petiskus' Mythologie — voilà tout! Ist Das nun wirklich das Leben?

Gut, erwiderte Ackermann, sagen Sie, daß dieser Horizont klein ist, aber er ist rein, er ist edel, ungeschwärzt! Nicht die Weite der Anschauungen ist es, die den Künstler beglückt, sondern ihre Durchsichtigkeit und Klarheit. Sind Sie nun z. B. in dem Qualm einer Feuereſſe derselbe Mensch, der Sie mit der Palette in der Hand sein sollten?

Ich heize ja hier nicht die Oefen . . . meinte Leidenfrost lachend.

Sie zeichnen hier nur! Aber Sie haben mathematische Anschauungen. Geht denn die trockene Mathematik in den Kopf eines Malers?

Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer waren große Mathematiker und wohl dem Maler, dem man ansieht, daß er weiß, was wage- und lothrecht ist.

Nun wohl! sagte Ackermann und bot Leidenfrost die Hand; ich streite nur, um zu streiten. Ich fühle mich vollkommen hinein in Das, was Sie denken. Ich habe Deutschland zu einer Zeit verlassen, wo die Romantik alle unsere Anschauungen mit einer Art Heiligenschein umgab. England und Amerika boten mir dagegen so viel Realismus, so viel Ernüchterung, daß ich manchmal den Versuch machte, in meinen alten

romantiſchen Verklärungsdämmer wieder zurückzukommen. Es iſt aber wahr, man kann bei geſundem Sinne nicht zu lange in ihm verweilen . . .

Indem ſchlug es bereits ein Uhr an einer im großen Waſſerthurme angebrachten Uhr.

Die Thür, die vom Hofe führte, öffnete ſich nun und drei rußige, kräftige Geſtalten traten mit einem ſehr frühen: Guten Morgen! herein, während die Drei, die auf der Matratze geſchlafen hatten, ſich anſchickten, ſtatt der Angekommenen hinauszugehen.

Es war eine Ablöſung der Wachen.

Einen Trunk erſt! rief Leidenfroſt und ſchenkte den abgehenden Männern ein.

Dieſe leerten Jeder ein Glas und empfahlen ſich freundlich ohne Kriecherei und unverdroſſen.

Nun Alberti, ſagte Leidenfroſt zu einem der Neuangekommenen, der ſich eben etwas zu ruhen ausſtreckte, es macht wol verdammt heiß bei den Coaks? Soll morgen viel in die Schmelze?

Funfzehn Centner Roheiſen — antwortete der Angeredete. Aber ich wette, fuhr er ſcherzend fort, drüben in dem großen Saale der Fortuna haben ſie's faſt eben ſo heiß. Zwei Tauſend Menſchen ſollen da den Spektakel heute mitmachen.

Sind wol aus der Fabrik welche drüben? fragte Leidenfroſt.

Glaub' ich doch nicht .. ſagte Alberti.

Es hat einen Grund — ſetzte lachend der Zweite hinzu.

Nun, Heusrück, welchen denn? fragte Leidenfroſt.

Uebermorgen iſt erſt Zahltag!

Deswegen nur? erwiderte Alberti. Welcher brave Maſchinenarbeiter wird ſolche Narrenspoſſen mitmachen? Wer Zeit hat des Abends, geht in den Verein. Die alten Tanz- und Juchhei-Zeiten ſind vorbei ...

Das wollt' ich auch meinen ... ſagte der Dritte, eine große, wunderlich geformte Geſtalt, ganz ärgerlich über Heusrück's Annahme, daß Maſchinenarbeiter auf den Fortunaball gingen. Da mögen Bediente, Pferdeknechte, Schneider, Lohnlakaien und Stiefelputzer hingehen. Selbſt die Barbiere ſind aufgeklärter und wollen ſich von den Friſeuren unterſcheiden. Wenigſtens darf mir keiner an den Hals, der von einer durchtanzten Nacht das Zittern in der Hand hat.

Ei, Danebrand, ſagte Leidenfroſt, das iſt ja löblich! Glatter Bart und moraliſche Grundſätze! Aber wie kommt's denn, daß Ihr ſo lange nicht im Verein war't?

Kann ja nicht! antwortete der seltsame Mensch, der zu groß war, um ihn nur breitschulterig und stämmig zu nennen, aber bei seinem schlanken Wuchse doch unverhältnißmäßig hohe Schultern hatte. Muß ja so lange für den Eisold einstehen, bis sein Karl heran ist und die Stelle des Vaters einnehmen kann . . .

Braves Haus, das Ihr seid, Danebrand! fiel Leidenfrost ein und wandte sich zu Ackermann, der zuhörte. Dieser gute Danebrand, sagte er so laut, daß Danebrand es hören konnte, ein Schleswiger, wie Sie nach seiner sanften, flötenden Lispelsprache vernommen haben werden, dieser brave Junge mit dem Simsonskörper und dem zarten Stimmchen, das ihm auch in seinen zu hohen Schultern sitzen geblieben scheint, ist die Menschenliebe selbst. Er arbeitet erstens für sich und Das muß nicht wenig sein, wenn Sie bedenken, daß Freund Danebrand einem schleswigschen Stiere den Appetit streitig macht. Zweitens arbeitet er noch in Gemeinschaft mit einem jungen Lehrling, Namens Eisold, so viel, als früher zusammen der verstorbene Vater des jungen Eisold allein arbeitete.

Warum thut er Das? fragte Ackermann freundlich zu Danebrand hinüber blickend.

Weil er dem jungen Eisold die Stelle des Vaters offen halten will, bis er sie allein ausfüllen kann.

Arbeitete er nicht für den todten Vater mit, so würd
man schon jetzt die Stelle des Verstorbenen besetze
Das wird vielleicht Eure Schultern schmaler mache
Danebrand! Ihr werdet viel schanzen müssen.

Alberti und Heusrück lachten. Danebrand ab
streckte sich auf die Matratze an der Erde und sagt
den riesenhaften, blondhaarigen Kopf zur Ruhe a
die Arme legend, die, wie die ganze Gestalt mit Ru
und Dampf geschwärzt waren — auch das Gesic
ließ sich vor Kohlenschwärze nicht erkennen —:

Was wird der Herr von mir denken? Er wi
mich für einen Narren halten, wenn Sie ihm nic
sagen, warum ich Das für den Karl Eisold thue?

Nun, weil er sechs Geschwister hat! antworte
Leidenfrost, der von den Verhältnissen dieser Arbeit
wie ihr Freund unterrichtet war.

Liebe Zeit, sagte Danebrand, es gibt der Arbeite
die an der Cholera gestorben sind und sieben Kind
hinterließen, die nun betteln müssen, genug ...

Aber es gibt gewiß nur einen Danebrand! sag
Ackermann, den die Bescheidenheit des misgestaltete
Feuerarbeiters rührte.

O Herr, antwortete dieser mit seinem spitzen schle
wigschen Stimmchen, ablehnend, das ist ja ganz n
türlich. Das war vor anderthalb Jahren, als e

großes Dampf-Pochwerk probirt werden sollte. Die Maschine ist schon im Gange und ich weiß es nicht ... Der Dampf steigt aus dem Kessel und das Ding fängt zu arbeiten an, ehe ich mir's versehe. Donner! ich liege unten an den Stempeln und will sie blos nur noch blanker putzen. Jesus! schreien die Leute, Danebrand! Schon neigt sich von oben der furchtbare Hammer von zwanzig Pferdekraft nieder — so muß einem Menschen zu Muthe sein, über dem ein Berg zusammenbricht — Alle schreien und nur Einer springt hinzu und reißt das Ventil auf. Zischend fährt der Dampf heraus wie ein Ungewitter: der Hammer bleibt an der Spitze meiner Haare stehen und der Arbeiter, der das Ventil aufgerissen hatte, war selbst dabei gefallen und hatte sich eine Sehne zerrissen, daß er sechs Wochen nicht gehen konnte. Das war Eisold, der vor soviel Monaten mit seiner Frau an der Cholera gestorben ist. So arbeit' ich nun so lange für ihn mit, bis sein Karl so weit ist wie der Vater ...

Gott segne Sie für diese dankbare Aufopferung! sagte Ackermann gerührt und zu Leidenfrost's Freude, dem der wohlthuende Eindruck, den die Erzählung auf den Fremden machte, gefiel. Doch war er zu sehr Humorist, um eine Rührung zu lange andauern zu lassen. Er wandte die Sache gleich in's Scherzhafte und sagte:

Wetter, wenn der Danebrand ſich immer ſo wei
waſchen könnte, wie er's eben gethan hat und ſei
Barbier ihn raſirte, auf dem Fortunaball liefen ihn
alle Mädchen nach. Die Wahrheit hat er erzählt
Der Hammer war eben im Begriff, ihm von de
Schultern das große Stück herunterzuklopfen, das
zuviel hat. Aber geflunkert hat er doch! Was Heus
rück, Alberti, hat er nicht geflunkert?

Freilich hat er geflunkert, ſagte Heusrück. Er ha
was ausgelaſſen ...

Was hat er denn ausgelaſſen? fragte Ackerman
mit freundlicher Theilnahme.

Daß er ſeit Eiſold's zerriſſener Sehne in ſein
Tochter bis über die Ohren verliebt iſt; ergänzte Albert

Danebrand brummte etwas und warf ſich auf d
andere Seite.

Iſt es nicht wahr, Danebrand? rief Leidenfroſ
Jetzt thut er, als wenn er ſchlafen wollte. Dan
brand, ein Glas Wein! Hier auf Louiſe Eiſold
Was! Was? Thut Ihr nicht Beſcheid auf Loui
Eiſold?

Indem hatte Leidenfroſt eingeſchenkt.

Als Danebrand zögerte, trank Alberti das Gla

Als es Leidenfroſt noch einmal gefüllt hatte u
Danebrand wieder zögerte, trank es Heusrück ...

vergeben, wenn mich Euer beſter Freund, der Sohn des Himmels ſchickte, um Euch eine Pfauenfeder zu überbringen.“

Es konnte für den Correſpondenten keinen wohlgefälligeren Klang geben, als den Orden der Pfauenfeder. Alle ſeine Gedanken hingen an dieſem Symbol der höchſten Auszeichnung. Er hatte ſich ſchon tauſendmal auf den Moment vorbereitet, wo ein Abgeordneter des Kaiſers vor ihn treten und ſeine Mütze mit dem ſchönſten Schmucke zieren würde. Es war einleuchtend, daß in dem angekommenen Fremden dieſer Augenblick noch nicht erſchienen war: aber dennoch erhob ſich der Correſpondent unwillkürlich von ſeinem Sitze; ein ſchamhaftes Roth fuhr über ſeine Wangen, er ſenkte beſcheiden das Haupt, als würd' ihm die Pfauenfeder in der That an die Mütze geſteckt.

„Nein, ſo würdig Ihr jetzt ſchon ſolcher Auszeichnung ſein möget,“ ſagte der Kleine, „ſo komm' ich doch jetzt in Angelegenheiten, die erſt zu Ende gebracht werden müßten, um Euch jene zu ſichern. Ich bringe Euch Grüße aus einer Gegend, die Ihr nie geſehen habt und überbringe Euch Freundſchaftsverſicherungen von einem Manne, den Ihr noch beſſer werdet kennen lernen, als Ihr ihn bereits kennt. Ich bin Dhü-Kummuz, und trage die Kleider, welche mein Herr, der Statthalter von Teſchulumbo, ablegt.“

Dieſe Nachricht machte auf den Correſpondenten einen ſehr angenehmen Eindruck. Und während er ſich nun in einen Schwall von Höflichkeiten gegen den Abgeordneten eines ſo ehrenwerthen Mannes vergaß, fragte Schü-King den Oberſten, ob auch Teſchulumbo auf der Charte der von ihm beſuchten Länder läge?

Und als Danebrand auch das dritte Glas ausschlug, war Leidenfrosten fast der Muth entsunken, ihn zu fragen, was er gegen Louise Eisold hätte?

Danebrand schien so verdrießlich, so mißmuthig über diese Erinnerung, daß er aufstand und sagte, er müsse drüben noch etwas am Ofen nachsehen.

Damit ging er hinaus.

Als die Andern der gewaltigen, kolossalen Figur, die aber in den Schultern wirklich etwas von einem Buckligen hatte und mit dem ungeheuren Kopfe tief im Nacken saß, nachsahen, fragte Leidenfrost, was Das denn mit dem Danebrand wäre. Er fänd' ihn überhaupt seit einiger Zeit verändert. Liegt ihm sein meerumschlungenes Vaterland am Herzen? Ueberarbeitet er sich? Was hat er? fragte Leidenfrost die beiden andern Arbeiter.

Er ist unglücklich aus Liebe, sagte Heusrück lachend.

Das ist nicht zum Lachen; bemerkte Ackermann mit freundlichem Vorwurf.

Wie so denn aus Liebe? fragte Leidenfrost.

Ei, erklärte Alberti, Louise Eisold ist ein feines und sehr gebildetes Mädchen, erst neunzehn Jahr alt. Seitdem Danebrand bei den Verbänden, die sie am Fuße ihres Vaters machte, sie sah, hat er den Muth gehabt, um sie anzuhalten. Er ist gar nicht ohne

Mittel, hat wohlhabende Bauern zu Eltern und wäre längst weiter gewandert, wenn ihn Louise nicht „gefesselt" hätte, wie man zu sagen pflegt. Sie gab ihm kein Versprechen, denn bei Gott, so ein braver Kerl er ist ...

Zum Lieben ist er nicht gegossen — sagte Heusrück.

Warum? entgegnete Ackermann. Die Liebe hat seltsame Augen und ein treues Gemüth macht Jeden schön.

Leidenfrost blickte bei dieser Bemerkung nachdenklich nieder und seufzte ...

Es schien auch so eine Zeit lang, fuhr Alberti fort. Sie gingen Sonntags mit einander, wenn die Eltern dabei waren und Danebrand kann ganz charmant sein, trotzdem, daß ein tanzender Bär mehr zum Lachen, als zum Lieben ist. Da starben die Eltern. Nun glaubte Danebrand Louischen die Hand anbieten zu müssen und zu dürfen, aber sie schlug's ihm rund ab. Sie bat ihn mit Thränen um Verzeihung, aber es kam dann bald heraus, daß ihr etwas Anderes im Herzen spukt —

Ist Das wirklich wahr? fiel Leidenfrost ein; was man von einem Menschen erzählt, der bei ihr wohnt? Ich war neulich dort, um den Karl Eisold zu sprechen, dem ich Bücher gebe, sich mehr zu bilden ...

O Das nicht! entgegnete Alberti —

Wohnt der Schreiber nicht etwa bei ihr? fiel Heusrück ein.

Bei ihr? Nun ja! Er wohnt bei ihnen Allen! Sie haben zwei Zimmer vermiethet, und den Einen, einen schlimmen Burschen wie man sagt, soll sie gern haben und da hat uns noch neulich Einer, der in demselben Hause wohnt, erzählt, daß es ihr mit dem so geht wie dem Danebrand mit ihr.

Er mag sie nicht? fragte Leidenfrost auf Alberti's freundliche Vertheidigung.

Während sich Heusrück eben anschickte, das Verhältniß noch anders zu erzählen, bemerkte Alberti und Leidenfrost, daß Ackermann sich plötzlich umgewandt hatte und in einiger Unruhe schien. Er sah bald auf den Tisch, bald unter den Stuhl, wo er gesessen; er schlug an seine Taschen und schien etwas zu vermissen.

Leidenfrost trat näher.

Suchen Sie etwas? fragte er.

Mein Portefeuille! antwortete Ackermann. Noch vor wenig Minuten sah ich es auf dem Tische —

Als ich einschenkte, fehlte es nicht —

Es muß sich finden —

Mein Himmel; es wird kostbare Papiere enthalten?

Geld, und manches Werthvolle . . .

Es fehlt seit — Danebrand?

Eben wollten die Arbeiter, erschrocken über diesen entsetzlichen Verdacht, aufspringen, als aus der dunklen Ecke, wo Selmar schlief, eine zarte Stimme rief:

Vater! Hier!

Es war Selmar selbst, der die Brieftasche emporhielt.

Kind, sagte Ackermann, was machst du für Streiche.

Ei, warum gebt Ihr nicht Acht? antwortete Selmar und sprang vom Sopha auf. Während Ihr da im wärmsten Gespräch waret, hab' ich geträumt, die Locke wäre fort und in meiner Angst steh' ich auf, ihr seht und hört nichts, und habe nachgeschaut, ob die Locke noch da ist.

Indem trat Danebrand ein.

Ruhig und still ging er zu seinen Kameraden und legte sich auf das harte Lager.

Es lag eine gewisse Feierlichkeit in diesem Momente der Rechtfertigung eines edlen Menschen . . . der erste Verdacht war gleich gegen ihn gerichtet gewesen, er stand in der Möglichkeit eines schlimmen

Unternehmens da und wie er nach dem sofort entdeckten Irrthume ruhig durch die Glasthür trat, lag auf ihm, trotz seines schmuzigen Aussehens und seiner misgeformten Gestalt, fast der Schimmer einer Verklärung.

Die beiden Arbeiter fühlten Dies auch mit wahrem Stolz und Ackermann und Leidenfrost mit Beschämung.

Das Gespräch über Louise Eisold war ohnedies abgebrochen und Ackermann begann gegen Selmar einige ernstliche Verweise auszusprechen.

Vater, vertheidigte sich dieser, ich weiß ja kaum wie mir Das geschah! Ich lag und träumte von unserer Locke. Bald war sie eine Schlange geworden mit einer funkelnden Krone auf dem Haupte. Bald sah ich ein anderes Ungethüm, das Härchen für Härchen an der schönen Ringellocke zerzauste. In der Angst um unser liebes Angedenken an den armen leidenden Freund wacht' ich auf, tastete noch wie halb träumend nach den Lichtern hin, trug die Brieftasche fort, wie in der Furcht, die Locke könnte uns doch noch gestohlen werden!

Und wahrscheinlich einige Tausend Bankzettel dazu, sagte Leidenfrost scherzend, um wieder die frühere Heiterkeit herzustellen und des Vaters plötzlichen düstern

Ernſt zu mildern. Aber in der That, hier hat man nur etwa die Metallgeiſter zu fürchten, nicht die Diebe. Unſere Willing'ſchen Arbeiter ſind die gediegenſten von der Welt und ſind nicht nur ehrlich aus Inſtinkt, ſondern auch ehrlich mit Bewußtſein, was ich höher ſtelle. Der politiſche Miscredit, in dem ſie ſtehen, zwingt ſie dazu, über ihre Tugenden nachzudenken.

Ackermann war von der Erwähnung der Locke mehr verſtimmt als erfreut. Sie erinnerte ihn ja an den vermeintlichen Egon, an deſſen Leiden er ein ſo tiefes Intereſſe nahm. Er hatte das Portefeuille eingeſteckt und ſah ungeduldig zu Willing hinüber, der noch immer mit dem Anſchlag nicht fertig war. Selmar aber ſchien übermäßig ermüdet. Er ſchmiegte ſich an den Vater ſo innig an, als wollte er in ſeinem Arme ſchlummern.

Eine Studie für mich! rief Leidenfroſt. Lear träg Cordelien im Arm! Das möcht' ich zeichnen! Halt Halt!

Damit wollte er ein Blatt aus ſeiner Mappe nehmen.

Erſchein' ich Ihnen ſo alt? fragte Ackermann mit freundlichem Scherz.

Die langen im Winde flatternden weißen Locken denk' ich mir hinzu — Selmar iſt Cordelia — dazu

bedarf es nur eines andern Coſtümes — aber der Ausdruck Ihres Antlitzes, Ihr Auge — man möchte glauben ... Aber was habt Ihr? Herr, das Kind ſchläft ja nur, iſt ja nicht todt — laſſen Sie's doch gut ſein, ich zeichne Sie nicht ... Herr Ackermann!

Der Amerikaner hatte wirklich mit einem Ausdruck dageſtanden, wie Lear, indem er von ſeinem „todten Vögelchen" ſpricht und die Menſchen auffodert, mit ihm zu weinen ...

Nehmen Sie wie König Lear eine leichte Flocke, ſagte Leidenfroſt ſcherzend, einen Federflaum und halten Sie ihn unter dem Athem des Kindes — es ſchläft ja nur, Beſter!

Ackermann ſetzte ſich erſchöpft und ſprach mit leiſer Stimme:

Schon die Vorſtellung, ein theures Kind zu verlieren, kann ſo überwältigen.

Selmar aber, im Halbſchlafe Leidenfroſt's Anſpielung auf die Federflocke, wie ſie Lear bei Cordelien anwendet, misverſtehend, fuhr empor und fragte:

Du haſt ſie doch? Haſt du ſie?

Kind! Kind! beruhige dich — und mich! ſagte Ackermann, Selmar damit zum Schweigen verweiſend.

Leidenfroſt aber meinte, ob es unbeſcheiden wäre,

nach dieſer theuren ſo ängſtlich bewachten Locke zu fragen?

O, ſagte Ackermann mit einer Art Selbſtbekämpfung, weniger die Locke hat für uns Werth, als die ſonderbare Art, wie ich zu ihr kam. Vor einigen Tagen kehrt' ich unterwegs in einem Wirthshauſe ein, wo mir die Leute mit ſonderbarer Angſt von einem jungen Manne ſprachen, der ſich auf der Reiſe zu uns geſellt hatte. Der Nachtwandler! riefen ſie ſo deutlich, daß ich ihr Grauen bemerken mußte. Bei genauerer Erkundigung hört' ich, daß der junge Menſch, der ſich uns zutraulich und doch ſcheu angeſchloſſen hatte, an dieſer traurigen Krankheit leide. Es ließ uns die ganze Nacht keine Ruhe. Als ich gegen Mitternacht Geräuſch zu hören glaubte, ſtand ich, halb angekleidet, auf und finde eine ſonderbare Scene. Ein junges, wunderſchönes Mädchen zeigt halb entſetzt auf den in der Ferne ſtehenden Nachtwandler, den die helle Mondnacht hinausgelockt hatte. Sie läßt ein Bild aus der Hand fallen, zeigt ſtumm und ſtarr auf eine Thür und verſchwindet voll Entſetzen. Ich hebe das Bild auf und gehe auf den Nachtwandler zu, der aber bei voller Beſinnung war, mich anlachte, mir die Beſorgung des Bildes empfahl und mit einem ſonderbaren Ausdruck Gute Nacht wünſchend, in ſein

Zimmer mehr entfloh als mit gutem Gewiſſen ging. Ich glaubte mich nicht zu täuſchen, wenn ich annahm, daß ich hier einen ſehr zweideutigen Menſchen kennen gelernt hatte, der ſich das Anſehen eines Nachtwandlers gab und vielleicht nur damit einen Vorwand für manchen ſchlimmen Zweck herauszukehren wußte. Als er ſpäter bis hierher mit uns fuhr, war mein Vertrauen vollends gewichen und froh war ich, als wir von ſeiner peinlichen Gegenwart befreit waren.

Und die Locke? fragte Leidenfroſt. Ich hätte gewünſcht, jener Nachtwandler hätte Sie nicht getäuſcht. Ich hätte gewünſcht, er wäre wirklich ſomnambül geweſen. Ich glaube an elektriſche Leiter. Von wem nahmen Sie die Locke?

Vom Haupte eines jungen Mannes, der in dem Zimmer ſchlief, wo ich im Auftrag der erſchrockenen Dame das Bild abgab. Es ſollte ... Aber, wie ſagen Sie, ein elektriſcher Leiter?

Sie müſſen nun ſchon Alles berichten. Ich will ſehen, ob hier eine magnetiſche Strömung ſtattfand ...

Der Lockenraub ſollte ... eine Strafe ſein für Menſchen, die ſchlafen, ohne ihre Thür zu verſchließen.

Schade! Schade! Nur eine Strafe? Und daß jener Menſch nicht wirklich nachtwandelte!

Erklären Sie sich deutlicher! Warum wirklich? Warum nicht Strafe?

Denken Sie sich diesen elektrischen Strom! sagte Leidenfrost. Nacht ... Mondenschein ... eine erschreckte junge Dame ... also Schrecken ... ein Sie überraschender Auftrag ... also wieder Schrecken ... ein Nachtwandler ... das Ihnen fremde Zimmer ... der Schlafende ... die Locke! Wenn das Alles so zugetroffen hätte, müßte die Locke mit Ihnen in einem Rapporte stehen, daß diesem Menschen, dem die Locke gehört, jeder Kuß auf sie angenehme Gefühle erweckte und wäre er hundert Meilen weit von Ihnen entfernt.

Selmar wurde blutroth vor Erstaunen über diese Auseinandersetzung, die der Vater mit einem lächelnden: Glauben Sie an so etwas? aufnahm.

Schade! Schade! wiederholte aber Leidenfrost, daß dieser Mensch ein Spitzbube war! Zweifel, Lüge, Unglaube, Strafe stört die Kette! Die Berechnungen des Verstandes dürfen den Strom der Gefühle nicht aufhalten.

Nun, lenkte Ackermann mit ernster Miene ein, dann könnte ja noch der Fall eintreten, daß mich vielleicht das Bild selbst furchtbar überraschte —

Auch Das noch? sagte Leidenfrost. Kannten Sie es?

Ich erkannte es. Ich war auf den Tod erschüt-

Tſchu-Kiang war überall geweſen. „Es dürfte ſchwer fallen," ſagte er, „ein Land zu entdecken, das von mir nicht beſucht wäre. Teſchulumbo! Was ſoll ich nicht Teſchulumbo kennen!"

„Wie ſind die Menſchen dort? fragte die Angebetete, „haben ſie nur einen Kopf? Sitzen ihnen die Hände am Rücken? Tragen ſie Kleider mit zwei Näthen? Reden Sie, Oberſt, ich höre Sie gern von Ihren Erfahrungen ſprechen."

„Es liegt Alles in der Darſtellung," entgegnete der eitle Chineſe; „die Frauen beſitzen in jenem Lande eine koloſſale Leibesbeſchaffenheit, während die Männer ſich durch ihre unbedeutende, ſchwächliche Statur auszeichnen."

„Wahr geſprochen," fiel Dhü-Kummuz ein, der mit dem Correſpondenten in vertraulichen Unterhandlungen begriffen war, aber doch zuweilen ſein Ohr für die neben ihm geführten Geſpräche hinhielt. „Daher rühren auch in unſerem Lande die unehelichen Mißverhältniſſe. Die ſtarken Weiber haben an ihren Männern noch lieber, daß ſie einige Schwächen beſitzen, als daß ſie ſchwach ſind."

„Nun, Schü-King, können Sie ſich denken," fuhr der Oberſt fort, „welche Triumphe ich in Teſchulumbo gefeiert habe."

„Ich hörte einmal von Ihrem Stallmeiſter," ſagte Schü-King, „daß Sie einſt eine Prinzeſſin vom Tode errettet und ſich dann tödtlich in ſie verliebt haben. War das in jenem Lande?"

„Dies Ereigniß hat einen Schein von Wahrheit, doch ſind die Verhältniſſe andere," antwortete der vorſichtige Liebhaber, der bald durch ſeine Rodomontaden Schü-Kings Gunſt verſcherzen konnte. „Nein, ich betete alle an und daher im Grunde keine."

ert ... Und nicht von Ahnung; nein, es war Gewißheit. Was ich in dem elektrischen Zuge durch die Enttäuschung über den Nachtwandler an Kraft verlor, die Verstandesreflexion, die meine Nervenströmung aufhielt und dämpfte, wurde hundertfach ersetzt durch das Staunen über jenes Bild; mein ganzer Mensch war ergriffen und so schnitt ich die Locke zur Erinnerung

Zur Erinnerung? Sie sagten vorhin ... Zur Strafe für den unvorsichtigen Schläfer; Strafe ist Verstandesreflexion, Erinnerung wäre besser. Erinnerung ist Gefühl. Alles gut, Alles gut; aber in die Kette der Ueberraschungen kam im Momente des Zweifels eine Verstandesthätigkeit, die die glühende Nervenströmung aus den vier lebenden Wesen erkältete —

Der falsche Nachtwandler also?

Schade! schade, daß der Nachtwandler ein Betrüger war!

Es war kein Betrüger! rief in diesem Augenblick die entfernte Stimme.

Ackermann und Leidenfrost sahen sich um, während Reimar, die Brieftasche an die Brust und die Herzgegend drückend, wirklich wie im magnetischen Schlafe zurückgelegen schien.

Der Sprecher war Danebrand, der ſich aufgerichtet und zugehört hatte.

Wenn Das auf dem Heidekrug war — ſagte er fragend.

Ja! antwortete Ackermann. Es war auf dem Heidekrug.

Wenn der Nachtwandler Hackert hieß —

Er hieß Hackert. Sehr richtig!

So war's ein echter Nachtwandler. Er kann aufgewacht ſein, als Sie kamen. Aber es iſt ein rechter Nachtwandler ... Das möcht' ich nun wol von Ihnen hören, ob das Nachtwandeln vom Himmel oder von der Hölle kommt?

Während noch Ackermann betroffen von dieſer Unterbrechung ſchwieg, ſagte Leidenfroſt:

Das ſollt Ihr gleich hören, Danebrand! Die Nachtwandler treibt der Teufel aus dem Bett und jagt ſie auf die Dächer, aber ein Engel vom Himmel kommt und führt ſie ſo, daß ſie ſich kein Haar krümmen. Es müſſen denn Menſchen ſo weiſe ſein wollen und den Namen rufen ...

Eben wollte Danebrand aufſtehen, näher kommen und ſich vollſtändiger über die geſpenſtige Natur ſeines glücklicheren Nebenbuhlers unterrichten laſſen, als aus ſeinem Kabinet Willing hereintrat.

Da iſt mein Ueberſchlag, ſagte der Fabrikherr auf die in ſeiner Hand befindlichen Papiere zeigend; ſo gut ſich dergleichen im voraus beſtimmen läßt, glaub' ich etwa fünftauſend Thaler als die Summe bezeichnen zu müſſen, die alle dieſe Geräthſchaften koſten würden.

Ackermann wurde jetzt Geſchäftsmann. Er verglich die einzelnen Anſätze, fand ſie billig und erbot ſich zu einer Anzahlung.

Als Willing bedauerte, dieſe annehmen zu müſſen und Ackermann ſeinerſeits als feſte Ablieferungszeit den erſten Januar bedingte, kamen ſie zu einer Vorausbezahlung von fünfzehnhundert Thalern überein.

Ackermann nahm Selmarn das Portefeuille aus der Hand, öffnete es und legte dieſe Summe in Papieren auf den Tiſch.

Während darüber die Empfangſcheine ausgefertigt und überhaupt Geſchäfte verhandelt wurden, zog ſich Danebrand auf ſein Lager zurück, nicht wenig aufgeregt von den Worten, die Leidenfroſt über die Nachtwandler geſprochen hatte.

Selmar hielt ſich jetzt mit Entſchloſſenheit wach.

Der zarte Knabe fühlte, daß er nun ſeinem Geſchlechte Ehre machen, an den Wagen, an das Pferd denken müßte.

Leidenfroſt veranlaßte Alberti nach dem Pferde zu

sehen, das im großen Stalle der Fabrik so lange untergebracht war.

Alberti unterzog sich diesem Auftrage mit Freuden.

Während dieser Zurüstungen und nach abgeschlossenem Vertrage trat Willing mit Ackermann aus dem kleinen Cabinet heraus und wiederholte dasselbe Befremden, das vorher Leidenfrost über diese außerordentliche Beschleunigung des viel zu kurzen Aufenthaltes in der Residenz ausgesprochen hatte.

Ackermann wiederholte dieselben Entschuldigungsgründe, indem er noch hinzusetzte:

Ich hoffe nach einem Jahre alle die Lebenden lebend zu finden, auf die ich mich freue; hab' ich doch heute sogar einen wirklichen Todten hier lebend zu finden geglaubt. Nicht wahr, Selmar?

Merton meinst du? sagte der Knabe und nannte einen Namen, den wir schon einmal in Pleissen an der Zeck'schen Schmiede von ihm gehört haben.

Ja, denken Sie sich, fuhr Ackermann, der sich zur Abreise rüstete, fort. Ich nehme in New-York von einem Deutschen Abschied, der sich in Amerika Merton nannte. Ich hatte ihn dann und wann in der Union gesehen und als Sonderling schätzen gelernt, obgleich er ein wunderlicher und abstoßender Mensch war. Noch während ich in New-York bin und mich

zur Abreise rüste, erfahre ich, daß er sich in einem Anfall von Melancholie, an der er schon immer litt, das Leben nahm. Man fand seine Kleider am Hudson, seine Leiche war ohne Zweifel in's Meer geschwommen. Daß er sich das Leben nehmen wollte, war aus einem Testamente ersichtlich, das sich für mich vorfand und worin er mir aufträgt, seinen Verwandten in Deutschland einige nicht ganz unansehnliche Summen auszuzahlen und seinen jammervollen Tod nicht zu verschweigen, er könnte ihnen als Lehre dienen . . .

Das nenn' ich Spleen! sagte Willing, seine Papiere zusammenpackend und verschließend.

Aber sind wir nicht zu Tod erschrocken, als wir ihn heute auf der Straße zu sehen glaubten?

Er war es nicht, Vater, sagte Selmar. Die große, schwarze Binde am Auge —

Kind, die könnte sehr leicht eine spätere Zugabe sein . . . doch glaub' ich wol, daß der alte Grämling im kühlen Meeresgrunde schlummert. Aber ich sage drum, hier würd' ich jetzt mit Todten und Lebendigen zu thun haben und das spar' ich mir auf, bis ich einmal Zeit habe zu einer vollständigen Musterung.

Eine große, schwarze Binde? sagte Leidenfrost. Das ist doch nicht ein Engländer, der — wie nannten Sie ihn?

Morton.

Nein, Murray, beſinn' ich mich, hieß der Alte, von dem mir Reichmeyer erzählt. Heut' Nachmittag um ſechs Uhr etwa war ein alter hinfälliger Engländer mit einem bekannten, zweideutigen Frauenzimmer zu ihm gekommen und hätte verlangt, er ſollte ihm dieſe anſtößige Dame ....

Leidenfroſt ſtockte, weil er nach Selmar ſich umſah.

Dieſer aber hatte die Thür geöffnet, daß der volle Strom der rauſchenden Muſikklänge von dem Fortunaball hereindrang.

Nicht aber dieſe Muſik beſchäftigte ihn ſo ſehr, an die er in London ſich gewöhnt hatte, als das Einſpannen des Pferdes, das Alberti aus dem Stalle brachte.

Leidenfroſt fuhr alſo unbekümmert fort:

Dieſer Murray hatte eine große, ſchwarze Binde über dem einen Auge —

Und? fragte Ackermann geſpannt.

Verlangte, Reichmeyer, der ein raſcher Portraitmaler iſt, ſollte ihm morgen in einer einzigen Sitzung, dieſe mit Gold und Juwelen behangene, große, ſchöne, aber ſehr bekannte Perſon als Bruſtbild malen. Als Reichmeyer erklärte, Das könnte er nicht, hätt' er ihm ſechszig Guineen geboten .... und Reichmeyer will nun doch wirklich daran. Er iſt ein Luca fa presto.

Da bin ich über die Auferstehung meines Todten
eruhigt, sagte Ackermann. Dieser Murray mit der
hwarzen Binde ist mein alter geiziger Morton nicht.
er Arme liegt im feuchten Meeresschooß! Wer
eiß, welche Mühlsteine ihn niederzogen!

Eben schüttelten Willing und Ackermann sich zum
bschied die Hände, eben griff Leidenfrost nach seinem
auen Hut, um auf dem Wägelchen mit in die Stadt
rückzufahren, eben erhoben sich die Arbeiter, um
e schwarzen Hände darzureichen und Selmar hatte
on die Peitsche ergriffen, die auf das halbe Stünd-
n der Rückfahrt Leidenfrost fahren wollte, als vom
fe her ein gellender Schrei: Hülfe! Hülfe! ertönte.
Alles sprang erschrocken an die Thür.

Im Sternenlicht sah man eine helle Erscheinung
r die von Kohlenschutt geschwärzten Höfe daher
gen.

Dem Lichte, das aus den Gasflammen durch die
ster des Comtoirs auf die nächste Umgebung fiel,
er kommend, entwickelte sich die Hülferufende als
Weib, das in flatternden Ballkleidern und fast
gelöstem wirren Haare Rettung vor einer Gefahr
te, die Niemand erblickte.

Die Klänge der Musik auf dem Ball schwiegen
de. Von dorther mußte die Schreiende kommen.

Wie sie Menschen sah, stürzte sie auf sie zu und wiederholte den Ruf:

Hülfe! Hülfe!

Albert stand, mit dem Pferde beschäftigt, am nächsten und glaubte sie zu erkennen.

Danebrand! rief er.

Ist Danebrand da? Gott sei gelobt, ächzte die Hülfesuchende und flog in die geöffnete Thür.

Ein junges Mädchen im sonderbarsten Aufzuge stand vor den Männern. Ueber den armseligsten Anzug, ein nicht gerade verwildertes, aber doch dem Aeußern nicht entsprechendes Haar, waren ein glänzendes rothes Ballkleid und eine Florkapuze von gleicher Farbe geworfen. Eine schwarze Maske hielt sie in der linken, in der rechten Hand die Florbehänge, die ihr wild vom Kopfe geglitten waren.

Louise Eisold! sagte Danebrand mit erstarrten Lippen.

Dann sich ihr näher wendend, flüsterte er mit heftigstem Schreck:

Was wollen Sie?

Danebrand! Ich beschwöre Sie um Gottes Willen! Sie schlagen ihn heute todt! Kommen Sie! rief das Mädchen, das jetzt auch Willing erkannte.

Louise Eisold! rief der Fabrikherr mit Entrüstung.

Ist Das Ihre Armuth, daß Sie den Fortunaball besuchen? Schämen Sie sich!

Verurtheilen Sie mich, Herr Willing! rief das Mädchen, verachten Sie mich, nur Hülfe! Hülfe, Danebrand! Hackert's Leben ist in Gefahr. Ich habe Alles gehört. Lasally's Knechte, den Neumann vom Justizrath Schlurck und eine Horde andrer Bösewichter hat diese teuflische Jeannette aufgehetzt. Hackerten soll sie verdanken, daß sie heute um den Dienst beim Justizrath gekommen ist und Neumann wollte sie heirathen, wenn sie bliebe — was weiß' ich! Gott, was weiß ich! Aber den Unglücklichen — sie schlagen ihn todt. Herr Willing, es ist Alles abgemacht ... Danebrand! Eine von den Wandstablers soll ihn in den dunkeln Garten locken! Jesus! Danebrand! Alberti — Sie Herr Heusrück — helfen Sie!

Der Fabrikherr war im größten Zorn.

Welche Zumuthung, elende Dirne! rief er. Dieser brave Danebrand arbeitet für dich und deine Geschwister! Und du schändest das Andenken deiner Aeltern, auf diesen Ball zu gehen? Und für wen soll Danebrand sein Leben einsetzen, für den Burschen, den du seiner treuen Liebe vorziehst? Weißt du, wem sein Leben gehört? Dem Schwur, den er deinen Aeltern that, deiner Mutter, als sie im letzten Todes-

jammer beruhigt auf seine treuen Augen sah! Hinaus Dirne! diese Stelle ist zu rein für dich und deine Schande!

Mit einem Schrei der Verzweiflung sank Louise zurück . . .

Wo sind die Kleider her, die du trägst? rief Willing, nach ihnen langend und die entfallene Maske mit den Füßen von sich stoßend.

Louise antwortete nicht . . .

Lumpen unter gestohlnem Flitter! sagte Willing. Ja gestohlen, gestohlen deinen Geschwistern! Elende, wer sorgt für das lallende Kind neben deinem Lager, wenn du in den Nächten deine Gesundheit im Tanze verrasest? Hörst du das Kind um Hülfe schreien — der alte Großvater stirbt vielleicht in diesem Augenblicke . . . und wir sollen hören, wenn du Hülfe rufst für einen jämmerlichen Liebhaber? Pfui! Hinweg von diesem Hause!

Furchtbar tobte der Schmerz in des Mädchens Brust. Ihr todtenblasses Antlitz zuckte und ihre Hand faßte nach dem Herzen . . .

Das Kind — schläft — stöhnte sie. Gott schützt es — morden Sie mich nicht! Hackert ist elend. Ich lernte ihn kennen, als er schon einmal für todt in unsre Wohnung getragen wurde . . . Danebrand —

„Es gibt eine Leidenschaft mit untergeschlagenen Beinen," ergänzte Dhü-Kummuz, der rothe Schalk von Teschulumbo.

„Was Ihr mir da für Dinge erzählt!" rief Schü-King unwillig. „Ich will von den Merkwürdigkeiten, die Euch aufgestoßen sind, hören; von Affen, die ihre Schwänze am Kopfe haben und von Bäumen, die dreierlei Früchte tragen. Tschu-Kiang, Ihr seid ein starker, tapferer Held, aber wenn es in einem Lande Frauen gibt, so habt Ihr für Alles den Kopf verloren."

„Einem Löwen der sich verliebt, hängt man leicht eine Schelle ins Maul," sagte Dhü-Kummuz und unterbrach damit den Obersten, der sich eben anschickte, mit einigen extravaganten Unwahrscheinlichkeiten die Neugierde der gelangweilten Dame zu befriedigen. Die Verhandlungen des Correspondenten mit dem Boten des Statthalters waren zu wichtig, als daß sie hier unter freiem Himmel weiter fortgeführt werden durften. Die Gesellschaft brach daher noch vor Beendigung des Stiergefechtes auf und Dhü-Kummuz begleitete sie.

In der Wohnung des Correspondenten angekommen, übernahm es der Oberst, den Gegenstand seiner Anbetung durch improvisirte Länder- und Völker-Kunde zu unterhalten, während Leang-Kao-Tschu mit seinem wichtigen Gastfreunde in ein abgelegenes Zimmer sich begaben und ihre Unterhandlungen zu Ende pflogen.

„Ich wiederhole dir," begann der Correspondent, „daß meine Absichten den Planen deines Herrn in die Hände arbeiten."

„Das Interesse schließt die Freundschaften," bemerkte Dhü-Kummuz.

ich verdien' es nicht um Sie — aber retten Sie! Steigen Sie über den Zaun! Noch eine Minute und es ist zu spät!

Willing wandte sich mit der ganzen Strenge ab, die er behaupten mußte, wenn er in einem solchen Arbeiterstaate der Herrscher bleiben wollte.

Von uns hier steigt Niemand über fremde Zäune! rief er. Hinaus hier!

Danebrand aber ging nun zu Herrn Willing näher heran und sagte:

Herr Willing ... ich habe ... Herr Willing ... ich habe im Buckel einige Knochen zu viel, ... ich will ihr helfen. Was?

Danebrand! rief Louise freudig und sprang wie neubelebt empor von einem Sessel, den ihr die Arbeiter näher gerückt hatten.

Willing sah auf Danebrand, der ihn treuherzig anblickte, voll Zorn ...

Danebrand fuhr getrost fort:

Nicht einmal um dich, Louise! Deine Thorheit zerreißt mir das Herz. Aber unser guter Maler, der hat gesagt, wer in der Nacht wandelt, den treibt der Teufel auf die Dächer, aber ein Engel kommt vom Himmel und hält seine Hand über ihn, daß er nicht falle ...

Damit griff er langsam und wie verstohlen hinter-

rücks nach einer eisernen Stange, die in der Nähe stand, und sie plötzlich mit der ganzen Gewalt seiner Muskelkraft über'm Haupte schwingend, rief er:

Wer will uns was?

Dann aber, wieder wie bittend sprach er:

Herr Willing!

Willing wandte sich ab.

Nun stürzte Danebrand zur Thür hinaus, über den Hof und rannte wie ein Besessener davon.

Louise folgte ihm, wie ein Blitzstrahl so rasch ihn überholend, um ihm den Weg zu zeigen . . .

Willing schüttelte den Kopf und sagte seine Erschütterung verbergend den Andern Gute Nacht!

Ackermann, Selmar und Leidenfrost, bewegt von der aufregenden, unerwarteten Scene, setzten sich auf den Wagen und fuhren hinaus in die Nacht und mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Danebrand's edle Selbstbeherrschung umsomehr von einem glücklichen Erfolge belohnt sein möchte, als das allerdings in ziemlich zweideutigem Lichte hier auftretende Mädchen ohne Zweifel durch Zärtlichkeit und Mitleid an Hackert gebunden war und nicht so aussah, als würde sie ihr Herz einem Manne schenken, der nicht noch die Bürgschaft einer besseren Entwickelung bot.

Alberti aber und Heusbrück legten sich nieder auf die Matratze.

Als sie gesehen hatten, daß Herr Willing, nachdem er noch Geld und Papiere in ein Portefeuille gesteckt, es dann mit sich genommen hatte und in einem entlegenen Wohngebäude das Licht eines kleinen Fensterchens ausgelöscht, sich also zur Ruhe begeben hatte, schlichen sie hurtig, sich auch mit Eisenstangen bewaffnend, ihrem Kameraden an den hintern leicht zu übersteigenden Zaun der Fortuna nach.

Nicht um den Nachtwandler ist's! sagte Alberti. Aber um den guten Schleswiger wär's doch Schade, wenn es zum Kampf käme und er ohne Hülfe bliebe!

## Zwölftes Capitel.

### Jeannette.

Louise Eisold hatte Danebrand alle die Zeichen mehrmals wiederholt, die sie ihm geben wollte, wenn die drohende Gefahr wirklich herangekommen wäre.

Danebrand kauerte inzwischen, ohne Vorwurf, aber auch ohne ein weiteres Wort zu sprechen, mit seiner Waffe am Rande des Fortunagartens, wo ein niedriger Schuppen leichter zu ersteigen war als das Einfassungsstacket.

Dann flog Louise triumphirend und fast lachend vor Schmerz und doch innerster Befriedigung mit Windeseile an den vordern durch mehre Gäßchen abgesperrten Eingang der Fortuna zurück und reichte — unterwegs ihr Costüm wiederherstellend — an der Kasse die empfangene Contremarke hin.

Sie hatte Hackert, der sie noch immer nicht kannte,

nicht wieder aus dem Saale, wo er mit Andern in toller Raserei und mit den kunstfertigsten Schwenkungen und Figuren tanzte, herausbringen können. So sehr sie sich dagegen sträubte, ihm eine Theilnahme und Liebe zu verrathen, die er selbst nur geringschätzte, hätte sie sich ihm dann doch vielleicht entdeckt. Hackert war ihr freundlich zugethan, hatte ihr oft Beweise von Dankbarkeit und Neigung gegeben, herzte sogar in stillen und ergebenen Momenten ihre kleineren Geschwister, aber im Uebrigen waren seine Gedanken so weit von dem stillen, beschränkten Leben seiner Wirthsfamilie entfernt, daß er sich unter der rothen Dame jede andere seiner frühern Bekanntschaften dachte, nur nicht seine Wirthin und sittsame Nachbarin.

Als er die blaue Begleiterin am Arme des Soldaten erblickte, mochte er glauben, die ihn neckende rothe Freundin derselben hätte sich entfernt . . .

Der junge Militair war ein freundlicher, gefälliger Mann. Er sagte seiner ängstlichen und noch immer vor der grünen Brille, die sie wie die Schlange umzirkelte, wie ein Vögelchen zitternden Begleiterin, daß er Heinrich Sandrart heiße, aus dem Ullagrunde bei Pleffen und heute zum Sergeanten befördert wäre. Die Gewohnheit eines dann bewilligten freien Tages hätte er einmal, nachdem er drei Jahre lang nicht ge-

tanzt, zu seinem Vergnügen, nicht zum Trinkgela
mit seinen Kameraden benutzen wollen.

Die kleine Blaue hörte mit Interesse zu, kon
sich aber nicht entschließen, ihre weiße Maske ande
als in der Dunkelheit des Gartens abzunehmen.

Heinrich Sandrart war in den Fragen nach d
Ursachen ihrer Aengstlichkeit zwar nicht zurückhalten
denn der Anblick der schönen Augen und der reizend
Jugendfrische des kleinen Mädchens zog ihn nur n
mehr an; allein in dem Verlangen nach Gunstbez
gungen gab er sich so sittsam und wohlerzogen, d
die kleine Blaue ihn zu ihrem Schutze gern am Ar
duldete und sich nur mit Aengstlichkeit nach der pl
lich verschwundenen Louise Eisold umsah, durch
sie veranlaßt worden war, diesen gefährlichen Bo
zu betreten und die sie nun verlassen hatte . . .

Im Saale wollte Heinrich Sandrart, die kle
Blaue am Arm, noch einmal versuchen, ob man ni
die rothe Freundin entdecken könnte.

Es war gerade eine Pause im Tanze eingetret
Man besprengte den Fußboden, um den immer läst
gewordenen Staub niederzuhalten. Während sich d
Orchester selber ruhte, gingen die Paare Arm in A
in der Runde da spazieren, wo sie der Strahl
wassersprengenden Dieners nicht treffen konnte. Da

wurden die Spiegel an den Wänden zu flüchtigen Musterungen der derangirten Toiletten benutzt, taffine Blumen am Haar wieder in Ordnung gebracht, aufgegangene Schleifen auf's neue gebunden. Viele auch verloren sich in den Nebensälen, um Herrn Hitzreuter's vielversprechende Speisekarte auf die Probe zu stellen.

Eben erzählte Heinrich Sandrart seiner im Saale wieder mackirten Freundin, daß er der Sohn eines wohlhabenden Bauern aus jenem Ullagrunde bei Pleffen im Hohenbergischen wäre, einen guten Schulunterricht genossen hätte, die Landwirthschaft aus dem Grunde verstände, lieber aber im Waffendienste bleiben wolle, zumal wenn man unter einem so trefflichen Offizier stände, wie sein Bataillon, das der Major von Werdeck befehlige, als ein Schwarm junger, eleganter Cavaliere ihnen begegnete . . .

Sandrart gerieth etwas in Verlegenheit, als er unter ihnen den Leutnant von Aldenhoven, den Rittmeister von Asten, einen Herrn von Thiele, von Kennewitz und viele andre Offiziere in Civil erkannte, von denen wenigstens der Erste, da er zu Werdeck's Bataillon gehörte, ihn genau kannte.

Guten Abend, Sandrart, redete ihn dieser an. Blitz, was hast du da für einen verschleierten blauen Nachtschmetterling?

Herr Leutnant von Aldenhoven, ſagte Sandra
mit einigem gereizten Nachdruck, ich bin heute Se
geant geworden.

Es hatte ihn vor ſeiner Begleiterin gekränkt, no
mit einem „du“ angeredet zu werden, das man ſelb
als Gefreiter von ſeinem nächſten Vorgeſetzten nic
gern hört, ſo „vertraulich“ es klingen mag.

Ah! gratulire Ihnen! war Aldenhoven's etwa
hämiſche Antwort, der den Stich wohl verſtand.

Nun fing aber Rittmeiſter von Aſten, Leutna
von Salza und andre der jungen von Champagne
laune montirten Cavaliere an, der blauen Begleiteri
des Unteroffiziers, die ſo elegant gekleidet war, zuzu
muthen, ſie müſſe die Maske abnehmen. Wer ſchö
ſei, verrathe es auch. Sie wollten die künftige Fra
Sergeantin ſehen und ſchon zerrten ſie an des arme
geängſtigten Mädchens Maske, als Sandrart ſein
Schutzbefohlene zurückriß und ſich vor ſie ſtellte, u
jede weitere Gewaltthat zu verhindern.

Meine Herren, rief er, aufgereizt, wir ſind nich
im Dienſt!

Ah! Sandrart, ſagte Aldenhoven. Sie ſind auc
Demokrat und wollen keinen Gehorſam außer den
Dienſt! Bei Major Werdeck nicht anders zu er
warten . . .

Es lag in diesen Worten allerdings nur flüchtiger Scherz; auch daß alle andern Militairs lachend sagten: Was? Ein Demokrat? und dabei den Ton auf Das Wort: „Gehorsam außer Dienst" legten, auch das war mehr aus heitrer Laune; allein wenn einmal im menschlichen Gemüthe eine Saite verstimmt ist, so kann sie ohne Gefahr auch nicht einmal im Scherze berührt werden. Sandrart rief, als Aldenhoven dennoch nach der Maske seiner Begleiterin greifen wollte, mit festem und gebildetem Tone:

Ich verbiete Ihnen, Herr Leutnant, diese Dame zu demaskiren!

Unter solchen Umständen mußte man wol von Glück sagen, daß ein zweiter eben vorüberziehender Zug diese Verwirrung auf heitre Art löste.

Ein junges übermüthiges Mädchen, das in der einen Hand ein Champagnerglas hielt, griff im Vorübergehen lachend mit der andern nach der Maske der kleinen Blauen und während noch die Offiziere sich auf den kecken Ton Heinrich Sandrart's ansahen und eben entschlossen schienen, mit ihm eine andere Sprache zu reden, machte der Ausruf des Erstaunens: Fränzchen Heunisch! der Spannung ein Ende.

Jeannette war es, Melanien's heut' Abend entlassenes Mädchen. Sie hatte Fränzchen Heunisch's

Maske in der Hand und die kleine Blaue, unſers guten und auf die Sittlichkeit ſeiner Nichte ſo tief vertrauenden Förſters von Hohenberg ganze Hoffnung, bis hundert Klafter tief unter die Erde beſchämt.

Das Erröthen, die Verzweiflung Fränzchens half da aber nichts. Jeannette führte ſie an einem Arm, Sandrart am andern und der luſt'ge Zug, mit dem jene gekommen war, ſprengte die ganze Gruppe auseinander. Die Offiziere fanden die Kleine allerliebſt, ſchienen aber die Keckheit des Sergeanten nicht weiter beachten zu wollen, da inzwiſchen ſchon wieder neue Gegenſtände ihre Aufmerkſamkeit feſſelten. Nur Aldenhoven ſah ihm lange nach und ſprach mit Thielo und Konnewitz über das Thema der Disciplin und die „Mannſchaften" des Majors Werdeck, die ſie „demoraliſirt" nannten.

Aber du Duckmäuſerin! rief jetzt Jeannette, in der der Geiſt des Tanzes, der Muſik und des Zorns wirbelte. Du frommes Mutterlämmchen, wie kommſt du Sünderin denn hierher?

Fränzchen Heunisch machte hundert Gebehrden, um ſie zu bewegen, ſtille zu ſein; ſie wollte die Maske zurückhaben, um ſich zu verbergen ...

Dummes Zeug! ſagte Jeannette; wer kein Geſicht

„Nein, mein Alter," fiel jener ein, „ich fühle Hochachtung für den Statthalter und ſchätze die Einſichten, die ihn meinen Werth erkennen ließen. Mein großer Lehrer Yong-Tſchu ſagte aber ſchon: Willſt du raſch fahren, ſo halte deinen Pferden ein Brod vor; willſt du ſchneller, ſo halte ihnen zwei, und willſt du aus zehn Stunden eine machen, ſo gib dem einen die Ausſicht auf Heu, dem andern auf Hafer."

Solche Redensarten fielen in Dhü-Kummuz Handwerk und er ſagte deßhalb: „Das ſind Worte der Weisheit. Man erkennt in Euch den Lebensphiloſophen."

„Ich verſichere dich, alter Kauz," fuhr der Lebensphiloſoph fort, „daß meine Weisheit noch von meiner Vorſicht übertroffen wird. Ich habe ein ſehr feines Auge für falſch gewobene Rathſchläge und ſehe es ſchon am Rollen der Würfel, ohne ſie zu berechnen, ob ſie falſch ſind."

„Der Statthalter beſitzt ſehr viel kluge Leute in ſeiner Umgebung," ſagte der Abgeordnete; „was ich zuerſt zu ihm ſprach, iſt ihm von dieſen Allen beſtätiget worden. Ich ſagte: unſer Freund und Gönner, der chineſiſche Correſpondent in Laſſa, kann durch unſere Aufrichtigkeit vielleicht gewinnen und ſollt' es nur die Pfauenfeder ſein; durch unſere Treuloſigkeit wird er aber nichts verlieren. Darum rath' ich zur Ehrlichkeit. Und dieſen Rath hat man befolgt. Das ſind die ſchlauſten Füchſe, die ihre Gruben mit zwei Eingängen verſehen. Ihr gehört zu ihnen."

„Ich bin ein Sohn des Mittelpunktes der Erde," erwiederte der Correſpondent; „ich kenne die feindſeligen Abſichten, welche die herumgezogenen Kreiſe gegen ihr himmliſches Centrum beſeelen. Die Bosheit der Tibetaner gegen ihre großmüthigen Beſchützer zeigt ſich in Spuren, die nie ver-

von Tannenzapfen hat, glatt und hübsch ist, wie wir, der soll sich zeigen allen Leuten zur Lust; nicht wahr Ernst?

Ernst von „Geheimraths" bestätigte diese Meinung und erklärte auf ein eifersüchtiges Befragen der Lore Wandstabler, daß er das junge Mädchen nicht kenne . . .

Die Wandstablers aber, die in die Falle gegangen waren, die beiden Bedienten als Begleiter angenommen hatten und nach mehrmaliger Trennung von ihnen, in der Hoffnung andere Gesellschafter zu finden, doch auf sie zurückkommen mußten; die Wandstablers kannten Fränzchen, ihre Cousine, sehr wohl . . . Sie sicherten, ohne sich sogleich dem armen Täubchen, das sie einmal so heftig erschreckt hatten, zuzuwenden.

Die Fränz! Die Fränz! sagten sie und steckten verwundert die Köpfe zusammen.

Ja, ja, schäme dich nur, begann die durchtriebene Jeannette zur Nähterin, die heute früh noch so schwärmerisch über die Tugend philosophirt hatte, jetzt kommen wir hinter deine Schliche, du Tugendspiegel! Hier Herr Sergeant, festgehalten! Drinnen steht unser Tisch — runde Tafel — Couvert zehn neue Groschen — holen Sie nur Ihre Mutterpfennige hervor, Landsmann! Fränzchen muß trinken lernen!

Und dabei flüsterte sie der Zitternden zu:

Dein Franzose ist ja nicht hier! Sei doch lustig! Ich verrathe nichts.

Fränzchen ließ Alles willenlos geschehen. Sie hätte in die Erde sinken mögen. Sie konnte nicht Widerstand leisten, daß man sie und Sandrart in die Restauration zog und ihr einen Platz an einem mit Tellern und Gläsern besetzten Tische gab, wo sie noch Manchen antraf, der zur Gesellschaft gehörte, unter Andern den Kutscher Neumann, einen mürrischen, widerlichen Menschen mit fuchsigem, fast bis in's Auge gezogenen Backenbart, Ringen im Ohr und ein paar ungeschlachten rothen Händen. Sie wußte, daß Jeannette überall Liebschaften, aber Neumann als wirklichen Verlobten für die künftige Ehe hatte.

Hier, Herr Sergeant, Sie rechts, sagte Jeannette und placirte die Neuangekommenen; du hübscher Fratz, links bei deiner Cousine Dore? Oder willst du lieber bei der Lore? Die Flore ist nicht da, obgleich dich Die am liebsten hatte und bei der Durchlaucht dein Glück wollte, Närrchen; hier hergesetzt und sich ausgesöhnt mit den Fräuleins Wandstabler!

Und dabei flüsterte sie ihr in's Ohr:

Halt' dich tapfer! Die haben schon deinen Franzosen auf dem Strich.

Dieser Wink machte in der That, daß Fränzchen schreckend etwas wieder von Besinnung und Geistes-enwart gewann. Wußte sie doch nur zu gut, daß schlimmen Cousinen das Glück hatten, jetzt täglich Louis Armand in Einem Hause, vielleicht in Einem mer zu sein, und wie die Liebe Jedem, auch dem ächsten Wesen, eine gewisse Kraft und einen higen Aufschwung verleiht, so gewann nun auch nzchen eine kräftigere Haltung über sich und warf Cousinen einen dreisten, fast schnippischen Gruß der Fränzchens Reiz in den Augen des von sei-Rencontre mit den Offizieren noch sehr bewegten rich Sandrart nur noch mehr hob.

franziska, stoß an! sagte die mittelste Wand-r, die Lore, deren magere Gesichtsformen sich die Glut des Tanzes und der Atmosphäre ge-ja ganz angenehm gerundet hatten.

ränzchen stieß mit dem Glase ihrer Cousine an nippte ein wenig von einem Getränke, das viel-ein helles Bier, vielleicht künstlicher Champagner ße wußte es nicht ... bis der Sergeant aus Seitenfutter seiner Uniform ein kleines Porte-nie zog und sich, wie es schien, nicht ohne eine e Ueberlegung, entschloß, zwei Papierthaler an wirkliche Flasche Champagner zu wagen. Er

mochte fühlen, daß er sein Avancement etwas kostbar feierte ... aber er bestellte echten Champagner!

Die Wirkung dieses Momentes war groß. Alles um den runden Tisch blickte staunend und voll Bewunderung auf diesen jungen militairischen Rothschild! Echter Zwei-Thaler-Champagner! Dies hob oder setzte tief herab, je nachdem der Schwung der Phantasie sich für das Große berufen hielt oder sich keiner solchen Flügel bewußt war. Man schwieg eine Weile und blickte feierlich um sich her, als hätte man für diese Standeserhöhung Zeugen gewünscht.

Die Wandstablers beschlossen jetzt, mit Fränzchen, die einen solchen Liebhaber aufweisen konnte, sich auszusöhnen.

Dorette, die Jüngste, mit der es Franz von „Geheimraths" sehr geschäftig hatte, war blässer, als ihre Schwester, auch etwas verstimmter. Sie hatte Ideen, die höher hinauf stiegen als die Sphäre, in der sie sich hier bewegte und die eigentlich Jeannette so gewaltsam improvisirt hatte.

Guten Abend, Fränzchen! sagte sie und reichte ihrer kleinen Cousine jetzt erst die Hand. Muß es denn erst so kommen, daß uns ein solcher Abend wieder einmal zusammenführt?

Ein solcher Abend? fragte Heinrich Sandrart fast

verletzt, der seine zwei Thaler los war, nun aber dafür auch lustig sein wollte. Kann man traulicher und vergnügter beisammen sitzen?

Dabei wollte er Fränzchens Hand ergreifen und sie an sich drücken. Aber die kleine, braunäugige Spröde litt schrecklich, auch über die Kosten, die sie ihm verursachte, und zog die Hand zurück.

Fräulein Dorette schmachtet nach stiller Einsamkeit, sagte die nicht ganz ungebildete, aber zügellose Jeannette parodirend, sie liebt! Sie liebt einen Franzosen, stolz und feurig; o seit ich weiß, daß man diesem Franzosen so edle Vorsätze verdanken kann, selbst den Fortunaball nicht zu gering für Liebende zu finden, bitt' ich mich ihm für die Rückreise nach Paris als Gouvernante an; ich arme conditionslose Person —

Fränzchen war in der That von Eifersucht nicht frei. Sie sah ihre Cousine Dorette starr an und mußte sogleich fühlen, daß diese wirklich bei dem Balle nicht anwesend schien.

Lorette aber, die Mittlere, sagte leise zu ihr:

Du Glückliche! Herr Louis Armand hör' ich, soll dir Blumen schenken und ich wette auch Gedichte macht auf dich. Heute las er Floretten eins vor, das gewiß auf dich gemacht hat!

Fränzchen erröthete. Sie wußte wohl von den Blu-

men, aber nichts von dem Gedichte, das ohne Zweifel ihr gelten sollte und Siegbert Wildungen erst übersetzt und noch in seinem Portefeuille hatte.

Indem knallte Sandrart's Champagnerkork und in einem der hingestellten Spitzgläser zischte vor ihr der perlende Wein, dessen Güte wir nicht zu bestimmen wagen, da wir über den Fortunawirth noch nicht wissen, ob er der Ehrlichkeit seines Bruders, des Pelikanwirthes, entsprechen wird. . . .

Kaum am Rande ihres Glases nippend, fragte sie jetzt Jeannetten, was diese Uebermüthige von conditionslos gesprochen hätte?

Ja, Schatz, sagte diese, Das haben wir uns heute früh nicht träumen lassen, als wir Falbalas nähten, von der Tugend sprachen und die Fortunabälle kaum dem Namen nach kannten. Melanie kommt um zehn Uhr nach Hause, fordert mich wie vor's Tribunal, hält mir eine lange Predigt Salomonis, will in's Kloster gehen und schickt mich vorläufig von Morgen früh an zu allen Teufeln.

Jeannette! Du hast den Dienst verloren? Das ist ja unglaublich — sagte Franz voll kindlicher Theilnahme.

Unglaublich? Seit ich dich hier Champagner trinken sehe neben einem so liebenswürdigen Sergeanten, ist Alles möglich. Neumann, erkläre du ihr's!

Dieſer, die bebuſchten Augenbrauen zuſammenkneifend, grunzte etwas hin, was etwa ſoviel ſagen ſollte, als:

Die Aufklärung wird bald bärbar werden. Habt Ihr ihn auf's Korn genommen?

Das ſagte er zu einigen jungen Burſchen, Lafalle'ſchen Reitknechten, die eben eintraten.

Macht's gnädig! meinte Jeannette flüſternd. Er hat's zwar um uns verdient, aber wenn er noch einmal ſo traktirt wird wie damals, erleben wir, daß ihn das Fräulein aus Mitleid heirathet ....

Wo ſie ihn nur geſprochen hat! bemerkte der Bediente Franz flüſternd. Ich gab ihr doch noch den Shawl um, die Excellenz war dabei und wir gingen faſt bis an den Wagen mit.

Ich fuhr ſie — ſagte Neumann.

Und kaum ſteigt ſie aus, ergänzte Jeannette, ſo kam die Beſcheerung. Dieſe Verräther! ſchrie ſie. Elende Menſchen, die ſie verkauften, umgäben ſie. In Hohenberg hätt' ich ſie verrathen. Jeder bilde ſich ein, ihr gefallen zu können — und damit zerriß ſie ihre Kleider, weil ſie nicht raſch genug vom Leib wollten, und ſagte mir auf.

Das Fräulein dir, Jeannette! Ich kann mich noch gar nicht finden ...

Mir! Ja! Ja! Fränzchen! Das wäre nun ein Plätzchen für dich! Aber du bist ihr nicht mehr tugendhaft genug. Seit heute früh hast du einen schrecklichen Fehler angenommen. Du bist heimlich, gehst maskirt auf die Bälle in Garderobe wie eine Königin — jetzt besinn' ich mich — du kamst ja mit einer Rothen. Wer war denn Die?

Ja, stimmten die Wandstablers neugierig ein, wer war die Rothe?

Der junge Soldat schenkte ein, erschrak aber über die bekannte Erfahrung, daß eine Flasche dieses tückischen Schaumweines sehr bald consumirt ist.

Man wartete gespannt auf Fränzchens Antwort, die sich aber nicht herbeiließ eine Aufklärung zu geben . . .

Halt! rief Jeannette. Sie tanzte nur mit Hackert, rannte Dem nur nach, immer nur Dem . . . es war Melanie!

Ah . . . hieß es bei den Harder'schen Bedienten und sonst herum; die Schlurck!

Alle waren aufgestanden und sahen durch die Glasfenster, die den Saal von der Restauration trennten. Es war ihnen, als wenn sie nun aufstehen und die Rathselhafte verfolgen sollten.

Hackert schreibt schon und tanzt schon . . . fügte Jeannette diesem Tumulte boshaft hinzu; es wäre

nicht das erste mal, daß Schlag zwölf Uhr der Thorweg leise aufknarrt und gewisse Leute in die Redoute gehen. Mach' uns keine Lügen vor, Fränzchen! Sage, wer war die Rothe?

Sandrart bot Jeannetten ein Glas mit den Worten:

Lüge, mein Fräulein! Das ist Beleidigung! Sie müssen sich mit mir duelliren!

Man setzte sich lachend nieder.

Jeannette nahm das Glas, verneigte ihr niedliches, geröthetes, stumpfnäsiges Gesichtchen, den Typus der Verschmitztheit und jener flüchtigen Kammerzofenschönheit, die bei dunkler Beleuchtung mehr verspricht, als sich bei hellerer motivirt findet, und sagte:

Sehr artig, Herr Sergeant!

Mit einem wohlgefälligen, herausfordernden Blick auf den jungen Krieger, der ihr seit den Unterfutter-Geheimnissen seiner Uniform doppelt zu gefallen schien, trank sie das Glas.

Fränzchen aber mochte den falschen Schein des Leichtsinnes und der Heuchelei nicht länger auf sich sitzen lassen, sondern nahm das Wort:

Wie ich hierher gekommen bin, sagte sie, ist mir wie im Traume geschehen. Es war zehn Uhr. Eben wollt' ich zu Bett gehen und legte die Kleider, die ich von der Putzmacherin auf dem alten Markte, der Flo-

rentine, zu besetzen hatte, sauber zusammen. Ich war müde. Da klingelt es heftig im Vorderhause. Die alten Märtens schlafen schon. Ich denke, obgleich unser neuer Miether —

Der feine gelehrte Franzos; lachte Jeannette.

Ein Franzos? sagte Heinrich Sandrart, angeregt und eifersüchtig.

Nicht jung! Nicht hübsch! Nein, ein Alter mit einer Perrücke!

Jeannette, die bei all ihrem Leichtsinn einige Gutmüthigkeit besaß, sagte diese Worte mit Beziehung.

Nicht wahr, ein Alter? Sowie der da!

Damit zeigte sie in den gegenüberstehenden Spiegel . . . .

Man wandte sich theils um, theils zum Spiegel hin und bemerkte einen schleichenden hüstelnden Herrn mit einer großen Nase und einem dicken schwarzen Schnurrbart, in dem wir die grüne Brille wieder erkennen.

Schon lange hatte sie lauernd den runden Tisch umschlichen und lüsterne Blicke zu dem demaskirten allerliebsten und rosig strahlenden Fränzchen hinüber geworfen. Seine Zudringlichkeiten schienen aber so allgemein gewesen zu sein, daß auch Jeannette schon die grüne Brille kannte.

narben, weil ſie durch friſche immer wieder erſetzt werden
Was wir als Gnade euch ſchenken, das nehmt ihr wie ein
Joch, welches euch aufgedrungen wird. In meinen tibetani-
ſchen Zuſtänden, die einen fortlaufenden Artikel der Pekinger
Hofzeitung bilden, hab' ich alle dieſe Elemente auseinander
geſetzt, die China bei euch zu beobachten, damit ich nicht ſage
zu fürchten hat. Leſet jene Muſter publiciſtiſcher Ausführun-
gen und ihr werdet ſehen, daß ihr in mir keinen Mann
trefft, der ſich in Dinge einließe, ohne zu wiſſen, wen ſie
alles intereſſiren. Auf wen darf der Statthalter rechnen?
Wer leitet in Laſſa die Gemüther, die ihm zugewandt ſind?"

„Wo denkſt du hin, Weiſeſter?" rief der ſchlaue Dhü
Kummuz; „welcher Kaufmann wird dir einen Mantel ver-
handeln und dir die Löcher zeigen, die er heimlich zugeflickt
hat? Aber noch mehr, wird er Dem einen alten Rock für
einen neuen verkaufen, von dem er weiß, daß er ſo gut wie
er ein Schneider iſt? Nein, einem ſo alten Fuchs den Bal
abzugewinnen dürfte den Hühnern wohl ſchwer fallen. Laſſa
iſt Laſſa und Teſchulumbo Teſchulumbo. Der Statthalter
drückt hier Niemanden die Hand, als dir und denen, die ihm
von dir empfohlen werden."

„Darin iſt kein Arg," ſagte befriedigt der Correſpondent.
„Nun ich weiß, worauf ich mich verlaſſen darf, werd' auch
ich mit dem nicht zurückhalten, was dein Herr von mir zu
erwarten hat. Aber ich ſeh' es dir grauköpfigem Schelm an,
daß du in den Schuhſohlen, unter deinem Mützendeckel, auf
dem Rücken oder ſonſt wo noch Briefſchaften verſteckt haſt,
die an einen Mann gerichtet ſind, den einige unglücklich
Menſchen für höher halten als mich, ohne zu wiſſen, daß ſie
damit einen gelinden Grad des Hochverraths begehen und es

Guten Abend! sagte ein Unisono des ganzen Tisches fast höhnisch zu dem indiskreten Lauscher.

Als dieser erschreckend merkte, daß er Gegenstand der Aufmerksamkeit eines ganzen Tisches wurde, entschlüpfte er mit aalglatter Behendigkeit und nahm das allgemeine ihn verfolgende Gelächter für eine Warnung, sich solchen Gesellschaften sobald nicht wieder zu nähern.

Sandrart schenkte aufs neue die letzten Reste seines Excesses ein und rief:

Also der alte Franzose klingelte ....

Nein, nein, sagte Fränzchen Heunisch, nicht der!

Ein Andrer — ? fiel der Sergeant ein und rückte näher und legte ermuthigt den Arm auf die Stuhllehne Fränzchens, indem er ihr weingeröthet in die braunen brennenden Augen sah.

Genug, genug! unterbrach ihn Jeannette, die schon merkte, daß der Sergeant mit Fränzchens Verhältnissen völlig unbekannt war und vielleicht nicht einmal wußte, wo sie wohnte; es klingelte also Wallstraße Nr. 14, wo ich künftig auch wohnen werde ...

Du? fragte Fränzchen, erstaunt über diese scharfbetonten Worte.

Ja, Fränzchen, antwortete Jeannette, ich werde Gelegenheit nehmen, so lange bei meiner Freundin

Franziska Heunisch, Wallstraße Nr. 14 zu wohnen, bis meine Angelegenheiten geordnet sind —

Diese Erklärung, in scharfen Worten vorgetragen, erregte allgemeines Erstaunen und bei Niemandem mehr als bei Fränzchen . . .

Dein Zimmer ist klein, — schadet nichts — ein Bett stellt sich schon noch hin und —

Aber Jeannette . . .

Mein voller Ernst . . . ich spreche mit den Märtens Wallstraße Nr. 14 . . .

Fränzchen konnte sich nicht fassen, so überrumpelte sie dieses verschmitzte Mädchen, dem sie sich von früher gewohnt war, gehorsam unterzuordnen.

Aber die Rothe! Die Rothe! hieß es. Wer ist's?

Sandrart merkte sich, mit einem dankbaren Blick auf die wilde Jeannette, die Adresse des Mädchens, in das er wie verloren war und dem zu Liebe er, ein wohlhabender Bauernsohn, zu rechnen anfing, ob er wol noch zwei Thaler aus dem Unterfutter hervorziehen sollte . . . Die Menschen sprechen vom Verschwenden! Die Gerechtigkeit zwingt uns aber einzugestehen, daß sich alle Dinge in der Welt, selbst die bösen, nicht immer sogleich ganz böse machen.

Ja, sagte Fränzchen kleinlaut über die schreckliche Aussicht, an diese Jeannette in ihrer bisherigen be

scheidenen Existenz geknüpft zu werden, ja es klingelte. Ich dachte, es wäre — unser Miether. Ich ziehe mich an und gehe hinunter. Wen find' ich? Eine Freundin, die ich nicht nennen kann. Sie machte sonst Putz mit mir auf dem alten Markt bei der Florentine. Franzicka, du mußt mit mir auf den Fortunaball gehen, rief sie. Komm nur! Komm nur! Ich weiß, du kannst helfen. Damit zog sie mich durch den Hof, an der Werkstatt vorbei, in mein Kämmerchen hinauf, das sehr eng ist, sehr eng, liebe Jeannette —

O man richtet sich ein — ich will nur bei soliden Leuten wohnen. Wallstraße Nr. 14, im Hofe zwei Treppen hoch!

Damit sah Jeannette wieder Sandrarten scharf an — dieser nickte glühend, er hatte schon dem Kellner zugeflüstert, eine zweite Flasche zu bringen; Fränzchen fuhr fort:

Wie wir oben waren, weinte sie und jammerte. Sie müsse auf den Fortunaball, schrie sie. Sie müsse wegen eines Menschen da sein, der . . .

Wegen Hackert? fragten Einige durcheinander, die am Tische saßen und immer noch an Fräulein Melanie dachten.

Fränzchen, Fränzchen, halt' dich an die Wahrheit, sagte Jeannette, es war Melanie — Neumann weiß

es ganz genau! Neumann war im Hofe und fand da etwas nicht in Ordnung. Der Thorweg ging einmal leise von innen auf. Es schlich sich Jemand vom Hofe fort. . . .

Jeannette! Schäme dich! rief Fränzchen; das vernehme Fräulein! Abscheulich! Wie kann man so verleumden!

Hm! hm! hm! . . . sagte Jeannette mit Bosheit. Sie ist jetzt verschwunden die Rothe, seit sie mich entdeckt hat.

Nein, fuhr Fränzchen entrüstet fort, meine Freundin heißt Louise und Der, den sie suchte, den kenn' ich nicht. Fränzchen, sagte sie, ich bin arm und du bist es, wir haben keine Kleider, um auf den Fortunaball zu gehen. Aber unsre Armuth kommt auch daher, daß Die, die von uns leben, uns nicht bezahlen. Ich wußte, daß du diese kostbaren Kleider für die Florentine nähst. Ich sah selbst, daß Florentine sie dir zum Besetzen einhändigte, als ich bei ihr war und das aufgeblasene, abscheuliche Weib, die mit fremdem Gelde ein Geschäft etablirt, um die mir nun seit drei Jahren schuldigen fünfzehn Thaler mahnte. Sie zahlt nie. Diese Kleider sind für den Verkauf in ihrem Laden bestimmt. Ich verlange sie von dir! Hier ist Florentinen's Schuldschein und nun Muth, Franziska, mein ist dieser rothe und dein ist dieser blaue Anzug!

Bravo! rief die ganze Gesellschaft, ohnehin entzückt von der zweiten Flasche, die inzwischen ankam, und klaschte in die Hände. Der Spaß, so zu einer Garderobe zu kommen, gefiel allgemein.

Das nenn' ich resolut —

So muß man Schulden eintreiben!

Louise soll leben!

Holt die Rothe! Sie muß Champagner trinken!

Sandrart sogar, der sonst gesetzte und ruhige Sergeant, rief in seinem Wirbel und alle Bedenklichkeiten seines sonst sittsamen und vor dem strengen Vater im Ullagrunde sich fürchtenden Gewissens hinunterspülend:

So commandirt ein General, wenn er sich in aller Kürze in schwieriger Position zu helfen sucht! Napoleon sagte: En avant! Und diesem Manöver verdanken wir unser liebenswürdiges Fränzchen Heunisch Wallstraße Nr. 14 auf dem Fortunaball! Hurrah!

Jeannette blinzelte dem gebildeten Sergeanten, der eben französisch gesprochen hatte und sagte ihm augenzwinkernd, als er ihr einschenken wollte:

Comment vous portez vous, Musje?

Sie können sich wol denken, fuhr Fränzchen unbekümmert um diese ihr ganz ungeläufigen Koketterieen einer doch mechanten Nebenbuhlerin fort, Sie können sich wol denken, wie ich mich geweigert habe.

Aber es half nichts. Eh' ich mich versah, waren mir diese Kleider über meine gewöhnlichen kattunenen — wie Sie Alle sehen können — übergezogen — das Haar verdeckte die Kapuze. Sie selbst nahm den rothen Anzug — und so huschten wir über den Hof, nahmen einen Fiaker und hier kauften wir die Masken. So bin ich hergekommen und denke mit Schrecken an Mamsell Florentinen auf dem alten Markt, die wegen ihrer Kleider zur Polizei gehen wird.

Sie soll ihre Schulden bezahlen! sagte Heinrich Sandrart und schlug mit dem Glase auf den Tisch, daß es fast zerbrach, zog wieder sein Portemonnaie und wollte nun auch all' das Essen bezahlen, das immer während des Trinkens und Erzählens genossen wurde. Jeannette aber litt diese Großmuth nicht. Sie warf Neumann einen Wink zu, der sich dann in die Brust warf und sich den Wirth der Gesellschaft nannte. Indem er aufstand und etwas langsam berechnete, während der Sergeant schon zahlte, kamen die Jockeys und flüsterten dem Kutscher etwas in's Ohr.

Jetzt dran! sagte er mit brutalem Ton.

Was ist? fragte der junge Soldat . . .

Wir wollen die Rothe suchen, sagte Jeannette, die die geheimen Zeichen verstand. Steht auf, Kinder, der Tanz fängt wieder an. Es schlägt drei. Bis

ünf bleiben wir da, nicht wahr, Franzchen? Siehst
u, daß die Welt viel lustiger ist, als du dir's in
einem Hinterhof eingebildet hast, Närrchen. Gieb
nir einen Kuß und ängstige dich nicht um mein Bett
. . ich ziehe nicht zu dir!

Damit wußte die Schlaue es so zu wenden, daß
e zwischen das sich plötzlich erleichtert fühlende Fränz-
hen und Heinrich Sandrart kam und diesem ihren
inken Arm zugeschoben hatte, er wußte nicht wie.
Sie hatte Fränzchen am rechten Arm. Da es beim
intritt in den Saal wieder sehr eng wurde, war sie
es Sergeanten Tänzerin zu seinem eignen Erstaunen
nd, wie es schien, unangenehmstem Befremden.

Noch merkte man nicht, daß sich die zum Tanze
ntretenden Paare lichteten. Der Garten mochte leerer
ein, aber hier unter den drei mächtigen Kronen-
uchtern und oben in den überfüllten Logen ringsum,
o die feinere Gesellschaft tafelte, verrieth nichts die
nnäherung des Morgens, der sich mit einer sanften
öthe in Osten schon ankündigte.

Franzchen hatte nach einer Tour in der Runde wieder
andrart am Arm. Jeannette huschte in den Garten . . .

Oben auf der „Sternwarte" ließ sich das neuer-
ngs wieder zusammenströmende Gewühl nun am besten
nterscheiden.

Dort saßen Mullrich und Kümmerlein auf kleinen Sesseln und schauten schlaftrunken in den Saal hinab.

Zuweilen kam Par, um Neues, besonders über Signalement Nr. 2, die schwarze Binde, wie er sie nannte, zu hören. Dann wieder schickte Frau Katharina Peters aus ihren unerschöpflichen Bier- und Punschvorräthen eine Stärkung hinauf, die ihnen einmal sogar Peters selber bringen mußte. Sie wollte durchaus, daß er sich in seine neue Laufbahn fände und sich mit so wichtigen Personen befreunde, die er sehr oft auf ihr antreffen mußte.

Was machen denn Ihre Thüringer? sagte Kümmerlein etwas spitz. Man sieht ja Herrn Peters jetzt immer nur drüben in Loge Nr. 13 unter den Offizieren; sind die Landsleute doch im Garten nicht vergessen?

Peters antwortete gleich lieber gar nicht, um nicht ausfallend zu werden. Soviel konnte er aber doch nicht hinunterschlucken, daß er die Bemerkung hätte verschweigen sollen:

Lieber schon wär' mirs, es ginge diese verfluchte Treppe nicht erst in den Tunnel und ich könnte gleich in Nr. 13 von hier hinüber, wo meine Thüringer mit den Offizieren sitzen.

Die Agenten, die um fünf Uhr etwas mit Thu-

ringern verhatten, lehnten sich über die Brüstung und versuchten in Nr. 13 zu sehen. In der That waren Dankmar und Siegbert nach ihrem langen, stillen und traulichen Zwiegespräch, wo der Aeltere über die Abenteuer des Jüngern fast sprachlos staunen mußte, eben, wie sie nach Hause gehen wollten, von den neuankommenden Offizieren und vielen andern Bekannten, zu denen jetzt auch Reichmeyer und Heinrichson gehörte, so zu sagen aufgegriffen und in die Loge Nr. 13, die geräumigste und comfortabelste, zu einem dort veranstalteten Bankett fast gewaltsam entführt worden.

Erst waren sie auf der Gartenbank, trotz des sie umgebenden Geschwirres von Dankmar's Erinnerung an Hohenberg so gefesselt, daß ihnen Stunde auf Stunde verlief. Nun wollten sie, doch leidlich getröstet über das viele Widerwärtige, was sie an diesem Tage und Abende verlebt hatten, sich zur Ruhe begeben und nun zwang sie Heinrichson, der den höchst Gefälligen, höchst Liebenswürdigen machte, zu bleiben und in den scheinbar genialen Ton, den er anstimmte, mit einzustimmen. Sie thaten ihm den Gefallen, aber widerstrebend. Ihre Anwesenheit hatte jedoch in der Loge schon den Erfolg, daß bei der Abstimmung über die Frage, ob man die hübschesten Mädchen aus dem Tanzsaale in

die Loge mit hinaufnehmen wollte, die Minorität zur Majorität erhoben und mit 15 gegen 13 Stimmen den von Aldenhoven und Heinrichsen beantragten Vorschlag eines sabinischen Mädchenraubes oder einer Razzia, wie Aldenhoven sagte, zur Niederlage brachten. Das Gespräch beschäftigte sich also mit dem einzigen Thema, das sich hier verhandeln ließ: Frauen und Politik, ohne daß die Ersteren daran Theil nahmen. Aber es wäre doch vielleicht besser gewesen, sie zuzulassen; denn der Streit über die zweite wurde dann weniger heftig geworden sein. Es flogen die spitzesten Pfeile, wie immer, hin und her. Die politische Aufregung des Tages war so entzündlich, daß es im kleinsten Cirkel die schroffsten Gegensätze gab. Es ging oft unter den jungen Männern, Juristen, Malern, Offizieren so heftig lärmend her, daß Herr Hitzreuter, der Fortunawirth, sich zuweilen in dieser Loge aufmerkend sehen ließ. Der allerdings gewandte Mann machte nur in den gewählteren Kreisen die Honneurs. Groß und stattlich von Figur, mit einem viel pfiffigeren Zuge, als sein in pekuniärer Hinsicht rangierter Bruder, der Pelikanwirth, trug er durch seine diplomatische Vermittlung, besonders aber durch eine Dose, die er herumreichte, Vieles zur Milderung der sich etwas schroff gegenüberstehenden Ansichten bei. Schon, daß er so

wenigſtens durch zehnjährige Gefängnißſtrafe und Abbitte vor dem Bilde des Kaiſers büßen müſſen; an einen Mann, der, wenn man ihm zehn Fragen aus Lao-Tſe vorlegt, nicht eine beantworten kann; an einen Mann, der ſeine Weisheit in ſeinen Sporen ſitzen hat und ſie Niemanden einprägen kann, als einem alten Gaul, den er obenein noch ſchlecht reitet; an einen Mann, was ſag ich? — iſt es denn ein Mann? Die Weiber ſind ihm alle aus ſeinem Harem entſprungen. Einen Mann? Was nennt er denn einen Mann? Ja, und wo blieb' ich denn ſtehen? So oft ich an einen Eſel denke, fangen mir ſelbſt die Ohren an zu wachſen."

Wir wiſſen, daß der Correſpondent von Ming-Ta-Lao, dem General und Mandarinen der fünften Claſſe, ſpricht. Wie er ſelbſt ſagte, der Gedanke an dieſen Mann konnte ihn um ſeine eigenen bringen.

Als aber Dhü-Kummuz den Namen des Mannes, um den es ſich handelte, erfahren hatte, ſagte er: „Von wem ſprichſt du? Ming-Ta-Lao? Nennt ſich ſo in Laſſa vielleicht eine Blattlaus? Soll dieſer Hund erſt geboren werden oder fallen ihm ſchon die Haare aus? Oder heißt vielleicht ein Zwitter ſo, der des Nachts den alten Weibern die Betten wärmen muß?"

„Vortrefflich, mein Freund," rief die Hände zuſammenklatſchend der entzückte Correſpondent. „Du ſchilderſt jenen Unwürdigen in lebensgroßen Zügen. Du kennſt ihn und kannſt ihn doch nicht aufſuchen wollen: denn der Weiſe ſpricht: die Dummen pflegen ſich zwar oft der Klugen zu bedienen, aber die Klugen können die Dummen nie zu etwas brauchen. Wiſche dir aber jetzt dein Ohr rein, damit du meine Rathſchläge vernimmſt! Wenn auch das Ei ſelten klüger iſt als

überaus schwärmerisch für Alles, was zur Landesfarbe und zum „uralt“ Bestehenden gehörte, sich aussprach, erzeugte Einigkeit. Denn man mußte ein solches Entzücken für die Reaction doch komisch finden...

Den Austausch dieser Ansichten schildern wir nicht. Nennt diese Streitenden Söhne der Zeit, nennt sie Dioskuren auf den weißen Lichtrossen der Legitimität, nennt sie die gefesselten Titanen der Opposition; sie erörterten nur Das, was wir vorziehen, durch die Hebel des Volkes und an ihm selbst zu schildern durch eine allmälige Entwickelung von Persönlichkeiten, deren Bedeutung für den modernen Volksgeist im späteren Verlaufe sichtbarer hervortreten wird.

Es ist aber doch einzig, sagte Kümmerlein auf der Sternwarte, wir haben jetzt bald drei Uhr und von der schwarzen Binde sieht man nichts.

Sie haben wol nicht richtig gelesen, erwiderte Mullrich; steht wirklich was von einer schwarzen Binde auf dem Signalement?

Wie ich gelesen habe ...

Lesen Sie doch lieber noch einmal, Kümmerlein!

Kümmerlein breitete sein Papier noch einmal auseinander und las wiederholt das Signalement Nr. 2.

## Dreizehntes Capitel.

### Die schwarze Binde.

Murray, ein Engländer oder Amerikaner, las Kümmerlein; mittlerer Figur, schwarze Perrücke, eine seidene schwarze Binde über dem einen Auge, Mund fast zahnlos, Kleidung: abwechselnd, ganz ärmlich, bald ganz elegant. Geht etwas gebückt an einem Bambusrohr mit goldenem Knopfe. Selbst bei ärmlicher Kleidung sieht man zuweilen goldene Ketten an der Weste und Ringe am Finger. Alter: etwa sechzig Jahre, obgleich er bei eleganter Kleidung viel jünger aussieht. Im Falle zweideutigen Umganges zu verhaften.

Als Kümmerlein geendet hatte, mußte Mullrich bestätigen, daß Dies — er sagte es wenigstens — auch ganz ebenso auf seinem Papiere stünde, allein darin kamen sie überein, daß eine schwarze Binde am Auge ein gutes Gewissen verrathe . . .

Denn, sagte Mullrich, einen bunten Hund kennt Jeder.

Die den beiden Gerechtigkeitsdienern auf den Lippen schwebenden kleinen Rügen über Paren's übermäßige Feinheit und seine Leidenschaft, es einem gewissen großen Polizeimanne, den sie nannten, gleich zu thun, verhallten im Lärmen des Saales. Denn als sie auf ihren Uhren drei anrücken sahen, begann wieder die Musik des Orchesters und das Rauschen des Tanzes.

Die große im Saale befindliche Uhr zeigte zwar die Stunde, schlug aber erst von vier Uhr an. Dies war eine eigenthümliche Speculation des Herrn Hitzreuter im Einverständnisse mit der Kapelle. Schlug es nämlich zwölf, eins, zwei, drei, so wurden die Besucher der Fortunabälle, die absichtlich nach der Uhr nicht sahen, doch in ihrem Taumel immer stutzig: sie fühlten sich gemahnt, zeitiger sich zu entfernen, als dem Besitzer lieb war. Von vier Uhr an aber wünschten Herr Hitzreuter und die Kapelle selbst, daß man ging. Daher wurde das Schlagen von zwölf, eins, zwei, drei verhindert. Mit vier aber fingen die Mahnungen zur Entfernung an und sogar die Anzahen der Viertel dienten gewissermaßen als leise winkender Kehraus.

Eben wollten sich Mullrich und Kümmerlein wieder auf ihrer Sternwarte in die Sessel strecken, die eben nicht sehr bequem waren, und ein bischen „dämmern", wie sie den dienstlaubten Halbschlaf nannten, als plötzlich an den Ausgangsthüren ein Drängen entstand . . .

Manche Paare hielten im Tanze inne und Mullrich fragte Kümmerlein:

Kümmerlein, heda! Hören Sie nicht schreien?

Schon aber hatten alle Tänzer, die den Saalthüren nahe standen, sich nach draußen gewandt. Denn ein so lauter Lärm, ein solches Rufen und Wehklagen konnte man vom Garten her vernehmen, daß die allgemeinste Neugierde geweckt wurde und diese sich allmälig Allen, auch den in den Logen bei sündlichen Zechern und Schmausern, mittheilte . . .

Mullrich kletterte die enge schmale Treppe hinunter, gefolgt von Kümmerlein, dem eine Einmischung in handgreifliche Händel immer unwillkommen war.

Setzen Sie sich nicht aus, rief er Mullrich nach. Sie wissen, daß wir nach Vier eine Recherche haben . . .

Mullrich ärgerte sich über den Umweg durch den Tunnel, der schon leerer geworden war. Denn Die, welche nicht tanzten, hielten sich nicht bis in den

frühen Morgen auf. Sogar Frau Kathrine war zu Bett gegangen und hatte ihre Funktionen einer andern weiblichen Bedienung überlassen und Peters war oben in den Logen beschäftigt.

Die Polizeidiener fanden im Garten ihr Einschreiten nicht mehr nöthig; denn schon hatten sich mehre ihrer Kameraden ihres Incognitos begeben und halfen einen jämmerlich zugerichteten Mann daher tragen, für den um einen Wagen gerufen wurde. Einige jüngere Leute gingen schreiend und fluchend neben ihm her, während eine Frauenstimme wehklagte und den Fortunabällen, wenn sie von Mördern überfallen werden könnten, den Untergang prophezeite.

Man erzählte dann, daß eine Anzahl junger Leute mit diesem Schwerverwundeten und Halberschlagenen einem Andern aufgelauert hätte, um ihn für irgend ein Vergehen zu züchtigen. Auf das Hülfegeschrei einer Frau aber wären über den Zaun, an dem Holzschuppen rechter Hand — man zeigte in dem aufgehenden Tageslichte nach jener Stelle — eine Menge Vermummter mit Stangen und Eisen erschienen, hätten jenen Bedrängten befreit, aber den wildesten seiner Gegner auch so dem Grade kampfunfähig gemacht, daß dieser schwerlich wieder aufkommen würde . . .

Den Verwundeten erkannte Mullrich sogleich.

Es war Dies der Kutscher des Justizraths Schlurck, Neumann mit dem Backenbart und den goldnen Ohrringen.

Die wildaufgeregte, schreiende Anklage kam von Jeannetten, die im Augenblick der Gefahr ihre Tändeleien nicht mehr durchführte und sich wohl vergegenwärtigte, wie ihre fast dreißig Jahre es ihr zur Pflicht machten, eine so solide Anhänglichkeit, wie die des Neumann, werth zu halten. Sie verwünschte bald die Feigheit der Reitknechte Lasally's, die wohl Jemanden überfallen, aber sich nicht vertheidigen könnten, wenn sie auf gefaßte Gegner stießen. Sie schwur der Rothen Rache, die Hackerten diesen Schutz hatte herbeizaubern können und war im ersten Zorn so heftig über Fränzchen Henniſch, die von ihrem Tänzer geführt wurde, hergefallen, daß diese vorzog, zu flüchten und sich umsomehr bald von Sandrart nach Hause begleiten zu lassen, als Louise Eisold und Hackert verschwunden schienen.

Der Oberkommissär Par verschaffte sich, während man Neumann mit Wasser besprengte und in den Wagen trug, alle nur zu ermöglichenden näheren Angaben über die Begebenheit, war aber insofern schon völlig im Klaren, daß er den Angreifern

ſagte, ihnen wäre Recht geſchehen. Seine Theilnahme für Hackert gab ſich dabei vollkommen zu erkennen. Und von den ſogenannten Vermummten hatte er die Ueberzeugung, daß Dies Maſchinenarbeiter von Willing's Fabrik geweſen wären, am Zaune gelauſcht und die Gewaltthat eben ſo gewaltthätig verhindert hätten. Auch er ſah ſich nach Hackert um, der ebenſo wie der mehrfach erwähnte und ihm ſelbſt aufgefallene, noch immer nicht demaskirte rothe Domino, verſchwunden war.

Als die gleichfalls herbeigeeilten Kapelliſten wieder an ihre Notenpulte lachend zurückkehrten und der Tanz aufs neue nun gerade erſt bachanaliſcher als bisher begann, wollten auch die beiden Polizeidiener Mullrich und Kümmerlein wieder auf die Sternwarte. Par aber rief ihnen nach und fragte wieder bei Seite:

Noch immer nichts von Nr. 2. geſehen?

Nicht ein Haar, Herr Oberkommiſſär.

Keine ſchwarze Binde überm Auge?

Nirgends; aber ein Franzoſe war da, Herr Oberkommiſſar. Nichts Verdächtiges an ihm bemerkt, als daß er franzöſiſch ſpricht.

Eine grüne Brille —?

Ein ſchwarzer Schnurrbart —

Es ist der Franzose nicht, der beobachtet werden sollte und doch hätt' ich gern erfahren, was hinter der grünen Brille steckt ...

Herr Oberkommissär, sagte Kümmerlein, der suchte nichts als die Frauenzimmer!

Schien mir auch so, antwortete Par lächelnd. Als ich ihm einige Male nachgegangen war und ein Gespräch anknüpfen wollte, verschwand er. Ganz geheuer ist es mit dieser grünen Brille nicht. Er schlich dem Sergeanten und dem blauen Mädchen nach. Aber die schwarze Binde! Man versicherte uns, sie ginge auf den Fortunaball ... Nun gute Nacht! Ich gehe. Sie bleiben wol bis zu Ihrer Recherche?

Es geht nun in Einem hin!

Vergessen Sie nicht, die Gebrüder Wildungen aus Thüringen! Drei Treppen bei Frau Schievelbein.

Neustraße —

Was wir finden, geht mit ...

Besonders ein Bild ...

Abzuliefern an?

An Frau Ludmer, Kammerfrau der Geheimräthin von Harder.

Gut! Besorgen Sie das Alles mit der größten Pünktlichkeit! Nun, gute Nacht!

Damit verließ Oberkommissär Par den Garten

der Fortuna und ſeine getreuen Organe kehrten auf ihren früheren Standpunkt, die Sternwarte, zurück ...

Wie ſonderbar gleicht aber das Schickſal aus! Was dem Einen Quell der Leiden iſt, wird dem Andern zum Quell der Freude! Wenn irgend etwas die Größe jener unparteiiſchen Gewalt, die unſichtbar über unſern Schickſalen thront, vergegenwärtigt, ſo iſt es dieſer vollkommene Widerſpruch in Dem, was dem Einen nützt und zugleich dem Andern ſchadet, ein Widerſpruch für uns, der aber für jene ewige Gewalt die eigentliche Seele ihrer Harmonie ſein muß ...

Eine ſolche Ahnung, nur nicht philoſophiſch ausgedrückt, lag im Auge des Kellners Peters, der in der großen Loge bediente und ſeinen Thüringern, die bei dem Lärmen zu ſpät gekommen waren, mit vertraulicher Miene zuraunte:

Eben iſt der Kutſcher des Juſtizraths Schlurck halbtodt vom Platze getragen worden. Vor ſechs Wochen kommt der nicht wieder auf, wenn er je wieder eine Leine führen kann. Was meinen Sie, wenn ich mich morgen bei dem Juſtizrath melde — blos, daß ich dieſe gottverdammte Schürze und kurze Jacke ablegen darf?

Freier Phaethon, edler Sonnenlenker, thue Das!

rief Siegbert, der sonderbarer Weise von dem Tumulte dieses Festes und Dankmar's Reiseerzählung mehr gesteigert war als der nachdenkliche Dankmar, den grade in diesem Tumulte Wehmuth und die ernste Mahnung an die Lösung einer großen Aufgabe, die er sich für eine edlere Welt gestellt hatte, still für sich überfiel.

Wirf sie ab, rief Siegbert und strich das blonde Haar aus dem erhitzten, schönen Antlitz, wirf sie ab die Tracht des dienenden Heloten! Werde wieder Freiherr von der Peitsche, Baron vom Sternenaufblick, Ritter zum Schellengeklinge! Schleudere sie hin den Hitzreuters die Speisekarte, die deines edlen Busens nicht würdig ist, Landsmann! Schatten Margo zu apportiren lasse Denen, die pudelhafter ihre Seele von einem Weibe verkaufen lassen! Pegasus im Joche, schwing' dich in die Lüfte und werde wieder, was du eher warst, ehe du wurdest, was du bist!

Peters machte Dankmarn ein Zeichen, als wollte er sagen, dem Bruder Maler hätte wol der Schatten Margo . . .

Zu viel Licht gegeben? Nein! antwortete Dankmar zur Ehrenrettung seines Bruders; es ist seine wirkliche Ueberzeugung! Wir bemitleiden dich, Peters! Morgen

die Henne, so findet es sich doch oft, daß es brauchbarer ist, als die zähe Mutter, die es legt. Mein guter Freund, ich bin mit dem Henkel an einem Topfe zufrieden und nenne den Deckel eine Anmaßung. Jenes Unwesen, das sich hier den General der chinesischen, für mich bestellten Ehrengarde nennt und zwar um so leichter, als er es in der That ist, ist auch für uns unwesentlich. Wir bedürfen dieses Menschen nicht. Aber sein Regiment hat allerdings einen Ehrenplatz, wie vor meiner Thür, so jetzt in meinen Absichten. Der Oberst desselben wird für uns die Stelle des Generals vertreten. Ich werde von demselben tapfern Degen, welchen du vorhin —"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Correspondenten.

„Der Herr Oberst Tschu-Kiang," hieß es im Munde eines Dieners, der den Kopf halb zur Thür herein steckte, „sind plötzlich von so heftigen Ohnmachten befallen worden, daß Fräulein Schü-King augenblicklich befohlen haben, ihn nach Hause zu bringen."

„So, so," brummte der zukünftige Schwager, der den geschnürten Obersten eben als einen löwenartigen Helden schildern wollte und das ironische Lächeln des Dhü-Kummuz wohl bemerkte. „Ich kann die Versicherung geben, daß der Oberst trotz seiner Ohnmachten ein Ehrenmann ist. Die Truppen lieben ihn seiner Leutseligkeit wegen und würden jedem Befehle Folge leisten, den er mit Energie zu geben weiß. Kommt es auch nicht zum offenen Kampfe, so erlangen wir durch unsere Truppen doch, daß die kalmückischen Reiter in Schach gehalten werden. Das Ding mit der Ohnmacht ist doch sehr verdrießlich. Wir müssen uns morgen weiter besprechen. Du sollst in meinem Hause wohl aufgenommen sein"

früh um neun Uhr klingl' ich an Schlurck's Hausthür. Wartet da auf mich! Hört Ihr! Wir bringen dann alle unsere Angelegenheiten in's Reine.

Herr Dankmar, wirklich — meinen Sie?

Er ist reich, — er kann sich ohne Kutscher nicht behelfen —

Dann bring' ich aber den Bello auch mit.

Bring' auch den Bello mit! Gegen vier brechen wir auf. Vier Stunden Schlaf ist genug für einen so tollen Tag wie den heutigen, auf den drei Nächte gehören, wenn man die verlornen Ruhestunden wett machen wollte! Wir wollten verdorbenes Volksleben studiren, Schmerzen in uns selber tödten! Für einmal und nicht wieder! Also um neun Uhr —

Mit Bello beim Justizrath!

Abgemacht! Wenn du Anwartschaft auf den Posten bekommst, Peters, trägst du mir den Schrein nach Haus? Nicht wahr? Oder wird er zu schwer auf deinen Schultern drücken . . .

Nein! Mein Gewissen erleichtern, sagte Peters fast mit verklärtem Blick und sah mit Ungeduld auf die Uhr, die nicht fortrücken wollte und trotzdem, daß schon der lichte Sommertag durch die Fenster graute, auf halb vier Uhr stand . . .

Die Zahl der tanzenden Paare hatte sich sehr ge-

lichtet. Kümmerlein und Mullrich gähnten und schliefen halb und halb wieder auf ihren Stühlen ein . . .

Kaum mochten sie zehn Minuten „gedämmert" haben, als bei dem geringeren Toben der Menge es Mullrichen war, als wenn er an der Wand, die die Sternwarte von einer kleinen Loge dicht neben ihr trennte, ein Gespräch hörte, das laut, ja zankend war . . .

Sich sammelnd und aufrichtend horchte er und hörte leider nur den wilden Galopp, den jedoch kaum noch dreißig Paare tanzten. Er hätte sich gern umgebeugt und in die Loge eingesehen, allein der kluge Erbauer des Fortunasaales hatte es so eingerichtet, daß Niemand aus einer Loge in die andere lauschen konnte. Sehr geschmackvolle Stukkaturen und Bronzearbeiten waren an den Verbindungswänden zur Zierde des Saales angebracht. Man hätte sich weit über die Brüstung lehnen müssen, wenn man um die Karyatiden herumsehen wollte, die die Logen von einander trennten. Von der vollends etwas zurückgebauten „Sternwarte" war dies mit der zunächst anstoßenden sehr kleinen Loge durchaus nicht möglich.

Kaum hatte sich Mullrich wieder an die Verbindungswand gelehnt, als er ein jetzt plötzlich gar lautes und aufgeregtes Gespräch zu hören glaubte, jedoch nur von zwei streitenden Personen.

Er weckte Kümmerlein und machte, als ſich dieſer geſammelt hatte, ihm Gebehrden, auf die Wand zu merken.

Was iſt denn? fragte dieſer.

Hören Sie nur! Hier!

Beide legten ihr Ohr an die Verbindungswand, die die Sternwarte von der kleinen, ganz unbeachteten Loge trennte.

Was ſie vernahmen, war ein grämliches Zanken zwiſchen einem wie es ſchien älteren Manne und einer jüngeren aber helleren und tiefliegenden Frauenſtimme.

Schweig, Maulwurf! ſagte die Frauenſtimme, was hab' ich von dem Glanz, wenn ich ihn nicht zeigen darf?

Eine faſt grunzende, mürriſche Stimme grämelte irgend etwas dagegen, was man nicht verſtehen konnte.

Gold und Juwelen, fuhr die Frauenſtimme malicios fort, und in einem Käfig ſitzen? Nein, lieber Waſſer und Brot, aber Polka tanzen! Ich hab's ſatt — morgen gehſt du oder ich.

Die Stimme des Alten murmelte oder brummte wieder etwas Unverſtändliches.

Fünf Tage, nicht drei! ſagte die Frauenſtimme, hörſt du? Fünf, nicht drei! Dann thu' ichs! Was ſind drei Tage? Oder nimm drei Tage, aber zwiſchen

jedem einen von deinen mageren Tagen dazwischen? Hörst du? Nicht drei fette Tage hinter einander —

Hintereinander! war die jetzt verständliche, deutliche, entschiedene Antwort des alten Mannes.

Dann bleiben wir nicht zusammen, fuhr die Frauenstimme zornig fort. Drei Tage im Monate, hast du mir versprochen, mir so zu schenken, daß ich alle meine Vergnügungen und Wünsche befriedigen kann. Nun ja; ich habe gestern prächtige seidne Kleider bekommen, heute Juwelen und Gold und morgen soll ich mein wahres, mein echtes Bild haben, das ich wirklich bin und keine Andere . . .

Und gab ich heute nicht schon mehr? sagte jetzt deutlicher und mit gehobener Stimme der Mann, als du begehrtest? Ist dieser tolle Nachtschmaus, wo man sich vor dem anbrechenden Tageslichte schämen muß, nicht eine Zugabe zu den Juwelen und dem Golde? Ich sah überall in die Logen dieses Saales. Diese kleine, stille, verborgene ist die schönste. Hier sind Spiegel und weiche Polster! Hier duften Blumen und da hängen reizende Bilder! Du hast Fasanen gegessen, Champagner getrunken! Aber du weißt nichts zu würdigen. Im gierigen Genusse schlingst Du Alles hinunter und hast wie die Heißhungrigen erst dann einen Reiz dazu, wenn du es schon verzehrt hast . . .

Nun gut! ſagte lachend die Frauenſtimme. Dieſen Fortunaball ſchenkteſt du mir auf den zweiten Tag als Zugabe; aber ich will tanzen, tanzen! Ich trinke hier Champagner, eſſe Eis und verzehre mich vor Gier, hinunter in den Saal zu dürfen. Sieh, Alter! Ueberall da unten ſind meine Tänzer! Sieh den kleinen mit den feurigen Augen — erkennſt du mich wohl — wenn ich — he Junge! He! He!

Willſt du — bleibſt du wol zurück! Tritt nicht leichtſinnig mit Füßen, was ein Freund liebevoll heute über dich häufte — —

Man hörte faſt, daß die Hand des männlichen Sprechers die des weiblichen packte und zurückriß . . .

So komm mit! Ich will mit dir tanzen; Alter . . . mit dir! Ha, ha, ha, Komm —

Laß mich! Schäme dich!

So will ich nur einmal an deinem Arme durch den Saal ſchlendern. Sieh, es iſt gleich drei Viertel auf vier. Um vier Uhr haſt du den Wagen beſtellt. Komm, ſchlendre mit mir durch den Saal, Brummbär!

Das Alles iſt wider die Abrede, antwortete die Männerſtimme. Dieſe Fortunabälle werden ſich oft wiederholen. Es werden andere Feſte kommen, wenn die Jahreszeit unfreundlicher wird und man die

geſelligen Vergnügungen ſucht. Du haſt dann wieder drei Tage des Glücks und der Verſchwendung —

Und ſiebenundzwanzig der Armuth und Langenweile, der ſchrecklichſten Folter. Nein, Männchen, ſuch' dir eine andere Närrin für deine Poſſen, ich kann arm ſein, aber Langeweile haben und nicht — nein! nein!

Und nicht lieben, willſt du ſagen?

Ich ſagt' es nicht!

Und doch iſt es Das! Nur Männer, die dich küſſen, willſt du um dich.

Ich will nicht Männer, die mich küſſen ...

Du ſagteſt mir Das vor vierzehn Tagen, als ich dich im Elend, in der verworfenſten Schande antraf, die Tochter eines Mannes, dem ich ewig verpflichtet bin. Hatteſt du mir geſagt, ich muß lieben, muß küſſen und leichtſinnig ſein, ich kann die Tugend nicht üben, ſo hätt' ich für dich gebetet — ſo aber ſagteſt du ...

Ich habe nicht gelogen.

Nun denn, wenn du die Freude, das Vergnügen, die Pracht und die Trägheit liebſt, warum ſiehſt du nach dem kleinen Schwarzkopf mit den feurigen Augen —?

Er tanzt und du nicht! Komm, wenigstens durch den Saal müssen wir schlendern. Es ist gleich vier.

Wir sind ja nicht gebunden. Die Pferde warten . . .

Sie sind um vier Uhr bestellt . . .

Andre Wagen warten genug unten . . wir bezahlen beide . . .

Das kostet zuviel . . .

Was kümmert dich's, ob's an den drei Tagen deines Glückes mich etwas mehr kostet oder weniger?

Hier schwieg die Frauenstimme einen Augenblick.

Ihre heiseren Töne waren plötzlich sanfter geworden.

Mullrich machte Zeichen des größten Erstaunens und der unglaublichsten Ueberraschung.

Nun? fragte Kümmerlein flüsternd . . .

Da verwett' ich meinen Kopf . . .

Worauf denn?

Das ist Nr. 17!

Wo Nr. 17?

Nr. 17 aus unserm Hause . . . Die Maler-Guste . . .

Die nach Hamburg wollte?

Die und Hamburg! Horch ... Wart'! Du sollst uns mit dem alten Spiegel und mit der Bettstelle und dem Waschlavoir — St! Stille!

Die ältere männliche Stimme begann wieder:

Sonderbar! sagte sie. Schon die ersten drei Tage sorgst du ja für mich, Mädchen! Bedenkst ja meine Kasse! Sieh! Sieh! Wirst ja häuslich, wirthschaftlich ...

Ha, ha, ha, lachte spöttisch das Mädchen, bilde dir nichts ein, Männchen ...

Ich wette, du lernst noch mit der Zeit dich in Manches fügen —

Die Zeit wird dir doch zu lang werden, Alter!

Glaub's nicht ...

Wollen wir wetten? Ich wette gern ...

Heute hast du eine Brosche, zwei Armbänder, Ohrringe bekommen, ich schenkte dir ein Souper im Fortunaball als freiwillige Zugabe. Eine Wette spar' dir auf deine nächsten drei fetten Tage im September.

Die erleb' ich nicht mehr. In den siebenundzwanzig magern lauf' ich dir davon oder sterbe!

Bedenke, im Februar sind es nur fünfundzwanzig,

wo du dich bezähmen und mit mir Erdäpfel essen sollst!

Nie! Nie! Ich gehe nach Hamburg!

Hier sprang Mullrich auf und sagte halblaut für sich:

Satan! Du bist's! Juwelen und Gold und Fasanen und sich malen lassen und mir läß'st du einen zerbrochenen Spiegel, eine lahme Bettstelle und ein Waschlavoir für drei Monate Hausschlüssel und alles Uebrige? Kröte du!

Mit diesem kräftigen Worte, das alle seine Empfindungen und auch das systematische Bestreben, reich zu werden, wie Kümmerlein gesagt hatte, ausdrückte, faßte er Kümmerlein's Hand, um von diesem einen localkundigen Rath, irgend einen strategischen Angriffsplan auf die Nachbarloge zu hören.

Kümmerlein aber winkte ihm mit spähend aufgerissenen Augen und zeigte stumm auf die Wand, wo noch folgende Worte hörbar wurden:

Her' Alter, sagte die Frauenstimme, wenn die drei fetten Tage im September kommen und ich sage an einem davon, wir gehen auf den Fortunaball und du mußt tanzen ... so mußt du's auch. Das erfordert unser Contract.

So werd' ich tanzen, antwortete der Alte.

Ha, ha! Das laſſen wir für Geld ſehen . . .

Gelernt hab' ich's . . .

Das möcht' ich ſehen; aber mit mir nicht! Man lacht uns aus . . .

Man lacht dich nicht aus, wenn du ſchöne Kleider trägſt, von denen ſie Alle wiſſen, daß ich ſie dir ſchenkte . . .

O Das muß luſtig ſein, dich da unten hinten zu ſehen. Komm! Es rückt auf vier. Thu' mir wenigſtens den Gefallen und mach' noch einmal im Saale mit mir die Runde . . .

Um fünf!

Nein, wir fahren jetzt . . .

Warum jetzt ſchon . . .

Was die Stunde koſtet, daß der Kutſcher hält, dafür . . . dafür trink' ich morgen Chokolade.

Mädchen, weil du zu ſparen anfängſt, ſagte der Alte lachend, will ich dir den Gefallen thun und einen Gang durch den Saal machen. Glücklicherweiſe ſind die Logen faſt leer und von den Tänzern nur noch ein paar Wilde da, die ſich nicht zur Ruhe geben wollen! Führe mich, Auguſte! Ich kann nicht gut ſehen. Komm, Auguſte!

Dem Dhü-Kummuz kam die Einladung nicht gelegen. „Wollt ihr mir meinen Mantel bezahlen, wenn er mir in der Herberge gestohlen wird?“ fragte er. „Ich kann in Eurem Hause nicht wohnen, weil Ihr mich zu großmüthig behandeln werdet. Ihr werdet mich auf seidene Kissen betten und ich habe sehr viele Vorliebe für einfaches Stroh. Außerdem ist Euer Haus klein und den Harem hat man von allen Seiten in der Nähe. Einen Tibetaner, einen Gläubigen, der die herumschweifende Liebe für die wahre Liebe hält, müßt Ihr von dem Ort der Verführung entfernen, selbst wenn er auf dem Kopfe schon verschimmelt ist. Ich gehe in die Herberge.“

Der Correspondent wollte das nicht zugeben und erklärte offen: „Ich lasse dich, so lange du in Lassa bist, nicht aus meinen Augen. Ich muß die Gewißheit deiner Ehrlichkeit haben, die du mir erst dann gibst, wenn du hier Niemanden als mich kennst.“

Dhü-Kummuz mußte nachgeben, um jedem Verdachte auszuweichen. Als er dem Correspondenten in das für ihn bestimmte Gemach folgte, schnitt er hinter dem Zopf seines Wirthes ein sehr saures, böses Gesicht. Wie geräumig und wohnlich das Zimmer war, in welches der Correspondent seinen Gast führte, so wenig schien doch dieser Lust zu haben, die Anweisung desselben zu acceptiren. Als Dhü-Kummuz mit dem grünen Schimmer, welcher durch eine Taftlaterne von dieser Farbe im Gemach verbreitet wurde, allein war, bog er die aus Meermuscheln bestehenden Fenster zurück, maß die Entfernung derselben vom Fußboden, die nicht bedeutend war und warf in den dunkeln Hof seine spähenden Blicke. Nur in einem abgelegenen Hinterhause brannten noch einige Lichter; es war der Harem des Correspondenten.

Auguſte! ſagte Mullrich triumphirend.

Ich kann nicht gut ſehen? fiel Kümmerlein ein.

Wer?

Der da!

Nun?

Nichts begriffen?

Es iſt die Auguſte, die mir für vier Monate ...

Zum Henker, ja! Aber der Andre ...

Was denn?

Kommen Sie, ſagte Kümmerlein kopfſchüttelnd über die Beſchränktheit ſeines Collegen. Raſch! Der verdammte Tunnel! Es muß von hier noch eine Treppe gerade in den Saal hinunter gemacht werden. Wir machen einen Capitalfang. Ziehen Sie die Pfeife heraus, wenn Succurs nöthig iſt ...

Mullrich, der immer nur an Nr. 17 und die ihm ſchuldigen vier Thaler dachte, folgte verwundert dem klügern, an die ſchwarze Binde denkenden Kümmerlein ...

Gerade aber fünf Minuten vor dem vollen Glockenſchlag Vier begab ſich unten im Saale der Fortuna folgende ſeltſame Scene:

Es war eben ein ſtürmiſcher Galopp, den man den Tarantelſtich nannte, beendigt; die nur noch ſpärlichen Paare traten zurück und Manches rüſtete ſich,

der tiefernſten, ſittlicherhabenen Mahnung des durch die großen Fenſter hereinſchimmernden Tageslichtes zu folgen und nun ſtill niederblickend heimzugehen. Die Kraft des zuſtrömenden Gaſes ließ in den Kronenleuchtern nach, ein unheimliches, geſpenſtiſches Helldunkel verbreitete ſich in dem ſtaubigen Raume. Die vorhin noch ſo freundlich ſchimmernden Toiletten wurden plötzlich fahl und erſchienen zerknittert, die Geſichter, eben noch prahleriſch, machten ſich häßlich, alt, ja als ein Kronenleuchter plötzlich ganz verlöſchte, war es, als ſpräche eine Geiſterſtimme plötzlich ein ſchauerliches Wort, das dem Feſte noch vor der Zeit ein Ende zu machen ſchien.

In dieſem Augenblicke ſtoben, vor einem ſeltſamen Anblick, entſetzt, die Tänzer auseinander.

Die wenigen Tänzerinnen, die eben eiligſt ihre Shawls und Hüte ſuchten, ſtießen ein ängſtliches unterdrücktes Ach! aus.

Alles ſah mit dem Ausdrucke des fragenden, unſichern Erſtaunens nach einer Erſcheinung hin, die, durch die große Hauptthür eintretend, erſt Wenigen auffiel, dann Alle in Furcht und Schrecken verſetzte.

Ein Tänzer, den Alle kannten, weil er ſich als der Gewandteſte, Witzigſte, Ausgelaſſenſte in ihren Reihen

getummelt hatte, kam in zerriſſenem Anzuge, verwilderten Kleidern, zerſchlagenem Hute über dem rothlichen Haar, Staub und Gras an den Kleidern und Stiefeln, mit einem jener Lichter, wie man ſie unter Glasglocken, die die Flamme ſchützen, in öffentlichen Gärten aufſtellt, herein, feierlich ſchreitend, geſpenſtiſch, mit geſchloſſenen Augen.

Hinter ihm die rothe Dame, die Allen aufgefallen war und noch immer ihre Maske trug.

Aengſtlich beſorgt folgte ſie dem Wandelnden und hielt Alle, die von dem Anblick überraſcht erſt lachend, dann entſetzt ſtillſtanden, zurück, den Finger auf den Mund legend und förmlich mit den Händen um Schonung und Mitleid flehend.

Die Muſik begann nicht wieder.

Die Tänzer flohen von jeder Seite weg, wo der geſpenſtiſche Wanderer mit dem großen Windlichte daherkam.

Auch zu den wenigen noch beſetzten Logen hinauf ziſchte man und erzwang Ruhe und allgemeine ängſtliche Aufmerkſamkeit.

Ein Nachtwandler! ging es mit flüſterndem Grauen durch die Reihen aller Anweſenden, die beklemmten den Athem anhielten und nicht wußten, ob ſie be-

ſtürzt ſich entfernen oder das Ende dieſes Zuſtandes und ſeine mögliche Entwickelung abwarten ſollten.

Manche waren freilich ſo frivol geſpannt, daß es ihnen das Liebſte geweſen wäre, der Unglückliche hätte irgend ein gefährliches Unternehmen begonnen und eine Thatſache ihnen beſtätigt, von der man allgemein wol viel erfährt, aber ſelten ſo günſtige Gelegenheit findet, ſelbſt von ihr etwas in Erfahrung zu bringen.

In dieſem Augenblick ſchlug es voll vier ...

Der Nachtwandler horchte auf und lächelte ...

Er blieb ſtehen ...

Seine ſchützende Begleiterin war in Verzweiflung, weil ſie nicht wußte, was ſie thun, was unterlaſſen ſollte.

Indem ſetzt der Nachtwandler ſeinen großen Leuchter auf einen Tiſch, ſieht ſich nach der Uhr um, ſchlägt, als wenn er die acht Klänge der Uhr wiederholte, acht mal mit der Hand langſam in die Luft und beugt ſich bald nach rechts, bald nach links, als ſuchte er etwas.

Dabei lächelt er ...

Dann nimmt er den Leuchter und gleichſam, als wenn er ſich über Schlafende beugte, leuchtete er hin ... bald hier, bald dort ...

Die Begleiterin riß ſich jetzt die Larve vom Geſicht; denn die Thränen rannen ihr aus dem Auge . . .

Alle ſtarrten nach ihr hin . . .

Niemand kannte ſie . . .

Dies Rathen und Forſchen mehrte die Aengſtlichkeit der Scene . . .

Was thut er? Was bedeuten dieſe Bewegungen der Hände, als wenn er ein Kind ſchaukelte . . .?

So ſprachen die ſtummen Mienen der Umſtehenden und forſchten leiſe die weinende Fremde aus.

Dieſe verſtand ſehr wohl, daß der Unglückliche durch das Schlagen der Uhr an den alten Großvater Eiſold in der Brandgaſſe und an deſſen Urenkel, die Kinder, erinnert wurde und daß dieſe Gebehrde, die er in ſeinem träumenden Zuſtande machte, Scenen vorſtellte, die ſie oft zu ihrer innigen Freude erlebt hatte, wo der Bemitleidenswerthe auf milder, weicher und ihr zugewandter beſſerer Stimmung Abends kam, zu den ſchlafenden Kindern auf ihre Lagerſtätten niederleuchtete und dieſen eine gute von Engeln behütete Nacht wünſchte.

Der Nachtwandler hielt das Licht und leuchtete auf den Boden und lächelte und die Flamme des Lichtes faßte bereits ſengend ſeine eigenen zerfetzten Kleider . . .

Hackert! rief die Fremde jetzt vor Schreck und der Gefahr des Verbrennens und in ihrem überwältigten Gefühle stürzte sie auf diesen zu, dem aber schon ein muthigerer Zuschauer die Lampe aus der Hand riß und auf den Tisch stellte und ihn selbst auffangen wollte, wie er eben in Louisens Arme sank und sich schaudernd besann auf Das, was ihm eben geschehen war und noch geschah ...

Alles kam näher; Alles wollte fragen, die Pein war furchtbar für Louise und Hackert, der sich in diesem Aufzuge unter allen diesen Menschen und in seinem Zustande sah ...

Glücklicherweise dauerte diese Folterqual für Hackert und Louise nur eine Sekunde.

Denn im Nu erscholl ein gellender markdurchbohrender Pfiff.

Man sah sich um.

Die Polizei umringte eben jenen Mann, der Hackerten mit raschem Entschlusse das Licht aus der Hand gerissen hatte.

Es war Dies ein gebeugter, älterer Mann, sehr fein gekleidet, mit dunkler Perrücke und einer großen schwarzen Binde über dem rechten aufstarrenden Auge.

Auch ein junges, allgemein gekanntes Mädchen Namens Auguste Ludmer, wurde mit ihm zugleich

verhaftet. Die große, bildschöne, schlanke Figur war so reich gekleidet, so mit Gold und Edelsteinen geschmückt, daß Alle starrten. Der Grund dieses überraschenden Zwischenfalls konnte Niemandem auffallen. Der Mann mit der schwarzen Binde hatte auf Kümmerlein's einfache Frage: Sie sind Murray? einfach geantwortet:

Ich bin Murray.

Ruhig hatte er sich in sein Schicksal ergeben, während Auguste Ludmer, genannt die Maler-Guste, sich wie verrückt gebehrdete, halb wüthete, halb lachte und Mullrich mit den Worten anredete:

War Das ein Pfiff auf einem von deinen Hausschlüsseln? Pechdraht du! Diebsschlosser!

Das Sträuben des schönen, üppig geformten, an die Statüen der Griechinnen aus dem Zeitalter des Alexander erinnernden Mädchens half ihr aber nichts. Zwei Agenten, die Mullrich und Kümmerlein zu Hülfe gekommen waren, führten sie fort.

Mullrich aber und Kümmerlein nahmen den Mann mit der schwarzen Binde, der sich Murray nannte, in die Mitte.

Er ging ruhig lächelnd.

Hackert schlich am Arme des armen Mädchens, Louise Eisfeld, die die entstandene Aufregung benutzte

um Hackerten fortzuziehen. Sie ging ſtill und unſcheinbar. Sie hatte den ſeidnen rothen Mantel über dem Arm, die Maske in der Hand.

Die Tänzer, die Floten, die Geigen, die Poſaunen folgten.

Die Gaslichter erloſchen.

Der Fortunaball hatte ein Ende.

# Vierzehntes Capitel.

## Eine Morgenstunde.

Es war sieben Uhr Morgens, als Justizrath Schlurck mit seinem „guten Hannchen" am Kaffeetische saß und das Frühstück verzehrte.

Franz Schlurck war im seidenen, leichten Schlafrock, Johanna Schlurck in einer leichten Morgenrobe, über dem Haupte eine Dormeuse alten Geschmackes, jedoch neuester Mode. Die Spitzen lagen bis tief über die Stirn der klugen und besonnenen Frau, die heute den Kaffee lobte, weil — ihn Jeannette nicht gemacht hatte. Auch die Aufmerksamkeit des zweiten Mädchens, frische Blumen, die gestern Abend geschnitten, aber frisch benetzt heute früh schon um sechs Uhr auf dem Markte gekauft wurden, neben den Zwieback in einer Vase auf den Kaffeetisch zu stellen, lobte Hannchen Schlurck ausnehmend und stellte dadurch die Ruhe des Justizraths wieder her, die von der Nachricht, Melanie

hatte eben der Mutter aus ihrem Schlafzimmer zugerufen, Jeannette wäre von ihr verabschiedet, etwas gestört schien.

Auch die Mutter hatte diese Nachricht ungern vernommen. Sie haßte alles Gewaltsame, alles Extreme.

Da aber Melanie einmal darauf bestand, mußte diese Anordnung so bleiben wie sie war.

Auf des Justizraths Einrede, daß solch verletztes Volk viel Gift und Galle verspritze, viel klatsche und austrüge, erwiderte seine Gattin, die ebenso gedacht, daß man wol, wenn Melanie's Zorn vorüberwäre, Jeannetten diesen oder jenen Beweis freundlicher Gesinnung geben könne, was Schlurck um so natürlicher fand, als er sich auch noch damit trösten zu können glaubte, daß Neumann mit der Zeit doch wol die Jeannette heirathen würde.

Jetzt wartete aber bereits eine andere unangenehme Nachricht. Man hatte Neumann, wie die Frau Justizräthin heute in aller Frühe schon erfahren, halbtodt von einem nächtlichen Balle heimgebracht und während noch die bedächtige Frau darüber nachsann, ob sie oder Bartusch dies neue unangenehme Ereigniß dem durch solche Bedrängnisse der nächsten Umgebung überaus leicht zu verstimmenden Gatten vortragen sollte, wollte dieser denn doch ein wenig genauer wissen, worüber

„Kann ein Bekenner des großen Lama," ſprach Dhü-Kummuz zu ſich ſelbſt, „in dem Hauſe eines Mannes Wohnung machen, der die Rolle eines Weibes ſpielt? Welch läſterliches Volk, das chineſiſche! Dieſe Menſchen machen ihre Männer zur Jagd für ihre Frauen. Ich beſitze ſehr viel Anhänglichkeit an meine Berge und behaupte, daß meine Frau, die vier Männern neben ſich einen Platz einräumt, ſich ſelbſt und dieſe Vierzahl auf das trefflichſte bedient, daß aber vier Frauen auf einen Mann nur des letztern Untergang ſein können."

Durch eine Halle, die zum Hofe führte, ließen ſich Fußtritte vernehmen. Der Hof wurde hell. Der Chineſe ging in ſeinen Harem, von Bedienten begleitet, welche Fackeln vor ihm hertrugen. Auch zu dieſen Beſuchen bedurfte er ſeines Dompes, auf welchen er, nach der Lehre der Weiſen, allen Werth legte.

Selbſt, wenn Dhü-Kummuz ein weniger feines Ohr gehabt hätte, ſo würde er den Aufruhr gehört haben, welcher bei Ankunft des Weiberdeſpoten in dem Bereich ſeiner Sklavinnen ausbrach. Tauſend Stimmen ſchienen lebendig zu werden. Die Jungen zwitſcherten, die Alten belferten, die Aufſeher fuhren mit Schimpfreden und dem Stocke darunter. Dann lachten die Einen, die Andern heulten und riefen den Schutz ihres gemeinſchaftlichen Ehemannes an oder bedeckten ihn mit Vorwürfen. Hier ruft man nach Limonen, dort quält man um einen neuen Shawl, die Eine will Roſinen, die Andere Stecknadeln: die letzte nennt den Correſpondenten Herzväterchen, indem ſie ſeine Taſchen unterſucht und als ſie dieſe leer findet, verwünſcht ſie ihn als einen alten Papa, dem man den Zopf abſchneiden müſſe. Und ihn ſelbſt

ie Jeannette nach dreijährigem Dienſt ſo über Hals
nd Kopf aus dem Hauſe fort müſſe? Er hoffe, ſagte
r, daß ſie noch auf ihrem Zimmer wäre und nur
erboten erhalten hätte, zum Servicen des Frühſtücks
erunter zu kommen . . .

Sie iſt boshaft, gefährlich und fügt ſich nicht in
Melaniens jetzt recht empfindlichen Charakter! ſagte
ie Mutter.

Ja, ja, ſetzte Schlurck hinzu, Melanie iſt ſeit kur-
em wirblich und wunderlich geworden! Ich glaube,
aß es Zeit iſt, ſie entſchließt ſich zu irgend einer Par-
e. Dieſe Tändeleien und kleinen Romane ſtumpfen
as Intereſſe für ein Mädchen ab. Man muß nicht
u lange gefallen wollen und Alle blenden. Das Auf-
uchen einer hübſchen Erſcheinung ſei wie das kurze
eben eines Schmetterlings! Weibliche Liebenswurdig-
it muß ein Ziel haben, die Ehe. Hernach kann ſie
ch ja noch einmal entpuppen und ſehen, wie es ſich
i dieſer Welt in anderer Form leben läßt. Die Ehe
bt ja erſt die wahre Freiheit. Ich wünſche um ſo
ehr ein Ende, als es Zeit iſt, auch einmal über
re Mitgift nachzudenken, die nicht groß ſein wird.

Nicht groß? verſetzte die Mutter etwas befremdet.
Was verſtehſt du unter groß?

Ich habe Verluſte gehabt, ſagte Schlurck verdrun-

lich, und werde deren noch mehr haben. Die Verwaltung der Hohenbergiſchen Güter iſt in andere Hände übergegangen, die Adminiſtration der Johanniterhäuſer wird mir auch noch genommen werden —

In Folge des Prozeſſes?

So wie ſo! Bei der Stadt bleiben dieſe Güter und Häuſer nun ſchwerlich länger und der Staat würde ihre Nutzung ganz anders ausbeuten, als wir bisher. Man wird alle die milden Stiftungen, die auf ſie angewieſen ſind, wie früher unterſtützen, aber den Ertrag wird man zu erhöhen, die Koſten der Verwaltung zu vereinfachen ſuchen. Brechen damit zwei meiner Hauptſtützen zuſammen, ſo wird die Wendung unſeres Gerichtsverfahrens mir nicht einmal mehr den alten Credit als Sachwalter laſſen; denn bei Einführung des mündlichen Verfahrens kann es nur den Rednern gelingen, ſich einen Namen zu erwerben und ich bin kein Redner. Das Bischen Politik, das ich, angeſtachelt von den conſervativen Vereinen und beſonders dem verdammten Reubunde, getrieben habe, hat mich bereits mit allen meinen Arbeiten in Rückſtand gebracht.

Das ſind ja traurige Ausſichten! Wir wollen uns einſchränken ... ſagte die Juſtizrathin ſeufzend.

Sprich das Wort nicht aus! unterbrach Schlurck.

nſchränken! So wie mich Mangel oder Sorge be-
üßt, iſt mein Lebensende da. Etwas entbehren,
was gehabt haben und ſich's nun verſagen müſſen,
in, liebes Kind, Das wäre mein Tod!

Du ſprichſt wie ein Verſchwender, Schlurck ...

Der ich doch nicht bin, willſt du ſagen? Herz, wir
ben keine Ueberſicht über Das, was wir beſitzen
d brauchen. Wir geben aus und geben, weil wir
nehmen. Plötzlich ſich nun einrichten müſſen, die
ſterien bei ſich zu Tiſche ſehen und mit der Weis-
it ſoupiren, das Alles würde vielleicht äußerlich
ben, aber du würdeſt erleben, daß ich innerlich an-
ge recht zuſammen zu fallen und an einem ſtillen
rzweh hinzuſiechen. Ich würde lachen, ſcheinbar
ter ſein, aber den Ruck hätt' ich doch weg und
es Tages bliefe mich ein kühler Abendwind von
ſer ſchönen Erde weg.

Franz! Franz! Welche düſtere Gedanken!

Frau Schlurck weinte faſt.

Sie hatte ihren Franz lieb, als Charakter, als Ge-
thsmenſchen, wenn auch die Sage ging, daß der vorur-
ilsloſen Frau Bartuſch näher ſtehen ſollte. Weltmann,
Schlurck war, ignorirte er alle Myſterien und hielt
an das Offene, an das Nothwendige und Schick-
e. Auch ihm war ſein Weib ſo nöthig wie er ihr.

Er hatte in ihr die mildeste Richterin und die bequemste Freundin. Sie duldete alle seine großen und kleinen Schwächen, nahm sie für gegebene Thatsachen und quälte ihn nie mit etwaigen Zumuthungen, sich zu ändern, in sich zu gehen oder dergleichen angewandter Moral, die er um so mehr ablehnte, als er oft sagte: Kind, es gibt ein Dutzend moralischer Systeme! Welches ist das rechte? Er liebte im Vollen zu leben, und sie rechnete nie, da sie reichlich von ihm empfing. Sie schonte selbst seine geheimen, kleinen Neigungen, von denen er nicht frei war. Gern hatte sie dabei freilich, daß er sich unter seiner Sphäre hielt. Der kleine Roman mit der Justizdirektorin von Zeisel, geborenen Nußholz-Dünkerke, der sich unter ihren Augen in Hohenberg entsponnen hatte, überraschte sie unangenehm und doch hatte sie sich auch bereits in diesen gefunden.

Du hast gestern Nachmittag nach Plessen geschrieben? sagte sie, um ihm einen Beweis ihrer Güte zu geben.

Ja, antwortete Schlurk etwas verlegen; ich habe dem Justizdirektor eiligst angezeigt, daß Prinz Egon die Verwaltung der Güter selbst antritt. Ich habe ihm gesagt, er möchte auf seiner Hut sein vor dem neuen Generalpächter, einem gewissen Ackermann, der

aus Amerika gekommen iſt, um ſeine Dollars in allerlei agronomiſchen Experimenten zu verpuffen. Bis er völlig zu Grunde gerichtet iſt, wird dieſer anmaßende Sonderling viel Menſchen zuſammenhetzen und recht quälen können.

Du haſt doch Frau von Zeiſel gegrüßt? ſagte die Juſtizräthin mit mildem und verſöhntem Ton. Sie iſt eine gute und liebe Frau, die uns wol einmal beſuchen könnte? Meinſt du nicht, Franz?

Schlurck war über ſolche Beweiſe von Güte leicht gerührt. Schwach, charakterlos wie er war, hatte er wirklich ein weiches Herz und fühlte nie unzart. Er ſah ſcharf genug, daß ihn ſeine Frau mit ihrer frivolen Philoſophie tröſten und erheitern wollte ...

Du biſt wehmüthig geſtimmt über unſere finanzielle Lage, ſagte er. Noch läßt ſie ſich aber ertragen. Wir nahmen viel ein, aber leider wir ſparten nicht. Dennoch werd' ich Melanie, wenn ſie endlich ſich verheirathet, funfzehntauſend Thaler ſogleich baar mitgeben können und mich gern verpflichten, meinem Schwiegerſohn jede Erleichterung zu gewähren. Viel größer, liebes Kind, iſt nämlich nicht mein baares Geld, das durch den Fall der Papiere um die Hälfte im Werthe ſank. Deine Zukunft, liebes Hannchen, ſichert dir eine in dem Londoner „Janus" eingeſchriebene Rente und die Gothaer Bank ...

Ich werde ſie nie benutzen ... antwortete Madame Schlurck, die ſich lange nicht von ihrem Manne mit liebes Hannchen angeredet gehört hatte und auch darin ein ominöſes Zeichen ſah ...

Nie! Nie! wiederholte ſie gerührt und weinerlich.

Das wäre ſchlimm, Herz! ſagte Schlurck jetzt wieder mit ſeinem gewöhnlichen Humor; ſoll ich Londen und Gotha reich machen, jährlich Gelder einzahlen in Kaſſen, die mir dann nicht einmal ſolvent würden? Nein, Kind, den Gefallen thu' ich ihnen nicht ... ich ſterbe vor dir.

Frau Schlurck brach dieſe Gedankenreihe, die zu trüb' war und zu dem comfortablen Frühſtück, der hellen Morgenſonne und den Blumen in den Porzellanvaſen nicht paßte, ab und knüpfte eine andere an.

Fünfzehntauſend Thaler! ſagte ſie. Wer gibt auch jetzt mehr von ſeinem baaren Gelde einer Tochter mit? Bei den reichſten Familien erſtaunt man über die geringen Summen, die die Schwiegerſöhne baar in die Hand bekommen, und ſo viel weiß ich doch auch, daß der Credit jede baare Summe im Geſchäftsverkehr verdoppelt.

Ganz Recht! Machte nur Melanie endlich Anſtalten! rief Schlurck halb zufrieden, halb ärgerlich und ſah dabei auf einige alte Papiere, die er unter den Zeitungen neben ſich liegen hatte ...

Sie hat heute in aller Frühe ſchon geſchrieben; antwortete die Mutter und legte die Papiere ſo, daß ihr alterthümliches Ausſehen nicht die ſchöne Symmetrie und die Waſche ihres Frühſtückstiſches ſtörte; um fünf Uhr war ſie auf und hier in den Zimmern. Um ſechs ſchon mußte Johann einen Brief forttragen. Sie ſagte mir nicht an wen? Aber Johann zeigte mir die Adreſſe: An Laſally.

An Laſally! Hm!

Ich glaube faſt, daß ſie ſich entſchließt, dem wirklich treuen Bewerber nun zuzuſagen. Zwar in Hohenberg, wo ſie ſich einbildete, den Prinzen erobert zu haben, hat ſie ihn kalt, faſt zurückſtoßend behandelt, allein Das iſt noch kein Beweis. Die Parthie hatte nie deinen Beifall . . .

Schlurck zog die Achſeln.

Ein junger Mann, ſagte er; von ſehr reichen Aeltern, zurückgekommen, aber im Reichthum erzogen, mismuthig, verſtimmt, verlebt, halb bankerutt, ein Israelit . . . ich muß geſtehen, etwas Seltſameres konnte uns nicht begegnen. Aber aus dem ganzen Leben weiß' ich, nichts kommt ſo wunderbar wie ein Schwiegerſohn. Man träumt von einem Gelehrten und es iſt ein Soldat, von einem Pfarrer und es iſt ein Schauſpieler. Das menſchliche Herz!

Die Mutter ſuchte mancherlei Günſtiges für Laſally vorzubringen. Er wäre längſt getauft, wäre gutmüthig, gefällig, oft edel denkend, nur etwas verwildert und ohne Erziehung. Auch ſie begreife nicht, wie ihnen Das geſchehen mußte, ihr ſchönes, gefeiertes, liebenswürdiges Kind gerade zu ſolcher Parthie hergeben zu ſollen, aber ein nachdrücklicher Bewerber ſtellte ſich ſonderbarer Weiſe ja nicht ein. Was wäre da zu thun? Man würde Laſally's Finanzen verbeſſern und dann vielleicht die Gewißheit haben, daß gerade Melanie in dem lebhaften Treiben ſeines Berufes ſich gefallen würde . . .

Schlurck ſchüttelte ungläubig, verdrießlich den Kopf.

Sonderbar, ſagte er, ich liebe Vieles, was gefährlich iſt, nur nicht die Oeffentlichkeit, und auch du biſt beſcheiden und zurückhaltend und dies unſer Kind nimmt den Laſally vielleicht nur, um immer geſehen zu werden, immer von Männern umringt zu ſein, ſich auffallend tragen zu können, auf allen Parthieen und Corſos in der erſten Reihe zu ſtehen, zu Wagen, zu Pferde, wie eine Komödiantin . . . ich begreife nicht, welche Geheimniſſe in der Natur liegen und manchmal glaub' ich doch, daß es mit den Sternen etwas Eigenes auf ſich hat. Wer weiß z. B., ob ich nicht da etwas in der Hand habe, was uns doch

von der Nothwendigkeit, aus Melanien die Frau Stallmeiſterin Laſally zu machen, vielleicht befreit?

In der Hand? Dieſe alten Papiere?

Die Sterne bringen mich drauf. Es gibt mond helle Nächte, Hannchen, in denen die Geiſter geſchäftiger ſind als ſonſt. So könnt' ich faſt den Wallenſtein parodirend ſagen. Du haſt mir von der Verwechſelung des Prinzen mit einem jungen, hübſchen Manne, Namens Dankmar Wildungen, geſprochen; Bartuſch erzählte mir Wunderdinge über Melanie's Gefallen an dieſem Fremden ...

So lange ſie ihn für den Prinzen hielt ... ergänzte die Mutter mit achſelzuckender Bitterkeit.

Es wäre möglich, daß dieſer junge Mann in die Lage kommen könnte, mit dem Prinzen Hohenberg nicht zu tauſchen.

Wie? fragte die Juſtizräthin erſtaunt ...

In ſeltſamer Aufregung war Schlurck aufgeſtanden, die alten vergilbten Papiere in der Hand, die er als die wichtigſten Dokumente aus dem im untern Studirzimmer befindlichen Schrein mit dem Kreuze zu ſich hinauf genommen hatte ... Eben wollte er ſich anſchicken, ſeiner Frau eine intereſſante Auseinanderſetzung zu machen, als ein Wagen an ſein Haus rollte und er durch's Fenſter blickte.

Was? rief er. Das ist ja Trommeldey's Wagen. Er steigt aus. Was will denn Trommeldey bei uns so früh? Ist Jemand im Hause krank?

Die Justizräthin errieth, daß der Sanitätsrath eben kam, um Neumann's ihm gemeldeten Zustand zu untersuchen. Einen nahegelegenen, gewöhnlichen Wundarzt hatte man schon in der Nacht gerufen ... Sie verwünschte den unangenehmen Zufall, daß ihr Mann nun doch etwas erfuhr, was man ihm verschweigen wollte. Da er aber diese Absicht sogleich merkte, drang er auf Wahrheit und ängstigte sich schon, es möchte Melanien selbst etwas begegnet sein, da sie zu lange ausbliebe. Nun mußte ihm seine Frau erzählen, was die Nacht geschehen war. Es berührte ihn das Alles höchst unangenehm. Die Nothwendigkeit, einen andern Diener für seine Pferde zu dingen, wenn auch nur für einige Zeit, ja auch einen Kranken im Hause zu haben, das Alles, sagte er, griffe seine Nerven an. Auch von moralischer Seite zeigte er sich heute empfindlicher als sonst. Er fand dies heimliche Auslaufen auf Balle und auf nächtliche Vergnügungen abscheulich und als gar auf Hackert die Rede kam und die Mutter sagte: Neumann wäre eigentlich Recht geschehen, da es wieder Hackerten hätte gelten sollen! brach er in heftige Verwünschungen gegen alle Welt

den Vielgeliebten, wer konnte ihn verkennen, an den zärtlichen Verkleinerungswörtern: mein Töchterchen, mein Schneckchen, mein Himmelchen! und an den moraliſchen Sentenzen, welche er aus allen Philoſophen citirte, um damit ſeine ſüßen Artigkeiten zu würzen. Endlich nahm der Lärm ab. Der Haushahn ſchien ſeine Wahl getroffen haben. Alles wurde ſtill.

Dhü-Kummuz hielt es jetzt für die angemeſſenſte Zeit, ſich aus der Wohnung des Correſpondenten zu ſtehlen. Ein herzhafter Sprung aus dem Fenſter brachte ihn in den Hof, den er mit leiſen Tritten durchſchritt. Am untern Ende führte ein Säulengang zu Nebengebäuden, die von einer hohen Mauer begränzt wurden. Die daneben aufgeſtellten Palliſaden erleichterten es dem Boten von Teſchulumbo, die Mauer zu überſchreiten.

Wir ſind in Laſſa ſchon ſo orientirt, daß wir trotz der Dunkelheit die Richtung angeben können, welche Dhü-Kummuz einſchlug. Er ſuchte den Palaſt des Lama auf und war darin, obſchon Fremdling, ſo bewandert, daß er ſich weder durch die Unſicherheit bei der Wahl der Scheidewege, noch durch das Bellen der herumſtreifenden großen Wachthunde, von dem richtigen Pfade abbringen ließ. Zuletzt war ein fernes Licht in den Hintergebäuden des Palaſtes der göttlichen Regentſchaft ſein Führer. Er ſtand vor einem Fenſter, trat auf den Stein, welcher unter ihm lag, und ſah durch das ölgetränkte Papier, welches die Stellen unſerer Glasſcheiben vertritt, in das Innere einer matt erleuchteten Wohnung.

Es befanden ſich drei Perſonen in dem Zimmer und bildeten eine ſtumme Gruppe, wenn man die zuweilen anſchlagenden Töne einer Guitarre nicht hören wollte. Dies Inſtrument lag in dem Schoß eines Mädchens, deſſen Schönheit

und die Seinigen insbesondere aus und polterte sich in diese Stimmung so hinein, daß Madame Schlurck bedacht war, sie rasch auf Hackert allein zu lenken und sagte:

Bartusch ist auch unverrichteter Sache aus der Brandgasse wiedergekommen. Fritz will Lasally's Prozeß abwarten und nicht von hier fort gehen.

Diese Worte hatte die eben eintretende Melanie gehört.

Melanie war im weißen Morgenkleide mit einem langen Kragen, der von den reizenden Schultern fiel. Obschon sie ihr Haar bereits geordnet hatte, mußte doch etwas Ueberwachtes, Gestortes an ihr auffallen. Sie schien sehr erschöpft, fast hinfällig, fast leidend. In aller Ruhe bot sie den Anwesenden einen guten Morgen und setzte sich zum Frühstück.

Die Aeltern waren erstaunt. War Das ihre heitre Melanie, die immer so sorgenlos hereinhüpfte? War Das der Schalk, der dem Väterchen um den Hals fiel und ihn herzlich küßte? Sprachlos sahen die Aeltern auf diese feierliche Umwandlung und horten mit seltsamem Befremden, daß Melanie, den Zwieback sich in ihren Milchkaffee brockend, ganz kurz äußerte:

Lasally läßt den Prozeß fallen. Das wird ja nun abgemacht sein.

Schlurck näherte ſich auf dieſe Worte. Sein Unmuth war vorüber. Voll Zärtlichkeit ſetzte er ſich an die Seite ſeiner Tochter, faßte ihren Arm, von dem die weißen ſeidenſchnurbeſetzten Oberärmel herabglitten und fragte:

Mein Herzblättchen, was haſt du denn nur?

Sprachst Ihr nicht eben ... ſagte ſie ſtockend.

Von Hackert, leider von dem ewigen Thema unſres Hauſes, antwortete Schlurck.

Eure Beſorgniſſe werden nicht mehr nöthig ſein, fiel Melanie ruhig ein. Weiß der Himmel, es iſt eine große Plage, die auf uns ruht; aber ſie wird ein Ende nehmen. Lafally wird nicht ſo boshaft ſein, dieſen Gegenſtand öffentlich zu machen. Ich habe ihm geſchrieben und ihm bei Allem, was ihn noch an uns bindet, gebeten, die Vergangenheit ruhen zu laſſen ...

Kind, du haſt ihm doch keine Verſprechungen gegeben? fragte Schlurck beſorgt.

Warum? Werden dieſe Dinge nicht damit enden müſſen, daß ich mich unter einen ſichern Schutz und in ein feſtes Schickſal flüchte? Weſſen Schuld ich ſo hart büßen muß, ... ich weiß nicht, ob es ganz die meine iſt!

Dieſe Worte ſprach Melanie mit großer ſchmerzlicher Bitterkeit.

Du wirfſt mir vor, daß wir Hackert ſchonen? ſagte Schlurck. Ich ſchone ihn, weil er gefährlich iſt. Schlurck ſprach Dies mit einer Miene, die es verrieth, daß er nicht im rechten Ernſte ſprach; — ich ſchone ihn, weil er in meinem Geſchäftsgange manches Durcheinander beobachtet hat.

Melanie lachte höchſt bitter auf.

Du biſt erregt, ſagte die Mutter zu ihr, ungemein beſorgt. Schweig, Franz, wir wollen nicht mehr davon ſprechen . . .

Immer nicht ſprechen, rief Melanie; immer nicht die Wunde berühren! Allmächtiger Gott, was bin ich doch unglücklich!

Damit ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen . . . Melanie weinte . . . Sie, die die Thränen haßte, vergoß Thränen und ihre Aeltern . . . verſtanden dieſe Thränen.

Nach einer langen, ängſtlichen Pauſe ſagte der Juſtizrath:

Die Schuld iſt unſer! Ich nahm ein Kind aus dem Waiſenhauſe, weil ich Kinder liebe — und keins hatte. Ich wählte ein Findelkind aus Mitleid und erzog es wie mein eignes. Da ſchenkt mir die

Mutter dich! Das Findelkind wird eine Stufe herabgesetzt. Ich erzieh' es für mein Bureau. Es ist anschlägig, aber voll schlimmer Eigenschaften. Wir achten ihrer nicht, weil wir das Vergnügen lieben und das Leben genießen wollen. Melanie und Fritz wachsen auf wie Geschwister und sind es nicht. Was dann später gekommen sein mag, was der schlimme, leidenschaftliche Bursche gethan hat . . .

O! Franz! rief die Mutter vorwurfsvoll.

Melanie sah in die Tasse und stützte das schöne Haupt auf den linken Arm; der rechte spielte mit dem Löffel. Schlurck aber seufzte und sprach in sich hinein:

Es ist unsre Schuld . . . und unser Kind muß uns vergeben.

Melanie war da gewiß nicht ohne Gefühl, wo es ihr nächstes eignes Empfinden berührte. Sie liebte ihren Vater, sie stürzte auf ihn zu, sie weinte und bedeckte ihn mit ihren Küssen.

Von diesem Augenblicke an schwiegen alle drei und ließen die sonst so stolzen Fittiche hangen . . .

Endlich begann die Mutter:

Du wolltest von jenen Papieren sprechen?

Schlurck sammelte sich.

Er hatte gern ein Thema angeregt, das ihn oft beschäftigte, ob nicht eine bessere Entwickelung Hackert's

eine Heirath zwiſchen ihm und Melanie möglich machte. Er wußte, daß er jedesmal mit Entrüſtung abgewieſen wurde, er wußte, daß Melanie zitterte, wenn ſie nur den Namen Hackert's nennen hörte. Er hatte vielfache Forſchungen nach ſeinem wahren Urſprunge angeſtellt. Er hatte ſogar einige Reſultate, die er gern erzählte. Er zeigte gern den zerbrochenen Ring, der bei Hackert in dem Korbe, in dem man ihn am Waiſenhauſe ausgeſetzt hatte, gefunden worden war ... er ſchickte Bartuſch oft in das Rathsarchiv, um in den hier geſammelten Regiſtern der Gebornen und Getauften von der Stadt und der nächſten Umgegend zu ſuchen ... er hatte eine Vermuthung von einer heimlichen Geburt, die einmal unter ſonderbaren Umſtänden einige Meilen weit von der Stadt vorgekommen war und betrieb längſt unter dem Deckmantel der größten Behutſamkeit Nachforſchungen aller Art, ſelbſt in den höchſten Kreiſen; ... aber er kannte den Widerſtand der Frauen, die einmal glaubten, ein Vorhang müßte dieſe Vergangenheit für immer bedecken. Er liebte Hackerten, weil er anſchlägig, talentvoll und ſo bizarr war, wie er ſelbſt zuweilen ſein konnte. Selbſt daß der unerzogne Knabe von Leidenſchaft für das ihm ſorglos zur Geſpielin gegebene Mädchen entbrannt war, fand er menſchlich und ganz in ſeinem

Geſchmack. Er hatte wohl, als er erfuhr, daß Hackert Melanie als Kind zu den wildeſten Streichen, zu Männertrachten, zu nächtlichen Spaziergängen, Masqueraden überredet hatte, im wildeſten Zornausbruche ihn ſchon öfters aus dem Hauſe geworfen und faſt mit Füßen getreten. Allein er nahm ihn immer wieder auf. Sah er doch, wie Hackert die Herrſchaft im Hauſe hatte, wie er Melanie und die Mutter tyranniſirte, ja Allen nothwendig war! Später aber kam Aergeres. Da Melanie heranwuchs, durfte er ihn nicht mehr dulden. Aber auch nun rührte es ihn, als er hörte, daß die dämoniſche, kranke Anlage des Knaben ſich bis zum Nachtwandeln da ſteigerte, als Melanie in wachſender, jungfräulicher, kälterer Ueberlegung ſich von ihm abwandte, ihn haßte und verabſcheute und er dennoch nächtlich an ihre Thür ſchlich und vor ihrer verriegelten Schwelle auf dem nackten Erdboden ſchlief, ganze Nächte ihrer Rückkehr aus Geſellſchaften wartete und ſich in Sehnſucht um ſeine Halbſchweſter verzehrte ... er war gerecht genug, ſo etwas wie thatſächlich, ohne Einmiſchung perſönlichen Misмuthes, zu beurtheilen und hätte ſein eignes Lebensglück hingegeben, wenn er die leichtſinnigſte Erziehung von der Welt durch feinere Ausbildung Deſſen, der ihm ſo vielen Kummer machte, hätte wieder

berichtigen und zu ſeiner eigenen Herzenserleichterung ſchließen können. Vergebens! Die Frauen ſträubten ſich immer dagegen und glaubten, alle dieſe Schwierigkeiten würden ſich befriedigend löſen laſſen, bis dann wieder die leidenſchaftliche Liebe des verſtoßenen, krankhaft, ſich mißhandelt fühlenden Pfleglings alle ihre Berechnungen durchkreuzte und Gewaltthätigkeiten veranlaßte, wie jener geſtrige Ueberfall im Wagen war, deſſen glückliches Gelingen an dem Uebermaß geſteigerter Lebenskraft und entflammter, toller Freude, die wir bei Hackert beobachteten, wohl ſich abnehmen läßt.

Gern hätte Schlurck dieſe höchſt ſchwierige Angelegenheit in gewohnter Weiſe zur Sprache gebracht, aber ſeine Frau duldete es nicht.

Sie drängte nun um Das, was er aus jenen Papieren, die er auf den Tiſch hingelegt hatte, für Melanie's Zukunft entnehmen wollte.

Was iſt's mit den Sternen? ſagte ſie faſt frivol; du ſchlimmer Patron, was ſoll's mit den Mondſüchten?

Schlurck zog ſeine Brille auf die Stirn und ſah in die Papiere ...

Ja, fing er an, wenn ſich Alles ſo fügte, wie man hoffen möchte ... Melanie müßte die Frau eines Millionärs werden.

Laß Das Vater, ſagte Melanie ruhig und gefaßt; Eure Millionärs koſten gewöhnlich ein Leben. Ich rüſte mich in aller Duldſamkeit darauf, daß Laſally als Lohn für meine Bitte meine Hand begehrt und ich gebe ſie ihm.

Ich beſchwöre dich, ſagte die Mutter: nur keine Uebereilung!

Ich gebe ſie ihm. Laſally iſt der einzige Mann, mit dem ich mich über meine Vergangenheit und Zukunft verſtändigen kann. Er hat klare und vorurtheilsloſe Anſchauungen. Er bedarf mich, er liebt mich, Das ſeh' ich aus ſeinem Schmerz, daß er mich nicht nehmen könnte, wenn ich kein Vermögen hätte. Nicht alle Männer ſind darum nur Spekulanten, weil ſie nach Vermögen heirathen. Das macht ihn in meinen Augen nicht geringer.

Aber Herzlieb! ſagte Schlurck ſchmeichleriſch und tätſchelnd. Was wird denn aus jenem jungen Mann in Hohenberg! Jener prächtige Dankmar Wildungen! Ich entſinne mich ja ſeiner — ei, ich ſah ihn ja auf dem Heidekrug bei Juſtus dem Gerechten! Er iſt ja ſchön, geiſtreich, unternehmend; Himmel, ein Gott von einem Mann!

Vater!

Nun! Wenn dieſer Menſch mir ſagt: Ich liebe

Ihre Melanie, ſo ſag' ich: Herr, ich wiege Ihnen das Wort mit einer Million auf! Dieſe Papiere lagen in dem Schrein, den der tolle Burſch ſich anzueignen wußte und den ich auffinden ſollte. Weiß er ſie zu benutzen, Kinder, ſo bringen ſie ihm alle die Güter und Häuſer und Liegenſchaften, um die jetzt der große Proceß zwiſchen dem Staate ſchwebt und der Stadt ...

Die Frauen waren im höchſten Grade erſtaunt und Schlurck ſetzte ihnen den Zuſammenhang auseinander.

Natürlich war die Wirkung eine außerordentliche. Melanie liebte Dankmar als Perſönlichkeit, vergab ihm zwar nicht, daß er ein unendlich Geringerer war, als ſie vermuthet hatte; vergab ihm nicht, daß [illegible] ihm lächerlich erſchienen war; vergab ihm [illegible], daß er nicht kam und ſelbſt um Verzeihung bat. Sie hätte ihn, aus Wuth über ſich ſelbſt, mit [illegible] Blute „morden" können ... ſie ſagte das [illegible] zur Mutter, aber ... glaubte ſie es ſelbſt? Es war ein Act von Verzweiflung, wenn ſie vorzog, [illegible] Gattin zu werden ... Dankmar hatte das Buch empfangen, der Amerikaner hatte ihr es geſtern in [illegible] geſagt, wie pünktlich er ihren ſtummen Auftrag vollzogen, als ſie Hackert's Anblick unfähig machte, es ſelbſt in das offene Zimmer Dankmar's hineinzureichen ... Zerriſſen von der Vorſtellung, nur misbraucht zu ſein,

nur getäuscht von den abscheulichen Männern, entrüstet darüber, daß man ihr gestern nicht zu Füßen sank, Niemand sich zeigte und sie wie eine Göttin anbetete, ewig und ewig der schaudervollen Möglichkeit ausgesetzt, von Hackerten gefoltert zu werden, wollte sie, wenn auch verzweifelnd, selbst das Aeußerste wagen, um wenigstens von diesem frei zu werden, und Lasally nun erhören, wenn er auf die Bedingung bestand ... aber ihre Liebe gehörte Dankmarn.

Der Justizrath ließ sich vollständig über seine Beziehung zu Dankmar Wildungen aus, auch das Bild kam zur Sprache. Die Art, wie Melanie es gewonnen hatte, verbreitete, da sie nichts verschwieg, sogleich wieder die heiterste Stimmung. Als Melanie dabei nicht umhin konnte, erröthend zu gestehen, wie sie sich vielleicht entschließen könnte, ihren Zorn gegen Dankmar Wildungen zu mäßigen, wenn ...

Wenn er dir gesteht, daß er dich feurig liebt! unterbrach sie Schlurck. Und dir den Schein des Irrthums ersparte? Den Schein, dich lächerlich gemacht zu haben, als du ihn für einen Prinzen nahmst?

Das wird er nicht! Er wird mich ewig verspotten, sagte Melanie. Ich werde das Gelächter aller jungen Männer der Residenz werden.

Ah bah! antwortete Schlurck. Es kommt auf

mit der Trauer, die aus seinen Mienen sprach, einen wehmüthigen Contrast bildete. Sie hielt das dunkellockige Haupt in dem weißen Lilienarm, den sie auf einen steinernen Altar setzte. In einen solchen trüben Schleier kann sich die Anmuth nur hüllen, wenn durch die geheimen Flügelthüren der Seele ein scharfer, eisiger Zugwind weht.

Zu den Füßen des jungen Weibes saß auf dem glatten Fußboden ein greiser Alter, um dessen Scheitel, wie eines Trauernden, das Haar in langen Schneeströmen fluthete. Er verwandte kein Auge von seinen geschäftigen Händen, die mit einem wahnsinnigen Eifer an kleinen Figuren arbeiteten, von denen schon ein großer Theil fertig vor ihm aufgepflanzt stand. Nur zuweilen hielt er den halbvollendeten Klotz, den er gerade unter dem Messer hatte, mit der linken Hand in die Höhe, betrachtete ihn von allen Seiten und schien das Ebenmaß durch die Perspective der Fernsicht zu prüfen; dann verzog sich seine Miene in ein freundliches Lächeln, das ihn aber nur unwillkürlich zu überfliegen schien, weil er, so wie er sich darauf ertappte, wieder die jämmerlichsten Gesichter schnitt und in seiner Arbeit mit derselben Angst und Bedächtigkeit fortfuhr.

Im Hintergrunde des Gemachs lag auf einem Ruhebette eine männliche, in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt, welche stumm in die geheimnißvolle Scene sah und abwechselnd ihre Blicke auf dem Mädchen oder am Fenster ruhen ließ, als erwartete sie einen Besuch. Dieser war auch in Dhü-Kummuz unstreitig eingetroffen; denn nach einem leisen Klopfen sprang der dritte auf und begrüßte den Ankommenden durch das Fenster. Dhü-Kummuz wünschte vor der Thür eine Fortsetzung der Bewillkommnung, weil er die Un-

einen Verſuch an. Wie die Dinge jetzt ſtehen, ſind zwei Fälle möglich, entweder dieſer Wildungen iſt unſer Freund oder unſer Feind. Ein unternehmender, kecker Mann muß es ſein. Kann ich Hand in Hand mit ihm gehen, ſo wird es einer kurzen Verſtändigung zur Freundſchaft bedürfen. Dem, der um meine Tochter wirbt, Dem, der eingeſteht, daß er mein Sohn werden könnte, geb' ich freudig die Mittel an die Hand, eine Million zu erwerben. Hat er aber Melanien's Freundlichkeit nur misbraucht, gehört er zu dem räthſelhaften Complot, das ſich mit der Zurückkunft des Prinzen Egon von Paris gegen mich zuſammenzuziehen ſcheint, ſo zeig' ich ihm meine Stirn und einen Ernſt, den er ſchon heute früh kennen gelernt haben wird ...

Man brachte dem Juſtizrath in dieſem Augenblick ein kleines zierliches Billet.

Die Frauen wollten von dieſem Kennenlernen ſeines Ernſtes etwas wiſſen.

Aber Schlurck erbrach das Billet.

Es kam von der Geheimenräthin von Harder und lautete:

„Himmliſcher Juſtizrath! Theuerſte Freudesſeele! Mit Zittern führe ich die Feder und danke Ihnen

aus innigstem Herzen für Ihre Güte! Das Bild ist da und das Geheimniß von mir endlich entdeckt. Ich lese — die Memoiren der Fürstin Amanda von Hohenberg! Jeder Nerv meines Daseins zittert. Fühlen Sie es diesen Buchstaben nach, wie ich bebe! Aber auch der Dank meines Herzens ist ohne Schilderung. Sie braver, guter, herrlicher, edler Freund! Um sechs Uhr hatt' ich das Bild! Gott! Welch ein Moment. Das Aeußere des Bildes geht zu den übrigen Geräthschaften, die heute noch, mit Ausnahme der Ihnen und dem Prinzen gehörenden Familienportraits, an den Hof abgeliefert werden. Verschweigen Sie Alles Ihrer Tochter, die höchst, höchst liebenswürdig war, Alles bezaubert hat und ein wahrer Engel, das Idol meiner Zärtlichkeit werden soll. Einen Kuß auf diese edle Götterstirn! Wann seh' ich Sie? Bester! Bester! Dank! Dank! — Ihre Pauline."

Schlurck, von den Frauen beobachtet, lächelte und runzelte doch wieder die Stirn.

Er fühlte, wie ernst das Alles wurde, wie furchtbar seine Verantwortlichkeit stieg.

Man drängte in ihn, etwas von diesem Brief zu erfahren, seine Geheimnisse zu durchschauen . . .

Er wich aus.

Die Geheimräthin iſt von deinem Erſcheinen entzückt! ſagte er.

Melanie wollte Das ſelbſt leſen ...

Er bog den Brief um und zeigte ihr die Stelle, die ihr natürlich viel Freude machte.

Und das Uebrige? fragte ſie.

Geſchäftsſachen ...

Frau Juſtizräthin ſchüttelte den Kopf und ſeufzte leiſe.

Es ſchien ihr faſt, als wenn auch hier das ſtark pulſirende, aber flüchtige Herz des Gatten mit im Spiele wäre. Sie wollte ſcherzen, aber Bartuſch trat ein ...

Bartuſch berichtete über Neumann, der wol ein Vierteljahr liegen könne, wie Drommeldey geſagt hätte, über Jeannette, die die Nacht bei ihm gewacht und ganz die Kokette verläugnet hätte und auf dieſe Art auch wol nicht aus dem Hauſe käme; zugleich auch über einen Kutſcher, Namens Peters, der ſich melde, um für Neumann einzutreten und unten warte ...

Schlurck's Erſtaunen, wie doch auf jeden Verluſt ſich in dieſem grauſamen Menſchenleben gleich ein Erſatz dränge, ſeine weitern Betrachtungen über

Wiege und Grab und ähnliche Philoſopheme, zu denen der ſehr aufgeregte Juſtizrath geneigt war überzugehen, unterbrach Bartuſch durch die trockene Aeußerung:

Auch Herr Dankmar Wildungen iſt unten. Es iſt wirklich der junge Mann von Hohenberg, den wir für den Prinzen Egon hielten. Er fodert den Schrein mit dem Kreuz und ſcheint in einer ſehr entſchiedenen Stimmung zu kommen.

Schlurck mußte ſich zuſammennehmen.

Er wurde blaß und die Papiere zitterten in ſeiner Hand.

Die Frauen baten ihn, ſich nicht aufzuregen.

Schalkhaft aber drohte er doch ſeiner Tochter mit dem Finger und ſagte:

Wart', Hänschen, wart'! Wenn er nun ſagte: Herr, Sie haben wie gegen einen Spitzbuben gegen mich verfahren! und ich antworte: Spitzbube du ſelbſt! Du haſt mir mein Töchterchen geſtohlen! Was?

Vater, ich beſchwöre dich! rief Melanie. Welcher Einfall! Was würd' er denken über einen ſolchen plumpen Antrag . . .

Hm! Wenn ich aber nicht plump, ſondern fein

meinem Antrage wäre — und der Trotzkopf ſagte:
err Juſtizrath, die Welt um Melanie!

Nie ſagt' er Das!

So wie ich, ſagt er's nicht! Nein, er ſagt es ſchö-
r, inniger, als meine fahlen Lippen Das malen
nnen . . . und ich böte ihm dann die Rechte und
gte: Schlagen Sie ein! Hinfort gehen wir, ausge-
ſtet mit dieſen hochwichtigen Papieren da, Hand in
and, junger Mann!

Melanie fing hier in einer Weiſe an zu lachen,
ß man wohl ſah, ein Herzenskrampf mußte ſich Luft
achen.

Sie lachte ſo anhaltend, ſo ängſtlich, daß die
Mutter in Sorge gerieth.

Melanie nahm die Blumen, zerzauſte ſie, tanzte
n Zimmer, klatſchte mit den Händen und riß, um
ch nur helfen zu können, das Fenſter auf und lehnte,
llen den Rücken kehrend, ſich hinaus in die freie
iſche Luft, deren ihr krankhaft erregter Zuſtand wirk-
ch bedurfte.

Schlurck, ergriffen von dieſem Ausbruche der wahn-
nnigſten Liebe, die Melanie für Dankmar gefaßt hatte,
eß die wichtigen Papiere in der Zerſtreuung liegen
nd ging gefaßt nach jenem hintern Zimmer, von dem

die Wendeltreppe hinunter zu ſeinen Arbeitsräumen führte.

Die Frauen aber und Bartuſch, als ſie Schlurck's ſeidenen Schlafrock nicht mehr rauſchen hörten, folgten ihm behutſam, um von oben zu horchen, was man unten verhandeln würde.

# Funfzehntes Capitel.

## Der Schrein.

Die Lauſchenden vernahmen erſt das Kläffen eines Hundes, das jedoch nicht aus dem Zimmer des Juſtizrathes ſelbſt emporſcholl, ſondern aus dem vor ihm befindlichen und auf die Hausflur hinausgehenden Wartezimmer.

Dann hörten ſie, daß der Juſtizrath Etwas zu rücken ſchien ...

St! ſagte Bartuſch. Er verſteckt den Schrein mit dem Kreuze! Das eigentliche Mark, den Kern, die Blume hab' ich doch wol hier in Händen!

Er zeigte auf die alten Papiere, die er in der Hand hielt. Schlurck hatte ſie liegen laſſen.

Wieder bellte der Hund. Wieder brummte der Papa etwas Unverſtändliches, dann rückte er an den Stühlen, ſchloß das Fenſter, ſtellte die Klingel auf dem Bureau zurecht und ſchloß nun erſt von innen

die Thür auf, um aus dem Vorzimmer die Beſuche hereinzulaſſen . . .

Ein noch gewaltigeres Kläffen war jetzt vernehmbar.

Bello, zurück! hörte man ſcharf ſprechen und ein lautes Schreien des Hundes ließ annehmen, daß ſein Beſitzer oder ſonſt Wer ihn vielleicht beim Hals gepackt und in das Vorzimmer zurückgeworfen hatte.

Das iſt das lahme Thierchen! ſagte Melanie flüſternd; weißt du, das ihm nachgefahren wurde. Es war nicht ſein. Er pflegte es wie ein krankes Kind . . .

St! ſagte die Mutter. Er ſpricht!

Ja, er iſt's, wisperte Melanie, es war ſeine Stimme!

Ihr Herz bebte . . .

Ruhig, Fräulein! flüſterte Bartuſch höflich, daß man hören kann, . . . wenn's erlaubt iſt.

Bartuſch war in dem Grade mit den Angelegenheiten des Hauſes vertraut, daß ſeine Anweſenheit hier eher gewünſcht wurde, als hinderte.

Herr Juſtizrath! erſcholl jetzt Dankmar's volle tönende Stimme, wollen Sie erſt dieſen braven Mann abfertigen, der ſich melden will, für Ihren kranken Kutſcher einzutreten?

Das hat Zeit, antwortete Schlurck ſehr verbindlich, höchſt geſchmeidig und liebenswürdig. Was

ſteht zu Dienſten, mein Herr! Ich erkenne ja mit Vergnügen in Ihnen den jungen Mann wieder, den ich im Heidekrug ſo frei und treffend über die Politik reden hörte.

Umſomehr, Herr Juſtizrath, begann Dankmar mit plötzlich ziemlich ſtarkem Nachdruck, umſomehr muß ich auf's Höchſte entrüſtet ſein, daß ich in Ihrer Vorſtellung für nicht viel mehr oder weniger als ein Spitzbube gelte ...

O! Urtheilen Sie nicht ſo raſch, mein junger Freund — nicht wahr, Herr Dankmar Wildungen? ſagte Schlurck ſich zuſammennehmend.

Dankmar und Siegbert heißen die beiden Brüder, fuhr Dankmar fort, die heute früh von einem Ball, auf den ſie der Zufall verſchlagen mußte, nach Hauſe kommen und ſich unglücklicherweiſe von den ſingenden Vögeln, dem friſchen, anmuthigen Anbruch des Tages, dem goldenen Lichte der Morgenſonne verlocken ließen, ſtatt um vier, erſt um halb ſechs Uhr ihre Schwelle zu betreten, die inzwiſchen von dem ſchändlichſten Attentate entweiht worden war ...

Ei, ei, ei, ei!

Zwei Hallunken, von denen ich nicht glauben kann, daß ſie mit einer geſetzlichen Vollmacht erſchienen, unterſuchten unterdeſſen unſere Wohnung, erbra-

chen unſere Schränke, öffneten unſere Commoden und ſtahlen wie die Raben hinweg, was mit der Angelegenheit, wegen der ſie zu kommen vorgaben, nicht in der geringſten Verbindung ſtehen kann ...

Was Sie in dieſem Falle wieder bekommen werden, mein Lieber! Es iſt unglaublich, was eine ſolche gerichtliche Requiſition raſch geht. Sie waren gar nicht zu Hauſe, meine Herren? Sie ſahen die Sonne aufgehen?

Schlurck that, als wär' er voll innigſter Theilnahme und reizte dadurch Dankmarn nur noch mehr.

Ich ſtürzte, ſagte Dankmar, in meinem gerechten Zorn über dieſes Attentat zum [illegible]erkommiſſär Par und hörte dort zu meinem Erſtaunen, daß Sie ſelbſt, Herr Juſtizrath Schlurck, Sie, den ein glücklicher Zufall zum Finder eines mir zugehörigen Schreins machte, Sie, der Sie mich in den Zeitungen auffordern, mich zu melden, Befehl gegeben haben, gegen mich auf ſo abſcheuliche, ehrverletzende Art einzuſchreiten. Mein Herr, wie kommen Sie zu dieſer Gewaltthat?

Bitte! Bitte! Nicht zu raſch! Sie verwechſeln die Momente ...

Die Momente? Welche Momente? Zum Henker, Herr —

Herr Wildungen — Ich — ich erſuche Sie, leiſer

gebung dieſes abgelegenen Häuschens für verdächtig hielt. Der Schaman (denn dieſer war der Heraustretende) wunderte ſich über dieſe Aeußerung ſeines alten Freundes, konnte aber nicht läugnen, ein Flüſtern hinter den Wänden gehört zu haben, das er bei ſo tiefer Windſtille doch unmöglich für das Schrillen des Zugwindes halten konnte. Die beiden Freunde gaben ſich aber bald darüber zufrieden, weil ihnen die Freude des Wiederſehens nicht Zeit zu Unterſuchungen ließ und den Boten aus Teſchulumbo ohnehin die Kürze der Nacht drängte, in den Mittheilungen, die er dem Schamanen zu machen hatte, kurz zu ſein.

„Dein Brief,“ ſagte Dhü-Kummuz, indem ſie ſich allmälig von der Wohnung des Schamanen entfernten, „hat mich in Erſtaunen verſetzt, aber zugleich auch ſo ſehr erfreut, daß ich den ehrgeizigen Planen des Statthalters gern die Hand bot und gegen den Correſpondenten wenigſtens zur Hälfte ehrlich ſein werde. Ich habe daraus zwar wieder gelernt, daß die Freundſchaft uns beſſer macht, aber ich fürchte, man wird uns deſto ärger mitſpielen, je aufrichtiger wir ſind.“

„Worauf du dich immer allein verlaſſen willſt,“ antwortete der Schaman, „deine Afterphiloſophie des Trugs hat im Grunde nur dich betrogen; denn biſt du bei all deinen ſcharfſinnigen Planen und verſchlagenen Gedanken mehr geworden als ein Narr? Du befindeſt dich vielleicht wohl dabei, aber weil du nun ſchon ſeit Jahren nichts mehr getragen haſt, als rothe Kleider, ſo haben deine Sinne einen verkehrten Gang genommen. Du ſcheinſt zu verlangen, daß wir Narren ſind, aus dem Grunde, weil du die Hoſen dazu trägſt! Was gefällt dir an meinen Rathſchlägen nicht?“

zu sprechen, wär's auch nur des Hundes draußen wegen, der sich von Ihrem Lärm zu einem unaufhörlichen Accompagnement ermuthigt fühlt ...

Schlurck konnte sich nicht ganz bemeistern.

Denn in der That Bello gab keine Ruhe. Das Thier schien außer sich, kratzte an der Thür und gebehrdete sich so unmanierlich, daß sich Dankmar selbst unterbrach und die Thür öffnen wollte, um Peters zu bedeuten, seinen Hund besser in Obacht zu halten ...

Ums Himmelswillen nicht, schrie Schlurck, machen Sie nicht auf! Die Bestie springt herein. Ich fürchte sehr, daß ich einen Kutscher, der so zudringliche Hunde hat, nicht brauchen kann.

Und an die Thür gehend, rief er in der Gegend des Schlüsselloches:

Gehen Sie, bester Mann, die Stelle ist schon vergeben!

O! Herr Justizrath, sagte Dankmar gemäßigter, wie kann Das möglich sein? Im Gegentheil, ich ersuche Sie selbst, diesen Kutscher zu nehmen. Er ist brav, sehr ehrlich und Sie haben Etwas an ihm gut zu machen.

Wie so? Was? Ich gutmachen?

Es ist Dies jener arme Fuhrmann, der so unglücklich war, mir den Schrein zu verlieren, den Sie so

glücklich waren zu finden. Ich geſtehe Ihnen, nach dieſem abſcheulichen Attentat auf meine Wohnung, von dem wir ſpäter ſprechen wollen, bin ich in der That begierig, zu hören, auf welche Art Sie zu meinem Eigenthum gekommen ſind?

Eigenthum? ſagte Schlurck lächelnd, aber ſchon mit ganz abgeſtorbener Stimme.

Die Anweſenheit jenes verunglückten Fuhrmanns von der Pleſſener Schmiede und des ihm nun plötzlich erinnerlichen Hundes war ihm, verbunden mit dem heftigen Tone des jungen Mannes, faſt wie ein Ueberfall, und es gereichte ihm ſehr zur Beruhigung, als er merkte, daß ſeine Leute vielleicht oben über der Wendeltreppe lauſchten.

Mein verehrter Herr Wildungen, ſagte Schlurck nach einer Pauſe der Sammlung und während auch Bello ſchwieg — man konnte annehmen, daß ſich Peters mit ihm entfernt hatte — laſſen Sie mich zuvörderſt Etwas zu meiner Vertheidigung ſagen. Sie kennen den Prozeß über die St.-Johannes-Güter . . .

Ich arbeite ſelbſt in ihm, ſagte Dankmar.

Weiß ich jetzt. Um ſo mehr! . . . Ich bin der Advokat der Stadt. Man ſchreibt mir, als ich in Hohenberg bin, auf dem alten Tempelhauſe in Ange-

rode wäre von einem jungen Rechtsgelehrten ein Archiv entdeckt worden mit wichtigen Papieren. Herr Dankmar Wildungen, ſtatt den Behörden davon Anzeige zu machen, eignet ſich ſeinen Fund ſelber zu, läßt einen Schrein durch einen bereits gerichtlich vernommenen Schloſſer erbrechen und reiſt mit ſeiner widerrechtlichen Aneignung in die Reſidenz. Der Schloſſer gibt eine Beſchreibung des Schreins. Selbſt Ihre Mutter, die Witwe des Predigers Wildungen, kann nichts gegen dieſe Entdeckung den ſtädtiſchen Behörden einwenden. Da macht mich der Zufall zum Zeugen jenes Unglücksfalles an der Schmiede zu Bleſſen. Ich ſah einen zuſammengeſtürzten Frachtwagen, deſſen loſe gepackte Güter abgeladen werden müſſen, um den Wagen wieder herſtellen zu können. Ich finde jenen Schrein, erkenne das genau angegebene Signalement, das Zeichen des Kreuzes mit dem vierblättrigen Kleeblatt, das Sie auch auf dieſem Hauſe erkannt haben werden — ich lege Beſchlag auf den Schrein, weil ich wußte ...

Gerichtlichen Beſchlag?

Eine weitläuftige Prozedur war im Augenblick nicht möglich; denn am Morgen nach dieſer Entdeckung fuhr ich von Hohenberg ab ... Verteufelter Hund! Gibt das Thier wol Ruhe?

Dankmar trat an die Thür und rief zum Schlüſſelloch hinaus:

Peters, gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Beſtie! Sie ſtört uns! Der Juſtizrath wird Sie behalten, er muß es thun. Der Juſtizrath fühlt zu edel, um nicht zu begreifen, wie grauſam er gegen Sie gehandelt hat. Er fand Ihren Verluſt, freute ſich des gelungenen Werkes und ließ Sie jammern, verzweifeln, blieb taub bei Ihren Klagen; arme Seele, er wird Sie ſchadlos halten. Gehen Sie auf die Hausflur hinaus und machen Sie dem Gekläff der Satansbeſtie ein Ende!

Darauf wurde es ſtill.

Der Juſtizrath blieb in ſeinem künſtlichen Humor und ſeiner erzwungenen Selbſtbeherrſchung.

Das muß ich geſtehen! rief er. Sie wiſſen die Menſchen in Angriff zu nehmen. Sie disponiren vortrefflich über mich! Entſchädigung für die arme verletzte Seele eines Fuhrmanns! Wenn Sie darauf beſtehen? Warum nicht? Ei! Sie gefallen mir ... Bravo! Bravo!

Sie aber, Herr Juſtizrath! ſagte Dankmar mit ſchwächerer und wenn auch ſcherzender, doch ſehr entſchiedener Stimme; Sie gefallen mir noch gar nicht. Ich will Ihnen die glücklich beſtandene Probe eines

polizeilichen Entdeckungstalentes in Pleſſen an einer gewiſſen Schmiede verzeihen. Was geſchieht nun, da Sie hier ankommen? Schickten Sie zu dem rechtmäßigen Beſitzer Ihres Fundes? Oder hatten Sie den Namen vergeſſen, den Sie ſchon in Hohenberg wollen gewußt haben?

In der That hatt' ich Das! Ich ließ Sie in der Zeitung auffordern, ſich zu melden ...

Zwölf Stunden vor dem Attentat auf meine Wohnung? Die Anzeige ſollte eine Falle ſein?

Die Anzeige war in der Frühe des geſtrigen Tages in die Zeitungsbureaux geſandt worden. Inzwiſchen kamen von Seiten meiner Vollmachtgeber die ärgſten Anklagen gegen Sie und die erneuerte Nennung Ihres Namens. Sie arbeiteten ſelbſt in dieſem Prozeß! Sie kannten die Geſchichte deſſelben und eignen ſich durch Einbruch die Urkunden des alten Tempelhauſes an!

Zum Henker, Herr, dies alte Tempelhaus iſt die Wohnung meiner Eltern geweſen. Welches Gericht will mir verwehren, in meinen eignen vier Pfählen eine hohlklingende Wand zu unterſuchen?

Hör' ich da den Juriſten ſprechen? Unmöglich! Geſtehen Sie, daß Sie ſich von dem Intereſſe, das Ihre Perſon, Ihre Familie an dieſen Urkunden neh-

men muß, haben verleiten laſſen, eine unerlaubte Handlung zu begehen!

Meine Perſon? Meine Familie? Was wiſſen Sie —

Glauben Sie, daß ich den Inhalt des Schreines nicht kenne?

Sie haben ihn —

Wieder öffnen laſſen, wie billig. War ich als Anwalt der Stadt nicht in meinem Rechte? Sie haben wahrſcheinlich noch mehr entwandt ... dies Mehr mußte bei Ihnen geſucht werden ...

Dankmar ſchwieg, weil ihm die furchtbarſte Aufregung die Worte raubte.

Der Juſtizrath ſetzte ruhig hinzu:

Die in Angerode gelegenen Beſitzthümer der proteſtantiſch gewordenen Johanniter ſind eine Dependenz der hieſigen St.-Johanniskirche. Der Schrein mit dem Kreuz gehört zu unſerm Archiv und wird in unſerm Prozeß eine Rolle zu ſpielen haben.

Das hoff' ich! ſagte Dankmar mit großem Nachdruck. Ich begreife nun vollkommen, daß man mir, einem Hulfsarbeiter dieſes Prozeſſes, zugetraut hat, ich hätte mir eigenmächtige Eingriffe in den Gang deſſelben erlauben wollen ...

So iſt es, Herr Referendar ...

Man gibt mir vielleicht Schuld, ich hätte im In-

tereſſe des Staates, dem ich diene, gegen die Stadt Etwas unternehmen wollen . . .

Sie treffen das Richtige!

Aber Sie haben in den Papieren geleſen?

Geblättert . . .

Entdeckten Sie meinen Namen?

Wildungen? Er iſt ſeit dreihundert Jahren oft genug in dieſem Prozeſſe genannt worden.

Fanden Sie nicht Urkunden, die Ihnen auf den erſten Anblick zeigten, daß ich ein ſehr begründetes, perſönliches Recht für meine Familie an dieſen Akten gefunden habe?

Daß ich . . . nicht wußte . . . ſtammelte unentſchloſſen Schlurck.

Nun, Herr Juſtizrath, ich hoffe Ihnen noch in Zukunft beweiſen zu können, daß ich die entſchiedenſte Abſicht hatte, nichts von meinen Entdeckungen zu unterſchlagen, ſondern ſie zu einer ganz neuen Diverſion der großen Streitfrage zwiſchen dem Fiskus und der Stadt-Kämmerei, zwiſchen dem Fürſten und den Bürgern, öffentlich zu benutzen!

Sie überraſchen mich . . .

Ihr Mistrauen, das Mistrauen Ihrer Clienten hat Sie zu weit geführt. Sie haben geglaubt, noch

mehr Eroberungen aus dem Archiv von Angerode bei mir anzutreffen —

Allerdings ...

Ich fehlte darin, daß ich wußte, Sie haben meinen Schrein gefunden und nicht gestern schon bei Ihnen vorsprach —

Es erweckte Verdacht ...

Nun wohlan! So bitt' ich jetzt um zwei Dinge. Erstens —

Nehmen Sie doch Platz! Regen Sie sich doch nicht so auf, mein Verehrtester!

Erstens: Die Diener der hier so sonderbar eiligen Hermandad haben sich ein Bild, ein mir und andern Personen sehr theures Bild angeeignet ...

Das zum Angeroder Archiv gehörte?

Die Dummköpfe müssen Das geglaubt haben ...

Oder Ihre Instruction war zu allgemein. Was ist das für ein Bild?

Ein Bild, das einer Person gehört, die Ihnen selbst sehr theuer sein sollte, dem Prinzen Egon von Hohenberg.

Wie kommen Sie ...

Ich brachte es von Hohenberg ...

Ei! ei! Ein Bild! Geheimrath von Harder wird das vermissen. Sie wissen doch, daß ihm die Ver-

laſſenſchaft der Fürſtin Amanda nach der Reſidenz zu führen aufgetragen war. Doch thut Das nichts. Die Familienportraits, wenn es eins derſelben war, bin ich beauftragt, dem Prinzen zurückzuſtellen.

Der Oberkommiſſär Par, bei dem ich eben war, behauptet auch in der That, in dem Bilde eine Reklamation des Geheimraths von Harder entdeckt zu haben und ſchickte es Dieſem zur Recognition ...

Es iſt der kürzeſte Weg, es in meine Hand und dann in die des leider erkrankten Prinzen Egon von Hohenberg zu bringen.

Aber Sie wiſſen nicht, daß ſich an dieſes Bild Geheimniſſe knüpfen, die das Intereſſe der ganzen Hohenbergiſchen Familie betreffen. Sie ſind der natürliche Anwalt dieſer Intereſſen ...

Sie überraſchen mich ...

Wenn eine unberufene Hand ...

Geheimniſſe? Ein Bild? Fürchten Sie doch nichts!

Alles! Alles! Auf dies Bild hat im Auftrage der ſeligen Fürſtin Amanda nur Ein Menſch auf Erden die gerechteſten Anſprüche, der ehemalige Erzieher des Prinzen Egon, der frühere Pfarrer Rudhard ...

Pfarrer Rudhard? Ich kenne ihn. Ich weiß, daß er hier iſt, mit der Fürſtin Wäſamskei! Aber ich kannte ... Der? Welche Anſprüche? Was iſt damit?

O Gott! Jede Minute der Verzögerung, jeder Augenblick, wo dies theure Bild in den Händen einer Pauline von Harder iſt, kann die Quelle ewigen Leidens für den Prinzen Egon werden ...

Ich zittere. Beſter Freund, wie dank' ich Ihnen! Da ſoll eiligſt — Aber geben Sie mir Aufklärung!

Rudhard ſoll ſie Ihnen geben. Schicken Sie ſogleich zu Herrn von Harder, fordern Sie alle Familienbilder zurück! Sie wiſſen nicht, welcher unſägliche Aufwand von Schalkheit, Liſt und Charakter angewandt wurde, um dahin zu gelangen, wo wir jetzt uns befinden, an der Gefahr, eingeſtehen zu müſſen, daß Alles vergebens war!

So ſchick' ich ſogleich zum Geheimenrath! Warten Sie einen Augenblick!

Schlurck ſchellte.

Es kam ein Diener ſeines Bureaus. Er ſchrieb, während eben die drei Lauſcher ſich bedeutſam und hoffnungsvoll anlächelten, einige Zeilen an den Geheimenrath, ſiegelte ſie, nachdem er ſie Dankmarn hatte leſen laſſen. Dieſer war, eben ſo von der verlorenen Nacht, wie von den gewaltigen Eindrücken des Morgens, erſchöpft und ſaß faſt abgeſpannt im Seſſel ... Schlurck wurde immer freundlicher und zuthunlicher. Seine Geiſtesgegenwart verließ ihn kei-

„Wenn ich einen ſchwarzen Rock weiß nenne," ſagte Dhü-Kummuz, „und es darauf wieder läugne, daß er weiß iſt, ſo kann er ſo viel Farben haben, als ein Chineſe deren am Leibe trägt, nur nicht ſchwarz. Nein, mein Freund, aus zwei Widerſprüchen wirſt du niemals etwas ſchaffen, am wenigſten das, worauf du die Fäden ausſpannteſt. Vergiß jedoch nicht, daß ich nur prophezeien will. Meine Dienſte ſtehen für dich überall in Bereitſchaft und deine Schuld iſt es, wenn ſie dir nichts nützen."

„Dhü-Kummuz ſchwieg und nach einer Pauſe nahm der Schaman das Wort: „Ich kenne das Mißliche dieſer Angelegenheit," ſagte er; „aber weil wir auf ſo viele Nummern ſetzen, ſo iſt es über allen Zweifel gewiß, daß wenigſtens eine nicht fehl ſchlägt. Wir befördern einen ſchlechten Plan, um einem beſſern dadurch Vorſchub zu leiſten. Wir geben zu, daß der Eine auf das Unglück des Andern ſinnt und führen die unglücklichſte Kataſtrophe herbei, um ſie alle zu beglücken."

„Du willſt jedem Etwas nehmen," entgegnete Dhü-Kummuz, „und ſie alle zufriedenſtellen. Gegen dieſe Maxime kann der nichts einwenden, welcher die Ereigniſſe beobachtet hat; aber du mußt deine Menſchen kennen, ob ſie die Geſchenke aus deiner Hand nehmen und die übrigen zum Dank dafür hineinlegen werden."

„Was glaubſt du von deinem Bruder, unſerm Hochheiligſten? Wann waren deine Gedanken die Seinigen? Wann hat die Schwäche eines Menſchen auf die Kraftloſigkeit eines Gottes ſpeculirt? — Ach, du Guter, wie kannſt du deine Wünſche einem himmliſchen Weſen unterſchieben, weil du glaubſt, es ſei in ſeinem eignen Willen nicht ent-

nen Augenblick. Als der Diener ſich entfernt hatte und Melanie durch die eingetretene Stille und die Erwähnung des Bildes, an dem ſie ſo ernſtlich betheiligt war, ſich auf eine gemüthlichere und wärmere Wendung des Geſpräches gefaßt machte, begann Schlurck:

Und nun: Ihr gefälliges Zweitens? Sie ſprachen doch von —

Zweitens, ſagte Dankmar, ich wünſchte nun zu wiſſen, wo ich den nur mir gehörenden, in der Wohnung meiner Eltern gefundenen Schrein mit dem Kreuze und ſeinem wichtigen Inhalte wiederfinde? Wo iſt er? Ich muß ihn haben . . .

Der Juſtizrath machte hier eine große Pauſe.

Deutlich hörte man, daß er auf die Doſe klopfte und ſich zu einem vertraulicheren Geſpräche rüſtete.

Bello war ſtill.

Melanie, die Mutter und Bartuſch hielten den Athem zurück.

Lieber Herr Wildungen, ſagte Schlurck, erholen Sie ſich. Sie haben die Nacht durchwacht. Sie ſind erſchüttert von den Erlebniſſen des Morgens. Ich geſtehe, daß ich ungern dem Drängen meiner Clienten nachgab. Sie glauben nicht, wie reizbar über dieſe Angelegenheit die ganze Commune iſt und wie leidenſchaftlich ſich einige der eifrigſten und hitzigſten Ver-

fechter ihrer Intereſſen über die Augeroder Archiv-entdeckung und Ihr, läugnen Sie es nicht, eigen-mächtiges Verfahren ausgeſprochen haben. Sie früh-ſtückten noch nicht, lieber Herr Wildungen, darf ich —?

Bitte! Bitte!

Ich freue mich wahrhaft, Sie wiederzuſehen. Ahnte Das nicht im Heidekrug, als Juſtus ſo wohlbehäbig ſein dummes Juſte-Milieu auftiſchte und der kecke Hand-werksgeſell am Fenſter ſchnarchte! Ahnte auch nicht, daß Sie meiner Familie ſo viel Liebenswürdigkeit erwieſen ...

O Herr Juſtizrath! Sie kehren die Rolle um. Ich bin der verpflichtete Theil. Man war ſehr lie-benswürdig gegen mich.

Nein! Meine Frau hat mir nicht genug erzählen können von Ihrer Artigkeit, Ihrer Zuvorkommenheit ...

Es iſt ſehr komiſch, ja!. Man war höchſt char-mant gegen mich. Nur Schade, man hielt mich für den Prinzen Eugen.

Schlurck lachte überlaut.

Mein altes Faktotum, ſagte er und griff in ſeine Doſe, mein alter Bartuſch will immer ſchlau ſein und von dem vielen Ohrenſpitzen wachſen die Ohren auch manchmal zu hoch und aus einem Fuchs wird ein Eſel.

Bartuſch zuckte oben, als er dieſe Anzüglichkeit hö-ren mußte, mitleidig die Achſeln.

Sie verwundete ihn nicht im geringſten, ſo laut ſie auch Schlurck hervorhob, um ſie ihm anzuhören zu geben.

Schlurck wußte, daß eben gelauſcht wurde.

Ich hätte ſchon geſtern Ihren Damen meine Aufwartung machen ſollen, ſagte Dankmar gelaſſener. Ich bitte, mich bei Ihnen zu entſchuldigen. Sie waren ſehr gütig gegen — gegen den Prinzen Egon.

Melanie biß ſich auf die Lippen, was ihr immer ein ſehr leidenſchaftliches Anſehen gab.

Eſſen Sie heute bei mir! Was? Hm? Was? Wollen Sie? ſchmunzelte der Vater.

Ich danke ... war Dankmar's kalte Antwort.

Meiner Frau haben Sie's angethan, Herr Wildungen ... und Melanie ... nun, Das werden Sie beſſer beurtheilen können. Sie haben Menſchenkenntniß, Mann!

Worin?

Schlurck blinzelte mit den Augen.

Nun, ſagte er mit künſtlichem Lachen, ich verſichere Ihnen, meine Frauen ſind faſt verletzt, daß Sie geſtern nicht ſchon kamen. Ich lebe in zu dürftigem Zuſammenhange mit den Meinigen — Hätt' ich Sie ſchon geſtern wiedergeſehen, wie leicht würde man ſich verſtändigt haben! Ihr Feuer, Ihre Offenheit, das

ſind unwiderſtehliche Sieger, die ſich den Eingang zu jedem Herzen zu bahnen wiſſen.

Der Juſtizrath war dem jungen Manne, den er zu ſeinem Schwiegerſohn haben wollte, ſo nahe gerückt, daß er ihm mit Vertraulichkeit auf die Kniee klopfen konnte.

Dankmar rückte ſeinen Seſſel zurück und ſtand auf.

Herr Schlurck, ſagte er, ich bedaure, daß ich nun für's Erſte aufbrechen muß, um meinen Bruder zu beruhigen, der zu Rudhard geeilt iſt. Wollen Sie mir nun nicht ſagen —

Sitzen Sie doch noch! Ei was, zu den Geſchäften iſt noch immer Zeit. Referendar? Hm! Hm! Ein Bruder? Rudhard? Wie alt ſind Sie denn, Herr Wildungen?

Vierundzwanzig Jahre, Herr Schlurck.

Vierundzwanzig Jahre! Hören Sie, da war ich noch nicht halb ſo weit wie Sie! Das heißt, an Witz und Verſtand. Im Avancement freilich — Wollen Sie denn die Richterearrière —

Bin noch unentſchloſſen, wozu ich mich . . . doch genug, ich . . .

Das geht ſo. In dieſen Zeiten! Ja, ja, Politik, Das wäre ein Feld für Sie! Nur ſchlimm, daß man zuviel einſetzt, wenn man freimüthig ſein will, und

die Zeit iſt nicht reif für uns; ein freimüthiger junger Beamter iſt bald abgenutzt. Und dem loyalen geht's kaum anders. Man belohnt ihn mit dem Bewußtſein ſeiner erfüllten Pflicht. Der Teufel auch! Wär' ich jung, ich hielte mich immer links und nur Einmal paßt' ich auf den rechten Moment, um nach Rechts zu ſpringen. Wetter! Warum laſſen Sie ſich denn nicht wählen? Von vierundzwanzig Jahren kann man jetzt ein Perikles ſein und ich glaube, Pitt und Fox waren noch jünger, als ſie in's Parlament kamen ...

Es gibt beſſere Kräfte als die meinigen!

Alſo auch beſcheiden! Bravo! Bravo! Wiſſen Sie, daß ich den Vorfall von heute früh recht bereue? Aber dieſe Fanatiker des Egoismus! Was haben ſie mich gequält! In den Ohren lagen ſie mir wie die Verzweifelnden. Ja! ja! Sie ſollen bei den Gerichten in dieſer Sache recuſirt werden. Man will Sie entfernt wiſſen aus der zweiten Abtheilung des Obergerichts. Ja, ja! Das Alles geht vor ... Wiſſen Sie's ſchon?

Da ich bald ſelbſt Partei in dieſem Prozeſſe ſein werde, ſo kann ich natürlich für eine andre nicht mehr arbeiten — ich finde Das in der Ordnung.

Selbſt Partei? Wie ſo? fragte Schlurck geſpannt.

Herr Juſtizrath, ich muß aufbrechen. Wollen Sie mir alſo nun nicht —

Ei, ſitzen Sie doch! Ein Glas Champagner? Was? Sie waren auf einem Ball: da will der Magen eine Anregung. Es iſt heiß. Dieſer Hundstagsſommer! Ich klingle — na? Ein Glas Madeira? Portwein?

Sie ſind zu gütig, Herr Juſtizrath! Auch meine Nerven laufen nicht zum Feinde über. Sie bleiben mir treu und ſagen: Danke!

O ſehr fein! Sehr ſchlau! O ich wußte es ja! Melanie war entzückt von Ihnen ... Ja, Sie Tauſendſaſa! ... Meine Tochter zum erſten Male geſehen?

Zum erſten Male, Herr Schlurck. Ich ſprach ſchon im Heidekrug bedauernd davon, daß ich nicht früher die Ehre hatte.

Im Heidekrug? War etwas verwirrt im Heidekrug! Ja! Ja! Ich beſinne mich. Was war's doch?

Sie erwähnten Egmont ...

Aha! „Freudvoll und leidvoll"?

Nein! „Du wirſt ſie nicht verachten, weil ſie mein war!"

Richtig! Geldermann-Deutz! Reubund! Nun weiß ich Alles ... Was doch Ideen-Aſſociation thut! Ja, ja, mein Töchterlein ... Etwas keck, wild, nicht wahr?

Sie iſt hübſch, ſagt man. Sie hat's von der Mutter! Die ſchlanke Taille iſt von mir: ich bin mager, ſpindeldürr. Aber eine Taille muß ſein wie bei einer Weſpe. Die Neigung zu compakteren Formen kommt erſt in ſpätern Jahren, junger Mann! Wie ſagt Heinrich Heine? „Koloſſale Gliedermaſſen" ... oder wie? Ah! Es gab eine Zeit, wo ich meinen Heine auswendig konnte. Ein gutes Mädchen, beſſer als ſie ſich gibt, meine Melanie. Haben Sie ſie reiten ſehen?

Sie wollten im Heidekrug nicht, daß ich von Fräulein Melanie als einer Amazone ſprach.

Ah, ja! Ah, ja! Ich entſinne mich — Richtig! ... Nun, wiſſen Sie ...

Wahrſcheinlich dachten Sie an Herrn Laſally ...

Das war's! Sehen Sie, Sie kennen meine Empfindungen ... Ja, dieſer Laſally! Das iſt auch ſo ein Thema, wo der Menſch ...

Mein Bruder bewundert Ihr Fräulein Tochter, wie ich es that, wie Alle!

Ihr Herr Bruder? Haben einen Bruder? Ja, ja, ich beſinne mich; aber hören Sie, nicht Alle! Wozu Alle? Einer und der Rechte, der die Zügel kurz zu faſſen verſteht. Das wäre mir lieber ... ein Mann! Ein Eroberer! Ein rechter Held!

Herr Lasalle! sagte Dankmar beobachtend. Der versteht sich auf kurze Zügel.

Als Melanie diese Aeußerung hörte, war es ihr, als drehte sich ihr das innerste Leben um.

Sie fühlte einen Schmerz zum Aufschreien.

Mit einem erstickten Ah! ließ sie die beiden andern Lauscher stehen und schlich sich halbohnmächtig hinweg.

Dieses letzte Wort war zu grausam gewesen. Schon die kalten Antworten, die Dankmar vorher gab, durchrieselten sie; aber dies letzte: „Herr Lasalle! Der versteht sich auf kurze Zügel!“ ging über das Maß Dessen, was ihr Stolz, ihre unleugbare Liebe ertragen konnte, hinaus.

Schluck hörte oben eine Thür gehen und verstand, daß einer der Lauscher sich entfernt hatte . . . wer anders, als der wichtigste, ihm wie sein Leben liebste . . .

Sie gibt die Partie auf! sagte er zu sich selbst mit Schmerz; hier ist keine Freundschaft möglich, hier ist kein Bundsgenosse für mich!

Noch einmal versuchte er noch, an Dankmar's Herz zu klopfen. Noch einmal sagte er:

Heirathen Sie nur nicht zu früh! Ein junger Mann, der eine bedeutende Zukunft erstrebt, darf nicht in die Angel der Strickstrümpfe gerathen . . .

Ich danke Ihnen, Herr Schlurck, antwortete Dankmar kalt, für diese Rathschläge, die ganz mit meinen eigenen Empfindungen zusammenstimmen. Mein Herz ist glücklicherweise derjenige Muskel meines Körpers, dem ich seit frühester Jugend, vielleicht durch zeitige Uebung, eine große Kraft verlieh. Dieser Muskel besitzt viel Elasticität und ich habe ihn darin mit einem guten Magen auf eine Linie gestellt, ich fühl' ihn nicht zu lebhaft.

Ein Weiberfeind?

Geist und Schönheit können mich fesseln ... doch nur vorübergehend ... flüchtig.

Und diese Erfahrung machen Sie überall?

Bis jetzt überall! Ich habe einen zu kalten Verstand. Ich durchschaue zu bald die Eitelkeit und die Schwäche der Frauen, und wenn mich etwas entzückt hat und ich sehe dann, daß Das, was mich blendete, doch nur ein flüchtiger Schimmer ist und keine Grundsätze, keine Bürgschaften für die Zukunft geboten werden, und ich nun erst selbst, als Mann, ich Schwankender, ich Egoistischer, ich Grausamer, nur auf mich und meine Eitelkeit ohnehin Bedachter ... doch was verschwend' ich die Zeit! Der kleine Klaffer, Belle, mahnt schon wieder, daß wir ein Ende machen ...

Damit stand Dankmar auf und Schlurck wußte

nun entschieden, daß er für Melanie nichts zu hoffen hatte.

Er wurde ernst und nahm sich zusammen und fiel in seinem Zorn erst auf Belle.

Sie haben Recht, das Thier ist unerträglich, sagte er, und schien zu erwarten, daß sich Dankmar empfahl.

Nun – sagte aber dieser staunend ... und der Schrein? Die Dokumente?

Schluck antwortete kalt:

Sind im städtischen Archiv. Die Papiere werden bei den Akten figuriren.

In der That! Wirklich? O, das ist seltsam!

Schreiben Sie diese Unannehmlichkeiten dem Ihnen wohlbekannten Gange der Gesetze zu!

Wer hat die Aufsicht des städtischen Archivs!

Einer unserer gefeiertsten Alterthümler, dem wir die treffliche Abhandlung über die allmäligen Veränderungen unseres Stadtwappens verdanken ... Propst Gelbsattel!

Dankmar stampfte zornig mit dem Fuße auf.

Er fühlte sich zu unglücklich über diese ihm unerwartete Wendung der Dinge.

Er sah den Schrein im Geiste geöffnet, die Do-

ſchloſſen! Du willſt die Sehnſucht eines Allmächtigen erfüllen und Wünſche befriedigen, die er ſich gleichſam ſelbſt nicht zu geſtehen wagt. Man ſieht, daß du der Tage nie vergeſſen kannſt, wo du Maha Guru um Fleiſch betrogſt oder ihn mit Schlägen bewillkommneteſt, wenn er deine Tauben zu füttern vergaß."

Die Zumuthung ſolcher Frevel mußte für den frommen Schamanen ſchrecklich ſein. Er hielt dem Sprecher die Hand vor den Mund und rief erſchrocken aus: „Sprich in meiner Nähe nicht ſolche Läſterung! Bleibt uns denn mehr übrig, als die Rathſchlüſſe des Himmels zu erforſchen? Ich will dem Höchſten einen Dienſt erweiſen, den er ſich ſelbſt leiſten könnte, wenn er an den Opfern der Liebe nicht Wohlgefallen hätte. Iſt die Frucht unſrer Anſtrengungen reif, ſo mag er ſie brechen oder ſie mit dem Stamme in den Pfuhl der ewigen Strafe werfen."

Darauf folgte dann eine genauere Beſprechung der im Werke befindlichen Umtriebe, die auf den ſonderbarſten Plan hinausliefen.

In dem Leben des Dalai Lama ſtreift das Göttliche an das Menſchliche. Wir haben früher geſehen, wie die Wahl und die Erziehung des künftigen Herrn des Himmels mit Machinationen und Intriguen jeder Art verknüpft ſein kann und es wird nicht auffallend erſcheinen, daß namentlich die Prieſter weit weniger von der wahrhaften Göttlichkeit ihres Zöglings durchdrungen ſind, als der gemeine Haufen der Laien. Der Clerus ſieht den Gott in Windeln, im Poltrock, er corrigirt die Sprachfehler, die er macht, ruft den Schneider, der ihm Maß nehmen muß, und ſorgt dafür, daß ſeine Schuhe ſtets zu rechter Zeit beſohlt werden. In den

kumente, die für ihn und seine Familie sprachen, vernichtet. Wer konnte ihn schützen?

Sie sahen die Papiere nicht? rief er. Wissen nicht, daß ich in der Lage bin, Das, was etwa fehlen sollte, mit Aufopferung meines Blutes zurückzuverlangen und daß ich beschwören würde, Die, die etwa gewisse Papiere unterschlagen hätten, gehörten als Schurken und Bösewichter an denselben Pranger, der an der Ecke dieses Rathhauses durch eine eiserne Kette bezeichnet wird?

Ich weiß nichts, was Veranlassung zu so gewaltsamen Reflexionen gäbe; antwortete Schluck kalt.

In furchtbarer Aufregung und wie von dem raschen Entschlusse, zu Gelbsattel zu eilen, getrieben, öffnete Dankmar die Thür, ohne ein Wort des Abschieds.

Belle, der längst schon mehre Mal wieder an die Thür des Vorzimmers gekratzt und sich nicht hatte beruhigen lassen, sprang nun wie wuthend in das Zimmer und faßte, ungehindert durch sein lahmes Bein, in grimmiger Verbissenheit die Zipfel von Schluck's seidenem Schlafrocke, zerrte und kratzte an ihnen herum, daß der geängstete Justizrath im Zorn den in der Thür stehenden und die Mütze bescheiden in der Hand haltenden Peters anfuhr:

Die Bestie fort! Zum Haus hinaus! Zum Haus hinaus! Ihr Gesindel!

Tankmar stutzte, biß die Zähne zusammen und sagte zu dem verdutzten Peters:

Der Schrein ist verloren!

Bello aber, das treue, wachsame Thier, hatte eine andre Fährte, als dem menschlichen Organe möglich war. Schon zehn Jahre war das kleine Thier ein treuer Wächter auf den Güter-Wägen seines Herrn gewesen. Es schien den Duft von Angerode, ja den Duft des Strohes zu erkennen, mit dem man in Thüringen die Frachtgüter verpackt. Winselnd und wie lustig und ausgelassen kläffend war es in eine Nische des dunklen, nur von einem Hoffenster erleuchteten Zimmers gesprungen, hatte eine Tapetenwand fast umgeworfen und Peters schrie schon lachend:

Nichts verloren! Da ist das Kreuz!

Bello, ist's möglich? rief Tankmar.

Aufgeladen! sagte Peters, der den vorigen ganzen Streit gehört hatte, zu sich selbst, und in demselben Augenblicke schon hatte der treue Fuhrmann sich gebückt, den Schrein gepackt, und war im Begriff, das gefundene Gut auf die Schulter zu heben.

Das war zuviel für den Justizrath. Er stand

todtenbleich, hatte aber doch noch den Muth, rasch die Hand des Fuhrmanns zu halten ...

Dankmar sprang hinzu, riß den Deckel auf, griff in den Schrein, fühlte, daß er voller Schriften war, fühlte die Siegel der Pergamente und im Triumphe faßte er an, schleuderte den Justizrath zurück und hob den eroberten Schatz auf Peters' markige Schultern.

Schlurck war einer Ohnmacht nahe ....

Er klingelte. Bartusch fühlte, daß es Zeit war, ihm beizuspringen.

Er gab die allein wichtigen Papiere, die er in den Händen hatte, rasch der Mutter, die von Alledem nichts begriff und nur zu Melanie eilte, um ihr zuzuschreien: Schließ die Papiere ein! ... und stieg polternd die Wendeltreppe hinab ...

Ah! rief der Justizrath und athmete auf. Bartusch, Sie werden eine neue eigenmächtige Handlung des Herrn Wildungen bezeugen. Mein junger Mann, ich warne Sie ernstlich! Sie werden Ihre Vermessenheiten bitter bereuen!

Und Sie Ihre Lügen, Ihre Verstellungen, Ihre Heucheleien, Ihre Sittenlosigkeit! rief Dankmar, als Peters schon vorausschritt und mit der rechten, freien Hand seinen Bello liebkoste.

Welche freche Stirn! antwortete Schlurck, der die verletzenden Erfahrungen von gestern in seinem eignen Hause nicht wieder erleben wollte.

Die Stunde wird schlagen, sagte Dankmar noch im Vorzimmer sich umwendend, für Vieles, was schlummerte! Die Zeugen gegen Ihr Haus mehren sich! Die, die auf dem Krankenlager liegen, werden genesen! Die, die bei der Nacht wandeln, werden noch auf andre Namen, als den Namen „Fritz Hackert" erwachen. Das geweihte Kreuz auf dieser Truhe wird reinen Händen den Muth zu einem Kampfe geben, dessen Schlachten mehr erschüttern sollen als nur die Ruhe eines gewissenlosen Notars!

Damit ging Dankmar und suchte die Luft der Straße, um seine furchtbar klopfende Brust zu erleichtern.

Bartnick aber flüsterte rasch dem entfärbt und erschöpft in seinen Voltaire-Sessel sinkenden Justizrath zu:

Beruhigen Sie sich! Die Papiere, die doch der Rahm an der Sache scheinen, liegen ja oben!

O wären sie mit ihm gegangen! sagte Schlurck vernichtet. Wären sie in dem Schrein geblieben! Ich fühle mich nicht stark, solche Scenen zu ertragen! Ich bin kein Schurke! Ich bin kein Dieb! Weg von

mir Bartusch! Weg! Weg! Ihr Alle seid mein Verderben! Meine Schwäche ist mein Elend! Ihr treibt mich auf schlimme Wege, die mir fremd sind. Ihr treibt mich in die Schande! Tragen Sie ihm die Dokumente nach! Fort! Fort!

Nimmermehr! rief Bartusch. Justizrath! Besonnenheit, Muth! Bedenken Sie, was der Propst sagen würde! Mann! Warum haben Sie Heimlichkeiten vor mir, vor Ihrem treuesten Anhänger, vor Ihrer linken Hand, wenn Ihnen die rechte zu müde wird, ja vor Ihrer rechten, wenn Sie mich schalten ließen und Farbe halten könnten! Justizrath! Justizrath! Wir unterschlagen diese Papiere! Wir vernichten, wir verbrennen sie!

Schlurck schwieg. Er war seiner selbst nicht mehr bewußt. Ein Bild stand vor ihm, das grauenhafteste, das Bild seiner Schande!

In Todesangst griff er nach seiner kalten Stirn und flüsterte:

Welche Bahn wandl' ich!

... Ein guter Genius fügte nun aber Folgendes:

Peters öffnet schon das Thor und tritt mit dem Schrein auf die Straße. Daukmar liebkost den auf seinem lahmen Beine tänzelnden Bello und wirft im

Gehen einen flüchtigen Blick auf die mit Bildern gezierte Treppe, die hinaufführte zu Melanie, zur Tochter eines solchen Vaters, zu ihr, der süßen, himmlischen Melanie: zu ihr, die im Mondenschein in seinem Arme lag! Zu ihr, die ihn noch in diesem Augenblicke wie ein Zauber umstrickte, trotzdem, daß sein sittliches Gefühl sie verläugnen mußte!

Da hört' er Geräusch, wie von einer leicht von einem Felsen herunter springenden Gazelle.

Er erstarrt ... Es ist Melanie!

Freundlich und holdselig, wie in Hohenberg, ruft sie ihm von den letzten Stufen, von denen sie sich herabbeugte, zu:

Sie böser, undankbarer Mann! Das Bild, das ich Ihnen mit so vieler Mühe erobert habe, ließen Sie sich wieder rauben. Ist Das wahr?

Melanie! sagte Dankmar stammelnd und sprachlos.

Hier, fuhr sie fort, hier, was ich Ihnen jetzt bringe, halten Sie Das fester. Gehört es nicht Ihnen?

Dankmar nahm, was sie ihm darreichte ...

Es waren, auf flüchtigen Blick sah er's, diejenigen Papiere, auf die in seiner Angelegenheit Alles, Alles ankam, die einzigen wichtigen, die entscheidenden Papiere!

Sein Schreck über die Möglichkeit, ohne sie gegangen zu sein, die Ueberraschung, Melanie nun wie-

derum als eine treue, aufopfernde, hingebende Freundin zu erkennen, wirkten so mächtig auf ihn, daß er sich nicht sammeln konnte und in ihrem Anblick verloren dastand ...

Nun, sagte Melanie harmlos, es sind doch die Ihrigen, Wildungen?

Wohl! Wohl! Wie soll ich Ihnen danken! stammelte Dankmar und griff nach ihren Händen, um sie beide zugleich zu küssen.

O! sagte sie, sich leise entziehend; lassen Sie's, sehen Sie diese Hände! Voller Staub! Voller Moder! Es ist meine Schuld nicht, daß Sie mir immer solche tolle Aufträge mit alten Bildern und Papieren geben. Sie! Lassen Sie!

O Melanie, wie tief beschämen Sie mich! rief Dankmar und gab die Hände nicht her, er küßte sie und drückte sie an sein Herz wie ein Verzückter.

Was wollen Sie denn? fragte sie mit Lippen, die ihr furchtbares Beben durch scherzhafte Laune vergebens zu beherrschen suchten. Grüßen Sie Ihren blonden Bruder! Lassen Sie sich nichts von ihm vorreden, was ich ihm für Sie aufgetragen hätte! Er ist nur eifersüchtig auf mich, weil ich den alten Professor Berg mit den schönen, weißen Locken mehr liebe als ihn und Alle — Euch Alle!

Melanie! rief Dankmar, mußte Das so kommen? Nach jener Nacht in Hohenberg? Die wenigen Tage sind wie Monden.

Er konnte sich nicht trennen.

Hüten Sie die Papiere besser wie das Bild! sagte Melanie. Was wird nun mit dem Portrait, das der schönen d'Aziment ähnlich sieht? Ja, die ist schön. Kennen Sie sie? Die sollten Sie sehen! Die würde Sie bezaubern . . .

Ein, ein Bild nur, das Ihrige, Melanie, lebt in meinem Herzen! rief Dankmar und sah tief in die zitternden, braunen Augen des Mädchens.

Die Mutter sagte mir, Sie hätten dem Vater böse Dinge gesagt, fuhr sie fort. Versprechen Sie mir, ihm einige Zeilen zu schreiben und ihn um Verzeihung zu bitten? Wollen Sie Das? . . . Sie zögern? . . . Selbst Das nicht? Wildungen?

Melanie, ich will zu ihm zurück, ich will ihm zu Füßen fallen, ihm danken . . .

Das nicht! Das nicht! Jetzt nicht! Sie schreiben ihm und bitten um Verzeihung? Thun Sie's meinem Kindesherzen zu Liebe! Ja? Weiter nichts! Nur Achtung, Schonung, nur ein Wort der Bitte um Verzeihung!

Ich thue es . . . Melanie! rief Dankmar willenlos.

Sie gehen? Sie bleiben nicht? Melanie? Sie steigen die Stufen hinauf ... Sie fliehen ... Immer eine Staffel weniger zu meinem Glücke und meine Seele folgt Ihnen? Melanie?

... Dankmar stand noch eine Weile, sich besinnend auf Das, was er erlebt hatte.

Melanie war verschwunden.

Tief erschüttert steckte er nun die wahren Beglaubigungen der Ansprüche seiner Familie zu sich und gab Peters, der am Thorwege wartete, ein stummes Zeichen, voranzugehen.

Er folgte schwankend. Er stand still ...

Er wagte aber nicht, noch einmal aufzusehen zu den Fenstern, wo diese Zauberin wohnte, die ihn so mächtig überrascht, so plötzlich auf's neue in den Bann ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit eingeschlossen hatte. Er bedurfte des ganzen Hinblickes auf die große Aufgabe, die er sich gestellt hatte, auf die neue und eigenthumliche Anwendung, die er im Interesse seines Vaterlandes und des ringenden Geistes der Freiheit und der Menschheitserlösung von dem gehofften glücklichen Erfolge seiner geltend gemachten Ansprüche auf ein großes Besitzthum versuchen wollte, um sich von diesen rasch aufeinander folgenden Schlägen des Schreckens und der Freude zu einem klaren

Bewußtsein und der ihm eignen ruhigen Selbstbeherrschung wieder zu sammeln.

Schlurck aber, der sich mühsam die Wendeltreppe zu den Seinigen hinaufgeschlichen hatte und von der zornfunkelnden Mutter, von dem die Hände entrüstet zusammenschlagenden Bartusch, dann von Melanie selbst hören mußte, daß sein Kind soeben dem „abscheulichen" jungen Manne die Papiere übergeben hatte, deren ihm höchstwahrscheinliche Entscheidung ihm auch den zweiten Anhalt seiner heitern, bisher so sorglos gewesenen Existenz rauben mußte .. Schlurck zürnte nicht ... nein, er umarmte sein Kind, drückte es wie seinen Rettungsengel an's Herz, war sprachlos, zitterte vor Freude und konnte sich vor Wehmuth nicht mehr fassen ...

Die Mutter wollte verzweifeln, Bartusch wollte zanken ...

Melanie aber sagte:

Seid doch ruhig! Es ist noch nichts verloren ... Seht, der Vater weint!

Ende des vierten Buches.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Antichambres iſt von jeher die wahre Größe der Helden nicht geſehen worden. Hier ſchrumpften ſie zuſammen zu den ordinärſten Menſchen und ſelbſt von den chriſtlichen Prieſtern wiſſen wir ja, daß ſie von ihrem Gott ganz andere Geheimniſſe erzählen können, als wir dummen Exoteriker in dem Urtext leſen. Um wie viel mehr iſt der Dalai Lama den Verwechſelungen ſeiner Würde ausgeſetzt; er, den ein Oberprieſter alle Tage aus- und ankleiden muß! Daher iſt es allein erklärlich, wenn in dem Kopfe eines ehrgeizigen Beamten der Kirche der Gedanke entſtehen konnte, den gegenwärtigen Schöpfer der Welt von ſeinem ewigen Throne zu ſtoßen, ſich für die wahrhafte Incarnation der Ewigkeit auszugeben und einen Plan zu offner Empörung einzuleiten. Dieſer Geiſtliche war der Statthalter von Teſchulumbo.

Der chineſiſche Correſpondent ſetzte alles an die Pfauenfeder. Er kannte die Politik des Cabinets von St. Peking und verſtand auf das vollkommenſte die Abſichten, welche der Sohn des Himmels ſchon ſeit einem Jahrhundert mit dem Lande Tibet hegt. Es fehlte dieſem nur an einer Gelegenheit, das über Tibet ausgelegte Netz anzuziehen und als eine willkommene Beute dem Mittelpunkt der Erde einzuverleiben. Dies war der Grund, warum ſich der Correſpondent auf die Plane des Statthalters einließ; denn entweder gelang es, den Thron des Himmels in dem Augenblicke, da ſein Beſitzer dafür kämpfte, für China in Beſchlag zu nehmen oder ſich dem ſiegreichen Uſurpator ſo ſehr zu verbinden, daß er die ihm gewordene Hülfe nur mit einer an völlige Unterwerfung gränzenden Erkenntlichkeit erwiedern konnte. Solche geſchickte Machinationen mußten aber dem Correſpondenten von ſeinen Behörden reichlich belohnt werden.

# Die Ritter vom Geiste.

Fünfter Band.

Die

# Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

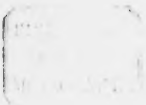

## Inhalt des fünften Bandes.

### Fünftes Buch.


| | | Seite |
|---|---|---|
| **Erstes Capitel.** | Genesung | 3 |
| **Zweites Capitel.** | Der Pavillon | 22 |
| **Drittes Capitel.** | Alte Bekannte | 35 |
| **Viertes Capitel.** | Der Luxus des Geistes | 68 |
| **Fünftes Capitel.** | Verständigungen | 90 |
| **Sechstes Capitel.** | Welt und Zeit | 119 |
| **Siebentes Capitel.** | Ein Stillleben | 136 |
| **Achtes Capitel.** | Volksahnungen | 161 |
| **Neuntes Capitel.** | Stilles Leid und stille Schuld | 190 |
| **Zehntes Capitel.** | Geschichte eines Briefes | 213 |
| **Elftes Capitel.** | Thomas a Kempis | 245 |
| **Zwölftes Capitel.** | Die Ritter vom Geiste | 285 |
| **Dreizehntes Capitel.** | Der König und die Königin | 315 |
| **Vierzehntes Capitel.** | Wahre innere Mission | 383 |
| **Funfzehntes Capitel.** | Eine Hexenküche | 452 |
| **Sechszehntes Capitel.** | Der Zauberspiegel | 505 |

# Fünftes Buch.

Die Verrätherei des Chineſen mußte für den Statthalter von Teſchulumbo in ſo weit erwieſen werden, als dieſer aus der Revolution Nutzen zog, der ſich gleich blieb, gleichviel, ob ſie fehlſchlug oder wenn ſie gelang. Dhü-Kummuz war ein ſchlauer Kopf, der im Durchſchauen von Betrügereien ein geübtes Auge hatte. Wie gern er auch ſeinem Herrn folgte, ſelbſt um eine verrätheriſche Handlung zu unterſtützen, ſo ſuchte er doch den Antheil, welchen der Chineſe an den künftigen Erfolgen haben wollte, ſo ungewiß als möglich zu machen; wie ſehr mußte er aber erſtaunen, als auch der Schaman, der leibliche Bruder des Dalai Lama, in die Reihe der Verſchwörer trat, an die Abſichten des Statthalters und den Sturz des Regenten Intereſſen knüpfend, die ſelbſt für das Land der Sonderbarkeiten, für Tibet, auffallend waren! Er wollte Maha Guru den Donnerkeil und die Blitze ſeiner Allmacht entreißen, ihn auf ſeine Schulter nehmen und den Menſchen wieder zurückgeben. War dies die Handlung eines Atheiſten? Der Unglaube wurzelt immer in dem Egoismus und das perſönliche Intereſſe beſtimmte den Schamanen zu dem gewagten Schritt, den er vorbereitete.

Gyllusya war der Preis, um den ein Frevler den Himmel erſtürmen wollte. Den Beſitz eines Weibes ſchätzte der Schaman höher als die Verwandtſchaft mit dem Weltenſchöpfer. Er gab den Blick in alle Sterne des Firmamentes für das Auge einer Angebeteten. Gyllusya aber, welche durch den Anblick ihres Gottes nur heftiger daran erinnert wurde, mit wie heißer, ſterblicher, menſchlicher Liebe ſie ihn umfing, würde niemals den Wünſchen ſeines Bruders Gehör gegeben haben, ohne Maha Guru zu beſitzen. Sie war zwar nicht in der Lage, wie die Europäerin, den minder Bevorzugten

# Erstes Capitel.

## Genesung.

Einem regnerischen, unfreundlichen Spätsommer folgte ein milder, klarer, sonniger Herbst.

Die Septembertage ersetzten, was man vom August gehofft hatte, gemäßigte Witterung, linde Tage, erquickende Nächte.

Es hatte gestürmt wie im April. Nun war es fast, als ginge noch einmal der Mai über die Erde und das kalte, steinerne Thor des Winters würde sich noch lange, lange nicht öffnen. Man führte nun doch noch die fast aufgegebenen Reisepläne aus, man flüchtete wieder auf's Land zurück, man begrüßte die Gärten, die sich durch all die Regenschauer nur erfrischt hatten und noch aus Florens Blumenhorne reiche, bunte Spenden boten.

Sechs Wochen nach den auf den voranstehenden Blättern geschilderten Ereignissen, an einem Morgen

dieser holden Septembertage, schritt eine schlanke, männliche Gestalt, blaß und hinfällig, am Arme eines andern jungen Mannes, durch die Gänge eines kleinen Parkes, durch dessen hie und da schon gelbes Laubwerk die Sonne mit der ganzen Wärme jenes Strahlen brannte, an dem in gesegneteren Gegenden, als die, wo wir uns befinden, die Traube auf den Bergen ihre letzte Glut und Reife empfängt.

Kein Lüftchen regte sich. Käfer, die im feuchten August erstarrt schienen, erhoben sich zu neuem Leben. Selbst noch ein dunkelfarbiger Schmetterling hüpfte von einer der vollen Blumenglocken der schlanken Malve zur andern; denn in einer Seitenbiegung kam man aus dem kleinen Parke in einen Blumengarten. Hier und da stand ein Obstbaum und verbreitete den vollen würzigen Duft der reifenden Aepfel, den milderen, weicheren von Birnen, ja an der Einfassungsmauer der ganzen Anlage blickte aus dem dunkeln großblätterigen Grün eines Rebenspaliers sogar manche Traube, die für eine Pflege und Wartung lohnen und danken wollte, die das Spalier in diesem Jahre nur spärlich empfangen zu haben schien.

Der am Arme des Andern langsam schleichende junge Mann deutete erschöpft auf eine verwitterte steinerne Bank, die an der Grenzscheide des Parkes und des Gartens stand.

Hier mochte lange kein ruhiger Freund der Natur, kein so dankbarer Anbeter der Herrlichkeit Gottes in stillergebener Betrachtung verweilt haben.

Die Bank von einer Steinlehne bequem begrenzt, mit einem in diese Lehne gehauenen Wappen im Rücken geziert, war verwittert, vom Regen zerbröckelt, Moos überschimmelte sie wie eine flache Felswand. In der den Rücken zierenden Krone und ihren durchbrochenen Henkeln, wenn man wie Richard II. bei Shakespeare die Krone einem Eimer vergleichen wollte, stand noch Wasser, das die Luft oder der Stein so rasch aufzusaugen nicht die Kraft gehabt hatte. Der Gefährte des blassen Spaziergängers war auf diese Unbequemlichkeit gerüstet. Er trug ein großes Polster, das er nicht der Länge nach, sondern so in die Quere auf die Steinbank legte, daß der Ermüdete sich auch zugleich durch eine weiche Rücklehne erfreut fand, als er erschöpft vom Arme des Gefährten abließ und auf das Polster niedersank.

Ah, Das thut wohl! sagte der Leidende. Das ist kein Gefühl des Schmerzes mehr in den schweren Gliedern; Das ist die Lust und Wonne der Genesung!

Und zu seinem Gefährten sich wendend, setzte er in französischer Sprache hinzu:

Aber Louis — der Stein ist kalt für dich und

hart ... Wir hätten das Kissen in die Länge legen sollen.

Damit wollte er aufstehen, stemmte sich schon an die Seitenlehne und hob sich mühsam in die Höhe.

Nein, nein, sagte der Andere in derselben fremden Sprache und hielt ihn nieder, während er sich neben ihn setzte; diese Steinbank ist für Gesunde, wie ich es bin. Ja und die kleine Erhöhung über uns, die Wappenkrone, ist ein Symbol, daß nun bald die Rücksichten der Gesellschaft an die Stelle der Freiheiten des Krankenzimmers treten werden. Laß es nur so!

Der Genesene ließ die großen, noch schweren Augen liebevoll auf seinem Gefährten ruhen, legte ihm die noch heißen Hände, in denen ein leises Zittern bebte, in die seinen und sagte, die blassen Lippen des schöngeformten Mundes mäßig öffnend:

O nie! Nie, mein Freund!

Sieh nur, betonte lebhafter der Andere, wie uns diese Krone auf der Rückwand trennt!

Es ist noch Regen in ihr, erwiderte der Leidende mit scherzender, aber mehr wehmüthig gemilderter Miene, sie schwimmt fort! Laß sie dahintanzen auf den Wellen des Lebens! Sinkt sie unter, ich lohnte dem Taucher nicht, der sie mir wiederbringt.

Syrich nicht zuviel, Egon! bemerkte sorgend der

Gefährte. Genieße die linde Luft! Ziehe sie in deine Brust mit tiefem Athem ein! Sie wird dich stärken.

Egon gehorchte. Er war in jener gehorsamen Schwäche, die dem Genesenden so rührend steht ... Der Kranke widerstrebt. Lange währt es, bis er sich den Anordnungen Derer fügt, die aus Liebe zu ihm streng sind. Endlich schwindet in seiner gebrochenen Kraft das Bewußtsein, die Macht des Widerstrebens läßt nach, er muß sich gefallen lassen, was besorgt mit ihm geschieht; denn er weiß nicht mehr, was die Welt um ihn her bedeutet, seine Sinne schwinden. Endlich aber bricht der Lichtstrahl des Bewußtseins wieder durch die Nacht des schon drohenden Todes, das Leben faßt mit starkem Arme den Wiedergewonnenen und drückt ihn an's Herz und der Genesende wird ein Kind, ein neugeborenes, schwaches, hülfloses Kind, gehorsam und ergeben, sanft und duldsam, wie umgewandelt, wie neuerschaffen, jedes Gebot vollziehend, jeder Weisung gehorchend und gerührt ... über sich selbst!

Egon sah auf die Blumenbeete hinüber. Die Zeit der Rosen und Nelken war hin. Die Düfte hatten nicht mehr die süße Würze des Juli. Aber es waren noch Farben, die seinem Auge wohlthaten und durch allzu lebhaftes Colorit es nicht reizten. Er sog

sich förmlich hinein in dies sichere, feste Leben der gesunden Natur. Jeder Lustzug berührte ihn wie die magische Gewalt eines Kusses, der alle Lebenskräfte des Menschen elastisch weckt. Die Sinne gewannen Kraft, das Gegenwärtige festzuhalten und von ihm auf die Vergangenheit zurück-, auf die Zukunft hinauszuschließen ... Welch ein Chaos! Welche unbekannte Länder, über die erst allmälig wieder ein heimatliches Licht fällt! Was ist da Alles gewesen! Was hat man erlebt oder nur geträumt? Was ist Erinnerung, was nur Phantasie? Die Kräfte des Geistes halten diese Thätigkeit noch nicht aus. Ermattet sinken die Schwingen wieder nieder und es ist dem Gedanken, als müßt' er sich auf die Flügeldecken eines Käfers setzen und nur, um sich erhalten zu können, mit Käfern, nur mit Bienen so fortsummen, als gehörte man, ein Nichts, in's große Ganze und konnte nur leben im zitternden Sonnenstrahl.

Es ist mir so, Louis, sagte Egon, als hätt' ich eines Abends mit einem Kopfschmerz, der mir das Bewußtsein raubte, an jenem Fenster dort gestanden — er zeigte auf das Palais — und dich ein Lied singen hören als Frage, ob ich daheim wäre? Du wolltest mich begrüßen, wie in Lyon, wenn du von Paris kamst und ich aus Louisen's Armen auffuhr, berchend

dem fernen Liede und der wohlbekannten Stimme des Bruders! Oder war's nicht das Gondellied, das wir damals auf dem See von Enghien sangen?

Die muthwillige Barcarole! antwortete Louis Armand. Ich glaubte nicht, als ich mir die verborgene kleine Thür dort aufschloß, deine Gestalt erblickte, das Liedchen anstimmte, dich erkannte und zu dir hinaufsprang über die kleine versteckte Treppe, daß ich dich fast bewußtlos antreffen würde und Alles wecken mußte und die Hülfe grade der Menschen ansprechen, die du von dir entfernen wolltest . . .

Sind wir also wirklich doch in meiner Heimat? sagte Egen. Ja, ja, Das ist das Schloß meines Vaters — Das ist der Pavillon, über den ich gesprochen habe — wo? zu wem? O Gott . . . wie schwer das Erinnern, wenn man sich fürchtet vor dem Vergangenen! Louis, mir ist so schwach, daß ich noch am Grabe Louisen's zu liegen glaube. Ich suche die Kreuze und Immortellenkränze des Cimentère Montmartre. Führe mich dahin! Es wird mir schwer dies Erinnern!

Mein geliebter Freund, sagte Louis Armand und faßte Egen's Hand, Beruhige dich! Die Todten ziehen Niemanden nach! . . . Sie gönnen uns das Glück dieser Erde, damit wir seine geringe Vollkommenheit

erkennen und ſehnſuchtsvoller einſt dem Tode von ſelbſt in's Auge blicken.

Sie ziehen uns nicht nach ... wiederholte Egon und ſchwieg eine Weile. Dann fuhr er ſich mit ſtreichelnder Hand über ſein leidendes edles Antlitz und hielt lächelnd einige Haare hin, die ihm dabei in der Hand geblieben waren.

Immer mehr, immer mehr! ſagte er ſchmerzlich. Auf der Stirn ſieht es herbſtlicher aus als unter dieſen Bäumen und Blumen. Sieh, wieviel Laub wieder in der Hand geblieben! Da! Noch mehr! Noch mehr! Ich ſah mich geſtern im Spiegel ... Ich habe Mitleid mit mir ſelbſt und könnte um mich weinen.

Ein Nervenfieber, ſagte Louis, nimmt viel vom alten Menſchen mit und gibt dafür einen neuen wieder. Selbſt wenn deine Stirn ſo hochgewölbt bliebe, würde ſie jetzt erſt recht die Stirn eines Denkers ſcheinen. Allein die gütige Natur nimmt nur die Zeugen deines Leidens mit und gibt dir bald die Begleiter neuer Freuden.

Und wenn ſie nicht kämen? fragte Egon lächelnd, doch beſorgt um ſein Aeußeres, das man bisher ſchön genannt hatte ...

Sie kommen, ſie kommen! tröſtete Louis. Freilich

. . . wer weiß, ob Alle, die dich lieb haben, auch gerade die Stirn des Denkers an dir lieben.

Louis sprach diese Worte ernst und voll Kummer.

Egon seufzte. Er verstand sie wohl. Sie bezogen sich auf Helene d'Azimont, deren Charakter man nur halb würde begriffen haben, wenn man hätte glauben können, daß diese stürmische, liebeglühende Seele es ertragen hätte, so ganz von Egon's wiedererwachtem Bewußtsein ausgeschlossen zu bleiben . . .

In der ersten raschen Entwickelung der mit großer Regelmäßigkeit vorübergegangenen Krankheit hielten die vereinten Anstrengungen der Aerzte und des treuen Wächters Louis Armand Helene d'Azimont fern; bald aber, mit den ersten in das freiwillige gesellschaftliche Exil, das sie sich auferlegte, hereinbrechenden Hoffnungsstrahlen ruhte sie nicht länger und bot jede List, jede Berechnung auf, um sich Egon zu nähern, sogar sein Krankenbett zu erstürmen und sich die Sorge für sein Leben ausschließlich anzueignen. Das Letztere mislang ihr freilich. Louis hütete den Fieberkranken mit der Treue eines Hundes. Er schlief auf einer Matratze zu seinen Füßen, ließ nichts in Egon's Hände kommen, was nicht vorher von ihm untersucht war, und wurde darin von den strengern Aerzten unterstützt . . .

Trommeldey, der ärztliche Rathgeber der vornehmen Stände, hatte wol sonst eine mildere Ansicht. Man hatte auch Sorge getragen, ihn mit der d'Azimont sogleich bekannt zu machen; allein so rührend sie zu bitten verstand, bis zu einem gewissen Zeitraum, der seinen Anordnungen zufolge erst heute eintreten sollte, duldete auch Trommeldey keine Aufregung seines Patienten. So blieb Helenen nichts übrig, als sich jenem Rastlard anzuvertrauen, dessen Ankunft in dieser Stadt sie mit so .elem Mißvergnügen bei Paulinen von Harder vernommen hatte ... Wahrhaft erstaunt mußte sie sein, als dieser vertraute Freund ihrer Schwiegermutter sich ihr selbst näherte und ihr die innigste Theilnahme für ihr Leiden zu erkennen gab. Von einer Prüfung seiner Absichten war keine Rede; denn er nahm ihren Schmerz für vollkommen begründet hin und weinte selbst über ihre Thränen. Sie faßte zitternd seine Hand. Rastlard, der geheime Jesuit, küßte die ihrige und sogleich war er mit in das Complot gezogen, das ihre vereinten Geisteskräfte geschmiedet hatten, um Egon nun zuvörderst die Nähe der Geliebten zu verrathen. Rastlard bot ihr darin jeden Vorschub. Man bestach alle Diener des Hauses. Rastlard setzte sich vorzugsweise mit den Wandstabler's in Verbindung und so war denn bald einmal eine

als einen Vermessenen mit etwas gemachtem Pathos zurückzuweisen; aber diese kleine tibetanische Prüderie wollen wir an ihr entschuldigen, daß sie dem Schamanen erst dann einen Finger ihrer Hand geben wollte, wenn sie auch Maha Guru besitzen konnte. Was blieb dem Schamanen übrig? Er mußte seinem Bruder das Scepter der Weltregierung entreißen, ihn in eine irdische Hütte führen, den Glanz der Gottheit von ihm streifen und ihn in menschlicher Nacktheit zeigen. Erst dann konnte er der Umarmungen Gyllusva's gewiß sein, wenn ihm Maha Guru darin vorangegangen war. Wir berichten eine Geschichte, die sich weder an der Themse, noch an der Newa, sondern in Tibet zugetragen hat. Eine legitime Hahnreischaft ist das mittelasiatische Duell, und die Entsagung der Europäer würde in Tibet verlacht werden. Der Schaman konnte sich Gyllusva nur durch den Bruder erwerben.

Während Dhü-Kummuz und der Schaman noch in vertrautem Gespräch auf- und abgingen, wiederholten sich jene verdächtigen Zeichen eines irgendwo gestellten Hinterhaltes, dessen Absicht sich wohl errathen ließ. Als jetzt in der Ferne Feuergewehre durch die Nacht blitzten, blieb ihnen kein Zweifel mehr, daß es auf einen Ueberfall der friedlichen Wohnung, welche Hali-Jong und seine Tochter beherbergte, abgesehen war. Der Schaman stürzte auf den Eingang zurück, den er aber schon besetzt fand. Wie er im Innern des Hauses Gyllusva's Hülferuf hörte, suchte er sich durch die Schergen der priesterlichen Gewalt den Weg zu bahnen; aber die chinesischen Soldaten, welche sich an ihren Zöpfen sogleich erkennen ließen und von einigen Mönchen angefeuert wurden, fielen über ihn her und nahmen ihn fest. Dhü-Kummuz traf dasselbe Schicksal.

Blume auf die grünseidene Decke von Egon's Bett geworfen, die seine Gedanken verwirrte, bald ertönte in den entlegenen Zimmern des Palais der Klang einer Harfe, die Helene mit einiger Virtuosität zu spielen verstand. Egon erfuhr zuletzt von Louis Armand selbst die Anwesenheit jener schönen Frau, aus deren Armen er sich in diesem Frühjahr auf der reizenden Villa von Enghien gewaltsam losgerissen hatte. Er seufzte. Das Uebermaß ihrer Liebe schien ihn nicht zu beglücken. Es kamen Briefe mit einer unverfänglichen, geschäftlichen Außenseite . . . man erbrach sie harmlos; sie waren von Helenen. Als sie die Ueberzeugung gewann, daß diese Briefe gelesen wurden, gab sie jeden Morgen ihrem Geliebten das Tagebuch ihrer Sehnsucht und Beobachtung des kalten steinernen Palastes, der ihr so grausam noch den Angebeteten entzog.

Ein solches Blatt überreichte Louis seinem Freunde auch heute.

Egon nahm es mit gelassener Miene. Er hielt das aus der Enveloppe genommene zierlich duftende Papier mit feinen Arabesken und der gemalten Krone und den silbernen Buchstaben H. d'A. lange in der Hand, ehe er sich entschließen konnte, es zu lesen.

Wenn ich dem Leben erhalten bleibe, sagte er nach

einer Pauſe ernſter Betrachtung, wie ſoll ich mich mit dieſem Verhältniſſe zurecht finden!

Geliebt zu werden, ſagte Louis, iſt wol nur dann eine Laſt, wenn man nicht wieder liebt.

Wie ſoll ich das Gefühl nennen, das mich an dieſe Frau feſſelte! fuhr Egon fort. Seit dem Tage am See von Enghien, wo Louiſen ihren Tod, wenn er einmal beſchloſſen war, glücklicher gefunden hätte als nach meiner Untreue; welche Umwälzungen meines Innern! Ich ſteh, um meinen Erinnerungen zu entrinnen und ſie überholen mich und laſſen mich nicht wieder los. Das ſind die Erinnyen der Fabel.

Man muß, ſagte Louis mit Faſſung und ohne die geringſte Zurückhaltung zu Nutzen ſeiner eignen Anſprüche auf Egon, man muß den Lauf der Natur in ſeiner Bahn nicht unterbrechen. Mismuth über eine verkehrte Erziehungsmethode, die angedrohte Rache eines frühern Lehrers treibt dich von Genf abenteuerlich in die Welt hinaus ...

Glaubſt du, unterbrach ihn Egon, daß ich Raillard's Bosheit fürchtete, der ſich bei meinem zweiten Aufenthalte erinnerte, daß er wegen meiner und eines heimlich mir zugeſteckten Caſanova die Anſtalt des Herrn Monnard verlaſſen mußte? Deshalb, weil ich ihn an der offnen Tafel des Syndicus Lhardy einen

heimlichen Jesuiten genannt hatte, deshalb allein wäre mir der Aufenthalt in dem kleingeistigen, beschränkten, spießbürgerlichen Genf unerträglich geworden? Ach nein! Es war der Zug nach einem kräftigen Wettkampfe mit dem Schicksal, der mich auf die Wanderschaft, hinauf zu den blauen Höhen des Jura trieb . .

Ich schließe mich auf der Landstraße, ergänzte Armand, dem Wanderer in der Blouse an, heimkehrend von einem Ankauf von Nußbaumhölzern in Ponein, und nehme dich als Zeltkameraden in meine bescheidene Hütte, wo meine Großältern, meine Aeltern, Verwandte, erinnerungsreiche Menschen, eine Schwester mit mir leben! Du ergreifst die Art, die Säge, ja führst sogar mit deiner zarten Hand den Hobel und ich glaube, daß du der Sohn eines Kaufmanns in Deutschland bist, verfolgt als politischer Verbrecher. Wie hab' ich dich, eingedenk meiner Großältern und ihrer Schicksale, verborgen gehalten! Wie geuttert, die feige Politik unsrer Regierungen würde dir eins der heiligsten Menschenrechte, das Recht des Asyls, versagen! Wie glücklich war ich, daß du wie wir die Einsamkeit liebtest, die kleinen Freuden der Armuth theiltest, so vollendet dich auf französische Sitte und Sprache verstandest, daß das argwohnische Auge der

Polizei dich nicht entdeckte und dich für einen Schweizer nahm . . .

Und dennoch . .

Nein, nein, klage dich nicht an! Ich habe dich gehaßt, Egon, als Franz Rudhard, wie du dich nanntest, die Liebe meiner Schwester, seine eignen Schwüre vergessen hatte. Franz Rudhard, so standest du vor meinen Augen! Den rauhen Namen hattest du dir von deinem ersten Erzieher gegeben, den du liebtest . .

Franz Rudhard! sagte Egon lächelnd, leise das gebeugte Haupt schüttelnd . . .

Louis, der mit den Gebrüdern Wildungen während seiner Wacht an dem Krankenlager nur in geringe Beziehung hatte kommen können, wußte wol kaum davon, daß Egon's alter Lehrer, von dem er in Lyon den Namen geborgt hatte, ihnen inzwischen wieder so nahe gerückt war.

Der Alte lebt noch in Odessa! fuhr Egon fort. Ich nahm diesen Namen, weil er in meiner Erinnerung mit einem stillen, häuslichen und bescheidenen Frieden der Familie im Zusammenhange stand. Als ich in euer Haus trat . . der verfallene Thorweg . . . das niedrige Dach . . . die Blumenterrasse . . . die Ziege, die eben auf ein Bruchstück alter Romermauer geklettert war . . . und Louisen, die ihr nachkletterte

und ſie mit keckem Griff an den Hörnern herunterlenkte ... fort von ihren jungen Kürbiſſen und Melonen, die ſie auf der Mauer pflegte und zog ... der freundliche Gruß des Vaters, der im Hofe arbeitete ... das prüfende mistrauiſche Grüßen der alten ſarmatiſchen Großmutter, der Jagellona, einer gebildeten, noch aus Kosjuszko's Zeiten ſtammenden Polin .. ſie thronte wie eine Zauberin unter dem Dache eines Feigenbaums, der eine Wohnung umwand, auf einer ſteinernen Erhebung und klopfte mit der alten Tante, einer Teutſchen, ihrer Schwägerin, Teppiche ... von dieſer wunderbaren Familie ergriffen, gehalten von deiner Freundſchaft, geblendet von Louiſen, nehm' ich für die Nacht vorlieb auf einem Sack von Maisſtroh als Lager ... es iſt ein Sonnabend ... am Sonntag begleit' ich Louiſen ſchon in die Kirche ... Sie zeigt mir in der Frühe den Reliquienſchrein der heiligen Martyrer in der Kathedrale ... am Abend holen die Nachbarinnen ſie ab und wir wandern nach der Croix-Rouſſe auf die Chaumière ... ſchon am zweiten Sonntag hatt' ich einen Blumenſtrauß von ihrem Hut gewonnen ... am dritten lohnte ſie mich nicht mehr für meine Liebe, ſondern nur noch für meinen Fleiß ... wir müſſen uns beeifern, ſagte ſie, arbeiten, Glück verdienen ... ich arbeitete, um den

ersten Kuß zu verdienen ... ich arbeitete, um drei Küsse zu verdienen ... ich arbeitete ...

Bis du sie ganz gewannst und sie ohne des Priesters Segen dein Weib war, fiel Louis ein.

Beide schwiegen erschüttert ... Ein schwarzer versoateter Schmetterling, den die Knaben am liebsten haschen, obgleich er der Trauermantel heißt, setzte sich eben auf das Papier in Egon's Hand.

Als der bunte Sommervogel zu den Blumen entschwebte, war es ihnen, als hätte sie die verwandelte Seele Louisen's begrüßt ...

Ich klage dich nicht mehr an, mein Freund, sagte Louis. Du hattest uns getäuscht, aber auch dich selbst. Schon als wir von Lyon zur Erweiterung unsres Geschäftes nach Paris zogen und von Jagellona, der Tante, ja den Aeltern selbst die Grabeshügel zurücklassen mußten, war die Erkenntniß über dich gekommen, daß dir die Kraft fehlen würde, diese Rolle länger fortzuspielen ...

Keine Rolle! rief Egon. Nie, nie hab' ich daran gedacht, daß ich jenen arkadischen Schäfern von Navarra nachahmen wollte, die sich in Schafer nur verkleideten. Ich war so mit mir einig, als Franz Rudhard in Paris zu wirken, meinen deutschen Beziehungen zu entsagen, daß ich es der Mutter kurz vor ihrem

Tode nach Hohenberg ſchrieb und für immer von meinem vergangenen Leben mich losſagte.

Eine Schwärmerei, ſagte Armand, von der dich die Fahrt auf dem See von Enghien heilte! Jene weichen Arme der Liebe öffneten ſich, für die du geboren biſt! Damals, als ich noch glaubte, dein Name wäre Franz Rudhard, hätt' ich dich morden können, daß du die Schweſter verließeſt, die dir Alles geopfert hatte. Sie hielt mich zurück, ſie hoffte auf deine Wiederkehr. Sie hoffte, bis der Thau der Nächte ausblieb und die Blume keine Thränen mehr hatte. Sie verwelkte. Ich erhalte einen Auftrag für eine Villa in Enghien, ich ſoll zu einem Tempel der Freude und des Glückes den Schmuck, die Vergoldungen und Spiegel zaubern, ich komme in das Boudoir jener Frau, wo Louiſon einſt in deinen Armen ſich von dem Unglück einer Waſſerfahrt erholte . . .

Schweige, Louis, ſchweige! rief Egon.

Und Louis, erſchreckend über ſich ſelbſt, fiel raſch ein:

Vergebung! Vergebung! Was beginn' ich mit einem Kranken! Der Schmetterling auf dieſem Papiere war das Bild der Verſöhnung und ich hatte dir ja auch nur zu ſagen, Egon, daß ich um Egon's willen Franz vergab. Schon als du uns verlaſſen hatteſt, ahnten wir deinen höhern geſellſchaftlichen Urſprung,

aber als ich auf dem frischgeschaufelten Grabe Louison's erfuhr, daß du ein Prinz bist, Sprößling eines vornehmen Hauses, daß du aus Liebe zu dieser Todten, aus Liebe zu dem bescheidenen Leben der Armuth, aus Hingebung an die große Sache der Arbeit, deinem Stande, deinen Titeln, allen Vortheilen deiner Geburt drei Jahre entsagen lernen, arbeiten konntest ... o, Egon, und wenn die Grabeshügel der Aeltern auf den Tod meiner Schwester erst gefolgt wären, statt daß sie ihr vorangegangen, wenn das Herz des zu seiner Sphäre zurückkehrenden Jünglings mir das Leben der eignen Geliebten geraubt hätte ... wer weiß, ob ich nicht vergeben hätte um dieses heroischen Entschlusses willen, um eine That, so einzig und groß, daß ich alle eigenen Schmerzen vergaß und dein blieb, Egon, um der Sache des Volkes und der Menschheit willen!

Und ich verspreche dir, sagte Egon feierlich, daß diese von Patschouli duftende Verlockung — er zeigte dabei auf das noch ungelesene Papier — mich nicht aus der Bahn entfernen wird, auf der wir uns wieder begegneten und dein reines Herz meiner elenden Schwäche vergeben hat!

Geliebt zu werden ist süß! warf Louis ein, um die Selbstanklage Egon's zu mildern

Ich ſehe ratlos, fuhr Egon fort, auf die ſchmeichelnden Worte, die ich nun ſeit acht Tagen von dieſer Unbeſonnenen erhalte, die nur von dem Herzen Frankreichs hierher nachreiſt und an eine Trennung unſerer Wege nicht zu denken ſcheint! Ich zittre vor dem Wiederſehen. Es iſt etwas in mir, das mir ſagt: Louiſen's Schatten verlangt die Sühne der Trennung von Helenen . . .

Nein, nein, fiel Louis ein, Louiſen's Schatten iſt geſühnt durch unſere Verſöhnung an ihrem Grabe. Hätte ſie geahnt, was du ihr zum Opfer brachteſt, wer weiß, ob die Vernunft nicht Troſtgründe geboten hätte, die heilend wirkten. Man ſoll nicht Liebe von ſich ſtoßen; nie! nie! Das Leben iſt zu arm daran. Wenn ich nur nicht fürchten müßte . . .

Louis ſtockte und blickte zufällig auf den Pavillon . . .

Egon foderte ihn auf zu reden.

Lies dieſen Brief! ſagte Louis, um noch auszuweichen . . .

Egon entfaltete das duftende Papier und las, was ihm Helene d'Azimont mit ihrer zierlichen kleinen Hand geſchrieben hatte.

## Zweites Capitel.

### Der Pavillon.

Helene schrieb Egon in deutscher Sprache:

„Heute, mein geliebter Egon, sind sechs Wochen vorüber, als ich vor deinen Fenstern im Wagen hielt, mitten in der Nacht, eben von der Reise gekommen. Ich konnte nichts von dir entdecken als den Schimmer eines Lichts, das vielleicht vor deinem Lager stand, als du schon die Annäherung dieser schrecklichen Krankheit, die dich niederwerfen sollte, fühltest. O welches rauschende Leben glaubt' ich zu finden, einen belebten Palast, auf- und abschwirrende Diener, hellerleuchtete Fenster, Wagengerassel ... und ich fand ein fast ausgestorbenes Haus, in dem nur mein Egon lebte, nur sein Pulsschlag mir hörbar erschien. Wie hab' ich seitdem die Schläge meines Herzens gezählt! Wie mich mit dem Ohr auf die Erde gelegt, um etwas von

Dieſe Scene machte Lärm. Die Chineſen müſſen ſich ohnedieß durch übermäßiges Geſchrei erſt zur Tapferkeit begeiſtern und die Vorſchriften der anführenden Prieſter, die das geräuſchloſeſte Verfahren bezweckten, waren bald überſchritten. Die im Palaſt des Lama aufgeſtellten Wachen mußten aufmerkſam werden und in demſelben Augenblicke, wo Hali-Jong mit ſeiner weinenden Tochter gefeſſelt aus dem Hauſe geführt wurde, kam ein Piket kalmückiſcher Reiterei herbeigeſprengt, um dieſe nächtlichen Ruheſtörungen zu unterſuchen und ſie beizulegen.

Der Schaman wandte ſich ſogleich an den Anführer dieſes Trupps: „Du treuer Sohn des Höchſten!“ rief er, „dein Muth muß ein Verbrechen deines umwachſamen Auges wieder gut machen. Welche Dinge geſchehen in dem Palaſte der ewigen Gnade? Gib mir dein Schwert, daß ſich der Bruder des Lama aus den Händen der unreinen Fremdlinge rette!“

Der Befehl des Anführers verſchaffte dem Schamanen und Dhü-Kummuz augenblickliche Befreiung; als ſie aber jene auch für Hali-Jong und ſeine Tochter verlangten, trat der Ketzerrichter der ſchwarzen Gylongs hervor und ſchrie mit kreiſchender Stimme: „Ihr unreinen Blattläuſe auf dem Baume des Lebens, wage Niemand der ewigen Gerechtigkeit in den Arm zu fallen! Sind eure Pallaſche ſo weiſe, daß ſie künftighin das wahre Dogma von den ſectireriſchen Neuerungen unterſcheiden ſollen? Ich rathe euch, euren Degenſcheiden die Klingen und der Kirche ihre Ketzer zu laſſen!“

Die erneuerten Verſuche des Schamanen, dem dumpfheulenden, wahnſinnigen Hali-Jong die Freiheit zu verſchaffen, fruchteten nichts; denn der geiſterbleiche Großinquiſitor hob ſeinen Knochenarm ſo hoch, wie ſeine Stimme, und begleitete

dir zu vernehmen! O Gott, Das ertragen zu ſollen! Wenn ich zurück denke und mir noch einmal vorſtelle, daß ich in einer Stadt mit dir leben und dich nicht ſehen ſollte, ich begriffe nicht, was einem Herzen möglich iſt, das dulden kann und hofft. Aber nun öffnen ſich auch die Himmel und die Genien der Liebe reichen mir den Kranz der Bewährung und des ſeligſten Lohnes! Egon, ich werde dich wiederſehen, dir in's Auge blicken, den Kuß deiner Lippen fühlen. Ich zähle die Minuten, ich begreife nicht, wie mich die Vorſehung mit dieſer Langmuth ausſtattete, ich erkenne mich nicht. Mein geliebter Egon! Wie konnteſt du fliehen? Fliehen vor einem Herzen, das ohne dich brechen muß? Laß mich leben! Leben in deiner wiedergewonnenen Liebe! Ich habe unter den Erinnerungsblättern an unſer Glück heute das letzte angefangen, eine kleine Zeichnung des Tempels, den ich unſerer Liebe auf meiner Villa in Enghien bauen wollte. Alle dieſe Skizzen, die ich nur mit ungeübter Hand entwerfen konnte, ſind mein einziger Troſt in dieſer Einſamkeit geweſen. Der See, die Terraſſe, der alte Eichbaum auf der Höhe des Waldrückens, die große Ebene mit dem Bahnhofe, meine kleine Veranda, die du ſo liebteſt und ſo zierlich ſchmücken halfſt, alle dieſe Blattchen hab' ich im Vertrauen auf

die Macht der Liebe, die auch die Schwingen des Talents kräftiger heben lehrt, als sie von Natur sie gen würden, mit zitterndem Bleistift hingeworfen. „Ich suche einen Maler, der mir würdig scheint, sie auszuführen; dann überrasch' ich dich mit den Erinnerungen an schöne Tage. O sie werden wiederkommen! Egon, hast du denn nicht Mitleid mit mir? Nur ein Wort der Erquickung für meine zehrende Sehnsucht! O laß mich bald an deinem Herzen ruhen, mein Geliebter, mein einziger, einziger Egon!"

Es war Dies eine Apostrophe, wie sie Egon seit vierzehn Tagen in immer gleichen Lauten der Verzweiflung, der Liebe und der ohne Weiteres vorausgesetzten Wiedervereinigung erhielt. Als er das Papier gelesen hatte, summten ihm im Gedächtniß die Shakespeare'schen Verse:

Wenn Ihr Euch meiner nicht erbarmt, mein Lieber,
Baut' ich an Eurer Thür' ein Weidenhüttchen
Und riefe meiner Seel' im Hause zu,
Schrieb' fromme Lieder der verschmähten Liebe,
Und sänge laut sie durch die stille Nacht,
Ließ' Eure Namen an die Hügel hallen,
Daß die vertraute Schwätzerin der Luft
Olivia! riefe! O ihr solltet mir
Nicht Ruh' genießen zwischen Erd' und Himmel,
Bevor Ihr Euch erbarmet!

Beide Freunde schwiegen ...

Was iſt da zu thun? begann Egon nach längerm ſchmerzlichem Nachdenken.

Nur zu wachen, ſagte Louis ernſt, daß dieſe Liebe männlich bleibt, deine Gedanken nicht verweichlicht, deine Entſchlüſſe nicht lähmt.

Ah! ſagte Egon, dieſe Liebe iſt doch ein Unglück.

Damit richtete er ſich auf.

Das Geſpräch hatte ihn nicht erſchöpft. Die Sproſſen auf der Leiter der Gedanken, die er langſam wieder zu erklimmen verſuchte, brachen nicht. Er fand ſich in ſeinen Erinnerungen zurecht und aus der wiedergewonnenen Kraft des Geiſtes theilte ſich, ſtärkend, eine Belebung des ganzen Körpers mit. Er faßte Louis' Arm und wandelte zwiſchen den Blumenbeeten.

Sie kamen in die Gegend jenes Pavillons, deſſen Inneres Künſtlerhände für die lebhafte und bequeme Phantaſie des alten Fürſten Waldemar, des Generalfeldmarſchalls, geſchmückt hatten.

Egon kannte dies Innere und betrachtete nachdenklich die angelehnten grünen Jalouſieen. Er beſann ſich, ob er nicht einſt Jemanden eingeladen hatte, ſich in dieſem Saale, unter Spiegeln, Blumen und kerzenſtrahlenden Lüſtres die Geſchichte ſeiner Liebe erzählen zu laſſen ... noch wollten aber ſolche Gedanken nicht haften. Nur wie auf flüchtigen Zimmer-

faden zogen sie an ihm dämmernd vorüber und streiften sein Gedächtniß . . .

Sie traten dem Pavillon näher. Egon besann sich schmerzlich lächelnd auf dessen Bestimmung und öffnete leise eine der Jalousieen.

Kaum war Louis, der sich eben, weil die Gartenthür ging, umgewandt hatte, von ihm veranlaßt worden, gleichfalls einen Blick auf diese üppige Einrichtung zu werfen, als er die Jalousie auch sogleich fallen ließ.

Träum' ich? rief Egon oder sah' ich . . .

Louis bemerkte seinen Schrecken und trat näher.

Als auch er die Jalousie fallen ließ, schüttelte er den Kopf und schien nicht begreifen zu können, warum er noch staunte.

Es war ein Spiegelbild Helenens! sagte Egon.

Wol muß es die Gräfin d'Azimont sein, erklärte Louis. Irgendwo wird sie in dem Pavillon verweilen. Der Spiegel fing sie von dieser Seite her wie ein lebendes Bild auf.

Sie schlief? sagte Egon.

Sie schien zu schlafen . . . sie ruhte nur.

Der Spiegel empfängt seinen Reflex von jener Seite her, wo das Badezimmer meines Vaters . . . Komm, Louis! Komm!

Damit wollte Egon ſtürmiſch zu jenem Fenſter hin, wo die magiſche rothe Beleuchtung einer Kuppel auf eine zierliche Rotunde fiel, deren Bilder, Statuen, Vaſen wir bereits oberflächlich kennen und erſt ſpäter gründlicher betrachten werden.

Auch Louis begriff nicht, wie die Gräfin dorthin gelangen, dort auf einem Divan in beinahe phantaſtiſcher Kleidung ſchlummern konnte. Er glaubte an den Reflex eines dort aufgehangten Bildes ... Er ſchickte ſich an, dem Prinzen zu folgen, der den Eingang nur vom Hofe aus gewinnen konnte und in ſtürmiſcher Eile mit trunkenen Sinnen, wie elektriſirt, das ſchöne verführeriſche Ziel ſuchte.

Doch in dieſem Augenblick hielt ſie Sanitätsrath Drommeldey auf.

Ei, ei, wohin ſo raſch? rief der Arzt und ſchlug Egon auf die Schulter.

Dieſer wandte ſich, unangenehm überraſcht, und hätte ſich gern von dem Arzte losgemacht.

Aber der Gehorſam eines Geneſenden hinderte ihn. Der Arzt hatte ſchon den Puls in der Hand und behauptete, daß Egon zu lange im Garten verweilt hätte. Er müßte hinauf ...

Nein, nein, ſagte Egon, es iſt nur eine augen-

blickliche Aufregung ... und so wollte er zu dem Eingang des Pavillons hin.

Der Arzt hielt ihn aber sehr entschieden zurück und sagte:

Ich statuire keine Aufregungen. Sie bleiben hübsch an meiner Seite, Durchlaucht!

Damit faßte er Egon's Arm und lenkte in eine Allee des kleinen Parkes ein, die der Thür, die zum Hofe führte, zunächst lag.

Er machte mancherlei Vorschriften und endete damit, daß er sagte:

Unter diesen Bäumen ist es zu schwül und unter den Blumen dort lauern noch immer die bösen Geister des Fiebers. Sie müssen sich an frischer reiner Waldluft stärken. Ich schreibe Ihnen für heute Folgendes vor: Nachmittag vier Uhr nehmen Ew. Durchlaucht einen Wagen und fahren mit Herrn Louis und sonst einem Freunde auf das königliche Schloß Solitüde. Dort kommen Sie um punkt dreiviertel auf fünf, ich sage punkt dreiviertel fünf — der Sonne wegen — an, steigen aus, durchwandern die noch sonnenwarmen Bosketts, einige Gänge des Parks und setzen sich auf dem kleinen Hügel, wo man die berühmte Aussicht auf die Felder und den dort so mächtig sich ausdehnenden Fluß genießt, eine Viertelstunde in der Sonne

nieder; dann laſſen Sie den Wagen an der Südpforte vorfahren, ſind mit fünfzig Schritten wieder auf Ihren Polſtern und kommen einige Minuten nach ſechs Uhr wieder in Ihrem Zimmer an, wo Sie ſich etwas vorleſen laſſen, eine Suppe eſſen und um acht Uhr zu Bett gehen. Wird Das befolgt werden?

Egon hatte nur halb zugehört. Er war zu bewegt, zu elektriſirt von dem Gedanken, daß Helene ſo in der Nähe war, ſo auf ihn lauſchte, ſo vielleicht in jenem Pavillon auf ſeinen Anblick gewartet hatte und darüber entſchlummert war . .

Louis aber, der aufmerkſam zugehört hatte, antwortete ſtatt ſeiner:

Pünktlich! Herr Sanitätsrath!

Nun begleit' ich Sie auf Ihr Zimmer, ſagte Trommeldey, einer kleinen Tiſane wegen, die Sie doch noch nehmen ſollen und die ich verſchreiben muß. Kommen Sie, Durchlaucht! Bald beſuch' ich Sie nur, um Ihnen von der Welt zu erzählen und mir von Ihnen Pariſer Anekdoten auszubitten.

Mit ſeiner weltmänniſchen Gewandtheit faßte der diesmal allerathiſch geſtimmte Arzt den träumenden, erſchütterten Egon unterm Arm und führte ihn durch den Hof in die vordere Fronte.

Louis aber folgte in einiger Entfernung.

Zum Pavillon zu gehen und sich in den Cabinetten zu überzeugen, ob dort die Gräfin d'Azimont wirklich auf einem Divan schlief, wie er in jenem Spiegel gesehen hatte, dazu konnt' er sich nicht überwinden; aber Doretten Wandstabler, die im Hofe sich tief knixend vor dem Prinzen verbeugte und nicht ohne Gefallsucht zur Feier der Wiedergenesung des jungen schönen Herrn eine gewählte Toilette gemacht hatte und recht auffällig mit einem ungeheuren Bunde Schlüssel klingelte, Doretten Wandstabler hielt er an und sagte energisch:

Sie haben die Gräfin d'Azimont in den Pavillon gelassen . . .?

Vergeben Sie! sagte Dorette schon etwas trotzig. Der Herr Sanitätsrath haben es selbst befohlen.

Wie? Der Arzt wußte . . .?

Sie wollte in den Garten stürzen und den Prinzen . . . .

Ein Arrangement! sagte Louis vor sich hin, voller Entrüstung und die weitern Worte der Beschließerin überhörend. Dann fragte er laut:

War die Gräfin allein?

Herr Professor begleiteten sie . . . Hören Sie ihn nicht husten?

Herr Professor? Wer huster?

Dorette erröthete, daß ſie von einem Manne wie von einem gewöhnlichen Beſucher ſprach, den ſie doch gegen Louis Armand bisher verheimlicht hatte. Jetzt aber, wo der Arzt ſelbſt für das Complot gewonnen war, glaubte ſie ſich nicht mehr ſo ängſtlich zurückhalten zu müſſen und ergänzte ihre Ausſage dahin, daß ſie den Profeſſor Raſſlard meine.

Louis wollte reden; aber Egon ſah ſich nach ihm um.

Er folgte dem Prinzen, der nun auf Louis geſtützt, zum erſten male wieder die große Treppe beſtieg und mit völliger Abweſenheit des Geiſtes den materialiſtiſchen Auseinanderſetzungen zuhörte, mit denen Trommeldey gewohnt war, die Pſyche ſeiner Reconvalescenten neu zu beleben und ihnen die letzte Tiſane zu verſchreiben.

Egon ſchritt die große Treppe empor. In ſeinen Erinnerungen ſetzte ſich die Vergangenheit Steinchen an Steinchen wieder muſiviſch zuſammen. Die von der Sonne erhellten Zimmer thaten ihm außerordentlich wohl. Er fühlte ſich ſo kräftig, daß er, als der Sanitätsrath ſich empfohlen und die Nachmittagsfahrt nach dem königlichen Schloſſe Solitude ausdrücklich noch einmal bis auf die kleinſten Punkte eingeſchärft hatte, Louis faſt im Begriff war, zu bitten, er möchte ihn über den Pavillon, über Helene aufklären, ja wenn es nicht Louis geweſen wäre, der ſeine Befehle

erst an die Diener überbrachte, wer weiß, ob er nicht augenblicklich das Wiedersehen mit einem Wesen gefeiert hätte, das durch eine einzige kurze Phantasmagorie seine ganze Einbildungskraft wieder überrichte

Es ist die Gräfin gewesen, sagte ihm Louis unrichtig. Sie harrte vielleicht des Augenblickes, wo du im Garten dich zeigen solltest und entwich oder träumte wachend von dem Glück, dir nahe zu sein.

Es war nicht ganz wahr, als Egon darauf erwiderte:

Ich kann sie noch nicht sehen. Ich fühle mich noch nicht stark genug, ihre Freude zu ertragen.

Indem fiel sein Auge auf eine in seinem künftigen Arbeitszimmer auf einem großen grün verhangenen Tische aufgestellte kleine Galerie alter Brustbilder mit schwarzen oder verblaßten goldnen Rahmen.

Was sollen diese Bilder? fragte er erstaunt.

Schon lange, antwortete Louis, harrt diese kleine Galerie des Augenblicks, wo du in ihnen die letzten Reste des Andenkens an deine Mutter begrüßen wurdest, mein Freund . . .

Und mit diesem Anblick, mit diesen erläuternden Worten fiel es wie Schuppen von Egon's Geiste.

Gott im Himmel! rief er, diese Bilder . . . da ist . . . träum' ich? Wach' ich? Ja, ja — Das war's, worauf ich in der Nacht des Fiebers schon einmal fiel . . .

mit den furchtbarſten Geſten dieſe Worte: „Gegen die Löwen wollen die Waſſermäuſe zu Felde ziehen? Ihr müßt noch nie gehört haben, welche Stufe in der Ordnung des Himmelreichs die ſchwarzen Gylongs einnehmen. Als die Welt geſchaffen wurde und ſich der große Werkmeiſter von ſeiner Arbeit eine Stunde ausruhen wollte, da übergab er Gya, ſeinem oberſten Engel, das angefangene Werk zur Hut und Gya iſt der Stammvater der ſchwarzen Gylongs. Unſre Arme können ſich in Schlangen verwandeln, unſre Zunge gleicht dem Stachel einer Viper und mit den Augen vermögen wir zu tödten, wie der Baſilisk; warum ſeid ihr ſo lüſtern, uns in flammenden Zorn zu verſetzen? Ja, ihr kalmückiſchen Cavalleriſten! Unter den dreißigtauſend Königreichen der Erde waren eure unfruchtbaren Steppen von Gott die verfluchteſten. Kein Halm wehte in eurem Lande, kein Vogel flog durch eure verpeſtete Luft, kein Quell rieſelte aus euren Bergen, ehe ihr euch zu dem großen Gott wandtet, der mit ſeinem Haupte an die Sterne reicht und mit ſeinem Fuße einen Büchſenſchuß weit von hier wurzelt. Seit ihr auf dem Wege, von ihm jetzt wieder abzufallen? Haben eure Vettern daheim die Götzen zerſchlagen? Habt ihr den Ganges-Sand in eure unheilige Fläche vergoſſen? Was ſeid ihr in die Partei eines Sectirers übergetreten, der die Heiligen an ihren Naſen beleidigte und ihren Oberlippen nach eigener Erfindung eine ketzeriſche Verlängerung anbildete? Weicht zurück, Cavalleriſten, oder eure Seelen werden einſt vergeblich einen leeren Sitz ſuchen, in den ſie hineinfahren könnten.“

Schon bei den erſten Worten dieſer impoſanten Anrede waren die Kalmücken von ihren Pferden geſprungen und in ein ſo lautes Geheul ausgebrochen, daß die Zureden des

da, da iſt es ja — dies runde Paſtellgemälde ... Es iſt ja das Bild, das vielerſehnte Bild meiner Mutter!

Louis erzählte, was er von der Uebergabe dieſes von Egon mit Leidenſchaft aufgehobenen und von allen Seiten betrachteten Bildes durch Schlurck wußte. Auch von dem Geheimniß dieſes Paſtellbildes hatte er ja ſchon früher etwas vernommen, war aber über die ferneren Schickſale deſſelben im Unklaren geblieben ...

An dieſem Bilde, Freund, iſt ein Geheimniß! beſtätigte Egon, kaum Louis' Worten folgend. Ich faſſe nun Alles — ich finde mich zurecht — Louis ſieh, ſieh her ... findeſt du etwas an dem Rahmen dieſes Bildes ... es iſt ſchwerer, als es dem äußern Anſchein nach ſein könnte — es muß eine geheime Feder haben — ich beſchwöre dich — erfinde, rathe, hilf! Ich bin faſt unvermögend, meine Ueberraſchung auszudeuten ...

Louis ſah mit Beklommenheit, daß Egon aus den Aufregungen nun nicht mehr herauskam. Er bereute faſt, daß er es ſo mit dieſer Galerie angeordnet hatte. Nach dem Spaziergange im Garten ſollten ihn die Bilder erfreuen. Den Zwiſchenfall mit dem Pavillon hatte er nicht berechnet. Er bat den Freund, ſich in Alles gelaſſener zu finden und von dem Bilde gleich abzuſtehen ...

O ich fühle mich ſtark, rief Egon. Wo war ich? Gerechter Gott, das Alles verſchwamm in Nebel! Ich muß wieder Menſchen ſehen, ich muß hören, ſprechen, anknüpfen an das Leben ... Führe mich in die Welt, Louis!

Louis ſagte mit Zögern, daß er gehofft hätte, ihm heute einige Perſonen, die ſchon öfters nach ihm gefragt hätten, vorzuführen ... es ſtünden mehre im Vorzimmer ... aber er wage nicht ... in dieſer Aufregung, in dieſem ſteten Wechſel der Eindrücke ...

Führe ſie herein! rief Egon. Wer will mich ſprechen? Wer iſt da? Ich muß Menſchen ſehen! Menſchen umarmen ...

Damit legte er das ſo werthvolle, abenteuerliche Bild auf die grüne Decke, ging ſelbſt an eine Seitenthür und öffnete.

Herein! herein! rief er muthig und kraftvoll. Ich lebe wieder! Kommt! Ich habe das Licht der Sonne empfunden, ich habe den Duft der Blumen eingeſogen. Kommt, Menſchen! Kommt! Ich bin geneſen.

# Drittes Capitel.

## Alte Bekannte.

Egon ſuchte aber die Menſchen nur, weil er den Moment, nun wirklich das von ihm mit ſo vielen Abenteuern geſuchte Bild zu beſitzen, nicht ertragen konnte. Das Bild öffnen, nach ſeinem Inhalte forſchen, er hätte es jezt nicht vermocht. Er bedurfte eines Anhaltes an etwas, was ihm erſt Beruhigung bot. Er glich in dieſem Augenblicke jenen Menſchen, die nicht im Stande ſind, ein Gefühl mächtig und voll auf ſich wirken zu laſſen; Menſchen, die weinen, wo ſie lachen, lachen, wo ſie weinen ſollten; Menſchen, die einen geliebten Freund, das Theuerſte auf Erden, das ihnen lange entriſſen war, nicht ſofort wieder zu ſehen vermögen, ſondern in einen Winkel flüchten, wenn Alles dem Erſehnten ſchon in den Armen liegt, ihn herzt und küßt; in dem Winkel ſtill für ſich weinen, weil ihr Herz nicht im Stande iſt, eine ſo furchtbare Er-

ſchattierung wie ein der menſchlichen Kraft Mögliches zu erleben und das Unglaubliche wie wirklich zu ertragen.

Nur um ſich von dem Schrecken, das Bild zu ſehen, es wirklich überſchwer zu finden, das Geheimniß ſeiner Mutter nun, er wußte nicht wie, in Händen zu haben, zu ſammeln, riß Egon die Thür auf und rief:

Wer begehrt nach mir?

Der Erſte, der eintrat, war ein ſchlichter geſundblickender, heiterer, friſcher Naturmenſch. Aus dieſem Auge ſtrömte Waldluft, ſtrömte Erkräftigung. Freude und Treuherzigkeit, die ſich zwar mit einer gewiſſen Ueberwachung miſchte, lachten Egon an und mußten dem kranken, jungen Fürſten innig wohlthun.

Wir erkennen an ſeinem geſunden, vollen Geſicht, dem fuchsblonden Barte und der ruhigen Treuherzigkeit ſeines zahmen Löwengeſichtes den Förſter Hennisch aus Hohenberg.

Ich kenne Euch, Hennisch, ſagte Egon, als der Förſter ſeinen Namen genannt hatte und die lebendigſte Erinnerung ihn an das Bild und was mit ihm zuſammenhing jetzt faſt folterte; ich hab' Euch geſehen. Bringt mich nur auf die Spur; wo? Wo?

Durchlaucht, vor Allem meinen herzlichſten Glückwunſch zu Ihrer Geneſung! ſagte etwas zaghaft der Forſter, ſchlug aber mit waidmänniſcher Biederkeit ſeine

mit weißen waſchledernen Handſchuhen zierlich geſchmückte kräftige Hand in die magere des Prinzen.

Jetzt weiß ich, Heuniſch, wo wir uns geſehen haben! rief Egon, rieb ſich jedoch noch zweifelnd die Stirn ...

Heuniſch lachte, kratzte ſich hinter'm Ohr und ſagte: Der Tauſend! Wohl haben wir uns ſchon geſehen, Durchlaucht ... aber ... mein Seel', Der ſind Sie doch nicht, Durchlaucht, der ich gemeint habe, daß ...

Daß ich wäre? Wer denn? Wer bin ich denn?

Sieh! ſieh! ... fing Heuniſch zu grübeln an und blinzelte mit ſeinem ſcharfen Auge unter den langen, weißen Augenwimpern prüfend zum Fürſten hinüber.

Er trennte ſich offenbar von der Vorſtellung, die ſich auch ihm eingeprägt hatte, daß Tankmar Wildungen Prinz Egon geweſen wäre, mit großer Mühe. Noch lag ihm im Ohre, was im Gelben Hirſch der junge, gefällige Mann ihm über das Anlegen des Zeck'ſchen Goldes geſagt hatte, und nun fand er einen Andern, den er aber auch zu kennen glaubte.

Halt! ſagte er. Wär' es nur möglich!

Ja, ja, Heuniſch ... Ihr ſeid der Jäger —

Welcher Jäger?

An dem Vormittag ...

Ei wie könnt' ich denn die Dreiſtigkeit haben, Durchlaucht, zu glauben, daß ...

Ja, ja, habt ſie nur . . .

Der Handwerksburiche? Im Gelben Hirſch?

Der! Der bin ich —

Durchlaucht machen Eins confus!

Der Handwerksburiche bin ich!

Der mich gefragt hat, wo der Weg nach Pleſſen geht und in der Sägemühle übernachten wollte?

Der aber auf dem Kirchhof ſchlief am Grabe ſeiner Mutter, die Ihr hier in dem Bilde ſeht . . .

O weh! rief Henniſch und ſchlug ſich mit den Händen an den Kopf und gedachte ſogleich ſeiner gewagten Anekdoten über die Fürſtin Amanda.

Damals, ſagte Egon, botet Ihr mir von Eurem Imbiß an und heute müßt' Ihr nun bei mir vorlieb nehmen. Louis, ein Glas Madeira! Ein Frühſtück! Allons donc!

Durchlaucht, ich habe gefrühſtückt! ſagte Henniſch aufrichtig, ohne verbergen zu können, daß ihm ein ſolcher Empfang neuen Appetit machte.

Louis war ſchon auf dem Sprunge geweſen, faſt noch ehe Egon den Befehl gab, eine ſolche Idee auszuführen. Er klingelte und lief ſelbſt; halb Herr, halb Diener. Er wollte, daß man ihm ſchon auf halbem Wege entgegenkam. Wie froh war er, jetzt beſſere Menſchen zu ſehen, die zu des alten Fürſten Verlaſ-

ſenſchaft geborten und denen er ſeinen Freund zurückließ, wenn er nach Frankreich wieder heimkehrte! Wie gefiel ihm dieſer treuherzige Förſter im grünen Leibrock mit goldenen Knöpfen und mit den waſchledernen Handſchuhen! Vor Vergnügen war er nahe daran, für ſich hin ein polniſches Liedchen zu trällern, das er von der alten Jagellona oft hatte ſummen hören ...

Nun ſetzt Euch, Heuniſch, ſagte Egon, nehmt Platz! Ja ich bin der Handwerksburſch vom Gelben Hirſch! Ich wollte Hohenberg ſehen, wie die Gauner dort wirthſchaften! Legt den Hut ab, Heuniſch! Setzt Euch! Man bringt uns zu frühſtücken. So war's bei meiner Mutter auch, wenn der grimmige Marzahn kam. Sacre bleu! Der war ſchlimm! Der hatte Zähne wie ein wilder Eber, aber er fing ſie auch am Meſſer auf ... aus freier Hand, ein Teufelskerl!

Können wir auch, Durchlaucht; aber die Eber kommen nicht mehr.

Aha! So iſt gewirthſchaftet worden? .. Jetzt, beſter Freund, ſagt mir doch einmal ...

Hier unterbrach der Förſter plötzlich den glückſeligen Egon, der aber ſchon über ſeine eigene Gemüthlichkeit innerlich lächelte und ſie den vielen Freuden und Ueberraſchungen des Morgens zuſchrieb.

Durchlaucht, ſagte er mit leiſer Stimme und zeigte auf die Nebenthür, nehmen Sie's nicht übel, aber es wartet da draußen noch Jemand ...

Wer denn?

In Egon erwachte die lebendigſte Erinnerung an Dankmar. Schon hoffte er, der Förſter würde dieſen Namen ausſprechen, als er ſagte:

Der Herr Pfarrer aus Pleſſen, Herr Stromer ...

Der Pfarrer aus Pleſſen? wiederholte Egon und beſann ſich auch auf dieſen. Aha! ſagte er vor ſich hin. Stromer ... der fromme Stromer?

Na — fromm! — meinte Heunisch und kratzte ſich hinter'm Ohr ...

Der die Blumen band — ſprach Egon für ſich hin.

Als die ſelige Fürſtin eingegangen war zu ihres Herrn Freude, da ...

Als ſich der Zank erhoben hatte Abends ...

Einer hörte jetzt auf den Andern nicht. Heunisch brach ſeine einmal aufgezogene Gedankenreihe nicht leicht ab. Das Denken hüpft bei ſolchen Menſchen nicht ſo behend hin und her wie bei den Dialektikern der Bildung und der Lüge.

Er ſagte, fuhr er fort, ich ſollte nur vorerſt gehen. Ich würde doch gleich abſolvirt werden und da wolle er lieber nach mir kommen. Und nun, Sapperlot,

nun — fangen wir hier ordentlich zu frühſtücken an. Was wird der Pfarrer denken!

Die Thüren gingen auf.

Zwei Bediente ſprangen hinzu und deckten.

Der alte Wandſtabler leitete dieſe Unternehmung wie eine große Staatsaufgabe. Er wackelte vor Seligkeit, daß nun etwas kam, was an die alten Zeiten erinnerte, ſetzte die Stühle und warf ſo ſchmachtende, thränenverklärte Blicke auf den jungen Fürſten, daß dieſem himmelangſt wurde über den Umſtand wegen eines kleinen Frühſtücks! Das lärmende Bedienen hatte er nie geliebt. Doch blieb er bei guter Laune und ſagte zu Hennſch:

Der ſüße Schleicher, der ſo raſch von Eurem kurzen Empfang urtheilte, ſoll nun gerade warten und hören, wie hier die Teller und die Meſſer und Gabeln und Gläſer klingen.

Ach! Durchlaucht, entgegnete Hennſch ängſtlich und mit bittender Gebehrde. Ne . . . ne! Das nicht! Laſſen Sie den Herrn Pfarrer doch lieber auch gleich hereinkommen. Geheimniſſe hab' ich Ihnen keine zu erzählen und der Herr Pfarrer möchte gar meinen, der Förſter Hennſch erlaubte ſich etwas Deſpectirliches, wenn Der hier wie in Abraham's Schooß ſitzen wollte.

Auf Euer Fürwort will ich ihm diese schmeichelhafte Vergleichung ersparen, sagte Egon und rief:

He, Wandstabler!

Der Haushofmeister und Vater der drei Huldgöttinnen des Hohenberg'schen Palais wußte nicht, wie ihm geschah. Angerufen von der jungen Durchlaucht! Berücksichtigt! Geduldet! Wandstabler gerufen aus seinem eigenen gnädigsten Munde!

Kaum noch hatte er sich umgewandt, die starke, schnurrbärtig gewichste Figur auf dünnen beschuhten Beinchen, um die Befehle zu vernehmen, als Egon schon sagte:

Vier Couverts!

Vier Couverts! keuchte der Haushofmeister und schnurrte dabei, wie wenn seine Sprachwerkzeuge an einer innern Rolle abliefen, asthmatisch oder zu einem Krorf disponirt. Vier Couverts! Mit dieser Losung schwankte Wandstabler aus der Thür und umarmte fast seine lauernde älteste Tochter, die schon in voller Thätigkeit war, sämmtliche Schränke, alle Weißzeugkisten öffnete, Gläser, Messer zählte, doppelt für jeden Gang, und die Bedienten in Galepp brachte ... Wandstabler! Vier Couverts! ... Mit dem Vollgewicht dieser ersten errungenen Berücksichtigung mußte sich der Haushofmeister an der großen Treppe über den Strohdecken

Schamanen nichts mehr fruchteten und Hali-Jong ungehindert von den geiſtlichen Vätern und ihren Helfern abgeführt wurde. Gyllusya war nicht zu vermögen, ſich von dem unglücklichen alten Manne zu trennen.

Dhü-Kummuz hatte ſich längſt entfernt. Es mußte ihm Alles daran gelegen ſein, von den Chineſen nicht erkannt zu werden. Er kehrte ungehindert auf dem Wege, wie er das Haus des Correſpondenten verlaſſen hatte, wieder in daſſelbe zurück. Er hätte nur von Einem Weſen bemerkt werden können, von der Schweſter ſeines Wirthes. Schü-King war ein ſtarkes Weib, aber im Kampf mit männlicher Schönheit konnte ſie auf Augenblicke unterliegen. Wir können es, ihrem Charakter vertrauend, auf das beſtimmteſte vorausſagen, daß die beim Anblick Maha Guru's in ihr auflodernde Leidenſchaft einer baldigen Einſicht weichen wird, aber noch befand ſie ſich in dem ſüßen Traum der Erinnerung an jenen göttlichen Jüngling, den ſie im Zorne noch reizender fand, als in dem ruhigen Genuſſe der ihm dargebrachten Huldigung. Sie war auf einen kurzen Zeitraum, der noch währte, aus ihrem Charakter gefallen. Sie konnte die geheimen Unterhandlungen ihres Bruders nicht ertragen, ohne ſich um deren Inhalt zu bekümmern. Sie konnte ſich von Tſchu-Kiang ethnographiſche Vorleſungen halten laſſen, ohne dabei zu bemerken, daß ſie abſcheulich von ihm belogen wurde. Ja, ſie konnte ſogar drei Fliegen in ihrem Zimmer leiden, ohne für jede dem Oberhofmeiſter eigenhändig ein Dutzend Bambusprügel aufzuzählen. Kurz, ſie war ſehr nachgiebig und duldſam geworden, ging früh zu Bette, ſchlief ſpät ein und ſtand auf, als die Sonne ſchon im Zenith war. Sie hätte den an ihrem Fenſter vorüberſchleichenden Dhü-Kummuz wohl hören können, aber ſie hörte ihn nicht.

auf einen der dort befindlichen Warteſeſſel niederſetzen und ſeinen glänzendgewichſten Schnurrbart mit einer Thräne anfeuchten, die das in einem ewigen, wie man es in der Volksſprache nannte, „Thran" ſchwimmende, gedunſene Wein- und Liqueurgeſicht immer bereit hatte.

Egon aber öffnete nun die Thür und ließ den zweiten Beſuch auch herein. Er war dabei in ſeinen nun mit ganzer Macht hereingebrochenen Erinnerungen an Dankmar und in ſeinem mit Gewalt niedergekämpften Gelüſten nach dem Bilde ſo ergriffen, daß es ihm war, als ſpränge ihm der Kopf . . .

Hätte Louis ahnen können, was Alles jetzt mit wunderbarer Gewalt auf ſeinen ſo gütig herablaſſenden Freund eindrängte, er würde nicht ſo ſchüchtern bei Seite getreten ſein und wol das gemüthliche, Wichtigeres verdrängende, weitläufige Frühſtück mit den Hohenberger Gäſten hintertrieben haben. Er vergaß, daß Egon Reconvalescent war, der Schonung bedurfte, und von Egon ſelbſt galt die Erfahrung: Was muthet ſich nicht Alles der Menſch an Kraft zu, wenn ſein Herz bewegt iſt!

Der höfliche und mit vielen Verbeugungen Eintretende war in der That Guido Stromer, der Pfarrer von Pleſſen.

Guido Stromer mit dem zurückgestrichenen grau-blond-gelben Haare, der hohen Stirn, dem aufgerissenen Auge, der zwar hervorspringenden doch etwas stumpfen Nase und dem ganzen unruhigen, gespannten, überreizten Wesen, war gewählt gekleidet, trug schwarzen Frack, schwarze Beinkleider, Kamaschen an den Schuhen, eine weiße Piquéeweste und Halsbinde und die feinsten Glacéehandschuhe. Das lange Haar war nicht so sorgfältig gehalten, wie ohne Zweifel zu Zeiten der Fürstin Amanda oder wenn seine Gattin für die Ordnung dieses schon in's Graue spielenden blondgelben Wulstes sorgte. Es war nur von der hohen, breiten Stirn mit einer leichten genialen Tournüre zurückgestrichen. Man glaubte einen Dichter, einen Künstler, eine inspirirte Persönlichkeit zu sehen, die sich mit Wohlgefallen in die leichte Form der Mode geworfen hatte, ohne indessen den starken Geist ganz unter ihre strengen Gesetze beugen zu können. Ein kleines weißes Bändchen, das hinten am Halse vorguckte, verrieth, daß dieser jedenfalls vor einem Spiegel gemachten Toilette doch die letzte weibliche Revision fehlte. Es war eine übertünchte Eleganz, in welcher Eitelkeit, Dorftournüre und wirklich geniale Formverachtung zu einem sonderbaren Gemisch zusammenliefen.

Zwei Boten aus Hohenberg! rief Egon dem Eintretenden entgegen, und auf den durch den Pfarrer nun gedrückten Hennisch deutend ſetzte er hinzu: der Wald und die Kirche grüßen mich!

Und dem Schöpfer, der in Beiden wohnt, fiel Guido Stromer ſogleich mit der ihm eigenen Geiſtesgegenwart und Wortfülle ein, danken wir die Geneſung unſres geliebten, jungen, uns doppelt neugeſchenkten Fürſten und Herrn.

Da ſich Louis ſehr zurückgezogen hatte, ſtellte ihn Egon anfangs nicht vor.

Nehmen Sie Platz, Herr Pfarrer, ſagte Egon. Wir wollten eben den Göttern ein Opfer bringen, eine Libation des Dankes und hoffentlich auch allenfalls einen Hahn, den man jawol im Alterthum opferte, wenn man von einer Krankheit genas ... nicht wahr?

Stromer erwog den Ton, den Vortrag, ſozuſagen die Tonart, aus der der junge räthſelhafte, nun endlich entſchleierte Fürſt zu ihm ſprach und ſetzte mit ſeiner leiſe bedeutſamen Art, in dem Streben, einen Accord zu erzeugen, forſchend und faſt lauernd ein:

Sokrates befahl einen Hahn zu opfern als er den Todesbecher trank. Er verſtand darunter eine andere Geneſung, deren bittern Kelch die Götter uns erſpart haben; denn Ew. Durchlaucht leben!

Egon ſchwieg, erſchreckt von der Manier des Pfarrers ... Aber Heuniſch, der auch ſein Wort darein geben wollte, ſagte:

Götter, Herr Pfarrer? Götter?

Guido Stromer wandte ſich mit gehobenen Naſenflügeln um und ſah den Sprecher von oben bis unten an.

Heuniſch biß ſich auf die Lippen, wie Einer, der zu ſich ſpricht: Herr Gott, was haſt du da geſagt!

Egon vermittelte mit freundlicher Bonhommie die beiden ungleichen Geſellſchaftsſtellungen ſeiner Gäſte und meinte, der Herr Pfarrer könnte ſich freuen, ein Beichtkind zu haben, das ſo feſt an dem Gebote hielte: Du ſollſt nicht andre Götter haben neben mir!

Beim Beichtkind vollends klappte Heuniſch wieder mit den Fingern, als wollte er ſagen:

Ach, liebe Zeit, Beichtkind!

Richtig, ſagte Egon, dieſe Ablehnung wohl verſtehend. Jetzt beſinn' ich mich vom Gelben Hirſch, daß Ihr ja ein recht ſchlimmer Heide ſeid, Heuniſch! Meine gute Mutter und der Herr Pfarrer waren Euch viel zu heilig.

Heuniſch wurde vor Verlegenheit blutroth. Er gedachte der vielen argen Spottreden, die er in Gegenwart des Handwerkers in der Bloufe geſprochen

hatte. Stromer aber horchte hoch auf und begriff nicht, was „zuvörderſt“ die Erwähnung des Gelben Hirſches ſollte?

Zu ſchweigen aber und lange eine Antwort ſchuldig zu bleiben, war ſeine Sache nicht.

Mein guter Henniſch, ſagte er, ſein Staunen über den Gelben Hirſch unterdrückend, hat ſchon, wie ich einzutreten die Ehre hatte, vernehmen können, daß ich der Kirche den Wald an die Seite ſtelle. Die Gottheit wohnt nicht, predigte ich oft, in Tempeln, von Menſchenhanden gemacht. Das Rauſchen der Blätter im Waldesgrün iſt auch eine Offenbarung. Wohl Dem, der ſie verſteht! Mein guter Nachbar Henniſch machte ſich dieſe Wahrheit immer zu Nutz. Er gehörte nie zu meinen fleißigeren Kirchenbeſuchern.

Henniſch konnte nichts dagegen einwenden, ſchüttelte aber den Kopf und brummte erſt das koſtbare, ſolbengezahlte, in Tonſchwingungen vergetragene Wort „fleißigeren“ nach und ſagte dann:

Es iſt doch wahr! Sieh! Es iſt doch wahr!

Was iſt denn wahr? fragte Egon, der zwiſchen den beiden Männern nicht klar ſah ...

Die Gottheit! Die Gottheit! betonte Henniſch.

Nun, Henniſch, meinte Egon, was haben Sie

denn gegen die Gottheit? Sind Sie ein Atheist geworden?

Atheist? Was ist Das, Durchlaucht ... ich meine nur: Gottheit! Wissen Sie, Herr Pfarrer, vor neun Jahren ... es war Reformationsfest ... vor neun Jahren war ich einmal bei Ihnen in der Kirche und da ging's recht über die Gottheit her. Wissen Sie? Sie sagten, Herr Pfarrer: Eine Gottheit gab's gar nicht, sondern blos einen allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde, der da heiße: Herr, Herr Seligmacher und Friedensfürst! Fürstin Durchlaucht ... Lieber Heiland, da steht ihr Bild ... zweimal, dreimal ... das ist sie auch: ja, ja! Tausendmal steht sie da drinnen in unsern Herzen! ... Fürstin Durchlaucht nickten Ihnen sehr gnädig aus dem vergitterten Stuhl oben, quer über's Schiff weg, auf die Kanzel zu, als Sie sagten: Es gäbe blos einen Gott, Namens Seligmacher und Friedensfürst, aber keine Gottheit! Wie?

Stromer lächelte.

Anschauungen, die auf einem bestimmten Standpunkte ihre Wahrheit haben! sagte er und nahm nun von den inzwischen aufgetragenen Speisen ein halbes kaltes Rebhuhn auf seinen Teller, während Egon Louis herbeirief und ihm, während er selbst nichts

genoß, den vierten Teller anbot und Heuniſchen ſelbſt vorlegte.

Herr Louis Armand, ſagte Egon dabei, ein Freund aus Paris, er verſteht hoffentlich ſehr gut, was deutſche Rebhühner ſind. Iß, lieber Freund!

Egon machte ſehr gefällig den Wirth und ſchenkte aus Kryſtallflaſchen Madeira ein, ohne ſelbſt davon zu genießen.

Louis ſetzte ſich zögernd und verbeugte ſich vor den beiden Andern.

Ziehen Sie doch Ihre Handſchuhe aus, Herr Pfarrer, ſagte Egon, nicht merkend, daß der Pfarrer von uberwundenen Standpunkten ſprechen wollte, und erzählen Sie uns, was Sie herführt, und auch Heuniſch ſoll ſagen, was ihn gerade jetzt von ſeinem Walde trieb, wo es: Hab' acht! heißt. Ich hoffe, ein Jeder von Ihnen bringt mir noch einige Nachrichten, wie es in Pleſſen, Randhartingen, Schönau ausſieht.

Stromer merkte hier wirklich, daß man noch nicht mit der Art bekannt war, wie er ſich bei Auseinanderſetzungen zu ergehen pflegte. Man hatte kein Ohr für dieſes ſtille Aufſchnurren ſeiner Gedanken, ſprach in ſeine Vorbereitungen zu einer Rede ohne Weiteres hinein und hätte ſich eigentlich ſagen muſſen, daß er in Pleſſen die Zeiſel's, die Sänger's, die Sengebuſch's,

die Bensheim's und andere Herrschaften schon ganz anders zum Cultus seines Genius abgerichtet hatte.

Ja, ja, ergriff Hennisch das Wort: Das wäre nun wol mit Verlaub des Herrn Pfarrers die Hauptsache . . .

Hat Schluck schon die Ernte eingetrieben? fragte Egon mit einer Miene, die sich etwas verdüsterte.

Schluck? sagten beide Gäste einstimmig und blickten verwundert auf.

Sie vergessen Prinz, sagte Louis mit höflichem und sich völlig unterordnendem Ton, daß sich alle diese Dinge geändert haben.

O, o —! fiel Egon ein und bezog seine ablehnende Ausrufung auf die Rolle, die Louis plötzlich in Gegenwart der Andern wechselte . . .

Doch fuhr dieser sogleich fort:

Kurz vor dem vollen Ausbruch Ihrer Krankheit besaßen Sie noch die ganze Kraft des Geistes, einen Befehl zu ertheilen, dessen Vollziehung die besten Folgen für Ihre Besitzungen gehabt hat.

Durchlaucht, sagte Hennisch, wir sind glücklich, daß wir in unserm alten Verhältnisse bleiben und nicht an die Wucherer und die Juden kommen. Der Herr Ackermann fängt das Ding im Großen an. Das ist

ein Hexenmeiſter und muß den Teufel im Bunde haben. Entſchuldigung, Herr Pfarrer! . . .

Allerdings, ſetzte Stromer hinzu, allerdings hat das Auftreten dieſes Herrn Ackermann etwas Zauberhaftes. Dem gemeinen Manne erſcheint er in der That wie ein Hexenmeiſter, der Gebildete muß ihn für einen Adepten ſeltener agronomiſcher Kenntniſſe nehmen. Wenn Ackermann in dieſer Weiſe fortfährt, die Bedingungen des Bodens und die Fortſchritte der neuen Landwirthſchaftstheorieen zur Grundlage ſeiner Verwaltung zu machen, wird man über den Aufſchwung, den Ew. Durchlaucht Beſitzungen nehmen werden, allgemein erſtaunen.

O, ſagte Heuniſch, jetzt iſt das Alles blos noch das erſte Buch der Chronika! Von Neujahr an wird Das ganz anders kommen, wenn Ackermann's Maſchinen erſt da ſind!

Ackermann? Ackermann? ſprach Egon vor ſich hin. Er beſann ſich jetzt auf Alles, was in dieſem Betracht vor ſeiner Krankheit geſchehen war: und Eins trat ſo lebendig aus dem Andern wie ein plötzlich entwickeltes Nebelbild hervor, daß ihm ſchwindelte und er Louis ſtatt ſeiner reden ließ, der, ohne zu thun, als wenn Egon über dieſe Veränderung noch nicht

völlig unterrichtet ware, die näheren Veranlaſſungen derſelben deutlicher angab.

Da hab' ich mich auch, fuhr Heunisch fort, den die freundliche Aufnahme ſeines Gutsherrn und der Wein ermunterte, gar nicht lange beſonnen und Herrn Ackermann gebeten, die zweihundert Louisdors, die er uns ſelbſt ... die ich für Jemanden Anders aufzubewahren und gut anzulegen den Auftrag hatte, ihm anzubieten. Er mochte ſie nicht nehmen; aber aus Gefälligkeit that er's und die Zinſen legte er gleich von dem Capital zurück.

So gelten geht es jetzt auf meinen Gütern zu? rief Egon mit einem mehr künſtlichen als natürlichen Erſtaunen. Denn ſein Befremden galt jetzt weit mehr ſeiner nun völlig geweckten Erinnerung, als dieſem einzelnen Falle.

Man ſpricht, fuhr Stromer fort, von Verbeſſerungen der Cultur, von Entdeckung neuer, bisher unbekannt gebliebener Braunkohlenlager, von Entwäſſerungen und Anderem.

In den Wald, ſagte Heunisch, muß eine ganz neue Ordnung kommen. Es thut ihm noth, denn noch vor kurzem, als Herr Bartuſch ſchon wieder drei Morgen halbwüchſiges junges Holz ſchlagen ließ, glaubt' ich, daß wir nun bald werden roden, ſäen

## Achtes Kapitel.

### Das Gericht.

Kauft bei meinem Nachbar keine Shawls; sie sind so schlecht gewebt, daß man Erbsen durchwerfen kann.

Scene auf dem Markte von Kaschemir.

Um Hali-Jong's Seele hatte sich der Schleier eines leidenden Trübsinns gelegt, den auch die neue Veränderung seiner Lage nicht von ihr zog. Keine Hoffnung belebte dies gedrückte Gemüth, das auch keine Furcht mehr kannte. Das Ungewisse seines Verhältnisses war so weit in den Hintergrund getreten, daß er auch von der plötzlichen Wendung desselben zu einem unglücklichen Ausgange keine Vorstellung hatte. Die Schnitte, welche er, ohne zu ermüden, in unzählige Holzblöcke machte, waren die Furchen, in welche er seine matten Sinne versenkte. Er lebte in jenen Gestalten, die unter seiner kunstreichen Hand geboren wurden, und empfand unausgesetzt nicht nur die Freude eines alten Meisters, dem seine Werke noch immer trefflich gelingen, sondern auch die Wonne seiner jungen Schöpfungen selbst, in welchen er mit Leib und Seele aufging.

und ernten kennen, wo ſonſt Buchen und Eichen ſtanden.

Trinkt doch, Hennifch, ſagte Egon zu dem gegen Stromer gehalten zaghaften und zurückhaltenden Jäger; erzählt uns, was Euch hergeführt hat. Herr Pfarrer, wirklich, Sie kommen dem Geflügel nicht gut bei, wenn Sie Ihre Handſchuhe ſchonen . . .

Egon ſuchte jede Schranke, die ihn von Stromern trennte, wegzuräumen, freilich aber auch jede, die Stromern von Hennifch trennte. Sie ſollten ſich als ſeine Angehörigen, Sendboten von ſeinen Gütern fühlen. Stromer vermochte nicht, ſich ganz naiv und unbefangen in dieſe Situation hineinzudenken. Er blickte um ſich, muſterte die Statuen, wog die ſilbernen Gabeln, maß ſeine Worte, kurz er wollte den bedeutenden Moment, jetzt mit dem ſo vielfach abenteuerlich genannten Sohne ſeiner weiland Gebieterin zuſammenzuſein, auch in aller Schwere und thatſächlichen Wucht genießen.

Hennifch merkte, daß er, wenigſtens den Pfarrer, ſtörte.

Nachdem er einige Gläſer getrunken, beim Geflügel ſeine Tranchirkunſt zuletzt mit den Fingern unterſtützt und ſich den Mund abgewiſcht hatte, ſagte er aufſtehend:

Durchlaucht, es ist doch zuviel, was sich Unsereins hier herausnimmt. Ich glaubte, das sollte ein Gläschen auf Ihre Gesundheit werden, und nun wird's ordentlich eine Mahlzeit . . . und ich vergesse ganz, daß mir's eigentlich gar nicht appetitlich zu Muthe sein sollte.

Guido Stremer hob die Augen scharf auf den unbefangenen Waldsohn und schien ihn in der Absicht, sich zu entfernen, bestärken zu wollen.

Habt Ihr einen Verlust gehabt? fragte Egon. Ich hoffe, eine gute Sache hat Euch in die Residenz geführt . . .

Nein, Durchlaucht! antwortete Hennisch, verbesserte sich aber sogleich und sagte:

Das heißt, wenn ich wegen unsers jungen, schönen Herrn gekommen wäre, aber, glauben Sie's nicht, Durchlaucht . . .

Was soll ich nicht glauben?

Daß ich wegen Ihrer und von wegen der Nachfrage nach Ihrem Befinden hergekommen bin.

Sehr naiv! bemerkte Guido Stremer halb für sich mit einem vertraulichen Blinzeln auf Egon und Louis, da Beide lachen mußten.

Nun warum! Es wäre doch eine Lüge! sagte der ehrliche Förster. Der Herr Pfarrer sind vielleicht des-

halb hier, der Juſtizdirector von Zeiſel und die gnädige Frau Juſtizdirectorin ſind beſtimmt auch deswegen hier . . .

Auch Herr von Zeiſel iſt hier? fragte Egon lächelnd und ſeines Verhörs, noch mehr ſeiner Wohnung im Thurme gedenkend.

Wird bald aufzuwarten die Ehre haben! fügte Stromer bei.

Sehen Sie Durchlaucht! fuhr Hennisch fort, dem der Wein etwas in den Kopf geſtiegen ſchien und der deshalb nun ernſtlich ſich zum Gehen entſchloß. Das war ein Stich vom Herrn Pfarrer, der ſoviel ſagen ſollte als: Hennisch, macht, daß Ihr Euch Eurer Wege ſchert!

Hennisch verrieth, daß er, wie alle Naturmenſchen, angetrunken, etwas händelſüchtig wurde . . .

Bewahre, beſter Freund, verſicherte ihn Egon. Herr Pfarrer freut ſich wie ich, daß ich mich einmal im Schooße der Meinigen fühlen kann. Kann ich Euch nur in Etwas dienen, Hennisch? Wie lange bleibt Ihr? Sucht Ihr hier Etwas?

Ich wünſcht', es könnte mir Einer helfen! meinte Hennisch und kraute ſich in den Haaren. Aber . . . Frauenzimmertücke! . . .

Eine weibliche Angelegenheit alſo?

Herr Hennisch, sagte Guido Stromer, der diese Fährte als die rechte vermuthete. Es wäre Zeit, daß Sie dem Junggesellenstande entsagten ...

Wandstabler, der Haushofmeister, leitete inzwischen einen zweiten Gang des Frühstücks ein, indem er gewissermaßen die Honneurs einer Omelette aux confitures machte, die man eben in einer großen silbernen Schüssel hereinbrachte.

Guido Stromer verstummte über den behaglichen Anblick und sah mit erwärmterem Antheil seinen mit Knöchelchen belegten Teller verschwinden und einen neuen an dessen Stelle schweben ...

Hennisch aber hielt seine Gedankenreihe fest und schüttelte den Kopf.

Herr Pfarrer, sagte er, an mir verdienen Sie keine Copulationsgebühren. Nein, da kommt aus Schönau der reiche Bauer Sandrart zu mir — Durchlaucht kennen wol die Namen Ihrer getreuen Unterthanen nicht — der reiche Bauer Sandrart aus dem Ullagrunde —

Sandrart? sagte Egen. Wohl! Wohl! Er ist aus dem Ullagrund und hat einen Sohn, der hier beim Militair steht und vor sechs Wochen zum Sergeanten avancirte.

Hennisch erstaunte über diese genaue Kenntniß der nächsten Beziehungen seiner Bauern, die er hier bei

dem jungen, in der Heimat doch wildfremden jungen Fürſten antraf.

Aber auch Stromer und Louis Armand fanden die Antwort überraſchend.

Das muß ich ſagen! rief Heunisch. Da wird Segen über unſer Ländchen kommen —

Beim Worte: Ländchen, warf Stromer dem Jäger einen bedeutenden Blick zu, den Egen wohl verſtand, aber Heunisch noch nicht.

Recht ſo, Heunisch! ſagte Egen. Ein Ländchen iſt gerade Das, was ſich gut überſehen läßt. Aber den Santrarr kenn' ich durch Zufall.

Und den Sohn auch? bemerkte Heunisch gedehnt, der noch nicht verſtanden hatte, was eigentlich der ſtrafende Blick des mächtig lavenden Stromer hatte bedeuten ſollen . . .

Und den Sohn auch! fuhr Egen fort. Ein lieber, heiterer Geſell! Ja, ja, der Alte hat Batzen; aber der Junge bringt ſie ihm auch gewiß an. Ein Glück, daß er Soldat ſein muß und unter Raiſon ſteht.

Heunisch gab das Grübeln über die blitzenden Augen des Pfarrers auf und rief voll Verwunderung:

Aber Das muß ich ſagen! Grade wie's iſt! Nicht um eine Linie vom Schwarzen! Mitten in die Scheibe!

Während ſelbſt Armand aufmerkſam war, ob dieſe

Bekanntſchaft nicht etwa mit Egon's Rückreiſe zuſammenhing, und er geſpannt wartete, ob der Freund ſich über jene Reiſe überhaupt jetzt genauer auslaſſen wurde, fuhr Heunisch fort:

Kommt der Sandrart zu mir und ſagt: Heunisch, ſagt er, ich hab' einen Jungen, Ihr kennt ihn . . ? Ja, ſag' ich, Sandrart, er iſt jetzt Sergeant, ich kenn' ihn. Sagt' er drauf: Ihr habt in der Stadt eine Nichte? Meiner Geſchwiſter Kind, ſag' ich, Fränchen Heunisch, Wallſtraße Nr. 14 im Hofe eine Treppe hoch, links bei Tiſchler Märtens.

Ohne Heunisch zu ſtören und den Andern aufzufallen, horchte jetzt Louis, dem der Dialekt des Förſters etwas ſchwer zu verſtehen wurde, an dieſer Stelle hoch auf. Soviel begriff er, daß hier plötzlich von Franchette Heunisch die Rede war . . .

Heunisch fuhr fort:

Nun, Heunisch, ſagte Sandrart, ich wünſchte, Eure Nichte wäre ein Bischen ſaubrer als ſie iſt. Das iſt eine Mamſell . . . Fahr' ich auf und ſage: Sandrart, hier ſteht der Tiſch zwiſchen uns, redet mir nichts Unebenes von meiner Geſchwiſter Kind. Sie macht Putz, das iſt wahr, aber darum iſt ſie die ſauberſte Perſon von der Welt, und eine Mamſell werd' ich nie in meine Förſterswohnung nehmen, denn Das iſt mein Wille,

daß ſie mir die Wirthſchaft führt, wenn es mit der alten Urſula Marzahn zu Ende geht. Nun, ſagte Sandrart tückiſch — er kann tückiſch ſein! Er hat Geld! — nun, Heunisch, ſagt' er dann, macht denn nur bald, daß Ihr ſie in den Wald hineinnehmt, denn ſie läuft jetzt bei Nacht auf die Bälle und hat's auf zweierlei Tuch abgeſehen. Mein Sohn Heinrich Sandrart, der Sergeant, will ſie heirathen.

Der Eindruck dieſer Erzählung auf Louis ſtieg, ohne daß die Uebrigen ſeine Aufregung bemerkten.

Fränzchen Heunisch, ſag' ich, auf die Bälle? Fränzchen Heunisch zweierlei Tuch? Das iſt nicht wahr, antwort' ich und ſchlage auf den Tiſch, daß er knackt und die Urſula ihr altes Lachen kriegt. Sie iſt närriſch die Urſula und lacht, wenn ſie ſich ängſtigt ...

Pſychologiſch intereſſant! bemerkte Guido Stromer etwas ungeduldig über die breite Art, wie ſich dieſer Förſter eine fürſtliche Audienz faſt nur für ſich ſelbſt nutzbar machte und dabei die Kenntniß von Namen vorausſetzte, die dem Prinzen ja völlig unbekannt ſein mußten ...

Ich habe Beweiſe davon, bemerkte Egon, daß Sandrart grob ſein kann ...

Heunisch wurde bei aller Aufregung neugierig, antwortete aber nur:

Ja, ja, er kann's! Er hat Geld!

Fahrt nur fort, Heunisch! erwiderte Egon und bemerkte nichts von der Spannung seines französischen Freundes.

Mein Saudrart aber ärgert mich mit seiner Ballläuferei und dem zweierlei Tuch so, daß ich mich ganz vergesse und das Fränzchen so lobe, daß die alte Ursula immer noch mehr lacht, aber auch nach Feuer, Wasser, Erde ruft, um sich begraben zu lassen. Ich höre nicht auf ihre Hexerei — sie meint es gut mit mir die Alte — und sage dem Bauer, was ich von Fränzchen Heunisch denke und was sie mir werden soll, die Stütze und die Pflege meiner alten Tage. Da sagt' er denn, sein Sohn, der Sergeant, der Herr Sergeant — der Alte trägt den Kopf höher als der Junge die neuen silbernen Litzen — der wolle das Fränzchen heirathen und er sollte eigentlich bei mir um sie anhalten und ich ihr befehlen, daß sie ihn nimmt. Allein aber — Durchlaucht; das war Alles Hohn! Der Alte denkt nicht daran, daß sein Sohn, der Sergeant, so eine Partie macht . . .

Aber das Mädchen, die Franziska? fragte Egon und stieß dem Pfarrer, der sich inzwischen in gelassener Geduld die Omelette schmecken ließ, Bewunderung über seine Leutseligkeit ein, während Louis Ar-

mand mit dem lebendigſten Intereſſe jedes Wort aus des Jägers Mund aufgriff und ſeine ihm ſchmerzlichen Mittheilungen mehr errieth als verſtand.

Egon's Frage elektriſirte ihn.

Ja, Das iſt's ja, ſagte Heunisch. Die Fränz will ja den Sergeanten gar nicht. Ich mache mich stantà pè gleich auf den Weg und hierher — und ſehe die Beſcherung. Da krieg' ich einen ſchönen Spaß zu hören. Meine Fränz läuft wirklich auf die Bälle und hält's mit einem alten Franzoſen, der ſie beſucht ... ja, ja, ſollte man's denken, einem ſo jungen blutjungen Ding läuft ein alter Franzoſe nach, von dem ſie vorgibt, franzöſiſche Lectionen zu nehmen ... Auch Das ſagte mir der alte Sandrart ſchon im Walde und da ſagt' ich ſchon, ich wollte doch hier einmal ſehen, wieviel Vokabeln die Mamſell von dem Franzoſen ſchon gelernt hat ... Donnerwetter! ... Vergeben Sie, Herr ...

Dieſe höfliche Milderung ſeines Zornes und erſchrockene Rückſichtnahme war an Louis gerichtet, der unruhig und bewegt genug die vielen bedauerlichen Nachrichten über ein junges Mädchen gehört hatte, das ihm ſeines beſcheidenen und lieblichen Weſens wegen ſo theuer geworden war. Seitdem er ihr Siegbert's Ueberſetzung ſeines Gedichtes geſchickt, hatte er

nichts mehr von ihr vernommen. Und nun diese Entdeckungen über Soldaten, alte Franzosen, Bälle, Heirathen, Vokabeln! Es brannte ihm der Boden unter den Füßen. Er hätte aufspringen und fortstürzen mögen und nur mit Mühe und dem Glauben, er selbst würde wol jener Franzose sein, bezwang er sich zu der Antwort auf Hennisch's an ihn gerichtete Rede:

Wenn die Tochter Ihrer Schwester französisch lernt, so ist es wol nur die Eifersucht des jungen Sergeanten, die in dem Lehrer gleich einen Liebhaber vermuthet.

Das dacht' ich auch, fiel Hennisch seinen Zorn über das Französischlernen aus Rücksicht auf Louis Armand's gebrochenes Deutsch mildernd ein, und sagte dann der Ursula Lebewohl. Ist sie noch zu retten, bring' ich sie mit, du wirst alt, du mußt eine Stütze haben. Es war der Ursula recht. Verbrennen und ertrinken, sagte sie, kann man überall. Gut! Läuft sie nicht auf die Bälle, so kann der Sergeant, wenn er ausgedient hat, hier um sie anhalten, als: in meinem Wald. So bin ich hergekommen, und da ich doch einmal da war und ich hörte, Durchlaucht sind durch Gottes Schutz am Leben erhalten, so hab' ich's gewagt, auch bei Ew. Durchlaucht anzuklopfen und nun fahr' ich morgen in aller Frühe in Gottes Namen wieder heim. Das ist's! Und das war's! Und

Die erſte Wohnung, welche den Vorſteher der Götzenmanufactur von Baro aufgenommen hatte, daſſelbe alte Gefängniß, dem Hali-Jong durch die fruchtloſen Bemühungen des Schamanen auf einen kurzen Zeitraum entzogen worden, öffnete ſich jetzt wieder dieſem unglücklichen Opfer des Fanatismus. Gyllusya konnte durch nichts vermocht werden, eine beſſere Lage zu ſuchen; ja ſelbſt die Drohungen der Prieſter, deren Geſetz dem Frauenzimmer im Kloſter den Aufenthalt über Nacht verbietet, hielten ſie nicht zurück, mit ihrem Vater das Gefängniß zu theilen. Sie ſah ein, wie wohlthätig der Trübſinn Hali-Jong's auf ihn wirkte, weil er durch ihn verhindert wurde, das Mißliche ſeiner Zukunft zu fürchten. Sie wußte aber auch, daß dieſer ſchlummernde Zuſtand des alten Mannes ihn ſogleich verlaſſen würde, wenn er außer dem Kreiſe einer kurzen Gewöhnung verſetzt werden ſollte, wenn ſie aufhörte, ſeine tägliche Umgebung auszumachen. Die Unglückliche! In welche Welt war ſie getreten. Sie war nicht nur in ihren Erwartungen, ſondern ſelbſt in ihren Ahnungen getäuſcht worden. Das Schickſal ihres Vaters hatte eine Wendung genommen, welche ihr niemals erklärlich geſchienen hätte. Die Aufopferung des Schamanen fruchtete nichts. Ihre Liebe zu Maha Guru ſtand auf der Gränze zwiſchen einer religiöſen Tugend und einem Verbrechen. Sie fühlte nur zu gut, daß die Wünſche ihres Herzens ſie auf die letzte Seite zogen.

Die hölzerne Götterwelt, welche Hali-Jong um ſich her gezaubert hatte, belebte ſeine Phantaſie mit den ſeltſamſten Illuſionen. Dieſe Heiligen ſchienen ihm oft im Vollgenuß ihrer Göttlichkeit zu leben, ſie ſprachen mit ihm und dankten ihm für die Mühe, die er ſich gäbe, um ihnen anſtändige

nun Adieu, Durchlaucht, und kommen Sie bald einmal ſechsſpännig nach Hohenberg, daß man ein paar Büchſen in die Luft knallen und wieder ordentlichen Staat mit ſeiner Herrſchaft machen kann.

Damit wollte Heunisch gehen. Aber Egon hielt ihn feſt und ſagte:

Ja! So wollt Ihr fort? Mit der beſten Spannung unſerer Neugier? Das geht nicht! Erſt meldet uns von Fränzchen und vom Sergeanten!

Guido Stromer ſeufzte hier etwas überlaut. Da er aber die rege Geſchäftigkeit der Bedienung bemerkte und einen dritten Gang ahnte, ſtillte er ſeine Ungeduld. Wandſtabler, der Haushofmeiſter, eröffnete in der That noch einen dritten Frühſtücksakt, der zwar nur in einer Scene, aus einem Deſſert von Obſt beſtand, allein die Vaſen und durchbrochenen Porzellankörbe, in denen die Birnen, Nüſſe, Weintrauben, maleriſch geordnet, dargereicht wurden, feſſelten doch ſeine Neugier. Er glaubte vielleicht auf Spuren von Entbehrung zu ſtoßen, er hätte ſich ſagen müſſen, daß ein Frühſtück von kalten Rebhühnern, einer Omelette aux confitures, Obſt und etwas Schweizerkäſe mit Madeira mit den Frühſtücken der Madame Schlurck ſich nicht vergleichen ließ, allein die Art des Servirens hatte doch etwas für ihn höchſt Imponantes. Der Haushofmei-

ſter, der jede Abwechſelung gleichſam wie ein Herold mit geräuſchvoll ſtummem Blicke ankündigte, die beiden Bedienten, die ſeine bedeutſamen Winke und angedeutlichten Befehle mit ſtiller Sicherheit ausführten, das Silberzeug, das Porzellan, die Malerei der Teller, das Wappen, die weißen wollenen Handſchuhe der Bedienten, die Art des Einſchenkens, hinterwärts, unverſehens, das Alles erfüllte ſeine Phantaſie mit angenehmer Behaglichkeit und hob ſeinen, die Pleſſener Pfarreriſtenz wie eine Feſſel abſtreifenden idealen Sinn um ſo mehr, als er bei der Liebenswürdigkeit, die Egon zeigte, hoffen durfte, mit einem Anliegen, das ihm auf dem Herzen lag, keine Fehlbitte zu thun.

Egon, dem das Arrangement des Frühſtücks, deſſen eigentliche Seele, Dorette Wandſtabler, hinter den Couliſſen waltete, ein eigenthümliches Intereſſe bot — war es doch die erſte Benutzung ſeiner eignen Situation, das erſte Feſthalten ſeiner neuen heimatlichen Exiſtenz! — Egon ermunterte Hennifchen, nun auch noch den Reſt zu ſagen.

Der iſt ganz kurz, antwortete Hennifch. Ich komme an, höre und ſehe, daß mein Franzchen die Unſchuld iſt wie ſonſt. Mit dem Ball und dem alten Franzoſen hat's freilich eine kurioſe Urſache, aber ſie will ihm den Abſchied geben. Und den Heinrich

Sandrart mag ſie wirklich nicht, obgleich den ſtattlichen, braven Jungen zu ſehen eine Freude iſt. Was ſie auf dem Herzen hat, weiß ich nicht. Sie weint und in den Wald bei Hohenberg will ſie auch nicht. Da hab' ich ihr geſagt: Kannſt du's nicht, ſo laß es: wer weiß, ob die alte Urſula nicht einmal ein brennend Scheit Holz nimmt und zu guter Letzt mein Dach illuminirt und dann verbrennen wir Alle im ſtillen Wald und das letzte Wild rennt mit hinein in's Feuer, oder wir löſchen auch ohnedem wie die Lichtlein aus ... Da wollte ſie dann mitgehen. Aber wie ſie mir zuviel weinte, mocht' ich's nicht und ſo gehe ich morgen in der Frühe allein. Nun aber ... Gott erhalt' Ew. Durchlaucht! Adjes, Herr Franzoſe! Nichts für ungut wegen der Vokabeln! Adjes, Herr Pfarrer! Kommen Sie bald nach, ſonſt ſchließen Ihnen die Bauern die Kantel zu und machen den Ackermann zum Pfarrer. Wer Den ſieht, denkt gleich, der muß auch gut predigen können ...

Wäre Heunisch, der die ſchärfſten Sinne für die Thiere, aber nicht die geringſte Kenntniß der Menſchen hatte, ein beſſerer Beobachter geweſen, ſo hätte er ſehen müſſen, daß der junge Franzoſe in einer auffallenden Erregung mit ihm zugleich aufſtand. Louis

mußte sich gewaltsam beherrschen, nicht loszubrechen und dem Oheim des jungen Mädchens zu gestehen, daß er Franziska Heunisch als ein gutes, ihren Pflichten treuergebenes, engelreines Kind hätte kennen lernen. So aber brach Heunisch rasch ab und ließ ihn in der aufgeregtesten Spannung zurück. Da Stromer Miene machte, sein Alleinsein mit Egon nun gründlich zu seinem Besten auszubeuten, so zog sich Louis Armand in aller Stille zurück, um sich zum Ausgehen anzukleiden. Es hielt ihn nun nicht länger, er mußte seine alte Wohnung, den Tischler Märtens, seinen eigenen Wirkungskreis und Franziska Heunisch wiedersehen.

Die Bedienten trugen das Frühstück ab. Wandstabler erwartete fernere Befehle und entfernte sich, als er diese nicht empfing, mit der letzten Serviette unterm Arm, gerührt, fast dankend emporblickend.

Egon war durch einige Tropfen des starken Weines, den er versucht hatte, angeregt und ermüdete nicht, nun auf Guido Stromer und die etwas umständliche Art, wie sich dieser Mann in Scene setzte, einzugehen, ja selbst noch zu wagen, den Gerichtsdirektor von Zeisel zu sprechen, falls dieser sich noch sollte anmelden lassen.

Guido Stromer, gesättigt, vom Weine mächtig

gehoben, mit rollenden blitzenden Augen, entfesselt wie ein alter Bursch, der mit seinen Universitätsgenossen nach zwanzig Jahren sich zu einer Reminiscenz eines Commerschens vereinigt, brannte vor Verlangen, mit dem Anliegen, das ihn hergeführt hatte, nun hervorzutreten.

## Viertes Capitel.

### Der Luxus des Geistes.

Sie sind schon länger hier? fragte Egon, als der gute Hennisch gegangen war und beide Zurückgebliebenen an einem Fenster Platz genommen hatten.

Durchlaucht, begann Guido Stromer mit einiger Feierlichkeit und den letzten Wohlgeschmack des Gaumens mit der Zunge überstreifend, Durchlaucht, ich gestehe, daß die Veranlassung meiner Reise mit der Anhänglichkeit, die ich an Sie, Ihr Haus, Ihre edle Mutter haben sollte, in keinem vollkommenen Einklang zu stehen scheint.

Sie sind wahr, wie Hennisch! sagte Egon. Das freut mich, Herr Pfarrer!

Ich sehe da das Bild der theuren Frau! Ihre herrliche Mutter! fuhr Stromer fort. Mag sie mir vergeben, wenn ich dem Sohne, den ich nun so stattlich, so geistesreif, so anschauungsklar vor mir erblicke,

wie ich es vor einer Reihe von Jahren schon aus des Knaben Briefen ahnte, die alte Treue nicht halte und vor ihm nicht im günstigen Lichte der Dankbarkeit erscheine.

Sie wollen sich doch nicht verändern, Herr Pfarrer? sagte Egen, der nun plötzlich mitten in seine kleinen Regierungssorgen eintrat. Aber freilich, wer verdenkt Ihnen Das? Sie haben Ansprüche auf eine bessere Pfarre. Sie sind übergangen, vielleicht zurückgesetzt worden. Sie werden nicht erleben, daß ich Ihnen zürne, wenn Sie Ihre Lage verbessern können . .

Durchlaucht sprechen Das, was ich auf dem Herzen habe, nur zum Theil aus, antwortete Stromer. Ich will von meiner bisherigen Stellung nicht ganz ausscheiden. Ich will mir den sichern Rückzug auf ein festbegründetes Leben nicht ganz abschneiden. Ich habe ein Weib. Ich habe fünf Kinder. Allein . . .

Was möchten Sie?

Wenn Ew. Durchlaucht die Gnade hätten zu gestatten, daß ich meine Pfarre von einem Verweser besorgen lasse, einem jungen, erprobten Candidaten, den ich schon gefunden habe . . .

Und Sie selbst?

Ich selbst, Durchlaucht, kann einem weiterfahrenden Denker wie Sie wol aufrichtig eingestehen, ich selbst

bin in einer eigenthümlichen Krisis befangen. Ich möchte, staunen Sie nicht, ich möchte noch einmal den Versuch wagen, dem Leben eine andre Seite abzugewinnen, als sie sich mir bisher in meinem Wirken am Fuße des Schlosses Hohenberg darbot ...

Sie wollten ...

Ich bin ein Geistlicher, der ...

Stremer stockte. Egon half ihm nach mit den Worten:

Ein Geistlicher von einer sehr strengen Auffassung des Christenthums. Ich weiß Das. Meine gute Mutter schenkte Ihnen ihr ganzes Vertrauen ...

Ich war so glücklich, in meiner früheren Seelenstimmung mit der edlen Verklärten auf einen Ton zu erklingen. Wir ergänzten uns. Wir genügten uns gegenseitig ...

Es war eine Seelenfreundschaft; ich weiß es ...

Die reinste und edelste von der Welt! Diesen Bund schloß die himmlische Liebe.

Und Sie sind mir darum doppelt werth, Herr Pfarrer. Soll ich Sie wirklich missen?

Ein Geständniß, Durchlaucht! Ich finde, daß ich zu früh abgeschlossen habe. Ich stehe im Anfange meiner vierziger Lebensjahre und bin in einen so nagenden Zweifel über meine bisherigen Auffassungen

der Welt und der göttlichen Ordnung gerathen, daß ich der unglücklichste Mensch sein würde, sollt' ich auf meiner Pfarre in der Ergebung in mein früheres Denken und Glauben zu Grunde gehen.

Doch kein Apostat?

Kein Apostat, Durchlaucht! Ich stehe noch immer auf meinen bessern alten Standpunkten und glaube, daß dieses Leben eine Vorbereitung himmlischer Freuden oder ewiger Verdammniß ist. Christus ist noch mein Mittler. Aber ich fühle, daß ich nicht durch den rechten Zweifel zum Glauben gekommen bin. Ich fühle, daß ich zu rasch überwand. Den Feind umging ich, ich bekämpfte ihn nicht. Ich fand das gläubige Gemüth Ihrer verklärten Mutter. Die edle Frau war glücklich in den Anschauungen, die ihr als die letzten, die besten, die dauerndsten nach vielen Irrthümern und Gaukelbildern der Phantasie und des Herzens geblieben waren. Ich nahm diese Anschauungen ungeprüft an, weil sie für eine vortreffliche Frau von unumstößlicher Wahrheit waren. Ich war glücklich, mit einer reinen Seele mich auf einen Accord stimmen zu können, und glaubte rein zu klingen, weil ich wie sie klang. Sie starb und die gleichgestimmte Terz fehlt nun. Die Harmonie ist hin und ich bin nicht glücklich.

Guido Stromer ſprach dieſe Worte nicht ohne Bewegung und Egon hörte ſie voller Theilnahme. Er hatte in der Schweiz Gelegenheit genug gehabt, zu ſehen, wie frömmelnde Richtungen ſich oft weltlich entpuppten, hatte Raſſlard's charakterloſe Metamorphoſen erlebt und hier zeigte ſich eine Umwandlung, die eine wirklich reine, eine geiſtige ſchien. Stromer's Auge blitzte; es lag ein zehrendes Feuer in den Blicken, die ſeine Worte begleiteten. Es war unfehlbar doch ein Denker, der mit ihm redete.

Mein Herr Pfarrer, ſagte Egon, wenn Sie es vor Ihrer Familie verantworten können und einen geſchickten, würdigen Erſatz aufzuweiſen haben, ſo würde es ſehr eigenſinnig von mir ſein, in Ihre innere Entwickelung eingreifen zu wollen. Ich wünſche, daß Sie recht zur Klarheit über ſich ſelbſt kommen mögen, wenn Ihnen nicht dieſer Wunſch im Munde eines jüngeren Mannes vorlaut ſcheinen ſollte.

Durchlaucht ſind ſehr gnädig, ſagte Stromer, ſichtbar erleichtert von der freundlichen Aufnahme ſeiner Wünſche bei dem neuen Kirchenpatrone, vor dem er, in Erinnerung alter Irrungen, Beklommenheit genug gefühlt hatte . . .

Sie werden alſo in der Reſidenz bleiben wollen? fragte Egon.

Kleider zu verſchaffen. Hali-Jong ſprang dann auf und verbeugte ſich tief, unaufhörlich die Dankſagungen zurückweiſend und ſich auf ſeine Pflicht und Schuldigkeit berufend. Zuweilen ſchien es ihm auch in Folge einer merkwürdigen Verwechſelung, daß das Schnitzmeſſer nicht in ſeiner Hand läge, ſondern daß der halbvollendete Gott im Gegentheil ihn zwiſchen den Beinen halte und ihn aus dem Groben herausſchneide. Dann pflegte er zu Gyllusva's großem Entſetzen zu rufen: „Jeder Schnitt eine Stufe höher auf den Berg des Himmels! Was fährt mir da unter die Arme? Coli legt den Finger in meine Seite und ſpricht den Zauberſegen über mein Gedeihen. Was hab' ich mir ein Pferd gekauft? Ein Thor, der dafür hundert Schafe ausgab und jetzt an den Füßen geſchnitten wird, daß er wie eine Wolke über alle Berge fliegen kann! Hinein, ihr kunſtreichen Dewtas, mit euren lebenſchaffenden Meſſern, hinein in die Haut eines alten Eſels, die von euch geritzt bald ihre Furchen ausglätten wird und jugendlich, götterkräftig, frühlinggeboren die alten Runzeln Lügen ſtraft! Die Oberſchenkel nicht zu dünn, mein großer Schöpfer, damit ich in deinem Himmel meine Schritte länger nehmen kann! Die Haare auf dem Scheitel nicht zu ſtolz, damit ich nicht am Giebel der hohen Pforte einen Schaden ſtifte! Ach, welch ein Glück, unter der warmen Hand eines Gottes von den Feſſeln der irdiſchen Materie erlöſt zu werden!" Konnte Hali-Jong bei dieſen großartigen Täuſchungen ſich nicht einmal mit ſich ſelbſt verwechſeln? Wer hemmte das Eiſen, wen es ſtatt in die Faſern eines werdenden Götzen in ſeine eigene Bruſt fuhr? Ja, konnt' er im Uebergenuß ſeines Entzückens nicht plötzlich aus ſeiner Haut herausfahren und todt in Gyllusva's Arme zurückſinken?

Sie selbst haben sich in der Welt getummelt. Sie kennen das Leben vielleicht mehr als ich ... sagte Stromer verlegen.

Sie wollen beobachten? Oder ziehen Sie vor zu reisen?

Zu einer Reise fehlen die Mittel ... Ich werde ohnehin schon Mühe haben, eine doppelte Existenz zu bestreiten. Ich denke also hier zu bleiben. Manches Haus hat sich mir bereits erschlossen. Manche bedeutende und einflußreiche Persönlichkeit ist mir zuvorkommend schon entgegengetreten. Ich habe mit Erstaunen bemerkt, daß die Erscheinung eines Menschen, der nur lernen, nur auffassen, richtig beurtheilen will, etwas Neues in der Gesellschaft ist.

Wenigstens Der, sagte Egon, der eine solche Absicht von sich offen eingesteht.

Die Menschen finden es sonderbar, fuhr Stromer ermuthigter fort, daß man nicht mit ihnen streitet und darum doch nicht ganz ihrer Ansicht ist. Ich finde, daß die Sucht, Alles in Parteien zu zerklüften, uns den Kern der Dinge raubt und nur die Schale läßt. Sie bewundern zuviel, sagte man mir schon. Sie geben jedem Irrthum eine zu gefällige Entschuldigung! O welche Unduldsamkeit! Der Geist wirft durch das Prisma des Lebens alle Farben des Regenbogens.

Wie kann ich eine Miſchung der Strahlen über die andre ſetzen?

Guido Stromer ſprach dieſe Worte mit einer gewiſſen ſchmiegſamen Grazie.

Da können Sie ja der Verkünder eines neuen Evangeliums werden, ſagte Egon lächelnd und theilnehmend. Das alte, auch das chriſtliche, iſt ſehr excluſiv.

Doch nicht! ſagte Guido Stromer. Auch die Chriſtuslehre will keine objective Wahrheit. Sie will nur eine perſönliche Wahrheit. Warum iſt der Herr für uns geſtorben? Warum ſollen im Leib ſeines Lebens und Blut ſeines Todes unſre Herzen leben? Der allmächtige Zauber der ergriffenen Perſönlichkeit, heißt Das, iſt die Gewalt, die ſelig macht; der todte Buchſtabe, die objectiv ſein wollende Wahrheit iſt es nicht.

O Das iſt ja herrlich, Herr Pfarrer! rief Egon in ſeiner nach allen Seiten hin heute ſo glücklichen Anregung und dabei immer geſpannt das Bild im Auge behaltend, auch manchmal wie auf Helene d'Azimont's Nähe lauſchend. Predigen Sie doch ja hier überall dieſe Lehre! Sie thut der ganzen Welt ſo noth, daß ich gern ertrage, wenn Sie ſie noch einige Zeit den Bewohnern von Pleſſen vorenthalten! Wie lange wollen Sie, daß ein Vikar dort für Sie eintritt?

Geſtatten Sie mir ein Jahr, Durchlaucht! ſagte Stromer beſtimmt.

Sprechen Sie mit dem Juſtizdirektor darüber! Haben Sie ſchon Ihren Erſatzmann?

Propſt Geldſattel, in dem ich einen Freund und Förderer gefunden habe, wird mir einige Vorſchläge machen. Ein gewiſſer Oleander, ein ſanftes, dichteriſches Gemüth, von Rechtgläubigkeit und nicht unerfahren im Schulfach, möglicher Schwiegerſohn des Propſtes, gefiel mir . . .

Gut! Aber Ihre Familie? Wäre es nicht beſſer, wenn Ihnen dieſe . . .

Nachzöge? meinte Stromer gedehnt. Ich kann es nicht wünſchen. Ich habe mir eine nicht geringe Aufgabe geſtellt und gerade Das, was ſie allein löſen kann, iſt die Freiheit meiner Perſon. Es mag Manchem bedenklich erſcheinen, wie ich ſo Weib und Kind von mir gleichſam abſchüttele, aber ich werde ſpäter, wenn ich mein Ziel erreicht habe, ſie um ſo inniger an ein ſtärker gewordenes Herz ziehen.

Egon nahm keinen Anſtand ſeinen Beifall zu geben, geſtattete ohne Weiteres, jenen Oleander zu wählen und ſagte nur noch:

Und dieſes Ziel? Welches iſt es, Herr Pfarrer?

Stromer gerieth in einige Verlegenheit. Er ſchien

mehr gesagt zu haben, als er wollte. Egon nahm daher Veranlassung, sich noch lebhafter in seine Gedankenreihe zu versetzen und äußerte rasch:

Fast merk' ich etwas. Sie werden vielleicht weder nach Plessen, noch je überhaupt auf eine Kanzel zurückkehren wollen? Sie suchen einen ganz neuen, eigenthümlichen Lebensweg. Nicht wahr?

Durchlaucht, daß ich es offen gestehe, fuhr Stromer, nun ganz mit der Sprache herausgehend, fort. Ich kann mich in dieser doppelten Existenz nicht behaupten, wenn ich nicht an eine neue Erwerbsquelle denke. Meine Art zu urtheilen fiel in einigen Salons auf und Propst Gelbsattel war es vorzugsweise, der mich ermuntert hat, die Feder zu ergreifen. Ich werde schreiben ...

Ah! Das war für Egon eine ganz neue Perspective. Er hatte also einen werdenden Autor vor sich! In diesem Augenblick verstand er Guido Stromer's Weise, seine Sprechart, sein Aeußeres, seine hohe Stirn, seine zurückgestrichenen Haare, die weit geöffneten Augen, dieses eigenthümliche Etwas, das über des Mannes ganzer Erscheinung lag. Und weit entfernt, ihn wegen dieses Geständnisses für geringer zu achten, schenkte er seinem Besuch eine im Gegentheil sich steigernde Hochachtung. Nur eine Art be-

klemmener Scheu kam jetzt doch über den jungen Fürsten, eine gewisse Verlegenheit, ja wenn er ganz aufrichtig sagen wollte, was ihm geschah, so mußte er eingestehen, ein gewisses Mistrauen regte sich in ihm, und ein wenig auf dem Stuhle rückend, gleichsam als wollte er abbrechen, sagte er:

Und nach welchem Gesichtspunkte denken Sie zu wirken?

Die Gährung des Geistes, sagte Stromer, diese nur so hingeworfene Frage festhaltend, kündigt sich nach allen Richtungen an. Kein Feld des menschlichen Wissens, wo nicht ein alter Glaube neuer Prüfung unterworfen ist. Das religiose, mir verwandteste Gebiet ist mit der Weltlichkeit in eine bisher ungeahnte Beziehung getreten. Wie fordern die vielen kirchlichen Regungen nicht selbst die Politik der Staaten heraus, und wie nahe tritt die Religion überhaupt jetzt wieder dem Leben, dem täglichen Zusammenhange unseres Ichs mit dem Nächsten, dem Natürlichsten, was unsere Existenz bedingt! Weit entfernt, darin eine Entweihung des Gottesgedankens zu finden, sollen wir die Möglichkeit eines neuen Triumphes für ihn anerkennen. Alles will neugeboren werden, in einem neuen Lichte wandeln, die Taufe des Geistes empfangen, die Feuertaufe der freien Ueberzeugung. Nun

wohlan! Da mag geirrt, blindlings getastet, das nächste Endliche und Oberflächliche zu schnell als Beantwortung einer tiefen Menschheitsfrage genommen werden; aber es ist doch ein Drang, ein Streben, eine mächtig wirkende Wahrheit des Gemüthes da. Ich sehe hier ein Chaos von Principien, ein wildes, sich bäumendes Trotzen auf seine Endlichkeit, ein Prahlen sogar mit seiner Verzweiflung an der Unmöglichkeit, über die Schranken des Diesseits hinauszublicken; allein selbst im Extrem, selbst in der Caricatur muß ein Denker staunen, wie doch der Sinn der Menschheit an Idealität zugenommen hat. Ich habe hier sogenannte freie Gemeinden besucht, deutschkatholische Zusammenkünfte, ich war unter jungen Philosophen, die etwas wild und zügellos das Nichts ihres Geldbeutels auf das Nichts des großen Alls bezogen, ich stehe staunend und verwundere mich über die Vermessenheit der Ohnmacht, und doch hat dies Sehnen und Schmachten der Creatur nach Freiheit und Erkenntniß einen unendlichen Reiz für mich, einen größeren, als früher mein allzuschroffes Verdammen jeder Richtung, die nicht zu meinem nächsten Ziele führte. Man sagte mir, daß meine Analyse dieser Erscheinungen neu sei und deshalb will ich anfangen zu schreiben, so alt ich schon geworden bin.

Und Ihr eigentliches Princip? fragte drängender Egon, den die Zuversichtlichkeit dieses Tones bei der großen Unsicherheit über Das, was man jetzt für Wahrheit nehmen soll, fast erschreckte.

Ich gestehe fast, sagte Stromer, daß ich gegen diese Forderung eines Principes überhaupt bin. Man soll nicht mehr fragen, was ist Wahrheit? Man soll den Menschen allein nehmen und die Wahrheit individuell nur auf ihn allein beziehen. Gott, diese Fülle der Erscheinungen ist ja so interessant! Wie lieblich ist der Trieb zur Schönheit, wie himmlisch, wie göttlich das Schwelgen in äußerer Form, in der Harmonie der Theile, im Belauschen der Feiermomente der Natur! Andererseits acht' ich, ehr' ich den einsamen Denker, der beim Lampenlichte mit dem grünen Schirm auf dem blöden Auge ein zweiter Faust aus pergamentnen Schriften Erkenntniß sucht. Jede Freude an der Erscheinungswelt, auch wenn sie mich ganz erfüllt, ganz entzückt hat, wie lange dauert sie denn? Da kommen die Humboldt's und zerstören mir alle Märchen der Schöpfungsgeschichte; da lösen die Liebig's alles Feste und Majestätische in Wahn und kleine Täuschung auf, und die Mechanik, ist die vollends nicht ein ungeschlachter Riese, der mit der furchtbaren Keule seiner mathematischen Gesetze Alles zertrümmert und

faß die Erde aus den Angeln ihrer bisherigen Vorstellung über ihre Kräfte gehoben hat? Ja, Durchlaucht, was iß da Wahrheit? Der Menſch iß die einzige Wahrheit, die wir begreifen können; der Menſch in ſeinem Sehnen, Bedürfen, der Menſch in ſeinem Haß und ſeiner Liebe, der Menſch in ſeiner Größe und ſeiner Ohnmacht, und wenn der Schriftſteller jetzt einen Beruf hat, ſo iß es der, die Aeſthetik der Wahrheit zu lehren, d. h. das Fühlen und Empfinden, das Zittern und Jauchzen, das Verzweifeln und das Triumphiren des denkenden Ichs. Aeſthetiſche Weltanſchauung, Durchlaucht, dieſe wird uns zur Vermittelung der Extreme führen. In dieſem Sinne hoff' ich, wenn die Feder mir den Dienſt nicht verſagt, ſegensreich zu wirken.

Egen, der auf Principien katonisch ſtrenge hielt, ja etwas Steifes in ſeinen Ueberzeugungen bewahrte, erſchrak faſt über dieſe vague, flimmernde Erklärung, obgleich er nicht im Stande war, ſogleich die Gefahr zu erkennen, die aus einer zu üppig wuchernden Beweglichkeit des Geiſtes für den Charakter und die Reinheit aller Meinungskämpfe entſtehen konnte. Dennoch ſagte er nicht ohne Ironie:

Da will ich nur nicht wünſchen, Herr Pfarrer, daß Sie der Sultan kommen läßt, Ihnen den Son-

nenorden umhangt und den Auftrag ertheilt, über Mahamed's göttliche Sendung zu ſchreiben!

Guido Stromer war auch ſogleich von der Vorſtellung des Orients, von dem Sonnenorden und den Anſchauungen des weſt-öſtlichen Divans ſo in ſeiner beweglichen Phantaſie geblendet, daß er nichts erwiderte, ſondern die Augen gewaltſam und mächtig aufſchlug, als würde ihm eine neue verlockende Gedankenreihe eröffnet, eine Perſpective in die Gärten von Schiras und Damaskus. Er blickte wie ein von Opium Berauſchter und flüſterte nur:

Sonnenorden? Mahamed's göttliche Sendung?

Alſo Schriftſteller! unterbrach Egen ſein Träumen, das ſich noch im Echo ſeiner langen Rede zu wiegen ſchien. O da wünſch' ich von Herzen Glück! Sieh! Sieh! Wie überraſchend Das iſt! Herr Stromer, laſſen Sie mich bald von ſich hören! Schicken Sie mir das Erſte, was Sie veröffentlichen! Wie begierig bin ich! Wie geſpannt! Beſuchen Sie mich oft und die nähere Einleitung Ihrer Wünſche treffen Sie mit dem Juſtizdirektor!

Dieſe Worte waren denn wohl einer Entlaſſung gleich.

Stromer, faſt erſtaunt, daß der junge Fürſt eine ſolche Mittheilung über ſein künftiges Wirken ſchlich

doch etwas verlegen, ja ängstlich aufnahm, verbeugte sich. Es schien über sein bewegliches Antlitz der Gedanke zu fahren: Der arme junge Mann! Ich hab' ihn in Verlegenheit gesetzt! Ich bin ihm plötzlich zu hoch gewachsen, zu bedeutend überragte ich ihn!

Stromer ging mit vieler Formlichkeit und dankte für die ihm widerfahrene Gnade.

Nicht ohne eine gewisse gemachte Empfindsamkeit warf er, als er schon die Thür in der Hand hatte, noch einen Blick auf die in einer Ecke des Zimmers aufgestellten mehrfachen Bilder der Fürstin Amanda.

Als sich Egon nach Louis umsah, trat dieser ausgerüstet mit Hut und leichtem Stocke herein, um auszugehen.

Es ist gut, sagte er, daß du nicht zugegen warst, lieber Freund. Eben hab' ich mich so albern benommen, daß man von meinen geistigen Kräften bald eine sehr geringe Meinung in Umlauf gesetzt hören wird. Dieser Mann, Geistlicher auf meinen Gütern, erklärt mir eben, daß er die Absicht hätte, die Feder zu ergreifen und unsere Literatur zu bereichern. Und statt dies Geständniß freudig zu begrüßen, statt ihn über die Pläne, die er auszuarbeiten gedenkt, zu befragen, gebehrd' ich mich wie ein Mensch, dessen Weisheit einem Schriftsteller gegenüber zu Ende geht.

Eines Tages saß Hali-Jong wie gewöhnlich auf dem Fußboden, phantasirend über seine Hölzer, die er mit zärtlichen Blicken betrachtete. Er hatte seinen Schöpfungen jetzt wieder eine ganz neue Seite abgewonnen. Er führte in Gedanken eine große Schlacht auf, welche den guten Göttern von den bösen geliefert wurde. Die Waffen, deren sich die Geister bedienten, und die Wunden, die sie damit schlugen, waren wiederum aus seiner Sphäre entnommen und erinnerten an die Dinge, welche in seinem Gedächtnisse doch jetzt so weit zurückgedrängt waren. Aus dem Kampfgeschrei, das er selbst ausführte, ersah man, was in seiner Seele vorging. „Wir haben das große Welt-Ei gelegt," rief er im Ton der guten Götter; „wir haben den zehntausend Elephanten, welche die Erde tragen, ihre Rüssel gegeben und lassen das Mennigkraut wachsen, womit sich die Tugendhaften bemalen. Nennt eure Verdienste, die ihr euch um die große Sylbe Om erworben habt. Ha, ihr schweigt? die Gebirge sind vor euren Mund getreten, daß Niemand eure Worte hört."

Es wurde im Gemache gesprochen. Hali-Jong glaubte, die bösen Geister wollten nicht Ruhe geben, und er fing daher wieder an: „Eure Lästerzungen, mit denen ihr des Nachts auf den Bergen unsre Gläubigen beschwatzt, sind noch nicht verstummt? Was habt ihr an uns auszusetzen? Kennt ihr jene Bücher, in welchen die Lehre von der Symbolik des heiligen Antlitzes der wahren Tradition gemäß behandelt wird? Nimmermehr, denn in euren Gesichtsbildungen liegt der Stempel der Neuerung und der Bosheit. Ihr werft die Oberlippe auf und versteckt eure Unterlippe wie die Schlange ihren Stachel. Eure Nasenlöcher weiten sich auf, wie zwei furchtbare Abgründe, aus denen Pest und Krieg und Un-

Oder vielleicht wie ein geborener Aristokrat! sagte Louis und suchte es trotz seiner Aufregung noch über sich zu gewinnen, den scherzenden Ton beizubehalten. So oft ich mit einem Maler zu einem reichen oder vornehmen Manne kam, merkt' ich immer, daß man die Schaffenden doch ängstlich und befangen behandelt. Ein Maler, der mich hier in meinem kleinen Comptoir besuchte, er heißt Leidenfrost, sagte mir, als ich diese Bemerkung machte: Mein guter Freund, Das geschieht, weil zwischen dem Genie und der Prärogative der Abstand so groß ist, daß die Reichen und Vornehmen ihn meist nur durch Insolenz glauben ausfüllen zu können. Das paßt natürlich auf meinen Freund Egen nicht, wohl aber auf viele Vornehme und vielleicht immer auf das Schicksal der Schriftsteller.

Wenn ich aristokratisch erscheine, sagte Egen, so ist nur mein Freund Louis Armand Schuld. Wer heißt dich denn in fremder Gegenwart mir die lächerlichen Ehren meines Standes anthun, mir Lustre geben, sich zum Schemel meiner Würde machen?

Louis, der eben einen schwarzen Handschuh zuknöpfte, sah den jungen Fürsten mit einem von unten emporblickenden Auge voll Rührung an. Er sagte nichts, aber es lag in seinem fragenden Blick der

ganze Schmerz ausgedrückt, daß dies ſeltene Verhältniß, das der ſonderbarſte Zufall und die Laune eines eigenthümlichen Charakters ſo gefügt hatte, nun wol nicht mehr lange in dieſer Form beſtehen würde.

Louis, ſagte aber Egon gerührt, könnteſt du je an meiner Treue, an meiner ewigen Freundſchaft zweifeln?

Louis ſchwieg und ſah zur Erde.

Du biſt gerettet, ſagte er nach einer Weile, Louiſen's Schatten möge dich ſchützen! Ich bin nun dein Wächter nicht mehr, nicht der Pfleger des jungen Fürſten, den Alle verehren, Manche fürchten und nur Wenige wahrhaft lieben werden. Ich kehre nun zurück zu meinem kleinen Comptoir. Ich bin Louis Armand wieder, der Kunſttiſchler und Vergolder.

Egon drückte ihn gerührt an's Herz.

Mein Bruder! M[illegible] Freund! ſagte der junge Fürſt. Ich danke dir mein Leben! Wenn ich je vergeſſen könnte . . .

Erinnere dich unſerer glücklichen Zeit, ſagte Louis bewegt, und habe nie umſonſt gelebt im Schooße des Volkes! Einige Tage noch und du biſt in die Herrlichkeit deines Standes ſo wieder eingeführt, daß du davon überflutet ſein wirſt. Die Sorge um dein Eigenthum hat dir ein kundiger, braver Mann in Hohenberg abgenommen! Du haſt das Bild, deſſen

Geheimniß dir bald gelöst sein wird! Du hast die feurige Liebe wieder, in deren Umarmungen du die Poesie finden wirst, die eher für dich paßt als einst die Lyoner Idylle unter unsern alten Nußbäumen . . .

Nein, nein, Louis! Ich wollte, ich hätte mich getäuscht und diese Briefe wären von einer fremden Hand geschrieben, nicht von Helenen's.

Wir haben schon gesagt, Freund, unsere Zeit ist nicht darnach, Liebe von sich zu stoßen. Laß sie dein Glück sein, aber auch deine Zierde, dein Stolz, deine Erhebung!

Das kann sie nicht! sagte Egon düster. Eine solche Liebe, Louis, bleibt egoistisch. Sie klammert sich wie die zärtliche Umarmung der Schlingpflanze an uns an, will erst nur lieben, nur dienen, nur gehorchen und bald ist uns das Mark der Seele, das Wachsthum unserer Zweige ausgesogen, wir verdorren und sind nur noch der Schatten unserer selbst!

O möge diese Erfahrung nie kommen, mein Egon! sagte Louis besorgt.

Egon schwieg nachdenklich. Dann umarmte er mit stummer Rührung noch einmal den bescheidenen Fremdling, mit dem er schon so viel Frohes und Trübes erlebt hatte und der eben von ihm schied mit dem Gefühle, das er sich wol eingestehen durfte: Ich

habe dich vom Tode gerettet! Wer weiß, ob mir noch länger dein Leben gehören wird.

Egon rief Louis noch nach, ja nicht bei Tisch zu fehlen und durchaus der heutigen Fahrt nach Solitude sich anzuschließen.

Ich muß noch einen Arm haben, sagte er, der mich stützt, einen Fuß, der mit mir geht, einen Kopf, der für mich denkt, Louis! Glaube mir, es wird mir Alles schwer und ich denke, ich bedarf deiner wol für den ganzen Weg meines Lebens!

Darunter würd' ich selbst leiden! antwortete Louis künstlich lachelnd und suchte die schmerzliche Stimmung durch Scherz zu erleichtern. Du siehst, daß ich auch meine Wege habe und recht geheime, was du später hören sollst. Leb' wohl! Du bist erschöpft. Nimm keine Besuche mehr an! Ruhe dich auf diesen weichen Ottomanen des Nebenzimmers aus und träume!

Ich will es versuchen, sagte Egon, als Louis schon die Thür in der Hand hatte. Ich sah an diesem Guido Stromer, daß man des Geistes zuviel in sich fühlen kann; ich habe das Bedürfniß, jetzt arm daran zu sein. Ich will nicht denken. Ich will vegetiren. Mein Zustand erfordert es.

Eine Weile warf sich Egon, als er allein war, nun auf ein weiches, schwellendes Polster.

Er war furchtbar erschöpft.

Stromer's wühlerische, grübelnde, ziellose, weichliche Dialektik hatte ihm vollends die Nerven angegriffen. Er sank in die Polster, halb ohnmächtig ...

Nach einer Weile fiel sein Blick, der erst langsam wieder Kraft gewann, auf das räthselhafte Bild ... er sehnte sich nach Dankmar Wildungen ...

Aber nur flüchtig ... Er stieß mit Gewalt den Reichthum von Eindrücken, der ihn plötzlich überströmte, von sich ...

Das war Alles so überwältigend, so voll, so mächtig! Helene, Dankmar, das wirklich eroberte räthselhafte Bild dort ... das Testament seiner Mutter ...

Er schloß die Augen.

Seine Knabenzeit überschlich ihn. Dies waren die Zimmer, die ihm einst verschlossen waren. Hierher ließ ihn der Vater niemals. Es waren die Zimmer des alten Fürsten, die Teppiche, die Statuen ... wie geschmackvoll, wie weich, wie sanft, die Seele einlullend, den Sinnen sich einschmeichelnd!

Seine fürstliche Geburt hatte er noch wenig empfunden. In Hohenberg herrschte kein Luxus und vor den Entbehrungen in Lyon und Paris kannte er nur die bescheidene Bequemlichkeit des Pensionats in Genf.

Nur das mit Helenen verlebte Jahr hatte ihn ver-

wöhnt und weichlich gemacht und vorbereitet, dies Palais seines Vaters doch schon zu finden ...

Aber es hielt ihn nicht lange in dieser ausgestreckten Lage auf den Polstern, den Blick so auf die Bilder und die Blumen gewandt, die ihm der Aufseher des Gartens, um sich zu empfehlen, in die Zimmer zur Feier der Genesung gestellt hatte.

Er betrachtete die Züge seiner Mutter und wollte eben auf das Pastellgemälde nun zuschreiten, als ihm das Billet Helenen's zur Erde fiel. Da erschrak er. Er fühlte, daß er ihr in das Hotel, wo sie wohnte, jetzt endlich ein Wort des Grußes schicken mußte. Er öffnete, rasch sich ermannend, einen sauber ausgelegten Schrank, zog eine practicable Schreibplatte hervor und warf rasch die Anrede hin:

„Meine gute, liebe Helene!"

In diesem Augenblicke wurde ihm aber der Justizdirektor von Zeisel gemeldet ... und der Referendarius ...

Er sagte, die zweite Meldung überhörend:

Ein Andermal!

Dann sich besinnend:

Morgen!

Wie der Bediente ging, dachte er, daß doch sein erster Beamter die nächsten Ansprüche an ihn hatte und rief:

Ich bitte Herrn von Zeisel heute die Suppe bei mir zu essen, um zwei, weil ich ausfahren muß! Jetzt nicht! Fort! Fort!

Der Bediente meldete aber noch den zweiten Besuch durch die überreichte Visitenkarte.

Herr Referendarius Dankmar Wildungen! sagte er.

Eine Karte gab den vollen und richtigen Namen.

Da sprang denn Egon freilich von seinem Sessel empor, stieß das Papier rasch in die Schublade des Schreibtisches und ging mit dem Rufe: Das ist etwas Anderes! O! Endlich! Endlich! ... freudig erregt beiden Angemeldeten entgegen.

# Fünftes Capitel.

## Verſtändigungen.

In dieſen ſechs Wochen hatte Tankmar Wildungen nur der geſetzlichen Einleitung ſeines großen Unternehmens gelebt.

Die gewaltſame Unterſuchung ſeiner Wohnung erzeugte einen gerichtlichen Schriftwechſel, deſſen Folge allerdings die Auslieferung der Papiere ſein mußte, die ſich Tankmar erlaubt hatte, aus dem von ihm entdeckten Archive im Tempelhauſe von Angerode ſich anzueignen. Doch gab er ſie gern hin, nachdem er und Siegbert Tage und Nächte damit zugebracht hatten, Abſchriften zu nehmen und dieſe gerichtlich beglaubigen zu laſſen.

Die Angelegenheit wegen des Bildes konnte er nicht weiter verfolgen. Siegbert hütete ſich wohl, ihm zu entdecken, daß er in der Rückwand deſſelben Schriften geſehen, die Bezug auf ihre eigenen Anverwandten

hatten. Er fürchtete, das leicht erregte Gemüth des Bruders nur zu neuen Unternehmungen, deren Ende und Gefahr nicht abzusehen war, zu entflammen, und besprach sich mit Rudhard, dem die Verwickelung seiner ihm in dieser Sache noch kurz vorher möglich geschienenen Mission außerordentlich schmerzhaft war, ein anderes Auskunftsmittel zu finden, das den Verdacht des Prinzen über die stattgefundene Unterschlagung ablenken sollte ... Denn dann waren sie einig, daß eine verwegene, böse Handlung hier im Spiele war, eine Intrigue, die sie Alle getäuscht hatte. Als Schlurck die Bilder ablieferte, wußten sie es mit Louis Armand's Beihulfe während der Krankheit des Prinzen dahin zu bringen, daß Egon, im Fall er das Geheimniß der Oeffnung des Medaillons entdeckte, sich nicht ganz getäuscht fühlen konnte. Alle diese Unternehmungen aber schwanden vor der Größe der Aufgabe, die sich Dankmar dadurch stellte, daß er gleichsam dem Staate und der am meisten bei der Johannitererbschaft betheiligten Kirche den Fehdehandschuh hinwarf und für die einzige freie Persönlichkeit einer Familie eine Ueberlieferung der Jahrhunderte in Anspruch nahm. Verjährt konnten seine Ansprüche nicht genannt werden. Denn der Staat hatte durch Proteste, die sich von Menschenalter zu Menschenalter wiederholten, diese Entscheidung

als eine offene aufrecht erhalten. Er fand keine Narbe, sondern eine Wunde vor. Der Staat, von welchem wir reden, war einer von denen, die sich ohne Umwälzungen in einer ruhigen Entwickelung allmäliger Vergrößerung und leidlich rechtlicher Begriffe gebildet hatten. Hier konnte ein Proceß vom siebzehnten Jahrhundert her noch unentschieden sein, wie Friedrich der Große im Jahre 1740 einen alten Proceß des Dreißigjährigen Krieges aufnahm und Schlesien eroberte. Da aber die Berechtigung des Streites zugestanden war und für die Commune immer nur der Titel des Besitzes gegolten hatte, so war die Mitbewerbung eines Dritten zwar ein unvorhergesehenes, aber völlig begründetes Ereigniß. Es kam nur darauf an, daß die Unparteilichkeit der Richter die Ansprüche der Familie Wildungen auf Grund jener Urkunden anerkannte.

Das Aufsehen, das diese merkwürdige Wendung eines vom großen Publikum bisher nur gleichgültig beobachteten Streites machte, war nicht gering. Einige nur in der Gesellschaft, nur in kleinem künstlerischem Kreise bisher genannte Namen kamen plötzlich in Aller Mund. Jedermann sprach von den beiden Söhnen einer armen Predigerwitwe in Angerode, die in der Lage waren, Besitzer eines, wie dies natürlich sogleich geschah, übertriebenen Vermögens zu werden. Man

glaube heraufschlängeln. Eure Nasenspitze ist von ihren Winkeln so weit entfernt, daß man einer Reise bedarf, um von dem einen in den andern zu kommen. Was sagen wir guten Götter von den Augen der bösen? Liegen sie nicht so tief, als wollten sie sich in euer Gehirn verkriechen? Hat man je solche Augen gesehen, die eher zum Hinterkopfe gehören! Naht euch nicht denen, welche approbirt sind! Schon euer Hauch könnte die Regelmäßigkeit unserer Formen in Unordnung bringen!"

Es waren drei Personen in das Zimmer getreten, in denen die weinende Gyllospa ihre drei übrigen Väter begrüßte, Hali-Jong aber seine Brüder nicht erkannte. Seine Einbildungskraft war im Gegentheil von dem Kampfe der guten und schlechten Formen so sehr ergriffen, daß er in den theuern Ankömmlingen nur für die Vertheidiger der letzten einen Secours sehen wollte. Er wehrte sie mit beiden Händen zurück und überschüttete sie wegen ihrer verbrecherischen Absichten mit entrüsteten Vorwürfen. „Gelobt sei diese Stunde!" rief er, „denn jetzt hab' ich jene Riesen, welche den Berg Simnu unterwühlen, vor mir. Seid ihr gekommen, um die Verhältnisse der von mir entworfenen Gesichtsbildungen zu zerstören? O, ich kenne euch längst! Ihr seid mir Tag und Nacht erschienen und habt meine Sinne durch Gaukeleien blenden wollen, damit ich abweiche von meinen alten Thonknetungen und auf eure neue ruchlose Proportionenlehre schwöre. Ihr waret es, die ihr falsche Modelle in meine Manufactur brachtet und, auf der That ertappt, kaum mit heiler Haut davon kamt. Ich habe das Geheimniß erfunden, die Kunst in Einklang mit der Tradition zu bringen! Sehet her, hier stehen jene Gebilde, welche bestimmt sind, für den Erdkreis einst normal zu werden!"

vergrößerte nicht nur die Summen, um die es ſich handelte, ſondern auch die Rechtsgründe, deren ſchlagende Triftigkeit doch erſt zu erweiſen war. Man nahm Partei, erſt für das Wunderbare in dieſer Sache an ſich und gab Denen unbedingt Recht, denen das hier auf dem Spiele ſtehende Glück gleichſam aus den Wolken in den Schooß fiel. Bald aber zertheilte ſich die erſte günſtige Meinung. Bedenken, Zweifel wurden laut und wo die gründliche Prüfung ſchwieg, ſtellte ſich das verletzte Intereſſe ein. Beſonders war es die ſtädtiſche Kirche, die in Zorn und Eifer gerieth. Hatte ſie ſchon gefürchtet, in die Botmäßigkeit des Staates zu kommen und der patriarchaliſchen Verwaltung ihrer Pfründen und Inſtitute entkleidet zu werden, ſo hatte ſie jetzt nicht nur das ſchöne, noch dazu zeitgemäß ſtutzbare Princip der „Selbſtregierung" zu verlieren, ſondern ſah auch der völligen Einbuße ihrer reicheren Dotation entgegen, wenn die Häuſer, die alten Grundgerechtſame und Zinſe der St.-Johanniterverlaſſenſchaft in die Hände jener Familie kamen. Dem Zorne und Poltern der verletzten Intereſſen folgte, wie dies immer in ſolchem Falle zu geſchehen pflegt, auch bald das Aufſtellen ſcheinbar parteiloſer und doch nur im Intereſſe der Parteien gemodelter Principien. Der Eine verlangte

die Verjährung, der Andere räumte nur dem Staate und nur ihm als Universalerben jedes verjährten Rechtes den Besitz ein. Freimüthige Seelen und solche, die am Neuen und Seltenen Gefallen fanden, stellten dem Staate und der Gemeinde die Persönlichkeit gegenüber und ihr ewiges unverjährliches Recht, fanden in dieser materiellen, handgreiflichen und nur mit Geld und Gut auszudrückenden Verhandlung eine höhere Symbolik und erklärten, diese durch zwei Jahrhunderte herrenlos gebliebene, nur dem Stärkeren anheim gefallene Hinterlassenschaft eines geistlichen Ritterordens wäre ja ein Bild der Verwirrung unserer Zeit überhaupt, die auch so das Unrecht und die Gewalt in den Alleinbesitz der großen Verwaltung des Menschheitideales gebracht, überkommen hätte und sich jetzt entschließen müsse, diesen Alleinbesitz an das ursprüngliche Menschenrecht umsomehr wiederherauszugeben, als die an dem unrechtmäßig erworbenen Eigenthum haftenden Pflichten des heiligen Streites für jenes Ideal, das dem Mittelalter das Land war, wo der Erlöser wandelte, und der neuen Zeit das Ideal eines höhern Tempels der Freiheit und der Glückseligkeit ist, von diesen gewaltthätigen und eigenmächtigen Usurpatoren nur zu sehr hintangesetzt würden.

So ungefähr wurde die erste Nachricht von dem

Proceß der Gebrüder Wildungen aufgenommen; denn eine weitere Parteinahme, als für das erſte, blendende Gerücht, war noch nicht möglich. Erſt vor vierzehn Tagen hatte Dankmar ſeine ſelbſtverfaßte Schrift eingereicht. Aber nicht nur die Kunde der Thatſache ſelbſt, ſondern auch das nicht ungünſtige Vor-Urtheil des Gerichtshofes über die mit großem Verſtande und ſeltner Rechtskenntniß abgefaßte Schrift verbreiteten ſich ſo raſch, daß Dankmar und Siegbert, von dem Andrang der Theilnahme, die ſie ſo plötzlich über ſich hereinbrechen ſahen, faſt erdrückt wurden. Da wollte Jeder Glück wünſchen, Jeder ſtaunen, guten Rath geben und im günſtigen Falle wol auch Theil haben an dem großen Erfolg. Wo die Brüder früher nur durch ihr Talent, ihre liebenswürdige Perſönlichkeit ſich geltend machen konnten, waren ſie jetzt ſo geſucht, ſo geprieſen, daß ſie Noth hatten, ſich vor dem allgemeinen Sturme der Liebe und Freundſchaft nur ſelbſt zu bewahren. Weiſe und ſich ſelbſt beherrſchend, wie dieſe Jünglinge früh erzogen waren, begnügten ſie ſich mit den Beziehungen, von denen ſie ahnten, daß ſie ihnen auch ohne den gehofften Sieg treu bleiben würden, und beſchränkten ſich im Uebrigen faſt noch mehr auf ſich ſelbſt als früher. Sie mußten Dies ſchon darum thun, weil der Proceß bedeutende Geldmittel erforderte, von

denen sie kaum vorausſahen, woher sie ihnen zufließen sollten. Vorläufig glaubten sie bestens das Ihrige zu thun, wenn sie fleißig und redlich arbeiteten, um neben ihrem Unterhalte auch noch die Mittel für ihren Proceß zu erübrigen. Siegbert sah sich in der ihm unangenehmen Lage, nachdem das Bild der Majorin Werdeck sehr gefallen hatte, viel zu portraitiren, und Tankmar, der sich in eine andere Abtheilung des Obergerichts hatte versetzen lassen, arbeitete auf Diäten, schrieb auch unter fingirtem Namen juristische Gerrendien, die nur Erinnerungen seiner eigenen Kenntnisse waren, in Eile geschrieben nichts Neues bringen konnten, aber als gangbare Artikel bezahlt wurden.

Eben erst im Beginn dieser nun neu von ihm angelegten Thätigkeit hatte Tankmar alle seine früheren Verwickelungen mit Personen und fremden Verhältnissen von sich abzustreifen gesucht. Er hatte dem Justizrath Schlurck die von Melanie gewünschte Entschuldigung über das Vorgefallene geschrieben, aber den so heißen Drang, Melanie ganz für sich zu gewinnen, noch wieder mit jener stoischen Selbstüberwindung, die jungen Gemüthern so leicht möglich wird, bezwungen. Er hörte auch, daß sich Melanie mit dem Stallmeister verlobt hatte. Freunde versicherten ihm, daß sie in der Umgegend der Stadt reite, fahre, immer

umgeben von einem Schwarm von Verehrern. Er bekämpfte sein Herz. Der Ernst seines jungen Lebens erfüllte ihn zu sehr und was er immer gesagt hatte, Melanie wäre von den Frauen Eine, die man nur liebe, wenn man sie sähe, bestätigte sich vollkommen an ihm selbst. Er wurde gegen Frauen um so schroffer, als bei der ersten Nachricht von der ihm und seinem Bruder lachenden Möglichkeit einer glänzenden Zukunft sogleich ein ihnen widerliches Drängen bemerkbar wurde, gerade das weibliche Geschlecht in ihre Nähe zu bringen. Von mancher Familie, wo die Absicht zu grell hervorstach, zogen sie sich wie in ihren zartesten Fühlfäden verletzt zurück.

Während sich Siegbert fast ganz und ausschließlich auf sein Atelier, die nähere Beziehung zu dem anregungsreichen Leidenfrost und die ihm plötzlich fast seine zweite Häuslichkeit gewordene Familie der Fürstin Wäsämskoi beschränkte, lebte Tankmar noch zurückgezogener. Der sonst lebensfrohe, überall sichtbare junge Mann war ein Einsiedler geworden. Er las, er studirte mehr denn je. Sein kleines Stübchen bei der Frau Schievelbein, die bescheidene kleine Aula, war jetzt für ihn heimischer und traulicher als die Kaffeehäuser, in denen er früher mehr als in seinen vier Wänden lebte. Stöße von Akten lagen um ihn her.

Bücher las er bis in die ſpäte Nacht. Beſonders hatte er auf Philoſophie und Geſchichte ſein Augenmerk gerichtet. Sogar die Politik, die er früher leidenſchaftlich trieb, war ihm durch ihre Monotonie, die Unfruchtbarkeit der Debatte und die geringe Bedeutung der meiſten elenden, nichtsſagenden Perſönlichkeiten, die ſie in den Vordergrund der Tagesgeſpräche drängte, zum Ekel geworden. Der neue Reichstag ſollte nun abgehalten werden, die Wahlen waren im Sinne des ſchroffſten Gegenſatzes der Parteien ausgefallen und als er auch den Heidekrüger und Deputirten Juſtus eines Tages als eben angekommen und bereits als Mittelpunkt einer „Fraction" angegeben fand, mußte er auflachen, warf die Zeitung weg und beſchloß nur noch ſolche politiſche Schriften zu leſen, die von Köpfen herrührten, die der Menſchheit neue Gedanken brachten. Er las Machiavell, Montesquieu, Hume, die Briefe des Junius, Leibnitz, Herder und vertiefte ſich mit ernſtem Nachdenken in die neueren ſtaatsökonomiſchen und ſocialiſtiſchen Schriften, aus denen er ſich manche Stelle auszog und manchen befruchtenden Gedanken merkte, wenn er auch für die Ideen neuer Geſellſchaftsformen nicht wie Siegbert gewonnen werden konnte und überhaupt fern war aller modernen Geniehaſcherei, aller auf den Uni-

verfinaten und in den Residenzen jetzt grassirenden Titanenhaftigkeit, allem übermäßigen Anpreisen einer neuen Zeit, die erst ihre Neuheit zu beweisen hatte, aller Anbetung eines vagen, leeren, wie Kraft sich gebahrenden Schreiens und Tobens, in Schrift und Sprache, in Prosa und Poesie allem gesuchten und manierirten Treiben, in welchem sich talentlose Menschen wie Fauste gebehrden und noch nicht einmal reif sind, bei einem rechten Faust ein Wagner zu sein.

Eine Tankmarn wahrhaft tröstliche und erquickliche Aussicht war die der ersten Begrüßung des Prinzen Egon von Hohenberg.

Daß sein Gefangener im Thurme von Plessen der Prinz war, unterlag keinem Zweifel mehr, und doch will der Mensch auch das Gewisseste und durch Gründe Erwiesenste zuletzt erst durch ein handgreifliches Erfassen, durch die Berührung der Nägelmale, wie bei jenen Jüngern des Herrn, bestätigt haben. Die Frage: Wie werd' ich den dort so schnell gewonnenen Freund nun wiederfinden? Wie ist er aus dem Thurm entkommen? Wie verschweig' ich ihm alle die Wirren, die sich an das Bild knüpften, das wir gut thun werden, ihm als etwas Unverfängliches und Ueberschätztes darzustellen? Diese Fragen gingen immer wieder in das Ende über: Und wird es wirklich Prinz Egon sein..?

Siegbert war einmal bei Louis Armand im Palais gewesen und hatte ſich einigermaßen mit ihm über das Bild verſtändigt. Sonſt war noch keine weitere nähere Annäherung und Nachfrage erfolgt. Es befremdete ihn faſt, daß Egon nicht ſeiner längſt ſelbſt gedachte und es war wirklich nur Zufall, daß ihm der Förſter Heumiſch, eben von Egon kommend, ſtaunend über ſeinen Irrthum, begegnete und von einer ſo weit vorgeſchrittenen Geneſung des Prinzen, für den er Dankmarn gehalten, unterrichtete, daß er ſich entſchloß, ſogleich zu ihm zu gehen. Er eilte nach einigem Geplauder mit Heumiſch nach Hauſe, kleidete ſich flüchtig ſo, wie er glaubte, einer ſo hochgeſtellten Perſönlichkeit aufwarten zu müſſen und betrat in einer ſonderbaren, aber ihm doch wohlthuenden Erwartung und Spannung das Palais des Prinzen . . Wie er hier die ſtolze Treppe, die Statuen, die bronzenen Candelaber, die Teppiche und Malereien mit dem neben ſeinem Einſpänner einherwandernden Blouſenmann und deſſen Wiederſehen in dem vergitterten kleinen Thurmgemache zu Peſſen verglich, kam ihm eine wahrhaft befremdliche, abenteuerliche, ja durch die ſchon in ihm verklungenen Erinnerungen an jene romantiſche Reiſe elegiſche Stimmung. So ungleichartig der elektriſche Leiter ſeiner Erinnerungen war, auf dieſen ſteinernen

Stufen, wo das Echo ſeiner Schritte an den marmorirten Wänden widerhallte, war's ihm plötzlich, als ſchlüge die Nachtigall in der Mondnacht im Schloßgarten von Hohenberg, als hörte er das Rauſchen des Waldes, den er an Selmar's Seite durchwandert war, und als ſtünde er unter jener Eiche wieder, unter deren gezackten Wipfeln er durch Ackermann veranlaßt wurde, über ein ſchöneres Walten auf dieſer Erde und einen lebendigeren Zuſammenhang der guten und reinen Geiſter zu träumen.

Im Vorzimmer fand er den Juſtizdirektor von Zeiſel, den er vom Thurme her und ſeinem Verhöre ſogleich wieder erkannte.

Die lange hagere zerſtreute Figur entſann ſich ſeiner offenbar nur dunkel, ſtellte ſich aber als kluger Weltmann, den die lange Abgeſchiedenheit und Iſolirung des Landlebens in gewiſſen Höflichkeitsgeſetzen nur noch ängſtlicher und übertriebener gemacht hatte, über Tankmar vollkommen orientirt. Er kam in bänglicher Erwartung. Schlurk war ſeiner früheren Funktionen enthoben, ein neuer Adminiſtrator mit großen Vollmachten hatte das Ruder der Verwaltung ergriffen, die Ausſicht, vom Patrimonialverhältniſſe in die allgemeine Landesgerichtsverwaltung in gleichem Rang, gleicher Beſoldung wie bisher aufgenommen zu wer-

den, verdüsterte sich und er wäre gern in seinem früheren bequemen Verhältnisse geblieben. Mit großer Besorgniß dachte er an die Resultate dieser ersten Begegnung mit dem Sohne des alten Fürsten, der ihn einst hatte schalten und walten lassen wie er wollte. Seine Frau, die bei Schlurk's seine Rückkehr erwartete, hatte ihm Muth zugesprochen. Eine Reihe von Vorstellungen und dienstlichen Nachweisungen war wie an der Schnur in seinem Haupte aufgezogen. Er hoffte, daß der junge Fürst diese Schnur anziehen, er selbst aber sich bei dieser Vorstellung gut behaupten würde, selbst einem so sonderbaren Manne wie Egon gegenüber, von dem man so Vieles zu erzählen, so Unglaubliches zu fabeln wußte!

Brachte den Justizdirektor nun schon Dankmar in Verwirrung und lenkte sein Gedächtniß auf eine Begegnung, die außerhalb der Administrationsgrundsätze über das Fürstenthum Hohenberg und jener Schnur lagen, so mußte er vollends das Gleichgewicht seiner Geltung verlieren, als nach der Meldung beider Namen Egon die Thür aufriß und mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit von der Welt rief:

Ist es denn möglich, mein Großinquisitor und mein Posa, zu gleicher Zeit? Willkommen! Willkommen, Ihr Beide!

Inzwiſchen hatte ſich kurz nach dem Eintritt der Brüder von Neuem die Thüre geöffnet, einige Prieſter im ſchwarzen feſtlichen Aufzuge mit gelben viereckigen Mützen traten ein und näherten ſich dem wahnſinnigen Hali-Jong mit feierlichen Schritten.

Durch die offene Thür ſah man lange Reihen von Mönchen, die ſich weit durch die Gänge zogen und ein Spalier bildeten, das von murmelnden Gebeten wiederhallte. Mit einem Schrei des Entſetzens gewahrte Gyllusya dieſen Anblick; die Brüder fielen zu Boden und ſelbſt Hali-Jong ſchien von der auffallenden Zurüſtung betroffen. Es ſchien, daß jetzt der Augenblick herangekommen, der über Hali-Jong's Schickſal entſcheiden ſollte.

Der erſte unter den hereingetretenen Mönchen wandte ſich an den ihn anſtierenden, auf dem Fußboden ſitzenden Verbrecher. „Ich preiſe mich glücklich," ſagte er, „den Göttern zur Sühne jenen Elenden zuzuführen, der ſie ſo unverzeihlich beleidigt hat. Stehe auf und folge den Dienern der ewigen Gerechtigkeit."

Der Angeredete, welcher von den ihm gemachten Vorwürfen nichts begriff, erhob ſich mechaniſch und folgte den Prieſtern, von Gyllusya und ſeinen Brüdern unterſtützt. Er ſah befremdet auf die langen Reihen, die er paſſiren mußte, lachte über die Verwünſchungen, welche zuweilen ausgeſtoßen wurden und die er für einen andern als ihn beſtimmt hielt. Die Mönche ſchloſſen ſich hinten der Gruppe an und begleiteten ſie über mehrere Gemächer, Höfe und Stiegen, bis zu jenem großen, unterm Dache befindlichen Saale, in welchem Hali-Jong einſt dem grauſamen Gerichte, das über ſeine verfehlten Statuen gehalten wurde, beigewohnt hatte.

Wie der Justizdirektor sah, daß der Prinz dem jungen Manne, der sich Dankmar Wildungen nannte, eine stürmische Umarmung zum Gruße, ihm dann bieder die Hand bot und Dankmar dem freundlichen Empfänger lachend folgte und dabei immer rief: Doch! Doch! Ich glaubte nicht daran! Doch! Doch! ... da schwindelten ihm förmlich alle Sinne und er fragte verlegen:

Durchlaucht haben mich schon gesehen? Wo hätt' ich die Gnade gehabt ...

Gibt es denn soviel Verbrecher in meinem Ländchen, Justizdirektor, rief Egon, daß Sie unter der Menge nicht eine Physiognomie behalten können, die Ihnen den Thurm, aber auch ihre glückliche Befreiung verdankt?

Und während der Justizdirektor starrte und sich nun umständlich besinnen konnte, umarmte Egon Dankmarn nochmals und zog ihn auf eine Ottomane neben sich nieder, während der Justizdirektor sich nach einem Stuhle umsehen sollte und umsehen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Wildungen! rief Egon. Ich bin's! Vom Tode erstanden durch jenen Freund, den ich in Lyon fand ... Du entsinnst dich meiner Erzählung?

Dankmar aber, der nicht gleich in den vertraulichen Ton hinein konnte, sagte:

Wir wiſſen Alles, Prinz, wir kennen Ihre ganze Geſchichte, die Stadt kennt ſie, wir wiſſen, wer Louis Armand iſt, und unter dem gewiſſen Kronenleuchter im Pavillon Ihres Vaters würd' es ſich ergeben, daß ich ſchon orientirt bin; aber daß Sie im Thurme zu Pleſſen ſaßen, als ein Handwerksgeſell, den die Bedienten des Geheimraths von Harder für einen Dieb erklärten . . .

Durchlaucht? fragte Herr von Zeiſel erſtarrt und ſchlug ſich vor den Kopf. Sie wirklich Der, Der . . . den . . .? Herr von . . .

Ja, ja, Herr von Zeiſel, ich! Ich! Aber ich habe mich überzeugt, Sie üben milde Juſtiz. Sie entlaſſen die Gefangenen wie Sie ſie aufnehmen und geben ihnen nichts mit, als höchſtens das Todesurtheil durch ein Nervenfieber, das man von ſeiner Alteration und der abſcheulichen Hitze in dem eiſernen Käfig davonträgt.

Zeiſel konnte ſich nur allmälig faſſen. Er war ſprachlos. Er dachte: O Gott, warum hat deine Frau dieſen Fall für die Schnur nicht vorausgeſehen! Du biſt auf ein Verhör über Finanzreductionen gefaßt und ſollſt über ein exceptionelles Abenteuer Auskunft geben, bei dem du ohnehin noch die Rolle eines beamenen und willkürlichen Rechtsverſchleuderers im alten ſpaniſchen Komödienſtyle ſpielſt!

Sagen Sie mir nun aber um's Himmelswillen, Prinz, fragte Dankmar, wie sind Sie frei gekommen?

Egon rückte einige Schritte zurück, ließ die Arme von Dankmar's Schulter, die er umschlungen hielt, sinken und sagte:

Kein Wort weiter! Ein undurchdringlicher Schleier falle über das Vergangene, wenn mein theurer Freund Dankmar Wildungen in diesem Ceremoniel fortfährt! Wildungen, war denn Das nur ein Traum, daß ich einen herrlichen, lieben Menschen auf dem Heidekruge mit Schlurk reden hörte, auf der Landstraße und im Walde einen herablassenden Gefährten, einen treuen Tröster im Thurme, ein mitfühlendes Echo meiner Klagen fand, als ich mein Leben erzählte bis zu dem Augenblick, wo ich versprach, unter leuchtenden Blumen und Flammen einst von einer gewissen elften Stunde zu sprechen, wo mir ein theures Herz brach, ein unvergeßliches ... Nein, nein, Wildungen, das Wechselwort der Liebe, das ich dir damals anbot, bleibt! Bleibt? Nicht wahr?

Dankmar konnte zur Antwort auf diese liebenswürdige, herzliche Anrede nichts Anderes thun als gerührt schweigen und seine Hand in die Hand Egon's von Hohenberg, wie eines Bruders, legen.

Schlagen Sie unsere Hände durch, Justizdirektor,

rief Egon, zum Zeichen, daß ſie ewig verbunden ſind! Sie haben mir dieſen Freund gegeben, Sie milder Richter Sie! Sagen Sie mir aber nun doch, warum ließen Sie mich plötzlich frei? Kam ein höherer Gedanke über Sie oder ein Befehl? Ich ſuchte, wie mir angegeben wurde, auf der Stelle das Weite und durfte nicht erſt lange fragen, wem ich meine Rettung verdanke.

Durchlaucht, ſagte endlich Herr von Zeiſel, die gute Laune des Fürſten benutzend und ſich in dem Falle, auf den er ſich jetzt erſt beſann, zurechtfindend. Durchlaucht, Sie verdanken ſie — meiner Frau!

Bin ich das Schooßkind der Damen! Ihrer Frau?

Das hängt ſo zuſammen, Durchlaucht! ſagte Herr von Zeiſel. Frau von Zeiſel iſt eine ſehr charmante Perſon. Dreizehn Jahre macht ſie das Glück meiner Ehe aus, aber wenn ich — wir ſind unter uns — durch Geduld und Sanftmuth vielerlei kleine Mucken in ihrem lebhaften Temperamente überwunden habe, ſo ſteckt doch ein Uebel unausrottbar in ihrem ſo höchſt ſoliden Charakter: der Ehrgeiz, Durchlaucht. In wilder Ueberrumpelung zwang man mich, den eigenen Herrn und geliebten Erben, den Alle voll Sehnſucht erwarteten, in den Thurm zu werfen. Dies Verſteckſpiel des tollſten Zufalls, ſeh' ich nun wohl, iſt irgend einem böſen Kobolde, der uns zuweilen im Leben neckt,

gelungen. Aber daß Sie frei wurden und Ihr Freund, der Herr da, wahrſcheinlich vergebens die Leiter an das Thurmfenſter ſtellte, die wir ſpäter fanden —

Wildungen, iſt es wahr?

Die Eiſenſtäbe hätten uns doch Mühe gemacht, ſagte Tankmar, den Vogel aus ſeinem Käfig zu befreien. Daß es alſo leichter geſchah, Herr Juſtizdirektor —

War die Folge eines Aergers meiner Frau, ſagte Herr von Zeiſel jovial. Meine Gattin iſt eine geborene von Nußholz-Dunkerke, ſeelengut, ein braves Weib, aber etwas reizbar im Punkte der Ehre. Zwei Nußholz-Dünkerke's und bereits aus Point d'honneur im Duell gefallen. Mein gutes Weib fand ſich etwas zurückgeſetzt durch die Behandlung der Frau Juſtizräthin. Man lud ſie an jenem verhängnißvollen Tage nicht mit der Förmlichkeit ein, die ſie durch ihre Geburt gewohnt iſt. Und als vollends Herr von Harder, der mit einem Nußholz-Dunkerke in die Schule gegangen iſt, ſich auf dem Schloſſe wie der König ſelbſt gebehrdete, kaum einem Menſchen das Unſchuldigſte, nämlich einen guten Tag gewährte, und an dem Tage, wo das beklagenswerthe Mißverſtändniß mit Ew. Durchlaucht vorfiel, die einzige auf's Schloß geladene Hauptperſon ſchien und allen andern Bekannten, die ſonſt der Frau Juſtizrathin gut genug waren, faſt angedeutet

wurde, ſie mochten ſich heute nicht auf's Schloß incommodiren, da ſtellte mir meine ahnungsvolle, aber höchſt zornige Gattin vor, wie wenig begründet Ihre Gefangenſchaft wäre und ...

Bravo, Juſtizdirektor, rief Egon lachend, ce que veut une femme ...

Ce que veut une femme, Durchlaucht ...

Par dépit ..

Par dépit ... um zu zeigen, daß wir nicht die Untergebenen der jetzigen Schloßbewohner ſind und ...

Die Nußholz-Dünkerle's ſchon vor einem Jahrhunderte mehr galten als die Harder's ...

Sie treffen es Durchlaucht! Ha! Ha! Par dépit wurden Sie in Ermangelung triftiger Indicien freigelaſſen und nur bedeutet, augenblicklich das Fürſtlich Hohenbergiſche Gebiet zu verlaſſen!

Ein Glück, daß Herr Pfannenſtiel, mein Wächter, ein gutes Herz hatte und mich am Abend noch auf die Sägemühle führte, wo ich übernachtete. Von da wollt' ich, obgleich ich mich krank, von der Hitze im Thurm erſchöpft und übermüdet fühlte, mich über Schönau zu Fuß auf die Reiſe begeben, war aber ſo angegriffen, fühlte mich ſo elend, daß ich auf der Landſtraße einen Bauer anſprach, der mit einem Sol-

daten an mir vorüberfuhr und übermüthig in seine starken Gäule hieb. Auf Fürbitte des Soldaten nahm mich der grobe Bauer, er hieß Sandrart, auf und hinten im Korbe des Wagens streckt' ich mich müd' und matt auf ein Bund Stroh neben den mit Eßwaaren überfüllten Kobern. Der Vater fuhr seinen zum Sergeanten beförderten Sohn selbst in die Residenz zurück, wo dieser bei der Garde steht. Gegen Abend kam ein Regen, der mich bis auf die Haut durchnäßte. Schon schlief ich in einer Herberge halb im Fieber. Mühsam schleppt' ich mich am frühen Morgen wieder auf den Korbwagen und kam halb todt gegen Abend hier am Thore an. Ich stieg ab, dankte dem Bauer und seinem Sohn und schlich mich still in mein väterliches Haus. Das ganze Abenteuer schien misglückt und die Folge war, daß ich in ein elendes Nervenfieber verfiel, von dem ich erst seit einigen Tagen zum lichten Bewußtsein zurückgekehrt bin.

Der Justizdirektor erschöpfte sich in Betheuerungen seines innigsten, freudigsten Antheils und fragte, ob man den Bauer Sandrart so glücklich machen könne, ihm zu sagen, wem er so hülfreich sich erwiesen hätte.

Vielleicht besser, sagte Egon, der Grobe erfährt es nicht. Er hat mir wol zehnmal zugerufen, ich sollte

ſeine Schinken und Eier unberührt laſſen, auf die ich in der That keinen Appetit hatte ...

Es iſt einzig! ſagte Herr von Zeiſel künſtlich humoriſtiſch. Dieſe Menſchen! Der Schornſtein hängt ihnen voller Würſte und Speck, das Geld lacht aus allen Truhen und grob, grob ſind ſie und ſo unterdrückeriſch ... meine Frau ſagte oft, ſo ſchlimm könnten die Nußholz-Dünkerke's nicht im Mittelalter gehauſt haben, wie ſich ſolche reiche Freibauern gebehrden. Der Sohn iſt ein charmanter Menſch ...

Er wird das Geld ſeines Vaters unter die Griffeten bringen ...

Es entſponnen ſich nun zwiſchen dem Juſtizdirektor und Egon einige nähere Verſtändigungen über Gegenwart und Zukunft des Fürſtenthums Hohenberg. Wegen letzterer war Herr von Zeiſel hier. Egon verſprach in dieſen Tagen ihm über Alles genauere Auskunft zu geben. Vorläufig wäre er umſomehr entſchloſſen, das väterliche Erbe wirklich anzutreten und trotz der großen Schuldenlaſt nichts zu veräußern, als er ja in dem amerikaniſchen Agronomen Ackermann einen ſo gerühmten und alles Vertrauens würdigen Verwalter gefunden hätte.

Ja, wandte er ſich zu Tankmar, jener Amerikaner, von dem du mir im Thurm erzählt hatteſt und deſſen

Namen ich auf meinem Krankenbett im größten Drang meines Elends wohlbehalten hatte, der erhielt auf sein Ersuchen die Verwaltung meiner Güter.

Ich erfuhr diese angenehme Wendung leider zu spät, sagte Dankmar, und bedauerte, vor der schnellen Abreise des trefflichen Mannes und seines Sohnes nicht noch einmal ihn begrüßen zu können.

Seines Sohnes? fiel Herr von Zeisel ein und lächelte fein, sogar gereizt. Sie wissen also nicht, daß dieser allerdings sehr ehrenwerthe Oekonom, der mit großen Plänen und excentrischen Entwurfen seine Aufgabe angetreten hat, damit anfing, uns in Betreff seiner Umgebung Alle zu täuschen?

Täuschen? Herr von Zeisel, Ackermann scheint mir zu Täuschungen nicht fähig zu sein, sagte Dankmar.

Vergebung für den Ausdruck! Sie schätzen diesen Mann nicht höher als ich selbst. Zwar sind die Meinungen über ihn getheilt. Die Mehrzahl hängt ihm gläubig und voll Verehrung an. Die Minderzahl, die wol an dem Fehler zu strenger Prüfung und ungläubiger Zweifelsucht leidet, fürchtet, sein leicht entzündetes Gemüth möchte zu sehr jenen Luftgebilden nachjagen, die wie Feuerwerke schön blenden, aber auch im Nu verprasseln . . .

Glauben Sie Das nicht, sagte Dankmar erregt.

Aus wenigen Worten, die ich mit diesem Oekonomen wechselte, weiß ich, daß dieser Edle den Ernst des Lebens tief erfahren hat und nicht umsonst in Amerika die Schule der Selbstbestimmung seiner Schicksale durchmachte ...

Ich wünsche nichts sehnlicher, sagte Herr von Zeisel mit einem furchtsamen Blicke auf Egon, als daß sich alle Voraussetzungen dieses Amerikaners erfüllen mögen ...

Man muß ihm vor allen Dingen Zeit lassen und volle Freiheit gewähren, meinte Egon und sprach dies entschieden.

Volle Freiheit!

Herr von Zeisel war geschlagen und schwieg.

Aber die Täuschung, Herr Justizdirektor, welche wäre denn das? fragte Egon.

Das ist spaßhaft! war Herrn von Zeisel's einlenkende Antwort. Wir Alle sahen Herrn Ackermann nach Plessen, Rankhartingen, Schönau — im Ullagrunde auf Sandrart's neuer Anlage wird er wohnen — zurückkehren und besannen uns, daß man diesen Mann, als er früher sich beobachtend und wahrscheinlich den Boden und die Verhältnisse erkundschaftend daselbst aufgehalten, gesehen, wie er ein liebes Söhnlein bei sich führte, ein Bürschchen mit zierlichem Mützchen, Handschuhen und leichtem Röckchen. Dies

Der eiserne, uns wohlbekannte Kessel bildete den concentrischen Mittelpunkt für zahlreiche Peripherieen, welche sich rings bis zur Wand und dem Dache terrassenförmig herumzogen. In der Mitte befanden sich einige Erhöhungen, welche für die Ankläger, die Richter und den Angeklagten bestimmt waren. Der Großinquisitor nahm den höchsten Sitz ein, Hali-Jong den tiefsten; auf den ersten Stufen, die zum Kessel führten, ließen sich Gyllusya und ihre drei trübseligen Nebenväter nieder. Die unabsehbare Anzahl der neugierigen und fanatischen Mönche nahm hinter den Schranken des Gerichts auf den Sitzen der Estrade ihren Platz.

Diese Einnahme der Sitze geschah mit dem lautesten Schreien und Toben, wie es der Würde der Handlung wenig angemessen war. Erst als sich der Sturm etwas gelegt und die Neugier der Mönche über ihre Schwatzhaftigkeit gesiegt hatte, ja nachdem mehrere der überlauten Geistlichen von ihren Vorstehern mit scharfen Beweisen notirt oder wohl gar mit kleinen Disciplinarstrafen belegt waren, konnte endlich die feierliche Sitzung ihren Anfang nehmen. Der Großinquisitor hob die Hand in die Höhe und Niemand wagte noch einen Laut von sich zu geben. Man hörte nur das unterdrückte Schluchzen Gyllusya's und das ängstliche, beklommene Seufzen ihres Vaters, der von allen diesen Zurüstungen noch keinen Begriff hatte.

Die Vorlesung der Anklageacte bestand in nichts Anderm, als dem Vorzeigen eines blauen Götterbildes. Die Priesterschaft machte den Schluß, daß man dies nur zu sehen brauchte, um zu wissen, um welches Verbrechen es sich handelte. Der Vorsitzer des Gerichts hob die Statue in die Höhe, hielt sie dem Angeklagten vor und fragte ihn mit feierlicher Stimme,

Söhnchen hat er nicht mitgebracht, wohl aber ein Töchterlein ...

Dankmar hörte gespannt zu und verwünschte Herrn von Zeisel's humoristisch feinsollende naive Darstellung.

Und nicht etwa ein zweites Kind des Herrn Ackermann, sagte dieser, ist diese holde kleine Begleiterin, sondern ...

Selmar wär' es selbst? unterbrach ihn Dankmar im wärmsten Antheil.

Selmar! so hieß die Kleine früher. Nun ist es eine Selma! Entpuppt und umgekleidet! Selma Ackermann, ein allerliebstes Wesen! Sie thut viel, um die etwas rauhe und abstoßende Außenseite ihres Herrn Vaters zu mildern.

Selma! sprach Dankmar vor sich hin und verglich seine Erinnerungen an jene ihm so liebe Begegnung mit dem Eindrucke, den ihm jetzt diese Metamorphose machte. Hatte ihm schon der Knabe ein so großes Wohlgefallen, eine brüderliche Empfindung erregt, wie mußte sich seine Theilnahme für die nun verwandelte liebliche Erscheinung steigern, wenn er sich jener, ihm immer noch räthselhaften Mondnacht auf dem Heidekruge erinnerte, wo nicht etwa Ackermann als Traum, als ein Bild seiner erregten Phantasie vor ihm mit dem Portrait, das er küßte, erschien, sondern

dieſer wirklich das Portefeuille öffnete, wirklich eine Locke von ſeinem Haupte ſchnitt ... denn die Locke fehlte ihm! Und wie er noch ſo ſaß, mit Theilnahme von Egon betrachtet, der an ſeinem Intereſſe ſelbſt ſich intereſſirte, fiel Dankmar's Blick jetzt eben auch auf das Paſtellbild der Fürſtin Amanda, das er, ſeitdem es ihm durch ein „Misverſtändniß" genommen war, nicht wiedergeſehen hatte. Da ſtand das goldene Vließ ſeines abenteuerlichen Argonautenrückzuges! Er gedachte der Medea-Melanie! Da der Prinz! Und Selmar Selma!

Der Erläuterungen des Juſtizdirektors über dieſe Metamorphoſe bedurfte es eigentlich nicht.

Dieſer erzählte etwas von der Nothwendigkeit, ein junges Mädchen auf einer ſo weiten Reiſe von Amerika über England nach Deutſchland allein ſchützen zu ſollen, von der raſchen Gewöhnung an die neue Tracht, von den wunderbar ſchnell angenommenen Manieren des Knaben, von der Beruhigung, die der Vater gehabt hätte, mit ſeinem Kinde vor jeder Verlegenheit und Nachſtellung in den Gaſthäuſern ſicher zu ſein, von ſeiner endlich aber doch nun eingeſehenen Pflicht, daß das Kind ſeinem Geſchlechte zurückgegeben werden müßte ..

Für Dankmar waren alle dieſe Erläuterungen nicht

nöthig. Er bedurfte keines Wortes, um zu fühlen, daß Ackermann sehr weise gehandelt hatte. Aber er bedurfte noch weniger einer Erläuterung, weil sein Gefühl ihm sagte: Selmar mußte sich dir so enthüllen! Das war eine Aufklärung, die sich von selbst verstand! Wie konnte Selmar etwas Anderes sein als Selma!

Als Egon des neuen Freundes innere Erregung bemerkte und den Blick beobachtete, den Dankmar voll getheilter Ueberraschung auf das plötzlich von ihm entdeckte Bild gerichtet hatte, ließ er es sich angelegen sein, durch irgend eine geschickte und nicht verletzende Wendung den Justizdirektor zu entfernen. Es gelang ihm mit aller Gewandtheit. Herr von Zeisel war glücklich, seinem jungen Patrone schon unter so abenteuerlichen Verhältnissen nützlich gewesen zu sein. Er bat, ob er denn diese merkwürdige Geschichte und die wahre Aufklärung der plötzlichen Erkrankung, Alles, Alles, was er in dieser gnädigen Audienz gehört hätte, der Welt erzählen dürfe ....

Wenn Sie nicht fürchten, sagte Egon mit feiner Betonung, daß man Ihre Justizverwaltung ein wenig zu patriarchalisch nennen wird!

Durchlaucht, rief Herr von Zeisel und drückte Egon's Hand, die er lebhaft ergriff, mit komischem Enthusiasmus an die Brust, Durchlaucht, Sie mögen nun vom

Juſtizrath Schlurck untheilen was Sie wollen! Dafür hab' ich ihm geſtern gedankt, daß er mich in die Komedie ſchickte, um mir ſeine Lieblingswahrheit von einem vortrefflichen Schauſpieler ſagen zu laſſen: „Wenn man das Leben auch gar zu ernſthaft nimmt, was iſt dann d'ran?“

Amüſiren Sie ſich noch ferner mit ihm! ſagte Egon übereinſtimmend und begleitete den zutraulich ſich Empfehlenden an die Thür; ich denke, wir ſprechen uns noch und Sie werden im beſten Einverſtändniß mit meinen ferneren Verwaltungsmarimen nach Pleſſen zurückreiſen . . .

Dies Wort war eigenthümlich, verfänglich faſt . . . Zeiſel ſtockte . . . Aber die Thür ging zu und er mußte dieſe Schlußworte unterwegs überlegen und ſo, wie ſie gefallen waren, mit ſich nehmen.

Dankmar und Egon waren nun allein.

Jener ſtand vor dem Bilde . . .

Ja, da iſt es nun! Und ich zittre vor ſeinem Inhalte, ſagte Egon. Hat es auch nichts bis jetzt zu Tage gefördert als unſere Freundſchaft, Wildungen, ſo wollen wir zufrieden ſein.

Noch einmal umarmte er den Freund.

Dankmar drückte ihm die Hand und erzählte alle ſeine Bemühungen, des auffallend ſchweren Bildes hab-

haft zu werden, verſchwieg aber Melanie und jeden Umſtand, der in Egen Verdacht erwecken konnte. Rudhard, Siegbert, Louis und er hatten ſich das Wort gegeben, um den Prinzen nicht wieder zu beunruhigen, von dem Schickſal dieſes Gemäldes nichts zu erzählen, als daß es durch Tankmar auf dem Schloſſe noch rechtzeitig gerettet worden wäre und daß Schlurck ohne alles Befremden die andern Familienbilder ſo freiwillig übergeben hätte. Er wußte auch, daß man auf den Fall einer Oeffnung der Hinterwand einen Gegenſtand dort finden konnte, der ihn vollkommen beruhigen durfte.

Und das Geheimniß? fragte er.

Fand ich noch nicht! Ich wagte nicht zu jäh mein Räthſel zu löſen. Ich gehöre zu den Menſchen, die ihre empfangenen Briefe dreifach genießen, erſt im Empfangen, zuletzt im Leſen, in der Mitte aber in einem längeren Liegenlaſſen und erſt allmäligen Eröffnen.

Tankmar nahm das Gemälde und wandte es von allen Seiten ohne auf das Glas zu drücken.

Es enthält etwas, ich fühl' es an der Schwere des Bildes . . . ſagte er.

Er ſpielte die Rolle, die ihm die Sorgfalt der Freunde des Prinzen übertragen hatte. Er ſtellte ſich neugierig, drückte, ſchüttelte, ſchob und klopfte an dem Bilde. Endlich — ſiehe da, es ſprang auf!

Egon beklommen, mit der ganzen laſtenden Schwere ſeiner Erinnerungen an die Mutter, an ſeine Erziehung, ſeine Jugend, griff erſtaunt nach dem Inhalt.

Hier am Glaſe lag der Pfiff, ſagte Dankmar ſo treuherzig, als wär' er ſelbſt überraſcht worden, zufällig ſtreift mein Finger über dieſe Stelle, ich halte das Bild an ihr feſt und es ſpringt auf . . .

Egon langte aus der Kapſel ein Buch hervor. Es war ſchwarz eingebunden, mit in Gold gepreßtem Deckel und Rücken und mit Goldſchnitt verziert.

Er öffnete das Buch und las:

Thomas a Kempis vier Bücher von der Nachfolge Chriſti . . .

## Sechstes Capitel.

### Welt und Zeit.

Gute Mutter, ſagte Egon nach einer Pauſe ſchmerzlichen Lächelns und wehmüthig gen Himmel blickend, ja in ſeiner bitter getäuſchten Erwartung ſich zu bekämpfen ſuchend; gute Mutter, dieſes Teſtamentes hätt' es nicht bedurft, um mich in deine Nähe zu rufen! Das heißt in der That um Chriſti Willen leiden und ſterben! Dies Bild hätte mich, wenn ich von der Krankheit nicht erſtanden wäre, mein Leben koſten können.

Dankmar ſchwieg voll tiefen Mitleids über den getäuſchten, von böſen Feinden betrogenen Prinzen ...

Wir ſind denn alſo, ſagte er nach einer Weile ruhig, da wieder angelangt, Prinz, wo wir im Thurme ſtanden! Ein neuer Moment iſt in dein Leben nicht eingetreten. Es bleibt bei den alten Vorausſetzungen und ſo wird es wol auch bei den alten Entſchließungen bleiben müſſen. Du fühlſt dich ſtark durch dich

ſelbſt! Laß die Vergangenheit und beherrſche die Zukunft!

Da, wo wir im Thurme ſtanden! wiederholte Egon. Dann bin ich dir noch viel zu beichten ſchuldig.

Ich ahne, was ich noch erfahren ſollte, antwortete Tankmar ablehnend. Dein Leben iſt nicht ohne Beobachtung geblieben. Solche Sterne, die einen leuchtenden Namen tragen, ſchon wenn ſie auf die Welt ziehen, verbergen ſich niemals ganz, auch wenn die dunkelſten Nebel über ſie fallen.

Worauf deutet dieſe Schmeichelei, Waldungen? fragte Egon.

Die Erwähnung eines Unglücks iſt keine Schmeichelei. Und ein Unglück nenn' ich, wenn ich ſo hoch ſtehe, daß ich mich nicht einmal mit meinen Thränen verbergen kann. Soll ich dir ſagen, was ich Alles von dir weiß, ohne daß ich unter den Spiegeln deines Pavillons ſaß und dich um die elfte Stunde erzählen hörte?

Alſo die Welt erfindet über mich? fragte Egon.

Tankmar antwortete, er wolle hören, ob folgende Verhältniſſe Erfindungen wären?

Und nun begann er genau und ausführlich zu erzählen, was ſich in dem öffentlichen Geſpräch über den Prinzen ſchon feſtgeſtellt hatte. Er erzählte ihm

ſeine Geſchichte von Lyon an bis zu ſeiner Ankunft in dieſer Reſidenz. Er nannte ihm Namen und Thatſachen, Louis Armand und Helene d'Azimont, Alles, Alles, ſelbſt daß Louiſon um die elfte Stunde geſtorben war ...

Nichts war der Welt entgangen und wie ein Roman lag es vor Aller Augen.

Als Tankmar geendet hatte, erwiderte Egen nichts. Es hatte ihn tief erſchüttert, ſo offen vor der Welt wie ein aufgeſchlagenes Buch dazuliegen und er dankte dem neuen Freunde, daß er aufrichtig und wahr geweſen ...

Da hab' ich nichts an Thatſachen zu erzählen! ſagte er ſchmerzlich. Die Menſchen kennen alle Blätter meines Lebens, was die Summarien anlangt. Die Capitel und die Ueberſchriften ſind richtig ... Die innere Verknüpfung aber, der Pragmatismus, ja der Text ſelbſt ſteht nur in meiner Bruſt und im Buche des Lebens verzeichnet.

Und doch fühlt die Welt deinen Pragmatismus nach, ſagte Tankmar. Freilich Louis Armand iſt und bleibt ein unverſtändliches Capitel.

Weil er ſchwieg, weil er an meinem Krankenlager ſtand! Aber die d'Azimont redete! Die zeugte alſo ſchon für ſich in der Sprache ihrer Thränen, in der

Beredtſamkeit ihrer Litaneien. Dies Capitel verſteht man; denn aus Allem, was ich von dir gehört habe, entnehm' ich die Darſtellung der Salons, den blendenden Styl der ſogenannten Rechtfertigungen! Rechtfertigungen! Die Thatſachen ſind wahr, aber ihre Verknüpfung haben Frauenhände geſtrickt.

Mein Freund, ſagte Tankmar in einem ernſten Tone, der ihm ſeit einiger Zeit zur andern Natur geworden war; mein Freund, wenn der Mann liebt, verfällt er dem Urtheil Derer, denen die Liebe ihr ganzer Lebensberuf iſt. Wir können über Auffaſſungen unſerer Herzensangelegenheiten ſtreiten, wie viel wir wollen; die Frauen laſſen ſich ihr Urtheil nicht nehmen und bleiben bei dem gemeinſamen Intereſſe, das ſie alle verbindet. Ich habe dieſem Urtheil nachgeſprochen. Man bricht den Stab über dich und deinen Glauben und deine Irrthümer. Ganz ſo wie man urtheilt, gab ich dir den Bericht. Ich halte Das für das erſte Erforderniß eines Freundes, der den Namen verdient.

Und ich danke dir dafür, wie ſchmerzlich es mir auch iſt, mich nicht der Welt nach meiner Auffaſſung zu zeigen.

Das wirſt du für die Zukunft in deiner Hand haben. Du biſt nun hergeſtellt, die Welt erwartet dich;

ob er dies ketzerische Wesen in seiner rechtgläubigen Hand wohl erkenne?

Hali-Jong bedurfte nur dieses Anblicks, um aus seinen starren Träumen aufzuwachen. Obschon mit ihm das Licht der Vernunft nicht wieder zurückkehrte, so erhielt er doch für die Dinge, welche um ihn her geschahen, ein haltendes Bewußtsein; er konnte an ihnen Theil nehmen. Die blaue Statue in der Hand des Anklägers war ihm keinen Augenblick fremd; er entriß sie ihm, drückte sie an seine Lippen und umschloß sie mit beiden Armen. „In einer so glänzenden Versammlung," rief er mit einem Complimente aus, „soll ich dich, mein Pozio Cenresi, wiederfinden? Als du in die Welt kamst und den Namen Geia-Thrix-Thengo annahmst, lehrtest du deinen Völkern die schönste aller Künste. Hab' ich dich nicht so ciselirt, daß deine Kunst sich dir zur Huldigung darbringt? Kann man dich immer nur in der Gestalt eines männlichen Affen darstellen? Nein, ich gab in dir den schönen Knaben wieder, auf dessen Ruf sich die Erde mit Menschen bevölkerte, der ihnen Gesetze verlieh und die Geheimnisse der Kunst erschloß. Wo find' ich eine Pyramide von eilf Schädeln, auf welcher du nach deinem alten Wunsche nur stehen wolltest? Wo das Geschmeide und den grünseidenen Mantel, der nach derselben Vorschrift stets um deine Schultern gehängt sein soll? Du verdienst diese Ehre; denn es ist kein Fehl an dir."

„Deine Zunge lästert," fiel der Ankläger ein; „wer lehrte dich, daß aus dem geschwänzten Affen ein schöner Knabe zu bilden sei? Die Tradition. Wer erlaubt dir aber, von den Bestimmungen des zehnten Kanons im siebenundachtzigsten allerheiligsten Concile abzuweichen und an der Nase Pozio's

ich ſagte dir offen, wie der Boden ausſieht, auf den du trittſt. Dies ſind die Thatſachen, die man von deinem früheren Leben glaubt beſtätigt zu finden. Willſt du ſie wahrmachen? Willſt du ſie gelten laſſen oder verändern? Das ſteht in deiner Macht.

Was urtheilt man über die d'Azimont? fragte Egon und ſtützte den Kopf auf und blätterte in dem Thomas a Kempis mit einer Reſignation, als erſchien' er ſich beſtimmt, nur zu leiden und ſich zu täuſchen.

Man findet ſie ſo liebenswürdig, antwortete Dankmar, daß alle Welt wünſcht, ſie nennte ſich von ihrem Gemahl und Euer Verhältniß würde ein legitimes.

Wünſcht man Das wirklich? ſagte Egon lächelnd.

Noch mehr! Man fürchtet, daß Louis Armand dieſe Vereinigung hindert und dich in Richtungen treiben wird, die mit deinen hieſigen Lebensbedingungen im grellſten Widerſpruche ſtehen.

Fürchtet man Das? Wünſchen! Fürchten!

Ich habe Männer von hoher Stellung folgendermaßen reden hören: Dieſer Prinz Egon von Hohenberg iſt nun geſund und wird bald in die Geſellſchaft treten und ſich ohne Zweifel an der Löſung unſerer Wirren betheiligen. Schlimm, wenn er ſie vielleicht noch vermehren ſollte! Es fehlte uns nur noch, daß ein ſo hochgeſtellter junger Adliger mit dieſem Namen, mit

diesen glorreichen Familienerinnerungen, nachdem schon einige junge Adlige und Fürsten uns Verwirrung genug gebracht haben, in Deutschland als Communist auftrin!

Entsinnst du dich denn nicht unserer Gespräche auf der Reise? warf Egon hin.

Die Gräfin d'Azimont, fuhr Dankmar nichtachtend fort, wird für deinen guten Genius gehalten. Man hebt hervor, daß sie eine Aristokratin auch der Gesinnung nach ist. So sehr Eure Beziehung gegen die Grundsätze verstoßt, die jetzt in unserer Gesellschaft vertreten werden, so wird man sie doch dulden, anerkennen und ihr Ziel, die eheliche Vereinigung, befördern, wenn sie es durchführt, dich von deinen französischen Bahnen zu trennen. Man nennt dich schon ehrgeizig: man behauptet, du strebtest nach Popularität. Man fürchtet, du würdest durch Aufstellung eines neuen Parteiprincipes die Verwirrung vermehren, die so schon an dem Grundbau und dem Fachwerke unseres Staates mehr rüttelt und ihn dem Sturze näher gebracht hat, als es äußerlich beobachtet werden kann.

Dankmar gab diese Fingerzeige so ruhig, so maßvoll, so bei aller Strenge duldsam, daß Egon statt der Antwort auf diese Thatsachen selbst sich nur an Den hielt, der sie ihm mittheilte.

Ich bewundere . . . ſagte er und ſtockte.

Was? fragte Tankmar.

Nichts, als dich, dich ſelbſt, Wildungen! Wie verſchmitzt du biſt! Wie fein zugeſpitzt du das Alles vorträgſt! Man glaubt einen König der Salons zu hören oder einen Diplomaten.

Statt dieſes etwas zweideutigen Lobes, antwortete Tankmar lächelnd, möcht' ich lieber hören, was wol Prinz Egon zur Widerlegung aller dieſer nur phantaſiehaften Befürchtungen thun wird?

Vor allen Dingen, mein Freund, ſagte Egon, werd' ich mich inniger und wärmer denn je an meine Lieben anſchließen. Ich habe einen neuen mir ebenbürtigen Freund in dir gewonnen und in Louis Armand beſitz' ich etwas, was du mir nicht einmal ſein kannſt. Ich bin hier ſo gut wie fremd. Meine Angelegenheiten treff' in der größten Unordnung. Ackermann erſtrebt das Beſte, aber ich kenne die Chimärenſucht der neuen theoretiſchen Oekonomen aus meinen engliſchen Studien. Nur die großen engliſchen Grundbeſitzer ſind im Stande, von der alten überlieferten Weiſe, die Erde zu bebauen, manchmal abzuweichen und mit Maſchinen Verſuche anzuſtellen. Das Zehnte bewährt ſich nicht. Die Einigkeit zwiſchen Ackermann und Herrn von Zeiſel, dem nominellen Ver-

walter des Ganzen, so zu sagen das alte Ministerium, scheint nicht die größte zu sein. Schlurck, mir längst verhaßt, ist abgeschüttelt, aber er hielt die Ansprüche der Gläubiger meines Vaters zurück: ich fürchte, sie werden nun zudringlicher und begehrlicher als je werden. In dieser schwierigen Stellung ist mir eine solche uneigennützige, zwischen Freund und Diener schwankende Hingebung, wie die meines Louis, Goldes werth, denn der gute Mensch ist ohne Ansprüche und fügt sich in jede Rolle und wäre es die des Lakaien. Ich kann ihn nicht entbehren, Wildungen. Ich theile seine communistischen Grundsätze nicht, aber ich ehre viele seiner Principien und werde für sie insoweit zu wirken streben, als ich, wie ich dir schon auf unserer Reise sagte, für eine größere Heiligkaltung der Arbeit bin.

Wenn ich den Prinzen kenne, hab' ich oft den Leuten gesagt, so ist er ein Aristokrat, wie Ihr es nur selber seid! . . .

Dankmar warf diese Bemerkung leicht, doch nicht ohne einen forschenden Blick hin.

Ich bin kein Aristokrat! wallte Egon fast vorwurfsvoll auf. Ich will, daß Gedanken herrschen, nicht Ueberlieferungen. Die Politik, wie sie in Frankreich getrieben wird, gefällt mir nicht im mindesten. Aber

auch die deutsche ist mir verhaßt, die zumal, die hier bisher das Ruder führte. Säß' ich in einer Kammer, ich würde, wie jetzt die Dinge stehen, zur Opposition gehören.

Vergib mir, sagte Dankmar, als er bemerkte, daß Egon zu lebhaft wurde und sich über sein Antlitz eine plötzliche Röthe zog; vergib mir, daß ich die Schonung des erst Genesenden vergessen habe. Diese Dinge sind wichtig, aber aufregend.

Doch nicht! Doch nicht, Wildungen! sagte Egon und bat nur den Freund, ihm zu gestatten, daß er sich auf ein Kanapé streckte. Er forderte ihn auf zu rauchen. Er bot ihm türkische Cigarren an und erstaunte selbst, daß Louis Armand Alles so hergerichtet hatte, wie er es zu seinem nächsten Bedürfniß stündlich nur wünschen konnte.

Wie sieht es denn in der Welt aus? sagte er. Sind die Kammern zusammengetreten? Steht das Ministerium noch?

Es wird, sagte Dankmar, die Cigarre ablehnend, mit den Kammern fallen, die sich eben versammeln. Man macht ein neues Ministerium aus der Kammermajorität. Dies regiert vierzehn Tage. Dann kommen einige Forderungen, die die Krone stellen wird. Das Ministerium wagt sie nicht an die Kammer zu

bringen und dankt theilweise ab. Einige, die mehr Muth haben, bleiben und verstärken sich durch Offiziere, Ehespräsidenten, Bankiers ... Man wird dies Ministerium das Ministerium der Thaten nennen. Man fordert jetzt, was die Krone anfangs nur wünschte. Die Kammern, doppelt durchwühlt an sich und vollends noch durch den Aerger der abgetretenen Minister, verwerfen diese Forderungen. Sie werden aufgelöst; alle Freiheiten werden für unbestimmte Zeiten suspendirt und man wird regieren, wie es eben geht und so lange es geht, bis der Cirkel durch eine neue Kammerwahl wieder von vorn anfängt oder ein grosses politisches Ereigniß dazwischen tritt. Jede tiefer eingreifende Unternehmung für den Handel, die Gewerbe, für das moralische Leben, für Kunst und Wissenschaft ist dabei suspendirt, wenn nur die Steuern eingehen und die Beamten ihre Besoldung erhalten.

Mir aus der Seele geschildert! rief Egon. Und nur zu wahr, zu wahr! Welch' ein Zustand in diesem gegenwärtigen Europa! Die Völker preisgegeben, wie im Mittelalter, den zufälligsten Persönlichkeiten! Welch' ein Versteckspiel mit diesen Constitutionen, die nur dazu da sind, eine Ueberwucherung von Ehrgeiz in den dilettirenden Staatsmännern zu wecken! Dies Heer von Advokaten, Journalisten, Beamten, Geist-

lichen, Soldaten, die sich, weil sie einmal gewählt und genannt wurden, als Volksvertreter, Volksführer, nun sich einbilden, zeitlebens unentbehrlich zu sein, von Ministerportefeuilles träumen und nicht ruhen, bis die Reihe der Schicksalsgunst immer wieder an sie kommt! Das ist wieder das alte Faustrecht in vollkommener Aehnlichkeit, nur daß die Waffen die des dienenden, biegsamen Geistes wurden, die der Feder, des Wortes; es ist der Krieg Aller gegen Alle, den ein furchtbarer, türkischer Despotismus einst beendigen wird, wenn die Guten nicht zusammentreten und selbst die ewigen Güter der Menschheit von den Gefahren befreien, die diese bei solchem Spiele laufen müssen.

Also wo liegt die Schuld? Oben oder Unten?

Ueberall!

Und die Besserung?

Darüber denk' ich täglich nach, sagte Daukmar. Bald möcht' ich diesen ganzen Bau zertrümmern und ihn neu errichten, bald seh' ich mich nach einem minder radikalen Heilmittel um. Ich finde keins, das in den Verhältnissen und in den Dingen liegt. Jeden klugen Einfall überbietet gleich ein noch klügerer. Alles, was Weisheit scheint, ist sogleich schon List. Ich suche einen Ausweg und finde ihn nur in dem Menschen und seiner eigenen freien Beschränkung. Geb'

uns Einer die und gesegnet sei sein Name in Ewigkeit!

Amen! Amen! fiel Egon eben so feierlich ein. Der Thomas a Kempis hier neben uns thut schon seine Wirkung. Wir blicken gen Himmel und verlangen Wunder. Die Menschen! Eigene freie Beschränkung! Großer Gott! Wildungen, ist dir's noch nie klar geworden, daß die Menschen Bestien sind? Nur wer gearbeitet hat und sich dann ausruhen will, ist gutmüthig. Der fleißige Mensch ist ein Kind. Wenn ich Sonntags auf der Chaumière mit Louison und ihren Freundinnen tanzte, dünkten wir uns Götter, und alle Tie hatten Theil an diesem bescheidenen irdischen Himmel, die ihre sechs Tage Arbeit hinter sich hatten. Die aber, die in die Clubs liefen und Zeitungen lasen, saßen mürrisch und tranken mehr Wein, als sie bezahlen konnten. Louis Armand sagt zwar, die Verfassung der Erde müsse nur auf die halbe Pflichterfüllung begründet werden, sonst wäre dies Dasein eine Hölle. Das bestreit' ich ihm und verweis' ihm oft, wenn er statt zu arbeiten Verse macht und Aufsätze über das Loos der arbeitenden Klassen schreibt und mehr träumt als er sollte.

Ist Das nicht aber auch eine Arbeit, dies nothwendige Träumen? fragte Dankmar, der die Verse:

Des Volkes Tochter, arme Betlerin! von ſeinem Bruder kannte.

Die man nicht überwuchern laſſen darf! antwortete Egon. Alles drängt ſich jetzt nach geiſtiger Arbeit und behauptet, die wäre eben ſo ſchwer und anſtrengend wie die materielle. Aber ich frage: Wenn Alle Buch führen wollen, wer wird die Werthe erzeugen, die die Feder verrechnet? Nein, Wildungen, ſage Denen, die meine Freundſchaft für Louis Armand fürchten, ich bin kein Communiſt! Aber auch die hier übliche Landespolitik verachte ich, und wenn mir Gelegenheit geboten würde, Das zu ſagen, was ich denke, wurd' ich allerdings den Adel und ſeine Aufgabe anders beſtimmen, als es dieſe trägen Drohnen der Geſellſchaft thun.

Ich darf nicht fortfahren, bemerkte jetzt Dankmar. Ich ſehe, wie dich der Gegenſtand ergreift. Glücklich werd' ich ſein, mit einem Manne von deiner wunderbaren Lebenserfahrung einen dauernden geiſtigen Verkehr zu unterhalten. Aber für heute geh' ich . . . Ich bin es dir ſchuldig.

Du haſt mich angeregt, nicht aufgeregt, ſagte Egon liebevoll. Du wollteſt mir die Aufgabe meines Lebens zeigen und mich auf den Empfang der Welt vorbereiten. Ich danke dir herzlich dafür.

Wann wird Helene d'Azimont erlauben, daß ich dich wiedersehe? fragte Tankmar den Hut ergreifend und eine Menge schöner Dinge über die Reize dieser Dame, ihre Bildung, ihre Liebenswürdigkeit wiederholend.

Helene? Hat sie etwas zu erlauben? unterbrach ihn Egon ... Heut' um vier Uhr, bitt' ich dich, sei an dieser Stelle! Ich soll auf Schloß Solitude fahren. Begleite mich mit Louis, wenn dir der Handwerker nicht anstößig ist.

O, Freund! sagte Tankmar, Der, den du liebst, den liebe auch ich. Willst du aber nicht noch einen andern Menschen, der viel besser ist als ich, in unsern Bund aufnehmen? Es ist mein Bruder Siegbert, älter als ich, edler, tüchtiger, schwärmerischer, ganz deiner Liebe werth, und wenn er einmal die Gräfin oder dich selbst malt, wirst du sein Talent schätzen lernen.

Dein Bruder! Seid mir Beide willkommen! rief Egon. Oder denkst du wieder: Wenn es Helene erlaubt? Welch' ein Wort war Das? Menschen, spottet meiner nicht, sondern habt Mitleid, daß uns die schwachen Augenblicke in solche Bahnen führen!

Paradiesesbahnen! ergänzte Tankmar. Ich sah sie flüchtig und war bezaubert ..

die aufgeworfene Formation, den Stempel der alten Geſchichte ſeines Cultus, mit einer glatten, auslaufenden, ſchönen, aber unheiligen, untraditionellen, pſeudocanoniſchen Naſe zu vertauſchen?"

Hali-Jong hob ſein weißes Auge gen Himmel, blickte dann wieder auf die Umgebungen, welche erwartungsvoll ſeinen Worten horchten, drückte den Gott, welcher den Stempel ſeiner Fabrik trug, an die Bruſt und ſagte dann feierlich: „Ja, mein Pozio, aus dem Kopfe dieſes alten Mannes, der dich mit ſeinen Küſſen bedeckt, biſt du entſprungen! Ich höre da, daß man an deinem jugendlichen Körper die Naſe des Affen vermißt. Solche Worte ſind aus dem Munde eines begeiſterten Freundes der Götter nicht gekommen. Das iſt noch der alte Wahn jener Barbaren, welche die Kunſt zu einer Dienerin der Religion, nicht zu ihrer Freundin und Schweſter machen. Die Zeit der Fratzen und des Götterſchreckens iſt vorüber. Wir leben durch die Wohlthat des Himmels; aber nicht um Furcht zu erregen, ſondern um Liebe zu gewinnen, ſpendet man ſeine Gaben. Wer für den Himmel, wie ich, eine geheime Leidenſchaft empfindet, wird ihn mit lang auslaufenden, von der Wurzel bis zur Spitze und dem Knorpel wohlgemeſſenen, nicht mit aufgeſtülpten Naſen bevölkern."

Hali-Jong hatte früher, wie wir wiſſen, im Zuſtande ausreichender Beſinnung nichts ſo ſehr zu ſeiner Rechtfertigung vermieden, als ſich auf die Intereſſen der Kunſt zu berufen. Im Gegentheile hatte er entweder die Thatſache ſeiner plaſtiſchen Neuerungen geläugnet und ſie auf die Rechnung des Zufalls geſchoben, oder er hatte jede böswillige

Sie iſt ſchön! lauteten Egon's langſam und nachdenklich beſtätigenden, empfundenen, aber doch kargen Worte.

Schönheit, wenn ſie dauernd zu feſſeln im Stande iſt, kann nicht ohne Herz ſein; ſagte Dankmar und erwartete eine Antwort.

Egon ſchwieg aber. Er umarmte noch einmal den Freund, begleitete ihn mit den Worten: Habt mich lieb! Ich bedarf es! an die Thür und rief ihm, als Dankmar ſchon ging, noch nach:

Um vier nach Solitüde mit dem Bruder!

Dankmar nickte. Als er auf der Straße im Freien war und den Weg zur Fürſtin Wäſämskoi einſchlug, wo ſein Bruder ſeit einiger Zeit faſt täglich zu Mittag ſpeiſte, ſammelte er alle die Eindrücke, die ihn da in ſo raſcher Aufeinanderfolge beſtürmt hatten.

Von ſeiner eigenen Angelegenheit hatte er nicht reden können und noch nicht mögen.

Er war es alſo! ſagte er ſich. Es iſt der Freund aus dem Thurme von Pleſſen, der dich ſeinen Poſa, ſich meinen Carlos nannte! Es iſt der Egon, um den du mit Melanie Verſteck ſpielteſt und dich ſelbſt auf's Spiel ſetzteſt! Es iſt Egon von Hohenberg, der Fürſt, der Flüchtling oder Schwarmer, der Ariſtokrat in ſeiner modernſten Faſſung! Umwoben von Poeſie, auf die

Höhe der Zeit ſich ſtellend, fühlend mit dem Volke, für das Volk und doch ... Ariſtokrat?

Dankmar geſtand ſich, daß Egon einer der liebenswürdigſten Menſchen war, die er je geſehen hatte, und doch war ihm ein fremdes Element in die Erinnerung an den Thurm von Pleſſen gedrungen. Er ſuchte nach einer Formel, die dieſen Charakter bezeichnen ſollte und fand ſie nicht. Schon daß er dem weiteren Nachforſchen entſagen und um Frieden zu gewinnen ſich ganz an jenen Ackermann und die Vorſtellung, wie wohl Selma in weiblicher Verklärung vor ihm ſtehen würde, verlieren konnte, ſchien ihm, als er ſo zu den Wäſämäkei's hinwanderte, ein ernſtes mahnendes Zeichen ...

Egon aber, auch in ſich etwas erkältet, erbittert durch die Enttäuſchung über das Bild und daß er um ein Phantom ſo praſſelnd wie ein Strohfeuer mit ſeiner Phantaſie hatte vor fremden Menſchen auflodern, ja um dieſes Nichts, um dieſe Qual mit der bigotten Lebensauffaſſung ſeiner Mutter, Alles, Ehre und Leben, hatte auf's Spiel ſetzen können, Egon, jetzt glühend nur durchlodert von Helenen d'Azimont, jetzt nur erfüllt von der ganzen auf das Herz ſtürmenden Macht männlicher Sehnſucht, warf, dem Leben und ſeiner Vergangenheit wiedergegeben, alle Fra-

gen, alle Skrupel, alle läſtigen Empfindungen von ſich und ſchrieb auf das ſchon angefangene Blättchen:

„Weißt du einen Platz, Helene, wo der ermüdete Flüchtling ſein Haupt an ein warmes Herz legen kann, o ſo nenn' ihn mir! Soll ich mit ſchwankendem Tritt dich ſelbſt aufſuchen, ſo erwarte mich heute noch nicht, ich bedarf fremder Hände, die mich führen. Willſt du aber ſelber kommen, ſo wirſt du das wehmüthige, vom Schmerz halbgebrochene Auge des Freundes finden, wirſt Liebe finden, wenn die Menſchen lieben können, die zum Strome ſagen: Führe mich wohin du willſt, ob zum Tode, ob zum Leben, nur führe mich zur Ruhe! Dein Egon!"

Dieſen Brief ſollte der Bediente, der mit ſeiner Beſorgung beauftragt wurde, erſt gegen vier Uhr abgeben, wenn der Wagen vorrollte, der Egon und die Freunde nach dem Luſtſchloſſe des Königs, Solitüde, fahren ſollte.

Bis dahin bedurfte Egon ernſtlich der endlichen Erholung von den Eindrücken, die für ſeinen Zuſtand ſchon zu lebhaft auf ihn eingeſtürmt waren.

Er ſank todtmatt auf ſein Lager in dem noch dunkeln mit Teppichen belegten Hinterzimmer und verbot jetzt unter allen Bedingungen, ihn durch irgend etwas bis um drei Uhr zu wecken.

# Siebentes Capitel.

## Ein Stilleben.

In dem Hinterhofe des Hauses Wallstraße No. 14 begegnet Dem, der sich daselbst nur eine Weile umsieht, sogleich der freundliche, saubere Sinn des kleinen Mittelstandes.

Den vordern Hof konnte man herrschaftlich nennen. ... Da gab es schmutzige Wasserrinnen, lang an den Wänden herabtriefend, einen Pferdestall, ein ewig feuchtes Pflaster. Durch ein Zwischenhäuschen, in welchem der alte Tischler Märtens seine geräumige und immer von vier bis fünf Gesellen in Thätigkeit erhaltene Werkstatt hatte, kam man, wenn man einen großen, mit Latten und Bretern überfüllten Thorweg durchschritt, in einen kleinern Hof, dessen Nebengebäude zwar nur in Holzfachwerk, feuergefährlich genug, aufgeführt dastanden, die aber gar freundlich angestrichen und mit blumenbesetzten Fenstern geziert

waren. Das Viereck dieſes Raumes war zu klein, um viel Licht aufzufangen. Dafür rückte Jedes, was hier von armen, meiſt arbeitenden Leuten wohnte, mit ſeinem ganzen Leben dicht an's Fenſter und hob die wohnliche Traulichkeit dieſes kleinbürgerlichen Hinterhofes zu einem Hauſe, das nach vornehin ſehr ſtattlich und eben „herrſchaftlich" ausſah.

Sowie man aus dem großen, lehmgedielten Thorwege trat, ging gleich links, an der Tiſchlerwerkſtatt, eine Stiege in die Höhe und führte in die Wohnung des alten Chriſtian Martens. Erſt kam ein Bretterverſchlag für die Küche, die eigentlich nur ein eingezäunter Kamin war, dann eine ſehr geräumige Stube, wo die alten Tiſchlersleute wohnten und dann erſt eine große Kammer, in der Fränzchen Heunisch wie eine Taube auf einem Giebel ſaß.

Die auf dem Fortunaball ihr von Jeannetten gemachte wenig erfreuliche Ausſicht, ſie als Schlafgenoſſin in dieſen engen Raum aufzunehmen, war glücklicherweiſe nicht in Erfüllung gegangen. Jeannette war bei dem verwundeten Neumann geblieben und hatte ſich unter dem Vorwande der Pflege ihres Bräutigams im Schlurck'ſchen Hauſe gewaltſam feſtgeſetzt. Sie kannte die Nachgiebigkeit der Aeltern, die ſie gern duldeten. Nur Melanie konnte ſich ver-

läufig noch nicht entschließen, sie wieder in ihre Nähe zu lassen.

Fränzchen Heunisch wohnte allein und war seit einigen Wochen mehr daheim als sonst. Melanie, bei der sie wöchentlich oft vier Tage hatte arbeiten müssen, ließ sie nicht mehr so oft kommen wie sonst. Seitdem man sagte, Fraulein Schlurck wäre mit dem Stallmeister Lasally verlobt, schien sie weniger die Gesellschaften zu besuchen und schränkte sich auf die Toilette ein, die sie schon besaß. So blieben dem jungen, überall gern gesehenen, bescheidenen Kinde nur noch einige wenige Herrschaften, die sie mit ihrer Eitelkeit ernährten aber auch plagten und wie gewöhnlich nichts nach Wunsch bekommen konnten. Am meisten war sie daheim und arbeitete still für sich an den ihr gegebenen Aufträgen.

Friede und Stille umgab sie. Die Thür des Nebenzimmers war fast immer geöffnet; die alte Frau Tischlermeisterin wirthschaftete in der Küche oder las geistliche Bücher, die Zeitungen, Pfennigmagazine, oder was sonst von Colporteuren wohlfeil in diese kleinen Hütten bescheidener Lebensansprüche getragen wurde und bei dieser Frau eine etwas konfuse Bildung erzeugt hatte. Der alte Meister arbeitete noch rüstig in der Werkstätte. In ihrem Kämmerchen hatte Fränz-

chen gern das Fenſter auf und ſaß anmuthig wie ein Blumengeiſt mit ihrem zarten, feinen Köpfchen unter den Levkoyen und dem Goldlack, der in Töpfen um ſie her ſtand. In einem kleinen erdgefüllten Kaſten wurde ſogar Kreſſe gezogen, die ſich jetzt im Spätſommer am Bindfaden ſchon hoch zum Giebel des Fenſters hinaufrankte. Ein Kanarienvogel, leider nur in einem hölzernen Bauer, (Fränzchen's Wunſch ging für ihren gelben kleinen Bibi ſehr auf einen drahtgeflochtenen!) hing faſt über ihr, wenn ſie gedankenvoll, halb vegetirend ſaß und nähte. Manches Hanfkorn fiel von dem hüpfenden Bibi auf die zarten Wollbeſätze und Puffen und Volants, die ſie nähte. Vor ihr ſtand ein Nähtiſchchen, das ihr der alte Märtens zu monatlichen Abſchlagszahlungen einmal auf Weihnachten verehrt hatte in Anerkennung ihrer nun ſchon über vier Jahre fleißig gezahlten Miethe und ihres ſittlichen lobenswürdigen Verhaltens. Da waren in der aufgezogenen Schublade Käſtchen an Käſtchen und ſoviel bunte Seide, ſoviel weißer, feiner Twiſt lag vorräthig, daß ſie mit Ruhe jeder neuen Beſtellung entgegenſehen konnte, ob ſie nun von Vornehmen kam oder nur darin beſtand, daß ſie für Dienſtmädchen des Hauſes und der Nachbarſchaft ein Häubchen zu ſtutzen oder einen Halskragen zuſam-

menzusetzen übernahm. Auch einiger Vorrath bunter seidner Bänder lag in zierlichen Rollen in jenem Tischchen verborgen. Im Hintergrunde des Zimmers stand ein reinliches Bett auf der einen Seite, auf der andern eine alte geschweifte Kommode und neben einem alten eisernen Windofen, der für eine Kammer ein großer Reichthum, fast eine Ueberraschung war, stand noch ein Waschtisch, geschmückt mit kleinen unschuldigen Mitteln zur Pflege einer Schönheit, die eigentlich das frische, klare Quellwasser nur als seinen schönsten kosmetischen Beistand nöthig hatte. Aber ein junges Mädchen ist nicht so einfach, daß es sich nicht auch den Luxus einiger Seifen, eines guten Zahnpulvers und einiger Hülfsmittel zur Pflege des Haares gestatten sollte.

Das Leben eines solchen kleinen Hofes ist, wenn auch keine Geßner'sche, doch eine Idylle. Unten hörte man das Sägen und Hobeln aus der Werkstatt. Gegenüber klopfte ein Schuhmacher auf sein Kniebret: ein armer Flickschneider, der mit kreuzweis geschlossenen Beinen wie ein Türke auf hohem Tisch vor einem offenen Fenster saß, sang sich oder pfiff zuweilen ein schnurriges Lied oder sprach, während er seine Fäden wichste, zu andern Fenstern hinüber oder in die Tischlerwerkstatt hinunter. Eine Katze, die einmal irgendwo

an einem Fenstersims oder am Dachrande ein equilibristisches Kunststück versuchte, war ein Ereigniß für den ganzen Hof. Man lachte, lockte, pfiff dem Thier und benutzte die Unterbrechung, um die Köpfe aus dem Fenster hinauszustecken und sein Zusammenleben manchmal harmonischer zu fühlen. Zuweilen kamen auch Verkäufer von der lauten, wagenrasselnden Straße herein und schrien Besen, Sand, Lebensmittel aus, die zuweilen einen lauten Handel zur Folge hatten. Fränzchen konnte da von einigen erprobten und resolnten Hausfrauen die Kunst des Feilschens lernen. Oft erschrak sie, wenn die Verkäufer geradezu nur die Hälfte ihres Vorschlags geboten erhielten und traurig genug konnte sie sein, wenn die Waare auch wirklich dafür gelassen wurde, noch traurriger, wenn der Verkäufer abzog und beim besten Willen für so wenige Pfennige seine Waare nicht lassen konnte. Spielleute, die auch hereinzogen, fanden zwar viel Anerkennung und lachenden Dank, aber selten Geld. Kam dagegen eine Frau und sang im Vorderhofe ein geistliches Lied und wurde von den Bedienten, die aus den Hinterfenstern neben den Seifenwassergossen lungerten, ausgespottelt, so durfte sie nur getrost in den Hinterhof gehen. Ein: Wer nur den lieben Gott läßt walten! öffnete hier alle Fenster der Armen und Jeder gab

der Sängerin, was er noch glaubte entbehren zu können.

Eine ſolche Sängerin hatte eben den Hof verlaſſen und mit dem letzten Verſe des Liedes: Befiehl du deine Wege! Fränzchen's ohnehin thränenvolles Gemüth gerührt ... Es gibt einen Zuſtand der Seele, wo ſchon jede leiſeſte Berührung einer wunden Stelle ein Ueberfließen zur Folge hat, wie bei einem übervollen Gefäße ... Fränzchen hatte der Sängerin einige Pfennige gegeben. Sie unterſuchte nicht, wie mechaniſch und geläufig ſchon jener Bettlerin dieſer religiöſe Geſang ſein mochte, ſie empfand ihn wie eine unmittelbare Eingebung gerade nur zur Löſung ihrer eigenen gepreßten Stimmung. Wie einige große, ſchwere Thränen auf ein Häubchen fielen, das ſie der Frau Meiſterin richtete für den nächſten Sonntagskirchgang zu Propſt Gelbſattel — Frau Märtens liebte erhabene Anregung — zog ſie die Schublade ihres Nähtiſchchens noch weiter heraus, hob einen gelbgebeizten kleinen Deckel auf und zog zwei Papiere hervor, die ſie neben ſich hinlegte. Das eine enthielt, von Siegbert auch in deutſchen Lettern niedergeſchrieben, ſeine Ueberſetzung des franzöſiſchen Gedichtes von Louis Armand, das andere ein zweites Gedicht, das ihr Heinrich Sandrart, der junge Sergeant, verehrt hatte.

Auslegung derſelben durch die Aufzählung ſeiner Verdienſte um die Religion, durch ſeine bezahlten Pilgrimsfahrten zu hintertreiben geſucht. Wie viel Ganges-Sand hatte er nicht ſonſt in die Augen ſeiner Ankläger geſtreut! Jetzt war darin die auffallendſte Veränderung eingetreten. Er ging nicht nur auf ſein Verbrechen ein, ſondern entſchuldigte es auch durch Gründe, welche ihm jede Rechtfertigung vor ſeinen Richtern abſchnitten. Es ſchien, als wollte er untergehen, ein Märtyrer der Kunſt und des guten Geſchmacks.

Die Zeichen des allgemeinen Entſetzens hinderten den Götzenfabrikanten nicht, in ſeinen artiſtiſchen Rettungen fortzufahren. Er äußerte Grundſätze, die eines Reformatoren würdig waren. „Ihr ſtaunt über den Inhalt meiner Reden?“ rief Hali-Jong; „nur Die können ſtaunen, welche vom Geiſte nicht ergriffen ſind. Als die erſte Menſchengeneration auf die Erde gepflanzt war, gingen die böſen Geiſter daran, ſie den guten zu rauben und von ihren Früchten ihren nimmerſatten Leib zu nähren. So fuhren die Seelen aller erſten Menſchen in das verfluchte Leben der abtrünnigen Engel. Was hatten nun die guten von ihren Geſchöpfen? Es mußte ihnen Alles daran gelegen ſein, die ausgeflogenen Vögel wieder einzufangen. Sie mußten auf Mittel ſinnen, ſich bei der Menſchheit ihrer Zukunft zu verſichern. Sie mußten ſich in Donner und Blitz hüllen, in Schlangengewinden mit peſtträufelnden Fingern unter die Empörer treten, um durch Schrecken diejenigen wieder zu gewinnen, welche ſie durch ihre Güte und Milde verloren hatten. Von dieſem Augenblicke zeigten ſie ſich auch nicht mehr in den Lüften und Wolken, ſondern ließen ſich in den roheſten Stoffen darſtellen, um als ungeheure Erzmaſſen, Holzblöcke, Steinkoloſſe auf den

Das französische Gedicht hatte sie Anfangs, als eine Huldigung des Mannes, den sie mit so hoher Verehrung liebte, überrascht, dann aber bei mehrmaligem Lesen war es ihr befremdlich geworden. Sie hatte wochenlang nichts mehr von Louis vernommen, die vielen Bestellungen, die für seine Bilderrahmen und Spiegelformen einliefen, wurden vorn von dem verschlossenen Comptoir hierher an den Tischler Märtens verwiesen und auf eine große Schiefertafel für die Zeit verzeichnet, wo endlich zu hoffen stand, daß Louis Armand aus dem stolzen Palaste seines hohen Gönners zurückkehren würde. Wie wuchs da des armen Mädchens Verlangen, doch irgend etwas von diesem einschmeichelnden, sanften und so zarten jungen Fremdling zu vernehmen und nun erschrak sie regelmäßig, daß ihr sein Gedicht so wenig verständlich war! Da waren Wendungen, so schrill, so schneidend, daß es ein unschuldiges deutsches Mädchen kalt überlaufen mußte und doch entzückte sie wieder das stolze: „Nur weine nicht", mit dem jeder Vers trotz seines schlimmen und fast höhnischen Inhaltes schloß . . .

Heinrich Sandrart dagegen, der seit dem Fortunaball sich an sie gekettet hatte wie mit einer wahren Toggenburg-Treue, der junge Sergeant hatte in seinen Versen sogleich das Beste, das Höchste, das Schmei-

ſchelhafteſte von ihr geſagt. Er redete ſie mit ſo glanzenden, ſo wohlthuenden Bezeichnungen an, nannte ſie ſeines Lebens Sonne und ſeiner Hoffnung Wonne, ſprach vom lichten Schimmer ihrer Augen, dem Kelch, aus dem er Liebe wollte ſaugen, und ſah die Jugend und die Tugend in ihr treugepaart und nannte ſie einen Edelſtein unübertrefflich in ſeiner Art. Das Alles klang, beſonders von Frau Märtens ſchmelzend vorgetragen, gar lieblich und ſchmiegſam und war bis jetzt das Einzige, was für Heinrich Sandrart bei ihr ſprach. Wie oft hatte ſie ihn gebeten, ihr nicht mehr des Abends da, wo ſie gearbeitet hatte, aufzupaſſen und ſie nach Hauſe zu begleiten! Wie zürnte ſie ihm, daß er offen und frei mit den alten Märtens ſprach, ſeine edelſten Abſichten dieſen Leuten zu erkennen gab und dieſe umſomehr für ſich gewann, als er ſich in der Eigenſchaft eines reichen Bauernſohnes genügend ausweiſen konnte! Wie litt ſie unter den Vorwürfen der Frau Tiſchlermeiſterin, die ihr wegen ihrer Sprödigkeit gegen den hübſchen jungen Sergeanten in gewählter Sprache gemacht wurden! Dieſer kam nie ohne eine Aufmerkſamkeit, nie ohne ein kleines Geſchenk. Einen Blumenſtrauß, eine kleine Näſcherei, ein Bildchen führte er faſt immer bei ſich, wenn er ſich ſehen ließ. Aus den Rockſchoßen ſeiner feinen

Patentuniform langte er das feinste Obst hervor und hielt sich Abends und Morgens, wo er nur Zeit fand, stundenlang, wenn nicht an Fränzchen's Seite selbst, doch bei den alten Märtens auf, die gern mit ihm plauderten, weil er gemüthlich und noch über das Pfennigmagazin hinaus unterrichtet war. Fränzchen war nicht etwa kokett oder schnippisch gegen ihn. Gerade, weil sie ihn nicht lieben konnte, war sie einfach und duldsam gegen seine Besuche und fand nichts darin, daß er ihr oft, während sie arbeitete, einen Kuß von der Hand stahl, die im Nähen sich nicht verstecken konnte. Sie trug gern kurze Aermel in der guten Jahreszeit, mußte nun aber ihr bestes, schönes, blaues Kleid tragen, nur um durch lange Aermel zu verhindern, daß Heinrich Sandrart stundenlang auf ihre zarten weißen runden Arme blickte, gierig sich mit seinen liebeirren Blicken an der feinen Haut weidete und ehe sie sich's versah in die weichen Formen einen brennenden Kuß druckte. Ihn mit Gewalt von sich zu weisen, hatte sie den Muth nicht. Wer gab ihr ein Recht, an Louis Armand wie an eine Hoffnung zu denken! Hatte er sie nicht in diesen letzten Wochen ganz vernachlässigt? War ihr mehr von ihm noch geblieben, als daß sie manchmal mit zitternder Hand auf die Schiefertafel für seine kunstvollen Ar-

beiten Bestellungen schreiben konnte, die nach seinen Thonformen schon einige Gesellen des alten Märtens auszuführen versuchten? Dann kam es wol, daß sie denn doch immer und immer Louis' Gedicht vor sich nahm und es mit Heinrich's verglich und trotz der schönen und freundlichen Wendungen des letzteren an jenen herben und schroffen Worten einen Gefallen fand, über das sie sich keine andere Rechenschaft geben konnte, als daß unglückliche Liebe doch wol auch herb und bitter mache.

Zur Vermehrung ihres Leides war nun sogar der Onkel Heunisch angekommen und hatte in rascher Weise mit allen ihren Bedenklichkeiten Kehraus machen wollen. Da wurden im Bunde mit Madame Märtens Heinrich's Glücksumstände gepriesen und als sie immer darauf bestand, sie wollte noch nicht heirathen, hieß es, so möchte sie in das Forsthaus nach Hohenberg mitkommen und dem Onkel die Wirthschaft führen. Die Ursula sträube sich zwar dagegen, aber der Onkel, dem das Heirathen so vergällt worden, müsse eine Stütze für sein Alter haben. Heinrich würde dann seinen Ernst beweisen können. Nähme er seinen Abschied, käme er nach dem Ullagrunde, der nur zwei Stunden vom Forsthause läge und halte er dann noch um die Franziska an, so würde sich das Uebrige

finden. Dann wolle er ſchon, wenn entweder auch noch die Urſula Marzahn um ihn herumſpuke oder ſchon jenſeits wirthſchafte, ſich allein zurechtfinden, wiſſe er doch, im Ullagrunde bei dem reichen Bauer Sandrart wohne ein Paar, das ihn lieb hätte und wo er öfter verweilen würde als auf dem Gelben Hirſch, ginge auch der Weg nach dem Ullagrunde über einen Ort vorbei, den er gern miede, über das Kreuz am Strudel und die Sägemühle.

Fränzchen hatte, ſelbſt wenn ihr nicht Louis Armand im Sinne gelegen wäre, ein Grauen vor dem Forſthauſe. Sie war in ihrer Kindheit, als ihre Aeltern, die ſie mit den Wandſtabler's verwandt machten, geſtorben waren, einige Wochen beim Onkel Heuniſch, bei ihrem Vaterbruder, geweſen (ihre Mutter war eine Schweſter des Wachtmeiſters und Haushofmeiſters Wandſtabler); allein die Urſula Marzahn hatte dieſen Beſuch offenbar mit ſcheelem Auge angeſehen und hinter zuthunliche Freundlichkeiten manche ſchlimme Abſicht verſteckt. Wie oft hatte ſie nicht das kleine Mädchen an einen mit ſchönen gelben Blumen überwucherten Sumpf geführt und ihr geſagt: Hol' einmal ein Büſchel Blumen, Fränzchen, ich weiß ein Kunſtſtück und ſage dir, wer dein Mann wird! War das kleine Kind dann in den Sumpf bis an die

Knie geſunken, ſo lachte ſie und wollte ſie nicht wieder herausziehen. Weinte ſie dann über ihre beſchmutzten Strümpfe, ſo bot ihr die Alte zwar große Brotſchnitte mit Zwetſchenmuß und ganz feinem weißen Zucker aus ihrem Geheimſchranke darauf, aber einmal, daß ſie davon gegeſſen hatte, war ſie ſo elend krank geworden, daß ſie die Schnitte mit dem Zwetſchenmuß und dem weißen Zucker aus ihrem Geheimſchranke nicht wieder nehmen wollte. Heunisch, der ſich überzeugte, daß das Kind in ſeinem Walde nicht viel lernen und unter der Wunderlichkeit der damals noch rüſtigen Urſula leiden würde, nahm ſie damals fort und gab ſie in die Stadt zu den Wandſtabler's, die es freilich ſo arg mit dem jetzt herangewachſenen Mädchen vorhatten, daß es eines Tages aus dem Pavillon, wo der alte Fürſt badete, mit Schaudern entfloh und ſich bei den Tiſchlermeiſters Märtens, die ihre Aeltern gekannt hatten, einmiethete, um hinfort von ihrer Hände Arbeit zu leben. Heunisch ſagte nun zwar, die Urſula wäre alt und zahm und ganz kindiſch, aber es graute ihr doch vor dem Gedanken in das Forſthaus zurückzukehren, und als der Onkel gar hören mußte: In deinem Walde, Onkel, ſterb' ich! da brach er lieber vorläufig von ſeinen Vorſtellungen ab und beſchloß betrübten Herzens und unverrichteter

Sache, aber mit Hoffnung auf den Sergeanten nach Hause wieder heimzukehren.

Den Hochmuthsteufel, sagte er sich zum Trost, hab' ich ihr doch vertrieben! Dies Zeugniß, das er sich als Belohnung für seine Reise geben zu dürfen glaubte, bezog sich auf den Fortunaball, über den sich Fränzchen, ihrer Freundin Louise Eisold wegen, nicht völlig zu rechtfertigen wagte und es nun auch nicht mehr nöthig hatte, da Heinrich Sandrart sie eben dort kennen lernte. Noch mehr Hochmuthsteufel lag Henniſchen in einem Luxus, der in seinen Augen sehr überflüssig war, in der Erlernung der französischen Sprache. Am Tage nach dem Fortunaball nämlich, wo sie im Gewühl, das nach der gewaltthätigen Scene im Garten entstand, mit Heinrich Sandrart wieder zusammengerieth und endlich nach vier Uhr erst, als Louise den Nachtwandler auffing, mit dieser in einem Wagen nach Hause entkam, den Sandrart bezahlte, war jener Franzose, dessen grüne Brille, großer Schnurrbart, lästiger Husten, auf dem Fortunaballe allgemein aufgefallen war, in ihre Wohnung gekommen und hatte sich als einen Professor Monsieur Sylvester zu erkennen gegeben. Dieser alte Geck war anfangs von einer so auffallenden Zudringlichkeit, daß das junge Mädchen ihm verbot, sich wieder bei ihr

ſehen zu laſſen und Madame Märtens unterſtützte dieſe Weiſung ihrerſeits mit feinſtyliſirten Drohungen, die er in ſeinem gebrochenen Deutſch vergebens zu beſchwichtigen ſuchte. Monſieur Sylveſter war bejahrt, verbarg dieſe Thatſache aber durch Perrücke und mancherlei nur in der Nähe ſichtbare Toilettenkünſte. Er hatte eine ſehr glatte, aber faſt lebloſe Haut. Wenn er mit den ſcharfen grauen Augen blinzelte, ſah man an den Schläfen hundert Falten, die ſich bis an die Augenwinkel zogen. Die hervorſtehenden Zähne waren offenbar nicht ächt. Seine feine Kleidung verrieth den Mann von Welt und an einſchmeichelnden, gewandten Manieren fehlte es ihm ſowenig, daß er es wiederholt wagte, ſich bei dem jungen hübſchen Mädchen, das inzwiſchen ſchon von Heinrich Sandrart die erſten Huldigungen empfing, dennoch einzuführen. Er gab vor, eine Beſtellung für den Vergolder Louis Armand zu haben und ließ genau von Franziska, die vor ihm zitterte wie vor einem giftigen Baſilicken, ſeine Adreſſe aufſchreiben: Monſieur Sylveſter, Königsſtraße Nr. 13 im dritten Stock. Er behauptete, bei Armand Aufträge für eine große Herrſchaft zu haben. Franziska mochte ihn nicht anſehen, wandte ihm ſelbſt den Rücken, aber ſie wurde roth, als Herr Sylveſter anfing von Louis Armand

zu ſprechen und einen langen forſchenden Blick auf ſie richtete. Ja als er ſogar von Armand's Aeußerm, ſeinen Verdienſten und Vorzügen ſprach, ſogar behauptete, ihn von Anſehen zu kennen und Fränzchens Verlegenheit wuchs, hätte ſie im Spiegel bemerken können, daß er eine eigenthümlich überraſchte pfiffige Miene machte. Als er gegangen war, fand die Frau Tiſchlermeiſterin den gelehrten Mann doch ſo übel nicht. Fränzchen aber riß das Fenſter auf und meinte, er hätte eine Atmoſphäre hinterlaſſen, daß ſie friſche Luft ſchöpfen müſſe. Dennoch ſetzte ſie ſich an ihren Nähtiſch und dachte dem Lobe nach, das Herr Sylveſter ſeinem Landsmann Louis Armand geſpendet hatte. Der widerliche Mann erſchien ihr bei längerm Nachdenken jetzt ſchon minder abſchreckend und eines Abends, als der „Zufall" wollte, daß Sylveſter ihr, wie ſie gerade von der Arbeit kam, wieder in den Weg trat, war er ſo artig, ſo manierlich, ſo zuvorkommend, daß ſie zwar Anfangs im Gehen nicht inne hielt, nicht unter ihrem zierlichen Strohhütchen, dem ein blaues Band ſehr gefällig ſtand, aufblickte, aber doch zuhörte, was er, wenn ihn der aſthmatiſche Huſten nicht plagte, ſo neben ihr, in ſeinem gebrochenen Deutſch, hinplauderte. Er erwähnte wieder die großen Talente des jungen Armand, ſprach von vielen

unverfänglichen Dingen und empfahl ſich an der Thür ihres Hauſes mit ſo viel Artigkeit und ſo wenig aufdringlich, daß ſie ihm wenigſtens das eine wenn auch kalte Wort: Ich wünſch' Ihnen einen guten Abend gönnte. Mehr hatte ſie ihn nicht geſprochen ... Oben in ihrem Stübchen fand ſie damals einen Brief von Louis. Er ſchickte ihr jenes Gedicht und bat ſie, ſeiner zu gedenken, ſo lange ihn ernſte Pflichten fern hielten ... „Derſelbe junge Mann, ſagte er in dem Briefe, der ſchon einmal ſo freundlich war, an den guten Herrn Märtens einen Auftrag auszurichten, hat mir das beifolgende Gedicht überſetzt, das ich Ihnen widme, meine liebe Franziska! Möge es Ihnen den Troſt in Ihrer Einſamkeit gewähren, daß wir Parias der Geſellſchaft doch einen ſtillen Bund geſchloſſen haben, indem wir für unſere Empfindungen einen gemeinſamen Cultus hegen. Die Reichen und Vornehmen ſind nicht ſo glücklich, ſie haſſen ſich. Wir Armen können uns lieben."

Das letzte Wort in dieſem Briefe entzückte Fränzchen; aber Paria in der Geſellſchaft und Cultus? ... Das waren zwei Worte, die Franziska ſelbſt mit Hülfe mehrer Jahrgänge des Pfennigmagazins, der ganzen Beleſenheit der Tiſchlerin und ſelbſt mit einer Anfrage bei dem gegenüberſitzenden Schneider nicht entziffern

Gehorsam der Ihrigen zu wirken. Daher schreiben sich die mißgestalteten Formen, welche Jahrtausende lang die Phantasie der Völker mit Ungethümen, ihr Herz mit Schreckbildern, ihren Geist mit furchtsamen Gedanken befruchtet haben. Kahle Schädel sollen jugendlichen Göttern stehen! Fürchterlich rollende Augenräder glotzen auf den Untertheil des Antlitzes herab, der bald einen abscheulichen Vorsprung bildete, auf dem ein Priester bequem sitzen konnte, bald so tief eingebogen war, daß man im Zweifel stand, wo das Kinn aufhörte und der Hals anfing. Was soll ich von dem Fundament dieser mißgebornen Köpfe sagen, von denen Jedermann weiß, daß sie einen Bauch, zwei verschränkte Arme und zwei übereinandergeschlagene Beine vorstellen sollen? Auf allen Wegen erblickten wir diese grauenhaften Bildungen, die wie zusammengeronnene Glieder aussehen und im letzten Falle noch den Anblick mehrerer, in einander verwickelter Schlangen darbieten. Die Priester, immer gewohnt das Wahre zu verfehlen, legten in diese Zufälligkeiten einen scheinbar tiefen Sinn und nahmen die Auswüchse der Natur für dasjenige, was sie am meisten bezeichne. So ist eine Symbolik entstanden, welche sich noch da erhalten hat, als schon lange die Götter von ihrer alten Maxime, durch Furcht auf die Liebe zu wirken, zurückgekommen waren. Ihr fragt, wie ich hinter diese Inconsequenz gekommen bin?"

„Wir fragen nichts, du Elender," schrie die ganze Versammlung, und von den hintersten Bänken sprangen schon die Eifrigsten herüber, um den Frevler in Stücke zu zerreißen. Aber der Großinquisitor hob seine Hand und Hali-Jong, die entstandene Pause benützend, fuhr mit unerhörtem Gleichmuth in seiner Vertheidigung fort. Es ist dabei merkwürdig, daß

konnte und ihr unverſtändlich waren, wie das Gedicht ſelbſt. Sie empfand nun plötzlich das Bedürfniß einer höheren Bildung. Wer ſollte ihr ſagen, was ein Paria der Geſellſchaft und der Cultus iſt? In ihrer nächſten Gedankenreihe fühlte ſie, daß es gewiß ein großes Glück wäre, wenn man franzöſiſch gelernt hätte und ſonderbar! Von dem Augenblicke an bildete ſich ihr der Gedanke: Herr Sylveſter hat ſich ſo lange nicht ſehen laſſen, ich möchte ihm wol einmal wieder begegnen! Dies geſchah zwei Tage ſpäter. Herr Sylveſter begegnete ihr nicht nur, ſondern er wagte ſich ſogar noch einmal zur alten Frau Märtens an einem Sonntage, wo er vielleicht wußte, daß dieſe ſtrengen Sittenrichter in die Kirche gegangen waren. Heinrich Sandrart hatte Parade und Fränzchen that dem Sergeanten nicht den Gefallen in die große Allee zu gehen, wo er ſtolz mit ſeiner Gardecompagnie unter Befehl des ihm ſeit dem Fortunaball nicht beſonders gewogenen Lieutenants von Aldenhoven, vor ſich einen Flottwitz und hinter ſich einen Flottwitz, in dem Bataillon des Majors von Werdeck marſchirte ... Vergebens ſah ſich der Sergeant rechts und links um, ob unter den Zuſchauern nicht Fränzchens Strohhut mit dem blauen Bande ſichtbar wurde. Vergebens hörte er den Lieutenant von Aldenhoven ihm zuraunen: Was

gaffen Sie denn, Sandrart? ... Der Zorn trieb ihm das Blut in's Geſicht ... aber Fränzchen war zu Hauſe, kümmerte ſich nicht um die Parade, nicht um Heinrich Sandrart's goldene Litzen, ſie ſaß unter ihrem gelben kleinen Bibi und knusperte mit ihren weißen Zähnen an den Hanfkörnchen, die der Verſchwender über ihr niederfallen ließ. Da trat Herr Sylveſter ein, ſehr elegant, ſehr fein, wie ein vornehmer Herr, der ſicher heute noch bei einem Miniſter ſpeiſte. Herr Sylveſter ſagte, er wolle ſich erkundigen, wie es mit ſeiner Beſtellung wäre, der reiche Herr drängte um die Einrahmung ſeiner Bilder, die große Meiſterwerke wären und glänzende Ausſtattung verdienten. Fränzchen bedauerte Louis' Abweſenheit, erzählte, daß er ſich der Pflege des kranken Fürſten Ogon widme, den er von Paris kenne und zeigte ſich ſo im Zuge, ſo angeregt über Alles, was Louis betraf, daß Herr Sylveſter Muth faßte, ſich umzuſehen und ſich ſehr beherrſchte, nicht wieder in den lüſternen Ton zu fallen, den er, häßlich und widerlich genug, nach dem Fortunaball angeſtimmt hatte. Das Geſpräch kam auf die franzöſiſche Sprache und Fränzchen erkundigte ſich, was ein Paria der Geſellſchaft und der Cultus wäre? Cul'us, ſagte Herr Sylveſter und lächelte ſo ſtark, daß man an ſeinen eingeſetzten Zähnen faſt die

ſeinen Dräbte und das künſtliche Zahnfleiſch ſah, Cultus iſt die Verehrung, die Liebe iſt ein Cultus, meine liebe Franziska, und die Parias ſind eine unglückliche Kaſte von Menſchen in Indien, die arm, elend, verſtoßen ſind und bleiben, weil ſie arm, elend, verſtoßen geboren wurden und nichts lernen können. Sind Das einige Erinnerungen aus den Geſprächen mit Louis Armand? Franzchen errothete und die Folge der weiteren Forſchungen und Schmeicheleien des Herrn Sylveſter war die, daß ſich der feine Mann erbot, ihr franzöſiſchen Unterricht zu geben. Als ſie, halb erſchrocken, halb doch innerlichſt erfreut, Anſtand nahm und mit lächelndem Scherz auf ihre leere Kaſſe deutete, wies Herr Sylveſter jede Zumuthung an die Vorausſetzung eines materiellen Intereſſes zurück und drängte ſo lange und ſo artig, ſo wirklich gefällig in Franziska, daß es dieſer vorkam, als wenn ſich die grüne Brille des Fortunaballes niemals in ſo abſchreckender Geſtalt, faſt wie eine Schlange, ihr offenbart hätte. Sie fand ihn leidlich und ging auf die Vorſchläge ein, bei ihm wöchentlich drei Stunden zu nehmen. Sie ſagte, ſie wollte ihm dafür nähen, was er wünſchte; auch Namen zeichnen in Taſchentücher oder was er begehre, ſie wollte ſich ihm dankbar zeigen. Ich will Sie nur gelehrig ſehen! ſagte Herr Sylveſter und ſchlug vor,

die Stunden bei ihm zu nehmen. In der Königs-
straße Nr. 13? sagte sie, nein, Das geht nicht! Er
wiederholte vergeßlich: Königsstraße? ... Sind Sie
ausgezogen! fragte sie. Er schien in Verlegenheit und
antwortete: Ja wohl, ja wohl! Königsstraße! Fran-
ziska meinte nun, die Mühe, zu ihr zu kommen, müsse
er sich nicht verdrießen lassen, sonst dürfte sie den Un-
terricht nicht nehmen. Er versprach diese Bemühung,
fürchtete aber, die Wirthsleute seines Zöglings möch-
ten Einsprache thun. Das soll meine Sorge sein!
sagte Fränzchen, und richtig, sie wußte den alten Leu-
ten, als sie aus der Kirche kamen und von der Pa-
rade noch die Schlußmusik gehört hatten, das Glück
der Bildung und geistigen Vervollkommnung so klar
und besonders der Tischlermeisterin anschaulich zu ma-
chen, daß die Stunden ihren Anfang nahmen. Zwar
hatte Fränzchen mit Herrn Sylvester viel auszustehen.
Anfangs wollte er durchaus die Verbindungsthür zwi-
schen beiden Zimmern geschlossen wissen, dann, als ihm
Fränzchen dies abschlug, wurde er nichtsdestoweniger
oft hinter den schützenden Blumen und der rankenden
Kresse wieder so unartig wie nach dem Fortunaball.
Aber auf ein ernstes: Herr Professor! sammelte er
sich und Fränzchen lernte so geschwind ihre Vokabeln,
übte sich so fleißig in den Präparationen, daß sie

sichtbare Fortschritte machte. Das dauerte vier Wochen, bis Onkel Heunisch kam. Aergerlich über die Weigerung seiner Nichte, den jungen, hübschen und reichen Sandrart zu heirathen, kam er gerade mit einem Besuche des Herrn Sylvester zusammen, maß diesen Mann von oben bis unten und von unten bis oben, ließ sich Dies und Jenes erzählen, hörte Heinrich's Klagen, daß Franz zu hoch hinaus wolle, und daß sie mit diesem Sprachmeister in's Gerede komme, und erklärte ihr, als die Stunde vorbei war, daß dies die letzte gewesen wäre. Wie? sagte Franzchen entrüstet. Heunisch antwortete ruhig: Er dulde diese Ausschweifungen nicht länger! Sie wäre armer Aeltern Kind und müsse ihr Brot von anderer Leute Gnade essen ... Punktum! Der alte Kerl dürfte hier nicht mehr über die Schwelle kommen.

Franziska war erst fast ergrimmt. Dann aber fügte sie sich und war zuletzt mit diesem Entschluß umsomehr zufrieden, als sie doch von Louis Armand, dem all ihr Mühen und Lernen galt, vergessen zu sein schien. Louis Armand ließ nichts mehr von sich hören. Herr Sylvester kam sehr unregelmäßig, blieb oft nur eine Viertelstunde, und nur, wenn Niemand, außer Franzchen, zu Hause war, konnte sie ihn nicht wieder fort bringen. Er spottete so boshaft, er wußte

ſo viel zweideutige Anekdoten, er blieb ſo wenig bei der Sache, daß ſie in der That das nächſte mal zwar mit einer gewiſſen Befangenheit, aber doch entſchloſſen erwiderte, dem Onkel ſeinen Willen zu thun und ihm ſagen zu wollen: Herr Sylveſter, ich fühle, daß ich für meine Verhältniſſe zu viel Zeit auf eine Sprache verwende, zu deren Benutzung mir mein künftiges Leben keine Gelegenheit bieten wird!

So ſaß Fränzchen an ihrem Fenſter, las in der wehmuthigen Stimmung, die das Lied der armen Frau angeregt hatte, die beiden Gedichte wieder durch und nahm das Einerlei ihrer Arbeit vor ...

Der Flickſchneider von drüben machte manchmal einen Scherz mit ihr.

Bon jour, Mamſelle' rief er nach einiger Zeit. Parlez vous français?

Dabei lachte er, ohne es jedoch ſo bös mit ſeinem Spotte zu meinen, wie ihn die alte Märtens, die nebenan eben die Zeitung laut buchſtabirte, nahm und ſich unterbrach mit den Worten:

Portugal ... Dem Heiland ſei Dank, daß die Menſchen bald nicht mehr ſolche ſchändliche Reden hinter uns ehrlichen Leuten werden ſagen können! ... Schon wieder ein Erdbeben geweſen ... Ich begreife

nicht, wie Eins dies ſo lange hat dulden können! . . . Fünf Hauſer ſind eingefallen.

Während Fränzchen dieſe harten von einem portugieſiſchen Erdbeben unterbrochenen Worte überdachte, verfloß wol eine Viertelſtunde und wieder rief der Flickſchneider — nach einer Viertelſtunde — über den Hof:

Habe ja die Flöduſe ſo lange nicht gehört. Guter Mond du gehſt ſo ſtille . . . das iſt mein Leibſtück, Mamſell!

Frau Märtens mußte wol nebenan durch's Fenſter ihm eine Miene des traurigſten Achſelzuckens machen; denn ganz laut hörte Fränzchen den Seufzer, der mehr jene Gebehrde begleitete, als den Vorfall, daß in Mexiko eine Bergwerksgrube eingeſtürzt war und dreizehn Indianer verſchüttet hatte.

Die Flöte aber blies Heinrich Sandrart, wenn der junge Soldat von Fränzchen nicht beachtet wurde und wol eine Stunde neben ihr geſeſſen und kaum ein Wörtlein von ihr vernommen hatte. Dann ging er traurig nebenan und langte ſich eine Flöte her, die er bei der Frau Märtens auf der Commode unter den darauf prangenden, großen bunten und vergoldeten Jahrmarkts-Deckelgläſern und einigen lehrreichen Schriften liegen hatte und blies dann ſo ſtill für ſich, aber zur Freude des ganzen Hinterhofes, einfache Volksmelo-

dien, wie er sie gerade auswendig konnte oder im Alltagsrunde von den Knechten seines reichen Vaters hatte singen und jodeln hören.

Die drückende Schwere des Herzens, die Fränzchen durch die halb politischen, halb privaten Seufzer der alten Tischlermeisterin nur noch mehr beängstigte, löste ein Besuch, der rasch und eilig die schmale Treppe fast herauf stürmte. Man hörte das Küchengatter draußen heftig öffnen und noch heftiger zufallen.

Ist Fränzchen zu Hause? rief eine weibliche Stimme im Eintreten und schon war der Besuch durch die größere Stube hindurch in Fränzchens Kammer getreten.

Es war Louise Eisold.

## Achtes Capitel.

### Volksahnungen.

Die Trauerkleidung, in der Louise Eisold über die Straße ging, konnte der durch diesen Besuch angenehm überraschten Franziska nicht auffallen.

War doch in der Nacht, als beide Freundinnen den Fortunaball besucht hatten, zur tiefsten Betrübniß und zu einem ewig nagenden Vorwurfe für Louisen der alte Urgroßvater mitten unter seinen Urenkeln still entschlummert!

Einmal nur hatte Franziska Louisen seither gesehen. Zwei Tage nach dem Ball kam sie wegen der Kleider, über deren Benutzung Mademoiselle Florentine, die Putzmacherin, furchtbaren Lärm schlug und mit allen Gerichten der Welt drohte. Louise nahm diese Nachricht ruhig auf und wehklagte nur über den Tod des Alten, der so einsam, so verlassen, so liebles hatte dahingehen müssen! Die Kinder hatten alle ge-

schlafen, so wie sie sie verlassen hatte, das Jüngste hatte sich nicht geregt, die Uhren gingen wie sie aufgezogen waren, sie war leise und still mit der Morgendämmerung in ihr Zimmer zurückgekehrt, selbst Karl, der früh auf die Arbeit mußte, schlief noch gegen fünf Uhr. Nur ein Blick auf den Alten zeigte ihr, daß das kein lebendiger Schlaf mehr war, der so den Körper weckt, so die Züge des eingeschrumpften trockenen Gesichtes spitz hervorreten läßt! ... Sie fühlte auf die Stirn, sie fühlt den Puls, sie betastet die Hände, die Füße, der alte Mann war entschlummert vielleicht von einem Lungenschlag getroffen. Mit einem Schrei, der ihrem ohnehin bebenden und gepreßten Herzen Luft machte, weckte sie alle Geschwister. Diese fuhren empor. Großvater ist todt! Alle Kinder schrien und weinten. Nur Louise konnte vor innerm Schauder nicht zu Thränen kommen. Sie verurtheilte sich selbst. Sie sah den Alten sich nach ihr noch einmal umblicken, sie hörte ihn rufen, sie glaubte an seinen Uhren zu bemerken, daß er noch einmal aufgestanden war. Sie täuschte sich wol, aber ihre Phantasie malte ihr, daß er Allen vielleicht noch ein Lebewohl sagte, aber sie fehlte, Sie, die die Hüterin, der Schutzengel dieser Räume sein sollte! Erst als die Kinder alle auf ihre Arbeit gegangen waren und die ganz Kleinen ihr ihren

die Tibetaner, wenn ſie wahnwitzig werden, faſt wie Europäer ſprechen.

„Die Götter haben ihr Schickſal in unſere Hände gegeben," ſagte Hali-Jong. „Sie waren es, die unſern Seelen den feinen Sinn des Geſchmacks und unſern Händen die künſtleriſche Fertigkeit verliehen. Was ſprachen ſie damit aus? Ihren Wunſch, ſich würdiger Darſtellungen zu erfreuen. Sie können nie gewollt haben, daß ſich die Schönheitsformen nur auf den Wellen finden, die über die Flußbetten hingleiten. Sie haben die Schwäne nicht deßhalb geſchaffen, damit nur an ihren Hälſen die Zauberlinien der Anmuth lebten. Sie bauten die Himmelsveſte nicht, um die Sterne nur in der gelungenſten Wölbung ſchweben zu laſſen. Sie gaben Allem ſeine eigenthümliche Form, um ihre eigene Größe dadurch zu feiern. Ja, würden ſie den Menſchen als ein Muſter der regelmäßigen Schönheit hingeſtellt haben, wenn ſie nicht gewollt hätten, daß ihre eigene Herrlichkeit durch dieſe Formen widerſtrahle? Lag die Frömmigkeit, auf welche die Götter rechneten, nicht von jeher darin, daß man ſein Theuerſtes daran ſetzte, um ihnen zu gefallen? Wird der ein wohlgefälliges Opfer bringen, welcher vor den Altar ſeines Hausgottes ein Lattichblatt ſtellt und doch die Mittel beſitzt, ihm eine Lotosblume zu reichen? Wer eines Roſſes entbehren kann, wird keinen Hund verkaufen, um ſeinen Heiligen mit einem neuen Kleide zu beſchenken. Wer ſich auf die fünfzeilige Strophe verſteht, wird die Götter nicht mit dem eintönigen Versmaß der vier Glieder beſingen. Das iſt auch in der Kunſt die neue Lehre, für welche ich ſterben will. Soll ich darüber weitläuftig ſein? Ich kenne einen Allmächtigen, vor dem ſich Millionen im Staube beugen wollen.

wahren Kummer nicht ausfragen konnten, machte sie ihrem Herzen durch Thränen Luft ... Und dann die Sorge des Begräbnisses! Glücklicherweise gehörte der Greis zu einer sogenannten Todtenbrüderschaft, bei der man sich durch Jahresbeiträge ein anständiges Begräbniß sichert. Einige schwarzgekleidete Männer nahmen ihr die Sorge der Beerdigung ab. Mit den schwarzen Kleidern angethan, die sie erst vor kurzem nach beendigter Trauer um die Aeltern abgelegt hatte, folgte sie dem Sarge mit ihren Geschwistern. Jedermann erstaunte, wie sie vor der aufgeschütteten Erde so trostlos weinen konnte. Man glaubte doch, daß ihr eine Last vom Schicksal abgenommen war. Niemand kannte ihren nagenden innern Vorwurf, ihre bittere Reue ... die Vizewirthin Mullrich ausgenommen, die recht hämisch den Kopf schüttelte, als der Sarg durch die schmale Thür auf den vor ihrem Kellerfenster stehenden Leichenwagen gehoben wurde. Ihr Mann, der gerade von der Unternehmung bei der Schievelbein heimkam, hatte wohl gesehen, daß Louise Gisold damals an der untern Ecke der Brandgasse aus einem Fiaker stieg, in dem noch ein andres gepuztes Frauenzimmer und ein Soldat saßen ...

Louise, die in allen Dingen entschlossen handelte

und Umstände nicht liebte, machte ohne Weiteres die Kammerthür zu, umarmte Fränzchen, nahm sich einen Stuhl und setzte, erschöpft von ihrem raschen Gange, zu ihrer Freundin sich nieder.

Ich habe mir ein paar Augenblicke abgestohlen, sagte sie, und bin froh, dich zu Hause zu finden. Du wirst nicht gewußt haben, wo ich so lange geblieben bin.

Auch ich hatte viel zu thun, sagte Franziska.

Laß dich nicht stören! Arbeite fort! Was wird Das?

Ein Häubchen für eine Nachbarin.

Wie hübsch die Spitzen! Kind, ich komme von Florentinen.

Ach!

Ich denke, die Gefahr ist vorüber. Ich hab' ihr zum letzten male meine Meinung gesagt und nun sind wir einverstanden.

Gott sei Dank!

Ich sagte ihr: Wenn wir nicht so ehrlich wären, hätte sie's nie zu erfahren brauchen, daß wir mit diesen Kleidern auf dem Fortunaball waren.

Wir hatten sie so gut erhalten!

Aber betrügen wollten wir sie nicht. Die fünfzehn Thaler, die sie mir seit Jahren schuldet und die

ich doch nie wieder bekomme, würden den Flitterstaat vollkommen bezahlen, allein was sollen wir damit? Ich gehe sobald auf keinen Ball wieder ... Und du?

Erinnere mich nicht —!

Genug, sie nimmt die Kleider wieder, ja kaum hatt' ich sie hingeschickt, so hängen sie schon prächtig wie das Allerneueste in ihrem Magazin und zwei vornehme Damen sah ich, die sie sehr bewunderten, sich Blumen als Besatz bestellten und die Ueberwürfe zu förmlichen Kapuzen umnähen lassen. Ich sah dem Handel ruhig zu und schüttelte für mich den Kopf, welch' ein Ausbund die Florentine ist! Du hättest sie reden hören sollen! Das Neuste, das Schönste, Sie werden reizend aussehen, meine Gnädige, wie ein Engel, ach, wie ein Engel ...! Wie die Damen fort waren, lachte sie und machte hinter ihnen eine lange Nase. Auf meiner Rechnung strich sie doch fünf Thaler als bezahlt aus!

Fünf Thaler!

Sie verkaufte beide Toiletten für dreißig Thaler.

Und doch fünf Thaler für dich? Das heißt zwei ein halb für dich und zwei und ein halb ...

Wo denkst du hin!

Ich kann es Louise! Mein Onkel der Förster ist

hier, er hat mir einen Louisdor geschenkt. Das sind noch über fünf Thaler.

Meine Rechnung bekäm' ich von der Florentine doch nie bezahlt. Laß! Laß! Laß!

Um so mehr! Sieh, da ist das schöne Goldstück!

Fränzchen zog ihr Nähkästchen auf, wo neben den beiden Gedichten ihr bescheidenes Geldbeutelchen lag.

Louise wollte aber nichts nehmen ...

Louise, begann Fränzchen, was war Das nur in jener Schreckensnacht? Die Lichter erloschen, der Tag schien in den Saal, mich hatte der Sergeant am Arm, du hieltest den Unglücklichen, der dich den ganzen Abend allein beschäftigte und den Alle einen Nachwandler nannten ... der Vorfall mit der Auguste Luckner, wie das geputzte Mädchen heißen soll, die Polizei, der Mann mit der schwarzen Binde ... ach, ich kann dir nicht sagen, wie mir Das noch heute Alles im Kopf wirbelt und summt! Vorher der Lärm im Garten, das Geschrei, das Jammern, die drei schwarzen, berußten Menschen, die mit eisernen Stangen am Zaune lagen, der Große, mit den hohen Schultern, — einen solchen Buckligen hab' ich mein Lebtag nicht gesehen ... wäre Der ausgewachsen, das hätte einen Riesen gegeben ... ein Glück, daß der liebe Gott auf Den die Hand legte und ihm sagte: Duck' dich! Nein, Louise, es ist

mir über dieſe Nacht noch heute ſo wüſt im Kopf, daß ich ordentlich den Verſtand verliere, wenn ich zu lange daran denke.

Liebes Kind, manchmal hab' ich ihn ſchon verloren und rede wahnwitzig . . .

Louiſe! Was ſprichſt du?

Mein Elend iſt grenzenlos; ſagte Louiſe. Und nicht weinen dürfen! Warum nicht weinen? Die Stickereien könnten leiden, wenn ſie feucht werden. Ha, ha, Fränzchen, das iſt eine ſchöne Welt!

Spotte nicht, Louiſe! Glaubſt du nicht an Gott und eine Beſtimmung?

Louiſe blickte düſter und grübelnd vor ſich hin. Sie faltete ihre Hände mit den ſchwarzen Handſchuhen und legte ſie gedankenvoll in den Schooß. Die beiden Locken, die ſie hinterm Ohr trug, glitten herab über die Bruſt, die ſich mit ſchwerem Seufzer hob. Die edle Stirn, die feine Naſe, die Lippen konnten für ein Marmorbild gelten. So ſteinern und ſtarr war ihr Ausdruck. Dann wie von innerer Glut erhitzt, ſprang ſie auf, riß den mit ſchwarzem Bande beſetzten Strohhut vom Kopfe, eine ſchwarze ſeidene Echarpe von den Schultern, warf Beides auf das Bett, gleichgültig, ob die Gegenſtände ſo oder ſo fie-

len und ſtützte das bleiche Haupt mit dem Arm auf die Lehne des Stuhles, in den ſie ſich niederwarf.

Louiſe! ſagte Fränzchen mit Vorwurf über dieſe Heftigkeit, legte ihre Arbeit auf den Tiſch, glättete die Echarpe aus und legte ſie ſauber auf's Bett und daneben den Hut, den ſie gerade bog und ſeine Bänder durch die Finger gleiten ließ . . .

Manchmal, begann Louiſe nach einer Weile, manchmal bringen mein Wilhelm und Karoline von den Zeitungen, die ſie nicht haben verkaufen können, einige Blätter mit und ich leſe darin, bis ſie Morgens wieder in die Druckerei müſſen abgeliefert werden. Geſtern Abend, Alle ſchliefen, da ſchrieb ich mir doch eine Stelle auf, die in einem Winkel der großen neuen Zeitung: „Das Jahrhundert" ſtand. „Das verſchloſſene Jenſeits", hieß es da, „entriegelt der Tod Derer, die uns ſchon vorangingen. Strahlender öffnen ſich die dunkeln Pforten der Zukunft, wenn uns die abgeſchiedenen Geiſter unſerer Lieben winken und heimlich und leiſe wie im Abendwinde rufen: Ach folge doch nach!" Der Name des Mannes, der unter dieſen Worten ſtand, wird mir ewig theuer bleiben, Guido Stromer!

Damit wiederholte ſie noch einmal jene kurze Sentenz, in der wir einen der erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche unſres Guido Stromer kennen lernen.

Die, die gestorben sind, Louise, schalt sie Franziska, rufen dir nicht: Folge nach! Sie sagen dir: Bleibe! Sorge für die Nachgelassenen! Erziehe sie! Sei ihnen Mutter!

Louise lächelte bitter. Ihr ganzes Wesen verrieth Schmerz und Verzweiflung.

„Heimlich und leise", sagte sie träumerisch, „wie im Abendwinde: Ach! folge doch nach!"

Du denkst an deine Aeltern, an den alten Großvater, der dir in der Nacht starb, wo du nicht an seinem Lager stehen konntest ...

Warum ist man leidlich tugendhaft? sagte Louise bitter und hörte nicht auf Fränzchens Einreden. Warum hat man ein Gewissen? Wie ich dann erst das Kind glücklich und gesund neben meinem Bette schlafend fand, mocht' ich auf die Kniee fallen, so dankt' ich Gott! Jeden Schläfer sah ich an und betete. Die Gardinen zog ich zurück, damit der erste Sonnenstrahl auf jedes ruhig schlummernde Antlitz fiel! Da steh' ich bei dem alten Mann. Er sieht so bleich, so starr, ich berühre ihn. Er ist todt! Warum beleg ich mich nicht und sagte: Fataler Zufall! Ich las noch eine andere schöne Stelle von diesem herrlichen Guido Stremer. Er sagt: „Es läßt sich leider nachweisen, daß nur Die Menschen eine ewige Größe erschwangen,

die auf der Leiter ihrer Thaten selten zurücksehen und in ihr Inneres nie." O, Das ist dunkel! Aber ich verstehe es schon! Man ist und wird nichts, wenn man so dumm ist gut zu sein!

Du verwirrest dich, Louise! Warum liest du solche schreckliche Sachen! Ergib dich deinem Schicksal! tröstete Fränzchen.

Ich trag' es ja! sagte Louise kopfschüttelnd. Aber manchmal kommt ein Geist über mich, den ich gar nicht nennen und fassen kann. Da ist's mir, als sollt' ich an einer Säule rütteln, so groß und stark wie sie am Schloß stehen. Ich möchte das Haar aufbinden und über die Straße rennen und den Untergang der Welt oder den Anfang einer neuen ausrufen!

Die Last deiner Sorgen drückt dich und du liebst unglücklich, Louise.

Louise erschrak. Dann aber raffte sie sich auf und sprach leiser:

Wer sagt Das?

Ist es dankbar von dem kranken Mann, antwortete Fränzchen, dem du soviel Sorgfalt schenktest, daß er dich verläßt? Ich habe dich nicht fragen mögen, Louise! Du bist heimlich und dein Zorn erschreckt mich oft. Ich weiß nicht einmal, ob dieser Hackert es um

dich verdient. Im Hause des Justizraths Schluck ist er nicht gut angeschrieben; das weiß ich von Jeannetten ...

Weil sie ihn gequält, gefoltert haben, fiel Louise ein. Diesen Menschen behandelten sie erst wie einen Sohn und erzogen ihn. Wer verdenkt es ihm, als diese hoffärtige, stolze, kalte Tochter in ihrer ersten Gefallsucht ihn ausfragt, was Liebe ist, daß er's ihr sagt und an seinem eigenen Beispiel betheuert? Sie kommt zum Bewußtsein, trägt den Kopf hoch, darf ihn hoch tragen, aber will nun nichts mehr wahr haben, was sonst zwischen ihnen gegolten hat. Er grämte sich und wachte die Nächte, wenn sie von den Bällen heimkam; er will ihr nur das Licht vortragen. Sie erinnert sich aber auf Nichts mehr. Sie will nicht hören, daß sie mit ihm Versteck spielte und in ihrer Wildheit Nachts mit ihm durch die Straßen lief in Knabenkleidern. Weil sie jetzt Offiziere, schöne Cavaliere zu Dutzenden um sich hat, ist ihr der Mensch, den sie gefragt hat: Fritz, sag mir, was Liebe ist? ein Gegenstand des Abscheues und des Schreckens geworden. Längst hätte man ihn aus dem Hause geworfen, wenn ihn der Vater nicht liebte, als guten Arbeiter, klugen, gewandten Kopf, vielleicht fürchtete als verteufelten Pfiffikus, der seine niederträchtigen Schliche durchschaut! Ha! Hackert hat mehr Witz im

kleinen Finger als mancher Professor im Kopf, und wenn man gewollt hätte, wäre mehr aus ihm geworden als ein unglücklicher Mensch. Wie schreibt Der schon! Wie kann Der lustig sein! Wie toll sind seine Scherze! Ja, sein Haar ist roth, er ist einer von den Gezeichneten. Sind die alle so schlimm? Du nennst Danebrand, der ihn auf dem Fortunaball herausschlug...

War Das Danebrand? Der gute Schleswiger, der für Euch arbeitete? Den du deinen Aeltern zu heirathen gelobtest, weil er ihnen versprochen hatte, für Karl so lange die Stelle des Vaters offen zu halten?

Nun, was sagt' ich, daß ich gelesen habe: „Nur Die kommen auf, die auf der Leiter ihrer Thaten selten zurücksehen und in ihr Inneres nie."

Franziska Hennisch vergegenwärtigte sich aus ihren eigenen Empfindungen vollkommen diejenigen, die Louise Gifold haben mußte. Das Unglück, einem so unschönen Manne wie Danebrand durch Aeltermille und Dankbarkeit gehören zu sollen, mußte sie für ein junges, gefälliges Mädchen als eine große Aufgabe anerkennen, doch da sie selbst, freilich unendlich lieblicher und reizender als die ernste, bleiche Louise, in der Lage war, zwischen zwei schönen und gefälligen Männern mit ihrem Herzen in der Mitte zu stehen, so begriff sie doch nicht, wie das wenig Anziehende in

Dieſe Millionen beſchwören meinen Thon, meinen Boſſirgriffel, meine Steinkohlen, daß ich ihnen das Bild dieſes Großen zaubere: Meine Seele erbebt vor der Wonne dieſer Schöpfung; ſie fühlt die Nähe des Darzuſtellenden, der nur noch geträumtes, geahnetes Bild, ein flüchtiger Gedanke meiner Phantaſie iſt; ich verſchließe mich in tiefe Einſamkeit und trete erſt nach dem Kreislauf vieler Monde wieder hervor. Ich ziehe den Schleier von meiner Schöpfung und die Millionen halten die Hand vor ihre geblendeten Augen. Würd' ich meinem Gott den Schädel eines Affen gegeben haben, wenn ich ſein Haupt mit den Mähnen des Löwen bedecken konnte? Soll ich ihm die ſchwarzen Augen des Kalbes geben, wenn ich die Farbe dazu den lieblichſten Blumen entnehmen kann? Ruchloſes Beginnen! Von deinen Gaben gib ihm dir reichſte, die theuerſte, die du für Alles nicht verſchenken würdeſt! Das ſchönſte Kleinod aber iſt das, was wir an uns beſitzen; wer vermöchte ſich ſelbſt in einen Schrein zu verſchließen! Laſſet uns Götter ſchaffen nach der Menſchen Ebenbild! Wenn es keine Gränzen mehr zwiſchen dem Himmel und der Erde gibt, dann wird die Frömmigkeit ihre reinſten Opfer darbringen!"

Hali-Jong ſtand mit emporgehobenen Armen da, wie ein verklärter Seher. Der Gott Pozio Cenreſt war ihm entfallen und das Gericht mit ſeinen zahlloſen Beiſitzern blickte ihn einen Augenblick mit ſtummer Bewunderung an. Als er aber am Schluß ſeiner ekſtatiſchen Peroration dem philoſophiſchen Atheismus das offenbarſte, unumwundenſte Wort geredet hatte, da brach der Sturm mit erneuerter Wuth los und nur die ſeltene Mäßigung des Großinquiſitors verhinderte es, daß jene Aeußerung für ein Geſtändniß ſeiner

Hackert's äußerer Erscheinung für Louisen Veranlassung einer unglücklichen Leidenschaft sein konnte. Sie deutete Dies mit großer Schonung auch ihrer Freundin in den zartesten Worten an.

Fränzchen verstand eben Louisen nicht

Louise Gisold war eine seltene Erscheinung. In diesem Mädchen zitterten alle Regungen des neueren Volksbewußtseins. Ihr Herz war von dem Hauche der Zeit bewegt wie eine zitternde Silberpappel. Ach, und nur die weiße Seite der Blätter kam immer zum Vorschein, wenn sie bebten, der Schmerz und eine gewisse todesfreudige Ahnung. Louise Gisold gehörte zu den Armen, für die recht ein neuer Christus hätte kommen müssen, wie Jesus sagte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt! Ihre Seele hatte Schwingen, aber sie stieg mit ihnen nicht empor; sie fühlte nur die gewaltige Schwungkraft dieser Fittiche, die Luft lag zu schwer auf ihnen, sie konnte, den Vögeln der Wüste gleich, nicht aufwärts. Ueber die Sitte, die Religion, den Staat zuckte es in ihr an Gedanken krampfhaft. Sie darbte sich die Pfennige ab, um alle Jahre einige male auf der obersten Galerie das Theater besuchen zu dürfen. Wie zehrte sie von dem empfangenen Eindruck! Wie wahlte sie, wenn die Groschen beisammen waren, bis ein solches Stück gege-

den wurde, wo ihre Nerven hoffen durften zu zittern, ihr Herz sich zu dehnen, ihre geheimsten Ahnungen von leidenschaftlichbewegten Künstlern ausgesprochen zu werden! Schon ihre Aeltern hatten, da sie gemischter Ehe waren und von der katholischen Pfarrei der Residenz viel Behelligung erfuhren, sich an die deutsch-katholische Richtung angeschlossen. Louise Gisold, die nicht einmal in dieser Richtung ihre volle Befriedigung fand, las und hörte nur von freien Gemeinden, so war sie auch schon darauf bedacht, ihre Versammlungen aufzusuchen und sich mit ihren Geschwistern in ihre Register einschreiben zu lassen. Sie fand hier etwas, was sie erregte, erschütterte, über das Gemeine erhob. Sie durfte da nicht nur lieben, sie wurde auch ermuthigt zu hassen. Ja der Haß, Das linderte! Dies volle Ausströmen eines zornentflammten Gemüthes, Das war ihr Bedürfniß! Was sich in Euch längst verwischt hat durch die Bildung, die historische Kritik, die bei Euch längst eine ruhige Reflexion geworden ist, Das war bei Louise Gisold noch in lodernder Flamme. Der Papst, Rom, die Hierarchie und im Politischen die gleichen Traditionen des monarchischen Principes waren ihr im Grunde der Seele so verhaßt, wie wir in unserm Egoismus nur Das hassen, was sich unserm nächsten Vortheil entgegenstemmt.

Louise Eisold hatte in den Tagen der Revolution in der Nähe der Barrikaden gestanden. Ihr Enthusiasmus veredelte den Rausch gemeinerer Naturen, die sie zum Kampfe anfeuerte. Sie trug Steine, sie rettete Verwundete, sie half, wo ihre durch den Moment dreifach gesteigerte Kraft zur Hülfe ausreichte. Eine theatralische Eitelkeit war ihr dabei fern. Sich in Männerkleider zu werfen, mit einem befiederten Hute zu kokettiren, die Amazone zu spielen, Das würde ihr elend erschienen sein. In ihr lebte nur die Sache. Die Liebe zum Volke, dem sie angehörte, hob ihre Brust, sie war die eigenthümliche Verklärung alles Dessen, was unklar, unsicher und doch so tief geahnt und tief gefühlt in dem modernen Bewußtsein der Volksmassen schlummert.

Da sagte sie nun auch über Hackert:

Ach, Fränz, was ist äußere Schönheit! Und wär' ich reizend wie du, wär' ich so schön wie Melanie Schlurck, die Kalte, die Hoffärtige, ich liebte nur einen Mann von starkem Geist. Was läge mir an Danebrand's Gestalt? Aber er hat nur die körperliche Kraft und ein gutes Herz und das ist Alles.

Und das ist Alles, Louise? Nur ein gutes Herz? fragte Fränz, fast geängstet.

Das allein kann ich nicht lieben, Franziska! fuhr

Louise bitter fort. Ich weiß es nicht, ob Hackert gutmütig ist, manchmal zeigt er ein Herz. Aber er ist wahr, er ist wild, struppig, wie sein Haar. Kaum daß er ein Wort redet. Er wirft sich auf's Sopha, springt wieder auf und stampft mit dem Fuß und wettert. Er hat mich kaum beachtet. Als man die Eisenstäbe vor sein Fenster schlug, sah er mich zum ersten male an und weinte. Geh' ich noch immer um? fragte er mit zitternder Stimme. Ich erzählte ihm, wie man ihn noch kürzlich getroffen hätte, am Rande der Galerie, die auf ein Dach führt. Es ist mein ruheloser Geist! sagte er und schluchzte fast. Er wurde wie ein Kind und erzählte mir, wie ihm Das gekommen wäre und wen er liebe. Und wenn ich sie einst sähe, sagte er, und sie in meinem Arme mir nur eingestehen wollte: Ja Fritz, es ist wahr, du warst es, der mich küssen lehrte! Dann wollt' ich alle Fesseln sprengen. Alle Kronen der Welt aus Himmelshand schlug' ich aus, wenn ich Das nur hörte; Licht und Glanz fiele in mein Leben, ich würde rasen, jubeln und mich in den Strom der Freude werfen. Nehmt mich! Bindet mich! Macht aus mir was Ihr wollt! Ich will falsches Geld münzen, will stehlen, lügen, mit jedem ehrlichen Manne oder auch einem Gauner Freundschaft trinken und endlich einmal etwas ergreifen

auf dieser Welt, das mich hält, wenn sie nur sagte: Fritz, ich war die Melanie, die ... — Ach, Franziska, dieser Augenblick mußte damals gekommen sein, als ich dich auf den Fortunaball holte. Am Morgen war er sanft und demüthig, freundlich gegen gute Menschen, die sein Bestes wollten, und am Abend kam er nach Hause in einer Aufregung, so stolz, so spöttisch, so tückisch, als gehörte die Erde sein. So lange er bei uns wohnte, lebte er wie ein scheues Wild, das vor den Menschen flieht. Er sagte, er fliehe die Hohlen des Verbrechens, er fühle sich nicht stark, mit seinem Vortheil einen moralischen Zank anzubinden. Er wisse noch nicht, wohin er umschlagen sollte. Wenn man die Menschen hasse, könne man nicht suchen, ihnen durch Tugend zu gefallen. Oft erzählte er mir von den Bällen, wohin ihn zweideutige Menschen einlüden, und Das wußt' ich, daß er einmal nach irgend einer glücklichen Begegnung mit Melanien das Leben von der leichtesten Seite wieder nehmen würde. Da kommt er an jenem Abend, stößt Liebe und Güte von sich und antwortet fast wie Einer, der auf jede vernünftige Rede unvernünftig genug sagt: Laßt mich, ich muß tanzen! Da hielt es mich nicht. Ich mußte ihm folgen und Gott sei gedankt, ich rettete ihm sein Leben.

Ganz gut, gut, sagte Fränzchen, aber wie kann man nur so wilde Feinde haben! Sie sagte Das mit Anspielung auf den Ueberfall und als wenn Hackert diese Feinde verdiente.

Kluge und ungewöhnliche Menschen müssen Feinde haben, antwortete Louise. Sie finden aber auch Freunde.

Dankbrand war edel genug, Den zu schützen, den du liebst, und Hackert war so undankbar, dich zu verlassen ... sagte Fränzchen sich erhitzend, da sie die Neigungen ihrer Freundin nicht theilte.

Er hatte Recht, antwortete Louise nach längerem schmerzlichen Sinnen, mein Loos ist geworfen. Am Morgen nach dem Fortunaball, wie ich an der Leiche stand, kam er und sah mich weinen. Er war eben erst gekommen und erfuhr's schon im Hause unten, was geschehen war. Louise, sagte er, ich verlasse Sie! Sie haben mir große Freundschaft erwiesen! Sie haben mich heute vielleicht vom Tode gerettet. Aber der Rausch, der mich gestern wahnsinnig machte, ist heute vorüber. Ich besinne mich auf meine Pflichten und will den Versuch machen, ein anderes Leben zu beginnen. Ich schwieg; ich fühlte selbst, daß ich mehr gethan hatte, als mich ihm achtbar erscheinen ließ. Fränzchen, es gibt Beweise der Liebe, die zu viel sagen, und so war mir's um's Herz. Ich saß auf dem

Bett des Todten und weinte. Hackert reichte mir seine Hand und dankte für alle meine . . . Güte, wie er's nannte. Er wollte mir beistehen bei dem Leichenbegängniß. Ich sagte: Ich danke Ihnen, Hackert, ich habe Brüder und Danebrand. Auf den Namen Danebrand sagte Hackert: Ich schäme mich dieser Nacht und verdiene Ihre Theilnahme so wenig, daß ich anfangen will, an meine Besserung zu denken. Es hat mir Jemand Verwendung und Thätigkeit versprochen. Ich will sehen, wie lange sich mit den Menschen gehen läßt, ohne sich selbst zuwider zu werden. Ich fragte: Doch um Gottes willen nicht Bar? Doch nicht die Polizei? Er schwieg und sagte: Lassen Sie mir nur meinen Weg! Die Miethe zahl' ich so lange fort, bis sich ein Anderer für mich gefunden hat. Ich sagte wieder: Hackert, lassen Sie Das! Nein, Louise, Sie sind arm und Ihr Alle bedürft es! antwortete er, gab mir dann Geld, dann die Hand und ging ruhig aus der Thür. Am meisten wußt' ich wohl, daß er sich seines kranken Zustandes wegen, der auf dem Balle sich wieder gezeigt hatte, schämte . . . Ich hatte den Todten, Hackert zog in der Stille aus und Danebrand kommt wieder . . . weil ich ihm nun doppelt danken muß.

Das ist zu traurig, sagte Franziska und hielt die

Hand ihrer bitterlich weinenden Freundin, die ihren neuen Kummer, daß Hackert vielleicht gar in die Hände der Polizei gerathen war, noch einmal aussprach.

Schmelzing, fuhr sie dann fort, Schmelzing zog dann auch aus. Ich war froh, ihn los zu sein, den neugierigen Schleicher, der, obgleich taub, nur horchte. Nach einigen Tagen kam ein Miether, über den ich anfangs erschrocken bin. Erinnerst du dich vom Fortunaball des Mannes mit der schwarzen Binde?

Den die Polizei festnahm? sagte Fränzchen erschrocken.

Mit dem frechen, goldbehangenen Mädchen?

Die sind doch nicht . . . bei dir eingezogen?

Nur er, antwortete Louise. Er hatte acht Tage gefessen, sagte er, ganz unschuldig, wie er versicherte . . .

Louise! Solche Menschen nähm' ich nicht in meine Nähe! rief Fränzchen und ließ vor Schreck fast den Mund offen, daß die weißen Zähne glänzten.

Es ist ein feiner, artiger alter Mann, sagte Louise rasch, in dem sich die elende Polizei doch wol geirrt hat.

Wenn schon! Aber das Frauenzimmer!

Sie heißt Auguste Ludmer und ist eine Tochter eines ehemaligen Beschließers im Gefangenhause zu Bielau, sagte Louise. Ein verwildertes Mädchen, das früher in unserm Hause Nr. 17 wohnte und keinen

guten Leumund hat. Sie ist schon am Tage nach dem Fortunaball sogleich freigelassen. Was sie mit dem Engländer — er heißt Murray — vorhatte, weiß ich nicht. Er ist entweder geizig oder sparsam; darüber bin ich nicht im Reinen. Als ich ihn an das Mädchen erinnerte, seufzte er. Ich erklärte ihm, daß ich wohl ihn, aber diese Person nicht aufnehmen würde. Er blickte dabei scharf unter seiner Binde hervor und antwortete: Sie haben da zwei Kammern! Seh' ich aus wie ein Mann, der noch auf schlimmen Wegen Frauenliebe sucht? Wenn das Mädchen bei mir ist, steh' ich für ihre Tugend. Er sah mich dabei so fest, so streng an, Fränz, daß ich den Blick niederschlug. Es war mir fast, als hört' ich die Worte aus der Bibel: Wer unter Euch sich rein dünkt, werfe den ersten Stein auf sie! Er verlangte, wenn das Mädchen zu ihm zurückkäme, daß ich ihr Schmelzing's Kammer gab. Da ich noch keinen rechten Muth dazu hatte, sagte er: Soll die Schmach der Sünde denn ewig sein, ein Verbrechen nie vergessen werden? Franziska, wie mich der Mann darauf angesehen hat, werd' ich in meinem Leben nicht vergessen. Er wurde größer an Figur. Durch die schwarze Florbinde schimmerte das eine Auge durch, als wollt' er mich durchbohren. Aber nicht voll Wuth war der Blick, sondern voll

Schmerz. Wissen Sie, mein Kind, fuhr er fort, daß ich die Polizei nicht habe überzeugen können, warum ich arm leben will und eine von Gold behangene Bublerin am Arme hatte; wissen Sie, daß ich gezwungen wurde, ein Haus als Wohnung zu wählen, wo ich unter den Augen einer heimlichen Aufsicht stehe? Man nannte mir dieses. Ich protestirte wegen Augusten, die bei mir bleiben und tugendhaft leben wollte. Man lachte mich aus. Je mehr ich gegen dies Haus sprach, desto kurzer war der Bescheid, ich wäre für einige Zeit ein Observat und müßte hier wohnen. Dies Haus ist bewacht. Hier nebenan wohnte noch vor kurzem ein Spion, Namens Schmelzing. So bin ich hergezogen. Nehmen Sie mich also nur, mein Kind, und wenn jenes unglückliche Mädchen kommen sollte, so verstoßen Sie sie nicht. Ich muß sie für verloren halten, aber käme sie zu mir zurück, so hätte sie viel überwunden. Sie würde am Orte ihrer Schande arm und sehr, sehr gering leben müssen.

Und nun? fragte Fränzchen fast zitternd über die Gefahren ihrer Freundin und bei sich überlegend, ob sie nun wol jemals wagen könnte, sie zu besuchen.

Murray wohnt bei uns, sagte Louise, das Mädchen ist aber nicht gekommen.

Und vor einem solchen Nachbar fürchtest du dich nicht?

Schuld und deßhalb für seine Verurtheilung gehalten wurde. Die Gewissenhaftigkeit verlangte, daß derselben noch einige nähere Erörterungen vorangingen.

Der Großinquisitor begann diese mit folgenden Worten: „Die Kirche ist unveränderlich. Alles, was diese Eigenschaft beeinträchtigen könnte, muß sie unterdrücken. Aus den Reden dieses Unglücklichen vernahmen wir alle, wie frevelhafte Folgerungen die sogenannte Vollendung der Kunst nach sich zieht. Was verstehen diese Neuerer unter Verbindung der Religion mit der Kunst? Sie wollen der einen ihre Würde entziehen, um damit die Blöße der andern zu bedecken. Sie setzen die Wahrheit der Ewigkeit in die Schönheit des Augenblicks und machen die Götter zu einer Sache des Geschmacks."

„Den Menschen wollen sie als das Maß aller Dinge anbeten," fuhr der Oberrichter fort; „zwar ist der Mittelpunkt der allein seligmachenden Lehre die ewige Menschwerdung Gottes; der große Lama würdigt den Leib seines unsterblichen Geistes, aber wer hätte je die Sünde begangen, diese flüchtige Hülle eben so zu schätzen, als das ewig in Gott Wiederkehrende? Nein, das allein Anbetungswürdige liegt in Dingen, die wir nicht sehen, also auch nicht nachbilden können."

„Wir sind die spätgebornen Enkel einer alten Zeit," sagte ein zweiter Beisitzer des Gerichts. „Wir schaffen die Götter selbst nicht, sondern die Vergangenheit überliefert sie uns mit den Formen, welche ihnen einst gefielen, mit der ganzen Geschichte ihrer alten Verehrung, an welcher nur die Lüge etwas ändern kann. Die Tradition ist das heiligste

Er ist am Tage nicht viel zu Hause, liest des Nachts, schlaft bis spaten Morgen und lebt still und einsam . .

Ich konnte des Nachts nicht ruhig schlafen, meinte Franziska.

Warum? Ich halte ihn für einen weisen Mann. Er sprach mit solchen Worten, wie sie mich immer erschüttern. Er kennt ganz das Elend der Menschen und weiß, wie nahe das Unglück an den Rand des Verbrechens führt.

Franziska gedachte jetzt plötzlich der Verse Louis Armand's. Jetzt verstand sie sie schon besser. Jetzt, erregt von der höheren Begeisterung und thatkräftigen Schwärmerei, die in Louisens Augen lagen, konnte sie nicht umhin, die Worte vor sich laut hin zu sprechen:

Des Volkes Tochter! Arme Bettlerin,
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht!
Die Nachbarin ließ ihre Truhe auf,
Greif zu! Zum Vogue geht dein Lebenslauf —
Und wenn zum Tod — nur stolz! Und weine nicht!

Was? rief Louise. Was summst du da?

Wie Louise diese Worte hörte, horchte sie hoch auf. Erschüttert und ergriffen fragte sie, was Das für ein Lied wäre? Und Fränzchen, voll Wehmuth und durch die warme Hingebung der unglücklichen Freundin in-

nerlichst selbst erschüttert, zog ihr Nähkästchen auf und wollte ihr das Gedicht des Handwerkers geben. Sie vergriff sich aber und gab ihr Heinrich's Verse. Louise las davon eine halbe Strophe.

Nein, rief sie, Das ist Wasser, Das sind die Feuerworte nicht! Wo hast du die?

Fränzchen sah nach und verbesserte rasch ihren Misgriff, indem sie die rechten Verse aufschlug.

Ah! rief Louise, las und sprang auf; Das sind Worte des Lebens, die vom Himmel kommen!

Und mit zitternder Stimme, bebend vor innerer, das ganze Herz umwühlender Bewegung, las sie die Verse mit steigendem Affekte auch im Vortrage laut und nachdrucksvoll und steigerte sich in ihrer grenzenlosen Nichtbefriedigung in eine so schwindelnde Höhe der Leidenschaftlichkeit, daß sie vor Wehmuth laut zu schluchzen anfing und gerade die Absicht des Dichters erreichte, der der Proletarierin verbieten wollte, zu weinen, während sie dennoch weinte.

Franziska hatte auf der Zunge einzugestehen, wie sie zu den Besitz dieses Gedichtes gekommen wäre. Auch sie hatte das Bedürfniß, sich in die theilnehmende Brust einer so gefühlsstarken Freundin auszuschütten. Diese aber, da eine Thurmuhr gerade laut in der Nähe schlug, sagte:

Franziska, ich muß nun gehen und für unser Mittagessen sorgen. Seit dem Fortunaball ist mein Karl finster gegen mich. Er hat bei Willing's zuviel Schlimmes über mich hören müssen! Ach, auch darum muß ich Danebrand freundlich sein! Erzähl' mir, was du auf dem Herzen hast, am nächsten Sonntag. Wir wollen in's Feld gehen. Ich thu's der Kleinen wegen und auch Line und Wilhelm haben am Sonntag keine Zeitungen auszutragen. Ich trage das Kleine. Du nimmst Heinrich und Riekchen an der Hand. Danebrand trägt in einem Ranzen, was wir im Walde verzehren können. Oder ist dir Das zu arm, Fränzchen? Du bist vornehm! Wie schöne Kleider du hast und wie schön du bist!

O Louise, sagte Fränzchen erröthend, was sprichst du! Ach, ich will schon glücklich sein, mit dir gehen zu können.

Willst du? Nächsten Sonntag?

Ich hole dich ab . . .

Nein, nein, nicht in unser schlimmes Haus! Wir kommen um zwei Uhr' am nächsten Sonntag dich hier abzuholen. Und bringe mit, wen du lieb hast! Den Sergeanten, nicht wahr?

Nein! sagte Franziska entschieden und bestimmt.

Von Dem sind die feurigen Verse nicht! Wo hast

du sie her? Willst du mir versprechen, mir sie abzuschreiben?

Ich schreibe sie dir ab!

Ach, Fränzchen, sonst las ich solche Flammenworte einmal über und sie hatten sich mir gleich eingeprägt, wie in Erz gebrannt. Jetzt drückt auf meine Gedanken soviel, mein Kopf geht so wirr, daß ich das Leichteste nicht behalten kann. Und dann muß ich's Abends lesen, wenn Alles um mich still ist, die Kinder schlafen, die paar Uhren ticken, die ich noch immer aufziehe — ich will Die verkaufen, die noch da sind und die dem Großvater gehörten, die andern haben die Leute zurückgeholt ... ach, es ist mir oft, als wenn der alte Mann im Zimmer huschelt und kein Weiser rückt an, ohne daß ich nicht denke: Den hat er mit seiner toten Hand eben gerückt und nun wird er gleich schlagen lassen! Und immer ist's mir, als schlug' es vier. Ich sehe Hackerten die Kinder schlafen bringen und höre nicht, wie der Alte ruft: Louise komm doch und drück' mir nur die müden Augen zu!

Beide Mädchen weinten ...

Als Louise aufstand, den Hut und die Scharpe holte und zum Abschied sich rüstete, griff Fränzchen ganz verstohlen in ihr Tischchen, holte das Geldstück und wollte es mit bittender Miene, ohne ein Wort

zu sagen, in Louisen's schwarze Handschuhe gleiten lassen, deren einen sie in der Aufregung sich ausgezogen hatte und eben wieder anzog. Louise lehnte aber lächelnd diesen Beweis von geräuschloser, mit einem einzigen stummen Blick der Bitte ausgesprochenen Herzensgüte ab.

Ich bin glücklich, sagte sie, daß ich dir anzeigen konnte, wir haben die Bosheit der Florentine abgeschüttelt. Es geht jetzt so leidlich! Lieber Himmel, von den Begräbnißgeldern des Alten haben wir ja noch gerade soviel übrig behalten, als ich an Florentinen verliere. Gott ist in großen Dingen, wo wir Hülfe von ihm erwarten und denken, es müsse durchaus nach unserm Wunsche und Willen gehen, fast immer hart und unerbittlich, und in kleinen Dingen, wo er Verlust durch Gewinn wie durch einen Zufall ausgleicht, ist er wieder so grundgütig, daß wir uns beschämt fühlen und unsern Kleinmuth bereuen. Bis Sonntag schreibst du mir das geistliche Gedicht ab und wenn du was recht Geschenkes anstellen willst, so bringe Leo mit, der es gemacht hat, und wär's ein Student!

Mit dieser, unter Thränen hervorblitzenden Schelmerei schied das aufgeregte Mädchen. Sie umarmte Franziska und ging ohne viel Rücksicht auf die hinter ihr herbrummende, durch dies Ignoriren verletzte Frau

Tischlermeisterin Märtens durch deren Zimmer rasch davon. Man hörte, wie sie das Gitter der Küche zufallen ließ und unverweilt die Treppe hinuntersprang.

Für Fränzchen hatte dieser Besuch die wohlthätige Folge, daß er ihr Kraft gab, fest auf ihrem Gefühle zu beharren.

Hatte sie geschwankt, ob sie nicht den Onkel, der so gut war und nichts Unangenehmes im Leben leiden mochte, beim Abschied durch die Bereitwilligkeit erfreuen sollte, Heinrich Sandrart's Bewerbung sich gefallen zu lassen, so war ihr von Louisen's heldenmüthigem Wesen eine wunderbare Kraft zugeströmt. Lag nicht in Allem, was dies Mädchen ihr erzählt und von ihren stillen Herzenskämpfen mitgetheilt hatte, das volle, große, gewaltige Geständniß, daß sie ein unaussprechliches Bedürfniß einer großen und feurigen Liebe hatte? Sie vergegenwärtigte sich, wie oft ihr diese arme Arbeiterin, die vor einem Uebermaß von Pflichten kaum zu sich selber kommen konnte, gestanden hatte, daß in ihr ein nicht zu bewältigender Drang der Liebe läge! Sie hatte früher dies Geständniß nicht fassen können, jetzt fühlte sie den übermächtig stärkenden Hauch einer reinen, dem Herzen befehlenden Willenskraft. Daß Louise jemals dem Danebrand gehören würde, glaubte sie nicht. Sie sah in Allem, was

der Freundin seit dem Fortunaball geschehen war, nur eine Art Sühne für das Unrecht, das sie bei ihrem tugendhaften Pflichtgefühle begangen zu haben glaubte. Aber Das wußte sie auch, ganz würde sich dies starke Herz niemals unter das Joch der Rücksichten beugen. Das ist nur, sagte sie, eine Zeit der Trauer, die sich Louise auferlegt hat, aber unwahr gegen sich selbst wird sie niemals werden. Die lügt nicht, wie ich nicht lügen will!

So fand sie nach einiger Zeit, während Frau Märtens brummte und über das abscheuliche, „keinem" Menschen „assimirende" unhöfliche „Subjekt", die Louise Eisfeld, polterte, die „die ganze Suppe" mit dem „Sprachmaitre" und Herrn Sandrart und der Reise nach Hohenberg nicht etwa eingebrockt, sondern „eingefädelt" hätte, der Onkel Heunisch.

## Neuntes Capitel.

### Stilles Leid und stille Schuld.

Der so gern nur wohlgemuthe Jäger Leberecht Hennisch kam in rosenrothester Laune von seinem Prinzen Egon.

Er, der so gewohnt war, nicht viel auf seinen Schultern zu tragen und der selbst von dem Nächsten, was um ihn her sich ereignete, nicht viel sehen und wissen mochte, hatte eine Menge lästiger Drangsale von seinem Gemüthe abgeworfen.

Gleich wie er von seinem genesenen, zum erstenmale ordentlich gesehenen hohen Patrone kam, begegnete ihm Tankmar Wildungen, den er seit dem Abschied vom Gelben Hirsch für den Prinzen selbst gehalten hatte.

Nun wußte er doch, wo er auch diesen Freund und Gönner hinbringen sollte. Es war ein „Bekannter" des Prinzen! Diese Thatsache nahm ihm, als er Tankmarn rasch eilen sah, um Egon zu begrüßen,

alle Skrupel. Es lag wieder das helle, goldne, klare Nichts vor seinen Augen; der ganze blaue Himmel schien in seine blauen treuherzigen Augen zurück und nur Heinrich Sandrart, der Sergeant, und das Fränzchen und der alte französische Sprachmaitre ... Die waren noch ein paar lästige Wölkchen für seine Behaglichkeit.

Er war von Egon und von dem frohen Wiedersehen des guten Rathgebers Tankmar in die Kaserne gegangen, um den Sergeanten abzuholen ...

In seiner Patentuniform, wie er sie immer trug, kam der Sergeant mit dem Förster mit, nicht ohne Hoffnung, Fränzchen würde doch wol vielleicht dem Onkel zum Abschied eine für ihn tröstlichere Erklärung geben.

Der junge Krieger hatte eine freundliche Zusprache nöthig, denn seit dem Fortunaball geschah Vieles, um seinen sonst so fröhlichen leichten Sinn zu kränken.

Sein rundes volles Gesicht, dem ein Bärtchen an der Oberlippe und ein damals noch erlaubter demokratischer Kinnbart gar männlich stand, war seit einiger Zeit nicht aus Liebeskummer allein entfärbt.

Der Lieutnant von Altenhoven hatte ihm die Aeußerung: Wir sind hier nicht im Dienst, Herr Lieutnant! sehr übel genommen ...

Man fand Heinrich Sandrart schon lange nicht von der ordonnanzmäßigen Botmäßigkeit, die die Gesetze der Disciplin in ihrer soldatesken Uebertreibung mit sich brachte. Gerade, daß ihn gegen mancherlei Anklagen, die man bis zum Major seines Bataillons gegen ihn vorbrachte, dieser in letzter Instanz in Schutz nahm, ihn entschuldigte, eine brave Haut nannte, die man nicht lerfischen machen müsse, gerade darin lag ein Grund mehr für einige Offiziere, ihm das offenste Unrecht anzutun. Man konnte ihm zwar nicht nachsagen, daß er wie einige vorlaute und schon mehrfach bestrafte Krieger von den neuen Ideen angesteckt war, er besuchte keine verbotenen Gesellschaften, er war harmlos, gutmütig und liebte nur das Vergnügen und die Frauen, man wußte, daß er um einer spröden Liebe halber schmachtete und zog ihn damit auf. Allein schon einige junge Krieger der Garnison waren, ohne zu den absichtlichen Wühlern zu gehören, dadurch, daß sie etwas Apartes für sich in Anspruch nahmen, aus dem Verbande der großen disciplinarischen Kette, die das ganze Institut der stehenden Heere aufrecht erhält, herausgeglitten und hatten in den Theorieen jener bald stilleren, bald lauteren Wortführer einen Anhalt für rein persönliche Mißstimmungen gefunden. Dem Major von Werdeck sagte man

Buch unſeres Glaubens, auf deſſen Blättern in unvergänglichen Zügen die Gebote der Frommen ſtehen. Wer könnte von ihnen abweichen, ohne Schaden an Seele und Leib zu nehmen?“

„Die Kunſt,“ fiel ein Dritter ein, „iſt nur ein ſchwacher Nothbehelf der Religion: man kann ihr keinen ſchlechteren Rath geben, als ihrer Meiſterin Geſetze vorzuſchreiben. Das ewige Dogma ſteht unerreichbar. Die Rückſichten eines ſonderbaren Geſchmacks, den die Neuerer geltend machen wollen, verſchwinden vor den Beſtimmungen, welche die Religion darüber ertheilt. Kann die Nachahmung der Natur mehr ſein, als das tiefſinnige Symbol, welches der Künſtler nur nach der Angabe des Prieſters zu fertigen hat? Ja, der Prieſter iſt allein jener wahrhafte Künſtler, welcher den Göttern wohlgefällt.“

Der Großinquiſitor nahm wieder das Wort: „Dieſen Aeußerungen meiner hochweiſen und demüthigen Collegen,“ ſagte er, „geb' ich meinen ungetheilten Beifall. Sie halten die beiden Sphären, die erhabenſte und die aufrühreriſche, mit entſchiedener Feſtigkeit auseinander. So muß es ſein, wenn Tibet ſich des Schutzes ſeiner Götter ferner noch erfreuen will. Unſere Wohnhäuſer werden ſchon ſeit langer Zeit bequemer und annehmlicher gebaut, als die Tempel, welchen wir ihre ehrwürdige alte Bauart laſſen. Hierin Geſchmackloſigkeit ſehen zu wollen, iſt eine Blasphemie, für die man eine neue Kirchenſtrafe erfinden ſollte. Warum bleiben wir bei den alten Stockwerken, bei den auslaufenden Rundbächern, bei den Kuppeln und vergoldeten Säulen? Weil wir den Wohnungen der Götter ihre ſchönſte Zierde, die Bedeut-

ja etwas Aehnliches nach! Er sollte früher nie über Politik nachgedacht, ja sogar so ruhig, so loyal sich immer verhalten haben, daß man ihn anfangs an der Spitze einer Compagnie älter werden ließ, als es sein Wunsch sein konnte. Später erhielt er Beförderung; aber wie lange ließ man ihn warten, weil er immer zu den Geduldigen gehört hatte! Plötzlich wurde er verdrießlich. Man wollte ihn in eine entfernte Garnison zur Linie schicken, er schlug die Stellung aus und zog die alte geringere vor. Er las Zeitungen, bildete sich ein Urtheil und machte mit Niemanden Partei. Jedes Ding, jede Frage wollte er gewissenhaft prüfen und durch das Prüfen kam er vom politischen Köhlerglauben, den man Loyalität, Treue nannte, zum Zweifel, den man Liberalismus, demokratische Gesinnungslosigkeit schalt. Erst einmal in der Minorität, ging es dem Major wie jedem rechtschaffenen Manne. Er fand seine Ehre darin, einem eigenen Nachdenken seine Ueberzeugungen zu verdanken und sonderte sich immer mehr von den Andersgesinnten ab. Längst würde er seinen Abschied genommen haben, wenn ihn nicht zwei Dinge daran verhinderten. Einmal galt es von dem Staate, dem er angehörte, für angenommen und feierlich beschworen, daß ein neuer, volksthümlicher Geist die Seele des Ganzen werden sollte.

Andererseits sagte er sich, daß, wenn auf einem schwierigen, mit Kampf verbundenen Posten Jeder immer sogleich weichen wollte, man sich nicht wundern dürfte, wenn das Gute überall unterliege. Seine Untergebenen hielten mit leidenschaftlicher Vorliebe an ihm fest, so streng er auch sein konnte und so hoch er auch seinerseits die Nothwendigkeit der Disciplin anschlug. Er wiederholte oft den Schiller'schen Spruch: „Ein freies Leben ist ein paar sklavischer Augenblicke wol werth". Daß Soldaten wählen sollten, daß man den Geist der Parteiung in die geschlossenen Glieder einer Armee verpflanzte, war ihm ein Gräuel. Die muthige Art, mit der er kurz und bündig manchem Parteihaupte gegenüber einen solchen Satz aussprach, hatte immer wieder zur Folge, daß die ihn umwühlende Intrigue sich etwas zurückzog und vorsichtiger zu Werke ging. Aber seine sogenannte Wiederherstellung in dem Vertrauen seiner Kameraden hatte nicht lange Dauer. Er verstieß nur zubald wieder gegen das System, das nun einmal in diesen Reihen gelten und die Kluft zwischen dem Alten und Neuen immer mehr erweitern sollte. Was man von ihm selbst nicht wußte, setzte man endlich bei der offen zur Schau getragenen Gesinnung seiner Frau über ihn voraus.

Die Besatzung wurde gerade jetzt viel mit Exer-

eiren genaült. Schon am frühen Morgen war der Major auf einer großen Ebene vor der Stadt gewesen und hatte die schon tausendmal gemachten Manövres wiederholen lassen. Sein schmerzliches: Guten Morgen, Kinder! als Alles vorbei, hatten die Soldaten wohl verstanden. Es war eilf Uhr und Sandtart war schon übermüdet. Dies hinderte ihn aber nicht, sich rasch anzukleiden und mit dem Förster Heunisch, der, auch einst Soldat, die ewige Fuchserei (namentlich „in dieser Zeit"!) nicht begreifen konnte, zu Fränzchen zu gehen.

Onkel Heunisch war sehr angeregt. Der freundliche Empfang des jungen Fürsten hatte ihm wohlgethan. Auch dem Madeira hatte er lebhaft zugesprochen. Er war etwas zum polternden Zank aufgelegt und wiederholte alle die schlimmen und ärgerlichklingenden Reden, die er schon mehrmals gegen Fränzchen ausgesprochen hatte.

Diese war ruhig und reizte ihn dadurch doch noch etwas mehr als nur zum Scherz. Endlich mußte sich sogar Sandtart in's Mittel legen und ihn besänftigen. Brummend setzte sich der Jäger in einen Lehnsessel, ließ sich, um seinen brennenden Durst zu stillen, von einem Burschen der Werkstatt leichtes Bier kommen, steckte eine Pfeife an, rauchte eine Weile, trank

nun und entſchlief. Sandrart nahm ſeine Flöte und blies: Ach, wenn du wärſt mein eigen! Madame Märtens klemmte die Brille auf die Naſe und ſtudirte mit Wißbegier das neueſte Hellerblatt, das ſie mit dem Schneider drüben zuſammenhielt. Dieſer nickte, dankbar für die Flöte, herüber. Fränzchen nähte und malte ſich hinter ihren Blumen aus, wie es wol am nächſten Sonntag ſein müßte, wenn es ihr recht, recht gefallen ſollte . . .

Plötzlich ließ ſie zitternd die Arbeit ſinken. Sie hatte Jemanden kommen hören, ſie vernahm eine Stimme, die Flöte ſchwieg, der Onkel ſchnarchte leiſer, die alte Märtens ſprach über den Hof hinüber. Sie hätte aufſchreien mögen, als ſie hörte, daß drinnen im Zimmer die Alte aus dem Fenſter erſchrocken rief: Hat mir's doch geſchwant! . . . Sie ſah hinaus . . . Eben kam Louis Armand.

Eine Minute darauf war Louis Armand im Zimmer.

In bewegteſter Spannung von Freude und Furcht erregt, wartete Fränzchen, ob Louis nach ihr fragen und zu ihr eintreten würde.

Wie peinlich war dem armen Kinde die Anweſenheit Sandrart's! Sie hätte ihn heißen mögen mit ſeiner Flöte zum Kukuk gehen und nie wieder kommen!

Vor Unruhe, vor Verzweiflung, daß sich dies Wiedersehen so fügen, unter so ihre Neigung in den Schatten stellenden Verhältnissen begeben mußte, konnte sie nicht sitzen bleiben. Sie stand auf, pflückte unruhig am Fenster welke Blätter von den Blumen und zerknitterte sie in der Hand. Sie nahm die Scheere und bohrte ein wenig in dem Sande der Töpfe und raufte einige verwelkte Blüten aus dem Kressenkasten.

Louis Armand sprach von seinem langen Ausbleiben, von seinem genesenen Freunde und Gönner, von den Bestellungen, die er auf der Schiefertafel verzeichnet fand und etwas mühsam, mit Hülfe der gelehrten Frau Tischlermeisterin entzifferte.

Wenn Fränzchen an die Möglichkeit seiner Liebe hätte glauben können, so würde sie gefunden haben, daß seine Stimme bewegt war und bei dem Anblick des jungen Soldaten sogar wehmüthig.

Aber wie konnte sie an seine noch ihr erhaltene Theilnahme glauben, da er kein Wort von ihr sprach, sich nicht nach ihr erkundigte!

Endlich mochte sie diesen Zustand nicht mehr aushalten. So sehr ihr Stolz widerstrebte, das liebekranke Herz zwang sie, ein Zeichen ihrer Anwesenheit zu geben. Noch wußte sie nicht, teilte sie thun, als hätte sie an ihrem Bett oder der Kommode etwas zu

ſchaffen und raſch, ganz wie von ungefähr, an der geöffneten Thür vorüberſchlüpfen, oder ſollte ſie etwas fallen laſſen, das etwa ſoviel ſagte, als: Hörſt du denn gar nicht? Hier iſt ja auch Jemand, dem ſein Herz wie ein Hammer klopft und der dir am liebſten gleich um den Hals fallen möchte, wenn ſo etwas in dieſer ſchrecklich anſtändigen Welt möglich ſein dürfte!

Aus vielen Rückſichten und beſonders deshalb, weil ſie beim Vorüberhuſchen an der Thür fürchten mußte, zu ihm hinein zu müſſen, gedrängt von ihrem Gefühl, entſchloß ſie ſich, etwas fallen zu laſſen und nun fragte ſich nur, was? Die Scheere gab nicht Klang genug, obgleich die auseinanderfallenden beiden Schenkel der Scheere gleich ſagen mußten: Das kann nur Franziska ſein! ... Ein Nadelkiſſen mit Sägeſpähnen gepreßt gab keinen Klang. Der Fingerhut war auch zu winzig. Da dachte ſie an eine Zwirnrolle. Dieſe bot den Vortheil, daß ſie fiel und gleich weit umher lief. Sie durfte ihr nachſpringen und ſich beim Suchen bücken, verwickeln. Und wenn ſie ſich bückte, war ſie ſogar nicht ſicher, in das Nebenzimmer mit Gewalt hineingezogen zu werden.

Die Rolle fiel alſo und richtig! Man kam.

Aber leider gleich ihrer Zwei.

Louis Armand kam und Heinrich Sandratt.

Das hatte ſie nicht bedacht, daß auch der junge Sergeant das Ohr ſpitzte und auf Alles lauſchte, was ſich nebenan begab.

Doch war es gut, daß ſich Heinrich Sandrart faſt am emſigſten bückte und Louis ungehindert war, Fränzchen die Hand zu bieten und ihr die Freude auszudrücken, ſie wiederzuſehen.

Ei! Leben Sie denn auch noch, Herr Armand? fragte ſie. Wir glaubten ſchon, daß Sie nicht mehr an uns denken!

Louis warf einen theilnehmenden Blick auf Sandrart, der die Zwirnrolle zurückgab und dem beim Suchen das Blut in die Wangen geſchoſſen war.

Es iſt viel von Ihnen geſprochen worden, Herr Armand, ſagte Sandrart mit einer Art Eiferſucht, um ſich in das Geſpräch miſchen zu dürfen.

Fränzchen wollte ſchon ſagen: Doch mit Ihnen wol nicht? Sie unterdrückte aber die Bemerkung, weil ſie ihr ſelbſt zu ſchnippiſch vorkam.

Louis ſprach manches Freundliche, aber Unerhebliche, mit großer Ruhe. Er muſte Franziska, er ſah Sandrart an. Endlich erwähnte er den franzöſiſchen Unterricht.

Woher wiſſen Sie . . .

Der ſchlafende Onkel da im Stuhle erzählte dem

Prinzen Egon Alles, was ihn glücklich und traurig macht.

Franziska ſah zu dem ſchlafenden Förſter, den der Madeira überwunden hatte. Jetzt konnte ſie ſich denken, was Louis Alles von ihr gehört hatte ...

Haben Sie den Onkel geſprochen? ... ſagte ſie mit gezogenen Worten und ſehr kleinlaut.

Wie heißt denn Ihr Lehrer?

Herr Sylveſter.

Sylveſter? Das iſt ein Vorname!

Ich kenn' ihn nur bei dieſem Namen ...

Heinrich Sandrart wollte nun auch geſprächig, launig ſein, ſich in einem günſtigen Lichte zeigen. Er fing an, Herrn Sylveſter zu ſchildern ...

Doch hörte Louis nicht viel darauf. Er war zu bewegt, den niedergeſchlagenen Blick des jungen hocherglühenden Mädchens zu beobachten. Der Gedanke, daß ſie Bälle beſuchte und vielleicht von ihrer alten ſittſamen Bahn gewichen war, drückte ihn peinlich.

Ein näher forſchendes Geſpräch war nicht möglich. Denn auch der alte Märtens kam nun von unten aus der Werkſtatt herauf und jetzt gab es ein Begrüßen, ein Fragen, ein Erkundigen, ein Dolmetſchen und Vermitteln durch Frau Märtens, das

endlos zu werden ſchien, aber den feſten geſunden Schlaf des Förſters nicht ſtörte.

Auf dieſen endlich Rückſicht zu nehmen, ſchien Louis eine nothwendige Pflicht des Anſtandes. Er ergriff ſeine Schiefertafel und wollte nach vorn gehen.

Frau Märtens ſprach von den Wirthsleuten im Vorderhauſe. Wie er es mit ſeiner „Servirung“ halten wolle? Ob er jetzt immer wieder „präſent“ bliebe?

Ich denke wol, ſagte Louis Armand. Ich bedarf wenig. Mein Zimmer, wo ich die Proben meiner ſchwachen Talente ausgelegt habe, ſieht wie der Eingang zu einem vornehmen Herrn aus. Nebenan hab' ich eine Kammer, ein leichtes Bett, einen Riegel für meine Kleider und bin zufrieden, wenn mir die Leute vorn täglich nur friſches Waſſer bringen.

Wenn Sie etwas recommandiren, ſagte die alte Märtens, Herr Armand, ſo ſagen Sie's nur.

Und ihr minder gelehrter Gatte ſetzte hinzu:

Ich glaubte, unſre Sachen ſollten nun recht Hand in Hand gehen.

Mit aller Macht! antwortete Armand. Ich nehme meinen alten Plan mit Freuden wieder auf! Ich bleibe noch in dieſer ſchönen Stadt, die ich nun erſt kennen lernen will und gearbeitet muß nun werden nach Wohlgefallen.

Die Tiſchlermeiſterin, die trotz ihrer Pfennigblätter nach beſchränkter Leute Art auf einem und demſelben Gegenſtande lange verweilte, ſagte:

Es ſind ganz accurate Menſchen, die die Appartements vorne logiren. Heute nahm die kleine Frau das Intelligenzzettel von der Hausthür und ſagte wie ich gerade vom Markt komme: Gott ſei Dank, nun iſt Alles vermiethet! Es iſt eine reinliche Frau. Ihr Mann war — was begleitete er doch, Märtens?

Armand konnte die Abneigung des alten Märtens, auf ein ſo weitläufiges, wenn auch gebildetes Geſpräch einzugehen, nur theilen. Franziska bot er die Hand. Dieſe gab ihm die ihrige. Da ihr das Blut zum Herzen drängte, war die Hand eiskalt. Er drückte ſie theilnehmend und ſah ihr fragend und forſchend in's dunkle Auge, das ſie zitternd und bewegt niederſchlug. Heinrich Sandrart grüßte er leicht. So ging er.

Unglücklich Liebende ſehen ſchwarz. Sie verdächtigen Alles, auch das Unſchuldigſte. Wer will dem jungen Sergeanten verdenken, wenn wie ein Blitzſtrahl in den ohnehin gehäuften Zündſtoff ſeines Mißtrauens der Gedanke fiel, daß Fränzchen dieſen Franzoſen lieber haben möchte als ihn? Ueber dieſe Vermuthung in Vorwürfen ſich Luft zu machen, hatte er kein Recht.

ſamkeit der kleinſten Einzelheit, nicht entziehen wollen. Durch einen Vorhof drücken wir den erſten Grad der Wiedergeburt aus, durch einen Vorhang die verborgene Wunderkraft des Allmächtigen. Eine Gallerie mit acht Niſchen ſind die acht Stufen der Läuterung. Die Seitenfenſter in dem Vorzimmer bedeuten die ſündhaften Rückblicke auf die irdiſche Vergangenheit; die Dachfenſter in den innern Gemächern ſind die ſehnſüchtigen Hinneigungen nach dem Jenſeits. Dies iſt die tiefe Symbolik unſerer Tempel und alle Baumeiſter des Erdkreiſes ſind gehalten, von derſelben nicht abzuweichen!"

Derjenige Richter, welcher dem Großinquiſitor zunächſt ſaß, führte dieſe Auseinanderſetzung ſo fort: „Dieſelbe Bewandniß hat es mit der heiligen Götterplaſtik. Hier iſt nichts ohne eine Erklärung, nichts ohne praktiſche und dogmatiſche Anwendung. Jedes Haar auf dem Haupte eines Gottes hat die Kirche gezählt; denn an ein jedes knüpft ſich eine Reihe der lehrreichſten Erfahrungen aus der Geſchichte des Dargeſtellten. Willſt du, Abtrünniger, deinem Durga zwei Ohren geben, wenn die Tradition dich lehrt, daß ihm im Kampfe mit den Racuſſes das linke abgehauen iſt?"

Dies Beiſpiel war ſo ſchlagend, daß die für das verlorne Ohr Durga's begeiſterte Menge in Verwünſchungen ausbrach, welche Hali-Jong mit theilnahmloſen Blicken aufnahm. Der Oberrichter, den Eindruck ſeiner Beiſpiele verfolgend, fuhr fort, deren mehrere zu geben: „Wie willſt du die Fußſohlen des mächtigen Tſchuptſchu bilden?" — rief er; „du wirſt ſie glatt und eben ciſeliren, Unverſchämter, und unſere Nachkommen um die Erinnerung des glorwürdigen Factums betrügen, daß Tſchuptſchu's Fuß auf ſeiner Flucht aus Butan

So blieb ihm nichts übrig, als ſich noch einmal an Franziska voll Liebe und Theilnahme zu wenden.

Franzchen, ſagte er, gehen Sie heut Abend mit dem Onkel und mir in's Theater! Der Hauptmann gibt mir frei bis zehn Uhr. Es wird die Leonore gegeben, ein ſo ſchönes Stück für Soldaten und für Mädchen, die einen Soldaten gern haben können ...

Franzchen aber, ſtatt der Antwort, zeigte auf den Onkel, der plötzlich ſehr unruhig ſchlief, hinſchreth wurde und ſich im Schlafe krummend bewegte ...

Er träumt ſchwer! ſagte Frau Martens, die eben den Tiſch zum Mittageſſen deckte. Es drückt ihn doch nicht die Alpe?

Wirklich entfuhren dem Förſter allerlei Ausrufungen, die einen lebhaften, drückenden Traum verriethen.

Fort! Fort! ſagte er. Urſchel fort! Urſchel, ſie ſoll! ... — Feuer! Feuer! Es brennt —! Sie ſoll ...

Damit riß er ſich, unterſtützt von der Tiſchlermeiſterin, die von dem Druck der „Alpen“ Schreckliches zu erzählen wußte, auf und erwachte.

Wird ſchon gegeſſen? ſagte er raſch orientirt, hab' ich geſchlafen?

Damit zog er die Uhr mit einem ſchönen Hornge-häuſe. Schon halb eins! ſagte er.

Sandrart ſtand ſtumm und ſtill. Er holte raſch ſeine Dienſtmütze. Er hatte ſich in ſeinem Flötenſpiel und der Eiferſucht auf den jungen, gewandten Franzoſen verſpätet. In der Angſt, ſchon wieder eine Rüge „zu beſehen“, wie er's nannte, lief er davon. Fränzchen hatte ihm ebenſo ſchon durch ein Keyſchütteln den Beſuch des ſchönen Soldatenſtückes abgeſchlagen.

Die Alte gab ihm das Zeugniß hinterher:

Ein guter, aber „dremeriſcher“ Menſch!

Die Unterhaltung beim Mittagsmahle war eben ſo ſpärlich wie das beſcheidene Mahl ſelbſt . . . Die beiden alten Leute aßen wenig, Fränzchen faſt gar nichts und Heunſch hatte zu gut gefrühſtückt und einen garſtigen Traum gehabt.

Seine erſten Worte mußten der Frau Tiſchlermeiſterin und ihrer Bildung eine ſehr ſchmeichelhafte Anerkennung in Wege bringen.

Immer, ſagte er, wenn ich von der Schneidemühle und vom Feuer träume, ſchmeckt's mir den ganzen Tag nicht. Dann liegt mir's ordentlich wie ein Alp auf der Bruſt. Wenn nur die Marzahn nicht einmal das Haus anſteckt! Jede Nacht ſteht ſie auf und leuchtet mir mit der Lampe in alle Winkel. Ich kann von Glück ſagen, daß ich die Hunde zu Hauſe ließ. Gott wollt' ich den Packan und die Jette mitnehmen,

die ſind die wachſamſten und ſchlagen gleich an. Ja ſie ſind Gott ſei Dank vernünftiger als die Alte! Seit ſie von einem Bruder, der in Amerika geſtorben iſt, das Geld gekriegt hat, ſieht ſie alle Nacht Geſpenſter! Ei, Mutterſche, ſagt' ich ihr erſt vor ein paar Tagen ganz fuchswild: Mutterſche, Mutterſche, iſt ſie toll? Ich ſchieße 'mal drauf los, wenn ſie wieder ſagt: Da geht der Herr Baron über die Wieſe und ſucht unter der Ebereſche ſeinen Erſtgebornen!

Mann! Mann! ſagte Madam Märtens und rückte ihrem Gatten das gekochte Rindfleiſch hin zum Zerſchneiden; ſchweigen Sie ſtill, Onkel! So etwas kommt Einem die Nacht vor, daß man nicht ſchlafen kann!

Sie erzählte darauf eine lange Geſpenſtergeſchichte.

Als ſie zu Ende war, ſagte Heunisch bedenklich, wenn ſie noch ſo fortmacht, ſeine Alte, ſo glaube er doch noch, es gäbe Hexen.

Wie ſie hörte, ich wollte hierher und die Fränz holen da mit ihrem Seidenhaar und dem ſtarren, tückiſchen Sinn, kam ſie mir in der Nacht, eh' ich fortmachte, an's Bett ...

Jeſus! ſagte die alte Märtens. Da hätt' ich den lebendigen Tod gehabt!

Die Courage muß man zuſammen nehmen! Heunisch, ſagte ſie, wenn er an's Waſſer kommt, weiß

er, wo das Waisenhaus liegt, dann sagt doch: die Kinder sollten im Waisenhaus nicht so schreien!

Der alte Tischler lachte und schenkte von dem Dünn-Bier ein, das einer seiner Lehrburschen, die des Gastes wegen nicht mit aßen, auf den Tisch stellte.

Was für Kinder? fragte die alte Märtens voll Interesse mit dem Beisatze:

Diese Ursula ist wol nicht recht gescheut?

Was für Kinder! antwortete Heunisch. So muß man da gar nicht fragen! Urschel, sagt' ich, schreien sie denn so die Kinder, daß du nicht schlafen kannst? Ach, sagte sie, ich kann wol schlafen, Heunisch; aber der Baron kommt und sagt: Schwester, was schreien denn die Jungen so? Die Gräfin will's nicht hören ...

Die Gräfin! fragte wieder verwundert Madame Märtens.

Heute ist's eine Gräfin, morgen der Baron, dann das Nantchen von der Sägemühle und auch einmal die Line' vom Gelben Hirsch. Das geht Alles da durcheinander und wenn mir's zu bunt wird, ruf' ich: Jette! — Das ist mein Windspiel — Jette! Eins, zwei — die Jette unterm Bett hervor ... angeschlagen ... ihr an die Strümpfe ein Bischen gekitzelt ... Dann schimpft sie über die Hunde und geht mit allen ihren Dummheiten zu Bett.

Die Tiſchlermeiſterin ſtarrte.

Heunisch, ſagte aber ihr Mann und ſchenkte von dem Bier ein, das dem Onkel nicht munden wollte, daß Sie Das da im Wald ſo allein aushalten! Und ſchon die vielen Jahre!

Es erbarmt ſich ja Keiner eines ſo alten Hundes wie ich bin! ſagte der Förſter mit einem ſcharfen Seitenblick auf ſeine Nichte, die kaum hörte und für ſich träumte.

Frau Märtens beſann ſich jetzt von ihrem Schreck. Sie wollte das ihr nicht angenehme Thema der Mitreiſe nach dem Forſthauſe nicht wieder anregen laſſen, ſondern ſetzte auf den Schrecken dieſer Erzählung noch die Schrecken einer ihr bekannten wirklichen Hexengeſchichte.

Als ſie zu Ende war, konnte Heunisch von ſeiner Urſula Marzahn deſto unbefangener fortfahren:

In der Nacht, eh' ich abreiſte, kommt ſie mir wieder mit dem Waſſer und dem Waiſenhaus an. Und weil ich gerade vor Unruhe, wie immer, wenn ich was vorhabe, nicht ſchlafen konnte, ſo ließ ich ſie heute 'mal reden und rief nicht gleich die Jette. Von wem Urſchel, ſagt' ich, ſoll ich denn ein Compliment in's Waiſenhaus ſagen und die Jungens möchten ruhig ſein? Von der Gräfin! ſagte ſie und blinzelte mit

ihren kohlschwarzen Augen. Und der Baron will wol auch nicht gern das Kindergeschrei? sagt' ich. Da lachte sie. Es können viele Menschen das Kinderschreien nicht leiden, meint' ich. Wem muß ich denn sagen, die Kinder sollten nicht so laut schreien? Ich dachte, fuhr ich so im Spaß fort, ich sagt' es lieber gleich dem König. Was, Alte? Aber Das machte sie nun erst ganz verdreht. Was dabei der König sollte, verstand sie nicht und ganz ruhig geworden ging sie fort, wie ein bellender Hund, wenn man einen Stein von der Erde nimmt. Wenn Einer verrückt ist, muß man nur so thun, als wenn er ganz Recht hätte und dann geht er gleich in sich.

Der Tischler glaubte keine Wunder, als die in der Bibel stehen, seine Gemahlin schüttelte aber den Kopf und ermuthigte den Förster, fortzufahren:

Gleich darauf kommt sie wieder und sagt: Heunisch, sagt sie, er muß das Geld mitnehmen. Schon! sagt' ich, Urschel. Wie viel denn? Alles? Alles? Urschel gut!

Die Erbschaft von dem Bruder aus Amerika? warf Frau Märtens, die über diese schon unterrichtet war, dazwischen.

Die Erbschaft von dem Bruder aus Amerika! Das Geld, sagte sie, nimm mit und schlag's nur in eine

Windel; und leg' er's auch noch in einen Korb und dann geh' er an die Brücke, wo das Waisenhaus liegt! Gut, sag' ich, Urschel, ich gehe an die Brücke, wo das Waisenhaus liegt. Husch, schrie sie dann, in's Wasser! In's Wasser? Donnerwetter, sagt' ich, Urschel, Geld wirft kein Mensch in's Wasser. Was sollen denn die zweihundert Louisdors in's Wasser? Da schwieg sie, weil ich sie so wieder auf meine Art gefangen hatte.

Märtens lachte über die Klugheit des Jägers, seine Frau tadelte aber die rationelle Auffassung solcher dunkelen Dinge und sie meinte:

Man hat doch schon Exempel statuirt ...

Wo soll ich denn den Korb mit dem Geld hinsetzen, Urschel, fragt' ich, nun? Wol mitten auf die Brücke? Sie schüttelte den Kopf. Dann drüben an's Waisenhaus? Da nickte sie. Wo denn? Nun sah sie sich ängstlich um und flüsterte: Komm, es ist Alles still. Sie sehen's nicht. Hast du den Korb? Pst! Da steht eine Schildwacht. Hier bei der Laterne. So! Da! An dem Brunnen da liegt's! Husch! Mach nun fort! Fort! Fort!

Und das Alles können Sie bei nachtschlafender Zeit mit der Frau so zusammen diskuriren? fragte Madame Märtens und schüttelte sich.

Alſo da ſoll ich das Geld hinlegen, Urſula? ſagt' ich, fuhr Heunisch unbekümmert um dieſe Frage fort. Sie nickte. Will's der Baron? Sie meinte: Ja! Will's auch die Gräfin? Sie nickte wieder. Gut, Urſula, ſagt' ich, ich will mir's überlegen. Da lachte ſie zufrieden, nahm ihr Licht und ging. Und nun rathen Sie 'mal was Neues?

Ach mein Himmel, was denn? erſchrak erdenklich Frau Märtens, als käme nun etwas Unerhörtes.

Wie ich hierher komme, hatt' ich geſtern bei einem Kaufmann, der ſich gutes Schießmaterial hält, er heißt Hackert, etwas Vorrath für den Herbſt einkaufen wollen. Such' ich den auf und finde ihn gerade gegenüber dem Waiſenhaus. Da iſt die Brücke, da ſteht ein Schilderhaus, da iſt die Laterne, da iſt der Brunnen. Nun ſag' ich doch, die Urſula war vor etwa zwanzig Jahren, ehe ſie den Marzahn heirathete, wohl einmal einige Zeit in der Stadt, aber ſeitdem nicht wieder und ſie hat's beſchrieben, juſt wie's war, ganz deutlich: es war mir, als ſäh' ich den Korb daſtehen an der Laterne, neben dem Brunnen, mit den Windeln und die zweihundert Louisdors darin und die Kinder ſchrieen im Waiſenhaus ...

Hören Sie auf! winkte die Tiſchlermeiſterin, der es nun eilig überrieſelte. Das Bild von Kindern, die

im Waisenhaus vielleicht nach ihren Vätern schrieen, war ihr zu schauerlich.

Bei alledem ist die Ursula, schloß Hennisch, die beste Seele von der Welt. Sie sorgt für mich armen einsamen Kerl und meinen Nachmittagsschlaf -- den — den hab' ich ihr auch — den hab' ich ihr auch ... zu verdanken ... und die Stube hält sie im Winter warm ... und reinlich ist sie auch ... und ihr Schrank ... ihr Schrank, den mag sie ... ihr Schrank ...

Diese Worte brachte Hennisch schon gähnend und wieder halb schlafend hervor. Er hatte wenig gegessen und nur mit beständigem Gähnen unterbrochen sich und den Tischgenossen durch seine Erzählung die Zeit vertreiben wollen. Der Rollsessel, auf dem er saß, war ein Großvaterstuhl, der mit einem Ruck sich vom Tische fortbewegte und ihn in Schlummer sanft in die Nähe des noch nicht geheizten Ofens geführt hätte, wenn seine letzte Besinnung ihn nicht auf einen höflichen Gedanken an den alten Märtens gebracht hätte, der auch gern seinen Nachmittagsschlaf hielt. Er erhob sich also rasch, sagte: Gesegnete Mahlzeit! und warf sich ohne viel Umstände in der Kammer auf Fränzchens Bett, wo er in einer Minute entschlummert war; der alte Märtens, unfähig sich von Gewohnheiten zu trennen, schnarchte im Großvaterstuhl. Seine Gattin

rückte etwas am Fenster, frei schwebend, auf einem einfachen Stuhl mit hoher Lehne.

Fränzchen aber dachte, während Alles schlief, ab. Die Reste kamen in die Werkstatt zu den Lehrjungen.

Den Tisch stellte sie wieder aus der Mitte des Zimmers an die Wand und ihr Bett schützte sie denn doch vor des Onkels staubigen Stiefeln durch ein altes Tuch, das sie ihm behutsam unterschob. Dann begann sie, die um sie waltende Stille wahrnehmend, einen Gedanken auszuführen, der einigermaßen Das, was sie bedrückte, erleichtern sollte. Sie entschloß sich, an Herrn Sylvester einen Brief zu schreiben.

hinter Bukadewar eine tiefe Kluft hinterließ, weil er einer Schlange den Kopf zertreten wollte. Wäreſt du nicht im Stande, den Biß der Schlange durch deine künſtleriſchen Grundſätze ungeſehen zu machen?“

„Er hat den Schlangenbiß von Bukadewar geläugnet!“ ſchrien tauſend Stimmen durcheinander und Manche zerriſſen vor Entſetzen ihre Kleider.

„Ein Schwanz am Leibe eines Menſchen,“ fuhr der Oberrichter fort, „iſt freilich ein Ding, das man in Tibet vergeblich ſuchen möchte. Würde nach dieſem Grundſatz ein Atheiſt nicht immer bereit ſein, dem Gott Perampor ſeinen Schwanz zu nehmen, den er, wie die Tradition meldet, mit ſo wohlgefälliger Freude getragen hat? Unſere Nachkommen werden dann nichts mehr wiſſen von den zehntauſend frommen Affen, welche Perampor aus einem Walde zu Hülfe kamen, als ihn die Racuſſes in einem Hinterhalt angriffen. Sie werden es nicht mehr hören, daß der Gott zum Andenken dieſer Rettung für beſtändig einen Schwanz zu tragen ſich entſchloß.“

„Wehe, wehe dem Mörder unſerer heiligen zehntauſend Affen!“ war das Klagegeſchrei, das an Hali-Jongs Ohr, ihm unverſtändlich, drang.

„Der menſchlich ſchönſte Gott iſt unſtreitig Narrain,“ begann auf's Neue der Oberrichter; „aber die heilige Legende weiß, daß er dicht unterm rechten Ohrzipfel ein Muttermal hatte, das in ſeiner Geſchichte eine große Rolle ſpielt. Nimmt man ihm aus falſchen Rückſichten dieſes Mal, woran ſoll ihn nach tauſendjähriger Abweſenheit ſeine Mutter Nazzim wieder erkennen?“

## Zehntes Capitel.

### Geſchichte eines Briefes.

Fränzchen Heunisch hatte ſchon drei Tage auf Herrn Sylveſter gewartet.

Dieſer ſonderbare Mann war nicht mehr gekommen.

Die wohlüberlegte Erklärung, die ſie ihm hatte geben wollen, der in ihrem Sinne artig gewandte Dank war ihr gleichſam auf der Zunge liegen geblieben; ſie war ihn nicht los geworden.

Jeden Augenblick konnte Herr Sylveſter ſich nun wieder ſehen laſſen. Wie leicht möglich, daß er mit Armand zuſammentraf!

Erſchrocken über dieſe Möglichkeit entſchloß ſie ſich, ihm zu ſchreiben. Wußte ſie auch ſeine gegenwärtige Wohnung nicht, ſo kannte ſie doch genau ſeine frühere, Königsſtraße Nr. 13. Sie hoffte dort ſchon erfahren zu können, wo ſie den Brief würde abzugeben haben.

Einen Brief! Einen Brief ſchreiben Menſchen, die wie Franziska Heunisch in beengten Verhältniſſen leben, nicht ſo ſchnell wie Leute, die ſich die Welt, in der ſie leben, früh mit dem Gänſekiel erweitern. Nicht etwa wegen der Gedanken. Die lagen ganz klar und wohlgeformt ſchon im Kopfe des jungen, ſich immer mehr entwickelnden Mädchens. Aber die Schreibmaterialien! Der ganze Umſtand dabei! Was fehlte nicht Alles!

Sie nahm raſch ihren Hut, ſchlug ein leichtes Flortüchelchen um den Hals, klinkte die Thür leiſe auf und ſchlich die Treppe hinunter, um eine geſchnittene Feder, Oblaten und Papier zu kaufen. Mit dieſem Reichthum ſprang ſie in ihren Hinterhof zurück, nicht ohne einen Blick zu dem goldnen „Louis Armand, Vergolder“ hinaufzuwerfen, nicht ohne einen ſonderbaren Schreck, den ſie hatte, als neben dem mit Gardinen verhangenen Fenſter ihres angebeteten Freundes aus einem andern Fenſter ein Kopf raſch ſich zurückzog, bei dem es ihr doch faſt war, als hätte ſie ausrufen müſſen: Himmel, Das iſt ja Herr Sylveſter!

In der Hausflur blieb ſie eine Weile ganz betroffen ſtehen. Bald entdeckte ſie aber in ihrer Erinnerung an dieſe plötzliche Erſcheinung ein verſchiedenes

Haar und manches andere von Herrn Sylvester Abweichende. Sie mußte sich oben sagen: Du bist so lebhaft mit der Vorstellung an deinen Brief beschäftigt, daß du nichts hörst und siehst als Die Menschen, die dich armes Kind wie einen Spielball hin- und herwerfen!

Als sie wieder oben war, fand sie Alles so still und schlummernd, wie sie die kleinen Zimmer verlassen. Sie erschrak, daß sie ihr Nähtischchen nicht verschlossen hatte, doch fand sie Alles unversehrt. Sie hatte jenes Gefühl, das uns in solchen Augenblicken sagt: Ohne Leben war es inzwischen in dem stillen Raume doch wol nicht! Kleine Geister huschten gewiß auf und ab, lasen, was sie nicht sollten, kramten, wo sie nicht durften, legten aber Alles ganz wieder so unversehrt hin, als wäre nichts geschehen!

Jetzt wollte sie schreiben und erschrak, daß sie die Tinte vergessen hatte. Es war ein Gefäß dafür da, es stand immer in der Ofenrohre, aber es war eingetrocknet ... Sie goß Wasser dazu und rührte mit einem Spahn den schwarzen Brei um. Er gab hinlängliche Flüssigkeit, um einen kurzen und bündigen Brief zu schreiben.

Als sie fertig war, schloß sie das Geschriebene mit einer von den neugekauften Oblaten. Sie hatte, so

oft ſie in ihrem Leben ſchon Briefe geſchrieben und mit bunten Oblaten geſiegelt hatte, immer ſolche Farben für dieſen Zweck gewählt, wie ſie dem Verhältniſſe, an das ſie ſchrieb, zukamen. Fröhlichen Menſchen und Freunden leichter Art, dem Onkel nach Pleſſen, ſiegelte ſie mit rothen Oblaten; Treuen, Beſtändigen mit blau; an Louis Armand hätte ſie gewiß eine grüne Oblate, die Farbe der Hoffnung gewählt. Für den Profeſſor Sylveſter wählte ſie eine gelbe.

Glücklicherweiſe erwachte jetzt die alte Märtens. Fränzchen konnte alſo ihrem Drange ſogleich folgen und den fertigen Brief in die Königsſtraße Nr. 13 tragen. Sie ordnete das Band an ihrem Hute, ihr Haar, ſie legte ſich einen hübſchen geſtickten Kragen um den ſchönen, etwas brauninkarnirten Hals, nahm die weiße Florecharpe gar zierlich über Schulter und Arme, zog ſich ein paar alte, aber ſehr gepflegte dunkle Handſchuhe an, verbarg den Brief in einem Taſchentuche und machte ſich mit der Erklärung, ſie käme in einer kleinen halben Stunde wieder, auf den Weg. Die Frau Tiſchlermeiſterin hatte es gern, wenn das junge Mädchen, dem ſie im Ganzen ſehr zugethan war, ſich nach Tiſche etwas „Motion" machte. Sie nannte ſie „verſeſſener" als ſie ſein ſollte.

Franziska war es als brennte der Boden unter

ihr. Sie fühlte, da ſie nun den geliebten Freund wiedergeſehen und er ſie mit fragendem theilnehmendem Schmerze betrachtet hatte, daß ſie Alles aus dem Wege räumen müſſe, was ſie möglicherweiſe von Louis' Vertrauen trennen konnte. Auch mit Heinrich Sandrart gedachte die kleine Schönheit kurzen Prozeß zu machen und überlegte ſich ſchon den Brief, den ſie auch an dieſen gleich nach des Onkels Abreiſe ſchreiben wollte. Von einer Mitreiſe nach dem unheimlichen Forſthauſe, in den engen Wald, wo die gelben Blumen auf dem Sumpfe und die weißen Zuckerkügelchen auf den geſtrichenen Zwetſchenbreten ihr eine grauenvolle Erinnerung boten, war jetzt, wo ihr Louiſe Eiſold den „Muth des Herzens" eingeflößt hatte, keine Rede.

Fränzchen kam in die lange geräuſchvolle Königsſtraße und ſuchte nach der Hausnummer. Sie fand ſie bald. Es war ein großes ſtattliches Haus mit vielen Stockwerken und mit einer großen Anzahl von Fenſtern. Ein Hinterhaus war nicht ſichtbar. Sie hatte geglaubt, die erſte Anfrage ſchon würde ihr die Klingel zeigen, wo ſie ihr Briefchen abgeben könnte. Unten waren nur Läden, im erſten Stocke wohnten die Beſitzer derſelben. Im zweiten verwies man ſie in den dritten. Niemand kannte einen Profeſſor Sul-

veſter. Niemals hatte ein franzöſiſcher Sprachlehrer dieſes Namens hier gewohnt. Der Gedanke, daß ſie von dieſem zweideutigen Manne, der „grünen Brille“, konnte getäuſcht ſein, kam ihr ſowenig ein, daß ſie, als man ihr im dritten Stocke ſogar kurzweg die Thuren vor der Naſe zuſchlug und ein impertinentes „Wohnt hier nicht“ zurief, auch noch über eine dunkle, ſchmutzige, ſteinerne Stiege in den vierten Stock ſtieg. Hier ſah ſie ſchon die Dächer der Nachbarhauſer. Sollte Herr Sylveſter hier gewohnt haben? Die Klingelſchilder, die ſie fand, konnte ſie in der Dunkelheit kaum leſen. Keins zeigte den Namen, den ſie ſuchte.

Wie ſie voller Betrübniß ſo ſtand und ſich deutlich zurückrief, wie ihr Herr Sylveſter anfangs dieſes Haus, und nur dieſes, das ſie im Vorübergehen oft darauf angeſehen hatte, als ſeine frühere Wohnung genannt, war ſie unentſchloſſen, ob ſie nun hier doch noch klingeln ſollte . . .

In dem Augenblick hörte ſie einen lebhaften Wortwechſel, der hinter einer dieſer ſchon ſchwarzen, verrauchten Thüren geführt wurde.

Schämen Sie ſich, ſagte eine alte keifende Stimme; Sie bringen's noch ſo weit, daß Sie bald Ihr ſoſtes Quartier angewieſen kriegen!

Eine andere hellere weibliche Stimme lachte laut auf.

Lachen Sie nur, sagte die ältere Stimme wieder, seit dem letzten male, wo Sie gefaßt wurden, ist dem Oberkommissär schon die Geduld gerissen. Er läßt das Vögelchen nicht wieder fliegen, wenn er's nun beim Fittich hat!

Nur höhnischer Spott von der Andern war die Antwort.

Wann bekomm' ich meine vier Thaler? Machen Sie ein Ende oder ... Weiß, ich rathe dir!

Verklagen Sie mich! war die Antwort auf diese wilde, dreifach gesteigerte Apostrophe. Die Gerichte werden Ihnen anstreichen, Miethe für Hausschlüssel zu fodern. Haben Sie einen Gewerbschein auf Hausschlüssel?

Die Alte dämpfte jetzt die Stimme und sprach etwas, was Franzchen nicht verstand.

Mag ihn nicht! sagte übermüthig lachend die Junge. Wenn ich einen Alten nehmen soll, weiß ich Einen, der viel flotter ist ...

Franzchen wollte auf solche Aeußerungen, vor denen ihr sittliches Gefühl schauderte, gehen, aber die Erwähnung eines Alten fesselte sie doch. Sie dachte, sollte Das wol der französische Sprachlehrer sein?

Die Alte sprach wieder etwas leiser ...

Die Junge antwortete mit derſelben höhniſchen Zurückweiſung wie vorhin:

Daß Bartuſch mir nicht hierher kommt! Ich werf' ihn die vier Treppen hinunter, daß er nicht wiſſen ſoll, ob er fliegt oder ſtolpert.

Die Stimme der Alten wurde etwas hörbarer.

Was kann Ihnen denn, ſagte ſie, Gold und Juwelen helfen, wenn Ihnen die Polizei die Sächelchen öffentlich abreißt und Ihnen einen Namen als Diebshehlerin anklert! Der Alte, den Sie meinen, wohnt jetzt auch bei uns, hinter den Eiſenſtangen, wo der Mondſüchtige gewohnt hat. Wir wiſſen ja, was Par von ihm hält! Alles paßt ihm auf. Schrecklich, jede drei Tage wird angefragt, was Der mit der ſchwarzen Binde treibt!

Die Stimme der Jüngern ſprach jetzt ſchwächer.

Fränzchen konnte ſie nicht verſtehen. Die Erwähnung von dem Manne mit der ſchwarzen Binde feſſelte ſie. Es war Der, der bei Louiſe Giſold eingezogen war! . . In dem Glauben, doch noch vielleicht etwas vom Herrn Sylveſter zu hören, blieb ſie ſtehen, unſchlüſſig, ob ſie klopfen ſollte.

Sie hörte wohl, daß beide Frauen fortſprachen, aber ſie konnte nichts Deutliches mehr unterſcheiden.

Leute dieſer Gattung ſtreiten ſich oft, dann ſcheint

es plötzlich, als wenn ſie ſich verſöhnten, ſie lachen ſogar und ehe man ſich's verſieht, bricht wieder die alte Wuth hervor.

So kreiſchte jetzt eine Stimme auf. Es war die Jungere . . .

Meine Ohrringe! ſchrie ſie. Alte, ich bringe dich um.

Nun lachte die Alte. Sie hatte ſich ohne Zweifel für die Schuld, die ſie bei der Jüngeren beanſpruchte, ſelbſt pfänden wollen.

Hinaus! ſchrie die Jungere. Spitzbübin! Du haſt die Perle abgeriſſen! Flickſchuſterin, hinaus, Drache! Wo liegt meine Perle?

Nun, nun, ſagte die Alte ſie beruhigend und ängſtlich, ich will ſuchen helfen . . .

Nicht unterſtanden! Keinen Griff auf die Erde! Stehen geblieben! Die Hände hergezeigt! Schändliches Weib, meine Perle! Wo liegt meine Perle?

Glasperle! Zwei Dreier an Werth! lachte die Alte. Der Plundermax verkauft welche für vier Pfennige.

Es dauerte eine Weile, bis wieder geſprochen wurde . . . Wahrſcheinlich ſuchte die Jungere auf der Erde, während die Alte tückiſch lachte und ſich nicht rühren durfte, damit ſie unter dem Schein zu ſuchen nichts einſteckte. Wir kennen dies Talent der Frau Mullrich von den drei Thalern her, die ſie für Hackert ſuchen half.

Da iſt ſie ja! rief ſie aber doch zuletzt. Und nun hab' ich keine Geduld mehr! ſetzte ſie ärgerlich und ging polternd, angeſchwollen von ihrer bewieſenen Gutlichkeit hinzu: Dem Grauen ſchließt ſie die Thür, meine vier Thaler gibt ſie mir auch nicht! Sie denkt wol, ich weiß nicht, mit wem ſie ſich herumzieht? Für wen ſie jetzt thut, als hätte ſie niemals auf Nr. 17 bei mir gewohnt? Sie denkt wol, Der mit den Rankingkamaſchen wird nicht bald dahinter kommen, daß ſie . . .

Weiter ſprach die Stimme nicht. Ihre nächſte Aeußerung war ein furchtbares plötzliches Krächzen und Würgen. Mühſam preßte eine am Erſticken nahe Kehle die Worte hervor:

Hülfe! Hülfe! Sie würgt mich!

Franziska Heunisch wußte nicht, was ſie nun thun ſollte. Schon war ſie im Begriff geweſen zu gehen, ſchon zitterte ſie jetzt vor Angſt, ob ſie nicht Hülfe rufen ſollte, als die Stubenthür von innen aufgeſtoßen wurde und ein junges, ſchlankes, ſchöngebautes Frauenzimmer eine Alte mit einem einzigen athletiſchen Wurfe über die Schwelle ſchleuderte und ſcheinbar kalt, aber zornglühend, ſogleich die Thür wieder zuſchlug und von Innen mit den Worten verriegelte:

Das iſt für Den mit den Rankingkamaſchen!

„Wenn ſich die Götter untereinander ſelbſt zu erkennen aufhören," rief eine Stimme, „wie ſollen die Menſchen mit ihnen bekannt werden?"

Die Menge gab dieſer Logik Beifall und verlangte den Tod eines Menſchen, deſſen Leben nur eine Kette von groben Gotteslängnungen geweſen ſei. Die Miene, welche Hali-Jong zu dieſem böſen Spiel machte, konnte nicht beſſer ſein. Er ſchien ſogar zuweilen zu lachen, als wäre das Ganze der Verhandlung eine Farce, die ohne Zweck aufgeführt würde und am wenigſten ihn beträfe. Der Großinquiſitor beſaß Einſicht genug, dieſe Apathie zu bemerken und ſie zum Theil richtig zu erklären. Was hatten alle die Bemerkungen des geſchwätzigen Oberrichters mit Hali-Jongs Verbrechen zu thun? Sie hielten ſich nur auf der Oberfläche der Geſchichte und trafen nicht einmal auf die begangenen Verſehen zu. Hatte denn Hali-Jong je die Attribute ſeiner Gottheiten, ihre Hörner, ihre Warzen, ihre Muttermale, ihre Schwänze, ihre Ziegenfüße außer Acht gelaſſen? Nein, nur gegen die Proportionen war er eigenmächtig verfahren. Auf den kleinen Flecken des Geſichts zwiſchen der Naſe und der Oberlippe concentrirten ſich die Verbrechen, mit denen er den Hals verwirkt hatte. An dieſer Stelle war Hali-Jong empfindlich und von ihr mußte man reden, um von ihm Antwort zu erhalten.

Der Großinquiſitor übernahm es, die Ausſchweifungen des Oberrichters wieder auf die fragliche Gegend zurückzulenken: „Weil die Prieſterſchaft die heiligen Bücher bewahrt," ſagte er, „ſo dürfte es trotz der Vermeſſenheit ketzeriſcher Bemühungen dennoch möglich ſein, daß die alte Legende, der Mythus der Ueberlieferung, erhalten wird. Aber was durch

Daß hier Herr Sylveſter nicht wohnen konnte, ſah Fränzchen nun wohl und wollte entfliehen.

Die Alte aber ſchrie ihr nach:

Mamſell! Fraulein! Hören Sie! Warten Sie!

Und während ſich Franziska nur umſah, hatte die Alte ſie ſchon mit ihren ſchwarzen Pechkrallen gepackt und überſchüttete ſie unter lautem Geſchrei mit den Worten:

Sie hat mir eine Rippe zerbrochen — Sie müſſen's bezeugen — Mamſell, Sie haben's geſehen!

Liebe Frau, laſſen Sie mich — bat Fränzchen flehentlich.

Sie hat mich morden wollen — Sie haben's geſehen — Sie müſſen's beſchwören!

Bitte, ich bin hier fremd — ich ſuchte nur ... ich hatte einen Brief hier —

Ich reiß' Ihnen den Brief weg, wenn Sie mir nicht ſagen, wer Sie ſind!

Fränzchen verſteckte ihren Brief mit Blitzesſchnelle und rief:

Um Gotteswillen, was wollen Sie denn von mir, liebe Frau?

Die Alte packte Fränzchen und krächzte:

Bezeugen ſollen Sie's, beſchwören müſſen Sie's,

daß ſie mich hat würgen wollen! Die Kehle hat ſie mir zugeſchnürt mit ihren Diebsfingern! Da ſind noch die Krallen in meinem ehrlichen Halſe! Wie heißen Sie? Gott! Sie hat mir eine Rippe zerbrochen ... Ich habe den Tod weg ...

Franzchen wurde jetzt mitleidig und ſchickte ſich ſchon an, ihren Namen zu ſagen, als wieder die Alte ſie packte und rief:

Wo wohnen Sie? Wer ſind Sie? Sagen Sie's oder Mamſell, ich laſſe Sie nicht los und ſollten die Straßen zuſammenlaufen. Ach! Ach! Mir wird ſchwach ...

Herr Gott! Was iſt Ihnen? Soll ich Sie nach Hauſe fahren laſſen? Wohin denn?

Wer ſind Sie?

Die ängſtlichen Fragen der von einem merkwürdigen ſchauſpieleriſchen Talente der Flickſchuſterin getäuſchten Franz, mit wem denn ſie die Ehre hätte, beantwortete dieſe:

Ich bin die Mullrich, Vizewirthin von der Brandgaſſe Nr. 9. Mein Mann iſt von Profeſſion ein Schloſſer, von Gewerbeſchein ein Schuſter, ſteht aber bei der Polizei als Offiziant und ich bin die Vizewirthin. Dieſe Mörderin heißt Auguſte Ludmer! Das bringt ſie auf zehn Jahre in's Criminal! Wie heißen Sie, Mamſell?

Wenn es Sie beruhigen kann, ich heiße Franziska Heunisch . . .

Franziska Heunisch! Und Ihre Wohnung?

Wallstraße Nr. 14. Beim Tischler Märtens.

Beim Tischler Märtens! Ach du mein Heiland . . . Das will ich mir merken. Ach ich sterbe . . . Da hab' ich doch meine Satisfaction! O, o, diese Creatur! Sie haben's gehört, daß ich Hülfe geschrien habe? Sie haben's gehört?

Leider! Leider!

Sie haben's gesehen, daß sie mich mit Füßen getreten hat . . .

Mit Füßen getreten? sagte Fränzchen, erschrocken über die Abweichung von der Wahrheit.

Mit Füßen getreten, geschunden, gekratzt hat sie mich! Damit heulte die Vizewirthin aufs neue.

Fränzchen wollte entgegnen, die Lebhaftigkeit der Phantasie dieser Frau berichtigen, allein der Lärm hatte alle Dienstmädchen des Hauses, alle Comptoirdiener der untern Laden zusammengerufen und in der verzweifeltsten Beschämung, sich hier in eine so widerwärtige Begebenheit verwickelt zu sehen, gab sie Alles zu, um nur fortzukommen.

Glücklicherweise gelang ihr Dies. Während Frau Mullrich den Umstehenden ihre Schicksale mit diesem

„abſcheulichen Frauenzimmer oben“ ausführlich und übertrieben erzählte, fand ſie eine günſtige Gelegenheit, davonzuſchlüpfen. . . . Die Königsſtraße iſt ſo lebhaft, daß ſie bald unter den Menſchen verſchwand und von ihrer Verfolgerin, deren Krallen ſie noch immer im Nacken fühlte, nicht mehr entdeckt wurde. Ihren Namen, hoffte ſie, würde ſie vergeſſen haben. Sie entſann ſich, daß dies der wachende Hausdrache bei Louiſe Eiſold geweſen war, und bedauerte nur, wie ſie nun wol kaum jemals wieder würde verſuchen können, jenes Haus zu betreten! Wie ſchöpfte ſie mit angſtbefreiter Bruſt Athem, als ſie wieder friſche Luft und Sonne und Sicherheit um ſich hatte!

Anfangs fühlte Fränzchen, erlöſt von der eben überſtandenen Pein, nur im geringeren Grade die unangenehme Täuſchung, die ſich Herr Sylveſter mit ihr erlaubt hatte. Als ſie ſich aber wieder ihrer Wohnung näherte, ärgerte ſie es denn doch empfindlich, daß dieſer ihr jetzt vollends abſcheuliche Mann ſich vielleicht einer falſchen Adreſſe bedient hatte. Sie konnte nicht glauben, daß er da gewohnt hatte, wo jener Zank vorgefallen war . . .

Das entſchloſſene zweideutige junge Frauenzimmer hatte ſie wohl erkannt! Es war jene ſchmuckbehangene Auguſte Ludmer vom Fortunaball geweſen, die mit

dem Glockenſchlage vier von den Agenten der Polizei mit jenem älteren Manne verhaftet wurde, den ſie nun ſchon unter dem Namen eines Engländers Murray kannte ... Wie überlief es ſie kalt bei dem Gedanken, daß ſie mit ſolchen Menſchen vor Gericht treten ſollte, Zeugniß ablegen, ja nur mit ihnen zuſammen genannt werden!

In dieſer Qual, vor Louis Armand's Augen immer tiefer ſich in einen falſchen Schein zu ſtellen, immer mehr ſich in ungünſtige, ohne ihre Schuld, gegen ſie ſprechende Beziehungen zu verwickeln, betrat ſie die Wallſtraße. Da ſah ſie wieder ihr Haus, Armand's leuchtendes Schild und jenes Fenſter, wo es ihr vor noch nicht viel über eine Stunde geweſen war, als hätte ſie an ihm etwas entdeckt, was Herrn Sylveſter's Kopfe ſo ähnlich geſchienen, daß ſie im erſten Augenblicke dachte: Da iſt Herr Sylveſter bei Louis Armand ſelbſt zum Beſuche! Sie ſprechen über die Beſtellungen für jene Gräfin, über dich! Louis verurtheilt dich, ohne dich gehört zu haben!

Was thut es, dachte ſie, als ſie in die Hausflur trat, du klopfſt oben bei der Frau an, die ſo glücklich iſt, alle ihre Zimmer nun vermiethet zu haben, du frägſt, wer neben Louis Armand jetzt wohne ...

Ohne weiter zu zögern, stieg sie die Treppe hinauf. In dem Augenblicke hörte sie oben eine Thür zuschließen. Sie wandte den Kopf, sah hinauf; es war Louis, der eben im Begriff schien auszugehen. Sie zögerte. Sie war so erschrocken, daß sie umwenden wollte. Indem hatte sie aber Louis schon bemerkt.

Ah, Mademoiselle, rief er angenehm überrascht und über die ernsten Gesichtszüge, mit denen er seinen Zettel an der Thur, der jede Bestellung während seiner Abwesenheit an den Tischler Märtens im Hinterhofe verwies, flüchtig übersah, flog ein Strahl sanfter Freude. Wie kommen Sie hierher, Mademoiselle?

Fränzchen stotterte etwas, sah auf ihren Brief und wußte vor Verlegenheit nicht, welche Ausrede sie finden sollte.

Louis blickte auf den Brief und war erstaunt eine französische Adresse zu lesen: A Monsieur Monsieur le Professeur Sylvestre de Paris . . .

Die Worte waren ganz orthographisch geschrieben.

Haben Sie Das geschrieben, Franchette? fragte Armand.

Ja, antwortete Fränzchen schüchtern. Der Herr ist in dieser Zeit mein Lehrer gewesen. Ich wollte ihm schreiben, daß ich kein Talent für Sprachen habe und ihn bate, nicht mehr zu kommen.

Nicht mehr zu kommen? Warum, liebe Franchette? Kein Talent?

Fränzchen hatte jetzt keine Antwort. Sie blickte verlegen bald auf die Stufen, auf denen ſie noch ſtand, bald über das Geländer hinüber an die Thür, welche Louis eben verſchloſſen hatte und die Nebenthür.

Wer wohnt da? fragte ſie. Ich ſehe eine Karte an der Thür.

Kommen Sie, wir wollen leſen, liebe Franchette!

Fränzchen ſtieg die Treppe nun ganz hinauf und hörte, daß Louis ſchon ſagte:

Ein Italiäner iſt mein neuer Nachbar! Leſen Sie!

Fränzchen ſah auf die angeheftete Viſitenkarte und fand die einfachen Worte:

Signor Barberini.

Signor Barberini! wiederholte ſie und ſprach für ſich: Der iſt es nicht.

Es konnte Louis nicht entgehen, daß Fränzchen in Verlegenheit und einer gewiſſen Aufregung war. . . . Er wollte zu Egon, um mit ihm zu ſpeiſen, da hatte er wohl noch eine halbe Stunde Zeit, um die Gelegenheit zu benutzen, einige Worte mit einem Mädchen zu wechſeln, zu dem er ſich ſo innig hingezogen fühlte und das ihm durch dieſe lange, von ihm nicht ver-

ſchuldete Trennung auf eine ſein Inneres beklemmende Weiſe entrückt war.

Ohne lange zu zögern, ſchloß er die Thür ſeiner Wohnung auf und ſchlug Franziska vor, einen Augenblick bei ihm einzutreten.

Sie ſah ihn mit großen Augen an, als wollte ſie ſagen: Zu Das erlaubt? Darf ich Das? Und wenn ich es wagte, weil ich dich liebe, würd' es mich denn auch bei dir nicht herabſetzen?

So viel Gedanken und Empfindungen in einem einzigen Augenblicke ausgeſprochen, müſſen einem großen, braunen, von ſchwarzen Wimpern beſchatteten, mit ſchwarzen Brauen umrandeten Auge wol einen mächtigen Zauber geben. Wie dieſe beiden kleinen kryſtallenen Kugeln ſo zitternd und wie lebendig gewordene Worte auf Louis ruhten, fühlte ſich dieſer feurig bewegt, ſchlug leiſe ſeinen Arm über des Mädchens Schulter und ſagte:

Meine liebe Freundin! Sechs Wochen Trennung! Sie haben mich vergeſſen!

In dieſem Augenblick ſtand die Thür ſchon auf und Fränzchen wurde geblendet von dem ſchönen Anblick. Das elegante, weißtapezirte Zimmer hatte keine andern Möbel als rings an den Wänden einige mit rothem Plüſch überzogene Divans und einige Tabou-

reits von gleichem Zeuge. An den Fenstern hingen weiße großgeblumte Gardinen mit goldbronzenen Haltern. An den Wänden sah man Spiegel mit goldenen Rahmen und große Cartons mit Rahmenmustern in den geschmackvollsten Formen. Auf einem großen Tische in der Mitte des Zimmers lagen Zeichnungen, Goldleisten und die zierlichsten Holzschnitzereien.

Und dennoch würde sich Fränzchen von dem schönen Anblick nicht haben sogleich blenden lassen und eingetreten sein, wenn sie nicht plötzlich im Nebenzimmer ein gewisses Husten gehört hätte. Dies Husten erinnerte sie schreckhaft an den Professor Sylvester. Er behauptete, sich seit dem Fortunaball einen unaustreibbaren Katarrh geholt zu haben, schmähte über das Klima dieser wilden Gegenden des Nordens und hustete oft so ununterbrochen, daß er, um sich zu erholen, aufstehen und einen Gang durch's Zimmer machen mußte. Ganz diesem Husten ähnlich klang es jetzt von der dünnen Wand her, die dies Geschäftszimmer des jungen Franzosen von der Wohnung des Signor Barberini trennte. Darüber betroffen nachgrübelnd folgte sie fast willenlos der Aufforderung ihres ernsten und so liebevoll bittenden Gönners, daß sie zuletzt in seinem Zimmer war, sie wußte nicht wie. Mit welcher Pein sank sie auf eins der zierlichen

rothen Tabourets nieder! Wie bebte sie, wenn sie sich dachte, die Thür, die Louis eingeklinkt hatte, könnte aufgehen und irgend Jemand, an dessen guter Meinung von ihr ihr etwas gelegen sein müßte, träte ein! Daß Der, an dessen Urtheil ihr selbst am meisten gelegen war, sie selbst hier hatte eintreten lassen, tröstete sie und die erste Beklemmung wich bald einem froheren Gefühle.

Franziska, begann Louis Armand mit bescheidener Zurückhaltung und ohne den mindesten Anschein, als könnte er die gewagte Situation zu seinem Vortheile benutzen wollen, Franziska, haben Sie meine kleinen Verse erhalten?

Ich wollte Ihnen dafür danken, sagte Fränzchen schüchtern, aber ich fand nichts, was Ihrem Geschenk würdig antwortete.

Das kleine Gedicht ist in der Theilnahme gedacht worden, die ich für ein weibliches Gemüth empfinde, das sich vom Schicksal auf die große Aufgabe angewiesen sieht, unter Entbehrungen die Tugend zu lieben. Ich bin betrübt gewesen, Franziska, daß Sie die Gefahren selbst aufsuchen, denen nicht jedes Herz zu trotzen im Stande ist!

Fränzchen schlug erröthend die Augen nieder.

Sie besuchen die nächtlichen Bälle —

dieſelben unendlich größern Gefahren ausgeſetzt iſt, bleibt die Symbolik des überſinnlichen, unerklärlichen Dogma's. Ich gehöre nicht zu jenem, auf dem hundert und neunzehnten Concil verdammten Schisma, welches die Irrlehre verbreitet hat, daß der Kopf allein ſchon hinreiche, einen würdigen Begriff von den Göttern zu geben, ſondern ich glaube im Grunde meines Herzens an den Rumpf, wie an die Weſentlichkeit des Kopfes. Dennoch iſt es über allen Zweifel gewiß, daß die Extremitäten der Götterleiber nur zu Verſinnlichung ihrer myſtiſchen Zufälligkeiten, ihrer geringfügigen Abenteuer, ja ihrer kleinen Conſequenzen beſtimmt ſind. Das Antlitz aber iſt der Spiegel ihrer höchſten Vollkommenheit. Hier knüpft ſich an jeden Zug eine Reihenfolge der ernſteſten Betrachtungen. Hier etwas ändern, heißt die Nägel ausziehen, welche den Himmel über der Erde feſthalten. Die Götter wiſſen Alles. Was heißt das? An ihren Augen darf ſich nicht die entfernteſte Beſchränkung zeigen. Wie? wenn es dem Frevler dort zu meinen Füßen einfiele, das Auge der Götter mit dem Augenliede halb zu überziehen oder ſie mit den Wimpern der Menſchen zu überſchatten? Kann Pozio nur in die Werkſtätte der Tiſchler ſehen und nicht auch in die der Poſamentirer? Wenn die Hulis dem Narrain den Rücken zukehren, kann er dann nur ihren ſchönen Nacken bewundern und nicht auch die Buſen, die ſich ihnen wölben? Nein, es heißt die Allwiſſenheit läugnen, wenn auch nur eine Linie des Augenliedes aus der Höhle hervorſteht. Es iſt uns allen bekannt, daß den Göttern die Allgegenwart in der Naſe ſteckt. Perampor macht den Weg durch die dreizehntauſend Königreiche der Erde früher, als ich einmal „Hui“ ſage. Es iſt alſo einleuchtend, daß hier Alles auf die Kürze

Herr Armand ... war Alles, was Fränzchen ſtottern konnte.

Sie haben auf einem Ball, der bis tief in die Nacht währte, jenen Landsmann von mir kennen gelernt, der, wenn er Ihnen den Unterricht, den Sie von ihm empfingen, ganz ohne Entſchädigung gab, ſehr von der Natur meiner Nation abweichen muß.

Ohne Entſchädigung? Wie meinen Sie Das, Herr Armand?

Der junge Soldat, den ich heute bei Ihnen traf, iſt, ich weiß es, unglücklich, daß er den Platz, den er in Ihrem Herzen ſucht, von Herrn Sylveſter beſetzt findet.

Fränzchen hätte über dieſe Worte weinen mögen. Sie fühlte nun, wie ſie Louis Armand erſcheinen mußte. Sie erkannte, wie unvorſichtig ſie ſich dem Urtheile der Welt ausgeſetzt hatte; wer wußte denn, warum ſie Herrn Sylveſter's Beſuche geduldet hatte!

Statt aller Antwort riß ſie das Billet auf und gab es Louis zu leſen.

Dieſer ſah ſie voll Zärtlichkeit an und lehnte es entſchieden ab, in ihre Geheimniſſe zu dringen.

Meine liebe Franchette, ſagte er mit dem ſanften Tone wieder, der dem deutſchen Mädchen einſt ſo wohlgethan hatte, weil die Deutſchen in der Sphäre,

wo sie lebte, noch nicht jene Weichheit und graziöse Zurückhaltung besitzen, die in Frankreich bei den Arbeitern schon die Folge der großen gesellschaftlichen Umwälzungen geworden ist. Liebe Franziska, wie darf ich ...

Lesen Sie! sagte Franziska entschieden.

Als Louis zögernd gelesen hatte, sagte er:

Sie lehnen den ferneren Unterricht dankbar ab. Ihre Zeit, Ihre geringen Talente, sagen Sie, verhinderten Sie daran ...

Drinnen hustete es jetzt so stark, daß Franziska hätte aufspringen mögen und sagen: Das ist ja Herr Sylvester!

Wenn Sie der Sprache meines Landes die Ehre anthun wollen, sagte Louis lächelnd, sie zu erlernen, so würd' ich mich gern zur Fortsetzung des Unterrichts erbieten; allein Sie haben Ursache, den jungen Sergeanten, der Sie auf einem nächtlichen Balle kennen lernte, zu schonen ...

In diesen ruhig gesprochenen Worten lag doch eine Bitterkeit, die Franziska so verwundete, daß sie hätte aufschreien mögen. Mit Leidenschaft für sich das Wort zu ergreifen, war sie aber nicht im Stande. So blieb ihr nichts übrig, als zu weinen.

Sie verkennen mich! sagte sie mit erstickter Stimme.

Louis sah zur Erde nieder. Aufzuspringen, sie zu

umarmen, ihr zu Füßen zu fallen, wagte er nicht. Was konnte er ihr bieten? Eine Trennung von der Heimat. Ein ungewisses Loos auf fremdem Boden, wo sie allen neuen Lebensbedingungen vielleicht erlegen wäre? Ihn selber band es an Egon's künftigen Lebenslauf. Wußte er, wohin ihn dieser noch einst führen konnte! Er traute auch seiner Theilnahme für das junge Mädchen nicht. War es Liebe, war es Mitgefühl für ihr Wesen, das er bisher so still und sittsam erkannt hatte? Er gehörte, das hatte er oft schon hören müssen, zu jenen, jetzt so vielfach anzutreffenden Menschen, die in der Reflexion heimischer sind als in der Welt der That. Jede Sphäre, auch die unterste, hat ihre Hamlet's aufzuweisen und die französische Nation hat sich seit dreißig Jahren völlig verändert.

Da Louis nichts that, die peinliche Situation zu erleichtern, so fühlte sich Franziska sittlich gezwungen und durch die Wahrheit ermuntert, für sich das Wort zu ergreifen. Sie erzählte ihm denn in der Kürze so viel, als nöthig war, um die Veranlassung, die sie auf einen der berüchtigten Fortunabälle geführt hatte, in einem für ihre Moralität günstigeren Lichte erscheinen zu lassen. Sie konnte die ganze Wahrheit nicht sagen, daran verhinderte sie die Rücksicht auf Louise

Eifold. Aber auch die Umstände, die sie erwähnen zu dürfen glaubte, reichten hin, in Louis jeden Verdacht niederzuschlagen. Er reichte ihr in freudiger Bewegung seine Hand und bat sie um Verzeihung.

Warum sind Sie aber nur so streng gegen mich? sagte sie lächelnd, als er die Hand in der seinen hielt.

Louis konnte der Liebenswürdigkeit dieses Blickes, dieser Frage, dieses Lächelns nicht widerstehen. Ohne sich jedoch fortreißen, von seiner aufwallenden Leidenschaft bewältigen zu lassen, nahm er Fränzchen's Hand, streifte den Aermel ihres Kleides etwas zurück und drückte einen innigen Kuß auf die Stelle, die der Handschuh dort frei ließ.

Fränzchen wurde es dabei so wunderlich, so selig war ihr zu Muthe, daß sie nun nicht anders als laut lachen konnte. Es war die herzlichste, innigste Freude, die in ihrer Brust überwallte, und wenn sie nicht eine so hohe Verehrung vor Louis Armand und so ängstliche Begriffe von Schicklichkeit gehabt hätte, Das mußte sie sich sagen ... eigentlich hätte sie den pedantischen jungen Mann nehmen, sein krauses Haar ihm von der Stirn wegstreichen und diese edle weiße Stirn küssen mögen.

Natürlich geschah Das nicht und auch der selbstquälerische Louis bekämpfte sich und legte auf seine

Empfindung die Dämpfer ſeiner eigenthümlichen, melancholiſchen und krankhaften Lebensauffaſſung, die er mit einer ganzen Schicht unſerer arbeitenden Stände von jetzt gemein hat ... Wie Louis Armand gibt es in allen großen Werkſtätten, wo mehr als ein Dutzend Arbeiter zuſammen wirken, gewiß immer einen unter ihnen, der eine Art Propheten abgibt. Einer von ihnen trinkt nicht, zankt nicht, ſpielt nicht, tanzt nicht, ſondern lieſt und ſchreibt ſogar, dichtet oder ſingt, wird zuweilen ausgelacht, meiſt aber geliebt und bewundert. Er iſt ſozuſagen der Traumdeuter der Werkſtatt, der Hohepriester und Schriftgelehrte, deſſen Traumauslegungen aber noch träumeriſcher ſind als die Träume der Andern. In jeder großen Werkſtatt gibt es einen Rabuliſten, einen Poſſenreißer und einen Philoſophen.

Ihr Onkel, ſagte der ſelbſtquäleriſche, zurückhaltende Armand, iſt recht unglücklich, daß Sie den jungen Sergeanten foltern, liebe Franchette! Er ſagte dem Prinzen, daß dieſer junge Krieger der Sohn eines reichen Landmanns iſt. Ich fand ihn fein und artig. Auch ſein Spiel auf der Flöte verrieth mir, daß er ein Herz hat. Und Liebe! Liebe, die ſich auch bewährt in der Demüthigung, daß man ſie nicht erhört! Die Welt iſt ſehr arm an ſolcher Liebe, die nicht liebt, um wieder geliebt zu werden, liebe Franchette!

Ich mag ihn nicht! war Fränzchen's ganze kurze, runde deutsche Antwort. Sie verstand die eigenthümliche leidende und entsagende moderne Philosophie ihres Gönners nicht.

Er ist reich — fuhr Dieser, wie ein Stoiker, fort.

Wenn auch!

Der Onkel will eine Beruhigung für sein Alter. Er freut sich darauf, irgendwo gut aufgenommen und von Herzen geliebt zu sein . . .

Ich weiß, es ist recht lieblos von mir . . . aber es geht nun doch nicht!

Sie sollen mit ihm in den Wald!

Fränzchen schüttelte den Kopf.

Sie bleiben?

Fränzchen nickte.

Ah! sagte Louis, dem sich die Brust doch erweiterte, dafür dank' ich Ihnen! Wenn Sie gingen, wüßt' ich doch nicht, ob ich noch in Deutschland bliebe.

Bedurft' es mehr, um zu sagen: Franziska, hier schlägt dir ein Herz voll Liebe und ewiger Treue?

Aber theils des Nachbars Husten, theils die eigene Befangenheit und Unentschlossenheit Armand's hinderte, daß es trotz der zärtlichsten Wendung des Gespräches zu einer förmlichen Erklärung kam.

Louis hielt Fränzchen's Hand, küßte und drückte

ſie, ſah ihr in's Auge voll Güte und wiedergewonnenen Vertrauens, aber einer ſtürmiſchen Leidenſchaft war ſeine melancholiſche krankhafte moderne Volks-Philoſophie nicht fähig.

Fränzchen hatte ſo viel Verehrung vor ihrem Freunde, daß ſie ſich auch eine andere Annäherung an ihn als dieſe zarte und zurückhaltende vorläufig nicht möglich dachte. Er faſcinirte ſie, wie ein Zauberer ... Durch ſeine Huldigung hatte ſie vorläufig nur ſo viel Muth gewonnen, daß ſie jetzt ſagte:

Sie ſollten mir und meiner Freundin Louiſe einen Gefallen thun ...

Einen Gefallen? Mit Freuden!

Nächſten Sonntag, plauderte Fränzchen, um zwei Uhr kommt Louiſe mit allen ihren Geſchwiſtern und einem ungeſchlachten, aber braven Menſchen, der ſie gern heirathen möchte, und holt mich ab, in's Wäldchen zu gehen. Wiſſen Sie, das iſt eine Stunde von hier! Man geht von der Landſtraße ab, über Wieſen, dem Strome zu ...

An dem das Schloß des Königs, Solitude, liegt?

Richtig da! Rechts iſt die Solitude und links am Fluſſe das Wäldchen. Im Graſe lagern ſich da die frohen Menſchen, dürfen an eingemauerten kleinen Herden Feuer machen, ſcherzen, jagen ſich, ſpielen im Grünen

unter den alten Eichen, daß es eine Luſt und Freude iſt. Gehen Sie mit?

Louis nickte ſtumm ...

Sie thun's nicht gern! Es iſt Ihnen nicht vornehm genug!

O meine gute Franchette! ſagte Louis.

Aber Sie geben Ihr „Ja" ſo betrübt ...

Ach, ich denke an mein Vaterland, ich denke an die kleinen Freuden, die die Armen auch in Lyon und Paris genießen. Wie hab' ich dieſe Sonntage geliebt! Die theure Schweſter, die nun die Erde deckt, war die Königin dieſer kleinen Feſte ...

Wenn es Sie aber traurig macht ....

Nicht traurig! Nicht um die Vergangenheit bin ich gerührt. Die iſt begraben. Es bewegt mich, daß Ihr in dieſem Lande gerade ſo denkt und fühlt wie wir! Eine Kette iſt es doch, die uns Alle umſchließt in Nord und Süd. Ob Ihr nun in dumpfen Höhlen bei der Lampe arbeitet oder wir an den niedergelaſſenen großen Fenſterladen unſerer luftigen Häuſer ... Ihr verſammelt Euch am Tage der Ruhe zur Freude wie wir. Wir tanzen unter Nußbäumen; Ihr vielleicht unter Eichen; wir verwechſeln im Verwechſel-Spiele Ahornbäume, Ihr vielleicht Tannen; Ihr kränzt Euer Haupt mit Kornblumen, wir kranzen uns mit

Weinlaub und wildwachſenden Blumen, die bei Euch nur in Treibhäuſern gedeihen; aber die Freude iſt dieſelbe, der Troſt iſt derſelbe, die Pauſe iſt dieſelbe, wo ſich die Arbeit erholt und in ihren Hoffnungen neuen Athem ſchöpft ... Ja, meine Freundin, ich werde kommen.

Fränzchen war über dieſe dichteriſche und, wenn wir ironiſch ſein wollen, wie eine Einleitung zu Proudhon's ſocialer Lehre vom Eigenthum klingende Erklärung ſehr glücklich.

Sie glaubte nun aufſtehen zu müſſen.

Louis drückte ſie mit einer flüchtigen Bewegung ſeines linken Armes leiſe an die Bruſt. Sie widerſtrebte nicht, ſondern ließ die warme klopfende Fülle ihres Buſens an ſeinem Herzen eine Weile ruhen und ſah dabei verſchämt zur Erde. Louis lehnte ſie ſanft zurück und ſprach:

Ich danke Ihnen, Françoiſe, für das Vertrauen, das Sie mir ſchenkten und daß ich Sie nun wieder wie ſonſt verehren kann — ach! unterbrach er ſich ſelbſt, Sie zu lieben, hatt' ich nie aufgehört! Am Sonntag alſo im Wäldchen!

Fränzchen dankte ihm mit einem glänzenden Blick ihrer Augen und ſtand ſchon an der Thür. War ſie doch ſelig, daß endlich auch einmal das Wort Liebe gefallen war!

Und die Stunden in meiner Sprache nehmen Sie bei mir! sagte er.

Wenn es Sie erfreut ... antwortete sie ...

Und der Sergeant ... Wissen Sie, Franziska, daß ich Mitleid mit ihm habe? Wenn er uns in den Wald begleitete mit seiner Flöte?

Fränzchen schüttelte den Kopf ...

Wir werden tanzen wollen ... Es wäre doch gut ...

Wir singen, wenn wir tanzen wollen, und Violinen und Harfen hört man unter den Eichen genug ...

Der arme Heinrich Sandrart! bat Armand. Wie gut und tröstend ist es dem Krieger, sich unter seine Kameraden, die Bürger und Proletarier der Arbeit, mischen zu dürfen! Sind diese Proletarier des Müssiggangs nicht unsere Brüder? Lebt in ihrer Seele nicht etwas, was sie von dem schlechten Geiste des Trotzes gegen die übrige Gesellschaft, den die Offiziere nähren, abzieht und in unsere fröhlicheren Reihen zurückführen möchte?

Er wird nicht mitgehen wollen ... antwortete Fränzchen, die weder von der Flöte, noch von der socialen Stellung Heinrich Sandrart's irgendwie ge-

ankommt. Eine verlängerte Naſe würde an Perampor ausdrücken, daß er in der That einige Zeit braucht, um dieſe Reiſe zu machen. Nicht weniger würde das Wunder der Allgegenwart durch eine Naſe in Zweifel geſetzt werden, an der beide Flügel ſchlaff herunterhängen. Was ſoll ich von den Verhältniſſen ſagen, in welchen die einzelnen Theile des Antlitzes zu einander ſtehen müſſen? Es hat Irrlehrer gegeben, welche behaupteten, daß die Allmacht niemals ein Werkzeug des göttlichen Zornes ſein könnte. Heißt es nicht dieſen falſchen Propheten Vorſchub leiſten, wenn man die Zähne der Götter durch den Mund, die Drohung durch die Kraft Alles ins Werk zu ſetzen, verbirgt? Wenn das Kinn die Liebe, die Stirn aber die Gerechtigkeit bezeichnet, ſo darf in der Proportion dieſer Theile nicht die kleinſte Eigenmächtigkeit herrſchen, da unſre heiligen Bücher ſehr genau das Maß beſtimmen, wie weit die Geduld und die Nachſicht der Götter reichen. Es iſt eine alte Streitfrage, ob die Allgegenwart die Folge der Allmacht iſt. Die heiligen Lehrer Tibets haben ſie längſt bejaht und deßhalb verordnet, daß der Mund der Götter immer mit vollen Backen gebildet werde, weil auf dieſem Wege die Naſenflügel anſchwellen und gleichſam einen leichten Schwung bekommen. Gegen dieſes tief berechnete Gebot haſt du, unglücklicher Vorſteher der Götzenmanufactur von Varo, am meiſten gefehlt, ungerechnet, daß ſeit zehn Jahren aus deiner Fabrik phyſiognomiſche Neuerungen kamen, die zuletzt den Zorn des Himmels herausforderten. Sieh her, du falſcher Prophet, dies ſind die abſcheulichſten Vorboten des Vernunftgottesdienſtes, welchen du einführen willſt! Die wahren Urbilder dieſer Jammergeſtalten fordern Rechenſchaft und dein religionsſpöttiſches Leben als gerechte Sühne."

rührt war und nur einen läſtigen Liebhaber ſah, den ſie nicht mochte.

Bieten Sie es ihm an, Franziska, wiederholte Louis.

Fränzchen blieb aber bei ihrem Sinne. Sie lachte, ſchüttelte den Kopf, öffnete die Thür und hüpfte davon. Noch auf der Treppe warf ſie einmal den Kopf zurück, nickte voll Innigkeit und huſchte in glückſeligſter Stimmung in ihren Hinterhof ... Der Huſten des Italieners Signor Barberini verfolgte ſie zwar wie das giftige Ziſcheln einer Schlange, die die Geſtalt des Herrn Sylveſter oder der grünen Brille annahm, aber nun, da ſie ſich gerechtfertigt hatte vor Louis Armand, da ſie wieder ſo viel zärtliche, ſanfte Worte von dieſem elegiſchen Schwärmer vernommen, waren ihr alle Gefahren, alle Beziehungen zu andern anſpruchsvollen Menſchen gleichgültig, ſie zerriß ihren Brief, ſagte ſich, Er mag kommen oder nicht! Ich habe keine Furcht mehr, ihm mündlich ſeinen Abſchied zu geben! Es war ihr, wie ſie einſt Melanie Schlurck geſagt hatte, als käme ſie von einem Prieſter, dem ſie gebeichtet.

Indem wir Fränzchen den letzten Verſtändigungen mit ihrem Onkel überlaſſen und uns freuen müſſen, daß ſie durch ein gütiges Schickſal vor man-

über dunkeln Gefahr auf dem Forsthause im Plesse-ner Walde bewahrt blieb, begleiten wir den glücklichen Louis Armand zu seinem Gönner und Freunde, dem Prinzen Egon von Hohenberg.

Er fand ihn unruhig und besorgt darüber, daß ihn Louis so lange allein ließ.

## Eilftes Capitel.

### Thomas a Kempis.

Wie kann ich mich ohne dich zurecht finden, Freund, sagte Egon auf's zuvorkommendste und von einem Halbschlafe gestärkt. Wie diese Menschen, die mich hier umgeben, alle so gierig lauern auf meine Winke! Die kleinste Arbeit vergrößern sie durch die Umständlichkeit ihrer Art, sie anzufassen; Alles ist bei ihnen spielendes Riesenwerk. Jeder will seine Nothwendigkeit bezeugen und geht laut, statt leise, klappert mit einem Teller, statt ihn ruhig hinzusetzen, frägt zehnmal über eine Auskunft, die er sich bei gesunder Vernunft selbst geben kann. Der Alte mit dem gewichsten Schnurrbart ist geradezu ein Hanswurst! Es thut mir seines Alters und der Erinnerung an meinen Vater wegen leid, daß ich ihn so lächerlich finden muß. Schon drängte sich die älteste seiner Töchter an mich und will die Befehle über meine Wäsche in Empfang

nehmen. Wie ich ſagte, ich liebte Dies oder Jenes zur Hand zu haben und mich ſelber zu bedienen, verſpricht ſie, in meinem gewöhnlichen Zimmer ſogleich dieſe Anordnungen ſelbſt zu treffen. Ich leſe etwas aus den Blättern in den aufgehäuften Zeitungen. Kaum ſeh' ich auf, ſo iſt die älteſte Schweſter mit den beiden jüngeren beſchäftigt, an den Schubkäſten zu poltern und zu ordnen. Ich ſehe hin. Sie thun, als merkten ſie's nicht. So dienend, ſo unterwürfig gebehrden ſie ſich! Die zweite gefällt mir mehr als die jüngſte. Dieſe iſt zwar hübſcher, jene hat jedoch pikantere Augen. Ich habe das Fenſter geöffnet, um nicht nach dieſen Geſchöpfen ſehen zu müſſen. Kaum lehn' ich mich da hinaus, ſo nimmt das Verbeugen und Grüßen kein Ende. Koch und Stallknecht, Küchenmagd und Kehrfrau, Alle machen ſich zehnmal auf der Straße zu thun, nur um knixen und grüßen zu können ... Von Vorübergehenden werd' ich angeſtaunt. Ich ſchlage das Fenſter zu. Da ekeln mich aus den Zeitungen, die ich mir allerdings ſelbſt beſtellte, dieſe dummen politiſchen Verwickelungen an. Ich bin die Herrſchaft der Phraſen ſo müde, daß ich lieber eine Abhandlung über den Dünger leſen möchte, als dieſe Verhandlungen des Ehrgeizes und der Intrigue. Ich werde mich über Grund und Boden zu

unterrichten ſuchen und dann nach Hohenberg gehen, dort wohnen, dort mit Ackermann Oekonomie treiben.

Louis antwortete nicht auf dieſen Erguß der Langenweile und des erwachenden Lebensreizes. Er ſah auf dem Tiſch zwei Gegenſtände, die ihm wichtiger ſchienen als dieſe polternden Ausbrüche der Ungeduld eines Kranken, der, endlich geneſen, ſich in das Geräuſch der Welt zurückſehnt und von Einſamkeit ſpricht! Er ſah den für die Gräfin d'Azimont beſtimmten Brief und das ſchwarze Büchlein von der Nachfolge Chriſti, das durch ſeine Mithülfe in das Bild der Mutter gekommen war.

Ueber Letzteres ſprach ſich Egon, während man in dem Zimmer nebenan das Serviren der Mittagstafel hörte, umſtändlich und weitläuftig aus.

Was ich bis jetzt in dieſem wunderlichen Teſtamente meiner bemitleidenswerthen Mutter geleſen habe, ſagte er, misfällt mir durchaus nicht. Dieſer alte Mönch Thomas a Kempis war ein feiner Kopf und hat etwas Vornehmes, das ihn der Bildung zugänglicher macht, als die gewöhnliche aſcetiſche Phraſeologie. Er ſchreibt vortreflich. Seine Sätze ſind kurz und in Antitheſen gefaßt, wie bei Montaigne. Er ſcheut ſich nicht, zuweilen einen alten Heiden zu citiren und weiß ihn zweckmäßig mit einer chriſtlichen

Vorſchrift in Einklang zu bringen. Dabei hat er etwas Weltkluges, ja ſogar Etwas, was an den Spruch erinnert: Schicket euch in die Zeit; denn es iſt böſe Zeit! Oder wol gar an den andern: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben! Ich leſe ſeine Vorſchriften mit Vergnügen. Nicht etwa, daß ich dem Willen meiner Mutter gemäß daran denken könnte, nach ihnen zu leben, ſie verlangen eine unmögliche Entſagung und mönchiſche Chriſtlichkeit. Aber ſie ſind ein Syſtem, das an ſich nichts Geſchmackloſes hat. Es liegt eine ſo gefällige Abrundung in dieſer Auffaſſung des Lebens. Sie iſt dabei nicht ohne Heiterkeit und muß es ſein, da ſie den Namen des Heilandes ſo leicht, ſo ohne viel Aufhebens bekennt, wie wir etwa in unſerer Zeit von der Vernunft oder, wenn man noch richtiger urtheilen will, von einem großen Genius ſprechen, von Schiller und Goethe. Ich kann mir den beiſpielloſen Erfolg dieſes Buches erklären. Es iſt in alle gebildete Sprachen überſetzt und vieltauſendmal gedruckt worden. Es iſt ſo klar, ſo rein wie die Luft. Es lehrt die Weisheit, die Demuth und die Beſcheidenheit. Man erſtaunt freilich, daß darin die Unwiſſenheit geprieſen wird im Gegenſatz dünkelhafter und nur die Zweifelſucht regemachender Gelehrſamkeit. Aber man läßt

ſich dieſe Polemik gegen die Bildung ſchon gefallen, da es doch ſelbſt ein ſo feiner, gebildeter Geiſt iſt, der mit uns ſpricht. Dieſes Buch, richtig aufgefaßt, müßte endlich reine Gemüther bilden, beſonnene frohe Weltweiſe voll Demuth und Vertrauen. Leider liegt darin auch ausgeſprochen, daß dies Buch ein glänzendes Aushängeſchild der Heuchelei und jener vornehmen religiöſen Abſpannung werden mußte, die man Frömmigkeit und Erleuchtung nennt. Und zuletzt noch Dies: Der Verfaſſer dieſes Buches war ein Communiſt, lieber Louis!

Ein Communiſt? fragte Louis erſtaunt.

Wohl! ſagte Egon lächelnd. Er gehörte einer jener halbgeiſtlichen Brüderſchaften an, die ſich im Mittelalter auch unter den Laien bildeten. Thomas aus Kempen, einer holländiſchen Stadt, war ſelbſt ein Mönch in einem kölner Convicte, aber man kann ihn umſomehr einen mittelalterlichen Communiſten nennen, als er außerdem zu einem Vereine gehörte, der ſich die Brüderſchaft vom gemeinſamen Leben nannte.

Vom gemeinſamen Leben? wiederholte Louis noch überraſchter.

Nicht wahr? Das iſt ja eure vollkommene Communauté?

Man ſollt' es faſt glauben, ſagte Louis erröthend.

die er mit vielem Scharfſinn zu entwickeln wußte, auch nahe an gewiſſe demokratiſche Lieblingsvorſtellungen der Zeit ſtreiften, ſo war er doch nichts weniger als Communiſt.

Das Mahl war lange nicht ſo einfach, als es für Egon's noch mannichfach zu ſchonenden Körperzuſtand hätte ſein ſollen. Auch eine gewiſſe ihm eigene Sparſamkeit billigte dieſe Ueberzahl von Schüſſeln nicht. Er gab ſehr ernſte Verweiſe über die gemachte Auswahl und erklärte rundweg, er würde künftig jeden Abend vorher ſagen, was er morgen eſſen wolle ... Wandſtabler verneigte ſich bis tief zur Erde und ſchielte zu Louis hinüber, den er auch in dieſem Punkte als einen wahren Dorn im fürſtlichen Fleiſche, als den Störenfried aller ſtandesmäßigen Etikette und gehofften Wiederherſtellung der alten herrſchaftlichen Zuſtände betrachtete ... und eigentlich mit Unrecht.

Nach dem Eſſen ruhte Egon ein wenig aus und Louis las im Thomas a Kempis, der ihm plötzlich bedeutſam geworden war ... Louis hatte es ſehr weit im deutſchen Sprechen und Verſtehen gebracht. Er mußte ja ſeinen Urſprung halb von Deutſchland und Polen und nur halb von Frankreich herleiten ... Thaddäus Kaminski war im Jahre 1794 in der polniſchen Inſurrection bei Maciejowice verwundet worden.

Glücklicher als ſein Bruder Stanislaus Kaminski, der in Gefangenſchaft fiel und nach Sibirien geſchleppt wurde, rettete er ſich, in der Flucht von ſeiner Schweſter Jagellona unterſtützt, mit Kosciuszko erſt nach Deutſchland, wo er im Württembergiſchen Pflege und ein Weib fand, eine Deutſche, Namens Anna Oleander. Verfolgt von dem Einfluſſe Rußlands floh Thaddäus Kaminski nach Frankreich und ließ ſich mit ſeiner Schweſter Jagellona und ſeinem Weibe in Lyon nieder. Ihr Loos war Armuth. Früh ſtarb Thaddäus an ſeiner Wunde. Die Schweſter Jagellona heirathete einen Induſtriellen, bei dem ſie gaſtfreundliche Aufnahme gefunden hatten, Namens Armand. Jagellona war nicht mehr jung, als ſie, eine gebildete Polin, der Dankbarkeit dies Opfer brachte und weit unter ihrem Stande ſich vermählte. Die Revolution hatte die Standesunterſchiede hier nicht ſo ſehr verwiſcht wie das Gefühl der Erkenntlichkeit für den Schutz und die Pflege, den die armen polniſchen Flüchtlinge bei den Lyoner Freunden fanden. Jagellona's Sohn hieß, ihrem in Sibirien ſchmachtenden Bruder zu Ehren, Stanislaus. Stanislaus Armand heirathete die Mutter unſres Louis, eine Franzöſin, und gebar ihrem Gatten dieſen Sohn im Jahre 1825, die Tochter Louiſon ein Jahr ſpäter. Dieſe aus ſo

Bei dieſen Worten trugen die Kloſterdiener eine Reihe von Standbildern in den Saal, die wir für etruskiſche Ausgrabungen gehalten hätten. Sie machten dem Geſchmack Hali-Jongs Ehre. Unter rauſchendem Gelärm wurden ſie vor ihren Verfaſſer hingeſtellt und der Großinquiſitor fragte ihn, ob er ſie als die ſeinen anerkenne? Hali-Jong gerieth, wie immer, beim Anblick ſeiner Schöpfungen in überſchwengliche Freude. Er umarmte ſie, wiſchte den Staub aus den Fugen, hielt ſie gegen das Licht, um ſie in der Fernſicht zu prüfen, brachte ſie dann in einen Kreis zuſammen und, ſich ſelbſt in die Mitte ſtellend, antwortete er auf die wiederholte Frage des Großinquiſitors mit folgender Erklärung: „Bin ich aus meiner eigenen Haut geboren? Der Fromme wird daran zweifeln, obſchon er mich immer den Sohn meines Vaters nennen mag. So erkenn' ich zwar in allen dieſen Formen mich ſelbſt als den Werkmeiſter an, welcher ſie gebildet; aber ſind ſie mehr als Eingebungen eines höhern Willens? An dieſen Bildern iſt kein Fehl!"

„Zerſchlagt ſie, ſiedet ſie, macht ſie dem Erdboden gleich!" war die tauſendſtimmige Erwiederung auf dies freie Selbſtlob.

„Ihr ſeid für die Schönheit nicht empfänglich," ſagte Hali-Jong: „man muß euch eine Süßigkeit zu koſten geben, um auf immer euren Gaumen dadurch zu reizen. Ich will euch nichts von den tiefen Geſetzen, die über das menſchliche Angeſicht walten, verſchweigen, und ſie erklären, wie ſie dem empfänglichſten Forſcher, dem Freunde der Natur, erſchienen ſind. Die Bildung des Kopfes iſt die erſte Folge der Zeugung, deßhalb iſt ſeine Geſtalt die des Anfangs: er iſt eirund. Alle Dinge der Anſchauung, alle Ereigniſſe des Lebens, kommen

kosmopolitiſchen Miſchungen zuſammengeſetzte Familie — gäliſche, germaniſche, ſlawiſche Elemente begegneten ſich hier — ſtand unter dem patriarchaliſchen Einfluſſe der uralten Polin Jagellona Kaminski und der deutſchen, ihren Gatten lange überlebenden Großtante Anna Oleander, einer Schwäbin aus dem weiland württembergiſchen Gebiete der Grafſchaft Mömpelgard oder Montbelliard. Die polniſche Sprache war in dieſem Kreiſe verſchwunden, aber aus Rückſicht auf die Großtante, die des heldenmüthigen Thaddäus Kaminski wegen tief verehrt wurde, hatte ſich neben der franzöſiſchen die deutſche erhalten, die auch Jagellona, wenngleich mit polniſchem Accente ſprach. Louis Armand, der einzige noch lebende Enkel dieſer nun ausgeſtorbenen Familie, verbeſſerte ſein halbangeborenes Deutſch durch den Umgang mit Egon. Aber mit den deutſchen Buchſtaben hatte Louis Armand, den neben der Liebe für Egon auch der Trieb nach Anknüpfungen an ſeinen deutſchen und polniſchen Urſprung hierhergeführt hatte, mit dieſem Druck hatte er ſeine Noth. Dieſe kleinen gothiſchen Buchſtaben unſrer Schrift, im Geſchriebenen und Gedruckten, waren ihm peinlich. Es wurde ihm ſchwer, in dem frommen Buche weit zu kommen und zu forſchen, ob ſich wirklich ſchon damals ein Anklang der

modernen Communauté, eine mehr als nur geistige Brüderschaft vom gemeinsamen Leben, darin finden lasse ...

Gegen vier Uhr hörte er aus dem Hofe den eleganten Landau des Prinzen an die große Aufgangstreppe der untern Flur anrollen und die Bedienten meldeten die beiden andern Theilnehmer nach Solitüde, die Brüder Wildungen ...

Louis wollte Egon's Schlummer nicht stören und empfing die Angemeldeten. Siegbert hatte er seit Wochen nicht gesehen, Dankmar war ihm eine ganz neue Erscheinung ...

Das Bild, das aufgeschlagene Buch gaben sogleich eine Anknüpfung vertraulicherer Verständigung. Dankmar hatte schon lange ein Vorurtheil, das er anfangs gegen Louis Armand hegte, abgelegt und freute sich seinerseits schon, wie sehr es ihn befriedigen würde, wenn Siegbert an dem Fürsten soviel Gefallen finden würde, wie er schon an Louis gefunden hatte ..

Siegbert war auffallend gewählt und fein gekleidet. Beide Brüder gingen in schwarzem Frack, weißen Westen, jenem Costüme, das die Mode erfunden hat, um einem Höheren zu huldigen; weiße Halsbinden, helle Handschuhe fehlten nicht. Ihr guter Takt hatte durchaus nicht die Absicht, in der Vertraulichkeit, die

ihnen der junge Fürſt geſtattete, irgend etwas von jenen Rückſichten aus dem Auge zu laſſen, die man unter ſo nahen Verhältniſſen dem geringer in der Welt Geſtellten gern erläßt, aber doch immer anerkennt, wenn man ſie nicht vergißt ... Dankmar war ohnehin mistrauiſch. Er konnte ſich noch nicht in Egon's aufrichtige Meinung finden. War hier etwas Zufälliges oder Nothwendiges zu ſo eigenthümlicher Erſcheinung gekommen? Er prüfte und legte manchen Dämpfer auf Siegbert's glühende Erwartung.

Denn Siegbert hatte gleich das vollſte Vertrauen. Sein gutes Herz ging immer mit ihm durch. Wir kennen ihn genug, um uns zu vergegenwärtigen, was Siegbert empfand, als Dankmar zur Fürſtin Wäſämskoi kam und den Bruder aus einem der ſonderbaren têtes-à-têtes aufſchreckte, die er ſeit einiger Zeit zwiſchen der Fürſtin und der immer reizender ſich entwickelnden Olga beobachten mußte ... Siegbert Wildungen war ſeit jenem Abende, wo er zum erſten male im Garten ſich der Fürſtin Adele hatte vorſtellen laſſen, der tägliche Freund jenes Hauſes. Sonderbar genug! Anfangs war die Fürſtin ſo kalt, ſo theilnahmlos geweſen, daß ihr Rudhard darüber ſogar einige mürriſche Vorwürfe gemacht hatte. Später trat nun das Gegentheil ein und weckte ſogar Rudhard's Beſorgniſſe.

Der ſtrenge Richter ſah ſcharf. Gleich am Abend, als Olga die Blumen auf Siegbert niedergeworfen hatte, kam das Kind wie verändert in den Garten zurück. Sie hatte jene halbe Knabentracht abgeworfen, die ſie bisher trug, und verlangte in einer ihr eigenen kurzen und faſt ſchneidenden Art eine neue Garderobe. Alle ihre Kleider wären ihr zu kurz. Sie ſchäme ſich ſo zu gehen, wie ſie ſich heute in der Reitbahn gezeigt hätte. Sie wolle nicht nur ein langes Reitkleid, wie alle Damen zu Pferde, tragen, ſondern auch für das Haus und die Geſellſchaft die Tracht der andern jungen Mädchen. Schon hatte ſie ſich ihre langen Zöpfe zu einer ſonderbaren, phantaſtiſchen Tracht aufgebunden, die das Gelächter ihrer Mutter und den Spott ihrer Geſchwiſter erregte. Sie hatte die Zöpfe mehrmals wie Ammonshörner oder Schneckengehäuſe gewunden und ſie halb im Nacken, halb hinterm Ohr feſtgeſteckt. Rudhard fand die Idee allerliebſt und geſchmackvoll, die Mutter aber abſcheulich. Mit einem verächtlichen Blicke, den Olga auf die Mutter warf, als wollte ſie ſagen: Du biſt nur neidiſch, daß ich ſo ſchöne Haare habe! wollte ſie in's Haus gehen. Die Kinder lachten hinter der Schweſter her. Da ergriff dieſe eine Scheere, die von den weiblichen Handarbeiten der Mutter auf dem Gartentiſche lag, faßte den

einen aufgewundenen Zopf und war ſchon im Begriff ihn herunterzuſchneiden, wenn ihr Rudhard nicht den Arm ergriffen, die Scheere entwunden und die heftige und übereilte Zerſtörung eines ſo ſchönen Schmuckes verhindert hätte. Am folgenden Tage mußten Schneider und Modiſten kommen und aus Olga ein andres Weſen formen. Rudhard billigte dieſe Metamorphoſe vollkommen, nur die Mutter gerieth darüber in eine eigenthümliche Reizbarkeit. Dieſe ſonſt paſſive Frau ſchien. von der plötzlichen Emancipation ihres Kindes zu einem jungen blühenden Mädchen und den dabei vorkommenden Beweiſen eines plötzlich gewachſenen Selbſtgefühles ſo gereizt, daß ſie in einen Zuſtand gerieth, den ſie ſelbſt nicht erklären konnte. Sie wurde unruhig, das Kleinſte verdroß ſie und weder Rudhard's ruhige Beſchwichtigung, noch die Anerkennung, die doch ihr Kind bei jedem der zahlreichen Beſuche, die ſie empfing, erntete, konnte die Mutter zur Selbſtbeherrſchung bringen. Nur Siegbert's Eintreten in den Familienkreis that ihr wohl ... Dieſer hatte mit Rudhard gleich am Morgen nach der Beſchlagnahme des Bildes und der Unterſuchung ihrer Wohnung mit dem darüber höchlichſt erſtaunten Manne eine lebhafte Unterhaltung. Man berieth Mittel und Wege, um ſich vor ferneren Gewaltthaten dieſer Art zu ſchützen.

Man kam auf bedenkliche Vermuthungen, erwog die Verlegenheit und das Befremden Egon's, wenn das Bild ihm würde übergeben werden und Dinge enthielte, die ihn vielleicht nur aufregten und störten. Erst zwei Tage später kam man zu der Entdeckung, daß das von Schlurck übergebene Bild die Papiere gar nicht mehr enthielt! Gesteigertes Erstaunen. Hier war ein Geheimniß, eine Intrigue. Rudhard gab sich die größte Mühe, hinter Entdeckung einer bösen Absicht zu kommen. Er hatte Anzeichen, die ihn auf eine sicher scheinende Erklärung führten. Er gelobte sich, sie streng zu verfolgen. Einstweilen rieth er zum Ersatze durch den Thomas a Kempis. . . . Der Eifer bei allen diesen Verhandlungen nicht nur, sondern auch die Theilnahme, die Siegbert den künstlerischen Studien der Mutter und Olga's schenken sollte, veranlaßte, daß er täglich im Hause war. Und nun ergab sich dadurch eine neue Spannung in dem Gemüthe der Fürstin. Siegbert war ihr nothwendig geworden. Sie lebte zurückgezogen, nicht aus Princip, sondern aus Bequemlichkeit. Sie wollte ihre Schwester vermeiden, von der sie wußte, daß sie überall die schlimmsten Dinge von ihrer Bildung, ihrem Verstande, ihrem Herzen sagte. Die Trauer gebot ihr, sich von der Gesellschaft fern zu halten. Rudhard

war ſtreng, einſilbig, oft mürriſch, pedantiſch ſogar und durch ſein ſicheres Auftreten ihr faſt unbequem. Siegbert Wildungen aber, der gefeierte junge Künſtler, Das war eine ideale Vermittelung mit der Welt! Wenn er kam, bot er den ſüßen Reiz der Gewohnheit. Wenn er ging, ließ er eine Lücke zurück. Er war ſo ruhig bewegt, ſo ſtill glühend, ſo ſchweigend beredtſam, er wirkte ſo angenehm; es ſtrömte, wenn er ſprach, ein ſolcher Wohllaut von ſeinen Lippen; jede Idee, die er äußerte, ſchmeichelte ſich ſchon durch den Vortrag ein und wenn er eine Meinung ausſprach, ſo verband er die ſicherſte Männlichkeit und die Wärme der Ueberzeugung mit liebevoller Duldung und Schonung der Andersdenkenden. Ganz abweichend von Rudhard, der ſogleich verurtheilte, keinen Irrthum anders entſchuldigte als durch das verletzte Intereſſe oder die mangelnde Bildung Derer, die ihn hegten, von Rudhard, der das Gemüth wol einen Edelſtein nannte, der aber nur klar und durchſichtig ſein müſſe, nichts Trübes und Unklares enthalten dürfe ... Siegbert hatte ihn bei der Fürſtin vollkommen verdrängt. Rudhard merkte es wohl, war aber ohne Empfindlichkeit darüber. Er wünſchte ſich Glück, einen jungen Mann von ſo heilſamer Wirkung für dieſen kleinen Familienkreis gefunden zu haben

und war nur bedacht, daß in Olga keine gefährliche Regung entſtand und in Siegbert nichts, was dieſe Regung nährte. Darüber kamen ihm denn nun freilich Zweifel. Nicht, daß etwa Siegbert Veranlaſſung zur Verletzung der Convenienz gab. Rudhard mußte vielmehr ſich ſelbſt ſagen: Was kann der junge Mann dafür, daß er mit einer faſt überirdiſchen Anbetung hier ſtill verehrt wird! Siegbert that nichts, als er gab ſich ſelbſt. Um ſeine Herrſchaft über dieſe beiden Frauengemüther zu entkräften — von dem eigenthümlichen Verhältniß, das ſich hier zwiſchen Mutter und Tochter ergab, hatte Rudhard ſchon eine beſorgte Ahnung — um einen Verſuch zu machen, ob denn nicht das Eintreten eines andern Elementes in dieſen Kreis der drohenden Einſeitigkeit dieſer Herzen — Liebe nannte Rudhard eine Einſeitigkeit der Herzen — ſteuern konnte, veranlaßte er Siegbert, Freunde einzuführen, vor allen Dingen ſeinen Bruder Dankmar. Dankmar wurde eingeladen. Er kam auch. Olga erinnerte ſich ſeiner von der Laſally'ſchen Reitbahn. Aber es war faſt, als hätte ſie ihr Ideal in dem lebhaften, feurigen Dankmar nur vorgeahnt und es in Siegbert verſchmolzen mit alle Dem, was dem kecken Dankmar doch zu fehlen ſchien, wiedergefunden. Auch die Mutter fand Dankmarn intereſſant, unterhielt ſich,

da überhaupt ein neuer reger Geiſt über ſie Alle gekommen war, außerordentlich lebhaft mit ihm, aber wenn man an die Ausſtrömungen des Magnetismus im innigeren Verkehr der Gemüther glauben darf, ſo wirkte Dankmar's feuermagnetiſche Kraft faſt ſchmerzhaft auf dieſe lebhaften Naturen, die wiederum ſelber, um muſikaliſch zu ſprechen, mehr in Dur als in Moll geſetzt waren. Siegbert führte auch Mar Leidenfroſt ein. Der unterhielt ſie Alle, beluſtigte die Kleinen, intereſſirte die Großen; aber es blieb bei den Frauen für die Phantaſie kein Eindruck zurück, von Reichmeyer und Anderen ganz zu ſchweigen. Nur Heinrichſen hatte etwas Glattes, das für ihn einnahm. Seine Tournüre, ſein Witz, ſeine große Welterfahrung blendete. Da aber die Fürſtin gehört hatte, daß Heinrichſon bei ihrer Schweſter eingeführt war und dieſer bei Zeichnungen, die ſie in ihrer, wie die Fürſtin es nannte, kequetten und frivolen Trauer um den Prinzen Egon, entwarf, behülflich war, ſo lud ſie ihn nicht wieder ein. Siegbert blieb demnach das waltende, regierende Princip und da Rudhard im Stillen ſich freute, daß bei dieſer Neigung in der Fürſtin doch auch ihr rein ſittliches Princip im Spiele war und durch Siegbert's edle, taktvolle Natur nicht gefährdet wurde, ſo ließ er zur Zeit noch dieſe Dinge gewähren

und verſparte ſich nur eine Rückſprache mit Siegbert auf günſtige Gelegenheit ... Siegbert war täglich in jenem Gartenhauſe und arbeitete ſogar dort. Die Welt ſagte vorläufig, daß er ein Freund des Predigers Rudhard war. Dankmar aber zog den Bruder täglich auf, nannte ihn Heinrich Frauenlob, den Sänger, den Frauen zu Grabe trugen, den im Vennsberge gefangenen Tannhäuſer und ſcherzte nicht wenig darüber, als er die Verlegenheit der Fürſtin und den Aerger der kleinen Olga, die ihm ſelbſt hätte gefallen können, bemerkte, als es ſich darum handelte, ihnen für heute Nachmittag ihren getreuen Siegbert zu entführen. Komiſch ſchien es ihm, als Rudhard den Vermittelungsweg einſchlug, beide Brüder wenigſtens zum Diner dazubehalten, denn auch dieſer Vorſchlag hatte für die beiden Rivalinnen doch immer die Folge, daß Siegbert ihnen nicht ganz gehörte und die Unterhaltungen über den Prinzen Egon, an dem Rudhard ſoviel gelegen war, mochten ſie vollends nicht leiden. Die Fürſtin und Olga, Beide unterſtützten Rudhard's Vorſchlag nur unter der Bedingung, daß ſie erſt um dreiviertel auf vier Uhr mit dem Wagen, den ſie anſpannen laſſen wollten, abfahren und von dem Prinzen nicht reden durften, auf deſſen Bekanntſchaft ſich Siegbert für ſie viel zu ſehr freute! Sie lehnten dieſen

auf die heilige Dreizahl zurück: Geburt, Leben, Tod; Anfang, Mittel, Ende. Deßhalb wurde das menſchliche Antlitz in drei gleiche Theile gelegt, während ein größerer oder kleinerer Theil ein Zeichen der Unſchönheit iſt. Vom Scheitel der Stirn bis zum Auge iſt das erſte Drittel. Die Stirn iſt die weite öde Fläche, auf welcher noch kein Gras der Erkenntniß wächſ't, kein Berg der Erfahrung ſich erhebt, kein Thal der Erholung von gehabten Anſtrengungen liegt. Nur das Auge wölbt ſich in der Tiefe, der Spiegel einer menſchlichen Seele und das Symbol der erſten Lebensregungen, des Empfängniſſes fremder Eindrücke. Die Welt geht dem Bewußtſein auf. Die zweite Lebens-Anfangsſtufe drückt ſich durch das zweite Drittel des Geſichts aus. Zwiſchen den Augen erhebt ſich die Naſe und ſcheint unter der Oberfläche tief in der Seele zu wurzeln. Sie iſt es, welche keck die Heimath verläßt und den erſten Ausflug in die Welt macht. Dieſe liebenswürdige Unverſchämtheit, mit welcher das Kind die Dinge der äußern Erſcheinung betrachtet und weit über ſeinen Verſtand in Alles die Naſe ſteckt, kehrt nie wieder; es ſei denn, daß bei einzelnen Perſonen das Kinn eben ſo weit hervorragt, ja wohl noch weiter geht, als die Naſe. Dieſe Menſchen mit den ungeheuren Kinnbacken werden deßhalb auch allgemein als liebloſe, dreiſte, hinterliſtige Geſellen gefürchtet. Sie erinnern lebhaft an die Phyſiognomie der Affen. Wir ſind noch auf dem zweiten Drittel des Geſichts und kehren von unſrer Excurſion dahin zurück. Das Vordrängen der Naſe iſt nur Frühreife, nur die Anregung zum eignen Denken und daher der beſtändige Sitz der Phantaſie. Das Innere dieſes Knorpels iſt hohl, es iſt am äußerſten Ende nicht einmal mehr durch einen Knochen unterſtützt. Vielmehr wird durch das

Vorſchlag ihrer Toilette wegen ab, goſſen aber damit nur Oel in's Feuer. Olga war ſogar auf die Idee ſchon eiferſüchtig, daß ſich die Brüder für den Prinzen Egon, der ein ſo abſcheulicher Menſch ſein ſollte, nur überhaupt prächtig ankleiden wollten. Zu uns, ſagte ſie, kommt Ihr, wie es Euch gerade einfällt! Wer iſt denn dieſer Prinz, daß Ihr Euch um ſeinetwillen in koſtbare Kleider werfen wollt, in denen wir Euch nie geſehen haben! In der Art, wie Olga zankte und, als beide Brüder wirklich nicht wenigſtens zum Eſſen blieben, ſondern um zwei Uhr ſich entfernten, weinte, während die Fürſtin ihre gleiche Empfindung unter Lächeln und den heftigſten Vorwürfen gegen die Narrheiten Olga's verſteckte, ſah Dankmar denn doch, daß dies Mädchen mit dem bleichen Teint und den ſchwarzen Flechten trotz ihrer glühenden Augen noch ein halbes Kind war und ließ dieſe wirren Dinge umſomehr gelten, als ſich ſein guter Siegbert in dieſer träumeriſchen Exiſtenz zu gefallen ſchien ... Zu Hauſe hatten Beide dann noch einen herzlichen lieben Brief von der Mutter gefunden, die über Dankmar's Projekte erklärte in einer ewig fieberhaften Aufregung zu leben, und ſo waren ſie nach einem beſcheidenen Mittagstiſche bei einem Reſtaurant an die ſorgfältige Wahl ihrer Kleidung und zuletzt in's Hotel des jungen Prinzen gegangen.

Louis öffnete die Thür, weckte Egon von einem leichten Halbſchlummer und führte ihn den Freunden entgegen.

Siegbert und Egon gefielen ſich auf die erſte Begrüßung und waren bald ſo vertraut wie alte Bekannte.

Iſt der Wagen vorgefahren? hieß es.

Man bejahte.

Alſo nach dem Schloſſe Solitüde!

Man rollte durch die Straßen, durch die Plätze. Man kam an die Thore.

In dem Wirrſal der Meinungen, bei dem immer mehr beengten Gebiete der materiellen Begründung ſeines Daſeins, iſt die wahre Freude unter den Menſchen der Civiliſation ein ſeltener Gaſt geworden. Einige Stunden ſo glücklicher Anregung, wie ſie die eigenthümlich zuſammengeſetzte Geſellſchaft, die da eben im Wagen aus dem großen Portale des Palais fuhr, zu genießen hoffte, gehören zu den Weihemomenten, wie ſie dem in ſeine Pflichten ſo eingepferchten Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts ſelten geboten werden. Ein junger Fürſt, ein Rechtsgelehrter, ein Künſtler, ein Handwerker ſaßen hier auf den weißſeidenen, großgeblümten weichen Polſtern, Egon und Siegbert im Fond, Dankmar und Louis auf dem Rückſitze. Sie konnten in ihrer Lebensſtellung nicht verſchiedener ſein.

Aber Alle feſſelte das Band gemeinſamen Vertrauens und jeder Einzelne war froh geſtimmt. Egon durch die erfriſchende Luft und das Vollgefühl der Geneſung, ja im Stillen, ohne ſich es merken zu laſſen, auch durch die Stimmung auf das Wiederſehen Helenen's, die, er mußte es ſich leider geſtehen, gerade auf das wiedererwachte Geſundheitsgefühl und die erhöhte Glut ſeiner Phantaſie durch ihre hingebende Liebe bezaubernd wirkte. Dankmar erregt von ſeinem vielleicht ſich günſtig wendenden Proceſſe, Siegbert von den gleichen Hoffnungen, die den Bruder belebten und von der angenehmen Befriedigung ſeines nach Liebe und Anlehnung ſchmachtenden Gemüthes in der Wäſämskoi'ſchen Familie; Louis endlich ſehr glücklich geſtimmt, ſowol durch die Ausſöhnung ſeines Glaubens an das liebreizende Fränzchen Heuniſch, wie durch die Erinnerung an ſeine Selbſtbeherrſchung in der Scene auf ſeinem Zimmer. Hätte er ſich ſtürmiſch erklärt gehabt, Hoffnungen geboten, die er ſich mühen mußte, zu erfüllen, er würde nur mit Beklommenheit an die glückliche Mittagsſtunde zurückgedacht haben.

Zu gleicher Zeit mit dem Wagen ging ein Bedienter aus dem Portal des Palais, um den kleinen Brief zu der Gräfin d'Azimont zu tragen . . . Egon verfolgte ihn, ſo lange er konnte.

Es war ein Donnerſtag. Das Wetter ſo einladend. Die Luft ſtärkend. Die Sonne goldgelb. Der Himmel tiefblau. Einige Wolken in weiter Ferne konnten Regen bringen. Sie waren noch nicht da. Man ahnte das drohende Herannahen des entblätternden Herbſtes. Noch hatte ihm aber die Natur den Eintritt nicht geſtattet, nicht in den Wald, nicht auf die Wieſenflur.

Anfangs, innerhalb der Stadt, ſprach man über mancherlei Unweſentliches. Es war nothwendig, daß dieſe vier Genoſſen erſt den Ton der gegenſeitigen Stimmung erkannten. Wer iſt der Sprecher, der Zweifler, der Schweigende, der Witzige, der Praktiſche, der z. B. den hinten aufſtehenden Bedienten dieſen oder jenen Wink gibt, der Geographiſche, der gern von der Gegend ſpricht ... Das Alles ſtellt ſich erſt im Verlaufe der Unterhaltung zurecht. Von dem Vergangenen wurde noch Dieſes und Jenes erörtert und beſtaunt und belacht ... Dankmar's Verhältniſſe kannte Egon noch nicht klarer und nahm ſie, wie ſie ſich ihm an den beiden ſtrebſamen Brüdern von ſelbſt boten. Auch Louis wußte nichts von dem Proceß, über den ſich Dankmar gern ausgeſprochen hätte ... Egon aber war der Redner. Egon führte faſt allein das Wort oder beſtimmte wenigſtens die Gegenſtände der Unter-

haltung. Dies lag weniger in ſeinem Naturell, als in ſeiner Stellung und in dem glücklichen Gefühle, ſich geneſen zu wiſſen, dem Leben wieder gegeben, von Augenblick zu Augenblick ſich ſtärker fühlend.

Draußen vorm Thore, wo man, und zwar nicht zu raſch, unter einer Allee von vollen, ſchwertragenden hier und da geſtützten Aepfelbäumen hinfuhr, kam durch eine zufällige Wendung das Geſpräch wieder auf den Thomas a Kempis zurück.

Bei der Nennung dieſes Namens wurde der ſchüchterne und Wahrheit liebende Siegbert blutroth . . . Dankmar ſpielte mit ſeinem leichten Stöckchen und kniff es zuweilen oben am Knaufe zwiſchen ſeine blendenden Zähne. Er konnte ganz meiſterhaft die Miene der Gleichgültigkeit annehmen . . . Louis dachte ſchon gar nicht mehr an die Art, wie das berühmte Buch von der Nachfolge Chriſti in Egon's Hände gekommen war. Seine Gedanken waren mit der „Brüderſchaft vom gemeinſamen Leben" beſchäftigt.

Egon hatte in der Allee zwiſchen den würzig duftenden Aepfelbäumen geſagt:

Vor einigen Stunden las ich in dem Teſtamente meiner Mutter — du weißt, lieber Wildungen, daß ich die Mausgeburt des kreiſenden Berges, den Thomas a Kempis, meine — und fühle nun recht, daß

Das eine Lectüre für Menſchen iſt, die nur zu Fuß wanderten, ſelten über ihren Kloſtergarten hinaus kamen und alle ihre Anſchauungen durch die vier Wände ihrer Zelle und den an ihnen aufgehängten Heiland regelten. Wäre ein ſolcher Bußprediger raſch im Wagen gefahren, hätte er eine Ahnung von der windſchnellen Bewegung einer Eiſenbahn gehabt, dies trübſinnige Kleben an den mageren und kahlen Bedingungen des Lebens würde ihm nie möglich geweſen ſein.

Dankmar erinnerte den Prinzen an Das, was er ihm im Pleſſener Thurm über die Bigotterie der reformirten Erziehung in der franzöſiſchen Schweiz geſagt hatte. Da wären doch die Gouvernanten, Bonnen, Erzieher, Geiſtlichen immer unterwegs und durch ganz Europa zerſtreut und überall trügen ſie doch die eigenthümliche Auffaſſung ihres Le Bon Dieu, wie ſie ihn nennen, mit ſich herum . . .

Weil dies Heuchler ſind, lieber Dankmar! ſagte Egon. Ein Thomas a Kempis war ehrlich und liebte die Welt nur in dem düſtern Nebelkleide, das er über das Schöne, Friſche, Lachende zog. Dieſe Erzieher aber, die mit wenigen Ausnahmen von ihrer Einſeitigkeit ein Geſchäft machen, verſchließen abſichtlich ihr Auge jedem Dinge, das Farbe hat, und jedem Dinge, das angenehm tönt, abſichtlich ihr Ohr. O welche

Heuchler! Ich erinnere nur an jenen Rafflard, von dem ich dir so oft sprach, Louis ...

Rafflard, wiederholten die beiden Brüder. Doch nicht Sylvester Rafflard? setzte Dankmar hinzu.

Sylvester Rafflard! Ganz recht! sagte Egon.

Der ist hier, fiel Dankmar ein.

Hier? Wieder in Deutschland? Und in welcher Eigenschaft? fragte Egon.

Er bereist die Gefängnisse, sagte Dankmar und verstand den Wink nicht, den ihm Siegbert zuwarf ... Siegbert war nämlich durch Ruthard davon unterrichtet, daß Rafflard in manche Verwickelung mit Egon's früheren und späteren Begegnissen gerathen war. Louis kannte ihn durch Egon als einen Jesuiten und hatte Siegbert schon erzählt, daß er ihn auf seiner Herreise an der Eisenbahn, die vom Rheine abführt, erkannt hätte. Der Name Sylvester fiel ihm nicht weiter auf.

Er bereist die Gefängnisse? fragte Egon erstaunt und lachte über die Unverschämtheit eines Mannes, den er zu gut kannte, um ihn nicht auch in dieser Mission als einen Heuchler zu nehmen.

Im Auftrag einer philanthropischen Gesellschaft in Paris, sagte Dankmar, die sich die Verbesserung des Looses der Gefangenen zum gemeinschaftlichen Zwecke gewählt hat. Man rühmt ihn in allen Blättern.

Egon lachte und schüttelte ungläubig den Kopf.

Glaubt doch Das nicht! sagte er. Ich kenne diese Gesellschaft, sie ist sehr ehrenwerth; ich kenne aber auch Rafflard und weiß, daß er von ihr kein Mandat empfing.

Er besucht die Gefängnisse, bestätigte Dankmar. Ich bin ihm selbst begegnet, wie er von unserm Criminaldirekter höchst gewissenhaft umhergeführt wurde und sich die sorgfältigsten Notizen machte, vor denen die Beamten zitterten.

Das muß ich gestehen! sagte Egon lachend. Dieser Rafflard ist aus Meuden im Canton Lausanne gebürtig, war erst reformirter Geistlicher, spricht Deutsch und Französisch und übernahm eine Erzieherstelle in unsern östlichen Provinzen, wo er im Hause einer Baronin von Osteggen sich ziemlich lange zu behaupten wußte.

Siegbert blickte bei Nennung dieses Namens nieder, weil ihn Dankmar spottend ansah.

Von da, fuhr Egon fort, vertrieb ihn mein früherer Erzieher, ein braver Mann, Namens Rudhard, der jetzt entweder an den Ufern des Schwarzen Meeres lebt oder verschollen ist oder todt . . . !

Egon's Begleiter wandten sich ab, um zu verbergen, daß sie wohl wußten, wo Rudhard war. Sie

würden gern von ihm gesprochen haben, wenn ihnen nicht bekannt gewesen wäre, daß Rudhard wegen der Gräfin d'Azimont seinem Zögling zürnte und aus Achtung vor der Wäsämskoi'schen Familie eine Wiederanknüpfung mit ihm nicht zu eifrig suchte.

Von Rudhard, fuhr Egon fort, aus der Nähe der Familie Osteggen vertrieben, kam Rafflard wieder zu meiner Mutter nach Hohenberg. Dort zwar freundlich aufgenommen, fand er die Stellung, die er zu erschleichen suchte, besetzt. Der neue Pfarrer Guido Stromer übte schon einen großen Einfluß auf die Entschließungen meiner Mutter und Rafflard's Pläne mislangen. Er kehrte in die Schweiz zurück, benutzte aber von da aus die Bekanntschaft meiner Mutter zu einer sehr lebhaften Correspondenz, deren Endziel die glänzend vorgespiegelte Möglichkeit war, mir am Genfersee eine Erziehung zu geben, die ihres Gleichen suchte. So kam ich in das Institut des Herrn Monnard, bei dem Rafflard Lehrer war, und Rafflard wurde mein Specialerzieher. Während die äußeren Formen der geistigen Appretur, die man mir zu geben trachtete, streng kirchlich blieben, spekulirte Rafflard anders. Er dachte, die reifere Natur eines hoher gestellten Adeligen wirft doch wol mit der Zeit diese künstliche Hülle eines orthodoxen Mechanismus ab, und weit besser ist

es für deine Zukunft, du wirst der Vertraute, als der Richter deines Zöglings! . . . Er buhlte auf die widerlichste Art um meine Freundschaft, hob mich weit über meinen Bildungsgrad empor, verspottete im vertrauten Umgange Das, was er öffentlich vor den andern Mitschülern gelehrt, gutgeheißen, empfohlen hatte. Anfangs glaubt' ich armer befangener, an Gewissensskrupeln leidender Knabe, diese Methode des Professors Rafflard, meines Specialerziehers, sollte mich nur prüfen. Ich lächelte über ihn, ich schauderte, ich erschrak. Aber immer sicherer machte er mich und trug mir völlige Freundschaft an, ein Mann von damals wol fast vierzig Jahren einem Knaben von funfzehn oder sechszehn! Als diese Schändlichkeiten den höchsten Grad erreicht und fast mein sittliches Gefühl untergraben hatten, wurden sie entdeckt. Man fand einen Band des Casanova in meinem Bett und ich gestand, daß ihn Rafflard mir geliehen. Er wurde sogleich aus der Anstalt entfernt und mußte Genf meiden. Von Annecy schrieb er mir einen zärtlichen Brief, worin er mir Vorwürfe machte, daß ich die Pflichten der Freundschaft verletzt hätte. Dieser Brief machte mir großen Kummer, doch wagte ich nicht, ihn zu beantworten. Später schien Rafflard verschollen. Ich hörte, daß er nach Turin gegangen war. Manche behaupteten schon da, er

Naſenbein der Weg in die Thalgegend, welche ſich um den Backenknochen verbreitet, gebahnt und eine weite Fläche zieht ſich zu der wichtigſten Partie in dem zweiten Drittelfelde. In der erſten Region lernten wir ſehen, in der zweiten hören. Die frühe, vorſchnelle Weisheit der Naſe wird durch die geſchärfte Thätigkeit des Ohres wieder gut gemacht. Es iſt nicht ohne Grund, daß ſich von dieſem Gliede immer ein Doppelexemplar findet; denn überhaupt ſind die auf die Beſcheidenheit, die Belehrung, das Walten der innern Thätigkeiten berechneten Gliedmaßen zwiefach vorhanden, wie das Auge und das Ohr, die beiden Hauptorgane der leidenden Zuſtände. Nach der vollendeten Ausbildung dieſer beiden erſten Geſichtsdrittel, ſollen wir erſt wagen, in das letzte Drittel herabzuſteigen und uns dem Mund und unſerm Kinn anzuvertrauen. Die wahrhafte Symbolik des menſchlichen Antlitzes drückt ſich darüber folgendermaßen aus: Der Mund wird von der Naſe beſchattet. Er ſieht an den Naſenlöchern die innere Hohlheit des rückſichtsloſen Hineintappens in die Welt; er hat zur Warnung dies beſtändige Beiſpiel vor ſich, wie weit die Vermeſſenheit gehen kann, wenn er durch wohlerwogene Worte den Ausſchweifungen nicht Einhalt thut! Das Kinn endlich iſt der Ausdruck der höchſten menſchlichen Vollendung. Um dieſen Hügel ſpielen alle Verhältniſſe, die im Leben nur zuſammentreffen, an ſeiner Wölbung unterſcheidet der Unterrichtete die Charaktere früher, als am Auge. Die Bedächtigkeit im Reden und Handeln, die Abgeſchliffenheit des Betragens, alle Tugenden des geſelligen Umganges laſſen ſich am Kinn abſehen. Man kann eine gewölbte Stirne für das Zeichen eines tiefen Denkers halten; man kann an dem kleinen Ohr die verſchmitzte Laune des Schalks

wäre katholisch geworden. Ich verließ Genf, studirte in Bonn, Göttingen und führte ein sehr verkehrtes Leben, bis es mich nach dem schönen Genfersee zurückzog. Ein Vierteljahr mocht' ich in Genf gelebt haben, als nach einer wol vierjährigen Abwesenheit Rafflard wieder auftauchte. Er behauptete, mit reichen Engländern in Italien als Hauslehrer gereist zu sein, wollte Rom, Neapel und sogar den Berg Athos in Griechenland gesehen haben. Andere behaupteten aber, er hätte in dem Jesuitenstifte zu Turin alle Weihen empfangen und sich einer langen Vorbereitung auf eine künftige Wirksamkeit unterworfen. Sogleich suchte er mich auf und weinte über das Vorangegangene ... Es ist die katzenartigste Natur, die ich je in meinem Leben gekannt habe. Denkt Euch, wie gefährlich ein solcher Mensch ist, wenn er wirklich jenem Bunde dient, woran kaum ein Zweifel! Er spricht vollkommen drei Sprachen, kann überall wirken, in Deutschland, Frankreich und in Italien. Er kennt alle Länder nach ihren Sitten und geographischen Bedingungen. Die Gründe, warum er aus Monnard's Anstalt entfernt war, kannte man nicht. Es lag zu sehr im Interesse eines solchen in allen Ländern bekannten Pensionats, daß über die inneren Vorgänge das größte Geheimniß obwaltete. So konnte Raff-

lard wagen, in Genf wieder aufzutreten. Der alte Monnard, ein ſchwacher, pedantiſcher Mann, war geſtorben. Rafflard lebte wie ein reformirter Heiliger, beſuchte alle Kirchen und miſchte ſich in alle religiöſe und politiſche Streitigkeiten des kleinen Freiſtaates. Doch erregte er überall Mißtrauen und ſtand ſo wenig ſicher, daß er gleich nach einem Streite, in den ich mit ihm an der Mittagstafel des Syndikus Lharby verwickelt wurde, ſich nicht mehr länger zu behaupten wagte. Ich hatte nämlich vor ſeiner Tartüfferie den größten Abſcheu und lehnte alle ſeine Vertraulichkeiten ab. Als an jener Tafel das Geſpräch auf den alten Monnard kam und er die Frechheit hatte, die reine reformirte Geſinnung des Verſtorbenen in Zweifel zu ziehen, brach ich mit der Aeußerung hervor: Es iſt freilich ſehr wenig rechtgläubig von dem alten Monnard geweſen, daß er einen Lehrer aus der Anſtalt entfernte, der ſeinen Zöglingen den Caſanova zu leſen gab! Ich hatte viel von dem guten Cote d'or des Syndikus getrunken, das rothe Traubenblut war mir in den Kopf geſtiegen und ſo entfuhr mir die Aeußerung, die plötzlich auf die ganze zweideutige Erſcheinung des Profeſſors Rafflard ein erläuterndes Licht warf. Rafflard ſchoß mir einen Blick wie ein Baſilisk zu und verſchwand bald. Ich ging, über-

drüssig meiner leeren, nichtssagenden und mannichfach gehemmten Existenz, nach Lyon, kam von da nach Paris und habe Rastlard dann im Hause der Gräfin d'Azimont, seiner früheren Schülerin, wiedergetroffen. Er wurde aber auch von dort entfernt, weil er sich in die Familienangelegenheiten mischte. Nur die alte Gräfin d'Azimont, eine hochfahrende und den Jesuiten ganz ergebene Dame, behielt ihn für sich und intriguirt mit ihm gemeinschaftlich nach allen nur möglichen Richtungen hin. Wenn er hier ist, sollte es mich gar nicht wundern, daß er den Auftrag hat, mich und die Gräfin d'Azimont zu beobachten, zu trennen, zu entzweien, sie nach Paris zurückzuführen, mich zu umspioniren, mir in meinen Freunden wehzuthun, mir zu schaden wo er kann. Wenn er vorgibt, die Gefängnisse zu studiren, so ist Das eine Maske für andere Pläne. In Paris hält man ihn für einen Jesuiten und ich kann wohl begreifen, daß dem Orden die Verwickelungen und Wirren im Herzen Europas auf unserer deutschen Erde keineswegs gleichgültig sind.'

Als Egon geendet hatte, fuhr der Wagen gerade über den Einschnitt einer Eisenbahn und bog zur Seite ab, einer Gegend zu, die immer anmuthiger und gefälliger wurde. Es war ein Thal, das sich dem in der Ferne blitzenden Strome zu abwärts senkte

und an ſeinen äußerſten Grenzen, über den Strom hinaus, wieder von der blauen Erhöhung eines Bergrandes geſchloſſen wurde. Links und rechts weideten Heerden auf den gemähten Stoppelfeldern und dem noch üppigen, lachenden Grün der Wieſen, die in ein ſchimmerndes Birkengehölz ſich verloren. Dies Vorgehölz ging zuletzt allmälig in eine dunklere Waldung über. Der Charakter der Gegend war einfach, aber außerordentlich belebend und anregend.

Louis fühlte über die leichte Art, wie Egon von der d'Aimont ſprach, einen tiefen Schmerz ... Siegbert ergriff dieſe Erzählung Egon's als Mittel, um ſich über des Prinzen Charakter klarer zu werden. Auch er kannte die Geſchichte Louiſon's und konnte es vor ſeinem Herzen nicht ganz gerechtfertigt finden, daß Egon etwas leicht über ſo ſchwierige und delikate Beziehungen hinwegging ... Dankmar aber haftete an einer andern Gedankenreihe feſt, die ſich bei ihm durch die einfachen, vor ſich hingeſprochenen Worte kundgab:

Dieſe Jeſuiten!

Ja, die Jeſuiten! wiederholte Egon und zu Armand ſich wendend, ſagte er:

Ja Das ſind die rechten Brüder vom gemeinſamen Leben, von denen wir heute ſprachen, Louis, und zu denen Thomas a Kempis auch gehörte.

Thomas a Kempis ein Jesuit? sagte Louis verwundert und verrieth nun einmal auch ein wenig stark seine historischen Mängel.

Nein, Louis! antwortete Egon lachend. Ich kenne, da ich in Genf viel mit der Kirchengeschichte geplagt wurde, sehr gründlich manche Dinge, die mir später von geringem Werthe wurden. Thomas a Kempis gehörte zu einer Brüderschaft vom gemeinsamen Leben. Mein guter Louis erklärte ihn darauf frischweg schon für einen Communisten ...

Lachen mochten die Brüder nicht, weil sie fürchteten, den wenig unterrichteten, ihnen aber ehrenwerthen Handwerker zu verletzen.

Es gab, fuhr Egon fort, im Mittelalter eine Menge von halbgeistlichen, halbweltlichen Genossenschaften, die den Mönchs- und Ritterorden nachgebildet waren. Sie hatten oft so eigenthümliche Formen, daß sie in den Ruf der Ketzerei kamen. Da waren die Beguinen, die Begharden, die Brüder und Schwestern vom freien Geiste, die Apostelbrüder, die Brüder und Schwestern vom gemeinsamen Leben. Sie gehörten Alle der Welt an, vereinigten sich aber zuweilen zu ausschließlich religiösen Uebungen. Ihr innerer Zusammenhang war der der gegenseitigen Unterstützung, der Wohlthätigkeit. Manche vereinigten sogar offen-

bar politische Zwecke mit ihrem nächsten Berufe. Sie unterstützten die öffentliche Sicherheit. Wie es in Deutschland einen Vehmbund gab, der die Gerechtigkeitspflege in bekannter eigner Art förderte, so gab es in Spanien ähnliche Brüderschaften, die dort aus freien Stücken und Fanatismus leider der Inquisition dienten und förmlich deren Handlanger waren. Die Gewerke traten zusammen und schützten sich wechselseitig gegen die Gefahren der Gesellschaft. Die Bauhütten, aus denen der Freimaurerbund entstanden sein soll, hatten kaum einen andern Zweck; denn gerade die Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen reisten damals von Ort zu Ort, um bei den großen Bauten des Mittelalters mitzuwirken, und bedurften einer solchen auf gemeinschaftliche Erkennungszeichen begründeten Erleichterung einer überall leicht aufzuschlagenden Heimat. Dieser Trieb zur Vereinigung ging soweit, daß die Kalandsbrüder fast nur zur Erheiterung und gesteigerten Geselligkeit zusammentraten und auch bei einer so reinweltlichen Bestimmung vom Papste keine Bestätigung mehr fanden. Es ist dies ganze Wesen der Anfang der Freimaurerei und des Jesuitenordens, der beiden größten Genossenschaften, die sich in ähnlicher Art in unserer Zeit erhalten haben.

Siegbert bewunderte diese reichen Kenntnisse . . .

O, sagte Egon, mein Gedächtniß ist mit vielem alten Wust beschwert und ich freue mich, daß man Gelegenheit findet, so etwas manchmal doch an passender Stelle loszuwerden.

Louis behauptete, daß die Gütergemeinschaft von den Aposteln selbst wäre gepredigt worden, mußte sich aber gefallen lassen, daß Egon ihm scharf entgegnete.

Mein lieber Freund, sagte er, es ist ein Unterschied, wenn eine kleine christliche Gemeinde, die in der großen, unermeßlichen Römerwelt sich bildete, sich entschließt, um ein gleiches Interesse und gegenseitige Unterstützung zu haben, zusammenzutreten und aus einem Topf zu essen, als wenn diese unermeßliche Römerwelt selbst damals ihr Eigenthum hätte zusammenbringen und mit Durchführung der langweiligsten Art zu rechnen und zu leben die Besitzquote des Einzelnen verwalten wollen. Wenn Das Communismus sein soll, daß drei arme Familien sich entschließen, statt auf drei Heerden Feuer zu machen, es nur an einem zu thun, so bin ich sehr für den Communismus. Und in diesem Sinne bin ich überzeugt, hatten die Brüder vom gemeinsamen Leben einen sehr respektablen Mittagstisch und Thomas a Kempis war ein Communist, der es sich sehr gut konnte schmecken lassen.

Egon, der immer wieder zu der eigenthümlichen Sicherheit und unvertilgbaren aristokratischen Haltung emporwuchs, die Dankmarn auf der gemeinschaftlichen Reise nach Hohenberg schon aufgefallen war, gab darauf Louis die Hand und bat ihn seinen Spott ab.

Ich liebe das Volk und die Arbeit, sagte nach eine Pause der unterrichtete, denkgewandte Fürst. Aber die falschen Lehrer sind, um im biblischen Stile zu bleiben, die wahren Versucher, die ihre Teufelsgestalt ablegen, um uns zuzumuthen, man könnte ganz Jerusalem gewinnen, wenn man niederfällt und sie anbetet oder sich einbildet, Steine könnten in Brot verwandelt werden ... He! Louis, was grübelst du?

Daß ich morgen anfangen werde zu arbeiten: sagte dieser ruhig.

Und ich werde gleichfalls irgend etwas ergreifen, sagte Egon, um das Recht zu haben, so sprechen zu dürfen.

Siegbert kannte die Gedankengänge seines Bruders und ermunterte ihn, sich doch einem so klaren und unterrichteten Kopfe, wie diesem jungen Fürsten Egon gegenüber, der ihnen zu einer immer bedeutenderen Erscheinung heranwuchs, über seine Idee von einer eigenthümlichen Abkürzung unserer Geisteskämpfe auszusprechen.

Mein Bruder, sagte er, beneidet sehr oft die Jesuiten um ihre Organisation. Er behauptet, der Jesuitenorden in seiner Form, aber mit einem edlen Inhalte, könnte die Welt erlösen.

Egon und Louis horchten auf.

Ich meine, sagte Dankmar, daß denn doch aus allen Beispielen, die uns unser Freund Egon da von vergangenen Tagen angeführt hat, ein tiefes und altes Bedürfniß der Menschheit sich ergibt, sich von den zufälligen Bedingungen der Existenz, in der ein Jeder leben muß, zu befreien. Wir sind hineingeschleudert in diese Welt ohne Schutz, ohne Führer. Wir müssen ringen, auf eigene Hand unsern Antheil an, ich will nicht sagen Glück und Lebensfreude, sondern nur an der Möglichkeit zu existiren, zu gewinnen. Wir sind wie hungrige wilde Thiere, fallen ohne Schonung über die Beute her, die wir erreichen können und mäßigen uns nur durch jenes Quantum von Religion, Sittlichkeit, Gewissenhaftigkeit und gemüthlichem Temperamente, das wir entweder schon bei unserer Geburt mitbekommen haben oder in der Luft, in die wir versetzt wurden, gewinnen konnten. Ein Mensch zu sein, ist das große allgemeine Band, das uns umschließt; aber gewährt uns dieses Menschenthum irgend einen andern Vortheil als den der Race, den der veredel-

ten Potenz des Thieres? Wo hab' ich denn Brüder, die stolz sind, in mir sich selber wiederzufinden? Wo liegt denn irgend eine Bürgschaft, daß wir die großen Zwecke des Lebens auf die einfachste, sicherste, kürzeste und glückliche Weise erreichen? Da ist es nicht zu verwundern, daß die Menschen zu allen Zeiten gedacht haben, sie müßten sich durch Verabredung und Gesinnung noch in eine zweite moralische Welt einkaufen, die enger, umgrenzter ist als die große sichtbare, aber die Ihrigen auch liebevoller und wärmer hegt und beschützt. Die Religion, das Christenthum vor allen Dingen, sollte einst diese zweite Welt sein, wo wir als Glieder einer unsichtbaren Kirche uns zu lieben haben. Aber die unsichtbare Kirche wurde leider zu früh eine sichtbare und ihr großer Bau wurde wieder die Welt selbst, die Niemanden schützt. Es sonderten sich nun Stiftungen, Klöster, Orden von ihr ab; Confessionen zerbröckelten diesen riesigen Tempel. Er ist Denen nur noch eine Heimat, die irgendwo einen kleinen von verfallenen Säulenschaften eingefriedigten, mit dunklem Gebüsch überwucherten Seitenhof in ihm finden, wo sie in ihrer Weise Christen sind und im Abendschimmer, von Nachtgevögel erschreckt, zu dem Geist, der in diesen Trümmern lebte, beten. Der Staat ist kein Bund der Menschheit, die Gesellschaft ist grausam und lieblos,

erkennen; man kann endlich aus den Falten, die ſich um die Naſenwinkel bergen, auf gewiſſe Eigenthümlichkeiten im Umgange ſchließen; aber nichts iſt für den Menſchenkenner bezeichnender, als das Kinn. Hier lagern ſich alle Tugenden und Laſter im ſeltenſten Vereine. Nichts iſt hier offen, frei, hingegeben, ſondern alles zugerichtet für das gewöhnliche Bedürfniß des Lebens. Die Tugend hat hier ihre Anſpruchloſigkeit zwar nicht aufgegeben, aber ſie will nicht als ſolche gelten, ſondern nur um des ſchönen Scheins willen, der dadurch auf die Gewohnheit der Geſellſchaft fällt, ihre Werke üben. Am Kinn iſt die Tugend nicht mehr ihrer Güte wegen, wie am Auge da, ſondern um ihrer Schönheit willen, und das Laſter, das ſich an der Naſe offen gibt, iſt hier verbannt, weil es häßlich iſt. Beim Kinn beſchwört man das Mitleiden, eine Tugend, die auf den geſelligen Umgang einen ſo blendenden, wohlgefälligen Schein wirft. Die Folge der Convenienz iſt die Protection, die Gefälligkeit, die Dienſtbereitwilligkeit, kurz die Grundlage aller geſellſchaftlichen Höflichkeit, und deßhalb wird man immer bei dem Barte, welcher das Kinn bedeckt, ſeine Verſprechungen geben. Weil man nur durch ein empfehlendes Kinn einen tüchtigen Ritt durch die Welt macht, ſo iſt es ganz natürlich, daß die Kinnbacken die Form eines Sporns haben. Was läßt ſich nach dieſen Erläuterungen noch von den Beſtandtheilen des Mundes Triftiges ſagen? Die Ober- und Unterlippe gehören zweien Welten an, die wie Himmel und Erde auseinander liegen. Die Oberlippe liegt faſt noch in jenen Reichen der Unbefangenheit, wo das Auge nur zu ſehen, das Ohr nur zu hören hat, wo man ihre Weisheit der Naſe darum verzeiht, weil ſie der Sitz der Phantaſie iſt. In der Oberlippe iſt

die Fürsten behandeln die Völker wie ererbtes Eigenthum, wie ich meinen ererbten Garten behandeln würde, ich säe und ernte auf ihm und laß' ihn mir wohlgefallen. Das Leben ist eine große Gefahr! Wie schützt man sich anders vor ihr, als daß man zusammentritt, sich verabredet und durch gemeinschaftliche Kraft die Kraft des Einzelnen stärkt? Ein jeder Bund dieser Art sollte die Aufgabe haben, einst der Bund der ganzen Menschheit zu werden. Ich sehe keine Möglichkeit, daß die Hebel der Geschichte, die jetzt im Großen und Offenen wirken, das Glück der Erde fördern können. Wohin sollen diese Staatenumwälzungen, diese Intriguen der Parteien, diese Leidenschaften führen? Nirgends eine Verständigung über das Princip des Streites, nirgends eine freie, freudige Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine. Ich sehe nicht ab, was uns anders retten kann, als gerade mitten in dieser Epoche der breitesten Verallgemeinerung, wo Alles erkaltet auseinanderfällt, das enge, die behaglichste Lebenswärme ausströmende Isoliren.

Das hast du vortrefflich gemacht, Dankmar, sagte Egen, als Dankmar mit seiner begeisterten Rede zu Ende war. Ja, ja, so ist's! Aber da müßte ein neuer Messias kommen!

Ein einzelner Mensch kann in unsern Tagen nicht

mehr ein Meſſias ſein, ſagte Dankmar. Die Ideen ſind es, die jetzt als Erloſer und Propheten auftreten. Die Menſchheit ſelbſt muß ſich Meſſias ſein. Die Menſchheit als Menſchheit iſt verloren, ſie kann nur durch einen Bund wieder ſich ſelbſt gerettet werden.

Einen Geheimbund? fragte der Fürſt zweifelnd.

Durch einen Geheimbund! ſagte Dankmar.

In der Form des Jeſuitenordens? rief Egon. Nein, nein! Ich haſſe Alles an den Jeſuiten, ihr Inneres und ihr Aeußeres. Doch ſag' uns, was du denkſt.

Louis und Siegbert hörten mit großer Spannung.

Dankmar rüſtete ſich ſeine ganze Meinung zu ſagen.

## Zwölftes Capitel.

### Die Ritter vom Geiſte.

Ich denke, begann Dankmar, daß man etwas erfinden muß, um den großen Proceß des Zeitalters abzukürzen. Welche verlorenen Worte! Welche geopferten Anſtrengungen! Alles rennt durcheinander, Alles leidet an der ſchon unmöglichen nächſten Verſtändigung! Die Einzigen, die da wiſſen, was ſie wollen, ſind die Jeſuiten und die Freimaurer. Jene verfolgen in ruhiger Conſequenz, unbekümmert um die jeweiligen Störungen ihres ſichren Friedens, das Ziel, die Menſchheit in den Feſſeln kirchlicher Abhängigkeit zu erhalten. Dieſe, ihr ſchnurgerades Widerſpiel, ſind nicht ganz ſo friedfertig und ſtill, wie ſie ſich das Anſehen geben. Wo ſie nur können, ſuchen auch ſie ihrem Ziele den Weg zu bahnen und dies Ziel wird wol die Freiheit des Menſchen von jeder poſitiven Bevormundung und die Ausbildung einer reinen Humanität ſein. Ohne

Zweifel ist diese letztere Aufgabe eine brave, aber viel zu allgemeine. Wenn man immer und immer von der Menschheit spricht, verliert man den Menschen selbst aus dem Auge, und wenn man sagt, die Besserung der Welt fange damit an, daß man sich selbst bessere, so artet eine solche Lehre nothwendig in Trägheit, Sorglosigkeit, Genußsucht aus, die ja bekanntlich auch längst der zerstörende Schwamm an den unsichtbaren Bauten der Freimaurer ist. Nimmer auch werden wir zu einem Ziele gelangen, das wir uns, ich will nur sagen, etwa über die Lage Europas willkürlich ausdenken. Wer kann die Bürgschaft geben, daß diese oder jene Form der staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen Gestaltung die allgemein genügende und Jeden beglückende sein werde? Auf eine zukünftige Schöpfung hin kann kein Bund zusammentreten, wohl aber bedarf die Zeit einen Bund für den Geist dieser Schöpfung. Der Geist ist dies allgemeine stimmernde Sonnenlicht, das über unserm Zeitalter unsichrer zittert als jemals über einer Epoche. Das christliche Zeitalter, die mittlere Zeit, die Reformation wußten, wofür die Herzen erglühten. Wir aber gehen in der Irre und benutzen die Waffen des Geistes zu jedem Kampf gegen ihn. Der Kampf der Finsterniß gegen das Licht wird mit Waffen des Geistes geführt.

Leſ't nur, was ſo viele poetiſche Köpfe für die politiſche und kirchliche Abhängigkeit des Menſchen geſchrieben haben! Die Tobſucht der Maſſen, die Wuth des Umſturzes wird von Waffen des Geiſtes unterſtützt. Nichts iſt jetzt dienender als der Geiſt, und die Entſcheidung ſoll nur noch von der Materie kommen! Darüber wird die ſittliche Welt zu Grunde gehen; denn die allgemeine Anarchie, das Chaos der Bildungsloſigkeit, die Tyrannei der Bildungsverachtung nenn' ich den Untergang der Welt. In einer ſolchen Gefahr für die Scheinwahrheit der katholiſchen Kirche trat einſt Ignatius Loyola auf und predigte den nach innen gewandten Kreuzzug, ſtiftete einen geiſtlichen Ritterbund für die innere Miſſion, machte das Wort, den Glauben zur Waffe; mancher Jeſuit unterſtützte ſeine ſtumpfen Gründe durch die Schärfe des Dolches. Es war urſprünglich ſo ſchlimm mit Gift und Dolch nicht gemeint. Man wollte nur einen Bund des katholiſchen Geiſtes gegen die Ketzerei ſtiften. Wohlan! So ſtifte man einen Bund des allgemeinen Menſchengeiſtes gegen den Misbrauch der phyſiſchen Gewalt! Wo ſeh' ich nicht die phyſiſche Gewalt? Ueberall! Das Recht des Beſitzes ſoll das Recht des Eigenthums ſein. Der Eine bewaffnet ſich mit ſtehenden Heeren, der Andre mit der Brandfackel des

Aufruhrs. Wo seh' ich Menschen, die, ich will nicht sagen, wie die Jesuiten sagen, daß sie glauben, nicht, wie die Freimaurer sagen, Menschen, die sich lieben; nein, wo seh' ich Menschen, die nur denken? Es gibt eine kleine Leiter von Begriffen, die so einfach, so tief in der Menschenbrust begründet sind, daß sie die einfachste Intelligenz erklimmen kann. Auf diese Begriffe hin reiche sich die Menschheit die Hand, beschwöre sie und erkläre feierlich, auf diesen Schwur hin, nur noch leben und sterben zu wollen! Ein solcher Bund des freien Geistes nur funfzig Jahre in Wirksamkeit und die Streitfragen werden vereinfacht, die alten, wie Schlinggewächs wuchernden Unbilden werden von selbst verdorrt und zusammengefallen sein.

Egon schwieg nachdenklich.

Louis Armand aber und Siegbert waren ergriffen und schenkten diesem Gedanken ihre volle, laute Zustimmung.

Nur das Eine erlaubte sich Louis zu bemerken:

Werden Sie uns dadurch nicht eine neue Aristokratie stiften? Die Aristokratie des Geistes, die vielleicht nicht so schlimm wie die der Geburt, aber doch sicher eben so lästig werden kann wie schon die des Geldes ist?

Dankmar lehnte diese Befürchtung ab.

Der befreiende, erlösende, verständigende Geist, sagte er, wird niemals der der Gelehrsamkeit sein. Die Brüder des neuen Bundes beschwören gewisse Begriffe, für die sie wirken müssen. Diese Begriffe sind einfach wie das Licht der Sonne. Sie sollen keinen andern Beweis für sich haben, als daß sie erhellen und erwärmen. Sie sollen die Möglichkeit erleichtern, daß gleiche Gesinnungen sich durcheinander stärken. Sie sollen dem großen Kampfe der Zeit den starken unüberwindlichen Phalanx der Uebereinstimmung geben. Sie sollen die Fahne aufstecken, unter der sich die Gleichgesinnten rasch und ohne langes Ergründen und furchtsames Ausforschen versammeln. Warum erkennen sich denn überall die Jesuiten? Warum müssen es die Freimaurer? Warum sollen sich nicht auch rasch die Männer von gleicher Denkungsart über die wahre Aufgabe unsrer Epoche erkennen? Ich weiß, daß sich Lüge und Verstellung auch in meinen Bund schleichen wird. Allein unter den Mördern, die Jesuiten gedungen haben, hat der Jesuitenorden bei den gläubig Katholischen selbst nichts gelitten; unter vielen herumziehenden Lumpen und Bettlern leidet die Maurerei an sich ebenfalls nicht: was können Verräther da thun, wo es sich nicht um verabredete Unternehmungen, verabredete Thaten, sondern lediglich um eine

feste, ihre Aufgabe von selbst begreifende Gesinnung handelt?

Ich wäre schon einverstanden, sagte Egon, wenn der Bund, von dem du wirklich sprichst, als wäre er schon gestiftet, nur kein Geheimbund wäre.

O wohl, lieber Egon, rief Daukmar in hoher Erregung, wohl, er ist schon gestiftet; denn alle Welt sehnt sich nach diesem Bunde. Nur die gesinnungslosen Menschen und die Tyrannen haben nicht das Bedürfniß, sich durch die Uebereinstimmung mit den Gleichgesinnten zu stärken. Wer in dieser Welt lebt und denkt, wer da fühlt, daß er, um sein Theuerstes zu sichern, nicht der materiellen Mittel allein bedürfen möchte, der steht schon an der Pforte meines neuen Tempels und begehrt Einlaß. Und Geheimes haben wir nichts, wenn wir auch geheim uns halten wollen. Wir werden einen Ritus der Aufnahme haben, uns aber nur auf Wahrheiten verpflichten, die allgemein bekannt sein dürfen. Das Kleinod liegt eine Zeitlang in einem Schrein und wird herausgenommen, offen zur Schau getragen, Allen gezeigt, wenn es Zeit ist. Nachdem es glänzte, geht es in seinen Schrein zurück. Die Natur jedes polemischen Gedankens, der sich durch Gleichgesinnte stärken soll, bedingt die geheime Bewahrung. War das Christenthum nicht anfangs eine

Lehre, die bei geschlossenen Thüren bekannt wurde? Wohl uns, wenn unsere Geheimnisse so große Zeugnisse für uns ablegen, daß der Bund immer größer, immer umfassender wird und endlich alle Menschen aufnimmt. Einer verwilderten Menschheit kann nicht anders geholfen werden, als daß Die, die das Bessere wollen, bei Seite treten und dem großen Haufen zurufen: Sondere sich ab, wer wie wir fühlt und denkt!

Und noch Eins, fiel Egon ein, der noch immer ungläubig blieb, überlegst du wohl, lieber Freund, woher die Jesuiten und, soviel ich weiß, auch die Freimaurer, ihre eigentliche Kraft nehmen? Aus dem Gelde! Freimaurer sind nur wohlhabende Leute und die Jesuiten sind an Gütern so reich ausgestattet und werden noch täglich so reich damit gesegnet, daß die Gedanken dort auch ermunternde und nachhelfende materielle Hebel haben. Diese alten Brüderschaften des Mittelalters waren unglaublich reich. Sie hatten gut entsagen und die christliche Communauté lobpreisen! Die Brüder und Schwestern vom freien Geiste lebten nicht vom Geist allein, sondern ihr Geist war so frei, sich es auch an irdischer Speise nicht fehlen zu lassen. Die Kalandsbrüder, die ich nannte, diese mittelalterlichen Freimaurer, die an jedem Kalandstage, dem ersten des Kalenders, monatlich zusammenkamen, um unter

religiosen Formen gut zu essen und noch besser zu trinken, hatten Häuser, Liegenschaften, Zollgefälle. Die große Elbbrücke in Dresden warf ein Jahrhundert lang den grauen oder Kalandsbrüdern auf der dortigen Brudergasse den Brückenzoll ab. Von den großen Reichthümern der geistlichen Ritterorden zu schweigen! Die Templer waren so reich, daß sie ihre große Aufgabe unter Schwelgereien vergaßen und von Philipp von Frankreich, der ihre Güter besitzen wollte, mit Feuer und Schwert vertilgt wurden. Die St.-Johanniter und Deutschherren haben noch einen Ueberfluß von Gütern und Liegenschaften und Sinekuren ....

Sinekuren! unterbrach ihn Dankmar lächelnd. Das ist das rechte Wort! Will mein Bund sich erhalten, so haben wir durch diese Parallele wenigstens schon Das gewonnen, daß wir nicht zuviel Geld haben dürfen, nicht so viel, um sine cura für die Hauptsache sein zu dürfen.

Nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig! sagte Egon.

Gerade so viel, als man für den Anfang braucht! erwiderte Dankmar lächelnd mit einer eigenthümlichen Bestimmtheit.

Bester Freund, wo käme aber auch das Wenige her? Die Männer von Gesinnung sind arm!

noch Jugend, ungefeſſelte Begierde, die ganze Anſteckung des Gliedes, welches über ihr liegt, und weil ſie noch ohne Geſetz und Regel verfährt und mit ſich ſelbſt nicht im Klaren iſt, ſo hat die Natur ihren Zwieſpalt auch dadurch bezeichnet, daß ſie aus zweien, durch ein verführeriſches Grübchen getrennten Theilen beſteht. Der eigentliche Reiz des Kuſſes liegt in der Berührung der Oberlippen und nur die erſte, ſtürmiſche, geſchlechtsüberraſchte Jugend vermag überhaupt aus dem Kuſſe die höchſte Seligkeit zu trinken. Die ſentimentale, entſagungsſelige platoniſche Liebe iſt auch nur bei weit auseinander ſtehenden Lippen möglich. Hier hat ſich das Herz noch nicht zu dem Verſtande gefunden, das Gefühl iſt noch in der Gährung begriffen, die Rückſichten legen noch kein Gewicht in die Wagſchale der Entſchließungen und man ſollte ſich nicht eher verheirathen, als bis man die Lippen zu ſchließen verſteht; denn die Unterlippe feſſelt das Gefühl an die Umſtände, unter denen es ihm erlaubt iſt, ſich zu äußern. In ihr ligen die Uebergänge zu der kalten Berechnung des Erlaubten und Schicklichen, zu den Geboten, welche die Sitte, die Mode und der gute Ton vorſchreiben, zu den Grundſätzen, welche man entweder ſelbſt annehmen muß, oder man gezwungen iſt, an andern zu berückſichtigen, kurz zu der weltlichen Klugheit des Kinns. Bei jenen Menſchen, welche über ihre Leidenſchaften zu ſiegen wiſſen, wird auch die untere Lippe die obere beherrſchen; ſie wird nicht ſchlaff herunterhängen und noch weniger von der obern nach der Sitte ſinnlicher, unerfahrener Gefühlsmenſchen überbiſſen werden. So liegt in den unſcheinbarſten Einzelnheiten ein tiefer Zuſammenhang. Dies iſt die wahre Myſtik der Geſichtsbildung, für welche ich mit Freuden untergehe. Sie auch auf die Götter

Richtig! Deshalb brauchen wir etwas Geld. Etwas! Nicht viel, aber auch nicht zu wenig!

Egon lachte über Dankmar's sonderbare finanzielle Ruhe ...

Das ist komisch, sagte er, ein Bund für die Freiheit, gestützt auf Actien, escomptirt vielleicht an der Börse?

Das Geld wird sich finden, muß sich finden! behauptete Dankmar.

Für einen Juristen bist du sehr Idealist! sagte Egon fast gereizt. Geld findet sich niemals, bester Freund! Alles findet sich, aber niemals Geld.

Doch! Doch! Es findet sich! wiederholte Dankmar, und durch den Ton nicht allein, in dem er die Erneuerung dieser Hoffnung vortrug, sondern auch durch eine überraschende Entdeckung, die die Freunde machten, war dies Gespräch vorläufig abgebrochen ... Sie waren nämlich schon längst in jenen anmuthigen, schattigen Park, in dem das Lustschloß Solitüde lag, eingefahren, als sie in der Ferne langsam unter der großen Hauptallee, die zum Schlosse hinaufführte, mehre sechs- und vierspannige königliche Wagen fahren sahen ... Die Anwesenheit des Hofes auf Solitüde hinderte zwar nicht im geringsten die dort erlaubte freie Bewegung des Publikums, aber die sich

dem Anstand von selbst darbietenden Rücksichten mach-
ten es oft unmöglich, dann die einzelnen schönen Punkte
des Schloßgartens so zu genießen, wie sie es ihrer
Lage, frischen Luft und angenehmen Aussicht wegen
verdienten . . . Egon vollends, der eine Beziehung
zum Hofe nicht suchen mochte, gerieth in Verlegenheit
und wäre gern umgekehrt. Dankmar und Siegbert
wagten kaum ihm zuzureden; denn, sagten sie, wer
bürgt dafür, daß der junge Fürst nicht erkannt oder
wenigstens mit der höheren Hofbedienung in ein Ge-
spräch verwickelt wird! Und Dankmar setzte sogar hinzu:

Wer schützt dich, wenn du durchaus die Begeg-
nung noch vermeiden willst, vor einem Akte der Her-
ablassung? Die königlichen jungen Herrschaften ma-
chen es sich zur Aufgabe, wo sie können, sich in Ge-
spräche und Anreden zu verlieren. Es wird ihnen sehr
schwer; denn sie sind schüchtern und beklommen, allein
die Oberhofmeisterin von Altenwyl, sagt man, dringt im-
mer darauf und der regierende Fürst selbst hat einen Reiz
dazu, sich volksthümlich zu machen, seitdem sein Bru-
der Ottokar so allseitige Huldigungen empfängt. Der
ältere Bruder ist ohne Zweifel sehr unterrichtet und
für Alles interessirt, aber zurückhaltend und sogar mis-
trauisch. Nur der größere Muth seiner Frau ermun-
tert ihn. Dann wirft er sich so gewaltsam in den

Drang, ſich Erfolge zu machen, daß es beängſtigend wird und man aus einer ſolchen Begegnung mit dem Gefühle ſcheidet, wie man hier nur zu einem kalten Rechnenexempel der theoretiſchen Monarchie eine dumme und armſelige Zahl abgegeben hat. Ein erwärmtes Gefühl, eine geſteigerte Hingabe an dieſe nicht ſehr glücklichen, einſam ſtehenden Menſchen bleibt kaum zurück.

Wie es nun aber bei ſolchen Bedenklichkeiten zu gehen pflegt, man ſpricht ſie aus und thut doch gerade Das, was man vermeiden wollte.

Die Bedienten hatten den Schlag geöffnet, das große gußeiſerne Portal des Schloßgartens ſtand geöffnet, ſie traten in die ſaubergehaltenen Wege und die trotz der vorgerückten Jahreszeit noch bunt und mannichfach belebten Bosquetts ein.

Siegbert erbot ſich zum Führer. Er kannte hier alle verſchlungenen Pfade, die an die große berühmte Terraſſe führten, und auch die, welche erſt die noch geöffneten Treibhäuſer und einen kleinen See mit Schwänen, eine Volière mit anmuthigem Gevögel, das eine ausgeſtopfte Eule umſchwirrte, eine andere Umzäunung ſehen ließ, in welcher einige Rehe hauſten, die mit ihren ſanften weiblichen Augen durch die Gitterſproſſen lugten

Man entschied sich dafür, den kürzesten Weg zu wählen.

Nach einer der Anmuth des Gartens gespendeten Anerkennung und einigen Vergleichen, die Egon und Louis mit Versailles, besonders aber dem natürlicheren und parkähnlich gepflegten St.-Cloud zogen, kam das Gespräch auf den Hof, die Politik, den Geheimbund zurück und Egon ergriff die Gelegenheit, sich über seine künftige Stellung zu der Gesellschaft und zu diesem Staate selbst, in dem er einen so glänzenden Namen führte, auszusprechen. Dankmar's Verzweiflung an allem Gegebenen schien er, sich auf Louis im Gehen stützend und in dem gefieselten Sande seine noch etwas müden Füße nachziehend, nicht zu theilen.

Ich werde nicht ganz zurückgezogen leben! sagte Egon. Die große Sorge um meine ruinirten Besitzungen hat mir einstweilen ihr Pächter, dein amerikanischer Landwirth Ackermann, abgenommen. Ich will sehen, wie lange ich mich mit den Hoffnungen auf eine mögliche Wiederherstellung dieser traurigen Verwüstung beruhigen kann. Inzwischen soll mein Hauswesen vereinfacht werden. Es sind zu viel Menschen um mich. Wozu zwei Diener, die da hinter uns schleichen und aufpassen, daß doch Einer von uns ja sein Taschentuch verlieren möchte, nur um sich durch

dessen geräuschvolles Aufheben nothwendig zu machen? Wozu die vielen Frauen in meinem Hause? Den alten Haushofmeister pensionirt man. Ich habe acht Pferde und kann mich mit vier begnügen. Mein Mittagstisch war heute überladen. In allen diesen Dingen hab' ich die einfache Ordnung der Natur kennen gelernt und Louis wird mir beistehen, sie auch hier innerhalb der Grenzen, in denen ich nun einmal leben muß, einzuführen. Dann will ich suchen Bekanntschaften zu machen, die mir von Nutzen sein müssen, sonst vermeid' ich sie, denn sie kosten nur Zeit. Und zuletzt — hab' ich einen Lieblingsplan, den ich aus Paris mitbrachte . . .

Egon sah Louis an, der beifällig nickte. Die Andern hörten gespannt.

Auch ich will einen Verein stiften, sagte Egon. Aber keinen geheimen, lieber Wildungen, und keinen, der sich auf das Wandelbarste im Menschen, auf die Gesinnung stützt. Ich denke an einen Verein zum wechselseitigen Schutze der Arbeit. Ich habe nicht umsonst mein Stemmeisen und den Hebel geführt. Ich kenne die Bedürfnisse der Arbeit, ich achte den Handwerker und fühle mit ihm. Es muß viel, viel geschehen, um ihn besser zu stellen, als dies bisher der Fall war. Aber höher noch, als der Arbeiter, steht

mir die Arbeit selbst. Die wird nicht genug geehrt, die nicht heilig genug gesprochen. Und was anders kann uns von unserm Elend wahrhaft erlösen als die Arbeit? Die Arbeit, bester Dankmar, die in ihre Rechte, in ihre Würde eingesetzt, und das hohle Treiben der Leidenschaften hört auf. Ich bin streng, ich habe die Theorie nicht der Menschenrechte, sondern der Menschenpflichten. Alles will mit der Geburt Ansprüche erworben haben auf ein Utopien von Glück und Freiheit. Niemand lehrt, daß uns die Geburt darauf anwies, das Recht, ein Mensch zu sein, durch die Arbeit zu verdienen. Ist diese Lehre erst allgemein, dann wird auch die Gelegenheit, die uns wurde, geboren zu werden, als eine Quelle des Glückes und der Freude erkannt werden. Freilich fühl' ich, daß ich mit dieser Lehre allein stehen würde, wenn ich nicht versuchte, mit ihr in die großen Debatten unserer Zeit mit einzugreifen. Schriftliche Darstellung gelingt mir nicht, die mündliche müßte eine Tribüne haben. Ich glaube, daß ich, von einem Gegenstande gedrängt, ein Redner sein könnte. Ein übervolles Herz ist ja das erste Bedürfniß eines Redners, und ich glaube, ein solches übervolles, zum Sprechen drängendes Herz besitze ich —

Die Tribüne ist da, sagte Dankmar, als Egon

ſtockte. Laß' dich in eine unſerer deutſchen Kammern wählen! In die hieſige!

Daß ich noch mehr in der Welt Gegenſtand des Spottes würde? bemerkte Egon zögernd.

Der Gegenſtand des Spottes? wiederholte Siegbert und begriff dieſe Zaghaftigkeit nicht.

Die Welt kennt meine Geſchichte, ſagte Egon. Ich bin auf manche Bosheit gerüſtet, die mir die Geſellſchaft in den Weg legen wird.

Siegbert lehnte eine ſolche Beſorgniß gänzlich ab. Man kenne, ſagte er, des Prinzen abenteuerlichen Lebenslauf und finde ihn allgemein ſo intereſſant, daß man ihn nur mit der größten Aufmerkſamkeit begrüßen würde.

O, ſagte Egon, da haben Sie doch die excluſive Geſellſchaft noch nicht weg. Ich habe ein Attentat gegen die Ariſtokratie der Geburt begangen. Schon längſt nennt man mich vielleicht einen Communiſten. Ich fühle vollkommen das Lächerliche, das meine Vergangenheit vor der Blaſirtheit dieſer Stände haben wird ....

Nein, ſagte Siegbert mit großer Wärme, Das muß ich unbedingt beſtreiten. Ich bewege mich in dieſer Sphäre und kann wohl ſagen, die Zeiten haben ſich auch hier gewaltig geändert. Es iſt ein Drang auch im Adel entſtanden, ſeine Nothwendigkeit durch ein

ideelles Eingreifen in die Zeit zu beweisen. Er hat sich längst entschlossen, die Sprache der Zeit zu reden und die Besten im Adel stellen sich, unabhängig von den Thronen, zwischen Fürst und Volk als die Vertreter nicht blos des Dauer-Berechtigten, sondern des nothwendig umzugestaltenden Alten. Ja sogar die große Masse der exclusiven Gesellschaft ist von der wilden Zeit so eingeschüchtert, daß man von ihr wohl sagen kann, Noth lehrt sie beten. Man schmachtet förmlich in dieser Sphäre nach Ideen! Ich kann Ihnen sagen, Prinz, daß Ihr Auftreten in dieser Gesellschaft mit einer Spannung erwartet wird, die Sie kaum ahnen.

Ah! Wie wäre Das? antwortete Egon ablehnend und doch nicht ganz ohne eine angenehme Erregung ...

Glauben Sie mir, sagte Siegbert und entfernte sich fast von Dankmarn und Louis, die für sich langsamer gingen, glauben Sie mir, in dieser Sphäre hat sich das Meiste überlebt. Rathlos tastet das Experiment dahin und dorthin. Die alten Künste sind ohne Wirkung geblieben und wahrhaft sehnsüchtige Blicke wirft der Hof, der denkende Adel, der besonnene Beamtenkreis auf irgend ein Zauberwort, das da helfen soll in der allgemeinen Noth und Verwirrung. Nein, ich gebe Ihnen mein Wort, man lacht nicht mehr über einen jungen deutschen Fürsten, der in Frankreich die

Blouse trug und die Lage der arbeitenden Klassen studirte, indem er selbst arbeitete. Die snobbistischesten adeligen Bursche aus dem Jockeyclub fühlen das allgemeine Leiden ihrer Kaste nach und ziehen den Hut vor Jedem, der ihrer Kaste Ehre macht. Wenn Sie reden, Prinz, wird man horchen. Wenn Sie Unterstützung und Mitwirkung verlangen, wird man Ihnen mit tausend Armen beispringen, und wenn man Pistolen abschießt, ich sage Das der Duelle wegen, die Sie als nothwendig anzudeuten scheinen, so wird es vor Freude sein, daß einmal aus der Sphäre der exclusiven Gesellschaft ein Gedanke, eine Thatsache sich entwickelt, wie sie sonst nur von daher zu kommen pflegt, wo man hinter dem Fortschritt gleich das Ueberstürzen, hinter der Reform die Revolution fürchtet.

Während dieser Ermuthigungen, deren Fortsetzung und weitere Ausführung Egon mit großer Aufmerksamkeit vernahm, waren Louis und Dankmar etwas langsamer gegangen und zurückgeblieben . . .

Louis Armand ergriff sogleich diese günstige Gelegenheit, auf Dankmar's Vorschlag von einer Bundsgenossenschaft des Geistes zurückzukommen und sehr ernst darüber zu sprechen.

Dankmar lehnte diesen Ernst noch ab und sagte, daß solche Gedanken oft nur in der Debatte zu ent-

stehen pflegten und ebenso wieder in der Debatte wie Seifenblasen platzten . . .

O Das wäre nicht gut! fiel aber Louis ein.

Ich stoße mich, sagte Tankmar, den Egon's Kühle jetzt gegen sich selber mistrauisch gemacht hatte, ich stoße mich an der Nothwendigkeit, für einen solchen Geheimbund einen äußern Apparat, den man die Symbolik desselben nennt, zu erfinden. Da hat es der Prinz leichter! Er knüpft an gegebene Zustände an.

Und wird, wie Sie vielleicht nur für die Gelehrten, so seinerseits nur für die Besitzenden etwas Gutes stiften! antwortete Louis.

Das fürchten Sie? entgegnete Tankmar. Und man vermuthet allgemein, der Prinz und Sie hätten noch eine gleiche Lehre von der Gesellschaft . . .

Keineswegs! war Louis' Antwort.

Ich höre es an Allem, was ich nun von ihm über öffentliche Dinge vernommen, daß er zu den Aristokraten gehört, die eigentlich die gefährlichsten sind, zu jenen nämlich, die in ihr Wappen auch einige Symbole neuer Ideen aufnehmen.

Sie sprechen, antwortete Louis, eine Besorgniß aus, die mich selbst bekümmert. Er war in Lyon nicht so. Er kam dort an, wie ein Kind, unreif, zwar überfüllt mit Wissen —

anzuwenden, was hinderte mich daran? Da iſt kein Unterſchied als der der Unſterblichkeit; denn auch die Götter wurden jung geboren und geſäugt an den Brüſten einer Ziege oder einer Hirſchkuh oder einer Wölfin. Auch ſie zogen auf Erfahrungen aus und ließen ſich in Abenteuer ein, zu denen ſie ihrer ganzen Götterkraft bedurften, um aus ihnen mit unverſehrter Haut herauszukommen. Auch zu ihnen traten die Leidenſchaften und die Liebe warf ſie zu Boden. Auch ihre Küſſe waren ſchneller als ihre Ueberlegung. Der Eine erfreute ſich nicht immer der Vorzüge des Andern. Zorn und Milde wechſelten hier ſchneller ab; da verdrängten ſie ſich, dort blieb nur für eines derſelben Raum. Ich kenne die Geſchichte meiner Götter und nach ihr hab' ich eines Jeden Geſichtszüge modellirt. Konnt' ich anders? — Nein. Hier ſtehe ich; ich bin bereit, mit meinen Werken zu Grabe zu gehen."

Der arme Hali-Jong! Mit dieſer langwierigen Begeiſterung für eine Lichtſeite der Kunſt glaubte er die Anklagen des Fanatismus zurückzuweiſen. Seine Sache war verloren. Die Mönche begleiteten jede ſeiner Auslegungen mit einem Zetergeſchrei, das immer mehr anwuchs und ihm zuletzt ein nothwendiges Schweigen auferlegte. Die Wahnſinnigen, welche die Anſteckung fürchteten, waren von ihren Sitzen aufgeſprungen, ſtürmten die Schranken und fielen über den überwieſenen Verbrecher her, dem ſeine Götterwelt nur einen ſchwachen Schutz gewährte. Der Großinquiſitor konnte der Erbitterung keinen Einhalt mehr thun; Hali-Jong hatte ſich durch ſeine Rede über die drei Drittel des Geſichts ſelbſt verurtheilt und es war nur eine leere Förmlichkeit, daß er noch über den Ketzer den Stab der Verdammung brach.

In der That, ich bewundere seine Gelehrsamkeit.

Glauben Sie mir! Egon ist ein seltener Mensch und berufen, eine große Rolle zu spielen.

Sie wollten von Lyon sprechen ...

Nun wohl! Er kam zu uns unreif und doch schon blasirt. Er hatte das Leben zur Hälfte schon ausgekostet. Nicht alle Verführungen waren so wie die des Herrn Raffiard von ihm abgeglitten und doch war sein Herz unschuldig. Es war der Zorn über seine Familie, über die geringen Mittel, die man ihm für seine Existenz schickte, der ihn veranlaßte, seinem Stande zu entsagen und seine Angehörigen zu reizen, zu verletzen, ich will sagen, zu bestrafen. Ein junger Mensch, der seine Aeltern bestrafen will! Das trieb ihn in jenes Extrem, dessen Durchführung ihm meine eigenthümlich zusammengesetzte, nicht ungebildete Familie, besonders aber ein sanftes, heiteres Mädchen, meine Schwester, angenehm und dadurch allein möglich machte. Er hielt lange aus, oder sagen Sie, meine Schwester war so glücklich ihn lange zu fesseln. Wir siedelten nach Paris über. Meine Spezialität in vergoldetem Schnitzwerk hatte in der Stadt des Luxus mehr Gelegenheit, sich ergiebig zu machen. So zogen wir nach Paris. Man weiß, wie uns Egon dort verloren ging. Ich glaubte, ihn am Grabe

meiner Schwester ganz wiedergefunden zu haben. Aber es war, ich fürchte mich es einzugestehen, vielleicht nur eine neue Abspannung, die ihn aus den Armen der schönen Gräfin d'Azimont an das Grab Louisen's führte. Jetzt, da die Gräfin hier ist, da er sich gesund, thatkräftig, unternehmend fühlt, ist kein Augenmerk zu versäumen, ihn den Ideen zu erhalten, die er einst im Umgang mit den Armen einsog. Ich bürge für seinen besten, seinen redlichsten Willen — aber eine Helene d'Azimont, ein Rafflard, die Prärogative seines Standes, die Schmeicheleien seiner Stellung . . .

Besorgen Sie nichts, lieber Louis! sagte Tankmar. Dieser Aristokrat ist, trotz der guten Meinung meines Bruders von dem gebesserten Stolze des Adels, so himmelweit von der üblichen Bildung unserer exclusiven Stände entfernt, daß ich glaube, er wird mit seinem Vereine zum Schutz und Schirm der Arbeit bei ihnen allein schon genugsam anstoßen. Es käme nur . . . auf Etwas an . . .

Tankmar regte mit diesen zögernd gesprochenen Worten die Unruhe des Handwerkers nur noch mehr auf.

Worauf? sagte er. Sie sehen, wie ich vor Sehnsucht zittere, dem Volke ein treues Herz zu erhalten!

Tankmar war von der bebenden Stimme, mit der

dieſe Worte geſprochen wurden, gerührt und bot Louis Armand die Hand.

Edler, lieber Fremdling! ſagte er. Wie warm fühlen Sie für die gute Sache des Jahrhunderts!

O mein Herr, rief Louis, ich höre Sie ſchon viel lieber von unſern Pflichten ſprechen, als meinen verlornen Egon von unſern Rechten.

Geben Sie ihn nicht auf, Louis! antwortete Danlmar, angenehm erregt von der traulichen Art, wie Egon am Arme ſeines Bruders ſich ſtützte und unter den hohen Lindenbäumen vor ihnen ſchritt. Ich verſpreche mir viel von dem Plane, dieſen jungen Fürſten in unſre Kammer zu bringen. Er hat das Alter. Und über die Möglichkeit, ihn irgendwo in der Wahl durchzuſetzen, hab' ich ſchon nachgedacht. Die Tribüne iſt ein ſonderbarer Ort! Menſchen, die nie eine Meinung hatten, haben auf der Tribüne eine Meinung bekommen. Wie man in der Phyſik das Gewicht des Stoffe nicht auf der Wagſchale abſolut, ſondern nach einer Vergleichung mit andern Werthbeſtimmungen ſpecifiſch ermittelt, ſo wird Egon über ſeine Geſinnung ſich erſt klar werden den Geſinnungen Andrer gegenüber. Und wie wenig wol auch zu erwarten ſteht, daß ihn unſre Radikalen für ſich gewinnen, ſo dürfte es doch ebenſo lange währen, bis

sich Egon in der ihm völlig fremden, zu Allem schmiegsam ergebenen Kanzleigesinnung des Beamtenthums zurecht fände. Erst auf der Tribüne wird sich sein wahrer Werth sichtbar ausscheiden.

Haben Sie schon über die Möglichkeit einer Wahl nachgedacht? fragte Louis Armand.

Ich erwarte, sagte Dankmar, in diesen Tagen einen Deputirten, dem es gelungen ist, dreimal gewählt zu werden. Es ist ein einfacher Landwirth, aber ein vielgerühmter Politikus, Namens Justus. Extreme Richtungen können ihn nicht gehoben haben, und so glaub' ich fast gewiß zu sein, daß es nur seiner Empfehlung bedarf, um da, wo er die Wahl ablehnt, Jeden, den er als Ersatzmann vorschlägt, durchzubringen.

Unter diesen Erörterungen hatten sich Louis und Dankmar wieder den beiden Vorausschreitenden genähert und theilten die angenehme Ueberraschung, die ihnen jetzt die freundliche Aussicht bot. Welch ein gefälliges Gemälde! . . . Sie hatten alle vier jene Terrasse erstiegen, deren Rückwand dichte gestutzte Bosquets, Grotten und Lauben bildeten, deren Vorderseite ein Gitter, über das hinweg man unten einen Wiesengrund, über diesen hinaus aber den Fluß, Wald und Berge sah. Alle Wege des Schloßparks sammelten

sich auf diesem künstlich aufgedämmten, aber von der Natur überholten Berge. Zur Linken führte eine verschlossene Thür auf eine Verlängerung der Terrasse bis unmittelbar an die Fenster des Schlosses, dessen Stil älteren Zeiten angehörte. Diese mit Orangerie geschmückte Verlängerung, die dem Publikum geschlossen war, blieb der einzige kleine Raum, den sich der Hof für seine eigene Erholung vorbehielt. Sonst war Schloß und Park Solitüde allen Besuchern zugänglich und auch heute ging es auf dieser Terrasse lebhaft genug her. Kinder spielten im Kieselsande. Müßige Soldaten mit ihren Mädchen saßen in den Grotten. Manche Gruppe feinerer Gesellschaft lehnte sich an die eiserne Balüstrade und genoß das anmuthige hier ausgebreitete Landschaftsbild.

Egon fühlte sich vom Steigen ermüdet und suchte eine Ruhebank. Man fand sie breit genug auch für seine drei Begleiter. Sie nahmen neben Egon Platz und theilten sich die Punkte mit, die Jedem an der Landschaft lieblich schienen. Louis hörte sogleich mit großer Freude, daß der links, diesseit und jenseit des Flusses liegende Wald der Schauplatz sonntäglicher Freuden des Volks war. Er trennte sich schon im Geist von der Gesellschaft, die hier neben ihm saß, und genoß die für den nächsten Sonntag gehoffte Freu-

lichkeit unter jenen Tannen und jungen Eichen, auf einer Wiese, wo er in der Ferne Schaukeln und Kletterstangen unterscheiden konnte. Er sah Fränzchen's zierliche Gestalt über den Rasen hüpfen, bewunderte schon die kleinen Erfindungen ihres Geschmackes, die sie an ihrer Sonntagstoilette zum Vorschein bringen wurde und betrübte sich nur über die von Siegbert ausgesprochene Vermuthung, daß dies schöne Wetter nicht mehr lange halten würde. Siegbert fing von den Wolken an, Louis wollte sich aber auch auf ihre Bildung verstehen. Siegbert zeigte auf einige Nebelschleier im Westen, die gerade über einem weiß aus dem Grünen hervorschimmernden und in der Sonne blitzenden Meierhof hingen und wollte eben jene kleinen Lämmerchen am Himmel Wolfe in Schafskleidern nennen, als seine Hand von zwei lieben jubelnden Kindern gehalten wurde.

Es waren Paulowna und Rurik Wäsämskoi.

Siegbert und Dankmar blickten erstaunt, wo die Kinder herkamen.

Das rathet einmal! riefen sie und klatschten jubelnd in die Hände.

Von einer vernünftigen Erzählung war da keine Rede. Rurik zog Siegberten von der Bank auf und wollte ihm schon eine große kostbare von ihm entdeckte

Blume zeigen, Paulowna verlangte, daß er mit ihr zu den Reben ging. Er sollte Brot kaufen; am Eingang des Schloßgartens säße eine Frau mit weißem Brote. Dabei zogen sie und zerrten ihn und wollten von schöner Aussicht und der Terrasse nichts wissen. Indem grüßte Dankmar sehr artig und Siegbert, der sich gelegentlich einmal umsehen konnte, wurde eben glühendroth.

Egon fand ein junges Mädchen, dem ein Gruß von Siegbert galt, sehr anziehend. Sie war klein, aber außerordentlich zierlich. Ein Bedienter trug ihr Sonnenschirmchen. Sie selbst hatte eine Art Negligéüberwurf an, ein leichtes nankinggelbes Zeug mit einem großen herabfallenden Kragen von gleichem Stoffe. Wenn der Rock vorn aufschlug, sah man ein weißes Unterkleid mit einem goldnen Gürtel. Die schwarzen eng an die rundgewölbte Stirn gestrichenen Haare waren von einem sehr kleinen durchbrochenen, goldgelben italienischen Strohhut bedeckt. Tändelnd hatte das junge Mädchen ein Taschentuch in der Hand und schlug damit in die Luft, wie mit einer Reitgerte. Es war eine Bewegung, die die größte innere Ungeduld verrieth. Mit einer sehr gefälligen, fast vertraulichen Miene grüßte sie Dankmarn. Es war, als wollte sie ein laut hervorbrechendes Lachen unterdrücken, als sie so stolz,

so graziös vorüberschwebte. Sie warf auch mit einer leichten Bewegung ihr gesticktes Battisttuch so, daß ein Zipfel in den Mund kam und sie auf ihm ihre Erregung gleichsam ausbeißen konnte. Dieser kindische Einfall, verbunden mit dem entschiedenen, fast herausfordernden Wesen, das in der übrigen Art des Mädchens lag, verräth uns, daß es wirklich Olga Wäsämökoi war, die vor der Ruhebank dahinschwebte und mit einem Bedienten sogleich verschwand.

Paulowna und Rurik erzählten, daß die Mutter von dieser Fahrt gar nichts wisse. Daß sie die „Tante" von Harder in Tempelheide hätten besuchen sollen und daß Olga dem neuen Kutscher, der sehr gut und rasch fahren könne, geboten hätte: Rechts um, nach Solitüde! . . . Dankmar verzog die Lippen und hatte alle kleinen Teufel des Spottes und der Ironie in seinen Mienen, während Siegbert in die große Verlegenheit gerieth und schon ahnen konnte, welche schlimme Scene diese eigenmächtige Idee Olga's bei ihrer Mutter zur Folge haben würde.

Wer ist denn von Euch der Prinz Egon? fragte Paulowna mit ungezwungener Dreistigkeit.

Der bin ich, mein kleiner Engel! sagte Egon und wollte sie auf den Schoos nehmen. Und wer bist du denn? fragte er.

Geh! sagte Rurik und riß die Schwester wieder zu sich heran.

Oho! Das nenn' ich einen sittsamen Bruder, sagte Egon lachend und wollte aufstehen, um Paulowna zu haschen.

Diese zog sich aber zurück und sagte mehr stolz als naiv:

Mein Vater war auch ein Prinz.

Daran zweifl' ich gar nicht, antwortete Egon lachend. Welche Länder gehörten ihm denn?

Siegbert fühlte die ganze Pein dieser unerwarteten Begegnung. Wie gern hätte er die Kinder entfernt!

Aber Rurik stellte sich keck vor seine Schwester und meinte:

Er hieß Wäsamskoi! Aber Onkel Rudhard sagt, daß du schlimm bist. Und wir mögen dich gar nicht.

Damit rannte aber Rurik, in einiger Entfernung über seine gelungene Impertinenz laut spottend, davon ... Paulowna flog ihm nach und Siegbert sah wohl ein, daß er Olga ihr ganzes Abenteuer verderben würde, wenn er nun nicht sogleich aufstünde, ihr nacheilte und den ganzen Ausbruch ihres Jubels über dieses kühne Beginnen entgegen nahme. Er sprang geduldig den Kindern nach und holte am Fuße der Terrasse Olga ein, die dort, von den Andern ungesehen,

ſchen auf ihn gewartet hatte und ihn, wie er ſo verblüfft und verlegen herunterkam, mit einem Spott und Frohlocken empfing, das zwar unendlich lieblich und bezaubernd war, ihn aber in nicht geringe Verlegenheit ſetzte.

Inzwiſchen konnte ſich aber Egon von ſeinem Erſtaunen über den Namen Wäſämskoi und Rudhard kaum erholen.

Dankmar ergriff daher das Wort, bat ihn, ſich wieder zu ſetzen und gab ihm mit kurzen Worten eine Erläuterung.

In dieſer merkwürdigen Verhandlungsſcene gaben Gyllusya und ihre übrigen Väter ſtumme, regungsloſe Zuſchauer ab. Die Vertheidigung, deren ſich Hali-Jong bediente, war für ſie ſo unverſtändlich, daß die Zeichen des Erſtaunens über ſeine ſeltſamen Reden durch die Hoffnung, er möchte durch ſie vielleicht ſeine Unſchuld erweiſen, gemildert wurden. Die entrüſtete Art jedoch, wie man ſeine Auseinanderſezungen allgemein aufnahm, konnte ihnen den Erfolg derſelben ſchon unzweifelheit machen.

Niemand mußte von dem drohenden Ausgange Hali-Jongs mehr ergriffen ſein, als Gyllusya. Sie hatte den Vater am äußerſten Rande des Verderbens geſehen, als ſie ihn gegen Alles geſchüzt glaubte, um wie viel weniger konnte ſie auf Rettung hoffen, wo Alles ſchon verloren ſchien. Mit Recht dachte ſie an die Anſtrengungen des Schamanen, von dem ſie wußte, daß er nichts unverſucht laſſen würde, wenn es ſich um die Erhaltung eines ihr theuren Kleinods handelte. Aber ſie hatte Urſache, auf die Fruchtloſigkeit derſelben zu ſchließen, nachdem die vorangegangenen Bemühungen alle fehlgeſchlagen und ſelbſt der Schuz des Dalai Lama ohne Erfolg beſchworen war. Was blieb Gyllusya von dem Dalai Lama zu denken übrig? Sein ſterblicher Theil war derſelbe Freund, der Alles für ſie gewagt hätte. Und ſelbſt in der Fülle ſeiner Gottheit hatte er nicht verſchmäht, ſie mit der alten Liebe zu umfangen. Konnte ihre bedrängte Lage ihm verborgen ſein, dem Allwiſſenden? Konnte dem Allmächtigen die Macht gebrechen, ein rathloſes, unſchuldiges Opfer, das zulezt doch nur ihm dargebracht wurde, vom Tode zu retten?

Die Lage Gyllusya's war aber noch eigenthümlicher, als wir es beim erſten Anblick errathen können. Ihre Liebe zu

## Dreizehntes Capitel.

### Der König und die Königin.

Mein verehrter Freund, ſagte Dankmar; du ſiehſt, wie viel ſich während deiner Krankheit um dich her neu begeben hat. Jede Stunde bringt dir eine neue Aufklärung. Helene d'Aziment, das Bild, Raſſlard, Ackermann, der Thurm, alles Das tritt wie aus einem Nebelbilde wieder vor deine geſtärkten Sinne. So wiſſe denn auch, daß von den Ufern des Schwarzen Meeres die verwitwete Schweſter der Gräfin d'Aziment hier angekommen iſt mit ihren drei Kindern, dieſen beiden vorlauten kleinen Schwätzern da und jener älteren Olga, der mein Bruder, der bei der Fürſtin die äſthetiſchen Honneurs macht, ſogleich wie ein treues Windſpiel nachgeſprungen iſt.

Aber Rudhard? Rudhard? rief Egon und drängte um Aufklärung über dieſen ihm theuern Namen, den er in Lyon einſt ſelbſt geführt hatte.

Daß Rudhard in die Familie Osteggen eingetreten war, schien dir nicht unbekannt? sagte Dankmar.

Nein! Er hatte Helenen und ihre Schwester Adele erzogen. Sie kamen durch die Heirath mit dem Fürsten Wäsämskoi nach Odessa. Helene heirathete den Attaché Grafen d'Azimont und ist mit ihrer Familie gespannt. Der Fürst Wäsämskoi starb. Das weiß ich.

Rudhard begleitete die Familie, um die Kinder besser auszubilden, hieher.

Rudhard hier!

Wir fürchteten Alle den zu lebhaften Eindruck, den diese Entdeckung auf dich machen würde —

Um so mehr, als Ihr Alle Rudhard's Urtheil über mich kennt! Aus dem Munde dieser Kinder hab' ich's ja vernommen!

Egon blickte voll Betrübniß.

Ich kann nicht läugnen, suchte Dankmar die Wahrheit zu mildern, daß Rudhard streng über dich urtheilt, und unter der Stellung, in welcher du dich zu einer ihm theuern Familie befindest, doppelt leidet. Die Gräfin und die Fürstin sind so verfeindet, daß sie sich noch bis zur Stunde vermieden haben. Rudhard, ein etwas trockener Pedant, ist unglücklich, daß er dem Zuge seines Herzens nicht folgen kann, wie er möchte. Denn was ich ihm auch von deiner Liebe zu ihm,

von deiner Dankbarkeit, von deiner Verehrung vor seinen Grundsätzen erzählen konnte — im Thurme von Plessen hattest du ihn gerühmt, wie er es allerdings verdiente — es hat ihn doch nicht bewegen können, sich schon jetzt mit dir auszusöhnen ....

Es ist ein Spartaner! sagte Egon. Ich kenne diese rauhe Tugend und wenn ich sie einst nicht ertragen konnte, jetzt fühl' ich, wie ehrwürdig sie ist.

Armand's Augen verriethen neue Hoffnung. Er konnte sich nicht überwinden, in der Stille, unbemerkt von Egon, Dankmar's Hand zu drücken. So wollte er den Prinzen! Gehoben von sittlicher Würde! Beherrscht durch sich selbst und ein edles Beispiel!

Hätte sich Egon jetzt aussprechen mögen, er würde kaum die Fülle seiner Empfindungen haben bewältigen können. Er begann auch zuweilen, wollte von der d'Azimont reden, von ihrer Schwester, von Rudhard, von Vergangenheit und Zukunft; aber er kam über einen kurz ausgestoßenen Seufzer, über ein schmerzliches Lächeln, über ein ungläubiges Schütteln des Kopfes nicht hinaus. Nur die kindischen, verlauten Worte: „Onkel Rudhard sagt, daß du recht schlimm bist! Wir mögen dich nicht!" wiederholte er zuweilen und knüpfte, um seinen Unmuth zu verbergen, einige spottende Reden daran, deren Aufrichtigkeit man bezweifeln mußte.

Dankmar nahm alle dieſe Begegnungen leichter und erzählte manches Drollige von den Kindern und ihrer unveränderlichen ruſſiſchen Natur. Olga, die Mutter ſchilderte er ſehr treffend und auch von Rudhard konnte er nicht umhin zu ſagen:

Beſter Freund, die Vergangenheit und Erinnerung verklärt Vieles. Mein Bruder, der, wie geſagt, das Factotum des Hauſes iſt, rühmt die pädagogiſchen Grundſätze des alten Pfarrers ſehr. Aber wie es mir ſcheint, hat auch er die Erfahrung gemacht, daß ſich gegen die Natur nichts ausrichten läßt. Dieſe Kinder wachſen halbwild auf, biegen ſich wie Weidengerten wol ſo und ſo, nach ſeinem Willen, ſchlagen aber doch immer wieder in die Lage zurück, die ihnen die bequemſte iſt. Rudhard hat ſich ſogar an das Czarenthum akklimatiſirt. Ich finde den Fond von Poeſie, den ich in dem Erzieher meiner Kinder vorausſetzen möchte, nicht ſehr reich bei ihm, und wenn du ihn einen Spartaner nennſt, ſo denk' ich ihn mir als Director einer Cadettenanſtalt ganz an ſeinem Platze.

Und doch muß ich ihn ſehen! erwiderte Egon. Der Zerfahrenheit meiner ſpäteren Erzieher, der Lüge, der Bosheit dieſer Heuchler gegenüber, die eine jugendliche Seele verderben können, ſteht er in meiner Erinnerung großartig da. Ein Erzieher ſoll immerhin

wie ein hölzerner Stecken sein, an dem die Blume des kindlichen Gemüthes sich aufrankt. Ich dagegen wurde von Schlingpflanzen umwachsen und mit ihnen emporgezogen zu einem künstlichen Gedeihen, das mich zwar schneller dem Sonnenlichte näher brachte, aber auch die Kraft der Wurzeln aussog.

Eine Weile hatte Egon in trüber Stimmung vor sich hin geblickt und das Haupt auf die Lehne der Bank gestützt, als eine muntere, helle Stimme ihn anredete:

Was? Durchlaucht? So sitzen Sie hier auf der Terrasse von Selinde? Bewegung! Bewegung!

Egon blickte auf.

Es war der Sanitätsrath Trommelden, der in seiner immer gewählten Kleidung, wie ein eben zum Ball gehender Tänzer, vor ihm stand, die Herren neben Egon mit zusammengekniffenen, forschenden Augen prüfte und sich über sein plötzliches Erscheinen an dieser Stelle dahin erklärte, daß er sich richtig hätte überzeugen wollen, ob sein Reconvalescent auch die ärztlichen Vorschriften pünktlich befolgte.

Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Doctor ... sagte Egon und bat ihn, Platz zu nehmen.

Nein! Sie müssen luftwandeln! Sich Bewegung machen, Durchlaucht. Was sitzen Sie da, das Haupt

aufgestemmt und suchen sich einen Watteau, einen Claude Lorrain aus diesem Fernblick zusammen! Sehen Sie nur die königlichen Herrschaften, die machen es anders ... da kommt die ganze Suite her — Aber warum eilen Sie denn? Bleiben Sie doch! Hier! hier! Es läuft ja Alles aus dem Parke hierher — was wollen wir uns denn entfernen?

In der That hatte sich die Scene eigenthümlich verändert. Alles was nur im Garten von Besuchern zerstreut war, lief aus allen Wegen auf die Terrasse. Auch Paulowna und Rurik mit ihren Bedienten kamen zurückgerannt, aber ohne Siegbert und Olga. Die überall sichtbare hintere Façade des Schlosses hatte offenbar allgemein bemerken lassen, daß sich aus den auf die Erde gehenden Fenstern eine Anzahl Offiziere und mit Orden geschmückter Herren auf die Terrasse begab ... Ihnen folgte das Königspaar ... Frau von Altenwyl die Oberhofmeisterin, Herr von Harder der Intendant der königlichen Schlösser und Gärten, viele Damen und Herren, die sich durch die kleine Allee von Orangenbäumen gerade dahin begaben, wo das Gitter bereits von einigen Lakaien geöffnet wurde ... Alles stellte sich in einer Kette theils an den Hecken, theils an dem Gitter auf, um den Zug vorbei zu lassen. Nur Egon mochte nicht bleiben und

mußte von Drommeldey fast gewaltsam zurückgehalten werden; wenigstens bewogen ihn nur Aeußerungen, wie die: Man hat Sie gesehen, man beobachtet Sie, ich bitte Sie um Alles, was wird man denken? zum Bleiben. Egon stellte sich, als der Hof näher kam, an die eiserne Balüstrade ... Drommeldey neben ihn. Etwas entfernter, da sie bei der Absicht gehen zu wollen, einen Vorsprung gewonnen hatten, stellten sich Armand und Dankmar ... Die Bedienten Egon's, die sich immer in einiger Entfernung gehalten hatten, waren richtig im übergroßten Eifer hinzugesprungen, um ihm sein Taschentuch zu bringen, das er auf der Bank hatte liegen lassen und standen nun gleichfalls neben ihm ...

Das eiserne niedere Gitter der Verbindungsthür der Schloßterrasse mit der allgemeinen für das Publikum bestimmten Hälfte der Terrasse war schon aufgegangen. Die Herrschaften kamen schon näher, grüßten die Umstehenden freundlich ... die junge Königin mit einer ganz besonders beflissenen Huld ... Den König schien die Aussicht auf die friedliche Landschaft zu erfreuen. Er lenkte sogleich wieder nach dem Gitter zu, blieb aber stehen, als die Oberhofmeisterin etwas überlaut sprach ... Die Gräfin Altenwyl stellte der Königin die beiden kleinen Walsamskei's vor ...

Diese beiden Wildfänge waren nicht im geringsten blode. Sie selbst erkannten sogleich die alte Dame, die in dem Garten ihrer Mutter sie besucht und sie mit so viel anstandsmäßiger Liebe geherzt und geküßt hatte. Da dachten sie, kann uns kein König der Welt verwehren, daß wir auf diese Dame zugehen und ihr sagen: Tante, wir sind auch hier! Gräfin Altenwyl, die den Bedienten erblickte, sah wohl, daß dies gar sauber gekleidete Mädchen und der kleine dreiste Junge in seiner Strohmütze und dem blauen Sammetkittel „hoffähige" Kinder waren. Um sich zu orientiren, rief sie den Bedienten näher und brauchte nur das Eine: Fürstin Wäsämskoi! zu hören, als sie schon in eine herzliche Bewillkommnung ausbrach und die kleinen Russen der Königin vorstellte ... Diese schlanke junge Dame, der zu ihrem zweifelhaften Glücke, eine Königin zu sein, nur das wirkliche Glück, Kinder zu besitzen, fehlte, beugte sich sogleich gar liebevoll zu den Kleinen herab und küßte ihnen die Stirn. Die Mutter hatte sich ja bereits bei Hofe vorstellen lassen und so war auch der königliche Gemahl über die Beziehung dieser improvisirten Kinder-Cour im Freien völlig au fait und hatte heute Anregung, Lust und Laune genug, sogar einige russische Worte mit den kleinen Moskowitern zu wechseln. Die Königin war

besonders glücklich über diese Idee ihres sonst an naiven Einfällen nicht reichen Gemahls. Sie erkundigte sich daher nur um so herzlicher nach der lieben Mutter und trug den Kindern auf, sie von der Königin zu grüßen, zu großer Freude des Bedienten, der auf diese Art einigermaßen die schlimmen Folgen der eigenmächtig gewagten Spazierfahrt nach Schloß Solitüde abzuwenden hoffte.

Inzwischen kamen die königlichen Herrschaften dem Gitter näher und entdeckten Drommeldey.

Louis und Armand beobachteten in der Ferne mit großer Spannung die folgende Scene ...

Drommeldey, der bei Hofe wohlbekannte, der fashionable Arzt der großen Welt, hatte die leichtesten Formen, spielte wie jeder Sohn des Aeskulap nicht viel mit der Etikette und fand es, sie beobachteten Das deutlich, ganz in der Ordnung, dem Hofe seinen Reconvalescenten, den Prinzen Egon von Hohenberg, vorzustellen ... Wie erstaunten sie, als die ganze Suite näher trat und Egon förmlich von ihr umringt war. Der Einzige, der Intendant von Harder, blieb zurück und wandte ihnen das volle Antlitz zu, auf welchem die glänzendste Genugthuung ausgesprochen lag, daß diese Natur, diese Terrasse, diese Aussicht hier gleichsam doch nur für sein eigenes Werk gelten durfte!

Bäume, Blumen, Weg und Steg, das Alles beherrschte die Excellenz mit einem Blick, als wären sie die Bundesgenossen seiner gewaltigen Kraft und die dienenden Stützen seines auf Thatsachen sich gründenden Einflusses. Die andern Cavaliere, ja, die hatten hier gut zusehen, die mochten sich ärgern, wie er heute in seinem Lüstre glänzte! Wo hatten diese Kammerherren eine Terrasse, eine Aussicht, einen Park wie diesen den königlichen Herrschaften zum Genusse anzubieten? Henning von Harder hatte dieses Schloß zwar nicht gebaut, diese Orangenbäume nicht gepflanzt, dieses Gitter so zu sagen war alt und die Hecken nicht mehr im neuesten Geschmack, aber es war doch Alles grün, die Luft war doch blau, die Wege waren doch buschig und schön geharkt, die Vögel zwitscherten, die sich senkende Sonne blitzte so golden; nun ... das mache einmal Einer von Euch Kammerherren mir dem Geheimrath und Intendanten von Harder nach! Wenn ein Ball am Hofe ist, nun wohl, dann mag der Intendant der Musik stolz sein! Wenn man auf die Jagd geht, tummle sich der Oberjägermeister! Aber hier, hier herrscht die Excellenz Kurt Henning Detlev von Harder zu Hardenstein! Hier darf ich allein, ich ganz allein die Mücken verjagen und auch die neue freilich von meinem Inspektor Man-

Maha Guru blühte mit frischen, leidenschaftlichen Farben in ihrem Herzen. Sollte man glauben, daß diese Neigung mit den Wünschen, welche ihre kindliche Hingebung für das Wohl Hali-Jongs hegte, im vollsten Widerspruche stand? Das Wiedersehen Maha Guru's hatte ihrer lange unbefriedigten Sehnsucht verständliche Worte gegeben, sie mußte sich in den Armen ihres Jugendfreundes gestehen, daß in ihm ihre Träume und Gedanken lebten. Aber die Umstände, unter denen sie ihn wieder sah, seine himmlische Beförderung mußten sie in eine Verzweiflung stürzen, welche mit dem Maße ihrer Liebe wuchs. Es war ein Verbrechen, daß Gyllusya ihren König und Meister mit Liebe umfing? Was stand ihr also mehr im Wege, als Maha Guru's Lamaität? Es war hier nicht von unwesentlichen Standes- und Rangesverhältnissen die Rede, nicht von dem sogenannten Urtheile der Welt, über welches sich Liebende bald hinwegsetzen, ja vielleicht nicht einmal von dem festen Gedanken an die Möglichkeit, Maha Guru zu besitzen; sondern Gyllusya, ihrer tibetanischen Bildung folgend, schien sich über die Sündhaftigkeit einer solchen Neigung Rechenschaft ablegen zu wollen. Sie schauderte vor einem Herzen, das sich dem Höchsten, Allerheiligsten mit sinnlicher Inbrunst nahte. Was mußte daraus folgen? Ihre Liebe ließ sich nicht wegläugnen, wohl aber die Hindernisse, die ihr entgegenstanden. Gyllusya's Seele wurde von Zweifeln zerrissen. War Maha Guru in der That jener Träger des Erdballs, der allen Ursachen und Wirkungen seine Gesetze gibt? Warum vermochte der, welcher das Haar auf den Häuptern aller Menschen gezählt hat, nicht das Leben eines Einzigen zu retten? Warum konnte es Anmaßungen geben, für die er keine Blitze hatte, um sie zurückzuschmettern?

gold erfundene Methode auseinandersetzen, die Mücken durch feine Luftspritzungen und kaum sichtbare Staubregengüsse zu tilgen!

Dankmar, der vom Geheimrath, der ein ungemein kurzes Gedächtniß hatte und jetzt nur ganz in der lauschenden Aufmerksamkeit auf die Herrschaften lebte, nicht wieder erkannt wurde, traute seinen Augen kaum, als die Suite sich plötzlich mit Egon und dem Sanitätsrath Trommeldey nach der Schloßterrasse zurückbegab.

Was ist Das? raunte ihm Louis zu.

Man entführt ihn förmlich! sagte Dankmar.

Sehen Sie, wie freundlich die Königin mit ihm spricht!

Und die Oberhofmeisterin mit dem Sanitätsrath ...

O mein Herr, sagte Louis Armand, ich ahne ...

Eine Verabredung? Es scheint fast so. Aber was könnte man mit ihm vorhaben?

Dieser Arzt hat ein leichtes Gewissen, sagte Louis. Ich muß ihm dankbar sein für Egon's Wiederherstellung, aber seit einigen Tagen zeigt er ein Lächeln, so frivol, er gefällt sich in Scherzen, so leicht, er debütirt Anekdoten, so veraltet ... o wenn doch diese Aerzte sich nur um uns bekümmern wollten, wenn

wir krank ſind, und uns nicht auch ſagen wollten, auf welche Art man geſund ſein müſſe!

Das iſt eine Bemerkung, antwortete Dankmar lachend, deren nähere Erörterung uns für den Aerger tröſten muß, daß man uns armſelige Geſchöpfe hier ſo ohne Weiteres allein ſtehen ließ. Ich bin begierig, was uns Egon von dieſer ſonderbaren Ueberraſchung erzählen wird. Einſtweilen gehen wir!

Die Suite mit Egon war im Schloſſe verſchwunden. Paulowna und Rurik ſprangen herbei und faßten Dankmar's Hand, um ſich von ihm führen zu laſſen. Dieſer gab Egon's Bedienten die Weiſung, ſie ſollten dem Fürſten, wenn er wiederkäme, als gemeinſchaftliches Rendezvous das Ausgangsportal des Gartens bezeichnen.

Als Dankmar und Louis mit den Kindern den Weg einſchlugen, wo ſie hoffen konnten, Siegbert und Olga wiederzufinden, geſchah ihnen eine ſeltſame Begegnung.

Ein ſonderbares Paar, das ſich in dem Eifer, die königlichen Herrſchaften zu ſehen, verſpätet zu haben ſchien, rannte, man kann wohl ſagen wie beſeſſen, auf ſie zu . . .

Voran, keuchend, glühend vor Erhitzung, eine elegante dicke kleine Frau mit ceriſerothem Shawl. Hinter

ihr in gemessenen, aber doch ebenso beflügelten Schritten ein junges Mädchen mit langen blonden Locken und einer von den Landesfarben gemischten Toilette.

Dankmar kannte beide Damen nicht, aber die Kinder sagten, sie hätten unten am Teiche, wo die Schwäne wären, schon mit Siegbert und Olga gesprochen und sie kennten sie Beide wohl, da sie auch zur Mutter kämen. Den Namen wußten die Kinder nicht, sprachen aber von einem großen wunderschönen Buche, das die eine Dame, die so schrecklich lief, einmal mitgebracht und ihnen die darin enthaltenen herrlichen Bilder gezeigt hätte. Es wäre ganz in Gold eingebunden gewesen, sagte Rurik und Paulowna fügte noch Sammet und Seide hinzu. Und die herrlichen Bilder! Aber das schönste hätte doch Siegbert gemacht!

Dankmar lächelnd und erfreut über die schöne Parteilichkeit der Liebe, sagte sich:

Sollte Das vielleicht Frau von Trompetta gewesen sein?

Er sah sich noch einmal nach den beiden Damen um. Er konnte noch deutlich bemerken, wie sie an dem von den Lakaien wieder geschlossenen Gitter standen und wahrhaft schmachteten und sich verzweifelnd den Schweiß trockneten und tiefbekümmerte Blicke nach dem Schlosse hinüberwarfen. Es schien ihnen zuviel

entgangen zu ſein! Aber auch zuviel! Sie hatten etwas verſäumt, was ihnen unwiederbringlich vorkommen mußte.

An den lebhaften Geſtikulationen mit Egon's Bedienten ſah Dankmar, wie ſchrecklich Frau von Trompetta, wenn ſie es war, unter dieſer Verſäumniß litt. Die von der Erhitzung roſig angeglühte Blondine zuckte hoheitsvoller die Achſeln und ſchien ſich mit einer gewiſſen impoſanten Ruhe zu ergeben.

Die Kinder zeigten inzwiſchen auf den Lichtſchimmer, der das Ende einer dunklen hochgewölbten Allee, die ſie einſchlugen, begrenzte. Dort läge, wie die Dame im rothen Shawl geſagt hätte, der Schwanenteich.

Springt nur vorauf! erinnerte Dankmar die Kinder. Wir kommen nach!

Louis kam, da die Kinder liefen, als ging' es um die Wette, auf das wunderlich eben Erlebte zurück. Dies Zuſammentreffen mit dem Hofe ſchien ihm ſo gefährlich, daß er in ſeiner ohnehin ſchon angeregten Beſorgniß davon die ſchlimmſten Folgen erwartete.

Dankmar ſtellte ſeine Befürchtungen in Abrede. Ich wette, ſagte er, der Fürſt wird uns, wenn wir noch vor einem Unwetter nach Hauſe fahren, Unterhaltendes erzählen.

Unwillkürlich ſchlugen die beiden Wanderer, um mehr nach dem drohenden Himmel ſehen zu können,

einen weniger grün beschatteten Seitenweg ein. Jetzt bemerkten sie erst, welche gewaltige Menge von Wagen fern an der Pforte hielt. Die königlichen Sechsspänner waren höher hinauf dem Schlosse zugefahren, aber außer dem ihrigen stand nun noch der des Sanitätsrathes, der der Fürstin Wäsämskoi und der Frau von Trompetta an der Pforte. Wie einer dieser Kutscher von fern Dankmarn eifrigst grüßte, konnte er sich kaum besinnen, warum der betreßte Mann in seiner Ehrerbietung so eifrig war. So zerstreut war Dankmar, daß er fast vergessen hatte, wie der Kutscher der Fürstin Wäsämskoi Niemand anders als sein alter Freund Peters sein konnte. Peters, den er selbst nach dem vergeblichen Versuche bei Schlurck durch seinen Bruder bei der Fürstin Wäsämskoi empfohlen hatte, Peters erschien ihm heute zum ersten male in seiner geschmacklos überladenen Livree, und des Bellens eines ihm wohlbekannten Hundes bedurfte es wirklich, um aus jenem gepuzten Pagoden seinen alten Freund Peters, den Verrodler seines Scheins, den unglücklichen Kellner vom Fortunaball herauszufinden.

Ei, Bello! rief Dankmar sich bald orientirend schon in der Ferne, thronst du da oben wie ein gnädiger Pascha von zwei Roßschweifen, an denen du wieder deine Freude hast! Guten Tag, Peters! Guten Tag,

Bello! Ihr seid da! Im Staat! So in Gold und Silber und wohlgenährt, daß Ihr ganz stolz aussieht und Einer vor Euch und Euren Pferden Respekt haben muß.

Peters warf sich in der That ganz behaglich in die Brust.

Machen wir Ihnen denn nun Ehre? sagte er. Sie und der Herr Bruder haben ja für uns Beide gutgesagt.

Wie ein Kartenkönig haltet Ihr Euch Peters! lachte Dankmar. Und dem Bello, dem fehlt nur noch ein rothes Halsband und man hält ihn für einen verwunschenen Kammerherrn oder den Schooshund einer holländischen Millionairin.

Und doch haben wir wieder was Schlimmes begangen! sagte Peters und schüttelte bedenklich den Kopf, was ihm bei der neuen Tresse seines Halskragens etwas schwer wurde. Das Teufelsmädchen Das!

Wie so denn? Wer denn? Teufelsmädchen?

Die kleine Comtesse oder Prinzeß, was sie ist — die Olga!

Nicht wahr? Das ist ein Geniestreich, daß Ihr hier seid?

Sie mag's verantworten, sagte Peters. Wir soll-

ten nach Tempelheide zu dem alten Methusalem — Sie kennen ihn ja —

Dem Präsidenten —

Und zu Frau von Harder, seiner Schwiegertochter — aber kaum bin ich am Pelikan und grüße den alten Hitzreuter, dem die Fortuna seinen Bauch etwas schmaler macht —

Und die Kathrine —

Nein, die ist ja nun ganz auf der Fortuna geblieben! . . . Ja die dreht da die Kugel, daß sie immer im Gange ist —

He! Ihr verliert ja die Leine!

Just am Pelikan, heißt's . . . Peters, umkehren! Nach Tempelheide umkehren? fragt' ich. Nach Solitüde fahren wir. Was? Nach Tempelheide! Da springt ja das Mädchen auf und reißt mir von hinten die Peitsche aus der Hand. Ich drehe mich um und die beiden Augenräder, die ich da vor mir sah, werd' ich in meinem Leben nicht vergessen. Nach Solitude also . . . Und weil sie mir die Peitsche nicht wiedergab und die Leute in der Vorstadt stillstanden und lachten, mußt' ich schon umwenden und hierher machen —

Sie wird's verantworten. Gegen Gewalt richtet die Vernunft nichts aus.

Wie steht's denn mit dem Proceß, Herr Wildun-

gen? fragte Peters, dieſe Gelegenheit zu einem Schnaf benutzend. Alle Leute ſprechen davon. Den Herrn Siegbert ſeh' ich oft bei unſerer Herrſchaft, aber es ſchickt ſich nicht recht, daß ich vor den Herrſchaften bekannt mit ihm thue . . .

Louis Armand hatte ſich inzwiſchen an die Eingangsthür, die Dankmar ſchon überſchritten hatte, auf eine Bank geſetzt und plauderte bald mit der Frau, die dort Lebensmittel feil hielt, theils ſah er nach dem Wetter, theils und am nachdenklichſten nach dem Schloſſe hinauf.

An meinem Zank mit dem Juſtizrath Schlurck, ſagte Dankmar, habt Ihr wohl gemerkt, daß das Alles langſam gehen wird.

Ein paar Millionen ziehen ſich ſchwer, meinte Peters und machte die übrigen hier haltenden Wagenführer aufmerkſam.

Und wenn's auch nur Eine iſt, Peters, von dem Bock müßt Ihr dann herunter!

Peters ſchüttelte den Kopf und meinte:

Sie vertrau'n mir nichts mehr an.

Warum nicht? ſagte Dankmar. Seit Eurem Unglück an der Pleſſener Schmiede hab' ich ſoviel Abenteuer gehabt, ſoviel Bekanntſchaften gemacht, daß Ihr

eigentlich die Veranlaſſung eines ganz neuen Lebens für mich geworden ſeid.

Peters fuchtelte nachdenklich mit der Peitſche ein wenig hin und her und meinte dann nach einigem bedeutſamen Schweigen:

Bello bedankt ſich.

Bello? Warum Bello? fragte Dankmar.

In der Bibel ſteht, ſagte Peters: Saul ſuchte einen verirrten Eſel und fand ſein Königreich. Daß der Eſel durchging, lag doch wo[illegible] an dem ſchlechten Hund, der ihn bewachen ſollte.

Das nenn' ich Schriftauslegung, Peters, meinte Dankmar lachend. Wahrhaftig, Ihr war't nicht zum Fortunakellner geboren. Was ſagt denn nun Kathrine zu dem ſchönen Treſſenkragen da?

Peters zuckte die Achſeln.

Peters! Peters! fiel Dankmar ein. Zwiſchen Euch und Kathrine, zwiſchen Bello, zwiſchen dem alten Pelikan-Hitzreuter und dem Fortuna-Hitzreuter, da ſteckt mir was dazwiſchen, was ſo iſt, wie's nicht ſein ſoll.

Peters warf die Lippen nachdenklich auf und ließ die Peitſche tänzeln.

Meine Mutter hat in Angerode darüber mehr gehört, als wir damals an der Kegelbahn im Pelikan und dann unten im Tunnel und oben in der

Loge Nr. 11 gehalt haben. Ihr spielt Mariage à trois! Schämt Euch!

Was ist Das für ein Spiel? fragte Peters und hob sich etwas aus seinen Tressen heraus.

Ein Kartenspiel, das bei vornehmen Leuten sehr beliebt ist, erklärte Dankmar. Ihr liegt auf der Landstraße, die Frau führt im Pelikan die Wirthschaft und im Theater kann man zuweilen ein Stück sehen, wo ein tonnendicker Kerl in Steifleinen vorkommt, der sehr verliebt sein kann . . .

Peters hob sich fast vor Zorn und innerster schmerzlicher Erregung auf seinem Bocke empor und rief:

Der aber Geld hat! Der hergeben kann, während den armen Fuhrmann die Eisenbahnen zu Grunde richten?

Sieh! Sieh! sagte Dankmar, die Wirkung seiner Vermuthung auf den armen Peters wohl bemerkend. Kathrinchen ist also eine rechte Frau Quickly: ich will sagen, die Unruhe selbst . . . Lustig, namentlich in Allem schicklich . . .

Ja! Ja!

Lärm muß um sie her sein . . . Trompeten, Pauken . . . da ein Zweigroschenstück, hier ein Thaler . . . gewechselt . . . gelacht . . . Charmante Dienerin — Leben und leben lassen . . .

Hier brachen ſich die Intereſſen, welche für den Vater und den Geliebten nicht mehr dieſelben waren. Die Rettung Hali-Jongs ſchien ſeiner Tochter die Götterprobe, von welcher die Unglückliche bald wünſchte, daß ſie Maha Guru beſtünde, bald, daß ſie gegen ihn zeuge. In jenem Falle war ihr Vater gerettet, in dieſem ihre Hoffnung auf Maha Guru. Der Preis, um welchen ihr dann das Leben ihres Vaters erkauft ſchien, war die Entſagung einer glühenden Leidenſchaft und die Verzweiflung des Schamanen; der zweite Preis, um welchen ſie ihre Liebe rettete, war der Tod des Vaters. Blieb ihr in dieſem fürchterlichen Dilemma etwas Anderes übrig, als aus dem Kampfe der ſchrecklichſten Momente zu fliehen und ihre zitternde Seele in die dunkle Kammer der regungsloſeſten Apathie zu bergen?

Es war wie Nacht um Gyllusya. Dämmernde Geſtalten gaukelten an ihren gefangenen Sinnen vorüber. An ihr Ohr ſchlug es, wie das dumpfe Gemurmel eines fernen Stromes. Wenn ſich ihr Auge öffnete, entluden ſich die Strahlen als Blitze, welche durch die ſchwarze Finſterniß fuhren und im Vorüberflug eine theure Gegend erleuchteten. Gyllusya war in dem Thale von Paro, mit ihren Blicken die fernen Zinnen von Dukka Jeung verfolgend. Eine Fahne wird auf der höchſten Kuppel aufgeſteckt, ihr Herz pocht in freudigeren Schlägen. Ein Nachen fährt über die blauen Wellen des Pa-Tſchieu, er landet und eine Schaar von Jünglingen entſteigt ihm, der herrliche Maha Guru an ihrer Spitze. Die Mädchen von Paro verſammeln ſich und die Tänze des Hulifeſtes beginnen. Die rothen Kugeln verfolgen die jauchzenden Mädchen, aber Maha Guru's Blätter färben nur Gyllusya's Wangen. Wo blieben die Geſpielen? Sie verſchwinden lachend

Mord und Todtſchlag! rief Peters und hieb mit der Peitſche vor Zorn auf die Pferde, als wenn ſie und nicht ſeine Frau die Mucken hätten.

Hab' ich Das damals bei dem Eierkuchen wohl geahnt, daß ſie Nachts in die Fortuna läuft und an dem Schenktiſch präſidirt! Aber ſanftmüthig, Peters! Sanftmüthig! Ihr leſ't die Bibel! Schickt Euch in die Welt!

Die Bibel! Wegen Saul's Eſel meinen Sie? Der iſt mir nur noch ſo in der Erinnerung geblieben, wenn ich manchmal in der Irre ging und nicht wußte, wozu ich noch auf der Welt bin. Thun Sie mir den Gefallen, gewinnen Sie Ihren Proceß, Herr Wildungen!

Ich thue mein Möglichſtes ... Warum aber?

Dann ſagen Sie: Peters, ich vergebe dir die Dummheiten, die du noch alle machen wirſt. Ich behalte dich für's Leben und für die Scheidungsgebühren verlang' ich nichts ...

Scheidungsgebühren, Peters?

Herr, an dem Tage, wo Kathrine ſagte: Peters, hier ziehſt du die grüne Marqueurjacke an und ſteckſt die Speiſekarte in die Bruſttaſche, da war's mit uns kopfüber. Ich ſagte nichts, aber es war mir doch, als wenn wir wieder am Altar von der Johanniter-

kirche in Angerode ständen und der eine große Posaunenengel unter der Orgel blies: Halleluja! Aus Euch wird im Leben nichts!

Wahrhaftig, Peters?

Ich sage wie David sagt: Sela!

Peters, ich glaube Ihr werdet fromm?

Aus Desperation. Ja, ich lese manchmal Abends die Bibel, ich will's nur gestehen; aber ich verstehe nie zu wenig. Ich will einmal unsern Pastor angehen, der zu Hause Alles lenkt und in's Geschick bringt, den Herrn Rudhard . . .

Wenn Ihr Das thut, Peters, müßt Ihr mir sagen, was Euch Rudhard geantwortet hat. Uebrigens wenn ich Euch und die Kathrine auseinandersägen soll, zu Der Zimmermannsarbeit bin ich erbötig, auch ohne die Million. Wollt Ihr Euch wirklich von Kathrinen separiren lassen?

Peters schwieg eine Weile und sagte dann feierlich: Ich bin jetzt beim Buche Chronika in der Bibel. Wenn ich das durch habe und dann das zweite Buch der Könige, dann sprech' ich 'mal mit Ihnen.

Dankmar mochte nicht fortfahren. Die andern Kutscher horchten . . . er mußte innerlichst lachen, ohne es zeigen zu können.

Wie leid that ihm der arme Schelm da auf dem Bock! Seine Melancholie hatte etwas rührend Komiſches. Er ſah in den Wald ganz tiefſinnig hinaus und ſuchte offenbar in der Religion einen Troſt für ſein zerknirſchtes Gemüth und eine Ablenkung für ſein von Eiferſucht vielleicht zu Gewaltthätigkeiten geneigtes Herz ... Armer treuer Peters ... Dankmar gelobte ſich, nur deshalb einmal wieder auf die Fortuna zu gehen, um der Kathrine Vollweiler mit Nachdruck in's Gewiſſen zu reden.

Dankmar wollte ſich eben zu Louis Armand zurückwenden, der mit einem, wie es ſchien, hier angeſtellten Gärtner oder Inſpektor ſprach, als ihm Peters noch einmal zurief.

O, ſagte er, ſehen Sie ſich doch einmal da den Menſchen in Rankingkamaſchen an!

Welchen Menſchen? fragte Dankmar.

Den, der da mit dem Andern ſpricht ...

Mit meinem Begleiter? Wer iſt Das?

Ja, Das möcht' ich wol auch wiſſen ...

Was fällt Euch denn an ihm auf?

Wie Sie kamen vorhin und wie Sie ausſtiegen ...

Da ...

War't Ihr denn da ſchon hier?

Freilich! Wir ſtanden nur drüben da im Walde

und paßten ſo lange auf, bis Sie ankommen ſollten mit dem Prinzen Egon von Hohenberg . . .

Sollten? Sieh! Sieh! Nun —?

Wie Sie ausſtiegen, ſtanden die beiden Bedienten des Herrn von Harder an dem Portal . . .

Ich kenne ſie! Zwei Hallunken . . . Was iſt mit ihnen?

Wie Sie, alle vier Herren zuſammen, ausſtiegen, gaben die beiden Schlingel dem Menſchen da ein Zeichen, als wollten ſie ſagen: Es ſind die rechten!

Ein Zeichen?

Wie ich's Ihnen erzähle . . . Die Fräuleins und der kleine drollige Junge, der Rurik, haben's mit angeſehen . . .

Und dann?

Dann lief der Menſch da ganz eiligſt ins Schloß hinauf, als gleichſam, als wenn er ſagen wollte: Sie ſind nun da!

Wunderlich!

Und nun ſteht er wieder unten und ſpricht da mit dem Herrn, der bei Ihnen iſt —

Es ſcheint ein Angehöriger des Hofes . . .

Es iſt ein feiner Menſch und wegen Mancherlei mocht' ich doch wiſſen, was der Mann eigentlich iſt oder was er treibt oder wo ihn Einer hinbringen ſoll . . .

Dankmar's natürliche Regung war die, zu Louis zu gehen und ihm zu ſagen: Sie haben Recht! Hier war ein Arrangement! Wir ſind in der That hierher gelockt worden! ... Er betrachtete ſich den bezeichneten Mann genauer. Er hatte nur durch einen Streifen an der Mütze ein Zeichen, das auf eine Beziehung zum königlichen Dienſt deutete. Sonſt war er einfach in einen leichten grünen Ueberrock von Sommerzeug gekleidet, in weißer Halsbinde, leichten, weiten, gelben Pantalons und Schuhen mit gelben Rankingkamaſchen. Der Ausdruck des Geſichts war ruhig und ſehr angenehm. Die Farbe ſehr blühend, ſonnenverbrannt und geſund, der ſtarke Bart blond. Das Kopfhaar, wie es ſchien, etwas ſpärlicher. Dieſer Mann konnte leicht ſchon vierzig Jahre zählen und machte einen ſo wohlthuenden Eindruck, daß es Dankmarn befremdete, ihn mit den ſchon ſattſam genannten Bedienten des Herrn von Harder zuſammengenannt zu hören. Er fragte auch deshalb Peters, welches denn die Gründe wären, die ihn beſtimmten, ſich für dieſen Mann, der hier unſtreitig ein Garteninſpektor oder etwas Aehnliches vorſtelle, zu intereſſiren?

Möchte nicht Einer glauben, ſagte Peters, daß dieſer Mann etwas Feines und Anſtändiges iſt?

Warum ſollt' er das Gegentheil ſein?

Es sollte mir Leid thun, wenn ich dem Mann Unrecht thäte. Ich wundre mich des Todes, Den hier zu sehen.

Ihr irrt Euch vielleicht?

Er ist's! Die beiden Bedienten sind Zeugen genug. Mit denen hat sich dieser Mann noch vor drei Wochen in der Fortuna ganz gemein gemacht . . .

Peters, in die Fortuna verirren sich auch respektable Leute!

Mit der Auguste Ludmer und solchen Springerchen?

Auguste Ludmer? Springerchen? Was sind denn Das in der Fuhrmannssprache für Irrwische?

Dieser respektable Mann kommt auf den Ball mit der wilden Person. Kennen Sie diese Auguste Ludmer nicht?

Inwiefern gehört diese mir unbekannte Auguste Ludmer zu den Springerchen?

Die sagt zu Jedem, der sie ansieht, auch wenn sie ihn nicht kennt: Guten Tag! Wie geht's Ihnen?

Gute Definition! Mir ist's aber, als könnt' es Dem da drüben nicht schaden, daß ihn eine lebendig macht. Man möchte glauben, daß Das ein Professor ist. Er demonstrirt da an den Pflanzen . . . Spricht wahrscheinlich eben Latein und zeigt auf die Stäbchen, die an den Bäumen ihre Namen nennen.

Wenn Das wäre, Herr Dankmar, und das Frauenzimmer ... Auf der Fortuna hab' ich sie nur zweimal gesehen ... aber hernach bald hier, bald dort ... gestern Abend beim Spazierenfahren ... wieder auf den Anlagen ... Wenn der Mann nicht wissen sollte, wen er am Arme führt —!

Dankmar nahm Interesse an dieser Mittheilung und glaubte hier vielleicht ein gutes Werk stiften zu können.

Steht's denn mit der Auguste, wie heißt sie? Ludmer ... so schlimm? fragte er.

O, sagte Peters mit einer ablehnenden Bewegung, wer darf den ersten Stein aufheben und Gottes Gnade ist groß!

Peters! Peters! Was für Sprüche!

Langmüthig ist doch der Herr und dunkel sind seine Wege ... Aber wenn Eins so auf die Tanzboden läuft, solchen Heidenlärm schlägt, die Polizei in Trab bringt, nicht arbeitet, singt und jubelt, wie Die ...

Dankmar griff die Gelegenheit auf, vielleicht ein gutes Werk zu stiften.

Ehe noch Peters seinen ferneren Absichten vor einem Charakter, wie ihn diese Auguste Ludmer zur Schau trug, beendet hatte, war er schon mit drei Schritten

am Portal, in der Nähe Armand's und des Mannes mit den gelben Rankingkamaschen.

Ohne sich in seinen Auseinandersetzungen — es waren botanische — stören zu lassen, lüftete dieser Fremde artig sein Mützchen mit dem farbigen Streifen ... es war ein schlanker, kräftiger Mann, gewiß doch schon hoch in den Vierzigen — in der Nähe ließen sich die kleinen Furchen des Antlitzes besser unterscheiden — die weißen Zähne, die großen hellblauen Augen gaben ihm etwas Freundliches und Gefälliges. Er wandte sich in seiner Auseinandersetzung über die Pflege der Georginen, die gerade die Blumen dieses Monats waren, gleicherweise bald vertraut auch an Tankmar wie an Louis und sprach gerade über die eigenthümliche Kunst, die Georginen durch Stoffe, die man der Erde, in der sie wachsen, beimische, z. B. Asche, nach Belieben zu färben. Es lag in seinen Aeußerungen eine gewisse Kindlichkeit.

Sie sind gewiß der Herr Schloßgärtner? fragte Tankmar, ohne sich dabei den geringsten Schein von Indiskretion zu geben.

Wollen Sie mich so nennen, immerhin, sagte der Angeredete und lüftete bescheiden seine Mütze. Ich habe nach Titeln nie gestrebt, lebe nun schon dreißig Jahre so mit der Natur zusammen und wenn man

mich Herr Gartenintpektor ruft, ſo hör' ich manchmal weniger darauf, als auf meinen einfachen Namen Mangold!

Was? Sie ſind der berühmte Parkologe Mangold? fragte Dankmar erſtaunt.

Parkologe? Berühmt? ſagte Mangold. Du lieber Himmel!

Weiß man nicht, daß Sie die rechte Hand des Geheimraths von Harder ſind, Alles ſchaffen, Alles hervorzaubern, wofür er den Namen hergibt und die Anerkennung einkaſſirt?

Das iſt einmal ſo der Dienſtbrauch! Das iſt in der großen Welt ſo wie in der kleinen; ſagte Mangold lachend.

Sie haben am Rhein das Schloß Buchau hergeſtellt, ſagte Dankmar. Sie waren im Gebirge und haben Seltenthal zu einem Paradies umgeſchaffen; Alles was in den königlichen Schlöſſern Schönes und Geſchmackvolles ſich findet, iſt das Werk Ihrer Erfahrungen, die Sie in den Parkanlagen Englands ſammelten . . .

Ganz Recht! Englands! Da hab' ich meine paar Brocken aufgeſchnappt, bin dann erſt in die Dienſte des alten Präſidenten von Harder getreten, hab' ihm Tempelheide für ihn und ſeine wilden und zahmen Mit-

bewohner, wie eben Tannen sich ziehen lassen, eingerichtet und ging dann durch den Sohn, als er Intendant der königlichen Schlösser und Gärten wurde, in Staatsdienste. Aber wenn ich Ehre und Ruhm genieße, so weiß ich's nicht. Wo sollte ich Das wissen? Ich lebe nur auf diesen einsamen Schlössern, bald hier, bald da in der Stille. In den Gartenzeitungen ... o ja, die halt' ich mir! ... Da werd' ich genannt und manche Herrschaft hat mich verschrieben, um Schatten und Licht in einen Wald zu bringen — aber Das, dacht' ich, geht doch so in der Stille hin und ich bin froh, wenn mich meine Blumen und Bäume loben. Komm' ich des Morgens in der ersten Frühe auf meine Wiesen und der Thau glänzt mich freundlich in der Sonne an, so hab' ich Glanz genug.

Louis Armand hatte nur nicht den Muth, sonst würd' er diesem einfachen, so still begeisterten Manne die Hand geboten haben.

Dankmar aber, der Das, was er von Peters über Auguste Ludmer gehört, nun mit dem Eindruck, den er hier empfing, in der That nicht vereinigen konnte, wagte jetzt einige Fragen, die allerdings zudringlich erscheinen konnten:

Bleiben Sie auch den Winter auf Solitude? fragte er.

und die Liebenden wandeln einſam an dem Ufer des Pa-Tſchieu. Weiße Lotosblumen ſchwimmen auf den ſtillen Waſſern, ſie entwurzeln ſie dem ſchlammigen Boden. Sie knien in der Götzenhalle von Dukka Jeung. Die ſchönſte Lotosblüthe duftete vor dem ehernen Bilde Mahamuni's. Wer zählt die ſtillen Seufzer, welche den jugendlichen Herzen entquillen! Wer die frommen Gelübde, welche ſie mit ihren Lippen beſiegeln! Die Thränen in Gyllusya's brennenden Augen brechen die Bilder und verrücken ſie ineinander. Der Götze Mahamuni iſt entſchwunden und in dem Kelche der Lotosblume ſchlummert ein göttergleicher Knabe. Soll ſie den Traum der Pflanze ſtören? Ihr Auge ruht mit Entzücken auf den blendenden Gliedern des Knaben, ſie ſpielt in ſeinen dunklen Locken und Maha Guru erwacht aus dem betäubenden Blüthenduft. Warum löſt aber das Entzücken des Wiederſehens die Feſſeln der Zunge nur zu Schmerzenslauten? Hat ſich je die Ueberraſchung ringender Umarmungen bedient? Gyllusya träumte von einem Kampfe mit Maha Guru. Ihre Küſſe waren nur Eroberungen, die ſie bald machte, bald zurückſchlug. Ihr Buſen hob ſich mit einer Heftigkeit, die für Wonneſchauer der Liebe zu ſtürmiſch, ja eine Anſtrengung der Verzweiflung war. Sie ſah ein Schwert zucken. Führte der Geliebte den Griff? Lag es in ihrer Hand? Wehe! ein blitzender Schein war der Vorbote eines purpurrothen Blutſtrahls, der aus Maha Guru's durchbohrtem Herzen fuhr.

Gyllusya lag in den Armen ihrer klagenden drei Väter. Mit einem Schrei des Entſetzens und dem gebrochenen Auge war ſie zurückgeſunken. Das ferne Rauſchen, das ſie im Traume gehört, war zu einem mächtigen Strome angewachſen,

Nein, ſagte Mangold, ich ſoll ja ganz von hier fort und wieder an den Rhein. Ich bekomme den Titel als Ober-Garteninſpektor und werde in Buchau bleiben.

Auf die Glückwünſche zu ſeiner Beförderung kam Mangold allmälig in das Geſtändniß, daß er erſt noch ein Weib nehmen würde ...

Ich bin nun, ſagte er, ſieben und vierzig! Ein alter Knabe! Hab immer in Gärten und Schlöſſern gelebt, fern von den Städten, faſt wie ein Einſiedler. Die Leute lachen, wenn ſie einen ledigen Junggeſellen von ſieben und vierzig Jahren ſehen! Aber wie ſind' ich Bekanntſchaft? Amtsrathstöchter dünken ſich hoch, Gärtnerstöchter ſtanden mir zu tief. Wo man befehlen ſoll, muß man nicht ſchmeicheln müſſen. Da war ich neulich bei unſerer Excellenz, dem Intendanten, und ſehe ein charmantes Mädchen über den Hof gehen. Prächtiger Wuchs, eine Staatsjungfer! Die konnte mir ſchon gefallen, ſagt' ich zur Frau Geheimräthin, als ſie mich neckte, daß ich noch immer keine Anſtalt machte. Und wie ich in ihrem Garten eine Waſſerleitung revidirt hatte und komme zurück und will mich empfehlen, ſagt die alte Dame, die ſchon viele Jahre bei der Geheimräthin Alles in Allem iſt: Mangold, das hübſche Mädchen iſt meine Nichte! Wenn ſie Ihnen gefällt — dabei zog ich die Mütze

und sagte: Madame Ludmer, die nähm' ich gleich mit nach Buchau, aber man muß sie doch sprechen und rasch müßt' es auch gehen, ich habe bis zum siebenundvierzigsten Jahre gewartet und nun aber kein langes Besinnen mehr! Da warf sie einen Blick auf die Geheimräthin, so einen von ihren Blicken, die mehr sagen, als man gleich verstehen kann. Die Geheimräthin zog die Lippen ein Bischen verächtlich und lachte. Das ärgerte mich fast und ich sagte: Ist sie zu jung für mich? Nein, nein, sagte die schwarzäugige Alte, die Ludmer. Wenn es Ihr Ernst ist, Mangold, muß man Das nur richtig anfassen — zweckmäßig — arrangiren .... Gut, sagt' ich, arrangiren Sie's. Und da sah ich das Mädchen auf einem Ball — die Bedienten der Geheimräthin führten mich immer um sie herum ... sie war auch nur wegen meiner da — ging auch gleich fort, das war Alles abgemacht — vorher besprochen ... ich sah sie wieder ... ich sprach mich dann aus — sie lachte zwar, sie war schnode und schnippisch — sie wollte von dem Buchau nichts wissen — will auch noch nicht heran und spottet und neckt — aber sie gefällt mir ... ich schenkte ihr Dies und Jenes — ich denke doch, wenn nichts dazwischen kommt — und die Tante noch einmal recht vernünftig mit ihr spräche — so —

Heirathen Sie diese — ...

Der Name erstarb Tankmarn auf den Lippen ... Himmel! dachte er während der Erzählung des unschuldigen immer von den Städten entfernt lebenden Mannes, welche Intrigue steckt hinter dieser abscheulichen Täuschung! Und eben wollte er offen mit seiner Warnung hervortreten, den einfachen, harmlosen Mann bei Seite nehmen, schildern, welchen Gefahren er seine Ehre aussetze, als Louis, der der Erzählung nicht den gleichen Antheil gewidmet hatte, weil er unverwandt die Augen auf das Schloß richtete, rief:

Da kommt Egen!

Tankmar wandte sich und erblickte Trommelden mit Egen und den Bedienten niedersteigen. Auch Siegbert kam mit Olga und den Kindern ... Es war Tankmarn jetzt nicht möglich, das Gespräch mit Mangold fortzusetzen. Nur noch die Worte rief er ihm, als er bei Seite trat, zu:

Kennen Sie mir keinen Gruß an Ihre Braut auftragen?

Braut? So weit ist's noch nicht! Aber ich danke Ihnen, sagte Mangold herzlich. Heut Abend komm' ich noch in die Stadt. Wenn Einer sein letztes Feuer noch einmal zusammennimmt, gibt's einen Brand. Ich gehe gern auf das Café Richter. Kennen Sie Das? In der Königsstraße?

Gewiß! Gewiß! sagte Dankmar. Ich komme dahin.

In der bestimmten Absicht, Alles aufzubieten, was Mangold über die Gefahr, in die er sich sorglos begab, aufklären konnte, trat Dankmar dem Prinzen entgegen, voll Spannung, was dieser über seine Erlebnisse im Schlosse würde zu erzählen haben . . .

Es schlug nun eben sechs Uhr vom Schloß Solitude, als sich an der großen Eingangspforte des Gartens ein Gewirr und Durcheinander von Menschen, Reisen und Wagen verwickelte. Von der aufwärtssteigenden verlängerten Allée kamen vom Schlosse herab erst einige zweispännige, dann vierspännige Wagen, zuletzt ein sechsspänniges Gefährt mit den königlichen Herrschaften selbst. Alles, was bisher im Park zerstreut gewesen war, lief und drängte sich zu der Hauptpforte, um noch diese Abfahrt mit anzusehen. Auch die kleine runde Dame, die sich hier beinahe schon wieder verspätet hätte, kam spornstreichs von der Terrasse gelaufen, in einiger Entfernung von der jungen Begleiterin mit den blonden Locken, die nur in raschen Schritten ging, nicht lief. Ob die freundliche Verbeugung der jungen Königin diesen huldigungsbeflissenen Damen vorzugsweise galt, ist schwer zu sagen. Die Damen hielten mitten in ihrer Eile auf und verneigten sich tief mit holdseligen Gebehrden, indem sie mit einer

Hand gleichsam eine die andere näher heranziehen und dem Hofe mit der andern sagen wollten: Wir sind Beide da! Endlich waren die Herrschaften abgefahren und die kleine runde Dame, in der Sanitätsrath Drommeldey sogleich Frau von Trompetta erkannte, hatte nun Gelegenheit, die minder bedeutenden Menschenkinder zu betrachten, die sie hier versammelt fand. Drommeldey lobte ihre rasche Beweglichkeit, tadelte sie aber an Fräulein von Flottwitz.

Ihnen, liebe Trompetta, sagte er, kann ein solcher Wettlauf mit sechs Pferden einmal nichts schaden; aber Sie, mein liebes Fräulein, bedürfen Schonung und verlangen keine Amazonenkur.

Die Trompetta sprach nur von ihrem unglücklichen „Guignon" auf der Terrasse ...

Wollten Sie, sagte Drommeldey, die Herrschaften an Ihr Gethsemane erinnern?

Ach, antwortete die Trompetta, es liegt allerdings noch auf dem Nähtische der Königin! Man blättert darin und kann sich nicht entschließen, eine Summe daran zu wagen, die mich der Weitläufigkeiten einer Lotterie überhebt.

Ich bin für die Lotterie, Frau von Trompetta, sagte Drommeldey schon im Einsteigen.

Warum sind Sie für die Lotterie, heidnischer Sanitätsrath? Geben Sie mir doch Ihren Rath! Warum?

Weil Ihnen das Anbringen der Loose von einer vortheilhaften diätetischen Wirksamkeit sein wird. Wenn der Hof das Gethsemane nicht ankauft, erwarten Sie eine Bakereise.

Frau von Trompetta hielt den allo-homoopathischen Sanitätsrath fest.

Es ist eine Intrigue gegen mich im Werke — sagte sie, ich weiß es — die Altenwyl — gestehen Sie mir's, Drommeldey!

O behüte, kein Mensch intriguirt, als ich, sagte dieser. Beruhigen Sie sich, Frau von Trompetta! Sie haben den Titel Gethsemane ganz in meinem Sinne gewählt. Es sind in dem Oelgarten Thränen geflossen und von der Angst der Jünger ist viel daselbst gewehklagt worden. Das Schweißtuch der heiligen Veronika muß Ihre nächste Sammlung heißen. Aus diätetischen Gründen und zur Beruhigung für Ihre Freunde dürfen diese Lotterien und die Mühen des Absatzes der Loose für Sie nicht aufhören. Adieu, liebe Missionairin!

Mit diesen für Frau von Trompetta mannichfach verletzenden Worten fuhr Sanitätsrath Drommeldey, ein kluger Mann, der sich vortrefflich in seine Welt

zu ſchicken wußte und nicht Jeden nach ſeiner eigenen materialiſtiſchen Seelenſtimmung behandelte (doch von Frau von Trompetta wußte er, daß ihr der Aerger und Streit über ihre erheuchelte Religioſität von größerem phyſiſchen Nutzen war), mit einer freundlichen Handbewegung zu Prinz Egon, raſch davon.

Frau von Trompetta hörte glücklicherweiſe dieſen Spottreden auch ſchon nur halb zu. Ihre kleinen neugierigen Augen verſchlangen den Prinzen Egon und Dankmar Wildungen. Einer von beiden war Prinz Egon und einer Dankmar Wildungen, der Bruder Siegbert Wildungen's ... Das hatte ſie ſchon durch die Bedienten herausgebracht — Aber welcher war der Eine und welcher der Andere? Der Fürſt war — Fürſt, und Dankmar ein Referendar, der ſeines Proceſſes wegen das allgemeine Geſpräch der Stadt, die Aufmerkſamkeit aller Mütter und jungen Mädchen geworden war ... Friederike Wilhelmine von Flottwitz entſchied ſich für Dankmar und hielt Dankmar für den Prinzen, die Trompetta meinte Daſſelbe, drückte Dies aber ſo aus, daß ſie den Prinzen für Dankmar hielt. Sie flüſterten ſich, indem ſie ſehr umſtändlich in ihren Wagen ſtiegen, ihre gegenſeitigen Vermuthungen mit lebhaften Geſtikulationen zu und befahlen dem Kutſcher zu halten, als er eben ab-

fahren wollte und sie Siegbert bemerkten, der mit den Wäsämskoi's eben aus der Allee heraustrat. Das war ein Nicken, war ein Grüßen und Winken mit der Hand! Die muthigen oder vielleicht nur ungeduldigen Rosse wollten weiter, aber die Trompetta richtete sich im Wagen hoch auf und gerieth so in ein taumelndes Schwanken, daß die Flottwitz sie halten mußte. Siegbert, artig wie immer, sprang hinzu, um vielleicht noch einen Befehl zu vernehmen.

Adieu! Adieu! Adieu! rief sie und als Siegbert am Wagenschlage stand, flüsterte sie:

Welches ist denn der Prinz?

Und Ihr Herr Bruder? ließ sich sogar die Flottwitz herab, zu forschen.

Egen und Dankmar standen nahe genug am Wagen, um näher zu treten. Sie hatten die neugierige Frage fast gehört, den nach ihnen schielenden Blick bemerkt, sie ließen sich vorstellen.

Frau von Trompetta —

Prinz Egen von Hohenberg —

Fräulein von Flottwitz —

Mein Bruder Dankmar —

Durchlaucht, o Durchlaucht begann die Trompetta und weinte fast.

Gnädige Frau — sagte Egen betroffen.

Ach! Ach! Ach! Ich kannte Ihre Mutter — sie war ein Engel; sie war meine Freundin! Wissen Sie denn Das nicht ... Wie liebt' ich sie! Und diese Aehnlichkeit, Durchlaucht! Zum Erstaunen und dem Generalfeldmarschall wie aus den Augen geschnitten! Die königlichen Herrschaften hatten die Huld, Sie nach Ihrer Genesung zu begrüßen! Das Auge der Königin ...

Arme Trompetta! Die Ungeduld deiner Pferde brach dies rührende Waldgespräch gerade an solcher Stelle ab! Die Füchse waren wie ihre Herrin von den Sechsspännern angesteckt und liefen ihnen ohne Aufhaltens nach, mitten in einem Dankgebete, das die Sammlerin des Gethsemane eben unter den grünen Wipfeln der Eichen für Egon's Genesung anstimmen wollte — und nun kein Wort an Olga Wäsämskoi, kein Gruß, keine Frage mehr an Siegbert, und da jener Dankmar — und das Alles abgebrochen durch die wilden Rosse!

Es war geschehen, die Pferde zogen an und der ärgerliche Kutscher ließ sie laufen. Von Wilhelminen von Flottwitz blieb ein Blick an Dankmarn hängen, der Manches sagen konnte. Die rasche Wendung war der Wirkung dieses Blickes außerordentlich günstig gewesen. Weil er ganz links zur Seite ging, bekam dieser Blick eine Kraft, so zu sagen eine Emaille, die

ihm so blendend in die Augen widerblitzte, daß er lachend sagte:

Himmel! War denn das Die? Sie? Die? die Retterin des Vaterlandes! Sie ... die Eine, Einzige!

Und als Siegbert sagte: Die vielbesprochene Flottwitz! rief er:

„Es hing an mir nur noch ihr Abschiedsblick,
Ein Sommerfaden an der Trauerweide hangen!"

Die wilden jungen Männer empfahlen sich den jungen Wäsämskoi's. Olga, entzückt von dieser Männerwelt, schlug den blauen Schleier ihres Hutes so dicht vor ihr Antlitz, daß man nichts von ihr sehen konnte als die zierliche Gestalt. Sie schien mit Siegbert zwar etwas zu schmollen, kehrte Allen den Rücken, beantwortete keine Höflichkeit Dankmar's, wich jeder Absicht Egon's, sich ihr vorstellen zu lassen, aus, saß aber im Wagen so sicher, so fertig, als wäre sie schon neunzehn Jahre, während sie doch nur fünfzehn zählte.

Was hat denn Olga? sagte Dankmar. Sie weinte ja vorhin ... Sie soll heirathen? Nicht wahr?

O nein, sie weint, daß ich nicht in ihrem Wagen zurückfahre ...

Heilige Thränen der Liebe! spottete Dankmar. Ist doch auch dein Taschentuch deshalb feucht?

der ſich über ihre betäubten Sinne ergoß. Die ſechsfüßigen Trompeten ſtießen ihre zerſchmetternden Disharmonien aus; die Paukenſchlägel wirbelten auf den unermeßlichen Kalbsfellen und die metallenen Becken wurden zuſammengeſchlagen, daß die Wölbungen des Saales zitterten. Die Prieſter aber erhoben ihre Stimmen zu einem unſäglichen Freudengeſchrei und riefen ſich über die Schranken wechſelſeitige Grüße zu und beglückwünſchten die Götter, daß ſie ihnen einen Tag des Wohlgefallens bereitet hätten. Ein blutiger Rumpf diente ihren entzückten Fingerſpitzen zur Zielſcheibe. Hali-Jong war nicht mehr.

Egon aber, gleichfalls angeregt, ſcherzte noch mit Paulowna und Rurik.

Wenn ich auch noch ſo ſchlimm bin, ſagte er, ſo hilft das dem Papa Rudhard Alles nichts. Morgen ganz in der Frühe hol' ich Euch Kinder aus dem Bett und laſſe entweder mir oder Euch für unſere Unarten vom Papa Rudhard die Ruthe geben. Wollt Ihr ihm Das ſagen?

Dieſer drohende Humor ſchien den Kindern doch zu bedenklich ... Sie ſetzten ſich zur älteren Schweſter. Siegbert half ihnen in den Wagen. Dankmar und Egon zogen, als auch dieſer Wagen abfuhr, den Hut und grüßten Olga. Dieſe beugte mit großer Sicherheit und vornehmer Grazie etwas den Oberkörper und blieb mit zuſammengeſchlagenen Armen, ein Taſchentuch in der Hand, in der Ecke ihres Wagens ſitzen. Peters jagte davon.

Nun wollte Egon einſteigen und ſah ſich nach ſeinem Freunde um. Louis Armand, der Tiſchler, ſtand ganz in der Ferne ... faſt eingeſchüchtert.

Egon verſtand, was ihn drückte. Mit Herzlichkeit ging er auf ihn zu und ſprach in franzöſiſchen Worten zu ihm:

Aber, Louis —

Louis Armand sah zur Erde und folgte langsam und beklommen seiner Aufforderung, einzusteigen.

Dankmar sah sich noch nach Mangold um. Er war verschwunden. Siegbert schien zerstreut. Er wußte nichts von Dem, was auf der Terrasse vorgefallen war. Die Kinder hatten zwar erzählt, daß sie den König und die Königin gesprochen, aber Egon's Begegnung mit den hohen Herrschaften war ihm so neu, daß er, als davon nun endlich erörternd und erzählend die Rede kam, ausrief:

Sagt' ich es nicht, daß die große Welt die Zeit nicht erwarten kann, Sie im Vorgrunde zu erblicken?

Egon begann nun zu erzählen.

Noch einmal sah er kopfschüttelnd auf das Schloß zurück, das von einigen Sonnenstrahlen, die sich durch die vom Winde heraufgetriebenen Wolken drängen konnten, glühend erleuchtet war. Die hohen Kronen der Bäume der Allee schwankten. Es wehte ein kühler Zug. Der Abend schien nicht so freundlich den Tag zu enden, wie er begonnen hatte. Egon knöpfte seinen Frack zu, ließ seinen Mantel über sich breiten und begann nun folgende Mittheilung:

Was mir soeben widerfahren ist, sagte er kopfschüttelnd, muß ich eine merkwürdige, überraschende Ehre nennen. Es ist aber eine Ehre gewesen, die

eigentlich nicht mir, sondern meinem Namen, der Erinnerung an meinen Vater galt, und in diesem Sinne, gesteh' ich, hat mir das Erlebte auch einen ganz wohlthuenden Eindruck gemacht. Ich bin kein Aristokrat, habe aber gefühlt, wie ernst, wie bedeutungsvoll der Beruf des Adels ist, wenn er seine Aufgabe nur recht verstehen wollte.

Louis Armand wandte sich und sah nach den sie verfolgenden Wolken.

Ja, ja, Louis! Ich bin nun durch und durch Aristokrat geworden! Ihr sprecht von einer Genossenschaft des Geistes! Ich bin ein Paladin der Tafelrunde geworden. Der Adel ist ja schon ein solcher Bund, wie ihn Dankmar bezweckt, und stellt ihn schon von Natur dar. Wenn man, um vollkommner Mensch zu sein, sich von den Menschen, wie sie gewöhnlich sind, absondern haben soll, so hat hier die Geschichte eine solche Absonderung schon von selbst erzielt. Richtig verstanden muß der Adel eine Aufforderung sein, sich ganz besonders auszuzeichnen ...

Wo man weiß, fiel Siegbert ein, daß man die Ehre eines gefeierten Namens gleichsam wie ein Fideikommiß zu verwalten hat, wird man sein persönliches Verdienst nur in der Beförderung eines gleichsam anvertrauten objektiven Gutes finden. Man wird sich

blindlings in Gefahren stürzen, weiß man doch, daß die Gattung, zu der man gehört, erhalten bleibt! Man wird eine Linie der Thaten und Auszeichnungen schon bei seiner Geburt vorfinden, der man nur nachzugehen hat, um zu bedeutenden Zielen zu gelangen. Hätte der Adel das Bewußtsein seines wahren Werthes immer nur darin gefunden, der geborene Vorkämpfer der Volksrechte zu sein, wir würden ein solches geschichtliches Institut segnen, statt ihm für seine Anmaßung und die ausschließliche Bundesgenossenschaft mit den Unterdrückern zu fluchen.

Gott sei Dank, sagte Dankmar, der ganz erstaunt zugehört hatte, daß dein aristokratischer Rebus diese Pointe hatte! Ich glaubte schon, das berühmte Fräulein von Flottwitz hätt' es dir mit einem ihrer Blicke links um die Ecke angethan ...

Wer war das blonde Fräulein? fragte Egon.

Das Mitglied einer sehr achtbaren Kriegerfamilie, sagte Dankmar. Die Flottwitz datiren sich auf die ersten ruhmwürdigen Entfaltungen unserer Fahnen zurück und bevölkern die Cadettenhäuser auch schon für unsere zukünftige Glorie ... Das blonde Fräulein hat den weiblichen Reubund gestiftet und steht an der Spitze der großen Demonstrationen mit wollenen Socken und patriotischer Hingebung. Sie ist eine Schwärmerin,

wie nur je eine unter dem Drudenbaume saß und in einem Anfalle von landesverrettender Verzückung ausrief: Mein ist der Tzako, mir gehört er zu! Sie vertritt die Principien der politischen Stabilität, wie die quecksilberne Frau von Trompetta die der religiösen. Und doch gesteh' ich, in dem Blick des blonden Mädchens lagen trotz der siegreichen Reaction noch so viele höhere unbefriedigte Triebe, daß ich wohl einmal an diese weißen zarten Formen anklopfen und fragen möchte: Erlaubst du wohl, daß ich die innere Organisation deines merkwürdigen Gehirnes studire und mich überzeuge, wie man phrenologisch gebaut sein muß, um die Demokratie so gründlich zu hassen, wie es dies Mädchen bis zum Fanatismus treiben soll!

Und Egon fiel ein:

Was sich in dieser Stadt nicht Alles zusammenfindet! Was hier nicht Alles auf Unsterblichkeit oder das Narrenhaus spekulirt!

Indeß theilte er Cigarren aus und gebot dem Kutscher, trotz des sich verdüsternden Himmels, langsam zu fahren und begann wieder:

Wie ich mich rückwärts an das Gitter der Terrasse lehne, treten die königlichen Herrschaften auf Drommeldey zu, den sie sehr huldvoll grüßen. Ew. Majestäten erstaunen, einen Arzt auf der Terrasse von

Solitude die reinste Luft der Monarchie schöpfen zu sehen, sagte er ... Hier mein Patient, Fürst Egon von Hohenberg, ist Schuld, daß ich ein so seltenes Glück genieße. Ich mußte mich natürlich jetzt tief verbeugen und meine Zurückgezogenheit entschuldigen. Mit großer Güte spricht die Königin von meiner Krankheit, an der jeder Fühlende theilgenommen. Der König erinnert sich allergnädigst, daß ich zuweilen bei ländlichen Festen mit ihm spielen durfte und zeigte mir an der Stirn die Narbe eines Steines, von dem er behauptete, daß ich die unschuldige Veranlassung davon gewesen wäre. Er begrüßte mich herzlich wie einen alten Kameraden und die Königin ihrerseits war nun erst recht erfreut, den hohen Gemahl so angeregt und von seinen Erinnerungen an die Jugend und die Narbe ergriffen zu sehen. Da ich etwas verlegen und einsylbig antwortete, so glaubte eine alte Hofdame, die der Königin sehr nahe stand, ich wäre vielleicht in der französischen Sprache heimischer und wußte es so geschickt einzufädeln, daß plötzlich die Conversation vom Deutschen in's Französische übersprang und mehre Herren, Militairs und Civilisten, Theil nahmen. Daß ich wie das sonderbarste Wunder der Welt betrachtet wurde, sah ich wohl und fühlte die Nothwendigkeit, mich nicht zu zaghaft, zu schüchtern zu gebehrden. Ich

trat mit den Reminiscenzen meiner früheren, vorgenferischen Zeit mit möglichstem Nachdruck hervor. Dadurch ergab sich wie von selbst, daß sich der Zug in eine halb stehende, halb gehende Bewegung setzte, und wir unter die Orangenbäume zu wandeln kamen. Der König, der eine sehr deutsche Gesinnung prononcirte, begann auf's neue in den vaterländischen Lauten und Alles schien erfreut, zu bemerken, daß der Sohn des alten Generalfeldmarschalls, der so vortrefflich Deutsch, wenn nicht zu sprechen, doch zu fluchen verstand, nicht ganz aus der heimatlichen Art geschlagen war. Unter solchen, mehr oder weniger abgerissenen kürzeren oder längeren Bemerkungen standen wir plötzlich vor den geöffneten großen Fensterthüren der untern Säle des Schlosses. Mon prince, sagte die Königin mit vieler Anmuth, finden Sie hier nicht einige Erinnerungen an Ihre Kindheit? Was wiederhol' ich ihre Worte! Sie bedeutete mich, einen Blick in die Säle zu werfen und nachzusehen, ob dort nicht angenehmere Erinnerungen für mich wären, als die an einen Stein, den ich einmal unglücklicherweise an die Stirn Sr. Majestät geworfen hätte. Ich war befangen, wußte nicht, was sie meinte und trat einem der Säle näher. Die Herrschaften gingen voraus und ich erblickte ein Ameublement von größtentheils schwarzem gothischem Haus-

rath, der dem ohnehin der Sonne abgewandten Zimmer etwas ungemein Düsteres gab. Noch besann ich mich, was man meinen mochte, als eine kleine Uhr einen Choral zu spielen begann. Nun besann ich mich. Ich war auf Hohenberg, in den Zimmern meiner Mutter, die Erinnerungen der Knabenzeit tauchten zauberhaft in meinem Gedächtnisse auf, und ich gestehe Euch, war es die Rückwirkung meiner noch physischen Schwäche, war es die Macht der kindlichen Erinnerung, wie die kleine Uhr auf einer schwarzen Console mit weißen Marmorfüßen den frommen Choral spielte, dem ich als Knabe oft so neugierig gelauscht hatte, trat mir eine Thräne in die Augen und kaum erblickte man meine Rührung, als sich auch die Königin und alle Damen abwandten, um zu weinen. Der König ergriff zuerst gesammelt das Wort und sagte: Mein lieber Fürst, es war ein Lieblingswunsch der Königin, auf einem unserer Schlösser die Einrichtung der Fürstin Amanda von Hohenberg, von der man so viel Geschmackvolles und Sinniges gehört hatte, zu besitzen. Jetzt kennt die Königin aber kein angenehmeres Gefühl, als dem Sohne, dem schon die frommen Klänge dieser Uhr die ganze unersetzbare Seligkeit der Jugendzeit zurückrufen, die Freude zu bereiten, die Ausschmückung dieser Zimmer da wieder hin zu ver-

pflanzen, von wo eine allzugroße Indiskretion und Uebereilung unserer Seits sie vor einiger Zeit entführte, ehe noch der Befehl dazu gegeben war. Die Bewegung, die diese schönen, gar zarten und rücksichtsvollen Worte im Saale hervorriefen, war um so mehr echt, als ich bemerke, daß sie auch auf Euch einen Eindruck machen. Meine Situation, gesteh' ich, war etwas peinlich. Sire, sagt' ich, mich fassend, mein guter Vater war so ein braver Patriot und hat in seiner Weise dem Vaterlande und Ihrem Hause so ruhmwürdige Dienste geleistet, daß es die Güte Ihres Herzens zu sehr in Anspruch nehmen hieße, wenn ich zugeben wollte, daß Sie die kleinen Schattenseiten seines Charakters, die alle Welt gekannt hat, mit dem Mantel der Liebe bedecken wollten. Wenn dieses Zimmer Ihnen die Erinnerung an einen alten Krieger zurückruft, der . . . Nein, nein! unterbrach die Königin meine Ablehnung des sinnigen Rückgeschenkes. Ich würde mir ewige Vorwürfe machen, Prinz, wenn ich die stille Geistersprache, die durch diese scheinbar todten Geräthschaften eine Mutter mit ihrem Sohne reden kann, stören oder unterbrechen wollte. Nein, nein, Prinz, zur Feier Ihrer Genesung gestatten Sie uns, da wir hören, daß Sie Ihre Güter unverändert behalten haben, diese Einrichtung dort wieder aufstellen

zu lassen, von wo aus sie ein übergroßer Eifer, der uns Alle erschreckt hat, zu rasch, zu verletzend für uns Alle entfernte. Dabei fiel der Blick der Königin auf eine lange hagere wie angedonnert dastehende Figur . . .

Dankmar sagte ganz für sich:

O weh!

Egon fuhr fort:

Auf einen hagern sterngeschmückten Mann, der bisher eine außerordentlich selbstzufriedene Rolle gespielt hatte und wahrscheinlich der Intendant der Schlösser und Gärten, mein schlimmer Freund, Herr von Harder, war. Sämmtliche Kammerherren und Offiziere bissen sich auf die Lippen. Es that Allen wohl, nach einem Momente der Rührung sich durch eine kaum unterdrückte Schadenfreude humoristisch zu erholen. Ich nahm nun die Angelegenheit heiter und leicht, erklärte, wenn man die Gnade haben wollte . . .

Pst! rief jetzt Dankmar, unterbrach Egon und blinkte mit den Augen nach etwas, was sich hinter ihnen begab und was er, da er mit Louis rückwärts saß, leichter sehen konnte.

Was ist? fragte Siegbert und lehnte sich rückwärts über den Schlag hinaus.

In demselben Augenblicke schoß ein zweispänniger

## Neuntes Kapitel.

### Eine geheime Reiſe.

Lauter rothe Früchte ſehet,
Schwarze Raben ſehet ihr,
Böſe Zeichen, wo ihr gehet;
Freunde, wohin gehet ihr?
Laßt uns bleiben, laßt uns bleiben,
Weil zurück die Zeichen treiben!

Schi-King.

Wer einem Reiſenden, deſſen Wegen wir noch weiter zu folgen gedenken, auf der Landſtraße begegnete und das geübte Auge eines Menſchenkenners beſeſſen hätte: welche Auslegung würde dieſer wohl dem gemeſſenen Ritte, dem ängſtlichen Blicke, der ſcheuen Rede deſſelben gegeben haben? Leute, deren Beobachtungsgabe nicht weiter reicht, als wo ſie eine Abweichung von ihrer hergebrachten Sitte bemerken, einen Löffel falſch gehandhabt, einen Gruß ſonderbar erwiedert ſehen, waren in der That ſchon oft von dem eigenthümlichen Benehmen unſers Reiſenden überraſcht worden. Wo er einen Ort verließ, ſahen ihm die Bewohner mit langen Geſichtern nach, ſteckten die Köpfe zuſammen und verwunderten ſich über die auffallenden Anomalieen von dem landesüblichen

Wagen im vollen Laufe vorüber, mit den bekannten beiden Bedienten Ernst und Franz ... Die Excellenz von Harder! Unmuthig, die schwarzen Augenbrauen tief heruntergezogen, lag sie in dem Wagen, die Arme übereinandergedrückt. Auf dem Bocke saß neben dem Kutscher zu Tankmar's Bedauern der Gartenin spektor Mangold, der freundlich und heiter seine Mütze zog und die Gesellschaft grüßte, während der mit Mangold's geistigen Kälbern pflügende Hofmann Dankmarn, den er in seinem Glücksrausche auf der Terrasse nicht gesehen hatte, jetzt in seinem Misgeschick vollkommen erkannte und den spöttischen Gruß, den ihm der Entführer des Bildes, der Mitverschworene Melanie's, mit großer Bestissenheit zuwarf, mit einem kaum achtenden Griff an seinen Hut erwiderte.

Die Miene eines Hofmannes, der so ganz allein mit einer langen königlichen Nase in stiller Einsamkeit da vorüberfuhr, war in dem Grade komisch, daß Alle herzlich lachten und sich von der peinlichen Stimmung, die denn doch die Erzählung des jungen Fürsten hervorgerufen hatte, befreit fühlten.

Egon setzte nun noch hinzu:

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen bat ich die Majestäten um die Gnade, mich nächstens im Schlosse vorstellen zu dürfen und empfahl mich mit

Drommeldey, der mich draußen auf der Terraſſe erwartete, unter den herzlichſten Glückwünſchen für meine Geneſung. Der Schalk hat mir indeſſen geſtanden, daß dies Abenteuer nicht ganz zufällig war.

Die Bedienten, beſtätigte Dankmar etwas bitter, die dort eben vorbeifuhren und der Mann in der Mütze auf dem Bocke, ein Gartenineſpektor, waren im Einverſtändniſſe und haben zum Schloſſe hinauf das Zeichen unſrer Ankunft gegeben.

Das iſt mir, ſagte Egon, das einzige Verdrießliche an dem Vorfall, der an und für ſich mir ſehr wohl gethan hat.

Warum wollen Sie dieſe Verabredung verdrießlich nennen? ſagte Siegbert, der ſein Mildern, Ausgleichen, Verſöhnen nicht laſſen konnte. Ich bin kein begeiſterter Monarchiſt, aber ich finde die Aufmerkſamkeit ſehr artig und bin überzeugt, daß dies Abſchütteln einer läſtigen Acquiſition, des Mobiliars Ihrer Mutter, allgemein die Geſellſchaft entzücken wird.

Das Gute daran iſt beſonders auch die Naſe der Excellenz von Harder, ſagte Dankmar und zündete ſich auf's neue die ausgegangene Cigarre an. Die Bedienten, fuhr er fort, waren wol nicht aufgeſtellt, weil ſie den Gefangenen vom Pleſſener Thurme, ſondern mich, den Begleiter von Melanien, kannten.

Jetzt erinnere ich mich der langen Hälte und Zeichen, die dieſe Schlingel machten, als wir am Portal hielten . . .

Wunderliche Welt! ſagte Egon kopfſchüttelnd. Was ſich da Alles wie ein Schneehaufen zuſammengeballt hat und nun ſo einfach am Sonnenſtrahl eines königlichen Wortes auseinanderſchmilzt! Ich werde dich bitten, lieber Louis, daß du Hennisch veranlaſſeſt, ſeine Rückreiſe um einen Tag aufzuſchieben und die ganze Beſcheerung wirklich nach Hohenberg mit zurückzunehmen.

Louis deutete an, daß er Dies gern beſorgen wollte.

Ja, ja, Louis, ſagte Egon ſcherzend, nun ſind wir im Netz. Nicht wahr, jetzt werd' ich mich wie Euer Barnave, du kennſt die Revolutionsgeſchichte beſſer als ich, für die ſchönen Augen meiner Königin opfern und mit Blondel ſingen: O Richard, mon roi, si l'Univers l'abandonne — Das denkſt du doch!

Louis machte eine Bewegung, die allenfalls ſagen konnte: Allerdings!

Wenn ich auf Trommeldey horen wollte, ſagte Egon, ſo war dieſer königliche Gnadenakt auch zugleich wirklich ein Aufruf an meine Loyalität, der etwa ſoviel heißen wollte: Beſter Hohenberg, Sie haben ſich in der Welt umgeſehen, man beobachtet Sie, man

erwartet etwas von Ihnen; wir brauchen Freunde, tummeln Sie sich jetzt, machen Sie keine dummen Streiche, wählen Sie vernünftigen Umgang, verwirren Sie die Debatte nicht durch neue sogenannte Gesichtspunkte und dergleichen Thorheiten mehr . . .

Die Aerzte sind Optimisten, sagte Dankmar.

Er gestand mir kürzlich schon am Krankenbett, bestätigte Egon, daß er zum Neubund gehörte und versicherte mich, ich sollte ihn darum nicht für geschmacklos halten. Er sprach wie einst Schlurck im Heidekrug. Es gäbe Zeiten, wo man das Auffallende mitmachen müsse, um nicht selbst aufzufallen. Er ist schlau und deutete an, ich sollte mir eine politische Stellung machen. Daß er, als seine List gelungen war, sie sogleich eingestand, beweist eine gewisse Gutmüthigkeit.

Herr Dankmar glaubt eine Candidatur für den Prinzen Egon von Hohenberg aufstellen zu können, fiel Louis Armand ein. Wie nun, wenn der junge Staatsmann auf der Tribüne stünde, für die Rechte der Völker sprechen wollte und in demselben Augenblicke fielen ihm die gerührt weinenden Augen seiner Königin ein?

Du regst eine Frage an, lieber Louis, sagte Egon, die durchaus nicht persönlich, sondern principiell ist.

Ich halte es allerdings für schwierig, sein Verhältniß zur freisinnigen Erörterung politischer Zustände mit jenem Maße von Achtung in Einklang zu bringen, das man der Monarchie und allen ihren Traditionen persönlich zollen muß. Ist der monarchische Begriff unvollkommen vertreten, hat man es mit schroffen, anmaßenden Fürsten zu thun, so wird uns der Kampf gegen das Uebermaß ihrer Prärogative leichter werden. Schmerzlich aber ist es allerdings, mit liebenswürdigen Persönlichkeiten in principiellen Conflikt zu gerathen!

Ein anständiger Republikaner, bestätigte Dankmar etwas ironisch und meinte es doch ernst, ist allerdings zu bedauern. Man will denn doch nicht dastehen, als hätte man seinen Knigge nicht gelesen. Die Henker sogar haben in der Geschichte, ehe sie die traurige Kunst ihres Schwertes zeigten, gewisse Personen selbst vorher um Entschuldigung gebeten.

Siegbert meinte, Das wäre ein sehr großer Fehler der bevorrechteten Stände, daß sie sich keine Politik ohne Mißachtung der Personen denken konnten und wiederum wären unsere Zeitgenossen gerade noch deshalb für die Politik unreif, weil sie, wenigstens in dem Staate, in dem sie lebten, die Personen ganz und gar mit dem Principe verwechselten. Nehmen

Sie diese Flottwitz, sagte er. Tausende sind wie diese! Sie halten sich an die persönliche Erscheinung der Monarchie und wollen wie Wundergläubige die Kraft ihrer Andacht nur durch die Unmittelbarkeit der Berührung stärken.

Oder, sagte Dankmar, der trotz einer gewissen Aufregung durch das Interesse für Mangold und Auguste Ludmer besonders guten Humors war — die Flottwitz und die Nase der Excellenz hatten ihn belustigt — oder sie stärken ihre Andacht durch ein unmittelbares Eingreifen, besonders in die königliche Chatoulle. Ja, Egon, ich gedenke, von dem Heidekrüger Justus, der dreimal gewählt worden, zwei Chancen für dich zu gewinnen und bei dieser Gelegenheit ihn zu fragen, ob der pensionirte Major vom Busche, der in seinem Wahlkreise die großen Adressen für Fürst und Vaterland preßte, jetzt auch noch das Geld für die Noten bekommt, die seine Tochter auf einem vom König ihr geschenkten Pianoforte spielt.

Verkehrte Welt! rief Egon nach Erzählung dieser Anekdote aus. Hier haben wir noch die arkadischen Sitten patriarchalischer Zeiten, dort nagt die Zweifelsucht schon Alles in Millionen zusammenhangloser Atome! Nenne uns Einer das Zauberwort, das neue Menschen schafft, die für die alte Welt passen, oder

eine neue Welt, die die alten Menſchen nimmt, wie ſie einmal ſind! Nichts ſchickt ſich mehr in's Andre. Der Stoff, der Jahrtauſende lang die Herzen kittete und band, ſcheint verbraucht. Die Eckſteine ſind verworfen und wo gibt es neue? Das Todesbeil kann kein Leben ſchaffen. Aus dem Blute der Geopferten ſteigt die Rache und kein Segen blüht, wo einmal geflucht wurde. Die Menſchheit geht nicht die richtige Bahn. Wer greift die Zügel und ſchleudert das Gefährt auf die Seite, wo keine Abgründe drohen? Ich ſuche eine Formel, eine Lehre, die größer iſt als alle Könige der Welt und vor der die Könige und Bettler zugleich anbeten! Pflicht! Pflicht! Trätest du aus den Wolken und zögest wie eine entſchwebende Glorie über die Erde hin, daß Alle die Hände ausſtreckten und riefen: Bleibe bei uns! Verſpottet mich nicht Freunde, die Scene mit dem Königspaare hat mich doch ſo aufgeregt, daß ich blutige Thränen weinen möchte, wie Alles doch ſo verkehrt geordnet, ſo toll verwirrt, ſo unauflöslich und unentwirrbar iſt.

Dankmar warf ſeine glühende Cigarre aus dem Wagen, ſo erſchreckte ihn die Art, wie Egen ſeine Scherze aufnahm ... Er fragte, ob er Egen verletzt, gekränkt hätte.

Nein, ſagte dieſer bewegt und reichte allen Dreien

die Hand; ist es nicht erschütternd, daß wir vier, die wir die Dinge, wie sie jetzt gehen, mit gleicher Aufrichtigkeit hassen, uns doch nicht vereinigen können über den Weg, wohin sie gehen sollen? Da ein Communist, hier ein Radikaler, Freund Siegbert, wie ich schon höre, als wir auf die Terrasse stiegen, ein idealer Sozialist, und ich . . .

In diesem Augenblicke ertönte in der Ferne ein greller Pfiff. Der Kutscher hieb so heftig in die Pferde, daß der Ruck, den der Wagen dadurch erhielt, Egon's fernere Rede unmöglich machte.

Die Eisenbahn! riefen die Bedienten fast sich überneigend.

Man sah in der merklich vorgeschrittenen Dämmerung den Rauch einer daherbrausenden Lokomotive. Der Kutscher wollte ihr zuvorkommen und den Durchschnitt der Bahn noch gewinnen . . . Aber schon fanden sie die Barriere verschlossen und mußten halten.

Wie sie so stillhielten, kam von der andern Seite mit gleicher Schnelligkeit eine Gesellschaft zu Pferde. Auch sie glaubte noch das Schließen der Schranken überholen zu können, .m aber ebenfalls zu spät. In der vom dunkeln mit Wolken gemischten Abendroth widerstrahlenden Beleuchtung nahm sich diese Cavalcade, an deren Spitze eine Dame hielt, außerordentlich

malerisch aus. Wenn der Herbst ohnehin so reich an schönen Wolkenmomenten ist, so hatten sich gerade heute dunkelrothe, blaue und gelbe Farben zu einem Hintergrunde gemischt, aus welchem diese Rosse, diese Reiter und diese Amazone sich mit der lebendigsten Wirkung abhoben. Dazu rollte in weiter Ferne ein Donner und ein leichter Blitzschimmer zuckte zuweilen durch das dunkle Gewölk, das jene Reitenden nicht zu achten schienen.

Wie die Amazone in einem schwarzen Sammetrocke mit langherabhangender Schleppe und einem förmlichen Männerhute, der ihr jedoch mehr im Nacken, als auf der Stirn saß, so gewaltsam mit ihren Begleitern heransprengte, daß im Augenblick, als die Schranken geschlossen wurden, die Pferde fast auf die Kruppe zu stehen kamen, erkannten die Brüder Wildungen Melanie Schlurck.

Egon, der von der Schönheit dieser majestätischen und in der grellen Beleuchtung des farbenreichen Abendhimmels doppelt blendenden Erscheinung mächtig ergriffen wurde, entdeckte sogleich, daß die Brüder die Reiterin kannten. Dankmar, statt ihm zu sagen wer sie war, fragte, ob er sich nicht einer ähnlichen Scene bei Hohenberg im Walde erinnerte?

Wohl, sagte Egon, das ist Dieselbe, die uns in

dem Augenblicke begegnete, als uns von unserm Wägelchen der junge, rothhaarige Führer durchging, Schlurck's Schreiber ...

Und dies ist Schlurck's Tochter, die schöne Melanie, wie man sagt die Verlobte jenes jüngern Mannes, der ihr zur Seite reitet, des Stallmeisters Lasally. Ich täusche mich nicht, es sind dieselben Herren wie damals. Der Justizdirektor Herr von Zeisel, und der Banquier von Reichmeyer ... die Andern kenn' ich nicht.

Siegbert grüßte über die Barriere hinüber: nicht minder bewegt, wie Dankmar, der beim Anblick des schönen, ihm zu jeder Stunde so liebevoll und freundlich gewesenen Mädchens seine gewöhnliche Selbstbeherrschung verlor und nicht jede Frage verstand, die Egon an ihn richtete.

Die Lokomotive kommt, sagte Louis, die Dame ist der Barriere zu nahe.

Und Egon, sich auf den Anblick dieses Mädchens in jener Mondnacht, wo sie im Nachtkleide zum Fenster seines Schlosses in Hohenberg hinausblickte, von neuem wohlbesinnend, ergriffen von der Möglichkeit, daß das Roß des schönen Mädchens scheuen könnte, sprang auf und rief hinüber:

Ich bitte Sie, Fräulein! Reiten Sie zurück!

Herkommen, welche ſie an dem Fremden bemerkt hatten. Der Eine behauptete, jener Merkwürdige hätte Meſſer und Gabel ganz natürlich am Leibe gewachſen gehabt und Alle, die ihn geſehen, gaben ihm darin Beifall; denn er hatte durchaus nach einem Beſteck nicht gefragt und ſich ohne weiteres der langen Fingernägel zum Zerſchneiden und Halten der Speiſen bedient. Der Andere ſchwur bei allen Heiligen, dem Fremden hätten die Beine gefehlt und alle Welt konnte dieſem Urtheile nur beiſtimmen; denn der abenteuerliche Mann hatte da, wo jeder in Tibet ſeine Beinkleider trägt, einen großen, faltigen, ſeidenen Rock, der ſeine Mängel gleichſam verbergen ſollte und war ſo ſchwach auf den Füßen, daß ihn ſein Diener immer aufs Pferd mehr tragen, als führen mußte. Wie kann er aber Füße beſitzen, wenn es ihm an Beinen fehlt? O traue man doch den Tibetanern nicht ſo ſcharfſinnige Schlußfolgen zu! Jedermann war damit einverſtanden, daß jene in der That vorhandenen Füße entweder nur falſche geweſen wären oder wegen ihrer übergroßen Kleinheit als wirkliche, eigenbeinige Füße gar nicht gerechnet werden konnten.

Bei ſolchen Beobachtungen ließ es ſich auch nicht anders vermuthen, als daß der Reiſende, wenn der Schwanz ſeines Pferdes über das Heck der Dörfer hinaus war, eine förmliche Mythologie in ſeinem Rücken zurückließ. Mit dem zufallenden Heck ſchloß ſich für die Landbewohner eine himmliſche Erſcheinung, die ſie ihres Beſuchs gewürdigt hatte, und an die wenigen Kupfermünzen, welche der Fremde in ſeiner Herberge für Nachtquartier, Nüſſe, Käſe, Streu und Futter für ſeinen Gaul hinterließ, knüpften ſich Erzählungen, welche bald ins Sagenhafte und Ungeheure übergingen und die ihre werth-

Reichmeyer und Zeisel zogen unablässig den Hut und schienen ganz die Meinung des Prinzen zu theilen ...

Melanie lehnte sich von ihrem englischen Sattel ein wenig seitwärts, um die donnernd heranbrausende Lokomotive nicht zu sehen und kehrte ruhig lächelnd und für die bewiesene Theilnahme sich leicht verbeugend, als sie vorbei war, wieder in ihre alte Stellung zurück ... Lasally faßte ihre Zügel. ... Sie schien es verhindern zu wollen ... In dem Augenblick fuhr der Train mit seinem feurigen Vorspann mit wuchtvoller, centnerschwerer Sicherheit über die Schienen hin ... Als er vorübergedröhnt war, wurden die Schranken geöffnet ... Egon's Pferde zogen an. Melanie mit einer eigenthümlichen Befriedigung auf Daufmar, Siegbert und den ihr bisher nur in einer Blouse bekannt gewordenen, jetzt endlich, endlich sichtbaren wahren Prinzen Egon herabsehend, sprengte nicht ohne Stolz und mit einem eigenen lächelnden Ausdruck an ihnen vorüber ... Die Andern folgten ... außer Herrn von Zeisel, der am Wagenschlage seiner Herrschaft hielt und um die Befehle der Durchlaucht bat, ihm Glück wünschend zu der ersten Ausfahrt.

Bei diesem Wetter reiten Sie? fragte Egon. Wir werden einen Sturm haben.

Grillen eines schönen liebenswürdigen Mädchens, Durchlaucht! sagte Zeisel etwas verlegen.

Sagen Sie diesem Mädchen, daß sie ein Engel ist! Kommen Sie doch morgen mit Hennisch ganz früh zu mir. Ich habe weitläuftige Aufträge für Sie! Aber jetzt Adieu! Adieu! Grüßen Sie die Amazone! Verspäten Sie sich nicht!

Herr von Zeisel zog den Hut ehrerbietigst und ritt in etwas unfreiwilligem Galopp seiner Gesellschaft nach . . .

Egon blieb einen Augenblick aufgerichtet im Wagen . . . hielt sich, da die Federn schwankten, an der Rücklehne . . . und schaute, trunken vor Interesse.

Vom schwarzdunkelblauen Hintergrunde aus nahmen sich die Reiter wie die Boten des Sturmes aus. Ein Blitzstrahl zuckte über Melanie hin, eben als sie sich noch einmal umwandte. Der Schimmer erleuchtete bläulichweiß ihre edelgeformten Züge, in denen Siegbert, leise zum Ohre des Bruders gewandt, etwas Melancholisches, Kummervolles entdeckt haben wollte, das ihr sonst so fremd war . . .

Egon konnte, als sie weiter fuhren, nicht begreifen, wie ihm diese Erinnerung jemals hätte schwinden können!

War es die Sorge um die Störung durch den

närrischen Einfall deines Begleiters, sagte er, oder lebten meine Gedanken nur in Dem, was ich auf dem Schlosse meiner Eltern vorhatte, ich erinnere mich wohl, auch schon damals von dieser blendenden Erscheinung überrascht gewesen zu sein, allein der Eindruck schwand und erst jetzt erneuert er sich in ganzer Frische. Wie sind diese Formen des Halses und der Brust so regelmäßig! Wie vollendet gewölbt ist dieser Rücken, den ich mich nur erinnere, an einer Statue der Venus im Pariser Louvre gesehen zu haben! Und diese Rundungen, die von den freien Schläfen und der klaren Stirn herab sich über die Wangen zum Kinn ziehen, wie weich! Wie Wachs! In dem Munde liegt ja ein ganzes Compendium jener Mimik, die Frauen von einer nicht zu excentrischen Leidenschaft und einer bewußten Wärme ihrer Empfindungen so sehr in der Gewalt haben!

Die Gebrüder Wildungen sahen von ihrer eigenen Liebe getroffen wehmüthig zu Boden . . .

Wie es zwischen jungen Männern zu geschehen pflegt, ihre Gespräche beginnen mit dem Universum und hören mit den Frauen auf. Es ist das einzige Thema, wo alle Parteien sich rasch verständigen und über den Begriff der Schönheit soviel Nüancen zulassen, wie nie über einen ideellen andern Gegenstand.

Da iſt der entgegengeſetzteſte Geſchmack zu vereinigen und es läuft bei den verſchiedenartigſten Weſen, die man vergleicht, immer darauf hinaus, daß Dasjenige für wahrhaft ſchön erklärt wird, was gefällt.

Louis hatte in dieſer Unterhaltung, die bei dem raſchen Zufahren des Wagens ſehr lebhaft geführt werden mußte, um ſich verſtändlich machen zu können, die angenehme Genugthuung, daß Egon ſeine Beiſpiele lieblicher Erſcheinungen aus der Frauenwelt von ſeinen Erinnerungen aus Lyon hernahm und mit einem dem Bruder Louiſon's gebotenen Handdrucke ſagte:

Louiſon hatte Alles, um zu gefallen. Augen, die nicht unſtät umirrten, Augen, die, wenn ſie empfand, ſtillſtanden und Den, den ſie anſah, ganz in ſich aufnahmen, ja hinüberzogen wie in eine träumeriſche Vergeſſenheit aller Dinge! Louiſon hatte die ſchönſten Zähne und lachte doch nur ſelten! Wer die Eitelkeit der Frauen kennt, wird begreifen, was es heißt ſchöne Zähne haben und nicht jedes Wort mit einem Lächeln begleitet ſehen. Stieg ihr dann aber auch der Schalk in den Nacken, wie konnte ſie ausgelaſſen ſein! Wie ſchlug ſie den Arm um meine Schulter und blies mir, wie ein Kind, dem Stäubchen in's Auge geflogen ſind, ſo von der Stirn jede Wolke des Unmuthes! Da konnte ſie ſich ſchmiegen, der zarten lieblichen Ge-

ſtalt Wendungen geben, wie der Knabe einer Weidengerte. Ja, wenn ich oft zürnte und über Mancherlei ſchmollte, war's da nicht wie mit der Blume im Topfe, die der Sonne zugewendet blüht? Man dreht den Scherben um, läßt die Blumenkrone in den Schatten ſehen und in wenig Stunden langt ſie mit ihren Armen doch ſchon wieder nach der Seite des Lichtes hin! Ich will Louiſon's Andenken nicht entweihen und von ihrem Kuſſe ſprechen. Aber Das kann ich ihren Zärtlichkeiten nachſagen, Louis, daß ſie die Eingebungen des Herzens waren. Was das Raffinement des Verſtandes, die kalte Leidenſchaft, die gemeine Erfindung, die Liebe entweihend, an Myſterien der Hingebung nur ergrübeln kann, das kam unſrer armen Louiſon wie ein Einfall der Schalkhaftigkeit und Laune. Ich behaupte, iede Zärtlichkeit eines Weibes, die nicht der Herzensgüte entſtammt, iſt ein Gift und rächt ſich durch den Ueberdruß. Ich haſſe das ſtürmiſche, haſtige Naſchen vom Baume der Erkenntniß. Aber ekel ſieht die Aſche der verglühten Leidenſchaft aus! Ah, Louiſon! Du hatteſt ein Geheimniß, das ſo Wenige verſtehen: Du ſchwiegſt, wenn du liebteſt! O wie beredtſam war dies Schweigen! Wie genügte dieſe ruhige, ſtille, ſtundenlange träumeriſche Umarmung! Dieſer einzige Blick, wenn ſie zu meinen Füßen ſaß und nur aufſchaute und

sagte: Rühr' dich doch nicht! Ich brauche nur deine Augen zu sehen! Und Das that sie stundenlang, hielt meine Hand und schwieg. Und nun schweigt sie für ewig!

Die Einfahrt in die lebhafte Vorstadt, der Hinblick auf die eben aufblitzenden Gasflammen der dunkeln innern Stadt brach diese wehmüthige Wendung des Gespräches ab.

Egon ermannte sich, dankte den Brüdern Wildungen für den freundlichen, ihm bereiteten Tag und bat nur entschuldigen zu wollen, daß er mit seinem Freunde Louis die Ruhe suche. Er fühle sich erschöpft, bedürfe für morgen gestärkter Kräfte und dann zu Louis sich wendend, sagte er:

Mit Heumisch wirst du vielleicht noch heute sprechen, nicht wahr?

Laß mir jede Sorge, Freund! antwortete Armand. Ihm und Zeisel übertrage das Delogement der wiedereroberten Andenken an meine Mutter! Ich nehme die Sachen nach Hohenberg. Gnaden und Herablassungen dieser Art muß man so nehmen, wie sie geboten sind, sonst ängstigt man den Geber und läßt ihn glauben, man fühle sich durch seine Güte verletzt oder wisse sie nicht zu schätzen.

Es trat eine Pause ein. Man hatte zuviel erlebt, zuviel Eindrücke führte man mit sich heim . . .

Der Wagen rollte pfeilſchnell ...

Doch ſagte Egon, gleichſam um der Bekanntſchaft des ihm ſo wohlthuenden Siegbert die letzte Weihe zu geben:

Sprechen Sie noch heute die Fürſtin Wäſämskoi?

Siegbert bejahte.

Nun, ſo bereiten Sie mir daſelbſt für morgen einen günſtigeren Empfang vor, als ich nach der ſchlimmen Meinung der Kinder ſcheine erwarten zu dürfen. Jedenfalls muß ich Rudhard ſehen, deſſen Namen ich ſo verehre, daß ich mich in Frankreich nach ihm nannte. Sagen Sie ihm Das! Ich habe viel von Dem, was meine Mutter ihn ſo übel empfinden ließ, wieder gut zu machen und ſind auch meine Mittel gering, ſo gehört er, das weiß ich, zu Den Menſchen, die ſich auch durch Geſinnung belohnt fühlen.

Nahe beim Palais des Prinzen ſtiegen Dankmar und Siegbert aus und mußten verſprechen, morgen bei Egon zu ſpeiſen.

Wir haben auch wegen der Deputirtenwahl zu reden, ſagte der Fürſt lächelnd.

Wohl, erwiderte Dankmar, dieſe Angelegenheit kann nicht ſchnell genug betrieben werden.

Als Louis den Schlag von innen zudrückte, gab ihnen Dankmar, dem Arbeiter wie dem Prinzen, mit gleicher Herzlichkeit die Rechte.

Die Brüder ſahen dann dem Wagen nach, wie er raſſelnd in das Portal des Palais einfuhr ...

Biſt du befriedigt? fragte Dankmar, als ſie allein waren.

Vollkommen! erwiderte Siegbert. Dieſer Ogon beſitzt den Stoff zu einer großen Zukunft!

Was ich thun kann, ihn hochzuhalten, ſoll geſchehen und müßt' ich ſelbſt der Schemel dazu ſein; ſagte Dankmar.

Warum ſprachſt du nichts von unſerm Proceß? fragte der Bruder.

Bei günſtigerer Gelegenheit. Wir ſind ihm noch zu ideell ... Und nun: Guten Abend, Bruder! Du gehſt zu ...

Wohin anders als zu meinen Kranken, ſagte Siegbert faſt wehmüthig. Denn Das ſind dieſe Wäſamskoi's! Sie bedürfen meiner um zu leben und ich fühle, wie qualvoll die Leiden ... eines Magnetiſeurs ſein mögen.

Die Kleine iſt lieblich, voll Charakter, reif zu einem Roman! ſagte Dankmar voll Herzlichkeit, die ſchmerzliche Wehmuth des Bruders wohlverſtehend. Warum weinte ſie? Gewiß nicht deshalb, weil du nicht mit ihr fuhrſt ...

Sie weinte, ſagte Siegbert bebend, weil ſie glaubt, daß ich die Mutter liebe ...

Richtiger, ſagte Dankmar ernſt und voll Schmerz, weil dieſe Mutter dich in Wahrheit liebt!

Siegbert ſchwieg ...

Beide Brüder ſtanden ſich ſo voll innerſtem Antheil gegenüber.

Ich gehe nach Haus, ſagte Dankmar, um für uns zu leſen, zu ſchreiben, zu arbeiten. Vielleicht auch noch etwas auf das Café Richter!

Komm' nicht zu ſpät!

Die Brüder trennten ſich mit innigem Händedruck ...

Hätten ſie noch einige Minuten gewartet, ſo würden ſie noch Louis getroffen haben, der eben raſch, verſtört und in großer Unruhe aus dem Portale trat ...

Was war ihm begegnet?

Nichts, als daß er den Prinzen die Treppe hinaufführte und ein Licht aus einer der dienenden Hände nahm, um Egon in ein ſchon dunkles Zimmer zu begleiten ... Wie er an das letzte kam, dem Egon, um ſich auf ſeine weichen Polſter zu werfen, mit rechtem Verlangen ſchon näher entgegentrat, hörte er drinnen den jubelnden Ausruf einer weiblichen Stimme: Egon da biſt du! ... Er trat ahnend näher, das Licht erloſch, er hörte den feurigen Kuß einer ſehnſuchtsvollen, zur raſendſten Ungeduld geſteigerten Begrüßung ... er fühlte eine weiche Hand, die einen elektriſchen Schlag

auszusprühen schien, die seine ergreifen und ihn mit einer einzigen Bewegung fast an die Thür zurückschleudern ... Er trat von selbst zurück. Die Thür fiel in's Schloß und wurde von innen verriegelt ... Louis stand eine Sekunde im Dunkeln, besann sich und suchte mit raschem Entschlusse, weil sein beklommenes Herz zu ersticken fürchtete, das Freie.

Vergebens sah er sich nach den Brüdern um, von denen er nichts mehr entdeckte. Ein ferner Donner rollte und helle Blitze zuckten ... Dennoch langsam und tiefaufseufzend ging er der Wallstraße zu, um Heunisch's Abreise noch um einen Tag zu verhindern und sich durch einen freundlichen, Franziska dargebrachten Abendgruß für seine Befürchtungen über die Aussöhnung zwischen Egon und Helene d'Azimont zu trösten.

losen Urheber zu Midasschätzen ausprägten. Wär' es ein gewöhnlicher Reisender gewesen, so würd' ihm bei dem gänzlichen Mangel an Fremdenbüchern in Tibet zwar die Erinnerung und die Tradition ein unverloschenes Andenken gesichert haben, aber seine Kanonisation vielleicht erst um einige Monden später eingetroffen sein. Wir sagten jedoch schon, daß es kein gewöhnlicher Pilger war und werden es daher erklärlich finden, wenn ihn beim letzten Wiehern seines Rosses, das man im Thale noch hören konnte, die Tradition schon zum Gotte gestempelt hatte und ihm von der ewig jungen Sage schon in den Fabeln und Mythen ein Platz zugewiesen war, als hätt' er ihn vor tausend Jahren schon in Besitz genommen.

Die tibetanischen Dörfler sind aber auch consequent in ihren Phantasieen. So rasch sie im Vergessen sind, so schwer kommt ihnen das Erinnern an. Wen sie, ehe noch die Tassen ausgewaschen sind, aus denen er seinen Morgenthee getrunken, schon zum Gott gemacht und um tausend Jahre zurück in die Vergangenheit geschoben haben, können sie den noch als jenen irdischen, übernachteten, zahlungsquitten Menschen ansehen, wenn die Tassen schon so weit gekommen sind, daß sie an der Luft abtrockneten? Wir müssen es ganz in der Ordnung finden, daß sie den Diener, welcher in das Dorf zurückgesprengt kam, um ein von seinem schon kanonisirten Herrn vergessenes Necessaire zu holen, mit verwunderten Augen ansahen und seinen Verstand eben so in Zweifel zogen, wie er mit lärmenden Worten ihre Ehrlichkeit. Sie hatten über den Herrn des treuen Dieners schon, den Moderduft einer tausendjährigen Vergangenheit verbreitet, wie konnte ihnen ein vermißtes Necessaire anders klingen

## Vierzehntes Capitel.

### Wahre innere Miſſion.

Als an demſelben Tage Mittags Louiſe Eiſold nach Hauſe gekommen war und ſich in ihrem Hinterhofe auf der Brandgaſſe die ſteile Treppe an dem glatten Seile hinaufgeleiert hatte, wenn man einen Ausdruck der Mägde am Brunnen auf die Erleichterung des Emporſteigens über eine ſo halsbrechende Treppe anwenden will, waren ihre Kleinen über den Ausgang, der doch eine Stunde gedauert hatte, ungeduldig genug geworden.

Das Jüngſte, die kleine Johanna, wollte ſich von Friederike und Heinrich nicht beſchwichtigen laſſen, und ſchon auf der Treppe, wo ihr eine Nachbarin, der ſie die Aufſicht übertragen hatte, ſagte, daß Alles gut ſtände, hörte Louiſe doch den kleinen Schreihals, den ſie ſchon auf der Galerie durch laute Schmeichelworte be-

ruhigte, ehe ſie noch eintrat und das nach ihr verlangende Kind auf den Arm nahm.

Das einfache Mahl war ſchon früh Morgens zubereitet und ſtand bei der warmen Aſche auf dem Feuerherd. Der Brei für das weinende Kind war bald gewärmt und mit hundert Liebkoſungen und Schmeichelworten, mit hundert ſcherzenden Anklagen ihrer ſelbſt, auf ihrem Schooße ihm dargereicht.

Als der letzte Löffel voll verſpeiſt war, that es auf ein paar Strophen vom ſchwarzen und weißen Schäfchen die Aeuglein zu und ſchlief ein.

Jetzt kamen Riekchen und Heinrich an die Reihe des Speiſens. Der kleine Zweijährige lärmte auch und jammerte. Dem gab Louiſe es aber ſchon derber mit Anwendung der Strafrechtsprincipien nicht auf ſich, ſondern den Kleinen ſelbſt. Aber Heinrich beruhigte ſich erſt, als er die Löffel klappern hörte und Riekchen das Salzfaß brachte, das Louiſe immer zu vergeſſen pflegte. Nun fehlten freilich noch Linchen und Wilhelm, aber auf dieſe kleinen Zeitungsträger war nie ſicher zu rechnen. Oft blieben ſie über Mittag ganz aus und halfen ſich durch Brot und ſchlechten Kaffee, den ſie ſich dicht bei der Druckerei in einem Keller geben ließen. Karl, der Aelteſte, aß draußen in der Willing'ſchen Maſchinenfabrik.

Als Louise gebetet, vorgelegt, Brot geschnitten, sich und die Ihrigen mit der einfachsten Kost gesättigt hatte, deckte sie wieder ab und besorgte die Wiederherstellung der Reinlichkeit in der Küche. Dann lüftete sie das Fenster, um den Essiggeruch zu vertreiben. Hannchen schlief, auch Heinrich streckte sich jeden Mittag noch etwas in dem alten Lehnstuhl des seligen Urgroßvaters. Rickchen hatte im Zimmer keine Geduld, sondern kletterte die Stiege hinunter und hüpfte in dem Hof und auf der Straße umher. Louise aber ging an ihren Stickrahmen und eilte sich, das Versäumte nachzuholen. Heute nach der Anregung durch Franziska, durch das Gedicht, durch die Erinnerung an Hackert ging die Arbeit ganz besonders flink. Und die Aussicht auf die Waldpartie am nächsten Sonntag machte ihr die Hände vollends noch einmal so rührsam.

Das äußere Leben armer Menschen, die fleißig sind, ist einfach. Eine Viertelstunde in Einem weg das Haupt gebeugt, immer den Rücken gekrümmt, dann einmal ein Blick durch die bleigefugten kleinen Fensterscheiben, ein Blick nur, ein ganz kurzer ... Es gibt immer etwas zu sehen. Ein Spatz fliegt an's Fenster, ein Käfer brummt in den paar bescheidenen Lack- und Resedastöcken draußen auf einem seit langer Zeit verwitternden Blumengerüst. Drüben auf dem

Dache klettert behend eine Katze und ſchleicht mit ihren ſammetweichen Pfoten behutſam um den großen Hauslauchknollen herum, der unter einer Dachluke wild hervorgewachſen iſt. Bei jedem Blicke, den ſich Louiſe alle Viertelſtunden einmal gönnte, blieb immer etwas haften, was ſie von der wogenden unruhigen innern Welt, die in ihr lebte, ein klein wenig tröſtend und beſchwichtigend abzog und ſollt' es nur die Freude über den blauen Himmel ſein. Die böſen Wölkchen, die ſich von der Terraſſe in Solitüde ſehen ließen, brauchten lange Zeit, bis ſie in dem kleinen Gevierte von Himmelsluft, das man von dieſem Hinterhofe aus überſchauen konnte, geſehen oder auch nur geahnt wurden.

Ein Beſuch fand ſich hier oben, ſeit der alte Urgroßvater in das große Kunſtwerk der Weltenuhr blickte und keine irdiſchen Zeitmeſſer mehr zu regieren brauchte, ſelten ein. Bei Herrn Murray nebenan war es ſo ſtill, wie es bei Hackert geweſen war. Schmelzing, der für Dichter, Schauſpieler, Advokaten und die Polizei Copiaturen fertigte, war auch nicht mehr da. Der war oft verliebt zu ihr gekommen und hatte ſie mit ſeinen Zärtlichkeiten beläſtigen wollen, ihr aber mit ſeinen Schreiberärmeln nur ihre Arbeiten „verwuſchelt." Einen Gaſt, der ſich auch um die Mit-

tagszeit zuweilen einfand, den grauen Herrn Bartusch, ließ sie kalt und um so spröder an, als sie in ihren spärlichen Finanzen Ordnung hielt und sich vor ihm nicht zu demüthigen brauchte. Gestern erst hatte sie ihm gesagt, er möchte sie mit seinen Besuchen, die immer mit soliden Dingen anfingen und mit versuchten garstigen Zumuthungen endeten, verschonen. Ja sie ging sogar in ihrer jeweiligen kleinen Malice so weit, dem alten unverbesserlichen und von seinem Temperamente wahrhaft geplagten Herrn zu sagen, sie wolle die Maler-Guste, die Frau Rathsdienerin Spieß und ähnliche Favoriten Seiner Gestrengen nicht auf sich eifersüchtig machen. Daß sie ihn bei alledem doch nicht ganz ungern kommen sah, lag darin, daß er Manches über Menschen plauderte, die ihr lieb und werth waren. Von Hackert hatte er ihr zu ihrem Schrecken erzählt, daß er wirklich beim Oberkommissair Par arbeitete und vielleicht bald in einem „feurigen" Kragen am Rocke einherstolziren würde, was sein Haar nur noch angenehmer heben würde. Schmelzing unterstütze ihn. Wo Das hinaus solle, wisse noch kein Mensch. Erst vor einigen Tagen wäre er beim Justizrath mit einem fremden Prediger gewesen, der bei einer russischen Herrschaft lebe und hätte den Justizrath wie ein Staatsprokurator über eine alte Bilder-

geſchichte förmlich zu Protokoll genommen. Ueber Melanie, Laſally, über den Proceß der jungen Thüringer, die er hier bei Hackert an jenem Abende getroffen, über alle dieſe Gegenſtände der Tageschronik plauderte Bartuſch bei Louiſen immer ſo lange, bis er die Gelegenheit für günſtig hielt, ſich für ſeine unterhaltenden Mittheilungen eine Zuthunlichkeit erlauben zu dürfen. Damit kam er aber denn doch immer übel an, ſodaß ihm Louiſe zur Erkenntlichkeit nicht einmal ihrerſeits Rede ſtand, wenn er von Danebrand, von Murray, von der Auguſte Ludmer, die ſie nie genauer gekannt hatte, etwas wiſſen wollte. In der Aeußerung, daß ſie doch zu beklagen wäre, neben einem ſo zweideutigen Manne zu wohnen, wie dieſer Engländer mit der ſchwarzen Binde wäre, mußte ſie ihm Recht geben, fügte aber hinzu, daß er ihr noch keine Urſache zu irgend einem Verdachte gegeben. Dieſer Sonderling wäre ein ſtiller, gedrückter Mann, der von Morgens bis Abends ſpazieren ginge, viel engliſche Bücher leſe und ſich im Zeichnen übe, das ihm, in Zeiten, wo ihm noch nicht die Hand gezittert hätte, ſehr gut von Statten gegangen ſein müſſe.

Alle dieſe Gedankenreihen von geſtern und heute durchfliegend, fiel Louiſen in einem Glaſe, das auf der Commode im Eck ſtand, eine Karte auf

Sie griff darnach und ſah, daß es eine Viſitenkarte war, die auf den Namen „Sylveſter Rafflard“ lautete.

Wo kommt dieſe Karte her? dachte ſie.

Die Karte war ſo glatt, ſo friſch, ſo neu, als hätte ſie Jemand eben erſt abgegeben.

Sie wird für Murray ſein! dachte ſie und wollte ihrer „Riekele“ rufen, falls die im Hofe war. Sie von der Straße zu rufen, war ſehr umſtändlich und koſtete Zeit.

Von der Galerie, dachte ſie, werd' ich ja ſehen.

Damit ging ſie hinaus, die Karte zufällig in der Hand haltend.

Draußen beugte ſie ſich über die Brüſtung der alten baufälligen Galerie, ſah Riekchen nicht, hörte aber Jemand mühſam die Treppe heraufſteigen. Sie ging einige Schritte vorwärts und erblickte ſchon Murray's zerknitterten Hut. Ein großer goldener Siegelring an der weißen zarten Hand des Alten ſtach ſonderbar gegen den Strick ab, an dem ſich die zuerſt ſichtbare Hand hielt.

Ah! ſagte der Alte, als er oben war. Das iſt ſteil! Geſegnete Mahlzeit, mein liebes, gutes Kind! Ich weiß ſchon, was Sie in der Hand haben.

Ich war nicht daheim und finde die Karte. Galt der Beſuch Ihnen, Herr Murray?

Das kleine Riekele hat mir's ſchon unten erzählt. Wer iſt's denn —

Damit war er an ſeiner Thür, holte Athem, ſchob ſeine über einen Draht gezogene Taffetbinde etwas höher und las gegen das Tageslicht, das etwas ſpärlich auf die dunkle Galerie fiel, jene Karte.

Dabei fuhr er ſich über die Stirn und hob die ſchwarze Perrücke etwas höher.

Wer iſt Herr Sylveſter Rafflard? ſagte er, hielt ſich aber mit dieſem Forſchen nicht auf, ſondern ſchloß ſchon ſein Zimmer auf; Nr. 68 mit den noch immer vergitterten Fenſtern.

Kann ich Ihnen etwas helfen, Herr Murray? fragte Louiſe Eiſold. Das Waſſer wird nicht friſch ſein? Sind Sie mit irgend etwas unzufrieden, ſo ſagen Sie es nur!

Danke! Danke! Mein gutes Kind; antwortete der Alte, immer freundlich und mild. Aber die Miethe iſt fällig.

O bitte, Herr Murray ...

Nein, nein, Pünktlichkeit in Geld- und Liebesſachen. Nicht wahr, liebes Fräulein?

Geben Sie mir nicht zu hohe Titel, Herr Murray! ſagte Louiſe. Nennen Sie mich ſchlechtweg, wie ich heiße, Louiſe Eiſold.

Darf ich denn Louischen ſagen? fragte Murray, den Hut wegſtellend und ſeine Handſchuhe, die er ſchon ausgezogen hatte, hinlegend.

Wenn's Ihnen bequem iſt, Herr Murray! plauderte Louiſe bei noch halb offener Thür.

Gut, Louischen, kommen Sie her, ich muß Ihnen die Miethe zahlen!

Dabei zog Murray eine Schublade, die er inzwiſchen aufgeſchloſſen hatte, ganz hervor. Sie war zu Louiſens Erſtaunen ſo ſchwer, daß er Mühe hatte, ſie nur herauszubekommen.

Louiſe mochte nicht näher treten und über die gebückten Schultern des Alten hinwegſehen. Aber ſie hätte ſchwören mögen, wenn ſie näher träte, müßte ſie nichts als große Geldrollen ſehen, ſo wälzte ſich Das in der Schublade, und es war ihr auch, als „klingte" etwas wie Gold. Um ſo auffallender aber der Contraſt, als Murray nicht etwa eine große Geldrolle, ſondern ein kleines ledernes Beutelchen hervorzog, es langſam öffnete und in lauter kleiner Scheidemünze zwei Thaler auf den Tiſch mühſam zuſammenzählte . . .

Louiſe zählte nach und fand die Summe richtig. Wie ſie ſich wandte, bemerkte ſie faſt erſchreckend an

den Eisenstäben draußen vor dem Galeriefenster einen inzwischen heraufgeschlichenen Besuch. Es war eine hohe, schlanke, weibliche Figur, die ihr nicht unbekannt schien. Indem sah sie auf Murray und bemerkte die plötzliche Ueberraschung durch jenes Frauenzimmer, das man nicht hatte kommen hören, auch bei ihm. Der Besuch blickte lachend durch die Fensterscheiben und das Gitter und schien neugierig zu forschen, ob sie nichts von den Schätzen des eben in Geldgeschäften begriffenen Alten entdecken konnte. Rasch stieß Murray die Commode zu und zog den Schlüssel ab.

Das Mädchen, das darüber in lautes Gelächter ausbrach und die Thür mit dem Fuße zurückstoßend eintrat, war Auguste Ludmer.

Das ist deine Spelunke, Alter! rief sie. Hier haust du jetzt und hast so schöne Nachbarschaft?

Louise erkannte nun vollkommen jenes Mädchen, das in diesen Häusern auf Nr. 17 gewohnt hatte und auf dem Fortunaball mit Murray verhaftet worden war. Betroffen wandte sie sich ab, strich ihr Geld mit der hohlen Hand ein und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer. Selbst wenn sie es mit ihrer Würde für vereinbar hätte halten können, zu lauschen, würde sie sich nicht in der Küche länger verweilt haben; denn Murray, das sah sie wohl, öffnete das

als für unſer Ohr die Scheere der Atropos oder Thors Hammer? Kurz, ſie wollten eben ſo wenig etwas von einem eben aus dem Dorfe gerittenen Reiſenden als von einem verlorenen Gegenſtande wiſſen, den ſie ohne Zweifel wieder hätten herausgeben ſollen.

Der Diener tobte und fluchte. Er durchſuchte die ganze Herberge und beſchrieb den Umſtehenden, die ihn ruhig ſuchen ließen, was ſie ſich unter dem Neceſſaire ſeines Herrn zu denken hätten. Es handelte ſich um einige Zahnſtocher, Ohrlöffel, Bartbürſten, welche in ein Ganzes gebunden, der kaum fünfhundert Schritte vom Dorfe harrende Beſitzer noch geſtern am Ohr getragen, über Nacht jedoch abgelegt hatte, um ſich beim Schlafen keine Runzeln, deren er vielleicht ſchon genug beſaß, in die Wangen zu drücken. Bei der Abreiſe mußte er nach der Ausſage des Suchenden vergeſſen haben, dieſe Hülfsmittel zur feinen Lebensart wieder einzuhenken. Er ſchwur darauf, daß ſie auf dieſem Tiſche liegen geblieben ſeien und der Wirth, der zugleich der Prieſter des Dorfs war, wie in Polen die Krüger oft auch die Rabbiner ſind, ſetzte eben ſo hohe Betheuerungen für ſeine Behauptung dagegen, daß ſeit Jahren kein irdiſches Weſen bei ihm eingekehrt ſei, daß aber die Signalements, welche der Diener von ſeinem Herrn gebe, ſehr lebhaft die Erinnerung an eine alte, uralte Sage und an einen Helden, der in ihr die Hauptrolle ſpiele, wecke. Die Umſtehenden beſtätigten die Geſchichte von einem Gotte, der in den Localſagen dieſes Ortes lebe und durch ein angebornes Beſteck eben ſo merkwürdig wäre, als durch den gänzlichen Mangel von Beinen, der jedoch, wie der Wirth und Prieſter hinzufügten, den Beſitz kleiner, unbedeutender Füße nicht ausſchlöſſe.

zweite Zimmer, das, früher, durch einen vorgeschobenen Schrank getrennt, Schmelzing bewohnt hatte, und ersuchte Auguste Ludmer dort einzutreten. Louise legte auf ihrem Zimmer die Miethe in ihre kleine Kasse, notirte sie in einem Büchelchen und setzte sich nieder zur Arbeit, tiefergriffen von dem Nachdenken über die Möglichkeit, wie es weibliche Wesen über sich vermögen, sich so tief sinken zu lassen wie jene Maler-Guste, deren Nähe ihr unheimlich war und den Alten mit seinem schweren Commodenkasten plötzlich wieder genug verdächtigte. Tugendhafte Frauen fliehen Gesunkene wie jene Auguste, aber sie denken viel über sie nach und suchen sie nach den ersten heftigsten Anklagen meist mit einem schmerzlichen Gefühl über das unsichere jammervolle Frauenloos im Allgemeinen tiefaufseufzend zu entschuldigen.

Da siehst du, Auguste, wie man dich flieht, begann Murray, als er mit dem noch immer lachenden wilden Besuch allein war und die Maler-Guste sich in Schmelzing's ehemaliger Klause umsah.

Papa, rief sie, und warf sich fast der Länge nach auf einen Stuhl hin, daß dieser knackte und wackelte, Papa, die geht auch lieber auf einen Ball, als Sonntag Nachmittags in die Spittelpredigt. Wir haben sie ja in der Fortuna gesehen.

Was bringt dich her, Louise? fragte Murray, nahm einen Stuhl und wollte sich ihr gegenüber setzen.

In quecksilberner Beweglichkeit sprang sie aber sogleich wieder auf und rief:

Erst, Alter, laß mich deinen Palast sehen, wo du deine Schätze vergräbst! Hierher, denkst du, steigen die Spitzbuben nicht nach? Drinnen die Eisenstangen, die haben dich wohl gelockt, oder unterhältst du dir das Mädchen, die sich eben die Hände wäscht von deinen schmuzigen Viergroschenstücken?

Ich gewöhne mich, siehst du, sagte Murray mit scharfer Betonung, an die angenehme Gelegenheit, hinter Schloß und Riegel zu kommen, wenn man sich mit dir öffentlich blicken läßt.

Papa hat Furcht gekriegt. Ha! Ha! Deshalb stand ich immer vergebens an meinem Theetopf in der Königsstraße und dachte, dein Alter kommt nicht . . .

Ich zu dir? erhob sich Murray ernster. Du weißt doch, was ich dir sagte, als man uns von Gerichtswegen gehen hieß und ermahnte, nunmehr anständig und sittlich zu leben? Ich suchte eine Wohnung für uns Beide. Diese war dir zu schlecht und eine bessere ist theurer . . .

Geizhals! Ha! Ha! Hier sollt' ich wohnen? Auguste Ludmer, die deine Brillanten trug, in diesem

abscheulichen Loche? Heute ist schönes Wetter und hier ist's so dunkel, daß man die Hand kaum vor den Augen sieht . . .

Das machen die schönen Gardinen . . . Siehst du nicht?

Auguste lachte über diese ironischen Worte und zerrte an einem der roth- und weißgestreiften kattunenen Vorhänge.

Nein, Männchen, sagte sie, so haben wir nicht gewettet. Das sollte ein Bett sein? Das wäre ja um sich Beulen zu liegen . . .

Aber reinlich.

Kein Sopha —

Vier Stühle —

Kein Spiegel . . .

Murray mit einer eisernen Ruhe und Gelassenheit, seine zarten Hände sich in ihren Flächen reibend, als wollte er Brotkrumen drehen, immer lächelnd und mild, zeigte auf das Fenster.

Auguste nahm einen kleinen Handspiegel vom Fenster und tanzte, sich darin besehend, im Zimmer herum.

Ha! Ha! lachte sie. Der ist für dich! Für Leute, die nur ein Auge haben und ihre Perrücke nicht sehen mögen. Soll ich?

Sie warf ihn in die Höhe, spielte Fangball damit und drohte das kleine Glas zu zerbrechen.

Murray griff darnach und hing es wieder an das Fenster.

Was willst du, Auguste? fragte er dann mit großer Langmuth und Geduld.

Alter, sagte sie, setzte sich wieder und schlug dabei die Arme und die Beine übereinander, ich habe mich eben schwer geärgert. Ich habe Schulden und kein Geld, sie zu bezahlen. Gib mir Geld!

Murray schüttelte den Kopf.

Alter Geizhals, dein Kopfschütteln hilft dir heute nichts, rief sie, band den Hut ab und warf ihn auf das unbenutzte Bett des Schreibers Schmelzing und rüstete sich zu einer gründlichen Belagerung des Alten. Gib mir die Ringe, die Uhr, die Armbänder, die mir die Polizei abgenommen hat. Wo sind sie? Meine Kleider? Wo ist mein Barègekleid, das Linonkleid? Ich gehe heute nicht von der Stelle hier, bis ich meine Sachen habe.

Damit stampfte sie auf, stemmte beide Arme in die hohen gewölbten Hüften und gab ihrem in der That edelgeformten plastischen Kopfe den Ausdruck des widerwärtigsten Hohnes und Stolzes.

Murray erwiderte in aller Ruhe:

Da kannſt du lange warten, mein Kind!

Murrkopf! antwortete Auguſte, ſich noch zähmend.

Bleib' dann nur lieber gleich hier! Sonſt nicht! ſagte die ſchwarze Binde.

Auguſte färbte ſich kirſchroth. Sie warf die Arme auf den Rücken und trat mit einer ſo kecken Geberde auf Murray zu, daß dieſer einen Augenblick, wie in ſeinen Nerven erſchreckt, beweglich zuckte.

Auguſte, ihren Vortheil wahrnehmend, rief:

Wirſt du vernünftig ſein oder ...

Oder? wiederholte jetzt der Alte ...

Oder — ſagte das wilde Frauenzimmer und ſtreckte beide Arme aus, als wollte ſie den Alten an der Schulter faſſen.

Da aber änderte ſich die Stellung. Murray ſchien ſich gefaßt zu haben und während die ſchönen muskulöſen Arme des frechen Mädchens an ſeiner Schulter zerrten, zog Murray die Schulter in raſcher Bewegung zurück und packte die beiden niederfallenden Arme des Mädchens mit einer kräftigen Wendung ſo an den Handgelenken und drückte dieſe mit furchtbarer Gewalt ſo einwärts, daß die Angreiferin mit einem unwillkürlichen Schrei ſich bücken und lang vor ihm auf die Knie ſtürzen mußte.

Da iſt dein Platz! ſagte Murray zurücktretend, mit bebender und furchtbarer Stimme, und wenn ich mich nicht anders beſinne, ſchließ' ich dich hier ein und laſſe nicht Sonne, nicht Mond mehr auf dich ſcheinen, Elende!

Murray hatte in dieſem Augenblick ſich wie umgewandelt. Seine Arme verriethen eine jugendliche Kraft. Nichts mehr erinnerte an die Schwäche des Alters. Er ſchien wie gewachſen. Der gekrümmte Rücken ſtreckte ſich empor. Die Perrücke erhob ſich und die ſchwarze Binde lag nicht mehr auf dem einen Auge, das eben ſo funkelte wie das andere und nicht den geringſten Fehler zu haben ſchien.

Auguſte erhob ſich langſam und ächzend und an ihren Handgelenken reibend, mit einer Scheu, als wenn ein Thier im Käfig plötzlich die Kraft der menſchlichen Bändigung gefühlt hätte. Weniger die überraſchende phyſiſche Kraft des Fremden, als der Blick ſeiner Augen war es, der ſie zähmte. Verwünſchungen murmelnd kehrte ſie auf ihren hölzernen Seſſel zurück und ſchwieg und ſtützte die Hand in den wie dreieckigen Schooß, der ſich ihr mit dem einen übergeſchlagenen Bein bildete.

Du biſt ſo ſchön, Auguſte, begann Murray jetzt ruhiger und ſetzte ſich ihr gegenüber, mit Sanftmuth,

wie versöhnt. Auguste, du hast kein schlechtes Herz. Wie würd' ich sonst gehofft haben, den Strahl eines reineren Bewußtseins in deine umnachtete Seele werfen zu können? Aber verwildert bist du und wirst in deinen falschen Begriffen, in dem Mangel aller Erziehung zu Grunde gehen! Haßt' ich nicht dieselben Menschen, die du hassest, ich würde nicht den kleinen Finger rühren, Mädchen, etwas für dich zu thun, weil ich an dem Erfolg doch verzweifeln müßte.

Auguste schwieg, dann warf sie die Lippen etwas auf, blinzelte mit den zugedrückten braunen Augen, schielte von der Seite und sagte schalkhaft und den Ernst des Augenblicks verwischend:

Bah! Gib mir lieber den Ring da an deinen verdammten Fingern, alter Junge! Das ist gar kein Herrenring. Den hast du irgend einer Dame gestohlen, als du noch jung warst und die Tugend nicht so schrecklich lieben mußtest, wie jetzt, Alter! Schenk' mir den Ring!

Damit hatte sie schon den Finger Murray's ergriffen.

Doch krümmte ihn dieser gleich wieder so gewandt, daß sie loslassen mußte.

Wetter! schrie sie und blies auf ihren gequetschten Finger.

Ich wiederhole dir, was ich dir schon einmal sagte, fuhr Murray fort, ich biete dir Glück und Freude drei Tage im Monat, in den übrigen Entbehrung; aber an meiner Seite . . . hier dies harte Lager, diese dunklen Fenster, diesen kleinen Spiegel, diesen Krug Wasser und an der Lampe dort Arbeit für mich, für dich, Arbeit an meiner und deiner Wäsche . . . sieh, ich könnte dir drinnen Leinwand zeigen, die ich schon kaufte für meine Hemden, auch für dich Baumwolle, wenn du stricken wolltest. Schäme dich, wie zerrissen sind die Strümpfe, die du trägst . . . schäme dich . . nur die Handschuhe da an deiner Hand auszubessern bist du schon zu träge!

Auguste wurde über diese Rüge über und über roth und zornig. Die Regung der Scham aber rasch bekämpfend und wieder in ihren trotzigen Ton fallend, sagte sie:

Alter Narr! Was krächzst du da? Halte erst dein Wort, so werd' ich Näherinnen haben! Es war nicht gesagt, daß ich dir die Geschenke zurückstellen sollte . . . Wo sind meine Sachen?

Ich behielt sie, sagte Murray, weil noch der dritte Tag deines Glückes fehlte, würde sie aber auch behalten haben am vierten Tage, wenn du nicht siebenundzwanzig Tage an meiner Seite, unter meiner Auf-

ſicht, mit mir entbehrteſt und mich erheiterteſt durch den Anblick deines Fleißes. Ich habe Bücher, ich würde dir vorleſen. Ich zeichne, ich verſtehe manche Kunſt in Wachs und Thon ... ich wollte dich ſchon erfreuen, auch außer den drei Jubeltagen, die ich dir verſprochen hatte.

Auguſte ſchüttelte den Kopf und ſchob die Lippen wie zum ſarkaſtiſchen Spott.

Haſt mich alſo betrogen, Alter! ſagte ſie. Auch um das Bild, das du von mir wollteſt malen laſſen. Gib mir das Geld, das es koſten ſollte. Hab' ich nicht Anſprüche darauf? Was kann denn ich dafür, daß ſich dieſer Pinſel von Maler in deine dumme Windbeutelei nicht einließ und das Bild nicht in einem Tage liefern wollte?

Warum nennen ſie dich die Maler-Guſte? fragte Murray. Warum drängteſt du ſo um dein Bild? Es war nicht Eitelkeit allein. Du wollteſt gemalt werden als du ſelbſt, ſagteſt du, mit deinen Kleidern, deinen Ringen und Brochen, deinen Spitzen und deinem Shawl? Du wollteſt, daß dein Name darunter geſchrieben würde! Ich bot dreißig Louisdors für die Grille. Aber ... in einem Tage. Sonſt nicht! Oder wenn du mir deine ſiebenundzwanzig Tage der Entbehrung hier in dieſem Zimmer ſchenkeſt, ſo beſtimmen

wir deine nächsten drei fetten Tage für das Bild ... dann wird es schön. Willst du so? Bleib' da, Auguste! Laß deine Sachen holen! Ich hole sie selbst.

Auguste Ludmer gab keine Antwort. Starr brütete sie vor sich hin. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte:

Ich kann nicht mehr, Alter. Ich kann nicht mehr.

Und gleichsam als drückte sie der zu ernste Gedanke an Das, was Murray Alles anregte, rief sie polternd:

Gib Geld! Ich habe Schulden. Ich werde gequält, verfolgt, beschimpft. Und ich will nicht mehr so scheinen, wie ich war.

Wie du warst, Auguste? fragte Murray. Wie willst du nicht mehr scheinen? Warum nicht? Bist du weise geworden, ohne mich? Gott sei Dank, sage mir, daß du dich geändert hast, ohne mich!

Gäbst du mir dann auf der Stelle hundert Thaler?

Wenn ich Proben sähe ...

Gäbst mir meine Kleider, meine Ringe?

Proben! Proben!

Nicht zwanzig ... nicht zehn Thaler?

Nicht einen! Proben!

Murray! schrie Auguste jetzt und sprang wie ein

Der arme Diener war um ſo mehr zu beklagen, als er ſich am Ziele ſeiner Miſſion befand, das Neceſſaire richtig in den Händen des Wirths erblickte, aber ſein Verlangen darnach als einen Tempelraub abgewieſen ſah. Der Gegenſtand ſeiner Reclamation, hieß es, befinde ſich an hieſigem Orte ſchon ſeit undenklichen Zeiten, werde als heilige, urweltliche Reliquie verehrt und hätte ſchon ſo viel Segen ſeit Jahrhunderten in der Umgegend verbreitet, daß man ihr denſelben ohne einen allgemeinen Aufruhr nicht entziehen könne. Dieſe weißen Stäbchen, welche der unberufene Fremdling mit dem Namen eines Zahnſtochers zu belegen wage, ſeien die Lanzen, mit welchen der in Frage ſtehende Gott von den Pygmäen verfolgt worden ſiebentauſend Meilen weit; jene an dem oberen Ende ausgehöhlten Plättchen hätten niemals mit einem menſchlichen Ohre in Berührung geſtanden, ſondern es ſeien Ruder, welche ein Pilger aus dieſer Gegend am Ganges gefunden und ſeit langen Jahren im Geruche ſtanden, daß mit dieſen die Pygmäen über den heiligen Fluß geſchifft ſeien, als ſie vor dem mehrfach beſprochenen Gotte die Flucht ergriffen. Als der verſchmitzte Wirth endlich auf das Werkzeug kam, welches der Diener ſeinen Bartwichſer genannt hatte, drängten ſich alle neugierig heran, um dieſes in Tibet neue Inſtrument zu ſehen. „Ein Bartwichſer?“ rief man durcheinander: „welcher fremden Sitte ſoll dieſes Weſen Vorſchub leiſten? Seit wann wachſen in Tibet die Haare am Kinn ſo reichlich, daß man daraus einen Luxusgegenſtand machen kann? Dieſer Menſch muß aus fremden Ländern ſein. Verwegener, wie darfſt du dich in unſere Thäler einſchleichen?“ Für den Diener nahm dieſe boshafte Scene eine Wendung, die mit ſeinem Verderben hätte enden

wuthendes Thier auf, in ihrem Zorne nach etwas ſuchend, das ſie an des Alten Schädel zertrümmern konnte. Sie ſah den Waſſerkrug . . .

Murray trat ihr aber entgegen, griff nach dem Waſſerkrug, entriß ihr dieſen in dem Augenblicke, wo ſie ſchon nach ihm langen wollte, hielt ihn mit dem markigen Arme feſt, hoch in die Höhe, ſo hoch, daß es faſt ſchien, als wäre der Alte viel größer als die ſchlanke Buhlerin, und da ſie ihn nicht ergreifen konnte oder ſich vor ſeinen Augen fürchtete, ſagte er ruhig:

Gib mir eine kleine Probe und geh' und hole mir in dieſem Kruge friſches Waſſer! Ich ſetze einen Thaler drauf.

Auguſte weinte vor Wuth. Sie riß an ihrem dunklen, glänzenden Haare, das in den kunſtvollſten Flechten aufgebunden war. Das war gewunden wie Spitzenarbeit und duftete und ſtrahlte und von dem zornigen Wühlen der Hand ging dieſer Schmuck nun auf und fiel in langen wie durchbrochenen ſichelbreiten Flechten über den entblößten Nacken und die Bruſt, dieſe an ihr ſo ſchön geformten Theile, die aber ſchon etwas mager waren in Folge der unregelmäßigſten Lebensweiſe.

Murray betrachtete ſie eine Weile, wie ſie ſo erſchöpft einer Magdalena gleich ſich auf das ſchmale

Bett warf. Er betrachtete ſie voll Rührung und ſagte nach einer Weile:

Wenn du mir folgen wollteſt, würdeſt du wieder ſchön werden, Auguſte!

Dieſe Bitterkeit verwundete ſie tief, ohne ſie zu reizen. Sie fühlte die Wahrheit der Bemerkung und ſchwieg.

Nach einer Weile blickte ſie bittend auf und ſagte mit ſchmeichelnder Stimme:

Murray, gib mir Geld! Gib mir meine neuen Kleider! Du weißt nicht, daß ich Geld und Kleider haben könnte, wenn ich ſo fortführe, wie ich geweſen bin. Ich will mich beſſern, aber ſo nicht, ſo dumm nicht, wie du es verlangſt!

Mein Kind, ſagte Murray ernſt, ich verkenne die Pein nicht, die dir meine Vorſchläge machen. Ich habe aber erlebt, die gewöhnliche Art, wie ſich die Menſchen beſſern ſollen, mislingt faſt immer. Der Wille allein thut's nicht, die Gelegenheit muß da ſein. Die muß den Willen unterſtützen. Ich bin ja ganz aufrichtig gegen dich! Ich bin ein Deutſcher ... ich habe lange in England gelebt ... und nenne mich Murray ... weil ich engliſche Sitten und Manieren angenommen habe und ... meine Verwandten nicht wiederſehen mag ... Ich habe dir geſagt, daß ich in

meiner Jugend ... unglücklich war ... und ein Verbrechen beging ... zu dem mich ... Hochmuth ... Dünkel ... und die Gelegenheit ... verleitete ... ein Verbrechen, Auguste ...

Ha! Sag' mir nichts weiter! Warum zittert Ihr? Ihr haltet ja die Hand da immer ... Teufel, was soll Das? Geht weg! Greift doch nicht ...

Auguste glaubte unter dem Rocke des Alten eine blitzende Waffe bemerkt zu haben.

Und Murray wußte kaum selbst, daß er während der wenigen Geständnisse, die er Augusten machte, schon vor Aufregung in die Rockbrusttasche gegriffen und ganz allmälig ein Terzerol in der Hand hatte, das er bei jeder neuen Thatsache, die er nun nicht mehr sicher bei sich in seinem Herzen wußte, immer mehr hervorzog. Wie er das Terzerol fast schon aus dem Brustlatz hervorblinken sah, besann er sich schmerzlich-lachelnd, steckte es ruhig zurück und bot der erschrockenen Auguste die Hand zur Beruhigung.

Auguste, sagte er, du bist nicht ganz gesunken, dein Herz ist den bessern Empfindungen zugänglich. Als man uns an jenem grauenhaften Morgen auf der Fortuna ergriff und mich für verdächtig erklären wollte, weil ich dir glänzende Geschenke machte und selbst arm lebte, fürchtete ich, du würdest die schwache

Stunde, die ich dir gegenüber mich beſchleichen ließ, als ich in dir die Tochter meines Lebensretters, die Nichte jenes Weibes, das ich ...

Murray ſtockte ...

Sammelt Euch, Vater Murray! ſagte Auguſte weicher. Ei, habt Euch doch nicht! Ich werde Euch nicht unglücklich machen! Aber undankbar ſeid Ihr! Papa, komm ... gib mir nun Geld!

Das Piſtol, ſagte er, dabei lächelnd, iſt nicht für dich geweſen ... es iſt ... vielleicht für mich!

Die Moler-Guſte erſchrak über dieſes Wort. Ein Erſchrecken bei ſolchen Naturen iſt meiſt mit Zorn über die Urſache des Schrecks verbunden.

Ach was! ſagte ſie ärgerlich. Du haſt da ſchon zehnmal auf mich angeſetzt und drückſt das Ding auch nur auf mich los, Satan, wenn du glaubſt, dir den Kopf zu ſprengen. Geh weg mit dem Ding, alter Heuchler! Genug jetzt!

Sie ſprang auf. Sie wollte keine Rührung, keinen Edelmuth mehr.

Iſt Das der Dank? ſagte ſie polternd. Ich hatte dich in der Hand, Alter! Der Oberkommiſſär ſetzte mir Daumſchrauben. Ich ſollte ſagen, was ich von dir wüßte! Ob du wirklich ein Engländer wäreſt? Wo

ich dich kennen gelernt hätte? Ich ſagte: Geht! Damals als ich nach Hamburg wollte und mir einen Paß holte, da ſtand ja der Alte, der den ſeinigen viſiren ließ und eine Aufenthaltskarte löſte, neben mir und wie ich meinen Namen genannt hatte und die Herren Anſtände nahmen und lauter Schändlichkeiten zu mir ſagten und lachten und eine vertrauliche Sprache ſich mit mir erlaubten und mich auf morgen beſchieden, da folgte mir ja der Alte und knüpfte ein Geſpräch an und fragte mich aus . . .

Da ſagteſt du, ich hätte dir verrathen, daß ich deine Aeltern, deinen Vater, der Gefängnißwärter in Bielau war, kenne . . .

Wo würd' ich denn Das ſagen? Pfui Papa!

Nun! Was ſagteſt du?

Ich ſagte: du hätteſt mir deine Freundſchaft angeboten, wie eben ein Alter einem jungen Mädchen ſeine Freundſchaft anbieten kann; du wollteſt mir Geſchenke machen, aber manchmal müßt' ich wieder mit ſchlechten Zeiten vorlieb nehmen . . .

Hoho! Das war ſchlimm ausgedrückt, wenn auch gut gemeint, Kind! Das heißt doch bei Denen nur, daß ich ein Spitzbube bin, der zuweilen Glück, zuweilen Malheur hat.

Was iſt es denn auch anders, Papa? lachte die

Unverbeſſerliche. Du wirſt mir doch nicht weismachen, daß hinter der ganzen Komödie, die du mir vorſchlugſt, was anders ſtecken kann als . . .

Paſcherglück? ſagte Murray und ſchüttelte den Kopf über die Halsſtarrigkeit eines Menſchen, der einmal nicht glauben will.

Nein, mein Kind, ſagte er zitternd. Du bleibſt hartnäckig in deinem Irrthum und wie oft ſagt' ich dir . . .

Halte nur die Hand da fort!

Wie oft ſagt' ich dir, als ich deinen Namen auf dem Paßbureau hörte, ergriff mich Freude. Ich komme vom Meere und du biſt das erſte Weſen, das mich an meine vielverworrene Vergangenheit erinnert! Wie weh that es mir, als ich an den Mienen der Schreiber ſah, wie es mit deinem Rufe ſteht! Ich erkannte die Züge deines Vaters in dir wieder, dieſes edlen Menſchen, den ein rauher und jammervoller Lebensberuf nicht zum herzloſen Sklaven und thieriſchen gehorſamen Knechte fremder Willkür gemacht hatte. Er ſollte mein Mörder ſein und ward mein Lebensretter . . .

Zu ſeinem Unglück wol; denn ich entſinne mich als Kind, daß es ihm ſchlecht genug ging

Ich glaube Das! Er hatte eine Weiſung nicht befolgt, die dahin lautete, mich ohne einen Strick

oder ein Messer, ohne einen Tropfen Blut zu ermorden . . .

Die Maler-Guste stutzte zu dieser Eröffnung. Diese Beziehung Murray's zu sich und ihren Aeltern hatte sie nicht erwartet . . .

Ja, sagte Murray mit gedämpfter Stimme. Ich war ein Verbrecher, Auguste! Jugendlicher Leichtsinn ließ mich fehlen. Worin? Ich kann es dir nicht sagen. Ich beging etwas, was nach leichterer Auffassung vielleicht kein Verbrechen, vielleicht Keckheit, nur Leichtsinn und der Beweis einer großen Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit ist. Aber der Staat will sich schützen und nennt meine That ein Verbrechen. Ich verfiel einem Urtheil, das mich auf zwanzig Jahre in Schmach und Schande warf. Das ist: auf ewig! Ewig! Und doch war ich noch jung! Ich konnte hoffen, den Rest meines Lebens noch irgendwo jenseit des Meeres in Ehren, in geläuterter Buße, hinzubringen. Denn, Auguste . . . ich hatte ein Verbrechen begangen, das nur aus dem Hochmuthe kam. Aber es gab Menschen, die meinen Tod wünschten. Menschen, die mich geliebt hatten, weil ich nicht immer so gebückt schlich, Auguste, wie jetzt. Menschen, die mich geliebt hatten, weil ich Geist, Talent, weltliche Liebenswürdigkeiten aller Art besaß. Und da ich sie betrog — nein, was

ſag' ich — da ſie ſich ſelber betrogen hatten, haßten ſie mich. Sie fürchteten meine Auferſtehung von der Schande, meine Flucht, mein Ausbrechen aus dem Gefängniß, und wollten ſich dieſen Augenblick in der Zukunft ſichern. Sie befahlen — ſie hatten die Mittel dazu — ſie befahlen, daß man mir einen gewiſſen Kerker in Bielau anwies, der ſo ungeſund, ſo durchgiftet und verpeſtet war, daß man in kurzer Zeit dahinſiechen, vom Faulfieber verzehrt werden mußte. Neun Monate des Jahres ſtand in dieſem Kerker das Waſſer eines ſchmuzigen Fluſſes und Jeder, der nur einige von dieſen Monaten in ihm zugebracht hatte, war dahingeſtorben. Ich wurde auf räthſelhaften mir aber erklärlichen Befehl gerade in dies Verließ geſchleppt. Nach drei Wochen ſchon, wo ich auf einem verfaulten Strohlager ruhen ſollte, wo ich es, um es vor der aus den Wänden ſickernden Feuchtigkeit zu ſchützen, bald hier-, bald dahin breitete, verfiel ich in Krankheit. Man brachte mich in einen geſunderen Gewahrſam. Ich genas, ich hoffte auf Abführung in eine entfernte, gemeinſame Strafanſtalt. Aber nein, wieder der Befehl, mich in jenes unterirdiſche Gemäuer zu bringen, deſſen einzige trockene Stelle eine Niſche in der felſendicken Wand war. Warum man mich nicht in der Strafanſtalt arbeiten, mich nicht unter

die übrigen Gefangenen dieſer kleinen Feſtung mich miſchen ließ, war mir wohl begreiflich. Man wollte meinen Tod! Ich erzählte mein Leid deinem Vater, der Gefängnißſchließer war, und Schaudern ergriff ihn, als er wohl einſah, daß es Menſchen gab, die einen Entehrten, aber Reuevollen, tödten wollten, und er kannte dieſe Menſchen mehr als Andre! Er wußte, was ſie im Stande waren; er wußte, was ſie ja von ihm ſelbſt verlangten ... Hieß doch dein Vater Ludmer! War er doch der Verwandte ... Doch genug! Auguſte! Dein Vater war beſſer als ſein trauriges Amt. Er ließ mir, ob aus Menſchenliebe, ob aus Zorn, daß er Ludmer hieß und nur Gefangene hüten mußte, weiß ich nicht, die Mittel, die Niſche zu erweitern, zu durchbrechen, zu entfliehen. Er ſah nicht, wollte nicht ſehen, daß ich an meiner Befreiung in den Nächten arbeitete. Furchtbar ſtieg für mich die Gefahr. Denn der Kerker ſtand unter dem Spiegel des Fluſſes und nur die Niſche lag höher. Ach, zuweilen bei hohem Waſſerſtande kam die Flut von draußen auch dieſer Niſche gleich und in einer ſtürmiſchen Frühlingsnacht, wo ich die letzten Steine wegrückte, brach der ganze Strahl des Waſſers durch die glücklichgewonnene Oeffnung! Erſchöpft von der Arbeit, zum Tode erſchreckt von der nun unmittelbar vor

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04307/628

können. Er ergriff ſeine Reitgerte, eilte zum Hauſe hinaus und ſchwang ſich ohne Verzug auf ſein Pferd. Die Tibetaner verfolgten den Diener eines Mannes, den ſie eben unter die Götter verſetzt hatten, um ihn deſto beſſer berauben zu können, mit Schimpfreden und fernhintreffenden Steinwürfen.

Der im Thal harrende Reiſende würde ſich unzweifelhaft nach ſeinem endlich herbeieilenden Diener umgeſehen haben, wenn ſein Pferd nicht mit dem Entblättern eines Ahornbaumes zu emſig beſchäftigt geweſen wäre. „Der Inſtinct der Thiere," ſprach der gelehrte Reiter vor ſich hin, „kann zur Leidenſchaft werden, wenn man ihm ſeine Richtungen abſchneidet. Ich bedarf zu meiner weiten Wanderung eines frommen Trägers; ein hartnäckiger wäre mir durchaus zuwider." Ja, als der Diener ſeinem Herrn die ſchlechten Erfolge ſeiner Nachfrage gemeldet hatte, hütete ſich dieſer wohl auf das unwillige Zucken, das dieſe Nachricht über ſein Antlitz ſandte, eine in äußerliche Gebärden übergehende Entrüſtung folgen zu laſſen, ſondern ſeine Philoſophie und ſein graſender Klepper waren für ihn Grund genug, über dieſen Gegenſtand nicht mehr Worte zu verlieren, als die folgenden: „Unter allen Lehren, welche für Reiſen zu empfehlen ſind, iſt keine paſſender, als der Spruch Lao-Tſe's: Wenn dein geſatteltes Pferd im Stalle wiehert und doch erſt über viele Meilen ſein Futter findet, ſo beſuche noch einmal deine Nachbarn, welche ein Handwerk treiben und laß dich über das Nöthigſte ihrer Kunſt unterrichten! Hab' ich alſo an dem Neceſſaire etwas verloren? Nein, mein guter Ho-Po, die nächſte Eiche muß uns das Material liefern, es durch unſere Geſchicklichkeit zu erſetzen."

meinen Augen ſchwebenden Gefahr, ſank ich nieder; furchtbar ſtrömte die ſchmuzige Woge durch die Lücke der Mauer. Da ſtopfte ſie ſich durch irgend etwas draußen plözlich von ſelbſt. Ich langte hinaus, ſoweit ich über das Waſſer noch ſehen konnte. Ich faßte etwas Hölzernes, einen Gegenſtand wie ein ſich vorlegendes Bret. Aber das Bret ließ ſich zurückdrücken, es ſchwankte. Es war ein Kahn, den dein Vater hatte herantreiben laſſen, als wäre er etwa losgeriſſen durch die Frühlingsſtürme. Freude und Furcht wirkten gleich entſezlich auf mich. Denn wie, wenn ich durch die Oeffnung hindurch gekommen wäre und hätte zwar den Kahn, aber nur in der Entfernung geſehen! Der Abfluß durch die Oeffnung machte gerade, daß der Kahn zu mir herantrieb ... Ich griff hinaus und drückte das eine Bord des Fahrzeuges faſt ſchon mit lezter Anſtrengung ſo herab zur Oeffnung, daß eine Weile das Einſtrömen geſtopft war. Dann hielt ich mit dem linken Arme mit Rieſenanſtrengung das Holz der Planke feſt und erweiterte mit der rechten die Oeffnung ... immer mächtiger ſtrömt das Waſſer ... aber die Oeffnung wächſt; endlich dränge ich mich durch die Ritze ... ſie iſt weit genug die Schultern durchzulaſſen ... ſchon bin ich mit dem Vorderkörper in dem Kahne, die beiden

blutenden Hände langen nach der Weitung des Fahrzeuges, ich faſſe mit letzter Anſtrengung die gegenſeitige Planke, liege halb über der Höhlung und drücke den Kahn in die Wogen nieder ... aber nur mühſam zieh' ich den ohnmächtigen Körper durch die Mauer ... die Hüften bleiben in der engen Oeffnung ſtecken ... ich brauchte eine halbe Stunde um neue Kraft zu ſchöpfen ... dabei der Sturm, dabei das Brauſen des Fluſſes, das Niederpraſſeln von Fenſterſcheiben, die in dem Wetter zertrümmern, das Rufen der Wachen und Ablöſungen, das Schlagen der Uhren aus dem Städtchen unterwärts des Fluſſes, der verzweifelnde Blick auf das Morgengrauen ... ach, ich dachte zu ſterben, denn meine Kräfte drohten gänzlich zu ſchwinden. Da verſuch' ich eine letzte erneuerte Anſtrengung. Der Körper zwängt ſich durch, ich ſinke der Länge nach in den Boden des krämpfhaft von mir feſtgehaltenen Kahnes, der, befreit vom herunterziehenden Druck meiner Hände, aufſchnellt und mich in der Dunkelheit der Nacht von dannen führt. Ich ſchwamm dem Städtchen zu, gerieth unter eine Menge kleiner Schifferbarken, die feſtgebunden in dem Hafen des kleinen Fluſſes lagen ... Ich war gerettet, durch Gott, aber auch durch den Verſtand, den Vorſchub, die Güte deines Vaters. Er hatte meine

Arbeiten an der Nische wohl bemerkt, er hatte sie wohl verschwiegen; er hatte mich spitze Instrumente auf einzelnen Erholungsgängen finden lassen. Er hatte die Gefahr des Durchbruches überlegt. Deshalb der Kahn! Ich entfloh und konnte ihm nichts zurücklassen als die Gefahr der Strafe für ihn selbst. Ich schrieb ihm einige male von Amerika. Ich schickte Geld, erhielt aber nie eine Antwort. Wie wollt' ich ihm danken, jetzt nach meiner Rückkehr aus Amerika! Ich find' ihn todt, sein Weib todt, nur dich, sein Kind, find' ich wieder. Ich finde dich ohne Schutz, ohne Liebe, ohne Halt im Leben, gesunken, elend, Auguste . . .

Murray schwieg. Die Hörerin schien gerührt. Doch diese Stimmung währte bei dem abgestumpften Gefühle des Mädchens nicht lange. Bald sagte sie:

So konntet Ihr mir die Mittel geben, bester Murray, daß es mir gut ging. Euer Geld ist nie angekommen.

Nein, Auguste! sagte schmerzbewegt der von seiner Erzählung mehr als Auguste erschütterte Alte; was sind Mittel? Vergängliche kleine Schutzwehren! Womit hätt' ich die Bresche in der Mauer stopfen sollen, daß der Strom mich nicht überflutete! Einen rettenden Kahn trieb der Abfluß der Woge heran. Den packt' ich mit diesen Händen, an dem krallt' ich mich ein

und von ihm wurd' ich fortgetragen. Denkſt du denn, daß ich in Amerika mich dadurch geändert habe, daß ich auf meinen alten Wegen blieb und mir nur vornahm, nicht glänzend leben zu wollen? O, nein! Die alten Wege mußten ganz und für immer vermieden werden. Eine ganz neue Bahn nur ſichert vor den alten Irrwegen. Wer hat die Macht, nach ſeinem Willen gut zu ſein? Wer kann ſagen: Ich bekämpfe, zähme, faſſe mich! Wenige nur. Nur Die Menſchen können's, die ſchon gut ſind und nur noch ganz weiſe werden wollen. Aus Schwarz in Weiß überſetzen wir uns nicht! Und was iſt Grau? Ein jämmerlich Mittelding!

Du glaubſt, Murray, ſagte Auguſte, daß ich nicht mehr auf die Bälle gehe, nicht mehr Liebhaber annehme, nicht mehr Schulden mache und Champagner trinke, wenn ich mir drei Freudentage durch ſiebenundzwanzig Faſtentage erkaufe?

Das glaub' ich . . .

Du willſt durch die drei Tage mich nur reizen, daß ich mir die andern gefallen laſſe?

Das dacht' ich . . .

Und dieſe drei Tage ſollen die prächtigſten von der Welt ſein?

Wie ſie keine Tänzerin ſich beſſer wünſchen kann, Auguſte . . .

Auguſte ſchwieg eine Weile und ſchien ſich den Vorſchlag Murray's, den ſie ſchon oft erwogen hatte, ja ſogar ſchon einmal eingegangen war und beim erſten Neuheitsreize faſt durchgeführt hätte, noch einmal zu überlegen. Sie ſah ſich das Zimmer an, das Bett, den Waſſerkrug . . . dann aber ſchüttelte ſie den Kopf und erklärte:

Beſter, Das haben wir ſchon Alles gehabt! Hier in Nr. 17 dieſes ſchändlichen Hauſes wohnte ich ein paar Monate und wollte arbeiten . . . es ging nicht. Ein Alter, häßlich wie du, aber verliebter, beſuchte mich und belog mich mit einer Menge Verheißungen, die er nicht wahr machte Da brannt' ich hier durch und wollte nach Hamburg. Dann kamſt du. Ich hörte dir gern zu, wenn du von der Beſſerung ſprachſt, du klimperteſt dabei in der Taſche mit Geld und machteſt mir Komplimente, wie ich ſie nicht immer höre. Du wollteſt meinem Vater dankbar ſein. Der Vater iſt früh geſtorben, die Mutter nach ihm . . . ich hörte dich gern von ihm erzählen und die Tante, die mich erziehen ſollte, haßteſt du, wie ich . . . Da freut' ich mich, in ein Ohr, das geduldig zuhörte, mich recht austoben zu können. Ich ging auf deinen

Vorſchlag aus Zorn ein. Du weißt, wie er ſchon am Morgen des dritten Tages abgelaufen iſt. Ich war erſt wüthend auf dich. Ich wollte abwarten, daß du mir deine Geſchenke wiederſchickteſt; ſie kamen nicht, du ließeſt mich einladen, hierherzuziehen und unſere Abrede auszuführen. Ich lachte dich aus. Da iſt denn etwas gekommen, was mich ganz von dir abzog ... Ich war neulich bei der Tante ...

Auguſte ſtockte. Murray horchte.

Bei der Ludmer? ſagte Murray, und man ſah ihm an, wie ihn dieſer Name entflammte.

Das Mädchen fuhr fort:

Eines Tages, vor drei Wochen, war ich bei der Tante ...

Du ſprachſt zur Ludmer von mir, Auguſte? Thatſt du Das? rief Murray.

Ich ſpreche zu Niemanden etwas von Dingen, die mir als Geheimniß anvertraut ſind, ſagte Auguſte nicht ohne Stolz.

Was thateſt du bei der Tante? forſchte Murray ſich beruhigend.

Die Maler-Guſte ſchwieg einen Augenblick, dann fing ſie leiſer und faſt lächelnd an:

Höre mir zu, Alter! Ich will dir jetzt auch eine

Geſchichte erzählen. Es iſt leicht möglich, daß du deine Abſicht, meinen Aeltern im Grabe eine Freude zu machen, indem du mich auf andere Wege führſt, noch erreichſt, aber hörſt du, Alter, auf andere Art. Jetzt paß Acht!

Ich lerne gern. Ich weiß, Gott hat viel Wege, uns zu beſſern. Sprich! ſagte Murray, und ſein Auge leuchtete mild und voll Hoffnung.

Wie mein Vater ſtarb, erzählte Auguſte, und bald nach ihm, wie wir von der Feſtung hierherzogen, meine Mutter, war ich eine Waiſe von etwa ſechs Jahren. Die Leute, die mich weinen ſahen, erkundigten ſich nach meinen Angehörigen und ſie erfuhren denn, daß ich eine Tante hatte, die Schweſter meines Vaters, der ſeinen Dienſt der Gnade verdankte, daß dieſe ſtolze, vornehm gewordene Perſon ſich einmal ſeiner erinnerte. Es war die einzige geweſen. Später aber kam eine Zeit, wo ſie beſonders wieder freundlich und zuthunlich ſein ſollte . . .

Die Zeit meiner Gefangenſchaft . . .

Dann zog ſie aber wieder ihre Hand zurück . . .

Die Zeit meiner Flucht!

Hier, als ich Vater und Mutter verloren hatte, ſträubte ſie ſich mit Gewalt dagegen, etwas für mich zu thun. Ein altes Kleid gab ſie zuweilen her, das

für mich verſchnitten wurde. Eine halbe Bettlerin bekam mich in Obhut und Pflege und erhielt dafür nicht mehr als ein Almoſen.

Wie hieß dieſe Frau?

Ah, wir nannten ſie nur die alte Lene. Sie ging bei der reichen Frau von Harder ab und zu, bettelte, trödelte.

Murray ſchien auf einen Namen gewartet zu haben, der offenbar nicht mit der alten Lene übereinſtimmte.

Auguſte fuhr fort:

Der Lene gaben ſie mich mit wie einen alten ausgetretenen Schuh. Sie ſollte ſehen, was aus mir noch zurechtzuflicken war. Wenn ich klagte, daß ich hungerte, wenn ich zur Tante lief und weinte, tröſtete ſie mich, ſie würde mich noch einmal an einen ſchönen Ort ſchicken, in einen grünen Wald, zu einem Förſter und einer andern Tante, die ſie immer ... o wie nannte ſie ſie?

Urſula? rief Murray und legte die Binde höher auf die Stirn.

Urſula Marzahn! ſagte Auguſte ſelbſt erſtaunt, daß ihr der Name einfiel.

Urſula Marzahn? Und du kamſt dorthin? In den Wald? In welchen Wald?

Was weiß ich! Welcher Wald! ... Der Mann

der Urſula ſtarb, ſie ſollte wieder heirathen und der Mann, den ſie wollte, mochte ſie nicht ...

Sie mußte damals ſchon den Funfzigen nahe ſein.

Ich kenne ſie nicht.

Du kennſt ſie nicht ... Nun ... Fahre fort!

Ich will in das Jägerhaus, ſagt' ich oft, wenn die alte Lene mich geſchlagen hatte und zum Betteln zwang. Die Tante gab mir dann wol einen Groſchen, ließ mich aber wieder laufen und ſorgte nicht für mich. Einſtmals, als man mich aufgegriffen hatte, weil ich, als nun ſchon zwölfjähriges Kind, mit Schwefelhölzern hauſiren ging und Auskunft über Die geben ſollte, für die ich auf den Straßen und in den Häuſern ſo zudringlich bettelte und die alte Lene genannt hatte, wurde dieſe feſtgeſetzt. Sie hatte eine formliche Geſellſchaft von Kindern abgerichtet, die alle für ihre Rechnung Schwefelhölzer, Band oder Blumen verkaufen mußten. Jeden Abend um neun Uhr kamen die Kinder in ihre einſame Lehmhütte vor'm Thore, faſt im Felde, wo ſie wohnte, brachten ihr das eingenommene Geld, empfingen einen kleinen Antheil und bekamen neue Waare. Wer des Tags nichts eingenommen hatte, bekam keine Vorräthe mehr. Wer Geld unterſchlagen hatte, wurde von ihr mit einem Beſen geſtaupt und jämmerlich geſchlagen.

Sie wohnte so einsam, daß die Nachbarn das Geschrei nicht hören konnten, wenn wir oft wohl an zwanzig Kinder, die da- und dorthin gehörten, mit unseren Körben standen und ihr beim Scheine einer alten Laterne Nachts im Lehmhofe unsre Pfennige vorzählten. Wie zitterten wir vor der Alten, wenn unsere Ernte nicht reich war, oder wir uns hatten beigehen lassen, etwas zu naschen! Sie wurde aber nun eingesteckt, die Kinder, die sie misbraucht hatte, wurden der schärfern Sorgfalt ihrer Angehörigen, wenn sich welche finden ließen, anempfohlen; ich der Tante Ludmer. Diese vor Zorn, daß ich ihr ein polizeiliches Gerede gemacht hatte, schickte mich, da der Herr von Harder Geheimrath und Aufseher aller königlichen Gärten geworden war, nach Solitüde, wo ich beim Gärtner arbeiten sollte. Eine Zeitlang gefiel mir's da recht wohl. Ich bekam doch zu essen! Ich wurde größer, stärker und entwickelte mich. Vom Lernen war keine Rede und Gott sei's geklagt, ich kann kaum meinen Namen schreiben, Alter!

Könnt' ich dir etwas von meiner schönen Handschrift abgeben! sagte Murray und zeigte auf ein Papier, wo er Einiges notirt hatte, was Auguste nicht verstand, auch in ihrer Aufregung nicht erkannt hätte, wenn sie überhaupt lesen konnte.

Ja, sagte Auguste, du bist ein Tausendkünstler.

Der Sprecher war um ſo mehr beruhigt, da endlich ſein hungeriges Roß von dem Baume abließ und zu einem ſanften Trabe ſich geſtärkt hatte. Dieſer Trab kam dem Reiter wie gerufen; denn die Aeußerung Ho-Po's, daß er an dem Bartwichſer faſt für einen Fremden erkannt ſei, verſetzte ihn doch in mehrfache Beſorgniß. Er nahm ſeine Brille vom Ohr, wandte ſich mit vielem Bedacht auf dem Rücken ſeines Pferdes um und forſchte, ob er gar einer Verfolgung ausgeſetzt ſei. Die hinter ihm waltende, kaum von einem Vogel oder dem Rauſchen eines Blattes geſtörte Ruhe der Gegend mußte ihm die genügende Beruhigung geben.

Ho-Po trug etwas auf dem Herzen. Er drehte und wandte ſich auf ſeinem Thiere, griff den Zügel bald kürzer, bald länger, öffnete zuweilen die halben Lippen und ließ dann wieder von der hemmenden Zunge die vorwitzige Oeffnung verlegen. Endlich faßte er ſich aber doch ein Herz und brachte die ſchwebenden, von keinem dreiſten Luftzuſchuß der Kehle unterſtützten Worte hervor; „Ja, aber — wenn ſonſt mein Herr durch Tibet reiſ'te, ſo gingen ſeinem Zuge Herolde voran, die ſilbergeſtickte Mäntel trugen und ein Schwert auf jeder Hüfte, die täglich einen Tacis Zulage bekamen und alle acht Tage einen Sei Reis und wenn ſie Frauen hatten, noch einen halben mehr: und jeder Träger ihres Palankins wurde in einen neuen Seidenrock mit eingenähten Drachen gekleidet, der ihnen zwar nicht geſchenkt wurde, aber mit einigen Tacis doch vergütet." —

Nachdem ſich der vornehme Herr durch einige ſpähende Blicke von der Abweſenheit jedes unberufenen Zuhörers überzeugt hatte, lächelte er ſehr herablaſſend und beglückte Ho-Po durch eine zwiefache Gnade. Denn einmal war er ſo

Und gewiß haſt du auch einmal deshalb ſitzen ſollen, weil du falſche Wechſel machteſt? Was?

Etwas Aehnliches, mein Kind! ſagte Murray ernſt.

Bei dem Schloßgärtner, fuhr Auguſte fort, blieb ich zwei Jahre. Er trieb auch Landweſen. Das gefiel mir Alles recht wohl. Ich kann es ſagen, daß ich in ein ſolches Geſchäft Luſt und Geſchick habe. Schon auf den Wald, von dem die Tante immer ſprach, hatt' ich mich gefreut! Ich kannte das grüne Feld nur von den Schlägen her, die wir draußen in der Lehmhütte der alten Lene bekamen, Gärten nur von den zuſammengemauſten Blumen, die wir verkauften. An Solitüde denk' ich gern zurück. Ich war zwei Jahre draußen, freilich nur als gemeine Magd, die das Heu zu mähen, die Kühe zu melken hatte. Auch die Milch trug' ich in die Stadt, wenn eine ältere Magd krank war. Um dieſe Magd kam ich fort. Sie behauptete, ich hätte genaſcht und geſtohlen, und ich weiß es nicht, ob es wahr iſt. Das Naſchen glaub' ich wohl, das Stehlen war aber doch ſonſt meine Sache nicht, und das Lügen ganz und gar nicht. Genaſcht, Alter? Ja, ja, ſie mag Recht haben. Aber am meiſten haßte ſie mich, weil ich ſo allmälig bei guter Koſt und tüchtiger Arbeit ein ſchönes Ding geworden war und allen Männern gefiel. Die Burſche

ſtellten mir ſchon von dreizehn Jahren nach und einige hatt' ich ſchon freßlieb. Aber curios! Die ganz jungen mocht' ich nicht. Ich war ein Ding von vierzehn Jahren, als ein Inſpektor Namens Mangold auf Solitüde kam und den ganzen Park wie neu umpflanzte. Da wurden Bäume geſägt, Wieſen ausgeſchnitten, das Waſſer wurde anders geleitet und eine Menge Menſchen fanden dabei ihr Unterkommen. Der Gefälligſte und Artigſte war aber der Inſpektor Mangold ſelbſt. Der war nicht mehr ganz jung, aber artig, höflich und ich kann dir nicht ſagen, Alter, was Höflichkeit auf mich wirkt. Ich habe die ſchönſten und vornehmſten Jungen ſpäter nicht gemocht, weil ſie zu mir kamen, ſich auf mein Sopha flegelten, betrunken waren und mich dutzten. Ein ſchüchterner, manierlicher Menſch aber thut mir's gleich an und wenn er auch arm iſt. Der Gärtner und alle ſeine Gehülfen waren grob und derb, Mangold nicht, und in den waren auch alle Mädchen verliebt, am meiſten aber die Magd, die der Gärtner zur Haushälterin und Wirthſchafterin genommen hatte. Die paßte mir auf! Die verhetzte mich! Denn ich verrieth mich gleich und ſagte ganz laut: Den Inſpektor nähm' ich, wenn er auch zehnmal einen rothen Bart hat und ich nähm' ihn auch ohne lang Heirathen ... Ich muß lachen ...

Ueber die früh entwickelte Großmuth deines Herzens? ſagte Murray bitter lächelnd.

Das ſollſt du gleich hören, Papa! Damals kam mir der Inſpekter ſchön wie ein Bild vor. Ich verehrte ihn und hätte ihm eigentlich blos mögen immer die Hand küſſen. Und weil ich Das einmal ſagte und er, als ich ein paar Blumenſtöcke richtig gebunden hatte und auf dem Graſe kniete, mir auf die zufällig nackten Schultern hinten klopfte und die Wirthſchafterin ſah's am Fenſter, da mußt' ich fort. Ach, was hab' ich geweint! Es half nichts ... Ich kam in eine Fabrik, wo ich zur Predigerlehre angehalten und confirmirt wurde. Die Arbeit in der ſtaubigen Fabrik — man machte wollene Decken und haarige Filze — konnt' ich nicht ertragen. Meine Bruſt war ſo an friſche Luft gewöhnt ... Ich war auch durch die Feldarbeit ſchwer in den Gliedern, träge und träumte viel. Die Mädchen, die mit mir arbeiteten, erzählten nichts als Poſſen und Lüderlichkeit. Alter, da wurd' ich ſchlimm! Nicht in Wirklichkeit, ſondern in Gedanken! In Gedanken küßt' ich jeden Mann, den ich ſah und der mir gefiel. Wenn ich ſchlief, ſo küßt' ich das Kopfkiſſen und drückt' es, weil ich dachte: das iſt Der oder Der! Mit der Fabrik war's nichts! So kam ich in einen Dienſt bei einem berühmten Maler.

Ich nahm dieſen Dienſt lieber als andere, weil das Haus dieſes Malers — er heißt Berg — in den ſchönſten neuen Straßen, unter Gärten und Blumen liegt und ganz herrliche Bäume in der Nähe hat. Da fand ich aber meinen Untergang, Papa! Ein ſchöner junger Mann ſah mich immer ſo verliebt, ſo ſcharf und ſchmachtend an, daß ich ihn ſelber hätte verzehren mögen. Er lernte die Malerei bei meiner Herrſchaft. Der junge ſchöne Maler hieß Heinrichſon ... ach, Alter, ich ſage nichts mehr. Es lag mir ſchon in den Augen. Die hatten ſo einen Zug, ſo eine Sucht ... Die Blume wollte an die Luft und die Teufelsbilder und das ſchöne Haus und der Garten und die jungen Männer und mein Blut, alle hatten mir's angethan und ich lag dem ſchönen Manne im Arm ſo unverſehens wie Einer fällt und nicht weiß, wie er auf die Erde kommt. Das muß ſo mit den Schlangen ſein, denen die Thiere in den Rachen laufen, als wenn es zur Hochzeit ginge! Ich ſah und hörte nun, daß es Frauen gab, die ſich entſchloſſen, den Malern für ihre Bilder, wie ſie gewachſen ſind, zu ſitzen. Wie ich Das hörte, Alter, überlief's mich ſiedendheiß. Der Profeſſor, ein guter Herr, ſah mich auch oft ſo ſonderbar an, als wollt' er ſagen: dich hat Gott zu etwas Anderem erſchaffen, als mir hier die Stube zu keh-

ren und den Ofen einzuheizen! Aber der Meiſter ſagte mir nie etwas von meinem Wuchs. Nur die Schüler und Heinrichſen verlockten mich. Aber von den Andern mocht' ich's nicht hören. Ich ſchämte mich und lief fort, wenn ſie davon anfingen, ich ſollte ihnen ſitzen. Da lockte mich aber Heinrichſen einmal auf ſein Zimmer ... die Schlange!

Rege dich nicht auf, Auguſte! ſagte Murray zu dem Mädchen, das zu zittern anfing ...

In Gedanken, fuhr ſie fort, in Gedanken war ich längſt gefallen. Seit ich an die Maler dachte, die ihre Bilder nach wirklichen Menſchen malen, war mir's am hellen Tage, wo ich ging und ſtand, als hätt' ich keine Kleider mehr an. Ich wurde roth und wußte nicht worüber. Ich bedeckte mich bis zum Hals und kam mir vor, als müßt' ich mich ſchämen. Ich ſah mich immer, wie mir Heinrichſen einmal zugeflüſtert hatte, wie er mich ſo wunderſchön malen wolle. Was ſoll ich ſagen? Ich gab ihm doch erſt meine Liebe und dann erſt meine Scham und Tugend ... Ach, Alter, Das iſt ein Teufel!

Er wollte nur deine Schönheit, war herzlos, nachdem er ſie gewonnen hatte?

Alter, dem Heinrichſen, ſo toll ich ihn liebte, dem hätt' ich ſpäter manchmal das Herz aus der Bruſt

reißen mögen; aber er hat kein Herz! Er nahm mich vom Profeſſor weg, miethete mir eine Wohnung, beſuchte mich täglich, zeichnete, malte mich ...

Nicht allein, Auguſte? Es kamen Freunde mit ihm ... ihr ſchwärmtet, ihr tranket ...

Ja! Ja! Murray! Aber das Kind war von ihm ...

Welches Kind? fragte Murray erſchrocken.

Es iſt todt, ſagte Auguſte dumpf. Es ſtarb zu rechter Zeit. Als Heinrichſon von mir eine Mappe voll Zeichnungen und ich von ihm das Kind unter'm Herzen hatte, verließ er mich ... nein, Murray, ich war nicht untreu. Er, er ſchickte nur die Freunde, die mich zeichnen ſollten! Er wollte, daß ich Allen gehörte, gemeinſam war ... wie ein Soldat, ein Kunſtreiter, ein Trödler mit einem langen Bart, wo ſie zuſammenſchießen und Jeder für ſeinen Thaler ihm ein Stück vom Leibe abzeichnet. Als ich aber das Kind trug, Alter, ſo nützte ich Keinem ... Ha, ha, da war ich die Venus nicht mehr, um die ſie einen rothen Purpurmantel ſchlugen und als ich Mutter war ... hieß es ... meine Schönheit hätte den Reſt gekriegt ...

Auguſte ſchluchzte ... Ihre Erzählung erſtickte ihre Thränen.

Murray ſchonte ihren Kummer, ſo ſehr er ſich auch nur auf das Gefühl der verletzten Eitelkeit zu ſtützen ſchien.

Das Kind ſtarb ... ſagte er weich und theilnehmend.

Ha, rief Auguſte, aber die Mutter wollte leben, leben, aus Rache um dieſen Vater leben! Sie lebte auf! Sie fluchte dem Elenden, der geſagt hatte: Deine Formen nehmen ab! Er nur hatt' es geſagt, weil er zu viel Andere lieben mußte und ſich nicht theilen konnte. Er nur, der heute bei einer Vornehmen, morgen bei einem Bürgermädchen ein Rendezvous hatte! Der Elende! Sein Kind war todt, aber die Mutter lebte!

Lebte! rief Murray. Nennſt du Das Leben, daß du nun einen geiſtigen Tod ſtarbſt? Nennſt du Das im Sonnenſtrahl aufblühen, daß du nun ein Kind der Nacht wurdeſt? Den Sonnenſtrahl ſiehſt du, wie er dich auch aufſuchen möge, um dir in's Antlitz zu leuchten und dich an Beſinnung und Umkehr zu mahnen! Kehre um, Auguſte! Noch ſtehſt du nicht ſo tief auf der Leiter, die hinunter in den Abgrund führt, daß es ſich nicht noch lohnen ſollte, wenn du deine letzte ſittliche Kraft zuſammennähmeſt und wieder aufwärts ſtiegeſt!

Auguſte ſchwieg. Der Gedanke an ihr Kind, an den Anfang ihrer Irrgänge, an Heinrichſon hatte ſie zu heftig erſchüttert. Sie ſtieß ſich den alten Tiſch, der in ihrer Nähe ſtand, mit dem Fuße heran und ſtützte den Kopf auf, deſſen zierlicher, wie zur Feſtesfreude aufgebundener Haarſchmuck in einem ſeltſamen

Abſtich war gegen ihre plötzlich leidenden und ſchlaffen Züge . . .

Nach einer Weile fuhr ſie fort:

Papa, höre, ob ſich vielleicht noch etwas aus mir machen läßt!

Sprich, Auguſte! antwortete Murray voll aufmerkender Theilnahme . . .

Die Tante hat in meinem Elend nichts mehr für mich gethan, ſagte Auguſte. Wie oft fleht' ich ſie faſt fußfällig an, mich aus dem Jammer herauszureißen! Sie verbot mir, das glänzende Haus des Geheimrathes zu beſuchen, ja ſie unterſagte mir, mich ferner nur ihre Verwandtſchaft zu nennen. Der Geiz, der ſie brennt und aufzehrt —

Iſt ſie ſo geizig, die Ludmer?

Geizig wie du! ſagte Auguſte . . .

Murray lächelte.

Der Geiz und die Sparſamkeit für den Oberkommiſſair Par, den ſie ihren Vetter nennt — als wenn der mein Bruder wäre! — machte, daß ſie mir jede Unterſtützung entzog. Heinrichſon mocht' ich nicht bitten; den haßte ich. So führte mich das Elend ſoweit, als du mich angetroffen haſt. Die Tante drohte ſchon oft, mich gewaltſam von hier wegbringen zu laſſen . . .

Iſt ſie ſo tugendhaft die Ludmer . . .

Haha! Wenn ſie wie ihre Herrſchaft iſt!

Wie Pauline?

Heißt die Pauline?

Die Geheimräthin von Harder . . .

Die iſt alt und häßlich und nimmt doch noch auf, was ich wegwerfe . . .

Was du wegwirfſt?

Vor Eurer Ankunft, Papa, war mein Elend am höchſten geſtiegen. Ich wollte fort, nachdem ich die Tante ſo auf's Blut gereizt hatte, daß ſie in ihrem Zorn ein Bund Schlüſſel nach mir warf, die mir faſt das Auge ausſchlugen.

Sie iſt wild!

Da kamſt du, Papa . . . Dann war es auch mit dir nichts . . . Dein Contrakt wurde mir zu ſchwer und eigentlich ging ich ihn nur ein, weil ich wieder einmal gemalt ſein wollte, aber als Auguſte Ludmer, als ich ſelbſt, nicht als Venus mit dem rothen Mantel! Aber unſere Sache endete in der Fortuna. Ich mußte ſitzen, wie du! Was wirſt du dann anfangen, ſagte ein Herr, der am dritten Tage, daß ich ſaß, in mein Gefängniß kam, was wirſt du dann anfangen, wenn du frei biſt?

Am dritten Tage? ein Herr? Doch nicht ein Franzoſe?

Ein alter Franzoſe in ſeinem Rock mit Orden ...

Einer weißen Weſte und einem rothen Notizbuche in der Hand ...

Der!

Der dieſelbe Frage auch an mich richtete: Murray, was werden Sie dann anfangen, wenn Sie frei ſind? ſagte er zu mir. Was antworteteſt du?

Ich ſagte: Mein Herr, ich fange nie etwas an, ich laſſ' es gehen, wie es Gott gefällt! Da lächelte er und ich ſah ſogleich den Fuchs —

Den Wolf im Schafspelz!

Er wollte meine künftige Wohnung wiſſen und ſchielte mich an, als hätt' er mich zu tariren ...

Du irrſt doch wohl, Auguſte. Dieſer Mann heißt — Murray griff nach der Viſitenkarte — Sylveſter Raffard und iſt ein Abgeſandter fremder Vereine, die ſich die Verbeſſerung des Looſes der Gefangenen, die Unterſuchung der Gefängniſſe, den Einfluß auf die künftigen Schickſale der Verbrecher zur Aufgabe machen. Da ich mich nicht ſchuldig wußte und traurig war, gab ich ihm wenig Antwort. Ich bin überraſcht, daß er mich heute beſuchen wollte. Ich fand ſeine Karte abgegeben.

Zu mir, ſagte Auguſte, wird er nicht kommen. Ich war ſo voll Zorn, daß ich ihn mit allen ſeinen

zuvorkommend, das Ende jener Bemerkungen vorwegzunehmen, als der Diener ſchon beim Anfang ſtecken blieb, und ſodann ſo milde, ihm ſeine Verwunderung gar nicht zu verdenken. Er ſagte alſo in ſeiner dialektiſchen Manier: „Deine abgebrochenen Reden dienen mir zu Stufen, welche mich an das nördliche Ende der Blume des Weltalls führen. Hier wohnt eine Secte, welche den Eigennutz als das größte aller Laſter verdammt. Glänzende Thorheit! Sieht der Diener nicht ſeinen Schmuck im Glanze ſeines Herrn? Schon auf dem ganzen Wege, Ho-Po, ſeh' ich dir's an, wie ſich deine Seele betrübt, daß ſie von dem geſchmackvollen Faltenwurf ſeidener Gewänder nicht wie ſonſt umwallt wird. Darin liegt eine Aufopferung; denn würdeſt du deinen Drachenrock umhaben, wenn nicht auch um meine Hüften die Schildkrötplatten lägen, in meinem Rücken der Storch und auf meiner Mütze die weiße Peele ſäße? Ja, Ho-Po, deine Seele athmet nur Hingebung für deinen Herrn."

Ho-Po wußte weder, warum ihn ſein furchtſamer Herr mit ſolchen Zärtlichkeiten liebkoſ'te, noch welches in dieſer Erklärung die Antwort auf ſeine beſcheidene Frage ſein ſollte; doch fühlte er, wie verbindlich der Inhalt derſelben für ihn ſei, und küßte ſich mit der Schwärmerei eines Verliebten die Fingerſpitzen.

Auf einige Zeit durfte er nicht erwarten, daß ſein Herr wieder zu reden beginnen werde; denn dieſer hatte ſo eben aus einer blechernen Kapſel eine Art Betel in den Mund geſteckt, woran er vielleicht eine Stunde kauen wollte. Die Reiſe war langwierig genug, als daß ſich der Eine gegen den Andern zu ſehr zu beeilen brauchte.

Redensarten von Besserung zur Thür hinauswerfen lassen wollte und ihm einen Kalbskopf über den andern nachschimpfte. In dem Zorn wurd' ich eben frei. Die Kleider und Schmucksachen waren mir genommen und unter Lachen und schlechten Witzen gaben mir die Aktuare gute Lehren. Da rannt' ich zur Tante. Man wollte mich abweisen. Ich ließ mich nicht stören. Es war mir, als hört' ich die Stimme der Alten in den Zimmern der Geheimräthin. Ich werfe den Bedienten bei Seite, reiße eine Thür nach der andern auf und stehe vor einem wunderschönen Bilde, das ganz frisch, wie eben fertig mit noch halb nassen Farben — ich hab' etwas von dem Handwerk gelernt beim Professor Berg — auf einer Stellage steht. Das bin ich! sagt' ich mir. Das hat Heinrichson gemalt und in dem Augenblick geht die Thür auf und Heinrichson mit der Geheimräthin tritt herein. Ha, ha, ha! fang' ich an zu lachen. Da zu lachen war Verrücktheit. Ich war auch verrückt. Ich weiß noch jetzt nicht, ob ich in dem Augenblick Vernunft gehabt habe. Ich lachte und schluchzte und redete mit Heinrichson, wie er schon längst nicht mehr da war. Heinrich Heinrichson, rief ich, bin ich Das? Sag's deiner Liebsten, das weiße Thier da, der Vogel auf dem Bilde warst du, du tückischer, falscher, heuchlerischer Drache! So

kannſt du lügen, wie dies Thier da! Sieh, wie's mit dem Schnabel klappert, wie der Held den Schönen ſpielt und die arme Auguſte Ludmer ſchläft oder macht die Augen zu, um deine Teufelsaugen nicht zu ſehen! Beiß mich nicht! ſprach ich. Geh! Geh, ich verlange nichts für mein Kind, geh, es iſt todt! Und in dieſer Art ſprach ich meine raſende Wuth vor dem geleckten Menſchen aus; ſeine zierlich gekräuſelten, geölten Locken hätt' ich zerzauſen mögen. Aber er war fort. Die Geheimräthin zog die Glocke, alle Glocken im Hauſe ſchellten. Die Ludmer kam und ſchleppte mich faſt an den Haaren hinaus. Wahnſinnige, ſchrie ſie mich an, du machſt, daß ich dich noch in's Tollhaus ſtecken laſſe! Schändliche, was willſt du hier? Welche Frechheit gegen die Herrſchaft, gegen einen fremden, ſeinen Herrn ... ich war todtblaß, ſtieß ſie zurück und ſetzte mich auf ein Sopha, um mich zu erholen. Sie wollte mich aufreißen, ich ſchleuderte ſie wieder zurück, daß ſie auf einen Seſſel ſank und ächzte. Du mordeſt mich noch! ſtöhnte ſie. Ich ſagte: Ja, das thu' ich. So ſaß ich wol zehn Minuten. Ich war zu elend, ich konnte nicht mehr ſprechen. Immer dacht' ich auch, die Thür geht auf und Heinrich Heinrichſon kommt wieder herein und ſagt' dir: Auguſte, vergib mir! Ich bereue, daß ich die Urſache deiner

Leiden bin! Ich denke täglich an dich, wenn ich in meiner Mappe blättere und diese schönen Bilder male! Vergib mir! Du siehst, ein vornehmes Weib liebt mich! Was kann ich für dich thun? Aber Heinrich Heinrichsen kam nicht. Die Tante hatte sich erholt, stellte sich wenigstens so und verlangte, daß ich mit ihr in ihre Wohnung ginge, die in einem Nebengebäude liegt. Ich ging ganz willenlos hinter ihr über den Hof. Ich sage Das ausdrücklich, weil ich wol mag ausgesehen haben wie das Leiden Christi. Wer mich sah, mag gedacht haben: Die schlägt die Augen nieder und ist sittsam wie ein Grabesengel . .

Warum erwähnst du Das? Wer sah dich denn?

Im Zimmer der Alten, fuhr Auguste sinnend fort, hielt sie mir eine letzte Strafpredigt und gab mir zwei Thaler. Ich mußte sie nehmen, weil ich nichts zu essen hatte. Vor ihrem Spiegel ordnete ich meine Kleider und ging nun. Ich elendes Geschöpf mag doch gedacht haben: Vielleicht sieht Heinrichsen dir durch's Fenster nach! Ich will doch nicht, daß er hinter mir herspottet und mich auslacht! Ich that also nun, als wär' ich froh und hielt mich recht aufrecht. So kam ich nach Haus. Nach einer Stunde etwa kommt Franz, von der Geheimräthin ein Lakai. Er macht mir einen Vorschlag. Ein Mann in seinen besten

Jahren hat mich draußen bei der Tante geſehen und Gefallen an mir gefunden. Ob ich Den heirathen und dann die Gegend verlaſſen wollte? Habt Ihr irgend einen Gauner bezahlt, rief ich, damit ich nur fortkomme und dem Liebhaber der Geheimräthin nicht die Augen ausreiße? Der Burſch ließ ſich auf nichts ein, ſondern blieb dabei, daß es richtiger Ernſt ſeiner Herrſchaft wäre, den Mann dürfte er nur nicht nennen, ich ſollte mit ihm nächſter Tage auf einen Fortunaball gehen und da mit ihm anknüpfen, aber ſittſam ſein und geſcheut und dann fort von hier. Es wär' ein Fremder, der von der Stadt nichts wiſſe, auch nur dann und wann herein käme . . . wenn er mich nähme und ich mit ihm davonzöge, würde man mir ein Heirathsgeſchenk von zweihundert Thalern machen. Ich lärmte zwar und polterte und drohte, ich ſteckte doch noch einmal das ganze Haus der Geheimräthin an; allein, wie der Menſch iſt, auf den Fortunaball ging ich doch und ſah da meinen Freier. Papa, was meinſt du nun wohl, wen ſie mir ausgeſucht haben?

Ich bin begierig . . . ſagte Murray — ſchaudernd über das leichte Gewiſſen dieſer ihm wohlbekannt ſcheinenden vornehmen Menſchen.

Den beſten Engel auf der Erde, ſagte Auguſte lachend, meinen geliebten Freund von Solitüde, der mich einmal gelobt hatte, weil ich Blumen mit Baſt an hölzerne Stäbe zu binden verſtand und mir auf die Schultern klopfte, als ich im Graſe kniete ...

Den Inſpektor?

Mangold! Ein Kind von ſiebenundvierzig Jahren! Nun zwar ſchon ein bischen von der Sonne getrocknet, aber rüſtig und gut wie immer ...

Kannt' er dich?

Wo wird Der mich? Lieber Gott! Der Mann kennt Bäume wieder, die aus dem Samen gezogen ſind, den er geſammelt hat ... aber Menſchen! Ich mußte ihm in's Geſicht lachen, erſt, weil ich den Kopf ſchütteln mußte, daß ich in den ſteifen Patron hatte verliebt ſein können, und dann, weil er mir zu poſſirlich den Hof machte und es wirklich ganz ernſt nimmt ...

Aber Auguſte! rief Murray. Man hat da einen rechtlichen, der Welt unkundigen Mann getäuſcht! Du wirſt doch nicht ...

Getäuſcht?

Auguſte, getäuſcht! Man hat ihm falſches Gold für echtes gegeben! Falſchmünzerei! Ha! Ha! Das ſind keine zwanzig Jahre Zuchthaus, die Denen blü

ben, die ſchmuzige Seelen für reine in Cours ſezen: Die gehen frei aus! Die dürfen nur lachen!

Papa!

Auguſte, daß du nur eine Minute dieſen redlichen Mann über dich haſt können in Zweifel laſſen, Das macht dich zur Hehlerin der Falſchmünzerei! Darauf ſtehen zehn Jahre!

Vater, du biſt toll! Mäßige dich, quäle mich nicht! Zehn Jahre? Ich habe Mangold gleich ausgelacht, aber jemehr ich lachte, deſto mehr war's ihm Ernſt, ich ſollte ſein Weib werden und ihm auf ein herrſchaftliches Schloß folgen, wo er künftig wohnen würde! Das Schloß läge einſam, er müſſe nun endlich eine Gefährtin für ſein Leben haben, das abwärts ginge. Ich habe mich ſittſam benommen, weil Das ein Ehrenmann iſt. Aber gelacht hab' ich doch und ihn zitternd vor Wonne abgewieſen und wie ein Kind geneckt. Dennoch will er mich. Alle drei Tage kommt er von Solitüde und geht mit mir Abends einſam ſpazieren und ſpricht von einem Schloß, Namens Buchau, weit von hier, wohin ich ihm folgen ſoll. Ich habe aber, trotzdem daß mein Arm an ſeinem bebt, ſoviel Achtung vor ihm, daß ich ihn durch mein Ja! nicht betrügen will und neulich ...

Nun, Auguſte ...

Neulich gestand ich ihm meinen ersten Fehltritt ...

Das war brav! Was sagte er? Nicht wahr, es ist nun vorbei?

Auguste schwieg ...

Murray fuhr fort:

Er sprang auf, er riß sich aus deinen Armen los. Und Das führt dich nun her? Du bist unglücklich, verzweifelst ... weil dich Alle verstoßen, Niemand dich mag?

Aus meinen Armen? sagte Auguste und schüttelte den Kopf. Papa, denk' doch nicht zu schlecht von mir! Ich bebe wie im Wind ein Blatt vor dem Manne, ich glaube nicht, daß er mich schon einmal küßte ...

Was aber sagte er, als du ihm gestandest, daß du nicht mehr so bist, wie du aus der Hand Gottes hervorgingest?

Er sprang auf, wie du sagtest, Papa, er weinte sogar ein bischen, schien mir's, und lief dann auch davon. Er sagte mir Abschied auf immer! und ... nach drei Tagen ...

Nach drei Tagen?

Klopft's wieder an meine Thür

Die Vergebung kam?

Die Vergebung!

Auguſte! Und Dies zerreißt nicht dein Herz im innerſten Buſen? Du ſankeſt nicht auf deine Knie und ſtreckteſt die Hand zum Allmächtigen empor, der ſeine Himmel öffnet und ſchon wieder einen Strahl ſeiner Gnade zu dir herabſendet? Er vergab dir? Der edle Mann, der nahe ſeinem funfzigſten Jahre noch auf Liebe und Unſchuld hoffte? . . .

Ach, Papa, ſagte Auguſte in der That ſchmerzzerriſſen. Was ſoll ich nun thun! Das Eine vergab er mir, aber das Andre . . . ach, es iſt ſo Vieles!

Erzähle mir, warum er dir vergab und ich ſage dir, ob ein Engel des Himmels auch über das Andre hinwegkommt! Warum vergab er dir, daß du eine Gefallene warſt, Mutter von einem Kinde?

Weil Buchau weit und einſam wäre, ſagte Auguſte und kein Menſch dorthin käme als nur zuweilen der König und die Königin, wenn ihnen die Krone zu ſchwer würde . . . und unter den alten Eichen, wo der Menſch ganz allein ſich ſelber gehörte und nur vor Gott Rechenſchaft abzulegen hätte, da vergäße man Vieles und an rechter Stelle nähme ſich jeder Baum, auch wenn er ſchief und krumm gewachſen wäre, angenehm aus, ja an Teichen hätte man es ja gern, wenn die Trauerweiden, die mit ihren langen

Hängezweigen hineinlangen, ein bischen gebeugt stünden, und dabei gab er mir die Hand und sagte: Er hätte mich wirklich auch schon als Kind lieb gehabt!

Murray schwieg eine Weile gerührt, dann erklärte er:

Der Teich ist die Buße und die Weiden sind die Reue ... O mein Kind, ich flehe, lache nun nicht mehr! Spotte die Regungen eines bessern Gefühles nicht aus deiner Seele hinweg! Wie ging es denn mir, da dein Vater mich dem Leben zurückgab? Ich trotzte nicht mehr, ich erkannte eine höhere Allmacht und fühlte die starke Himmelshand sichtbar, als wir auf dem Meere von den Stürmen gepeitscht, in den Wellen hin- und hergeschleudert wurden. Ich war noch verstockt, als ich in Hamburg das Schiff bestieg, verstockt, als ich Land sah, die Dünen der Schelde und des Rheins; aber draußen im großen Ocean wurd' ich demüthig und was ich in einem Sturme gelobte, wo eine einzige Welle von dem Schiff fünfzehn Menschen neben mir fortspülte in den Abgrund, Das hab' ich gehalten, habe gearbeitet, gebetet und auf mich selbst gelauscht. Ich bin kein Frömmler. Aber wenn es mir schlecht ging in Amerika, nahm ich zwölf Bibeln von einem Buchbinder, gab meine letzten Kleider auf einen Tag bei ihm dafür zum Versatz und ging mit

meinen zwölf Bibeln in die Häuſer. Wo eine Dienſtmagd am Brunnen wuſch, ſtellte ich mich zu ihr und bot ihr das Buch der Bücher zum Verkauf. Kein Menſch iſt ſo arm, daß er nicht das erſte Erſparniß anwendete, ſich eine Bibel zu kaufen. In einem Vormittage ſchon hatte ich bei den Aermſten zwölf Bibeln verkauft und mit Vortheil; ich brachte das Geld, bekam meine Kleider und konnte am Nachmittag noch neue zwölf abſetzen. Ich machte aber kein Geſchäft daraus. Nur immer wenn ich ganz darbte, wenn nichts mir übrig blieb, als betteln zu müſſen, dann half ich mir mit den zwölf Bibeln. O, mein Kind, ich frömmle nicht; ich bin nur ein Menſch, der da fühlt, daß er die Welt nicht hat erſchaffen können. Wer Das ſich ſagt, Dem hilft die große Hand, die mit dem Erdball wie mit einem Kreiſel ſpielt! Mädchen, halte ſie feſt, dieſe erſten Schauer innerer Einkehr! Wenn ſich ein edles Herz fände, das dich erlöſte ...

Auguſte ſchien zwar erſchüttert, zuckte aber doch ſchon wieder ſpöttiſch mit den Lippen.

Mädchen, rief Murray erregt. Trotze nicht ewig ſo gegen dich ſelbſt!

Auguſte wollte nun aufſtehen.

Nein, Auguſte, du bleibſt! Hörſt meinen Worten! Verflüchtigſt die beſſere Regung nicht! Gib dieſem

Endlich machte der ausgesogene Beutel weitern Erklärungen wieder Platz. „Ich will dich hinter den Schleier dieser Reise," hieß es in dem duftenden Munde des Herrn, „so weit blicken lassen, als es sich mit meinen heiligsten Verpflichtungen verträgt. Die Erklärungen, welche ich darüber dem Sohne des Himmels schuldig bin, sind nicht die, welche ich zur Beruhigung eines Dieners gebe. Ich glaube zu meinen Freunden zu gehen und doch könnten die schmählichsten Mißhandlungen unser Willkommen sein. Wird man uns übel begegnen? Nein, Ho-Po, wir dürfen uns wohl mit den besten Erwartungen tragen; denn längst heißt es in dem alten Spruche: dein Feind drückt dir die Hand, wenn du ihm versprichst, seinen verlornen Ring zu suchen."

Die Chinesen (denn sieht nicht Jeder, daß wir zwei Söhne dieser Nation vor uns haben?) sind die langweiligsten Leute. Abgemessen in ihren Bewegungen, weitläuftig und doch nichtssagend in ihren Reden, können sie einen Tag verbrauchen, um sich über die Schleife eines Zopfbandes zu verständigen. Sie fangen mit den Maulbeerbäumen an, kommen endlich auf die Seidenwürmer, umgehen keine Metamorphose derselben und wenn die Sonne am Horizonte längst verschwunden ist, sprechen sie vielleicht noch immer erst von dem Webestuhl, der dem fraglichen Seidenbande das Dasein gab. Diese Kunst der Weitläuftigkeit macht einen Theil ihrer Jugendstudien aus und tritt im männlichen Alter in den Dienst einer immer zum Trug bereiten Verschlagenheit. Man wird es daher so natürlich finden, wie Ho-Po selbst, daß er erst dann über Zweck und Plan dieser geheimnißvollen Reise einige stark schattirte Erläuterungen erhielt, als die Nacht einbrach, oder um chinesisch zu reden, als die

Hämmern in dir, diesem Klopfen deines Gewissens Weher!

Auguste versuchte aber zu trällern und wollte nun fort.

Nieder! rief jetzt Murray und warf die Binde auf die Stirn.

Herr Gott, was willst du, Papa, antwortete das zitternde Mädchen, das gleichsam nur sich selbst entfliehen wollte.

Auguste erschrak vor Murray, fürchtete sich nun fast vor ihm. Er hatte ihre beiden Hände ergriffen. Er drückte sie mit Gewalt auf den Stuhl. Sie, von Furcht gepackt, fast zitternd vor Angst, fast auch über sich selbst, drängte von ihm loszukommen. Er bat, er flehte, sie sollte jetzt eingestehen, daß sie elend, eine Verworfene, eine Sünderin wäre. Sie stieß ihn zurück. Da warf er die Binde ganz von seinen Augen. Flammend und groß brannten zwei mächtige Augenkerzen auf sie nieder. Sie hätte schreien mögen.

Laß mich! flehte sie und wollte fort. Den Hut hatte sie schon in der Hand . . .

Murray aber schleuderte den Hut und den schwarzen Flor, den er vorm Auge trug, von sich und rief:

Nieder, Auguste! Nieder! wiederholte Murray und

ſchlug ſeine beiden Augen ſo voll und ſo hell auf, daß ſie wie zwei Flammen in der Nacht leuchteten.

Was haſt du? Was ſollen meine Hände? Was thuſt du?

Falte die Hände! rief Murray faſt wie ein Thierbändiger in einem Käfig einen Panther ergreifen und auf die Erde ſchmettern würde.

Du zerbrichſt ſie ... Laß! Laß! ſtöhnte Auguſte, aber doch ſchon gedemüthigt von der mächtigen geiſtigen Gewalt des Alten und auf die Erde ſinkend.

Falte die Hände! Bete mir im Geiſte nach, was ich laut ſprechen werde! Bete! Bete! Auguſte!

Auguſte ließ das Haupt ſinken, hielt die Hände, die auf ihren Schooß wie ohnmächtig und leblos niederglitten, ſo zuſammen, wie ſie Murray ihr gefaltet hatte und hob die bebenden Lippen, indem ihre Augen ſtarr und wie irr an den Augen Murray's hingen.

Murray ſprach:

Nicht zu dir, Herr des Himmels, red' ich! Denn ich kenne dich nicht und meine Augen ſind trübe. Zu mir ſelbſt will ich ſprechen! Zu meinem eigenen, eigenſten inneren Geiſte! In mich ſelbſt will ich blicken, in mein innerſtes Herz. Der Gott, der mich geſchaffen hat, wird mir zur Seite ſtehen und mir deuten, was ich jetzt ſehe, jetzt fühle. Ich fühle mich elend und ich

ſagt' es mir nicht! Ich fühle mich in tiefſter jammervollſter Troſtloſigkeit und ich lachte Derer, die mir Erquickung boten. Wer bin ich, Allmächtiger! Ein Haufen Erde, in dem die Würmer wühlen werden, wenn meine Stunde gekommen iſt. Ich bin Staub, Aſche ... Ein Todtenkopf ſieht mich einſt an, wenn ich in den Spiegel blicke, und die Lippen, die einſt ſo frevelten, ſpöttelten, ſagen mir jetzt ſchon: Das iſt einſt dein Bild! Ach, gibt es eine Schönheit, die unvergänglicher wäre als die eines reinen Herzens? Das fühl' ich doch, wie ein Kind ſo lieblich und gehorſam in ſeiner ſpielenden Welt lebt, die Freude der Menſchen iſt, auch Derer, denen es nicht gehört und die es nur ſehen, nur wie fremd beobachten! Wie ſchmückt Jeden unter uns die Zier einer friedfertigen kindlichen Geſinnung! Wie ſchön ſteht uns zu dulden und nicht zu murren wider das Geſchick! Der Himmel hat mir nie lächeln wollen. Ich weine d'rob! Ich armes Kind, das ich unter Unglücklichen und Böſen aufwuchs, die Aeltern nicht kannte und mit ihnen nichts vom Jugendglück. Aber prüfe dich recht, mein Herz! Nahmſt du nicht jedes deiner Misgeſchicke für eine Entſchuldigung deiner Fehler? Sagteſt du dir nicht: Wie kann ich auf die Zufriedenheit mit mir ſelbſt bedacht ſein, hab' ich doch keine Freude, als die flüchtige der Selbſtver-

geſſenheit? Ach, es wird die Stunde kommen, Auguſte, wo du an deinem Ohre die Worte hören wirſt: Wie war ſie ſchön und wie verblühte ſie nun! Du wirſt hören, daß man Andre preiſt und Die, die du am meiſten verachteteſt, weil du ihre Seele kannteſt, die werden ſich vor dir brüſten und ſich rühmen, daß an ihren Blättern der welkende Herbſt erſt um einige Tage ſpäter erſcheint! Ach, dann werd' ich nach ewiger Schönheit ſuchen und ſie nirgend finden, als in Beſcheidenheit und treuer Liebe. Treue Liebe! Du ſüßeſtes Kleinod des edlen Frauenherzens! Treue Liebe! Du Schmuck der Armen, Du, der einzige Stolz der Geliebten, wie das Kind, ſelbſt ein ſchwaches und unſchönes, doch der beſte Schmuck ſeiner Mutter iſt! Treue Liebe! Wer bringt mir deinen Hauch, daß ich ihn in meine Seele ziehe, wie einen Duft der Opfer, die dem Herrn angenehm ſind, daß ich ihn wieder ausſtröme in ein Herz, das noch Hoffnung zu mir faſſen kann! Ach, daß der Gute, Edle, Vergebende ſein ſanftes Auge auf mir ruhen ließe! Daß ich die letzten geſammelten Reſte meiner beſſern Natur, die ich doch aus mancher ſtillen Abendſtunde kenne, dem ſchon früh Geliebten bieten dürfte wie die arme Witwe ihr Erſpartes mit der Aermeren theilt! Weiche nun von mir jede Verſtellung! Ich will mein Auge nieder-

ſchlagen auf der Straße, ich will Dem, der mich frägt, was mir fehle, ſagen: Ich bin krank! Ich will Schmach erleiden, will noch einmal, zum letzten male verſuchen, ob eine gütige Hand mich aus dieſem Dunkel führt. Und wär' es nicht — wäre auf meiner Stirn das Zeichen vergangener Irrthümer zu tief eingebrannt, nimmt er mich nicht hinüber in die Luft, die läutert, an die Quelle, die reinigt . . . auch dann, auch dann, Herr des Himmels, ſoll mich nicht die Verzweiflung faſſen, ſondern nur . . . und nur die Reue. Ich will, mein Gott, in mich ſehen, will den Troſt der Menſchen ſuchen, die mit mir beten und die ein gleiches Bedürfniß trieb, mit ſeinem eigenſten Herzen zu ſprechen und auf die ernſten Fragen der Seele mit Ernſt zu antworten. Dies Beten hört ja nur Gott. Der ſpottet deiner nicht. Der weint mit dir, der freut ſich mit dir! Der iſt dein Widerhall! Und hörſt du den Widerhall, der aus deinem Herzen tönt, dies ſtille Tröſten und dieſe Ruhe gern, dann iſt's Der Gott, der in dir wohnt. Dann iſt er dir nahe! Glaube ihm! Vertraue ihm! Hoffe auf ihn! Von nun an in Ewigkeit und die Zeit deines vielleicht nur kurzen Lebens noch! Amen!

Wie Murray dies Gebet geendet hatte, ergoß ſich Auguſte in einen Strom der bitterſten Thränen. Sie

die seit lange nur noch vor Ungeduld geweint hatte, weinte vor Reue und dem Gedanken an ihre tiefste Hoffnungslosigkeit.

Murray, der mit gefaltenen Händen vor ihr gestanden hatte, griff nun tröstend nach ihrer Hand und zog sie empor. Sie ließ willenlos Alles geschehen, was er mit ihr begann. Er ergriff die Binde wieder, reinigte sie vom Staub und legte sie ruhig über seine Stirn. Dann sagte er:

Wann kommt Mangold?

Heute Abend, aber spät! Er ißt immer erst irgendwo zu Nacht . . .

In diesem Gebete und der Uebereinstimmung mit Murray's Worten hatte sich die ganze Sehnsucht offenbart, daß Mangold sie von ihrem jetzigen Stande erlösen und an seine reine Brust ziehen möchte.

Du wohnst noch in der Königsstraße? sagte Murray.

Neben dem Café Richter . . .

So komm' ich heute, wenn Mangold kommt . . .

Auguste stand ermuthigter und gestärkter von diesen Worten, dieser Aussicht auf Trost und Beistand und guten Einfluß auf jenen Edlen von dem Sessel, auf den sie nach dem Gebete gesunken war, auf, zog ihren Shawl über, trocknete ihre Thränen und suchte ihr feuchtes Taschentuch zu verbergen . . .

Sie wollte gehen, ohne ein weiteres Wort zu ſagen.

Murray rief ſie aber in der Thür noch zurück.

Auguſte, ſagte er, ich habe Vertrauen! Glück beſſert Thorheit, Glück beſtärkt die guten Vorſätze! Man muß nicht Alles vom Unglück erwarten. Das Unglück verhärtet, verbittert uns. Du bedarfſt nun Glück! Du mußt nun nicht darben! Du haſt Schulden! Da! Nimm!

Damit hatte er die Schublade aufgezogen und reichte Auguſten nach kurzem Suchen ein Papier hin . . .

Es war eine Banknote von funfzig Thalern . . .

Auguſte gab ihm aber das Papier zurück, ſchüttelte ſchweigend den nothdürftig geordneten Kopf und wollte fort. Ihre Augen waren nicht zu dämmen. Es floſſen die einmal geöffneten Schleuſen des Herzens über. Sie bedurfte der Luft . . . ſie mußte für ſich weinen können. Nur weinen . . . Nur fort!

Murray drängte ihr nun faſt das Papier auf. Sie nahm es aber nicht, ſondern ging. An der Treppe blieb ſie ſtehen und wandte ſich nur noch, um die tonloſen, erſtickten und heiſeren Worte zu ſprechen:

Unten der Mullrich . . . der Wirthin . . . ſchuld' ich vier Thaler. Sie läßt mich vielleicht nicht durch . . . wenn ich durch die Hausthür will . . .

Murray gab ihr dieſe vier Thaler . . .

Auguſte nahm ſie, wickelte ſie in ihr Tuch und

ging ohne aufzublicken, ohne ein weiteres Wort des Abſchiedes, ohne eine Phraſe, ohne einen Seufzer, ſtill und tiefbewegt von dannen. Sie hatte keine Stimme, kein äußeres Leben mehr. Sie ging wie geiſterhaft, wie ihrer ſelbſt nicht bewußt ...

Murray kannte dieſen Zuſtand und nannte ihn für ſich ... den des gebrochenen Rohres.

Der Auftritt hatte auch ihn erſchöpft. Auch er bedurfte friſcher Luft zur Stärkung. Es war zu eng um ihn, zu dumpf. Er wollte aus; es dürſtete ihn. Er ſah nach dem Kruge ... er trank ... das Waſſer war matt ... Er gedachte des Anerbietens ſeiner freundlichen Wirthin. Er ging an die Verbindungsthür der Küche und klopfte ... Louiſe Eiſold wurde hörbar.

Dürft' ich Sie bitten ... ſagte er.

Sogleich! war die Antwort und Louiſe kam über die Galerie an ſeine offne Thür.

Was wünſchen Sie, Herr Murray? fragte ſie.

Dürft' ich Sie bitten ... Haben Sie in Ihrer Küche friſches Waſſer?

Gewiß! ſagte ſie und ſah nach dem Kruge. Aber das Waſſer war auch da matt geworden.

Ein Gewitter liegt in der Luft, bemerkte ſie. Ich hol' Ihnen friſches ...

Nein, nein, Mademoiſelle!

Warum nicht! ſagte ſie.

Damit ergriff Louiſe Eiſeld den Krug und ging, ſo gefällig ſie angezogen war, ſelbſt hinunter, um im erſten Hofe Waſſer zu holen.

Murray lehnte ſich und ſah über die Galerie und beobachtete das Wetter. Er kehrte in ſein Zimmer zurück. Er nahm einen alten Regenſchirm, ſetzte den Hut auf, ſchloß die Thür und zog auf der Galerie alte hellgrüne, waſchlederne große Handſchuhe an.

In Gedanken verſunken ging ihm dies Alles langſam. Er hatte den linken Handſchuh an und wollte eben den rechten anziehen, als Louiſe mit dem Kruge ſchon wieder da war. Sie nahm ein Glas aus ihrer Küche, ſchwenkte es und ſchenkte es aus dem Kruge voll.

Wie Murray ſo dies freundliche Walten eines gewiſſensreinen, unbeſcholtenen Mädchens ſah, wie ſie ihm das Glas hinhielt, das reine und klare kryſtallhelle Waſſer im reinen klaren kryſtallhellen Glaſe von reiner unbeſcholtener Hand, dargereicht mit klarem Auge und ſittlichem Ernſt, da ſagte er, als er getrunken und ſich geſtärkt hatte:

Glücklich, wer ein Gewiſſen hat, das ſich nur manchmal ſo trübt wie ein eben am Brunnen gefülltes Glas, das von den tauſend Tropfen kryſtallreinen Waſſers beſchlagen wird!

Damit gab er Louiſen, deren traurige Trübe bei aller Reinheit dieſem Bilde entſprach, das Glas. Sie ſtellte den Krug zur Erde und wollte ihm das Geleite bis an die Treppe geben ... Wie er nun hinunterſtieg und fort war und ſie in ihr Zimmer zurückkehrte, hörte Louiſe im Glaſe, das ſie wegſtellen wollte, einen ſonderbaren Klang. Der prächtige Ring von Gold und Edelſteinen, den Murray am Finger gehabt hatte, lag auf dem Boden des Glaſes.

Seltſam! dachte ſie in längeren Pauſen. Hat er ihn vergeſſen? Oder ſoll Das ein Geſchenk ſein? Wer iſt dieſer Mann? So arm! So reich! So niedrig! So groß! So ſchwach! So ſtark! So kindlich! So weiſe! So offen, ſo räthſelhaft!

Wie gelähmt vor Schreck ſtand ſie und betrachtete das funkelnde Geſchmeide ... wünſchte aber die Nacht herbei, um es dem wunderbaren Nachbar zurückzugeben.

dreibeinige Kröte Hampha das himmliſche Geſtirn verſchlungen hatte.

Das Ziel der heutigen Reiſe war das Ufer des Erechumbo, eines unter dem Namen des Buremputer uns bekannteren Fluſſes. Man konnte nach Teſchulumbo keinen beſſern Führer wählen, als den Lauf dieſes Stromes, deſſen Nebenfluß, Painom-Tſchieu, den Fuß der Reſidenz des Teſchu-Lama beſpülte.

Es war keine geringe Verlegenheit für die Reiſenden, daß ſie die hereinbrechende Nacht mit dem nächſt erwarteten Raſtorte in falſche Berechnung gebracht hatten. Die Unſicherheit des Weges geſellte ſich zu ſeiner ſteigenden Unbequemlichkeit. Kein Dorf, keine Hütte, keine Einſiedlerwohnung in der Nähe, um die eben ſo ermüdeten als ängſtlichen Reiter aufzunehmen. Dazu machte es die rauhe Witterung, der ſteinichte Boden, der auf unabſehbare Strecken von zerſchieferten Felsſtücken gebildet ſchien, gänzlich unmöglich, unter dem Schutze des freien Himmels ſein Nachtlager zu ſuchen. Ho-Po hatte noch weniger Ausdauer, als ſein Herr. Der weichliche Chineſe jammerte über ſeine vor Froſt erſtarrten zarten Hände, die er nicht einmal durch den Hauch des Mundes erwärmen konnte, weil ſie mit dem Lenken des ermatteten Pferdes hinlänglich beſchäftigt waren. Ueberdies ſah er ſich zuweilen ängſtlich um und machte endlich ſeinen Herrn auf ein anhaltendes Geräuſch, das bald vor, bald hinter ihnen wäre, aufmerkſam. „Ich hab' es längſt bemerkt," antwortete dieſer, es ſind Schichten zerbröckelter Steine, die wir durch unſere Bewegungen zum Herunterſtürzen bringen."

Ho-Po hatte ganz Recht, wenn er deshalb anmerkte, daß man um ſo behutſamer auftreten müßte. Doch fügte

# Funfzehntes Capitel.

## Eine Hexenküche.

Der Vorfall zwischen den königlichen Herrschaften und dem Fürsten Egon von Hohenberg auf Schloß Solitüde hatte allgemeines Aufsehen erregt. Alle Welt sprach von der rührenden Scene, dem Choral und den Thränen der Königin ... Trommeldey hatte eine Anekdote gewonnen, die mit seinem Wagen die Runde bei all den vornehmen Herrschaften machte, die in chronischen Fällen homöopathische, in acuten allopathische Behandlung verlangten ... Die Trompetta war dem Vorfalle so nahe gewesen, daß sich diese Nähe bald im Munde der Wiedererzähler in wirkliche Anwesenheit verwandelte. Hatte sie doch Ursache, vom Hofe eine Entscheidung über ihr Gethsemane zu erwarten! Warum sollte sie nicht dabei gewesen sein, als jene zarte Ueberraschung eines Sohnes mit den Andenken

ſeiner Mutter vorfiel? Sie gab dem Solitüder Vorfalle erſt die myſtiſche Abrundung und Beleuchtung, denn ſie war es, die bei ihrer großen Beweglichkeit Hunderte von Urtheilen darüber hörte und dieſe Urtheile in Thatſachen verwandeln konnte. Man pries das Herz des Monarchen, man bewunderte den Takt ſeiner Gemahlin. Man ſtritt darüber, welchem Gefühle die Scene am wohlthuendſten müſſe geweſen ſein, und kam darin überein, daß die junge Fürſtin wohl die reinſte Freude dabei genoſſen hätte; denn ſie war es, ſagte man mit der eigenthümlichen Sentimentalität jener Regionen, die den König glücklich ſah! Lauſchte man doch von allen Seiten in des Königs Umgebung auf Momente, wo eine innere Freude aus ſeinem durch die Zeitverhältniſſe eingeſchüchterten Gemüthe drang! Der König hat gelacht! Ein ſolches Wort flog oft mit Blitzesſchnelle bei einer Cour durch den Mund von hundert Menſchen und die „kleinen Cirkel" endeten dann noch einmal ſo gut; denn die Hoffnung auf eine Löſung der Wirren, die die Krone bedrohten, ſchimmerte dann doch etwas leuchtender. Man hoffte dann wieder auf energiſche Befreiung von einem Miniſterium, das die Noth des Augenblicks dem Regentenhauſe aufgedrängt hatte. Es war aus entſchieden läſtigen Beſtandtheilen, aus Kaufleuten, Fabrikanten

und ähnlichen „Emporkömmlingen" zusammengesetzt. Einige reutente Beamte, besonders aus der Richtersphäre, hatten die Verwirrung, die in den höchsten Kreisen herrschte, nur noch vermehrt. Das Vertrauen auf die alte unbedingte Hingebung der Bureaukratie war auch schon bei Hofe untergraben. Man sah sich da wie auf dem stürmenden Meer nach einem rettenden Ufer, einem Leuchtthurm, einem Lootsen um. Das Drängen um die Ehre des Steuerruders war so groß, daß Keiner es besonders kräftig erfassen konnte. Eine allgemeine Rathlosigkeit lähmte den ganzen Staatsorganismus, der neue Formen sich aneignen sollte und noch nicht die Seele für diese Formen hatte. Der bevorstehende Landtag, weit entfernt, einen Halt, eine rettende Planke für die Schiffbrüchigen zu bieten, war voraussichtlich nur die Veranlassung neuer Verwirrungen, neuer Stürme. Man konnte schon jetzt mit Bestimmtheit prophezeien, daß sich das so nothwendig sich dünkende Ministerium ihm gegenüber nicht würde behaupten können. Und zu militairischem Druck, zu Gewaltmaßregeln allein, schamte man sich, jetzt schon zu greifen. Man wollte doch so gern den Schein der Gedankenfreiheit behaupten und manche Idee verwirklicht sehen, die ohne Unterstützung der Ueberzeugungen keine Dauer versprach.

Niemand war von allen dieſen Wirren mehr ergriffen als eine vornehme Dame, die wir zwei Tage nach dem im Vorangehenden geſchilderten Septemberdonnerſtage am Samſtag Abend bei trübem und regneriſchem Wetter ſchon um ſechs Uhr Abends auf ihrem gelben Sopha bei gedämpfter Beleuchtung einer großen Lampe ausgeſtreckt, die Füße mit einem Shawl belegt und melancholiſch genug erblicken.

Pauline von Harder befand ſich in ihrem oſtenſiblen Boudoir, dem uns bereits bekannten Zimmer Gelb in Blau. Sie ſchlug die Arme zuſammen und ſah auf eine Schreibmappe nieder, die mit einer Feder auf ihrem Schooße lag. Das Dintenfaß war in der Schreibmappe ſelbſt angebracht.

Eine andere Dame, die alte Ludmer, breitete ihr den Shawl auf den Füßen auseinander, damit ſie ſich des Froſtes erwehrte, der ſie bei dem trüben und plötzlich ſehr herbſtlichen Wetter überſchauerte. Auch die Ludmer hatte eine Art Schreibanſtalt vor ſich an dem runden Tiſche von Mahagony. Auf einem Blättchen notirte ſie mit einem Bleiſtifte.

Wie kalt es iſt ... Es iſt ſechs Uhr und ſchon finſter! ſeufzte die Geheimräthin.

Der Herbſt kommt dies Jahr ſo früh ... ſchnarrte die alte Geſellſchafterin.

Der Sommer war zu schön und wie wenig hab' ich ihn genossen.

Die Ludmer antwortete mit einer aufrichtigst zustimmenden Geberde.

Ein Bedienter trat eben ein und ließ die Vorhänge nieder. Es war Franz.

Bei den Wäsämskoi's drüben auch schon Licht? sagte Pauline.

Stichdunkel! antwortete Franz.

Hat der alte Herr von drüben wieder unser Haus so oft angeglotzt? fragte die Ludmer.

Franz antwortete:

Heut früh ging er wohl zehnmal vorüber und schien Lust zu haben, zu klingeln. Immer besann er sich wieder und wandte sich dann nach der Stadt ...

Solli' er die kühle Visite der Fürstin gut machen wollen? fragte die Geheimräthin.

Was? sagte die Ludmer, die vielleicht jemand Anders im Sinne hatte. Ach, du meinst den alten Hauslehrer?

Franz wußte darauf keine Antwort und ging mit der Bemerkung, der Alte heiße Rudhard, aus dem Zimmer.

Die Ludmer begann jetzt zu plaudern, zu berichten, zu unterhalten. Sie erzählte von dem jungen

Maler, der faſt den ganzen Tag dort drüben bei Helenen's Schweſter und ihren Kindern wie eingebürgert verweile. Sie erzählte von dem ſtadtbekannt gewordenen Rendezvous in Solitüde, von großen Scenen zwiſchen der Mutter und Tochter ...

Erinnere mich nicht an dieſen Tag! ſagte Pauline leidend. So ſich in ſeinem eignen Manne proſtituirt zu ſehen! Gegenſtand des Spottes in dem Menſchen, der unſer natürlicher Schutz, Beiſtand, unſre Ehre ſein ſollte! Ich kann mir denken, daß in allen Geſellſchaften nur von Henning's ſtupider Miene geſprochen wird!

Die Ludmer richtete ihre ſtechenden Augen auf die Geheimräthin und ſagte voll tiefſter Beſorgniß:

Ja, ja! Zu unſerm Dienſtag-Diner haben der Oberhofmarſchall und Graf Franken abſagen laſſen ...

Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn wir in eine förmliche Ungnade fielen, erwiderte Pauline.

Nur wegen der Solitüde? ſagte die Ludmer mit ſchärferem Blicke zu ihrer Freundin und Gebieterin hinüberſchielend und ihre Doſe anſchlagend.

Ich weiß, was du ſagen willſt, antwortete Pauline. Man erklärt mein Haus jetzt für den Sammelplatz der Oppoſition. Man ſagt, ich machte Partei ... Laß ſie! Laß ſie! Das freut, das ermuthigt

mich. Siehst du! Ich thue in der That nichts, gar nichts, was diesen Vorwurf verdiente und man kann von einer intelligenten Frau nichts Schmeichelhafteres sagen, als daß sie intriguire, während sie doch nichts thut. Ihre Intelligenz ist schon Intrigue! Null, Null soll man sein, ja noch unter Null und zu Weihnachten nur für den Frauenverein sticken oder eine Boutike halten. Das ist Alles.

Nichts thut, Beste? sagte die Ludmer und nahm eine Prise. Ist nicht auch Werdeck wieder zum Dienstag eingeladen? Bist du nicht in offener Ausstellung auf dem Kunstverein in Ekstase gerathen über das Bild seiner Frau, und hast diese Person wieder an dich gezogen, trotzdem, daß sie Jedermann flieht und du seit ihrer Spionage in Bielau ihr mistraust . . .

Wie kommst du auf diese Zufälligkeit? In Bielau? Spionage? warf die Geheimräthin ein. Welches Interesse könnte diese Frau, die aus Polen stammt und in mir ganz fremden Verhältnissen aufwuchs, veranlassen, sich um unsere Vergangenheit zu bekümmern?

Kind! Du weißt nicht, wie sie dich Alle umschleichen und belauschen! Daß zum Dienstag die Trompetta, die Flottwitz, Niemand vom Bundesrath gebeten ist, gibt sogleich Gerede. Bist du nicht ein Herz und eine Seele mit der d'Aziment, die die zweifelhaf-

ten politiſchen Geſinnungen des Fürſten Egon beherrſcht und was iſt alles Das gegen ... deine neueſte Grille ...

Pauline lachte mit der Ueberlegung eines ſtarken Geiſtes über einen ſchwächeren.

Du ſprichſt, ſagte ſie, von meinem Ankauf eines geleſenen Journals! Wer allein nennt Das Grille, als eine Natur wie die deinige, die ſich um öffentliche Dinge nicht kümmert!

Ich dächte, wir hätten an unſern geheimen genug — ſagte die Ludmer ſcharf und ſah auf ihr Papier, während ſie den Bleiſtift probirte und aus einem Futteral, das neben ihr lag, eine Brille zog, die keine Bügelbrille, ſondern aus alter Gewohnheit ein einfacher ſogenannter Naſenquetſcher war.

Pauline ſchwieg eine Weile und kam dann durch eine leicht erklärliche Ideenaſſociation auf Heinrichſon.

Wie ſelten ſich ſeit einiger Zeit Heinrichſon macht! ſagte ſie ſeufzend.

Deine Schuld, gutes Kind! antwortete die Ludmer jetzt durch die Brille näſelnd. Wie konnteſt du in dem Grade jugendliche Leidenſchaften verrathen, daß du mit ihm eine Scene ſpielteſt, als das abſcheuliche Ding, die Auguſte, ihn in unſern Zimmern wie raſend anfiel?

Pauline ſchwieg eine Weile und ſtützte das Haupt auf.

Ich hatte mein Alter vergeſſen! ſagte ſie ſeufzend. Sonſt, wenn ich entdeckte, daß meine Freunde treulos waren und nicht Farbe hielten, hob ich Dolche empor. Wo ſind dieſe Zeiten hin!

Heinrichſon iſt doch aufmerkſam und weiß, was du ihm biſt und wie du ihm nützeſt. Aber mit ihm zu boudiren . . .

Um eine Leda!

Du haſt es nun! Er nahm die Scene für Affectation und kommt ſeltener. Dieſe Männer wie Heinrichſon fürchten ſich vor Scenen.

Doch iſt er ja wärmer, zärtlicher, als ſonſt . . .

Franz . . . hat ganz Recht —

Franz! Läſſeſt du nie dies Spioniren, Charlotte! Franz ſieht, was er merkt, was wir geſehen wünſchen.

Die Viſiten Heinrichſon's bei der d'Azimont kann Keiner erfinden!

Verleumdung! Heinrichſon arbeitet an ihren Erinnerungsblättern. Soll ich mich vor Helenen fürchten? Dann wäre Treue und Glauben aus der Welt gewichen. Schwelgt ſie nicht in dem Entzücken ihrer endlichen Ausſöhnung mit Egon! Sie lag heute weinend an meiner Bruſt! Dieſe Freudenthränen! Dieſer Herzensjubel! Die Glückliche!

Ah! ſetzte ſie nach einigen Augenblicken hinzu, ich will meine Tagebuch-Notizen machen.

Und ich den Speiſezettel für Dienſtag, ergänzte die Ludmer trocken und ſchüttelte den Kopf und behielt die Gedanken, von denen ſie ſah, daß ſie keinen Anklang fänden, für ſich.

Sonnabend den 20. September, ſagte Pauline halblaut und ſchrieb ſeufzend Notizen auf, die ſie theils wiederholte, theils nur flüſternd für ſich hinſprach ... Elf Uhr ... Beſuch Helenen's. Glücklich und entzückt ... Rückfahrt von Solitüde ... Ueberraſchung ... Dunkelheit ... Kindliche Hingebung ...

Die Ludmer ſprach aber auch gern etwas laut, wenn ſie dachte, und ſchrieb nachdenklich, als wenn ein Feldherr ſeinen Operationsplan gegen einen gerüſteten und kriegskundigen Gegner entwirft, über das bevorſtehende große Dienſtagsdiner folgende Ideen nieder:

Pürée von weißen Rüben mit Filets von Enten und Parmeſan-Croutons ...

Egon's Eindruck bei Hofe — fuhr wieder ihrerſeits Pauline fort ... Mein Lächeln fällt Helenen auf — Ich lächle über mich — Warum? — Weil ich mir manchmal wie die Sibylle vorkomme, die in einer Höhle ſitzt und die Menſchen in ihrem Wahne ſich durchkreuzen ſieht, während ich im Buche ihrer Schickſale leſe —

er hinzu, daß er das Geräusch mehr vor, als hinter sich höre. „Man sollte fast glauben, daß du die Wahrheit sprächest," sagte der Herr; „ich täusche mich vielleicht nicht, wenn ich annehme, daß wir dicht in der Nähe des ersehnten Flusses sind."

Ho-Po rief erschrocken aus: „Und wenn wir gar in den Fluß, ohne es zu wissen, hineinritten!"

„Fürchte nichts, mein Sohn," hieß es zur Beruhigung; „der Unerschrockene denkt in dem Augenblick der Gefahr immer an den Moment, wo er sie überstanden hat. Das ist das ganze Geheimniß des Muthes."

In der That hatten die Reisenden längst die Oeffnung des Gebirges hinter sich und wateten durch ein Meer von Kieselsteinen, welches der oft sehr hoch austretende Buremputer zurückzulassen pflegt. Bald blitzten auch wie von einem hin- und herbewegten Spiegel einzelne Strahlen des Flusses durch das Dunkel der Nacht; das Getöse einer durch tausend Hindernisse sich hindurchdrängenden Wogenmasse schlug immer vernehmbarer an das Ohr und erreichte endlich eine Kraft, daß man von der Riesengewalt des Stromes einen Begriff hatte, noch ehe man ihn in unzähligen Krümmungen durch sein zerrissenes Bett stürzen sah.

Der Anblick dieser in ihrer ungebändigten Wildheit so großartigen Natur mußte die Hülflosigkeit der Verirrten vermehren. Das Geräusch des Stromes machte es ihnen unmöglich, sich über ihre Lage zu verständigen und es blieben ihnen daher nur die kläglichen Mienen der Verlegenheit übrig, mit denen sich beide wechselseitig betrachteten. Weniger ihr Muth, als die Noth zwang sie dennoch zu den letzten Anstrengungen. Sie führten ihre Rosse am Zügel und ver-

Spaniſche Paſteten von Rebhühnern, ſagte die Ludmer und fügte ſtill für ſich, aber mit Nachdruck hinzu, von Rebhühnern en Salbicon —

Wüßten alle Menſchen, was ich weiß — wüßten ſie, wie ich auf meinem Dreifuß ſitze, der Prieſterin von Delphi gleich — ich lächle und warte meine Zeit ab —

Die Ludmer in der Hoffnung, den Pflegling ihrer Liebe von dieſen quälenden Träumereien und Tagebuchsſchmerzen abzubringen, flüſterte:

Rinderbruſt, glacé, mit Chalotten . . .

Helene fürchtet für die Zukunft . . . ließ ſich Pauline nicht irre machen . . . trotzdem daß ſie den Augenblick benützt. Egon will die politiſche Carrière beginnen. Nichts iſt den Frauen gefährlicher als der Ehrgeiz der Männer. Ein Mann, der den Ruhm liebt, opfert ihm gewöhnlich zuerſt ſich ſelbſt und dann auch Alle, die ihn lieben. Helene fürchtet die Umgebungen Egon's und hofft, daß Rafflard ſein Verſprechen, ſie ſämmtlich zu entfernen, das ganze Neſt aufzuheben, wahr macht.

Die Ludmer hörte etwas hinüber zu den ihr nicht ganz gleichgültigen Thatſachen, die die Geheimräthin niederſchrieb — und ſagte dann freudiger notirend:

Gänſe a la Broche mit farcirten Gurken a la Sauce . . .

. . Die Geheimräthin hatte aber trotz ihrer idealen Anschauung gleichfalls nicht unterlassen, auch auf die Ludmer manchmal hinzuhören und zu prüfen, was die erprobte Erfindungsgabe der Freundin zusammensetzte. Sie nahm jetzt das Blättchen und las die schriftstellerischen Produkte der Ludmer. Die Ludmer nahm eine Prise.

Ist Das der erste Gang? fragte Pauline.

Der erste Gang!

Ich vermisse, sagte die Geheimräthin, die gleichfalls gastronomische Phantasieen hatte, eine Kennerin der Tafelfreuden und längst zu der Erkenntniß gekommen war, daß man sich viele und gerade die geistreichsten Menschen dauernd und wahrhaft treu leider nur durch Diners und die sinnige Wahl ihrer Leibgerichte verbindet; ich vermisse, sagte sie, ein Hochepot von Wurzeln à l'Anglaise für meinen guten Justizrath, der seine Frugalität immer drollig genug zu beweisen sucht, daß er nach Gemüsen verlangt und von guter Hausmannskost spricht.

Ist der Justizrath denn eingeladen?

Schluck? Ich denke doch? Der Vater und die Tochter! Ich bin sehr undankbar gegen den ehrlichen Menschen und hab' ihm seit seiner edlen Aufopferung

für meine Intereſſen viel zu wenig Aufmerkſamkeit erwieſen.

Er war geſtern hier, um dich angelegentlichſt zu ſprechen . . .

Wovon man mir nichts ſagte? erwiderte die Geheimräthin entrüſtet.

Ich mochte nicht . . . Der Mann wird alt . . . Er zeigte ſich ängſtlich!

Aengſtlich? Worüber? Ein Schlurck ängſtlich . . . du ſprachſt ihn alſo?

Es kämen, ſagte er, Anfragen, Vorwürfe wegen der übereilten Hausſuchung bei den Gebrüdern Wildungen — man ſetze ihm mannichfach zu, wolle Auskunft über Dies und Jenes — er quengelte mehr, als ich je von dem Manne erwartet hätte —

Dann lad' ihn nicht ein! erklärte die Geheimräthin entſchieden. Furchtſame Menſchen ſtören unſern Lebensmuth. Man wird nie von Paulinen ſagen, daß ſie ihre Freunde vernachläſſige; aber nur keine Entmuthigung da, wo man Stärke erwartet!

Von ſeiner Tochter ſprach Schlurck auch, berichtete die Ludmer.

Sie iſt verlobt mit Laſally —

Noch nicht förmlich . . . ſagte er. Auch bräche ſie ſolche Verhältniſſe ab, wie ſie ſie anknüpfe. Sie wäre

vorgeſtern gleichfalls, wie es ſcheint die ganze Welt, in Solitüde geweſen und hätte ſich, nach Hauſe gekommen, ſo gegen Laſally gebehrdet, daß dieſe Verbindung jetzt wieder weniger Möglichkeiten für ſich hätte als früher ...

Sie hat den Prinzen wieder geſehen, Dankmarn, Siegbert Wildungen — die alten Leidenſchaften regen ſich — Wir wollen Schlurck und Melanie doch einladen. Vergiß es nicht!

Und Werdeck und die Deputirten?

Werdeck und die Deputirten! Juſtus vor Allen!

Was? Juſtus? Den Heide ...

Die Ludmer machte eine Miene, als röche es plötzlich nach Dünger. Sie hatte für Politik wenig Sinn und ſchüttelte den Kopf und drückte wieder die Brille, die ſie beim Sprechen abgenommen hatte, auf die gequetſchte Naſe, daß ſie im Sprechen einen ſchrecklich ſchnüffelnden Ton bekam.

Die Deputirten! näſelte ſie.

Pauline fuhr abbrechend fort in ihren Notizen:

Egon läßt ſich wählen — Dankmar Wildungen macht dabei den Vermittler — Helene fürchtet dieſen Entſchluß, fürchtet die Wildungen, fürchtet Louis Armand's Einfluß — fürchtet Alles, was ſie von

Egon trennt — Nachrichten aus Paris — d'Azimont wird immer kränker — Egon ſpricht viel von der Nothwendigkeit und dem Glück legitimer Verhältniſſe — ſie klagt mir's . . .

Die Ludmer hatte eben ſehr aufmerkſam zugehört und fragte, was legitim wäre?

Pauline lächelte und ſagte:

Legitim, liebe Charlotte, heißt, wenn nicht ſittlich, doch gedeckt durch die Sitte. Du guter Egon! Wenn du wüßteſt, was ſich Alles legitim nennt! Du willſt für die legitimen Verhältniſſe auftreten! Aermſter! Kennteſt du die Memoiren deiner . . .

Pſt! ſagte die Ludmer und ſchrieb ſatyriſch grinſend und lachend:

Filet von Seezungen à la maitre d'hôtel! Ha! Ha! Ha!

Um zwölf Uhr Rafflard's Beſuch — er ſoll nun doch kein Jeſuit ſein — ſeitdem Helene ihn erkannt haben will — ſie nimmt ihre Verleumdung zurück — Rafflard ſoll ein Herz haben, das edelſte . . . ich finde ihn ergeben, gut aus Erſchöpfung, böſe zu ſein; aber nicht zuverläſſig — ſein Blick iſt nicht offen — er ſagte: Madame, der größte Herrſcher iſt der Schein des Dienens — Eine Reminiſcenz, die er wol nicht ſelbſt erdacht hat, aber gut befolgt. — Seine Abſichten ſind

in Dunkel gehüllt — er war bei Hofe — er verkehrt mit Voland von der Hahnenfeder — er verbindet dieſen Zauberer mit dem Propſte Gelbſattel — er iſt überall und nirgends — Rafflard will den Bund ſprengen, der den Prinzen Egon von Hohenberg umſtrickt hält — er fürchtet viel von einer Annäherung Egon's an jenen Rudhard ... eine Ausſöhnung, die Helene noch nicht einmal erfahren hat, weil ſie Rudhard haßt und Egon ſie wahrſcheinlich damit zu kränken fürchtet ... Louis Armand, Egon's böſes Princip — Rafflard wird in Egon's Umgebung aufräumen und ihr den Alleinbeſitz ihrer Liebe ſichern ... ſein dunkles Wühlen ... Pariſer Aufträge ... Rafflard ſcheint mir fähig zu ſein, die Rolle ſelbſt eines Banditen ...

Maccaroni à la Bechamelle ... ſagte die Ludmer, aber wie in der Zerſtreuung, ſo erſchrak ſie vor dieſer Charakteriſtik des Herrn Sylveſter Rafflard, der die Geheimräthin ſo intereſſirte, daß ſie im Notiren fortfuhr:

Rafflard hat eine gute franzöſiſche Ausſprache und corrigirt Andere ohne zu verletzen ... Er iſt räthſelhaft. Um ein Uhr — eine Zumuthung der Flotwitz — abgelehnt — ein Beſuch der Trompetta nicht ange-

nommen. Buchhändler Schröpfer beſucht mich auf meinen Wunſch und gibt mir Details über das politiſche Journal: „Das Jahrhundert", das ich kaufen will . . .

Pauline! unterbrach die Ludmer halb vorwurfsvoll dieſe letzte Tagebuchnotiz, die die Geheimräthin mit einiger Schalkhaftigkeit ausſprach, nur prüfend, nur forſchend, welchen Eindruck ſie auf die Erfinderin ihres nächſten großen Küchenzettels machen würde.

Nun? ſagte die Geheimräthin, den Kopf aufrichtend und lächelnd. Schröpfer . . . das Jahrhundert . . . Guido Stromer . . .

Pauline!

Die Ludmer dirigirte einen langen ſchmerzlichen Blick auf ihre Freundin und langjährige Pflegebefohlene . . . und da dieſe ſich nicht irre machen ließ, ſondern nur ſagte: Nun? Nun? ſo ſtieß ſie über dieſen Rückfall in die ihr verhaßte Literatur einen ihrer tiefſten Seufzer aus und ſagte, indem ſie notirte, mit betrübteſtem Ausdruck und gen Himmel blickend:

Ach! Kalekut — Hirſchziemer — mit Salat — Kirſchengratin — Gelée von Citronen und geſchlagener Sahne mit Maraſquino und Biscuits!

In dieſem feierlichen Augenblicke, den nur das

ſchadenfrohe Lächeln der Geheimräthin etwas profanirte, trat Franz herein und übergab der Ludmer einen Brief.

Durch das Gartenamt vom Schloß; ſagte Jener. Der Geheimrath hatte ihn vergeſſen. Er iſt ſchon heute früh abgegeben.

Die Ludmer betrachtete das Siegel und erbrach es. Der Brief war an ſie gerichtet.

Die Geheimräthin fragte bei dieſer Gelegenheit, wo Excellenz wäre?

Im Theater! hieß es.

Franz, dem dann nichts Weiteres geheißen wurde, ging und die Geheimräthin zog naſerümpfend den Mund. Im Theater! ſagte ſie für ſich. Er hat gewiß wieder ein kleines Verhältniß, das mit irgend einer moraliſchen Niederlage, wie im Möbelwagen, endigen wird! Die gute Lehre, die ihm Melanie gegeben, hat nicht lange gefruchtet. Eine wirkliche Schauſpielerin wird es verſtehen, ihm noch eine längere Naſe zu drehen als dieſe Dilettantin in der Komödie.

Indem bemerkte Pauline, daß die Ludmer durch die Lectüre des eben empfangenen Briefes in große Aufregung verſetzt war.

Was haſt du? fragte ſie, als die Ludmer die Brille

abnahm und aus ihren schwarzen Augen einen stechenden, erstaunenden Blick auf sie richtete.

Das sind schöne Sachen! sagte die Ludmer. Lies!

Pauline nahm den Brief, dessen Aeußeres etwas Unförmliches hatte und fast wie ein Dienstrapport aussah.

Von wem ist er denn? fragte sie.

Sieh nur! Das sind schöne Sachen!

Pauline sah zuerst auf die Unterschrift. Sie lautete „Mangold, königl. Garten-Inspektor".

Ist Das wegen — fragte sie . . .

Wegen Augusten's! sagte die Ludmer und ging schon zornig im Zimmer auf und ab.

Pauline las:

Meine liebe Madame Ludmer! In meiner Jugend hab' ich so unter der Herrschaft meines Blutes gestanden, daß ich auf Vieh und Menschen zuschlug, wenn mir etwas zu tückisch und nicht nach meinem Willen entgegentrat. Für jede Beleidigung hatt' ich sogleich mit fünf Fingern einen Habedank! zur Hand. Das waren meine jungen Zeiten und aus den Händeln kam ich nicht heraus! Wie ich aber einmal eine Frau, die mich auf jede Weise chikanirte, die Frau meines Lehrherrn, eines Gärtners, in einem Zornanfall fast mit Füßen trat und vor der Rache ihres Mannes

nicht entfloh, ſondern ihn, weil er die böſe Frau in Schutz nehmen wollte, mit der Peitſche durchhieb und dabei einem armen unſchuldigen Kinde, das in der Nähe ſtand, ein Auge ausſchlug, bin ich in mich gegangen und ein anderer Menſch geworden. Ich flüchtete jetzt und kam durch allerhand Irrwege nach Holland und England, wo ich die Gärtnerei im Großen ſtudirte, die richtige Art der Parkanlagen, beſonders aber Ruhe, Selbſtbeherrſchung und Mäßigung lernte. Nach meiner frühern Art glaub' ich wohl, daß ich in Ihrer Nähe, liebe Madame Ludmer, jetzt wieder einem Kinde zufällig ein Auge ausgeſchlagen hätte; nach meiner jetzigen Art ſag' ich Ihnen aber nur, daß es ein Irrthum von Ihrer Seite iſt, liebe Madame Ludmer, wenn Sie geglaubt haben, daß ich zu dem verlornen Rufe Ihrer Nichte, Auguſte Ludmer, wie zu einem Brunnen den Deckel hätte abgeben können. Ich frage nicht: Wie konnten Sie wagen, Frau, einem ehrlichen, unbeſcholtenen Manne zuzumuthen, eine Auguſte Ludmer zu heirathen? Wie konnten Sie es wagen, auf meine Leichtgläubigkeit, Dummheit und von den Städten zurückgezogen lebende lebendige Einfalt hin, mir eine Partie vorzuſchlagen, die ewig meine Ehre würde gebrandmarkt haben? Wie konnten Sie ſo hinterliſtig Veranſtaltungen treffen, um mich und meinen

folgten das Ufer, das ſich in einer endloſen, wüſten Einförmigkeit ausdehnte. Das Bett lag mit dem Strome in einem hartnäckigen Kampfe; denn es vergönnte dieſem nur ungern den Durchgang. Kleine, aus dem Fluſſe hervorragende Inſeln waren die Siegestrophäen, welche der Boden aufſteckte und deren Grundveſten die ungeſtümen Wogen vergebens niederzureißen ſuchten. Wie dieſe ſtillen, unbeweglichen, mit üppiger Vegetation bedeckten Inſeln des Fluſſes ſpotteten, ſo auch unſerer Wanderer, die unter ihnen Bäume, Hütten und Obdach genug vermutheten und bei dem Mangel jedes Uebergangs und jeder Verbindung von dieſem Schutze keine andere Empfindung hatten, als daß ſie ihn ſchmerzlich vermißten.

Es iſt hiſtoriſch erwieſen, daß unſer chineſiſches Reiſepaar am Buremputer in jener Nacht weder erfroren iſt, noch gezwungen wurde, den Morgen unter freiem Himmel abzuwarten. Wie mißliche Folgen ſich auch für Beide an den endlichen Schutz, welchen ſie antrafen, anknüpften, ſo iſt es doch gewiß, daß er ihnen auf einige Stunden von einer einzeln am Ufer ſtehenden Hütte gewährt wurde.

Die rechte Freude über dieſen Fund konnte nur Ho-Po's Herr empfinden, welcher ſich durch tröſtenden Zuſpruch und Citate aus allen Kapiteln des Schi-King noch wach genug dazu erhalten hatte. Ho-Po wußte nicht mehr recht, was er that, als er über die ermüdeten Thiere wollene Decken ausbreitete und ſich ſelbſt auf dieſe Unterlage gebettet hätte, wenn ihn ſein Herr nicht aufgefangen und ſeinem Fall die Richtung in einen Winkel der Hütte gegeben hätte. Dieſer ſelbſt wagte erſt dann ſein Auge zu ſchließen, als jedes Theilchen ſeines Körpers vor den Einflüſſen der Nachtluft

guten Namen in dieſe ſchändliche Falle zu locken? Ich ſage das Alles nicht auf alte Art, weil ich ... möglicherweiſe ein in der Nähe befindliches Kinderauge fürchte. Laſſen Sie ſich denn alſo mit der einfachen Nachricht genügen, daß ich jenes ſchöne und in vieler Hinſicht angenehme Mädchen vom Grund meiner Seele aus bedaure, daß ich ſelbſt über einen gewiſſen Beweis menſchlicher Schwäche und die Erbärmlichkeit eines gewiſſen herzloſen großen Künſtlers in dummer Einfalt hinweggekommen wäre, allein die Wahrheiten, die ich ſah, als mir ein Ehrenmann, Namens Dankmar Wildungen, auf dem Café Richter geſtern die Schuppen von den Augen nahm; dieſen Ueberfluß der Schande und des Elends kann ich in keinen Wald der Welt mitnehmen, in keinem Sansregret der Welt verbergen, das Laub würde darüber verderben und die Jahreszeiten könnten mir in Unordnung gerathen. Ich hab' es dem Mädchen noch am ſelben Abend in Ruhe geſagt. Ein alter Verehrer von ihr ſtand dabei. Eine ſchwarze Binde an ſeinem Auge erinnert zwar nicht an Amor, den blinden Gott der Liebe, aber er ſoll reich ſein ... er mag ſie tröſten! Sie ſah mich ſtarr an und lachte .. Da ſie nichts erwidern konnte, ſagt' ich ihr ein ruhiges Lebewohl und ging — wohin ich vor zwanzig Jahren

nicht gegangen wäre, nicht zu Ihnen — ſondern nach Hauſe, in mein Kämmerlein und dankte Gott, daß er mich vor ewiger und zeitlicher Gefahr behütet hat. Leben Sie wohl, Madame Ludmer, und ſuchen Sie ſich andre Deckel für Ihre unſaubern Töpfe aus! Es gibt Viele, die ſo dumm ſind wie ich und nicht ſehen was darin iſt. Aber es gibt nicht zuviel, die, wenn ſie einmal geſehen haben, nicht gern dumm bleiben wollen ... Ihr ergebenſter u. ſ. w.

Madame Ludmer war von dieſem Briefe ſehr geärgert. Sie zerknitterte ihn, wie ſie den Schreiber hätte zerknittern mögen. Ihre Gebieterin lachte faſt und nahm die Sache leichter. Sie begriff nicht, warum ihre Führerin und langjährige, auch im Dienen nach Rafflard's Theorie herrſchende Freundin ſich über dieſen Ausbruch einer gereizten Stimmung ſo aufregen konnte.

Wer iſt nur dieſer Alte mit der ſchwarzen Binde? ſagte die Ludmer. Mit ihm iſt ſie arretirt worden — Rafflard erzählte uns, daß er nach einem Beſuche im Gefängniſſe dieſen Engländer für einen der unternehmendſten und ſchlaueſten Böſewichter halte, die je mals die Aufmerkſamkeit der Behörden in Anſpruch genommen hätten — wird ſie nicht in Gemeinſchaft mit einem ſolchen Beiſtand Alles unternehmen, um ſich für dieſen Affront, den ihr Mangold anthut, zu

nachen? Seit ſie in deinem Verehrer einen Menſchen erkannte, den ſie haßt, hat ſie ja angefangen, uns empfindlicher als je zu quälen. Kann es mir recht ſein, daß mein Name von ihr im Schmuz herumgezogen wird? Iſt nicht ſelbſt vorauszuſehen, daß ihre nach Rache gierige Wuth ſich allmälig bis in die Erinnerungen ihrer Kindheit zurückwühlt und mit Hülfe männlichen Beiſtandes bis zu den Tagen ankommt, wo wir in Bielau, wie du weißt . . .

Schweige doch! rief Pauline und richtete ſich nun groß und lang auf. Welche düſtern Phantaſieen! Iſt es das Wetter, das dich ſo aufregt oder was? Aengſtigen dich die Kaſtanien, die im Regen draußen von den Bäumen platzen? Der Brief ſoll uns nicht gleichgültig ſein. Ich erſtaune ſogar, wieder den Namen Dankmar Wildungen, den jungen Mann, der jetzt ſoviel Aufſehen erregt, in Angelegenheiten genannt zu ſehen, die mich berühren. Ich wünſchte, Stromer beruhigte mich über dieſen wie es ſcheint gefährlichen Charakter, der ſo ſonderbar immer in der Nähe von Dingen iſt, die ſich auf uns beziehen — Was Stromer lange bleibt! Es iſt bald ſieben! Laß dieſe Grillen! Denke, wie glücklich die Angelegenheit mit den Denkwürdigkeiten Amanden's abgelaufen iſt. Wir erwarteten Rache, Verleumdung, Wahrheit ſogar. Und was

fanden wir? Die mächtigſte Waffe in der Hand Deſſen, der den Muth nicht verliert! Wenn ich einſt dieſe Waffe ſchwänge — wenn ich dieſe Memoiren hingäbe und ſagte: Da! Leſ't ſie! Ich weiß, es ſind Dinge darin, die auch mich vernichten würden, aber ich hätte die triumphirende Genugthuung, daß in meinen Sturz ich eine allgemeine Verwirrung hineinzöge und Die, die mich gedemüthigt glaubten, vielleicht ſelbſt ihr Haupt nie wieder erheben könnten.

In dem Augenblicke meldete Franz Herrn Guido Stromer ... Doktor Stromer, nicht mehr Pfarrer Stromer.

Soll willkommen ſein! ſagte Pauline.

Die Ludmer hielt Franz zurück ...

Noch ein Wort! Franz ... Sie beſann ſich und wie einen Entſchluß faſſend ſagte ſie: Was iſt für Wetter?

Die Bäume trieſen wie Regenſchirme!

Wie naſſe, willſt du ſagen, meinte die Ludmer. Nimm zwei trockne, Franz, du mußt ſogleich in die Stadt ...

Könnte nicht Ernſt ... ſagte Franz verdrießlich. Der Doktor iſt in einer Droſchke gekommen.

Ernſt oder Franz, polterte die Alte, die wol einmal, aber nie zwei mal ſchmeichelte; Einer geht ſo-

gleich nach der Königsstraße und erkundigt sich, was sie treibt! Ob sie wieder mit dem Manne in der schwarzen Binde gesehen wird, wie damals auf der Fortuna oder . . .

Sie geht mit Mangold —

Mit Mangold ist's nichts mehr! Franz . . . geh' selber zu ihr . . . Mangold ist dahintergekommen. Sie ist bösartig gegen Euch! Ernst hat nicht Muth genug. Geh' Fränzchen!

Franz, so cajolirt, sagte, er wollte selbst gehen. Die Geheimräthin lobte ihn für seinen Eifer. Die Ludmer knitterte ihren Brief zusammen, nahm den Bleistift und ihre culinarischen Notizen und entfernte sich durch das Schlafzimmer und das hintere Boudoir, um einige Anstalten für den Thee zu treffen . . . Diejenigen Bedienten, die sich treu erwiesen, hatten es gut in diesem Hause.

Guido Stromer war seit einigen Wochen schon fast der tägliche Hausfreund der Geheimräthin von Harder. Er verdankte seine Einführung dem Justizrath Schlurck und einem artigen Schutzbriefe, mit dem ihn Melanie selbst empfohlen hatte. Melanie hatte gesagt: Hier ist ein Mann, gnädige Frau, der in die Residenz kommt und nach Geist dürstet! Er hat die Thorheit, diese Quelle in meiner Nähe zu suchen und

ſchöpft und ſchöpft und ſchöpft vergebens. Ich hab' ihm geſagt, ich will ihm den rechten Waldgrund zeigen, wo es in der Tiefe mächtig rauſcht und ſiedet und gährt und ſiehe! ſo kommt er zu Ihnen.

Seitdem hatten Guido Stromer's Aufſätze im „Jahrhundert", einer großen, einflußreichen Zeitung, ſchon Manchem gefallen. Zwar hatte man ihm für ſeine etwas verworrenen Anſchauungen erſt nur noch das untere Stockwerk, das Feuilleton, eingeräumt, allein für andre Leſer, wie Pauline, war Dies gerade eine Auszeichnung. Man ſprach allgemein davon, ob Guido Stromer nicht ſteigen, in die politiſchen Spalten avanciren würde, aber es fehlte ihm noch die Grundlage poſitiver Thatſachen, wie er's nannte, Kenntniſſe, wie Dankmar es genannt haben würde. Er war reich in Principien, arm in praktiſchen Fingerzeigen. Zufällig waren unter den Eigenthümern des „Jahrhunderts" Differenzen entſtanden, die ſich am Beſten ausgleichen ließen, wenn irgend eine bedeutende politiſche Macht etwas daran wagen und das Blatt kaufen wollte. Guido Stromer intereſſirte Paulinen für dieſe Idee. Ein Blatt zu haben, ohne daß man ihr dies Eigenthum, das auf einen andern Namen geſchrieben werden mußte, nachweiſen konnte, jeden Morgen eine Parole austheilen, jeden Abend in

der Welt ſeine ſichere Wirkung zu haben, abweiſen, annehmen, vorausſehen, drohen, belohnen, etwas wiſſen zu können, was Andere nicht wußten ... ſie war entzückt von dieſem Plane und hatte dafür nur Stromern, Heinrichſon und die Ludmer zu Vertrauten. Heinrichſon verſprach ihr, über die künſtleriſchen Beſtrebungen ſo viel geheimes Material zu geben, daß ſie im Feuilleton unter einem angenommenen Namen ſelbſt als eine feine Kennerin der Kunſt auftreten konnte. Sie ſchwelgte in dem Gedanken, über die öffentliche Meinung eine Herrſchaft zu gewinnen, die ihr einen Erſatz für die „kleinen Cirkel" bieten ſollte, von denen ſie mit ſo hartnäckiger Conſequenz ausgeſchloſſen blieb.

Guido Stromer trat ein, wie immer mit dem Bewußtſein, in welchem Goethe ſeinen Taſſo ſagen läßt: Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hier bin ich! Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreun; ſo kann ich auch nur ſagen: Nimm mich hin!

Er idealiſirte ſich nämlich von Tage zu Tage mehr. Der Blick ſeines Auges wurde immer freier und ſtrahlender, die Art, den Kopf auf ſeinen Schultern zu heben, wurde beweglicher, ſein ganzes Weſen erſchien wie elektriſirt und im ganzen Gehaben faſt überreizt. Eine gewiſſe Pedanterie war dabei freilich nicht zu

vertilgen. Die mangelnde feinere Erziehung, die ihm Fürstin Amanda, die auf den innern geistigen Kern blickte, völlig nachsah, war durch feinere Wäsche und eine wie aus einem Handbuche studirte Eleganz nicht zu verdecken. Die Grazien waren in seiner Nähe, aber sie neckten ihn nur, sie spielten mit ihm Versteckens, sie wohnten nicht in ihm selbst. Dieser feine Kopf aß jetzt an vielen vornehmen Tafeln, aber er wiegte sich so sonderbar in diesen Genüssen, athmete so den Duft seiner Einladungen ein und aus, wiederholte so sehr Alles, was ihm begegnete, in der Erzählung sprach er so geräuschvoll und nachdrücklich, daß das ganze persönliche Interesse, das Pauline an diesem so urplötzlich aufgetauchten Autor genommen hatte, dazu gehörte, um durch ihn in ihren Nerven nicht empfindlich gestört und verletzt zu werden.

Meine gnädige Frau, sagte Guido Stromer, gleich im Eintreten, während er Paulinen die Hand küßte, ich komme in Sturm und Regen und muß in weiter Ferne von Ihnen bleiben, denn ich bringe eine Atmosphäre mit, die leicht den Katarrh nach sich zieht.

Nun, bester Freund, begrüßte ihn Pauline und bat ihn Platz zu nehmen, wo es seiner diätetischen Sorgfalt für ihre Gesundheit nur beliebe. Was bringen Sie über das „Jahrhundert"?

Vor allen Dingen die heutige Nummer! sagte Stromer, griff in den neuen schwarzen Frack, dessen Hyper-Modernität ihm beinahe komisch stand und breitete das von der Druckerei noch nasse Blatt aus, das Pauline gierig ergriff und durchflog.

Im Büreau war ich nicht, fuhr Stromer fort, nachdem Pauline sich etwas orientirt hatte ... denn zu sprechen, während Jemand etwas vielleicht — von ihm las, dazu war er zu — taktvoll ... Das Büreau ist zu entlegen. Einem kleinen Mädchen kauft' ich es an einer Straßenecke ab. Das Kind stand im Regen da wie der zitternde Strauch auf einsamer Heide ... Ich weiß, Ihr Exemplar kommt erst später.

Schröpfer war da! warf Pauline im Lesen und blätternd fast neckisch und wie zur Anregung hinein.

Ah, gnädige Frau, sagte Stromer, ich wußte es, ich hab' ihn selbst gesprochen. Die Sosier sind keine Freunde der Aktienunternehmungen, welche Zeitungen stiften. Auch die kleinen Buchhändler auf der Straße sollen weggeschnappt werden. Kind! fragt' ich das kleine Mädchen, das die Blätter feil bot, liest du denn schon und verstehst du auch, was du verkaufest? Meine Schwester erzählt es uns manchmal; sagte das Kind. Hast du eine Schwester, kleine Proletarierin? fragt' ich. Welchen Schriftsteller liebt sie denn am liebsten in dem

Blatt, das du da verkaufſt? ... Stromer hielt inne; denn die Geheimräthin war ſo vertieft, daß ſie ſowol ſein Bild von dem auf der Haide im Sturme fröſtelnden Strauche, wie ſeine Unterredung mit der kleinen Line Eifold überhört hatte. Er wartete, bis ſie ſich geſammelt hatte.

Ah, ſagte ſie dann und blickte zu Stromer, um ihn zum Weiterreden zu ermuntern.

Denken Sie ſich, gnädige Frau, fuhr dieſer fort, wie man populair wird! Und dein Ruhm wird ertönen auf der lauten Gaſſe! Jeſaias würde mich beneidet haben, wenn er Das gehört hätte. Wohl weiß ich, daß auf der Gaſſe nicht blos Glocken tönen, ſondern auch Schellen klingeln und alte Töpfe krachen, die man in Scherben zerwirft, aber auch ein ſolcher Polterabendruhm klingt einem Ohre ſüß, das beſtimmt ſchien, nur im Umkreiſe eines ländlichen Nachtwächterhornes ſeinen Namen bekannt zu wiſſen.

Im Umkreiſe eines ländlichen Nachtwächterhornes! wiederholte das Bild anerkennend Pauline, indem ſie weiter blätterte und nicht ganz bei der Sache war. Wovon ſprachen Sie denn?

Dieſe kleine fliegende Buchhändlerin ſagte mir, der liebſte Schriftſteller, von dem ihre Schweſter ſich etwas abſchriebe, wäre ihnen Guido Stromer! Gnädige Frau,

durch Umhüllungen geſchützt war. Draußen ſangen die Wogen des Buremputer Wiegenlieder, welche einem Rieſen die Augenlieder geſchloſſen hätten.

Es währte jedoch nicht lange, ſo wurden die Schlafenden von einem heftigen Lärm geweckt. Die vom Tageslichte ſchon matt erhellte Zufluchtsſtätte war mit Bewaffneten angefüllt. Die Pferde, welche den Eingang verlegten, waren aufgeriſſen und ſtanden vor der Thür, von einigen andern Männern gehalten. Fremde, den Beiden unverſtändliche Laute drangen auf ſie ein und ſchienen ſie eben ſo um ihr Hierſein zu befragen, als ſich über die Unverſtändlichkeit ihrer Rede zu verwundern. Die Mienen, von denen ſie begleitet wurden, ließen keineswegs auf friedliche und freundliche Abſichten ſchließen.

Ho-Po erwartete Alles von der Würde und dem Stande ſeines Herrn, dieſer dagegen war zweifelhaft, ob er nicht vielleicht Alles verlöre, wenn beide bekannt würden. Schon auf der ganzen Reiſe hatte ihn die Verbindung des Urtheils und der Gefahr, welche den Buremputer zum beſten Wegweiſer und zugleich zum unſicherſten machte, gepeinigt. Dieſer Fluß war weit berüchtigt durch ſeine räuberiſchen Bewohner, welche ein Gewerbe daraus machten, in niedrigen, langen, ſchmalen, oft mit dreißig bis ſechzig Rudern verſehenen Booten den vorüberfahrenden Schiffen aufzulauern und welche auf ihren Streifzügen auch die in den Flußebenen entdeckten Reiſenden mit Ueberfällen nicht verſchonten. Waren ſie dieſen bewaffneten Menſchen als Opfer ihrer Tollkühnheit in die Hände gefallen? Wenigſtens ſchien man draußen die Pferde ſchon als eine willkommene Beute zu betrachten.

Die Ueberfallenen waren nicht nur der Plünderung ausgeſetzt, ſondern ſie wurden auch ihrer Freiheit beraubt und

Das ſo zu hören im Sturme eines naſſen Herbſtabendes, an einer Straßenecke unter Wagengeraſſel, wie Macbeth ſein Schickſal am Wege von den Heren zugerufen bekommt. Poeſie mitten in der Alltäglichkeit!

Nun erſt ſammelte ſich Pauline von Harder. Sie hatte das Blatt durchflogen, ſich über den Stand der Parteien orientirt, die neueſten telegraphiſchen Depeſchen geleſen, einige kleine durch Stromer beſorgte Notizen von eigener Hand gefunden ... nun erſt hörte ſie halb, was Guido Stromer ſprach und fragte:

Alſo was ſagte Schröpfer? Merkte er unſere Abſicht?

Guido Stromer war doch ſtark betroffen, daß die gnädige Beſchützerin ſeiner Zwiſchenreden ſo wenig Acht gehabt hatte. Er hatte in ſolchen Fällen die Gewohnheit, den Ton ganz leiſe einzuſetzen und mit gezogener Empfindlichkeit und einem gleichſam nur ſeinem eigenen Genius genugthuenden gelinden Strafverfahren ſo wie hier zu wiederholen:

Was .. Herr .. Schröpfer .. geſagt ... hat?

Ja, Sie ſprachen doch ...

Wohl! ſagte Stromer ſeufzend und gelaſſen, wie ein angeſchmiedeter Prometheus; wohl! Frau von Harder will zur Literatur zurückkehren, ſagte der edle Soſier, ſie will vielleicht ein Blatt begründen! Aber vom „Jahrhundert" war keine Rede.

Ah! Ich habe mir, begann Pauline die Arme übereinander ſchlagend und den einen Fuß auf ihr Sopha legend, ich habe mir Mancherlei von den Einrichtungen einer ſolchen Unternehmung erzählen laſſen, von Druck, Papier, Verſendung, Abonnentenzahl und dergleichen mehr. Ich glaube, daß die dreitauſend Abnehmer des „Jahrhunderts" ungefähr nach allem Koſtenabzuge einem Capitale von 10,000 Thalern gleich kommen.

Höher nicht? fragte Stromer, der wie alle überfliegenden und haltloſen Naturen auch in ſolchen praktiſchen Verhältniſſen von dem Werthe der eigenen Thätigkeit chimäriſche Begriffe hatte.

Finden Sie die Summe ſo unbedeutend?

Das Capital iſt bedeutend. Die Rente klein ... antwortete Stromer, und eigentlich müſſen wir hinzufügen, daß ihm Capital und Rente neue Begriffe waren, die er nicht ohne einige Genugthuung ſeinem bisherigen üblichen Sprachgebrauche einverleibt hatte.

Es iſt mir nicht um die Rente, ſagte Pauline, die in Geldſachen geläufigere Praxis hatte, ſondern um den Einfluß, um die Unterhaltung und manchen nützlichen Gedanken, der ſich wird fördern laſſen. Durch wen beſorgen wir nur den Kauf? Wer leiht ſeinen Namen her, um den unſrigen zu decken?

Ich habe an Herrn Schlurck gedacht ... meinte Stromer.

O ſehr gut! Schlurck! Er iſt ...

Doch zuverläſſig?

Wie Gold! Aber ... ſeit der Hohenberger neuen Generalpacht ſcheint er mir etwas en decadence.

In der That? Man ſpeiſt doch bei ihm wie bei einem Lucullus.

Seine verlorene Curatel der Hohenbergiſchen Güter hat ihm in der großen Welt geſchadet. Es iſt erſtaunlich, wie anſteckend das Glück und wie noch anſteckender das Unglück iſt. Beim Glücklichen verſucht ſich Jeder, den Unglücklichen flieht man. Das ſoll mich aber nicht veranlaſſen, dieſe Thorheit mitzumachen. Ich will Schlurck beſtimmen, das „Jahrhundert" für meine Rechnung anzukaufen ...

Indem trat die Ludmer ein, hinter ihr folgte ſehr bald Ernſt mit dem Theeſervice ... Stromer hörte das Klappern von Taſſen ſchon ſeit Jahren außerordentlich gern. Es wurde ihm dann immer ſo behaglich, daß er ſogleich anfing, Streckverſe über das Sieden eines Theetopfes, über das Singen eines gebundenen Waſſergeiſtes und den angenehmen Zuſammenhang zwiſchen einem kalten Septemberabend und einer Taſſe braunen Peccothees zu jeanpauliſiren, wo-

bei er nicht fürchtete, ſich zu wiederholen. Er hatte ähnliche Empfindungen an dieſer Stätte ſchon mehrfach ausgeſprochen, ſprach ſie aber heute wieder aus ...

Die Ludmer hatte ſeit Jahren ein Zeichen, das ihr ſagte, ob ſie ein tête-à-tête oder eine größere Geſellſchaft der Geheimräthin durch ihre Anweſenheit ſtörte oder nicht. Fand ſie das feine battiſtene Taſchentuch Paulinen's in ihrer linken Hand, ſo durfte ſie bleiben; fand ſie es in der rechten, ſo hatte die Gebieterin Urſache, ihre Entfernung zu wünſchen. Da ſie das Taſchentuch heute in der linken bemerkte, ſo blieb die Ludmer und ſorgte für den Thee, ſcheinbar dem Geſpräche nicht folgend und doch ſehr bei ihm intereſſirt. Denn ſie war keine Freundin der literariſchen Beſtrebungen Paulinen's. Sie fand in dem Umgange mit Schriftſtellern nichts ihrer Würdiges. Sie hatte auch Scharfſinn genug, ſich zu vergegenwärtigen, daß dieſe Art von geiſtiger Thätigkeit zuletzt eine Unſumme von Verlegenheiten bereitet und ſie wußte dann, was die nächſten Umgebungen der Geheimräthin zu leiden hatten, wenn die Schwierigkeiten wuchſen und ſich alle Ausgänge verſtopften und die Rückzüge ſich verſperrt fanden. Sie bereitete den Thee, ſchwieg, hörte aber mit ſcharfem Ohr auf jedes Wort, das hier geſprochen wurde.

Man erörterte die Stellung, die künftig das „Jahrhundert" in den Fragen der Zeit, dem Wirrwarr der Parteien einnehmen sollte. Pauline tadelte die schwankende bisherige Haltung dieses Blattes, das zwar sehr leserliche, aber wenig entschlossene Artikel brächte.

Irgend etwas muß gesagt werden, erklärte sie. Die Artikel müssen auf eine gewisse Pointe zurückkommen. Jeder Gedanke muß seine eigenthümliche Spitze haben. Werdeck müssen Sie versuchen für die Artikel über Militairreform zu gewinnen, Justus, den Heidekrüger, für gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse, Schlurck kennt die Mängel unsres Gerichtsverfahrens, Selbsattel ist sehr verstimmt, sehr, sehr, der Hof nimmt keine Rücksicht mehr auf die alte Tonangabe, die man ihm in früheren Zeiten gestattet hatte; das Alles sind Elemente, die Sie gewinnen müssen und woraus man eine Zeitschrift für Misvergnügte bilden kann. Glauben Sie mir, die würde großen Anklang finden!

Stromer nippte an seinem Thee und brockte Zwieback. Wenn er aufrichtig war, mußte er sich gestehen, daß er in keiner Weise für solche Unternehmungen der Mann war. Es fehlte ihm jede Unterordnung unter fremde Denkweise. So sehr er eine Aufgabe daraus machte, alle Menschen in ihrer Art gelten zu lassen, so war es ihm dabei doch nur um eine

gewiſſe Kunſt der Charakteriſtik und den Schein der politiſchen Milde zu thun. Zu objectiven Wahrheiten vollends wußte er ſich nicht zu erheben.

Dürft' ich nicht eine Anſicht äußern, gnädige Frau? ſagte er jetzt in ſeiner alten Art, die wir von Hohenberg kennen, in jenem leiſen, vorbereitenden, die Aufmerkſamkeit erzwingenden Piano.

Sprechen Sie! ſagte die Geheimräthin.

Die Ludmer horchte.

Ich geſtehe doch aufrichtig, ſagte Stromer, daß ich mir eigentlich gedacht habe, ob man nicht in dem „Jahrhundert" jede Parteiung umgehen könnte. Wo man hinhört, wird der Haß gepredigt. Wenn nun einmal Einer aufſtünde und das Evangelium der Liebe predigte? Ich verlange Schonung für jede Anſicht, unter der Bedingung, daß ſie ſich nur geiſtig ankündigt.

Ah! Ah! rief Pauline ablehnend. Sie fallen in den Ton zurück, der meiner guten Freundin, der Fürſtin Amanda, ſo ſympathiſch war! Unſere Zeit verlangt Farbe.

Sagen Sie Das nicht ſo entſchieden, gnädige Frau! Unſere Zeit verlangt den Regenbogen des Friedens ... Und im Regenbogen ſind alle Farben vereinigt.

Gelb und Roth herrſchen vor. Krieg! Krieg! Beſter Pfarrer!

Für unſer Auge, für unſere dunſtige Atmoſphäre, gelb und roth. Aber an klaren Tagen ſieht man mehr das Roth und Grün hervorſtechen ...

Ohne eine Partei, ohne eine Geſinnung hält ſich keine Zeitung! Nein, nein, Stromer!

O fern ſei es von mir, zu ſagen, flüſterte Stromer erregter, daß ich keine Geſinnung hätte! Das aber eben iſt meine Geſinnung, daß ich die Extreme verabſcheue. Nur der Willkür und der Gedankenloſigkeit wollen wir den Krieg erklären, Das aber, was ſich in einer Form der Schönheit und einer gewiſſen individuellen Nothwendigkeit ankündigt, Das müſſen wir gelten laſſen, wenigſtens eine Zeitlang prüfen. Vom Berge Sinai kommt der Bote des Herrn, der Geſetzgeber ſeines Volkes. Wie er aus den Wolken tritt, ſiehe da! ſein Herz iſt bekümmert. Sein Volk tanzt um ein güldenes Kalb. Der Gott, den ihnen Moſes aus den Wolken bringen ſollte, zögerte ihnen zu lange. Sie zwingen Aaron, ein güldenes Kalb zu gießen, das ſie *faute de mieux* ihren Gott nennen. Moſes, voll Entrüſtung, nimmt die Tafeln des geſchriebenen Geſetzes, das er mit ſich herunterbringt, und wirft ſie nach dem Götzenbilde. Die Tafeln zerſpringen und alles Volk eilt herbei, die Scherben zu ſammeln. Jeder hat nun einen Theil der Wahrheit,

Jeder hat nun ein Stück des Geſetzes und jetzt bedarf es der Mäßigung, Ruhe, der Verſtändigung, um die Scherben wieder aneinander zu ſetzen und aus den Trümmern wieder des Herrn lebendiges Wort zur Auferſtehung zu bringen.

O das iſt ein Mythe! rief Pauline. Das iſt ſehr poetiſch, Pfarrer! Ein ſolches Gleichniß an die Spitze des Jahrhunderts geſtellt, als Einleitung des neuen Programmes — als Ankündigung kann Das Glück machen; aber ...

Dennoch fühl' ich, fuhr Stromer fort, daß wir im Vorhofe ſolcher Allgemeinheiten nicht dürfen ſtehen bleiben. Ja wir müſſen uns an die Thatſachen wagen. Aber noch heute nahm ich Veranlaſſung, zu Gelbſattel zu ſagen: Warum ſtreiten wir nur über die Frage, wer regieren ſoll? Iſt es erhört, daß unſere Zeit den Königen nur das Regieren überhaupt zu- oder abſpricht und Niemand denkt mehr daran, wie regiert werden ſoll? Das Schiff fährt dahin über die Wogen. Der Mann am Steuerruder lenkt ſeine Bewegung. Er hat doch ein Ziel! Er hat doch entweder nach Kolchis zu ſegeln, um das goldene Vließ zu holen oder er trägt ſchon eine Beute und will zurück zu der Heimat Strand. Einſt gab es Könige, die nicht an's Regieren überhaupt dachten, ſondern

nur daran, daß ſie gut und groß regierten. Ihr Miniſter und Volkshäupter ſtreitet über das Regieren. Wer regiert' Ei, ſo halte dich nicht auf, du Mückenſeiher, ei ſo tummle dich doch in der Bahn und zanke nicht, wie ſie gezogen ſein ſoll! Ich will regieren, ſagt der Fürſt. Regiere nur! Aber raſch, groß, bedeutſam! Was iſt Das für ein Staatenleben, wo es immerdar nur heißt: Wir leben in einer Maſchine, wo das Recht des erſten Druckes Dem, das Recht des Gegendruckes Dem gebührt! Iſt der Staat ein wiederkäuend Thier, ein jämmerlicher Selbſtzweck? Sind die Könige nur da, um Könige zu ſein? Mein Seherauge lehrt mich aus meinem Scherben am Fuße des Sinai eine tiefe Wahrheit enträthſeln. Ich leſe etwas von dem Satze in der ewigen Offenbarung: Die Könige regieren! Aber ſie ſollen regieren, gut, weiſe, groß und ſchaffend! Sie ſollen regieren nicht um der Ewigkeit ihres Stammes, ſondern um deſſen Zeitlichkeit willen! Sie ſollen regieren, um die Völker reif zu machen, ſich ſelbſt zu regieren! Die Könige ſind die einzigen berufenen legitimen Apoſtel der Republik.

Vortrefflich! rief Pauline und reichte dem geſchickten Gedanken-Eskameteur, diesmal im Style von Hamann, die Hand, daß er ſie ergriff und küßte.

So weit ihr Verstand reichte, war ihr Das neu und im Grunde nicht sehr gefährlich. Es nützte allen Parteien.

Was sagte Gelbsattel? fragte sie dringend, zum Entsetzen der alten Ludmer, die über die Art, wie ihre Freundin auf ihre alten Tage da so in der Politik schwamm und plätscherte, in Verzweiflung gerieth und sich nur helfen konnte, indem sie an die Zubereitung der Schüssel: Filet von Seezungen à la maitre d'hotel dachte.

Er ist verdrießlich, antwortete Stromer, Gelbsattel ist verstimmt, hat häusliches Leid, er mag nichts Neues mehr denken. Der alte Apparat, der so viele Jahre bei ihm gehalten hat, ist ihm zu bequem geworden. Paßt eine neue Denkform nicht in diese alten Modelle seiner Dialektik hinein, so weiß er nicht mehr viel mit ihr anzufangen und hat gleich seine Bezeichnungen wie: Unpraktisch! Mystisch! Naturphilosophisch! zur Hand und glaubt die Sache damit abgethan. Wenn ich noch erwähne, daß ihn der berühmte Proceß wegen der Johannitererbschaft verdrießlich stimmt, so thu' ich Das mit Bedacht, weil ich dadurch veranlaßt werde, noch einer möglichen Verbesserung unseres „Jahrhunderts" zu gedenken. Sie kennen Dankmar Wildungen, gnäd'ge Frau?

gefangen genommen. Ihre Besorgnisse mußten um so mehr zunehmen, als sie von den Bewaffneten eben so wenig in ihren Bitten und Versprechungen verstanden wurden, als die Drohungen und Verwünschungen dieser von ihnen. Sie mußten ihren Drängern in ein Boot folgen, das am Ufer des Buremputer angelegt war; die Thiere wurden von einigen Andern das Ufer entlang geführt und sie selbst flogen pfeilschnell auf dem unsichern Spiegel des Flusses hin.

Unter diesen Umständen mußt' es den Gefangenen schon zur Beruhigung gereichen, daß die Schifffahrt ihre Richtung nach jener Gegend hin nahm, welche sie selbst suchten. Auch ließ die Bewaffnung ihrer Führer eher darauf schließen, daß sie sich unter Kriegern, als unter Räubern befänden. Dazu kam die zunehmende Belebung der Ufer des Flusses, welche zahlreiche Gruppen ausmachten, die aber immer nur dieselbe Scene vorstellten. Hier hatten sich mehrere Menschen um ein Feuer versammelt, an welchem sie ihre Nahrungsmittel zubereiteten; dort standen Feldhütten, welche in der Eile aufgebaut sein mußten. An seichten Uferstellen wurden Pferde in den Fluß geführt, deren Reiter neugierig dem vorbeieilenden Schiffe nachsahen. In andern Gruppen beschäftigte man sich mit Bogenschießen und Steineschleudern, in weitern Entfernungen mit dem Abbrennen schwerfälliger Lunten-Musketen. Und wenn man erwog, daß alle diese wiederkehrenden Scenen immer dichter und enger zusammen traten, daß die Zahl der Bewaffneten immer zunahm, so blieb kein Zweifel mehr, daß sich unsere Reisenden unter einem Kriegerstamme befanden, der von dieser Seite in Tibet eingebrochen sein mußte oder sonst mit militärischen Bewegungen in Verbindung stand. Ha-Bo, der am entgegengesetzten Ende

Nur dem Namen nach! antwortete Pauline gespannt und die Ludmer horchte auf.

Dieser junge Mann, fuhr Stromer fort, interessirt alle Welt. Wo man ihn sieht, zeigt man nach ihm und Viele wetten, daß er den merkwürdigen Proceß gewinnen wird —

In der That?

Schlurck, Gelbsattel, sind nicht umsonst so verstimmt; das Ministerium verfolgt die Schritte der Gebrüder Wildungen nicht umsonst mit so scharfem Auge — ist doch sogar eine Haussuchung bei ihnen vorgenommen.

Die Ludmer und Pauline schlugen die Augen nieder.

Ich lernte Dankmar, sagte Stromer, in Hohenberg kennen. Man hielt ihn für den Prinzen Egon und durfte es, wenn Unternehmungslust, Feuer, edle Haltung von dem Wesen einer in der Gesellschaft hervorragenden Erscheinung unzertrennbar sind. Ich nahm schon damals an ihm Interesse und habe kürzlich, vorgestern, an einem öffentlichen Orte, auf's neue seinen Scharfsinn, seine hervorstechende Eigenthümlichkeit bewundert.

Vorgestern? fragte Pauline lächelnd. Im Cafe Richter?

Woher wissen Sie —

Wir sind allwissend, lieber Stromer.

In der That! Es war acht Uhr. Wildungen sprach lange in einem einsamen entlegenen Zimmer mit einem mir unbekannten Manne ...

Mit röthlichem Bart? In grünen Kleidern?

Wohl! Wohl! Ei!

Fahren Sie fort ...

Ich habe nichts zu sagen, als daß er nach der lebhaften Unterhaltung mit diesem Manne, der sich wieder, doch in großer Aufregung ihm die Hand schüttelnd, bald entfernte, in die besuchteren Zimmer kam und so angeregt war, so sprühend und lebendig sich über die Angelegenheiten des Tages äußerte, daß ich die alte Bekanntschaft mit ihm gern erneuerte und ihn veranlaßte, sich gleichfalls dem neuen Aufschwunge des „Jahrhunderts" zu widmen.

Mein Freund, rief Pauline entzückt. Sie werden praktisch!

Die Ludmer sah auf Pauline bedeutungsvoll ängstlich hinüber, doch nahm diese keine Notiz.

Was antwortete er? fragte sie.

Es gab erst ein Misverständniß. Er sagte, dem Jahrhundert leb' ich wohl und möcht' es aus seinen Angeln heben; ich fühle alle Schmerzen der Zeit und ringe,

ſie zu heilen. Da kam die Aufklärung, daß nur von der Zeitung die Rede war. Er lächelte, ſchien aber völlig bereit, ganz einverſtanden und theilte mir offen mit, daß er bis zur Erledigung ſeines Proceſſes ſich durch literariſche Arbeiten die Exiſtenz friſten müſſe, ohne darum mit Goethe zu ſagen: Wer nie ſein Brot in Thränen aß ... ich fand einen Charakter, einen Mann in ihm.

Die Ludmer rümpfte die Naſe, als wollte ſie ſagen: Welch' ein Umgang! Nichts als Lumpen!

Die Geheimräthin aber, in dem Zuge, in dem ſie nun einmal war und der Tage gedenkend, wo ſie einen Heinrich Rodewald liebte, von dem ſie oft ſagte: Titan, du ſpielſt mit der Weltkugel Fangball! rief:

Fahren Sie fort! Fahren Sie fort!

Und nun, fuhr Stromer fort, kam ein Vorſchlag Wildungen's zur Sprache, über den ich doch erſt die Anſicht meiner verehrten Gönnerin vernehmen muß. Der junge, leidenſchaftliche und von allen Verhältniſſen unterrichtete Advokat machte mich darauf aufmerkſam, daß der ihm, wie doch auch mir ſo nahe-ſtehende Prinz Egon ſicherlich eine bedeutende politiſche Rolle ſpielen würde. Der an drei Orten gewählte Volksmann Juſtus hätte ſich ſogleich erboten, die Wahl des ihm benachbarten Prinzen für einen der

Wahlorte, den er refüſiren müſſe, zu beantragen und man könne gewiß ſein, daß nun Prinz Egon von Hohenberg in die Kammer träte. Er wäre von einer ſeltenen politiſchen Reife, beſäße Kenntniſſe, außerordentlich neue und befruchtende Grundgedanken und wenn man ihm noch den Nachdruck gäbe, daß er eine Partei bilden dürfe, daß er eine Zeitung, immerhin das „Jahrhundert", zur Verfügung bekommen könnte ...

Hier brach Stromer ab, denn die Geheimräthin ſchien in der größten Aufregung. Schon ſeitdem Dankmar Wildungen genannt war, fingen ihre Gedankenräder ſozuſagen zu ſchnurren an. Die Ludmer hatte dafür ein außerordentlich feines Ohr. Sie kannte Paulinen, wie ſie grübelte und kombinirte, wie ſie der Zerſtreuung, Anlehnung an lebendige Naturen bedurfte, wie ſie ihr Ohr an das Sauſen und Brauſen der Zeit zu legen liebte. Als aber Egon genannt wurde und ſie ihr Lächeln, ihre Spannung, ihr Intereſſe bemerkte, hätte ſie mit irgend einem andern Gegenſtande das Geſpräch unterbrechen mögen und wäre es das Niederwerfen der Taſſen geweſen. Eben wollte ſie wenigſtens in die Verwunderung der Geheimräthin perſönlich miteinſtimmen, als dieſe in ihrer Unruhe ſich von der kalten, nur horchenden, nur ihre Glut dämpfenden Horcherin ſo beläſtigt fühlte, daß

ſie das Taſchentuch mit Entſchiedenheit aus der linken in die rechte Hand warf und dieſe rechte Hand weit über den Tiſch ſtreckte. Das war das ominöſe Zeichen! Ein Signal, daß ſich die Ludmer entfernen ſollte! Mit welchem Widerſtreben ging ſie! Mit welchem durchbohrend warnend Blicke! Nun ſollte ſie gehen! Jetzt! Jetzt, wo vielleicht eine furchtbare Thorheit eingefädelt wurde, eine Quelle bittrer namenloſer Reue angebohrt für eine nur noch kurze Zukunft, jetzt ...

Aber ... ſie ging.

Als die Geheimräthin und Stromer allein waren, ſagte jene:

Ich freue mich, Stromer, daß Sie ſo praktiſch werden und ſo ernſte Anſtalten für unſre gemeinſchaftliche Sache treffen. Allein mit Prinz Egon hat es ſeine Bedenklichkeiten. Ich ſchätze ſein Verdienſt. Nach Dem, was ihm in Solitüde begegnete, ſind Aller Augen auf ihn gerichtet. Aber ich habe keine Beziehung zu ihm, und wenn eine Beziehung, ſchwerlich eine günſtige.

Ich war darauf vorbereitet und habe deshalb Sorge getragen, mich genauer zu unterrichten; antwortete Stromer, der die Verfeindung zwiſchen Pauline und Egon's Mutter kannte und einſt in Hohenberg dem

Geheimrath von Harder die Urſachen derſelben bitter genug angedeutet hatte.

Sie haben mich doch nicht ſchon genannt? unterbrach Pauline die etwas verlegen ſtockende Rede.

Gnädigſte! Was denken Sie von mir! Ich bin ein Neuling in dieſer papiernen Welt, aber nicht in der wirklichen. Vollends weiß ich, daß Sie mit dem Prinzen geſpannt ſein müſſen ...

Mit ihm? Warum mit ihm? Mit ſeiner Mutter war ich's. Warum mit ihm?

So raſch gehen Sie über die Empfindungen eines Sohnes hinweg? Ich muß leider der Wahrheit gemäß berichten, daß ich mir ſelbſt manchmal, wenn ich hier bei Ihnen ſitze, wie ein Menſch vorkomme, der ſich als ſeinen eigenen Antipoden fühlt. Die Fürſtin würdigte mich derſelben Theilnahme wie Sie, gnädige Frau und bei allem milden Sinne Amanden's muß ich geſtehen —

Daß ſie mich haßte?

Ich kenne die Veranlaſſungen nicht und fürchte, daß ſie die Abneigung auf den Sohn vererbte.

Haben Sie davon Proben?

Da ich vorgeſtern von Wildungen eine ſo beachtenswerthe Idee empfing, war ich heute in der Frühe

beim Prinzen. Ich wollte discret ſein und war es. Er empfing mich nicht freundlich. Er hat ſeinen alten Lehrer Rudhard wiedergefunden, drüben bei der Fürſtin Wäſämskoi ...

Ich kenne den Alten — ſeine neugierigen Blicke auf mein Fenſter beläſtigen mich genug — nun? Nun?

Die Folge dieſes Wiederſehens ſind Erinnerungen an die alten Zeiten geweſen. Ich konnte den Prinzen nicht in einen irgend wärmeren Ton gegen mich bringen. Wie ſehr muß mich Das bekümmern, wenn ich daran denke, daß mein Urlaub von ihm abhängt, daß er die Wahl eines zeitweiligen Stellvertreters, den ich in einem jungen Manne, Namens Oleander, gefunden zu haben glaube, zu billigen hat! Heute tadelte er die Entfernung von meiner Familie; er verrieth in jedem Worte, daß Rudhard's ſtrenger und unromantiſcher Rigorismus ihm wieder nahegekommen war. Er fragte dann nach meinem Umgang. Ich nannte aufrichtig Sie, gnäd'ge Frau. Ich wollte hören, was ſich da für ein Widerhall von ſeinem Herzen würde vernehmen laſſen. Ich geſtehe Ihnen, es war der rauheſte! Lächeln Sie nicht, gnädige Frau ... er ſprach in Drohungen gegen Sie —

Fahren Sie nur fort! antwortete Pauline geſpannt und ſehr ruhig.

Er ſagte mir, er wiſſe, daß Sie ihm eine Feindin wären, ſeit er auf der Welt wäre —

Seit er auf der Welt iſt? Da hat er Recht! ſagte Pauline träumeriſch, doch kalt.

Rudhard, fuhr er fort, hätte ihn auf's neue gewarnt ...

Rudhard?

Dem alten Freunde ſeines Hauſes wäre es gelungen, ſchlimme Dinge zu entdecken, die Sie gegen ihn unternommen hätten —

Ich gegen Egon?

Wohl verſchweige ihm ſein väterlicher Freund und Führer Manches, was ihm auf dem Herzen läge, aber es käme gewiß zum Vorſchein, wenn erſt zwiſchen ihm und dieſem Edlen Alles klar und rein gelichtet wäre — noch lägen zuviel der Wolken zwiſchen ihnen —

Helene d'Azimont eine Wolke? Hoffentlich eine roſige Wolke!

Gnädige Frau, ich war nicht im Stande, die Saite länger zu berühren. Ich ergriff ein auf dem Tiſche liegendes Exemplar der Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis. Er ſagte mir, daß er dies Buch liebgewonnen hätte, es wäre eine Erbſchaft ſeiner Mutter. Ich entgegnete, um ein harmloſes Geſpräch

zu beginnen: Durchlaucht irren wohl! Ich kenne alle Ausgaben dieſes lieblichen Buches, die die ſelige Fürſtin beſaß, alle! Dies Exemplar war aber nie in ihrer Bibliothek! Ich glaub' es wohl, ſagte er, daß Sie dies nicht kannten. Es befand ſich hinter jenem Bilde! Damit zeigte er auf ein Paſtellgemälde der ſeligen Fürſtin in Medaillonform —

Pauline war ſchon längſt erblaßt ... ihre Lippen öffneten ſich und blieben ſtarr und unbeweglich ſtehen. Dann hauchte ſie ſo hin:

In jenem Bilde ...

Befand ſich, behauptete der Fürſt, fuhr Stromer, dem dieſe Unruhe und Aenderung der Stimmung nicht beſonders auffiel, fort, eine Verlaſſenſchaft ſeiner Mutter, auf die ſie ihn kurz vor ihrem Tode aufmerkſam gemacht hätte. Er hätte Mittheilungen, Ermahnungen, Denkwürdigkeiten gehofft. Sein ganzes Leben hätte ſich auf dieſes Bild bezogen. Er hätte ſeine Ehre, Alles dafür gewagt und jenes Bild hätte dies Buch von der Nachfolge Chriſti enthalten. Er wollte mich mit Vorwürfen überhäufen, daß ich das Irrlicht ſeiner Mutter geweſen wäre. Ich drängte auf einen andern Gegenſtand. Indem hatt' ich das Exemplar wieder angeſehen und mußte ihm ſagen — Durchlaucht —

Nun Durchlaucht?

Stromer horchte ...

In dem Augenblicke, als Pauline auf's Aeußerste gespannt, auf Stromer's Erzählung harrte, vernahm man einen rasch anfahrenden Wagen, der auf dem vom Regen knirschenden Kieselsande dicht vor dem Portale zu halten schien.

Sie bekommen Besuch, gnädige Frau? sagte Stromer, sich unterbrechend.

Nein, nein. Was sagten Sie dem Prinzen?

Durchlaucht, sagt' ich, das ist ja ein sonderbarer Vorfall! Diese Ausgabe des Thomas a Kempis ist niemals auch nur berührt worden von der Hand der seligen Fürstin; denn überzeugen Sie sich selbst, hier auf dem Titelblatt — Aber Sie bekommen Besuch!

An der äußern Glocke wurde eben außerordentlich stark geschellt.

Pauline, von Stromer's Erzählung auf's Aeußerste gespannt, jede Unterbrechung verwünschend, war aufgestanden und wollte klingeln, um zu sagen, daß sie Niemanden empfange.

Aber sie war so begierig auf Stromer's Erzählung, daß sie selbst diese Weisung an ihre Diener nicht ausrichten mochte, sondern nur sagte:

Und? Und? Auf dem Titelblatt?

Ueberzeugen Sie sich, Durchlaucht, sagt' ich, fuhr

des Bootes saß, warf seinem Herrn verstohlene Blicke zu, welche dieser sich auslegte, je nachdem er selbst mehr Angst oder Hoffnung empfand.

Der Spiegel des Bettes wurde jetzt von zahllosen Kähnen durchschnitten, welche auf eine weite Strecke hin den Buremputer bedeckten. Sie sammelten sich alsbald um die neuen Ankömmlinge und begleiteten sie unter verworrenem Fragen und Forschen nach dem gemachten Fange in eine Bucht, welche einen leidlichen Hafen zum Landen bildete.

Unsere Reisenden, deren Schwerfälligkeit im Gehen uns schon bekannt ist, wurden aus dem Fahrzeuge gehoben und von dem Anführer der Rotte, welche sie zu Gefangenen gemacht hatte, zum Nachfolgen ermahnt. Alles was sich in der Nähe befand, strömte zusammen und erschreckte durch seinen abenteuerlichen Aufzug, die tumultuarische Bewaffnung und den wilden, gebräunten Anblick der trotzigen Stirnen die zitternden Chinesen, welche den Fremden eben so sonderbar schienen, als sie diesen. Ho-Po war in Verzweiflung, seinen Herrn so wenig geachtet zu sehen; denn die Huldigungen, welche dieser zu empfangen gewohnt und vielleicht auch berechtigt war, pflegten doch sonst auch auf ihn selbst übertragen zu werden.

Endlich langte der immer mehr anschwellende Zug vor einem Zelte an, welches unzweifelhaft von dem Befehlshaber dieser Kriegerschaaren bewohnt wurde. Ho-Po's Herr hatte sich noch kurz zuvor alle Fälle überlegt, welche durch die Vermuthungen über seine Person eintreten könnten. Er fand im Grunde unter ihnen nur den einen gefährlichen, daß er im Falle von Kriegsläuften für einen Kundschafter angesehen würde, ein Verdacht, der in dem zweiten Falle bedenklich

Stromer, der gleichfalls aufgestanden war, fort; unter diesen Arabesken des Titelblattes steht ja ganz in Perlschrift die Jahreszahl des Druckes. Diese elegante Ausgabe des Thomas a Kempis ist ganz in der Art, wie die Fürstin solche Einbände liebte. Aber dies Exemplar ist erst ein Jahr nach ihrem Tode im Druck erschienen. Wie ich Das sagte —

Indem hörte man draußen Thüren gehen.

Wie Sie Das sagten? drängte Pauline.

Trat Rudhard ein ... Egon entließ mich in einer mir allerdings erklärlichen Aufregung; denn wie konnte jenes Buch von der Fürstin selbst —

Weiter trug Stromer seinen Bericht nicht vor; denn die Thür wurde aufgerissen, die Ludmer, leichenblaß, stürzte herein und rief mit erstickter Stimme:

Prinz Egon von Hohenberg läßt sich melden!

Wie? sagte Pauline und hielt die Hand krampfhaft an die Sophalehne.

Er selbst! Er läßt sich nicht abweisen. Er will dich sprechen —

Pauline riß sich, wie von einer Natter gebissen auf, stürzte an die Thür und verriegelte sie.

Es war das Werk eines Augenblicks.

Welche Stunde! rief die Ludmer. Ist ein solcher Ueberfall erhört? Er ist ausgestiegen, dem meldenden

Bedienten auf dem Fuße gefolgt — er wartet im Empfangzimmer.

In der Ferne hörte man durch die hallenden Zimmer her eine männliche Stimme ſich räuſpern und einen kräftigen Schritt auf und abgehen.

Pauline ſtand eine Weile unſchlüſſig ... Jetzt war der Augenblick da, wo ſie einer „Seherin" gleichen konnte. Sie begriff dieſen Moment, richtete ſich entſchloſſen empor und fragte:

Warum ſoll ich den Prinzen Egon von Hohenberg nicht empfangen?

Die Ludmer verſtand einen gewiſſen Hohn in ihren Mienen, wagte aber nicht zu lächeln.

Pauline aber mit triumphirender Miene ſetzte hinzu:

Wohlan! Er mag kommen!

Schon klopfte Ernſt an die verſchloſſene Thür und bat um Verhaltungsmaßregeln ... der Fürſt ließe ſich nicht abweiſen.

Wer ſagt denn, daß man ihn abweiſen ſoll? rief die Geheimräthin durch's Schlüſſelloch. Ich bitte Durchlaucht einen Augenblick zu verziehen!

Dieſe Worte ſprach ſie mit gemachter Süßigkeit, als ſollte Egon ſie hören.

Adieu, lieber Stromer, ſagte ſie dann raſch, zitternd wol, aber gefaßt. Auf Morgen! Adieu! Adieu!

Stromer wollte reden, wollte Aufklärung haben, wollte ... wurde aber durch das Schlafzimmer, dann das ächte Boudoir, zuletzt durch die Garderobe von der Ludmer faſt gewaltſam hinausekamotirt. Er war, ſo fortgezerrt, in dieſem Augenblicke ganz ſo überflüſſig geworden, wie Auguſten's hochfahrende Tante wünſchte.

Mit all' ſeinem Geiſt, mit all' ſeinen Seherblicken vom Berge Sinai, mit all' ſeinen Jeanpaulismen und deutſchen Gedankenüberſchwenglichkeiten ſtolperte er im Dunkeln über mehre Kiſten und Koffer, daß er ſich faſt [illegible] hätte ...

Pauline folgte nach einem Moment. Sie gab Befehl, den Empfangsſalon durch einige Armleuchter ſchnell zu erhellen. Mit Blitzesſchnelle gab ſie ihrer Toilette noch einige kühne Improviſationen und ſchritt dann feſt und entſchloſſen durch das Zimmer hindurch, das ihr nun entriegeltes oſtenſibles Boudoir von dem inzwiſchen erhellten Empfangszimmer trennte.

Die Ludmer fühlte, daß es nothwendig war, in der Nähe einer ſo wichtigen und gefahrvollen Begegnung wenn nicht zu horchen, doch behutſam und auf Alles gefaßt zu wachen.

## Sechszehntes Capitel.

### Ein Zauberſpiegel.

Gnäd'ge Frau, begann Fürſt Egon von Hohenberg und erhob ſich von dem Seſſel, auf dem er Platz genommen hatte; ich hörte, daß Sie wie Jeder, der ſeine Tagesſtunden beſſer zu verwenden weiß, Abends empfangen! Irr' ich mich?

Pauline bedeutete Egon zuvörderſt Platz zu nehmen, ſetzte ſich ſelbſt, nicht ohne einige Befangenheit, in einen der Seſſel, die ſchon für die bald zu erwartende Feuerung am noch geſchloſſenen Kamine aufgeſtellt waren ... Die beiden gemalten Sphinxe auf dem bunten Kaminſchirme drückten vollkommen ihre Spannung über das Räthſel dieſes Beſuches aus.

Für Ew. Durchlaucht würd' ich zu jeder Stunde zu ſprechen ſein. Ein Endlich! Endlich! Ihnen auszuſprechen, mußt' es mich wohl drängen.

Endlich? Hatten Sie mich jemals erwarten können, gnäd'ge Frau? fragte Egon voll Bitterkeit.

Den Freund meiner geliebten Helene? Den Erklärten meiner d'Azimont? fiel Pauline mit künſtlichem Erſtaunen ein.

Ha! Aber den Sohn der gehaßten Amanda? ſetzte Egon hinzu und ohne Paulinen's Erwiderung abzuwarten, rückte er mit ſeinem Seſſel ihr etwas näher und ſagte:

Gnädige Frau, es ſollte mir lieb ſein, wenn ich Urſache fände, mich Ihnen enger anzuſchließen und die großen Eigenſchaften in der Nähe zu bewundern, von deren Lobe die Gräfin d'Azimont überfließt. Einſtweilen ſtell' ich dieſe Annäherung freilich auf eine ſtarke Probe. Ich ſtehe vor Ihnen, gnäd'ge Frau, mit dem Erſuchen, mir die Denkwürdigkeiten meiner Mutter auszuliefern.

Pauline war auf dieſe kalte, kategoriſche Forderung gefaßt, erſtaunte aber über die Haſt und das entſchloſſene Vermeiden aller Präliminarien.

Sie war darauf vorbereitet, daß ſie Gegner hatte, die ihren ſo vorſichtig berechneten Schritten gefolgt waren, der Ablieferung des entleerten Bildes an den Oberkommiſſair Pär auf der Spur waren und ſie entlarven wollten.

Dennoch ſagte ſie zitternd:

Welche Denkwürdigkeiten, Durchlaucht?

Die Denkwürdigkeiten, gnäd'ge Frau, antwortete Egon mit ſteigernder Erregung und jene heftigſte Wallung nicht mehr verbergend, mit der er hergekommen war; die Denkwürdigkeiten der Fürſtin Amanda von Hohenberg, die ſie auf ihrem Sterbebette ihrem Sohne beſtimmt und unfähig, in ihrer letzten Lebensſtunde weitläufige gerichtliche Dispoſitionen zu treffen, ſpäter in einem Bilde verborgen hat, das dem ſonderbaren Schickſale verfiel, Ihnen früher in die Hände zu kommen als mir.

Welches Bild? fragte Pauline nun mit ſcheinbarer Ruhe, um nur Zeit zu gewinnen.

Egon trug in aller ihm kaum noch möglichen künſtlichen Ruhe die Geſchichte jenes Bildes vor, wie ſie durch übereinſtimmende Ausſagen Dankmar's, Rudhard's, des Oberkommiſſairs Par, der Agenten Mullrich und Kümmerlein ſich ergeben hatte. Es war darin mancher Umſtand mehr errathen als bewieſen. Allein die Ueberzeugung, daß Pauline von Harder ſchon durch die ganze Agitation über den Nachlaß ſeiner Mutter, die Reiſe des Intendanten nach Hohenberg und was ſich Alles ſpäter daran knüpfte, ihm ein Eigenthum entzogen hatte, das ihm von Werth ſein

durfte und ſollte, ſtand bei ihm feſt. Er erzählte auch, wie er durch Stromer's Aeußerung über den Thomas a Kempis mistrauiſch geworden und Rudhard ſeinen Verdacht ausgeſprochen hätte. Rudhard hätte dann geſtockt. Er aber hätte ſeinem noch zögernden alten Erzieher die Angelegenheit aus der Hand gewunden und führe ſie nun gegen deſſen Willen, gegen die Anſprüche, die Rudhard ſelbſt auf dies Teſtament ſeiner Mutter machen wolle, mit kurzem Proceſſe durch.

Laſſen wir, ſchloß er ſeine Auseinanderſetzung, jede weitere Erörterung und geben Sie mir die Denkwürdigkeiten meiner Mutter, deren Raub ich Ihnen verzeihen will!

Pauline ſchwieg eine Weile, dann ſchlug ſie die Arme zuſammen, legte die Füße übereinander und ſagte:

Ich habe Sie ausreden laſſen, Prinz Egon. Erlauben Sie, daß ich erwidere. Aber verſprechen Sie mir, jeden kleinlichen Geſichtspunkt aufzugeben! Ich ſage Ihnen, daß ich die Denkwürdigkeiten beſitze —

In der That!

Sie müſſen mir aber ein aufmerkſames Ohr leihen.

Wozu? Weshalb iſt Das nöthig? Warum ſoll ich ... Sie achten? rief Egon voll Zorn und voll geheimer Freude, die faſt die Miene des bitterſten Uebermuthes annahm.

Uebermuth war aber für Paulinen zuviel. Sie erhob ſich und ſchleuderte einen durchbohrenden Blick auf den jungen Mann, der jetzt das Recht zu haben glaubte, ſie verächtlich zu behandeln.

Ich kenne dieſe Denkwürdigkeiten, wiederholte ſie mit ſtolzer Miene, aber wie? wenn ich ſie vernichtet hätte?

Wenn Sie mit dieſer Möglichkeit nur drohen, Madame ... ſo exiſtiren ſie noch! ſagte Egon, und ich ſchwöre Ihnen, ich verlaſſe Ihr Haus nicht, bis ich nicht weiß, was meine Mutter mir in ihrer letzten Stunde hat berichten, auf meinen Lebensweg zurufen wollen!

Pauline lächelte jetzt verächtlich.

Ich denke nicht an Drohungen, ſagte ſie, und ich denke nicht an Rechtfertigungen, aber ich will, daß Sie von dieſer Frage jeden niedrigen Standpunkt ausſchließen. Deshalb beding' ich, daß Sie mich hören!

So reden Sie! ſagte Egon und nahm, ihr gegenüber an dem gemalten Kaminvorſetzer, Platz.

Auch Pauline kehrte in ihre frühere Stellung auf dem Seſſel zurück. Nach einigen Augenblicken begann ſie:

Amanda von Bury, Anna und Pauline von Marſchall waren drei Freundinnen, innigſt verbunden ſeit ihrer früheſten Kinderzeit. Faſt gemeinſchaftlich war

ihre Erziehung; gemeinschaftlich waren ihre Erholungen. Ich, die Mittlere unter den drei Freundinnen, wurde von Anna und Amanda nur noch inniger geliebt, weil ich plötzlich kränkelte und kein langes Leben versprach. Dennoch gelang es einer guten Kur, mich von oft schrecklichen Anfällen eines Brustkrampfes zu befreien und mich bis in mein achtundzwanzigstes Jahr wiederherzustellen, wo ich auf's neue die Anfälle jener Krämpfe bekam, von denen man damals glaubte, daß ich sie nicht mehr ein Jahr würde aushalten können. Amanda und Anna verheiratheten sich, später als ich, die früher einen Baron von Ried ehelichte. Gerade als Baron von Ried starb, wurde Amanda die Gemahlin jenes berühmten Kriegers, dem unser Fürstenhaus zu ewigem Danke verpflichtet ist. Anna heirathete einen jungen Offizier, der seinen Abschied nahm und eine Landrathsstelle bekleidete, den Sohn des Obertribunalspräsidenten, meinen künftigen Schwager. Durch diese Heirathen statt uns zu einen, trennten wir uns. Es ist so der Gang aller Jugendfreundschaften. Ich begab mich, als Witwe, wieder leidend, wieder meiner Gesundheit wegen, auf Reisen, meine Begleitung und treue Pflege war der Obhut meiner älteren Dienerin anvertraut, die noch jetzt die Führung meines Hauswesens besorgt. Ich war in der

Schweiz, in Frankreich, in Italien. Ich habe ein bewegtes Leben in meine Erinnerungen eingeſchloſſen und vielfach verſucht, das Glück der Erde, das mir nur für kurze Zeit zugemeſſen ſchien, wahr und an der Quelle rein zu genießen. Ich reiſte ſelbſtſtändig und war, wenn man mich nach jetzigem Sprachgebrauch und damaliger Sitte nennen will, halb und halb emancipirt. Der Liebe dürſtete mein ganzes krampfhaft bewegtes Herz entgegen: ich ſuchte, ich wurde geſucht, fand aber nur ein Band, das mich ganz feſſeln konnte, einen, den ich liebte. Der, den ich anbetete, hieß Heinrich Rodewald, ein junger Mann von ſeltener Prädeſtination. Zu jeder Kunſt beſaß er die Anlage, zu jeder Wiſſenſchaft die Vorkenntniſſe. Genial war ſeine Auffaſſung des Lebens. Es kommt ſo etwas nicht wieder in Eurer jüngeren zerſtreuten, oberflächlichen Generation! Er hatte erſt dem Studium der Rechte obgelegen, war dann in den damaligen heiligen Krieg gezogen, kehrte mit Ehrenzeichen geſchmückt heim und wollte zu den Studien zurück. Durch einen Glücksfall erwarb er eine kleine Summe, die er auf eine italieniſche Reiſe verwenden wollte. Er bedurfte dieſer Anregung, um ſein durch die Abenteuer des Krieges in Gährung gerathenes Blut, das nicht am Studirtiſche ausdauern wollte, einigermaßen

wurde, daß er ſich durch das Nichtverſtändniß ſeiner Sprache davon nicht reinigen konnte. Wie beruhigend war es daher für ihn, bei dem Befehlshaber, vor den er jetzt gerettet war, einen Dolmetſcher anzutreffen, der, wenn auch nicht das Chineſiſche, doch das Tibetaniſche leidlich verſtand!

Die Gefangenen ſtanden vor einem kleinen Manne von wildem, kriegeriſchem Ausſehen, der ſich nachläſſig auf ſeinem erhöhten Polſter ſtreckte und bald mit einem großen Hunde, der ihm zur Linken ſaß, bald zur Rechten mit ſeinen glänzend polirten Waffen ſpielte. Dies ſtruppige Haar, dieſe kleinen zuſammengedrückten Augen, dieſe ſcharfgezeichneten Brauen, endlich die ſtrengen Furchen, welche ſich durch das dunkle Antlitz zogen, waren nicht gemacht, den Chineſen Vertrauen einzuflößen. Doch beſaß Ho-Po's Herr eine gewiſſe Entſchloſſenheit und ſo viel Gewandtheit des Geiſtes, daß er augenblicklich die Freiheit ſeiner Perſon erhalten hätte, wenn ihm die Geläufigkeit der Rede zu Hülfe gekommen wäre. So aber blieb ihm nichts übrig, als durch das Gewicht ſeiner Erklärungen jeden weitern Widerſtand niederzudrücken und er gab ſich daher ohne Weiteres als den in Laſſa reſidirenden Correſpondenten des Mittelpunktes der Erde zu erkennen.

Wir glauben in dem Frühern dieſen Mann ſo kenntlich gemacht zu haben, daß in dieſer Angabe für uns nichts Auffallendes mehr liegen wird.

Der Befehlshaber richtete ſich betreten auf und war zweifelhaft, ob er die rothſaffianene Mütze vom Scheitel ziehen oder den Gefangenen für eine ſo vermeſſene Lüge peitſchen laſſen ſollte. Dieſe Ueberlegung gab dem Correſpondenten Zeit, die Folgen, welche ſein Geſtändniß haben

zu beruhigen, den Tumult ſeiner Adern einigermaßen zu bändigen. Er wollte zur Rechtskunde als Lehrer dieſer Wiſſenſchaft zurückkehren und gedachte in Italien den alten und manchen eben erſt entdeckten Quellen der römiſchen und mittelalterlichen Rechtsſatzungen nachzuforſchen. Dabei liebte er Malerei und Plaſtik und ſchwärmte wie damals Alle ... Ach, Ihr kennt in Eurem politiſchen Hader und Eurer Zeitungsbildung die majeſtätiſchen Klänge nicht, die damals durch die Herzen der Jugend tönten — Das war ein Ahnen, ein Sehnen, ein Suchen, ein Erfaſſen! Das war ein Cultus der Muſen, ein Forſchen nach Wahrheit ... Heinrich Rodewald lebte nur in Goethe, in Dante, Rafael, in Schelling. Er kannte die Alten, ſtudirte die mittlere Epoche und lebte faſt in derſelben Entwickelung wie Byron. Er dichtete nicht, aber ſein Leben war ein Gedicht. O was preiſ' ich ihn, da ich ihn doch haſſen ſollte! Ich begegnete Heinrich Rodewald in dem ahnungsreichen, jugendlichen Rheinthale, das zwiſchen dem Bodenſee und Chur den Anfang der Straße bildet, die durch die Via mala nach Italien hinüber führt. In Ragaz braucht' ich die von Pfäffers an der wilden Tamina hin herabgeleiteten Bäder. O mein Prinz, ich ſchildere Ihnen dieſe Erinnerungen nicht, weil ich weiß, daß eine Zeit kommen

wird, wo ſie Ihnen Werth haben dürften, ich ſchildere ſie Ihnen, um Ihnen zu zeigen, daß zwiſchen Ihrem Zorn, Ihrem Mistrauen, Ihrem Haß Herzen, Erinnerungen, vergangene Seligkeiten und überwundene Qualen zittern und zu ſchonen ſind. Ich will Sie vom Standpunkte der gemeinen Neugier, der Sie mich vielleicht zeihen, auf einen höheren führen. Denken Sie an die Stunde, wo Sie einſt Helenen d'Azimont am See von Enghien zum erſten Male entgegentraten oder der Tage, da Louiſon Armand an den Ufern der Rhone Sie zum erſten Male ſah!

Egon machte eine Bewegung ... nicht der Rührung, ſondern des Unmuthes. Er mochte von Paulinen an Verhältniſſe nicht erinnert werden, zu deren Kenntnißnahme ſie ihm nicht würdig ſchien: von Jedem vielleicht, von Paulinen nicht.

Pauline, ſeine Kälte wohl bemerkend, fuhr fort:

Mein Prinz, ſeit dem Tage, als ich in dem kleinen Abteigarten von Ragaz mit meiner Führerin, Charlotte Ludmer, luſtwandelte und der Blumen mich erfreute, die dem ſteinigen Boden an einem kleinen Springbrunnen entſproſſen, als mir Heinrich Rodewald da zum erſten Male entgegentrat, in ſeiner hohen, männlichen Schöne, in braunen Locken, in edler, freier Stirn, halb noch etwas Militairiſches in ſeinem We-

ſen, halb der ſinnende Gelehrte ... und ein Ton aus ſeinem Munde drang, ein Organ, ein Klang, ein Hauch, würdig, die Worte eines Geiſtes zu tragen, der immer tief, immer lieblich und eigenthümlich in ſeinen Wendungen war ... werden Sie nicht ungeduldig, Prinz! O, es wird eine Stunde kommen, wo jedes Atom der Erinnerung an Heinrich Rodewald Sie erſchüttern wird ...

Ich höre ja! Ich höre ja! ſagte Egon ungeduldig; aber was ſoll mir Heinrich Rodewald? ...

Rodewald, fuhr Pauline ſcharf und den Ton jetzt deſto ſchärfer auf dieſen Namen legend, fort, Rodewald war jünger als ich. Unſer Verhältniß war erſt Werthſchätzung, dann Liebe und als ich Elende von meinen Leiden gefoltert wurde, war ich ſelbſt von der Freundſchaft beſeligt, die einer Liebe folgte, deren Band durch eine neue Ehe zu heiligen von manchen Vorurtheilen der Welt verhindert wurde. Ich muß mir leider verſagen, Ihnen zu ſchildern, wie ich mit Rodewald ſtand, als ich nach neun Jahren des innigſten Zuſammenhanges mit ihm, der ſich auch nach der Rückkehr aus Italien von Weltvorurtheilen nicht ſtören ließ, in einem tiroliſchen Badeorte Landeck, die Freude hatte, mit meiner geliebten Amanda, damäligen Gräfin Hohenberg, zuſammenzutreffen. Welche

Frau! Wie ſanft und gut! Wie weich und zart! Prinz ... werden Sie nicht ungeduldig, es iſt Ihre Mutter ... ich darf wohl hinzufügen, daß die Gräfin Hohenberg ſehr unglücklich verheirathet war. Ich laſſe über dieſe Saiſon von Landeck, über die Folgen derſelben einen Schleier fallen ...

Warum? Erzählen Sie! Ich kenne das unglückliche Loos meiner Mutter —

Mein Prinz, ich ſchweige. Sie wiſſen nichts von dem Allen. Ich will Ihnen nur ſagen, daß die Freundſchaft zwiſchen mir und der plötzlich zur Fürſtin erhobenen Amanda ſich nicht erhalten hat. Ich war von meinen Bruſtkrämpfen dem Tode oft nahe und glaubte zu ſterben. In Ems erwartete ich mein Ende. Meine Schweſter Anna kam, ſie kam mit ihrer Tochter, einem Engel von ſechszehn Jahren, einer halben Waiſe (der Vater war ſoeben geſtorben) Rodewald ſtand mir zur Seite ... man erwartete meine Auflöſung. Anna hatte ſich nur losgeriſſen, um mich noch einmal zu ſehen. Sie mußte zurück zur Ordnung ihrer Erbſchaft. Ich bat ſie, mir ihr Kind Selma zur Seite zu laſſen. Sie willigte ein. Die Ludmer bedurfte einer Unterſtützung in meiner Pflege. Ich ſtarb aber nicht ... ein Jahr lang glaubt' ich, daß jeden Tag mein Ende nahe. Rodewald und Selma ſollten, Das war noch

mein letzter Wille, noch meine heiligste Lebensaufgabe, sich dauernd vereinigen ... Selma und Rodewald sollten ...

Egon hob sein Haupt und erstaunte über die Verwirrung, die sich Paulinen's plötzlich bemächtigte. Sie war schon längst aufgestanden, athmete laut, machte einen Gang durch's Zimmer, rückte an den Sesseln, warf sich auf ein Canapé, drückte den Kopf auf ein Kissen und bat um eine Minute Zeit, sich zu erholen.

Ist Ihnen nicht wohl, gnäd'ge Frau? fragte er und wollte klingeln.

Nein, nein, stöhnte sie. Ich erhole mich ...

Nach einer Weile fuhr sie fort:

Ich gestehe Ihnen, Fürst, daß ich mir damals einbildete, eine Heroine, ein Engel an Kraft und Entsagung zu sein. Ich wollte Selma und Rodewald verbinden, ich wollte, daß sie einig würden, ich lenkte das Herz des Kindes meiner Nichte mit Gewalt, ich zwang sie, in Heinrich das Alles schon zu finden, was sie vielleicht noch nicht suchte. Ich kann, ich darf Ihnen nicht sagen — Ihnen nicht, Prinz — was mich bestimmte, von der Welt scheidend die Beruhigung mitzunehmen, daß Rodewald und nur Selma sich liebten, keine Andere, keine Andere ...

Warum mir nicht? Warum Ihr Zorn? Ihr neu entflammter Haß? Wen ſollte Rodewald nicht lieben . .?

Dringen Sie nicht in mich, Prinz! Ich will nichts erzählen, nichts aufklären, ich will Sie nur auf Wege führen, wo Sie Achtung und Schonung für mich lernen ſollen, Prinz! Ja, es mag Rache geweſen ſein, daß ich Rodewald und Selma wie die Schlange am Baume des Paradieſes verband. Aber der Himmel ſtrafte mich! Strafte mich durch ſeine Gnade! Ich genas, Prinz! Ich genas! Ein kluger und kundiger Arzt lehrte mich eine Diät, die ich nie gekannt hatte. Die Bäder von Ems linderten den Reiz meiner Nerven. Ich genas, Prinz! Völlig! Völlig! Die Natur hatte ſich gefunden. Und als ich froh in's Leben zurückkehrte, nun wieder nach Rodewald dem Geliebten ſuche, iſt er entflohen, mir entflohen. Selma war ein Kind. Sie, dacht' ich, wird von ihrer Leidenſchaft bald geheilt ſein. Aber mein Freund? Wo iſt Rodewald? Er war verſchollen. Nicht die Liebe zu Selma, die ihn wohl nie innerlichſt ergriffen hatte, hatte ihn fortgetrieben von unſern Wohnungen; Ueberdruß am ganzen Leben, Ekel, ſchrieb er mir einſt, an Allem, Ekel aber am meiſten an dem Weibe, Ekel am Weibe! Vielleicht der Kummer und Unmuth über Erfahrungen,

die Sie einſt noch entdecken werden ... aber Selma liebte ihn. Ich Thörin hatte die Knospe ja ſelbſt entblättert! Das Kind lebte nur für Den, den ich es gelehrt hatte, als einen menſchgewordenen Gott zu verehren. Rodewald, aus Motiven, die ich nur ahnen kann, floh mich, floh alle Welt, er war ſich ſelbſt zur Laſt, zur Qual geworden und mit den Worten: Läuterung! Läuterung! nahm er ſchriftlichen Abſchied nach einer Gegend, wo ich ihn nicht mehr ſehen ſollte und wohin er mit Selma, die nicht mehr von ihm laſſen wollte, auf immer verſchwunden iſt.

Aber meine Mutter? bemerkte Egon und verrieth auf's neue die Ungeduld, auf die Bahn ihrer Denkwürdigkeiten einzulenken.

Ihre Mutter? ſagte Pauline vor ſich hin und machte eine Miene voll Bitterkeit ...

Daß Ihre Schweſter Anna von Harder Sie haſſen mußte, tödtlich haſſen muß, erkenn' ich, ſagte Egon. Sie haben die Blüte des jungen Gefühls ihrer Tochter vergiftet — haben, wie Sie, mir unbegreiflich, ſagen, aus Rache die Genugthuung haben wollen, daß Rodewald, durch den Tod von Ihnen getrennt, nur Selma liebt ... Sie haben einer Mutter ihr Kind geraubt ... Selma von Harder? Selma ... Wer erinnerte mich einſt an eine Selma ...

Egon konnte ſich nicht beſinnen, daß man ihm von einer Selma Ackermann geſprochen hatte ...

Pauline fuhr fort:

Meine Schweſter haßt mich nicht. Sie gehört zu Denen, die überwunden haben. Weiß ſie doch, daß unter dem Raube ihres Kindes Niemand furchtbarer litt als ich. Ich hatte das Leben wieder und das Licht meines Lebens war ausgelöſcht. Was war mir die Welt ohne Rodewald? Er war dahin, für ewig! Das Gefühl, das mich ergriff, war nicht das der innern Vernichtung, der zerſchmetterten Ohnmacht. Wie konnt' ich auch? Ich war ja geſund! War ja dem Leben wiedergegeben! Ich raſte. Ich hatte keine Beſinnung mehr. Ich glaubte, im Strudel der Welt meinen innern Schmerz betäuben zu können. Ich warf mich in dieſen Strudel und beging Thorheit über Thorheit; denn die Menſchen ſollten ſehen, daß ich lachen konnte. Alle Welt kannte den Vorfall mit Selma, meiner Nichte, die ich zu meiner eigenen Mörderin erzogen hatte. Anna, Witwe, ihres Kindes beraubt, vermied mich und trauert bis dieſen Augenblick. Zehn Jahr mocht' ich ſo gegen mich ſelbſt gewüthet und die Freude geſucht haben, um nur nicht zu hören, daß man lachte und meine Thränen ſah ... als ich endlich ermattet niederſank und Einkehr halten wollte. Amanda, Anna,

alle meine Freundinnen hatten ſchon ſeit Jahren dieſe Einkehr begonnen. Ach, ſie hatten ſich Alle Irrthümer vorzuwerfen, Alle waren ſie von der damaligen großen wogenden Frühlingszeit ergriffen und das Blut hatte ihnen in den Adern gerollt, wie aus Sympathie mit dem großen Wachsthum der Zeit und der Geiſter ... Prinz, ich geſtehe Ihnen, daß ich die Art von Läuterungen, die damals Sitte waren, nicht begreifen konnte. Beten, hinter gemalten Glasfenſtern knieen, das Orgelſpielen lernen, das dies irae vierſtimmig ſingen helfen ... dieſe Läuterungen waren die Wiederkehr der alten Eitelkeit, nur in andern Formen. Ich wurde bitter über die Vergangenheit, über mich, über Andre. Ich heirathete zum zweiten male. Ich ſchrieb ... Ich ſchrieb „Amarantha".

Eine Satyre gegen meine Mutter ...

Sagen Sie nicht, gegen Ihre Mutter! Sagen Sie, eine Satyre.— nein, auch Das iſt nicht das Wort — eine Anklageſchrift, ein Zorngericht über die Seelen, die Alle, Alle geſündigt haben und durch Heuchelei die Vergebung des Himmels antizipirten ...

Meine Mutter war ſchwach, aber ſie heuchelte nicht! antwortete Egon.

Sie war ſchwach, Das iſt das Wort, Prinz! Schwach — Sie meinen doch wol an Charakter? Aber

dieſe Schwäche an Geiſt gaben dieſe Büßerinnen, dieſe Cantatenſängerinnen für Stärke aus; Das forderte mich heraus. Ich warf ihnen den Handſchuh hin, „Amarantha", die Allen galt, nicht nur Ihrer Mutter, auch meiner Schweſter, Allen, die empfindſam wurden, weil ſie nicht mehr empfinden konnten ...

Egon war zu ſcharfſichtig, dachte zu klar über ſeine Mutter, zu klar über Das, was er Alles in Genf erlebt hatte, um Paulinen von Harder nicht im Grunde der Seele Recht zu geben. Er ſah da eine leichtſinnige, aber ſtarkbegabte, ſehr merkwürdige Frau vor ſich, die ihm in dieſer aufrichtigen Buße, die ſie ſich durch ihre Geſtändniſſe auferlegte, ſogar ſchon eine gewiſſe Achtung abgewann ...

Mein Prinz, fuhr Pauline fort, ich bin zu Ende. Eine andere Zeit iſt gekommen, neue Anſchauungen haben den Thron der alten umgeſtürzt. Wer glücklich noch ſein will, ſchließt ſich ab und ſehnt ſich nach Ruhe. Alle Welt ſprach von den hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten Ihrer Mutter ... ich wußte, daß ſie mich haßte. Ich mochte nicht, daß der letzte Reſt meines Lebens, der an Reue und Verdruß überreich iſt, noch verbittert werde durch die Enthüllung und Entweihung des Begrabenen. Zehn Jahre nach Rodewald's Flucht heirathete ich Herrn von Harder,

konnte, in Erwägung zu ziehen. Befand er ſich unter Leuten, die gegen die Tibetaner freundliche Geſinnungen hegten und deßhalb den Haß der Chineſen mit dieſen theilten? Oder konnte ihnen ſeine Gefangennehmung erwünſcht erſcheinen, auch wenn ſie mit offener Gewalt die Gränzen ihrer Nachbarn belagert hielten? Konnte er in dieſem Falle hoffen, von dem Statthalter in Teſchulumbo, dem ſein verſteckter Beſuch galt, ausgelöſ't zu werden oder überhaupt mit ihm in Verbindung zu treten? Ho-Po wollt' es durchaus nicht in den Kopf, daß man den Namen und Stand ſeines Herrn erfuhr und nicht ſogleich die Stirn im Staube vor ihm badete.

Schon war der Befehlshaber nahe daran, ſich dafür zu entſcheiden, daß er eine Lüge gehört hätte und das Zeichen zum Wegführen des Gefangenen zu geben, als vor dem Zelte ein plötzlicher Tumult entſtand und die Aufmerkſamkeit des Richters in Anſpruch nahm. Boten ſtürzten herein und überbrachten die Nachricht, daß ſich bei den Vorpoſten eine Geſandtſchaft eingefunden hätte, welche den General zu ſprechen verlange. Dieſe Sache war von größerer Wichtigkeit, als die Beſtrafung eines Lügners. Der Correſpondent wurde mit ſeinem Diener in einen Winkel des Zeltes verwieſen, wo er ſich heimlich flüſternd durch den Dolmetſcher über die Lage, in welcher er ſich befand, unterrichten konnte.

Die aus mehrern Perſonen beſtehende Geſandtſchaft trat in das Zelt. Es handelte ſich um die Vermittlung eines Friedens zwiſchen dem Lama von Teſchulumbo und den nipaleſiſchen Gränzvölkern, welche das Gebiet des erſten mit unausgeſetzten Einfällen beunruhigten und in Folge ihrer Tapferkeit oft glänzende Siege errangen. Wenn der Statthalter ſeinem frühern Vorſatze, den Thron des Dalai Lama zu

meinen eigenen Schwager. Ich war damals schon vierzig Jahre. Sie sehen, Prinz, wie aufrichtig ich in meiner Biographie bin. Mein Gemahl steht dem Hofe nahe ... es gibt der Rücksichten mancherlei ... ich will Ruhe haben und hasse alle gewaltsamen Erschütterungen ... die Denkwürdigkeiten Ihrer Mutter mußt' ich besitzen. Zeitlebens hab' ich immer dienende Hände gefunden, die gern für mich eintraten ... man hat viel aus Liebe zu mir gethan ... mehr, als ich wollte, mehr, als ich oft mochte, guthieß ... o Gott, es knüpft sich viel an meinen Namen, was nicht ganz aus meiner Seele floß!

Pauline wollte das Haupt senken, aber sie mußte aufhorchen. Es war ihr, als hustete im Nebenzimmer die Ludmer ...

Wir werden gestört, sagte Egon und faßte sich kurz. Ich bin vollkommen auf dem Standpunkt, gnädige Frau, den Sie mir bezeichnet haben. Ich denke nicht kleinlich von Ihnen. Ich bin nicht befugt, der Richter Ihres Lebens zu sein. Einen schlimmen Gebrauch von diesen Denkwürdigkeiten werd' ich nie machen. Besorgen Sie Das nicht! Nie! Ich verspreche Ihnen ...

Sie glauben also, Amanda hätte mich angeklagt ... unterbrach ihn Pauline erschüttert von dem Wort,

das ihr ſo gekommen war: „Es knüpft ſich Vieles an meinen Namen, was nicht ganz aus meiner Seele floß!“

O ich ahne es, Frau von Harder, rief Egon mit aufwallender leichter Rührung. Sie waren tief beſchämt, als Sie dieſe Blätter laſen und nichts, nichts von einem rachedürſtenden Herzen fanden ...

Pauline ſchwieg ...

Räumen Sie Ihrer Feindin die Gerechtigkeit ein! Sagen Sie, daß meine Mutter großmüthig war!

Sie war großmüthig!

Egon wurde ergriffener und ſprach ſtill für ſich:

Gute Mutter! Vergib deinem Sohne!

Dann wandt' er ſich an Pauline:

Geben Sie die Blätter! Noch dieſe Nacht will ich ſie auf meinem Lager mit Thränen netzen.

Prinz, ſagte Pauline jetzt mit entſchiedener Wendung, dieſe Blätter! Ich gebe ſie Ihnen nicht.

Wie? Das wäre das Ende Ihrer Mittheilungen? rief Egon.

Wenn ich dieſe Denkwürdigkeiten vernichtet hätte?

Das haben Sie nicht! Nein, nein! Oder doch? Doch? Die großherzige Liebe meiner Mutter beſchämte Sie? Sie vernichteten ein Denkmal Ihrer Scham, Ihres Neides? Sprechen Sie!

Die Blätter exiſtiren. Aber Sie ſollen, Sie dürfen ſie nicht leſen!

Welche Ausflüchte!

Ueberſtürzen Sie ſich nicht! Ich meine es gut mit Ihnen, Feuerkopf! Die Blätter leſen Sie nicht!

Geben Sie mir das Teſtament meiner Mutter!

Sie ſind ein Ungeſtüm!

Endigen Sie dieſe Ausflüchte, dieſe Verſtellungen ... ha, dieſe Lügen, Madame! rief Egon jetzt knirſchend vor Aerger über ſolche Weitläuftigkeiten. Sie haben mich zähmen, rühren wollen ...

O mein Gott! ſtöhnte Pauline. Noch denken Sie niedrig von mir! Ich flehe Sie an! Begehren Sie dieſe Geſtändniſſe einer Frau nicht, die die Welt verachtete, nur Gott liebte und Niemanden, Niemanden ſonſt ... nicht einmal Sie!

Nicht ihren Sohn? Nicht mich? Madame! Lüge! Prinz!

In dem Augenblicke ertönte die Glocke des Hauſes.

Ha! athmete Pauline auf. Es war ihr, als wäre ſie ganz verlaſſen geweſen, ganz der Wildheit dieſes jungen Mannes, der keine Rückſichten kannte, überlaſſen.

Ich weiche nicht von dieſer Stelle, rief Egon, bis ich dieſen Spuk, dieſen ewigen Eingriff in mein Leben nicht endlich beſeitigt habe. Ich bin vor Ihnen ge-

warnt. Der Vater, die Mutter bezeichneten mir Ihren Namen als den einer Schlange, die ſich um mein Leben ringeln wird, um mir das Herzblut auszuſaugen.

Pauline horchte eine Weile, wer kam.

Man hörte die Thüre öffnen.

Vielleicht iſt es Franz! dachte ſie erleichtert. Es war ſo ſtill, ſo dunkel draußen. Sie hörte die Ludmer nicht. Ihre Diener waren nicht alle zugegen. Es regnete draußen in Strömen. Sie war dieſem Ungeſtümen ſo preisgegeben ...

Noch ſagte ſie feſt und entſchieden zu Egon:

Prinz, wenn Sie dieſe Blätter leſen, droht Ihnen etwas, was Ihnen nach einem ſolchen Glauben über mich wirklich die Hölle ſein müßte ...

Das wäre?

Die Qual ... mein Freund zu werden!

Egon lachte bitter auf und bat um Aufklärung einer ſolchen Möglichkeit, die allerdings, wie er grauſam hinzufügte, ihr ... Bedenkliches hätte.

Erlaſſen Sie mir, ſagte Pauline tiefverletzt, aber mit immer mehr ſich beherrſchender Ruhe, die nähere Auseinanderſetzung. Genug, Sie würden mein Freund werden, ja vielleicht, ſetzte ſie ſcharf betonend hinzu — mein Sklave. Alſo, wohlan! Prinz! Ich verbrenne die Blätter. Gute Nacht!

Damit erhob sie sich, um zu gehen. Egon aber hielt sie mit gewaltsamem Entschluß an der Hand zurück, führte sie an's Fenster und riß dies Fenster auf ... es stürmte, es regnete ... die Bäume krachten ... Pauline bebte ... sie wollte sich losreißen, sie wollte schreien ... da intonirte vor dem Garten eine jugendliche Männerstimme ein kurzes Lied.

Hören Sie diesen Gesang? rief Egon in wilder Aufregung.

Pauline, von der Kälte der Nacht durchschauert, sah ihn mit Entsetzen an und rang sich von seinen Händen los.

Es ist das Zeichen eines Wächters! sprach Egon, indem er das Fenster schloß. Meine Freunde, drei an der Zahl, sind entschlossen, in dieser Stunde mit mir die Fäden gewaltsam zu zerreißen, die mein Leben umspinnen!

Was bezwecken Sie, Prinz? Um's Himmelswillen! rief Pauline und wollte mit einer raschen Wendung entfliehen.

Egon aber warf sie mit einer Armbewegung zurück und behielt die Thür im Rücken.

Ich dringe mit meinen Freunden, die hier in dies Fenster steigen, in Ihr Arbeitszimmer und verlasse es nicht früher, bis wir besitzen, was mein ist. Ein

Wink von mir und ich habe die Freunde, die mich unterstützen, hier zur Seite. In Ihrem geheimsten Zimmer, das ich mir bezeichnen ließ, bleiben wir so lange, bis wir diesen unerträglichen Intriguen ein Ende gemacht haben.

Das war fast zuviel. Ein Attentat auf ihre Häuslichkeit. Wer hätte hier die Untersuchung aller ihrer Schränke hindern sollen? Die feigen Bedienten? Wer hätte beispringen sollen in diesen einsamen Gartenhäusern?

Aber Pauline lächelte jetzt ruhig und sagte:

Wohlan, mein Prinz, so kommen Sie! Wir können es auch anders beschließen. Ich gebe Ihnen die letzten Geständnisse Ihrer Mutter.

Damit gab sie Egon das Zeichen voranzugehen.

Als er öffnen wollte, war die Thür verriegelt.

Aha! sagte Pauline. Ihr Ueberfall stößt doch schon auf Vorsichtsmaßregeln. Eine Horcherin hat die Gefahr abwenden wollen und ich bin nicht so verlassen, wie Sie denken! Kommen Sie von dieser Seite, Durchlaucht!

Pauline nahm einen Armleuchter und ging durch eine zweite Thür, durch finstere Zimmer, durch einen Gang ... Egon folgte. Die Ladmer stand auf dem Gange mit Franz und einem Gärtner im Dunkeln

wie Gespenster, aber rathlose und selbst furchtsame. Doch erschien ihm diese Ludmer wie eine der Dienerinnen Hekate's bei ihren Zauberkünsten, wie eine der Hexen Macbeth's. Es war ihm, als sollte er in seine Zukunft sehen und jenen Zauberspiegel in die Hand nehmen, der ihm die Geschichte seines Hauses offenbarte.

Pauline ignorirte die zu Tode geängstigte Freundin und führte Egon in ihr zweites Boudoir, das geheime. Sie schloß einen Schrank auf und übergab nach mehrfacher Zögerung und erneuertem Andringen Egon's dem Prinzen endlich die Blätter. Dieser erkannte die Handschrift seiner Mutter, küßte sie und sagte zur Geheimräthin:

Also auf die Gefahr hin ... Ihr Freund zu werden! Gute Nacht!

Die Geheimräthin wiederholte lächelnd:

Auf die für mich angenehmere Gefahr hin ... sogar mein Sklave zu sein! Gute Nacht!

Der Prinz verschwand. Bald hörte man Flüstern von Stimmen vor dem Stacket, das Uebersteigen seiner ungeduldigen Freunde, das Bellen angeketteter Hunde, das Sprechen, sich Verständigen Egon's mit den Freunden, Lachen, Spotten, zuletzt das Rollen seines Wagens im feuchten, knirschenden Kieselsande ...

O, ſagte die Ludmer, die erſt eintrat, als der Wagen nicht mehr hörbar war, welche Scene! Welche Verblendung, Pauline! Welche Geſtändniſſe! Welche Gefahren! Das Haus war umringt! Wir müſſen in die Stadt ziehen. Man könnte uns hier ermorden ...

Laß mich, antwortete Pauline und ſank erſchöpft auf eine Ottomane.

Nach einer Weile fügte ſie hinzu:

Nie traf es ſich, daß ich Egon ſah. Als ich den erſten Blick auf ihn geworfen hatte ... o Gott! Welche Erinnerungen!

Mehr vermochte ſie nicht hervorzubringen. Die Ludmer verſtand, was ſie ſagen wollte und verſuchte ſie auf andre Gedanken zu bringen.

Ich riegelte zu, als ich Franz kommen hörte, ſagte ſie. Er war bei Auguſten und hat mir Schreckliches erzählt. Er kam dort gerade zur rechten Zeit ...

Ehe das Mädchen am gebrochenen Herzen ſtarb, aus Verzweiflung, ſich von einem Ehrenmanne verſchmäht zu ſehen? ſagte Pauline mit einem Ausdruck, der die ganze Schwere der Gedanken bezeichnete, die auf ihrer Bruſt laſteten und ihr jetzt wirklich etwas Prophetiſches gab.

Ehe ſie in's Narrenhaus gebracht wurde! ſagte die Ludmer ruhig.

Großer Gott! rief Pauline theilnehmend. Charlotte, Charlotte! Wie ruhig du Das ſagen kannſt!

Die Ludmer erzählte, wie Franz gekommen wäre, hätte er ſchon im Hauſe gehört, daß vorgeſtern Abend der Fremde, mit dem Auguſte ſeitdem oft ausgegangen wäre, ſehr laut und heftig gezankt und dann ſich entfernt hätte. Oben hätte Franz den ſogenannten Engländer mit der ſchwarzen Binde gefunden, um Auguſten, die auf dem Bette lag, beſchäftigt. Der Engländer wäre ſehr ergrimmt gegen Franz geweſen. Auguſte hätte aber Franzen nicht gekannt. Franz wäre ſo geſcheut geweſen, ſich für einen Andern als Den auszugeben, der ſie mit Mangold bekannt gemacht hätte. Als Mangold vorgeſtern gegangen wäre, erfuhr Franz, hätte Auguſte nicht ein Wort geſagt, ſondern in einem todähnlichen Starrkrampfe dagelegen, bis nächſten Morgen. Murray wäre nicht von ihrem Bett gewichen. Am Morgen wäre ſie etwas aufgeſtanden und hätte in aller Stille das Fenſter geöffnet, um ſich, ohne einen Laut von ſich zu geben, auf den Hof zu werfen. Murray, von dem plötzlichen Gedanken, den Niemand geahnt hätte, überraſcht, hätte ſie mit Rieſenkraft ergriffen und zurückgehalten. Dann lag ſie, erzählte Franz, bis zum Abend wieder im Starrkrampfe. Endlich hätte ſie

Speiſen genommen und einige Worte, aber verworren, geſprochen; ſie hätte fortgewollt, man hätte ſie gehalten. Murray verließ ſie keinen Augenblick. Man hätte den Arzt gerufen und dieſer eine Beruhigung verſchrieben, nach der ſie einſchlief. Seit heute früh ſpräche ſie ſtill, aber verwirrt, dann hätte ſie geweint, ſich geſammelt, aber den ganzen Abend wäre ſie ſo gefährlich irr geweſen, daß man ſich hätte entſchließen müſſen, ſie in das Narrenhaus zu ſchaffen. Franz wäre gerade angekommen, als man einen Wagen holte und Murray ſie mit ſchönen koſtbaren Kleidern, die er irgendwo hätte holen laſſen, mit Gold und Silber putzte, in einen Fiaker ſchaffte und ſie ſelbſt begleitete. Er hätte ihr geſagt: Es ginge auf den Fortunaball! Da hätte ſie gelacht und mit der Zunge geſchnalzt, als ging' es zum Tanze. Ihre Kleider muſterte ſie lachend im Spiegel, alle die Ringe, die Brochen, die Armbänder, die ſie plötzlich vor Wochen trug, wären zum Vorſchein gekommen und ſo wäre ſie lachend und als ging' es zum Ball oder zu einer Hochzeit mit Murray in's Irrenhaus gefahren. Franz, ſchloß die Ludmer, hat mir die Geſchichte ſo erzählt, daß es mich ſelbſt kalt überlief ... und nun hier dieſe Scene noch, dieſer Ueberfall wie von Räubern und Mördern!

ſtürzen, noch treu war, ſo konnte ihm nichts unbequemer ſein, als an der Ausführung deſſelben durch einen zweiten Kampf verhindert zu werden. Hingegen ließ ſich aus dem Gange, welchen die Verhandlungen mit dieſem erſten Haupte der Nipaleſen nahmen, vermuthen, daß der Statthalter aus dem Frieden nicht nur den Vortheil der Ruhe und fernern Nichtverhinderung ziehen würde, ſondern auch den der Unterſtützung und gewonnenen Theilnahme.

Wie wichtig waren alle dieſe Dinge für den Correſpondenten! Er, der über dieſe Verhältniſſe zuerſt berechtigt war, ſeine Stimme abzugeben und wenigſtens verlangen konnte, über ſie unterrichtet zu werden, mußte ſie in einer Lage erfahren, die ihm jetzt erſt unerträglich wurde, nachdem er einſah, daß ſie ihn unter dieſen Umſtänden nicht länger mehr peinigen konnte. Er trat unerſchrocken aus ſeinem Rückhalte hervor und hatte, ehe er drei Schritte machte, einen Schlag im Rücken. Er kam von Freundeshand, wenigſtens von der Hand eines Bekannten. Dhü-Kummuz, der geiſtliche Hofnarr und Diplomat von Teſchulumbo, ſtand verwundert vor dem Correſpondenten, den er eher in Pe-Tſchi-Li, der nördlichſten Provinz von China, als am Einfluſſe des Poinom-Tſchieu in den Buremputer vermuthet hätte. „Seh' ich recht?" rief er erſtaunt aus; „hab' ich einen verflogenen Falken oder den verirrten Jäger vor mir? Ein Chineſe müßt ihr ſein und ich ſchwöre, Ihr ſeid der Vornehmſte, den es in Tibet gibt. Solltet ihr nicht der Mann ſein, bei dem ich eingemachte grüne Bambusſtängel mit gebackenen Hirſchſchwänzen einſt gegeſſen habe?"

Der Correſpondent nickte nur freundlich, denn er wünſchte, daß Dhü-Kummuz, auch ohne deßhalb von ihm erſucht zu

Du biſt ſchauerlich, Charlotte, ſagte Pauline entſetzt ... Gute Nacht, Charlotte!

Es iſt erſt neun Uhr, bemerkte die Ludmer.

Ich gehe zu Bett! Gute Nacht, Charlotte!

Die Ludmer kannte gewiſſe determinirte Stimmungen ihrer Herrin. Sie verſparte alle Erörterungen auf morgen und fragte, ob ſie das Kammermädchen rufen ſollte.

Pauline ſchüttelte den Kopf.

Die Ludmer, die jetzt mit einem male die läſtige Nichte losgeworden war, mit einem male auch die Spannung zu dem Prinzen Egon ſich löſen ſah, ging ziemlich erleichtert zu Franz zurück, der ihr das Vorgefallene wiederholt erzählen ſollte ...

Pauline riegelte ſich ein, entkleidete ſich raſch und warf ſich erſchöpft auf ihr Lager.

Als ſie im Dunkeln war, trat ihr im Halbſchlafe Egon's Geſtalt entgegen. Sie ſeufzte auf und hätte ihn an's Herz ziehen mögen, weil er ihr Erinnerungen wachrief, die zu ihren theuerſten und ſchmerzlichſten gehörten. Ihr unruhiges Blut ließ ſie nicht ſchlafen. Sie mußte aufſtehen, wieder Licht machen. Zuviel, zuviel der Vergangenheit trat ihr geſpenſtiſch entgegen! Es war ihr, als wenn die alten Bruſtkrämpfe wieder-

kämen. Röchelnd erhob ſie ſich, als läge ein Alp auf ihr. Sie wollte klingeln ... unterließ es aber, da ſie hörte, daß man noch im Hauſe wachte. Der Geheimrath kam aus dem Theater. Sie hörte ſogar die Schüſſeln ſeines Nachteſſens klappern, das man in ſein Zimmer oben hinauftrug. Das beruhigte ſie wieder. Sie dachte an Schlaf. Aber er floh ſie. Bilder aus Italien, aus der Schweiz traten ihr entgegen. Eben lieblich und ſchön, dann verzerrt und beängſtigend. Eine Geſtalt ſchien ſie beſonders zu ängſtigen. Sie erinnerte ſie durch eine ſeltſame Gedankenreihe an Waſſer, an einen übergetretenen, hohen Fluß. Hülfe! Hülfe! glaubte ſie gerufen zu haben. Dann fuhr ſie auf und ſah ſich um, fand Alles ruhig und legte ſich auf eine andere Seite. Aber nun kam ihr Auguſte Ludmer vor die Augen. Sie ſah ſie im Ballſtaate mit geſchminkten Wangen — ſie ſah Kerzen — Kronenleuchter — alle Tanzenden waren wahnſinnig — der Mann mit der ſchwarzen Binde, den ſie ſo oft hatte nennen hören, führte Auguſten in ihre Nähe, und dieſe knirte vor ihr und ſagte ihr in wahnwitziger Rede: Schöne Dame, gib doch meinem Baron ſeinen Sohn! Es war dann wieder, als wäre Mangold Der, der dies Mädchen führte ... und ebenſo raſch gaukelte ihr ein Bild vor die Augen, wo Au-

guſte zerſchmettert auf dem Straßenpflaſter lag und Franz mit einem Lichte drüber her leuchtete, und als ſie nachſahen, war es eine edle reine Geſtalt, die wie ein Engel ſchlummerte, ganz verklärt, ganz verändert, und ſie ſagte ſich: Das iſt ja Selma, aber mit Engelsflügeln! Ach! Sie ſchläft ſtill und ruht ſich von einem Leben aus, das ein ewiges Opfer war!

Dazwiſchen dann hörte es Pauline deutlich von den Stadtthürmen herüber zehn, elf ſchlagen. Aber es ſchlug ſchon halb zwölf und ſie ſchlief noch nicht . . . Sie ſtand ungeduldig auf, machte wieder Licht, nahm Brauſepulver, wollte leſen und kleidete ſich an.

Kaum hatte ſie eine Weile in das erſte naheliegende Buch geblickt, als es heftig an der Thür ſchellte, die von der Straße in den Vorgarten führte. Die Glocke war groß und es ſchellte mächtig. Pauline ging an das Fenſter und ſah einen Mann an der Thür, der eben zum zweiten Male ſchellte.

Um zu ſehen, ob noch ihre Bedienung wach war, zog ſie ihre Glocke.

Lange dumpfe Stille . . .

Der Mann, den ſie durch eine Ritze ihres halbgeöffneten inneren Fenſterladens unterſcheiden konnte, ſchellte zum dritten Male.

Sie zog wieder ihre Glocke.

Endlich regte ſich etwas im Hauſe. Man ging und fragte vom Fenſter, was es noch ſo ſpät gäbe?

Sie hörte, daß eine fremdartig klingende, das Deutſche etwas gebrochen mit polniſchem Accent ſprechende Stimme ſagte, hier wäre ein Billet vom Prinzen Egon, das man der gnäd'gen Frau morgen ganz in der Frühe beim Erwachen geben ſollte.

Wie ſchlug Paulinen das Herz, als ſie dieſe Worte hörte!

Man nahm das Billet durch das Gitter. Der Fremde, der kein Bedienter war, ging ...

Es wird Louis Armand ſein! dachte ſie ... Sie kannte von Helenen die Umgebungen Egon's. Es wird der Sänger ſein, der dem Prinzen durch ſeinen Geſang verrieth, daß die Freunde wachten!

Sie ſchellte wiederholt ...

Franz kam.

Eben wurde ein Brief vom Prinzen Egon abgegeben, ſagte ſie. Ich will ihn ſogleich leſen.

Franz kehrte um und nahm Ernſten erſtaunt das eben empfangene Billet ab.

Sie erbrach es haſtig, wandte ſich von den verſchlafenen, zurücktretenden Dienern ab und las:

„Gnädige Frau, erſt eine Stunde lang hab' ich in

# Die Ritter vom Geiſte.

Sechster Band.

Die

# Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Sechster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

# Inhalt des ſechsten Bandes.

## Sechstes Buch.


| | | Seite |
|---|---|---|
| **Erſtes Capitel.** | Sylveſter Raſſlard | 3 |
| **Zweites Capitel.** | Eine Intrigue | 32 |
| **Drittes Capitel.** | Der Meiſter des Meiſters | 60 |
| **Viertes Capitel.** | Mutter und Tochter | 88 |
| **Fünftes Capitel.** | Gegenſatze | 162 |
| **Sechstes Capitel.** | Eine ernſte Nacht | 166 |
| **Siebentes Capitel.** | Die flammenden Kreuze | 209 |
| **Achtes Capitel.** | Die neuen Templer | 249 |
| **Neuntes Capitel.** | Die Stiftung des Bundes | 287 |
| **Zehntes Capitel.** | Dankmar's Weiherede | 319 |
| **Elftes Capitel.** | Das Geheimniß | 339 |
| **Zwölftes Capitel.** | Der Sechste im Bunde | 354 |
| **Dreizehntes Capitel.** | Eine Entſcheidung | 398 |
| **Vierzehntes Capitel.** | Zum Lebewohl | 432 |

werden, in ſeinen Wiedererkennungen fortfuhr und den Glauben an die Identität ſeiner eigenen Ausſage mit der Wahrheit in dem Befehlshaber, der ſich durch ſeinen Dolmetſcher von allen Worten den Sinn wiedergeben ließ, beſtärkte. Als aber dieſer hinter dem Erſtaunen mit dem Verdachte herkam und die einfache Frage: „Wie kann man den Freund im Lager ſeines Feindes antreffen?“ mannigfach variirt hatte, da trat er ſchnell mit ſeiner Erklärung hervor, daß er gefangen hieher aufgetrieben ſei und gab damit eine Thatſache an, die ihm von zehntauſend Menſchen beſtätigt werden konnte.

„Wie konnt' ich an euch zweifeln!“ ſagte Dhü-Kummuz. „Schon die Länge eures Bartes mußte mich von euren redlichen Geſinnungen überzeugen. Wo ihr willkommen ſeid, wird es euch auch nie an Bequemlichkeit fehlen. Euer ſtruppiger Bart beweiſ't mir aber, daß ihr die Scheerbeutel der nipaleſiſchen Barbiere nicht zu commandiren hattet.“

„Ich habe die Beſchwerlichkeiten einer langen Reiſe nicht geſcheut,“ entgegnete der Correſpondent, „um deinen Herrn von Angeſicht zu ſehen.“

„Du biſt kurzſichtig,“ fiel der Diener des Statthalters ein; „und wollteſt daher die Schrift im Auge des Lama in der Nähe leſen. Ich hoffe, daß du unter dem glänzenden Style dieſer Schrift auch aufrichtige Gedanken erkennen wirſt.“

„Nicht Mißtrauen trieb mich über eure todten Berge,“ berichtigte der Correſpondent: „was kümmern mich die Augen deines Herrn! Ich wollte ſeinen Entſchluß beflügeln, ihm die Länge ſeiner Termine abſchneiden und ſeinen Soldaten

# Sechstes Buch.

# Erstes Capitel.

## Sylveſter Rafflard.

Helene d'Aumont bewohnte in einem ſogenannten Hotel garni das erſte Stockwerk.

An Beſchränkung nie gewöhnt, bedurfte ſie nicht nur aus angeborenen Rückſichten ihres Standes, ſondern zur Ausdehnung ihrer ganzen überſtrömenden Natur großer Räumlichkeiten. Diener und Wagen hatte ſie mitgebracht, aber dieſen „Train" jetzt noch weit über den Bedarf vermehrt. Jede Woche mußten Gärtner die Zimmer mit neuen Blumen ſchmücken. Ihr Empfangſalon war ein kleiner Dahlien-Flor. Was ſie bei Wanderungen durch die Magazine, ſelbſt bei einer flüchtigen Vorüberfahrt an den glänzenden Schauſenſtern der Hauptſtraßen nur an Vaſen, Porzellan, Kunſtwerken, Bronzeſachen Gefälliges entdeckte, mußte, wenn ſie ſich davon einen Effect verſprach, ſogleich, ganz nach Goethe's Theorie vom Beſitze des Schönen,

angekauft und in ihren Zimmern aufgestellt werden. Wie sie denn in Allem das Weib des unmittelbaren Instinctes schien, die lebendiggewordene Unruhe und Beweglichkeit des nur durch die Liebe aufrechtgehaltenen Frauensinnes, so mußte sie, was ihr gefiel, besitzen, was sie dachte, aussprechen, was ihr in den Sinn kam, vollenden. Eine Entsagung ohne sofortigen Ersatz würde ihr die größte Qual gewesen sein.

In den sechs Wochen, daß Egon krank war, von Andern gehütet, ihrer Sorge vorenthalten wurde, litt sie unsäglich. Sie hatte das nimmerrastende Bedürfniß der Aufopferung. Sie wäre im Stande gewesen, wie eine in Lohn verdingte Krankenwärterin Egon zu pflegen. Der Mann, der sie erfüllte, war ihr die ganze Welt. Wie konnte sie leben, ohne seinen Athem zu hören, ohne sich in seinen Augen zu spiegeln, selbst wenn diese vom Fieberwahn umschleiert wären und sie nicht erkannt hätten! Von dem Abend an, wo sie bei ihrer Ankunft in später Nacht vor Egon's Fenstern hielt und zu ihnen wie eine Verstoßene sehnsüchtig hinaufblickte und hinter weinte, ruhte sie nicht, sich dem Freunde bemerklich zu machen. Erst als sie erfuhr, daß er ganz krank, dann völlig bewußtlos war, unterließ sie diese nächtlichen Aufblicke zu seinen Fenstern. Aber Blumen schickte sie, Erkundigungen zog

ſie ein, ſetzte ſich mit der dienenden Umgebung, mit den Aerzten in Verbindung. Sie litt peinliche Tage, in denen ſie nur von Paulinen, die durch Amanden's Memoiren wieder Kraft und Faſſung errungen hatte, aufrecht erhalten, getröſtet wurde. Wie viel Thränen weinte ſie an der Bruſt dieſer Freundin, die ſich für mitfühlend erklärte, aber ihren Schmerz nur ſtudirte, wie der Künſtler an der Armuth vorübergeht, ihr Almoſen ſpendet, aber ſeiner Phantaſie auch die Geberden des Hungers einprägt. Pauline gab ſich ganz auf die „großen Gefühle" ihrer jungen Freundin geſtimmt; aber Helene mit ihrem überflutenden, liebeſiechen Herzen, war ihr doch nur eine Studie jener Autorſchaft, an die ſie zuweilen zurückdachte, ſeit ſie durch Guido Stromer, den vacirenden Pfarrer von Hohenberg, den entpuppten Schmetterling der ſchönen Phraſe und des irren, von Allem geblendeten Idealismus, wieder in literariſche Beziehungen kam! Helene, im Jammer um Egon, erkannte Niemanden mehr, der bei Paulinen verkehrte. Ein Blick des Schmerzes und ſie wandte ſich jeder Begegnung ab. Nur Melanie blieb ihr von dem erſten Abend her in Erinnerung als ein „ſchönes Mädchen". Als „ſchöner Mann" hätte ſie Heinrichſen feſſeln dürfen; allein ſie erbat ſich nur die Unterſtützung ſeiner kunſtgewandten

Hand, um Erinnerungsblätter an ihre Egon-Liebe, die ſie zeichnete, an ihren egoiſtiſchen Egonismus, wie der witzhaſchende Heinrichſen dies Verhältniß nannte, zu einer größern Vollendung zu bringen.

Kümmerte ſich Helene während dieſer Trauerwochen um Niemanden, als wer ſie aufſuchte, verſchloß ſie ſich jeder Beziehung zu ihrer Schweſter Adele Wäſämskoi, die ſie ihres kleinen und engen Herzens wegen verachtete, zu Rudhard, der ihr ein läſtiger, gefühlstrockener Pedant war, ſo mußte es auffallen, daß ſie Sylveſter Raſſlard nicht gleich das erſte mal, daß er ſich bei ihr melden ließ, abwies.

Helene glaubte ſonſt keinen größern Feind zu haben! Von Oſteggen, dem Gute ihrer Aeltern, war dieſer Raſſlard plötzlich entlaſſen worden; in Genf hatte er Urſache, Egon zu haſſen, den er ſpäter zu Paris in ihren Armen wiederſah. Die alte Gräfin d'Azimont, Helenen's Schwiegermutter, mit ihrem Ehrgeize und ihrer weltverachtenden Bigoterie, hatte die Wahl ihres Sohnes ſchon damals gemisbilligt, als Graf Deſiré am Schwarzen Meere in Helenen eine Proteſtantin wählte. Welche Clauſeln wurden nicht alle in dem mit Paris über Berlin und Petersburg verhandelten Ehecontracte erfunden, um den Folgen dieſes Misverhältniſſes vorzubeugen! Anfangs nahm

die ſtrenge Bewohnerin des Faubourg St.-Germain ihre Tochter mit gnädiger Herablaſſung auf, bald aber zeigte ſich, daß die alte jeſuitiſche Klaſſizität der Mutter mit der romantiſchen Ketzerei der Tochter ſich nicht vereinigen ließ. Welche Cirkel ſuchte Helene auf! Welche Menſchen fand ſie intereſſant! Wie verworren ſah es in ihrem Salon aus! Der „Horreur“, den die Mutter durchweg vor der Tochter empfand, ſteigerte ſich, als Helene die Rückſichten auf ihren kränkelnden, blaſirten, überbequemen Gatten völlig aus den Augen ließ und ſich mit ihm ſogar auf eine Art Freundſchaft, auf den Fuß einer gegenſeitigen Schonung und Duldung ſetzte! Der Graf wurde der Vertraute ſeiner Gattin. Er mußte ſorgen, helfen, vermitteln, wenn ihr Herz litt. Und er gab ſich dazu mit der ganzen modernen Philoſophie, die Sitte und Geſetz auf den Kopf ſtellt und das Herz zum Gott, deſſen Eingebungen zur Offenbarung macht, bereitwilligſt her, zum großen Unmuth der Mutter, die dieſe neuromantiſche Ehe mit keinen Kindern geſegnet ſah. Durch Zufall war der Neophyt Sylveſter Raffard der alten Gräfin nähergekommen und der Vertraute ihrer Wunſche geworden. Die alte Dame hatte immer einen ſolchen zuverläſſigen Hausfreund nöthig gehabt und hielt ſehr treu zu ihm, falls er ſich be-

währte. Seit einer Reihe von dreißig Jahren waren es Jesuiten gewesen, Priester oder Affiliirte, die ihr nahe standen. Der letzte ihrer Vertrauten, Abbé St.-Dor, ein Priester aus dem Convicte der Gesellschaft Jesu in der Rue Jean Jaques Rousseau, starb und empfahl ihr Sylvester Rafflard, einen Genfer, der in Turin gläubig, aber nicht Priester geworden war und sich nur als ein in weltlichen Dingen dienender Bruder zu den ehrwürdigen Vätern hielt, die ihm seine Existenz machten.

Rafflard war nicht mehr jung, aber von einer unverwüstlichen Regsamkeit seiner fast thierischgebauten Constitution. Der große affenartig gebaute Kopf mit dem gewaltigsten hervorstehenden Unterkiefer saß wie auf dem Nacken eines Stiers. Die Schultern waren breit und rund wie die eines Lastträgers. Die Beine lang und weitausholend, die Arme fast über die Proportion ausgreifend und mit Händen begabt, die sich wie die ausgespreizten Füße eines watschelnden Wasservogels machten. Dieser Mensch verband die Giraffe mit dem Rhinoceros. Die ganze Natur Rafflard's war die Sinnlichkeit nicht nur des Magens und des Herzens, sondern auch die Sinnlichkeit der Augen, der Ohren, der Hände, des ganzen Menschen. Sein Wesen war wie das Schnalzen des Fisches. Er war die Auf-

dringlichkeit ſelbſt. Seine groſſen Hände reichte er Jedem zum Gruße; er umarmte, er küßte Jeden, er floß in einem Strom von ſalbungsvollen Liebesworten über und bot Jedem ſeine Freundſchaft an. Er hatte ſich von einer gewöhnlichen Herkunft allmälig emporgeſchwungen durch das Princip, die ganze Menſchheit wäre zu gewinnen durch die Süßigkeit der Vorſtellungen, die das Gegentheil unſrer Exiſtenz in Jedem zu wecken pflege. Er näherte ſich den jungen Mädchen und ſprach mit ihnen von der Ehe; den Frauen und ſprach mit ihnen von dem gebundenen Schickſal ihrer unabänderlichen Wahl. Jungen Männern malte er die ſüßeſten Träume des Glücks aus, den Alten ſpiegelte er den Glauben vor, man hielte ſie noch für jung. Jedem aber, den er leiden, unbefriedigt ſah, nahte er ſich mit der Verſicherung, er errathe ſein verfehltes Geſchick, er ahne ſeine wahre Beſtimmung. Die Frauen gewann er durch die theilnehmende Entdeckung, daß ihr Geiſt gebunden, gefeſſelt, an Gemeines entwürdigt wäre. Die Männer belauſchte er in der geheimſten Sehnſucht ihres Ehrgeizes und beglückte die Strebenden mit glänzenden Bekanntſchaften, die er in der That wie Viſitenkarten aus ſeiner Weſtentaſche zog. Sylveſter Raſſlard war der lebendige Verſucher. Ewig legte er Denen, die er umſtricken wollte,

das Blei aus den Schuhsohlen nehmen. Doch wende jetzt deinen Einfluß an, mich von diesem Orte zu befreien!"

Es war hohe Zeit, daß sich diese beiden endlich verständigten; denn dem Befehlshaber wurde die Episode zu weitläufig und er verlangte, daß man in den Friedenspräliminarien endlich fortfahre. Dhü-Kummuz nahm es auf sich ihm und dem Correspondenten zu gleicher Zeit zu dienen. „Der streitige Punkt der wechselseitigen Auslieferungen," begann er mit schneller Rede, „kann jetzt vortrefflich ausgeglichen werden. Ihr sprecht einen Ersatz von acht Ochsen und neunzehn Schafen an, welche euch von den Unsrigen gestohlen sein sollen. Wie sehr wir bereit sind, die Zahl der Schafe anzuerkennen, so ist es doch unmöglich, daß wir uns auf die der Ochsen verstehen. Sieben sollen euch nach dem Spruche des Statthalters vergütet werden; ich erlaube mir, in seinem Namen euch auch den achten noch zu versprechen, wenn von eurer Seite dieser achtungswürdige Mann dafür ausgeliefert wird. Ich denke, der Handel wird euch nicht gereuen."

Dieser Vorschlag fand auf nipalesischer Seite ungetheilten Beifall, aber ein Officier, der sich von Ho-Vo eine Viertelstunde lang Schreibunterricht hatte geben lassen, brachte den Diener zur Sprache und nun verlangten die Nipalesen wenigstens noch ein Schaf zum Ersatz für diesen Gefangenen. Dhü-Kummuz wies diese Zumuthung ernstlich zurück: „Ein Diener gehört zu seinem Herrn," sagte er: „wie der Aermel zum Rock, der Henkel zum Topf, das Rad zum Wagen, die Thür zum Haus, kurz wie der Schweif zur Kuh. Wir sind unsers Handels einig. Der Friede ist hergestellt, wir können des Nachts unsre Lichter löschen, die Bombardiere von den Kanonen und die Kanonen von den Wällen nehmen. Wir

die Schätze ganz Jeruſalems zu Füßen und verſchenkte ſie an Den, der ſich ihm ergab. Er bot Alles an, Würden, Aemter, Ehrenzeichen, Geldmittel, Erfolge, ſchöne Frauen, je nachdem er das weltliche Streben einer Geiſteskraft oder das träumeriſche Sehnen einer Phantaſie vor ſich fand.

Und wenn man fragen wollte, wozu Sylveſter Rafflard ſich einer ſo unermüdlichen Verführung ergab, ſo iſt nicht erwieſen, daß er geradezu ſchaden wollte. Er würde ſich in dieſem Falle bei ſeiner unausgeſetzten Betriebſamkeit großen Gefahren ausgeſetzt haben. Er wollte nicht einmal verwirren. Er wollte nur exiſtiren, ſich behaupten, im großen Stile exiſtiren. Dazu bedurfte er hundert Beziehungen. Er mußte eine Beziehung auf die andre bauen, einen Trumpf gegen den andern ausſpielen. Sonſt war eigentlich ſeine geheimſte ſataniſche Freude Die, jeden Menſchen gleichſam im Zuſtande der Natürlichkeit zu ſehen. Wir wiſſen, wie Rafflard als Erzieher wirkte, wie es ihn reizte, ſchon das Gelüſten der erſten Knabenzeit zu beobachten. Wir wiſſen, daß Egon's früheſte Lebensverſtimmung, ſeine Verzweiflung am Daſein, die ihn von Genf nach Lyon, fort von allen Beziehungen ſeines Standes trieb, eine Folge der Verführung ſeines eignen Lehrers war. So aber wie Egon wollte

Raſſlard Jeden auf die Nacktheit ſeiner natürlichſten Schwäche zurückführen! Da, wo der Menſch klein wird, ſetzte er den Hebel an; da, wo der größte Mann zuweilen ſeinen Beruf vergißt, wußt' er ihn ſicherlich zu überraſchen und hatte ihn dann auch für alle ſeine Plane in der Hand. Im gewöhnlichen Verkehr war er liebenswürdig, gefällig und noch immer gern geſehen, wenn man ihm auch ſeinen aſthmatiſchen Husten vergeben mußte. Dieſen tückiſchen Dämpfer ſeiner guten Laune, dieſen Störenfried ſeiner ſchleichenden Intriguen hatte ihm ein ſtrafendes Geſchick ſeit einigen Jahren mit auf den Weg gegeben. Dieſer Katarrh hatte ihm ſchon, wie Das in der großen Welt geht, viele Freunde entfremdet, ja ſeinen liebſten Freund, den eignen Magen. Der alte Gourmand kaute ſtündlich Paſtillen und verdarb ſich damit eine Verdauung, die ſonſt thieriſch war und ſeiner herkuliſchen Natur entſprach.

Ein ſolcher Charakter, ohne Halt, ein reiner Lebensvirtuoſe, ein Künſtler auf dem ſchlaffen Tanzſeile des gefährlichſten Egoismus, muß durch innere Nothwendigkeit Jeſuit werden. Seine Kenntniß der Zeit und der handelnden Perſonen überraſchte Die, die ihn zu dieſem Schritte ermunterten. Er hatte Verbindungen wie ein zweiter Graf St.-Germain. Selbſt wo

man ihm die Thür gewiesen hatte, wagte er wiederzu kommen. Er wagte, Manchen sogar an Menschen zu empfehlen, die ihn verachteten. Gelehrte Kenntniße besaß er nur oberflächlich. Aber vortrefflich sprach er über Sachen, die dem Gelehrtesten oft unentwirrbar blieben, über Lebensverhaltniße, Sitten-, Staatsbeziehungen. Da ihm Deutschland, die Schweiz, selbst Rußland bekannte Terrains waren, so imponirte er in Frankreich. Als Abbé St.-Dor starb, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, seine eigentlich fortwährend bettelnde Existenz zu sichern, die ihm seit seinem asthmatischen Husten vollends Bedenken erregte. Er hatte schwören müssen, die Ideen St.-Dor's zu verwirklichen. Es waren Dies mancherlei Aufgaben größerer oder geringerer Bedeutung. Eine derselben lautete: die Heirath zwischen Helene von Osteggen und dem Grafen Desiré d'Azimont zu lösen, das bedeutende Vermögen des Grafen zum Rückfall an die Mutter zu bringen und von dieser es somit zuletzt dem Orden zuzuwenden. Dieser Aufgabe unterzog sich Rafflard mit dem ganzen Aufgebot seiner Energie. Es war seine Mission, sein Unterhalt sogar. Die übrigen Einwirkungen, die er da und dort und bei seiner Sprachengewandtheit auch in fernen Ländern auszuführen hatte, kamen zur Lösung dieser Hauptaufgabe ergänzend, aber

unwesentlicher hinzu. War Rafflard in Paris und Enghien schon thätig, um Helenen und den Grafen zu entzweien, so setzte er nach der Flucht der jungen Frau diese ihm gestellte Aufgabe mit Gewissenhaftigkeit fort. Egon warnte Helenen vor Rafflard schon in Frankreich. Sie glaubte Spuren zu haben, daß Louis Armand damals in Enghien nicht ohne Vermittelung Rafflard's so grausam störend in ihr Glück eintrat. Sie fuhr schaudernd und ergrimmt auf, als man ihr nach ihrer Ankunft in Deutschland diesen Namen nannte, der in der Residenz anwesend, ohne Zweifel ihr gefolgt war und sie nach allem Vorgefallenen eines Tages zu sprechen wünschen konnte. Wie aber gutmüthige Naturen — und eine solche war Helene bis auf einen gewissen Punkt im höchsten Grade — einmal sind, sie fassen die Menschen immer nach ihrem augenblicklichen Bedürfniß. Klagen sie mit dem Klagenden, so heißt es: Ich habe mich geirrt, er ist gut, er ist wenigstens besser, als ich dachte! Helene d'Aximont hatte auch noch die Eigenschaft gutmüthiger Charaktere, daß ihr jedes Wiedersehen etwas Versöhnerndes bot. Einem Menschen, den man in der Heimat haßte, wird man in der Fremde nicht begegnen, ohne sich zu denken: Wenn er dir hier, unter diesem schönen Himmelsstrich, unter diesen herrlichen Stamen,

unter diesen duftenden Gewächsen, die Hand böte, du würdest sie nicht zurückweisen! Bringt er nicht Heimatsluft mit? Geht er nicht wieder dahin, wohin du gern einen solchen Gruß aus lebendem Munde übersenden möchtest! Rafflard benutzte diese Stimmung, die er bei Helenen offen genug verstand. Er war noch klüger. Er machte gleich reinen Tisch. Er sagte: Gräfin, warum hassen wir uns? Er ergriff damit gleichsam das schillernde Gewand, das seine geheimsten Absichten verbarg, und zog die tausend Falten desselben glatt in eine Fläche, in die Fläche der Aufrichtigkeit und Bonhommie. Er sprach so natürlich, so sich selbst ironisirend, daß Helene schon lächelte. Er verspottete die alte Dame vom Faubourg St.-Germain, er ahmte der Gräfin so treffend nach, daß Helene sie völlig wiedererkannte und mit zu lachen anfing. Seine grauen Augen wurden fast kindlich; ja als ihn sein böser Husten überfiel, griff Helene in die Schubfächer ihres Schreibtisches und bot ihm, mitleidig wie sie war, von der Pate Regnauld aus Orleans an, die er täglich kaute, aber doch kostete, doch als etwas ihm Unbekanntes annahm, nur um dabei über das schöne Paris sentimental werden zu können und Helenen zu rühren. Und vollends umstrickte er Helenen dann durch das offene Vertrauen, das er ihr

zeigte, als ſie ihm ſeine Verbindung mit den Jeſuiten vorwarf. Er bekannte ganz offen, mit den ehrwürdigen Vätern in Verbindung zu ſtehen. Sie ſind Prieſter? hatte ſie geſagt. Nein, antwortete er, ich gehöre zu jenem amphibiſchen Theile des Bundes, der in- und außerhalb der Kirche ſteht. Ich bin zu weltlichen Zwecken affiliirt. Und Sie geſtehen mir Das ſo offen? hatte Helene erſtaunt gefragt. Warum ſollt' ich denn verhehlen, was Sie wiſſen, war ſeine Antwort geweſen; verhehlen, ſetzte er hinzu, was Sie verſchweigen werden! Die Vorſicht, die ich brauche, daß ich in philanthropiſchen Zwecken, zur Verbeſſerung der ſittlichen Gefangenenpflege, reiſe, öffnet mir viele Thüren: ſelbſt die Thüren der Gefängniſſe ſind nicht unwichtig. Man entdeckt dort oft Menſchen, die gewandt und brauchbar ſind. Helene wies ihn mit dieſer Moral entſetzt zurück; aber er hatte ihr damals in franzöſiſcher Sprache geſagt:

Liebe Comteſſe! Sie müſſen dieſe Welt betrachten wie ein großes Chaos, in das die Vernunft, die Philoſophie, die tauſendfach verzweigte gute Abſicht der Menſchen Licht und Frieden bringen wollen. Ich habe früher als Proteſtant, als Erzieher zu dieſem Zwecke der vernünftigen Verſtändigung mitzuwirken geſucht und meine Ueberzeugung war zuletzt die, daß ich das Uebel

zur eignen Qual nur vermehrte. Da lernt' ich Jesuiten kennen und fand eigenthümliche, am Dasein merkwürdig erfreute Menschen. Sie reisten und wandelten da und dort. Hier kannte man sie, dort nicht. Sie hatten Zwecke, deren Nothwendigkeit sie nicht untersuchten, deren Durchführung sie unterhielt und sie im Zusammenhang mit einer großen geschlossenen Kette klug Mitverbundener persönlich stärkte und erheiterte. Ich finde in den Jesuiten die Apostel des reinsten Menschenthums. Was wollen sie denn anders, diese Vielverschmähten, als die Menschen von dem Staate, der sie quält, von der Kirche, die sie verdüstert, etwas lockerer und loser lassen? Was wollen sie herstellen? Nur die große, bequeme Ordnung der römischen Religion, die am Ende, wenn man aufrichtig sein will, nichts als ein freundlicher Verkehr zwischen dem Laien und dem Priester und eine Art von Gewissens-Arkadien ist. Arkadien ist überall, wo es keine Gewissensbisse gibt. Die Jesuiten können, was sie bezwecken, kaum sagen. Es sind die eigentlichen Triebkräfte der Welt, die mehr die Freunde des gedrückten Volkes heißen dürfen als alle Demagogen im Purpur und in der Blouse. Was ist denn Das groß für Sklaverei, zum römischen Stuhle zu gehören? Die leichteste, die lindeste ist's! Eine viel lindere, als der welt-

lichen Obrigkeit ganz und gar verfallen zu ſein, wie Dies nun durchaus der Gang der Geſchichte werden ſoll. Gegen dieſen Gang allein ſtemmen wir uns. Wir wollen nicht Rom retten, ſondern den Menſchen, der Niemanden, nur Gott gehorche! Wir müſſen die abſolutiſtiſchen Ideen der Könige verfolgen, weil ſie den Begriff der Theokratie, d. h. der großen Gottes-Republik der Welt vernichten; aber wir müſſen auch die Revolution bekämpfen, nicht weil ſie den Königen ſchadet, ſondern weil ſie ihnen zuviel nützt, weil ſie immer und immer auf Centraliſation dringt, weil ſie die Menſchen zu Maſchinen eines großen Staatszweckes macht, von dem die Prieſter, d. h. die Anwälte des reinen Menſchenthums ausgeſchloſſen bleiben. Lieber Himmel, man ſpricht von Verdummung, die wir beförderten! Wir finden nur, daß die Menſchen ſelbſt nicht wiſſen, was das Salz der Erde iſt. Abſolute Staatszwecke, ob die der Republiken oder der Monarchieen, ſind nicht das Salz der Erde, und wenn wir ſagen, von Rom gehen die Adern dieſes Salzlagers aus, ſo kämpfen wir ja nicht für den Papſt, ſondern durch den Papſt für die ewige Macht Gottes, die größer iſt als die der irdiſchen Gewalten. Unſer Orden denkt viel über die Zeit nach. Es gibt in ihm

eine rechte und eine linke Seite. Die rechte verdirbt leider viel, was die linke gut gemacht hat. Es ist so schlimm, daß man den Namen Gottes nicht nennen kann, ohne gleich zu sehen, daß die Menschen niederfallen und darunter die Aufforderung zur Bigoterie verstehen. Unsere Bundesgenossin ist leider die fanatische Religiosität, leider die Verfolgung des rationalistischen Lichtes; allein wir verfolgen das Licht nicht um des Lichtes, sondern um des Leuchters willen, auf dem es gemeiniglich steht, und um der Wände willen, die das Licht gemeiniglich erhellen soll. Eine Aufklärung, die uns verderben will, müssen wir verfolgen und wir verfolgen sie nicht um unsertwillen, sondern zu Gunsten der Menschheit, denn alle Aufklärung bringt wieder neue Anmaßungen, neue Fesseln. Das ewig sich Gleichbleibende ist Rom. Das mildeste Joch, das nur die Menschen tragen können, ist die Theokratie, und ich gebe die Versicherung, wie die Demokratie erst in's Volk griff, als ein römischer Priester, Lamennais, sie im kirchlichen Style populair machte, so wird auch der Socialismus, von dem Sie, liebe Gräfin, die Grundprincipien kennen werden, dann erst siegreich für die jetzige Gesellschaft anbrechen, wenn ein so hohler Commis-Voyageur-Kopf wie der des Herrn Proudhon von Lyon seine Ideen einem Prie-

ſier abgibt, der über die Menſchheit als Seher, nicht als merkantiliſcher Buchhalter ſpricht.

Helene hatte nicht umhin können, dieſer Aeußerung des Jeſuiten einigen Beifall zu zollen. Sie war in der Literatur und den Zeitfragen nicht unbewandert. Ihr Salon war in Paris artiſtiſch-literariſch. Ihr Tiſch war von aufgeſchnittenen und mit Leſezeichen gezierten Schriften nie frei. Weitläufig ließ ſie ſich aber auf eine Prüfung nicht ein und erwiderte auch hier von dem Standpunkte, der ihr näher lag:

Was wollen Sie denn aber in dieſem Norden? Was gibt es denn hier für Sie zu thun?

Raſſlard hatte darauf geantwortet:

Wo fände ein Jeſuit nicht ein Feld ſeiner Thätigkeit! Schicken Sie ihn nach Ceylon, nach Tombuktu, er findet Menſchen, Prieſter, Religionen, Staaten. Wo Andere lehren, Andere glauben, hat auch ein Jeſuit zu thun. Wir wiſſen bei jedem Verhältniß ſogleich, wo wir Partei zu ergreifen haben, für wen, für was? Deutſchland fängt an, wie im Mittelalter, wieder der Schwerpunkt Europas zu werden. Es iſt das Land, wo beide Principien, das römiſche und das proteſtantiſche, ſich die Wage halten. Die Verwirrung iſt groß. Es will ſich das proteſtantiſche Princip, das im dreißigjährigen Kriege wenn nicht

erlauben euch, auf dem Spiegel des Buremputer zu ſengen und zu brennen, die Luft zu plündern und die Heerden zu ſtehlen, mit welchen wir euch verköſtigen wollten. Eure Bogen bleiben geſpannt, eure Musketen geladen und die Steine in euren Schleudern. Die Ziele, welche es zu treffen gibt, werden euch bekannt werden, noch ehe die Sonne dreimal über uns ihr feierliches Rad geſchlagen hat. Bis dahin mögt ihr an eure Weiber denken oder für eure Schweſtern Liebesbriefe ſchreiben. Wir gehen.“ Der Correſpondent erhielt ſeinen Diener und ſeine Pferde zurück und unter der Geſandtſchaft einen Platz, der ſeinem Anſehen gebührte. Sein Incognito war einmal aufgedeckt und es blieb unmöglich, es von Neuem anzunehmen. Er glaubte ſicher zu ſein, daß ſeine Ankunft in Teſchulumbo nicht früher in Laſſa bekannt würde, als bis er ſelbſt die Nachricht davon überbrachte. Dhü-Kummuz machte ſich ein beſonderes Geſchäft daraus, aller Welt den überraſchenden Fund mitzutheilen. Wie ein wohlriechendes Waſſer ſprengte er tauſend Schmeicheleien auf der Landſtraße, welche ſie zogen, aus; es duftete rings von ſolchen Parfüms, daß ſich Ho-Po und ſein Herr wie in einem Meere von Roſenblättern wälzten.

Schon den erſten tibetaniſchen Vorpoſten rief der Schalk zu: „Die Patrouillen haben eure Wachſamkeit immer loben müſſen; denn wenn ſie euch anriefen, ſo ſchliefet ihr doch immer nur auf Einem Ohr. Jetzt bringen wir den Frieden und ihr möget in Ruhe euch auf beide legen. Habt ihr aber noch etwas Friſche in euren Augen, ſo reißt ſie auf, ſo weit wie Suppenteller; denn wir haben eine Merkwürdigkeit bei uns, die unbezahlbar iſt und uns im Grunde doch nicht mehr als einen fetten Ochſen koſtet.“

benegt, doch erschöpft wurde, auf's neue erheben, nicht rein als Princip der Feindschaft gegen das katholische, aber doch in den eigenthümlichsten Versetzungen mit allerhand andern Stoffen. Unsere Obern sind Politiker und denken weiter als die erbärmlichen Minister, die jetzt bei uns und hier auftauchen, morgen versunken sind und vergessen. Die Fragen der Zeit gehen weiter als bis zur Herstellung einiger trügerischen, constitutionellen Scheinformen. Auch die Jagd auf Demokraten erscheint uns in der Rue Jean Jacques Rousseau lächerlich; denn Republiken oder Monarchieen sind uns gleichgültig, wenn doch immer die große Frage wegen der Kirche und des Staates, d. h. des freien oder des gebundenen Menschen auftaucht. Unsere Abgesandte greifen hier und da schon in die deutschen Schicksale ein. Von der Schweiz und Belgien aus wird viel gewirkt und geschürt. Hier, im Herzen des Protestantismus, ist vorläufig wenig Anderes zu thun, als mit gleichgestimmten Bedürfnissen nach Kirchlichkeit anzuknüpfen. Wenn auch keterische Kirche ist auf irgend einem gewissen Standpunkte Kirche immer Kirche. Wir hatten schon einige Hofprediger in Deutschland, die Jesuiten waren. Ich will nicht sagen, daß auch hier unter ihnen Affiliirte sind, aber kirchliche, wie soll ich sie nennen, kirchliche Hochtories

gibt es auch hier, und Mehreren, die ich nicht nennen will, steh' ich ziemlich nahe. Ich habe sie in einem gewissen Trotz gegen den gegenwärtigen hiesigen Staat bestärkt. Erst schienen sie zwar erschrocken von der Zumuthung einer offenen Opposition; sie besitzen dafür zuviel Servilismus, angeboren und anerzogen, aber wir gewinnen doch, wenn wir die Kirche überall in Europa frei erhalten vom Staate und ihm nicht, wie schon in dem absolutistischen durch und durch verweltlichten Rußland geschehen, noch gar die Kraft des Prophetenthums, die angemaßte Bischofswürde zuführen. Was hindert uns, nach funfzig Jahren, wenn hier die Zahl der katholischen Kirchen wächst, einen Bischof einzusetzen? Wir können alte Gerechtsame, alte Proteste wieder geltend machen. Es mag der protestantische Staat in seinem absolutistischen oder radikalen Gebahren fortlaumeln, die in den tiefsten Wurzeln doch noch immer nach Rom hin sich verzweigende Kirche, auch die ketzerische, gibt ihm nichts von ihrer Kraft ab, wenn wir sie isoliren. Wir sind hier an Allem betheiligt, an jeder Frage des Cabinets und des Staatsrathes, an der Gesetzgebung für die Provinzen, an der Gestaltung der Gesammtform Deutschlands, an der Uebertragung der Lehrämter, an der Richtung des Geschmacks und der Wahl der Lektüre, ja wir

haben hier zwei Katholiken, von denen der Eine die Stütze des Throns, der Andere die ganze Hoffnung der Demokratie ist und über deren geheimsten, innersten Gedanken noch ein großes Dunkel schwebt.

Rafflard gab sich völlig unverdeckt. Einer so offenen, auf ihre Diskretion vertrauenden Sprache — Wie konnte Helene ihr widerstehen? Sie hatte zwar keine Neigung zu solcher Bewahrung ihrer Geisteskraft wie Pauline, die von dergleichen Enthüllungen elektrisirt werden wäre, aber die Hingebung Rafflard's glaubte sie doch vollständig zu erkennen, und da sie eine edle Natur war und Vertrauen zu schätzen wußte, so ließ sie den schleichenden Weltmann, der die vertraulichen Manieren eines Beichtigers geltend machte und alle Dinge von dem Zugeständniß einmal nicht zu ändernder menschlicher Schwäche auffaßte, gewähren, nahm ihn öfter an, dankte ihm für die Bekanntschaften, die er ihr zuführte, und hielt seine schonende Sprache über Egon und ihre Liebe für den Beweis eines wirklichen Interesses. Und wenn sie nun auch errathen hatte, daß Rafflard nur die Trennung von ihrem Gatten betrieb, was lag ihr daran? Gut und Geld hatten keinen Werth für Helenen. Einiges mütterliche Vermögen besaß sie. Sich um Anderes, was noch fehlen konnte, zu sorgen, lag nicht in ihrer Natur. Wenn

ne in ihre Verſe griff, hatte es bis jetzt noch an den nothwendigen Mitteln nie gefehlt. Aber ſie blickte nicht einmal ſo weit hinaus! Sie war befriedigt, daß Raffard einſah, ihre Liebe zu Egon wäre eine Nothwendigkeit, eine vom Gott der Götter, dem allbindenden Gros, vollendete Thatſache. Wenn ſie weinte, war Raffard traurig. Wenn ſie hoffte, verklärte ſich auch ſein Blick. Was ſollte ſie da grübeln, denken? O Himmel, das Denken, das Vor und Nach war ihr ja das Peinlichſte! Nur fühlen mochte ſie, empfinden, verſchweben, wie ein Lichtatom in der Sonne ihrer Liebe, und Alles, das Höchſte, das Herrſchende war ihr der Moment.

So rückte Egon's Geneſung heran. Helene jubelte ihr entgegen wie dem erwachenden Frühling. Jeder, der ein grünes Blättchen der Hoffnung ihr vom Palais Hohenberg brachte, wurde königlich belohnt. Die Bedienten, die Wandſtabler's alle durften zu ihr geradezu hereintreten, wenn ſie nur zu melden hatten, daß der Prinz eine Stunde gut geſchlafen, eine Speiſe mit Appetit verzehrt hatte. Helene fuhr zu den Italienern, um Früchte, zu den Confiſeurs, um Näſchereien zu kaufen. Sie war ſo unkundig der wirklichen Gebrechlichkeit des Menſchen, daß ſie ſich einbildete, Ananas, Trauben, Melonen, alles Das müſſe er

anicken oder die Verdauung stärken. Sie übte in ihrer Weise einen frommen, der Liebe gewidmeten Cultus, der Rafflard, im Geheimen beobachtet, nicht wenig belustigte. Die meeresschaumgeborene Göttin erhörte Helenen's Flehen. Egon genas und sie selbst, die zarte kleine Gestalt mit den weichen runden Formen, den bewegten, langbewimperten Gazellenaugen, dem glänzenden schwarzen Haare, dem anmuthigen Lächeln, erholte sich wieder von der Wachsfarbe des Grams, die ihren zarten Teint überhaucht hatte, zu dessen ganzer blendenden Weiße.

Es war October. Wohl vierzehn Tage waren hingerauscht in den Wonnen des von Drommeldey und Rafflard allmälig vorbereiteten Wiedersehens. Das Wetter war gleich nach der Partie von Solitüde, auf die Helenen's Glück folgte, rauh, stürmisch, dann regnerisch geworden. Wo weilte man da traulicher als im Arme der Liebe? Wo war es heimischer als hinter geschlossenen Fenstern, in schönen gefälligen Zimmern, in denen schon Abends ein leichtes erwärmendes Feuerchen knisterte? Da wurde gelacht, gescherzt, geschmollt, das Vergangene durchgesprochen. Da wurden Pläne ersonnen von künftigen Vergnügungen, von Reisen, von Villeggiaturen des nächsten Jahres, von Rom, Neapel! Egon und Helene, Helene und Egon'

Nur Beide allein auf der Welt, nur selig in der Liebe, nur liebend wie im Paradiese. Die Vergangenheit wurde mit Schleiern bedeckt. Helene sprach von Louisen wie von einer todten Schwester, nichts hatte sie verletzt, kein Stachel war zurückgeblieben, die Gegenwart war ihr Eigenthum: warum nicht Großmuth üben? Nur kleine Seelen sind ja auch für das volle überschwengliche Glück der Gegenwart so undankbar, daß sie, immer mäkelnd über Vergangenes, im Genusse mistrauisch sind und sogar schon über die Zukunft grämeln!

Freilich in diesen Kelch der Freude mischten sich zwei große Wermuthstropfen. Der eine hieß: Die Freunde Egon's! Der andre: Der Ehrgeiz des Geliebten! Beide Tropfen flossen aus derselben Schale, die Helene oft in aufgeregter Phantasie wie eine Giftphiole vor sich schweben sah. Diesen Becher wirst du austrinken müssen und sterben! rief es ihr oft wie von Geisterstimmen. Kalt packte sie dann eine Hand mitten in's Herz. Sie mußte aufschreien, weinen — Egon wußte nicht, was geschah und mußte lächeln über Befürchtungen, die ihm ganz grundlos schienen. Ja, Louis, Dankmar, Siegbert, Rudhard waren seine Freunde, täglich sahen sie ihn, sie waren fröhlich, die Jüngern mit ihm das Leben genießend. Den Professor Raffard hatte Egon abgewiesen. Egon gehörte

zu den Menschen, die vielleicht nicht consequent in der Liebe, aber consequent im Hasse waren ... eine starke Art von Menschen, schwer zu behandeln, des Größten fähig und kluger Führung bedürftig. Rudhardten aber hatte er auf's neue liebgewonnen. Er fühlte, daß er wegen Helenen's nicht wagen konnte, ihn im Kreise der Familie Wäsämskei oft zu besuchen, desto öfter sah er den alten trocknen Verstandesmenschen bei sich und freute sich, wie tief und nachhaltig doch der Grund war, den der ernste Mann einst in seine Seele gelegt hatte. Er war weit öfter mit Rudhard als mit den andern Freunden einverstanden. Auch Siegbert konnte wegen der Fürstin Adele, wie Rudhard, nicht anders, als jede Beziehung zu Helene d'Azimont vermeiden. Das war Helenen freilich peinlich genug. Sie sah da immer Menschen mit ihrem Geliebten in Berührung, die sie achten mußte und doch nicht für sich hatte. Oft schlug sie gemeinschaftliche Partien vor, man entschuldigte sich durch das Wetter. Sie sprach von Einladungen, von Diners, von Soupers, wie nur sie, sie dergleichen zu veranstalten verstand. Vergebens! Man hatte Abhaltungen. Dankmar vollends, den sie einige male wirklich sah, machte auf sie einen dämonischen Eindruck. Das war eine Schärfe im Blick, eine Ironie um die Mundwinkel, eine sichere

Art des ideell Exclusiven, daß er sie fast reizte. Sie dachte oft darüber nach: Wie gewinnst du dir diese bedeutenden jungen Männer? Du möchtest wol z. B. von Dankmar wissen, ob seine sprode Schale einen zarteren Kern verbirgt? Sie neckte Egon mit Dankmar's Zurückhaltung und fragte ihn, ob der schöne junge Mann absichtlich von ihr ferngehalten würde? Sein Proceß diente zur Entschuldigung und der einzige Grund, warum sich Dankmar zurückzog, lag doch lediglich nur darin, daß er mit den drei andern Freunden Farbe halten wollte. Sie bauten soviel auf Egon und sahen ihn nun umstrickt von einer entnervenden Liebe! Sie wirkten, sie liefen, sie arbeiteten für ihn und wenn sie ihn für die Wahlen, die Kammern, für ihre idealen Pläne plötzlich zu sprechen wünschten, hieß es: Er ist bei der Gräfin, oder: Die Gräfin ist bei ihm! Das nahm besonders Dankmar, der seine Zeit schätzen lernte, gegen Egon ein und Niemanden mehr als Louis, den Helene deshalb auch geradezu für ihren Widerdämon und für Egon's „böses" Princip hielt. Rafflard hatte den Gedanken einer dauernden Vereinigung in ihr Herz gepflanzt und sowenig eigentlich dieser Plan ihrer Natur entsprach, so ungern sie den armen kranken philosophischen Gatten in Paris zu äußersten Entschließungen veranlassen wollte und

lieber auf seinen von den Aerzten für gewiß voraus gesagten Tod wartete, so ergriff sie doch diese Idee ohne alle Rücksicht auf ihre Zukunft eben darum so lebendig, um diesen sogenannten Freunden ihres Freundes als Alleinherrscherin über Egon zu imponiren und sie durch einen Machtspruch entweder als Untergebene sich zu gewinnen oder sie als Fürstin von Hohenberg ganz entfernen zu können.

Diese vier Männer waren es, die in Egon diejenige Flamme schürten, auf die Helene wie auf die Gunstbezeugungen der schönsten Frau der Erde eifersüchtig war, die Flamme des Ehrgeizes. Ein Weib, das unter solchen Verhältnissen liebt wie Helene d'Azimont, wird niemals ertragen können, daß sich der Gegenstand ihrer Liebe theilt. Nur die Liebe, die die Sitte heiligt, erträgt im Mann den Aufblick zu einem großen Berufe und jene getheilte Stimmung, die immer im Gefolge eines Wirkens für die Welt sein wird. Die sittenreine Liebe erfaßt den ganzen Menschen, nicht den sinnlichen nur. Sie wächst mit seinem Wachsthum empor. Sie schmiegt sich wie der Epheu zu den Aesten des Baumes hinan und folgt ihm bis in die Krone seiner Triebkraft. Der Ruhm ist wol eine schöne Zugabe zu jedem Verhältnisse zwischen Mann und Weib. Aber der Ruhm will erwer-

ben, will behauptet ſein und an die ſtille Werkſtatt des Geiſtes ſoll da die Liebe nie zur unrichtigen Stunde pochen! Egon war nicht der Mann, der ſeinen Ideen entſagt hätte, um einer Liebe willen! Er lächelte wol zu Helenen's Befürchtungen und ſagte ihr oft: Du fürchteſt nur mein graues Haar, das ſich ſchon durch mein Fieber lichtete, fürchteſt die Nachtwachen, denkſt an die Staatsmänner, die du kennſt, die nach ihrer erſten Rede zehn Jahr jünger und nach der minder gutaufgenommenen zweiten zehn Jahr älter wurden! Dazu ſchüttelte Helene den Kopf. Sie ſagte, daß Egon immer ſchön ſein würde, aber ſie müſſe ihn allein haben! Wie litt ſie ſchon jetzt unter dieſen Vorbereitungen zur Wahl in die Kammer! Welche Verhandlungen, welche Zeitverluſte, welcher Aerger, welche Abſorption der Gedanken! Sie wollte Egon nach Italien entführen. Er dachte nicht daran, ihr zu folgen. Er gönnte ſich nicht einmal die Zeit, in Hohenberg, wie er gewollt, Ackermann zu beſuchen, von dem er ſoviel Treffliches und Beruhigendes erfahren hatte.

Seit einigen Tagen erlebte ſie noch vollends, daß Egon, der ſchon von den vier Männern genug in Anſpruch genommen war, mit Pauline von Harder in eine Beziehung kam, die ſie nicht verſtand. Raff-

Die Vorposten und Tirailleurs verließen ihre Standorte, weil Frieden war, und folgten immer anwachsend dem Gesandtschaftszuge, weil sie auf die gepriesene Merkwürdigkeit neugierig wurden.

Jetzt begann Dhü-Kummuz eine Schilderung, wie sie die Ausrufer vor den Menagerieen von ihren Elephanten, Löwen und Eisbären entwerfen. „Versteht ihr, was ein Chinese ist?“ rief er: „Ein Chinese bleibt nur sieben Monate im Mutterleibe, weil in China die Weiber viel zu klug würden, wenn die Weisheit ihrer Kinder ihnen noch früher als die Milch in den Kopf stiege. Ein Chinese macht sich schon hörbar, ehe er noch auf die Welt kommt. Er macht seiner Mutter Vorwürfe, wenn sie vor ihrer Entbindung zu viel tanzt. Ein noch ungebornes chinesisches Kind hat in seinem kleinen Finger mehr Verstand, als zehn ausgewachsene Bürger von Teschulumbo in ihren Köpfen zusammen genommen. Wenn sich die Muhmen und Vettern darüber streiten, welchen Stempel des Geschlechts der erwartete Ankömmling tragen könne, so ruft der Kleine oft sehr vernehmlich, daß er unter die Männer gehen werde, oder auch, daß er es selbst noch nicht wisse und sie in acht Tagen deshalb wieder anfragen sollten. Ist es ein Mädchen, so sträubt sie sich nicht selten so gewaltsam gegen die Verlobungen, welche die Eltern schon mit ihr anstellen, daß der Mutter Angst und Weh wird. Ja die Knaben erklären zuweilen sehr dreist, daß sie aus der Schule laufen würden, wenn man sie zu Gelehrten machen wolle. Jetzt wißt ihr, was in China die Vernunft schon dann ist, ehe sie noch geboren wird. Und wie große Dummköpfe Ihr auch sein möget, so drängt nicht so gewaltig auf mein Pferd und laßt mich etwas Athem holen.“

lard ſagte ihr zwar: der Fürſt iſt nun gewählt, er iſt in die Kammer getreten, Pauline von Harder ſpielt eine neue politiſche Rolle, es ſammeln ſich Männer von Ruf und Einfluß in ihrem Salon — Nein, nein, hatte ſie ihm geantwortet. Das kann es nicht ſein! Sie haßten ſich doch! Er nannte ſie die Todfeindin ſeines Hauſes und ſie beklagte es ewig, daß ich einen Mann liebte, der ihre beſte Freundin aus Familieninſtinct verfolgen würde! Nun ſind ſie einig. Jeden Abend haben ſie ein tête-à-tête! Was iſt Das? ... Ein tête-à-tête, an dem Heinrichſon nicht theilnimmt, doch nicht etwa? hatte Raſſlard mit Lachen dazwiſchen geworfen ...

Er wollte damit ſagen, daß Heinrichſon viel öfter bei Helenen, als noch bei Paulinen war und der Gräfin eine große Aufmerkſamkeit widmete ...

Helene hatte dagegen nichts eingewendet, als daß ſie flüchtig von einem jungen Mädchen, einer wahren Schönheit ſprach, die ſeit einiger Zeit von Egon erwähnt würde als Verſchönerung der Cirkel der Geheimräthin ... Melanie Schlurck! Raſſlard hatte darauf nichts erwidert als den einfachen Vorſchlag: Helene ſollte, da die Verhältniſſe doch nun in der That dringend und ſchwierig würden, gegen Egon mit offener Sprache heraustreten und von ihm eine Erklärung

über ihre beiderſeitige Zukunft verlangen! Helene, gereizt durch die Erinnerung an Melanie Schlurck, fand dieſen Rath weiſe, hatte ihn in der That befolgt und harrte nun an einem Octobermorgen, der ſich freundlicher anließ als die bisher vorübergegangenen Wochen, auf den Beſuch des Vertrauten, dem ſie die Ergebniſſe einer geſtrigen Unterredung mit Egon mittheilen, vielleicht gar den Auftrag zu einer Scheidung geben wollte zwiſchen ihr und dem Grafen d'Azimont.

## Zweites Capitel.

### Eine Intrigue.

Die liebliche junge Frau lag in einem sehr gefälligen Schlafrock von weißem Kaschmir, bunt gefüttert und mit Borduren besetzt, auf dem Sopha und blätterte in Briefen und Sendungen, die sie von Paris erhalten hatte. Die Herbstsonne hatte sich wieder eingestellt und fiel neubelebend und so erwärmend durch die Fenster, daß man von den Rosetten die Vorhänge lösen mußte, deren gelber Schein dem weißen Teint Helenen's einen zarten orientalischen Ueberhauch gab. Auf dem Tische vor ihr stand eine Vase mit Blumen, die sie sehr liebte. Mit Ungeduld blickte sie auf eine Pendule, die über dem geöffneten Schreibbureau stand und schon auf elf zeigte. Sie erwartete Rafflard. Der Bediente brachte bald diese, bald jene Meldung. Die Modistin wurde an ihr Mädchen verwiesen. Concerte, zu denen sie die Billets nahm, ohne sie zu be-

ſuchen, wurden raſch bezahlt. So oft ſie fühlte, daß der Zeiger der Pendüle doch auch gar zu langſam vorrückte, ſprang ſie auf, daß die Troddeln und Schnüre ihres Schlafrocks klapperten und ſetzte ſich an ein geöffnetes Piano, das in einer Ecke des Zimmers ſtand und phantaſirte in Tanzrhythmen eine Weile auf und ab. Dann fiel ihr ein, dieſer oder jener neuen Bekanntſchaft raſch ein kleines Billet zu ſchreiben, einen Roman zu ſchicken, über den geſprochen wurde, oder ſie jagte die Diener, Dies und Das zu beſorgen. Endlich gaben ihr einige Zeilen von Heinrichſon eine veränderte Stimmung. Heinrich Heinrichſon ſchrieb ihr, daß er drei der gemeinſchaftlich gearbeiteten Bilder in zierlichen, entſprechenden Rahmen mitbringen würde und ſchloß ſeinen Morgengruß mit einigen Worten, die in ſeinen vielen, an Helenen ſchon gerichteten Briefen immer Daſſelbe ſagten, nämlich, daß ſie ſchön, gut und liebenswürdig wie ein Engel wäre, Huldigungen, die jedesmal eine neue Wendung hatten, ſeine Weltbildung und Eſprit verriethen.

Endlich war Raſſlard da.

Eilig, wie bei Helenen immer, trat er ein, nachdem ihn ſein Huſten ſchon im Vorzimmer angekündigt hatte. Raſſlard war es in ſeinem langen, plumpen, ungeſchlachten, tappigen Wuchſe. Die weiße Hals-

binde um den Hals, der schwarze Frack, die weiße Weste, die weißen Handschuhe milderten etwas die hartknochige und unedle Physiognomie. Von der Seite aus gesehen, würde man ihn, wenn er etwas korpulenter gewesen wäre, leicht für einen verkleideten Kapuziner haben halten können.

Rafflard küßte Helenen die Hand und überreichte ihr einen Strauß von frischgeschnittenen Orangenblüten.

O, rief sie, das haben Sie gut getroffen, Professor! Diese Blüten versetzen mich nach Italien. Den nächsten Carnaval feir' ich in Rom.

Mit —? fragte Rafflard gedehnt.

Mit? Mit Egon? Sie haben ihn verleumdet, Professor! Er liebt mich wahr und treu und kann mir jedes Opfer bringen. Wie heiter, wie glücklich schloß gestern die Stunde, als ich mich an ihn schmiegte und die schwierige Aufgabe sich vom beklommenen Herzen trennte ... Aber Alles ist erörtert, besprochen, entschieden! Setzen Sie sich, Professor. Trinken Sie Chokolade?

Danke, meine Freundin! Erzählen Sie, sagte Rafflard und spitzte die Ohren.

Ich schelle ... Cacao?

Meine beste Gönnerin, ich habe heute schon einige Gefängnisse besucht und mir die Morgensuppen

der Verbrecher zu koſten erlaubt. Sie können ſich denken . . .

Alſo Maraſchino!

Helenen's Gutmüthigkeit war ſchon in Bewegung zu ſchellen. Der Bediente kam. Sie gab ihm einen Wink. Er verſtand, was ſie ſagen wollte. Raſſlard lächelte erfreut. Die Verbindung mit Egon war das Werk, das er um jeden Preis zu vollbringen hatte . . .

Sie ſollen überraſcht werden, ſagte Helene; ich will nicht, daß Sie einen ſchlimmen Tauſch gemacht haben, als Sie ſtatt mit der Mama mit mir vorliebnehmen mußten . . .

Der Bediente brachte ein Kaſtchen, das ſie öffnete. Raſſlard war überraſcht. Gerade ein ſolches Käſtchen ſtellte jeden Morgen die alte Gräfin d'Azimont auf ihren Tiſch, wenn Raſſlard ſeine erſte Viſite auf dem Quai d'Orſay machte und ſie gemeinſchaftlich kleine Paſteten aßen. Es befand ſich darin ein halbes Dutzend Kryſtallflaſchen mit Likören, kleinen Gläschen, einem ſilbernen Teller, Alles ſehr nett und höchſt portativ eingerichtet.

Raſſlard huſtete jetzt gerade ſehr; dann aber küßte er der jungen Gräfin die Hand und fand dieſe Idee, einen Comfort der alten Schwiegermama hierher zu verpflanzen, allerliebſt. Der Bediente kredenzte. Raſſ-

lard ſtärkte ſich an Maraſchino und klagte dabei über den verdammten Geſchmack, den er von der Gefängnißſuppe noch im Munde hätte. Die Zunahme ſeines Huſtens erklärte er folgendermaßen:

Ich war vorgeſtern in der benachbarten Feſtung Bielau in einem Loche, das man vor dreißig Jahren in dieſer ſchon damals doch ſehr aufgeklärten Verwaltung ein Gefängniß nannte. Denken Sie ſich, meine Gnädige, eine Höhle unter dem Niveau eines übelriechenden Fluſſes. Man zeigte mir eine jetzt vermauerte Niſche, durch die ſich ein gefährlicher Verbrecher, der verurtheilt war, in einer ſolchen Cloake zu leben, in den Fluß durchgebrochen hatte. Er ſoll, da das Waſſer auf ihn hereinſtrömte, ertrunken ſein. Die feuchte Atmoſphäre liegt mir noch auf der Bruſt. Doch, liebe Helene, erzählen Sie nur!

Helene nahm auf ihrem Sopha Platz und ſchickte ſich an, dem ehemaligen Lehrer, deſſen vertrauter Ton ihr eine angenehme Erinnerung an die Jugendtage von Oſteggen war, von dem geſtrigen Abend Bericht zu erſtatten.

Ich bin ganz Ohr, ſagte Rafflard und nippte an ſeinem Maraſchino, den er ſehr lobte und dabei ſtill vor ſich hin ſagte:

Echter Zara!

Mein Entſchluß, begann Helene, ſtand geſtern feſt. Es hatte mich zu tief verletzt, daß mich vorgeſtern Egon warten ließ, während er zu Paulinen fuhr und dort wie ich höre en petit comité mit ihr und dem ſchmutzigen Schriftſteller — wie heißt er?

Guido Stromer —

Zu Nacht aß —

Sie vergeſſen Fräulein Melanie Schlurck.

Helene erröthete, daß Rafflard's Chronik doch auch gar zu gewiſſenhaft war und unterbrach ihn mit ariſtokratiſcher Aufwallung:

Was weiß ich, wer ſich Alles mit gemeiner Berührung an den Prinzen klebte! Genug, ich hatte Ihren Rath und meine eigene Eingebung für geſtern zuſammengenommen und beſchloß, ihm den ganzen Zuſtand meiner Seele offen und treu zu enthüllen. Vormittag war er in der Kammer-Sitzung . . .

Nachmittag in dem volkswirthſchaftlichen Ausſchuß, in dem er einſtimmig als Präſident gewählt worden iſt . . .

Erſt um acht Uhr kam er nach Hauſe, wo ich ihn erwartete. Er kam, begleitet von ſeinen Freunden, die nicht übel Luſt zu haben ſchienen, zu bleiben. Ich ſagte ihm ſehr entſchieden: Mein lieber Freund, ich bitte dich, ſei heute der Meine! Außerordentlich liebens-

würdig küßt' er mir die Hand und entließ die Aufdringlichen, Unausstehlichen, Widerwärtigen! Egon war verstimmt. Egon, sagt' ich, du hast Kummer. Ja, antwortete er. Entdecke dich mir! Was hast du seit acht, seit vierzehn Tagen? Du bist mein Egon nicht mehr. Ich weiß es, daß man mir dich rauben will, Egon? Raubt man dich dir selbst?

Sehr fein! unterbrach Rafflard.

Er lächelte . . .

Wie billig über den Ausdruck!

Und reichte mir die Hand . . . Ja, Rafflard, glauben Sie mir's, er war dem Weinen nahe.

Egon?

Triumphirend fuhr Helene fort:

Mein Egon sagte: Helene, ich bin nicht glücklich. Denken Sie sich meinen Schmerz über dies Geständniß, Rafflard! Ich sank ihm zu Füßen, ich bedeckte seine Hände mit Küssen. Egon, sagt' ich, du leidest! Warum leidest du? Weil du andre Quellen des Glücks suchest als im Arm deiner Geliebten! Warum diese politische Laufbahn? Sich gleichstellen mit dem Pöbel? Ich habe der ersten Sitzung beigewohnt, habe dich gesehen unter Bauern, Pächtern, Gastwirthen . . . ah, mein Freund, welche Verwirrung!

Ich bin gespannt. Sie sind hier aristokratischer,

Helene, als Sie es in Paris waren ... unterbrach der Neophyt.

Er gab mir Recht, Raſſland!

In der That? Egon iſt Sozialiſt, denk' ich?

Er ſagte: Helene! Ich fühle wie du! Ich bin nun acht Tage in der Kammer. Was iſt geſchehen? Nichts! Man ſtreitet über die erbärmlichſten Förmlichkeiten. Jeder ringt nach Einfluß, nach Geltendmachung ſeiner geringfügigen Perſönlichkeit, und ſo bedeutend manche Intelligenz iſt, ich habe gefunden, daß ſie in den Schatten tritt gegen Denjenigen, der eine ſtarke Lunge hat und ſeine Trivialitäten mit einer Stimme, die durchdringt, geltendmachen kann.

Gut! Er kommt zur Erkenntniß —

Ich ſagte ihm: Egon, du wirſt deine Ruhe, deine Heiterkeit preisgeben, wenn du dich nicht von dieſen fruchtloſen Kämpfen losringſt. Seit du Paulinen kennſt und dich mit ihrem gefährlichen, unternehmenden Geiſte ausgeſöhnt haſt, iſt der Friede deiner Seele gewichen. Er ſeufzte und ſah mich ſchmerzlich an, mit einem Blicke, Raſſland, ſo voll Rührung und Vernichtung, daß mir die Stimme erſtickte und ich alle meine Vorſätze vergaß —

Aber ...

Was verlangſt du von mir, Helene? ſagte er nach-

Die Unterofficiere rangen mit den Gefreiten, in die Nähe des Sprechers zu kommen. Sie vermutheten, Dhü-Kummuz trage vielleicht unter ſeinem Mantel einen neugebornen Chineſen in einem Glaſe verſteckt. Dhü-Kummuz fuhr auch mit der Hand an dieſen Ort hin, brachte aber nur eine lange Peitſche zum Vorſchein, mit welcher er die ungeſtüme Neugier glücklich auf einige Schritte zurückſcheuchte. Als der nächſte Raum um ihn leer blieb, fuhr er fort, die wogende Menge mit ſeinen Uebertreibungen aufs Neue zu bedienen.

„Chineſen muß man geſehen haben," ſagte er; „um von ihnen reden zu können. Als ich den erſten Bewohner der Blume des Weltalls kennen lernen ſollte, bereitete ich mich mit einer Erwartung auf ihn vor, die ich eher Schrecken als Andacht nennen möchte. Wer aber war dies auch? Ein Menſch, der von der Erde nur ſeinen Namen hat. Ich ſollt' ihn wohl nach Würde beſchreiben, aber mein Mund iſt zu einer wahrhaften Schilderung zu ſchwach. Ich ſuchte dieſen Mann aus einer großen Menge von Menſchenköpfen, die nicht klüger und nicht dümmer waren, als die eurigen, heraus; glaubt ihr, daß ich Jemanden nach ihm zu fragen brauchte? Ich warf meinen Blick über die Häupter hin und war gewiß, den Geſuchten dort zu finden, wo ſich die meiſte Lichtmaſſe geſammelt hatte. Ein aufgeklärter Kopf ſprüht zuweilen Funken aus, die Alles um ihn her erhellen."

Wer vermag die Wolluſt wiederzugeben, in der ſich der Correſpondent badete; denn er ſchloß darauf, daß der Erzähler nur ihn zu ſchildern beabſichtigte. Dhü-Kummuz fuhr fort, ihn noch kenntlicher zu machen. Er ſagte: „Ich ſuche vergeblich nach einer Würde, die euch bekannt iſt und euch nur einige Aehnlichkeit mit dem Range eines Mandarinen dar-

denkend. Egon, das Erste, was ich verlange, ist, daß du mich liebst! Und dann, fügte ich lächelnd hinzu, daß du dich entschließest diese Stadt zu verlassen, mit mir nach Italien zu gehen und dort, wenn mein Bund mit d'Azimont gelöst ist, unsere Liebe legitimirst.

Ich höre mit hundert Ohren — sagte Rafflard und lauerte auf die entscheidende Antwort des Prinzen, um sie noch heute an den Quai d'Orsay nach Paris zu berichten.

Helene, in völliger Sicherheit sich wiegend und bei Rafflard nur die Theilnahme für ihr Glück voraussetzend, fuhr fort:

Egon nahm diese Worte nicht stürmisch, aber auch nicht kalt auf, Rafflard, und ich fand dies ermuthigend für mich. Es ist doch, meinen Sie nicht, Professor, es ist doch ein Entschluß für das Leben, den ich von ihm verlangte? Du stellst mir Alternativen? sagte Egon ruhig lächelnd und fügte hinzu: Helene, Das ist doch eigentlich nicht schön von dir und nicht deiner würdig, nicht Helenisch! Lieber Egon, sagt' ich, ich stelle dir keine Alternativen. Ich werde dich lieben, das weißt du, auch wenn du mich mit Füßen tritst. Leider kennst du meine Schwäche. Aber ich will dein eigenes Glück. Ich ehre dein sittliches Gefühl, es quält dich, mich nicht durch die Bande der Ehe an

deine theure geliebte Perſon gekettet zu ſehen. Oder willſt du die Ehe ſelbſt nicht, laß uns wenigſtens nach Italien gehen und unter milderen Vorausſetzungen, als die hier üblichen ſind, glücklich leben. Dieſer Boden kann niemals die Heimat meines Glückes werden — Das fühl' ich, Egon ... Ich konnte nicht weiter; denn Thränen erſtickten meine Stimme ...

Sie ſind noch jetzt gerührt, Helene! Faſſen Sie ſich! ſprach Rafflard in großter Spannung. Er war Menſchenkenner genug, Egon's Antworten keineswegs ſo beruhigend zu finden, wie ſie ſich Helene dachte ...

Egon war ſehr lieb, ſehr gut, Rafflard! Wirklich, er zog mich an ſein Herz und ſah mir ſo kindlich in's Auge, ſo gut, wie in unſern glücklichſten Tagen am See von Enghien. Helene, ſagte er, wie ich dich liebe, weißt du! Ich mache mir Vorwürfe, daß mein Herz getheilt iſt. Ich bin nicht ſo ſehr Egoiſt, daß ich dir nicht nachempfände, wie es dich ſchmerzen muß, mich in ſo vielen Beziehungen zu wiſſen, die in keiner Verbindung mit den zarten Faden ſtehen, in denen dein Herz ſich einzuſpinnen liebt. Auch meine Beziehung zu Paulinen erfreut dich nicht. Ich bin aus mancherlei Rückſichten verpflichtet, wenn nicht die Freundſchaft, doch die Schonung dieſer Frau zu wünſchen. Sie hat ſich mir mit großer Hingebung anvertraut ...

Sie wird ihn benutzen, so lange er gilt, schaltete Rafflard ein, um Helenen's Befremden über Das, was sie selbst erzählte, zu mildern; sie wirft ihn weg, wenn er sich überlebt hat, was in unserer Zeit und bei der Gattung von Politik, die jetzt auf dem offnen Schauplatze getrieben wird, das Werk eines halben Jahres ist.

Er selbst, fuhr Helene fort, räumte mir die gleiche Bemerkung, die ich machte, gern ein und verwünschte den Einfluß, unter den er so plötzlich gerathen wäre. Ich sprach nun von seinen Freunden ... mit Energie, mit Zornesworten stammt' ich auf. Ja Rafflard, ich glaube, daß sie anfangen ihm lästig zu werden.

Rafflard horchte ungläubig ...

Doch! Doch! Er sprach von großer Verschiedenheit der Ansichten und von chimärischen Auffassungen, die auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse nicht Stand hielten. Er hatte, Sie kennen diese Pläne, sich vorgenommen, fast alle seine Leute zu entlassen, sein Hauswesen bis zur Entsagung eines Diogenes zu vereinfachen. Alle diese Pläne sind aufgegeben. Er wird seinem Stande gemäß leben und sich sogar nicht scheuen, in Hoffnung auf seinen umsichtigen Generalpächter, Ackermann, mit dem Bankier Reichmeyer ein neues Geldgeschäft zu machen ...

Rafflard hörte nur und hüstete ...

Ich gebe Ihnen mein Wort, Rafflard, er sprach so vernünftig, so klar, so seinem Stande angemessen ...

Und die Heirath? unterbrach der Spaßer ...

Freund, ich möchte doch nun auf dies Thema nicht wieder gewaltsam zurückkommen! Er vermied es nicht. Nein! Aber ich begnügte mich, ihm nur meinen Refrain: Italien! Italien! zu wiederholen. Und da versprach er mir, allen diesen Beziehungen, die ihn hier fesseln, hier zerstreuen, meiner Liebe entziehen, sobald es irgend mit seiner Ehre vereinbar wäre, zu entsagen und mit mir über die Alpen zu ziehen. Ist Das nicht himmlisch?

Rafflard stand auf. Er war mit diesem Ergebniß nicht im Geringsten zufrieden. Er sah, wie leicht die eigenthümliche Natur Helenen's zu täuschen war. Doch hütete er sich wohl, ihren Verdacht zu wecken und seine Zweifel zu laut auszusprechen. Er räusperte sich, hustete und wiederholte nur:

Sehr schön! Sehr schön! Helene wird so glücklich werden, wie sie es verdient. Sehen Sie Italien! Ich wünschte, ich dürfte Sie begleiten und Abends auf dem Corso von Florenz spazieren gehen.

Mit einem raschen Uebergang kam Rafflard auf Briefe, die vor Helenen ausgebreitet lagen und Pariser

Poststempel trugen. Er wußte schon, daß der Graf todtkrank war. Seine Mutter hatte ihm geschrieben und die dringendste Eile für die Verbindung Helenen's mit Egon angerathen. So stellte er sich unwissend und fragte, was sie von Paris Neues hätte ...

Desiré ist sehr leidend, sagte Helene. Die Aerzte wollen ihm kein Jahr mehr geben. Ich lese mit Rührung die Scherze, die er mir schreibt. Er ist so gut! Er will mich unterhalten, und hofft, daß ich glücklich bin!

Glücklich? In Italien? Zum Carnaval? Nicht? Desiré hört es vielleicht gern, wenn Sie mit ihm von Egon's politischen Plänen sprechen?

Rafflard warf diese Worte so lauernd und forschend hin, um ihre Wirkung zu beobachten ...

Nein, nein! rief Helene gequält. Die Kammer gefällt Egon wirklich nicht. Er wird die lästigen Freunde abschütteln. Wir sehen keinen deutschen Winter mehr. Ich schreib' es Desiré. Ich sehe Egon in Italien.

Rafflard zog die Augenbrauen in die Höhe und trat nun, da er Helenen zu befangen, zu beherrscht von Egon's gewaltiger Persönlichkeit sah, nachdrücklich mit der entschiedensten Ungläubigkeit hervor.

Guter Engel! sagte er mit schneidender Schärfe, Sie sind, wie ich Sie immer gekannt habe. Ich habe

Ihnen in Oſteggen Märchen erzählt von Menſchen, die ſo groß ſind, daß ſie in einem Fingerhut wie in einem prächtigen Palaſte wohnen können, von Rieſen wieder, die ſo groß ſind, daß ſie über den Arc de l'Etoile hinweg den Tuilerien guten Tag! ſagen könnten ... Sie haben an die Zwerge geglaubt und haben an die Rieſen geglaubt. Wiſſen Sie, daß, ſo lange Egon in den Händen Pauliner's, Guido Stromer's, Rudhard's, der Gebrüder Waldungen und dieſes melancholiſchen Brutus Louis Armand iſt, für Sie keine Hoffnung blüht, kein Glück, keine ſichere Stunde der Zärtlichkeit, keine Minute jener phantaſtiſchen Idyllen, die jeder empfindenden Frau vom Glücke der Liebe unzertrennlich ſind? Egon ſagt, die Politik ekle ihn ſchon an? Ich war einen Augenblick, als ich aus den Gefängniſſen kam, auf der Zuhörertribüne der Kammer. Wiſſen Sie, daß Alles geſpannt iſt auf eine Rede, die Egon heute oder morgen halten wird? Er iſt Berichterſtatter des volkswirthſchaftlichen Ausſchuſſes und wird über Dinge, die er verſteht, ſeine Meinung ſagen. Alles iſt Ohr, der Hof wartet mit Sehnſucht, wie ſich der von ihm ſo ausgezeichnete Fürſt entwickeln wird. Glauben Sie, daß ihn dieſe Spannung nicht heben, nicht begeiſtern wird? Er wird Triumphe ernten und bald von dem Weihrauche der Parteiengunſt ſo betäubt

ſein, daß er aus dieſen Abſorptionen nicht mehr herauskann, wenn er auch wollte. Arme Helene!

Helene d'Aziment verzog ihre Mienen, als hätte ſie den Schmerz der Kleopatra gefühlt, als ihr unter Blumen die Schlange in die entblößte Bruſt ſtach ...

Sie ſind furchtbar! Sie tödten mich! hauchte ſie faſt wie hinſterbend.

Dann aber regte ſich plötzlich die Wallung des Stolzes. Ihre leidenſchaftliche Natur empörte ſich, ſie ſprang auf. Ihre Bruſt wogte, ihre Augen funkelten. ... So ſanft ſie ſein konnte, wenn ihr Alles nach Wunſche ging, ſo gläubig ſie ſich beſchwichtigen ließ, ſo leidenſchaftlich konnte ihr Unmuth hervorbrechen, wenn ſich ihrem verwöhnten Willen nur das geringſte Hinderniß entgegenſtellte. Hier nun handelte es ſich um Etwas, was ihr die Aufgabe ihres Lebens ſchien. In tobender Ungeduld, die Briefe, Zeitungen zerknitternd, wegwerfend, im Zimmer auf- und abſchreitend, brach ſie los und rief, faſt wie Norma, dies Ideal der modernen ſtarken Frauen, in der Oper:

Bin ich denn der unglücklichen Prieſterinnen des Alterthums Eine, die die Flamme am Altare der Liebe in ewiger Glut erhalten ſollen und von Dem, der ihre Sehnſucht iſt, ihr Leben, ihr Tod, ihr Verbrechen, ihr Alles, betrogen werden? Ich wußte keinen Felſen

am Meere, der zu hoch wäre, daß ich mich von ihm aus Verzweiflung nicht in die Fluten stürzte! Wehe mir, was hab' ich dieser Liebe nicht geopfert! Losgerissen hab' ich mich vom Sterbebette eines guten Menschen, der in seinen letzten Stunden auf die liebende Sorgfalt meiner pflegenden Hand angewiesen ist; Urtheil, Achtung der Menschen hab' ich in die Schanze geschlagen — was sind sie mir denn Alle, die auf der Erde sind außer dem Einen, den ich liebe, wie meinen Herrn und Gott! Hätte mir der Himmel ein Kind gegeben, ich würde wissen, wohin ich diese Regungen der Liebe und Zärtlichkeit niederlegte, wie an einen Altar! Ich würde es pflegen, an's Herz drücken, über seinem Athem wachen und nur in ihm leben, in seinem Lallen, in seinem lachenden Auge ... Nun hab' ich aber auf dieser ganzen Gotteserde nur Egon — nur ihn! Egon! Egon! Und Der liebt mich nicht mehr!

Das heftigste Schluchzen unterbrach diese Verzweiflung und erstickte Helenen's Stimme. Die Liebe war stärker als ihr Zorn. Uebermannt von ihrer Empfindung, warf sie sich auf das Sopha und drückte ihr weinendes Antlitz an die sich feuchtenden Polster ...

Raffiard konnte nichts thun, als sie anfangs sich ruhig dem Ausbruche dieser Empfindungen überlassen

und mit scheinbar schmerzlicher Theilnahme laut seufzend ihrer verzweifelten Stimmung Nahrung geben.

Dann aber erhob er sich und bat sie, ihm zuzuhören.

Liebe Gräfin, sagte er, ich muß Sie jetzt tadeln ...

Mich tadeln? Warum? Mich noch tadeln!

Weil Sie von Egon das Unmögliche begehren! Geben Sie die Ideen von einem Alleinbesitz des Geliebten auf! Aufrichtigst! Sie leiden an einer Ueberfülle von Romanenstoff, dem Sie die Huldigung bringen wollen, ihm nachzuleben! Diese abscheulichen Poeten! Warum können Sie sich nicht Ideale eigener Art erfinden? Sie, mit Ihrem reichen Geiste, mit Ihrer reichen Phantasie —

Ah, unterbrach ihn Helene, ich bin arm. Ich bin nur reich an Liebe.

Und werden reich an Unglück sein, wenn Sie mir nicht folgen. Was wollt Ihr jungen Frauen mit Eurer Manie, auf italienischen Seen zu schwimmen, in Rom an den Wasserfällen von Frascati sich zu umarmen und ein schwelgendes sybaritisches Leben zu führen? Finden Sie sich doch in Egon's Natur, in Egon's Aufgabe! Ist es denn so unmöglich, daß Sie dieser politischen Laufbahn des Geliebten folgen, sich ihr aufmerkend anschließen? Gehen Sie doch auf seine Pläne des Ehrgeizes ein! Geben Sie doch diese ungeheure

Sehnſucht nach romantiſchem Glücke auf! Ich ſpreche im Tone des Erziehers ...

Als Jeſuit! Als kalter Rechenmeiſter, der das Herz immer mit dem Verſtande in Einklang zu bringen ſucht ...

Damit die Rechnung aufgeht und kein ... Bruch entſteht ...

Bruch?

Helene wiederholte dies Wort, als wenn der falſche Rathgeber das Entſetzlichſte geſagt hätte.

Bruch! wiederholte ſie und zitterte wie vor einem drohenden Meſſer und ihre Lippen blieben ſtarr und offen ...

Sie ſelbſt, liebe Helene, fuhr Raſſlard ruhig fort, Sie ſelbſt arbeiten auf dies Ende hin. Trauen Sie mir, einem Menſchenkenner! Egon iſt ehrgeizig, verbinden Sie ſich mit dieſer ſeiner Leidenſchaft. Werden Sie ihm ein Werkzeug, ein Bundesgenoſſe ſeiner Zukunft! Ich ſprach Selbſtanel, der ſcharf beobachtet. Er ſagte mir, Egon würde zwar das Miniſterium ſtürzen helfen, aber nicht im Intereſſe der Demokratie ... er hat mit Guido Stromer geſprochen, der die Fülle conſervativer Elemente in Egon bewundere. Gefährlich nur ſind für Egon's Entwickelung zum Hochſten ſeine Umgebungen. Entfernen wir [illegible]

bieten könnte. Wenn Einer vom Volk an einem Mandarinen vorübergeht, ſo muß er ſich ſo tief neigen, daß er ihm nur bis an das Knie reicht. Ihr müßt einſehen, daß dies nicht unbillig iſt; denn es iſt von einem ſeltenen Geiſte die Rede. Was wäre das Weltall ohne die Mandarinen! Es gäbe keine ſcharfſinnigen Antworten auf witzige Fragen mehr, keine Räthſel mehr, die bis ins Kleinſte geheimnißvoll ſind und von feinen Köpfen doch errathen werden; die nützlichſten Dinge, z. B. die Entſcheidungen über den guten Ton und die Complimente, würden mit den Mandarinen verloren gehen. Man kann wohl ſagen, daß der Welt daraus ein großes Unglück entſtehen würde."

Der Correſpondent hätt' es bei weitem lieber gehabt, Dhü-Kummuz wäre bei ſeiner Perſönlichkeit ſtehen geblieben. Dieſer Wunſch ließ ſich errathen und der Sprecher genügte ihm auch ſogleich mit Folgendem: „Auch unter den beſten Dingen muß man einen gewiſſen Vorrang anerkennen, welchen eines vor dem andern hat. Ich geſtehe, daß ich wohl mit einem der vorzüglichſten Mandarinen zuſammenzutreffen das Glück hatte. Der Kaiſer ſpricht von dieſem Manne immer nur mit einer leiſen Verneigung des Hauptes auf die linke Seite der Bruſt; eine Ehre, die er weniger ſeinem Range als ſeinem unermeßlichen Verſtande zollt. Das iſt aber auch etwas Einziges an dieſem Manne. Erzählt ihm eine Hiſtorie und nach fünf Minuten wird er ſie rückwärts wiedergeben und in derſelben Zeit mit dem Vortrage fertig werden, wie ihr von vorne! Gebt ihm von einem Gedichte die Reime und er weiß den Text ſo vortrefflich auszufüllen, daß es ſich vom Original nur durch ſeine größere Vollkommenheit unterſcheidet. Dieſer Mann hat alle Länder der Erde geſehen.

ben wir ihn und sein Schicksal in der Hand. Ich möchte doch wohl wissen, ob die Gräfin d'Aziment, Freiin von Osteggen, ich will sagen, wenn es sein muß, geschieden von ihren französischen Verhältnissen, verbunden mit Egon durch das Band der Sitte, der Kirche, nicht im Stande wäre, mit einer Egon's Stande geziemenden Laufbahn gleichen Schritt zu halten! Noch kann Egon nicht daran denken, Sie zu opfern, Helene! Noch liebt er sie zu innig. Jetzt ein rascher Entschluß! Legitimiren Sie dies Verhältniß, geben Sie Italien, Balzac, die Romantik auf, schließen Sie sich Paulinen und seiner politischen Caprice an und Egon bleibt Ihnen und wer weiß nicht wem Allem gerettet!

Rafflard schwieg lauernd. Sein Husten hatte ihn in der Ekstase verlassen . . .

Helene schaute voll Wehmuth. Sie versetzen Berge! sagte sie dann leise und doch schon vor Wonne über die Möglichkeit einer solchen Wendung ihres Verhältnisses bebend. Entfernen Sie die lästigen Umgebungen — das thut sich auch so! Sitzen diese Menschen nicht wie die Kletten an ihm? Das sind seine Arme, seine Hände! Mit denen wirkt er; die heben ihn, die tragen ihn! Egon weiß sehr wohl, es gibt heute keine Erfolge ohne Faiseurs, ohne Gal-

lopins! Sie müssen für ihn vollbringen, was er nun angibt; die trennen ihn von mir. Wie sind sie zu entfernen?

Man muß Scheidekünstler sein! Chemische Dinge erfinden, sagte Rafflard und strich sich die Perrücke über die Stirn, man muß Dinge erfinden, die Egon plötzlich isoliren — er steigt auch ohne diese Menschen.

Wie wollten Sie nur z. B. den einzigen Rudhard entfernen?

Rudhard fürcht' ich am wenigsten; sagte Rafflard. Rudhard ist conservativ. Warum sollt' ich nicht wünschen, daß Helene Osteggen sich mit der Schwester durch einen Akt des Anstandes aussöhnt?

Helene lachte hierauf bitter und verachtlich, aber doch geschmeichelt von den neuen Möglichkeiten. Mit wiedergewonnener Laune sagte sie:

Die gute Schwester folgte mir vielleicht in der neuen Ehe und ließe sich herab, die Frau eines Malers zu werden

Diese Beziehung auf Siegbert Wildungen verstand Rafflard sehr wohl. Schmunzelnd sagte er:

Sie sind eifersüchtig auf die gute Adele! Siegbert Wildungen hat etwas, was Sie an den Lago di Como, die Borromäischen Inseln und den Golf von Neapel erinnert! Wenn man es dahin bringen könnte,

daß die ganze Wasamskoi'sche Familie mit dem blonden Siegbert über die Alpen zoge und noch viel früher in Rom wäre, ehe von der Engelsburg die große Girandole aufprasselt . . .

Helene empfand den bittersten Neid auf dies Glück.

Sie wollen mich todten, sagte sie. Sie wären Jesuit genug, mich durch dies Glück einer Andern zu foltern!

Beruhigen Sie sich, Helene, antwortete Rafflard über diese Frau kopfschuttelnd. Rudhard ist für diese Art von Poesie zu sehr im alten klassischen Geschmack. Wir wollen schon zufrieden sein, wenn Siegbert und Dankmar von Rudhard sich entfernen und ein Zwiespalt unter den Freunden selber eintritt . . .

Sylvester Rafflard dämpfte die Stimme und trat mit seinen verschmitzten Absichten deutlicher hervor . . .

Rudhard empfängt, sagte er, heute, wo man, wie ich höre, ein kleines Gartenfest bei den Wasamskoi's feiern wird, wenn sich das Wetter hält, vielleicht um diese gegenwärtige Stunde schon ein Billet, natürlich anonym, und von einer Hand, die er nie enträthselt, worin er aufmerksam gemacht wird, daß die Gesellschaft erstaune über Dinge, die unter seinen Augen zwischen einer Mutter, einer Tochter und einem jungen Maler sich ereigneten . . .

Boshaft! fiel Helene ein.

Die nächste Folge dieser Mahnung ...

Wirklich Olga und die Mutter? Ist Dem so, Rafflard?

Die nächste Folge dieser Mahnung ...

Das arme Kind ist so unglücklich, den Gegenstand ihrer Neigung sich von dieser Mutter geraubt zu sehen?

Die nächste Folge dieser Mahnung ...

Diese Olga! Ich möchte sie kennen lernen! Meine Nichte! Was ich von dem Kinde höre, interessirt mich ... ich fühle, daß ich diesem charaktervollen Mädchen eine zärtliche Mutter sein könnte ...

Die nächste Folge dieser Mahnung ist ohne Zweifel eine Scene zwischen Rudhard und der Fürstin oder der Fürstin und Olga oder Olga und Siegbert — endlich, man wird einsehen, daß man sich Opfer zu bringen hatte ... Siegbert wird sich von Rudhard und den Waïamskoi's zurückziehen.

Falsch, falsch gerechnet, rief Helene, wenn Olga ihrer Tante gleicht!

Nun, sagte Rafflard, ruhig den ungeschlachten Kopf wiegend, dann entflieht sie! Dann muß ihr Rudhard folgen, der trifft das Mädchen ... wo denken Sie wohl Helene? In der neugebauten Kirche zu Schönau, einem Hohenbergischen kleinen Städtchen, wo Propst

Gelbsattel eine große leere, weißgetünchte Wand entdeckt hat, die der Kunstverein beschlossen hat, mit einem Freskobilde zu zieren, dessen Ausführung man Siegbert Wildungen überträgt. Man hat in dem Album der Frau von Trompetta die Skizze des Nikodemus, der bei Nacht zum Herrn kommt, allgemein so schön gefunden, daß Siegbert sein Freskobild ganz nach dieser Zeichnung ausführen kann. Diese Arbeit nimmt ihn den ganzen nächsten Sommer in Anspruch. Einstweilen reist er nach Schonau und besichtigt die Lokalität, bleibt aber, mannichfach gebunden, so lange dort, bis er etwa noch drei oder vier alte im Brande gerettete Bilder restaurirt hat, die bis zum Einweihungstage jener Kirche fertig sein sollen, den man spätestens am Luthertage, Martini, also den 13. November, anzusetzen wünscht . . .

Ich erschrecke vor Ihnen, Raffland, rief Helene erstaunt über dies Durcheinander, aus dem der Plan, den Bund, der sich um Egon gebildet hatte, zu sprengen, deutlich genug hervorschimmerte.

Tankmar Wildungen zu entfernen, fuhr Raffland ruhig und in seiner Ueberlegenheit sich wiegend fort, ist schwieriger. Sein großer Proceß liegt Niemanden schwerer auf dem Herzen als meinem Freunde Gelbsattel. In erster Instanz wird die Zulässigkeit dieses

Processes schon heute oder morgen entschieden sein. Wie die Entscheidung auch ausfallen möge, man weiß schon jetzt mit Bestimmtheit, daß die Familientraditionen des kühnen Waghalses werden angezweifelt werden. Vierundzwanzig Stunden nach Mittheilung der Sentenz sitzt Dankmar Wildungen im Dampfwagen und eilt nach dem Harzgebirge, wo er theils in einem Dorfe Namens Thaldüren, theils in der alten Stadt Angerode eine vollständigere Herstellung seines Stammbaumes versuchen wird. Man kann leicht darauf rechnen, daß diese Untersuchung so lange dauert, um bei seiner guten in Angerode lebenden Mutter gleichfalls noch nach deutscher Sitte wenigstens die Martinsgans verspeisen zu können ...

Helene athmete so auf, war so überrascht, so erregt von diesen Berechnungen, daß sich sogar ein ihr sonst nicht eigener Anflug von Humor einstellte und sie ausrief:

Renegat! Wollen Sie Ihren Spott lassen über Dinge, die mir heilig sind. Ich bin eine Lutheranerin! Lassen Sie mir die Martinsgänse ungerupft!

So wäre denn, sagte Rafflard, dem einige kleine Schläge mit einem naheliegenden Fächer von Helenen's Hand so wenig wehe thaten, daß er sich vielmehr gekitzelt duckte und mit faunischer Miene zu der

ſchönen Frau aufblickte, ſo wäre denn auch Dankmar Wildungen entfernt. Es früge ſich jetzt nur noch, wie iſt der ſchwierigſte von Allen zu beſeitigen, Louis Armand?

Das iſt unmöglich, ſagte Helene. Louis iſt an Egon gebunden wie ſein Schatten. Egon würde ruhelos werden, vielleicht kalt, vielleicht lieblos gegen mich, wenn er jemals zu bereuen hätte, dieſen Louis aus ſeiner Nähe entfernt zu haben ...

Wer ſagt, daß er ihn entfernen ſolle?

Louis ſelbſt läßt nicht von ihm. Er kann nicht einmal von Egon gedemüthigt werden. Denn wenn Egon in der Lage wäre, ihn wie einen Diener zu behandeln, ſo gibt ſich Louis wie einen Diener. Ich hörte, daß Louis hier bleibt, ſich eingerichtet hat, Beſtellungen annimmt. Dies iſt ein Bund, der gerade deshalb, weil er anomal iſt und Louis in ſeiner Sphäre bleibt, nicht zu trennen iſt.

Will ich denn, ſagte Raſſlard, einen Bund trennen? Ich will nur vorläufig für einige Wochen die Kette dieſer Vereinigung ſprengen. Wenn ich erreichen könnte, daß Louis nur auf einige Wochen, wie Siegbert und Dankmar Wildungen, aus dieſem tollen Freundſchaftscirkel fern gehalten wird —

In dieſem Augenblicke klopfte ein Diener und trat ſogleich ein.

Was iſt? fragte Helene.

Der Diener meldete, daß ein wunderlicher alter Mann im Vorzimmer ſtünde und den Herrn Profeſſor zu ſprechen wünſche. Er wäre hierher beſtellt ...

Ah, ſagte Rafflard. Er nennt ſich —

Murray!

Geſtatten Sie, Gräfin, wandte ſich Rafflard zu Helenen, geſtatten Sie, daß ich drüben in Ihrem Zimmer einen Mann empfange, den ich hierher beſtellte, weil er zu unſren Plänen gehört und meine Zeit dermaßen zerſplittert iſt, daß ich meine Gänge zuſammenziehen muß. Doch muß ich ihn allein ſprechen ...

Drüben im gelben Zimmer! ſagte die Gräfin.

Der Diener ging, um Murray in das gelbe Zimmer zu führen.

Als ſie allein waren, ſagte Rafflard:

Helene, dieſer Murray gehört zu dem Experiment, den Ring, der ſich um Egon zieht, zu ſprengen. Benutzen Sie aber dieſe Zeit und faſſen Sie nun auch einen ernſten Entſchluß, um ſich vor Qualen, wie die ſind, die Sie jetzt foltern, in Zukunft zu ſichern. Sammeln Sie ſich nun zur endlichen Energie gegen Egon!

Wohlan, ſagte Helene, ich will verſuchen, ob die Liebe denn ſo ganz Dasjenige, was man ſonſt Charakter nennt, ausſchließt. Zurückſetzung da, wo man

sein ganzes Dasein zur Verfügung hingegeben, Alles geopfert hat, ist der Tod. Ich ertrage diese Halbheit nicht länger. Ist Egon auf diese neue Laufbahn des Ehrgeizes angewiesen, hat Pauline Recht, als sie mir sagte, die alten Zeiten sind vorüber, die Gesetze der freien Selbstbestimmung haben nirgends mehr einen Platz, um neben den Gesetzen der Sitte, die in eisernen Tafeln geschrieben wären, mit goldenen Buchstaben zu glänzen, soll es eine Ehe sein, so muß ich dem armen Tenré die Hand zum Lebewohl reichen. Was Sie aber auch beginnen, Rasflard, um mich glücklich zu machen, ich kann nichts billigen, was gewaltsam ist oder eine Verantwortlichkeit erfordert. Wollen Sie Zufälligkeiten durch die Gewandtheit Ihrer Erfindung herbeiführen, so lassen Sie mich nichts von der Maschinerie, die dies Alles kostet, mit ansehen. Es ist demüthigend genug, wenn man das Glück der Liebe nicht als ein freies Geschenk, sondern als ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen empfängt. Ich kann Ihnen sagen, Rasflard, daß ich sehr unglücklich bin, aber denn doch wirklich Egon behalten will und ihn auf sein Versprechen, in die Ehe zu willigen, noch heute zurückbringe.

Einstweilen werden Sie Toilette machen, sagte Rasflard, ihr die Hand küssend und den nackten run-

den Arm wiegend, der unter den großen offenen Aermeln des Schlafrockes selbst für ihn verlockend hervorsah . . .

Ich will Toilette machen! sagte Helene traurig und muthlos.

Rafflard aber hustete sich noch einige Augenblicke aus und ging dann durch einen großen mit Blumen geschmückten Salon in das gelbe Zimmer hinüber.

Er weiß von den Rieſenvögeln fremder Welttheile zu erzählen, wie von den Schwalben vor ſeiner Hausthür. Die auswärtigen Könige erklärten ſich oft den Krieg, wenn ein Fürſt den Mandarin vermochte, in ſein Gebiet früher zu kommen, als in das eines andern. Sie hätten es alle gern gehabt, er wäre im Lande und zur Rechten des Königs geblieben. Ach, was hätten die fremden Völker nicht für einen ſolchen Miniſter gegeben? Er würde alle auswärtigen Feinde durch einen ſchöngeiſtigen Zweikampf beſiegt und ſomit viel Blut und Geld erſpart haben. Er hätte die Könige zeichnen und dichten und die Königin ſo vortrefflich tanzen gelehrt, daß ſie damit das Glück aller ihrer Unterthanen begründet hätte. Ich muß euch aber ſagen, daß ihr auch in meinen Augen ſchlechter Koth ſeid, ſeitdem mich jener Mann zweimal umarmt und zu öfterm ſeinen Freund genannt hat. Ihr werdet einſehen, daß dieſer Stolz gerecht iſt und ich euch nicht ohne Grund verachte."

Inzwiſchen war aber ſchon das Gerücht verbreitet, daß ſich der mehrfach geſchilderte Wundermann in eigner Perſon unter dieſem Zuge befände. Das Wogen und Drängen nahm zu und Dhü-Kummuz verſprach, der Neugier zu gewähren. „Seht ‚her!" rief er, indem er ſein Pferd anhielt und den Correſpondenten an ſich vorbeireiten ließ: „Wer auf dem ganzen Erdboden kann mit ſo viel Einbildungskraft im Sattel ſitzen? Wem iſt es möglich, mit dieſem Scharfſinne den Steigbügel von den Rippen des Pferdes entfernt zu halten? Ich ſchwöre, der Klepper ſelbſt empfindet, daß ihm das Licht der Vernunft auf dem Rücken brennt. Und zum zweiten Male ſchwör' ich, daß Euer Stumpfſinn ohne Gränzen iſt. Denn es bedarf nur etwas kurzer Ohren, um einzuſehen,

# Drittes Capitel.

## Der Meister des Meisters.

Als Murray sich an jenem Samstag Abend, den wir von der Erzählung der Harder'schen Diener kennen, überzeugt hatte, daß der traurige Zustand der Tochter seines Wohlthäters, des Gefangenwärters in Bielau, nur durch eine geregelte psychische Behandlung in einem Krankenhause geheilt werden konnte, machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er den Seelenzustand des verzweifelten jungen Mädchens zu heftig geweckt, die Ohnmacht ihres Gewissens zu gewaltig aufgerüttelt hatte ... Auch die Reue bedarf der milden Uebergänge. Kein menschliches Herz ist wie ein eisengegossenes Gefäß, daß es bald eiskaltes, bald siedendheißes Wasser in rascher Abwechslung ertragen kann. Es wird immer springen, wenn man es nicht allmälig erkalten, allmälig erwarmen läßt ... Die Kraft des Gebetes hatte Murray schon oft in wunderbarer Macht kennen ge-

lernt. Wie glücklich fühlte er ſich, als er hoffen konnte, Auguſte in einer fernen Gegend mit einem guten Manne zu einem neuen Leben aufblühen zu ſehen! Und wie ſchmetterte ihn da gleich der Auftritt mit Mangold nieder, zu dem er doch nur ſchweigen konnte! Er hoffte, der Starrkrampf, der ſich damals auf Auguſten's Bruſt gelegt hatte, würde vorübergehen und ihm Raum geben, ſie auch über dieſe vernichtende Erfahrung zu einer ſtillen Ergebung zu führen. Umſonſt! Das Gefäß ihres Geiſtes war zerſprengt. Es lag in Trümmern. Der Wahnſinn hatte alle ſeine Hoffnungen vernichtet.

Auguſte kannte Murray nicht mehr als den Freund ihrer Seele wieder; ſie behielt nur die Vorſtellung ſeines Alters, ſeiner ſcheinbaren Schwäche, ſeiner Freigebigkeit. Sie putzte ſich unter den Irren mit jedem Lappen, den ſie erhaſchen konnte. Stolz, Gefallſucht, Tanzluſt, Liebe waren die böſen Geiſter, die auf dem geſprengten Boden ihres Geiſtes nun doch das Feld behaupteten. Kein Wort des Zuſpruches mehr konnte ſie auf andere Gedanken, als die der alten Richtung führen. Murray mußte es aufgeben, in dies Dunkel noch irgend einen Lichtſtrahl werfen zu wollen. Er dachte zwar an manches Heilmittel. Er war bei dem Maler Reichmeyer, um den Verſuch einer Sitzung der

Kranken zu machen, da Auguste immer von ihrem Bilde phantasirte. Er traf dort einen jungen Gentleman, dessen Name, als er sich entfernt hatte, ihm Heinrichsen genannt wurde; Reichmeyer selbst versprach auch, sich den Vorschlag zu überlegen. Seither geschah aber nichts Weiteres in diesem Versuch, Auguste Ludmer zur Besinnung zu bringen. Murray empfahl sie der Pflege der Aerzte, bezahlte ihren Unterhalt und kehrte zu der eigenthümlichen, sich widersprechenden Lebensweise zurück, die in ihrem innersten Kerne irgend einen bedeutenden Gedanken, eine gefahrvolle und ihm doch unendlich nothwendige Unternehmung zu bergen schien.

Als er an jenem Donnerstage nach Hause gekommen war, schlief schon die Eisold'sche Familie. Am Freitage lehnte er den Ring entschieden ab, den ihm Louise wiedergeben wollte. Am Samstag, als sie wiederkam, wurde er, von innerster Theilnahme um Augusten bewegt, fast zornig über die erneuerte Rückgabe. Am Sonntag, als er schon ganz früh ausgegangen war, um zu sehen, wie Auguste in ihrer neuen Lage die erste Nacht zugebracht hatte, war er weicher gestimmt und bat Louisen seine heftigen Worte ab, die auf nichts Anderes hinaus gingen, als daß er ihr zugerufen hatte: Halten Sie mich denn für einen Be-

trüger? Ich bin ja reich! Ich habe nur meine Ursachen für arm zu gelten! Er setzte sich zu seiner Nachbarin und fragte sie, warum sie traurig wäre? Sie zeigte auf den Regen, der in Strömen an die Fenster schlug und erzählte ihm die getäuschte Hoffnung auf eine ländliche Erholung. Daraus war manches Wort, hinüber und herüber, entstanden. Man hatte Erfahrungen und Ansichten ausgetauscht. Als Louise unter den Theilnehmerinnen der vereitelten Partie auch Franziska Heunisch nannte, war ihm dieser Name aufgefallen und Louise hatte nichts Arges darin gefunden, daß er sich genauer nach den Verhältnissen dieses Mädchens erkundigte. Sie hing mit Heunisch dem Förster, mit dem Jägerhause im Walde von Hohenberg, mit Ursula Marzahn zusammen, und schon einige male hatte er Louisen gefragt, ob sie niemals von diesem gewiß artigen Kinde einen Besuch empfinge. Louise sagte ihm darauf: Wir Menschen, die wir arm sind und arbeiten müssen, können mit unseren Freunden wenig Anderes thun, als sie recht von Herzen lieb haben und nur nicht vergessen. Die Zeit und Gelegenheit, eine Freundschaft zu hegen und zu pflegen, findet sich selten. Da muß man wissen, Der oder Die denkt an dich, wenn sie arbeiten und plötzlich sieht man sich dann einmal und gibt sich die Hand, gleich

als hätte man sich gestern gesehen, oder man umarmt und küßt sich so herzhaft, daß es gleich für ein halbes Jahr wieder genug ist. Und so fleißig las das seltsame Mädchen in dem seit einiger Zeit sich ganz besonders prächtig entfaltenden Journale: „Das Jahrhundert," das von ihrem Linchen und ihrem Wilhelm colportirt wurde, daß sie von ihrem Lieblingsschriftsteller Guido Stromer sogleich folgende Stelle zu citiren wußte:

O wer kennt die geheimen Wege der wunderbaren Natur, die den kleinen See auf dem Sankt Gotthard doch mit dem großen Weltmeere verbinden! Wer ahnt den Zusammenhang der Geister, die sich niemals sahen und niemals kannten und die doch an dem gemeinsamen Ziele der Menschenerlösung mitarbeiten!

Murray mußte lächeln über die Anwendung dieser Worte auf Louise Eisold und ihre kleinen Verhältnisse. Er erfuhr, wie die Literatur, die Zeit und ihre gährende Richtung in diese bescheidene Wohnung drang und hatte zunächst das innigste Mitleid mit den Kindern, die im strömenden Regen sich gern bis auf die Haut durchnässen ließen, wenn nur ihre Zeitungen trocken blieben!

Einmal schon war er im Begriff gewesen, sich nun selbst bei Fränzchen Heunisch einzuführen. Er suchte

ihre Wohnung auf. Da fiel ihm sein abschreckendes Aeußere, seine zweideutige Lage ein. Er fürchtete, das junge Mädchen zu entsetzen und noch mehr sich durch eine zur Schau gestellte Neugier in seinem Zusammenhange mit Dingen zu verrathen, die er tief verschleiern zu wollen schien. Schon stand er an dem Hause, Wallstraße Nr. 14, schon wollte er die Hausflur betreten, als an ihm ein Mann vorüberhuschte, den er sich entsann schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Er konnte sich auf diese langgeschenkelte Kreuzspinne nicht besinnen. Es war allerdings jener philanthropische Besucher des Gefängnisses, in dem er acht Tage lang hatte ausharren müssen, und doch war er es wieder nicht. Er erkundigte sich bei einer Magd, die eben aus dem Hause trat und ihm sagte, dieser Herr wäre ein italienischer Sprachlehrer, Namens Barberini, wenig zu Hause und auch im Begriff, binnen einigen Tagen auszuziehen. Um so gespannter war Murray, als er zu Hause ein Billet fand, worin ihm Sylvester Raflard — so hieß jener Philanthrop, der ihn schon einmal hatte besuchen wollen — schrieb, er nähme an ihm so viel Interesse, daß er ihn aufforderte, ihn morgen, am achten October, in der Wohnung der Gräfin d'Aziment, im Hotel garni, am großen Markte, gegen zwölf Uhr zu be-

suchen. Aus Neugier, oder richtiger gesagt, aus einem gewissen Fatalismus, der ihn bestimmte, keinem vom Schicksal ihm zugeworfenen Winke aus dem Wege zu gehen, entschloß sich Murray wirklich, das ihm bezeichnete Hotel garni aufzusuchen.

In seiner ruhigen bedächtigen Weise, unter dem Schutze der schwarzen Binde, die ihm erlaubte, von unten herauf scharf zu spähen, folgte er dem Bedienten, der ihn durch den großen Salon rechts in ein geschmackvoll möblirtes gelbes Zimmer führte. Ein gewisses Vorgefühl, eine scharfe Menschenkenntniß sagte ihm, daß auf dem Antlitze jenes Philanthropen Etwas gelegen hatte, was ihm eine große Behutsamkeit zur Bedingung machen mußte. Jedenfalls, sagte er sich, hält dich dieser Menschenfreund für einen Verbrecher. Deine Lage, das Mistrauen der Polizei, dein Aeußeres führte ihn darauf. Will er dich beten lehren, bessern, will er deiner Zukunft den guten Weg der Tugend bahnen? Ich bin begierig!

Wie erstaunte Murray nun, als Sylvester Rayland eintrat und in der That völlig dem Professor Barberini glich, der so windschnell an ihm vorübergeschlüpft war. Weit entfernt, diese Vermuthung, daß beide Personen eine und dieselbe wären, laut auszusprechen, nahm er jetzt nur umsomehr die Miene der

großten Harmlosigkeit an und beschloß sogar, einen gewissen Kretinismus zu zeigen, dem gegenüber die Menschen, die sich etwas dünken oder die etwas mit uns vorhaben, immer am offensten ihr wahres Gesicht zeigen.

Er verbeugte sich höflich und schüchtern und that fast, als wüßte er nicht, in welcher Hand er seinen Hut halten sollte.

Rassiard, durch diese Zaghaftigkeit sogleich ermuntert, bedeutete ihn Platz zu nehmen.

Murray sah sich ängstlich nach einem Stuhle um und zögerte.

Ei, so setzt Euch doch! sagte Rassiard mit ziemlich geläufigem Deutsch und rückte ihm mit dem langgestreckten Fuße einen Sessel hin, während er selbst ihm gegenüber Platz nahm.

Murray nahm den Sessel, putzte ihn sorgfaltig ab, zog sein karrirtes Taschentuch, schwenkte es aus und breitete es auf das gelbseidene Polster, das er sich Mühe gab ja nicht verunzieren zu wollen.

Ihr kennt mich? fragte Rassiard.

O Herr, sagte Murray . . . von da!

Er machte eine Miene, als wenn seine Arme übereinandergeschlossen wären und deutete das Gefängniß an.

Ihr kennt mich alſo. Ihr habt mich ſeitdem nicht wieder geſehen?

Murray ſchüttelte getroſt den Kopf.

Ich war ſchon einmal bei Euch, Murray ...

Danke, Herr. War nicht zu Hauſe. Ich weiß es.

Ihr wohnt in einem elenden Käfig. Ich habe Euch eine halbe Stunde ſuchen müſſen.

Danke, Herr!

Ich wollt' Euch Glück wünſchen, daß Ihr ſo raſch losgekommen ſeid ...

Danke, Herr!

Das weiß man ſchon, ein Engländer ſeid Ihr nicht ...

Nein, Herr! Haha!

Ihr ſeid ein ehrlicher Deutſcher und reiſt zu Eurem Vergnügen als Gentleman?

Murray lachte faſt ſtumpfſinnig.

Habt Euch gewiß von Euren Geſchäften zurückgezogen und wollt Eure Tage in Ruhe beſchließen?

Murray lachte mit gleichem Ausdruck.

Wie kann man, wenn man Incognito leben will, auf Bälle gehen und am Putze ſeines Frauenzimmers verrathen, daß man viel Gold zu verſilbern hat?

Murray that verſchämt, als wollte er ſagen: Was macht nicht aus dem Menſchen die Liebe!

Rafflard hatte ſo raſch geſprochen, daß er in's Huſten gerieth und ſich erſt ruhen mußte.

Recht ſchlimmer Huſten Das! ſagte Murray faſt mitleidig.

Katarrhaliſch! Die Sumpfluft meines Berufes, die mephitiſchen Ausdünſtungen unſrer liebloſen altmodiſchen Burgverließe . . .

Murray huſtete, als läg' es auch ihm auf der Bruſt.

Auch davon ſchon viel eingeathmet? fragte Rafflard ſchlau lauernd.

Murray, ſich unſchuldig ſtellend, ſtöhnte:

Das engliſche Klima!

O das iſt gut fur das Aſthma — feuchte Luft iſt gut! Freilich ſolche Kerker wie hier! Unterirdiſch, unter dem Niveau einer Kloake, die man einen Fluß nennt

Murray lachte hoch auf. Wenn ſein bedecktes Auge ihn nicht geſchützt hätte, wurde Rafflard geſehen haben, daß er plötzlich erſchrocken war.

Es iſt unverantwortlich, ſagte Rafflard und nahm eine Priſe, was er ſelten that und hier als Beweis ſeines behaglichen Vertrauens einſchaltete, es iſt unverantwortlich, daß man die unglücklichen Opfer ſchlechter Erziehung, die unſre Gefängniſſe bevölkern müſſen,

daß ich das Glück habe, neben dem Correſpondenten des Mittelpunktes der Erde, neben dem in Laſſa reſidirenden Geſandten von China zu reiten."

Jetzt brachen unzählige Stimmen in unzählige Huldigungen aus. Wie im Triumphe zog der Correſpondent in Teſchulumbo ein, nachdem die vielen vergoldeten Traghimmel und Thürmchen dieſer Stadt ſchon aus der Ferne vom Sonnenlichte beſchienen, den Kommenden entgegengeglänzt hatten. Der Gefeierte rückte zuweilen ſtolz an ſeinem Hute und blickte Dhü-Kummuz mit einem Ausdrucke an, der eben ſo ſehr ſeine Zufriedenheit bezeichnete, als er für eine Gefälligkeit, zu der den Schalk nichts verpflichtet hatte, an Dankbarkeit zu gränzen ſchien. Dhü-Kummuz erwiederte dieſe zufriedenen Mienen mit beſcheidenem Lächeln.

Im Innern ſeines Palaſtes hatte der Teſchu-Lama ſeine vertrauteſten Freunde und die von ſeinen Planen unterrichteten Beamten verſammelt. Es war ein Mann, in deſſen Mienen nichts an den Prieſter erinnerte, als ein leichter Ausdruck von ſtrenger Vorſicht, der ſich zuweilen bis zu einem ſchlauen Blicke ſteigerte. Seine ganze Erſcheinung erinnerte eher an einen Krieger, als an den Mann des Friedens. Es ſchien, als hätte die Prieſtermütze, welche ſein Haupt bedeckte, nur den kriegeriſchen Helm auf einen Augenblick verdrängt und als müßte aus dem ſeidenen Atlasmantel, der ſeinen Leib umfloß, die Spitze eines Schwertes oder Dolches hervorblinken. In ſeinen Bewegungen war nichts von der feierlichen Würde, die einem Prieſter und Untergotte ziemte, ſondern es beherrſchte ihn eine Lebhaftigkeit, die mit ſeinen Empfindungen und Gedanken in Wechſelwirkung ſtand.

weil ſie der allgemeinen Sicherheit und Ordnung ſchädlich ſind, nach ihrer Entlaſſung niemals frägt: Was beginnſt du nun? Was thuſt du nun, um dich mit der Geſellſchaft, die dich fürchtet, auszuſöhnen? Man ſtellt die entlaſſenen Sträflinge unter polizeiliche Aufſicht und lauert nur gleichſam auf den Augenblick, ſich ſo raſch wie möglich wieder ihrer bemächtigen zu können.

Mit einem aufwallenden Gefühl der Uebereinſtimmung und der innerlichſten Ueberzeugung ſagte Murray:

O Das iſt wahr!

Raſſlard erſchrak faſt vor dem eigenthümlichen edlen Ausdruck, mit dem Murray dieſe Worte, aus tiefſter Seele, ſprach. Murray bemerkte Dies und überhörte faſt die Frage, die nun Raſſlard an ihn richtete:

Man hat Euch, Murray, unter Aufſicht geſtellt?

Raſſlard mußte dieſe Frage wiederholen.

Murray zog die Achſeln, machte eine komiſch verlegene Miene und deutete mit den Händen gleichſam an: Was weiß ich? Das ſagt man Einem nicht!

Ich weiß es, Murray, ſagte Raſſlard, der nun faſt gewiß war, einen geheimen, ſehr ſchlauen Verbrecher vor ſich zu haben; ich erfuhr es beim Oberkommiſſär Par. Ein gewiſſer Hackert, der bei ihm

arbeitet, ſagte mir's, als ich nach Euch fragte, daß man Euch für gefährlich hält.

Murray zuckte wieder die Achſeln mit gleicher Miene, gleicher Zweideutigkeit . . .

Es nahte ſich jetzt der ſchwierige Augenblick, wo Rafflard in der Nothwendigkeit war, durch eine geſchickte Wendung den Uebergang zu gewinnen, um über Das, was er mit Murray vorhatte, die Maske zu lüften.

Ihr werdet wohl ſchon gemerkt haben, Meiſter Murray, ſagte er, daß mich reine Menſchenliebe, nicht Frömmelei oder ſonſt ein pedantiſcher Beweggrund in die Gefängniſſe führt. Ich ſuche dort Menſchen, die mir nicht einfällt, in Engel verwandeln zu wollen. Ich kenne unſre Natur. Ich weiß, wieviel dazu gehört, um ein praktiſcher Menſch zu ſein, reell, zuverläſſig, gehorſam, verſchwiegen. Die Tugenden, die den Engel ausmachen, mag vollends einſt der Himmel in uns bilden. Für dieſe Erde iſt ſchon viel gewonnen, wenn wir z. B. in den gebeſſerten Verbrechern thätige Menſchen wiederbekommen, unſchädliche, nützliche Glieder der Geſellſchaft, wie ſie einmal iſt. Seid Ihr nicht meiner Meinung, Murray?

Murray lachte und meinte:

Herr, wenn Einer herauskommt und gleich etwas

zu arbeiten, zu verdienen findet, nimmt er sich wohl in Acht, daß sie ihn sobald wieder bekommen.

Diese Ausdrucksweise ermuthigte Rafflard.

Das ist's, was ich meine, sagte er. Etwas verdienen! Arbeit! Arbeit! Irgend eine Beschäftigung finden, die ihren Mann nährt! Und da will ich Euch etwas sagen, Murray! Glaubt Ihr, daß ich Euch zum Bußepredigen hergerufen habe?

Die Kirchen sind ja Sonntags offen, antwortete Murray trocken.

Sehr wahr! Und nun, Murray, wenn Ihr mir vertrauen wollt, will ich Euch Gelegenheit geben, etwas zu verdienen.

Danke, Herr! Danke!

Ich bin, begann Rafflard mit schlauer Miene, forschend nach dem Eindruck, den er auf sein Gegenüber hervorbringen würde, ich bin in ein sehr schwieriges, sehr wichtiges Familienverhältniß verwickelt. Eine glückliche Lösung desselben wird durch einen abscheulichen, schlimmen Menschen verhindert, der auf jede nur erdenkliche Weise diese Lösung zu unterbrechen sucht. Diesen Menschen aus der Nähe der edlen Wesen, die er nur quält, nur belästigt, zu entfernen, ist mir eine heilige Pflicht. Mit Gewalt ist nichts auszurichten. Aufsehen darf es keins geben und so

bin ich von der Nothwendigkeit durchdrungen, die Entfernung dieses schlimmen Menschen auf eine stille, besonnene und doch zum Ziele führende Art zu bewerkstelligen.

Murray mit unverstellter Spannung horchte hoch auf.

Dieser Mensch, fuhr Rafflard fort —

Wie heißt er, Herr? sagte Murray rasch mit dem Ausdruck der bereitwilligsten Ergebenheit.

Der Name thut vorläufig nichts zur Sache —

Vielleicht kennt ihn Unsereins —

Nein, nein, er ist sehr gefährlich, aber es ist nicht nothwendig, da auf ihn nicht gewirkt werden kann, daß sein Name genannt wird. Dieser gefährliche Mensch, sag' ich, hat ein Mädchen, das er liebt ... nicht eigentlich eine Braut oder Verlobte ... wohl aber ein Wesen, für dessen Wohl und Wehe er sich in einem Grade interessirt, den man seinem bösen Charakter kaum zutrauen möchte. Ich bin der festen Ueberzeugung, wenn man bewirken könnte ...

Rafflard stockte.

Nun, Herr? ermunterte ihn Murray mit scheinbarer Ungeduld.

Ich bin der Ueberzeugung, daß dieser Störenfried die angedeuteten edlen Menschen nicht ferner beunruhigen, bis auf's Blut quälen wird, wenn man

jenes Mädchen, an dem er leidenschaftlich hängt, plötzlich von hier in aller Stille entfernen könnte ... Versteht Ihr, Murray —

Wohl! Wohl!

Ich bin überzeugt, daß jener schlimme Gesell, auf den nichts wirkt, den keine Drohung von hier fortzubringen im Stande ist, augenblicklich bis an's Ende der Welt reisen würde, wenn es plötzlich hieße: Jenes Mädchen ist nach Hamburg verschwunden oder man hat seine Spur am Rhein verloren oder man glaubt, daß sie ein gewisser Murray oder ein gewisser Sylvester, wählt jeden beliebigen Namen, nach London entführte! Man glaubt, daß sie dieser Wagehals mit sich zu Schiffe nach Amerika nimmt! Genug, ein solcher Glaube, begründet auf ein Unternehmen, das in dieser Weise nicht einmal braucht ausgeführt zu werden, nur vier Wochen unterhalten, dies Gerücht nur etwa vier Wochen geschürt, würde die einzige Art sein, die edle Familie von dem lästigen Störer gerade beim Abschluß einer wichtigen Verhandlung fernzuhalten. Ein solcher Dienst, mit einer gefüllten Börse belohnt — was sagt Ihr dazu, Murray?

In Murray kochte der Zorn. Alle zurückgehaltene Glut drang ihm in die Brust. Er war nahe daran, aufzuspringen, den Heuchler an der Brust zu packen

und ihn zu ſchütteln mit den Worten: Elender, wofür hältſt du mich? ... In ſeiner ihm faſt die Rede erſtickenden Aufregung konnte er nichts hervorbringen, als die Frage:

Wer iſt das Mädchen?

Eine unbedeutende, arme Nähterin, ſagte Raſſlard. Ein Mädchen, ohne allen Anhalt, ohne alle Verwandte. Ich kann Euch den Namen ſagen und muß es, da Ihr Euch nach ihren Verhältniſſen doch erkundigen werdet. Sie heißt Franziska Heuniſch.

Franziska Heuniſch?

Kennt Ihr ſie?

Nein! Nein!

Aber Muray mußte ſich bei dieſen Worten bekämpfen. Gerade dies Mädchen war ihm für gewiſſe geheime Plane, die er verfolgte, ſchon längſt von Wichtigkeit geworden. Ihr galt die Berechnung eines, wie er ſchon durchſchaute, abſcheulichen Planes. Er ſollte ſie mit Gewalt überfallen, entführen! Und nun galt es die letzte Kraft ſeiner Verſtellung zuſammenzuraffen und mit dem Scheine der größten Ruhe und dienſtfertigſten Ergebenheit zu ſagen:

Herr! Das iſt ein Stück Arbeit! Ich will's wagen; aber — wie greif' ich's an?

Das, Murray, mußte eben Eure Sorge sein!

Hm! Hm! simulirte Murray und schlug sich die Stirn. Meine Fauste, Herr, sind nicht mehr starksten. Wenn es gelten sollte, Einen zu knc und mit verbundenem Munde Abends an den Th in einen Wagen zu schleppen . . .

Ihr mußtet Unterstützung haben.

Das wäre nicht gut, Herr.

Bedenkt, ein schwaches Mädchen!

Ein schwaches Mädchen! Franziska Heunisch Wo wohnt sie?

In der Wallstraße Nr. 14 im Hinterhofe.

Darf ich mir's aufschreiben?

Ich rathe Euch Das. Merkt Euch jeden Umst Sie wohnt bei einem Tischler, hat Verwandte kleinen Fürstenthum Hohenberg, einen Förster Prinzen von Hohenberg . . . sie näht, bald hier, dort, bald zu Hause, bald auswärts . . . verschw sie plötzlich, so ließe sich, wenn Ihr Euch auch borgen hieltet, Murray, die Vermuthung, daß sie Hamburg, von da nach England entführt wäre, jenem Menschen mittheilen, der sie augenblicklich folgen würde. Man kennt Euren Geschmack, Auf dem Fortunaball habt Ihr Euch verrathen!

Kummer, den Ihr empfinden würdet, die Unannehmlichkeit, diese schöne Stadt zu meiden, würde sich leicht verschmerzen lassen und eine große Schuld ladet Ihr nicht auf Euch. In drei Tagen könnt Ihr das Mädchen wieder freigeben, wenn sie nur bewacht, an der Rückkehr, am Schreiben verhindert wird.

Murray hatte das Portefeuille auf seinen Knien und schrieb mit einer Hand, die vor Erregung zitterte.

Als er mit seinen Notizen scheinbar fertig war, fragte Rafflard:

Also Ihr übernehmt es, Murray?

Ich brauche drei Tage, sagte dieser, um mir doch zu überlegen, wie so einem Fange beizukommen ist. Mädchen sind Forellen.

Rafflard fand dies Bild charmant und so gut gewählt, daß er von der größern Bildung, die sich bei dem ihm Anfangs stumpfsinnig erschienenen Murray zu erkennen gab, jetzt nur noch mehr befriedigt wurde. Es lag ihm daran, lieber einen Helfershelfer von Verstand zu finden.

Das ist mir recht, sagte Rafflard, ich brauche ebensoviel Zeit, um die Vorkehrungen zu treffen, daß der Verfolger erst nach Hamburg und von da nach England dirigirt wird.

Teufel, Herr! Wie stellt Ihr das Alles an?

Durch Freunde, die sich gern geneigt zeigen, eine edle Unternehmung zu unterstützen, sagte Rafflard.

Und wo find' ich Sie wieder, Herr? fragte Murray fast kopfschüttelnd.

Am liebsten sprech' ich Euch hier!

Hier? Fürchtet Ihr für die silbernen Leuchter da nichts, Herr?

Ich denke, Ihr behandelt uns als Gentleman! Besonders wenn wir uns einstweilen gleichfalls als solchen zeigen ...

Damit überreichte Rafflard Murray ein schon vorbereitetes Papier, in welchem Goldstücke in reicher Anzahl hin- und herrutschten.

Murray nahm sie ohne Bedenken mit künstlicher Gier und versprach schon morgen um diese Zeit, an dieser Stelle Bericht zu erstatten.

Rafflard schlug ihm auf die Schulter und begleitete ihn durch den Salon, wartete aber wohlweislich, bis Murray die Thürklinke ergriffen hatte und hinaus war. Dann harrte er noch einige Sekunden, um zu lauschen, ob der halbe Bandit auch wirklich ging und die Drohung mit den silbernen Leuchtern nicht wahr machte. Dann aber wandte er sich, um zur Gräfin zu gehen; denn der Bediente begegnete ihm und sagte, er hätte eben Herrn Heinrichsen angemeldet. Hein-

richſen mußte alſo im Vorzimmer ſein. Unangenehm berührt von dieſem Namen, aber unendlich befriedigt von dem glücklichen Erfolg des Kaufes, den er an dem Entführer eines jungen Mädchens gemacht zu haben glaubte, trat Rafflard wieder zur Gräfin ein ...

Murray aber, noch verwirrt von dem Erlebten, ſtand eine Weile in dem Vorzimmer. Sollte er doch die Maske fallen laſſen und mit hohnlachendem Ingrimm über Sylveſter Rafflard, den Philanthropen, in ein Strafgericht ausbrechen?

Wie er noch ſtand, ging ein Herr vorüber, um in den Salon zu treten. Er ſtreifte ſeine Kleider. Murray blickte auf und erkannte Heinrichſen, den er bei dem Maler Reichmeyer angetroffen hatte, als er dieſen beſuchte, um den Verſuch zu machen, ob man nicht durch eine Malerſitzung die wahnſinnige Auguſte heilen könnte, da Auguſte unaufhörlich von ihrem Bilde phantaſirte ...

Ha! Ha! rief er mit einem wilden Anfalle bitterſter Ironie: Sie hier? Gibt es hier auch Modelle, Herr?

Heinrichſen wandte ſich und ſah zu dem Sprecher verachtlich zurück.

Murray hatte bei Reichmeyer nur ſeinen Namen erfahren und Heinrichſen war gegangen, als er merkte,

Die Nachricht von dem gemachten Friedensſchluß war hier noch nicht angekommen. Die Ungewißheit darüber ſtörte daher jede Berechnung der Zukunft, welche von den Einen unter den Verſammelten gemacht und von den Andern geprüft wurde. Wir würden durch die Mittheilung des Protokolls dieſer Verhandlungen einen groben Verſtoß gegen die Kunſt der Anlage einer Erzählung begehen; denn da wir längſt von dem glücklichen Ausgange jener Friedensanträge unterrichtet ſind, ſo kann in den Chancen der Zukunft, wie ſie auch ohne dieſelben eintreten ſollten, für uns durchaus kein Intereſſe liegen. Es genügt anzumerken, daß aus allen vorangegangenen Entſchließungen ein unbedingtes Vertrauen auf die eigene Kraft und die Gunſt des Glückes ſprach.

Geraume Zeit vor der Rückkunft der Geſandtſchaft trat ein Mann unter die Verſammelten, deſſen Theilnahme an den Planen des Statthalters uns vor einiger Zeit noch überraſchte, an die wir uns aber gewöhnt haben, ſeitdem wir ſie zu rechtfertigen ſuchten. Der Schaman beugte vor dem Teſchu-Lama ſein Knie und überreichte ihm zum Zeichen ſeiner Huldigung eine weiße Schärpe, die der Statthalter ſeinerſeits mit einer grünen an den Schamanen auswechſelte. Die Ceremonie wurde um Vieles verkürzt, weil Alles auf die Nachrichten des Schamanen begierig war und es dieſen eben ſo ſehr drängte, ſie mitzutheilen. Er kam auf geradem Wege aus Laſſa, einem Orte, deſſen kleinſte Verhältniſſe in Teſchulumbo intereſſirten und in weitläuftige Anſchläge gebracht wurden. Seine Miene verrieth, daß er etwas von Bedeutung mitzutheilen hatte.

„Beklagt nicht die Beſchwerlichkeiten, welche ich auf dieſer Reiſe zu überwinden hatte;“ begann er dankend gegen

daß dieſer wunderliche alte Mann mit ſeinem Ku
genoſſen allein zu ſprechen wünſchte. Schön und
fällig wie Heinrichſen war, hatte er Murray's
tereſſe erregt und damals die Frage nach ihm
anlaßt.

Sie kennen mich nicht! ſagte Murray. Ich h
die Ehre, Herrn Heinrichſen — eine junge Verwa
wollte ich von Ihnen malen laſſen. Sie wollte
nicht ſitzen, als ich Ihren Namen nannte — Aug
Ludmer, Herr Heinrichſen!

Heinrichſen erſchrak über dieſe Zudringlichkeit
wollte zur Gräfin.

Murray hielt ihn feſt und ſagte ihm mit
nem Tone, der ſich durch ſcheinbaren Scherz
mäßigte:

Sie ſollten ſie malen, Herr, wie ich ein Stü
London geſehen habe, als ich im Theater war.
tolles Mädchen trat auf, der Einer den Kranz
riſſen hatte, Stroh und Blumen trug ſie auf
Kopf, ſang Lieder und war toll ... Malen Sie
mein Herr! Auguſte Ludmer kann Ihnen dazu
Narrenthurm ſitzen. Die Mutter Ihres todten Ki
ſitzt im Narrenthurm.

Wovon ſprechen Sie denn? Was wollen
ſtotterte Heinrichſen, der zu den Männern ge

deren Muth nur bei solchen Gelegenheiten sich bewährt, wo ein witziger Einfall die Stelle einer Handlung vertritt. Wo die ernsten Thatsachen des Lebens sprachen, verlor er jedesmal die Gegenwart seines sonst immer schlagfertigen Geistes.

Wer ist der Mann da? fragte er ungeduldig fortdrängend den Bedienten und riß sich los . . .

Ich bin Murray, sagte der Alte und hielt ihn nun zum Schrecken des feigen Bedienten gewaltsam fest, Murray, ein Engländer! Von Auguste Ludmer sprech' ich, die in allen Ihren Bildern die Menschen entzückt hat und jetzt im Tollhause sitzt. Herr, wie hieß die Prinzessin, die ich in London sah? Sagen Sie mir, wie das Mädchen mit einem Strohkranze um den Kopf, mit Maasliebchen im Haare, geheißen hat?

Ophelia wahrscheinlich! sagte Heinrichsen zitternd und riß sich mit letzter Gewalt von dem unheimlichen Manne los, der ihn am Rocke zerrte.

Murray stand und grinste ihm zernfunkelnd nach.

Der Bediente schien, als Heinrichsen zur Gräfin eingetreten war, nicht zu wissen, ob er mit diesem kecken Alten höflich sprechen oder ihn wegen seiner Unverschämtheit zur Thür hinauswerfen sollte. Nur

der Gedanke, daß doch Herr Professor Raflard s
mit ihm so lange unterhalten hatte, mäßigte sei
schlimmen Voraussetzungen . . .

Bester Freund, sagte Murray mit einem eigen
Ausdruck von verwirrter Ironie, der den innern Zo
verbergen sollte; bester Freund, ja, ja, das Stück h
tet Ihr in London sehen sollen. Ein Mädchen ka
darin vor, das sich vernünftig stellte und toll w
und ein junger Mensch, schwarz von Kopf bis z
Zehe, der sich toll stellte, der aber ganz vernünf
sprach. Freund, der Mann spielte seine Rolle so n
türlich, daß man hätte schwören mögen, er käme g
raden Weges vom Irrenhaus. Aber ein Spitzbu
war's! Ein echter Spitzbube!

Der Bediente warf ärgerlich die Thür hinter d
vorlauten, unheimlichen, wie irr redenden Alten zu

Murray, Athem schöpfend, seine Brust an d
Luft erweiternd, stieg bedächtig die mit Decken beleg
von Gypsstatuen gezierte Treppe hinunter und üb
legte sich, ob er da wiederkommen würde oder nic
ob es besser wäre, zu einem bösen Anschlage se
falsches Angesicht zu zeigen oder sein wahres . . . A
er auf der Straße war und das Gewühl der Me
schen sah, die aneinander vorüberrannten, Jeder g
schäftig im Bewußtsein seiner eigensten Interessen,

überkam ihn fast die Lust, es mit Sylvester Rafflard auf dem Wege, den dieser eingeschlagen hatte, nun weiter zu versuchen, das ihm gegebene Geld einstweilen zu behalten und Franziska in der That, wenn auch nur scheinbar, zu entführen . . .

Uebereinstimmung ist der Köder, sagte er sich, mit dem man die Füchse hervorlockt aus ihren Gruben, wenn man sie fangen will! Diese Welt ist nicht für die Ehrlichkeit. Jedes Geheimniß hat seinen eigenen Schlüssel. Die Weisheit soll die Klugheit zu ihrer Dienerin haben. Jene thront, diese regiert. Nur Die sind übel daran, die in ewiger Klugheit immer die Sprache der Menschen reden müssen und darüber die Sprache des Himmels vergessen. Das Flammenschwert der Wahrheit, das auf einmal alle Truggespinnste durchschneidet, darf man nie aus der Hand geben. Aber man soll es auch nicht ewig schwingen, man soll es auch nicht brauchen gegen Jeden. Mit diesem Elenden willst du gehen, bis du ihn entlarvt hast!

Der Jesuit aber verließ bald darauf freudestrahlend die Gräfin, um den Propst Gelbsattel zu besuchen. Sylvester Rafflard war in einer ewigen Bewegung, wie damals, als er auf dem Fortunaball

Fränzchen Hennisch umschwirrte, die ihm gefiel und für seine Huldigungen unbefangen genug schien. Sein ganzes Wühlen und Schleichen liegt nun am Tage. Er hatte Franziska später in ihrer bescheidenen Existenz aufgesucht, sich die Mühe gegeben, scheinbar ihre Sprachstudien zu leiten, aber bald dem Plane entsagt, sie für seine niedrige Sinnlichkeit erobern zu wollen. Dennoch behielt er das schöne Mädchen im Auge, als er bemerkte, wie werth sie jenem Louis Armand geworden war, der über den Prinzen Egon eine Herrschaft übte, die er brechen mußte, um eine Verbindung zwischen Egon und Helenen zu Stande zu bringen. Sein Späheramt, das er auf Louis Armand unter dem Namen eines Italieners, Signor Barberini, ausüben wollte, wurde gestört, da er als Besitzer eines Quartiers, das er nie bewohnte, bald verdächtig werden mußte. Er hatte Louis Armand der Polizei als Communisten angezeigt, doch davon noch keinen Erfolg bemerken können. Die alte Gräfin d'Aziment schrieb Brief auf Brief und hoffte von ihm die baldigste Bestätigung, daß Helene auf eine Scheidung von ihrem Sohne dringe, den sie selbst beerben wollte. So entschloß sich Raffard zu Gewaltschritten. Tankmar, Siegbert Wildungen schienen ihm schon so gut wie von Egon

entfernt. Rudhard, der für die Kinder seiner Pflegebefohlenen, der Fürstin Wäsämsker, auf Helenen's künftiges Vermögen rechnete, hatte zwar auch das lebhafteste Interesse, diese Scheidung und die neue Heirath mit dem mittellosen Fürsten von Hohenberg zu hindern; aber auch für Rudhard sann der Jesuit auf eine Gelegenheit, ihn unschädlich zu machen. Am liebsten wär' er in den Kreis der Fürstin Adele selbst eingetreten. Doch nahm man ihn dort nicht an. Er stand der inneren Verwickelung dieser Familie fern und konnte nur durch den Propst Gelbsattel und besonders dessen Tochter erfahren, was sich in jenen Kreisen begab; denn Gelbsattel hatte die alte Schulfreundschaft mit Rudhard, wenn nicht wegen Rudhard, doch wegen einer Fürstin, bei der Rudhard so einflußreich war, wieder angeknüpft.

Rafflard hatte nun den Trost, daß Egon plötzlich allein stehen würde; denn Louis Armand durch einen gefährlichen Anschlag auf Franziska Heunisch mindestens bis London zu jagen, schien ihm nun ein Leichtes.

Er wandte sich der alten Propstei zu, um seinen dortigen Beschützern noch einmal an's Herz zu legen, daß man über Alles, was heute Nachmit-

tag auf einer von der Fürstin Wäsämskoi in ihrem Garten veranstalteten Weinlese sich ereignen würde, ihm den genauesten Bericht erstatten sollte. Auch hatte der Propst dem Jesuiten schon lange versprochen, ihn mit einigen bedeutenden, tonangebenden, außerhalb der Partei stehenden Männern der Residenz näher bekannt zu machen, mit Franz Schlurck, mit Trommeldey, mit Guido Stromer, ja, wenn es irgend ginge, bei zufälliger Begegnung sogar mit dem General Boland von der Hahnenfeder, der schwer zugänglich und stets vom Hofe in Anspruch genommen war. Der Propst hatte ihm gesagt, es müßte Dies an irgend einem dritten Orte geschehen, damit es den Schein der Zufälligkeit gewänne. Die Welt wäre mistrauisch und das Unschuldigste verfiele der Beurtheilung: die Harmlosigkeit der alten Tage wäre vorüber und selbst die Loge, dies sonst so friedliche Asyl der reinsten Bruderliebe und der duldsamsten Neutralität, böte nicht mehr den alten Schutz, wo denkende Menschen sich unbefangen aussprechen und eine gewisse Universalität der Standpunkte voraussetzen konnten.

So sehen wir einen Menschen mehr aus angeborener Lust am Bösen, als um eigener Vortheile willen die harmlos dahinlebenden, uns liebgewerde-

nen Wesen umwühlen, und außer den Gruben, die sich jede lebhafte Empfindung und starke Willenskraft schon durch ihre eigene Leidenschaft gräbt, ihnen noch neue Gefahren bereiten, unvorhergesehene, unverschuldete, verderbenschwangere.

# Viertes Capitel.

## Mutter und Tochter.

Zur Freude der kleinen Wäsämskoi's hielt sich das Wetter und über Mittag war keine Wolke mehr am Himmel. Das tiefdunkelste Blau überzog den ganzen Horizont. Die hier und da schon halbentlaubten Bäume ließ die letzte Fülle der hochgewachsenen Herbstblumen vergessen. Den gelbgewordenen Schmuck der Gärten entfernte die geschäftige Hand des Gärtners. Man hatte noch Grün, man hatte noch Blumen die Fülle. Niemand konnte glauben, daß es schon zum Winter ging.

Der große Garten, der sich an die auch für den Winter behaltene Wohnung der Fürstin Wasämskoi lehnte, war an Blumen nicht minder wie an Obst und allen Früchten reich. Das große Rebenspalier mit seinem gewölbten Dache, unter dem man im Sommer kühlenden Schatten, ja Schutz vor dem

Regen gefunden hatte, kennen wir ſchon. Der Gärtner hatte ſchon im September die reiche Traubenernte für reif zum Abnehmen erklärt und die Kinder hatten ihn in dieſer Meinung unterſtützt, da ſie ſelbſt abbrachen, was ſie nur erreichen konnten. Die letzte Hand aber anzulegen, verhinderte das darauf eintretende Regenwetter. Nun iſt's aber Zeit, die Trauben verderben! hieß es. Da mußte man ſich entſchließen, einen Tag zur Leſe zu beſtimmen. Die Kinder hatten ſoviel von der künftigen Leſe der Trauben, von den Feſtlichkeiten, dem Gebäck, dem Feuerwerk hören müſſen, daß ſie nun auch trotz des Wetters darauf beſtanden, daß es Feſtlichkeiten, Kuchen und Feuerwerk geben ſollte. Kein Einwand konnte helfen. Man lud auf einen beſtimmten Nachmittag einen Kreis von Freunden des Hauſes ein, gleichviel, ob ſie drinnen oder draußen dem Jubel der Kinder zuſehen wollten. Und nun ſpannte der Himmel einen ſonnigen Baldachin über dieſe Freude aus, gab Wärme, trocknete die Wege, die Bänke, lachte mit der Freude der Menſchen.

Die Fürſtin zeigte heute ein gewiſſes Anordnungstalent. War doch überhaupt ihre Bequemlichkeit, ihr Phlegma ſchon ſeit einiger Zeit gewichen! Sie nahm ſich der Ordnung des Hauſes mehr, als ſie ſonſt gewohnt war, an. Veranlaſſung genug, mit Olga, die

die zuvorkommenden Herren. „Ich hatte Euch eine Nachricht zu hinterbringen, die meine Schritte beflügelte. Ihr wißt, wie aufrichtig ich an Euren Entschließungen Theil nehme und daß ich noch nie unterließ, alles hierin Erwägungswerthe zu Eurer Wissenschaft zu bringen. Es handelt sich jetzt um nichts Geringes. Unsere chinesischen Bundesgenossen standen während der ganzen Zeit, seit sie sich für uns erklärten, unter meiner Aufsicht, ich fürchte, daß sie mit Verrath umgehen."

„Diese Besorgnisse haben einen Schein der Wahrheit," hieß es allgemein; aber der Statthalter sagte, daß man sie rechtfertigen müsse.

„Habt Ihr des Nachts über Eure Thüren wohl verschlossen?" fuhr der Schaman fort. „Laßt Ihr Eure Worte an Orten erschallen, wo das Echo nicht zum Verräther werden kann? Die Chinesen liegen unter Eurem Bette, wenn Ihr schlafen geht; sie stehen hinter Eurem Rücken, wenn Ihr zu Tische sitzt. Wißt, daß seit einigen Wochen der Correspondent aus Lassa verschwunden ist."

Man sah den Sprecher fragend an; denn was bestimmte ihn, daraus zu vermuthen, daß der mächtige Bundesgenoß die unermeßlichen Berge überstiegen und daß er sich in diesen Gegenden aufhalte?

„Die Reisen des Correspondenten selbst," fuhr der wohlunterrichtete Bruder Maha Guru's fort, „haben nichts Auffallendes, wohl aber ihre Richtung. Es ist seine Gewohnheit, alle Jahre einige Reisen im Umkreise von Lassa zu machen und sich über die Verhältnisse zu unterrichten, welche er tibetanische Zustände nennt. Er schreibt dann jeden Namen auf, wo er glaubt, nicht mit gebührender Achtung empfangen

von einem gleichen Drange nach Bethätigung beseelt war, fortwährend dabei in Conflict zu gerathen. Wie lebhaft hatten sie nicht den ganzen Vormittag gestritten über die Anordnungen, die zu dem kleinen Feste getroffen werden sollten! An der Stelle, wo in schöneren Tagen Abends der Thee getrunken wurde, sollte ein großes Parquet von Bretern gelegt werden, um die feuchte Erde den Füßen nicht fühlbar zu machen. Darüber war Mutter und Tochter einig. Nun aber wollte die Fürstin ein Zelt geschlagen wissen, das sich von diesem Parquet erheben und die Gäste vor jeder Laune der Witterung schützen sollte. Olga protestirte gegen das Zelt und berief sich auf das schöne Wetter und die erquickende Gewalt der freien Luft. Man stritt, ob das Wetter Bestand haben würde. Olga behauptete, es fest verbürgen zu können. Die Mutter fand diese Bürgschaft lächerlich, kindisch; sie erhitzten sich darüber bis Rudhard dazwischen kam und oben von seinem Zimmer hinunterrief, der Sensenmann an seiner Uhr, der lange gestockt hätte, wäre wieder von selbst in Thätigkeit, das bedeute schönes Wetter. Aergerlich über diese Entscheidung entfernte sich die Fürstin und sagte, sie wolle Olga nun ganz gewähren lassen. Laß du mich nur! sagte diese ruhig und traf ihre Anstalten. Das Parquet war geschlagen und

mit Teppichen belegt. An der einen Seite wurde ein Tisch für die Erfrischungen, die genommen werden sollten, aufgestellt. Auf der andern ließ Olga einen großen Fruchttisch errichten. Sie hatte schon gestern den ganzen Tag Blumengehänge flechten und verbinden lassen. Diese wurden an dem Hause und den nächsten Bäumen befestigt und hier und da noch von grünen Stäben unterstützt. So gab das ein freundliches Dach, unter dem sich der große Fruchttisch ganz malerisch ausnahm. Sie hatte ihn mit bunten Decken belegt und mit allen in dem Garten gewonnenen Früchten geziert. In Porzellankorben, in krystallenen Schalen lagen hochaufgethürmt Aepfel, Birnen, Zwetschen, im höheren Centrum Pfirsiche, Aprikosen, und eine Melone bildete den höchsten Mittelpunkt. Dazwischen lagen Weinblätter, mit denen die Gefäße garnirt waren. Man konnte diesen Tisch kaum mit dem Verlangen betrachten, davon zu essen. Man konnte nur wünschen, daß dies schöne Ensemble unangerührt und ungestört bliebe. Die Mutter würdigte diese ganze Veranstaltung kaum eines Blickes und war doch so eifersüchtig, daß sie Olga anwies, sich nun um das Weitere, was die Weinlese selbst betraf, nicht zu bekümmern. Aber auch da ging es ihrer Autorität schlimm. Die Fürstin verlangte, daß alle

gewonnenen Trauben von den Dienern und Mägden auf einem großen Tische, wo Jeder nach Belieben davon nehmen konnte, in der Mitte des Gartens aufgehäuft wurden und rückte nun an diesem Tische und ließ ihn da-, dorthin transportiren. Olga fand diese Einrichtung komisch und der Weinlese nicht im mindesten entsprechend. Sie sagte Das in aller Ruhe, reizte aber die Mutter gerade durch diese Ruhe mehr, als durch Heftigkeit. Wie denkst du dir's denn, Olga? fragte Rudhard gelassen. Olga sagte: Es müßte sogleich in die Stadt auf den Markt geschickt und ein Dutzend kleiner Handkorbe gekauft werden und ein Dutzend kleiner Gartenmesser von krummer Gestalt: Messer zum Einschnappen. Diese Körbe und diese Messer müßte dann die Hausfrau jedem Gaste, der helfen wolle, mit höflicher Bitte feierlich überreichen und so müsse zu gleicher Zeit von Allen der Wein geschnitten werden. Rudhard konnte auch diesen Vorschlag nur billigen und der Fürstin, so peinlich es ihm war, wieder Unrecht geben. Diese kopfschüttelnd rief verdrießlich einem ihrer Diener und schickte ihn in die Stadt, sogleich zwölf kleine längliche Handkorbe und zwölf krumme Messer zu kaufen. Der Diener ging, nachdem er vorher Rudhard einen soeben für ihn von dem Postboten gebrachten Brief überreicht hatte.

Rurik und Paulowna hatten, wie das unter Kindern bei solchen Anlässen immer ist, eine so überselige Erwartung, daß keine Wirklichkeit ihr hatte gleichkommen können. Bei Tisch entspann sich neuer Zwiespalt zwischen Mutter und Tochter. Man aß ausnahmsweise, weil die Gäste um drei Uhr erwartet wurden, sehr früh. Die Fürstin wollte, daß die Kinder sich wie gewöhnlich satt aßen, damit sie von den spätern Torten, Früchten und dem Eise nicht zu gierig naschten und ihrer Erziehung Schande machten. Olga verlangte gerade im Gegentheil, daß sie wenig aßen und sich nachher desto unschädlicher an den Näschereien erfreuen könnten, die einmal doch nicht unterbleiben würden. Rudhard hörte absichtlich nicht auf den Streit. Er legte mechanisch die Speisen vor. Er schien zerstreut; der Brief, den er empfangen, hatte ihn übellaunig gestimmt. Fast mechanisch, fast gedankenlos gab er zuletzt doch wieder Olga Recht, worüber die Mutter sich so erzürnte, daß sie aufsprang und weinte. Rudhard folgte ihr und bat sie, sich zu beruhigen. Er verwies Olga dies ewige Streiten und Rechthaben. Worauf Olga, ganz kalt, fast trotzend erwiderte: Ja! Es ist sehr Unrecht, Recht zu haben!

Dieser gereizte Ton zwischen Mutter und Tochter

war ſeit der eigenmächtigen Partie nach Solitüde eingeriſſen. Die Fürſtin hatte damals nicht Worte genug finden können, um ihre Misbilligung über dieſen kecken Einfall zu erkennen zu geben. Nichts von den Erzählungen der Kinder konnte ſie beruhigen. Der Gruß der Königin war ihr beklemmend, ja compromittirend, wenn ſie ſich ſagen mußte, daß dieſe drei Kinder ohne Aufſicht am Schloſſe zu Solitüde waren geſehen worden. Olga antwortete keine Silbe, bis ſie plötzlich hinwarf: Hätten wir Siegbert nur nicht getroffen, ſo würdeſt du uns ausgelacht haben. Da wir ihn aber trafen, haben wir ein Verbrechen begangen! .. Es lag in dieſer ſcharfen Entgegnung eine Wahrheit, die auf die Fürſtin entwaffnend wirkte. Aber ihre Niederlage dauerte nur einen Augenblick. Von Stund' an begann ſie fortwährend an Olga zu tadeln, ſie eitel, verkehrt, nachläſſig zu ſchelten, während Olga ſchwieg und ſich nur zuweilen durch irgend ein kurz hingeworfenes ſcharfes Wort gegen die Anklagen ihrer Mutter zu vertheidigen ſuchte. Rudhard, zu ſehr in Anſpruch genommen von der wiederangeknüpften Freundſchaft für Egon, von der Entdeckung einer mit dem Bilde der Fürſtin Amanda vorgenommenen Gewaltthätigkeit, ließ dieſe Störungen des häuslichen Friedens ſo hingehen und bemerkte ſie kaum, da er we-

nigſtens dann, wenn Siegbert kam, eine Art Waffenſtillſtand fühlte. Mutter und Tochter ſchwiegen dann und zeigten ſich in dem natürlichen Verhältniſſe, daß die Eine befahl, die Andere gehorchte. Es muß ſchon eine große Verwilderung in den Sitten einer Familie eingeriſſen ſein, wenn man die Verſtimmungen, die im innerſten Schooße derſelben herrſchen, auch vor dem Auge Anderer zeigt. Siegbert gehörte wol ſchon wie ein Sohn oder ein Bruder zur Wäſämskoi'ſchen Familie, aber Mutter und Tochter fühlten doch noch eine tiefinnerliche ſittliche Veranlaſſung, ſich ihm ſo zu zeigen, wie es in der Ordnung der Natur und dem feineren Zartgefühle des Herzens eigentlich begründet war. Takt iſt die einzige erlaubte Nothlüge der Tugend.

Die Fürſtin war ihrer Abſicht, zurückgezogen zu leben, treu geblieben. Sie hatte nur wenige Namen der großen Welt beſucht und ſich auf die Menſchen beſchränkt, die ſich ſo zu ſagen ſelbſt bei ihr einführten. Die Oberhofmeiſterin konnte nur ſelten kommen. Anhänglicher war Anna von Harder, die ſich oft die Kinder nach Temvelheide citirte und ſie an der Thierwelt des alten Schwiegervaters ſich ergötzen ließ. Es lag ſo etwas Mütterliches in ihrer ganzen Art, daß die Kinder ſie Tante Anna nannten und ſich freuten.

einmal einen ganzen Sonntag oder wol eine Nacht in jenem kleinen Schlosse und bei dem Tannenparke bleiben zu dürfen, in welchem es so viele kleine chinesische, mit Geflügel bevölkerte Pavillons, so viele Ställe und Hürden und bei allem Geblök und Geschnatter so viele melodische Windharfen gab. Anna von Harder hatte versprochen, zur Weinlese zu kommen und kam auch mit einem prächtigen vom Bedienten aus dem alten Wagen nachgetragenen Kranze von Georginen, den sie nach dem Willen der Kinder sich über die Schulter werfen sollte, aber bescheiden ablehnend auf das Gewinde an den sinnig geordneten Fruchttisch wie eine bescheidene Opferspende zum Feste hängte.

Natürlich fehlte auch die unvermeidliche Frau von Trompetta mit ihrem ebenso unvermeidlichen Inseparable Fräulein von Flottwitz nicht.

Unsere gute Frau von Trompetta war seit einiger Zeit gar verstimmt. Der Hof hatte den Ankauf des Gethsemane abgelehnt und sich nur zu einigen Aktien oder Loosen bereit erklärt. Sie war darüber in eine doppelt begründete Betrübniß verfallen. Einmal schmerzte sie's der nun gehinderten rascheren Beförderung wegen, andernheils war sie in großer Besorgniß, nicht mehr in der Gunst des Hofes zu stehen

Die Altenwyl, die strenge Richterin der Sitte, sollte, wie ihr „gesteckt" wurde, in den „kleinen Cirkeln" etwas von der „Ruhmsucht der Wohlthätigkeit" gesagt haben. Man hatte, erfuhr sie, viel Anekdoten von ihren Zwangsmaßregeln, um ihre Sammlungen einmal den Künstlern, ein andermal den Dichtern abpressen zu können, erzählt, und wie gern man das herrliche Werk, dies bunte fromme Gethsemane, bei Hofe besessen hatte, man gab sich doch wieder jener besorgten Rücksicht hin, ob nicht an so hoher Stelle eine Unterstützung dieser Zwangs- und Ruhmsuchtswohlthätigkeit ein schlimmes Gerede geben und Anstoß erregen könnte. Die Trompetta fand jedoch ihr Unglück in noch hundert andern Ursachen. Sie sah Feinde, Verleumdungen, sie projektirte einen Fußfall bei der Königin und wurde vor Kummer und Nachgrübeln über ihr „Malheur" um einige Linien magerer. Sie mißtraute ihren besten Freunden. Von Pauline von Harder, die sie schon längst geringschätzig behandelt hatte, glaubte sie sich zuerst zurückziehen zu müssen, was ihr bei der plötzlich so wunderbar gestiegenen Bedeutung jener Frau schwer, fast unmöglich wurde. Für Anna von Harder, die bei Hofe in so hohem Ansehen stand, wurde sie eben deshalb eine unerträgliche Plage. Sie ruhte nicht, bis eine Aufführung

des Judas Maccabäus „innerhalb der Gesellschaft" zur Unterstützung einer Kleinkinderbewahranstalt angebahnt war. Sie sang geistlich, wo sie nur konnte, und hatte auch für diesen Weinlesenachmittag einige Oster-Lamentationen aus der römischen Peterskirche mitgebracht. Auch der Flottwitz, ihrem unermüdlichen Trabanten, mistraute sie zuweilen und machte ihr Vorwürfe, daß sie seit dem verunglückten Hinterhalt auf der Terrasse von Solitüde so oft mit Neigung von jenem Tankmar Wildungen spräche, der doch allgemein durch seine Grundsätze sowol, wie seinen vermessenen Proceß, als ein Feind des Staates und der Kirche bekannt wäre. Sie hatte von Gelbsattel, der durch Rudhard's alte „Zeltkameradschaft" von Schulpforte her gleichfalls bei der Fürstin Wasamskoi eingeführt war und für heute Nachmittag mit seiner Gattin und seinen Töchtern erwartet wurde, die ganze Bedeutung der von den Brüdern Wildungen erhobenen Ansprüche vernommen und war nicht wenig in Verlegenheit, als sie sich gefaßt machen mußte, ihnen hier Beiden zu begegnen. Vor Siegbert schämte sie sich sogar, ihres Gethsemanes wegen, das der Hof nicht angekauft hatte!

Propst Gelbsattel nahm die Einladung in nicht geringer Spannung an. Hätte er gewußt, daß er sei

nen scharfen Antagonisten, den demokratischen Maler Max Leidenfrost, gleichfalls finden sollte, wer weiß, ob er gekommen wäre! Leidenfrost aber war recht eigentlich gerade die Hauptperson des Festes; denn er hatte versprochen, es durch Kunstfeuerwerkerei, die er meisterhaft verstand, zu verschönern und auf das Brillanteste zu beschließen. Er war es, der schon am Tage zuvor einen stattlichen kleinen Böller von einigen Arbeitern der Willing'schen Maschinenfabrik, natürlich verdeckt in einem großen Kasten, hatte in den Garten fahren lassen. Er war es, der mit der Dämmerung Heusrück, Alberti und den hochgeschulterten Danebrand erwartete, um mit ihnen gemeinschaftlich unter dem klaren Sternenhimmel des Herbstes Pulver und Arsenik unter den mannichfachsten Formen in Brand zu setzen.

Gegen vier Uhr saß die ganze Gesellschaft beim schönsten Sonnenschein auf dem Gartenparkett in der Runde und schlurfte einen vorzüglichen Mokka. An Süßigkeiten ein Ueberfluß. Neben den gebetenen waren Bienen und Käfer die ungebetenen Gäste. Alles athmete Lust und Behagen. Es war ein heiterer Anblick, dieser blaue Himmel, dieser grüne Rasen, die vollen Obstbäume, die Blumen, die festlichen Anordnungen, die geschmückte Gesellschaft. Und die Trompetta

zu ſein, und ſchickt endloſe, mit Namen bedeckte Papierrollen nach Peking, wo ſie in die Liſte der Verdächtigen eingetragen werden. Er koſtet die Suppe in den Bauernhäuſern und beurtheilt, je nachdem ſie mager oder fett ſind, den Wohlſtand Tibets, den er zuletzt immer als eine Wohlthat des chineſiſchen Schutzes zu ſchildern weiß. Aber dieſe Züge geſchehen mit dem größten Aufwande, mit allem erdenklichen Gepränge und werden Wochen lang vorbereitet. Diesmal iſt der Correſpondent in Begleitung eines einzigen Dieners verſchwunden. Obſchon er nach einer entgegengeſetzten Seite die Stadt verließ, ſo gelang es doch meinen Nachforſchungen, ſeinen Wegen bald auf die Spur zu kommen. Er iſt in der ſtrengſten Verläugnung ſeiner Würde und ſeiner Geburt hierher gereiſ't und erſt vor einigen Tagen verſchwanden ſeine Fußſtapfen, die ich von Dorf zu Dorf zählen konnte. Steckt das Licht Eurer Vernunft auf und die Abſichten dieſes Mannes werden hell werden. Er befindet ſich längſt in Eurer Umgebung, um Euch zu belauſchen. Sein Mißtrauen iſt eben ſo gefährlich als ſeine böſe Abſicht und ich glaube, großer Lama, daß ihn die letzte bewog, ſich in deine Nähe zu ſchleichen." Der entrüſtete Statthalter erhob ſich von ſeinem Sitze und zerriß zum Zeichen eines feierlichen Schwures ſein Kleid. „Kein Winkel dieſes Landes," rief er, „ſoll undurchſucht bleiben. Wir wollen die Dienſte eines Bundesgenoſſen nicht mit der Gefahr erkaufen, von ihm betrogen zu werden. Es iſt leichter, ſich eines Wolfes zu erwehren, als eines Betrügers, der unter der Maske der Freundſchaft ſich in unſere Seele einſchleicht. Ich ſende nach allen Gegenden meine Boten aus; wenn die Schlange in unſerer Gewalt iſt, ſo wollen wir ihr die giftigen Zähne ausbrechen.

fühlte das Wort! Das war nicht minder lebendig! Auch Anna war sehr angeregt. Die Gute fühlte sich immer glücklich, wenn sie von den Pflichten in Tempelheide, die sie gern übte, doch einmal erlöst war. Gelbsattel gab manche gewichtige Meinung anzuhören ... seine Gattin, die Pröpstin, war freilich stumm. Die drei Töchter aber, sonderbarerweise sitzengebliebene und doch sehr angeregte junge Damen, schossen mitredend auf Alles zu, was nun erörtert und berührt wurde. Leidenfrost, wie man es erwarten konnte, im Ueberrock ohne alle Festestoilette, mit seinem grauen Hut, ohne Handschuhe, hielt sich glossirend zurückgezogen. Siegbert dagegen machte fast den Wirth, umsomehr, als Rudhard etwas auf dem Herzen hatte und nicht recht aufthauen konnte. Die Flottwitz schien etwas ungeduldig. Tankmar fehlte noch. Sein Bruder entschuldigte ihn durch die vielen Mühen, die ihm der Proceß koste, wobei er einen fast abbittenden Blick auf den Propst warf, der seinerseits das Wort ergriff und sogleich mitten in jene Stimmungen hineinfuhr, die in ihm diese inzwischen immer mehr vorgeschrittene Angelegenheit wecken mußte.

Seine älteste Tochter, Emmy, warf ihm einen verweisenden Blick zu, als er so polterte; er möchte sich mäßigen, die Umgebungen in Anrechnung bringen

Allein, noch erwärmt von dem Besuche Sylvester Rantard's, der eben bei ihm gewesen war, legte der Propst seinem Redeeifer keinen Zügel an, sondern versetzte alle Anwesende rasch auf den Standpunkt, in dem sich gegenwärtig die merkwürdige Johannitererbschafts-Angelegenheit befand.

# Fünftes Capitel.

## Gegensätze.

Es ist erstaunlich, begann Gelbsattel, wie tief diese Sache in Fleisch und Blut der wichtigsten Interessen eingreift. Ich will von einigen kleinen Stiftungen nicht sprechen, die selbst in dem Falle, daß der Staat den Proceß gewönne, verloren wären ...

Davon nicht sprechen? unterbrach den Propst sogleich voll Eifers Frau von Trompetta. Von frommen Stiftungen nicht sprechen?

Allerdings, sagte der Propst. Wenigstens solche Stiftungen, die in einem frommen Sinne begründet wurden

Zu denen du doch, fiel Rudhard ein, nicht etwa die Sonnabendspredigt rechnen wirst, die regelmäßig in der kleinen Dreieinigkeitskapelle ein Candidat zur Judenbekehrung halten muß?

Lieber Freund, antwortete Gelbsattel, ich theile viel-

leicht ganz dein Bedenken gegen diese hundertjährige Veranstaltung, der es noch nicht gelungen ist, nur einen einzigen Juden zu bekehren, allein es ist die äußere Form eines Stipendiums für einen jungen Candidaten, der sich auf diese Art homiletisch übt und unter dem Schirm eines christlichen Zweckes die noch christlichere Wirkung einer Wohlthat genießt —

Bester, sagte Rudhard lachend, das ist sehr hübsch gesagt für den Candidaten Oleander, der gegenwärtig diese Predigten hält und dein Schwiegersohn werden soll; allein nimm mir nicht übel, diese Art von Ueberlieferungen taugt nichts. Geht's nicht mit dem ganzen Christenthum so, daß man es gleichsam für ein Vermächtniß hinnimmt, das Niemand untersucht und das nur für den Schild eines völlig heterogenen, ihm untergelegten Begriffes dient?

Anna von Halder blickte bei Erwähnung des Schwiegersohnes theilnehmend auf Emmy Gelbsattel, die sich verfärbte und über den Namen Oleander in Verlegenheit zu gerathen schien. Anna wollte mit heiterem Blicke der ältesten Tochter Gelbsattel's, der sich schon viele Partien zerschlagen hatten, zu dieser Glück wünschen. Aber das nicht mehr junge Mädchen erschien ihr plötzlich keine Braut. Sie unterdrückte ihren guten Willen und wagte es, sich in das Gespräch der

Männer zu mischen. Während sie den Kindern Früchte abnahm, die diese ihr verschwenderisch anboten, wagte sie eine bescheidene Aeußerung, die sie schüchtern und beklommen genug vortrug.

Ich will die Verstellung nicht in Schutz nehmen, sagte sie, ebensowenig wie eine gleichsam für gültig erklärte Täuschung, aber ist es nicht wirklich mit dem Glauben so, daß sich das angeborene und durch schmerzliche oder dankbar aufgenommene freudige Lebensschicksale in uns entwickelte gläubige Bedürfniß an die Wahrheiten des Christenthums anschmiegt und ohne viel zu prüfen, was sich davon beweisen läßt, soviel als nur beseligend auf uns einwirkt, in sich aufnimmt?

Natürlich! sagte die Trompetta mit verklärtem aber stolzem und verächtlichem Blick. So ist es! Nicht anders. Schleiermacher hat das jeden Sonntag gepredigt.

Und gleichsam, als wollte sie fernere vorwitzige Erörterungen heiliger Fragen abschneiden, setzte sie hinzu:

Würden denn auch Witwen und Waisen unter der Entscheidung dieses merkwürdigen Rechtsfalles leiden, Herr Propst?

Das zwar nicht unmittelbar, sagte der Gefragte, seine Tasse mit Würde haltend, allein wo stießen in dieser Welt außergewöhnliche Hülfsquellen, die nicht

irgendwie auch mit den Bedürfnissen der Witwen und Waisen zusammenbringen?

Max Leidenfrost verzog die immer sarkastischen Mienen zu einem entschiedenen Lächeln und platzte hervor:

Nun das muß ich gestehen, ich wollte eben eine Mücke todtschlagen, als mir einfiel, daß sie vielleicht einen alten Vater zu ernähren hat!

Man lachte wohl über dieses Gleichniß, aber Propst Gelbsattel, der das Bild von der Academia della Crusca, das Leidenfrost einst bei Louis Armand mit Anspielung auf Gelbsattel's Kunstansichten angegeben, nicht vergessen hatte, warf einen verächtlichen Blick auf den Sprecher, der sich in dem Bewußtsein, die Gesellschaft heute noch als Provetechniker unterhalten zu dürfen, ganz behaglich auf seinem Gartensessel wiegte und mit den Kindern allerhand Kurzweil trieb, auch Siegberten dadurch neckte, daß er sich stellte, als wenn er nicht wüßte, wie man in solcher Gesellschaft Kaffee trinke und Gebackenes ässe. Er faßte den Theelöffel manchmal absichtlich verkehrt oder gab sich die Miene, als wollte er sein Getränk in die Untertasse gießen und aus dieser schlürfen, worüber Siegberten, der gleichsam hier für ihn wie für ein wildes Thier gut stand, ein Schrecken überfiel. Leidenfrost machte, als er seine Tasse auf den Tisch zurück stellte, sogar

einmal die Miene, als wenn er den Taſſenkopf, wie die Bauern thun, umwenden wollte. Siegbert merkte wohl, daß ihn Leidenfroſt nur neckte; aber er dachte ſich doch die Möglichkeit, daß ihm der wilde Cyniker wirklich einen ſolchen Streich vor der Fürſtin ſpielen konnte. Daß er ihm ſeinen Ueberrock und den Slowakenhut nicht vorhalten durfte, peinigte ihn ſchon genug.

Ich habe mich, fuhr Leidenfroſt fort, ganz genau nach allen wohlthätigen Tendenzen jener Erbſchaft erkundigt. Mein Freund Siegbert iſt zu gewiſſenhaft, Mücken todtzuſchlagen, die einen alten Vater ernähren müſſen. Er würde, wenn der Familie Wildungen Das wird, was von Gott und Rechtswegen ihr gebührt, ſicher Niemanden entgelten laſſen, daß das Unrecht früherer Zeiten ihm Wohlthaten ſpendete, die das Recht der Gegenwart ihm entzoge. Was iſt nun da zum Vorſchein gekommen? Nichts, was ſein Gewiſſen beunruhigen konnte. Die alten Häuſer werden lumpig verwaltet und verfallen in Trümmer. Wo man Familienwohnungen für die Armuth hätte bauen ſollen, duldet man den Fortbeſtand von Höhlen des Laſters und des Elends, deren Ertrag zu Zwecken verwendet wird, die keine innere Nothwendigkeit haben. Dieſe Häuſer, dieſe Liegenſchaften und Grundzinſen bringen enorme Summen ein. Wozu werden

ne verwendet? Zur Herstellung eines Ueberflusses neben dem Nothwendigen, für das schon von anderer Seite gesorgt ist. Gründlichen Besitz wagte die Stadt nie von jener Verlassenschaft zu nehmen. Schulen, Witwen und Waisen sind nicht darauf angewiesen, wohl aber frivole, überflüssige Zwecke, als da sind: Judenbekehrungspredigten, Missionsbeiträge, Bibelgesellschaftsunterstützungen und dergleichen Frivoles mehr. Das einzige Praktische sind die bedeutenden Vergrößerungen der Emolumente des hohen Rathes der Stadt, der Geistlichkeit, derjenigen Kirchen, über die der Magistrat das Patronat hat, eine Kutsche für jeden der vier Syndici, eine Kutsche für — ich bedaure es sagen zu müssen — für die Propstei und damit ich nichts verschweige, allerdings der sehr ehrenwerthe Fond für diejenigen Geistlichen, die an den drei Hauptkirchen der Stadt angestellt sind und Töchter haben, um deren Ausstattung sie in Verlegenheit sind. Denn jede Pfarrerstochter, die ein drittes Aufgebot nachweist, bekommt eine Aussteuer von tausend Thalern. An dieser philanthropischen Institution versündigen sich allerdings die Gebrüder Wildungen sehr, wenn sie den Proceß gewinnen sollten.

Leidenfrost unterbrach sich hier selbst und bat um Entschuldigung, da ihm der Gärtner wegen einiger

Vorbereitungen zum Feuerwerk in angemessener Entfernung winkte.

Er erhob sich rasch und ging. Paulowna und Rurik sprangen ihm nach und verließen die Gesellschaft, die über die bittern Worte des schroffen Mannes fast erschrocken war. Es währte einige Zeit, bis sich eine harmlose Stimmung wiederfand. Man wollte das Thema der Erbschaft verlassen, fing über zufällige andere Veranlassungen eines lauten Urtheils zu sprechen an, aber die Trompetta konnte sich nicht mäßigen. Man hatte die ihr heiligsten Dinge, jene Stiftungen, jene Zweckvereine frivol genannt. Da half nichts, sie mußte die Hände zusammenschlagen und mit einem Blick hinter dem in den Gängen des Gartens mit den Kindern verschwindenden Leidenfrost her ausrufen:

Großer Gott! Was man nicht Alles hören muß in dieser Zeit! Die Bibelgesellschaften frevol!

Die Fürstin wollte Leidenfrost seiner Sonderbarkeit wegen entschuldigen. Siegbert sprach von seiner gewöhnlichen rücksichtslosen Art, aber die Trompetta verlangte von den Männern ein Urtheil, ein Verdammungsurtheil, eine entrüstete Aeußerung, eine Indignation, ein Anathem!

Gelbsattel wollte da gar nicht recht mit der Farbe hervor. Er pries die Bibel, nannte sie das Buch

aller Bücher, rühmte die Thätigkeit der Bibelgesellschaften, gab statistische Angaben über die Zahl der von England herübergekommenen und verbreiteten Exemplare . . .

Das war aber Alles nichts. Die Trompeta beruhigte sich nicht und forderte dadurch den etwas unwirschen und verdrießlichen Rudbard heraus zu der Aeußerung:

Meine gnädige Frau! Die Bibel ist ein herrliches Buch! Sie ist gar kein Buch, sondern ein Stück von der Geschichte selbst! Sie ist das Leben selbst und wol von Gott eingegeben, wie alle Zeugnisse seiner Größe, seiner Allmacht, wie alle Wunder, wo man die Züge seines Athems zu hören glaubt. Allein, beste gnädige Frau, die Bibel will gelesen, will verstanden sein. Ich bin dieser Tage einmal in den Fall gekommen, einem Menschen, der mich fragte, ob er die Bibel lesen solle, zu sagen: Guter Freund, hier habt Ihr ein Buch! Lest darin! Es ist nicht die Bibel, aber besser für Euch! Es war der Don Quixote.

Großer Gott! schrie die Trompeta auf und auch Anna von Harder fühlte sich doch wie von einer kalten Hand ergriffen.

Die Bibel und der Don Quixote! rief man entsetzt.

Alle Töchter des Propstes waren vor Erstaunen sprachlos

Kann ſie uns dann nichts mehr gegen Andere nützen, ſo ſind wir doch ſicher, daß ſie uns auch nichts ſchadet."

Die Polizeibeamten, welche durch dieſe Erklärung ihres hohen Gebieters hinlänglich beauftragt waren, verließen augenblicklich den Saal, um ihre tauſendarmigen Kräfte in Bewegung zu ſetzen. Es galt, einem unterirdiſchen Mineur durch Gegenminen zu begegnen. Aber die Botſchaft, welche in der Luft auf dem erſten friſchen Windhauche anlangte, machte alle weiteren Anordnungen unnütz. Unzählige Kehlen riefen ſich die Nachricht von der Ankunft des mächtigen wunderbaren Chineſen zu und brachten ſie auch bald in das Innere des Saales, wo der Statthalter von ſeinen Vertrauten noch umgeben war und ſich von dem Schamanen Aufklärungen über ſeinen Bruder geben ließ. Kurz darauf drängte ſich die Geſandtſchaft in den Saal und der Correſpondent ſtand vor dem Teſchu-Lama, noch ehe dieſer ſich in dies plötzliche Erſcheinen des Gefürchteten zu finden vermochte.

Der Correſpondent, durch den triumphirenden Empfang der Bevölkerung von Teſchulumbo daran gewöhnt, ſeinen Rang und ſeinen Stolz zu behaupten, erwartete von dem Lama eine Bewillkommnung, welche ſowohl ſeiner in Laſſa befindlichen Vollmachtskapſel entſprach, als auch dadurch beſtimmt wurde, daß der Statthalter ſeiner bedurfte. Dieſer ſelbſt dagegen ſah in dem Correſpondenten nur einen auf Verrath ertappten falſchen Freund und würde ihn auch ſonſt im Bereiche ſeiner Statthalterſchaft niemals mit den Ehren überhäuft haben, welche die Eitelkeit als nothwendige Huldigung anſpricht. Dhü-Kummuz endlich war mit dem Wiederſehen ſeines Freundes, des Schamanen, ſo beſchäftigt, daß ſein küſſender und geküßter Mund keine Zeit fand, die ſtei-

Das ist ganz einfach, sagte Rudhard sehr gelassen. Unser Kutscher verfiel kürzlich in eine Art Trübsinn und fing in sonderbarster Weise an, über Leben und Sterben zu sprechen. Den Namen Gottes führte er selbst beim Striegeln seiner Pferde im Munde und unterließ alle die herzhaften Flüche, die früher die Thiere von ihm gehört hatten und an die sie schon gewöhnt waren. Sie zogen nun auch viel schlechter. Peters, fragte ich ihn eines Tages, du bist so trübsinnig, was fehlt dir? Herr Pfarrer, antwortete er, schon lange wollt' ich einmal mit Ihnen sprechen und mein Gemüth stärken. Was hast du, Peters? fragt' ich. Er erzählte mir dann eine traurige Geschichte von seinen häuslichen Leiden. Seine Frau wäre weltlich gesinnt, lebte unter Spöttern und Ehebrechern und es verlange ihn recht die Bibel zu lesen. Warum willst du die Bibel lesen? fragte ich. Um mich vorzubereiten, mich von meiner Frau scheiden zu lassen, sagte er.

Anna von Harder fand diesen Zug, Rudhard unterbrechend, sehr bedeutungsvoll und nannte eine solche im Volke noch wurzelnde Empfindung eine Seltenheit, da man gerade jetzt auf die leichtsinnigste Art sich verbände und wieder trennte.

Gut, sagte Rudhard, ich hätte auch nichts gegen eine solche Vorbereitung einzuwenden gehabt. Ich er-

kundigte mich aber genauer nach den Verhältniſſen des Mannes, dem Charakter und der gegenwärtigen Handthierung ſeiner Frau, und da merkt' ich wohl, daß unſer guter Peters nur ein Hypochonder war, die unſchuldigſten Dinge ſchwarz ſah und auf ſeinem Kutſcherbock Grillen fing. Unter ſolchen Umſtänden hielt ich es für beſſer, ihm ſtatt der Bibel eine heitere Lektüre anzurathen. Wir kauften ihm eine hübſche Ausgabe des Don Quixote mit ſchönen Bildern. Er hat ſich nun in die Heldenthaten des ſinnreichen Junkers von La Mancha ſo verleſen und lacht auf dem Bocke noch hinterher, wenn ihm plötzlich einfällt, was er Abends in ſeiner Stallkammer in ſich aufgenommen hat, ſo luſtig, daß die Pferde jetzt viel beſſer ziehen, und ich meine, Das iſt ein Reſultat, wie wir es durch die Bibel nie gewonnen hätten.

Rudhard endete damit eine Erzählung, die die Unbefangenen, beſonders Siegbert befriedigte, nur vorzugsweiſe Frau von Trompetta nicht. Sie ſchüttelte den Kopf und fand hier etwas, was nicht nach dem landesüblichen Syſteme war.

Der Blick nach dem Kutſcher und die Erwähnung des Stallkammerchens hatte die Augen auf den Eingang des Gartens gelenkt, durch den jetzt eben Dank mar Wildungen eintrat.

Tankmar kam in großer Erregung. Das Erscheinen des anziehenden jungen Mannes, der von zu Tag an Kraft des Willens und edler Mannheit gewann, erregte das allgemeinste Interesse. Alle fühlte, daß der Kreis erst jetzt vollständig wurde. Damen grüßten ihn durch eine leichte Erhebung; Männer standen auf, um ihm die Hand zu reichen. selbst Probst Gelbsattel übte einen Akt der antiken Courtoisie: er ehrte sich selbst in seinem Gegner, machte die nähere Bekanntschaft desselben gleichsam, daß er die Waffen erst zu seiner Begrüßung senkte. erwähnte sogleich den Vater der Brüder, die alte Kameradschaft von Schulpforte und spielte neckend das zukünftige Glück der Söhne seines alten „Fuchses" an, ohne jedoch die Mutter zu erwähnen, ihn dies Thema in Gegenwart seiner Familie zu geführt hätte.

Die meiste Achtung zollte Tankmar der Fürstin, die ihn gar freundlich begrüßte und ihn der nebensitzenden Anna von Harder vorstellte. So sah Tankmar endlich auch diese vielbesprochene und selbst so werthvolle Frau zum ersten male in der Nähe. Anna betrachtete den jungen, für unternehmend und charakterfest bekannten Mann mit Wohlgefallen. konnte wol begreifen, daß die Flotwitz über und

errothete, als ein kurzer, flüchtiger, aber sonderbar herausfordernder Blick aus Dankmar's blitzendem Auge statt aller Begrüßung zu ihr hinüberstreifte. Die Trompetta fragte, ob er sich erst so spät von seinem Freunde, dem Prinzen Egon, losgerissen hätte?

Ich komme soeben, antwortete Dankmar, den Kaffee, den ihm der Bediente bot, rasch niederschlürfend, von Hause, vor zwei Stunden aber aus der Kammer.

Was ist vorgefallen? fragte man gespannt.

Eine eigentliche Herausstellung der Parteien, antwortete Dankmar, wird sich erst heute Abend in der Berathung eines Paragraphen zur Geschäftsordnung ergeben.

Also eine Abendsitzung? schaltete die Trompetta ein und überlegte, ob sie einen Versuch machen sollte, sich ihrerseits an das constitutionelle Leben zu gewöhnen und ob sie den Abend frei hatte . . .

Man will das Beispiel einer großen Beflissenheit geben, fuhr Dankmar fort. Man will Abendsitzungen halten und Niemand trug auf Zeitersparniß und Fleiß eifriger an als der Fürst von Hohenberg.

Im Stillen dachte die Fürstin Wäramekoi etwas spöttisch: Arme Helene!

Die Gruppen, fuhr Dankmar fort, werden sich

erſt ſcheiden bei dem Antrage der Regierung, daß die Miniſter das Recht haben ſollen, zu jeder Stunde, auch nach ſchon geſchloſſener Debatte, in der Kammer das Wort zu ergreifen. Es wird ſich dabei herausſtellen, auf welche Majorität das Miniſterium überhaupt rechnen kann. Einſtweilen hat die Bildung der Ausſchüſſe die Thätigkeit der Kammer allein in Anſpruch genommen und bei dieſer Gelegenheit war es, daß Egon heut' eine Rede hielt, die einen Sturm von Beifall, die Bewunderung des ganzen Saales, den Jubel aller Tribünen und die höchſte Spannung ſelbſt des Miniſtertiſches hervorrief.

Erzählen Sie davon! hieß es.

Dankmar, voll innigſter Theilnahme, raſch und feurig bewegt, fuhr fort:

Der Fürſt war in den induſtriellen Ausſchuß gewählt und trug darauf an, ihn aufzulöſen und neu zuwählen. Man opponirte. Er ſagte: Ich bin der Berichterſtatter des Ausſchuſſes: meine Gründe haben ihn beſtimmt, ſelbſt eine Auflöſung zu erbitten. Ich referire für ihn. Die Partei der Linken hatte aber das Uebergewicht in dieſem Ausſchuſſe gehabt und widerſetzte ſich der Neubildung. Darüber nahm denn Egon Veranlaſſung, von dem Parteigeiſte überhaupt und von der Zerriſſenheit der ſtaatsrechtlichen Prin-

eivien, gegenüber den wahren Bedürfnissen der Völker, in so ergreifender Weise zu sprechen, daß der Ausschuß neu gebildet und durchaus nur von Männern, die über diese Gegenstände kompetent sind, zusammengesetzt werden wird.

Brav, rief Rudhard. Ich gebe die Versicherung, daß Egon der Begründer einer neuen Politik, der der Unparteilichkeit und alleinigen Geltendmachung des wahren Volkswohls sein wird.

Das wäre eine echte Errungenschaft! rief innigst Antheil nehmend Anna, die in einer solchen vermittelnden Politik eine Bürgschaft des Friedens und der Liebe sah.

Aber die Trompetta, Flottwitz, Gelbsattel verlangten doch noch näheren Aufschluß über die Parteifarbe und wollten ohne Parteifarbe in der gegenwärtigen Zeit nichts gelten lassen. Auch Siegbert blickte den Bruder gespannt an und wollte von ihm hören, wie sich Egon, auf den die jungen Männer so viel Hoffnungen setzten, „gemacht" hätte.

Ich kann, sagte Dankmar, nur berichten, daß Egon sehr gewandt, sehr anziehend sprach. Er vermied jede Verletzung irgend einer Partei. Er bat die Parteien, höhere Gesichtspunkte zu gewinnen. Die Rede floß ihm so gefällig, so gewandt vom Munde, man sah

ihm so die lange Beobachtung eines vorzu
rednerischen Volks, der Franzosen, an, daß
manchmal war, als dächte er Das, was er
sprach, erst französisch. Gewisse Schlagworte,
Antithesen brachte er so wohlangelegt vor,
ihm stürmische Unterbrechungen seiner Rede z
brachten.

Daß ich Das versäumte! meinte die Trom
Melancholie und stiller Gewöhnung an die N

Man kann sich denken, bemerkte die Fürsti
verstimmt über diese lange Apotheose des
ihrer Schwester; man kann sich denken, wi
es der Galerie sein muß, sich zu sagen: Diese
trug in Frankreich die Blouse und führte de
eines Tischlers!

Man lächelte über diese Bemerkung; abe
man nahm sie im Ernste auf und äußerte:

Ja, Durchlaucht, Das ist es auch! A
auftrat, murmelte der ganze Saal vor Sy
Es war als hörte man, wie Jeder den And
stieß und flüsterte: Das ist der entartete S
berühmten Kriegers! Das ist der junge Ho
der in Lyon Communist war und als Ha
auf der Landstraße „fechten" ging. Denn n
Das Gerücht übertreibt sogleich. Ein einzig

teuerlicher Zug und sogleich die Veranlassung eines Märchens.

Die unglückliche Amanda! schaltete Anna ein: wenn sie Das sähe! Wenn sie für soviel grausame Schläge, die das Schicksal nach ihrem Herzen führte, diese Mutterfreude erlebt hätte!

Provst Gelbsattel, der wiederum voll Unmuth sah, daß doch so außerordentlich viel in der Welt jetzt geschah, ohne sein Zuthun, ohne eine Anfrage bei ihm, ohne ein Gutachten, wie es sonst in den heterogensten Dingen von ihm gefodert wurde, Gelbsattel wünschte etwas von Dem zu hören, was Egon geäußert, besonders über die Gewerbe geäußert hätte.

Tankmar sagte, das Dies die Zeitungen heute Abend ausführlich berichten würden. Egon hätte in der Gewerbspflege eine Vermehrung der Reichthümer einer Nation nachgewiesen; denn die Arbeit schaffe Werthe und Werthe der Arbeit waren Dasselbe, was Werthe des Besitzes, ja moralisch genommen, wären sie noch kostbarer. Die Pflege der Gewerbe könne nur erblühen in einem freien, in einem mächtigen Staate. Wenn unsre Monarchie in Deutschland erstarke, so könnte der Wettkampf mit England gewagt werden — ich meine, rief er, jener unblutige Krieg der Arbeit mit der Arbeit, des Fleißes mit dem Fleiße,

des Menſchenberufes mit dem Menſchenberufe —
Stelle, die großen Beifall hervorrief.

Anna unterbrach Dankmar mit den faſt we
thigen Worten:

Sie iſt auch ſchön! Ich geſtehe, daß der Ge
wie in dieſem jungen Manne die edle Natur
Mutter ſo hervorbricht, mich unendlich rührt.

Von der Verfaſſung der Gewerbe, fuhr Dankma
ſagte Egon, daß man ſie durchaus ſchützen müſſe,
die veraltete Form dieſes Schutzes beizubehalten.
Aufhebung des Zunftzwanges, rief er, hat ſi
Zeitgeiſt, der es liebt, ſich zu überſtürzen ...

Sagte er Das? fragte ſchnell die Flottwitz
nehm überraſcht.

Ja, mein Fräulein, antwortete Dankmar hinz
doch mit einer Art [illegible]alfhafter Galanterie, er ſagte
kurz vor einem Angriff auf Vermehrung der Arm

Halten Sie Das für mein einziges Princip?
das junge Mädchen den Kopf mit Grazie erh
daß die Locken in ein angenehmes Schaukeln ger

Das nicht, ſagte Dankmar, aber ich kan
verſichern, daß er auch dem Neubund einen recht
denden Seitenſtich verſetzte. Hören Sie nur! De
hebung des Zunftzwanges, ſagte Egon, hat ſ
Zeitgeiſt, der es liebt, ſich zu überſtürzen, darin

daß er das Kind gleich mit dem Bade verschüttete. Das Gute am Zunftzwange hätte schon bleiben sollen Allein unser damaliger Staat, der Militairstaat, rief er, wie tief stand er! Wie oberflächlich waren seine Neuerungen! Wie verbrecherisch seine Bestrebungen sich auf Kosten der innern Kraft äußerlich auszudehnen! Er gab die Gewerbe frei, nicht um der Gewerbe willen, sondern um seiner Armee willen! Er sagte: Ruinirt Euch, wenn Ihr mit dem gescheiterten Versuche, glücklich zu werden, mir nur die Patente, die Freiheiten des Gewerbes bezahlt! Dieser schlechte Staat von damals, rief er, derselbe Staat, den die blinde Reue bündlerisch wiederherstellen will ...

Ah, rief die Trompetta. War Das die Stelle?

Das war die Stelle, gnädige Frau! sagte Dankmar

Aus dem Munde des Sohnes —

Eines Generalfeldmarschalls! griff Dankmar die zweite Rüge, die vom Fräulein von Flottwitz kam, auf. Die Galerieen waren außer sich darüber, nicht etwa vor Zorn, sondern vor Jubel. Der Präsident mußte die Glocke ziehen und den Zuhörern alle Zeichen des Antheils und der Misbilligung untersagen —

Ah! Das war seine Schuldigkeit! bemerkte die Trompetta, die sich constitutionell zu bilden anfing Aber, wie weiter?

genden Mißverſtändniſſe durch Angabe der ihm bekannten Thatſachen, wenn nicht zu heben, doch zu mildern.

„Ich habe dich eines Morgens," begann der Chineſe zum Statthalter gewendet mit verdrießlicher Stimme, „bei deiner erſten Taſſe Thee überraſchen wollen; der Zufall hat gewollt, daß ich in meinen Eigenſchaften früher erkannt worden bin, und ich erſtaune, daß du mir zum Empfange nicht einmal einen Finger deiner Hand reichſt."

„Ich preiſe das Geſchick," entgegnete der Statthalter, „daß es mir günſtiger iſt, als deinen hinterliſtigen Anſchlägen. Ich habe lange gelebt und ſchon in tauſend Augen geblickt, um die Herzen zu prüfen, aber noch hab' ich keines gefunden, deſſen Wimpern ſo viel Falſchheit beſchatteten, als die deinigen."

Jetzt fiel dem Correſpondenten das ganze Gewicht ſeines Wagniſſes aufs Herz. Er hatte ſeinen Rücken freigegeben und jede Zunge war ungefeſſelt, ihn mit Schmähungen zu bedecken. Er verſuchte es, ſeinen Zorn zurückzuhalten, weil er wußte, wie unmächtig er war; er berief ſich auf ſeine Redlichkeit, ſeine Aufopferung, die ihn hierher getrieben, und die Umſtände, welche ihm das verſteckte Auftreten zur Pflicht machten. Aber der Statthalter wollte an den Umſtänden nur die Eigenſchaft bemerken, daß ſie ihn zur Ehrlichkeit gezwungen hätten.

„Ein Dieb," ſagte er, „der einen Mantel geſtohlen hat, wirft ihn gern der zitternden Armuth um, wenn ihm die Häſcher ſchon auf den Ferſen ſind. Ihr verhindert mich, daß ich Euch als einen Freund behandle."

„Haben die Dohlen jemals gegen das Stehlen geifert?" fiel der Correſpondent mit Gebärden ein, die von Wuth

Dieſer ſchlechte Staat, fuhr Tankmar fort Egon's Worte zu wiederholen, den jetzt die blinde Reue bündleriſch wiederherſtellen will, hatte zur Förderung einer unverhältnißmäßigen Kriegsmacht nur die üppige, wuchernde Fortpflanzung der Bevölkerung zum Ziele. Dieſer Staat vernichtete die Gewerbe, indem er ſie der Willkür preisgab. Er erleichterte das Recht des Anſiedelns, des Meiſterwerdens, der Heirathen. Er wollte nur Menſchen und raſchgewonnene Einnahmen für den Fiskus. Kurz, Egon ſchilderte die Nothwendigkeit der ernſteſten Erwägungen dieſer Verhältniſſe mit ſo lebhaften Farben, daß man auf ſeinen Wunſch einging und den Gewerbeausſchuß aus den Elementen der Kammer zuſammenſetzte, die über die Intereſſen der Arbeit kompetent ſind. Es ergab ſich zwar nunmehr, daß die linke Seite bei der Zuſammenſetzung dieſes Ausſchuſſes im Nachtheile war, ſie verlor drei Stimmen und hatte die Majorität nicht mehr, aber man beachtete kaum dies Reſultat, ſo wirkte der Zauber der Perſönlichkeit des Prinzen und ſeiner aus der unmittelbaren Anſchauung des Volkslebens gewonnenen Ueberzeugung nach.

Die Trompetta, Fräulein Wilhelmine, die drei Gelbſattels, ſelbſt Rudhard waren nur froh, daß die linke Seite in der Minorität geblieben war und be-

zweifelten jetzt keineswegs die gewaltigen Talente des neuen Staatsmannes. Siegbert sah Tankmarn bedenklich an. Tankmar flüsterte ihm zu: Ich habe viel mit dir zu reden. Ich verlange entschieden, daß wir Beide um acht Uhr heute frei sind ... Siegbert nickte ihm zu, daß er sich darauf verlassen könne ... Die Fürstin erhob sich und bat die Gesellschaft, ihr behülflich zu sein, nun die Trauben vom Stock zu lösen. Einer der Bedienten präsentirte die Körbchen mit den Messern. Die Damen fanden die Idee allerliebst und Alles folgte der Fürstin, um das Werk zu beginnen und dem Dienste des Bachus in holdesten Grenzen zu opfern. In der Ferne ertönte auf ein von Leidenfrost, der sich wieder genähert hatte, gegebenes Zeichen eine sanfte Musik, die irgendwo in einem hintersten Winkel des Gartens versteckt sein mußte. Die Fürstin war davon auf's Angenehmste überrascht und als es sich herausstellte, daß dies eine Idee von Leidenfrost selbst war, söhnte man sich mit dem wunderlichen Manne, der sie Alle durch seine Aeußerungen verletzt hatte, im Geiste leidlich wieder aus und ging wohlgemuth, unter den sanften Accorden, scherzend und neckend an die spielende Arbeit.

Die Naschereі Paulowna's und Rurik's hatte nun freilich schon früher dafür gesorgt, daß diese „Wein-

lese" keine zu lange Zeitdauer in Anspruch nahm. Unter mancherlei Scherzreden und Neckereien war man bald mit der „Ernte" fertig und überließ den Kindern, den helfenden Dienern und Mägden, hie und da die Beeren, die noch versteckt oder schwer zu erreichen waren, vom Stamme zu lesen. Man sollte nun die gefüllten Körbe bei sich behalten, ihren Inhalt entweder selbst verzehren oder mit sich nehmen. Das war die Antwort, die die Fürstin Jedem gab, der einen Ort zu wissen wünschte, wo er seine Beute niederlegen sollte. Die Fräuleins Gelbsattel, die sehr lang waren, kamen dabei gut fort. Sie hatten reichlich gesammelt. Die Trompetta, die Lebhafteste, hatte nur geringe Ausbeute. Sie war zu klein, um mit ihrem Messer besonders hoch zu langen und das Anerbieten von Stühlen, Schemeln und Leitern, die die Diener in Bereitschaft hielten, schien ihr bei ihrem corpulenten Wuchse zu halsbrechend und gefährlich. Sie irrte von Blatt zu Blatt und klagte wie der Fuchs in der Fabel aufblickend, daß man ihr Alles vorweggeschnitten hätte. Wo ist denn noch eine Traube? Wo? Wo? rief sie. Kinder! Ich sehe nichts! Wilhelmine! Wilhelmine! . . . Aber Fraulein Wilhelmine von Flottwitz stand ihr nicht mit gewohnter Treue zur Seite. Sie war fortwährend mit Tankmar in neckendes Gespräch ver-

wickelt ... Die Fürstin nahm die Lese sehr umständlich und ernst, fast pedantisch. Siegbert mußte ihr den Korb, die Hand, den Schemel halten. Rudhard und Gelbsattel erzählten sich von einer Weinlese bei Naumburg, die sie einst in lateinischer Sprache hätten mitmachen müssen und lachelten über die Erinnerung, wie die Portenser, wenn Einer eben sagte: O quam dulcis haec uva est' und eine Traube in den Mund herablassen wollten, sie immer vom Andern geraubt bekamen, wobei sie auf Wildungen übergingen, der zu Denen gehörte, denen man nur zu oft den Genuß verdarb, wenn er eben sagen wollte: O quam dulcis haec uva est'

Die eigenthümlichste Erregung unter Allen zeigte Olga. Sie hatte den Trieb, gleichsam die Ehre des ganzen Festes zu vertreten, war hier und dort, sprach mit Dem und Jenem, half überall nach und befahl in der Stille, was die Mutter ihr zu laut zu befehlen schien oder wol gar ganz vergessen hatte. Und bei alledem zog sie sich von Jedem zurück, blieb allein, huschte bald da-, bald dorthin und schien nur von Einem Gedanken beseelt, dem, ihren geliebten Freund Siegbert nur einen kleinen Moment für sich allein zu besitzen. Die Mutter, die Flottwitz, die Fräuleins Gelbsattel, Alle machten ihr den Verdruß, daß sie auch an Siegbert

zuviel Gefallen fanden und ihn immer nur für sich behielten, während sie nicht ein Wort von ihm erhaschen konnte und nur zuweilen einen freundlichen Blick, der sie mehr verwundete als erfreute, denn in diesem Blicke lag Das nicht, was sie in seiner Seele suchte. So kam es, daß sie von einer quälenden Unruhe hin- und hergetrieben wurde und nur bei Leidenfrost zuweilen Stand hielt, mit dem sie wenigstens lachen, über Alle spotten konnte. Sie ging mit dem kleinen, unschönen Mann in den hintersten Theil des Gartens, wo ein Hügel zum Feuerwerk hergerichtet war. In der Mitte stand der Böller. Ringsherum waren Stakete festgepflanzt, an welchen schon am Morgen Leidenfrost seine pulvergefüllten Papiere befestigt hatte. Am Fuße des Berges, in einer Laube saßen fünf Musikanten, die von Blaseinstrumenten eine weiche, für Gartenräume zweckmäßige Musik aufführten. Olga sorgte dafür, daß diese Leute Erfrischungen bekamen. Die Mutter achtete nicht solcher Dinge, die ihr kaum einfielen und die, wenn man sie daran erinnerte, immer Veranlassung gaben zum Streit. Denn sie hatte dann immer dieselbe Sache längst bedacht, aber natürlich ganz anders und viel besser ausführen wollen.

Die Gesellschaft wandelte im Garten auf und ab, bald vereint, bald zerstreut. Olga galt für ein Kind,

man nahm wol Notiz von ihr, aber ſchente ſich nicht, ein Geſpräch abzubrechen, wenn ſie ſich nahte. Sie ſtreifte an den Beeten entlang und ſchloß ſich Niemanden an. Rudhard verbot ihr dieſe Iſolirung und ſagte ihr im Vorübergehen, ſie müſſe ſich an die Mutter halten.

Wird ſie mich denn wollen? fragte ſie und warf die großen Augen ſicher und feſt auf Rudhard, der ihr keine weitere Antwort darauf gab; denn er blieb im Vorübergehen mit der Prepſtin nicht ſtehen, wie ſie. Sie ſah ihm eine Weile nach und wandte ſich dann, gedankenlos hin- und herirrend und Manchem, der mit ihr ſprechen wollte, nicht einmal Rede ſtehend, wieder zu den Muſikern. Unter dieſen war ein alter Mann mit weißem Barte. Er blies das Waldhorn ...

Wäre Das ein Harfner, ſagte eine Stimme hinter ihr, als ſie an der Laube ſtand und die Notenblätter der Leute muſterte, ſo würde man an Mignon und den Alten erinnert werden.

Es war Dankmar, der dieſe Aehnlichkeit fand, und alle Damen ſtimmten ein ...

Was wußte Olga vom Harfner und von Mignon! Was hatte ſie von dem Geſpräch, das die weiterwandelnde Geſellſchaft über Goethe und Wilhelm Meiſter und die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele begann! Sie folgte dem Zuge der Luſtwandelnden, kaum theilneh-

ment am Aeußerlichen, noch weniger an dem Gegenstand des Streites, der sich sogleich zwischen Dankmar und der Trompetta ergab über Goethe, über Wilhelm Meister, über die Bekenntnisse einer schönen Seele, über Alles durcheinander ... Anna von Harder faßte Olga's Arm und ließ sich von ihr führen. Was verstand noch Olga, stillträumend wie ein unerschloßner Blumenkelch, von den Worten, die eben die sanfte Frau zu Dankmar's Freude sprach:

Liebe Trompetta, sagte Anna von Harder. Verurtheilen Sie den großen Dichter seiner Unchristlichkeit wegen nicht! Sagen Sie auch nicht, er wäre unwürdig gewesen, durch die ohne Zweifel von ihm wortlich aufgenommenen Geständnisse des Fräuleins von Klettenberg sein schlimmes und wie Sie es nennen, frivoles und unsittliches Buch zu schmücken. Daß Goethe diese glaubensstarke Natur in seine Dicht- und Denkweise eintreten ließ, ganz unverbunden, ganz unzusammenhängend mit dem Werke, das er uns geboten hat, beweist nur, wie er doch wol einen tiefen Blick für alles Ursprüngliche im Menschen hatte und uns in den krausen und wilden Erlebnissen des jungen Meister nur das Leben selber geben wollte in seiner Rückwirkung auf die große Mannichfaltigkeit menschlicher Charaktere. Da ließ er denn auch jenes Frau

lein gelten, nicht um der Frömmigkeit, ſondern um ihrer Eigenheit willen. Ich fühle, daß man jenem Buche vom Standpunkte der Erfindung aus viel Schlimmes nachſagen kann, aber Menſchen ſind es doch, die da durcheinandergehen. Situationen ſind es doch des wirklichen Lebens. Man ſieht Das ordentlich und erlebt es mit. So paßte auch das fromme Fräulein ganz hier herein, dieſe wunderliche Seele, der ich eigentlich nicht einmal recht zugethan bin.

Was? rief die Trompetta, Sie tadeln die ſchöne Seele? Das Kleinod aller nach innengewandten Herzen ſeit einem halben Jahrhundert?

Tadeln? ſagte Anna ſehr ermuthigt, welch' hartes Wort! Ich ſage nur, daß ich ſie nicht von Herzen lieben kann.

Nun, Das iſt wunderbar! erſtaunte die Trompetta und bat um Aufklarung, indem ſie faſt die Hände faltete. Alle waren geſpannt.

Ich finde, ſagte Anna geſammelt und ruhig, daß dies Fräulein eigentlich recht eigenwillig iſt. Sie nimmt ſich das ſo vor, einmal in Gott ihren einzigen Freund zu ſuchen und weiſt, faſt kalt, faſt gleichgültig, alle Zweifel, alle Sorge, alle Lehre der Menſchen zurück. Sie bricht mit ihrem Verlobten, wie er mit ihr bricht. Sie ſagt ihm: Magſt du mich, ſo mag ich

dich. Magst du mich nicht, so mag ich dich auch nicht. Ich gestehe Ihnen, daß eine solche Ergebenheit in die Wege des Schicksals bis an's Fahrlässige grenzt. Und weil ich doch aus ihrer Erzählung herausfühle, daß sie keineswegs in andern Dingen fahrlässig, sondern eifrig, emsig ist, so kann ich mich nicht erwehren, sie sogar für ein ganz klein wenig trotzig zu halten und ich glaube, ihr alter Onkel schickt ihr seine kleinen Nichtchen deshalb so selten auf ihr einsamgelegenes Schloßchen, nicht weil er fürchtet, daß die kleinen Mädchen bei ihr herrnhutherisch werden, sondern weil sie ein reizbares und recht apartes altes Jüngferchen ist.

Die Männer billigten diese eigenthümlich vorgetragene, fast wie zwischen Zerbrechlichem mit verbundenen Augen behutsam auftretende Auffassung vollkommen und Ruthard wollte sogar noch weiter gehen und wieder von seiner beliebten Muckerei anfangen . . .

Nein, nein, sagte Anna mit freundlicher Drohung, weiter nicht! Sie sollen auch gar nicht loben, Herr Pfarrer; ich bin Ihnen doch noch etwas bös mit Ihrem Don-Quixote!

Dankmar bekam von den Andern die Aufklärung über diese Erwähnung des Don-Quixote . . .

Daß ich Recht habe, gnädige Frau, sagte Ruthard, bestätige Ihnen der Anblick da eben!

Die Gesellschaft war nämlich wieder an den Anfang des Gartens gekommen, dem zur Seite der Hof mit einem Wirthschaftsgebäude, einer Remise und dem Stalle lag. Ueber dem Stall war ein kleines, zwar längliches, aber niedriges Mansardenfenster. Es war offen. Ein Mann in weißer Piquejacke saß an dem Fensterbret und las mit aufgestütztem Kopfe tief in einem Buche verloren ...

Alle lachten: denn sie waren überzeugt, daß dies Peters war, der eben den Don-Quixote las ...

Nun, rief Tankmar hinauf, hat Saul den Esel seines Vaters gefunden?

Peters, der die Anspielung auf seine Bibel und die Begegnung im Park von Solitüde nicht verstand, fuhr erschrocken auf und wollte sich zurückziehen ...

Oh, so bleibt doch, Peters! sagte Rudhard hinauf zu dem in gröster Verlegenheit nach dem Kopf greifenden Peters, der nicht wußte, wie man ohne Mütze oder Hut grüßen sollte. Mit wem hat es denn jetzt der tolle Junker?

Peters lachte nur mit verklärtem, abwesendem Angesicht.

Tankmar wollte etwas von der Kathrine hören ...

Ich wette, sagte Siegbert, als Peters nicht antwortete, er besinnt sich, ob Kathrine eine von den

überschäumten. „Seit wann stellen sich die Mörder auf die Dächer und predigen Menschenliebe? Haben sich die Feldhühner untereinander je Vorwürfe gemacht, daß sie nicht besser singen? Wo sind jene Tugenden, auf welche du fußest, wenn du mir ein Verbrechen vorwirfst? Steht dein Land nicht in Aufruhr? Dem Priester ziemt es, den Saamen der Eintracht zu streuen. Du gürtest dich aber mit dem Schwerte und willst die Spuren deines Weges mit Blut bezeichnen. Deinem göttlichen Meister sezest du ein Messer an die Kehle und willst die Getreuen morden, die sich für ihren König und Herrn aufopfern! Bei meinem Haupte, was vermagst du, Elender, gegen mich, den du betrogen hast?"

Der Gott des Entsetzens flog durch den Saal und hielt Jedem die Kehle zu, daß er regungslos, stumm und erstaunend auf die beiden Männer sah, welche sich drohend gegenüber standen. Der Correspondent war zu weit gegangen, als daß Dhü-Kummuz' Dazwischenkunft zur nähern Verständigung noch hätte einlenken können. Der Teschu-Lama hatte sich hoch von seinem Sessel aufgerichtet und den Blicken, die seine Augen schleuderten, folgten diese niederschmetternden Worte: „Ich hörte von einem Gecken, welchen sein graues, verschimmeltes Haar in Salben badete. Ich hörte von einem alten Narren, der sich für ein violettes Band, einen milchweißen Knopf, für eine Feder aus dem Schweif eines Pfauen, um seine Rächte betrügt. Ich hörte von einem Verleumder, der des Nachts unter den Fenstern seiner Nachbarn lauscht und in den Morgenvisiten aller Welt verfängliche Neuigkeiten bringt. Aber was waren diese Dinge gegen diejenigen, welche ich später erfuhr? Da sah ich einen Dieb, der seine Freunde umarmt und ihnen die Taschen ausräumt: einen Lügner, der

Mägden ist, die dem Junker Don-Quixote zu Edelfräulein gelten . . .

Kennt Ihr uns denn nicht? sagte Tankmar.

Nun erst besann sich Peters und kam grausend aus seiner Lektüre wieder in den Zusammenhang mit der Welt. Alle lachten und mußten dem Pfarrer bestätigen, daß er ein vortreffliches Mittel gefunden hatte, einen eifersüchtigen Mann von seinen Grillen abzubringen. Man kehrte auf das Parquet zurück und folgte der Aufforderung, von dem Fruchttische zu genießen, den man nicht genug bewundern konnte.

Olga entzog sich verschämt allen Lobeserhebungen über Das, was Rudhard heute für ihre Idee und ihre Schöpfung erklärte. Man fand das eigene Mädchen allgemein schön, liebenswürdig und sagte, als sie sich entfernt hatte, der Mutter mannichfache Artigkeiten über ein Kind, das sich seit der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit so auffallend entwickelt hatte. Die Fürstin nahm diese Freundlichkeiten mit jenem Takte hin, der dem Gebildeten unter allen Umständen eigen ist und ihn immer Das treffen läßt, was sich nach den allgemeinen Gesetzen in solchen Fällen geziemt oder am Platze ist. Rudhard sah schon tiefer und blickte voll Unmuth zur Erde. Er beschäftigte sich mit den Kleinen; denn die Gesellschaft zerstreute sich theilweise im

Garten und fing an, ſich in gleichgeſtimmte Paare aufzulöſen, während die Fürſtin und die Gelbſattel's auf dem Parquet blieben . . .

Der Propſt und die Trompetta ſchienen es auf Siegbert abgeſehen zu haben. Sie nahmen ihn bei Seite und begannen vom Gethſemane. Der Propſt rühmte die ausgezeichneten Blätter dieſes Albums, vorzugsweiſe aber die Farbenſkizze Siegbert's. Einen Vorſchlag, den er an ſein Lob anknüpfen wollte, unterbrach die Trompetta mit dem Jammer über das Unglück, das ihr eine Laune des Hofes bereitet hätte. Sie wollte von den Männern Vorſchläge hören, wie ſie ihre Sammlung zum Beſten eines wohlthätigen Zweckes veräußern könnte. Es blieb nichts übrig, als ihr eine Lotterie anzurathen. Sie ſchlug den Werth des Albums auf den Betrag von tauſend Thalern an und zweifelte durchaus nicht, tauſend Looſe, jedes zu einem Thaler, abſetzen zu können. Das Album ſollte zu dem Zwecke einer Einladung und Ermunterung in den Sälen des Kunſtvereins aufgelegt werden. Nun aber handelte es ſich um die Verwendung des eingegangenen Geldes. Frau von Trompetta hatte damit etwas Zeitgemäßes im Sinne. Sie ſprach von den im Kampfe gegen die Demokratie hier und da

gebliebenen oder verwundeten Kriegern und von deren Angehörigen, fand aber bei Siegbert sowol wie beim Propste lebhaften Widerspruch. Jener erklärte eine solche Verwendung für eine politische Demonstration, die er nimmermehr unterstützen, ja gegen die er sowol wie mancher seiner Freunde, die zu dem Album beigetragen hatten, entschieden protestiren würde. Dieser konnte nicht umhin, Siegbert Recht zu geben. Er lehnte zwar jede Uebereinstimmung mit Siegbert's politischen Motiven ab, meinte aber doch auch, daß die Zeit noch nicht reif wäre, in einer solchen Verwendung des Albums jene Harmlosigkeit zu erblicken, die denn doch von den Künstlern, die diese Idee unterstützten, vorausgesetzt wurde ... Zu diesem Streit gesellte sich in diesem Augenblicke Leidenfrost, der nach seinen Feuerwerksvorbereitungen sehen wollte. Der Propst wußte es so geschickt zu wenden, daß er mit Siegbert plötzlich abbog und die Trompetta mit Leidenfrost allein ließ, bei dem sie, da er sehr praktisch war, noch einige Winke über ihre Pläne zu gewinnen hoffte, so abgeneigt sie ihm seiner Richtung nach auch sein mußte. Man kann sich vorstellen, wie komisch diese Unterhaltung ausfiel. Leidenfrost hielt durchweg den Ton der Ironie fest, den die Trompetta, erfüllt von ihrem Gegenstande, nicht fühlte. Er rieth ihr ohne Zweifel die

wunderlichſten Wege an und machte die Frau wol nur noch verwirrter, als ſie ſchon war.

Der Propſt aber ſprach ſich ſo misbilligend über die Oſtentation dieſer Frau aus, daß Siegbert Vertrauen gewann und das ihm für ſeinen Nicodemus geſpendete Lob nicht zurückwies.

Ich habe eine Idee mit dieſer Skizze, ſagte der Propſt. Ich wünſchte wohl, daß Sie Veranlaſſung fänden, ſie in größern Dimenſionen und am liebſten al fresco auszuführen.

Die Frescomalerei, ſagte Siegbert, iſt mir noch zu wenig geläufig. Ich habe darin Uebungen gemacht, würde aber kaum wagen, ſie vor Jemanden ſehen zu laſſen . . .

Und dennoch, fuhr der Propſt fort, muß man Wände haben, um ſich daran vervollkommnen zu können. Ich ſchlage Ihnen vor, Ihre Skizze in einer Kirche auszuführen, die im vorigen Jahre theilweiſe abbrannte und neuerdings wiederhergeſtellt iſt. Die Gemeinde erſucht mich, ihr Vorſchläge zu einigen durch Künſtlerhand auszuführenden Zierrathen zu geben. Da ſie reich iſt, da dem Bau noch manche Summe zu Gebote ſteht, ſo ſchlag' ich Ihnen vor, die Gemeinde zu beſuchen und ſich mit ihr über dieſe Idee zu verſtändigen.

Siegbert war von dem Vorſchlage ſehr angenehm überraſcht und fragte nach dem Namen des Ortes.

Das große und reiche Dorf Schönau, auf dem Wege von hier nach Hohenberg.

Siegbert lehnte das Anerbieten durchaus nicht ab. Er erklärte ſogar, daß ihm nichts erwünſchter ſein könnte, als die erſten Proben der Technik, die er ſich in der Friſchmalerei erworben hätte, an einem Orte zu verſuchen, wo er die allzuſtrenge Kritik nicht herausforderte.

Das iſt ſehr weiſe gedacht! ſagte der Propſt. Reiſen Sie hin! Beginnen Sie das Werk!

Sie vergeſſen, Herr Propſt, ſagte Siegbert, daß dieſe Unternehmung nur im warmen Sommer begonnen werden kann.

Das iſt wahr! beſann ſich künſtlich der geübte Kunſtkenner. Allein man macht vorläufig ſeinen Ueberſchlag, Sie prüfen die Oertlichkeit, Sie nehmen mit dem Vorſtande der Gemeinde Rückſprache. Auch wüßt' ich ſogleich eine Veranlaſſung, ſich in Schönau den Leuten werthvoll und angenehm zu erweiſen. Man wünſcht bei der Einweihung der Kirche, die am Martinstage ſtattfinden ſoll, die Wiederherſtellung einiger glücklicherweiſe aus dem Brande geretteter Bilder aus der altdeutſchen Schule. Ich entſinne mich, bei frühe-

ren Injektionsreisen in der Schönauer Kirche zwei vortreffliche Kranach's und einige Bibelscenen gesehen zu haben, die, wenn nicht von Albrecht Dürer selbst, doch aus seiner Schule sind. Zu dem neuen frischen Anblick der wiedererrichteten Kirche wünscht man diese Bilder so lebhaft und anmuthig als möglich zu restauriren. Auch dafür, hab' ich gedacht, entschiede sich gewiß Ihre kundige Hand und Sie nähmen die Entschädigungen mit, die man Ihnen dafür bieten würde.

Siegbert freute sich der wohlwollenden Versöhnlichkeit, die aus diesen Anerbietungen des Propstes zu sprechen schien und drückte ihm unverhohlen die angenehme Ueberraschung aus, die er über diese Anträge empfand.

Bester Freund, setzte Gelbsattel mit einem eigenthümlichen kaustischen Ausdrucke hinzu, bis zu dem Tage, wo Ihnen das Obertribunal in letzter Instanz eine Million zu Füßen legt, dürfte es noch ziemlich lange hin sein.

Glauben Sie nur nicht, sagte Siegbert, daß ich irgendwie die sanguinischen Hoffnungen meines Bruders theile! Ich darf mich natürlich seinen Unternehmungen nicht entziehen und lasse Das, was eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat, ihm zu Liebe gern für Gewißheit gelten. Seh' ich doch, daß ihn

dieſe Angelegenheit nicht laſſig, ſondern im Gegentheil eifrig macht. Sie ſchlägt in ſein Fach, ſie nährt ſeine Studien. Und ich ſelbſt finde wenigſtens Den Gefallen an den Verhandlungen, daß ich mich des Ueberblickes der Zeiten erfreue, an vergangene Zuſtände meiner Familie zurückdenke und an den großen Widerſprüchen der Verhältniſſe, die unſer Leben erfüllen, einen perſönlichen Antheil habe.

Dies Vergnügen wird Ihnen aber viel Geld koſten! warf Gelbſattel etwas bitter hin . .

Das iſt wahr, ſagte Siegbert, wir müſſen ſchon jetzt Opfer bringen und haben alle Urſache, uns einzuſchränken. Sie ſehen mich auch deshalb nicht abgeneigt, eine Gelegenheit zu ergreifen, mir meine Kunſt ergiebig zu machen. Leider feſſeln mich für den Augenblick ſo viele Dinge . . .

Schütteln Sie doch dieſe Feſſeln ab! ſagte der Propſt. Ihr jungen Männer lebt in einer glücklichen Zeit! Welche Mühe hatten wir einſt, unſre Wünſche auszuführen, unſre Wirkungskreiſe zu verändern! Jetzt reiſt Das hin und her; im Fluge iſt man unter andre Verhältniſſe verſetzt. Ein junger Geiſtlicher, Oleander, hört heute von einem Vikariat in Weſſen, von der unbeſetzten Stelle des einige Zeit beurlaubten Pfarrers Stromer; morgen iſt er ſchon unterwegs und tritt

dieſes Amt an, das ihm den Weg zu beſſeren Aemtern bahnen ſoll ...

Oleander? fragte Siegbert, der den Namen ſchon oft, auch einigemale ſonderbarerweiſe von Louis Armand gehört hatte. Irr' ich nicht ...

Sie werden Manches von ihm geleſen haben ...

Es iſt der Verlobte ...

Meiner älteſten Tochter? Glauben Sie Das nicht! Wo junge Mädchen ſind, ſtellt ſich ſogleich bei jedem männlichen Beſuche ein ſolches Vorurtheil ein. Es iſt wahr, ich habe dieſen Oleander gehoben. Er hat das Sabbathspredigerſtipendium in der Dreieinigkeitskapelle, er genießt manchen Vortheil, der für ſeine Jahre und Einſicht unverhältnißmäßig iſt; da zeigt er ſich auch als Einen der Undankbaren und Vermeſſenen, die Alles nur ſich ſelbſt danken wollen, reißt ſich von den behaglichſten Verhältniſſen los und übernimmt jenes elende Vikariat —

Siegbert war faſt im Begriff, dieſe Handlungsweiſe Oleander's edel und ſchön zu nennen, als ihr Geſpräch durch eine Störung unterbrochen wurde. Sie waren dem Hauſe wieder näher gekommen, als Siegbert am Gitter des Gartens im Hofe einen jungen Soldaten erblickte, der ſchüchtern die Thür öffnete und ſich nach Jemanden, den er zu ſuchen ſchien,

umsah. Siegbert ging zu dem jungen Soldaten hinüber, um ihn nach seinem Anliegen zu fragen. Dieser trat mit dem schönen Anstande, der einem gebildeten Krieger eigen ist, näher, faßte an seinen Tschako und wünschte Herrn Dankmar Bildungen zu sprechen.

Warten Sie einen Augenblick! sagte Siegbert und empfahl sich dem Propste. Er wollte den Bruder im Garten suchen.

Da trat ihm dieser aus einem schattigen Gange, Fräulein von Flottwitz begleitend, schon entgegen. Er erkannte sogleich den Sergeant Heinrich Sandrart, dessen sich der Major von Werkel öfters zu Aufträgen bediente bei der nähern Beziehung, die zwischen diesem Offizier und den Brüdern seit einiger Zeit besonders durch Leidenfroft eingetreten war . . .

Heinrich Sandrart, der etwas leidend aussah, überreichte Dankmarn ein Billet von dem Major. Während dieser las, trat Fräulein Wilhelmine dem Sergeanten näher und fragte:

Garde?

Garde!

Erstes Regiment?

Zweites Regiment!

Dritte Compagnie?

Dritte Compagnie!

Lieutnant von Aldenhoven?

Sandrart mußte alle Fragen der unterrichteten, kriegskundigen Offizierstochter faſt zustimmend beantworten.

Dankmar trat näher und ſagte dem Sergeanten:

Eine Empfehlung an den Major! Sehr erwünſcht. Wir würden die Ehre haben, ihn zu erwarten.

Damit legte Sandrart die Finger an den Tſchako und wollte ſich entfernen zum Entzücken der Flottwitz, die ſich an ſeiner Haltung und dem Hereinragen auch des Militairiſchen in dieſes Feſt nicht genug weiden konnte. Aber ſchon hatten auch Paulowna und Nurik von einem Soldaten gehört, waren herbeigeſprungen und betaſteten dieſen Krieger, ſeinen Säbel, die Aufſchläge ſeiner Uniform, die Treſſen, wie den Schmuck einer Figur . . .

Sie ſind Heinrich Sandrart? fragte Dankmar.

Zu dienen, mein Herr!

Es iſt ſchon einige male, daß wir uns ſahen; Sie blaſen die Flöte, ſind fleißig, wollen Ihr Fähnrichexamen machen?

Hat Ihnen Das der Major geſagt?

Der Major hält große Stücke auf Sie!

Er verdient, daß ſein Bataillon für ihn durch's Feuer geht.

Die Flottwitz hatte etwas auf der Zunge, was

ſich in das Schlafzimmer ſeiner Bekannten ſchleicht, ihnen die Hausſchlüſſel unterm Kopfkiſſen wegnimmt und ſie den Räubern zum Fenſter hinauswirft; einen Schurken, der ſich vor die Thür eines Gartens, in welchem man ſeine Vettern und Schwäger ermordet, Wache ſtellt und den Vorübergehenden ſagt, er ſtehe hier, um ihre ſchönen Kleider zu bewundern und den Armen recht viel Almoſen zu geben. Dieſer heimtückiſche Geſell miſcht ſich in eine heilige Angelegenheit, an welche er nicht denken kann, ohne ſie zu verunglimpfen. Wir wollen einen Thron ſtürzen, nicht weil uns ſein Glanz blendet, ſondern weil ihn die Schwäche gebaut hat. Wir wollen der Gottheit nicht Hohn ſprechen, ſondern ihr eigener Wille hat uns berufen, ein Trugbild ihrer Herrlichkeit zu vernichten. Unſere Schwerter ſind Zornesflammen, welche der Himmel in unſere Hand gegeben. Weſſen Sohn biſt du, daß der Stachel deiner giftigen Zunge in mein heiliges Antlitz löckt? Kann man dem eine Blöße vorwerfen, der auf dem Wege iſt, die Kleider des Dalai Lama anzuziehen? Wenn auch in den nächſten Monden erſt die Blitze des Himmels in meine Hand gegeben ſind, ſo iſt ſie doch jetzt ſchon ſtark genug, dich zu zerſchmettern. Dieſe Thäler bleiben dein Gefängniß. Nenne dich blind; denn du wirſt die Heimath niemals wieder ſehen!“

Der Teſchu-Lama verließ den Saal und alle Anweſenden folgten ihm bis auf den Correſpondenten und Dhü-Kummuz. Dieſer trat auf den verzweifelnden Chineſen zu und ſchlug ihm vertraulich auf die Schulter. „Verfluche meinen Herrn tauſendmal,“ ſagte er, „und du wirſt ihm dennoch danken müſſen, daß er mich zum General-Polizeimeiſter gemacht hat. Die Vögel werden durch Lockvögel gefangen und die

ſie auszuſprechen durch die Kinder verhindert wurde. Olga, die das Geſpräch in der Ferne beobachtet hatte, war gleich ſo wohlwollend geweſen, ein Glas mit Wein füllen zu laſſen, es auf ein lackirtes Bret zu ſtellen, ein Stück Kuchen hinzuzulegen und den Kindern zum Ueberbringen an den hübſchen Soldaten zu übergeben. Dieſe faßten den Teller Beide zugleich an und trugen ihn behutſam, doch nicht ohne bedeutende Schwankungen und Verſchüttungen. Dankmar redete Sandrart zu, zu nehmen und wollte Olga einen freundlichen Blick zuwerfen; doch war Olga ſchon wieder verſchwunden ... Es trieb ſie eben wie ein Irrlicht unruhig bald da-, bald dorthin, ruhelos, unſtät, wie ihre dunklen Augen ſelbſt hin und wieder gingen ...

Die dritte Compagnie ſteht in keinem guten Rufe: ſagte die Flottwitz.

Wer ſagt Das? antwortete Sandrart.

Die ganze Armee!

Sandrart ſchwieg. Es lag außerhalb der Tiefenlin, hier Anſichten auszuſprechen.

Ein guter Soldat, fuhr die Flottwitz begeiſtert fort, ſoll treu ſeinem Könige dienen, treu der Fahne, auf die er geſchworen hat.

Sandrart aß in ſteifer Haltung ſeinen Kuchen, trank ſeinen Wein und ſchwieg.

Die Ehre des Kriegers, fuhr das geröthete, jetzt flammende Mädchen fort, iſt der Gehorſam. Wenn ſich die Bande der Disciplin lockern, wird die Kraft eines Heeres gelähmt. Das unſrige hat ſeine Schlachten nicht dadurch gewonnen, daß ein Jeder dazwiſchen redet und vom Volke fabelt, ſondern dadurch, daß es für ſeinen König Blut und Leben dahingab und ſeinem Vorgeſetzten ſelbſt dann gehorchte, wenn eine Armee auch nur unter den Waffen ſteht und zuſehen muß, was die Weisheit ſeines Fürſten ſo oder ſo beſchließt.

Sandrart ſchwieg.

Krieger, fuhr das ſeltene Mädchen, die in der That den Namen einer neuen Jungfrau von Orleans verdiente, fort, Krieger, die ſich von der Demokratie nie machen laſſen in ihrer Pflicht, verdienen den Namen der Tapfern nicht. Sie ſchänden die glorreiche Uniform, die ſie tragen. Sie verletzen ihren Eid, den ſie dem Fürſten geſchworen, und ein Eid iſt heilig, heilig wie das Evangelium. Sagen Sie das der dritten Compagnie, die eine Fahne trägt, die von Kugeln zerfetzt iſt in zwanzig Schlachten, eine Fahne, die eine Ahnin des königlichen Hauſes ſelbſt geſtickt hat!

Sandrart wiſchte ſich den Mund, trat einen Schritt zurück und machte ſeine Honneurs, um zu gehen. Die

Kinder gaben ihm bis auf die Straße das Geleite. Der junge Soldat hatte nichts erwidert, nichts politisirt ... er ſchwieg.

Dankmar aber mußte, als er mit dem Fräulein allein war, in ein lautes Lachen ausbrechen.

Beſtes Fräulein, ſagte er; in Ihrer Rede war für meinen verlorenen unglücklichen Standpunkt jedes Wort ein Luſtſpiel, aber auch für den tragiſchen Standpunkt dieſes jungen Mannes keine Tragödie!

Wie ſo? fragte Wilhelmine mit einer Mäßigung, die im Widerſpruche zu ihrer aufwallenden Mahnung an die berüchtigte dritte Kompagnie des zweiten Garderegimentes ſtand.

Sie gingen wieder allein, Beide dem dunkeln Gange zu.

Dies Paar war heute zum erſten male in eine perſönliche, durch Geſpräch verbundene Beziehung gekommen und wunderbar raſch, wie zwei chemiſche Stoffe, die ſich vereinigen, um zu explodiren, hatten ſie ſich während des Feſtes geſucht und gefunden. Es gibt Begegnungen, die gleich bei der erſten Begrüßung das Facit langſt angelegter Beziehungen ſind. Dankmar und Fräulein von Flotwitz kannten ſich, ohne ſich geſprochen zu haben. Sie gewannen ſogleich eine Vertraulichkeit, die ſchnell über die erſten Vorbereitungen

einer Verständigung hinausging. Da das junge Mädchen etwas vorstellte und bedeutete, da sie ein Ziel und Streben hatte, so mußte sie dem jungen Manne von Interesse sein. Nichts kürzt ja die Verlegenheiten, die man der unbestimmten Gefühlswelt und der geheimnißvollen Existenz eines Frauenherzens gegenüber empfindet, so sehr ab, als wenn ein weibliches Wesen doch auch einmal ein wenig mehr ist als nur eine bloße Tabula rasa, die erst die Liebe, die künftige Begegnung mit dem Manne, der sie wählt, mit Charakteren beschreibt. Anders wenigstens ist es kaum zu erklären, wie sich Dankmar und Friederike Wilhelmine so schnell in eine gewisse, Allen auffallende Vertraulichkeit fanden . . .

Sie haben, sagte Dankmar, diesen jungen Soldaten wie eine Puppe von Holz behandelt und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß das trotz seines Schweigens ein sehr gebildeter Mensch ist. Er bläst die Flöte, liebt die Empfindsamkeit, denkt schwärmerisch, macht leidliche Verse, hat Kenntnisse in allen Fächern und ist der Erbe eines sehr bedeutenden Vermögens. Er nahm den Wein und Kuchen mit einem Anstand, den Sie müssen gewürdigt haben. Er hätte gern gesagt: Ich bin kein Bettler, kein Bote, ich bin ein freier Mann und ich schweige auch zu den Er-

mahnungen des Fräuleins nur, weil sie wunderschöne blonde Locken, einen reizenden Teint, sprechende dunkelblaue Augen, kirschrothe Lippen und Zähne wie von Elfenbein hat!

Spotten Sie, rief Wilhelmine fast erbebend und warf einen ihrer in der That schmelzenden Blicke ernst und vorwurfsvollzitternd auf Dankmar, den sie ohne Zweifel in Folge der Gesetze von der Polarität seit der Begegnung an der Terrasse von Solitude fast zu lieben schien . . .

Ich spotte nicht, Fräulein! sagte Dankmar mit seinem gewohnten feinen Lächeln. Ich kann mir keine reizendere Form der Bellona denken. Sie haben etwas von einer Hohenpriesterin Ihrer Ueberzeugung! Und aufrichtig gestanden, ich gönne unsern Lieutenants, wie sie so kommen und gehen und das Trottoir der Residenz beherrschen, nicht die Poesie, die in Ihrer enthusiastischen Vertheidigung der reactionairen Staatsprincipien liegt!

Es geht mir mit Ihnen fast ebenso, sagte das junge Mädchen beklommen, schüchtern und bedeutend. Ich gönne den Demokraten nicht, daß Sie zu ihnen gehören.

Dankmar warf die Augen flüchtig in die Runde, ergriff ihre linke Hand, küßte sie rasch und erwiderte

Belehren Sie mich, Fraulein!

Wilhelmine zuckte zusammen. Sie ließ die Hand in Daukmar's Rechten; er mußte fühlen, daß sie zitterte . . .

Ihr Bruder, sagte sie nach einer Weile sich sammelnd und die Hand wieder zurückziehend, Ihr Bruder schwärmt über die Gesellschaft und verfolgt bunte Träume, die sich nie verwirklichen werden. Sie aber sind viel schlimmer. Sie haben Ihren Geist wie ein Arsenal mit lauter feindseligen Waffen gegen das Bestehende ausgerüstet. In Ihrem Kopfe leben nur Mordgewehre, Dolche, Barrikaden. Jedes Wort, das Sie über öffentliche Dinge sprechen, klingt mir wie Hohn in's innerste Herz. Es ist die Trommel des Aufruhrs, die Sie rühren, und mich schmerzt es, daß Sie vielleicht in Verbindungen stehen, die Ihnen gefährlich werden können. Was haben Sie mit diesem unglücklichen Werdeck zu thun?

Wir treiben zusammen Schädellehre, sagte Daukmar. Er hat einen prachtigen Kopf, der mich physiognomisch unterhalt und ich unterhalt wieder mein Kopf. So beraubten wir uns gegenseitig und sagen uns phrenologische Schmeicheleien.

Weichen Sie mir nicht aus! Ich weiß sehr wohl, wie Sie mit Werdeck bekannt geworden sind

Wie denn, mein Fräulein?

Sie ritten mit Lasalle, Aldenhoven und einigen Offizieren vor mehren Wochen nach Burgheim. Nicht wahr?

Sehr oft thun wir Das.

Eines Tages begegnete Ihnen zu Pferde Werdeck ...

Sehr oft begegnet er uns ...

Er schloß sich Ihnen an. Es gab Unterhaltungen und zwei Parteien. Sie und Werdeck bildeten die Minorität. Es entstand Bekanntschaft, Verständigung, Freundschaft ...

Und zuletzt eine Verschwörung? Nicht wahr?

Bewahre Sie der Himmel davor! Ich warne Sie vor Werdeck. Erschraken Sie nie vor seinem unheimlichen Auge? Oder fesselt Sie doch nicht die wilde Leidenschaftlichkeit seiner Frau?

Ah! Ich hätte nie geglaubt, daß die Inquisition so schöne Dienerinnen hat, wie Sie, Fräulein Wilhelmine ...

Ich habe mehr von Ihnen und Ihren Umgebungen gehört, als ich Ihnen wiederholen möchte: ...

Was wissen Sie von mir und jener Frau?

Der Majorin von Werdeck?

Ich hoffe, Sie wissen, daß ich sie noch in meinem Leben nicht gesprochen habe. Mein Bruder malte ihr Bild und aß zuweilen bei den Werdeck's polnische Piroggis.

Und Leidenfroſt? Dieſer Aufwiegler der Werkſtatten, dieſer Führer der Handwerker, dieſer cyniſche Robespierre ...

Steht in einer geheimnißvollen, mir dunkeln Beziehung zu jener Familie, das iſt wahr. Aber ich glaube nicht, daß dabei die Politik eine Rolle ſpielt ...

Die gefährlichſte! Die Verbindung mit Polen ſoll in jenem Hauſe unausgeſetzt unterhalten werden. Der leidenſchaftliche Katholicismus der Majorin iſt der Deckmantel ihrer wahren Geſinnung. Man weiß, daß ſie Seelenmeſſen für Menſchen leſen läßt, die in Sibirien geſtorben ſind. Durch Kloſterverbindungen verſtändigt man ſich mit Denen, die in Krakau und Warſchau nur auf den Augenblick harren, um — doch wovon unterhalt' ich Sie!

Ich ſtaune, Fräulein! rief Dankmar, dem alle dieſe Aeußerungen übertrieben und verleumderiſchen Entſtellungen nacherzählt vorkamen. Welche Ehronik!

Trennen Sie ſich von dieſen Umgebungen! ſagte das Fräulein drängend und mit großer Innigkeit. Ueber Allen, die mit Werdeck verkehren, zieht ſich eine mächtige dunkle Wolke zuſammen ... Ihr Proceß, Herr Wildungen — wußten Sie nur, was man davon ſpricht!

Ich lauſche mit Spannung ...

Wolle der Himmel verhüten, daß Sie je
diese großen Reichthümer gewännen! Sie würde
nur dazu anwenden, die Revolutionen aller St
zu unterstützen.

Ah so! Nein, mein Fräulein! Ich würde s
dazu anwenden, einmal irgend ein Wesen, da
liebe, mit allen Reizen des Glückes zu umzau
Ich baute diesem Wesen Villen, hangende G
Paläste ... Aber im Ernst, Fräulein, sind die
ünnungen der Loyalität, die Ihre schöne Stir
einem Heiligenschein umgeben haben, wirklich
unersten Ueberzeugungen? Ich weiß es, ich fra
so dreist, wie man eine Prophetin fragen würd
ie wirklich an den Gott glaube, von dem sie
griffen erklärt? Aber wir haben denn doch di
ther der Geschichte aufgeschlagen vor uns liegen
und doch auch den Frauen zugänglich und ic
es, die Bildung ist Ihnen, mein Fräulein, ein
res Wort. Sagen Sie mir nur um's Himmels
kennen Sie denn Das nicht, was wir Männe
til nennen? Es ist Ihnen also unmöglich, d
im Großen und Ganzen aufzufassen und zu
daß Ihr und Ihrer Genossen Wirken und Denk
reine Selbsttäuschung ist?

Fräulein Wilhelmine hat Lankmar, auf eine

die ziemlich am Ende des Gartens unter dem Weinlaubdache ſtand, Platz zu nehmen. Sie ſetzten ſich ...

Sie ſagen, begann ſie geſammelt und mit einem Sonnenſchirme ſpielend, daß Ihnen etwas an uns unbegreiflich iſt und wir ſind in dem gleichen Falle über Sie und die Ihrigen. Kann man gemeinſchaftliche Sache mit Menſchen machen, die die Fackel der Empörung anzündend nur Verwirrung wollen, um ſich zu bereichern oder zu Ehrenſtellen aufzuſchwingen! Wie ſchonungslos hat man zerſtört! Forſchen Sie den Tonangebern nach! Es ſind meiſt nur ruinirte, zweideutige Mitglieder der Geſellſchaft. Kann man Freiheit da finden, wo nur die Rohheit und Sittenloſigkeit das Recht bekommt, glänzende Gewänder um ſich zu werfen! Sehen Sie die kecken Gebehrden der verworfenen Individuen, die es jetzt wagen, der Sitte und dem Anſtande Hohn zu ſprechen. Kann man wünſchen, daß je die Geſellſchaft dieſem Pöbel preisgegeben wird, dieſem Pöbel, der in meinen Augen auch unter den Menſchen ſteckt, die äußerlich anſtändig gehen. Man wühlt nur, um ſeiner jämmerlichen, ehrgeizigen und habſüchtigen Leidenſchaften willen.

Die Muſik ſpielte in der Ferne. Die Kinder jagten ſich. Die Paare wandelten auf und ab. Man mied das von ſeinen Früchten befreite Weinlaubdach ...

ganzen Spitzbuben durch halbe. Die Gefängnisse verdanken mir Vieles, eben so die Gefangenen, wie du selbst sehen wirst. Du hast mir in Lassa Herberge gegeben und ich will die Gastfreundschaft an dir erwiedern. Mein Haus ist geräumig, meine Gärten hab' ich noch nicht messen lassen, weil es mich zu viel kosten würde, meine Felder tragen so viel Korn, daß ich mit dem daraus gebackenen Brode alle bösen Mäuler in Teschulumbo stopfen kann. Du wirst die fröhlichsten Tage bei mir genießen und nichts zu thun haben, als rauchen, Betel kauen, die Nägel zierlich beschneiden und nichts zu lassen, als das Entlaufen."

Noch glühte der Correspondent vor Zorn; als er aber die Thränen seines Dieners Ho-Po rinnen sah, da lösten sich die krampfhaft gespannten Nerven, das heiße Blut hörte auf, ungestüm zu wallen, und er sank wie vernichtet über seine auf der Reise vergebens abgerissenen Schuhsohlen zusammen. Dhü-Kummuz ergriff seinen Arm und geleitete ihn in seine Wohnung, die dem Chinesen, wie es schien, für den Rest seines Lebens angewiesen war. Wenn der Statthalter auch seine Aufwallung bereute, wie wollte er sie wieder gut machen? Konnte er hoffen, den Thron von Lassa sicher zu behaupten, wenn er sich gegen den Repräsentanten der chinesischen Macht so übereilt vergangen hatte? Weil der Teschu-Lama jetzt Alles zu fürchten hatte, blieb für den Correspondenten wenig mehr zu hoffen übrig.

Lankmar, dem diese Unterhaltung von psychol
gischem Interesse war und dem die Situation ein
Verständigung zwischen zwei so verzweifelten Gege
sätzen, wie sie von ihm und diesem Fräulein vert
ten wurden, fesselnd erschien, erwiderte:

Sie sind in diesem Augenblicke viel aufrichtig
gegen mich, als Sie es gegen die Welt sind.

Wie so? fragte Wilhelmine.

Der Welt gegenüber stellen Sie die Hingebu
an den Thron und die Interessen der absoluten Mo
archie wie etwas Ursprüngliches dar, wie eine A
Religion; während Sie doch eben verriethen, daß di
System, wie ich es nennen möchte, nur die Fol
einer sehr klug angestellten Reflexion ist.

Welcher Reflexion?

Sie fühlen, daß mit der Demokratie in der A
wie sie Ihnen erschienen, nicht gut zu leben ist u
verwerfen sie deshalb ohne Weiteres, indem Sie ei
Anbetung der Monarchie, eine Vergötterung der K
bel derselben befördern, die das Uebel, das Sie b
kämpfen wollen, nur ärger machen wird.

Man muß dem Throne Kraft geben, den Arm d
Fürsten stärken, die Bürgschaften der Ordnung befestige

Alles Politik! Alles Reflexion! Durchaus kei
Religion, durchaus keine Andacht! rief Dankmar u

rückte ſeiner Gegnerin näher, indem er einige welke Weinblätter, die auf ihren Nacken gefallen waren, weglas . . .

Nennen Sie es Tugend, wenn man ſich dahin ſtellt, wo man die Gefahren der Geſellſchaft abgewendet ſieht! antwortete das Mädchen beſtimmt und von Dankmar's Spiel durchrieſelt.

O nein, Das nenn' ich Inſtinkt, Selbſterhaltungstrieb, erwiderte Dankmar und nahm ihr wie ſpielend den Sonnenſchirm aus der Hand. Mein beſtes Fräulein, Sie vertheidigen ſich nicht gut. Sie müſſen ſo, wie Sie einmal ſind, ſagen: Ein Demokrat iſt das nicht relativ, ſondern abſolut Verwerflichſte, und die Liebe, die ich zum Könige, zu den Prinzen, zu den guten Miniſtern, zu dem Adel, zur Armee habe, die iſt etwas Unerklärliches, die entſpringt aus dem Gefühle, das einſt die Chriſten trieb, das Kreuz zu nehmen und in's gelobte Land zu ziehen. Sie zerſtören mir ja durch Ihre Theorie den ganzen Heiligenſchein, den ich um Ihre ſchönen Locken erblickte.

Wilhelmine ſah gedankenvoll empor. Es durchbebte ſie etwas von einem Gefühle, von dem ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte. Sie ahnte faſt, daß Dankmar für ſich Recht hatte. Sie konnte ihm nur nicht ſagen, daß es eins der ſchmerzlichſten Ge-

fühle, das die Seelen unſerer Zeit zerreißt, genau werden muß, Menſchen, die man liebt und verehr in Anſichten gefangen zu ſehen, die man ſelbſt nic theilen kann. Sie hatte ſich im Stillen auf Dan mar's Standpunkt geſtellt, mit ihm verhandeln, ih in ihre Gedankenſphäre hinüber ziehen wollen und n deshalb für etwas, was allerdings auch in ihr re urſprünglich, wie eine viſionäre Anſchauung lag, außer Gründe des Verſtandes geſucht. Sie ſagte:

Darf ich denn wagen, mich Ihnen ſo zu gebe wie ich bin, ohne von dem ſtärkeren Geiſte verſpo tet zu werden? Ich ſehe, Ihre Menſchenkenntniß fül mir vollkommen die Empfindungen nach, die mei wahren ſind. Sagen Sie mir aber Das: Warum ergreift Sie nur nicht auch das Gefühl, Ihren K nig geehrt und mächtig zu ſehen, ſeinen Herrſcherbl vielleicht auf Sie ſelbſt niederzulenken, die Fahnen un ſerer Krieger ſtolz entfaltet zu ſchauen, von unſer Schlachten zu leſen und ſich gläubig, nichtig, ergeb zu fühlen in dem großen, gefeierten, heiligen, ab von Andern geleiteten Ganzen, das man den Sta nennt?

Das will ich Ihnen ſagen, mein Fräulein! an wortete Dankmar ernſt und voll Antheil. Die Ge ſchichte und das Leben haben mich gelehrt, daß d

großen Ideen nur an der Wiege, als ſie geboren wurden, unſchuldig und heilig waren. Das Chriſtenthum war unſchuldig und heilig, als es in Galiläa gepredigt wurde. Als es heranwuchs, gedieh, erſtarkte, mußte ſich der Denker ſchon wieder von ihm abwenden. So kann ich in politiſchen Dingen auch nur die Vaſallentreue eines Bayard unſchuldig und heilig nennen, und für die Dichtkunſt haben die Empfindungen, die in Ihnen, mein Fräulein, leben, einen großen, auch mir ſehr bedeutenden Werth. Anders aber iſt es auch hier mit der erſtarkten Idee der Loyalität, wenn auf ihr Inſtitutionen wurzeln, Syſteme. Da ſeh' ich, daß zuviel Lüge, zuviel Egoismus von jenen Inſtitutionen in Schutz genommen wird. Ich ſehe, daß ſich böſer Wille, Unterdrückung, Anmaßung zu gut bei jenen Syſtemen unterbringen läßt und muß deshalb auch das Gute, das ihnen zum Grunde liegen mag, leider zerſtören, der Schlupfwinkel wegen, die das Böſe hier im Guten findet. Ich bin nicht blind für die Fehler der Revolution. Auch ſie war an ihrer Wiege in Rouſſeau's Schriften ein reiner keuſcher Gedanke. Man kann nicht reiner und unſchuldiger über den Staat denken, als damals gedacht wurde, als im Enthuſiasmus für Freiheit und Gleichheit aller Menſchen die Adeligen Frankreichs ihre Privilegien ſelbſt

auf den Altar des Vaterlandes legten. Aber auch die Revolution ist entartet, degenerirt. Nun kann der Denker nur in der Mitte stehen und da seine Hand bieten, wo noch der meiste Rest von der Wiegen- unschuld der Ideen übriggeblieben ist und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß das Zeitalter der Revolution jünger als Bayard ist. Die Pflicht der Menschen soll sich an das Gute der Revolutionen anschließen, von Nichts aber, bei aller Nothwendigkeit der Mäßigung, des langsamen Fortschreitens, des Abwägens der Uebergänge, von Nichts sich entfernter halten, als von dieser rein vegetativen, alles Denken verbannenden, instinktmäßigen Verehrung der Institutionen, die das neue Zeitalter anzweifelt. Man kann diese Institutionen noch eine Weile stützen, man soll es; aber man versündigt sich an Gott, wenn man sie anbetet und z. B. mit einem Soldaten so spricht wie Sie es eben mit diesem Heinrich Sandrart gethan haben.

Friederike Wilhelmine blieb eine Weile nachdenkend und schwieg. Dann sagte sie rasch und aufseufzend:

Wir verständigen uns nicht!

Sie erhob sich gerade noch zur rechten Zeit, ehe die ganze Gesellschaft sie Beide in dieser Situation auf der einsamen Bank überraschte ...

Es war nun faſt ſieben Uhr und ſchon ziemlich dunkel. Jeden Augenblick erwartete Leidenfroſt ſeine Unterſtützung zum Loſen des Böllers und zum Steigenlaſſen der Raketen. Die Muſiker, die unermüdet fortfuhren, ſanfte Harmonieen durch die Büſche hin aus der Laube zu entſenden, hatten ſchon Licht. Auch in dem Salon, in den unmittelbar eine Thür des Hauſes vom Garten führte, brannten Kerzen. Die Trompetta verlangte von Anna von Harder ein Muſikſtück auf dem Klavier. Die Schweſter Paulinen's hatte aber ihre Freude meiſt nur mit den Kindern und dachte daran, heimzukehren nach Tempelheide. Selbſt Siegberten, der ihr ſo ſympathiſch war, mochte ſie in ſeinem Verkehr mit den jüngern weiblichen Anweſenden nicht ſtören. Man bat, man drängte in ſie noch zu bleiben, zu ſingen, zu ſpielen, wenigſtens jedenfalls die Raketen abzuwarten. Sie konnte ſich denn der Bitten nicht erwehren und willigte ein, auch am Piano das Duett zu begleiten, das die Trompetta und Wilhelmine ſingen wollten. Bald auch erſcholl von den zwei kräftigen Stimmen ein Duett aus dem Judas Maccabaus.

Ein krachender Böllerſchuß unterbrach dieſen Geſang und die Aufmerkſamkeit der um den Flügel geſchaarten Zuhörer. Zu gleicher Zeit zischte unbekum-

ment um die Gardenien der Trompeta eine Rakete in die Höhe. Die Musik war abgebrochen. Alles war in Shawls und Mantillen gehüllt hinaus in den schönen Garten. Leidenfrost's drei Gehülfen mußten angekommen sein. Die Kinder rannten über die Beete, die Damen suchten den günstigsten Ort, um, sicher vor dem Niederschlag der abgebrannten Präparate, doch von dem Lichteffekte derselben sich nichts entgehen zu lassen. Ueberall her in den umliegenden Gärten wurde es lebendig. Das Feuerwerk fand Zuschauer, die draußen am Hintergraune, der schon in's Feld führte, bei besonders gelungenen Effekten Beifall spendeten.

Der erste Böllerschuß und die Rakete war nur ein Signal. Es folgte nach einiger Pause ein zweiter und wieder eine Rakete. Dann ein dritter und jetzt eine Leuchtkugel. Ah! entente es in diesem ganzen fashionablen Quartier. Anna von Harder, die Unruhe und Eile hatte, dachte, ob wohl auch drüben die Schwester sich an's Fenster stellen und an dem Scherze ihre Freude haben würde? . . .

Leidenfrost legte große Ehre ein. Erst spielte in ununterbrochener Folge ein kleines Geplänkel von Leuchtkugeln. Es war wie das Spiel eines Gaukelbrüsten, der Fangbälle wirft und auffängt, ohne daß einer von

der gewandten Hand verfehlt wird. Dann kam ein Pot à feu, der plötzlich einen lebendigen Blumenkorb von Schwärmern verstellte. Das war ein Zischen, ein Zängeln, Plätzen und Knallen in der Luft. Von diesem Momente hatten die Näherstehenden mehr Genuß als die Entfernteren, denen nur die Leuchtkugeln volles Vergnügen gewährten. Es kamen deren auch wieder neue, nun mit bunten Lichtfesseln, die blau und roth in der Höhe sich anfteften; andere entwickelten oben noch einen Schwärmer und ängstigten die im Felde Stehenden; denn der zungelnde Auslaufer der gestiegenen Rakete suchte gerade sie auf. Nun brannte Leidenfeu, der mit seinen drei Gesellen und dem einzigen Lichtchen, das sie auf ihrem dunkeln Berge unterhielten, einen eigenthümlichen Eindruck machte (fast wie Seelente, die sich heimlich ducken, um einen Brander anzuzünden), einen Tourbillon ab, der wie eine herabfallende Fontaine gestaltet, schnurrend in die Höhe fuhr und einen Feuerregen in unzähligen blinkenden Tropfen niederrieseln ließ. Auch Feuerräder machten einen ähnlichen Effekt. Zwei Sonnen, die dicht hintereinander in Rotation kamen, ergänzten sich in ihren Strahlen, so daß sie in der Ferne den Eindruck einer einzigen gewaltigen Sonne machten. Zuletzt brannte das Pendant in einer für den kleinen

Raum unglaublichen Menge von Schwärmern, Raketen, Leuchtkugeln und Donnerschlägen ab. Nun gab der Böller noch drei kräftige Schläge und die Herrlichkeit war unter einem unaufhörlichen Tuschblasen der Musikanten zu Ende.

Bravo! scholl es von allen Seiten und in der That hatten sich die Feuerwerker mit Ruhm bedeckt. Leidenfrost's mannichfache Talente hatten sich auch hier wieder glorreich bewährt. Die Fürstin dankte ihm und ersuchte ihn, ja dafür zu sorgen, daß seine Genossen noch blieben und sich von einer für sie bereit gehaltenen Collation nach so kühner Arbeit stärkten. Alle kehrten in den Saal zurück, wo sie mit Eis und einer großen silbernen Vase voll gefrornen Champagners, einer von Olga angegebenen Idee, empfangen wurden.

Siegbert, der hier und da fast wie der Wirth oder der Sohn vom Hause nach dem Rechten sah, hatte sich an dem Berge verspätet und besprach mit den Arbeitern das Abbrechen der Zurüstungen und den Transport des Böllers, den Tannebrand wie ein Spielzeug auf die breiten Schultern hob und erklärte, ihn so nach der Willing'schen Maschinenfabrik zurücktragen zu wollen . .

Wie ist es denn, Herr Wildungen, fragte Alberti bei dieser Gelegenheit, wann kommt denn der Franzos in unsern Verein?

Und Sie ſelbſt und Ihr Herr Bruder ... ſagte Heusrück. Wollten Sie uns denn nicht einmal einen Abend ſchenken?

Schon längſt, antwortete Siegbert, längſt wären wir gekommen, wenn uns nicht mancherlei Sorgen in Anſpruch genommen hätten. Auch geſtehen wir Euch, Freunde, wir haben noch mit uns ſelbſt in Zwieſpalt geſtanden ...

Wir waren Ihnen nicht ſauber genug ... ſagte Alberti ...

Wo denkt Ihr hin! fiel Siegbert ein. Unſer Herz ſchlägt nur für die Sache des Volks. Wir hatten immer ein Ohr, um hören zu können, was in Eurer Bruſt für Zeugniſſe über den höheren Werth der Menſchen und die Möglichkeit einer Fortbildung der arbeitenden Klaſſen leben. Denen ſollten wir nicht trauen? Sollten ſetzge ſein und mit unſerer Meinung zurückhalten?

Sie leben unter Fürſten und Fürſtinnen ... ließ Heusrück ſchüchtern fallen.

Und habt Euch doch heute überzeugen können, daß die Schranke zwiſchen denen und uns und Euch nicht mehr gar zu hoch iſt! Nein, Freunde, der Grund, warum Louis Armand, Tankmar und ich zögerten, iſt ein anderer. Wir bezweckten ...

Ihr Kohlenbrenner, gebt nun zum Teufel! unter

## Zehntes Kapitel.

### Opium.

Dieser Weiber Augen leuchten,
Daß sie mir wie Sonnen deuchten
Oder Fackeln hell in Brand.
Doch der Schiller dieser Seide
Macht die Farb' an ihrem Kleide
Ungewiß und räthselhaft.

Schi-King.

Nach der schrecklichen Katastrophe Hali-Jongs erwachte Gylluspa in sechs Armen, die sich sorgfältig mit ihr beschäftigten. Sie war nicht verwaist; denn ihre übrigen drei Väter traten jetzt mit denselben Verpflichtungen auf, welche der todte Bruder vor allen gegen sie übernommen hatte. Sie hatten sie von den Stufen des steinernen Altars, wo Hali-Jong als Opfer gefallen war, in diese einsame Zelle getragen, welche ihnen die Priester anwiesen. Sie umstanden das schönste Kleinod ihrer schwindenden Schätze und betrachteten die ohnmächtige Gylluspa mit Blicken, aus welchen wechselnd das Entsetzen der erlebten blutigen Scene und die Besorgniß für ihre Tochter sprach. Auch von Gylluspa's Seele stiegen allmälig die verhüllenden Nebel und die Er-

brach Leidenfroſt in ſeiner polternden Art die Siegbert'ſche Ergießung und zündete ſich eine Cigarre an. Da habt Ihr Jeder noch eine Cigarre — auch Ihr, Tanebrand — und nun examinirt uns nicht lange! Wir werden ſchon gackern und Euch rufen, wenn unſere Eier gelegt ſind.

Die Arbeiter lachten, nahmen die Cigarren und zündeten ſie an Leidenfroſt's brennendem Glimmſtengel an. Tanebrand gebehrdete ſich dabei ungeſchickt genug. Sie wollten gehen . . .

Nein, nein, ſagte Siegbert, die Fürſtin läßt Niemanden von Euch jetzt fort, ehe nicht der Tiſch, der in einem vorderen Entréezimmer gedeckt wurde, ganz geleert iſt. Das ſind unerläßliche Sachen, die von Olga ſo vorbereitet wurden und nun auch nach ihrem Willen ausgeführt werden müſſen.

Sie meinen wol die Kleine mit den ſchwarzen gewundenen Flechten, im weißen Kleid . . .

Es iſt die Tochter der Fürſtin . . .

Die iſt mutzig, ſagte Heusrück. Sie ſtand am nächſten, faſt mitten unter den Schwärmern. Wenn ſie nur nicht böſe iſt, ich habe ſie etwas grob zurückgeſchickt

Da hat es gute Wege, ſagte Siegbert. Am liebſten hätte ſie wol ſelbſt mit Hand angelegt. Aber,

Freund, Ihr haltet den Böller mit einer Hand über den Schultern und raucht mit der andern die Cigarre?

Die Arbeiter lachten über Danebrand, der wirklich dies poſſierliche Bild eines ſo zu ſagen die Weltkugel tragenden und zu gleicher Zeit rauchenden Atlas darſtellte.

Stellt ihn herab! Ihr bleibt und leert erſt den Tiſch und die Flaſchen!

Na! ſagte Danebrand, ſtehen laſſen wir den Böller hier nicht! Artillerie iſt jetzt ſo verlockend wie Baumobſt. Die kleine Pfefferbüchſe könnte mir über den Zaun geſtohlen werden.

Danebrand, ſagte Leidenfroſt, nehmt die Büchſe mit zum Tiſch und was Ihr nicht eſſen könnt, ſtopft in den Böller hinein und nehmt die wohlſchmeckende Ladung für morgen mit in die Fabrik!

Topp!

Darauf gingen die Arbeiter ein und ſagten, ſie würden ſogleich kommen.

Siegbert wandte ſich nach vorn.

Wie er raſch dahin ſprang und im Dunkel an einer Gruppe von Hängeweiden vorüber mußte, ſah er an einer derſelben Olga ganz allein an den Stamm gelehnt. Es war ein kleines Rund, faſt abgeſchloſſen. Die Zweige der Weiden hingen ſo dicht und tief, daß

sie fast um die Stämme herum eine Laube, einen Versteck bildeten. So halb eingehüllt stand Olga an einem Baume, lehnte den Kopf träumerisch auf den Arm und den Arm an den Stamm. Siegbert erkannte sie nur an dem weißen Kleide. Vermochte, sie in diesem ihn rührenden Bedürfniß nach Einsamkeit allein stehen lassen, vermochte er nicht. Er hielt seinen eilenden Schritt an, wandte sich zu dem still nachdenklichen Mädchen und sprach mit einem so weichen Tone, wie er nur von seinem gerührten Herzen und von seinen Lippen kommen konnte:

Olga!

Das träumende Mädchen hatte ihn nicht erwartet und hätte überrascht sein sollen. Sie war es aber nicht. Sie gab ihm die linke Hand hinüber, während der rechte Arm als Stütze des unverwandt ruhenden, vom Sternenlichte milderhellten Hauptes, am Stamme liegen blieb.

Olga! Es ist kalt! Gehen Sie nicht zur Gesellschaft? Man musicirt wieder.

In diesem Augenblick änderte das Mädchen ihre Stellung, wandte ihr Antlitz ab und Siegberten war es, als hörte er sie schluchzen.

Er ergriff ihre Hand.

Olga, was ist Ihnen? fragte er sanft

Olga wandte ſich und ſah ihn mit großen, thränenerfüllten Augen an.

Sie erkälten ſich in der Abendluft, Olga! Kommen Sie!

Olga ſchüttelte das Haupt und lehnte es wieder an den Stamm der Hängeweide.

War das Feſt nicht nach Ihrem Wunſch? Es ging Alles ſo heiter, ſo wohlgeordnet! Warum ſind Sie nicht zufrieden?

Siegbert hatte wieder ihre Hand ergriffen und war ſo von dem Abende angeregt, daß er Olga leiſe an ſeine Bruſt zog und ihr in's Auge ſehen wollte, um ihr Muth zuzuſprechen und Freude, Heiterkeit, Theilnahme.

Wie ſie aber ſeinem Herzen ſo nahe ſich fühlte, ſchlug Olga die Arme um ihn und legte ſich ſo in die ſeinigen, daß er ſie halten mußte, wenn ſie nicht zur Erde gleiten ſollte.

Unwillkürlich kam es Siegbert über die Lippen, in ſanftem, zärtlichem Tone zu ſagen:

Olga! Was thuſt du?

Liebſt du mich? fragte Olga zu ihm aufblickend.

Olga! Olga! Laß uns gehen! rief Siegbert durchzuckt von Wonne und Schrecken . . .

Nein, ich mag keinen Menſchen mehr in der Welt ſehen, außer dir!

Man wird uns vermiſſen! Olga, komm!

Sie ſollen mich in deinen Armen ſehen. Laß mich! Laß mich!

Dabei hielt ſie ſich ſo feſt an Siegbert's Halſe, daß dieſer, von innerſter Empfindung durchbebt, kaum noch wußte, wie er ſich ihrer und ſeiner wehren ſollte. Er war zärtlich, er mußte es ſein, er ſtreichelte ihr Haar und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, nur um ſie zu beruhigen, ſie abzulehnen, zur Beſinnung zu führen. Aber kaum fühlte Olga die warmen Lippen des angebeteten Freundes auf ihrer kalten Stirn, als ſie ihm mit erneuter Wonne in's Auge blickte und durch ihre Zärtlichkeit, durch ihr Verlangen nach einer Verſicherung auch ſeiner Liebe ihn verlockte, auch ihre Lippen mit dem warmen, weichen Munde zu berühren.

Wie ihm Das ſo geſchehen war, beſann er ſich und hielt mit plötzlich erwachender männlicher Kraft das liebekranke Mädchen von ſich zurück.

Olga, rief er, was thun wir — ſehen Sie die Mutter!

Er zeigte auf die Thür des Saales, die geöffnet war. Geblendet von dem Lichte eines Armleuchters, den ſie in der Hand hielt, ſtand die Fürſtin und ſuchte im Dunkeln Siegbert oder Olga, vielleicht Beide ...

Olga, wie von einer bachantiſchen Luſt und einer

jubelnden Schadenfreude ergriffen, lachte laut, schlang den Arm um Siegbert, zog ihn mit sich und behielt dabei seine rechte Hand, küßte sie und rief:

Du bist mein! Siegbert! Dich lieb' ich!

Siegbert, der sonst so Rücksichtsvolle, sonst sich so Beherrschende, hatte die Besinnung verloren. Er wollte widerstehen und konnte nicht. Er drückte Olga an sein Herz, schlang den Arm um ihren Nacken und hauchte bebend:

Meine Olga!

So standen sie, geschützt vom Dunkel, eine Weile. Dann riß sich Olga los und rannte zu dem hellen Hause hin, wie ein flatternder Nachtvogel.

Siegbert folgte langsam und sprach vor sich hin:

Verhieß dir Das damals die weiße Rose?

# Sechstes Capitel.

## Eine ernste Nacht.

Als Siegbert Wildungen wieder bei der Gesellschaft war, sprach er zur eifersüchtig forschenden Fürstin Worte, die er nicht bedachte und erwiderte eine Anrede der Trompeta, ohne sie verstanden zu haben. Er aß von dem gefrornen Champagner, ohne zu wissen, was man ihm bot. Er bereute schmerzlich, was geschehen war, umsomehr, als er die Wirkung entdeckte, die diese Scene auf die wie umgewandelte Olga hervorbrachte. Olga trällerte, hüpfte, schlug das Piano zu einem Tanze an, sie sang ein kurzes, rasches Volkslied aus der Ukraine, ein Kriegslied der Tscherkessen, sie umschlang Anna von Hatter und bestellte hundert Grüße an die Verlobten und an türkischen Guten, an die Tauben und die Mause sogar um Kaninchen, die zu Tempelheide zusammen in einem Käfig hausten. Ja, als die Gesellschaft aufbrach,

als die Wagen vorfuhren, der Probst sich empfahl, die Pröpstin knixte, die Töchter für den übergenußreichen Abend dankten, als die Trompetta mit Umständlichkeit nach ihrem Shawl rief, die Flotwitz noch arretirgefesselt mit Dankmar plauderte, war sie bei Allem behend zugegen, half, schwatzte, lachte, sodaß die Mutter mit strengem Blicke ihr verbot, so ausgelassen die Hennenne zu machen und sie in den Schatten zu stellen suchte. Leidenfrost, der inzwischen auch noch, wie er's nannte, von dem „gefrorenen Zeuge" etwas gekostet hatte, erntete noch manchen Lobspruch. Dankmar schüttelte Rudhard's Hand und warf im Vorübergehen noch der Flotwitz die Worte hin: Also, wir gurnen uns doch? Die junge Freundin der Trompetta konnte aber im Augenblick gerade nicht antworten, denn die Trompetta dominirte jedesmal, wenn es die Besorgung ihres Bedienten und ihres Wagens, das Zusammensuchen ihrer Garderobe galt. Siegbert gab dem Prosa die Versicherung, er wurde sich seine gefälligen Vorschläge ernstlich überlegen und mit ihm darüber genauere Rücksprache nehmen. Als er Rudhard die Hand bot, war dieser etwas verstimmt oder wenigstens nachdenklich. Die Fürstin aber trat ihm einen Schritt näher und sagte mit klagendem Nachdruck und in langgezogenem Ton:

Sie gehen auch ſchon?

Gute Nacht! Gute Nacht! unterbrach Olga heiter und mit einer faſt triumphirenden Sicherheit, gradezu die Frage der Mutter abſchneidend.

Gute Nacht! Gute Nacht!

Was iſt denn? Was ſoll Das? wandte ſich die Mutter ſtreng zu der Tochter.

Gute Nacht! Gute Nacht! rief Olga wieder und geleitete den Scheidenden hinaus, noch ehe er der Fürſtin auf ihren Wunſch, daß er bliebe, Rede ſtehen konnte ... Endlich waren Alle verſchwunden. Die Wagen fuhren ab und an dem Gitter vorüber ſchritten Leidenfroſt, Dankmar, Siegbert, hinter ihnen die drei Willing'ſchen Arbeiter. Danebrand trug den Böller hoch auf den Schultern ... Olga begleitete die ſich entfernenden und die Hüte ziehenden Freunde noch das Gitter entlang bis zu der kleinen Eſtrade, wo einſt Rudhard den vorübergehenden Siegbert angehalten hatte. Eine Roſe konnte ſie dem Freunde nicht nachwerfen. Die Zeit der Roſen war im Garten vorüber: aber in ihrem Herzen war es ein ganzer Frühling, der ihm folgte. Da brachen alle Knospen auf! Da duftete es wie von einem Walde voller Blüten!

Als Olga zurückkam, fand ſie die Mutter in der gereizteſten Stimmung.

Iſt es ſchon an und für ſich eine eigenthümliche Leere, die ſich meiſt nach allen Feſten, wo es ganz ohne Zwang und künſtliche Anregung doch niemals abläuft, einzuſtellen pflegt, ſo war die Fürſtin vollends unbefriedigt von ſich, von den Andern, von Olga, von Rudhard, von Jedem. Daß Siegbert gehen konnte, ſie allein zurücklaſſend in dem wüſten Gefühlschaos, der Folge ſolcher künſtlichen Aufregungen, verletzte, ja erbitterte ſie. Zuerſt mußten die Kinder entfernt und zu Bett gebracht werden. Sie gingen übermüdet und von Allem, was ihnen als Vergnügen geboten war, eher erdrückt als gehoben. Olga's Geſchäftigkeit, ihr Aufräumen, ihre Kritik der Perſonen und Geſpräche erklärte die Fürſtin für nervenangreifend. Rudhard ſprach gar nichts, was ihr ebenſo drückend erſchien. Obgleich es erſt acht Uhr ſchlug, wollte ſie ſich auf ihr Zimmer zurückziehen und früh zu Bett gehen. Sie gab Olga nicht undeutlich zu verſtehen, daß es ihr lieber wäre, wenn ſie allein bleiben könnte. Olga griff dieſe Gelegenheit, ſich das eben Vergangene noch einmal zurückzurufen und noch einmal in ſeiner ganzen berauſchenden Seligkeit durchzukoſten, mit Freuden auf. Hatte ſie doch nichts Heiligeres vor, als noch einmal in den Garten zu ſchlüpfen, noch einmal jene Stelle aufzuſuchen, wo ſie an Siegbert's Herzen ruhen.

innerung trat in so lebensgroßen Zügen vor ihr Bewußtsein, daß sie keiner Aufklärung über das Geschehene bedurfte, sondern sich ganz dem Schmerz darüber hingeben konnte. Die Klage, in welche diese Unglücklichen ausbrachen, war lang, stürmisch, leidenschaftlich; ein schluchzendes Schweigen löste sie ab, bis mit dem fester auf die Zukunft gerichteten Blicke endlich eine ausbaltende, stille Pause eintrat.

Die Zukunft brachte vor allen Dingen eine neue Ordnung der Familienverhältnisse. Obschon sich nichts natürlicher ergeben konnte, so begann doch der älteste unter den Brüdern darüber noch folgende Erklärung zu geben. „Wir sind im Ungewissen," sagte Heli-Jong, „über die Wendung, welche unsere Angelegenheiten in den nächsten Augenblicken nehmen werden. Aber einige Verhältnisse gibt es, welche sich durchaus nicht anders bestimmen lassen. Ja, Gyllusya, unwiderruflich bin ich jetzt in die Rechte Hali-Jong's getreten und darf mich hinfort deinen ersten und bevorzugten Vater nennen. Wenn ich früher nur hinter den Vorhängen deines Schlafzimmers auf deinen Athem lauschte, so darf ich jetzt unerschrocken hineintreten und dir die Decke auf die Brust ziehen, wenn deine heftigen Träume sie heruntergeschoben. Des Morgens beim Ankleiden darf ich dir die Kraft meiner Hände leihen, um deinen Gürtel stärker anzuziehen. Wenn du aus deiner Kammer heraustrittst, so werden deine ersten Grüße mich beglücken. An der Jahresfeier meiner Geburt mußt du mich in der fünfzeiligen Strophe besingen, da du es sonst nur vierzeilig thatest. In deinen Gebeten an die Götter nehm' ich den Ehrenplatz ein; und wenn ich nach meinem Tode früher nur in den Leib einer Waldschnepfe fahren sollte, so werden jetzt deine Wünsche darauf gerichtet sein, mir die

das Haupt auf seine Schulter lehnen durfte und den Kuß seines Mundes fühlte. An der Hangewerde hätte sie die ganze Nacht durchwachen mögen.

Adele Wäsämskoi, die Fürstin, ging auf ihr Zimmer. Es war bescheiden eingerichtet, wie die ganze Wohnung, die nirgends einen ursprünglichen Luxus und nirgends auch die Spur verrieth, Das aus eigenen Mitteln hinzuzufügen, was zum Comfort dieser gemietheten Einrichtung schon von vornherein fehlte. Adele warf sich auf ein Kanapé, das an einer dünnen Wand stand, die dies Zimmer von dem nebenan befindlichen Schlafkabinet der Fürstin trennte. Eine große Oeffnung dieser Wand war mit einer Portière versehen, die eben aufstand. Verdrießlich ließ die Fürstin die Portière fallen, streckte sich ermüdet auf das Kanapé und ergriff, indem sie eine ihr nachgetragene Lampe sich näher rückte, eins von den Büchern, die neben ihr auf dem Tische lagen. Es waren dies Bücher, die Rudhard zu wählen pflegte. Seit Jahren hatte sie Das gelesen, was er empfahl; größtentheils Reisebeschreibungen, leichte geschichtliche Werke, populaire Denkübungen, Schriften, die der Phantasie keinen Schwung gaben. Sie hatte Goethe's Wilhelm Meister heute nennen hören. Sie kannte dies Buch gar nicht. Sie besaß es in der kleinen Bibliothek, die zu der Ein-

nehmung des gemietheten Hauses gehörte. Es standen da Goethe's sämmtliche Werke in einer kleinen unschönen Ausgabe in einem Glasschranke des Zimmers, den sie noch nicht einmal geöffnet hatte. Sie that dies heute zum ersten male und suchte von Goethe's Werken den Theil heraus, der Wilhelm Meister's Lehrjahre enthielt. Sie wollte sie kennen lernen. Es ängstete, es drückte sie, daß sie in so vielen Dingen nicht au niveau eines gebildeten Gespräches stand und durch ihre gesellschaftliche Würde, durch das Vorschützen der Mutterpflichten die Lücken verdecken mußte, die sie in sich selber fühlte. Sie begann die Blätter des ungelesenen Buches, die noch zusammenklebten, aufzuschlagen und durchflog sie.

Aber auch zum Lesen gehört Virtuosität. Adele besaß nichts davon. Ein Schriftsteller mußte sie sogleich auf der ersten Seite ergreifen, anders konnte sie ihm nicht folgen. Erst ihn gewähren lassen, erst lauschen, wohin er uns wol führen würde, Das ermüdete sogleich ihre Spannung, und die Erzählungen über Puppenspiele, mit denen jenes so situationsreiche Werk beginnt, widerstanden ihr sogleich. Sie nannte sie, wie einst Lassally auf Hohenberg, kindisch. Sie besaß nichts von jener Naivetät, die das Kennzeichen des Genies oder der Bildung in

Sie hatte das Buch aufgeschlagen auf den Tisch gelegt, als es klopfte. Sie gab keine Antwort; denn sie glaubte, einer der Bedienten käme und brächte vielleicht Briefe oder Zeitungen. Ein flüchtiger Blick auf Egon's so viel gerühmte Rede würde ihrem gedrückten Geiste etwas Spannung geben, hoffte sie. Aber es klopfte wieder. Sie rief: Wer ist da? Und Rudhard war es, der draußen fragte, ob er eintreten dürfe?

Kommen Sie doch! Was gibt es denn? sagte sie, erschrocken, daß ihrer vielleicht etwas Unangenehmes harrte.

Rudhard trat mit einer gewissen Feierlichkeit ein, mit Papieren in der Hand.

Meine liebe Adele, sagte er mit so viel Milde, als ihm zu Gebote stand. Ich muß Sie noch heute Abend stören. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.

Was ist? Worüber? Nur nichts, was mich aufregt! Bis morgen!

Nein, nein, sagte Rudhard und nahm sich ohne Weiteres einen Stuhl, am Abend faßt man Entschlüsse, beschläft sie des Nachts, prüft sie morgens und führt sie den Tag über aus.

Was haben Sie denn? Wegen der Kinder?

Ich möchte Ihnen, meine gute Adele, sagte Rudhard ruhig und gemessen, ich möchte Ihnen vorschla-

gen, daß wir den längeren Aufenthalt in dieser Stadt abbrechen und uns, ehe noch der Winter da ist, beeilen, nach einer südlichen Stadt zu ziehen.

Adele sah ihren alten Erzieher erstaunt an.

Wie kommen Sie darauf? fragte sie.

Ich stand früher mit Frau von Osteggen, mit dem Fürsten Wasamskoi und seiner Gemahlin so, daß, wenn ich irgend einen Gedanken zum Heile der Familie mit einer gewissen innern Ueberzeugung von seiner Nothwendigkeit aussprach, dieser nicht erst lange geprüft, sondern wirklich ausgeführt wurde. Lassen Sie uns reisen, Fürstin! Morgen lieber als jeden andern Tag! Ich bitte Sie darum.

Adele richtete sich von ihrer liegenden Stellung auf und gab dem väterlichen Freunde ihr Erstaunen zu erkennen, was ihn zu diesem Entschluß veranlassen könnte.

Bekommt Ihnen das Klima nicht? Bekommt es mir, den Kindern nicht? sagte sie.

Und als Rudhard schwieg, fuhr sie fort:

Sind die Unterrichtsanstalten nicht vorzüglich? Hab' ich nicht guten Umgang? Oder soll ich der Möglichkeit ausweichen, mit Helenen in Berührung zu kommen?

Als Rudhard alle diese Fragen verneinte, sagte Adele, sich wieder legend:

Dann bleib' ich auch da und reise nicht mehr.

Rudhard nahm darauf eins von den Papieren, die er in der Hand hielt, und überreichte es, ohne ein Wort zu sprechen, der erstaunten Fürstin.

Diese las in französischer Sprache:

„Mein Herr, es ist unverantwortlich, wie Sie der öffentlichen Meinung die Blöße geben und durch Ihre Beziehung zu Herrn Wildungen die Moralität der Ihrer Obhut anvertrauten Familie verdächtigen können. Es ist das Gespräch aller Cirkel, daß in Ihrem Hause Mutter und Tochter in der Leidenschaft für jene genannte Persönlichkeit wetteifern. Erkennen Sie hierin die Warnung eines Freundes!"

Wer hat Das geschrieben? fragte Adele und erhob sich mit leidenschaftlicher Gebehrde.

Eine Person, sagte Rudhard in aller Ruhe, seine Aufregung unterdrückend, eine Person, die in der Lage ist, ihre erbärmliche Insinuation durch Motive zu heiligen, die leider auf unwiderruflichen Thatsachen beruhen.

Wie? rief Adele mit dem Ausbruche des ganzen Zornes, dessen phlegmatische Naturen in äußersten Fällen fähig sind. Wie? auf diese jämmerliche Anonymität hin wollen Sie mich aus meinem Frieden, meiner Ruhe stören? Erkennen Sie nicht die Bosheit

Helenen's aus dieſen Zeilen? Von wem kennen ſie anders kommen?

Mein gutes Kind, ſagte Rudhard, der die alten eingeräumten Rechte ſeiner Vormundſchaft nicht aufgab: mein gutes Kind, es iſt eine Eigenheit des menſchlichen Charakters, daß wir Alles, was uns zu thun oder zu laſſen unangenehm iſt, dadurch in ſeiner mahnenden Nothwendigkeit herabſtimmen wollen, daß wir die Motive Derer, die uns zum Guten auffordern, verdächtigen. Laſſen Sie, liebe Adele, die Worte kommen, von wem ſie wollen. Laſſen Sie einen Teufel oder einen Engel dieſen Brief geſchrieben haben, er ſoll uns mahnen an die Wahrheit. Die Wahrheit iſt darum nicht verſchleiert, wenn es hier auch ihr Verkündiger iſt. Handeln wir nun ſo, daß wir uns ſelbſt überwinden und eine beſonnene, uns ehrende Entſchließung faſſen.

Wahrheit, ſagen Sie? rief Adele. Warum ſagen Sie mir Dinge, Rudhard, die mich empören müſſen? Wahrheit wäre dieſes abſcheuliche Wort von der Mutter und Tochter? Wie konnte Olga wagen —

Olga?

Auf keine andere Thatſache werd' ich Rede ſtehen. Wer Wendungen von Olga geliebt? Haben Sie dafür Beweiſe?

Ich rede von Olga nicht ....

Nicht von Olga? Sie könnten kommen, nur mich zu quälen? Sie könnten sagen, wir müssen reisen, und denken nicht an die Gefahren, denen höchstens meine Kinder ausgesetzt sind?

Rudhard schwieg. Das war eine so kühne Parade der gereizten jungen Frau, daß ihm seine Waffe fast aus der Hand flog und er anfangs nichts erwidern konnte, als ein kopfschüttelndes:

Hm! hm! hm!

Machen Sie Vorschläge, Olga in ein Institut, in eine Pension zu geben! sagte Adele, ohne ihre gewaltigen, fast hörbaren Herzschläge bekämpfen zu können.

Rudhard stand auf. Sein ganzer innerer Mensch war ergriffen, erschüttert. Er sah eine Mutter, so beherrscht von Leidenschaft, daß sie ihr eigenes Kind aus Eifersucht von sich entfernen wollte. Heftig schritt er auf das Fenster zu, als fürchtete er, daß es offen stünde. Er lüftete die Portière und sagte:

Adele, hier die Eingangsthür Ihres Schlafkabinets ist wol nicht verschlossen?

Es ist Alles verschlossen, lassen Sie, lassen Sie! antwortete Adele ungeduldig.

Wenn man uns hörte, belauschte, wenn Olga —

Welche Schonung? fuhr Adele mit gesteigerter Un-

geduld fort. Ich werd' es ihr in's Geſicht ſagen, daß ſie die ſchlechteſte franzöſiſche Ausſprache von der Welt hat, daß man engliſch lernen muß, daß es in Brüſſel Inſtitute gibt, in denen die Töchter eines Reichskanzlers noch Fortſchritte machen können . . .

Adele! Adele! rief Rudhard und hielt ihr den andern Brief entgegen. Olga iſt ſechszehn Jahre, reif für das Leben, reif für jede Zukunft, die Frauen nur erwarten können, und hier iſt ein Brief des Barons Otto von Dyſtra! Verheirathen Sie Ihr Kind, aber verpflanzen Sie einen Baum nicht mehr unter die kleinen Geſträuche.

Adele nahm den Brief jenes Otto von Dyſtra, den Rudhard erwähnt hatte, und durchflog ihn. Wenn Rudhard nicht in unruhigſter Bewegung auf- und abgeſchritten wäre, hätte er ein Geräuſch hinter dem Vorhange hören müſſen. Es war Olga, die in einem Drange, den ſie früher nie gekannt hatte, heute, wo ihr das unausſprechlichſte Glück vom Himmel geſpendet war, nicht ohne einen Nachtgruß von der Mutter ſcheiden wollte. Sie wußte ſelbſt nicht, war es Neckerei, Uebermuth oder Großmuth, was ſie trieb, an das auf den Corridor gehende Pförtchen des Schlafkabinets zu klopfen. Sie hatte den Drucker erfaßt und die Thür offen gefunden. Da ſie Geſpräch hörte,

wollte sie sich zurückziehen. Wie sie aber ihren Namen nennen hörte, den ihr oft genannten und von Odessa her noch in ihr Ohr tönenden Namen Otto von Tystra vernahm, hielt sie den Athem an und blieb stehen. Da es, während die Mutter den Brief las, wieder ruhig wurde, wäre sie fast durch den Vorhang geradezu eingetreten. Nur Rudhard's heftiges Auf- und Abgehen sagte ihr, daß sie doch wol stören würde.

Die Mutter begann jetzt:

Nun gut! Nun gut! So ist es ja in der Ordnung! Der Plan ist ja alt und hat immer meine vollste Billigung gehabt. Der Fürst hatte nur unser Bestes im Auge. Die merkwürdigsten Umstände vereinigten sich, Olga's Hand einst für den Baron von Tystra zu bestimmen. Er wird von Amerika kommen. Sie ist entwickelt genug, um sich ihm zu verloben. Ich war wenig älter, als ich dem Fürsten nach Odessa folgte.

Rudhard blieb stehen. Olga lauschte mit Herzschlägen, die ihr eigenes Ohr vernahm.

Finden Sie diese Partie so unangenehm? fragte Adele, als Rudhard unentschlossen blieb.

Otto von Tystra ist ein merkwürdiger seltener Mensch, aber den Funfzigen nahe; verwachsen, ein Sonderling . . sagte Rudhard.

Sie kennen ihn nicht persönlich, antwortete die Mutter. Es ist der Mann der ewigen Jugend. Reich, ein Jugendfreund des Fürsten, treu, ausharrend, edel. Die Verbindung mit unserer Familie war ein Lieblingswunsch meines Mannes. Wäsämskoi starb beruhigt, als in seinen letzten Augenblicken ein Brief aus Washington kam und ihm Dystra schrieb: Freund, meine Fahrten zur See und zu Lande sind zu Ende, ich lege meine Stelle als Botschafter des Kaisers bei den Vereinigten Staaten nieder, ich komme nach Europa und biete den Deinen an, was ich besitze. Ist deine Schwester oder irgend eine alte Tante oder sonst wer geneigt, einen Philosophen zu heirathen, so hoff' ich, die trüben Bilder, die du von der Zukunft hast, zu verscheuchen und durch meinen Tod einmal den Deinigen geben zu können, was, wenn ich unvermählt sterbe, leider meiner Familie gehört.

Eine Vernunft-, eine Geldheirath! fuhr Rudhard, da Adele stockte, mit fester Stimme fort. Sie wissen, in dem Falle, daß wir vor den Thorheiten der d'Azimont geschützt bleiben, in dem Falle, daß Ihre Kinder einst die Erben Ihrer Tante werden, daß sich die zerrütteten Vermögensverhältnisse des Hauses Wäsämskoi auch ohne eine Verbindung mit dem Baron Dystra wiederherstellen können.

Wohnung eines Gevers oder eines Bisamthieres zu erflehen. O Gollusva, man kann nicht glücklicher sein, als eines solchen Wesens, wie du bist, berechtigter Vater zu werden."

Die übrigen Brüder fühlten, daß auch sie durch diese Promotion um eine Stufe höher gerückt waren und sie umarmten daher Gollusva mit wahrhaft zärtlicher Inbrunst. Heli-Jong fuhr aber in den Manifesten beim Antritt seiner neuen Herrschaft fort. „Ich war von jeher gewohnt," sagte er, euch Allen mit Liebe zu begegnen. Ich finde es nicht für angemessen, von dieser Gewöhnung, die meinem Charakter so sehr entspricht, zurückzukommen. Wenn mir sonst beim Guß in unserer Fabrik siedendes Metall in's Auge spritzte, so seid ihr noch immer mit einem fürchterlichen Geschrei mir zu Hülfe gelaufen, habt mir die Augen mit Salben bedeckt, die Vorhänge des ganzen Hauses zusammen getragen, um mir den Lichtreiz zu entziehen und Tage und Nächte an meinem Lager durchwacht. Ich kann an diese Ereignisse nicht denken, ohne von dem Andenken an meinen unglücklichen Bruder, an seine treue Hingebung und stete Aufopferung auf das schmerzlichste bewegt zu werden. Ach, meine Lieben, welch gränzenloses Unglück ist uns begegnet!"

Solche Erinnerungen rissen alle Schleusen der kaum gedämmten Thränenbäche wieder auf. Der ungeheuerste Schmerz warf sich wieder auf diese treuen Menschen, zerrauste ihnen das Haar, zerrang ihnen die Hände, daß ihr Leib regungslos nur dem Gewichte ihres schweren, öden Hauptes nachsank. Nach einer allmählig wieder eingetretenen Beruhigung nahm Heli-Jong von neuem das Wort und sagte: „Noch umschließen uns diese finstern Räume, die uns so Vieles gebraut haben; meine Hoffnung steht aber darauf, daß sie uns

Sie glauben, daß Helene von dem Prinzen Egon laſſen, durch eine Scheidung von d'Azimont, die ſchon im Werke ſein ſoll, uns die Hoffnung auf ihre Reichthümer nicht nehmen wird? Ha! Ha!

Ich zweifle ſehr daran, ſagte Rudhard feſt, ich zweifle, daß Egon, der ſich täglich mehr wiederfindet, täglich ſein Inneres kräftiger entwickelt und einen Wall reinſter Sittlichkeit gegen die alten Thorheiten aufrichtet, ſich jemals zu ſolchen excentriſchen Schritten, wie eine Heirath zwiſchen ihm und Helene ſein würde, herbeiläßt . . .

In dieſem Falle hätten wir Ausſichten . . . Gut! Aber ſie reichen weit hinaus!

So weit, Adele, wie der Fürſt ſelbſt ſah. Ihre und die Jugend-Exiſtenz Ihrer Kinder iſt geſichert. Sie werden niemals glänzend leben können, das iſt wahr. Sie haben es aber nicht nöthig, da Sie nicht glänzend erzogen wurden. Was Sie zur Unterhaltung Ihrer Würde, zur Ehre Ihres Standes bedürfen, das beſitzen Sie. Der Fürſt wollte nur die entferntere Zukunft ſeines Hauſes, ſeinen Namen, das ſpätere Loos ſeiner Kinder geſichert ſehen. Er war nie reich. Die Familie verarmte vollends und fühlte nur zu tief, wie mislich es iſt, von den Launen des Kaiſers abzuhängen und von den Wechſelfällen des Geſchickes. Er wollte in jenem

alten ruſſiſchen Bojaren-Stolze der Selbſtſtändigkeit ſeiner Familie eine Stütze geben und hoffte auf zwei Möglichkeiten, entweder die Erbſchaft von der reichen Gräfin d'Azimont oder die Verheirathung ſeiner Kinder. Baron Otto von Dyſtra iſt ſein Freund geweſen. Ein unruhiger Charakter, der zweimal die Welt umſchiffte und von der Regierung zu ihren großen überſeeiſchen Miſſionen benutzt wurde. Es iſt wahr, er ſoll Schätze beſitzen, die er längſt ſchon dem Fürſten zur Verfügung ſtellte. Der Fürſt ſchlug ſie für ſich aus, nahm aber die mir immer nur frivol erſcheinenden Anerbietungen des Barons, ſein unruhiges wechſelvolles Leben mit einem Mitgliede ſeiner Familie und wär's mit Olga oder Paulowna beſchließen zu dürfen, erſt eben ſo ſcherzend, eben ſo frivol entgegen, bis aus ihnen ernſtlichere Verſicherungen entſtanden und Baron Otto von Dyſtra jetzt in der That unterwegs iſt, ſein leichtſinnig verpfändetes Wort zu löſen. Dieſer Brief, den ich heute aus London empfing, kündigt ſeine Ankunft ſo plötzlich an, daß wir ihn binnen drei Tagen erwarten dürfen.

Olga fühlte etwas wie einen kalten Griff in ihr Herz.

Die Mutter blieb bei der Vortrefflichkeit dieſes Arrangements ſtehen, lobte die weiſe Sorgfalt des Für-

nen, pries die Umstände Tystra's, nannte ihn, trotz seiner barocken Gestalt, einen Philosophen, ohne angeben zu können, worin seine Philosophie bestände, behauptete, daß der Fürst nur Ehrenmänner zu Freunden gehabt haben könne und schloß damit, daß auf diese Art Olga's Zukunft ja vortrefflich bestimmt wäre und es keiner Böswilligkeit ferner einfallen könne, sich in die innern Angelegenheiten ihres Hauses zu mischen.

Und Alles, Alles Das, Adele, weil . . . rief Rudhard, seinen Zorn unterbrechend.

Sein Gefühl, die Rücksicht übermannte ihn.

Weil? fragte die Fürstin mit einer Sicherheit, die ihm verrieth, daß ihr Charakter jetzt erst, in ihrem vierunddreißigsten Jahre, in seine Entwickelung getreten war.

Weil Sie selbst es sind, brach Rudhard hervor, Sie selbst, die Wildungen lieben und in Olga die glücklichere Nebenbuhlerin fürchten!

Rudhard glaubte in der Fürstin eine gewaltige Bewegung hervorgerufen, irgend den Ausbruch eines gewaltigen Zornes, eines längst gegen seine Bevormundung verhaltenen stillen Ingrimmes geweckt zu haben. Nichts von alledem. Die Fürstin rümpfte die Nase und sprach mit einer wegwerfenden Miene:

Wie zart und rücksichtsvoll Sie sind!

Sag' ich etwa die Unwahrheit? fuhr Rudhard, durch dieſe Antwort ſich ſteigernd fort. Muß ich mir nicht die bitterſten Vorwürfe machen, daß ich in blindem Vertrauen auf Ihre Selbſtbeherrſchung einen Freund der Kinder, einen theilnehmenden gebildeten jungen Mann in dies Haus einführte, der, ohne ſelbſt die geringſte Veranlaſſung zu geben, in die jungen Gefühle eines Kindes den erſten Funken wirft und auch in der Aſche eines Mutterherzens noch die letzten Funken zur Flamme entzündet.

Dieſe Worte entrüſteten die Fürſtin.

Es iſt genug! rief ſie ſich erhebend. Es iſt genug, Rudhard. Ich habe das Joch Ihrer Weisheit ſo lange getragen, daß ich ſelber dumm darüber wurde! Ich habe Sie denken laſſen und gethan, Jahre lang gethan, was Sie mir als gut und recht zu thun anempfahlen. Aber ich fühle, daß ich gegen Andere zurückgeblieben bin, daß ich verkürzt wurde um meine Freiheit, um mein wahres Lebensglück. Dieſe Zeit iſt aus. Von der Botmäßigkeit, in der ich unter Ihnen ſtand, jetzt in eine Sklaverei kommen zu ſollen, bei der ich unter meiner eigenen Tochter ſtehen würde, Das iſt zu viel, Das vermag ich nicht zu ertragen.

Ich würde gehen, ſagte Rudhard, wenn ich dem

Fürſten nicht geſchworen hätte, über die Kinder z
wachen, bis mein Auge bricht.

Quält Ihr mich, rief Adele, foltert Ihr mic
ſo wahl' ich den äußerſten Fall —

Fürſtin!

So bleiben Sie und ich gehe!

Die Mutter von ihren Kindern? . . . Adele!

Rudhard's Stimme zitterte. Er mußte einen S
ſuchen, um ſich aufrecht zu erhalten.

Adele aber fuhr fort:

Verſteh' ich denn jetzt, was meine Schweſter
ſtimmen konnte, entehrende Feſſeln zu brechen? Ja
ich's denn jetzt, was es heißt, das Leben hingeh
laſſen, ohne ſeine Blüten zu brechen, ohne ſeine Früch
zu genießen? Du kalter Mann, du ſchiltſt das He
daß es liebt? Hab' ich denn je geliebt? Hab'
denn je die Wonne empfunden, in eines Mannes Ar
vom Schauer der Sehnſucht, in ſeiner Nähe v
Schauer der zärtlichſten Freundſchaft ergriffen zu w
den? Ich habe den Fürſten geheirathet, weil es
beſchloſſen wurde. Ich achtete ihn, ich verehrte ih
Ich war die treue Pflegerin ſeiner gemeſſenen Lebe
jahre. Mein Leben verſtrich wie der Traum ei
verpuppten Raupe. Ich ahnte eine ſchöne Welt,
fand ſie in den mütterlichen Pflichten. Ich habe m

nie geſträubt ſie zu vollziehen. Ich lebte ihnen bis dieſe Stunde. Aber wenn ſich ein Kind in das eigene Herz der Mutter krallt, wenn es über uns hinweghüpfen, über uns hinwegtändeln, über uns hinweglachen, lieben will und die Jugend wie ein trotziges Verrecht übt, dann komm' ich mir vor wie ein Menſch, den man lebendig begraben will, und ich ſchüttle mich, ich ſpringe auf, ich laſſe mich nicht in die Erde werfen, ich ſage: Ich liebe! Ich liebe Siegbert Wildungen und das Schickſal iſt gütig, Gott iſt liebevoll wie unſer Herz, ich weiß es, ich werde durch ihn nicht unglücklich ſein.

Hier unterbrach ein gellendes Lachen die Worte der Fürſtin.

Rudhard wandte ſich und ſah hinter dem halbgeöffneten Vorhange Olga ſtehen, wie wahnſinnig, mit geiſterhaftem Blicke.

Du hier? Was willſt du? herrſchte die Mutter zornentbrannt.

Mutter! rief das Mädchen halb ohnmächtig mit ſchmelzendem Ausdruck und wollte ſich in die Arme der Fürſtin werfen.

Hinweg! ſchrie dieſe im höchſten Ausbruch ihres Schreckens und ihres Zornes.

Olga, ſo zurückgewieſen, blieb ſtehen, ſah die Mut-

ter mit zitternden Lippen, funkelnden Augen lange w
eine Irrſinnige an, dann lachte ſie plötzlich, klatſch
in die Hände und rief: Gute Nacht! Gute Nach
lachte wieder und ſtürzte mit dem convulſiviſchen Au
bruch ihrer Gefühle ſchluchzend, aber auch triumphire
hinter dem Vorhange davon.

Die Fürſtin folgte ihr, ſah, daß das Cabinet a
den Corridor hin nicht verſchloſſen geweſen war u
warf ſich halb ohnmächtig und erſchöpft auf ihr Kana

Rudhard nahm die Briefe und kämpfte einen A
genblick mit ſich, ob er dem Starrkrampf, in den
Fürſtin gefallen ſchien, eine mildere Löſung geb
ſollte. Er war aber zu entrüſtet, zu ſtreng dazu. A
überwältigte ihn die Trauer, daß alle Erziehung, a
Lehre nicht ausreicht, in gewiſſen äußerſten Kriſen d
Lebens die Eingebungen des Naturells zu unterdrück
Er ſagte nichts, als ein einfaches:

Sammeln Sie ſich, Adele! Prüfen Sie ernſt, w
Sie bewegt. Tödten Sie Ihr Kind nicht! Es g
einen moraliſchen Tod, den ich bei Olga mehr fürc
als den phyſiſchen. Ich finde Sie morgen anders
ich Sie jetzt verlaſſe. Das weiß ich, Das hoff'

Damit ging Rudhard und überlegte, als er
Treppe zu ſeinem Zimmer hinaufſtieg, ernſtlich, w
nun zu thun ſei. Als der Senſenmann an ſeiner

zehnmal anſchlug, ſtand es ihm nach längerer Prüfung feſt, daß hier nur Siegbert Wildungen ſelber helfen konnte. Er war überzeugt, daß es nur einer kurzen Aufforderung bedürfen würde, um dieſen edlen jungen Mann zu bewegen, ſich auf einige Zeit nicht nur von dieſem Hauſe, ſondern auch aus der Stadt und ihrem nächſten Umkreiſe ganz zu entfernen.

Adele aber überlegte, wie viel von Dem, was Olga möglicherweiſe belauſcht hatte, hinreichen würde, ihre Wünſche zu erleichtern oder zu erſchweren. Goethe's Wilhelm Meiſter nahm ſie nicht wieder vor. Sie ſah durch ihr Fenſter hinüber in die dunklen Gärten. Im Hauſe der Geheimräthin von Harder war es hell und belebt. Sie mochte nicht länger hinſehen; es war ihr Alles peinlich, Alles zu eng, um ſich zu klein! Erſt in den heftigen Vorwürfen, mit denen ſie ihr Kammermädchen wegen der nicht geſchloſſenen Thür überſchüttete, fand ſie ſich zurecht und warf ſich erſchöpft, in verdrießlichſter Misſtimmung von der Welt, ſchmerzzerriſſen, auf ihr einſames Lager.

Dieſe Nacht, einer uns werthen Familie ſo ernſt und bedeutſam, ſollte auch dem Kreiſe der Freunde, deren Schickſalen wir folgen, mit verhängnißvollen Sternen aufgehen.

Verſetzen wir uns in das innerſte Gewühl der

großen Stadt, an die Stelle ihrer reichsten historischen Erinnerungen. Da, wo die alte Johanniskirche und die Propstei, wo die Dreieinigkeitskapelle und die von Schlurck bewohnte Johanniterkomthurei und das Rathhaus liegen, befindet sich auch der sogenannte Rathskeller, einer der beliebtesten Besuchsörter, ein von der gewähltesten Gesellschaft gepflegtes, alterthümliches Local. Dicht an dem Rathhause selbst gelegen, waren seine oberen Räumlichkeiten zur Aufbewahrung der im Laufe der Zeiten stutarig emporgewachsenen Registraturen und Akten bestimmt und standen durch einen Hof mit dem ehrwürdigen alten Rathhause selbst in nächster Verbindung. Das untere Geschoß hatte seit den ältesten Tagen der Rathskellermeister in Besitz. Es waren dies große, feuerfeste Gewölbe, zu denen man durch eine niederwärts gehende Treppe von der Straße herabstieg und die nach jenem Verbindungshofe mit dem Rathhause wieder ihren Ausgang hatten. Der Rathskeller war immer nur den tüchtigsten und empfohlensten Küfern anvertraut worden. Es war eine Pachtung, die man vom Rathe nicht meistbietend, sondern nach einer Prüfung erstand. Die gewaltigen Vorräthe aus alter Zeit, die man mehr der Curiosität als der Nutznießung wegen gesammelt hatte, standen unter der Pflege dieses Rathskellermeisters.

während der übrige Theil seines Geschäftes auf eigene Rechnung ging.

Der gegenwärtige Rathskeller war eins der beliebtesten Stelldicheins der Stadt geworden. Man fand nicht nur an den vorzüglich gehaltenen Weinen seinen Gefallen, sondern auch an der außerordentlich gemüthlichen Einrichtung dieser vielen kleinen Souterrains. Wenn man von der Straße etwa acht Stufen niedergestiegen war, betrat man einen langen Gang, der auch den ganzen Tag schon durch Gaslicht erleuchtet und an den Wänden nicht ohne Geschmack in Fresko bemalt war. Links und rechts gingen schwere eichene, größtentheils neue Thüren zu kleinen, fensterlosen, grüngestrichenen Cabineten, die alle von einer Gasflamme erhellt waren. Diese durch dicke Grundmauern genannten Cabinete waren groß und klein, je nachdem man möglichst allein oder in größerer Gesellschaft sein wollte. Klingeln führten auf den Gang hinaus und setzten jeden noch so isolirten Besucher mit den Kellnern, die im Schurzfelle als Küfer auftraten, in Verbindung. Mit der Kellerei war eine sehr gut unterhaltene Speisewirthschaft verbunden.

Dieser Rathskeller war eins der ältesten Gebäude der Stadt. Man setzte es auf die Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts zurück und mancher Alterthüm-

nicht Alles entriſſen. Die Thüren dieſes Kloſters werden für uns keine Riegel haben und an den Thoren von Laſſa werden uns keine Schergen erwarten, um den friedlichen, der Heimath zugewandten Leidträgern die Straße zu verlegen. Wir werden die Orte wiederſehen, welche wir mit den ſchönſten Hoffnungen betraten. In ſieben Tagen nähern wir uns den heimiſchen Thälern. Keine Rauchſäule, die von den Eſſen aufſteigt, keine zückende Flamme, welche zuweilen aufſchießend die finſtern Wolken erhellt, wird uns am Horizonte erſcheinen, ſondern einſam ziehen wir in die einſamen Räume ein. Es wird lange währen, daß wir uns an dies ſchmerzliche Wiederſehen gewöhnen. Jeder Winkel des Hauſes wird uns an einen unerſetzlichen Verluſt erinnern. Aber der beſte Arzt iſt die Zeit und die beſte Tröſterin die Gewöhnung. O, richtet euch auf, meine Lieben! Tauſend Hände müſſen bald wieder geſchäftig um uns walten. In den Wäldern tönt die Art, in den Schachten der Gebirge der Hammer, auf dem Pa-Tſchieu kommen Floßhölzer herab, welche die Eſſen mit Holz und die Glühöfen mit Metall verſorgen. Die alten, verurtheilten Modelle werden bald durch neue erſetzt ſein. Fleiß, Kunſtfertigkeit und Achtung vor dem religiöſen Geſetze werden ſich in die Hände arbeiten. Kurz, wenn wir auch nicht vergeſſen lernen, ſo werden wir uns doch an die Erinnerung, wie an eine Beruhigung, gewöhnen."

Hoffnungſchwellendes Schiff! Ein Windſtoß erhebt ſich in widriger Richtung und du biſt genöthigt, deine rauſchenden Segel zu ſtreichen!

Noch hätte das Echo der letzten Worte Heli-Jongs kaum verklungen ſein können, wenn in der kleinen Zelle ein Echo befindlich geweſen wäre, als ſich die Thüre öffnete und eine

ier betrachtete voll Theilnahme seinen Giebel oder ließ sich den innern Bau zeigen, der verfallen war, unwegsam durch die hier aufgeschichteten Papiervorräthe, alten Schränke, Pulte, Stühle, aber durch seine Bauart und die Behandlung des Balkengefuges noch mannichfaches Interesse bot. Ursprünglich gehörte dies Haus denselben Templern, die in Tempelheide einen Hof hielten. Es war das Profeßhaus des Ordens gewesen, der in Deutschland sich länger erhielt als irgendwo und, wie wir wissen, auf Befehl des Papstes in den St.-Johanniterorden, ohne weitere Anfechtungen zu bestehen, überging. Bis zur Reformation gehörte dies Profeßhaus den Johannitern, und nach ihr, als diese norddeutschen geistlichen Ritter protestantisch wurden, rechnete man es gleichfalls zu jenen Besitzungen, die bei der Theilung der unglaublich ausgedehnten Güter des Ordens dem Ritter Hugo von Wildungen überwiesen wurden. Noch jetzt sah man das alte dreiblätterige Kleeblatt an den vier Enden des Kreuzes am höchsten Giebel des Rathskellers und fand es auch sonst auf sinnige Weise hier und da so zu architektonischer Verzierung benutzt, daß der kreuzliebende Don Eusebio in Calderon's Andacht zum Kreuze darüber seine freudigsten Schauer würde empfunden haben.

Es war nach sieben Uhr und schon dunkel, als in dem Verbindungshofe des Rathhauses und des Rathskellergebäudes zwei Männer standen, die einen Dritten zu erwarten schienen. Der Eine war eine hohe stattliche Gestalt mit dickem Backenbart und einem tief über die Stirn gedrückten Hute. Der Andere klein und schmächtig und wie von Hektik gebeugt, kurzathmend und klapperdürr.

Zum Henker mit Ihrer Schwerhörigkeit, sagte der Starke und Stattliche zu dem Schmächtigen, der ihn schon einige Dutzendmale mit seinem Wie? Wie sagten Sie? geplagt hatte.

Und sich dicht an das Ohr des Fragenden lehnend, rief er hinein:

Haben Sie ihm punkt Sieben gesagt?

Punkt Sieben, Herr Oberkommissair!

Der Oberkommissair Par zog seine Uhr und ließ sie repetiren. Es war sieben Uhr. Der Erwartete kam noch immer nicht. Ungeduldig ging der Harrende auf und ab. Hier lagen alte Balken, da standen Tonnen, die zur Kellerei gehörten. In mancher Ecke hing noch eine eiserne Kette oder ein Ring, der früher zu den in den Rathhaushöfen üblichen Executionen benutzt wurde. Der Oberkommissair spielte ungeduldig mit einem dieser Ringe und sah zu den Fenstern des

Rathhauses hinauf, die nach dieser Seite hin vergittert waren. Ein menschliches Wesen ließ sich sonst nicht blicken. Abgelegen und still lag dieser Hof, nur zugänglich den Leuten des Rathskellermeisters und den Subalternen des Rathhauses, wenn sie in den Fall kamen, aus den Verschlägen des alten Profeßhauses Akten oder zu feierlichen großen Sitzungen Stühle und Tische holen zu müssen. Eine andere Thür zu dem alten Gebäude als die, zu der man auf einer halben Leiter hinaufstieg, war nicht sichtbar. Ohne Zweifel hatte hier früher eine größere Steintreppe gestanden, war baufällig geworden, abgerissen und nun durch eine hölzerne Nothtreppe ersetzt, die in der That mehr den Namen einer Leiter verdiente.

Kommen Sie, Schmelzing, rief der Oberkommissair, wir bleiben einstweilen beim Rathsdiener Spieß oder wir schließen auf und gehen immer hinein.

Der zu einem Rathe in diesem Falle Aufgeforderte war in der That der ehemalige Schreiber Schmelzing, der schon lange in mancherlei Relationen zur Polizei gestanden hatte, seitdem aber Hackert's Talente von Par erkannt und für die öffentliche Sicherheit gewonnen waren, sich gleichfalls dem Oberkommissair offener zur freien Verfügung gestellt hatte. Er war mannichfach zu verwenden. Schrieb er auch nicht so kunst

voll wie Hackert, der in der Kalligraphie ein Künstler war, so war seine Feder doch rascher, sein Auge geübter im Enträthseln schwieriger Handschriften und seine Kenntniß des Kanzleistyles zuverlässiger als bei Hackert, dem oft einfiel, seine eigenen Wege zu gehen und in die von dem Oberkommissair verlangten Berichte seine eigenen Ideen einfließen zu lassen. Die heutige Expedition war eine von denen, denen Schmelzing sich gern unterzog, da sie besonders gut bezahlt wurden und ohne ein besonderes Vertrauen der Behörde nicht gut ausgeführt werden konnten. Leider störte ihn seine Harthörigkeit, die wir schon von Nr. 87 her in der Brandgasse Nr. 9 kennen und auch jetzt gab er keine andere Antwort, als daß er äußerte:

Frau Rathsdienerin Spieß? Eine schöne Frau!

Ungeduldig hatte der Oberkommissair mit einem großen Schlüssel, den er aus der Brusttasche zog, sich an die Treppe begeben und auf ihr die Thür des alten Profeßhauses aufgeschlossen und Schmelzing aufgefordert, nach ihm einzutreten, als man eilende Fußtritte hörte. Par hielt die Thür noch zu und sah sich um. Es war der Erwartete.

Sie kommen so spät, Hackert! Haben Sie's nicht finden können?

Da bin ich jetzt, sagte Hackert. Was soll's nun? ...

Die Fässer hier kenn' ich ... auch die Ratten, die sich hier im Hofe jagen, sind alte Freunde ...

Finden Sie sich hier zurecht? fragte Par voll Antheil für seinen Schützling, der in gewählter Kleidung, leicht, heiter und sorglos schien.

Wenn Schlurck eben auf dem Amt zu thun hatte, sagte Hackert, sprang' ich kleiner Bursch' hier auf dem Hof herum, zupfte das Gras aus und band alte Stricke an die Halseisen und kugelte die Tonnen herum, bis die Rathsdiener kamen und mir Ruhe geboten. Hier hab' ich leider zu früh Wein trinken lernen. Als zehnjähriger Junge hab' ich da in der Ecke oft betäubt gelegen und schlief meine ersten Rauschchen aus, die freilich mehr vom Dunst in den Kellern kamen, als ...

Sie waren von jeher ein Taugenichts, unterbrach Par lachend. Machen Sie sich nicht besser wie Sie sind!

Hackert schüttelte den Kopf.

O ich saß hier oft ganz allein im Hofe, fuhr er, sich umsehend, fort, und freute mich über die Schwalben, die da oben in den alten rothbraunen Fenstern nisteten. Sehen Sie nur da, Fratzen von Füchsen, Wölfen, Kranichen, die die alten Steinmetzen hinein gehauen haben. Die schienen mir alle lebendig zu

werden, auch ohne Rausch. Da kam denn manchmal der alte Rathskellermeister heraus und kannte mich als Schluck's Pflegesohn und Schreiberjungen. Da hieß es denn: Fritz komm! Willst einmal Wein kosten? Ich schmunzelte blos und sagte gar nichts. Aber der Alte ging und kam mit einem grünen Römer angewackelt voll vom ältesten Niersteiner. Ich hatte bei Schluck's früh Wein getrunken, aber der Niersteiner aus dem Rathskeller brachte mich gleich fertig. Dem Alten quollen die Augen über vor Lachen, wenn er sah, daß ich das Glas hinuntergoß und gleich darauf Augen machte wie ein angestochenes Kalb. Er wollte, ich sollte nun gleich tanzen und ich tanzte auch, und wurde so verwirrt, daß ich umfiel. Da lachte er aus Leibeskräften und ging in den Keller zurück. Noch ist's mir, als hört' ich das alte Schurzfell rascheln, wenn er so klatsch! klatsch! klatsch! wieder in die Verließe hinunter stieg. Er ist nun todt. Seitdem bin ich nicht wieder da gewesen. Und was soll's nun hier?

Die drei Diener der öffentlichen Sicherheit waren während dieser Unterhaltungen in dem innern Raum des alten Prosesshauses angekommen. Aufgeschreckte Ratten huschten an ihnen im Dunkeln vorüber. Par zog eine kleine Handleuchte aus der Tasche, zündete sie durch ein Streichhölzchen an, das er behutsam aus

leichte und der vielen Papiere wegen, die hier schon herum lagen, nicht etwa hinter sich fortwarf.

Schmelzing war hier bereits bekannt. Hackert kam zum ersten male.

Das sieht da aus! rief er, hier war ich nie!

Er erblickte zunächst eine große gewölbte Halle, die jedoch ihre Wirkung durch die vielen Schränke und Repositorien verlor, die hier aufgerichtet standen. Schrank an Schrank, Kiste an Kiste, angefüllt mit Papieren. Dazwischen waren Tische, Stühle, Leitern zusammengeschichtet. Beim weitern Fortschreiten sah man eine steinerne Wendeltreppe, die aufwärts ging und auf allen ihren Stufen dieselbe Unordnung verrieth. Links und rechts standen Thuren auf, die in Gemächer führten, die seit langer Zeit ohne irgend eine Bestimmung schienen. Es kam nun ein Treppchen, das aufwärts und sogleich eins, das wieder niederwärts führte. Endlich hielt der Oberkommissair an, setzte seine kleine Handlaterne auf einen Sims und bedeutete seine Begleiter, ihr Ohr näher zu halten, da er leise sprechen müsse.

Hackert, sagte er, ich habe Sie deshalb herbestellt, damit Sie Schmelzing unterstützen.

Worin?

Im Hören! sagte Par . . Ich habe ihm schon alle

seine verdammten Gehörgänge untersuchen lassen. Sie waren zwar seit Jahren nicht ausgefegt worden, wie alte Schornsteine; aber schreien muß man doch, wenn er etwas authentisch in seinen Hirnkasten aufnehmen soll.

Was gibt's denn hier in der Dunkelheit zu hören? fragte Hackert erstaunt.

Die Regierung, sagte Par, ist einer Menge gefährlicher Umtriebe auf die Spur gekommen. Fremde Emissaire sind von Paris und Amerika eingetroffen. Man hat die genauesten Anzeichen einer sich ausbildenden neuen revolutionairen Bewegung. Die Nothwendigkeit, wachsam zu sein, liegt auf der Hand und unsere Kräfte reichen kaum aus, überall aufzumerken und aufmerken zu lassen, was im Stillen angesponnen wird ... hier nun befinden wir uns —

Ueber dem Rathskeller! unterbrach ihn Hackert.

Einer Lokalität, setzte Par hinzu, die ihrer eigenthümlichen Bauart wegen von einer gewissen feineren Revolutionspartei sehr gesucht ist.

Es herrscht hier das Zellensystem! sagte Hackert trocken.

Par lächelte über diese Anspielung auf die pennsylvanischen Gefängnisse.

Allerdings, bemerkte er, hat diese Lokalität das

Einladende, daß sich kleine Gesellschaften hier völlig abschließen und berathen können ...

Dicke Eichenthüren, Mauern so breit wie Kirchenfundamente — da soll Schmelzing etwas hören? Herr Oberkommissair, die Posaunen von Jericho muß er sich an's Ohr setzen, um durch solche Wände eine Verschwörung zu entdecken.

Sie verstehen sich auf Akustik, seh' ich, sagte Par. Erfahren Sie denn, daß hier drei der gesuchtesten Trinkstuben unter uns mit einer Vorrichtung für Schwerhörende versehen sind.

Hackert erstaunte und Schmelzing, der ahnte, wovon die Rede war, bestätigte, was der Oberkommissair ihm eben gesagt zu haben schien.

Ist in die Decke unter uns ein Schallrohr eingemauert? fragte Hackert ungläubig.

Das nicht, sagte Par verschmitzt. Aber diese alten Baumeister waren nicht dumm. Jene drei Zellen sind der Art, daß man hier im ersten Stock jedes darin gesprochene Wort hören kann.

Das ist ein Wunder! Wie wäre Das? fragte Hackert.

Ich kann es Ihnen nicht an Ort und Stelle beschreiben, sagte Par, denn dort, wo das Wunder stattfindet, müssen wir schweigen. Die Einrichtung ist sehr

eigenthümlich. Die in jenen Zellen Sitzenden glauben von dichten Wänden und Eichenthüren verschlossen und geschützt zu sein und sind es auch . . .

Also keine Hohlwände?

Keine Hohlwände! Wohl aber wölbt sich die Decke in Bogen der Art empor, daß sie oben sich in der Figur eines Kreuzes vereinigen. Dies Kreuz, an den Ecken in Form eines dreiblattrigen Kleeblattes, ist eine Oeffnung, die unfehlbar keinen andern Zweck als zum Aufzuge hatte . . .

Sagen Sie Das nicht, fiel Hackert ein. Die geistlichen Ritter, die hier hausten, waren halbe Pfaffen, aber sie verstanden Künste, wie die ganzen Pfaffen. Das waren Gefängnisse oder Bußestuben, durch das Kreuz sprachen die Engel mit den Gefangenen und Bußenden oder die Profoßmeister, wie es gerade kam. Ich entsinne mich, mein alter Rathskellermeister hat mir Mordgeschichten von seinen Trinkstuben erzählt. Der mußt' es wissen. Ich sag' Ihnen, in seinem Schurzfell und der schwarzen Sammetkappe sah der Alte aus, als wenn er den geistlichen Rittern hier schon vor fünfhundert Jahren Riersteiner kredenzt hätte.

Genug, fuhr Par fort, Sie werden sich überzeugen, Hackert, daß der Schall der unten gesprochenen Worte durch die Wölbung in das enge Kreuz hinauf dringt

Anzahl Prieſter bereintrat. Sie hatten ſich vielleicht noch nicht einmal von dem Blute des Armen gereinigt, der hier beweint wurde. Die Prieſter machen nur dann viel Umſchweife, wenn ſie ſich über die Geheimniſſe, als deren Wächter ſie beſtellt zu ſein glauben (da ſie doch ihre Ergründer ſein ſollten), ausſprechen müſſen; wo ſie aber zu befehlen und anzuordnen haben, da ſind ſie raſch zu Werke und ſparen die weitläuftigen Vorbereitungen. Der Führer der Deputation trat vor und erklärte den Brüdern, daß es zwar den menſchlichen und göttlichen Geſetzen angemeſſen, einen Hochverräther am Daſein Gottes bis ins dritte und vierte Glied zu beſtrafen, nicht nur ſeinen Namen auszurotten, ſondern auch den Namen derer, die denſelben mit ihm führen, ſeine Brüder, Schweſtern und Freunde zu züchtigen, weil ſie alle inſofern an ſeinem Verbrechen Theil haben, als ſie es nicht verhinderten. „Aber dennoch," fuhr er fort, „weiß es alle Welt, daß die Kirche nicht nach Blut dürſtet. Der Orden der ſchwarzen Gyongs hat immer geglaubt, daß die Strafe eben ſo zur Belehrung als zur Sühne dienen müſſe. Begangene Verbrechen laſſen ſich nicht ungeſchehen machen; aber wenn ſie noch im Werden ſind, ſo kann man ihnen vorbeugen. Erkennet daraus die liebevollen Abſichten, welche die Kirche mit euch, die ihr dem Verderben ſchon faſt anheim gefallen ſeid, hegt! Ihr wollt zurückkehren zu euren gewohnten Beſchäftigungen? Wer ſtellt aber uns und euch ſicher, daß ſich an die kaum abgebrochene Kette von Vergehen keine neuen knüpfen? Wir dürfen nicht zugeben, daß ihr dieſen Ort verlaßt, ohne Belehrungen von uns empfangen zu haben. Ich ſelbſt bin mit dieſem Geſchäfte beauftragt; ich eröffne für euch eine Reihe von Vorleſungen über die

wie durch die klügste akustische Vorrichtung. Man vernimmt hier oben jedes Wort und ich kann Ihnen sagen, daß ich mich vollkommen auf Schmelzing verlassen würde, wenn er nicht zu furchtsam wäre, hier oben allein zu bleiben und freilich auch, wenn nicht gerade jetzt sich Menschen dort unten versammelten, bei denen man zwei Zeugen haben muß, um ihrer gefährlichen Verabredungen gewiß zu sein.

Aber bester Herr Kommissair, begann nun Hackert, der plötzlich über eine ihm gestellte Zumuthung dieser Art, die erste in diesem Fache der praktischen Polizei, fast überrascht schien; glauben Sie denn, daß sich da Menschen hinsetzen und dicht unter dem Schallloche verfängliche Reden führen werden?

Ich wünschte, sagte Par, Sie hätten einmal von unten aus eine dieser Trinkstuben des Rathskellers gesehen. Sie treten ein und sind in einem kleinen abgeschlossenen Zimmer. Eine schwere mit Eisen beschlagene Eichenthür fällt hinter Ihnen zu. Die mit grüner Oelfarbe bestrichenen Wände sind gemüthlich einladend. Man sieht wohl dies Kreuz in der Decke, das mit weißem gegipsten Stukkaturrande zierlich gearbeitet ist; aber dicht daran hin ist die Röhre der Gasbeleuchtung geleitet. Die Gasflamme, gedeckt von einem Schirme, geht gerade so empor, daß ihr Dunst

durch das hohle Kreuz seinen Abzug findet. Diese Einrichtung ist so willkommen, scheint so sinnreich und unerlaßlich nothwendig, daß Niemand die Ahnung hat, es könnte durch die Wölbung Das, was unten gesprochen wird, oben hinauf geleitet werden.

Also sein Ohr darf Schmelzing nicht darüber halten, sonst würd' er sich seine schönsten Haare verbrennen? sagte Hackert lachend.

Allerdings dringt genug von dem heißen Dunst herauf, erklärte Bar. Allein das Zwischengebälk des Kellers und des ersten Stockes ist doch wohl zwei Fuß auseinander. Ich entdeckte diese sinnreiche Vorrichtung, wie ich mir einmal die Trinkstuben des Rathskellers ansah. Ich fand den Ton unten so hohl, so schallend und stellte, ohne daß der jetzige Rathskellermeister eine Ahnung davon hat, Versuche an, die selbst mit dem hartohrigen Schmelzing ergiebig waren.

Das glaub' ich, sagte Hackert. Diese Vorrichtung ist eine Schalltrompete. Husch!

Schmelzing erschrak. Hackert hatte sich den Scherz gemacht, ihn durch einen Schreckensausruf zu ängstigen.

Lassen Sie Hackert! sagte er ängstlich. Ich verführe Sie. Es spukt hier!

Wirklich? antwortete Hackert, haben Sie einen alten Ritter gesehen, Schmelzing, der vielleicht mit

dem Finger drohte: Will der vermaledeite Horcher da vom Fußboden weg!

Das erste Mal, flüsterte Schmelzing, schloß ich die Thür nicht zu. Da war Alles still. Ich blieb eine halbe Stunde. Es wurde nicht viel Besonderes gesprochen. Das zweite Mal schloß ich hinter mir zu, weil die Thür aufgeht, wenn man sie nicht zuschließt und einem Küfer, der zufällig in den Hof kommt, doch die offene Thür auffallen konnte. Da sah ich etwas . .

Ja, sagte Par lachend, er sah etwas und hörte nichts. Es waren gerade zwei sehr gefährliche Personlichkeiten in der einen Trinkstube, wo ich schon Minister und Geheimräthe angetroffen habe, der bekannte Major Werdeck und noch einige Geheime, und er hörte nichts, will aber etwas gesehen haben.

Ein Skelett, sagte Hackert. Sich selbst hat er irgendwo in einem Spiegel gesehen, der vielleicht vom Pfandhaus sich hierher verirrt hat.

Schmelzing sah sich um. Die Stille des Orts war in der That geheimnißvoll und Hackert bewunderte Schmelzing's Muth, auch nur einmal hier ausgehalten zu haben.

Was sah er denn? fragte er den Oberkommissair.

Es war ihm, antwortete dieser, als hätte Einer

die Thur hinter ihm aufgeſchloſſen. Dann hätt' er es raſcheln hören. Auch ein Lichtſtrahl wär' in der Ferne ſichtbar geworden und zuletzt hätt' er einen kleinen Mann im grauen Rocke an ſich vorüber ſchleichen ſehen.

Die aufgeſchloſſene Thür, ſagte Hackert lachend Schmelzingen in's Ohr, war der Wind, das Raſcheln kam von den Mäuſen und Ratten. Der Lichtſtrahl kam aus dem Hofe von irgend einem ehrbaren Rathsherrn und das graue Männlein ſah die geſteigerte Angſt . . .

Schmelzing ſchüttelte mit dem Kopf und proteſtirte entſchieden gegen dieſe natürliche Auslegung Seitens eines Menſchen, von dem er wußte, daß auch er nicht recht gehener war . . . Er blieb dabei, es wäre Jemand in dem Gebäude mit ihm zuſammen geweſen, aber er hatte ihn auch fortgehen ſehen und deutlich gehört, wie er wieder zuſchloß. Es wäre ein Mann mittlerer Statur geweſen. Er, Schmelzing, hätte ſeine eigene Laterne gleich beim erſten Raſcheln ausgelöſcht und beim Schein der kleinen Leuchte des unheimlichen Beſuchers ſich überzeugen können, daß er ganz grau war. Freilich hätte er ihn nur am Ende eines Corridors geſehen. In der Nähe hätte er unfehlbar den Tod gehabt.

Nun wohl! sagte Hackert scherzend und doch grübelnd, das ist der Geist von einem alten Pfaffen der Johanniter, der keine Ruhe hat. Schmelzing, der wählt Sie am Ende, um ihn zu erlösen.

Machen Sie nur keine Scherze, Hackert! sagte der Schreiber. Was ich sah, sah ich. Ich beschwöre, daß Alles wirklich war.

Genug, unterbrach Par die Streitenden. Ich habe Eile, Schmelzing fürchtet sich allein zu sein; auch vor Ihnen Hackert fürchtet er sich eigentlich. Aber durch wen soll ich ihn unterstützen lassen? Mullrich und Kümmerlein waren früher handfeste Metallarbeiter, sind aber jetzt, da es ihnen gut geht, Hasenfüße. Fürchten Sie sich, Hackert, hier mit Schmelzing allein zu bleiben?

Nicht vor zehn Teufeln, sagte Hackert, fürcht' ich mich hier. Wo sind die Kreuze, die uns beschützen werden?

Ehe ich Sie dorthin führe, bemerkte Par, sprechen Sie mit Schmelzing Alles ab! Denn dort an dem Fußboden dürfen Sie nichts mehr zusammen reden. Es würde zu gefährlich sein und uns die ganze Unternehmung verderben.

Geben Sie Acht! sagte Hackert, wir verständigen uns schon.

Damit fing er ein sonderbares Gebehrdenspiel an,

ſchnalzte mit den Fingern, zupfte bald am linken bald am rechten Ohre, tippte auf die Naſe und machte die ſonderbarſten Geſtikulationen.

Was treiben Sie denn für Narrenspoſſen? fragte Par.

Nichts Narrenspoſſen! antwortete Hackert. Ich ſpreche mit Schmelzing.

Und Schmelzing beſtätigte dem Oberkommiſſair, daß er ſich, ehe ſeine Gehörkanäle polizeilich gereinigt wurden, oft der fürchterlichſten Melancholie ergeben hätte und vollkommen des Glaubens geweſen wäre, er würde einmal ganz taub werden. Da hätte ihn denn ſchon Hackert als guter Nachbar getröſtet und ihn von den vielen tauſend Kunſten, die er verſtünde, auch die Kunſt der Zeichenſprache gelehrt. So könnten ſie Stundenlang zuſammenſitzen und ſich, ohne den Mund zu öffnen, auf das Lebhafteſte unterhalten.

Das trifft ſich vortrefflich! fiel Par erfreut von den Talenten ſeines Lieblings ein. Und wenn Sie vollends noch Wein vorräthig finden, ſo kann Ihnen die Zeit nicht lang werden, falls das graue Männchen die Flaſchen nicht ausgetrunken hat.

Wein? ſagte Hackert erſtaunt.

Wir wollen ſehen, beſtätigte Schmelzing. Der Herr Oberkommiſſair gab mir das zweitemal einen Korb

Wein mit, den ich in der Dunkelheit herein trug, um für öftere Besuche nicht ohne Granickung zu sein.

Ja, sagte Hackert. Schmelzing und Wein! Nun weiß ich! Beim ersten Glase schon haben sich ihm alle Gräber der Vorzeit geöffnet.

Schmelzing schüttelte den Kopf und blieb fest dabei, daß er wirklich hier oben einen nächtlichen Besuch empfangen hätte.

Der Oberkommissair bemerkte jetzt, daß es ihm besonders lieb wäre, die Aeußerungen des Majors Werdeck zu hören. Er wisse aus bestimmtester Quelle, daß er mit einigen Freunden heute Abend im Rathskeller soupiren würde. Er hätte auf die elegante feinere Trinkstube Beschlag gelegt. Wer die Gäste wären, wisse er noch nicht. Aber er zweifle nicht, daß es dieselben Personen sein würden, auf die die öffentliche Sicherheitspflege schon längst ihr Augenmerk gerichtet hätte.

Damit zog er Hackerten und Schmelzing vorwärts und bedeutete sie, leise aufzutreten.

Sie kamen alle Drei jetzt auf einen steinernen Fußboden. Anfangs war es um sie her dunkel. Bald aber zeigten sich auf den steinernen Vliesen lichte Stellen.

Sehen Sie da, flüsterte Par, den Widerschein der Gasflammen! Aber nun kein Wort mehr!

Zugleich bemerkten sie den Schwefelgeruch des Gases.

Schmelzing bedeutete Hackerten, nur auf den Zehen aufzutreten.

Sie waren an einem der Lichtschimmer. Es bildete sich hier ein Kreuz mit drei Kleeblättern an den vier Enden. Geisterhaft, wie aus Licht gewoben, schwebte das Kreuz im Dunkeln. Ebenso an einer andern und noch an einer dritten Stelle.

Mit dem Auge zu nahe kommen durfte man dem Schimmer nicht und an ein Hinunterblicken war nicht zu denken. Wie Irrwische schwebten die heiligen Zeichen in der Nacht auf dem großen steinernen Estrich, der eine Speisehalle gewesen zu sein schien. Indem winkte Schmelzing sehr lebhaft. Die beiden Andern schlichen näher. Schmelzing zeigte auf einen Korb und machte Gebehrden der angenehmsten Ueberraschung.

Noch Alles da, wie es war? fragte Hackert durch die Zeichensprache der Taubstummen.

Schmelzing zog eine Flasche nach der andern in die Höhe und winkte, daß sie schwer waren.

Also, flüsterte Hackert dem Oberkommissair in's Ohr, die Geister haben hier oben inzwischen keinen Durst gehabt.

Par bedeutete ihn ernstlich zu schweigen. Er zeigte ihm mit besonderm Nachdruck das Lichtkreuz, das in der

Mitte flammte, und winkte ihm, dort am meisten Acht zu geben. Schmelzing trug den Korb an das mittlere Kreuz und erbot sich, dem Oberkommissair das Geleite zu geben, damit er hinter ihm wieder zuschließen könne. Par nickte dazu. Schmelzing folgte ihm mit der kleinen Laterne und ließ Hackerten mit dem Bedeuten, er würde sogleich wiederkommen, im Dunkeln allein.

Als sich Par und Schmelzing entfernt hatten, warf sich Hackert in der Nähe des mittleren Kreuzes auf die Erde. Er fühlte, daß er auf etwas Weiches fiel. Schmelzing's Mantel schien es ihm, den er an seinem groben Tuche und einem abgeschabten Halskragen erkannte.

Aha! dachte er, der Spion hat sich hier schon ganz häuslich eingerichtet!

Und nun erst ergab er sich einem genaueren Nachdenken über die sonderbare Situation, in die er hier so plötzlich, er wußte nicht wie, versetzt worden war.

# Siebentes Capitel.

## Die flammenden Kreuze.

Wir haben in Fritz Hackert einen Menschen des Instinktes kennen gelernt. Unbekannter Herkunft stehen uns seine Schicksale vor Augen seit der Aufnahme in das Haus des Justizrathes Schimck und seinen jugendlichen Verirrungen mit Melanie bis zu dem Augenblick, wo wir ihn am Schlusse des Fortunaballes in einem erneuerten Anfall seiner Krankheit verließen. In dem ersten Momente, wo uns Hackert persönlich bekannt wurde, in Tempelheide, wo er im Kornfelde lag und den Becher Weins mit Siegbert theilte, erkannten wir in ihm eine nicht ungewöhnliche Natur, die aber damals völlig zerfahren, mit sich selbst zerfallen war, innerlich und äußerlich verdüstert und heruntergekommen. Später fielen uns lichtere Momente auf sein widerspruchsvolles Wesen und wir werden uns wol gesagt haben, daß dies Individuum

traditionelle Götterbildung; bereitet euch zu einer Prüfung vor, die ihr im Angesichte des ganzen Klosters bestehen müßt, worauf erst eure Rosse gesattelt und die Thore dieser heiligen Stätte euch geöffnet sein dürfen. Da eure Tochter gewohnt war, die Malereien an den Göttern auszuführen, so darf sie sich dieser Unterweisung nicht entziehen. Macht euch auf und folgt mir in die neue Wohnung, die euch künftig beherbergen soll!"

Die Brüder kannten nichts von Einwendungen gegen den Willen eines Priesters. Sie ergaben sich friedlich in den Aufschub ihrer Abreise und folgten ihrem Lehrmeister, bei dem der anvertraute Unterricht nicht wenig Kenntnisse und nicht wenig Stolz darauf voraussetzen ließ.

Gyllusya, in einen weiten Schleier gehüllt, schwankte ihnen nach. Der Schmerz machte sie stumm; ja selbst dem Gefühl versagte eine deutliche, verständliche Sprache. Sie wußte nicht, was sie verloren, aber auch, was ihr wiedergegeben war, blieb ihr unbekannt. Zuletzt schien es ihr wohl eines festen, anhaltenden Gedankens werth, daß sie in Lassa blieb; sie hing an ihm einen Augenblick, aber als er in ihr Herz schlug und wie ein Feuerstrahl sie erwärmte, da blickte sie auf; ihr Auge fiel in den Hof und auf ein Grab, in welches Priester eine blutige weiße Hülle senkten. Widerhallte vorher Maha Guru's Name noch in ihrer Seele, so stieß sie ihn jetzt zurück; denn selbst ein liebendes Herz mußte seine draußen prangende, kraftlose Allmacht mit Unwillen erfüllen. Wir überlassen Gyllusya auf einige Zeit ihrer Trauer, der Sorgfalt ihrer Väter und den klagenden Tönen ihrer Laute, dieser schwachen Trösterin des Schmerzes.

durch Krankheit, geringe äußere und meist durch sich selbst gewonnene Erziehung, endlich durch sein angeborenes Naturell dem Urstoff des Menschen näher stand als die meisten andern Menschen, die man eher vermittelte Naturen nennen möchte. In Hackert lag noch unmittelbar das ganze Chaos des Guten und Bösen, wie es aus der Hand des Schöpfers in uns so geheimnißvoll gepflanzt scheint. Wohin seine Entwickelung ihn führen wird, ob zum Schlimmen oder zum Guten, wird uns schwer werden, schon vorauszusagen. Wir sahen ihn in den Beziehungen zu Melanie von einem Sensualismus, der nur durch den üppigen Ton des Schlurck'schen Hauses und die epikuräische Weltauffassung des Justizraths entschuldigt werden kann. Melanie war ihm wol so ziemlich gleichartig, nur daß sie die Vorzüge einer gefälligeren Bildung vor dem früh verwahrlosten und durch die Farbe seines Haares entstellten Spielgenossen voraus hatte. Einen Beweis für ihre wirkliche aus dem Herzen fließende Güte ist uns Melanie noch schuldig geblieben. Was sie uns an freundlichen Gesinnungen und wohlwollenden Gedanken offenbarte, floß aus ihrer Leidenschaft, aber auch diese kam nicht rein aus dem Herzen, sondern aus der Eitelkeit und dem Drange nach Auszeichnung . . In Hackert schlummerte der

Morgen. Zu seinem Glücke unbewußt. Hatte ihn der Gedanke des Ruhms, der Auszeichnung erfaßt, er hätte nur auf schlimme Bahnen gerathen können, auf solche Bahnen, an deren Beginn wir ihn eben jetzt erblicken.

Muth und Zaghaftigkeit waren in diesem Naturmenschen auf eigene Art gemischt. Wenn wir sagen, daß etwas Weibliches in ihm lag, eine große Empfänglichkeit und das Bedürfniß einer Liebe, wie sie ihm nach seinem bessern Sinne selten zu Theil wurde, so wird man sich der Lesung des psychologischen Räthsels, das er darbietet, schon eher nähern. Ein Mannweib, wenn es denkbar wäre, brächte wol ähnliche Mischungen, die an Thierisches erinnern, an den Muth und die Furcht des Löwen zugleich, zum Vorschein. Hackert hatte oft großartige Regungen und verfiel sogleich wieder, bei der geringsten Verletzung, in die niedrigsten. Wir haben gesehen, wie er der Rache fähig war! Man hatte ihn furchtbar entwürdigt, hatte ihn durch jene Züchtigung wie ein Thier mit Füßen getreten, aber statt offen seinem Gegner gegenüber zu treten, tödtete er ihm durch die raffinirteste Grausamkeit sein Eigenthum. Ihn zu verdammen steht Jedem frei. Wer wird ihn beschönigen wollen? Aber wer wird auch so weichlich gestimmt sein, nur

Die Menschen menschlich zu finden, die nach den Regeln des Katechismus entweder gut oder böse sind, für den Himmel oder die Hölle passen, nur Liebe oder Abscheu erregen? Wir Menschen sind nicht so kurz zu nehmen, wie wir in einem polizeilichen Signalement oder in lebensunwahrer Dichtkunst angegeben werden. Die Mehrzahl der Lebenden sind Hackerte, Individuen, schwierig unterzuordnen unsrer Liebe und doch auch nicht hassenswerth. Die reine geläuterte Vortrefflichkeit gibt es ebensowenig, wie es eine abstrakte Schlechtigkeit nicht so nackt gibt, wie man ihr in den Kriminalgefängnissen zu begegnen glaubt. Wir sprechen immer von Menschen, die wir lieben und achten, und immer von Menschen, die wir hassen. Aber zwischen Beiden gibt es Millionen, die sich aus unsrer Liebe und unsrem Hasse sehr wenig machen, die so sein wollen wie sie sind, und die man gelten lassen muß, weil ihnen die Welt so gut gehört wie uns. Unsre Maßstäbe von Verstand, Herz, Gemüth passen in den seltensten Fällen auf die Menschen. Dieser Hackert konnte demüthig werden bis zum Kleinmüthigen, ja bis zum Ueberschlag in eine weiche und klagende Hingebung, und der geringste Erfolg, wie wir an dem Abend gesehen haben, als er Melanie in ihrem Wagen überfiel, schnellte ihn zum Ausbruch des Trotzes und

zur widerlichsten Prahlerei empor. In jener Nacht, als er den Brüdern Wildungen ihre üblichen moralischen Voraussetzungen über den Haufen stieß, strafte ihn freilich das Geschick. Eben noch jubelnd von Lust, drohte ihm zum zweiten male ein Ueberfall, eine noch schimpflichere Mishandlung. Damals gerettet durch die sorgsame Liebe des jungen Mädchens, dem sein zerrissenes Gemüth, seine Bizarrerie imponirte, flüchtete er sich in einen Versteck und verfiel vor Zorn und Jammer über sein Loos in Krämpfe, Zuckungen und ein stilles Schluchzen, das erst aufhörte, als er, vom genossenen Weine übermannt, halb und halb entschlief. Und in diesem Halbschlafe trieb ihn sein unruhiger kranker Geist empor und führte ihn als Schlafwandler in den Tanzsaal zum allgemeinen Entsetzen. Damals kam ihm die Ideenverbindung der regen Phantasie von selbst auf Louise Eisold, die neben ihm war und ihn stützte. Er sah die Kinder im Geist. Er lehnte sich über ihre Lagerstätten, um ihnen: Gute Nacht! zu sagen. Er sah den Alten, griff nach ihm und fühlte ihn kalt. Er sah, daß er starb. Die Uhr schlug in dem Augenblicke vier. Er erwachte und sank in die Arme jenes seltsamen Mädchens, das in ihm gerade den kranken Genius liebte.

Wie Hackert damals von Sandrart, Louisen und

Franzchen nach Hause geführt wurde, in der Frühe noch zu Bett ging, dann aufstand, sich auf Alles besann und tief, tief über sich schauderte, da hatte er gedacht: Du mußt dich in ein festes Lebensjoch schmieden! Du mußt irgend etwas beginnen, was diese bösen Geister deines Innern, diesen ewigen Aufruhr deines Dämons zur Ruhe bringt! Mit Gewalt zwang er sich, den Vorschlägen des Oberkommissairs Par Gehör zu geben. Und ohne zu prüfen, was doch wol Alles dieser neue Beruf ihm auferlegen konnte, ohne irgend zu überdenken, welches die Bedeutung seiner neuen Thätigkeit werden müßte, schleuderte er sich mit Gewalt in diesen Beruf, nur um von dem gefahrvollen wilden Vegetiren freizukommen. Er hatte Melanie versprochen, wenn sie bei Lasally die Einstellung seiner Klage gegen ihn durchsetzen würde, sie und Alle in Ruhe zu lassen. Zu Louise Eisfeld zog ihn nur Wehmuth, nur Schmerz, nur Reue. Er wurde feig, unmännlich, wenn er sich die Möglichkeit dachte, ein so edles, tugendhaftes Mädchen zu lieben, er floh sie wie die Tugend. Und weil er auch schon längst das grobe Laster verabscheute, so warf er sich nun zum ersten male wieder in die Arbeit. Er kannte keine andre Arbeit als die mit der Feder. Bei Schlurck war er außerordentlich geschäftskundig geworden, hatte

eine Schlauheit, Pfiffigkeit, eine Gewandtheit im Auffassen, einen Reichthum von Detailkenntnissen sich erworben, die der Oberkommissair Par sehr zu schätzen wußte und gern darauf einging, für gröbere Arbeiten eher den Schreiber Schmelzing zu beschäftigen. So hatte Hackert seither hingebrütet in Büreauthätigkeit. Er hatte die Genugthuung, daß ihm diese Lebensweise für die Beruhigung seiner Nerven besser gedieh als das planlose Umherdämmern in Busch und Feld, auf Kreuzweg und hinter Hecken und das Verfolgen seiner leidenschaftlichen Eingebungen. Bald dachte er früher: Du mußt sparen! Es kommt eine Zeit, wo Schlurck dir nichts mehr gibt oder du nichts mehr von ihm nimmst! Es kommt eine Zeit, wo du verhungern kannst! Da wurde er geizig, schmuzig geizig. Dann warf er wieder das Geld fort, das er ohnehin in baarem Metall nicht leiden mochte, weil er, wie er sagte, physische Schmerzen davon hätte. Da geschah es ihm wol, daß er so frech war, einen Fünfthalerschein als Fidibus zu einer Cigarre zu verbrennen. In solchen Krisen war er krank und stand in der Nacht auf, unruhig, gequalt und erschreckte die Menschen durch sein Nervenleiden, das ihn zum Nachtwandler machte. Seitdem er bei Par arbeitete, in der einzigen Thätigkeit, die ihm zuletzt doch nur allein

möglich machte, sich einen Beruf zu bilden, war sein Wesen ruhiger geworden. Er schlenderte so hin und schlief ruhig. Er dämpfte seine Ueberreizung ab und sah nicht mehr rechts, nicht mehr links und war auf dem Wege, ein consequenter Menschenhasser zu werden, ein Peiniger, ein Tyrann aller Lebendigen.

Heute zum ersten male kam ihm nun eine Zumuthung, wie sie ihm der Oberkommissair noch nicht gestellt hatte. Anfangs zog ihn die Art, wie er in diese Situation gerieth, an. Das kam so eigenthümlich, so geheimnißvoll. Die Erinnerungen an die Kinderzeit thaten ihm wohl. Der Spott über Schmelzing, der Scherz über den Spuk, das Alles stimmte ihn anfangs launig. Wie er nun aber hier auf dem Estrich hingestreckt so allein kauerte, wie da drei gespenstische Kreuze, flimmernd und flackernd, so auf dem Boden wie Irrlichter ihn umtanzten, wie er sich sagte: Was sollst du hier? Horchen? Lauschen? Da überfiel ihn die Ueberlegung und sie stimmte eigentlich nicht mit Dem, was ihm genehm war. So Manches war schon vorgekommen, was ihm der Oberkommissair übertragen hatte und was ihm bedenklich schien. Er hatte sich Dem unterzogen, ohne lange zu prüfen. Diese Horcherrolle aber machte ihm Kopfschütteln; dennoch hatte sich sein Menschenhaß schon

so entwickelt, daß ihm etwa eine Verhinderung der Parteyen Absichten nicht im geringsten einfiel.

So lag Hackert eine Weile und horchte, ob nicht Schmelzing zurückkäme. Er hatte das Aufschließen der Thür und das Zuschließen gehört, aber Schmelzing kam nicht wieder. Wie? fuhr er auf, hat man dich eingeschlossen und dir das Geschäft des Lauschers allein übertragen? Noch eine Weile geduldete er sich. In dem Augenblicke glaubte er etwas knistern zu hören. Er lag ganz im Dunkeln und hätte kaum den Rückweg finden können. Zornig sprang er auf. Wie seine Natur war, hatte er sogleich die schlimmste Vorstellung. Er sah sich gefangen, betrogen, irgend wie verrathen. Die verzerrtesten Möglichkeiten tanzten vor seiner im Nu entzündeten Phantasie. Er wollte Lärm machen, durch die Kreuze hindurch um Hülfe rufen. Jetzt zaghaft und sogleich kleinmüthig, gab er nicht nur sich, sondern sogleich auch Die, die ihm vertraut hatten, auf. Da hörte er etwas in der Ferne knarren. Es mußte die Thür sein, die aufgeschlossen wurde. Die Erzählung von dem grauen Manne kam zur Mehrung seiner Aufregung noch hinzu. Er horchte. Er glaubte Tritte zu vernehmen. Ein Lichtschimmer fiel durch irgend eine Scheibe in der Vorhalle. Er hielt den Athem an und rüstete sich auf jede Gefahr.

Da kamen die Fußtritte näher, der Lichtſtrahl beleuchtete die Wände. Hackert ſtand auf dem Sprunge, dem verdächtigen Ankömmling jedenfalls ſogleich die Laterne zu entreißen ... Es war aber Schmelzing, der in der einen Hand mit der Laterne, in der andern mit einem großen Papiere, in das etwas eingewickelt ſchien, näher ſchlich. Seine Phantaſie hatte ihn von der Möglichkeit, daß der hartherige College wiederkam, ganz entfernt gehabt. Schmelzing kam und nickte Hackerten zu, ihm das Papier abzunehmen. Es war Brot und Fleiſch. Schmelzing war noch auf die Straße gegangen und hatte Vorräthe eingekauft, wofür ihn Hackert loben mußte. Behaglich kauerten ſie ſich nun zur Erde nieder an dem mittleren Gasflammenkreuz, zogen Meſſer hervor und zerſchnitten ſich den reichlichen Proviant. Leider hatte Schmelzing vergeſſen, für ein Glas zu ſorgen. Da zog er ein hölzernes Pennal aus der Taſche, nahm die Federn und Bleiſtifte heraus und verwandelte dies Pennal in zwei Trinkbecher, einen großen und einen kleinen. Den kleinen nahm Schmelzing, der nicht viel vertragen konnte, den größeren Hackert. Mit der Fingerſprache ſagte Hackert, ſo hätten die Humpen der alten Ritter ausgeſehen, nur wären ſie größer geweſen. Die beiden Schreiber ſtießen mit ihren Trinkpennalen

an und unterhielten ſich, obgleich ſtumm, auf die heiterſte Art. Endlich hörten ſie Geräuſch. Die Thür der Trinkſtube unter ihnen ging auf. Männer traten ein, ein lautes Geſpräch begann, jedes Wort ſchallte in der Wölbung ſo wieder, wie es unten geſprochen wurde. Die beiden lauſchenden Schreiber ſpitzten die Ohren . . .

Unſre Freunde aber, Dankmar, Siegbert und Leidenfroſt hatten, als ſie von dem Feſte der Weinleſe bei der Fürſtin Waſämskoi kamen, am Thore ſich von den Arbeitern getrennt, die an der Stadtmauer entlang in die Willing'ſche Fabrik zurückkehren wollten.

Sie ſchritten, die kleinen Einzelheiten des Nachmittags wiederholend und Manches, was ihnen, den hellbewegten Siegbert ausgenommen, ſpaßhaft erſchienen war, belachend, dem alterthümlichen Viertel der Stadt zu. Am Rathskeller wollte ſie Louis Armand erwarten. Daß auch Major Werdeck kommen würde, war der Inhalt des von Sandrart überbrachten Billets geweſen. Der Major hatte hinzugefügt, daß er zur Erörterung der langſterſehnten Wünſche ganz für den Rathskeller wäre, deſſen kleine abgeſchloſſenen vielgeſuchten Zellen der gemüthlichen Unterhaltung ſehr entgegen kämen; er hätte ſchon die beſte, in der ſelbſt General Beland von der Hahnenfeder, der Alterthümler, nicht ver-

Schü-King war das Gegenbild Gyllusya's. Diese würde in Augenblicken der Gefahr niemals mit fester Entschlossenheit haben auftreten können, wenn sie auch wie jene die Situationen und die Mittel dazu besessen hätte. Schü-King handelte energisch, wenn sie in den Fall kam, es thun zu müssen. Von ihren Lippen war der Uebergang zum Arme schnell, wenn es galt, ihre Worte ins Werk zu setzen. Wenn die Frauen in den Lauf der Dinge eingreifen, so handeln sie oft mit mehr als männlicher Entschlossenheit, weil sie keine Rücksichten kennen und die Schmeichelei ihnen die Verantwortlichkeit zu einer unbekannten Verpflichtung gemacht hat.

Es war billig, daß der Correspondent während seiner Abwesenheit die ganze Verwaltung seiner häuslichen Angelegenheiten dem wachsamen Auge seiner Schwester anvertraute. Aber er empfahl ihr beim Abschiede noch mehr. Er entwarf ihr ein Bild des Zustandes, in welchem er die Angelegenheiter Tibets und Lassa's zurückließ, und wurde von Schü-King darin oft unterbrochen, weil sie bald eine seiner falschen Angaben zu berichtigen, bald über Verhältnisse, die selbst dem Bruder noch zweifelhaft waren, die richtige Auskunft zu geben hatte. Sie kannte die Eifersucht, mit welcher ein Kloster das andere verfolgte, die üblen Nachreden, welche die verschiedenen Orden der Geistlichkeit hinter sich herstreuten; sie war vollkommen unterrichtet über den Zustand des Heers, wo ihr selbst die Statistik der Sattelgurte nicht unbekannt geblieben war, ja bis auf die kleinsten Erlebnisse des Tags erstreckte sich ihre Kenntniß; sie wußte, welche Frauen im Umkreise binnen drei Monaten niederkommen mußten, welche Eheverlöbnisse eingegangen waren und auf wie lange Zeit der Nachbar im dritten Hause zur Linken sich

ihmahe, ſich zuweilen einen Trunk Lacrimä Chriſti
gönnen, für ſie mit Beſchlag belegt.

Die Freunde hatten dieſen Abend beſtimmt, u
ſich über die große Aufgabe der Zeit, die ſie Alle
ſchäftigte, in ihrem Sinne gründlich auszuſprechen u
diejenige Rolle zu bezeichnen, die ſie entſchloſſen
wollten, in dem allgemeinen Kampfe der Intere
und Ideen zu übernehmen.

Werdeck war durch Leidenfroſt mit Siegbert u
Dankmar bekannt geworden. Schon öfters waren
hie und da zuſammengetroffen und hatten wechſel
tiges Vertrauen gewonnen. Zwar lag in Werde
ſcharfhervortretenden Zügen Manches, was beim er
Begegnen einſchüchtern konnte, doch überwanden
ſich Annähernden die erſte Scheu; hatte doch a
Dankmar lange damit zu thun gehabt, ſich mit
denfroſt zu befreunden, der von der Malerei im
mehr abkam und in neueſter Zeit ſogar angefan
hatte, ſich auf Strategie zu legen. Es war in
That kein Scherz, wenn Siegbert erzählte, daß Leid
froſt auf einer beſcheidenen Erkerſtube, die er bewoh
eine Menge ſtrategiſcher Werke, die ihm Werdeck
liehen, aufgeſchlagen vor ſich liegen hatte und
einem Tiſche mit kleingeſchnittenen Schwefelhölz
den großen und kleinen Krieg ſtudirte. Er fand

oft in die Stellungen seiner Schwefelhölzer so versunken und machte mit ihm die berühmtesten Schlachten Alexander's des Großen, Cäsar's, Eugen's von Savoyen und Friedrich's des Großen so tapfer durch, daß man die Entzündung der Hölzer befürchten konnte. Die Schwefelhölzer waren je nach ihrer Nationalität und ihrer Truppengattung bunt bezeichnet. Leidenfrost konnte sich in seinen taktischen Studien so verlieren, daß er unter seinen Tausenden von Schwefelhölzern wie ein Schachspieler saß und irgend einen neuen unbekannten Sprung erfinden zu wollen schien. Er hatte Siegbert ersucht, ihn nicht wegen dieses Unsinns dem Major zu verrathen. Der Zunftgeist, sagte er, ist überall derselbe und wie wir Niemanden einräumen wollen, daß man Maler sein könne ohne Hände, so begreift auch ein Taktiker nicht, wie man ohne Epaulettes sich über Kriegführung orientiren kann, was doch nachgerade eine unerläßliche Bedingung eines jedes gebildeten Mannes unsrer Zeit werden und bald so nothwendig für die Erziehung sein wird wie das Turnen.

Etwas besorgt waren die Freunde über den Eindruck, den Werdeck und Louis Armand gegenseitig auf sich machen wurden. An dem Stande dieses in der ganzen Residenz schon bekannten und durch seine Be-

ziehung zum Prinzen Egon wohlgewürdigten franzöſiſchen Kunſttiſchlers nahm der Major keinen Anſtoß. Er hatte, einmal vom Wirbelwinde der Zeit gefaßt, ſich die ungeheure Abweichung von ſeiner vorgeſchriebenen Lebensweiſe zu Schulden kommen laſſen, ſeinen Kriegerſtand zu vergeſſen und erſt durch die Ideen ſich mit den Menſchen zu vermitteln. So lag ihm auch nun nichts mehr an einer ſolchen Begegnung mit einem wirklichen Manne aus dem Volke. Bedenklicher hätte es ihm freilich ſcheinen können, daß der neue Genoſſe der ſchon mehrfach angeknüpften Unterhaltungen ein Franzoſe war. Werdeck beſaß aber nicht die Nationalvorurtheile, die uns von unſern Erziehern mitgegeben werden und in unſer Blut übergegangen ſind. Seine Frau hatte ihn früh über dieſe Vorausſetzungen hinweggebracht. Eine ſtarke, leidenſchaftliche, vom Haſſe getragene Seele, wie ſie war, lebte ſie nicht in der Welt, die ihres Gatten nächſte Lebensbedingung war. Religiöſe und nationale Elemente führten ſie in jene eigenthümliche Schwärmerei hinüber, die ſich aus der Schule Adam Mickiewicz's in Paris mit Flügeln emporſchwang, die ihr die Märtyrerſchaft als das ſchönſte Ziel der Tugend zu erſtreben lehrte. In der Minorität zu leben, mit dieſer zu dulden, mit dieſer zu hoffen, war dieſer Frau eine Geiſtes-

Seligkeit, und wenn auch Werdeck auf's entschiedenste die nationale Berechtigung der Polen verwarf, seiner Frau ihre katholischen Traumereien ließ, ohne aufzuhören, sie sogar deshalb zu belächeln, den Hauch der neuen Zeit hatte er in jeder andern Beziehung in seinem Gemüthe alles Starre und Eisige aufthauen lassen und sah mit Ruhe einer ihm drohenden Katastrophe entgegen. Louis Armand sagte dagegen, die Militairs würden doch nie die wahre Freiheit der Völker befördern. Sie wollten nur steigen, nur herrschen, glänzen. Louis behauptete von Werdeck gehört zu haben, daß er hypochondrisch, verstimmt, längst mit seinen Standesgenossen zerfallen wäre und sich nur darin gefiele, den Hof durch liberale Gesinnungen zu ärgern. Dennoch fügte er hinzu, hatte er von Heinrich Sandratt, dem Sergeanten, der dann und wann noch zu den alten Martens käme, erfahren, die dritte Compagnie wenigstens ließe ihr Leben für den Major und daraus ließe sich die Macht einer bedeutenden und gemüthvollen Persönlichkeit doch schon theilweise erkennen. Wenn ich ihm kein Anstoß bin, hatte Louis erklärt, so komm' ich gern und bin gewiß, von einem so ausgezeichneten Manne viel lernen zu können.

Louis harrte schon in der Nähe des Rathskellers. Die Freunde schüttelten ihm die Hand. Alle Drei

hatten ihn nur noch inniger in ihr Herz eingeschlossen, als bisher. Louis war nach all' den Ansprüchen, die Egon's Freundschaft auf ihn gemacht hatte, jetzt mit erneutem Eifer an seine Arbeit gegangen und hatte Talente entwickelt, die jedem Einsichtsvollen Achtung abgewannen. Mit Genugthuung sah man, wie unausgesetzt theilnehmend er dem öffentlichen Leben seines neuen Aufenthaltsortes folgte, wie gespannt er die Entwickelung Egon's überwachte und jeden Einfluß, den ihm dieser nur gestattete, darauf verwandte, ihn seinen früheren Gesinnungen treu zu erhalten. Freilich hatte er den Freunden eingestehen müssen, daß seit einiger Zeit mit Egon eine Veränderung vor sich gegangen war. Er hatte ihnen genau den Tag, die Stunde bezeichnet, seitdem ihm vorkäme, als hätte Egon ein neues, fremdes Element in sich aufgenommen. Es war dies jener Abend, an welchem die Freunde einer Aufforderung Egon's gefolgt waren, ihm in einer gewagten, aber von seiner wildesten Erregung für nothwendig erklärten Unternehmung beizustehen. Rudhard hatte dem jungen Fürsten die Verwechselung mit dem Thomas a Kempis eingestanden, er hatte von Par, von Schlurck selbst in der Hauptsache erfahren, was mit dem Bilde vor sich gegangen war. Daß Pauline von Harder die Denkwürdigkeiten der Fürstin Amanda

beſaß, ſtand ihnen Allen feſt. Wozu ſich neuen Unterſchlagungen, einer völligen Vernichtung derſelben ausſetzen? Nein, hatte Egon gerufen, die Nacht birgt uns in ihr ſchützendes Dunkel! Wohlan, ich gehe zu jener Elenden, ich verlaſſe nicht ihr Haus, nicht ihr geheimſtes Zimmer, bis dieſe Umtriebe entlarvt, die entwandten Schätze zurückerobert ſind. Louis und die Brüder Wildungen ſollten Egon ſein kühnes Werk auszuführen unterſtützen. Rudhard widerrieth, aber die jungen Leute fühlten ſich von dem Abenteuer zu ſehr gereizt. Sie folgten Egon und ſtanden ſchon in Begriff, gewaltſam in das einſame Haus zu dringen und der gefährlichen Frau das geraubte Gut zu entwinden, als ſich der uns bekannte mildere Ausweg gefunden hatte. Aber Egon's ſeither mannichfach geändertes Weſen konnte nicht geleugnet werden. Man hatte vermuthet, daß die ariſtokratiſche Geſinnung der Gräfin d'Azimont ſicher verſuchen würde, Einfluß auf den Prinzen zu gewinnen. Dies hatte Louis in Abrede geſtellt. Eher geſtand er zu, daß Rudhard's politiſche Anſichten, die den ihrigen völlig entgegengeſetzt waren, wohl einmal einen bedenklichen Einfluß auf Egon gewinnen könnten. In der Hauptſache aber geſtand er dabei, daß ſeit dem September-Sonntage eine auffallende Veränderung mit dem Fürſten vor

gegangen wäre. Er hätte ihn damals an diesem regnerischen Sonntage, selbst verstimmt, besucht, um sich aufzuheitern, hätte Egon aber in eine Trauer, eine Abwesenheit versunken gesehen, die ihn wahrhaft erschreckt hätte. Auf genauere Fragen hätt' er nicht Rede gestanden und nur zuletzt eingeräumt, daß ihn die endlich von Pauline von Harder abgerungenen Mittheilungen seiner Mutter mit tiefster Trauer über die Vergangenheit erfüllten. Wie man aber, fügte Louis Armand hinzu, wie man aus Trauer leichtsinnig, aus Schmerz verschwenderisch werden kann, begreif' ich nicht. Die Freunde hatten Louis um Aufklärung dieses Widerspruchs gebeten und Louis hatte ihnen gesagt: Alle guten Vorsätze, die Egon für sein Hauswesen gefaßt, sind plötzlich verschwunden. Jede Mahnung an die Ersparnisse, die er sich auferlegte, wies er ab. Menschen, die ihm verhaßt waren, die er nicht mehr um sich leiden mochte, behielt er. Als ich ihn nach der Ursache dieses Widerspruchs fragte, sagte er scheinbar scherzend, aber doch voll Ernst: Bester Freund, die Rücksicht auf Ahnen ist kein leerer Wahn! Mein Vater hat Das so geordnet. Ich will es so lassen. Und nun statt irgend etwas von Dem, was er sich vorgenommen, wahrzumachen, erlebt' ich, daß er den Bankier von Reichmeyer zu sich kommen

ließ, ſich erſt mit ihm über deſſen Anſprüche verſtändigte und ſogleich ein neues bedeutendes Anlehen ſchloß . . .

Lauter waren die Freunde erſtaunt genug und begriffen nun, wie Egon plötzlich einige neue glänzende Equipagen zeigte, ſeinen Stall von Vaſallen und dem pferdekundigen Levi neu ergänzen ließ, die Zahl ſeiner Bedienten vermehrte und ihnen allen eine Livree vorſchrieb, die er ſelbſt zeichnete. Alles Das in einem Zeitraum von vierzehn Tagen, mitten in der raſchen, ihm von Juſtus, dem Volksmanne, erwirkten Nachwahl, mitten in den Vorbereitungen des Zuſammentrittes der Stände.

Auch die Beziehung zu Pauline von Harder, zu Guido Stromer, zu der Zeitung „Das Jahrhundert" war zur Sprache gekommen. Niemand begriff, wie nun ſich Egon jener Frau ſo eng anſchließen konnte. Alle Welt wußte bereits, was ſie der Mutter des Fürſten und ihm ſelbſt ſchon angethan hatte, und dennoch dieſes enge Band! Ueber Guido Stromer hatte Dankmar ſelbſt ſchon vor einigen Tagen zu Egon geſagt: Lieber Freund — dieſe traulichen Bezeichnungen dauerten natürlich noch fort — Lieber Freund, du duldeſt da einen ſehr zweideutigen Mann in deiner Nähe! Dieſer Stromer iſt Pfarrer, Vater, Gatte und ſchleu-

dert ſich hier mit Gewalt in eine Laufbahn, bei der er Würde und Alles daran gibt! Ich ſtreite ihm die bedeutendſten Gaben nicht ab. Er hat unfehlbar einen reichen, cultivirten Geiſt und viel Beruf, Dinge, die in der Menſchenbruſt ſchlummern, auszuſprechen. Allein wenn mir jemals die verkehrte Anwendung des Genies in einem recht grellen Beiſpiele vorgekommen iſt, ſo iſt es bei dieſem Guido Stromer. Ein Gelehrter, ein Stubenmenſch, ohne Welten, ohne Lebensauffaſſung, wird plötzlich, wie ſoll ich's nennen, wild! Es fällt ihm ein, daß er ſchwärmen könne, und wie ſchwärmt er? Die Seinigen läßt er daheim, ſeine Pfarre verwaltet ein gewiſſer Oleander und hier taumelt er im Irrgarten der Ideen von einer Lüge zur andern. Das ſind die gefährlichſten Repräſentanten des Geiſtes, die, alles Charakters baar, nur nach ihren perſönlichen Stimmungen ſich bald für Dies, bald für Jenes erklären. Weiß er nicht jeder Auffaſſung eine gefällige Form zu geben? Erfüllt er nicht die innere Leere ſeines Charakters dadurch, daß er mit Haut und Haar in jede fremde Natur hineinſpringt und aus ihr, ſie lobpreiſend, hervorkokettirt? Gib dieſem Menſchen irgend eine poſitive Frage zu vermitteln, irgend eine reelle Aufgabe des Lebens durchzuführen, er wird ſie verfahren und wenn er ſie nicht ehrlos mit Füßen

nitt, ſich dabei wenigſtens wie ein Schulknabe entwürdigen! Unfähig, irgend eine geſchloſſene Production hervorzubringen, raiſonnirt er nur und läßt die Wahrheit in der Sonne ihre Lichter brechen, wie die Facetten eines Diamanten. Dabei iſt er der plumpſten Schmeichelei zugänglich. Wer ſeinen Styl lobt, dem gibt er alle ſeine Ideen preis. Wer vollends ſagt, daß ſeine ſtumpfe Naſe griechiſch, ſeine geſchlitzten Augen kaukaſiſch, ſeine Hände ebenſo zart und weiß, wie ſie roth ſind, wären, dem ſtellt er alle ſeine Eingebungen, das ganze Arſenal ſeines Verſtandes zur Verfügung. Er wird roth, wenn man ſeine Manſchetten lobt. Kurz er iſt ein Mann, der aus der Concentration eines gediegenen und achtbaren Stubendenkers heraus iſt und in ſeiner jetzigen Zerfahrenheit noch viel Unheil in der Welt anrichten wird. Anſtößig iſt ſchon die geringe Achtung, in die er ſich verſetzt durch ſein leicht entzündliches Herz und die Narrheit, mit der er ſich in jede Frau, die einmal ſeine feuilletoniſirende Schreibweiſe lobte, verliebt ſtellt.

Egon hatte damals über dieſe Schilderung gelacht und von Melanie Schlurck geſprochen, die ſich Stremer's zudringlicher Huldigung nicht erwehren könne, während er doch glaube, daß dieſer wildgewordene Pe-

dann selbst den Fräuleins Wandstabler nachliefe, wenn diese ihn zufällig einmal in einem Beugungswinkel, wenn auch nur von 175 Graden, anfahen.

Egon erzählte dann auch, daß er die liebenswürdige Tochter des Justizraths Schlurk zuweilen bei Paulinen träfe und verlangte von Tankmar eine genauere Angabe der eigenthümlichen Beziehungen, in denen er zu diesem bildschönen Wesen gestanden hätte. Tankmar wich mit seiner Antwort entschieden aus und berief sich auf Das, was Egon von der Hohenberger Reise schon wußte. Auf die Frage, die er dafür an Egon richtete, ob er ihm nicht eine Parallele zwischen Melanie und Helene ziehen könne, wollte seinerseits wieder der Prinz nicht antworten. Man scherzte, man lachte, man war über die Maaßen vertraut gegen einander und doch hatte sich zwischen Egon und die Fremde etwas gedrängt, wofür sie keinen Namen anzugeben hatten . . .

Die vier Gefahrten stiegen nun die Stufen hinunter, die in den Rathskeller führten. Wie die in einem Gewichte gehende Thür hinter ihnen zufiel, sahen sie am Ende des Ganges zwei elegante Damen in eine Thür schlüpfen.

Kommen auch Damen in den Rathskeller? fragte Tankmar erstaunt und wandte sich zu dem Küfer, der

ſie ſchon erwartet hatte und in das vom Major beſtellte Kabinet führte.

Es ſind wol Fremde! ſagte der Angeredete lachend. Ein Herr mit zwei Damen will dort Champagner trinken.

Wohl bekomm's Ihnen! ſagte Leidenfroſt. Worüber werden wir uns denn einigen?

Sie waren in der grünen, gaserleuchteten Trinkzelle und ſtellten die kräftigen neu gebeizten Eichenſtühle um einen runden Tiſch. Der Major war noch nicht da. Der Kellner aber ſagte, daß er des Majors Geſchmack kenne — Rüdesheimer.

Bringen Sie Rüdesheimer! antwortete Dankmar, und ſo viel Beefſteaks, wie Sie fertig haben.

Das iſt vernünftig, ſagte Leidenfroſt, denn ich eſſe deren mindeſtens zwei. Die Leckereien bei der guten Moskowiterin haben mir ſo den Magen verdorben, daß ich mich nur mit Beefſteaks wieder herſtellen kann.

Sie ſind ja ſo einſylbig, Louis? fragte Siegbert. Was haben Sie?

Ich war bis jetzt in der Kammer, antwortete Louis Armand.

In der Abendſitzung? Nun, wie war es? rief man einſtimmig.

Die Regierung verlangt eine Abänderung der Ge-

schäftsordnung. Das Ministerium will zu jeder Zeit die Erlaubniß haben, vor, während und nach der Debatte seine Meinungen zu äußern ...

Empörend! unterbrach Tankmar. Als wenn das Ministerium die Kammer bei sich zu Gaste hätte und nicht die Kammer das Ministerium! Aber der Antrag geht nicht durch.

Das Ministerium machte die äußersten Anstrengungen.

Das glaub' ich wohl, ergänzte Leidenfrost und trommelte auf den Tisch, der ihm so glatt, so eben schien, daß er vielleicht an seine Schwefelhölzer dachte: eine Debatte kann da im besten Abschluß sein, die Halben, die Furchtsamen sogar sind vielleicht für die populaire Auffassung gewonnen, man will abstimmen und plötzlich erheben sich die Herren Minister und bringen wieder neue Materialien an, sollten sie auch nur in einer Drohung gegen Die bestehen, die von ihnen abhängig sind und gegen sie stimmen wollten.

Die Minister haben ja aus diesem Gegenstand eine Kabinetsfrage gemacht, ergänzte Tankmar.

Das läßt sich leicht erklären, sagte Leidenfrost. Sie wissen, daß sie unhaltbar sind und ergreifen die erste Gelegenheit, sich aus allen Schwierigkeiten mit guter Manier herauszuziehen.

Es hieß nun: Sprach Egon nichts?

Louis erzählte, daß Juſtus, der eine Partei in der Kammer zu vertreten ſcheine, Egon veranlaſſen wollte, dieſe Debatte kurz durch einige treffende Worte zu beenden. Er hatte Das deutlich von der Galerie herab an Juſtus' Benehmen, ſeiner Unterhaltung und Geſtikulation erkannt. Befremdet aber hätte es ihn, wie Juſtus ſelbſt, daß Egon ihm Auseinanderſetzungen machte, die nicht mit der Majorität übereinzuſtimmen ſchienen.

Man behauptete erſtaunt, daß ſich Louis wol geirrt hatte und war der feſten Meinung, Egon hätte nur nicht ſprechen wollen, würde aber mit der Majorität ſtimmen. Louis konnte nichts erwidern, denn er erzählte, in Mitte der heftigſten Debatte wäre er gegangen, da er um halb acht Uhr bei dem Rendezvous nicht fehlen wollte. Die Sitzung könnte ſich ſo, wie ſie angefangen, bis in die Nacht hinziehen ...

Indem trat der Major von Werdeck ein. Er kam in ſeiner Uniform, die ein Mantel verhüllte, grüßte ſehr freundlich, bot Louis Armand, der ihm vorgeſtellt wurde, leutſelig die Hand und fragte, ob er es mit der Wahl dieſes kleinen Cloſetts recht getroffen hätte?

Man fand dies kleine grune, blendendhelle Kabi-

ner allerliebſt und kündigte dem Major an, daß man ſchon in ſeinem Sinne gehandelt zu haben glaubte, als man Rüdesheimer beſtellte.

Wohl, ſagte er, die Traube vom Thurm des alten Premiers gehört in dieſe Kellerhöhle. Er ſoll uns die Zunge löſen und die Flammen der Mittheilung ſchüren. Wiſſen Sie ſchon, daß das Miniſterium dieſe Nacht nicht überlebt?

Wir hörten eben, daß es aus einer Frage der Geſchäftsordnung eine Kabinetsfrage gemacht hat, ſagte Dankmar.

Es iſt ein Coup der Verzweiflung, meinte Werdeck. Die Herren nehmen den erſten beſten Strick von unten und warten nicht erſt, bis die ſeidene Schnur von oben kommt. Hanf oder Seide, es thut hier denſelben Dienſt.

Der Kellner brachte die Beefſteaks. Man ſetzte ſich um den runden Tiſch. Louis, voll Spannung und ſchüchtern, doch bald von Werdeck's feinem weltmänniſchen Tone ermuntert. Der Major wandte ſich vorzugsweiſe an ihn, bewunderte ſeine Fertigkeit, ſich deutſch auszudrücken, pries die politiſche Haltung ſeines Freundes, des Prinzen Egon, der unſtreitig der Volksſache große Dienſte leiſten würde, und dafür ſei das Vaterland eigentlich ihm verbunden. Denn man

wisse Alles, was Egon und Louis zusammen erlebt hätten.

Louis wagte so viel Zugeständnisse kaum anzunehmen. Er erwiderte, und wenn diese Zeit in ihrer Verwirrung nichts zu Stande gebracht hätte, als daß die Stände einmal ein wenig durcheinander gerüttelt werden, so wäre Das schon ein Resultat.

Siegbert thaute ein wenig auf. Bewegt von dem Vorfalle mit Olga, vorwurfsvoll über sich selbst und ernst gestimmt, hatte er zuweilen empor geblickt und seine Gedanken, wie manche mathematische Denker pflegen, an der Decke gesammelt. Da fiel ihm auf, daß hinter dem Blechschirm, der die Gasflamme umgab, die Wölbung dieses Raumes in dem ihm und dem Bruder so wichtigen Kreuze zusammenlief. Mit einem Winke machte er den Bruder auf das Kreuz aufmerksam . . .

Wohl! sagte Dankmar, Das weißt du nicht, daß wir hier auf eignem Grund und Boden sind? Dies kleine Luftloch führt durch die dicke Zwischenmauer in das Rathhausarchiv, in die Aktensammlungen unserer wohllöblichen Gegnerin, der ehrsamen und tugendbelobten Stadt. Wir wollen, wenn wir auf dies Kreuz blicken, denken: in hoc signo vincemus!

In diesem Kreuze werden wir siegen! wiederholte

ter unterrichtete Werdeck. Wie ist es denn mit Ihrem Proceß?

Man zündete sich Cigarren an, stellte die Gläser. Leidenfrost füllte sie.

Wir erwarten in diesen Tagen die Entscheidung erster Instanz, sagte Tankmar. Daß wir durchfallen weiß ich schon. Nur die Entscheidungsgründe sind mir noch unbekannt.

Ich will sie Ihnen sagen, Wildungen, fiel Leidenfrost ein. Man wird Ihnen erwidern:

> Schickt denn das Weinhaus und die Gruft
> Uns die Begrabenen zurück? Sonst, wenn
> Ein Mann gestorben, war es aus mit ihm.
> Jetzt steigen sie mit zwanzig Todeswunden
> An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab
> Und treiben uns von unsren Stühlen.

Das hört' ich einmal im Theater, sagte Werdeck. Ist Das eine Reminiscenz Ihres Schauspielerlebens, Leidenfrost?

Heute hätten Sie den Propst Gelbsattel so hören können, sagte Leidenfrost ausweichend, ehe Sie kamen, Tankmar. Er saß da, wie Macbeth, als er Banquo's Geist an seiner Tafel erblickt und ein andermal wurd' er wehmüthig. Es war mir, als hört' ich:

Du Geist des alten Ritters Wirkungen!
Du kommst in so fragwürdiger Gestalt!
Laß mich in Kummer nicht vergehen! Rede, sag
Warum dein fromm Gebein, verwahrt im Sarge,
Die Leinen hat zersprengt? Warum die Gruft,
Worin wir ruhig eingemau'rt dich sahen,
Geöffnet ihre schweren Marmorkiefern,
Dich wieder auszuwerfen? Was bedeutet's,
Daß, toter Leichnam, du, in vollem Stahl
Auf's neu des Mondes Dämmerschein beleuchtst,
Die Nacht entsellend; daß wir Narren der Natur
So furchtbarlich uns schütteln mit Gedanken,
Die unsre Seele nicht erreichen kann?

Brave! rief man allgemein. Zum größten Erstaunen Louis Armand's, der die Art deutschen Humors beim grünen Römerglase noch nicht kannte, hatte Leidenfrost wirklich so gesprochen und fast gespielt, als wenn er einen Geist im Mondenlichte vor sich herschreiten gesehen hätte.

Dankmar erzählte nun zuvörderst vielerlei von den Schwierigkeiten, von den unglaublichen Chikanen, die seinem Processe in den Weg gelegt wurden. Schlurck führte die Sache des Magistrats mit dem ganzen Aufwande seines berühmten Scharfsinnes. Die Regierung hatte einen nicht minder gewandten Rechtsgelehrten für ihre Ansprüche beauftragt. Dankmar sagte, er hätte Analogieen in dem bekannten Wallenstein'schen Processe gefunden, der von Menschenalter zu Men-

schenalter verschleppt wurde und jetzt in Böhmen in vollem Gange und endlicher Entscheidung wäre und die Rückgabe der den Erben Wallenstein's ungerechterweise entzogenen Güter zur Folge haben würde.

Soll ich Ihnen aufrichtig sagen, mein verehrter Freund, begann Werdeck, was mir an Ihrem schon so berühmt gewordenen Processe nicht in den Sinn will?

Sagen Sie es offen, Herr Major! antwortete Tankmar.

Ich verkenne nicht das Gewicht Ihrer Ansprüche. Ich fühle, wie außerordentlich günstig Ihnen der Umstand sein wird, daß die fürstliche Gewalt gleich in den ersten fünfzig Jahren gegen die Besitzergreifung der Johannitergüter durch die Communen protestirte und diesen Proceß nie ganz hat einschlummern lassen, ja selbst Vergleiche und gütliches Abfinden ausschlug. Freilich, sagte mir kürzlich ein Rechtsgelehrter, es frägt sich, ob ein Dritter von einer die Verjährung hintertreibenden Protestation eines Zweiten Vortheil ziehen könne.

Das ist allerdings die Hauptfrage! sagte Tankmar. Allein auch hier werd' ich meinen Mann stehen.

Meinen Mann stehen! Den Ausdruck hab' ich nur hören wollen! sagte Werdeck.

Wieso diesen Ausdruck? sagte Tankmar, und die Andern hörten voll Theilnahme.

Sehen Sie, mein Theuerster, sagte Werdeck, es liegt etwas Kühnes, etwas Tapferes in Ihrem Proceß und doch findet er nicht bei Jedem die Sympathie, die Sie wol voraussetzen möchten. Man läßt Ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren; aber ... kein Mensch wünscht eigentlich, daß Sie Ihren Proceß gewinnen.

Siegberten war es, als wenn ihm ein Stein vom Herzen fiel. Er hatte längst dasselbe Gefühl gehabt.

Ja, sagte er und reichte Tankmarn bewegt die Hand, ja Bruder, Das ist das Gefühl, was auch mir vom ersten Tage an, wo du in der Freude deiner Entdeckung mir dein Unternehmen ankündigtest, die Lust an ihm benahm. Es schnürte mir die Brust zu, mit dir darüber zu sprechen und ich sollte doch deine Freude theilen. Ich konnte nicht! Ich sollte deine Hoffnungen unterstützen. Der eigene Muth des Herzens reichte nicht aus dafür. Wir wollen, rief eine Stimme in mir, diese Rechtsbücher für uns, wir wollen sie zu vernünftigem Zwecke. Wir wühlen in Akten und alten Erinnerungen und entziehen allgemeinen Zwecken, sie mögen auch Mißbräuche befördert haben, Mittel, die, wenn sie z. B. der Staat gewinnt oder wenn die Stadt sich in der Lage sieht, diese Rente besser zu

Land nach allen Richtungen geschickt, um die Spur des Verlornen zu entdecken. Schü-King aber rief eines Morgens den Obersten dicht in ihre Nähe, zerriß ihm die auf seiner Schulter mit Zierlichkeit gelegten Epaulettes von seidnen Atlasbändern und sagte: „Ich legte mich gestern mit schwankenden Entschlüssen nieder, über Nacht sind sie gereift und ich stand mit einem festen, unwiderruflichen Vorhaben auf. Das Regiment von Tibet ist eine Eroberung geworden, die Jeder machen kann. Ich kenne die Gedanken einiger übermüthigen Menschen, welche wir zu fürchten haben, wenn wir die Zügel in Händen behalten wollen. Wer will mich hindern, im Auftrage meines Bruders zu handeln, wenn meine Thaten von Entschlossenheit und mein Wille von Muth zeugen? Ich mache mein Putzzimmer zum Mittelpunkt, um den sich Alles in Tibet bewegen soll."

Tschu-Kiang war nur geschaffen, fremde Gedanken anzuhören, nicht sie zu prüfen. Am wenigsten würde Schü-King von ihm eine Billigung der ihrigen verlangt haben. Sie fuhr in ihrem Selbstgespräche fort: „Die Klugheit," sagte sie, „kämpft nicht mit Pfeil und Bogen, sondern mit Worten, die von Drohungen begleitet sind, mit Handlungen, welche den Schein der Gefälligkeit annehmen, und mit Lügen, die zur rechten Zeit und in passender Verbindung angebracht werden. Die gewaltsamen Schläge schaden dem Hammer mehr, als dem Ambos. Durch weise und mäßige Berechnung sind alle Ziele erreichbar. Warum sollten diese Einsichten den Frauen versagt sein? Die Männer, welche so oft von ihren Weibern betrogen werden, dürfen sich wohl kaum rühmen, daß nur ihnen die List und die Kunst der Verstellung beschieden ist."

verwenden, doch gegebenen und umfassenden Schöpfungen zu Gute kommen. Man wünscht uns in die Augen Glück zu Aussichten, von denen hinter unserem Rücken Niemand will, daß sie sich verwirklichen.

Ihr Herr Bruder sagt' es, bemerkte Werdeck. Und ich versichere Ihnen, es ist fast die allgemeine Stimme.

Tankmar schrak fast zusammen. Es liegt etwas Furchtbares in diesem Drucke, der auf unser Gemüth lastet, wenn man so plötzlich über unser innerstes Wollen und eigenstes Schaffen ein Urtheil hört, das sich für das allgemeine der Welt ausgibt. Man hat in der Stille sein Werk gezeitigt, man hat es den nächsten Freunden und Theilnehmenden enthüllt, es gehört nun dem Allgemeinen an. Die Urtheile fließen anfangs spärlich. Sie sind wohlwollend, sie scheinen befriedigt. Da geht es plötzlich wie ein Vorhang auf. Das Werk, das vergessen, unbeachtet geblieben schien, hat Alle im Stillen interessirt und nun bricht ein Lärm, ein Durcheinander von Meinungen, Ansichten, Widerlegungen auf uns ein, daß man erschrocken fast die Besinnung verliert und sich vorkommt wie überfallen von einer heimlichen Verschwörung.

In dieser peinlichen Lage war Tankmar, als ihm Max Leidenfrost beisprang, den grünen Römer auf den Tisch schlug, das lange Haar zurückstrich und ausrief:

Das unterſchreib' ich nicht! Wer wird ſich denn erſtens an die Menſchen kehren, was die ſagen und die meinen! Können Unbilden durch die Jahrhunderte jemals gerecht werden? Wenn wir zugeben, daß Jahre die moraliſchen Fragen zudecken, beſeitigen, entfernen, dann iſt ja unſer ganzer Kampf um die großen Ideen des Weltalls nichts, und an die elektriſche Strömung der Offenbarung, die wie durch den Raum auch durch die Zeit gehen ſoll, kann dann ſchon kein Menſch mehr glauben. Das Erbrecht iſt eine der wunderbarſten Strömungen der Zeiten. Wollen wir's, weil es mit Unrecht verbunden wäre, abſchaffen, ſo gebt etwas Neues dafür! Aber etwas Vernünftiges, Cohärirendes! Cohäſion muß ſein. Zuſammenhang iſt Leben! Bis jetzt bin ich noch der Meinung, daß man mit der Aufhebung des Erbrechtes die ganze Menſchheit aus ihren ſittlichen Fugen bringt. Das ſag' ich trotz meiner Schwefelhölzer, mit denen ich Taktik ſtudire, um unſeren Ariſtokraten eine Schlacht aus freier Hand zu liefern, mit einer Armee, die ſich finden muß.

Man lachte, weil man Leidenfroſt's ſtrategiſchen Selbſtunterricht kannte. Louis Armand aber meinte, das Erbrecht wäre doch der eigentliche Grund aller Leiden der Menſchheit. Ihm verdanke man die Auf-

häufungen der Kapitalien, ihm die ungerechte Vertheilung der Lebensgüter, ihm den Fluch, der auf ganzen Generationen läge. Das Erbrecht wäre ein fortlaufender Protest gegen das Glück der Menschheit.

Wohlan! rief Dankmar, sich sammelnd. Da wären wir ja gerade bei unserm Gegenstand. Heute wollten wir uns über den Feldzugsplan jedes aufgeklärten und ehrlichen Mannes in dieser Zeit unterrichten, sogar Verabredungen für irgend eine gemeinschaftliche Unternehmung treffen und nun ist meine eigene und meines Bruders persönliche Angelegenheit förmlich ein Symbol der Frage unseres Jahrhunderts, wie sie einmal ungelöst dasteht. Es ist unwiderleglich; um das Recht der Person, um die nachwirkende Kraft der Vergangenheit handelt sich Alles. Ist der Staat etwas Allgemeines, das aus dem Wohle jedes Einzelnen und dem Wohle von Familien, Geschlechtern, Gruppen und Sippen oder nur aus lauter sich selbst bestimmenden Individuen zusammengesetzt ist, die nur lose zusammenhängen und sich nicht gegenseitig bedingen? Wenn mein Proceß unpopulair ist, wie Sie sagen, Herr Major, und wie ich es selber fühle, seitdem Siegbert's Takt mich irre macht, so sollte Vieles unpopulair sein, was sich von der Vergangenheit als reines Personeninteresse forterbt ...

Die Monarchie und der Adel vor Allem, brach Leidenfroſt hervor. Ob der alte Ritter Wildungen ſeine Erbſchaft antrat oder nicht, bleibt ſich doch wol gleich, ſogut wie Einer zufällig ſeine Krone verliert und darum ihr Recht nicht aufzugeben braucht. Beweiſt man Jemanden, daß ein Recht ſchädlich iſt und der Verluſt ſeiner Krone ein Glück für die Völker, gut, ſo iſt ſein Perſonenrecht todtgeſchlagen; aber wer beweiſt Ihnen, daß Ihre Millien, die Sie beanſpruchen dürfen, ein Nachtheil für den Gegner iſt? Ich will gerade, daß dies Ihr lebendiges Beiſpiel den Ariſtokraten und Monarchen zeige, was ſie an ſich ſelber nicht glauben wollen, daß das fortwirkende Recht der Vererbung allerdings ſeine Grenzen haben ſollte.

Ah, ſagte Louis, da geben Sie doch ſchon von dem Erbrechte etwas heraus! Sie wollen nur eine Conſequenz ziehen, nur eine Lektion geben.

Nur vernünftig, nur poetiſch beſchränke man das Erbrecht! fuhr Leidenfroſt fort. Es muß durch Ideen, nicht durch willkürliche Taxen oder Klugheitsregeln beſchränkt werden. Wer eine Million erbt, muß dem Staat nachweiſen, daß er dieſen oder jenen allgemeinen Gebrauch von ſeinem Vermögen anſtellt. Er behält dabei nach dem Willen des Erblaſſers den Genuß. Ruhm aber iſt auch Genuß; Dankbarkeit,

Ehre, Achtung iſt auch Genuß. Nur nicht das Erbrecht völlig aufheben! Das hieße jedes Band der Liebe, Zärtlichkeit, der Hoffnung aus dem Leben nehmen, zu geſchweigen, daß uns kein Schneider mehr einen Rock borgen würde, wenn er immer beim Maßnehmen auf unſer Geſicht ſähe, ob wir nicht etwa den hippokratiſchen Zug haben und einen Tag nach dem erſten Sonntag, wo wir den neuen Rock tragen, ſeine Rechnung durch den Tod quittiren.

Man ſieht aus den Widerſprüchen, in denen Ihre Gedanken noch mit ſich ſelbſt befangen ſcheinen, lieber Leidenfroſt, ſagte Tankmar, wie ſchwierig dieſe Fragen ſind, und wenn wir geſchellt haben, die Trümmer unſrer Beefſteaks beſeitigt ſehen und eine Ergänzung des Rüdesheimers vor uns ſteht, ſo wollen wir uns an unſre heutige Aufgabe machen, umſomehr, als der Willing'ſche Maſchinenbauer- und der Handwerkerverein, die tüchtigſten und maßgebendſten Muſtervereine im ganzen Staate, uns drängen, ihnen eine Parole zu geben.

Louis hatte die Schelle gezogen. Der Kellner kam, räumte ab, ergänzte was fehlte und entfernte ſich.

Mein Proceß, begann jetzt Tankmar, der Werdeck's und der Freunde Intereſſe an dieſen Erörterungen nicht zu ſchüren brauchte, da ſie ihm Alle in dem

eifrigſten Streben, ſich klar zu werden, entgegen kamen, mein Proceß iſt denn nun alſo ein Bild unſrer Zeit geworden. In Ihrem Sinne, Leidenfroſt, zieh' ich gleichſam die humoriſtiſche Conſequenz aller Thorheiten unſrer Epoche. Ich ſage gleichſam den überlieferten Halb- und Scheinrechten: Da iſt ja nun auch ein Recht, das dreihundert Jahre alt iſt, wie Eure Gewalt. Ich will es haben und fort mit Denen, die von meinem Rechte Vortheil genoſſen! Steht auf! Ich ſetze mich mit meinem Bruder dahin, wo Ihr ſitzt! Wir wollen für uns allein, was durch den Lauf der Zeiten allgemeiner wurde! Der Major Werdeck ſagt, daß dieſe Sprache unpopulair iſt und ich ſtelle mich auf ſeine Seite. Ich weiß, nicht nur die Schlurck's und Gelbſattel's ſind gegen mich ergrimmt, ſondern viel achtbare Menſchen und wenn ſie einen Titel in den alten Papieren, hier über uns in dem Archive vielleicht, finden könnten, die alle unſre Hoffnungen zu Schanden machten, ſie thäten es nicht mehr wie gern. Deshalb hab' ich mich entſchloſſen, auch nicht perſönlich zu erben.

Was heißt Das? fragte man. Nicht perſönlich?

Mein Bruder iſt ſchon davon unterrichtet, er kann es erklären! ſagte Dankmar und füllte rundum die Gläſer.

Dankmar hat einen kühnen und großen Gedanken, ergänzte Siegbert, dessen Ausführung weltbistorisch sein könnte, wenn es noch möglich wäre, daß ein Einzelner etwas Weltbisterisches durch seinen einfachen Willen hervorriefe.

Einfacher Wille? berichtete der Bruder. Vergiß nicht, daß ich von mir und dir eine Million in Händen habe. Geld ersetzt den Glorienschein der alten Propheten.

Sie machen uns neugierig, sagte Werdeck. Was projektiren Sie denn?

Dankmar weiß, daß ich mich in den Gedanken des Reichthums nicht finden kann. Für unsre gute Mutter ist leidlich gesorgt. Der Bruder und ich, wir Beide werden uns schon im Leben zu behaupten wissen. Aber ...

Ihr wollt den Proceß aufgeben? fragte Leidenfrost.

Das nicht, antwortete Siegbert. Nur eine andre Wendung soll er erhalten. Warum sprichst du dich nicht selber darüber aus, Dankmar? Deine abenteuerliche Chimäre, die Erbschaft nicht für uns, sondern für den Templer- und Johanniterorden, der in alter Weise nicht mehr existirt, zu verwenden, mußt du mit eigenen Worten wahrscheinlich machen. Du verstehst zu überreden.

Natürlich erregte die Erwähnung eines Ordens große Spannung.

Eh' ich spreche, sagte Dankmar, thu' mir jetzt Jeder von Euch den Gefallen und sage mir erst, was er für die Pflicht des ehrlichen Mannes in diesen schwierigen Tagen hält! Da werdet Ihr sehen, daß guter Rath theuer ist und meine Vorschläge vielleicht noch das Billigste sind. Indessen laß' ich Euch die Vorhand. Wißt Ihr Besseres, wohlan, so folg' ich Eurem Plane. Soll zugeschlagen werden? Soll nur zugeschaut werden? Soll die Flamme der Empörung lodern? Soll das Blut . . .

Bruder! rief Siegbert. Was sprichst du? Sind wir hier sicher?

Diese Wände sind elephantendick, sagte Leidenfrost. Nur der Akustik dieses Kreuzes da oben trau' ich nicht . . .

Man blickte hinauf zur Gasflamme.

Wie ruhig da die Flamme emporzüngelt! sagte Dankmar. Oben könnte uns höchstens eine Ratte belauschen und käme sie der Oeffnung zu nahe, würde sie sich die Nase verbrennen. Wir haben hier kein andres Ohr als unser eignes. Siegbert, sage du, was dir jetzt die Pflicht eines ehrlichen Mannes scheint, aber drücke dich so aus, daß wir den Arbei-

tern, dem Handwerker, dem Bauer wie dem Dichter und Denker davon eine Anweisung zum Handeln, zum Glauben und Hoffen geben können.

Es entspann sich zwischen diesen fünf Männern jetzt eine Erörterung von den eigenthümlichsten Folgen und einem Ernste, der uns zur Pflicht macht, jede ihrer Aeußerungen auf das Gewissenhafteste zu berichten.

# Achtes Capitel.

## Die neuen Templer.

Siegbert zuerſt lehnte jede Gewaltthätigkeit ab. Er läugnete nicht, daß ihm der ganze status quo unſerer Verfaſſungen, politiſch und geſellſchaftlich, misfalle und das Meiſte davon überlebt ſcheine ... Aber, ſagte er: Ich kann mir unſer Leben nur ſo denken wie einen Garten, den der Gärtner im März zum Frühling und Sommer vorbereitet. Der Schnee iſt geſchmolzen, mildere Lüfte wehen aus Weſten, wenn auch noch ſturmartig, doch nicht mehr ſchneidend. Schon bricht neben dem Laube, das noch nicht ganz von dem letzten Herbſte abgefallen iſt, der kleine grüne Keim des neuen Wachsthums an den Zweigſpitzen der Sträucher und Bäume hervor. Der Gärtner ſchont aber weder das Alte, noch das keimende Neue. Er hat die Säge in der Hand und klettert mitten in die Baumkrone und tilgt, was ihm überflüſſig und der geſunden Triebkraft hin-

Darauf begann Schü-King mit einer ausführlichen Darstellung der Verhältniſſe, wie ſie überall vorlägen und welche Richtung ſie ihnen geben müſſe, um den Abſichten ihres Bruders, auf den ſie keineswegs noch zu hoffen unterließ, entgegen zu kommen. Nachdem ſie dabei unzählige Male auf Ming-Ta-Lao, den General, zurückgekommen war, blieb ſie beim Dalai Lama ſtehen.

„Dieſer junge Mann," ſagte ſie mit ſehr profanen Ausdrücken, „findet in ſeiner neuen Würde Alles, was ſich in ihr nur ſuchen läßt, Bequemlichkeit, Ruhe, Gleichgültigkeit. Er hat nichts zu thun, als ſeine gnädigen Herablaſſungen zu ſtudiren. Sein Leben iſt eine fortwährende Uebung im Lächeln und kein Wunder, wenn er es in dieſer Kunſt ſo weit bringt, daß ſein Anblick unwiderſtehlich wird. Er hat mich zu wiederholten Malen geſehen, ich habe ihm ſchlecht verhehlt, wie zärtlich ich für ihn empfinde; ich will aber niemals wieder vor ſein Antlitz treten."

Tſchu-Kiang mußte Dinge hören, die ihn folterten; aber Schü-King fügte zu ſeiner Beruhigung hinzu: „Auszeichnungen, welche man für Jeden bereit hat, ſind es für Niemanden. Ich verwünſche dieſes Lächeln des Lama, mit welchem er jede Bauernfrau, welche ihre Eier auf dem Markte verkauft hat und die Stadt nicht verlaſſen will, ohne ihn zu ſehen, von weitem beglückt. Die Gleichgültigkeit dieſes jungen Menſchen würde jede Andere herausfordern, mir macht ſie ihn zuwider."

Der Oberſt rückte ſelbſt mit einer Geſchichte heraus, die man ſich ſeit längerer Zeit in Laſſa erzählte und zum Theil auch Schü-Kings Ohr ſchon erreicht hatte. Es waren Ver-

derlich scheint. Da liegt der Boden voller Aeste und nicht blos voll alter, schon verdorrter, sondern auch manches vorwitzige Frühlingsreis mußte schon mit. Unsere Gartensage ist die Debatte und das Gesetz. Ich verwerfe jede Gewaltthat. Der Mensch ist immer ein wildes Thier. Er mag nur einmal Blut vergießen, so edel, so großherzig, wie nur je ein Timoleon Tyrannenmörder war, das geleckte, gekostete Blut macht ihn sogleich wild. Es fließt sogleich mehr, als sollte. Ausrotten können wir nur das Todte, d. h. es aus dem Wege schaffen; ausrotten können wir nur das falsche Wachsthum, d. h. es im Keime ersticken. Ich bin dafür, den Menschen zu predigen: Glaubt doch nicht, daß die Geschichte morgen aufhört! Die größten Ideen haben Jahrhunderte gebraucht, um sich geltend zu machen. Warum soll denn in so kurzer Zeit Alles fertig werden, was wir jetzt für nöthig denken? Wir wollen fest im Auge behalten das edlere Ziel und nichts thun, nichts Anderes befördern, als was zu jenem Ziele führt. Müssen wir einmal der noch zu starken Gewalt nachgeben, so thue man es ja! Das zweite Mal schon wird es nicht mehr nöthig sein. Wenn ich unsern Feldzug für einen unermeßlich langen halte, so geh' ich auch viel weiter als Die, die sich für liberal halten. Ich bin nicht blos für

die Einſchränkung der fürſtlichen Gewalt, ich bin ſogar für die Republik, ich bin für die ſociale Aenderung unſeres Geſellſchaftslebens. Ich ſage nicht, daß dieſe Aenderung wirklich eintreten wird; ich ſage nur, daß ich ſie nur möglich denke und ſo lange unter der Republik nichts Wildes, Thieriſches, Unſittliches gelehrt wird, ſie für anſtrebſam halte. So bin ich freiſinniger als manche Ueberhitzte, die ſich mit weniger Aenderungen begnügen, wenn ſie nur gleich Morgen eingeführt ſind. Arbeitet! würde ich den Arbeitern ſagen. Bildet Euch und die Eurigen! Stärkt Euch in einer freien Geſinnung! Macht Euch klar über Euren Lebensberuf! Stiftet Vereine, aus denen Ihr Alles entfernt halten müßt, was einer Verſchwörung gleich ſieht! Wenn Euch Einer auffordern will, für morgen ein Gut mit Gewalt zu erringen, ſo ſagt: Wir warten bis über acht Tage! Da kommt es von ſelbſt und viel größer und beſſer als morgen! Nur nicht geiſtig die Hände in den Schooß legen. Denken, ſich bilden, ſtark und gewiſſenhaft im Kampf der Meinungen, keine Gelegenheit abweiſend, die Geſinnung offen zur Schau zu tragen! So kommt das Gute von ſelbſt. Das iſt meine Lehre.

Beſter Freund, polterte Leidenfroſt ſogleich auf. Dieſe Lehre iſt zum Auslachen! Damit ſoll Einer in

die Willing'sche Maschinenfabrik kommen? Solche himmlische Güte wäre selbst für Willing, den die Umstände zwingen, vorsichtig und behutsam zu sein, zu schmachtend. Mein lieber Wildungen, Ihr Gleichniß von den Gärten im März paßt nicht. Denn so stumm und dumm, wie die Bäume im März dastehen und sich die Schneiderei des Gärtners gefallen lassen müssen, stehen die Ideen und Interessen des Augenblicks nicht da. Die schlagen Purzelbäume unter der Hand. Das ist ein großes Stiergefecht, wie es jetzt hergeht. Die großen Büffel wollen Farbe sehen, um Muth zu bekommen. Roth ist die Losung! Ohne Muth und unmittelbare Entschlossenheit kommt nichts mehr zu Stande. Die Menschen müssen selbst Geschichte machen, sonst geschieht nichts. Die Gesinnung allein reicht nicht aus. Sollen sich die Väter von ihren Enkeln verspotten lassen? Nichts rächt sich in der Geschichte mehr als der versäumte Augenblick. Wer die Krisis unbenutzt vorübergehen läßt, holt sie niemals wieder ein. Und haben wir nicht der Fälle genug erlebt, daß die Machthaber der Welt vollkommen wissen, welche Halfter sie den störrischen Völkern überwerfen sollen? Aus dem politischen Hader wurde die Debatte in das Religiöse hinübergespielt und ganze Epochen sind darüber eingeschlafen. Die Jesuiten, die Armeen regierten die

Welt. Sie haben die Hand immer am Griff des Dolches oder Schwertes. Warum ſollen wir ſie in den Schooß legen? Geſetzt auch, wir wollten uns mit frommem Glauben auf beſſere Zeiten und mit dem endlichen Siege der Geſinnung begnügen, es würde nichts helfen. Die Stunde hat ihre dringende Mahnung. Wir wollen träumen und die Poſaune ruft uns vom Lager auf. Es brennt da, wo wir ſitzen, über und unter uns. Es müſſen Entſchlüſſe gefaßt werden. Ich geſteh', ich haſſe Alles, was unlogiſch iſt. Ich haſſe auch verkehrte Theorieen und gäben ſie ſich noch ſo ſehr das Anſehen der Volksbeglückung. Man will damit nur dem Muthe und der Ehrlichkeit aus dem Wege gehen. Die Frage unſerer Zeit iſt ſehr einfach. Wer ſie ſchwierig macht, meint es nicht redlich. Schwierig nenn' ich die gewöhnliche ordinaire Communiſterei. Solche Sätze hinſtellen, die ihre Unmöglichkeit in ſich ſelber tragen, heißt die Menſchen nur verwirren. Man zeigt ihnen hundert Spatzen auf dem Dache, während einer in der Hand viel vortheilhafter iſt. Die Communiſterei iſt von Stubenhockern ausgegangen, die unterleibskrank ſind. Rühren und tummeln muß man ſich und die Welt für kein Schlaraffenland halten. Gebratene Tauben in die Luft gemalt, ſind geſchmacklos. Wir leben in einem wilden Chaos, in das nie,

nie volles Licht kommen wird. Arkadien iſt vor der Schöpfung geweſen und mag nach der Schöpfung kommen. Hier auf Erden gibt es nur Reibung, Lärm, Zorn, Leidenſchaft, Drängen, Stoßen. Das Einzige, was wir erreichen, iſt: Leidliches Glück! Das leidliche Glück muß man am Zipfel feſthalten, wenn's an uns vorübergeht. Es kommt nicht alle Tage. Was du der Stunde ausgeſchlagen, bringt keine Ewigkeit dir mehr zurück, ſagt der Dichter. Wollen Sie Ihre Millien gut anwenden, Wildungen, ſo laſſen Sie dafür Waffen kaufen, Pulver und Blei. Die Trommel wirbt an. Major Werdeck wird Generaliſſimus und wenn wir Alle erliegen, wenn unſere Glieder entweder im Felde oder auf dem Henkerplatze erbleichen, ſo iſt doch Muth und Poeſie dageweſen und der moraliſche Sieg unwiderleglich.

Allgemein war man der Anſicht, daß Leidenfroſt in ſeiner gewohnten Weiſe hier übertrieben hatte und es ſchwerlich mit einer ſo blanken Rebellionstheorie ehrlich meine. Und dennoch blieb er dabei.

Worauf anders, ſagte er, ſoll man denn hinauskommen, wenn man ſieht, wie wenig uns die Debatte weiterbringt! Was hatten wir durch einige thatſächliche Erhebungen des Volkes nicht ſogleich gewonnen! Und wie kommen wir immer wieder zurück, je milder

die Miene des gereizten und gleich wieder ſchlummernden Löwen iſt! Aber noch mehr, halten Sie mich für keinen Phantaſten oder für keinen plumpen und gedankenloſen Radikalen! Tod! Der Tod! O, Gott, der Tod iſt jetzt unſere einzige Looſung. Ich verſichere Sie, wenn man im Volke lebt wie ich, ſo bemerkt man eine tiefe Sehnſucht nach dem Tode in den Gemüthern Aller. Gehen Sie Sonntags Nachmittags vor die Thore: Kein Spaziergang iſt ſo beſucht, wie es die Kirchhöfe ſind. Es iſt eine Luſt am Opfertode in den Menſchen dieſes Zeitalters, die an die chriſtliche Märtyrerzeit erinnert. Man hat entweder zuviel Gefallene feierlich beſtattet, zu ſehr geehrt, geprieſen oder woran liegt dieſe Geringſchätzung des Lebens? Ehemals war eine Hinrichtung mit dem Schwerte ein grauenvolles Schauſpiel, von dem man Jahre lang ſprach: jetzt hat man an die Stelle des Schwertes Pulver und Blei geſetzt und die Hinrichtungen folgen ſich wie die Amputationen in einem großen Lazareth. Man erzählte ſonſt Wunder davon, wenn einer großartig und gefaßt in den Tod ging. Jetzt knirſchen ſie alle die Zähne und gehen muthiger als Egmont oder der feige Kleiſt'ſche Prinz von Homburg aus dem Leben. Haben die Menſchen zuviel Trauerſpiele geleſen oder woran liegt es, daß wir nach ſo verweichlichten Zeiten plötz-

lich eine so spartanische bekommen? Bietet das Leb
so wenig Freude? Hat man vergessen, daß wir v
zehn Jahren noch ein Buch nach dem andern ersch
nen sahen, worin bedeutende Köpfe die persönli
Fortdauer nach dem Tode leugneten? Wie kommt
daß man nun so gern stirbt, so gern sein Leben
eine Idee setzt, so muthvoll auf Die blickt, die u
ihre Theilnahme wohl nicht versagen werden, wo
wir fallen, sei es im Kampf, sei es von der Ha
des ungroßmüthigen Siegers? Der Zug zum T
ist wehmüthig genug jetzt in unserm Leben da.
Geschichte will ihn, die Geschichte hat uns die C
lera nicht umsonst gebracht, diesen grauenvollen T
der Niemanden schont, Niemanden achtet, Jeden
ein Dieb in der Nacht überfallen kann. Unenträt
ist noch, wie diese Pest aus Asien mit dem erwac
den Fieber der Revolutionen zugleich kam. Ich
gleiche diese Zeit mit dem Mittelalter, wo die Mens
hinstarben, den Kornähren gleich, die der Schn
niederwirft. Damals rückten die Menschen n
zusammen, schlossen Bundsgenossenschaften, Brü
schaften und gingen in grauen Kleidern, demü
pilgernd durch die Welt und bestreuten das H
mit Asche. Es war ein Zug der Trauer und
Todes damals in allen Herzen und man starb

Nach funfhundert Jahren iſt es nun wieder ſo. Wir aber wollen dem Tode zu Liebe keine Flagellanten, keine Geißelbrüderſchaften und Weltverachtungsgilden ſtiften, ſondern dies armſelige Leben getroſt hingeben in den Kampf für Recht und Unrecht. Es werden bald genug üppige, feige Zeiten kommen, die Das, was wir in dieſen ſtarken verſäumten, nicht einholen. Alſo nichts in die Länge ziehen! Nichts auf die Zukunft verſchieben! Fordern, ſagen was man will und für Recht hält, und dann als Mann dafür einſtehen und ſterben.

Eine tiefe Stille folgte dieſen zuletzt mit Ernſt geſprochenen Worten. Werdeck ſtützte ſein Haupt und konnte nicht umhin, Das, was Leidenfroſt von der Tapferkeit und Todesverachtung unſerer Tage faſt mit erſtickten Thränen ſprach, zu beſtätigen.

Ja, es iſt ein anderer Geiſt, ſagte er ſinnend, über uns Alle gekommen. Ich ſehe Das am Leben des Kriegers. Wie ſchonte man ſich ſonſt, wie vermied man die Gefahr! Was mislich und ſchwer auszuführen war, muthete man Niemanden zu. Jetzt drängen ſich zehn heran, wo man nur Einen begehrt. Niemand verzieht die Miene, wo es eine That gilt. Man ſcherzt, man ſchlägt ſein Leben muthwillig in die Schanze, es iſt, als gehörte man ſchon einer

doppelten Welt an, der irdiſchen und einer himmliſchen . . .

Und woher kommt dieſe Erſcheinung? rief Siegbert begeiſtert. Von der Bildung kommt ſie. Die Bildung hat Platz gegriffen bis in die unterſten Schichten. Die Frage vom Proletariat hat nicht feige, ſondern tapfer gemacht. Eine Idee, eine Idee der Diskuſſion hat die Herzen gehoben. Man fühlt ſich als Glied der Geſellſchaftskette, man fühlt ſich als Hebelkraft der Geſchichte. Das Vereinsleben, die Ahnungen beſſerer Inſtitutionen haben Wunder gewirkt. Wer klammert ſich noch ängſtlich an ſein armſeliges Ich, wo es etwas Allgemeines gilt? Stirbt man, ſo hat man ſich für eine Idee hingegeben. Glaubt Ihr denn, daß es ohne Wirkung für die untern Klaſſen iſt, wenn ſie geſchichtliche Thatſachen erfahren und von alten Zeiten hören, wie es damals war und wie jezt und wie jede That im Buche der Geſchichte verzeichnet ſteht? Allein grauſam wäre es, wenn wir dieſe Folge der umſichgreifenden Bildung misbrauchen und auf das voller und mächtig ſchlagende Herz hin eine wirkliche Sehnſucht zum Tode ſtatuiren wollten! Man verachte das Leben, aber man jage Niemanden in den Tod, ehe man ihn nicht theilnehmen ließ an einer möglichen Verbeſſerung des Lebens! O dieſe Sehn-

ſucht zum Tode kann in eine blutige Grauſamkeit umſchlagen! Schon jetzt iſt es grauenhaft, wie kalt man hinopfert, wie forcirt man ſich in den militairiſchen und Beamtenkreiſen, ja auf den Thronen als Brutuſſe gebehrdet, die ihre eigenen Söhne ruhig auf den Block liefern. Wenn dieſer zweideutige Heroismus überhand nahme! Wenn man vor dem Blute nicht mehr ſchauderte und es lieb gewänne, nicht blos ſelbſt zu ſterben, ſondern auch ſterben zu ſehen ... Nein, nein, Leidenfroſt, laſſen Sie uns verſuchen, eine mildere Formel zu finden, die das große Räthſel unſerer Zeit löſe und die Menſchenlebenfordernde Sphinx zum Sprunge in den Abgrund bringt!

Louis Armand ergriff nach dieſer ernſten Rede das Wort und ſtellte ſich, ſeine Einmiſchung, ſeine Theilnahme an dieſem Geſpräche hochgebildeter Männer entſchuldigend, auf Siegbert's Seite, ohne jedoch die drohende Stellung eines bewaffneten Widerſtandes nach Leidenfroſt's Meinung ganz überflüſſig zu finden. Es iſt ſchlimm genug, ſagte er, daß derſelbe Arm, der kaum ſtark genug iſt, ſeine Arbeit zu verrichten, nun auch noch die Waffe führen ſoll, und daß daſſelbe Leben, das ſo arm an Freude iſt, ſich auch noch hingeben hat gegen die Tyrannen. Ich nenne Tyrannen Die Menſchen und Die Stande, die von der uberlieferten Ord-

muthungen über die Verhältniſſe des Dalai Lama zu Gyllusya, der Tochter eines wegen Ketzerei hingerichteten Verbrechers. Sie kamen der Wahrheit ziemlich nahe und waren hinreichend, wie ſie den Verdacht der lauernden Prieſterſchaft ſchon erregt hatten, auch die Eiferſucht eines ehrgeizigen Weibes zu ſteigern. Schü-King würde, wenn ſie erfuhr, daß Maha-Guru, in ihren Augen der menſchlichſte Gott, den Reizen einer Andern den Vorrang gegeben hätte, ihn zwar nicht mit heftigerer Leidenſchaft verfolgt, ſich aber an dem Gegenſtande ſeiner Hingebung empfindlich gerächt haben. Sie trug daher ihrem Anbeter auf, über dieſe Angelegenheiten weitere Erkundigungen einzuziehen.

Bei aller männlichen Energie mußte Schü-King doch dem Weibe unterliegen, wenn ihre Leidenſchaften die Richtung auf Liebe und Beſitz nahmen. Sie gerieth in einen Zuſtand der Erregung und ſchwankte zwiſchen den Umarmungen Tſchu-Kiangs und der Theilnahme an einer Scene, für welche ſie ſich zuletzt entſchied und der wir die nachfolgende Schilderung widmen. Der Oberſt wurde entlaſſen; und Schü-King eilte, ſo ſchnell es der verjüngte Maßſtab ihrer Füße erlaubte, in den hintern Hof, wo ſie den Harem ihres Bruders betrat.

Im Harem war eine von vergoldeten Säulen getragene Halle das Geſellſchaftszimmer der Frauen des Correſpondenten. Hier mußten ſie ſich in der Frühe verſammeln und die längſte Zeit des Tages zubringen; denn die Chineſen wiſſen, daß die Einſamkeit den Frauen ſehr ſchädlich iſt, wenn man ſie lebhaft, munter, geſellig erhalten will. Die Chineſen legen aber ihren Weibern auch noch andere Verbindlichkeiten auf. Sie

nung der Dinge unverhältnißmäßige Vortheile für ſich und die nächſten Ihrigen ziehen. Unſere Civiliſation hat uns einen Raubſtaat geſchaffen. Das höchſte Recht, der Gipfel des Rechts, die Conſequenz des Rechtes iſt zum größten Unrecht geworden. Daß ein Vater ſeinen Kindern die Früchte ſeines Fleißes hinterläßt, gehört ohne Zweifel zu den ewigen Menſchenrechten. Daß ſich dieſes Recht aber in ununterbrochener Aufeinanderfolge in allen Zeiten wiederholen darf, iſt der Fluch der Geſellſchaft geworden. Die Könige denken nicht daran, daß ſich das Erbrecht einmal modifizirt, die Adeligen denken es nicht, die Reichen nicht. Die Könige hat man aber gezwungen, ihr Erbrecht zu modifiziren durch die Conſtitutionen; die Adeligen gleichfalls durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft; die Reichen zwingt Niemand ihr Erbrecht zu modifiziren! Was iſt die Einkommenſteuer? Eine Lüge! Eine Illuſion! Sie gibt ein kleines Procent in die Staatskaſſe und erleichtert dadurch nur mittelbar die Lage Derer, die gegen die ſich aufhäufenden Reichthümer nichts gegenüber zu ſtellen haben als die ſich aufhäufende Armuth. Die Rieſen, die ſonſt die Welt unſicher machten und Menſchen fraßen, ſind ausgerottet, wenn ſie jemals lebten. Aber die viel größeren Rieſen, die Capitale, ſind da und Niemand kann ihre

Exiſtenz leugnen. Sie ſind die wahren wilden Ungethüme, die die Geſellſchaft unſerer Zeit unſicher machen, die ihre Mitglieder in Höhlen locken, wo die Gebeine der Geopferten modern. Ich weiß, daß es eine gleichmäßige Vertheilung der Güter nicht geben kann. Ich bin kein ſo thorichter Communiſt, daß ich glaubte, mit der numeriſchen Anzahl der Menſchen ließe ſich in die numeriſche Anzahl der Werthe dividiren und was da herauskame, wäre Das, was jedem Einzelnen gebühre. Allein der Krieg des Zufalles gegen die milde Fürſorge, die wir doch als Gottes Weltplan anerkennen müſſen, darf nicht fortdauern. Der Staat darf keine Ausbeute Derer bleiben, die ſeinen Sprungfedern nahe ſtehen und die elaſtiſche Kraft derſelben nur benutzen, ſich ſelbſt zu heben. Die Staatsmänner müſſen Erfindungen machen, die auf anderen Gebieten liegen als die Ideen, mit denen Richelieu und Mazarin ihre Zeit regierten. Machen Sie mich, meine Herren, mit dieſen Arbeitern, Ihren Freunden, bekannt! Ich will ſie nicht lehren, übermüthige Forderungen zu ſtellen. Ich kenne die verderbliche Macht der Phraſe. Ich habe mich überzeugt, daß in Paris der Trägſte und Genußſüchtigſte am meiſten jammert und künſtliche Thränen in den communiſtiſchen Clubs vergießt. Ich ſtelle neben das Recht der Arbeit auch die Pflicht der Arbeit,

aber ich glaube, daß die Lage der hiesigen Arbeiter dieselbe ist wie die der unsrigen. Sie leiden am Kapital. Sie dienen nur dem Unternehmer. Sie sind dem Jammer der ungeschützten Productionen ausgesetzt. Sie erzeugen Werthe, ohne sie absetzen zu können. Sie können nicht von heute auf morgen denken, da sie in ewiger Ungewißheit über ihr Loos zittern müssen. Der Staat denkt an Alles, nur nicht an sie. Er beachtet sie nur, wenn sie als Rekruten in das Heer zu treten haben oder wenn man fürchtet, daß sie sich zu Emeuten zusammenschaaren. Die social-demokratische Lehre will, daß der Staat des Mittelalters aufhöre und auf der Basis der Menschen, die arbeiten, neu erbaut werde. Es sind vielfache Vorschläge gemacht worden, diese Forderungen zu verwirklichen; sie scheiterten, weil man glaubte, an die Stelle der früheren Isolirung die Allgemeinheit setzen zu müssen. Man irrte sich, meine Herren! Die Allgemeinheit muß die vernünftige Isolirung mit in sich aufnehmen können. Die Isolirung liegt einmal im Menschen. Der Mensch wird immer darauf hinauskommen, eine Familie zu begründen. Allein dieser Isolirungstrieb darf nicht überwuchern. Der Staat darf nicht dafür da sein, nur die Familie allein zu garantiren, er muß Institutionen bieten, die die Familien und die Allgemeinheit

ausgleichen. Weiſt er dieſe Forderung als utopiſtiſch zurück, wohlan, ſo ergreift die Flinte und ſterbt eher auf der Barrikade, als daß ihr länger duldet eine Exiſtenz, die nur den Rechnenmeiſtern, den Börſenmäklern, den Vornehmen zu gehören ſcheint! In Rom, weiß ich, war es einſt mit dem Volke ebenſo. Es ruhte nicht, bis es gehört wurde und die Macht der Patricier wurde gebrochen. Es iſt Dies dieſelbe Frage, die im Großen ſich jetzt wiederholt. Wir zertrümmern die Ordnung, die wir vorfinden, um aus unſren Intereſſen heraus neue Inſtitutionen zu gründen. Bricht nun vollends etwas Neues an, ſtiftet man eine Republik und man benutzt ſie doch nur wieder für die alten Regierungsmarimen, für die alten Börſenmäkler, für die alten Kapitaliſten, wohlan, ſo müſſen dieſe ewigen Feinde der Menſchheit in Ketten gelegt und unſchädlich gemacht werden, bis man ſich verſtändigt hat, ob dies Alles nicht auch anders geſtaltet werden könne. Dieſe Kammern ſitzen auch hier und ſprechen über links und rechts, über die Geſchäftsordnung, über erbliche, nicht erbliche Pairs, über die Rechte der Krone, der Stände, der Wähler, aber Niemand denkt daran, den Staat von unten herauf neu zu bauen. Darum, weil die Nationalwerkſtätten in Paris ſcheiterten, ſoll das Recht der Arbeit widerlegt ſein? Darum, weil ein

Experiment mißglückt, soll man ein anderes nicht versuchen? Die Armuth, das Elend, die Verzweiflung der Massen ist da, also auch die noch immer nicht gelöste Aufgabe der Zeit. Ich fürchte eine Revolution der Massen, wie noch keine da war. Man beeile sich, ihren Gräueln, die nicht ausbleiben werden, den Zeiten vorzubeugen! Man organisire die Arbeiter zu Vereinen, stelle erleuchtete Köpfe an deren Spitze und lasse sie mit jedem Nachdruck, den die Wichtigkeit der Angelegenheit nur fordert, den Menschen gegenüber, die jetzt den Staat machen, nicht mehr allein, nicht mehr hülflos, nicht mehr in dumpfer Verzweiflung: Das ist die Meinung eines Arbeiters, der die Lage seiner Brüder kennt!

Louis Armand hatte diesen Vortrag, unterstützt von Siegbert's Nachhülfe, in ausreichendem Deutsch lebendig und erwärmt beendet und Tankmar gab ihm das Zeugniß, daß er auf Egen großen Einfluß müsse gewonnen haben, stimmte er doch fast wörtlich mit manchen zufälligen Bemerkungen des Prinzen zusammen, nur daß dieser — wie Tankmar hinzusetzte, — leider — noch immer zu glauben scheine, wie mit dieser Auffassung auch mancherlei Mittelalterliches getreu bestehen konnte.

Leidenfrost murmelte und brummte. Er meinte, seine Arbeiter wären keine Philosophen. Die wollten

arbeiten, auch manchmal hungern, nur sollte Recht und Gerechtigkeit in der Welt herrschen! Die Communisten im Handwerkervereine wären Raicher, Faullenzer, Lärmmacher. Er nannte mehre. Doch unterbrach er sich selbst, da er Louis Armand's Aeußerungen wegen einer gewissen sentimentalen Wehmuth seines Vortrages achten mußte. Auch Werdeck, an den nun die Reihe kam, sprach seine Zustimmung zu Vielem aus, was dieser ihm immer mehr gefallende junge Franzose gesprochen hatte.

Der Major der Garde, ein Adeliger, Herr von Werdeck, in einer solchen Debatte mit einem Advokaten, einem Techniker (so wollte sich Leidenfrost bezeichnet wissen) einem Maler und einem Handwerker ... Das ist allerdings das Bild einer aufgeregten Zeit! Die öffentlichen Angelegenheiten hatten Alle ergriffen. Jede Schranke war wenigstens für einige Zeit gefallen. Man kehrte zwar bald in seine alten Lebensstellungen zurück, aber Mancher behauptete sich doch noch auf dem vorgerückten Standpunkte und verbrannte wol gar die Schiffe, die ihn zu seiner früheren Existenz zurückführen konnten. Werdeck fühlte und sagte dies selbst. Er begann:

Meine Herren, daß ich mich in Ihrem Kreise befinde, ist für mich eine Veranlassung, persönlich zu werden; denn wenn irgend Jemand ein verlorener Posten

ist, so bin ich es. Sie, meine Herren, können sich kaum so in der Nothwendigkeit, einen bestimmten Entschluß zu fassen, befinden, wie ich. Sie lehnen sich an gleiche Gesinnungen Ihrer Freunde, Ihrer Standesgenossen an. Ich dagegen stehe mit meinen Auffassungen ganz allein. Ich fühle vollkommen, wie sehr meine Stellung exceptionell ist. Es ist ein gehässiger Anstoß, den ich nach allen Seiten gebe. Vor einigen Monaten fiel es nicht auf, daß ein Offizier Politik trieb. Man hatte das Heer aufgegeben, gedemüthigt, man wollte es dem allgemeinen Bürgergeiste unterordnen und sah es gern, wenn der Offizier auf diese Calamität einging, gute Miene zum bösen Spiel machte und sich der allgemeinen Debatte anschloß. Der Hof gewann dadurch die Beruhigung, daß die Zugeständnisse, die man gegeben hatte, auf einer innern Nothwendigkeit beruhten. Wenn der Adel, wenn der Offizierstand politisirte, dachte man, so merke man nicht, was eben die Angst des Gewissens sprach. Ja man hat uns sogar aufgefordert, uns an der Debatte zu betheiligen. Man hat es gewünscht, daß wir uns hier und dorthin wählen ließen und nicht nur unsere Sachkenntniß geltend machten, sondern auch unseren disciplinarischen Geist verbreiteten und vor allen Dingen dem alten Stock- oder Zopf-Soldaten bewiesen, wie

wenig ſein Kaſtengeiſt noch für dieſe Zeit ausreiche. Bald anderte ſich Das. Die Ausſchweifungen jener Demokratie, die man die einfache Straßenherrſchaft nennen mußte, machten das demokratiſche Princip ſelbſt verdächtig. Manche zogen ſich zurück, um nicht mit dem Pöbel in Berührung zu kommen; Andere, weil ſie ſahen, daß die Politik der Fürſten bereits eine andere war als ſelbſt vorläufig noch die der Miniſterien. Es galt nun für guten Ton, als Offizier ſich von allen öffentlichen Kundgebungen fern zu halten, höchſtens in den Ton der Reaction mit einzuſtimmen, der zuerſt von den Gutsbeſitzern, Landräthen, den Penſionairs angeſchlagen wurde. Auch ich zog mich zurück und folgte dem Beiſpiele faſt jedes höheren Militairs und trat in den Neubund. Meine Herren, der Menſch muß ſich immer am Gegentheil ſeines Weſens prüfen; noch klarer aber wird er ſich, wenn er die ſcheinbar gleichartigen Elemente, die ſich an ſeine Natur anſetzen wollen, nicht ertragen kann. Ich entdeckte jetzt erſt in den Berathungen des Neubundes meinen Unterſchied von den gewöhnlichen Perſönlichkeiten. Ich ſah überall Egoismus und Furcht. Ich ſah Menſchen, die ſich mit Leidenſchaft auf die Principien der Stabilität warfen, nur um ſich und den Ihrigen ihre zeitlichen Vortheile zu erhalten. Die einzigen Doktri-

naire darunter waren Adelige, die aber zuletzt auch für die Besteuerung ihres Grundbesitzes fürchteten. Besonders verletzten mich die ausrangirten alten Offiziere, die in der Angst, ein Pensionsgesetz könnte ihnen die Belohnung für Das, was sie mit Gott für König und Vaterland gethan zu haben glaubten, verkürzen, sich zu den seltsamsten Demonstrationen hergaben. Ich widersprach. Erst ausführlicher, dann immer kürzer und kürzer, zuletzt in Epigrammen. Ich schied aus. Wenn ich nun dem Beispiele aller meiner Waffengefährten folgen wollte, so mußte ich die ganze Gährung der in mir aufgeregten Begriffe gewaltsam niederschlagen und mich mit einem blinden Demokratenhaß darauf beschränken, nichts sehnlicher, als einmal ein allgemeines Blutbad abzuwarten, wo die Spitzkugeln und Bayonette Alles durchbohren und aufspießen sollten, was nur irgendwie in einer Beziehung zu dem negativen Principe unserer Zeit steht. Ich gehöre zu diesen Bauchschlitzern nicht. Ich habe meine eigne Idee über den Adel sogar. Ich glaube, daß der Adel nur darum vorhanden ist, daß er erblich, traditionell jene Vorzüglichkeit des Berufes für das allgemeine Wohl empfängt, die bei Dem, für dessen Erziehung Eltern nichts thun können, eine aus ihm selbst geborne zufällige, oft auch ausbleibende Vocation ist. Ich erkenne in meinem

ziemlich alten Adel die Miſſion nicht eines Genuſſes, ſondern einer Aufgabe. Iſt dies ſchon Thorheit in den Augen meiner ariſtokratiſchen Waffengefährten, ſo wächſt ſie zum Verbrechen, da ich mir eine Vermittelung mit den Ideen des Jahrhunderts möglich denke. Ich läugne nicht, der Krieger iſt in einer verzweifelten Lage. Man hat uns einen Eid abgenommen, der nach jeſuitiſcher Moral wol gelöſt werden könnte, ja es iſt immerhin möglich, daß ein Einzelner ſich durch eine tiefere moraliſche Betrachtung von den Banden einer mathematiſchen Eidesformel loszulöſen vermag; allein es iſt mit ſolchen Verpflichtungen, wie mit jenen Verpflichtungen der Ehre, die zum Duell führen. Man verwirft das Duell und kann ſich ihm doch nicht entziehen. Der Fahneneid iſt einmal geſchworen, geſchworen unter andern Verhältniſſen, wie ſie jetzt ſtattfinden. Ich würde ihn ſo, wie ich ihn geſchworen, nicht wiederholen. Aber er iſt geſchworen. Nun kann man ſagen: Tritt aus den Reihen der Krieger, die nur den Landesherrn als Befehlshaber anerkennen, aus! Dies iſt aber für Den, der den Beruf des Militairs einmal gewählt hat, gerade ſo, als wenn ein Prediger die Kanzel nicht mehr beſteigen ſoll, auf der er anders predigt, als das Conſiſtorium will. Der, der ſich als Chriſt fühlt, wird ſich aufs Aeußerſte ſträuben, aus

wollen ſie, wenn ſie ſie überraſchen, nicht von den Armen des Müßiggangs umfangen antreffen, ſondern entweder mit kunſtvollen Handarbeiten beſchäftigt oder unter Büchern begraben oder den Schreibpinſel in der Rechten und ein Stück Papier in der Linken. Auch für die Abweſenheit des Correſpondenten blieb es das ſtrengſte Verbot, von dieſer gewohnten Ordnung der Dinge abzuweichen.

Nichts deſtoweniger mußte die Verzögerung der endlichen Ankunft des Verreiſ'ten auf die Strenge, mit der man in Beobachtung ſeiner Befehle verfuhr, zurückwirken. Die Augen der verſchnittenen Aufſeher wurden kurzſichtiger, ihre Erinnerungspeitſche wurde nicht mehr in Waſſer getaucht, die Unterrichts- und Gebetſtunden erlitten anſehnliche Verkürzungen und Scherz und Luſt zog da ein, wo ſonſt nur eine Verläumdung, eine üble Nachrede, die Mißgunſt und Eiferſucht die Gemüther und Lungen in Bewegung ſetzte. Man rief ſich Sänger von der Straße herauf, man beſtellte ſich Tänzerinnen, welche den Weibern vortanzten, da ſie ſelbſt durch ihre kleinen Füße daran verhindert wurden, und wenn ſonſt nur ein einziger Palankin dafür beſtimmt war, die Frauen des Harems eine nach der andern abwechſelnd ſpazieren zu tragen, ſo brachte man jetzt deren ſechs und acht zuſammen und zog in Karawanen auf das Land, ohne ſich dabei durch den Schleier viel verhindern zu laſſen, zu ſehen und geſehen zu werden. Der Garderobe-Aufſeher mußte die Feſttagskleider herausgeben und als er ſie zurück verlangte, wurde er von einem verabredeten Gelächter empfangen. Man hätte ihm die Augen ausgekratzt, wenn er die Zurückgabe ernſtlich gewollt hätte. Er nahm aber ein Einſehen und befolgte die Maxime der übrigen Inſpectoren, welche ſich alle dem weib-

der Gemeinde auszutreten. Der Lebenslauf, den man wählt, kann mit Jemandes ganzer Natur zuſammenfallen. Ich bin ein Krieger. Ich bin kaum etwas Anderes. Ich habe früher wenig Avancement gehabt, die Friedenszeit war Schuld daran. Warum ſoll ich das Feld räumen? Warum ſoll ich nicht hoffen, die politiſche Debatte dringe ſo weit durch, daß unſer Eid modifizirt wird und man uns von der Einſeitigkeit unſeres Gelöbniſſes freiſpricht? Auch drängt es mich, das Beiſpiel einer Geſinnung zu geben, wie ſie ſich leider in unſeren Reihen ſo ſpärlich nur geſäet findet. Ach, meine Herren, welche Geiſtloſigkeit, welche blinde Leidenſchaft, welche brüske Impertinenz, welch brutales Nichtdenkenwollen in meiner täglichen Nähe! Tritt irgend ein unabhängiger, junger Mann von freiem Urtheil in den Dienſt, entdeckt man irgend einen Unteroffizier, der eine Broſchüre, eine Zeitung lieſt, erhält man einen Reſerviſten, der ſich wohl gar ſchon compromittirt hat, wie wird er empfangen! Da ſtellt ſich der alte Oberſt in dem Kaſernenhofe hin und hält eine Rede im Bauernſtyl vom Siebenjährigen Kriege und weckt den rohen, gewaltſamen Sinn der Menge zur roheſten und ungeſchlachteſten Kundgebung durch Schimpfreden, Kraftworte und Poliſſonerieen, die aus dem Munde oft weißhaariger alter Krieger kommen!

Die jüngeren-Offiziere greifen diesen Ton auf und setzen ihn in ihrer kleinen Sphäre fort. Da hab' ich einen Sergeanten, Heinrich Sandrart. Vermögender Leute Kind, hatte er etwas Leckeres und klapperte gern mit seinen Mutterpfennigen, ließ sich auf Bällen sehen und war verliebt . . .

Louis schlug die Augen nieder.

Dieser junge Mann ist nicht Demokrat, fuhr Werdeck fort, aber meine Leutenants machen ihn dazu. Raucht er eine Cigarre, so fragen sie ihn, ob er Das im Klub gelernt hätte. Bläst er die Flöte in der Kaserne, so läßt man ihm sagen, er sollte sich Das aufsparen, bis er wieder in seinem Dorfe wäre. Der junge Mann dauert mich. Er liebt unglücklich . . .

Louis gerieth in größere Spannung.

Genug, brach aber der Major ab, solche und ähnliche Fälle beweisen, wie sehr man schon eine gewisse träumerische Selbstständigkeit an dem Krieger als unzulässig verfolgt; wie nun erst, wenn er einmal ein Wort entgegnet oder wol gar sich einfallen läßt, wie es Manche schon in meinem Bataillon thaten, daß sie sich Staatsbürger nennen, die nur momentan unter den Waffen ständen! Ob es jemals möglich werden dürfte, die Armeen auf demokratische Grundlagen zu

organisiren, daß darüber die unerlaßliche Disciplin nicht zu Grunde ginge; ob es jemals möglich werden dürfte, den Adelsgeist, der hier und da sein Gutes hat, dem großen Zwecke eines Volksheeres dienstbar zu machen, Das möcht' ich wol wissen. Ich gestehe, daß ich ein Grauen empfinde vor dem Tage, der früher oder später kommen wird, wo wir Soldaten in der Lage sein werden, gegen den Geist der Zeit einzuschreiten und gegen bessere Ueberzeugung mit der Waffe aufräumen zu müssen. Ich läugne gar nicht, daß ein von jeder schwankenden Meinung der Zeit herumgezerrtes Heer, ein Heer, das etwa einem Parlamente verpflichtet wäre und nicht wüßte, wer ihm Befehle zu geben hat, sich bald auflösen würde. Ich weiß aber auch, daß Heere, die starr und beharrlich bei einem veralteten Principe festhielten, wie Karten vom Sturme umgeblasen wurden; denn mögen unsre alten Obersten noch soviel in den Kasernenhofen fluchen, mögen sich die Lieutenants noch sosehr bei den vom Neubunde herausgegebenen Zeitungen in den Kaffeehäusern Muths erholen, mögen die jungen avancementssüchtigen Referendare und Assessoren, die bei der Volkswehr in kritischen Momenten als Offiziere einreten, noch so bramarbasiren, ich sehe doch, daß der Unterbau morsch ist. Die Gesinnung des gemeinen Soldaten steht nicht

ſe ſeit, wie ſich die Offiziere den Anſchein geben, ſie überall vorzufinden. Das Reglement des Schießens reicht aus. Die Attake wird ſchon ſchwieriger ſein und für einen Feldzug voll Mühen und Entbehrungen glaub' ich bei unſren Armeen ohne große neue volksthümliche Begriffe nicht einſtehen zu können.

Leidenfroſt pries die Krieger, die es in zweifelhaften Momenten mit dem Volke hielten.

Sagen Sie Das nicht, alter Freund, bemerkte der Major. Ich habe die Art, wie in Frankreich die Regimenter ſchwanken, nie billigen können und immer eine moraliſche Abneigung empfunden, wenn es hieß: Die Linie ging über! Glauben Sie mir, Leidenfroſt, Sie haben von dem in unſerer Epoche liegenden Zuge zum Tode ſo rührend geſprochen, daß ich innerlichſt davon bewegt war und erſt jetzt begreife, warum eine Kugel vor den Kopf eine Wohlthat ſein kann. Allein nicht blos dieſer Zug, der mir vorkommt, als ſollt' ich ſagen: Unſre Zeit iſt gleich einem Standbilde von Marmor, deſſen Augen ohne Augenſterne ſind . . . nicht nur, daß dieſe todten Augen uns rühren, rührend iſt auch in dieſer Zeit der Jammer der Pflicht. Die Pflicht, meine Herren, iſt die Thräne im Auge des Kriegers. Es liegt etwas Majeſtätiſches in dieſer

Feſſel durch ein gegebenes Wort. Laſſen Sie mich wieder ein Bild brauchen. Dieſe ſchweren Pflichterfüllungen erinnern mich an jene ſterbenden Gladiatoren, die hingeſunken, erſchöpft und todesmatt an der Erde liegen, noch einmal die Arme ſtützen, um ſich zu erheben und doch ſchon den Kopf ſterbend ſinken laſſen, freie Menſchen, die gefangen in der Lage waren, gegen ihren Willen ihre eignen Landsleute, die in gleichem künſtlichen und beklagenswerthen Ingrimm ihnen gegenüberſtanden, bekämpfen zu müſſen, eine Zeitlang, der Ehre wegen, ſtandhalten und dann gern ſterben, um ein Leben voller Schande und Sklaverei loszuwerden für ewig.

Der Major ſchwieg. Der ſonſt ſo ſcharfe Ausdruck ſeiner Geſichtszüge hatte ſich verloren. Die hochgezogenen ſchwarzen Augenbrauen ſenkten ſich mit dem Blicke, der kummervoll auf der runden Tafel des Tiſches ruhte. Die rechte Hand hielt mechaniſch den grünen Römer, ohne daß ihn Werdeck zur Lippe führte. Ein tiefer Schmerz hatte den ſonſt ſo elaſtiſchen Körper und deſſen lebhafte Bewegungen gelähmt.

Leidenfroſt reichte dem Major die Hand über den Tiſch. Es lag etwas ſo Schmerzliches in dieſer Begrüßung, daß es Allen auffiel und dem Major Veran

laſſung wurde, in ſeiner gerührten Stimmung mit den Worten hervorzubrechen:

Daß ich hier unter Ihnen bin, meine Herren ... Ich dank' es nicht dem Geiſt, ſondern dem Herzen! Maximilian Leidenfroſt ſollte den wunderbaren Roman erzählen, der mich an ihn feſſelt! Sie wiſſen ſicher, welche abenteuerliche Bahn ſeine Jugend durchlief! Er iſt ein Soldatenkind und führt den Namen Leidenfroſt nur — aus Gefälligkeit. Leidenfroſt! Leiden im Froſte! Wo gab es grimmigere Leiden im Froſte als 1812! Ein hülfloſes kleines Kind, ein Mädchen, liegt in den Armen eines ſterbenden Wanderers, der aus Sibirien entfloh und die Freiheit und die Erlöſung von ſeinen Leiden auf den Schlachtfeldern fand, in deren Schrecken er ſich auf ſeiner Flucht verirrte. Unter Leichen, unter Eis und blutgetränktem Schnee verſchmachtet der Vater jenes Mädchens und die Kleine iſt dem Tode nahe, als ein vorüberziehender, halberfrorener, fliehender deutſcher Soldat das hülfloſe Schreien des Kindes hört und es aus den Armen des todten Vaters nimmt. Er eignet ſich die wenigen Habſeligkeiten des Todten zum Beſten des Kindes an und trägt den verſchmachtenden Wurm mit ſich durch Rußlands Schneefelder und Eisſteppen. Er gedachte eines Knaben, den er ſelbſt daheim bei ſeinem jungen Weibe eben vor ſei-

nem Ausrücken unter Napoleon's Fahnen zurückgelassen hatte. Dieser arme Soldat war ein Deutscher und hieß Brüning. Sein Knabe hieß Maximilian, nach seinem König; es war ein Baier. Seinen Pflegling aber, den er aus Rußland hinweg auf den Armen trug, nannten entweder Er oder Andere Josephine Leidenfrost. Wenigstens tauchten beide Kinder, Max Brüning und Josephine Leidenfrost, unter diesem Namen in einem polnischen Kloster zum Herzen Jesu auf. Vielleicht hatten die Nonnen dem Findling diesen sinnreichen Namen gegeben. Der verwundete Baier konnte nur bis Gnesen kommen. Dort brach seine Kraft zusammen; er verfiel dem Typhus, sein Pflegekind, die kleine Tochter des sibirischen Flüchtlings, eines Polen, wurde dem Kloster übergeben. Da suchte den erkrankten Soldaten im Frühjahr 1813 sein Weib auf, das zu Fuß, elend und arm, ihren Knaben in einem Tuche, das sie über die Schultern band, tragend, durch Franken, Thüringen und Sachsen nach Gnesen wanderte, wo sie wußte, daß ihr Gatte Brüning krank darniederlag. Das treue Weib findet den Mann im Fieberwahnsinn, sie pflegt ihn, erkrankt selbst, stirbt und ihr genesener Gatte ... begräbt sie. Seinen Knaben Max gibt er zu Josephinen in das Kloster zum Herzen Jesu und er selbst tritt unter die neuentfaltete preußische

Kriegsfahne, folgt der Proklamation von Kaliſch; ich habe nie wieder von dieſem ehrlichen Brüning etwas vernommen. Es iſt der Vater unſers Max da.

Der Major ſchwieg eine Weile. Die Andern blickten theilnehmend erſtaunt auf den Maler, der mit geſtemmten Händen den Kopf hielt und in ſeinen Römer blickte, wie auf den Grund eines räthſelhaften Sees oder wie man am Rhein auf die Stellen blickt, wo die Sage von verſchütteten Horten erzählt ...

Der Major fuhr fort:

Max, das Soldatenkind da, und Joſephine, die Polin, galten für Geſchwiſter, ohne es zu ſein. Sie liebten ſich wie ſich Kinder lieben, die zuſammen lernen und ſpielen, und die Nonnen flößten Beiden die ganze Schwärmerei in die jungen Herzen, die ſie, der Welt entſagend, nur in ihren Träumen oder in ihrer Hingebung an Chriſtus und die Heiligen ausſprechen konnten. Es war leicht erklärlich, daß man Max als Katholiken erzog, ebenſo, daß man auch ihn Leidenfroſt nannte, weil die Nonnen auf ihren vielleicht von ihnen erfundenen Namen ſtolz waren. Max Leidenfroſt wurde zuletzt ein gefährliches Element unter den Nonnen. Man führte ihn nach Warſchau in ein Mönchskloſter. Entführen hätt' ich ſagen ſollen. Denn die Trennung von ſeiner Schweſter ſoll Liſt und Hinterhalt genug

nöthig gemacht haben. Dort im Warſchauer Kloſter erzählt die Chronik viel Streiche von dem ketzeriſchen Knaben Max Brüning, genannt Leidenfroſt, Streiche, die nicht in die Legende der Heiligen kommen werden. Joſephine blieb bei den Nonnen, bis Sibylla, die Aebtiſſin, eine herrliche, verſtändige Dame, den geringen Beruf des Mädchens für die geiſtliche Welt erkannte und ſie nach Warſchau zu hohen Verwandten ſchickte. Aebtiſſin Sibylla gehörte dem altpolniſchen Adel an. Joſephine und Max ſahen ſich wieder und die Liebe des jungen Halbnovizen für ſeine Namensſchweſter wuchs. Ich will die Abenteuer nicht ausmalen, die der romantiſche Sinn der zuſammenerzogenen, für Geſchwiſter geltenden jungen Leute . .

Der Major unterbrach ſich:

Hab' ich nicht Recht, Max?

Leidenfroſt hob den Kopf und ſchüttelte ihn lächelnd:

Ich bin ſtumm geweſen und höre nur! ſagte er.

Es war mir doch, bemerkte der Major zur Flamme emporſehend, als hört' ich . . . doch ich bin bewegt und meine Phantaſie überhört vielleicht, daß ich ſelbſt der Sprecher bin. Genug, Joſephine iſt jetzt das Weib des Majors Werdeck, aber welche Kämpfe hat es gekoſtet, bis ich ſie mir errang! Ich lernte ſie vor zwölf Jahren in Warſchau kennen, bangend und bangend in Liebe

um ihren theuren Mar, der, um nicht Prieſter zu werden, vor zehn Jahren entflohen war, verkleidet als Bedienter eines ruſſiſchen Vornehmen, Otto's von Tyſtra. Welch' ein Verkehr hatte ſich zwiſchen ihnen entſponnen! Mar lernte vom Kleinſten auf und rang nach äußerer Bewährung eines innern Genius, der in ihm rauſchte, ohne daß er ihn bändigen konnte. Was hatte er bei den Mönchen gelernt? Nichts als nur ſchreiben, aber zierlich, maleriſch ſchön! Eine Künſtlernatur lebte in ihm, ihm unverſtändlich. Er konnte kaum noch richtiges Deutſch, er mußte in Allem von vorn beginnen und vergriff ſich in den Mitteln, ſeinen Geiſt zur Höhe zu bringen. Statt Maler Anſtreicher, ſtatt Bildhauer Drechsler! ... Joſephine galt in dem Hauſe, wo ſie lebte, für eine Waiſe, ohne Lebensanſprüche. Sie liebte Mar und empfing ſeine Briefe, die ſie beantwortete, wie Heloiſe die Briefe des Abälard beantwortete. Mar raffte ſich immer gewaltiger empor. Immer bedeutſamer wurde ſein Talent. Er war Künſtler, Maler; er konnte ſtolz ſein, Joſephinen einſt ſeine Hand zu bieten. Da ſah ich dies reizende Mädchen in Warſchau, wie ich als Hauptmann dort in einem militairiſchen Auftrag anweſend bin. Ich liebe Joſephinen ſogleich, trag' ihr meine Hand an und trotzdem, daß durch die Papiere, die

lichen Despotismus unterwarfen, den Morgen um sieben Uhr, den Abend um acht anfangen, die schriftlichen Pensa sehr verkürzen, die Gedächtnißaufgaben gänzlich fallen ließen und selbst für das Einschleichen männlicher Gesellschafter kein Auge gehabt hätten, wenn dies anders auch vielleicht nicht geschehen ist.

Schü-King sympathisirte mit jeder Licenz, welche über gezogene Schranken und Befehle sprang. So lange sie in den Unordnungen des Harems nur das Lüften einer pressenden lästigen Kleidung sah, so lange in ihr die erste Gebieterin des weiblichen Heerlagers noch verehrt wurde, gab sie gern den Ausbrüchen der Ungebundenheit und Freiheit nach. Sie warf den Mantel ihrer Nachsicht um die Ausschweifungen des weiblichen Sansculottismus. Dies that sie um so mehr, als sie eine Befriedigung darin fand, an ihnen Theil zu nehmen. Zuweilen gab sie sich den äußersten Anregungen hin, die auf die Phantasie und die versteckteften Gefühle nur wirken können.

Jetzt eilte sie über die mittleren Höfe, bis sie schon aus der Ferne das Geräusch vernahm, das aus den Räumen des Gesellschaftssaales schlug und in den Höfen widerhallte Man sang, man lachte, man klatschte in die Hände, in demselben Augenblick erhob eine Stimme ein Zetergeschrei, mehrere andere fielen ein, Parteien bildeten sich mit kreischenden Parolen; zu den Losungswörtern gesellten sich geschleuderte Nadelkissen, fliegende Fächer, zerschmetterte Stickrahmen, bis sich endlich die Aufseher dazwischen legen und vermitteln wollten. Dies war aber nur das Signal, um Alle zu vereinigen. Die Parteien bildeten einen Phalanx, wenn es die Inspectoren-

Brüning in Rußland dem todten Vater abnahm, des Mädchens wahrer Name, ihre adlige Herkunft allmälig entdeckt wird, ſchlägt ſie meine Bewerbung aus und reiſt nach dieſer Hauptſtadt, um den inzwiſchen hier zur Geltung, zur ſelbſtſtändigen Freiheit gereiften Bruder zum Gatten zu nehmen ... da ...

Der Major ſtockte und unterbrach ſich mit den Worten:

Bin ich ein Thor, daß ich dieſe Erzählung begann? Was führt mich darauf!

Die Freunde drückten ihren Dank, ihre größte Spannung aus. Louis Armand, der ſich ſeines halbpolniſchen Urſprungs erinnerte, ſchien beſonders bewegt ...

Aber der Major ſagte:

Nur der Trieb, Ihnen zu ſagen, warum ich gern mit Ihnen lebe, gern in Ihrem Kreiſe bin, meine Herren, öffnete mir die Zunge zu dieſer Geſchwätzigkeit ...

O wohl! lachte Leidenfroſt auf. Mit den ſogenannten Verſtandesmenſchen, wofür der Major gilt, geht gewöhnlich die ganze Logik durch und reißt der Verſtand alle Stränge, wenn die einmal aufthauen und ihr Herz zeigen wollen. Die Geſchichte iſt ganz einfach. Joſephine kommt hierher. Der Hauptmann von Werdeck beſtürmt ſie mit ſeiner Liebe. Ich ſehe

ſie, ſie ſieht mich wieder. Nach ſechs Jahren! Abälard und Heloiſe! Lacht nicht, Kinder, es iſt zum Weinen! Betrachtet mich! Was? Nicht wahr? Ich bin häßlich. Dieſe Citrone, die ich hier faſſe, iſt mein Geſicht! Dieſe Löcher ſind meine Augen! Dieſe getrocknete Zwetſche iſt meine Naſe! Ideal und Wirklichkeit! Joſephine ſieht mich wieder, entſetzt ſich, erwacht von ihrem Jugendtraum und heirathet den Hauptmann von Werdeck, den ſie liebt wie einen Gatten; mich liebt ſie noch jetzt . . . wie einen Bruder.

Als Max Leidenfroſt dieſe Erzählung lachend, aber mit unterdrückten Thränen zum Beſten gegeben hatte, waren Alle ſtumm, von Schmerz und rührender Theilnahme ergriffen.

Genug! Genug! fiel er aber ſelber ein. Vorwärts jetzt! Dankmar, ſagen Sie jetzt Ihren Plan!

Dankmar konnte ſich nicht ſogleich aus dem Staunen über dies eigenthümliche Verhältniß zwiſchen drei edlen Menſchen emporraffen und ſchwieg.

Da ergriff Leidenfroſt den Römer und ſagte:

Dir, holder Genius meines Lebens, dieſes Glas! Dir, Joſephine, um die ich rang und arbeitete! Dir, zu deren Ruhm und Preis ich mein Leben aus dem Gemeinen und Zufälligen emporrichtete! Du warſt der Stern meiner Nächte, die Sonne meiner lichteren

Tage! Um dich darbt' ich, um dich dient' ich! Und als ich ein Herrscher zu sein glaubte und meine Krone mit dir zu theilen wagte, da weintest du und verhülltest dich! Lebewohl, Josephine! rief ich und stürzte mich wie ein Wahnsinniger in's Leben; ich trat meine Kunst mit Füßen. Ich wurde ein Verräther an mir selbst. Die Verzweiflung peitschte mich wie mit Furiengeißeln. Ich ein Scheusal? Eine Abirrung der menschlichen Formen? Ich, ein Plastiker, unschön? Da trieb es mich auf die Bühne. Schauspieler wurd' ich, heute, um mich zu schminken und schön zu sein, morgen, um mir einen Buckel überzuschnallen, Gesichter zu schneiden, rothe Haare aufzukleben und vor den Spiegel zu treten und zu sagen: Jetzt bin ich erst häßlich! Jetzt erst entsetzen sich die Engel vor dir! Das bist du nicht selbst! Du bist ein Adonis, ein Gott gegen diese Fratze! Und so trieb ich's fort; bis ich wiederkehrte, mich besann, mich ergab, ergab als — Menschenfeind. Ich fand die Geliebte, die Schwester ernst, vornehm, aber wieder gut. Sie war nicht die alte Josephine mehr; sie war jetzt nach entdeckten Familienpapieren Jagellona . . .

Jagellona? unterbrach Louis Armand.

Jagellona von Werdeck, Franzos! fuhr Leidenfrei fort. Jagellona, die Polin, die Adlige, wie es die Gesellschaft verlangte! Aber sie hat noch ein Herz, noch

Liebe. Sie liebt Ideen, Menschen, die Ideen tragen und verkörpern, sie liebt Polen und die Freiheit. Jagellona ist meine Josephine nicht mehr; aber Werdeck wurde mein Freund —

Dein Bruder, Max! sagte Werdeck und reichte dem Sprecher tiefgerührt die Hand. Im Geiste bliebst du meinem Weib ihr alter Max!

Im Geiste ist Alles möglich! sagte Leidenfrost. Stoßt an ... auf Jagellona!

Siegbert, der des Rühmlichsten genug von der Majorin zu erzählen pflegte, stieß mit Enthusiasmus an. Dankmar mit Vorwürfen, die er sich selbst über seine Zurückgezogenheit von der Gesellschaft machte, Louis mit der Frage auf den Lippen, wie denn wol der fernere Name dieser Jagellona heißen mochte ...

Da machte Leidenfrost gleichsam einen Strich über diese ganze Unterbrechung und sagte entschieden:

Und nun kein Wort mehr davon! Ihr kennt jetzt die Tragödie, die ich in meinem Herzen spiele ... besser hoffentlich, als ich einmal sechs Monate lang früher in Wirklichkeit auf den Bretern spielte. Jetzt zur Sache! Dankmar Wildungen! Unsre Stimmung ist hinlänglich feierlich! Reden Sie!

Dankmar entschloß sich nun, in den angeregten Gegenstand einzulenken und sprach:

Sie haben, Herr Major, in Ihren früheren Aeußerungen das tiefe Weh dieser Tage ausgesprochen! Sie haben an Ihrem Beispiele gezeigt, wie lang die Bahn gemessen ist, die unser redlicher Wille durchlaufen muß, wenn er sich in eine That umsetzen will! Hundert Gründe, etwas zu thun, tausend, etwas zu unterlassen. Das Ideal ahnen wir, aber Nebel umgeben die Sonne. Auf dem Wege zur Wahrheit hundert Lügen und Lügen nicht einmal, die wir verachten dürften, nein, wir sollen uns mit ihnen abfinden, sollen selbst lügen, um von ihnen ehrlich loszukommen! Wir Alle hier sind Demokraten. Das Wort ist alt. Seine Geschichte lehrreich. Die Moral dieser Geschichte abschreckend. Ich gebe zu, daß die Chronisten dieser Geschichte meistens Aristokraten waren, wenn auch nur Aristokraten der Bildung und Gelehrsamkeit. Aber unverkennbar ist es, daß zu allen Zeiten sich in ein lauteres, reines Princip unlautere Elemente mischten. Könnten wir diese von unserer Debatte ausscheiden! Das demokratische Princip galt bisher nur für kleinere Staaten, jetzt erst ist es ein Weltdogma geworden, ein geschichtlicher Hebel. Da ist es fast so groß, so heilig zu erachten, wie eine Religion. Eine Religion muß unendlich einfach sein. Die Offenbarung gibt die Geschichte. Drei Sätze genügen. Das Ueb-

rige thut der Geiſt, die Geſinnung, die Hoffnung. Wir haben vier Meinungen gehört. Alle wurzelten ſie in einem Stamme und waren ſo verſchieden, und ſtritten wir noch länger darüber, ſo würde ſtatt Einigung, Verunreinigung kommen. Der Eine empfiehlt eine augenblickliche That, der Eine will nur die Gefahr des Experimentes wagen, der Dritte lieber mit dem Alten untergehen, nur um nicht das bedenkliche Neue zu verſuchen. So werden wir uns nie vereinigen. So werden wir immer nur die Repräſentanten des Chaos ſein, das jetzt in den Gemüthern gährt und allen erleuchtenden und erwärmenden Lichtſtrahlen unzugänglich ſcheint, weil jede Subjektivität leidenſchaftlich, reizbar, eigenſinnig iſt. Freunde, wir müſſen unſre Lehre vereinfachen, aber die einfache Lehre kraftvoller durchſetzen! Wir müſſen es aufgeben, poſitive Schöpfungen hervorzurufen, und uns begnügen, nur den Geiſt, in dem ſie erwachſen ſollen, zu befördern. Keine Theorie! Aber für den Geiſt der Theorie das Leben! Hört mir zu, Freunde! Die Stunde iſt heilig! Stoßt auf eine Idee an! Ich wünſche, daß es ſo, wie in unſern Gläſern auch in unſern Herzen widerklingen möge!

Man ſtieß mit Tankmar, deſſen Augen leuchteten, feierlich an. Vom Rathsthurm ſchlug es zehn. Als

die Gläser gesenkt waren, begann Dankmar mit fester Stimme von der Nothwendigkeit zu sprechen, über den Bund der Freimaurer hinaus einen neuen zu stiften, einen Bund, den er den der Ritter vom Geiste nannte.

## Neuntes Capitel.

### Die Stiftung des Bundes.

Kaum hatten die beiden Schreiber, Schmelzing und Hackert, auf dem Estrich kauernd, die Gesellschaft, ehe noch Werdeck kam, unter sich in die kleine Trinkstube eintreten hören, als sich auch der Letztere sogleich von einigen Stimmen an ihm bekannte Menschen erinnert fühlte. Noch wußte er nicht deutlich zu unterscheiden, wo er das eine oder das andere Organ hinbringen sollte. Die Worte, die unten gesprochen wurden, bekamen durch die Wölbung und die Resonanz etwas Schnurrendes, ja Unangenehmes. Man mußte etwas von der Kreuzesform zurückbleiben, um nicht durch das Schnarren der Stimmen verletzt zu werden. Für Schmelzing's Ohr waren diese Töne gerade so, wie er sie haben mußte. Er hielt sich so dicht an dem flammenden Kreuze, daß ihn Hackert einige male zurückzog und ihm durch die Fingersprache sagte:

Sie werden ſich Ihre paar Haare noch vollends abbrennen, Schmelzing!

Schmelzing zeigte boshaft auf Hackert's rothes Haar, dem das Sengen nicht viel ſchaden könnte, zog dann ein Portefeuille und legte es ſich zum Notiren der unten geſprochenen Worte förmlich zurecht.

Hackert ſah dieſe Zurüſtung mit Gleichgültigkeit. Er war ein Menſch des Augenblicks. Weil die Stimmen ihm im Ohre wehthaten, ſo gönnte er ihnen, daß Schmelzing ihr lautes Lachen und Scherzen aufſchrieb. Ruhig ſtreckte er ſich am obern Ende des Kreuzes hin, während Schmelzing am untern kauerte und bald horchte, bald ſchrieb, bald das Bret und den Wein zurechtlegte für ein geordnetes, ſpäter einzunehmendes Souper; denn, deutete er Hackerten an, dieſe Sitzung da unten würde gewiß lange währen, es ſchiene heute ein Hauptſchlag berathen zu werden.

Hackert rieth hin und her, wer die Sprecher ſein mochten; endlich vernahm er in dem Durcheinander, bei dem der ihm unbekannte Leidenfroſt am meiſten hörbar war, eine ſanftere, mildere Stimme. Es war Siegbert's. Unwillkürlich kam es Hackerten, als müßte er nun durch das Kreuz ſehen. Schon hielt er den Kopf hin, als er vor der Hitze der Flamme erſchreckt zurückfuhr.

Das iſt Siegbert Wildungen! dachte er ſich. Mein wackrer Freund, der ſo liebevoll für mich geſinnt geweſen und den ich an jenem Abend vor dem Fortunaball ſo niederträchtig kränkte, daß ich ihn für immer vermeiden muß!

Und nun erkannte er auch Dankmar's Stimme.

Jetzt erſt ſchwebte ihm klar und deutlich vor, welche Rolle er hier ſpielte. Menſchen, die ihm fremd, zu belauſchen und neue Entdeckungen im Gebiete des bunten Lebens zu machen, wäre ihm vielleicht ſonſt eine Unterhaltung geweſen. Als er aber die Stimmen befreundeter Menſchen hörte; als er ſich erinnerte, wie freimüthig Dankmar auf der Fahrt vom Heidekrug nach Hohenberg gegen den verkleideten Prinzen Egon ſich geäußert hatte; als er ſich vorſtellte, in wieviel gefährliche Dinge ſchon Dankmar verwickelt war und wie er ſich doch gleichfalls an jenem verhängnißvollen Abend geneigt gezeigt hatte, ihm zur Ausſöhnung und Verſtändigung die Hand zu reichen, da befiel ihn über die Möglichkeit, ihre Aeußerungen könnten ihnen Gefahr bringen, eine unbeſchreibliche Angſt. Er lauſchte nochmals. Er glaubte, ſich getäuſcht zu haben. Aber es blieb unwiderleglich, daß die Brüder Wildungen unter ihm waren. Als man allgemein Guten Abend!

kette zu durchbrechen galt. Diese wich, suchte den Rücken zu gewinnen, die Zöpfe in Sicherheit zu bringen und Alles löste sich in ein schallendes Gelächter auf.

Schü-Kings Eintritt in den Saal gab diesen Scenen wieder eine neue Wendung. Alle Weiber drangen auf sie ein und überhäuften sie mit Liebkosungen und den zärtlichsten Grüßen. Die älteren Damen empfingen sie wie eine langjährige Freundin und die jüngeren, frische, liebliche Kinder, die noch von der Sonne des vorigen Sommers die Wellen des gelben Flusses beschienen gesehen hatten, drängten sich mit zutraulicher Hingebung an sie und küßten zärtlich die Säume ihrer weiten Seidenärmel. Jede wußte ihrer Gebieterin etwas zu erzählen, das sie ihrer Kenntniß für würdig hielt. Yeg-Jeg hatte zwei Stecknadeln gefunden und überströmte vor Freude; Hong-Niang schlug die Hände zusammen, weil auf ihrem Zimmer die Blume Lan eine Knospe getrieben; Lo-Liang weinte, weil sich ihr Schoßhündchen einen Splitter in den Fuß gerizt und am Wundfieber kranke; Ye-King sagte mit schelmischen Augen, daß sie von einem Tempel der Pu-Kieu oder der allgemeinen Hülfe geträumt und daß sie der Himmels-Königin Weihrauch geopfert habe.

So flossen unendliche Redeströme von mehr als dreimal fünf Lippen und selbst der Schmerz wurde eine Seligkeit, seitdem er sich aussprechen ließ. Allmälig aber stockten die Zungen, man fing an, sich auf die Sprache der Augen zu beschränken und betrachtete, in die verschiedensten Gruppen zertheilt, abwechselnd bald die Genossinnen, bald Schü-King, welche ihre stummen Blicke mit Schweigen erwiederte. Es schien, als würde allgemein etwas erwartet, das Eines gegen

rief und einen Neuangekommenen begrüßte, hoffte er, das Gespräch würde sich in Allgemeinheiten verlieren. Er machte deshalb Schmelzing ein Zeichen, als wollte er sagen: Es sind wol die Rechten nicht? Dieser aber bemerkte, daß gerade der Neuangekommene der Rechte wäre. Hackert möchte ihn jetzt nicht stören, sondern lieber auch seine Schreibtafel ergreifen, damit sie hernach ihre Notizen vergleichen könnten . . .

Hackert, um Verdacht zu vermeiden, befolgte diese Weisung. Er zog eine pergamentne Schreibtafel und stellte sich, als wenn er außerordentlich begierig wäre, zu erfahren, was gesprochen wurde. In der That war er es auch. Noch immer hoffte er auf Allgemeinheiten und persönliche Gegenstände. Als er aber den Accent eines Franzosen hörte, den Staat, die Zeit, die Willing'schen Maschinenarbeiter nennen hörte, stand es ihm in der That fest, daß die Polizei außerordentlich gut unterrichtet war und wohl Ursache haben konnte, Gesinnungen dieser Art zu überwachen.

Zugleich aber kämpfte gegen die offenbare Ueberzeugung, daß es sich hier um ein gefährliches Staatskomplott handelte, alles Das an, was er von Siegbert's mildem und Dankmar's besonnenem Charakter wußte. Unmöglich konnten sie gewaltthätigen Unternehmungen Vorschub leisten; aber wenn sie sich hätten

hinreißen laſſen, wenn ſie der Ueberredung eines ehrgeizigen Kriegers, eines franzöſiſchen Emiſſairs hier Gehor gäben? Hackert war von der Vorſtellung der Gefahr, in der die unten verſammelte Geſellſchaft ſchwebte, ſo ergriffen, von Theilnahme für die Brüder Wildungen ſo bewegt, daß er beſchloß, Alles aufzubieten, um Schmelzing zu verwirren und für den Fall, daß wirklich Ernſtes unten beſprochen wurde, ihn in irgend einer Weiſe unſchädlich zu machen.

Zunächſt fing er an, Schmelzingen an die Pennalhälften zu mahnen. Er gab ihm die größere und füllte ſie mit dem etwas ſäuerlichen Haut-Sauterne, den die Polizei für dieſe Expeditien auf Rechnung der „geheimen Fonds" ſetzte. Schmelzing lehnte die längere Hälfte ab und wollte nur aus ſeinem kleinern Fingerhute trinken. Dem Eſſen, das Hackert vorzulegen anfing, ſprach er eher zu, dabei aber unaufhörlich winkend, kein Geräuſch zu machen und ſeine Aufmerkſamkeit nicht zu ſtören.

Hackert ließ ſich aber nicht beirren. Er dachte, ich muß dich bei deinen ſchwachen Seiten faſſen. Die nächſte Schwäche des ſchleichenden, tückiſchen Schreibers war ſeine Eitelkeit. Hackert muſterte den Mantel, auf dem er lag und gab ihn Schmelzingen, da er zu koſt-

bar wäre, als Fußdecke benutzt zu werden. Das hörte Schmelzing schon gern. Dann lobte er seine Halsbinde und fragte ihn, wo er seine Halsbinden jetzt waschen ließe. Schmelzing antwortete auf alle diese Fragen mit der Fingersprache. Es bot einen eigenthümlichen Anblick, diese zwei Menschen am Boden kauernd zu sehen, zwischen ihnen ein flammendes Kreuz, oben Alles todtenstill, und sie Beide doch sprechend, die Finger reckend, die Arme bewegend, bald an die Brust, bald an's Kinn, bald an die Nase, die Ohren, die Haare fassend. Sie hatten sich in müßigen Stunden Beide eine solche Fertigkeit in dieser Art der Mittheilung und des Gedankenaustausches angeeignet, daß sie sich nicht nur über äußere, sinnlich in's Auge fallende Gegenstände verständigten, sondern so auch über Ansichten und Empfindungen.

Wissen Sie wohl, Schmelzing, sagte Hackert mit der Fingersprache, während er mit Herzklopfen hörte, daß eben Dankmar die Frage beantragte, welchen Entschluß man für die nächste Zeit fassen müßte; wissen Sie wohl, was man von Menschen denken muß, die ihr Gehör verlieren?

Lassen Sie mich jetzt zufrieden! antwortete Schmelzing mit der Zeichensprache, horchte und schrieb emsig.

Nein, im Ernst, Schmelzing! Lassen Sie doch

unten die dummen Kerle ihren Rüdesheimer trinken! Ich geb' Ihnen mein Wort, es hat etwas auf ſich mit dem Gehör.

Schweigen Sie, Hackert!

Das Gehör, Schmelzing, iſt der niedrigſte, ſchlechteſte und erbärmlichſte Sinn des Menſchen! Männer von Geiſt verlieren immer erſt das Gehör.

Wirklich?

Wiſſen Sie denn, Schmelzing, daß der Menſch eigentlich ſtufenweiſe abſtirbt?

Sprechen Sie hier nicht von Sterben, Hackert! Ich verbitte mir Das.

Wie alt ſind Sie, Schmelzing! Neunundzwanzig, nicht wahr?

Schmelzing konnte nicht umhin, etwas zu ſchmunzeln. Er hatte ſicher ſchon ſein Vierzigſtes auf dem Rücken.

Vom dreißigſten Jahre an ſterben wir allmälig ab und zwar an unſern fünf Sinnen.

Zum Donnerwetter! Seien Sie ſtill, Hackert!

Hackert hörte, daß Siegbert eben einen langen politiſchen Vortrag hielt und ununterbrochen redete. Er ließ ſich nun nicht ſtören, ſondern wandte die ganze Kraft ſeiner Fingerberedtſamkeit an, um Schmelzing vom Nachſchreiben abzuhalten.

Gemeine Menſchen, ſagte er, ſterben von obe
herab, edle Charaktere von unten herauf.

Wie ſo? fragte Schmelzing, der dabei an ſein
Füße dachte, die ihm beim Sitzen oft einſchliefen od
kalt wurden.

Was ſehen Sie denn auf Ihre Füße, Schmelzing
Ich rede ja von Ihrem Gehör.

Laſſen Sie mich in Ruhe!

Das Gehör iſt wirklich das Gemeinſte am Men
ſchen. Nur bei den Dummen iſt der Gehörſinn a
ſchärfſten ausgebildet.

Wie ſo?

Je furchtſamer ein Thier iſt, deſto beſſer hört e
Alle feigen Thiere, Haſen, Rehe, Maulwurfe hören gu

Wirklich?

Ein geiſtreicher Menſch lebt in ſich und hört daru
ſo wenig. Plato und Ariſtoteles, kann ich Ihnen
Verſicherung geben, Schmelzing, waren ſchon in ihre
dreißigſten Lebensjahre ſtocktaub, und wenn Sie's ni
wiſſen, wer Plato und Ariſtoteles waren, ſo ſag' ich
Ihnen, das waren die beiden weiſeſten von den ſieb
Weiſen Griechenlands!

Sie wollen mir etwas weismachen, Hackert.

Ich gebe Ihnen mein Wort! Erſt kommt das G
hör, dann . . .

Halt! halt! fingerte Schmelzing mit Zorn und zeigte nach unten.

Hackert horchte hin; es war von den Willing'ſchen Maſchinenarbeitern und dem Handwerkervereine die Rede.

Jetzt erſt recht gab Hackert keine Ruhe.

Gut zu hören, fuhr er fort, iſt gemein; dann kommt gut ſehen, das iſt weniger gemein, aber noch immer gemein; dann kommt gut fühlen. Das iſt Mittelſorte. Dann ſteigt's aber in's Feine. Erſt gut zu ſchmecken. Dann aber das Feinſte, Schmelzing ...

Gut zu riechen? fragte Schmelzing erſtaunt.

Der feine Mann hat ſeinen ſchärfſten Sinn in der Naſe.

Gehen Sie weg!

Glauben Sie Das nicht? Sie wiſſen alſo nicht, daß alle Weiſen Griechenlands am ſtärkſten in dem Organe der Naſe waren?

Ich meine doch, daß erſt der Geſchmack kommt, ſagte Schmelzing, von dieſen Auseinanderſetzungen aus Eitelkeit intereſſirt.

Ach, wie irren Sie ſich, Schmelzing! Geſchmack iſt fein, aber Geruch viel feiner.

Ich rieche ſehr fein.

Wirklich?

Sehr fein!

Riechen Sie z. B., ob Das hier Kohlen- oder Theergas ist; ich meine das Gas, das von den drei Kreuzen kommt.

Dafür kann ich nicht Chemie genug, sagte Schmelzing. Aber ich rieche, daß hier viel Mäuse und wenig Katzen sind ...

Sehen Sie einmal an, das riech' ich nicht, Schmelzing, sagte Hackert immer trocken und in der Miene ruhig. Plato soll in seinen letzten Lebensjahren seine künftige Verwesung schon voraus gerochen haben. An sich selbst, Schmelzing!

Ach, schweigen Sie von Verwesung, Hackert!

Sie haben gut reden! Sie haben den feineren Stufengang der Sinne, Schmelzing, und ich fürchte sehr, ich habe nur den gemeinen.

Sie machen Possen!

Im Ernst, Schmelzing. Ich sterbe umgekehrt ab. Ich rieche schon jetzt gar nichts. Mein Geschmack ist dürftig. Der Wein z. B. mundet mir keineswegs und doch seh' ich an der Etikette, daß es der feinste ist, den der Polizeiminister kaum besser hat. Mein Gefühl ist leidlich. Aber sehen kann ich durch ein eichen Bret und hören ist meine Leibpassion. Ich höre z. B. jetzt eben ...

Was hören Sie?

Hören Sie nicht die Thür knarren?

Machen Sie mir keine Angſt! Laſſen Sie Das!

Es iſt möglich, daß ich mich täuſche. Wiſſen Sie was, Schmelzing, ich will mich hinlegen und ſchlafen.

Hier ſprang Schmelzing auf. Hackert hatte die Bezeichnung des Schlafens ſo eigenthümlich dargeſtellt, daß Schmelzing an die alte Nachbarſchaft und das frühere Nachtwandeln Hackert's dachte, von dem dieſer behauptete, jetzt gänzlich geheilt zu ſein . . .

Es fehlte nicht viel, ſo hätte Schmelzing nun laut geſprochen. Der Dialog über die feine und die grobe Stufenleiter der Sinne ging durch die Zeichenſprache ſehr leicht zu verſinnlichen. Die beiden Sprecher hatten immer nur nöthig, auf die betreffenden Organe zu zeigen. Dieſe Andeutung aber, daß Hackert hier ſchlafen wolle und wohl gar in ſeinen alten Zuſtand verfallen könnte, dieſe Möglichkeit, verbunden mit ſo ſcharfem Gehöre, daß er eine Thür wollte knarren gehört haben, war Schmelzingen zuviel. Hätte er nicht das Geräuſch gefürchtet, er hätte Hackerten ſein Holzpennal an den Kopf geworfen oder einen Tintenſtecher, den er ſchon aus der Taſche zog.

Hackert ließ in ſeinen Angriffen auf Schmelzing's Ruhe nach, denn Siegbert hatte aufgehört zu reden.

Das Durcheinander von Stimmen, das heraufkö
brachte jetzt nicht ein einziges gefährliches Wort. Schm
zing war außer sich vor Zorn, als er auf s
leeren Blätter blickte.

Es wurde unten ruhiger. Eine Stimme sprc
die Hackert nicht kannte. Es war dies die Stim
von Leidenfrost. Anfangs dachte er, der mag re
soviel er will! Plötzlich nahmen Leidenfrost's Aeu
rungen aber einen Charakter an, der Schmelzin
bestimmte unwillkürlich auszurufen:

Herr Gott! Nun kommt's!

In der That war Das die Rede eines vollk
digen Demagogen.

Ja, dachte Hackert, Das wird nun arg! Es
in der That die unvorsichtigsten Menschen von
Welt da unten. Wie kann Siegbert Wildungen
leugnen, daß er in Gemeinschaft eines solchen
rührers politische Berathungen gepflogen hat!

Und nun entschloß er sich rasch, Schmelzi
auf's neue in Verwirrung zu bringen.

Die erste Schwäche des Schreibers, sein Ehr
war schon ergiebig gewesen. Er entschloß sich, mit
neuen anzubinden. Schmelzing war verliebt. He
wußte Das nicht nur im Allgemeinen, sondern
sogar an mancher Zudringlichkeit gegen Louise G

beobachtet, daß er einen Eindruck ſeiner hagern, geſpenſtiſchen Figur auf das junge, ihn verachtende Mädchen für möglich hielt. Ihm, Hackerten, war der Gedanke an Louiſen etwas Heiliges. Er liebte ſie nicht, er fürchtete ſich vor ihr; er entfloh ſogar in allen ſeinen Gedanken der Erinnerung an dies edle, ſittenreine Mädchen. Sein Athem ſtockte, ſeine Bruſt beklemmte ſich, wenn er ihrer gedachte, ihrer, die er verlaſſen, die er nie wieder aufgeſucht hatte, auch im Geiſte geflohen war! Aber nun mußte er ihr Andenken heraufbeſchwören. Wachrufen in der gemeinen Seele dieſes dürren Schmelzing! Er beſann ſich, ob er denn nicht irgend ein anderes Mädchen wiſſe, deſſen Namen er entweihen durfte, um Schmelzing's Phantaſie zu verwirren. Er fand keine. Da hörte er, daß der Sprecher unten die Barrikaden erwähnte, und ohne lange Beſinnung machte er einen Griff an ſeinen linken Ringfinger und zeigte auf denſelben Finger an Schmelzing's Hand.

Schmelzing wollte nicht hören.

Hackert wiederholte das Zeichen.

Wo haben Sie denn Ihren Ring, Schmelzing? ſagte er.

Zum Donnerwetter! Welchen Ring?

Den Ring von Louiſe Eiſold!

das Andere nicht auszusprechen wagte. Schü-King weidete sich nicht an den bittenden, sehnsüchtigen Mienen ihrer Umgebung, sondern sie schien dieselben Wünsche zu theilen, vor ihrer Erfüllung aber zu erschrecken. Diese Erfüllung lag jedoch in ihrer Hand. Ein Kahlkopf stand schon lange an der Pforte, wie auf dem Sprunge, um augenblicklich die Befehle seiner Gebieterin ins Werk zu setzen. Alles blickte, während Schü-King niedersah und den wogenden Busen hielt, auf den verschmitzten Eunuchen, der mit verfänglichen Gebärden die zitternden Winke erwiederte und nur auf Schü-King wies, als den Schlüssel eines Himmels voller Seligkeiten. Endlich hob diese ihr Haupt, sah nach der Thür, fixirte den lauschenden Diener und warf ihm so verliebte, schmachtende Zeichen zu, daß er hinaus flog und die Weiber in banger Erwartung zurück ließ.

Nach einigen Augenblicken kehrte der Eunuch mit einer großen hölzernen Rundplatte zurück, welche er auf den Händen trug. Es war ein Pfeifenbesteck, das in sechszehn rings herumlaufenden Löchern eben so viel Pfeifen von feinstem, chinesischem Porzellan und in der Mitte eine glühende Flamme enthielt, an welcher sich der Tabak anzünden ließ. Dieser Moment war der ersehnte, von Schü-King erflehte; ihm sollten noch größere Seligkeiten folgen. Die Weiber nahmen hastig von dem Brett eine Jede ihre Pfeife, sahen mit einem lüsternen Blick auf den gelben angefeuchteten Inhalt des Kopfes, griffen nach einem Hölzchen und waren bald von balsamischen Rauchwolken umhüllt. Aber welche sonderbaren Stellungen nehmen unsere Freundinnen an! Sie haben Eine für die Andere das Auge und jede Rücksicht verloren. Hat man je in einer lang ausgestreckten Stellung

Ich einen Ring von Louise Gisold?

Wie Sie auszogen —

Wie wir auszogen?

Den Ring, den sie Ihnen zum Abschied an den Finger steckte?

Mir einen Ring? Sie schlafen wol?

Schlaf' ich? Träum' ich vielleicht?

Hackert, seien Sie still! In meinem Leben nehm' ich Sie nicht wieder hier mit . . .

Was wollen Sie denn? Ich weiß doch, daß Sie da an der linken Hand immer einen Ring trugen und Louise hat mir selbst gesagt, daß sie Ihnen noch einen Ring geben wollte. War's der nicht?

Mir einen Ring geben? Sie verwechseln sich wol mit sich selbst!

Halten Sie mich für eitel? Die Louise hat Nachsicht mit mir gehabt, weil ich Ihr Freund bin.

Lassen Sie mich in Ruhe!

Aber ich habe ja die Haare selbst gesehen, die sie für Sie abschnitt. Köstliche braune Haare, Schmelzing. Sie gab sie zum Haarflechter und es sollt' ein Ring für Sie werden. Hernach zogen Sie aus und erkundigten sich nicht mehr nach einem Mädchen, das Sie überraschen wollte! Sie staunen, Schmelzing? Sehen Sie, daß Sie doch zu kurz kommen mit Ihrem

ſchlechten Geſicht und Gehör. Plato hatte auch kein Glück in der Liebe; denn er war kurzſichtig. Man nennt Das die Platoniſche Liebe. Man muß ein ſcharfes Auge haben, um in's Herz zu ſehen, und wenn Eins laut ſeufzt und man iſt ſtocktaub und hört's nicht, ſo war man freilich ein Eſel. Vergeben Sie mir meine Freimüthigkeit.

Hackert, Sie machen mich ganz confus.

Aber wonach riecht Das hier? rief Hackert plötzlich ſich aufrichtend.

Schmelzing zog mit der Naſe die Luft ein ...

Eau de Cologne, Schmelzing! ſagte Hackert. Hier ſind Frauenzimmer in der Nähe.

Die Wirkung dieſer raſch geſprochenen Worte auf Schmelzing war elektriſch. Im Nu verlor er wirklich alle Beſinnung. Hatte ſchon der Wein, die Erwähnung Louiſen's, der Ring mit den Haaren, die Platoniſche Liebe ihn in eine Steigerung ſeiner Empfindungen verſetzt, ſo überfiel ihn bei der Vorſtellung von Eau de Cologne und von in der Nähe befindlichen Frauenzimmern ein förmlicher Schwindel. Hackert in aller Ruhe, trocken und kauſtiſch, blieb bei ſeiner Vorſtellung von einem feinen Parfüm, ſtand auf und behauptete, der Duft käme von dem zweiten Kreuze her. Er blieb ſtehen. Fortgehen wollte er nicht. Schmel-

zing bekam ſonſt zu viel Gelegenheit nachzuſchreiben. So ſetzte er ſich dicht wieder in ſeine Nähe, umſchlang Schmelzing, zog ihn an ſeine Bruſt und flüſterte ihm ohne Zeichenſprache in's Ohr:

O Schmelzing, was ſind doch die Weiber für paradieſiſche Teufel! Eau de Cologne! Die künftige Seligkeit ſchlägt man um ſie in die Schanze! Aber man muß ſich recht umarmen, ſich richtig küſſen, Schmelzing! Die Meiſten wiſſen gar nicht, was in den Lippen für Geheimniſſe ſchlummern. Sie haben gute Lippen, Schmelzing! Nicht lachen! Nur nicht lachen hier! Da hört alle elaſtiſche Kraft auf! Ernſthaft, Schmelzing! Und nun den Mund voller genommen! Luft gepumpt, daß die Segel ſchwellen! Schmelzing, Sie müſſen wunderſchön lieben können! Wenn ich Louiſe wäre und ich neigte mich ſo zu Ihnen und Sie fühlten mich hier dicht am Herzen und ich ſagte: Schmelzing! Schmelzing! Gottlicher Schmelzing!

Der verwitterte alte Schreiber zerfloß in der That bei dieſen von Gebehrden unterſtützten Schilderungen ſeines Collegen in völlige Beſinnungsloſigkeit. Das Portefeuille, der Bleiſtift waren ihm entfallen. Er hörte nicht mehr, er kicherte nur noch und meckerte. Dennoch mußte Hackert fürchten, daß er ſich beſinnen und ihn mit Gewalt von ſich ſtoßen würde. In dem

Augenblick kam seiner Keckheit ein weibliches Lachen zu Hülfe, das wirklich von der Seite des linken Kreuzes her emporschallte. Es klang ganz dumpf, ganz fern, aber Hackert hörte deutlich, daß weibliche Stimmen in der Nähe scherzen mußten ...

Hören Sie, Schmelzing, rief er. Hören Sie! Weiber! Eau de Cologne, wie Sie's gleich gerochen haben! Kommen Sie! Kriechen Sie mir nach! Kriechen Sie!

Schmelzing konnte sich in der That nicht mehr aufrechthalten. Seine Sinne waren so verwirrt, Hackert hatte so beredtsam alle schlummernden Geister seiner Sehnsucht geweckt, daß ihm war wie einem Taumelnden. Er kroch auf allen Vieren hinter Hackert her an den linken Flammenschein. Anfangs hörte er nichts von dem Lachen, das Hackert vernommen haben wollte. Wie er aber so dicht an der linken Kreuzesöffnung war, wie vorhin an der mittleren, machte die Wölbung, daß man Ohrenzeuge einer, wie es schien, sehr heitern Scene war. Man hörte Gläser klingen, das Lachen von Frauenzimmern und eine männliche, etwas rauhere Stimme, die sich in phantastischen Huldigungen zu ergehen schien.

O verdammt! flüsterte Hackert, daß man nicht hinunterblicken kann. Nächst dem Genusse, selbst zu

lieben, gibt es ja keinen größern, als Andre ſich lieben zu ſehen. Wie viel Frauenzimmer ſind Das wohl?

Schmelzing bedeutete Hackerten zu ſchweigen. Ihr Rutſchen, ihr Plaudern, ſagte er, würde ſie noch verrathen. Er fing wieder in der Zeichenſprache zu geſtikuliren an und lauſchte ſo gierig auf die Scene, die in dieſem Gemache aufgeführt zu werden ſchien, daß er die Politik, die Demokratie, die Arbeitervereine vergeſſen hatte. Hackert's mephiſtopheliſche Natur war im vollſten Gange. Er bediente ſich aller nur möglichen Einfälle und Schnurren, um Schmelzing zu betäuben. Die ganze Ungebundenheit ſeiner wilden Phantaſie tobte ſich aus.

Schmelzing ſchnalzte mit der Zunge, wie ein Hecht, der vom Trockenen in friſches Waſſer kommt. Sein ganzes Weſen ſchwänzelte. Hackert ſagte, aufregend genug, mit der Fingerſprache, in der bekanntlich die Neapolitaner noch mehr ſagen, als man mit der Sprache ſich zu ſagen getraut:

Ich wette, es ſind ſechs Mädchen, Schmelzing, und nur Ein Mann!

Gehen Sie weg, ſechs Mädchen?

Ich unterſcheide wenigſtens vier Stimmen. Es iſt ein Herr, der nicht zu den jüngſten gehört. Zwei ſitzen ihm auf dem Schooß. Eine, Schmelzing, legt

ſich ihm eben quer über die Schulter und eine hat ſich einen Fußſchemel heran gerückt und legt den Kopf auf ſeine linke Knieſcheibe . . .

Das ſehen Sie Alles, Hackert?

Ich hör' es ja, alter Freund! Es ſind Tänzerinnen! Sie ſtehen jetzt auf und wollen ihm eine Polka vortanzen. Sie rücken die Stühle zurück. Platz gemacht! Sie treten an. Ha! Wie ſie die Kleider faſſen! Sehen Sie, Schmelzing, nein ſehen Sie dieſe Füße! Sehen Sie die weißen Strümpfchen! Die hat rothe Strumpfbänder mit einer emaillirten Schnalle! Sehen Sie denn die Schnalle nicht? Ich ſehe die Schnalle, wie ſie blinkt, Schmelzing!

Sie ſind verrückt, Hackert! Wo ſehen Sie denn die Schnalle? rief Schmelzing und verbrannte ſich faſt die Naſe.

Jetzt nehmen ſie die Champagnergläſer und tanzen an ihm vorüber, fuhr Hackert fort. Jedes mal, wenn Eine vor ihm vorbei kommt, muß er raſch trinken. Dann kommt die Andere, die Blaue! Dann die Dritte, die Rothe! Jetzt die Vierte, die Weiße! Jetzt die Fünfte . . .

Halten Sie ein! Es ſind nur Drei!

Woraus merken Sie Das?

Sie ſprechen ja ſo deutlich, daß man ihre Stimmen unterſcheiden kann. Die Eine ſpricht ein Bischen tief.

Das lieb' ich, Schmelzing. Je tiefer die Stimme, deſto mehr Feuer. Der Mann muß zweiten Tenor, die Frau zweiten Sopran ſprechen, Das iſt das wahre Duett der Liebe, Schmelzing. Sie Ihrerſeits ſprechen ganz in der rechten Mittelhöhe, Schmelzing!

Sie machen mich noch toll, Hackert!

Schmelzing mußte ſich mit Gewalt losreißen. Hackert wühlte zu grauſam ſeine Phantaſie in Grund und Boden um. Er lag erſchöpft. Hackert lehnte ſich zu dem Lichtſchimmer hin. Beide horchten.

Es ſchienen ein Herr und nur zwei Damen zu ſein, die unten völlig unbelauſcht zu ſein glaubten. Das Klingen der Gläſer hatte aufgehört, das Lachen ſich gemäßigt. Man konnte die Worte der Unterhaltung deutlicher vernehmen.

Dieſe lautete eben:

Aphroditiſche Weſen, ſagte die männliche Stimme, laſſet uns zum letzten male noch von dem Schaum opfern, dem die Göttin entſtiegen iſt, deren würdige Prieſterinnen Ihr Euch nennen dürft! Steige auf, cypriſche Welle! Lodre, brodle, ſchäume!

Ein Geräuſch verrieth, daß ein Champagnerkork

aufflog. Zwei Mädchenſtimmen ſchrieen vor künſtlichem Schreck . . .

Die Gläſer her! fuhr die männliche Stimme fort, das Glück verrauſcht! Kurz iſt der Augenblick der Freude!

Mit Brotrinde umgerührt, ſagte das eine Frauenzimmer, ſo dauert's länger.

Künſtlich! Künſtlich! Allzukünſtlich, Diotima! ſagte die männliche Stimme.

Diotima? fragte das Frauenzimmer. Ich heiße . . .

Man hörte nicht recht den Namen, den ſie ſprach.

Pſt! rief Hackert. Sie heißt . . . haben Sie's gehört?

Schmelzing nickte, als wollte er ſagen, er verſtünde Alles.

Nein, Diotima, ſagte wieder die pathetiſche Stimme. Was ſoll mir des Brotes Rinde! Was ſoll mir der künſtliche Perlenflor! Die Natur verſchmäht die Nachhülfe der Kunſt. Oder biſt du mehr für die Kunſt, du ſchlanke Aspaſia?

Spaſia? ſagte Schmelzing. Das war deutlich.

Aspaſia? wiederholte die andere Stimme. Ich heiße . . .

Man verſtand wieder den Namen nicht.

Wie? bedeutete Hackert ſeinen Collegen.

Spasia! wiederholte dieser kichernd.

Aspasia! Mädchen! Es sind die Namen, die Ihr in den Sternen führen werdet; Plato's Freundinnen hießen Aspasia und Diotima.

Plato's! fiel Hackert zu Schmelzing ein. Verstehen Sie? Das ist ein Gelehrter da unten. Plato hatte kein Glück in der Liebe, obgleich er kurzsichtig und hartherzig war und sehr früh eine Brille trug.

St! winkte Schmelzing.

Trinkt, Mädchen! rief der Redner unten. Trinkt aus des Spitzglases unschöner Form! Krystallene Schalen von gewobenem Glase, röthlich angehaucht, sind des Schaumweins würdigere Pokale! Trinkt oder thut wie ich!

Ah! riefen die Mädchen. Sie verschütten ja ...

Das köstliche Naß auf des Hauses geheiligten Grund? So mußt du den Göttern opfern, Diotima!

Mit Erlaubniß, antwortete Diotima, zum Aufscheuern ist Champagner doch wol zu kostbar.

Opfre! schrie der Sprecher in der Trunkenheit.

Diotima sträubte sich.

Opfre!

Aspasia schien dem bachischen Priester das Glas wegzunehmen. Dann sagte sie mit gurgelndem trinkenden Tone: Da! Nicht auf die Erde!

Die verſteht's! ſagte Schmelzing, der für die Barrikaden und Arbeitervereine nun kein Ohr mehr hatte.

O hätt' ich Reben, hätt' ich Kränze, rief der Sprecher unten, könnt' ich mich ſchmücken wie Apollo! Und Ihr, Freundinnen, im griechiſchen Gewand, Ihr ſchrittet mit zur Seite, wie Prieſterinnen! Ha, könnte ich dieſes dumpfe Kellerloch umzaubern zu einer Tempelhalle! Rufen möcht' ich wie Fauſt nach dem Tranke der Hexe, damit ich losgebunden, frei, erfahre, was das Leben ſei.

Schmelzing zeigte nach dem Kopfe.

Zu viel? fragte Hackert.

Zu wenig! antwortete Schmelzing ſchüttelnd.

Er hat entweder oder iſt! ſagte Hackert beſtätigend.

Aber da oben, da oben, ſeht Ihr's? rief die exaltirte Stimme plötzlich.

Raſch fuhren die beiden Lauſcher zurück. Unwillkürlich kam ihnen dieſe Bewegung. Im erſten Augenblick glaubten ſie ſich geſehen. Aber die Stimme ſprach:

Seht Ihr's da oben, das Kreuz in der Mauer? Biſt du ſchon wieder da, nazareniſche Mahnung? Spukſt du denn überall, trauriges Memento mori? Hinweg von Griechenlands Götterſöhnen jagſt du mich? Nein! Mit Roſen, nicht mit Dornen erlöſt man die Menſchheit. Küßt mich, Mädchen! Nach Korinth!

Tabak geraucht? Diese Frauen verstehen das vielleicht nicht besser oder sie haben eine andere Absicht, die wir nicht errathen können. Sie aber darum zu fragen, möchte schwerlich Erfolg haben; denn mit dem ersten Zuge aus der dampfenden Pfeife scheint bei Allen jede Theilnahme an der Außenwelt verschwunden. In dem duftenden Wolkennebel herrschte eine geheimnißvolle Stille. Alle Worte waren von der Zunge verbannt und selbst wenn die Rauchende auf einen Augenblick die Pfeife vom Munde nahm, blieb sie lautlos und hatte für ihre Nachbarin weder eine Frage noch Antwort, wenn sie wäre verlangt worden. Doch bald zogen durch dieses Schweigen einzelne Laute, die von allen Stimmen nach einander aufgefangen und wiedergegeben wurden. Es waren Seufzer der Erwartung, ein entzücktes Ach der Ueberraschung. Ein seliges, freies Athmen entrang sich der tiefsten Brust; dieser Hauch schien seine Wolkenarme auszubreiten und die ganze Welt der Erinnerungen und Hoffnungen zu sich heranzuziehen. Es war, als stürbe dieser Athem an der Größe seiner Sehnsucht einen seligen Tod. Denn auf Augenblicke trat das Schweigen wieder ein, die Pfeifen dampften glühender, die Wolken stiegen undurchsichtiger.

Diese Abwechselung kehrte zu öfteren Malen wieder; doch verkürzten sich die Intervalle zwischen den Pausen und der leisen, athmenden Musik dieser in Seligkeiten aufgelösten sechszehn Weiber. Die Entzückungen wurden anhaltender, die innere Luft machte sich mit lauten Worten kund, der Tabak in den Pfeifen verglomm, die Chinesinnen lagen mit ausgestreckten Armen und geschlossenen Augen auf ihren Polsterkissen. Die einzelnen Worte in dem Munde der Einzelnen gewinnen einen Zusammenhang; die tollsten Phantasieen

Nach Korinth! Die Trümmer des Altars, den Paulus zertrümmerte, den Altar des unbekannten Gottes helft mir ſuchen! Es lebe der unbekannte Gott von Korinth!

Schmelzing machte wiederholte Zeichen des Wahnſinns, den er bei dem Sprecher unten vorausſetzte. Hackert aber ſagte, daß er ihn für irgend einen verdorbenen, vielleicht abgeſetzten Geiſtlichen halte, der hierher gekommen wäre, um beim Miniſterium ſich auszuklagen und in der Desperation ſich mit dieſen Damen in den Rathskeller verirrt hätte, um im Champagner ſeinen Zorn zu ertränken. Die Mädchen ſchienen ihn zum Beſten zu haben, ſie lachten und neckten ihn, trotz der Zärtlichkeiten, die ſie ihm geſtatteten.

Plötzlich ſchwieg der Sprecher. Die Gefährtinnen fragten ihn, ob er ſeinen Text zu Ende hätte. Er antwortete nicht. Sie ſtießen mit ihm an. Es klang hohl wider, aber er antwortete nicht. Sie plauderten vom Wetter, vom Putz, vom Theater. Er antwortete einſylbig. Sie erwähnten den Prinzen Egon, ihre große Freude, daß im Hauſe und der Verwaltung deſſelben nicht nur Alles beim Alten bliebe, ſondern dieſe noch vergrößert, noch erweitert würde. Alles würde prächtiger, herrlicher, glänzender!

Im Hauſe des Prinzen Egon? fragte Hackert.

Er iſt wol eingeſchlafen, ſagte Schmelzing, der nur auf die Orgie ſelbſt Acht hatte.

Nein, nein, er brummt bald: Danke, Diotima! bald: Danke, Aspaſia! berichtete Hackert.

Er ſcheint nichts vertragen zu können, er wird einſchlafen . . .

Und die Mädchen plündern ihn aus? Das geſchieht ſchon ſo —

Aber im Rathskeller!

Seltſam! Es iſt ein Fremder oder ein Gelehrter, der eigentlich mit dieſen Damen noch lieber in die Halle des Gambrinus gegangen wäre. Wer ſind ſie nur?

Er klirrt mit einer vollen Börſe.

Die ganze Geſchichte kommt mir lateiniſch vor. Es iſt als wenn ein ſchweinsledernes altes Buch auf einer modernen Damentoilette läge!

Si! Si!

Die Mädchen beklagen ſich über ihres Freundes ſchlechten Humor. Der Kellner wird bezahlt und ſcheint zu gehen.

O, o, horte man jetzt den Sprecher wieder, ſeht, ſeht das Kreuz! Als wir eintraten, hatt' ich es nicht bemerkt. Seit mein Auge darauf gefallen, iſt der Blick verdunkelt. Aspaſia, Diotima —

Nenn' uns Dorette und Florette!

Was? rief Hackert nach diesen laut und ärgerlich gesprochenen Worten. Sind Das die ...

Laßt mir den Traum, Euch für Wesen zu halten, rief der Redner, für Wesen, die früher lebten, ehe man die Pariser Moden erfand. Du bist schön, Aspasia, und bildsam. Tietima ist lieblich und hat einen Anflug von Seele. Ihr solltet Euch bilden, Kinder! Es schlummern Ideale in Euch!

Du bist gerade wie unser Alter, sagte die Eine, wahrscheinlich die mit dem Seelenanflug ...

Wie so?

Dem gehen auch beim ersten Glas die Augen über ...

Gingen mir die Augen über, Mädchen? fragte der immer verstimmter werdende Enthusiast. Saht Ihr Perlen nicht blos im Glase? Wo sahst Ihr Perlen, ihr schlanken Bacchantinnen? In meinem Auge? Als ich zum Kreuze aufblickte? Stummes Wahrzeichen, das du über uns schwebst, welche Freuden schließt der Himmel ein, an dessen Pforte du gezeichnet stehst? Senke dich nicht herab, auf mich, todtes Holz! Soll ich's tragen zur Schädelstätte? Soll ich dir die Last abnehmen, Erlöser? Kommt, kommt, Mädchen! Das Haus fällt zusammen, hier ist's entsetzlich. Die Decke bricht! Die Bogen wanken! Hülfe! Hülfe! Kommt, kommt!

Schmelzing zitterte an allen Gliedern. Hackert horcht.

Die Mädchen wollten so nicht fort. Sie glaubten ihren Freund verletzt zu haben. Sie nannten ihn mit mehr Ehrerbietung. Sie verwünschten, daß sie seiner Einladung gefolgt wären und sich zu einem Abend verstanden hätten, der nun verdorben wäre.

Seid Ihr von den thörichten Jungfrauen? fragte der melancholische Sprecher. Was geht Euch denn meine Kreuzesfurcht an? Haltet Eure Lampen hell, Mädchen! Der Bräutigam sammelt sich. Denkt Ihr, daß Euch ein Mann liebt, dessen Seele leer und hohl wie ein Tanzsaal ohne Tänzer ist? Ich zieh' Euch ja nicht hinunter in den Abgrund meines Herzens! Ihr bleibt ja oben, wo die Sonne scheint und grüne Sträucher stehen. Kommt an die Luft! Unter die Sterne! Hängt Euch an meinen Arm. Es scheint still draußen. Man wird mich nicht kennen. Rasch hinausgehuscht! Klinkt die Thür auf! Niemand da? Niemand? Leb' wohl, du düstres Galiläa da oben! Gekreuzigter! Laß mich Arkadien suchen und weinen mit mir.

Damit verschwanden die Sprecher. Erst Alles still. Man hörte den Kellner brummen, die Flaschen und Gläser wurden weggenommen und im Nu erlosch auch

das flammende Kreuz. Der Kellner hatte den Hahn der Gasflamme umgedreht.

Hackert und Schmelzing lagen nun im Dunkeln und ganz betäubt. Diesen melancholischen Ausgang einer leichtfertigen Scene hatten sie nicht erwartet. Hackert hatte eine Ahnung, was sie wohl bedeuten konnte, Schmelzing verstand sie nicht. Er war so abgekühlt, so getäuscht in seiner Spannung, so voll Aerger, daß er fast zum lauten Verwünschen dieser Störung fortgerissen wurde und zu dem mittleren Kreuze zurückschlich. Hackert, grübelnd über Den, der unten mit den Fräuleins Wandstabler eine solche Scene der Lust und Reue, ja die Monologe eines gefallenen Luzifers hatte aufführen können, kroch nach. Der, der eben am mittleren Kreuze sprach, war der Major von Werdeck. Man vernahm Ausdrücke wie: Todesverachtung! Sein Leben in die Schanze schlagen! Fast wüthend, daß ihm der ganze Abend mislungen war, ergriff Schmelzing seinen Bleistift und fing blindlings zu notiren an. Jetzt ergriff es Hackerten, als müßte er einen äußersten Entschluß wagen. Die Worte jenes übersättigten und vielleicht von Reue gequälten Mannes hatten eine eigenthümliche Wirkung in ihm hervorgebracht. Er war plötzlich zum Scherze nicht mehr aufgelegt. Es hatte etwas auch in sein Innerstes hinein-

gegriffen, das er nicht gut enträthſeln konnte. Ueberſättigung kannte er wohl. Der unterirdiſche Sprecher hatte etwas davon angedeutet und doch war noch ein anderer Geiſt in ſeinen Worten geweſen, den er nicht zu faſſen vermochte. Ungeduldig über das Nachdenken, in das ihn die Scene verſetzte, verſtimmt über das Scheitern ſeiner Störungen eines abſcheulichen Spionengeſchäftes war er nahe daran, Schmelzing von hinten zu packen. Wie, wenn ich ihm die Gurgel zudrückte und ihn von der Zelle fortſchleppte? dachte er und erhob ſich und ſchritt jetzt auf und ab, ohne ſich um Schmelzing's wüthende Winke zu bekümmern.

Bei dieſen Wanderungen, die wiederum bewirkten, daß Schmelzing nicht aufhorchen konnte, kam Hackert an das rechts liegende dritte Lichtkreuz, wo ebenfalls geſprochen wurde. Er hörte überraſcht hin und vernahm eine gebrochene franzöſiſche Ausſprache, wie [redacted] dem Mittelkreuz. Andere Stimmen miſchten ſich in den Vortrag des prononcirteren Franzoſen. Eine gewichtige Baßſtimme ſtimmte in die Aeußerungen des Franzoſen mit ein, während eine andre opponirte. Der Schall mochte ihn verführen, die Geſellſchaft für zahlreicher zu halten, als ſie war. Deutlich hörte er das Klappern eines Degens, mußte alſo annehmen, daß auch ein Offizier in der Nähe dieſes dritten Kreuzes

war. Bald unterschied er das Thema, das besprochen wurde. Es war ein politisches. Er hörte den Namen der Jesuiten nennen. Man bat mehrfach den Franzosen, sich offen über diese Gesellschaft auszusprechen. Man versicherte ihn, daß er sich unter Freunden befände, unter den aufrichtigsten Verehrern einer Politik, die nicht auf Kleinliches und Geringes, sondern auf Weltplane losssteuere. Als die Baßstimme mit priesterlicher Salbung sagte: Dies ist der berühmte General, der mit dem Jahrhundert Fangball spielt, gleich dem Eskamoteur des Zaubertisches, der vielgefürchtete sogenannte Jesuitenfreund . . . als Hackert diese Worte überlegte, für seinen Fall erwog, kehrte er zu Schmelzing zurück und machte ihm Gestikulationen, die nichts Anderes sagen wollten als:

Esel! Esel, die wir sind! Hier liegen wir und vergeuden die Zeit! Da ist die Stelle, wo Par unsre Ohren hinbeordert hat. Ein Franzose, nicht wahr?

Ja wohl! nickte Schmelzing.

Ein Offizier?

Natürlich!

Donner! Hier sind ja die Rechten! Hier sitzen die Mordbrenner! Ich bin starr, was ich gehört habe . . . Königsmord!

Allmächt'ger Gott!

Schmelzing! Hier iſt's ja! Stimmen ſo heiſer wie die Banditen! Sie hören hier jedes Wort! Kommen Sie einmal her!

Damit zog Hackert den erſtaunten Schmelzing empor. Dieſer, der ein Misverſtändniß für nicht unmöglich hielt, folgte. Als er den Franzoſen huſten und naſeln, den Degen des Generals klappern hörte, war ihm kein Zweifel mehr. Die Phraſe, die eben ausgeſprochen wurde: Wir leben nun einmal im Zeitalter der Revolutionen! zog ihn wie auf's Commando ſogleich zur Erde nieder. Und wie ein Stenograph ſich nicht erſt lange beſinnen darf, ſondern mechaniſch die Hand dem Ohre ſogleich folgen läßt, ſo ſchrieb auch ſchon Schmelzing, während er ſich noch niederließ. An den Wein und den Eßproviant, den Hackert in ſeine Nähe rückte, dachte er nicht; ſo emſig holte er das Verſäumte nach und ſchrieb und ſchrieb und blickte nicht mehr auf, denn ſein Pergament füllte ſich, Streifen auf Streifen. Er ſchrieb wie athemlos.

Während Schmelzing die gemüthliche Unterredung des Propſtes Gelbſattel mit dem General Voland von der Hahnenfeder und dem Emiſſair einer philanthropiſchen Geſellſchaft, Herrn Sylveſter Rafflard, die man in einer völlig abgeſchloſſenen Trinkzelle des vielgeſuchten alterthümlichen Rathskellers veranſtaltet hatte, Wort

für Wort für die Polizei niederschrieb und nun nicht im Mindesten mehr von Hackert in seinem Amtseifer gestört wurde, wandte dieser ihm den Rücken und hörte, endlich freiathmend, die ihm nun allein vernehmbare Erzählung, die nach einem lebhaften Zusammenklang der Gläser eben der Offizier unter seinen Freunden vortrug und in welcher ihn anfangs nichts interessirte, nichts ihm verfänglich schien. Er hörte gleichgültig bis auf die Stelle, wo ein Verhältniß erwähnt wurde, das dem seinigen zu Melanie Schlurck außerordentlich ähnlich sah. Als er hörte, daß dort unten von einem vermeintlichen Bruder eines Mädchens die Rede war, das dieser durch Bildung, Eifer und Anstrengung sich erobern wollte, entfuhr ihm so laut jener unten vom Major gehörte Seufzer, daß sich Schmelzing umwandte und ihm drohte. Die Erzählung brach aber ab oder wurde leiser, weil wehmüthig. Er hörte nichts von dem ferneren Unglück Leidenfrost's. Er war in ein düsteres, trübes Sinnen verfallen. Erst als Tankmar seine Stimme erhob und wieder kräftig über die Zeit und die Menschen im Allgemeinen zu reden begann, verstand Hackert deutlich, was verhandelt wurde.

Tankmar's Rede konnte er sich natürlich nur in den Hauptideen merken. Wörtlich aber lautete sie, wenn wir wieder zu der Gesellschaft zurückkehren wollen, wie folgt.

# Zehntes Capitel.

## Dankmar's Weiberede.

Das Erbe der Gebrüder Wildungen, sprach Dankmar, erscheint also im Lichte der öffentlichen Meinung als ein ungerechter Rückgriff in den Lauf der Zeiten! Und doch ist es ein sprechender Beweis für den Kampf der Interessen, wie sie sich befehden, vernichten. Auch wir berufen uns auf dasselbe Siegel, von dem der Staat und die Kirche, das Allgemeine und die Gemeinde ihre Rechte herschreiben. Wir zeigen an einem grellen Beispiele, daß sich Gesetze und Rechte wie eine „ewige Krankheit" forterben.

Ob wir gewinnen, ob wir verlieren, die Zukunft wird es zeigen. Man wird Lücken in meinen Beweisführungen entdecken, man wird Papiere finden, man sucht sie wenigstens, die unsere Ansprüche entkräften sollen. Gesucht nur oder gefunden, ich schwinge mich auf einen höheren Standpunkt und will in dem Wett-

ſchwirren durch den Saal; Nord und Süd, Feuer und Waſſer, Liebe und Entſagung verwirren ſich in einander; es gibt keine Wünſche, keine Hoffnungen, keine Träume mehr; die Götter ſteigen von ihren Wohnungen herab und öffnen alle Seligkeiten aller Himmel.

Yeg-Jeg, dieſelbe, welche vor einer halben Stunde über zwei gefundene Stecknadeln ſich die Hände vor Freude wund klatſchte, war vielleicht die ſchönſte unter den Weibern des Correſpondenten; die jüngſte war ſie ohne allen Zweifel. Ihre Träume rannen zuerſt zu einem vollſtändigen Sinne zuſammen. Ein Gott ſprach aus ihrem Innern, nur bediente er ſich ihrer hellen, zarten, kindiſchen Stimme, ſo daß die ungeheure Gewalt der Empfindung und Vorſtellung gegen den Ton, in den ſie ausbrach, ſeltſam lächerlich abſtach. „Ach, wie ſchnell," rief ſie, „tragen mich die Flügel durch die Tage und Nächte, welche ich brauchte, um in dieſe kalten Gegenden zu kommen! Ich fliege wie der Vogel Peng, welcher hunderttauſend Li in einem Fluge macht. Ich ſehe Wogen, weiß wie der Schnee, bis zum Himmel hinaufblitzen; die tauſend Blumenbeete von Lo-Yang entfalten, von dieſem Schnee benetzt, ihre Kelche. Ach, dieſe gelben Fluthen ſind das Bett meines heimathlichen Hoanghoflusſes. Ich ſehe dich wieder, Tſchang-Kong, die Leuchte meiner Seele! Ich zweifle nicht daran, daß du jetzt dein Examen beſtanden und die Würde eines graduirten Doctors erlangt haſt. Du warſt in allen Königreichen, welche der naſſe Gürtel deſſelben Fluſſes umgibt, der Fleißigſte. Ja, mein Geliebter war ſo fleißig, daß er durch ſeinen Eifer ein eiſernes Dintenfaß aufgerieben hätte. Er hat alle klaſſiſchen Schriftſteller ſtudirt! Er war wie der Wurm, der mitten in Büchern lebt und es

kampfe, den die berechtigten Gewalten aus ererbter Autorität täglich aufführen, einen neuen Mitstreiter auftreten lassen, eine Wiederherstellung jenes Ordens, von dem unsre Erbschaft im Grunde herrührt.

Wenn ich mich in der Geschichte umsehe und eine Macht vermisse, die das Individuum gegen das Allgemeine in Schutz nimmt, so muß ich beklagen, daß jene Idee der geistlichen Ritterorden an dem freilich begründeten Mistrauen der weltlichen und geistlichen Gewalt scheiterte. Philipp der Schöne von Frankreich ließ Hunderte von Tempelherren foltern, verbrennen. Man sagt, weil er sie um ihre Schätze beneidete. Treffender ist der Grund, wenn man sagt, weil er eine Ritterschaft fürchtete, die das heilige Grab nicht mehr behaupten konnte, sich nur noch auf Rhodus und später Malta hielt und in Frankreich allein über dreißigtausend in jedem Augenblick marschfertige Reisige zu gebieten hatte. Neben einer solchen von sich selbst abhängenden Wehrkraft konnte die königliche Gewalt nicht bestehen. Jeden Wink des Papstes konnte der König gewärtig sein von diesen mächtigen Tempelherren ausgeführt zu sehen. Aber auch die Geistlichkeit fürchtete die Tempelherren. Sie hatten im Oriente Duldung gelernt. Statt die Sarazenen zu vernichten, lernten die Templer das Menschliche, Gleichartige,

Brüderliche an ihnen schätzen. Tempelherr und Emir schlossen Freundschaftsbünde und sogar die Religionen näherten sich. Diese Ritter hatten die Welt gesehen, ihr geistliches Kleid moderte nicht mit ihnen in der Klosterzelle, ihr Skapulier war das Schwert, sie tummelten sich durch das Leben mit Thatkraft und Selbstgefühl. Frei waren sie von dem Plagedienst der Observanzen. Sie konnten Messe lesen lassen auch in Gegenden, wo ein Fluch der Kirche die Glocken zu schwingen verbot und die Sakramente nicht verabreicht wurden. Sie waren auch der Geistlichkeit, der sie damit großen Eintrag thaten, zu frei, zu weltlich, zu weltmännisch und zu vorurtheilslos.

Die Templer wurden vernichtet. Die St.-Johanniterritter setzten die Mission derselben fort. Leider fand man sie nur in der Eroberung des heiligen Grabes, in dem Kampfe mit den Türken. Dieser zuletzt unwahr gewordene Zweck bot kaum einen anständigen Deckmantel für den behaglichen Genuß der reichen Güter des Ordens. Wohlleben, Ueppigkeit nahmen überhand. Nur die Malteser behielten ihren Beruf noch, als bewaffnete Missionaire zu wirken. Der Gedanke, Mittler zu sein zwischen Kirche, Staat, Gemeinde kam zu keiner Ausbildung mehr. Nur die Vehme, die heilige, unterirdische, war die letzte Ergänzung des wilden,

rechtlosen, verworrenen damaligen Lebens gewesen. Die Gerichte der rothen Erde vertraten die Gerechtigkeit, die keinen weltlichen Hof mehr zu finden schien. Die geistlichen Ritterorden verfielen. Sie, die den Tempel von Jerusalem bewachen sollten, wußten nicht, daß man einen neuen Tempel im eigenen Herzen, einen Tempel der Menschheit gründen, den ausbauen, den bewachen mußte. Sie, die auf Johannes den Täufer verpflichtet wurden, d. h. auf den Geist, nicht auf den Buchstaben des Christenthumes, sie schoben für den Prediger in der Wüste, der vor Christus schon christlich dachte und lehrte, Johannes den Jünger unter und kamen nun immer weiter von ihrem Ursprunge, ihrer ersten Bedeutung ab.

Die geistlichen Ritterorden, die der Papst immer und immer wieder bis auf die neuesten Tage erwecken wollte, hatten sich überlebt. In einer neuen höheren Verklärung mußten sie neu geboren werden und dies geschah für die päpstlichen Interessen in der geistlichen Ritterschaft des Ignazius von Loyola. Die Jesuiten sind nicht weltlich, nicht geistlich allein, sie haben die Klöster verlassen und tummeln sich auf offenem Felde unter den Lebendigen. Es sind die neuen geistlichen Ritter der römischen Hierarchie. Sie haben Schild und Lanze mit dem letzten Ritter, dem Don Quixote

von la Mancha, in die Raritätenkammer geworfen und kämpfen mit den Waffen des Geistes für die alte Welt im Gegensatz zur neuen. Die Philipp's von Frankreich, ohne oder mit der Möglichkeit, die Schönen beigenannt zu werden, wiederholen sich überall und zu allen Zeiten in Europa. In Portugal, Frankreich, Rußland vertrieb man die Jesuiten als eine geistbewaffnete Heeresmacht, die im Organismus des modernen, nur dem Fürsten gehörenden Staates keinen Platz gewinnen dürfe, wie die Templer nicht in Frankreich Platz greifen sollten. Man würde nur blind urtheilen, wenn man glaubte, daß Pombal und Choiseul die Jesuiten verfolgten aus Begeisterung für das Licht der Aufklärung. Nein! Die despotischen Alleinherrscher waren es, die ihre Macht nicht getheilt sehen wollten. Sie wollten sich auch sogar der Freunde entledigen, wenn sie ihnen mit der Zeit als Zweideutige oder zu Mächtige erschienen. Da, wo die Jesuiten den Machthabern eine verlorene Gewalt erwerben sollten, sind sie ihnen immer willkommen gewesen; Da aber, wo sie eine errungene Gewalt nun auch zu theilen wünschen, wird man immer geneigt sein, sie wieder zu entfernen.

Ich sprach von dem Tempel, den man in Jerusalem suchte und den man überall hätte finden können.

Eine Vorstellung dieser Art war es, die die Freimaurerei entstehen ließ. Wie ein Neugeadelter hat diese Gesellschaft gesucht, ihre Ahnen sich aus der Vergangenheit weither zu verschreiben und sich Vorfahren beizulegen, die nie daran dachten, die Geheimnisse des Schurzfelles zu kennen. Diese Gesellschaft hat das Glück gehabt, in einer Zeit, wo Ungeschmack und Unpoesie die Welt regierte, sich einen gewissen Nimbus organischer Natürlichkeit zulegen zu können und nicht dem Fluche aller künstlichen Mysterien, der Lächerlichkeit vor Laien, anheimzufallen. Ihre Ceremonien erscheinen Vielen ehrwürdig. Das will etwas sagen in einer Zeit, die jede neue Religions- oder Sektenstiftung nicht nur sogleich mit der Polizei, sondern auch mit dem Witze verfolgt. Die Freimaurer haben das Glück gehabt, weder der Polizei noch dem Witze zu erliegen und mancher denkende Kopf sogar hat versucht, aus den Spielereien ihres Ceremoniels abstrakte Wahrheiten, wenigstens der guten Sitte, zu entwickeln. Die moralische Dehnkraft dieses weltlichen Ordens ist aber sehr gering. Sie geht über einen gewissen anständigen Egoismus nicht hinaus. Anständigen Egoismus nenn' ich Den, der seinem Jahrhundert nichts Anderes als Wohlthätigkeiten spendet. Eine rüstige polemische Kraft liegt in der Freimaurerei

nirgends. Nur da, wo hinter der Maurerei Carbonarismus ſteckte, hat man von Märtyrern dieſes Ordens gehört. Die Freimaurer haben, als Thatprincip, höchſtens eine entſchiedene Antipathie gegen die Jeſuiten. Eben ſo iſt es umgekehrt. Sie bekämpfen ſich gegenſeitig. Mit Recht, denn ſie ſind die entgegengeſetzten Pole eines und deſſelben elektriſchen Stabes. Daß die Freimaurer ſich erhalten konnten, trotzdem, daß ſie von der Vollendung und Beſſerung der Menſchheit ſprachen, verurtheilt ſie allein ſchon im Auge des leidenſchaftlichen Menſchenfreundes, der da weiß, wie ein wahres Streben nach dieſem Ziele ſie ſehr bald würde vernichtet haben. Oder ſoll uns dieſe Thatſache doch ermuthigen, an die Möglichkeit einer geheimen Verbrüderung, die nur geiſtige Zwecke verfolgt, noch glauben zu können?

Die Gefahr, einen neuen Geheimbund zu ſtiften, iſt nicht gering. Wenn ich den Gedanken der Templer und der Ritter vom heiligen Johannes, dem Johannes der Wüſte, dem Täufer, wieder aufnehme und den Bund der Ritter vom Geiſte beantrage, ſo kenn' ich die gewaltigen Schwierigkeiten. Allein dieſe Schwierigkeiten ſind zu beſeitigen, wenn nur der Gedanke klar und es bewieſen iſt, daß eine ſolche Bundesgenoſſenſchaft der gleichen Geiſtesſtimmung wünſchens-

werth, nothwendig erſcheint. Eine Wahrheit, die
mal erkannt iſt, bricht ſich in jeder noch ſo ſchwieri
Form ihre Bahn.

Welchen Ausweg ſoll uns unſer jetziger Ka
bringen? Ich ſehe Intereſſen, ich ſehe Theorieen. I
ſind ebenſo leidenſchaftlich wie dieſe. Die Intere
und die Theorieen, beide beanſpruchen ein urſprüngli
Recht. Was läßt ſich dagegen einwenden? Soll B
vergießen entſcheiden? Ich bin nicht für das B
Ich weiß wohl, die Geſchichte iſt aus dem Blute
wachſen. Aber der moraliſche Menſch kann, darf n
ſagen: Ich will dieſe oder jene Wahrheit dadurch
weiſen, daß ich ihr dieſe oder jene Menſchen z
Opfer bringe! Kein Einzelner kann Das ſagen, w
eine Gemeinde, ein Staat, ein Volk ſagen darf. So
Stimmungen der Gewalt hängen auch von der g
ßeren oder geringeren Entzündlichkeit der hiſtoriſ
Kriſen ab. Der Denker, der ſittliche Menſch, der
nur auf ſich und die Menſchheit bezogen fühlt, k
nicht Blut predigen, nicht fordern, daß aus der V
nichtung des Lebens Leben ſprieße. Die Intere
der Exiſtenz ſind berechtigt. Die Menſchen, die
die Träger der Irrthümer ſcheinen, leben wie
Allen droht einſt das Maß der ewigen Vergeltu
Was erlaubt uns wol, vorzugreifen und die Geſchi

mit Gewalt zu bestimmen? Mag's ein Attila, ein Napoleon thun! Mag's ein Timoleon oder ein Ravaillac thun! Der Pranger, das Blutgericht, vielleicht eine Ehrensäule wird's ihm lohnen. Sein Name wird bleiben mit goldenen oder mit schwarzen Buchstaben. Das ist die ewige Persönlichkeit, die nicht aussterben wird! Aber wenn man zu uns kommt in unsre Denkerwüste und frägt: Was sollen wir thun, um in's Himmelreich zu kommen? Was sollen wir thun, um unsern Beruf als Menschen und Staatsbürger zu erfüllen? Dürfen wir da sagen: Dies und Das ist richtig, Dies und Das ist nothwendig, ergreift diesen Stab oder diese Fahne? Man sagt es alle Tage, man lehrt und predigt so an allen Straßenecken, aber wir kommen nicht weiter damit. Die Theorieen bleiben unpraktisch und die Interessen regieren doch die Welt.

Wenn mich Einer frägt, was soziale Wahrheit ist, ich weiß es nicht. Ich kann den möglichen communistischen Staat nicht beweisen. Und doch will ich auch nicht rathen, daß man im gemeinsamen Verkehr des Ideen- und Vorsatzaustausches sich mit Allgemeinheiten begnüge, wie die Freimaurer! Bilde dich selbst, dann bildest du die Welt! Bessere dich selbst, dann wird die Welt besser! Das sind Trivialitäten, gefährliche Gemeinplätze sogar und ganz ohnmächtige

den Jesuiten gegenüber! Die wissen Alles in nächs
Nähe zu fassen, die erblicken überall die Möglicht
einer Anwendung ihrer Principien, die treten sogle
in medias res und haben Gift, Dolch, Strang, Bib
Himmel und Hölle, Dialektik und Weisheit sogar z
Hand und wissen sie anzuwenden. Das jesuitis
Gegengift, das die Freimaurer bieten, ist laues Wass
Man wäscht damit seine Hände wie in laueſter U
schuld und bleibt ein aparter selbstzufriedener Egoist

Ich sehe, die Menschheit ist zersprengt, nicht n
den Interessen, auch schon dem Geiste nach. W
haben eine Religion, die christliche, die in ihrer eige
lichen Bedeutung nur noch Wenige bindet. M
sieht sich in den Kirchen, man befolgt den Rit
seiner Confession, man erklärt sich auch leidenschaftl
für den Namen des Heilandes, doch legt sich Je
die Bedeutung desselben anders aus und eigentli
Christen gibt es gar nicht mehr. Also gerade di
Auslegung ist das Wichtigste, um diese Auslegu
streitet man sich und vergoß um sie sogar Blut. I
Staate sehen wir uns erst dann, wenn uns der Kam
zusammenführt. Wir rufen immer erst mit der Tro
mel, mit dem Lärmsignal der Gefahr, wo schon d
gute Sache halb verloren ist. Da ist es für d
Gleichgesinnten zu spät! Da sind gleich Tausende, d

gerade für den Kampf nicht abkommen können, Tausende, die uns mißverſtanden, Abertauſende, die in einer Lage ſind, heucheln zu müſſen. Das iſt der wahre Jammer der Zeit, dieſe Lüge, dieſe Zaghaftigkeit, dieſer Scheindienſt der Wahrheit, eine Folge der völligen Nichtorganiſation der Geiſteskämpfe. Erſt auf dem blutigen Schlachtfelde erkennen wir Den, der neben uns im verſchloſſenen Viſir kämpfte. Und Den, der mit der Fahne in der Hand niederſank oder der die Breſche des feindlichen Lagers ſiegreich ſtürmte, Den hat man ſonſt vielleicht für ſeinen Gegner gehalten!

Ich will einen geheimen, keinen heimlichen Orden ſtiften. Die Geſellſchaften, aus deren Schooße die Verſchwörungen und Revolten hervorzugehen pflegen, ſind heimliche Geſellſchaften. Die Jeſuiten- und Freimaurerbünde ſind geheime, nicht heimliche. Ihr Ritus bringt es wol mit ſich, daß ſie nicht Jeden zulaſſen, der auf ihre Symbole nicht vereidigt iſt, aber ihr Wirken, ſo verſteckt es iſt, iſt nicht eigentlich heimlich, auch ihre Symbolik iſt es nicht. Sie ſind geheim, ohne unzugänglich zu ſein. Ich will gar nicht unmöglich machen, daß man von Dieſem oder Jenem ſage: Er iſt Einer von den Rittern und Reiſigen vom Geiſte! Nur dürfen, wenn die Genoſſen einen

nie satt wird, sie zu verzehren. Auch die Nächte verwandte er auf seine Studien; wenn er kein Licht bezahlen konnte, so las er bei dem Dämmerscheine des Schnees, der durchs Fenster fiel, oder im Sommer bei dem funkelnden Lichte, welches der Glühkäfer um sich verbreitet. O wie selig bin ich, daß ich meinen treuen Freund, den Doctor, in meine Arme schließe!"

Die Worte, welche ihre Nachbarin aussprach, kamen etwa auf folgende Phantasie zurück: „Es müßte gar keinen neunten Himmel geben, wenn ich mich nicht jetzt in ihm befände. Das muß wahr sein: mein Gemahl ist der schönste Mann in Peking und da Peking die Blume aller Städte ist, so ist er auch der schönste in allen Königreichen, deren Namen herzuzählen ich jetzt keine Zeit habe. Er ist Vicepräsident am Ober-Ceremonien-Gerichtshofe und hat ein System der feinen Lebensart herausgegeben, nach welchem ich mich hauptsächlich gebildet habe. Ach, dieser Mann lebte nur in Complimenten; selbst wenn er des Abends in meine Kammer trat, so löste er niemals meinen Gürtel, ohne mir etwas Schmeichelhaftes zu sagen. Muß ich mich aber nicht überaus glücklich schätzen, daß der Vicepräsident jetzt hinter mir steht und die modische Art, meinen Zopf aufzustecken, mit dem Beifall eines Kenners beehrt! O, mein Tsoui, wie freue ich mich, daß ich deinen Tod ohne alle Ursache beklagt habe! Wie konnt' ich auch glauben, daß du an einer Leberverhärtung gestorben bist! Ich hielt mich eine Zeit lang für sehr verlassen und sang täglich nach der Arie des Chang-Hoa-Chi: mein Gemahl ist gestorben und seine ansehnliche Pension als Vicepräsident ist ihm nachgefolgt! Ich sehe aber, daß dies ohne allen Grund war, denn sonst würdest du mich nicht mit deinen Küssen bedecken!"

Convent halten, nicht Fremde, nicht Laien zugegen ſein. Das Dunkel ſoll auch anziehen und ſchützen.

Jeder Geheimbund braucht erſtens einen Gedanken, zweitens Symbole, drittens Hülfsmittel.

Die Ritter vom Geiſte ſind die neuen Templer. Sie haben den Tempel zu ſchützen und zu bewachen, den die Menſchheit zur Ehre Gottes auf Erden zu erbauen hat. Ihre Waffe iſt der Geiſt. Ihr Leben iſt die innere Miſſion eines Kreuzzuges gegen die Feinde dieſes Gottestempels. Der Geiſt als Lehre iſt die Wiſſenſchaft. Der Geiſt als Glaube iſt die Geſinnung. Den Geiſt, der dem Verſtande entſtammt, kann Niemand bannen, Niemand zum einheitlichen Gedanken eines Bundes machen wollen. Der Geiſt aber, der dem Herzen entſtammt, iſt der Wecker zu den edelſten Verpflichtungen. Die Religion hat nun Formen, um unſre ſittlichen Verpflichtungen, der Staat Formen, um unſre politiſchen ſchon von vornherein gefangen zu nehmen. Die Religion des Geiſtes ſollte keinen ſolchen bindenden Cultus haben dürfen? Ich ſage, gebt dem Geiſte einen Cultus und in hundert Jahren iſt die Welt weiter, als wohin wir ſie bei der jetzigen Verworrenheit der Zuſtände erſt nach einem halben Jahrtauſend werden kommen ſehen. Religion, das Bindende, das Gleichgeſellende, liegt

in unſrer Epoche. Ueberall zeigt ſich ihr Bedürfniß. Nur befriedigt es nicht auf dem alten Wege! Nur nicht innerhalb des alten Zwanges und der alten Dogmen! Man binde ſich auf den Glauben unſrer Freiheit, auf den Glauben des Geiſtes, auf die gleiche Geſinnung! Aus ſolcher Grundlage, aus ſo geackertem, geſäetem Boden muß eine gute Frucht hervorgehen.

Ritter vom Geiſte ſind Mitglieder eines geheimen Bundes, den ich lieber Brüder vom Geiſte nennen würde, wenn ich nicht ſtreitbare gewaffnete Brüder begehrte. Ich will einen Bund von Männern, die ihr Leben, ihre nachſten und entfernten Pflichten nur auf ein Ziel beziehen, den endlichen Sieg von Wahrheiten, die leider noch immer in Frage ſtehen, noch immer von Willkür beanſtandet werden. Dieſer Bund ſoll den Kampf der Zeit nicht aufheben zu wollen ſich anmaßen, wol aber der Aufgabe vertrauen, dieſen Kampf abzukürzen. Man hat den Neubund lächerlich gefunden. Und doch iſt ſein Einfluß nicht gering. Er wird nicht ruhen, bis er mindeſtens die Wahlen in ſeinen Handen hat. Laßt uns einen größeren, einen Treubund ſtiften dem Geiſte! Die Wahrheiten liegen auf der Hand; aber Tauſende entziehen ſich ihnen! Die Blätter der Geſchichte ſind aufgeſchlagen. Man will ſie nicht leſen. Wir wiſſen, wohin die

Menſchheit feuert, und ſtecken falſche Flaggen, falſche Leuchtflammen auf. Oder ſollte es ſo ſchwer ſein, das Weſen der Geſinnung auf einige große Wahrheiten zu abſtrahiren, die feſtſtehen, wie den Völkern Jahrhunderte lang die Wahrheiten der Bibel feſtſtanden? Es mögen nur wenige Sätze ſein. Aber einige Tauſend Menſchen in allen Theilen der Erde auf dieſe wenigen Sätze in Eid und Pflicht genommen, macht, daß gewiſſe Gebäude umſtürzen wie Aſchenhaufen, zerreißt dichte Vorhänge wie Spinnewehen, lockert die Lüge von ſelber ohne Handanrühren. Jetzt gewinnt man plötzlich Menſchen, die ſonſt ruhten, für die Arbeit des Geiſtes. Jetzt ſieht man Kämpfer, die kämpfen müſſen aus Ehrgefühl! Jetzt wird es heißen: Nicht mehr beten für die gute Sache ſollt Ihr, ſondern auch arbeiten für ſie!

Die Ritter vom Geiſte ſtreiten, ſichtbar und unſichtbar, allein für die Geſinnung, für nichts alſo, was ſich als poſitive Schöpfung ankündigt. Daß es Republikaner, Freigeiſter, Monarchiſten ſein ſollen, ſag' ich nicht, ebenſowenig was ſie ſonſt ſind. Sie haben nur zu ſchwören, daß ſie Alles thun werden, was in ihren Kräften liegt, um z. B. der Monarchie, wo ſie herrſcht, diejenigen Bedingungen vorzuſchreiben, die es möglich machen, ſie der Republik vorzuziehen. Es

liegt in der Natur einer Zeit, die mehr aufzuräumen, als zu bauen hat, daß ihre Wahrheiten mehr negativ als positiv sind. Die Ritter vom Geiste werden sich klarer über Das sein, wozu sie sich nicht verwenden lassen, als über Das, was sie von selber wollen. Die Gewissenscollisionen, der Fluch unsrer Zeit, müssen seltner werden. Ein Geistesbruder, der in seiner Ueberzeugung gebunden ist, wird sich nicht zu Dingen hergeben, die seinem Schwure widersprechen. Er wird für das Opfer, das er zu bringen hat, vom Orden schadlos gehalten. Die Apostasieen, die Verfolgungen, in denen die Apostaten gehässiger sind als Alle, werden gebrandmarkt und seltener werden. Man wird nicht mehr eine Meinung für sein Haus und eine für den Staat, eine für sein Gewissen und eine für seinen Erwerb haben. Die Anlehnung an Gleichgesinnte macht stark. Das Vorbild edler Männer reizt zur Nachfolge und eine unreine, niedrige Seele, die sich des glänzenden Schildes der hohen und reinen Gesinnung bedient, wird nicht mehr Bestand haben und Verwirrung unter die Kämpfenden bringen können.

Wie der Tempel der Menschheit beschaffen sein muß, um Raum für den Glauben reiner Herzen, für Freiheit und Glück des irdischen Lebens zu gewähren, kann man mit dem Griffel des Malers nicht anschau-

lich machen. Aber der Architekt kann uns schon soviel sagen, er wisse, was Harmonie, was Ebenmaß ist, er wisse, was in den Grundbau und was in die Kuppel gehört. Die freie Presse ist vom Fundamente, während das Recht der Arbeit in die Kuppel gehört. Nicht was wir bauen, wissen wir; nur wie wir zu bauen haben, ist uns klar nach ewigen und in der Brust eingeschriebenen Gesetzen. Der Tugendbund unter Napoleon wurde nicht gestiftet, um Deutschland diese oder jene Verfassungsform zu geben, nicht um den fremden Eroberer vom Boden des Vaterlandes zu verjagen, sondern nur um diejenige Gesinnung zu erzeugen, die von selbst auf die Vaterlandsliebe, die politische Tugend und jene unausgesprochnen Zwecke führte. Wohlan! Auch die Ritter vom Geiste kämpfen nur für die endliche Vernichtung des von der Theorie längst verworfenen und in der Praxis förmlich unvertilgbar scheinenden Alten. Dieser Bund soll aufräumen und das rasch.

Der Katechismus der Grundwahrheiten des neunzehnten Jahrhunderts ist so groß nicht. Man hat über des deutschen Volkes Grundrechte sich geeinigt, man hat einst in Frankreich die Menschenrechte zusammengefaßt, als die Revolution dort noch gehalten und eine historische Offenbarung war. Die Grund-

rechte aller Völker ſind den Rittern vom Geiſte Grund-
pflichten. In ſchwierigen Dilemmen, die eine Tages-
frage wohl veranlaſſen könnte, würde unbedingter Ge-
horſam gegen die Vorſchriften des höchſten Ordens-
Kapitels unerläßlich ſein.

Ein Orden muß nicht nur Organiſation, ſondern
auch Symbole haben. Wohl weiß ich, daß künſtliche
Grillen ein hiſtoriſches Wachsthum nicht erſetzen. Den-
noch war Alles in dieſer Art hiſtoriſch Gewordene das
erſte mal auch nur ein begeiſterter Einfall. Als Jeſus
bei Tiſche ſaß und zum letzten male mit den Seinen
zur Nacht ſpeiſte, ergriff er das Brot und den Wein
und ſetzte dieſe beiden ihm naheliegenden Zufälligkeiten
als Erinnerungsſymbole ſeines Wirkens und ſeines
Lebens ein, die heilig geblieben ſind. Er ſah ſein
Ende in der Nähe, er gab das Brot zum Gedächtniß
ſeines Lebens, den Wein zum Gedächtniß ſeines Todes.
Das Kreuz am Mantel der Templer, ſo einfach, ließ
dieſe bald erkennen. Die Deviſen des Mittelalters,
die oft ein ganzes Geſchlecht durch alle Menſchenalter
begleiteten, waren Eingebungen des Augenblicks. Ein
Wappen entſtand zufällig und den Zufall heiligte die
Gewohnheit. Die Freimaurerei iſt künſtlich erſonnen.
Lessing hat bewieſen, daß ihre Symbolik durch einen
Wortwitz entſtanden iſt (Maſonie ſtatt Maſſenie) man

hat eine Symbolik sich hier sogar, wie man zu sagen pflegt, aus den Fingern gesogen und sie hat sich erhalten. Ich will die Symbolik, die ich mir für die Ritter vom Geiste ersonnen habe, nicht heute schon ausführlicher erörtern, nichts anführen von der Stufenfolge der Grade und Aemter, die ich den alten Templern nachzubilden gedachte; ich will nur noch, da es zu spät wird, von dem dritten Punkte sprechen, von den Mitteln.

Ohne äußere Mittel fürcht' ich, kann auch dieser Orden nicht bestehen. Wohlthätigkeit, Unterstützung der um ihrer Ueberzeugung Willen Leidenden gehört ganz eigentlich zu seiner Aufgabe. Die Gefahren, in die sich der muthige Volkstribun, der gewissenhafte und überzeugungstreue Beamte stürzt, sollen verringert werden. Der Jüngling soll nicht mehr zittern, einen Weg einzuschlagen, der ihm vielleicht unmöglich macht, die Wahl seines Herzens an sein Leben zu ketten, einen greisen Vater, eine hinterlassene Mutter zu ernähren. Mit Freuden bieten wir Beide, Siegbert und ich, die Reichthümer, die uns vielleicht zufallen dürften, zu diesem großen Zwecke dar. Es ist leider nicht eine einzige höhere Wahrheit in der Welt nachzuweisen, die ganz ohne irdische Beihülfe zum Siege gelangte. Auch die Apostel lehrten: Schicket Euch in die Zeit, denn

es iſt böſe Zeit! Als Mohammed anfangs eine entſagende Gotteslehre predigte, ſammelte er wenig über ein Dutzend Bekenner um ſich. Als er ſie mit irdiſchen Elementen miſchte und ſie auf die Stammesintereſſen der arabiſchen Häuptlinge bezog, wuchs ſein Anhang von Tag zu Tag um Tauſende und Abertauſende. Vom zweideutigen Siege der Reformation ganz zu ſchweigen! Der Orden der Ritterſchaft vom Geiſte kann die Güter dieſes Lebens nicht entbehren. Der Gegner muß mit derſelben Waffe, die ihn ſo ſtark macht, beſiegt werden. Gleichviel, ob wir dem Orden eine harmloſere oder ſtrengere Symbolik geben, ob wir an die Jeſuiten oder die Freimaurer anknüpfen: der Staat wird uns verfolgen, er wird Alles aufbieten, uns mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie vermeidet man da wenigſtens das Uebermaß der Gefahr? Wie parirt man wenigſtens den Stoß des Gegners? Wir ſind fünf Bekenner; ſchließt ſich Egon von Hohenberg uns an, ſo ſind wir ſechs. Sechs brave Menſchen haben ſechs brave Freunde! Mit zwölf Apoſteln hält ſich eine Lehre. Kann uns das Kreuz dort über uns erſchrecken? Ermuthigen ſoll es uns! Ich ſcheine Euch fortgeriſſen von meinem Gefühl, aber ich ſage Euch: der Tod ſchreckte mich niemals, wenn ich ihn mit einem Freunde erlitte. Die Templer ſtarben in Maſſe und ſangen freudig,

vielstimmig, todesmuthig aus den Flammen. Schon als Knabe tröstete mich Friedrich von Baden, der neben meinem geliebten Konradin auf Neapels Blutbühne stand. Sie starben im Bunde, als Freunde, als Brüder. Doch denk' ich ... bis zum Tode wird es nicht kommen und was die Gefangenschaft betrifft, so wäre einer der ersten Paragraphen unsres Ordens Der, daß wir Die, die um den Orden leiden, zu befreien haben. Gelingt es auch nicht immer, so ginge doch Niemand in den Kerker, ohne daß die Aussicht auf eine rettende Hand, wie die Apostel die Hoffnung auf Engel, ihn begleitete. Eine Nebelgestalt in weißem Geistergewande, die Hoffnung wenigstens, würde mit ihm durch die geöffneten eisernen Pforten schlüpfen und traulich ihn trösten, wenn er über die Folgen seiner redlich erfüllten Ordenspflichten muthlos verzweifelte und ihn nur das Eine emporhalten könnte: Die Ritter vom Geiste werden dich nicht verlassen, du wirst sie hören, ihre Nähe empfinden; sie wachen über dich!

Dankmar endete mit diesen Worten und es trat eine lautlose feierliche Stille ein

# Elftes Capitel.

## Das Gespenst.

Hackert lag und horchte wie beraubt. Ergriff ihn schon die begeisterte Einsetzung einer großen Thatsache an sich, hatte sein fahler, vernehmender Sinn gehofft, man wurde nun widersprechen, alle diese Vorschläge für unmöglich erklären, so beunruhigte ihn noch mehr, daß dies nicht geschah, daß Niemand zweifelte, Niemand widersprach. Schon begann man die nähern praktischen Möglichkeiten dieser Idee zu erwägen, als sich Hackert, der fast traumend, lauschend und stierend dalag, von Schmelzing's Hand berührt fühlte.

Was haben Sie? Wie sehen Sie denn aus? fuhr Hackert erschrocken auf.

Aengstlich, mit halbgeöffnetem Munde, starrte Schmelzing in den dunklen Hintergrund und fragte lauschend:

Haben Sie nichts gehört?

Eine Dritte erging ſich ungefähr in dieſe Träume: „Geſtern waren meine Thränen noch geröthet, wie die des Vogels Tu-Kiuen und wenn der Nord-Oſtwind in meinen Ohren ſauſ'te, ſo verwünſchte ich ihn. Ich war einſt keine gewöhnliche Schauſpielerin, wenn anders eine Anerkennung darin liegt, daß das Publikum ſich nach der Vorſtellung um meinen Palankin drängte, um mich in mein Quartier zu tragen. Die Schauſpiel-Directoren hatten mich lieber als andere Liebhaberinnen, weil ich das Chineſiſche der Mandarinen vortrefflich ſprach und nichts in meiner Stimme an den Dialekt von Fokien erinnerte. Aber mein Glück ruinirte mich. Ein Obertribunals-Rath hatte ſich für meinen Anbeter erklärt und überhäufte mich mit Zärtlichkeiten, die ich nicht zurückweiſen konnte. Ich liebte ihn auch mehr als meine Seele; denn ich ſchenkte ihm meine Seele. Dieſer Freudenkelch wurde bald vom Schickſal vergiftet. An einem ſchönen Frühlingstage beſuchte mich die Gemahlin des Obertribunals-Rathes, ſchlug mich mit einem Bambusſtocke ſo jämmerlich, daß ich auf dem Rücken noch blaue Flecken davon trage, und machte ihrem Manne den Proceß. Ich mußte fliehen und habe meinen Liebhaber ſeit Jahren heute zum erſten Male wiedergeſehen. Wie ich ihn anbete! Ich ſinge nach der Arie Ki-Sing-Tſao die Stelle, welche mir aus dem „weſtlichen Pavillon“ noch einfällt, das harmoniſche Geräuſch der koſtbaren Steine, welche an ſeinem Gürtel hangen, nähert ſich immer mehr. Jetzt verbirgt das perlengeſchmückte Gitterfenſter die Pfirſichblüthe ſeines Antlitzes; jetzt läßt es mich ihn wiederſchauen, den Helden aus dem Paradieſe des Wou-Ling. Man könnte ſagen: Dies iſt der Obertribunals-Rath aus Peking, deſſen Frau mich geſchlagen hat; ich aber

Sie hören Gespenster, die hinter dem Gelbsiegellack in im Korke stecken! Sie sind überlistet, trunken, Schmelzing! Scheren Sie sich zum Henker!

Schmelzing zeigte die lange Pergamenttafel, die er vollgeschrieben hatte. Er ließ sie auseinanderfallen, wie Leporello Don Juan's Register.

Sind Ihre Spitzbuben fort? fragte Hackert. Fürchten Sie sich jetzt, daß wir gehen werden?

Indem hörte aber auch Hackert in der Ferne das Knistern eines Fußgängers auf den steinernen Fußboden.

Schmelzing bedeutete ihn zu schweigen.

Kommen Sie! winkte Hackert. Wir wollen sehen, was Das ist.

Um's Himmelswillen nicht, ich bleibe hier, flüsterte Schmelzing.

Indem erlosch blitzartig auch das flammende rechte Kreuz, an dem Schmelzing die Gespräche nachgeschrieben hatte, sodaß jetzt nur noch das mittlere leuchtete. Man sprach unten lebhaft durcheinander und brauchte die Ausdrücke „Geheimbund" und „Bundesglieder" so oft, daß Hackert in Besorgniß gerieth, Schmelzing würde wieder anfangen, an der richtigen Stelle zu lauschen, während er doch jetzt glaubte, auf

seinem Portefeuille die wichtigsten Geheimnisse dunkel scheinender Intriguen verwahrt zu haben.

Ich schreie laut auf, sagte Hackert, wenn Sie nicht kommen und mit mir dem Gespenst nachstellen!

Schmelzing legte ihm die Hand auf den Mund und flüsterte:

Gehen Sie! Ich bleibe hier.

Bester Freund, Sie haben die Umtriebe eines Offiziers, eines französischen Emissairs und wie es mir schien, einer dritten hohen Person in der Tasche; nun kommen Sie und machen Sie mir auch eine Unterhaltung. Ich spreche gern mit Geistern. Wir wollen das Gespenst anreden.

Nicht um hundert Thaler, sagte Schmelzing.

Jetzt fiel von einem obern Fenster, das in diese Halle führte, sogar noch ein Lichtschimmer.

Schmelzing zuckte zusammen . . .

Es steigt hinauf, zeigte Hackert, da! Ich wette, das ist einer von den ruhelosen alten Johannitern, die durch den großen Wildungen'schen Proceß aus dem Grabe getrieben wurden und nicht anders erlöst werden können als durch einen ledigen Junggesellen von vierzig Jahren, der eine weiße Halsbinde tragen muß und eine gelbe Weste mit acht Knöpfen. Erlauben Sie, Schmelzing! Eins, zwei, drei . .

Damit zählte Hackert zu Schmelzing's Entsetzen dessen Westenknöpfe.

Schmelzing riß sich von ihm los.

Da! Da! rief Hackert. Eben sah ich das graue Männchen! Da oben an dem Fenster. Es steigt in's Archiv hinauf. Sehen Sie doch, Schmelzing! Es sieht still und grüßt Sie! Schmelzing, der alte Ritter kennt Sie! Er hat eine Nachtmütze auf und schwenkt sie ganz ehrerbietig vor Ihnen! Danken Sie doch'

Schmelzing wußte nicht, wie ihm geschah. Er sah nichts mehr. Selbst der Lichtschimmer in der Ferne war verschwunden. In demselben Augenblicke erlosch im Nu neben ihnen die dritte Flamme. Die Gesellschaft unten schien sich gleichfalls entfernt zu haben. Es schlug ein Viertel auf zwölf Uhr vom Rathhause. Alles war dunkel und gespenstisch still um sie her.

Unwillkürlich faßte Schmelzing Hackert's Hand und flüsterte winselnd:

Nun wird's schon! Alles finster! Wo haben Sie die Laterne?

Kommen Sie nur! Wir haben ja Streichzündhölzer!

Was machen wir, daß wir davonkommen? Wir müssen hier übernachten.

Nein! Hier ist die Laterne!

Hackert zog Schmelzingen, als wollte er die Laterne ihm in die Hand geben. In Wahrheit aber führte er ihn nur an die Treppe, die sie herabgestiegen waren.

Wo sind Sie? Sie lassen mich ja allein, Hackert!

Gerade aus!

Ich falle.

Es ist die Treppe! Steigen Sie doch!

Die Laterne!

Hier! Hier!

Hackert besaß auch in der Sehkraft etwas von Katzennatur. Er konnte sich im Dunkeln orientiren. Es war ihm ein Leichtes, den Weg zurück zu finden, während Schmelzing taumelte, überall anstieß und nur von Hackert's leitender Hand zurechtgeführt werden konnte.

Oben auf der Treppe sagte Hackert:

Ich steige jetzt höher, Schmelzing! Folgen Sie?

Nicht um funfzig Thaler!

Sie lassen sich ja schon handeln! Vorhin nicht um hundert? Kommen Sie!

Nimmermehr. Ich beschwöre Sie, Hackert! Hackertchen, führen Sie mich an die Thür.

Wenn Sie zärtlich sein können, Schmelzing, bin ich jedes Opfers für Sie fähig. Hier geht der Weg! Da!

Den Fuß ausgestreckt! So! Die Stufen abwärts! Finden Sie sich zurecht?

Ja, Hackert!

Hier ist ja die Vorhalle. Bei Licht waren Sie so muthig. Sie müssen schreckliche Sachen aufgeschrieben haben.

Das hab' ich!

Par wird sich freuen

Und wie!

Halt!

Was ist?

Hörten Sie nicht oben knarren?

Eine Thür . . .

Das ist ein Ritter, der einmal gefänglich eingeschlossen war, weil er eine Nonne liebte, die blond war. Diese geistlichen Ritter durften keine Nonnen lieben, die blond waren.

Kommen Sie! Ich höre Eisen . .

Wenn es zwölf schlagt, hört man den Ritter an der Kette klirren und die blonde Nonne ächzen, weil die auch noch nicht erlöst ist. Sie wartet auf einen Jüngling, der durch Zufall dreimal: Kommen Sie! sagt! Wenn er zum dritten male hier über dem Rathskeller sagt: Kommen Sie! dann geschieht etwas.

Der unglückliche Schmelzing mußte nun, er wollte

oder wollte nicht, verſtummen. Selbſt ſein wiederholtes: Kommen Sie! konnte ja nur Unheil bringen. Er zerrte Hackerten, der ihn völlig verwirrte, mit Gewalt vorwärts.

Sie werden noch in das Grab der Nonne fallen, die hier enthauptet worden iſt, flüſterte Hackert. Hier ſind alle Leichenſteine jetzt aufgedeckt. Nehmen Sie ſich in Acht.

Schmelzing fürchtete ſich aber nicht mehr. Er ſah die offenſtehende Thür, die über die kleine Holztreppe in den Hof führte. Daß er ſie, als er den Oberkommiſſair begleitet hatte, ſelbſt verſchloſſen und nun offen fand, entſetzte ihn freilich, allein er fühlte die Nachtluft, ſah den Himmel wieder und war ſchon im Begriff, die Holztreppe hinabzuſteigen.

Jetzt, ſagte Hackert, irren Sie ſich, Schmelzing, wenn Sie glauben, daß ich eine nächtliche Viſitation dieſer Regiſtraturen irgend einem Geiſte oder Menſchen geſtatte! Im Hauſe iſt Jemand. Der Lichtſchimmer konnte Täuſchung ſein, das Kniſtern auf dem Sandſteine konnte von den Ratten kommen, deren ich gräuliche geſehen habe — aus Schonung für Sie ſchwieg ich über die Augen dieſer Ratten, Schmelzing — aber dieſe Thür ſteht offen. Ich muß wiſſen, wer hier nachtliche archivaliſche Studien macht.

Lassen Sie das, verehrteste Schmelzing, der jetzt an der Luft in dem stillen Rathhausbofe neuen Muth geschöpft hatte. Lassen Sie das! Man würde immer in die Lage kommen können, sagen zu müssen, was man hier wollte. Die Entdeckungen, die ich machte, sind zu wichtig —

Hackert hatte aber schon seine Stiefeln ausgezogen und sie unter den Arm genommen.

Was thun Sie? sagte Schmelzing erschrocken.

Leben Sie wohl, Schmelzing! antwortete Hackert. Ich will die blonde Nonne, wenn es geht, selbst erlösen und zu dem Riner dreimal sagen: Kommen Sie!

Schmelzing's Bitten half nichts. Hackert ersuchte ihn, hier wenigstens an der Thür Wache zu stehen. Er war dann schon unterwegs, gleichviel ob Schmelzing blieb oder nicht.

Auf den Socken schlich er sich den Weg zurück, bestieg wieder die Stufen, die emporführten und sah sich bei jedem Absatze der Treppe um, ob er nirgends Lichtschimmer entdeckte.

Im ersten Stock sah Hackert nichts. Auch im zweiten nichts.

Im dritten über sich hörte er das Knarren einer Thür.

Er schlich verstohlener . . .

Als er oben im dritten Stockwerk war, spähte er

nach dem Lichtschimmer. Er entdeckte nichts. Er mußte sich in Acht nehmen, weiter zu schreiten. Bei irgend einem Fehltritt konnte er von den verwahrlosten Brüstungen herabstürzen. Er tastete sich weiter und prüfte mit jeden Schritt mit einem Fuße, ehe er ihn mit beiden machte.

Er war auf einem Gange.

Nun hörte er hüsteln. Dies Hüsteln schien ihm bekannt zu sein ? . .

In dem Augenblick mußte der nächtliche Besucher dieser Räume wol seine Laterne anders stellen. Die Seite des Lichtschimmers fiel auf den Gang, auf dem sich Hackert befand. Hackert fand sich dadurch zurecht. Er kannte diese Räume, die er oft im Auftrage Schlurck's und in Begleitung des städtischen Archivars, der ein sehr vertrauter Freund des Justizraths war, besucht hatte. Hier zur Linken ging es in die Aktensammlung über vormundschaftliche Angelegenheiten . . .

Wie er näher kam und von einer dunklen Stelle aus in ein kleines Gemach sehen konnte, erkannte er auf den ersten Blick seinen grämlichen alten Gegner im Schlurck'schen Hause, den vertrauten Rathgeber der ganzen Familie des Justizraths, Barwich . . . Der nächtliche Forscher im Archiv wandte ihm zwar, in Papieren blätternd, den Rücken, aber

an seinem grauen Rock erkannte er den alten Schleicher sogleich.

Bartusch blatterte eifrig in Akten, die er bald aus einem geöffneten Schranke herausnahm, bald wieder zurücklegte . . .

Anfangs glaubte Hackert, ganz erfüllt noch von Dankmar's Vortrag, tief ergriffen von der hohen Bedeutung, die er jetzt den Ansprüchen der Wildungen'schen Familie beimessen durfte, daß Bartusch, in Schlurck's Auftrage, vielleicht Papiere suchte, die auf einen für den Justizrath so wichtigen Proceß Bezug hatten.

Dann aber sagte er sich: Warum besucht er diese alte Registratur bei Nacht? Was wäre dabei Geheimes und Aengstliches zu beobachten?

Er bewunderte den Muth Bartusch's, der sich hier, der Schmelzing'schen Erzählung zufolge, schon zum zweiten male erschien.

Sollte er, dachte er sich, sollte er die Absicht haben Dokumente zu vernichten? Was sucht er so eifrig? Was schüttelt er so den Kopf? Ist es nicht das rechte Papier, was er eben so emsig durchlas?

Bartusch ging an einen andern Schrank, an den er ein Bund Schlüssel probirte.

Diese Schlüssel gab ihm der städtische Archivar

ſagte ſich Hackert. Oder er ſtahl ſie ihm Halt — die Rathsdienerin Spieß vielleicht? Oder ſie verabredeten ſich Beide, daß er ſie ſich ſelbſt nahm, und der Archivar ſo that, als ſähe er es nicht. Wenn Schlurck's Champagner ſtrömt, fließen alle Bedenklichkeiten mit ihm. Man iſt ja ehrlich, man wird ja nur betrogen! Schnöde Welt! Die Blinden gelten alle für gut und ſind meiſt die durchtriebenſten.

Die Laterne war hinterwärts auf einem Fußſchemel neben geblieben.

Noch beſann ſich Hackert auf ſeine eigenen Erinnerungen an die Angelegenheiten der Häuſer und Liegenſchaften, die Schlurck verwaltete, und malte ſich für gewiß aus, daß dieſer nächtliche Beſuch mit dem Johanniter-Proceſſe in Zuſammenhang ſtand, ſann und grübelte hin und her, ob er den Gebrüdern Wildungen hier nicht auf's neue von Nutzen ſein könnte, als er erſtaunte, auf dem Schranke die Jahreszahl 1825 geſchrieben zu ſehen. Was konnte ein ſo junges Tamm mit jenem Proceſſe zu thun haben!

Auch beſann er ſich, daß er ſich ſonſt hier immer nach vormundſchaftlichen Papieren umgeſehen hätte.

1825!

Es war ihm immer geweſen, als müßte dies ſein Geburtsjahr ſein! Obgleich er in den Angaben ſeines

ſage: nein, es iſt die Sonne, die im öſtlichen Meere glänzt; es iſt ein edles Roß, unter deſſen Sattel ich mich ſehnſüchtig ſchmiegen möchte. Ach! Kiun-Chui, ich bin die glücklichſte Schauſpielerin, die jemals einen Mann gefunden hat, der ihre Reize zu würdigen verſteht!"

Dieſe Exaltationen wurden durch Opium hervorgerufen, mit welchem der verrauchte Tabak angefeuchtet war. Die Betäubten brachen alle in die wahnwitzigſten Träume aus, in denen das Kühnſte in Erfüllung und das Entfernteſte in die Nähe trat. Es gab in ihren Phantaſieen nichts mehr, deſſen Beſitz über ihren Wünſchen hinausgelegen hätte; alle Scheidewände waren aufgehoben und die Seligkeit des Himmels war das Bett, auf welchem ſie ſchwelgten. Eine völlige Abſpannung folgte endlich dieſen Phantaſie-Ausſchweifungen. Es währte nicht lange, ſo lag der ganze Harem in den tiefſten Schlaf verſunken.

Alters bald diese, bald jene Zahl nannte, liebte er doch die Zahl: 1825! Er kannte nichts von seiner Geburt, von seinen Eltern, nichts von seiner Heimat. Allein soviel konnte er berechnen, daß er, wenn er etwa sechs bis acht Jahre alt war, als er aus dem Waisenhause zu Schlurk gekommen, wol um das Jahr 1825 geboren sein mußte.

Nicht, daß er annahm, Bartusch suche nach Papieren, die ihn betrafen. Aber etwas mächtig Verführerisches lag darin, daß er gerade sein vermeintliches Geburtsjahr, 1825, über dem Schranke erblickte. Sein Entschluß stand so wie so fest . . .

Bartusch hatte ein Papier in der Hand. Er überflog es und laut entfuhr ihm ein Ah! Das ist es. Er las noch einmal, nickte dann mehrmals und wollte selbstzufrieden eben den Schrank zuschließen. Vorher steckte er das Papier in die linke Brusttasche. Eben schlug das Schloß in dem Schrank wieder zu, als er sich plötzlich im Dunkeln fand. Bartusch zuckte erschrocken auf. Im Nu hatte ihn eine kräftige Hand umklammert. Todesschreck schnürte dem Alten die Kehle zu. Er wollte schreien. Der Ton erstickte ihm. Er fühlte eine Hand, die ihm das Halstuch fast mörderisch zusammen würgte. Aus seiner Brusttasche wurde von einem Unsichtbaren das eben gefundene Papier en-

rissen. Halb ohnmächtig, unvermögend zu schreien, lag Bartusch rücklings auf der Erde. Der Gedanke an die Erzählung der Bibel von einem nächtlich auf dem Wege mit Jakob ringenden Engel mochte ihm in der grauenhaften Einsamkeit eingefallen sein. Kannte er die Erzählung nicht, so war dieser ungeahnte Ueberfall nicht minder schauerlich und gespenstisch genug für ihn . . .

Schmelzing harrte inzwischen unten in der Thür noch seines Kameraden. Er fürchtete sich, durch die mehreren Höfe und Durchgänge, die noch bis zur Schildwacht am Eingange des Rathhauses zu durchwandern waren, allein zu gehen. Es schlug halb zwölf Uhr. An eins der leeren Weinfässer lehnte er sich, um Luft zu schöpfen. Jeden Augenblick erwartete er irgend einen Schrei im Innern des unheimlichen Hauses, irgend einen Hülferuf zu hören. So stand er zitternd, bis Hackert plötzlich am Rande der Treppe erschien.

Pst, Schmelzing! Wo sind Sie?

Hier!

Leben Sie denn noch? Ha! Die Nonnen!

Herr Gott!

Die Ritter! Die Geister! Fort! fort! Kommen Sie! Die blonde Nonne hatte wirklich keinen Kopf!

Hackert!

Sie kommt uns nach! Eilen Sie! Schmelzing, die Polizei erlebt mehr als gewöhnliche andere Menschen. Grauenvoll!

Damit zog Hackert den taumelnden, von der Luft und dem Wein und dem Schrecken an Hand und Fuß zitternden Schmelzing vorwärts. Die Höfe, die sie im Flug durchschritten, widerhallten. Durch einige Durchgänge mußten sie an den Wänden sich streifend. Da und dort ein mattes flackerndes Lämpchen. Sie kamen an die offene Thür des Rathhauses, die immer von einer Feuerwache in der Flur, von einer Militairwache am Eingange besetzt war. Die Feuerwächter kannten die beiden neuen Polizeiagenten hinlänglich und ließen sie um so mehr passiren, als sie überdies noch eine geheime Parole sagen konnten.

Nach einer halben Stunde kam ein graues Männchen durch den Hof geschlichen, wandte sich ächzend und stöhnend nicht durch den Thorweg auf die Straße, sondern schlich sich in eine offene Thür, wo eine Stiege zu einem Fenster führte, in dem noch Licht brannte. Dort wohnte der Rathsdiener Spieß, der eine hübsche junge Frau hatte, die an Abenden, wo ihr Mann zu Pfändungen und gerichtlichen Executionen in der nächsten Umgegend reiste und zuweilen eine Nacht ausblieb, immer länger Licht zu haben pflegte als gewöhnlich.

Bartusch, der das geheimnißvolle Wort der Polizei nicht kannte, wäre schwerlich an der Feuer- und Thorwache hindurch gekommen. Wir glauben, daß er mit dem Glockenschlag zwölf sich anschicken wird, einen beruhigenden Thee zu trinken, den ihm die Rathsdienerin gewiß mit größter Gefälligkeit kochen wird, da sie und ihr Gemahl diesem guten vielvermögenden Herrn Bartusch einen solchen Posten und hier in dem ehrwürdigen alten Rathhause die bequemste freie Wohnung verdanken.

# Zwölftes Capitel.

## Der Sechste im Bunde.

Am Morgen nach diesem ereignißreichen Tage und der ihm folgenden ernsten Nacht finden wir die Brüder Wildungen in einem Gespräch auf dem Sopha der „Akademie".

Die Akademie, wissen wir, ist Siegbert's, die Aula ist Dankmar's Wohnzimmer.

Sie waren trotzdem, daß sie so spät zur Ruhe gegangen waren, früh erwacht. Trotz des Weines, trotz der Reden, trotz der gewaltigsten Aufregung des Geistes fühlten sich die kräftigen jungen Männer nicht angegriffen . . .

Nur Siegbert konnte sein inneres Leid nicht verbergen . . .

Bist du unzufrieden mit mir, sagte Dankmar, daß ich mich gestern von dem traulichen Beisammensein so erregen ließ und so offen mit meinen Traumereien hervortrat? Sage mir nichts Weises darüber! Du kennst

meinen Unmuth, wenn ich mich des Morgens beſinne, daß ich am Abend zu viel ſprach, zu exaltirt und zu offenherzig war. Mein ſchlimmſter moraliſcher . . .

Siegbert ſtellte eben der Katze der Frau Schievelbein den Reſt ihrer Milch an die Erde und ergänzte: Katzenjammer!

Katzenjammer! Was iſt Das nur! fuhr Dankmar fort. Gebrochene Wehmuth! Reue, die bei mir die Morgenſtunde mehr im Munde hat als Gold!

Er legte die Cigarre fort, die ihm nicht ſchmecken wollte, und ſpitzte ſich Federn zum Arbeiten.

Siegbert ſprach ihm Muth zu. Er ſagte, daß er ſich faſt gefürchtet hätte, als Dankmar mit ſeinem kühnen Plane ſo offen hervorgetreten wäre. Allein die Wirkung wäre auf Alle doch die mächtigſte geweſen.

Und, ſetzte er hinzu, es ſind doch Das nur gemeine Naturen, die bei nüchterner Stimmung die Entſchließungen nicht wahr haben wollen, die ſie in aufgeregten Augenblicken faßten. Nur Die Menſchen ſind groß und bedeutend, bei denen ſich der Morgen erfüllend an den prophetiſchen Abend knüpft.

Man vereinigte ſich nun darüber, daß die Freunde es aufrichtig gemeint hätten in ihrer Zuſtimmung zu Dankmar's Planen. Selbſt Leidenfroſt, der ihnen ſo plötzlich und rührend als Max Brünning enthüllte,

wäre ergriffen gewesen und hätte die blanke Revolutionsidee preisgegeben, von der man ohnehin nicht wisse, ob er sie im Ernste oder humoristisch verstehen wollte. Des edeln Werdeck's Augen hätten geglänzt wie zwei funkelnde Sterne ... jetzt in warmer, nicht mehr in kalter Winternacht, setzte Siegbert hinzu. Diese Natur, sonst so verschlossen, wäre durch die Erinnerung und die Ahnung endlich aufgethaut gewesen und der Händedruck, den er den Freunden gegeben, als sie auf der Straße schieden, hätte etwas Krampfhaftes, ja tragisch Bedeutendes gehabt. Nur von Louis Armand mußten sie sich eingestehen, daß es ihm schwer wurde, sich von den unmittelbaren Aufforderungen der politischen Sachlage zu trennen und jetzt mehr für die Zukunft wirken zu sollen als für die ihm der dringendsten Beihülfe bedürftig erscheinende Gegenwart. Auch wär' er nach der Erzählung über Jagellona Werdeck plötzlich sonderbar zerstreut gewesen ...

Aber du! Aber du! unterbrach Tankmar. Du kamst ja schon verstimmt und mit Gespensteraugen in die Sitzung ...

Verstimmt nicht; nachdenkend!

Du hast etwas mit Olga gehabt?

Siegbert schwieg.

Wer sah es dem Mädchen nicht an? Diese Fröhlich

keit, als wir schieden! Ihr kamt zum Gesang der Trompetta und der Floitwitz als Nachzügler aus dem dunkeln Garten. Ich sah dir an, daß du zitterte st. Olga glühte dagegen und hätte lieber selbst tanzen mögen, als Tänze spielen. Wie sie auf das Klavier schlug, merkt' ich, daß sie die gewaltigste Aufregung zu beherrschen suchte.

Die Situationen sind doch immer unser Fluch!

Aha! Die Raketen waren zerplatzt, die Leuchtkugeln flimmerten noch vor den Augen. Es wurde still. Das Herbstlaub raschelte an den Bäumen. Die Sterne funkelten. Zwei Herzen liegen aneinander und jubeln: Himmlischer, Sternengewaltiger, sieh herab auf deine kleinen Kinder! Wir wollen uns lieben wie die Lämmerchen, weil deine Erde so schön ist!

Siegbert nickte mit schmerzlichem Ausdruck.

Wenn es dich trösten kann, sagte Tankmar, so sag' ich dir, daß ich fast deinem Beispiele gefolgt wäre. Die blonde Neubündlerin ist doch eine schwärmerische Natur! Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich sie im Vorüberflug an mein Herz gezogen, ihr einen demokratischen Kuß gestohlen und ausgerufen: Soll uns denn unser politischer Glaube trennen? Ist Das das moderne Schicksal liebender Herzen, sich fliehen zu müssen wie die Capulet's die Montagues flohen?

Deine selbstgefällige Vergleichung mit Romeo tre-

ſtet mich nicht, ſagte Siegbert nachdenklich. Du verrathſt, daß mich nur eine Erregung der Sinne treiben konnte, Olga in die Arme zu ſchließen und ihre Lippen zu berühren ...

Sinne! Sinne! Lieber Bruder, was ſind die Sinne! Todte Diener! Elende Sklaven! Der Vollmachtgeber iſt die Seele. Ich wenigſtens fühle wirklich etwas für meine Neubündlerin. Ihr Auge iſt feucht wie der See. Es zieht herab. Ihre Locken kann ich mir freier denken, hängender, weniger nach dem Lockenholz aufgerollt. Aber ihre Zähne ſind ohne Widerrede ſchön. Die Lippen friſchroth ...

Dankmar! unterbrach Siegbert. Du wirſt ein ſolches Mädchen unglücklich machen. Ich hab' es wohl bemerkt, wie lange Fäden ihre Augen zu dir hinüber ſpannen! Faſt verzehrt, faſt lechzend nach Liebe! Du kommſt mir wie einer der Religionsſtifter vor! Alle zogen erſt die Frauen an. Aber ſie waren gewiſſenhafter als du und entſagten ...

Ihr Wuchs iſt untadelhaft —

Hörſt du nicht?

Aufrichtig! betheuerte Dankmar. Sie zieht mich an und gerade deshalb, weil ſie mein vollkommenſtes Gegenbild iſt. Sie hat etwas zerfloſſen Weibliches, wie ich es liebe. Die ſchönſten Weiber, Melanie an

der Spitze, machen mir keinen dauernden Effekt. Ich war von Melanie auch nur geblendet. Ich bedurfte ihrer. Ich weidete mich an ihrer Haltlosigkeit, ihrer eitlen Hingebung. Ich war auf Augenblicke entzückt und habe mich doch so von ihr getrennt, daß ich sie mit der größten Ruhe ihrem Ziele, den Prinzen Egon nun wirklich noch zu erobern, zusteuern sehe.

In der That? Wäre Das jetzt . . . schaltete Siegbert voll Schmerz und doch überraschtem Antheil ein.

Melanie ist, seit wir ihr an dem Eisenbahndurchschnitt begegneten, sehr oft bei Pauline von Harder. Egon spricht mit Wärme von ihr . . .

Und Helene d'Azimont?

Bahnt ihrem Gewissen eine Brücke, um von der Verzweiflung über Egon sich zu neuem Leben wieder in eines Malers Armen zu sammeln . . .

Eines Malers? Heinrichsen's? unterbrach Siegbert entrüstet, stand auf und ließ zuvörderst die Katze hinaus . . .

Du phantasirst! rief er dann schmerzergriffen über die Voraussetzung, daß menschliche Herzen solcher Lügen, solcher Irrthümer und Wandelungen fähig sein sollten.

Mein guter Bruder! sagte Dankmar. Psychologie und etwas Schädellehre! Die länglichen, schlanken Formen des Ledamalers kennst du . .

## Elftes Kapitel.

### Nahende Katastrophe.

Ahriman ist der in Lastern verschlungene Gott mit langen Knien und langer Zunge, ein Nichts des Guten, der aus sich selbst lebt und ohnmächtig. Denn wenn ihn glühende Metallströme umgebrannt, wird auch er heilig werden, Ormuzd loben und das himmlische Wort reden: Ereste!

Vendidad.

Schütteln wir den Staub von unsern Füßen! Wir treten wieder dem Dalai Lama unter die Augen, die uns auf keinen Augenblick verloren hatten. Allem, wovon die Erzählung berichtete, als sei es in seiner Abwesenheit geschehen, wohnte er nach der Fülle seiner Allgegenwart bei; und nur die Rücksicht auf seine irdische Erscheinung verbot ihm, sich mit allen Ereignissen, von denen selbst eines gegen ihn gerichtet war, in Zusammenhang zu setzen. Menschliche Leidenschaften, welche Feinde gegen ihn werben wollten, mußten ihm ihrer Natur nach unverständlich bleiben. Das eigne Gelüst ist das Gewicht, welches der Mensch auf die Wagschale seiner Entschließungen legt; der Himmel legt das Schwert der Gerech-

Er wäre gewissenlos genug . . .

Die runden Formen der d'Azimont bedeuten Das, was die Menschen Gemüth nennen und was ich Leidenschaft und excentrische Gegensätze nenne. Bei einer gewissen Klasse von vornehmen Frauen ohnehin fliegen erst Die, die ihnen ebenbürtig sind. Bei der ersten Furche auf der Stirn wählen sie einen berühmten Musiker zum Freunde, bei der zweiten einen berühmten Maler, und wenn es abwärts geht, findet sich wol noch irgendwo ein flammender Naturpoet, der für seine lyrischen Vokale einen Consonanten braucht. Guido Stromer mein' ich z. B. könnte noch bei Paulinen von Harder Glück machen und Heinrichson's Nachfolger werden.

Abscheulich! Abscheulich! rief Siegbert, mehr von den bizarren, menschenfeindlichen Ansichten des Bruders entrüstet, als an die Möglichkeit solcher Verbindungen glaubend.

Und Adele Waramskei, fuhr Dankmar unbarmherzig fort, liebt die Fürstin nicht auch einen Maler? Warum sollte Helene d'Azimont nicht an Heinrich Heinrichson Ersatz für Egon —

Siegbert hielt dem grausamen Spötter den Mund zu. Er konnte seine Anschuldigung nicht vollenden.

Abscheulicher! sprach er dann voll ernsten Unwil-

lens. Wie ſpielſt du mit Frauenherzen! Irren dieſe ſchwachen Weſen, ſo ſind ſie bemitleidenswerth und die meiſte Schuld trifft uns. Daß Egon Helenen nicht mehr liebt, iſt wol gewiß. Es iſt ein ſchmerzlicher Beweis der Umkehr ſeines Charakters. Dieſe Hingebung, dieſe Liebe Helenen's war ein Wunderwerk, eine Fabel, unglaublich und doch wahr. Lauſchte ſie nicht ſeinem Athemzuge, betete ſie ihn nicht an? Was ſoll ein Weib beginnen, das nun einmal im Manne lebt und ſich von der Seele des Geliebten dann ausgeſchloſſen ſieht, nur angewieſen auf einen Pflichttheil der Achtung und öffentlichen Schonung! Kann man Helenen verdenken, daß ſie Egon ſtatt zu lieben, wird haſſen lernen?

Und daß ſie dem Prinzen einen berühmten Maler gegenüberſtellt? ſagte Dankmar.

Das iſt nicht wahr! Verleumdung! Heinrichſon zeichnet mit ihr die Erinnerungen an den See von Enghien, er übermalt ihre ſchwachen Leiſtungen, zu denen ſie die Liebe ſpornte, ohne daß ſie die Kraft beſaß, Das, was ihr in voller Seligkeit der Erinnerung vorſchwebte, zu vollenden. Er iſt einſchmeichelnd, das iſt wahr, iſt verführeriſch, charakterlos. Ich zweifle nicht, daß er ſich von ſeiner brillanteſten Seite zeigt, ſie mit Artigkeiten überhäuft, ſie durch eine ſcheinbare

Zurückhaltung verwirrt und durch seinen trockenen, zuweilen geistreichen Witz unterhält ...

Nun ... nun ... und dem Allen widerstände ein beleidigtes Frauenherz und benutzte es nicht, um dem Treulosen zu zeigen: Sieh! Da weckt' ich doch noch neue Flammen!

Siegbert schauderte und blickte fast vernichtet zur Erde. Es war ein zu greller Schatten gewesen, den Dankmar da auf die Menschenseele fallen ließ.

Lieber Bruder, sagte Dankmar ruhig und ergriff Siegbert's Hand. Ich wünsche, daß ich mich immer täuschte, wo du anders und gläubiger siehst. Du siehst die Dinge schön und warum sollt' ich nicht wünschen, daß die Menschen gut, ihre Thaten schön sind! Aber kannst du leugnen, daß dich die Fürstin Wäsämskoi liebt, daß sie zittert, in deiner Nähe zu sein, daß sie Augen nur hat für dich, daß sie in Zorn geräth, wenn Olga dich eine Weile anblickt? Und du selbst, Siegbert, bist du frei von der Einwirkung dieses eigenthümlichen Verhältnisses? Es macht dich unlustig zur Arbeit! Du tändelst deine Zeit so hin! Du beginnst nichts Neues mehr, vollendest nichts Altes! Gestehe nur, daß es in deinem Innern bewegt und bunt genug aussieht.

Siegbert ging im Zimmer auf und ab. Er fühlte

nur zu tief die Wahrheit dieſer Vorwürfe und widerſprach ihnen nicht.

Du haſt Recht! ſagte er leiſe und mit feuchten Augen und ſetzte ſich neben den Bruder, das Haupt auf die alte Sophalehne ſtützend. Du haſt Recht! . . . Rathe mir!

Liebſt du die Fürſtin? fragte Dankmar.

Siegbert antwortete nicht . . . ſchüttelte aber zuletzt entſchieden ſein ernſtes Haupt.

Und Olga?

Siegbert ſchwieg wiederum und blickte zur Erde nieder.

Du haſt vielleicht, fuhr Dankmar, um die drückende Stimmung zu erleichtern, ſcherzend fort, du haſt vielleicht ein Gefühl wie ich geſtern. Der Gegenſatz reizt, die Ungleichartigkeit der Naturen ſtachelt?

Sage mir lieber, unterbrach Siegbert, was du empfindeſt, ſeit du weißt, daß der Knabe, der deinen ſo hochverehrten Ackermann begleitete, kein Knabe, ſondern ein Mädchen iſt?

Dankmar ſah betroffen auf.

Du biſt ſcharf, erwiderte er nach einer Weile. Ich glaube, wenn ich mich im Spiegel unterſuchte, ich würde finden, daß ich erröthete. Bin ich roth geworden?

Blaß und marmorgelbgraukalt wie immer, ſagte Siegbert vorwurfsvoll.

Dann lügt mein Geſicht! antwortete Dankmar. Ich kann mich an meine Freunde im Ullagrunde nie ohne tiefſte Erregung gemahnt ſehen. Ich ſage gemahnt! Denn, wenn ich ihrer gedenke, iſt's nicht Erinnerung nur, ſondern wie Vorwurf.

Selma und Olga! ſagte Siegbert. Was darf man für ſo beginnende, noch im grünen Kleide verſteckte Knospen fühlen?

Ehrfurcht! ſagte Dankmar. Heilige Scheu! Oft verſink' ich in ein ſtilles Grübeln. Ich bin dann im Walde von Hohenberg, in der Ferne rauſcht die Mühle, der Specht hackt im Baume, die Vögel ſingen, ich ſchreite mit Selma durch die junge Eichenſchonung. Sie ſpricht ebenſo heiter, ſo klar, [illegible] nachdenkend wie damals, als ich nicht wußte, w[illegible] ein Zauber mich zu ihr zog. Wie mag Selmar als Mädchen ſein? Ich träume davon. Wenn ich gearbeitet habe und aufblicke, ſteht ſie vor mir in leichtem weißen Kleide. Sie iſt immer um mich. Ich ſcherze ſchweſterlich mit ihr. Weißt du unſer kleines Schweſterlein? Die holde Mechtild! Wie liebten wir ſie! Wie herzten wir das liebe Kind und weinten, als es im Sarge lag mit Blumen beſtreut! Selma iſt mir wie Mechtild. Und wenn ich ihrer gedenke, ſo ſenken ſich alle Spitzen meines Weſens, wie man die Waffen ſenkt, wenn man ſich ge-

fangen gibt. Ich denke dann an Nichts mehr von Dem, was mich so foltert und quält. Unser Streithandel, die Weltlage, die Zeitfragen, die Stiftung des Ordens ... was ist das Alles, wenn ich an Selma denke! Sie kommt dann und nimmt mir Schild und Speer aus der Hand, sie legt das Schwert unter Blumen, entwaffnet mich ganz und sitzt dann auf meinem Schooß und herzt mich und küßt mich, ohne daß die Küsse mich erregen oder mir etwas Anderes bedeuten als eins ihrer traulich gesprochenen Worte. Selma! Wenn ich sie sehen könnte!

Du liebst sie, Bruder! sagte Siegbert in seine Rähe rückend. Wie kannst du von den Lippen Wilhelminen's von Flottwitz sprechen!

Aber! schaltete Dankmar rasch ein. Selma ist ein Kind, wie es Olga ist. Genug! Wir wollen vernünftig sein.

Er stand auf und wollte, seine Gefühle, wie er immer that, abschüttelnd, in die „Aula" gehen, als der Postbote eintrat und einen Brief brachte. Er kam von der Mutter. Siegbert las die sonst so feste Handschrift, die ihm heute schwankend schien. Die Mutter wird leidend sein! bemerkte Dankmar erschreckend.

Das verhüte Gott! sagte Siegbert und durchflog die Zeilen.

Sie klagte in der That. Auch ihr wollte der Aufent-

halt in den großen kalten Räumen des alten Tempelhauses nicht bekommen. Sie sprach von der Rückkehr alter Leiden und beängstigte ihre Söhne so lebhaft, daß Siegbert sich die bittersten Vorwürfe machte.

Was haben Eltern von ihren Kindern, sagte er, wenn diese selbstständig geworden! Jedes Band ist da wie abgeschnitten! Der flügge Vogel ist aus dem Neste und denkt nicht mehr daran, zu den trauernden Alten zurückzukehren.

Dankmar, nicht minder bewegt, kleidete sich an und beruhigte den Bruder, daß es leicht möglich werden könnte, er müsse noch in diesem Herbste nach Angerode.

Ob ich nicht sogleich lieber selbst ginge? sagte Siegbert und wiederholte einige Stellen aus dem Briefe der Mutter, die ihm ganz besonders bedenklich schienen. Du weißt, daß sie nicht zu Denen gehört, die von sich selbst viel Aufhebens machen.

Sie beschlossen bei dieser Gelegenheit, die Mutter, wenn das Trauerjahr im Pfarrhause vorüber wäre, zu sich in die Residenz zu nehmen, wobei sie sich freilich nicht verschweigen konnten, daß sie ungern ihren Bitten nachgeben und den Aufenthalt innerhalb ihrer gewohnten kleinen Lebensbeziehungen vorziehen würde.

Auch Siegbert hatte sich angekleidet. Beide Brüder waren im Begriff auszugehen. Siegbert gedachte

das Atelier zu beſuchen und heute dort länger zu arbeiten, als er ſchon ſeit geraumer Zeit gewohnt war. Dankmar dagegen wollte auf's Gericht, um zu hören, ob der richterliche Senat die, wie er ſchon wußte, ihm ungünſtige Entſcheidung des Referenten beſtätigt hätte. Es lag ihm daran, die genauere Ausführung des Urtheils zu hören und ſich vorbereiten zu können, in zweiter Inſtanz neue Materialien zu ſammeln.

Wie ſie aus dem Hauſe traten, ſahen ſie Louis Armand haſtig die Straße daher kommen. Schon in der Ferne zog er ein Zeitungsblatt aus der Rocktaſche und hielt es in die Höhe.

Louis brachte die neueſte Nummer des „Jahrhunderts", das ſeit einiger Zeit auch in einer Morgenausgabe erſchien.

Egon — fing er ſtammelnd an, ohne weiter ſprechen zu können — Egon —

Die Brüder ſtaunten über ſeine Erregung.

Das Miniſterium hat abgedankt. Es hatte eine Differenz von funfzehn Stimmen gegen ſich.

Aber der Fürſt? fragte Siegbert.

Stimmte mit der Minorität, ſagte Louis.

Miniſteriell?

Mehr als miniſteriell! Leſen Sie ſeine Motivirung!

Man trat in die offene Flur des nächsten Hauses, breitete die Zeitung auseinander und las:

„Fürst Hohenberg. Meine Herren, Sie wollen in dies Haus eine Ordnung einführen, die eine Tyrannei ist und allen Gesetzen des Anstandes widerspricht. Ich billige vollkommen, wenn Sie sagen, in diesem Hause wären Sie die Herren und die Herren Minister nur Ihre Gäste; ich theile durchaus nicht die Ansicht der Herren Minister, denen dies Verhältniß umzukehren beliebt. Allein, wer sich vorgesetzt hat, nur seinen eigensten Ueberzeugungen zu folgen, wird unfähig sein, sich in dieser Frage auf irgend einen Parteistandpunkt zu stellen. Die Minister haben Thatsachen zu vertreten, während Sie nur Meinungen. Ein Minister kann in jedem Augenblick in der Lage sein, einen neuen Brennstoff in die Debatte zu werfen ...

Eine Stimme. Oel in's Feuer!

Fürst Hohenberg. Wohl! Mein Herr! Oel in's Feuer! Daß es lodere, daß es flamme, daß die Wahrheit heller erkannt werde! Und wenn hier ein Minister des Absolutismus oder ein Minister in der Blouse stünde, er müßte das Recht haben, die furchtbare und leider meist unwiderstehliche Kraft der ihm anvertrauten Thatsachen zu vertreten, zu geschweigen, meine Herren, daß die einfachsten Gesetze des Anstandes

Demjenigen, den man bei ſich eingeladen hat, das letzte Wort zuzugeſtehen. Ich ſtimme gegen den Antrag der Commiſſion. (Bewegung. Bravo. Ziſchen.)"

Es iſt acht Uhr, ſagte Dankmar, nach einem Augenblick des Erſtaunens raſch auflodernd, wollen wir Egon beſuchen?

Ich muß es thun, ſagte Louis; ich hab' ihm verſprochen, Bericht zu erſtatten von unſerm geſtrigen Abend, an dem er Antheil zu nehmen ſchien, als ich ihm davon erzählte. Wenn ihn irgend ein Gedanke ergreifen kann, ſo ſollte es dieſer hochherzige! Egon iſt ja ſchon ein Ritter vom Geiſte . . . denn Sie ſehen, wie er ſich vom Buchſtaben der Partei losſagt.

Dieſer Buchſtabe, bemerkte Dankmar auf eine ſo zweifelnde, ſchmerzliche Wendung, iſt leider in Uebergangskriſen, wie wir ſie jetzt erleben, der Geiſt ſelbſt. Wer nicht die Kraft hat, ſelbſt eine Partei zu bilden, muß ſich bezwingen, die Zahl Derer, die ihm am verwandteſten denken, durch ſeine Zuſtimmung zu vergrößern. Die edelſte Aufgabe meines Bundes wird auch die ſein, die Kunſt zu lehren und zu üben, Majoritäten zu bilden. Wir wollen zu Egon gehen.

Als die Freunde eine Seitengaſſe einſchlugen, beſtätigte Louis auf's neue, wieviel Sorgen ihm der hoch-

tigkeit dagegen, wenn die Tugend von dem Verbrechen überwogen wird.

Maha Guru's Seele war zerriſſen. Den Einklang ſeiner Wünſche und Gefühle ſtörten die Hinderniſſe, welche ſich jenen entgegenſtellten, und mannigfache Eindrücke, welche dieſe verbitterten. So weit ſeine Hand auch reichte, ſo wußte er doch, daß ſie nicht immer Schutz gewähren konnte, wenn ſie darum angefleht wurde. Er ſah, wie man ſeinem allwiſſenden Auge die Dinge in Wolkennebeln entzog. Ach, er fühlte es nur zu gut, daß es allmächtigere Banden gab, mit welchen ihn die Vermeſſenheit und die frevelhafteſte Herrſchſucht in willenloſe Unthätigkeit ſchlug!

Die knechtiſche Verehrung, welche die nicht gerechnete Menge mit dumpfer Gedankenloſigkeit dem erhabenen Jüngling opferte, konnte ihm noch auf Augenblicke den Glauben an ſich ſelbſt wieder geben; aber zuletzt blieb ſie doch ein zu ſchwaches Gegenmittel, um alle aufſchießenden Zweifel niederzuhalten. Dieſe finſtere Anbetung diente jetzt vielmehr dazu, den Contraſt zwiſchen einem Scheine von Wahrheit und der offenbaren Lüge ins Licht zu ſtellen und Maha Guru's Lage ihm unerträglicher zu machen. Jede Anrufung ſeiner Allmacht war die peinlichſte Erinnerung an ſeine Hülfloſigkeit. Jede Präſumtion einer göttlichen Eigenſchaft, welche den frommen Leuten vor ſeiner Herrlichkeit das Knie beugte, erregte in ihm ein Gefühl, das zwiſchen Verlegenheit und Entrüſtung in unbeſtimmter Mitte ſchwankte. Maha Guru war zu lange dem Leben entzogen geweſen, die Gewöhnung an die geſellſchaftlichen Kreiſe des menſchlichen Zuſammenlebens füllte einen ſo engen Raum ſeiner Jugendjahre, ſein ganzes Daſein endlich war zu ſehr von den Anſchauungen der

gestellte Freund mache. Seit vierzehn Tagen schiene er an einem tiefen Kummer zu leiden und wäre nicht mehr der Alte. Leider hätte diese Verstimmung zur Folge, daß er alle seine alten Pläne aufgäbe und nur noch dem Ehrgeize lebe. Louis erzählte von Wiederherstellung eines verwitterten Wappens über seinem Palais, eine Unternehmung, die Siegbert noch mit den Worten entschuldigte: Warum soll er das Wappen vermodern lassen? Entweder mußte die steinerne Tafel ganz abgenommen oder restaurirt werden. Aber man hörte von Vermehrung der Bedienung, von neuen Livreen nach englischem Schnitte, von einer verschwenderischen Anwendung des Hohenberg'schen Wappens auf Briefcouverten, Büchern, Tellern, Pferdegeschirren u. s. w. Unsre Freunde gestanden sich, daß die sonst so demüthigen Blicke der Diener impertinent geworden waren. Die Wandstabler's, die sich schon anschickten, das Haus zu verlassen, rümpften die Nase, als wollten sie sagen: Unsre Zeit bricht wieder an! Die Art der Anmeldung bei Egon wäre umständlich, complizirt, erkältend, noch ehe man ihn sähe. Er erweise sich herzlich nach wie vor, aber er wäre zerstreut ... oder ein Kummer drücke ihn, den Niemand errathen könne ...

Man war bei dem Thema über Helene d'Azimont

angekommen und schwieg. Der Weg zum Palais war noch nicht zurückgelegt. So knüpfte man an den gestrigen Abend an und Louis Armand sprach nun aus, was er gestern zurückgehalten hatte.

Also nur der Geist soll triumphiren? sagte er. Nur der Gedanke soll uns frei machen? Wir sollen uns also die Hand reichen über Länder und Völker hinweg? Anfangs, meine Freunde, fürchtete ich, die Idee der Ritter vom Geiste würde auf jene Sekte hinauskommen, die sich in Paris unter dem Namen der neuen Templer begründet hat. Ich war Zeuge einer Sitzung dieser neuen Templer. Es sind Affen alter Ceremonien, schwache eitle Copieen der Freimaurer. Sie scheinen keinen andern Zweck zu haben, als sich, wie auf der Maskerade, im Costüme des Mittelalters zu brüsten, gut zu essen, sich mit großen fabelhaften Titeln zu beladen, und alle diese Narrheiten entschuldigen und beschönigen sie dann mit einigen Phrasen über Menschenliebe, Wohlthätigkeit, den ewigen Frieden, die Fraternität der Nationen und die Ehrwürdigkeit aller Religionen! Mit Egon war ich bei einer dieser Sitzungen zugegen und schon damals sagte er: Das Streben, auf die überlieferte Ordnung, in der wir geboren werden, gleichsam eine neue zu pfropfen, die Ordnung einer eigenen Wahl,

ist gewiß ehrenwerth, aber wie müßte es doch großartiger und heroischer ausgeführt werden!

Sagte er Das? Ich kenne die Statuten dieser neuen Pariser Templer, schaltete Dankmar ein.

Egon rief damals aus, fuhr Louis Armand fort: Welche Affen, welche Komödianten! Ich sehe mit klaren Augen die alten Templer auf dem geweihten Boden Palästina's mit den Sarazenen im Kampfe, Hugo des Payens schwingt sein tapfres Schwert, ich sehe Tausende hinsiechen an der Pest, ich sehe den Sturm auf Ptolemais und den Tod der letzten Ritter, die das Kastell des Tempels vertheidigen, der Großmeister stirbt an einem vergifteten Pfeile — ich sehe Jakob von Molay in den Flammen, Hunderte ihm vorangehen, Hunderte folgen und nun da ... diese Advokaten, Börsenmäkler, Bananiers, Quacksalber, Polizeiagenten, die setzen sich da in weißen Mänteln mit dem rothen Kreuz in befiederten Barets hin und essen Austern und Pasteten zum Zweck des allgemeinen Weltfriedens, der Bruderliebe und der Gleichartigkeit aller Religionen ... pfui, welche Gemeinplätze und welche Possenreißer!

Siegbert sah unwillkürlich zu Tankmar hinüber und lächelte.

Beruhige dich, lieber Bruder' erwiderte dieser.

Das gemeinſchaftliche Eſſen iſt ausdrücklich aus unſern Statuten verbannt. Die Ritter vom Geiſte werden ſogar in Betreff des Trinkens mäßiger ſein müſſen, als wir es geſtern Abend waren. Ich ſpüre Kopfweh. Doch glaub' ich faſt, es kommt von der Nähe des Palais da, das ich gar nicht mehr mit den alten frohen Empfindungen ſehen kann, mit denen ich es ſonſt begrüßte. Sonſt ſchien es mir die häßliche Raupenhülle eines Schmetterlings zu ſein, jetzt gehört es zu dem Beſitzer ſo organiſch, ſo faſt nothwendig hinzu, wie das Haus zur Schnecke.

Schon ſeit einigen Tagen begrüßten die Diener ihres Herrn Freunde nicht mehr mit der Furcht und Ehrerbietung wie ſonſt. Dankmar flüſterte den beiden Begleitern zu, daß es gut wäre, wol auch ſolche äußeren Zeichen zu beachten und ſie bei Egon zur Sprache zu bringen. Nur Dorette Wandſtabler, die Aelteſte, war beſonnen und wußte ſich zu beherrſchen. Sie unterließ, als ſie den Ankommenden auf der Treppe begegnete, nicht im geringſten die Beweiſe äußrer Achtung. Louis erhielt ſogar von ihr im Vorbeigehen angeflüſtert, es wäre ſoeben vom Hofe ein Brief in Roſa-Umſchlag angekommen. Ein Brief in Roſa-Umſchlag, wiſſe ſie noch vom alten Fürſten her, kame aus dem Cabinet des Königs.

Ein Brief vom König? bemerkte Louis und sah die Brüder fragend an.

Man wird seinen Rath begehren! sagte Siegbert.

Und Tankmar setzte hinzu:

Man wird ihm das Ministerium anbieten.

Indem hatte sie ein neuer Kammerdiener schon gemeldet und kam mit dem Bescheide, daß Sr. Durchlaucht sie bäte, eine Viertelstunde zu warten. Er zöge sich an. Sr. Majestät hätten ihn um zehn Uhr auf's Schloß beordert.

Die Freunde betrachteten sich bedeutungsvoll und harrten im Vorzimmer. Sie sprachen nichts. Es war ihnen, als wären sie im Begriff, von einer geliebten Person für ewig Abschied zu nehmen. Diese Bilder, Statuen, Vasen, die hier ringsum standen, hatten ihnen früher nur flüchtigen Eindruck gemacht. Es war ihnen immer gewesen, als wenn diese Gegenstände weit unter ihnen ständen. Heute blickte sie Alles vornehm und fast verachtend an. Eine alabasterne Tänzerin, auf einem Säulenpiedestal von Marmor, schien ihnen zu sagen: Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier? Der Geist des alten Generalfeldmarschalls spukte um sie her und wies ihnen mit ihrer nicht hierhergehörenden Gesinnung fast die Thür.

Endlich wurden sie vorgelassen . . .

Sie trafen Egon in gewählteſter Toilette. Sein Haar war friſirt, der Kinnbart mit großer Sorgfalt behandelt. Es lag etwas Imponirendes in dieſer ſchönen jugendlichen Geſtalt, deren mit der Krankheit ſehr hochgewordene Stirn recht den Denker verrieth. Die Augen waren ein wenig eingefallen, blitzten aber aus den tiefern ſchattigen Höhlen nur um ſo feuriger, voll Geiſt und Anregung hervor. Um den Mund lag unverkennbarer Muth und ſchnelle Entſchloſſenheit ausgeprägt, doch milderte ein gefälliges Lächeln den allzuſtrengen Ernſt der Züge. Auf dem Frack glänzte zum erſtenmale der Stern des Großkreuzes vom Verdienſtorden, das ihm der König bei ſeiner erſten Vorſtellung am Hofe, vor etwa zwölf Tagen, ſelbſt mit den huldvollen Worten überreicht hatte: Er hätte ſämmtliche einheimiſche Orden des großen Helden, ſeines Vaters, bei Seite gelegt, und hoffe, ſie mit der Zeit einen nach dem andern dem Sohne wieder einhändigen zu können. Es war dies eine Artigkeit geweſen, durch die Egon zu Nichts verpflichtet wurde. Sie galt ſeinem Stande und gehörte faſt zur Etikette einer ſolchen Präſentation.

Ich bin zum König gerufen, ſagte Egon und begrüßte die Freunde wie ſonſt durch den alten Handſchlag. Was habt Ihr beſchloſſen? Ich höre nichts

mehr von Euren Plänen! Ihr feiert Weinlesen, seht Schwärmer prasseln, macht schönen Mädchen den Hof, während ich Armer den Dunst unsrer schlechten Oelbeleuchtung in der Kammer einathmen muß. Siegbert, wie geht es der kleinen Olga? Ihr Glücklichen! Sie und du, Dankmar ... was seid Ihr beneidenswerth! Die eine Hälfte der schönen Welt spekulirt auf Eure Millien und die andere tröstet sich, wenn es nichts damit ist, doch wenigstens mit zwei liebenswürdigen Männern kokettirt zu haben! Und Louis hat auch seine stillen Freuden und sieht lyrisch aus! Ich wette, er wetteifert schon wieder mit Béranger und Lamartine. Ihr seid nicht aufrichtig, Alle, Alle seid Ihr's nicht!

Vor dem neuen Minister des Innern, bemerkte Dankmar, wird man bald keine Geheimnisse mehr haben.

Egon blickte auf Dankmar mit einem eigenthümlichen, sichern, lächelnden Blick.

Glaubst du, sagte er nach einer Pause, glaubst du, lieber Freund, daß ich deshalb, weil ich gestern Abend einmal meiner eigenen Grille folgte, nun auch gleich die Grillen des Hofes wahrmachen werde?

Es ist gefährlich, eigene Grillen zu haben, bemerkte Dankmar mit kalter Ruhe. Wenn man sich von seinen Freunden trennt, werden die Feinde der Freunde immer glauben, einen Verbündeten zu haben.

Und ſie werden ſich täuſchen in dieſem Glauben, lieber Dankmar, ſagte Egon ruhig. Ich glaube in der That, daß man die Abſicht hat, mir heute um zehn Uhr im Schloſſe ein Portefeuille anzubieten. Ich werde ein Programm ſtellen. Erlaubt man mir nach dieſem Programm zu regieren, ſo werd' ich das Portefeuille annehmen!

Die Lage des Hofes, erwiderte Dankmar, iſt nicht von der Art, ein Programm, wie du es mit Ehren nur ſtellen kannſt, annehmen zu können.

Dies Wort verletzte Egon ſichtlich. Doch behielt er ſeine Mienen in der Gewalt und fragte Siegbert und Louis, ob ſie gemeinſchaftlich frühſtücken wollten?

Ich habe, ſagte er launig, den Keller meines Vaters revidirt und gefunden, daß da unten viel Poeſie verſteckt lag. Wie ich die Etiketten las: Alicante, Xeres, Marſala, welche Vorſtellungen weckt Das! Man fühlt ſich in die Gegenden verſetzt, wo dieſe gefelterten Trauben einſt am Stocke hingen, man ſieht das Ultramarin des ſüdlichen Himmels, man hört die Woge des Meeres an den hohen ſteinigten Ufern branden und ſtreckt ſich unter Palmen- und Olivenbäumen hin und träumt dolce far niente.

Damit klingelte Egon und beſtellte ein Frühſtück.

Unten im Pavillon, ſagte er. Aber raſch! raſch!

Bringt, was Ihr zur Hand habt und Alicante und Xeres!

Der Kammerdiener flog.

Ich kann mir denken, sagte Egon, daß Euch meine gestrige Abstimmung überrascht hat. Ich kann mir aber nicht helfen. Ich muß so reden, wie ich fühle. Tretet nur einmal in eine dieser Vorberathungen der Parteien, hört diese blinde, tolle, sich überstürzende Hast der Menschen, die die Parole austheilen, ich wette, Ihr haltet es mit aller Eurer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, Partei halten zu müssen, nicht drei Tage aus. Ich hielt es vierzehn Tage aus. Aus der Partei der Linken bin ich ausgetreten.

Und welcher Seite des Centrums schließest du dich an? fragte Tankmar.

An keine

Nicht einmal an den Club Justus? sagte Tankmar immer erregter.

An diesen am wenigsten, antwortete Egon. Was soll ich dasitzen und dies Durcheinander der Intriguen hören! Alles soll Taktik und immer Taktik sein, an die Thatsachen denkt Niemand. Sie sitzen und zählen Stimmen. Immer ist Einer unterwegs, der bald zu der, bald zu jener kleinen Fraktion läuft und ein Compromiß beantragt: gebt uns acht Stimmen für Das,

so geben wir Euch acht Stimmen für Tag . . . o pfui, ich habe diese Methode Politik zu treiben satt. Es ist ein kleiner Schacher, kein großer Handelsgeist, der dort herrscht. Ich will von heute an stimmen, wie ich denke.

Die Freunde konnten diesen Entschluß eigentlich doch nur billigen, befürchteten aber, daß sich Egon isoliren würde.

Nein, sagte Egon, es gibt Männer genug in der Kammer, die unter dem Druck der verlauten Intrigue seufzen. Sie Alle sehnen sich nach Befreiung. Sie werden sich mit Freuden unter dem Banner schaaren, das irgend ein Retter der gesunden Vernunft aufsteckt. Ob ich dieser Retter sein werde, weiß ich nicht! Will man sich mir anschließen, wohlan, da in meine Hand! Aufsuchen werd' ich Niemand!

Aristokratisch oder beamem? fragte Tankmar mit feinem Lächeln.

Egon schien an dieser Alternative keinen Anstoß zu nehmen. Im Gegentheil sagte er:

Entsinnst du dich unsres ersten Gespräches im Walde hinter dem Heidekrug?

Wohl! sagte Tankmar. Damals trugst du eine Blouse. Allerdings würde ich jetzt dieselben Ansichten, von einem Fürsten in gesterntem Frack vorgetragen,

Welt unter dem Geſichtspunkte des Himmels und ſeines Zuſammenhanges mit dem Regimente deſſelben gefärbt, daß er nicht anders konnte, als auch in dieſen feindſeligen Verhältniſſen, welche ihm ſeine Würde ſo ungenießbar und ungenoſſen machten, eine Phaſe der göttlichen Offenbarung ſehen. Gewöhnt an die Geſchichten der Götter und ihrer Kämpfe, hielt er dafür, daß die feindlichen Gewalten, welche jenſeits der ſieben Hügel oder der ſieben Meere des Righiel Lumbo wohnen und den wunderbaren Baum Zampuh ſchon ſeit Jahrtauſenden unterwühlen, auch gegen ihn mit allen Irrungen und Täuſchungen, welche den Göttern des Lichts nur zu Gebote ſtehen, ausgezogen ſeien. Die Unbehaglichkeit, welche ihn ſo peinigte, hielt er für den Drang und die Hitze eines Kampfes, in welchem er ſich nothwendig befände; und er zweifelte nicht, bald die glänzendſten Siege über ſeine Feinde und ſeine eigne Unmacht davon zu tragen.

Bei dieſem Glauben mußten dem Lama die Anmaßungen der Prieſterſchaft und die Zumuthungen der fremden Dränger in einem beſondern Lichte erſcheinen. Er ertrug alle Ausbrüche der Leidenſchaften, welche in ſeiner unmittelbarſten Nähe ſich um ihn her drängten und ſich zuletzt meiſt ihn nur immer wechſelſeitig zum Opfer brachten, als gält' es eine der herbſten Prüfungen auszuhalten, die er in ſeinen Vorbereitungsjahren mit Unrecht glaubte ſchon hinlänglich beſtanden zu haben. Er ahnete, daß eine höhere Macht ſeinem Verhalten bei dieſen Kämpfen lauſchte, und in Augenblicken wiedergekehrter, ſeliger Wonne wußte er, daß dieſe höhere Macht nur ſeine eigene unläugbare, unſterbliche Lamaität war. Wär' es den Menſchen angeboren, für Götter gehalten zu werden, könnten ſie jemals bei gewiſſen Regungen, die man

verächtiger auffaſſen. Du proteſtirſt die Zeitung: das Jahrhundert. Man nennt den Ton derſelben doctrinair. Die Doctrinaire ſind die Ariſtokraten der Idee.

Beruhige dich, Freund, erwiderte Egon, ich werde auch nicht mit den Profeſſoren ſtimmen. In einer Zeit des Handelns iſt Niemand überflüſſiger als Der, der ewig nur räth und lehrt. Aber kommt! Kommt! Es iſt bald neun Uhr! Wir gehen in den Pavillon!

Durch mehre Zimmer, Cabinete, einen Corridor und dann eine kleine Wendeltreppe herab führte Egon die Freunde nach jenem geheimnißvollen Pavillon ſeines Vaters. Niemals hatte er gern von dieſem Orte geſprochen, die Freunde niemals veranlaßt, ihn zu beſuchen. Heute ſprach er von ihm wie von einer ſeiner gewöhnlichen Retraiten. Die Freunde folgten ihm in einer eigenen beklommenen Stimmung. Sie fühlten, es war zwiſchen ihnen und dem jungen Fürſten nicht mehr wie ſonſt. Die Unbefangenheit fehlte, der Duft des Verhältniſſes war verflogen. Sie fühlten, daß er ihnen nicht wehthun, ſie in ihren Grundſätzen nicht verletzen wollte, und nichts verletzte ſie doch mehr, als gerade, daß ſie ſahen, wie er ihnen auswich und durch Artigkeiten und Scherze den tiefern Bruch zwiſchen ihnen zu verdecken ſuchte. Siegbert hatte noch den meiſten Glauben, oder er fühlte in Dem, was

ihn sonst drückte, nicht den Zwang dieser Scenen, denen er doch nur halb beiwohnte. Seine Phantasie weilte bei Olga, bei der Vorstellung, wie er ihr nun heute begegnen, ihr in's Auge sehen sollte! Louis war erschüttert. Dankmar verstimmt. Er stand sogar einige male auf der Wanderung nach dem Pavillon still, als ob er sich besänne, zu folgen und nicht besser thäte, sich heimlich zu entfernen.

Sie hatten die kleine Wendeltreppe hinter sich. Ein Bedienter, der an ihrem Fuße harrte, stieß zwei Thorflügel auf, die in ein Vestibül führten, das rings mit Blumen geschmückt war. Zwei Victorien von Bronze hielten den Eintretenden Kränze entgegen. Der Fußboden war mit bunten, dichtwollenen Teppichen belegt. Hinter den Victorien rauschte ein Vorhang auf von schwerem, rothem Sammet. Man befand sich in einer Rotunde. Rings an den Wänden Spiegel mit Goldleisten und neben ihnen Candelaber. An den Wänden eine einzige Ottomane rundum, unterbrochen nur von den Eingängen in kleine durch Vorhänge unterschiedene Cabinete.

Als sie über die schweren Teppiche hinschritten, sagte Egon:

Ich entsinne mich, daß Ihr zum ersten male hier seid! Seht da die Erfindungsgabe meines Vaters!

Von der rechten Seite hier bis zur Linken ziehen ſich kleine allerliebſte Gemächer. Ueber jedem iſt in Wachsmalerei angegeben, wozu die Beſtimmung der Gemächer dienen ſoll. Hier über dem Vorhang der erſchöpfte Mars. Amor nimmt ihm die Waffen ab. Es iſt das Entrée eines Badezimmers, das ſich hier nebenan beſinket. Die badende Nymphe macht es kenntlich. Daneben ſitzt Pan und bläſt auf ſeiner Flöte, während Tritonen aus Hörnern Waſſerſtrahlen ſpritzen. Ich weiß nicht, welche Tändeleien für das dritte Cabinet beſtimmt waren. Ueber jenes vierte ſehr Ihr Hebe mit der Kanne und einem Teller ſchweben. Wahrſcheinlich iſt in der Kanne Nektar und auf der Schale Ambroſia. Soviel weiß ich, daß in dieſem vierten Cabinet vortrefflich geſpeiſt worden iſt und ſich die Ambroſia als die Praxis eines guten Pariſer Kochs zu erkennen gab. In dem fünften waltete die Nachmittagsruhe. Es iſt das Cabinet der türkiſchen Pfeifen. Der talentvolle Künſtler, der dieſe Medaillons über die Thüren malte, muß in Verlegenheit geweſen ſein, die türkiſchen Pfeifen in den Kreis ſeiner mythologiſchen Allegorieen einzuführen und doch hat er ſich ſehr artig geholfen. Seht die drei ſchönen Mädchen, die über einem todten von Flammenglut umgebenen Knaben weinen und die Hände ausſtrecken. Sie

verwandeln ſich eben in Pappeln und die Thränen, die ihnen entfallen, ſtimmern von dem gelben Schein des Knaben gelb . . .

Recht geſchickt! ſagte Siegbert. Der gelbe Knabe iſt der ſoeben von der Sonne herabgeſtürzte Phaethon. Die Schweſtern beweinen ſeinen Fall und verwandeln ſich in Pappeln. Ihre Thränen, die in dem gelben Scheine des verſengten von der Lichtmaterie des Sonnenballs gedörrten Phaethon gelb erſcheinen, ſind der Bernſtein.

Richtig, fuhr Egon fort und dieſe Sage vom Urſprung des Bernſteins paßt in der That für ein Cabinet mit türkiſchen Pfeifen, deren Spitzen von Bernſtein ſind. Ich kenne den Maler nicht.

Es iſt unſer herrlicher Berg ſelbſt, ſagte Siegbert, der dieſe Wachsmalereien fertigte. Sie ſind berühmt.

Ich bekomme Ehrfurcht vor dem Geſchmack meines Vaters, des alten Haudegens. Seht da, das ſechste Cabinet hat als Medaillon eine Nymphe, die ſich im Waſſer ſpiegelt und ſich dabei ſelber kopirt, mit einer Stecknadel nämlich auf einem großen Feigenblatt, das ihr ein Satyr hinreicht. Seht den Satyr mit dem Feigenzweig! Wie zierlich und ſchalkhaft die ritzende Nadel auf dem Blatt! In dieſem Cabinet ſind Bilder ſammlungen, die ich Euch nicht zeigen mag. Und hier

im nebenten und letzten Cabinet befindet sich sogar eine Bibliothek verbotener Bücher. Mein loyaler Papa war ein eifriger Sammler in diesem Fache der Literatur, das der Maler in jenem Medaillon kenntlich machte: Ein Faun sitzt und lehrt Amor schreiben. Der kleine Junge weint, weil die Feder vielleicht kritzelt oder ihm die Mühe zu sauer wird. Der Faun liest behaglich, was Amor geschrieben hat. Die beiden Tauben, die sich über dem Busch, wo die Schulscene passirt, schnäbeln, drücken das Thema der hier gesammelten wilden Literatur aus.

Inzwischen waren die Diener gekommen und hatten in das vierte Cabinet silberne Schüsseln, Körbe, Servirbreter, Flaschen getragen. Der Kammerdiener schlug den Vorhang zurück. Egon forderte die Freunde auf einzutreten.

Ein zierliches, behagliches Gemach umfing sie. Die kleine gedeckte Tafel in der Mitte widerstrahlte von Krystall und Silberzeug. Die nach außen zu unscheinbaren Fenster waren durch ein zweites Fenster verdeckt, das von innen vorgebogen werden konnte, ein Fenster von mattgeschliffenem Milchglase mit eingefugten Lithophanieen. Die Sessel waren außerordentlich bequem mit Lehnen von blau- und weißgestreiften Gurten. Von derselben Farbe waren ringsum Ottomanen

Ein Gemälde an der Wand erwies ſich alsbald als Flötenuhr und ſpielte mit reingeſtimmtem Glockenton die Gnadenarie aus Robert dem Teufel. Der einfachere Charakter dieſes kleinen Cabinets entſprach ſeiner Beſtimmung; denn in einem Eßzimmer ſollen die Sinne des Auges nicht durch eine überladene Staffage zerſtreut werden.

Egon machte den Wirth mit gewohnter Freundlichkeit. Drei galonnirte Diener, ſchon in Bereitſchaft mit nach Hofe zu fahren, ſervirten in weißen Handſchuhen. Es war ein Ton in das Hausweſen gekommen, gegen den Egon früher ſelbſt proteſtirt hatte und der ſich nun ſeit etwa vierzehn Tagen von ſelbſt verſtand.

Seine Gäſte aßen nur wenig. Sie machten ſich Vorwürfe, ihn jetzt, wo er ſeine Gedanken zuſammenzufaſſen hätte, noch aufzuhalten. Dankmar fragte ihn ſogar, ob er das Programm ſchon fertig hätte ...

Seit Jahren denk' ich darüber nach und ſchrieb es in zehn Minuten nieder! erwiderte Egon.

Und darf man nicht einen der Paragraphen erfahren?

Ich werde dem Hofe Bedingungen ſtellen, die er niemals eingehen kann. Denn leider haben dieſe bedrängten Machthaber ſchon eine ſolche Furcht, von der Sprache unſrer Tage abzuweichen, daß ſie eher

die Richtung, die ſie ſelber fürchten, an's Ruder bringen als etwas Neues zu verſuchen.

Dies vortreffliche Dejeuner, bemerkte Tankmar ſarkaſtiſch, iſt wenigſtens Bürgſchaft, daß du keine ſo ſpartaniſchen Vorſchläge machen wirſt, wie ich zuweilen deinen Ideen abgelauſcht habe. Welche Rolle wird denn in dieſem Programm die vielbeſprochene Arbeit ſpielen?

Dieſelbe Arbeit, ſagte Egon mit ruhigem Ernſt, die ich immer pries, wird auch in meinem Programm die Hauptrolle haben. Ich kenne nur den Staat der Pflichten. Einer Zeit gegenüber, die nur ewig von den Rechten der Menſchheit träumt, muß man es offen ausſprechen, daß die Pflichten es ſind, deren gewiſſenhafte Erfüllung allein die Rechte gewährleiſtet. Wenn Alles von ſeinen Rechten ſpricht, wo bleiben die Pflichten? Nur da, wo Jeder bereit iſt, zu geben, was er geben muß, nur da kann ein freudiges Empfangen und ein reichliches ermöglicht werden. Das, was uns überliefert iſt, iſt des Menſchen erſte Lebensbedingung. Ich bin der Thor nicht, der da auftreten und das Unrecht deshalb vertheidigen wird, weil es überliefert iſt. Dem Unrecht als ſolchem dien' ich nicht. Aber auch in dem überlieferten Unrecht liegt eine Menſchenpflicht und ein Menſchenrecht. Die Tradition iſt die

Aufgabe, die wir friedlich lösen sollen. Die Tradition ist das Chaos, das wir zu lichten, der Knoten, den wir zu entwirren haben. Wer darf auftreten und mit dem Schwerte alle diese Schwierigkeiten durchhauen? Ich verlange, daß man das Leben reformirt nach einer überlieferten Gestaltung, d. h. die Methode des neuen Lebens muß das Leben selber sein. Ich werde Jedem, der trotzig von seinem Rechte spricht, auch eine Pflicht entgegenhalten, dem Armen, wie dem Reichen, dem Niedrigen und dem Vornehmen.

Ich fürchte, bemerkte Dankmar unerschütterlich, daß diese Grundsätze dem Hofe und den kleinen Cirkeln, die am Ende doch Alles regieren, zu allgemein sein werden. Man wird ganz einfach den Verfassungsentwurf der frühern radikalen Ministerien nehmen und dich fragen, was du mit ihm zu thun gedenkst?

Ich bin auch darauf gefaßt, sagte Egon. Ich nehme diesen Verfassungsentwurf nicht an. Ich erkläre, ihn nicht vertheidigen zu können. Ich habe die Vorstellung von einer andern Urkunde unsres gesellschaftlichen Paktes. Von unten herauf, vom Zweck der gesitteten Gesellschaft aus, muß der Aufbau vollendet werden.

Damit wirst du den kleinen Cirkeln nicht gelegen kommen, bemerkte Dankmar fast erschrocken über diese

Kühnheit. Diese wollen nur einen überlieferten historischen Staat, der in die traurige Lage gekommen ist, zu den schon berechtigten Gewalten eine neue Berechtigung, das Volk, mit hinzuzulassen. Man streitet dort nur über das Maß von Freiheiten, das man an die neuen stürmischen Dränger abzulassen gedenkt. Wenn du von der Ueberflüssigkeit z. B. einer ersten Kammer sprächest, würdest du sogleich bemerken, daß alle Hofdamen, die Euer Gespräch belauschen dürften, die Nase rümpfen werden.

Ich bin für eine erste Kammer, sagte Egon.

In der That? bemerkten erstaunt die Freunde.

Jede Frage verlangt eine doppelte Erwägung. Prometheus und Epimetheus, Das ist eine alte Wahrheit. Aber ich verwerfe das nur geschichtliche Element, das die erste Kammer bilden soll. Ich verlange von der Gesetzgebung zwei Instanzen. Die eine soll die der Interessen, die andere die der allgemeinen Freiheit sein. Um ein Beispiel zu geben, wurd' ich gleichsam in die erste Kammer die Meister, in die zweite die Gesellen bringen. Unser ganzes Wirken ist aus den Faktoren des Besitzes und Erwerbes, des Stabilen und des Strebsamen zusammengesetzt. Ich verachte die Stabilität der Beamtenwelt, des Geldsackes, selbst die der Geburt einzelner vornehmer Geschlechter. Ich erkenne

nur die Arbeit als das Princip des Staates an, ſchließe das Kapital als arbeitende Potenz, eine Lüge, völlig aus, anerkenne nirgendwo die todte Hand, auch die todte Hand des Beſitzes nicht, ich anerkenne nur die lebendige, individuelle Arbeit. Meine erſte Kammer beſteht aus den Bevollmächtigten der poſitiven Intereſſen der einzelnen Arbeitsbranchen des Lebens, meine zweite aus den Bevollmächtigten gleichſam des arbeitgebenden Publikums. In der erſten wird gleichſam der Zunftzwang, in der zweiten die Gewerbfreiheit ſitzen. Ich laſſe nicht nach Ständen, Städten, Genſus und ähnlichen Unterſcheidungen wählen, ſondern in die erſte Kammer nach den ſpeziellen Thätigkeitsbranchen des Lebens, in die zweite nach dem öffentlichen Bedürfniß. Es iſt möglich, daß in meiner zweiten Kammer Fürſten und Grafen, in meiner erſten Blouſenmänner ſitzen.

Das kommt auf Eins heraus, fiel Dankmar lachend ein. Man würde dieſe Einrichtung allenfalls bei Hofe und in Petersburg als einen Druckfehler entſchuldigen können . . .

Doch nicht, lieber Freund, ſagte Egon, ſich bekämpfend. Das Wahlprincip der zweiten Kammer faſſ' ich numeriſch. Das Publikum iſt unbeſchränkt. Nur einige Modificationen mit Anſiedlung und Bürgerrecht,

empfunden haben muß, um von ihnen zu reden, über dieſe Meinung in Zweifel gerathen? Um wie viel weniger konnte Maha Guru ſeinem Gefühle mißtrauen, da er, ein Jüngling von hoher und edler Seele, in den Myſterien des Geiſtes forſchte und den Regungen der Liebe und des Wohlwollens zugänglich war? Dazu kam, daß ihn das Vorrecht der allgemeinen Anerkennung als des Einzigen in ſeiner Macht traf. Es ſtörte ihn niemals der Gedanke, daß aller Welt an dem Rechte, ſich der Ewigkeit gleichzuſtellen, eine gleiche Theilnahme gebühre. Alle Erhebung der menſchlichen Seele war nur für ihn da, nur ihm ſchloſſen ſich die Pforten des Himmels auf, er wußte nicht, daß die Offenbarung der Gottheit an alle menſchlichen Weſen ergangen war. Darin liegt der Zauber, der den Wahn eines einzigen Menſchen gefangen halten kann. Ueberall, wo eine gleiche Vertheilung der Gaben gelehrt wird, ſind die Propheten ſelten. Die Gemeinſchaftlichkeit ſetzt den Genuß der Güter in ihrem Werthe herab; und ich höre nur von Einem Beſitz, welchem es noch nie geſchadet hat, daß wir ihn mit Andern theilen müſſen. Dies ſoll der Ruhm ſein.

Der Schaman war vor ſeinen Bruder getreten. Ein langer Zeitraum lag zwiſchen der letzten Begegnung und dieſem Wiederſehen und in keiner Zeit hätte ſich für beide Beklagenswertheres ereignen können. Der Schaman hatte zwiefach den Glauben an ſeinen Bruder verloren. Er hielt ihn für Menſch genug, um ihm auch die letzten Lichtſtreifen ſeiner Würde zu nehmen und ſich mit ſeinen Feinden gegen ihn zu verbinden; und dennoch lag in ihm ein heftiger Groll, daß der Gott ein Weſen geopfert hatte, das zu retten nur die Folge eines Winks von ihm, nicht einmal eines Spruchs geweſen wäre.

ſonſt iſt jedes Staatsglied Wähler. In die erſte Kammer ſetz' ich Die, die die Träger des Staates ſind, die fleißigen Hände. Erſchrickt der Hof vor Pairs, die keine Glaçeehandſchuhe tragen, ſo iſt die Zeit dieſer Ideen noch nicht gekommen und ich ziehe mich gern zurück, um das Chaos zu beobachten, bis unſre Zeit gekommen iſt.

Louis und Siegbert waren von dieſen Auseinanderſetzungen überraſcht und freuten ſich der noch immer ſo ſtark in ihrem hochgeſtellten, nun zu ſo glänzender Laufbahn berufenen Freunde nachwirkenden alten volksthümlichen Einflüſſe.

Dankmar aber äußerte ſich entſchieden zweifelnd und bemerkte:

Ich habe, mein verehrter Freund, ſeit ich dich kennen lernte und du mir einſt ſagteſt, unter dieſen Spiegeln und Kronenleuchtern würd' ich einmal noch in dein tiefſtes Innere blicken, nie anders von dir gedacht als bedeutend und groß. Etwas Gewöhnliches wirſt du niemals bieten. Allein ich fürchte ſehr, daß ſich bei dir eine alte Erfahrung beſtätigt. Die Richtung der Zeit iſt wie der reißende Strom eines Fluſſes, der aus einer ſeeartigen Breite plötzlich in engere Ufer tritt. Man wird fortgeriſſen. Die Zeit läßt ſich durch einen Einzelnen nur in den ſeltenſten Fällen beſtimmen

Dieſe Begriffe von Links und Rechts, von Liberal und Conſervativ ſind in der That furchtbar einſeitig, und jeder geiſtreiche Kopf, der poſitiv denkt und nicht von einer bloßen Manie der Neuerung getrieben wird, leidet unter der gegenſeitigen Ausſchließlichkeit dieſer Antitheſen; allein dieſe Antitheſen ſind einmal die größten Tyrannen unſrer Zeit. Man glaubt, ſie beherrſcht, ihre Klippen vermieden zu haben, und ſcheitert an ihnen. Die Umſtände zwängen uns immer wieder in die alten Schattirungen: Schwarz oder Weiß! Licht oder Schatten! Und ſieh! Wenn ich mir dächte ...

Dankmar ſprach nicht weiter; denn ſie wurden unterbrochen. Einer der Bedienten brachte dem jungen Fürſten, den die Aeußerung Dankmar's von dem Blick in die Vergangenheit unter den Spiegeln und Leuchtern dieſes Pavillons ernſter geſtimmt hatte, ein zierliches Billet. Ueber die Methode, Briefe auf ſilbernen Tellern zu überreichen, hatte Egon früher ſelbſt gelacht. Heute fand dieſe Abgabe ganz in dieſer komiſchen Form ſtatt.

Egon erbrach das Billet und ſchien zerſtreut, verſtimmt.

Die Gräfin ſind ſelbſt da! ſagte der Bediente.

Nein! Nein! rief Egon. Ich bin unter meinen Freunden.

Ich ſagte es ...

Ich fahre zum König.

Eben deshalb, ſagte die Gräfin.

O Gott! O Gott! ſchrie Egon auf. Er begleitete dieſen Ruf mit Gebehrden wie ein wildes verwundetes Thier.

Er ſprang auf und warf das Billet den Freunden hin, daß ſie es leſen ſollten.

Entſchuldigt mich! ſagte er. Lebt wohl!

Damit verſchwand er, noch die Serviette in der Hand, die er zornig zerknitterte und unterwegs mitten in der großen Rotunde von ſich warf.

Die plötzlich verlaſſenen Freunde ahnten, daß ihn die Gräfin d'Azimont abgerufen hatte.

Siegbert, dem das Billet am nächſten lag, nahm Anſtand, es zu leſen.

Auch Louis meinte, er könnte nichts hören, was von dieſer Hand käme.

Dankmar fand es wenigſtens nicht erlaubt, das Briefchen liegen zu laſſen.

Warum wollen wir einen letzten Beweis von Freundſchaft, den wir noch von Egon empfingen, nicht ehrend entgegen nehmen? ſagte er.

Die drei Freunde ſchwiegen erſchüttert. Sie traten in die große Rotunde. Das von oben herabfallende

Licht erhellte den Raum hinlänglich, um die kleinen zarten Schriftzüge lesen zu können. Sie lauteten:

„Ich sterbe! Du wühlst den Dolch in meiner Brust! Zertritt mich ganz! Sage mir nur, daß ich mich unter den Huf deiner Pferde werfe. Dann ist's doch aus! Aus! O Gott, schenke mir Wahnsinn! Tod oder Wahnsinn! Egon, ich beschwöre dich . . . sei Mensch! Entsetzlicher! Foltre mich nicht! Laß mich sterben! Morde mich! Nur Entschiedenheit! Erlösung, Licht, mindestens die Freiheit des Todes!"

Die drei Freunde sahen sich entsetzt an.

Sie fühlten, daß Dies der Verzweiflungsschrei einer Frau war, die ihr Alles an Egon gesetzt hatte und wahrscheinlich fühlte, daß sie ihm von keinem Werthe mehr war.

Die Genugthuung für Louis Armand hätte damit vollständig erreicht sein können, wenn sein fühlendes Herz eines so kalten Triumphes fähig gewesen wäre.

Arme Louison, sprach er, du hast nicht gewollt, daß der Genius der Liebe so dein Andenken rächt!

Und doch, sagte Siegbert, den diese Worte der Schwester Adelen's tief in's Herz schnitten, doch ist Egon vielleicht unglücklicher als Helene! Ein Weib geliebt haben und herausſein aus dem magnetischen Rapport, der in ihr noch voll und glühend nachwirkt,

während man ſelbſt erkältet, überſättigt iſt ... Das iſt Qual! Man will nicht verwunden, man will nicht lügen ... Man hat ein Herz und darf ihm nicht folgen ... Armer Egon! Der Schmerz, mit dem er aufſtand, war furchtbar, faſt wahnſinnig.

Kommt! Kommt! ſagte Dankmar. Die Luft dieſes Pavillons, der Staub dieſer Teppiche, das Lachen dieſer Bilder, das Alles iſt erſtickend. An die friſche Luft! Ich kann nicht mehr Athem ſchöpfen.

An der kleinen Treppe, die hinauf zu Egon führte, führte auch eine Thür gleich in den Hof. Dieſer eilten ſie zu und ſogen die ſtärkende Oktoberluft wie Balſam ein. Es trieb ſie fort, als brennte der Fußboden unter ihnen. Stürmende Geſpenſter ſchienen ſie zu jagen. Sie ſahen ſich nicht um, ſie flohen faſt.

Auf der Straße rief ihnen eine Stimme nach.

Sie wandten ſich um.

Es war Rudhard, an dem ſie vorübergeſchritten waren, ohne ihn zu ſehen.

Nachdenklich, ruhig, ſtand er am Portal des Palais, auf einen Stock ſich lehnend.

Er winkte Siegbert.

Siegbert bat die Freunde, einen Augenblick zu warten.

Als Siegbert ſich Rudhard nahte, erſchrak er faſt über des alten Mannes ernſtes, gemeſſenes Antlitz.

Ich wollte zu Egon, sagte Rudhard. Ich hörte, daß er nicht allein ist. Er fährt zum König. Er fliegt einem glänzenden Gestirne zu. Lieber Wildungen ... ein Wort ...

Siegbert ahnte etwas aus den Mienen des Greises.

Glauben Sie, daß ich Sie in mein Herz geschlossen habe, Siegbert? — fragte Rudhard mit einem nach Bestimmtheit ringenden, bewegten Tone.

Rudhard! antwortete Siegbert und ergriff seine Hand.

Ahnen Sie nichts, was ich Ihnen sagen muß ... muß, mit widerstrebendem Herzen?

Rudhard ließ seine Augen, die wie immer klar und ruhig waren, eine Weile fragend auf Siegbert ruhen.

Siegbert's Blick füllte sich mit Thränen.

Ich weiß es, Rudhard, sagte er nach einigen Augenblicken der Sammlung. Ich habe einen Auftrag zu einer künstlerischen Aufgabe empfangen, die mich vorläufig auf einige Wochen von hier entfernen wird. Sagen Sie den Damen Ihres Hauses, den lieben Kindern, ein herzliches Lebewohl!

Rudhard drückte die Hand des jungen Mannes und sprach nur das Einzige:

Ich danke Ihnen dafür, Wildungen! Es war Ihrer würdig. Wir sehen uns wieder.

Siegbert wandte sich und Rudhard ging langsam zum Palais des Fürsten.

Als Siegbert zu seinen Begleitern zurück wollte, waren sie etwas vorausgegangen. Er konnte so noch Zeit finden, sich zu sammeln und die Thränen zu dämmen, die fast übermächtig in seine Augen schossen.

Louis und Dankmar standen an einer Straßenecke, wo sie sich zu trennen hatten. Siegbert überraschte die Freunde durch den Entschluß, nach Schönau zu gehen und den künstlerischen Vorschlag Gelbsattel's, den er erzählte, für den Sommer schon jetzt in Angriff zu nehmen. Auch Dankmar, der ihn fragend fixirte, sprach von der Möglichkeit, daß ihn die Entscheidung der ersten Instanz seines Processes zwingen würde, nach Angerode zu reisen.

Dann wünscht' ich vorläufig, daß wir den Proceß verloren hätten, sagte Siegbert. Der Mutter wegen — mein ganzes Herz fliegt ihr zu.

Louis, erschreckend, daß beide Brüder entschlossen waren, die Residenz zu verlassen, hoffte, sie wenigstens noch zu sehen, ehe sie reisten.

Siegbert wollte sich eben seinem Atelier, Dankmar dem Gerichtshofe, Louis seiner Werkstätte zuwenden, als ein Wagen an ihnen vorüberrasselte und sie aus dem Schlage gegrüßt wurden.

Es war Egon, der mit zwei Bedienten in voller Gala zum König fuhr.

Es schlug zehn von den Kirchthürmen.

Die Freunde trennten sich. Egon, der sich von einer Scene mit der Gräfin losgerissen haben mußte, hatte furchtbar ernst ausgesehen.

# Dreizehntes Capitel.

## Eine Entscheidung.

Es war gegen zehn Uhr Abends.

Die Lampe brannte duster in einem Zimmer, dessen grünseidene Fenstervorhänge tief herabgelassen waren. Im Kamin glühte noch etwas die eben verkohlende Asche. Draußen jagten Carrossen. Die Theater sind beendet. Die großen Gesellschaften füllen sich. Auch Volksmassen tummelten sich noch. Man hörte an dem lebhaften Sprechen der Vorübergehenden, das von unten herauf scholl, wie die Gemüther erregt waren. Auch der Schritt wandernder Militair-Patrouillen war dem Ohre hörbar, das hören wollte und konnte.

Helene d'Aimont, die zu diesen nicht gehörte, lag ausgestreckt auf einer Chaise-longue, die in die Nähe des Kamins gerückt war. Das Zimmer war fast überheizt. Sie fror. Eingehüllt in einen großen Shawl konnte sie sich nicht erwärmen. Ihre Hände fröstel-

ten. So zitterte das Kinn, daß ſie laut ſtammelte. Diener und Kammermädchen hatte ſie abgewieſen. Sie wollte keine Hülfe, ſie erwartete den Tod.

Schon ſeit dem Morgen um halb elf Uhr lag ſie ſo.

Sie war nach Hauſe gekommen, aus dem Wagen mehr geſunken, als geſtiegen und hatte ſich gleich auf ihr Bett geworfen. Die Mädchen entkleideten ſie, was auf ihren ſtummen Wink geſchah. Man wollte zum Arzte ſchicken. Sie hatte es heftig ablehnend unterſagt.

Wer an der Thür lauſchte, hörte ſie oft laut ſchluchzen. Dann lachte ſie wie wahnſinnig, dann weinte ſie wieder.

Von einer Nahrung, die ſie zu ſich nahm, war keine Rede. Sie ſchüttelte nur, todtenblaß, ihr entſtelltes, von Thränen faſt ungleich gefärbtes Antlitz.

Meldungen, ſogar diejenigen, die Beſuche von Raſſlard, von Heinrichſon ankündigten, wurden abgelehnt. Sie lag halb erſtarrt. Ihr Kopf wühlte ſich in ein Kiſſen, das von Thränen ſchon durchnäßt war. Nur auf vieles Zureden ihrer Mädchen erhob ſie ſich und ließ ſich auf die Chaiſe-longue führen, die man an den Kamin rückte. Gegen Abend heizte man.

Um ſechs Uhr etwa begehrte die [illegible], einige Löffel Suppe. Sie aß nicht den vierten Theil eines Tel-

Maha Guru wußte, welche Anklage in dem finſtern Blicke des Bruders lag. Er wünſchte, daß er ſich gegen ſie vertheidigen könnte; aber ach! es gab für ihn ſchon ſo viele Wünſche, deren Echo niemals ihre Erfüllung ſein wollte.

„Was ſind die Verſprechungen der Mächtigen!“ klagte der Schaman; „weil ſie Allen gefallen wollen, ſo ſind ſie Jedem zu dienen bereit. Sie opfern dem Einen dieſelben Menſchen auf, welche ſie dem Andern eben zu ſchützen verſprachen. Ich ziehe die Gerechtigkeit der Götter ihrer Güt und Liebe vor.“

Maha Guru ſeufzte tief auf; denn wie herrlich er auch antwortete, ſo ließ ſich die Kataſtrophe Hali-Jongs doch nicht damit ungeſchehen machen. Er antwortete aber gar nicht.

„Meine Tritte führen mich aus dem Gefängniſſe Gyllus-pa's her,“ fuhr der Schaman fort; „die unverſiegbaren Thränen werden der Armen das Licht ihrer Augen rauben. Kann es für ſie einen Troſt geben, da ſie außer dem Tode ihres Vaters auch den ihrer Freunde zu beweinen hat? Jedes ihrer Worte iſt ein ſehnſüchtiger Seufzer um ihre Lieben, die für ſie geſchieden ſind; und weil ſie dennoch leben, eine Anklage von der ſich weder ich noch du reinigen können.“

Der Dalai Lama iſt Zeit ſeines Lebens im Geſpräch nur zum Sitzen angewieſen, weil es für ihn keine Affecte geben kann. Maha Guru war vielleicht der Erſte, welcher der Sitte Trotz bot. Der Schmerz jagte ihn vom Polſter auf, er maß den Saal mit weiten Schritten und ſank erſchöpft in die Arme ſeines Bruders.

„O du theures Licht meiner Seele!“ rief dieſer, von dem Anblick erſchüttert; „der Raum der Zukunft läßt ſich nicht nach den engen Schranken der Gegenwart meſſen. Mit tau-

lers und ſtieß den Reſt zurück. Die Arme hing herab vom Körper, willenlos, ſchlaff. Die Aug ſahen ſtarr oder ſchloſſen ſich vor Erſchöpfung. D griff ſie plötzlich nach dem Herzen. Man hatte a Bänder an ihren Kleidern aufknüpfen müſſen. Jed Druck machte ihr Beengung. So ſtreckte ſie ſich wie lebl

Gegen Acht wurde ſie hörbar. Sie klingelte. S machte eine Miene, etwas zu begehren. Sprech konnte ſie nicht. Die Hand ſtreckte ſich nach eine kleinen Tiſch am Fenſter hinüber und deutete auf d dort geſammelten Zeitungen. Man wollte ſie bringe Sie ſchüttelte den Kopf und deutete hinaus auf d Eingang ihrer Wohnung. Man verſtand ſie jetzt e Sie wollte die Zeitung von dieſem Abend habe Man ging hinaus, ſie zu holen.

Sie war noch nicht angekommen.

Ein tiefer Seufzer war ihre Antwort.

Endlich kam das erſehnte Blatt.

Sie erhob ſich geiſterhaft. Krampfhaft ſchlug das noch naſſe Papier auf und durchflog es

Bald entdeckte ſie die mit großen Lettern gedru Stelle, die ſie ſuchte. Sie lautete:

„Die Kriſis iſt noch nicht beendigt. Fürſt Eg von Hohenberg hat ein Programm vorgelegt, das vollſtändige Billigung des Hofes erhielt. Die Fr

iſt nur die, ob der Fürſt ſein Miniſterium wird vervollſtändigen können. Die Nachricht einiger Blätter, daß er einige jüngere Beamte und Offiziere als Collegen vorgeſchlagen hätte, iſt eine Verleumdung. Vorläufige Liſte: Conſeilpräſident und Miniſter des Innern: Fürſt Egon von Hohenberg. Auswärtige Angelegenheiten: General Voland von der Hahnenfeder. Krieg: General Arnheim. Cultus: Propſt Gelbſattel. Handel und Gewerbe: Juſtus. Königliches Haus: Geheimrath von Harder."

Helene warf die Zeitung hin, als wär' es ihr lieber, ſie fiele gleich in die Flamme des Kamins. Sie ſah nicht, daß der Bediente ſie aufhob. Sie hörte auch nicht, ob er ging oder blieb.

Ein ſanfter Thränenſtrom entfloß ihren Augen. Eine unendliche Rührung ſchien ſie über ihre eigenen Schmerzen zu ergreifen. Erſt erquickten ſie dieſe rinnenden Perlenbäche, die aus den heißen fieberhaften Augen floſſen. Dann aber gerieth ſie doch wieder in lautes Schluchzen und wieder der Bruſtkrampf ſtellte ſich ein. Sie mußte huſten, als wenn ſie erſticken wollte. Das Blut, das ſie zuweilen in ihren Tüchern erblickte, ſchien ihr eine Erleichterung.

Raſſlard und Heinrichſon ließen ſich zum zweiten male melden. Sie nahm ſie wieder nicht an.

Gegen neun Uhr kam ein Billet von Paulinen. Ohne Haſt, ergeben und ſchmerzlich, öffnete ſie es. Pauline ſchrieb:

„Helene, was hör' ich! Sie ſind unglücklich über die glänzende Laufbahn unſres Freundes! Eben ſitzt Egon an meinem Schreibtiſch und redigirt eine genauere Erläuterung ſeines meiſterhaften Programms. Zwei Worte, die er fallen ließ, verriethen mir, daß Sie eine Scene hatten. Warum Das, Helene? Warum fliehen Sie mich? Warum ſchließen Sie ſich nicht unſern großen, bedeutungsvollen Planen an? Egon liebt Sie, Helene! Aber ſtellen Sie ſich nicht in den Weg, der zu ſeinem Ruhme führt! . . .“

Egon liebt mich! rief Helene und zerriß, kurz den Reſt dieſes Billets überfliegend, es in hundert Stücke, die ſie zornig in den Kamin warf. Er liebt mich? Und kann mich mit Füßen treten, mich faſt an den Haaren ſchleifen, wenn ich ihm ſage: Vernachläſſige mich nicht! Waren die zwei Worte, die er fallen ließ, vielleicht die, daß ich auf der Erde vor ihm lag und ihn um den Tod bat? Waren die zwei Worte vielleicht die, daß ich ſagte: So will ich dein Weib ſein! War es die kalte, herzzerſchneidende Antwort: Helene, ich muß zum König! Beſchäme mich nicht mit einem Geſchenk, für das ich dir würdig zu danken keine Zeit habe!

Ein krankhaftes Lachen befiel sie bei diesem Selbstgespräch. Sie sprang auf. Sie wollte nun Menschen sehen. Sie rief nun nach Rafflard, nach Heinrichsen. Es war aber nach zehn Uhr. Zu spät, um sie noch entbieten zu können! Sie durchschritt die Zimmer, riß die Fenster auf, wollte ausgehen, zog an den Klingeln, die Diener und Mädchen standen hinter ihr, sie wußte nicht, was sie ihnen befehlen sollte.

Laßt uns allein! rief sie endlich den Dienern. Entkleidet mich! stöhnte sie den Mädchen.

Langsam schritt sie in ihr Zimmer zurück, ließ mit sich geschehen, was man beginnen wollte und sank in's Bett, bewußtlos, ohne Schlaf und ohne Wachen. Immer horchte das Ohr, ob nicht doch noch Egon käme, und wenn auch nach Mitternacht! Erst gegen Morgen ergab sich das gequälte Gemüth den Forderungen des erschöpften Körpers. Sie entschlief . . .

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Helene erwachte.

Rafflard und Heinrichsen hatten sich schon in aller Frühe nach ihrem Befinden erkundigen lassen. Von Egon fand sie keine Anfragen vor.

Sie ließ sich langsam ankleiden. Sie fühlte sich vom Schlafe nicht gestärkt. Die Rückerinnerung an die gestrigen Erlebnisse war ihr grauenhaft.

Um elf Uhr kam Drommeldey, der ihr Ausſehen, ihren Puls bedenklich fand.

Er war nicht ohne Neugier, der Sanitätsrath. Er kannte die eigenthümlichen Verhältniſſe dieſer geſtörten Liebe; noch mehr, da er ein vornehmer Frauenarzt war, verſtand er ſich auf die Pathologie der „brechenden Verhältniſſe". Er erklärte ſie für einen jener Seelenzuſtände, bei denen man vorzugsweiſe dem gaſtriſchen Rückſchlage vorbeugen müſſe. Er billigte die Diät der Gräfin und ſchied von ihr mit den Worten:

Verehrte, hüten Sie ſich zwar vor dem Uebermaß der Gefühle! Aber dennoch geſteh' ich, daß ich mehr für das volle Ausbluten des Herzens bin, als für die gewaltſame Unterdrückung. Ich weiß nicht, was Sie ſo ſtören, ſo bewegen kann. Aber wenn Sie Kummer haben, meine Gnädigſte, ſo nehmen Sie nur den Kelch des Schickſals gleich ganz, trinken Sie den bittern Schierling hinunter bis zum letzten Tropfen! In der Wahrheit gegen ſich ſelbſt liegt die Geneſung. Nur nicht fliehen vor dem Schmerz! Nur nicht dem Fatalen aus dem Wege gehen! Beileibe nicht! Das gibt geiſtige Blutzerſetzungen und erzeugt unterlaufene Seelenzuſtände, die ſehr entzündlich werden können. Für heute aber thun Sie mir den Gefallen, laſſen Sie anſpannen und genießen Sie die ſtärkende, erfriſchende

Luft nicht nur, ſondern auch die viel troſtreichere und erquickendere Abwechſelung der Gegenſtände, die ſich Ihnen bei einer raſchen Spazierfahrt darbieten werden. Verſprechen Sie mir Das?

Die Gräfin verſprach es nicht nur, ſondern erfüllte auch des Sanitätsraths Begehren, ſogleich anſpannen zu laſſen. Er wollte ſie ausfahren ſehen.

Ich bin noch nicht angekleidet.

Sie müſſen einen Mantel nehmen! Es iſt oktoberfriſch . . .

Dabei zog Trommeldey ſein Portefeuille und gab ihr aus der kleinen portativen Apotheke, die er bei ſich führte, einige Streukügelchen. Er erklärte alſo die Krankheit der Gräfin für eine von denen, bei welcher die Homöopathie zuläſſig war.

Trommeldey, ein ſehr kluger Weltmann, rührte die Streukügelchen ſelbſt in einem Glaſe Waſſer ein und plauderte dabei von Politik, Miniſterium, Egon's glänzenden Talenten, Paulinen von Harde, vom „Jahrhundert", Allem durcheinander. Charakteriſtiſch war, daß er bemerkte, man nenne das Miniſterium Egon ſchon das Blouſen-Miniſterium und erwarte, daß er ſeine vier bis fünf Inſéparables zu Miniſtern mache. Die geſtern angegebene Liſte des „Jahrhunderts" hatte ſich ſchon zerſchlagen und man wette noch, daß der

Kunsttischler Louis Armand, der ohnehin Heimatsrechte haben solle, das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten erhalte.

Während Helene in seiner Gegenwart leichte Toilette machte und über alle diese Aeußerungen des vorsichtig lauschenden Asklepiaden schmerzlich lächelte, sagte er:

Apropos, was haben Sie denn mit der Trompetta? Ist sie Ihnen bös?

Möglich! sagte Helene. Ich habe alle Menschen vernachlässigt. Sie gehört wol zu Denen, die Dergleichen nicht verzeihen.

Gestern, als sie in einer Gesellschaft vom Ministerium Hohenberg reden hörte, fuhr sie entrüstet auf und sagte: Wenn sich der Hof so mit der Demokratie und Immoralität verbündet, brech' ich mit ihm. Ich widme mein Album der deutschen Flotte.

Welches Album? fragte Helene, die vielleicht schon oft vom Gethsemane gehört, aber für nichts Sinn hatte, was nicht mit dem geliebten Ego zusammenhing.

Trommeldey erklärte ihr diese Sammlung und schloß damit, daß die Trompetta sich nun aus Opposition gegen die ihr und dem Neubunde bewiesene Feindseligkeit des Hofes entschlossen hätte, das Gethsemane zum Besten eines Schiffes der deutschen Flotte zu verloosen und demselben Zwecke so viel fernere Betrieb-

ſamkeit zu widmen, daß ſie ganz für ſich allein ein Fahrzeug vom Stapel laufen zu laſſen ſich entſchloſſen hatte. Sie ſtudire jetzt Marine und würde ſich nächſtens entſcheiden, ob ſie die fernere Aufgabe ihres Lebens in der Begründung eines Kanonenbootes oder eines Kutters oder einer einfachen ſchwimmenden Batterie finden ſolle.

Mit dieſen abſichtlichen Scherzen geleitete Sanitätsrath Trommeldey Helenen an den Wagen und gab dem Kutſcher eine genaue Anweiſung des Weges, welchen er eine Stunde lang im Park oder ſonſt vor den Thoren einſchlagen ſollte.

Helene war, als ſie mit ſchwankenden Schritten durch ihre Zimmer ging, an der Treppe einem alten gebückten Manne begegnet, der, eine ſchwarze Binde um die Augen, an der Wand ſtehen blieb und ſie in ihren Gewändern vorüber rauſchen ließ. Als einer der Bedienten vom Wagenſchlage zurückkehrte, fragte der Alte, der ſich an einer Fußbürſte ſorgfältig die Stiefeln reinigte, ob er den Profeſſor Rafflard ſprechen könne.

Er iſt im Augenblick nicht da.

Ich hab' ihn in ſeiner Wohnung geſucht und möchte ihn hier erwarten.

Der Bediente beſann ſich, daß Dies jener Fremde, Namens Murray, war, mit dem der vertraute Rath-

geber ſich vorgeſtern ſo lange unterhalten hatte und den er beauftragt war, mit Vorſicht zu behandeln.

Profeſſor Raſſlard, ſagte er, kann jeden Augenblick wieder kommen. Setzen Sie ſich, wenn Sie ihn erwarten wollen.

Eine Weile hatte Murray, ſtill in ſich verſunken, auf einen Stuhl im Vorzimmer ſich niedergelaſſen, als es draußen klingelte und der nebenan in die Bedientenſtube gegangene Diener öffnete.

Die Gräfin zu ſprechen?

Sie iſt in dieſem Augenblick ausgefahren.

Wohin?

In den Park, um ſich zu erholen. Der Arzt brachte ſie ſelbſt in den Wagen.

In den Park! wiederholte der Sprecher, der ſich, als er einige Schritte vorwärts that, als Heinrichſen erwies. Er war in weißen Glacehandſchuhen und einem kalkſteinfarbigen, gelbweißen, leichten Paletot über ſeinem Frack.

Halb unter der Thür ſtehend, konnte er Murray nicht ſehen.

Als er ſich beſann, ob er nicht der Gräfin im Park ſollte zu begegnen ſuchen, ſtand plötzlich Murray vor ihm.

Herr! rief Heinrichſen erſchreckend, hier ſchon wie-

der jenen unheimlichen Mahner an eine alte verdrießliche Geschichte zu finden. Was wollen Sie?

Sie ist nun todt.

Wer ist todt?

Ophelia! Ich sah das Stück in London. Sie war toll. Aber in den Bach sprang sie nicht. Sie fiel von ungefähr aus dem Fenster. Sie hätten es sehen sollen, Bester. Isabel starb so. Es hätte ein Bild gegeben.

Heinrichson machte es heute so wie vorgestern. Er ließ Murray reden und entzog sich einer weiteren Erörterung durch die Flucht. Dieser geistreiche Künstler gehörte zu den Menschen, die, wenn man ihnen eine Beleidigung sagt, behaupten, daß sie taub sind. Er war verschwunden wie gekommen.

Murray setzte sich ächzend. Er hatte die Worte in gewaltiger Aufregung gesprochen und sich doch beherrschen müssen. Der Bediente sah ihn staunend an.

Kennen Sie den Herrn? fragte er.

Der große Künstler Heinrichsen! sagte Murray.

Wer ist denn aus dem Fenster gesprungen?

Eine Gliederpuppe, die er malen wollte, sagte Murray seufzend. Habt doch schon so ein Ding bei den Malern gesehen?

Freilich. Ich trage ja oft Billets zu dem Herrn.

ſend Möglichkeiten läßt er ſich erfüllen; ein raſcher Entſchluß und wir ſchreiben uns ſelbſt die Looſe unſerer Zukunft."

„Was können die Umſtände von mir fordern," fragte Maha Guru, „um ihrer Meiſter zu werden? Ich gebiete nicht über das Reich des Todes und kann für Gyllusya den todten Vater nicht wieder ins Leben zurückrufen."

Der Schaman antwortete: „Aber dich ſelbſt kannſt du ihr zum Opfer bringen. Alle Reichthümer, welche dir zu Gebote ſtehen, magſt du denen ſchenken, welche ihrer bedürftig ſind. Gyllusya bedarf nur deiner."

„Was ſoll ich thun?" war des Gottes zweifelnde Frage.

„Zerbrich die Ketten, welche dich an den Himmel geſchmiedet halten! Schleudre deinen Scepter über alle Sphären, daß ſie zurückweichen und dir eine Straße bilden. Breite deinen Königsmantel über die Sonne, daß du auf ihm zur Erde niederſteigſt! Der fürchterliche Augenblick der Weltſchöpfung aus dem Chaos wird wiederkehren. Genreſl, der Gott des Schickſals, wird einen heftigen Sturm erregen und zahlloſe Wolken, die er herbeiruft, werden brauſende Waſſerſtröme entladen. Die vier großen Welten werden ſich von dem All losreißen, die Menſchenwelt wird auf die der Rieſen, die Welt der Kühe auf die der ſeelenloſen Menſchen fallen. Durch den Garten des Paradieſes wird ein ſo rauher Wind wehen, daß die Blätter der Tangbäume verwelken und ſich die Quellen der Unſterblichkeit trüben. Ich zittere vor dieſem Tage und doch beſchwör' ich dich, ihn herbei zu rufen!"

Das Gewölbe des Zimmers brach nicht zuſammen, die Wolken des Himmels entluden keine Blitze, welche die fre-

Da ſitzt immer eine große Puppe mit Kleidern behängt. Daran ſtudirt er . . .

Den Faltenwurf, mein Sohn! Eine ſolche Puppe hatte er einmal vor Jahren. Sie war ſchön! Augen im Kopf wie lebendig und Gliedmaßen, ſchlank, wie ein engliſcher Renner. Die Puppe hat ihm mit einem male nicht mehr gefallen. Da wurde ſie erſt traurig, dann wild und zuletzt toll. Sie tanzte ſo lange, bis ſie ſich im Wirbel drehte, an ein Fenſter kam und huſch! im Graſe lag ſie mit ihren ſchönen gelenken Gliedern! Morgen früh begrab' ich das arme Ding.

Der Bediente ſchüttelte den Kopf und deutete für ſich nach der Stirn, als wollte er ſagen, bei Dem iſt es wol nicht richtig! Wie er ſich in ſein Zimmer zurückgezogen hatte, das durch eine Glasthür vom Vorzimmer getrennt war, hörte er, wie Murray öfters tief aufſeufzte und ſich die Augen trocknete. Dann ſang der Alte zuweilen vor ſich hin ein Liedchen oder trommelte an den Fenſterſcheiben, in deren Nähe er ſaß. Dem Diener war es jedesmal unheimlich, wenn es klingelte und er zum Oeffnen hinaus mußte.

Zuletzt hörte er endlich zu ſeiner Beruhigung den bekannten Huſten des Profeſſors Rafflard, der ſich ſchon auf der Treppe ankündigte. Sogleich ging er ihm entgegen, öffnete und zeigte auf Murray, der ihn erwartete.

Ah! Sind Sie endlich da! Was hab' ich Sie erwartet! Wo iſt die Gräfin?

Ausgefahren, Herr Profeſſor!

Kommen Sie, mein Beſter! Kommen Sie! Jean, wir gehen in das gelbe Zimmer. Man ſoll uns nicht ſtören. Hörſt du, Jean? Kommen Sie, Murray! Gehen Sie voran.

Rafflard öffnete lang ausſchreitend und ließ Murray, der ſogleich ehrerbietig aufgeſtanden war, vorangehen.

Rechts! Rechts! ſagte Rafflard. Ihr wißt doch noch? So! Hier herein!

Damit folgte Rafflard, drückte die Thür des gelben Zimmers feſt hinter ſich zu, legte den Hut ab und ſetzte ſich erſchöpft.

Was bringen Sie? Wie ſteht es? Was habt Ihr heraus? fragte er und zog eine Schachtel voll Bruſtpaſtillen, erwartungsvoll, was ihm der demüthige und ſich überall umblickende Murray würde mitzutheilen haben.

Ei Herr, ich denke ja, begann Murray verlegen, ich denke ja, es wird ſich ſo ſchicken, wie Sie's wünſchen.

In der That, Murray? Ihr verdient Euch den wärmſten Dank der rechtſchaffenen Familie, von der ich ſchon geſprochen habe. Erzählt! Wie weit ſeid Ihr?

Wie ich von Ihnen ging, Herr ... Darf ich denn ...

Erzählt! Alles! Alles!

Da ging ich sogleich in meine Wohnung . . .

Brandgasse Nr. 9.

Nein, in eine neue, die ich mir gleich nach unsrer Unterredung neben der alten miethete . . .

Ihr seid schlau . . . Wo ist Das?

In der Wallstraße Nr. 13.

Wallstraße . . .

Eine Treppe hoch . . . vorn heraus . . . ein Sprachlehrer, Signor Barberini war eben ausgezogen.

Signor Bar . . .

Es soll, sagte man mir, ein Herr gewesen sein von langer Statur, mit schwarzer Perrücke und einer verdammt kleinen Nase, aber einem Kinn wie ein Pavian . . .

Ei, ei! . . . Ein Italiener!

Und Spitzbube! Nicht zwei Stunden des Tages soll man ihn in seinem Zimmer gesehen haben, nie hat er dort geschlafen. Fast glaub' ich, daß er nur dort wohnte, um seinen Nachbar zu belauschen.

Ich verstehe . . . Aber, wie kommt Ihr . . .

Gerade zu dieser Wohnung? Das will ich Euch sagen, Herr! Ihr hattet von Fränzchen Heunisch gesprochen und sagtet mir, wo sie wohne . . .

Richtig.

Im Hauſe bemerkt' ich denn auch bald, daß der junge Mann, der ſeiner Familie ſo vielen Kummer macht, ein Soldat iſt, Namens Heinrich Sandrart.

Wer?

Es iſt ein Sergeant. Er liebt Fränzchen; er iſt wie die Taube, ſie iſt wie der Geyer. Sie mag ihn nicht ...

Nein! Nein! Das —

Ich verſichere Sie, Herr! Er kommt trotz alledem zu dem Tiſchler Märtens und bläſt die Flöte. Sie bringen den an's Ende der Welt, wenn Franziska Heimiſch entführt wird ...

Aber —

Ohne Rathgeber, fuhr Murray in ſeiner trockenen, ruhigen Weiſe fort, ohne Rathgeber und Vertraute kommt man in großen Wagſtücken nicht weiter!

Aber —

Ich vertraute mich meinem Nachbar.

In der Brandgaſſe? ..

Nein, in der Wallſtraße. Es iſt ein Landsmann von Ihnen.

Louis Armand! Ein Pariſer, Kunſttiſchler, Vergolder ...

Freund des Prinzen Egon ...

Ich hoffe, Freund, Ihr habt keine dummen Streiche gemacht!

Euern Landsmann wollt' ich zum Vertrauten wählen.

Seid Ihr toll?

Vorgestern Nachmittag wollt' ich meinem Nachbar erst die Aufwartung machen. Er stand unten in der Werkstatt im Hinterhofe. Oben war sein Comptoir verschlossen. Ein Anschlag verweist in den Hinterhof.

Also . . .

Konnt' ich mich ihm vorgestern noch nicht anvertrauen . . .

Zum Henker! Was wollt Ihr Euch denn diesem Armand anvertrauen?

Ich schätze den Mann seit lange.

Ihr kanntet ihn ja nicht!

Louise Eisold, meine Nachbarin, lehrte mich ihn kennen.

Aber Freund, Ihr verwickelt die ganze Angelegenheit —

Nein! Ihr müßt wissen, Herr, daß ich nach vielen wilden Dingen, die schwer auf meinem Gewissen lasten, zuweilen trübsinnig bin, schwarzsichtig. Da ist's mir eine Freude geworden, neben der Louise Eisold zu wohnen. Sie fürchtet sich zwar vor mir, das närrische Ding; aber singen hör' ich sie doch gern, und wie sie einmal ein Lied sang, das mir ausnehmend gefiel, ging ich zu ihr und klopfte an. Das sind acht Tage her . . .

Wozu ſoll Das?

Ich klopfte bei ihr an und ſagte: Louiſe, ſeit dem Tage, wo Ihr mir das Glas Waſſer vom Brunnen holtet, ſprachen wir uns nicht. Ich habe ſeitdem viel Leids erlebt. Ich kam in dies Land, um hier zu ſterben. Ich habe eine ernſte Pflicht vor meinem Tode zu erfüllen, einer von elenden, nichtswürdigen Menſchen mit Füßen getretenen Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, dann will ich mein zweites Auge zuthun, das erſte hab' ich ſchon daran gewöhnt, nichts mehr von der Welt zu ſehen . . .

Raſſlard rückte mit ſeinem Stuhle ungeduldig hin und her und riß zornig ſeine Augen auf . . .

Ihr ſingt ſo ſchön, ſagt' ich dem Mädchen, fuhr Murray in ungeſtörter Ruhe fort. Ihr ſingt ſo ſchön, mein gutes Kind, und ich muß Euch danken, daß Ihr meine Hoffnung damit aufrichtet. Was iſt Das für ein Lied, das Ihr eben ſangt? Da nannte ſie einen Franzoſen, Louis Armand, der es gedichtet hat . . .

Raſſlard horchte beruhigter. Dieſe Mittheilung ſchien ihm nicht ganz ungehörig zu ſein.

Ich bat um die Strophen, fuhr Murray fort, und ſie gefielen mir. Das waren Worte, wie ſie im Herzen des fühlenden Freundes der Armen widerklingen müſſen. Louiſe Eifold hatte ſich ſelbſt dazu eine

Weise erfunden. Es war Schwung darin, Rhythmus, Harmonie ...

Wetter! sprang Raffard auf und stand wie starr über diese gebildeten Worte. Treibt Ihr Musik? fragte er tonlos. Was ist Das?

Murray besann sich, stockte eine Weile und sagte dann:

Ob ich meinen Aeltern davon lief, hatten sie viel auf mich gewandt. Ich strich die Violine und verstand mich besonders auf die Doppelgriffe ...

Ha! Ha! lachte Raffard, der den Doppelsinn auffaßte, den Murray mit schlauer Miene absichtlich in die musikalische Terminologie legte, und sich beruhigte ...

Seitdem, fuhr Murray fort, schätz' ich Louis Armand und wünschte, ihn kennen zu lernen. Die Gelegenheit fand sich. Das Vertrauen, das Ihr mir geschenkt habt, Herr, führte mich dem Franzosen heimlich in die Nähe. Gestern früh macht' ich des Dichters persönliche Bekanntschaft

Und ...

Es war nach zehn Uhr. Er kam verstimmt nach Hause. Ich hörte ihn von dem Zimmer aus, das ich mir für acht Tage gemiethet hatte. Ich ging zu ihm und fand einen jungen, gefälligen Mann ...

Wozu gefällig?

Erſt ſprach ich von ſeinem Gedicht, von Louiſe Eiſold, ihren Geſchwiſtern und was ſich ſo ergibt aus der kleinen Welt, in der dieſe Menſchen leben. Dann kam auch Heinrich Sandrart ...

Was wollt Ihr denn mit ...

Der junge Mann, der ſeine Eltern ſo bekümmert?

Ich bin auf der Folter ...

Louis Armand geſtand es ja ein.

Geſtand es ein? Was?

Daß Heinrich Sandrart Fränzchen liebt. Und als ich ihm den Wunſch der Eltern oder Verwandten ausſprach, durch eine Entfernung Fränzchen's auch Heinrich Sandrart zur Vernunft zu bringen, erbot er ſich, nur um ſo mehr die Hand zu reichen, als eben an ihn ein Brief von dem Onkel des jungen Mädchens angekommen war ...

Welcher Onkel?

Den Ihr kennt! Ihr kennt ja die Verwandten? Herr! Murray! Murray! Ihr habt klüger ſein wollen, als ich ...

Herr, ſagte Murray, ich habe Gewalt vermeiden wollen. Zu Teufels Namen, wenn Sie einem Banditen ſagen: Stich Den und Den nieder und der Bezeichnete iſt eben im Begriff, ſich ſelbſt an den nächſten Baum aufzuknüpfen, wird der Bandit ein Biel

ſein und erſt noch einen überflüſſigen Mord auf ſeine Seele laden? Der Onkel ſchreibt an Louis: Veranlaſſen Sie Fränzchen zu mir zu kommen! Ich bin nicht wohl! Die Urſula Marzahn will ſterben. Fränzchen ſoll nur dieſen Winter bei mir bleiben ... Die Urſula Marzahn, Herr, darf nicht ſterben! Wiſſen Sie, Herr, ſie darf nicht! Kennen Sie die Urſula, Herr?

Damit war Murray aufgeſprungen und hatte ſich dicht vor Raſſlard hingeſtellt, der nicht wußte, wie ihm geſchah. Er ſah die Aufregung des Alten und mußte ihn, aus Furcht, ihr Geſpräch dürfte zu laut werden, gewähren laſſen.

Murray beſann ſich und nahm wieder Platz.

Nach einer Weile, währenddem Raſſlard nicht mehr wußte, was er aus ſeinem Gegenüber machen ſollte, fuhr dieſer fort:

Iſt einmal Franziska im Hohenberger Walde, ſo nimmt Sandrart, dem es ſchon längſt in ſeiner bunten Jacke zu eng iſt, den Abſchied und der Zweck, den Ihr wollt, iſt erreicht. Nicht ſo, Herr?

Raſſlard erhob ſich jetzt und warf ſeine Zuckerdoſe ärgerlich auf den Tiſch.

Welch' ein Thor Ihr ſeid, Alter! rief er. Welche alberne, kindiſche Geſchichte Ihr erfunden habt! Wer hat Euch denn gerathen, weiſe zu ſein, nachzudenken,

Fineſſen zu machen! Wenn Leute Eures Schlages diplomatiſch werden wollen, kommt nur Verkehrtes an den Tag. Sie ſoll fort! Heute noch! Und Der, der Ihr folgen ſoll, Der, den ſie liebt und der ſie wieder liebt, iſt nicht der Soldat da, ſondern ...

Ha! Ha! Ich weiß es, rief Murray raſch, der, der ſie liebt, iſt ein Sprachlehrer, Namens Sylveſter ...

Raſſlard wandte ſich, um nicht ſein Erſchrecken zu verrathen.

Herr Sylveſter! fuhr Murray fort. Ja! Ja! Sie hat ihn auf dem Fortunaballe kennen gelernt. Er hat ihr Sprachunterricht geben und ſie verführen wollen. Herr, dieſer Sylveſter iſt es! Eine lange Figur, ſchwarze Perrücke, auch die verdammt kleine Naſe, auch das Kinn des Pavians ... wie ich ſehr vermuthe, der Doppelgänger des Signor Barberini, Herr ... Meinen Sie nicht? Es iſt Der?

Raſſlard, ohne ſich umzuwenden und von Murray auf den Spiegel gewieſen, ſagte leiſe und zitternd:

Auch Der nicht!

Zum Henker! So ſagen Sie's, wer es iſt! donnerte Murray.

Dieſer ſelbe Louis Armand iſt's! Habt Ihr, Wahnſinniger, denn nicht bemerkt, daß nur er, er es iſt, den Franziska liebt? Habt Ihr Euch in Eurer tollen

velnde Zunge gelähmt hätten; ſondern Maha Guru blickte nachdenkend vor ſich hin und ſprach, wie in einen Traum verſunken: „Ich habe der Erde das Wort gegeben und ſie hält mir nicht das ihrige! Kio, der Gott des Geſetzes, flog in den Leib der Lhamoghiuprul, trat dann durch die rechte Seite dieſer Königin in die Welt und wurde hinfort Xaka genannt. Der Wanderungen, welche die Gottheit zu machen hat, ſind unzählige.“

Der Schaman nahm dieſe Aeußerungen von der menſchlichſten Seite und ſuchte den Gedankengang ſeines Bruders zu ebnen, indem er ſprach: „Wenn in dir ein Funke des göttlichen Lebens wohnt, ſo kann er dich nicht verlaſſen, ſelbſt wenn du in die tiefſten Abgründe des Meeres ſtiegeſt. An dieſe Polſter, welche dort aufgethürmt liegen und eher für einen Thron der Unmacht gelten könnten, iſt die Majeſtät der Gottheit nicht geknüpft. Sie waltet überall, wo im Graſe dein Fußtritt rauſcht.“

Der Augenblick war noch nicht erſchienen, wo ſich Maha Guru auf dem Wendepunkte des Entſchluſſes befand. Noch blieb ſeinem Bruder die ſüßeſte Hoffnung unbenommen, noch hatte der Gott keine Schwäche blicken laſſen. Zuletzt ſtieß aber die Unvorſichtigkeit des Rathgebers alle Erwartungen um. Es war die verfehlteſte Maßregel, welche der Schaman nur einſchlagen konnte, als er den preisgegebenen Zuſtand mit dem neuen, von ihm empfohlenen zu vergleichen anfing und den letztern mit Farben ausmalte, welche den irdiſchen Anſchauungen, glühenden Leidenſchaften und ungöttlichen Begierden entnommen waren. Der Schaman glaubte, daß ſeinen Bruder nichts mehr beſtimmen würde, als ein Gemälde des künftigen, im gemeinſchaftlichen Beſitze Gylluspa's

Weisheit so hinter's Licht führen lassen, daß Ihr nicht merktet, daß er sie vergöttert und sie bis an's Ende der Welt aufsuchen würde, wenn es hieße, sie ist in Hamburg, in London ... wo weiß ich, Ihr alter Sünder Ihr!

Murray blieb auf diese Worte in einer eigenthümlichen Stellung sitzen. Er hatte das linke Bein über das rechte gelegt und hielt es mit beiden Händen, unruhig an ihm rüttelnd, fest. Es schien, als müßte er durch diese Bewegung eine große innere Unruhe im Zaume halten ...

Dieser Louis Armand ist es, fuhr Rafflard fort, dessen communistische Träumereien hiesigen achtbaren Familien, mit denen er in Verbindung steht, die größten Gefahren drohen. Wenn etwas ihn entfernen kann, etwas ihn in die Welt jagt, um sich zu ändern, zu bessern, Menschen kennen zu lernen, so ist es die Unruhe über das Loos jenes Mädchens, das er zu heirathen entschlossen ist. Es ist ein Werk der Sittlichkeit, der Erziehung, der Besserung, das Ihr fördern solltet, Murray, und so verkehrt habt Ihr es angefaßt!

Nun denn, sagte Murray ruhig. Warum warn Ihr nicht gleich gegen mich offen, Herr? Was erhalt' ich, wenn ich heute Abend mit Franziska Heunisch

nach dem Walde von Hohenberg abreise und morgen früh Louis Armand es ist, der uns dorthin folgt?

Das ist nichts, sagte Rafflard. Auf Monate muß er entfernt bleiben. Entführt das Mädchen, wohin Ihr wollt! Louis Armand muß weit weg avisirt werden.

Wie aber, wenn Louis Armand den ganzen Winter aus freien Stücken auf dem Schlosse Hohenberg bliebe?

Rafflard horchte auf . . .

Murray zog seine Brieftasche, öffnete sie langsam und nahm ein Billet heraus, das er dem, jeder seiner Bewegungen erstaunt folgenden spinnenbeinigen Professor mit den Worten überreichte:

Der Bravo lauerte hinter einem Baume, an dem sich sein Opfer eben selbst erhängt!

Von wem ist das Billet? fragte Rafflard befremdet wieder über das Wort Bravo . . .

Louis Armand empfing es gestern Abend um die zehnte Stunde.

Rafflard las:

„Mein theurer Louis, soeben komm' ich vom Schloß. Der König und seine ganze Familie haben mir ein Vertrauen bewiesen, das ich ehren muß. Mein Programm ist angenommen. Es kommt nur noch darauf an, Männer zu finden, die sich in meine Ideen einzuleben vermögen und meine Collegen werden. Sind

diejenigen Namen, die selbst eine Politik vertreten möchten, zu stolz, sich meinen Ansichten zu fügen, so befiehlt der Monarch einigen Bureauchefs, sich meinen Befehlen unterzuordnen. Jetzt, Louis, hab' ich eine Bitte! Die Geschäfte des Staates werden mich so in Anspruch nehmen, daß ich mich meinen eigenen Angelegenheiten völlig entziehen muß. Erweise mir die Gefälligkeit und reise in meinem Auftrage nach Hohenberg! Es wäre mir lieb, wenn du schon morgen gingest. Ich muß wissen, wie es dort aussieht, was der neue Generalpächter beginnt, ich habe Ursache, auf die Wiederherstellung meiner äußeren Verhältnisse den größten Werth zu legen. Sollte ich bei der Ueberfülle der Zumuthungen, die mir jetzt werden gestellt werden, dich, meinen theuersten Gefährten und Bruder, nicht mehr sehen können, so entnimm vom Banquier von Reichmeyer Alles, was du zur Bestreitung dieser Reise bedarfst. Beaufsichtige den Zustand meines ganzen kleinen Fürstenthums, den ich nicht länger vernachlässigen will! Nimm dir Zeit dazu und sorge, daß für das bevorstehende Frühjahr Alles so in Angriff genommen wird, als es nöthig ist, um mit Ackermann einverstanden zu bleiben. Lebe wohl, Louis! Der unsichtbare Genius, der uns verbunden, schütze dich und mich! Dein Egon!"

Rafflard's Mienen verklärten ſich ſonnenhell. Einen ſolchen Einblick in die innerſten Angelegenheiten ſeines ihm ſo feindſeligen Zöglings hatte er nicht erwartet!

Wo habt Ihr das Billet her, Murray? fragte er und huſtete ſich aus. Das Bücken beim Leſen hatte ihn angegriffen.

Von Louis ſelbſt! ſagte Murray in ſeinen früheren dumpfen brütenden Ton zurückfallend.

So vertraut ſeid Ihr mit ihm?

Es war zehn Uhr Abends, als dieſer Brief ankam. Ich hatte drei Stunden mit ihm allein geſeſſen ...

Drei Stunden ...

Ich hatte ihn traurig gefunden; denn er nahm Abſchied von einem Freunde, Namens Siegbert Wildungen, der nach einem Dorfe Schönau reiſt —.

Schönau? In der That! rief Sylveſter mit großer Befriedigung ...

Er nahm Abſchied von einem anderen Freunde, Namens Dankmar Wildungen, der einen wichtigen Proceß in erſter Inſtanz verloren hat und nach Angerode in Thüringen reiſt, um ſich neue Hülfsmittel zu einem großen Unternehmen zu holen und eine kranke Mutter zu ſehen ...

Murray! Du biſt ein Freudenbote!

Er nahm Abſchied von einem Geiſtlichen, Namens

Rudhard, der in diesen Tagen die Residenz mit der ganzen Wäsämskoi'schen Familie, die Fürstin ausgenommen, verlassen will!

Rafflard stand auf. Dieses natürliche Lösen der Kette, die sich um Egon geschlungen hatte, erwartete er nicht ...

Ich fand Louis Armand, fuhr Murray fort, gestört, unglücklich, in Thränen. Ich wollte ihn zerstreuen, trosten. Ich bin unglücklich mit meinen Tröstungen. Als es zehn Uhr schlug, kam dieser Brief ...

Er wird gehen?

Er ist schon fort. Morgen, wenn ich eine Todte begraben habe, folg' ich ihm mit Franziska Heunisch ...

Ihr mit dem Mädchen?

Warum nicht?

Euch vertraut er sein Theuerstes?

Mir nicht, warum nicht mir?

Murray! Ha! Ha! Murray, wodurch habt Ihr ihn so bezaubert?

Durch die Wahrheit!

Welche Wahrheit?

Die Wahrheit meines Lebens, mit der ich in drei Stunden ihn zu zerstreuen suchte.

Ha! ha! Und da glaubt er Euch? Das ist lustig, Murray! Ha! ha! Aber Ihr wollt das Mädchen nun in den Wald führen zu Louis Armand? Alterchen,

wie wär' es doch, wenn man lieber einen Ort ausfindig machte, wo der allerliebste kleine Engel nur Euch und zuweilen mich sähe! Wenn man mit dem Nutzen im Allgemeinen hier noch einen Vortheil für sich im Besondern verbände. Murray, wenn man das schöne Mädchen irgendwo versteckte, kuebelte ... Ihr wißt zu bezaubern. Wodurch habt Ihr diesen Armand gewonnen?

Noch mehr! Durch die Wahrheit über Euch, Rafflard, habe ich ihn ganz gewonnen!

Rafflard richtete sich auf, wie vom Donner gerührt. Das war ein Wort, das ihm die lüsternen Lippen erstarren machte.

Durch die Wahrheit, die ich Euch verschwiegen habe, Elender!

Murray!

Rafflard!

Seid Ihr toll? rief Rafflard, dem es war wie ein plötzlicher Ueberfall.

Barberini! Sylvester! Jesuit!

Wahnsinniger! stöhnte Rafflard und sprang an die Thür.

Murray ihm zuvor. Beide rangen um den Ausgang ...

Durch die Wahrheit, donnerte Murray und packte den langen Feigling fest im Genick, durch sie hab' ich

einen Edlen gewonnen, der ſchauderte, als er erfuhr, daß ich zu Eurem verbrecheriſchen Antrage nur ſchwieg, weil ich ihn hören, ganz hören, Euch ganz entlarven und Die, die er betraf, warnen wollte.

Lügner! krächzte Raſſlard und wollte die Thür gewinnen.

Ich log mich als Sünder, ſagte Murray ihn zurückſchleudernd, als elenden Helfershelfer Eurer tückiſchen Pläne, weil ich das erſte mal, daß ich den Namen Franziska Heuniſch hörte, zitterte, denn ich habe Urſache, Menſchen, die mit dem Geheimniſſe meines Lebens zuſammenhängen, zu ſchonen, zu ſchützen, wie ein Engel zu bewahren. Du Teufel, glaubſt, daß ich der Hölle entſtammt bin wie du! Was Heinrich Sandrart! Was die gemiethete Wohnung! Nichts von Allem iſt wahr, als daß dein Nebenbuhler dir von ſelber weicht! Aber auch das Opfer, das du ihm nicht gönnteſt, iſt dir entriſſen. Ich werde Franziska ſchützen. Dieſe Tücke iſt dir mißlungen, Elender!

Raſſlard war auf ſeinen Stuhl zurückgeſunken, todtenbleich. Murray hatte ſein Terzerol gezogen. Raſſlard verzog keine Miene. Seine Geiſtesgegenwart war erſchüttert, aber ſie verließ ihn nicht ganz. Aus den letzten Worten Murray's entnahm er, daß er bei ihm nur ein Attentat auf die Tugend eines jungen reizen-

den Mädchens voraussetzte. Er ergriff rasch den Gedanken, sich durch Humor zu helfen. Frech zog er eine Börse hervor und sagte, sie in die Luft werfend, lachend:

Murray, Das war dir bestimmt! Nimm! Ich erkenne, du gehörst zu Denen, die sich hüten, rückfällig zu werden. Es ist nie gut. Ihr habt Recht! Ja, ja, Alter! Ich habe den Fehler, verliebt zu sein in Mädchen mit wächsernen Augenlidern und schwarzen, langen Wimpern. Es ist eine Narrheit, der zu Liebe ich sogar Komödie spiele und den Sprachmeister mache, französischen und italienischen Unterricht gebe! Ha! ha! Alter, nimm! Wir wollen uns versöhnen ... im Geiste der Liebe!

Murray stieß die Börse zurück. Sein Scharfsinn sagte ihm jetzt, daß er sich in der Voraussetzung eines Attentats auf die Unschuld Franziska's möchte geirrt und die Ursache der Rafflard'schen Anträge vielleicht noch eine ganz andere wäre. Er wollte forschen und mäßigte sich ...

Dankt Gott, sagte er, dem Gott, dessen Namen Ihr in meinem Kerker und dem des Mädchens, das ich morgen begrabe, unnützlich führtet ...

Das schöne Mädchen, mit dem Ihr auf dem Fortunaballe ergriffen wurdet ... lenkte Rafflard ein, erleichtert, daß er auf einen andern Gegenstand kommen durfte ...

Ist todt ... sagte Murray, der bei diesem Gedanken alle Vortheile seines Sieges über den Elenden aufgab.

Wie kam Das, Alterchen?

Wohl so, wie es manchem Mädchen von wächsernen Augenlidern und langen Wimpern gegangen wäre, wenn Ihr eine schönere Nase hättet und ein menschlicheres Kinn!

Ich wünschte, Murray, versuchte Rafflard zu scherzen, Ihr nähmet lieber das Geld und ließet etwas mehr von meiner Schönheit gelten. Ihr macht Euch bitter bezahlt ...

Bessert Euch und belügt die Welt nicht mehr! sagte Murray, legte die früher empfangenen Dukaten auf den Tisch und wandte sich zum Gehen, da er in dem Nebenzimmer Geräusch, Thürenschlagen, rasches Laufen hörte.

Rafflard, aufathmend, begleitete ihn mit aller Freundlichkeit, schlug ihn auf die Schulter zur Versöhnung und ließ ihn aus dem gelben Zimmer mit den Worten:

Alterchen, wir bleiben doch Freunde! Die Philosophie verbindet uns. Auf Wiedersehen, wenn Ihr aus Hohenberg zurückkommt. Ihr seid in das kleine Ding verliebt und eifersüchtig auf mich! Verstellt Euch nicht! Führt sie in den Wald! Lebt glücklicher mit ihr als

mit den Damen, unter deren Ruf Ihr leidet und die Euch sterben, wenn sie Euch Geld gekostet haben. Auf Wiedersehen, Murray! Lebt wohl, alter Freund!

Der lange, zudringliche Mann entließ Murray scheinbar wie seinen besten Freund.

Murray ging und seufzte über die verwilderte Phantasie eines Schurken, der nicht im Stande war, irgend noch ein Verhältniß rein und sittlich aufzufassen.

Das Entzücken, in dem Rafflard über die freie Bahn, die sich nun zwischen ihm, Egon und Helene d'Azimont eröffnete, sollte aber nicht lange wahren. Er sollte bald kennen lernen, daß Egon einer jener Menschen war, die über jede Berechnung hinauswachsen. Kein Maßstab paßt auf Individuen so flugschneller Entwickelung.

Wie der Jesuit die Bedienten nach der Gräfin fragte, wie man ihm sagte, sie wäre zwar soeben von ihrer Spazierfahrt zurückgekommen, hätte aber vom Fürsten Egon einen Brief erhalten und sich eingeschlossen, wußte er, ohnehin noch erschüttert, nicht, was er thun sollte. Seit zwei Tagen hatte er sie nicht gesprochen. Alle seine Plane gingen so günstig vorwärts. Er hatte der alten Gräfin nach Paris die besten Versicherungen schreiben können, daß er sich ihrem Auftrage, eine Scheidung zwischen ihrem Sohne und Helenen zu befördern, mit

genossenen häuslichen Glückes und begann deshalb: „O Maha Guru, du Endsylbe aller meiner Gedanken, wie mal' ich dir die Seligkeit, wenn ich dich, den Menschgewordenen, in Gyllusya's überraschte Arme zurückführe! Alle Vorwürfe, die sich seit diesen Tagen auf ihre rosigen Lippen gelagert haben, wird der sanfte Hauch deines Athems in berauschte bebende Küsse auflösen! Obschon ich früher, als du, den Leib unserer Mutter verließ, so gesteh' ich dir doch alle Rechte zu, die mir bei den Umarmungen unsers gemeinschaftlichen Weibes gebührten. Gyllusya wird dich ihren Augapfel nennen und mich nur die Wimpern, welche ihn beschatten. Sie wird mich mit der Sorgfalt eines reichen Mannes behandeln, welche dieser auf ein Schloß verwendet, das seinen Schatz gesichert hält. Alles, was euch Beide einen Tag über erfreute, werd' ich für die Nacht verwelkt, entknospet, zerrissen, verwittert erhalten. Ich darf mich aber dabei wohl befinden; denn ich kenne zwischen der Liebe zu Gyllusya und der Anhänglichkeit an dich keine Gränzen. Ich bin mit dem Schatten des Glücks zufrieden, wenn das Glück selbst auf dem Spiele steht."

Maha Guru war in diesem Augenblicke wieder mit Leib und Seele Gott. . Wenn ihm vielleicht zuvor die Rathschläge seines Bruders vernehmlich geschienen hatten, so waren sie dies so lange, als sie sich an die Unmacht, die Zweifel und die Freiheit des Gottes anknüpften. Als sie aber für den Verlust der Unsterblichkeit eine Art von Ersatz boten, als der Schaman die Hand öffnete und in ihr nichts als der Vertrag einer idyllischen Ehe lag, als die dem Lama während seiner ganzen Erziehung zur Natur gewordene Gleichgültigkeit gegen das Fleischliche und Sinnliche ihn in den

dem günstigsten Erfolge unterzoge. Helene hatte er seit vorgestern früh nicht gesehen. Er hoffte, sie mit der Aussicht, daß der Bund, der sich um Egon gebildet hatte, zersprengt, zerstreut, entfernt war, auf's angenehmste zu überraschen, und nun hörte er, daß sie weine, krank wäre, ihn abweise und sich schon wieder eingeschlossen hätte!

Eine längere Ungewißheit ertrug er nicht. Er naherte sich der verschlossenen Thür und lauschte. Es war ihm, als horte er weinen.

Um des Himmels Willen, dachte er, was hat die Gräfin vor! Was ist geschehen?

Er öffnete leise das Metallplättchen über dem Schlüsselloch. Die Bedienten, denen der Zustand ihrer sonst so gutmüthigen und freundlichen Herrin Besorgnisse einflößte, unterstützten ihn in seinem Beginnen.

Er konnte Helenen nicht sehen. Der Schlüssel, der von innen steckte, verhinderte es.

Aber deutlich hörte er, daß sie weinte und mit den Zähnen klapperte wie eine Fieberkranke.

Jetzt hielt er sich nicht länger. Er klopfte.

Helene antwortete nicht.

Er klopfte starker und rief durch das Schlüsselloch:

Beste, theuerste Freundin, was beginnen Sie! Lassen Sie mich hinein, Ihr warmster, aufrichtigster

Freund muß Sie ſprechen! Es ſind Wunderdinge geſchehen. Oeffnen Sie, Gräfin!

In der That hörte er die Gräfin gehen. Sie erhob ſich. Er hörte ihr Kleid rauſchen. Sie ſchloß auf.

Wie er eintrat, ſah er eine Jammergeſtalt. Die Wangen der ſchönen Frau waren wie grau. Die Augen erloſchen. Die Hände ſchlaff herabhangend. Er faßte die Rechte, ſie zu küſſen. Sie war eiskalt.

Aber, was iſt Das? rief er. Gräfin! Ich komme, um Ihnen zu ſagen, daß von morgen, vielleicht ſchon von heute an der Fürſt von allen ſeinen Umgebungen gänzlich verlaſſen iſt. Er wird Miniſter. Das iſt wahr. Aber die Stunden der Muße, der Erholung, deren er nur zu ſehr bedarf, werden unverkürzt Ihnen gehören. Wieweit ſind Sie?

Statt aller Antwort gab Helene dem Sprecher einen Brief.

Es war dieſelbe Handſchrift wie die, die er eben an Louis gerichtet geſehen hatte. Egon ſchrieb an die Gräfin eine Entſcheidung ihres Schickſals.

# Vierzehntes Capitel.

## Zum Lebewohl.

Der ſchmerzliche Accord, der durch unſre ernſter tönende Erzählung fuhr, lautete:

„O es iſt wol eine der herbſten Entbehrungen, Helene, die ſich der Menſch auferlegen kann, wenn er ſich dem Arme der Liebe entwindet. Ich habe lange gerungen, mich von den grauen und düſtren Vorſtellungen, die mein Gemüth umſchatteten, zu befreien. Ich kann nicht anders; ich bin den finſtern Mächten der Ueberlegung verfallen und was ich auch beginne, mich wiederaufzuſchwingen zu einem großen, vorurtheilsloſen, freien Blicke über das Leben hin, ich kann es nicht. Ich erfülle mein Schickſal.

Was mich zu dir führte, geliebte Helene, hab' ich oft dankend geſtammelt. Es war nicht deine Schönheit allein, nicht die Güte deines Herzens, die ſorgſame Liebe und Sorgfalt, ja leidenſchaftliche Vergötterung Deſſen, was du einmal in das Heiligthum

deines Herzens eingeſchloſſen hatteſt, es war ebenſoviel von meinem eignen innern Drange, gerade Das, was ich in dir fand, gerade Das zu beſitzen. Ich Aermſter hatte der Liebe ſo wenig gefunden im Leben! Liebe iſt das behagliche Glück der reinſten Menſchlichkeit. Liebe iſt das ſtille Ausruhen an einem Platze, wo es allen Sinnen, den innern und äußern, wohlergeht. So glücklich war ich zwei mal! In Lyon und in Enghien!

In Paris verlor ich Louiſon. Ich verlor dieſe Liebe an Paris ſelbſt. Es gehört zur Liebe ein ſchlummernder Menſch, der wenig bedarf, wenig begehrt, viel träumen kann. Ein ſolcher war ich nicht mehr, als ich die große Weltſtadt ſah, das Gewühl der Menſchen, die von Intereſſen und Meinungen durcheinander gejagt werden. Louiſon's liebliche Geſtalt reichte bis zu den Phantaſieen nicht mehr hinauf, die mich in der großen Weltſtadt zu umgaukeln anfingen. Und doch wollt' ich entſagen, wollte nicht ſein und ſcheinen was ich war, wollte mich verbergen, lernen, mich bilden. Ich mochte den Begriffen, denen ich in Lyon Treue geſchworen hatte, nicht entſagen. Da fand ich Alles, was ich vermißte, in deiner Liebe! Du haſt mich geliebt, Helene, wie die Mutter, die ſich vom Gatten abwenden muß, ihr Kind anbetet

und in reinen Flammen ihre ganze Seele zu läutern glaubt! Du fingſt an, dich ſelbſt zu lieben, dir ſelber zu gefallen, als du deine ganze Kraft der Aufopferung mir dahingabſt! Aber auch damals, theures Weſen, warſt du mir nur der Widerſchein eines innern Bildes, die Befriedigung eines von mir ſelbſt gefühlten Bedürfniſſes, ein Gedanke, eine Stufe der Entwickelung, ein Standpunkt zur Anſchauung des Lebens. Ach, daß es ſo iſt! Aber wer kann es leugnen? Ich war glücklich, bei dir von einem Irrthume, einer Grille auszuruhen. Du nahmſt mich ohne Anſprüche. Du wollteſt nicht, daß ich glänzte, meinen Ruf wiederherſtellte. Du liebteſt nur mich, die Perſon, mein Lachen, mein Weinen, mein Hoffen, mein Klagen, den Menſchen, den ſchwachen, träumenden, bequemen Menſchen, der mit der Welt grollte, mit den Seinigen gebrochen hatte und über eine Zukunft philoſophirte, die er ſich nach den Stimmungen des Augenblicks wechſelnd und immer anders ausmalte. Die Flamme brannte und nahm den Docht, wo ſie ihn fand. Das Zufälligſte machte uns glücklich und Unterhaltung fanden wir in uns ſelbſt.

Eine ſchmerzliche Reue trennte uns. Du weißt, Helene, wie ich mich plötzlich aufgeſchreckt fühlte. Ich konnte ſo, wie ſonſt, nicht zurückkehren zu dir! Ich

hatte Louis Armand wiedergeſehen und fand in ihm noch alle die Keime der Gedanken wieder, die ich in mir ſelbſt erſtickt hatte. Ich gab dich nicht auf, Helene! Das weißt du wohl. Ich floh nicht vor dir, ſondern vor mir ſelbſt. Ich floh vor dem Bilde der Trägheit, der zweckloſen Träumerei, das mir von mir ſelber vorſchwebte. Ich floh vor den Jahren, um die ich den Schöpfer betrogen zu haben glaubte. Unſchlüſſig über mich ſelbſt kam ich hier an. Louis dachte für mich, handelte für mich. Ich folgte ſeinen weiſeren Anordnungen. Die Reiſe nach Hohenberg, die Krankheit iſt dir bekannt, auch unſer Wiederſehen, Helene! Frage den Gott der Liebe, ob es falſche Schwüre waren, die ich in der Seligkeit dieſes Wiederſehens gelobte ... ſie waren nicht untreu gemeint. Aber ich fühle es, die Art, in der ich allein noch, was ich damals verhieß, ausführen kann, wird dir nimmer genügen.

Ich habe angefangen, Alles, was ich ſeit Genf, ſeit den deutſchen Univerſitäten, ſeit Lyon und Paris über die Geſellſchaft und das Staatsleben gedacht habe, jetzt in ein Syſtem zu bringen. Ich muß den Anfang eines männlichen Berufes machen. Ich bedarf jetzt einer unendlichen Freundſchaft, kann aber nur ſie, nicht die Liebe, erwidern. Ich fühle mich zur Liebe, zur Hingabe ebenſo zerſtreut, matt, ohn-

mächtig, wie glühend ich die uneigennützige, blindeste, neueste Freundschaft bedarf. Es ist mir jetzt, als wenn Männer, die etwas Großes wollen, nicht in der Weise, wie es die Dichter besingen, lieben können. Werf' ich dir vor, daß du es verschmähst, von meinen Almosen zu leben, von den Blicken zu zehren, die ich in Sturmeseile einen Augenblick innehaltend dir flüchtig zuwerfe? Wärst du selber ehrgeizig, du begnügtest dich mit ihnen. Aber du bist es nicht. Du willst nur Liebe, das Glück des stillen, ungestörten Besitzes. Du bist eine Lebensdichterin! Ich bin, wenn ich in allen meinen Hoffnungen und Entwürfen einst scheitern werde, höchstens so glücklich, der Gegenstand eines Dichters zu werden, der mich mit einem Gebet für meine Seele, mit einer Entschuldigung für die Welt, in seiner Darstellung einschaufelt.

Du hast dies Leiden gefühlt, Helene, und mir gestern, als ich so grausam, so kalt war, wieder von dem Worte gesprochen, das du schon einmal fallen ließest, du wolltest mein Weib werden! Helene, daß ein Wort, worin für ein Weib ihre ganze Kraft, ihre ganze Allmacht liegt, hier wie ein Almosen klang, das nicht einmal du gabst, sondern du nahmst! Mein Weib! Helene, du mein Weib! Daß ich verneinend so auffuhr, daß ich so wild stürmte, was war es

denn, als daß ich dich für zu hochhalte, um mit dem Bettelpfennig der Ehe die Schuld abzutragen, die du an meiner Liebe zu fordern haſt! Soll die Verechtigung der Ehe harren und warten, bis ich geneigt ſein kann, gedrungen mich fühle, die ſtarre Form zu beleben und zu beweiſen, daß die Ehe nicht das abfallende Saamenkorn der Blüte, ſondern die Blüte in ihrer vollſten Schöne und reichſten Entfaltung ſein ſoll? In dem Augenblick, Helene, als du von der Ehe ſprachſt, da ſah ich dich mit einem Blatt Papier und einer Feder in der Hand. Schreibe, daß du mich lieben willſt oder kraft dieſes Blattes mach' ich dir das Leben zur Hölle! So klang es mir in's Ohr. Mußt' ich nicht fliehen?

Ich bin nun Miniſter eines großen Staates. Ein Beruf von unſterblicher Bedeutung! Ich habe volle Gelegenheit, mich zu tummeln und werde wenig Abende — von Tagen red' ich nicht — wenig Nächte ganz mein nennen können. Träumen, Helene, wird von dir der erſchöpfte Geiſt. Im Traume von dir werd' ich Erquickung finden. Dieſe Furcht vor Dem, was mich binden, mich von meinen Geiſteszielen entfernen könnte, geht ſo weit, daß ich auch von Louis Armand für dieſen Winter Abſchied genommen habe. Er geht nach meinem väterlichen Schloſſe Hohenberg. Auch die

jungen Bildungen, die Beide die Reſidenz verlaſſen, laſſ' ich gern ziehen. Alle Drei ſind mir theuer geworden, aber ihre Idealität und träumeriſche Unbeſtimmtheit drückt mich. Sie ſtellen mir Zumuthungen auf den Grund von Vorausſetzungen, in denen ſie ſich irren. Ich habe die Bleuſe getragen, habe den Hobel geführt, es war keine Grille. Aber, wer ſagt denn, daß ich darum die Ordnung der Welt auskehren will? Ich habe mir das Leben ſelber geſtalten wollen: ich mochte vom Schickſal keine Gunſt, die ich mir nicht erworben. Allein Das, was mir perſönlich zu Nutzen kommt, wird doch nie eine Verbindlichkeit für Andre werden ſollen? Ich bin froh, auch von dieſer Seite frei zu ſein und von einem der fatalſten Uebel nicht gepeinigt zu werden, der Behinderung durch freundſchaftsberechtigte Rathgeber, vor Denen man Alles vorher erörtern und nachher rechtfertigen ſoll. Fühl' aus dieſen Worten nichts Kaltes, nichts Liebloſes heraus! Die Menſchheit kann halbe Perſönlichkeiten nicht mehr brauchen. Man muß ſich ganz einſetzen und für ſeine Wahrheiten oder Irrthümer allein aufkommen, ſagte auch die Welt: dieſer Menſch iſt ein Dämon.

Ich ſchreibe dir dieſe Worte nach einer ſchlafloſen Nacht in früheſter Morgenſtunde. Es iſt ein Abſchied,

Helene! Ich kann, ich darf dich vor einem langen Zeitraume nicht wiederſehen. Kehre nach Paris zurück! Such' einen ſtillen Ort an einem italiäniſchen See! Bete für mich! Knie an einem Kreuz im Thale und bitte Gott, den Wanderer da oben auf hohem Felſenriff zu behüten! Ich kann dich in meinem jetzigen Leben — vergib mir den kalten Ausdruck — nicht unterbringen. Verſprich mir, ruhig zu ſcheiden. Verſprich mir, wie Einem, der zum Tode geht, ihn durch deine Liebe nicht mehr zu erweichen und zu verhindern, daß er gefaßt und ſeinen Henkern zum Trotze ohne Thränen ſterben kann! Ich bitte dich darum, Helene! Es kommt eine Zeit, ich ahn' es, wo ich wieder Liebe bedarf. Dann werd' ich am Wege liegen, verwundet, verſchmachtet und hört' ich dann den Ton deiner Stimme, ſäh' ich dann den Saum deines Kleides, wie wollt' ich die Samariterin ſegnen! Jetzt laß mich ziehen! Dank für deine Liebe, Helene! Lebe wohl! Lebe glücklicher, als du durch mich geworden wärſt. Bekämpfe deinen Schmerz durch deinen Stolz! Gehöre dem Leben, das du ſo hold verſchönern kannſt! Verlaß dieſe Stadt! Es kommt eine ernſte Zeit! Was du auch von mir hörſt, verzweifle nicht ganz an mir! Lebe wohl! Nicht auf ewig! Aber für jetzt — Lebe wohl!"

gemachten Anerbietungen weder etwas Wünſchenswerthes noch etwas Würdiges ſehen ließ, da ſaß er längſt wieder auf ſeinem Polſterthrone, das gelbſeidene, drachengeſtickte Gewand um ſeine Schulter wallend, die Hände und die Füße übereinander geſchlagen, die Mütze cylinderförmig über ſeinem Scheitel ſich erhebend, ſein Haar in ſteife, lange Zöpfe geflochten, um den verhüllten Hals ein Roſenkranz, von dem einzelne Kugeln aus dem Kleide hervorſahen, in allen ſeinen Gebärden und in ſeinem ernſten, tiefen Schweigen Dalai Lama, der ſichtbare Gott der Tibetaner. Der Schaman ſchwankte. Noch klang das abgebrochene Geſpräch in ſeinem Ohre wider und doch war Alles ſtill und feierlich um ihn; die Wände ſchienen verwundert auf ihn herabzuſehen, der unbewegliche, ſtumme Lama ſaß wie ein Pagode vor einem reuigen Verbrecher, der ſeine Gnade anfleht. Betäubt von dieſer plötzlichen Veränderung warf er ſich neunmal zu Boden, benetzte die Stirn mit dem Staube dieſes heiligſten aller Heiligthümer und verließ den Palaſt, noch die Treppen auf den Knieen hinabrutſchend.

Du ſtandeſt einmal in dem Vorzimmer eines Miniſters. Die Thür öffnete ſich und der gnädige Wink des Kammerdieners rief dich zu dem allmächtigen Manne hinein. Du ließeſt es an Höflichkeit nicht fehlen, deine Verbeugungen waren eben ſo abgemeſſen, als der Zwiſchenraum, in welchem du dich von der rechten Hand des Fürſten hielteſt. Aber in deinen Worten lag etwas Aufrechtes und Offenes, deine Gedanken waren höher, als das landesübliche Rekrutenmaß; du ſprachſt von den Reſultaten, die du deinen Studien verdankteſt, von einer gewiſſen Unabhängigkeit der Meinung, welche die einzige Feſſel wäre, die du dir anlegen ließeſt und

Als Raſſlard ſah, daß die Gräfin entſchloſſen wa
dieſem ſeltſamen Briefe Gehör zu geben, als er ſa
daß ſie ausgerungen, ihre Rechnung nach tauſen
Thränen abgeſchloſſen hatte, wagte er nichts mel
von den alten Plänen vorzubringen. Er ſah ſein
Hoffnungen vernichtet!

Sie werden reiſen? fragte er tonlos.

Morgen in der Frühe . . .

Wohin, meine Gnädigſte?

Ich weiß es nicht. Schreiben Sie nach Pari
Ich werde von mir hören laſſen, wenn ich weiß, w
ich bleiben ſoll.

Aber allein wollen Sie —?

Allein! ſagte Helene. Ich werde verſuchen, mi
zu retten!

Indem trat der Diener ein und meldete ein jun
ges Mädchen, das draußen ſtünde und ſich nich
genannt hätte, aber die gnädige Frau zu ſprech
wünſche.

Jetzt nicht! Jetzt nicht! ſagte Raſſlard verlan
Und dann ſich zur Gräfin wendend:

Das Miniſterium iſt nicht vollſtändig. Man ſag
jeden Augenblick, der ganze Plan konnte ſcheitern

An ſolche Trümmer kann ich mich nicht mehr klam

mern, antwortete Helene gefaßter und ſich zum Bedienten wendend ſprach ſie:

Was will das junge Mädchen? Wer iſt ſie?

Und in ſelbem Augenblick ergriff ſie der Gedanke an Melanie Schlurck. Von ihr wußte ſie, daß Egon ſie bei Paulinen ſah. Melanie hatte ſich in Egon's Phantaſie eingeſchmeichelt. Er hatte ſogar gewagt, von dieſem ſchönen Mädchen in ihrer Gegenwart zu ſcherzen. Sie war zu ſtolz geweſen, der Eiferſucht Raum zu geben. Sie hatte nur Paulinen vermieden, die ihr zweideutig vorkam. Pauline, die trägt Egon jene Freundſchaft an, hatte ſie ſich geſagt, die er bedarf! Das iſt nichts als Bewunderung, nichts als Sklaverei, nichts als Stolz, ihn nur zu haben, zu beſitzen, zu benutzen, um ſich zu heben! Oft grübelte ſie, was Egon nur an Paulinen bände! Einmal hatte Egon geſagt: Ein Geheimniß! Welches? hatte ſie gefragt. Ach, Helene! war Egon's Antwort. Das elendeſte und jammervollſte! Da mochte ſie nicht länger forſchen, aber ihre Eiferſucht auf Melanie wuchs. Jeden Abend, hörte ſie von Heinrichſen, der nicht mehr zur Geheimräthin ging, daß Melanie noch bis elf, zwölf Uhr bei der Geheimräthin, die keine großen Geſellſchaften mehr gab, mit Egon zuſammentraf. Und nun dachte ſie: Die da jetzt zu mir kommt, iſt Mela-

nie! Auch ſie iſt geopfert, auch ſie iſt elend! Sie kommt, um ihre Thränen mit den meinen zu miſchen!

In dem Augenblick trat aber ein kleines, verſchleiertes Mädchen, das dem Diener gefolgt war, ohne Zögern herein und ſtürzte auf die Gräfin zu, ſie zu umarmen.

Wer ſind Sie? fragte dieſe erſchreckend und trat ablehnend zurück.

Es war nicht Melanie; aber es war ein Mädchen, das weinte.

Warum weinen Sie? Kann ich Ihnen helfen?

Das junge elegant gekleidete Kind, in ſchwarzer Seide, weißem Hute und feinem türkiſchen Shawl ſchlug den Schleier zurück.

Die Gräfin kannte ſie nicht. Auch Rafflard nicht.

Wer ſind Sie, mein Kind? Sie ſind unglücklich! Was haben Sie?

Rafflard winkte dem Diener zu gehen. Das junge, ſchöne, blaſſe Mädchen mit ſeelenvollen Augen, vergeiſtigtem hoheitsvollen Blicke ſammelte ſich und ſprach:

Ich heiße Olga!

Sie küßte die Hände der Gräfin . . .

Olga? ſagte Helene erſtaunt. Olga? Sie ſind . . .

Das Mädchen hielt die Gräfin umſchlungen und antwortete nicht.

Sie ſind Olga Wäſämskei, Adelen's Kind —

Ma chère tante! ſagte Olga ſchluchzend und liebkoſte ſie.

Der Augenblick brach Helenen's ganzes Herz. Sie weinte mit dem Kinde.

Engel! Himmliſches Kind, rief Helene, was führt dich zu mir, zu deiner Tante, die du lieben willſt? Was iſt dir?

Olga ſchwieg ...

Du ſuchſt Hülfe? Olga! Liebſt du mich? Liebſt du deine Tante?

Olga ſah bittend und zutraulich in die Augen Helenen's.

Man verfolgt dich? Die eigne Mutter — ha, ich verſtehe — ich weiß es — Siegbert Wildungen — ...

Olga verhüllte ihr Angeſicht an Helenen's Herzen. Der Hut entglitt ihr. Rafflard hob ihn auf. Helene war ſo gerührt, daß ſie mehr über die Thränen des Kindes, als über ſich ſelbſt weinte.

Rafflard, erſchreckend über dieſe Annäherung und dieſe neue Gefahr für das Vermögen des Grafen und die Beſorgniſſe ſeiner Mutter, ergriff das Wort und ſagte heuchleriſch:

Rudhard, Ihr Erzieher, mein Fräulein, hat die Abſicht, eine Reiſe mit Ihnen zu machen?

Als Olga diese Frage mit stummer Gebehrde bejahte, sagte Helene mit überquellendem Gefühl und in ihrem eignen Schmerz die Größe des fremden Leids ermessend:

Arme, liebevolle Olga! Ich weiß Alles, Alles! Olga, du liebst Siegbert Wildungen — die eigene Mutter gönnt dir das Glück deines jungen Herzens nicht — du sollst fort — mit den Geschwistern fort — Rudhard soll Euch entführen, damit der Mutter allein das Glück deines Lebens bleibt . . .

Olga bejahte Alles und schluchzte.

Ha! rief Helene begeistert. Du bleibst zurück, ich schütze dich, du bleibst!

Helene sprach diese Erklärung mit der ganzen Entschiedenheit, deren ihr Herz in leidenschaftlichen Aufwallungen fähig war.

Nicht bleiben, Tante! sagte Olga. Ich darf nicht! Fort! Fort! Er ist da —

Wer ist da?

Wer, wer, mein Kind? sagte Raffiard, schmeichelnd, zudringlich, ängstlich, als Olga schwieg.

Otto von Dystra! sagte Olga tonlos.

Während Raffiard hin und her combinirte und im Geiste sich schon vergegenwärtigte, daß der alte Plan, einst das Vermögen des Grafen d'Azimont an

die Kinder der Familie Wäsämskoi zu bringen, jetzt durch eine merkwürdige Wendung des Geschickes und die entstehende Liebe Helenen's zu diesem Kinde in voller Entwickelung war und alle seine Hoffnungen für die alte Gräfin d'Azimont scheiterten, besann sich Helene und sagte rasch:

Otto von Tystra! Was soll er? Aus Amerika! Der Sonderling? Er ist verwahrlost — der Freund des Fürsten — ein Aesop — ein Narr — was soll's?

Olga hauchte die Erklärung hin, daß die Mutter verlange, sie müsse sich mit Otto von Tystra verloben.

Helene starrte.

Gestern Abend fuhr er vor, sagte Olga. Heute wollten wir entweder mit Rudhard reisen oder ich soll mich erklären, daß ich mich mit diesem Ungeheuer verbinde ...

Das war genug, um Helene d'Azimont zu elektrisiren. Die heldenmüthige, liebesstarke, verlassene Frau, die in Olga ihr ganzes Ebenbild gefunden hatte, rief:

Und du?

Ich fleh zu dir!

Olga! Warum zu mir?

Das Mädchen schwieg. Dann sagte sie durch Thränen lächelnd, unverständlich, treuherzig:

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.

3-598-51032-2
FN. 04308/029

Weil du lieben kannſt!

Wie Olga dieſe Worte feſt und ſicher geſprochen hatte, ſtürzten auf's neue die Thränen aus Helenen's Augen. Sie umarmte ſtürmiſch das junge Mädchen, riß ihr den Hut fort, den ſie in der Hand hatte, nahm ihr den Shawl ab und ſprach in äußerſter Exaltation:

Noch heute reiſen wir! Du biſt mein, mein Kind, meine Olga! Wir Beide ſind verbunden durch den Schmerz der Liebe! Gehen Sie, Raſſlard, beſorgen Sie unſre Päſſe. Schicken Sie ſie uns nach. Wir reiſen ſo, wie wir hier ſind! Fort! Fort! Fort! In die Welt! Wir müſſen uns retten, Mädchen, vor dieſem Elend des Lebens, vor dem Froſt des Winters, der ſich auch an die Herzen anſetzt! Auch Siegbert hatte den Muth nicht, dich ſein zu nennen! Entblättert ſich dir ſchon ſo früh der ſchöne Glaube an dieſe Männerſeelen? Ha! Du biſt von meinem Blute, Mädchen! Dein Herz ſchlägt wie meines! Fort! Fort! Wir bedürfen andre, ſüdliche Luft! Nach Italien! In dieſem Norden erfrieren wir.

Damit drängte ſie Raſſlard, der vernichtet daſtand, hinaus.

Raſſlard ſtand noch unſchlüſſig und wollte verdrießlich werden.

Aber Gräfin! Was beginnen Sie? Welche neue Verirrung?

Rafflard! rief Helene. Kein Wort der Entgegnung! Ich haſſe Egon! Ich bleibe meinem Gatten treu! Deſiré d'Azimont iſt ein Engel! Olga iſt meine Seele! Olga jetzt mein Leben! Olga, in dir find' ich mein Glück, meinen Reichthum, meine Zukunft, mein Alles! Ein Kind, ein Kind gewonnen durch den Schmerz des gleichen Schickſals. Olga! Laß uns die Welt ſehen und unſer Leid verbergen! Ich, ohne Hoffnung für das ganze Leben, Du für Siegbert Wildungen aufblühend in meiner Pflege, wenn er dich verdient! Ich, deine Mutter! Dein Schutz gegen Rudhard, gegen Dyſtra und wenn Sie wagen, Rafflard, wenn Sie wagen, Adelen zu ſagen, wohin ihr Kind ſich flüchtete . . .

Gräfin! Was denken Sie?

Poſtpferde! rief Helene und Rafflard war hinaus.

Er überlegte, was zu thun. Sollte er vor's Thor eilen und die Fürſtin von der Gefahr, ihr Kind zu verlieren, unterrichten?

Während er ſo auf der Treppe ſtand, kam Heinrichſen . . .

Sie kommen gerade recht, ſagte er dieſem.

Wozu?

Die Gräfin will nach Italien und noch heute

Heinrichsen stand wie vom Blitz getroffen.

Das ist eine Trennung! sagte Rafflard bitter.

Nein, antwortete Heinrichsen lächelnd, ein Wiedersehen. Ich selbst wollte der Gräfin sagen, daß ich in einigen Tagen nach Rom zu reisen gedenke ... Sie weiß es .. ich sprach immer davon ...

Rafflard stand voll Erstaunens. Er überblickte, daß Heinrichsen die Gräfin liebte. Anzunehmen, daß die Gräfin schon von ihm für die Idee einer italianischen Begegnung gewonnen war, hatte er keinen, auch nicht den mindesten Grund. Aber dennoch erstarrt, ergriff er die Gelegenheit, die ihm von der Gräfin gegebenen Aufträge abzuschütteln.

Leisten Sie ihr für diese schnelle und übereilte Abreise hülfreiche Hand! sagte er zornig. Ich für meinen Theil bin zu beschäftigt, um ihren Aufträgen nach Wunsch zu genügen

Heinrichsen in glückseligster Geschäftigkeit ging zur Gräfin, Rafflard bustete noch lange die Straße entlang.

Unten überfiel ihn die verdrießlichste Stimmung, wie nun all' seine klugberechneten Pläne umsonst gewesen und die Menschen mit ihren Leidenschaften weit über alle Schlingen und Netze des Verstandes hinaus-

verlangteſt zuletzt, daß du in der Staatsmaſchine eine Stelle erhielteſt, die deinen Talenten und Einſichten angemeſſen wäre. Man kennt unſere Miniſter nicht, wenn man glaubt, der Mann hätte dich die Treppe hinunter werfen laſſen. Er beſaß Geduld genug, dich anzuhören, ja er ging noch weiter, er wollte deine Fähigkeiten für eine Sache gewinnen, die ihm beſſer ſchien. Das Syſtem, welches du in deinem Averſiſſement verſteckt angegriffen hatteſt, war ſeine Ueberzeugung. Du warſt damals noch blutjung, voller Ehrfurcht vor ergrauten Erfahrungen, hörteſt mit Andacht auf die Lehren, die dem beredtſten Munde entfloſſen und ſchiedeſt mit gebrochenen Flügeln, geſtutztem Kamme, jede einzelne Stufe der Treppe zählend. Der Concierge zieht den Thürdrücker auf, du ſteheſt auf der offenen Straße und ſchöpfeſt endlich wieder freie Luft. Die Milchverkäufer rieſen ihre Sahne aus, die Sandhändler ſtreuten den Vorübergehenden mit gellender Stimme Sand in die Ohren, Carroſſen flogen über das funkenſprühende Steinpflaſter, ein Tuchhändler reichte ſeinen Kunden mit freundlicher Miene eine Priſe, ein Induſtrieritter ſuchte in ſeinen Rocktaſchen und fand nur ein ungeheures Loch darin, ein freundliches Mädchen lachte hinter einem Fenſtervorhange, eine weißbauchige Schwalbe ſchoß an den Häuſern blitzſchnell vorbei, ein Mann trug etwas Verdecktes unterm Arm, die Straßenrinnen waren alle mit Gras bewachſen, die Häuſer hatten jedes ſeine Nummer auf einem blauen Schilde, du hatteſt einen Hut auf dem Kopfe und am linken Zehen drückte dich der Schuh und unterm rechten Arm war dir am Rock die Nath etwas aufgeriſſen, das Rauſchen des alltäglichen Lebens gab dich dir ſelbſt zurück, du hielteſt dem Miniſter nicht Wort!

wachſen. Dieſe Familienbeziehungen erſchienen ihm gering, armſelig. Er ſpitzte im Geiſt ſchon die Feder, um auf den Quai d'Orſay in Paris einen epigrammatiſchen Brief zu ſchreiben, deſſen Thema ſo lauten ſollte:

In der Komödie der Liebenden darf man nur mit ſeinem Herzen, nicht mit ſeinem Verſtande mitſpielen.

Verdrießlich über Das, was er ſich Alles ſeither an größerer Geltendmachung ſeiner Miſſion hatte entgehen laſſen, wie er Zeit, Mühe, Liſt, eigene kleine Unterhaltungen den Intereſſen einer vornehmen Familiencoterie geopfert hatte, überfiel ihn ſein alter rheumatiſcher Huſten ſo heftig, daß er an der nächſten Straßenecke ſtillſtand, in einen Fiaker ſtieg und mit den dem Kutſcher zugerufenen Worten davonfuhr:

An's Komödienhaus bei der katholiſchen Kirche! Zum General Boland von der Hahnenfeder!

... Noch in der Nacht gegen ein Uhr rollte ein Wagen mit Helene d'Azimont, Olga Wäſämskoi, einem Mädchen und einem Diener zum Thore hinaus. Es war das, das nach dem Süden führte.

Ende des ſechsten Buches.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Die Ritter vom Geiste.

Siebenter Band.

Die

# Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Siebenter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851

# Inhalt des siebenten Bandes.

## Siebentes Buch.


| | | Seite |
|---|---|---|
| **Erstes Capitel.** | Die ersten Winterschauer | 3 |
| **Zweites Capitel.** | Metten | 16 |
| **Drittes Capitel.** | Der Falschmünzer | 49 |
| **Viertes Capitel.** | Der Ulltagrund | 84 |
| **Fünftes Capitel.** | Deutsche Liebe, deutsches Leben | 127 |
| **Sechstes Capitel.** | Wallenhamkeit im Winter | 172 |
| **Siebentes Capitel.** | Ein Land-Diner mit Generalleren | 195 |
| **Achtes Capitel.** | Die beiden Gesellen | 233 |
| **Neuntes Capitel.** | Die Stimmschraube | 275 |
| **Zehntes Capitel.** | Der geheime Schrank | 308 |
| **Elftes Capitel.** | Unter'm Schnee | 341 |
| **Zwölftes Capitel.** | Sankt Nikolaus | 379 |
| **Dreizehntes Capitel.** | Der Hackelstabmeister | 418 |
| **Vierzehntes Capitel.** | Berichte aus der Residenz | 436 |
| **Funfzehntes Capitel.** | Des Lehnes Locke | 459 |

Der Eindruck, welchen Maha Guru's majeſtätiſche Weigerung auf den Schamanen machte, war bald verſchwunden. Wenn die jüngſte Unterredung irgend etwas in ſeinen Entſchlüſſen hätte wankend machen können, ſo ließ es die zurückgekehrte Gewöhnung des alltäglichen Lebens, gegen welches der Lama ein Fabel war, ſogleich wieder in den Hintergrund treten.

„Wie beklag' ich es," ſagte er zu ſich ſelbſt, „daß auf meinen Lippen der Zauber der Ueberredung nicht liegt! Ein friedlicher Act hätte der gewaltſamſten Kataſtrophe zuvorkommen können, die Erde würde nicht dies ſeltene Schauſpiel erlebt haben, daß ein Bruder aus Liebe die Macht des andern untergräbt und eine ſichere Hoffnung hätte einige wenige Menſchen beglückt, die jetzt von der Zukunft nur die ſchwächſten Lichtſtreifen ſehen. Der Augenblick der Verwirrung, wenn er über dieſe ſorgloſe Stadt hereinbricht, iſt nicht in meiner Gewalt; die zweideutige Rolle, welche ich ſpiele, nimmt mir die Zeit, mich dann einem Geſchäft ausſchließlich hinzugeben. Die Rettung meines Bruders könnte die Rettung Gyllusya's verzögern. Welche Wahl bleibt mir noch übrig? Ich muß die letzten Verſuche daran ſetzen, das Auge meiner Seele in Sicherheit zu bringen."

Der Schaman zog den Weg des Geſetzes ſeiner eigenen Willkür vor, weil er für die Folgen des erſtern nicht einzuſtehen brauchte. Er ging in die Wohnung des Mannes, der während der Abweſenheit des Correſpondenten mit dem größten Anſehen in Laſſa bekleidet war, zu Ming-Ta Lao, dem General der chineſiſchen Cavallerie. Der General befand ſich nicht in ſeiner Wohnung. Die Diener meldeten, daß er auf dem Exercirplatze bei den chineſiſchen Kaſernen militäriſchen

[illegible]
[illegible]
[illegible]

# Siebentes Buch.

# Erstes Capitel.

## Die ersten Winterschauer.

Der Vorwinter war da. An die Fenster desselben Eckzimmers im Schlosse Hohenberg, wo die uns bekannten Sommergäste ihre fröhlichen Abendgesellschaften gehalten hatten, schlug jetzt der Regen eines mürrischen, naßkalten Herbstes. Der Sturmwind rüttelte die schlechtverwahrten Jalousieen und machte sich pfeifend auch durch die Ritzen der Fenster Bahn, auf deren innerem Simse sogar sich die hellen Regentropfen sammelten. Der Blick in den Garten fand die Bäume entlaubt, die Wege unsauber, regenglatt. Hier und da krachte ein Zweig, der dem plötzlichen Stoße des Nordwest nicht widerstehen konnte. Der Blick, selbst am Tage, ging nur bis zum Dorfe Plessen hinunter, das mit seinem Kirchthurme wie im magischen Nebel schwamm. Von Wald, Berg und Flur waren selbst

dem schärfsten Auge nur einige matte, graugrüne Umrisse ersichtlich.

Dennoch war es in dem hohen Eckzimmer, wo in der Mitte noch das Piano stand, auf dem Melanie damals die Tanzanklänge gespielt hatte, nicht ganz ungemüthlich. Ein alterthümlich geformter Ofen von Gußeisen, in Form einer Pyramide, verbreitete die Behaglichkeit der ersten winterlichen Zimmerwärme. Der alte Winkler trug das Holz herein, Brigitte warf es von der Mitte des Ofens hinunter gerade durch die mit einer Jahreszahl versehene eiserne Denktafel der Pyramide, die nur die Thür des Ofens war. Der Alte schleppte schon den zweiten Korb herein und packte ihn sorgsam in der Nähe des Ofens unter das Kanapé. Waren doch er und die alte Brigitte jetzt die einzigen Diener des Hauses, die einzigen Wächter des Schlosses, alt und müde, wie konnten sie zu oft diese Treppen steigen, zu oft durch diese Zimmer die schweren Trachten Holz schleppen! Da mußte eine Tracht für zwei Tage ausreichen. Freilich mochten sie gern in der Nähe ihrer Gäste sein. Sie hätten so gern gehört, wie es denn nun werden sollte in Zukunft mit den hochfürstlichen Besitzungen! Ob sich denn keine junge Fürstin einstellen und, da doch einmal das Alter geht und das Junge kommt, mit einem lustigen Ge-

folge hier im nächsten Sommer wohnen würde? Ob Sr. durchlauchtigsten Gnaden, von dem der diplomatische Herr von Zeisel nicht zu verbreiten wagte, daß er diesen Sommer im Incognito ihn in den Thurm gesperrt hatte, nicht einmal selbst kommen und das Erbe seiner Väter betrachten würde? Das zurückgekehrte Mobiliar der seligen Fürstin gab fast Hoffnung dazu. Das hatten Heunisch und Herr von Zeisel im Triumph heimbegleitet und mit einer Art Stolz blickten die Sessel, die Divans, die Gebetpulte, die Tische und Schränke wieder in den Zimmern um sich, die sie zu schmücken hatten. Aber die weiteren Schicksale, die ihnen und dem Schlosse bevorstanden, waren den beiden alten Leuten denn doch für die kurze Zeit ihres Lebens noch zu sehr verschleiert.

Nun freilich hatte sich das Seltsame ereignet, daß ein alter Mann und ein junger sich durch einen Brief des Fürsten als rechtmäßige Bewohner des Schlosses ausweisen und von dem Gerichtsdirektor Herrn von Zeisel mit großer Aufmerksamkeit empfangen wurden. Wer waren diese beiden neuen Ankömmlinge? Vornehme Gläubiger gewiß nicht! Sie gingen so einfach, so schlicht, daß Winkler manchmal das Grüßen vergaß, was wohl auch an den immer schwächer werdenden fünf Sinnen der alten Haut lag, die noch

immer vergebens auf die Beförderung durch den vornehmen Herrn wartete, der einmal zu ihr so gnädig geäußert hatte: Gut gebarkt! Schöner Strich! Kenne Das! Die Brigitte war sogar verstimmt, daß diese Herren, die nur der Alte und der Junge hießen, auch nicht einen einzigen Dienstboten mitgebracht hatten. Nicht wegen der Arbeit. Denn die Gäste waren sehr anspruchslos, sondern nur wegen der Nachfrage und der Unterhaltung. So lange die alte Brigitte denken konnte, daß hier in den Tagen des Glanzes auf Hohenberg Besuche ein- und ausgingen, hatte es eine reiche Chronik von Geschichten und unterhaltenden Thatsachen gegeben. Diese zwei Menschen aber kamen ganz nüchtern, ganz unbekannt, sprachen nichts, befahlen nichts, baten nur und nahmen mit der einfachsten Kost vorlieb.

Da saß der Eine auf dem Kanapé und ersuchte die alte Brigitte sehr höflich um Licht.

Und Ihr Abendbrot, Herr? fragte sie rasch.

Der Angeredete war schwarz gekleidet und hatte über dem einen Auge eine Binde von gleicher Farbe.

Höflich sagte er:

Wie gestern, liebes Mütterchen. Thee trink' ich und etwas Brot, wenn man es haben kann.

Aber die Frau Directorin läßt sich's nicht nehmen,

Ihnen vorzuſetzen, was Sie wünſchen. Befehlen doch die Herrſchaften etwas Braten, Schinken! Wir haben ja Alles oder wenn Sie's befehlen, muß es da ſein.

Danke für mich, Mütterchen. Freilich mein junger Freund und Begleiter ...

Murray, denn er war es, ſah eben auf den Alten, der das Holz unter das Ende des Kanapés packte, auf dem er ſaß. Er wollte helfen.

Brigitte litt es nicht und ſprach von Schinken, Hammelkeulen und ähnlichen Myſterien ihrer Gnaden der Frau Gerichtsdirektorin von Zeiſel ...

Murray, der das Feuer in der Ofenpyramide behaglich kniſtern hörte, brach ihre Mittheilungen ab mit den Worten:

Licht, Mütterchen! Und die Hammelskeule immerhin, wenn mein Reiſegefährte kommt. Es iſt dunkel. Ich hoffe, daß er bald da ſein wird.

In der That ging es auf ſechs Uhr und ſchon war es ſtichdunkel. Murray beſann ſich, wie lange er ſchon ſo geſeſſen und ſtill vor ſich hin geträumt hatte. Es war ſo finſter, daß das offene Zuglock der großen Pyramide leuchten mußte. So ſchritt er, als ſeine Bedienung gegangen war, auf den Flügel zu, der in der Mitte des großen Zimmers ſtand. Er öffnete ihn und ſchlug die Taſten an.

Wir kennen dieſe Taſten. Es war ein altes, dünnes Inſtrument, das mehr wie eine Cither klang. Ohnehin war es verſtimmt und was fehlte nicht an Saiten! Dennoch hatte ſich Murray ſeit den drei Tagen, daß ſie hier auf Hohenberg eingekehrt waren, ſchon oft an den nothdürftigen Tönen erfreut. Und da ein längerer Aufenthalt vorauszuſehen war, hatte Murray ſogar eine Stimmſchraube ſich in der Dorfſchmiede wollen, wenn auch roh nur und plumy, anfertigen laſſen, um damit die Wirbel der Saiten faſſen und ſie beſſer anziehen zu können. Als man ihm freilich den Namen des Schmieds Zeck nannte, hatte er den Plan wieder aufgegeben. Der Name der Zeck's ſchien ihn zu ſehr zu befremden. Er ſpielte nun auch ſo auf dem verſtimmten Inſtrumente; auch ſo ſchien ihn zu erfreuen, Reminiscenzen an eine alte Kunſtfertigkeit herauf zu beſchwören, die freilich aus den ſteifgewordenen Fingern etwas verſchwunden ſchien.

Brigitte brachte langſam und vorſichtig eine große Aſtrallampe mit einem Gazeſchirm, die ſie ſchon geſtern ihren Gäſten angekündigt hatte, als ſie ihnen Lichter gab. Es war die Zimmerlampe der ſeligen Fürſtin, lange nicht gebraucht und ſo altmodiſch, daß . . .

Sie ausgehen wird! bemerkte Murray.

Verſuchen Sie's einmal damit, meinte die Alte. Wenn ſie nicht brennen ſollte, ſo liegt's am Docht...

In dem die Motten ſitzen werden? Seht, ſeht, da geht ſie ſchon aus! ſagte Murray geduldig lächelnd.

In der That erloſch die Lampe mit unfreundlichem Duft. Murray wünſchte die Leuchter von geſtern. Brigitte ſchüttelte den Kopf, trat an die Thür, die nicht ganz geſchloſſen war, und ſprach hinaus:

Na ja, Zeck! Die Lampe hier muß er auch in die Kur nehmen ...

Murray hörte kaum dieſe Worte, als er Brigitte feſthielt, die Thür zuwarf und fragte:

Wer iſt da draußen?

Der alte Zeck und der Junge, ſagte Brigitte, die ſich auf Alles verſtehen, Pferde und Vieh und Oefen und Lampen.

Was ſollen Die? ſagte Murray in peinlichſter Ungeduld und die Thür zuhaltend.

Der junge Herr hat ſie ja beſtellt wegen dem Klavier!

O, ſagt den Leuten nur, daß es keine Noth damit hätte! Laßt ſie nicht kommen! Nein! nein! Schickt die Leute fort! Holt den Leuchter, alles Andre, was ich nicht beſtimmt beſtelle, laßt gut ſein. Hört Ihr, liebe Frau! Geht raſch, ich kann im Dunkeln bleiben.

Murray ſprach dieſe Worte in einer Aufregung,

als stünde ihm die unangenehmste, gefährlichste Begegnung bevor. Er drängte Brigitten von sich, protestirte jetzt lebhafter gegen den Duft der ausgegangenen Lampe und riegelte die Thür zu, als Brigitte brummend hinausging.

Murray überzeugte sich an schweren, plumpen Schritten, die er draußen hörte, daß die Zeck's sich gleichfalls entfernten und schob den Riegel nun wieder zurück und gab die Thür frei.

Erschöpft warf er sich auf das Kanapé. Tief holte er Athem, wie nach einer großen Anstrengung. So saß er nachdenklich, erschüttert, eine Weile. Dann ging er an eins der Fenster, die auf den Garten sehen ließen, und drückte die Stirn an die Scheiben. So bewegt schien er, daß er kaum merkte, wie die Tropfen von außen an das Glas schlugen und wie der Sturm die Bäume und Sträucher peitschte. Die Dorfhunde heulten in der Ferne. Es war doch einsam, schauerlich hier oben. Er sah nach den Sternen. Kein einz'ger war in dem dicken Nachtnebel sichtbar. Er suchte so lange, bis er erstaunt war, sich umsehend, die beiden Lichter schon anzutreffen, die ihm Brigitte, ohne daß er es merkte, hereingetragen hatte. Da er ihr den Rücken kehrte und auf ihr Räuspern und Fragen nicht antwortete, war sie wieder gegangen, umsomehr,

Uebungen beiwohne. Ein Anderer würde ihn dort schwerlich aufgesucht haben; aber der Schaman sagte: „So wahr die Tibetaner von den Affen abstammen, ich fürchte mich vor den Zöpfen der Chinesen nicht!“

Im Hofe der Kaserne war der General in der That beschäftigt, mehrere Pikets vor seinem Kennerauge ein Evolutionsmanöver machen zu lassen. Er schien nicht in jeder Hinsicht befriedigt zu sein, sondern hatte bald hier, bald dort etwas auszusetzen. Besonders gab ihm Oberst Tschu-Kiang mannichfache Gelegenheit zur Klage. Bald ritt ihm dieser zu schnell, bald zu langsam, dann schwenkte er ihm falsch, dann blieb er ihm zu weit hinter der Fronte, kurz des Generals Flügeladjutant war in beständigem Fluge, aus dem erbitterten Munde des Generals einen Vorwurf über den andern in des Obersten geärgertes Ohr zu tragen. Ja, der General war jetzt nahe daran, die freie Luft zum Ueberbringer seiner Erinnerungen zu gebrauchen und den Obersten im Angesichte des ganzen Armeecorps an den Pranger zu stellen.

Die Chinesen verlassen ihr Abschließungssystem auch im Auslande nicht. Das Erscheinen eines Fremden in dem Kasernenhofe wurde sogleich mit gezogenen Pallaschen empfangen. Einige reitende Wachtposten sprengten auf den Schamanen ein, um ihn aus dem Raume zu verjagen. Doch ließ er sich nicht zurückschrecken, verlangte den General zu sprechen und machte sich diesem in der Ferne so verständlich, daß er ohne weiteres zu ihm gerufen wurde.

„Ich müßte den Himmel wenig kennen,“ empfing der General den Ankömmling, „wenn mir seine Verwandten fremd wären. Du bist der Bruder des Lama und ich bin

als ſie in das Amtsgebäude hinunter mußte, um ſich von Frau von Zeiſel, gebornen Nußholz-Dünkerke, die bewußten animaliſchen Vorräthe auszubitten.

Murray wandte ſich jetzt einem Tiſche zu, den er an einem andern Fenſter des großen Zimmers für ſich hergerichtet hatte. Hier lagen Papiere, Zeichnenmaterialien, feine kleine Inſtrumente durcheinander. Er ſetzte ſich, nahm einen grünen Schirm, der auf dem Tiſche lag, noch über die Binde und ſetzte ſich zur Arbeit, die keine andere war, als daß er auf eine Kupferplatte Buchſtaben ätzte. Das Licht der beiden Talglerzen war wol zu ſchwach für ſeine Arbeit. Einige kleine Gläſer, die am Fenſter ſtanden, verriethen, daß Murray ſonſt mit allen Hülfsmitteln der Kupferſtecherkunſt ausgerüſtet war. Er ſtellte die Lichter dicht vor die Platte, über die er ſich mit ſeiner Aetznadel beugte; er wollte arbeiten. Doch mußt' er bald aufhören. Das Licht war zu flackernd, zu düſter. Er ſchüttelte den Kopf und gab ſein Werk, an dem er den Tag über gearbeitet hatte, für jetzt auf.

Indem hörte er kommen. Raſch warf er einen größeren Papierbogen über die Kupfertafel und erhob ſich.

Ich bin es, Murray, rief draußen im Vorzimmer eine Stimme, die er ſogleich als die Louis Armand's erkannte.

Da Louis nicht eintrat, ging ihm Murray mit Licht entgegen.

Hinausleuchtend begrüßte er den Ankömmling mit den Worten:

So spät? Und in diesem Wetter? Himmel, wie sind Sie durchnäßt!

Das bin ich! sagte Louis und schwenkte den nassen Hut im Vorzimmer und trat heftig mit den Füßen, sich schüttelnd, auf.

Sie müssen sich umkleiden, Freund!

Ich fühl' es wohl; ich bin naß bis auf die Haut. Ein Wetter wie in den Ardennen, wo ich einmal einen Vetter auf einem Eisenhammer besuchen wollte. Nur die Wölfe fehlen.

Die werden sich hier mit dem Schnee auch einstellen, sagte Murray. Aber kommen Sie doch an den Ofen! Trocknen Sie sich!

Ich will nur ein Hemd und Kleider aus meinem Koffer nehmen.

Murray leuchtete und geleitete seinen neuen jungen Freund an den warmen Ofen.

Darf ich, Papa? fragte Louis Armand und deutete auf seine Absicht hin, sich ganz frisch umzukleiden.

Ich helfe, versteht sich! antwortete Murray. Die

Wäſche muß gewärmt ſein. Geben Sie her, ich halte ſie gegen dieſe Pyramide, die unſer Heiligthum werden wird, als wären wir Aegyptier. Die hatten Kühlung von ihren Pyramiden, wir Wärme. Grund genug zur Verehrung.

Louis kleidete ſich in wenig Augenblicken um und würde ſchon begonnen haben, Murray's Verlangen nach Mittheilung ſeiner Erlebniſſe im Walde zu befriedigen, wenn nicht Brigitte jetzt in pünktlicher Aufmerkſamkeit mit dem Thee und dem Zubehör erſchienen wäre. Der alte Winkler trug das Kohlenbecken und die heiße Kanne, ſie ſelbſt die Theebüchſe, Brot, Butter und zwar nicht den ganzen Hammelsbraten der Frau von Zeiſel, wohl aber eine anſehnliche Anzahl von glatt ihr entſchnittenen Scheiben.

O Das iſt angenehm, ſagte Louis, dem es ganz wohl und behaglich in ſeinen erwärmten Kleidern wurde und der ſich ſagen konnte, daß er im Auftrage des Fürſten hier faſt wie in ſeinem Eigenthum wohnen durfte. Danke, danke, Mütterchen! Wie behaglich, wie gaſtfrei! Das ſoll uns gut ſchmecken.

Murray, der hier von Louis Armand's Flügeln geſchützte Gaſt, würde freudig in dieſes Lob mit eingeſtimmt haben, wenn nicht Brigitte mit einem Blick auf Louis wieder von den Zeck's angefangen hätte,

die wegen dem eiſernen Ding das er beſtellt hatte, doch nun wieder draußen warteten . . .

Ja, ſagte Louis, die Stimmſchraube glaubt der Alte liefern zu können.

Nein, nein, fuhr Murray wie vorhin auf, ich ſagte's ſchon. Es iſt gut ſo. Ich ſpiele zu wenig!

Murray gerieth wieder in Aufregung.

Der Alte meinte, er verſtünde mich vollkommen. Ich mußt' es ihm handgreiflich beſchreiben, da er blind iſt; ſagte Louis.

Iſt er blind? fiel Murray mit einiger Bewegung ein.

Der Vater iſt blind, antwortete Louis, und der Sohn taub.

Und nun lehnte Murray entſchieden den Dienſt ab.

Heute nicht! Genug von der Sache! Guten Abend, Frau Brigitte. Morgen! Morgen! Gebt ihm die Lampe! Laßt die von ihm repariren, er kann es, es iſt ein Tauſendkünſtler oder — vielleicht kann er's. Guten Abend!

Damit drängte Murray die Alte hinaus und ſchob noch den Riegel vor. Dann knüpfte er, ſeine Aufregung zu verbergen, ſogleich ſeine Bemerkungen an Louis' Appetit an und forderte ihn auf, Platz zu

nehmen auf dem Kanapé neben ihm und zu erzählen, wie er nun im Forſthauſe Alles angetroffen.

Den Einen drängte es ebenſo zu reden, wie den Andern zu hören. Das Feuer im Ofen praſſelte, das Waſſer in der Maſchine ziſchte, draußen regnete es. Der Gegenſatz weckte die gemüthlichſte Behaglichkeit.

## Zweites Capitel.

### Morton.

Nun zuerſt einen Gruß von Fränzchen, begann Louis Armand und nochmals tauſend Dank für die freundliche und ſorgſame Art, wie Ihr ſie hierherbegleitet habt! Sie hat mir geſtanden . . .

Hundertmal, daß ſie Euch liebt! ſchaltete Murray ſcherzend ein.

Nein! Daß ſie Euch fürchtete . . .

Mich!

Anfangs!

Nun?

Ich hätt' es kaum gedacht, fuhr Louis fort. Als ich ihr ſagte: Fränzchen, wir haben Feinde, die uns Böſes wollen, nehmen Sie die Bitte des Onkels an, gehen Sie auf dieſen Winter zu ihm. Ich werde in Ihrer Nähe ſein; denn ich muß nach Hohenberg und wie ſie gleich freudig einſtimmte: Darf ich denn mit

Ihnen reisen? Da hatt' ich ihr von Ihnen das Beste und Schönste gesagt . . .

Weil Sie selbst nicht daran glaubten, so fehlte wol die Wirkung?

Louis nahm die Tasse Thee, die ihm Murray entgegenhielt, stellte sie auf den Tisch und legte sanft die Hand über Murray's Schulter.

Ich nicht daran glauben, Papa? sagte er. Weiß ich doch nur wenige Augenblicke meines Lebens, die mir so denkwürdig bleiben werden wie der, wo ein ganz fremder Herr zu mir tritt und sagte: Lieben Sie Franziska Heunisch?

Haha! Sie sagten nicht Ja! Sie waren nicht aufrichtig oder Ihr Gefühl schwankte, während das arme Herz des Kindes wie ein Anker felsenfest im Meere stand.

Ich sagte leider nicht mehr, als daß ich Franziska mit meinem Leben schützen und daß ich sie nur Dem abtreten würde, von dem ich überzeugt wäre, daß er sie glücklicher machen würde, als ich noch bis jetzt im Stande wäre . . .

Haben Sie ihr Das so wörtlich wiedererzählt? Ein Mädchen hört das einfache Wort Liebe viel tausendmal lieber als die prachtigsten Umschreibungen desselben.

Franziska kennt mich, fuhr Louis fort. Sie vertraute mir sogleich, als ich ihr sagte: Freundin, Ihre Ruhe ist bedroht. Glauben Sie Feinde zu haben? Und als ich die Andeutungen wiederholte, die ich von Ihnen gehört hatte, erschrak sie heftig und wiederholte Namen . . .

Die ich Ihnen doch nicht genannt hatte? bemerkte Murray.

Sie waren geheimnißvoller, als ich wünschen mußte. Aber ich vertraute Ihnen. Ich glaubte Ihnen, daß die Nachstellungen, die der Eine verweigern würde, bei einem Andern leichteres Gehör finden könnten und gesteh' ich's nur, da ich selbst nach diesem Schlosse sollte . . .

So glaubten Sie meinem Märchen und haben sich mit Ihrem guten Herzen fangen lassen.

Louis nahm eben einen Imbiß, den ihm Murray, der selbst sehr wenig genoß, zurecht gemacht hatte . . .

Sie haben mir kein Märchen erzählt, sagte Louis Armand ernst und blickte in das eine, unruhige, offene Auge, das Murray niederschlug und nicht wollte trinken lassen. Wenn Sie mir eine Reihe von großen Verdiensten aufgezählt hätten, o ja! Dann würd' ich gezweifelt haben. Aber Sie haben nur Schlimmes von sich gesagt.

Was Sie Franziska wiederholten? Nun begreif' ich freilich, daß das Mädchen in mir nur den Beſucher des Fortunaballes finden wollte und recht ſehen, recht in den Tod erſchrocken war, als ich ſie in dem Wägelchen abholte, um mit ihr hierher zu reiſen ...

Das hat ſie mir erzählt, ſagte Louis, aber auch hinzugefügt ... daß Sie Thränen im Auge hatten ...

Ich kam vom Kirchhof ...

Wo Sie jenes Mädchen beſtatteten, das Fränzchen in jener Nacht an Ihrem Arme geſehen ...

Die!

Sie ſprachen ſtundenlang kein Wort und ſeufzten nur ...

Grabesſtimmung.

Und dann fingen Sie von der Natur an, die nun ſcheidet, von den Blättern, die ſchon gefallen waren und vom Tode, der uns Allen Ruhe geben wird.

Verhaltene Predigten. Wir möchten Alle am liebſten Fürſten oder Prieſter ſein.

Iſt's nicht ſo?

Schon recht! Ich war bewegt! Ich ganz allein ſtand an dem Grabe einer Unglücklichen! Ach! Ich ganz allein! Der Kirchhof, wie war der noch neu, noch ohne Bäume und Blumen! Wie froſtig wehte der Wind darüber und fand nicht einmal Halme zum

Niederbeugen. Die Gräber ohne Schmuck. Die Todten der öffentlichen Krankenpflege ... wer feiert ihr Angedenken? Wer sieht ihnen mit Liebe in die gelbe Grube nach? Ein Handwerker lag da im Todtenhaus ... fern sind seine Aeltern, die vielleicht gar nicht wissen, daß er schon nicht mehr unter den Lebenden. Sie sagen nur: Wie lang er nicht schreibt! Was ist ihm nur! Da liegt er. Da ein Dienstbote — da ein Verunglückter, der nicht einmal in die Erde, nein, zu den jungen Aerzten dort kommt, die ihn zerstückeln und präpariren werden! Welche Mühe hat es mir gekostet, meine arme Todte aus ihren Händen zu retten! Wie war sie schön noch auf der Bahre! Die Messer der Aerzte zuckten recht nach diesen Formen! Das blutschwarze Mahl an der Stirn, auf die sie beim Sturze aus dem Fenster gefallen war, entstellte sie nicht. Ich strich eine Locke darüber her; nun war's verdeckt. Aus dem Todtenhause trugen sie den Sarg. Ich folgte allein und betete ein Vaterunser. Dann drei Handvoll Erde, die Spaten thaten das Uebrige. Adieu!

Murray blickte nieder.

Der Lebenslauf von Tausenden! sagte Louis bewegt und sein Nachtmahl eine Weile leise zurückschiebend. Ein schönes Mädchen, arm, ohne Freunde,

darum immer erſtaunt geweſen, wie du mit den Söhnen China's ſo vertraut ſein kannſt? Was erfährt man von deinem Freunde, meinem ehrenwerthen Collegen? Ich laſſe mich herab, den Correſpondenten meinen Collegen zu nennen, obſchon ich ihm eben ſo an Verſtand als an Rang überlegen bin."

Das auffallende Verſchwinden des Correſpondenten war Stadtgeſpräch. Ehe zwei Bekannte, welche ſich begegneten, noch von ihrer Verbeugung ſich aufgerichtet hatten, beſtürmten ſie ſich ſchon mit der wechſelſeitigen Frage, ob über den Verſchollenen noch immer nichts Gewiſſes verlaute. Der Schaman, in der demüthigſten Stellung vor dem General verharrend, ſagte: „Es gehen über das Schickſal dieſes Mannes mehrfache Gerüchte, die alle auf ein großes Unglück herauskommen. Er müßte ſechs Körper haben, wenn er alle die Todesfälle erlitten hätte, welche man ihm nacherzählt. Geſtern war er nach einer Ausſage von einem Felſen geſtürzt; nach der andern iſt er bei Nacht in den Fluß Dſangho hinein geritten, heute hat ihn die Sage aus allen dieſen Fährlichkeiten gerettet, ihn dafür aber von einem wilden Stiere aufſpießen laſſen; ſodann iſt er unter einem Baum an ſeinem Zopfe hängen geblieben, als ſein Pferd mit ihm durchging; auch behaupten Einige, die ſich an dies letztere Gerücht halten, daß er weniger am Hängen als am Verluſt ſeines Zopfes, den ihm ſeine Schwere ausgeriſſen, geſtorben ſei. Ich ſchweige davon, daß die Phantaſie ſogar Löwen und Schlangen in unſere kalten Gegenden gedichtet hat, um jenen Mann nur recht außerordentlich enden zu laſſen. Dies iſt Alles, was ich Euch über eine verſchwundene Zierde des himmliſchen Reichs mittheilen kann."

verführt, wahnsinnig ... wer sieht auf all' die Opfer, die auf unsrem Lebenswege liegen! Das Alles geht so still vor sich hinter Mauern und verschlossenen Thüren. Wer sucht das eigentliche Mysterium des Lebens auf den Kirchhöfen!

Sich aufraffend fuhr aber Murray fort:

War es nicht gut, daß ich trauerte? Franziska hatte sich sonst vor einem Manne entsetzt, der vor ihren Augen in's Gefängniß geführt wurde. Eine Thräne wirkt soviel?

Nein! Nein! sagte Louis. Ich hatte sie vorbereitet auf einen jener Philosophen, die die Weihe des Geistes nicht durch die Wissenschaft und ihr Studium, sondern durch das Leben empfangen haben! Ich hatte ihr gesagt, daß Sie Gründe hätten, diese Umgebung des Schlosses Hohenberg zu besuchen und ein Geheimniß sogar an sie und ihren Namen Sie kette ...

Ein Geheimniß, das ich ihr leider nicht auf unsrer Reise erzählen konnte, sagte Murray, aber Geheimnisse, die man nicht nennt, knüpfen gerade nicht aneinander. Ich sah es ihr an, daß sie frohlockte, hier endlich Sie wiederzusehen. Sie waren schneller gereist, als wir. Wie findet sie sich denn nun in dem Walde zurecht?

Louis erzählte.

Der Förster, sagte er, rührte mich gestern, wie liebevoll er sie empfing. Er fuhr sie selbst in seine Wohnung, die nicht zu weit von uns entfernt ist. Dort angekommen, zeigt' er ihr das Stübchen, das er ihr eingerichtet. Es ist so still und traurig hinauszusehen in den entlaubten Forst, aber so lebendig im Zimmer, als wär' der Wald hier so lange einquartiert bis zum Frühjahr. Da singen Vögel in Käfigen, da stehen große Blumen in Töpfen, da hängen Hirschgeweihe an den Wänden und wenn es recht still ist und der Sturm einmal nachläßt, hört man die Thurmuhr von Plessen nach dem Jägerhause deutlich hinüberschlagen und das ist ja gerade, als sprächen wir miteinander so weit zusammen.

Und Ursula Marzahn? fragte Murray mit forschendem Blick.

Liegt krank im Bett.

Bedenklich?

Der Onkel gibt sie auf. Ich hörte sie ächzen in einer obern Kammer über Fränzchen. Ich wollte auf einen Arzt dringen. Da hilft nichts, sagte Hennisch. Sie hat ihre Kräuter, ihren Thee, den sie sich selbst bereitet. Sie studirte bei Doctor Lehmann, sagte er. Sie nimmt nichts und will nur Ruhe haben.

Murray ſtand auf. Die Nachricht ſchien ihn zu ängſtigen ...

Was haben Sie? Sie ſind bewegt? fragte Louis.

Und wie! Und wie! rief Murray. Hängt doch dieſe Frau mit meinem Geheimniß zuſammen, ohne daß ich mich ihr entdecken möchte ... Wenn ſie aber ſtürbe ...

Sie iſt die Schweſter des blinden Schmieds ...

Ich weiß es, die Tante des Tauben! Erwähnen Sie dieſe Menſchen nicht wieder! Die Zeit iſt noch nicht günſtig, um mich in das Andenken dieſer beiden Geſchwiſter zurückzurufen.

Ich verhehle Ihnen nicht, ſagte Louis, daß der Ruf dieſer Geſchwiſter kein guter iſt. Franziska hat mir anvertraut, daß ſie vor Urſula Marzahn Grauen empfände und dem blinden Schmied weicht Jeder aus ...

Murray ſchwieg nachdenklich.

Neuerdings haben ſie, fuhr Louis fort, aus Amerika eine Erbſchaft empfangen von einem dort verſtorbenen Bruder ...

Haben ſie? ſagte Murray lebhaft ...

Und ſonderbar, der dieſe Erbſchaft überbrachte, erzählte mir der Förſter, iſt jener Ackermann, der nun dieſe Beſitzungen Egon's in Pacht genommen und über deſſen Anſtalten ich die Urtheile einziehen ſoll ...

Wer? sagte Murray und blieb erstarrt stehen.

Wer brachte das Geld? fragte er dringender.

Der jetzige Generalpächter drüben . . . Ackermann! Ich selbst überbrachte ihm Egen's Genehmigung zu seinem Anerbieten, kurz ehe des Fürsten Krankheit in ein gefährliches Stadium überschlug . . .

Ackermann! Ackermann! wiederholte Murray.

Befremdet Sie dieser Name? fragte Louis.

Ich kenne ihn nicht, sagte Murray, und dennoch erfahre ich nun von Ihnen Dinge, die mich bestimmen, hier wie ein Einsiedler zu leben. Ich komme auf Das, mein Freund, was ich Ihnen vor acht Tagen sagte, zurück. Ich nannte mich damals einen Schatten, der über die Erde, in der er einst als Mensch lebte, fehlte und büßte, noch einmal hinstreift und keine Ansprüche mehr auf eigenes Glück, ja nicht einmal mehr auf das Glück der richtigen Beurtheilung macht. Ich gestand Ihnen, daß ich einst der sittlichen Welt entrückt war, durch den Drang des Ehrgeizes entrückt, von Liebe geblendet. Das Verbrechen, das ich beging, soll ich es Ihnen nennen?

Nein, nein, sagte Louis. Schließen Sie in Ihr Herz ein, was Sie gebüßt haben! Sie sind ein Weiser, den ich hoch verehre. Ich will nicht wissen, wie Sie es geworden sind.

Wiſſen Sie wol, ſagte Murray, daß das Bedürfniß der Beichte ein tiefes Myſterium iſt?

Ich bin Katholik! antwortete Louis.

Das ſagt Alles! Es iſt eine der feſteſten Stützen des alten römiſchen Glaubens. Es iſt eine Stütze, die ſich auf die menſchliche Natur gründet. Das Geheimniß der Beichte iſt die Zauberformel, die den Laien an den Prieſter bindet, die Bürgſchaft einer über alle menſchlichen Umgangsformen hinausgehenden Vertraulichkeit, eine Ehe der Herzen. Das Bedürfniß der Beichte iſt der Wahrheitsdrang des Menſchen, ja oft die einzige Ermuthigung zur Tugend. Nur wer ſich in einem Andern darlegen kann, in einem Andern ausruhen mag, fühlt wahre Reue und, iſt der Andre edel und gut, ein ſanfter Prieſter auch ohne Prieſterrock und Weihe, wahre Ruhe.

Ich kenne, ſagte Louis, zwei Prieſter, die würdiger wären als ich, Sie zu hören.

Wer wären dieſe?

Louis nannte die Brüder Siegbert und Dankmar Wildungen und freute ſich innerlichſt, mit kräftiger Betonung dieſer Namen gleichſam Zeugniß für den großen Werth dieſer beiden Menſchen abzulegen.

Ich kenne ſie nicht, ſagte Murray. Ich darf die Kette der guten Menſchen, denen ich mich vertraute,

nicht zu weit ausdehnen. Ich darf aber auch nicht länger schweigen. Ich bedarf einer Unterstützung der letzten Absichten, die mich noch an dies Leben knüpfen. Ich darf nicht länger so hinschleichen und suchen und muß es wagen endlich einmal aus mir herauszutreten. Wissen Sie, daß das Bedürfniß der Beichte mich schon oft trieb, jenem Manne mich anzuvertrauen, der den Geschwistern Zeck eine Erbschaft aus Amerika brachte?

Er ist in der Nähe! Vertrauen Sie sich ihm, Murray.

Wie kommt er zu dem Namen Ackermann?

Wäre dies nicht sein rechter?

Murray schwieg und überlegte ... Er gedachte seines eigenen amerikanischen Namens Morton. Ackermann hatte anders geheißen.

Nein, nein, sagte er endlich, auch für ihn darf ich nichts als Murray sein. Auch ihm muß ich verborgen bleiben ... und doch ... und doch ...

Louis stand auf und ergriff Murray's Hand.

Sie leiden, sagte er. Hab' ich etwas, das Ihnen würdig scheint, Ihr Vertrauter zu werden, so mistrauen Sie wenigstens nicht meiner Jugend. Ich kann verschwiegen sein und verstehe die Irrgänge der Herzen. Wer dem Volke nahe lebt, lernt mit Schmerz die wunderbaren Verwandtschaften kennen zwischen Gut

und Bös, Muth und Verbrechen, Größe und ſittlichem Elend.

Recht! ſagte Murray, als Louis zögerte, die Gegenſätze ſo ſchnell auszuſprechen. Recht! Ich darf kein Schatten bleiben. Ich muß einen Körper haben. Ich brauche einen Freund, der mich unterſtützt, um noch einmal aufzuleben. Sie ſtehen den Menſchen, bei denen ich zuerſt zu fragen, zuerſt zu ſuchen und zu forſchen habe, am nächſten. Hören Sie alſo, Sie müſſen hören, Sie, Sie — und ſchaudern Sie vor mir!

Louis ging an die verriegelte Thür, öffnete und ſah in's Vorzimmer. Es war Alles ſtill. Er kehrte zurück und ſchüttelte den Kopf, als fürchtete er nicht das Mindeſte, was er hier hören ſollte.

Als er ſich geſetzt hatte, wandte ſich Murray an den Tiſch, an dem er zu arbeiten verſucht hatte. Er hob das Papier ab, nahm die Kupferplatte, die es bedeckt hatte, hielt die Platte gegen Louis hin und zeigte ſie ihm.

Sie ſind ein Künſtler! ſagte Louis. Schon geſtern ſah ich's an den Zeichnungen auf dem Tiſch.

Leſen Sie! ſagte Murray ruhig.

Louis betrachtete die Platte.

Es iſt verkehrte Schrift! ſagte er. Ich will verſuchen, ſie zu leſen.

Er buchſtabirte:

„Louis Armand, Kunſttiſchler und Vergolder".

Ich wollte Sie überraſchen, ſagte Murray zu Louis, der von dieſer Aufmerkſamkeit angenehm berührt war; ich wollte Ihnen ein Geſchenk machen und hoffe, dieſe Viſitenkarten auch noch zur Ausführung zu bringen. Sie ſehen daraus mit wenig Worten, daß ich eigentlich ein Kupferſtecher bin.

Louis betrachtete die Platte mit großem Wohlgefallen und freute ſich der Verwandtſchaft des Arbeiterberufes.

Murray aber mit jenem ſichern Gefühle der Anlehnung, das uns in dieſer Welt zu ſelten zu Theil wird, mit jenem anſchmiegſamen Behagen an eine völlig intereſſeloſe und doch tief wohlwollende und rein hingegebene Natur, fuhr fort:

Ich bin der Sohn gewöhnlicher Eltern. Es gibt aber gewöhnliche Menſchen, die alle Keime beſſerer Entwickelung in ſich tragen. So war es bei dem Ehepaar, das mir, einem Bruder und einer Schweſter das Leben gab. Nun geht Das aber ſo, das Bedeutende kommt, wo es ſeine wahre Richtung, geſund und ungehindert aufwachſend, nicht findet, verkehrt zur Welt. Der innere Gehalt kann die äußre Form nicht verklaren, nicht veredeln. So wuchert das Be-

deutende in Misgestaltung auf und es kommen statt guter, ungeschlachte Dinge zum Vorschein. Meine Eltern, rohe Menschen, wenn man's so nehmen will, gingen in Selbstplage, Verschwendung, wenn sie etwas besaßen, Schulden, wenn sie darbten, verworrenen sittlichen Begriffen zu Grunde. Ihr wirres Wesen vererbte sich zumeist auf die Schwester, die älteste von uns Dreien, die wie ein wildes Gewächs aufschoß und keine andre Schranke ihrer Begierden hatte als die immer erneute Begierde selbst. Sie hatte gute Keime, Hingebung, Aufopferung, Großherzigkeit, aber da sie nur ihrem Instinkte folgte, so ergriff sie, um diesen Regungen zu genügen, jedes Mittel und war im Lasterhaften fast tugendhaft, in der Regellosigkeit wahrhaft strebsam und treu, in der Verachtung jeder Rücksicht großartig wie einer jener Verbrecher, die die Geschichte zu Helden machte, weil ihnen irgend ein großes verbotenes Wagniß gelang ... Doch ich störe Ihr Abendessen mit diesen Reflexionen! unterbrach sich Murray.

Nein, nein, ich genieße schon! sagte Louis, bediente sich wieder ein wenig der Vorräthe, die vor ihnen standen und hörte einer Auseinandersetzung zu, die er gerade sehr lehrreich nannte. Murray erschien ihm wie ein Weiser. So ruhig, so klar blickte dieser

seltsame Mann auf die Vergangenheit zurück, so tief waren die Gänge angelegt, die er sich durch das Menschenherz zu bahnen wußte. Er mußte viel gelitten, viel beobachtet haben.

Diese Schwester, fuhr Murray fort, war natürlich (denn ich spreche von den gewöhnlichsten Menschen) nur ein Dienstbote und dennoch, trotzdem, daß sie ohne Bildung und Form war, gibt sie mir Anlaß, sowie ich vorhin andeutete, über sie nachzudenken. Der ältere Bruder war roh, von gewaltiger Muskelkraft, gewinnsüchtig, heimtückisch und nicht ohne Anschlägigkeit zu mancherlei Fertigkeiten. Er wählte das Handwerk des Vaters und wurde Schmied, wie mein Vater war.

Louis' Blick fiel zufällig auf das Fenster und sah durch Regen und Nebel einen kleinen glühenden Schein in der Ferne und ein gewaltiges klingendes Aufpochen der Hämmer wie im Takte . . . Es kam von der Zeck'schen Schmiede.

Ohne näher anzugeben, daß der blinde Zeck sein Bruder war, folgte Murray dem Blicke Louis' und erkannte, was ihn fesselte. Er mußte einen Augenblick schweigen, so ergriff ihn die Vorstellung, daß der Schlag des Hammers, den sein Bruder schwang, seine Erzählung von ihm begleitete, und anregend genug ist

„Möge der Himmel ihm eine glückliche Verwesung schenken!“ sagte der General andächtig; „ich will nicht sagen, daß ich in des Mannes Stelle trete, obschon ich eben so geschickt dazu wäre, wie er ungeschickt, die meine zu übernehmen. Aber bis sein Nichts durch eine andere Leerheit ersetzt wird, hab' ich die Pflicht, den Sattel einstweilen von meinen Pferden zu nehmen und ihn auf die Riesenberge dieses Landes, das Rückgrat der Erde, zu legen. Alles wird gut stehen, wenn man dann nicht weiß, ob man das Pferd oder den Reiter mehr loben soll.“

„O du warst schon lange,“ entgegnete der Schaman, „der einzig weise Gedanke in einem Kopfe voller Verwirrung und Unklarheit. Die Söhne dieses Landes, welche mich an dich als ihre Zunge schicken, erwarten nicht nur vieles Gute von dir, welches das frühere übertrifft, sondern noch mehr Verbesserung dessen, was als schlecht und mangelhaft in der Verwaltung des Landes zu beklagen ist. Ich fordere dich auf, einige schreiende Mißbräuche durch deine Weisheit wieder gut zu machen.“

„Du lieſest da nur die Worte ab, welche in meiner Seele geschrieben stehen,“ antwortete der General; „gib mir ein falsch gewebtes Stück Linnen, ich kann das verfehlte Gewebe nicht wieder herstellen, aber die Ursache des Fehlers wegschaffen, wenn sie an dem Webstuhle liegt.“

Der Schaman benutzte die eben so großmüthige als eitle Stimmung des Generals. Er entwarf in kurzen Zügen die Geschichte Gyllusya's und ihrer Väter, schilderte mit ergreifenden Farben Hali-Jongs blutiges Ende, den Schmerz Gyllusya's, die neue Verwickelung, in welche sie gebracht wäre und unterließ nicht, als die Veranlassung aller dieser Gewaltthätig-

eine Schmiede, ſo in der Herbſtnacht glühend, ſo fernhin hörbar und an ihrem Scheine durch den Nebel leuchtend!

In einer Schmiede, fuhr Murray fort, verkehrt viel Volks und zu allen Zeiten hatten die Söhne Vulkans ihr apartes Weſen. Ein Hauptkunde meines Vaters, der dicht an dem Thore der Stadt ſein Geſchäft trieb, war ein berühmter Pferdearzt, der aus nicht ſeltener Liebhaberei auch das Amt eines Scharfrichters nicht weit vom Thore bekleidete. Zu dieſem zog meine Schweſter Urſula und lebte eine Reihe von Jahren mit ihm, bis ſie einen Soldaten kennen lernte, den ſie ſpäter geheirathet hat, als er eine Förſtersſtelle beim alten Fürſten von Hohenberg erhielt. Früh ſchon entfernte ich mich von den Meinigen und hatte das Glück in gute Hände zu gerathen. Anfangs war ich Uhrmacher bei einem franzöſiſchen Schweizer aus La Chaud de Fonds, einem wunderlichen Kauze, der mir viel von der Philoſophie Rouſſeau's und Voltaire's beibrachte, das lange in mir ſitzen blieb, aber auch ſein Franzöſiſch blieb ſitzen. Ich lernte von ihm denken und ſprechen; aber mit dem Parliren und dem leichten Philoſophiren meines Schweizers begannen auch meine Irrthümer. Die Zuſammenſetzung der Uhren machte mir keine Freude mehr. Ich bemerkte, daß ich ein Talent beſaß, auf den Gehäuſen Ohiſſern

einzukratzen, sogar falsche, denn diese Uhren sollten o
für Breguets gelten und waren keine. Da blieb i
auf dem Wege zu der Kunst, von der ich Ihne
hier eine Probe zeigte. Ich wurde Kupferstecher u
vervollkommnete mich bis zum Künstler. Ein Auftr
führte mich nach England. Ich sollte dorthin ein
hohen Polizeibeamten begleiten, der falschen, in En
land angefertigten Tresorscheinen unsres Staates na
zuspüren hatte. Wir entdeckten die Quelle des
trugs, ernteten große Anerkennung und konnten ehr
voll zurückreisen. Ich blieb aber in England
führte ein wildes, genußsüchtiges Leben. Schon
ich über dreißig Jahre, aber von vortheilhaftem
sern. Sie lächeln, Freund? Verurtheilen Sie m
Eitelkeit nicht zu rasch! Ich besitze Toilettenkünste,
die mich Schauspieler beneiden könnten.

Wissen Sie, sagte Louis, daß Sie mir oft
kommen wie ein jugendlicher Held, der nur die äu
Formen des Alters angenommen hat? Ich wette,
dieser dunklen Perrücke steckt ein Haar, das nich
einziges graues zählt.

Wollen wir es untersuchen? sagte Murray
nahm die schwarze Binde und seine Tour ab.

Louis erschrak, ein kurzgeschornes, dickes,
aber ganz weißes Haar zu sehen

Nicht wahr, ich bin eitel? sagte Murray lächelnd. Der Adonis weiß sich herzustellen.

Louis sah dies weiße Haar und den plötzlich geänderten ehrwürdigen Kopf eines kräftigen Greises nicht ohne Rührung. Doch mußte er hinzufügen:

Ich nenne Sie doch keinen Greis! Ich sehe weißes Haar, aber ein viel jugendlicheres Antlitz, viel mehr Kraft, als unter der abscheulichen Binde, die Sie nicht einmal nöthig haben, da ich nicht die geringste Verletzung an diesem Auge bemerke.

Doch! Doch! sagte Murray. Ich sehe schlecht an dieser Stelle. Eine Explosion hat hier die Sehnerven dieses Auges geschwächt. Dieselbe Explosion, die meinem Bruder ganz das Augenlicht raubte!

Louis staunte und sah nicht ohne ein Art von Grauen, das ihn durchrieselte, wie Murray wieder die Tour auf den Kopf drückte, die Binde wieder aufsetzte und unwillkürlich mit dieser Bewegung auch den Rücken wieder krümmte und zusammensank.

Murray indessen fuhr fort:

Von London kam ich als vollendeter Gentleman zurück. Ich sprach fertig zwei fremde Sprachen und hatte mir durch die großartigen Eindrücke des Auslandes Anschauungen erworben, die mich für die Heimat hier weit über meinen Stand erhoben. Sein frühester Kind-

heit litt ich an einer grenzenloſen Eitelkeit. Nichts lieber trug ich als koſtbare Ringe an den Fingern, Uhren, Ketten auf der Weſte, Sporen, Reitgerten. Ich hatte in England das Spiel liebgewonnen und mit ihm Einnahmen gemacht. In vollendeter Fertigkeit des Pharo kam ich nach Deutſchland zurück und ſchlenderte wie ein Gentleman mit voller Börſe durch die Bäder, deren Saiſon gerade in Flor war. Mein Hochmuth litt nicht, daß ich mich als den ehemaligen Kupferſtecher Zeck zu erkennen gab. Ich nannte mich Baron Grimm und wußte mich durch Toilette, einnehmende Geſtalt, Fortüne im Spiel, Succes in der großen Geſellſchaft ſo zu behaupten, daß ich mehre Jahre lang in meinem Incognito verharrte und die glücklichſten Eroberungen machte. Mein Spiel am grünen Tiſch war ehrlich, Alles, Alles an mir war damals ehrlich, kühn, unternehmend, nur mein Name war eine Lüge. In derſelben Reſidenz, wo wir uns kennen lernten, junger Freund, ſetzt' ich das Glück fort, das ich in den Bädern bei den Frauen gemacht hatte. Ich war kein gewöhnlicher Stutzer. Gerade weil ich mir mein Leben ſelbſt beſtimmte, wandte ich allen Fleiß auf die Möglichkeit, es auch geiſtig behaupten zu können. Ich las ſogar, nahm Unterricht in allen Wiſſensfächern und bildete mich mit Leiden-

ſchaft für Jemand aus, der ich nicht war. Bildung zu erwerben, mein lieber Freund, ſoll eine Religion, ein Cultus ſein. Ich trieb dieſen Cultus. Kann es aber etwas Blasphemiſcheres geben als die Entweihung, die ich mit den Wiſſenſchaften trieb? Ich lernte, ja lief in öffentliche Vorleſungen, ich brachte die Nächte mit Lectüre zu. Aber nicht etwa um der Bildung ſelbſt willen, ſondern um eine Lüge möglich zu machen, eine Verſtellung durchzuführen, den falſchen Namen, die erlogene Exiſtenz eines Barons Grimm. Ich las, nicht um zu wiſſen, was ein Autor wollte, ſondern um ſagen zu können, daß ich Das kannte, was Andre der Sache ſelbſt wegen laſen. Aus Ehrgeiz füllte ich mich mit Thatſachen, die ich nicht um ihrer ſelbſt willen liebte. Dies iſt jene Bildung, mein Freund, die uns niemals Segen bringt. Ein einziges Buch, tief aufgenommen, dem Verfaſſer nachgefühlt und nachgelebt, ſtiftet in unſrer Bruſt größre Umwälzungen als ganze Bibliotheken, die man nur aus Eitelkeit und ohne ſittlichen Halt durchlieſt. Mein Glück bei den Frauen war nicht gering. Beſonders gelang es mir, das Intereſſe einer Dame zu gewinnen, die ... Hören Sie nicht Geräuſch? unterbrach ſich Murray.

Die Thür ging draußen ...

Man horchte. Es war die alte Brigitte, die sic
meldete, ob sie das Theegeschirr wegnehmen dürfe.

Laßt Das nur, Mütterchen! sagte Louis. Wan
geht Ihr zu Bett? Gewiß fallen Euch schon die Au
gen zu. Sorgt Euch nicht um diese Gegenstände
Das Feuer brennt. Holz ist da. Habt gute Nac
und wünscht nur, daß wir morgen besseres Wet
haben.

Die Alte schlief schon halb zu all' diesen Ermu
terungen, antwortete nichts und ging staunend üb
Gäste, die sich selbst bedienten.

Louis rief ihr noch nach, daß man, wenn es
fortführe zu regnen und zu stürmen, morgen für e
Wägelchen sorgen möchte. Er würde Vormittags
den Ullagrund fahren, zum Herrn Ackermann.

Die Alte rieb sich die Augen, raffte sich auf u
wandte sich mit den Worten:

Daß ich's fast vergessen habe! Herr Oleander fä
nach dem Ullagrund. Jeden Morgen um elf U
Wollen Sie nicht mit ihm?

Wer ist Herr Oleander? fragte Louis doppelt
teressirt. Der Name Oleander fiel ihm auf, wie kü
lich der der Jagellona.

Der Herr Pfarrverweser, der unten bei der Fr
Pfarrerin wohnt, erklärte Brigitte . . .

Nun wohl, sagte Louis träumerisch, so bittet Herrn Oleander in meinem Namen, daß er mich mit sich nimmt, wenn er in den Ullagrund fährt.

Oleander! setzte er dann wieder leise hinzu ...

Herr Oleander gibt dem Fräulein im Ullagrunde Lektionen! sagte die Alte.

Schön! Und damit waren die beiden schnell sich vertrauenden Freunde wieder allein.

Sie werden Ackermann morgen sehen ... sagte Murray.

Begleiten Sie mich!

Unmöglich! Wie bin ich eingeengt! seufzte Murray. Wie sehr bedarf ich eines Freundes, der meine letzten Pflichten mir erleichtert und mich dann allein zu Grabe geleitet, sowie ich jenes Mädchen!

Nicht so, Papa! sagte Louis. Keine Trauer! Die Erzählung erleichtert Ihren Kummer! Fahren Sie fort, wenn ich Ihres Vertrauens würdig bin! Die vornehme Dame also ...

Murray drückte Louis die Hand und fuhr fort:

Ich lebte in der großen Welt und verstand mich trefflich auf ihren Ton. Ehrgeiz und Liebe sind die beiden Haupthebel aller Rührigkeit in dieser Sphäre. Ich lernte Verhältnisse von unglaublicher Zerrüttung kennen und verstand mich vortrefflich auf die Philo-

sophie, mit der Untreue und Leichtsinn sich hier zu entschuldigen wissen. Eine Dame, die ich nie nennen werde, lernt' ich kennen. Sie fand an meiner Persönlichkeit Gefallen. Sie war nicht mehr jung, niemals schön. Sie hatte ein Verhältniß mit einem Rechtsgelehrten, einer, wie ich für bestimmt weiß, sehr energischen Persönlichkeit gehabt. Dieser war ihr untreu geworden aus Gründen, die ich wohl begreifen kann. Sie gehörte zu den Frauen, die früh alle Bande der gewohnten Ordnung abgeworfen und sich ihr Leben selbst zu bestimmen gesucht hatten. Sie reiste als junge Witwe für sich, sie nahm das Leben umsomehr nach ihrer bequemsten Art, als sich eine zerfallene Stimmung ihrer bemächtigt hatte über ein Körperleiden, das mehr auf Einbildung, als in der Wirklichkeit beruhte. Jener Freund hatte lange in ihrer Nähe geduldet und jenes elende Joch der Abhängigkeit von einem Wesen, dem die ächte Weiblichkeit fehlte, mit sich hingeschleppt. Da lernte er in einem Badeorte eine sehr unglückliche Frau kennen, die Freundin seiner Geliebten. Sie war jünger, lieblicher, reizender, duldender, weiblicher. Was man von ihr weiß, was sie selbst an Spuren ihres Daseins hinterlassen hat ...

Murray blickte sich um und schüttelte den Kopf, wie über etwas Wunderbares, das ihn freilich diese

Erinnerung an Amanda bedünken mußte, hier, in dieſen ihren Zimmern, auf ihrem Schloſſe! Murray war über Alles, was ſich uns allmälig entſchleiert, unterrichtet ...

Louis bemerkte ſeine Erregung und dies Erſtaunen.

Was fällt Ihnen hier ſo auf? fragte er.

Murray, der ſich vorgenommen hatte, nur über ſich ſelbſt nichts zu verſchweigen, erwiderte:

Ich glaubte, es rauſchte etwas an der Decke, an den Wänden. Es iſt nur der Wind, der ſich meldet, daß er auch zuhorcht. Laß mich nur reden, du wilder Mahner draußen! Ich entweihe dieſe Räume nicht.

Louis wußte nicht, worauf dieſe Worte gingen und hörte nur.

Ein verlaſſenes Weib, fuhr Murray fort, denkt, wenn ſie einen ungebändigten Charakter hat, erſt an Rache, dann verſinkt die Rache in eine Art von innerer Vernichtung, dann die Vernichtung in neue Hoffnung. Das dreißigſte Lebensjahr iſt überſchritten. Der Vorhang der Anſprüche auf Huldigung wird bald für immer fallen. Noch einmal rafft ſich das durch Entbehrung nur geſteigerte Bedürfniß der Liebe empor und blindlings ſtürzt die Sehnſucht eines unbefriedigten Herzens Dem in die Arme, der, ich muß ſo grauſam ſein und Dies ſagen, am nächſten ſteht.

Der Zufall wollte, daß ich in dem Bade Ems, das jene Dame regelmäßig beſuchte, ihr nahe ſtand. Mein gewandtes Weſen, der Schein von Eſprit, den ich mir zu geben wußte, meine anſcheinend glänzende Situation, in die ich vom Spielen gekommen war, führte mich, den Baron Grimm, den ſüddeutſchen Adligen, in die vertrautere Beziehung zu einer Eroberung, die ich mit leichter Mühe machte. Eine Zwiſchenhändlerin, die Alles raſch zum Ziele führte, war die Begleiterin meiner neuen Freundin. Ich erfuhr ihre früheren Lebensverhältniſſe, ihren Jammer über eine erlittene Untreue, ihren Haß gegen eine Jugendfreundin, die ihr das ſtolzeſte Herz der Erde entriſſen hätte und wie es zu geſchehen pflegt, mein lieber Freund, die Frauen werden mit den Jahren in einigen Punkten beſſer, in andern ſchlimmer. Schlimmer wurde bei meiner in der Welt hochgeſtellten, adligen Gönnerin der Stolz, die Weltverachtung, das Bedürfniß der Intrigue; beſſer ihre innere Erkenntniß des Wenigen, was ſie am Ende einem Manne zu bieten hatte. Wie einſt bei dem verloren gegangenen erſten Freunde die Rede von einem Ehebunde war, den man, der geiſtigen Vorzüge jenes Mannes wegen, keine Mesalliance nennen konnte, war nun auch bei Baron Grimm von einer dauernden Verbindung die

keiten die Grausamkeit und die unbegränzte Herrschsucht des Correspondenten hinzustellen. Der General erschrak vor einem so entsetzlichen Berichte und sagte: „Ich würde zehn Gebisse und alle meine Sattelriemen dafür hingeben, wenn ich dem unglücklichen Vater jenes Mädchens seinen unschuldigen Kopf wieder geben könnte; das ist eine arge Erzählung! Sollte man glauben, daß um dieselbe Zeit, wo meine Pferde Hafer fressen und ich mir die Zähne ausstochere, solche Geschichten vorfallen, wie sie nur Rgeou Jangsteou, unser berühmtester Poet, beschrieben hat! Womit soll ich dir dienen?"

Der Schaman bat um einen schriftlich erlassenen Befehl, Gylluspa und ihre Väter in Freiheit zu setzen und um einen Geleitbrief für sie, wenn sie Lassa mit einem andern Aufenthalte vertauschen sollten. Die Chinesen sind zu nichts so schnell, als zum Schreiben. Ein Wink an die Adjutanten des Generals und ein Griff in den Stiefel, einige Momente für die Abfassung, einige Höflichkeiten von Seite der Umstehenden über den blühenden Styl des Generals, und die beiden verlangten Documente befanden sich in den Händen des Schamanen. Der General hielt es für passend, dem Bruder des Lama und seines militärischen Rivals, des Kalmückenchefs, das Geleite zu geben. Unter den zuvorkommendsten Ehrenbezeugungen verließ dieser den Hof und eilte freudig dem Kloster der schwarzen Gylongs zu.

Gylluspa's Väter horchten so eben mit andächtiger Hingebung auf die Vorlesungen, welche ihnen ein Obergylong über das tibetanische Göttersystem hielt. Er sprach von Urghien, dem vater- und mutterlosen Gotte, welcher aus einer Blume hervorgekommen und von dem materiellen Princip aller Dinge, Cenresi, welcher gleichfalls der Blume Pama

Rede. Baron Grimm war so tollkühn, mit seiner Eroberung offen in der Gesellschaft zu prahlen. Er liebte sie sogar, da sie doch von vielen starken und bedeutenden Eigenschaften gehoben wurde. Sie war zärtlich, aufmerksam; alles Gute der Frauennatur kam in der Hingebung an den Mann ihrer Wahl zum Vorschein, während sie Jedes, was außer dieser Wahl lag, mit Geringschätzung behandelte. Ach, mein Freund, Das ist das Tragische an einer Schuld, daß man sie liebgewinnt und es für tugendhaft hält, sie bis aufs Aeußerste durchzuführen. Ich war gerührt von jener Frau und mochte ihr durch Entdeckung meines Standes nicht wehe thun. Ich hatte von meinen Gütern sprechen müssen und wurde doch täglich mittelloser. Da ich bei meiner Geliebten war, konnt' ich nicht mehr in den Spielgesellschaften sein. Sie besaß Vermögen, großes Vermögen, durch ihren ersten Mann; aber ich war zu stolz, ihre Mittel in Anspruch zu nehmen. Woher aber meine versiegte Kasse neu füllen? Woher den Muth nehmen, meine tollkühne Rolle durchzuführen? Entdeckung fürchtete ich noch nicht. Jener Polizeibeamte, den ich nach London begleitet hatte, war gestorben. Meine Eltern lebten nicht mehr. Ursula stand auswärts in Diensten, nur den einzigen Bruder hatt' ich einmal gesehen, wie er vor der

Schmiede unſres Vaters ſtand und ich vor ihm zum Thore hinausritt. Ich gab dem Pferde die Sporen und ritt dem Hochgericht zu, unter dem Urſula einſt in Dienſten ſtand . . .

Wie lange waren Sie in England geweſen? unterbrach Louis, da es Murray ſchauderte . . .

Faſt acht Jahre, ſagte Murray. Ich hatte mich ſehr verändert und dennoch erkannte mich vielleicht mein Bruder. Er ſah mir nach. Ich bin überzeugt, jetzt, wo er blind iſt, noch jetzt würde er mich am Tone meiner Stimme erkennen.

Louis blickte um ſich. Es war ſo einſam, ſo ſchauerlich ſtill auf dem Schloſſe. Der Regen ſchoß in tauſend Tropfen unaufhörlich an die Fenſter, der Sturm ſauſte. Das Feuer drüben in der Schmiede war erloſchen. Der Gedanke, daß ſie nicht allein wären, ergriff Louis ſo, daß er einen der Leuchter nahm, in das Vorzimmer ging, dies durchſuchte und es nach dem Corridor zu, auf dem er Alles dunkel und ſtill fand, abſchloß.

Als er zurückkehrte, ſagte Murray:

Ich danke Ihnen, mein Freund, für Ihre Vorſicht; denn Sie ahnen wohl, daß ich mich der dunkelſten Stelle meines Lebens nähere.

Louis ſetzte ſich und ſtützte trauernd über Das,

was ihm Murray jetzt ſagen wollte, den Kopf auf die Lehne des Kanapés.

Ja, mein Sohn! fuhr Murray fort. Das waren ſechs ſchlimme Monate, die ich nicht aus meinem Daſein auslöſchen kann! Sie brennen auf der Seele, wie die Buchſtaben, die man dem Leibe einätzt. Oft hab' ich gedacht und damals ganz gewiß, was ich that, wäre nur ein Wagniß, kein Verbrechen. Wer hat denn den Staat berechtigt, ſagte ich mir, den Werth der Dinge zu beſtimmen? Wer hat ihm denn nach der ſittlichen Ordnung der Dinge allein zugeſtanden, daß er lügen darf? Denn Lüge iſt es doch, dem Papiere einen Nennwerth zu geben, dem nur eine conventionelle Thatſache als Realiſation zum Grunde liegt? Verſtehen Sie, wovon ich rede, Louis?

O, ſagte dieſer mit lächelndem Schmerz und großer Aufregung, nur zu gut verſtehe ich! Sie haben Das gethan, was der verzweifelnde Arbeiter jeden Tag thun möchte, wenn er das Werk ſeines Fleißes vor ſich ſtehen ſieht, es zur Ausſtellung in einem Gewölbe trägt, wochen-, monate-, jahrelang wartet, bis es ſich verwerthet! Sie haben Das gethan, was die Noth in verzweifelten Momenten hundertmal erfunden hat, wo man Stücke Papier nahm und darauf ſchrieb:

Das ſind fünf Sous! Dieſe nimmt der Bäcker und gibt mir Brot! Mag ſie mein Schuldner einlöſen!

O, mein Freund, unterbrach ihn Murray. Entweihen Sie nicht eine Frage der Armuth und der Arbeit mit meinem frivolen Beginnen! Ich habe Geld gemacht, nur weil ich es zu machen verſtand! Wohl begreif' ich, wovon Sie ſprechen. Wohl verſteh' ich die Verzweiflung des Arbeiters, der einen Werth in Händen hat, den er durch ſeinen Fleiß erſchuf und der den Ausdruck für dieſen Werth erſt bekommt, wenn das Werk verkauft wird. Auch ich ſage, die Geſellſchaft hat hier ein Recht der Selbſthülfe.

In der That, hat ſie Das? fragte Louis begeiſtert.

Sie hat es, aber unter geſetzlichen Bedingungen! antwortete Murray. Geld iſt Das, was gilt. Was kann, was ſoll mehr gelten als die Arbeit? Die Arbeit iſt ſchon Geld. Die Arbeit, vollendet, iſt ſogleich Geld. Daß ſie warten muß, bis ſie durch Zufall Geld wird, iſt der ſchaudervollſte empörendſte Mord der Menſchheit, den leider täglich unſere Geſetzgeber verüben. Fluch der Geſellſchaft, die das Geld nur zum Ausdruck des Bedürfniſſes und der Fähigkeit, Bedürfniſſe zu befriedigen, gemacht hat! Adam Smith hat den alten Glauben geſtürzt, daß Geld Geld iſt, das heißt Metall, Gold, Silber. Adam Smith hat

das Geld als Waare verworfen und gesagt: Geld ist der Credit, das Tauschmittel des Verkehrs, die Abkürzung des Verkehrs, das Triebrad der Cirkulation. Aber dieser Grundsatz eines handeltreibenden Volkes mochte für das verflossene Jahrhundert ausreichen. Unser Jahrhundert soll sagen: Geld ist Arbeit. Nicht auf Bergwerke soll man Geld aufnehmen, sondern auf ein Magazin der Arbeit. Der Staat muß das Geld zum Ausdruck der moralischen Lebensthätigkeit und des Fleißes machen. Ehe wir nicht dahin kommen, ehe wir nicht frei werden von den Tyrannen, die das Geld immer und immer wieder zur Waare, zum sich aufhäufenden Nennwerth für Nichts machen, ehe wir nicht mit dem Geldmachen auch das Geldtilgen unter die Garantie des Staates stellen, eher hört auch das Elend der Menschheit, das Unrecht und der Fluch unsres Daseins nicht auf.

Louis war so von diesem Ausbruch einer tiefen Ueberzeugung und dem Gefühl der Uebereinstimmung hingerissen, daß er in seiner südlichen Glut aufsprang, durch das Zimmer schritt und dem bewegten Sprecher die Hand schüttelte mit den Worten:

Murray, verurtheilen Sie sich nicht! Sie sind kein Verbrecher! Mordeten Sie? Was thaten Sie? Ihre Schuld ist gebüßt.

Murray, Louis' Hand zurücklehnend, erwiderte:

Ach, verwechseln Sie dieſe Ergebniſſe meiner ſpäteren Betrachtungen nicht mit dem unreinen Geiſte, aus dem ich damals mir ſagte: Warum ſollſt du nicht Das thun dürfen, was ſich der Staat erlaubt? Ich philoſophirte damals wie jetzt, aber, ich Elender, wo waren denn die Werthe von Fleiß und Arbeit, denen ich die geſellſchaftliche Benennung: „Geld" gab? Darf ich mein Haupt in die reine Sphäre erheben, in der Sie leben, Louis, wenn Sie über das Wohl der tugendhaften Menſchen nachdenken?

Nein! ſagte Louis, der ſeine alte Gedankenreihe noch nicht aufgeben mochte, hat denn der Staat das Recht, willkürlich Nennwerth auf Nennwerth zu ſchaffen und größtentheils nur zu frivolen Zwecken anzuwenden, zu Krieg, zum Glanz, zum Beamtenluxus?

Kommen Sie heraus aus Ihrem Himmel! ſprach Murray. Hier iſt ein Unwürdiger, der dieſe Rechtfertigung nicht verdient. Ich weiß es, der Staat hat gegen das Verbrechen, das ich meine, kein Naturrecht, kein Recht, dem es gelänge, die Gründe irgend eines alten römiſchen Rechtslehrers zu entkräften, er hat nur ein fiskaliſches, ein Recht der Nothwehr. Allein man braucht nur in ſein Inneres zu greifen und den kategoriſchen Imperativ des Herzens zu fragen. Der ſagt:

Mögen die Menſchen nicht errethen, die an dem großen Prägſtempel der Münze ſtehen und in's Gelag hinaus Geld ſchlagen und noch dazu aus Papier, Der, der dem Staate dieſe gedankenloſe Fabrikation nachmacht, iſt ebenſo unmoraliſch wie oft der Staat. Der Staat ſagt: der Werth, den ich hier benenne, iſt das öffentliche Vertrauen! Geſtattet es das öffentliche Vertrauen, daß man auf ſeinen Werth hin Geld macht, wohlan! Das große Sündenregiſter der öffentlichen Anleihen und des Papiergeldemittirens wird ſich einſt furchtbar rächen; aber der Einzelne, der nicht einmal die Chimäre jenes Vertrauens, den Credit, den Glauben auf Ruhe und Frieden und allgemeinen Wohlſtand für ſich hat und nur zu ſeinem Gelüſten Geld ſchlägt, iſt ein Elender und Das war ich, Louis, entſchuldigen Sie mich nicht!

Louis bekämpfte ſeine Aufregung, ſetzte ſich und ſah voll Theilnahme milde und liebevoll auf Murray, der ſo ſtrenges Gericht über ſich hielt.

Als ſich Murray von dem Zittern, das ſeine Stimme befallen hatte, erſt allmälig erholte, fragte ihn Louis, ob er denn im Stande geweſen wäre, ſo eine ſchwierige Aufgabe allein durchzuführen?

Jemand half mir, ſagte Murray und wollte ihn nicht nennen.

Aber Louis ſagte:

Ihr Bruder half! Sie ſprachen von einer Exploſion, die ihn blendete. Sollte ſie nicht von Ihren gemeinſchaftlichen Arbeiten herrühren?

Murray ſchwieg eine Weile, dann fuhr er geſammelt fort:

Ich muß Ihnen die volle Wahrheit ſagen, Louis, denn nur wenn Sie Alles wiſſen, können Sie mir ſo helfen, wie es mich für den Reſt meines Lebens beruhigen ſoll. Ich habe viel zu vollenden, viel zu wagen. Ihren Beiſtand will ich mir durch Aufrichtigkeit verdienen.

Louis gelobte nochmals jede Hülfe und vor Allem die heiligſte Verſchwiegenheit.

# Drittes Capitel.

## Der Falſchmünzer.

Es war an einem ſtürmiſchen Oktoberabend, wie der heutige, erzählte Murray. Nur ſpäter ſchon. Die Nacht war ſchon angebrochen. Ich wohnte in demſelben Hauſe wie jene Frau, die mich liebte. Wir waren im Begriff, die Stadt nächſtens zu verlaſſen und uns nach Italien zu begeben. Den Grund ſollen Sie bald erfahren. Sechs Monate lang hatt' ich in aller Stille ſchon ein Verbrechen getrieben, zu dem mich wahnſinniger Ehrgeiz verleitet, frivole Philoſophie ermuntert hatte. Im obern Stockwerke hatt' ich eine Kammer, in die ich Niemanden einließ als meinen Bruder, den ich ſelbſt aufſuchte und, da er in zerrütteten Umſtänden lebte, für meinen Anſchlag leicht gewonnen hatte. Er baute in jener Kammer einen Schmelzofen, fertigte eine Prägmaſchine für die von mir gemachten Stempel und fand ſich zu gewiſſen Zeiten

Nachts bei mir ein, wenn ich aus nicht ganz werthlosen Mischungen Goldstücke schlug. Mit kleinerer Münze befaßte ich mich nicht. Mein Talent zum Kupferstecher machte mir nebenbei die Fabrikation des Papiergeldes zu einer leichten, wenn auch langsam auszuführenden Aufgabe. Der Mensch ist im Grunde ein Thier. Seine edelsten Gaben benutzt er zum Ungebührlichen. Ich freute mich der gelungenen Beweise meines Talentes und lachte zu den Besorgnissen meines Bruders, dem ich niemals von dem falschen Gelde gab. Es waren ansehnliche Summen, die ich selbst in der großen Welt in Umlauf setzte.

Betrüger haben Sie betrogen, sagte Louis, Verschwender haben Sie getauscht, Dieben mit ihrer eignen Münze gezahlt —

Das entschuldigt nichts, sagte Murray, hielt eine Weile schmerzlich lächelnd inne und fuhr dann fort:

In jener Nacht sollte uns eine Mischung gelingen, auf die ich besondern Werth legte. Sie war aber für die kleinen Hülfswerkzeuge, die uns in der Kammer zu Gebote standen, zu stark und endete mit einer Explosion, die den Ofen zertrümmerte und eine so gewaltige Lohe aufsteigen ließ, daß man eine Feuersbrunst befürchten mußte. Der Zufall wollte, daß in demselben Augenblicke, wo ich an diesem einen Auge,

entſproß und nach kanoniſchen Vorſchriften nie anders als mit zehn Häuptern abgebildet werden müßte. Er ſprach von der Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts, welches erſt durch Blicke (Gyllusya achtete zuweilen auf dieſe tiefſinnigen Worte), dann durch Lächeln, Küſſe, Umarmungen und zuletzt erſt durch Vermiſchung der Geſchlechter bewirkt worden ſei. Durch eine Incarnation Cenreſi's traten die Menſchen zuerſt als Affen auf. Mit ihnen kamen die großen Weltherrſchaften, fünf an der Zahl. Zuerſt der König des Goldes, Weltbeherrſcher auf dem Righiel; dann der König des Silbers, Herrſcher nur von drei Theilen; der König des Erzes, Herr von zwei Theilen; König des Eiſens im zweiten Zeitalter, wo die Menſchen noch achtzigtauſend Jahre lebten; und endlich ein fünfter König, den der Lehrer nicht nennen wollte.

Als der Gylong auf einige Abweichungen der mongoliſch-kalmückiſchen Lehre übergehen wollte und die Blume Padma, die ſechs Creaturreiche, den Luftelephanten und die ſechs überirdiſchen Gebetſylben ſchon im Munde hatte, trat der Schaman mit eiligen Schritten ein. Es hieß ein großes Wagniß, dem Prieſter ſeinen heiligen Codex, den tangutiſchen Mani Gambo, zuſchlagen. Aber die Verwunderung, welche der Erklärung des Schamanen, daß die Gefangenen in Freiheit geſetzt werden müßten, folgte, verhinderte den eifrigen Mann, den Voreiligen darüber zur Rede zu ſtellen. Er nahm von der Schrift des chineſiſchen Generals vorläufige Kenntniß und eilte, den Vorſteher des Kloſters zur Entſcheidung dieſer auffallenden Forderung herbeizurufen.

Der Schaman hatte ſeit ſeiner Rückkehr von Teſchulumbo Gyllusya und ihren Vätern ſchon viele Stunden gewidmet und ſie auf einige Zeit das Oede und Einſame ihrer trauri-

mein Bruder aber an beiden geblendet wurde, zwei andere eigenthümliche Momente eintraten. Meine Freundin war ſeit einiger Zeit ſchon in einem aufgeregten krankhaften Zuſtande. Sie wachte Nächte lang. Sie nicht nur, ſondern auch ein ſchon längſt gegen mich obwaltender Verdacht, organiſirt durch einen in das Haus gezogenen ſpähenden Polizeibeamten, kamen faſt zu gleicher Zeit an die Stelle, wo auffallend genug das fürchterliche Unglück geſchehen war. Mein Bruder, alle Gefahr vergeſſend, hatte im Moment der Exploſion geſchrieen. Wie ein vom Blitz Geſtreifter taumelte er hin und her, während die Thür aufgeriſſen wurde und meine erſchreckte Freundin, die zu einem an einer verſteckten Treppe befindlichen Cabinet meiner Wohnung einen eignen Schlüſſel hatte, mit ihrer Kammerfrau hereinſtürzte. Sie hatte die nicht zu bewältigende Flamme in dem zum Hof hinausgehenden Kämmerchen in der Nacht ſogleich aufſchlagen ſehen, hatte ſchreien hören und war heraufgeſtürmt, ob ich in Gefahr wäre. Sie entdeckt die Verwirrung, in der ich mich befinde, ihre Begleiterin wirft Kleider auf die Flamme, um ſie zu erſticken, aber dieſe werden im Nu von der furchtbaren intenſiven Hitze verzehrt. Der Anblick der auf der Erde liegenden zerſtreuten Geldſtücke, die geheimnißvollen Ge-

rathſchaften, der wimmernde Bruder, der mit Waſſer ſeine Augen kühlen will und wie ein Kind weint, da er nichts mehr unterſcheiden, das Nächſte nicht ſehen kann, mein eigener Augenſchmerz, dazu die beiden Frauen und das inzwiſchen eintretende Pochen von herzuſtrömenden Menſchen an der Hauptthür, das Klingeln, der Ruf im Hofe: Feuer! Feuer! ... Ich begreife nicht, daß mich nicht augenblicklich Raſerei packte. Ich verlor aber die Beſinnung nicht. Mit furchtbarer Beſtimmtheit drängt' ich die Frauen zurück und ſtieß den Bruder ihnen nach. Alle Drei gingen durch das Cabinet und die kleine Lauftreppe in die Wohnung der Freundin. Ich band ihnen den Bruder auf die Seele. Nun räumte ich raſch in der Kammer auf, ließ den Ofen ausbrennen und rückte Alles, was die Flamme hätte ergreifen können, aus ihrer Nähe fort. Dann öffnete ich und ſtellte mich heiter, überraſcht, als ich das ganze Haus verſammelt ſah, das mir Hülfe anbot. Man brachte naſſen Sand. Dieſe Gefahr ging vorüber. Ich ſelbſt aber wurde ſogleich verhaftet. Meine Wohnung wurde unterſucht. Man fand alles Das bei mir, was man längſt geahnt hatte.

Und Ihr Bruder? ſagte Louis.

Der arme Geblendete! fuhr Murray, den die Er-

nerung an dieſe Schrecken weiß wie die Wand bleichte,
rt. In die Wohnung meiner Freundin einzudrin-
n wagte man nicht. Da man ſich meiner verſichert
atte, fand der Unglückliche Zeit, am Morgen mit
nem Miethswagen aus dem Hauſe geſchafft zu
erden. Sein erſtes Gefühl war Das, Hülfe bei
m Manne zu ſuchen, bei welchem unſre Schwe-
r diente, dem langjährigen Freunde unſrer Eltern,
nem wirklich vorzüglichen Thierarzte, dem Scharf-
hter Lehmann. Dort gab er vor, in ſeiner Schmiede
h durch zu nahe Berührung der Glutausſtrömung
s Herdes und einen Fall geblendet zu haben. Er
eb bei der Schweſter, der er ſich ganz vertraute.
an ſuchte ihn, den man für meinen Mitſchuldigen
lt, in der Schmiede und fand ihn nicht. Seine
au lebte nicht mehr. Sein Knabe, ein geiſtesſchwa-
s Kind, konnte keine Auskunft geben, ich im Ker-
verweigerte ſie nicht minder. So galt er für
ſtohen, wurde mit Steckbriefen verfolgt und kein
enſch dachte daran, ihn an einem ſo unheimlichen
te, wie die Scharfrichterei vorm Thore war, auf-
uchen. Er hatte in der That das beſte Aſyl getrof-
und konnte meinem ganzen unglücklichen Proceſſe
Ruhe zuwarten.

Murray ſchwieg eine Weile, um ſich zu erholen

und ſich über den Eindruck, den dieſe Erzählung auf Louis machte, zu ſammeln.

In Louis' Bruſt ſtockte der Athem. Sein Herz war beklommen. Seine Hand fühlte ſich ihm ſelber eiſig an.

Meine nächſten ſpäteren Schickſale, ſagte Murray, will ich übergehen. Ich wurde zu einer zwanzigjährigen Kerkerhaft verurtheilt. Ich habe alle Urſache, anzunehmen, daß ich die Dame, die einen Baron Grimm zu lieben glaubte, durch die Maske, die ich gezwungen war nun abzuwerfen, öffentlich nur wenig compromittirt hatte. Ich galt für leichtſinnig und wankelmüthig in meinen Neigungen. Man wußte wenig davon, wie eng ſchon das Band war, das mich mit ihr verbunden hielt, da ſie zufällig auch unter mir in einem und demſelben Hauſe wohnte. Das Geheimniß erhöht den Reiz ſolcher Verbindungen. Allein um ſo peinlicher mußt' es jener Frau ſein, ſtündlich gerade von mir ſelbſt eine Entdeckung zu fürchten. Ich hatte mich mit ihr durch ein Band verbunden, das der grenzenloſeſte Leichtſinn geſchloſſen hatte. Gewandt und gefällig, wie ich war, hatt' ich bei ihr keinen Widerſtand gefunden und ich muß es Ihnen ſagen, darf es als das eigentliche Ziel meiner Beichte nicht verſchweigen . . ſie trug damals, als der Roman

des Barons Grimm ein ſo ſchreckliches Ende nahm, unter dem Herzen . . .

Murray ſtockte. Seine Stimme war bewegt.

Louis verſtand, was er ſagen wollte.

Sie wird Ihnen keinen Haß genährt haben, wenn ſie unter ihrem Herzen ein Pfand der Liebe trug, ſagte Louis.

Doch, mein Freund! fiel Murray ein. Um ſo größer war dieſer Haß! Ich verdiente ihn. Meine Täuſchung war zu elend. Deshalb zürn' ich ihr auch nicht; zürn' ihr nicht, wenn ſie der böſen Frau, die in ihrer nächſten Umgebung lebt, geſtattete, einen Mordplan gegen mich anzulegen. Ich will Ihr Herz nicht betrüben, Louis, indem ich Ihnen die Rache ſchildere, deren zwei verletzte und gedemüthigte, wilde, vor Verzweiflung raſende Frauen fähig ſind . . .

O ſagen Sie mir Alles!

Nein, nein! Genüge Ihnen, daß ich Gelegenheit fand, einem Angriffe auf mein Leben zu entgehen. Ich entfloh . . .

Das gelang Ihnen?

Mit fremder Hülfe . . .

Vielleicht durch die Frauen! Sie irren ſich vielleicht! Vielleicht gaben ſie die Mittel her, Ihre Flucht zu erleichtern.

Nein, mein Freund! Wie leid thut es mir, dieſe gute Meinung, die Sie von Frauenherzen hegen, nicht beſtätigen zu können. Ich entfloh durch den Beiſtand eines mitleidigen Mannes ...

Wie ſegn' ich ihn!

Haben Sie Mitleid mit mir? Gönnten Sie mir wirklich nach ſolchen Verirrungen die Freiheit?

Sie haben die Freiheit, dächt' ich, zu benutzen verſtanden!

Das lehrte mich nicht die Freiheit ſelbſt, nicht der Dank gegen die Gottheit, die an mir ein Wunder vollzog, als ſie mich unter den ſchwierigſten Verhältniſſen einen tiefen Kerker durchbrechen und entfliehen ließ. Erſt auf dem Meere, als ich nach Amerika floh, kamen mir ſtillere Gedanken und der Trotz auf meine Kraft und das Gefallen an meiner Wildheit nahmen ab. Ich betrat den Boden der neuen Welt mit ernſten Vorſätzen. Ich nahm, da ich engliſcher Sitte vollkommen mächtig war, einen engliſchen Namen an —

Murray —

Morton nannt' ich mich.

Morton? Und wovon ernährten Sie ſich?

Von derſelben Kunſt, die ich misbraucht hatte. Ich wurde wieder Kupferſtecher.

Und jeder Verſuchung widerſtanden Sie?

Du hörſt mich, Herr! Ich kann wol ſagen jeder!

Reichte der Erwerb hin, Ihre verwöhnten Anſprüche zu befriedigen?

Das war's, mein Freund! Ich gab dieſe verwöhnten Anſprüche auf. Ich habe gefunden, daß wir außerordentlich glücklich ſein können, wenn wir plötzlich mitten in unſerm Leben einmal innehalten, ſtillſtehen, Alles ändern, zurückgeben können. Was macht uns ſo unglücklich, was treibt uns ſo von Extrem zu Extrem, als dieſe athemloſe Begier, ein Leben ſo wie es nun einmal, ich möchte ſagen in Schuß gekommen, zu Ende zu bringen? Ja, wir wachſen anfangs empor. Wir kommen von Jahr zu Jahr vielleicht in günſtigere Lagen. Aber wehe uns, wenn wir dieſem Zuge des Schickſals, dieſer freundlichen Gunſt der Geſtirne immer nachgeben! Das Bett, einmal erweitert zum Genuß, will immer gefüllt ſein. Eine Exiſtenz, einmal bequem und behaglich angelegt, wird unſre Qual, unſre Folter, unſre Verlockung zur Sünde werden. Der Emporkömmling, der nicht mehr zurückkann, wird faſt immer ſcheitern. Verwirren ſich ſeine Begriffe von Recht und Tugend nicht in dem Drange des Erwerbs, ſo ſinkt er erſchöpft am Ende ſeiner Tage zuſammen. Der Zwang, jenes beaueme Bett ſeiner

Exiſtenz immer gleich weit auszufüllen, hat ihm jede Freude des Lebens geraubt.

Jetzt verſteh' ich, ſagte Louis, warum ſo viele Handwerker in Paris zwanzig Jahre fleißig ſind und dann auf's Land ziehen, um weniger arbeiten und ſichrer genießen zu können.

Das nenn' ich einen Epikuräismus, antwortete Murray, den ich niemals empfehlen werde. Man ſoll nicht früher aufhören zu arbeiten, ehe nicht die Hände und der Muth erlahmen. Nein! Ich richtete mich in New-York ſogleich arm und beſcheiden ein. Die Anmaßungen des Barons Grimm lagen hinter mir. Man nannte mich den Diogenes in der Tonne und wollte Geiz darin finden, daß ich ſo wenig ausgab und ſo viel verdiente —

Thaten Sie Das?

Ja, mein Freund! In Amerika iſt jede praktiſche Kunſtfertigkeit hochgeehrt. Ich erwarb deshalb viel, weil ich wenig brauchen wollte. Ich habe ein nicht unanſehnliches Vermögen geſammelt, noch reicher aber bin ich an innern Erfahrungen geworden. Ich verſchloß mich auf der neuen Erde den Menſchen nicht. Ich prüfte die Charaktere und unterrichtete mich über die Einrichtungen. Die Gewiſſensbiſſe, die an mir nagten, führten mich auf das Bedürfniß der Verſöh-

nung. Glauben Sie nicht, daß ich ein digotter Chriſt wurde, aber ich geſtehe Ihnen, daß ich eines Mittlers bedurfte. Der Mittler Jeſus, den uns das Chriſtenthum bietet, ſprach zu mir wie ein verborgener Freund. Er ſagte mir nichts von Dem, was man wol ſo gewöhnlich in den Kirchen hört, er ſagte mir: Du biſt ein Menſch und haſt geſündigt! Deine Bahn war geſtört, aber vielleicht führte dich die Störung auf den rechten Weg, den du nie gefunden hätteſt, wenn du ohne Innerlichkeit, als leidlich guter Menſch, ſo fortgegangen wäreſt.

Sie ſchloſſen ſich einer Sekte an? fragte Louis, dem mit dieſer religiöſen Wendung des Geſpräches eine neue Verklärung auf Murray fiel, ohne daß er ſich freilich hätte eingeſtehen können, daß er ihm deshalb lieber geworden wäre. Er hing, wie jeder junge Mann, an ſeinem irdiſchen Berufe und an der reinen Weltlichkeit unſrer nächſten großen Beſtimmungen und mistraute ſogar dem Einfluſſe der religiöſen Betrachtung auf die Energie, die er von dem Menſchen der Jetztzeit verlangte.

Ich ſchloß mich keiner Sekte an, ſagte Murray, ſondern beobachtete nur. Wiedergeboren im Geiſte kann man nur in ſich ſelber werden. Was ich innerlich gelitten, verſchuldet, mir vorzuwerfen und abzu-

büßen hatte, eignete ſich Das für die Mittheilung? Ich dachte mir jedesmal, wenn ich die Sekten in ihren Winkeln beten hörte: Wenn Ihr wahrhaft gottſelig ſeid, muß Euch der Kampf um den innern Frieden leichter geworden ſein als mir! Ich betete für mich. Auch hab' ich nie hinaufbeten können zu einem großen Weſen, das außer mir wäre. Das hätte mich nicht erquickt und erfüllt. Wie kann mich etwas erquicken, das nicht aus mir ſelber ſtrömte? Die Macht des Gebetes liegt in der Ruhe, die nach ihm auf unſer Inneres ſich breitet. Ich betete, ich kann wol ſagen, zu mir ſelbſt. Ich betete zu dem tiefen Geheimniß, das in meiner Bruſt ſchlummert und mir alles Das entgegenhält, was gut und ſchön und unſre Pflicht iſt! Das Böſe lag klar vor meinem Blick. Ich verſchönerte es nicht, ich entſchuldigte es nicht durch bunte Farben. Ich ſah es in ſeiner ganzen verworfenen, abſchreckenden Geſtalt und entrann dieſer Geſtalt, zu reineren Genien mich flüchtend, die mir ihre rettende Hand boten. Aber was ich auch that, um mich zu läutern, nichts wäre mir gelungen, wenn ich nicht die Freuden einer beſcheidenen Lebensweiſe geſucht und an Entbehrung mich gewöhnt hätte. Mein einziger Luxus waren Reiſen in das Innere der Staaten, die mir unendlich lehrreich wurden und unter Andern auch die

gen Lage vergeſſen laſſen. Obſchon ſeine Geſpräche die Beruhigung nicht geben konnten, welche er ſelbſt nicht hatte, ſo machten ſich doch auch hier alle jene ſeligen Folgen geltend, welche tröſtend die Liebe, die Theilnahme, das Mitgefühl einer verwandten Seele begleiten. Hätte Gyllusya auf das Leben größere Hoffnungen geſetzt, ſo würden ſie mit dem Wiederſehen ihres treueſten Freundes auch alle in ihre Seele wieder eingezogen ſein und die neue Hoffnung mit ihnen, daß einige ihrer Ausſichten zu verwirklichen in ſeiner Macht läge. Aber ſie hatte für ſeinen Zuſpruch kein Ohr, verſtand nichts von den Folgerungen, welche er aus der Verwickelung ſehr nahe vor der Thüre ſtehender Ereigniſſe ziehen wollte, und konnte ſich am wenigſten in den Gedanken einer Entfernung von Laſſa finden. Denn wenn unter der Aſche aller zuſammengeſunkenen Berechnungen der Zukunft noch ein einziger Funke, der nicht Verzweiflung war, im Verborgenen glomm, ſo konnte er nur auf Maha Guru einen erhellenden Lichtſtreifen fallen laſſen, auf dieſen unbeweglichen Pagoden-Gott, der ſich von den Gipfeln des Berges Potala nur trennt, wenn er ihn zum erſten Male betritt und ihn für das letzte Mal verläßt. Daher die gleichgültige Aufnahme der Nachricht, welche der Schaman von ihrer Freilaſſung überbrachte. Sie hätte gezögert, dieſe Erlaubniß zu benutzen, wenn ihre Weigerung ohne die Rückſicht auf ihre Väter nicht eine Grauſamkeit geweſen wäre.

Es iſt ein alter Spruch, daß die Liebe grundloſer iſt, als das Meer. Ihr aber könnt dieſe Wahrheit nicht verſtehen, die ihr in einer Mondnacht oder in einer heimlichen Jasminlaube Erhörung gefunden habt; die ihr ſchon in den erſten Tagen eurer Begegnung Euch geſtehen konntet: ach

Freude bereiteten, den Mann kennen zu lernen, der meinen Geschwistern die Kunde meines Todes brachte ...

Wie ist es nur mit diesem Tode? fragte Louis, ergriffen von der weichen und sanften Stimme, in der Murray seine religiösen Empfindungen ausgesprochen hatte.

Wenn, mein junger Freund, fuhr Murray fort, die Aussöhnung des innern Menschen mit sich selbst und die Wiedergeburt im Geiste darin liegt, daß man jede Kluft zwischen seinem Schicksal und seiner Ergebung in dies Schicksal ausfüllt, so muß ich Ihnen gestehen, daß es zwei Dinge gab, die beim erwachenden Glück meiner Seele dennoch die Freudigkeit derselben störten. Der eine Gedanke, der mich peinigte, war die Flucht vor dem Loose, das mich in Europa heimgesucht hatte. Der andre die Erinnerung an meinen Sohn ...

Wissen Sie nichts von Ihrem Kinde? Es ist ein Sohn? fragte Louis theilnehmend.

Es ist ein Sohn ...

Und keine genauere Kunde von ihm?

Nicht mehr, als was ich Ihnen erzählen werde. Jene beiden Gedanken folterten mich ...

Auch der Ihrer Flucht? Wie wäre Das? Wie konnte Sie der Gedanke an Ihre Rettung foltern?

Murray schwieg eine Weile, dann sagte er:

Sie stehen, ein reiner, unbescholtner, in sich friedlicher Jüngling, auf dem Standpunkte nicht, der der meinige werden mußte. Ich habe dem Herrn gedankt, als ich mir sagen konnte: diese Flucht rettete dein Inneres! In dem Kerker hättest du mit der Kette geklirrt und dir in ungebehrdigem Zorne den Schadel an der Wand eingerannt. Erst durch die Flucht fandest du die Stimmung, in dir einzukehren und über dich den Stab zu brechen . . .

Um so mehr!

Wie ich aber Frieden mit mir selber hatte, wissen Sie, was mich peinigte . .?

Doch nicht der Vorwurf, daß Sie dem ungerechten Akte dieser weltlichen Gerechtigkeit nicht genügt haben?

Murray schwieg und wurde nachdenklicher.

Sie antworten nicht? Wär' es möglich, daß Sie die Absicht hätten —

Mich den richterlichen Behörden hier selbst wieder auszuliefern? fragte Murray lächelnd und richtete sein Auge lange auf Louis, der diese Verirrung des von ihm so hoch geschätzten Mannes nicht zu begreifen im Stande war.

Nein, nein, sagte er. Das ist keine lebenskräftige

Tugend mehr! Das iſt mönchiſche Selbſtqual! Das iſt Hypochondrie!

Haben Sie keine Sorge, mein Freund, ſagte Murray, daß ich die Thorheit beſitze, in dieſem Punkte blindlings einem Gefühle zu folgen. Wie wenig reif dieſer Gedanke bei mir iſt . . .

Er zog ſein Terzerol und fuhr fort:

Beweiſe Ihnen dieſe Waffe, mit der ich im Stande ware, meinem Leben ein Ende zu machen, wenn ich ſo unglücklich ſein ſollte, erkannt zu werden. Und doch haſſ' ich Selbſtmord! Und möchte Chriſt ſein! Sie ſehen, daß ich noch nicht zur rechten Erleuchtung gekommen bin!

Louis erwiderte nichts. Der Anblick der Waffe machte ihn vollends irr. Er konnte bei Murray eher Alles, als eine gewaltſame Beendigung ſeines Lebens durch eigne Hand vorausſetzen. Mit ſeinen religiöſen Grundſätzen ſchien dieſe Drohung nicht übereinzuſtimmen . . .

Murray verſtand ſogleich, was ſeine letzten Worte beſtätigend in Louis' Seele vorging

Nicht wahr, ſagte er, wie wenig entſprechen ſolche Entſchlüſſe dem Bilde, das Sie vielleicht von mir gewonnen haben! Ich ſpreche von Selbſtmord! Erkennen Sie daraus, wie wenig ich in mir ſelber ſchon

reif und klar geworden bin! Ein völlig unbestimmtes Tasten im Dunkeln verwirrt mich noch, wenn ich an diese Gefahren denke. Soll ich sie aufsuchen? Soll ich sie fliehen? Eine Stimme in meinem Innern sagt: Kehre am Schluß deines Lebens in den Anfang zurück und dulde, was du dulden mußt —

Louis sprang auf und unterbrach Murray auf das Heftigste.

Sprechen Sie Das nicht aus! rief er. Sagen Sie nicht, daß man verpflichtet wäre, dieser irdischen Gerechtigkeit Wort zu halten! Wenn irgendwo ist hier das Recht der Nothwehr an seiner Stelle. Sie würden diese Gerechtigkeit beschämen, wenn Sie in den Kerker zurückzukehren wünschten.

Nein, mein Freund, ich würde noch mehr thun, sagte Murray, ich würde sie veranlassen, großmüthig zu sein; ich würde die Aufmerksamkeit des Publikums auf mich ziehen, belobt, gerühmt, gepriesen werden — kann ich Das wollen? Müßt' ich Das gerade nicht verachten? Nein, mein Freund, nicht sich selbst angeben, sondern angegeben werden, fortgeschleppt von der Gerechtigkeit, die sich der Beute freut, Das, Das, konnte leicht mein Schicksal sein . . .

Louis wehrte gewaltsam diese melancholischen Aeußerungen fast mit den Händen ab. Es war ihm, als

träte einer der alten Märtyrer aus den Nebeln der Geſchichte und drängte ſich an den Holzblock, nur um für Chriſtus zu ſterben und ſeinen Heiland bald zu ſehen.

Nun, nun, ſagte Murray und ſtreckte ihm das Terzerol entgegen. Sie merken da, daß ich noch ziemlich weltlich geſinnt bin, wenigſtens ſo lange — fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu — bis ich meinen Sohn gefunden habe.

Sprechen Sie davon, Murray! Das iſt tröſtlicher für mich.

Ich ſehe aus Ihrem Eifer Ihre Liebe. Nun wohlan! Der zweite mich peinigende Gedanke iſt mein Sohn. Ich weiß, ich ahne es, daß er im Elend lebt, verworfen, verkümmert. Wenn er lebt! Ich hatte keine Ruhe über dieſen Gedanken. Ich weiß, daß ihn ſeine Mutter verſtieß, weiß, daß ſie ihn, wenn er noch lebt, haſſen wird, wie ſie den Vater haßte. Es gibt unblutige Mörderhände! Man kann tödten — o mein Freund — man kann tödten mit Gift und Dolch, das iſt alt! Man kann tödten mit ſcheinbarer Liebe, übertriebener Pflege, durch tauſend Mittel der Bosheit, die langſam, aber ſicher treffen. Auch Das iſt erwieſen, wenn auch meiſt im Dunkel begraben und nur für das jenſeitige Gericht reifend! Aber ein noch langſamerer Tod durch Unterlaſſungen, ein ſittlicher Mord

durch Nichterziehung, Verwilderung, Elend ... sehen Sie, Freund, das Alles steht klar vor mir, stand vor mir, seit ich mein Elend begriff, und meine Ruhe, meinen Frieden stört dies Bild so, daß ich mir verworfen vorkomme, wenn ich die natürliche Pflicht, die mir die Ordnung der Natur aufgegeben, aus jämmerlicher Feigheit um mein eignes Loos hintansetzte und von dieser Erde scheiden wollte, ohne mich noch wenigstens einmal umzublicken, wo wol das Kind ist, das sich so jammervoll durch sündige Eltern in's Leben stehlen mußte.

Louis war von diesen mit hoher Weihe ausgesprochenen Worten erschüttert.

Ja, sagte er, Murray's Hand ergreifend, das ist ein Gefühl, hochzuehren, heilig und edel! Diesem Gefühle widmen Sie Ihr Dasein, aber ihm schonen Sie es auch! Denken Sie an Ihren Sohn! Suchen wir ihn! Retten wir ihn, wenn er noch lebt und durch die unnatürliche Wuth einer betrogenen Mutter wol zu den Ausgesetzten und Verdammten dieser Erde gehört!

Das war meine Aufgabe, fuhr Murray fort. Ich raffte mein Vermögen zusammen, nahm Abschied von den Wenigen, die mich kannten, und schrieb jenem Manne, den ich einst auf seiner Farm am Missouri kennen lernte und von dem ich wußte, daß er zum

Continente zurückkehrte, er sollte meinen Verwandten, die ich ihm bezeichnete, einiges Geld überbringen und sagen, daß ich todt wäre. Als mir einfiel, daß ich großen Gefahren entgegen ging, ließ ich den Verdacht entstehen, als lebt' ich wirklich nicht mehr . . .

Heunisch sagte mir, bemerkte Louis, daß die Ursula und der Schmied von einem todten Bruder geerbt hätten.

Tausend Dollars ein Jedes.

So wird es sein . . .

Ich komme nach Deutschland. Was beginnen? Leb' ich noch, entdeck' ich mich den Meinigen, so setz' ich mich der Gefahr aus, erkannt, ergriffen zu werden und meine Mühen um den Sohn wären vergebens.

Ja, Murray, schließen Sie sich ein! Lesen Sie! Arbeiten Sie! Denken Sie! Ich will für Sie handeln. Ich!

Murray war gerührt . . .

Was wissen Sie von Ihrem Kinde, wo wollen Sie hoffen es wiederzufinden?

Fünf Monate nach meiner Verhaftnahme, erzählte Murray, erfuhr ich durch einen Besuch meiner Schwester, der mir als Abschied gestattet wurde, weil ich mein Urtheil erfahren hatte, daß meine Freundin einige Wochen nach jenem verhängnißvollen Abende die Stadt

verließ und ihr schrieb, sie sollte in einen nahegelegenen Ort sich begeben, um dort eine Mittheilung zu empfangen. Meine Schwester stellte sich ein, traf aber nur jene ältere Vertraute, die ihr erklärte, in vier Monaten etwa würde ihre Gebieterin von einem Kinde genesen, das mir elendem Menschen angehöre. Sie würde diese Erlösungsstunde von dem qualvollsten Zustande in einem Dorfe, das ihr näher bezeichnet wurde, abwarten und bis dahin sich in Verborgenheit halten. An dem Tage, wo sie die Anzeige der bevorstehenden Geburt empfangen würde, sollte sie kommen und das Kind abholen. Man wollte ihr ein für allemal eine nicht unbedeutende Summe zahlen, wenn sie das Kind als das ihre annähme und einen Schwur leistete, nie mehr im Leben von diesem Verfalle und Verhältnisse Erwähnung zu thun. Wenn sie es verspräche, so könnte sie gewiß sein, daß die hohen und einflußreichen Verwandten der Dame Alles aufbieten würden, das Loos ihres gefangenen Bruders, dieses ruchlosen Abenteurers und Betrügers, zu mildern. Meine Schwester Ursula, noch entsetzt von dem Anblick des blinden älteren Bruders, voll Theilnahme auch für mich, mehr noch aber gereizt durch den Gewinn versprach, das zu erwartende Kind zu sich zu nehmen und für dessen Schicksal zu sorgen. Acht Tage vor meiner

Verurtheilung hatte die Entbindung von einem Knaben stattgefunden. Meine Schweſter hatte dreitauſend Thaler empfangen, klagte aber, daß ſie ſchon dem blinden Bruder davon die Hälfte abgeben ſollte. Dieſer war noch immer an dem ſchrecklichen Orte, wo meine Schweſter in Dienſten ſtand. Freilich hatte ſie jetzt dieſen Platz zu verlieren. Ihr Herr hatte meines Bruders Verbrechen erfahren und würde nicht gelitten haben, daß ſie mit dem Kinde bei ihm geblieben wäre. Wo iſt denn nun das Kind? fragt' ich damals und wohin willſt du dich mit ihm wenden? Meine Schweſter hatte zu allen Zeiten etwas Verwirrtes und Seltſames. Statt auf meine Frage zu antworten, antwortete ſie darauf ſelbſt mit Fragen. Nach Allem, was mir Franziska Heuniſch von ihr erzählte, wundert es mich nicht, daß ſie in ihren alten Tagen das Weſen einer Hexe angenommen hat. Wenn's nur erſt über den grünen Klee iſt! ſagte ſie damals. Was ſie damit meinte? fragte ich. Iſt das Kind ſchwächlich? Iſt es krank? Wie wird es genährt? In dieſem Augenblick, erfüllt von der ganzen gewaltſamen Theilnahme für ein Weſen, das mir noch für die Zukunft einen gewiſſen Zuſammenhang mit dem Leben gab, trat der Gefängnißwärter ein. Die Friſt der Unterredung war abgelaufen. Urſula mußte fort.

Beſorg' Alles gut! ſagt' ich noch und drückte ihr die Hand, nicht voll Rührung, ſondern voll Ingrimm. Sie ging, antwortete auf meine Fragen nicht mehr und — das iſt Alles, was ich von meinem Kinde weiß und als Beruhigung mit hinüber nahm in die neue Welt.

Louis erwiderte, daß hier ja Anhalt genug zum weitern Forſchen gegeben wäre.

Das wohl, ſagte Murray, aber ich ahne nichts Gutes von dem Ergebniß. Eine Nachfrage bei jenen Frauen —

Leben ſie noch? fragte Louis raſch.

Sie leben noch! ſagte Murray. Sie leben in Glück und Freude! Ich will ſie nicht ſtören in der Ruhe ihrer Herzen, wenn dieſe Herzen ruhig ſind.

Ah, ſagte Louis, doch nur, weil es gefährlich iſt, den Verdacht ſolcher Tigerinnen zu wecken. Denn ſonſt —

Ich will keine Rache, erklärte Murray. Hätt' ich auch ein Recht dazu? Kaum zur Strafe für Das, was mir wirklich Schlimmes von ihnen widerfuhr. Bei ihnen wagt' ich nicht zu forſchen . . . ſo ging' ich . . . ſchaudervoll zu ſagen . . . wo ich zuerſt um das Schickſal eines ſo elend auf die Welt gekommenen Weſens nachfragte . . .

Am Hochgericht'

ja, wir ſind Beide wie für einander geſchaffen! deren Eltern die Freiwerber ihrer Kinder waren, und die ſchon in den Flügelkleidern ſich verlobten und die Puppen zu ihren Kindern machten! Die glückliche Liebe hört zu ſchwärmen auf; es iſt ihr nichts mehr unerreichbar und wer ſie ergründen wollte, würde überall nur dieſelbe Seligkeit, denſelben Himmel finden, ſelbſt wenn man noch tiefer, als das Meer, ſtiege. Sondern von euch gilt der Spruch, die ihr der Spott eurer Umgebung ſeid, mit denen Knigge umzugehen verbietet, weil ihr verliebt und unerträglich ſeid, die man immer auf den einſamſten Spaziergängen antrifft, die ihr mit euren Kleidern zu wechſeln vergeßt und den Bart um einige Tage immer zu lang ſtehen laßt; von euch, gegen welche ſich alle Waffen des Spotts, alle Unbequemlichkeiten des unzeitigen Mitleids, alle Zumuthungen altkluger Rathſchläge kehren, wenn man von euch ſagt, daß ihr an unglücklicher Liebe leidet. Unglückliche Liebe! ein belachtes Wort; ein Wort, das unter unſern Zeitgenoſſen denſelben Klang hat, wie ein ſchlechtes Gedicht, ein Wort, das alle eure wohlmeinenden Freunde anſpornt, euch in Zerſtreuungen zu ſtürzen, die Ideen eures Kopfes zu bearbeiten, um Gegengewichte in ihm zu entdecken und das ſiedende Herzblut in unſchädliche Theile zu lenken. Charlotte ſagte euch, daß ihr ihr ſo zuwider ſeid, wie ein Gericht Linſen, und ließ euch, wie den verglichenen Gegenſtand an jedem Dienſtage, ſtehen. Sollt ihr euch todtſchießen? Sollt ihr den philoſophiſchen Gleichmuth wie eine Eisrinde um euer heißes, blutendes Herz legen? Sollt ihr wohl gar ſo ſtolz ſein, jene Arme zu verachten, die euern innern Werth nicht zu würdigen wußte? Ich weiß nicht, wer euch das rathen kann. Und dennoch iſt es alle Welt,

Entſetzliches Gefühl, mit dem ich die Anhöhe hinaufſtieg, die zur Schädelſtätte der Verbrecher führt! Wie tief ritzten die Dornen, die ich mir ſelbſt auf's Haupt ſetzte, in's Fleiſch! Wie blutete ich unter dem Druck des Märtyrerthums der Reue, zu dem ich mich freiwillig darbot! Ich klopfte an die Pforte der unheimlichen Wohnung auf der Höhe und fragte nach dem Doctor Lehmann, ſo nannte man ſonſt den Pächter. Er war todt. Sein Nachfolger wußte nichts von Urſula Marzahn, nichts von Jakob Zeck. Ich ging den Berg hinunter, als wenn feurige Flammen unter mir aus dem Boden ſchlügen. Ach, ich nahm es für eine gute Vorbedeutung, daß man hier nichts von dem Vergangenen wußte. Eine neue Generation hatte die alte verdrängt. Die Vögel ſangen in der Luft, die Ernte ſtand ſo voll und hoch und reif. Ich ſetzte mich in's Korn unter blaue Blumen und dankte Gott, daß ich nichts erfahren hatte.

Murray ſchwieg eine Weile, um ſich zu erholen. Dann fuhr er fort:

Ich ſuchte den Wächter meines Gefängniſſes auf ...

Den fürchteten Sie nicht?

Er hatte mich entfliehen laſſen ...

Der Brave!

Weil er ſeine Pflicht verletzte, brav?

Wir vereinigen uns nicht, Murray . . . sagte Louis kopfschüttelnd.

In diesem Falle doch, wenn ich Ihnen sage, daß dieser Gefangenwärter mir entdeckte, warum ich nicht in das Zuchthaus kam, sondern zu einsamer Haft begnadigt wurde.

Murray erzählte die Umstände, die wir wissen.

O diese Teufel in Frauengestalt! rief Louis. Sagen Sie mir, wer sie sind?

Murray, auf diese Worte nicht achtend, fuhr fort:

Auch hier hatte der Tod schon den Posten abgelöst. Ich entdeckte eine Tochter jenes braven Mannes, jenes Mädchen . . .

Das Sie allein zu Grabe begleiteten?

Murray nickte.

O glauben Sie mir, rief Louis, was Sie für Herbststurm gehalten haben, als Sie an der aufgeschütteten Erde des Friedhofes standen, Das waren die Chöre der Engel, die ein Requiem der armen Seele sangen und ein Hosiannah Ihnen.

Murray lehnte dies Lob ab und fuhr in seinen Angaben fort:

Von jenem Mädchen hört' ich zum ersten male, daß eine Ursula, die sich Marzahn nennt, mit jenen Frauen noch in einem gewissen Zusammenhange steht.

Nach dieſem Namen forſchend, hört' ich, daß Marzahn der Name eines verſtorbenen Förſters in Fürſtlich Hohenbergiſchen Dienſten war, deſſen gegenwärtiger Nachfolger Heuniſch iſt. Den Namen Franziska Heuniſch hört' ich zuerſt bei meiner Nachbarin Louiſe Eiſold, dann von jenen Feinden dieſes jungen Mädchens, die mich veranlaſſen wollten, ſie zu entführen. In dem Drange, den Beziehungen meiner Verwandten auf die harmloſeſte Art näher zu kommen, ging ich ſcheinbar auf die mir gemachten Vorſchläge ein —

Von Wem kamen ſie? ſagte Louis. Wie oft verſprachen Sie mir dieſe Aufklärung!

Laſſen Sie mich ſchweigen, ſagte Murray. Sie würden ſie ſtrafen wollen und mir nur Verfolgungen zuziehen, die ich jetzt noch nicht wünſchen kann. Genug, ich wußte nun von Franziska, von den Märtens, Ihnen und Ihrem gutmüthigen Nebenbuhler Heinrich Sandrart, daß Urſula Marzahn und ihr Bruder Jakob Zeck beim Fürſtlich Hohenbergiſchen Dorfe Pleſſen wohnen. Ich folgte Ihnen. Ich ſchützte Ihre Freundin. Und da bin ich nun und weiß nicht, wie ich, ohne von den Todten leibhaft aufzuſtehen, nach dem Schickſal jenes Kindes forſchen ſoll, das in allen meinen Anfragen nach der etwaigen Umgebung dieſer Menſchen nie genannt wurde. Wie ich jenes Mäd-

chen auf dem Wege des Lasters fand, wer weiß, ob ich meinen Sohn nicht als Verbrecher finde!

Dann wäre Ihnen besser, Sie entdeckten ihn nie, bemerkte Louis ...

O! O! Ich glaube an die Möglichkeit moralischer Besserung; nur kommt es auf die richtigen Mittel an. Ein Verbrecher gleicht einer erstarrten Schlange, die man an seinem Busen aufwärmen muß ...

Um sich zum Dank von ihr verwunden zu lassen?

Ich wählte kein gutes Bild. Nehmen Sie den Verbrecher sich selber nah, entziehen Sie ihm die Möglichkeit des Fehlens, erwärmen Sie ihn durch Liebe und Vertraulichkeit, erheben Sie ihn dadurch, daß Sie zu ihm niedersteigen ... ich will nicht sagen, daß Alle dem Besseren zu gewinnen sind: Mancher ist es: warum sollt' ich ihn nicht suchen?

Ich helf' Ihnen, schloß Louis und horchte. Es schlug zehn Uhr vom Kirchthurme im Dorfe. Es war kalt geworden. Man hatte vergessen, im Ofen nachzulegen. Murray fröstelte wie ein Fieberner.

Sie sind krank? Sie regten sich auf? Was haben Sie? sagte Louis Armand.

Das erste Gefühl einer Frau, die Mutter wird, antwortete Murray lächelnd, ist Fieberfrost. Mein

Geſtändniß hab' ich abgeſchüttelt. Sie werden es pflegen und ſchützen. Aber es überrieſelt mich doch ...

Beſprechen wir morgen, ſagte Louis, die Mittel, um bei der Schweſter und bei dem blinden Bruder nachzuforſchen, welches Schickſal einem Kinde geworden iſt, das ihnen einſt der Zufall anvertraute.

Keine Uebereilung! rief Murray.

Wir haben ja Zeit, ſagte Louis. Sie arbeiten hier in der Stille. Ich ſoll noch einige Tage bleiben und wer weiß, ob meine Abweſenheit von der Stadt ... nicht wohl gar ... Er ſtockte voll Betrübniß.

Gewünſcht wird? fragte Murray.

Als Louis ſchwieg, ſagte der Alte:

Louis Armand, Sie müſſen morgen meine Aufrichtigkeit vergelten und mir ſagen, ob auch Sie Kummer haben?

Louis gab Murray den einen Leuchter, während er ſelbſt den andern ergriff und ſagte ruhig ausweichend:

Gute Nacht für heute! Sie ſuchen einen Sohn, edler Mann! Nehmen Sie vorläufig mich an ſeiner Statt. Sie haben mich tief erſchüttert und das Gefühl der Wehmuth, das ſeit einiger Zeit über mich und einige Freunde gekommen iſt, vollends aufgelockert bis zum tiefſten Lebensernſt. Es gibt denn doch nur

wenig Wahrheiten, die uns so aus der Luft zufliegen und gleich unsern innersten Menschen befriedigen können. Aus der eignen Brust heraus müssen wir weise werden, aus dem Bedürfniß unsrer eignen Seele zum Guten kommen. Dank! Dank Ihnen für Ihr Vertrauen! Sie haben es nicht verschwendet. Der Fremdling ist Ihr Freund, Ihr Schüler, Ihr Sohn!

Murray lächelte milde. Er sah sich dann im Zimmer noch etwas mistrauend um, leuchtete an das Fenster, bemerkte, daß der Sturm etwas nachgelassen, schloß die Fenster, bedeckte seine kleine Werkstatt, schloß den Flügel und konnte sich nicht so rasch von dem Zimmer trennen.

Ist es mir doch, sagte er schon im Gehen, als wenn diese Wände zu viel erfahren hätten! Oder ergreift mich ein Bangen in der Nähe meines Bruders? Ich glaube, er würde mich trotz seiner Blindheit erkennen, wenn er meinen Athemzug hörte —

Träume der Aufregung, Murray! Beruhigen Sie sich! Ihr Geheimniß schlummert in meinem Herzen!

Murray drückte Louis die Hand und folgte in das Vorzimmer, wo Louis schlief. Er selbst ging über den Corridor in ein entgegengesetztes Gemach, das er gerade aufschloß, als die Kirchthurmuhr schon ein Viertel auf elf Uhr schlug, eine Stunde, wo auf dem Lande,

auch im Sommer, wie vielmehr jetzt, Alles im tiefsten Schlummer liegt.

Der Morgen brach an, wie der Abend endete. Das Wetter hatte sich noch nicht aufgeklärt. Derselbe nebelgraue, feuchte Himmel. Louis hätte ihn so gern gewünscht seiner Stimmung gemäß. Er hätte nach Dem, was er gestern von einem der seltsamsten Menschen, denen er im Leben bisher begegnet war, gehört, die neuen, gewaltigen Eindrücke so gern in Luft und Natur hinaustragen mögen, um sich der ihn drückenden Schwere dieser geistigen Last etwas entbunden zu fühlen. Der Himmel bot sich aber nicht zu dieser Hülfe an. Er blieb verstimmt und verstimmend, verschlossen dem Blicke, der so gern zu seinem Blau emporgeschaut hätte.

Der junge Arbeiter, der hier zu einer unfreiwilligen Muße verdammt war, sprang aus dem Bett und bekleidete sich. Er fühlte das lebendigste Bedürfniß, Murray freundlich zu begrüßen und ihm durch seinen eignen unbefangenen Sinn die Angst zu nehmen, die uns doch befällt, wenn wir, verführt von einer günstigen Situation, aus uns zu gewagt heraustraten und mehr über uns enthüllten, als wir sonst dem Blicke der Menschen zu verrathen gewohnt sind. Hier war nun vollends noch die Last eines Verbrechens,

das Geſtändniß einer unter allen Umſtänden bedenklichen Schuld abgeſchüttelt worden und Louis fühlte zart genug, um die Lücke, die in Murray's Gemüth entſtanden ſein mußte, durch freundlichſte Begrüßung wieder auszufüllen.

Er ging über den Corridor, klopfte bei ihm an, trat leiſe ein und fand ihn gleichfalls ſchon angekleidet, ruhig auf ſeinem Bette ſitzend und leſend.

Ich lebte bisher ſo wenig in der wirklichen Welt, ſagte Murray, daß ich mich immer an Bücher gehalten habe und in der That ſind richtig gewählte Schriften ein Erſatz für das Leben. Geſchichte, Naturkunde, leichtfaßliche Philoſophie ſind Gegenſtände, über die ich mir ſchon ſeit dem Baron Grimm nicht gern eine wichtige Erſcheinung entgehen laſſe. Dieſe alte Gewohnheit iſt mir im beſſern Sinne geblieben.

So hab' ich wenigſtens die Beruhigung, ſagte Louis, auf den Vorrath von Büchern, die Murray mitgebracht hatte, blickend, daß Sie in der Zeit, wo ich ſuchen werde, die Verhältniſſe Ihrer Geſchwiſter genauer zu erforſchen, wenigſtens eine Beſchäftigung haben.

Ich werde verſtimmte Muſik machen, leſen, eine Viſitenkarte für Ihr Geſchäft ſtechen und mich ſo nützlich als möglich zu machen ſuchen.

Damit gingen Beide gemeinſchaftlich in das Eckzimmer hinüber, faſt auf dem Fuße von Brigitten gefolgt, die das Frühſtück mit klappernden Taſſen brachte. Winkler tappte hinter ihr her, um einzuheizen.

Es wurde von einem Wagen des Herrn Ackermann aus dem Ullagrunde geſprochen, der den Candidaten Oleander zum Fräulein Selma täglich abhole, das Stunden bei ihm nähme, der Wagen würde heute hier erſt vorfahren und dann wie immer am Pfarrhaus halten.

Wie weit iſt's in den Ullagrund? fragte Louis, auf's Neue betroffen über den Namen Oleander (der der Name jener Deutſchen war, die Thaddäus Kaminski auf ſeiner Flucht aus Polen ehelichte und mit nach Frankreich nahm) . . .

Eine Stunde zu fahren, zwei zum Gehen! hieß es.

Wann fährt Herr Oleander zurück?

Gegen Abend erſt . . .

Ich muß ſehen, wie ich ſelbſt zurückkomme. Rechnen Sie auf ein Mittageſſen für mich nicht. Aber mein würdiger Begleiter bleibt daheim und laſſen Sie ihm nichts abgehen . . .

Es würden die darauf folgenden Auseinanderſetzungen und Ablehnungen noch länger gedauert ha-

ben, wenn nicht ein Klopfen draußen an der Vorthür ſie abgeſchnitten hätte.

Herr Juſtizdirektor von Zeiſel war es, der ſeinen Morgengruß ſchon in aller Frühe ſelbſt beſtellen wollte und ſich die Ehre ausbat, morgen beide Herren bei ſich zu Tiſche zu ſehen. Louis blickte dabei auf Murray, der ſich entſchuldigte, aber die Gründe widerlegte, warum auch ſein junger Freund Anſtand zu nehmen ſchien, die Einladung anzunehmen. Frau von Zeiſel erhielt ſpäter durch ihren Gemahl die Verſicherung, daß ſie auf die Vermehrung ihres Tiſches wenigſtens durch ein Couvert rechnen durfte. Auch Herrn Oleander würde man finden und wenn die Einladung Erfolg hätte, auch Herrn Ackermann und Tochter ... Herr von Zeiſel, der das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen dem Fürſten Egon und Louis Armand kannte, unterließ nicht, dieſen kritiſchen Beſuch auf jede Art zu ehren. Er überreichte Louis ein Packet der neueſten Zeitungen und erbot ſich zu jeder Gefälligkeit, die er ihm nur unter den traurigen Umſtänden dieſer üblen Jahreszeit erweiſen konnte. Louis dankte und bat nur, ihn wegen Fortſetzung dieſer Zeitungen öfters in Anſpruch nehmen zu dürfen.

Das kann ich mir denken, ſagte Herr von Zeiſel, wie ſehr es Sie intereſſiren muß, dieſe glänzende Lauf-

die mit Fingern auf euch zeigt, wenn ihr des Tags zweimal noch an Lottens Fenster vorübergeht, wenn ihr euch beim Tanze dreimal einen Korb geben laßt, wenn ihr Lottens jüngern Bruder bei seinem Heimwege aus der Schule erwartet, seinen Tornister mit Rosinen füllt und ihm tausend Grüße an die Schwester auf die Seele und eben so viel Küsse auf den Mund bindet, und wenn ihr zuletzt Lottens wasserholende Magd vom Brunnen bei Seite nehmt und sie fragt, wohin ihre Herrschaft morgen eine Partie machen werde, nach Königstein, Hessellohe, Gohlis, Tegel oder sonst. Ja noch mehr, Lotte verlobt sich vor euern Augen. Wie konnten Sie das thun, schöne Charlotte? Aber warum sollt ihr euch die letzten vier Wochen nicht noch schwarz kleiden? warum nicht ein Zimmer miethen, das dem ihrigen gegenüber liegt? Warum an dem letzten Abend nicht noch eine Serenade bringen, der ihr in einen dunkeln Mantel gehüllt, an die Wand des Hauses gedrückt, beiwohnt? Warum nicht alle diese Auswege, welche euch vor der Verzweiflung retten sollen, versuchen, ehe der letzte Augenblick der Hoffnung verschwunden ist und die ganze Fluth mühsam gedämmter Thränen und zurückgepreßter Wehmuth auf euch herein bricht, euch dem Todesengel auf einen Moment in die Arme gibt, daß die Rechnungen für Arzt und Apotheker ein großes Loch in euern Beutel fressen! Das ist nur Lotte und die Liebe, wie sie in den Mauern einer Residenz entstehen und vergehen kann. Aber übersetzt alle diese Züge, an deren Wahrheit nichts zu ändern ist, in erhabenere, ungewöhnlichere Umstände, deren Conflict großartigere Folgen zuläßt, und ihr werdet eingestehen, daß auch hier nichts verzeihlicher ist, als die Launen der unglücklichen Liebe, daß Gellusya's Weige-

hn, in die ſich Sr. Durchlaucht plötzlich geworfen
ben, zu verfolgen. Ich freue mich wahrhaft, daß
ſchönen Verſicherungen, die Juſtus in den nahe-
egenen Wahlkreiſen für ſeinen Schützling gegeben,
ſchnell in Erfüllung kommen. Dennoch herrſcht
Allen, die für die allgemein hier herrſchende Liebe
Sr. Durchlaucht einen ſichern Ausdruck haben und
ſien, warum ſie ihn verehren, eine Art Bedauern
er dieſe Nachricht. Denn der Beruf eines Mi-
ters gehört in dieſen Tagen nicht zu den benei-
swerthen.

Murray ſchwieg aus Abſicht, Louis aus Schüch-
nheit und beſcheidener Einhaltung ſeiner Sphäre.

Ueber Ackermann, ſeine Pläne, ſeine Vorbereitun-
zu ſprechen, war Herr von Zeiſel zu ſehr Diplo-
t. Er lebte mit dem neuen Generalpächter faſt auf
pannutem Fuſſe, was jedoch eine Einladung nicht
ſchloß. Er rühmte ſogar ausdrücklich Alles, was
n ſich von der zukünftigen Neugeſtaltung der wirth-
ſtlichen Verhältniſſe des Fürſtenthums verſprechen
ſie. Sein ganzes Weſen war rückſichtsvoll und
gte Takt.

Als Herr von Zeiſel gegangen war, hatte Louis
gt mehr viel Zeit, die Neugier, was wol die Blätter
halten würden, zu befriedigen. Er ſah einige Num-

mern des „Jahrhunderts" durch, die er ſchon kannte. Die neuen Nummern entfaltete er kaum, als ſchon unten der Peitſchenſchlag des kleinen Einſpänners hörbar wurde, der ihn nach dem Ullagrund abholen ſollte. Er überließ die Zeitungen Murray, der dafür ein geringes Intereſſe hatte, und nahm von ihm für den Lauf des Tages herzlichen Abſchied.

Sorgen Sie doch nicht, rief ihm zum Troſte Murray noch nach, daß mir die Zeit lang werden wird! Nehmen Sie ja einen Mantel! Das Wägelchen iſt nur halb geſchloſſen! Auf Wiederſehen!

Unten halfen Brigitte und der Gärtner Louis einſteigen. Der Kutſcher ſchien ein Bauerburſche. Er ſaß ſchon durchnäßt auf ſeinem Bock und war nicht wenig erſtaunt, heute nach Herrn Ackermann's Wohnung ſtatt des jeden Morgen von ihm abgeholten Herrn Candidaten Oleander noch einen andern Beſucher mitzunehmen.

Langſam fuhr der kleine Wagen den ſchlüpfrigen Weg hinunter, bog dann um den Thurm, an dem Herrſchaftsgebäude vorbei, in das ſchmale, kaum fahrbare Oertchen ein. Wie hatte ſich's hier gegen den Sommer geändert! Wo war das Grün der Bäume hin! Wo der Sonnenſchein, wo die funkelnden Diamanten in dem Waſſerſtaub der Mühle! Wo die

Blumen an den Staketen und Einfriedigungen! Wo die muntre Entenſchaar auf dem Teiche! Wo die fröhlichen Kinder! Ein grauer Regen hüllte die ganze Natur ein. Man ahnte kaum, daß in der Nähe das Gebirge ſich emporhob und auf dieſen verſchleierten Matten einſt die Glocken der Heerden geläutet hatten.

Der kleine Wagen hielt vor der düſtern Pfarrwohnung Guido Stromer's.

# Viertes Capitel.

## Der Ulagrund.

Es war Louis Armand ein eignes Gefühl, ſich zu denken, daß dies niedere Haus die Wohnung jenes Guido Stromer war, dem er, ohne ihn genauer zu kennen, doch hier und da ſchon beim Fürſten oder ſeit einigen Wochen in der Zeitung „Das Jahrhundert" begegnet war. Er wußte von ihm, daß er vom Fürſten auf ein Jahr Urlaub erhalten hatte, um dem Triebe ſeines Genius zu folgen, wie Egon einmal von ihm geſagt hatte. Er wußte, daß ſein Weib, die Kinder daheim geblieben waren und daß ſtatt Stromer's die Pflichten ſeines Amtes ein Vikar verrichtete, deſſen Name ihn an ſeine eigne Herkunft erinnerte.

Louis warf über das Fußleder hinweg einen Blick in das Pfarrhaus. Er ſah an den kleinen Fenſtern Kinder, die neugierig auf den Wagen ſchauten. Irrte er ſich nicht, ſo ſtand auch eine Frau lauſchend hinter

der Gardine. Die Rouleaux waren halb niedergelaſſen. Blumentöpfe ſtanden inwendig auf den Fenſterbretern. Die Linden, die das Haus im Sommer beſchatteten, waren entlaubt. Der ganze Eindruck war der der Einſamkeit, der öden verlaſſenen Traurigkeit, die in einem wehmuthigen Widerſpruche ſtand zu dem Vater dieſer Kinder, dem Gatten dieſes Weibes, der jetzt vielleicht noch, von den Anſtrengungen einer vornehmen Abendgeſellſchaft ermüdet, im Bette lag oder für die große Welt wirkte in der rauſchenden Hauptſtadt!

Die Thür des Hauſes ging auf und ein langer, ſchlankaufgeſchoſſener junger Mann trat heraus, in einem grauen verſchliſſenen Mantel, eine Brille vor den Augen, einen alten rothen Regenſchirm in der Hand. Einige Bücher ſteckte er eben in die Bruſttaſche des Mantels, als er raſch von den zwei Stufen, die vor der Hausthüre die Schwelle bildeten, mehr herabſtolperte als ſchritt, um unter dem Regen hinweg bald in den Wagen zu kommen. Der Knecht öffnete das Deckleder, Louis rückte zur Rechten und grüßte mit der Entſchuldigung, daß er ſich dieſes Wagens mit ihm zugleich bediene, um zu Herrn Ackermann zu fahren.

Herr Oleander mußte ſich ſehr bücken, um unter dem Schirmdach der kleinen Halbchaiſe Platz zu finden

Errothend ſagte er einen guten Morgen und bemerkte lächelnd, daß er ſchon erfahren, mit wem er die Ehre hätte.

Damit brach er ſogleich ab und murmelte nur noch einige unverſtändliche Worte über das ſchlimme Wetter. Der Knecht gab dem Pferde die Peitſche und weiter ging es langſam durch den Pleſſener Koth an der Schmiede vorüber, in welcher es heute ſtill war. Dieſe Werkſtatt mit Dem, was Louis geſtern Abend Alles erfahren hatte, in Verbindung zu bringen, machte auf ihn einen eigenen Eindruck. Auch gedachte er des Förſterhauſes, des einſamen Fränzchen's, der alten Urſula. Am Abend hoffte er bei Heumiſch vorzuſprechen ... Einſtweilen beſchäftigte ihn der Dialekt des Herrn Oleander, der wirklich an die etwas breite Art der deutſchen Ausſprache erinnerte, die in ſeinem großelterlichen Hauſe geherrſcht hatte.

War Louis ein leicht eingeſchüchterter junger Mann, der nicht gern mit ſeinen Empfindungen und Meinungen von ſelbſt hervortrat, ſo war dies Herr Oleander noch in weit höherem Grade. Dieſer Begleiter blieb immer höflich, wenn es ſich einmal um den beſſern Sitz, um das Ablaufen des Regens, um das Losgeben des Fußleders handelte, aber ſonſt kam auch keine Sylbe aus ſeinem Munde, die nur irgendwie

auf das Beſtreben gedeutet hätte, ſeinen Nebenmann zu unterhalten, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen, nach dem wahren Zweck ſeiner Anweſenheit in dieſer unfreundlichen Jahreszeit zu fragen.

Auch Louis mochte nicht der Erſte ſein, ihn in ein Geſpräch zu verwickeln oder gar nach ſeiner Herkunft zu fragen. Er dachte an ſeinen Stand, an den Unterſchied ſeiner Bildung, an die Bildung eines Gelehrten. Er wagte nicht, irgendwie zu verrathen, daß er, ein Tiſchler, von manchen höheren Dingen Kunde beſaß. Da Oleander nichts ſprach, ſondern in ſich verſunken daſaß und in die öden Felder blickte oder den Krähen nachſah, die träge auf- und abſchwebten, ſo folgte er dem Beiſpiel ſeines Nebenmannes und verſank vorläufig wie er in Träumerei. Es geſtaltete ſich ihm in Hinblick auf die öde Natur ein franzöſiſches Gedicht, das ihm ſpäter ſo von Siegbert übertragen wurde:

Du grauer Nebel, ſpannſt du Leichentücher?
Singſt, heiſ'rer Vogel, du ein Todtenlied?
Erſchrickt das Auge, das im Buch der Bücher
Die letzten Blätter aufgeſchlagen ſieht?
Sie fallen nieder, die Natur haucht leiſe
Ihr letzt' Geheimniß aus und will ſich ruh'n;
Da hebt ſich ſchüchtern unter'm Wintereiſe
Der grüne Halm der Frage: Was kommt nun?

Kommt wieder Lenz und prangen alle Blüten
Auf Feldern nur, im grünen Gartenhag?
Begrüßen wir mit den geschwung'nen Hüten
Nicht endlich auch der Freiheit Frühlingstag?
Bleibt Alles so im alten Weh' und Kummer,
Sowie die Sterne geh'n am Himmelszelt?
Derselbe Tag? Derselbe nacht'ge Schlummer?
Nicht endlich, endlich auch die neue Welt?

Was will ich denn? Nur dann und wann ein Lächeln
Auch in den Seelen wie des Maien Luft!
Ein Zerbor Menschenliebe! Nur ein Fächeln
Der Hoffnung in die kranke Menschenbruft!
O muntrer Quell, du frohe Wiesenblume,
Zieht frohe Augen zu Euch niederwärts!
Zum Blütenaft, zum Sternenheiligthume
Blick' ängstend und entsagend nicht das Herz!

Wie müßt' es schön auf dieser Erde werden,
Umfing' einst die Natur zu gleicher Zeit
Auch dieses Lebens nackteste Beschwerden
Mit ihrer Liebe buntem Feierkleid!
O Zauberland, wo auch die Herzen sprossen,
Das Leben selbst in solchen Farben lacht,
Die wie ein Regenbogen ausgegossen ...
Bleibt du der Traum nur einer Winternacht?

Die Dohle krächzt — die Nebel hüllen Alles
In der Verzweiflung graues Einerlei.
Die Todtenglocke lautet dumpfen Schalles
Und ruft den Hoffenden: Vorbei! Vorbei!
Der Stein bleibt Stein — Nie wird die Welle fließen
Zum Berg hinan — Was kann im Eise ruh'n?
Gott laßt uns wol die alten Blumen sprießen,
Doch seine Wunder soll'n wir selber thun!

Herr Oleander war durchaus bei all' seiner Schweig-
amkeit nicht unfreundlich. Er blieb in seiner wohlwol-
enden Miene während der ganzen Fahrt. Oft rückte er
ur Seite, als wenn er möglicherweise seinen Begleiter
örte oder ihm unbequem säße. Dann starrte er
ieder auf die kahlen Felder hinaus und schien eine
nnere Geistesarbeit zu verrichten, wie Louis. Dich-
te er vielleicht auch wie dieser? Auffallend genug,
aß er zu den wenigen Worten, die er auf der Fahrt
prach, die Veranlassung von der Natur hernahm und
mmer etwas Eigenthümliches zu verfolgen schien oder
eobachtete. So sprach er von den Dohlen, die sich
och die vergessenen Körner aus den durchweichten
leckern suchten, von der unschönen Form der entblät-
rten Weiden, die wie abgehauene Stumpfe, oben
icker als unten, an einem Graben standen, von der
mmer grünen Tannenwand der Berge, von der er
agte, daß sie den Kindern zu Liebe für die Weih-
achtszeit grün bliebe. Wie Louis von dieser Neu-
erung Veranlassung nehmen wollte, nach den Kindern
es Pfarrers zu fragen, für den er vicarirte, gab Ole-
nder eine flüchtige Antwort und sah wieder hinaus
n die graue Weite.

Endlich kam das kleine Gefahrt dem Ullagrunde
äher, an dessen Einfahrt Ackermann ein Haus be-

wohnte, das der reiche Bauer Sandrart in einem Anfall von Prachtliebe für ſich erbaut hatte, aber immer noch nicht bewohnen mochte, weil er ſich ſchwer von ſeinem gewohnten Giebeldache trennte. Das Bauerhaus war einige hundert Schritte weiter und tiefer ſchon hinein in die Schlucht gelegen, die von einem kleinen durch ſie hinrieſelnden Flüßchen der Ullagrund genannt wurde. Das ſtattliche zweiſtöckige, maſſive Haus, das Sandrart an den neuen Pächter des Fürſten vermiethet hatte, lag noch mehr der Ebene zu und höher. Es war umgeben mit Wirthſchaftsgebäuden, einem großen Hofe und eingefriedigten Obſtgärten. Ueberall ſah man noch die Spuren einer neuen Anlage, die indeſſen einen ſehr geeigneten Platz getroffen hatte.

Ackermann's Wohnhaus lag vom Wege zurückgebaut und wurde erſt erreicht, wenn man einen gewaltigen Hof mit Ställen und Scheunen hinter ſich hatte. Trotz des Regens, trotz der dem Ackerbau keinerlei Beſchäftigung darbietenden Jahreszeit, war es in dieſen Räumen nicht ſtill. Man hörte dreſchen, hämmern, ſägen. Ackermann hatte ſich ſchon jetzt auf ſeinem Pachthof die Menſchen gemiethet, die er erſt mit dem Frühjahre in eine neue großartige Thätigkeit einführen wollte. Er prüfte ſchon jetzt Den, den er brauchen

rung, einen Ort zu verlaſſen, wo nicht nur die Unmöglichkeit, jemals einen ihrer Wünſche befriedigt zu ſehen, ſondern noch mehr die gleichgültige Abgeſchloſſenheit Maha Guru's die unglücklichſten Eindrücke in ihr hervorrief, einem unläugbaren Zuge des Herzens entſprach. Dennoch beſtimmte ſie ein Blick auf ihre hülfloſen, einem völligen Stumpfſinne ausgeſetzten Väter, dieſem Zuge — nicht zu folgen.

Der Lehrer der Mythologie kehrte mit dem Lama des Kloſters und mehrern andern Obergeiſtlichen zurück, welche ſich von dem wiederholten Eingriffe des Schamanen in den Gang der Gerechtigkeit überzeugen und die Urkunde, auf welche er ſich ſtützte, in Augenſchein nehmen wollten. Es ließ ſich gegen einen Befehl von chineſiſcher Seite und wenn er von einer noch niedrigeren Charge, als der General beſaß, gekommen wäre, nichts einwenden; die Herren erſtickten ihren Zorn in einigen Ermahnungen, welche ſie den Brüdern mit auf den Weg gaben, und befahlen ihnen, von ihrer Freiheit augenblicklichen Gebrauch zu machen. Der Schaman hatte die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe ſchon getroffen, ſo daß ſich die Befreiten ohne weiteres auf die Reiſe begeben konnten.

Es lag keineswegs in der Abſicht des Schamanen, ſeine Freunde vom Schauplatz der nächſten Begebenheiten gänzlich entfernt zu halten. Er billigte daher die Rückkehr nach Taſſiſſudon nicht, ſondern ſchlug einen nicht zu weit entlegenen, aber vor Unbequemlichkeiten, feindlichen Ueberſchwemmungen ſichern Ort zum einſtweiligen Aufenthalte vor. Zur Provinz Dſang, deren Hauptſtadt das uns wohlbekannte Teſchulumbo iſt, gehört in der Nähe der Stadt Muſtun der See Palte, der eine Inſel trägt, welche in einer Art Unab-

konnte und gewohnte dieſe Menſchen, jede Jahreszeit auf nützliche Weiſe zu verwenden. Am untern Ende des ganzen Hofes, wo die Ulla floß, wurde trotz des Regens ſogar gebaut. Ein ganz neues Haus ſtand dort faſt bis zum Dache aufgerichtet. Drinnen hörte man das Hämmern und Sägen von Zimmerleuten ...

Dies wird die amerikaniſche Mühle! ſagte Oleander, der Louis' neugieriges Hinausblicken nach dieſem Baue bemerkte.

Auf Louis' Fragen, wann ſie begonnen wurde, wann ſie beendigt ſein würde, wie ein ſolches Werk eingerichtet wäre, gab Oleander den kurzen aber artigen Beſcheid:

Sie müſſen ſie ſich anſehen.

Es ſchien, als wenn eine amerikaniſche Mühle nicht zu den Begriffen gehörte, von denen Herr Oleander ein vollſtändiges Bild lange mit ſich herumtragen konnte.

Das Wohnhaus, noch nicht mit Kalk überworfen, ſtand etwas höher als der Vorhof. Es war zweiſtöckig und bot in ſeinen Fenſtern einen freundlichen Anblick. Links und rechts war es von Bäumen eingeſchloſſen, die jetzt kahl, doch ſeine Wirkung lebendiger hervorgehoben. Der Eingang war von der Seite, an einem ganz von Gebüſchen umgebenen Brunnen vor-

über. Schon stand von weißen, neugezimmerten Latten ein Dach um die steinernen Stufen, die in die Hausthür führten. Dieser Eingang sollte also künftig von einer Laube überschattet werden.

Louis war ausgestiegen und unter dem schützenden großen rothen Regenschirm der Frau Pfarrerin von Pleißen neben Oleander über den gekieselten Boden hingeschritten. Erst jetzt besann er sich auf Das, was er Ackermann zu sagen hatte. Er beschloß, sich so einzuführen, als wollte er eine zufällige Anwesenheit auf dem Schlosse Hohenberg zugleich benutzen, um dem Fürsten von seinem neuen Pächter einen Gruß und manches nützliche Versprechen für die Zukunft zu überbringen. Um ein weiteres Erforschen der Absichten des Pächters war er unbesorgt. Schon der erste Blick auf diese wachsende Niederlassung zeigte ihm ja, wie ernst Ackermann seinen Beruf ergriffen hatte.

Eine Hinzugesprungene Magd nahm mit freundlichem: Guten Morgen, Herr Candidat! Oleander's rothen, durchnäßten Regenschirm in Empfang und spannte ihn, mit neugierigem Blick den zweiten Ankömmling musternd, in der großen reinlichen Küche aus, die sich gleich zur Linken, dicht am Eingang befand.

Herr Ackermann zu sprechen? fragte Louis.

Indem öffnete ſich im Gange eine hintere Thür und ein junges Mädchen huſchte, Oleander grüßend, raſch in eine entgegengeſetzte hinüber.

Louis bemerkte, daß Oleander, der ſeinen Mantel auszog, erröthete.

Es gibt auch wenig Eindrücke, die ſo lieblich ſind, als ein junges Mädchen in einer Toilette, die für das Zimmer berechnet iſt, raſch durch ein Haus oder einige Sprünge über die Straße hüpfen zu ſehen . . .

Louis zweifelte nicht, daß dies Selma geweſen war.

Er erinnerte ſich wohl des Knaben, den Ackermann damals, als er ihm die Pachtung zugeſtand, bei ſich hatte.

Oleander, ohne ſich um ſeinen überbeſcheidenen Begleiter weiter zu kümmern, ging mit einigen Büchern, die er aus dem Mantel genommen, in das Zimmer, in welches eben jenes junge Mädchen hinübergeſchlüpft war. Louis aber wurde von der Magd in das entgegengeſetzte Zimmer gewieſen.

Er klopfte an.

Beim Eintreten in die warme behagliche Stube fand er Ackermann auf dem Sopha liegend, eine Cigarre im Munde, eine Zeitung in der Hand, vor ſich deren noch eine größere Anzahl und eine Menge Bücher.

Kaum hatte noch Louis ein Wort geſprochen, als ihn Ackermann ſchon erkannte und vom Sopha ſich erhebend ihm die Hand zum Gruße bot.

Seien Sie uns willkommen, Herr Louis Armand! ſagte er. Was führt Sie in dieſer traurigen Jahreszeit zu uns Einſiedlern? Gewiß ſchickt Sie der Prinz, dem meine Briefe zu kurz und oberflächlich ſind?

Kennen Sie mich noch? fragte Louis.

Ich vergeſſe kein Antlitz, das ich mir einmal einprägte, ſo leicht. Und wie ſollt' ich das Ihrige vergeſſen, der mir die Botſchaft brachte, wie ich für das Wohl und Wehe des Fürſten ſorgen darf!

Louis wollte von Zufälligkeiten, die ihn herführten, reden, aber Ackermann unterbrach ihn mit der aufrichtigen Erklärung, daß er es ganz in der Ordnung fände, wenn man einmal bei ihm Viſitation halte.

Verſtehen Sie ſich auf die Landwirthſchaft? fragte er.

Louis verneinte.

Aber Das begreifen Sie doch, ſagte Ackermann, daß die Intelligenz auf dieſen Fluren und Triften noch nicht gewaltet hat. Hier gab es Schwierigkeiten und Vorurtheile genug zu überwinden. Die Lehre von der Vermehrung der Bodenkraft kennt man hier nur aus den oberflächlichſten Anwendungen der Dungtheorie. Die, die hier wirthſchaften wollten, waren noch nicht

einmal über die Sicherheit der hier erzielbaren Früchte einig. Und wie ließ man den Unarten der Natur freien Spielraum! Was ſtanden ſich die Unkräuter ſo gut im Fürſtenthum Hohenberg! Nein, es kommt jetzt darauf an, durch paſſenden Fruchtwechſel dem Boden die nöthige Ruhe zu gewähren, Stroh und hauptſächlich Futterkräuter auch als Dungmittel zu gewinnen, damit durch das Medium der Thierernährung dem Boden wieder Kraft zugeführt wird. Man experimentirte hier fortwährend mit der Agrikulturchemie, mit mineraliſchem Dünger, dem ich ſeine Kraft gar nicht abſpreche; aber iſt einmal der Viehſtand eine unerläßliche, eigentlich drückende Nothwendigkeit der Landwirthſchaft, ſo muß man daraus auch ſeine Vortheile zu ziehen und ihn der Landwirthſchaft wieder ergiebig zu machen wiſſen. Es kommt nur auf gute Race der Zucht an, die ich mir denn auch aus Kent, aus Durham in England verſchrieben habe. Ueber die neuen Schaafe und kurzgehörnten Rinder ſollen unſre Bauern erſtaunen. Ein paar Exemplare, die ſchon da ſind, ſehen ſie an wie Abgeſandte der Hölle. Aber ich will auch deutſche Roſſe aus Jütland, Zugochſen aus dem ſächſiſchen Voigtlande kommen laſſen, denen ſich meine Nachbarn, Herr Landrath an der Spitze, ſchon verwandter fühlen werden. Freilich geht

es mit einer ſolchen Beſſerung des Viehſtandes langſam. Da laſſ' ich mir denn die gute Gottesgabe der germaniſchen Vögel oder den Guano einſtweilen als Erſatz zur Düngung kommen. Haben Sie nicht, wenn der Nebel nicht hinderte, Leute im Felde arbeiten ſehen? Sie ſind mit der Drainage beſchäftigt. Sie legen thönerne Röhren im Erdreich, um der Entwäſſerung Kanäle zu bahnen, die ihr hier fehlten. Alle Hohenbergiſchen Wieſen waren ſauer, d. h. ſumpfig, ohne Abzugskanäle der Ueberfeuchtigkeit, ohne Einlaß der Luft, die den Wurzeln Kräftigung gibt. Die Engländer wiſſen, was entſumpfen iſt! O mein junger Freund, Sie ſind ein geborner Franzoſe, das deutſche Volk ſteckt geiſtig und phyſiſch ſo noch in ſeinen Sümpfen, wie damals, als die alten Germanen die Herrſchaft über ihr Vaterland erſt den Auerochſen ſtreitig machen mußten. Aber auch die Sümpfe ſind hier nicht zu etwas Anderem benutzt als noch zum Tummelplatz der Irrwiſche und der Teufelsjucht auf ihnen. Sind die Sümpfe nun einmal doch trotz geſunder Luft unausrottbar, ſo verſuche man's mit dem Feuer! Man ſteche ſie als Torf ab, und wenn ich erſt von der Willing'ſchen Fabrik meinen Profeſſor'ſchen Torfnecker habe, ſo ſollen Sie ſehen, daß wir einen ſchönen Handel mit der Hauptſtadt eröffnen werden.

Iſt hier der Lehmboden benutzt? Findet ſich hier wol nur der Verſuch einer Ziegelei? Dieſes Haus hier iſt mit Mühe und Koſten aus fernher entbotenem Material erbaut. Wozu Das? Wir brennen die Ziegel ſelbſt und verkaufen, was wir an Ueberfluß haben. Allein damit noch nicht genug. Wir Oekonomen werden die Hand auch Euch Induſtriellen zum gemeinſamen Wirken reichen müſſen. Landwirthſchaftliche Gewerbe dürfen nicht fehlen; denn wo nicht Alles Hand in Hand geht, wo nicht jeder Anbau ſeine mehrfache Nutzung, auch die Menſchenkraft, auch die ſich oft ergebende Muße und die Ruhezeit benutzt wird, bleibt ein Capital todt liegen. Gegen Kartoffelbrennerei ſträub' ich mich, obgleich der Mehrbedarf von Kartoffeln ſich dadurch ſo lebhaft aufdrängt, daß ſie als Hackfrüchte dem Boden eine gute Ausrodung garantiren. Aber ich denke doch die Rübe vorzuziehen und werde Zucker fabriziren. Die Methode iſt vereinfacht worden, der Apparat nicht mehr allzu koſtſpielig. Und welches Futtermaterial gewinn' ich nicht! Wie kann ich den Arbeiter im Winter ſo behaglich beſchäftigen! Sehen die Leute hier, was Maſchinen ſo treu verrichten helfen, die Abneigung gegen ſie wird ſich legen, ſie werden mir dann jene Unterſtützung gewähren, die ich leider jetzt noch nicht allzubereitwillig antreffe.

Angenehm unterhalten von dieſer offenen, ſachkundigen Auseinanderſetzung ſagte Louis:

Ich finde auch eine amerikaniſche Mühle im Bau begriffen.

Zum Entſetzen aller Müller der Umgegend, fuhr Ackermann wohlwollend und in ſeinem ſchönen Organe fort. Das iſt nun nicht anders. Feindſchaft des Zunftweſens folgt überall den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes. Es thut mir leid um die Herren in ihren blaugrauen Mehlröcken . . . glücklicherweiſe ſind alle Müller der Gegend reich. Nun mögen ſie von ihren Zinſen leben oder die Preiſe, die meine Mühle ſtellt, auch an ihr ſchwarzes Preiscourantbret ſchreiben. Bis zum Frühjahr ſind wir mit dem Mühlenbau fertig. Sie ſollen dieſe erfindungsreiche Conſtruction ſehen, wo derſelbe Umſchwung der Räder das Getreide ſichtet, es aufſchüttet, zermalmt, das Mehl ſiebt und von der Kleie ſcheidet. Man wird das Brot hier künftig wohlfeiler eſſen und man braucht dieſe Erleichterung, denn die Ortſchaften ringsum ſind arm, alle Handthierung iſt heruntergekommen und je tiefer hinein Sie in die Berge gehen, je elender friſten die Einzler in baufälligen Hütten ihr Daſein, das doch ohne Brot nicht ſein kann.

Der Prinz wird eine Freude haben, von allen den

Dingen zu hören, sagte Louis mit aufrichtigem Herzen, Egon darin wohl kennend.

Umsomehr wird er es, fiel Ackermann ein, als ich aus den Zeitungen hier sehe, daß er ja ganz auf die hohe See der Politik hinaussegelt. Er ist Minister geworden. Glauben Sie, daß ihm dieser Wirkungskreis Freude machen wird?

Egon gehört zu den Naturen, die in der Arbeit ihren Genuß finden, antwortete Louis.

Ackermann hörte diese Bemerkung mit sichtlichem Wohlgefallen.

Erzählen Sie mir von Ihrem Gönner, sagte er, rückte Louis einen Stuhl zurecht und öffnete den Deckel einer Havanakiste, um ihm Cigarren anzubieten.

Louis nahm zögernd.

Eine chemische Zündmaschine, deren Hahn Ackermann nur drehte, gab im Nu Feuer und ohne sich von der fremdartigen, neuen Umgebung nun noch bezwingen zu lassen, theilte Louis so viel von seinen persönlichen Beziehungen zu Egon mit, als er nur irgend glaubte davon erzählen zu dürfen. Die Beziehungen zu seiner Schwester und zu Helenen verschwieg er.

Ackermann hörte sehr aufmerksam zu und bestätigte das Ergebniß dieser Mittheilungen mit den Worten:

Ja! Ja! Der Fürst ist keine gewöhnliche Natur!

Wie hatt' ich sonst mich entschließen können, in seinen zerrütteten Vermögenszustand meine Hand zu stecken! Er machte mir einen bedeutenden, und ich kann wohl sagen, wohlthuenden Eindruck, so spröde ich mich auch anfangs gegen ihn erwies.

Sie kennen ihn genauer? fragte Louis, erstaunt, daß ihm Egon niemals davon gesprochen hatte ...

Wohl, sagte Ackermann, von jenem Incognito her, das er im Sommer beobachtete, um sich hier den Zustand seiner Güter anzusehen.

Louis fand in dieser Aeußerung nichts, was ihn bestimmen konnte, irgendwie zu ahnen, wie Ackermann den Prinzen mit Dankmar verwechselte. Egon war in Hohenberg gewesen, Egon hatte Ackermann selbst in seiner Gegenwart gerühmt, ohne sich auf den Ursprung seiner Bekanntschaft mit ihm weiter einzulassen.

Ich bin durch diese für seine Jugend überraschende Laufbahn als Staatsmann umsomehr befriedigt, sagte Ackermann, als ich die Gefahren zu kennen glaube, in die ein hochgestellter junger Adliger nur zu leicht geräth, wenn seinem Geiste nicht die rechte Nahrung geboten wird. Ich fand ihn nahe daran, der Spielball koketter Frauen zu werden. Ein Portefeuille rettet gewiß aus jedem Strickknäuel und wenn es verwickelt wäre, wie der gordische Knoten.

hängigkeit von der Verfassung Tibets lebt. Das mit Dörfern und Klöstern besäete Eiland wird nämlich von einem weiblichen Lama regiert, die ihren herrlichen, durch die reichste Pracht berühmten Palast gern von so schutzlosen Wesen, wie Gyllusya und ihre Väter, betreten ließ. Der Schaman gab die Richtung nach dieser Gegend an und versprach, die Lamaïne von den Ankömmlingen in Nachricht zu setzen und auf dem Wege überall ihren Empfang vorzubereiten. Ihn selbst rief die Entscheidung der Zukunft nach Teschulumbo.

Die fernen Schneerücken eines unabsehbaren Gebirgszuges wurden von der untergehenden Sonne schon mit einem magischen, rosigen Schmelze übergossen, als die kleine Karawane, welcher sich einige Diener und auf eine kurze Strecke der Schaman angeschlossen hatten, durch das westliche der fünf großen Thore von Lassa zog. Der trockene, kalte Hauch der Abendluft gab allen Gesichtern das frische Colorit, welches durch den Widerschein des glühenden Schnees noch gehoben wurde. Lagerte sich so der Schein der Freude und Heiterkeit in den Mienen der Reisenden, so konnte es nicht lange währen, daß diese Stimmung sich bald in Wahrheit auch in den Gemüthern einstellte. Die erwachende Theilnahme für das Gewöhnliche, Zufällige, außer uns Liegende ist bei Leidenden das beste Merkmal, daß sie ihren Schmerz wenn nicht überwunden haben, doch zu ersticken suchen. Man sprach vom Winde, von den Bergen, von einem Vogel, der über den Weg flog, von der Kleidung eines Wanderers, von dem Schritte der Pferde und wurde dabei so traulich, daß sich die Zwischenräume unter den Reisenden immer mehr verengerten.

Maha Guru's Bruder schied mit der hereinbrechenden Nacht. Er brachte seine Gefährten in eine bequeme Herberge, um-

Louis erröthete faſt. Er gedachte Helenen's ...

Wohl muß ich ſagen, fuhr Ackermann fort, daß ich ſelten ein ſchöneres Frauenbild geſehen habe, als Melanie Schlurck. Welche hohe Vollendung der Formen! Man glaubt jene Statue lebendig zu ſehen, um die Pygmalion ſo unglücklich wurde, als ſie nur von Marmor war! Ja noch richtiger möcht' ich dies Mädchen jener Armida vergleichen, die die ernſthafteſten Menſchen bezauberte und Weiſe gezwungen hat, ſich in ihrer Gegenwart für dumm zu erklären. Dauert dieſer Roman noch?

Leider konnte Louis nicht ſagen: Nein! Es war ihm nur zu bekannt, daß Melanie Schlurck einen groſſen Einfluß auf Egon ſeit ſeiner ihm und aller Welt räthſelhaften Verbindung mit Paulinen von Harder gewonnen hatte. Schon ſeit Wochen war Egon ja gegen ihn der Alte nicht mehr. Seine Aufrichtigkeit hatte zu ſtocken angefangen. Dennoch wußte er, daß er bei Paulinen wie von ſeinen Erſchöpfungen ſich ausruhte, bei ihr ſich in ſeiner natürlichen Art heiter und unbefangen gehen ließ und von Melanie's immer gleicher Laune und ihrer kleinen liebenswürdigen Gefallſucht höchſt angenehm unterhalten wurde. Daß Ackermann von einem älteren Verhältniſſe ſprach, Louis nur von einem jüngern wußte, kam in dem Druck der

Thatsache selbst, die schwer genug auf Louis lastete, nicht zur Sprache. Auch die folgende Bemerkung Ackermann's, daß es dem Prinzen unter diesen Umständen viel Selbstüberwindung gekostet haben müsse, die Verwaltung seiner Güter ganz von dem Vater des schönen Mädchens zu trennen, kam nicht zu genauerer Erörterung; denn Louis wußte, wie weit der Terrorismus gehen konnte, mit dem sich Egon selber zügelte und sich bis zum Herzlosen auch darin bändigen konnte, daß er Melanien liebte und ihrem Vater dennoch darum nicht den geringsten Vortheil bot . . . Das war ganz in Egon's Art.

Ackermann konnte sich von den Nachforschungen über Egon nicht so bald trennen. Der Gedanke an den jungen Prinzen, den er so genau zu kennen glaubte, schien ihm von solchem Werthe, daß er Louis nach allen Umständen seines jetzigen Lebens fast ausforschte.

Als Louis seine Neugier befriedigt und ihm besonders von Egon's politischer Entwickelung erzählt hatte, ergriff Ackermann die Zeitung, die er bei Louis' Eintreten gelesen und sagte:

Nach Dem, was ich von Ihnen und von ihm selbst weiß, überfällt mich da oft ein sonderbarer Zweifel, wenn ich seine Aeußerungen in der Kammer lese. Ich finde ihn außerordentlich schroff.

Er iſt von ſeinen Ueberzeugungen erwärmt ...

Er; aber dieſe Ueberzeugungen ſind für Andere von einer, ich möchte ſagen puritaniſchen Kälte. Es wird Ihnen nicht unbekannt ſein, daß es in Frankreich eine politiſche Partei gab, die der Doctrinäre ...

Ihre Politik compromittirte das Königthum.

Egon iſt nicht viel beſſer ...

Er haßte jedoch immer die Politik der Profeſſoren...

Es iſt gar nicht geſagt, daß die Doctrinäre Profeſſoren ſein müſſen; auch Kaufleute und Advokaten können es ſein, wenn ſie an beſtimmten Doctrinen zu feſt kleben und ſie um jeden Preis geltend machen wollen. Die Politik der jetzigen Uebergangszuſtände unſerer Staaten iſt keine Wiſſenſchaft, ſondern eine Kunſt. Wer dem Geiſte der Maſſen mit einer Lehre und ſei es welche es wolle, entgegentritt, findet Widerſpruch von allen Seiten. Ich fürchte ſehr, daß ſich Egon außer ſeinen politiſchen Gegnern, die an und für ſich ſchon durch die Parteien und deren Intereſſen gegeben ſind, auch noch die Theoretiker auf den Hals ladet. Kennen Sie ſeine Reden? Ich finde ſie bereits zu excentriſch für ein ſo junges Miniſterium.

Ackermann zeigte auf eine Stelle der Zeitung, die er Louis hinhielt. Es war wieder das „Jahrhundert.“

Man ſah, daß dieſe Zeitung hier überall auf beſtimmte Veranlaſſung gehalten wurde.

Louis las den Tag der Sitzung. Es war einige Tage nach ſeiner Abreiſe, daß Egon die folgenden Worte, die Louis laut vorlas, geſprochen hatte:

„Denn, meine Herren, woran leidet unſere Zeit? An dem Mangel einer ſichern und feſten Lehre über den Staat? Glauben Sie Das nicht! Sie leidet unter dem Mangel an Geduld und Prüfung. Sie leidet unter dem Mangel der Unterordnung und des beſcheidenen Bewußtſeins ſeiner nächſten Pflichten. Wo Sie hinblicken, werden Sie arbeitende Köpfe und feiernde Hände finden. Ein Jeder bildet ſich ein, wenn nur die theoretiſche Formel, das mathematiſche Geſetz unſerer Exiſtenz gefunden wäre, würde dieſe ſich ſogleich darnach ändern ohne unſer Dazuthun. Die Geſellſchaft iſt, ſagt man, krank, meine Herren. Sie iſt es, ich läugne es nicht. Aber die Heilung liegt in uns, nicht in den Geheimmitteln der bisher gerufenen Aerzte. Woran fehlt es überall? An der wahren Tüchtigkeit der Geiſter. Enthaltſam, nüchtern, ſtreng gegen ſich ſelbſt zu ſein, wem fällt Das noch ein? Luxus iſt die Vorſtellung des Reichen und des Armen. Die Phantaſie gaukelt ſich in den kühnſten Idealen von Erdenglück und ſuchen will Niemand das Erdenglück, nur finden wollen

es Alle. O, meine Herren, dieſe Welt kommt mir vor wie das Spiel der Kinder, wo Alle Feldherren, keiner Soldat ſein will. Vergeben Sie mir, daß ich mich an Sie ſelbſt wende, an Sie, die hier verſammelten Geſetzgeber eines großen Staates. Ich ehre das Recht des Volkes, ſich die Bevollmächtigten ſeiner Wünſche zu wählen. Aber geſtehen Sie, auf jeden von Ihnen kommt, ehe er gewählt wurde, eine ſolche Fülle der Aufregung, an Jeden knüpfen ſich ſo viel Leidenſchaften des Ehrgeizes und der Streitſucht, daß man ernſtlich für eine Geſellſchaft fürchten muß, die ſo durchwühlt wird vom Unbeſtimmteſten, ſo in fieberhafter Haſt auf Ihre Entſcheidungen wartet, ſo nur vielleicht wartet, bis ein Jeder von Ihnen ſich als Perſönlichkeit und Träger des ihm geſchenkten Vertrauens würdig zeigt. Ich ehre Ihr Recht der Prüfung, aber fragen Sie Ihr innerſtes Herz, ob Sie hier Alle auf dieſen Seſſeln ſitzen in dem Beſtreben, das Staatsleben zu vereinfachen und nur die Thatſachen geltend machen zu wollen, die . . . (Murren. Unterbrechung.)"

Leſen Sie nur weiter! ſagte Ackermann.

Louis las, indem ſich ſeine Züge verdüſterten.

„Eine Stimme. Sie ſprechen für den Abſolutismus.

Der Miniſterpräſident. Ich nehme das Wort auf, das Sie mir zurufen. Was nennen Sie Abſolutismus? Glauben Sie, daß ich eine der Freiheiten verkümmern will, die dieſe Zeiten dem Volke gegeben? (Neue Unterbrechung.)

Eine Stimme. Das dürfte nicht wohl möglich ſein.

Der Miniſterpräſident. Ich verachte den Abſolutismus früherer Zeiten, den dieſe Tage niedergeworfen haben. Es iſt ein gefälltes Ungethüm, das vom Schwerte des Zeitgeiſtes St.-Georg getroffen zu Boden liegt. Der Abſolutismus der Polizeigewalt und der patriarchaliſchen Despotie wird nie wieder ſein Haupt erheben dürfen. Aber ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, ob Sie den Staat, wie ihn einmal die Geſchichte nicht als Zufallsprodukt der Privilegien, ſondern als Naturprodukt der Geſellſchaft, der Exiſtenz, des Lebenmüſſens, meine Herren, des Lebenmüſſens überliefert hat, ob Sie, ſag' ich, dieſen Staat jemals für etwas nur Relatives halten können?

Eine Stimme. Sophiſtik!

Der Miniſterpräſident. Sophiſtik? Sagen Sie Logik, mein Herr! Wer es ehrlich mit dem Wohle der Menſchheit meint, kann keinen Staat und wär' es den kleinſten, zufälligſten, für etwas Relatives halten,

für ein zufälliges Ergebniß ewig ſchwankender Beſtimmungen. Das Abſolute im Staate iſt die Geſellſchaft! Das Abſolute iſt der gegebene Menſch! Dieſer Abſolutismus ſoll das Ruder aller Politik ſein oder die Politiker werden Verräther am allgemeinen Wohle, Friedensbrecher, Rebellen nicht gegen den Fürſten und die Krone allein. Nein, Rebellen gegen den Armen, der leben ſoll und nicht leben kann, Rebellen gegen das große Räthſel unſers Daſeins, das man zu löſen haben wird nicht in den Lehrſtuben der Doktrin, nicht in den Bureaux der Beamtenwelt, nicht in den Palaſten, ſondern in den Hütten, in den Werkſtätten, in den Kranken- und Siechhäuſern, ja auf den Friedhöfen, meine Herren, unter den Gräbern. Denn der Tod iſt das gelöſte Räthſel dieſes Lebens! (Rauſchender Beifall von allen Seiten des Hauſes.)"

Da ſehen Sie nun, unterbrach Ackermann den erſchütterten Louis, da ſehen Sie nun, wie die Phraſe die Menſchen regiert!

Ah, unterbrach Louis, hier iſt mehr als Phraſe.

Nennen Sie es lieber, antwortete Ackermann lächelnd, ein Einlenken auf die übliche Heerſtraße der Rhetorik! Ich geſtehe, in Allem, was ich von dem Fürſten in dieſen Berichten nun ſeit acht Tagen geleſen habe, bewundern zu müſſen, wie er es verſteht,

die Schlagworte der Zeit in Augenblicken der Gefahr zu Hülfe zu rufen. Aber ich sehe doch, er eskamotirt sie.

Wie verstehen Sie das? fragte Louis besorgt.

Er ficht mit den Waffen seiner Gegner. Er entwindet ihnen die Rappiere, die sie gegen ihn brauchen wollten und schlägt vortreffliche Paraden. Noch bin ich nicht klar, ob er wirklich ein Taschenspieler der Begriffe ist. Nur ehrlich sein! Nur aufrichtig, Prinz! Er soll sagen, ich bin ein Absolutist! Ich bin beauftragt von der Monarchie, ihre schwankende Sache zu führen! Was windet er sich so durch die Doctrin von Arbeit und Thätigkeit und Existenz . . .

O mein Herr, unterbrach Louis den skeptischen Agronomen, der in diesem Augenblicke an die hohe Stellung seines Patrons nicht dachte, diese Doctrin ist sehr heilig und für den Fürsten unendlich wichtiger als die Spitzfindigkeiten der Advokaten.

Die lieb' ich nun erst gar nicht, die veracht' ich wie unser lieber Fürst! Aber Sie sehen aus dieser kleinen Probe seiner schwierigen Stellung — Sie werden die Sitzungen mit Aufmerksamkeit verfolgen — Mein Exemplar steht Ihnen immer zu Diensten — lesen Sie und Sie werden bald merken, daß sich Egon mit dieser Theorie von der Entsagung und der Pflicht-

erfüllung der Menſchen in eine Sackgaſſe verliert, in der ich für ihn ſehr viel Unglück erblicke. Es iſt von Genf her etwas Calviniſtiſches in ihm ſtecken geblieben, er iſt trotz der ſchönen Melanie ein Puritaner und ich wollte, ich dürfte ihm einmal recht den Text leſen . . .

Ackermann fiel in einen ſo warmen, vertrauten, doch liebevollen Ton über Egon, daß Louis nicht umhin konnte, ihn zu fragen, was er ihm dann wohl ſagen würde?

O, ſagte Ackermann, Sie ſind ſein Freund, er hat Urſache, Sie zu lieben; denn durch das wunderbare Labyrinth ſeiner Jugend haben Sie ihn treu geführt. Lehnen Sie dies Lob nicht ab! Egon iſt eine merkwürdige Erſcheinung. Ja, ja! So jung! So reif! So weltklar! Ich ſah es gleich an ſeinen Augen, daß in denen ein Geheimniß ſchlummert. Wenn Sie ihn von mir grüßen und ihm Verſicherungen geben wollen über Das, was ich Ihnen Alles noch von der Praxis meiner Pläne zeigen werde, ſo ſagen Sie nur, in der Politik verirre er ſich! Ihm, das ſäh' ich ſchon, wären Kammerauflöſungen, Verfolgungen, Einkerkerungen ein Leichtes! Er wird bald alle Mittel verſchoſſen haben, um auf friedliche Art zur Herrſchaft ſeiner Theorieen zu kommen! Er ſoll ſich, ſagen Sie es ihm,

er ſolle ſich vor den gewaltſamen Mitteln in Acht nehmen; die ſind zweiſchneidig, treffen ihn ſelbſt. Und unſre Zeit will keine Lehre, keine Doctrin, wenigſtens ſieht die ſeine ſo aſchgrau aus, wie da die ganze Flur draußen. Sehen Sie hinaus, wie der Regen tröpfelt! Der ganze Himmel ein großes Sackleinen! Langweilige Raben ſtiegen mit matten Flügeln träge über die entlaubten Bäume hin! Sagen Sie doch Egon, ob er vergeſſen hätte, daß das Alles grün werden muß und daß es im Walde, wo er mit Selma einſt wandelte, viel fröhlicher ausſieht! Es iſt gar nicht möglich, in unſrer Zeit das Evangelium der Pflichten zu predigen. Es iſt grauſam ſogar, den Menſchen allein auf die Arbeit zu verweiſen. Wer arbeitete denn nicht gern? Nur die Belohnung fehlt, nur der Genuß fehlt. Und von dem ſoll er nur machen, daß er ſich in den Grenzen hält! Ich ſage, man ſchlage der Menſchheit das Capitel von der ächten Freude auf, das doch irgendwo in unſern Herzen geſchrieben ſtehen wird. Egon wäre ſehr gut, eine Quäkerkolonie zu gründen. Da mag er ſein Evangelium der Pflichten, ſeine Theorie der Arbeit lehren. Der Adel und die Beamten werden ſo viel, als ſie von ſeiner Lehre brauchen können, auspreſſen und ihn dann als einen politiſchen närriſchen Aſcetiker bei Seite werfen. Er

armte Gyllusya (in Tibet kennt man das Sträuben nicht) auf das zärtlichste und setzte seinen Weg fort, während sich die Zurückgebliebenen dem Schlafe und dem Traume in die Arme gaben.

Die Rosse stehen schon seit uralten Zeiten mit der Sonne in geheimer Wahlverwandtschaft. Mit den ersten in die Morgendämmerung hereinbrechenden Strahlen weckte das Wiehern und Stampfen in dem Untergeschosse der Herberge seine flüchtigen Bewohner. In kurzem war Alles zur Weiterreise bereit und es klommen die Reisenden einen Gipfel hinan, den sie im Rücken liegen lassen mußten. Der Schaman hatte als ein trefflicher Fourier die Wege zu den Küchen, Kellern, Herzen und Händen der Menschen schon geebnet, so daß die Reise den Tag über mit der größten Bequemlichkeit zurückgelegt werden konnte. Seine Spur verschwand auch gegen Abend noch nicht; doch schien sie durchkreuzt von einer andern, welche eine Truppenabtheilung gezogen haben mußte. Nach einigen Erkundigungen ergab sich, daß ein Corps chinesischer Cavallerie des Weges gekommen sei, überall die schärfsten Nachforschungen gehalten und sich nach einem Zuge Reisender erkundigt habe, der mit dem gegenwärtigen derselbe wäre, wenn dieser aus weniger Personen bestanden hätte.

Wir wollen den Leser nicht durch eine weitläufige Spannung hinhalten. Kann man nach dem kaum Erwähnten anders schließen, als daß dies Kapitel mit der erneuten Gefangennahme Gyllusya's und ihrer Väter enden muß? Warum eine sorgfältige Ausmalung aller scheuen Blicke, welche die Reisenden um sich herwarfen? Warum alle Klagen und Verwünschungen aufzählen, welche sie über die neue Täuschung ihres Schicksals ausstießen, noch ehe sie eingetroffen war?

t zu rauh, dieſer Boreas! Er ſoll ſich den Son-
ſchein zu Hülfe nehmen! Er ſoll Freude verbrei-
erlaubte, unſchuldige Freude. Beſaß' ich ſeine
e der Rede, durch Scherz entwaffnete ich meine
ner und machte alle möglichen Geſichter, nur nicht
eines Schulmeiſters.

Louis lächelte über die gute Laune des General-
ters, den er erſichtlich durch ſeinen Beſuch erfreut
. Er begriff wohl, wie man hier in ſo einſamer
aus den innerſten Geiſtes- und Gemüthsquellen
ſen müſſe, um ſich wach und froh zu erhalten.
ühlte auch bald heraus, daß Ackermann eine ſehr
, gebildete Intelligenz war und auf einem höhern
ndpunkte, als dem eines excluſiven Landwirthes
. Dabei erwärmte ihn ſeine Hingebung an Egon,
dem er ſo menſchlich, ſo treu und theilnehmend
h, ganz ſo, wie es Egon einſt liebte — einſt!
er ſich und verfiel in trübes Sinnen, warum
Alles im Grunde doch ſo viel anders war, als es
mann bekannt ſein konnte.

Ackermann ſagte nun noch:

So verſteht ſich von ſelbſt, lieber Herr Armand,
Sie über Mittag unſer Gaſt ſind. Wir eſſen
um zwölf Uhr. Bis dahin zeig' ich Ihnen meine
n Vorbereitungen, die erſt in Gang kommen wer-

den, wenn zu Weihnachten und Neujahr meine Maſchinen eintreffen . . .

Ich ſoll Ihnen, unterbrach ihn Louis, von Herrn Leidenfroſt viel Grüße ſagen . . .

Dem wackren Techniker!

Ihre Maſchinen ſind in Arbeit und werden zur beſtimmten Zeit fertig werden.

Für dieſe Nachricht dank' ich Ihnen! Hoffentlich wird man nicht erſt die Dreſchmaſchinen und dann die Säemaſchinen machen, wie es einem Bekannten von mir in Amerika ging, der zum Frühjahr Alles bekam, was er im Herbſte brauchte und im Herbſt, was er im Frühjahr hätte haben müſſen.

Louis lachte über eine Bemerkung, die Ackermann mit den Worten ergänzte:

Glücklicherweiſe traf dieſe Nachläſſigkeit einen Mann, der gewohnt iſt, die Pferde manchmal hinter den Wagen zu ſpannen, den Baron Otto von Dyſtra, von dem ich geſtern mit der angenehmſten Ueberraſchung geleſen habe, daß er ſeinen Plan, einmal Europa wieder zu beſuchen, bald nach mir ausgeführt hat.

Louis hatte vom Baron Otto von Dyſtra noch nichts gehört und nahm keine Veranlaſſung, länger bei Erwähnung dieſes Namens zu verweilen. Er kehrte auf Leidenfroſt zurück und ſprach voll Theilnahme

über das umfangreiche Streben dieſes vielſeitigen jungen Mannes.

O, ſagte Ackermann, Das iſt eine der Naturen, die mir am verwandteſten ſind. Reger Geiſt, fern von jeder Grübelei, fern von jedem ſentimentalen Despotismus. Denn Das ſag' ich Ihnen, lieber Freund, Niemand iſt despotiſcher als die blos Gefühlvollen und kein Menſch iſt meiſt herzlicher als der, der für einen Verſtandesmenſchen gilt. Der Verſtandesmenſch iſt gleich bei der Hand, wo Hülfe noththut. Der Gefühlvolle betet, wünſcht uns das Beſte hienieden und im Jenſeits und geht, abſcheulicher als der Phariſäer, an dem von Mörderhand getroffenen Wandrer vorüber, über den er nachher eine Elegie ſchreibt. Das rechte Herz, glauben Sie mir, iſt nur da, wo der Verſtand klar iſt. So ein Gefühlvoller der ſinkt gleich in Ohnmacht und ruft um Hülfe. Hat er ſich einmal aufrecht erhalten, iſt er einmal raſch herbeigeſprungen und hat Jemanden aufgehoben, o welch' ein Aufhebens weiß er dann auch zu machen! Wie ſpiegelt er ſich in der Glorie ſeiner That! Wie beſcheiden lächelt er auf ſeine ſtillen und nun doch plötzlich ans Tageslicht gekommenen Verdienſte herab! Ich halte es mit den Verſtändigen, die auch darin Verſtand zeigen, daß ſie weit weniger ſprechen, als ich heute thue. Kommen Sie! Kommen

Sie! Sie ſollen jetzt etwas von meiner Niederlaſſung ſehen.

Mit dieſer lakoniſchen Wendung hatte Ackermann ein leichtes Käppchen ergriffen und forderte Louis auf, ihm in den Hof zu folgen. Die Magd brachte draußen einen Schirm und erhielt im Vorübergehen die Weiſung, daß ſie ſich doch wol ſchon auf ein Couvert mehr eingerichtet hätte? Die Magd nickte reſolut, als wollte ſie ſagen: Was denken Sie, Herr Ackermann! Alles beſorgt! Sie ſagte aber:

So politiſch werd' ich doch ſein!

Dieſe Aeußerung muß uns auffallen; denn ſie war gerade jene unpolitiſche Lieſe, dieſelbe Magd, die beim Heidekrüger Juſtus unter den Weltſtudien ihres Herrn ſo viel gelitten hatte u[illegible] jetzt in dieſen neuen Dienſt getreten war, während Juſtus in der Reſidenz eine große politiſche Rolle ſpielte und den Chef einer „Fraction" machte.

Raſch eilten die Männer über den Kieſelboden und das naſſe Hofpflaſter hin.

Louis überzeugte ſich jetzt erſt, wie jugendlich das Ausſehen des Generalpächters war, wie hoch und ſchlank ſein Wuchs, wie fein ſein ganzes Weſen! Er mußte ſich ſagen, daß Ackermann ſicher einſt eine der ſchönſten männlichen Erſcheinungen war. Sein Auge hatte

etwas Durchdringendes, ſeine Stirn glänzte edel und hell, die Naſe und der Mund waren von großer Feinheit. Sein ganzes Weſen hatte etwas unendlich Harmoniſches. Oft erinnerte er ihn an Perſonen, die ihm im Leben ſchon werth geworden waren. Rudhard kannte er zu wenig, aber doch fühlte er heraus, daß Ackermann ihm zwar an Verſtand gleich kam, aber mehr Poeſie um ſich verbreitete. Auch an Murray, deſſen Name ihm oft auf die Zunge kam, ohne daß er wagen konnte, ihn auszuſprechen, erinnerte er ihn. Ihre Anſichten hatten zuweilen etwas ſehr Aehnliches. Doch war Murray von Melancholie umdüſtert und erweckte nicht die klare, erwärmende Behaglichkeit, die Ackermann ausſtrömte. Man ſah dieſem Manne an, daß er viel erlebt, viel gerungen hatte. Trotz ſeiner Freundlichkeit gegen Louis, die faſt eine herablaſſende war, thronte ein hoher Ernſt auf ſeiner Stirn. Nur milderte er ihn durch ſeine Gefälligkeit und den biedern Ton.

Wie unermüdet zeigte er ſich, ſeinen Beſuch von Allem zu unterrichten, was, wenn nicht dieſen, doch den Fürſten intereſſiren konnte! Er knüpfte an jeden Raum, den er ihm in den Wirthſchaftsgebäuden öffnete, lehrreiche Auseinanderſetzungen. Schon erblickte Louis im Geiſte die rührigen Hände, die einſt hier

wuſen und arbeiten ſollten. Die Maſchinen ſah er ſchon in voller Thätigkeit. Auch in die Mühle führte ihn Ackermann. Hier wurde von Zimmerleuten rege gearbeitet, auch den Schlag des Hammers auf Eiſen hörte er und nicht wenig war er erſtaunt, als er den blinden Zeck erblickte, der mit ſeinem Sohne gemeinſchaftlich auf einem kleinen in den Boden eingerammten glühenden Heerde die Klammern und Haken noch nachträglich erweichte, die in dieſen oder jenen Balken getrieben werden ſollten.

Ackermann zeigte auf das arbeitende Paar und ſagte:

Es iſt eine merkwürdige Sicherheit, mit der der Blinde bei den ſchwerſten Aufgaben verfährt. Wie ich hierherkam, hatt' ich ihm von einem in Amerika verſtorbenen Verwandten, über den ich eigentlich nach ſeinem Wunſche ſchweigen ſollte, eine kleine Erbſchaft zu bringen. Dieſe Leute macht ein kleiner Beſitz gleich wunderlich! Wie ich mich hier niederließ, bot er mir das Geld an, um ſich an meinen Unternehmungen zu betheiligen. Er verhieß mir ſogar noch das, was ich einer in der Nähe wohnenden Schweſter ausgezahlt hatte . . .

Urſula Marzahn — ſagte Louis.

Sie kennen die Frau?

Sie wohnt im Forſthauſe . . .

Ganz recht. Ich habe ſie einmal in meinem Leben geſehen und muß leider geſtehen, daß ſie zu den Menſchen gehört, von denen man ſagt, ſie hätten den böſen Blick. Aus der Art, wie ſie das Geld in Empfang nahm, erkannt' ich, daß ſie geiſteskrank iſt und bewunderte die Geduld des Jägers, der eine beſchränkte gutmüthige Natur zu ſein ſcheint und eine ſolche Perſon nun ſchon ſo viele Jahre um ſich duldet —

Seine Nichte iſt jetzt aus der Stadt zu ihm gezogen —

Viel Aufopferung Das! Ich geſtehe, daß es mir unheimlich wurde in dem baufälligen, einſamen Hauſe. Sehen Sie nur, wie ſicher der Alte arbeitet! Ich begreife dieſe Augen nicht! Sie ſind klar wie ſehende und doch umhüllt ſie undurchdringliche Nacht. Er hat etwas von der Geſchicklichkeit ſeines Verwandten, der ein großer Künſtler war —

Louis wagte nicht zu forſchen. Er ſah, daß Ackermann im Begriff war, über Murray zu ſprechen. Um ſeine Unruhe nicht zu verrathen, wandte er ſich zu einigen Zimmerleuten, die eine gewaltige Holzſchraube von der Höhe eines ganzen Stockwerkes probirten. Ackermann ging zu den beiden Zeck's hinüber, die ihn ehrerbietig grüßten. Es drängte Louis näher zu treten

und zu hören, wie ſich Murray's Bruder, den er nur zu Beſtellung der Stimmſchraube ganz flüchtig geſprochen, äußern würde.

Ich ſehe, ſagte Ackermann, Ihr ſeid Beide hier. Habt Ihr denn Leute gefunden, die in der Schmiede arbeiten?

Zwei, Herr, ſagte Zeck und hielt ein glühendes Eiſen ſeinem Sohne hin, das dieſer mit der Zange nahm und an dem Balken, wohin es gehörte, behutſam einſetzte, während der Blinde folgte und mit dem Hammer zuſchlug, richtig die Stelle treffend, wo die Kraft ſeines Armes nöthig war ...

Zwei, Herr! wiederholte er. Im Frühjahr haben wir ihrer noch mehr.

Nur gewandte Arbeiter, ſagte Ackermann, mit denen Ihr Ehre einlegt! Wir haben viel zu ſchaffen. Unſre Wägen machen wir uns ſelbſt. Es ſoll ſchon rüſtig bei uns hergehen.

Der Alte verzog die Miene zu einem ſonderbaren Lachen, das aber ein offenbares Wohlgefallen an der Arbeit und ſicher auch die Hoffnung auf Gewinn ausdrückte. Zugleich lag Neugier in dieſer Miene. Denn Zeck hatte wohl gehört, daß Ackermann nicht allein kam.

Dies iſt der Beſuch vom Schloſſe, ſagte Acker-

mann, nach dem herangetretenen Louis hinſprechend, er freut ſich, wie wacker es Euch von der Hand geht.

Zeck riß die Augen auf und nickte nach der Seite hin, wo er ſich Louis dachte, dem der Anblick dieſes Blinden in einem für ſein Gefühl erſchütternden Zuſammenhang mit den ihm bekannten Thatſachen ſtand.

Wir kennen uns, ſagte Louis und um nur über die mögliche Erwähnung ſeines im Schloſſe gebliebenen Begleiters raſch hinwegzukommen, bemerkte er:

Drum fand ich es in Eurer Schmiede nicht zu lebhaft ...

So, Herr? ſagte Zeck; ja, es ſind zwei Arbeiter eingetreten. Der Eine verſteht ſich auf ſeine Sachen und kann als Klempner arbeiten. Aber ſie ſind faul. Die Schraube an dem Klavier können Sie uns ſchon anvertrauen.

Sind Sie muſikaliſch? fragte Ackermann.

Louis war es im Geſang, aber nicht auf dem Klavier. Er konnte die Wahrheit nicht umgehen und mußte einräumen, daß ihn noch ein Freund begleitet hätte, der kränklich wäre, zurückgezogen auf ſeinem Zimmer lebe und ſich mit Muſik unterhalte.

Zeck horchte geſpannt und bemerkte zu Louis' Erſtaunen, daß der Blinde in ſeiner neugierigen, dreinlachenden Weiſe ſagte:

Die Brigitte ſagt, daß der Herr ja auch etwas vom Fach iſt: Er hat's mit Kupfer, wie wir mit Eiſen.

Mit Kupfer? fragte Ackermann ſorglos.

Louis, der Murray's Einfall, ihm eine Viſitenkarte zu ſtechen, ebenſo ſehr verwünſchte, wie die Plauderhaftigkeit ihrer Bedienung, bemerkte, daß ſein Begleiter chemiſche Experimente mache und zuweilen auf Kupferplatten ätze.

Als Ackermann ſich zum Gehen wandte, bemerkte er:

Ein Verwandter dieſes Blinden nannte ſich ſchon in England Morton und war ein Kupferſtecher. Wie er dazu kam, hat mir Keiner von ihnen klar machen wollen. Es ſind verſteckte unheimliche Menſchen.

Auch Morton? frug Louis, ohne an dem Namen Morton ſtatt Murray Anſtoß zu nehmen.

Morton war ein Sonderling, ſagte Ackermann. Ich lernte ihn auf eigene Art kennen. Er reiſte einmal mit einem nicht minder eigenthümlichen Manne, dem Diplomaten Otto von Dyſtra, durch die Vereinigten Staaten, faſt immer zu Fuß, viel rüſtiger, als ich ihn in nicht gar langer Zeit darauf in Newyork wieder antraf. Die beiden Wanderer kamen an den Miſſouri, wo ich meine Niederlaſſung unter Engländern hatte. Sie hörten meine verſtorbene Frau in der Farm ein deutſches Lied ſingen. Sie hatte eine helle zum Herzen

Um das Unglück wahrhaft rührend zu machen, kann man es nicht einfach genug ſchildern.

Es war der Oberſt Tſchu-Kiang ſelbſt, der ſich an der Spitze des Piquets befand und eine Nacht und einen Tag durch geritten war, um die Entſchwundenen wieder aufzutreiben. Schü-King wollte dem General zeigen, welche Achtung *ſeinen* Befehlen gebühre! Der Oberſt freute ſich, zum erſten Male eine Waffenthat glücklich überſtanden zu haben, die ſeine angebetete Braut zur Anerkennung und unfehlbar auch zum Danke verpflichten würde. Er ſah ein, daß man ihn zu gewiſſen Dingen gebrauchen könnte und vorzüglich zu denen, für welche, wie er zu ſeinem Feldwebel ſagte, der Muth eines Löwen und die Schnelligkeit eines Vogels erforderlich wären. Keiner meiner Leſer aber wird dies Kapitel verlaſſen, ohne es herzlich zu beklagen, daß uns bei dieſem Ausgange die merkwürdige Bekanntſchaft des *weiblichen* Lama von Balte entzogen wird. Ob wir ſie dennoch vielleicht noch machen werden, kann in der That Niemanden mehr intereſſiren, als den Autor dieſer Geſchichte.

dringende Stimme. So klopften sie an mein Thor und blieben lange genug, um die Sängerin schätzen zu lernen. Otto von Tystra wohnte als russischer Consul in Newyork. Er war ein Tourist von Profession, hatte die halbe Welt gesehen und war der eigenthümlichste Bequemlichkeitsphilosoph, der mir jemals vorgekommen.

Bequemlichkeitsphilosoph? unterbrach Louis die freundliche Mittheilung. Verstehen Sie darunter einen Epikuräer?

Ja! Einen Epikuräer des Geistes, sagte Ackermann. Es gibt Epikuräer der Sinne. Ein solcher soll z. B. der Justizrath Schlurck sein, der früher hier schaltete. Es gibt aber auch Epikuräer des Geistes. Unter ihnen versteh' ich Menschen, die auf Alles nach Wohlgefallen dilettiren, die jede Wahrheit zu schätzen wissen, ohne sich für eine zu erklären, Männer des Studiums und eines unermüdlichen Wissenstriebes, Reisende, denen es nirgends Ruhe läßt, Verschönerer der Natur, mit einem Worte Menschen, die glücklicherweise so reich sein müssen wie Otto von Tystra, um sich so durch die Welt tummeln zu können, wie er es liebt.

Und ein solcher Komet paßt in die russischen Bahnen? fragte Louis erstaunt.

Für Petersburg schwerlich, sagte Ackermann. Aber Rußland hat die weise Art, seine Diplomatie nach den

Ländern einzurichten, in denen sie wirken soll. Die deutschen Gesandten des Zaren sind oft halbe Gelehrte, seine italiänischen Gesandten sind Kunstliebhaber, die französischen sind Liebhaber der Intrigue, die englischen sind Wettrenner und Dandies. In Nordamerika läßt sich der Zar durch halbe Republikaner vertreten, die in den Ton und die Denkweise jener Länder wenigstens einzugehen verstehen. Dem reichen Kurländer Otto von Tystra hat man vergebens große Summen geboten, die eigentliche Botschafterstelle in Washington anzunehmen. Er begnügte sich mit dem Consulat in Newyork, weil es ihm Gelegenheit zu Menschenstudien bot, die ihm die liebsten sind. Daß er jetzt in Europa, in unsrer Nähe ist, überrascht mich. Ich versäumte von ihm Abschied zu nehmen. In Europa kann der Zar diese Persönlichkeit zu keinem seiner Zwecke mehr brauchen, umsoweniger, als er abschreckend häßlich ist.

Wie wurde wol Murray mit diesem Manne bekannt? fragte Louis.

Murray? sagte Ackermann und verbesserte: Morton!

Morton! wiederholte Louis.

Morton war ein Kupferstecher und hatte für Otto von Tystra Karten gestochen. Dies wurde die Veranlassung gemeinschaftlicher Reisen. Zwei wunderliche Gegensätze! Otto von Tystra, klein, verwachsen, ganz

ikuräer, Morton ganz Steifer. Von ſeinem frü-
rn Leben hab' ich aus dieſem alten Zeck nicht viel
rausbringen können. Er war tiefſinnig, religiös,
pochondriſch. Ich glaube, daß ihn die Seite der
hakers, deren Religionsübungen er zuweilen bei-
ohnte, verwirrt gemacht hat. Dyſtra nahm Morton
wie er ſich gab und ließ ihn als eine Curioſität
lten. Einige Male, daß ich in Neuyork war, ent-
kt' ich ſogar, daß Morton wohlhabend genannt
rden konnte. Er hatte ein ausgebreitetes Geſchäft
ch mit Metallbuchſtaben, die er neu bei uns ein-
hte. Ich erinnere mich noch der ſchönen Ueber-
ſchung, die er mir durch eine Kiſte Metallbuchſtaben
achte, als meine Frau ſtarb. Da haben Sie, ſchrieb
, in vierfacher Anzahl das deutſche Alphabet! Setzen
ie daraus ein Wort der Erinnerung an Ihr gutes
Weib zuſammen! Die Buchſtaben, die in dem
Worte: „Dulderin" vorkommen, ſchick' ich Ihnen
ppelt. Sie werden ſie brauchen können in Ih-
r Inſchrift, die Sie an dem metallenen Kreuze
it kleinen Schrauben, die ich gleichfalls beilege, be-
ſtigen müſſen.

Ackermann ſchwieg eine Weile. Auch Louis war
rch einen Zug, der ſeinem neuen Freunde und Ver-
auten ſo ähnlich ſah, gerührt . . .

Morton, ſchloß Ackermann, ſchrieb mir, als ich ihm auf dieſe Sendung dankte und anzeigte, ich würde nun nach Europa, wenn nicht für immer, doch für einige Zeit zurückkehren, ich möchte mich einigen Aufträgen für Deutſchland unterziehen. Er wies mir die kleinen Summen an, die ich ſeinen Verwandten bringen ſollte und empfahl ſich, mit einem ſonderbaren Ausdruck, meinem Andenken und meiner Gerechtigkeit. Als ich in Newyork nach ihm ſuchte, hieß es, er wäre ſpurlos verſchwunden. Sein Beſitzthum hatte er verkauft und wahrſcheinlich einer milden Stiftung übermacht. Ihn ſelbſt ſuchte man überall vergebens. Die Entdeckung von Kleidern, die ihm gehörten, an einer Uferſtelle des Hudſon läßt faſt vermuthen, daß er in einem Anfalle von Hypochondrie ſich das Leben genommen hat.

Ackermann und Louis waren während dieſer Mittheilungen wieder zu dem Wohnhauſe zurückgekehrt. Louis, vertieft in die Möglichkeit, daß ſich Ackermann und Morton begegneten. Er merkte kaum, daß ihnen ein Kind entgegengeſprungen war und gerufen hatte:

Selma's Stunde iſt aus! Zum Eſſen, Onkel!

Ackermann bemerkte, daß dieſe Kleine dem Pfarrer von Pleſſen Herrn Guido Stromer gehörte und von ihm und Selma auf längere Zeit in den Ullagrund genommen

de. Wäre ſie lange genug da, ſo käme ein andres
den Kindern an die Reihe und Alle müßten ihn
el nennen, damit die armen Kleinen, die einen
er hätten und doch auch wieder keinen, an Men-
nliebe nicht irre würden. Von Oleander bemerkte
rmann, daß er ſeiner Tochter täglich Stunden gäbe
ihn als einen ſinnigen, vielleicht zu beſcheidenen
träumeriſchen Menſchen ſchätzen müſſe.

Die kleine Hedwig, ſo hieß Stromer's zweite Toch-
die gerade jetzt an der Reihe war, im Ullagrunde
en zu dürfen, zog den Onkel in das Haus und
ie Thür, die neben der zu Ackermann's Zimmer
enden lag. Geöffnet bot ſie den Anblick eines
r niedrigen, aber traulichen Wohnzimmers. Alle
bel, von Kirſchbaumholz, waren neu und ſtachen
ihrem blaſſen Glanze gegen die dunkle Farbung
Wände angenehm ab. Ein großer Flügel ſtand
geſchlagen. In der Mitte des Zimmers war ein
der Tiſch gefällig gedeckt. Im Ofen praſſelte ein
bendes Feuer. Am Fenſter ſtand ein Nähtiſchchen
Selma. Ueber ihm hing ein Bücherbord mit zwei
hen engliſcher und deutſchen Claſſiker. Im Eck
d ein Fachwerk mit bronzenen und gläſernen Nipp-
en. Es ſchienen langgeſammelte Andenken. Man
war ohne Zweifel vom Transport zerbrochen,

ſtand aber doch wie eine heilige Reliquie, wohlgeordnet, unter allerhand kleinen ſcherzhaften Spielereien.

Oleander, der am Bücherborde in einem Goldſchnittbändchen blätterte, grüßte die Ankommenden.

Da ſteht ja ſchon die Suppe! ſagte Ackermann. Wo iſt Selma?

Sie zieht ein ſchön'res Kleid an! verrieth Hedwig Stromer.

In dem Augenblick öffnete ſich das Nebenzimmer und Selma, hocherröthet, ſich gegen Louis leicht verneigend und um Entſchuldigung bittend ob der Verzögerung, trat herein und gab, ſogleich einen Stuhl ergreifend, das Zeichen, daß man ſich zu Tiſche ſetzte.

# Fünftes Capitel.

## Deutsche Liebe, deutsches Leben.

Selma's Erröthen hatte ohne Zweifel seinen Grund darin, daß sie sich des Besuchers sehr wohl von jenem Tage erinnerte, wo ihr Vater mit dem Justizrathe Schlurck so heftig aneinander gerieth und Louis mit der vom Vater so sehnlich erwarteten Botschaft eintrat, der todtkranke junge Fürst genehmige die Anträge des Amerikaners. Damals war sie Selmar, der Knabe. Heute sah sie Louis als Mädchen und so wohlbekannt ihr auch der geringe Stand dieses Besuches war, so wußte sie doch, wieviel der Fürst auf Louis hielt. Vor aller Welt war sie mit leichter Mühe in die neuen, ihr eigentlich gebührenden Kleider geschlüpft. Bei Louis ahnte sie zuerst, was sie wol fühlen würde, wenn sie einmal, wie sie doch hoffte, dem ihr so theuer gewordenen Fürsten Egon selbst begegnen sollte.

Da Louis aus Bescheidenheit, Oleander aus Gewohnheit schwieg, so mußte sich wol Selma zusammenraffen, um das Gespräch zu führen. Sie legte mit großer Geschicklichkeit vor. Louis beobachtete ihr Wesen, ihre innere und äußere Erscheinung, mit großem Gefallen. Sie war zierlich gewachsen, schlank und behend. Das kastanienbraune Haar trug sie noch kurzgeschnitten. Es war noch von der Knabentracht her nicht länger gewachsen. Die lockige Biegung, in der es auf den weißen Nacken fiel, machte einen sehr einnehmenden Eindruck. Das Kleid, das sie rasch angezogen hatte, war blau. Ueber den obern Theil desselben fiel ein reicher gestickter Kragen. Ein blaues geripptes Band umschloß die Taille und kreuzte sich unter einer emaillirten Schnalle. Von Fischbein und engem Geschnür war keine Spur. Man hatte in dem weiten und vollkommenen Kleide den reinen Ausdruck ihrer natürlichen Formen. Das dunkelblaue Auge, die weißen Zähne, ein schöngeschnittener Mund waren die Zierde des lieblichen Antlitzes. Besonders anmuthig machte sie ihr Lächeln. Um den Mund spielte dann eine Schalkhaftigkeit, die Jeden bestricken mußte.

O, sagte Selma, als die Suppe von einer zweiten Magd abgetragen wurde, es ist nur gut, daß ich dem Fürsten einmal durch Sie, Herr Armand, ein

nſtes Wort ſagen laſſen darf. Ich bin ihm nicht
hr gut.

Warum, mein Fräulein?

Als er in Hohenberg war, ſagte Selma, und ich
t ihm zum Forſthauſe durch den Wald ging, wie
ach er da ſo warm und theilnehmend von Amerika!
ö albernes Kind tappte recht wie die Fliege in die
ilch, ſo ſüßen Zucker ſtreute er auf Amerika! Aber
s hab' ich nun erſt vor kurzem leſen müſſen! In
Kammer, wo ſie ſich im Zank und dem Alles-
ſerwiſſen üben, hat er ſo abſcheulich über Amerika
prochen, ſo abſcheulich!

In der That? ſagte Louis erſtaunt.

Haben Sie's denn nicht in der Zeitung geleſen?
gte Selma und ſchob dem Vater das inzwiſchen
eingebrachte Rindfleiſch zum Tranchiren hin und
chte es ihm dazu mit Meſſer, Gabel und dem
egräumen aller hindernden Gegenſtände bequem;
ben Sie's denn nicht in der Zeitung geleſen, wie
limm er es nun mit uns meint?

Ich bin ſeit acht Tagen von der Reſidenz entfernt.

Ich weiß es auswendig, ob es gleich ſo klingt,
ß ich es lieber gleich hätte vergeſſen ſollen. „Ihr
ruft Euch auf Amerika", ſagte er, „einen Staat, den
verehre, wie ich etwa eine ſolide Handelsfirma

verehre. Ich habe die größte Achtung vor der Geschäftskenntniß und der Zahlungsfähigkeit eines Londoner oder Hamburger Hauses, allein werd' ich das Haus Rothschild fragen, was es von dem Schienenbau der Eisenbahnen hält, zu denen es das Geld vorstreckt? Werd' ich Hope in Amsterdam fragen, ob Schelling oder Hegel der philosophischen Welt näher stehen? Lassen Sie Amerika über Alles entscheiden, was in sein Bereich gehört; aber über Europa, über dies nun einmal so und nicht anders geformte Gewächs der Geschichte, laßt Europa zu Gericht sitzen!"

Fräulein, ich bewundre Ihr Gedächtniß! sagte Oleander erstaunt. So gründlich haben Sie bis jetzt noch keine historische Thatsache behalten.

Und doch ist auch dieser Satz eine Thatsache, fiel Ackermann ein. Der Fürst hat Recht. Nur sollt' er vorsichtiger sein mit den Dingen, die er von den Kaufleuten nicht voraussetzt. Die Kaufleute sind sehr empfindlich und für einen Staatsmann scheinen mir Scherze über das Haus Rothschild gewagt.

Nein! Nein! fiel Selma ein. Den Fürsten hab' ich aus diesen kalten Worten nicht wieder erkannt. So bitter sprach er im Walde nicht! Und du, Väterchen, gesteh' es nur ein, daß du selber sagtest: Wie

# Zwölftes Kapitel.

## Das Exil.

Am Thor der Gräber auf dem Baume Mo
Tschi-hiao der Vogel sitzt, und singt vom Sterben.
Chinesisch.

Kann man den Gedanken der Revolution, deren Entwickelung wir immer näher rücken, eine Unwahrscheinlichkeit nennen? Ich vermuthe, daß Einigen dies Ereigniß zu wenig motivirt erscheinen wird. Sie werden an den Planen des Teschu-Lama zweifeln, weil ich in der Mittheilung seiner Beweggründe zu karg gewesen bin. Dazu kommt, daß Jeder bereit sein wird, mir einen falschen Gedanken unterzuschieben. Er wird mich anklagen, daß ich die Revolution als das alleinige Werk des Schamanen hinstelle, und es sonderbar finden, um den Preis eines Weibes die bestehende Ordnung mit einem unsichern Wechsel zu vertauschen. Ich erinnere daher theils, daß die Entwürfe des Statthalters früher waren, als die Berechnungen des Schamanen, der sie adoptirt, weil er Nutzen aus ihnen ziehen mochte, theils weis' ich auf Tibets eigenthümliche Lage hin, welche ich in dieser Rücksicht zum Theil noch ans Licht zu stellen die Pflicht habe.

onſequent! Er verſpottet die Bankiers und borgt
h von ihnen!

Ackermann warf Selma einen verweiſenden Blick zu.
Louis ſprach offen ſeine Vermuthung aus, daß
rmann wol von des Fürſten Anleihe bei dem Hauſe
hmeyer gehört hätte . . .

Leider! ſagte Ackermann. Ich hätte nicht gewünſcht,
ſich der Fürſt die Schwierigkeiten ſeiner Lage ver-
rte.

Er ſetzte dabei offen die ganze Mislichkeit der Lage
n's auseinander. Er erzählte, wie entmuthigend
Reſultate waren, die er aus den Büchern bei dem
zdirektor entnommen. Er hätte Verwirrung über
wirrung angetroffen und könnte für nichts gutſagen,
n der Fürſt immer wieder auf's neue die Schul-
aft vermehrte. Sonſt hätt' er geglaubt, in zehn
ren Einnahme und Ausgabe, Soll und Haben,
ngleichen . . .

ßt, ſagte Selma ſpottend, als Louis ſchwieg. Das
ich nicht ein! Der Fürſt will leben wie ein Fürſt.
er bei Hofe geliebt und verehrt wird, ſeit ihn
ornehmen Damen verziehen, hat er ſich glänzende
een, neue Wagen und Pferde anſchaffen müſſen.
es denn wahr, daß er ſo eitel iſt und auf jeden
er ſein F. mit der Krone malen läßt?

Alles Das ſprach Selma mit der kindlichſten Unbefangenheit. Man ſah, ſie glaubte mit dem Fürſten ſich etwas erlauben zu dürfen. Er hatte ihr in ihrem Glauben ſo nahe geſtanden, ſich ihr ſo zutraulich angeſchmiegt. Warum ſollte ſie nicht ſo weit gehen, ſogar zu ſagen:

Hätt' ich ihn nur hier! Wie würd' ich ihn auslachen mit ſeinen bunten Tellern, die mir für die kleine Hedwig da zum Buchſtabirenlernen am paſſendſten ſcheinen!

Oleander betrachtete die Eiferne mit Wohlgefallen, Louis nicht ohne Verlegenheit, denn er fühlte ſich ſelbſt in Egon beſchämt.

Herr Oleander kam nun ein wenig mehr aus ſeiner Einſilbigkeit heraus.

Da wir wiſſen, daß dieſer junge Gottesgelehrte es verſchmähte, auf den Grund einer Heirath mit dem älteſten Fräulein Gelbſattel befördert zu werden und es vorzog, dies ſtille und wenig einträgliche Vikariat auf dem Lande zu übernehmen, ſo empfinden wir ſchon eine gewiſſe Hochachtung vor ihm. Louis bemerkte bald, daß der junge Gelehrte, den er ſeines Namens wegen noch immer nicht zu befragen wagte, die liebliche Selma in ſein Herz eingeſchloſſen hatte. Die Art, wie der Herr Candidat Selma bei Tiſche

kleine Aufmerkſamkeiten erwies, verrieth Dies. Er konnte ihn jetzt erſt recht von ſeinem völlig zugewandten Antlitz betrachten. Oleander war ſehr groß und mager. Den Kopf trug er etwas übergebeugt. Seine Züge waren ſtarkknochig, verriethen aber Geiſt. Das Haar hing ſchlicht und wol zu wenig gepflegt herab. Das Auge verrieth eine ſtille ernſte Ruhe, ſtand aber oft wie nach innen gekehrt und ſchien einen abweſenden, träumenden Sinn zu verrathen. Es war geröthet wie von ſtarkem Blutandrang oder von Nachtlektüre. Sein ganzes Weſen hatte etwas, das Louis ſehr an ſeinen geliebten Siegbert erinnerte. Doch fehlte Oleandern deſſen aufmerkſamer, theilnehmender, Jedem liebevoll zugewandter Sinn. Oleander ſchien mehr ein Egoiſt des Gemüthes, eine jener unſchuldigen Naturen zu ſein, die wie der Vogel auf den Zweigen unbekümmert um Andre ihr Daſein hinleben. Er geſtand ſich, er hätte ihn wol einmal mögen predigen hören. In manchen franzöſiſchen Werken erinnerte er ſich, junge lebensunerfahrene Geiſtliche ſo geſchildert geſehen zu haben, wie er hier wirklich einen proteſtantiſchen fand. Von den katholiſchen mußte er ſich ſagen, daß die Dichter, beſonders Lamartine, dieſe Gattung Dorf-Vikare zu ſehr verſchönerten und die idylliſche Natur der Schweiz oder Südfrankreichs, in

denen ſie leben und wirken ſollten, auf ihr eigene
Weſen übertrugen. Louis Armand erinnerte ſich, b
allen katholiſchen Geiſtlichen einen Trieb zur Wel
lichkeit und Geſelligkeit gefunden zu haben, der dieſe
träumeriſchen Oleander gänzlich zu fehlen ſchien.

So hatte er die Einladung, die ihm höchſt drin
gend geſtern Abend und heute früh die Gemahlin de
Herrn von Zeiſel an Herrn Ackermann und Fräulei
Selma für morgen aufgetragen, ganz vergeſſen. Er
als Louis zufällig von der erneuten Nachfrage nac
den Büchern der Verwaltung auf Herrn von Zeiſ
kam und ſeine Freude ausdrückte, daß doch, wie d
Einladung auf morgen beweiſe, zwiſchen dem neue
Generalpächter und dem alten Verwalter keine Span
nung obwalte und Ackermann und Selma gefrag
hatten, welche Einladung? erſt da beſann ſich Olean
der auf den ihm gegebenen dringenden Auftrag.

Und Das konnten Sie vergeſſen, Freund? lach
Ackermann; eine ſo überraſchende Einladung! D
erſte, ſeit wir Nachbarn und freilich auch die unwil
kommenen Gegner der Frau Juſtizdirektorin ſind? Wa
ſagſt du dazu, Selma?

Ich überlege ſchon meine Toilette, antwortete Selm
mit der größten Offenherzigkeit. Einer ſo ſtrengen Rich
terin der Mode, wie Frau von Zeiſel, wag' ich mic

noch nicht auszuſetzen. Es iſt gewiß, wir finden dort, zu Ehren des Herrn Louis Armand, Alles zuſammen, was ſich nur an Honoratioren auf drei Meilen in der Runde auftreiben läßt.

Es iſt gut, daß du ſagſt zu Ehren des Herrn Louis Armand, ſonſt würd' ich nicht hingehen! bemerkte der Vater.

Um's Himmelswillen, fiel Oleander ein. Thun Sie mir Das nicht an! Wie dank' ich Ihnen, Herr Armand, daß Sie mich an dieſen Auftrag erinnert haben. Sie kennen Frau von Zeiſel nicht. Ich verſichere Sie, daß ſie ſeit Ihrer Ankunft nicht ſchläft und über die Vorbereitungen zu dem morgenden Diner Alles, Alles vergißt, höchſtens ihren Stammbaum nicht.

Oleander thaute, wie Louis ſah, allmälig auf.

Ich habe mir in mein Taſchentuch, ſagte er, vor ihren Augen drei Knoten machen müſſen, das Tuch in meinen Hut gelegt und nun will der Zufall, daß ich wegen des Regens die Mütze nehme und obenein ein neues Taſchentuch. Wenn ich Das nun vergeſſen hatte! Sie hätte mich nächſten Sonntag in meiner Predigt irre gemacht durch die rollenden Augen, die ſie Einem zuwerfen kann! Dank! Dank Ihnen!

Man mußte lachen. Ackermann gab ſich darein, zu kommen.

Nach Tische, sagte Selma, können wir ja einmal das Schloß besuchen. Noch niemals waren wir in den Zimmern und immer versprichst Du es, Vater. Jetzt wäre die beste Gelegenheit!

Ackermann antwortete darauf nicht. Es schien ihm nicht lieb zu sein, an dies Versprechen erinnert zu werden. Um von dem Gegenstande abzukommen, gab er Louis Veranlassung, wieder von sich selbst, von seiner Heimat, seiner Jugend zu sprechen. Auch nach seiner Schwester fragte Ackermann jetzt und erzählte, was er von Egon's Beziehung zu ihr wußte, mit absichtlich hervorgehobenem Nachdruck. Louis erschrak über diese Fragen und auffallend war ihm, daß sich Ackermann mit der Erwähnung seiner Schwester nicht beruhigte, sondern auch von Helene d'Azimont und zuletzt von Melanie sprach und wie absichtlich er hervorhob, daß Egon's Charakter den Frauen gegenüber leichtsinnig wäre und von einem sittlichen Standpunkte aus keine Rechtfertigung finden könnte.

Die Wirkung dieser für Louis peinlichen Erörterungen auf Selma fiel ihm auf. Das Blut stieg dem holden Mädchen in die Wangen. Sie wurde unruhig. Sie plauderte mit dem Kinde, ohne daß sie darum aufhörte, dem Gespräche der Männer zuzuhorchen. Oleandern, den die Mittheilungen interes-

ſirten, zog ſie ſogleich von ihnen ab und verwickelte ihn in ein andres Geſpräch. Erſt als Ackermann merkte, daß ſeine, wie es ſchien, abſichtliche Erörterung dieſer Herzenschronik des jungen Fürſten von Selma nicht mehr beachtet wurde, brach er ab und ging auf gleichgültige Dinge über.

Seid Ihr fertig, rief jetzt Selma, fertig mit dieſen Verleumdungen? Freilich der Tod Ihrer guten Louiſon iſt keine Verleumdung. Sie wiſſen wohl, wo ſie ruht und woran ſie ſtarb, die Gute! Aber Helene und Melanie! Das Alles mag in Wahrheit viel anders ausſehen, als die Juſtizdirektorin es Dir neulich aufgeheftet hat! In der Zeitung ſteht, Helene d'Azimont iſt abgereiſt und Melanie —

Nun, Selma? fragte Ackermann lächelnd, aber mit ſcharfem Blicke.

Melanie iſt ſchön! ſagte das gepeinigte Mädchen. Ich ſah ſie hier zu Pferde ... wie eine Königin ... o ſo ſchön!

Louis freute ſich der Bemerkung, daß Helenen's Abreiſe in der Zeitung beſtätigt war. Er hatte davon gehört, es nicht glauben mögen, nun ſchien es doch gewiß, daß Egon wenigſtens von dieſer Seite frei war.

Die Zeitungen brachten Ackermann jetzt auf den

Wildungen'schen Prozeß, der ihn gleichfalls zu interessiren schien. Lebhafte Freude empfand er über die Mittheilung, daß Louis diese beiden Brüder Wildungen kannte. Er fragte nach der Mutter der Brüder und hörte voll Bedauern, daß sie krank sei und Tankmar nach Angerode auch deshalb gereist war, um sie aus der Pfarrwohnung, die kalt und ungesund sein sollte, in eine behaglichere überzusiedeln. Als Louis das Tempelhaus von Angerode erwähnte, sagte Ackermann fast vor sich hin mit eignem aber auffallendem Ausdruck:

Das Tempelhaus von Angerode!

Kennen Sie es? fragte Oleander.

O wohl kenn' ich es aus meiner Jugend, bestätigte Ackermann: bin ich doch selbst ein Thüringer und nicht weit von der güldenen Aue geboren! Wohl kenn' ich das stolze Gebäude von rothen aus dem Harz gebrochenen Sandsteinen! Die Fenster, immer zu zwei und zwei, dicht beisammen, verbunden durch einen Pfeiler, den ein Thier oder ein Engel oder ein Heiliger ziert. Die Fronte ist in Form eines Giebels gebaut, der immer spitzer und spitzer zugeht. Hinter dem Tempelhause die St.-Johanniskirche. Zur Seite ein altes Gewölk —

Dort fand Tankmar Wildungen die Papiere, die

die Anſprüche ſeiner Familie verbürgen, ergänzte Louis.

Ich kenne dieſe Anſprüche, ſagte Ackermann. Die Familie Wildungen iſt eine der älteſten in Thüringen. Sie ſtammt von einem Grafengeſchlechte, deren Ahnen ihr Grab bei den Sarazenen fanden. Hugo von Wildungen war ein Mann von ernſter Strenge, nicht verweichlicht durch den weltlichen Sinn, der die Aufleſung der Johanniter in Thüringen, die weithin Beſitzungen hatten, zu einem leichten Spiele der Reformation machte. Ich kenne die Familientradition der Wildungen. Den Jüngſten ſah ich nie. Den Aelteſten hab' ich oft als kleinen Buben auf meinen Knieen geſchaukelt. Iſt er Maler geworden, der kleine blonde Siegbert?

Louis wurde nicht müde, von den Brüdern zu berichten und bat zuletzt, ob er ihnen von Herrn Ackermann nicht eine ausführlichere Kunde bringen dürfe?

Der Name Ackermann wird im Gedächtniß dieſer Kinder nicht leben, ſagte Selma's Vater. Sagen Sie ihnen nichts von mir, wär' es auch nur, um zu verhindern, an die Vergangenheit zu denken. Der Rückblick auf ihre Jugend kann dieſen Jünglingen nicht in die ſchöne violette Färbung getaucht ſein, in welcher die thüringiſchen Berge am Horizonte ſich malen. Ach,

ſie hatten einen Vater, den alles Misgeſchick
folgte, eine Mutter, die erſt über die Brücke der
verliebe ganz zum Herzen des Gatten ſich neigte.
ſo glücklicher, wenn ſie einer märchenhaften Zuk
zuſteuern und ſich mit entſchloſſner Hand ihr eig
Lebensloos zu ziehen wagen aus einer hochgeſtell
Urne! Sagen Sie ihnen nichts von mir!

Bewegt ſtand Ackermann auf. Das kleine für
ländlichen Entbehrungen ſehr gewöhnt geweſene M
war vorüber. Man wandte ſich in das offenſtehe
Zimmer Ackermann's, wo die Zurüſtungen mit Ta
und Kannen ſchon in aller Stille von den Mä
händen hergerichtet waren.

Ackermann bot ſeinen Gäſten Cigarren, ohne
ſelbſt zu rauchen.

Selma, ſagte er, zeige Herrn Armand, wie
am Miſſouri und an der kleinen deutſchen Ulla un
Feſte feiern, damals als die Mutter lebte und i
wo wir von ihrem Andenken zehren ...

Selma ſetzte ſich an den Flügel und präludi
einige Takte, während der Tiſch abgedeckt wurde u
die kleine Hedwig, die ſchon leſen konnte, fra
welche Noten ſie ihr ſuchen ſollte.

Beethoven! bat Oleander.

Ungeachtet der Heiligkeit und Unverletzlichkeit, welche dem Dalai-Lama, als dem verkörperten Herrn des Himmels und der Erde, zugeschrieben wird, erheben sich doch häufig gegen die irdische Hülle seines Fleisches die feindseligsten Bewegungen. Die Reibungen zwischen dem Lama von Lassa und dem von Teschulumbo sind so alt, wie die ganze Theokratie, welche den Hintergrund unsers Gemäldes bildet. Bald beruft sich der Eine auf ein Versehen, das bei der Wahl des Andern begangen sei; bald wird der letzte Wille eines sterbenden Lama außer Acht gelassen und ein Anderer wirft sich zum Vollstrecker des umgangenen Testamentes auf; bald entstehen zwischen den einzelnen Herrschern, selbst nach Verjährung ihres Regiments, in Folge streitiger Befugnisse, eine Reihe von Feindseligkeiten, die oft mit dem völligen Sturze der schwächern Partei enden. Hiezu kommen von der einen Seite noch die Umtriebe der Fremden und von der andern gewisse Vorurtheile der Einheimischen. Die Intriguen des Cabinets von Peking haben schon oft dem rechtmäßigen Herrscher einen ungesetzmäßigen als Gegen-Lama entgegen gestellt. Und den Teschu-Lama wählten die Chinesen zu diesem Zwecke desto lieber, weil sie selbst vorgeben, daß dem letztern eine größere Heiligkeit beiwohne, als dem Dalai-Lama. Einige Mongolenstämme und die weißen Mandschuren sind desselben Glaubens und finden damit bei den Tibetanern um so eher Eingang, als es unläugbar ist, daß die Dynastie von Teschulumbo weit mehr Jahrhunderte zählt, als der jüngere Thron von Lassa. So wird alles Heilige in die kleinliche Berechnung des irdischen Maßstabes gezogen. Die Kurzsichtigkeit unsers Auges zieht das Firmament in einen so kleinen Raum zusammen, daß man es mit einer Fingerspanne ausmessen kann.

Fallen Ihnen da die beſten Reime ein? fragte Ackermann.

Gedanken, nicht Reime, ſagte Oleander. Und dann mit den Gedanken auch die Reime.

Und mit dem Beethoven, rief Selma vom andern Zimmer herein, wirkt bei Herrn Oleander auch die Digeſtion auf die Phantaſie.

Wie? die Verdauung? ſagte Ackermann. Schämen Sie ſich! Sind Sie da noch ein wahrer Dichter?

O, bemerkte Oleander erröthend, leider hab' ich neulich Selma geſtehen müſſen, daß ich die proſaiſche Bemerkung gemacht habe, wie ich unmittelbar nach Tiſch die größte Elaſtizität des Geiſtes habe und Bilder, Anſchauungen, Gedanken plötzlich finde, die ich ſogar in nächtlicher Stille vergebens ſuchte. Fräulein Selma hat darüber einen Spottvers gemacht. Sagen Sie ihn!

Statt aller Antwort ſchlug aber Selma mit gewaltiger Kraft die erſten Accorde der Sonate pathetique an und ſchnitt damit die weiteren Erörterungen ab. Ackermann lehnte ſich ein wenig in die Sopha-ecke, Oleander, ſeinen Kaffee trinkend, folgte dem fertigen und gewandten Spiele des jungen Mädchens, das der Muſik zu bedürfen ſchien, um ſich von namenloſen Empfindungen, die ſie beſchlichen hatten, zu befreien.

Während noch Selma in dem Adagio begriffen war und mit großer Reinheit die ersten Läufe, perlenden Thautropfen gleich, wie aus ihren Fingern gleiten ließ, überdachte Louis Armand die Situation, in der er sich befand. Er konnte sich nicht verschweigen, daß in diesem kleinen einsamen Kreise ein Element waltete, das ihm neu und fremdartig war. Die sinnige kleine Welt des höheren Bürgerlebens, verbunden mit den freien und großartigen Anschauungen eines fremden Welttheils, verbreitete hier eine Atmosphäre, die um so wohlthuender auf ihn wirkte, als er überall im Gespräche auf die Grenze der reinsten Sittlichkeit gestoßen war. Er hatte so viel Ungewöhnliches, Abnormes seit einer Reihe von Jahren erlebt, daß ihm diese Lebenskunst, die hier nach dem Tumult einer großen Reise schon so rasch einen kleinen Tempel der Häuslichkeit aufbauen konnte, etwas Ehrwürdiges hatte und er sich nur untergeordnet und aufnehmend fühlen mußte. Es gibt auch kaum etwas Gefälligeres, als einen feingebildeten, weltklugen Vater, der sich ganz der Erziehung eines einzigen geliebten Kindes widmet, in der Tochter die hingeschiedene Mutter ehrt und für sich zuerst all' die milde Liebe und sittliche Unschuld eines solchen sich entwickelnden jungen Wesens einathmet. Wie bewegt lauschte Ackermann dem unbe-

wußt gefühlvollen Spiele Selma's! Klar erkannte man bei Selma die Absicht, mit ihrem Spiele nur den Beweis ihres Talentes, ihrer Fortschritte, ihrer guten von der Mutter gelegten Grundlage zu geben, sie sentimentalisirte nicht mit der Musik, sie gab eine Uebung, die ihrer Bildung entsprach, sie spielte Denen zu Liebe, die sie hörten und doch war ihr Spiel voll Seele und Schmelz.

Zum Gesange, zu dem sie Oleander aufforderte, konnte sie sich nicht entschließen. Dafür suchte sie noch einige andre Meisterwerke hervor und wußte sie alle mit gleicher Correktheit wiederzugeben. Zuletzt klagte sie, daß sie Kopfweh hätte und that sogar gegen die beiden Stunden, die sie heute noch bei Oleander zu nehmen hatte, Einspruch.

Laß es mit einer bewenden! sagte der Vater. Ich führe indessen unsern Gast noch einmal in das Gehöft meines Nachbars. Um drei Uhr mögen Sie dann mit unserm guten Oleander zurückfahren, der, wenn wir morgen bei Zeisel's sind, dann bis übermorgen von uns verschont ist und einige seiner lyrischen Winterschauer dichten kann.

Oleander setzte auch mit Selma, die sich mit leichter Verbeugung Louis empfahl, in ihrem Zimmer den gewohnten Unterricht fort, den er ihr nun schon seit

zwei Monaten in Geſchichte, Erdkunde, Geſchmacks
lehre, Literatur ertheilte. Louis verſtand die Andeu
tungen, die über den Vikar gefallen waren, hinläng
lich, um ſich zu entnehmen, daß er in ihm einen
Genoſſen zu begrüßen hatte, einen Prieſter der dich
tenden Muſe. Nun begriff er erſt, warum Oleande
auf der Herfahrt tief in ſich gekehrt war und an ein
zelnen flüchtigen Erſcheinungen ein ſo lebhaftes Ge
fallen fand. Er gedachte des bitteren Gedichtes, da
er heute früh ſelbſt flüchtig entworfen und hielt es m
Recht anziehend, daß zwei ohne Zweifel im Geſchma
ſowie in der Bildung völlig entgegengeſetzte Fähigkei
ten unbewußt ſich mit derſelben Geiſtesübung beſchäf
tigten, die Louis einen Akt des höheren Cultus in
Menſchen zu nennen pflegte. Wohl hätt' er gewünſch
zu wiſſen, was wol während dem, daß er an den
Frühling der Welt verzweifelte und von den Blume
eigentlich geringſchätzend ſprach, in dieſem deutſche
Gemüthe entſtanden ſein mochte? Er war zu beſche
den, darnach zu fragen, hoffte aber, auf der Rückfahr
ſich dieſem einfachen und harmloſen Manne, der ihn
nichts Drückendes hatte, doch noch zu nähern.

Es hatte zwei Uhr geſchlagen. Ackermann fragt
die in der Küche waltende unpolitiſche Lieſe, ob fü
die Leute geſorgt geweſen wäre. Dieſe erwiderte:

Wir hatten heute nur acht drüben zu speisen. Wenn's nicht höher kommt, Herr Ackermann, verlier' ich den Kopf nicht. Auf dem Heidekrug hatt' ich in der Erntezeit oft dreißig Näpfe zu füllen.

Ackermann, der leider wieder den Regenschirm ergreifen mußte, erklärte Louis, daß er sich dies gewandte Mädchen vom Heidekruge herübergenommen hätte, wo die Leute nicht bleiben wollten, seitdem Herr Justus überstudirt wäre.

Es ist nun einmal die Art des gemeinen Mannes, sagte er, daß ihm da nur wohl ist, wo er auf sein Wirken, und wenn es noch so klein ist, ein Auge gerichtet sieht. Als dieser Justus, von dem ich in den Zeitungen sehe, daß er keine geringe Rolle in der Politik spielt, noch Oekonom war und auf die Hände seiner Arbeiter sah, hing ihm Alles an. Jetzt, wo er seinen Leuten größere Freiheit, als bisher, lassen muß, sollte man glauben, sie gefielen sich in ihr. Nein! Sie wollen dienen, ohne Verantwortung dienen, sie wollen untergeordnet bleiben, und haben ihm von dem Tage gekündigt, daß er in die Kammer trat und auf Monate Abschied nahm. Ein gewisser Drossel wirthschaftet nun bei ihm.

Links vom Hause sich auf einen Weg abwendend,

der durch ein Staket in's Freie führte, sagte Ackermann als Vorbereitung zu dem nun folgenden Besuch:

Ich will Sie zu meinem Nachbar führen, der gewohnt ist, daß ich täglich einmal bei ihm verspreche. Ein rechter Dorfmagnat Das! Wenn Justus geschein wäre, ging' er wie dieser nicht über seine Sphäre hinaus und genösse sein Wohlbefinden mit Behagen. Horen Sie da das wohlgefallige Brüllen seiner Kühe aus den Ställen! Seine Schafe liefern eine solide deutsche Wolle! Dies ist einer der Menschen, die sich bei Lebzeiten in ihrem Besitz nicht tariren lassen. Ihre Zinsen fallen immer wieder zum Capital; denn sie brauchen nichts und schaffen buchstäblich nur für die kommende Generation der Ihrigen, die ihnen noch dazu alle diese Vorsicht und Liebe durch den Eigensinn verderben, der sich solcher wohlhabenden Kinder doch in aller Stille bemächtigt.

Louis ahnte sogleich, daß ihn Ackermann zu dem Vater des Sergeanten Heinrich Sandrart führte. Er wußte, daß dieser Ackermann's Nachbar war und zu den Begüterten gehörte. Schon machte er sich gefaßt, Verwünschungen über den Soldaten, über Fränzchen, vielleicht über sich selbst zu hören.

Der Regen war nur noch feuchter Nebel, der Alles einhullte. Der Boden tief durchweicht. Um eine

reckene Stelle zu finden, mußte man bald da, bald
rthin ſpringen. Von Bequemlichkeit, Schönheits-
inn, von einem gedämmten Wege, von einer gefälli-
gen Allee oder Hecke, ſagte Ackermann, iſt bei unſern
Bauern nicht die Rede. Nur der unmittelbare Aus-
ruck des Nutzens hat für ſie Werth. Iſt Das bei
Ihnen auch ſo?

Nein, mußte Louis erwidern, im Süden verräth
er ärmſte Hüttenbewohner eine erlaubte Gefallſucht.
Er ſchmückt ſein Häuschen und wenn es mit einigen
Blumenſtöcken wäre.

Es iſt wahr, ſagte Ackermann, ich war in Italien!
Schon im ſüdlichen Deutſchland und der Schweiz
achtet man nach dem Gefälligen, während hier Alles
auf den reichſten Erwerb von Schinken, Speck, Wür-
ſten, Kartoffeln, Korn und baarem klingenden Gelde
hinausläuft.

Indem waren ſie bei dem Gehöft des Bauern
Landrat angekommen. Ein großes Holzthor mußte
in ganzer Weite geöffnet werden, um in den Hof zu
kommen. An Scheunen und Ställen ein Ueberfluß.
Hunde von allen Racen ſchoſſen aus kleinen hölzer-
nen Hütten. Ihr Gebell war aber eine frohe Be-
grüßung, denn mit Ackermann waren ſie Alle befreun-
det. Die niedrige Eingangsthür des beſcheidenen

Hauſes, deſſen einziger Schmuck grell angeſtrichene roth-grüne Fenſterläden waren, hatte eine Klingel, die beim Oeffnen durch das ganze Haus dröhnte.

Sandrart ſchläft doch nicht? fragte Ackermann eine alte Magd.

Sie ſchüttelte den Kopf, neugierig auf einen Fremden lugend, den heute Herr Ackermann mitbrachte.

Ackermann öffnete eine Thür, aus der der Qualm des überheizten grünen Kachelofens ihnen entgegenſtrömte. Die Decke des Zimmers war niedrig. Die Wände hingen voll geringer Kupferſtiche und bunter Farbenklexereien.

Hinterm Ofen ſich ausdörrend ſaß der alte Sandrart in einem Sorgenſtuhl und erhob ſich. Eine kleine ſtämmige Geſtalt in kurzer Jacke mit großen ſilbernen Knöpfen. Tem runden, ziemlich ebenmäßigen Antlitz konnte man ſeine gewöhnliche Phyſiognomie nicht entnehmen, da der Alte verdrießlich ſchien und gleich voll Zorn auf einen Brief wies, den er heute empfangen.

Zuerſt, beſter Nachbar, ſagte Ackermann mit ſpielender, ironiſcher Leichtigkeit, zuerſt ſtell' ich Euch einen Beſuch aus der Reſidenz vor, Herrn Louis Armand.

Sandrart wußte nichts von dieſem Namen und nickte mürriſch verlegen . . .

O mein Sohn, fing er ſogleich an, mein Sohn, mein Sohn, Herr Nachbar!

Schon wieder Kummer über Euern Sohn? Schon wieder Schlimmes von ihm?

Louis horchte mit großer Spannung und ſetzte ſich auf einen der gepolſterten kattunüberzogenen Stühle, die in dem Zimmer ſtanden.

Ich wette, es iſt wegen der Heirath Eures Sohnes, Nachbar. Ich hab' es immer gerathen, Nachbar, laßt ihn freien, wen ſein Herz begehrt!

Die nicht! Die nicht! ſagte der Alte; und wenn ſie ſich auch dicht hier ſchon an die Hausthür hergepflanzt hat!

An die Hausthür ſchon? ſagte Ackermann ſich umblickend. Da ſeh' ich nur Eure wilden Hunde, denen es bald zu kalt werden wird.

Drüben im Forſthauſe iſt ſie ja!

Im Forſthauſe?

Sie haben ja nicht geruht, bis ſie nur noch einen Sprung in meinen Waizenkaſten hat.

Sie müſſen wiſſen, Herr Armand, ſagte Ackermann immer launig und ſcherzend, Vater Sandrart's Waizenkaſten iſt ſein Geldkaſten. Ich möchte doch wohl wiſſen, wo er ſteht, Nachbar, der Waizenkaſten!

Sandrart lachte pfiffig in ſich hinein. Wenn man

von ſeinem Gelde ſprach, wurde er immer launig, aus einer Art von Schabernack. Heute fiel er aber bald wieder in ſeinen grimmigen Ton zurück.

So viel weiß ich, drüben in's Forſthaus kommt der Waizenkaſten nicht. Ich hab's auch heute dem Heuniſch geſagt . . .

Waren Sie drüben? fragte Louis angeregt.

Das fehlte noch! antwortete der Bauer hochfahrend. Ich Dem nachlaufen? Hier iſt er geweſen, der Heuniſch und hat wieder von der Geſchichte angefangen. Ich leid's nicht. Heinrich ſoll ſich nach ſeinem Stand umſehen und mir ein Mädchen bringen, die mehr verſteht als Staatshauben.

Ackermann war einigermaßen über dieſe Verwicklungen unterrichtet.

Iſt das Mädchen im Forſthauſe? fragte er. Franziska Heuniſch, die Nichte des Förſters! Aber Alter, hört doch! Fränzchen Heuniſch, wie Das hübſch klingt! Fränzchen! Das müßt' Euch ja ſein, wie wenn ein Kätzchen um Euch wäre und Euch ſtreichelte! Denkt nur, wenn ſo eine weiche Hand da über Euren Bart fährt, wie gut Euch Das thäte. Iſt ſie ſchmuck? Sie kennen ſie ja, Herr Armand! Wollen Sie nicht ein gutes Wort für dieſe Verbindung einlegen?

Es ist bekannt, daß in Tibet die Geistlichkeit sich in zwei Secten trennt, welche sich nach ihren verschiedenen Trachten **Gelbmützen** und **Rothquäste** heißen. Es ist gleichgültig, worin die Differenz ihrer Ansichten besteht, aber die Trennung ist eben so erwiesen, als daß die erstere Partei ein größeres Maß von Ehrfurcht vor dem Teschu-Lama, die letzte vor dem Dalai-Lama hegt. Wenn zwischen diesen beiden Häuptern des Landes Unruhen ausbrechen, so nehmen jene Secten, je nach ihrer Verwandtschaft, gegen den einen für den andern Partei und schüren die Flammen des Zwistes noch mehr durch die Aufregung des Volkes, auf welches ihnen die Verfassung Tibets einen so mächtigen Einfluß erlaubt.

Unter diesen Umständen werden wir Vieles erklärlich finden, das uns bei der großen Achtung vor dem Dalai-Lama sonst räthselhaft hätte erscheinen müssen. Nichts war in Tibet mehr vorhanden, als der Zündstoff zu den Mißhelligkeiten, deren Ausbruch wir entgegen sehen.

Wir kehren zu den Männern zurück, welche es übernommen hatten, in die brennbare Materie den ersten Funken zu werfen.

Unter dem Giebeldache eines freundlichen Hauses, über welches sich die Zweige eines hohen Ulmenbaumes ausstreckten, saßen auf ausgebreiteten Teppichen zwei Männer, welche in ihren Gesichtsbildungen, in dem ganzen Ausdruck ihres Wesens so verschieden waren, daß man sich wundern konnte, wie ihnen Beiden doch die Sitte des Tabakrauchens gleich geläufig war. Blaue Rauchwolken stiegen in die grünen Zweige der schattigen Ulme und vertrieben zwar das den Bäumen schädliche Ungeziefer, aber auch den Singvogel, wel-

Louis war in Verlegenheit ... Doch lobte er Fränzchens Schönheit.

Ah, glatt hin, glatt her! sagte der Alte. Ich habe sie ja gesehen vor drei Monaten. Eine Mamsell paßt nicht für die Diele draußen. Soll ich mit einem Jäger in Freundschaft kommen?

Das ist wahr, sagte Ackermann, ein Lohndiener des Fürsten und Ihr ein Freiherr vom Ullagrunde. Nein, Das wäre nicht nach der Ordnung. Aber, Nachbar, die Ordnung könnt' Euch am Ende eine Tochter in's Haus bringen, die wol Batzen, aber garstig rauhe Hände hat, mit Euch zankt, Euer Leibgericht nicht kochen will, und warum? Weil ihr selbst die Klöße im Magen drücken.

Sandrart lachte.

Ich ging' einmal von der Ordnung ab ...

Der Bauer schuttelte den Kopf.

Jetzt erst recht nicht, sagte er; wo ich keine Ruhe vor ihr haben soll, wo sie schon angezogen kommt und sich in der Nachbarschaft will sehen lassen. Jetzt grade nicht!

Aber, Nachbar, wie ist mir denn, so viel ich weiß, ist das Mädchen Eurem Sohne nicht einmal zugethan. Jeder Brief, den ich Euch vorlesen muß, erzählt von seinem Kummer, daß es Fränzchen mit ihm nicht mehr mag wie sonst.

Heimtückerei! sagte Sandrart. Sie wird wol Gott danken, wenn sie meine Permission kriegt. Mit dem Förster! Mit denen da in dem Forsthaus verwandt? Mit dem Blinden in der Schmiede?

Die haben Geld!

Wer weiß, wie gewonnen! Landläuferisches Volk! Wenn mir der Heinrich so käme ... wozu hab' ich denn das Haus aufgerichtet, das Ihr bewohnt, Nachbar? Wozu ließ ich ihn, den Jungen, denn was lernen, lesen, schreiben, rechnen; er bläst Flöte ... er wird Soldat ... das mußt' er ... nimmt seinen Abschied, er bringt mir ein Mädchen zu aus Randhartingen oder Schönau, wo die fettesten Bauern sitzen. Will ich sie doch hier nicht in dies alte Haus führen, obgleich es vor zehn Jahren erst renovirt ist, ich lege den Bau da oben an und nun, für wen? für die da im Forsthause? Nein!

Dies Nein hatte etwas im Ton, das man nur mit fletschenden Zähnen hervorbringen konnte. Der Alte war gewiß fern von aller ursprünglichen Bosheit, aber im Punkte seines Stolzes und seines Eigennutzes kannte er nichts, was seine Empfindung milderte.

Vorläufig hoff' ich, sagte Ackermann, daß Euer Sohn General wird und seinen Abschied erst auf

dem Felde der Ehre nimmt. Das von wegen des Hauſes.

Nun, ſagte Sandrart beſchwichtigend, für drei Jahre, Nachbar, iſt's ja Euer! Wenn er eine brächte der Heinz, die mir gefällt, muß ſie erſt noch . . .

Hier hinter dem grünen Kachelofen mit Euch ſchmoren, unterbrach ihn Ackermann. Ich ſag' Euch, Nachbar, gebt Euren Eigenwillen auf! Der Heinz thut einmal nicht, was Euch gefällt. Was habt Ihr ihn Flöte blaſen laſſen! Wer Flöte bläſt, Alter, ſetzt ſich hier nicht im Winter unter Eure Lerchen da im Bauer, die bei jedem Sonnenblick denken: draußen iſt Frühling und ſtoßen ſich den Kopf, weil ſie ſingen wollen! Der ſucht die Lerchen draußen auf dem Feld! Rechnet doch auf Kinder nicht, die ſich verlieben und im Kummer Flöte blaſen können! Seid froh, wenn ihn nicht das Auswanderungsfieber befällt . . .

Das wäre? ſagte der Alte zum Tod erſchrocken.

Nun?

Ein Vagabund!

Oho!

Ja ſo, Nachbar! Vergebt! Das hatt' ich ganz vergeſſen . . . Ihr war't auch draußen. Aber . . . leſt mir den Brief, wenn Ihr die Güte haben wollt!

Ackermann nahm das Papier, das der Bauer in

Handen hatte, warf einen verſtohlnen Blick auf den mannichfach bewegten Louis und las ein Schreiben vor, in welchem zuvörderſt nur von Schinken, Würſten, Butter und Käſe die Rede war. Der Feldwebel ließ danken, drei Unteroffiziere dankten, Alle verſorgte der Bauer aus dem Ullagrunde mit Lebensmitteln. „Vater, hieß es aber nun weiter, Vater, ich muß Sie recht um Gottes Willen bitten, ſeien Sie chriſtlich mit der Franziska, die nun jetzt doch zu ihrem Onkel nach Pleſſen iſt! Sie hat von mir in Güte Abſchied genommen und mir geſagt: Sandrart, wenn ich im Frühjahr noch lebe und Sie kommen zu Ihrem Vater, ſo will ich Ihnen recht gut werden, wie eine Schweſter. Ich weiß nun auch, daß ſie gern einen Andern möchte lieber leiden, aber ich habe doch von Märtens, die grüßen laſſen, auf Ehre und Seligkeit gehört, daß es bei dem nur guter Wille iſt und Freundſchaft, aber keine reelle Abſicht. Sagen Sie ja in das Förſterhaus hinein, daß ich Franziska grüße und ihr wünſche, daß ihr die Zeit nicht ſollte lang werden bis zum Frühjahr und daß ich keinen Ball in dieſem Winter beſuche. Lieber Vater, ich habe dieſer Tage ein großes Malheur können haben. Ich muß es Ihnen doch auch ſchreiben, was es war. Es war wieder, wo ich Ihnen ſchon öfters geklagt habe, von

wegen meinem Lieutenant. Ich hatte, weil die Franziska nun abgereist ist, die Flote mitgenommen in die Kaserne und Alle hören gern, wenn ich manchmal des Abends blase. So blas' ich vorgestern Abend um fünf Uhr, wie's schummrig ist, und da kommt der Lieutenant hereingestürzt und der Portepéefähnrich auch und sie fluchen ein Donnerwetter über das andre, weil ich hatte ein demokratisches Lied geblasen. Das war aber nur die Melodie gewesen, die ich . . .

Ackermann meinte, hier wäre etwas verwischt.

Blus! sagte der Bauer; blus blus — heißt es wol.

Blus?

Blus! Blus! wiederholte der Alte. Nun? setzte er drängend hinzu.

Allein, fuhr Ackermann fort zu lesen, was ist es meine Schuld gewesen, daß die Soldaten nun Alle laut ein Lied sangen, das auf diese Melodie gar nicht gesetzt ist? Der Lieutenant schimpfte uns einen Strauchbuben und Demokraten über den andern, worauf ich ärgerlich wurde und ihm etwas sagte, was er sagte, daß ich es ihm schon einmal gesagt haben sollte. Ich sagte aber nichts, als: Herr Lieutenant, wir sind jetzt nicht im Dienst! Da wurde er fast toll, zog die Klempe und schrie, daß ich ein Landesverräther und

alle Tage wol capabel wäre, dem König meinen Eid zu brechen! Und eher wollt' er mich niederstechen, wobei ihm der Portepéefähnrich, Sie kennen ihn ja, es ist der kleine blonde, er heißt von Flottwitz, den Arm hielt, daß er nicht so schändlich konnte ausführen, was er drohte. Aber eine Rede hielt er nun, daß er schon längst wisse, was die dritte Compagnie zum Abschaum in der Armee mache und daß wir die Cocarde verlieren sollten und solche niederträchtige Sachen mehr, bis er dann sagte, daß er alles Dieses aufschreiben und mich wegen meiner Rebellion auf acht Tage in Mittelarrest bringen würde. Das nahm auch seinen Fortgang. Beim Appell wurde ich vorgerufen und mein guter Major, der Herr Major von Werdeck, für den das Bataillon sein Leben in die Schanze schlagt, sagte mir: Hören Sie, Sandrart, ist es wahr, Sandrart, sagte er, daß Sie ein demokratisches Lied geblasen haben? Herr Major, sagt' ich, ich habe eine Melodie geblasen, auf die die Soldaten einen Vers sungen, der darauf paßte wie die Faust aufs Auge. Was blusen Sie? fragte der Major. „Wenn ich in stiller Mitternacht", sagte ich. Und was sungen die Soldaten? „Was ist des Deutschen Vaterland?" Darauf kehrte sich mein braver Major zu unserm Lieutenant um, sagte gar nichts.

ſondern nahm ſeinen Tſchako ab. Das war prächtig! Auf unſerm Tſchako haben wir jetzt nämlich zwei Cocarden, die von unſerm Landesvater und die vom deutſchen Vaterland. Da ſagte er gar nichts, ſondern zeigte blos auf die kleine Cocarde, daß die noch gälte und er ging dann ſeiner Wege. Der Lieutenant warf mir aber einen giftigen Blick zu und wird mir's wol noch gedenken. Lieber Vater, es iſt hier nicht Alles ſo, wie es ſein ſollte. Unſer Fürſt Egon iſt Miniſter geworden. Ich ſah ihn heute früh in die Kammer fahren. Er ſah ſchon recht blaß aus. Den werden ſie bald mürbe kriegen! Adie, lieber Vater! Sie brauchen mir vor Weihnachten nichts mehr zu ſchicken, ſeien Sie nur freundlich mit Franziska und grüßen Sie ſie von mir, auch Herrn Armand, der jetzt auf dem Schloſſe iſt, aber bald wiederkommen wird. Er iſt Franziska zugethan und ſie hat ihn gern, das weiß Gott! Leben Sie wohl, lieber Vater, und bleiben Sie noch lange am Leben! Dies wünſcht Ihr Sie aufrichtig liebender Sohn Heinrich Sandrart, Sergeant in der dritten Compagnie, Leibregiment."

Der Eindruck dieſes Briefes war auf jeden der drei Anweſenden ein andrer.

Ackermann ſchien erſt an den naiven Wendungen und dem gutmüthigen Charakter des jungen Bauern-

ſehnes den lebhafteſten Gefallen zu haben, ſtockte aber am Schluß bei der Stelle über die Nachricht von Egon's ſchwieriger Stellung und ſeinem bedenklichen Ausſehen. Auch Louis hörte die Mittheilung voll Beſorgniß, war aber von dem gläubigen, vertrauenden Tone ſeines Nebenbuhlers beſchämt, während er ſich vorwurfsvoll ſagte: Wie unwahr biſt Du! Wie grauſam und wie thöricht! Der Bauer aber, der eben, als der Brief zu Ende ging, ſich anſchicken wollte, auf die verdammte demokratiſche Richtung ſeines Sohnes loszuwettern, erſchrak über den Schluß, bei welchem Ackermann im Leſen auf Louis Armand deutete, ſo ſehr, daß er in Verlegenheit gerieth, jetzt erſt zu begreifen, wen er vor ſich hatte! Den bekannten Freund des Prinzen! Den Abgeſandten deſſelben Egon, den er auf der Landſtraße einſt zu ſich genommen hatte, in ſeinem Wagen in die Stadt führte und für einen Landſtreicher hielt und ſo behandelte! Er hatte Ackermann oft genug davon erzählt, mit Vollkommenheit ſich von Heunisch und Herrn von Zeiſel berichten laſſen, was Se. Durchlaucht ſelbſt über dieſen Vorfall gemunkelt hätten und nun war dies jener im ganzen kleinen Fürſtenthume bekannte Freund und Gefährte der ſonderbaren Jugendſchickſale des Fürſten, der, wie Alle einſtimmig verſicherten, ein einfacher

ſchlergeſell ſein ſollte. Vor Erſtaunen blieb ihm
r Mund offen. In ſeiner Verlegenheit hätt' er
rn dem Franzoſen einen Beweis ſeiner Achtung,
ch gern einen Einblick in ſeine gute Lage geben
ögen.

Er ſprach von einem Staatszimmer, das er hätte
llen aufſchließen laſſen und äußerte ſogar etwas von
ein, den er doch im Keller hätte.

Da kommt es heraus! ſagte Ackermann, der wie-
r zu ſeiner Laune zurückkehrte. Nun ſchämt er ſich,
ß er uns ſo bärbeißig empfangen hat! Am beſten,
achbar, könnt Ihr es dadurch gut machen, daß Ihr
ſen freundlichen Herrn erſucht, bei dem Fränzel, das
nun auch kennen lernen muß, ein gutes Wort für
ern Sohn einzulegen, damit der arme Flötenbläſer,
r für den König nicht zu taugen ſcheint, erhört wird,
nen Abſchied nimmt und hier zum Vater herzieht.
ne Probe ihrer Liebe ſoll die ſein, daß ſie noch drei
hre mit Euren heißen Kachelöfen, in deren Nähe
e luſtliebende Lunge umkommen kann, vorlieb
mmt.

Ne! ſagte der alte Bauer wieder mit demſelben
ſödruck beſtimmter, ruhiger und kalter Malice. So
ht!

Eigenſinniges Volk, das Ihr ſeid! polterte Acker-

mann und brach nun auf. Kommen Sie, Freund, es ist hier zu heiß.

Der Bauer begleitete mit vieler Umständlichkeit und dem Drange, sich eigentlich jetzt erst recht lebhaft mit dem jungen Franzosen zu verständigen, seinen Besuch vor die Thür und über den Hof. Es regnete nicht mehr. Der Weg war nur zu schlecht, sonst hatt' er Louis gern ausführlicher über seinen Sohn, ob er ihn kenne, wo er ihn gesehen hätte, wie er ihn gesehen hätte, ausgefragt. Den Fürsten, den er auf seinem Leiterwagen gar schnöde behandelt haben mußte, wagte er nicht zu erwähnen.

Louis Armand war in der eignen Lage, von Heinrich Sandrart mit Interesse sprechen zu müssen. Er räumte ihm all' die vortrefflichen Eigenschaften von Herzen ein, die er an dem jungen Nebenbuhler kannte und trotz seiner getheilten Empfindung zugestehen mußte.

Als Ackermann mit Louis allein war und zu seinem Wohnhause die Schritte zurücklenkte, verwünschte er den Eigennutz dieser besitzenden Klasse auf dem Lande und fand alle Fehler des deutschen Charakters in unserm Bauernstande wieder. Man spräche, sagte er, vom Egoismus der Fürsten und des Adels, diese Bauern wären die ärgsten Verbündeten jenes auf

cher auf dem ersten Geäst sein Nest gebaut hatte und seine Jungen der Gefahr des Erstickens überlassen mußte.

An dem komisch ernsten Aeußern des einen der Dampfenden, an der sorgfältigen Abgemessenheit seiner Bewegungen, an dem abgewogenen Ausdruck seiner Rede, welche er gern mit zierlichen Wendungen schmückte, erkennen wir bald den Correspondenten wieder, welchen wir in der Gefangenschaft des kühnen Teschu-Lama verlassen haben. Es ist die kleine Wohnung seines Wirthes und Wärters, des Polizeipräsidenten und Hofnarren Dhü-Kummuz, vor welcher er seine Glieder ausgestreckt hat, die Blicke bald in die Ferne des Ostens, wo sie eine bergige Scheidewand abschnitt, richtend, bald sie auf seinem Gegenüber ruhen lassend.

Diese andere Person ist für uns eine neue Erscheinung und wohl einiger Beachtung würdig. Ein barockes Kleidergemisch, das theilweise dem asiatischen Schnitte gemäß ist, theilweise aber an Europa erinnert, umschließt einen langen, wohlgenährten Körper, aus welchem zwei kleine graue Augen und eine fein gebildete, spitze Nase hervorquollen. Jede Oeffnung des geschlossenen, lippenlosen Mundes ließ eine Reihe der weißesten Zähne blicken, die gegen den dunkeln Teint des übrigen Antlitzes auffallend abstachen. Der spärliche Bartwuchs ließ dennoch so viele Haare zurück, daß sich auf der obern Lippe ein kleiner grauer Bart angesetzt hatte. Den kahlen Scheitel bedeckte eine weiß gepuderte Perücke. Rechnen wir zu diesen Einzelzügen noch einen, mit Pistolen besteckten Gürtel, sehr lange Stiefeln aus ungegerbtem Leder und neben dem Manne zwei große Gefäße mit dem Gerstentranke Tschong und mit dem stärkeren, spirituosen Arra gefüllt, so haben wir das vollständige Bild Sir James Dick-

chte und ein gieriges Mein! oder Dein! begrün-
ſtabilen Prinzipes.

der weiteren Ausführung dieſer Thatſache und
Vergleichung mit den Verhältniſſen andrer Län-
beſonders dem freien Blicke der amerikaniſchen
r kehrten ſie zu dem Wohnhauſe zurück, wo
der Knecht mit dem Einſpänner harrte. Selma
Oleander waren noch nicht ſichtbar. Ackermann
an der Thür, wo die Lection gehalten wurde
ſuchte Louis, da ſie noch nicht zu Ende ſchien,
o lange bei ihm einzutreten.

uis fand dadurch Gelegenheit, die Eindrücke
Beſuches noch einmal zuſammenzufaſſen, für
eundliche Aufnahme zu danken und Ackermann
lücklichſten Fortgang ſeiner Unternehmungen zu
en.

mpfehlen Sie mich dem Fürſten, ſagte Acker-
indem er Louis' Hand ergriff, ſagen Sie ihm,
h mich bemühen werde, das in mich geſetzte
uen zu rechtfertigen. Zu Neujahr treffen die
mittel meiner künftigen Thätigkeit ein. Sehen
er elende und geringe Sinn, den Sie bei jenem
, meinem Nachbar, gefunden haben, iſt er nicht
olge der elenden und geringen Hülfsmittel, mit
n man bisher der Natur ihre Geheimniſſe, die

ſie ungern hergibt, zu entlocken ſuchte? Da wo der Menſch und immer nur der Menſch allein, höchſtens mit einem dummen Stiere, einem geduldigen Pferd der großen allgewaltigen Natur gegenüberſteht und ſie ſich allerdings in gewiſſem Sinne dienſtbar macht, da wächſt auch der Dünkel, der Hochmuth, wenn nun wirklich dieſe kleinen Handgriffe gelingen und ſich ihre Erträgniſſe in Geld verwandeln, das man nicht zu benutzen verſteht. Sagen Sie dem Fürſten . . . doch ich ſpreche Sie ja morgen noch! Wie lange denken Sie zu bleiben?

Wenn Egon leidet, ſagte Louis, wenn ich höre, daß ihn ſein politiſches Syſtem vielleicht zu gewaltſamen Schritten treibt, ſo hab' ich einen Drang, bei ihm zu ſein, der mich in wenig Tagen von hier entfernen wird.

Bleiben Sie in ſeiner Nähe, ſchloß Ackermann mit einem eignen Tone der Rührung. Schützen Sie ihn vor der Welt, auch vor ſich ſelbſt. Ich fürchte, er kam zu jung auf einen Platz, der gereifte Männer erfordert. Ich fürchte, die traurige Ideenloſigkeit des Momentes, die ſchwierige Lage des Hofes und die Rathloſigkeit, mit der ſich die privilegirten Stände nach Geiſtern umſehen, die für ſie mit einer leidlichen Theorie in die Schranken treten, hat hier etwas zu

Stande gebracht, was weder jene zu ihrem, noch ihn zu ſeinem Ziele führt. Entweder zerfällt jene Geſellſchaft mit Egon oder Egon mit ſich ſelbſt — das Letztere —

Wäre entſetzlich! fiel Louis ein.

Wenn Sie Ihren Freund und Gönner recht in Gefahr wiſſen, in geiſtiger Gefahr, wollen Sie mir es dann ſchreiben? ſagte Ackermann. Verſprechen Sie mir Das?

Ich verſprech' es Ihnen! antwortete Louis überraſcht...

Ich verſtehe mehr als den Feldbau, fuhr Ackermann fort. Ich kenne das Leben — und die Wiſſenſchaft war einſt mein Beruf.

Wie iſt es nur möglich, mußte ihn Louis, den dieſe Bemerkung ſchon lange brannte, jetzt fragen, wie iſt es nur möglich, daß ein Mann von Ihrer Weltbildung, die ihn recht eigentlich auf den Verkehr der großen Städte anzuweiſen ſcheint, ſich durch dies einfache Landleben befriedigt fühlen kann! Sie ſtehen geiſtig ſo hoch und müſſen hier ſo niedrig ſteigen. Es umgeben Sie Menſchen, die unbedingt keine andre Sprache verſtehen als die der Beſchränktheit und Selbſtgenügſamkeit.

O mein junger Freund, antwortete Ackermann, ſchon ſeit einer Reihe von Jahren hab' ich mir dies

Leben der Beſchränkung und Einſamkeit anfangs als eine Läuterung, die mir ſchwer wurde, dann als eine Pflicht, die mir Vergnügen machte, auferlegt. Was iſt dieſe Welt? Ich habe ſie durchgekoſtet bis zur Hefe. Ich bin in den Irrthümern des ringenden Ehrgeizes, der ungebändigten Herzensregungen aufgewachſen. Ich habe mich auf ſeidene Polſter geſtreckt und aus goldenen Bechern die Luſt des Lebens getrunken. Ich war nie vermögend, aber ich beſaß angeboren das Talent des Reichthums. Ich konnte Denen, die beſaßen, meine Phantaſie leihen und ihnen ſagen, was den Genuß ſteigere und veredle. Ich lag wie auf Roſenblättern und über mir herab hingen die vollen braunen Trauben. Ich durfte nur zugreifen. Freilich war ich dabei ein Sklave. Ich hatte die Freiheit des Herzens nicht. Für Glück und Annehmlichkeit, die mich umgaben, für Liebe ſogar, die mich mit weichen Sammethänden pflegte, mußte ich doch die Kette dieſer Liebe, die meinem Ideale nicht entſprach, hart empfinden. Wiſſen Sie, was eines der kläglichſten Looſe des gebildeten Menſchen iſt? Empfindungen heucheln zu müſſen, die man nicht hat, erkenntlich ſein müſſen für eine Hingebung, deren Gründe uns verdächtig ſcheinen. Ich war jung, ſtrebſam, ehrgeizig. Ich hatte eine Phantaſie wie Sardanapal. Ich konnte mir die glänzendſte

Welt, in der ich leben mochte, zaubern. Da fand ich ſie! Ein Weib, das mich liebte, ſchüttete die Freuden der Bequemlichkeit auf mich herab. Ich reiſte mit ihr. Sie liebte mich, ich erwiederte wenigſtens äußerlich ihre Hingebung und mußte mir ſagen, weil ich beſſer, weil ich edler in meinen Regungen war, als ſie ſelbſt in ihren angebornen, ehrgeizigen, unwahren, ſo hielt ich ſie in ihrer ſittlichen Haltung empor und diente ihr als Stamm und Anlehnung. Allein es war eine Sklaverei. Lieben ſollen, wo man nicht liebt! Schön finden müſſen, was uns nicht gefällt! O mein Freund, ich erkenne in dem Freunde des Fürſten Egon, ſo beſcheiden und anſpruchlos Sie auch ſind, doch ein Auge, das auf die Tiefe des Herzens geht und ſage Ihnen, ich verachtete mich. Ein junger Mann, geliebt von einer älteren Frau, die für ihn ſorgt, ihn nur für ſich und nur für ſich in Beſchlag nimmt, iſt in neunzig bei hundert Fällen tief, tief verächtlich. Ich klirrte mit meiner glänzenden Kette. Ich riß mich heimlich zuweilen los. Ich fand Weſen, die mich bemitleideten, weibliche Weſen, die ſchöner, lieblicher, edler als meine Herrin waren. Ich genoß kurze Triumphe meiner Freiheit und mußte doch zu meinem Joch zurückkehren, denn ein eigner Zufall wollte, daß meine Gebieterin von der feſten Vorſtellung beherrſcht war, daß

ſie früh ſterben würde. Ich kann Ihnen den ganze
Roman meines Herzens nicht erzählen. Nur andeute
wollt' ich, was mir dies Leben da in den Städte
und unter den civiliſirten Menſchen zum Ekel vergällt
Ich fand ein kindlich reines Gemüth, das mich lieb
die Mutter meiner Selma. Es war eine einfach
Weiblichkeit, die nichts zu bieten hatte als ſich ſelbſ
Wie fühlt' ich mich veredelt von ihrer reinen Ur
ſprünglichkeit! Da lag noch Alles unentweiht in de
jugendlichen Bruſt, nichts vergeudet, nichts angegriffen
von Dem, was zu ihren edelſten Schätzen gehörte. Ich
fühlte wohl, daß bei dieſem jungen Kinde, das durch ein
ſonderbare Fügung von meiner früheren Geliebten ſy
ſtematiſch dahin erzogen wurde, mich liebenswerth zu
finden und ihr Grauen vor mir zu beſiegen, ich fühlte
wohl, daß eine bedeutende, ihre Umgebungen umge
ſtaltende Entwickelung bei Selma's Mutter nie ein
treten würde, aber gerade, daß ich ihr ſo viel von
dem Meinen zu geben hatte und daß es nur das Gute
war, was ich aus meinem Weſen ausſcheiden mußte
zu ihrem Dienſte, das hob mich wieder ſittlich empor
und beſtärkte mich in meinem Entſchluß, mir eine
große, ſtarke, lebenerſchütternde Läuterung aufzulegen.
Ich ging nach Amerika. Da hab' ich am Miſſouri
einſam gelebt und mir die Reſte der beſſeren Beſtim-

mung noch wohlweiſe und ſorglich einmal zuſammengelegt. Es gab ein Ganzes! Es war nichts Halbes mehr, was mich erfüllte. Ich lebte einem Berufe, der mir anfangs ſchwer wurde, dann mich aber unterhielt, mich ſogar begütert werden ließ. Ich ſah wohl, daß Selma's Mutter durch die Trennung litt. Da hatt' ich eine geiſtige Aufgabe zu löſen, einen Mollton durch unſer Leben durchzuführen. Auch dieſer Schmerz deſſen Urſache ich ſogleich doch nicht aufheben konnte, wirkte milde und gut. Ich verwies auf zukünftige Hoffnung und verſprach Rückkehr nach Europa. Die Gute erlebte ſie nicht. So mußt' ich ihrem Kinde, Selma, mein Wort halten. Ich kehrte ungern zurück. Aber wenn ich dieſe Ehrenſchuld, die ich abzutragen hatte, gern bezahlen ſoll, ſo mußt' es ſo kommen, wie jetzt! Ich bin ein Ascetiker der Weltlichkeit! Ich bin ein Egoiſt der Univerſalität! Ich weiß nicht, ob ich Ihnen verſtändlich bin. Ich will nur ſagen, daß ich in meinem kleinen Daſein das ganze All wiederzuſpiegeln ſuche und nichts thue, nichts im Geringſten und Kleinſten ergreife, ohne mir zu ſagen: Das muß ſo ſein! Das iſt gut ſo! Die alte Zeit, wo mir Alles nur proviſoriſch war, wo ich immer rannte, hoffte, mich und Andre vertröſtete, liegt hinter mir. Was ich beginne, iſt nützlich, und was ich ſehe und

erlebe, ist gut. Ich will nichts mehr vom Ueberfliegenden. Da jenen Strauch an diesem Fenster zu beobachten, wie lange ihn der Schnee decken wird und wann er sein erstes grünes Keimchen schießen wird, Das ist mir eine Wonne, und auf solche Freuden beschränk' ich mich. So sehen Sie denn, daß ich mit Bauern bäurisch, mit Handwerkern handwerksmäßig, mit Dichtern dichterisch empfinden und reden kann, ohne verdrießlich zu werden und wie in jungen Zeiten etwa mein Schicksal zu beklagen.

So sprach Ackermann . . .

Hätte ihn Pauline von Harder reden hören, den geliebten Heinrich Rodewald, sie würde doch vor Wehmuth und Wonne gezittert haben, ob er sie gleich anklagte. Sie besaß die Fähigkeit, auch diese Größe seiner Worte zu verstehen . . .

Louis Armand mußte während dieser ihn ehrenden Geständnisse eines solchen Mannes an Murray denken. Es war derselbe Geist der Reue, der beide Männer ergriffen hatte, hervorgegangen aus unähnlichen Zuständen. Er hätte gern gewünscht zu wissen, ob in Ackermann die religiöse Färbung seiner Gefühle auch so stark war, wie bei dem ehemaligen, in sich gekehrten, leichtsinnigen Verbrecher. Deshalb warf er das Wort hin:

Die strebende Jugend, die nicht ruhen kann, muß

Sie um dieſe Läuterung beneiden. Sollte man dieſe Weisheit, zu der Sie ſich aufgeſchwungen haben, nicht Religion nennen?

Es iſt meine Religion, erwiderte Ackermann, mich gebunden zu fühlen. Früher war die Ungebundenheit meine Religion. Ich bin noch rüſtig, ich fühle die Kraft in mir, mit Vielen in der großen Welt einen Wettlauf zu beginnen. Ich würde mich aber verachten, wenn ich ihn anträte. Religion iſt das als eine Lebensnothwendigkeit tiefempfundene Gefühl der Abhängigkeit. Freilich die meiſten Religiöſen machen aus der tiefempfundenen Thatſache ein tiefempfundenes Bedürfniß dieſer Thatſache. Das kann ich nicht! Dieſe Religioſität, die an ſich ſchon das Bedürfniß der Schranke hat, das Bedürfniß der Gebundenheit, iſt Schwärmerei und mit Schwärmerei iſt Gefahr verbunden. Dieſe Art von Religiöſen ſpricht von Läuterungen und läutert ſich meiſt nur durch Das, was ihnen großes Wohlgefallen verurſacht. Ich kannte eine Frau, die ſich für die Sünden ihrer Jugend dadurch läutern wollte, daß ſie die Feder ergriff und ſchrieb. Lieber Himmel, die Zeit der Blüte war vorüber. Sie hatte gut ſich läutern durch etwas, was ihr einen neuen Lebensreiz bot. Ich kannte Andre, die ſich läuterten, indem ſie aus unſrer Kirche in die

Ihrige übertraten. Die Wolluſt des Geiſtes ſpielt mit der der Sinne geheimnißvoll zuſammen. Eine Läuterung kann ich nur da finden, wo man ſich in etwas, ſeiner Natur und Neigung Widerſprechendes, aber objectiv als gut und vollkommen Anerkanntes hineinlebt und in der Pflichterfüllung eine ſüße Freude genießt.

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thur. Selma und Oleander traten ein. Dieſer, um für heute Abſchied zu nehmen, Jene, um zu fragen, ob es nun für morgen beſtimmt dabei bliebe, daß ſie im Pleſſener Amtshauſe zu Tiſche wären?

Warum nicht? ſagte Ackermann. Gewiß, gewiß! Sagen Sie der Juſtizdirectorin zu, daß wir kommen.

Damit begleitete er die Scheidenden an den Wagen, der ihm gehörte. Die kleine Hedwig mußte auf Selma's Verlangen Grüße an die Mutter und Geſchwiſter beſtellen. Louis bat Selma, ſie möchte ſich der rauhen Luft nicht ausſetzen und in das Haus zurücktreten. Sie war erhitzt. Ihre Farben glühten wie vom Pinſel des Malers aufgeſetzt. Louis nahm noch einmal den vollen Eindruck ihrer Anmuth hin, dankend für die freundliche Aufnahme, verſicherte, daß er Egon auf ihren Wunſch die Lection leſen würde für ſeine Urtheile über Amerika und fuhr

ſon's, eines Deſerteurs aus engliſch-oſtindiſchen Dienſten, des jetzigen Oberbefehlshabers der Artillerie von Teſchulumbo.

„Ich ſuchte Menſchen auf, welche Verſtand haben," ſagte Dickſon, einen tiefen Zug aus dem Arragefäße nehmend, „ich traue Euch davon nicht wenig zu und ſuchte deßhalb Eure Geſellſchaft; warum fangt Ihr aber nichts als Grillen? Legt Euren ſchlechten Humor ab! Der Menſch iſt ein geſelliges Thier."

„Mein lieber Freund," antwortete der Correſpondent mit einer Miene, die wenig auf eine ſtolze Ergebenheit in ſein Schickſal ſchließen ließ; „als ich noch Salzmandarin in Kang-Tong war, hatte ich mannichfache Gelegenheit, die Söhne Eures Volkes zu beobachten. Es gefiel mir Vieles an Euch. Eure Röcke ſind nicht ſo weit und koſten weniger Tuch; Eure Schuhe ſind mit Leder, nicht wie die unſrigen mit Papier beſohlt; Eure dreieckigen Hüte ſind in ihrer dachartigen Form ſo vortrefflich, daß ich bei jedem Regenwetter an die Europäer denke, in deren Hüten ſich bequem ein Fluß bildet und durch Rinnen abläuft, ohne den Kleidern zu ſchaden. Aber lächerlich ſchienen mir immer Eure Unterhaltungen, in den Geſprächen Eure Wendungen, kurz ich find' es beluſtigend, wenn die Europäer den Mund öffnen."

„Das wäre ja der Teufel!" ſagte Dickſon; „im Gegentheil hab' ich einen Vetter, der in Dienſte bei der engliſchen Theecompagnie trat und als er die erſte Reiſe nach Kanton machte, vom Lachkrampfe ſo befallen wurde, daß ich ihn noch immer höre, obſchon ich beſtimmt weiß, daß er irgendwo in Devonſhire längſt begraben iſt."

„In Euern Geſprächen liegt eine Herabwürdigung des Organs, deſſen Ihr Euch dabei bedient," erklärte der Corre-

dann mit dem wieder schweigsam gewordenen Oleander, begleitet auch noch von einem zuthunlichen Nachnicken der etwas dreisten Magd aus dem Heidekruge, über den Hof auf die Straße hinaus, die sie heute früh gekommen waren.

# Sechstes Capitel.

## Waldeinsamkeit im Winter.

Regnerische Herbsttage enden oft mit einem Abend, wo sich der Himmel aufklärt und ein rother Streifen am westlichen Horizont die scharfe, gereinigte Luft verkündet, die nun bald den ganzen Winter bringen wird.

Ein solcher rother Streifen lag weit über die Ebene hin, die sich vom Ullagrunde immer mehr niedersenkte und nur noch bei Plessen und Hohenberg einmal in die Höhe stieg.

Louis konnte dem Drange nicht Einhalt thun, sich über diesen Empfang und diese beiden Wesen, Vater und Tochter, mit voller Theilnahme auszusprechen. Er sagte, wenn Selma in dem Geiste ihres Vaters reife, müßte sie ein weibliches Ideal werden.

Es war nicht ganz der Widerschein des Abendhimmels, daß Oleander's Wange bei diesen Worten dunkel erglühte.

Da Sie Dichter sind, sagte Louis, haben Sie in Ihrer Schülerin eine Muse, die Sie zu manchem Verse begeistern wird. Darf ich Sie nicht bitten, mir einmal einige Mittheilungen Ihres Talentes zu machen?

Besuchen Sie mich in einer Abendstunde, sagte Oleander. Am Tage hab' ich oft in der Frühe die Plessener Schule zu besuchen, an zwei Wochentagen ist Religionsunterricht, dann fahr' ich auf den Ullagrund, finde Abends heimgekehrt noch manche amtliche Pflicht, Samstags bereit' ich mich auf meine Predigt vor, so kann ich nur des späten Abends mich mit dem Niederschreiben der Verse beschäftigen, die mir freilich schon den ganzen Tag wie mouches volantes vor den Augen tanzen.

Suchen oder finden Sie Ihre Ideen? fragte Louis, dem es lehrreich war, in die Werkstatt einer Kunst zu blicken, die er mehr als Naturalist und nur des Tendenzzweckes wegen trieb. Man hatte ihm auch schon den Unsinn beweisen wollen, daß die Tendenz mit der Poesie unvereinbar wäre oder die Schwingen des Talentes nicht in reine Sphären tragen könne.

Ich suche die Ausführung, antwortete Oleander, aber ich finde die Veranlassung. Beim Ausführen muß der Verstand helfen. Das Finden ist zufällige Anregung. Ich möchte diesen Zustand mit dem Blick

in den Nachthimmel vergleichen, wo plötzlich von den Sternen uns ein Lichtglanz abzufallen scheint. Die besten Gedichte müssen solche Sternschnuppen sein.

Aber im August und November, sagte Louis nicht ohne Feinheit, fallen die Sternschnuppen mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Dann muß es Gedichte geben, man mag wollen oder nicht. Ist nicht die Liebe eine solche ewige August- und Novembernacht des Dichters?

Oleander, der eine tiefe Neigung für Selma gefaßt zu haben schien, schwieg fast verlegen.

Nach einer Weile wiederholte er seine frühere Aufforderung:

Wenn Sie noch eine Weile bei uns bleiben, kommen Sie einmal des Abends auf mein Stübchen. Ich will Ihnen dann etwas von meinen Versen lesen. Das Beste wird wol vorläufig daran sein, daß ich sie alle sehr zierlich in ein Buch eintrage, das ich früher für gelehrte Zwecke bestimmte. Da steht immer eine lateinische Phrase auf dem Anfang des Blattes und hinterher folgen meine deutschen Reimereien.

Das erinnert mich, sagte Louis, an jenen jungen Mönch, den die Brüder seines Klosters zum Vorsteher der Bücherei gemacht hatten. Er saß unter all' den heiligen Werken und sollte sie durch Abschriften noch vermehren. Am Fenster vor den bunten Scheiben stand

ein Lindenbaum, deſſen Zweige ſchattig und kühlend in die Bücherei fielen. Da ſtand ſein Tiſch, da am Fenſter ſollte er ſchreiben. Nun aber kamen die jungen, hubſchen Mädchen am Kloſter vorüber und Alle grüßten den jungen Schreiber. Wie gern hätt' er ſie aufgehalten! Wie gern mit ihnen geplaudert! Von ſeiner Liebe durfte der Arme ja nicht ſprechen und doch plauderte er ſo gern mit der Jugend und der Schönheit. So ſuchte er ſie anfangs mit dem Lindenbaum zu feſſeln und pries ihn als ſo kühl und ſchattig. Setzt Euch doch! Aber ſie gingen bald wieder fort, die jungen Mädchen. Dann pries er den Geſang der Vögel in dem Baume. Aber ſie zwitſcherten nicht gerade dann immer, wenn die hübſchen Mädchen kamen. Da nahm er die alten Legendenbücher mit den bunten koſtbaren Buchſtaben und den herrlichen Heiligen auf Pergament gemalt. Jede, die nun kam und vorüber wollte, fragte er: wer ihr Schutzpatron wäre und Jeder ſchenkte er, wenn ſie mit ihm geplaudert hatte und auch wol an einer Bank unter dem Fenſter hinaufgeſtiegen war und ihm einen Kuß gegeben hatte, ein ſchönes Bild ihres Schutzpatrons. Bald hatte der Glückliche einen ſolchen Zulauf von allen Schönen der Umgegend, daß er die ganze Bücherei zerſchnitt, bis die Kloſterbrüder dahinter kamen und er ſeine Liebe

zu den ſchönen Mädchen und ſeine Misachtung der Wiſſenſchaft durch lange, lange Leiden theuer bezahlen mußte.

Die Geſchichte kenn' ich, ſagte Oleander. Sie endet beſonders gut mit dem naiven Geſtändniſſe des verliebten Bibliothekars, daß ja in der Bibel alle Bücher der Welt enthalten wären. Ja, ja, um die Poeſie möchte der Dichter auch alle Weisheit der Welt hingeben, alle Sprachen und alle andern Künſte.

Nach einem längern Geſpräch, in welchem ſich Louis Armand wohlweislich hütete, ſeine eigenen Verſe zu erwähnen, fragte er Oleander, wo er herſtamme, ob nicht ſeine Geburt auf das ſüdliche Deutſchland verweiſe.

Wohl! ſagte Oleander. Ich bin auf der ſchwäbiſchen Alb geboren ...

Louis war nicht Geograph genug, um die ſchwäbiſche Alb ſogleich im Königreich Württemberg unterzubringen. Er ließ alſo nur ſo ebenhin die Bemerkung fallen, daß auch er von einer Deutſchen herſtamme, Namens Anna Oleander ...

Und nun hatte er die Freude zu vernehmen, daß Oleander ſogleich mit der Frage einfiel, ob er jene Oleander meine, die den flüchtigen Polen Thaddäus Kaminski heirathete und mit ihm nach Frankreich zog?

Dieſelbe! ſagte Louis Armand. Es ſind meine Großeltern . . .

Dieſe Entdeckung brachte die Gefährten inniger zuſammen. Zwar war die Verwandtſchaft ſehr entfernt, aber ſie bot doch Gelegenheit zum Austauſch mancher Frage, mancher wohlthuenden Antwort. Louis Armand fühlte ſich heimiſcher und Oleandern bot dieſe ſeltſame überraſchende Begegnung einen ſolchen Fernblick in fremdes Leben, fremde Sitte, daß er ſich bei ſeinem naiven Sinne kaum faſſen, kaum beruhigen konnte.

Als Louis endlich den Wunſch äußerte, ob man nicht hier auf kürzerem Wege nach dem Forſthauſe einlenken könnte, wollte Oleander, da es nur einen Fußſteig dorthin gab, ausſteigen und ihn begleiten. Louis lehnte dieſe Gefälligkeit ab und begnügte ſich mit des Vikars genauerer Beſchreibung. Es hieß, dieſer Weg führe an der Sägemühle vorüber, dann an das ſogenannte ſchwarze Kreuz und von da in wenig Hundert Schritten auf das Jagerhaus.

Louis ſtieg aus. Oleander gab ihm herzlich, noch immer überraſcht von der entfernten Verwandtſchaft, die Hand. Der Knecht ſchlug anfangs eine Erkenntlichkeit, die ihm Louis anbot, aus, dann nahm er ſie, gab aber Louis dafür noch den Rath, ſich von der Sägemühle an, immer oben auf dem Felſenwege, nicht

unten an dem Waldbach zu halten. Nur gerade auf das ſchwarze Kreuz zu! ſagte er und dann bergab. Da wird's trockner ſein bis zum Jägerhaus.

Louis hörte, wie er ſchon auf dem Seitenwege wandelte, noch in der Ferne das Knallen der Peitſche und den Widerhall des raſch dahinrollenden kleinen Wagens.

Es war ſchon dunkel, als er ſich der Bergwand näherte. Es trieb ihn mit einer unerklärlichen Sehnſucht zu Franziska. Mit Gewalt drängte er die neugeweckte Theilnahme für Heinrich Sandrart zurück.

Warum ſoll ich es nicht wagen, ſprach er zu ſich, endlich das entſcheidende Wort zu ſprechen, das ſchon ſo oft auf meinen Lippen lag! Kann ich es länger vor ihr und dem Onkel verbergen! Ich werde in Deutſchland bleiben, dieſem Boden, der meine mütterliche Heimat iſt. Wie fühl' ich mich in dies neue Leben ſo wunderbar ſchnell hinein! Wie traulich ſprechen mich alle dieſe Menſchen an! Wie wecken ſie in mir das Tiefſte und mildern meine Leidenſchaften, ſtatt ſie aufzuregen!

Wohl mahnte den jungen Mann der Ruf ſeiner ſozialen Beſtrebungen. Doch ſeit dem Abend, wo Dankmar den Bund der Ritter vom Geiſte begründet und die Aufgabe jedes geſinnungsvollen Menſchen als

nicht zu unmittelbar, nicht zu dringend herausfordernd dargeſtellt hatte, war eine große Beruhigung über ihn gekommen. Er fühlte, wie ſonſt, lebhaft für die Sache des Volkes, aber es trieb ihn nicht mehr ſo gewaltſam, gleichſam den erſten beſten Stein, der ihm nahe lag, zu heben und auf die Feinde des Erdenglückes zu ſchleudern. Wie ſehnte er ſich nach Siegbert und Dankmar, denen jetzt ſein Herz mehr gehörte, als Egon, der ſo Vieles that, ſich ſeine Freunde zu entfremden! In der Ausmalung ſeiner nächſten Aufgabe, für Murray bei Zeck oder der Urſula Nachforſchungen anzuſtellen nach dem Kinde jener kalten vornehmen Dame und dann nach einem offnen Bekenntniſſe ſeiner Liebe von Franziska für den Winter Abſchied zu nehmen und in die Reſidenz zurückzukehren, ſchritt er rüſtig vorwärts und achtete des Dunkels nicht, das ſich inzwiſchen ganz über die ſtille, trauernde Gegend herabgeſenkt hatte.

Er war im Wald. Das Grün der Tannen verſcheuchte hier die Vorſtellung vom herangenahten Winter. Am Fuße der entlaubten Bäume, die hier und da noch zwiſchen den Tannen ſtanden, grünte unbekümmert vor dem Herbſte das immergrüne Moos. Der Weg war viel feſter als im Felde. Wo man dort einſank, wurde man hier durch die weitgeſtreckten, aus dem Boden hervorſtehenden Wurzeln der

Bäume oder durch das zuſammengeballte Laub im Gehen erleichtert. Fröhlich pfiff Louis leichte Liedchen vor ſich hin und ſuchte mit ſeinem ſpähenden Auge in der Ferne irgend ein Licht, oder mit dem ſcharfen Ohre irgend einen Schall, wenigſtens von den Rädern der Sägemühle.

Bald hörte er das Bellen eines Hundes, bald auch das Rauſchen des Waldbaches, der die Sägemühle trieb. Es war ſo finſter geworden, daß er dieſe einſame Niederlaſſung erſt erblickte, als er dicht an ihr vorüberging. Sie lag tief. Die Dächer waren breit und gedrückt. Ohne Zweifel wurden geſchnittene Dielen unter ihnen aufbewahrt. Da lagen Blöcke vom Regen durchfeuchtet, die friſchgeſägten Bretter ſchimmerten durch die Dämmerung. Doch ſchwieg die Mühle. Alles ſchien hier wie ausgeſtorben. Nur weniges kaum hörbares Leben deutete auf Bewohner.

Louis fand hier die beiden Wege, von denen Ackermann's Knecht geſprochen hatte. Der eine ging an dem Waldbache entlang, der andre ſtieg aufwärts und folgte immer dem bald höheren, bald ſich ſenkenden Felsufer dieſes Baches.

Louis ging den letzteren. Er war trockner, aber beſchwerlich und nicht ganz ohne Gefahr. Steine lagen links und rechts im Wege und leicht konnte

ſpondent; „die Europäer wiſſen nicht, wie die Weisheit über die einzelnen Theile der Sylbe Wort ſpricht. Der erſte dieſer vier Buchſtaben begreift die Erde in ſich und die Menſchenwelt und das gemeine Feuer und die Pflanzen und den Oſten, den Frühling, die Zunge und ihre Luſt, die Vergangenheit und den Rhythmus Kaitri und wenn Ihr ihn abzeichnet, muß er citronengelb gemalt werden."

„Das ſind Dinge, die ſich hören laſſen, obſchon ſie ſehr ſpaßhaft ſind," fiel Dickſon ein und ſprach dabei herzhaft ſeinen beiden Eimern zu; „weil Ihr aber die Citronen erwähnet, ſo denk' ich, Freund, Ihr ſprecht von den vier Elementen, aus welchen ich in beſſeren Tagen Punſch machte. Fahrt in Eurer Philoſophie des Punſches nur fort."

„Der zweite Buchſtabe der Sylbe Wort," ſprach der Correſpondent ferner, den heiligen Büchern nach, „iſt die Atmoſphäre mit dem Regen, die Lebenswärme, der Sommer, der Weſten, der Athem, die Naſe und ihre Luſt, die Gegenwart, der Rhythmus Tarſchetay, und wenn man ihn malen will, ſo iſt er grün."

„Dieſe Schnurren verſetzen mich nach Calcutta zurück," ſagte Dickſon; „wenn mich damals einer meiner Oberoffiziere (ich war Sergeant und trug drei Silberborten über dem linken Arm) aus dem Fort William in die Stadt ſchickte, um vielleicht ein Briefchen an die reizende Frau eines Raja zu überbringen, ſo ſchlenderte ich gemüthlich durch die Pettah, wo die ſchwärzeſten Häuſer, aber unter den Mädchen auch die ſchwärzeſten Augen ſind. Himmel, was war das für ein Geſchrei in den Moſcheen und Pagoden! Und die Braminen ſprachen eben ſo tolles Zeug, als mein beſter Freund, an dem ich nur ſeine übergroße Nüchternheit tadeln möchte.

man bei einem Fehltritt ausgleiten und in den Waldbach stürzen. Sich in die Verspätung ergebend, schritt er langsam vorwärts und suchte das schwarze Kreuz auf, von dem Oleander und der Knecht gesprochen hatten.

Er fand es endlich. Eine Inschrift, die darauf zu lesen war, konnte er nicht mehr erkennen. Er rieth auf einen Unglücksfall, der sich hier einst ereignet haben mußte und nahm das Kreuz umsomehr für eine Warnung vorsichtig zu sein, als gerade hier unter dem Vorsprunge, auf dem das Zeichen errichtet war, der Waldbach ein tieferes Bett gewonnen zu haben schien und wild im Strudel rauschte und schäumte.

Wie er noch so stand und dem Winde lauschte, der die Bäume schüttelte, war ihm, als hörte er einen Schrei aus weitester Ferne von der Luft herübergetragen. Im ersten Augenblick bebte er zusammen. Es war ein einziger schreckhaft hervorgestoßener Ton, den er nicht von den krachenden Zweigen, nicht von einem Vogel herleiten konnte. Es war ein Ton aus menschlicher Brust.

Wie er entsetzt lauschte, ob sich der Ruf wiederholen würde, und nichts hörte als nur den Wind, nur das Rauschen des Waldbaches, glaubte er doch.

daß er sich geirrt hatte und setzte beruhigter seine Wanderung fort.

Sie war jetzt nicht mehr so schwierig. Von dem Kreuze führte ein gepflegterer Weg abwärts. Rüstig schritt er vorwärts und hatte die Freude, deutlich von Plessen herüber die Kirchthurmuhr fünf schlagen zu hören. Nun wußte er, daß er in der Nähe des Jägerhauses war. Schon glaubte er sich zurecht zu finden. Die jenseitige Wand des Waldbaches war eine schroffe mit Bäumen besetzte Anhöhe, das diesseitige Ufer führte zuweilen schon durch Weideplätze, grüne Moos- und Grasstellen. Zuletzt stand er an einer kleinen Brücke von Erlenholz. Der Waldbach schweifte links ab nach Plessen zu. Er kannte diese Biegung und nahm keinen Anstand über die kleine Brücke hinüber zu schreiten und sich von dem Flüßchen ganz zu trennen.

Ein bestimmter fester Glaube führte ihn den Weg, den er für den richtigen und den zum Forsthause leitenden erkannte. Um so entsetzlicher mußte es für ihn sein, als er nach einigen Minuten raschen Fortwanderns wieder jenen Ton hörte, der ihn schon oben an dem schwarzen Kreuze erschreckt hatte. Jetzt war es sicher kein sich biegender Ast, kein Vogel mehr. Es war eine menschliche Stimme, die einen erstickten Entsetzensschrei hören ließ. Es ist Franziska! sagte sich

ſeine aufgeregte Phantaſie. Sie ruft um Hülfe! Und ohne die Gefahr zu achten, daß er in der Dunkelheit gegen einen Baum anrennen konnte, ſtürzte er in die Nacht hinaus, vertrauend, er würde zum Ziele kommen. Er rannte gegen Geſträuche und hielt einen Aſt in der Hand. Er brach ihn, ſo ſtark er war, mit gewaltiger Kraft von ſeinem Stamme los, um eine Waffe zu haben. So ſtürmte er fort und rief mit einer Löwenſtimme: Franchette! Franchette! daß es im Walde ſchauerlich widerhallte.

Endlich lichtete ſich der Weg. Da lag die Wieſe! Da lag das Jägerhaus! Ein Lichtchen brannte an Franziska's Fenſter. Quer über das ſumpfige Grün hinweg! Franchette! Franchette! Die Hunde bellten im Forſthauſe. Fränzchen lebte. Sie öffnete das Fenſter.

Louis! Ach, Gott! Sind Sie's!

In demſelben Augenblicke fiel in der Ferne ein Schuß.

Das iſt der Onkel! ſagte ſie, als ſie todtenbleich draußen ſchon an der Thür in Louis' Armen lag.

Was iſt geſchehen?

Kommen Sie! Kommen Sie! ſagte Franziska und zog Louis in das Jägerhaus, einen entſetzten Blick auf die Treppe hinwerfend, an der ſie vorüberhuſchte.

Wie ſie mit Louis im Zimmer war, wo ein Lämpchen brannte, riegelte ſie die Thür zu und fiel erſchöpft

auf einen Lehnſtuhl, der in der Nähe des Fenſters ſta
Das Fenſter war noch offen und wurde von Louis
gleich geſchloſſen.

Ich kann in dem Hauſe nicht bleiben, bege
Fränzchen, als ſie ſich geſammelt hatte. Alle
ſpenſter aus der frühern Zeit, daß ich hier war, ſte
wieder vor mir. Ich muß fort.

Was war Das nur, Franziska? Sie riefen
Hülfe? War hier ein Ueberfall?

Rief ich um Hülfe? Ich weiß es nicht.

Wer war hier? Ich bitte Sie! Und jener Schu

Fränzchen antwortete nicht, ſondern blickte ſich
ſcheu um und horchte nach oben hinauf.

Als ſie Louis inſtändiger um Aufklärung bat,
chelte Fränzchen und fragte: Hab' ich ſo laut gerufe

In der Stille des Waldes hört' ich es über t
ſend Schritte weit.

Das tröſtet mich etwas und beruhigt mich für
Zukunft — nein, nein, ich kann nicht bleiben!
fürchte mich zu Tode. Und doch geſchah hier eige
lich gar nichts.

Was haben Sie, liebe Franziska! Was war Ihne

Franziska erzählte nun mit gedämpfter Stimm
immer nach oben blickend, daß ſie ſeit ihrer Anweſ
heit im Forſthauſe die alte Urſula nicht erblickt hä

Wie ſie aber vorhin allein geweſen, verlaſſen von dem Onkel, der auf der Jagd pirſche, wäre die Alte, die ſie im Bette geglaubt hätte, herabgeſchritten feierlich mit einem Lichte in der Hand, lang und hager, wie ein Geſpenſt. Mit hohlen Augen wäre ſie eingetreten, an jenen Schrank gegangen, hätte den aufſchließen wollen, dann aber wäre ſie herangetreten, das Licht gegen ſie haltend. Ohne zu ſprechen, ohne ſie zu begrüßen, wäre ſie dicht an ſie herangeſchlichen, daß ſie im erſten Schreck hätte glauben müſſen, ſie beabſichtige ihr, und wenn nur durch Anhauchen, ein Leids zuzufügen. Da hätte ſie, wie ſie dicht an ihrem Munde geweſen wäre, aufſchreien müſſen, wie in Todesgefahr. Die Alte wäre nun zurückgegangen, hätte ſich an die Thür geſtellt und ein lautes Lachen aufgeſchlagen. So hätte ſie während einiger fürchterlichen Minuten geſtanden, dann wäre ſie noch einmal gekommen, in derſelben geraden Linie auf ſie zu, mit derſelben ſtarren Miene, wieder das Licht gegen ſie hinhaltend, um ſie zu erkennen. In der Angſt ihres Herzens hätte ſie Hülfe rufen müſſen, da wäre in der Ferne ihr Name von Louis gerufen worden, die Alte hätte wieder wie eine Irre gelacht und dann ſie verlaſſen, um nach oben auf ihre Kammer zurückzukehren.

Franziska verſtärkte den ängſtlichen Eindruck, den

auch Louis von dieſem Vorfalle empfing, durch die Erinnerungen an ihre Jugend, die ſie ihm erzählte. Sie behauptete, daß ſie glaube, die Alte möge in dieſem Hauſe Niemand dulden und hätte trotz ihrer Jahre eine Art Eiferſucht auf Jeden, der ihr die alleinige Herrſchaft über den bequemen Onkel, der ſie einſt hätte heirathen ſollen, ſtreitig machen würde.

Louis fand es gerathener, daß Franziska wol in der Nähe, aber nun nicht ſelbſt im Jägerhauſe länger bliebe. Er ſchlug ihr vor, morgen mit Ackermann zu ſprechen und dieſen einſichtsvollen, freundlichen Mann zu bewegen, ſie in ſein Haus zu nehmen. Freilich, ſetzte er, als Franziska freudig einſtimmte, hinzu:

Sie werden, liebe Freundin, dort in der Nähe des alten Sandrart ſein, der nicht Ihr Gönner iſt!

Und ich bin nicht ſeine Gönnerin, ſagte Franziska, die von ihrer beklommenen Stimmung aufzuathmen begann. Erwähnen Sie doch dieſen Namen nicht!

Franziska, Sie wiſſen, daß Heinrich vermögend iſt und Ihnen eine glänzende Zukunft bieten kann!

Ich mag ihn nicht! Es iſt ſchlimm, wenn ein Mann zu wenig Herz hat, aber noch ſchlimmer läßt's ihm, hat er zu viel.

Wie beſchämt ſteh' ich vor Ihnen da, Franziska! Sie kennen die Freundſchaft —

Der Onkel kommt! ſprach Franziska und ſprang zur Thür hinaus.

Louis verwünſchte die Störung. Er hatte ſich erklären wollen. Er hatte endlich das entſcheidende Wort der Liebe auf den Lippen. Die Reflexionen waren von ihm gewichen. Die Einſamkeit des Waldes, die Nähe des blühenden Mädchens, ihre Freude, ihn zu ſehen, von ihm aus einer peinlichen Lage befreit zu werden, die ſanfte Hand, die, kalt geworden von dem nach dem Herzen gedrängten Blute, ſich in der ſeinen erwärmte ... Das Alles ſprach ihm ſo viel Muth und Ermunterung zu, daß er endlich ein feſtes und ſicheres Verſtändniß zwiſchen ſich und dem Mädchen begründen wollte. Wieder vergebens! Jeder Andere hätte kühn mit einer einzigen Umarmung dieſem peinlichen Zuſtande ein Ende gemacht. Das konnte Louis Armand nicht. Dafür war er zu ſehr ein Hamlet des Herzens, die Bläſſe des Gedankens kränkelte ſeine Empfindungen an. Er konnte in Dingen, die eine ſo große Lebensänderung würden nach ſich gezogen haben, wie dieſe Erklärung ſeiner Liebe für Fränzchen Hennisch, nicht aus einer gewiſſen Pedanterei, einer zaghaften Scheu heraus, wie im Grunde ſo viele junge Männer, die, wie uns die Leſerinnen beſtätigen werden, ſchon lange nicht mehr den „Muth der Erklärung" haben.

Heunisch hatte, da der Wind nicht nach seiner Richtung stand, von dem Schrei nichts gehört und war nicht wenig erstaunt, als ihm Louis den Vorfall erzählte und daran die nothwendige Ueberzeugung knüpfte, daß der Förster seine Nichte aus dem Hause geben sollte. Der Vorschlag mit Ackermann gefiel ihm, der Nähe Sandrart's wegen, sehr wohl, obgleich er diesen Grund nicht aussprach.

Die Ursula, dacht' ich mir gleich, sagte unser alter Freund in seinem sorglosen bequemen Tone, die Ursula hat nur eine verstellte Krankheit. Sie ist tückisch, weil sie Niemanden im Hause leiden mag. Das ist nun ein Kreuz, das man tragen muß. Glücklicherweise ist Liebe damit verbunden. Sie meint es gut.

Louis zweifelte.

Gegen mich gewiß! fuhr der Jäger fort. Sie hat mich ordentlich in Pacht genommen. Ich bin ihr Herzblatt, ihre Augenweide. Es ist wahr, sie hat oft einen Blick, als wollte sie damit die Ratten vergiften, aber mich blinzelt sie an wie eine verliebte Katze. Urschel, Urschel, ich muß doch noch ein Ende machen und dich in die Kirche führen!

Wissen Sie nichts vom frühern Leben dieser Frau? forschte Louis und gedachte seines im Schlosse harrenden Murray . . .

Heunisch plauderte was wir wissen, vom Doktor Lehmann, vom blinden Schmied, ja sogar von der Erbschaft und schloß:

Sie kurirt jede Rose und jeden steifen Hals renkt sie ein.

Louis sah wohl, daß von diesem Virtuosen im Vertrauen, diesem starken Geiste der Denkmüdigkeit nichts über die frühern Verhältnisse der Ursula für seinen guten Murray zu gewinnen war. Heunisch stopfte sich eine Pfeife, hing sein Gewehr an die Wand, legte die Jagdtasche ab und sagte nur immer vor sich hin:

Ja, ja, Fränzchen! Ich habe nichts dawider. Sie nehmen dich auch! Das Fräulein nimmt dich auch! Der Ackermann ist ein guter Herr! Es ist mir auch so recht. Da sprech' ich im Ullagrund vor und gehe nicht so oft auf den gelben Hirsch. Und wenn Sandrart, der Alte, grob bleibt wie heute, so stopf' ich mir immer bei Ackermann die Pfeife und rauche ihm hinter seinem Zaun gerade auf die Nase.

Dabei lachte Heunisch und machte sich's bequem und sah sich nach seiner Suppe um, die ihm Fränzchen lange nicht so gut zubereitete wie die Ursula, die sich nicht mehr wollte sehen lassen und eigentlich so trotzte, daß Heunisch's Bequemlichkeit darunter litt.

Louis warf Fränzchen beim Gehen einen liebevollen Blick zu und flüsterte:

Morgen Nachmittag komm' ich in Wind und Wetter und bringe den Bescheid von Herrn Ackermann. Rüsten Sie sich, daß Sie mir dann gleich folgen können!

Fränzchen dankte mit innigem Blick.

Als Louis dem Förster die Hand gegeben hatte, rief ihm dieser nach:

Nehmen Sie den Weg rechts an der Wiese herum und dann links, von der Eiche abwärts. Sie sollten auch einen Stock bei sich tragen. Ich halte Herrn Ackermann's neue Geschichten sehr hoch, aber sie ziehen allerhand Gesindel in die Gegend. Der Justizdirektor hat mir von einem Brief gesprochen, den er aus der Residenz bekommen. Es soll nicht recht geheuer sein. Die beiden Gesellen, die die Zeck's angenommen haben, gefallen mir nicht. Da! In der Ecke steht ein alter Ziegenhainer! Oder wollen Sie einen Hirschfänger?

Louis dankte und meinte, der Baumstamm, den er draußen hätte liegen lassen, thäte Dienste genug, wenn's Noth am Mann wäre.

Fränzchen, zitternd und aufgeregt, bat den Hirschfänger zu nehmen.

Nein, nein, sagte Louis. Der Ast draußen genügt.

Sagt mir jetzt etwas vom dritten Buchstaben, damit ich nachher den vierten noch erklären höre!"

Der Correspondent fuhr in dem Tone eines akademischen Lehrers fort: „Der dritte Buchstabe aller Buchstaben ist die Sonne und ihre Welt, das Paradies und Sonnenfeuer und der Blitz, der Nord, die zwei Regenmonate, das Licht, das Auge und seine Lust, die Zukunft und der Rhythmus Djakti und wer ihn malen will, bedarf dazu der weißen Farbe. Der vierte Buchstabe des Wortes Wort ist endlich der Mond, die Sterne, Wasser, Süd, Winter, Herz, die Wissenschaft, die Mensur Anschetap, kann aber nicht gemalt werden."

Dickson verwunderte sich darüber und sagte: „Das wäre ja merkwürdig! Gelb, grün und weiß sind die Farben der ersten Buchstaben, es bleiben also für den letzten mehr, als noch einmal so viel, übrig. Warum soll man ihn nicht malen können?

„Meister Dickson," entgegnete der Correspondent; „die Offenbarungen des Himmels haben darüber geschwiegen. Aber ich mache folgende Vermuthung: der vierte Buchstabe ist im Grunde die Unsichtbarkeit des Unsichtbaren, er ist die Seele der drei andern, seine Welt ist die Welt des Wesens und seine Farbe die Allfarbe. Will man ihn abbilden, so geschieht dies unter dem Bilde der Welt. Man zeichnet ihn wie eine Kuh."

Dickson mußte den Krug vom Munde setzen, weil er über dieses Bild in heftiges Gelächter ausbrach. „Fremdling," rief er, sich als Einheimischen fühlend, „es wollte Leute geben, die dich für überaus vernünftig hielten. Daß hinter diesen Bergen Menschen wohnen, welche die Possen der Hindostaner nachahmen, wäre mir nie in den Sinn gekommen.

Damit verließ er das unheimliche Haus mit dem
iefſten Mitgefühl für die in ihm zurückbleibende Fran-
ska, die bei aller Bangigkeit ihres Herzens nicht auf-
örte, zu ihm aufzublicken wie zu einem verklärten Hei-
igen, der über den gemeinen und geringen Bedingun-
en dieſes Lebens ſtand.

Louis kam unangefochten im Schloſſe an. Nichts
atte ihn im Walde geſtört. Faſt ſeiner ſelbſtſpottend
arf er am Fuße des Hohenberges den ſchützenden
lß von ſich.

Das gemeinſchaftliche Wohnzimmer ſah Louis, den
erg emporſteigend, hell durch die Nacht ſchimmern.
s ſchlug ſieben Uhr, als er bei Murray eintrat.

Unwillkürlich mußte er die Thür auflaſſen, die er
der Hand hielt.

Himmel, rief er, was machen Sie, Murray? Hier
t ja eine Hitze zum Erſticken.

Ich habe ſo ſtark geheizt, ſagte Murray, um mir
inen alten Schlüſſel, den mir Brigitte gab, ſo zu
eilen und zu ſchmelzen, daß ich ihn zum Umdrehen
er Wirbel des Klaviers brauchen kann. Es will
icht gehen und ich möchte doch Wohllaut im Ohre
aben.

Kommen Sie heraus, ich beſchwöre Sie, ſagte
ouis, das iſt von dem glühenden Ofen eine Hitze,

die Ihnen für den ganzen Winter einen Katarrh zuzieht!

Murray öffnete die Fenster und kam, da Louis wirklich nicht eintreten mochte, in's Vorzimmer.

Sie müssen Ihrer Liebe zur Musik und der Nothwendigkeit, sich in Ihrer Einsamkeit zu unterhalten, ein Opfer bringen und mir erlauben, diese Arbeit unten in der Schmiede verrichten zu lassen. Umsomehr, als ich nach meinen heutigen Entdeckungen auch kein andres Mittel weiß, Ihre Nachforschung anzustellen, als zuvörderst bei den Zeck's im Dorfe.

Louis gab einen Bericht über seine reichen Erlebnisse . . .

Murray folgte mit Theilnahme und verweilte mit großer Rührung bei Dem, was Louis über Ackermann erzählte.

Ja, ja, sagte er. Das ist Ackermann selbst, der in Amerika einen andern Namen führte und nicht weiß, was mich zu ihm zog und wen ich in ihm, was er in mir wiederfand!

Zu hören, daß Otto von Tystra in Europa war, machte ihm keine Besorgniß, eher Freude . . .

Ackermann hat Recht, sagte er, wenn er diesen Sonderling einen Epikuräer des Geistes nennt. Ich kenne keinen Gerichtshof der Welt, wo man leichteren

Stand hätte als vor diesem Aesop. Er kommt mir wie eines jener Asyle vor, in welchen die Verbrecher vor der Hand der Gerechtigkeit gesichert waren.

Erschreckend wirkte auf Murray, was Louis aus dem Jägerhause erzählte.

Ich erkenne, sagte er, die dämonische Natur meiner Schwester. Sie war die Aelteste von uns. Was sie gab, drückte mehr als es erfreute. Sie hatte schwarze Augen, ganz beschattet von dichten Brauen und hielt mit Niemanden Freundschaft, da Alles schon vor ihrem Blicke floh. Dennoch besaß sie gute Eigenschaften. Sie war gefällig, dienstergeben, treu bis zur Last. Sollten alle diese Keime besserer Regung in kalte Versteinerung übergegangen sein? Jetzt scheint sie geistesschwach zu sein. Wenn sie das Gedächtniß verloren hätte!

Indem kam Brigitte mit dem Thee. Sie hatte vom Justizdirektor hundert Empfehlungen auszurichten und auf's neue zu mahnen, daß die Herren die morgende Einladung nicht vergessen möchten. Nachdem sie die Fenster mit Erlaubniß geschlossen und sich wegen des Nichtabholens des Geschirrs entschuldigt hatte, ging sie und ließ nur noch die neuesten Zeitungen zurück.

Louis hatte wenig Appetit. Er war zu aufgeregt und bewegt dafür. Murray genoß ein geringes Maß

und nahm ſich vor, ſeinen jungen Freund zu veranlaſſen, früh das Bett zu ſuchen. Während Murray in den Zeitungen blätterte, ſchrieb ſich Louis das Gedicht auf, das ihm unterwegs eingefallen war.

Als Murray ein Licht ergriff und ſich zur Ruhe begab, deutete er auf eine Stelle der Zeitungen und ging mit dem Bemerken, daß ſie Louis intereſſiren würde, für heute zur Ruhe.

Es war freilich eine Mittheilung, die inſofern recht zur Unzeit kam, als ſie Louis, der ohnehin ſchon von ſo vielen Dingen erfüllt war, noch vollends erſchütterte und in der That nicht ſchlafen ließ.

Sie lautete am Ende der Zeitung mit großen Buchſtaben:

„Heut' Mittag um zwei Uhr iſt die bisherige Volksvertretung vom Miniſterium aufgelöſt worden. Die neuen Wahlen ſind auf den erſten November angeordnet. Die Stadt iſt unruhig. Einige Volksaufläufe ſind mit dem Bajonnet auseinandergetrieben. Man fürchtet für den Abend. Das Militair iſt in den Kaſernen conſignirt. Eben werden über den Schloßplatz Kanonen gefahren."

## Siebentes Capitel.

### Ein Land-Diner mit Honoratioren.

Am Vormittage des folgenden Tages herrſchte im Amtshauſe, der Wohnung des Juſtizdirektors von Zeiſel, eine erhebliche Unruhe. Frau von Zeiſel, geb. Nutzholz-Tünkerke, war vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit, den, wie man allgemein wußte, vertrauteſten Freund des Fürſten, trotz ſeines geringen Standes, irgendwie feiern zu müſſen. Sie tröſtete ſich bei ihren Anordnungen damit, daß Louis Armand doch wol nur ein verkapptes Mitglied der höhern Geſellſchaft wäre und ebenſo auf wunderlich verſteckten Wegen ginge, wie ſie ja den Fürſten Egon ſelbſt hatten kennen lernen. Jeder Blick auf den Thurm, der in ſchräger Richtung dem Amthauſe gegenüber ſtand, feuerte ihre kleine rundliche Figur zur lebendigern Sorge an, um heute dem jungen Freunde des Fürſten einen Eindruck für die Reſidenz mitzugeben, der auf die gute Mei-

nung von der Hingebung ihres Mannes eine dauernde Nachwirkung üben ſollte.

Was gehört nicht dazu, mit beſchränkten Hülfsmitteln auf den gebahnten Straßen täglicher kleiner Ordnung plötzlich ein ſolches außerordentliches Mittagsmahl herzuſtellen! Jetzt in der Morgenfrühe, wo man ohne Lauſcher war, konnte man ſich in der ganzen Verwirrung ſolcher Zurüſtungen noch gehen laſſen. Das war ein Laufen und Rennen! Die Thüren ſchlugen zu und klappten auf. Frau von Zeiſel rannte ohne Toilette mit aufgewickelten falſchen Locken bald hier-, bald dorthin und machte eine Bewegung, die öfter wiederholt ſicher ihr Embonpoint gemildert hätte. Was gab es da zu befehlen, zu klagen, zu verzweifeln! Welche Töne drangen ſchneidend durch das ſtattliche Amtsgebäude, unbekümmert um die Juſtizkanzlei, die Kammerkanzlei und alle die ehrwürdigen Zwecke dieſer Amtswohnung, die heute für Frau von Zeiſel nicht vorhanden waren! Herr von Zeiſel kam nicht zu einem einzigen vernünftigen Avis, den er an einen Ortsſchulzen hätte aufſchreiben können und doch hatte er geſtern von der Regierung einen wichtigen Brief erhalten. Und die Kammer war entlaſſen! Neue Wahlen ſollten angeordnet werden! Ein Oppoſitionsblatt ſprach von einem neuen aus der Willkür der Majeſtät

ſtießenden Wahlgeſetze! Wenn nach dieſem gewählt werden ſollte, welche neue Mühen, welche Weitläuftigkeiten, um die Wahlkörper zu bilden, die Stimmberechtigten auszuſcheiden, die Wählenden und Wählbaren zu prüfen! Und nun dies Diner!

Pfannenſtiel, der Gerichtsbote und Amtsvoigt, der mit einigen Akten hinter dem Schreibpulte des Juſtizdirektors ſtand, hatte tiefes Mitleid mit ſeinem Vorgeſetzten.

Das auch heute noch, ſagte er antheilnehmend, wo die Frau von Zeiſel ſo nicht weiß, wo ihr der Kopf ſteht!

Ja, Pfannenſtiel, ich weiß nicht, was ich unterſchreibe. Alle Buchſtaben laufen mir durcheinander.

Eine Magd kam und wollte wiſſen, wie viel Flaſchen Wein wol herausgeſtellt werden ſollten.

Wieviel meinte meine Frau?

Sechs, ſagte die Magd.

Kathrinchen! Hat meine Frau ſechs geſagt?

Pfannenſtiel ergänzte, daß die gnädige Frau wol hätte ſechszehn gemeint.

Sechs! hieß es.

Herr von Zeiſel räuſperte ſich in großer Verlegenheit, legte die Feder auf das Pult, ſchlug den Schlafrock über die langen Gliedmaßen und begab ſich, ohne

ein Wort weiter zu ſagen, zur Thür hinaus, um mit ſeiner Frau über dieſen Gegenſtand eine nothgedrungene freie Conferenz zu halten.

Wer kommt denn Alles? fragte inzwiſchen Pfannenſtiel.

Die Magd klagte, daß ſie keine Beſinnung hätte. Dieſe Aufgabe wäre zu groß! Die Juſtizdirektorin käme nicht mehr aus dem Zanken heraus. Sie ſelbſt wiſſe nicht mehr, was ein Teller und was eine Schüſſel wäre.

Wenn wir nur Alle dafür ordentlich avancirten! meinte Pfannenſtiel mit verzeihlichem Egoismus. Wir haben nun Alles aus erſter Hand! Der Fürſt iſt Miniſter! Ich ſchreib' an ihn, daß er ſich des Thurms da und meiner Höflichkeit erinnert und mir ein gutes Fortkommen für's Alter gibt.

Indem brach Frau von Zeiſel herein:

Mein Mann!

Er ſucht Sie, gnädige Frau.

Ich kann nicht mehr. Dieſe Menſchen, von denen man umgeben iſt! Das ganze Jahr erträgt man den hülfloſen Zuſtand, weil man nachſichtig iſt, ſeinen Aerger verſchluckt; nun kommt es einmal darauf an, nun ſoll man einmal ſeinem Stande gemäß ſich

der Welt zeigen, nun verräth ſich's, was ein Haus ohne Bedienung iſt!

Chriſtoph nimmt ſich doch ganz gut aus in der Livree, meinte Pfannenſtiel und ſuchte die auf den Lederſeſſel ihres Mannes niedergeſunkene Dame zu tröſten.

Aber wer ſagt ihm, daß er ſchon jetzt damit in die Küche kommt, jetzt ſchon mit der Livree die Wände abſchabt!

Er hat ſie ſeit drei Jahren nicht getragen und freut ſich, daß er ſtärker geworden iſt.

Drum dehnt er ſich ſo aus und reckt ſich, daß alle Nähte platzen!

Die Magd, die durch das ganze Haus den Juſtizdirektor gerufen hatte, kam mit dem endlich Gefundenen zurück.

Kind, ſagte er mit ängſtlicher Miene, ſechs ...

Acht! gab die Gemahlin gleich zu. Ich ſuche dich überall! Ich war im Keller und du beſtimmſt nichts, du ſorgſt für nichts, du biſt für nichts, du denkſt an nichts. Die rothen oder die gelben? So ſag' doch! Vier rothe, zwei gelbe —

Aber Herzchen, wir ſind —

Achtzehn —

Neunzehn!

Der Alte mit der ſchwarzen Binde kommt nicht —

Alſo ſiebzehn —

Was rechneſt du denn!

Aber die Frau Pfarrerin Stromer! Pfannenſtie hier, ſchreiben Sie einmal auf!

Pfannenſtiel ſetzte ſich zum Schreiben.

Erſtens, dictirte Frau von Zeiſel, Herr Loui Armand —

Der Schreinergeſell! ergänzte Pfannenſtiel.

Der Stand, bemerkte Frau von Zeiſel empfindlich der Stand iſt hier nicht nöthig. Wir waren nie ſtol

Die rechte Hand des Fürſten und Sekretair de Premierminiſters! bemerkte Herr von Zeiſel und ſchni damit alle weiteren Erörterungen ab. Zweitens —

Herr Ackermann! bemerkte der Amtsvoigt kräftiglich

Nun, nun, ſagte Frau von Zeiſel pikirt, der Nam brennt Ihm ja recht auf der Zunge. Wer weiß wie bald die Komödie zu Ende iſt. Der Fürſt wir bald erkennen, daß er es mit einem Projektenmache zu thun hat! Den neueſten Briefen des Juſtizrathe nach zu urtheilen, wird die Welt binnen Kurzem vo Dingen überraſcht werden . . .

Drittens, ſagte der Juſtizdirektor —

Laß mich! unterbrach ihn ſeine Frau — Zweitens —

Nummer Zwei, Frau von Zeiſel, ſagte Pfannen

Vergoldet man bei euch auch den Kühen die Hörner? Wer hätt' es eurem Zopfe angesehen, daß ihr auf solche Narrheiten etwas gebt! Nichtsdestoweniger gesteh' ich, daß ihr mich vortrefflich unterhaltet, guter Freund!"

„Da sind wir auf dem Punkte," fiel der Correspondent heftig ein, „wo ich zweifelhaft bin, ob ich mehr die Bosheit oder die Albernheit der Europäer verachten soll. Warum führt Ihr Gespräche? Um Euch zu unterrichten? Um einander eure Erfahrungen mitzutheilen? Um euch in eleganten Wendungen zu üben, Begriffe zu spalten, die Redeformen der Rhetorik in Anwendung zu bringen? Keineswegs! Ihr wollt mit euern Unterhaltungen nur die Zeit und euch selbst betrügen. Ihr wollt eine Leerheit in die andere stecken und ein Loch durch zwei andere Löcher ausfüllen. Ihr nehmt Partei für jede beliebige Meinung, wenn sie zufällig keinen andern Vertheidiger findet. Ihr thut nichts für die Wahrheit und Alles für die Lüge, weil sich von dieser mehr Lärm machen läßt, als von jener; wenn ihr ein Gespräch beendet, so stürzt ihr Alles über den Haufen, lacht diejenigen aus, die sich erhitzt haben, um euch zu bekämpfen, und dankt nicht im Namen eurer erweiterten Kenntnisse oder eures ausgebildeten Redetalents, sondern im Namen einer glücklich verschwundenen Stunde, vor deren langer Weile ihr vorher in Schrecken geriethet. Das sind die Gespräche eurer Landsleute, Dickson, und ich ziehe es vor Tabak zu rauchen, als dir die Fliegen der Langenweile von Deiner rothen Nase mit meinem Munde wegzuschnappen."

Dickson schüttelte den Kopf über die mürrische Laune des Chinesen und sagte: „Den Sinn deiner langwierigen Rede hab' ich zwar nicht verstanden, aber ich fürchte, es steckt etwas

ſtiel, der ſich in die Umſtände zu fügen wußte. Nummer Drei, Herr von Zeiſel.

Nummer Vier, Herr Ackermann! ſagte jetzt der Juſtizdirektor ſelbſt.

Nummer Vier, Herr Oleander! unterbrach determinirt ſeine Gemahlin. Wer iſt dieſer Ackermann? Kann er ſich einen Studierten nennen? Wer weiß, wo er herkommt und wo er noch hinfährt!

Nummer Fünf, die Frau Pfarrerin Stromer! bemerkte der Juſtizdirektor und um nur Ackermann ganz hinten zu bringen, ſetzte er hinzu:

Nummer Sechs, Herr Doktor Reinick aus Randhartingen.

Nummer Sieben, Herr Ackermann! bemerkte aber der unermüdliche Amtsvoigt wieder, dem einmal dieſer Name ſo werthvoll und bedeutend war wie allen Bewohnern des kleinen Fürſtenthums.

Nein! ſchalt Frau von Zeiſel faſt zornig.

Nummer Sieben, verbeſſerte ihr Gemahl, Herr Apotheker und Spezereihandler Sonntag aus Randhartingen —

Nummer Acht, fuhr ſeine Gattin fort, Herr Aktuar Weiße aus Pleſſen . . .

Nebenan huſtete Jemand, der unſtreitig Herr Weiße

war und ſich gleichſam für die Ehre, der Achte zu ſein, bedanken wollte.

Nummer neun, Ihr Herr Schwager, bemerkte der Juſtizdirektor verbindlich zu Pfannenſtiel, Herr Droſſel vom Gelben Hirſch — die Frau nebſt Lenchen iſt auf dem Heidekrug.

Alſo Fräulein Emmeline Droſſel und Fräulein Alwine Droſſel — ſetzte ſeine Gattin hinzu, als wollte ſie ſagen: Unſre Herablaſſung!

Pfannenſtiel verbeugte ſich und bemerkte nur in den Bart hinein:

Macht Zehn und Elf oder eigentlich das Doppelte, denn Droſſel ſpeiſt und ißt für Zwei — auf die heutige Zeitung hin vielleicht . . .

Dann Zwölf — unterbrach Herr von Zeiſel, um ſeine Frau nicht durch einen vielleicht dreifach geſteigerten Appetit des gefürchteten Radikalen zu erſchrecken.

Jetzt glaubte aber der Schwager des Wirths vom Gelben Hirſch in der That ſagen zu dürfen:

Zwölftens, Herr Ackermann.

Aber wieder ſchnitt ihm die Juſtizdirektorin den Namen ab, indem ſie faſt gleichzeitig diktirte:

Zwölftens und dreizehntens, Herr und Frau Rentmeiſter von Sänger aus Randhartingen —

Vierzehntens, Herr A—

Herr Anverwandter, Oekonom aus Randhartingen, ſagte Frau von Zeiſel. — Mit ſeinem Beſuche aus Schönau — wie heißt er doch? Dem Ortsvorſtand Marr —

Macht fünfzehntens —

Und vielleicht noch dem Herrn Maler — bemerkte Herr von Zeiſel.

Welchem Herrn Maler?

Den Marr mit nach Randhartingen gebracht hat, um Herrn Anverwandter zu malen — zum Weihnachtsgeſchenk für ſeine Tochter —

Ich las den Brief ſo flüchtig ... ich beſinne mich ...

Alſo fünfzehntens, Herr Marr, ſechszehntens, der Herr Maler aus Schenau, recapitulirte Pfannenſtiel und glaubte nun für ganz beſtimmt endlich ſagen zu können:

Siebzehntens, Herr Ack—

Aber auch hier beugte der beſonnene Herr von Zeiſel vor und bemerkte:

Siebzehntens, Fräulein Ackermann — Achtzehntens —

Dies Auskunftmittel war ſehr fein ... Nun verſtand ſich von ſelbſt, daß der achtzehnte Herr Ackermann war. Denn es war auch wirklich der Letzte.

Jetzt begann die Erörterung der Weinvorräthe.

Zwölf Herren, ſechs Damen, ſagte Frau von Zeiſel, ſeufzend über die Nothwendigkeit, einmal ſo uneben-

bürtige Menſchen, nicht die Adligen der Umgegend, bei ſich zu Tiſch zu ſehen.

Acht Flaſchen auf den Tiſch, liebes Kind, erörterte ihr Gemahl.

Und zwei in Reſerve! bemerkte die vortreffliche Wirthin.

Hier räuſperte ſich Herr von Zeiſel und ſah Pfannenſtiel an, als hofft' er von dieſem Succurs.

Acht auf den Tiſch, fiel dieſer ein, und acht unter'n Tiſch! Macht ſechszehn. Wie ich geſagt habe.

Sechszehn? rief Frau von Zeiſel. Das wäre ja ein Trinkgelag!

Frau Juſtizdirektorin, wenn die Männer luſtig werden und für meinen Schwager, der die Ehre hat, geladen zu ſein und weil's wieder unruhig in der Hauptſtadt iſt —

Nur wegen der Wirthſchaftsräthin Pfannenſtiel und Frau Juſtizräthin Schlurck — fiel Frau von Zeiſel berichtigend ein.

Dero- oder Derowegen! Wenn Droſſel auf die Politik und die neuen Wahlen und die geladenen Kanonen kommt, ladet Der zwei Flaſchen mehr für ſich allein.

Ich will hoffen, bemerkte Frau von Zeiſel, daß er uns mit ſeinen demokratiſchen Reden verſchonen und

ſich erinnern wird, bei wem er dinirt. Es hat lange genug gedauert, bis wir uns entſchloſſen haben . . .

Den wahren Grund der Entſchließung, der darin beſtand, daß Emmeline und Alwine Droſſel, die älteſten Mädchen vom gelben Hirſch, viel häßlicher als die jüngere Lenchen waren und nur als Folie ihrer eignen Reize gebeten wurden, verſchwieg Frau von Zeisel, die ſich nun erhob, um ſechszehn Flaſchen, theils Roth- theils Gelbſiegel, aus dem Keller zu holen. Schlurck hatte dafür geſorgt, daß ſein guter Freund und ſeine gefällige Freundin in ihren kleinen Weinverräthen anſtändig ausgeſtattet waren. Schlurck hatte mit Melanie gemein, daß er gern ſchenkte und ſich von allen ſeinen Bekannten die Geburtstage merkte.

Nach dieſer wirthſchaftlichen Erörterung erbat ſich Pfannenſtiel nur noch einige Augenblicke zu einer amtlichen Wahrnehmung.

Ich habe, ſagte er, Ihre geſtrige Weiſung, auf alle verdächtigen Perſonen der Umgegend zu wachen, auch dem Forſter Heunisch mitgetheilt, Herr Juſtizdirektor. Bis jetzt iſt uns nichts aufgeſtoßen außer den zwei Arbeitern, die vorgeſtern mit einem Bauerwagen hier eintrafen und in der Krone abſtiegen, um bei Herrn Ackermann's neuen Anlagen Arbeit zu ſuchen. Ich fragte ſie nach ihren Papieren. Sie hat-

ten ganz ſchöne, neue Päſſe und gaben ſich der Eine für einen Schloſſer, der Andre für einen Klempner an. Genauer beſehen, kamen ſie mir ſonderbar vor. Beides alte Knaben ſchon. Der Eine, der Schloſſer, war ſicher ſchon an die Funfzig. Ihre Hände glatt, eher wie zum Spazierengehen als zum Arbeiten. Der alte Zeck nahm ſie, weil er Arbeit vollauf hat. Heute früh aber hör' ich, ſchmälte und tobte er, daß ſie wenig von rechter Feuerarbeit verſtehen, faul und unbeholfen ſind und beſſer thäten, weiter zu ziehen. Da haben ſie ganz volle, ſchwere Beutel gezogen und ihr Handgeld zurückzahlen wollen. Zeck aber hat's nicht nehmen wollen, ſondern geſagt: Bis Samſtag ſollten ſie's in allerhand kleinen Arbeiten abverdienen. Das rief er mir heute zu, als er nach dem Ullagrund ging mit ſeinem Jungen. Er bat mich, ein Auge auf die beiden alten Kerle zu haben. Ich ging auch zu ihnen in die Schmiede und fand, daß ſie in Verlegenheit waren, als ich eintrat. Bis Sonntag, ſagt' ich ihnen, könnt ihr noch bleiben! Dann trollt euch! Wir geſtatten hier keinen Aufenthalt! Dazu zogen ſie eine Miene, daß ich faſt grimmig wurde. Heunisch rief mir einen guten Morgen zu. Er ging gerade vorüber und wollte auf's Schloß. So kam ich von den beiden Gaunern ab. Ich will ſie ſcharf im Auge behalten.

Thut Das! Thut Das! Pfannenſtiel, ſagte der Juſtizdirektor zerſtreut. Gebe der Himmel, daß das heutige Diner in Ehren überſtanden iſt. Es iſt eilf Uhr. Ich muß mich nun wol anziehen.

Damit überließ Herr von Zeiſel den Staat, die Wahlen, die Kriſis, die öffentliche Sicherheit dem Gerichtsboten und Amtsvoigte, der in ſeine Thurmwohnung ging, um ſich nun doch auch etwas feſtmäßig anzukleiden. Der Gedanke: alles Das um einen ausländiſchen Tiſchlergeſellen! ließ ihn manchmal erſtaunt genug dabei den Kopf ſchütteln.

Der Mittag kam heran und gleich nach zwölf Uhr geriethy ganz Pleſſen in Bewegung. Die am entfernteſten wohnten, kamen früher als die näher Wohnenden. Doktor Reinick war einer der Erſten. Er beſuchte einige Patienten und Geneſene. Leider mußte er ſtatt in Pleſſen in Randhartingen wohnen, weil der Spezereihändler und Apotheker Sonntag dort ein Gut bewirthſchaftete und deshalb nicht in Pleſſen wohnen konnte. Auch Herr Sonntag fuhr in einem kothbeſpritzten Einſpänner vor. Der Wirth in der Krone ſah es in ſeinem Hofe einmal wieder recht lebendig werden. Droſſel aber, der Hirſchwirth, jagte mit ſeinem Einſpänner wie im Schuß beim Kronenwirth vorbei. Seine beiden älteſten Töchter ſaßen neben ihm. Aber

hier und da rief er, von der Krone an langsamer fahrend, diesem oder jenem bekannten Bauer zu: Neue Wahlen! Was sagt ihr? Neue Wahlen! Unser Fürst! Neue Wahlen! Kanonen! Wir erleben etwas! Justus hat geschrieben. Heut' Abend kommt mehr. Es sieht unten schlimm aus! Schlimm! Hurrah!

Er schickte seinen Einspänner, aus Bretneid, nicht in die Krone, sondern auf einem beschwerlichen, morastigen Wege durch den Wald in die Sägemühle. Der Sägemüller war sein Freund. Sie hatten beide das eigne Schicksal erlebt, daß vor Jahren ihre Schwestern, die den Förster Heunisch heirathen sollten, durch unglückliche Zufälle um's Leben kamen.

Herr Rentmeister von Sänger, ein ehemaliger Offizier und alter Kamerad aus dem Husarenregimente, das nach dem Generalfeldmarschall das Fürstlich Hohenbergische hieß, fuhr mit seiner Frau Gemahlin in einem Zweispänner. Sie stiegen am Amthause aus und ließen, ein Vorrecht alter Zeiten benutzend, ihre Kalesche dem Schlosse zufahren, wo sich leere Remisen und Ställe genug fanden.

Louis Armand im schwarzen Frack, ein leichtes Tuch nicht steif, sondern leicht um den Hals geschlagen, in Stiefeln, die er sich selbst geputzt hatte und unbekümmert mit schwarzen Handschuhen, begegnete dem Wagen

und ſchloß aus ſeinem Ausſehen auf eine gewähltere Geſellſchaft. Er hatte den Vormittag mit Briefen in die Heimat, an Märtens zugebracht, auch Fränzchen ein paar freundliche Worte geſchrieben, die Heuniſch mitnahm, der gekommen war, nochmals den ihm immer mehr gefallenden Plan zu beſprechen, daß ſeine Nichte zu dem Generalpächter kommen könnte... Murray hatte ihm viel Vergnügen gewünſcht und ihn getröſtet, daß er ſich ſchon zu unterhalten wiſſen würde ...

Wer die Einſamkeit nicht liebt, hatte er geſagt, iſt nur ein halber Menſch. Wer nicht einſam ſein kann, iſt auch nicht verſöhnt mit ſich. Die Verbrecher fürchten ſich vor nichts ſo ſehr als vor der Einſamkeit. Es iſt ihre fürchterlichſte Strafe. Dennoch muß ſie, wie jede Strafe, mäßig angewandt werden. Einſamkeit ſoll beſſern, nicht abſtumpfen. Sie ſoll anfangs nicht gleich ganz gegeben werden, ſondern nur nach und nach. Dann wird ſie zu einer heilenden Strafe. Man gewinnt die Einſamkeit lieb und ſpricht mit ihr und verſöhnt ſich mit ſeinem Schatten.

Am Eingange des Amtshauſes begegnete Louis ſeinem entfernten Verwandten, dem Vikar Oleander und der Frau Pfarrerin. Jener kam einfach, dieſe

mit ängſtlichem, ärmlichem Putz. Sie grüßte Louis als wär' es Egon ſelbſt geweſen. Die Aermſte war eine durchweg eingeſchüchterte Natur, lebte nur in ihren Kindern und der äußeren Sorge für ihren Gatten, der ihr auf ſo überraſchende, ſeltſame Art plötzlich entſchwunden war. Gewiß war es eine Frau, die in ihrer Sphäre erkannt ſein wollte, um bei aller Einfachheit nicht ohne Werth zu erſcheinen. Was konnte ſie dafür, daß ſie von einem Manne gewählt, als Gattin heimgeführt war und ihm nun nicht mehr genügte? Unter ihren Kindern fand ſie ſich in ihrem ewigen Mutterrechte. Ach und im Grunde, murrte ſie denn über ihr Loos? Ließ ſie es ſich nicht genügen, ſo einfach und freudenleer es war? Wenn eine Frau von geringen Fähigkeiten und ohne äußeres Verdienſt durch den Misgriff eines Mannes zu Rechten kommt, die ſie anſpruchsvoll geltend zu machen ſucht, ſo wird man dem Worte: Er hat mich doch nun einmal genommen! wenig Ueberredung und Bindekraft beimeſſen können. Wenn aber ein ſo zu einer gewiſſen Haltung gekommenes Weſen doch wie eine niedrig wachſende Schlingpflanze nur an dem feſten Stamme ihres Rechtes ſich hinzieht und nur dahin ſich ausdehnt, wo er ihr und ihren Kindern wärmer von der Sonne beſchienen dünkt, wer möchte da nicht duldend

Grobheit darin. Ich bin kein Holländer und doch zog mich euer leutseliges Wesen an. Lieber Freund, man muß sich in das Unvermeidliche schicken. Was geht euch meine rothe Nase an?"

Wie herzliche Freunde sonst auch diese beiden Männer waren, welche durch ihre Entfernung von zwei Heimathen genöthigt waren, sich in der dritten einzubürgern, so brachten doch oft die unsaubern Späße des Einen und die Sonderbarkeiten des Andern Mißhelligkeiten in ihr gutes Vernehmen. Einen solchen Streit zu schlichten, war dann Niemand geschickter als Dhü-Kummuz. Er erschien auch in diesem Augenblick zur rechten Stunde. „Von da oben weht ein so frostiger Wind!" rief er, einige Stufen zum Hause hinaufsteigend; „je stärker man die Kanone ladet, desto mehr Hitze glüht sie aus. Das hat auf euch keine Anwendung, Dickson; denn ihr sprecht ja nichts. Das Gleichniß kam mir aber zur rechten Zeit. Wie ist der Stand unserer Artillerie, General? Ich soll mich darnach bei euch erkundigen!"

Dickson nahm eine wichtige Miene an und richtete sich auf. „Wenn ihr Sinn für die Wissenschaft und das Genie wesen hättet," sagte er, „so würde eure Frage keinen Fehler enthalten und unser chinesischer Freund würde ihn sogleich verbessert haben. Wie oft hab' ich euch Beide nicht dazu einladen lassen, an meinen Vorträgen über die einzelnen Zweige der Kriegswissenschaften Theil zu nehmen. Ihr habt mich aber ausgelacht, gleichsam als hätt' ich fortwährend im Fort William auf der Bärenhaut gelegen und wäre nicht zuweilen in die Compagnieschule gegangen."

„Ihr macht mich begierig auf die Fehler, die ich begangen habe, Meister Dickson," sagte Dhü-Kummuz, neben den beiden Andern sich niederlassend.

herabblicken und dem bescheidenen Dasein jede Freude wünschen?

Zu den Gästen, die ein großes aufgeputztes Zimmer empfing, gesellten sich bald auch Ackermann und Selma.

Es lag eine eigne Ironie in den Zügen des geistreichen Mannes, wie er so mit seinem lieblichen Kinde in diesen geputzten Kreis ländlicher Bedeutsamkeit eintrat. Freundlich neigte er sein Haupt mit der offnen freien Stirn nach allen Seiten und Selma bot Jedem die Hand, der ihr nahe stand, nur Louis nicht, den sie zu vermeiden schien und nur flüchtig grüßte.

Oleander, der für Aeußerlichkeiten sonst keinen Sinn hatte, pries ihren Anzug, zum Erstaunen der in einem blau- und rothschillernden Seidenkleide die Honneurs machenden Frau Justizdirektorin, die sein Entzücken verspottend, ihm sagte:

Herr Vikar, Sie bewundern und wissen sicher nicht, worin eigentlich der wahre Reiz dieser geschmackvollen Toilette besteht!

O stellen Sie mich nicht auf die Probe! antwortete Oleander. Ich analysire Ihnen sonst das schöne himmelblaue Kleid so, daß ich unten die Besätze abtrete.

Oleander verlor sich im Anschauen. Er folgte Selma, wie sie den Damen sich näherte und deren Bekanntschaft erneuerte, mit strahlendem Blick.

Louis aber benutzte den Umstand, daß man noch auf den letzten Randharinger Wagen wartete, um Ackermann bei Seite zu nehmen. Ohnehin von allen Anwesenden mit der größten Neugier betrachtet, kam ihm die Gelegenheit, sich zurückzuziehen und den vielen Fragen auszuweichen, sehr erwünscht. Er stellte sich, da zwei Zimmer geöffnet waren, in das Nebenzimmer zu Ackermann und trug ihm sein Gesuch wegen Fränzchens vor . . .

Diesem kam der Antrag ganz erwünscht. Erst heute, bei den Vorbereitungen zu dieser Einladung, hätten sie ein Wesen vermißt, das seiner Tochter näher stünde als eine gewöhnliche Dienerin.

Mit Freuden! sagte er. Wenn Sie für das junge Mädchen bürgen! Doch warum werden Sie nicht, da eine Liebe wie die des jungen Sandrart beweist, daß sie deren würdig ist! Schon um den Alten ein wenig zu ärgern, nehmen wir das Kind.

Selma trat hinzu und erfuhr, worüber es sich hier handelte.

Nun, sagte sie, da ist ja all' mein Wünschen heute erfüllt! Wie sehr hab' ich mich der Rücksichten, ein Mädchen zu sein, entwöhnt! Wie verlassen bin ich, wenn ich einmal glänzen und den Menschen gefallen will!

Sie küßte den Vater. Die kastanienbraunen sich ringelnden Haare hingen auf den Nacken herab und das Auge, das sich emporrichten mußte, bekam dadurch einen Aufschlag von durchdringender Kraft und schwärmerischer Milde.

Darüber sind wir nun einig! sagte Ackermann. Die Gründe, warum Sie sie vom Forsthause entfernen wollen, erzählen Sie mir ein andermal. Wenn sie ein leichtes Gepäck hat und bis fünf Uhr etwa zur Hand ist, bis wohin ich hier mancherlei Geschäfte abzumachen habe und Selma bis dahin bei der Pfarrerin bleibt, nehmen wir diese Pflegebefohlne sogleich heute mit uns.

Indem rasselte endlich der ersehnte, verspätete letzte Wagen vor. Die Justizdirektorin hatte schon vor Ungeduld und der Angst, ihre Speisen möchten verbrennen, keine zusammenhängende Antwort mehr geben können, sondern war von Gast zu Gast gewandert und hatte zu Jedem über die Unschicklichkeit der Verspätungen gesprochen. Herr von Zeisel hatte Mühe, sie nur zu beruhigen. Endlich kam ein großer Vierspänner, aus dem drei Männer stiegen. Herr Anverwandter, ein reicher Gutsbesitzer in Raudhartingen, der Ortsvorstand Marr aus Schönau und ein Dritter, den Niemand kannte.

Louis ſtand gerade im politiſchen Geſpräch mit dem ſehr lebhaften, aufgeregten Oekonomen vom gelben Hirſch, Herrn Droſſel, als die Thür aufging, der ſtarke Herr Anverwandter eintrat, nach ihm Herr Marr und der Dritte, der von allen Anweſenden wenig Notiz nahm, ſondern mit ſcharfem Blicke ſich gleich Louis hervorſuchte . . .

Louis wandte ſich und erſchrak, Siegbert Wildungen zu ſehen.

Die Frage: Wie iſt Das möglich! ging in der Umarmung verloren.

Die Anweſenden nahmen das lebhafteſte Intereſſe an dieſer Begrüßung und waren, als ſie den Namen hörten, gleich davon unterrichtet, daß auch dieſer junge Maler zu dem engeren Freundeskreiſe des Fürſten gehörte, dieſer Wildungen, der in den vielbeſprochenen Johannterprozeß verwickelt war, deſſen Kunde ſchon überall hin gedrungen ſchien.

Siegbert, auf dem die Blicke der Frauen mit Wohlgefallen ruhten, erzählte mit wenigen Worten, daß er in dem vier Meilen von hier gelegenen Oertchen Schönau das freundlichſte Entgegenkommen gefunden hätte. Herr Marr hätte ihn aufgefordert, mit ihm nach Randhartingen zu fahren und Herrn Anverwandter zum Geſchenk für ſeine Frau, die Herrn

Anverwandter's Schweſter wäre, zu malen. Er hätte dieſen Antrag angenommen, um, flüſterte er Louis mit gedämpfterer Stimme zu, in ſeine Nähe zu kommen, da er vermuthet hätte, daß er ſich noch auf dem Hohenberg befände.

Eine weitere Auseinanderſetzung war nicht möglich, da eben die Aufforderung zu Tiſche erfolgte. Paarweiſe ſchritt man über einen ſteingepflaſterten Corridor nach einem ſehr ſchön gelegenen Eckzimmer, das an freundlicheren Tagen eine herrliche Ausſicht in die Ebene bieten mußte. Siegbert wurde dabei von der Juſtizdirektorin wie im Traum entführt, Louis wagte Niemanden die Hand zu bieten. Ackermann gab ihm ſeinen eigenen Arm; denn Selma, auf die es der Vater für Louis abgeſehen hatte, war ſchon von dem Hauptmann und Rentmeiſter von Sänger entführt, der trotz ſeiner Jahre die Frauen liebte, wie ſein alter Chef, und ſchon die dritte Gemahlin hatte. Frau von Sänger, eine hübſche, lebhafte Blondine, ſchien nicht zufrieden, daß ſie mit dem einfachen Doktor Reinick vorlieb nehmen mußte.

Auf dem Corridor ſagte Ackermann zu Louis:

Wer iſt der junge Mann, der mit Herrn Anverwandter kam?

Hörten Sie ihn nicht nennen? ſagte Louis. Der-

ſelbe Siegbert Wildungen, von dem Sie geſtern erzählten, daß Sie ihn als Kind auf den Armen trugen.

Ackermann war von dieſer Mittheilung ſo erſchüttert, daß er den Arm ſinken ließ und ſprachlos neben Louis in das helle heitere Eßzimmer trat. Starr blieb er hinter dem entfernteſten Stuhle ſtehen und richtete den Blick auf Siegbert, der ſeinerſeits auch ihn, deſſen Kopf ihm ſo wohlgefiel, flüchtig fixirte.

Frau von Zeiſel duldete aber nicht, daß ſchon Alles Platz nahm; denn geſtern Abend ſchon war ihre Sorge geweſen, mit Oleander, den ſie deshalb vom Whiſtſpiele dispenſirte, gründlichſt zu überlegen, wie jeder Gaſt placirt ſein ſollte. Der Aktuar Weiße hatte in ſauberſter Canzleihandſchrift alle Zettel geſchrieben, die auf den etwas altmodiſchen Gläſern lagen und Jedes Namen in einer auf Pſychologie und die Schule der Höflichkeit begründeten Ordnung möglichſt orthographiſch wiedergaben. Für Siegbert lag urſprünglich neben einem der Fräulein Troſſel ein leerer Zettel und Frau von Zeiſel hatte Herrn Ackermann neben ſich trotz der Rivalität. Gleich aber wußte die kleine Frau dieſen Irrthum zu eskamotiren und vertauſchte die Zettel ſo, daß Siegbert Wildungen, der blonde Maler mit den blauen Augen, den friſchen Lippen und den weißen

Zähnen, die bei seinem geistreichen Lächeln so freundlich hervortraten, an ihre Seite, Ackermann aber zu den Gelben Hirschtöchtern in die Nähe des ultrademokratischen, aber wie man sagte, auch ultrafinanzzerrütteten Oekonomen Drossel kam.

Endlich saß die Gesellschaft zu großer Beruhigung des Herrn von Zeisel, dem einige gelinde Schweißtropfen schon auf der Stirn standen. Er gab heute ein Diner der Herablassung, ein Diner der Rücksichten, als Stellvertreter des Fürsten, dem Freunde des Fürsten zu Ehre. Es war nur der einzige Adlige, Herr von Sänger, zugegen und auch dieser nur als fürstlicher Rentmeister. Dennoch setzte ihn selbst diese Aufgabe, wo er doch nur gnädig, nur herablassend zu sein brauchte, in Verlegenheit. Er hatte dabei den Takt, Louis Armand neben sich zur Rechten zu setzen und ihm die Unterhaltung der Frau Pfarrerin zuzuweisen.

Frau von Sänger war eine sehr heitre, eine sehr kokette Frau. Sie zeichnete sich durch schöne Gesichtsfarbe aus und erweckte durch ihre Lebendigkeit eine große Vorstellung von dem ihr innewohnenden Temperament. Sie pflegte mit der Justizdirektorin in Kleidung, Lebensweise und Neigung zu wetteifern und hatte eigentlich, seitdem Frau von Zeisel Gefallen an

Oleander fand, in der ganzen Gegend Niemanden ihres Attachements Würdigeren gefunden, als geradezu Selma's Vater, der wohl im Stande war, noch auf mittlere Frauen einen lebhaften Eindruck zu machen. Nun aber war ein junger Franzose, Louis Armand, und ein hübscher Maler, Siegbert Wildungen, in den meist philisterhaften und bequemen Kreis getreten. Da ihrem Stolze denn doch Louis' Stand zu geringfügig erschien, so ergrimmte sie nicht wenig über ihre Rivalin, die den andern neuen Ankömmling so ohne Weiteres schon in Beschlag nahm. Ihr Gatte entfaltete inzwischen gegen Selma jene Liebenswürdigkeit der alten Herren, die in gewissen Schranken sich haltend den Frauen immer gefällt und von den jungen Männern nur zu selten zum Muster genommen wird.

Frau von Zeisel hatte ein zwischen der Malerei und der Küche getheiltes Herz. Ihre Blicke schossen bald auf ihren Nachbar, bald auf die Schüsseln, die die Mägde hereintrugen. Sie erntete alle Anerkennung. Man begrüßte jede neue Speise mit einem Blicke auf die präsidirende Wirthin, die zwar die Würde des Standes im Allgemeinen vortrefflich behauptete, zuweilen aber doch, besonders wenn es sich um Ergänzung der leergewordenen Flaschen handelte, sich hinreißen ließ, Winke zu geben, ja sogar selbst

nmal faſt aufſtand, wofür Herr von Zeiſel aber den
Muth hatte, ſie mit einem ernſten Blicke zu beſtrafen.
Ackermann beobachtete voll Rührung die Freund-
baſtöblicke, die Siegbert und Louis zuweilen über
n Tiſch wechſelten. Er war unſtreitig der ſchweig-
mſte am Tiſch. Selma plauderte mehr, als ihm
b war. Das junge Mädchen, die Blume der Tafel
nd der eigentliche Mittelpunkt der Geſellſchaft, ſchien
r zu ſprechen, um eine innere Aufregung zu ver-
rgen. Oft warf ſie einen verſtohlenen Blick zu Louis
nd einen ganz flüchtigen zu Siegbert hinüber, der
nerſeits von dem Reize dieſes friſchen Kindes träu-
eriſch gefeſſelt war.

Oleander, der Vikar, ſtand natürlich zuerſt auf
nd brachte einen Toaſt auf den Fürſten. Er nannte
gen von Hohenberg Einen, der auf der Menſchheit
ohen ebenſo ſcharfblickend empor, wie niederwärts
ſchauen verſtünde. Er hat, ſchloß er in gebunde-
r Rede, er hat des Lebens tiefſte Wurzeln aufge-
cht, das innere Sein und der Erſcheinung Flucht
it Denkerblick erſpäht; den Thron der Wolken fand
in Alpenſtab und was ihm ſchon das Schickſal ſelber
ab, er nahm es nur als ſeines Wanderns Lohn!

Der Beifall war einſtimmig. Nur Droſſel brachte
gleich, bitter genug, die neuen Wahlen und die ge-

ladenen Kanonen auf das Tapet. Es war ein Miston, den Louis und Siegbert, ſich gegenſeitig bedeutſam anſehend, wohl in der ganzen Diſſonanz zu dem Akkord, den Oleander's Worte hervorgerufen hatten, fühlten. Ihre Freundſchaft für Egon gab dem Rentmeiſter Recht, als er Droſſeln drohte, den Rand zu halten. Freilich ließ der alte Herr auch ſogleich eine Anzahl grimmigſter Verwünſchungen über die Demokratie aufpraſſeln, die nun endlich in dem Sohne des alten Generalfeldmarſchalls ihren rechten Bändiger fände. Er richtete dabei mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit, die dem amerikaniſchgeſinnten Ackermann nicht entgehen konnte, ein formliches Peletonfeuer gegen die Republikaner, die er mit Stumpf und Stiel ausgerottet verlangte. Auch der Apotheker Sonntag, der Aktuar Weiße und der Ortsvorſtand Marr waren ganz derſelben Meinung und konnten die Gefahr, die dem Staate durch ſeine neuen demokratiſchen Grundlagen drohe, nicht bedenklich genug ſchildern. Herr Anverwandter war zu ſehr Fettmaſſe, um eine Meinung über das Princip der Bewegung zu haben. Herr von Zeiſel lavirte. Er meinte, die Politik des Fürſten läge wohl noch nicht ganz offen da. Heut' Abend wär' er vorläufig auf die Zeitung geſpannt...

Nicht offen? rief Droſſel. Wer mit dieſer gemäßigten Kammer nicht regieren kann, wem ſelbſt ſolche

„Ich will so eigentlich nicht von einem Fehler sagen," entgegnete Dickson, sich wohlgefällig den Bart streichend; „doch habt ihr das Wort Artillerie in einem Sinne genommen, ohne daß ihr wißt, wie man es noch in einem andern nehmen kann."

„Glaubt nur nicht, mir etwas Neues zu sagen!" fiel der gelehrte Correspondent ein; „in keinem Reiche kann sich die Artillerie in besserem Zustande befinden als in dem Reich der Mitte."

Während Dickson über diese Bemerkung in lautes Gelächter ausbrach, fügte Thü-Kummuz noch hinzu: „und es ist längst erwiesen, daß die Chinesen das Pulver früher erfunden haben, als die Europäer."

Als Dickson endlich Worte gefunden hatte, sagte er: „Die chinesische Artillerie! Großer Gott, warum führen wir keine Kriege mit bleiernen Soldaten! Warum schneiden wir die ausgemalten Bilderbögen nicht aus und ziehen die kleinen Papier-Soldaten auf steife Pappe und stellen sie vor die Fronte! Nein, mein Freund, ein Land, das seine Forts und Lünetten mit papiernen Kanonen bespickt, kann über Artillerie nur lernen, keineswegs aber eine Meinung abgeben."

„Vergeßt nicht, wegen der zweifachen Artillerie Euer Wort zu halten," bemerkte Thü-Kummuz; Dickson aber räusperte sich, stellte die beiden Krüge zur Unterstützung seiner Beredsamkeit zurecht und begann zuerst mit einem Verbot: „Unterbrecht mich nicht!" sagte er; „ich kann Niemanden von Euch drei Stunden nacherercíren lassen und für zu viel Plaudern an die Thür der Artillerieschule stellen. Von gesetzten Leuten erwartet man, daß sie sich auch ohne Disciplin regieren lassen. Meine Herren, das Wort Artillerie soll türkischen Ur-

Moderirte, wie Justus, zu liberal sind, der kann nur mit einer Beamten-Kammer regieren oder wird als Absolutist enden, falls sich solche Komödien noch aufführen lassen.

Ja, Herr, rief der Rentmeister, nach Pulver und Blei sollen Sie noch Ihre Puppen tanzen sehen... Dabei vergeß vorläufig Herr von Sänger schon mehr von dem Nebenblute, als Frau von Zeisel lieb war.

Es ist doch gut, sagte der Arzt Reinick, ein kleiner Mann von schlichtem Aussehen und verständiger Mäßigung im Ton und seiner ganzen Haltung, es ist doch gut, daß es dabei außer Todten manche Verwundete geben wird, die man durch unsre Kunst wiederherstellen kann. Man muß auch wieder an die Aerzte denken.

Diese scherzhafte Wendung gefiel Siegbert, der schon in Randhartingen mit dem Dokter Reinick Bekanntschaft gemacht hatte.

Trossel aber stellte gegen die Kanonen gleich auch Kanonen. Er meinte, daß Salpeter überall in der Erde läge, Blei auch und Schießen wäre jetzt ein Kinderspiel. Die gefüllten Blechbuchsen, die man Kartätschen nenne — wollte er eben sagen —

Herr Trossel! unterbrach ihn aber Frau von Zeisel. Ich bitte mir aus! Hier werden keine Schlachten ge-

liefert und keine Revolutionen gemacht. Essen Sie meine Cotelettes und bewundern Sie meine jungen Gemüse, die ich auch in Blechbüchsen verwahre.

Man mußte über den Uebergang lachen. Frau von Zeisel verrieth, daß sie nicht ohne Verstand war. Ihre eigentliche Absicht merkte aber doch nur ihr Gatte. Er sah, wie die Aufregung des Gelben Hirschwirthes, den man als Mittelpunkt der noch nicht niedergeworfenen Demokratie der ganzen Gegend schonen mußte, sich in der Entleerung der in seiner Nähe stehenden Flaschen vorzugsweise zu erkennen gab. Er rechnete, daß, wenn Das so fortginge und sich die Männer hier politische Scharmützel lieferten, mehr Blut fließen würde, als durch die Adern der disponiblen sechszehn Flaschen rann. Frau von Zeisel begann auch bereits, gewisse auf diese Beobachtung hindeutende Blicke des Herrn von Zeisel zwar mit Ingrimm, aber doch mit weltkundigem Takte zu verstehen. Glücklicherweise zeigte sich Siegbert Wildungen, der Nachbar der Wirthin, von einer mannichfach liebenswürdigen, höflichen, aufmerksamen Seite und erzählte ihr von seiner Absicht, in der That den dicken Herrn Anverwandter zu malen und sich längere Zeit in der Gegend zu halten, so viel Fesselndes, daß sie mit einem rasch verklingenden Seufzer die Kellerschlüssel wirklich hinterrücks durch den Stuhl

der Bedienung zureichte und den Weinvorrath auf Gnade und Ungnade in fremde Hände gab.

Man brachte einen Toast auf die Wirthin, den Wirth, die Damen, die Gäste, ja auch auf Louis Armand, den Freund und Genossen des Fürsten. Diese Aufmerksamkeit hatte Oleander gehabt, der Alles, was poetisch war, lebhaft ergriff und jenen Muth besaß, unter Schaalheit und Philisterei sich an das Bedeutendere zu halten, mocht' es erst auch wunderlich erscheinen. Er erlebte aber damit den eigenthümlichen Fall wie Jeder, der an das Edle im Menschen glaubt, daß das Poetische immer verstanden, immer freudig aufgenommen wird, selbst unter nüchtern Scheinenden und rein materiell Gestimmten. Er sagte hier einige schöne Worte über Egon's allbekanntes, vergangnes Leben und Jeder verstand sie und Jeder fühlte, wie sie diesen einfachen Fremdling verklärten und hoben.

Louis Armand aber, der schon längst bemerkt hatte, daß man sich des Justizdirektors wegen Zwang auferlegte, offen und frei die Verehrung vor Ackermann auszusprechen, Louis erhob sich mit raschem Entschluß, lehnte den Einfluß, den man ihm auf den Fürsten zuschrieb, bescheiden ab und sagte:

Denen wollen wir Dank sagen, die dem Fürsten

die Hand geboten haben, feſtzuſtehen auf dem Boden ſeiner Väter! Es lebe Herr Ackermann!

Dieſer Toaſt, ſo kurz, ſo einfach, ſo natürlich, drückte doch Aller Stimmung aus und die langverhaltene Empfindung machte ſich in dem freudigſten Jubel Bahn, der nur noch von Dreſſel, der gleich hinzuſetzte: Der Republikaner hoch! unmelodiſch genug überſchrieen wurde.

Ackermann hielt ſich an den herzlichen Gruß, der ihm in den Gläſern widerklang, die Reinick, Oleander, Sonntag, Anverwandter ihm entgegenhielten und ſagte, dem Juſtizdirektor die Hand bietend, die dieſer auch gerührt ergriff und ſchüttelte:

Laſſen Sie den Frühling leben, meine Freunde! Laſſen Sie die Hoffnung leben! Der Winter rüttelt ſchon an der Thür, ein ſchlimmer Gaſt, der uns noch eine lange Prüfungszeit bringen wird! Wenn aber dann der Schnee auf dieſen Höhen ſchmelzen wird, wenn die Lerche ſteigend ſingt, die Erde, zerſchnitten vom Pfluge, Frühlingsodem ausſtrömen wird, dann wollen wir Alle zuſammenwirken und im Glücke eines Mannes, den wir lieben, unſer eignes finden. Auf treue, gute, fröhliche Nachbarſchaft!

Das war wieder ein Wort, ſo recht alle Herzen entzündend; denn nun bekam Jeder doch auch etwas

für ſich! So ſind die Menſchen. Erſt allenfalls Einer, dann aber auch gleich Alle. Die Gläſer klangen, die Hände wurden geſchüttelt. Als man dann ſaß und ſich von den angeregten ſchönen Gefühlen ſammelte, um wieder zur Tafelfreude zurückzukehren, kam noch ein Glas als Nachzügler zu Ackermann hinüber. Selma hielt es hin, mit ſchalkhaftem, lächelndem Blick. Dem Kinde glänzte eine Thräne im Auge, die der Vater durch einen Scherz nicht entfernen konnte. Auch er war gerührt und drückte die Hand der holden Tochter über den Tiſch hinüber.

Wie vorauszuſehen war, mußte zuletzt auch der Gegenſtand berührt werden, den damals alle Welt an den Namen Wildungen anknüpfte. Gleich bei Siegbert's Eintreten hatte man geflüſtert, ob dies jener Wildungen wäre, der ... ja, ja! hatte es geheißen und mit um ſo geſpannterem Intereſſe betrachtete ihn jedes Mitglied der Tiſchgeſellſchaft.

Herr von Zeiſel war es, der das Eis dieſer Spannung brach und mit den beziehungsreichen ſpürend belauſchten Worten Siegberten ſein Glas entgegenhielt:

Zwar hat ſich Vieles in unſerm Hohenberg geändert! Alte Irrthümer ſind erkannt worden und neue Hülfe iſt gefunden. Aber man ſoll Niemanden ver-

leugnen, der uns Freund iſt, wenn er auch irrte. Der Juſtizrath Schlurck mag der Zukunft des Fürſtenthums nicht gewachſen geweſen ſein. Dennoch ſchätz' ich ihn als meinen Freund. Ich wünſch' ihm die reichſten Belohnungen für ſeinen allbewunderten, vielgerühmten Scharfſinn. Nur in einem Gegenſtande ſoll er unterliegen, in einem Punkte die Waffen ſtrecken müſſen, in einem eine ſchmähliche Niederlage erleiden — Herr Siegbert Wildungen, ich meine in Ihrem Prozeß!

Da war der Damm weggeriſſen. Alle Blicke, alle Fragen der Neugier hatten nun eine freie Strömung. Jeder ſah nun in Siegbert Wildungen den künftigen Kröſus und Louis beſann ſich durch die Röthe, die den Freund überflog, ſogleich auf die Aeußerungen, die noch vor kurzem über dieſen Gegenſtand Siegbert im alten Rathskeller der Reſidenz gethan hatte.

Mit wärmerem Intereſſe aber, als alle Uebrigen, ließen Selma und Ackermann ihre Blicke auf Siegbert ruhen und bald wußten es Alle, daß Ackermann in jüngern Jahren den Fremden wollte auf den Armen getragen haben.

Wo Das? rief Siegbert erſtaunt.

In Thaldüren!

Kannten Sie meinen Vater?

Vater und Mutter!

Ich entſinne mich nicht, Ihren Namen —
Wie geht es der Mutter?
Sie kränkelt . . .

Siegbert begriff nicht, wie ihm wurde, als er
ckermann in's Auge ſah. Es ſtiegen ihm Empfin-
ngen auf, denen er keinen Namen geben konnte.
anz verloren in die Züge Ackermann's und Selma's
tte er nicht, daß man ihn um Auskunft über den
tand ſeines Prozeſſes bat.

Erſt Frau von Zeiſel mußte ihn erinnern, daß
an mit ihm ſprach.

Er ſagte nun:

In erſter Inſtanz hat mein Bruder, der dieſe An-
legenheit mit Eifer verfolgt, unſre Anſprüche, von
nen er ſo feſt überzeugt iſt, nicht behaupten können.
ir haben verloren. Jetzt iſt der Bruder in Angerode,
wir ſchon einmal über dieſe alte Streitfrage Do-
mente fanden. Es handelt ſich um die genauere Feſt-
llung unſres Stammbaumes. Mein Bruder ſchreibt
r, daß es ihm gelungen iſt, Thatſachen, die ein
ues Licht verbreiten, aufzufinden. Eben iſt die
pellation im Gange.

Wiſſen Sie, ſagte Oleander, daß Probſt Gelbſattel,
n ich die hieſige Vikarſtelle verdanke, einer der hef-
ſten Gegner Ihrer Anſprüche iſt?

Nicht blos der Propſt, ſagte Siegbert. Ich fürchte, daß wir alle Welt zu Gegnern haben.

Dieſe beſcheidene ſelbſtloſe Aeußerung beſtritt man. Droſſel meinte, ſo müſſe es mit allem Unrecht gehen, das durch Verjährung Recht geworden wäre. Er verwünſchte dabei die Pfaffen, die Tyrannen, die Advokaten, die Menſchenſchinder, die verthierten Söldlinge, die Staatsanleihen, Alles durcheinander. Der Apotheker war ſehr für den Satz: Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte! Frau von Zeiſel bedauerte unendlich, daß es der ſchönen Melanie nicht mehr möglich ſein würde, faſt alle Tage ein andres Kleid anzuziehen, allein darum gönne ſie doch Herrn Siegbert Wildungen ein Vermögen, das ſicher einem Halbdutzend großer Rittergüter gleichkäme.

Die Erwähnung Melanie's, der Uebergang auf ihre Anweſenheit in Hohenberg, die Nachfrage wegen ihrer wieder abgebrochenen Verlobung mit dem Stallmeiſter Laſalle, der hier durch ſein mürriſches Benehmen Alle verletzt hatte, die lächelnden Mienen über Melanie und den Fürſten, alles Das war ein Durcheinander, das für Niemand chaotiſcher und unbehaglicher wurde als für Selma. Siegbert, Louis, Alle wurden ihr in dieſem Augenblicke verhaßt. Es kreiſchte um ſie her wie von Piſſenanzen. Das war Alles unaufgelöſt widerlich. Wahrhaft frei fühlte ſie ſich

von einem lästigen Drucke, als man in diesem Tumult aufstand und sie sich an den Vater hängen konnte, dem sie zuflüsterte:

Fort! Fort! Vater! Hier ist es erstickend! Die Brust zerspringt mir!

Ackermann küßte ihre brennende Stirn und sagte in mildem Tone:

Gewöhne dich, Kind, an Rechnungen, die nicht aufgehen! Ich fühle dir das Peinliche solcher Dinge, die du alle nur halb verstehst, wohl nach. Das Leben ist so! Es ist aus Gegensätzen und unvermittelten Widersprüchen zusammengesetzt. Wenn man so sieht, daß Alles anders ist, als man es gern haben will, möchte man verzweifeln und in die Wildniß fliehen.

Nach den gesegneten Mahlzeiten, die man nun, weingeröthet, speisenduftend, gegenseitig sich noch wünschte, wurde Kaffee gereicht und manches vertrautere Wort gesprochen. Frau von Sanger rechnete darauf, jetzt auch von dem jungen Maler einige Vortheile der Unterhaltung zu ziehen und war nicht wenig verstimmt, als dieser nur mit Louis allein zu sprechen Lust zeigte. Sie ging ohne Zwang Beiden nach und duldete nicht, daß sie sich isolirten. Zu ihrem Verdrusse hörte sie hier, daß Siegbert nicht einmal mit

ihnen nach Randharzingen zurückfahren, sondern die Nacht, wie schon zwischen ihm und Louis verabredet war, auf dem Schlosse bleiben würde. Für morgen erst versprach er ihr seine Aufwartung zu machen.

Himmel, sagte sie, man ist hier so verlassen von Menschen, die uns einmal über das Gewöhnliche hinwegführen, daß Sie sich nicht wundern dürfen, wenn ich Ihnen gestehe, ich dulde Ihr Hierbleiben nicht.

Nein, nein! sagte Siegbert lächelnd. Ich muß mich vor dem Reize, Sie zu erobern, bewahren.

Keine Eroberung! erwiederte die hübsche junge Frau. Nur Nächstenpflicht! Haben Sie sich einmal verschlagen in eine Gegend, wo nur Wilde wohnen, so müssen Sie sich Denen widmen, die Sie zähmen sollen ...

Siegbert konnte die pikante kleine vertrauliche Unterhaltung nicht fortsetzen, denn Ackermann, der auf ein Kanapé sich niedergelassen hatte, richtete einen so bedeutungsvollen, theilnehmenden Blick zu ihm hinüber, daß er sich losmachte und zu ihm entschlüpfte.

Frau von Sänger erfuhr von Louis, daß Beide, er und Siegbert, die Absicht hätten, gemeinschaftlich nach dem Forsthause zu wandern. Das Wetter wäre schön. Gegen fünf Uhr wollten sie wieder zurück sein. Siegbert würde dann auf dem Schlosse über Nacht

sprungs seyn, weil man sich der Kanonen zum ersten Male in den Kreuzzügen bediente, wo man die festen Burgen der Sarazenen mit ihnen in Aschenhaufen verwandelte. Es ist türkisch das Wort; ich zweifle gar nicht daran."

Dhü-Kummuz konnte trotz der Warnung nicht umhin, zu bemerken, daß darauf wenig ankäme; und Dickson, der eben einen Zug aus dem Arrakrug gethan hatte, war damit zufrieden, denn er sagte: „Ihr habt Recht. Die Hauptsache bleibt Folgendes: Artillerie ist Alles; das heißt, ich meine nicht Jedes, aber unstreitig gehört doch das Pulver dazu. Das Pulver kann man Artillerie nennen; auch das Schrot, auch das Korn des Visiers — nein, ich bringe da schon zweierlei Dinge untereinander. Man muß sich sehr deutlicher Ausdrücke bedienen, um dem Laien etwas verständlich zu machen. Wenn ich z. B. den Protzkasten nehme, wozu gehört er? zur Kanone? Das wäre falsch; er gehört zum ganzen Geschütz; aber davon soll hier eigentlich nicht die Rede seyn; sondern ihr erinnert euch, daß ich zweierlei Arten von Artillerie unterscheiden will. Ich meine keineswegs die Fuß- und die reitende Artillerie, sondern z. B. die Faschinen. Zu welcher Artillerie gehören die Faschinen? Zur Belagerungs-Artillerie? Das ist sehr richtig und dennoch ist es falsch; und warum ist es falsch? das will ich euch sagen. Seht, wenn ich z. B. mit Kartätschen schießen will, so läßt sich das wohl leicht aussprechen: Kartätschen! Wo bekomm' ich aber die Kartätschen her? Aha, das ist der Punkt, auf welchen es ankommt. Man könnte z. B. sagen, der Artillerist bekommt sie aus der Pulverfabrik duzendweise. Im Grunde seh' ich daran auch nichts Unrechtes; denn wie gesagt, es gibt zweierlei Arten von Artillerie; aber die Materie ist sehr

bleiben und am Morgen eine Gelegenheit ſuchen, nach Randhartingen zurückzukommen.

Dies war genug, um Frau von Sänger zu bewimmen, Siegbert nachzuſpringen und ihm zu ſagen, daß er ihren Wagen, der in der Schloßremiſe ſtünde, hier behalten und mit ihm morgen nachkommen ſolle. Sie würde mit ihrem Manne in dem großen Wagen des Herrn Anverwandter fahren. Und ehe noch Siegbert ablehnen, danken konnte, war ſie ſchon ihre langen aufgegangenen Locken ſchüttelnd zu den Männern hinüber, um dieſe Anordnung kurz und rundweg anzuzeigen, es ihren Kutſcher wiſſen zu laſſen und ſich dann die Locken vor'm Spiegel als Scheitel zu ordnen.

Siegbert erfuhr bei Ackermann, daß Selma ſchon zu den Kindern des Pfarrers hinüber wäre, wo ſie bliebe, bis er einige Geſchäfte geordnet und auch vielleicht die neue Begleiterin aus dem Forſthauſe in Empfang genommen hätte. Einer weitern Nachfrage über ſeine Beziehungen zu Siegbert's Eltern wich er ſonderbarerweiſe jetzt aus. Er war einſylbig, nachdenklich geworden. Faſt ſchien es, als bereute er die Hingebung, die er über Tiſch verrathen. Siegbert fand, daß dies Antlitz, das ihn ſeiner männlich ſchönen Formen wegen ſo gefeſſelt hatte, auch den Ausdruck eines tiefen Ernſtes annehmen konnte und er

ſchrak faſt vor dem Anflug von Kälte, der ihm plötzlich aus Ackermann's Benehmen entgegen wehte.

Louis flüſterte ihm zu, ſie wollten gehen und von der Geſellſchaft ohne viel Aufſehens ſcheiden. Doch gelang ihnen dieſer Rückzug nicht ganz. Die Juſtizdirektorin und ihr Gatte wenigſtens ſahen ſcharf genug, um ſie nicht ſo entſchlüpfen zu laſſen. Louis gab das Verſprechen baldigſter Wiederkehr und Siegbert gelobte, ſo lange er in Randhartingen an Herrn Anverwandter male — und Sie ſehen, fügte er auf den ſtarken Herrn deutend, es gehört Farbe dazu — wenigſtens einen Tag um den andern ſich in Pleſſen ſehen zu laſſen. Für heute Abend ſchon zur Whiſtpartie wiederzukehren, mußte er ablehnen, da er ſich ganz dem Wiederſehen Louis Armand's widmen wollte.

So gelang es denn den Freunden, davon zu kommen.

Wie ſie allein waren, Jeder ſich mit einem Paletot gegen die Novemberluft, die ſich ſchon rauh genug ankündigte, gerüſtet hatte und nun ſogleich auf dem nächſten Wege dem Forſthauſe zuſchritten, reichten ſie ſich nochmals die Hand, um ihre Freude über dies glückliche Zuſammentreffen auszudrücken. Und die Worte entfuhren ihnen Beiden faſt wie im Zuſammenklang:

Gott ſei Dank! Dies Diner wäre überſtanden.

# Achtes Capitel.

## Die beiden Gesellen.

ch dachte gleich, sagte Siegbert auf der Wanderung
ch das Dorf nach dem Walde zu, daß Sie noch
Pleſſen ſind, lieber Louis! Hier alſo weilte mein
nder und erlebte Dinge, die ſo verhängnißvoll für
s Alle wurden! Ich das alſo da das Schloß?
Bleiben Sie länger hier! Genießen Sie die Ge-
nd, die viele Schönheiten bietet!
Ich denke in acht bis zehn Tagen drüben fertig zu
rden und laſſe mich oft hier ſehen. Wie lange
iben Sie noch?
Louis gedachte des einſamen verlaſſenen Murray
d ihrer gemeinſamen ſo ſchwierigen Forſchungen.
er Blick nach dem Eckfenſter that ihm um ſo mehr
d, als er nicht wagen konnte, Siegbert mit Murray
kannt zu machen, der Fragen und Erörterungen
gen, die davon die Folge geweſen wären.

Ich denke freilich ſchon in einigen Tagen zurück zukehren. Was ſagen Sie zu den neueſten politiſchen Nachrichten?

Seit wir ſo plötzlich auseinander kamen, hat jeder Tag eine neue Ueberraſchung gebracht. Egon tritt wie ein Dictator auf. Wenn ich auch die Kraft liebe, ſo iſt es doch bedenklich, daß ſich nur die conſervative Partei über dieſe Auflöſung der Volksvertretung gefreut hat.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich vor Begier brenne, ihn zu ſehen und zu ſprechen.

Ich will wünſchen, daß Sie ihm gelegen kommen. Als ich einen Tag nach Ihnen reiſte, konnt' ich ihn nicht ſprechen. Er trägt wie ein Atlas ſo ſchwer auf ſeinen Schultern.

Ich wünſchte, er hätte unſerm Abende im Rathshauſe beigewohnt; ich glaube, an dieſer Verwirrung der Intereſſen hätte ihn ein Ueberdruß ergriffen, wie uns.

Glauben Sie? Egon iſt ein Menſch der Thatſachen. Er würde uns Ideologen nennen und unſre Chimären verſpottet haben.

Und doch ſchleicht ſich die Erinnerung an jenen Abend in jede freie Lücke des Nachdenkens und füllt ſie ſogleich ganz. Ich denke immer daran und heſte

Geiſte ſchon jedem Menſchen, der mir gefällt, das
euz unſres Bundes auf die Schulter.

Auch mir geht es ſo, ſagte Siegbert überraſcht
n der gleichen Erfahrung. Ich riß mich von der
ſidenz mit einem heroiſchen Entſchluſſe los. Ich
ſte es thun, aus Gründen, die ich wol verſchwei-
ſoll . . .

Louis hat, ohne Sorge zu ſein. Und wenn er
ch vor ihm Geheimniſſe hätte, er wäre darum von
ner Freundſchaft nicht weniger überzeugt.

Ich kam nach Schönau, fuhr Siegbert fort, be-
hte dort die Männer, an die mich der plötzlich ſo
ffallend entgegenkommende Propſt empfohlen hatte.
au bot mir in der That eine anſehnliche Summe
ein Frescobild in einer neu ausgebauten freund-
den Kirche und billigte meine Pläne für den zu
handelnden Gegenſtand. Nachdem fing ich für die
nweihung der Kirche an, einige alte Gemälde von
ibarem Werthe wiederherzuſtellen und lernte in die-
Zeit manche tüchtige Perſönlichkeit kennen. Son-
bar, daß ich Alle in einer gleichen Stimmung fand
e wir. Alle waren auf's lebhafteſte an der Zeit
d ihren Entwickelungen betheiligt, Wenige aber
nten ſich mit dem Parteigeiſte, wie er nun einmal
worden, ganz befreunden. Faſt Alle warten auf einen

politiſchen Meſſias, die Einen in Geſtalt eines Napoleon, die Andern in Geſtalt eines Waſhington. Ich geſtehe, daß das Vertrauen auf Egon nicht gering iſt. Man hat ihn ſchon ſo oft die Verachtung vor dem bisherigen Laufe der Dinge auf der Tribüne ausſprechen hören, daß Jedermann glaubt, er würde einen völlig neuen Staat aufbauen. Mit Ungeduld erwartet man das Wahlgeſetz, das er, wie man vermuthet, oktroyiren wird. Und doch bemitleidet man ihn, da er mit denſelben Steinen, die er eben abgetragen, doch wieder wird bauen müſſen. Mir nun, dem Maler, glaubt Jedermann ſagen zu müſſen, daß die Künſte in ſolcher Zeit keine Freiſtatt mehr genoſſen und ergeht ſich in Anklagen gegen die Welt, die unwillkürlich mir doch den Plan meines Bruders als eine große, in der Zeit ſchlummernde Idee darſtellen.

O gewiß, ſagte Louis. Ich geſtehe Ihnen, bin ich zerſtreut durch Manches, was mir ſeitdem begegnete, oder iſt es die Folge jenes Abends, meine Geſichtskreiſe haben ſich erweitert. Ich fühle mich höher geſtellt in dem Standpunkt, von dem aus ich die Schwierigkeiten des Augenblicks beurtheile. Und ich wiederhole Ihnen, ich habe eine Neigung, Genoſſen für die Ritterſchaft des Geiſtes zu gewinnen, die unwiderſtehlich iſt.

Das iſt auch mein Fall. Und ich ſollte meinen, der Drang, Proſelyten zu finden, iſt das beſte Kennzeichen einer in uns lebendig gewordenen Wahrheit.

Ich ſehe, fuhr Louis fort, ſo viele Menſchen, die außerhalb der Tagesdebatte ſtehen. Warum ſollen ſie nur ſtumm reflectiren? Warum ſoll ihr Geiſt, ihre Geſinnung daliegen wie das todte Pfund in der Erde? Sie brauchen ja nicht Hand anzulegen, irgend in den Gang der Geſchichte einzugreifen . . . nein! Es genügt ſchon, daß Geſinnung an Geſinnung ſich kette und der Geiſt ſelbſt aneinander ſich entzünde. Unter den Gaſten, die Sie heute ſahen, wurd' ich wenige für würdig halten, zu Rittern vom Geiſte geſchlagen zu werden, aber die, die ich meine, würde das vierblättrige Kleeblatt, das Symbol des ſeltenen Fundes, wohl zieren.

Hat Ihnen das Symbol gefallen? fragte Siegbert, der ſich erinnerte, daß auf dem Heimwege vom Rathskeller davon geſprochen wurde.

Ich dachte nur, ſagte Louis, als Ihr Bruder von dem Kreuze und ſeinen Enden ſprach, wie meine Schweſter mit ihren Freundinnen ſpazieren ging. Man wandelt fröhlich und an der Abendſonne ſich ergötzend über den grünen Wieſenplan und das Auge ſucht unter den Tauſend Dreiblättern nach einem Vierblatt. Man

findet es, man jubelt, man ruft die Genoſſen. Ein Vierblatt! Jeder will es ſehen, Jeder bewundert das Spiel der Natur und Jeder wünſcht Dem, der das Vierblatt gefunden, Glück; denn ein vierblättriges Kleeblatt bedeutet Glück.

Und wem mochten Sie die vier Punkte auf die Schultern drücken von Denen, die dort heute zuſammengewürfelt waren?

Zuerſt dem edlen Vater des ſchönen Mädchens —

Ackermann! Entſinn' ich mich doch vergebens, in meiner Kindheit je von einem Manne dieſes Namens gehört zu haben!

Ich fand, daß er geſtern, als ich Ihrer erwähnte, mit größerer Herzlichkeit der Ihrigen gedachte, als heute, wo er ſich Zwang anzulegen ſchien —

Er wies meine Freundlichkeit eben faſt zurück —

Auch dafür muß er irgend einen Grund haben; denn dies iſt ein Charakter, der niemals eine Laune über ſich Herr werden läßt —

Entſinnen Sie ſich, daß ich ſchon an jenem Abende äußerte, wie wenig wahren Antheil wir Brüder für unſern Prozeß vorausſetzen dürfen . .

Grübeln Sie darüber nicht! Wüßte er, welche Gedanken Ihr Bruder mit dieſer Erbſchaft verbindet, wie groß er die an ihn geſtellte Mahnung der Zeit

auffaßt, wie er mit dieſen Hulfsmitteln den in Trümmer zerfallnen Tempel der Menſchheit wieder aufbauen will —

Er würde uns Phantaſten nennen! Ihn erinnert das vierblättrige Kleeblatt vielleicht nur an die Oekonomie —

Den Vater eines ſolchen Mädchens?

Selma! Ein Kopf, den ich wol lieber malte, als die Nervphyſiognomie drüben in Randhartingen . . .

Auch auf den Pfarrvikar Oleander mocht' ich rechnen und vielleicht den Arzt Reinick, der ſo wenig und ſo milde und ſo klar ſprach.

Auch mir prägten ſich in Schonau, einem kleinen aber ſehr wohlhabenden Orte, viel ernſte und ein inneres Leben verrathende Phyſiognomieen ein. Nur ſchade, daß man ſie aus der Maſſe ſolcher Köpfe, wie jener Troſſel, erſt ausſcheiden muß.

Es iſt erſtaunlich, ſagte Louis, daß ich einen Republikaner, wie dieſen exaltirten Mann, noch vor kurzer Zeit als eine große Stütze meiner Vorſtellungen über die umzuändernde Geſellſchaft angeſehen hätte, und doch glaub' ich gewiß zu ſein, daß man mit ihm zwar das Alte zertrümmern, aber Neues nicht aufbauen könnte. Er würde vor allen Dingen darnach trachten, in der allgemeinen Verwirrung erſt ſeiner Verbindlich-

seiten, von denen ich höre, daß deren viele auf ihm lasten, ledig zu werden und nachher ein ebenso gewaltsamer Despot werden, wie die Despoten waren, die er stürzte. Mein Vaterland gibt ja für diese traurige Thatsache täglich die Beweise. Die eine Partei verdrängt die andere und bedient sich, um sich zu behaupten, derselben gewaltsamen Mittel, die die frühere Partei so gehässig machte. Und Alle berufen sich, mich überglüht es vor Zorn, wenn ich daran denke, Alle berufen sich auf die Nothwendigkeit der Ordnung, die Herrschaft der Gesetze, den Zwang der Disciplin. Diese Elenden! Nur deshalb wollen sie Gehorsam, um den Staat für sich ausbeuten zu können und Mittel zu sammeln, ihren vorauszusehenden Sturz auf die Länge minder schmerzlich zu ertragen.

Bei diesen Worten lenkten Louis und Siegbert in den Wald ein und gingen denselben Weg, auf welchem im Sommer, an einem Vormittage, als das goldne Sonnenlicht durch die grünen Zweige schimmerte, vom Jägerhause zurückkehrend, durch Ackermann angeregt, Tankmar so lebhaft von der Nothwendigkeit eines Erkennungszeichens Gleichgesinnter überzeugt war und über seinen Bund der Ritter vom Geiste nachdachte.

Es ging ein scharfer, kalter Wind. Das welke

ſchwierig. Kurz und gut — oder vielmehr, wo bekommt — ich bin auf dem Wege — wo bekommt der Artilleriſt die Pulvermühlen her? Die Pulvermühlen? Nein, umgekehrt: wo bekommen die Pulvermühlen die Artilleriſten her? Oder ſollt' ich nicht vielmehr? — Kurz — ja, nehmt z. B. die Laffetten —"

Dhü-Kummuz fiel aber dem Docenten, der dem Aſiaten eben ſo barbariſch vorkommen mußte, wie ſie ihm, mit der Bemerkung ins Wort: „Im Grunde kommt's ja doch auch darauf nicht an!" und Dickſon, ſeinen Durſt löſchend, entgegnete gutmüthig: „Ihr habt Recht. Und die Hauptſache bleibt immer Folgendes: Die eigentliche Artillerie beſteht aus Geſchützen, Mannſchaft, Pferden, aber keineswegs aus Pulver und Kugeln; denn die Artillerie beſteht zwar auch aus dieſen, aber nicht ſo, wie ich es meine. Das Ding iſt nämlich dieß. Die eigentliche Artillerie wird in drei Theile getheilt: das heißt, ſie läßt ſich auch in fünf Theile theilen; aber was haben wir davon? Verwirrung, und man muß in dieſen Sachen über alle Maßen deutlich ſeyn. Nämlich was iſt Feſtungs-Artillerie? Ein Achtundvierzigpfünder iſt Feſtungs-Artillerie, auch noch ein Zwölfpfünder; denn Zwölfpfünder ſind immer noch ſchweres Kaliber. Aber wie iſt's mit der Linien-Artillerie? Nein ich erinnere mich, dieſe kommt ſpäter. Wir haben erſt von der Feld-Artillerie zu ſprechen; obſchon dies ſo gut wäre, als hätt' ich den vorigen Fehler ſchon begangen; nämlich auch dies iſt ein Irrthum. Denn warum? Was iſt Linien-Artillerie? Wollt' ich ſagen: Feld-Artillerie? Jedoch hat es nichts auf ſich, warum nicht auch Linien-Artillerie? Iſt ein Sechspfünder Liniengeſchütz oder Feldgeſchütz? Das iſt die Frage und wer ſich darauf verſteht, wird ſie bejahen. Daraus folgt aber nicht Alles. Denn iſt darum

Laub wurde wirbelweiſe erfaßt und fortgeſchleudert. Geknickte Zweige lagen am Wege oder hingen noch halb, oft gefährlich, an den Stämmen.

Louis erzählte nochmals ausführlicher ſein Verhaben mit Franziska Heuniſch, die Siegbert dem Namen nach ſchon kannte. Hatte er doch das ihr beſtimmte Gedicht: Des Volkes Tochter, arme Bettlerin! überſetzt. Er fragte Louis, ob er von ihr wie von ſeiner Geliebten ſprechen dürfe?

Louis ſchüttelte den Kopf.

Dies verlegene Schweigen erinnerte Siegbert ſo lebhaft an Das, was in ſeiner eignen Bruſt verſchloſſen lebte, daß er trüben Blickes über die welken Blätter hinausſchaute und nach einer Weile, wie für ſich ſelber, ſagte:

Die erſchloſſene Knospe iſt das Geſtändniß der Liebe! Nicht zu ſpät komm' es, aber auch nicht zu früh!

Und wieder nach einer Weile ſagte er:

Wiſſen Sie, daß Helene d'Azimont nach Italien iſt?

Ich erfuhr es.

Aber erſtaunen werden Sie, wer ſie begleitet ... Die junge Tochter der Fürſtin Wäſämskoi ... Olga ...

Louis ſchwieg. Er hatte von Egon gehört, daß

Siegbert Wildungen im Hause der Schwester Helenen's geliebt wurde . . .

Was denken Sie von einer solchen Schule des jungen Mädchens? sagte Siegbert bewegt. Ich läugne nicht, daß Olga, von den ersten Regungen ihres jungen Herzens irre geführt, mir Beweise mehr kindlicher, als denkend empfindender Liebe gegeben hat . . .

Die Eifersucht auf die Mutter hatte die Flamme genährt . . . sagte Louis zurückhaltend.

Auch Das ist der Welt bekannt? rief Siegbert mit schmerzlicher Erregung. Alle, Alle sahen es. Nur ich Thor war verblendet und wiegte mich, dem trägen, schlummernden Goldkäfer gleich, in dem Kelche der Blumen. Wie bereu' ich diese glücklichen Tage! Wie viel qualvolle Stunden werden ihnen folgen!

Unerklärlich ist, wie Olga entfliehen konnte!

Doch nicht! sagte Siegbert. Rudhard hatte mit Gewalt beschlossen, mit ihr und den andern Kindern zu reisen. Noch hör' ich, daß ein von ihrem Vater ihr bestimmter Verlobter eingetroffen sein soll. Es blieb ihr nur die Wahl, entweder mit Rudhard zu reisen oder sich mit Otto von Dystra zu verloben.

Otto von Dystra? sagte Louis überrascht. Ein russischer Diplomat? Aus Amerika?

Ganz recht.

Ein Freund Ackermann's, ein Bekannter . . .

Faſt hätte Louis Murray's Namen, den er doch verſchweigen wollte, ausgeſprochen.

Wie ſie Alle beſtätigen werden, fuhr Siegbert fort, ein Mann, der nicht ohne Bedeutung ſein ſoll.

Ein Sonderling! Unſtät-Reiſender! Ueberdies häßlich . . .

Menſchen von Geiſt ſind nicht häßlich.

Einer ſolchen Verbindung könnten Sie das Wort reden?

Rudhard verſchwieg mir nichts von den Wunderlichkeiten dieſes Mannes; doch mußte er ihn einen Philoſophen nennen und geſtand mir, daß grade eine ſolche Natur im Stande ſein würde, Olga's Erziehung zu vollenden.

Nein! Nein! Abſcheuliche Sklaverei! Erziehung in der Ehe! Philoſophie, wo das Herz glücklich ſein will! Wie lob' ich das entſchloſſene Mädchen, daß es den Muth hatte, zu entfliehen und das Herz zu retten, in dem Siegbert Wildungen's Bild lebt!

Sie brauchen faſt dieſelben Worte, lieber Louis, ſagte Siegbert lächelnd, wie ſie ſelbſt . . .

Sie ſchreibt Ihnen?

Aus der erſten Stadt, wo ſie raſtete. Es ſind die lyriſchen Ergüſſe eines ſchwärmeriſchen Mädchens, das

durch die Welt reist, um sie mit ihren Idealen zu vergleichen. Ich würde diese Wendung mit Freuden verfolgen, wenn nicht auch Helene von Olga mit leidenschaftlicher Liebe angebetet würde. O nur Helene weiß zu lieben, schreibt sie mir. Helene ist die Liebe selbst. Die himmlische, die in diese abscheuliche Erde nicht paßt! Egon ist einer von diesen herzlosen Göttern der Erde, die Menschenopfer verlangen. Er ist kein Teufel und kein überirdischer Gott, er ist nicht ganz böse und nicht ganz gut, nur er selbst ist er, der Schatten seines Schattens, das Echo seines Echos, einer der herzlosen Dämonen, die Alles wegzuspotteln, wegzulächeln wissen und an Wahrheit erst glauben, wenn einmal ein betrogenes Weib den Dolch erhebt und sie für die Lüge ihres Geistes den Stahl einer wirklichen Rache empfinden läßt!

Ums Himmelswillen, rief Louis lachend, Das ist ja ein Plagiat! Das sind Worte, die Olga Helenen nachschreibt und Helene hat sie von der Phädra oder sonst einer wilden Heroine aus dem Théâtre Français!

Ich würde lachen, wie Sie, Louis, bemerkte Siegbert, wenn nicht diese Stylübungen eine neue Wendung erhielten durch den Trost, den Helene d'Azimont finden wird, suchen muß. Leidenfrost schreibt

mir, daß der Maler Heinrichſon, Sie kennen den ſchönen, allen Frauen gefährlichen Mann, nach Rom ginge, wie man ſagte, um ſich dort mit Gräfin Helene d'Aximont ein Zuſammentreffen zu geben.

Verläumdung! rief Louis. Befürchten Sie Das nicht! Die Gräfin war leichtſinnig, als ſie keinen Mann gefunden, der der Liebe einer Frau würdig war. Sie fand aber Egon. Trotz der Schmerzen, die mit dieſem ihrem Glücke andern Menſchen bereitet wurden, verſichre ich Sie, daß nach der Liebe eines ſolchen Mannes Helene nicht im Stande iſt, Gefallen zu finden an einem ſo glatten Dandy, einer ſolchen geleckten Eleganz.

Sie irren ſich, Louis! Heinrichſon beſitzt Esprit. Er weiß mit den Worten Fangball zu ſpielen und beſitzt jene blaſirte Kälte, die, mit Geiſt und ſchöner Figur verbunden, allen Weibern gefällt. Dazu iſt er Maler. Ich erkenne an mir ſelbſt, wieviel wir bei dem Glücke, das wir in der Welt machen — abſcheulich; ich ſpreche wie ein Don Juan —

Fahren Sie fort! Ich kenne die Maler. Ich war in Paris täglich mit ihnen in Verbindung. Ich weiß, was ſie ihrer Kunſt zu verdanken haben.

Nun gut. Auch dieſem Heinrichſon fließen alle Vortheile ſeines Talentes zu. Dabei kann man nicht

umbin, ſein Talent anzuerkennen. Er führt einen geſchmeidigen, anmuthigen, farbengrellen Pinſel. Es iſt Luſt und Leben in Dem, was er auf die Leinwand wirft. Was er auch malt, blenden, feſſeln wird es immer. Befriedigen freilich kann es nur Die, die von Effekten gepackt ſein wollen. Ich weiß nicht, ob Heinrichſen in Rom bei den Kunſtgenoſſen Glück machen wird. In Paris würde er's. Für Rom fürcht' ich, daß man ihn oberflächlich und frivol nennt. Er wird ſich aber Anerkennung verſchaffen durch Witz, Satyre. Man wird Angſt vor ihm haben, weil er treffende Urtheile ſchleudern kann. Genug, mein Freund, nehmen Sie noch ein feines Sprachtalent, Converſationston im Salon, vortreffliche Toilette, vornehme Empfehlungen hinzu und ich verführe Sie, er wird Helenen feſſeln, für Egon entſchädigen, eine Verbindung mit der Gräfin anknüpfen und Olga, dies junge, noch reine Gemüth, Olga, dieſer Engel, ſoll jetzt ſchon Zeuge ſolcher elenden modernen Verirrungen werden, ſoll . . .

Sie ſehen zu weit! unterbrach Louis den troſtbedürftigen Siegbert, der ſeine lebendigſte Liebe für Olga nicht verbergen konnte. Ich kann nicht glauben, daß ein Weib, das einen Egon liebte und von ihm wieder geliebt wurde, ſo ſehr das Bedürfniß eines zärt-

lichen Verhältniſſes verrathen könnte, um dieſen Tauſch einzugehen.

O, rief Siegbert, in mir erhebt ſich Alles, Alles, um dieſen Verdacht zu bekämpfen. Jede Fiber meines Herzens ſpricht für die Unmöglichkeit ſolcher Geſinnungsloſigkeit des Herzens am Weibe überhaupt, und doch klingen mir die Worte im Ohre, die Tankmar einmal zu mir ſprach: O Das ſind die Frauen, die mit ihrem Herzen Alles möglich machen können, wie mit Handſchuhen, die man wäſcht, färbt, umkehrt, wie mit Polypen, die man aufſchneidet, herumwendet und die dennoch leben, auch wenn der Bauch ihr Rücken, der Rücken ihr Bauch geworden!

Bitter, ſehr bitter und gewiß oft wahr! rief Louis erſchreckend. Aber geben Sie dieſe trübe Vorſtellung auf! Hoffen Sie auf eine ſchönre Entwickelung des jungen Mädchens, das Ihnen ſo theuer iſt! Oder treten Sie mit Entſchiedenheit bei der Fürſtin auf . . .

Bei der Fürſtin? wiederholte Siegbert in einem Tone, der Louis beſtimmte, fragender, als er ſich ſonſt erlaubt hatte, auf ſeinen Freund zu blicken.

Weshalb hab' ich mich wol entſchloſſen, ſagte Siegbert, das geiſtloſe Geſicht jenes reichen Gutsbeſitzers in Randhartingen zu malen? Wiſſen Sie, daß

ich von Schönau geflohen bin.' Die Fürstin ließ mich einen Besuch in dem kleinen Orte erwarten.

Himmel! rief Louis erschreckend.

Wohl wußte sie über diesen Entschluß, fuhr Siegbert fort, den Mantel einer glaublichen Entschuldigung zu werfen. Sie sprach von einer Verwandten ihrer Mutter, die in der Nähe wohne, von Otto von Tystra's Verlangen, mich kennen zu lernen, doch mit den Vorwürfen, die sie mir über meine Flucht machte, verglichen, glaub' ich fast, sie will sich selbst überzeugen, ob ich wirklich in Schönau bin oder nicht gar mit Olga und Helenen irgendwo schwärme . . .

So wünsch' ich, sagte Louis lachend, sie kommt nach Schönau, findet Sie nicht und reist, wie es sich gebührt, ihrer Tochter nach Italien nach, einem Aufenthalt, an den sie nicht glauben will.

Das Seltsamste, schreibt mir über diese Dinge mein Bruder Tankmar, das Seltsamste ist dabei, daß in diesen Frauenköpfen von den Lebenspflichten des Mannes so gut wie gar keine Vorstellung existirt. Der Weltbau kann in Trümmer gehen, wenn nur noch Platz zu ihrem Glücke übrig bleibt. So unersättlich sind diese Leidenschaften in der großen Welt, daß man zuletzt wirklich mit Wonne vor einem beschränkten Mädchen stehen bleibt, das noch Sternblüm-

chen zerzupft und dabei fragt: Liebt er mich, liebt er mich nicht?

Mit dieſen Worten ſchwenkten die beiden Freunde an der Eiche rechts zur Wieſe hin, an deren Rande das Forſthaus vor ihnen lag. Es war ſchon dunkel geworden. Doch ſah man unten kein Licht. Die Hunde eilten der Annäherung der Fremden entgegen.

Heimiſch wird zu Hauſe ſein! ſagte Louis und beſchleunigte die Schritte.

Ich bin begierig, dieſe ſtille Liebe kennen zu lernen, ſprach Siegbert erwartungsvoll und verſchob ſeine Mittheilungen aus Dankmar's und Leidenfroſt's Briefen auf den Abend, wo er mit Louis im Schloſſe allein zu ſein hoffte.

Wir ſind allein! beſtätigte Louis, nicht ohne Verlegenheit, wie er es mit Murray halten würde.

Fränzchen hatte die Ankommenden trotz der Dämmerung erkannt und kam ihnen unter der Hausthür zagend entgegen.

Siegbert freute ſich an dem zarten, blühenden Mädchen und dem romantiſchen Aufenthalte. Der Wald, die Wieſe, das Jägerhaus, die liebliche Beobmerin ſchienen ihm zuſammenzupaſſen wie ein Märchen von Grimm.

Für ein Bild ſehr romantiſch, ſagte Louis. In

der Wirklichkeit ist es aber besser, daß Fränzchen in den Ullagrund zieht. Herr Ackermann ist einverstanden und erwartet Sie schon jetzt, schon für heute. Er ist in Pleßen und nimmt Sie sogleich mit.

Franziska sprach so laut ihre Freude aus, daß Hennisch, der eben mit der Pfeife aus der Hausthür trat, schon unter der Thür hörte, daß der neue Pächter eingewilligt hatte. Er dachte dabei mit Spekulation an den alten Sandrart und hatte seine vollkommenste Freude an diesem Ausgang.

Jetzt aber rasch! sagte Louis. Das Nöthigste trag' ich selbst und das Uebrige schaffen Sie nach, Herr Hennisch!

Da liegt schon vorläufig ein Bündel, warten Sie, ich lege meine Pfeife weg —

Bleiben Sie nur, bedeutete ihn Louis, Das trag' ich selbst, da ist keine Hülfe nöthig.

Damit hob er den Bündel auf, der mit der nöthigen Wäsche versehen war.

Franziska sagte:

Wir wechseln ab. Nur fort! Adieu Onkel! Behüte Sie Gott und kommen Sie gleich morgen!

Hennisch hatte nicht das geringste Mistrauen in dies Verhältniß zwischen Franziska und dem jungen

auch Linien- und Feld-Artillerie dieſelbe? Wenn man's recht nimmt: o ja! Und wenn man's anders nimmt — das heißt, man kann es nicht anders nehmen, als es in der That iſt. Daraus folgt — oder vielmehr, was ließ ich doch vorangehen?"

Dhü-Kummuz aber ſagte: „Ach, und im Grunde kommt's ja auch darauf nicht an." Und Dickſon, der vorhin über den Correſpondenten gelacht hatte, ſtimmte darin ein und ſagte wieder; „Ihr habt Recht. Und die Hauptſache bleibt ja doch immer nur Folgendes: Wir ſprachen von der Feſtungs-Artillerie und vergaßen die Artillerie der Belagerung. Was heißt belagern? Belagern heißt, um einen feſten Punkt ſo viel Kreiſe ziehen, bis der letzte Kreis mit dem Mittelpunkte zuſammenfällt. Das nenn' ich eine Erklärung; und ſo lernt man ſie auch nur in der Compagnieſchule des Forts Willam. Allein es handelt ſich um das Belagerungsgeſchütz. Von dieſem aber läßt ſich wiederum gar nicht ſprechen, wenn ich nicht der Poſitionsartillerie erſt meine Aufmerkſamkeit ſchenke. Poſitionsartillerie; wie hängt es damit zuſammen? Hierüber läßt ſich nun durchaus gar nicht tractiren, wenn man nicht erſt über die ſogenannten Stütz- und Anhaltspunkte Einiges beigebracht. Was ſind Stützpunkte bei Belagerung, was im Felde? Im Felde? Aha, da ſeh' ich, daß ich vorhin über die Feldartillerie ſehr wichtige Urtheile geäußert habe, und gehe daher ſogleich" — „O geht in des Teufels Namen mit dieſem Wirrwarr von Unterſcheidungen!" fiel Dhü-Kummuz ein; „läßt ſich mit dieſer Weisheit eine Taube vom Baume ſchießen? Gebt mir lieber Auskunft über den Zuſtand der Waffe, deren Schöpfer ihr für unſer Land geweſen ſeyn wollt."

„Ich bedaure Dich, Dhü-Kummuz," entgegnete Dickſon großmüthig; „du haſt keinen Sinn für die Wiſſenſchaft,

remdling, der ſich ihrer Angelegenheiten ſo theilneh-
end annahm. Er ſagte:

Die Katze kriegt doch noch ein Pfotchen? Sieh,
ie ſie ſich anſchmiegt! Komm, Muß, gib dein
atſchchen! Der fremde Herr macht ſie confus. Ja,
err, ſo wohnen wir hier im Walde ... ſehen Sie
ch um! Schießen Sie gern? Aber Fränzchen, doch
och ein Licht! Ei, willſt mich im Dunkeln laſſen?
in Licht, daß der Herr da ſieht, wie's bei einem
lten Jägersmann ſich wohnen läßt. Den Eilf-Ender
a an der Wand ſchoß ich ſelbſten ...

Louis machte Licht mit einem Streichfeuerzeuge,
as er nach ſeinen praktiſchen Gewohnheiten immer
ei ſich führte.

Ich gehe nicht mehr in die Küche, flüſterte ihm
ränzchen zu, kommen Sie nur!

Siegbert ſprach einiges romantiſche Durcheinander
om freien Jägerleben und vom luſt'gen Waldrevier.
r betrachtete die Bilder, die Vogelkäfige, den Eilf-
nder und die Rehbockhörner über der Thür, die
üchſen an der Wand, Fränzchen, das mit ihrem
ündel ſtand, wie er ſich Goethe's Dorothea gedacht
aben würde, nur war ſie kleiner, aber lieblicher und
ohl friſcher, wie jene Emigrantin geweſen ſein mag.

Es gelang Henniſchen nicht, den Auszug noch

langer hinzuhalten. Man verließ das Haus. Er begleitete die Scheidenden noch die Wiese entlang. Er hatte so ein dringendes Verlangen, so eine Freude über die Nachricht der Erlaubniß des Generalpächters, Fränzchen in die Nähe des alten Sandrart zu bringen, daß er über diesen Abschied ordentlichen Jubel empfand und versicherte, ihr morgen alle ihre andern Habseligkeiten nachzubringen.

Was ist Das für ein Vogel? fragte Siegbert, sich plötzlich umdrehend.

Der so lacht? meinte Heumisch und lachte selbst. Eine Lachtaube ist es nicht, Herr.

Fränzchen zog Louis, der den Bündel trug, mit Gewalt weg.

Louis hatte aber auch ein grelles, thierisches Auflachen gehört und blieb stehen.

Das ist die Urschel! meinte Heumisch und konnte nicht anders, als selbst über die Alte lachen, die ihrer Rivalin, ihrem Störenfried, der nun abzog, einen Spott nach ihrer Art nachsandte.

Meine alte Haushälterin, setzte er für Siegbert, der über diese Bosheit hier in Gottes stiller Natur erstarrt war, hinzu. Meine alte Ursula Marzahn! So wie ich sagte: Fränzchen kommt! kroch sie oben auf ihre Kammer und legte sich in's Bett. Nun sie

rt: Franzchen geht! kichert ſie hinter uns her. Alte!
weig! rief Hennisch jetzt hinauf und klatſchte, wie
an etwa einem Thier thut, das man verſcheuchen
ill, einige Male in die Hände. Da hörte das boo-
ite Lachen auf . . .

An der Eiche, unter der einſt Dankmar von dem
unde der Guten und Denkenden zuerſt geträumt
atte, nahm Hennisch Abſchied, nach der Art dieſer
ute umſtändlich, ohne fertig werden zu können und
e Rührung durch tauſend Kleinigkeiten verdeckend.
ränzchen erhielt darauf von Siegbert den Arm ange-
ten. Warum ſollte ſie ihn nicht annehmen! War
e doch in einer Stimmung, als hätte ſie ſich jetzt
len Menſchen an den Hals werfen und rufen ſollen:
ch lebe wieder! Ich bin gerettet!

Louis regte eine Aufklärung Siegbert's an. Man
zählte ihm, was dieſe Freude begründete. Da ſah
wohl, ein wie glückliches Weſen er am Arme führte.
ränzchen trat bebend wie ein Reh und hing ihm wie
n Tanz ſo leicht am Arme. Sie hatte, da es kalt
ar, ein Mäntelchen über und einen Strohhut mit
othem Bande, der die Blaſſe ihres Geſichts noch
arter hervorhob. Sie erzählte, wie ſie die Nacht in
lengſten zugebracht hätte und heute früh, während
Hennisch aus war, hätte ſie jeden Augenblick erwarten

können, die böse Frau würde die Treppe heruntergeschlerrt kommen und sie wieder so durchbohrend und herenartig ansehen wie gestern.

So und ähnlich plaudernd und dabei überrasch vorwärtsschreitend kamen sie mit dem fünften Glockenschlage in Plessen richtig an. Es war die höchste Zeit, denn vor dem Pfarrhause sahen sie schon den kleinen Wagen Ackermann's und bei dem Licht in der Stube harrende Figuren am Fenster. Näher kommend unterschied Louis Ackermann, Oleander und Selma. Am Amthause war schon Alles still.

Eintretend in das Pfarrhaus und in die Wohnstube gleich linker Hand übergab Louis, der den Bündel auf die Hausflur geworfen hatte, Ackermann und Selma die neue Schutzbefohlne. Ackermann verrieth durch einen flüchtig musternden Blick, daß ihm das Mädchen gefalle und Selma bot ihr freundlichst die Hand.

Da hab' ich ja, sagte sie, was ich wünschte! Wir wollen fröhlich zusammenleben und uns schon gut vertragen.

O Fräulein . . . stammelte Franziska.

Und so prächtigen Putz machen Sie! Wie schön ist das Band am Hute aufgesteckt! Ich verstehe gar nichts von diesen Dingen, auf die die Leute so streng sehen. Heute am Tisch bin ich so gemustert worden,

daß ich immer dachte: Wartet, das nächste Mal ſollt Ihr ſehen, daß ich die neueſte Mode trage. Ich dachte an Sie, liebe Franziska.

Wie ſind Sie gütig!

Ich geſtatte Euch, Eure Toilettengeſpräche im Wagen fortzuſetzen, während ich vielleicht ſchlafe, bemerkte Ackermann. Es wird zu finſter. Gute Nacht, Frau Pfarrerin.

Großer Stromer! Dem Weib wiſchte ſich erſt die Hand ab, ehe ſie die ihr von Ackermann gebotene annehmen konnte. Die Küche, die Mägde, die Hühner, die Eier, das Füttern, das Waſchen, das Putzen . . . und die Kinder! Die Kinder! Die Kinder!

Oleander ſagte, daß morgen zeitig eingeholt werden müßte, was heute verſäumt wäre.

Selma antwortete nichts darauf. Sie ſchien zerſtreut und noch nicht frei von den beklemmenden Gefühlen, die ſie heute in Louis' Nähe drückten. Siegbertens, der einige freundliche Worte mit Ackermann gewechſelt und von dieſem eine herzliche Einladung zum Beſuche im Ullagrunde erhalten hatte, verneigte ſie ſich flüchtig, aber mit einem jener wohlwollenden Blicke, die nur ſo im Vorüberſtreifen hingeworfen an Frauen immer bezaubern müſſen. Leidenfroſt hatte einmal zu Siegbert dieſe Blicke, die auch Melanie

ihr in der Gewalt hatte, wenn sie durch das Berg'sche Atelier schwebte, pantheistische genannt und seine Bezeichnung so erklärt: Die Frauen wollen gewissermaßen mit diesen Blicken sagen: Freund, auch du bist liebenswürdig und ich würde dich gern nehmen, wenn ich nicht schon schwärmerisch liebte und bei unsern düstern monotheistischen Ideen nur Einen Gott und keinen Andern neben ihm haben dürfte!

Louis reichte dem Knecht das Päckchen hinauf, das er neben sich legte. Im Wagen war es ziemlich eng; denn statt der kleinen Hedwig, die Ackermann zurückgebracht hatte, ging heute der mittelste Knabe mit, Waldemar, dessen Pathe der alte Fürst Waldemar von Hohenberg gewesen war. Alle zwei, drei Tage wechselte Selma unter den Kindern der Frau Pfarrerin ab, die noch an dem Wagenschlage stand und für die Liebe dieser guten Menschen dankte. Ackermann, der noch immer in einer gedrückten, nachdenklichen Stimmung blieb, schien froh, als sich endlich sein Gaul in Bewegung setzte. Fränzchen reichte voll Innigkeit und freudigen Dankes Louis noch die Hand, während der Wagen schon rollte.

Louis und Siegbert mußten, da sie ihre Hüte in dem Pfarrhause gelassen, wieder zurück eintreten und Oleander mochte sie nun nicht weglassen.

Sie wiſſen, was Sie mir geſtern verſprochen haben, ſagte er zu Louis.

Louis, dem es peinlich war, Murray aus ſeiner einſamen Ruhe aufzuſchrecken, dachte ſehr lebhaft daran, ob nicht Siegbert, er und Oleander den Abend zuſammen zubringen könnten.

Herr Oleander wollte die Güte haben, mir von ſeinen Gedichten vorzuleſen . . . bemerkte er mit fragendem Blicke nach Siegbert hin.

Dieſer erwiderte ſogleich:

Ein Dichter dem andern! Wiſſen Sie, Herr Oleander, daß Louis die artigſten franzöſiſchen Verſe macht und ich ſie zu überſetzen verſuche?

Dieſe Nachricht erfreute den ſchwäbiſchen Vikar ſo, daß er nicht ruhte und die Freunde durchaus bei ſich zu behalten erklärte.

Frau Pfarrerin, Sie ſchicken uns einen Thee auf mein Zimmer, heizen ein und das gleich! Erſt hab' ich noch einen kleinen Gang. Dann kommen Sie hinauf oder gehen Sie ſogleich ſelbſt und machen Sie ſich's eben bequem!

Louis ſagte, er zoge vor, erſt auf das Schloß zu gehen und Sorge zu tragen für das Nachtlager ſeines Freundes. Siegbert bat, keine Umſtände zu machen.

Louis, der nur gern ein Wort mit Murray ſprechen, den armen Verlaſſenen, Einſamen begrüßen wollte, hielt Siegberten zurück und ging mit Oleander, der eine Kranke, die Müllerin in der Mühle, beſuchen wollte, hinaus in die inzwiſchen vollſtändig herabgeſunkene Nacht.

Wie trieb es Louis hinauf zu Murray! Es laſtete auf ihm wie eine Schuld der Liebloſigkeit. Er hatte ein Feſt genoſſen, einen Freund gefunden, das Glück gehabt, Franziska glücklich zu machen und da oben ſitzt in ſtiller Verlaſſenheit der freudloſe, nur in ſein Inneres blickende, wehmüthige, gewiſſenskranke Alte, der dies Erdenleben nur noch für eine letzte Prüfung anſah und alles Trauerbringende für ſeine Beſtimmung! Es trieb Louis, als hätte er ihm um den Hals fallen und dieſen ganzen reichen, glücklichen Tag abbitten müſſen.

Auf dem Emporwege begegnete ihm Brigitte, mit der er raſch beſprach, daß ſie noch ein Zimmer zu öffnen, noch ein Bett zuzurichten hätte. Und ob das Fuhrwerk der Frau von Sänger die Nacht über verſorgt wäre? Alles Das fragte und beſtellte er raſch hintereinander. Die Alte nickte und gab auf Jedes ihren höflichen Beſcheid. Nur eine Bemerkung war ihm peinlich. Der Amtsvoigt Pfannenſtiel wäre bei ihr

geweſen und hätte nach dem alten Herrn oben gefragt, wäre auch ſelbſt zu ihm gegangen und hätte ihn erſucht, der Ordnung wegen, ſeinen Namen und ſeinen Stand aufzuſchreiben.

So! So! ſagte Louis und wollte ſeine Beſorgniß verbergen. Das iſt ja Alles in der Ordnung. Vergeßt das Bett nicht!

Nun erſt hatte er recht Eile, zu Murray zu kommen.

Er fand dieſen wirklich in einiger Bewegung und begrüßte ihn ſogleich mit den heftigſten Vorwürfen gegen ſich ſelbſt.

Ich laſſe Sie allein! Verurtheilen Sie mich! Ich bin ohne Aufmerkſamkeit für meine Freunde! Vergeben Sie mir!

Beruhigen Sie ſich, lieber Louis, ſagte Murray mit weicher Gelaſſenheit. Ich bin nie in Verlegenheit, mich mit mir ſelbſt zu beſchäftigen. Nur wenn ich grade ſagen ſoll, was ich treibe, beunruhigt mich's. So vorhin, wo ich der Ortspolizei über Sie und mich, der Ordnung wegen, einen Nachtzettel habe ausfertigen müſſen ...

Ueber Sie und mich? Wenn auch ich verdächtig erſcheine, beruhigt mich dieſe Nachfrage. So ſollte nur eine Formlichkeit erfüllt werden.

Beſorgten Sie, daß mein Erſcheinen auf dieſem Schloſſe und meine Zurückgezogenheit auffällt? Hörten Sie etwas darüber?

Man bedauerte, daß Sie nicht zu dem Diner kamen. Niemand verlangte, daß ich von Ihnen mehr ſagte, als daß Sie ein älterer Freund und Gönner meiner heute über Gebühr gefeierten Perſon ſind.

Louis theilte nun Murray in gedrängter Kürze ſeine Erfahrungen mit. Ackermann's Benehmen in dieſer Geſellſchaft ſchien Murray recht ein ſprechender Beweis für den Charakter, den er in ihm ſchon am Miſſouri erkannt hatte.

Ich ſehe die Ironie auf ſeinem Antlitz! ſagte er. Denn Sie müſſen wiſſen, daß mir Ackermann oft erſchien wie ein den höchſten Ständen angehörender Flüchtling. Sein Incognito war ſozuſagen wie das eines Fürſten. Bei jeder Lüftung ſeines Rockes glaubte man einen Stern auf der Bruſt zu ſehen . . .

Louis erzählte von den Huldigungen, die man dem Fürſten Egon dargebracht hätte, verweilte aber am längſten bei der überraſchenden Begegnung mit Siegbert Wildungen. Das, was Murray am meiſten intereſſiren mußte, Fränzchen's Ueberſiedlung aus dem Forſthauſe, ſchien er ganz zu vergeſſen . . .

Endlich kam auch Louis auf dieſe und konnte nicht

ſonſt würdeſt du die Theorie nicht hinter die Praxis ſtellen. Doch bin ich bereit, über Alles Auskunft zu geben. Ich bin General der Artillerie von Teſchulumbo; womit kann ich dienen?"

„Es handelt ſich um ſechs Kanonen," ſagte Dhü-Kummuz; „um zwei, welche dieſen Namen kaum verdienen, um eine ſchadhafte Haubitze und einen halben Mörſer, im Ganzen um zehnthalb Feldſtücke; was läßt ſich mit dieſen bewerkſtelligen?"

„Welche Frage?" entgegnete Dickſon; „ſchon derjenige, welcher den Zuſtand unſerer Artillerie nur oberflächlich kennt, würde erſt zwar ſagen: gar nichts! dann aber hinzufügen: gegen einen Feind, der keine Kanonen beſitzt oder ſie ſchlechter beſitzt als wir, Alles. Doch bin ich General dieſer Artillerie, ich kenne die Art ihrer Bedienung und kann euch verſichern, daß wir einen Schatz in dieſer Waffe haben."

„Wir bedürfen aber mehrerer fliegender Corps", ſagte Dhü-Kummuz; „dieſe werden ſich von der Hauptarmee entfernen und verlangen zur Begleitung unfehlbar ein Geſchütz. Da wird der Rumpf bald bloßgegeben ſeyn."

„Dieß heißt ohne Sachkenntniß ſprechen," fiel Dickſon ein; „ich gebe keinen einzigen Feuerſchlund heraus, der etwas größer iſt, als eine Muskete. Kann die Artillerie an einem andern Orte ſeyn, als wo ihr General iſt?"

„Ihr ſcherzt wohl nur," meinte Dhü-Kummuz; „darf ſich das Hauptheer mit den Belagerungen der uns zahlreich aufſtoßenden Forts aufhalten? Dieſe zu bezwingen, bleibt die Sorge der Streifcorps und der ihnen beigegebenen ſchweren Fahrzeuge. Ich will euch aber ſagen, worin eure Anhänglichkeit an den hölliſchen Schoßkindern eurer Laune liegt: in

umhin, von Murray's Schweſter eine Schilderung zu machen, die Niemanden mehr bekümmerte als dieſen ſelbſt.

Iſt ſie, ſagte er, wie ich faſt für gewiß annehmen muß, in einem kindiſchen Zuſtande, denkt ihr Geiſt nur an das Nächſte, wie ſoll ich von der Vergangenheit etwas erfahren können! Was hoffen Sie überhaupt von meinen Abſichten, lieber Louis? Ich ſitze hier ſtill in dieſem Eckzimmer, leſe, gravire, klimpere auch auf dem verſtimmten Flügel ... wird der Zufall mir Das, was ich ſuche, in den Schooß werfen?

Ich fühle Ihren Vorwurf, Murray —

Keinen Vorwurf, junger Freund! Wenn ich mir zum Neide auch manchmal eine Tugend, die uns zum Guten ſpornen kann, denken muß, ſo kann ich wohl ſagen: Wie beneid' ich Sie um dieſen friſchen ſorgloſen Genuß Ihrer kleinen anregenden Begegniſſe! Wie friſch, wie herbſtlich angeröthet ſehen Sie aus! Wie heiter ſcheint Sie all' dies Einblicken in fremde Herzen und fremde Intereſſen zu ergreifen! Und Sie lieben, Freund! Sie ſahen einem jungen Mädchen in's Auge! Wie könnt' ich da verlangen, daß Sie auf die Buße denken, die ich mir für alte Sünden auferlegte. Vergeben Sie, daß ich Sie Ihren Fuß in meine finſtern Kreiſe ſetzen ließ!

Murray! Murray! Was reden Sie? Ich Ihnen vergeben? Vergeben, daß Sie mich in das innerſte Getriebe Ihrer geläuterten Seele haben blicken laſſen? Ach, ich lauer, träger Freund! Morgen verſprech' ich Ihnen, daß wir Hand anlegen und zu einem Ziele kommen. Ich bin nicht ſo leichtſinnig geweſen, nur an mich zu denken. Ich habe überlegt ...

Mit Vorſicht?

Ich denke, wir knüpfen an das verſtimmte Inſtrument an. Ich gehe und lade Ihren blinden Bruder ein mit ſeinem Sohne, der nicht hört ...

Aber ſieht ...

Das iſt ſchlimm! Ich möchte, Zeck träte hier ein — Sie ſitzen in einer Ecke und beachten unſer Geſpräch — Ich beginne von Zeck's Verhältniſſen und lenke immer mehr auf den Punkt hin, wo ich etwa mich ſtellen könnte, als wenn ich von Urſula Marzahn Dinge gehört hätte, die ich von ihm beſtätigt wünſchte ...

Dies Syſtem macht einem Inquirenten Ehre! ſagte Murray lächelnd. Aber ich fürchte die Gegenwart eines Solchen, der mich ſehen kann ...

Ich will etwas ausdenken, den Sohn zu entfernen und nur den Alten im Zimmer zu behalten ... er iſt trotz ſeiner Blendung von einer bewunderungswürdi-

gen Geſchicklichkeit und wird an dem Inſtrumente bald erkennen, was wir wünſchen —

Wohlan! Es gibt keinen andern Weg! Und wiſſen Sie, daß ich das Nächſte, Beſte wählen muß aus einem mir plötzlich doch aufgeſtiegenen, ſonderbaren ängſtlichen Gefühle . . .

Fürchten Sie etwas?

Wenn ich den Gedanken an meine Sicherheit Furcht nennen ſoll, ſo fürcht' ich wirklich . . .

Weil man nach unſrem Namen fragte?

Nein, weil man mich beobachtet. Sehen Sie dort zum Garten hinüber, hinter den Büſchen!

Louis ſtand betroffen auf und wollte an das Fenſter, auf das Murray deutete.

Murray hielt ihn aber mit den Worten zurück:

Nein! Nicht ſo! Erſt nehmen Sie das Licht und ſtellen Sie es an ein andres Fenſter! Dann werden die Lauſcher glauben, daß wir dort ſtehen, und da hervortreten, wo wir ſie ſehen können, ohne geſehen zu werden.

Ich bin erſtaunt! . . . ſagte Louis, ſtellte das Licht gegen ein andres Fenſter und folgte Murray hinter eine Gardine.

Sehen Sie hinter den entlaubten Büſchen jene beiden Männer?

Nicht deutlich. Es ist zu finster ...

Warten Sie eine Weile, bis sich Ihr Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat. Sehen Sie nur starr in die Nacht hinaus!

Ich erblicke etwas —

Die Büsche bewegen sich —

Ich erblicke zwei Männer ... in niedergedrückten Hüten —

Die sich vorbeugen —

Und die Fenster fixiren! Das sind Landstreicher! Seien Sie unbesorgt! Ich habe schon gestern von Heunisch gehört, daß Anzeige gekommen ist, man möchte alle Fremden streng bewachen —

Schon gestern umschlichen diese beiden Männer das Schloß —

Lassen Sie! Ich gehe hinunter ...

Um's Himmelswillen! Setzen Sie sich keiner Gefahr aus!

Die Männer entfernen sich. Ich folge ihnen ...

Nein, nein! Lassen Sie!

Sie sind verschwunden ...

Genug, ich will nicht, daß Sie ihnen folgen. Bleiben Sie da!

Das kann ich nicht, Murray ...

Louis bat den Alten nun um Vergebung, daß er

ihn heute Abend wieder allein laſſe. Er wolle mit Siegbert bei Oleander den Abend zubringen.

O gewiß! Thun Sie Das! ſagte Murray. Wenn drei ſo reine Flammen ineinander flackern, Das muß ein behagliches Licht geben! Geben Sie! Aber erſt nach einer Weile.

Murray feſſelte Louis durch die Wiederholung Deſſen, was ſie für morgen verſuchen wollten. Dann kam Brigitte, ordnete das Bett, gab auf die Frage nach zwei Männern im Garten die Antwort, daß ſie nichts geſehen hätte und es vielleicht der Kutſcher und der Bediente der Frau von Sänger wären; kurz, Murray war endlich beruhigt und geſtattete Louis hinunter zu gehen in die Schmiede, um ſeinen Bruder für morgen zu beſtellen. Er wünſchte Louis jede nur mögliche Anregung durch einen mit einem Künſtler und einem Dichter zugebrachten Abend.

Louis ſah ſich unten nach allen Richtungen um, die beiden Männer zu entdecken. Er fand ſie nicht. In der Schmiede war Alles wie ausgeſtorben. Das Handwerkszeug lag umher. Die Kohlen waren verglüht auf dem Herde. Louis rief. Niemand antwortete. Eine Treppe, bemerkte er in der Dunkelheit, ging von der Werkſtatt empor. Er rief hinauf. Die Stimme eines alten Weibes ließ ſich hören.

Iſt denn Niemand hier? fragte Louis laut hinauf.

Niemand hier! wiederholte es faſt echoartig.

Alles fort?

Alles fort!

Wie ausgeſtorben und ausgeflogen?

Jetzt hörte er Holzpantoffeln.

Eine kleine gebückte Alte kam mit einer Laterne ...

Du mein Gott, lärmte ſie, ſind die beiden Taugenichtſe fort —

Der alte Zeck und ſein Sohn? fragte Louis erſtaunt über dieſes Prädikat, das im Munde eines wie es ſchien hier dienenden Weſens etwas vermeſſen war.

Nein, hieß es, die beiden Geſellen!

Hier iſt Niemand. Wo iſt der Meiſter und ſein Sohn?

Dieſes Volk!

Wetter! rief Louis. Ich frage nach Denen, die ihr nicht Volk nennen werdet. Sind ſie im Ullagrund?

Die beiden alten Schlingel?

Die krumme Alte kam aus dem Zorn über die unerlaubte Abweſenheit der beiden Geſellen nicht heraus. Sie wetterte über dieſe unzuverläſſigen Spitzbuben, die jedoch morgen, Gott ſei Dank! mit dem letzten Wochentage das Weitere zu ſuchen hätten.

Louis zweifelte kaum daran, daß die beiden ſo heftig vermaledeiten Geſellen die Späher im Garten waren und beſchloß ernſtlich auf ſeiner Hut zu ſein.

Als er den alten und jungen Zeck zu morgen früh zehn Uhr, falls er nicht im Ullagrunde arbeitete, auf das Schloß beſtellt hatte, konnte er nicht umhin, die Alte zu fragen, ob ſie ſchon lange bei dem Meiſter diene. Sie ſagte:

Funfzehn Jahre!

Es drängte ihn, ſie weiter auszufragen; doch fürchtete er, dem mistrauiſchen Blinden, der gewiß jedes ſeiner Worte wiedererzählt bekam, damit Verdacht zu erwecken. Er wiederholte daher nur einfach ſeine Beſtellung und verließ die Schmiede, während die Alte ſich nicht beruhigen konnte, wo die beiden Geſellen, wie ſie ſagte, ein Ende genommen hätten.

Louis beflügelte jetzt ſeinen Schritt, um an das Pfarrhaus zu kommen. Wie erſtaunte er, als er in der Ferne deutlich wieder jene beiden Geſtalten entdeckte, aber nicht allein, ſondern mit einem Manne in Amtskleidung im Geſpräch begriffen! Sie trugen kurze Jacken und waren ohne Zweifel die beiden unfleißigen Arbeiter. Den Mann in der Amtskleidung hatte er bei dem Diner heute auf dem Corridor geſehen. Er folgte den Dreien, die ruhig und wie im vertraulich-

ſten Geſpräch nebeneinander ſchlenderten. Sie ſchlugen den Weg zum Amthauſe ein. Jetzt wandten ſie ſich, blieben eine Weile ſtehen, zeigten auf das Schloß hinauf und traten dann wieder ihre Wanderung zum Amthauſe an, wo ſie zuletzt durch einen Verhau Louis' weiteren Blicken entzogen waren.

Er war dabei über das Pfarrhaus ſchon hinausgekommen.

Nachdenklich mußte er ſtehen bleiben und ſich zu erklären ſuchen, was er von dieſem Vorfalle denken ſollte. Die Furcht vor Dieben gab er auf. Da ihm nichts beifallen wollte, was ihm ganz wahrſcheinlich dünkte, ſo glaubte er zuletzt ſich beruhigen zu können und vorausſetzen zu müſſen, daß dieſe Arbeiter in das Amtshaus wären gerufen worden zu irgend einer mit dem Schloſſe in Verbindung ſtehenden Reparatur oder einer ſonſtigen Dienſtleiſtung.

Er kehrte zum Pfarrhauſe zurück und ſah in das nicht geſchloſſene, matt erleuchtete Fenſter. Es war eine Scene, die ihn feſſelte. Zwei Kinder ſaßen um einen runden Tiſch und hatten große Zeitungen vor ſich aufgeſchlagen, aus denen Siegbert ſie vorleſen ließ. Die Mutter, das jüngſte ſchlummernde Kind im Schooße, mit einem Strickſtrumpf in der Hand, ſah bald auf dieſen, bald auf das Kind, bald auf

Siegbert, der ſeine Freude an dem gelaufigen Leſen der Kinder hatte und ihnen das Geleſene zu erklären ſchien. Sie lächelte vor Vergnügen über die Fertigkeiten, beſonders Hedwig's, die alle von Siegbert ihr vorgelegten Fragen gewandt beantwortete. Dazu das matte Licht einer kleinen Lampe, die lautpickende, bis draußen horbare Wanduhr, die Stille im Dorfe ... Louis mochte ſich kaum entſchließen, die einfache, friedliche Scene zu ſtören. Aber der Hund, der unterm Tiſch lag, witterte ihn und ſchlug an. Da mußte er in die Hausthür und ſeinen guten Abend ſagen.

Ich bin lange geblieben ...

Oleander iſt auch noch nicht da, bemerkte die Pfarrerin. Die Müllerin hat ein zehrendes Siechthum und bittet immer den Guten, ihr Abends ein Capitel aus der Bibel vorzuleſen. Heut' ſind es mehr geworden, ſagte ſie. Er bleibt lange ...

Inzwiſchen haben mir die Kleinen aus dem „Jahrhundert" die Werke ihres Papas vorgeleſen, ſagte Siegbert und zeigte auf die großen Blätter, die über den Tiſch ausgebreitet lagen ...

Wir bekommen ſie vom Juſtizdirektor, ſagte die Pfarrerin. Sie ſind immer ſchon längſt geleſen. Wenn ſie die Reihe herum ſind, bekommen wir ſie auch noch und die Kinder freuen ſich immer, wenn da ſteht: Guido Stromer.

Hier iſt noch etwas vom Vater, rief Hedwig und zeigte auf ein Gedicht . . .

Oleander bleibt lange aus. Das Theewaſſer ſteht ſchon oben, bemerkte die Pfarrerin.

Lies dem Herrn Louis Armand auch etwas vor, Hedwig, bemerkte Siegbert. Du haſt einen Vater, den alle Menſchen hochverehren, weil ihm Gott die herrlichſten Gaben verliehen.

Einen leiſen Seufzer, der durch das Zimmer fuhr, hörten Louis und Siegbert nicht. Er kam von der Pfarrerin . . .

Hedwig las: „An Diotima" . .

Wer iſt Diotima? fragte ſie . . .

Diotima? ſagte Siegbert und blickte auf die Zeitung, die in ihrem Feuilleton ein Gedicht auf Diotima enthielt mit der Unterſchrift: Guido Stromer.

Diotima, ſagte er, mein Kind, Diotima und Aspaſia waren Freundinnen berühmter Weltweiſen des Alterthums und werden noch jetzt als Bezeichnung ſchöner, ſehr edler Frauen gebraucht. Diotima heißt auf Deutſch: die Gottesfürchtige.

Die Uhr hatte einen ſingenden Ton bei ihren Pendelſchwingungen. Es raſchelte faſt geheimnißvoll im Zimmer . . .

Hedwig las: „An Diotima: Windeſt du Roſen

dem Umſtande, daß ihr zu gleicher Zeit General und Unterofficier ſeyn wollt, daß ihr keine Elite um euch gebildet habt, daß ihr mit jedem Geſchütz einzeln exercirt habt und wenn ſie zuſammen feuerten, ſie alle commandirtet. General, legt den Sergeanten ab!"

Dickſon nickte ſelbſtgefällig zu dieſer Erklärung und ſagte: „Nun wohl! beim Anfang eines Krieges tritt ein großartiges Avancement ein. Die Officiere, die meine Stelle übernehmen ſollen, werden noch heute geſchaffen werden. Ich ſehe es ein, daß ich mich aufopferte. Unter dieſen Umſtänden iſt die Lage unſerer Artillerie folgende: Wir beſitzen als Feſtungsartillerie nur einen etwas ſchadhaften Mörſer, der noch dazu von Eiſen iſt; aber Schikadſe wird vor Angriffen ſicher ſeyn und wir führen dieſe alte Reliquie unfehlbar mit uns. Unſere Belagerungsartillerie beſteht aus einer zehnpfündigen Haubitze, die ich als eine Merkwürdigkeit für Hochaſien ſehr verehre und die uns von Nutzen ſeyn kann. Zwar fehlt ihr Korn und Viſier, aber was ſoll's auch mit dem accuraten Zielen bei einer Belagerung? Etwas Anderes iſt's im Felde; da gilt es, einen Oberſten von der Fronte wegzuputzen oder ein Zelt zu beſchießen, wo der Generalſtab über den Karten des Terrains brütet; bei einer Belagerung weiß ich, daß jeder Schuß ein Stück Mauerwerk aufreißt und mehr bedarf es nicht. Sollte es einen Pulverthurm oder einen Buben, der uns zum Hohne die Mauer mit Beſen fegt, zu erlegen gelten, nun, ſo beſitzen wir zur Belagerungsartillerie gehörig noch einen Zwölfpfünder von ſchönem Kaliber; ja, warum ſoll ich es nicht ſagen? Wir beſitzen noch einen, den ich herzlich gern von der Feldartillerie ablaſſen will. Dann bleiben uns für die offne Schlacht noch ſechs Kanonen übrig, die ich

in's Haar dir, Göttliche, wähle die weißen! Denn in den weißen noch glüht zart ein beſchämendes Roth".

Der Hund ſchlug an und ſchnupperte . . .

Liebt der Vater die weißen Roſen? fragte Siegbert, dem dieſe Diſtichen nicht für Kinder geeignet vorkamen und der Olga's gedenken mußte.

Wir haben im Sommer mehr weiße als rothe im Garten, ſagte Hedwig.

Der Kirchhof, fiel ſeufzend die Mutter ein, liegt dicht an unſerm Garten . . .

Siegbert machte Louis eine Miene, ob ſie nicht hinaufgehen wollten?

Aber Hedwig hielt ihn zurück und rief:

Da iſt noch ein Gedicht an die andere gute Dame: Aspaſia! Soll ich es leſen?

Die Pfarrerin blickte auf ihr ſchlummerndes Kind. Ach, es lag ein unendliches Weh in ihren Augen, ſo drückend, ſo ſchwer, wie dieſe Schwüle im Zimmer . . .

Ohne die Erlaubniß abzuwarten, las Hedwig: „An Aspaſia: Dir, der Schweſter, das Roth! Die Centifolie pranget wie in Kohlen die Glut ſchöner im glänzenden Schwarz".

Die Uhr ſchrillte, wie immer, wenn ſie eben ſchlagen wollte . . .

Oleander kam nun und erloſte Siegbert, der von

Guido Stromer's excentrischem Leben mehr wußte als hier Alle, erlöste ihn von der Pein, die Kinder das Lob entziffern zu hören, das der „seinem Genius folgende" Vater wol schwerlich hier an die alten Freundinnen des Sokrates gerichtet hatte ...

Ach, in die leise Wehmuth, die auf diesem Nebelbilde des Lebens ruhte, kam noch Oleander's Wort:

Die Müllerin ist eben entschlafen ...

Die Pfarrerin erschrak.

Reinick war von der Tafel gleich zu ihr gegangen, sagte Oleander, und blieb bis jetzt ...

Indem rollte auch der Wagen des neuen Arztes am Hause vorüber ...

Ihre Augen sind zu, sagte Oleander. Ihr Ohr hörte noch lange, was ich las und sprach. Dann hielt sie mir die Hand so hin, daß ich sie faßte. Sie starb, wie ein Licht erlischt. Und dabei hielt die Mühle nicht still. Sie und der Müller waren seit Jahren an das Sterben der Müllerin gewöhnt. Das Mühlrad rundum und sie stirbt. Ich hätte nicht einmal gemocht, daß es schwieg. Wir fahren so hin. Leben, Tod, Tod, Leben ... Eins lehnt sich an's Andre ... Und es ist tröstlich so. Genug. Es ist vorbei. Kommen Sie nun hinauf, lieben Freunde!

Louis und Siegbert folgten bewegt dem Vikar, der

hinausſchritt auf die Treppe zu und auf ihr voran-ging. Die Pfarrerin leuchtete ...

Oben iſt Licht! ſagte ſie tonlos ...

Oben iſt Licht! wiederholte Oleander, ſinnig das Wort deutend auf die Entſchlafene ...

Die drei guten, ſanften Menſchen ſtiegen hinauf ...

Die Pfarrerin aber weinte noch lange — um die Nachbarin? Von dem Engel, der im Zimmer unſicht-bar ſtand und über dieſe Gedichte auf Aſpaſia und Diotima, vorgetragen von den eignen Kindern, ge-widmet zweien unwürdigen Frauen, weinte, bemerkte ſie wol nichts. Dieſer Engel hielt ihr wol nicht das Buch entgegen, wo ſie hätte gezeichnet ſehen kön-nen Oleander den Pfarrverweſer an dem Sterbebett der Müllerin und Den, deſſen Dienſt und hohen Be-ruf er vertrat, vielleicht im ſelben Augenblick in einem Salon unter hellen Kerzen Geiſt zerzupfend, Ideen wie Brillanten in den Augen ſchöner Weiber ſich bre-chen laſſend, vielleicht ſchmachtend zwiſchen Melanie und Pauline und Egon, vielleicht gar unter dem ge-ſpenſtiſch warnenden, finſter drohenden flammenden Kreuze wieder, wie damals ... die gute Frau ſah — die Himmliſchen bewahrten uns vor zu ferntragen-den Augen — nur den Tod der Müllerin, hörte nur das ferne Verrollen des Wagens, der den treuen Arzt

nach Randhartingen zurückbrachte, hörte nur das Rauſchen der Mühle, das wie ein Sterbelied ihr erklang und ermahnte die Kinder, zu Bett zu gehen und mit ihrem gewohnten Abendſegen und in Liebe zu ihrem Vater einzuſchlafen ...

Oben aber brachten drei edle Menſchen bis gegen Mitternacht im glücklichſten Geſpräche über die Fragen zu: Was iſt Poeſie? Was wahre Kunſt? Was Tugend? Was Pflicht? Was Leben? Was Tod und Unſterblichkeit?

Mit dem Aufgang des Mondes, lange nach zehn Uhr, ſtiegen Louis und Siegbert unbehindert zum Schloſſe empor und ruhten von einem ſchönen dankenswerthen Tage aus.

# Neuntes Capitel.

## Die Stimmschraube.

In der Zeck'schen Schmiede standen schon am frühen Morgen drei Arbeiter beschäftigt.

Der junge Zeck und die beiden neuen Gesellen, die jedoch, da sie den gehegten Erwartungen nicht entsprachen, hier heute zum letzten Male arbeiteten . . .

Es waren in der That zwei alte Bursche, von denen man nur der Blindheit des alten Zeck und seiner überhäuften Arbeiten wegen begreifen konnte, wie er sie in seine Werkstatt hatte aufnehmen können. Ohne Zweifel trieb ihn nur eine rastlose Gewinnsucht, die ihn wiederum nicht für ihn selbst, sondern für das künftige Schicksal seines beschränkten, unanstelligen Sohnes zur Thätigkeit spornte. Er machte sich anheischig, Ackermann auch Schlosser- und Klempnerarbeiten zu liefern und würde, wenn er die Kräfte hätte auftreiben können, sich zu allen Geschäften, die

nur mit dem Feuer zusammenhingen, erboten haben. Es war eine Gier nach Besitz in ihm, die den Alten gefährlich erscheinen ließ.

Die beiden fahrenden Arbeiter hatten bei ihm vorgesprochen und erhielten für Ackermann's amerikanische Mühle genug zu hämmern und zu feilen. Aber gleich nach dem ersten Tage merkte Zeck, daß ihnen die Arbeit nicht flink von der Hand ging und daß sie lieber plauderten, aßen, tranken und recht im Wandern und Fechten steifgewordene Vagabunden waren. Er hatte mit Dem, was sie fertigten, bei Ackermann wenig Ehre eingelegt und von diesem sich müssen sagen lassen:

Alter, ich lobe Euern Eifer zum Arbeiten und Geldverdienen, allein ich kann Euch die unangenehme Erklärung nicht ersparen, daß mit dem Monat März, wenn nur erst die Lüfte ein wenig milder werden, allerhand neue Schmiede, neue Schlosser und Spengler hier eintreffen werden, die ich mir, natürlich auf einige Wochen nur, verschrieben habe. Der erste Grundsatz eines Geschäftsmannes muß sein, sich nicht aus Rücksicht auf Diesen oder Jenen, den man zu kränken sich fürchtet, mangelhafter Arbeit auszusetzen.

Ach, Herr, hatte Zeck darauf kurz und gefaßt erwidert, ich bin ja blind! Aber wenn Sie Pferde kaufen . . .

So verſprech' ich Euch, Zeck, daß Niemand anders
ihren Huf kommt als Ihr oder Euer Sohn.

Mit dieſem Troſte aufrecht erhalten, aber doch
nigſt ergrimmt, hatte Zeck den beiden Arbeitern er-
rt, daß er zwei ſo alte faule Schlingel nicht län-
r beſchäftigen könne . . .

Der Schloſſer raspelte an einigen alten Krammen,
kleiner werden ſollten. Der Klempner nietete ei-
ge Blechſtücke zu einem kleinen Dache zuſammen.
er junge Zeck ſchmiedete Hufeiſen und kehrte den
den Andern, die er ohnehin nicht hören konnte, oft
n Rücken.

Der Schloſſer ſagte zum Spengler, dem er heim-
h aus einer Flaſche zu trinken gab:

Gott ſei Dank! heut' Abend haben die Narrens-
ſſen ein Ende —

Mich bringt Keiner mehr zu ſo einer Commiſſion
erwiderte der Andre und trank . . .

Ich habe immer gedacht, fuhr der Schloſſer fort,
andwerk hat einen goldnen Boden. Aber meiner iſt
ngeſchlagen. Ich könnte keinen Schlüſſel mehr zu
tande bringen.

Das iſt gut für Ihre Ehrlichkeit!

Der junge Zeck merkte, daß beide Arbeiter die Lip-
n bewegten und roch wol auch den Duft des Getränks...

Faullenzer! unterbrach er ſie. Denkt Ihr, daß Ihr heute nichts mehr zu ſchaffen braucht, weil's Gott ſei Dank der letzte Tag iſt? Nicht einen Groſchen zahlt Euch der Alte aus, ihr Taugenichtſe!

Schöne Complimente! bemerkte der Klempner.

Manchmal, ſagte der Schloſſer und raspelte, hab' ich doch ſchon gedacht: Du nimmſt einen Hammer und klopfſt Dem oder dem Alten ein bischen auf den Schädel. Verloren wäre doch nichts an ihnen.

Man muß es tragen, weil's Dienſtſache iſt —

Ja, wären die Diäten nicht . . .

In dieſem Augenblick kam der alte Zeck die Stiege herunter. Er blieb ohne fehlzutreten eine Weile an der unterſten Stufe ſtehen, als wollt' er ſich erſt in der Werkſtatt zurechtfinden und hören, ob Jeder an ſeiner Arbeit wäre. Dann ging er an den Blaſebalg und ſchürte das Feuer, das ihm matt vorzukommen ſchien.

Die Müllerin iſt geſtorben, ſagte er vor ſich hin. Gott hab' ſie ſelig . . .

Seinem Sohne dieſe Nachricht mitzutheilen, war im Lärm des Klopfens, Feilens und beim Brauſen des Blaſebalgs nicht möglich . . .

Um zehn Uhr auf's Schloß! ſagte er wieder nach einer Weile vor ſich hin.

Was brummt der Alte? flüſterte der Spengler.

Er ſagte etwas vom Schloß — meinte der Andre.

Anneliese! ſchrie der Alte plötzlich wie mit einer Stierſtimme, daß die beiden Arbeiter, die etwas ſchwachnervig waren, zuſammenſchraken. Beſonders bekam der Spengler das Zittern . . .

Anneliese! wiederholte der Blinde.

Nach einer Weile kam die alte Magd halb auf die Stiege herab und kreiſchte:

Meiſter!

Um zehn Uhr? fragte der Blinde.

Um zehn! beſtätigte Anneliese und wiederholte die Erzählung der Einladung und Beſtellung noch einmal.

Die beiden Arbeiter horchten auf. Der Blinde merkte Das am Ruhen ihrer Inſtrumente.

Nun, ſchrie er ſie an, ſchlafen Euch die Arme ein?

Scheert Euch zum Teufel, antwortete der Schloſſer; Ihr ſeid ein Grobian! Und wenn Ihr uns in Gold auszahltet, bei Euch bliebe kein ehrlicher Arbeiter.

Die Worte: Ehrlicher Arbeiter und in Gold auszahlen machten einen eignen Eindruck auf den Blinden. Sonſt ſchon hatte er bei ſolchen Zänkereien geſucht, den beiden Arbeitern nahezukommen und ſie mit dem Schür-

haken, den er mechaniſch raſch zu ergreifen wußte, niederzuſchlagen. Es war ein ängſtlicher Anblick geweſen, wenn der wilde Blinde wuthſchaumend herumtaſtete und die Andern vor ihm flohen. Heute aber machte ihn das Wort vom In-Goldauszahlen ſtutzig. Er wetterte nur mit Schimpfreden, die von der zänkiſchen Anneliese unterſtützt wurden, bis ihr der Blinde andeutete, ſie ſollte nun auch an die Arbeit gehen.

Eine Zeitlang ging es in der Schmiede zwar geräuſchvoll genug, aber ſtill in der Unterhaltung ſo fort.

Um acht Uhr ſprach ein Jäger mit Pfeife und Büchſe auf dem Rücken vor. Es war Heuniſch, der den alten Zeck um einen Karren bat, um Fränzchens Sachen nach dem Ullagrund zu fahren. Er verlangte auch, daß der junge Zeck den Karren ziehen ſollte.

Das hatte beim Alten durchaus keinen Anſtand; doch mußte ihm Heuniſch erſt erzählen, wie dieſe Aenderung ſo raſch gekommen war.

Während Der das umſtändlich und in ſeiner Weiſe vortrug, machten ſich die Arbeiter einige Male bedeutende Gebehrden, ſodaß Heuniſch, der ſie misverſtand, nachdrücklich ſeine Erzählung damit ſchloß:

Natürlich geh' ich mit dem Jungen mit und ſtopfe nicht blos meine Pfeife dabei, ſondern auch

eine Batterie nennen würde, wenn ich ihrer nicht an verschiedenen Orten bedürfte. Ich theile dieſe ſechs Geſchütze in drei zur Linien- und in drei zur Poſitionsartillerie gehörige ein. Leider treten hier einige Uebelſtände ein, die ſich ſo leicht nicht umgehen laſſen. Im Grunde ſind nämlich nur drei von dieſen Geſchoſſen tauglich; denn zwei ſind vernagelt und können nur dazu dienen, dem Feinde Furcht einzuflößen oder das Geraſſel der Schlacht zu vermehren oder im ſchnellen Fluge einige Beine, Arme und Gehirne zu zerquetſchen. Von der dritten bedenklichen Kanone fürcht' ich noch Aergeres. Sie hat queer über das Rohr einen Sprung, der unlängbar iſt. Ich habe ſeine Tiefe nie ſondiren mögen, weil ich fürchtete, das Rohr möchte ſogleich zum Teufel gehen. Aber ſo viel iſt richtig, den erſten Schuß hält es noch aus, den zweiten aber nicht mehr. Ich will unter meinen Kanonieren anfragen, wer eine reiche Erbſchaft zu bekommen hoffte und ſie nicht erhielt; wer von ſeinem Mädchen verlaſſen iſt oder ſich geſtehen muß, daß ein Andrer zu ſeiner Frau geſtiegen iſt; wer einen Zug zur Melancholie hat oder zu wenig Löhnung bekommt und doch niemals hoffen darf, Bombardier zu werden: kurz nur lebensſatte Kanoniere ſollen jenen gefährlichen Poſten einnehmen. Denn den erſten Schuß opfre ich nicht auf; was kann ich nicht alles mit dieſem Schuſſe ausrichten? Der Lärm, den dieſer Schuß anrichtet, zerſprengt ſchon allein vielleicht ein Quarré. Die Kugel fährt durch ein zweites mit hundert abraſirten Köpfen durch, zerſchmettert einen General, der vielleicht eben ſeinem Adjutanten einen witzigen Einfall mittheilen wollte und auf dem Sprunge war uns durch ein Manöuvre zu fangen, ſchlägt einem Eſel, der eben auf mich zielte, die Flinte aus der Hand und wühlt endlich

meine Büchſe. Es ſoll jetzt Gaunervolk hier herum lungern.

Der Schloſſer lachte vor ſich hin.

Warum lacht Er? fragte Heunisch. Ich rathe Ihm nicht zu lachen, wenn ich Ihm morgen noch im Walde begegnen ſollte!

Der Blinde nahm den aufgeregten Jäger und ging mit ihm vor die Thür der Schmiede.

Wie geſagt, meinte jetzt der Schloſſer wieder, wenn die Diäten nicht wären —

Ich muß ſagen, fiel der Andre ein und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, eine ſolche Commiſſion übernehm' ich nicht wieder — eine Kugel in den Leib macht allen Diäten ein Ende!

Der grimmige Kerl könnte uns den Spaß verſalzen. Vom Forſthauſe können wir nicht ein Wort berichten. Vorgeſtern Abend, den Verſuch werd' ich mein Lebtag nicht vergeſſen. Ich wünſchte nur, ich hätte die bleierne Pille, die der Kerl mir zu koſten geben wollte, aus dem Eichbaum, in den ſie fuhr, mitnehmen können. Die ſollten ſie mir zu Hauſe ſchon verſilbern!

Wenn der Jäger heut' Nachmittag fort iſt, bemerkte der Spengler, und wir um Mittag aus unſerm

Dienſt treten und doch noch einen Verſuch machten, in's Forſthaus zu kommen ...

Wir müſſen Pfannenſtiel fragen, ſagte der Schloſſer und winkte zum Schweigen; denn der alte Zeck kam zurück und zwar allein.

Bis gegen neun Uhr wurde ſo fortgearbeitet ...

Der Spengler hatte da den Muth, den Blinden zu fragen:

Wißt Ihr denn, Meiſter, was es auf dem Schloße zu arbeiten gibt?

Das geht Euch nichts an!

Vielleicht iſt's Schloſſerarbeit, meinte der Andre, der vorhin verrathen hatte, daß er mit dem Gerichtsdiener Pfannenſtiel vertraut war.

Der Blinde wußte ſchon, daß das Anfertigen einer Stimmſchraube für ein Forteviano von ihm verlangt wurde und ſprach darüber lauernd und liſtig, um ſich Raths zu holen.

Als der Schloſſer ſich auf einen ſolchen Trücker, wie er's nannte, beſonnen hatte, fragte der Spengler:

Spielt der Alte mit der ſchwarzen Binde auf dem Clavier oder der Franzoſe?

Mit der ſchwarzen Binde? wiederholte Zeck. Welcher Alte? Wer? Schwarze Binde? Wer iſt da blind?

Der mit dem Franzoſen hier angekommen und oben logirt. Er heißt, wie heißt er doch?

Der Schloſſer ſagte:

Es iſt ein Engländer, Namens Murray, blind iſt er nicht, aber fühlt ihm auf den Zahn, Meiſter! Der hat den Teufel im Leibe und ſeine Augen ſcheinen mir geſünder als die Eurigen.

Woher kennt Ihr denn die Leute, die da oben wohnen?

Man kommt in der Welt herum! ſagte der Spengler.

Der Blinde forſchte nicht weiter. Er riß nur die Augen groß auf, als wollte er um jeden Preis ſehen. Es kam ihm vor, als hätte in dieſen Aeußerungen ſeiner Geſellen ein Ton gelegen, der ihm befremdlich vorkommen ſollte. Nach einer Weile wiederholte er:

Ihr ſeid in der Welt herumgekommen? Warum trägt der denn eben eine ſchwarze Binde?

Was wiſſen wir's? Fragt ihn! meinte der Spengler. Aber der könnte Euch ja wiederfragen: Warum ſeid Ihr denn blind, Meiſter?

Lumpenvolk! ſchrie Zeck jetzt zornig und hob die Schürſtange, daß jene bei Seite ſprangen. Warum ich blind bin? Weil Ihr's nicht ſeid! Ihr Faullenzer! Habt Ihr je einmal im Leben einen Zoll tiefer in's Feuer geſehen, als Ihr ſolltet? Euch haben die Fun-

ten wenig um die Nase getanzt, Ihr Landstreicher Ihr! Weil ich fleißig war, bin ich blind.

Der junge Zeck lachte über die furchtsame Art, wie die Gesellen retirirten und fast rücklings über altes Eisen fielen.

Indem rief aber eine Stimme an der Thür:

Hohe! Meister! Seid Ihr auf der Jagd? Wollt Ihr wol Ruhe geben!

Es war Pfannenstiel, der vom alten Zeck immer mit einer Art Beklommenheit empfangen und begrüßt wurde.

Guten Morgen, Herr Amtsvoigt! sagte der Blinde, der die Stimme sogleich erkannte. Die Hallunken gehen heute, sonst erlebt' ich vor Aerger nicht die nächste Lichtmeß und Lichtmeß ist mein Geburtstag.

Kommt Ihr einmal heraus, rief Pfannenstiel den Arbeitern, ich hab' Euch etwas zu berichten.

Damit ließen die Arbeiter Alles liegen und gingen vor die Schmiede zu dem Amtsvoigt.

Zeck sah das Alles im Geiste vor sich und war nicht wenig erstaunt darüber. Jetzt hätt' er seinem Sohne mögen in's Ohr schreien: Was ist Das? Was geschieht da? Was kann ich Alles nicht sehen? Und er sah wiederum doch deutlich vor sich, wie dieser dumm zuletzte und immer auf sein Hufeisen zischlug.

Eine unbeſchreibliche Ungeduld faßte den Blinden. Er folgte Pfannenſtiel und hörte, daß dieſer immer weiter abſeits mit den Arbeitern trat, ſodaß er voller Zorn und Aerger ihnen nachrief:

Gott verdamm' mich! Ich zahle keinen Groſchen Lohn, wenn bis heute Mittag nicht die Krammen fertig ſind und das Dach. Schlag' das Wetter drein, Herr Amtsvoigt, haltet mir das Volk nicht noch vom Arbeiten ab!

Die beiden Arbeiter kehrten zurück. Pfannenſtiel entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſagen . . .

Dieſe Stille, dies Schweigen hatte für den Blinden etwas furchtbar Peinliches. Er rannte umher wie ein taumelnder Stier. Er verlor ſelbſt die Kenntniß des Ortes, in dem er ſich befand. Der Sohn, bei alledem halb lachend, weil ſich der Alte ſtieß, mußte ihn zurechtführen und ihn dadurch zur Beſinnung bringen, daß er ihm den Strick des Blaſebalgs in die Hand drückte. Erſt dieſen anziehend, fand ſich der Blinde zurecht und dachte den fremden und räthſelhaften Eindrücken nach, die ihn umgaben. Seit Jahren war er gewohnt, alles Fremde von ſich fern zu halten. Nichts durfte in ſeiner Nähe feſten Fuß faſſen, Keiner mit den Dingen, die ihn betrafen, vertraut werden. Anfangs hatte er alle Monate eine

neue Magd, erſt ſpäter behielt er die Annelieſe auf Empfehlung, ja dringendes Verlangen ſeiner Schweſter Urſula, die die Veranlaſſung geweſen war, daß er in Pleſſen wohnte. Sie hatte ihn mit in das Forſthaus gebracht und dann, als ſeine Unruhe, ſein Arbeitseifer ſich nicht dort zurechtfanden, nach Marzahn's Tode von der Fürſtin Amanda die Mittel und Erlaubniß erhalten für die Schmiede, die Zeck anlegte. Seit Jahren hatte er emſig nach Kräften ſeinen Pflichten obgelegen und den einen Gedanken als ſein Lebensziel verfolgt, ſeinem Jungen Geld, Geld, baares Geld zu hinterlaſſen, und ſeit dem Tage, daß ihm von Ackermann im Auftrag eines Verwandten, Namens Morten, nun viel Geld gebracht wurde, hatte er keine Ruhe mehr. Er ſchlief ſchlechter. Er war von Träumen gequält, er ſprach vom Sterben und ging doch nicht mehr wie ſonſt, unter der Fürſtin Amanda, in die Kirche. An ſeiner Schweſter Urſula hatte er vollends keinen Halt mehr. Seit einiger Zeit war dieſe ſonſt ſo verſchmitzte und ſcharfdenkende Schweſter ſchwachſinnig geworden. Sein Mistrauen kannte keine Grenzen. Es ging ſo weit, daß er oft Tage lang glaubte, nicht allein zu ſein, ſondern belauſcht, beobachtet zu werden. So fern ihm der Gedanke lag, in Murray ſeinen wiedergekehrten, ohnehin todtgeglaubten Bruder

u vermuthen, ſo beunruhigten ihn doch ſchon die venigen Worte, die ſeine verdächtigen Geſellen von enem Fremden auf dem Schloſſe geſprochen hatten. Am liebſten hatte er, wenn Alles um ihn her luſtig, ärmend war. Sonntags ging er auf die Kegelbahn, n die Schenke, hörte Tanzmuſik und freute ſich des Wirrwarrs, Lärmens und Jubelns. Er machte nichts avon mit, ſeit Jahren nicht, litt auch nicht, daß ſein Sohn von ſeiner Seite wich. Er wußte, daß Der zu lle Dem, was Andern gut ſtand, unanſtellig war. Aber das Lärmen und Toben, das laute Lachen und Singen übertäubte, ergötzte ihn. Er wußte dann, daß r unter Menſchen war, die nicht lauerten und von ſeiner Blindheit keine Vortheile zogen.

Gepeinigt von dem Schweigen ſeiner Geſellen, wie vorhin von ihrem Reden, hörte er endlich, daß die zehnte Stunde nahe war. Anneliese deutete es ihm durch ein Frühſtück an, zu dem er wenig Appetit verſpürte. Dennoch ſtärkte er ſich wider Willen. Schon die Haſt, etwas zu greifen, etwas Aeußerliches ſein zu nennen, that ihm wohl. Das gierige Schlingen ſeines Sohnes war ihm tröſtlich. Er ſollte ihn begleiten. Sie nahmen leichte Handwerkszeuge und machten ſich auf den Weg.

Das Wetter war rauh und kalt. In der vergan-

genen Nacht hatte es schon gefroren. Der Weg zum Schlosse hinauf war jetzt so hart, wie noch vor Kurzem schlüpfrig und glatt. Oben schon kam Brigitte und sprach von der Abreise des lieben Herrn, der die Nacht da geschlafen hätte und von der großen Freundschaft der beiden jungen Männer für einander, was ihr völlig unwahrscheinlich mache, daß Herr Louis nichts als ein simpler Tischlergesell wäre. Auch Herr Oleander wäre schon oben gewesen und hätte dem seinen Herrn Abschied gesagt und ihn tausendmal gebeten, bald wieder zu kommen.

Zeck nahm das Alles mit dem Lachen auf, das sich in den Mienen, wenn sie neugierig sind, festsetzt, ohne daß das innere Herz an Lachen denkt. Der Junge führte ihn. Doch war es nicht nöthig, der Blinde fand sich im Schlosse so sicher zurecht wie in seiner Schmiede. Hatte er doch allen Abendconventikeln der Fürstin beigewohnt! Kannte er doch das große Zimmer, wo das Pianoforte stand, wo man Gesangbuchverse sang, ein Gebet hörte und zuletzt Warmbier, oft sogar noch wollene Winterstrümpfe bekam!

Auf dem Corridor trat ihnen aber Louis Armand entgegen. Der Blinde kannte die Stimme des jungen Mannes von der amerikanischen Mühle her.

Nun, ſagte Louis, jetzt ſollt Ihr einmal etwas Feineres zu ſchmieden bekommen! Falls es Euch möglich iſt, auch an ſolche Arbeiten zu gehen. Aber Ihr ſeid geſchickt. Man weiß es. Kommt!

Vater und Sohn wollten vorſchreiten. Da hielt Louis, mit raſcher Wendung, den Jüngſten zurück mit den Worten:

Aber, mein Beſter, ſchämt Ihr Euch nicht? Putzt man ſich die Stiefeln ſo ſchlecht, wenn es friert? Das geht nicht! Bleibt draußen! Wir wollen uns dem Vater ſchon verſtändlich machen.

Der Alte zankte über die Unſauberkeit des Sohnes und gab ihm einen tüchtigen Tritt in die Seite, auf die Stiefeln zeigend, an denen der geſtrige Koth feſtgetrocknet war.

Der Junge glotzte verdutzt auf ſeine Füße und verſtand erſt durch die handgreifliche Sprache des Vaters, was an ihm getadelt wurde. Der Ullagrunder Lehm lag fingerdick auf dieſen Stiefeln und gab ihnen eine Kruſte, die die Wärmehaltigkeit des Leders noch unterſtützte.

Der Junge blieb im Corridor. Louis führte den Alten erſt durch ſein Schlafzimmer und dann in das Eckzimmer, wo Murray in ziemlicher Entfernung von dem Inſtrumente an einem Fenſter ſaß.

Louis pochte das Herz. Er konnte sich die Empfindung seines Gefährten denken, wie er den blinden Bruder, den er nach seinem Sohne fragen wollte, eintreten sah. Sie hatten sich verabredet, zu thun, als wenn Murray nicht zugegen war. Ein Blick auf Murray überzeugte ihn, wie tief auch er es empfand, den Bruder wiederzusehen, der durch ihn das Augenlicht verlor.

Seht, sagte Louis — doch, was red' ich — ich sage: Seht! Ihr bewegt Euch so sicher, Meister, daß man versucht wird, Euch für keinen Blinden zu halten.

Zeck erwiederte darauf nichts.

Da er sich denken konnte, daß er am Klavier stand, faßte er es an.

Hier, sagte Louis, dacht' ich, um die Saiten anziehen zu können — Ihr kennt doch so einen Kasten, der Musik macht?

Zeck nickte.

Diese eisernen Stabe, fühlt Ihr sie —

Zeck nickte wieder.

Diese kleinen eisernen Stäbe halten die Saiten, die man schärfer anziehen muß, wenn sie nachlassen. Um aber die Stäbe rundumzubekommen, muß man einen Schraubstock haben mit einem Griff und einer Höh-

noch ein so großes Loch in die Erde, daß wir nach dem Siege bequem darin bivouakiren können. Einen solchen Schuß sollt' ich ungeschossen lassen? Nein, mag der Sechspfünder bei der zweiten Kugel in tausend Stücke zerspringen; ich halte mich ja fern davon und laß' ihn nur, wie gesagt, von lebenssatten Kanonieren bedienen, dann bleiben mir noch drei unübertreffliche Geschütze übrig. Ich pflege niemals etwas über meine Kräfte hinaus zu erheben, aber mit diesen drei Wesen getrau' ich mich ganz Hinterasien und meinetwegen noch einen sechsten Welttheil zu erobern."

Eine gellende Fanfare von Tschungs oder tibetanischen Muschelhörnern setzte sich dicht auf die Fersen dieser langen europäischen Exposition. Eine Staubwolke stieg von der linken Seite der im Schatten der Ulme Sitzenden auf und ließ nur zuweilen gegen die Sonne einige blitzende Waffen oder Verzierungen von Mützen durchblicken. Der Zug kam näher und bewegte sich gerade auf das Haus des Dhü-Kummuz zu. Dieser erhob sich mit den Worten: „Steht auf, General, der Lama geht auf die Jagd und wir müssen ihn begleiten. Wäre unser stummer Freund, unser schwermüthiger Hausgenosse, ein besserer Reiter, er müßte ein Roß besteigen und seine Grillen nach dem Walde tragen, um sie nicht wieder zurück zu bringen."

Der Correspondent, der gegen die weitläufigen strategischen Unterhandlungen der beiden Andern eine auffallende Gleichgültigkeit gezeigt hatte, lächelte und sagte mit einiger Bitterkeit: „Ich glaubte, Teschulumbo sei der Sitz eines geistlichen Fürsten. Ich finde aber, daß es vielmehr der Sitz der freien Sitten ist. War es in Lassa erhört, daß Gott auf die Jagd geht!"

ng, die hinlänglich lang iſt, um die Stabe faſſen
können . . . verſteht Ihr?
Ganz wohl!
Kennt Ihr ſo ein Eiſen ſchmieden?
Gebt mir nur die Weite, Herr! Die Weite der
abe!
Das iſt ſie! Grade wie dieſer Faden! Eine ſolche
ffnung! Und ſo lang, wie etwa ein halbes Fin-
glied muß die Weite ſein.
Gut, gut —
Wann haben wir das Eiſen?
Bis heute Abend! Ich will gleich dran gehen —
Damit wollte ſich Zeck zur Thür wenden . . .
Wie Beſcheid Ihr wiſſet! War't Ihr ſchon öfters
dieſem Zimmer? begann jetzt Louis, ihn auf-
tend
Herr! Da iſt der Ofen! Nicht wahr? lachte Zeck.
Ganz recht —
Da ſteht ein Kanapé —
Ganz recht —
Da ſaß die Fürſtin
Der Lehnſeſſel ſteht noch da —
Da iſt ein Fenſter in den Hof, dort zwei in den
arten —
Als wenn Ihr durch ſie ſehen könntet, ſo trefft Ihr's —

Da saß Herr Stromer — hier standen und saßen wir . . .

Wer?

Die geladen waren — zum Beten — hier wurde gesungen und gebetet, Herr!

Und Ihr kam't gerne dazu?

Da am Fenster war immer mein Stand . . . dort . . . ich kann noch den Stuhl zeigen —

Damit schritt der Blinde geradezu gegen das Fenster, wo auf dem Stuhle, den er, der Frage nach dem Beten ausweichend, zeigen wollte, Murray saß.

Oho! rief Zeck. Da steht ein Tisch, der stand sonst nicht hier.

Er war auf den Tisch gestoßen, an dem Murray arbeitete. Aber Murray, der sich geschützt glaubte, erschrak nicht wenig, als sein Bruder dabei auf die Kupferplatte stieß, an der er geätzt hatte. Der Blinde fuhr über das Metall hinweg und sagte erschreckend:

In der Mühle, Herr, erzähltet Ihr von einem Kupferstecher! Ist das der Tisch des Kupferstechers? Ich fühlte eine Platte —

Louis besann sich auf Das, was er von seinem Begleiter in der amerikanischen Mühle gesagt hatte.

Eine Liebhaberei meines Freundes, erklärte er, der

Wie lange lebt Ihr schon in Plessen, Meister? fragte Louis im vertraulichsten Tone.

Sechzehn Jahre, Herr!

Immer glücklich, immer zufrieden?

Bis auf die Augen, Herr!

Es gaben diese Worte einen tiefen Schmerz in Murray's Innere. Er mußte zum Fenster blicken, um seiner Bewegung Herr zu werden.

Und den tauben Sohn! sagte Louis. Habt Ihr nur den einen Sohn?

Nur einen, Herr.

Er muß dreißig Jahre sein — es ist ein alter Knabe —

Zwei und dreißig —

Habt Ihr immer in Plessen gelebt?

Vordem ein fünf Jahre im Jägerhause

Bei Eurer Schwester?

Kennt Ihr Die, Herr?

Ursula Marzahn! Ich kenne eine Nichte des Försters Heunisch —

Zeck nickte und wiederholte:

Ursula Marzahn ist meine Schwester.

Wie kann man's aber fünf Jahre in dem Walde aushalten, wenn man ein Schmied ist?

Ich war blind.

War't Ihr denn schon blind, als Ihr in das Jägerhaus kamt?

An beiden Augen.

Da hattet Ihr schon früher eine Schmiede und war't Gesell und früh verheirathet — schon vor drei und dreißig Jahren — ich rechne Das an Eurem Sohne —

Ich bin vierzig Jahre Meister —

Und seid einige Sechzig alt —

Mein Kopf muß weiß sein!

Schneeweiß, wie's eben dort im Gebirge wird. Es schneit — sieh, sieh, es schneit!

Zeck wollte nun gehen. Er hatte in den fernern Nachfragen kein Arg gefunden.

Bleibt doch! Ich wollte Euch noch etwas fragen, Meister.

Zeck horchte auf . . .

Ihr hattet einen jüngern Bruder . . .

Zeck blieb bei dieser Frage zwar ohne sichtliche Verlegenheit, hielt sich aber doch starr und regungslos.

Er war Kupferstecher, wie der Mann da, der nicht gut hören kann —

Zeck antwortete wieder nicht.

Er wanderte nach Amerika aus — weil er mußte! Mußte! Nicht wahr, Zeck?

Zeck blieb ſtarr und ſprach jetzt noch weniger eine Sylbe.

Er iſt todt. Herr Ackermann ... brachte Euch von ihm, als einem Verwandten, eine Erbſchaft. Wie iſt's denn mit dem Sohne, den Euch der Bruder zurückließ, als er nach Amerika mußte?

Zeck kniff die Stirnfalten zuſammen und meinte forſchend und ſtotternd:

Kommt Das von Herrn Ackermann?

Von wem es kommt, iſt gleichgültig, alter Freund! Wie iſt es mit dem Sohne Eures Bruders?

Im erſten Augenblick hatte ſich auf dem Antlitz des blinden Schmieds Schrecken widergeſpiegelt. Bald aber hellte es ſich auf. Ein habſüchtiger Gedanke ſchoß durch die Seele des Geängſteten. Er ſtellte ſich vor, daß ſein Bruder Schätze hinterlaſſen, die er ſeinem Sohn beſtimmt hätte, Schätze, die ihm und ſeiner erbenloſen Schweſter anheimfallen würden, wenn Murray's Sohn nicht mehr nachzuweiſen wäre. Ehe dieſer Gedanke ganz in ihm zurechtgelegt war, hatte ihn Louis wol ſchon dreimal nach dem Sohne ſeines Bruders gefragt.

Ungeduldig wiederholte Louis noch einmal:

Wo iſt der Sohn Eures Bruders?

Todt! ſagte jetzt der Schmied mit großer Beſtimmtheit.

Für Murray, der gespannt am Fenster horchte, kam dies Wort nicht unerwartet. Es erschütterte ihn auch nicht zu heftig, aber unwillkürlich mußte er doch ein Geräusch mit dem Stuhle machen, auf dem er saß, und Zeck's Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Der Knabe ist todt! fuhr Louis fort. Da er Eurer Pflege anvertraut war, werdet Ihr Beweise für seinen Tod beizubringen haben.

Nicht meiner Pflege, Herr — ich nicht — ich nicht —

Eure Schwester! Ihr wurde das Kind anvertraut, Euch Beiden gemeinschaftlich —

Woher wissen Sie Das?

Ihr wohntet damals an einem Orte, den die Menschen fliehen ... nicht wahr Zeck?

In der größten Unruhe suchte sich der Blinde aufstehend von dieser Prüfung loszuwinden, aber der zur Gewißheit bei ihm gewordene Gedanke, daß die für seinen Bruderſohn bestimmten Schätze ihm, seinem eigenen Sohne, anheimfallen sollten, reizte ihn doch, zu bleiben. Er half sich durch eine wiederholte Berufung auf seine Blindheit.

Ihr war't blind, Zeck, ich weiß es — Ihr war't beim Doktor Lehmann, daß er Euch heilen sollte —

Das war ich. Ja, Herr —

Und Eure Schwester verbarg Euch . . .

Was sagten Sie?

Vor dem Licht des Tages, das Euch wehe that, verbarg sie Euch. Geblendete Augen verlangen eine dunkle Umgebung —

Das ist's.

Aber das Kind, das Ihr von einer Dame, die ich nicht kenne, als das Eurige anvertraut erhieltet, mit dreitausend Thalern . . .

Der Blinde wurde immer unruhiger.

Nicht wahr? Mit dreitausend Thalern?

Zeck antwortete nicht, sondern sah nur starr auf Louis und die Gegend an dem Fenster, wo ein ihm unbekannter Kupferstecher zuhörte.

Ist er wirklich todt, der Sohn Eures Bruders, der sich einige Jahre hindurch Baron Grimm nannte?

Bei Erwähnung dieses Namens schwanden dem Blinden alle Kräfte. Er suchte seinen Sessel.

Louis schob ihm seinen Sessel hin. Er mußte ihm Zeit lassen sich zu sammeln.

Endlich besann sich der Schmied auf eine Auskunft, die er in diesen Worten zusammenfaßte:

Herr — ich sollt' Euch eine Schraube machen, um die Saiten da anzuziehen — Ihr seid aber selbst wie so ein Ding und schraubt Einen, daß die Finger

knacken. Wenn Euch Herr Ackermann oder wer sonst aufgetragen hat, das Erbtheil von meinem verstorbenen Bruder an seinen Jungen auszuzahlen, so sag' ich Euch: Der ist tort wie sein Vater und das Erbtheil muß nun von Rechtswegen . . .

Und die Beweise, die Papiere über jenen Tod?

Zeck besann sich auf den Ausweg, den er schon einmal einschlagen wollte:

Fragt die Ursula! Sie hat alle Papiere.

Gut, sagte Louis, ich sehe, daß Ihr nicht wißt, wie und wo das Euch anvertraute Kind gestorben ist. Ihr seid und war't ein Blinder, schon damals, als das Kind geboren wurde. Ihr habt es nie gesehen. Wohlan, laßt Eure Schwester reden. Heute Nachmittag ist sie im Forsthause allein. Ich werde Euch zu ihr führen . . .

Mein Sohn, Herr, führt mich.

Euer Sohn führt Euch! Wohlan, dann können wir zu gleichen Paaren sein. Da mein Freund, der nicht hört, wie Euer Sohn, er soll mich begleiten. Wir steigen in die Kammer der Ursula oder rufen sie herunter und ich denke, Ihr, Zeck, werdet es verstehen, ihr Gedachtniß ein wenig zu kitzeln. Ich höre, daß sie gegen andre Hände unempfindlich ist. Seid Ihr's zufrieden?

Zeck sagte, daß sein Sohn den Forster mit dem Karren zu begleiten hätte, der Franziska's Sachen in den Ullagrund bringen sollte.

Nun so hol' ich Euch an der Schmiede allein ab ... Ihr werdet Euch doch von mir führen lassen?

Um zwei? Dann kann ich die Schraube nicht fertig liefern zum Abend ...

Die eilt nicht, Zeck! Mich aber eilt's mit dieser Sache. Heut' Nachmittag! Jetzt kommt, ich führe Euch hinaus zu Eurem Sohne. Er muß mit dem Förster in den Ullagrund, damit wir die Ursula allein treffen.

Zeck bot zögernd die Hand, die rauh wie Leder war und schwarz gefärbt. An der Thür hielt er noch einmal inne und fragte mit verschmitzter Neugier:

Herr, darf man fragen, ist es was Ordentliches, was unser Friedrich hinterlassen?

Ihr meint, weil Ihr Euch für Euren Sohn darauf freut ...

Ach!

Sagt's nur heraus!

Ein blinder Vater — ein tauber Sohn — die haben mehr Noth, ehrlich durchzukommen, als Leute, die sehen und hören können —

Dickſon brachte ſeine Kleider in Ordnung und entgegnete auf dieſe Bemerkung: „Wer aus Europa gebürtig iſt, verſteht ſich auf ſcharfſinnige Unterſcheidungen. Freund, ihr müßt das Geſetz von denen unterſcheiden, welche unter ihm ſtehen. Es gibt in Europa eine Art Religion, welche man Chriſtenthum nennt und aus den Katechismusjahren meiner Jugend hab' ich dieſe Trennung noch nicht vergeſſen. Der Lama iſt das Geſetz, wer hindert ihn, ſich in den Finger zu ſchneiden? Mit andern Worten: dieſer geiſtliche Hof hier iſt ſo unterhaltend, wie es der von Rom niemals geweſen iſt. Oder, um eine andere Wendung zu gebrauchen: Ich hoffe dich wieder zu ſehen, mein Freund, den ich liebe wie der Engländer einen Hongkaufmann, und wenn du vielleicht Luſt tragen ſollteſt, meine Vorleſungen über die Geſchütze zu Papier zu bringen, ſo kannſt du eines Dankes gewiß ſein, für den ich mich bei der Jagd auf Worte beſinnen will. Nützen muß es dir auf jeden Fall."

Der Zug war jetzt bei dem Hauſe angekommen und zwei Pferde wurden vorgeführt, welche von Dhü-Kummuz und Dickſon beſtiegen werden ſollten. Der Teſchu-Lama, der ſich in ſeinem kriegeriſchen Zeug ſtattlich ausnahm, war von einem Gefolge umgeben, deſſen Kleidung ein ſonderbares Gemiſch von geiſtlichem und weltlichem Aufzuge vorſtellte. Er richtete an die beiden Theilnehmer der Jagd, welche ſich in den Sattel ſchwangen, einige wohlwollende Worte und Dickſon, welcher noch nicht ganz den europäiſchen Bedienten und den ſubalternen Soldaten abgelegt hatte, erwiederte ſie mit einem langen Redefluß, der ungefähr ſagen wollte: Ew. Gnaden ſind heut gar zu gütig! Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung, die Muſchelhörner hielten den Roſſen die Ohren

Das iſt wahr! ſagte Louis, beruhigt Euch, Zeck, das Erbrecht wird ſeinen vollkommenen Fortgang haben.

Indem horchte Zeck auf, als er eben aus der Thure treten wollte.

Was horcht Ihr ſo?

Reiten da nicht welche unten über die Landſtraße?

Nennt Ihr ſo gut hören?

Ich höre, daß Eiſen dabei klappert —

Losgegangne Hufeiſen — Ihr werdet zu thun bekommen.

Das iſt Sabelklappern —

Louis ſah zum Fenſter hinuber und bemerkte, unten auf der Landſtraße um den Berg herum ſchwenkten zwei ſcharfzutrabende militairiſche Reiter.

Es ſind zwei Landdragoner! ſagte er. In der Hauptſtadt war es unruhig . . .

Ich hört' es gleich —

Scharfes Ohr! Ihr konnt dem Himmel danken, daß er gleich wiedergibt, wenn er genommen hat. Um zwei Uhr...

Zeck nickte und ergriff die Hand ſeines Sohnes, bis zu dem ſie auf dem Corridor angekommen waren. Der ſtarrte den Landdragonern nach, die in das Amtshaus ritten, nahm dann ſeinen Vater und führte ihn die große breite Stiege hinunter . . .

Louis, zurückkehrend, fand Murray ſehr erſchüttert.

Ueber die erſte Rührung, den durch ihn geblendeten Bruder zu ſehen, ſollte er doch wol bald hinwegkommen, da er die eingewurzelte Bosheit erkannte. Doch ſagte er, alle Reue hulfe dem Frevelnden nichts, ſeine böſe That behielte ihre Folgen und nur der Tugendhafte wäre ſicher, höchſtens mittelbar Schlimmes zu veranlaſſen. Denn ſchlimm ſind wir Alle! Wer weiß, fuhr er fort, was ich Alles in Folge meines damaligen Fehltrittes noch anrichte, als willenloſe Urſache! Nehmt den Tod meines Kindes. Bin ich nicht ſein Mörder? Dieſe Gedankenreihe erſchütterte ihn mehr als das wirkliche Nichtmehrvorhandenſein des Kindes. Denn ein Weſen, das er nie geſehen, deſſen Urſprung ſich auf Sünde und Reue zurückzog, ein Weſen, deſſen Schickſale ihm nur, wenn es erwachſen und mißrathen war, Gewiſſensbiſſe verurſachten, konnte ſich ſeinem Herzen doch nicht ſo tief als eine Nothwendigkeit eingepflanzt haben. Im Gegentheil durfte er freier athmen und Gott danken, daß er ihm eine Veranlaſſung zu neuer großer Schuld früh hinweggenommen hatte. Was aber Murray ebenſo erſchütterte, war der unverkennbar böſe Sinn des Bruders, die ungebeſſerte Lüge, die Verſtocktheit, die Geldgier. Und auch für dieſe mußte ſich Murray nach ſeinem Sinn verantwortlich machen.

Ach, ſagte er zu Louis, konnte ich bitter geſtraft werden als durch den Anblick eines Menſchen, der durch mich das Licht der Augen verlor! Wäre dieſer Elende — denn ich kann ihn in nichts beſchönigen — war' er ſehend geblieben, ſo hätte ihn die Kraft ſeiner Sinne wol ſeinen eigenen Weg geführt. Er hätte nicht nöthig gehabt, Andre für ſich denken, Andre ihn führen zu laſſen! Was konnte da noch aus ihm Gutes werden, wo er nun genöthigt war, meiner Schweſter zu folgen und ihr eine Laſt wurde! Sie ſtieß ihn aus dem Förſterhauſe, gab ihm vielleicht von ihrem Pflegegeld ſo viel, um ſich die Schmiede anzulegen mit ſeinem damals ſchon erwachſenen Sohn. Wer nicht ſieht, iſt mistrauiſch. Der Verluſt keines Sinnes macht ſo bitter wie der Verluſt des Auges. Man findet wol Blinde, die heiter und getröſtet ſind über die ewige Nacht, die ſie umgibt, aber dann ſind ſie leichtſinnig und rühren uns nicht mehr, ſondern erſchrecken uns.

Louis hielt ſich nicht an dieſe Reflexionen, wie ſie Murray auszuſpinnen liebte, ſondern an die Thatſache: Lebt das Kind, lebt es nicht mehr?

Ich mache Fortſchritte in der Menſchenkenntniß, ſagte er. Ich glaube gewiß zu ſein, daß dieſer geizige, habſüchtige Mann, der leider Ihr Bruder iſt, Murray, nicht im entfernteſten von dem Tode Ihres Sohnes

überzeugt iſt. Er will nur die ſchmuzige Hand ausſtrecken nach der vermeintlichen Erbſchaft. Er ſollte nichts wiſſen von dieſem Kinde? Er ſollte es ganz der Sorge ſeiner Schweſter überlaſſen haben? Eines wäre eine glückliche Auskunft aus dieſem Dunkel. Wenn ſie einträfe, Murray!

Welche, mein Freund?

Daß die Mutter dieſes Knaben, Ihre einſtige Freundin, in alten Tagen den Fehltritt ihrer Jugend bereut und ſich des Schickſals Ihres Sohnes wieder angenommen hätte!

O Das wäre eine Erzählung aus „Tauſend und Einer Nacht" ſagte Murray lächelnd. An ſolche Märchen muß man nicht glauben in Der Welt, in die es einſt der Baron Grimm gewagt hat, ſich einzudrangen . . .

Den Reſt des Vormittages brachte Louis nun noch damit zu, Geſchäftsbriefe nach der Reſidenz zu ſchreiben, in denen er ſeine bevorſtehende Rückkehr von Hohenberg ankündigte. Kurz vor dem einfachen Mahle, das ihnen Brigitte zubereitet hatte, durchflog er die Zeitungen, in denen Egen's ſchwierige Stellung nicht verſchwiegen war. Der Fürſt hatte ſich auf eine bedenkliche Art von allen Parteien iſolirt, ſich dabei zwar ſehr hoch geſtellt, aber auf eine Höhe hin, wo

ein ſchneidender Zugwind wehte. Der Hof ſchien dem jungen Staatsmann volle Gewalt gegeben zu haben. Er ſtellte ihm alle Mittel zu Gebote, die das conſtitutionelle Weſen im Vorrath hat, um von einer Verſtändigung mit dem Publikum an die andre zu appelliren. Man konnte ſich noch der Hoffnung hingeben, daß die Wahlen die thatkräftige neue Adminiſtration unterſtützen würden. Viele aber bezweifelten dieſe Hoffnung und fanden es für rathſamer, daß das Miniſterium ſogleich aus eigener Machtvollkommenheit einen neuen Wahlmodus oktroyirte. Dennoch blieb dieſer Erlaß, den man ſchon in den neueſten Nummern erwartete, aus, ein Beweis, daß Fürſt Egon ſeine Hülfsmittel nicht zu raſch verbrauchen wollte. Auch ließen die mit vielem Geiſte geſchriebenen Artikel des „Jahrhunderts" ahnen, daß das Miniſterium erſt die öffentliche Meinung für ſeine Auffaſſung der Staatsaufgabe theoretiſch und praktiſch gewinnen wollte, bis es mit Geſetzen hervortrat, die auf dieſe Theorie und Praxis begründet waren. Der Adel, die Beamten, das Militair, ja ſogar ein großer Theil der Wiſſenſchaft und Kunſt ſchwärmten ſchon für die neue Regierung. Sie verhieß Kraft. Sie verhieß Erlöſung von einer Anarchie, die nicht mehr ausrottbar ſchien. Die Politik wurde

von den Straßen verbannt; auch aus den Clubs fing Egon schon an, sie auszutreiben. Louis las mit beklommenem Gefühle, daß die Arbeitervereine ihre Statuten einreichen mußten und mehre geschlossene Gesellschaften nach jenem tumultuarischen Abend bereits verboten waren. Egon hatte sich in einer Zuschrift an seinen Wahlbezirk der Worte bedient: „Wo zwei Gewalten regieren wollen, kann der Staat nicht bestehen. Die Gewalt soll eine getheilte sein. Diese Lehre ist alt und ich finde sie schon dadurch bewährt, daß jede Verantwortung gemildert wird, wenn mehre Schultern sie zu tragen haben. Aber die Theile der Theilung müssen gleichartig sein. Unterordnen müssen sie sich können der großen, untheilbaren Idee des Volkswohles, des Thatbestandes. Wo zwei gleichberechtigte Gewalten gegeneinander auftreten, steht die Maschine still. Ich erkenne im Staate nichts an, was höher ist als das Volkswohl. Auch der Monarch ist in meinem Systeme der Diener des Volkswohles. Er vertritt die natürliche Ordnung des Lebens, das Maß, die Grenze aller ehrgeizigen Bestrebungen. Er ist ein Theil der großen Einheit des Volkswohles. Reicht ihm die Hände, ihr wackern Burger! Seid die Zweiten im Bunde! Die ausführende Gewalt, die das

Miniſterium vertritt, iſt die dritte Gewalt! Aber eine Gewalt der Volksverſammlungen, der Clubs, der Kaſernenverſchwörungen, der Preßanarchie werd' ich nimmermehr anerkennen. Ich erinnere Sie an das Wort eines großen Dichters, des Briten Shakeſpeare, der den Jammer des römiſchen Staates nach den Erfahrungen des britiſchen in dem Schmerzrufe ſchilderte:

Mein Herz, es weint,
Zu ſehn, wie wenn zwei Mächte ſich erheben
Und keine herrſcht, Verderben, ungezähmt
Dringt in die Lücke zwiſchen Beid' und ſtürzt
Die Eine durch die Andre.

Nach dem beſcheidenen, in ſchweigſamer Spannung hingebrachten Mittagsmahle ſchickte ſich Louis an, zur Schmiede hinabzugehen. Er hatte mit Murray verabredet, daß dieſer auf einem kürzern Wege zum Walde hinunter ſteigen und ſie beim Eingange in das dunkle Tannengehölz, das den Anfang bildete, erwarten ſollte. Murray war es einverſtanden und beſorgte nur, daß ſein Bruder nicht Wort halten und doch wol mit ſeinem Sohne kommen würde, der für Das, was ſie im Forſthauſe verhalten, ein läſtiger Zeuge ſein würde. Louis aber verſprach ſich den glücklichſten Ausgang.

# Zehntes Capitel.

## Der geheime Schrank.

Louis Armand fand den blinden Schmied ſchon in Bereitſchaft und erfuhr, daß Heunisch mit dem jungen Jeck unterwegs wäre nach dem Ullagrunde.

Der Gedanke, Geld, wohl viel Geld erben zu dürfen, hatte dem Alten alle Sorgen aus dem Sinne geſchlagen. Er ſagte ſogar lachend:

Die Urſula wird Augen machen, wenn ſie heute Kaffeebeſuch bekommt. Vielleicht denkt ſie, ſie ſollte Euch wahrſagen.

Thut ſie Das?

Nachmittags, wenn ſie Kaffee trinkt, hat ſchon Mancher bei ihr vorgeſprochen. Karten legt ſie gern in der Dämmerung, nie Vormittags. Vormittags beſpricht ſie blos die Roſe und die Drüſen.

Es iſt eine Zauberin! Ich erfuhr es ſchon! ſagte Louis.

Eine Hexe nennen ſie ſie; meinte der Blinde. Sie weiß viel, Das iſt wahr. Alles aber auch nicht. Nicht wahr, Anneliese?

Die kleine garſtige Perſon, bei der Louis geſtern die Beſtellung gemacht, begleitete ſie vor die Thür.

Laßt Ihr die Schmiede ſo allein? Wo ſind Eure Geſellen? fragte Louis.

Die Taugenichtſe ſind abgelohnt. Sie verſtanden nichts, aßen Faullenzerbrot.

Damit lehnte Zeck die Thür der Schmiede an, ſchärfte Anneliesen Aufmerkſamkeit ein und verbot, daß die beiden entlaſſenen Geſellen noch einmal in die Werkſtatt kamen.

So ſchritt er vorwärts.

Louis mußte ſtaunen, wie ſicher Zeck ging. Die Erbſchaft hatte ihn völlig in Schwung gebracht. Alle Sorge hatte ihn verlaſſen. Er lachte vor ſich hin und ſchlug ſich auf das Schurzfell, das er, ſo hinderlich es war, vorbehalten hatte. Auch in eine Ritze des Obertheils vor der Bruſt griff er und verſicherte ſich eines ſtarken Hammers, den er zu ſich geſteckt hatte. Er that wie ein Mann, der ſich vor keiner Gefahr ſcheut, wenn er ſeine Waffen bei ſich hat.

Es ging ein ſcharfer Wind, der vom Walde her das abgefallne Laub ihnen entgegentrieb. Links die

kleine Buchenschonung ließen sie liegen, sie gingen gerade auf das Tannengehölz zu, wo Louis Murray schon wartend fand.

Murray stand in einem alten grauen Mantel, gebückt, fast gewöhnlich.

Er winkte Louis, so zu thun, als wenn er nicht zugegen wäre.

Still gingen sie an Murray vorüber, still folgte dieser.

Den Kupferstecher, sagte Zeck, habt Ihr daheimgelassen, Herr? Nicht wahr?

Er ist nicht nöthig, sagte Louis und winkte Murray, der die Worte hörte — er ist nicht nöthig, hab' ich mir überlegt. Doch kommt er vielleicht später nach oder ging schon voraus.

Zeck mußte jetzt von der Taubheit seines Sohnes Manches erzählen und suchte überhaupt seiner innern Freude durch Gesprächigkeit einen Ausdruck zu geben. Er blieb dabei, daß der junge Baron Grimm, wie er Murray's Sohn lachend nannte, todt wäre, schien es auch nicht anders zu wissen und verließ sich gänzlich auf die Aussagen seiner Schwester, von denen er freilich seinem Begleiter gleich sagen zu müssen glaubte, daß er eben nicht auf viel Vernunft bei ihr rechnen dürfe. Sie hatte die Jahre, um schwach zu

ſteif, die Hunde drängten vor und wurden mühſam von den Reitern an langen Stricken zurückgehalten. Die Richtung ging einer ſanft ſich aufdachenden, von einem dunkeln Waldkranze bekränzten Ebene zu.

Wie der Correſpondent den vorhergegangenen Geſprächen Dickſons und ſeines Wirthes nur eine gleichgültige, theilnahmloſe Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, ſo gab er auch bei der Ankunft des Lama einen ſtummen Zuſchauer ab. Er ſtand intereſſelos an den Ulmenbaum gelehnt, ohne ein Zeichen äußerer Achtung vor dem Manne, in deſſen Gewalt er ſich befand, blicken zu laſſen. Dies Benehmen ſtimmte mit ſeinem frühern nicht überein. Denn bis dahin war er immer nach dem richtigen Grundſatz verfahren, daß die Großmuth den am mildeſten behandelt, welcher keinen Widerſtand leiſtet; ſeine Gefangenſchaft hatte in Folge dieſer Ergebenheit nichts Unerträgliches erhalten; die Gränzen, innerhalb deren er ſich bewegen durfte, waren weit auseinander geſteckt und die Beſuche der angeſehenſten Männer, welche ſeinen Verſtand, ſeine mannichfachen Kenntniſſe und ſeine geſellſchaftlichen Gaben aufſuchten, mußten ſeiner Eigenliebe ſchmeicheln. Wenn der Correſpondent dabei nie unterließ, Jedermann mit Zuvorkommenheit zu begegnen, ſo mußte ihn heute ein fremdartiger Einfluß beherrſcht haben, dem er ſich hingab, ohne darauf zu achten. Was beſtimmte ihn, heute zum erſten Male offen zu zeigen, in wie hohem Grade ihm ſeine Lage zuwider war?

Ho-Po, der Diener des Correſpondenten, kam aus dem hintern Hofraume von der linken Seite der Terraſſe heran geſchlichen, zog ſeinen Herrn ſo nahe an ſeinen Mund, daß jedes ſeiner Worte nur in deſſen Ohr widerhallen konnte,

ſein. Und was bei ihrer Narrheit nicht von den Jahren kame, das hätte der einſame Wald gethan.

Und wol der Doktor Lehmann; ſetzte Louis hinzu.

Ja, mußte Zeck beſtätigen, da hat ſie Bücher geleſen, die Manchem ſchon den Reſt gaben, Wunder-, Kräuter- und Heilbücher.

Und die rechten Heilinſtrumente, die Richtmeſſer, die Schwerter, die Räder ...

St! ... Zeck winkte mit der Hand und meinte, Louis möchte davon nicht reden.

Murray folgte in einiger Entfernung und hörte Alles, was Zeck, der aus Gewöhnung ſeines Sohnes wegen immer ſehr grell ſprach, durcheinanderſchwatzte. Der Gedanke, wie gierig die Habſucht ſich in dieſem thieriſchen Menſchen zeichne, erfüllte ihn mit Schmerz. Er mußte dabei vorſichtig folgen und immer berechnen, wann Zeck ſtill ſtand. Hätte er dann nicht auch im Gehen eingehalten, ſo würde ihn das raſchelnde Laub verrathen haben. Jedesmal, wenn er das Stillſtehen nicht gut berechnet hatte und einen Schritt weiter ging, fuhr Zeck auf und ſah ſich um. Da Murray aber gleich ſtill ſtand, war dem Verdachte, er möchte mit Louis nicht allein ſein, keine Nahrung gegeben. An Louis bewunderte Murray die treue Hingebung, dies eifrige, herzliche Bemuhen, ihn für die Vernach-

laſſigung dieſer Tage, von der nicht er, ſondern Louis ſprach, ſchadlos zu halten. Wenn er ihm nahe genug war, drückte er ihm die Hand zum innigſten Danke dafür.

Die ſehr naheliegende Erörterung, wer die Mutter des geſtorbenen Knaben geweſen, kam nicht zur Sprache. Louis ſchonte das Geheimniß Murray's und Zeck ſelbſt ſchien den Namen der Mutter nicht zu kennen. Die Schweſter wuchs Louis an Bedeutung durch die Hartnäckigkeit, mit der ſie den Schmied von der Kenntniß ihn nur mittelbar berührender Dinge ausgeſchloſſen hatte. Auch ſagte Zeck: Das iſt wahr, wer's der Urſchel einmal im Guten angethan hat, für den geht ſie durch's Feuer! Der Satans-Marzahn war hoch hinaus und hätte ſie bald um den Jungen meines Bruders ſitzen laſſen ...

Wieſo ſitzen laſſen? fragte Louis, blieb ſtehen und winkte Murray näher zu kommen.

Zeck ſtand ſtill und wandte ſich erſtaunt, da er im Laube noch Fußtritte raſcheln hörte.

Der Wind geht! ſagte Louis, als er das Staunen des Schmieds bemerkte. Warum ſitzen laſſen? Wie alt wurde das Kind?

Es wurde, wenn ich's ſagen ſoll, bemerkte Zeck ſich umſehend und erſt allmälig beruhigend, es wurde —

In dem Augenblicke mußte Murray, der ſich durch
n Aufenthalt am geheizten Ofen der friſchen Luft
twohnt hatte, unglücklicherweiſe huſten.

Wer iſt da? rief Zeck mit einer heftig erſchrockenen
ebehrde und griff ſogleich nach dem Hammer in ſei-
em obern Schurzfell —

Ah! Sieh da! Mein Freund iſt nachgekommen!
ef Louis, ſich ſogleich faſſend . . .

So — ſo — ſagte der Blinde, riß die Augen auf
nd drehte ſich wie Einer, der ſeinen Rücken nicht
ber glaubt.

Stoßt Euch nicht an den Bäumen! Kommt vor-
arts, Meiſter! bedeutete Louis. Alſo wie alt wurde
as Kind Eures Bruders, von dem ihr mir ſagen
üßt, warum er ſich Baron Grimm nannte?

Herr Ackermann wird's wiſſen — meinte Zeck und
ing nur zögernd vorwärts.

Herr Ackermann? ſagte Louis. Ich habe von ganz
ndrer Seite her den Auftrag, mich nach dem Sohne
Eures Bruders zu erkundigen, der ſich eine Zeitlang
Baron Grimm nannte; aber ich weiß nicht, wie er
ieſen Namen führen konnte —

Ihr wißt nicht — ſagte der Blinde zweifelnd.

Ich weiß nur, daß er todt iſt und ſeinem Sohn eine
Erbſchaft hinterließ . . . wie alt wurde das Kind?

Zeck war durch den Trutzen eingeschüchtert. Er antwortete nur vor sich herbrummend und meinte zuletzt:

Wir müssen am Forsthause sein — Laßt's Euch von der Ursula selbst sagen, aber die Erbschaft kommt doch wohl — ist sie groß?

Sie standen an der Wiese, die durch den Nachtfrost ihre Frische verloren hatte und in das welke, fahle Wintergrau überging.

Wir kommen zum Kaffee, sagte Louis scherzend, um Zeck wieder mehr Muth zu machen, der Schornstein raucht. Wenn sie nur den Satz nicht verschüttet, daß wir noch unser Schicksal hören können.

Der Blinde antwortete nicht. Er war so mißtrauisch geworden, daß er sich immer nach Murray umwandte und wol gar zu glauben schien, er befände sich auf einem falschen Wege, man hatte ihn irre geführt.

Warum wollte Marzahn Eure Schwester nicht heirathen? fragte Louis dringend.

Murray'n brannte es auf der Zunge zu sagen:

Hielt der Soldat vielleicht das Kind für das Kind Ursula's?

Er mußte sich gewaltsam zurückhalten, diese Vermuthung auszusprechen. Louis verstand seine Aufregung und wiederholte seine Frage. Allein Zeck ant-

wertete nicht mehr, ſondern verwies auf ſeine Schweſter, indem er Louis nochmals darauf aufmerkſam machte, daß er auf eine geſetzte, vernünftige Unterhaltung bei ihr nicht rechnen durfe, ſondern ſehen müſſe, wie er Alles, was er zu wiſſen wünſche, von ihr herausbekäme.

Vielleicht hat ſie ihre gute Laune, ſagte er, und wenn ſie Kaffee kocht, iſt ſie nicht ſchlimm, nur manchmal grob.

Mit dieſem Troſte naherte man ſich dem Hauſe, deſſen Inneres durch das Gebell der Hunde lebendig wurde. An die Möglichkeit, daß Urſula Murray erkennen konnte, dachte man für den Fall nicht, daß ſich dieſer beſcheiden zurückhielt. Murray zog die Binde faſt über das ganze Geſicht und hielt ſich gebückter und alter als je.

Als Louis öffnen wollte, ging die Thür nur am Schloſſe auf, nicht ganz in der Angel. Sie war durch eine Kette gehemmt. Aber ſie klingelte.

Alles Dies war Louis neu. Für Fränzchen hatte die Alte die Kette und die Klingel abgenommen. Entweder gönnte ſie dem Mädchen geringere Sicherheit oder ſie wollte in ihrer Zurückgezogenheit oben nicht an den Verkehr des Hauſes erinnert werden.

Wer da? rief eine heiſere Stimme von oben herab.

Zeck rüttelte am Drücker der Pforte und schlug dann mit dem Hammer dreimal an die hölzerne Füllung.

Nun, nun! hieß es oben, wo der Schmied erkannt wurde. Was soll's denn? Willst du sehen, Jakob, ob wir noch nicht im Kehrichtfaß liegen?

Sie ist vernünftig! flüsterte der Blinde.

Gott sei Dank! sagte Louis und wartete mit Spannung auf das Erscheinen der Frau, von der ihm Franziska so viel Schlimmes erzählt hatte und von der er durch Murray und Zeck zu viel wußte, um nicht dem Verdachte Raum zu geben, daß sie im Stande gewesen wäre, Franziska aus diesem Hause auch durch irgend eine Freveltat zu entfernen.

Die Alte stand auf der Hausflur, öffnete aber die Thür nicht. Louis sah eine große hagere Gestalt zwischen der Thürspalte erscheinen mit rothumwundenen Kopfe und scharfen spitzen Gesichtszügen, dunklen habichtsartigen Augen. Der Mund hatte nur noch vorn einige Zähne, die nicht aufeinander schlossen. Der Blick war unheimlich, menschenfeindlich, schielend ohne eigentlich falsch zu sein. Ein rothgelbes ostindisches Tuch war über die Brust geschlagen, der kattunene Rock schien sauber und war heute zur Feier der Wiedereinsetzung in die alten

Rechte wohl neugewaschen aus dem Schranke genommen.

Mach' auf, Ulschel! sagte der Blinde. Kriegst Besuch! Hast noch Kaffee übrig?

Die Alte antwortete nicht, sondern spähte mit stechenden Augen durch die Thür.

Louis, der fast hätte annehmen sollen, daß sie ihn doch wohl schon von oben beobachtet hätte, grüßte freundlich. Murray trat auf die Seite, sodaß er noch nicht gesehen werden konnte.

Mach' auf, mach' auf! sagte der ungeduldige Blinde. Kriegst einen schönen Gruß aus Amerika, Ulschel! Wieder so einen, wie im Sommer ... Klingt! Klingt! Mach' auf!

Die Alte stierte hinaus und schien ihres Bruders tauben Sohn zu suchen. Ihr Blick war der einer Irren. Louis fühlte, wie grauenhaft es Franziska hatte sein müssen, mit einem solchen Weibe unter einem Dache allein zu sein. Er verstand den Entsetzensschrei, den Franziska vorgestern ausstoßen mußte.

Mach' auf! Alte Hexe! rief der Blinde, der jetzt vor Ungeduld und Gewinnsucht zornig wurde. Hast wol den Teufel zum Besuch bei dir? Oder was laß'st du mich und die Herren da stehen ... Sollst Spaß erleben. Mach' auf!

Die Alte ſah noch einen Augenblick und ſchüttelte den Kopf. Dann hätte ſie vielleicht die Thür uneröffnet zugeſchlagen, wenn nicht Zeck, dieſen Fall vorausſehend, ſich gleich anfangs mit dem Fuße dagegen geſtemmt hätte.

Hol' dich der Satan! ſchrie er: willſt du aufmachen?

Es iſt möglich, flüſterte Louis, daß ſie mich des Fränzchen's wegen nicht ſehen mag. Oder fehlt ihr Euer Sohn?

Kennſt du den Herrn? rief der Blinde. Willſt du aufmachen!

Urſula kam wieder und ſtellte ſich wieder ſpähend an die Thürſpalte, im Vertrauen auf die Kette, die jeden Beſuch, den ſie nicht mochte, abſperrte.

Sollſt uns Karten legen, ſchmeichelte jetzt der Blinde, Bube und Dame ... Hörſt du? Urſchel, mach' auf!

Louis faßte ſich ein Herz und beſchloß eine Liſt zu wagen. Er ſetzte voraus, daß ſie ihn noch nicht geſehen.

Wir kommen vom Fürſten Egon von Hohenberg, ſagte er, dem dieſer Wald, das Haus gehört. Dies iſt ein alter Stallmeiſter. Wir haben zwei Pferde, die an der Huffäule leiden. Wir wiſſen, daß Ihr

alle Krankheiten der Thiere verſteht. Sagt uns ein Mittel, das gut iſt gegen die Hoffaule! Der Furſt wird's bezahlen.

Damit zog er die Borſe und klimperte.

Die Alte lachte hämiſch, kniff die Augen zuſammen und ſprach, den Oberleib vorſtreckend, als wollte ſie Louis bis in's innerſte Herz ſehen:

Schießt ſie todt!

Dann wollte ſie die Hausthür zuſchlagen.

Darauf war aber der Blinde in andrer Art jetzt ſchon vorbereitet. Mit dem linken Fuße ſeines herkuliſchen Korpers die Thur zurückſtemmend, hieb er mit dem raſch hervorgezogenen Hammer ſo heftig auf die ſtrammgezogene Kette, daß dieſe klirrend auseinanderſprang und die Thur krachend an die innere Wand flog.

Die Alte ſchrie wie ein getroffener Vogel und flüchtete ſich. Eben kecker, keck und höhniſch wurde ſie plötzlich über die Maßen furchtſam, wimmerte und drückte ſich an den Ofen des Zimmers, in das ſie hineinflüchtete, wie ein gutgezogener Hund, der ſich vor ſeinem Herrn mit böſem Gewiſſen fürchtet.

Louis und Murray folgten entſetzt dem ſie zornig verfolgenden Blinden, der nach der Gegend hin, wo er die Schweſter vermuthete, drohend den Hammer ſchwang und ihr alle möglichen Verwünſchungen und Plagen

androhte für den tückischen Tag, den sie denn einmal wieder zu haben schiene.

Wenn ich komme! lärmte er. Bin ich ein Strauchdieb? Komm' ich mit Buschklevern? Satan du! Rühr' dich oder ich trey' dich!

Von Murray's Brust löste sich ein gepreßter Seufzer. Dicht an der Thür glitt er auf einen Sessel. Er war gewiß, daß ihn diese irrsinnige Alte nicht wieder erkennen würde. Es war seine Schwester! Dieselbe Ursula, die Abschied von ihm genommen, als er in seinen Todeskerker geführt wurde! Dieselbe Ursula, der er die Pflege eines Kindes übertrug, das ihn an seine schuldvolle Vergangenheit, wie den Verbrecher der Ring an den Pranger fesselte!

Hier komm her, herrschte der Blinde, hier mach' Meres! Hopp! Dahin! Wo bist du? Gib die Hand, Urschel!

Er langte nach ihr. Sie jammerte aber, der Schmied wolle ihr etwas zu Leide thun ...

Louis warf einen traurigen Blick auf Murray, der so viel sagen sollte, als: Hier ist schwer, auf begründete Thatsachen kommen! Hier gilt es, Geduld haben

Mach' den Herren dein Compliment! sagte der Blinde. Das ist der Herr Stallmeister, das ein Ga

und flüſterte ihm zu: „O mein theurer Vater, war ich bis jetzt ein Roß, das unter der Laſt des Grams, der ſeinen Herrn drückt, zuſammenſinkt, ſo fühl' ich jetzt einen neuen Lebensmuth in mir, da ich euch bald wieder in die alten Kreiſe eurer Macht zurück verſetzt weiß."

„Iſt dir deine Nachforſchung gelungen?" fragte der Correſpondent mit beſorgten Blicken die Umgebung ausſpähend. „Wer wird uns bei der Flucht zu Gebote ſtehen?"

„Ich habe einem Mann, der uns führen ſoll," antwortete Ho-Po, „ein weitläufiges Mährchen aufgebunden, das er aber ſehr wahrſcheinlich findet. Warum ſollte der Mann es euch nicht zutrauen, daß ihr noch auf verliebten Wegen geht? Es iſt finſtre Nacht. Die Menſchen haben hier zu Lande in der That mehr Verſtand, als man von ihnen glauben möchte. Unſer guter Pferdeverleiher ſteht ein, daß die Liebe nur des Nachts auf ihren Raub ausgeht, daß es hartnäckige Väter, ſpröde Bräute, eiferſüchtige Liebhaber noch unzählige in der Welt gibt und daß man ihren Wünſchen und ihren Intriguen oft nicht anders zuvorkommen kann als durch einen raſchen, ohne Säumen ausgeführten Entſchluß."

„Deine Geſchichte mag recht artig erfunden ſein," ſagte der Correſpondent lächelnd; „doch hätt' es ſich beſſer geeignet, mich zu einem verliebten Mönche zu machen, den die Sehnſucht nach einem angebeteten Gegenſtand auf nächtliche Abenteuer treibt. Der Eifer des Mannes, uns zu dienen, würde um ſo größer geweſen ſein. Doch um welche Zeit werden wir ſeiner gewiß ſein?"

Die weitere Unterredung brachte alle die Umſtände zur Sprache, welche bei dem nächtlichen Vorhaben beachtet wer-

valier vom Fürſten. Wirſt doch wiſſen, wie Doktor Lehmann die Huffäule kurirte? Du haſt ja Doktor Lehmann's Bücher. Hol' ſie! Da im Schrank lie-gen ſie . . .

Die Alte faßte jetzt etwas Muth und wagte ſich vor.

Wo iſt der Schlüſſel?

Sie ſchüttelte den Kopf.

Wo iſt der Schlüſſel?

Louis merkte, daß ihm Urſula winkte. Er trat näher. Sie flüſterte ihm in's Ohr:

Ich geb' ihm meinen Schlüſſel nicht, wenn er allein kommt. Wie das Geld aus Amerika kam, kam er auch allein. Da mach' ich nicht auf. Sein Junge muß Zeuge ſein.

Was ſagt ſie da? fragte Zeck.

Bleibt da, ſagte Louis entſchloſſen und führte Zeck an das Fenſter der ſchon dunkelnden kleinen Stube zurück. Bleibt ruhig! Eure Schweſter wird uns Alles ſagen.

Herr, fuhr Urſula fort. Er hat nichts Gutes vor, wenn er allein kommt. Er iſt ſchon öfters allein durch den Wald geſchlichen . . .

Kommt er denn jetzt allein, gute Frau? ſagte Louis. Wir ſind ja unſrer zwei mit ihm und Eure Freunde.

Aber Ihr hört's ja, er will den Schlüssel haben!

Murray merkte aus diesen Worten bald, daß Ursula noch so viel klare Gedanken hatte, um vor Jakob Zeck's Habgier sich sicher zu stellen. Er gedachte seines Geldes, das ohne Zweifel Veranlassung dieses Mistrauens war.

Louis folgte mit großer Geistesgegenwart der gleichen Betrachtung und sagte:

Das ist recht, Frau Marzahn, daß Ihr Euer Geld verschließt. Ihr müßt reich sein. Aber habt Ihr denn die dreitausend Thaler, die Ihr einst für das Kind Eures Bruders, der in Amerika gestorben ist, empfangen habt, nicht auf Zinsen?

Ursula stierte ihn auf diese Worte mit großen Augen an.

Ach, Herr, sagte der Blinde, die dreitausend Thaler legte sie bei Marzahn's Leben an. Das Geld zehrte all der Durst weg.

Die Alte verstand diese Bemerkung, lachte und erhob sich jetzt, ihren Gästen etwas vorzusetzen.

Ihr Herren, sagte sie, wollt Ihr trinken?

Da, sagte Zeck, nun hat sie's! So ging's früher! Juchhei! Flotte Wirthschaft! Die und dreitausend Thaler! An Die hat sie's hinausgeworfen, die ihr sagten, daß sie hübsch war. Zehn haben sie heirathen

wollen und Jeder zog ſie nur aus, bis ſie nichts hatte und ihren armen blinden Bruder hätte ſie verhungern ſehen können . . .

Wollt Ihr trinken, Jungen? fragte Urſula wieder mit ſchelmiſcher Lüſternheit.

Louis ſchüttelte den Kopf. Er empfand ein Grauen vor dem Gedanken, von einer ſolchen Frau ſich etwas zum Genuſſe verſetzen zu laſſen.

Danke! ſagte er kräftig und ſetzte mit Entſchloſſenheit den Hebel an die Erinnerung der Alten, indem er fortfuhr:

Marzahn war ſo durſtig und doch wollt' er nicht ein Ende machen und heirathen. Warum, Frau Urſula, wollt' er denn nicht heirathen?

Aber die Antwort auf dieſe Frage blieb aus. Die Ideenverwirrung der Alten war ſo eigenthümlich, daß ſie kichernd zu Louis ſagte:

Biſt ſchmuck! Haſt doch auch ſchon ein Mädchen?

Der Blinde lachte laut auf und machte den plumpen Scherz:

Hei! So war's recht! Ja! So iſt ein Freier für Dich, Urſula! Der Dreizehnte, wenn Du willſt! Herr, ſie wäre im Stande, noch mit Euch Hochzeit zu machen. Faßt ihr einmal an's Kinn! Ich wette, ſie hat mehr Haare am Kinn als Ihr unter der Naſe!

Ich kann mir denken, fuhr Louis den Scherz nicht beachtend fort, ich kann mir denken, daß Eure Freier, Frau Ursula, gefragt haben: Wem gehört denn der kleine hübsche Junge da? Ist das Euer eigner lieber kleiner Taugenichts?

Das ist's! sagte Zeck.

Sie hörten dann, fuhr Louis fort, das ist meines Bruders Kind. Was wollt Ihr? sagtet Ihr. Es gehört dem Bruder . . .

Sie glaubten's aber nicht, fiel Zeck ein.

Ursula hörte nur zu, wie wenn etwas ihr Wildfremdes besprochen wurde.

Und zu sagen, von wem das Kind käme, wer die Mutter wäre, Das war durch einen Schwur verboten?

Und durch das Geld, das sie durchgebracht hat! setzte Zeck grimmig hinzu.

Da war's dann Euer Sohn —

Doktor Lehmann's Sohn! lachte Zeck.

Murray schauderte, weil ihm von Wort zu Wort das Verhältniß ganz klar wurde.

Und Marzahn war der schlimmste Eurer Freier? fuhr Louis mit einer für Murray bewunderungswürdigen Kunst der Inquisition fort. Der wollte nichts wissen von Doktor Lehmann's Sohn!

O Das wäre der Teufel, sagte Zeck. Der ver

ſpielte ihr Geld und nannte ſie dann, wie man Weiber nicht nennen ſoll, wenn ſie's auch ſind —

Wegen dieſes Kindes?

Nein Herr, da war's ja ſchon todt, als Marzahn an die Reihe kam. — Es war ein andrer — der Vierte, der Fünfte . . .

Wie alt wurde er denn, der kleine Wurm?

Ich denke, ein anderthalb Jahre — nicht wahr, Urſchel? Du nahmſt es ja in die Stadt, als ich krank lag. Mir war ſchlecht damals, Herr. Als ich wieder Beſinnung faßte, war Paul geſtorben. Urſchel, Du haſt ja den Todtenſchein von Paul. Gib ihn mal her! Die Herren brauchen ihn. Paul ſoll erben. Wieviel denn, Herr?

Wol an zehntauſend Thaler! ſagte Louis friſchweg, um aus den halben Thatſachen herauszukommen.

Zeck ſtarrte. Seine Augen riſſen ſich groß auf.

Hört ſie wol ein Wort von Allem, was wir ſprechen? rief er zornig. Gib den Todtenſchein vom Paul! Paul Zeck! Hörſt Du nicht?

Urſula band ſich ihr Tuch vor'm Spiegel feſter und nahm dabei eine Nadel in den Mund.

Den Todtenſchein vom kleinen Baren! wiederholte Zeck, ihr in's Ohr ſchreiend.

Urſula ſteckte ruhig die Nadel in das Kopftuch

Warum lacht Ihr, Frau Marzahn? Iſt der kleine Baron wirklich todt? fragte Louis.

Murray ſah geſpannt . . .

Die Schweſter zeigte auf die dunkle Wieſe unter dem kahlen Ebereſchenbaum.

Murray mußte aufſtehen, weil er in der Nähe des Fenſters ſaß und ſich gern zurückgezogen hielt.

Wo iſt der kleine Baron? wiederholte Louis.

Urſula that, als ſuchte ſie den kleinen Baron auf der Wieſe und lachte dabei.

Sie iſt verrückt! ſagte Zeck. Im Sommer ſagte ſie einmal zu mir: Jakob, ſagte ſie, ich habe den Baron geſehen; ſie meinte unſern Bruder, und zeigte auf einen Baum, der da auf der Wieſe ſtehen muß. Da hätte ſie ihn im Mondſchein geſehen.

Louis und Murray fühlten, daß hier ſchwer, ja unmöglich eine vernünftige Auskunft zu finden war. Sie konnten daher nichts dagegen haben, daß der Blinde den Hammer nahm und an einen kleinen Schrank, der neben einer alten Uhr an der Wand hing, mit furchtbarer Gewalt einen Schlag verführte.

Urſula ſprang jetzt hinzu und ſchrie.

Geld hat ſie nicht! ſagte Zeck wuthend und auf den Schrank ſchlagend; das gibt ſie alles an die Männer. Dem Heuniſch, dem Faullenzer, ſtopft ſie's

, ſeit Jahren, daß ſie wie toll in ſeinen rothen
n verliebt iſt. Aber Papiere ſind da. Den Todten-
ein vom Paul muß ſie haben!

Urſula ſchrie und rang mit dem Bruder; doch
on war der kleine Schrank aufgeſprungen und Pa-
re, Bücher, Flaſchen, Büchſen fielen wirr durch
ander herunter.

Es war ein trauriger Anblick, zu ſehen, wie Ur-
a mit dem Blinden rang, um ihn von der Zerſtö-
ng und der Durchſuchung dieſer Gegenſtände ab-
halten.

Murray erfaßte ein Grauen. Er erkannte einige
ſer Büchſen und Gläſer. Sie ſtammten aus ſeiner
heren Kupferſtecherwerkſtatt her und enthielten
ende Gifte.

Rührt nichts an! ſchrie Zeck. Es iſt Gift! Die
ere will den Schein nicht geben! Sie will ſagen,
r Paul lebt noch!

Dabei wühlte die ſchmutzige Hand in dem Schrank
d trat Alles, was ihr vorkam, mit Füßen.

Zurück! donnerte Louis jetzt und ſchleuderte den
m Thier entfeſſelten, habſüchtigen Blinden mit ju-
ndlicher Kraft bei Seite. Zurück! Nicht einen Fetzen
er angerührt, nichts hier zerſtört!

Ich faßte aber ein Buch! ſagte Zeck faſt zur Erde

taumelnd. In dem Buche liegt der Schein. Es ist ein Totenbuch. Ich habe den Schein ja nie selbst gesehen, aber vor zwei und zwanzig Jahren hat sie ihn mir vorgelesen ...

Was ist das für ein Buch? sagte Louis, sich mit Ruhe und Fassung zu Ursula wendend und Eins nach dem Andern vornehmend.

Als die Alte das Buch sah ... es war ein Gesangbuch mit goldnem Schnitt ... fing sie plötzlich an zu zittern ...

Was habt Ihr? fragte Louis.

Ursula stöhnte, ja schluchzte fast ...

Alle starrten vor Befremden ... Die Alte nahm das Halstuch ab und trocknete sich damit die Augen... Das Gesangbuch hüllte sie dann in das Tuch ...

Murray hielt sich immer still und stützte den Kopf auf ...

Warum weint Ihr, Ursula? fragte Louis entsetzt.

Statt der Antwort machte die Alte Töne, als ahmte sie Kirchenglocken nach.

Zeck schwieg erschrocken und wandte sich ab ...

Das ist ein Gesangbuch, mit dem man Sonntags in der Frühe in die Kirche geht, sagte Louis.

Die Alte nickte und fuhr rasch fort:

Es iſt gleich neun — der Pfarrer wartet ſchon — ha ha — ha, den Strauß hatte ſie in der Hand —

Louis griff nach einem verwitterten, ganz vermorderten alten Blumenſtrauß, den Urſula in der Hand hielt . . .

Ha! ſchrie Urſula auf. Da! Da! Da liegt ſie! Unten! Ha, ha, ha!

Wer? fragte Louis wiederholt.

Statt zu antworten, trat Urſula ſcheu an Louis heran und flüſterte, indem ſie hinterwärts, etwa nach der Richtung der Sägemühle hinzeigte:

Da! Da!

Wovon ſprecht Ihr denn, Frau? Beſinnt Euch!

Sie ſang wieder Glockentöne und ſetzte ſich dabei, weil ihr ſchwach wurde . . . Zeck ſchwieg erſtarrt.

Louis behielt das Geſangbuch und den Blumenſtrauß zurück, ſah aber, daß ihm Murray einen Wink gab, den Bruder zu beobachten. Dieſer hatte ſeit dem Geſangbuch, dem Glockenton, der Erinnerung an einen Sturz vom Felſen alle Beſinnung verloren. Er ſtand wie ein taumelnder, bewußtloſer Stier, den die Axt des Fleiſchers vor die Stirn getroffen hat und der noch nicht völlig ohne Leben iſt. Nur krampfhaft reckte er die Hand hinaus, als wollte er dieſe hier

unvermuthet getroffenen Gegenſtände, die Louis betrachtet hatte, faſſen. So blieb die Hand ihm wie hängen.

Murray wagte den Gedanken, daß hier eine Schuld, eine Mitſchuld an irgend einer Unthat vorläge, nicht auszuſprechen. Wußte er doch nicht, worauf ſich dieſe Andeutungen, dieſe Reliquien bezogen! Aber Erſtaunen mußte es ihm verurſachen, daß der Schmied ruhig geſchehen ließ, wie Louis im Schranke weiter ſuchte und forſchte.

Ich finde nichts, ſagte Louis. Da ein Kamm von Schildpatt mit weißem Elfenbein verziert —

Bruder und Schweſter erwiderten nichts.

Ein ſchöner Kamm! ſagte Louis. Trugt Ihr den früher, liebe Frau?

Urſula ſchüttelte ſich und meinte jetzt:

Er brennt ja.

Der Kamm brennt? Wie kann der Kamm brennen? fragte Louis.

Murray horchte hoch auf.

Fragt Den da, ſagte Urſula und zeigte auf den Blinden, der in der That den Kamm ſo von ſich weghielt, als ſtünde er in Flammen. Sein Athem keuchte. Er kam jetzt in Bewegung und ſuchte das Fenſter.

Urſula kam dem zum Tod erſchrocknen, über die-

den mußten. Wir finden den Gedanken an Flucht sehr erklärlich und wenig Hindernisse, die ihn hätten vereiteln können. Wenn es seither in den Absichten des Correspondenten lag, die Wachsamkeit seiner Aufseher unschädlich zu machen, so mußte er auf geraume Zeit das System befolgen, das ihm zu diesem Zwecke vortrefflich gelang. Es hinderte ihn nichts, in der Nacht sein Zimmer zu verlassen, die Hausthüre zu öffnen, an der Pforte der Umzäunung seinen harrenden Diener mit sich zu nehmen und in einiger Entfernung ein Pferd zu besteigen, das ihn vielleicht sicher bis zu einem Orte trug, von wo aus es nicht unmöglich war, sein Fortkommen weiter zu bewerkstelligen. Mit dem zunehmenden Dunkel der Nacht lassen wir über diese Unternehmung einstweilen den Schleier fallen.

Die Jagd des Teschu-Lama sollte erst am folgenden Morgen beginnen; aber rings war schon durch die gellenden Muschelhörner und das Hetzen der Jäger das ganze Thierreich in Bewegung. Die tangutischen Büffel liefen in zahlreichen Haufen über die Ebenen, mit den Hörnern die Erde aufwühlend, blieben dann zuweilen stehen, die gebückten Häupter erhebend, und beklagten mit dem ihnen eigenthümlichen Grunzen des Schweins, daß ihnen bei dem vielen Laufen dennoch die gefährliche Bürde ihres seidenhaarigen Schweifes, der ihnen morgen das Leben kostete, nicht entfallen sei. Die Moschusthiere verpesteten die Luft mit jenem Gestank, der den europäischen Tabakschnupfern so ambrosisch duftet, eine zarte Nase zerfressen kann und jeden Besitzer einer solchen Nase aus einem Zimmer treibt, wo auch nur im tiefsten Verließe des Kleiderschranks ein Billiontheil dieses Ingrediens in Baumwolle verborgen liegt. Was helfen euch

ſen Inhalt des Schrankes entſetzten Blinden zuvor, riß das Fenſter auf und rief:

Ihr erſtickt, Leute! Macht fort! Fort! Der Kamm brennt! Die Stube brennt! Die Gardine! Linchen brennt! Jakob! Jakob!

Weiter konnte Urſula nicht. Jakob Zeck, der wüthende Blinde, warf ſich auf ſie, wie man auf einen brennenden Gegenſtand das erſte Beſte wirft, um die Flamme zu erſticken. Er warf die Alte zu Boden, trat ſie. Murray hielt ſich nicht länger. Er ſprang auf, faßte den Blinden rückwärts und ſchleuderte ihn mit einer Kraft zurück, über die Louis erſtaunen mußte.

Louis ſteckte den Kamm zu ſich, dann ſchloß er das Fenſter, ohne darauf zu achten, daß es ihm war, als hörte er in der Ferne Pferdegetrappel. Er erſtaunte über Murray, der im Begriff ſchien, ſein Incognito aufzugeben und mit dem Terzerol in der Hand daſtand. Der Anblick dieſer Papiere, die vielleicht über ſeinen Sohn Auskunft geben konnten, ergriff Murray ſo gewaltig, daß er den auf dem Boden wühlenden Bruder faſt mit Füßen ſtieß und ſich der Papiere, die er zuſammenraffen konnte, ſchnell bemächtigte. Zeck, der im Ringen mit ihm bemerkte, daß es nicht Louis war, der ihn niedergeworfen, erhob ſich und hielt ſeinen Hammer empor.

In der Linken das Gesangbuch, in der Rechten seinen Hammer, rief er, die Besinnung verlierend:

Mörder! Diebe! Ursula, laß die Hunde los!

Die Papiere heraus! donnerte Murray. Ihr seid Mörder! Ursula spricht! Wer verbrannte? Wer stürzte vom Felsen?

In dem Augenblicke nahte sich aber der wüthende Zeck mit seinem Hammer, holte aus und würde in seinem Irrthum Louis, der ihm zunächst stand, unfehlbar tödtlich getroffen haben, wenn nicht Murray ihn mit der Linken — in der Rechten hatte er das Terzerol — ergriffen hätte.

Halt' ihn! Halt ihn! schrie Ursula. Er weiß es! Nantchen's Gesangbuch! Wo ist das Gesangbuch! Linchen's Kamm! Ha, ha! Jakob, nun ist's doch all' eins! Nun holen sie uns doch! Sag's Jakob! Oder soll ich's sagen?

Murray ließ die Hand sinken. Aber nur einen Augenblick. Der Blinde hatte die Stelle gemerkt, wo die Schwester stand. Er hörte, daß sie Angaben machte, die auf geheime Verbrechen schließen ließen. Er hob den Hammer, um durch einen tückischen Seitenschlag der Schwester im Nu den Mund für ewig zu schließen. Murray blitzschnell folgte der Bewegung und schoß, ohne zu überlegen, sein Terzerol ab.

Der Schmied ſank getroffen. Urſula ſchrie auf. Louis, der in den Papieren des Schrankes ſuchte, wandte ſich und ſah das Entſetzliche, das eben geſchehen war —

Erkennſt Du mich? rief Murray nun dem zurücktaumelnden und zur Erde ſinkenden Blinden zu, erkennſt Du mich? Die Stimme Deines Bruders ſpricht zu Dir! Urſula, hat die Macht des Wahnſinns Deine Sinne ganz geblendet? Der ſieht nicht und erkennt mich, Du ſiehſt und weißt nicht, wer mit Dir ſpricht?

Der Schmied achzte. Urſula riß geſpenſtiſch die Augen auf . . .

Erkennſt Du mich, Jakob? So drohnten die Mauern in unſrer Werkſtatt, wie jetzt, als Du die Erde zum letzten Male ſahſt. Hörſt Du mich, den Auferſtandenen? Euern Bruder Friedrich?

Der Blinde antwortete nicht . . . er achzte.

Urſula hielt ſich am Ofen feſt und erkannte den Bruder noch nicht wieder. Groß ſtarrten ihre Augen auf ihn herab. Sie ſah den Niedergeſunkenen, ohne das Geſchehene faſſen zu können.

Rettet Euch, Murray! Ihr ſeid verloren! rief Louis jetzt, der gleich nach dem Schuſſe an's Fenſter getreten war und die beiden Dragoner hatte heran

ſprengen ſehen. In der Ferne hörte er Stimmen. Die Hunde bellten und riſſen wie wüthend an ihren Ketten . . .

Murray, was habt Ihr gethan? rief Louis.

Euch und der Schweſter, der Unglücklichen, das Leben gerettet... Dieſer Elende! Falſchmünzer! Mörder! ſagte Murray und ſank entkräftet, keiner Gefahr achtend in ſeinen Seſſel.

Was bedeuten dieſe Bewaffneten? Iſt es auf Euch abgeſehen? Ich beſchwöre Euch! Flieht! Das Dunkel wird Euch ſchützen! rief Louis.

Statt aller Antwort erhob ſich Murray noch einmal und trat dicht vor Urſula mit den Worten, die er ihr donnernd zurief:

Urſula, habt Ihr Paul ermordet?

Die Alte ſchüttelte den Kopf.

Iſt das Kind todt? Verbrannt? Vom Felſen geſtürzt?

Ein Augenblick Zeit war noch übrig; ſchon ſtanden die Dragoner an der Thür draußen und lärmten. Menſchen liefen quer über die Wieſe herüber.

Iſt Paul Zeck todt? wiederholte Murray.

Die Alte ſchüttelte den Kopf.

Ah! ſagte Murray. So hab' ich noch Pflichten und ſollte noch leben! Nein, Freund, dieſer Ueberfall gilt mir! Man ahnt, wer ich bin. Sehen Sie, ich

erkenne die beiden Häſcher, die mich ſchon einmal verhafteten. Wohlan! Wohlan! Nach dem Tode dieſes Elenden dort, zu deſſen Richter mich Gott beſtellte, bedarf ich einen Ort der letzten Sammlung! Leben Sie wohl, Louis, und wenn Sie aus dieſen Papieren erfahren konnten —

Murray! mußte Louis mit überſtrömendem Gefühle rufen und ſich ſchmerzzerriſſen an des unglücklichen Mannes Bruſt werfen.

Murray küßte ihm die Stirn. Eine Thräne quoll aus ſeinem Auge.

Nur kurz war dieſer Augenblick; denn ſchon war Murray ergriffen und die Scene verwandelte ſich in eine brutale Verhaftnahme, wie ſie ohne alle Rückſicht auf die obwaltenden Umſtände nur ſtattfinden konnte. Da ein Verwundeter, dort ein Schrank erbrochen, der geſuchte zweideutige Engländer, mit einem Mordgewehr in ſolcher Situation gefunden ... Louis hatte alle Kraft zuſammenzunehmen, der Gewalt dieſer ihn ſelbſt im ſonderbarſten Lichte darſtellenden Scene nicht zu erliegen.

Schont dieſen Mann! rief er und drängte die beiden Geſellen, die bei Zeck gearbeitet hatten, zurück. Wer ſeid Ihr, daß Ihr wagen dürft, hier einzudringen?

Bei Mordern und Dieben iſt Jeder zur Hulfe berufen, ſagte der Blinde. Uebrigens ſind wir Diener der Gerechtigkeit . . .

Es waren Mullrich und Kummerlein, die Polizeidiener. Pfannenſtiel beſtatigte, daß Beide mit dem Auftrage hierherkamen, dieſem Manne mit der ſchwarzen Binde, der ſich Murray nenne und für einen Engländer ausgäbe, in ſeinen Unternehmungen um das Schloß Hohenberg herum aufzupaſſen. Schlimmeres konne man wol nicht antreffen, als hier den Vorfall im Forſthauſe. Herr Louis Armand würde von ſeiner Zeugenausſage viel Umſtände haben . . .

Sie wird ſehr einfach ſein, ſagte Louis. Dieſer edle Mann hat mir und jener Frau das Leben gerettet.

Den Hammer ſah ich in des Blinden Hand, bemerkte Pfannenſtiel. Das iſt richtig. Die Umſtände kann man nicht genau genug aufnehmen . . .

Indem wurde Murray zwiſchen die beiden Dragonerpferde genommen und gefangen fortgeführt.

Louis umarmte ihn noch einmal mit Thränen.

Die Umſtehenden machten eine eigne zwiſchen Spott und Erſtaunen gehaltene Miene, als Murray noch die Worte ſprach:

Mein Freund, trauern Sie nicht! Sie kennen meine Lehre, meinen Glauben! Ich dulde gern, denn

ich weiß, wofür ich dulde! Geh' es Ihnen wohl! Sie haben in ein Leben, in Verhältniſſe geblickt, über die man nur zu raſch ein Kreuz ſchlägt und ſagt: Da iſt nichts zu ändern! Holen Sie ſich das Bewußtſein aus ihnen, ein reiner, mit Ihrem Innerſten einiger Menſch zu ſein! Gottes Geiſt erleuchte Sie! Wirken Sie Gutes! Und wollen Sie meiner gedenken, ſo gedenken Sie, daß der Zweck unſrer Reiſe erreicht iſt. Wir wiſſen, daß Paul lebt! Die letzten Antworten Urſula's waren erleuchtet. Dafür dank' ich Gott und Ihnen.

So ſchied Murray und ſchritt zwiſchen den Pferden und den Sporen der Reiter voll Demuth hin.

Mullrich und Kümmerlein, die ihre Prämie verdient hatten, folgten mit ſpöttiſchem Blicke auf Louis Armand, den nur die Beziehung zum Fürſten und Premierminiſter ſchützte.

Pfannenſtiel half dieſem, den bewußtloſen Blinden in eine Nebenkammer auf ein Bett bringen. Urſula ſaß am Ofen und ſchien von Allem, was ſie umgab, nichts mehr zu bemerken . . .

Dann folgte Pfannenſtiel den Uebrigen und verſprach, einen reitenden Boten nach Randhartingen zu ſchicken, um den Doktor Reinick zu holen.

Wie Louis mit dem ächzenden Blinden und Urſula

allein war, befiel ihn erst eine Furcht, die er vorher nicht kannte . . .

Ursula ließ es ruhig geschehen, daß er die zerstreuten Papiere, das Gesangbuch, den Kamm, den Blumenstrauß zusammenraffte und zu sich steckte. Vor den Gläsern entsetzte er sich und mochte sie nicht untersuchen . . .

Ursula saß in der Kammer neben dem Bruder, dem nur ein kundiger Arzt helfen konnte. Sie ließ das Haupt hängen und schien selbst, hochbetagt wie sie war, ihrem Ende nahe. Sie versprach, Louis' Weisungen zu folgen, holte auch Wasser, sprach auch von Umschlägen, die sie machen wollte, that eigentlich vernünftiger als vorher und doch war es nur mechanische, fast gedankenlose Bewegung.

Da Louis Heumisch's Rückkehr nicht abwarten konnte, ging er zuletzt still, ohne daß es Ursula merkte, aus dem verhängnißvollen Hause. Mit welchen Gefühlen! Die Wahnwitzige blieb mit dem Bewußtlosen, Sterbenden allein zurück.

Es war Schnee gefallen. Ein Leichentuch deckte die Erde. Wohin Louis blickte, die weißen Schimmer des Winters . . .

Plessen fand er in großer Bewegung. Die Arrestation, die Verwundung des Schmieds, die Entpur-

ung der beiden Gesellen in der Schmiede hatte Alles
n Aufregung gebracht ...

Auf dem Schlosse fand Louis die Sachen des schon
eiter geführten Murray mit Beschlag belegt ...

Der Justizdirektor empfing Louis in dem Eck-
immer an dem noch offen stehenden Klavier und be-
auerte diese Vorfälle, die zu erleben, zu beobachten,
u untersuchen, zu erörtern, ganz gegen seine Na-
ur ging ...

Herr von Zeisel mußte mit dem Aktuar Weiße ein
Protokoll aufnehmen. Louis unterschrieb es und er-
ählte Alles, was er glaubte über Murray mittheilen
u müssen. Er verschwieg, daß Murray Zeck's und
er Ursula Bruder war. Er schilderte seine Bekannt-
haft mit Murray als die harmloseste, gestand zu,
aß jener Alte aus Mistrauen und Lebensüberdruß
in Pistol bei sich führte und berief sich als Ursache
es Streites zwischen ihm und dem blinden Schmied
uf eine Familienangelegenheit, die er erst später den
Gerichten glaubte mittheilen zu dursen ...

Herr von Zeisel blieb gutig und wohlwollend, fand
s auch in der Ordnung, daß Louis vorzog, schon
orgen in die Residenz zurückzukehren. Er selbst wußte
ber Murray nichts, als daß hohern Orts zwei Po-
izeiagenten wären aus der Residenz geschickt worden,

um einen gewiſſen Murray, der an dieſen und jenen Dingen zu erkennen wäre, zu beobachten und im Falle zweideutigen Benehmens, beſonders aber im Falle einer Beziehung zu dem Schmiede Zeck und dem Förſterhauſe, ſogleich feſtzunehmen und in die Reſidenz zu ſenden...

Louis mußte über dieſen Zuſatz ſehr erſtaunen und ahnte, daß ſich die alten gewaltigen Mächte gegen den aus Amerika zurückgekehrten verhaßten Vater des verſchollenen Paul Zeck deutlich genug regten.

Er hatte eine ſchlafloſe Nacht...

Am früheſten Morgen weckte er die alte Brigitte und Winkler, gab ihnen Trinkgelder, die nicht ſeiner eignen Lage, wohl aber dem Orte, den er bewohnt hatte, angemeſſen waren und entfernte ſich, ohne Abſchied von Oleander zu nehmen, mit einer ſchon am Abend beſtellten Gelegenheit in der Stille von Hohenberg. Nur an Franziska ließ er zur Beſorgung einige geſchriebene liebevolle Worte zurück...

Mit banger Wehmuth über unſre Erdenſchickſale, über fremdes in der Irre gehendes Hoffen und ſein eignes ſo Viel verfehlendes Streben, zog es ihn jetzt dahin, wohin man den unglücklichen Murray geführt hatte.

dieſe Opfer, die ihr hier den Bergen und unwirthbaren Räumen bringt, ihr ungeſtalteten Geſchöpfe! Mein alter Profeſſor lärmt, daß in ſeiner Bibliothek der Moderduft über den Moſchus den Sieg davon getragen hat, er ſchickt in die Apotheke und läßt ſich einige Gran eurer kopfweherregenden Eigenſchaften holen! Müſſen die Büffel morgen ihre Haare laſſen, ſo ſeid ihr gleichfalls den Beutelſchneidern*) preisgegeben!

Der Herbſt war ſchon ſo ſtark geworden, daß er das Laub von den Bäumen ſchüttelte. Aus den offenen Gebirgsreihen, die dem Zugwind einen freien Durchzug geſtatteten, zog die Nachtluft mit ſchneidender Kälte. Einzelne Regenwolken, welche der Sturm von dem Gipfel eines himmelhohen Felſen wegtrieb, ſanken mit ihrer ganzen Schwere auf die Ebenen herab und entluden ſich in langwierigen Strömen. Mit der bedauerlichen Klage, daß durch dieſe Regenſchauer auf Morgen die Wege ſchlüpfrig und ſchwierig gemacht ſein würden, begaben ſich die Jäger in einem einſamen Schloſſe zur Ruhe.

Dieſe kleine Wohnung war befeſtigt und konnte zugleich als eine Kapelle für Pilgrime dienen; denn ſie war mit geiſtlichen und wunderthätigen Bildern beſetzt. Für dieſe Nacht leiſtete ſie dem Teſchu-Lama und ſeinem Gefolge einen ſchon oft geleiſteten Dienſt als vorübergehende Herberge. Es war ein fürſtlich-tibetaniſches Jagdſchloß.

Mit Tagesanbruch hatten ſich alle Theilnehmer des kommenden Vergnügens vor dem Raſtorte ſchon verſammelt. Der Teſchu-Lama, der ſich etwas ſpäter einfand, beliebte über die Inconvenienz dieſer Unterhaltung mit ſeinem Stande einige ſcherzende Worte zu ſagen, die von dem Gefolge mit großem

*) Bekanntlich trägt das Biſamthier ſeinen geſuchten Schatz im Beutel.

# Eilftes Capitel.

## Unterm Schnee.

Die weiße Decke des Winters blieb und wuchs. Der Winter erstarrte Alles, was in der Natur noch zu leben, irgend noch zu wachen versuchte. Die wenigen zurückgebliebenen Vögel flüchteten den Wohnungen der Menschen näher, doch auch diese hatten sich strenger verschlossen und schienen ärmer an Liebe, sparsamer mindestens mit ihren freundlichen Gaben, selbstbekümmerter in sich zurückgezogen. Der Schnee lag so hoch, daß man die Dörfer aus ihren Decken kaum heraus erkennen konnte. Nur wo irgend ein warmer Hauch, aus der Küche, aus den Schornsteinen, ja, da wir auf dem Lande sind, aus dem dampfenden Dünger entstieg, öffneten sich einzelne Falten des großen weißen Gewandes und verriethen, daß unter ihm etwas Lebendiges ruhte. Bald gesellte sich zum Schnee der Frost, der ihn ballte und so kittete, daß er unter dem Fuß-

tritt und dem Wagendrucke knisterte. Die Geleise, die in der vom Wind verwehten Schneedecke auf der Landstraße und im Walde nicht bleiben wollten, froren nun fest. So kalt es war, so kam man nun doch eher zum Vorschein, weil man feste Wege fand. Da standen denn die Bäume mit großen weißen Harnischen gepanzert, die ihnen im Schneegestöber angeweht und dann gefroren waren. Die kleinsten Zweige hätten unter der Lupe betrachtet millionenfach wunderbare Krystallisationen geboten. Wie glänzten diese zarten Kandirungen an der blutroth aufsteigenden Sonne, deren Strahlen nur Morgens, Mittags und Abends die Kraft hatten, durch den Nebel hindurchzudringen! Da wo sonst tiefe Abgründe und Klüfte waren, hatte sie das Schneegestober ausgefüllt und trügerische Bahnen geschaffen, die nur unter dem pfeilschnellen Fluge des Wildes nicht nachließen. Man sah die Spuren des flüchtigen Wildes. Viele Jagdliebhaber, die für Wochen und Monate eine Licenz zum Schießen lösten, verfolgten sie auf Umwegen. Auch die Klingeln der Schlitten belebten die erstorbene Gegend, wie der Knall der Büchsen. Wer sich jetzt gegenseitig besuchte, durfte voraussetzen, freundlicher als sonst aufgenommen zu werden.

Noch ehe die Erde zu harten Schollen gefroren

war, hatte ſie zu ewiger Ruhe zwei Entſeelte aufgenommen. Die Müllerin und acht Tage ſpäter den blinden Jakob Zeck. Der Schuß war dem Schmied unter dem Schlüſſelbein eingedrungen. Die Sorgfalt Reinick's vermochte nichts gegen den Brand.

Zwei ſo raſch unter ſolchen Umſtänden ſich folgende Begräbniſſe regten die Umwohner genugſam auf und laut genug wurden jene Todtengerichte gehalten, die jedem Sterbenden folgen, wenn auch nicht ſo feierlich wie einſt in Aegypten, und bei den Meiſten auch nur in Gedanken. Der Vikar Oleander aber hielt ſie in Worten an den offenen Gruben und achtete des Schnees und der Kälte nicht. Hatten doch auch die Menſchen noch gewußt, Blumen aufzutreiben, warum ſollte er mit Worten geizen! Sein ſchönes Talent, den Augenblick und die Situation ſelbſt reden zu laſſen, bewährte ſich auch hier und Viele ſagten, daß er am Grabe des blinden Zeck faſt noch rührender geſprochen als an dem der Müllerin. Hier klapperte ja die Mühle fort, es fehlte dem Gatten Niemand! Da aber ſtand ein Sohn, der ſich, für ſo beſchränkt er ſonſt galt, im Verluſt ſeines (ihn führenden) Vaters wie ein Verzweifelnder gebehrdete und ſich mit wildem Schmerze auf den Sarg warf, um ihn nicht ſchließen zu laſſen! Da ſtand Heuniſch, dem der plötzlich wei-

ßer gewordene Schnurrbart rings vom Athem und der Kälte vollends gereift war! Er hatte Louis nicht mehr geſprochen und von Urſula, die zum Tode geknickt ſchien, nur verworrene Aufklärungen erhalten. Da ſtand Franziska Heunisch, die mit Selma eben ein trauliches Stillleben beginnen wollte, als ſie dieſer Fall beinahe wieder auseinanderriß! Doch hoffte Heunisch, die Marzahn würde es noch bis zum März bringen. Auch zwang ihn die Jagd, viel Menſchen zum Treiben und Transport des Wildes ohnehin immer um ſich zu haben und oft kam er nun drei, vier Tage lang nicht mehr nach Hauſe. Da ſtand Herr von Zeiſel, der nur bedauerte, wie unklar ſich dieſer ganze Verfall anlaſſe und wieviel es Correſpondenzen koſten würde, die Gerichte der Reſidenz mit den Ergebniſſen der hieſigen Unterſuchung in Einklang zu bringen! Da ſtand auch noch Siegbert Wildungen, den Louis' plötzliches Verſchwinden ſchmerzlich genug, weil mit ſolchen Umſtänden verbunden, überraſchte. Alle hörten ſie Oleander's Betrachtungen mit Rührung zu. Er verſchwieg nicht, daß dieſer Todte wenig Freunde gehabt und Allen eher kalt, als warm erſchienen ſei. Er hätte die Liebe, die er nicht geſucht, auch nur bei Wenigen gefunden. So kam der junge Redner auf die Verſtockung des Herzens,

die hier eine Folge des leiblichen Gebrechens mochte gewesen sein und sprach mit großer Offenheit darüber, daß Die, die auch geistig taub sind, die geistig nicht sehen wollen, auch an ihrem noch besseren Theile einbüßen. Auch an Louis' Mittheilung, daß dieser Blinde seinen Tod sich selbst zuzuschreiben hätte wegen eines bösen Anfalls von Jähzorn und schlimmer Tücke, fest und unerschütterlich sich haltend, verschwieg Oleander zur Warnung kein Fehl des Dahingegangenen und goß erst zuletzt das milde Licht der himmlischen Gnade, deren wir Alle bedürften, über seinen weihevollen Vortrag. Dem Sohne, sagte er dann, zu ihm sich wendend — die Umstehenden berührten den Tauben, um ihm zu sagen, der Pfarrer spräche mit ihm — kann ich nichts sagen, da ihm das Ohr für menschliche Rede verschlossen ist! Blicke hin und höre die Sprache, die du siehst! Diese Erde — er zeigte auf die Grube — und jener Himmel — er zeigte empor — sind Eines, so wir reinen Herzens sind — er legte dabei die Hand an die Brust. Der Taube verstand ihn und weinte. Er war in den Dreißigen und jetzt hülfloser wie ein Kind.

Als man vom Kirchhof heimging, hörte Siegbert noch ausführlicher, was sich Alles im Walde zugetragen hatte. Hennisch und Zeisel erzählten, auch Pfan-

nenstiel trat näher. Allen fiel auf, daß aus dem kleinen Schranke der ganze Inhalt fehlte, den Hennisch freilich selbst nie gesehen hatte. Das gewaltsame Aufschlagen mit dem Hammer schien Allen erwiesen und Niemand bezweifelte, daß der Blinde sein Schicksal verdient hatte. Einen genaueren Zusammenhang ahnte nur Ackermann wegen der von ihm aus Amerika gebrachten Summen. Was man aber von dem Engländer Murray, von Louis' Urtheil und von der Schwester denken sollte, war auch ihm räthselhaft.

Wie dem auch sei, sagte Herr von Zeisel zu Ackermann, es ehrt Herrn Oleander, daß er die gleiche Theilnahme der reichen Müllerin und dem, wenn nicht armen, doch wenig geachteten Schmied bewies. Ich denke an Stromer — setzte er mit einem Seitenblick auf die einsam wandelnde Pfarrerin, die nicht zuhörte, leise hinzu — ich denke an Stromer, dem alle diese Vorkommnisse gering und seiner nicht würdig erschienen und bei allem Geiste, den ihm Niemand absprechen wird, keine fesselnden Worte abgewannen.

Es fehlte ihm wol das Herz! sagte Ackermann.

Ich möchte auch Das nicht sagen, bemerkte Herr von Zeisel. Er schreibt doch in den Blättern mit großer Empfindung. Die Briefe an die Seinigen sind oft kurz und zerfahren, oft aber auch voll Rührung...

Vielleicht über sich selbst, bemerkte Ackermann. Nenne man Das doch nicht Herz, wenn ein Mensch leicht in Thränen zerfließen kann! Ich habe Frauen gekannt, die viel weinten und die doch nur ihre Nervenschwäche hätten für ihr Gemüth ausgeben sollen. Stromer ist voll Rührung über sich selbst. Er weint darüber, daß er weinen kann. Er bewundert sich, wenn er voll Wehmuth einen Kirchhof oder den erwachenden Frühling betrachtet. O diese eitle Selbstbespiegelung! Ich erkenne das Herz nur bei den Menschen an, die im Stande sind, aus andern Menschen herauszuempfinden und in ihnen wie in sich selbst zu leben.

Oleander, der einestheils zu zartfühlend war, um sich auf Kosten seines Vorgängers rühmen zu hören, andrerseits die Gewohnheit hatte, nach dem Ernste gern in einem scherzenden Tone sich wieder mit der naiven, ihm eigenthümlichen Auffassung zu vermitteln, bemerkte:

Ich will gleich sehen, wer unter uns Herz hat! Da seh' ich Damen in Pelzwerk und Mänteln kommen . . .

Meine Frau, sagte Herr von Zeisel, Frau von Sänger und Fräulein Selma Ackermann.

Ich sehe schlecht, fuhr Oleander fort, wo geht Fräulein Selma?

Rechts, ſagte Herr von Zeiſel.

Links, fuhr Ackermann fort, geht Siegbert Wildungen.

Ihr irrt! Rechts Frau von Sänger — bemerkte Oleander . . .

Nein, nein, links geht Frau von Sänger! beſtätigten Alle.

Da meinte denn Oleander:

Seht! Ihr Alle habt kein Herz! Wie könnt Ihr ſagen: es gehe einer rechts für Euch, da er doch links für ſich geht? Nach Herrn Ackermann's richtiger Theorie vom Herzen muß man Den, der uns begegnet, auch von der Seite aus kommend darſtellen, die ihm ſelbſt die linke, ihm ſelbſt die rechte iſt!

Der Widerſpruch und der Scherz, den dieſe Bemerkung hervorrief, wurde von den Damen abgeſchnitten, die über die Kälte, über das lange Ausbleiben der Herren klagten. Frau von Zeiſel warf auf Siegbert ſo ſchmollende Blicke, daß er ſich wiederholt für ſeinen erſt heute, acht Tage nach dem Diner wiederholten Beſuch entſchuldigte. Er erklärte, daß er ſich noch nicht von dieſer überraſchenden Veränderung hätte erholen können: ſo widerſpräche Alles, was er zu finden hoffte, Dem, was er wirklich fände.

Frau von Sanger führte das Wort und ſchilderte den Fleiß und die in Anſpruch genommene Muße des jungen Malers mit einer Lebendigkeit, die Niemanden verdrießlicher war als der Juſtizdirektorin. Sah ſie ſich doch auch von Oleander, der mit Selma und Franziska allein ging, verlaſſen!

Oben im Amtshauſe widmete man Allen, die das Begräbniß des unter ſo eigenthümlichen Umſtänden dahingegangenen blinden Zeck herbeigezogen hatte, noch einen ſolennen Nachmittagskaffee, dann trennte ſich Heumiſch, der als Leidtragender vom Juſtizdirektor mit freundlicher Herablaſſung eingeladen war, von Franziska und tröſtete ſich mit den Zerſtreuungen, die jetzt die Jagd, der Verkauf, die Ablieferung des geringen Wildprets mit ſich führen würde. Selma hatte Franziska ſchon ſo liebgewonnen und an ſich herangezogen, daß ſie ſich gern mit ihr iſolirte und ſonderbarerweiſe von allen Anweſenden Niemanden lieber den Rücken kehrte als Siegbert. Dieſer fühlte dieſe Zurückſetzung und bemerkte auch, daß Ackermann gegen ihn befangen war. Auf einem Schlitten fuhren die Ullagrunder früher von dannen; doch wiederholte Ackermann die Einladung an Siegbert. Wenn er noch in der Gegend bliebe, würde er ihnen doch einen Beſuch ſchenken? Der innige Handedruck, mit dem er ſchied, ſtand

in Widerſpruch zu ſeinem Benehmen. Selma abe
die in ihrem Pelzkragen, ihrem Muff und dem blaue
Schleier auf dem Sammthute recht „vollkommen“
wie Frau von Zeiſel ſagte, oder „unternehmend“
wie es Frau von Sänger nannte, ausſah, verharr
in ihrem Gleichmuthe und verwundete faſt den ve
den Frauen etwas verwöhnten jungen Mann. Al
der Schlitten fortgefahren, beklagte ſich Siegbert b
Oleander.

Dieſer ſtand an einem entlegenen Fenſter und er
widerte:

Ich möchte behaupten, daß Selma ſelbſt nich
weiß, warum ſie Ihnen ſo ſein muß, wie ſie iſt.

Bemerkten Sie denn auch die faſt abſichtlich
Kälte?

Abſichtliches bemerkte ich nichts, aber daß ſie vo
Ihnen Scheu hat, eine unbewußte, ihr ſelbſt nich
klare, erkenn' ich wohl.

Wie iſt Das möglich? Was weiß ſie Schlimme
von mir? Daß ſich dieſe beiden verheiratheten Frauen
mir theilnehmend zuwenden und dabei wenig Vorſich
zeigen, iſt Das meine Schuld?

Ich glaube kaum, daß Selma ſo urtheilt, ſo nu
beobachtet. Sie beobachtet gar nicht und urtheilt noch
weniger.

Beifalle aufgenommen wurden. Dickson hatte sich schon frü einen anhaltenden Humor getrunken und phantasirte über di Benutzung der Artillerie, die ihm selbst auf der Jagd nich ohne Vortheil zulässig schiene.

Als das Treiben der aufgescheuchten Thiere lebhafte wurde, näherte es sich mehr dem Gebirge. Das Verfolger wurde auf den steilen Wegen beschwerlicher, der Zug trennte sich, je nachdem man auf dem einen Pfade ein bestimmtes Ziel früher zu erreichen hoffte, als auf dem andern. Es liegt nicht in unserer Absicht, den ganzen Verlauf dieser Unterhaltung zu berichten, sondern wir folgen nur dem Pfade, welchen Dhü-Kummuz mit einigen andern Leuten einschlug, weil er uns zuletzt den Anblick der zweiten Katastrophe dieser Geschichte zeigen wird.

Der Weg zog sich mit fast unersteiglicher Schroffheit in die Höhe. Die Reiter waren alle von ihren Thieren gestiegen, die sie mit kurzem Zügel führen mußten, wenn nicht Mann und Roß einen Sturz in die Tiefe gewärtigen wollten. Einige unter den Begleitern Dhü-Kummuz's hatten vor ihm schon einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen; jetzt blieben sie an einer Stelle, wo eine weitere Fortsetzung des Weges undenkbar war, plötzlich stehen, wandten sich um, riefen den Nachkommenden zu, ihre Schritte zu beschleunigen. Wessen waren sie ansichtig geworden? Zwei Männer lagen mit ihren zerschmetterten Rossen in der Zwischenspalte, welche zwei Felsen von einander hielt. Der Fall war nicht tief, aber durch die zackigen Felsspitzen, welche die Gestürzten empfangen hatten, überaus gefährlich. Auch war es keinem Zweifel unterworfen, daß nur der Eine der Unglücklichen noch am Leben sei und einige scharfe Blicke reichten hin, in

Sie ſprechen ihr da die Bildung ab, die Sie doch ſelbſt an ihr vollenden wollen?

Die Bildung? Iſt Beobachtung und Urtheil allein Bildung? Bildung iſt nur geſteigerte Empfänglichkeit. Selma verbindet Bildung mit Dem, was die Bildung nur zu oft verdrängt, mit dem Inſtinkt der Natur. Es iſt ein Weſen, das ich naturwüchſig nennen möchte. Sie verſtellt ſich nie, wenigſtens nicht mit Bewußtſein. Was ſie iſt, iſt ſie. Sie erſchrickt, wo ſich Andre bekämpfen. Sie liebt und haßt nicht einmal. Sie fühlt ſich nur angezogen oder fühlt ſich nur abgeſtoßen.

Wenn ich auf eine ſo reine Natur abſtoßend wirke, muß ich mich bekümmern.

O, Das iſt nicht geſagt, Wildungen! Der Vater, den Sie immer mehr ſchätzen würden, wenn Sie ihn recht erkennen wollten, hält auf magnetiſche Beziehungen im Menſchen. Es iſt möglich, daß grade das Gleichartige abſtoßend wirkt. Wer weiß, welche Verwandtſchaft grade Schuld iſt, daß Sie auf Selma's Nerven einen Druck ausüben! Bin ich nicht in der gleichen Lage?

Siegbert ſtockte. Er gedachte des Bruders und der herzlichen Theilnahme, mit der Dankmar ihm einſt von Selma Ackermann geſprochen. Wie gern hätte er ſich Selma durch die Erinnerung an ſeinen

Bruder empfohlen! Aber dafür, daß ihr Vater ihn einst auf seinen Knieen wollte geschaukelt haben, dafür, behauptete er, wäre man zu spröde gegen ihn, zöge sich zu sehr zurück und so hätte er keinen Muth, seine persönlichen Beziehungen zu erwähnen und durch die Erinnerung an den Bruder diesen Menschen näher zu treten, die ihm ohnehin viel zu streng zu urtheilen schienen, als daß er gewagt hätte, auf Tankmar's in Hohenberg gespielte Rolle zurückzukommen.

Oleander's Liebe für Selma war erröthlich. Siegbert sagte fast scherzend:

Und Sie, Oleander? Nach Allem, was ich zu beobachten glaube, liebt Selma ihren Lehrer.

Oleander fast erschreckend, konnte nicht antworten, denn Frau von Sänger trat zwischen sie und forderte Siegbert auf, seine gelehrten Gespräche für ein ander Mal auszusetzen.

Mein guter Mann, sagte sie, treibt zur Rückfahrt. Er hat es nicht über sich gewinnen können, Ihre Rede zu hören, Herr Vikar. Er liebt die Kirchhöfe nicht, auf die er bisher nur immer seine Frauen schickte. Ich bin die dritte. Er wird auch mir Erlaubniß geben, noch vor ihm dort hinzugehen.

Welche Melancholie, gnädige Frau! bemerkte der Vikar.

Ach, dieſer Winter! Dieſe kalte Luft! Dieſe öde Einſamkeit! Dieſe treuloſen Freunde, die, wie Herr Wildungen, ſo einmal in dies elende Landleben hereinſchneien und dann gleich täglich vom Abreiſen ſprechen!

Ja, lieber Oleander! ſagte Siegbert. Mein Bild in Randhartingen iſt faſt vollendet. Am dreizehnten will ich in Schönau ſein, wo die Kirche eingeweiht wird. Ich denke dann zurückzureiſen . . .

In Schönau ſehen wir uns noch, bemerkte Oleander. Ich wohne dem Feſte bei . . .

Iſt es nicht fürchterlich, mit ſo viel kaltem Blute vom Abreiſen zu ſprechen, bemerkte die junge, friſche, liebenswürdige Frau, die in der That eine große Neigung für Siegbert gefaßt zu haben ſchien und ſie unter Scherzen zu verbergen ſuchte. Warum nur ſich, dem Vergnügen, der Reſidenz leben? Wir verderben Ihnen freilich die künſtleriſchen Anſchauungen! Ihre Phantaſie leidet hier, Ihr Schönheitsſinn verdirbt beim Anblick . . .

Der ſchönſten Blondine, die ich kenne, bemerkte Siegbert, nur um frei zu kommen. Nein, gnädige Frau, ich leide, weil ein geliebter Bruder nicht ſchreibt, weil mich Verhältniſſe verwickelteſter Art, allgemeine und perſönliche Intereſſen, mit Gewalt in die mir verhaßte Reſidenz zurücktreiben... wie gerne würd' ich...

Herr von Sänger hatte sich erhoben und stützte sich auf seinen alten Krückstock. War es einmal so weit mit ihm gekommen, so durfte nicht zu lange gezaudert und geplaudert werden.

Vorwärts! kommandirte er mit militairischem Brummbaßtone, hinter dem aber die gutmüthigste Bequemlichkeit versteckt war. Vorwärts! Madame! Monsieur! Das gibt einen Winter 1812! Ich fühl' es! Mein Rheumatismus bekommt historische Erinnerungen . . .

Und als man ihm seinen großen Pelz umwarf, sagte er:

In einer solchen Schur sagte Napoleon an uns vorbei, als es rückwärts ging . . . Adieu, Frau von Zeisel! Schöne Hebe, was muß Ihnen so wohl sein in Ihrem heißen Blute!

Mit ähnlichen derben Späßen ging er voran. Siegbert und Frau von Sänger folgten. Der Bediente trug Mäntel und Pelze.

Siegbert war nicht in dem Grade abstract, daß er für die kleinen Koketterieen einer hübschen Frau unempfindlich geblieben wäre. Aber sein Innerstes wurde nicht davon berührt. Es gibt sogar eine Art von Courtoisie im Umgang mit gefallsüchtigen Frauen, wo man in die Lage kommen kann, um nicht zu verletzen,

rücksichtsvoll zu sein. Dankmar wenigstens hatte einmal zu Siegbert gesagt: „Der Henker hole unsre Gutmüthigkeit! Hätt' ich nur all' die Zärtlichkeiten wieder heraus, die sich Einer Anstands halber mit Gewalt auferlegt, um dem holdesten Geschlechte nicht wehe zu thun! Schon die verdammte Gewissenhaftigkeit bei übereilt bewilligten Stelldicheins! Diese zarte Schonung, Besuche zu wiederholen, wo uns schon der erste Mühe machte, der erste Ueberwindung kostete! Wir sind zu gut, zu vornehm, Bruder! Wir zahlen immer gleich mit blanker Silbermünze, wo ein paar Kupferheller vollkommen genug wären."

Wenn man Briefe mit ungeduldiger Sehnsucht erwartet, genießt man Das, was inzwischen das Leben noch so Angenehmes bietet, nur halb. Beziehungen zu dem Arzte Reinick, die reiche Bequemlichkeit bei Herrn Anverwandter, der Humor des alten Hauptmanns und Rentmeisters, die nur zu sehr entgegenkommende Liebenswürdigkeit seiner nicht völlig oberflächlichen jungen Gattin, alles Das unterhielt wol Siegbert, während er malte: aber daß ihm Briefe fehlten, machte nichts gut. Endlich schrieb ihm der nach Schönau zurückgekehrte Ortsvorstand Marr, daß er sich beeilen möchte, zu dem Kirchenfeste zu kommen, auch wäre Manches für ihn inzwischen angelangt ...

Da nahm er denn eiligst Abschied und vorläufig für den ganzen Winter. Er ließ aus Gutmüthigkeit Frühlingsverheißungen für Frau von Sänger zurück. Sie glaubte ihnen nicht. Er erlebte wirklich, am Abend vor seiner Abreise (Oleandern hoffte er in Schönau zu finden), daß die hübsche Frau erst scherzend von ihm Abschied nehmen wollte, dann aber im Lachen weinte und zuletzt in wirklichen Thränen so zerfloß, daß er sie ängstlich an seine Brust ziehen und durch jene Zärtlichkeiten trösten mußte, über die Siegbert nicht so leichtsinnig dachte wie Dankmar, der sie Anstandszärtlichkeiten nannte. Er machte sich die Herzlichkeiten, die wirklich nur allein im Stande waren, den Schmerz der schönen Frau zu mildern, noch lange zum bittersten Vorwurfe und fand es fast gerechtfertigt, daß ein reines unentweihtes Wesen, wie Selma Ackermann, vor ihm einen tiefgewurzelten Widerwillen verrieth. Dieser Widerwille quälte ihn. Nicht, daß er seine Eitelkeit verletzte. Seit Oleander's tiefer Bemerkung spornte ihn diese Thatsache, in sein Inneres zu blicken und er zitterte fast bei dem Gedanken, in Schönau ohne Zweifel Briefe von der Fürstin Wäsämskoi zu treffen!

Er fand deren genug und die bittersten Klagen, daß er nicht schriebe. Es verstand sich von selbst, daß

dieſe Briefe die wahre Empfindung Adelens nur zwiſchen den Zeilen errathen ließen und nur plauderten, nur mittheilten. Von Olga ſprach ſie mit Entrüſtung und gab ſie und ihr Schickſal für immer auf. Erfreulicher lautete, daß Rudhard mit den Kindern zurückgekehrt war und wieder in ihrem Hauſe die Penaten hütete, wie Otto von Dyſtra es genannt haben ſollte. Von dieſem Letzteren erzählte Adele meiſt Barockes und erſchreckte Siegbert durch die Bemerkung, daß ſie vermuthe, er würde Olga nachreiſen und Helenen für den unverantwortlichen Eingriff in mütterliche Autorität ernſtlich zur Rede ſtellen. Sie wohne noch vor'm Thore, erzählte ſie, gegenüber der jetzt allgefeierten Pauline von Harder, die ſich darin gefalle, den Staat, den Prinzen Egon und wer weiß wen Alles zu regieren. Genauere Angaben über die für Siegbert ſo hochwichtigen politiſchen Fragen fehlten, doch fand er im Grunde in allen Zeitungen mehr, als er zu wiſſen wünſchen konnte. Ja in unmittelbarſter Nähe ſah er die Agitation der neuen Wahlen, die wiederum ſo anzufallen ſchienen wie die früheren; denn noch war der Premierminiſter mit ſeinem neuen Wahlgeſetz nicht hervorgetreten . . .

In einem Briefe, den er dann auch glücklicherweiſe von ſeinem Bruder vorfand, war darüber ausführlicher

geſchrieben. So ſehr ihn dieſer Fund erfreute, ſo lag doch in dem Tone dieſer kurzen Zeilen Dankmar's etwas, was er nicht verſtand. Dankmar war von Angerode wieder in der Reſidenz, ſprach von den günſtigeren Ausſichten des Prozeſſes, gab Mittheilungen über die fortſchreitende Entwickelung ſeiner Bundesideen, hatte aber auch Wendungen wie dieſe gebraucht: „Mit betrübtem Herzen kam ich geſtern hier an und ſuchte für das ſchmerzlich Erlebte mich dadurch zu tröſten, daß ich mich mit erneuter Hoffnung in den Strudel der Thatſachen warf". Und an einer andern Stelle: „Beeile deine Rückreiſe nicht! Sähen wir uns mit den noch blutenden Wunden wieder, unſer Schmerz würde endlos ſein! Ach, Siegbert, ich kann mir denken, was du empfandeſt, als du auch dieſen Beſitz aus unſerm Lebensbuche ſtreichen mußteſt". Endlich hieß es: „Die Trauerbotſchaft ſchrieb ich dir deshalb durch Einſchluß an Leidenfroſt, weil ich dachte: Entweder du biſt ſchon zurück, dann gibt er dir den Brief ſelbſt, oder du biſt noch in Randhartingen, dann legt er ihn an Herrn Ackermann bei, mit dem er in geſchäftlicher Verbindung ſteht."

Welche Trauerbotſchaft! rief Siegbert außer ſich und durchflog den Brief noch einmal. Ein Brief iſt verloren gegangen oder liegt bei Ackermann!

Sein erſtes Gefühl war an die Mutter.

Sie iſt todt! ſagte er. Ich Unglücklicher! Was kann dieſer Brief ſo Jammervolles enthalten? Starb ſie, während du tändelteſt? Was ſollſt du thun?

Er durchlas wohl zehnmal den kurzen flüchtigen Brief des Bruders, deſſen Ton vollkommen auf die Möglichkeit paßte, daß er ihm in dem verlornen das Erſchütterndſte, das Herbſte mitgetheilt hatte ...

Zu ſeinem Troſt kam wenigſtens Oleander mit der Botſchaft nach Schönau, daß Ackermann einen Brief für ihn wirklich empfangen hatte, den Jener in der Vorausſetzung, Siegbert kehre nach Randharfingen wieder zurück, deshalb nicht mitſchickte, weil Siegbert, wie man wohlwollend und gütig geſagt hatte, ihn ſelbſt im Ullagrunde abholen ſollte.

Sie ſehen, wie warm Ackermann für Sie empfindet, ſchloß Oleander. Freilich, hätt' er ahnen können, was dieſe Zeilen vielleicht enthalten ...

Siegbert war in einer Stimmung, die ihm unmöglich machte, irgend eine der vielen freundlichen Einladungen anzunehmen. Am liebſten wär' er gleich nach der Reſidenz zurückgereiſt und doch war dieſe Entfernung dreimal weiter als die nach dem Ullagrunde. Er wußte nicht, was er vorziehen ſollte! Der Gedanke, daß ſeine Mutter geſtorben, ſtand ihm ſo feſt,

daß ſeine Augen nicht mehr trocken wurden. Er aß nicht, er lag zuſammengekrümmt und weinte.

In der neuausgebauten Kirche, die am folgenden Morgen trotz der Kälte dicht mit Menſchen überfüllt war, hingen die von ihm wiederhergeſtellten Bilder. Der Geiſtliche des Ortes predigte. Nach der Predigt ſollte ein großes Feſtmahl ſein. Von dieſem ſchloß ſich Siegbert und ihm zu Liebe auch Oleander aus. In die Kirche aber ging er mit zerknirſchtem Herzen. Glücklicherweiſe war die Predigt trocken und löſte ihn nicht ſo auf in Wehmuth, wie der Ton der Orgel und der Geſang der Gemeine. Seit des Vaters Tode hatte er keine Kirche mehr beſucht und nun er zum erſten male wieder unter Andächtigen mit einem räthſelhaften dunklen Schickſal ſaß, fühlte er, nur ihr Tod, ſonſt konnte nichts eingetroffen, nichts Anderes geſchehen ſein . . .

Da ſein Zuſtand Niemanden entgehen konnte, ſo billigte man mit dem größten Bedauern, daß er gleich nach der Feierlichkeit und einem kleinen ihm von der Ortsbehörde gewidmeten Frühſtück ſich in den Schlitten ſetzte, mit dem Oleander geſtern gekommen war. Auch die ſchnelle Entfernung des jungen Vikars, der ihn durchaus begleiten wollte, that Allen leid. Gegen Mittag, während es wieder zu ſchneien anfing, fuhren ſie ab.

dem Andern, dem es an's Leben gegangen war, den Correſpondenten zu erkennen.

Es war nicht ganz unmöglich, ſich den beiden Chineſen (denn der noch Lebende war Ho-Po) zu nähern. Es bedurfte nur einiger Behutſamkeit und die Schwierigkeit der Lage war leicht überwunden. Mehrere Männer kletterten hinunter, ſchwangen ſich mit Gewandtheit über einige Felsblöcke und trugen die beiden Opfer ihrer Freiheitsluſt zu den Uebrigen zurück. Die Scene wurde belebter; denn dieſe Störung in dem Treiben ließ ſich bald bemerken und von höher liegenden Gipfeln auch in ſeiner Urſache erkennen. Bald war die ganze Geſellſchaft um dieſen traurigen Anblick verſammelt. Ho-Po ließ noch einige Hoffnung zur Rettung übrig. Er war zwar an allen Theilen ſeines Körpers beſchädigt: doch nur eine Vernachläſſigung ſeines Zuſtandes hätte ihm können tödtlich werden. Am Correſpondenten blieb jeder Wiederbelebungsverſuch ohne Erfolg. Die zerſchmetterten Glieder hingen ſchlaff am Körper herunter und ſchon die harten Verletzungen des Kopfes hätten ihm tödtlich ſein müſſen. Das bleiche, von Entſetzen und Angſt entſtellte Antlitz, der Mund, wie zum Hülferuf geöffnet; die Augen, aus ihren Höhlen hervorgequollen, waren mit ſchwarzem, geronnenem Blute überzogen. Unter allen Aeußerungen, welche dieſer Anblick veranlaßte, war diejenige am grauſamſten, welche aus dem Munde eines Europäers kam. Denn Dickſon ſagte nur die einzigen Worte: „Er hat uns entlaufen wollen;“ ſchien aber damit ausdrücken zu wollen, daß dem Armen ſo ganz recht geſchehen ſei.

Den Stiefeln des todten Correſpondenten entfiel eine Papierrolle. Sie trug die Ueberſchrift: An die Redaktion der

Während der durch den frischgefallenen Schnee beschwerlichen Fahrt erzählte Oleander, um Siegbert zu zerstreuen, von seiner Jugend, seinen bisherigen Lebensschicksalen. Wie er der Sohn armer Eltern im Würtembergischen wäre, die Beide nicht mehr lebten, wie er sich mühsam hätte emporarbeiten müssen und das Meiste schwerer und steiler gefunden hätte, als er anfangs dachte. Er wäre durch eine Hauslehrerstelle nach dem Norden gekommen. Auf der Universität hätte ihn anfangs auch jene Theologie am meisten angezogen, die die mediſche, von der Regierung beschützte war. Doch hätt' er sich ihr abwenden müssen, da ihm sein poetischer Sinn dabei verkümmerte. Diesen hätten schon früh Lehrer und Freunde gepflegt und befördert, aber er wäre dabei so glücklich gewesen, niemals Ueberschätzer und ebensowenig Unterschätzer zu finden. Am nachhaltigsten hätte auf ihn ein Freund gewirkt, der musikkundig war und seinen Versen Klänge unterlegte. Da hätt' er bald erkannt, was die Seele ergreife und befriedige. Ach, schloß er, wir sind in Todeserinnerungen! Auch Der ist hin! Sein ganzes Leben war Harmonie. Er verklang so in das große All', das doch wohl das irdische Nichts ist! Oft hör' ich ihn in den Lüften um mich her säuseln! Je einsamer, deste näher. Wenn ich allein bin, hör' ich den

Ton seiner Geige oder er summt am Klavier eine Melodie. Und was ich dichte, das muß gleich so sein, als sänge' es mir mein Wilhelm! So verklang' ich in ihm und er klingt in mir.

Siegbert konnte sich zu dem Leide, das er erwartete, nicht feierlicher vorbereiten. Seine Augen weinten; aber den Trost, der sie trocknen konnte, fühlte er schon sich nahen bei des Gefährten sanften Worten.

Der Vikar erzählte dann, wie er in der Residenz und auf dem Lande lange als Hauslehrer hätte wirken müssen, wie er zur Heimat hätte zurück wollen, dann sich aber einer Begünstigung seines verlassenen Schicksals zu erfreuen gehabt hätte, als er mit Propst Gelbsattel bekannt wurde. Er gab ihm das Zeugniß eines geistreichen, umsichtigen, anregungsfähigen, nur zu ehrgeizigen Mannes, mußte aber zu seinem Kummer gestehen, daß den Ausschlag für ihn nicht die Anerkennung seines etwaigen Verdienstes, sondern der Glaube gegeben hätte, er interessire sich für eine der Töchter des Propstes. Bekannt mit dem Sohne desselben, sagte er, kam ich in sein Haus und war auf seine Schwestern prüfend aufmerksam. Ich habe in mir den stillen Vorwurf, daß man vielleicht glaubt, wenn dies Vikariat für Guido Stromer vorüber ist, würd' ich zurückkehren und mich um die älteste Tochter des

Propſtes bewerben. Und wie weit bin ich davon entfernt!

Siegbert kannte dieſe jungen Damen von der Weinleſe bei Adele Wäſamskoi und verglich ſie mit Selma. Der Schmerz macht aufrichtig und lehrt uns, jede formelle Rückſicht leichter fahren zu laſſen. Er konnte nicht umhin, mit kurzen Worten geringſchätzig von den Gelbſatteln zu ſprechen und ſie gegen Selma gehalten mit den Krähen zu vergleichen, die man eben auf den Feldern krächzen hörte.

Oleander winkte Siegbert, auf den Knecht Rückſicht zu nehmen, der ſie fuhr. Dieſer hatte ſich aber ſeinen Mantel ſo dicht über die Ohren gezogen, daß Siegbert vorausſetzen konnte, von ihm nicht verſtanden zu werden, wenn er mit leiſerer Stimme fortfuhr:

Wie würde Ihr Gemüth leiden, wenn Sie in die Lage kämen, mit ſolchen in Glanz und Anſprüchen auferzogenen Mädchen in Verbindung zu kommen oder wol gar ihnen verdanken zu müſſen, daß Sie Beförderung erhielten! Ich kenne dieſe Mädchen. Sie ſind wie jetzt die meiſten. Entfernt von jeder Idealität und nur der raffinirteſten Geſelligkeit hingegeben. Theater, Putz, Bälle ſind die Gegenſtände ihres Geſprächs. Welch' ein Engel dagegen Selma! Wie lieblich die jungfräuliche Erſcheinung! Wie flog dies Auge und

wie träumerisch zuweilen jene Blicke, die sie nicht beobachtet glaubt. Wer so zu scherzen weiß wie Selma, kann auch tief ernst sein. Sie hat eine Abneigung gegen mich und ich weiß nicht, gerade darin find' ich einen Reiz, einen Werth mehr. Ich fühle, daß ich den Glauben eines reinen, unschuldigen Mädchens nicht mehr verdiene und ich bin gewiß, jemehr ich vielleicht ihr zu gefallen suchte, desto mehr misfiel ich ihr. Und doch —

Oleander schüttelte traurig den Kopf; denn Siegbert verrieth wohl, daß Selma Oleandern nicht liebte.

Ich vermuthe fast, sagte Oleander mit Traurigkeit, daß sie irgend ein ihr theuer gewordenes Bild im Herzen trägt. Irgend ein Mann muß ihr einst begegnet sein, dem sie mit träumerischer Innigkeit nachhängt.

Siegbert horchte auf ... Die Andeutungen seines Bruders hatte er nie für Ernst gehalten.

Was zweifle ich noch daran? Hat mir's denn der Vater nicht selbst bestätigt?

Wer konnte Das sein? fragte Siegbert gespannt.

Oleander fuhr fort:

Kürzlich nach dem Mahle im Pleßner Amtshaus sprach der Vater in einer abendlichen Dämmerungsstunde mit mir darüber, daß ihm Selma Sorgen

mache. Dem jungen, von Louis Armand in ſein Haus empfohlenen Mädchen, hätte ſie ſich mit einer Leidenſchaft angeſchloſſen, die ihm verrathe, daß ihr das Bedürfniß der Hingebung mit mächtiger Gewalt innewohne. Er gerieth in eine ſo weiche, wehmüthige Stimmung, daß ich den Muth hatte, von meiner Liebe zu ſprechen. Er reichte mir die Hand und dankte für meine Aufrichtigkeit. Geben Sie die Stunden bis zum Frühjahr, ſagte er, dann kehren Sie doch wohl in einen andern Lebensberuf von Ihrem Vikariat zurück! Bekämpfen Sie ſich bis dahin! Ich glaube nicht, daß Sie Hoffnung haben.

Siegbert ſchwieg.

Selma, fuhr Oleander mit leiſer Stimme, da ihm der Knecht aufmerkſam zu werden ſchien, und wehmüthig fort, Selma hat ſich, wenn ich die Andeutungen des Vaters recht verſtehe, in eine Neigung verloren, die eine unglückliche iſt. Sie liebt, ſagte mir Ackermann, wo ſie nicht lieben darf. Entſetzlich! ſetzte er mit faſt heftiger Betonung hinzu und erhob ſich in einer Aufregung, die mich verhindert hat, ſeither wieder auf dieſen Gegenſtand anders zurückzukommen, als in meinen einſamen Stunden, wo ich Selma Verſe widme, die ich ihr nicht geben darf.

Siegbert empfand die tiefſte Theilnahme und mußte

Oleander's Hand drücken. Er fühlte, daß diese Hand sehr groß, sehr mager, sehr knochern war. Er kam jetzt erst darauf, ihn nach dem Eindrucke zu betrachten, den er äußerlich wohl auf ein junges Mädchen machen durfte. Er hatte ihn ganz nur nach dem Geiste beurtheilt. Nun sah er wohl, daß dieser edle Mann in einer unscheinbaren Hülle wohnte. Wie lang und hager war Oleander! Wie starknochig das Gesicht! Wie erinnerlich wurde ihm seine nachlässige Haltung, seine Kleidung sogar wie unordentlich war sie stets! Das lange Haar hing ihm schlicht unter der Mütze herab, die er tief über die klaren, durchsichtig glänzenden, fast zu offen am Tage liegenden Augen gezogen hatte. Den Hut hatte er vor sich auf den hohen, spitzen Knieen. Der Mantel war so abgetragen, als hätt' er ihn schon auf der Schule benutzt. Alle diese Betrachtungen, an die sich Erinnerungen an Leidenfrost knüpften, erfüllten ihn mit Rührung und dennoch wünschte er, irgend einen Einfluß auf Selma zu besitzen, um ihr zu sagen: Sieh, Mädchen, Das ist deine Aufgabe, diesen Edelstein zu schleifen, seinen Werth von der günstigsten Seite an die Sonne zu bringen! Laß ihn an dir auch für die äußeren Formen der Gesellschaft sich bilden! Führe ihn sanft und liebevoll, wenn es muß mit erlaubtem stachellosem Scherze, auf

ie Erkenntniß Deſſen, was ihm mangelt! Bilde einen Menſchen aus ihm, wie die Menſchen eben ſein ſollen nd laß dir's von ihm danken, daß du, ſeine Gott- eit, ſein zweiter Schöpfer wurdeſt!

Er dachte nicht daran, daß Dankmar mit Selma inſt ſich wirklich begegnen ſollte und ernſtlich von hrem Bilde befangen war ...

Das Schneegeſtöber hatte ſo zugenommen, daß er Schlitten erſt gegen Abend ſieben Uhr in Pleſſen intraf. Es war eine große Aufopferung Oleander's, en neugewonnenen Freund, der inzwiſchen wieder in en ſtummen Schmerz der Erwartung eines bevor- ehenden Unglücks verfallen war, noch bei ſolchem Wetter in den Ullagrund zu begleiten. Vor neun Uhr onnte man kaum dort, vor elf nicht zurück ſein. Oleander gab indeſſen im Pfarrhauſe, wo man rſtaunt war über ſeine frühe Rückkehr, eine An- eiſung, in ſeinem Zimmer noch ein Bett aufzu- chlagen.

Ich muß Sie bei mir haben, Wildungen, ſagte r, Sie mögen nun erfahren, was der Himmel Ihnen uch beſcheert ...

Siegbert geſtand, wenn er den Tod ſeiner Mutter rführe, könnte er nicht bei Ackermann's bleiben. Die röhlichen würden unter ſeinem Jammer leiden, wäh-

rend Oleander ſich ſchon früh gewöhnt hatte, auch den Schmerz der Troſtloſen zu dulden.

Ich glaube nicht, Wildungen, ſagte Oleander, daß Sie auf etwas ſo Schlimmes gefaßt zu ſein brauchen; allein wenn ich rathe, dann lieber mit mir zurück zu fahren, ſo iſt es deshalb, weil der Tod einer Mutter bei Selma Ackermann einen Kummer zurückruft, den der Vater noch oft bei ihr zu beſchwichtigen hat.

Die Pfarrerin war erſtaunt über den Entſchluß, ſo ſpät noch in den Ullagrund zu fahren. Sie lud die Männer ein, hereinzukommen, ſich wenigſtens zu erwärmen, zu ſtärken durch irgend einen Nachtimbis. Doch zogen Beide auf Zureden des Knechtes vor, jetzt im Zuge zu bleiben und bald ging das ermüdete dampfende Roß im Schnee mit ſeinem Glöcklein weiter.

Bald nach acht Uhr entdeckten ſie Licht in dem gefährlichen Dunkel des bahnloſen verſchneiten Weges. Es kam von Ackermann's Hauſe, wo der Vater, Selma und Fränzchen ſtill beiſammen ſaßen im Scheine einer kleinen Cylinderlampe. Selma häkelte eine Weihnachtsgabe für Oleander, Fränzchen ſtrickte, der Vater las in den Zeitungen und klagte über deren Inhalt, den er mit Bitterkeit auf Egon, als den Verſchulder all' dieſer Verwirrungen, ſchob.

Es iſt der doktrinäre Dunkel, ſagte er eben halb für

ſich, der ihn ergriffen hat! Es ſind die Schulreminiſcenzen aus Genf, mit denen ſchon Guizot die Franzoſen ſo unglücklich machte! Wer ſagte nur dieſem jungen unreifen Manne, der einen Staat zu regieren ſich erdreiſtet, daß er es machen müſſe wie alle dieſe Staatstoren, eine Lehre, ein Syſtem, eine Theorie aufzuſtellen! Dies unglückliche Europa! Wenn man es von der reinen blauen klaren Höhe Amerikas aus betrachtet, kommt es uns vor, wie ein Nebelball, deſſen erſtickenden Dunſtkreis einige Lichter ſpärlich erhellen. Welch' ein Gewühl von Unſinn und Verbrechen! Ehe nicht Europa ſein Staatsleben vereinfacht und den Begriff des Staates ſozuſagen ganz aufhebt, Alles, was ein perſönliches Intereſſe am Staatskram hat, abſchafft, kommt kein Friede über dieſen im Verſcheiden begriffenen Erdtheil.

Indem klingelte das Glöckchen des Schlittens. Das Gefährt gehörte wieder Ackermann. Man kannte ſchon das Glöckchen. Man kannte die Art des Knechtes, mit der Peitſche zu knallen. Die Hunde ſchon verriethen, daß es Martin war, der zurückkam.

Iſt Oleander in Schönau geblieben? Iſt er nach Randhartingen zu Wildungen?

So vermuthete man durcheinander, bis die Botſchaft kam, Martin wäre es wirklich.

Oleander und Siegbert stiegen vor dem Hause aus, warfen ihre Hüllen ab und traten in das warme, trauliche Zimmer.

Das sonst so behagliche Gefühl, eine Familie des Abends spät im Winter zu überraschen, wo schöne Töchter im Hauskleide bei weiblichen Arbeiten sich einfach und gemüthlich dem Blicke darbieten, konnte diesmal in Siegbert nicht aufkommen.

Oleander erzählte sogleich, da Siegbert schwieg, was sie herbrächte, was sie bekümmerte ...

Großer Gott, sagte Ackermann, hätt' ich Das ahnen können!

Damit öffnete er ein Schreibepult und gab Siegberten den Brief, den er durch Einlage von Leidenfrost empfangen hatte.

Ihre Mutter, Wildungen, wäre todt? Karoline? ... Ich weiß, daß sie Karoline heißt!

Siegbert bemerkte nichts um sich her. Er riß den Brief auf, begann einige Zeilen zu lesen und ließ ihn sogleich fallen, weil ein Thränenstrom aus seinen Augen stürzte. Er sank auf einen Sessel und legte den Kopf auf die Arme, die er über den Tisch kreuzte.

Ackermann trat an's Fenster, schlug die Gardinen zurück und sah in die Schneenacht, die keine Sterne glänzen ließ.

Pekinger Hofzeitung und enthielt einen vollständigen Nekrolo
den der Verschiedene, sein Schicksal vielleicht ahnend, fü
den vorkommenden Fall entworfen hatte. Es hieß darin
„Schon wieder erlosch an dem Horizonte des Reiches de
Mitte ein Stern der ersten Größe. Leang-Kao-Tsu wurd
geboren im dritten Jahre der Regierung Kieng-Long aus de
glorreichen Dynastie Tai-Thsong. Seine erste Jugendzeit wa
dem Studium der classischen Autoren gewidmet, in dem e
es so weit brachte, daß seine Kenntniß sowohl in Dichter
als Philosophen die allgemeinste Anerkennung fand. Man
rief sich oft zu: der junge Leang-Kao-Ts[illegible] wird bald graduir
ter Doctor sein! Und diese Vermuthu[illegible] wurde in Kurzem
eine Wahrheit. Er wurde promovirt, ging einige Zeit noch
in den Unterricht eines Bonzen, um seine Seelenreinheit zu
erhöhen, besuchte darauf Su-Tscheu, um den feinen Anstand
aus dem Grunde zu studiren, und erhielt darauf die Stelle
eines Salz-Mandarinen in Kang-Tong. Lassen sich die Ver-
dienste aufzählen, welche sich an diesem Orte Leang-Kao-Tsu
im Umgange mit den Holländern und den Europäern um
das himmlische Reich erwarb? Wer jede einzelne Wohlthat,
die er seinen Landsleuten und dem Sohne des Himmels, sei-
nem allergnädigsten Kaiser, erwies, berechnen wollte, müßte
auch angeben können, aus wie vielen Tropfen das Meer be-
steht. Der Weise erhält immer seinen Lohn, wenn er ihn
von dem Gerechten erwartet. Leang-Kao-Tsu wurde zum
Mandarinen der vierten Classe erhoben und erhielt eine Stel-
lung, die seinen Talenten nicht angemessener sein konnte. Er
wurde Correspondent am Hofe des tibetanischen Dalai Lama
von Lassa. Zu welchem Dank verpflichtete er in dieser Ei-
genschaft die Blume des Weltalls? Auch unsere Zeitung

Selma weinte. Fränzchen zog ſie an ſich, um ſie u troſten; doch war ſie zu ergriffen. Sie ſchluchzte, ie Siegbert, ſie verließ das Zimmer.

Oleander ſtand ruhig und faltete die Hände.

Ackermann wandte ſich dann und ſagte mit be-egter Stimme zu ſeinem Neffen, dem er ſich noch icht enthüllen mochte:

Muß Sie Das zu mir führen? Sammeln Sie ch, junger Freund! Sehen Sie dieſe Winternatur! Die Erde iſt ein einziger Grabeshügel. Entbehren, Scheiden, Verlieren iſt unſer Loos. Nehmen Sie's ie etwas Erwartetes, Gewußtes! Es mußte ſo ſein.

Siegbert gab ihm die Hand, ohne daß er zu ihm ufblicken konnte. Die einzigen Worte, die er ſprach, aren:

Mein armer Bruder!

Ackermann fand dieſen Gedanken an den Bruder ahr und natürlich.

Lieben Sie den Bruder ſo, ſagte er, daß Sie iner gedenken, wie er hat leiden müſſen, dieſes Todes euge zu ſein? Und dennoch iſt es ein Troſt, daß hre Mutter einen ihrer Söhne um ſich hatte ... als e dem Gatten folgte ...

Ackermann konnte nicht weiter ſprechen. Er mußte ch wieder zum Fenſter wenden

Oleander erbot ſich, um ſogleich den ganzen Kelch zu ſchlürfen, Dankmar's Brief zu leſen.

Siegbert gab dazu die ſtumme Erlaubniß.

„Mein guter Siegbert", ſchrieb Dankmar, „wenn ich ſo lange ſchwieg, that ich es aus brüderlicher Liebe! Ich ſagte dir, daß die Mutter krank iſt. Ich ſchilderte ihre Leiden geringer und mache mir jetzt Vorwürfe darüber. Faſſe dein Herz zuſammen, Siegbert: Unſre Mutter iſt nicht mehr. Dieſe Nacht entſchlief ſie ſanft nach heftigen Leiden, die mir das Herz zerriſſen. Wie ich nach Angerode kam, fand ich ſie ſchon auf ihrem letzten Lager. Sie hatte uns nicht betrüben, nicht in unſerm Lebensgange ſtören wollen! Du kennſt ihr ſtarkes Herz, das wir oft anklagten, weil es nicht ſo weich zu ſchlagen ſchien wie das des Vaters. Ihr ſtarker Sinn war nur die Kraft des hochherzigſten Charakters. Wie ich kam und ſie auf dem Lager ſah, wollt' ich dich rufen. Sie erhob ſich und wollt' es nicht. Mein Siegbert, ſagte ſie, ſteht vor mir ... ſo lehnte ſie ſich zurück und ich wagte nicht, ihrem befehlenden Worte zu widerſprechen. O Bruder, nun brachen zehn jammervolle Tage an. Jeden begrüßt' ich mit der Hoffnung, ein Lichtſtrahl würde in dieſe Nacht des Elends und der Leiden fallen. Vergebens, kein Wort des Arztes lautete tröſtend. Ich wachte an ihrem

Lager. Sie verbot es, wenn ſie mich erkannte und Tag von Nacht noch unterſcheiden konnte. An den Ort wollte ſie getragen ſein, wo der Vater ſtarb. Da lag ſie, ein Bild des Jammers! Keine Nahrung, keinen Schlaf mehr, der ſie erquickte. Die Bruſt hob ſich von ihren ſchweren Athemzügen, oft erhob ſie ſich wie eine Hülferufende, da ihr der Athem ſtockte. In meinen Armen erholte ſie ſich und ſprach mit der langſamen, feierlichen Rede einer Fieberkranken: Ich ſehe meines Siegbert's Augen! Du ſtandeſt vor ihr, als wenn ſie dich mit Händen faſſen konnte. Das Fieber verwirrte ihre Begriffe — die innere Glut, von der ſie unaufhörlich ſprach, theilte ſich ihrem Hirne mit. Ein Licht! Ein Licht! rief ſie in einer Nacht und ſah, als man ihr eine Kerze entgegenhielt — Nachbarinnen, Freundinnen, Aerzte unterſtützten mich — ſo unverwandt ſah ſie in die Flamme, daß ich den Gedanken faßte, wenn ſie geneſen ſollte — ich hoffte noch immer — müßte ſie erblinden. Aber mit der Heftigkeit, deren ſie in jüngern Jahren fähig war, rief ſie: Nein! und immer blickte ſie in das Licht, ganz dicht mit den Augen faſt in die Flamme hinein, als fühlten ſich die heißen Wimpern ſogar an der Flamme, als wäre Licht für ihr Auge Thau. Oft auch rief ſie: Heinrich! worunter ſie ihren Bruder,

den Oheim Rodewald, den Verſchollenen verſtand. Dann ſank ſie zurück und zog die Decken ſo über ſich, daß die Füße entblößt waren. Wollte man ſie bedecken, ſo geriethen die abwehrenden Hände in ein grauenhaftes Nervenzucken ... ach, Bruder, ich habe an der Schwelle der Myſterien unſres Daſeins geſtanden. In deinen Armen ſtarb der Vater, in meinen die Mutter ... So hingehen! So in Schmerzen aus der zuſammenbrechenden Hülle des Körpers ſcheiden! ... Und der innere Vorwurf, der mich nagte, daß ich der Mutter den Witwenſitz in dem Tempelhauſe mit Gewalt erhalten wollte! Sind wir denn nicht alle wie Mörder aneinander? Einer dem Andern die Schuld ſeiner Leiden, ja ſeines Todes? O dieſe nagenden Gedanken, als ich an dem Krankenlager ſaß und ſie mir, die treue, aufopferungsfreudige Mutter, zuweilen ſagte, als wollte ſie ſich entſchuldigen: Dankmar, es währt ſo lange! Mein Körper iſt ſo feſt! Er bricht ſo ſchwer zuſammen! Ach, Siegbert ... nun mußt' ich niederknieen und die Hand der Guten küſſen! Wie bat ich um Verzeihung für ſo vielen Kummer, ja für unſre Unkindlichkeit, die am weichen Vater mehr hing als an der ſtarken, geſinnungsvollen Mutter! Auch von dem Archiv ſprach ſie, von dem Kreuze und unſern Hoffnungen! Mit dem Auge einer Seherin ſagte

ie von dieſen: Ihr werdet den Segen ernten, aber
hütet ihn! Dann ſprach ſie oft ſtundenlang nicht und
verſank in ein dumpfes Brüten. Ihr Geiſt ſchien
dabei nicht zu ſchlummern. Sie blickte in's Jenſeits
heraus. So kam es mir vor, wenn ſie regungslos nur
lohnte und nachher, als ſie ausgerungen hatte, als
ie mit dem letzten Reſte ihrer Kraft ſich zum Sterben
aſt zurechtlegte, da dacht' ich doch, ſie ſchlummre nur.
Sie ſchlummerte halb von dem Opium des Arztes,
halb ſtarb ſie. Immer drei Athemzüge des Schlafes
und dann ein fehlender des Todes, ein ſtockender, der
ausblieb. Ich glaubte nicht, daß Das der Hingang
von dieſer Erde war. Ich hatte keinen Abſchied ge-
nommen, ich hatte nichts mehr gehört von ihrem letz-
en Willen und nun ſagte der Arzt, ſie entſchlummre!
Sollt' ich ſie wecken? Sollt' ich ſie aus dieſem ſanften
Entſchweben wachrufen? Ich konnte nicht. Ich faltete
nur die Hände und ſah auf das verklärte Antlitz mit
dem Glauben an eine geheimnißvolle Verbindung zwi-
chen Hier und Dort. In der Nacht brach das Auge
noch einmal auf. Es war nur die galvaniſche Zuckung
des Stoßes zum Herzen. Es war kein Blick des
Lebens und Bewußtſeins mehr. Sie war hinüber.
... Und nun, Bruder, wenn du dieſe Zeilen em-
pfängſt, ruht ſie in der winterlichen Erde. Laß dich

von nichts aufschrecken, was dich jetzt gebunden hält! Dieser Tod war unvermeidlich. Diese Liebe konnte uns nicht bleiben. Laß uns gefaßt auf unserm Pfade weiter schreiten und denken: Ein unsichtbarer Genius mehr, der uns beschützt! Schreibe mir, komme nicht selbst! Sei gefaßt! Ich reise nach drei Tagen zurück und will denken: Das Leben ist Pflicht! Inniger und treuer verbunden denn je dein Tankmar."

Oleander hatte diesen Brief mit deutlicher und starker Stimme vorgetragen und hatte sich nicht von dem Weinen Siegbert's, nicht von Ackermann's abgewandtem Schmerze, von Selma nicht unterbrechen lassen, die während des Vorlesens zurückkam und den männlichen und gefühlvollen Worten des Briefschreibers noch lauschen konnte.

Man staunte, als Siegbert erklärte, er bäte, ein andres Pferd anspannen zu lassen. Er wollte noch mit Oleander nach Plessen zurück. Man erwartete, daß Beide blieben. Oleander entschuldigte sich, daß er morgen ganz in der Frühe eine Schulrevision hätte. Siegbert's Wunsch, mit ihm allein zu sein, schien natürlich . . .

Ackermann bestellte einen Andern seiner Leute, ein andres Pferd und entließ den innerlich aufgelösten, wie zerschmetterten Siegbert mit wiederholtem freund-

lichen Zuſpruch und einer Umarmung, die Siegberten aufrichtete.

Selma gab ihm zitternd eine Hand, deren Kälte verrieth, wie gewaltſam ihr Blut zum Herzen ſtrömte. Auch Franzchen gab Siegbert die Hand und leuchtete Beiden zum Schlitten.

Als Siegbert mit Oleander allein war, ließ er ſeinen Gefühlen freien Lauf. Im Ackermann'ſchen Hauſe, bei aller Liebe und Theilnahme, würde er ſich gehemmt gefühlt haben . . .

Es war elf Uhr, als ſie in Pleſſen ankamen und Siegbert in das einſtweilen zugerichtete Bett ſtieg. Oleander las ihm noch einige Gedichte vor, die er über den Verluſt ſeines Freundes, des Komponiſten, den er Wilhelm genannt, vor einigen Jahren gedichtet hatte.

Ackermann aber entließ ſeine bewegten Mädchen mit dem Geſtändniß, daß ihn dieſer Vorfall auf das Heftigſte erſchüttert hatte. Als er allein war, entſchlüpften ihm dieſe Worte:

So viel edle, gute Menſchen — ſo viel, ſo viel — und Egon! Egon!

Seine Stirn verfinſterte ſich. Er nahm ſein Portefeuille, ſchlug es auf, ſah ein Papier an, in welchem eine braune Locke eingeſchlagen war . . .

Es war die Locke, die er einſt von Dankmar's Stirne ſchnitt . . .

In dem Glauben, es wäre eine Locke von Egon, betrachtete er ſie, ſchüttelte ſein Haupt, verbarg ſie wieder und löſchte das Licht, um ſich mit den ſchmerzlich wiederholten Worten: Egon! Egon! trauernd und tiefgebeugt zur Ruhe zu begeben . . .

# Zwölftes Capitel.

## Sankt Nikolaus.

Eines der Gedichte, das Oleander Siegbert zu tröſtender Erhebung vorgeleſen, hatte gelautet:

### Die Sommernacht.

Lebe! Lebe! ſpricht die Sonne.
Aber wenn ſich nächt'ge Schatten
Senken auf die Wieſenmatten,
Fühl' ich: Auch im Tod iſt Wonne.

Wenn die Sterne niederfunkeln,
Sich die müden Augen ſchließen,
Nebel durch die Thäler fließen,
Und die Erde ſchlaft im Dunkeln —

Wenn der Thau den Plan befeuchtet
Murmelnd alle Quellen gehen,
Und die Blätter leiſer wehen,
Das Johanniswürmchen leuchtet —

Wenn aus tiefem Thalesgrunde
Eine Uhr mit fernen Schlagen
Unserm wachen Ohr entgegen
Ruft die mitternächt'ge Stunde —

O dann kommt uns doch ein Ahnen,
Weht ein Lauschen, spricht ein Nahen,
Und wir fühlen, Geister tauschen
Nun mit uns in diesen Räumen!

Fühlen, wie die Theuren, Süßen,
Die uns ruh'n im Schooß der Erden,
Wieder scheinen wach zu werden,
Wie sie kommen, wie sie grüßen!

Wie sie lächeln! Sie erscheinen,
Leicht von Silberfluß getragen!
Und ihr Grüßen will uns sagen:
Armer Freund, du sollst nicht weinen!

Frau der Nacht, denn nur ein halbes
Nur ein Zwielicht gibt die Sonne,
Hoher ist der Schöpfung Wonne
Und dies Leben nur ein halbes!

Siegbert schrieb dem Bruder . . .

Nachdem er seine schmerzlichsten Empfindungen ausgesprochen hatte, verblieb er, Dankmar's Zureden folgend, noch einige Zeit in dem Plessener Pfarrhause, auf dem Zimmer des ihm geistig und gemüthlich verwandten Oleander . . . Dankmar schien vielbeschäftigt. Er schrieb ihm herzlich, aber kurz. Die Anfrage we-

kann nicht umhin, anzuerkennen, daß er ſeit Jahren ſchon zu ihren eifrigſten Mitarbeitern gehörte. Er lieferte ihr ſeine erſten Gedichte, ſpäter Aphorismen über verſchiedene Gegenſtände der Lebensphiloſophie: in reiferen Jahren aber mehrere publiciſtiſche Beiträge, die ſich über das Recht der Regenten und des Volkes mit eben ſo viel Klarheit als Loyalität verbreiteten. Das beſte Erzeugniß ſeines gewandten Pinſels war unſtreitig die Reihe von Aufſätzen, die wir ſeit geraumer Zeit unter dem Titel: Tibetaniſche Zuſtände, den Spalten dieſer Zeitung einverleibt haben. Niemand anders war der Verfaſſer dieſer geiſtvollen Berichte, als der vollendete Leang-Kao-Tſu. Sein Tod hing aber mit folgenden Umſtänden zuſammen: —“

Der Correſpondent ſchien erwartet zu haben, daß ein befreundeter Pinſel dieſe Lücke ausfüllen würde, aber in Teſchulumbo gab ſich dazu wohl Niemand her. Herr Profeſſor Neumann in München wird mir bezeugen können, daß dieſer Nekrolog auch niemals in der mehr erwähnten Zeitung geſtanden hat.

Ein Bote brachte dem Teſchu-Lama die Nachricht von der Rückkunft des Schamanen. Dies war das Zeichen zum Beginn der ſchon lange vorbereiteten Feindſeligkeiten. Zu Vergnügungen wurde jetzt die Zeit zu koſtbar; man rief mit den Muſchelhörnern, deren Töne das Echo unzählig durch die Berge trug, die Zerſtreuten zuſammen und kehrte mit einiger Beute und dem Leichnam des jetzt unſchädlichen Chineſen in die Ebene zurück. Der verwundete Ho-Po war ſchon vorausgetragen worden.

Inzwiſchen hatte Schü-King mit unglaublicher Energie die Zügel des chineſiſchen Regiments in Laſſa ergriffen. Jede Einmiſchung, welche ſich der General in die Dinge, die ſie

gen Selma's und Ackermann's, die Aufforderung, sich ihnen recht zu widmen, war unterstrichen, aber kam an sich. Doch kam Siegbert nicht so oft nach dem Ullagrunde, weil er wiederum auch nach der jüngst ihm bewiesenen Theilnahme für sein persönliches Leid bemerken mußte, daß Ackermann gegen ihn zurückhaltend war. Selma empfing ihn freudiger und inniger, der Vater mit Befangenheit . . .

An der Ausführung seines ersten Gedankens, unverweilt zum Bruder zu reisen, hinderten ihn Oleander, Zeisel's und manche durch die Jagd dem entlegenen Pleßen näher geführte Umwohner, von denen wir nur den Grafen Bensheim und den Freiherrn von Sengebusch nennen wollen. Diese veranlaßten kleine künstlerische Aufträge für die bevorstehende Weihnachtszeit, sodaß sich Goethe's Wort bestätigte, wie bald ein bedeutender, seinem Lebenszweck mit Ernst entsprechender Mensch einem Kreise nützlich, ja nothwendig werden und mit ihm verwachsen kann. Siegbert fand auch hier sowol auf dem Schlosse Bensheim wie bei Herrn von Sengebusch, der hinter Randhartungen wohnte, Frauen, strebsame, ansprechende und der Beobachtung vollkommen würdige. Doch stieß ihn leider fast immer die politische Atmosphäre dieser Beziehungen ab. Er hörte nur engherzige, furchtsame, zornige Aeußerungen

über öffentliche Dinge und nicht etwa zwischendurch gestreut, sondern als das tägliche geistige Brot dieser Menschen. Wenn die Herren von Zeisel, von Sänger, Graf Bensheim, Herr von Sengebusch zusammen waren, äußerte sich ein Fanatismus, dem Siegbert nicht zu widersprechen wagte, da alle ruhige Erörterung unmöglich war. Da wurden die Zeiten und die Menschen verurtheilt, die jüngsten Staatsmänner Räuber genannt, Landverderber, die Demokraten verlangte man für vogelfrei zu erklären und oft sagte Graf Bensheim: Todtschießen müßte man sie alle wie die tollen Hunde! Das Peinlichste war für Siegbert, daß auch die Frauen diesen Grimm theilten, ja schürten. Ihnen war der Verlust des Adels, mit dem man in dem ersten Stadium der Revolution gedroht hatte, ebenso verletzend wie die Besteuerungsfrage des Grundeigenthums in ihren täglichen Haushalt eingreifend und sie in einen nicht zu beruhigenden Zorn versetzend. Die Offiziere der „fliegenden Kolonnen" und der kleinen hie und dahin versetzten Garnisonen waren ihnen die willkommensten Gäste. Siegbert konnte bei seinem jeweiligen Zusammentreffen aller dieser reaktionären Elemente die Gefahr ermessen, der bei uns die bessere Begründung der Zukunft noch zu lange ausgesetzt ist.

Betrübend war für ihn, daß Oleander keines vo-
ſchen Urtheils fähig war und wenn er einmal eine
mmung über die Zeitereigniſſe zu erkennen gab,
kommen mit dieſen ultraconſervativen Geſinnungen
reinzuſtimmen ſchien. Als ihm Siegbert darüber
Erſtaunen ausdrückte, war ſeinerſeits Oleander
h viel mehr verwundert, wie Siegbert, ein Künſt-
dem kunſtfeindlichen, pietätloſen Geiſte der Zeit zu
digen vermochte!

Siegbert verſchwieg nicht, daß er der mächtigen
wirkung und überzeugenden Beredtſamkeit ſeines
nders Dankmar vorzugsweiſe die Berichtigung ſei-
Urtheile verdankte, daß er durch Louis Armand
Mar Leidenfroſt mit den Arbeitern, ja durch Egon
ſt mit einer edleren Theorie über die Geſellſchaft,
dieſe Adligen lehrten, bekannt geworden wäre und
billigte den Eigendünkel derjenigen ſchaffenden Ta-
e, die nicht ertragen konnten, daß ſich der Lauf
Dinge nach den nächſten Intereſſen ihres Berufes
t richtete. Ueberhaupt, ſagte er, wäre ihm das
rleuten einer Meinung aus ſeinem perſönlichen Vor-
l gradezu ein Gräuel und dieſe Frauen, die die
iheit haßten, weil ihre Männer in die Lage kom-
n könnten, penſionirt oder in ihren Penſionen be-
ert oder in ihren Abgaben an den Staat geſteigert

zu werden, diese wären ihm gradezu dem Geiste nach Megären und böse Unholde, möchten sie auch äußerlich noch so reizend und im Uebrigen sanft und gefällig sein.

Sie übersehen, sagte Oleander, der über die Glut, die in Siegbert's Wangen fuhr, erstaunte, sich aber doch freute, daß es ein Thema gab, worüber der Freund seinen Kummer auf Augenblicke vergaß, Sie übersehen, daß dem zarten Sinne der Frauen doch auch wol das rohe und unheimliche Auftreten der Demokratie, besonders in der communistischen Gestalt, als eine tiefe Verletzung der Sitte erscheinen muß. Wenn Sie sagen, der beschränkte, nur physische Lebenstrieb der Frauen verrathe sich in der conservativen Gesinnung vorzugsweise als Egoismus, so möcht' ich grade an diesem Instinkte doch auch den feinen Takt anerkannt wünschen, daß die Frauen sehr bald erkennen, woher den tobsüchtigen Neuerern ihr Bedürfniß des Lobens kommt. Wenn man immer Demokraten sähe wie Sie! Woher kommt es aber, daß diese Lehre grade so viel Gesindel entsetzlich hat, grade Die, welche weder für die Kirche noch den Staat, noch die Schule, noch die Gesellschaft ein Interesse haben? In allen diesen hier auf sechs oder acht Meilen in der Runde liegenden kleinen Ortschaften sollen, wie

man mich durch Beiſpiele verſichert, grade die den Ton der Auflehnung angegeben haben, die in zerrütteten Verhältniſſen lebten und von einem Umſchwunge der Eigenthumsfrage zu gewinnen hoffen durften. Denken Sie ſich dieſe tiefe Verletzung des Frauenſinnes durch die Eigenthumsfrage! Es iſt nicht die Furcht vor dem materiellen Verluſte allein, der die der zeitlichen Güter ſich vorzugsweiſe annehmenden Hausfrauen ſo bedenklich bedrohte; es iſt noch weit mehr des Weibes ſtille Ahnung, daß mit der Verwirrung der Eigenthumsfrage ſeine eigne ſittliche Exiſtenz in Frage geſtellt iſt. Die Gemeinſchaft der Güter würde alle Bande des ſittlichen Herkommens auch in geſellſchaftlicher Hinſicht ſprengen. Sie wiſſen, daß Goethe ſagte, den Frauen müſſe vor Allen an einem honetten Hergang aller Fragen in der Geſellſchaft gelegen ſein.

Siegbert hatte an dieſen Aeußerungen wenigſtens die Freude, daß der Vikar nicht blindlings dem konſervativen Dünkel der Vornehmen nachſprach, denen er ſelber hier begegnet war. Er fand doch, daß er nach einem tieferen Prinzipe für die Meinung trachtete, die bei Jenen ſo nackt und baar zu Tage lag. Dennoch widerſprach er auf das Lebhafteſte.

Ich kann, ſagte er, nicht zugeben, daß dieſe Be-

wegung immer und überall auf den Kommunismus hinaus läuft. Warum nennen Sie das Aeußerste? Müssen auch Sie nicht darunter leiden, daß man Ihre Auffassung der Religion sogleich Pietismus, ja bei Manchem Jesuitismus nennt, und doch sind Sie und die Ihnen Gleichgesinnten von diesem Extrem hoffentlich weit entfernt! Die kommunistische Regung wird überall bald unterdrückt sein, wo sich kräftige Hände finden, die die Zügel der Bewegung in die Hand nehmen und nicht dulden, daß diese Zügel, wie bei einem durchgehenden Pferde, auf der Straße nachschleppen. Oft scheint es mir, als wollte man recht mit Gewalt der Bewegung die fatale Physiognomie aufprägen, als ginge sie nur von den Lumpen aus. Man schuf Bürgergarden und um sie lächerlich zu machen, uniformirte man sie nicht. Niemand dachte daran, sie zu schmücken. Aber unsre Soldaten, wenn sie im Bauernkittel als Rekruten vom Lande kommen, sehen sie vertrauenerweckender aus als die Freischärler? Wer soll das Wort ergreifen, wenn die Würdigen hinter'm Berge halten und sich zu vornehm dünken, mit dem Pöbel zu verkehren? Da kommen denn meist Die hervor, die ohnehin schon in einer steten Unruhe leben, einer geistigen Unruhe, einer gesellschaftlichen Verlegenheit. Die Bankerottirer sind nicht alle verschuldet

Schuldner. Mancher von ihnen verlor nur deshalb, weil sein Geist reger ist als der des Philisters, der nichts wagt und deshalb immer gewinnt. Kurz die Bewegung geht nur dadurch in den Sumpf, weil man ihr Irrlichter voran tanzen läßt, nicht helle Kerzen, nicht die Lampen der klugen Jungfrauen aus dem Evangelium.

In Dem, was Oleander hierauf erwiderte, zeigte sich, daß er tief in den alten romantischen Anschauungen steckte, die bei ihm eine religiöse Färbung gewonnen hatten. Gegen Ackermann's amerikanische Theorie verhielt er sich wie gegen etwas ihm völlig Antipathisches. Gegen Siegbert's Lehre von einer kräftigen Theilnahme am Staate wandte er Alles ein, was man nur von der Aristokratie des Geistes darüber zu hören bekommen hat. Siegbert, der schon so weit für die Ideen seines Bruders gewonnen war, daß er die gegenwärtige Art Politik zu treiben allerdings als unhaltbar und gefahrbringend erkannt hatte, Siegbert hoffte, Oleander würde ihm auf halbem Wege in der Bundestheorie Tankmar's entgegenkommen, aber er irrte sich. Oleander wich dem großen Heereszug der Massen und dem Getümmel der großen Landstraßen gänzlich aus und blieb wenigstens für Deutschland dabei, daß wir ein Familienvolk wären und bei einer

gewaltſamen übereilten Störung unſrer überlieferten Ordnung nur Gefahr liefen, unſer Beſtes, unſre geiſtigen alten Errungenſchaften zu verlieren.

Nun, ſtammte Siegbert auf, dann frag' ich nur, Oleander, ob Sie dieſe Geſinnung, die ich an Ihnen ehren und anerkennen will, in dem conſervativen Glaubensbekenntniſſe dieſer Gräfin Bensheim und ihrer Nichten, in dem Zorne des Herrn von Sengebuſch, in dem Ingrimm der Lieutenants wiederfinden, die hier die fliegenden Kolonnen befehligen? Leihen Sie da nicht vielmehr Ihre ſchöne Idealität einem ganz ſtumpfſinnigen, rohen, egoiſtiſchen Dünkel und dem materiellſten Hochmuthe? Iſt Das Politik, was Herr von Sänger ſpricht? Iſt Das nicht die reinſte Gedankenloſigkeit?

Oleander räumte dies ein, nannte aber den Royalismus eine politiſche Religion. Wie in der Religion der Eine ſich mehr an das Symbol, der Andre mehr an die innere geoffenbarte Wahrheit halte, ſo wär' es auch in der Politik. Der Glaube, hier und da, wäre die Grenze des uns Möglichen und geiſtig Erreichbaren.

O mein Freund, ſagte er ruhig, prüfen Sie doch! Was iſt das Unglück aller unſrer Staaten? Kein andres, als daß ſie keine politiſche Religion mehr haben. Verſtehen Sie mich recht! Ich meine hier

nichts, was etwa mit Staatsreligion oder Religion überhaupt zusammenhängt. Ich preise nur die Zeiten glücklich, wo die mangelhaften Verfassungen und die unvermeidlichen Ausbrüche verwirrender Leidenschaften gemildert, erträglich gemacht wurden durch jene politische Religiosität, die in unbedingtem Royalismus bestand. Soweit ich den Fürsten Egon zu verstehen glaube, so will er für den bei Seite geworfenen alten Royalismus eine neue politische Religion, d. h. eine moralische Bindekraft des Staates, ein heiliges Joch der Selbstbeherrschung künstlich schaffen. Aber wie alle Vernunft, wenn sie noch so geistreich und weise ist, die Symbolreligionen nicht ersetzen kann, so gibt es auch für die geoffenbarte politische Religion des Royalismus, die ihre weiseren und ihre einfältigeren Bekenner hat, keinen künstlichen Ersatz; denn die Pflichtenlehre, die der Fürst aufstellt, ist eine Chimäre, an der er scheitern wird. Die Pflichtenlehre, ohne Symbolik, kann wol eine philosophische Sekte zusammenbringen, Auserwählte, Gleichgesinnte, aber nicht die dem Zufall preisgegebenen großen Massen, die der Natur, der pflichtwiderstrebenden Natur, folgen. Statt des Royalismus kann höchstens die Nationalität eine bindende politische Volksreligion werden, wie in Ame-

rika, vielleicht ſogar, wenn es beſſer regiert würde, in Frankreich.

Und Deutſchland? unterbrach Siegbert.

Nun wohl! ſagte Oleander. Geben Sie uns nur ein Deutſchland! Entfernen Sie mit einem Schlage alle Fürſten! Schaffen Sie aus Deutſchland eine Republik. Vielleicht, daß dann Thuiskon der Heilige des Volkes würde und vom Tempel des Wodan unſre Offenbarungen kämen ... ich habe im Politiſchen nichts dagegen; allein ſchaffen Sie uns durch einen Zauberſchlag dieſe friedlich geordnete, glückliche auf Vaterlandsliebe und nur auf Vaterlandsliebe begründete Republik!

Mit dieſem Freiherrn von Sengebuſch und den Lieutenants der fliegenden Kolonnen? ſagte Siegbert.

Mit der Proletarierpolitik, mit den Kommuniſten, den konſtitutionellen Taſchenſpielern, den Portefeuille-jagenden Advokaten? parodirte Oleander und Beide brachen ab, weil ſie in der That noch nicht einmal über das nächſte Prinzip einig waren. Wie Siegbert verlangte, für die edlere Demokratie ſollte man ihre Auswüchſe dulden, ſo verlangte Oleander, für die edlere Monarchie ſollte man auch den vulgären Royalismus der Beamten, Soldaten und Adligen dulden.

Die Wahlen ſchürten dieſen Streit immer auf's

in den Kreis ihrer Aufsicht ziehen wollte, erlaubt hatte, wurde mit Festigkeit von ihr zurück gewiesen. Den ersten Act der Souveränetät, die er sich übertragen glaubte, die Befreiung Gyllusya's, hatte sie weniger aus Eifersucht auf die ihr näher bekannt gewordenen Verhältnisse dieses Mädchens, als nach dem festen Vorsatz ihrer alleinigen Machtvollkommenheit wieder rückgängig gemacht.

Alle diese Entschließungen gewannen bei ihr um so mehr Gewicht, da sie sich auf die Nachricht stützte, welche ihr von Teschulumbo aus über ihren Bruder zugekommen war. Sie konnte mit Gewißheit noch auf seine Existenz bauen und deßhalb auf alle ihre Unternehmungen den officiellen Stempel ihres brüderlichen Willens drücken; ja sie konnte annehmen, daß die endliche Rückkunft des Bruders selbst dasjenige gut machen müßte, was sie vielleicht in der Eile oder in Folge eines unweisen Enschlusses oder mit mehr als verantwortlicher Gewaltanmaßung ins Werk gesetzt hatte.

Die Verbindung, in welche Schü-King mit ihrem Bruder trat, war keine unmittelbare, sondern wurde durch Unterhändler, welche Einiges anders erzählten, Vieles gänzlich verschwiegen, unterhalten. Diese bestürmten sie in den Zurüstungen fortzufahren, welche der Correspondent zu Gunsten der Unternehmung des Teschu-Lama gemacht hatte. Schü-King war mit den desfallsigen Planen ihres Bruders wohl vertraut. Sie wußte, daß er sich so viel Einfluß auf die chinesischen Truppen verschaffen wollte, als hinreichte, um sie entweder zur Schilderhebung für den neuen Lama zu gebrauchen oder sie in einer theilnahmlosen Neutralität zu erhalten. Sie wußte, daß ihr süßer Freund Tschu-Kiang zu diesem Zwecke benutzt werden sollte, daß dieser seine Mitwir-

Neue an. Die Agitation war trotz der Jahreszeit, die die Verbindungen erschwerte, überall sichtbar. Die Demokratie blieb im entschiedensten Uebergewicht und versprach eine Kammer, noch radikaler als die aufgelöste. Selbst Gemäßigte wie Justus hatten Mühe, gewählt zu werden. Trossel, der Wirth zum Gelben Hirsch, lief ihm fast den Vorrang ab in dem Distrikte, wo er selber wohnte; doch hatte Justus über drei Wahlkreise zu gebieten und mußte sich begnügen, diesmal nur zweimal gewählt zu werden. Dem Ministerium aber nat er seine zweite Wahl nicht wieder ab; lieber noch Trosseln, wenn er diesen nicht für die Aufsicht über seine Besitzungen gebraucht hätte. Egon mußte Befehl geben, ihn, den Minister, anderswo durchzubringen. Er hatte in seinem „Jahrhundert" die konstitutionellen Neunweisen, wie es dort hieß, lächerlich machen lassen und deutlich auf jene eingebildeten Biedermänner hingewiesen, die so glücklich wären, die objektive Wahrheit auch immer da zu finden, wo sie mit der Befriedigung ihrer subjektiven Eitelkeit zusammenträfe. Die ministerielle Presse wurde mit Geist geleitet. Siegbert verstand, was ihm Dankmar, der natürlich Egon nicht mehr sah, über dessen rastlosen Eifer schrieb. Er widmet sich ganz seiner ehrlichen Aufgabe, schrieb Dankmar, er opfert ihr Tage und Nächte, redigirt Noten und Artikel und will

das Recht haben, Feinde und Freunde zu brüskiren. Von uns, als Freunden, sprech' ich nicht. Ich suchte keine Beziehung mehr zu ihm. Louis ist so gut wie aus seinem Umgange verbannt. Aber von jenen Freunden sprech' ich, denen er doch dient. Bei Hofe wird er noch angebetet. Die Prinzen müssen sich aber schon gefallen lassen, daß er ihre Urtheile ignorirt. Die Lieblinge des Hofes verletzt er schonungslos. Von dem General Boland von der Hahnenfeder, dessen Einfluß beim Könige weltbekannt ist, hat er geäußert: Er besäße die Beweise in der Hand, daß er es mit der Hierarchie halte. Verdächtige Persönlichkeiten, z. B. jener Franzose Rafflard, wurden ausgewiesen. Besonders scharf bewacht er die Clubs und die Gesellschaften, auch die aristokratischen, und manche heftige Scene ist schon vorgekommen, wenn er zuweilen die sogenannten kleinen Cirkel überrascht und sich Nachrichten über die auswärtige Politik erbittet: er höre, die „kleinen Cirkel" hätten eine Depesche bekommen, die bei ihm ausbliebe. Allein bei alledem erkennt man in ihm den Retter der Monarchie und ist gefaßt darauf, die nächste Kammer wieder zu entlassen und nach Egon's Theorie ein Zweikammersystem zu oktroyiren, eine Kammer der Interessen der Arbeitenden und eine Kammer der Interessen der Arbeitgebenden. Man

versichert, daß Egon dabei alt wird und sehr hinfällig aussieht. Allgemein heißt es, er hätte die Absicht, Melanie Schlurck zur Fürstin von Hohenberg zu erheben. Es würde dies die merkwürdigste Folge sein, die nur einem konsequenten Streben geboten werden könnte. Melanie hielt mich einst für den Fürsten Egon und verliebte sich in mein Incognito. Als sie enttäuscht wurde, behielt sie das Wappen im Auge und wird es erobern. Man sagt, Pauline von Harder, die jetzt Alles in Allem ist und um zehn Jahre jünger geworden sein soll, bediene sich der schönen Melanie, um mit Egon in desto festerer Verbindung zu bleiben; sie verhindere, sagt man, das ehrgeizige schöne Mädchen, sich ihm unbedingt zu widmen und lehre sie die Koketterie, die sie früher in ihrem eignen Leben selbst nicht beobachtet hat. Egon, ermüdet vom Tageslärm, erschöpft von der Arbeit, ruht bei Pauline von Harder, der Feindin seiner Mutter, der Vernichterin ihrer Memoiren, seit ihrer wunderbaren Aussöhnung, jeden Abend wie ihr leiblicher Sohn aus und findet Melanie nur bei der Harder, da dann freilich immer schön, immer reizend, immer liebenswürdig. Lasally ist abgefunden. Schlurck, der Vater, der, wie nur Werdeck nach einem Geschäftsbesuche bei ihm sagte, sehr altern und in seinen Finanzen zurückkommen soll — besonders seitdem

sein Factotum Bartusch fortwährend kränkelt und Geister sieht — Schlurck kann sich mit Egon nicht aussöhnen trotz der Tochter. Es liegt in Egon's puritanischer, mit Sinnlichkeit verbundener Strenge eine unbesiegbare Antipathie gegen Schlurck's Genußtheorie und unverbesserlichen Indifferentismus. Grade was ihm an Melanie so bequem ist, ist ihm am Vater verhaßt. Auch ist die Frage seiner Finanzen zu wichtig, als daß er nicht in Ackermann das unbedingteste Vertrauen setzen sollte, zumal da Louis Armand über ihn Wunderdinge berichtet hat.

Sodann schrieb noch Dankmar, der Bruder möchte Erkundigungen einziehen über den wahren Zusammenhang einer sonderbaren Begebenheit, die sich mit Louis, dem blinden Schmied Zeck, der tollen Ursula Marzahn und einem alten Gauner, Namens Murray, im Walde bei Plessen zugetragen hatte. Louis hätte davon nur dunkel gesprochen und doch hätte er von diesem Vorfall Sonderbares vernommen. Endlich schloß der Brief mit den kurzen lakonischen Worten: „Hast du nichts aus Rom gehört? Und warum so einsylbig über Selma?"

Von Rom hörte Siegbert genug durch die Fürstin Wasamskoi, die eine unermüdliche Correspondenz führte. Selma sah er zu flüchtig und besorgte fast, daß der

ruder vorausſetze, Selma wäre ihm ſelbſt nicht
eichgültig. Es wäre dies derſelbe Irrthum geweſen,
den auch Frau von Sänger verfiel, die natürlich
ber Siegbert's längeres Verweilen in der Gegend
hr glücklich war. Anfangs mußte Siegbert geſtehen,
ß ſie eher betroffen ſchien über ſein Bleiben als er-
eut. Er äußerte dies gegen Oleander, der ihn längſt
it dieſer Frau neckte und ihn mit Scherzen, die ei-
ntlich nicht in ſeiner Natur lagen, aufzuheitern
chte.

Oleander erwiderte darauf, daß er faſt glauben
chte, jeder ganz ausgekoſtete Schmerz hinterlaſſe eine
volle ſüße Sättigung des Gemüthes, daß man
cht gern vernehme, der Schmerz wäre umſonſt ge-
eſen.

Dieſe junge ſchöne Frau, ſagte er, die nicht ganz
oberflächlich iſt, wie ſie mir alle neben Selma er-
heinen — auch das kleine Fränzchen hat etwas Sin-
ges und ein innerlich beſchauliches Leben — dieſe
nſchmeichelnde Frau von Sänger hat ſicher heftig
nunter gelitten, als Sie von ihr ſchieden . . .

Und nun komm' ich wieder, ergänzte Siegbert mit
niger Bitterkeit, entdecke ſie drüben bei Zeiſel's, ſie
ält aus den Wolken. Sie noch hier? In Trauer?
Was fehlt Ihnen? Ihre Mutter ſtarb! Sie Un-

glücklicher! Sie Armer! Aber Sie bleiben bei uns! Sieh! Sieh! Wie lange? O Das ist schön! Und warum ihr Schreck? Das liebesieche Herz hat schon einen der jungen Krieger gewählt, die bei Freiherrn von Sengebusch im Quartier liegen.

O, o! sagte Oleander erschreckend. Sie verleumden!

Geben Sie Acht, wenn wir morgen beim Grafen Bensheim zu Tisch sein werden! Ich bin ein Träumer, wie Sie, aber meine Kunst zwingt mich doch, die Physiognomieen zu studiren.

In der That mußte Oleander Siegbert Recht darin geben, daß Frau von Sänger schon wieder mit einem der Offiziere intriguirt war, die die Cirkel der Umgegend seit der ungesetzlichen Selbsthülfe der Landbewohner belebten. Er fand sie verlegen, erröthend über Siegbert's Eintreten, erröthend, wenn dieser mit ihr sprach, er fand den Offizier gegen Siegbert, in dem er ohnehin den Demokraten voraussetzte, ganz besonders gereizt und von der täglichen Gewohnheit, mit Waffen umzugehen, einen sehr unedlen Gebrauch machend. Oleander konnte nicht widersprechen, als Siegbert in Bezug auf einige nahe an Herausforderung streifende Aeußerungen zu ihm sagte:

Erkennen Sie daraus eines der Motive, das freie

Gemüther treiben kann, den ganzen Ton dieser privilegirten Klassen widerlich zu finden? Was kann aus solchen brutalen Gesinnungen entstehen? Die höher gestellten Offiziere verbergen freilich, daß sie diese Art und Weise billigen, allein im Stillen haben sie fast alle ihre Freude daran. Die Zahl derjenigen Offiziere, die ich mir denke wie Max von Schenkendorf, wie Theodor Körner, wie Scharnhorst, ist sehr gering. Kennen Sie den Demokraten verdenken, daß man diesem Corpsgeiste grade eine Niederlage, wie einer andern Armee einst bei Jena, gönnt! Und ich weiß nicht, ob ich mich täusche. Ich glaube in der That, daß diese Gesinnung, vor den Feind geführt, vor einen nationalen, von Hochgefühl durchdrungenen Feind, sich nicht lange über die ersten Vorpostengefechte hinaus bewährt und daß im Kriege nur die Armee unüberwindlich ist, die auch im Frieden von ernster und bescheidner Männlichkeit durchdrungen wird.

Siegbert war so erfüllt von der Trauer um seine Mutter, so sanft auch im Geiste hinübergezogen in die Ferne, wo unter schönerem Himmelsstriche Olga lebte, daß ihm jede weitere Beachtung durch Frau von Sänger lästig gewesen wäre. Und dennoch erlebte er, daß die leichtsinnige junge Frau ihm einen Zettel in die Hand drückte, worin sie bat: „Morgen Nachmittag

um drei Uhr; ich beſchwöre Sie. Henriette." Siegbert ſagte Oleandern nichts von dieſer Aufforderung, nichts von dieſem Rückfall in die alte Geſinnung. Er hatte im erſten Augenblicke einen förmlichen Widerwillen gegen die unbeſonnene Frau. Dann ſtand es wenigſtens feſt bei ihm, daß er nicht nach Randhartingen fuhr, nicht der Aufforderung Folge leiſtete. Am andern Tage kam aber die Tankmar'ſche Wahrheit von den „verdammten Anſtandszärtlichkeiten"! Er fuhr doch nach Randhartingen und fand Henriete von Sänger in Thränen. Sie war allein. Ihr Mann in Geſchäften über Land. Sie erzählte ihr ganzes Leben, wie ſie wegen Armuth dieſe unglückliche Heirath hätte ſchließen müſſen und nun ihr Daſein, ihre Jugend, ihr Glück rein an Nichts hinauswürfe. Sie geſtand ein, daß ſich jener junge Krieger um ihre Gunſt bewürbe, ſie zu einer Scheidung veranlaſſen, entführen wolle und ähnliche excentriſche Dinge, die Siegbert um ſo mehr erkälteten, als er hören konnte, ſie würde ihren Himmel nur in ihm, in ſeinen reinen blauen Augen, finden. Die Thränen, die dabei floſſen, waren ſchwerlich ganz unecht. Sie kamen aus dem wirklichſten Bedürfniß dieſer Frau, die ſich durch das Geſtändniß ihrer Schwäche erleichtert fühlte und vollends geſtärkt durch Siegbert's Zuſpruch, da er das Meiſte von

Tem, was sie äußerte, ernst nahm und ihr viel Gutes und Mildes sagte. Unstreitig hatte sie das Bedürfniß der Scenen. Sie wollte von Siegbert wenigstens das Zugeständniß ihrer verfehlten Bestimmung, eines höheren, bedeutenderen Berufes und war zuletzt vollkommen befriedigt, als Siegbert, doch rücksichtsvoll und weich geworden, tröstend von ihr schied. Es war weder von einer Flucht mit ihm oder dem Offizier oder einer Scheidung oder sonst einer gewaltsamen Unternehmung noch die Rede. Sie blieb ruhig die Frau Hauptmann und Rentmeister von Sänger, lebte aber in diesen kleinen ungeduldigen Wirbeln und Strudeln der Leidenschaft und Selbstaufregung so lange fort, bis die junge Generation auch sie überholen wird und auch sie im Arzte oder Geistlichen ihre letzten Tröster findet.

Mit dem Beginn des Dezembers wollte denn Siegbert endlich aufbrechen und in die Residenz zurückkehren. Einige Arbeiten, die er begonnen, waren vollendet, auch an äußerem Erträgniß war dieser Landaufenthalt nicht unergiebig gewesen. Das Wetter hatte sich gemildert. Dem Frost war Regen gefolgt. Die Wege waren zwar vollends jetzt nicht einladend, aber die mildere Luft that wohl. Am achten Dezember wollte er nun ganz bestimmt reisen

Es war am sechsten, am Nikolaustage, als Abends Siegbert und Oleander in der Wohnstube der Pfarrerin saßen und sich mit den Kindern unterhielten. Hedwig und Waldemar zeichneten Figuren mit Siegbert; das Kleinste spielte, das Vierte war im Ullagrunde . . .

Oleander saß verstimmt und in sich versunken da. Ein Buch war vor ihm aufgeschlagen. Er las zuweilen, lehnte sich dann wieder zurück, schlug die Arme übereinander oder stützte das Haupt auf . . .

Siegbert verstand seinen Kummer. Oleander lebte nur seiner Dichtung, seinem Amte und dem Schmerz, daß ihm nicht gelingen konnte, von Selma Ackermann irgend ein Zeichen der Gunst zu gewinnen. Siegbert war nicht wieder im Ullagrunde gewesen. Er hatte inzwischen versucht, dem Vikar eine größre Aufmerksamkeit auf sein Aeußeres beizubringen. Er selbst, gewohnt, den Leib für einen Tempel der Seele zu halten, trug sich, ohne auf Eleganz Anspruch zu machen, geschmackvoll. Oleander gewann nun schon etwas von dieser gewissenhaften Sorgfalt der körperlichen Pflege. Auch wurden seine desfallsigen Bemühungen, wie er selbst erzählte, scherzend im Ullagrunde anerkannt. Eine günstigere Wendung seiner Hoffnungen gestaltete sich aber darum noch immer nicht. Die Gleichgültig-

kung verſprochen hatte und eilte daher, alle abgebrochenen Fäden dieſer Vorbereitungen wieder anzuknüpfen.

Tſchu-Kiang ſagte, daß man ſich in ſolchen Dingen gänzlich auf ihn verlaſſen könne. Er könne, obſchon ein weiſer Mann, alle Thorheiten begehen, wenn Schü-Kings Bruder ſie verantworten wolle. Es ſei ihm nun ganz einerlei, ob er eine Schwadron oder das ganze Regiment in das Complott ziehen ſolle. Warum ſollt' er eines ſichern Erfolgs nicht gewiß ſein? Wäre doch jeder Rekrut, der nur einmal das Glück gehabt hätte, vor ihm das Gewehr zu präſentiren, bereit, für ihn durchs Feuer zu laufen. Ja, er könne verſichern, das ganze Unteroffiziercorps ſei unter ſich eiferſüchtig gegeneinander, weil er Einigen von ihnen einmal die Verſicherung ſeiner Freundſchaft gegeben habe. Die Befehle des Generals zu hintertreiben? Welche leichtere Aufgabe ließe ſich ihm ſtellen! Kein Soldat, der nur je den Hahn eines Karabiners geſpannt, werde die mürriſchen Sitten eines alten Eiferers ſeinem leutſeligen, einnehmenden, bezaubernden Weſen vorziehen. Kurz, er ſei gewiß, daß ihm im Augenblick des Kampfes, den er übrigens ſehnſüchtig erwarte, mehr zu Gebote ſtehen würden, als bedürftig ſeien.

In dem Augenblicke, wo Tſchu-Kiang dieſe Verſicherung gab, fand Schü-King ſeine Tournure, ſeinen Zopf, ſeinen Stutzbart, den Faltenwurf ſeiner Kleider, die Nachläſſigkeit ſeines Gürtels auch ſo liebenswürdig, daß ſie in ein begeiſtertes Lob dieſer Vorzüge ausbrach. Der Oberſt drückte dafür ihre Hand mit Zärtlichkeit an ſeine Lippen. Wir können nicht zweifeln, daß auch für ſeine Wünſche bald die Erfüllung anbrechen wird.

keit Selma's war ſo auffallend, daß, wenn ſie wirklich ein andres Bild im Herzen trug, Siegbert wol Recht hatte, ſich nach einer letzten flüchtigen Begegnung in Pleſſen, wo wieder des Bruders nicht gedacht wurde, zu ſagen:

Wie lieblich iſt die Treue eines unſchuldigen Herzens! Wie ſcheint an Selma Alles ſpröde, ſo gewidmet und aufbewahrt nur für den Einen, dem ihr ganzes Leben gehört! Wie fern, wie abweſend dieſer Blick des Auges! Wie erſchrickt ſie, wenn man ſie anredet und ſie nicht ſogleich die an ſie gerichteten Worte verſteht, weil ſie zerſtreut war! Das iſt die fromme Andacht der Liebe, die ihrem Heiligſten jeden Gedanken, jeden unbewachten Augenblick des Selbſtgeſpräches der Seele widmet! Ob wol Olga ſo lieben konnte, ob ſie wol ſo liebt oder, aufgewühlt in ihrer kindlichen Frühreife, erſchreckt, beunruhigt, wildgehetzt von fremden Leidenſchaften, ſchon außer ſich lebt, ſtatt innig in ſich zurückgezogen!

Oleander las in einer Schrift der neuen philoſophiſchen Schule, der kritiſchen oder chemiſchen, wie er ſie nannte. Chemiſch deshalb, ſagte er zu Siegbert, weil dieſe Philoſophen des abſoluten Nichts die Liebigs der unſichtbaren Welt ſind. Wie die chemiſche Retorte Urſtoff auf Urſtoff entdeckt und dieſen

immer wieder auf's Neue zerlegt, ſo hat der philoſophiſche, gemüthloſe Verſtand der neueſten Schule Alles durch die Kritik bis zum vollkommenſten Nichts aufgelöſt und ich ſtaune hier eben über den Dünkel, mit welchem in dieſem Buche alle Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele widerlegt werden und der Verfaſſer nun auch glaubt, die Unſterblichkeit der Seele ſelbſt widerlegt zu haben.

Siegbert ſchwieg. Er kannte dieſe Schriften. Leidenfroſt liebte ſie und empfahl ſie mit Eifer und doch widerſtanden ſie auch ihm, obgleich er Oleandern in ſeiner Entrüſtung nicht Recht geben mochte.

Warum müſſen wir nur, fuhr Oleander, während Siegbert den Kindern, die ſchwiegen, vorzeichnete, aber ernſt zuhörte, warum müſſen wir nur an ſo viel Renommiſterei im Geiſtigen leiden, an ſo viel gemüthloſer, affektirter Prahlerei! Wie dieſe Philoſophie ſich berufen dünkt! Wie ſie aufräumt! Wie ſie durch den Erfolg ihrer kritiſchen Operationen immer übermüthiger wird und ſich doch dieſer Freude über das abſolute Nichts ſchämen ſollte! Dieſe Menſchen lachen über den Unſterblichkeitsglauben, ſie bemitleiden den vulgären Wahn unſrer romantiſchen Phyſiologie! Wenn ſie noch die Achſeln zuckten und ſagten: Die Materie bedingt den Geiſt und mit dem Zuſammen-

fallen der Materie hört dies Denken und Bewußtſein leider auf! Nein, ſie fühlen ſich ſo froh, ſo ſtolz, ſo gehoben durch die Thatſache des künftigen Nichts, daß ich vor einer Zukunft ſchaudere, wo dieſe Lehre in den jungen Gemüthern aller Orten Raum gefunden hat! Denn die Jugend läuft Dem nach, der den Säbel auf der Straße klappern läßt und die Mütze recht verachtungsvoll über einem Ohre trägt.

Siegbert äußerte ein Wort, das er auf eine ähnliche Erwiderung von ihm ſelbſt einſt von Leidenfroſt gehört hatte.

Nun wohl! ſagte er. Iſt denn aber dieſer Stolz ſo verächtlich? Man hat die Unſterblichkeit der Seele deshalb gelehrt, weil ſie zur Tugend nöthig wäre. Iſt es denn aber kein Fortſchritt, wenn die Tugend um ihrer ſelbſtwillen geübt und an künftige Belohnung nicht mehr gedacht wird?

O, rief Oleander, wenn ſie nur tugendhaft wären! Wenn ſie nur wirklich die Beſcheidenheit verklärte! Wenn ſie nur aus der Erkenntniß ihrer eignen leerſten Zweckloſigkeit und der mit dem letzten Athemzuge eintretenden Vernichtung die Aufforderung zur Demuth ſchöpften! Nein, ich kenne von Tübingen, von Halle, Berlin, Wien her eine Menge dieſer neuen Philoſophen der Kritik und des Chemismus! Dieſe jungen Aerzte

der neuen Schule, wie verächtlich und frivol ſprechen ſie von dem Körper! Er iſt ihnen eine Uhr. Wo wir früher göttliche Immanenz ſahen, wo wir ein Geheimniß in den Nerven ahnten, ſehen ſie nur den Mechanismus des Blutumlaufes und ſeiner Störungen. Das Mikroſkop hat ſie übermüthig gemacht, wie Laplace übermüthig durch das Teleſkop wurde. Dieſer Franzos behauptete alle Sterne geſehen zu haben, aber nirgends auf ihnen Gott. Dieſer Bemitleidenswerthe erhob ſein Teleſkop zum Gott und die neue Naturphiloſophie macht aus dem Mikroſkop den Schöpfer. Es iſt der Dünkel der Gelehrſamkeit, der Herzloſigkeit, des eingebildeten Studiums. Und darin erkenn' ich Gottes Finger! Unſre Welt wird immer elender und erbärmlicher, unſre Schaffenskraft in geiſtigen Dingen immer geringer und gemeiner werden. Ein ſolcher Atomismus, der nicht an die jenſeitige Beſtimmung des Menſchengeſchlechts glaubt, kann auch für das diesſeitige Leben nichts ſchaffen. Warum erleben wir, daß dieſe Hände, wo ſie Staat, Kirche, Geſellſchaft berühren, nichts hervorzubringen vermögen? Warum ſind ſie von der Poeſie verlaſſen und müſſen auch deren ewige Berechtigung läugnen? Warum haben ſie noch nichts gefertigt, als kritiſche Analyſen und da, wo ſie ſchaffen wollten, hohle Phraſeologie'

Siegbert fühlte sein Herz vielen dieser Ausrufungen vertraut und doch erschreckte ihn, daß Oleander solche Thatsachen nur benutzte, um sich dahin zurückzuziehen, wo der unbedingte Glaube waltete. Er sagte:

Lieber, ich folge Ihnen gern, wenn Sie sagen, daß die neue Schule etwas Brüskes, Herzloses und Unschöpferisches hat. Ich habe sogar einen Freund, Namens Leidenfrost, der in der absoluten Verneinung jeder Zukunftshoffnung seine Menschenwürde findet und grade durch sie für die Tugend, für die Todesverachtung ein erhebendes Prinzip zu haben behauptet. Aber ich kann mit dieser Meinung nicht gehen. Ich denke, wie es hundert verschiedene Sittengesetze gegeben hat, die alle die Probe der Kritik nicht bestanden und der innere kategorische Imperativ des Herzens: Uebe die Tugend! doch unläugbar ist, so ist auch trotz der Unwissenschaftlichkeit aller Beweise für das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele der kategorische Demonstrativ, wie ich ihn nennen möchte, dieser Thatsachen in unsrer Brust nicht auszurotten. Ich glaube nicht daran, daß diese Erde mit ihren Menschenbewohnern nur eine Stufenfolge der Schöpfung ist, die in sich selbst absturbt und daß wir nur der Dünger immer neuer Schöpfungen sind. Welches die Form unsrer Verklärung sein wird, das weiß ich nicht. Ich

denke, Gott wird ſchon eine Weſenkette neuen Lebens wiſſen, in der wir, wenn auch in Subſtanzen, die wir nicht ahnen können, uns als Fortſetzung unſres hieſigen Lebens erkennen. Wer kennt die Geiſterringe, die das All umſchließen! Aber, mein Freund, mit dieſem Zugeſtändniß iſt Gefahr verbunden. Ich kann mit Denen nicht gehen, die ſich nun gleich rechts wenden und dann ſagen: So bleibt uns nur der Glaube! Ich gehe mit Denen nicht, die links das abſolute Nichts wollen. Wo gibt es alſo einen Mittelweg?

Es gibt keinen Mittelweg! ſagte Oleander und fügte ſcherzend hinzu:

Gott oder Satan!

Sie lächeln ſelbſt, Oleander! fiel Siegbert ein. Und doch ſind Sie auf dieſer äußerſten Alternative. Ich glaube an den Mittelweg. Ich glaube an die Möglichkeit, daß wir das Alte kritiſch überwinden und für den Geiſt, der uns dieſe Ueberwindung lehrte, doch auch eine Symbolik erfinden, auch eine Religion ſtiften. Ich will Gebundenheit des Gefühls und auch ein Maaß des Gedankens. Ich will, daß man ſich im Staate und in der Religion gebunden fühlt, gebunden durch die ewige Schranke, die wir nicht überſpringen können. Aber dieſe Gebundenheit muß keine traditionellen Formen

mehr haben, in der Religion nicht die chriſtliche Theologie mehr, in der Politik nicht mehr das feudale Staatsrecht. O mein Freund, ich weiß wohl, daß die Weltwirkung Chriſti kein Genius mehr heraufzubeſchwören vermag, kein Wettkampf eines Märtyrers vermag noch mit Chriſtus in die Schranken zu treten, es fehlt uns Symbol, Religion, Form, Kirche und Staat für Das, was unſre Meinung iſt; aber hoffen wir doch, verzagen wir nicht; auch die neue Religion, die neue Politik wird ihre Formen finden. Nicht umſonſt iſt uns von Chriſtus die künftige Herrſchaft des Geiſtes verheißen worden.

Oleander ſchwieg und wollte in ſeinem Buche weiterleſen, als man einen Wagen rollen hörte. Er fuhr raſch von der Gegend des Amtshauſes herunter und die Frau Pfarrerin, die mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt am Tiſche ſaß, behauptete, es müßte Herr Ackermann ſein. Der Wagen hielt vor dem Pfarrhauſe. Die Kinder ſprangen hinaus. Es war Ackermann, Selma, Fränzchen und die kleine Clara Stromer, die mit einem Korbe in's Haus traten.

Guten Abend, ihr Kinder. Guten Abend, Herr Oleander! Guten Abend, Herr Wildungen! So ſtill hier? Kein Jubel? Keine blechernen Trompeten? Keine Trommeln?

Und schon hatte Selma den Korb, den Fränzchen trug, aufgedeckt und trommelte auf einem kleinen Tambourin, und Clara, die in das Geheimniß eingeweiht war, zog Hedwig und Waldemar heran, um ihnen die übrigen Herrlichkeiten zu zeigen.

Es ist St. Niklastag, sagte Oleander, glücklich durch den unerwarteten Besuch.

Siegbert besann sich auf diesen Tag, an dem er in seiner Kindheit immer schon eine Vorfreude der Weihnacht genossen und erinnerte sich seines guten Vaters, der in einem nach außen gekehrten rauhen Pelzschlafrocke und verhüllten Kopfe den Niklas spielte. Zu Denen, die solche alte Sitten und Unsitten aus zärtlicher Schonung der „lieben Kleinen" verwarfen, gehörte er nicht. Siegbert gedachte wehmüthig der Angst, die die Mutter hatte, wenn sie beteten und sich nicht recht klar werden konnten, ob sie sich wirklich zu fürchten oder nur so zu stellen hätten; denn der Vater war ja wol sogleich erkannt.

Selma erzählte den staunenden und über die kleinen Geschenke jubelnden Kindern, sie hätte alle diese Sachen vom heiligen Nikolaus bekommen und fragte dann:

War er denn noch nicht da? Er sagte doch, er wollte heute alle Kinder besuchen und sehen, ob sie

geſchickt wären und beten könnten? Auch den großen Kindern da, Herrn Siegbert und Oleander, drohte er mit der Ruthe! Gott ſei Dank, er kommt wol nicht.

Indem pochte es aber draußen an der Hausthür donnernd.

Die Kinder horchten erſchrocken auf . . .

Als Ackermann, der mit väterlicher Freundlichkeit auf den Scherz einging, bemerkte, ob Das wol der Niklas wäre, und das Pochen ſich wiederholte, wollten ſie ſich verſtecken.

Wer geht hinaus und öffnet?

Die Frau Pfarrerin hatte keinen Muth; der räthſelhafte Ankömmling klopfte ſo ſtark, daß ſie zitterte.

Oleander, der geſpannt war, was da kommen ſollte, ging und öffnete.

Sogleich hörte man auf dem Vorplatz eine gewaltige Klingel ſchellen und eine hohle rauhe Stimme rufen:

Sind hier Kinder?

Wie die Kinder dies bezügliche Wort hörten, wollten ſie ſich hinter der Mutter verſtecken.

Oleander erſchrak ſelbſt über den mit Ackermanns einverſtandenen, ihm aber nicht erkennbaren Beſuch.

Die Thür ging auf und eine tief in Pelzwerk ge-

hullte und wol mit einem gebrannten Korke ſchwarzbemalte Figur trat herein. Der Kopf war von Damenſhawls wie mit einem Turban überwunden. In der Hand trug der Wilde eine große Ruthe aus Beſenreiſern und in der andern einen Sack. Die lange Stange hatte er draußen ſtehen laſſen.

Ernſt blickte ſich der unheimliche Gaſt im Zimmer um. Selma, um ſeinen Scherz zu unterſtützen, ſchrie und lief ſich zu verſtecken.

Du ſchon wieder da? ſagte der Niklas und rannte ihr mit der Ruthe nach, um ihr auf die Finger zu klopfen.

Die Kinder wagten kaum hinter der Mutter hervorzukriechen. Nur Waldemar war etwas kecker und wollte den Niklas am Pelze zupfen.

Da hatt' er einen Schlag auf die Finger weg.

Zugleich warf aber der ſchlimme Heilige doch aus ſeinem Sacke Nüſſe, Aepfel, Lebkuchen in Fülle. Das lockte die Kinder, aber ſo wie ſie etwas erhaſchen wollten, ſetzten ſie ſich der großen drohenden Ruthe aus . . .

Der Kleinſte, Oskar, weinte. Hedwig nahm ſich ſeiner an und ſuchte den Zorn des Niklas durch ein Gebet zu beſchwichtigen, das ſie raſch herſtammelte.

Da ſagte der Niklas mit einer rauhen, Siegbert

# Dreizehntes Kapitel.

## Der Angriff.

Yang-Schu, der Feldherr, führt sein Heer
Dreitausend Wagen reich an Wehr,
Sie treiben wohl den Feind zu Paaren.
Yang-Schu, der Feldherr, zieht voraus,
Es tönet laut der Trommeln Braus,
Und wohlgeschaart ziehn alle Schaaren.
Zum Angriffszeichen genügt schon
Den Muthigen ein gelinder Ton.
Doch soll's des Rückzugs Zeichen sein,
Und soll'n wir ihm Gehör verleihn,
So dürft ihr nicht die Trommel sparen.

Schi-King.

Es war finstere Nacht. Tausend Fackeln leuchteten im Gebirge. Der rothe Schein, den jede einzelne warf, konnte auch nur den Schritt eines Einzigen sichern. Für die übrigen Tausend, die mit ihren Rüstungen über das Gebirge kletterten, gesellten sich zu den natürlichen Hindernissen des gefahrvollen Weges noch die blendenden Schatten, welche die Fackelträger in die tiefen Abgründe warfen.

Bald stürzte ein Roß, bald ein Reiter, der es am Zügel führte. In dem verworrenen Zurufen, welches von einer Bergspitze auf die andere schallte und das schlummernde Echo

und Oleander und der Frau Pfarrerin völlig unbekannten Stimme:

Seid ruhig, ihr Kleinen! Ich weiß, daß ihr beten könnt und geschickt seid! Auf die großen Kinder ist es abgesehen. Hier! Da versteckt sich ein rechtes altes Kind, das sich in der Welt herumtummelt, die Schule und das Elternhaus schwänzt ... Wart', Gesell! Sag' deine Lection her!

Damit hatte der Niklas Siegberten so eingeschlossen, daß dieser in der That vor der Ruthe sich nicht bergen konnte.

Siegberten war es, als sollt' er trotz der Verstellung die Stimme kennen. In der Eile rieth er hin und her. Aber der Niklas ließ ihm nicht Zeit zu fragen, sondern verlangte einen Spruch.

Siegbert warf den ersten besten Schulvers hin.

Der Niklas sagte:

Siehst du, trivialer Schulschwänzer, Besseres kannst du nicht? Treibst dich herum, jagst Nebelbildern nach und vernachlässigst die Oelfarbe! Schäme dich, Portraitklerer!

Jetzt gewann Siegbert einen Paß, dem seltsamen Niklas zu entwischen, der nun Oleandern vornahm.

Oleander unterstützte die Vermuthung der Frau Pfarrerin und der Kinder, daß dies wol gar der Va-

ter wäre, Guido Stromer ſelbſt, der die Seinigen zur Weihnachtszeit überraſchen wollte. Ach wie ſchlug der verlaſſenen Frau das Herz! Sollte er's ſein? Guido? Aber ſeine Stimme iſt nicht ſo rauh! Dieſer Humor nicht im Mindeſten von ſeiner Art! Aber vielleicht hat ſich ſein Weſen in der Stadt geändert? Er iſt fröhlicher geworden? Kinder, ſeid artig, betet, es iſt der Vater!

Der Niklas verfolgte Oleandern, deſſen lange Figur ſich beim Entſchlüpfen komiſch genug ausnahm und wirklich von Selma nicht ohne Spott belacht wurde. Siegbert ſelbſt mußte lachen, wie der lange lyriſche Vikar ſich duckte und zur Freude der Kinder ſeine Angſt übertrieb, während er doch wirklich beklommen war.

Du Stellvertreter des Stellvertreters des Herrn, ſagte der Niklas, was kannſt du ſagen? Lieſt du auch Alles aus Büchern ab, wie deine Kollegen? Biſt du auch ſo ein Haſenfuß, der die Privat-Seelſorge der Weiblein Nachmittags mit ihnen beim Kaffee pflegt und lieber Whiſt ſpielt, als im heiligen Auguſtinus lieſt?

Oleander ſchwang ſich hinter Siegbert her und ſchützte dieſen vor, um ſich vor der Ruthe zu retten. Mit einer Anſpielung auf Siegbert's Trauer ſagte er nun raſch:

Nicht allzu große Luſt im Glücke!
Nicht allzu großen Schmerz im Leide!
Dann lacht nach jeglichem Geſchicke
Der Hoffnung wieder grün die Weide!

Das geht allenfalls! ſagte der Niklas. Etwas ſentimental zwar! Etwas Freude mit ſchwarzem Krepp! Aber es ſind ländliche Anſchauungen! Die grüne Weide iſt die Hauptſache! Oder du denkſt wol, Niklas wäre ein Bauer oder ein Viehzüchter? Wart'! Wart'! Aus Schonung für die Waiſe da — er zeigte auf Siegbert — will ich deinen Spruch gelten laſſen; da haſt du einen Lebkuchen, einen Reiter zu Pferde und noch einen, ein Wickelkind! Laß dir's recht viel Kindtaufen bedeuten!

Der Niklas ſagte nun noch Ackermann, Selma, Fränzchen — mit denen er jedoch im Einverſtändniſſe war — auch die Frau Pfarrerin, die nur immer dabei blieb: Das iſt Herr von Zeiſel — nein! Das iſt der Doktor Reinick! Nein! Das iſt — Himmel, wer iſt's nur? Die ſonſt ſo ſtille Frau war ganz alarmirt. Ihre wahren Gedanken, die ſie mit den Kindern theilte, daß es der Vater wäre, wagte ſie der Täuſchung wegen nicht auszuſprechen.

Zu Ackermann ſagte der Vermummte:

Ueber's Jahr komm' ich wieder und wehe dir,

Taſchenſpieler, wenn du mir nicht aus dieſem Apfel, der ſechs Körner enthält, ſechshundert Aepfel gewonnen haſt!

Zu Selma:

Wart', daß ich dich nicht mitnehme auf mein Pferd und dich in Höschen Pagendienſte verrichten laſſe bei der Königin Saba von Arabien.

Und zu Fränzchen:

Louiſe Eiſold läßt dich grüßen und um ein neues Lied nach der Melodie: „Des Volkes Tochter, arme Bettlerin" bitten. Aber ich werde Euch anſtreichen, ſo zu lügen, ihr verdammten ſchönen Proletarierinnen ihr! Singen vom Elend und naſchen am liebſten Lebkuchen!

Siegbert konnte nicht errathen, wer der Vermummte war; denn die Stimme blieb verſtellt und ſein Spiel wurde faſt künſtleriſch behandelt.

Als Niklas noch der Pfarrerin und den Kindern einige leichte Ruthenſtreiche verſetzt, dabei immer geklingelt und mit ſeinem Sack geraſſelt hatte, faßte er zuletzt das unterſte Ende deſſelben, ſchüttete die ganze Beſcheerung auf den Fußboden und während Jung und Alt danach haſchte, ſich drängte, ſtieß, war er verſchwunden.

Jetzt erſt war das Gelächter und die Freude groß. Siegbert ſollte rathen und beſann ſich nicht. Sein Bruder konnte es nicht geweſen ſein. Er würde die

Stimme erkannt haben ... Indem brachte ein Hausknecht aus der Krone die Botschaft, ein fremder Herr wäre angekommen, der ihn zu sprechen wünschte; er zeigte auf einen Zettel, auf dem „Leidenfrost" geschrieben stand.

Jetzt hatte Siegbert die Aufklärung.

Hat er den Weg als Heiliger gefunden, der uns prügelte, sagte er lachend, so kann er es jetzt auch als reuiger Sünder, um uns abzubitten. Der Tolle soll nur zu uns kommen. Ich komme nicht zu ihm und wenn er in hundert Kronen wohnte.

Leidenfrost war es wirklich, der dann in einem abgetragenen Sammetkittel kam. Er grüßte wie ein völlig Fremder und führte seine Rolle des Nichtwissens, des Erstaunens, der vollkommensten Nichtbetheiligung eben so gut durch wie vorhin seinen Niklas, den er durchaus nicht wahrhaben wollte.

Ich ein Niklas? sagte er befremdet mit einer völlig andern Stimme. Ich so frech, Sie hier Alle mit Ruthen zu peitschen? Wie konnt' ich daran denken! Ich habe das Glück, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Herr Oleander und Frau Pfarrerin, in Folge des angenehmen Auftrags, in dieser unangenehmen Jahreszeit die von Herrn Ackermann bestellten Maschinen durch Dick und Dünn hierher zu begleiten.

Gewiſſe innere Stimmen ſagen zwar, ich hatte dieſen Auftrag mit beſondrer Vorliebe für den Flüchtling Siegbert Wildungen übernommen, den wieder zu ſehen mein Herz labt und der trotzdem, daß er eine Mutter verloren hat, doch ſchon wieder, wenn nicht lachen, doch lächeln kann. O lächelte die Sonne ſo durch Wolken und trocknete die Wege! Vergeben Sie meine Fußbekleidung! Ich verſichre Sie, daß dieſe Stiefeln wirklich von Leder ſind.

Die Pfarrerin bot Thee oder jedes ihr ſonſt in der Eile mögliche Nachteſſen an, aber man ſchlug die Einladung aus und wollte in den Ullagrund zurück. Leidenfroſt begleitete die Rückfahrenden, verſprach aber morgen nach erſter Auseinanderſetzung der bereits in den Wirthſchaftshäuſern Ackermann's untergebrachten Maſchinen, ſich in Pleſſen ſehen zu laſſen. Ackermann kehrte dieſe Anordnung um und lud die Pfarrerin, die Kinder, Oleander und Siegbert liebevollſt und herzlichſt für morgen zu Tiſch.

Nun wohl — ſagte Leidenfroſt; dann ſorgen Sie nur für ein kleines Kämmerchen zum Rauchen und zu ſtillem Zwiegeſpräch mit dem neugierigen Siegbert. Wir haben Viel und nichts Geringes zu berichten.

Wie lange bleiben Sie, Leidenfroſt? fragte Siegbert.

Bis übermorgen!

Dann reisen wir zusammen zurück.

Wenn Sie keinen Anstand nehmen, sich dabei von den beiden Maschinenarbeitern Alberti und Heusrück begleiten zu lassen —

So sind wir vier und bilden ein vierblättriges Kleeblatt!

Diese Bemerkung betonte Siegbert mit einigem Nachdruck, den Leidenfrost verstand und dazu bedeutsam lächelte. Diese Mienen reizten Siegbert so, daß er die Zeit bis zum morgenden Mittag kaum erwarten konnte und bis in die Nacht Oleandern, der in Leidenfrost nun auch den Unsterblichkeitsläugner gleich persönlich kennen gelernt hatte, mit Schilderungen über das Leben und die Talente dieses Sonderlings, für seinen humoristischen Freund erst langsam gewinnen mußte.

## Dreizehntes Capitel.

### Der Häckſelſchneider.

In Ackermann's großem Zimmer war eine Familientafel hergerichtet. Selma und Fränzchen hatten vollauf zu thun, den wirthſchaftlichen Verpflichtungen heute würdig zu entſprechen. Eine Hausfrau, die Frau Pfarrerin, ſollte heute ihrer Hände Werk, ihre Anordnungen, ihre Wirthſchaftlichkeit prüfen.

Heute kam für Fränzchen der Onkel von der Jagd recht unerwünſcht, obgleich er Wildpret brachte. Er mußte ſich's auch gefallen laſſen, daß ſie ihm ſagte:

Onkelchen, heute haben wir großen Beſuch, heute gibt's viel zu ſchaffen.

Nun, ſagte Heuniſch, ich wollte mich ein bischen ruhen. Dann ſprech' ich einmal bei dem Alten vor. Ich höre ja, zu Weihnachten wird der Heinrich herüberkommen und ein paar Tage auf Urlaub hier zubringen.

So? ſagte Fränzchen gleichgültig und half der brummenden Lieſe den Grünkohl verleſen.

Ich ſprach neulich den Alten auf dem Amt, wo die Papierſchreiberei kein Ende nehmen will . .

Fränzchen hörte gar nicht . . .

Wegen der Teufelsgeſchichte in meinen vier Pfählen — die Alte ſoll auf's Amt und will nicht — So hab' ich um jedes Und und Aber eine Scheererei —

Guten Morgen, Herr Heuniſch! klang eine zarte Stimme.

Es war Selma, die in der Wirthſchaft ſchaltete und raſch an dem in der warmen Küche ſitzenden Forſtmann vorüberging.

Guten Morgen, Fräulein — wie behend geht Ihnen das Alles von der Hand!

Da war heute aber kein Stillſtand, keine Gelegenheit zum „Schnacken". Heuniſch wurde bald da, bald dort incommodirt, ſodaß er zuletzt merkte, er incommodire ſelbſt und beſchloß, den Alten nebenan zu beſuchen.

Haſt ihn denn noch immer nicht geſprochen? fragte Heuniſch ſeine Nichte.

Heute wird's geſchehen müſſen, ſagte Fränzchen ſeufzend. Ich muß ihn um Eier bitten und wenn er's gut meint, auch noch um drei Hühner dazu. Wir ſind noch zu wenig eingerichtet. Die Lieſe muß

die Hasen spicken. Da will ich einmal selbst mein Glück versuchen.

Wetter! Nun bin ich begierig, sagte Heunisch. Nun gehe ich voraus und recognoscire das Terrain. Komm' gleich nach! O da bin ich kurios. Adjes, Liese! Der Hase ist nicht zu jung und nicht zu alt . . . grade, wie's am Feuer sein soll.

Die Liese achtete heute nur auf ihre Töpfe und Pfannen und Stricknadeln und hörte kaum, was um sie gesprochen wurde . . .

Heunisch ging und stöberte wirklich den alten Brummbär auf dem Häckselboden auf, wo er meist selbst angriff und für seine acht stattlichen Rosse Häcksel schnitt.

Der Jäger hatte eine Lockpfeife, die der Bauer schon kannte. Er pfiff an den Scheunen, da er schon den regelmäßigen Schnitt vom Häckselboden hörte.

Guten Morgen! hieß es oben rundweg, als Heunisch in den untern Heuschober eingetreten war. Soll's was?

Zum Wetter, ist das ein Willkommen?

Ich schneide Häcksel . . .

Hör' ich . . .

Gibt's was Neues?

Euer Nachbar hat die Maschinen gekriegt —

weckte, erſtickten die Schmerzensſchreie der Unglücklichen, welche die falſche Berechnung des Wegs und die Tollkühnheit der Anführer mit ihrem Leben bezahlen mußten.

Am entlegenſten Ende des Zuges und noch am tiefſten Fuße des Berges ertönte das Commando einer uns wohl bekannten Stimme. „Die Fackeln von den Pulverwägen!“ rief es mit ſiebenfachem Echo. „Wir haben ſo viel brennbares Material, daß wir mit Einem Funken die aſiatiſchen Hochgebirge in die Luft ſprengen könnten.“

Es war Dickſon, der mit ſeiner ſchweren Artillerie weit zurückblieb und in der That nur mit den außerordentlichſten Anſtrengungen des Weges Meiſter werden konnte. Seine wenigen Geſchütze wären außerdem verloren geweſen, wenn er nicht jedes in Augenſchein nahm und bald hier, bald da zugegen war. Die Stücke waren mit einem Dutzend Pferden beſpannt, welche von eben ſo viel Kanonieren wieder kurz am Zügel geführt werden mußten. Dickſon rief dabei unaufhörlich oder nur in kurzen Zwiſchenräumen: „Fünfzig Stockprügel für Jeden, der elend genug iſt, ſich hinten aufzuſetzen! Und die Hälfte für Jeden, der ſich von ſeinem Thiere ziehen läßt!“ Dabei machte er ſeiner Galle an allen Gegenſtänden Luft; er war im Zuge, die anſtößigſten Dinge zu ſagen. „Das ſind die Folgen der Vielherrſchaft,“ rief er; „ſchätzte man meine Rathſchläge ſo hoch, als ſie werth ſind, ſo würde man beſſer bedient ſein. Was gab ich im Kriegsrath für eine Meinung ab? Ich ſtimmte für Zögerung, für eine Raſt, die vier Stunden vor dem Untergange der Sonne beginnt; für einen Marſch, der Niemanden ermüdet und uns Zeit läßt zu den nöthigen Erholungen, zur Verdauung und zu einem erquicklichen Trunke. Ich drang nicht durch, weil in

Wohl bekomm's ihm!

Auch eine Hackselmaschine —

Gleichfalls!

Die eisernen Dinger sehen so klug aus wie Puterhähne, die sich in die Brust werfen! Wenn ich sie so klappen und stöhnen höre, ist's mir fast, als wären sie lebendig.

Meine alte Häckselbank da schläft auch nicht —

Ritsch! Ratsch! sagte Heunisch und ahmte das Schneiden nach, ärgerlich, daß dieser Dialog so ganz par distance vom Boden herab und von unten hinauf geschrieen wurde. Ihr seid fleißig, Sandrart ... Werdet Ihr Euch denn die Maschinen nicht einmal ansehen?

Nein.

Sie sind possierlich.

Glaub's.

Der Nachbar macht Euch Alle todt.

Wir wollen's erleben.

Hört doch auf! Zum Donnerwetter! Seht doch ein bischen 'runter! Was sagt Ihr denn zur Franziska?

Franziska? Was ist Das? Auch so eine eiserne Bestie?

Ritsch! Ratsch! Der Bauer schnitt ruhig seinen Häckfel weiter.

Seid Ihr toll, ich meine meine Nichte — Sie ist ja beim Nachbar. Ihr seid kein freundlicher Nachbar ...

Ich ſehe nicht in andrer Leute Töpfe.

Indem mehrte ſich die Scene. Fränzchen's inzwiſchen erfolgte Ankunft hatte Heunisch am Gebell der Hunde und dem Knarren des Thorwegs errathen.

Ja! ſagte eben eine alte Weiberſtimme hinter Heunisch, der dabei durch die Bodenluke ſah, von welcher eine Leiter in die Scheune herabführte. Ja, aber andre Leute ſehen in unſre! He, Sandrart!

Wie ſo, Jungfer Roſine? fragte Heunisch ſich umwendend.

Die Regentin des Sandrart'ſchen Bauernhofes berichtete, daß die Mamſell von drüben da wäre und um ein Dutzend Eier bäte und wenn's möglich wäre, auch um drei Hühner.

Oben war Alles ſtill; auch die Häckſelbank ſchwieg.

Ein Dutzend Eier wollen ſie drüben und wenn's möglich wäre, drei Hühner! wiederholte Jungfer Roſine kreiſchend, weil ſie glaubte, der Alte oben hätte den Wunſch nicht verſtanden.

Ein Dutzend Eier, Sandrart, und wenn's möglich wäre, drei Hühner! wiederholte Heunisch.

Ich höre ſchon! ſchrie der Bauer ...

An ſeiner Stimme merkte man ſeinen Zorn und den geſchmeichelten Uebermuth.

Roſine, die die abſchlägige Antwort voraus wußte,

grinzte verſchmitzt und wollte ſchon mit den Holzſchuhen davonklappen.

Indem hüpfte Fränzchen herein, im wollenen Kleidchen, ein Mäntelchen übergeworfen, zwei Körbe in der Hand, erwartungsvoll, nicht ohne Hoffnung . . .

Nun, rief ſie in die Scheune tretend, iſt der Herr Nachbar ſo gütig?

Die Mamſell! betonte Roſine die Leiter hinauf.

Sandrart, ſtatt aller Antwort, fing wieder an Häckſel zu ſchneiden.

Die Mamſell! ſchrie Roſine.

Wer? Welche Mamſell? rief der Bauer. Das Fräulein Mamſell?

Roſine antwortete höhniſch:

Die Kammerjungfer!

Meine Nichte, wenn Ihr's wiſſen wollt — ergänzte Heuniſch mit Nachdruck und ſtieg eine Sproſſe an der Leiter höher, indem er mit der Flinte auf die Bodendecke klopfte.

So? rief der Bauer. Kompliment an den Nachbar! Es geht auf Weihnachten. Mein Sohn kommt. Wir brauchen da das Unſrige. Vielleicht legen ſeine Maſchinen Eier.

Fränzchen begriff ſo viel Grobheit nicht.

Und unſre Hühner, fuhr die Magd fort, ſind unſre Kinder ... die würgen wir nicht unnütz ...

Alte Gluckhenne! polterte der Jäger und ſtieß mit dem einen Fuß rückwärts, wenn die Hühner nicht mehr legen, macht Ihr Euch auch nicht Suppe davon? He! Sandrart? He! Euer Nachbar hat Gäſte! Ihr werdet doch nicht ſo ungefällig ſein? Der Teufel nein! Soll's denn immer heißen: Grob wie Bauernvolk?

Sandrart kehrte ſich an dieſe Wendungen nicht, blieb ungefällig, verweigerte Hühner und Eier und ſchnitt wieder Häckſel.

Der gereizte Jäger äffte ihm nach:

Ritſch! Ratſch! Schneid' Er Häckſel in Teufels Namen! Geb' Er Antwort, Alter!

Sandrart ſchnitt Häckſel und die Roſine ging lachend aus der Scheune.

Fränzchen konnte nicht umhin, zu dem Onkel, der wieder eine Sproſſe niedriger geſtiegen war, zu ſagen:

Sehen Sie da, Onkel, wie thöricht Sie handeln, mich zu einem Verhältniſſe zu zwingen, wo ich das unglücklichſte Weſen von der Welt wäre. So achtet man mich! So verlangen Sie, daß das Kind Ihres Bruders beſchimpft wird?

Und faſt weinend, aus Jammer über das Mittagseſſen, wollte ſie ſchon mit ihren Körben gehen und

die traurige Nachricht, daß ſie leer komme, heimtragen.

Heunisch aber, gedenkend, wie nothwendig heute vorerſt die Eier waren, wie ferner ſein Haſe, den er zur Tafel geliefert hatte, doch nicht das einzige Fleiſch ſein durfte, das Herr Ackermann ſeinen Gäſten vorſetzte, hielt ſie zurück und rief laut, daß der Alte oben, der ruhig ſeinen Häckſel fortſchnitt, es hören mußte:

Wäre der Heinrich hier, Franziska, der Heinrich, der dich liebt, der Heinrich Sandrart, Sergeant bei der dritten Compagnie Leibregiment, der zöge die Plempe und ging' in die Speiſekammer und ſchlüge alle hundert Schock Eier, die da liegen, in einen gelben Brei zuſammen und im Hühnerſtall dreht' er allen Hühnern die Hälſe um!

Dies Kraftwort, unterſtützt durch das Pochen der Flinte am Heuboden, bewirkte, daß der Alte oben zwar nicht antwortete, aber doch mit Häckſelſchneiden innehielt und ſich die Möglichkeit einer ſolchen von ſeinem Sohne vorausgeſetzten Eierverwüſtung ſtill überlegte.

Abſcheulich! fuhr Fränzchen weinerlich fort. Wir brauchen die Hühner zu einem Ragout. Selma hat das Dutzend Hühner, das ſie ſich erſt drüben angeſchafft haben, zu lieb und will keines ſchlachten laſſen und

hier gackert's von Morgen bis Abend, daß man sich die Ohren zuhalten möchte.

Ich möchte nun gleich, fuhr der Jäger zornig fort, ich möchte nun gleich hier die Leiter nehmen und sie zusammenrütteln, daß der Alte mit sammt der Häckselbank durch die Decke fiele!

Er that Das auch, selbst auf Gefahr, in eigner Person herunterzufallen.

Nein, nein, wir müssen uns auf's Bitten verlegen, flüsterte Fränzchen. Ich kann so nicht zurückkommen. Wir müssen gute Worte geben. Haltet einmal die Leiter, Onkel! Hält sie auch fest?

Heunisch, erfreut von dieser vielleicht folgenreichen Wendung, sprang herab.

Fränzchen stieg einige Stufen empor und rief zur Oeffnung hinauf:

Herr Nachbar —

Heunisch dachte: Nun woll' er sehen, was kommen würde.

Keine Antwort auf den zarten, schmeichelnden Gruß.

Thu' ihm schon! flüsterte der Onkel, der wohl einsah, daß dies der einzige Weg der Eroberung war.

Ihr habt so viel tausend Eier, sagte sie — wir wissens — und hundert Hühner im mindesten — ein

Kompliment von Herrn Ackermann — guten Tag, Herr Sandrart —

Der Alte, ſtatt aller Antwort, ohne ſich an die Bitte zu kehren, ohne ſich nach dem niedlichen Köpfchen, das ſchon durch die Luke hindurchſah, umzuwenden, fing wieder an, Häckſel zu ſchneiden.

Fränzchen ſtieg nieder und ſchluchzte faſt vor Zorn und beleidigtem Stolz. Sie hatte dem alten „Ekel", wie ſie ihn mit ſtädtiſchem putzmacheriſchen Ausdruck nannte, geſchmeichelt, ſie war ihm faſt, aus der Ferne wenigſtens, um den Bart gegangen und nun ſtand der oben in ſeiner kurzen Jacke und ſeiner Pelzmütze und ſchnitt Häckſel und hörte nicht und lachte in ſich hinein voll Uebermuth.

Wart', Fränzchen, flüſterte der Jäger. Ich hab' jetzt einen andern Gedanken! Wir wollen's anders machen. Du kriegſt die Eier und die Hühner auch.

Damit hielt er Fränzchen, die ſchon gehen wollte, zurück, und begann nun laut und vernehmlich, daß es der Alte hörte:

Fränzchen, laß gut ſein! Der Heinrich kommt zu Weihnachten — der Heinrich, der —

Ach geht mit dem Heinrich! ſagte Franziska in natürlichſter Regung.

Willſt du wohl! flüſterte Heunisch und nun wieder

laut: Was? Heinrich Sandrart! Nicht wahr? Das iſt ein ſchmucker Junge! Da ſoll Kuchen gebacken werden! Darum ſpart er die Eier! Aber was macht ſich denn ſo ein Sergeant aus Kuchen! Der ... der hat Höflichkeit, du weißt, ich ſagt's ja damals gleich nach der Parade ...

Ach was, Parade! Ich will hinüber! unterbrach Franziska, die auf des Onkels Liſt nicht eingehen mochte.

Pſt! flüſterte dieſer, hielt ſie feſt und fuhr laut fort: Musjöh, ſagt' ich auf der Parade, Heinrich, was biſt du gewachſen! Als ich dich im Walde attrapirte und du mir einmal die Brombeeren mauſteſt, die ich ſelber gern eſſe, was warſt du ein winziger Knirps und nun, wo du Andre fuchtelſt, biſt du ein rechter Sappermenter! Ja, wie du die Rekruten zurecht ſetzeſt! Nicht wahr, Fränzchen, wir haben's geſehen, wie der Rekruten zuſtutzt?

Der alte Bauer hörte ſchon lange zu häckſeln auf und horchte.

Fränzchen, die die Wirkung merkte, widerſprach nicht mehr, ſondern ließ den Onkel ſeine Späße fortſetzen.

Der Major von Werdeck ritt vorbei und ſagte — Heunisch flüſterte: Wenn's auch nicht wahr iſt — Sandrart, ſagte er, Sandrart! Er iſt ein ganzer Kerl!

Sein König kann ſich auf ihn verlaſſen! Er hat die ſauberſte Uniform, die nettſten Handſchuhe und das beſte Lederzeug –

Das Lob ſchallte im ganzen Heuboden nach. Der Jäger nahm den Mund ſo voll, daß der Bauer oben wirklich Antheil nahm und auch laut ſagte:

Ho! Ho!

Wie ſo hoho? ſagte Heunisch und ſtieg auf die Leiter. Wie ſo hoho? Was will Er da oben mit Hoho? Was weiß Er? Er Häckſelſchneider? Was weiß Er vom König und wen der lieb hat? Schneid' Er Häckſel!

Alles erlogen! rief der Bauer ſchon lachend.

Warum erlogen? polterte Heunisch und ſtieg noch höher, daß ſein Kopf bald durch die Bodenluke kam. Was erlogen? Der Major liebt den Heinrich und ſagt des Tages zehnmal zu ihm: Sandrart, Er gefällt mir!

Ho! Ho! Der Major ſagt „Sie" zum Heinrich ...

Ach, das weiß ich ja! polterte Heunisch; was wollt Ihr denn! Er oder Sie! Wollt Ihr grober Bauer mir, einem Jäger, der Soldat war, ſagen, wie ein Major zu einem Freiwilligen ſagt! Was wißt Ihr denn da an der Häckſelbank! Alter Grobian! Heinrich iſt ein Freiwilliger. Er iſt mit mir Arm in Arm gegangen, wie er vom Appell kam und in einen Wein

keller sind wir gegangen und ich habe zu ihm gesagt: Junge, was hast du für einen Schnurrbart gekriegt, hab' ich gesagt, und er hat gelacht und gesagt: Er würd' ihm noch ganz anders wachsen, wenn er erst Feldwebel wurde und Feldwebel muß er werden und er wird's und der König will's —

Ne — ne! hieß es jetzt oben, mit einer Stimme, wie wenn man den Bauer gekitzelt hätte.

Warum will's der König nicht? schrie der Jäger und war mit dem Kopfe durch die Bodenluke.

Ne! Ne! sagte Sandrart fast kichernd.

Antwort! Warum will der König so einen Feldwebel nicht? Was?

Der Bauer lachte.

Diese Stimmung rasch benutzend, sagte Heunisch polternd:

Hier will der Nachbar ein Dutzend Eier haben — Aber ich wette hundert, er wird Feldwebel!

Er warf dies so hin, als unterbräche diese Störung nur die wichtige Unterhaltung über das fernere Avancement des Sohnes.

Er wird nicht Feldwebel, er soll es nicht! schmunzelte der Bauer. Er kommt nach Hause . . .

Er soll's nicht — wenn ich Euch aber nun beweise, daß der Major gesagt hat . . . Donner, so laß

dieſer Armee zu Viele rathen wollen. Steckt die Köpfe nicht zuſammen! Himmel, ſitzt da nicht Einer auf dem Protzkaſten?“ Dickſon lief hinzu, ſtolperte, ſtand mit einem derben Fluche wieder auf und überzeugte ſich von ſeinem Irrthume. „Was gibt's da zu lachen?“ rief er einen Trupp Kanoniere an, welche hinten an dem ſchadhaften Mörſer ſchoben. „Ich wette, der Schuft hat meinen Fall benutzt und iſt herunter geſprungen, während ich ihn nicht ſehen konnte. Wie ſchlaff an der Haubitze dort die Stricke hängen! Treibt die Pferde an, ihr Buben! Und rennt mich — zum Henker, die Steine tanzen mir unter den Füßen weg; wollt ihr mich hinunterſtoßen?“

Der General war ſtehen geblieben und wurde von der vorüberfahrenden Poſitionsartillerie ſo hart geſtreift, daß er einige Schritte zurücktrat und erſchrocken, nichts als Luft hinter ſich zu faſſen, jenen Schrei ausſtieß. Da er noch nicht fiel, fand er den Muth, ſich umzuſehen, wo denn der Tod noch ganzer drei Schritte weit entfernt lag. Es gewährte ihm eine Beruhigung von ſeinem Schrecken, auf die Mitglieder des Kriegsraths zu ſchmähen und ſeine Mannſchaft zu Vertrauten ſeines Grolls zu machen. „In der Compagnieſchule zu Calcutta,“ ſagte er, „hab' ich Blicke in die Strategik geworfen, daß mir ihre feinſten Grundſätze erklärlich wurden. Konnt' ich daher ohne Lachen hören, wie einige Regimentschefs in einem vor vierzehn Tagen gehaltenen Rathe auf Bildung einer reitenden Artillerie drangen? Himmel, das wäre ein Commando geweſen! Rechtsum ſchwenkt! Sturmlauf! Die ganze Batterie in einer Viertelſtunde 20,000 Fuß über dem Meeresſpiegel. Nein, dieſe Menſchen ſind zu bedauern. Hätte man doch nie auf ſie gehört! Warum müſſen

mir meine Beine in Ruhe, Franziska! Mit deiner Bettelei!

Rose! rief der Alte jetzt oben aus dem ſchmalen Fenſter in den Hof! Ein Dutzend Eier für den Nachbar!

Ich ſage aber, fuhr Heuniſch fort, während Fränzchen glückſelig in den Hof lief und der dort lauernden Roſine wiederholte, was ſie eben zu ihrem Erſtaunen aus dem Luftloch des Häckſelbodens vernommen hatte, ich ſage aber, der Heinrich muß Soldat bleiben. Heinrich, ſagt' ich ihm, dein König will's und die Flötenblaſerei iſt nichts für einen Soldaten, der du bleiben ſollſt dein Lebenlang bis zum General!

Ach! Ach! ſagte der Alte oben ablehnend und die Finte merkend und wollte wieder Häckſel ſchneiden.

Nein, fuhr Heuniſch, der die Stufen der Leiter nun ganz hinaufklomm, polternd fort, nein! Er bläſt die Flöte! Er bläſt ſie wie der beſte Hautboiſt nur die Flöte blaſen kann! Er hat was gelernt — das muß wahr ſein und es iſt wahr — allein aber — einem Feldwebel, denk' ich denn doch auch, einem Feldwebel ſteht es wie jedem andern Menſchen, wenn er ſagen kann: Mein Vater hat was an mich gewandt, mein Vater iſt reich, mein Vater kann's thun — wir haben hundert Hühner im Stall und ſchenken

weg, was wir nicht brauchen, wie die Kastanien, und wir bleiben Soldat!

Sandrart, der Bauer, lachte jetzt übermäßig und rief:

Re! Re!

Hier will Euer Nachbar drei Hühner, bemerkte Heunisch, wie gleichgültig und das Wort so hinfallen lassend ... Warum soll Heinrich nicht Soldat bleiben! Sein König will's! Ich weiß es, der König hat schon manchmal gefragt: Wer ist der schöne junge Mann, der bei der Parade immer so gerade marschirt und die beste Uniform hat ... Daß dich der Teufel, Fränz, da unten mit deinen Eiern und den verfluchten Hühnern!

Rose!

Sandrart! rief's von unten.

Die schwarze legt nicht mehr —

Die bunte —

Die schwarze, sag' ich — und die bunte — und die gesprenkelte auch nicht —

O, o die gesprenkelte —

Ich sage, sie legt nicht — Donnerwetter! — Die schwarze, die bunte und die gesprenkelte — schickt sie herum — und laßt guten Appetit wünschen und ein Kompliment. Aber mein Sohn gehört mir und nicht dem König.

Fränzchen folgte mit Jubel der zornigen Rosine in

den Hühnerſtall. In einem Korbe hatte ſie die Eier, in den andern kamen die drei Hühner.

Alſo warum? kam der Bauer jetzt von der Häckſelbank an die Dachluke, ſodaß ſich Heuniſch etwas zurückzog. Mir ſoll Eins kommen und ſagen: Der Heinrich ſoll immer Soldat bleiben! Er hat ſeinem König gedient und nun gut damit. Jetzt ſoll er wieder ſeinem Vater dienen.

Will's ſein Vater? A la bonne heure! Das iſt was Andres! Dann ſagt' ich aber auch, fuhr Heuniſch fort und wollte nun gleich auch ſeinen andern Vortheil wahrnehmen . . .

Was habt Ihr geſagt?

Dann ſagt' ich aber auch gleich: Heinrich, nun heirathſt du.

Das kann er!

Das kannſt du, Junge! ſagt' ich im Weinkeller und er wollte nicht, daß ich bezahlte. Ich hatte, ſtraf' mich Gott, ich hatte meinen Lederbeutel ſchon in der Hand, aber der Junge wollte nicht und ich ſagte: Das kannſt du!

Das kann er!

Und weil du doch einmal die Franziska Heuniſch, dem alten Jäger ſeine Nichte, gern haſt —

Wen?

Und weil ſie dich wieder gern hat —

Was?

Jetzt legte ſich Franziska, die in dem Korb die verputzten Hühner feſthielt und dem Onkel ihren Triumph zeigen wollte, in's Mittel und wollte mitſprechen.

Heunisch hielt ſie aber zurück, legte rückwärts die Hand auf ihren Mund und fuhr fort:

Und weil dein Vater alt iſt und ſich zur Ruhe ſetzt, und dein Mädchen in der Nähe iſt, ſich auf Wirthſchaft verſteht, keine Stadtmamſell iſt, von Eiern und Hühnern Was verſteht —

Nichts, nichts da! fiel Sandrart ein und ging von der Luke an die Häckſelbank.

Da, Fränzchen, ſteig' auf die Leiter, gib dem alten Schwiegerpapa dein Pätſchchen, ſo ſammetweiche Händchen hat er ſein Lebtag nicht in ſeiner alten Lederhaut gehabt — komm', Kind — da, Alter, hier danke Eins für die Hühner und für die Eier!

Heunisch zog Fränzchen wider Willen auf die Leiter empor und faßte ihre Hand, um ſie dem Alten hinzuhalten . . .

Da kam aber der Bauer mit raſchem Schritt ſo dahergefahren, daß Heunisch ſelbſt erſchrak . . .

Nun? rief er. Ausgeſöhnt?

Oben hieß es mit zorniger Stimme:

Kopf weg!

Und krachend fiel die Bodenklappe über der Leiter so zu, daß diese zitterte und bebte und Heunischen fast der Hut wäre eingeschlagen worden. Der Bauer machte kurzen Prozeß.

Fränzchen hüpfte aber schon fröhlich zu Ackermann's hinüber und achtete Heunisch's nicht, der nun wirklich zornig wurde, an der Klappe stieß und rüttelte, mit der Flinte drohte und dem Bauer einige Dutzend reeller Donnerwetter an den gierigen Hals wünschte.

Wart! Dir kommt's doch noch einmal über's Dach! Du grober, impertinenter Kerl!

Sandrart schnitt wieder Häckfel und Heunisch mußte von dannen gehen, zornig auch über Fränzchen und die ganze Wirthschaft bei Ackermann, die ihm deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, daß er ihr, wenn er jetzt wieder käme, heute nur im Wege wäre.

Aergerlich brummend, stopfte er sich die Pfeife und ging, da es zu regnen aufgehört hatte, in den Wald zurück zu seiner lieben Ursula, seiner theuern Einzigen, die es in der Welt doch nur allein „gut mit ihm meinte"

# Vierzehntes Capitel.

## Berichte aus der Reſidenz.

Die Gierſpeiſen, der Haſe, die als Ragout bereiteten Hühner ſchmeckten der zahlreichen, muntern Geſellſchaft vortrefflich. Leidenfroſt, der Ackermann's und Selma's Bekanntſchaft mit Vergnügen erneuerte und viel über deren Knabentracht ſcherzte, brachte ſeine Begleiter Alberti und Heusrück mit, die am Tiſche, wie die Andern, Antheil nehmen ſollten und es auch ihres Betragens wegen verdienten.

Erinnern Sie ſich noch des Hünen Danebrand? ſagte Leidenfroſt zu Ackermann. Wie er der Louiſe Eiſold zu Gefallen auf dem Fortunaball eine kleine Schlacht lieferte, deren Folgen glücklicherweiſe damals mit dem liebevollen Mantel der „Anarchie" zugedeckt wurden?

Franzchen erröthete und wagte nicht die entfernteſte Frage nach Louiſe Eiſold.

Was iſt aus dem Hackert geworden? fragte Ackermann, der ſich des Vorfalls wohl entſann und auch der Begleitung jenes ihm damals nicht willkommenen Geſellſchafters vom Heidekruge her.

Polizeiagent vorläufig! ſagte Leidenfroſt. Die rechte Hand des unternehmenden Par, der in Entdeckung von Demagogen und Jeſuiten ſeines Gleichen ſucht. Nur hör' ich, daß die Entdeckung der Erſtern vom Hofe gern geſehen, die der Letztern aber für übereilten Amtseifer erklärt wird.

Jener Hackert erſchien mir damals weit mehr ein Gegenſtand, als ein Werkzeug der Polizei, bemerkte Ackermann.

Jetzt nachtwandelt er durch die Clubs, fiel Leidenfroſt ein. Par hat ihn zum Aufſeher aller Vereine gemacht. Ich fürchte, daß ihn einmal vor den Schlägen, die er da ernten kann, weder Louiſe Eifold noch Tanebrand rettet.

Man kam von dieſen Geſprächen ab und nahm Veranlaſſung, über die politiſche Lage des Augenblicks im Allgemeinen zu ſprechen.

Leidenfroſt hatte kein Hehl, daß die Revolution ihm jetzt erſt in ihre rechte Entwickelung zu treten ſchiene.

Wenn wir ſo fortſtaumeln, wie jetzt, ſagte er, kommt ein tolleres Hagelwetter, als wir's ſchon hatten. Wir

befinden uns hier leider auf Fürstlich Hohenbergischem Boden, sonst würd' ich offen meine Meinung sagen.

Ackermann forderte den Gast auf, sich keinen Zwang anzulegen. Wenn er in seinen Ansichten zu weit ginge, würde er an diesem Tische nicht nur ein Centrum, sondern sogar — er warf einen lächelnden Blick auf Oleander — eine äußerste Rechte finden.

Leidenfrost schoß einen prüfenden Blick auf den Vikar, der die Antwort nicht schuldig blieb, sondern entgegnete:

Ich halte mich für unfähig über Politik zu streiten, da ich zu wenig von ihr verstehe. Dennoch glaub' ich, daß jeder Staatsmann, der jetzt an's Ruder kommt, die Verpflichtung hat, die Devise: Eile mit Weile! zu seinem Motto zu wählen.

Von Seiner Durchlaucht, begann Leidenfrost mit sichtbarer Ironie, von Seiner Durchlaucht einen so praktischen, bescheidenen, aber doch zu gewöhnlichen Gemeinplatz vorauszusetzen, heißt den hohen Genius verkennen. Dieser Staatsmann, den zwar einige Caricaturen mit einer Ruthe, die Fibel in der Hand, als gewöhnlichen Schulmeister darstellen, ist vielmehr ein neuer Johannes, der uns auffordert, in die Wüste zu ziehen und von Heuschrecken zu leben. Ich will nicht sagen, daß er uns selbst das Beispiel der Ent-

haltſamkeit gibt. Seiner Durchlaucht lieben die Welt und ihre Freuden. Aber dem Volke gönnt er nicht mehr oder weniger als eine Art Faſtenkoſt, beſonders in geiſtigen Dingen. Es iſt der Prießnitz unſres Staates. Er muthet uns eine Waſſerkur zu, Enthaltſamkeit und geiſtige Diät. Die neuen Wahlen haben aber gezeigt, wie entzündlich noch unſre Zuſtände ſind. Wir werden neue Douchen bekommen, kalte Uebergüſſe, oktroyirte Geſetze. Ich ſehe unſren Staat ſchon ſo friſch und geſund wie einen Hecht im Waſſer zappeln.

Können Sie beſtreiten, fiel Oleander ein, daß es ein Glück wäre, wenn die Sucht, Politik zu treiben, auf ein gewiſſes Maß zurückgeführt würde und man die Politik Denen überließe, die die nächſte Veranlaſſung dazu haben?

Aha! war Alles, was Leidenfroſt unartig genug darauf erwiderte. Er ſprach dies Wort mit großer Bitterkeit und verletzte faſt die gemüthliche Stimmung der kleinen Tafel.

Einer Aufforderung, weiter vom Zuſtande der Dinge in der Reſidenz zu ſprechen, genügte er nicht, ſondern verwies auf die Zukunft, die Vieles zur Reife bringen würde.

Siegbert erſtaunte, den alten kauſtiſchen Freund

ſo überreizt zu finden. Er ſchloß daraus, wie es wol in der Reſidenz ausſehen mochte und hatte nicht den Muth, nach ſeinem Bruder zu forſchen, faſt aus Beſorgniß, Leidenfroſt möchte mit ihm zu vertraut geworden ſein. Ueberhaupt brachte er bei Ackermann nie die Rede auf ſeinen Bruder. Er hatte die Rolle, die er dieſen Sommer auf dem Schloſſe ſpielte, nie gebilligt und mochte die Abneigung, die Selma gegen ſeinen ſittlichen Werth verrieth, nicht vermehren. Es wurde ihm nie von Herzen wohl im Ullagrunde.

Ackermann, beſonnen und gewiegt wie immer, loſte die Spannung mit den Worten:

Stoßen Sie an auf das ſchöne Prinzip, das Egon ausgeſprochen hat und in dem wir uns, wenn auch mit ſonſt abweichenden Meinungen, gewiß Alle vereinigen werden: Auf die heiligen, den Menſchen wahrhaft freimachenden, ſeinen Geiſt wahrhaft läuternden Pflichten und Rechte der Arbeit!

Alberti und Heusrück waren es beſonders, denen Ackermann ſein Glas entgegenhielt. Sie ſtanden auf und ſtießen beſcheiden an. Auch Leidenfroſt beherrſchte ſich, zumal da er ſah, daß die liebliche Selma bei des Vaters, ihr ſelbſt überraſchend klingenden Worten aufſtand, ein Waſſerglas ergriff, ſich von dem neben ihr

ſie über die Touren, welche wir täglich machen, den Ausſchlag geben? Wer über Artillerie und Genieweſen unnütze Worte verliert, von dem heb' ich nie etwas auf, weil ich weiß, daß es in keinem Ding etwas Werth hat. Gerechter Gott, was willſt du, Dſchangho?"

Es war nicht der ganze Feuerwerker Dſchangho, der an Dickſon vorüberflog, ſondern nur ſein Kopf und ein Stück ſeines Rumpfes. Dieſe Begegnung war von einer ungeheuern Exploſion begleitet. Ein Pulverkaſten hatte bei dem unvorſichtigen Handhaben der Fackeln Feuer gefangen und war in die Luft geſprungen mit Mann und Roß, die ihn bedienten.

„Das Ding iſt nun einmal geſchehen," ſagte Dickſon nach einer Weile; „laſſe ſich Niemand entmuthigen! Wer auch das Bein ſeines Bruders finden ſollte, zögere nicht, das ſeinige darauf zu ſtellen. Zur Klage haben wir jetzt durchaus keine Zeit. Wer heult da? Niemand ſoll den Mund verziehen!"

Mehrere Stimmen fingen nämlich einen leiſen Trauergeſang zu murmeln an. Hätte Dickſon ſie aufkommen laſſen, ſo würden ſich alle Zungen gelöſ't und Muthloſigkeit ſich dem ganzen Heere mitgetheilt haben. Der General fuhr aber mit ſo heftigen Drohungen dazwiſchen, daß jeder ſein Gebet unhörbar zwiſchen den Zähnen flüſterte und die Bedienung des Poſtens, auf dem er ſich befand, nicht aus den Augen ließ.

Solche nächtliche Zufälle hielten den Marſch der Artillerie hinter den Uebrigen weit zurück. Dickſons Eifer und ſeine rückſichtsloſe Energie gehörten dazu, die Ordnung des Zuges zu erhalten und ihn, bei den vielen Hinderniſſen, die ihn trafen, nicht in völlige Auflöſung zu verſetzen. Wo ein Rad brach, ein Strick riß, wo ein Pferd ausgleitete, wo beim Niederſteigen ein Hemmſchuh aus dem Gleiſe fuhr und das Ge-

ſitzenden Siegbert Wein ausbat und mit anſtieß. Sie ſagte in fröhlicher Laune:

Das gilt auch uns! Auch wir wollen Rechte im Staat, erobert durch unſre Wirkſamkeit in der Küche! Wenn Ihnen aber dieſe Omelettes ganz beſonders ſchmecken und ein noch ſpäter im dritten Akte unſres Dramas auftretendes Hühnerragout Ihren Beifall finden wird, ſo gebührt die Anerkennung für dieſe Leiſtungen in der Kochkunſt der Liſt und Verſchlagenheit unſres Fränzchens, die heute Eier und Hühner vom Nachbar nicht ohne Mühe gewonnen hat!

Selma erzählte hierauf zum Ergötzen der Tafel, wie der Onkel Heuniſch und Franziska vom alten Sandrart dieſe Vorräthe eroberten ...

Bei Erwähnung des Majors von Werdeck warf Leidenfroſt einen bedeutungsvollen Blick zu Siegbert hinüber. Dieſer errieth ſogleich, worauf dieſer Wink zielte und fragte Leidenfroſt, was es denn ſonſt für Neuigkeiten über die gemeinſchaftlichen Bekannten gäbe?

Unter dieſen, antwortete Leidenfroſt etwas zurückhaltend, hat ſich gar Vielerlei ereignet. Frau von Trompetta, unſre Gönnerin, hat ſich entſchloſſen, gegen den Hof in eine gewiſſe, aus unerhörter grenzenloſer Liebe ſchmollende Oppoſition zu treten und die Lotterie, in der das Gethſemane ausgeſpielt werden ſoll —

Siegbert erklärte Ackermann und Oleandern, was sie unter dem Gethsemane zu verstehen hätten —

Soweit auszudehnen, fuhr Leidenfrost fort, daß auch noch andre Gegenstände dabei zur Verloosung kamen und sich eine Einnahme beschaffen ließe, groß genug, um ein Kanonenboot für die deutsche Flotte zu kaufen. Sie ist von der Landesfarbe zu der des gemeinsamen Vaterlandes übergegangen und trägt schwarz, roth, gold. Dies hat einen Bruch mit Fräulein Wilhelmine von Flottwitz veranlaßt. Ihre Farben, ihre Gesinnungen harmoniren nicht mehr, zur großen Freude der meisten Gesellschaften, die dadurch vor gewissen makkabäischen Duetten bewahrt bleiben. Die Flottwitz, die leider täglich blonder wird, setzt ihre Bekehrungsversuche mit Ihrem Bruder Dankmar fort, der jedoch bei seinen Studien über römisches und germanisches Erbrecht zu wenig Zeit hat, sich in die Separatgeschichte der einzelnen Truppentheile unsrer Armeen und die tiefe Bedeutung der Achselklappen und der Patrontaschen zu verlieren. Der Neubund hat sich in zwei Fraktionen gespalten. Die eine mit der Bundeskasse, die andre ohne Bundeskasse. Aeußerlich heißt es: Der Eine will die neue Verfassung beschwören, weil es der König und das Vaterland verlangten, der Andre will aber dem König noch eine

größre Reue zeigen und den Schwur auf dieſes „Blatt Papier" als unverbindlich darſtellen, worüber natürlich in den „kleinen Cirkeln" Thränen der Rührung und Verlegenheit vergoſſen werden, zumal da ſich ſo viele Gelehrte, fromme Offiziere und myſtiſche Beamte bereit erklärt haben, zu beweiſen, daß Eide für die Fürſten doch immer nur unter Umſtänden heilig ſind; aber wie geſagt, die Spaltung beruht auf Kaſſendefizits und einer, wie wenigſtens Freund Werdeck verſichert, tief eingeriſſenen Differenz über die zweckmäßigere Einrichtung einer Brautpaar-Ausſteuerkaſſe verbunden mit einem ſtillſchweigenden Heirathsbureau. Der Bruch wurde unheilbar, als die eine Frau Meiſterin vom Stuhl für ein neues gelbſeidnes, die andre für ein violettes die Aufmerkſamkeit der Loge ausſchließlich in Anſpruch nahm. Seitdem hat man neben dem alten einfachen Reubund nun noch einen Bund der doppelt Bereuenden. Vom Propſt Gelbſattel, lieber Wildungen, ſoll ich Sie grüßen. Er iſt entzückt, daß Sie die Schönauer ſo entzückt haben. Er verfällt immer mehr mit dem Staate der Gegenwart, auch mit dem Staate des Fürſten Egon. Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate und die Abhängigkeit der Schule von der Kirche iſt in dem Grade jetzt ſein Steckenpferd, daß es eine ganz harmlos hingeworfene und unſchul-

dige Phraſe geworden iſt, von ihm zu ſagen, er hielte es mit den Jeſuiten. Der General Voland von der Hahnenfeder, der im Stillen doch die wahre äußere und innere Politik unſres Staates leitet, und wie Viele behaupten, vom Papſte die Miſſion hätte, ihn durch Ueberanſtrengung ſeiner Kräfte zu ruiniren, wofür man ihm, da er ohnehin dunklen Urſprungs iſt, einen Platz unter den Heiligen des Kalenders zugeſichert hat, iſt ſehr mit Gelbſattel intim, doch ſollen ſie in dem Verhältniſſe zu einander ſtehen, wie Hegel zu ſeinem beſten Schüler. Gelbſattel, hat General Voland geſagt, Gelbſattel iſt der Einzige, der mich verſtanden hat, aber auch Gelbſattel hat mich misverſtanden ... Otto von Tyſtra, bei dem ich die Ehre hatte, den gelehrten General kennen zu lernen ...

Otto von Tyſtra? horchte Ackermann auf.

Ein amerikaniſcher Republikaner, der über Sibirien zur Freiheit kam, bemerkte Leidenfroſt.

Ganz recht, ſagte Ackermann, Republikaner, Monarchiſt, je nachdem er geſchlafen hat ...

Eine ſonderbare Charakteriſtik! bemerkte Siegbert, Olga's gedenkend und mit Spannung ...

Otto von Tyſtra, fuhr Leidenfroſt zu Siegbert gewandt fort, iſt ſehr begierig, Ihre Bekanntſchaft zu machen ...

Meine Bekanntſchaft? fragte Siegbert. Woher kennen Sie ihn denn?

Ich ihn? Er mich? ſagte Leidenfroſt, ſich komiſch verwundert ſtellend. Wiſſen Sie nicht, daß Otto von Dyſtra Alles aufſucht, was berühmt iſt? Bin ich nicht der berühmte Leidenfroſt? Der Techniker? Der Mathematiker? Der Maler? Der Michel Angelo in Taſchenformat? Oder vergeſſen Sie, Freund, daß ich einſt ſeine Kleider und Schuhe putzte und ihn in phrenologiſchen Studien unterſtützte?

Ackermann erinnerte ſich der Geſpräche in jener Nacht auf der Willing'ſchen Maſchinenfabrik . . .

Er ſuchte ja auch Sie ſogleich auf, fuhr Leidenfroſt zu Siegbert gewandt fort, und nicht etwa weil die Fürſtin Wäſämskoi von Ihnen an den Rand des Grabes gebracht wird —

Leidenfroſt! drohte Siegbert empfindlich.

Selma blickte erſtaunt zur Seite und hatte unwillkürlich das Gefühl, als müßte ſie von Siegbert abrücken. Sie konnte es, da die etwas plumpe Bedienung der Mägde mit den Samen nicht beſonders vorſichtig umging.

Nein, deswegen nicht, fuhr Leidenfroſt einlenkend fort, ſondern aus Intereſſe für den Maler des Jakob Molav —

Ackermann bemerkte, daß er Otto von Dystra als einen Freund jedes Talentes kenne und erzählte Manches von seinen seltsamen Neigungen, um von der Höhe seines Reichthums und seiner exclusiven Stellung zur wahren Menschlichkeit herabzusteigen. Er führte auch an, daß er ihn bei einer Fußwanderung am Missouri, in Begleitung eines talentvollen Kupferstechers, Namens Morton, hätte kennen lernen.

Wie sehr er Siegbert Wildungen schätzt, ergänzte Leidenfrost mit einem eigenthümlichen sarkastischen Ausdrucke, beweist, daß er Ihnen hier durch mich schon einige Zeilen übersendet . . .

Leidenfrost zog einen Brief aus der Brusttasche und überreichte ihn Siegbert, der fassungslos vor Erstaunen den Brief betrachtete, die französische Aufschrift las und ihn erbrechen wollte.

Bitte, sagte Leidenfrost hastig, lesen Sie ihn für sich! Er ist zu lang! Es liegt eine dicke Schreibübung aus Rom darin! Wenigstens sagte mir Otto von Dystra, daß Ihnen Olga Wasamskoi wahrscheinlich zeigen wolle, welche Fortschritte sie zu Rom in der Kalligraphie mache . . .

Siegbert saß auf glühenden Kohlen. Ein Brief aus Rom! Ein Brief von Olga! Uebersandt durch ihren gezwungenen Verlobten, den seltsamgeschilderten Ba-

ron von Dyhra! Er ſteckte den Brief uneröffnet ein, trug aber durch die gewaltige Aufregung, die ſich in ſeinen Mienen ausſprach, viel dazu bei, die ängſtliche Beklemmung, die Selma vor einem ſo fortwährend mit Frauen in zweideutiger Verbindung genannten Manne empfand, noch zu vermehren. Es liegt einmal in reinen und ſtolzen Mädchenſeelen die Abneigung vor Männern, die ihr Geſchlecht zu tief erkannt haben, begründet. Sie wußte nicht, wie unrecht ſie dem guten Siegbert that, der im Grunde wenig dafür konnte, daß er, wie Dankmar ſagte, eine Art Meiſter Frauenlob war.

Leidenfroſt blieb im Zuge ſeiner Mittheilungen ...

Heinrichſen, ſagte er, iſt in Rom und malt Grotten und Nymphen. Reichmeyer portraitirt und ſpekulirte auf ein Tableau unſrer Deputirtenkammer, kurz ehe ſie aufgelöſt wurde. Der Zorn darüber hat ihn faſt demokratiſch gemacht. Sein Onkel, der Bananier, hofft durch Egon zu einer Staatsanleihe befördert zu werden. Frau von Reichmeyer, Reichmeyer's Schweſter (in dieſen Familien heirathet ſich immer die Verwandtſchaft überzwerg) hat ſich deshalb auch entſchloſſen, mit einer philanthropiſchen Idee dem Hofe zu Gefallen zu leben und die innere Miſſion zu befördern, ſo wenig es ihrem Pairsboulicharakter zuſagt, ſich an

die Betten der Aussätzigen zu begeben und in die fünften Etagen zu den Armen steigen zu müssen. Doch hat sie nun einmal damit angefangen und sich vorläufig die Branche der Kindergärten erwählt, die sie protegirt. Ich sah Frau von Reichmeyer bereits durch die Thürritze eines solchen Kindergartens (im Zimmer) die kleinen Kinder spielen lehren. Beneiden Sie mich um diesen idyllischen Anblick, Wildungen! Die Blasirtheit jetzt unter Kinderwindeln! Sie wissen gar nicht, was Ihnen Alles seither entgangen ist.

Die Frau Pfarrerin wagte sich mit einigen Vertheidigungsworten der Kindergärten hervor, wollte aber eigentlich die Rede nur auf ihren Mann bringen, den sie auch für ihre gute Meinung von den Kindergärten als Autorität anführte.

Es lebe Jean Paul! sagte Leidenfrost einsilbig.

Was soll Jean Paul? fragte man erstaunt.

Ich denke mir, meinte Oleander, daß Herr Leidenfrost sagen will, Jean Paul wäre die Veranlassung einer zu großen Verhimmelung der Kinderseelen? Wäre dies der Fall, dann hätte Jean Paul auch zuviel für die Blumen gethan.

Für die Redeblumen gewiß! bestätigte Leidenfrost und gab die Beziehung auf Guido Stromer zu erkennen. Herrlicher, göttlicher Jean Paul! Du durftest aus

deinem Füllhorn die Blumen frühlingsweiſe werfen, du wußteſt ſie zu binden und zu ordnen und was daneben fiel, als überflüſſig, du hatteſt es doch ſelbſt gezogen, was du ſchenkteſt! Aber was ſoll uns die wuchernde Ueberfülle des Geiſtes, die nur der Form, nicht dem Inhalte der Wahrheit dient! Seht dieſe Geiſtreichen! Wie ſie ſich recken und dehnen, um wunderbare Figuren zu Stande zu bringen und der grade, ſchlanke Wuchs der Ueberzeugung fehlt! Dieſe Menſchen ſind unſer Unglück. All' ihr Geiſt befruchtet nichts, ſchafft nichts, geſtaltet nichts. Nicht einmal ein Gedicht kommt zu Stande mit ihren an Alles und Jedes ſich anpinſelnden Wahrnehmungen. Nein, ich lobe mir die Einfältigen eher, die wiſſen, was ſie wollen, als die Geiſtreichen, die im Grunde nur aſterreden und wenn's hoch kommt, der Lüge dienend jede Meinung vertheidigen, wie zuletzt Burke, Genz und Friedrich Schlegel thaten.

Die Frau Pfarrerin konnte natürlich nicht ahnen, daß dieſer Angriff ihrem Manne galt, der, wie Leidenfroſt flüſterte, den Titel als Hofrath zu erhaſchen ſtrebte; Ackermann, Oleander und Siegbert verſtanden ihn ſehr wohl und Siegbert winkte Leidenfroſt, ſich zu mäßigen.

Warum? ſagte dieſer. Von den Einfältigen zu

reden, wiſſen Sie denn, Wildungen, was aus Sr. Excellenz dem Herrn Geheimrath von Harder geworden iſt?

Ich las es in den Zeitungen mit Erſtaunen, bemerkte Siegbert. Intendant des königlichen Theaters!

Nicht wahr, mein Freund! ſagte Leidenfroſt ſcharf betonend. Auch ein Ritter vom Geiſte! Und die Ritter vom Geiſte müſſen ohne Zweifel ihre Don Quixotes haben!

Ackermann fragte mit forſchender Miene:

Welcher Herr von Harder iſt das?

Der weiland Intendant der königlichen Gärten, Kurt Henning Detlev von Harder zu Harderſtein. Er verlor die königliche Gnade, ſintemalen er allzu dienſtbefliſſen das Mobiliar der Fürſtin Amanda von Hohenberg zu Staatszwecken verwandte, um, wie man nun allgemein weiß, gewiſſe Denkwürdigkeiten der Fürſtin, die ſich in ihm vorfanden, zu unterdrücken, zu vernichten, zu eraſiren, zu annulliren, was weiß ich —

Weiß man Das? fragte Siegbert erſtaunt.

Welche Denkwürdigkeiten? bemerkte Ackermann aufhorchend.

Dieſelben Denkwürdigkeiten, ſagte Leidenfroſt, die die eigenthümliche Wirkung gehabt haben ſollen, den Fürſten Egon mit der ſchlimmſten Feindin ſeiner Mut-

ſchütz mit Gewalt auf ſeine bewegenden Kräfte rollte, da war er mit Rath und That immer zugegen, um jeder Verwirrung vorzubeugen und ſchnell die Urſachen zur Muthloſigkeit wegzuräumen.

Als endlich der Weg anfing mehr bergabwärts zu führen, ſtellten ſich auch die Hoffnung einer baldigen Raſt und mit ihr eine neue Anfeuerung ein. Das Thal öffnete ſich immer mehr und man erblickte einen hellen Schimmer, der ſich eine weite Strecke durch das nächtliche Dunkel zog. Es waren die Wachtfeuer der ſchon früher eingetroffenen Krieger, denen ein weiter Thalkeſſel zur Raſt von den gehabten Anſtrengungen hinlänglichen Raum gab. Am folgenden Morgen konnte man hoffen, von der nächſten Bergwand, die zu beſteigen allein noch übrig war, das bedrohte Laſſa zu erblicken. Noch war ihr Vorhaben für die Allwiſſenheit des Dalai-Lama ein Geheimniß. Keiner der ausgeſtellten Wachtpoſten hatte bei der Ablöſung ſeinem Officier eine verdächtige Erſcheinung in der Umgegend zu berichten.

Als der Artilleriepark in die Thal-Ebene hinabraſſelte, lagen die übrigen Krieger ſchon an ihren Feuern zur Ruhe ausgeſtreckt. Die Geſchütze wurden in Ordnung aufgeſtellt, die Pferde ausgeſpannt, an Pfähle befeſtigt, zur Noth gefüttert und die Kanoniere waren noch früher eingeſchlafen als jene. Dickſon aber fühlte ſeine Befehlshaber-Pflichten zu ſehr, als daß er dem Beiſpiele ſeiner Leute ſogleich hätte folgen ſollen. Er frug ſich vielmehr nach dem Hauptquartiere hin, um an Berathungen Theil zu nehmen, wenn ſie vielleicht gepflogen werden ſollten. Es war aber ſehr ſtill um das große Zelt, das die heiligen Glieder des Teſchu-Lama umſchloß, nur aus einem Theile deſſelben brannte noch eine ſchwache Flamme. Dem Eintreten des bekannten Generals

rer, Pauline von Harder, zu ewigem Trutz und Schutz auszuſöhnen.

Ackermann hörte mit einem Intereſſe zu, das nur bei der heitren Stimmung, in die Leidenfroſten's weitre Erzählung die Geſellſchaft verſetzte, unbemerkt bleiben konnte.

Dieſer übertriebene Dienſteifer, ſagte der humoriſtiſche Berichterſtatter, verjagte den Geheimenrath aus dem Paradieſe der königlichen Gärten und nicht eher ruhte das Flammenſchwert des Erzengels der Etikette und Courtoiſie, bis der Geheimrath ſich hinter eine vom Prinzen Ottokar protegirte Tänzerin flüchtete, auf dem Theater ihr ein Armband überreichen wollte, dabei in eine Verſenkung fiel und — für das Armband — als beſtallter Mäcen der dramatiſchen Kunſt und Literatur wieder herausgezogen wurde. Frau von Harder, die mit Egon und Melanie Schlurck Politik im großen Style treibt, dankt Apoll und den neun Muſen, daß ihr Gemahl eine ſo angemeſſene Beſchäftigung gefunden hat und nun nur noch die Künſte und die Literatur verwüſtet. Die Schauſpieler und Sänger jubeln wohl, denn ſie haben einen Chef, der nichts von ihrem Berufe verſteht und wie unſre Kunſtzuſtände ſind, iſt den Hofkomödianten dieſes Regiment grade das allerwillkommenſte. Die Dichter verzweifeln wohl, allein die

freien Entrées ſind ſo zweckmäßig an einige kritiſche Tonangeber vertheilt, daß auch die Literatur in den Jubel der Kunſt mit einſtimmt und vor einigen Wochen die neue Aera der Bühne unter den Auſpizien des Herrn von Harder begonnen hat. Und wiſſen Sie denn, Waldungen, daß ich an dieſem Aufſchwunge betheiligt bin?

Man horchte auf.

Se. Excellenz haben mich, auf Rath der Maler, die ſonſt die Salons ſeiner Frau beſuchten, auf Rath der Frau von Werdeck ſogar — ſie bat mich ſpäter unter Thränen um Verzeihung wegen dieſer Erinnerung — auf Berichte über das Wäſämskoiſche Feuerwerk als malereigewandten Mechaniker und Techniker ſogleich beſchieden, mit ihm über eine neue Struktur der Verſenkungen zu philoſophiren und ich geſtehe Ihnen, Waldungen, daß ich bereits einen ſolchen Schatz von Anekdoten über die dramaturgiſchen Kenntniſſe Sr. Excellenz des Herrn von Harder geſammelt habe, daß ich im Stande bin, jede ſtille Pauſe unſrer künftigen Lebenslaufbahn mit ihnen zu würzen. Aber nun ſchweig' ich, meine Herrſchaften! Ein fortgeſetztes Rechthaben verſpottet ſich ſelbſt. Ich fühle, daß ich zu ſehr den Schein bekomme, mehr Vernunft haben zu wollen als Andre und ich weiß, daß man dann

erſt recht ein Narr iſt, wenn man die Weisheit ſelbſt ſein will.

Leidenfroſt wollte nun aufhören. Aber Alle drängten um Anekdoten über Herrn von Harder. Leidenfroſt verweigerte ſie und erklärte jetzt zu ſchweigen.

Ackermann fand ein Intereſſe daran, wenigſtens bei Melanie zu verweilen, grade als ſollte Selma hören, wie wenig Egon ihre Liebe verdiene . . .

Wirklich? knüpfte er an, hat die Tochter des Juſtizraths ſo glänzende Hoffnungen, die Liebe eines Fürſten zu beſitzen?

Leidenfroſt zuckte die Achſeln und ſagte nur:

Ich weiß nichts. Man erzählt zwei Aeußerungen, die jedoch nicht ſtenographiſch niedergeſchrieben und durch körperliche Eide nicht bewieſen ſind. Egon ſoll geſagt haben: Fahrt wohl, ihr Meluſinen! Ich habe die Frauen erkannt, die erſt Göttinnen ſchienen und zuletzt nur Fiſche ſind! Die zweite . . .

Leidenfroſt ſtockte. Er war zartfühlend genug, zu beobachten, daß der Einblick in die große Welt und ihre wilde, tolle, zügelloſe Philoſophie hierher nicht gehörte.

Allein Ackermann ſchien faſt beſtiſſen, dieſen Gegenſtand, in dem er ſelbſt tiefbewandert war, nicht fallen zu laſſen und bemerkte mit Schärfe:

Nur heraus! Jene erſte Aeußerung kam wahr-

ſcheinlich damals vom Fürſten, als er hörte, daß Helene d'Azimont in Rom ſich bald durch Vergnügungen und neue Wildheiten getröſtet hat . . .

Wiſſen Sie?

Man hört dergleichen. Hab' ich nicht Recht?

In der That äußerte ſich der Fürſt mit dieſen Worten, als er die Verleumdung vernahm, Helene d'Azimont hätte in dem Maler Heinrichſen für ihn Erſatz gefunden —

Ja! ſagte Siegbert. Die Welt lügt! Das iſt Verleumdung!

Ganz recht, antwortete Leidenfroſt, ich glaube es ſelbſt nicht; denn Andre behaupten: Olga Wäſämskoi liebe Heinrichſen . . .

Siegbert wollte aufſpringen. Das Meſſer zitterte in ſeiner Hand. Er ließ es fallen, er konnte ſich ſelbſt nicht halten. So gab er das Zeichen zum Aufbruch und erlöſte Selma, deren Herz wallte und wogte, wie ein dem Sturme naher See, von der peinlichen Dunkelheit aller dieſer perſönlichen Anſpielungen.

Ohne daß irgend Jemand Anderes als der Vater ihre Unruhe bemerkte, ſtellte ſie die Stühle zurück wie in einem Zuſtande völliger Beſinnungsloſigkeit.

Aber der Vater, der ihre Neigung erſticken wollte, ließ nicht nach . . .

Die zweite Aeußerung! drängte er, als es zum Kaffee ging und man sich die Hände reichte.

Ist die der schönen Melanie, bemerkte Leidenfrost mehr zu Siegbert hingewandt. Sie sagte zu Ihrem Bruder Dankmar, als sie ihm in einer Gesellschaft begegnete: Was Sie auch von mir hören werden, Dankmar Wildungen, beurtheilen Sie mich nicht früher, ehe ich nicht wenigstens einen einzigen Augenblick mit Ihnen hatte, wie sonst Stunden!

O das sagt ja Alles! fiel Ackermann lachend ein. Da müssen wir uns tummeln, des Fürsten Vertrauen zu verdienen und die Felder und Gärten zum Frühling und zur Hochzeit schmücken. Warum auch nicht? Diese Welt der Adligen, wie bunt geht sie durcheinander! Wo ist da viel Sitte, viel Gesetz? Dann und wann eine Ausnahme, dann und wann ein treues Leben. Aber im Uebrigen ein Chaos von gebrochenen Herzen, gebrochenen Schwüren, wilden Leidenschaften! Da werden Frauen verkauft, Gattinnen erkauft, Scheidungen kommen und gehen, Kinder aus dreierlei Verhältnissen nennen sich Geschwister, jede Grille wird durch den Besitz ausgeführt, Verschwendung, Leidenschaft — o ich sage Ihnen, wer einmal in diese Sphäre gerieth und von ihren Schwingungen selbst hin- und hergeschleudert wurde, den erfüllt ein solcher

Zorn über dies Gewühl, daß er wie Simſon die Säulen dieſer Palaſte faſſen und ſich ſammt den Tänzern und Muſikanten unter den Trümmern begraben möchte!

Selma verließ das Zimmer. Oleander fragte Leidenfroſt nach des Propſtes Familie, die er aber zu wenig kannte. Ackermann beſtellte bei Fränzchen mit aufgeregten Worten den Kaffee und bot den Maſchinenarbeitern, mit denen er ſich, wol um ſich zu dämpfen, in technologiſche Unterhaltung einließ, Cigarren an. Siegbert aber ſuchte einen einſamen Winkel zu gewinnen, eröffnete Otto von Dyſtra's Brief und las mit Erſtaunen:

„Geehrter Herr!

Ein unbekannter Verehrer erlaubt ſich, Ihnen den einliegenden, aus Rom an Jemanden gerichteten Brief mitzutheilen, mit der Bitte, ihn zu prüfen und bei Ihrer Rückkehr das desfalls Nothwendige genauer zu berathen. Ich bemerke vorläufig nur, daß ich zu den Menſchen gehöre, die das Herz für einen leicht zerbrechlichen Kryſtall, nicht für einen Gummiball halten. Mit Hochachtung Otto von Dyſtra."

Erſtaunt über dieſe Zuſchrift fand Siegbert dann den Brief von Olga, der nicht an ihn, ſondern an Rudhard gerichtet war. Etwas abgekühlt von

seinem heißen Drang steckte er ihn wieder ein, wenn auch die Spannung und Neugier dieselbe blieb.

Selma kehrte zurück und mußte, da sie der Vater heute mit Gewalt tyrannisirte, Musik machen. Leidenfrost flüsterte Siegbert zu, daß er morgen hier noch zu thun hätte, aber schon den Abend kommen wollte, um sich über Vieles, was sie näher beträfe, zu unterhalten. Uebermorgen früh wollten sie dann die Reise gemeinschaftlich mit den Arbeitern zurück antreten. Siegbert war einverstanden und versprach mit ihnen zu gehen.

Die Frau Pfarrerin beeilte die Rückfahrt ihrer Kinder wegen. Diesmal blieb wieder Hedwig zurück. Das Jüngste hatte sie nicht mitgenommen. Siegbert und Oleander mußten sich zur Trennung entschließen.

Ackermann versprach, noch morgen mit Selma Leidenfrost und die Arbeiter bis Plessen zu begleiten, wodurch denn der Abschied von Siegbert verschoben wurde.

Als Leidenfrost Diesen an den Wagen begleitete, flüsterte er auf den Vikar deutend:

Auf Den werden Sie doch nicht für unser vierblättriges Kleeblatt rechnen?

Doch! sagte Siegbert ernst und fest. Es sähe gefahrvoll aus um die Ritterschaft des Geistes, wenn

ſolche Geſinnungen nicht gewonnen würden! Leidenfroſt, Sie waren heute ein Kaktus! Laſſen Sie auch die Sinnpflanze gelten.

Und wirkt denn mein Bruder? fragte Siegbert dann noch beim Einſteigen.

Vieles und Großes! antwortete Leidenfroſt.

Faſt erſchreckend war dieſe Antwort. Siegbert erkannte eine Gefahr. Es war ihm, als ſchlüge plötzlich ein elektriſcher Strahl aus den Wolken. Er brannte vor Verlangen, daß der nächſte Tag vorüber, zwei Nächte vergangen wären und ſie Alle auf den ernſteren Schauplatz ihrer Lebensprüfungen zurückkehrten.

Zwei Tage darauf verließen Siegbert und Leidenfroſt mit den beiden Arbeitern die Gegend. Man gab ihnen noch das Geleite bis zum Gelben Hirſch und ſchied dort voll Herzlichkeit und Hoffnung auf eine ſie Alle wieder vereinende Zukunft.

# Funfzehntes Capitel.

## Des Sohnes Locke.

Dieſe ſtrebſamen jungen Männer! Wie geiſtesfriſch! Wie beneidenswerth in ihrer Jugend und Sorgloſigkeit! ſagte Ackermann, als er mit Selma allein von Pleſſen nach dem Ullagrunde zurückfuhr.

Selma ſchwieg und blickte durch die trüben Fenſter des kleinen Wagens in die öde von Nebeln verſchleierte Gegend. Noch vor einigen Stunden waren ſie zu Fünf dieſe Straße raſch dahin geraſſelt. Nun waren ſie allein.

Der Eine, fuhr Ackermann fort, iſt faſt zu ſcharf und läuft Gefahr mit Hinneigung zu den Arbeitenden auch deren Art und Sitte anzunehmen. Dem Siegbert Wildungen wünſcht' ich, die vornehmen Stände rückten etwas aus ſeiner Nähe und überließen ihn jener Urſprünglichkeit und Kernnatur, die mir in dem viel zu wenig von ihnen erwähnten und doch ſie alle zu be-

herrſchen ſcheinenden jüngern Bruder Dankmar zu liegen ſcheint. Wie dem auch ſei, es iſt wahr; Oleander iſt Denen gegenüber nur ein halber Mann.

Selma war in der Stimmung, Oleander zu vertheidigen.

Er wirkt doch wohlthuend, ſagte ſie. Es iſt doch Liebe und Herz in ihm! Jener Leidenfroſt, magſt du ſeine Kenntniſſe noch ſo rühmen, ſtößt ab und Siegbert iſt flatterhaft, eitel, verwöhnt, verſteckt, ganz und gar nicht anziehend.

Welche Beſchuldigung!

Wie bald hatte er den Kummer um ſeine Mutter vergeſſen!

Mein gutes Kind! Das, was dem Leben des Mannes abgeblüht iſt, mag es noch am Aſte hängen oder ſchon abfallen — ein kurzer Schmerz und die Wunde iſt geheilt. Wir ſterben nicht Alle ſo, wie uns deine Mutter ſtarb, in dem vollen Bedürfniß, daß ſie noch lebe. Was iſt dieſen jungen Männern die in Angerode einſam lebende Mutter geweſen!

Du ſprichſt wärmer von ihr, als dieſer Sohn, der mir kaum das ſchöne Erinnerungsblatt zu verdienen ſchien, das ihm Oleander noch aufgeſchrieben . . .

Wie ungerecht! Wie ſtreng! Nein, nein, Selma! Lies mir jene Worte vor, die du dir entlehnt

ſtand nichts entgegen und Dickſon fand ſeinen Freund, Dhü-Kummuz, noch in ſo ſpäter Nacht über einen großen Pergamentsbogen beſchäftigt, auf dem er zierliche Charaktere in großen Zügen mehr malte, als ſchrieb.

„Wer du auch ſeyn mög'ſt," rief Dhü-Kummuz dem Eintretenden, ohne von ſeiner Arbeit aufzuſchauen, entgegen, „nach einigen Augenblicken bin ich bereit, alle Geſchenke zu empfangen, welche man mir geben wird."

„Ich bringe nichts, als einen müden Fuß, eine trockene Kehle und ein begieriges Ohr," entgegnete Dickſon und ſein Freund, ihn ſogleich erkennend, ſagte kurz vor ſich hin: „Dickſon;" ließ ſich aber nicht ſtören, ſondern arbeitete auf ſeinen Bögen weiter. Dickſon brummte über die Unfreundlichkeit der Gelehrten und ſah dem Schreiber über die Schultern zu. Endlich wuſch aber dieſer ſeinen Pinſel im Waſſer von den Farben rein, hielt das Geſchriebene mit zufriedenem Blicke gegen das matte Licht der Lampe und begrüßte dann ſeinen Freund mit herzlichem Willkommen. „Als ich geſtern die gebratenen Fiſche mit dir aß," ſagte er, „und dir die Kopfſtücke und mir die Schwänze ließ, hätt' ich da glauben mögen, daß wir beide unſer jüngſtes Gericht gehalten hätten! Ein verwünſchter Weg! Du riethest dagegen und ich fange an, deinen Inſtinct als ein untrügliches Ahnungsvermögen zu verehren."

Dickſon war aber ſelbſt für Lobeserhebungen nicht zugänglich, wenn ſeiner Leibesnothdurft etwas abging. Er verlangte vor allen Dingen ein bequemes Nachtmahl, ſodann eine Wiederholung der beifälligen Aeußerungen, welche ſein Wirth über ihn gemacht hatte, und als er Beides erhalten, Aufklärung über die eben beendete Beſchäftigung des Dhü-Kummuz. „Ich bin aus dem Lande der Cultur gebürtig,"

haſt! Du haſt Oleander glücklich gemacht durch dieſe Theilnahme, dieſen Vorzug, den du ihm ſchenkteſt.

Selma zog ein Papier aus ihrem Kleide, entfaltete es und las, ſoweit die Bewegungen des Gefährtes es erlaubten, mit ſichrer Stimme:

O Menſch! Das Wiederſeh'n! Ein hehres Wort!
Was lauſcheſt du nicht ſeinem Wunderklange
Und horchſt der heil'gen Stille um dich her?
Und redeſt du und klingt dein Mund voll Wohllaut,
Warum nur fragſt du nicht: Was ſpricht aus dir?
Was hauchte dir Muſik in deine Kehle
Und lehrt dich reden, jauchzen, ſingen? — Thränen
Und Klänge ſind es, die in's Jenſeits führen;
Denn was ſind Thränen und was iſt Muſik!
Ach! Hemme deinen Fuß und horche nur
Dem ſtillen Gottesfrieden der Natur!
Wie feierlich beredtſam dieſer Plan,
Der zu den blauen Bergen grün ſich zieht,
Grün Wieſengrün, dann dunkler Tannengrün,
Dem Aug' ein wie erquickendes Gemiſch!
Doch führt des Ohres Pforte mehr zur Seele;
Das Echo ſpricht mit ihr, des Waldhorns Klang,
Der in den tiefen Tannengrund getragen,
Zurück uns zwiefach, dreifach grüßt, vom Wald,
Vom Fels, von Wem wer weiß ich noch! ... Natur,
Ach, du dir ſelber plaudernde! Geſchwätzige,
Im Zwiegeſpräch belauſchte Einſamkeit!
Die Ruh' hört Ruhe! Nur das Herz darf ſchlagen,
Ein Vögelchen aus fernem Walde rufen,
Die kleine Quelle murmelnd dich umplaudern ...
Dann hörſt du ſie, die ſtillen Geiſterzungen,

Die zu dir flüstern: Mensch! du bist unsterblich.
Siehst Die ja wieder, die du scheiden sah'st!
Willst immer zweifeln? Immer nur gedenken
Der Schauer, da ein liebend Auge brach,
Der Schrecken, als ein theurer Athem stockte,
Fühlst ewig nur des Todes kalte Hand?
Von Gräbern kann' hinweg den Zweifelblick!
Such' dir kein künftig' Wiedersehn, die Hoffnung
Bei Athmenden und Lebenden! Und spricht
Die Quelle dir, der Vogel nicht vernehmbar,
Kannst du den Tag, die Sonne nicht versteh'n,
So laß die Sterne reden, schlage dir
Die Blätter des gestirnten Himmels auf,
Das große Buch mit gold'nen Riesenlettern!
Da strahlt ein Licht, das selbst die dunkle Nacht
Dem Zweifel und dem Schmerze angefacht!

Ein weihevolles Herz, sagte Ackermann gerührt, eine gewisse Mystik der Naturanschauung, die über das Räthselhafte sich doch nie zum Dunkeln und Unklaren verliert! Ich nehme meinen Tadel zurück . . .

Siegbert verdient nicht, sagte Selma, daß ihm Oleander seine Poesie widmete.

Wohl, fuhr Ackermann mit geschärftem Blicke auf Selma fort, ich höre dich gern so reden. Warum bezeugst du aber dem sinnigen Dichter nicht größere Theilnahme? Er ist mit ganzer Seele dein Lehrer: Seit Siegbert's Freundschaft hat er an Aeußerlichkeit gewonnen: Das Uebrige kann eine treue weibliche

Hand noch vollenden. Warum zeigst du ihm so oft, Selma, daß dich seine Liebe verletzt?

Selma erglühte.

Es war das erste mal, daß der Vater zu ihr ein solches Wort sprach: Liebe!

Sie zitterte fast, erstarrte und legte das Blatt mit eiskalt ersterbender Hand auf die Brust.

Da sie keine Antwort auch nur zu denken, geschweige zu sprechen wußte, so sah sie den Vater mit einem bittenden Blicke an, der wohl so viel heißen konnte, als:

Vater, warum thust du mir Das und wirfst mich mit dem Wort in solche Schrecken?

Selma, sprach der Vater, ich muß diese Saite, die Gott auch auf deine Seele zur Harmonie gezogen hat, berühren; denn seit einiger Zeit fühl' ich, daß zwischen uns ein Geheimniß waltet . . .

Selma blickte nieder und drückte sich in die Wagenecke, um ihre innere Glut zu verbergen . . .

Ich will dich nicht tadeln, fuhr der Vater ihre Hand ergreifend fort, daß du bei einer Natur, wie der des Vikars, unterscheidest, was an ihm allgemein menschlich liebenswerth und was es persönlich ist. Es ist nun einmal auch Dies ein Zug des Geistes,

daß wir in den Stufenfolgen unſrer Verehrung gewiſſenhaft unterſcheiden. Oleander kann dir heilig und theuer wie ein Bruder ſein und doch vermöchteſt du ihn nicht ſo zu lieben, wie ein Mädchen liebt. Aber, Selma, wenn es auch in der Natur des Weibes begründet ſein mag, Das, was am Manne liebenswerth erſcheint, aus Allem eher als nur und einzig aus ſeiner ſittlichen Gediegenheit herzuleiten, ſo hüte dich doch, einem gefährlichen Irrthume, von dem ich weiß oder ſchmerzlich ahne, daß er dich beſchlichen hat, zu ſehr nachzugeben —

Vater! ſagte Selma vor Schmerz auffahrend.

Was verwundet dich? Daß ich von deinem Irrthum ſpreche?

Nein, daß du von Etwas nur redeſt, was ich aus deinem Munde eher hören ſoll, ehe ich mir ſelbſt davon geſprochen!

Es iſt meine Pflicht, Kind, deine Gefühle zu regeln. Ich verehre und liebe dieſe heilige Scheu des Mädchens, zum erſten male das geweihte Zauberwort der Liebe zu vernehmen oder wohl gar es auszuſprechen. Allein, da du ohne Mutter, ohne dir bekannte Verwandte biſt und nur deinen Vater als einzigen erprobten Freund deines Herzens kennſt —

Ach, rief Selma und warf ſich an die Bruſt des

bewegten Mannes, der ſie mit ſeinen Armen ſanft an ſich zog —

Mein Kind, ſagte Ackermann ſtrenger. Ich ſehe, daß ſich dir eine Geſtalt, ein Jüngling mit unwiderſtehlicher Gewalt eingeprägt hat. Der, den du zuerſt hier im Graſe an dem Thurme dort liegen ſahſt, der, der aus den Blumen aufſprang uns freundlich zu grüßen, der, der uns theilnehmend nachblickte, als wir zum Schloſſe hinaufwanderten; der, den du am Morgen bei der Schmiede wiederſahſt, der, der mit dir ſcherzte, dich vor dem bellenden Hunde ſchützte, mit dir über Amerika plauderte, dann uns begleitete in den kühlen Wald, wo du nicht ertragen mochteſt, daß er ſich an dem Eichbaum von uns trennte ... Du liebſt ja Egon, einen Fürſten.

Selma zuckte vor Schmerz auf. Es war ihr, als durchbohrte ſie ein Meſſer und es thäte ihr wohl, zu ſterben. Doch hauchte ſie das Wort, wie zur Entſchuldigung:

Nenn' es nicht Liebe!

Es iſt Liebe! Du unglückliches, unſrer Verhältniſſe unkundiges Kind! Er war unbekannt, in guter Abſicht auf ſeinem väterlichen Erbe, als wir ihn damals ſahen. Du fandeſt ein kindliches Wohlgefallen an ihm, er

an dir. Später ſah ich, wie der Gruß, den er vom Pferde herab dir auf dem Gelben Hirſch zuwarf, als die große Geſellſchaft eben abfuhr, wie ſein Gruß und Blick dich durchbohrten. Deine Haſt, ihn auf dem Heidekrug wiederzuſehen! Seine Krankheit in der Reſidenz, ſein Wohlwollen, als er uns ſogleich die Pachtübernahme geſtattete, alles Das feſſelte dich ... was läßt ſich gegen einen magnetiſchen Einfluß thun, den du ſelbſt auf die Locke, die ich ihm im Scherze raubte, übertrugſt ...

Haſt du ihn nicht ſelbſt verehrt wie keinen andern fremden Menſchen der Erde? ſagte Selma.

Hätt' ich Das?

Wer betrachtete die Locke, dies Kleinod, dies Angedenken an den damals ſo Lieben, ſo Theuren, ſo Guten, zärtlicher? Wir hatten einen Wettkampf unſrer Liebe und du biſt ermattet, du biſt enttäuſcht, du biſt hoffnungsloſer als ich ...

Selma! Ich rede ernſtlich mit dem Kinde der Fremde. Vertheidige ihn nicht gegen mich und nicht gegen dich! Es iſt ein Fürſt! Uns weit, weit entfremdet! Und willſt du das Leben eines frivolen jungen Weltmannes entſchuldigen, der mit liebenswürdigen Formen und großen Fähigkeiten des Geiſtes eine unläugbare Verderbtheit des Herzens verbindet? Schau-

dert dich nicht vor den Untiefen der Laſter, in die du leider ſchon haſt einblicken dürfen?

Selma wandte ſich ab und weinte.

Wenn es wahr iſt, ſagte Ackermann, daß Egon eine einfache Bürgerliche, wie Melanie Schlurck, heirathen könnte, ſo entſtand in dir vielleicht der Gedanke: Er iſt nicht ſtolz, ohne Vorurtheile, er iſt edel, er könnte auch dich lieben! Aber ich beſchwöre dich, Kind, gib dieſe Träumereien auf! Vertheidige ihn nicht! Laß ihn hinfahren in ſeiner regelloſen Kometenbahn! Reine Naturen würden ſich nur in ſeiner Nähe verſengen. Und wär' es ein Engel und die Tugend ſelbſt, Selma, höre ein Wort deines Vaters, ein ernſtes, du darfſt ihn nicht lieben!

Selma richtete das traurige Auge fragend und erſtaunt zum Vater.

Ich darf ihn nicht lieben?

Nie! Nie! wiederholte dieſer. Du darfſt ihn nicht lieben! Und nun genug!

Selma war von Ackermann erzogen, wie man Kinder erziehen ſoll. Er verlangte Gehorſam. Keine Furcht, aber Gehorſam. Und doch folgte ſie nur da, wo ſie überzeugt war. Ihr kluges, fragendes Aufblicken bei dieſem unbedingten: Nie! Nie! des Vaters durfte dieſen nicht befremden; doch wider ſeine Gewohnheit blieb er ihr

die Gründe ſeines unbedingten Wortes ſchuldig, wiederholte es noch einmal und warf Selma in einen Zuſtand der Zerriſſenheit, der ſie um ſo unglücklicher machte, als ſie ſah, daß auch der Vater litt und in jene melancholiſche Stimmung verfiel, die ſie ſonſt ſogleich bemüht war, an ihm zu verſcheuchen. Heute zum erſten Male ſtand ihr kein Scherz zu Gebote. Sie lehnte ſich in die Ecke und weinte — der Vater ſah auf die durchnäßten, öden, traurigen Felder — der Wagen fuhr ſo hin — mit dieſem Winter ſtarb Selma Alles; denn warum ſollte ſie nicht lieben, auch ohne Hoffnung, jemals zu beſitzen?

Die Weihnachtszeit kam heran und brachte kleine Weihnachtsfreuden. Ein Tannenbaum flimmerte den Pfarrerskindern; aber die Hoffnung, der Vater käme ſelbſt, erfüllte ſich nicht. Neujahr brachte wieder Froſt. Es war Winter und blieb Winter, auch in den Gemüthern. Ackermann las und ſchrieb viel. Selma nahm ihren Unterricht fort. Oleander dichtete, duldete, hoffte. Fränzchen erfuhr ſelten etwas von Louis. Heinrich Sandrart hatte zu Weihnachten nicht kommen können, da der politiſchen drohenden Stürme wegen keine Beurlaubungen gegeben wurden. Er ſchrieb öfters an Heuniſch, der im Frühjahr ſicher die Auflöſung der immer kranken Urſula erwartete und

von dem weitern Verlauf der sonderbaren Vorfälle, die in seinem Hause stattgefunden hatten, nichts mehr erfuhr. Der junge Zeck quälte sich, das Geschäft seines Vaters fortzuführen. Es gelang ihm nur mit Mühe.

In's Amthaus, nach dem Ullagrunde und Randhartingen brachte Oleander zuweilen Briefe von Siegbert und Louis mit, Briefe, die immer inhaltreich, immer anregend waren, doch auch viel Trübes und Besorgliches für die allgemeinen Zustände enthielten. Frau von Sänger tröstete sich, daß die „fliegenden Kolonnen" eher nun verstärkt wurden, als aufhören sollten. Graf Bensheim, Herr von Sengebusch erwarteten bevorstehende große Ereignisse. Herr von Zeisel beobachtete im Stillen Ackermann's großartige Zurüstungen zum erwachenden Frühjahr. Sie sahen sich selten, da seine Frau ihre Abneigung gegen Menschen, die ihren Einfluß und den Justizrath Schlurck verdrängt hatten, nicht bemeistern konnte. Und in der That lebt man im Winter nirgends abgeschlossener als auf dem Lande. Die Bewohner zweier Dörfer, die sich ganz in der Nähe liegen, berühren sich monatelang nicht. Erst der Frühling führt Alles wieder zusammen und wie nach einer langen Entfernung begrüßen sich dann die naheliegenden Nachbarn und wünschen sich gegenseitig Glück zum überstandenen

Winter und freuen ſich, einander wieder wohlbehalten und leidlich unverändert anzutreffen.

Die öffentlichen Verhältniſſe hatten ſich bis zum Unglaublichen umgeworfen. Die große Flut einer zielloſen Bewegung, die alle Dämme, alle Ufer gebrochen hatte, war zwar in ihrer verheerenden Wirkung gehemmt, aber nicht zurückgelenkt in ein felſenſtarkes Bett oder einen mit Klugheit gebauten Kanal. Dieſe großen, trübe aufgewühlten Gewäſſer ſtauten. Ein kleiner Abzugsweg und auf's Neue mußten ſie mit verheerender Gewalt fortſtürzen. Fürſt Egon von Hohenberg hatte, ein neuer Perſeus, die Chimära der Revolution bändigen wollen. Anfangs glaubte er es durch ein vernichtendes Zauberwort zu können, durch eine ideelle Löſung des geheimnißvollen Sphinxräthſels; allein bald hatte er, wie alle übrigen Gegner der Zeit, zu Feuer und Schwert greifen müſſen. Aus der Doktrin, die ſeine Unternehmungen anfangs höchſt ehrenwerth erſcheinen ließ, mußte er bald hinausrücken auf das Feld der gewöhnlichen Praxis; denn nur die Ideen, die eine Zeit lang im Volke ſchon herrſchten, können ſich unangegriffen auch von obenher behaupten. Egon brachte etwas Neues und wurde ſogleich misverſtanden. Die Handlanger, die ihn unterſtützten, wurden für den Meiſter verantwortlich.

ſagte er, „und kann auf der Straße nichts Geſchriebenes liegen ſehen, ohne es aufzuheben. Was bedeuten dieſe nächtlichen kalligraphiſchen Uebungen?“

„Ich kenne den Gebrauch deines Vaterlandes nicht,“ entgegnete der Befragte; „aber bei uns herrſcht die Sitte, ſelbſt dem Feinde Rechenſchaft darüber abzulegen, was uns zu einem Kriege gegen ihn bewogen hat. Wir erlaſſen in dieſem Falle beim Anfang aller Feindſeligkeiten eine weitläufige Schrift, die wir Proclamation, auch wohl Manifeſt nennen. Ueber dieſer Arbeit haſt du mich angetroffen.“

Dickſon, der für Definitionen eine unbeſchreibliche Ehrfurcht hatte, hörte mit offenem Munde zu und vergaß über jene gründliche Auseinanderſetzung ſogar, daß in Europa die Manifeſte nicht weniger heimiſch ſind. „Das iſt ſehr merkwürdig.“ ſagte er, „doch was haſt du im Namen des Lama, unſers Herrn, den Leuten denn aufgeheftet?“

„Nicht wahr?“ fragte Dhü-Kummuz, „wir haben ſehr wichtige Urſachen zu dieſem Kampfe?“

„Ohne Grund ſind wir in der That nicht hier,“ antwortete Dickſon.

„Und dieſe Urſachen ſind höchſt gerecht?“

„Sie ſind durchaus nicht ungerecht.“

„Wir kamen nicht von freien Stücken?“

„Nein, wir ſind durch Beleidigungen gereizt worden.“

„Und dieſe Beleidigungen waren unerträglich?“

„Sie waren zahllos und ließen ſich allerdings nicht ertragen.“

„Der Lama hat die gerechteſten Anſprüche auf den Thron des Himmels?“

„Ich frage dich nur, wer ſie ihm ſtreitig machen ſollte?“

Ihnen zu Liebe, um nicht isolirt zu stehen, mußte Egon den Riß seines Gebäudes ändern, nachgiebig sich zeigen nach allen Richtungen hin, in der üblichen, überlieferten Sprache reden und, von den gemeinsamen Gegnern gezwungen, Strebungen zu befreundeten machen, die ihm sonst nicht wären genehm gewesen. Die Erschöpfung der öffentlichen Meinung, die allgemeine Sehnsucht nach Ruhe und Verständigung kam seiner Stellung zu Hülfe. Leider war er verblendet genug, den ausbleibenden Widerstand für einen Sieg zu halten. Er entließ auch diese vor Weihnachten gewählte neue Kammer und gab aus der königlichen Machtvollkommenheit im Februar ein neues Wahlgesetz. Im Allgemeinen lagen diesem seine Ideen von der Anerkennung der positiven Interessen zum Grunde. Im Besondern aber hatte die Gewöhnung der Macht, die Bundesgenossenschaft mit dem Royalismus, dem Adel, der Bureaukratie ihn gezwungen, eine Menge anderweitiger Modalitäten in seine Wahlberechtigungen aufzunehmen. Hätte er die Gewalt nicht schon lieb gewonnen, er hätte vor dieser, unter der Hand ihm eskamotirten Veränderung seiner liebsten Vorsätze erschrecken und diese Region fliehen müssen, wo man mit dem Scheine des Herrschens der größte Sklave ist. Allein, es ging ihm wie Allen auf einem solchen oder ähn-

lichen Platze. Er nahm allmälig den Glauben an, daß er unentbehrlich, nie zu ersetzen wäre. Er fragte oft: Wer nach ihm kommen könnte? Er glaubte dem Staate eine Verlegenheit zu ersparen, indem er an einer Stelle blieb, deren Rücksichten ihn selbst gänzlich ummodelten. Erfüllte ihn zuweilen der Unmuth über das Mislingende auch zu bitter, so durft' er dem Gedanken an ein Zurückziehen schon um Derentwillen nicht nachgeben, die sich darin gefielen, mit ihm die Macht zu theilen, ihm schmeichelten und sich dafür wieder von den Andern schmeicheln ließen. Denn kleine Erhöhungen werden meist immer durch tiefe Erniedrigungen erkauft.

Fürst Egon war wie alle Staatsmänner von einer mit der Zeit immer mehr sich einwurzelnden überreizten Empfindlichkeit. Er sah viel altes Schlimmes, von dem er mit reinstem Bewußtsein sagen konnte: Du hast ihm jetzt abgeholfen! Die Erfolge, die er täglich im Kleinen erlebte, übertrug er auf das Ganze und Große und war ein Fanatiker in dem Glauben an seine Unfehlbarkeit. Die neuen Kammern waren, gegen seine ursprüngliche Absicht, nichts als Vertreter der Geld- und Vermögensinteressen geworden. Sie gehorchten ihm in allen Hauptfragen, während ihr Widerspruch in kleinen ihnen nur den Schein gab,

als beſäßen ſie das freieſte Urtheil auch für die großen und als wäre ihr Gehorſam Ueberzeugung. Schon redete Egon nicht mehr in ſeiner alten Sprache. Schon hatte er den gewöhnlichen Styl des von ihm vertretenen Staates angenommen und ſetzte als das erſte Anfangsgeſetz deſſelben: Es muß Alles geſchehen um der Monarchie als ſolcher Willen! Das Volksintereſſe war ein Anner des fürſtlichen. Was in dieſe Anſchauung nicht paßte, wurde entfernt, unterdrückt, verfolgt, beſtraft. Selbſt diejenigen gemäßigten Liberalen, die der Monarchie die aufrichtigſte Nothwendigkeit einräumten, aber ihr nicht mehr überlaſſen wollten, als zur Stärkung eines Begriffes nothwendig war, ſelbſt dieſe wurden von ihm als „Doktrinäre" abgelehnt, von jenem Tiersparti zu geſchweigen, dem bürgerlich-materiellen, an deſſen Spitze Juſtus ſtand. Dieſem gab er die ganze Schärfe ſeiner Satyre zu fühlen und nannte ſein innerſtes Princip die Eitelkeit. „Geht in Eure Comtoirſtuben und rechnet, ſagte er einſt in einem Artikel des „Jahrhunderts", der von ihm inſpirirt ſein ſollte, geht an Euren Pflug und ackert, nehmt die Elle in die Hand und meſſet Leinwand, was drängt Ihr Euch in die Hallen der Rathhäuſer und an die Stufen des Capitols? Wahrlich, Ihr müßt den Staatszweck platt treten bis zum Ge-

meinen, nur damit Ihr auf ihm luſtwandeln, gerade Ihr in ihm behaglich wohnen könnt!"

Am entſchiedenſten aber trat Fürſt Egon der Demokratie, den republikaniſchen und ſozialen „Irrlehren" entgegen. Er hatte ſie an der Quelle kennen gelernt und beſaß nun die vollkommenſte Fertigkeit, ſie auf ihre oft komiſchen Urſprünge zurück zu verfolgen. Er erklärte ſie für die Folge zweier Veranlaſſungen, einmal der Trägheit und ſodann des überwuchernden merkantilen Princips. Ackermann las einſt mit großem, wenn auch getheiltem Intereſſe die Worte, die er in der Kammer ſprach:

„Ein Fluch der modernen Geſellſchaft iſt die gewaltige Verehrung, die der Gott Merkur gefunden hat. Merkur beſchützt die Handelnden und die Diebe. Ich habe alle Ehrfurcht vor der großen und reſpektablen Zunft der Kaufleute, ich finde aber, daß ſie viel zu tolerant iſt und viel zu viel Gaunerei neben ſich duldet. Die Krämerei iſt eine Gaunerei. Meine Herren, ich fordre Sie auf, mit mir durch die Straßen der Städte zu gehen. Sehen Sie, Haus für Haus ein Laden! Laden für Laden, träge, auf Kundſchaft wartende Verkäufer, die die Sonne angaffen und träumen! Meine Herren, der kleine Zwiſchenhandel ſteht zur Conſumtion in keinem Verhältniſſe. Wo Alles handeln will, wird Niemand mehr arbeiten wollen,

und ich fordre Sie auf, geben Sie Geſetze gegen den Kleinhandel! Er vertheuert die Lebensmittel, die der Arbeiter braucht, er ſchlägt das Procent der Trägheit auf das kleine Kapital der Arbeit, dem es entzogen wird; er erſchafft die Phantaſieen des Kommunismus, der aus Zorn über den Kleinhandel von einem Großhandel träumt, den die Geſellſchaft, der Staat ſelbſt übernehmen müſſe; er erzeugt endlich eine Menge lungernder, träger Schwätzer, die man die Lazzaronis der Boutiken nennen muß".

Solche ſcharfe Lichter, die Egon aus ſeiner Kenntniß des Volkslebens auf die Debatte fallen laſſen konnte, hoben oft wochenlang ſeine Erſcheinung auch in den Augen Derer, die ſich nicht verſchweigen konnten, daß Egon vom Hofe verzogen wurde und wol längſt ein Ultra-Ariſtokrat war. Egon beſtritt, daß wir im Zeitalter der nothwendigen Revolution leben und nach einer unbekannten, neuen, Alle beglückenden Weltidee ſteuern müßten. Er beſtritt die politiſchen Märtyrerſchaften. Er nannte ſie Plagiate, unerlaubten Nachdruck der großen ruhmvollen Zeitalter. Er ſagte: „Die Märtyrer in vergangenen Jahrhunderten waren bewunderungswürdig, weil ſie die vergangne Geſchichte nicht kannten und nur für ihre eigne Rechnung, ihre eigne Erleuchtung ſtarben. Die neuen Märtyrer aber

haben alle vom Glanz der alten gehört und bilden ſich ein, eine Zeit würde kommen, die auch ihnen Anerkennung brächte. Sie ahmen die Huß und Galiläi nach, ohne mit ihnen irgend etwas gemein zu haben als die Leiden, die Jene fanden und die Dieſe nur tollkühn und eitel ſuchen". Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht befremden, daß man von Verſchwörungen und neuen drohenden Unruhen ſprach. Egon erfreute ſich einer guten Polizei und fügſamer Richter. Er verfolgte, kerkerte ein, verbannte, ganz wie jeder andre Politiker auch, der den Widerſpruch unbequem findet und für jede Eingebung ſeines unduldſamen Zornes ſogleich das Motiv des gefährdeten Gemeinwohls zur Hand hat.

Ackermann nahm, trotzdem, daß er Selma's wegen nicht mehr laut über Egon ſprach, doch im Stillen an allen dieſen Verwickelungen großen Antheil und verrieth ſelbſt in der tiefen Abneigung, die er gegen Egon zu faſſen ſchien, das faſt perſönliche Intereſſe, das er für ihn hegte. Mit dem beginnenden Frühjahr ſetzte er nun vollends alle inzwiſchen geſammelten Kräfte für Egon's äußere Wohlfahrt in Thätigkeit. Seine Pflug- und Säemaſchinen erregten den Neid und das Staunen der Umgebung. Er hatte trotz der Maſchinen eine große Anzahl auch von Feldarbeitern gedungen

und ſein Pachthof war ſo lebendig geworden, daß er ſchon wie eine kleine Kolonie auszuſehen anfing.

Der Winter war ſtreng geweſen und die Wonne des Frühlings von den Menſchen endlich wohlverdient. Er kam mit dem März auf den feuchten Schwingen milder Südweſtwinde. Der Schnee ſchmolz, die Ränder der kleinen Bäche verloren die Spuren des Eiſes, das ſie noch vor Kurzem ganz gefeſſelt hielt. Die kaltdurchnäßte Erde erwärmte die Sonne und die gewaltigen Furchen, die der Pflug ſchnitt, öffneten die Poren der Eisrinde, daß es war, als wenn das Centralfeuer von unten herauf nachhalf und den Sonnenſtrahlen die unterirdiſche Flammenhand bot. Dieſer friſche Frühlingserdgeruch! Dieſe Kraft des Bodens, die den Menſchen ſelber ſtärkt und die Fabel vom Antäus verſtehen lehrt! Im Walde brach das Eis der kleinen Seen, in deren Röhricht bald die Störche nach dem zum Leben erwachenden kleinen Gethier ſuchen ſollten. Das ganz braun und ſchwarz gewordene Laub vom vorigen Herbſt vermengte ſich ſchon mit der Erde und düngte zu neuem kräftigeren Wuchſe. Das Gras wucherte, Schlüſſelblumen, Schaafgarbe, Diſtelkraut erfreuten das Auge des nach jedem Fortſchritt der Vegetation ſehnſüchtig lugenden Wanderers. Von Tag zu Tag nahm ein gewiſſes Lüſtre der Buchen- und

Eichenwaldung zu und wurde grüner und immer grüner. Die Weiden, die längs der Ulla ſtanden, ſchlugen mit jugendlicher Triebkraft aus. Zwar köpfte man ſie, der friſchen Gerten wegen, die man gewinnen wollte, aber auch von dieſen kam eine dankenswerthe Belebung in den erwachten Frühling. Die Bauernknaben ſchnitten aus der Schaale der jungen Weidenruthen Pfeifen und ein Ton weckte mehrere, die Pfeife die Stimme und die Menſchenſtimme die Stimmen des Feldes und Waldes. Schon jodelte ein ungeduldiger Hirtenknabe um die Wette mit der Lerche, die aus ihrem räthſelhaften Winterverſtecke plötzlich wie ein Wunder da war und ſich mit ihrem Geſang in die reine Bläue des Himmels ſo ſtolz und froh emporwirbelte. Lange Züge von Kranichen und Schneegänſen flogen vom Süden weiter hinauf nach Norden. Glückliche Reiſe, ihr flüchtigen Gäſte! Grüßet das Meer, grüßet die Klippen Islands, wenn ihr ſie erreicht und die däniſchen Jäger auf den Inſeln jenſeits der Eider euch paſſiren laſſen! Zieht ihr denn Alle vorüber? Nein, die Störche bleiben bei uns und ſuchen ſich die alten Giebel, ſuchen ſich die alten Neſter auf und klappern den Kindern von neuen Brüderchen und Schweſterchen die heimlichen Märchen zu.

Selma hatte einen gedrückten, ernſten Winter durch-

lebt und nur in Fränzchen's heitrer Laune einen Troſt gefunden. Dies junge Kind widmete ſich ihr mit zärtlichſter Verehrung und fühlte ſich durch den veredelnden Umgang ſelbſt ſo gehoben, daß ſie ſich von keiner Entbehrung beengt, durch keinen langen einſamen Winterabend in ihrem Lebensgenuß verkürzt fühlte. Wie theilte ſie aber auch Selma's Freude, als der Frühling kam! Selma hatte nur die Erinnerungen, wie das Alles wird und wächſt in dem fernen Welttheile. Sie erſtaunte nun, Alles hier ſo wiederzufinden, wie es auch dort iſt und dennoch ſchien Alles anders, eigenthümlicher und ihr, wie ſie ſich im Stillen geſtand, werthvoller. Fränzchen erklärte ihr, was ſie, die Städterin, die arme Stubenſitzerin, nur irgend von der Natur wußte. Selma fand aber bald, daß ſie keiner Führerin durch den deutſchen Frühling bedurfte. Sie verſtand ihn wie einen alten Bekannten und was ſie nicht benennen konnte, dafür gab die Worte der Vater, der mit dem Erwachen der Natur ſelbſt wie neubelebt erſchien und ſich in ſeiner großartigen Oekonomie ſtill und ruhig wie ein Gärtner bewegte. Selma ſah das Entſtehen einer großen Gemüſe- und Blumenanlage hinter dem Wohnhauſe. Da ſproßten Veilchen, Krokus, Schneeglöckchen. Da wuchs Schnittlauch, Kerbel, Salat. Da gackerten

die Hühner, denen recht der Kamm gewachsen war
und legten Eier hier und dorthin. Es war eine
lustige Jagd für Selma und Franziska, immer zu
suchen, wo die Hennen ein stilles Plätzchen gefunden
hatten. Und dabei schmückte sich der Fliederbaum um
das Wohnhaus, die Laube bezog sich mit grünen
Knospenaugen, die Sträucher im Garten schienen hör-
bar zu wachsen... der Ullagrund so lauschig abwärts
geneigt, die Ulla so munter und geschwätzig, der Wald,
die Höhe, der Blick nach Plessen, das Schloß von
Hohenberg, Alles so verzaubert, so belebt, so neu,
— wo war der Winter geblieben? War Das nicht
Alles fast wieder so, wie Selma und der Vater
es im Sommer fanden und er ihr gesagt hatte, als
sie am Kirchhofe die Inschrift auf dem Grabe der
Fürstin Amanda gelesen hatten: Kind, wir wollen
hier bleiben, wollen hier unsre Hütten bauen!

Auch der April mit seinen kleinen Launen und
winterlichen Rückfällen war fast vorüber, als Acker-
mann eines Tages durch den Justizdirektor von Zeise
mit der Nachricht überrascht wurde, Fürst Egon wollte
um sich von den Anstrengungen des Winters zu e
holen, einige Tage auf seinem väterlichen Schlo
zubringen. Mit dieser Mittheilung gerieth der so
so ruhige, sich selbst beherrschende Mann in namenl

„Der Dalai Lama kann nur ſchlecht beglaubigte Anſprüche nachweiſen?“

„Wir haben ſie nie beglaubigt.“

„Es iſt der Wille des Himmels, daß in Tibet eine andre Ordnung der Dinge herrſche?“

„Wir ſind unſtreitig damit beauftragt, ſie einzuführen.“

„Wollen wir die Lage der feindlichen Provinzen verſchlechtern?“

„Behüte! wir beabſichtigen ihr Beſtes und kommen mit den reichſten Verſprechungen.“

„Werden auch dieſe Verſprechungen gehalten werden?“

„Was du nur frägſt! Freilich, aber unter gewiſſen Bedingungen.“

„Und dieſe ſind?“

„O ſo geh mir zum Henker! So examinirt man einen Narren. Commandir' ich denn eine feindliche Batterie? Bin ich als Parlamentär im Lager? Sage mir lieber, was auf jenem Pergament enthalten iſt?“

Dhü-Kummuz fand aber jetzt keine Zeit, dieſe Mittheilung zu machen; denn draußen war es unruhig geworden, mehrere Stimmen riefen durcheinander und ein anwachſender Lärm näherte ſich dem Hauptquartier, wo ſich die beiden nächtlichen Sprecher befanden. Einige Officiere kamen aus den hintern Räumen des Quartiers herbeigeeilt, um nach der Urſache dieſer Störung ſich zu erkundigen. Man führte einen Menſchen herein, der ſich von Laſſa her durch die Spalten und Engpäſſe der Gebirgswand in das Thal geſchlichen haben und von den Wachtpoſten bemerkt ſein ſollte. Nach der Ausſage derer, die ihn gefangen, warf er bei dem erſten Anruf der Schildwache ſtatt der Antwort ein Paket

Aufregung. Sie wuchs, als er sah, wie die Nachricht auf Selma wirkte. Ohne auf das Thema, das im December bei der Heimkehr von Plessen zum ersten und letzten Male berührt worden war, zurückzukommen, konnte er doch nicht umhin, bei Tisch darüber zu sagen:

Ich habe die Ahnung, daß diese Begegnung mit dem Fürsten keine gute Wendung nimmt. Das freundliche Bild des Mannes, der einst mit uns nach dem Forsthause wanderte, ist verwischt. Welche Entwickelung einer gewaltsamen, eingebildeten Natur! Diese Verfolgungen, von denen die Zeitungen das Unglaublichste melden! Dieser Terrorismus! Ich kann Adlige gelten lassen, die innerhalb ihrer Vorurtheile willkürlich und anmaßend regieren, Beamte, Militairs, Hofmänner sind mir erklärlich; aber mit Geist, mit Bewußtsein, mit Theorie so die gewonnenen Resultate der Zeit mit Füßen treten und den alten feudalen Staat wieder anzubahnen — doch Ihr versteht das nicht, Kinder! Deutlicher wird es Euch sein, wenn ich Euch sage: Alle Vereine hat der Fürst aufgehoben, alle geschlossenen Gesellschaften hat er aufgelöst, die beiden braven Arbeiter, die die Maschinen hierher begleiteten, ich las es eben in der Zeitung, sind festgesetzt, Leidenfrost ist in eine Untersuchung verwickelt und neue Verhaftungen. neue Ausweisungen stehen bevor ...

Franziska erschrak, da sie sich der Sphäre, in der diese Verfolgungen stattfanden, näher fühlte als Selma, die für Leidenfrost wenig Theilnahme empfinden konnte und nur die beiden guten, bescheidenen Arbeiter bedauerte. Gläubigen weiblichen Naturen sind satyrische Erscheinungen wie Leidenfrost antipathisch. Alle beklagen die beiden jungen Arbeiter . . .

Ich finde, fuhr Ackermann fort, daß viel von fremden Agenten gesprochen wird. Wenn wir erlebten, daß selbst Louis Armand . . .

Selma winkte dem Vater. Sie wußte, daß Fränzchen den freundlichen und gefälligen Freund trotz seiner spärlichen Briefe liebte. Ackermann ahnte es und schwieg nun lieber.

Zwei Tage darauf aber fand er Fränzchen weinend. Als er sie um die Ursache ihrer Thränen fragte, suchte sie auszuweichen und überließ Selma die Antwort.

Louis Armand hatte, durch Einschluß an Oleander, an Franziska deutsch geschrieben oder so schreiben lassen:

„Liebe Freundin! Ein düstres Ungewitter zieht über mich und meine Freunde zusammen. Was vorauszusehen war, Trennung unsrer Wege von denen des Fürsten, traf schon gleich nach meiner Rückkehr von Hohenberg ein. Wir sahen uns selten, zuletzt vermieden wir uns. Was aber nicht vorauszusehen war,

ein offener Bruch, offene Feindschaft zwischen Menschen, die sich liebten, zu lieben vorgaben, auch Das ist eingetroffen und irgend ein gewaltsamer Zusammenstoß scheint so unvermeidlich, daß ich Ihnen schreibe und Sie bitte: Liebe Franziska, Sie kennen die innige herzliche Verehrung, die ich für Sie hege und die nur mit meinem Leben erlöschen wird. Was mir auch geschehen möge, was Sie auch von mir hören dürften, rechnen Sie auf meine treue Anhänglichkeit! Ach, ich fühle nun wohl, was mich gehindert hat, Ihnen Alles zu sagen, was in meinem Herzen für Sie schlummerte und was erst jetzt, wo ich so großen Gefahren ausgesetzt bin, ganz erwacht ist! Jetzt, an der Grenze meiner Freiheit, sag' ich Ihnen, geliebte Franziska, daß ich in Ihnen so viel Güte und Reinheit der Seele gefunden habe, wie nur in meiner vergessenen, von Egon gemordeten Schwester. Ist Das nicht grausam, jetzt so zu sprechen! Jetzt, geliebte Franziska, wo ich Denen, die mich lieben, nur Kummer bereiten kann? Vergeben Sie mir! Werden Sie wirklich die Gattin des guten, Ihrer Liebe würdigen, reichen Heinrich Sandrart, dann vergessen Sie meiner. Ich gedenke Ihrer ewig und werde nie zürnen, wenn Ihr Herz seinen höhern Pflichten folgt. Ich schreibe das Alles aus meiner innersten Seele, die Feder führt Siegbert

Wildungen, der Treueſte, der mich nicht verlaſſen hat, wie Egon. Egon handelt entſetzlich an uns. Er behauptet, der Freundſchaft genügt zu haben. Er behauptet, daß er in Warnungen ſich erſchöpft hätte. Egon droht uns! Egon droht ſeinen Freunden! Der Fürſt iſt Fürſt und ich bin ein Bettler. Aber ich glaube jetzt Rechte gefunden zu haben auf den deutſchen Boden. Ich fühle die Verwandtſchaft mit Oleander, ja ſogar mit einer Heldenſeele, Jagellona von Werdeck, ich bin kein Fremdling mehr in dieſen Landen. Doch, was unterhalt' ich, quäl' ich Sie mit Dingen, theure Franziska, die dieſen Winter mich außer Athem und Beſinnung brachten! Ich kann nur einen kurzen Gruß — vielleicht einen ewigen Abſchied — ſenden. Die Zeit, die Stimmung, die Ruhe fehlen, um meiner minder gewandten Feder Raum zu laſſen, in meiner unſichern Mutterſprache daſſelbe zu ſagen. Die deutſche Sprache iſt jetzt faſt meine Mutterſprache. Vergeſſen Sie mich, wenn es ſein muß! In großer Bedrängniß Ihr Louis Armand".

Ackermann ſah mit tiefſtem Antheil Franziska's Verzweiflung.

Was iſt ihm geſchehen? Was kann ihm drohen? rief ſie.

Selma, die ſelbſt weinte, ſuchte zu tröſten.

Aber Heuniſch, der Jäger, der eben dazu kam, ſtörte allen Troſt.

Er rief Franziska bei Seite und ſagte:

Urſula Marzahn ſtirbt dieſe Nacht. Sie geht hin ... aber hab' ich mich vor ihr im Leben nicht gefürchtet, im Tod iſt ſie mir wie ein Geſpenſt. Sie ſagt Dinge am letzten Sonntag als die Glocken läuteten ... Franziska, habe deinen alten Onkel lieb! Komm' mit auf drei Tage, bis ſie zur Ruhe iſt!

Ackermann bedauerte das bevorſtehende Leid, mußte aber geſtehen, daß der Onkel etwas Billiges verlangte. Er redete Franziska zu, zu gehen. Hennisch nahm ſie ſogleich und führte ſie, indem er ein Bündelchen trug und ihre Thränen für Antheil an ſeinem Verluſte hielt, jenen Fußpfad an der Sägemühle und dem ſchwarzen Kreuz vorüber, von dem er ſagte:

Seit die Urſula faſt wie vernünftig geſprochen, fürcht' ich mich vor dem Kreuz da!

Selma mußte wenig Stunden nach Franziska's Entfernung ſagen:

Es iſt gut, daß ſie einige Tage entfernt iſt!

Sie zeigte dem Vater das neueſte Zeitungsblatt ...

Es enthielt die Nachricht, daß ein Apoſtel der kommuniſtiſchen Irrlehren, der dieſen Winter über, aller Warnungen ungeachtet, beſonders im Kreiſe der Willing'ſchen Maſchinenarbeiter für ſeine ſtaatsgefährlichen Theorieen gewirkt hätte, ein Franzoſe, Namens Louis

Armand, vermittelſt Zwangspaß aus den diesſeitigen Staaten entfernt worden wäre.

O bitt're Welt! rief Ackermann. O gold'ne Jugend, an die ſich der Roſt des Lebens ſetzt! Traum des Glückes, warum löſt dich der Tod nicht ab, warum das Erwachen zu dem jammervollen Geſtändniſſe: Wir Alle ſind Menſchen!

Und dann erläuterte er Selma den Begriff eines Zwangspaſſes. Entfernt? ſagte er. Louis Armand! Der Freund Egon's! Verbunden mit ihm durch einen Grabeshügel! Trennt ſo die Welt? Wirft ſie immer wieder die Hölle zwiſchen die Seelen? Iſt Wahrheit des Geiſtes da, wo Lüge der Herzen? Armer, kindlicher Fremdling! Wie ehrteſt du dein Volk durch ihm ſonſt fremde Beſcheidenheit, Treue und deinen ſittlichen Werth! Selma! Erkennſt du jetzt, warum ich die Natur ſo liebe und in ihrem Leben mich ausruhe von meinem Leben?

Selma aber ſah, hörte nicht. Ihr Auge ſtierte auf eine andre Stelle derſelben Zeitung.

Vater, lies! rief ſie mit fieberhafter Erregung...

Ackermann nahm und las das Blatt. Die Stelle lautete:

„Bekanntmachung.

Der wegen politiſcher Umtriebe verfolgte Referen-

dar Dankmar Wildungen hat ſich der ihm bevorſtehenden Unterſuchung durch die Flucht entzogen. Alle Sicherheitsbehörden des In- und Auslandes werden aufgefordert, zu ſeiner Verhaftnahme behülflich zu ſein. Es folgt das Signalement."

Es iſt Siegbert's Bruder! ſagte Ackermann. Die guten Geiſter ſind von Egon gewichen.

Ackermann verfiel in tiefſte Traurigkeit. Er ſchien unfähig, heute noch in ſeinem ſonſt ſo freudig ergriffenen Berufe zu wirken.

Selma ehrte ſeinen Schmerz. Siegbert's Geſtalt trat ihr durch den ihr unbekannten, wenig beſprochenen Bruder verklärter entgegen. Oleander, der zum Unterrichte kam, war ſelbſt ſo erſchüttert, daß er ſich nicht ſammeln konnte. Er ging bewegt und ließ die vor Kummer Schweigenden ohne Abſchied zurück. Er hätte ſo gern dem reinſten Genuſſe des Frühlings gelebt! Liebe und Freundſchaft waren ſeine ewigen Sterne und nun ſchienen ſie düſter umſchleiert. So traurig hatten ihm die Lerchen nie geſungen.

Der Abend kommt. Die große rothe Feuerglut des Himmels erliſcht. Dunkelblaue Wolken ziehen nächtlich herauf. Der Tag ſo linde. Am Abend weht ein kühlerer Lufthauch. Die Arbeiter feiern, ziehen heim, hier und dorthin, auf Dörfer, Gehöfte. Im Hofe

wird's still. Nur fern beim alten Sandrart hört man noch ein Rollen von Tausenden von Erdäpfeln, die man aus den Wintergruben ausgräbt und aufschüttet. Man hat sich verspätet, man schüttet sie auf Breter, die sie abschüssig in den Bauernhof rollen lassen, noch spät Abends. Es wird ganz dunkel. Auch diese Arbeit ist gethan. Alles nun still. Ackermann ruht auf dem Sopha. Selma spricht zuweilen ein Wort der Theilnahme für Franziska, die bei einer Sterbenden, die sie nicht liebte, im Hause wachen müsse. Eine Uhr pickt. Alles leise, Alles still und traurig . . .

Da bellt ein Hund lauter als sonst, bald bellen noch mehr; zuletzt alle. Es wird lebendig draußen...

Wer kommt noch so spät?

Herr Ackermann zu Hause? sagte eine Stimme draußen.

Als die Magd antwortet, heißt es:

Braucht man auf dem Hofe hier nicht noch Arbeiter? Ich höre, man hat viel Arbeiter gesucht. Braucht Herr Ackermann noch ein paar gesunde Hände?

Welche Stimme! rief Selma . . .

Ackermann war schon aufgestanden. Schon die ersten Worte klangen ihm so bekannt und durch den Sinn doch so fremd . . .

Wer ist Das? sagte er.

Wir haben Arbeiter genug, ſpricht die Magd, und ſchicken täglich fort.

Ei, ſo fragt an! Bin ich darum ſo weit gewandert?

Selma hatte ein Gefühl, als ſollte ſie aufſchreien. Sie faßte den Drücker der Nebenthür, als müßte ſie fliehen.

Das iſt der Fürſt! ruft Ackermann außer ſich und reißt die Thür auf, die zur Hausflur führte.

Im Dunkeln, beleuchtet von einer kleinen Küchenlampe der früheren Magd vom Heidekrug, ſtand in einer Blouſe mit grauweißem Hute ein junger Mann. Wie er den Hut zog, die braunen Locken ihm über die Stirn fielen, er näher trat, er grüßte, bebte das Wort auf Ackermann's Lippen:

Kommen Sie!

Die Magd, die den Fremden nicht wieder erkannte, ſagte:

Das iſt Herr Ackermann!

Wohl! Wohl! ſpricht der Ankömmling. Ich kenne Herrn Ackermann. Darf ich eintreten?

Ackermann ſprachlos (denn er glaubte den Fürſten zu ſehen) tritt zurück und ſtellt das Licht, das er ergriffen hatte, zitternd auf den Tiſch.

Ein unterdrücktes Ach! wie von einer Entfliehenden im Nebenzimmer . . .

Wie die Thür des Corridors ſich ſchließt, ſagt der Eintretende:

Sie kennen mich nicht. Erinnern Sie ſich jenes Wanderers, der im Walde bei Hohenberg letzten Sommer mit Ihnen und Ihrem Sohne Selmar ſprach?

Wohl! Wohl! ſagt Ackermann bebend.

Ich bin in der Lage, Sie um eine Freundlichkeit, eine Aufopferung zu erſuchen. Ich verehrte Sie immer. Seit Louis Armand von Ihnen ſprach, ſeit mein Bruder Siegbert Wildungen Sie den bedeutendſten, den edelſten aller Menſchen nennt —

Siegbert — Ihr Bruder?

Mein Bruder! Ich bin der Flüchtling Dankmar Wildungen, den eine zum jämmerlichſten Egoismus entpuppte Politik zwingt, ſich zu verbergen. Ich kann nicht aus dem Lande fliehen, weil mich an dies Land Vaterlandsgefühl und eine große Aufgabe bindet. Darf ich bei Ihnen bleiben? Wollen Sie mich in Ihrem neuen großartigen Verkehr im Geheimen als Arbeiter dulden, bis beſſere Zeiten kommen?

Ackermann, ſprachlos, ergriff ſein Portefeuille, riß es auf, holte ein Papier hervor, entknitterte es, nahm die Locke und hielt ſie gegen Dankmar's Haar.

Dieſe Locke ſchnitten Sie mir in einer räthſelhaften Nacht vom Haupte, ſagte Dankmar. Ich träumte.

Papiere von ſich und ſchien zweifelhaft zu ſein, ob er die Flucht ergreifen oder das Folgende abwarten ſollte.

Dhü-Kummuz unterſuchte die Papiere und verhörte den Ueberbringer derſelben. Es war allerdings ein Spion, aber ein ſolcher, der nur in Laſſa gewärtigen konnte, aufgehängt zu werden. Er war von jener Partei abgeſchickt worden, die in Laſſa für den Teſchu-Lama gewonnen war und er ſelbſt ein Chineſe. Das Paket enthielt Briefe von Schü-King an ihren Bruder, den ſie unter den Ankömmlingen vermuthete, von Tſchu-Kiang an den Teſchu-Lama über die von ihm getroffenen Vorbereitungen, über die ſicherſten Operationen, welche ſich gegen die ſchwache Beſatzung machen ließen, endlich noch Plane, Zeichnungen und einige Schreiben von den Vertrauten der Aufrührer, die ſich in der unmittelbaren Nähe Maha Guru's befanden. Aus allen dieſen Documenten ließ ſich abſehen, wie dunkel noch in Laſſa das Gerücht von dem Vorhaben des Statthalters war und wie wenige Vorkehrungen getroffen ſein mußten, um den Erfolg eines unvermutheten Ueberfalls zu vereiteln. Dem Statthalter ließ ſich zum kommenden Morgenthee außer ſeiner Pfeife keine angenehmere Unterhaltung geben.

Dem gewandten Chineſen gab man außer der verdienten Belohnung noch eine Rückfracht, die ihm gefährlich werden konnte, nämlich das Manifeſt, welches Dhü-Kummuz verfaßt hatte. Er wurde in die Gegend wieder zurückgeführt, über welche er gekommen war, und von dem Verfaſſer der Proclamation mit Erläuterungen über den Gebrauch derſelben begleitet. Als Dhü-Kummuz in das Zelt zurückkehrte, fand er ſeinen Freund Dickſon vom Schlafe ſchon überwältigt und iſt ohne Zweifel mit dem ganzen, heimlichſtillen Lager

ich wachte. Ich ſah Sie geheimnißvoll mir nahen und ſo lieb hatt' ich Sie, ſo verehrt' ich in Ihnen den höheren Genius, daß ich ſtill die Augen geſchloſſen hielt und mit mir geſchehen ließ, was geſchah.

Allmächt'ger Gott, Sie galten damals —

Für den Prinzen Egon! Ich erwies ihm die Liebe, ihm durch Täuſchung andrer leichtſinniger Menſchen einen großen Dienſt zu leiſten. O beim Himmel! Seine Täuſchung hat er länger durchgeführt, als ich!

Ackermann's Gefühle waren in dieſem Augenblicke zu gewaltſam, von Jammer und von Freude zugleich zu heftig beſtürmt. Dennoch überwog, aus Liebe für Selma, die Freude. Eben wollte er jubelnd rufen: Selma! Selma! Wo biſt du? Da ſtand ſein Kind ſchon an der Thür, weinend, lachend, an dem Rahmen der Thür ſich haltend, zitternd, bewußtlos . . .

Selma! rief Dankmar, ſtürzte auf das bebende, vom Entzücken über ihren Irrthum, ihre Täuſchung bewältigte Mädchen und ſchloß ſie, kaum wiſſend, was er that, ungehindert durch des Vaters Nähe, nur folgend dem ſtürmiſchen Ausbruch ſeiner Gefühle, voll Seligkeit in ſeine liebenden Arme.

Ende des ſiebenten Buches.

...Ont.
...MS-
...PEN
...13 121

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

...21 ...
...21 ...
-SAVILLE-
...

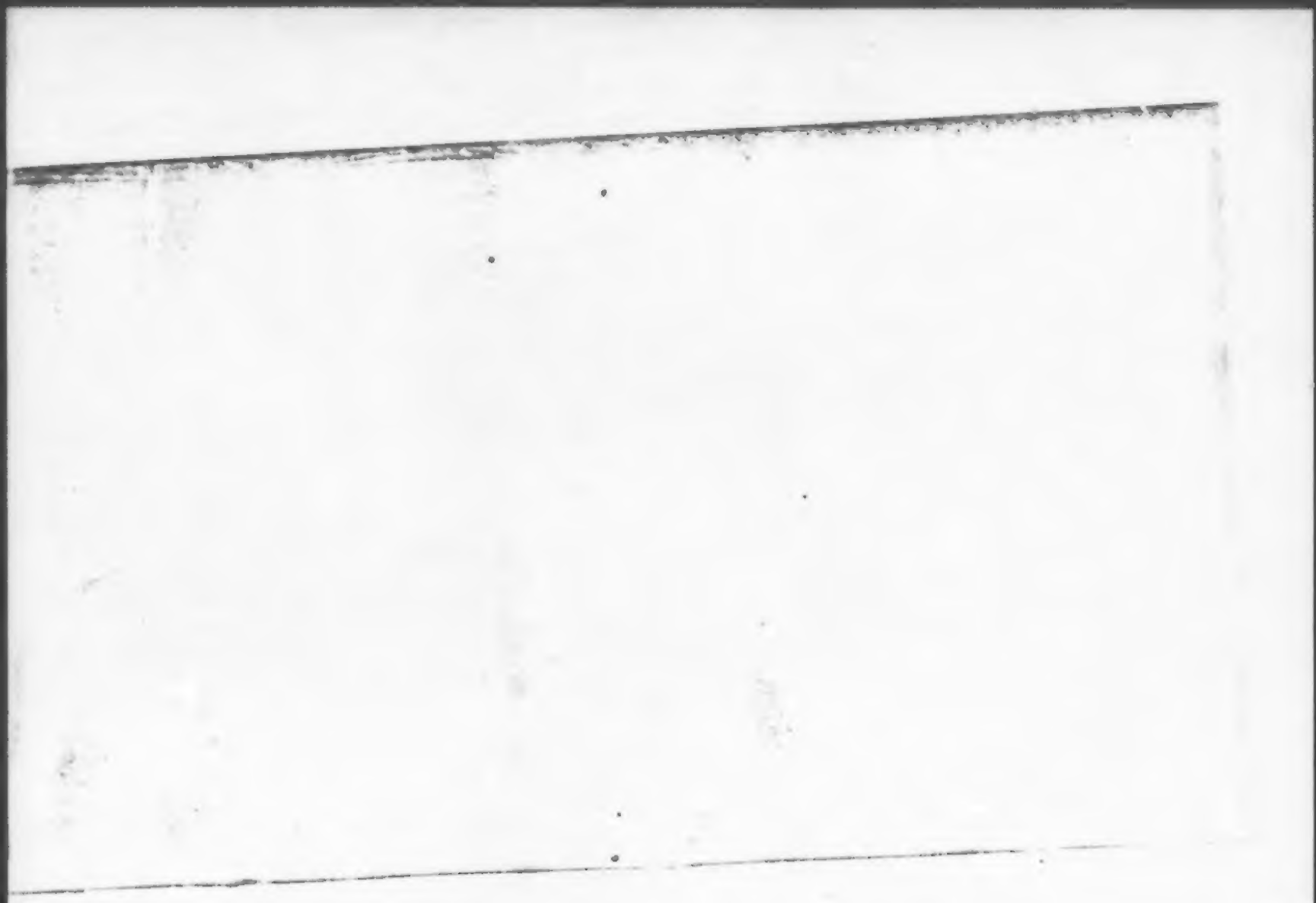

# Die Ritter vom Geiste.

Achter Band.

Die

# Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

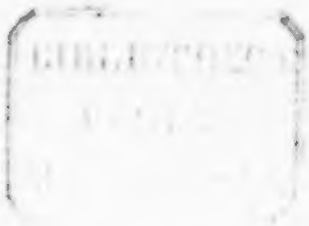

# Achtes Buch.

ſeinem Beiſpiele gefolgt. Schrieb' ich eine geheimnißvolle, magiſche, magnetiſche Geſchichte, ſo würd' ich dieſen wunderbaren Mann in eine verſteckte Thür gehen, etwas Unerkennbares aus der Taſche nehmen oder ſonſt einen ähnlichen Spuk treiben laſſen, der die Phantaſie des Leſers befruchtet und ſeine Neugier ſpannt. Aber ich ſchildere Ereigniſſe und Menſchen, die dem Leben und der Wirklichkeit entnommen ſind.

Auf dem Berge Potala, dem Sitze des Dalai Lama, wollten auch am Morgen des folgenden Tages die gewohnten frommen Uebungen unter lautem Geſang und Gebet ihren Anfang nehmen, als der Wächter auf der höchſten Zinne deſſelben, dem Gipfel Marbori, in der Ferne die ſonderbarſten Bewegungen erblickte. Alle Alpenketten, die von der Weſtſeite das Thal von Laſſa begränzen, ſchienen zu ſchwanken und ein lang aushaltender, ſcharfer Blick entdeckte bald, daß unabſehbare Kriegerſchaaren von den Bergen herabſtiegen und die Gegend zwiſchen dem Fuße des Gebirgs und dem linken Ufer des Fluſſes Tſang-Tſchu überſchwemmten. Noch ehe er aber, bleich vor Schrecken, zu den verſammelten Vätern hinabgeſtiegen war, hatte ſchon des Dalai Lama älteſter Bruder, der General der kalmückiſchen Cavallerie, die Stufen des Palaſtes zurückgelegt, den Saal mit ſeiner Botſchaft von einem feindlichen Ueberfall erfüllt und die Betenden auseinander geſprengt. Er ſuchte die Zimmer des Dalai Lama, ungeachtet des ſcharfen Verbots für Laien, dieſem heiligen Orte in den Morgenſtunden ſich zu nahen.

Maha Guru ſaß mit geſtütztem Haupte in einem kleinen Gemach, wo durch eine Oeffnung die erſten Strahlen der aufſteigenden Morgenſonne über den gelben Turm eines alten

# Erstes Capitel.

## Paul Zeck.

Die Entdeckung, die Fritz Hackert in jener abenteuerlichen Nacht über den Gewölben des Rathskellers gemacht hatte, bestand aus einem Dokumente. Es war eine Taufakte, aufgenommen in einer nahegelegenen, zu den Sprengeln der Stadt gehörenden Dorfkirche und lautete:

„Am 8. Mai 1825 nach unsers Herrn Geburt empfing durch den Unterzeichneten der in der Nähe bei dem Gehöftbauer Rieding von Ursula Zeck, einer fremden Dienstmagd, geborne uneheliche Sohn in der wegen dabei obwaltender Umstände und der Kränklichkeit des Kindes unerläßlich gewordenen Nothtaufe den Namen: Paul Franz. Solches wird nach dem im Kirchenbuche eingetragenen Berichte hiermit abschriftlich bestätigt.

Lattorf, Pfarrer in Seehausen."

Hackert betrachtete diesen Schein von allen Seiten und ärgerte sich, daß er in dem Glauben, Bartusch suche etwas auf seine eigne Geburt sich Beziehendes, irregeführt war. Als Belohnung für sein Abenteuer blieb ihm nur der Schreck, den er unfehlbar dem Graurock eingeflößt hatte und nach dessen Wirkung er sich bei aller Vorsicht, mit der er sich gegen Schlurck und seine Angehörigen seit einiger Zeit benahm, am folgenden Morgen zu erkundigen beschloß.

Das ihm werthlos scheinende Dokument verschloß er mit den Worten:

Armer Paul Franz Zeck, zur Noth getauft, zur Noth geboren, wohl längst gestorben! Ich wette, daß Bartusch dein Vater ist! Die angebliche Ursula Zeck wollte den Vater nicht eingestehen. Brave Dienstmagd Das! Vielleicht wurde ihr die Wahl schwer zwischen Bartusch und einigen andern Jünglingen, die jetzt auch graue Röcke tragen und in stiller Ruhe des Gewissens nicht ahnen, daß ihnen dereinst auf dem allgemeinen Offenbarungsgrundschlamm, wenn alle Wasser der Lüge abgelaufen sein werden, Paul Franz Zeck entgegenhüpft, ihre Knie umklammert und sie mit dem süßen Vaternamen begrüßt.

Im Grunde ärgerlich über seine misrathene Entdeckung schlief er ein.

Am folgenden Morgen erst besann er sich auf den Zusammenhang des ganzen Abends. Er lachte über Schmelzing, lachte aber auch über sich selbst. Das Interesse, das er der Verhandlung zwischen den fünf Mannern unter ihnen geschenkt hatte, kam ihm jetzt sehr wenig begründet vor. Er hatte, als seine Freunde und Gönner, Siegbert und Dankmar Wildungen, politische Reden hielten, nur dem Instinkte nachgeben müssen, einen bösen Horcher zu entfernen. Auch daß ein Offizier in der Lage war, über Ansichten belauscht zu werden, die mit seiner Stellung in einem gefährlichen Widerspruche standen, ergriff ihn, aber nur, wie wenn er einen sich Ertränkenden gesehen hätte, bei dem man, ob er nun zu leben verdiene oder nicht, doch unwillkürlich an Rettung denkt. Er hatte auch mit Theilnahme und ergriffen von mancher Wahrheit zugehört, allein bald wieder vergessen war die erste Erschütterung und von dem Abenteuer mit Bartusch vollends jede ernste Erwägung zurückgedrängt.

Jetzt, indem er sich ankleidete und nach seiner Gewohnheit unordentlich und wild hier- und dorthin die Kleider, die Strümpfe, die Stiefeln hinwarf, mußte er in seiner menschenfeindlichen Weise vor sich hin diese Worte ausstoßen:

Welche Träumer waren Das! Mich hat Gott ver-

dammt, des Nachts auf die Dächer zu klettern, wenn Vollmond im Kalender steht, aber Die spazieren am hellen lichten Tage auf ihnen herum und sehen die Schornsteine für Pyramiden an! Den Geist wollen sie zum bessern Durchbruch bringen! Gebt ihm hölzerne Krücken, dann kann er auf der Welt, wie sie ist, wohl stehen und gehen! Geld, Güter, Anstellungen, Titel, Ehren, Das sind die Krücken, an denen der Geist allein sich aufrecht hält in dieser verdammten Hetzjagd zwischen Katzen und Hunden in Menschenform! Nehmt Euch in Acht, daß Eure goldnen Redensarten sich nicht in Kohlen zu Scheiterhaufen verwandeln!

Hackert war besorgt, daß Schmelzing doch wol Manches erhorcht haben mochte und beschloß, seinen ganzen Einfluß auf ihren Vorgesetzten, den Oberkommissair Par, anzuwenden, um seine etwaigen Aussagen in Frage zu stellen.

Was er nur bei dem dritten Kreuze, sagte er sich, mag nachgekritzelt haben! Ich will nicht wünschen, daß Menschen in die Lage kämen, durch Schreibfehler eines unsichtbaren Stenographen an den Galgen zu kommen, aber lieb wäre mir's doch, wenn Par von der beschriebenen Eselshaut Schmelzing's allen Ministern eine Gänsehaut läse. Es ist so behaglich, auch die Mächtigen sich fürchten zu sehen.

Hackert wohnte neben der Barbierstube des Herrn Zipfel, den wir als politischunterrichteten Raseur der Brüder Wildungen bereits früher haben kennen lernen. Es ist nur annäherungsweise zu vermuthen, daß Par diese Wohnung für seinen Liebling Hackert gerade deshalb ausgemacht hatte, um ihn in die Nähe eines sehr lebhaften Verkehrs mit den Meinungen und Ansichten des Tages und des untern Volks zu bringen. Die Barbierstuben haben sich noch aus Römer- und Griechenzeiten her die Bestimmung zu erhalten gewußt, das Bureau der Tagesneuigkeiten zu sein. Herr Zipfel war in der Lage, seiner auswärtigen Kunden wegen, den Mantel nach dem Winde hängen zu müssen, in seiner Barbierstube aber ging es ungehindert demokratisch zu. Hackert wurde jeden Morgen, ganz wie es Par gewollt hatte, durch die verworrenen lauten Gespräche, Verwünschungen, Drohungen aufgeweckt, die dicht hinter der Bretterwand, an der sein Bett stand, durcheinanderschwirrten, denn die Frequenz bei Herrn Zipfel war groß. Ein Kunde wartete auf den andern.

Am Morgen nach den Scenen in und über dem Rathskeller wurden die Gerüchte von einem neuen „demokratischen" Ministerium, dem des Fürsten Egon von Hohenberg, bei Herrn Zipfel so laut besprochen,

so lebhaft äußerte sich in dem aufgewühlten Volke Hoffnung und Mistrauen, daß Hackert nicht einmal der nähern Details bedurfte, die ihm Frau Zipfel mit dem Frühstücke vorsetzte, um ihn vollständiger über die Lage des Morgens zu unterrichten. Er steckte sich eine Cigarre an und hätte fast den Nothtaufschein des Paul Zeck dazu genommen, wenn ihm das Papier daran nicht zu gelb und wurmzerfressen gewesen wäre. Neben seinem dampfenden Kaffee blies er die Tabackswolken vor sich hin und streckte sich auf den mit rothgewürfeltem, ein wenig lange nicht gewaschenem Kattun überzogenen holzharten Sopha wie ein Pascha.

Ha, ha, dachte er, wenn der Duzbruder des Wildungen Minister wird und der französische Tischlergesell, den ich auf der Liste längst als verdächtig stehen habe, Minister der öffentlichen Arbeiten, dann wird Schmelzing mit seiner entdeckten Verschwörung wenig Finderlohn kriegen. Der heimtückische Bursch! Wie er nach Louise Eisfeld schleckerte —

Dabei seufzte der Pascha doch und stützte das Haupt auf.

Wäre sie nur hübscher! sagte er in seiner gewöhnlichen Frivolität und sein Gefühl wegspottend. Wer Melanie — sieh! sieh! Geistesschwester! Oder wie sagten

ne unter uns? Arbeiten, ſich tummeln, ſich aufraffen, Etwas werden, verſtellen und dann vor ſie hintreten: So nimm mich, ſo bin ich deiner werth! Und dann doch: Wie hieß es? Mit einer Zwetſche als Naſe? Oder wie daguerreotypirte ſich der Schwätzer, dem Jagellona ſagte, was Melanie mir würde geſagt haben: Fritz, deine Haare brennen, dein weißer Teint hat zu viel Sommerſproſſen und was du mir bringſt und wär' es ein ganzes Modemagazin voll Liebe, iſt aus deiner Hand nichts Neues mehr für mich! Liebe, was iſt Liebe! Dummes, verſchliſſenes altes Zeug! Nur Das reizt die Weiber, zu ſehen, wie dieſelbe Liebe, dieſelbe althergebrachte langweilige Hingebung wol bei Dem ſich ausnehmen möchte oder bei Dem oder bei Dem .. Dem möcht' ich anſehen, Dem abfühlen, wie er lieben könnte, Der mit ſeinen tiefen Augen, Der mit ſeinem ſchwarzen Bärtchen, Der mit ſeinen kleinen gefirnißten Glanzſtiefelchen! Ha, ha! Oder flattern ſie nur deshalb hin und her, weil ſie wiſſen, daß ihre Gefühle Eintagsblumen ſind, Pilze in einer Sommernacht aufgeſchoſſen, das Glück, das ſie zu gewähren ſich das Anſehn geben, eine Sternſchnuppe, von der man zu bald inne wird, daß ſie nur optiſche Täuſchung war! Geizhälſe ſind's mit ihrem Herzen, Wucherinnen ... Melanie, wie ſeh' ich dich flattern

und wirbeln, wie schwirrst du hin und her und fliehst ... wen? ... dich nur selbst, deinen innern Tod, deinen tiefsten Menschenhaß ... gegen dich selbst und ... mich! Ein Kreuz drüber, ein Leichenstein, so groß, wie ihn ... drei todte Pferdeköpfe brauchen. Ja, ja, Louise! Singst du vom Haideblümchen, vom zertretenen Weg und richtest dich nur auf, wenn ein Thautropfen einer hübschen gereimten Redensart auf dich fällt, die du aus Leihbibliotheken dir abschreibst! Armer, stickender Phantast, warum bist du nicht schöner, nicht leichtsinniger, nicht untreuer! Verriethen deine Formen, daß du auf sie eitel wärest und das Privilegium zu haben glaubtest, Dutzendweis betrügen zu dürfen, wie würden sich die Dutzende an dich herandrängen und sterben wollen von den grausamen Dolchen deiner schönen Augen! Den guten Geist hast du! Wer nur den Geist umarmen, herzen, küssen könnte! Aber was hast du schmale Brust, was bist du mager, dünnhaarig und wie wasserblau sind deine verstandesklaren, nicht römisch-, sondern deutschkatholischen Augen!

Während Hackert mit mephistophelischem Reiz so noch für sich hinmurmelte und jene Blasen warf, die oft zu teuflischer Lust selbst in Besseren aufsteigen, ohne daß wir sie im Grunde für unsre wahren Gedanken halten können, hörte er hinter der Bretterwand laut lachen.

Es klingelte. Einige Kunden des Herrn Zipfel brachen tumultuarisch herein.

Nein, rief eine Stimme, erst unser buckliger Herkules! Da, setzt Euch! Euer Bart ist die Nacht vor Kummer um einen Zoll gewachsen.

Ha, ha, ha! lachte ein Andrer und Der, der eben gesprochen hatte, sagte wieder:

Ein guter Vorschmack für künftige Zeiten! Herr Zipfel, geben Sie uns Waschwasser. Ich komme mir vor, als wär' ich meiner am ganzen Leibe nicht mehr sicher.

Was haben Sie denn gehabt? Wo kommen Sie denn her, meine Herren! erscholl Zipfel's Stimme und deutlich konnte man das Plätschern des Wassers hören, das er aus einem Kruge in die Schüssel goß.

Vom Profoßamt! Wir haben die Nacht sitzen müssen! Alle Drei, wie wir hier stehen, lagen wir auf zwei Pritschen, die wir zusammenrückten, um uns vor dem menschlichen und thierischen Gesindel zu schützen, das in einer solchen Warteanstalt sich guten Tag sagt.

Warteanstalt? Wie so Warteanstalt? Und Gesindel?

Im Profoßamt, diese Nacht, wir alle Drei! Alberti, ich und da unser stämmig Hochland.

Vierzig bis funfzig Fledermäuse fanden sich bei'm

Kehraus mit ein, aber auch Nachteulen, Zipfel, Schnhus, die mit einem Halloh empfangen wurden —

Meine Herren, ich verſtehe immer noch nicht . . .

Einer der Kunden des Herrn Zipfel erzählte jetzt, ſie hätten geſtern Abend einen Böller aus der Willing'ſchen Fabrik bei einem ländlichen Feuerwerke benutzt und ihn des Abends längs der Stadtmauer mit ſich wieder zurücknehmen wollen. Der da, ſie zeigten wol auf Danebrand, trug ihn frank und frei auf den Schultern. Da hätte ſie an einem Thore die Wache angehalten. Ihre Ausſagen wegen ihrer Pulvervorräthe und ihres Böllers wären verdächtig erſchienen. Man hätte ſie arretirt, auf's Profeßamt gebracht und erſt heute Morgen wären ſie von dem Aſſeſſor Müller mit einem Verweiſe entlaſſen worden. Der Böller ſteht noch auf der Thorwache, ſagte der Erzähler. Erſt heut' Abend ſoll er in einem verſchloſſenen Kaſten abgeholt werden.

Hackert hatte unwillkürlich während dieſer Erzählung nach ſeinem Verzeichniß verdächtiger Arbeiter gegriffen und ſah neben Alberti, Heusrück, auch Danebrand . . .

Er gedachte Danebrand's Hülfe in jener verhängnißvollen Nacht. Die beiden andern jungen Männer, die ihn gleichfalls gegen die Knechte Laſalle's geſchützt

Buches gesammelt sielen, uralten Geheimnissen nachsinnend, als der General athemlos hereinstürzte und den Frieden dieser stillen Einsamkeit durch seine eiligen Berichte störte. Maha Guru richtete sich still von seinem Buche auf, seufzte und sprach: „Wie können doch Menschen so frevelhaft sein und das Glück ihres Lebens verscherzen! Wer sind die Verblendeten, welche sich meinem heiligen Throne mit böser Absicht naben?“

Der General erklärte, daß er davon noch keine sichere Kenntniß hätte, zweifelte aber nicht, daß die schon seit längerer Zeit verbreiteten Gerüchte über die feindseligen Absichten des Teschu-Lama durch diesen Einfall bestätigt sein könnten. Dann fügte er hinzu, daß er Sorge tragen würde, den Palast des Lama unüberwindlich zu machen. Wenn er, wie er hoffe, den Feind nicht aus offenem Felde schlage, so könnte es bei einem Sturme auf die Stadt nur den unglaublichsten Anstrengungen gelingen, eine solche Befestigung, wie er sie der Residenz geben wolle, zu überwinden. Maha Guru erwiederte die ängstliche, hastige Sorgfalt seines Bruders mit einem freundlichen Lächeln, das auf diesen wie ein überirdischer Zauber wirkte. Er warf sich vor ihm nieder und rief mit begeisterter Stimme: „Auf deiner Stirne ist es hell und klar, mein göttlicher Meister; welche Besorgniß dürft' ich vor der Zukunft haben! Keine Kugel, die wir schießen, wird ihren Mann verfehlen und unsere Pfeile brauchen wir nicht zu vergiften, weil sie dennoch tödtlich treffen. Du hast gelächelt und wie werden wir unsere Schwenkungen machen! Welches Manöuvre kann es geben, das uns nicht gelingen müßte? Kein Roß wird bei dem Sturmlauf sein Eisen am Hufe verlieren, keinem Sattel der Gurt reißen, wir dürfen

hatten, spotteten über Danebrand's Ruhe, der bei ihren Verwunschungen der Regierung, ihren jugendlichen Drohreden und der Erklärung, im Maschinenbauverein auf Genugthuung anzutragen, still und gelassen blieb und nur hörbar wurde, als man den Unterhaltungsstoffsammelnden Herrn Zipfel bezahlte.

Hier ist Ihr Silbergroschen! sagte Danebrand in seiner feinen Küstenaussprache und ging mit den lachenden Gesellen aus dem Laden des mit Thatsachen befruchteten Barbiers von dannen.

Frau Zipfel, die eben den Kaffee ihres Miethers abräumte und ein instructives Gespräch anknüpfen wollte, bekam von Hackert nur kurze, schnöde Antwort. Er gehörte zu den Naturen, die immer nach der Regung hin, die ihr Inneres empfängt, ganz hinüberfallen und indem sie an einer Stelle heilen und gutmachen wollen, nicht wissen, daß sie inzwischen schon an einer andern Stelle verletzen. Er wollte die wüsten Reden der Arbeiter nicht denuncieren, aber der Frau Zipfel gab er fast einen Fußtritt. Wenn Hackerten Unmuth überfiel, so machte er ihm physischen Schmerz, für den er sich am Nächsten rächte. Wenn er sich selbst züchtigen mochte, züchtigte er Andre. Religion und Grausamkeit sind seit Jahrtausenden verwandt.

Hier ist Ihr Silbergroschen! wiederholte er spottend.

Ja, gute Louiſe, ich weiß, ſchon dieſe Ausſprache iſt eine Qual für dich! Du haſt nichts in dir, was nur ſäuſeln und das St. weich ausſprechen hören will. Dir ſoll es donnern, durch alle Wolken wettern, im Sturme willſt du lieben und im Blitze küſſeſt du und ein Gewitter macht dich auch vielleicht ſchön.

Louiſen hätt' er die Anweſenheit bei der Stiftung des Bundes der Ritter vom Geiſte gewünſcht, ihr hätte er die Wucht der Worte, ihr den Schwung der Ahnungen gegönnt, die ihm . . . lächerlich vorkamen.

Ihr Geiſteskreuzfahrer! ſagte er. Was wißt Ihr von unſerm Lebensfluch? Wißt Ihr, in welchen Banden wir liegen? Was iſt Nachtwandeln? Wer treibt uns aus uns ſelbſt hinaus, während unſre Sinne ſchlafen und läßt uns Handlungen begehen, von denen unſer Bewußtſein nichts weiß? Es gibt keinen Geiſt. Materie iſt Alles. Atome, die ſich durcheinanderwirbeln, kopfüdern, auffreſſen, die bilden die Welt. Ihre Friktion, ihr Flimmern, ihr Zittern und Tanzen und Jagen, iſt das Leben. Die Luſt der Bewegung iſt das Leben, der Stillſtand iſt Schmerz und Tod. Wir ſummen und brummen und ſchnurren ſo hin, wie die Käfer! Ein Platzregen und Alles hat ein Ende . . .

Und trotz dieſer Abſpannung konnte Hackert laut

lachen, als Zipfel eben zu einem Kunden nebenan ſagte:

Nun, wiſſen Sie's ſchon? Es iſt richtig! Die Willing'ſchen Arbeiter — Alles fertig! — Geſtern Abend eine Kanone heimlich mit ſich gefahren — um die Stadtmauer herum ... Artillerie in ſolchen Händen ... es wird gut werden!

Und als ſich Hackert angekleidet hatte und ſelbſt zu Zipfel hinüberging, um ſich ſeine Barthärchen, die nur dünn und ſpärlich von der Natur geſäet waren, abnehmen zu laſſen, fragte ihn Zipfel:

Ja, Herr Hackert, Sie haben's wol ſchon gehört von den Willing'ſchen Arbeitern?

Nichts hab' ich gehört! ſagte Hackert mit der Selbſtbeherrſchung, die ihm immer zu Gebote ſtand. Was iſt?

Ihnen darf man's eigentlich nicht ſtecken, bemerkte Zipfel und ſtrich, um Zeit zu gewinnen, ſeine Meſſer.

Was nicht? Warum mir nicht?

Wer der Polizei ſo nahe ſteht, wie —

Wegen Herrn Par? ſagte Hackert ruhig. Das iſt meiner Mutter Stiefvetter. Er ſorgt für mich, wie ein Vormund. Deſſentwegen ...

Ihrer Mutter Stiefvetter?

Verwandtſchaft dreizehnten Grades.

Zwfel hatte eine Thatsache mehr. Er mußte sich ausstrecken, damit das Gefaß nicht überfloß.

Ja! sagte er, die Willing'schen Arbeiter sind ja gestern Nacht mit drei Kanonen um die Stadtmauer gezogen. Und wissen Sie, wo sie die hernehmen? Da heißt's immer, es werden Gasröhren gegossen. Schöne Gasröhren! Pure Kanonenläufe! Nichts als Kanonenläufe! Auf Lafetten gelegt, sind die Geschütze fertig. Sagen Sie aber nichts dem Herrn Stiefvetter!

Hackert wunschte, als die Prozedur des Barbierens vorüber war, Einiges über die Ministerkrisis zu wissen.

Heute wird's reif, aber fertig ist's noch nicht! sagte Zwfel diplomatisch, nahm sein Rasirzeug, band es zusammen, setzte den Hut auf und erklärte, Hackerten begleiten zu wollen. Er kame nun erst an die rechten Quellen ... Wir überlassen ihn seinen Studien, die ihn auch zu den Gebrüdern Wildungen führten, deren Begegnisse am Morgen nach jener Nacht im Rathskeller wir kennen.

Hackert schlug seinen Weg zu Schmelzing ein, den er schon im Begriff fand, seine Bleistiftnotizen in's Reine zu schreiben.

Schmelzing wohnte in seinem neuen Logis besser als Hackert. Er besaß nicht die cynische Verachtung alles Luxus wie dieser, der gerade in seiner Unfähig-

keit, ohne Bedienung ordentlich und ſauber zu erſcheinen, etwas Vornehmes hatte. Schmelzing glänzte ſich ſelbſt ſeine Stiefeln, bürſtete ſich ſelbſt ſeinen Rock, nähte ihn auch zuweilen und war für ſeine Verhältniſſe ſo glatt geſchniegelt wie ſeine Handſchrift. Aber heute fand ihn Hackert doch noch in Unordnung. Dieſe verwirrte Nacht hatte den geriebenen, ſeiner mit ſubtiliſtem Egoismus pflegenden alten Jüngling gelinde außer Faſſung gebracht. Er empfing ſeinen Kollegen heute faſt mit unartikulirten Vorwürfen und erklärte, nie wieder mit ihm gemeinſchaftlich „operiren" zu können.

Was wollen Sie denn? fragte Hackert den Jammernden.

Ihre Narrenspoſſen haben mich faſt um den Verſtand gebracht. Die Frauen ſind meine ſchwache Seite, und ich muß Sie in der That bitten, wenn wir in Amtsgeſchäften ſind, nie, nie wieder auf das andre Geſchlecht zurückzukommen.

Aber Sie undankbarer Zurückgekommener! rief Hackert und zeigte auf eine lang ausgebreitete Pergamenttafel voller Notizen, Sie haben ja die beſte Verſchwörung von der Welt auf dem Leder! Was hab' ich denn? An dem einen Kreuz, wo die beiden Damen, die nach Eau de Cologne —

Schweigen Sie jetzt, Hackert!

Die Eine, die Schwarze, die er Aspasia nannte — wissen Sie, Schmelzing, die mit —

Ich bringe Sie um!

Sie bringen sich selbst um, wenn Sie Ihre weiße Halsbinde so kokett schnüren. Wollen Sie sich Blut in die Wangen lügen? Blasser Teint steht Ihnen viel interessanter.

Was wird Par sagen! Ich hoffte einmal auf seine Empfehlung als Kammerstenograph!

Aber, mein würdigster Kanzleirath, was bleibt mir denn erst übrig? Ich habe mit einem Gespenst gesprochen! Bei Verschwörungen statuirt die Polizei keine Gespenster! Für Gespenster gibt es keine Diäten! Schöne Halsbinde, Schmelzing! Wo lassen Sie waschen? Ihre Wäscherin . . .

Schmelzing, aufflackernd, brach dies Thema ab und verlangte eine Mittheilung über die sonderbare Erscheinung des grauen Mannes. Hackert gab ihm nach einigen dämonologischen Neckereien zuletzt eine rationalistische Lösung. Er sprach geradezu von Dieben und von der Nothwendigkeit, diese der Stadt so wichtigen Räume unter eine bessere Aufsicht zu stellen. Er schloß seine Mittheilung damit, daß er nicht mehr in das Archiv mitginge und blickte nun auf Schmelzing's Errungenschaft, seine beschriebene Eselshaut . . .

Sie stenographiren nach der süddeutschen Methode? sagte er. Ich war noch nie in Schwaben und finde mich nicht in Ihrem Gewimmel zurecht . . .

Indem klopfte es stark und mit dem Klopfen zugleich trat in Eile der Oberkommissär Par ein.

Schmelzing hätte fast den Aermel seines Fracks zerrissen, den er eben anziehen wollte, während er auch schon nach einem Stuhle griff. Hackert nahm die Cigarre aus dem Munde, die Hände aus den Beinkleidertaschen . . . sonst aber blieb er unerschrocken und phlegmatisch. Es sollte nun Bericht erstattet werden.

# Zweites Capitel.

## Dämmerungen.

Aber meine Herren, begann Par, was iſt Das? Ich erwartete Sie längſt! Eine ſo wichtige Miſſion! Wo ſind Ihre Aufzeichnungen! Was haben Sie für Reſultate?

Schmelzing zeigte mit großer Verlegenheit auf das von ihm beſchriebene Pergament und ſah hülfeflehend Hackerten an, der mit aller Ruhe das Wort ergriff:

Denken Sie ſich! Wir fanden ja ſtatt nur eines zuletzt drei Kreuze erhellt, Herr Oberkommiſſär! Ueber jeder der drei Zellen wurden Dinge geſprochen, die des Anhörens werth waren.

Der Oberkommiſſär ſchien ſehr erfreut.

In der einen ſaßen zwei griechiſche Damen, ſagte Hackert, und ein . . . ein lateiniſcher Herr —

Ich weiß, ſagte Par lächelnd. Die eine Zelle war von dem phantaſtiſchen Pfarrer Guido Stromer beſetzt,

der hier jetzt in Begleitung zweier Fräuleins Wandstabler die Wildheit austobt, von der kein Mensch begreift, wie er Jahre lang auf seinem Dorfe sie hat bändigen können. Es wird nöthig sein, den Mann zu warnen.

Waren es wirklich die Wandstablers? sagte Hackert erstaunt. Ja, fragen Sie Schmelzing, dieser Herr hat sich, soweit es mit Gefahr, die Augenlieder zu verbrennen, zu hören möglich war, so in wissenschaftliche Untersuchungen über die Liebe eingegangen, daß Schmelzing in seinen edelsten Grundsätzen wankend wurde und sich selbst gern ins Türkische übersetzt hätte, wenn . . .

Ich will nicht hoffen, unterbrach Par, daß Sie dies Stelldichein eines unbesonnenen Mannes, den der Genuß des Residenzlebens um Vernunft und Vorsicht zu bringen scheint, gestört hat, an der Hauptstelle Acht zu geben?

Nein, fuhr Hackert als Wortführer fort, Schmelzing verachtet den sogenannten Pantheismus, den Propst Selbsattel an Schlurk's Tische proklamirte, wenn der Champagner kam. Ich bereckte ihn, weiter entfernt beim dritten Kreuze Platz zu nehmen.

Beim dritten Kreuze? rief Par, der Bildung seines Schützlings sich freuend, aber doch betroffen. Da, wo General Boland von der Hahnenfeder saß, den

man wohl erkannt hat, trotz seines Mantels, in den er sich wie in eine Kapuze hüllte . . .

Es war ein Franzose mit ihm! sagte Schmelzing rasch, um sich zu rechtfertigen.

Und Propst Gelbsattel, dessen helltönende Dessert-Stimme ich kenne, verlangte dem General zu Ehren Lacrymä Christi . . . ergänzte Hackert.

Ein Franzose, bestätigte Par. Sollte es wirklich Sylvester Rafflard gewesen sein? Uebrigens, darauf kommt wenig an. Ich hoffe, daß der Irrthum bald entdeckt wurde und — aha, da liegen Schmelzing's Scripturen. Haben Sie Acht gegeben, was besonders der Major Werdeck äußerte?

O vollkommen, sagte Hackert, die Frage entschlossen auf sich beziehend. Ich postirte mich über der mittleren Zelle, wo sich etwa fünf Gäste zu unterhalten schienen —

Sie ganz allein? Sind Das Ihre Aufzeichnungen, Hackert? Sehr unleserlich! Hackert, sehr unleserlich!

Hackert hatte seine Brieftasche hervorgezogen, in der allerlei verworrenes Durcheinander verzeichnet stand.

Die Herren sprachen sehr rasch, entschuldigte sich Schmelzing stotternd, und der Franzose wurde vollends von einem so hektischen Husten öfters unterbrochen —

des glänzendſten Sieges gewiß ſein. Lebe wohl, in Augenblicken dringender Gefahr bin ich in deiner Nähe!"

Mit dieſen Worten blieb Maha Guru allein. Er warf einen langen, nachſinnenden Blick durch die Fenſteröffnung, in den blauen Himmelsraum und kehrte dann zu den Geheimniſſen ſeines Buches wieder zurück.

Inzwiſchen wurden die Zurüſtungen zu dem bevorſtehenden Kampfe mit der größten Eile betrieben. Der Palaſt des Dalai Lama bedurfte nur einer zahlreichen Beſatzung, um einer vollkommenen Feſtung zu gleichen. Es waren Schanzen und Gräben hinlänglich vorhanden, welche jetzt mit Bewaffneten gefüllt wurden. Vor die Thore legten ſich ungeheure Riegel, andere wurden durch eine Menge Hinderniſſe verrammelt, die es erſt zu beſiegen galt, wenn der andringende Feind einen Fuß breit Weges gewinnen wollte. Dazu kam, daß der Gedanke, für den Himmel und die Unſterblichkeit zu kämpfen, ſelbſt eine zagende Seele zum Muth anfeuerte.

In der Stadt, welche mit einiger Entfernung am Fuße der hohen geiſtlichen Reſidenz liegt, war die Verwirrung auf einen ſchon höheren Grad geſtiegen. Die mit Pfeil und Bogen, Wurfſpießen oder langen Flinten bewaffneten nivaleſiſchen Reiter hatten ſich ſchon in einzelnen Schwärmen den Stadtthoren genähert und die in der Eile zuſammengeraffte Beſatzung derſelben mit neckenden Plänkeleien gedrängt. Die aufgeſchreckte Bevölkerung ſelbſt legte der eiligen Rüſtung Hinderniſſe in den Weg. Die Prieſter ſtrömten aus ihren Klöſtern und regten durch ihre Lamentationen nur die Klage der Bewohner, nicht ihren Entſchluß, mit thätiger Hülfe beizuſpringen, auf. Doch der energiſche Eifer, den der General,

Hektiſchen Huſten? Der junge Louis Armand?

Ich meine, der Profeſſor —

Der Profeſſor? Welcher Profeſſor?

An dem dritten Kreuz —

Sie haben doch nicht —

Schmelzing hat Alles, was die drei Herren unter dem dritten Kreuz über die Jeſuiten und ihren zukünftigen Einfluß auf Deutſchland ſagten, hier aufgeſchrieben . . .

Aber mein Gott — Wer will denn etwas von den Jeſuiten wiſſen! Was haben Sie denn gemacht! Die fünf! Was hat denn zum Teufel der Major Werdeck geſagt? Hackert!

Erlauben Sie, Herr Oberkommiſſär, ſagte Hackert. Bei den fünfen war ich und habe nur wenig nachgeſchrieben, weil ich beſſere Ohren und beſſeres Gedächtniß habe als Schmelzing, dem ich die drei Jeſuiten ließ, als die wichtigſten.

Par gerieth in den äußerſten Zorn. Er lief im kleinen Zimmer auf und ab, fluchte und wetterte und erklärte, daß ihm mündliche Berichte nichts helfen könnten. Und als Hackert gar anfing, zu erklären, jene fünf hätten ſich Charaden aufgegeben, ſich in geiſthaſchenden Betrachtungen über die Blume der Weine, die ſie tranken, zu überbieten geſucht, Frauentugenden analyſirt, Univerſitätsanekdoten ſo breit er-

zählt, wie ſie Melanie Schlurck immer vom Tiſch des Juſtizraths verjagt hätten, fuhr Par auf:

Hackert, Sie belügen mich!

Herr Oberkommiſſär, — ich verbitte mir, — warf ſich Hackert in die Bruſt. Schmelzing, haben Sie nicht gehört, daß man von dem Geiſte der Weine und immer über und durch die Blume ſprach?

Schmelzing hatte von dem Worte Geiſt eine Erinnerung und behauptete, dies gefährliche Wort ſehr oft gehört zu haben.

Par fixirte Hackerten auf's Schärfſte.

Ich verſichre Sie, wiederholte Hackert, daß wir Beide nur gehört haben, wie man von Geiſtern ſo viel ſprach, daß wir Geſpenſterſucht bekamen. Was, Schmelzing? Nicht wahr? Der Geiſt muß regieren, ſagten ſie und ſetzten alle Könige ab. Das thaten ſie. Einen Thron bauten ſie von Gedanken und behingen ihn mit Spinnenweben und unſichtbaren Staubfadchen. Die Armeen ſchafften ſie ab und wollten nur noch Schilderhäuſer, die nicht größer wären, als hohle Krebs- oder Nußſchaalen. Polizei dürfe es gar nicht mehr geben, weil die Diebe nicht zu ſtehlen brauchten, da Allen Alles gehörte —

Das iſt Kommunismus, ſagte Par, der ſich über dieſe wichtige Zeitfrage zur Noth durch kleine kon-

fiscirte Schriftchen orientirt hatte. Und Schmelzing sperrte staunend den Mund auf, froh, daß Hackert die Verantwortlichkeit dieses Dienstversehens nun allein trug.

Fahren Sie fort! sagte Par.

Sie machten Alles gemeinschaftlich, diese fünf, zuletzt, ich versichere Sie's, zuletzt auch die Rechnung. Niemand bezahlte für sich, sondern die verschiedenen Geschmäcke wurden in einen zusammengezogen, dann mit fünf dividirt und auf jeden kam, einschließlich mehrerer Beefsteaks, ein Thaler und fünf und zwanzig Silbergroschen.

Par stampfte mit dem Fuß auf und schleuderte Hackert's Brieftasche von sich.

Aber ich versichere Sie, Herr Oberkommissär, die Parole hieß: Geist! Hier — Hackert griff in seine Brieftasche — hier steht's ja. Der Eine sagte: Geist ist der Herrscher des Weltalls und der Meister des Teufels und die Dampfkraft in der Lokomotive: Mensch genannt. Erst greift der Mensch als Wickel-, Windel-, Fallhutkind um sich und begreift, was er faßt, begreift seine Beulen und versteht, was ihm ansteht, als Eßgegenstand. Aneignung durch den Mund ist die erste Kritik der reiferen Vernunft. Dann ... Hackert improvisirte so fort ... dann trennt das Kind

Eins vom Andern, das Naschbare vom Unnaschbaren und theilt es und urtheilt. Ueber das Urtheilen machte man Wortwitze, wie ich sie bei Schlurck hörte, wenn Universitäts-Professoren gebeten waren und an einer Gansleberpastete durch die Zunge die Urbestandtheile herausschmecken wollten. Ein berühmter Professor, den Schlurck auf Handen trug, weil er immer sagte: Alles was ist, ist vernünftig, der alte Herr nahm einmal von diesen Ur-Theilen so viel auf einmal in sich auf, daß er am folgenden Morgen an einer Indigestion verstorben war, worüber Schlurck sagte: Das erste Ist, das doch unvernünftig war! Dann hieß es unter dem mittleren Kreuz: Es gäbe einen wahren Geist und einen falschen, echte Moral und falsche und das innere Gesetz, darin fand ich Gefährliches, das innere Gesetz stünde über dem äußern. Man bezeichnete grade nicht die Polizei als die Gegnerin des inneren Gesetzes, allein sie sagten, sie wollten einen Liebesbund schließen, wo Alle sich mit geistigen Waffen schlagen sollten und in Harnisch gerathen nicht mehr aus persönlichem Interesse, nicht mehr aus persönlicher Leidenschaft, sondern nur aus Ueberzeugung und um des innern Denkens willen. Ich rufe Schmelzing zum Zeugen. Diese fünf Menschen waren mit der ganzen Welt zerfallen und wußten nichts zu

loben, nichts, gar nichts, als höchstens des Raths-kellermeisters Weinkarte.

Par durchflog, während Hackert in dieser Weise stunkerte, das Pergament Schmelzing's und dessen Abschrift. Er fand hier in der That reellere Dinge, wirkliche Namen, Zustände, Beziehungen . . .

Kommen Sie zum Präsidenten, sagte er endlich. Ich sehe doch, es sind wichtige Namen da genannt worden und so gewagt es sein kann, hochstehende, bei Hofe verehrte Männer, wie den General Boland von der Hahnenfeder und den Propst Gelbsattel in ihren geheimen Aeußerungen zu belauschen, so weiß man doch nicht, welches Ende unsre Ministerkrisis nimmt. Der General hat es abgelehnt, mit dem Fürsten von Hohenberg ein Ministerium zu bilden. Professor Raffard ist uns längst schon verdächtig. Der Präsident wird zornig sein, daß wir über Werdeck nichts Genaueres fischten, nichts über diesen gefährlichen Leidenfrost; ich hoffe aber, diese Notizen machen es gut. Ich nehme sie mit. Kommen Sie um zehn Uhr zum Präsidenten, Schmelzing, damit Sie Alles dechiffriren!

Schmelzing war glückselig. Er hatte unfehlbar einen Sieg über Hackert errungen, Diesem die verfehlte Expedition zugeschoben, Brauchbares durch Zu-

fall entdeckt. Doch nahm Par auch von Hackert, seinem jüngstgeworbenen geheimen Agenten, mit Schonung und sichtlichem Wohlwollen Abschied. Er bot beiden Schreibern Geld an, das sie nahmen. Er forderte sie streng auf, jede nähere Beziehung zur Polizei noch für einige Zeit zu verbergen, es würde bald die Zeit kommen, wo sie vorwärts rücken könnten und, wenn sie wollten, Dienstabzeichen tragen dürften. Noch diktirte er ihnen einige Namen zu den Listen verdächtiger Personen, die sie schon bei sich führten; es befand sich der eines Engländers Namens Murray darunter. Schließlich gab er ihnen verschiedene Eintrittskarten an öffentliche Orte, besonders in Ausstellungen, in Museen, Konzerte, auch eine immerwährende Gastkarte in die großen und kleinen Versammlungen des Neubundes, weniger um verdächtige, dort nicht fallende Aeußerungen zu überwachen, als sich in derjenigen Gesinnung zu stärken, die allein der Stachel und Sporn ware, ihrem Berufe mit Eifer und Hingebung zu folgen und besonders eine innere Scheu des Angebens überwinden zu lernen.

Par verließ sie. Schmelzing war froh, so gut davongekommen zu sein und konnte nicht begreifen, wie Hackert, der doch auch gefehlt hatte, losbrach:

Die ewige Angeberei! Hol' die der Teufel!

Ich hatte geglaubt, Par würde uns da anstellen, wo man erfährt, wo heimlich gespielt, wo der beste Punsch gebraut wird und die hübschesten Mädchen ohne Erlaubniß zu lieben wagen. Das Departement der öffentlichen Tugend, dacht' ich, würde Ihnen, Schmelzing, anvertraut werden, daß auf dem Trottoir uns die elegantesten Damen im Vorübergehen zuflüsterten: Guten Tag, Schmelzing! Kennen Sie mich um Gotteswillen hier nicht, Schmelzing! Himmlischer, süßer Schmelzing, unter dessen Kontrole ich stehe, der bei mir aus- und eingehen darf, bei Tag und bei Nacht — Süßer, himmlischer Schmelzing mit der weißen Halsbinde —

Schmelzing lachte hellauf vor Wonne über diese zuletzt in die ihnen geläufige Fingersprache übergehenden Tollheiten. Er hatte seinen Hut genommen, drängte Hackerten zur Thür hinaus, schloß seinen Käfig zu und bat nur, unaufhörlich kichernd, ihn mit dem „andern Geschlecht" nicht zu furchtbar aufzuregen. Er müsse zum Präsidenten, sich sammeln . . .

Unten auf der Straße trennten sie sich.

Hackert war unfähig genug, ihm fast... die Zunge nachzustrecken. Er schob die Hände in die Beinkleidertaschen, rannte die nächste rauchende Person mit einem Pardon! an, bat um Feuer! und schlenderte, wie ein

Tagedieb, den lebhafteren Gaſſen zu. Er wollte ein Siegbert beſuchen, um ihn zu warnen, führte aber dieſe gute Regung nicht aus, da ſie ihm jetzt unnöthig ſchien. Nun wollt' er zu dem alten grauen Hauſe, das Schlurck bewohnte, wollte ſich erkundigen, wie es um Bartuſch ſtünde, wollte einmal den Verſuch machen, Schlurck ſelbſt zu begrüßen, dem er ſeit ſeiner Unterſuchung in Sachen des Bildes der Fürſtin Ananda von Hohenberg imponirte. Er war voll Uebermuth und Trotz.

Als er nun wirklich vor dem alten, mit dem Kreuze bezeichneten Hauſe ſtand, blickte er ſchielend zu den Fenſtern auf, hinter denen Melanie wohnte. Wie rannen da alle ſeine chaotiſchen, nicht guten, nicht völlig böſen Empfindungen in dem einen ſtarken mächtigen Strom zuſammen: Vergangenheit! Seit jener Nacht, wo ihm Melanie im Wagen verſprochen hatte, Laſalle von einer Unterſuchung abzubringen, mit der der ergrimmte Freier ihn bedrohte, hatte er ſeinerſeits das Verſprechen geben müſſen, auch nun für ewig von ihr zu laſſen und ihre Bahnen nicht mehr mit ſeinen ſchreckhaften Erinnerungen an Kinderglück zu durchkreuzen. Hackert, hatte ihm Melanie damals geſagt, du weißt ſehr wohl, daß ich über meine Zukunft eine ernſte Betrachtung anzuſtellen habe und mich

nicht blindlings an den erſten beſten der Vielen, die mir huldigen, verſchenken kann. Und Hackert ſchwur damals, was Melanie begehrte. Berauſcht von Liebkoſungen, die er ungroßmüthig ertrotzte, war er nach Hauſe geſchwankt, hatte die Brüder Wildungen, Louiſe Eiſold, Bartuſch im frechſten Uebermuthe verhöhnt, war auf den Fortunaball gerast, hatte ſeiner ganzen verlornen Natur den Zügel ſchießen laſſen, bis ihn der Fluch ſeines Daſeins, wie er ſein Traumwandeln nannte, im Augenblicke der Erſchöpfung ſtrafte und ihn zum jammervollen Spott der Menſchen auf's Neue mitten im Glückstaumel niederwarf. Um zu vergeſſen, war er den Anerbietungen des Oberkommiſſärs gefolgt. Die feige Verzweiflung, die ihn zuweilen erfaſſen konnte, hatte ihm den Muth gegeben, bis dahin Alles zu thun, was man von ihm verlangte. Nun kamen wohl ſchon lichtere Augenblicke über ihn. Mitten in der wüſten Lebensart, die er nun, wo er doppelt Geld hatte, am wenigſten ließ, überkam ihn wohl ein Gefühl verzweifelnder Wehmuth. Da ſetzte er ſich in Trinkſtuben hin, warf einen Papierſchein auf den Tiſch, nahm das Geld nicht auf, das er wieder heraus bekam: er haſſe das ſchmuzige Metall, ſagte er, es mache ihm Krämpfe in den Fingern. Er trank, kam durch die Aufregung, die der Wein mehrte, in einen

Zustand verbissener Wuth, verletzte Jeden, der sich ihm nahen wollte und hatte doch meist die Kraft nicht, die Folgen, die seine entfesselte Wildheit nach sich zog, auszukämpfen. Man warf ihn da, wo er wie ein König eingetreten war, wie einen Bettler zur Thür hinaus. Und es sprang ihm Niemand bei. Es schloß sich ihm Niemand an. Niemand faßte zu seinem Wesen Vertrauen. Er konnte dann stundenlang sitzen, das Haupt aufgestemmt und ergrimmte Glossen hin- und herschleudernd. Man kannte ihn schon und belustigte sich an ihm. Seine Grundanschauung war die, Jeden für irgendwie schlecht zu halten. Wenn er ganz mit sich in Verfall gerieth, ging er vor die Thore, setzte sich an die Spielplätze der Kinder, sah deren Treiben zu und wollte sich auch schon aus Dem die Eitelkeit, die Gewaltthat, den Eigennutz früh herausmärzen. Wie Timon dann Alle verwünschend, Alle hassend, rannte er in die Felder, in die Vorstadtgassen und endete gewöhnlich damit, daß er sich zuletzt zu den Verworfensten ihres Geschlechtes flüchtete, mit diesen tobte, fluchte, philosophirte, grade als wenn er aus dem Schlamm erst heraus nach Licht und Poesie rang. In dieser Sphäre hielt man ihn für verrückt.

Dem Schlurck'schen Hause lag ein Café gegenüber. In diesem saß er schon seit seinem Bruch mit der

Gottes Bruder, in dem Anordnen der Vertheidigung entwickelte, half auch diesen Unordnungen bald ab. Jedermann erhielt die scharfe Weisung in sein Haus zurückzukehren und es nur zu verlassen, wenn er bewaffnet unter die Reihen der Krieger treten wolle. Blieb' er daheim, so müßt' er sein Haus zu einer Festung umwandeln, alle Kräfte, die ihm zu Gebote ständen, aufbieten, die Diener bewaffnen und an den Eingängen zur Verwahrung des Eintrittes aufstellen. Den weiblichen Händen wurde die Zubereitung solcher Materialien anempfohlen, welche bei Belagerungen immer eine der letzten, aber auch der wirksamsten Rollen spielen. Siedendes Oel, Pech und Erdharz erwarteten ihre Opfer. Auf den Höfen wurde das Pflaster aufgerissen, da ein alter Mauerwall zertrümmert, hier ein Brunnen, der kein Wasser mehr geben wollte, abgetragen und die Steine in großen Haufen auf die Dächer gebracht. Selbst die zahllosen Priester thaten mehr als beten und die Sturmglocke ziehen. Sie verschanzten ihre Klöster, bewaffneten sich und schlossen sich in ihren Rüstungen den Vorbereitungen an, welche allgemein gegen das Wagniß eines Sturms gemacht wurden.

An einigen Punkten der Stadt hatte der Kampf schon seinen Anfang genommen. Mehrere kleine Mauerwälle, welche sich auf der Fläche vor der Stadt befanden und nicht vertheidigt werden konnten, wenn man die Streitkräfte nicht zersplittern wollte, waren von dem Feinde schon in Besitz genommen und zu Anhaltspunkten weiterer Operationen gemacht worden. Wir würden eine schlechte Meinung von Dickson's strategischen Kenntnissen bekommen, wenn nicht bald einige seiner Kanonen von diesem Hinterhalt aus zu spielen beginnen sollten.

Familie oft Tage lang und beläſtigte des Juſtizraths Fenſter durch freche Blicke. Auch heute wollte er ſchon in aller Frühe in das Café eintreten und den unerquicklichen Dunſt und Staub, den eine Herberge am frühen Morgen darbietet, einathmen, als er Jeannetten aus dem Schlurck'ſchen Hauſe treten ſah. Sie hatte einen der herbſtlichen Jahreszeit entſprechenden Mantel um und ſah faſt ergrimmt, faſt biſſig, jedenfalls ſehr finſter aus. Trotz dieſer Witterung, die er gleich ſpürte, wagte ſich Hackert an ſeine Feindin, grüßte ſie und ſtellte, die Cigarre halb aus dem Munde nehmend, mit dem Hut auf einem Ohr, ſich ihr dicht in den Weg. Zwei Menſchen Das, die Gott nur zu Rädern für fremden Willen geſchaffen zu haben ſcheint, zu ohnmächtigen Werkzeugen fremder Kraft, und grade die wollen erſt recht ſelber im Leben regieren, wollen grade im Dienen herrſchen und herrſchen wirklich!

Nachtvogel! war Hackert's Gruß und Tagedieb! Jeannetten's Antwort.

Blaſ' er ſeinen Qualm nicht ehrlichen Leuten in's Geſicht!

Mamſell hat Angſt um ihre glatte Haut! Herbſt wird's? Tragen Sie doch einen Schleier! Ihr Teint ſpringt auf trotz Gold-Cream, der Ihnen da von der Nacht noch an der Naſe glänzt!

Jeannette besann sich, ob sie so fortfahren sollte. Eine Stimme sagte ihr: Die Feinde deiner Feinde sollten deine Freunde sein! Und so begann sie:

Hackert, die Zeiten, wo Sie im Hause waren, sind nicht mehr.

Hackert war nicht sentimental. Am wenigsten liebte er die gefühlvollen Kammerzofen. Sie weinen ja? sagte er. Thränen wie Zwetschen so dick, Thränen, wie Roßäpfel von Ihrem himmlischen Herrn Lasally! Lumpenvolk!

Denken Sie doch nicht mehr an den Abend in der Fortuna, Hackert, lenkte die Kammerzofe ein. Neumann hat's bitter empfunden. Sie hatten mich durch Ihre schändliche Plauderei wegen dem falschen Prinzen um meinen Platz gebracht. Sie hätten den Zorn sehen sollen, wie Melanie nach Hause kam von Frau von Harder — gleich mir aufgesagt — Und wir wissen doch, Hackert — wir wissen doch —

Schnurr du und noch ein Spinnrad! äffte Hackert das rasche Plaudern der Zofe nach. Bist ja im Haus geblieben, edles Wesen! Der süße Partusch und die Wassernixe, die Frau Justizräthin, warfen dich ja nicht zum Tempel hinaus, ließen dich ja bei Neumann, seinen Ohrringen und seinem Backenbart! Schlurck kann ja auch nicht den Geruch von jedem Frauen-

zimmer um ihn her vertragen — So sind Sie geblieben. Was stört denn nun jetzt da drinnen die schöne Landschaft?

Jeannette zog Hackerten vorwärts in eine minder belebte kleine Seitengasse. Hier begann sie eine Mittheilung über Schlurck's neuerdings erlebte Unglücksfälle. Die Verwaltung der Hohenbergischen Güter wäre ihm genommen, die Administration der städtischen Häuser wäre vom Magistrat neu untersucht worden und es hieße, sie käme auch aus Schlurck's Händen. Schlurck lasse die Flügel schrecklich hängen und gestehe ein ... denken Sie sich, Hackert! ... daß er alt würde! Die Justizräthin wäre wasserscheu ... das wollte viel sagen ... Und Bartusch ...

Nun?

Heut' Morgen in aller Frühe klingelt's und in einem Fiaker bringen sie den Alten auch todtkrank und elend ... Wer weiß, welche Gosse über ihn ausgeschüttet wurde!

Hackert forschte ...

Es mußte zu Drommeldey geschickt werden, der gleich beim Eintreten sagte: Bartusch, Sie schauen ja aus, als hätten Sie Geister gesehen! Kurz und gut ... Ich sage Ihnen Hackert, wo ist die schöne

Zeit hin, als wir in Hohenberg waren! Die Luft! Die Seligkeit damals in dem Schloß!

So? Ich ſchlief auf der Wieſe unter den Fröſchen... Wer freilich bei Ihnen . . .

Hackert! . . . Ich ſage Ihnen, Melanie iſt nicht mehr zum Erkennen —

Wie ſo? Sie hat ja nun doch den rechten Prinzen Egon!

Sie wiſſen's alſo auch? Alle Leute ſagen's. Ich mag ſie nicht fragen — ſie iſt mir nicht wieder grün geworden. Von Hohenberg will ſie nichts wiſſen... immer ernſt — immer nachdenklich — immer Muſik jetzt und Lektüre und melancholiſch . . .

Und nun begannen dieſe Menſchen eine Kritik der Verhältniſſe Schlurck's, des Prinzen, der bekannten Armuth des Letzteren, bis Hackert mit den Worten einfiel:

Ich ſehe unſern Alten noch mit der Priſe in der Hand in Laſally's Cirkus die Honneurs machen und mit ein paar alten ſteifen Mähren das Gnadenbrot um die Wette eſſen. Wie geht's denn Sr. getauften Lordſchaft?

Jeannette ſprach in gemeſſenſten Ausdrücken von Laſally, ſeinem ehrenwerthen vielverkannten Charakter, worüber ſie faſt den Faden ihrer Mittheilung verlor.

Dazu das Drängen in der engen Gasse, die Aufregung der Menschen, das Gewühl eines naheliegenden Frühmarktes. An einer Straßenecke lasen die Leute angeschlagen, daß Fürst Egon von Hohenberg Minister geworden. Hackert griff diese Nachricht auf.

Hören Sie doch! Prinz Egon Minister!

Jeannette verwunderte sich, hielt eine solche Beförderung für eine Degradation, einen wirklichen Beweis der Armuth des Prinzen . . .

O weh! sagte sie. Und heute, heute muß der Justizrath zehntausend Thaler an Lasally zahlen . . . Das Alles an einem Tage!

Hackert erstaunte über die Zahlung an Lasally. Er kannte Schlurck's Geldverhältnisse besser als selbst die Justizräthin. Was für zehntausend Thaler? fragte er.

Jeannette berichtete von einer schrecklichen Scene, wo Lasally sich und Allen den Tod gewünscht hätte. Er wäre ruinirt, er hätte auf diese Heirath gehofft, er hätte sich lächerlich gemacht durch seine Langmuth; er hätte den letzten Beweis seiner Geduld in der Sache gegen Hackert gegeben . . .

Ja, Fritz, sagte Jeannette, er will Sie doch noch an den Galgen bringen. Neumann sagt, Sie wä-

ten's auch werth . . . man müßte Sie eigentlich auf ein wildes Pferd binden und dann . . .

Doch wol das Pferd peitschen und nicht mich wieder? fiel Hackert grimmig ein. Ich rath' Euch Gutes! Ich hab' eine Wuth auf Pferde und Lasally's rath' ich die Hufeisen verkehrt anzunageln, daß ich nicht weiß, wohin er mit ihnen ausreitet — Lasally's mein' ich.

Jeannette schauderte vor dem jungen Mann, den sie jetzt böse, doch tückisch nannte. Seine Augen zuckten. Seine Gesichtsmuskeln bewegten sich krampfhaft. Jeannette sagte ihm rasch, daß Schluck keinen Kutscher mehr halten könne und ihr selbst gerathen hätte, zu Lasally zu gehen, bei dem für Neumann zu sprechen. Lasally würde sich jetzt sehr großartig einrichten, würde Leute brauchen. Eben ginge sie zu ihm, um ihm die Dienste ihres Verlobten anzubieten . . . Sie wisse zwar . . . Damit unterbrach sie sich selbst, denn Hackert ging fast taumelnd, fast abwesend neben ihr her. Sie sprach schon nichts mehr, er schwieg. So durchschritten sie fast die ganze Stadt, zum Schrecken der José, die sich in der einsamen Thorgegend vor Hackert's plötzlicher Träumerei, wahrscheinlich der Erinnerung an seinen Lasally zugefügten Frevel, fürchtete. Zuletzt standen Beide vor dem Eingang in die Reit-

bahn Lasally's. Hackert erschrak, als er aufblickte. Jeannette hatte längst gefürchtet, daß sich Hackert einer gefährlichen Gegend nahte. Aber er sammelte sich und murmelte zum Abschied so hin, sie würde Lasally in einer türkischen Kleidung finden, eine gelbe Meerschaumspitze im Munde, einen türkischen Fez auf dem Kopf, rothe Hosen an, gelbe Stiefeln, Schlafrock von Sammet mit Schnüren. Wie ein Pascha würde er sie empfangen und sie würde ihm die gelben Stiefeln küssen dürfen, seine Hände, seine Ohrzipfel und todt und kalt würde der Pascha sagen: Dein künftiger Mann ist ein Schafskopf, doch soll er die Stelle haben, setzen Sie sich, Fräulein! Parlez vous français?

Jeannette lachte, huschte davon. Scheu entfernte sich Hackert von einem Ort, der ihn an ein Verbrechen erinnerte. Er floh fast. Als er sich in Sicherheit glaubte, sah er um sich. Er war erschöpft. Da stand ein Brunnen, der hier in der Vorstadt in ländlicher Weise mit einem Wassertroge für die Ausspannungen, die vorüberziehenden Viehheerden versehen war. Die Bäume hier und dort auf dem großen Vorstadtplatze waren entlaubt, die Luft schnitt kalt und fröstelnd genug. Herbstlich sah's auch in Hackert's Innern aus. Fehler, Irrthümer, begangene Frevel vergibt sich die

Jugend sehr bald. Aber um so gewaltsamer, je weniger sie davon merkt, nagt an ihr die zu frühe Erkenntniß. Daß diese Person, diese Jeannette, nun zu einem Don Juan ging und für ihren Bräutigam um eine Anstellung bat, durchschaute er zu offen mit allen Folgen. Die verbitterte Auffassung der Menschen überzieht das ganze Leben mit aschgrauen Farben und worin anders wurzelt die verzweifelte Freudlosigkeit des verderbenen Großstädters, seine Wuth nach Aenderung seiner Lage, seine in der Gefahr dann doch wieder elende Gesinnungslosigkeit, als in diesem zeitigen Erkennen aller Endlichkeit unsrer Natur, in dem hohnischen Schlechtnehmen und Schlechtdeuten jeder fremden menschlichen Regung und Unternehmung? Hackert sah Alles vergiftet von Selbstsucht. Die Kinder auf der Straße schienen ihm schlecht, die Thiere, die Hühner, die Gänse um ihn her, die nach dem Futter aus den Kornwägen, den Resten der Pferdemahlzeiten haschten, schienen ihm bewußt erbärmlich; ja selbst dem Wasser in dem Trog, auf dessen Rande er saß die Beine baumelnd, sah er mit mistrauischer Bitterkeit nach, als wär' es das ewige Symbol der treuloseſten, dahin rinnenden Flüchtigkeit. So zog er die Liste der Verdächtigen aus seiner Brusttasche und sammelte sich erst in dem Bewußtsein, in die-

sem Chaos doch nun auch etwas, wenigstens ein Polizeiagent zu sein.

Aus dieser gewiß wenig tröstlichen Betrachtung weckte ihn plötzlich ein lautes Wagenrasseln. Er blickte auf. Ein Lärmen, Rufen, Johlen, Peitschenknallen. Er sah einen Reisewagen, der langsam von der Gegend des Thores daherrollte und von vier Postpferden im Schritt gezogen wurde. Der Postillon blies und klatschte, wenn er absetzte, lustig mit der Peitsche. Mancher Hieb fiel auf die allzunah herandrängenden neugierigen, lachenden Menschen, die sich mehrten, je näher der Wagen in die belebten Gassen kam. Hackert stand auf, um die Ursache dieses Auflaufs kennen zu lernen. Das Blasen des Postillons, das langsame Fahren eines großen vierspännigen Reisewagens konnte allein nicht die Veranlassung dieses Lärms, dieses Drängens und Spottens sein. Er bemerkte auch bald die seltsamste Unterbrechung der gewöhnlichen langweiligen Straßenerscheinungen. Der Postillon ritt, selbst lachend, auf dem Sattelpferde, auf dem Bock saß an einer Kette ein als Kutscher gekleideter Affe, der aus einem Korbe Aepfel und Nüsse unter die Menge warf. Hinten auf dem Bocke standen zwei Mohren in rothen goldbetreßten Livréen. Im Wagenschlage waren zwei Papageyen und einige kleine Makis und Meerkatzen,

die an Kettchen zum öffnen Schlagfenster hinaus und hinein ſchlüpften, ſo weit ſie Freiheit hatten. Ein kleiner Herr in mittleren Jahren, ſchwarzem Barte, hochgeröthetem Antlitz, in einem reichbeſetzten Schnurrock und einem rothen Sammtbarett ſaß ganz allein in dem Fond des Wagens. Er ſchien ſich theils an den Capriolen der Thiere, die ihn umgaben, zu beluſtigen, theils an der Neugier der Menſchen, die er dadurch reizte, daß er ganz neue kleine Silberſtücke zum Kutſchenſchlage hinauswarf. Einige zierliche Windhunde bellten gleichfalls aus dem Wagenfenſter und wollten ſogar nachſpringen. Der ſonderbare kleine Reiſende hielt ſie an einer grünen Leine feſt und überließ das Apportiren dem Straßenvolk, dem natürlich nicht einfiel, ihm die Silbermünzen zurückzugeben. Dieſe tolle Karavane hielt, als ſie dicht bei Hackert in der Nähe vieler Marktwagen und Wirthshausſchilder ſtand, ſtill. Der kleine poſſenhafte Herr lehnte ſich aus dem Wagenſchlage und fragte mit heller, ſchriller Stimme hinaus: Welches denn jetzt der beſte Gaſthof in der Reſidenz wäre?

Dieſe Vorſtädter wußten wohl Antwort zu geben, aber ſie nannten ein Dutzend Könige und Länder durcheinander. Hackert ſah auf dem Kutſchenſchlage in der Ferne ein adliges Wappen und die Buchſtaben O. v. D.

Durch dieſe Concentration konnten die Truppen des Dalai Lama nur an Energie gewinnen. Sie verſammelten mehr Kräfte an einem Ort und richteten durch einen lebhaften Widerſtand ſo viel aus, daß der Feind zu maskirten Bewegungen ſeine Zuflucht nehmen mußte. Einige Feldſtücke, welche ihre mangelhafte Beſchaffenheit durch eine gute Poſition erſetzten, richteten unter den Angreifenden mehr Verwüſtung an, als dieſe mit den übrigen gegen eine, aus Felsſtücken gebaute, uralte Mauer. Nur der Verrätherei gelang es, das Gleichgewicht der ſtreitenden Kräfte zu ſtören und dem Feinde Vortheile zu verſchaffen, welche er durch ſeine eigene Anſtrengung ſchwerlich errungen hätte.

Tſchu-Kiangs Vorhaben war in der That keine Chimäre, mit der er ſeine Eitelkeit betrog und die Gunſt Schü-Kings auf im...r an ſich feſſeln wollte. Die Verſprechungen, welche er in der verfloſſenen Nacht durch einen Boten dem Correſpondenten mit der Verſicherung ſeiner übergroßen Freude, ihn nach ſo langer Trennung wieder in ſeine Arme zu ſchließen, gemacht hatte, waren aufrichtig gemeint: er beſaß die Mittel, ſie in Erfüllung zu ſetzen.

Den erſten und einflußreichſten Offizieren hatte er ſein Vertrauen geſchenkt und dieſe ſagten ihren Beiſtand zu, gelockt durch die Ausſicht auf reiche Belohnung und beruhigt durch die dem Correſpondenten anheimfallende Verantwortlichkeit. Der größte Theil der chineſiſchen Mannſchaft ergab ſich blind den Anordnungen dieſer Befehlshaber.

Wie ungern man einem Gecken Lobſprüche ertheilt, ſo verdient er ſie doch, wenn uns in ſeinem Betragen plötzlich eine ſeltene Entſchloſſenheit, ja ſogar in Augenblicken der Gefahr uns ſeine Tapferkeit überraſcht. Der Oberſt ent-

Der Wirrwarr der Thiere, die Mohren und die jubelnde Straßenjugend zogen ihn an, er trat näher und fragte nach des Herrn Begehr.

Welches ist jetzt das erste Hotel der Stadt? sagte mit sonderbarem fremden Accent der kleine breitschultrige Cavalier.

Die Stadt London! antwortete Hackert mit mehr Ehrerbietung, als ihm sonst eigen war.

Also wie vor funfzehn Jahren! Und der zweitbeste? Doch nicht die goldne Eule?

Jetzt die Stadt Rom! sagte Hackert.

C'est la même chose! Also ist Stadt Rom das beste Hotel; denn, mein Herr, das eine ist wirklich gut und das andre bemüht sich nur, den guten Ruf aufrecht zu erhalten. Alte Wände, neue Tapeten. Ich ziehe die goldne Eule vor. Ich danke Ihnen! Schwager, also in die Stadt Rom!

Damit fuhr der Wagen des sonderbaren Dialektikers vorüber und jetzt so schnell, so im verhängten Galopp, daß die Menschenmenge nicht mehr folgen und ihm nur ein lautes Halloh nachschreien konnte. Man zeigte sich lachend die Aepfel, die Nüsse, die kleinen Silbermünzen, die man erobert hatte und zerstreute sich in der Voraussetzung, man würde an den Straßenecken bald die Ankündigung eines angekom-

menen berühmten Taſchenſpielers oder einer Menagerie oder einer Kunſtreitergeſellſchaft leſen.

Lieber O. v. D.! ſagte ſich Hackert, als er allein zur innern Stadt zurückſchlenderte, du biſt bei allem Witz ein Narr und deine Thiere, die wie Menſchen gekleidet ſind, haben ſo viel Verwandtſchaft mit dir ſelbſt, daß ich auch ein Narr wäre, wenn ich mich noch länger hier an Laſally's Reitbahn um drei todte Pferde ängſtigen wollte.

Die Tollheit eines Andern hatte Hackert's Grübelei geheilt. Und es war die höchſte Zeit, daß er ſich auf dem Profeßamte ſehen ließ. Im Vorübergehen an der Stadt London fragte er, ob nicht ein Reiſender mit Mohren und Affen eben angekommen wäre? Er fragte grade deshalb dort, weil er ſich ſagte, die Menſchen wären ja alle inconſequent und führten in jeder folgenden Minute grade Das aus, was ſie ſich in der vorhergegangenen widerrathen hätten. Um ſo mehr war er überraſcht, daß in der Stadt London Niemand etwas von einem ſolchen Fremden wußte, in der Stadt Rom ihm aber unter Lachen und Verwundern wirklich geſagt werden konnte, der angekommene vornehme Sonderling hieße ganz einfach: Baron Otto von Dyſtra, kurländiſcher Gutsbeſitzer.

Doch einmal Einer, der Conſequenz hat! ſagte ſich Hackert erſtaunt und verwünſchte die dumme neugierige Stadtjugend, die an dem Portal der Stadt Rom ſich anhäufte, um die Affen, die Papageyen, die Windſpiele und die beiden Mohren zu ſehen, die ſchon unter der Kellnerſchaft hin und her liefen und von der Lebendigkeit ihres Herrn ſelbſt Trepp auf Trepp ab eskamotirt ſchienen.

Aber Koketterie konnte Hackert dem neuen Ankömmling doch anhängen. Er will Aufſehen machen, der Hanswurſt! ſagte er ſich und behielt als unverbeſſerlicher Miſanthrop Recht. Mit ſchlottrigem Gang, einen Gaſſenhauer pfeifend, wandte er ſich dann dem Profoßhauſe zu.

# Drittes Capitel.

## Ein Rundblick.

Vierzehn Tage etwa lebte Hackert in dieſer dämmernden Stimmung ſo fort, ohne ein beſonderes Ereigniß. Die große Politik, die bewegt genug war, kümmerte ihn nicht. Die kleinen Aufträge, die ihm Par ertheilte, führte er mit der ihm eignen läſſigen Gedankenloſigkeit aus oder hatte ſeine Freude daran, andrer Leute Pläne zu durchkreuzen, mit ſeiner Menſchenverachtung andern Unternehmungen in die Zügel zu fallen. Par ſchenkte ihm, da er unendlich anſchlägiger und ſcharfſinniger wie Schmelzing war, alles Vertrauen und veranlaßte ihn auch, da er zufällig nach außen hin einen Auftrag zu beſorgen hatte, ſich öfters auf der Polizei und in den Gerichtshäuſern ſehen zu laſſen, als ihm ſonſt lieb war.

Eines Abends geſchah es, daß Hackert auch die

Ankunft jenes von zwei Landjägern und zwei Polizeidienern geleiteten Murray auf dem Profoßamte beobachten konnte. Er erinnerte sich, den Namen auf seiner Liste zu haben. Der Untersuchungsrichter Müller, derselbe, für den einst Hackert den Prinzen Egon gehalten hatte, als er in der Blouse neben ihm und Dankmar im sommerlichen Walde schritt, empfing den gebückten alten Mann mit der schwarzen Binde im vertraulichsten Tone, den Murray durch Nicken erwiderte. Es ist so gebräuchlich in den Kriminalgefängnissen, daß sich eine schadenfrohe Cordialität zwischen Inquisiten und Richter festsetzt, wo weder der Hohn für die Gerechtigkeit würdig, noch die Vertraulichkeit für die Besserung herzlich wirken kann, sondern jener nur erbittert, diese im Schlimmen bestärkt.

Bald wiedergesehen! Angenehme Reise gemacht! God dam! In No. 4 Mullrich! Mylord Murray werden sich bald zurechtfinden.

Mullrich und Kümmerlein schauten nicht wenig stolz um sich und wußten Wunderdinge von ihrer heldenmüthigen Fahrt zu erzählen. Sie bedauerten nur, daß Par nicht anwesend war und ihnen sogleich die Diäten anwies, die sie redlich verdient hatten.

Müller nahm das Protokoll über die Ereignisse in Hohenberg und dem Forsthause auf und bemerkte:

So sind wir doch nicht vergebens veranlaßt worden, ein Auge auf diesen versteckten, zweideutigen Menschen zu haben.

Hackert hörte die Erzählung der Gerichtsdiener und dachte sich lebhaft in die Gegend hinüber, die er seit dem Sommer so wohl kannte. Er erfuhr den Tod jenes Schmieds, an dessen Werkstätte er zuweilen vorbeigestreift war, ohne seinen Namen zu erfahren, er sah das Forsthaus wieder, dem gegenüber er unter dem Ebereschenbaume im Grase geschlafen hatte. Den Namen Zeck hörte er in dieser Verbindung zum ersten Male und war erstaunt, in ihm den Namen wiederzufinden, der auf dem Bartuschen abgenommenen Geburtsscheine stand. Doch mochte er sich nicht mit Fragen dazwischen drängen, sondern hielt sich, da Assessor Müller ihm noch in Parens Namen einige Aufträge zu geben hatte, in bescheidener Ferne von dem Pulte, wo die Landjäger und Gerichtsdiener ihre vorläufigen Aussagen niederlegten.

Hackert sah zum Fenster hinaus in den düstern Hof des unheimlichen Gebäudes, über welchen hin man den ruhig ergebenen Murray in No. 4 abgeführt hatte. Er sah in ihm schon einen Verbrecher, einen Mörder vielleicht und trommelte leise an die bekritzelten Scheiben, an denen schon Mancher gedankenlos wie

er gestanden haben mochte und sich in Glas zu verewigen gedachte.

Die Diener der Gerechtigkeit hatten soeben ihre Aussagen beendet, als man auf dem Vorsaal dieser geräumigen Halle lautes Sprechen vernahm. Die Thür wurde aufgerissen und ein junger Mann stürzte mit dem Rufe herein:

Wo ist er? Haben Sie ihn schon abgeführt? Ich beschwere Sie . . .

Aha! riefen die Gerichtsdiener. Da, Herr Assessor! Das ist der Herr, von dem Sie aufgeschrieben haben ...

Was wünschen Sie, Herr Louis Armand? fragte der Assessor Müller den Eingetretenen ruhig und kalt.

Mein Herr, durchbrach dieser mit etwas fremdartigem Accent jede weitre Bedenklichkeit, Sie haben soeben den Engländer Murray eingebracht als einen ehrlosen Verbrecher . . .

Einer Tödtung überwiesen, deren Zeuge Sie waren! sagte Müller.

Sie sehen mich hier, mein Herr, fuhr Louis Armand in leidenschaftlicher Erregung fort, Sie sehen mich hier, die lautre Wahrheit über diesen Vorfall niederzulegen und nichts vom wahren Sachverhalte zu verschweigen. Ich bitte Sie, kann ich Murray nicht sehen?

Sie erleichtern uns, bemerkte lächelnd der Aſſeſſor, durch Ihre perſönliche Gegenwart die Unterſuchung eines ſonderbaren Falles. Haben Sie die Güte, uns Ihre Adreſſe zu nennen! Sie ſollen zu rechter Zeit vorgefordert werden. Murray jetzt zu ſehen iſt nicht möglich.

Ich beſchwöre Sie, ſagte Louis voll ſchmerzlicher Theilnahme, leiten Sie die Unterſuchung ſchnell ein! Jede Minute, die ein Unſchuldiger ſchmachtet, muß einem gerechten Richter zur Pein werden.

Sie wohnen vielleicht noch Wallſtraße No. 13? ſagte Müller ruhig und ſchlau. Sie werden Ihre Citation rechtzeitig empfangen!

Als Louis Armand, erſtaunt über die Kenntniß ſeiner Wohnung, ſchon gehen wollte, wandte er ſich noch einmal und wagte die Frage:

Sagen Sie mir nur nur, mein Herr, wenn ich es erfahren darf, wie iſt es möglich geweſen, daß dieſer harmloſe, brave Murray von verkleideten Agenten der öffentlichen Sicherheit verfolgt, in einer allerdings ſchrecklich geendeten Privatangelegenheit überraſcht werden konnte?

Herr Armand, ſagte der Unterſuchungsrichter, ich bin eigentlich nicht befugt, Ihnen auf dieſe Frage eine Antwort zu geben. Allein, wenn Sie das Reſultat bedenken, eine von dieſen Agenten geſtörte Mordſcene,

ſo werden Sie wohl einſehen, wie begründet die Spürkraft war, die den Oberkommiſſair Par beſtimmte, gerade dieſer Fährte zu folgen und eine verdächtige Perſönlichkeit, die Sie, mein Herr, getäuſcht zu haben ſcheint, gründlichſt zu beobachten.

Louis Armand überlegte dieſe Antwort mit nachdenklichem Ernſt und entfernte ſich langſam, tiefaufſeufzend über die unlaugbare Kraft der empfangenen Widerlegung.

Als er hinaus war, ſagte der Aſſeſſor ziemlich laut:

Wenn man ihn nicht des Premierminiſters wegen ſchonen mußte . . .

Die Polizeidiener und Gensd'armen entfernten ſich. Müller ſchloß ſein Bureau und ertheilte Hackerten, der fern am Fenſter mit abgewandtem und nur etwas ſeitwärts lugendem Antlitz die Scene beobachtet hatte, noch einige Aufträge. Dann ließ er auch ihn hinaustreten und ſchloß den Saal.

Louis Armand, ſagte ſich Hackert, als er allein war, iſt auch Einer von den Rittern vom Geiſte, die vielleicht ſchon auf dem Wege ſind, irgend eine große weltverbeſſernde Thorheit zu begehen! Wer weiß, ob dieſer Alte mit der ſchwarzen Binde mit dem geheim geſponnenen Menſchenbeglückungsplane nicht auch zuſammenhängt und mein Verſuch, gutmüthig

zu ſein, als ich ſie nicht entdeckte, an ihrer eignen Dummheit ſcheitert.

Und ſo kitzelte ihn jetzt wirklich die Luſt, doch irgendwo an geeigneter Stelle ſeine neuliche Entdeckung über eine geheime Verſchwörung auszuſprechen, daß es des ganzen Gegengewichtes der Betheiligung der Gebrüder Wildungen bedurfte, um ihn von dieſem Vorhaben abzubringen. Er war in ſeiner ſchlimmſten Stimmung. Er hatte heute Mittag Melanie neben Paulinen von Harder zu Wagen geſehen, vornehm und ſtolz auf der Promenade an ihm vorüberfahrend. Der jüngſtgefallene Schnee war zwar auf dem Steinpflaſter geſchmolzen, aber in den Bäumen war er feſt geblieben. Gegen dieſes friſche Weiß der Bäume hob ſich Melanie wie die Bürgſchaft des ewigen Frühlings. Daß ſie ihn ſehen, ſich abwenden, verächtlich nach einer andern Richtung blicken konnte, erregte ihn ſo, daß es einen Tag bedurfte, um ihn wieder in das Gleichgewicht ſeines gewohnten ruhigen Phlegmas zu verſetzen. Statt nun irgendwie dem Vorfall im Profeßamte weiter nachzugrübeln oder an den Geburtsſchein zu denken, wo der Name Zeck mit dem im Verhör ausgeſprochenen gleichlautend war, ging er mismuthig wie faſt jeden Abend nach der Anlage vor's Thor, wo Pauline von Harder auch für den

wickelte bei dem Ausbruche der heutigen Katastrophe einen so entschiedenen, festen Willen, daß ein Kenner seiner lächerlichen Person an ihm irre werden mochte. Zum ersten Male saß er mit fester Haltung in seinem Sattel, das geckenhafte Wiegen und Ueberneigen beim Reiten war verschwunden; er hatte sein Auge überall, commandirte mit einer mannhaften Stimme, die alles Süße verbannt hatte, kurz, wer in seine Plane eingeweiht war, mußte erwarten, daß ihm nichts fehlschlagen würde. Noch ehe Ming-Ta-Lao, der General, von den bedenklichen Unfällen in Kenntniß gesetzt war und deßhalb seine Befehle austheilen konnte, hatte der Oberst die seinigen schon gegeben. Er rückte in geschlossenen Reihen dem Thore zu, das dem Hauptangriffe des Feindes in der entgegengesetztesten Richtung lag und das von den Angegriffenen am schwächsten besetzt war. Hier wollte er sich den Durchgang erzwingen und ihn damit zu gleicher Zeit den Feinden öffnen.

So gering aber die Besatzung des bedrohten Thores war, so leistete sie doch dem verrätherischen Unternehmen des Obersten einen kräftigen Widerstand. Tschu-Kiang war darauf gefaßt, den Durchgang erst bekämpfen zu müssen. Er befahl seiner Mannschaft, auf die Wache Feuer zu geben, dann abzusitzen und im Sturmschritt auf die Widerstehenden einzudringen. Diese Manöuvres gelangen nur zum Theil, weil sie an der Tapferkeit der Gegner eine muthige Gegenwehr fanden. Der Lärm des Gefechts zog auch sogleich für die Bedrängten Hülfe herbei und es gedieh zu einem ernsten, erbitterten Kampfe. Auch für die Chinesen erschien Entsatz; denn zu gleicher Zeit begann der Feind aus der Ferne die Außenwerke des befestigten Thores anzugreifen und sich, von

Winter wohnte. Da nur das Portal zu ſehen, da nur den Lichtſchimmer zu beobachten, hinter dem Melanie ſich bewegte, war ihm wenigſtens eine Zerſtreuung und zu Abenteuern reizende Unterhaltung.

Heute kamen ihm in jener Gegend die beiden kleinen Eiſolds mit ihren Zeitungen in den Weg . . .

Das Jahrhundert! Extrablatt! Das Jahrhundert! ſchrieen ſie.

Hackert trat hinzu und kaufte das Extrablatt.

Machſt gute Geſchäfte, Line? fragte er.

Guten Abend, Herr Hackert! ſagten die Kinder und gaben ihm ein von Regen und Schnee naſſes Exemplar.

Habt ja da noch einen ganzen Bettel! Wieviel Nummern ſind das?

Dreißig Stück.

Das Stück einen Groſchen? ſagte Hackert. Da habt Ihr Eure ganze Auflage bezahlt. Nehmt!

Er gab den ſtaunenden Kindern einen Papierthaler.

Ei, ſagten ſie, ſo kommen wir noch zum Punſch nach Hauſe.

Zum Punſch? Wetter, wird bei Euch Punſch getrunken?

Louiſe macht Punſch — Karl kommt nach Sieben

aus der Fabrik ... Geben Sie mit in die Brandgasse, Herr Hackert?

Wie kommt Ihr denn zu Punsch? Hat Danebrand Geld vom Meere bekommen?

Nein, sagte Linchen, die viel rascher antwortete als der ältere Wilhelm, der noch immer den Papierthaler staunend betrachtete, Danebrand soll's nicht wissen, aber es gibt Kuchen und Punsch ... Der fremde Herr brachte Citronen und Zucker und Rum — schon gestern — gestern wollte Louise nicht —

Der fremde Herr? sagte Hackert erstaunt und mit dem bittersten Ausdruck. Ein fremder Herr? Citronen und Zucker und Rum? Und Danebrand darf's nicht wissen ... Ha! Ha!

Die Kinder erschraken über dies grelle Lachen. Line wurde roth, weil sie Etwas, was ihr nicht im Mindesten spöttisch schien, unrecht berichtet zu haben glaubte.

Was du nur so dumm bist, fiel Wilhelm ernsthafter ein. Danebrand's Geburtstag ist ja heute und er soll's nicht vorher wissen ...

So, so! Und der fremde Herr?

Er war erst zweimal da. Karl weiß, wie er heißt.

Und Louise hoffentlich auch, meinte Hackert ...

Gewiß, sagte Wilhelm. Der Herr will uns Alle mitnehmen ...

Mitnehmen? Alle?

Linchen lachte.

Warum lachst du denn, Linc?

Der Herr will die Louise heirathen! sagte Linchen faſt verſchmitzt und nicht ohne Eitelkeit.

Die Louise? Punſch? Natürlich und zu Danebrand's Geburtstag? Da, guter Danebrand, trink! Stoß an! Hat er Geld, der Fremde?

Eine ganze Berſe voll.

Ha! Ha! lachte Hackert. Man denkt, die Menſchen ſterben mit Denen, die wir kannten, aus, und immer neue kommen. Kinder, betrinkt Euch nicht im Punſch, damit Euch nicht zu bald die Augen zufallen! Thut's dem armen Danebrand zu Liebe! Schlaft nicht zu früh. Wer wohnt denn jetzt in meiner Stube?

Keiner, aber die Stube wird doch bezahlt —

Doch bezahlt?

Und die andre auch . . .

Von wem denn?

Von dem alten Mann, der verreiſt iſt. Er hat ein böſes Auge — Herr Murray!

Murray?

Der will nicht die Louiſe heirathen — der Andre, er hat einen rothen Bart.

Einen rothen Bart! Aber ſagtet Ihr nicht Murray?

Der Alte mit der ſchwarzen Binde heißt Murray. Kommen Sie auch, Herr Hackert? fragte Linchen und faßte Hackert's Hand.

Kind! Schmieg' dich nicht ſo an die Paletots, auch wenn's friert! Grüße Louiſen und ſag' ihr, der Alte mit der ſchwarzen Binde ... nein, ſag' ihr nichts. Wenn er die Miethe bezahlt hat ... Hat er ſie bezahlt?

Auf ein Vierteljahr im Voraus.

So hat die Beſcheerung Zeit bis Weihnachten. Ihr ſchwimmt obenauf! Macht, daß Ihr nach Hauſe kommt! Die Pfannenkuchen werden kalt und ſagt dem Danebrand nicht etwa, daß er ein Eſel iſt. Das würde ſich nicht ſchicken, wenn's auch wahr wäre. Gute Nacht, Kinder! Sagt Louiſen: Nicht zu viel Citrone an den Punſch! Hört Ihr, Citrone macht Kopfſchmerzen!

Die Kinder gaben Hackerten die Hand, dankten noch für die raſche Beendigung ihres Abendgeſchäftes und liefen im Regen und Schnee unter den blendenden Gaslaternen hurtig über die naſſen Pflaſterſteine nach einer feſtlichen Ausſicht, wie ihnen eine ſolche mit wahrer Paradieſeswonne wohl noch nie geboten war.

Punſch!

Wie ſie laufen in's Teufels-Elend! rief Hackert hinter ihnen her und ſchleuderte zornig das Packet

Zeitungen in den ersten besten Straßenwinkel. Louise Eisold, die ihm bisher wie das Bild der reinsten Tugend erschienen war, Louise Eisold, die ihm immer gewesen war wie einem vorübergehenden Zweifler eine offene Kirche, Louise Eisold, wo er immer gedacht hatte, die Kirche steht ja da, sie ist ja gleich in der Nähe, wenn die Erleuchtung über dich kommt, sieh im Vorübergehen blinzelnd hinein und warte die Zeit ab, wo du dich für würdig hältst, ihre Schwelle zu betreten! ... Und nun ... Punsch und ein Mann mit rothem Bart! Hackert hatte oft, wenn ihm zu wehmüthig, zu einsam und verlassen zu Muthe war, auf dem Sprunge gestanden, sich zu Louisen zu flüchten. Im Neu- und Vollmond fast immer. Kam der unheimliche Dämon und siedelte sich in seinen Nerven an und trieb ihn, Nachts aufzustehen ohne Bewußtsein, ohne Hüter als Gottes Huld, so riefen tausend innere Stimmen in ihm nach jenem Mädchen, das so viel warme, liebevolle Freundschaft ihm gewidmet hatte und das er floh, weil sie ihm zu tugendhaft und zu wenig schön war. Und nun ... Ha! Die Gourmandise der Kleinen schien ihm schon die kitzelnde Satanspfote zu sein, die sich auch nach Brandgasse No. 9, dritter Hof zwei Treppen hoch, ausgestreckt hatte. Das schleckert, das lichert! sagte er sich. Diesem

Rindvieh, dem Tanebrand, drehen ſie eine Naſe und der Rothbärtige nimmt gleich das ganze Neſt aus und zieht ſich auch die flugge junge Brut für die Zukunft auf! ... Und nun ſchmetterte eine Trompete von einem Tanzſalon herüber. Geputzte Mädchen, lockte Burſche ſchlüpften über den Koth. Hackert folgte und durchraſte die Nacht bis zum Morgen.

Als er hohläugig, gliedermatt nach Hauſe wankte, ſchlug es fünf Uhr. Er warf ſich auf ſein Lager, ſchlief bis gegen elf Uhr, ungeſtört von der lebhaften Frequenz in Herrn Zipfels „Atelier". Erſt nach elf Uhr pochte Frau Zipfel den Nachtſchwärmer aus dem Schlafe.

Herr Hackert! Herr Hackert! rief's durch's Schlüſſelloch.

Zum Henker, laſſen Sie mich ſchlafen!

Es iſt zu wichtig! Stehen Sie auf!

Hackert entſchloß ſich, nach langem Bitten aufzuſtehen; er ſchlorrte an die Thür, um ſie zu öffnen.

Wie ſtaunte er, als er einen feingallonirten Bedienten mit reichen Achſelſchnüren und Wappenknöpfen vor ſich ſah, der ihm ein Billet überreichte mit den Worten:

Von Madame Ludmer.

Madame Ludmer! Wer iſt Madame Ludmer? Sie irren ſich!

Herr Privatschreiber Hackert? bemerkte der Bediente, in dem wir den Bekannten Gönner der Frau Geheimräthin von Harder erkennen.

Mein Name Das! Ob ich Privatschreiber bin, muß ich den Wohnungsanzeiger befragen.

Mit diesen Worten nahm Hackert und erbrach das an ihn gerichtete Billet, in dem er folgende Zeilen fand:

„Mein sehr geehrter Herr, der Herr Oberkommissair Par haben für die Zeit seiner längern Abwesenheit von hier die Frau Geheimräthin von Harder versichert, daß Sie sein ganzes Vertrauen besitzen und sich jedem Ihnen gegebenen Auftrage so unterziehen würden, als wenn sie ihn selbst gegeben. Haben Sie die Güte, zum Behuf einer kleinen Kommission sich heute Abend etwa um sieben Uhr im Hause der Frau Geheimräthin von Harder einzufinden und nach der Unterzeichneten zu fragen, die sich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen das Nähere in dieser Angelegenheit auseinanderzusetzen. Ihre ergebenste Charlotte Lydmer."

Die Alte hatte diesen Brief sicher nicht ohne Hülfe der Verfasserin von Amarantha und Radasdi geschrieben . . .

Befremdet nickte Hackert, daß er kommen würde.

Der Bediente ging und weidete sich an dem

Wohlgefallen, mit dem Frau Zipfel seine reiche Livree bewunderte.

Hackert, den die Aussicht, mit Menschen zusammenzukommen, die in so naher Beziehung zu Melanien standen, in große Spannung versetzte, zog sich fast bewußtlos, wühlend jetzt über die verlorene Nacht, an. Wie hätte er jetzt frisch, lebendig, geweckt sein mögen! Die Aussicht für den Abend elektrisirte ihn. Er nahm sich vor, schwarzen Kaffee so stark zu trinken, wie er ihm bei Schluck gemacht wurde, wenn er des Nachts aufbleiben und bei wichtigen Revisionen bis in den frühen Morgen arbeiten sollte ...

Das Billet der Madame Ludmer führt uns in die lange nicht betretene Salonsphäre zurück ... Pauline von Harder erlebte bereits seit länger als vier Wochen das Glück, nach dem sie so lange wie nach einer schon zu entschwindenden drohenden Hoffnung geschmachtet hatte. Ihre Cirkel, glänzender denn je, waren fast jeden Abend wieder geöffnet und der Mittelpunkt der tonangebenden, nun sogar die Welt bewegenden Gesellschaft. Sie war nicht in die „kleinen Cirkel" gedrungen, aber die „kleinen Cirkel" mußten sich vor ihr beugen. Ha, sie hatte die Achse der Welt am Drehgriff! Sie hatte eine Zeitschrift begründet, die man das deutsche Journal des Debats nannte.

Sie hatte ſich die ganze höhere geiſtige Agitation zur Verfügung geſtellt und beherrſchte die öffentliche Meinung um ſo nachdrücklicher, als ſich der in bewunderungswürdigem Fluge emporgeſtiegene junge Adler, Fürſt Egon von Hohenberg, auffallend genug nur bei ihr ausruhte, nur bei ihr die Schwingen ſenkte, nur bei der Feindin ſeiner Mutter Frieden und Erholung von ſeinen kühnen Flügen zu finden ſchien.

Man wollte das Geheimniß dieſer ſonderbaren „Allianz" oder dieſes warmen Neſtchens, wie Pauline ſagte, in mancherlei Dingen finden, konnte aber nichts mit völliger Gewißheit als Beweis ſeiner Behauptungen anführen. Die Einen ſagten: Es wäre die alte Erfahrung von der Anziehungskraft der Gegenſätze, während Andre ganz einfach das einflußreiche Organ der Geheimräthin, „Das Jahrhundert", als den Wegweiſer bezeichneten, der den jungen Numa zu dieſer ſchon bejahrten Egeria führte. Man ſpürte in der Amarantha und dem Radaſdi, den beiden von Frau von Harden herausgegebenen Romanen, ob ſich in ihnen politiſche Blicke fänden und gerade weil ſich deren keine entdecken ließen, ſtieg der Glaube an die politiſche Sehergabe dieſer jedenfalls bedeutenden Frau um ſo höher. Eine noch menſchlichere und jedenfalls phyſiologiſchere Auffaſſung der „Allianz" zwiſchen Pauline

und Egon lag darin, daß man an Paulinen eine große Uneigennützigkeit in Betreff ihrer weiblichen Umgebungen rühmte. Sie war immer von den schönsten Erscheinungen der Mädchen- und Frauenwelt umringt. Man fand darin einen gewissen Zug von Hochherzigkeit; denn nichts ist in dieser Sphäre seltner als die Neigung, sich zur Folie fremder Anmuth zu machen. Allgemein erklärte man einen Bruch zwischen Frau von Trompetta und der Geheimräthin daher, daß jene nicht so sehr an den geänderten politischen Ansichten ihrer Freundin Anstoß nahm — war sie doch vollends seit dem vom Hofe nicht angekauften Gethsemane in die Opposition gegangen und wirkte mit Trotz für die deutsche Flotte — sondern aus der der kleinen runden, gar nicht anspruchslosen Frau fatalen Zumuthung, sich mit einer Menge junger hübscher Mädchen und Frauen in einem und demselben Salon bewegen zu sollen. Von Pauline von Harder war bekannt, daß sie nur noch eine elegante, phantastische Toilette liebte, mit Heinrichsen, dem nach Verkauf seiner Leda nach Rom verschollenen Maler, gleichsam die Grenzlinie ihrer Herzenswallfahrt bezeichnete und jetzt nur noch den Gedanken, den Systemen, den Begebenheiten lebte. Sie gefiel sich, das entdeckten sogar die Spötter schon, in der Vorstellung einer geheimen Rathgeberin eines

der innern Verwirrung geschützt, demselben auf weniger als Schußweite zu nahen.

Nichts desto weniger brachte den Obersten die zuströmende Unterstützung seiner Gegner bald in eine unvortheilhafte Stellung. Er mußte aufgeben, gegen das Thor zu operiren und sich auf die Vertheidigung gegen eine erbitterte, wachsende Menge beschränken. Er legte in diesen Augenblicken Proben von Tapferkeit und Gewandtheit ab, selbst Einsicht in die Taktik verrieth er bald durch eine verdeckte Bewegung bald durch einen scheinbaren Rückzug. Er würde ohne Zweifel die auf ihn eindringende Uebermacht auch noch länger beschäftigt und vielleicht gar die inzwischen zugenommenen Fortschritte der äußern Angriffe benützt haben, wenn nicht endlich eine Scene eingetreten wäre, welche dem fernern Kampf ein Ende machte und jeden treulosen Chinesen den Säbel in die Scheide stecken hieß.

Ming-Ta-Lao war erst spät mit dem Ereignisse, das ganz Lassa in Bewegung setzte, bekannt geworden. Als er auf den Posten, den zu behaupten seine Pflicht war, treten wollte, sah er, daß ihm der Oberst schon zuvorgekommen war. Er hatte die wenige Mannschaft, welche im Hofe der chinesischen Cavallerie noch zurückgeblieben war, aufgeboten und kam jetzt nach langem Suchen an den Ort gesprengt, wo sich für ihn der auffallendste Kampf entwickelt hatte. Da bedurfte es keiner langen Nachfrage; er konnte dreist seinen Augen trauen und verlor über die Rolle, welche er hier den Obersten und seine Leute spielen sah, vor Entrüstung und Schrecken zuerst fast alle Fassung. Doch benutzte er schnell die Pause, welche sein plötzliches Erscheinen veranlaßte, und

der merkwürdigſten jungen Genies, das plötzlich an dem politiſchen Horizonte aufblitzte. Nur darüber ſtritt man: Sucht Egen wirklich ihren Verſtand oder ihre Intrigue oder ſucht er nur die ſchönen Frauen, die Paulinen umgeben, dieſe ſchalkhafte kleine Gräfin von Wachendorf mit den hochgezogenen ſchwarzen Augenbrauen, die wie zwei muſikaliſche Fermatenzeichen ausſahen, dieſe ſchlanke Baronin von Spitz, die mit einem engliſchen Profil eine franzöſiſche Lebhaftigkeit verband und eine Offenheit des Blickes beſaß, die jeden noch ſo gefaßten Weltmann bei ihrer erſten Frage aus dem Gleichgewicht bringen konnte, oder feſſelte ihn die einer altdeutſchen Madonna ähnliche Frau von Landskrona, die nicht viel Geiſt beſitzen ſollte, aber mit ihrem etwas rothlichblonden Haare und ihrer blendendweißen Haut und der faſt zu ſtarkgeformten Bruſt den Reiz einer Rubens'ſchen Schönheit darſtellte? Auch Fräulein von Flottwitz war Paulinen, ſeit ſo ſchroffe Oppoſitionsmänner wie Major von Werdeck, nicht mehr bei ihr angetroffen wurden, treu geblieben und konnte für Die, welche mehr dem Aſchenbrödel zugethan ſind, noch anmuthig wirken. Alle überſtrahlte aber die reizende Melanie Schlurck, zwar eine Bürgerliche, aber eine Ausnahme von der Regel, die ſich von ſelbſt verſtand. Hier entſchied die künſtleriſche Hand der Natur. Hier

entſchieden Witz und Laune. Die Lücken, die hier der fehlende Adel ließ, konnten nicht bemerkt werden; denn Melanie räumte ſie ſelber nicht ein. Sie war ſtolz wie eine Gräfin. Nie kam ihr bei, vor den ſchwarzen Augenbrauenfermaten der Gräfin von Wahrendorf, nie vor dem engliſchen Profil der Baronin Spitz, vor dem altdeutſchen Madonnenblick der Frau von Landskrona zu erſchrecken; was ſollte ſie gar erſt vor Titeln und Namen zittern? Wenn ſie durch die Flügelthür rauſchte, wehte es einher, wie wenn eine Königin kam und man mußte es Paulinen zum Ruhme nachſagen, ſie ſtützte, ſie hob dieſen Eindruck, ſie ließ Melanie nie ohne Umgebung, ſie wußte ihren Schützling zu placiren. Sie war gegen Alle nur tolerant, gegen Melanie zuvorkommend. Ihr Kuß auf die kleine Stirn des Mädchens, ein ſanfter Strich auf ihr glänzendes Haar gab ihr die Weihe, doch in dieſen Räumen die Erſte zu ſein. Und Das, was Pauline etwa unterlaſſen hatte, ergänzte Egon, der Fürſt, der Premierminiſter, der große Staatsmann, der zwar niemals lange in dieſen Geſellſchaften blieb, wenn ſie allgemein waren, bald verſchwand — man ſagte, ohne ſich indeſſen aus dem Hauſe zu entfernen — dieſer und jener Schönheit artig war, aber nur über Melanie hin jene träumeriſch ſinnenden Blicke entſandte, in denen

so viel verschwiegene Huldigung, so viel verborgene Zärtlichkeit schlummert. Er sprach mit der schönen Baronin von Spitz oft lebhafter, mit der verschämten Frau von Landskrona oft länger als mit Melanie. Aber jedes scharfe Auge errieth, daß er nicht nöthig hatte, sich an Melanie erst im Salon anzuschmiegen. Er sah sie viel öfter in dem kleinern Kreise der Geheimräthin, und ohne Zweifel viel vertraulicher.

Wie sich die uns bereits bekannten großen politischen Wagnisse des Prinzen Egon von Hohenberg in diesem Hause seiner Freundin ausnahmen, wie sie hier widerhallten, kann man sich vorstellen. Das war ein Lärmen, ein Fahren, ein Treppauf, Treppab, ein Thürenschlagen, ein Klingeln, ein Geschwirr ... Es ging jetzt so lebhaft in der Villa her, daß man den Entschluß des Geheimraths, seine eigne nicht minder unruhig gewordene Existenz ganz in das in der innern Stadt gelegene alte Wohnhaus der Marschalks zu verpflanzen, billigen mußte. Herr von Harder war der Intendant des königlichen Hoftheaters geworden. Se. Excellenz hatten sich dadurch einem ganz neuen Studium zu widmen, bei dem sie möglichst wünschen mußten ungestört zu sein. Er, der die Einsamkeit der königlichen Gärten bisher geliebt hatte und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN: 04369/036

nur begleitet vom Inſpektor Mangold zuweilen hier und dort die Schloßkaſtellane und Hofgärtner überraſchte, auch er war jetzt in den Strom der lebendigſten und rauſchendſten Thätigkeit geworfen. Dichter, Künſtler, das Publikum nahmen ihn in Anſpruch. Und was mußt' er ſtudiren, leſen, prüfen, denken! Und auch für Paulinen wäre dieſer an ſich unter andern Verhältniſſen ihr ganz angenehme, aber jetzt ſtörende, gemeine Verkehr von Nachfragenden, Bittenden, Widerſetzlichen und was ſonſt zur Bühnenpraxis gehört, unerträglich geweſen. Jetzt ließ ſie ihren Gemahl gern in die Stadt ziehen, wo er ungeſtört, wie er ſagte, „Dichterſtücke" leſen und junge Schauſpielerinnen und Sängerinnen „prüfen" konnte.

Befreit von der Nähe eines beſchränkten und zuweilen eigenſinnigen Mannes, erfaßt von dem Wirbelwinde der Begebenheiten, denen ſie ſich nicht ohne Grund einbilden konnte, eine Form mit aufdrücken zu helfen, hätte Pauline von Harder jetzt alle Urſache gehabt, ſich nach ihren Bedürfniſſen glücklich zu fühlen, wenn nicht immer noch ihr Herz, das ſich nicht ganz zur Ruhe geben wollte, peinliche Erfahrungen gemacht hätte. Dieſer Heinrichſen, wie undankbar, wie treulos! Sie verlangte ſo wenig von dem bei allen Weltdamen beliebten, witzigen, in der Kunſtwelt geachteten

Manne! Er ſolite ihr nichts als eine Art von befliſſener Aufmerkſamkeit widmen! Er konnte neben ihr vielleicht eine Griſette lieben; ein Verhältniß wie mit jener Auguſte Ludmer war ihr im höchſten Grade gleichgültig; allein ſich einer Dame aus der großen Welt geopfert ſehen, wie ihr das mit der „an ihrem Buſen genährten" wie ſie es nannte, treuloſen Helene d'Azimont geſchah, Das erſchütterte ſie tief. Von dem Tage an, wo Heinrichſen, uneingedenk der vielen Freundlichkeiten, die ſie ihm gewidmet, ihrer Protektion, der Beförderung ſeiner Gemälde, ja der kritiſchen Abhandlungen, die ſie ihm für einige Kunſtblätter ſchrieb, ſie zu vernachläſſigen ſchien und immer und immer nur bei Helene d'Aziment angetroffen wurde, die ihrerſeits in ihrer Liebe zu Egon ihr nicht mehr wahr und überzeugend erſchien, ſondern nur noch die Stimmungen der verletzten Eitelkeit, die Verzweiflung über den Bruch für Liebe auszugeben ſchien: ſeitdem hatte ſie mit Anſtrengung ihrem Herzen Schweigen gebieten müſſen und im Vollgenuß der übrigen Freuden, die ihr, wie ſie ſagte, „das Schickſal ſchenkte", im Vollgenuß der ausſtrömenden Wirkſamkeit, des weltbewegenden Einfluſſes, den ſie üben konnte, ſich entſchloſſen, für den Freund, den der ſonderbarſte Zu-

fall ihr ſchenkte, für Egon nun auch nur rein mütterlich zu empfinden. Der Kampf war gewaltig genug! Als Heinrichſen ſeine Leda verkauft hatte und ihr eines Tages ſagte: Pauline, ich verlaſſe Sie! und ſie die Frage, ob er nach Italien ginge, mit Ja! beantwortet hatte, fuhren noch tauſend ſpitze Meſſer, wie ſie ſpäterhin der Ludmer erzählte, in das Herz der „fünfzigjährigen", aller Zärtlichkeit längſt entrückten Frau. Gehen Sie, hatte ſie geſagt, gehen Sie, Heinrichſen, nehmen Sie mit dem Reſte vorlieb, den Egon ſtehen ließ! Widerſprechen Sie nicht! Sie folgen Helene! Ich kenne Das. Ich kenne dieſe Verzweiflung einer Frau, die erſt Mitleid, dann Troſt, dann Rache will! Helene wird Egon noch oft zeigen, daß man ſie nicht ungeſtraft verläßt und daß man um ihretwillen noch Alles vergeſſen kann, auch Ihnen, Heinrichſen, wird ſie es zeigen! Auch Ihr Roman wird mit dieſer Liebes- und Gefühlsſchwelgerin einſt vorüber ſein! Hüten Sie ſich nur, Ihr Auge auf das ſchöne Kind zu werfen, das im verblendeten Wahne mit Helenen ihrer Mutter entflohen iſt! Sie finden nicht ſobald eine Pauline wieder, die nur weint, wenn ihr Geliebter treulos ſcheidet! Sie könnten einmal doch noch bei irgend einer verrathenen Frau jenen Dolch finden, den alle Ihre Bonmots nicht pariren! Noch mehr

aber, als dieſe flüchtigeren Schmerzen drückte die Geheimräthin die ſeit einiger Zeit ſonderbarerweiſe Alles ſchwarzſehende Laune der Charlotte Ludmer. Sie, die ſonſt immer zur Heiterkeit ſtachelte, keine Gefahr anerkannte, jedes Wagniß ebnete, ſie ſah jetzt Geſpenſter und erſchreckte ihre langjährige Freundin mit Viſionen. Geſpenſter und Viſionen waren die Worte der Geheimräthin. Die Ludmer ſprach von Wirklichkeiten und ſchilderte die Ausſicht noch manches heraufſteigenden Verdruſſes mit einer Umſtändlichkeit, daß ihr Pauline einmal ſagte: Ich weiß es, Charlotte, du magſt nicht leiden, daß ich wieder an die Oeffentlichkeit appellirte! Du warſt die hartnäckigſte Gegnerin meiner kurzen, ſchriftſtelleriſchen Laufbahn! Du haſt Freude empfunden über jede Bitterkeit, die ich auf ihr erfahren mußte! Du gönnteſt mir die Demüthigungen der Kritik, als Radaodi erſchien und haſt erreicht, daß ich mehr deinen Wünſchen, als dieſen Impertinenzen nachgab und die Feder niederlegte. Gegen den Ankauf des „Jahrhunderts" haſt du alle erdenklichen Gründe vorgebracht und kannſt noch jetzt z. B. dieſen Stromer nicht ſehen, weil du glaubſt, ein allerdings im Leben unbeholfener, komiſcher, eitler, unerzogener Mann, den aber, wenn er ſchreibt, Alle bewundern, hätte mich zu dieſem Ankaufe veranlaßt. Die Be-

ziehung zu Egon, ſo überraſchend und unerwartet, mis-billigſt du, auch meine Theilnahme für Melanie, die mich erheitert und für die ich fühle, wie für eine Tochter — ja, Charlotte, je älter ich werde, deſto ſchönre Keime entdeck' ich in meinem Herzen. Laß ſie mich doch pflegen! Mit den Jahren ſollen ja aus uns Engel wachſen, ſagte Stromer neulich. Glaube doch nicht, daß meine geſellſchaftliche Stellung darunter leidet, daß ich mich an den großen Fragen der Zeit betheilige! Weißt du wohl, Charlotte, daß du immer ariſtokratiſcher warſt als ich und mir hundertmal die Etikette vorhieltſt, wo meine verſchmachtende Seele nur nach Freiheit rief?

Die Ludmer hatte bei dieſer Erörterung zur Antwort gegriesgrämelt und „gebrummkatert". Sie war offenbar tiefverſtimmt, die gute Frau. Sie ſah zuviel neue Menſchen im Hauſe. Dieſe weltbewegenden Abende griffen ſie an. Die Entfernung des Geheimraths, mit dem ſie gern plauderte wie mit Ihresgleichen, that ihr zu leid. Der gute Geheimrath! Die beſten munterſten Bedienten des Hauſes nahm er mit ſich in die Stadt. Sie hätte weit lieber gehabt, die Geheimräthin hätte ſich an der „Komödie" betheiligt und wäre, wie manche Intendantin, die Regentin des Hoftheaters geworden. Da hätte ſie doch für ihre

alten Tage eine Zerstreuung, eine Erholung gehabt. Sie lachte gern, sie sah gern tanzen, liebte lustige, rauschende Musik und wer weiß, ob sie nicht für die ökonomischen Ersparnisse der Verwaltung neue Gesichtspunkte über Sammt- und Seidenstoffe, Brennholz und Beleuchtung hätte aufstellen können. Alle diese Neigungen theilte nun die große Semiramis, Pauline nicht. Die wollte die Welt umformen! Die wollte mit dem Hebel ihres Einflusses die Erde aus dem Gleichgewichte bringen! Die Verächter des Nadasdi sollten sagen: Welch' ein Weib! Die Oberhofmeisterin von Altenwyl, dieser „Cerberus" der „kleinen Cirkel" sollte eingestehen, daß in Pauline von Harder eine große, wenn nicht „immense", doch endlos „extensive Seele" verborgen läge und der Hof selbst sollte fühlen, daß er nichts wäre, wenn nicht ein Verstand wie der ihrige für sein Wohl dächte und wachte. Sie war zu tief gekränkt, zu oft zurückgesetzt, zu sehr in ihrem innersten Sein von jener romantisch-sentimentalen Richtung, in der die Königin lebte, verletzt worden, daß sie ihr jetzt nicht hatte zeigen mögen, was denn doch noch in einer solchen „verlornen Seele" wie die ihrige, lebe, glühe und wirke. Pauline las mit Gier alles Jüngste und Neueste; den Kosmos, die Zeitbrochüren, die Schriften über Physiologie, Phrenologie,

ritt mit Entschlossenheit unter die Empörer, sie mit seinem Säbel und seinen ebenso scharfen Vorwürfen aus einander spaltend. „So mögen doch aus den Gräbern eurer Mütter die Ohren der Esel hervorsehen, mit denen sie neun Monate vor eurer Geburt Umgang gepflogen!“ rief er mit entrüsteter Stimme den eingeschüchterten Empörern zu. „Wo soll ich einsylbige Wörter genug hernehmen, um eure nichtswürdigen Unternehmungen in das rechte Licht zu stellen! Seh' ich nicht, daß dieser Boden von dem rothen, hinterlistig vergossenen Blute eurer Brüder raucht? O bei dem höchsten Drachen der kaiserlichen Hofburg in Peking! Wie durfte mir in alten Tagen noch eine solche Treulosigkeit begegnen! Seh' ich nicht dort einen Mann an eurer Spitze, der sonst an meinem Busen alle seine Schmerzen ausweinte und heute sich nicht scheuen würde, auch in mein Blut seinen scharf geschliffenen Säbel zu tauchen? Werden die Freundschaften so wohlfeil? Trägt man die Schwüre in Körben auf den Markt und verkauft sie nach dem Tagespreise? Steckt eure Säbel in die Scheide, daß es einen Klang gibt, als wolltet ihr die Arie Yang-Keu-Tsa oder die Arie von der Versöhnung anstimmen! Seit wann gehen die Söhne des himmlischen Sohnes in die Schlacht, ohne das Lied von den zwei feindlichen Brüdern zu singen? Wenn die Hoboen diesen Gesang begleiten, seit wann haben sie aufgehört, in der Begleitung das liebliche und zärtliche Girren der Turteltauben nachzuahmen? Habt ihr die Stelle vergessen, wo es heißt, wenn zwei Brüder über die Schollen eines Ackers zanken, so geht der Herbst an ihnen vorüber, ohne ihnen Brodkorn für den Winter zu geben? Schämt euch, Entartete; schließt eure Reihen, richtet eure Augen nach meinem Commando und singt: wo zwei Fürstenbrüder hadern!“

Alles was nur auf — ogie endete, die Schriften über Volkswohl, Gewerbe, sogar über Freihandel. In solchem Bildungsdrange waren ihr die Klagen der Ludmer lästig. Sie bat sie, ihre Nerven zu schonen. Sie überließ ihr zu thun und zu lassen was sie wolle. Sie berief sich auf das Bild, welches die Memoiren der Fürstin Amanda an ihren Sohn enthalten hatte, um zu beweisen, daß sie wohl wisse, wann es Zeit zum Handeln wäre; für jetzt verfolge Charlotte nur Schatten und gefalle sich in Träumereien.

So war Pauline von Harder gestimmt an jenem Tage, für dessen Abend die Ludmer Fritz Hackert zu sich berufen hatte. Sie hatte wieder Entdeckungen gemacht, über die sie um jeden Preis erst mit ihrer Gebieterin Rücksprache nehmen wollte; aber diese horche Dem, was sie erzählte, nur halb zu; denn sie glaubte Egon's Wagen zu hören. Er war es auch. Es war die Livree des jungen Fürsten, die sie mit ihm gemeinschaftlich verbessert, neu gemodelt, neu gezeichnet hatte. Aber der Wagen fuhr ja an ihrem Hause vorüber und hielt ... drüben bei der noch immer in Büchsenschußweite von ihr entfernt wohnenden Fürstin Wäsämskoi? ... Sie erschrak darüber nicht. Ist Das der Besuch, sagte sie, den Egon schon längst bei der grillenhaften Frau macht, die sich seit der Flucht ihrer

Tochter und der Ankunft ihres abenteuerlichen Schwiegersohnes vor Niemanden mehr sehen läßt? In der That kehrte auch Egon's Wagen sogleich zurück. Die Fürstin Wäsämskoi hatte ihn nicht angenommen oder war nicht zu Hause oder war bei Tische, wie sie eigentlich selbst. Es waren eigenthümliche Diners, die Pauline seit einiger Zeit veranstaltete. Sie bestanden aus einer kleinen gedeckten Tafel mit zwei Couverts in ihrem gelben ostensiblen Boudoir. Ein Nebentisch diente zum Anrichten. Eine große weißbrennende, geschliffene Krystalllampe stand auf der kleinen gedeckten Tafel, deren Gläser, damastne Decken, Porzellanteller und silberne Bestecks einen traulichen Anblick boten. Die im weißen Porzellanofen prasselnde Flamme, die Decken im Zimmer, die gleichmäßig schlagende Stutzuhr, alles Das erhöhte die Stimmung und um nichts zu vergessen, was den Beiden, die hier zu essen pflegten, den Genuß werthmachen konnte, erwähnen wir noch den im Eiskühler schon frierenden Champagner ... So fast täglich, so auch heute ... Die Ludmer entfernte sich und erhielt den Auftrag, daß sie die am Abend erwartete Gesellschaft in den großen Sälen empfangen sollte. Schritte hallten. Der ohne Anmeldung eintretende Fürst Egon küßte Paulinen die Hand und warf sich ohne Weiteres

ſogleich auf die weichen gelbſeidenen Kiſſen des Sophas. Er benahm ſich als wär' er zu Hauſe und Pauline war glücklich, den Allgefeierten bei ſich zu haben, ihn hegen, ihn pflegen zu können wie ſeine Mutter.

# Viertes Capitel.

## Der neue Lykurg.

Sie waren bei der Fürstin Wäsämskoi, Egon? begann Pauline und lauschte behutsam auf die Stimmung ihres geliebten jungen Freundes, der in schwarzem Frack und weißer Halsbinde zwar erschöpft, fast leidend, aber mit der ihm eignen Würde und Haltung an seiner gewohnten Stelle saß und sich langsam die Handschuhe auszog.

Ich hielt es für meine Pflicht, einmal wenigstens meine Karte abzugeben, sagte er mit fast tonloser Stimme, heiser, angegriffen. Rudhard ist so aufmerksam gegen mich, besucht mich, wenn er nur eine Minute erübrigen kann —

Sind Das aber auch immer die Minuten, die grade Sie frei haben? Belästigt Sie der Mann nicht?

Die Geheimräthin strich mit der Hand des Fürsten Stirn. Sie erschrak über seine Abspannung.

Ich höre Rudhard gern. Es gibt mir Muth, meinen weiland Lehrer, den ich so hochachte, mit mir in Uebereinstimmung zu wissen.

Die Geheimräthin wagte, um den Fürsten zu zerstreuen, an persönliche Angelegenheiten zu erinnern, ob Olga geschrieben hätte, ob Helene wirklich in Italien wäre, ob Heinrichson sich ihnen schon angeschlossen hätte ... Rudhard spräche darüber nicht, sagte Egon und erwähnte Dystra, der Aufsehen mache durch seine Sonderbarkeiten. Es wäre ein sittlicher Polytheist, ein Ideen-Gourmand, wie er sie nicht leiden könne diese Allesschmecker und Nichtsverdauer. Bären, Affen und Hunde sind, wie ich höre, ihm lieber als die Menschen. Er sollte die Bekanntschaft Ihres Schwiegerpapas suchen, den die Menschen in seiner juristischen Praxis so anwiderten, daß er zuletzt weniger daran verzweifelte, Hunde und Katzen auszusöhnen, als die Leidenschaften unsrer Race.

Kommen Sie zu Tisch, Egon! sagte die Geheimrathin, erschreckend über die tonlose, fast krächzende, trockne Stimme des Staatsmannes, der heute viel geredet zu haben schien. Sie sind ermüdet! Stärken Sie sich an meinen kleinen Mahlzeiten, die Sie noch diesen Winter liebgewinnen sollen. Wenn Sie erschöpft sind von der Politik, Egon, wenn das Gere-

meniell des Hofes, ja Ihres eignen Hauses Ihnen selbst die Freuden der Tafel verleidet, so kommen Sie zu mir! Pauline servirt ihrem Freunde eine kleine, verschwiegene, stille, trauliche Existenz! Die Ludmer ist eine Künstlerin in der Sphäre Vatel's: Harder's einz'ge Region, in der man sich auf einige Kenntnisse von ihm verlassen kann, ist sein Keller . . . kommen Sie, Egon!

Die Bedienten brachten Austern, Caviar, geröstete Brotschnitte . . .

Als sie gingen, sagte Egon lächelnd und sich am Tische, wo er Paulinen gegenüber Platz genommen, mit lassen Händen selbst bedienend:

Mais à deux? Wer versprach denn —?

Ich schrieb Melanie und lud sie ein, sagte Pauline, ohne im Mindesten die Mienen zu einem Lächeln oder einem Spotte zu verziehen, sondern wie im Drange des aufrichtigsten Bedauerns, daß ihr die Lösung einer sehr ernsten Aufgabe nicht gelungen; ich schrieb Melanie und lud sie ein. Sie wird erst den Abend kommen. Zu diesem Diner nicht, die Gründe soll ich mündlich hören.

Ohne spröde zu sein, weiß sie doch gut zu rechnen, sagte Egon lächelnd. Sie fürchtet die Vertraulichkeit eines solchen kleinen Mahles à la Régence.

Die Bedienten hinderten eine weitre Erörterung dieſes Themas. Sie ſchenkten Madeira ein und boten dem ſonderbaren, ſich hier gegenüber ſitzenden Paare davon in zierlichen kleinen geſchliffenen Gläſern.

Nachdem kam eine faſt überkräftige Suppe und überhaupt ein ſo ausgeſuchtes, gewähltes Diner, daß wir die einzelnen Gänge ebenſo wie die Unterbrechungen durch die Diener mit Stillſchweigen übergehen können. Das Geſpräch, das ſich in den Zwiſchenpauſen frei ergehen konnte, kam etwa auf folgende Aeußerungen hinaus:

Ich habe darüber nachgedacht, ſagte Egon mit träumeriſchem Sinnen, worin ich eigentlich den Zauber dieſes reizenden Mädchens finden ſoll. Der Glanz ihrer Schönheit ſcheint dauerhaft, er wird nicht zu bald erblinden. Aber ſelbſt eine ewige Schönheit wäre in dem Falle etwas Vorübergehendes, wenn die Schönheit nur ihrer Schönheit allein bewußt wäre. Ich finde Das ſo liebenswürdig an Melanie, daß ſie ſich mit einer Leichtigkeit gibt, als wäre ſie nur lachend, nur graziös, nur munter. Sie macht kein ſteifes Weſen von ihrer Schönheit. Zuletzt ein gewiſſer gutmüthiger Zug, eine gewiſſe . . .

Nennen Sie's nur grade zu, ſagte Pauline, wie

es ist. Melanie gefällt Ihnen deshalb so sehr, Egon, weil sie bequem ist.

Bequem? Ja, theure Pauline, fast glaub' ich, daß Sie das rechte Wort sagen. Wenn man so wie ich Jahre lang die Liebe behandelt hat wie die erste Aufgabe unsres Lebens, wenn man Frauen gefunden hat, die, indem sie Liebe gewährten, unsern ganzen Menschen dafür in Anspruch nahmen und verbrauchten, so lernt man ein Wesen schätzen, das keine Gefühlswühlerin ist, keine Gedankengrüblerin, keine heimliche, versteckte, sondern eine offne, gutmüthig ihre Schwächen eingestehende Kokette. Ich weiß wahrlich, das Kapital, das am Ende ein Weib zu vergeben hat, ist sehr klein und allen Frauen liegt daran, daß sich die Sage von der unendlichen Größe ihrer Schätze erhält. Man lobt und preist die Dichter, die Frauenliebe als etwas Unendliches und einem im tiefsten Grunde des Meeres zu suchenden Schatze nur Vergleichbares darstellen. Lieber Himmel, Das ist eine Verabredung unter diesen Phantasten! Die Angelegenheit, um die es sich zwischen Männern und Frauen handelt, ist eine so außerordentlich einfache und ich gestehe Ihnen, ich bewundere und schätze grade die Natürlichkeit, die diese Wahrheit eingesteht.

Pauline lächelte und betrachtete sich jetzt erst ge-

nauer ihr Tête-à-Tête. Egon war ſeit vierzehn Tagen Staatsminiſter, dirigirender Chef des Landes; er hatte die Kammern entlaſſen und große energiſche Grundſätze ausgeſprochen. Er ſaß nun da ſo einfach vor ihr, derſelbe Mann, der alle Gedanken in Anſpruch nahm, alle Leidenſchaften beſchäftigte. Er aß an ihrem kleinen Tiſch, erholte ſich bei ihr von ſeiner auch äußerlich ſchon ſichtbaren Erſchöpfung! Wie fühlte ſie Das nach! Wie machte ſie dieſe Erholung glücklich! Egon war hoch, ſchlank, wie immer, ſeine Geſichtszüge edel und fein, ſeine Haltung fürſtlich, ſeine Kleidung zwar noch durch keinen Stern geziert, aber doch wie die eines Hofmannes. Wie blaß aber die Mienen des Antlitzes! Wie hoch die Stirn, der oben und zu beiden Seiten Morgens die Haare in Büſcheln entfielen! Wie zuckten die Lippen ſo ſpöttiſch! Wie krampfhaft gereizt waren ſeine Bewegungen, wenn er nach einer Schüſſel griff! Wie bitter der Humor, wenn er den kleinen Schnurrbart mit der Serviette reinigend und ein Glas Eremitage an die Lippen bringend, ſagte:

Ah, Pauline! Dieſer ſüße Genuß, doch wenigſtens etwas zu wiſſen, was feſt ſteht und gewiß bleibt! Dieſer feurige Burgunder iſt die einzige feſte Thatſache, die ich ſeit lange unter den Händen gehabt habe. Was hab' ich Schwankendes geſehen und was

gleitet mir nicht alle Tage flüssig und unhaltbar durch die Finger! Diese vierzehn Tage, wie reich an Hoffnungen, wie gesegnet an Täuschungen! Sehen Sie, auch Tas ist an Melanie schön. Man weiß, was man an ihr besitzt. Sie ist eitel und gesteht es. Sie will gefallen und sagt es. Sie verräth uns, daß sie sich mir nur unter großen Bedingungen ergeben könne. Auch diese Offenheit lernt man schätzen, wenn man wie ich in der Lage ist, nichts, nichts mehr mühelos aufzufinden! O Gott, Pauline, wie oft mocht' ich schon in diesen vierzehn Tagen mit dem Kopf an die Wand rennen! Nichts ist müheles, die einfachste Erörterung nicht! Bei Gott, es verstehen mich nur drei oder vier Menschen, der König, die Königin, Sie und Melanie —

Waren Sie heute mit dem Hofe zufrieden?

Mit dem Monarchen immer, mit seinen Umgebungen niemals. Diese Menschen fragen nach jedem Begriff, was er bedeute, nach jeder Maßregel, was sie nützen oder schaden könne. Dem Monarchen sagt' ich: Ich ehre die Monarchie. Der Fürstin: Ich ehre die Sitte — nun verstehen mich doch diese Beide, in allen Fragen wissen sie, daß ich ihr Bestes will. Aber die Andern!

Die Sitte? bemerkte Pauline lächelnd und befahl

Was war da zu machen? Der General war seinen Leuten mit Mäßigung begegnet; er hatte die den Chinesen angeborne tumultuarische Gesinnung durch keine unzeitigen Drohungen gereizt und war ihnen von der empfindlichsten Seite beigekommen. Jetzt wandten sie sich mit lautem Geschrei ihrem Oberanführer zu und schwuren in diesen schwierigen Zeitläuften keine Handbreit von seiner Seite zu weichen. Tschu-Kiangs Säbel fuhr zuletzt in die Scheide; er zog sich zurück und seine starken Entschlüsse waren im Nu verschwunden. Dieselbe Muthlosigkeit, welche ihm immer eigen war, stellte sich bei ihm wieder ein; er hatte nur noch Sinn für seine eigne Person, zog einen Spiegel hervor und fing an, seine durch den Kampf in Verwirrung gerathene Toilette wieder in Ordnung zu bringen. In der Fortsetzung des Gefechts verlieren wir ihn auch ganz aus den Augen.

Obgleich für die Belagerer der Plan fehlgeschlagen war, daß ihnen durch den Ausbruch der chinesischen Besatzung der Eintritt in die Stadt ohne weitere Anstrengungen eröffnet werden sollte, so hatte ihnen doch die Episode der innern Verwirrung den besten Vorschub geleistet und die Fortschritte in der Occupation erleichtert. Sturmleitern waren an der äußern Mauer, trotz aller Versuche der Belagerten, sie umzustürzen glücklich angebracht und verschiedenartige rohe Belagerungs-Werkzeuge verrichteten schon ihren zerstörenden Dienst. Nach ansehnlichem Verluste für die Stürmenden kam es endlich zum Handgemenge; mehrere Krieger faßten auf der obern Mauer festen Fuß und nach einem kurzen Kampfe war das Thor erobert. Dieselben Erfolge traten bald an andern Seiten der Stadt ein. Durch die Straßen währte jedoch Angriff und Vertheidigung immer noch fort und jeder

den Bedienten, jetzt ſchon den Champagner zu öffnen. Als eingeſchenkt war und die Diener ſich entfernt hatten, ſagte Egon:

Warum zweifeln Sie an meiner Sittlichkeit?

Pauline ſchwieg, warf ungläubig die Lippen auf, Egon aber fuhr fort:

Iſt Das unſittlich, daß ich hier Ihnen gegenüber mein Mittagsmahl nehme und mich glücklich fühle, irgendwo einen Ort zu haben, wo ich mich ausruhen darf und wo man mir die Ruhe gönnt?

Pauline reichte ihm faſt gerührt die Hand über den Tiſch . . .

Geben Sie mir nicht die Hand, Pauline! ſagte Egon, ſie ſanft zurücklehnend. Ich verdiene es vielleicht nicht um Sie, denn geſtern Abend, als in den kleinen Cirkeln von Ihnen die Rede war —

Von mir?

Und nicht in den freundlichſten Andeutungen —

In der That?

Was erwarteten Sie wol von mir?

Daß Sie mich vertheidigten.

Ich that es, aber mit Waffen, die Sie vielleicht misbilligen.

Nennen Sie ſie!

Ich nehme Anſtand . . .

Ich muß Alles hören, was man in den kleinen Cirkeln von mir gesprochen hat. Also?

Nun denn, Pauline! Ich nannte Sie alt. Ich sagte ferner, Sie hätten das edle Bedürfniß, sich mit dem Sohne einer Mutter, mit der Sie verfeindet waren, auszusöhnen und ich schätzte an Ihnen diese Reue und liebte, da ich keine Mutter mehr besäße, Sie als die Stellvertreterin derselben. Nicht wahr, Das war eine sehr liebevolle Impertinenz?

Paulinen zuckten in der That die Nerven. Sie war denn doch von einer so heroischen Aufrichtigkeit zu sehr überrascht. Sie stand allerdings schon an dem Scheidewege, sich eine Matrone zu nennen. Aber hindrängen mußte man sie darauf so schroff nicht, so jäh und abschüssig nicht.

Sind Sie mir böse? fragte Egon.

Die Geheimräthin faßte sich erst allmälig, biß sich die Lippen und sagte dann lächelnd:

Warum sollt' ich? Sie haben Recht, ich bin alt. Im Uebrigen glaub' ich, daß Sie ganz gut thun, den Jargon dieser kleinen Cirkel zu sprechen, wenn Sie doch einmal an ihnen Theil nehmen müssen und Jemanden dort nützen wollen.

Ich muß, um Doppelpolitik zu hintertreiben.

Dann wünscht' ich aber doch, fuhr Pauline noch

etwas gereizt fort, die Gräfin Altenwyl käme einmal auf Melanie Schlurck zu ſprechen und früge den tugendhaften jungen Premier, den Abgott aller pietiſtiſchen Hofdamen, wie er verantworte, ſeit dem Tage, wo er eine berühmte junge Kokette auf dem Wege nach Solitüde zu Pferde geſehen, ſich ſogleich in ſie zu verlieben und bei der chère Maman Pauline von Harder, täglich nach einem Rendezvous, nach einem Tête-a-Tête mit ihr zu ſchmachten?

Die Bedienten brachten eben ein aus den vollendetſten Herbſtfrüchten beſtehendes Deſſert. Als ſie fort waren, ſagte Egon, eine Melone pfeffernd:

Bitt're Wahrheit! Unſer Magen verdaut das Süßeſte nicht, wenn wir es nicht durch die Vernunft unterſtützen. Ich gebe Ihnen das heilige Verſprechen, daß ich auch in Betreff Melanie's auf jenem Tugendpfade bleiben werde, den Sie belächeln, Freundin! Der Verhältniſſe, Sie wiſſen, was das Wort bezeichnet, bin ich überdrüſſig. Ich habe mit einer Griſette wie in der Ehe gelebt und habe Luſt, Liebe, Leid im reichſten Maaße genoſſen. Ich hatte dann eine zweite Ehe. Ich bedarf, ich ſeh' es wohl, der Frauen . . .

Pauline drohte ihm ſchalkhaft; denn Egon that, als wäre ſie ſeine dritte Ehe.

In der That, fuhr er fort, wenn ich meinen flei

nen Roman mit Melanie fortſetzen ſollte, würd' ich in die Lage kommen können, ſie zu heirathen —

Prinz, welche Thorheit! rief Pauline und ſprang auf. Fürſt Egon von Hohenberg wird Melanie Schlurck, die Tochter eines in ſeinen Vermögensverhältniſſen, wie es ſcheint, zerrütteten Advokaten, die ehemalige Verlobte eines Stallmeiſters nicht zur Fürſtin erheben!

Fürſt von Hohenberg! ſagte Egon bitter. Wiederholen Sie dies Wort, ſeit wir die Denkwürdigkeiten meiner Mutter laſen, noch mit ſo würdevollem Nachdruck?

Welche Sorge! entgegnete Pauline mit einem eignen Anflug von triumphirender Ueberlegenheit. Sie ſind trotz der puritaniſchen Buße, die ſich Ihre Mutter glaubte auferlegen zu müſſen, der Sohn des Fürſten Waldemar von Hohenberg und werden den Glanz Ihres Namens nicht erlöſchen laſſen —

Doch! Doch! Pauline! erwiderte Egon ſehr ernſt und trübe. Wenn ich Miniſter bleibe und mir Melanie ſich als Bedürfniß ſo erhält, wie ſie es zu meinem Entſetzen ſchon geworden iſt, ſo werd' ich ſie heirathen müſſen.

Unglaublich!

Dann gut! Ich will Melanie nicht mehr ſehen,

nur Sie, Pauline, nur mit Ihnen will ich reden, mit Ihnen debattiren, diniren; aber dieſe jungen Schönheiten, die Sie um ſich verſammeln, dieſe reizenden Geſtalten entfernen Sie! Ich kann mich nicht mehr an dieſe vorübergehenden Irrthümer, an die eitlen Raivetäten, an die ſentimentalen Koketterieen preisgeben oder ich wähle ein Weib und Sie haben Recht, ich habe allerdings Urſache, eine aus den höchſten Ständen zu ſuchen.

Man räumte die Tiſche hinweg. Egon nahm auf dem Sopha Platz und ſtützte das Haupt auf.

Sie ſind heute wieder einmal ein Grillenfänger, begann Pauline von Harder und fuhr dem jungen Fürſten durch die Locken, von denen ſie bemerkte, ſie würden ihm immer lichter werden, wenn er ſo ſeinem Trübſinn nachgäbe und dem Beiſpiele einer Mutter folge, die ihm ihr ſelbſtquäleriſches Temperament vererbt zu haben ſchiene.

Ach, ſagte Egon, welch' ein drückendes Gefühl bleibt es doch, ſo an ſich ſelbſt nicht mehr glauben zu dürfen und ſich als ein Andrer zu wiſſen, als den man von den Menſchen genommen wird! Seit ich die Denkwürdigkeiten meiner Mutter las, iſt mein Innerſtes zerſtört. Dieſe verblendete, von der Leidenſchaft der Wahrheit bis zur Grauſamkeit hingeriſſene

Frau! Um Buße zu thun, um ihre Reue zu bekennen, um ihren Sohn zur Nachfolge Christi, zur Demuth zu bewegen, muthet sie ihm für sein ganzes Leben eine Lüge zu, einen Betrug gegen sich selbst und die Welt!

Man brachte den Kaffee. Pauline winkte den Bedienten, die an rasches Serviren gewöhnt waren, sich zu entfernen.

Lassen Sie diese Erinnerungen! sagte die nächst der Ludmer einzige Mitwisserin des Geheimnisses, daß Egon nicht der Sohn des Feldmarschalls von Hohenberg war. Es gibt nur ein Wesen, das in die Geschichte der Verirrungen Ihrer Mutter eingeweiht ist —

Verirrungen! griff Egon träumerisch das Wort auf. Als ich die Denkwürdigkeiten meiner Mutter las, fühlt' ich, sie kommen, so grausam sie für mich sind, doch von einer andern Welt als der, wo wir irren. Pauline, ich hätte Sie damals tödten können, weil Sie sich mit so verschlagner List diesen Besitz aneigneten —

Erlaubte Selbsthülfe, Prinz!

Nein, fuhr Egon gesteigerter fort, ich segnete Sie schon nachher selbst in meinem Schmerz. Ich war zu Thränen gerührt, als Blatt für Blatt diese Geständnisse auffloßen und ich in den Grund eines das Unmögliche suchenden verzweifelnd ringenden Herzens blickte. Ach, als ich heute

die Altenwyl in bequemer Behaglichkeit so albern religiös sich gebehrden sah, so sicher in ihrem Christenthum, wie eine Predigthörerin im bequemen Kirchenstuhl, als man mir zumuthete, die Erbschaft der Johanniter getrost der Stadt zu überlassen und den vom vorigen Ministerium begonnenen Prozeß zu Gunsten einer pietistisch-jesuitischen Coterie — die ich klar durchschaue — fallen zu lassen, wie ging mir da beim Anhören dieses Nebelns und Schwebelns kindisch borniter Gemüthsgründe das Bild meiner Mutter auf! Wer ist unter Euch, der mich einer Sünde ziehe, so konnte sie sagen solchen absolut Tugendhaften gegenüber! Sie, die sich, um sich ganz verachtet zu machen, sich ganz zu entkleiden, ganz zu stäupen und zu demüthigen, selbst anklagte, sie, die keine gleißnerische Falte in ihrem Leben dulden wollte und in mir dieselbe Demuth, dieselbe Entsagung und Gottergebung durch irgend einen großen Entschluß wirken wollte! Ich hatte sie gekränkt von Kindesbeinen an . . .

Aber, Egon! So entschuldigen Sie diese Mutter? rief Pauline. Sie konnte Jedem ihren Fehltritt, der mich damals namenlos unglücklich machte, beichten, warum Ihnen? Sie hat Ihre Ruhe vergiftet, sie hat Ihnen den Glauben an sich selbst genommen . . .

Denken Sie sich in diese Verirrung nicht hinein!

unterbrach Egon. Sie verſtehen dieſen Trieb nach Wahrheit und dieſe Aufforderung zur Demuth nicht!

Ich finde in der Manie der Wahrheit keine Tugend mehr.

Sie wollte mit keiner Lüge aus der Welt gehen! Sie wollte ganz zerknirſcht ſein, ganz gedemüthigt vor den Menſchen und vor mir, dem ſie die Grenze des Selbſtgefühls wies! Einmal flammte noch die Angſt in ihr auf. Sie ſchrieb an Rudhard, er ſollte ihre Geſtändniſſe prüfen...

Ihren Namen, den Namen Ihres Vaters ſchänden!

Nein! Nein! Pauline! Wenn die Todte Das ſähe! Ich ſitze auf den ſchwellenden Polſtern ihrer Feindin!

Was iſt Ihnen, Prinz?

Als ich dieſe Denkwürdigkeiten, die unter Thränen geſchrieben wurden, las, dankte ich dem Zufall, daß ſie Rudhard, der Anſprüche darauf machte, nicht erſt geleſen. Sie allein kennen ſie. Sie allein, Pauline, wiſſen, daß die junge Gräfin Hohenberg ihre erſte Freiheit von einem brutalen, rohen, ſinnlichen, gewöhnlichen Gatten, dem berühmten Krieger, zu einer Badereiſe benutzt und in dem Jubel einer endlich einmal erlöſten Exiſtenz, in dieſer Freiheit von vier Wochen ſo ſchwach war, den Schmeicheleien eines liebenswürdigen jungen Mannes nachzugeben, den auch eine Kette band, auch ein Schickſal drückte ...

Sie ſind ſo grauſam wie Ihre Mutter!

Vergeben Sie, Pauline, ich muß es mir oft vorführen, um es von einer Mutter verſtehen zu können. Ich möchte von Heinrich Rodewald, meinem wahren Vater, eine gute Vorſtellung haben. Die Mutter ſchildert ihn wie einen Gott. Aber die Erinnerung mag verſchönert haben. Iſt es doch ein Frühlingshauch, der über dieſen Blättern weht! Welche Seligkeit, wie ſie ihre Freiheit in der Landecker Badereiſe ſchildert! Die erſte Freiheit! Der erſte Strahl des erwachenden Selbſtbewußtſeins! Sonſt Nacht, ſonſt Nebel, Qual täglich, Pflicht ſtündlich, nur Sklaverei! Und nun dieſer erſte Lichtſtrahl! Und wen verklärt er? Einen Rodewald! Sagen Sie, verdiente er dies Entzücken?

Sie ſind ſein Ebenbild!

Beſaß er ſeltnen Geiſt?

Mehr den Geiſt der Entwickelung als den der Syntheſe.

Mehr Denker alſo als dichteriſch. Die Frauen lieben die Analyſe. Ach, ich ſehe Das! Pauline von Ried iſt krank, elend, ſie badet, um zu geneſen. Ihr Freund und Verehrer begleitet indeſſen ſtündlich Paulinen's Jugendfreundin, findet Gefallen an der reizenden jungen Frau, die in Wonne ſchwelgt über ei-

nen Kieſelſtein aus dem Bache, über eine Blume, einen Käfer. Sie denkt, das Alles wäre der Zauber einer Badereiſe; da müſſe man einfangen für das ganze Leben, jeden Grashalm genießen, jedes Vögelchen bewundern, aus allen Schnüren und Bändern die trunkene Seele erlöſen. Und dieſer junge Schwärmer ſagt ihr, daß er von Pauline von Ried ſich trennen müſſe, um zu leben, ſie quäle ihn, ſie morde ihn . . .

Ha! Wie verwandt ſind Sie ihm! Ja, ja, Das iſt die Sprache eines Don Juan, der kein andres Mittel, Amanda von Hohenberg zu bethören, wußte, als Das, mich herabzuſetzen!

Egon lächelte und ſprach faſt in ſich hinein: Heinrich Rodewald iſt wie ich. Er konnte alſo das Glück nicht ertragen! Ha, ha, Euer Glück! Das Glück, Euch und Eure Liebe zu beſitzen. Und Amanda, die glaubt, die liebt zum erſten Male, die jubelt, einen Mann gefunden zu haben, der ihr eine edlere Vorſtellung von unſerm Geſchlechte einflößt als jener rohe, mit Orden behangene Landsknecht! Sie beſchließen eine Trennung von dem damaligen Grafen von Hohenberg. Rodewald, ein Gelehrter, ſchien ihr der reinſten Gegenliebe würdig. Sie ſcheidet von dem Badeorte, voll edelſter Vorſätze —

Falſch, heimtückiſch gegen ihre Freundin —

Schritt, den die Sieger vorwärts thaten, mußte mit blutigen Opfern erkauft werden. Der Fanatismus der Prieſter feuerte inzwiſchen ſowohl die ermattenden Kräfte an, als er auch ſelbſt an dem ſchwankenden Kampfe Theil nahm. Sie gaben damit das Signal für die übrige Bevölkerung und ſchufen eine Macht, die um ſo furchtbarer wurde, als ſelbſt für die augenblicklichen Sieger die Nothwendigkeit eingetreten war, ſich durch das Nachlaſſen des anderſeitigen Widerſtandes von ihren übergroßen Mühen zu erholen. So kamen jetzt beide Parteien wieder in ein bald hieher, bald dorthin ſchwankendes Gleichgewicht.

Nur Einen Kriegerhaufen unter den Angreifenden gab es, der unwiderſtehliche Fortſchritte machte. Es war derſelbe, deſſen Ueberlegenheit das erſte Thor geöffnet hatte. Dieſer Zug ſchien von einer genauen Kenntniß des Ortes geleitet zu ſein, denn alle ſeine Richtungen trafen auf Auswege, die nur von Wenigen verlegt wurden oder ſelbſt von einer Uebermacht nur mit Mühe vertheidigt werden konnten. Er bahnte ſich mit augenblicklicher Schnelle den Weg zur Reſidenz des Dalai Lama. Seine Abſicht war nicht ſchwer zu errathen und die Kriegerſchaaren, welche zum Schutze des Palaſtes aufgeſtellt waren, ſetzten daher Alles daran, ſie zu vereiteln. Aber auch hier wurde jede Operation von einer Umſicht geleitet, welche die vollſtändigſte Bekanntſchaft mit der Oertlichkeit verrieth. In kurzer Zeit und mit geringen Verluſten hatten dieſe Krieger eine Seite des Berges Botala gewonnen, die zwar am entlegenſten von dem Aufenthalte des Lama lag, aber vielleicht am ſicherſten zu ihm führte und am wenigſten vertheidigt werden konnte.

Wir werden uns die auffallend glücklichen Fortſchritte erklären können, wenn wir wiſſen, daß Maha Guru's Bruder,

Aber wahr gegen meinen Vater und wahr gegen den Grafen, ihren Gatten. Amanda kommt nach Hohenberg — eben im Begriff, dem General ihre ganze Schuld einzugeſtehen, den Beiſtand eines Rechtsfreundes zu einer legitimen Trennung anzurufen, das Band, das ſie an Rodewald knüpfte, kirchlich einſegnen zu laſſen ... fällt dem zerrütteten Finanzweſen des großen Kriegers jene halbe Million der öſterreichiſchen ausgeſtorbenen Linie unſres Hauſes zu! Sie ſtockt nun. Nicht aus Gefallen am Glanze für ſich, ſondern aus Erwägung, Rückſicht, aus Liebe zu dem Kinde, das ſie unter'm Herzen trägt. Verlorne Stunden bei guten Vorſätzen ſind verlorne Tage, verlorne Tage da verlorne Jahre. Mistrauen gegen Rodewald ergreift ſie. Sie ſieht ihn wieder. Wieder faßt ſie neues Vertrauen. Wieder will ſie ſich dem General entdecken, wieder von ihm die Einwilligung zu einer Trennung begehren, will wieder wahr ſein, tugendhaft, wenigſtens bereuend, da erhebt der Monarch ſeinen Liebling in den Fürſtenſtand. Fürſt Waldemar von Hohenberg! Das Kind, das ſie unter'm Herzen trägt, nun ein Fürſt: reich und ein Fürſt! Ein Kampf der Rückſichten! Gegenſatz auf Gegenſatz! Die Mutterliebe ſtreitet mit der Liebe zu Rodewald, die Furcht, die Beſorgniß übermannen ſie. Die Entſchließung

verzögert sich. Der Augenblick des Geständnisses wird verschoben, verschoben die Möglichkeit einer Ehrenrettung vor der Welt und endlich ganz versäumt. Die Fürstin Amanda, damals noch weltlich, noch flatternd wie ein Schmetterling, denkt an die Zukunft ihres Kindes, träumt, daß es eine glänzende, glückliche sein könnte, und auch Rodewald ... nicht wahr, er ist an seine Kette zurückgekehrt?

Nein, Sie Grausamer! unterbrach Pauline den vor sich hinstarrenden und diese Geständnisse nur kurz so ausstoßenden Egon. Nein, zurückgekehrt an ein Sterbebett! Ich war dem Tode nahe ... Ich erfuhr von Rodewald's Untreue, aber ich glaubte nicht. Ich wollte nicht glauben. Noch jetzt, Egon, wenn nicht Heinrich's Auge, seine Stirn, sein Gang, sein eigenstes Wesen sich in Ihnen abspiegelte ...

In der That? bemerkte Egon seufzend und richtete das Haupt zu Paulinen auf, indem er sagte:

Wie bin ich doch gefangen, Pauline! Der stolze, ehrgeizige, weltstürmende, weltschirmende Egon hat eine Meisterin über sich, die ihm, wie Sie einmal sagten, die Hölle werden konnte!

Sie sind der Sohn Ihres Vaters!

Bastard von Hohenberg! Wie mich Das schüttelte! Wie mich Das eingeengt hat! Wie bin ich sogleich

stolzer, eitler geworden, als in meiner Natur liegen durfte. Ich hatte sogleich einen stillen Mahner in mir, den ich nicht anders betäuben konnte als durch Luxus und adlige Anmaßung. Die Wahrheit der Legitimität, die in der Form, im Zugeständnisse liegt, hab' ich erst jetzt verstanden, jetzt erst gewürdigt. Ja, die Thatsachen entscheiden, nicht die Untersuchungen. Von dem Tage an, wo ich erfahren mußte, daß ich nicht des Fürsten echter Sohn bin, hab' ich den Fürsten, meinen scheinbaren Vater, angefangen beinahe hochzuehren, beinahe liebzugewinnen, bin den Spuren seiner rohen Bildung fast mit Interesse gefolgt: Ich war Fürst mit Leib und Seele, des Fürsten echter Sohn im Geiste. Wie räthselhaft ist doch Alles im menschlichen Gemüth!

Wenn diese Geständnisse Ihrer Mutter, sagte Pauline, bewirkt haben, daß Sie Ihres Standes und Berufes eingedenk wurden, unpassende Freunde und Genossen aus Ihrem Umgange entfernten, Ihre Stellung behaupteten, so haben Sie mehr erreicht, als Amanda beabsichtigte —

Ich bin reif in ein Kloster zu gehen oder den Propheten zu spielen und die Welt in Flammen zu setzen um meines Glaubens willen . . .

Geben Sie mir die Hand, Egon! Seien Sie be

ſonnen! Was verdank' ich Ihnen nicht? Sie erquicken mein verſchmachtendes Gemüth, Sie ſtillen noch einmal den Durſt eines verzweifelnden Gefühles der Nichtbefriedigung! Wie leb' ich mit Ihnen! Wie folg' ich Ihrer großen, bewunderungswürdigen Bahn! Wie ſonn' ich mich in Ihrem Glanze! Dieſe Leidenſchaften, die mich ſonſt darüber unglücklich gemacht haben würden, daß ich in Ihnen die Züge Heinrich Rodewald's wiederfand, ſchlummern nun ... Wie können Sie von einer Hölle reden!

Egon ſchwieg, blickte nieder und ſagte zuletzt träumend:

Wo mag mein Vater jetzt weilen? Lebt er wol noch? Wer iſt das junge Mädchen geweſen, das Sie, Pauline von Rieck, ihm ſelber gaben, um zu verhindern, daß er zur verhaßten Amanda zurückkehrte?...

Wie treu Ihr Gedächtniß iſt, Egon! Sie müſſen dieſe Blätter oft leſen!

Ja, Pauline, ſagte Egon gerührt, ich leſe ſie oft, ſie ſind ein Gedicht. Sie ſind die Bekenntniſſe einer wirklich ſchönen Seele. Ein junges, unerzogenes Mädchen, dumpf hinlebend, verheirathet, weil ſie ſchön war, ohne Vermögen, ohne viel Bildung, ohne viel Lebensanſprüche, nun gequält und die Qual ihres Looſes für das allgemeine Frauenloos nehmend... Da

endlich jene Reise nach Landeck! Die Stelle, wo die Mutter mir schreibt, daß sie von Heinrich Rodewald zum ersten Male auf den Schlag der Nachtigall wäre aufmerksam gemacht worden, les' ich täglich; denn ich kann sie auswendig. „Philomele scheidet nun, sagte Heinrich und auch wir werden uns trennen! Unbekanntes Land, das uns die Sängerin des Haines birgt, bis sie wiederkehrt! Ach, wir kennen unsre Heimat, wir kennen das Land unsres Winters, aber wir werden uns nicht wiedersehen." Pauline, diese Denkwürdigkeiten . . . ich lese sie oft; sie stärken, sie erheben mich. Ich begreife jetzt, warum sich meine Mutter zuletzt in die Fluten einer ungewöhnlichen Andacht warf. Sie wollte nicht blos die Sünde, sie wollte auch das nur einmal blühende Lebensglück vergessen. Sie wollte vergessen, wie die Erde so schön ist! Und gestehen Sie, waren Sie nicht erstaunt, daß ich nicht beschämt sage, als Sie auch nicht ein Wort der Anklage, nicht eines des vernichtenden Vorwurfes für Sie in jenen Papieren entdeckten?

Pauline schwieg finster: denn fremde Güte drückt . . .

Ueber die Lösung des Knotens, fuhr Egon fort,

fand ich nichts als die Worte: „Pauline erkrankte auf's Neue. In dem Glauben, sie würde ihrem Uebel erliegen, in der Voraussetzung, mein Geliebtester würde schonungsvoll und edel meine Schwäche verzeihen und sich zu mir, der Treulosen, die dem Reichthum und Glanz ihres Kindes zu Liebe ihren Schwur brach und Alle, Alle betrog, in Verzeihung zurückkehren, gewann sie eine junge, liebenswürdige, kindliche Anverwandte und bestimmte sie zu Rodewald's künftiger Gattin. Ich habe nichts mehr von Beiden, die sich wirklich verheiratheten und diese Länder verließen, gehört, nichts mehr hören mögen, ich wandte mich bald, da ich an dem Fürsten den gehofften Halt verlor, zu dem einzigen Hort des Lebens, dem Tröster aller Leiden, unserm Herrn und Heiland, der mir Gnade widerfahren ließ, aber auch stündlich zuruft: Demuth und Kreuz auf Erden ist allein Erhöhung zum Himmel!"

Pauline runzelte die düstren Augenbrauen. Dies ernste Gespräch kam ihr zu unerwartet. Es weckte zuviel der schmerzlichsten Erinnerungen aus vergangnen Tagen. Sie wollte der Gegenwart leben, den Augenblick genießen. Sie haßte alle Rück- und alle Vorblicke, sie floh die Reflexionen und behauptete, Egon

hätte eine verdrießliche Erfahrung gehabt und wäre nicht aufrichtig gegen sie.

Sie haben ein Rencontre mit dem Herrn Boland gehabt, sagte sie. Ich weiß es, daß Sie ihn ungern in den „kleinen Cirkeln" sehen und ihm nicht verzeihen können, daß er das von Ihnen ihm dargebotene Portefeuille ausschlug. Die Beamten intriguiren? Die Provinzialpräfekten? Nicht?

Egon schwieg. Er wollte nicht antworten. Er weilte in den Erinnerungen seiner Mutter. Man brachte ihm hierher Briefe, Zeitungen. Er sah sie noch nicht an. Pauline kannte seine ernste Natur und mußte ihn schonen, um ihn nicht zu erzürnen. Sie las in den Blättern. Dann und wann ließ sie eine Bemerkung fallen, eine Notiz laut werden. Egon antwortete einsylbig. Erst als Pauline leise ging, aus einem Kästchen an ihrem Schreibtisch eine Cigarre mit Grazie hervorzog, sie über dem Cylinder der Lampe behutsam anzündete und mit wirklicher Anmuth sie dem Träumenden entgegenhielt, lächelte er, stand auf, nahm die dargebotene Licenz, sich es hier so bequem wie in seinem Hause zu machen, entgegen und wurde mit der ersten Wolke, die er hinausblies in das erwärmte, behagliche stille Gemach von dem Drucke, der auf seinem Herzen lastete, befreit.

Was bringen die Blätter? ſagte er. Was fragten Sie mich vorhin über General Boland? Oder von Rochus vom Weſten, dem Geſandten? Oder dem Präſidenten von Fleiwitz? Sprachen Sie nicht?

Er war zur Gegenwart zurückgekehrt.

# Fünftes Capitel.

## Die Hintertreppen.

Die Geheimräthin fragte zuvörderst, wie der berühmte General sich zu ihm stelle.

Egon antwortete:

Ich weiß jetzt, warum General Veland vor der Hahnenfeder sich scheute, in mein Ministerium einzutreten. Ich habe Entdeckungen gemacht, die mich bestimmen werden, den Hof vor diesem unklaren Charakter zu warnen. Entsinnen Sie sich jenes Professors Rafflard, der sich an Helenen so geflissentlich anschloß?

Die Geheimräthin bemerkte, daß sie von Helenen selbst erfahren hätte, dieser Rafflard wäre ein Jesuit.

Helene, sagte Egon, war leichtgläubig, ein Spielball jeder Schmeichelei. Sie hatte von Rafflard Beweise seiner Intriguen genugsam in Paris erfahren. Sie wußte, daß ich alle Ursache zu haben glaubte,

mich von ihm gehaßt zu wissen. Dennoch nahm sie ihn auf. Und warum? Weil er ihr sagte, sie hätte die zartesten Hände und das weichste Herz. Helene ist das Opfer dieser Unfähigkeit, irgend einem freundlichen Worte zu widerstehen. Ich finde Das unter allen Umständen liebenswürdig, aber nicht unter jedem Umstande charakterfest.

Rafflard soll in Verzweiflung über Helenen's Abreise sein, bemerkte Pauline. Der gute d'Aziment schrieb mir, daß seine Mutter dem Jesuiten den Auftrag gegeben hätte, zu Gunsten seines Vermögens, das der Mutter und durch sie anderweitigen frommen Stiftungen anheimfallen solle, eine Scheidung zwischen ihm und Helenen zu veranlassen.

Deshalb dieser Eifer, mich mit Helenen zu versöhnen! Deshalb diese Leidenschaft, die mich zu einer Ehe zwingen wollte! Ich werde Helenen nie vergessen. Wo mir etwas Sanftes, Zärtliches, Weiches, Hingebendes Bedürfniß ist, werd' ich an Helene d'Aziment denken. Aber sie hatte den Fehler aller Frauen, für Liebe einen ganzen Menschen zu verlangen und nun da praktischen Charakter zu zeigen, wo man ihr nicht huldigte.

Egon gerieth immer in Feuer, wenn er gegen Helenen sprechen und weibliche Schwächen analysiren konnte ...

der Schaman, an der Spitze dieſes Haufens ſtand. Der von ihm lange vorbereitete Augenblick war jetzt erſchienen. Eine raſche That ſollte die Verwickelungen löſen, welche niemals zu befriedigenden Reſultaten geführt hätten, wenn ein jeder nur in ſeinem eignen, ungeſtörten Kreiſe geblieben wäre. Es galt durch einen ſchnellen Entſchluß die Schranken zu heben, welche die Wünſche des Einen unerfüllt von den Pflichten des Andern trennten. Ein ſchwacher Sterblicher hätte hier die Macht, das Loos des Himmels zu werfen. Der Schaman war auf alle Fälle entſchoſſen, ſeinen Bruder von einem Throne zu entfernen, den er länger nicht behaupten konnte . . . und wegen Gyllusya nicht ſollte.

Die wohlgelungene Berechnung aller Oertlichkeiten in der weitläuftigen Reſidenz des Dalai Lama gab den unerſchrockenen Beſtürmern derſelben einen ſiegreichen Vorſprung. Ueberall, wohin ſie ihr Anführer treten ließ, fanden ſie nur geringen Widerſtand, weil Niemand an die Vertheidigung verſteckter, ſcheinbar unangreifbarer Punkte gedacht hatte. Sie durchſchritten Höfe, wo ihnen einzelne Wachen begegneten, die bei ihrem Anblicke flohen, und eilten durch lange Gemächer, in denen nur ihre eigenen Fußtritte widerhalten. Erſt als der Schaman die Gewißheit hatte, daß man ſich endlich in der unmittelbarſten Nähe des Dalai Lama befände, trafen ſie auf entſchiedene Gegenwehr. Auf ihren kühnen Wegen waren ſie keineswegs unverfolgt geblieben; die Nachricht von dem unvermutheten Ueberfall hatte ſich mit Blitzesſchnelle durch die Burg verbreitet und jetzt ſahen ſich die Tollkühnen von allen Seiten umringt. Die einzige Hoffnung, welche ſie unter dieſen Umſtänden noch haben durften, war der Entſatz der übrigen Belagerer, denen ihre Digreſſion einen freien Spiel-

Sie sind blasirt, Egon, sagte die Geheimräthin lächelnd. Und seit ich weiß, daß Ihnen Rafflard so früh den Casanova zu lesen gab . . .

Pauline hatte ein Bedürfniß, diese peinliche Unterhaltung heitrer zu modeln. Sie verschmähte dazu selbst ein frivoles Mittel nicht. Und Egon sagte:

Rafflard legte den Grund meiner ersten Leiden. Er pflanzte früh in die Seele des Knaben verbotene Vorstellungen und lehrte mich Ekel und Ueberdruß an den Freuden, die Andre beglücken. Diesem Schändlichen jetzt sagen zu dürfen: Sie verlassen dies Land binnen dreimalvierundzwanzig Stunden, gewährt mir eine große Genugthuung!

In der That? Wollen Sie Das?

Er kann Helenen folgen nach Turin, Rom, Paris, wohin er will. Ich habe die sprechendsten Beweise, unwiderlegliche Anzeigen, daß er hier im Interesse der Hierarchie zu wirken suchte und Sie würden erstaunt sein, wenn Sie wüßten, wer ihm Vertrauen geschenkt hat.

Rafflard bewegte sich zuletzt in den höchsten Cirkeln . . .

Es fehlte wenig, daß er in die „kleinen" kam und eine Vorlesung über isolirte Gefängnisse hielt.

Diese wunderliche Hofromanik kommt noch einst in die Lage, Heilige anzubeten, auf deren Reversseite

ſich Lovelace präſentirt. Wie komiſch iſt doch dies Jagen nach dem Aparten, Excluſiven! Glauben Sie aber, daß General Boland —

Ich glaube nicht, daß dieſer kluge Mann irgendwie ſich an untergeordnete Emiſſaire preisgibt, aber ich weiß, daß das Terrain für den Jeſuitismus bei haltloſen, in allen Widerſprüchen der Zeit hin- und herſchwankenden Naturen gar nicht ſo ungünſtig iſt. Selbſt aus dem Schooße der Freimaurerei, die ſonſt eine geſchworne Feindin Loyola's iſt, hat ſich wieder ein päpſtliches Autoritätsweſen entwickelt, ganz wie im vorigen Jahrhundert . . .

Jetzt verſteh' ich den Artikel, den Stromer vorgeſtern im „Jahrhundert" lieferte.

Er verfaßte ihn nach meinen Angaben und ich beobachtete die Wirkung deſſelben in den „kleinen Cirkeln".

O erzählen Sie!

Als ich eintrat, fühlte ich an einer gewiſſen Stille in dem kleinen traulichen Zimmer, daß ich ſelbſt eben der Gegenſtand des Geſpräches geweſen war. General Boland ſteckte eben eine Zeitung ein, die er ohne Zweifel vorgeleſen und gloſſirt hatte. Prinz Ottokar, ein Gegner des Generals, ſtand auf und ſagte mit lautem Nachdruck, indem er mir die Hand reichte:

Prinz Hohenberg, Sie haben Recht, daß Sie unklare Schleicher abfertigen lassen! Als er gegangen war, sprach ich mich auf's Entschiedenste gegen die geheimen Gesellschaften aus . . .

Zitterte da die Altenwyl nicht für unsern geliebten Neubund?

Wohl! Man kam wieder mit all dem romantischen Gestimmer, dem ich nun- und nimmermehr das Wort reden werde. Dies Liebäugeln mit dem Mittelalter hat den modernen Staat in seiner monarchisch-konservativen Form fast zur Unmöglichkeit discreditirt. Ich ließ die Altenwyl, die gutgeschulten Kammerherren, einige gottselige Präsidenten, die Hofmagier und Zeichendeuter alle reden, was sie wollten über diese Nothwendigkeit des Anschlusses gleichgestimmter Gemüther und was sonst für die Geschichte der Kreuzzüge und des Peter von Amiens Brauchbares vorgebracht wurde, und war zuletzt so frei, den General Boland über seine Meinung wegen der Jesuiten zu fragen. Die Königin, etwas gereizt, warf sogleich die Aeußerung dazwischen, daß der General katholisch wäre. Der König in seinem scheuen Zartgefühl, in seiner Befangenheit vor allen extremen Meinungen brach diese Debatte durch ein Album ab, dessen Blätter er mir vorlegte. Es waren . . .

Doch nicht die Zeichnungen des Gethsemane? fragte Pauline.

O nein, sagte Egon lachend. Frau von Trompetta ist ja seit ihrer Sammlung für die deutsche Flotte so in Ungnade gefallen, daß Frau von Altenwyl sie kürzlich schon eine der gefährlichsten Hochverrätherinnen nannte, die man nur ihrer frommen Verwandten wegen schonen würde.

Pauline mußte über diese Anschuldigung der Frau von Trompetta in Lachen ausbrechen.

Nein, fuhr Egon fort, jenes Album war eine Siegel- und Wappensammlung, die General Boland seit Jahren geordnet hat ...

Man sieht, daß wir im Frieden leben und uns nur zum Schein manchmal auf den Krieg berufen!

Ich mag etwas Aehnliches in meinen Mienen geäußert haben; denn mein Interesse an diesen bunten Malereien war sehr gering. Die Königin hob viele der in den Wappen enthaltenen Wahlsprüche hervor. Besonders gefielen ihr die provenzalischen, die General Arnheim gut übersetzen konnte. Ich litt, zu sehen, welchen Ideen und Beschäftigungen man bei Hofe in dieser Zeit nachgeht. Man betrachtet Siegel und treibt Wappenkunde! Man läßt sich erzählen, wie die Alten Glas brannten und wodurch besonders das

glühende Rubin der gemalten Fensterscheiben gewonnen wird! Man sammelt Autographen und liest die Schriften über „innre Mission", die zu Hamburg in der „Agentur des rauhen Hauses" erscheinen. Der König, gegängelt von den Frauen, hat die Liebhaberei des Allwissens und schlägt, da seine eignen großen Kenntnisse doch immer noch nicht ausreichen, die noch größern des Generals Voland auf. Ruhig gibt dieser seine Antworten, immer positiv, immer wie sich von selbst verstehend. Wir andern Menschen machen doch zuweilen einen Fehler, wir wissen doch zuweilen auch so gut wie nichts, allein der General ist unerschütterlich. Er ist ein Orakel und die Königin würde, wenn er behauptete, er zähle wie Graf St.-Germain bereits hundert Jahre, es unbedingt glauben und diesen Glauben dem Gemahl zu einem Beichtartikel, zu einer unumstößlichen Thatsache machen. Da ich Beweise in Händen habe, daß General Voland mit Rafflard und einem andern Krypto-Jesuiten vertrauten Verkehr getrieben, so zitterte ich vor Ungeduld und hätte diese Wappen, diese Siegel, diese Autographen, diese Miniaturen vom Tische hinunterwerfen mögen, allein ich mußte mich beherrschen. Die Rede kam auf die verschiedenen Formen des heiligen Kreuzes. Die Kenntnisse des Generals waren unerschöpflich. Er beschrieb

zu großer Rührung der Altenwyl die Form des Kreuzes, wie sie von der heiligen Helena aus Jerusalem zuerst überbracht war. Er verfolgte die Geschichte dieser Formationen mit der Gründlichkeit eines Cuvier, der über die Erdrinde und ihre Revolutionen spricht. Er nahm einen Bleistift und malte das Kreuz nach allen seinen abend- und morgenländischen Metamorphosen. Die Kreuzzüge, die Ritterorden, die Klostergeschichte, bei allen brachte er das ecce signum in andrer Form und erläuterte die Symbolik, alle Veränderungen und Ausschmückungen jener ursprünglichen beiden geschälten Holzstämme, an die ich von Herzen glaube, mit wahrer Salbung und einer Rührung für die Gemeinde, als wenn es sich um die Leidensgeschichte der Menschheit handelte. Ungeduldig beschleunigte ich diese Orgelei und sprach plötzlich von dem protestantischen Johanniterkreuze, das sich in unsern Gegenden fände, nicht aber in dem alten Magistratsgebäude, nicht in den kleinen Zellen des Rathskellers, deren obere Wölbungen noch mit dem alten Kreuze geschmückt waren, dessen Enden in dem Drei-Kleeblatt ausliefen . . .

Pauline fragte erstaunt, was es mit dieser von Egon so scharf hervorgehobenen Anspielung für eine Bewandniß hätte?

Sie hätten des Generals fragenden, ſtaunen Bl
ſehen ſollen, fuhr Egon fort, als ich eine Oertlichk
erwähnte, an welcher er jüngſt mit Raſflard Anſicht
über den Weltlauf austauſchte, die ich wörtlich v
mir liegen habe! Sein Auge hob ſich. Die gro
breite Stirn verlor alle myſtiſchen Runzeln. Der dün
ſpärliche Bart auf der Oberlippe ſchien mir zu zitter
Welch' ein Glück für ihn, daß die Königin dieſe E
wähnung des Rathhauſes zur Veranlaſſung nahr
auf den Prozeß der Gebrüder Wildungen zu komm
und mir Vorwürfe machte, daß ich dieſen Prozeß vo
abgetretenen Miniſterium wieder aufgenommen hätte

Pauline ſchaltete hier die Bemerkung ein:

Aufrichtig, Egon! Man iſt allgemein darüber e
ſtaunt. Man weiß, daß Ihnen die Wildungen b
freundet ſind.

Egon zuckte die Achſeln.

Ich habe mir, ſagte er, vom Juſtizrath Schlure
der die Sache der Stadt führt, die Akten dieſes Pro
zeſſes kommen laſſen und kann mich von den Anſprü
chen, die Danlmar Wildungen ſo leidenſchaftlich un
im unbeſonnenſten Eifer geltendmachen will, nicht über
zeugen. Noch weniger aber kann ich jetzt, wo ich auc
den proteſtantiſchen Kirchenpapſt, Propſt Gelbfaltel
durchſchaut habe —

Pauline erfuhr von Egon unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Selbsattel, Boland und Rafflard in einem Austausch eigenthümlicher Ideen von der Polizei belauscht worden waren —

Noch weniger, fuhr Egon fort, kann ich jetzt ruhig zusehen, daß diese oppositionellen Elemente ihre Kraft aus dem Eigenthum des Staates selber schöpfen. Es thut mir leid, Melanie's Vater zum zweiten Male kränken und verkürzen zu müssen, aber seine Deduktionen für die Ansprüche der Kommune genügen mir nicht. Die zweite Instanz wird von unserm Staatsanwalte mit Eifer betrieben und vor der Revision dieses Prozesses beim Obertribunal ist mir dann, wenn auch diese zweite Instanz zu unsern Gunsten spricht, nicht mehr bange.

Die Bedienten meldeten, daß die Ludmer oben in den Salons bereits empfange und dringend bäte, sie abzulösen . .

Pauline wünschte aber das Ende der Verhandlung in den „kleinen Erkeln" zu hören . . .

Egon stand auf und sagte:

Das Ende besteht in der gesteigerten Erkenntniß, daß ich einen außerordentlich schweren Stand habe Auf der einen Seite eine teilkühne Demokratie, auf der andern Seite eine gefährliche Romantik, die ohne

Thatkraft ist. Mit meiner nüchternen Genfer Doktrin zwischen Beiden stehend, bin ich fast wie im Traume in die Lage gekommen, einen großen Staat von der Gefahr atomistischer Auflösung zu retten. Ich habe keinen andern Bundsgenossen, als die materielle Existenz der Gesellschaft und die gesunde Vernunft der guten Bürger. Jeder, der Demagoge, wie der Monarchist, ist angesteckt von Träumereien, die im Staate etwas Andres suchen als die Garantie der Ordnung, der guten Sitten und jener leidvoll-freudvollen Existenz, wie Klärchen in Egmont singt. Ja! Ich bin auch ein solcher Egmont zwischen den Alba's und den Vansen's unsrer Zeit und mein Klärchen will ich jetzt in Ihrem Salon suchen. Kommen Sie, verehrte Freundin, vergeben Sie meine Launen! Eine halbe Stunde unter Ihren Damen und dann zur Arbeit bis nach Mitternacht!

Pauline mochte noch nicht folgen. Bewegung einer Art Rührung, des tiefsten Interesses und noch eine Menge Fragen hielten sie zurück. Sie erwähnte noch einmal die Erbschaft, an der Egon's Freunde betheiligt waren und fragte nach diesen, nach Louis Armand, der von Hohenberg zurückgekehrt wäre, nach den Nachrichten, die er über Ackermann eingeholt hätte ...

Es sind die günstigsten, sagte Egon. Ich sprach

Louis nur einige Minuten. Er iſt früher gekommen, als ich wünſchte. Auch Danlmar Wildungen, mein Doppelgänger, iſt da, in tiefer Trauer. Er hat ſeine Mutter verloren. So gern ich ihn ſchonen wollte, mußte ich ihm ſagen, daß ich gegen ſeine Intereſſen auftreten würde. Er lächelte mit Bitterkeit. Ich finde dieſen Freund gereizt über meine politiſche Entwickelung, von Louis nicht zu reden, den ich ſogar warnen muß, ſich von ſignaliſirten Perſönlichkeiten fern zu halten. Glauben Sie mir, Pauline, ich bedarf meiner ganzen geſammelten Kraft, um den Rückſichten nach allen Seiten hin nicht zu erliegen. Dieſe Freunde, die ich liebgewann, weichen in ihren Meinungen von mir ab. Sie verſtehen eine Poſition nicht, die ihre beſtimmten Pflichten hat. Mit einer ſo nachgiebigen Natur wie Siegbert Wildungen würd' ich mich verſtändigen. Mit Danlmar, ſeinem Bruder, nie. Ich bot ihm eine Stellung in meinem Kabinet. Er hat ſie ausgeſchlagen und mir aufrichtig, weil ich ihn um Aufrichtigkeit bat, die Misbilligung meines ganzen Syſtems ausgeſprochen. Ich habe ihm nur mit einem Seufzer antworten können und ihn vielleicht für immer entlaſſen. Louis vollends iſt ein Schwärmer. Er muß nach Frankreich zurück. Die Erinnerungen, die ſich an ihn knüpfen, hemmen meine Bahn und Gott iſt

raum verschaffte. Bis auf diesen Moment fanden sie noch immer ihre Hülfsmittel in dem eignen Muthe und der aushaltenden Kraft, welche diese auserlesene Schaar von Allen beseelte.

Aber nicht blos auf Vertheidigung beschränkten sich die Begleiter des Schamanen, sondern es lagen die siegreichsten Angriffe in den Bewegungen, welche sie fortwährend unter dem Schutz der Localität machten. Sie deckten an verschiedenen Stellen nur die Thür und kämpften, um ihren Rücken frei zu erhalten, bis der Durchgang in ein anderes Zimmer mit Gewalt erbrochen war. Ein solcher Rückzug war eine fortlaufende Eroberung.

In diesem Augenblicke krachten aber die Riegel und die Pfosten der letzten zertrümmerten Thür. Wie ein Pfeil schoß eine Zahl Kämpfender in das geöffnete Zimmer und die Waffen sanken augenblicklich, wie auf einen höhern Befehl. Der Dalai Lama kniete auf dem Fußboden und fütterte mit rührender Sorgfalt ein Paar junge Tauben, das auf seinen Schultern saß. Die bluttriefende Leidenschaft neben der schüchternen Unschuld!

Diese Scene war nicht an der Zeit. Der Schaman verscheuchte sie, raffte seinen Bruder auf und verlangte, daß er sich ihm zum Schutz ergebe. Aber ehe noch des Gottes fragender, rührender, seelenvoller Blick das Herz des Drängers entzündet hatte, erschallte schon aus dem Hintergrunde die lärmend rufende Stimme des Generals der Kalmücken, keinen Augenblick zu weilen und die Empörer sogleich wieder anzugreifen. Der Kampf begann aufs Neue, der dritte Bruder bahnte sich in die vordere Reihe den Weg und suchte sich Maha Guru's zu bemächtigen, der von dem Schamanen in

mein Zeuge, ich will etwas Fruchtbringendes, Feues, Großes, mag ich nun mit meinem Werke ſteben oder ſelber mit ſeinen Trümmern fallen.

Eben hatte Egon dieſe mit feierlichem Ernſt und mit dem ganzen Nachdruck eines ſich ſelbſt vertrauenden ſtarken Willens geſprochenen Worte beendet, als es draußen an der Thür rauſchte, raſchelte, klopfte.

Herein! rief Pauline, die ſchon merkte, wer die „Fledermaus" war . . .

Es war Melanie, die muthwillig hereinſprang und mit einer Neckerei den jungen Fürſten begrüßte.

Iſt es erlaubt, ſagte ſie, ihre ſich rauſchenden Kleider hinterwärts zurückſtreifend, die ſchöne Frau von Spitz ſo lange warten zu laſſen, bis Durchlaucht die Staatsgeſchäfte in ihren blauen Augen vergeſſen?

In braunen Augen nur vergeſſ' ich meine Pflichten, Melanie! erwiderte Egon und wollte die ſchlanke Hüfte umfaſſen und das ſchöne Mädchen an ſich ziehen.

Himmel! ſagte Melanie. Da fällt ein durchlauchtigſtes Haar auf meine Schulter. Helfen Sie mir es ſuchen, Geheimräthin! Ich ſammle dieſen Herbſt, um der Gräfin Wachendorf einen geheimen Brechenſchmuck daraus flechten zu laſſen.

Melanie! ſeufzte Egon. Spotten Sie nicht über einen Menſchen, der ſeit drei Wochen täglich nur fünf Stunden geſchlafen hat!

Aber nicht Opium nimmt! Hören Sie, Prinz! Man erzählt Das! Um Gotteswillen nicht!

Melanie ſprach dieſe Bitte mit wirklicher Theilnahme und ging auf Egon, dem ſie entflohen war, freundlich zu.

Wie bemitleid' ich Sie! ſagte ſie faſt traulich zu ihm.

Wär' ich ſo jung und ſchön, wie Sie! warf Pauline dazwiſchen und hielt ihre Hand feſt, ſo würd' ich Mitleiden mit dieſen umflorten müden Augenlidern haben und ſie küſſen.

Ein ſolches Wort konnte nur möglich ſein bei einer ſchon weitgediehenen Vertraulichkeit.

Wenn Sie die Augen ſchließen wollen! ſagte Melanie, berühr' ich ſie mit meinen Handſchuhen. Ich hörte immer, das Handſchuhleder der Frauen magnetiſirt.

Egon ſchloß die Augen. Melanie näherte ſich leiſe und hauchte die Lider mit ihrem Athem an. Egon merkte die Nähe des ſchönen Mundes. Er wollte Melanie im trunknen Taumel haſchen, aber ſie entfloh ihm. Er ergriff ſeinen Hut um ſie zu verfolgen. So huſchten Beide fort und erſt auf der Emporſtiege nahmen ſie einen gemeſſenen, vernünftigen Schritt...

Pauline aber machte etwas Toilette. Sie gestand sich, daß sie ein großes Glück genoß. Ein junger, liebenswürdiger, von aller Welt bewunderter Mann war ihr seit der Entdeckung, daß er nicht den Fürsten Waldemar von Hohenberg, sondern einen Unbekannten, Namens Heinrich Rodewald, zum wahren Vater hatte, zugethan wie ein Sohn, zuweilen wie ein Gefangener. Sie schloß ihn wirklich in ihr Herz, das jener enthusiastischen Einseitigkeit, die man nach Rudhard's Theorie Liebe nennt, im höchsten Grade fähig war. Sie schloß ihn da mit aller Vorliebe um so inniger ein, als sie, wie wir gesehen haben, fast spielend, wie im Scherz durch Egon über die wichtigsten Ereignisse des Staates in Kenntniß gesetzt wurde und sich endlich in jenem Zusammenhange mit ihrer Epoche fühlte, den sie so lange vergebens erstrebt hatte. Es war ein hoher triumphirender Stolz, mit dem sie ihre Gemächer verließ, um hinaufzusteigen in ihre wie es schien heute mehr als je gefüllten, jetzt gegen früher sehr veränderten Salons, die wir diesmal nur vom Standpunkte eines nur mittelbar zu ihnen Eingeladenen von der Hintertreppe aus belauschen wollen ...

Ein Theil der Gesellschaft war schon versammelt, als Fritz Hackert, der an ihn ergangenen Aufforderung

gemäß, ſich in dem Hotel der Geheimräthin von Harder einſtellte . . .

Schon hielten einige Wagen vor der Thür. Er erkannte die Livree des Fürſten und einiger andrer vornehmen Beſucher, die einſtweilen von der Ludmer empfangen wurden . . .

Als er eine Hintertreppe emporgeſtiegen und in einen mit Decken belegten und von Glaskugeln mit milchweißem Lichte erleuchteten Korridor getreten war, gab man ihm den Beſcheid, daß er erwartet würde, ſich aber einige Zeit gedulden müſſe, bis Madame Ludmer zu ſprechen wäre. Man wies ihn in derſelben Etage, wo die Geſellſchaft ſich verſammelte, in ein hinteres Zimmer und ſtellte ihm ein Wachslicht hin mit dem Erſuchen, ſich die Zeit nicht lang werden zu laſſen.

Es kommt überhaupt darauf an, ſagte er zu dem Bedienten ziemlich vorwitzig, ob ich Zeit habe.

Der Bediente beobachtete den Anzug des kühnen Sprechers. Hackert hatte eine gewähltere Toilette gemacht und einmal an ſein ſtruppiges Haar, dem er keine Sorgfalt widmen mochte, weil er es der Farbe wegen haßte, ſorgſamlichſt die Bürſte gebracht. Der ſchwarze Frack, den er trug, war etwas eng geworden, die Weſte von verſchoſſenem gelben Piqué; ſie hatte

früher dem Justizrath Schlurck gehört, von dem e. überhaupt, seiner Stellung zu ihm gemäß, die abgelegten Kleider trug. Seine Handschuhe waren von weißem, frischgewaschenem Baumwollengespinnst. Da es draußen empfindliche Novemberkälte gab, so fror ihn in seinem leichten Staatsanzuge. Glücklicherweise fand sich ein Ofen. Er setzte sich an die ausströmende Wärme desselben, gerade einem Spiegel gegenüber, in dem sich wiederfindend Hackert vor sich her brummte:

Gerade wie ein Junge, der eingesegnet wird und das erste Mal das Abendmahl nimmt! Wenn die Dame, die mich sprechen will, noch hübsch ist, so fürcht' ich, hält sie mich meines Hemdkragens wegen für einen unschuldigen Jüngling und wird roth statt meiner. Wenn ich den Hemdkragen aufstellte! So! Jetzt das schwarze Tuch breiter gelegt — Ha! Nun hab' ich das Ansehen eines jungen Engländers aus einer Pension! Hackert, Hackert! Du hältst dich für schön und die Sorgfalt deiner Toilette wird sich rächen!

Es währte geraume Zeit, ehe die Stille um ihn her durch irgend etwas Bemerkenswerthes unterbrochen wurde. Er hörte zuweilen einen Wagen rollen, zuweilen die Hausthür gehen und Etwas die große Treppe, wie er sagte, heraufknackern. Im Uebrigen war es still. Die zurückgelegte Gardine zeigte den

Hof und einen Blick in den kahlen, winterlichen Garten. Er sah Remisen, einen Stall und fand es in der Ordnung, daß in dieser Einsamkeit auch einige gewaltige Hunde klafften.

Bei Alledem, sagte er sich, bin ich begierig, was man von mir will. Ich wette, es ist ein silberner Löffel gestohlen worden und die Herrschaft hier will, daß ich mit Klugheit entdecke, welcher von den Bedienten der Thäter ist. Der impertinente Schlingel, der mir hier nichts als ein Wachslicht vorsetzte, ahnt vielleicht sein Schicksal nicht.

In diesem Augenblick hörte er nebenan, in einem Zimmer, das gleichfalls nach dem Hofe hinausging und allerdings hintertreppenartig genug aussah, einige Worte, die ungefähr so lauteten:

Wohin, wohin, wertheſter Herr Justizrath?

Lassen Sie mich, Beste! Ich kenne diese kleine Retraite —

Bleiben Sie in dem türkischen Zelt! Spielen Sie, Justizrath?

Danke! Danke! Ich warte hier, bis Se. Durchlaucht kommen. Ein paar Worte mit ihm, dann ist mein Geschäft abgemacht.

Wie Sie wollen, Justizrath! Ich schicke Ihnen den Thee hier herein! Aber, Himmel! Sie sind ein Ein-

siedler geworden, menschenscheu so zu sagen! Was ist Das nur?

Die Stimme, die diese Worte sprach, gehörte irgend einer alten in ihrem Organe verwahrlosten Frau.

Sie war krächzend und unmelodisch. Hackert kannte sie nicht. Aber Schlurck's Stimme war ihm sogleich gegenwärtig. Es erregte ihn nicht wenig, dem Manne wieder nahe zu sein, den er eine so lange, glückliche Jugendzeit hindurch gewohnt war wie seinen Vater zu betrachten und der ihn erst dann in Ueberwallung des Zornes aus dem Hause entfernte, als er sich ihm gegenüber rühmte, daß eine Jugendliebe nicht ohne Erwiderung geblieben war.

Es wurde Alles still nebenan. In den vordern Zimmern, die zur Allee hinausgingen, merkte man die belebte Gesellschaft, der der Justizrath offenbar entfliehen wollte. Nebenan nur hustete und räusperte sich zuweilen derselbe Mann, der nicht ahnen mochte, daß ihm sein ehemaliger Pflegesohn, der Schreiber Fritz Hackert, so nahe war.

Hackert konnte dem Reize, sich dem Justizrathe bemerkbar zu machen, auf die Länge nicht widerstehen. Er fing gleichfalls an zu husten und trällerte leise. Er glaubte jetzt damit Eindruck machen zu können, daß man ihn in ein so vornehmes Haus beschieden hatte

und stand, da der Justizrath ganz allein zu sein schien, mehrmals auf dem Sprunge, zu ihm einzutreten. Nur der Gedanke, daß jeden Augenblick nun doch wol die Dame kommen konnte, die ihn zu sprechen verlangt hatte, hinderte ihn an der Ausführung. Endlich als diese sogenannte Madame Ludmer in ihrer Rücksichtslosigkeit auch zu weit ging und immer noch nicht kam und zuletzt gar Kuchen und Wein mit der Bitte schickte, nicht ungeduldig zu werden, faßte er sich ein Herz und entschloß sich, den Justizrath zu überraschen und wär' es auch nur, daß er so thäte, als hätte er sich in den Zimmern geirrt und gleich wieder zurückprallte... Er öffnete die Thür. Ein Lichtstrahl fiel ihm entgegen aus einem bunten Gemache, das ohne Zweifel jenes obengenannte türkische Zelt war. Zwischen seinem Zimmer und jenem geöffneten Zelte lag noch ein einfenstriger Verbindungsraum, unerhellt. Ein Sopha stand hier gegen die Wand so gestellt, daß Hackert den darauf Sitzenden zwar bemerken, aber auch thun konnte, als säh' er ihn nicht, während er selbst halb unbemerkt blieb.

Schlurck blieb ruhig sitzen. Er glaubte, ein Bedienter sähe nach dem türkischen Zelte und ließ Hackerten ruhig gewähren, der auf den Zehen nach vorne schlich und dem lauten Gespräch der vorderen

Säle folgen zu wollen ſchien. Ein Seitenblick zeigte ihm Schlurck's Perrücke, ſeine goldne Brille, ſeinen blauen Frack mit den gelben Knöpfen. Hackert ging ſo weit vorwärts, daß er ſchon im türkiſchen Zelte ſtand und ſich grell genug in der Beleuchtung deſſelben, von dem kleinen Zimmer aus geſehen, abſchnitt. Nun richtete Schlurck doch den Kopf empor, erkannte Hackert und von dem Gedanken ergriffen, der böſe Dämon wage ſich in dieſe Zimmer, um Melanie zu beunruhigen, ſprang er auf, war mit zwei Schritten in dem türkiſchen Zelte, faßte Hackerten am Arm und riß ihn gewaltſam zurück.

Gemach, Herr Juſtizrath! rief Hackert. Was unterſtehen Sie ſich?

Was ſoll Das hier? Hackert! Welche Dreiſtigkeit!

Nun, nun — ereifern Sie ſich nicht, Herr Juſtizrath . . . ſtör' ich Sie in Ihren Betrachtungen?

Was ſoll Das? Wie kommen Sie hieher, Hackert? Entfernen Sie ſich! Augenblicklich!

Hackert lachte höhniſch und ſagte dem Juſtizrath, daß ihn hieher eine Einladung beſchieden hätte und er nachgrade geſtehen müſſe, daß ihm die Zeit lang würde.

Da er ſich bei dieſer Erläuterung zurückzog und Miene machte, wieder in ſein Zimmer zurückzutreten,

polterte der Justizrath, der gegen keinen Menschen in der Welt persönlichen Muth hatte, nur gegen Hackert, jetzt aber schon etwas besänftigt war:

Eine Einladung? Von wem?

Von Madame Ludmer!

So! so! Hackert, hier vorn ist Gesellschaft. Warten Sie da, wo man Ihnen Platz angewiesen hat.

Danke für die Auskunft, Herr Justizrath! Guten Abend, Herr Justizrath!

Damit wollte der Schreiber höhnisch und die weißen Zähne weisend langsam sich zurückziehen. Still und voll genoß er die Wonne, sich hier gezeigt zu haben. Er zog die Thür nach sich, ohne sie zu schließen.

Da sie aufblieb und sich der Justizrath wieder rückwärts an die Wand auf sein Sopha gesetzt hatte, wie Jemand, dem Gesellschaft zum Ekel ist und der nur auf eine Veranlassung wartet, nach irgend einem vollzogenen Geschäfte sich zu entfernen, trat eine unheimliche Pause ein. Hackert regte sich nicht. Schlurck stützte den Kopf auf und durchbohrte mit den Augen seine Brillengläser.

Das kleine Zimmer war nicht sehr erwärmt. Schlurck mußte niesen.

den Kreis ſeiner Begleiter gezogen wurde. Die Begegnung der Brüder ſtörte aufs Neue den Verlauf dieſer peinlichen Scene. Das gegen den Schamanen aufgehobene Schwert des Generals ſank, als er den leiblichen Bruder in ihm erkannte. Er konnte nicht annehmen, in ihm einen Feind zu finden und verlangte eine Erklärung über ſein Unternehmen.

„Des Allerheiligſten eigener Wille ſoll entſcheiden!“ rief er, nachdem der Schaman ſein Verlangen mitgetheilt und die Uebergabe Maha Guru's in ſeine Hände zur Bedingung ſeines Weichens gemacht hatte. Alles ſchwieg voll geſpannter Erwartung. Und der Gott erhob ſeine entſagende, getröſtete, freudige Stimme und ſprach mit einem Ausdruck, welcher ſelbſt die ergriff, die er in dieſen Worten verdammte: „Gerecht iſt der Prieſter, der an ſeinem Altare ſtirbt. Gerecht ſind die, welche als treue Wächter ihrer Pflicht untergehen. Gerecht iſt der, welcher in den Schranken der Natur und des Geſetzes bleibt.“

Was bedurfte es weiter, um die Leute des Generals zu dem verzweifeltſten Muthe anzufeuern? Ihre Erbitterung ſtieg um ſo höher, als ihnen der Lama entzogen war; denn der Schaman hielt ihn im Hintergrunde unter ſeinen Mitkämpfern zurück. Die Scenen des erſten Kampfes kehrten alle mit geſteigerter Hitze wieder. Das Zimmer war mit Blutſpuren bezeichnet, die ſich bald ſo anhäuften, daß es ſchwierig war, beim Gefecht auf feſtem Fuße zu ſtehen. Der General kämpfte mit einem Löwenmuthe, der ſelbſt den treuloſen Schamanen zerriſſen hätte, wenn ihm dieſer unter ſeine ſchonungsloſe, unnahbare Hand gekommen wäre. Die Angriffe wurden aber mit derſelben Hartnäckigkeit erwiedert;

Helf Gott! rief Hackert nebenan von dem Ofen aus, wo er ſich wärmte.

Schlurck blieb das Danke! ſchuldig, ſtand aber nach einer Weile auf und kam in Hackert's Wartezimmer.

Wie geht es Ihnen denn, Hackert? begann er jetzt mit einer Güte, die ihm eigentlich angeboren war, die er aber meiſt hinter äußrer Kälte und negativen philoſophiſchen Maximen verſteckte.

Danke, Herr Juſtizrath. Sie ſehen, ich ſtehe auf Wartegeld.

Sie ſind ja bei der Polizei eingetreten, fuhr Schlurck in künſtlich barſchem Tone fort.

Steht Das im Amtsblatt? fragte Hackert.

Ich hab' es von Par. Der Oberkommiſſär iſt unſer beſter Poliziſt. Es macht ihm Ehre, daß er ſich fähige Menſchen ausſucht und jungen anſchlägigen Köpfen den Vorzug gibt.

Danke! ſagte Hackert mit einer kalten trocknen Malice.

Sie hören nicht gern, Hackert, daß Sie bei der Polizei ſind. Es geht Jedem ſo. Anfangs hat man Gewiſſensſkrupel. Später treten die Erfolge ein, die ſich belohnen und der Wetteifer mit den Kollegen thut

das Uebrige. Man gewinnt in solchen Fällen selbst sein Elend lieb.

Geleckter Blut macht wilder . . .

Par benutzt Sie zu geheimen Aufträgen. Auf solchem Wege kann man jetzt Carriere machen, aber stellen Sie Ihre Bedingungen ja immer vor den Coups, die Sie ausführen, nie nachher! Hören Sie! Auch muß man Grundsätze haben —

Den Grundsatz, keine zu haben.

Das ist Dasselbe, Hackert! Ich prophezeie Ihnen eine glänzende Laufbahn, wenn Sie sich an Par anschmiegen, nie mehr anerkannt wissen wollen, als was Sie zu seiner Zufriedenheit ausführen und überhaupt sich mit Verstand unterordnen. Bei diesen Menschen, die selbst wieder einem Höheren dienen, muß man nur nicht verrathen, daß man sie in Händen hat oder daß sie mit Dingen prahlen, die eigentlich den Subalternen gelungen sind. Sie haben sich lange von Bartusch kein Geld geholt. Bekommen Sie einen bestimmten Gehalt, Hackert?

Hackert nickte.

Kann man fragen, wieviel?

Zweihundert Thaler fix und für's Uebrige Gratificationen.

Prisengelder so zu sagen! fiel Schlurck lachend ein

und fuhr dann mit der Behaglichkeit, die er immer fühlte, wenn er sah, daß es jedem Menschen in der Welt leidlich gut und flott ging, fort:

Hackert, da gratulir' ich! Ihre Anschlägigkeit wird Ihnen den Weg bahnen. Sie haben bei mir etwas gelernt und wenn Sie auch nichts mit auf die Welt bekamen, als ein paar Windeln in dem Korb, mit dem Sie vor's Waisenhaus gestellt wurden, Witz und Raffinement hat Ihnen die gütigere Mutter Natur geschenkt.

Wenigstens hab' ich ihr auch schon manches Lehrgeld dafür zahlen müssen! antwortete Hackert bitter.

Sind Sie immer wohl? Gesund, Hackert?

Hackert schlug bei dieser Ablenkung die Augen nieder.

Kein Rückfall mehr in das alte Uebel?

Hackert schwieg. Jedem Andern würde er mit einer Insolenz geantwortet haben. Schlurck's im Grunde weichliches Gemüth aber kannte er und fühlte die Theilnahme aus der barschen und äußerlich feindseligen strengen Art, mit der der Justizrath ihn examinirte, hinlänglich heraus. So antwortete er ihm denn auch nach einigem Besinnen:

Manchmal find' ich meinen Stubenschlüssel anderwärts, als wo ich ihn des Abends hingelegt habe. Das ist Alles, was ich von dem Zustand jetzt grade weiß.

Sie wohnen bei einem Barbier, Namens Zipfel? Sollt' ich einmal Unglück haben, so ist Verband in der Nähe . . .

Schlurck fing von seinen Unterstützungen, von Hackert's Stolz, von Bartusch an . . .

Gestern besuchte er die Frau Gerichtsdienerin Spieß im Rathhause. Er geht recht klapperbeinig. Was ist ihm nur?

Schlurck meinte geheimnißvoll lächelnd, das käme davon, daß er Geister gesehen hätte . . .

Hat Bartusch Geister gesehen? fragte Hackert.

Ich erlebe, daß er noch fromm wird! fuhr Schlurck kopfschüttelnd und frivol fort. Zur Spieß geht er vielleicht, um zu beten . . .

Hackert lachte und stellte die Vermuthung auf, daß Bartusch sich manchmal der Gefahr aussetze, von Treppen zu fallen, mit Wassergeschirren begossen zu werden und ähnliches Unglück zu erleben. Auch Schlurck lachte nun herzlicher. Beide aneinandergewöhnte Menschen fanden sich durch Frivolität wieder. Sinnenmenschen geht's nicht anders. Sie finden sich nicht, wenn sie die Feierkleider der Seele anziehen, immer aber, wenn sie sich im Negligée belauschen.

Hackert, sagte Schlurck und kam ihm zutraulicher entgegen; ich habe Sie manchmal recht nöthig —

Warum duzen Sie mich denn nicht mehr, Herr Justizrath? Sie wissen doch —

Ich weiß, daß ich dich immer gern gehabt habe, Junge, und ein solches Ende unsrer Freundschaft nicht voraussah. Seit du aus dem Hause bist —

Herr Justizrath, Sie sehen recht traurig aus . .

In der That zitterte Schlurck's Stimme und seine Brillengläser liefen vom umflorten Auge an. Er mußte die Gläser abnehmen.

Hackert'chen, ich bin der Alte nicht mehr, sagte er, die Gläser mit seinem ostindischen Taschentuche putzend, ich habe zuviel auf Einmal erfahren müssen. Es ist doch wohl, daß ich mich in diese Zeit nicht recht schicken kann . . .

Alle Geschäfte gehen schlecht . . .

Das wollte weniger sagen, Kind, obgleich auch der Trieb, Neues zu beginnen, gehört nur der Jugend. Unser Fleiß im Alter ist an die einmal gezogenen Gleise gebunden. Ach, und die Welt ist so verkehrt, die Menschen rennen so toll an Einem vorüber, es ist kein Frieden, keine Gemüthlichkeit mehr in den Auffassungen! Drommeldey ist der einzige Philosoph, der noch übrig geblieben ist von der alten Zeit und auch Der fängt an, von Systemen und einem fertigen Glauben zu reden . . .

Sie wollten ja immer nach Kiſſingen, Herr Juſtizrath —

Unterleib meinſt du? Hypochondrie? Kiſſingen — ja, ja! Biſt doch ein guter Junge!

Die Verdauung . . .

Nicht die Verdauung! Ich bin nicht krank, ich verdaue! Nur and're Freude hab' ich nicht mehr viel. Die Menſchen ſind ſo verteufelt ernſt geworden, ſo albernklug, ſo dummgeſcheut, ſo vielſeitigeinſeitig und die Frauen, wo iſt noch eine Frau, die lachen, ſcherzen kann, die Humor hat, die über dumme Dinge wegſieht und alle klugen verſteht?

Melanie!

Meinſt du? Ich glaube faſt, meine Melanie iſt die letzte, die das Leben zu verſchönern weiß. Ach Hackert, wenn wir früher zuſammenſaßen, die Rittergutsbeſitzer kamen, brachten Capitalien, die Bauern hatten Prozeſſe, da gab's Mündel mit großen vormundſchaftlichen Depoſiten, es war eine andre Zeit. Man arbeitete mit Luſt, man ſpitzte die Feder aus und ging dann zu einem Freunde, um zu diniren, Anekdoten zu hören, etwas Muſik, etwas Frauenanmuth zu genießen. Man lachte, man ſprach von einem alten boshaften Schriftſteller. Man küßte den Damen die Hände, flüſterte ihnen eine Huldigung in's

Oh, horte dafür wieder die Beichte der schönen Sünderinnen . . . freilich, Hackert, man war jünger . . .

Ich denke aber, Herr Justizrath, Sie wollten nie alt werden?

Wollt' ich Das? Das war Prahlerei, den Aerzten gegenüber. Trommeldey vergriff sich manchmal in seiner Apotheke. Er kam eben von einer hysterischen Dame und hatte mit der über den Nervenäther gesprochen, und zerstreut wie er ist, kam er dann bei mir auch mit dem Nervenäther. Da hab' ich so manchmal eine kräft'ge Renommage dazwischen geworfen und von noch feineren Dingen als den Nerven geprahlt, vom freien menschlichen Willen, stolz sich hebend in der Atmosphäre von Sauerkraut und Pökelfleisch . . .

Es werden wieder beßre Zeiten kommen, die Sie aufheitern, Herr Justizrath —

Meinst du, Junge? Leichte, fröhliche Menschen, gesunde Zeiten? Glaub's nicht, Kind — du denkst, Par und seine Genossen könnten die Unruhe ausfegen wie alten Sauerteig? Unserm Jahrhundert ist gar nicht mehr beizukommen und wenn Ihr noch so viel Demokraten einsteckt! Die Freude, die Lust ist gewichen, die Poesie des Lebens ist hin! Eine schöne Phrase! Himmel, was hab' ich früher an einer schönen Phrase

geſchluckſt! Wie Melonenſaft floß mir Das um den Mund, wenn ich ſo ein Kapitel von Rochefoucauld oder Cheſterfield las... Du kennſt die kleinen Bücher, die ich zuweilen zwiſchen der Mehlſpeiſe und dem Fiſch von dir aus meiner Bibliothek holen ließ, um meinen Gäſten einen Satz aus der . . .

Philoſophie der Bagatelle, wie Sie's nannten —

Philoſophie der Bagatelle! Nannt' ich's ſo? Sieh, ich bin ſelbſt Schuld daran, daß du uns Allen über den Kopf gewachſen biſt. Wenn ich ernſt ſein wollte und fragte mich: Wer hat die Verantwortung für Alles, was den Frieden unſres Hauſes, unſre Freundſchaft ſtörte —

Laſſen Sie Das doch, Herr Juſtizrath!

Wie liebt' ich dich, Fritz! Wie ſchmiegſam, gewandt warſt du! Welche Handſchrift! Welche Auffaſſung, wenn ich dir einen Brief zu ſchreiben überließ!

Ich nahm alle Menſchen für ſchlecht. Da hatt' ich's kurz.

Ja, ich, ich lehrte dich auch dieſen Cynismus. Biſt ein Cyniker, Junge! Eine reſpektable Philoſophie des Alterthums! Suchſt nichts im Aeußeren! Du hatteſt, was Du begehrteſt. Wie fröhlich ging es bei uns her! Wir haben noch Champagner, Fritz.

Er ſchmeckt uns aber nicht mehr. Bartuſch grämelt, meine Frau grämelt, Melanie grämelt, Alle möchten gern des Teufels und fromm werden und können's doch nicht — der Durchbruch fehlt! Du mein Himmel, wenn der Unſinn des Jahrhunderts und die langweilige Ernſthaftigkeit unſrer Epoche ſich auch in meine alte Komthurei einſchliche —

Oder Sie gar die Komthurei verlaſſen müßten?

Meinſt du? Auch dieſer Prozeß iſt mit an meiner Verſtimmung Schuld. Mit dem Schrein in Hohenberg fing das Trauerſpiel an. Nicht, daß ich fürchtete, den Prozeß zu verlieren. Nein, auch die zweite Inſtanz ſpricht für die Kommune und das Recht des Beſitzes. Aber es ſind dabei Dinge vorgekommen, die mich aufgeregt, erſchüttert haben, Dinge, wo ich mit mir ſelbſt in Widerſpruch gerieth und zuweilen naſſe Augen hatte. Es iſt nicht gut, weich zu werden.

Sie weinen doch ſonſt manchmal recht gern, Herr Juſtizrath!

Das iſt's eben! ſagte Schlurck lächelnd, faſt wehmüthig. Es kommt jetzt zu oft. Du weißt, wie ich mich gegen Rührungen ſträube. Dieſe Rührungen ſind die eigentlichen heimlichen Kalendermacher; Rührungen, mein Sohn, ſind die Leichentücher, an denen man ſo ganz ſanft und ruhig allmälig unſern Sarg in

die Grube läßt! Rührungen weichen den ganzen Menſchen auf, als wär' er von Lehm gebacken und der Frühling käme ſo über Einen und verſetzte uns ſanft und lind in einen auseinandergehenden dünnen Brei, den man das himmliſche Leben nennt. Sonſt wurde bei uns gelacht, geſcherzt — jetzt —

Wo Sie Schwiegervater einer Durchlaucht werden konnen —

Schwiegervater einer —

Beſſer konnten Sie ſich doch dafür nicht revanchiren, daß Ihnen die Adminiſtration genommen wurde . . .

Der Juſtizrath beſann ſich. Er fühlte ſogleich, wie dreiſt und vorlaut dieſe Worte waren. Es fiel ihm plötzlich ein, daß im Grunde doch Hackert an Allem Schuld war, was ihn jetzt drückte. Er hatte Laſalle, den Verlobten ſeiner Tochter, mit einem Darlehn von zehntauſend Thalern entſchädigen müſſen, das gewiſſermaßen à fond perdu geradezu geſagt als Abfindungsſumme gegeben war. Er hatte dieſe Summe nur mit großer Mühe in der jetzigen ſchwierigen Geldklemme aufgetrieben. Er ſah ein Verhältniß zwiſchen Melanie und dem Fürſten Egon entſtehen, das ihm weit weniger willkommen war, als wenn etwa Melanie und Dankmar Wildungen ſich vereinigt hätten.

denn es galt jetzt weniger einen eroberten Preis zu schützen, als das eigne Leben, das von einer wüthenden Uebermacht bedroht war. Die Kämpfer kamen immer dichter auf einander, die Leiber sind fest verschlungen und ringen um einen Fußbreit Raum, den man erobern mußte, um ihn sicher zu behaupten. Eine Scheidewand von Leichnamen trennt auf einige Momente, wie man ihrer ansichtig wurde, die Mordenden. Aber auch sie wird erstiegen und desto unwirksamer, je mehr sie anwächst. Konnte man glauben, daß eine solche Verwirrung noch höher steigen würde? Aber dieser höchste Grad trat ein und mit ihm eine plötzliche Veränderung der Scene. Der General war verschwunden; wer ihn suchte, sah auf den blutigen Leichenhügel, der sich im Zimmer erhob; neue Mannschaft war der ermatteten zu Hülfe gekommen, aber sie fand keinen Feind mehr, da sie sich durch den Rücken der unglücklichen Beschützer dieses heiligen Ortes ihren Weg gebahnt hatte. Die Residenz befand sich in den Händen der siegreichen Eroberer.

Der Schaman hatte sich seine kostbare Beute zu erhalten gewußt. Er eilte, den schüchternen Bruder an der Hand führend, durch die von Kriegern durchstürmten Gänge, bahnte sich den Weg durch einen brennenden Theil der Burg und brachte die bedrohte Person des entthronten Gottes in Sicherheit, ehe sie von der Erbitterung der siegreichen, fanatischen Parteihäupter erreicht werden konnte. Er warf seinem Gefangenen den Mantel des nächsten todten Kriegers, der am Boden lag, über und zog ihn mit sich durch das Gedränge den Berg Potala in die Ebene hinunter. Welch ein Bild lag vor ihnen ausgebreitet! Mord, Brand und alle Schrecken des wildesten Krieges waren in dies sonst so friedliche, nur

wie ihm damals vorschwebte, als sein Verstand, sein juristischer Scharfsinn, seine ungemeine Rechtsgewandtheit noch nicht dem bekannten Prozesse die Wendung gegeben hatte, die der Kommune günstig war. Er hatte Möglichkeiten gesehen, Dankmar Wildungen gewinnen zu lassen. Er hatte Melanie's Liebe zu Dankmar wohl errathen, wohl erwogen, welche Zukunft er sich und ihnen zaubern könnte. Dankmar hatte aber Melanie verschmäht, sich für immer ihr entfremdet, sie nur als eine vorübergehende Episode seines Lebens betrachtet. Vermögen war dem Justizrath lieber als jeder Titel. Was lag ihm an dem armen Prinzen Egon, den er gleich bei seinem ersten politischen Auftreten für einen Narren und Phantasten erklärte! Konnte er mehr erwarten, als daß Melanie zuletzt, wie dies in solchen Fällen zu geschehen pflegt, schwach genug sein würde, auch nur mit einer „Liaison" zwischen ihr und dem Fürsten sich zufrieden zu geben! Sein Scharfblick ahnte diesen Ausgang, der ihn bekümmerte, sogar der Moral wegen. Seine Melanie eine Fürstenmaitresse! Er schauderte. Und nun dieser abenteuerliche, verschuldete, arme Egon! Er wußte, daß seine Güter nur noch geringen Werth hatten, daß sie einem Projektenmacher, für den er Ackermann hielt, überlassen waren; er wußte, daß

Egon, in plötzlicher aristokratischer Anwandlung, neue Schulden, ganz wie sein Vater gemacht hatte. Er wußte, wie tief er sich mit dem Bankier von Reichmeyer eingelassen. Was blühte da seiner ehrgeizigen Tochter? Von der strengen puritanischen Natur Egon's, der im Stande war, Melanie wirklich zu heirathen, hatte er keinen Begriff. Ein junger offenbar im Banne der Phantasie und der Sinne stehender Fürst schien ihm unmöglich die Anwandlungen einer stoischen Selbstkasteiung haben zu können, von denen wir wissen, daß sie Egon wirklich besaß. Egon und Schlurck waren zwei diametral entgegengesetzte Charaktere, beide voll Phantasie, beide den Frauen ergeben und beide doch so völlig anders, wie Süd und Nord, wie Flamme und Eisblume.

Der Justizrath fuhr sich über die Stirn, die sich ihm plötzlich runzelte. Hackert's Dreistigkeit, ihn an diese Möglichkeiten und Familienverhältnisse zu erinnern, war ihm peinlich. Er wollte sich anfangs rasch entfernen und brach auch das Gespräch ab, indem er vorschützte, zur Gesellschaft zu müssen. Dennoch blieb er in der Thür stehen und wandte sich noch einmal mit den Worten zurück:

Wirst doch nicht glauben, Hackert, daß Charlotte Ludmer, die dich herbestellt hat, eine hübsche junge

Kammerzofe iſt? Du Teufelskerl! Warum läuft nur bei dir Alles auf die Weiber hinaus?

Ich denke mir, es iſt der alte Drache, der mit Ihnen vorhin ſprach.

So haſt du von der Kehle doch auf die Viſage geſchloſſen? Ich denke mir immer, daß die alten Hexen, die Fauſten in Griechenland begegnet ſind, wohin ihn mein göttlicher Goethe reiſen läßt, ſo ausſahen wie dieſe Ludmer, und im Vertrauen geſagt, ihre Gebieterin, die Geheimräthin, geht auch ſchon ſtark in das Geſchlecht der einäugigen Phorkystochter über. Ich bin nicht neugierig. Was will die Alte von dir?

Soll ich erſt hören.

Willſt du wiſſen, was es ſein wird?

Ein geſtohlner Löffel, den ich bei den Pfandleihern aufſuchen ſoll.

Glaub' ich nicht. Hier im Hauſe weiß man die geheime Polizei beſſer zu ſchätzen. Ich denke, die Alte wird die Frage an dich richten, ob es im alten Rathsarchive hier wirklich Geſpenſter gibt?

Geſpenſter? fragte Hackert erſtaunt und fühlte ſich ſo ſonderbar getroffen, daß er Schlurck groß anſah.

Ja, ja! ſagte Schlurck, ohne Hackert's Befremden

beſonders zu bemerken. Dieſe Menſchen ſind profaiſch. Sie erfahren von Geiſtern und rufen nicht den Pfarrer, ſondern gleich die Polizei.

Aber ich verſtehe nicht —

Die Alte hatte mir einen Auftrag gegeben, in den von unſerm Stadtarchive aufbewahrten Kirchenregiſtern einer kleinen zu unſerm Weichbilde gehörenden Ortſchaft irgend ein Dokument, zu irgend einem namenloſen Zwecke, zu ſuchen. Ich übertrug dieſe Aufgabe, mit der einige delikate Rückſichten verbunden waren, dem im Suchen und Spioniren kundigen alten Maulwurfe —

Bartuſch! ergänzte Hackert geſpannt.

Bartuſch beſucht den genannten Ort, findet den rechten Schrank, das rechte Papier und behauptet, eine Geiſterhand hätte es ihm fortgeriſſen —

Das rechte Papier? fragte Hackert.

Ja, ſo zu ſagen, ein alter verfallener Pfandzettel! Genug, es ſpukt im Archiv und ich wette, die Alte iſt ein Rationaliſt, wie alle Sünder, ehe ſie auf dem Todbett liegen. Sie wird wiſſen wollen, ob die Polizei an Archivgeſpenſter glaubt.

Daß im Rathskeller Geiſter ſind, lernt' ich ſchon früh an den Weinfäſſern des alten Kellermeiſters kennen

Wie so?

Wissen Sie nicht mehr, als ich so klein war —

Junge, rühr' mich nicht! Ich weiß, du willst mich daran erinnern, daß ich dich oft mit in den Rathskeller nahm, wenn die Sitzungen des hochedlen Magistrates zu trocken wurden. Hackert, ich wünschte, ich hätte dir als kleinem Anfänger von acht Jahren mehr Prügel und weniger Niernsteiner zu kosten gegeben. Ich habe den Pestalozzi immer so affektirt und die Natur wirklich immer im Natürlichen gefunden. Aber thu' mir den Gefallen, gib der Alten nicht nach und sag' ihr etwa, im Archiv hausten zuweilen Ratten und Diebe. Sag' ihr, es gäbe Geister! Hörst du! Diese Menschen sollen und müssen an Geister glauben. Ich selbst glaube dran.

Das ist ja etwas ganz Neues, Herr Justizrath, sagte Hackert, dem die Bartuschen entrissene Urkunde über den Taufakt des Paul Zeck plötzlich an Bedeutung gewann. Seit wann glauben Sie denn an Geister?

Seitdem meine Frau nicht mehr in unserm guten Leitwasser, sondern im Jordan baden will, Hackert. Etwas muß der Mensch haben, an das er sich hält und das außer ihm liegt. Mögen sie in die Kirchen rennen die alten Sünder und falsche Gesangbuchverse

ſingen: Nr. 814, wenn der Küſter und die Orgel Nr. 514 meint! Mögen ſie zu Jeſu halten, den ich herzlich lieb habe, weil er ſo tolerant war. Ich will auch etwas über mir anerkennen: Ratten, Mäuſe, Geiſter, was man will. Und mit den Geiſtern hat es etwas auf ſich. Voltaire hätte nur noch ein Jahr länger leben ſollen und ich wette, er hätte nicht nur an die Ratten von Ferney, ſondern auch an Geſpenſter geglaubt. Alle großen Männer nehmen Geiſter an. Alſo . . .

Hackert wußte nicht, ob der Juſtizrath im Ernſt oder Scherz ſprach. So durcheinander pflegte er bei Tiſch zu plaudern.

Nicht wahr, mein Ende iſt nahe, Fritz? ſagte der Epikuräer. Ich werde gläubig, aber es muß pikant, neu, ſchauerlich ſein, was ich glaube. Ich ſchließe jetzt öfters mein Schränkchen, auf das du immer ſo neugierig warſt, auf, binde mein Schurzfell öfters um, als ſonſt und bin ein fleißiger Maurer. Wir haben zwei Sekten in der Maurerei, eine vernunftaufgeklärte und eine myſtiſche. Ich habe mich an die myſtiſche, an die dunkle angeſchloſſen . . . Ja, ja, lach' du nur! Ich hab' in meinen jungen Tagen auch gelacht, wenn ich las, daß Epikuraer in ihren alten die Beichtväter riefen und die Zauberer. Die Beicht-

vater mögen zu Madame Schlurck gehen. Ich möchte Zauberer rufen, Schatzgräber, Todtenbeschwörer. Wenn ich nicht noch gar Jesuit werde! Wärst du klug, Hackert, sagt' ich dir ein paar Jesuiten, die gut zahlen . . .

Ich kenne zwei . . . Propst Gelbsattel und General Voland von der Hahnenfeder.

Junge, bist du toll? Das wißt Ihr schon auf der geheimen Polizei? Ihr seid doch mit dem Teufel im Bunde! Aber verurtheile die Leute nicht nach dem gemeinen Standpunkte eines Oberkommissärs, Hackert! Jesuiten, mein Sohn, sind die einzigen praktischen Menschen der Jetztzeit. Du hast Verstand, Umsicht, du kannst Carriere machen. Affiliire dich! Sie brauchen Kräfte, Intelligenz und Niemand ist ihnen willkommner, als wer zugleich im Dienste dieses dummen Zwangsstaates steht, dem sie seit drei Jahrhunderten Feindschaft geschworen haben. Denke nicht, daß ich ein Jesuit geworden bin. Aber werde bei Zeiten katholisch, mein Sohn! Nur das Aparte kann einen Mann von Verstand befriedigen und wär' es auch die Glorie des Unverstandes! Mit den Beinen oben, Kopf unten! Warum nicht? Nur nicht wie die Schuster und Schneider! Nur nicht wie die dummen Gelehrten, die Staatsmänner, die ehrlichen Leute, die tugendhaften

Weiber! Nur nicht die Sonne Sonne nennen! Ich bitte dich, Hackert, wenn die Alte von der Polizei ſpricht, ſprich ihr von Geiſtern. Laßt uns die Furcht und die Geſpenſter leben! Das iſt noch die letzte Poeſie, die uns übrig bleibt und der Tod iſt fürchterlich. Guten Abend, Hackert'chen! Halt dich brav! Guten Abend!

Hackerten war es doch wirklich geworden bei dieſem tollen Humor des Juſtizrathes, der plötzlich wieder ſeine ganze alte mephiſtopheliſche Färbung bekommen hatte. So kannte er ihn. So ſaß der Juſtizrath ſonſt beim Champagner bis in die Nacht und warf die luſtigſten Raketen bunt durch alle Weiſe und Philoſophen und Spötter, die mit ihm zechten! Wenn ein geiſtreicher Mann ſich ausſpannt aus der gewöhnlichen Maſchine des Denkens, dem gewöhnlichen Karren der geſunden Vernunft, ſo kommen wunderliche Sprünge zum Vorſchein. Schlurk polterte Alles durcheinander, war an demſelben Abend katholiſch, dann ein Votokude, dann wieder Grieche und ebenſo raſch ſtreitſüchtiger, verſtandesſcharfer Calviniſt. In der Politik ohnehin fand er jede Partei gut oder dumm, je nach Laune oder innerer Regung. Hackert hatte ſich eigentlich nach dieſer Alles ironiſirenden Art ſeines Pflegevaters gebildet, hörte ihm mit Luſt zu und ſah ihn nun ungern zur Geſellſchaft zurückkehren.

Noch einmal wandte ſich der Juſtizrath nach ihm um und ſagte zu einem Menſchen, der ihm ſchon viel Kummer bereitet hatte und der ihm dennoch lieb war:

Fritz! Ich habe immer gedacht, ich käme doch noch dahinter, welchem leichtſinnigen vornehmen Patron du dein Leben verdankſt und wer die Rabenmutter iſt, die dich in einem Waſchkorbe vor das Waiſenhaus ſtellte!

Sie wiſſen gewiß längſt, antwortete Hackert, daß es ein Schneider vom Hofe war, der grade rothe Livreen nähte, in denen ſich meine Mutter verſah und ſie mir an die Haare heren ließ . . .

Nein, nein —

Sie wollen mir nur aus Schonung verſchweigen, daß meine Sucht bei nachtſchlafender Zeit herumzutappen wie ein Wachender, von einer armen bettelnden Frau kommt, die des Nachts für die Reinlichkeit —

Nichts da! Nichts da, Junge! Du ſtammſt von einem hohen Hauſe —

Wo drei Balken einſam ſtehen, auf dem Rad die Raben kräben —

Was? Wo?

Von da her, wo kein Gras im Grünen wächſt und die drei Pferde, die ich umbrachte, in klappern-

den Knochengerüſten wiehern: Hackert's Vater handelte mit rothen Hähnen!

Ah bah! Dummes Zeug! Hackert, wenn du einmal ſicher biſt, daß grade meine Leute in der Kirche ſind, Sonntags, wenn Gelbſattel predigt oder du ſonſt glaubſt, daß du mich allein triffſt, komm' zu mir! Ich muß dir noch das Bettzeug geben, in dem du im bewußten Korbe lagſt und ein Stück von einem zerbrochnen goldnen Ring, auf dem ein Buchſtabe eingegraben war —

Z. nicht wahr? Hinter'm Z. ſteckt nichts, Herr Juſtizrath!

Z. ſagte Schlurck erſtaunt. Nicht Z. mein Junge! Wenn es wirklich Z. wäre?

Warum nicht Z.? fragte Hackert.

Ein R. iſt es und ich wette, vor dem R. ſtand ein v., als wärſt du —

Von Adel ſogar? Juſtizrath, gute Nacht! Sie wollen mich um drei Thaler bringen, die ich heute aus Cavaliervergnügen noch ſpringen laſſe oder Sie erleben, daß ich Ihnen jetzt vor Hochmuth vorn in die Geſellſchaft folge —

Schlurck nahm den Scherz für möglichen Ernſt und erſchrak.

Bei Leibe nicht! Gute Nacht, Junge! Brauchſt du Geld, ſag' mir's. Und endlich! Einen Sonntag

von den Gebeten der Prieſter und dem Läuten der Glocken widerhallende Thal gezogen. Verheerende Flammen zucken über die zertrümmerten Dächer der Häuſer, dunkle Rauchwolken ſteigen auf und lagern ſich an den höchſten Gipfeln der fernen Waldgebirge. Die Hitze, der Wahnſinn eines Thürmers, die zerſtörte Lage der Klöſter-Dachſtühle bringt die zahlloſen Glocken der Stadt in Bewegung; die Bewohner fliehen die Thore, welche ihnen keinen Schutz gewährten, und entziehen ſich den Gräueln einer Verwüſtung, die ihnen Beſitz, das Leben geliebter Perſonen und jede Hoffnung auf Erſatz dieſes großen Verluſts entzog. Der Fluß Tſang-Tſchu war ſo roth gefärbt, daß man zweifeln konnte, ob ſeine Wellen das vergoſſene Blut mit ſich fortführten oder nur den Widerſchein der brennenden Stadt gaben.

Der unerkannte Maha Guru wandelte jetzt zum erſten Male wieder unter den Sterblichen als einer ihres Gleichen. Er, der die ganze Zeit ſeiner bewußten Jugend in der Abgelegenheit ſeines erſten vorbereitenden Aufenthalts und ſeitdem in den Gärten, auf dem Pamuri nur im Geſpräch mit der lebloſen Natur, mit ſich ſelbſt und langweiligen Prieſtern zugebracht hatte, mußte von dieſem heilloſen Anblick, den die Verwirrung der Stadt ihm darbot, mächtig ergriffen werden. Die Erſcheinungen eilten ſo ſtürmiſch an ihm vorüber, daß er ſich mit ängſtlicher Scheu an die Seite ſeines rüſtigen Bruders barg. Auch wenn alle dieſe neuen Umgebungen von einem friedlichen, heitern Glücke beſchattet geweſen wären, würde ſich doch in des Jünglings Bruſt dieſelbe beklommene, überraſchte, fremdartige Stimmung erzeugt haben. Er hätte mit kindiſcher Neugier jedem Arbeiter zugeſehen, der auf dem Laden ſeines Fenſters Röcke zuge-

Morgen, wenn ſie in der Johanniskirche am Brei Geſangbuch Nr. 514 ſingen ſollen und die alten Weiber, die trübe Brillen haben, Nr. 814 ſingen und es doch geht, doch zuſammenklingt zu Gottes Herrlichkeit — dann komm' zu mir, Junge, und laß dir den halben Ring zeigen. Z. nicht. Ich glaube v. R. Ein B. gewiß! Verlaß dich drauf!

Damit mußte ſich Schlurck entfernen. Denn eben ſchlug man auf dem Vorplatz eine Thür zu und deutlich hörte man, daß Jemand "ebenan in's Wartezimmer kam. Zugleich hörte man vom türkiſchen Zelt den Frauenruf: Juſtizrath! Hier ſind Se. Durchlaucht! Juſtizrath, wo ſtecken Sie denn? Es war die Geheimräthin. Im Nu war die Thür, die zum Zelte führte, geſchloſſen und zu gleicher Zeit trat die Ludmer ein, auf die in der That die vom Juſtizrath citirten Worte ſeines Lieblingsdichters Wolfgang Goethe paßten:

Welche von Phorkys' Töchtern biſt du?
Denn ich vergleiche dich dieſem Geſchlechte!
Biſt du vielleicht der graugebornen
Eines Auges und eines Zahnes
Wechſelsweis theilhaftigen
Graien Eine geſtommen?

Die Alte, geſchmackvoll gekleidet, ließ ſich erſchöpft auf einen Seſſel nieder und bat um Entſchuldigung

wegen ihres langen Ausbleibens. Sie begann dem geheimen Polizeiagenten Hackert, dem Schutzbefohlnen des so anerkannt gewandten Polizeioberkommissärs Par, ihres zufällig abwesenden „Neffen", jetzt ein geheimes dringendes Anliegen vorzutragen.

# Sechstes Capitel.

## Geisterfurcht.

Herr Par, fing Charlotte Ludmer mit schmunzelnder Freundlichkeit an, Herr Par ist verreist —

Ihr Herr Neveu — In Amtsgeschäften, antwortete Hackert, die Alte musternd . . .

Und wird bald zurückkehren?

Unbestimmt, Madame . . .

Vortrefflicher Staatsdiener, Par! Ja, mein Neveu — Hat glücklichen Griff —

Die Alte lachte über den humoristischen Agenten. So liebte sie die Menschen. Nur lustig, lustig! Sie liebte den Spaß, fast ebenso sehr wie den Schnupftaback. Ihre Dose fuhr aus dem Rockschlitz hin und her. Sie nahm eben eine Prise . . .

Par, fuhr sie fort, hat für die Zeit seiner Abwesenheit mir gerathen, etwaige Aufträge Ihnen zu ertheilen, Herr Hackert —

Schmeichelhaftes Vertrauen —

Ich vermuthe daher, daß Sie über die Angelegenheit unterrichtet sind, die mich mit meinem Neveu —

Hackert dachte an die vom Justizrath gegebenen Andeutungen über den entwendeten und im Auftrage der Ludmer gesuchten Taufschein des Paul Zeck — er glaubte daher mit einiger Bestimmtheit, um die alte Dame sicherer zu machen, mit Ja! antworten zu dürfen:

Ich meine in der bewußten Angelegenheit — wiederholte die Ludmer.

Vollkommen! sagte Hackert mit der ihm eigenen Dreistigkeit.

Man hat diesen zweideutigen Mann eingebracht, einer der dazu verwandten Gerichtsdiener, Herr Kümmerlein war bereits — Aber haben Sie denn nicht getrunken? Bischof: nach einem Recept von mir selbst. Bischof! Trinken Sie doch!

Bitte — Ihr Auftrag, Madame!

Es ist wahr, ich nahm Ihre Geduld schon zu lange in Anspruch. Also, mein Bester, von diesem Kümmerlein erfuhr ich denn vorläufig Alles, was sich bei seiner Verhaftnahme am Hohenberg zutrug —

Hackert, ſich ſchnell orientirend, verſtand jetzt, daß nicht von Paul Zeck, ſondern von jenem Manne mit der ſchwarzen Augenbinde die Rede war ...

Er iſt eingebracht, der falſche Engländer — ſagte er forſchend.

Auf unſre Veranſtaltung! Ich weiß, daß dieſer zweideutige Mann erſt mit einem jungen vom Fürſten Egon protegirten Handwerker ſich auf dem Schloſſe verborgen hielt, dann mit einem blinden Schmied, Namens Zeck —

Hackert ſtaunte, daß nun doch Zeck genannt wurde. Doch milderte er ſein Befremden.

Zeck oder ähnlich! Genug, ich weiß, daß jener Murray mit Louis Armand von der Schmiede mit dem blinden Zeck an das Forſthaus ging, dort mit der alten Haushälterin des Jägers Henniſch, Urſula Marzahn, der Schweſter des Blinden, in Wortwechſel gerieth und den blinden Bruder tödtlich verwundete —

Mit einem Meſſer — ergänzte Hackert, als wüßte er Alles.

Mit einem Piſtol —

Die kleinen Details ſind unerheblich; verbeſſerte ſich Hackert. Es wird eine ſehr ſcharfe Unterſuchung geben — die Macht der Geſetze iſt zurückgekehrt.

Hm! Hm! sagte die Alte und nahm eine Prise. Untersuchung? Hm — hm —

Dies Wort war Das, woran sie Anstoß nahm. Der Reubundsausdruck: die rückkehrende Macht der Gesetze, sonst ihr so geläufig, schien der Alten nicht angenehm.

Wohl! sagte sie, gewisser Zeitungsartikel sich entsinnend. Es ist ein Trost, endlich wieder die Richter in ihren „Funktionen" zu wissen; allein betrübend bleibt es doch immer, wenn bei solchen Vorfällen Familienangelegenheiten zur Sprache kommen sollten, von denen man wünschen möchte, daß sie geschont bleiben —

Der Oberkommissär ist in dieser Hinsicht von einer allgemein anerkannten Diskretion . . . Die Zeck's können . . .

Bitte!

Hackert tastete etwas zu kühn in seinen luftigen Voraussetzungen herum.

Ich bin erst seit Kurzem im Vertrauen des Oberkommissärs sagte er, sich verbessernd.

Kennen Sie die Fortunabälle, die man hier in der Nähe der Willing'schen Maschinenfabrik gibt? begann die Alte forschend.

Hackert nickte.

Dort wurde jener Murray zuerſt feſtgenommen. Er war einer der letzten Schwärmer auf jenen unſittlichen Bällen und führte eine Perſon am Arm, der er kurz vorher mehrere Tage lang Geſchenke über Geſchenke gemacht haben ſollte —

Hackert hörte faſt nur halb hin. Die Erinnerung an Die, die auf den Fortunabällen die Letzten ſind, überfiel ihn düſter.

Jenes Mädchen iſt eine Verwandte zu mir — fuhr die Alte fort — eine Auguſte Ludmer —

Sie war ſchön, liebte die Muſik, den Tanz und Alles, was Freude macht.

Sie wiſſen . . .

Sie iſt todt. Auguſte Ludmer wurde toll und ſtürzte ſich aus dem Fenſter eines Narrenhauſes.

Wiſſen Sie dieſe Geſchichte?

Die Drehorgeln ſpielen ſie.

Die Alte nahm eine Priſe. Hackert's raſche Antworten echauffirten ihren ſo behende nicht denkenden Geiſt. Hackert kam ihr durch eine Artigkeit zu Hülfe.

Ich hörte immer, ſagte er, daß bejahrtere Leute wie dieſer Murray, im letzten Aufflackern ihrer Liebe, ehe ſie ganz erliſcht, gefährlich ſind und die oberflächlichſten Dinge thun.

liche und treuloſe Jugend übertreffen. Par iſt auch der Meinung.

Er trug dieſe Worte bezüglich vor. Die Alte ſchmunzelte und mußte unwillkürlich ſagen:

Herr Hackert! Mein Biſchof! Warum trinken Sie nicht?

Er macht mir zu viel Feuer, ſagte Hackert ſo kokett, ſo durchtrieben liſtig, daß die Ludmer ihre Doſe verſteckte, ſich gerade aufrichtete und ein Benehmen annahm, als wollte ſie an die Zeiten erinnern, wo man ſie zu den gefährlichen Schönen rechnete und ſie junge Soldaten in die Carrière bringen konnte ... Um ſich zu ſammeln, nahm ſie etwas Kuchen vom Teller und ſteckte kleine Brocken in den zahnloſen Mund. Während ſie durch die Bewegung der beiden Kinnladen faſt Aehnlichkeit mit einem Exemplar aus der wiederkäuenden Race empfing, fuhr ſie fort, über ihre Verdachtgründe gegen Murray wegen gewiſſer Aeußerungen über die Verwandten der Auguſte Ludmer ausführlich ſich zu ergehen.

Endlich, ſagte ſie, reiſt er in eine Gegend, wo Menſchen wohnen, zu denen ihn irgend eine auffallende Abſicht ziehen muß ...

Par ſchickte ihm zwei Aufpaſſer nach ...

Sie wiſſen Das.

Der Vorfall im Forſthauſe, das ich ſehr gut kenne, beſtätigt, wie gegründet Ihre Warnung war.

Sie kennen das Forſthaus?

Einen Wald kenn' ich, der es umgibt, eine Wieſe, an deren Rande es liegt, einen Ebereſchenbaum in ſeiner Nähe . . .

Urſula Zeck kennen Sie nicht?

Hackerten brannte es nun auf den Lippen zu ſagen: Schon wieder Zeck? Die Mutter Paul Zeck's, der im Jahre 1825 in der Kirche zu Seehauſen vom Pfarrer Lattorf die Nothtaufe erhielt? Doch beherrſchte er ſich und ſuchte durch ſeine harmloſen Aeußerungen aus der alten Dame noch mehr Geſtändniſſe zu locken. Dieſe rückte den Stuhl, auf dem Hackert ſaß, mit ihrem kleinen, beweglichen Kanapee etwas näher, blickte an die Thür und überzeugte ſich, daß die große Geſellſchaft in den vordern Sälen ganz ſich ſelber lebte. Es wurde laut geſprochen, gelacht, muſicirt. Sie waren unbelauſcht . . .

Iſt es nicht möglich, Herr Hackert, begann ſie, daß Sie den Gefangenen ſprechen?

Schwierig . . .

Der Oberkommiſſär würde es können —

Kaum anders als in Gegenwart des Unterſuchungsrichters —

Gott! wie iſt das Alles ſo weitläuftig!

Inzwiſchen beginnen die Verhore —

Wirklich? Schon die Verhöre?

Sie fürchten, daß hinter Murray's angenommenem engliſchen Namen ein Deutſcher ſteckt, der Ihnen nicht gleichgültig iſt . . .

Das iſt es . . .

Sein Intereſſe für Auguſte Ludmer ſchien Ihnen verdächtig . . . er geht nach Hohenberg, hat ein Anliegen im Forſthauſe, vielleicht eine Anfrage an Urſula Zeck . . . vielleicht iſt es der Vater eines Kindes, das Urſula Zeck einſt geboren, ohne ihn zu nennen . . .

Die Ludmer ſprang faſt auf bei dieſen tollkühnen Worten, riß die weißen unheimlichen Augenwimpern bis hoch an die Stirn und fragte:

Wie kommen Sie zu dieſem Verdacht?

Ich ſtelle nur Vermuthungen auf, ſagte Hackert ruhig und ſcharf die alte Dame beobachtend. Ich übe mich in der Kunſt des Inquirirens, in der ich kein Neuling bin. Wer weiß, was Murray im Forſthauſe wollte! Vielleicht iſt es ein Bruder der alten Urſula . . .

Das war für die Ludmer faſt zu viel. Sie hielt die Doſe krampfhaft in der Hand, wollte aufſtehen,

ſchnitten oder Hüte gerundet. Ihm wär' es auffallend geweſen, daß eine Magd auf der Handmühle Getreide zermalmte. Von der Zuſammenſetzung der Straßen würde er ſich ſchwerlich einen Begriff gemacht haben, nachdem er Zeit ſeines Lebens von Laſſa nur jenen heiligen Weg, der ihn zu ſeiner Herrlichkeit führte, kennen gelernt hatte. Und auch jetzt unter den Gräueln der Zerſtörung traten einzelne Gegenſtände heraus, die ſeine Neugier rege machten. Er beſtürmte deshalb ſeinen Bruder mit Fragen und gab ſich nicht eher zufrieden, bis dieſer ihm Urſprung und Ziel aller dieſer Dinge mit kurzen Worten angegeben hatte.

Den Weg, welchen ſie beide einſchlugen, mußten ſie ſich oft erſt über Leichen bahnen. Maha Guru, der noch vor einigen Augenblicken bei dem Kampf in ſeiner verlornen Reſidenz dem Tode ſo nahe geweſen war, empfand vor dieſem Anblick den meiſten Widerwillen. Er wandte ſich von den blaſſen, kalten Geſichtern ab. Die Liebe zum Leben, die ſeiner frühern reſignirenden Stimmung fremd geweſen, war mit dem Bewußtſein menſchlicher Empfindungen in ſeine Seele wieder eingezogen. Er wandte ſich ſeinem Bruder zu und flüſterte ihm leiſe ins Ohr: „Als dieſe Menſchen beim letzten Rufen des Hahns und dem erſten Strahle der Sonne heut ihr Morgengebet an mich richteten, ahnten ſie wohl nicht, welchem Verhängniß ſie ſo bald fallen ſollten! Du hätteſt mich nicht dort droben in meiner Ruhe ſtören ſollen, vielleicht wär' es meinen frommen Gedanken gelungen, das Aeußerſte von allen dieſen Opfern entfernt zu halten.“

Der Schaman zog ſeinen weichherzigen, von ſeiner Götterſchaft noch immer erfüllten Bruder mit ſich fort, zeigte ihm aber, wie in dem wirren Gewoge und Treiben, das um

ſetzte ſich wieder und gerieth in eine Unruhe, die Hackerten bewies, daß hier irgend ein intereſſantes Geheimniß auf dem Spiele ſtände, vielleicht eines, wonach dieſe Alte die Mutter jenes Paul Zeck war und es nicht ſein wollte.

Um ihr aber kein Mistrauen einzuflößen, ſagte er mit ruhiger Miene:

Warum fragen Sie nicht bei dem Franzoſen an? Bei Louis Armand, der ſo viel Theilnahme für Murray zu haben ſcheint, vielleicht in ſeine Pläne eingeweiht iſt, vielleicht nicht ganz zufällig die Veranlaſſung war, daß Murray ihn begleitete, mit ihm das Forſthaus beſuchte ... Wer weiß Das?

Die Ludmer lehnte ſich ganz entſchieden dagegen auf, irgendwie noch den Kreis ihrer Vertrauten zu erweitern. Auch war ihr Alles, was ſie von Louis Armand wußte, zuwider.

Aber die Aufgabe? drängte Hackert, als ſie zögerte ...

Würden Sie ſich wol der Aufgabe unterziehen, flüſterte die Ludmer endlich mit gedämpfter, heiſerer Stimme, indem ihr zahnloſer Mund ſüßſäuerlich und verführeriſch ſchmunzelte; würden Sie wol auf irgend eine Art vor der gerichtlichen, wie Sie wiſſen, langſamen Prozedur, zu erfahren ſuchen können, welches

Geheimniß hinter dieſem Murray ſteckt ... ob es ein wirklicher Engländer iſt ... welche Abſicht ihn hierherführte ... welches ſein Intereſſe an Auguſte Ludmer, meiner Nichte, war ... warum er nach Hohenberg reiſte ... was ihn in das Forſthaus führte, in Begleitung des Blinden ... welches ſeine Beziehung zu Louis Armand, vielleicht gar zu den Brüdern Wildungen und all' den Männern iſt, die nicht werden ertragen können, daß Prinz Egon ſich Paulinen von Harder, meiner Gebieterin und ich kann wohl ſagen, meiner Pflegetochter, anſchließt ... warum iſt Murray mit einem Piſtol bewaffnet? Warum das Attentat auf einen unglücklichen Blinden? Warum hat man Murray hier im Hotel garni bei Helene d'Azimont geſehen, bei der ſchönen Gräfin, von der Sie gehört haben werden, daß ſie mit dem Prinzen Egon liirt war? Warum ſchloß ſich Murray mit dem Jeſuiten Rafflard ein, der ſich zu allen nur erdenklichen Intriguen hergeben ſoll und ſich auch wol nicht wird geſcheut haben, gegen die Geheimräthin, aus Rache für den Bruch mit Helene d'Azimont und dem Prinzen, irgend eine Schlechtigkeit zu unternehmen, kurz, Herr Hackert, die Welt iſt ſo böſe, ſo böſe, und es iſt nothwendig, daß man weiß, wer unſre Freunde und Feinde ſind!

Die Laſt war abgeſchüttelt. Die lauernde, grübelnde Umſicht der Alten ſtand nach dieſen Worten in ſchwefelgelber Glorie da. So hatte dieſe Frau im Stillen über ihre geliebte Pauline gewacht! So hatte ſie beobachtet, zuſammengereimt und ſchweigend die Schärfe ihrer durchbohrenden Augen geübt! Pauline tändelte und phantaſirte ſo hin. Die Ludmer wachte und lieh ihr den Verſtand, der der klugen Geheimräthin, wenn ſie das Eine ganz beſchäftigte, für das Andere ganz fehlte. Sie hatte immer die Kataſtrophe erwartet, die jetzt hereinzubrechen ſchien. Bartuſch's Anzeige, daß ihm der Taufſchein Paul Zeck's, den ſie haben wollte, um ihn zu vernichten, von einer wunderbaren unſichtbaren Gewalt geraubt worden war, hatte ſie ſchon ſtutzig gemacht. Von Paul Zeck wußte ſie nur ſo viel, daß er todt war. Die Urſula hatte dieſe Verſicherung gegeben, hatte ſich dann verheirathet und war ihr verſchollen. Nun geſchah ſo viel Räthſelhaftes, die Scene, die im Forſthauſe von Kümmerlein und Mullrich überraſcht wurde, war ſo verworren, daß die Ludmer ein andres Licht begehrte, als das die Gerichte aufſtecken konnten, und wenn es das rechte Licht war, das ſie fürchtete, wollte ſie es früher wiſſen! Pauline ſchien ihr allmächtig. Pauline konnte nach ihrer Vorſtellung, unterſtützt von dem Miniſterpräſidenten

und dem des Obertribunals, ihrem Schwiegervater, Alles zu Stande bringen, was bei Andern an dem Vorbau der neuen „Justizunabhängigkeit" scheiterte. Deshalb wollte sie, ehe sie Paulinens Ruhe aufschreckte, rasch und sicher wissen, wer hinter jenem räthselhaften Fremden verborgen war.

Hackert besaß eine Art von Vertraulichkeit, die jeden Gebildeten und feiner Erzogenen beleidigt haben würde. Bei der Ludmer war sie ganz am Platze. Sie kicherte, als er ihre Hand faßte und dies alte knöcherne Gerippe streichelte. Aber so wohl ihr der Kitzel that, sie ließ sich mit der Frage, wer jener Murray denn nun sein sollte, nicht fangen, sondern sagte:

Sie schlimmer, junger Mann! Sie sind ein Rechter! . . . Wo hab' ich Sie nur schon einmal gesehen . . . Sie ähneln recht . . .

Warum vertrauen Sie nicht, Madame? bemerkte Hackert wieder mit einer schmachtenden Miene.

Ich begreife, warum Par so große Stücke auf Sie hält! Ihre Handschrift soll wie in Kupfer gestochen —

Sie unterbrach sich bei diesen Worten der Schmeichelei selbst und stockte über das Bild, das sie vom Kupferstechen brauchte.

Worauf ſoll ich forſchen? erinnerte ſie Hackert und rief ſie aus ihren Träumen wach. Und nun flüſterte ſie:

Sehen Sie, ob dieſer Mann am Auge, das er verbirgt, wirklich einen Fehler hat oder ob er nur die Binde trägt, um ſeine Züge zu verſtellen?

Hackert nickte.

Beobachten Sie das Haar, ob es ſchwarz wie die Perrücke, oder ob es mehr röthlichblond, wie das Ihrige . . .

Blondröthlich . . . warf Hackert bitter ein.

Nein, nein, ſo foncirt war es nicht —

Legen Sie ſich keinen Zwang an! Ich kenne mich, Madame. Aber ich fürchte, das wahre Haar jenes Mannes wird weiß ſein . . .

Ich weiß nicht, ob Sie dem ſcheinbaren Alter trauen dürfen. Ich höre von gebückter Haltung. Wer weiß, ob dieſer Rücken ſich nicht erheben kann und dann etwa eine Statur herauskommt —

Wie die meinige! ſagte Hackert, da die Ludmer nach einem ungefähren Maße ſuchte.

Wie die Ihrige, ganz recht, Herr Hackert!

Kein beſonderes Merkmal?

Ohrlöcher, an denen vor Jahren, vielleicht als Kind, Ringe getragen wurden . . .

Keine Narbe? Kein Maal?

Vielleicht ſtatt der Augenbrauen ein kahler Fleck — möglich, daß die Binde —

Doch kein Feuerarbeiter geweſen? Kein Soldat? Offizier? Madame, ich wette, Sie vermuthen einen Deſerteur, der Ihrer Fahne durchging ...

Ha, ha! Nein! Spielen Sie auf Ihre eigne ſchöne Handſchrift an! Forſchen Sie, ob er Uhrmacher, Kupferſtecher oder dergleichen ...

Ah ſo! Civil! Und der Charakter, die Art und Weiſe ſich zu geben ...

Keck, frech, übermüthig —

Seines Siegs gewiß?

Brutal! Arrogant! Dünkelhaft! Eitel!

Wenn er erhört wurde?

Aufgeblaſen! Spieler! Lügner! Ein Menſch, der die Verſtellungskunſt auf den höchſten Gipfel getrieben hat.

Hackert war überzeugt, daß die Ludmer einen ehemaligen Verehrer fürchtete ...

Laſſen Sie etwas Geld fallen, klimpern Sie mit Gold und Silber, er kann dem Klange nicht widerſtehen ... Da, Herr Hackert, nehmen Sie!

Bitte, ſagte Hackert und lehnte das Geld, das

die Ludmer aus dem Brusttuche nahm, ab ... Bitte! Bitte!

So ein paar Dukaten, wie diese, sagte die Alte aufdrängend, werden machen, daß er die Ohren spitzt. Beobachten Sie die Wirkung, wenn Sie von Geld sprechen, von Münzen, vom überhandnehmenden Papiergelde ...

Sie haben einen ehemaligen Falschmünzer im Auge.

Die Ludmer erschrak. Sie war zu weit gegangen ...

Nein, nein, um Gotteswillen nicht, rief sie. Das nicht! Aber Sie werden ihn schon aus seiner Verstellung herauslocken. Sie haben Verstand, Herr Hackert. Sie verdienen das Vertrauen des Oberkommissärs. Nehmen Sie! Nehmen Sie!

Hackert sah die eingewickelten Dukaten. Er steckte sie zu sich und versicherte, daß er Alles aufbieten würde, dieser Person sich zu nähern.

Sowie Sie Etwas erfahren haben — sagte die Ludmer im Aufstehen so freundlich und graziös, daß die drei ihr noch erhaltenen Zähne sich in völliger anmuthigster Isolirung darboten ...

Hab' ich die Ehre aufzuwarten ...

Schon hatte Hackert den Hut in der Hand, schon hatte er eine Verbeugung versucht, die ihm nicht recht

stehen wollte, schon wollte er einen Handkuß versuchen, als die entgegengesetzte Thür, die zu dem türkischen Zelte führte, rasch geöffnet wurde und eine hohe stolze Dame im Turban mit herabhängenden Perlenschnüren stürmend eintrat, um den in diesem Zimmer befindlichen Klingelzug zu ergreifen und den Bedienten zu schellen, die es vielleicht in der rauschenden Gesellschaft irgendwo fehlen ließen. Es war die Geheimräthin selbst. Wie sie aus dem hellen Lichtmeere ihrer Salons in dieses stille, nur dämmernd erhellte Kabinet trat, wie sie hier Menschen sah, die sie nicht erwartete und mit dem ersten Blick auf Hackert fiel, schrak sie bebend zurück . . .

Und Hackert ging in diesem Augenblick . . .

Um Gotteswillen, was ist denn hier? Was war denn Das für ein Mensch? sagte die Geheimräthin als sie sogleich zu ihrem Troste die Ludmer entdeckt hatte. Allmächtiger Gott! Ja, du bist's. Du bist hier. Ich wollte nach dem Gise schellen! Ich fühle den Schreck in allen Gliedern . . .

Mein Himmel, wie kann man aber so erschrecken —

Aber dieser grinzende, abscheuliche Kopf? Dacht' ich doch zu meinem Entsetzen, Wer vor mir stünde —

Das röthliche Haar? . . .

Die Figur, die Gesichtszüge — eine gräßliche Aehnlichkeit! ... Wie wird mir? Es ist, als hört' ich die Explosion —

Die Ludmer hielt die Freundin, beruhigte sie und rief dann zur Thür hinaus nach den Bedienten ...

Mit was für Menschen du dich zieheſt! stöhnte Pauline fast keuchend. Wer war denn Das?

Ein Agent der geheimen Polizei, sagte die Ludmer nicht ohne Stolz.

Aber was ist denn wieder im Werke? Was hast du denn vor?

Komm', Täubchen! Komm'! sagte die Alte mit künstlichem Scherz und zog ihre Gebieterin, ihre Freundin, ihr Kind durch das Zwischenkabinet in das türkische Zelt. Komm' in deine Sphäre! Laß mir die meine! Du weißt, ich krame gern!

Erst unter den lachenden, rauschenden, streitenden, neckenden Eindrücken ihrer heut' überfüllten Salons sammelte sich Pauline von Harder, die einen von den Todten Erstandenen, eine der grauenhaftesten Erinnerungen ihres Lebens gesehen zu haben glaubte ... Die Ludmer sorgte für die Bedienung ... Hackert ging, von den Bedienten wegen seiner langen Entrevue mit der allmächtigen Frau Ludmer

(auch „Hausdrache" 'genannt), mit vieler Rückſicht behandelt ... Es war kalt ... Er hatte einen Paletot unten hängen, den ihm Franz ſelber anziehen half ... Vor'm Hauſe ſuchte er unter den Wägen den des Juſtizraths Schlurck, in den er einſt vor dieſem eiſernen Portal ſo liſtig eingeſchlüpft war ... Er fand ihn nicht und beſann ſich, daß Schlurck ſeine Equipage abgeſchafft hatte ...

So wird ſie der Prinz Egon nach Hauſe fahren! dachte er ...

Er wandte noch einen Blick auf die hellen Fenſter zurück, dann ging er der Stadt zu, heute für ſeine träge und gleichgültig geſtimmte Natur faſt überfüllt mit Anregungen und den merkwürdigſten Thatſachen ... Die Geheimräthin aber hatte für den Abend alle Faſſung verloren und benahm ſich ſo verwirrt, ſo beängſtigt, daß Schlurck hätte ſagen können, auch ſie hätte wol Geſpenſter geſehen. Er ſagte es aber nicht. Er war ſchon längſt nach ſeiner geheimnißvollen Unterredung mit dem Premierminiſter aus dem türkiſchen Zelte blaß und ernſt hervorgetreten, hatte einen wehmüthigen, von Melanien mitten unter Scherzen wohlaufgefaßten, wohlverſtandenen Blick auf ſie geworfen und war in einem ge-

ſie her rauſche, noch jeden Augenblick der Tod ſeine Hand über einen ihm Verfallenen ausſtrecke. Und Maha Guru ſah mit Schrecken, wie hier die rohen Plünderer mit Unbarmherzigkeit einem Hülfloſen begegneten, wie dort ein brennender Balken auf den Armen niederſtürzte, der ſich kaum aus dem Schutt ſeines Hauſes hervorgerettet hatte. Dieſe unaufhörlichen Todesſcenen in ſeiner nächſten Nähe brachten Maha Guru zur Verzweiflung. Er wollte ſich von ſeinem Bruder losreißen, um den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, und der Eilende konnte ihn nur mit Mühe von ſeinen menſchenfreundlichen Wagniſſen zurückhalten.

Sie näherten ſich inzwiſchen dem Ende der Stadt. Das Kloſter der ſchwarzen Gylongs ſtand in hellen Flammen. Es ſchien von allen ſeinen geiſtlichen Bewohnern verlaſſen; denn Niemand ließ ſich, mit dem Brand im Kampfe begriffen, wahrnehmen. Den Schamanen faßte der Gedanke an Gyllusya. Er glaubte ſie in Sicherheit, da ihm nichts von ihrer fehlgeſchlagenen Reiſe bekannt war. Er dachte ſie ſich in den Armen der Päpſtin von Valte, geſchützt vor jedem Eingriffe in ihre Freiheit. Und doch rang ſie in dieſem Augenblicke mit dem Tode. Sein Blick hätte ſie wahrnehmen können, wie ſie verzweiflungsvoll auf einem hohen Fenſtervorſprung ſtand, mit den Armen kämpfend, als wollte ſie die erſtickenden Flammen abwehren. Der Sinn ſeines Ohrs war gefangen und, vergebens ſchlug an ihn der Nothſchrei des Entſetzens aus dem theuerſten Munde. Wie hell auch die blutigrothen Fackeln ihren Wiederſchein verbreiteten, er ſah nichts von dem weißem Gewande, das aufgelöſ't und von der Flamme verzehrt am Winde flatterte und kaum noch den zitternden Leib der Angebeteten verhüllte.

mietheten Fiaker in aller Stille nach Hause gefahren . . . Melanie folgte ihm eine Stunde später, nicht im Wagen des Prinzen Egon, sondern in dem der Geheimräthin, den diese ihrer jungen Freundin für diese Abende regelmäßig zu Gebote stellte.

## Siebentes Capitel.

### Zerbrochene Ringe.

Louis Armand, der mit Murray und deſſen polizeilicher Eskorte faſt zu gleicher Zeit in der Reſidenz angekommen war, ging vom Profoßhaus voll Betrübniß zwar, doch nicht ganz ohne Hoffnung für Murray's ferneres Schickſal in ſeine beſcheidenen Zimmer zurück, die ſich inzwiſchen nach ſeinem Wunſche durch das von Rafflard innegehabte noch vermehrten. In der Werkſtatt fand er alle ſeine Anordnungen befolgt. Diejenigen Geſellen, welchen er, unterbrochen zwar von den vielen in ſein Leben eingreifenden Begebenheiten, doch mit gründlichſter Anleitung ſeine Art zu arbeiten mitgetheilt hatte, waren in der Befriedigung ſeiner ſtrengen Anſprüche vorgeſchritten. Er fand, daß man die Modelle zu Holzarbeiten, die er aus Thon geformt zurückgelaſſen, wohlgelungen in Holz nach-

geahmt hatte und freute sich, daß sein auf Märtens' Namen gehendes Geschäft inzwischen einen unerwarteten Aufschwung genommen hatte. Waren auch die Zeiten für Kunsttischlerei und Modellirarbeit, einen Luruszweig der Gewerbe, nicht eben günstig, stockten ohnehin bei dem politischen Drucke, der auf den Gemüthern lastete, alle Industrieen, so waren doch die Leistungen, die Louis Armand in seinem Fache aus Paris mitbrachte, zu auffallend gewesen, als daß sie ihm nicht eine reichliche Nachfrage dennoch hätten zuwenden sollen.

Frau Märtens war „kurios", wie sie sagte, wie Fränzchen lebe, ob sie nicht grüßen lasse, ob der alte Sandrart nichts dem jungen sagen lasse, ob Heunisch „allegro" wäre. Louis war so rasch, so übereilt von Hohenberg abgereist, daß er alle diese Fragen nur unvollständig beantworten konnte. Höchlichst verwundert war Frau Märtens, daß Fränzchen nicht bei'm Onkel, sondern mit dessen „Permission" im Hause eines dem alten Sandrart so nahewohnenden Oekonomen, des Generalpächters der Fürstlich Hohenbergischen Besitzungen, lebte. Sie malte sich das Verhältniß in großartigsten Umrissen aus und freute sich, dem jungen Sergeanten, der ein treufleißiger Besucher der alten Leute geblieben war, eine so neue

Mittheilung ſtecken zu können. Ei, ſagte ſie, in der Küche iſt ſie nicht perfekt, aber einen Böfflamoth, einen Bisſteck und einen Amulett kann ſie machen. Von einem Verhältniſſe zwiſchen Louis ſelbſt und dieſem des Boeuf à la mode, des Beafſteaks und der Omeletten kundigen Fränzchen war nicht die Rede. Der ſonderbare kleine platoniſche Roman, der ſich zwiſchen Louis und Franziska angeſponnen hatte, war von Frau Märtens und ihrer Brille völlig unbeachtet geblieben. Die halbwüchſige Gelehrte bemerkte in Liebesſachen nur das Auffallende, das Hochromantiſche, durchſchlagend Tragiſche und in Holzſchnitten Darſtellbare, ja ſelbſt dem jungen Sandrart „ſchwante" nur etwas und einige Tage ſpäter, als Louis in der Werkſtatt ſtand, nahte er ſich Dieſem ganz zutraulich mit der Frage nach Heunisch, ſeinem Vater, nach Fränzchen, dem ganzen Ullagrund und wünſchte zu wiſſen, wie er Alle verlaſſen hätte.

Louis war tief verdüſtert. Er war bei Egon geweſen und hatte ihn nur zwiſchen Thür und Angel ſprechen können. Was hatte er gehört: Da biſt du ſchon? Louis du biſt zurück! Was hat dich heimgejagt? Dein Geſchäft? Deine Beſtellungen? Sieh! Sieh! Du fandeſt Alles vortrefflich — du ſchriebſt mir, daß Ackermann ein Tauſendkünſtler iſt — Gott gebe ſeinen Segen — nun willkommen, Louis — ah, Louis —

wo nehm' ich Tage her, die mehr Stunden zählen als vierundzwanzig! Wann werd' ich dich ordentlich sprechen können? Siehst du, Das hab' ich von Eurer politischen Laufbahn — nun bin ich mitten im Gewühl — vergib die Eile, Louis — Und mit diesen Worten hatte sich Egon an Solliziranten wenden müssen, deren in aller Morgenfrühe schon ein Dutzend im Zimmer standen. Louis war gegangen, einen Pfeil im Herzen ... Das ist aus, dachte er, darüber mach' denn ein Kreuz!

Erschüttert noch und tiefverletzt stand Louis in der Werkstatt und grübelte über ein Gedicht, das zur Noth seine Stimmung ausdrücken sollte. Er gedachte Oleander's, Siegbert's, Murray's und Ackermann's — Alle diese edlen Männer hatten den Gedanken an Egon verdrängt und doch hing er an dem Jugendfreund wie an seinem Bruder. Er versuchte zum ersten Male in der Sprache seiner Vorfahren, in der deutschen, zu dichten und wagte, angeweht von Oleander's milderen Anschauungen und doch noch nicht ganz befreit von der bittern Schärfe seiner französischen Reminiscenzen, ein Gedicht in dieser fast an die lateinische katholische Poesie des Mittelalters erinnernden Fassung:

Welt, wie biſt du weit und groß!
Alle Riegel ſind geſprengt,
Alle Pforten ausgehangt!
Wie ſich's walzt und wie ſich's drängt!
Und was birgt wohl noch dein Schoos?

Wolken, weilt! Wie folg' ich euch?
Stehe, Zeit, wie halt' ich dich?
Raum, du gähnſt ſo fürchterlich!
Wo im Chaos rett' ich mich?
Bin ich nur der Feder gleich?

Wie dereinſt bei'm Weltgericht
Hör' ich der Verdammten Chor.
Jeder drangt zum Richterohr,
Trägt nur ſich, ſein Rühmen vor,
Seine Furcht, ſein Hoffen ſpricht!

Herzen ohne Harmonie
Durcheinander. Jedes Brunn
Hallt das Echo eigner Luſt
Seiner Sprache nur bewußt,
Seiner eig'nen Melodie.

Tauſend Uhren — Mitternacht
Weiſend und die Pendel doch
Ungleich ſchwankend, tief und hoch,
Keinen hat der Kaiſer noch
Zu den gleichen Takt gebracht!

Gern hatt' ich zum Wald hinaus
Mich in Einſamkeit gebannt,
Hatte an der Quelle Rand
Einen ſtillen grünen Stand
Mir geſucht, ein friedlich Haus.

Gerne hatt' ich mich gestellt
An den Busch der Nachtigall,
An ein Lerchennest im Thal,
Fliehend jeden Widerhall
Dieser Zeit und dieser Welt!

Doch ich muß, ein treuer Thurm,
Wachen an dem Meeresrand
Bleiben fest im alten Stand,
Wenn umspühlt vom Wogenbrand,
Wenn umdonnert auch vom Sturm.

Die Entscheidung soll ich sehn,
Wenn zerkracht der Wolkenball!
In der dumpfen Donner Schall
In dem allgemeinen Fall
Muß ich sinken oder stehn.

Ein solches Gedicht, vom Augenblick geschaffen, blieb in Louis fest, wenn er es auch später erst niederschrieb. Er hatte die wilde Stimmung seiner früheren Auffassungen noch nicht ganz dämpfen können, in der Form aber schon jene Natürlichkeit und Einfachheit, die er dem Beispiele Oleander's verdankte, sich anzueignen versucht.

Wie er noch so stand, dichtete, arbeitete, trat der junge Sandrart in die Werkstatt und begab sich sogleich an den Winkel, wo vor dem Fenster, nicht fern vom großen eisernen Ofen, dessen Röhren durch die ganze Werkstatt sich zogen, Louis' gewöhnlicher Platz

war. Er hatte von Madame Märtens raſch „avertirt“ bekommen, daß Herr Louis Armand wieder „retour“ wäre und näherte ſich ihm mit der Scheu, die Jedermann fühlen mußte, der Louis' tieferes Streben mit der Zeit aus ſeiner einfachen, faſt ſchüchternen Art ſich zu geben, erkannt hatte. Alles, was er ſchon von der Alten gehört, mußte ihm Louis wiederholen und vernahm es ſo aufmerkſam, ſo überraſcht, als hätt' es ihm Louis zum erſten Male erzählt.

Mein Vater erwartet mich zu Weihnachten, ſagte er, aber ich werde keinen Urlaub bekommen; die dritte Kompagnie wird kurz gehalten. Aldenhoven iſt Kapitain geworden. Wir werden geſuchtelt.

Wie geht es dem Major? fragte Louis.

Der Sergeant erzählte von dem immer offner hervortretenden Bruch in der Armee ſelbſt. Werdeck, ſoweit ſich Das aus ſeiner Sphäre beobachten ließe, wäre düſter und mismuthig, doch hätte er ihm kürzlich erſt geſagt: Sandrart, Ihr kennt einen jungen Mann, Namens Louis Armand! Haltet Euch an ihn und ſeine Freunde! Sandrart wiederholte dieſe Worte mit Schüchternheit.

Wenn Sie wollen, Sergeant, ſagte Louis und reichte ihm die Hand, ohne irgend eine Misſtimmung wegen Franziska's zu verrathen.

Der junge Krieger klagte über die Verwahrlosung des innern Menschen unter den Waffen. Man exercire, stehe Wache, putze seine Montur und Armatur und im Uebrigen hieß' es: Bete oder faullenze!

Es ist bei uns in Frankreich nicht anders, sagte Armand. Der Soldat soll immer eine Maschine sein, soll immer nur der Disciplin leben. Wer dann seine Zeit ausgedient hat, kommt nach Hause, hat sein Handwerk verlernt oder die Arbeit am Pfluge ist ihm zu gering geworden.

Es ist ein Glück, daß es ehrliche Mädchen gibt ...

Wieso Mädchen und ehrliche?

Wer heirathen will, muß doch wieder an die Hobelbank oder aufs Feld zurück; um die Mädchen holt man ein, was man für sich beinah verlernt hat.

Das Gespräch war von den Gesellen belauscht worden. Man lachte und Louis ließ sich eine so heitre Störung schon gefallen. Er setzte das Gespräch fort, von dem er nicht ahnte, daß es ihm später als „Soldatenverführung" ausgelegt werden sollte. Sandrart erzählte von den Schmeicheleien, mit denen man das Selbstbewußtsein des Heeres, das nur durch Schlachten gehoben werden konnte, heben wolle und nur einschläfere. Er erzählte von den Märchen, mit denen man die Krieger erschrecke, von

einer neuen Revolution, wo nicht das Kind im Mutterleibe geschont werden sollte. Die Rothen wollten den König, die Prinzen und Prinzessinnen morden und kein Soldat sollte ungespießt bleiben . . .

Die Gesellen lachten . . .

Aber es kommt immer nicht, fuhr der aufgeregte Sergeant fort. Wir stehen des Morgens auf und gehen des Abends zu Bett mit dem Gedanken: Nun wird's losbrechen! Und kommt dann ein kleiner Allarm oder eine Schlägerei im Wirthshause oder eine Straßenrottirung, so können Sie sich daraus erklären, warum unsre Mannschaften gleich so fuchswild und erbittert zuschlagen. Die Leute sind gereizt und denken: Nun geht's an's Leben!

Trauriger Zustand, wenn in einem und demselben Staate zwei Kräfte so gegeneinander wüthen, bemerkte Louis ruhig; es ist aber überall so. Der Adel und die Bureaukratie haben sich die Armeen apartgenommen und dressiren sie nach ihrem Gefallen. Leider hat man da ein so gutes Feld für seine Intrigue! Die Fahne, der ihr geschworne Eid, der erlaubte Stolz des Kriegers, die Erinnerungen seines Truppenkörpers, die Achtung vor dem Souverän, das Alles sind Begriffe, an die sich für ein schwärmerisches Gemüth so vortrefflich anknüpfen läßt' Man fanatisirt diese

Gyllusya, welche nach dem Ueberfall an den vorigen Ort ihres Unglücks zurückgebracht war, hatte von dem anbrechenden Kampfe nicht früher eine Vorstellung seiner Absicht und seiner Ursachen, als schon die furchtbarsten Folgen desselben auf sie einbrachen. Die Bewohner des Klosters ergriffen die Flucht und die Verwirrung, zu welcher sich noch die Schrekken des Brandes gesellten, trennten sie bald von ihren Vätern. Sie durchirrte hülflos die unermeßlichen Räume der geistlichen Wohnung, überall verlegte ihr die um sich leckende Flamme den Weg. Sie sank erschöpft von ihren vergeblichen Versuchen, einen Ausgang zu finden, nieder und schrak wieder auf, wenn sie auf verbrannte und erstickte Körper gefallen war. Das Gebälk stürzte über ihr zusammen, einem Wunder verdankte sie ihre Rettung und doch bedurfte sie in demselben Momente eines zweiten Wunders, um einer neuen Gefahr zu entrinnen. Endlich schien sie einen Ausweg gefunden zu haben, eine Stiege war noch unversehrt, sie betrat sie und kam immer höher. Da stand sie jetzt auf einem der höchsten Orte des Klosters, sie hatte geglaubt, überall sei Rettung, wo die Flamme den Weg nicht hin gefunden. Zu ihren Füßen lagen glühend und rauchend die Trümmer der niedrigeren Vorsprünge des unregelmäßigen Gebäudes. Sollte sie den schauderhaften Sprung wagen, der sie in die fangenden Arme eines Vulkans brachte? Jetzt schwand ihr jede Hoffnung, sie stieß mit der letzten Anstrengung einen verzweiflungsvollen Schrei um Rettung aus und sank bewußtlos zusammen.

Es ist eine alte Geschichte, die in Romanen schon hundertmal vorgekommen ist und die ich hier nur nacherzähle, weil ich in meinem Falle etwas Wahres berichte. Gyllusya

Menschen durch ein Verbrechen, das man die Sünde gegen den heiligen Geist nennt.

Man wünschte Erklärung dieser Sünde ...

Es ist die Sünde, sprach Louis so laut, daß Alle hörten, die Sünde, die irgend eine richtige Thatsache, eine Wahrheit, die in der Menschenbrust wie mit ehernen Buchstaben eingegraben steht, zu einem falschen Zwecke benutzt. Wer vollends von seiner irrthümlichen Anwendung einer Wahrheit selbst überzeugt ist, kann kaum Vergebung erwarten.

Die Gesellen horchten und blinkten sich zu. Manche hielten Louis für etwas viel Höheres, als wofür er sich ausgab.

Ich verstehe wohl, sagte Sandrart, der sich auf einige Bretter gesetzt hatte, ich verstehe, daß Sie den Spektakel mit dem Fahneneid meinen ...

Ich halte jeden Eid für heilig! bemerkte Louis.

Und nun sprudelte der Sergeant, den ein Aerger mit seinem Kapitän gereizt zu haben schien, Alles hervor, was für und wider den Fahneneid den Soldaten offen und heimlich jetzt zugesteckt zu werden pflegte. Tag ein Tag aus, fuhr Sandrart fort, kommen Leute in die Kasernen oder auf den Exercierplatz und predigen uns den heiligen Eid. Der Eine läßt Kaffee aus einem Keller in der Nähe holen, der

Andre verſchenkt wollene Strümpfe . . . die Leute trinken den Kaffee, nehmen die wollenen Strümpfe . . . und immer heißt's dabei: Was wir geſchworen haben, halten wir. Aber . . .

Ein Eid iſt heilig! erwiderte Louis. Ich tadle die Soldaten nicht, die ihn leiſten, ſondern die, die ihn abnehmen. Es muß dahin kommen, daß der Soldat nicht in die Lage verſetzt wird, einen einſeitigen und in die Geſellſchaft den Brand des Aufruhrs ſchleudernden Eid zu ſchwören. Er ſoll ſchwören, die öffentliche Ordnung des Vaterlandes im Innern und ſeine Größe und Ehre nach Außen zu vertheidigen. Die geſetzlichen Organe dieſer Ordnung und Ehre haben ſich geändert. Es ſind nicht mehr die Fürſten, ſondern die Vertreter der Völker.

Wir brauchen keine Fürſten mehr! rief es aus einer Ecke.

Wir brauchen keine Soldaten mehr! aus einer andern.

Louis wandte ſich eben, um ein lautes St! auszuſprechen, als der alte Märtens in ſeiner blauen Schürze und wollenen geſtrickten Ueberjacke hereintrat und dieſer lärmend und ſtürmiſch gewordenen Unterhaltung ohnehin ein Ende machte. Er litt niemals, daß in ſeiner Werkſtatt über Politik geſprochen wurde.

Auch der Sergeant, der alle diese Gesellen kannte, wußte das Verbot und nahm den verwildert gewordenen Gegenstand nicht wieder auf. Er sprach von Franziska und klagte, daß er zu Weihnachten keinen Urlaub bekommen würde. Der Feldwebel sähe lieber, daß er sich seine Bescheerung schicken ließe, um sie mit ihm theilen zu können . . .

Und der Major?

Der Major — wer weiß, wie lange der noch Major. Das ist Einer, der nächstens sagen wird: Der Gid drückt mich!

Marsch in die Kaserne! rief der alte Märtens dazwischen. Dien' Er seinem König und lob' er Gott den Herrn, Amen!

Die Gesellen lachten nun erst recht. Sandrart ließ sich nicht stören. Er war zu bewegt. Er hatte seit der einfachen Begegnung mit den Offizieren auf dem Fortunaball und in dem Worte: Gehorsam außer Dienst jenen nagenden Quälgeist in sich, der bei den untern Ständen mehr Unruhe und Schaden im Gemüthe stiftet als bei der Bildung. Das prickelte, das hetzte ihn. Immer derselbe Refrain, immer dieselbe wunde Stelle, die nicht heilen wollte und die täglich berührt wurde . . . Endlich ging er. Als er Louis die Hand gab und fragte, ob er bald in den Ulla-

grund ſchriebe, rief eine Stimme ihm nach: Sergeant! Gartenſtraße Nr. 14 alle Abend um acht Uhr iſt Verein — kommen Sie und bringen Sie Kameraden mit, die das Herz auf dem rechten Fleck haben!

Wer ſagt Das? Wer verführt hier die Soldaten? rief der alte Meiſter und rannte zu dem Sprecher hinüber, einem kleinen, dicken, wohlgenährten Arbeiter, dem Advokaten der Werkſtatt.

Sandrart hielt den zornigen Alten auf und beruhigte ihn. Aber der Meiſter tobte jetzt ſeine patriotiſche, alte, deutſche Geſinnung aus nach dem Thema: Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt und Gotte, was Gottes iſt! Er machte ſein Recht als Meiſter und Werkſtattbeſitzer mit ein Dutzend Hammerſchlägen auf den Werktiſchplatten geltend. Sandrart ging. Die Rebellen ſchwiegen. Auch Louis ſchwieg. Da aber manche Anzüglichkeit des alten Mannes ihm ſelbſt gelten ſollte und er ſich ſchwer beherrſchte, ſo zog er vor, eine Weile auf ſein Zimmer zu gehen und dem Alten Zeit zu laſſen, ſich inzwiſchen gründlichſt auszutoben, was auch geſchah, diesmal ſogar mit Fremdwörtern aus dem Lexikon ſeiner gebildeten Ehehälfte.

Eine Woche ging ſo hin. Louis lebte zurückgezogen. Er ſuchte nur Dankmar auf und fand ihn

nicht. Zum Major Werdeck wagte er sich nicht. Ueber Murray's Schicksal wurde ihm keinerlei Beruhigung. Der Drang, ihm zu helfen, die im Forsthause vorgekommenen Dinge in einem Lichte darzustellen, wo alle Schuld nur auf ihn falle, war so mächtig in ihm, daß er anfangs an Egon's Beistand dachte. Allein war Das noch sein Egon? Er war's im Tone, in der Behandlung noch gewesen; er hatte ihn nicht lieblos empfangen, ihm täglich sein Haus angeboten. Aber eine Kluft hatte sich zwischen Beiden aufgethan, weiter, als der natürliche Abstand der Geburt. Die Romantik war vorüber, das praktische Leben hatte begonnen. Louis entschuldigte Egon, klagte sich an, zieh sich selbst der Eitelkeit, daß er von dem Freunde Egon, der einst in Lyon seine Schwester liebte und mit ihr wie mit seinem Weibe lebte, jemals die später entdeckte Fürstenwürde nicht trennte. Er fand es natürlich, daß Alles so kam, wie es jetzt gekommen; aber ihm lästig fallen, eine Audienz erbitten, ihm schreiben, eine Bitte vorlegen ... dazu war er zu stolz, zu verletzt, zu eingeschüchtert. Dann fiel ihm bei, ob nicht Dankmar Wildungen als Jurist helfen könnte und eben so schmeichelte sich ihm die Vorstellung ein, ob er nicht wagen sollte, den mehrfach genannten Otto von Lystra aufzusuchen und ihm die Lage eines Mannes vorzustellen,

der aus einem fernen Welttheile ihm nicht unbekannt sein sollte.

Es war wieder Mittag. Die Arbeiter zerstreuten sich. Als sich Louis nach einem bescheidenen Mahle in einer nahgelegenen Wirthschaft in der Voraussetzung, vielleicht nun heute endlich Dankmar Wildungen und den von Murray erwähnten Gönner, Otto von Dystra, aufzusuchen, besser anzog und in seinen Geräthschaften ordnete, fielen ihm die Gegenstände auf, die er im Forsthause damals an sich genommen hatte. Es war ein Gesangbuch, ein Blumenstrauß und ein zierlicher Mädchenkamm. Er hatte diese Dinge an sich genommen, weil die von Ursula daran geknüpften Reden ihm so auffallend klangen, daß er glaubte, vielleicht enthielten sie Thatsachen, die sich auf Murray's Sohn bezogen . . .

Der Kamm war von Schildpatt und zeigte mit Elfenbein ausgelegt die Buchstaben H. D. Das Gesangbuch führte auf bestimmte Namen. Es war in schwarzes Leder gebunden und enthielt auf dem Deckel die Notiz über die Geburt und die Verlobung eines jungen Mädchens, von dem Louis wußte, daß es eines Sonntags an der Sägemühle verunglückte. Heunisch, sagte er sich, hat sicher diese Gegenstände, auch den Blumenstrauß, den sie grade trug, aufbewahrt

und die Alte sie eingeschlossen, um durch ihren steten Anblick ihn nicht zu traurig zu stimmen. Das Gesangbuch, der Kamm, der welke Blumenstrauß wurden Louis fast unter der Hand zu Tönen und Klängen und Reimen eines Gedichtes . . .

Wie er den welken Strauß, der krampfhaft zusammengeballt schien, auseinanderfaltete, hörte er ein Klingen, wie von einem fallenden metallnen Gegenstande. Am Boden sah er einen zerbrochenen Goldreif blinken. Er hob ihn auf. Sicher hatte dieser Ring in dem Gewirr des welken, heuartig gewordenen Blumenstraußes schon lange versteckt gelegen. Der Verlobungsring des unglücklichen Mädchens! dachte er. Wo ist nur die zweite Hälfte? Er suchte und fand sie nicht. Wer weiß, dachte er, durch welchen Zufall dieser Ring zerbrach! Die Treue hat ihr Heunisch wirklich gehalten . . . Louis wollte den Ring mit den übrigen Gegenständen bei Seite legen, als ihm doch noch einfiel, nach einer möglichen Gravirung innen zu sehen. Er erstaunte, nicht die Buchstaben zu finden, die auf Heunisch's Geschichte paßten. Er las in dem Ringe P. und die ersten Züge eines kleinen v., die ohne Zweifel auf einen adligen Namen schließen ließen. Auch sah er jetzt, daß er keinen Trau- oder Verlobungsring, sondern einen einfachen

goldnen Reifen, deſſen Kopf durch einen Stein verziert geweſen ſein mußte, vor ſich hatte. Die adlige Bezeichnung des Ringes ließ ihm als wahrſcheinlich erkennen, daß er einen Theil jenes Ringes vor ſich hatte, von dem ihm Murray einſt erzählt hatte. Und ſo ſteckte er dies Fragment behutſam zu ſich und gedachte, ihn dem unglücklichen Gefangenen bei erſter Gelegenheit, wo er hoffte, ihn ſprechen zu dürfen, zu übergeben. Die übrigen Gegenſtände verſchloß er wieder.

Mit einem alten Mantel, den er über ſeinen gewählten Anzug warf, ging Louis aus, um auf's Neue zu verſuchen, Dankmar Wildungen zu treffen. Wie groß war ſeine Freude, als er grade beim Eintritt in das von den Freunden bewohnte Haus den Geſuchten die Stiege herabkommen ſah! Wär' es Siegbert geweſen, ſo hätt' er ihn umarmt. Dankmarn ſchüttelte er die Hand und freute ſich der herzlichen Erwiderung.

Seit wann ſind Sie zurück?

Ueber eine Woche.

Wir verfehlten uns. Auch ich fragte nach Ihnen. Wie geht es meinem Bruder? Er ſchreibt ſo ſelten.

Ich verließ ihn wohlauf, heiter und fröhlich...

Heiter? Empfing er

Es erfolgte jetzt die Verſtändigung wegen der

Trauer. Dankmar ſprach über das erlebte Leid. Es waren Worte, die in Kürze die ſchmerzliche Thatſache zuſammenfaßten. Er wünſchte, daß Siegbert, wenn er auf dem Lande Zerſtreuung hätte, nicht in die Reſidenz käme, die ihm wenig Troſt bieten würde.

Einen Tag bin ich hier und dieſes Chaos von Anmaßung und Lüge!

Ich halte Sie auf!

Kommen Sie zu mir, Armand ... Gegeſſen iſt auch bei mir ſchon. Aber einen Kaffee können wir noch brauen! Frau Schievelbein, Mokka, Java, Gheribon! Was ſich findet! Aber ſchwarzen! Denn, Louis, wir trauern.

Damit ſchloß Dankmar die Thür der beſcheidenen, noch warmen Wohnung auf, rückte Bücher, Skripturen vom Tiſch und rief noch einmal der Wirthin, die aus ihrem Mittagsſchlafe ſchwer zu wecken war. Während er ſelbſt die Vorbereitungen zu einem Kaffee in ſeiner blechernen Maſchine machte, Spiritus anzündete und endlich von der gähnenden Wirthin unterſtützt wurde, einmal häuslich und gemüthlich einen Nachmittag nicht im Kaffeehauſe, ſondern daheim zuzubringen, ſprach er vom Tode ſeiner Mutter, vom Leben überhaupt, vom Geheimniß der Weltſchöpfung, vom Gegenſatz zwiſchen Materie und Geiſt, Himmel,

Hölle, Erde, Lampendocht, Spiritus, Filtrirmaſchinen und ſchloß ſeine aus Schmerz und Scherz gemiſchte Plauderei mit der Bemerkung:

Ja, lieber Armand, ſeit wir unter dem Kreuze in dem Rathskeller ſaßen, iſt Manches geſchehen; aber was ich auch erlebte und das Schlimmſte iſt allerdings der Leichenſtein-Strich über ein theures Daſein, das ich noch für viel Glück aufgeſpart glaubte, Alles hat mich gelehrt: Wenn man die Grenze des Daſeins fühlt, wenn man ſieht, wie Alles endet und enden muß, ohne Ausnahme, dann, mein Freund, nimmt man das Schwerſte im Leben leichter und ſetzt mit gröſſrer Luſt ſein Leben auch an das Traurigſte. Ich bin nicht etwa entmuthigt, wie Sie mich hier ſehen. Aber ergrimmter bin ich, entſchloſſner, gleichgültiger um dieſe ſchönen Fratzen, die uns locker und ſchmeicheln wollen mit Worten: Ach, wie ſüß iſt dies Leben! Schick' dich in dieſe Lügen! Laß' dieſe Irrthümer! Laß dieſe Narren regieren! Laß dieſe Welt gehen, wie ſie geht! Der Tod meiner Mutter war ſo voll Ueberredung für mich, an ein Jenſeits zu glauben. Ihre Geſichtszüge waren verklärt, nachdenklicher, ſtrenger als je im Leben. Man konnte glauben, der im Schauen begriffene Geiſt ließe noch Spuren auf dem theuren Antlitz zurück. Wie ich ſie

wurde gerettet. Wir lächeln, wenn uns die Dichter einen Brand ſchildern, ein flatterndes Gewand, einen Schrei, einen Jüngling, eine Blitzesſchnelle, ein Stürmen durch brennende, fallende Balken, ein Ach der zuſchauenden Menge, ein plötzliches Wiedererſcheinen nach langem Verſchwinden, die errungene Beute und mit einem fürchterlichen Krachen einen Augenblick nach vollbrachter That das Zuſammenſtürzen des Gebäudes. Aber wir haben Grund dazu. Wir leben in civiliſirten Ländern und müſſen unſere monatlichen Abgaben an die Commune zu zahlen, um Löſcheimer, Waſſerſpritzen, Feuerleitern in gutem Zuſtande zu erhalten. Nur da darf die Poeſie die Rettungsanſtalten überſehen, wo ſie nicht exiſtiren. In Tibet iſt man auf ſo entſetzliche Vorkommniſſe mit nichts, mit gar nichts verſehen; dort können Hunderte in einem Brande erſticken und eben ſo viel auf eine poetiſche Weiſe davon gerettet werden. Dort kann eine löbliche Feuerpolizei mit der Dichtkunſt in keinen Streit gerathen.

Gyllusya's Retter war aber weder der Schaman, noch ein anderer als Maha Guru. Er hatte ſich unerſchrocken durch das lodernde Feuer ſeinen Weg gebahnt. Die lange Gewöhnung an ſeine Herrſchaft über die Elemente benahm ihm jede Rückſicht auf die zerſtörende Gewalt. Feuer, Waſſer, Luft und Erde ſchwammen bei ihm in Eins zuſammen und ſchienen ihm Kräfte, die von einem Winke ſeiner Hand in Ohnmacht ſänken.

Der Geretteten geſchwundene Lebensgeiſter kehrten wieder zurück. Welch ein Wiederſehen! Der Schaman wollte ſeinen Sinnen nicht trauen, weil er den Zuſammenhang dieſer Begebenheit nicht faſſen konnte. Maha Guru aber ſchloß Gyllusya mit zärtlicher Inbrunſt in ſeine Arme und ſchüt-

in die Grube senken sah, wie Alles um mich her Tod und doch Unsterblichkeit auf dem Friedhofe flüsterte, da empfand ich Liebe für die Geschiedenen, Haß für die Lebenden. Vermessene Thoren, rief es in mir, die Ihr Euch einbildet, das Leben beherrschen zu können! Wer seid Ihr denn, Ihr zufällig Reichen, Ihr angemaßt Mächtigen, Ihr eingebildet Weisen! Hier ist Alles gleich, hier unter diesen welken Trauerpappeln ist die ganze Komödie aus und da drüben jagt, hetzt Ihr Euch mit Euern Leidenschaften und sinnlichen Interessen durcheinander! Glauben Sie mir, Louis, man muß das Leben verachten, um dem Leben eine große That zu hinterlassen. Ich würde mich nicht mehr bedenken, mein Haupt zu opfern, wenn ich glaubte das Rechte getroffen zu haben, um einer göttlichen Wahrheit in unserm Leben ihre Geltung zu verschaffen.

Louis war von der Aufregung, in der er seinen Freund und Gönner wiederfand, erschüttert . . .

Wie geht es mit Ihren Hoffnungen auf . . .

Er stockte, das Wort: die Erbschaft, auszusprechen . . .

Ich bin im Begriff, sie auch in zweiter Instanz zu verlieren, sagte Tankmar und habe dann nur noch das Urtheil vom Obertribunal revidiren zu lassen. Meine Hoffnung, der Welt zeigen zu können, wie wir

mit ererbten Rechten verfahren ſollen, wird ſich nicht erfüllen. Indeſſen ſetz' ich Alles daran, wie ein Flügelroß bis an die Stelle zu ſteigen, wo es immerhin todt niederſinken möge. Sie können ſich denken, welche Entbehrungen ich leide. Die Koſten des Prozeſſes wachſen in's Unglaubliche. Das kleine Vermögen, das ſich nun noch von der Mutter aus uns ergeben wird, ging theils im Begräbniß, theils in der Ordnung ihres Nachlaſſes ſchon hin. Den Reſt werfen wir in jenen Abgrund, der uns keine Ergebniſſe bringen wird, ich mag auch noch ſo viel in dieſen Büchern ſtudiren! Jetzt vollends, wo meine Hoffnung, daß mindeſtens der eine Concurrent, der Staat, die Ungehörigkeit ſeiner Anſprüche einſehen würde, ſich betrogen ſieht und durch Egon ein neues Leben in dieſe Angelegenheit kommt . . .

Durch Egon? Wiſſen Sie Das . . .

Von ihm ſelbſt.

Sie ſprachen ihn?

Kürzlich auf der Staatskanzlei, wo ich mir eine Audienz vom Premierminiſter erbat. Zum Menſchen Egon geh' ich nicht.

Sie geben ihn auf?

In meinem Sinne, ja!

Wie war er gegen Sie? Kalt, zurückhaltend?

Im Gegentheil; er war offen und ſuchte die inzwiſchen durch ſeine Maßnahmen ſo weit geriſſene Kluft zwiſchen uns durch entgegenkommende Freundlichkeit zu verbergen . . .

Sie machten dieſelbe Erfahrung wie ich . . .

Mein Freund, ſagte Dankmar, geben Sie dieſe Anknüpfung auf! Ich denke mit Wehmuth zurück, wie ich Egon fand, wie er mir die Freundſchaft auf offnen Händen entgegentrug, wie er mir den Brudernamen aufdrängte. Dennoch muß ich gegen ihn gerecht ſein. Ich entſinne mich, daß wir mehr in ihn hineingelegt haben, als wozu wir berechtigt waren. Wir hörten ihm zu und fühlten da ſchon die innere Trennung. Da wir ihn aber lieb hatten, wollten wir nicht ſehen. Nun iſt die chemiſche Probe gekommen. Wer verdenkt ihm, daß er uns entgegnet: Ihr habt mich wie Eure Puppe behandelt, mit Euern Ideen mich ausgeputzt! Die Zeit des Scherzes iſt vorüber.

Louis wollte dies Misverſtändniß nicht gelten laſſen und behauptete, ein fremdartiger Einfluß hätte ſich des ſo hoch geſtiegenen Freundes plötzlich bemächtigt und ihn von ihren Anſchauungen hinweggeriſſen . . .

Nein, nein, ſagte Dankmar. Das iſt in der Ordnung und nicht weiter zu beklagen. Der Dämon, der

die Welt regiert — Gott ist es nicht; der steht noch über diesem Dämon — gibt für seine Schlachten dem Menschen die ihm gebührende Stellung. Der Eine hier, der Andre dort. Wir haben nichts zu thun, als nach unsrer Fahne zu blicken und in den Kampf zu gehen, wenn unser Signal uns ruft. Es ist ganz in der Ordnung, daß auch Egon den ihm von dem vorigen kaufmännischen Ministerium hinterlassenen Prozeß fortführt, ganz in der Ordnung, daß ich ihn verliere. Sie glauben nicht, was uns der Mensch als eine willenlose Maschine, als ein anorganisches Produkt erscheint, wenn man es abblühen und sterben sieht. Wir sind nicht frei. Wir glauben es zu sein und freuen uns nur des Queckſilbers, freier Wille genannt, das doch allein mechanisch in uns hin- und herrollt und uns alle unsre Bewegungen gibt!

Bei allen diesen Bemerkungen, die Dankmar unmuthig und ungeregelt ausstieß, unterzog er sich einer gründlichen, von Frau Schievelbein unterstützten Vorbereitung zu einem gemüthlichen Kaffee. Es gibt gar nichts Traulicheres, als wenn im kalten Novembersturm, auf engem, gut erwärmtem Zimmer junge Männer die kleinen Konsequenzen ihrer Garçonwirthschaft ziehen, den Frauen in ihre Vorrechte greifen, Haushälter spielen, Kaffee filtriren und ihn mit Ei-

garrendampf und guten Einfällen, in eine Sophaecke gedrückt, behaglich niederschlürfen.

Nun, sagte Dankmar lächelnd, als die Wirthin Tassen zurechtgestellt und erklärt hatte, sie würde bald das heiße Wasser bringen, nun, wie ist es, Louis, haben Sie für das vierblättrige Kleeblatt geworben? Ist das Korn von jener Nacht aufgegangen? Fanden Sie Menschen, die würdig sind, in die kämpfende Brüderschaft vom Geiste zu treten?

Louis war auf Mittheilungen über Dankmar's großes Unternehmen gefaßt, nicht aber darauf, Bericht zu erstatten, was er selbst dafür gethan. Er erschrak fast und gerieth in Verlegenheit, ob er gleich an Murray, Oleander, Ackermann dachte.

Freund, fuhr Dankmar, als er sein Zögern bemerkte, fort, wir müssen vorläufig mit den Blicken werben! Das ist das Prüfzeichen der Wahrheit unsrer Ideen, daß wir vorläufig Menschen finden, die uns würdig scheinen, sich dem großen, innern Kreuzzuge anzuschließen. Sonst lernten wir Menschen kennen, die an uns vorübergingen und von uns vergessen wurden, auch wenn wir ihnen schmerzlich nachsahen. Jetzt haben wir etwas, was uns solche Begegnungen werther macht. Einen edlen Menschen finden ist jetzt für uns eine Eroberung. Wir sollen es mit ihm ma-

chen wie Entdeckungsreisende, wenn sie Inseln im Meere finden, die Niemand kannte. Sie pflanzen das Zeichen ihrer Nation auf, nehmen feierlich im Geiste von ihnen Besitz und reisen weiter. Oder wie man Zugvögeln eine Kette umhängt und sie fliegen läßt, wohin sie wollen, in der Hoffnung, sie würden irgendwo über tausend Meilen durch jenes Symbol doch einen Menschen erfreuen, der da sagt: Seht, diesem Reiher hing ein Araber, ein Hindu eine kleine Kette, einen Ring um mit seinem Zeichen und dies Zeichen lautet: Ich grüße dich, Bruder, Mensch, Freund in dem großen Geist, ob er nun Gott, oder Allah oder Lama oder Jehova heißt. So sollen wir jeder uns verwandten edlen Intelligenz unsichtbar das Zeichen der Ritterschaft vom Geiste aufheften und dann ihn wandeln lassen seiner Wege. Sie führen schon zusammen zu einem Ziele!

Tankmar sprach diese Bemerkung mehr im halben Scherz, doch blickte der Ernst und die sichre Absicht durch, diese Werbungen wahr zu machen . . .

Louis nahm keinen Anstand, ihm zu erklären, daß es auch ihm so ginge. Er wisse nun immer, was er mit den Menschen, die er im Leben sähe, beginnen sollte. So müßten einst die Apostel gewandelt sein und sich sogleich die Seelen herausgefunden haben,

denen sie die Botschaft vom Menschensohne bringen wollten. Früher hätte er gerüst, ohne Zweck; er hätte die werthvollen Menschen vergessen oder sich ihrer nur mit jener freudigen Wehmuth erinnert, die wol den Schiffer ergreifen müsse, wenn auf dem Weltmeer ein Segel an ihm vorüberfahre. Ein Salutschuß und dann ewige Trennung! Jetzt aber halte er im Geiste Jeden fest und möchte ihn dauernd zu dem großen Werke der Befreiung verbinden. Und wohl müsse er eingestehen, daß ihm auf dieser kleinen Reise schon Würdigste begegnet wären.

Nennen Sie sie nicht! sagte Dankmar. Es soll unserm Bunde zur Förderung dienen, daß wir nicht wissen, wer zu ihm gehört. Jeder soll werben, Jeder soll an gewissen großen Bundestagen Beweise dafür bringen, daß er Ritter vom Geiste gerüstet und gewappnet gefunden hat, aber die Erkennung sei eine zufällige! Keine Register! Keine Namen!

Louis hatte aber grade recht auf dem Herzen, von Oleander, Ackermann und besonders von Murray zu reden und Dankmar sah ihm seinen Drang dazu an.

Nicht wahr, sagte er, Ackermann scheint Ihnen würdig?

Im vollsten Maße!

Ein Großmeister unsres Ordens! Treu, fest,

wohlwollend, unabhängig. Ja, Louis, unabhängig! Das hab' ich gefunden, das iſt der einzige Standpunkt, auf dem man denkt, klar denkt und für die Menſchheit etwas in die Schanze ſchlagt. Doch hab' ich auch Viele gefunden, die edel ſind und gern möchten, wenn ſie könnten. Da ſollt' ich helfen können! Da ſollte mein Erbe, ausgehend von den geiſtlichen Rittern, den geiſtigen Rittern wieder zufließen! Darum möcht' ich Schätze gewinnen, um die Schwachen zu ermuntern, Witwen, Waiſen, die ihren Beſchützer verloren, zu tröſten, Unmöglichſcheinendes möglich zu machen. Darum will ich Geld zu unſerm Ringe! Darum mein Mühen und Sorgen um den Kitt unſres Gebäudes!

Louis entgegnete, daß die Männer, die er gefunden, auch ohne die Ermunterung und Schadloshaltung durch irdiſche Mittel ſich der Ritterſchaft des Geiſtes widmen, Helm und Harniſch anthun würden für den Kreuzzug der Idee . . .

Um ſo beſſer, ſagte Daukmar. Aber nennen Sie Niemanden! Sammeln Sie, werben Sie im Stillen! Ich bin ſo glücklich geweſen, daß ich wohl ſchon von zwanzig edlen Männern ſagen kann: Sie ſind die Unſrigen.

Louis ſtaunte . . .

Von Leidenfroſt und Werdeck hab' ich brieflich gleiche Ergebniſſe. Noch haben wir uns nicht konſtituirt, noch fehlt uns die Symbolik, über die ich in nächtlichen Stunden grüble, wie einſt Muhammed mag gegrübelt haben, was er von Zoroaſter, Chriſtus, Sokrates brauchen könne; noch ſind mir nicht die Engel der rechten Erleuchtung erſchienen und ſchon finden wir ſegensreiche Wirkungen. Leſen Sie nicht ſchon von vielen Orten her, daß die gefangenen Volksfreunde Mittel finden, zu entfliehen? Mancher, der das Schickſal einer Unterſuchung nicht ahnt, wird bei Zeiten gewarnt. Jene Beamte, die kürzlich ihre Aemter niederlegten, weil ſie mit ihrer Abhängigkeit in Widerſpruch geriethen, wurden ſchon von uns unterſtützt. Es finden ſich Liebesgaben, die wie Waſſer aus einem Felſen ſpringen. Moſes' Zauberſtab wirkt Wunder. Es ſind Herzen verſöhnt worden, unbekannte Freunde zuſammengeführt, Warnungen, Rathſchläge empfängt man von unbekannter Hand und ſchon ſetzen die Vertrauten an die Spitze ihrer Briefe vier Punkte, die das vierblättrige Kleeblatt der ſeltenen Freundſchaft bezeichnen. Alles regt ſich ſchon, ein neuer Frühling des Geiſtes, ein Hoffnungslenz der Geſinnung beginnt: nur Siegbert ſchlummert noch. Nicht wahr, den fanden Sie wohl tief unter Träumen wandelnd? Glau-

ben Sie, daß uns auch Siegbert Mannschaften zuführen wird?

Louis staunend über diese Schilderung konnte nichts versichern, bezweifelte es aber fast, da er sah, wie Dankmar gewirkt hatte und wie Der glühte vor innerer Befriedigung.

Siegbert wird uns Frauen nennen, die er gewinnen möchte, sagte Dankmar lächelnd. Er hatte dabei auf dem Herzen, nach Selma zu fragen ...

Schon lange lag ihm ein Wort über Selma auf den Lippen. Er wagte es nicht auszusprechen. Er war von der beklemmenden Vorstellung gedrückt: Wie, wenn sich Das, was Du mit Melanie erlebtest, bei Selma wiederholte?! Siegbert ist liebenswürdig. Er wird von Ackermann mit Zuvorkommenheit aufgenommen werden. Selma wird ihn sehen, ihn lieben. Und Siegbert? Kann sein Herz in Wahrheit bei Olga weilen, jenseits der Alpen? Kann er einer solchen Phantasie nachjagen? Auch die Fürstin Wäsamskoi, obgleich sie in unsrer Abwesenheit fast täglich hier anfragen ließ, wann wir zurückkämen, kann Die ihn für's Leben fesseln? Nein, nein, das Schicksal spielt unserm Herzen zum zweiten Male eine Prüfung zu. Siegbert und Selma finden sich und dieses Band darf

telte mit den verſengten Fetzen ſeiner Kleider auch die Vergangenheit von ſich. Er hatte ſich mit dieſer That den Eintritt in die Reihen der Menſchen erkauft und ſtolz auf ſeinen Gewinn ſchritt er mit den beiden theuerſten Weſen, die er beſaß, durch die verworrenen Haufen den Bergen zu, welche ihnen für den erſten Moment einige Raſt und für die Zukunft ungeſtörte Sicherheit gewähren ſollten.

ich nicht lösen, wie ich die Irrung zwischen Siegbert und Melanie löste!

Und so fest stand diese Vorstellung bei Dankmar, daß er in der That nicht den Muth hatte, nach Selma zu fragen und auch aus Furcht, von ihr zu hören, Louis' Mittheilungen über des Bruders Lebensweise rasch unterbrach und ihn nach seinen eignen Angelegenheiten fragte. Da hatte denn Louis die Erzählung über Murray und die Bitte um Dankmar's Rath und Beistand schon eingeleitet, als man die Treppe herauf Männerschritte hörte.

Frau Schievelbein, die eben das heiße Wasser in einem summenden Theekessel bringen [illegible]lte, öffnete und ein Herr im grauen Militärmantel trat auf den Vorplatz, gefolgt von einem andern, der sich Schnee und Regen aus einem dicken langzottigen Tüffelrocke abschüttelte . . .

Die Kommenden waren Major Werdeck und sein Freund Mar Leidenfrost.

# Achtes Capitel.

## Das Wachſen des Bundes.

Wann kommen wir All' uns wieder entgegen,
Im Blitz und Donner oder im Regen?

rief Leidenfroſt, als er Louis erblickte und ſich der Major über das glückliche Zuſammentreffen der vier im Geiſte Verbundenen innigſt zu freuen ſchien.

Wenn der Wirrwarr höher ſteigt
Und wer Sieger iſt, ſich zeigt!

antwortete Dankmar, auch die Macbethhexen parodirend, rückte Stühle heran, nahm dem Major den Mantel ab und ſchüttelte den Freunden, die er noch nicht geſehen, die Hände.

Graulieschen! ſagte Leidenfroſt zur Frau Schievelbein, Graulieschen, was brau'ſt du da für ein namenloſes Werk?

Erlauben Sie, ſagte die Alte, um ſo empfindlicher über dieſe Anrede eines Mannes, deſſen „Komplimente"

ſie kannte, als ſie wegen eines hohen Offiziers ihrer Toilette eingedenk wurde, erlauben Sie, ich heiße Eulalia und Das wird Kaffee, wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Leidenfroſt.

Eulalia! Menſchenhaß und Reue! fuhr Leidenfroſt im pathetiſchen Tone fort. Kommt Einer da wol heraus aus ſeinen theatraliſchen Reminiscenzen? Ich ſtudire gerade Goethe's Fauſt ein und komme aus dem Arrangement der Hexenküche.

Frau Eulalia Schievelbein brummte auf's Neue über ſothane Anſpielungen, beeiferte ſich aber, die comfortabelſte Erweiterung ihrer Arrangements möglich zu machen und ſuchte darin wirklich zu hexen.

Wir erfuhren, daß Sie wieder da ſind, Wildungen, begann Werdeck. Und in Trauer! Wir kommen, um Sie theilnehmend zu begrüßen ... Ihr Verluſt ...

Nur keinen Grabſermon! fiel Leidenfroſt ein. Ich hab' ihm Alles geſchrieben, was ich über die nothwendige Fütterung der Würmer denke und über die Seelenwanderung. Die Citronen, die die Leidtragenden in der Hand halten, werden am beſten in aller Stille mit nach Hauſe genommen, wo ſie zum Punſch verwendbar ſind. Dankmar, wenn Siegbert da wäre, würde ich anſtändig condoliren. Da Sie es ſind, denk' ich nur wieder:

Sie hätte auch gelegner ſcheiden können — es hätte
Sich beſſ're Zeit für ſolches Weh gefunden.

Das wohl! ſagte Dankmar und ſetzte nach einer Weile hinzu: Aber Sie ſind ja ſchon im beſten Zuge Ihrer theatraliſchen Carriere, mengen Macbeth und Fauſt zuſammen wie Kaffee und Sahne — bedienen Sie ſich, meine Herren!

Das Beiſpiel meines Chefs, der äſthetiſch ſolchen Milchkaffee liebt, ſagte Leidenfroſt, die Cigarrenbüchſe hervorziehend, ſteckt mich an! Herr von Harder, mein gegenwärtiger Schiffspatron, ſteuert immer Nord-Nordoſt, wenn die Bouſſole der Literatur, Kunſt und geſunden Vernunft Süd-Südweſt zeigt. Schiller und Goethe iſt ihm ein- und derſelbe verſchwommene, allgemein klaſſiſche, kaſſenverderbliche Begriff, nur daß er wenigſtens aus den äſthetiſchen Anfragen der Hofdamen herausfühlt, daß in der grauen Nebelgegend, Schiller genannt, etwas mehr Sittlichkeit herrſcht, als in der grauen Nebelgegend Goethe und umgekehrt, dort mehr Zeitgeiſt, als hier. Es iſt prächtig. Auch Fauſt und Macbeth, die er beide einmal geſehen haben muß, in Wien, München oder Vaduz, rinnen ihm in demſelben Hexenkeſſel zuſammen. Heute auf der Probe des Fauſt erſchien die Excellenz in ſelbſtperſönlichſter Perſon und

wollte ſich um das Arrangement der Hexenküche Verdienſte erwerben. Wo kommen denn die Könige her, die dem Fauſt erſcheinen, fragte er mich mit dramaturgiſchem Vorſtudium und die Künſtler lauſchten, ſich auf die Lippen beißend, in demüthiger Entfernung. Welche Könige, Excellenz? fragt' ich dienſtuntergebenſt. Nun, ich denke, ich habe Das ſchon einmal geſehen, ſieben oder acht Könige, die — wie heißt der Teufel — Mephiſtopheles, Excellenz? Mephiſtopheles, ganz recht — durch einen Spiegel — vor dem Doktor Fauſt erſcheinen läßt — ich hab's in Wien geſehen — macht ſich ſehr gut — es iſt gleichſam, ſozuſagen, der ganze genealogiſche, der ganze genealogiſche — Sie meinen, Excellenz, der ganze künftige genealogiſche Kalender von England, Schottland, Irland — Ganz recht, von Irland — Excellenz irren ſich, ſagte der tollkühne, oppoſitionswüthige Regiſſeur, der vortrat, Sie verwechſeln Fauſt mit Macbeth — dies kühne Wort der feindſeligen gegen die Intendanz verſchwornen Regie entrüſtete den Geheimrath und veranlaßte ihn, einen vielſagenden Blick zu mir hinüberzuwerfen, ob ich ihn nicht aus Irland durch allerhand kleine Seitenwege doch dahin führen könnte, daß er dieſem impertinenten Allesbeſſerwiſſer, den er nächſtens ohnehin abſetzen wollte, gegenüber Recht behielt —

der Spiegel, sagt' ich, ist hier zur Rechten, Excellenz. Ich glaube, daß Sie auf Veranlassung des Spiegels ... Ein kleines Kind kommt vor, fiel Herr von Harder determinirt ein, ich weiß es aus Wien, ein kleines Kind kommt vor mit einem Spiegel, der Spiegel da ist zu groß und überhaupt, seien wir vorsichtig mit diesem kleinen Kinde — es ist gekrönt, ich weiß es sehr gut — es ist gekrönt und bedeutet die fruchtbare Dynastie von England — Sehr wahr! Aber — bemerkte der über meinen Beistand erschrockene Regisseur ... Die Dynasticen von England, sagt' ich, sind sehr fruchtbar, Herr Döbereiner; aber was wäre daran Gefahr ... Ja, sagte Excellenz, ich muß Ihnen bemerken, daß die jungen königlichen Herrschaften nicht gern an ihre liebsten Hoffnungen, an die Täuschung ihrer liebsten Träume — Excellenz wünschten die Descendenzanspielung, das gekrönte Kind, fortzulassen? ... Er: Herr Döbereiner, streichen Sie das Kind weg — es ist für die Herrschaften störend! Der Regisseur: Aber Kindermord? Ich: Excellenz können ja auch die ganze Genealogie wegstreichen und blos den großen Spiegel nehmen lassen, worin Faust blos das Bild Gretchens sieht, nachdem er den Herentrank zu sich genommen — Er: Ganz Recht, ganz Recht, Herentrank! Aber, es müssen drei Heren sein — ich weiß, es waren in

Wien drei Hexen — Ja wohl, Excellenz, es sind drei Hexen, allein man nimmt doch gewöhnlich nur eine; sie kommt aus dem Schornstein durch eine Flugmaschine, die ich anbringen werde und für die beiden andern Hexen nehmen wir vier oder fünf Meerkatzen, die den Brei kochen, die bekannten breiten Bettelsuppen — hm, hm, räusperte sich der Intendant und warf dann einen Blick auf den Regisseur mit den Worten: Herr Döbereiner, geht Das? Es ist sogar vorgeschrieben, Excellenz, sagte dieser mit Entsetzen nach der Uhr sehende und seine Suppe und Hausfrau bedenkende Mann, seufzend vor Ungeduld. Meerkatzen? bemerkte der Intendant plötzlich und verfiel in ein nachdenkliches Grübeln; wie machen Sie denn Meerkatzen? Excellenz, sagte der geplagte Mann, dort die fünf kleinen Jungen vom Ballet werden in zusammengenähte Felle gesteckt und machen ihre Sache Abends ganz charmant! ... Excellenz: Ja, aber, bester Freund, Meerkatzen! Meerkatzen, Das ist leicht gesagt. Ich weiß sehr wohl, das sind Affen. Ich bin dafür, daß Alles vollkommen ist und die Kunst soll fortschreiten. Da ist hier der Maler Heinrichson gewesen. Er ist jetzt in Italien! Der hat die Lady gemalt — wissen Sie, die Lady, die mit Apollo oder so einem Gott unter einer Decke spielte — wissen Sie, es war eine

Muſe — Wir verſtehen Excellenz vollkommen — Alſo dieſe Lady hatte ein Verhältniß, wo Apollo immer in Geſtalt eines Schwanes zu ihr kam — dummes Zeug das — aber gemalt macht ſich's ... und dieſen Schwan, den ließ ich aus Dänemark kommen ... Und ſo mein' ich faſt, auch die Meerkatzen müßten doch eigentlich ... Nun erinnerte ich ihn, da ich ſeine tiefen Abſichten verſtand, an ſeinen Vater und deſſen kleine Menagerie in Tempelheide — nein, ſagte er, mein Papa hält keine Meerkatzen — Meerkatzen ſind Affen — nicht wahr, Affen? — Affen, Excellenz! ... Nein, Papa liebt die Affen nicht, der gute alte Herr hat die Manie, Thiere zu bilden, aber die Affen mag er nicht, weil — ich habe den alten Papa Das ſehr oft ſagen hören, weil ... weil ... Excellenz ſtockten; ich ergänzte: Weil die Affen an ſich die Karrikaturen der Menſchen wären und nur den tollgewordenen Verſtand der Thiere bezeichneten? — Richtig, brav, Leidenfroſt; aber ich habe eine andere Auskunft. Da iſt der Baron von Tyſtra angekommen, ein kurioſer Heiliger, der einige Mohren und unter Andern auch Meerkatzen aus — ich weiß nicht — welchem Welttheile von Auſtralien mitgebracht hat. Zu dem will ich doch wegen dieſer Scene gehen. Ich denke mir doch intereſſant, wenn wir — Um Gotteswillen, Excellenz,

rief Dobereiner, doch keine natürlichen Meerkatzen auf die Bühne bringen? Der Intendant stand still und sah forschend auf mich. Er hatte sich in der That im Stillen gedacht, daß eine Hexenküche mit natürlichen Meerkatzen viel Aufsehen erregen, und da er sehr ehrgeizig ist, vielleicht in der Kunstgeschichte ihm einen Namen erwerben würde. Ich konnte aber doch, um die unglücklichen Schauspieler zu erlösen, nicht anders, als sagen: O auf dem Tanzsaale oben, Excellenz, lassen Sie diese Jungen nur die Kapriolen der Meerkatzen des Herrn von Tystra beobachten und jedenfalls die in der Garderobe für diesen Zweck vorhandenen Kostümes nach diesen gewiß höchst echten australischen Meerkatzen korrigiren, respektive ganz neu anfertigen ... Vortrefflich, sagte der Intendant, schob die Vorstellung des Faust, obgleich schon alle Billets vergriffen sind, wieder auf zwei Tage hinaus und begab sich ohne Zweifel direkt zum Herrn Baron von Tystra mit dem erhebenden und gewiß in der Königs- und den Prinzenlogen zur vollsten Anerkennung kommenden Bewußtsein, daß er aus Goethe's Faust das in ihm gar nicht vorkommende gekrönte Kind meuchlings weggemolcht hatte, dagegen aber die Hexenküche mit treuen, fast lebendigen, jedenfalls der Natur abgelauschten Meerkatzen neu bereicherte.

Dieſe mit dramatiſchem Talente vorgetragene Erzählung des humoriſtiſchen Malers verſetzte die kleine Geſellſchaft in heitre Stimmung. Man rauchte, man ſchlürfte den braunen Trank und tauſchte ſeine Erlebniſſe aus. Auch Louis mußte erzählen und wurde von Werdeck beſonders dazu aufgefordert, da der von ihm im Forſthauſe erlebte Vorfall in den Zeitungen, die zu jener Zeit, um ihre plötzlich vergrößerten Spalten zu füllen, Alles und Jedes aufrafften, ſchon berichtet und verkehrt genug entſtellt war.

Louis fand dadurch Gelegenheit, über Murray zu ſprechen und ſein Intereſſe an deſſen unglücklichem Schickſale durch eine Schilderung ſeines Charakters zu begründen. Er vermied dabei natürlich jede Andeutung über dieſes Mannes wahre Geſchichte. Für Dankmar war ſeine Erzählung beſonders auch deshalb unterhaltend, weil er die Lokalität dieſes Vorfalles kannte, durch den blinden Schmied und ſeine Beihülfe zur Unterſchlagung des Schreins ſelbſt in die größte Verlegenheit gekommen war und vor jener Urſula Marzahn nach Heuniſch's Mittheilungen ſelbſt Grauen genug empfunden hatte. Freilich fügte er hinzu, daß hier zu helfen ſchwierig ſein würde und daß kaum etwas Andres möglich wäre, als den Gang der Unterſuchung abzuwarten. Bedenklich bliebe unter allen

## Vierzehntes Kapitel.

### Die Menſchwerdung.

Das Welt-Ei blieb in ſeinem Beſtand ein Jahr und berſtete dann in zwei Hälften auseinander. Die eine Hälfte wurde der Himmel, die andere die Erde.

Dupuekhat.

In Laſſa herrſchte jetzt eine neue Ordnung der Dinge. Der Sieg des Teſchu-Lama war entſchieden und die Unbequemlichkeiten, welche ſich für ihn noch ergeben konnten, hinderten ihn nicht, von dem Throne ſeiner Eroberungen vollſtändigen Beſitz zu ergreifen. Das plötzliche Verſchwinden des Dalai Lama bewies allem Volk, daß ein böſer, unmächtiger Geiſt bisher an dem Ruder der Welt geſeſſen hätte, der, vor der Uebermacht eines Höheren entflohen, niemals wagen würde, durch einen Angriff dieſen herauszufordern. Der neue Himmel umſchlang die alte Erde wie eine längſt verlobte und jetzt erworbene Braut.

Man kennt die Maßregeln, welche Uſurpatoren nach dem Sturze legitimer Dynaſtieen ergreifen. Sind die neuen Herrſcher ohne Leidenſchaft und verfahren ſie nach den Eingebun-

Umſtänden der Beſitz eines Terzerols, die jähe, vielleicht übereilte Anwendung dieſer Waffe, die zu einer vollgültigen Zeugenausſage unzurechnungsfähige Verſtandesſchwäche jener Frau, die ihm ſo herenartig erſcheine, daß, ſetzte Dankmar hinzu, Herr von Harder ſie eigentlich noch für den neueinſtudirten Fauſt auch benutzen müßte, wenn dann nur nicht wiederum eine neue Störung des Repertoirs würde einzutreten haben.

Da Louis zuletzt jenes Otto von Dyſtra Erwähnung gethan und bemerkt hatte, ob ein Mann, der Murray ſo nahe ſtünde und einflußreich ſcheine, nicht auch in das Intereſſe einer Verwendung für den Gefangenen gezogen werden ſollte, ſchloß Dankmar ſeine klare und rechtskundige Darſtellung dieſes Falles mit den Worten:

Ich billige vollkommen, daß man dieſem die Noth ſeines Freundes anzeigt. Wer die Freundſchaft eines ſo vortrefflichen Menſchen, wie Sie Murray ſchildern, beſitzt, muß für edlere Dinge als die Kapriolen von Meerkatzen Sinn haben. Ich will Sie, da Sie es wünſchen, noch heute Abend zu dieſem Manne begleiten.

Louis dankte erfreut. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Auch die Andern lobten ihn für ſeinen warmen Antheil und fanden es freundlich von Dankmar, daß er ſich dieſem Erſuchen nicht entzog.

Da Louis dieſe Laſt etwas erleichtert fand, hörte er jetzt mit um ſo größerer Aufmerkſamkeit den Erörterungen zu, die ſich über die gemeinſame Angelegenheit ihrer Ordensſtiftung erhoben. Der Gegenſtand war zu wichtig, zu bedeutungsvoll, als daß er ihm nicht mit Freuden dieſen Nachmittag hätte opfern ſollen.

Wir haben uns, begann Dankmar, nach jenem Abend plötzlich getrennt, ſind da- und dorthin auseinandergeſtoben, aber der Funke begleitete uns und zündete. Auch am Sterbebett meiner theuerſten Angehörigen beſchäftigte mich unſer großes Ziel und von Ihnen Allen — Siegbert ausgenommen — hör' ich, daß Sie gewirkt haben. Meine Hoffnung, dem Bunde unſer Erbe zuzuführen, wird immer ſchwankender, ich gebe ſie auf. Dennoch, ob wir gleich noch nicht eine Form gefunden haben, die uns zuſammenhält, obgleich noch kein Eid uns bindet, keine Symbolik in Bücher oder mündliche Tradition niedergelegt iſt, wirkt doch ſchon der Geiſt im Stillen und die Liebe ſehnt ſich mächtig, die Ihrigen zu umfangen. Ich weiß, Leidenfreſt und Sie, beſter Major, haben Würdige gefunden. Die Namen nennen wir nicht. Wir wiſſen nicht, wir glauben nur. Und daß Ihr Vertrauen ſich nicht täuſchte, beweiſt z. B. dieſer Brief, den ich geſtern empfing. Er iſt ohne Namen. Leſen Sie dieſe Worte.

Damit zog Dankmar einen Brief aus dem Portefeuille, das er auf der Bruſt trug, entfaltete ihn und zeigte ihn am Tiſch rundum. Er lautete, eingeführt mit den vier Kleeblattpunkten:

.·. „Sie verlieren die zweite Inſtanz Ihres Prozeſſes! Dieſer Tage erhalten Sie das Erkenntniß. Wagen Sie den Verſuch der letzten Entſcheidung bei'm Obertribunal! Der alte Neſtor unſres Juſtizweſens, der greiſe Herr von Harder, intereſſirt ſich für dieſen Gegenſtand. Die Stadt rüſtet ſich bereits, die Möglichkeit zu erwägen, wenn ſie den Prozeß verlöre. Der Rath hat in geheimer Sitzung diskutirt, ob für dieſen Fall nicht die Verausgabung von zwei Millionen Stadtkammerſcheinen erlaubt werden durfte."

Man freute ſich über dieſe Mittheilung. Sie kam jedenfalls von einer wohlwollenden Perſönlichkeit, die Dankmar vielleicht nicht einmal kannte. Man prüfte die Handſchrift und Niemand wußte, wo er ſie hinbringen ſollte.

So wächſt denn unſre Saat, fuhr Dankmar fort, und die Ernte wird immer größer werden. Ich gewinne Meinungsgenoſſen, dieſe ſchon Andre und ſo dehnen ſich die Glieder einer Kette aus, die wir nicht mehr ganz überſehen können. Wer weiß, ob dieſe Worte nicht von einem Manne kommen, der uns

durch Sie, Major, oder durch Leidenfroſt gewonnen wurde.

Leidenfroſt bemerkte, daß er werbe, aber ſchwerlich ſo glückliche Erfolge haben würde wie die Andern. Dennoch hätte auch er ſchon Zeichen empfangen, daß man ihn als einen Bundsgenoſſen kenne; auch er müſſe einen Brief vorlegen, den er mit demſelben Symbole der vier Kleeblätter erhalten hätte und offenbar wäre er von einer andern Hand als der, die an Dankmar geſchrieben.

Der Brief, den er hervorzog und mittheilte, lautete:

„Werben Sie für unſre große Sache, aber ſuchen Sie nur Männer zu gewinnen, die in der Geſellſchaft Ihnen gleich- oder über Ihnen ſtehen! Sie ſind in der Rangordnung Ihres Verdienſtes vielleicht ein König, nichtsdeſtoweniger werden Sie einräumen, daß in Ihrer geſellſchaftlichen Situation Sie noch hoch emporzublicken haben. Vertrauen Sie die Sache des Bundes, die Kennzeichen, den Namen der Betheiligten Keinem, der unter Ihnen ſteht, keinem Handwerker, keinem Mitgliede der Arbeitervereine, am wenigſten jenen Künſtlern, mit denen Sie ſeit einiger Zeit verkehren. Schauſpieler haben noch immer von ihrer alten geſellſchaftlichen Lebensſtellung ſoviel an ſich haften, ſind noch ſo beengt und eingeſchüchtert von

dem alten Vorurtheile, das ihren Stand verfolgte, daß Sie in dieſer Sphäre bei jedem Worte des Vertrauens, das Sie ſchenken, vorausſetzen müſſen, man brüſte ſich mit ihm. Nur die Schauſpieler, die eine unbeſtrittne Meiſterſchaft beſitzen — und wie wenige ſind Deren! — rühmen ſich ihrer Protektionen nicht; auch ſind zuviel unter ihnen Freimaurer, vor denen wir uns aus Gründen zu hüten haben. Wenn Sie den Grundſatz feſtgehalten hätten, daß der Geſell nur einen Meiſter gewinnen ſoll, nie der Meiſter Geſellen, ſo würd' ich nicht nothig haben, Sie auf's Ernſtlichſte zu warnen. Sie ſtehen auf der Liſte der von den Behörden Beaufſichtigten. Ihre Reden in den Arbeitervereinen müſſen Sie einſtellen. In dieſer Weiſe wirken Sie nichts und entziehen der guten Sache Ihre friſche Kraft, deren Misbrauch auf der Bretterwelt hoffentlich nur ein vorübergehender ſein wird."

Leidenfroſt trug dieſen Brief ſo komiſch vor, daß er trotz ſeines ernſten Inhaltes Lächeln erregte. Alle Drei ſeiner Bundesgenoſſen geſtanden zu, daß er eine wenn auch einſeitige, doch gute Lektion bekommen hätte. Man rieth, von wem dieſer Brief kommen könnte. Wer weiß, ob nicht von Jagellona Kaminska! ſagte Dankmar und verrieth damit, daß der Major ſeiner Frau wol geplaudert hätte. Leidenfroſt erröthete faſt

und Werdeck lehnte jeden Verdacht der Indiskretion ab. Louis Armand aber erschrak so heftig über diesen Namen, den Tankmar nannte, daß er sich nicht länger halten konnte, sondern seine Vermuthung aussprach, wohl gar mit dieser Polin verwandt zu sein. Die Genealogie des jungen Franzosen wurde erörtert, die Familientradition bis auf ihre ersten Ursprünge verfolgt und zu allgemeinster Ueberraschung stellte sich über allen Zweifel heraus, daß die Majorin von Werdeck die Tochter jenes Stanislaus Kaminski war, der 1794 nach der Schlacht von Maciejowice von den Russen gefangen, nach Sibirien geschleppt wurde und auf einem Fluchtversuche im Jahre 1812 um's Leben kam. Ein Enkel des glücklicheren Thaddäus Kaminski war Louis Armand. Voll Liebenswürdigkeit umarmte der Major seinen Anverwandten und drang in Louis, ihn seiner Gattin vorstellen zu dürfen. Nur aus Schonung für Leidenfrost brach man diese Erkennungen ab, die den Blick wie auf einen wunderbaren Baum eröffneten, dessen Aeste und Zweige, wenn auch vom Blitze gespalten, doch sich zu nahen wußten und in inniger, neuer Verschlingung auf dem uralten Stamm die heiligen Schauer weckten, die wir vor dem geheimnißvollen Walten in Zeit und Raum empfinden.

Wer nun auch dieser strenge Warner sein möge,

lenkte Tankmar ein, die Schutzgeister der Todten oder der Lebendigen, die schon aus allen Zeiten und Zonen über uns zu wachen scheinen, sie haben einen Satz ausgesprochen, den ich denke in unser Ordensbuch aufzunehmen. Kein Meister soll Gesellen, sondern Gesellen sollen immer nur Meister werben! Darin find' ich, übertragen auf alle Gesellschaftsstufen, eine große Bürgschaft richtiger und zuverlässiger Wahl. Wie gern kommt der Untergeordnete Dem entgegen, von dem er Beweise der Gunst und Herablassung erwarten kann! Im Gebiete der Materie, der physischen Kraft, mag das stärkere Prinzip die schwächeren Atome an sich ziehen. Da, wo der Geist walten soll, müssen wir es, wie dereinst in Galiläa Fischer, dahin bringen, daß den Fischern Schriftgelehrte folgen. Ich denke, wir erheben diesen Satz zu einer Ordensregel: Jeder, der in diesen Bund eintritt, muß von Einem vorgeschlagen sein, der nach dem gesellschaftlichen Maaßstabe unter ihm steht.

Dieser Satz war neu und sehr ernst. Leidenfrost machte auch gleich seine gewohnten Schwierigkeiten und sprach vom Staatskalender, von der vierzehnstufigen russischen Dienstordnung, allein Werdeck, der in der Einschachtelung der höhern und geringern Grade aufgewachsen war und vom Zusammenhang seiner Gattin mit

Louis Armand, von den Schicksalen, die dieser über die Kaminski'sche Familie erzählt hatte, noch überrascht war, bestätigte allmälig auch Dankmar's Aeußerung über die große und immer täuschende Konvenienz der Geringern gegen Höhere im weitesten Umfange.

Was hülfe es uns, sagte er, unser Kapitel mit Theilnehmern und Ordensrittern zu überladen? Die neuen Templer würden keinen Raum finden, der sie Alle aufnähme! Wir müssen das Gewinnen von Novizen schwerer machen als das Anwerben von Rekruten. Wir brauchen ein ganzes Leben, einen ganzen Menschen, dem wir das Handgeld zahlen, nicht blos einen herablassenden Handschlag und einige gewinnende Vertraulichkeiten. Unter mir kenn' ich genug, die mir folgen würden; aber diese sollen mich gewinnen, sich selbst mir nahern. Ich möchte mich an den Obersten von Reidhard wagen, einen Mann ohne Vorurtheile, an den General von Rauten, einen tiefsinnigen Denker, dem ich nur das Einzige vorwerfe, daß er dem General Boland von der Hahnenfeder zu nahe steht . . .

Dem Krypto-Jesuiten? sagten fast Alle einstimmig.

Merkwürdig, fuhr Werdeck fort, wenn über einen Charakter ein so allgemeines Urtheil feststeht, so muß Etwas wahr an dem Gerücht sein, das ihn verfolgt.

Und doch iſt Poeſie und Schwung in dieſem General, der dem Könige ſo nahe ſteht und ſeine jugendliche Einbildungskraft gefangen hält. Er ſtrebt in Allem nach dem Außergewöhnlichen und gleicht doch einer kalten metallenen Mauer, von der man immer abgleitet. General Rauten vertraut ihm wie einem Evangelium. Was Voland ſagt, iſt ihm der Ausſpruch eines Sehers. Er vergleicht ihn oft mit den Augurn, die Roms Schickſal aus dem Fluge der Vögel oder dem Appetit gewiſſer Hühner weiſſagten . . .

Vertrauen Sie ſich dieſem General nicht, Major, ſagte Dankmar; er wurde Voland zu gewinnen ſuchen und wir würden plötzlich, ohne es zu wiſſen, von den Jeſuiten regiert, wie es ſo oft die Freimaurer wurden, die nicht ahnten, welcher Wolf in ihren Schaafſtall eingebrochen war und friedlich mit ihnen aus einer Krippe fraß.

Werdeck fand ſich aus der Idee, General Voland zu gewinnen, nicht leicht heraus. Man ſah, daß ihn gerade das im militairiſchen Stande noch bewahrte allgemeine menſchliche und höhere Ideelle an Voland feſſelte. Inzwiſchen erklärte Louis, daß er, der auf einer ſo tiefen Geſellſchaftsſtufe ſtünde, offenbar das glücklichſte Feld der Wirkſamkeit hätte, dennoch würde er große Vorſicht anwenden. Voll Sehnſucht dachte

er an Oleander. Ihm wollte er suchen brieflich immer näher zu rücken.

Und was denken Sie zu thun, Leidenfrost? fragte Danlmar.

Sie wissen, lieber Wildungen, sagte Leidenfrost, ich gehöre zu Denen, die eigentlich an eine Klärung unsrer Zeit erst dann glauben wollen, wenn sie einmal recht tüchtig umgerüttelt worden. Indessen will ich an Ihren Geistesbarrikaden bauen helfen und meine schönen strategischen Kenntnisse, die ich mir Abends mit Schwefelholzchen, die meine Truppen vorstellen, erworben habe, in die Schanze schlagen. Ist man mir auf den Fersen, so wird es von Nutzen sein, daß ich mit drei meiner tüchtigsten Arbeiter nach Plessen zu reisen habe, um dem Generalpächter Ackermann die von ihm bestellten Maschinen zu überbringen, die den großen Richelieu und Sully, Prinz Egon genannt, aus seinen Schulden retten sollen. Vergeben Sie, Armand, daß ich einen Mann, dem ich nicht mehr über den Weg traue, Ihnen zu Gefallen mit den größten Staatsmännern der Franzosen vergleiche . . .

Louis mußte einräumen, daß der Plan, Egon zum Vertrauten einer so schwärmerischen Einwirkung auf die Zeit zu machen, wohl unter den jetzigen Verhältnissen aufzugeben sei

gen ihrer Klugheit, so adoptiren sie die frühern Einrichtungen, wenn sich die Völker dabei wohl befunden haben. Das ist eine Gerechtigkeit, die ihnen wohlfeil zu stehen kommt. Dhü-Kummuz zählte in allen seinen Proclamationen jene Institutionen auf, die ihnen durch die Wohlthat seines und ihres Herrn auch ferner verbleiben sollten. Dazu gehörte vor allen Dingen die Luft und das Wasser, die Scholle Landes, auf welcher Jedermann seine Wohnung erbaut hatte, die gesunden Gliedmaßen, welche die Natur schenkte, Frau und Kind, der Brunnen und die Linde im Hofe, die Nachtigall, welche nächtlich unter dieser singt; die Vergangenheit, die Erinnerung und alle die Sprüche, welche sich Einer auswendig gelernt hatte. Diese Einrichtungen wurden mit keiner Hand angetastet. Eben so wenig die tägliche Einfuhr des Getreides und Gemüses in die Stadt; die Befugniß, das Gras zu mähen, wenn es einen Fuß hoch gewachsen; die Benutzung des Flusses Tsang-Tschu, um die Pferde in die Schwemme zu führen; ja selbst an der alten tibetanischen Sitte, das Schöpsenfleisch an der Luft zu trocknen und so mürbe zu machen, wurde nichts verändert. Alle Welt frohlockte über die neue Herrschaft, welche ihren Anfang mit so milden Thaten bezeichnete und nannte in Gebeten, Briefen und öffentlichen Reden den Teschu-Lama ihren wahren und alleinigen Gott, Regierer, Erhalter.

Schwieriger mußte es der neuen Dynastie fallen, sich das Vertrauen der Priesterschaft zu erwerben. Nicht, als wäre nicht die Thatsache längst erwiesen, daß die Diener Gottes auch immer die bereitwilligsten Diener seiner Stellvertreter sind; sondern es handelte sich hier um die Anhänger zweier verschiedenen Lehr-Meinungen, von denen die bisher verketzerte

Um von Egon abzubrechen, fragte Dankmar den Major, ob denn auch er noch nicht die Einwirkungen der weitern Ausbreitung der Idee von der kämpfenden Geistesbrüderschaft erfahren hätte?

Allerdings, sagte dieser lächelnd und zog zum Erstaunen der Andern gleichfalls einen Brief hervor.

Es ist, sagte er, hier schon wie mit jener Kugel, von der Wallenstein spricht: Einmal aus dem Laufe — wie heißt die Stelle, Leidenfrost?

Sie mag heißen wie sie will, Major, sagte dieser, sie paßt nicht mehr, wenn man in der Armee meine neue unverbesserliche Zündnadeltheorie einführte. Bringen Sie mich nicht auf Theatercitate! Sonst erleben Sie meine Unterhaltungen mit dem Geheimrath über die Armatur des Dreißigjährigen Krieges und das Kommisbrot für Wallenstein's Lager . . .

O ein andermal! Wir halten Sie bei'm Worte. Leidenfrost! Gelegenheit durch Lachen sich aufzuheitern werden wir noch oft genug finden.

Der Brief, Major! drängte Dankmar.

Der Major gab Dankmarn einen Brief, der so lautete:

„. . . „Bereiten Sie sich auf eine Katastrophe vor! Ihre Gesinnung ist der Armee ein Gräuel! Ein Offizier, von Adel, in unmittelbarer Nähe des Hofes,

bei einer bevorzugten Truppengattung, aufgewachsen in dem esprit de corps unbedingter Hingabe an die Interessen des alten Feudalstaates, neigen Sie sich zu den Anschauungen der Neuzeit, verlangen militairische Reformen, verspotten ehrwürdige Institutionen, bezweifeln die nachhaltige Schlagfertigkeit der jetzigen Heereseinrichtung und äußern sich öffentlich über die Stellung des Kriegers, die Sie in der Mitte zwischen Disciplinar- und Staatsbürgerpflichten unglücklich nennen! Da man weiß, daß Sie für offne Rügen Ihrer Gesinnung die übliche Genugthuung fordern würden und es die kleinen in den Kafés und auf der Wachtparade schimpfenden und bramarbasirenden Junker vorziehen, ihr Blut nur auf dem Felde der Ehre zu verspritzen, so ist fast anzunehmen, daß die Briefe, die auswärtige Flüchtlinge an hiesige Demokraten, in denen Ihrer als eines Bundesgenossen und schlagfertigen Verschwörers Erwähnung gethan wird, geschrieben haben, unechte, untergeschobene sind. Ordnen Sie Ihre Papiere! Entfernen Sie Alles, was Sie irgendwie belasten dürfte! Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Sie wegen gewisser vorgefundener Briefe binnen Kurzem vor ein Militairgericht gestellt werden."

Die Bestürzung, die dieser Brief bei den Freunden

vervorrief, war nicht gering. Man begriff nicht, w
der Major dabei ſo ruhig bleiben und ſagen konnt

Anfangs hielt ich dieſe anonyme, mit unſer
Zeichen verſehene Mittheilung für einen Scherz. Se
ich aber finde, daß Alles, was man in dieſer For
auch Ihnen mittheilte, auf vernünftigen Grundlage
beruht und von einem wirklichen Wohlwollen eing
geben iſt, ſeh' ich dieſe Warnung ſchon ernſter a
Indeſſen bin ich durch nichts beunruhigt. Die einzig
Konſpiration, in die ich mich eingelaſſen habe, iſt d
unſrige. Sie beruht auf Ideen und entbehrt jede
Form. Ich erkenne ſchon lange die geheimen Spure
eines mir immer naherrückenden tiefangelegten Planes
der von jenen unglückſelig verblendeten Neubündler
ausgeht, deren Geſinnung überall dahin verzweigt iſt
wo aus einer öffentlichen Kaſſe ein Gehalt gezahl
wird oder durch die neue Umwälzung irgend ein alte
Recht verloren ging. Weil ich erklärt habe, daß man
vor dem Geiſt der Zeit nicht erſchrecken, ihn zum
Durchbruch kommen laſſen und dann erſt aus dieſem Geiſ
ſelbſt regeln, dann erſt mit wahrer Liebe zur Freihei
die Freiheit lenken müſſe, bin ich verhaßt, verfolgt und
es ſoll mich nicht wundern, wenn man irgend etwas
erſänne, um mir, wenn nicht meine Ehre, doch dieſen
Rock, den ich im Dienſte des Vaterlandes zu tragen

glaube und auf den ich stolzer bin, als diese kindischen Alten und diese jungen Greise auf ihre Schnüre und Achselbänder, vom Leibe zu ziehen. Wehe aber Denen, die sich in ihren Intriguen nicht vorgesehen haben! Ich bin durch die Disciplin nicht entmannt. Ich fühle etwas von jenem selbstständigen Soldatengeiste in mir, der mit dem Degen in der Faust sein Recht vertheidigt und im Grunde nur so lange dient, als er dienen will und muß. Die Krieger im Mittelalter waren Männer, selbstständig, frei, sie dienten um Lohn und konnten scheiden von ihren Verpflichtungen, wenn sie kein Geld mehr nahmen. Diese neuen Armeen, die das Kabinetsinteresse geschaffen hat, sind die wahren Plagen der Menschheit. Unglückliche bedrängte Zeiten schufen sie. Sie mußten da sein, um einige neuere Staaten zu erretten, einige Völker von ihren fremden Unterjochern zu befreien. Damals waren es bewaffnete Völker, bewaffnete Bürger. Mußten diese Armeen nun bleiben? Mußte der Begriff der allgemeinen Volkswehr für ewige Zeiten festgehalten und nur zum Besten der Kabinete ausgebeutet werden? Diese Armeen sind die gefährlichsten Störungen unsrer Ordnung und ehe sich nicht alle Völker Europas darüber verständigen, was Krieger sein sollen, wozu man Armeen unterhält, ehe nicht, da friedliche Verständigung hierüber kaum möglich

ist, dies ganze furchtbar gespannte Verhältniß einmal von selbst zusammenbricht, eher kommt nicht Friede Freiheit, Glück auf diese Erde. Ich bin ein Atom in dieser Betrachtung. Aber den Muth, der Dummheit der Masse gegenüber mit Hussen's o sancta simplicitas! auf einem Scheiterhaufen immerhin in furchtbarster Minorität zu stehn, den hab' ich und sehe den Intriguen dieser Menschen, die ihr Lebtag nur den Weibern, dem Spiel, der Trivialität nachjagten, getrost entgegen.

Werdeck war von dieser Erklärung so aufgeregt, daß er, obgleich von seiner Ruhe sprechend, doch mit glühendem Antlitz in dem kleinen Zimmer auf und nieder ging ...

Ich fühle, fuhr er, als die Freunde besorgt schwiegen, ich fühle, was an diesem meinem Aufenthalt unter Ihnen, meine Herren, für meine Position bedenklich ist! Man hält mir jenen Corpsgeist entgegen, der mir es unbedingt verbieten solle, Andre aufzusuchen als Meinesgleichen. Wie die Jesuiten in Freiburg erzogen werden, chinesisch abgeschlossen, so sollen wir Offiziere leben! Warum denn? Warum denn mit gebrochenem Herzen unter der Fahne stehen? Ich bin vom Adel, meine Vorfahren bedeckten die Schlachtfelder vieler Campagnen, soll ich die Erbschaft der alten

Vorurtheile übernehmen und diese tolle Einbildung meiner Standesgenossen dadurch unterstützen, daß ich meinen Verstand a priori gefangen gebe und die Anmaßungen vertheidige, die immer auf Rechnung der Ordnung und wieder der Ordnung und des göttlichen Rechtes gehen? Nein, ich weiß es leider, ich bin ein weißer Rabe in der Armee und nie auch werd' ich dazu kommen, ein revolutionärer Offizier wie Cromwell oder Napoleon zu sein, aber dies fühl' ich, wenn ich von der Glorie des Kriegerstandes träume, denk' ich eher an Cromwell und Napoleon als an unsre Wachtparadengenerale, die loyale Adressen unterschreiben, jeden Civilisten spießen wollen und sich mit Frau und Kind bei allen konservativen Demonstrationen nur wie für ihren Schlafrock und ihre Pantoffeln betheiligt haben.

Dieser Erguß eines gereizten Wahrheitsdranges wurde auf eigenthümliche Art unterbrochen. Der Briefträger kam und brachte Dankmar Wildungen eine couvertirte Einladung zum nächsten Neubund-Balle.

Wie kommt der Glanz in unsre Hütte? sagte Leidenfrost.

„Eingeführt durch den Vorstand," bemerkte Louis, die Karte von allen Seiten betrachtend.

Dankmar aber sagte halb staunend, halb lachend: Sonderbar, das ist bereits die zweite Einladung.

Vor vierzehn Tagen erhielt ich die erste, die ich nicht benutzen konnte. Und auch diese wird liegen bleiben.

Man rechnet auf Ihre Erbschaft, sagte Werdeck. Wenn diese in die Bundeskasse flösse, Freund! Sie dürften Ordensstatuten schreiben, welche Sie wollen, nur eine Aussteuerkasse, nur eine Rentenanstalt damit verbunden ... o das Geld! das Geld!

So viel ist klar, bemerkte Tankmar und schloß die gegenseitigen Mittheilungen, wir sind schon von einem räthselhaften Gespinnst bedenklich umwoben. Unser Schicksal haben wir nicht mehr frei in unsern Händen. Beobachtet wurden wir längst, aber jetzt merken wir sogar die thätigen Eingriffe in unsre Entschließungen. Aufforderung genug zur Vorsicht! Unsre Bundesidee wollen wir sich von selber fortpflanzen lassen, noch ohne Form und Verabredung, bis die Zeit da ist, einmal einen Tag, irgendwo im Auslande oder an einem sonst verschwiegenen Orte auszuschreiben und da zu sehen, wer sich findet, wer sich schon auf uns bekennt. Könnt' ich an einem solchen Bundestage sagen: Hier habt Ihr die elastischen Springfedern, die leider auch der Gedanke bedarf, um sich eben zu erhalten! Hier habt Ihr Mittel, um dulden zu können, verfolgt zu werden und Die zu trösten, die um unsertwillen leiden! Hier leg' ich die Erbschaft der alten Templer den neuen zu Füßen,

die erworbenen Güter des alten Kreuzes den Bekennern des neuen —

Bitte! rief Leidenfroſt, nicht ſo viel Wind! Das Parvergeld fliegt davon. Es ging mir jüngſt ſo mit zwei Thalerſcheinen, als ich auf der neuen Brücke ſtand und in meinem Portemonnaie einen Dreier für einen Armen ſuchte. Ehe der Bügel zuklappte, ſchwammen die Vögel ſchon den Strom der Vergeſſenheit hinunter.

Tankmar, der ſich nicht ſtören ließ, fuhr aber fort:

Wenn ich mir dächte: Man gründete Schulen für freie Religionsbekenntniſſe, ſtiftete Stipendien auf Univerſitäten für beſtimmte Aufgaben unabhängiger Wiſſenſchaftlichkeit, arbeitete den Jeſuiten entgegen, die ſich überall Kirchen kaufen können, um zu predigen, während die ganze deutſch-katholiſche Bewegung geſcheitert iſt an der Armuth ihrer Bekenner! Keine Kirche that ſich auf. Kein großer gefeierter Theolog konnte ſichergeſtellt werden. Keine neubegründete Schule konnte Freiunterricht gewähren, während alle alten Inſtitutionen, die ſich überlebt haben, gleichſam ihre dürren Arme ausſtrecken und nur um des Mammons willen, den ſie in vollen Truhen beſitzen, die Maſſen an ſich ziehen!

Werdeck ſchüttelte Tankmarn die Hand

Verzagen wir nicht! Es kommt ein Geistesfrühling!

Ergriffen schlugen Alle ein.

Gedenken wir des Fünften im Bunde, Siegbert's! sagte Leidenfrost. Wir Alle sind zu stürmisch! Louis Armand und Siegbert sind unsre sanften Johannesjünger! Ihre Wege sind die der Liebe! Sie wirken vielleicht mehr als wir!

Damit gingen die Freunde. Werdeck zu seiner Gattin, um ihr den neuen Verwandten anzukündigen und sie auf seinen Besuch vorzubereiten, Leidenfrost in die Willing'sche Anstalt, um dort den Tag seiner Abreise zu vernehmen. Tankmar und Louis wollten forschen, wo Otto von Dystra wohne. Leidenfrost konnte es ihnen schon sagen: In der Stadt Rom.

Louis und Tankmar gingen in die Stadt Rom.

# Neuntes Capitel.

## Die Stadt Rom.

Auf einem seidnen Kanapé, den Kopf in ein Rückenkissen gelehnt, ein großes Kupferwerk durchblätternd, lag ein nicht mehr junger Mann wie ein Taschenmesser zusammengeklappt. Der fast haarlose Kopf war von einer eigenthümlichen spitz zulaufenden Bildung. Die hohe Stirn, die freien Schläfe leuchteten fast chinesenhaft, dagegen war die Pflege des Bartes türkisch. Die Augen zwinkerten aus mehr ovallänglichen als runden Höhlen und lagen tief versenkt. Um den Mund, der zuweilen aus einer Bernsteinspitze eine Cigarre wieder neu anblies, erkannte man trotz des reichen gefärbten Bartwuchses die zuckenden Schlänglein der Ironie und Satyre, die sich zuweilen in große Falten verwandelten, wenn der Sonderling das Buch fortlegen, die Cigarre aus dem Munde nehmen und über irgend etwas, was ihm plötzlich einzufallen schien.

den Sieg davon getragen hatte. Aber daß auch hierin ſich nicht Mittel und Wege finden ſollten, um allen Inconvenienzen vorzubeugen, beweiſ't die Erfahrung der Geſchichte und der glückliche Erfolg, den eine Clauſel des Beſitz-Ergreifungs-Patentes nach ſich zog. Dhü-Kummuz ſagte hier nämlich, daß ſo wie die Freiheit der Perſon von der neuen Regierung garantirt ſey, eben ſo auch die Religionsübung jedes Willkür überlaſſen bleibe. Man erwarte allerdings, daß Niemand ſeinen Bauch oder die Naſe eines Andern vergöttere; daß man jedem ausländiſchen Religionswerber gebührlich antworten und ſich namentlich ſowohl vor einer verderblichen Miſchcultur als vor Aufklärerei, Deismus und Neologie hüten werde; ſonſt ſolle jedoch Jeder in der Meinung, welche ſeit Jahrhunderten im Lande geſetzlich tolerirt werde, ungekränkt bleiben. Der neue Lama erſchuf ſich zwar mit dieſer Verfügung eine Gegenpartei in ſeiner eignen Umgebung. Denn die Gelbmützen hatten beſtimmt darauf gerechnet, mit dem Siege ihres Lama auch den Untergang der Rothquäſte entſchieden zu ſehen. Aber Dhü-Kummuz ſagte deßhalb in einer vertraulichen Unterredung: „Der Staat beſteht aus widerſtrebenden Intereſſen und die Kunſt des Regierens verſtehen heißt, ſie gegen einander ausgleichen. Ich ſehe ein, daß unter den Gelbmützen ſeit dem erſten Tage unſerer glorreichen Regierung die Geſichter immer ernſthafter Mienen machen, aber warum ſollten wir ſie fürchten, da ſie in den Rothquäſten eine Macht gewonnen haben, welche jenen das Widerſpiel hält? Das Geheimniß unſerer künftigen Exiſtenz liegt darin, alle Mittel, welche uns zu Gebote ſtehen, zur rechten Zeit zu benutzen.“

Dickſon, der bei der Belagerung mit ſeinen halben und vernagelten Kanonen Wunder gewirkt hatte, erhielt zur Be-

laut lachen mußte. Ein dunkelblausammetner Schlafrock mit gelben Schnüren besetzt hüllte die kleine Figur des kahlköpfigen Schwarz-Bärtlings behaglich ein und vermehrte den orientalischen Typus, der noch durch die Vorhänge des Zimmers und den mit gewirkten Teppichen bedeckten Fußboden erhöht wurde.

Das große von dem die behaglichste Siesta genießenden Manne durchblätterte Kupferwerk waren die Abbildungen der in Ninive[h] ausgegrabenen Denkmäler. So sehr ihn diese abenteuerlichen Steinmassen, diese kolossalen Thier- und Götzen-Steinbilder zu interessiren schienen, so frisch und rege mußte doch auch noch ein andrer in ihm nachwirkender Gegenstand ihn ergreifen. Dieser war komischer Art, zum Lachen reizend, zum lautesten Lachen . . .

Vor ihm, der zusammengekauerten, mit einem türkischen Fez auf dem Haupt bedeckten Gestalt, stand auf einem runden Tische eine, wie es schien, längst ausgetrunkene Chokoladentasse und eine Karaffe frischen Wassers, die ebenfalls fast ganz geleert war. Der weiße Porzellanofen verbreitete eine angenehme Wärme und die Größe der Fenster bewirkte, daß trotz der Vorhänge und der unfreundlichen düstren November-Witterung das Zimmer noch leidlich hell war, obgleich es schon weit über Mittag schien.

Der kleine Bewohner dieser behaglichen, durch Treibhausblumen geschmückten Räumlichkeit klingelte nun. Ein Schellenzug hing grade über seinem etwas zu vollkommenen Rücken.

Ein Neger in phantastischem, doch warmem Anzuge trat ein. Er hatte eng anliegende, rothe Unterkleider, die bis zu den Füßen gingen. Die Füße waren mit gelben Stiefeln bedeckt. Doch über den warmen Unterkleidern hing eine griechische kurze Jacke und noch ein eben solches sehr weites, aber kurzes Beinkleid. Die Jacke und das zweite Beinkleid reich mit Goldtressen geschmückt. Um den Hals hing dem Schwarzen ein stark vergoldeter Reifen, der doch wohl inwendig weich gefüttert war und eine Cravatte von Metall vorstellen konnte.

Nun, Spartakus, wurde der Neger von seinem im Lachen sich endlich beruhigenden Herrn angeredet, ist Alles bereit, wenn meine Gäste kommen und mit mir speisen werden?

Spartakus nickte.

Noch immer traurig? sagte der Andre. Siehst du nicht, daß ich lachen muß?

Damit lachte sein Herr und rief den Diener näher.

Zerstreue dich, Spartakus, sagte er und zeigte ihm einige von den Bildern in dem großen Kupferwerke.

Siehe, so bauten die Menschen ihre Kirchen, als noch der gute Prophet Jesus nicht auf Erden war —

Spartakus verneigte sich bei dem heiligen Namen.

Damals, Spartakus, als man so baute, war vom Taufen noch nicht die Rede. Die Menschen waren blinde Heiden, wie es du und deine Alten in Angora waren. Aber Priester hatten sie doch und in einer solchen Zelle, wie du da siehst, zählten sie vielleicht, was der Klingelbeutel eingebracht hatte, der sicher auch bei jenen Götzendienern, wie hier, herumging.

Spartakus nickte stumm zu diesen in englischer Sprache geäußerten kirchlich archäologischen Bemerkungen.

Ist Cicero noch nicht zurück? fragte der Freund der babylonischen Baukunst.

Spartakus schüttelte den Kopf.

Du bist sprachlos, armer Spartakus! Du hast unsre neuen Reisegefährten verloren. Die Papageyen sind fort, die Affen und die Meerkatzen nun auch. Wer weiß, ob ich nicht auch . . .

Spartakus warf sich Otto von Tystra — denn dies war der humoristische, kleine Cigarrenraucher, der Türke im Schlafrock — auf dies gezogene: „Ob ich nicht auch" mit leidenschaftlicher Gebehrde zu Füßen...

Wetter, was ſoll Das? rief Dyſtra und brachte mit geſpitztem Munde einen Laut, etwa wie: Huit! hervor, den man mit dem Klange einer kräftig geſchwungenen Peitſche vergleichen konnte.

Die Wirkung war elektriſch. Spartakus ſprang nach dieſem Huit! auf, als wäre er wirklich von einer Peitſche getroffen worden.

Da — aqua fresca — Huit!

Spartakus hatte die leere Caraffe von ſeinem Herrn bezeichnet erhalten, ergriff ſie und ſprang hinaus wie ein Hund, der zum Apportiren dreſſirt iſt.

Wie er die Thür zum Vorzimmer öffnete, ſtand draußen ein Mann in einem mit Pelz verbrämten grünen Schnurrock, eine Mütze in der Hand...

Spartakus wollte ihn nicht einlaſſen ...

Ein kräftig gepfiffenes wiederholtes Huit! aber unterbrach wieder ſeine dienſtfertige Zurückweiſung und der Fremde, der es für Dyſtra nicht war, trat ein.

Willkommen! Willkommen! ſagte Dyſtra mit freudiger Begrüßung und reichte dem Eintretenden, einem ſchlankgewachſenen, nicht mehr jungen Manne mit kräftigem rothem Bartwuchſe die zarte, faſt weiblich weiche Hand. Willkommen, Inſpektor! Meine Vor-

zimmerteufel haben doch sonst kein so schlechtes Gedächtniß . . .

Es muß wol der Andre sein, sagte der Eintretende, den ich in Buchau gesehen habe . . . wie soll man diese beiden geputzten Schornsteinfeger nur unterscheiden —?

Der Eine, sagte Dystra und nöthigte den Besucher sogleich zum Sitzen, der Eine ist so alt wie der Andre, gleicher Wuchs, gleiches Haar, gleiche Nüstern und Zähne haben sie auch. Aber der Andre, den Sie von Buchau kennen, hat ein Mahl wie eine Erbse groß am Kinn, eine sogenannte Kichererbse und der zu Liebe nannt' ich ihn Cicero . . .

Cicero! Ganz Recht! Ich glaubte, Sie hatten ihm diesen Namen seiner stummen Beredtsamkeit wegen gegeben.

Englisch macht Cicero seinem Namen Ehre, aber das Deutsche will sich ihm nicht recht abgurgeln. In Deutschland mag er seinem Namen durch die Kichererbse Ehre machen, von der Markus Tullius den Beinamen empfing. Der Schlingel da heißt Spartakus. Ich gab ihm diesen Freiheitsnamen, als ich ihn von einem Pflanzer in Charlestown loskaufte. Spartakus und Cicero sind Brüder, Kinder eines Kammerdieners bei Sr. Majestät dem Kaiser irgend eines Negerstam-

mes in Angora. Wenn diese Majestät gern einen neuen Rock anziehen will, verkauft sie regelmäßig die Kinder ihrer Lakaien wie junge Katzen. So kamen Beide nach Charlestown, wurden da getauft, gingen zehn Jahre bei der Peitsche in die Schule und wurden von mir angekauft, weil ich ein sehr tyrannischer Herr bin. Ich dachte mir, Lakaienkinder, die die Launen einer afrikanischen Majestät kennen, werden sich mit Geduld in die meinen finden. Statt der Peitsche brauch' ich aber nur den Laut davon zu geben und habe dieselbe Wirkung. Wie geht es Ihnen, Inspektor? Ich freue mich, daß Sie so bald Wort hielten! Bringen Sie mir die Möglichkeit, daß ich die alte Ruine an dem malerischen Strome ankaufen kann?

Herr Baron, wirklich, das alte Steingeröll? Was wollen Sie mit einem so unwirthbaren Boden?

Ich bin kein Oekonom, Mangold. Ich komme zum ersten Male wieder nach längerer Trennung auf diese deutschen Fluren und bin vom Anblick der liebenswürdigen feudalen Erinnerungen so hingerissen, daß ich mir eine solche Ritterburg rein als mittelalterlicher Dilettant ausbauen möchte. Ich denke mir es reizend, in einem mittelalterlichen Gebäude mit

allem Comfort und den Gedanken der neuen Zeit zu wohnen. Ein Kapitel von Voltaire, geleſen auf einem Burgſöller, Caviar und Auſtern verzehrt in einem Ahnenſaal! Die Zeiten entwickeln ſich ſpiralförmig. Gehen, Kommen, Altes, Neues. Ich finde die Lage jener alten zerſtörten Burg reizend. Der Blick über den Strom, zu den fernen blauen Bergen hin weckt allein ſchon jenen Frieden, den man nicht ſo leicht unter andern geographiſchen Bedingungen erwerben kann. Nein, nein, es iſt mein feſter Ernſt, ich kaufe dieſen Felſen, dieſe Zerſtörung, dieſe Steinmaſſen, und bitte Sie, den Inſpektor der königlichen Gärten, den Aufſeher des königlichen Schloſſes Buchau, Ihren ganzen Einfluß anzuwenden, daß ich jenen Punkt in Deutſchlands äußerſtem Weſten erobere.

Ich verſpreche Ihnen, mein Möglichſtes zu thun, Herr Baron.

Wie kommen Sie ſo raſch wieder in die Reſidenz zurück, Mangold?

Sie erinnern ſich, daß ich, als Sie Buchau beſahen und den nahegelegenen Tempelſtein erſtehen wollten, um ihn auszubauen — Sie erinnern ſich, daß ich ſagte: Ich folge Ihnen bald, ich bin gezwungen, die Reſidenz, die ich kaum vor vierzehn Tagen verlaſſen, ſchon wieder zu ſehen . . .

Dystra verfiel jetzt wieder in jenes Lachen, das ſchon vorhin ſeine archäologiſchen Studien über die alten Bauten von Ninive unterbrochen hatte ...

Mangold (es war jener Inſpektor des Gartenſchloſſes Solitude, der Auguſte Ludmer von der Reſidenz entfernen ſollte, nach Buchau verſetzt und wirklich dorthin abgegangen war) Mangold fragte lächelnd nach der Urſache ſeines Humors.

Sie wiſſen, Inſpektor, ſagte Dystra, daß ich Ihnen ſchon in Buchau, als Sie von Ihrem frühern Chef, dem Geheimrath von Harder erzählten, bemerkte, ich glaubte gewiß zu ſein, daß dieſer Harder ein ehemaliger Bekannter von mir iſt, als ich noch hier ſtudirte und leider zu ſehr nur mit dem talentloſen Theile der excluſiven Geſellſchaft zuſammenkam. Richtig, es iſt derſelbe. Heute früh, vor wenigen Stunden, hatt' ich die Ueberraſchung ſeines Beſuches. Er umarmte mich mit Förmlichkeit und rückte mit der Bitte heraus, ich möchte ihm meine Affen und Meerkatzen, die ich von Amerika mitgebracht, leihen, um Goethe's Fauſt zweckmäßiger in Scene zu ſetzen.

Er iſt Intendant des königlichen Theaters geworden und hat mich in dieſer Eigenſchaft per Erpreſſen zum dritten Male auffordern laſſen, hieherzukommen. Ich mußte willfahren ...

In dieſer Eigenſchaft? Sollten Sie vielleicht die Gartenſcene in Fauſt arrangiren?

Bitte, ich unterbrach Sie, Herr Baron . . .

Sie müſſen wiſſen, ich habe dieſes Gethier aus Amerika mitgebracht, nur um es zu verſchenken. Es iſt mir perſönlich zur Laſt. Ich dachte: du haſt eine Menge Freunde und Bekannte, die ſich inzwiſchen verheiratheten und vielleicht keine Kinder haben. Da verſchenkſt du Papageyen. Einige Mädchen blieben unvermählt, wurden alt und ſehnen ſich nach Gegenſtänden ihrer Zärtlichkeit. Für dieſe bracht' ich einige Exemplare einer vorzüglichen Sorte Windſpiel-Pinſcher mit, die in Boſton durch eine Ueber-Kreuzbegattung ſehr gut gezogen werden. Die Affen und Meerkatzen hoffi' ich bei einigen alten Junggeſellen, die ſich ſelber raſiren und bei dieſem edlen Geſchäfte ſtundenlang zubringend ohne Unterhaltung ſind, loszuwerden. Die Papageyen bin ich los. Die Boſton'ſchen Windſpiel-Pinſcher gleichfalls. Aber meine Affen und Meerkatzen blieben mir auf dem Halſe. Wo ich hinberchte, um ſie an Kindesſtatt auszuſetzen, hört' ich: Beſter Freund, das Ablöſungsgeſetz! Perſonalſteuer! Unſre Grundgefälle! Die Landemien! Einſchränkungen! Verringerung des Hausſtandes! Drei Stallknechte entlaſſen! Genug die verdammten Meerkatzen blieben mir; da bat' Ich

ehemaliger Chef aus der Noth. Er wollte diese verteufelten Thiere nur haben, damit sie das Ballet als Modell studirt. Ich habe ihm aber klar und deutlich bewiesen, daß die dramatische Kunst in einer solchen Entwickelung überall in Europa, Asien und Afrika begriffen wäre, daß sie ohne ein Hülfs- und Ergänzungspersonal von lebendem Geflügel und vierbeinigem Gethier nicht bestehen könne. Er würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er die Zauberflöte, die hoffentlich in Deutschland noch nicht vergessen ist, mit einer wirklichen Menagerie neu in Scene setzte. Diese Idee schien ihm im höchsten Grade einleuchtend. Ich schilderte ihm, welches Aufsehen er machen würde, wenn er die unsterbliche Zauberflöte Mozart's neu ausstattete mit Dekorationen, neuen Kostumes, Wasserfällen (da ich den Niagara kenne, würd' ich ihn unterstützen) mit Feuergluten, besonders aber mit wirklichen lebenden Thieren, höchstens die Schlange ausgenommen, die dies herrliche ägyptische Freimaurermärchen eröffnet . . .

Excellenz sind Freimaurer —

O ich sage Ihnen, Mangold, es erschien ihm im höchsten Grade plausibel. Die Bewegungen einer sterbenden Schlange, sagt' ich ihm, würden sowol meine beiden Bedienten, wie ich selbst, der ich solchen

lohnung seiner treuen und einträglichen Dienste die Stelle des Oberbeibuns oder des General-Feldmarschalls sämmtlicher Truppen von Tibet. Die Artillerie, sowohl in ihrer theoretischen Begründung als praktischen Anwendung, blieb dabei immer sein Steckenpferd. Er suchte sie auf jede Art zu vervollkommnen; und obschon ihm nicht mehr Geschütze zu Gebote standen als bisher (die Chinesen wollten ihm papierne verkaufen,) so gab er doch diesen eine Vollendung, die jede Möglichkeit hinter sich ließ. Ja der Anblick einer nicht unbeträchtlichen Ebene, wie sie Lassa umgibt, verführte ihn auch zur Ausführung der längst aufgegebenen Lieblingsidee, eine reitende Artillerie herzustellen. Er entzog der Fußartillerie die beiden vernagelten Zwölfpfünder und bemannte sie mit Cavallerie. Ohne Zweifel kamen auf diesem Wege jene Geschütze ihrer ursprünglichen Bestimmung immer näher. Denn statt daß sie früher im Treffen nur den ruhigen, gefahrdrohenden Anblick in der Ferne gewährten und durch ihre Regungslosigkeit, die sich ja jeden Augenblick furchtbar hätte entladen können, den Feind mit Schrecken erfüllten, so ließen sie sich jetzt wie rasselnde Eisendrachen bewegen und mußten unter die Reihen der Feinde Furcht und Verwirrung bringen. Dickson hat sich um seine Waffe in Mittel-Asien große Verdienste erworben.

Auch die Verhältnisse des Dalai Lama zu China wurden aufs Neue geregelt. Obschon seine Verpflichtungen gegen den Sohn des Himmels dieselben blieben, welche Maha Guru hatte erfüllen müssen, so wollte es doch der Zufall, daß gerade jetzt, zu gleicher Zeit mit den in Tibet vorgefallenen Veränderungen, die alten Repräsentanten der chinesischen Macht am Hofe von Lassa abberufen wurden, um durch neue ersetzt

Scenen genugsam beiwohnte, ihm höchst anschaulich vormachen. Dann bewies ich ihm, wie die Thiere, die das Glockenspiel bändigt, wie die Bestien, die den Papageno erschrecken, wie die Gestalten, die dem Tamino zurufen: Zurück! durch ihre Natürlichkeit den Reiz des Abends nur vermehren würden. Genug, es ist beschlossen, daß ich meine Affen und Meerkatzen für immer los bin. Die Kosten für deren dauerndes Engagement beim königlichen Hoftheater — ich nannte ihm alle alten Stücke, wo sie könnten angebracht werden — hofft er aus Ersparungen bei Dichterhonoraren zu bestreiten. Ich hoffe, die deutsche Literatur leidet nicht darunter, sonst nähm' ich die Thiere, die Cicero eben in den Dekorationsspeicher des königlichen Theaters gefahren hat, gern wieder zurück, so unausstehlich mir auch nachgrade ihre Capriolen und ihre menschenähnlichen Vertraulichkeiten wurden.

Ein lautes Schluchzen im Vorzimmer unterbrach diese von dem kleinen im Vorzimmer gravitätisch auf und abschreitenden Mann launig vorgetragene Erzählung.

Mein Himmel, was ist denn Das wieder? rief der Tourist, der sich gern einen Weltspaziergänger nannte; heulen diese schwarzen Kaiserlakaiensöhne um meinen verringerten Hofstaat?

Damit öffnete er, pfiff fein: Huit! und fragte auf Engliſch: Was gibt es da? Cicero, was plagt dich wieder? Kommt dir wieder was vom böſen Geiſte vor, den ihr ſchwarzen Engel in Angora als weiß angebetet habt?

Obgleich Cicero der Beredtſame hätte ſein ſollen, ſo war es doch Spartakus, der das Wort ergriff und mit untermiſchtem Schluchzen die Worte vorbrachte:

Popo fort — Wauwau fort — Zickzick fort — Prinzeß Pompadour fort — Alles fort —

Um dieſe Kameraden macht Ihr den Lärm? Ihr Narren! Hol' Euch der weiße Geiſt und noch ein aſchgrauer! Die ganze Stadt Rom hier wird über Euer Heidenthum zuſammenlaufen — Schämt Euch —

Nicht die Thiere kneipen uns, ſagte der beredte Spartakus mit der goldnen Ringcravatte (Cicero trug eine ſilberne), nein, Maſſa! Du ſagſt auch: Spartakus fort! Cicero fort!

Ah, Das iſt Euer Kummer? Ihr denkt, ich nahm Euch nur mit, um Euch an meine alten Freunde zu verſchenken, wie meine Pavageyen und Beſten'ſchen Windſpiel-Pinſcher?

Spartakus und Cicero ſchluchzten bejahend und verriethen, daß Das ihr ganzer Kummer wäre.

Hat Euch vielleicht der Geheimrath von Harder ſcharf in's Auge genommen?

Ja, Maſſa! ſagte Cicero.

O Das iſt einzig, wandte ſich Dyſtra zu Mangold. Die Zauberflöte ſcheint Ihrem Chef zu Kopf zu ſteigen. Es iſt ihm etwas von einem Mohren Namens Monoſtatos eingefallen. Geben Sie Acht, er hat es in ſeinem wüthenden Gründlichkeitseifer auf meinen Cicero abgeſehen, um die Vorſtellung vollkommen zu machen. Nein, nein, Ihr ſchwarzen Krauskopfe, ich hatte zwar ſo etwas im Sinne, dich Cicero an die Fürſtin Wäſämskoi, dich Spartakus an Comteſſe Olga zu verſchenken, allein da Ihr doch ſo dumme Teufel ſeid und die Menſchen liebt, die Euch nur ein moraliſches Huit! mit der Zungenpeitſche geben, ſo will ich Mitleid haben und Euch ſo lange bei mir behalten, als wir Alle zuſammen das Klima von Buchau hinterm Rheine vertragen können.

Wie die beiden Neger dieſe Troſtesworte hörten, ließen ſie ein heulendes Freudengeſchrei aus, küßten Dyſtra's Hände und wollten ſich vor ihm niederwerfen, was er aber mit den Worten verhinderte:

Gut! Gut! Es iſt ſchon abgemacht! Sorgt für unſer

Diner und betrinkt Euch erſt, nachdem Ihr ſervirt habt, hört Ihr?

Mit dieſen Worten ſchloß Dyſtra die Thür und konnte nicht anders, als Mangolden Recht geben, der über dieſe Scene ſeine Freude äußerte . . .

Welche Dankbarkeit! ſagte Mangold. Welche Hingebung und Liebe! Sie würden lange bei uns ſuchen dürfen, bis Sie ſo viel Anhänglichkeit fänden.

Dieſe Treue ſteht hoch und niedrig, wie man es nimmt, antwortete Dyſtra. Es iſt die magnetiſche Gewöhnung dieſer Menſchen an meine Perſönlichkeit und nicht nur die moraliſche Perſönlichkeit, ſondern gradezu die phyſiſche. Wir ignoriren in der That den Körper zu ſehr, wir achten ihn zu gering und ſind darum auch im Geiſte zurückgeblieben. Wenn man die Menſchheit immer nur dem Geiſte nachjagen ſieht, ſo kommt ſie aus der Bahn ihrer Natur und verirrt ſich aus lauter intellectuellem Drange oft in's Grauſame und Unnatürliche. Mir iſt dieſer ganze Wirrwarr in Europa ein unnatürlicher, dem innerſten Menſchenthum entrückter. Wir haben uns zu ſehr auf die Potenzirung unſrer Empfindungen verlaſſen, ſind in den feinen Sonnenſtäubchen der idealiſchen Welt zu ſehr verloren! Niemand will irren, Jeder will wahr ſein und Alles lügt. Ich ſuche Menſchen,

die das Geheimniß des Daseins in sich selber suchen, in der Entwickelung der Natur, die ihnen die Geburt einmal mitgab, ich finde sie nicht. Ein Gespinnst von Ideologie, das hier Alle in Kirche, Staat, Gesellschaft beherrscht, umwickelt die Handlungen dieser ganzen Generation, die in himmlischen Leibern schon auf Erden wandeln will und in Zorn und Wuth geräth, wenn sie an die Bedingungen ihres Daseins, die Luther doch den alten Madensack nannte, erinnert wird. Aber was wollte denn mein alter Freund der Intendant? Ich staune, wie gehänselt und genarrt ich diesen ehemaligen unanstelligen Mann verließ und was für ein großes Thier ich in ihm wiederfinde! Diesem Manne überträgt die unverbesserliche Etikette des Hofes die Fürsorge für ein geistiges Institut! Das erinnert mich an die russischen Generale, die man in Moskau zu Direktoren der schönen Künste und Wissenschaften macht.

Ich habe, berichtete Mangold, zehn Jahre mit diesem Manne gemeinschaftlich die Gartenkultur der königlichen Lustschlösser gepflegt und ihn als einen zwar beschränkten und in der Erziehung vernachlässigten, aber dennoch ehrgeizigen und in seiner Art wirklich thätigen Menschen kennen gelernt. Da er das Große nicht fassen und übersehen kann, hält er sich an das

Kleine und zieht alle Gegenstände seiner Amtssorge in diese geringe Sphäre herab, in der er vermittelst seiner adligen und Hofwürde doch groß erscheint. Als gehorsamst Untergebener ließ ich ihn walten und schalten und that doch Das, was gethan werden mußte. Meine Ideen wurden, wenn er sie mir gegenüber auch bestritt, andern Menschen gegenüber die seinigen und regelmäßig geschah es, daß er sie dann auch mir gegenüber als seine Befehle ertheilte, indem er entweder seine früher abweichende Ansicht vergessen hatte oder sich seines klugen Handgriffes schon bewußt war. Denn ohne Schlauheit ist er nicht und von der Vorstellung, daß alle Menschen im Grunde schlecht sind und gegen ihn konspiriren könnten, entlehnte er noch die ganze Thatkraft, deren er fähig ist. Ich spreche scharf über ihn, weil man mir in seiner Umgebung übel mitspielte. Ich dankte meinem Schicksal, von ihm frei zu sein. Da läßt er mich durch einen Expressen von Buchau holen, bezahlt die Eisenbahn, alle Kosten der Reise und bietet mir an... Was denken Sie wol?

Daß Sie ihm seine eignen Gewächshäuser vor dem Winterfrost schützen sollen?

Nein, Herr Baron! Ich möchte meinen Posten, dem ich vorstehe, aufgeben und mich von ihm in seiner neuen Verwaltung anstellen lassen.

Hören Sie, ſagte Dyſtra, Das erinnert an die Anhänglichkeit meiner Mohren! Darin find' ich Naturwärme, Liebe, Geiſtesinſtinkt!

Wenn es Das wäre! Nein! Er geſtand nur offen, daß er ſich nicht ganz ſicher in ſeiner Sphäre fühle. Er hätte einen Sachkundigen ſich empfehlen laſſen. Der aber wäre ein Spötter, lache oft ſonderbar und blinzle den Andern zu, die mit ihm in einem Komplotte zu ſtehen ſchienen. Das Kunſtweſen lerne ſich! Weg mit dieſen Intriguanten! Ich brauche nur ehrliche Menſchen um mich, Menſchen, die nicht hinter meinem Rücken Verſchwörungen machen! Ich bin die Hauptſache an dieſer Kunſtanſtalt! Sie kenn' ich, Mangold, Sie ſind treu und brav. Bleiben Sie bei mir. Ich brauche unter dieſem geriebenen Volke Einen, der es mit dem Chef wahrhaft gut meint, und Das ſehen Sie doch ſelbſt, der Chef muß der Chef ſein, der Chef iſt immer das Ganze, der Chef iſt die Anſtalt ſelbſt!

Und was thaten Sie auf dieſe Bitte, die charakteriſtiſch iſt?

Ich ſchlug ſie ab.

Sie ſind hartherzig, Mangold!

Ich kehre nach Buchau zurück. Dieſe adlige Familie, der ich Treue und Anhänglichkeit genug bewies

wie ein Hund, hat mich auch mishandelt wie einen Hund.

Sie sind erregt, Mangold?

Mit Füßen hat sie mich getreten — im Herzen fühlbar — o, Herr Baron — ich sagte schon, ich bin ein Mensch ohne Raffinement und passe nur nach Buchau. Kaufen Sie sich den Tempelstein! Auf dem königlichen Gartenamt hört' ich, daß kein Geld da ist, jetzt Ruinen auszubauen. Sie bekommen den Felsen, bekommen die Steine, die Wiesen am Berg, auch die Ruinen der alten Tempelabtei, die noch Jeden feierlich stimmten — wir leben da ruhig als Nachbarn und Sie erzählen von Ihren Reisen, den tausend Denkwürdigkeiten, die Sie gesehen...

Darf ich nicht wissen, Mangold, warum Sie die Menschen fliehen ... ich habe die große Schwäche, an Andern praktische Psychologie zu treiben. Im gewöhnlichen Leben nennt man Das neugierig sein.

Ich fliehe nur die schlimmen — vielleicht finden sich gute, die wir mitnehmen —

Mangold sagte diese Worte mit einem vertraulich blinzelnden Auge, sodaß Dystra lachte und sagte:

Mangold, Sie sind mindestens vierzig Jahre, aber ich sage Ihnen, Schwab, Sie sind verliebt! So kann nur ein Verliebter blinzeln.

Mangold ſtrich ſeinen rothen Bart und die waſſerblauen, klaren Augen leuchteten vor innerer Bewegung.

Sie ſind ein gereiſter und kluger Herr, rathen Sie mir, Herr Baron — ſagte er und erzählte ihm nun zuvörderſt die Anknüpfung ſeines Verhältniſſes mit Auguſte Ludmer und das Ende desſelben. Otto von Dyſtra hörte theilnehmend zu und fand die Intrigue, ihn zur Entfernung einer läſtigen Anverwandten zu benutzen, abſcheulich, ſeine Leichtgläubigkeit aber, wie er ihm offen geſtand, komiſch. Ueber das Gewiſſen, das ſich Mangold wegen Auguſten's Selbſtmord machte, tröſtete er ihn mit den Worten:

So iſt nun einmal unſer Leben, daß Einer des Andern unbewußter Mörder wird! Die größte Liebe kann ſich zur Veranlaſſung wechſelſeitigen Verderbens werden. Darüber, daß man zum Werkzeuge der Vorſehung gewählt wurde, hat der Menſch ſich kein Gewiſſen zu machen.

Da ich nun doch einmal hier war, fuhr Mangold fort, ſo führte mich's wieder den Spuren des unglücklichen Mädchens nach. So hört' ich auf einem einſamen Kirchhofe, daß ſie hier eingeſcharrt wurde und ein alter Mann den Sarg begleitet hätte. M

einer ſchwarzen Binde? fragt' ich. Ganz recht, hieß es. So war es Derſelbe, den ich an jenem Abende bei ihr traf und mit dem ſie früher gegangen war. Daß er ihrem Sarge hatte folgen können, überraſchte mich doch. Ich beſchloß, den Mann aufzuſuchen. Auf nähere Erkundigungen hört' ich, daß er Murray hieß und ein Engländer ſein ſollte . . .

Wie nannten Sie ihn? fragte Dyſtra aufmerkſam.

Murray, wiederholte Mangold und fuhr, da Otto von Dyſtra nichts weiter zu erinnern fand, fort:

Ich glaubte, ein ſo leichtſinniger alter Mann, der an ein unglückliches Weſen dieſer Art Ringe und Armſpangen verſchwendete, würde im Glanz und Wohlleben, wenigſtens anſtändig wohnen. Wie erſtaunt' ich, als ich ihn aufſuchte und mich in die dunkelſten und entlegenſten Gaſſen verlor. Endlich Brandgaſſe Nr. 9 fand ich in einem Hinterhofe über drei ſchwindelerregenden Treppen, mitten in Armuth und Elend, ſeine Wohnung, aber ihn ſelber nicht. Er war verreiſt. Dieſe Auskunft gab mir ſeine Vermietherin, bei der er zwei elende Kämmerchen auf einer offnen Gallerie hinter Eiſenſtäben bewohnte. Das Mädchen wußte wenig mehr von Maſter Murray, als daß er ein Geizhals ſein müßte, der in Anfällen von Großmuth ſchöne Geſchenke mache. Sie zeigte mir einen

zu werden. Den Correſpondenten gab das Grab nicht wieder heraus, aber den Uebrigen lag nichts Eiligeres ob, als dem Rufe ihres Herrn Folge zu leiſten. Vielleicht wurden ſie ja zu neuen und größern Ehren berufen; warum ſollten ſie ihre Schritte nicht beflügeln?

Vielleicht war der Oberſt Tſchu-Kiang der einzige Chineſe, der die Verlängerung des Aufenthalts zu Laſſa gewünſcht hätte. An welchem andern Orte hätt' er bequemer auf ſeinen Lorbeeren ruhen können? Er hielt ſich nicht mit Unrecht für den Begründer der neuen Dynaſtie; er wußte, daß der Sieg des Teſchu-Lama nur die Folge ſeiner Tapferkeit war und dieſer Fürſt war dankbar genug, den Dienſt, welchen ihm der Oberſt durch ſein zwar mißlungenes, aber doch nicht unnützes Unternehmen geleiſtet hatte, fortwährend anzuerkennen. Von Stund an hatte ſein Stolz auch keine Gränzen mehr. Der Himmel hing ihm zu niedrig, weil er ſtets fürchtete, mit dem Kopf an ihm anzuſtoßen. Früher konnte man ihm ſeine Größe ſtreitig machen und er war daher zänkiſch, ungenießbar, launenhaft; jetzt kam Alles darin überein, daß er niemals von ſich zu wenig geſagt hatte und ſeitdem war ſeine Miene ſtets ein freundliches Lächeln, eine gefällige, nicht einmal beleidigende Wohlgewogenheit. Dieſe tröſtliche Umänderung fand aber nur für Laſſa ſtatt, wo Niemanden an ſeiner wahrhaften Größe Zweifel aufſtiegen; auswärts mußte er wieder ſeiner Thaten eigner Herold werden.

Eben ſo früh wurde die Heldenlaufbahn unterbrochen, welche Schü-King in Leitung öffentlicher Angelegenheiten begonnen hatte. Während der Belagerung und des Sturmes hatte ſie Sorge, ſich mit ihrem Hauſe vor Angriffen ſicher zu ſtellen. Tſchu-Kiang verließ ſie in der Verwirrung nicht,

kostbaren Ring, den sie von ihm für ein Glas Wasser bekommen hätte . . .

Das ist Diogenes in der Tonne! sagte Dystra. Er zieht ein Glas Wasser allen Capweinen vor. Man kommt zuletzt dahin.

Freilich auch, fuhr Mangold mit einer Art schamhafter Verlegenheit fort, freilich auch dargebracht von so weißen, zarten Händen, mit so freundlicher Miene, unter so rührenden Umgebungen! Dies Mädchen, Louise Eisold ist ihr Name . . .

Teufel! sagte Dystra; Sie sind sehr verliebter Natur, Inspektor! Und die neue Bekanntschaft schlug ein, sie geht mit nach Buchau und wir sind vom Frühjahr an zu Drei Nachbarn?

Das ist noch weit im Felde!

Neue Schwierigkeiten?

Das Mädchen lachte mich aus, als ich ihr gleich nach dem dritten Worte sagte: Ich möchte sie heirathen . . .

Sie hielt Sie mit Recht für einen Don Juan.

Mangold seufzte und verrieth, daß er noch nicht am Ziele seiner Wünsche war. Leider, sagte er, ist schon Einer da, der die Hand auf sie gelegt hat...

Lassen Sie sich nur nicht wieder wie bei der Auguste —

Nein! Das hatt' ich gleich weg, ich gefiel ihr beſſer als der . . .

Mangold nahm Anſtand, Danebrand's Wuchs zu erwähnen. Der Baron war eine Miniaturausgabe von dem Schleswiger Kanonenträger. Er unterbrach ſich:

Eins, ſagte ſie, gefällt mir an Ihnen!

O die Kokette!

Ihr Amt, ſagte ſie, Ihr Wohnort, fern von hier, weit weg, in der ſchönen Gottesnatur — weg von dieſen elenden Menſchen, von dieſen Dachkammern, dieſen Katzen und Nachteulen — die aber doch noch beſſer als die Menſchen ſind . . .

Sprach ſie ſo? Haben Sie in Buchau auch eine Leihbibliothek, Mangold! Viel Bücher werden Sie für die Dame nöthig haben.

Wirklich! Manchmal wie ein Buch! Sogar in Redensarten, die ſich reimen —

Mangold, Mangold, vorſichtig! Die Emancipation der Frauen fing bei den Griſetten an und ſcheint jetzt bei ihnen wieder aufzuhören . . .

Vorſichtig Herr Baron? Diesmal bin ich's. Sie ſollten ſie ſehen, unter ihren kleinen Geſchwiſtern — fünf, ſechs Geſchwiſter . . . wie wir vorgeſtern Abend Alle Punſch tranken . . . da . .

Was? Schon Punsch? Und doch noch Tugend? Herr Baron, wenn ich wo sage: hier gefällt's mir, dann muß es lustig hergehen. Ich legte gleich Hut und Stock ab, die Geldbörse heraus, Kaffee, Kuchen, Alles herbei! ... was konnte sie machen? Die Kinder sprangen ja deckenhoch. Sie hungern ja halb. Ich nahm Besitz von der Familie, als wär's schon meine eigne. Sie weinte fast, erst vor Zorn, dann vor Scham und zuletzt vor Kummer und Liebe zu den Kindern. Die leckten und schleckten! Ich pfiff ihnen Liedchen. Das jüngste nahm ich auf den Schooß und kußt' es mit meinem garstigen rothen Bart und küßt' es ganz wund. Aber es strampelte und zauste mich und ich gefiel dem Würmchen. Die Louise weinte und bat mich zuletzt flehentlich, ich sollte gehen; es käme Einer, den sie selbst nicht möchte, der sie aber liebe und den sie würde nehmen müssen. Da ging' ich und am Morgen war ich doch wieder da und saß wieder bei ihr am Nähtisch, sie mocht' es leiden oder nicht und die Taschen hatt' ich wieder voll Aepfel, voll Nüsse, voll Birnen. Da wurde denn ausgetheilt, gesprungen, gesungen. Danebrand, so heißt mein Nebenbuhler, kam gar nicht. Ich will ihn in der Willing'schen Maschinenfabrik besuchen und ihm aufrichtig meine Vorstellung machen. Er wird in sich gehen, er ist...

er hat ... Kurz, Baron, ich bring's schon dahin, daß ich ein gesundes, gutes, frisches, saubres, geschentes Mädchen heimführe und gleich das ganze Nest mit Kindern auch ausnehme und in Buchau Alles lebendig damit mache. Halten Sie sich nur brav! Das Gartenamt schlägt Ihnen den Tempelstein zu. Man braucht Geld, um die Erinnerung an Herrn von Harder's Verwaltung zuzudecken! Dann bauen Sie aus und was die Frau Liebste anlangt, mein' ich fast, es wäre nun auch für Sie Zeit, Herr Baron ...

Dystra schwieg. Der Jubel des Mannes rührte ihn.

Nichts für ungut, Herr Baron ...

Es wäre Zeit! sagte Dystra. Er nahm den Fez ab. Sehen Sie nur meinen chinesischen Kopf, den die Jahre gesichert haben, vielleicht auch ein wenig der Sonnenstich von Nubien und Abyssinien ...

Cicero trat bei diesem Akte der Selbsterkenntniß, den Otto von Dystra vor dem Spiegel ausführte, bestürzt ein und meldete mit Staunen und Befangenheit, daß es erst vier Uhr und einer der Gäste schon da wäre.

Es war der Pfarrer Rudhard, der dem Schwarzen folgte.

Erschrecken Sie nicht, Baron — sagte Rudhard,

der in schwarzem Frack und noch weißerem gebleichten Haar, als wir früher an ihm sahen, eintrat — erschrecken Sie nicht, Baron! Ich weiß, Sie diniren um fünf —

Bester Pfarrer, ich habe noch keine Toilette gemacht . . .

Thun Sie Das in meiner Gegenwart! Legen Sie sich keinen Zwang an! Ich komme früher, weil ich Sie —

Er sah auf den Inspektor, der schon im Begriff gewesen war, sich zu empfehlen . . .

Adieu, Herr Baron, sagte Mangold.

Stör' ich? war Rudhard's höfliche Entschuldigung.

Wir waren schon nahe daran, grade den Pfarrer zu brauchen, bemerkte Tystra mit Beziehung auf den heirathswüthigen Mangold . . .

Nein, nein, sagte Mangold, so weit sind wir noch nicht. Aber Sie sollen's bald erfahren. Noch einige Tage bleib' ich. Wegen dem Tempelstein können Sie getrost oben anfragen. Und nun Adieu, Herr Baron!

Damit empfahl sich der gute Mangold bis auf Weiteres und ließ den ihm so wohlwollend gesinnten Baron mit Rudhard und Cicero allein.

Schon gut, schon gut, Cicero, bemerkte Tystra,

beruhige dich nur! Noch eine Stunde iſt Zeit. Liegen da meine Kleider? Gut! Jetzt geh!

Cicero ging erleichtert. Die beiden Männer, die uns an die fern in Italien unter Goldorangen ſchwärmende Olga Wäſämskoi erinnern und die ganze Verwickelung einer zu tragiſchen Konflikten reifen Familie zurückrufen, ſtanden ſich allein gegenüber. Otto von Dyſtra ſchlug die großen Kupferwerke zu, räumte den Tiſch in Ordnung, trug Rudhard ſelbſt einen Seſſel zu und verrieth, daß er doch nicht moderner Philoſoph genug war, um über Das, was zwiſchen dieſem ehrwürdigen, ruhigen, gefaßten Beſucher und ihm jetzt zu verhandeln ſein mußte, ganz ohne Erregung zu bleiben.

# Zehntes Capitel.

## Helenen's Schule.

Was bringen Sie, Rudhard? begann Otto von Tystra. Nachrichten von meiner kleinen entflohenen Braut? Einen Gruß von der Fürstin? Sie sehen so trübe und bedenklich aus? Oder sind Sie unzufrieden, daß ich Sie mit meinen alten Jugendfreunden, dem General Voland von der Hahnenfeder und dem Ritter Rochus vom Westen heute zugleich zu Tische einlud?

Im Gegentheil, sagte Rudhard in seiner gemessenen, immer ernsten Weise. Man hört so viel von diesen beiden Männern, daß ich mich freue, sie einmal von Angesicht zu sehen. Die Fürstin empfiehlt sich Ihnen; aber ... von Olga erhielt ich heute diesen Brief.

Lesen Sie ihn vor! sagte Tystra, indem er Anstalten machte, sich anzukleiden und durch die Lektüre Rudharden Veranlassung geben wollte, sich zu stellen

als bemerkte er seine Toilette nicht. Lesen Sie selbst, Pfarrer!

Rudhard las, indem er sich dicht an's Fenster stellte:

„Guter Papa Rudhard! Tante Helene hat mir gesagt, daß die Wahrheit über Alles ginge; ich sollte dir ganz so schreiben, wie mir's um's Herz wäre und keine weitläuftigen Umschweife machen. Sie meinte: Die Lüge wäre der Leute Verderben und da du mir Das auch gesagt hast und es in der Bibel steht, so will ich auch nicht lügen und Euch nun sagen, daß ich unglücklich bin, weil ich Keinen von Euch wahrhaft vermisse, Keinen mit Sehnsucht entbehre, Paulowna und Rurik ausgenommen."

Brava! unterbrach, die schwarzen Pantalons anziehend, Dystra den bekümmerten Vorleser, der nach einer Weile so fortfuhr:

„Die Tante ist mein Schutzengel geworden, mein Erlöser, meine Priesterin. Wir haben Beide viel geweint und da unsre Thränen sich ineinander mischten, so fühlten wir, wie Georges Sand sagt, die Annäherung eines Engels, der —"

Wer sagt Das, unterbrach Dystra, die Tragbänder überschlagend, wer? Georges Sand?

Eine Lektüre, die ich ihr niemals gestattet habe ...

O Rudhard! Sie hätten sie ihr gönnen sollen, wenigstens der Mutter. Da die Tochter die Mutter haßt, die Mutter auf die Tochter eifersüchtig ist, so würde Olga auch die Lektüre der Mutter verachtet und Paul und Virginie viel schöner gefunden haben als Lelia und Consuelo. Aber ich schwelge in diesem bizarren neunzehnten Jahrhundert! Fahren Sie fort! Weiter! Weiter!

Rudhard fuhr fort:

„So fühlten wir die Annäherung jenes Engels, der in einer krystallenen Schaale die Thränen der Menschen sammelt und damit das Paradies bewässert, wo sie sich in silbernen Thau und in goldne Freuden verwandeln."

Sehr schön gesagt, unterbrach der kleine Elegant, der sich sehr rasch und gewandt adonisirte. Ich liebe alle Phrasen, die uns irgendwie einen Trost gewähren. Krystall, — Gold — Silber ist ein Service, das immer wohlthut. Da Olga eine Russin ist, fehlt nur noch Platina.

„Die Tante reiste mit einem gebrochenen Herzen", las Rudhard.

Auf der Reise ist ein gebrochenes Herz viel weniger gefährlich als eine gebrochene Achse . . . ergänzte Tystra.

„Sie fand zuletzt einen Troſt, den einzigen, der ſie am Leben ließ. Es war der Haß. La haine dans l'amour, c'est un mystère."

Schreibt ſie Das wirklich, Pfarrer?

Wörtlich!

Ohne orthographiſche Fehler? Georges Sand hat ein Drama über den Haß in der Liebe geſchrieben. Vortreffliche Lektüre! Ah, meine Braut wird Mühe brauchen, bis ſie an Layard's Alterthümern von Ninive und Humboldt's Kosmos Gefallen findet.

Rudhard mußte innehalten. Der Schmerz überwältigte ihn. Tieferſchüttert war er von dieſen romantiſchen Verirrungen eines jungen ſeiner Pflege anbefohlengeweſenen Mädchens. So war ihm einſt ſchon Helene geiſtig entſchlüpft, als ſie den Grafen d'Aziment heirathete! So hatte ihn Olga verlaſſen! So drohte jetzt ſogar die kaltblütigere, phlegmatiſche Adele ſich ihre eigne Welt aufzubauen! Und er, er war verantwortlich für dieſe Seelen!

Tyſtra, der die Kennerſchaft des Menſchen für ſein Lieblingsſtudium erklärte, hatte etwas auf der Zunge von der Einſeitigkeit des Verſtandes und den Gefahren der Poeſieloſigkeit, aber er verſchwieg es, dem alten Manne zu Liebe, der ſich eingebildet hatte, mit Vernunftheerieen ließe ſich das menſchliche Herz

ſondern theilte eben ſo die Gefahren als die Trübſal der Nachricht, welche ſie jetzt über das Ableben des Correſpondenten erhielten. Die nähern Umſtände dieſes Ereigniſſes blieben ihnen immer verborgen.

Jetzt erſt gab Schü-King den dringenden Anträgen des Oberſten ernſtliches Gehör. Sie äußerte zwar, man wiſſe nicht, was ihrer im himmliſchen Reiche erwarte, ihr Geliebter könne ſeinen Gehalt verlieren; doch berief ſich dieſer auf ſeine Tante in Wampu, auf die einträglichen Geſchäfte, welche ſie in Ochſen mache, und ihre ſtete Bereitwilligkeit, ihm unter die Arme zu greifen. Schü-King gab ſich zufrieden und von dieſem Augenblicke an haben niemals Liebende in friedlicherem und zärtlicherem Verhältniſſe gelebt. Nur einmal vor der Abreiſe trübte ſich noch der Himmel dieſes Glücks. Es entſtund nämlich die Frage, was mit den fünfzehn von ihrem Ehegemahl verlaſſenen Weibern des Harems zu beginnen ſei? Der Oberſt, ohne den Eindruck ſeiner Worte zu berechnen, fuhr mit der kurzen Erklärung heraus, daß er ſchon lange daran gedacht hätte, dieſe ganze Sippſchaft an ſeine linke Seite zu nehmen und ſie in einige kleine Bevorrechtungen einzuſetzen. Es war der letzte Backenſtreich, den er als Bräutigam von Schü-King für dieſe unüberlegten Reden empfing. Er hielt ſich die brennende Wange und erwiderte kleinlaut, daß er ſo nachdrücklichen Wünſchen augenblicklich Gehör geben wolle. Schü-King knüpfte an die ſtrafende Bewegung ihrer Hand einen langen Discurs über die jetzt in China einreißende Sitte der Kebsweiber, über gewiſſe Dinge, die ihr künftiger Mann niemals aus den Augen ſetzen dürfe, die ſie ſtreng ahnden werde, die er ſich niemals ſollte einfallen laſſen, die ſie nun und nimmermehr

leiten, mit Geschichte, Logik, Realien eine weibliche Seele fesseln, das Romantische ließe sich durch einen Witz entfernen, das Dämmernde, Unbestimmte im Menschenherzen durch mechanische Beschäftigungen ersticken ...

Fahren Sie nur fort, Rudhard, sagte er ironisch. Es ist sehr unterhaltend.

Rudhard, der wohl fühlte, daß er eine Selbstkritik vertrug, las:

„Dieselbe Empfindung in der Brust, die man Liebe nennt, kann sich in Haß verwandeln. Die Tante sagte es und ich glaube es, denn nur Auge in Auge tödtet man den Basilisk."

Sieh! Wie war Das? rief Tystra laut auflachend. Auge in Auge? Basilisk? Ist Das eine naturgeschichtliche Reminiscenz aus Odessa?

Sie meint wohl, sagte Rudhard mit wehmüthiger Trauer, daß man einem Schmerze scharf in's Auge blicken müsse, um ihn langsam zu tödten. Ich habe wenigstens diese Theorie immer gepredigt.

Da hätte sie das Gleichniß von der Homöopathie nehmen sollen! bemerkte Tystra und setzte lachend hinzu: Aber Basilisken tödten! Tödten durch Menschenblicke! Und gleich Basilisken! Welche Aussicht für

meine künftige Ehe! Meine Braut spricht so wild wie Eine jener Indianerinnen, die sich in Amerika mit der gefährlichen Liebkosung von Schlangen auf öffentlichen Märkten sehen lassen . . .

„Helene", fuhr Rudhard fort, haßt jetzt den Prinzen Egon; Das allein kann sie für seine Treulosigkeit trösten. Sie haßt ihn, wie der Märtyrer die Sünde haßt, die er überwunden hat. Sie verachtet diesen Egon wie die Schlange die Haut liegen läßt, deren sie sich jährlich entkleidet!"

Tystra hielt im Zuknöpfen seiner weißen Weste vor Lachen inne. Bravissima, rief er, doch etwas Naturgeschichte dabei! Bester Pfarrer, Ihr Zögling wendet seine Kenntnisse doch mit Vortheil an! O und sie hat Recht: Sie lehrt die Moral aller Weltdamen! Ich fand Das in Petersburg, in Moskau, in Wien, Madrid ganz so, ja sogar die reiche weibliche Handelsaristokratie von Newyork haßt, wo sie aufgehört hat zu lieben und geliebt zu werden. Das ist ganz in der Ordnung. Ich bin begierig, ob noch mehr aus der Naturgeschichte kommt. Basilisken, Schlangen haben wir schon. Jetzt fehlen nur noch die Hyänen!

„Ich bin früh angeleitet und gelehrt worden", fuhr Rudhard fort, daß man Wesen wie Tante Helene hassen soll; allein nun liebe ich sie und Sie,

die ich geliebt habe, könnt' ich haſſen, Die, die ich verehrt habe, wie Gott und ſeine Heiligen ..."

Dieu et ses saints? ſagte Tyſtra. Das iſt eine katholiſche Reminiscenz! Die Tante wird noch ihr Heil in der katholiſchen Kirche ſuchen, obgleich dies jetzt ſchon faſt zu früh iſt. Dieſe Art Damen wird erſt dann katholiſch, wenn naturgemäß die Huldigungen der Männer aufhören und man durch den Uebertritt zur andern Kirche ſich einen Verkehr mit Beichtvätern ektrowirt, der nicht ausbleiben kann und um ſo angenehmer iſt, als dieſe katholiſchen Geiſtlichen das Bequeme haben, daß ſie unverheirathet ſind und vor allen Familienzerrüttungen ſicherſtellen. Alſo die Menſchen, die ſie liebte, wie Gott und ſeine Heiligen, die haßt ſie jetzt? Nicht wahr?

„Die haſſ' ich jetzt. Ja Euch! Euch Alle! Meinen lieben Rurik ausgenommen und die gute Paulowna, die ich herzlich lieb behalte und oft im Geiſte kuſſe, weil ich glaube, ich belauſchte ſie an ihrem Schlummerbettchen. Nur wenn wir ſchlummern, ſind wir gut."

Doch noch etwas Paul und Virginie neben der Lelia!

„Du aber, Papa Rudhard, haſt nie geliebt! Dein Herz iſt kalt wie Marmorſtein. Du liebſt nur Bücher

und nicht die Menſchen. Du haſt niemals ein menſchliches Herz brechen, nie Augen von Thränen erblinden ſehen. Du meinſt, der Menſch könnte Alles über ſich gewinnen und haſt auch einſt Tante Helenen geſagt, ſie ſollte immerhin nur Deſiré zu lieben verſuchen ..."

Wer iſt Deſiré?

Graf d'Azimont!

Ah ſo! Sie glaubt alſo nicht an die Macht der Gewöhnung? Schlimm für Otto von Dyſtra!

„Du haſt gelehrt, der Menſch, der gut wäre, könnte Alles, was er nur wolle. Die unglückliche Helene! Sie liebt den Mann nicht, der ihr Gatte wurde und nun verlangſt du, daß auch ich einem Manne mich vermähle, den ich nicht lieben kann?"

Aber, meine gnädigſte Comteſſe, lernen Sie mich doch erſt kennen! warf Dyſtra dazwiſchen und trat ſeinen Frack anziehend, ſich muſternd vor den Spiegel. Bin ich nicht der faſhionabelſte Elegant? Können Fracks beſſer ſitzen, als an einem ſolchen Oberkörper, wie der meinige? Meine liebe Olga, Sie verletzen mich und meine kleinen Füße, die ſo klein ſind, daß die Firnißſtiefeln nicht einmal meinen Antinous-Kopf widerſpiegeln!

„Nie werd' ich dieſen Baron von Dyſtra lieben, den ich nicht kenne und von dem mein Vater beſtimmt

hat, daß ich ihn heirathen soll. Alle die Romane, welche ich unterwegs gelesen habe, fangen damit an, daß ein Mädchen ist gezwungen worden, Den zu heirathen, welchen sie nicht liebt, und dann ist Das der Anfang ihres Unglücks gewesen. Kann ich den Baron von Dystra lieben, der schon zu alt und . . "

Nicht gestockt!

„zu . . .

Vorwärts!

„zu häßlich ist? Wie er angekommen, hab' ich einen Schrei ausgestoßen . . ."

En deed! Das ist beleidigend! rief Dystra mit unerschütterlichem Humor. Wissen Sie wohl, Mademoiselle, daß ich stark vermuthe, Sie haben sich nur vor dem Mohren gefürchtet, der mich anmeldete?

Ganz Recht, sagte Rudhard, dem diese kindliche Protestation doch zuletzt ein Lächeln abnöthigte, sie gesteht dies selbst ein. „Ein Mann will mich lieben, der sich mit Mohren, Affen und Hunden umgibt, weil er glaubt, daß ich eine Närrin bin, so dumm, wie Feodorowna Lapuschin in Odessa, die den Titularrath Kryloff heirathete, weil er ihr von Petersburg die ganze Krongarde, alle Offiziere und den Kaiser selbst, in bleiernen Figuren schenkte! Ich werde mich niemals so unglücklich machen lassen wie die Tante,

die, weil sie lieben muß, jetzt das Schicksal hat, von einem Manne nach dem andern betrogen zu werden —"

Dystra bat hier Rudhard innezuhalten; er fürchtete vor Lachen zu ersticken. Diese Feodorowna Lapuschin, die den Titularrath Kryloff heirathete, weil er ihr das Petersburger Offiziercorps in Bleifiguren schenkte — diese Helene d'Azimont, die sich deshalb von allen Männern betrogen sieht, weil sie lieben „müsse" — nein, sagte Dystra, das ist naive Tollheit oder tolle Naivetät! Ich liebe Olga! Ich muß diese Unterhaltung für den ganzen Rest meines Lebens besitzen. Ich werde keinen Arzt mehr nöthig haben. Die Komik meiner Frau wird mir das Leben versüßen. Wer will mir ein Mädchen streitig machen, das ich in Gold fasse und der ich alle Launen bewillige, alle, selbst wenn sie mich ruiniren!

Rudhard fuhr bekümmert fort:

„Ich will den Mann, den ich liebe, nicht anders als ewig lieben. Denn Liebe ist das süßeste und herrlichste Gefühl auf Erden. Sie ist für unser Herz Das, was die Sonne für die Erde. Nur wo die Sonne ihre Strahlen entsendet . . ."

Lance ses rayons . . . übersetzte Dystra, um die Reminiscenz anzudeuten . . .

„Nur da sprießen Blumen auf, und unsre Gefühle sind Blumen."

Doch hübsch, Rudhard! Ich finde die Stelle besser, auch wenn es Plagiate sind.

„Ich bitte dich, Papa Rudhard, sage Das auch meiner Mutter, die mich nie geliebt hat und ein Herz besitzt, so kalt wie das Eis in Sibirien."

Sie hat's immer mit den Bildern! Dies ist weniger gut gewählt. Es ist in Grönland kälter.

„Ich bin ein unglückliches Kind, weil ich meine Mutter nicht kann so lieben, wie es die Pflicht eines Kindes ist. Sie hat schon gegen die Tante gehabt ein kaltes Herz. Niemals hat sie die Tante vertheidigt und doch war Helene unglücklich, als sie Desiré mit sich fort von Odessa nahm. Sie muß noch jetzt die Thränen auf ihren Wangen brennen fühlen, so zärtlich war der Abschied der Tante von der Mutter, aber die Mutter kann nicht lieben. Sie hat wenig geweint, als der Vater starb."

O, Das ist entsetzlich! Das ist abscheulich! rief Dystra jetzt ernst . . .

„Der Vater war ein Engel. Wir Kinder haben den Vater mehr geliebt, als Menschen dürfen, die da wissen, daß es einen Gott gibt."

Phrase! Abscheuliche Phrase! rief Dystra, von liebevoller Erinnerung an seinen Freund, den Fürsten Alexei, fast zornig . . .

„Ich liebe meinen Vater, auch wenn dieſer Vater mein Unglück wollte, daß ich die Gattin eines Menſchen werden ſoll, den ich nicht kenne. Er meinte es gut für mich. Er glaubte, daß wir darben würden. Dieſer Otto von Dyſtra iſt ſehr reich. Und ha! wie eitel! Seine Mohren ſollten uns gleich ſagen, daß er aus dem Lande käme, wo das Gold wächſt.“

Die Stelle iſt dumm. Abſcheuliche Schwätzerin du! Oder richtiger geſagt, ſie beweiſt, daß ſie mich doch noch lieben lernen wird. Die Liebe der Frauen fängt immer damit an, es für Eitelkeit auszulegen, wenn die Männer verlangen, daß ſie von ihnen erhört werden. Nur wo man künftig doch lieben wird, macht man die Frais eines ſolchen höhniſchen Ha! Sie denkt doch ſchon an die künftige Livree ihrer Dienerſchaft.

„Er gedachte uns reich zu machen, weil wir arm ſind und er nicht wußte, wie gut Tante Helene ſein kann, die mir geſagt hat, daß Alles, was ſie beſitzt, einſt mein Eigenthum ſein würde, wenn ſie in ein Kloſter ginge —“

Da läutet's ſchon! Das Kloſter iſt da! Waldkapelle, ſtiller Murmelbach! Büßende Magdalena ... Todtenkopf und vielleicht doch noch ... ſelbſt im Kloſter eine Strickleiter! Verdammte kleine Hexe Capulet!

„Den guten Vater lieb' ich, weil er dachte: So

mach' ich die Meinigen, die ich so jung verließ, glücklich! Er liebte seinen Jugendfreund und beurtheilte ihn nach seinem Herzen."

Darüber sagt sie also kein Wort, daß ich ein Thor bin und aus reiner Gutmüthigkeit dem kränkelnden Freunde verspreche, mein fahrendes, abenteuerliches Leben aufzugeben, mein Vermögen in Ruhe zu genießen und es, meinen Verwandten ein Schnippchen schlagend, mit Einer seiner Töchter zu theilen? Diese Olga müßte es doch nun sein, die mir diese Dummheit möglich machte! Sie ist sechszehn Jahre. Von siebzehn könnte sie mein Weib werden. Auf Paulowna kann ich doch nicht mehr warten. Wahrlich, es ist verletzend! Parbleu, so beurtheilt zu werden! So beim besten Willen en coquin behandelt! Diese kleine Amazone! Wenn man Das so liest, so vorgelesen bekommt, denkt man sie sich bei alle Dem allerliebst. Es ist die neuromantische Emancipationstheorie, aber ein gutes Herz liegt doch zum Grunde. Diese Liebe zum Vater rührt mich. Wäsämskoi war ein Pedant, aber ein edler Mensch. Wenn Adele, seine Gattin, so kalt und indifferent fühlte, wie Olga beschreibt, thut er mir leid, der brave, gute Alerei! Ich könnte die Frau hassen und gestehe Ihnen, ich bin ganz portirt für meinen kleinen italiänischen Deserteur . . .

Trotz dieſes abſcheulichen Briefes? ſagte Rudhard, gerührt von Dyſtra's gutmüthigem Humor, für den ihm eigentlich das Verſtändniß fehlte.

Trotz dieſes Briefes, an dem mich nur Wunder nimmt, daß ſie meinen glücklicheren Nebenbuhler, den Maler Siegbert Wildungen nicht erwähnt.

Es kommt noch! ergänzte Rudhard dieſen Einwand, der den Beweis gab, daß man im Hauſe der Fürſtin ſo aufrichtig geweſen war, die Exiſtenz Siegbert's nicht zu verſchweigen. Aber wol nur Rudhard war es geweſen, der Siegbert in Beziehung auf Olga erwähnt hatte. Die Fürſtin wäre dieſer Selbſtüberwindung nicht fähig geweſen.

Ich will den Kelch zu Ende ſchlürfen, ſagte Dyſtra ernſter und ſetzte ſich.

„Der gute Vater umſchwebt mich oft wie im Traume", las Rudhard, „und ſagt zu mir: Olga, vergib, ich glaubte, du wärſt herzlos wie deine Mutter! Du würdeſt Den zum Gatten wählen, den du nicht kennſt, nicht liebſt."

Gegen die Mutter iſt Das ein wirklicher Haß! bemerkte Dyſtra kopfſchüttelnd.

„Und ich ſage ihm im Traume: Laß mich Den wählen, Vater, den meine Seele liebt! Und ſein Bild verdüſtert ſich vor Gram, daß ſein hinterlaſſenes Weib,

zugeben würde. Der Oberſt ſuchte ſie zu beruhigen, er verſprach Alles, was in ſeinen Kräften ſtände, und hatte ſo ſehr den Muth verloren, daß er ſeine ſtrenge Gebieterin nicht einmal zu fragen wagte, was ſie denn mit den dreimal fünf verlaſſenen Geſchöpfen zu beginnen gedenke? Schü-King gab ihm aber aus eigenem Antriebe die Erklärung, daß ſich in China Auswege genug finden würden, ſchöner, munterer und unterrichteter Mädchen ledig zu werden.

Es war an einem friſchen kühlen Morgen des Spätherbſtes, als aus Laſſa eine lange, unabſehbare Reiſe-Karawane zog. Sämmtliche Chineſen machten ihrer demnächſt eintreffenden Ablöſung Platz. Die einfache Ordnung des Zuges beſtand darin, daß das Militär rings den übrigen aus Weibern, Kindern und Civilbeamten beſtehenden Troß umgab. Schü-King mit ihren Weibern wurde getragen; ihre Begleiterinnen mußten ſich verſchleiern, weil Tſchu-Kiang häufig an den Palankin ſeiner Braut heranritt. Aber die meiſten dieſer Frauen hatten keine Augen für ihre Umgebung, ſie trugen ihre Gedanken weit in die heimathliche Ferne, träumten von Wiederſehn und ſchönern Tagen. Meg-Jeg ſprach leiſe mit ihrem graduirten Doctor, die Schauſpielerin mit ihrem Ober-Tribunalsrath, eine Jede mit Jedem, der ihrem Herzen nahe ſtand.

Der Rand der Gebirgskette, welche das ſchöne Thal von Laſſa umſchließt, iſt erreicht. Noch einen Blick für die reißenden Wellen des wilden Tſang-Tſchu, für die vergoldeten Kuppeln der heiligen Gottesſtadt, für die hohen Obelisken auf dem Berge Botala, und nun lebet wohl! Mögen ſich die Berge vor euern Tritten ebnen und die Wellen des gelben Fluſſes bald in euern Augen ſpiegeln! Dürſtet ihr

die Witwe Alexei Wäsämskoi's, den Jüngling lieben kann, den sein Kind liebt! O Rudhard, sage Das meiner Mutter! Sage ihr, daß es einen Gott im Himmel gibt, der sie strafen wird! Der Herr richtet die Schuldigen. Was ist mehr eine Todsünde, die Niemand vergeben kann, als wenn ..."

Les sept péchés capitaux! unterbrach Dystra. Nun springt sie in Eugène Sue über!

„Als wenn eine Mutter ihrem eignen Kinde ihr Kleined raubt! Ich weiß es, mein Treuer flieht sie, wie ich sie gestohen bin! Sein Segen folgt mir, seine Liebe begleitet mich. Ich will mich bilden, ich will an den heiligen Quellen Italiens schöpfen, daß ich mich erfülle mit der hohen Wissenschaft der Kunst, die er liebt, um seiner würdig zu sein. Ich lese Bücher der Poesie, aber auch Schriften der Prosa und verweile bei Allem, was zu wissen merkwürdig ist. Ich zeichne mir die schönen Gebäude ab und erkundige mich nach Allem, was in einer Stadt lehrreich zu sehen ist. Auch frag' ich alle Menschen an jedem Ort, ob sie gut und glücklich leben können und welche Früchte bei ihnen wachsen ..."

Was? rief Dystra. Das noch einmal! Sie fragt Jeden, welche Früchte bei ihm zu Lande wachsen? Das Mädchen gibt entweder eine Närrin oder ein Ideal.

„Von Italien aus, Papa, ſchreib' ich dir wieder. Wir reiſen nun über die Alpen. Wir ſind immer allein. Nur die Bedienten und die beiden Mädchen. Tante will gar keine andre Geſellſchaft. Nur über die Alpen wird es uns recht einſam vorkommen. Aber wir haben Muth und wenn er uns manchmal entſinkt, umarmen wir uns und ſind wieder neugeſtärkt. Leb' wohl, Papa! Denke zuweilen über mein Glück nach! Grüß' unſer liebes Gärtchen, das jetzt ſchon recht welk und kahl ausſehen wird! Grüße den garſtigen Senſenmann auf deinem Zimmer, der uns ewig zugerufen hat: Du mußt ſterben, deine Stunden ſind gezählt! Aber noch leben wir. Erſt Neapel ſehen und dann ſterben! Deine Olga Wäſämskoi."

Kein Poſtſcript? bemerkte Dyſtra kopfſchüttelnd und ſatyriſch.

Wohl, ſagte Rudhard und las, während Dyſtra einſchaltete: Doch ein Frauenzimmer!

„Wenn ich ſage, daß ich dich haſſe, Papa, ſo brauchſt du Das nicht ſo ernſt zu nehmen. Es iſt keine Gefahr dabei. Aber dem Baron und der Mutter verſchweige nichts. So lange ſie mein Herz bedrohen, kehr' ich nie zurück und ſollt' ich betteln gehen und vor den Häuſern ſingen. Das ſage ihnen!"

Oder Kunſtreiterin werden oder auf dem Seile tan-

zen oder an dem erſten beſten Pariſer Lion in einer Mondnacht in Fraskati zu Grunde gehen!

Dyſtra's ſchmerzlicher Ton und ſeine ernſte Miene beſtätigte, was Rudhard fühlte, daß hier in der Erziehung ein Verſehen begangen war.

Rudhard überreichte Dyſtra den Brief und legte ihn, da dieſer ihn nicht nehmen wollte, auf den Tiſch.

Was iſt da zu thun?

Ich habe, begann Rudhard, das Buch der Wahrheit vor Ihnen aufgeſchlagen, gleich als Sie kamen. Ich ſagte Ihnen von Siegbert Wildungen, von der Mutter, von Olga's ſchnellentzündetem Kinderherzen. Helene hat alle Dem, was in dieſer leidenſchaftlichen Natur ſchlummert, den modiſchen, tagesüblichen Ausdruck gegeben, das Kind, ſtatt zurückzuführen zu uns, wie eine Puppe, an der ſie ihre Gefühlständeleien auslaſſen kann, mit ſich hinweggenommen, meine dringende Aufforderung zur Rückkehr mir ſo beantwortet! Den überſandten Wechſel ſchickte Olga gleichfalls zurück. Sie ſehen den offnen Thatbeſtand. Was läßt ſich thun? Faſſen Sie die Entſchlüſſe, die Ihnen die rechten ſcheinen!

Mein natürliches Gefühl, ſagte Dyſtra, der ſich inzwiſchen angekleidet hatte, fordert mich auf, entweder unmittelbar dieſen Flüchtlingen nachzureiſen oder

Alles auf ſich beruhen zu laſſen und die weitere Entwickelung abzuwarten. Ich geſtehe, daß ich erſt jenen Siegbert Wildungen kennen lernen muß, der hier ſo viel heilloſe Verwirrung angerichtet hat.

Es iſt ein liebenswürdiger, nur zu weicher Schwärmer — ſagte Rudhard.

Ein edler Menſch, wenn er ſich freiwillig zurückzog. Ich achte Das und ehre es. Mesalliancen exiſtiren übrigens für mich nicht —

Baron —

Ich ſage nicht, Rudhard, daß ich aus dieſen Konflikten heraustrete ...

Der Wunſch des Fürſten ...

Meines guten Alerei ... aber ſelbſt wenn ich den andern Ausweg ergriffe und ſeine Witwe heirathete, wie eine Stimme mir zuruft ... ich käme ja in dieſelbe Poſition. Der blonde Maler verrennt mir ja nach allen Seiten den Weg.

Ich kann nicht den Gedanken, den Sie eben ausgeſprochen, Baron, befördern helfen, aber was die Stimmung Adelens anlangt, ſo hoff' ich auf Beſinnung. Ich meine, es war nur eine falſche Form, in der bei ihr ein mütterliches Gefühl der Fürſorge zum Vorſchein kam.

Zu künſtlich erklärt, Pfarrer!

Wirklich? Doch ſcheint mir über die Mutter ein eignes Weſen gekommen. Sie iſt zurückgezogen, lieſt, ſchreibt, beſchäftigt ſich nur mit ſich allein.

Das heißt, ſie liebt, beſter Freund! Das iſt der Frühling, der oft noch nach dem Spätſommer kommt.

Es iſt eine ſtille, ſinnige Verklärung in der Fürſtin! Ich finde Adelen innerlicher, wärmer. Sie ſchließt ſich von oberflächlichen Menſchen ab und ſucht nur tüchtige Naturen, wie Anna von Harder und ähnliche rein weibliche, edle Erſcheinungen.

Das iſt die Trauer der Verlaſſenen, das Schlummern der Winterſaat, die im Frühling gleich am mächtigſten aufſchießt.

Sie iſt mütterlicher denn je gegen Rurik und Pawlowna.

Achtungswerth, aber bedenklich ... Unverdorbene Frauen wollen das Glück der Liebe durch Güte des Herzens verdienen.

Rath' ich Ihnen denn eine Aenderung zu treffen? ſagte Rudhard faſt empfindlich.

Geben Sie mir die Hand, beſter Pfarrer! fiel Dyſtra ein. Zürnen Sie mir nicht! Ich trete da in pſychologiſche Konflikte, die ich nicht erwartet habe! Weil ich auf Alles dilettire, liebe ich überall das Be-

deutende und Eigenthümliche. Aber ich gestehe, ich liebe es mehr als Beobachter. Ergriffen mitten inne stehen, selbst da eine handelnde und leidende Figur in leidenschaftlichen Scenen abgeben, ich gestehe Ihnen, Das ist etwas, was ein Tourist, ein flüchtiger, civilisirter Beduine, ein Mann, der den Vorwurf, unschön zu sein, von seinen breiten Schultern nicht abschüttelt, nicht brauchen kann. Es handelt sich um den Wunsch eines sterbenden Freundes, um ein Gelöbniß, das ich selbst verrichtete, vor allen Dingen um mein Geld, um die bessre Existenz der Fürstin, um die Erziehung und künftige Versorgung der Kinder. Das sind philanthropische Ideen, die ganz in mein Fach schlagen und für die wir nur suchen müssen, eine möglichst anständige, aber auch höchst bequeme Form zu erfinden. Stoff zu einem Roman will ich unter keiner Bedingung abgeben. Hören Sie! Dagegen sträubt sich meine ganze innre und äußre Natur und ich gestehe Ihnen sogar, ein Rest von Eitelkeit, den ich mir von manchen frühern glücklichen Aventüren erhalten habe, wo man mich liebte quand même!

Bekümmert reichte Rudhard dem Baron, der diese Worte mit liebenswürdiger, schalkhafter, aber doch ernster Freimüthigkeit gesprochen hatte, die Hand und schwieg.

Die Verständigung wird schon kommen! sagte der kleine Kosmopolit. Blicken Sie heiter! Wir wollen gut diniren — es schlägt fünf — zwei alte Freunde von mir — hochangesehene, wichtige Springfedern der Maschine . . .

Spartakus trat ein und überreichte Visitenkarten von zwei Herren, die den Baron von Dystra bei etwa gelegner Zeit zu sprechen wünschten.

Die eine war gestochen, die andre geschrieben.

„Dankmar Wildungen", „Louis Armand" las Dystra für sich und bedauerte, die Herren jetzt nicht empfangen zu können . . . Er wollte, da ihm der Name Wildungen auffiel, selbst in's Vorzimmer. Aber die Fremden schienen sich schon eine Antwort gegeben zu haben; denn als sie einen Offizier in Generalsuniform und bald darauf einen Herrn in Civil mit vielen Orden von den Schwarzen empfangen sahen, waren sie nach Abgabe ihrer Karten verschwunden . . .

Rudhard wurde den beiden vornehmen Großen als ein Geistlicher aus Odessa vorgestellt. Die Nebenthür öffnete sich. Ein erleuchtetes Zimmer bot ein geschmackvoll servirtes Diner, das nicht ganz so heiter von Statten ging, wie es der Wirth wünschte. Seine beiden Jugendfreunde, General Voland von der Hahnenfeder und Ritter Rochus vom Westen, waren, ob-

gleich Beide in ihrer Art auch wahre Ritter vom Geiſte, doch unter ſich nicht auf gleichen Ton geſtimmt und Rudhard litt unter dem Druck ſeiner häuslichen Angelegenheiten. Der General führte zwar faſt allein die Converſation, allein ſie knüpfte nur an Amerika, an die bedienenden Schwarzen, an die Pyramiden, an die Bauten von Ninive an. Erſt am Schluß der Tafel horchte Rudhard auf, als Dyſtra zufällig wieder die Viſitenkarten in die Hand nahm und die Geſellſchaft fragte, ob ihnen dieſe Namen bekannt wären?

Wie, ſagte der General, dieſe beiden merkwürdigen, alle Welt intereſſirenden Charaktere?

Und ehe noch Dyſtra Rudhard an den Namen Wildungen erinnerte, der ihn nun erſt ſelbſt überraſchte, hatte Spartakus angezeigt, daß jene Herren wieder draußen wären, um zu erfahren, wann ſie Maſſa aufwarten dürften?

General Voland hatte ſchon die Karten, als Sammler, zu ſich geſteckt ...

Ja, ſagte Ritter Rochus, ein feiner, geſchliffener Weltmann, die Gebrüder Wildungen ſind die Löwen des Tages — Und Louis Armand ... O, Das iſt ja der intimſte Freund des Premierminiſters —

Darauf hin war Otto von Dyſtra ſchon aufgeſprungen, um ſelbſt hinauszugehen ...

Soll ich sie zum Dessert, zum Kaffee eintreten lassen? fragte er, der Zustimmung fast gewiß . . .

Rudhard wollte Einwendungen machen und von Louis Armand's Stande sprechen, aber schon hatte der Baron das bedeutsame Schweigen seiner diplomatischen Gäste für Zustimmung genommen, schon war er hinaus und sprach durch die geöffnete Thür in das Vorzimmer, wo Rudhard Dankmar's Stimme nicht hören konnte, ohne nicht aufzustehen und ihn an der Schwelle zu begrüßen. In einem Hotel sind die Räumlichkeiten beschränkt. Dankmar und Louis waren schon veranlaßt, einzutreten, während noch der General und der Ritter überrascht, verlegen von den Stühlen aufstanden. Man wird Dankmar's Erstaunen, Louis Armand's Schrecken ermessen, als in leichter weltmännischer Weise der kleine Baron die Namen: General Veland und Ritter Rochus nannte. Diese selbst waren nicht wenig begierig auf die eigenthümliche Situation, die sich hier für sie ergab. Seltsames mußten sie ohnehin schon bei Dystra erwarten. Rudhard's freundliche Bewillkommnung löste einstweilen die wirklich ängstliche Spannung.

# Elftes Capitel.

## Voland von der Hahnenfeder.

Drängt der Gegenstand, meine Herren, der Sie zu mir führt und mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft gewährt? begann Otto von Dystra mit wohlwollendster Bonhommie und mit einem Blicke andeutend, daß die Zahl der Tassen vermehrt würde.

Er nöthigte die Gesellschaft in sein Wohnzimmer zurück, als Dankmar mit raschem Blick sich orientirend Louis Armand zugeblinkt und gesagt hatte, es dränge nicht und auch ein ander Mal fände sich Gelegenheit zu ihrer Erörterung. Die in Livreen gesteckte Bedienung des Hotels leuchtete zum Nebenzimmer voran. Man nahm Platz, Dystra theilte Cigarren aus ... Hier wurde ein Nachmittag unter andern Verhältnissen gefeiert, als in der Neustraße, drei Treppen hoch, bei Eulalia Schievelbein.

General Voland hat erklärt, daß Sie Beide, meine

alle daheim in der Blume des Weltalls, so ihr Männer seid, Sommerhüte von Blättern, in den Ohren Edelsteine und flatternde Enden an eurem Gürtel tragen, und so ihr Frauen, euch schmücken könnet mit krausen Scorpionen-Locken, mit schönen Namen, die für gute Symbole gelten, und mit grünen Obergewändern, welche Frühlingsfeier und reiche Lust des Herzens bedeuten! Wenn ihr euch dem Kaiser nahet, so woll' er seinen Ring vom Finger ziehen und ihn euch anstecken, woll' er euch eine Pfauenfeder an den Hut heften und silberne Troddeln geben, um sie an eure Oberkleider zu hängen! Hurrt eurer daheim eine Braut, so mag sie nicht gealtert haben, sondern noch immer ihr Wuchs schwellen wie ein Baum, von dem Gewande seiner Blätter umrauscht; ihrer Wangen Haut sei ein geronnener Rahm, ihres Mundes Lächeln ein Frühlingstag, der sich mit Duft umziehet; ihre Augenbrauen seien dunkle Schmetterlinge und die Zähne feuchte Kürbiskerne und die Nägel an ihren Fingern Rosenblätter. Hattet ihr Arbeiten zu einem Examen eingegeben, so mögen die Prüfungscommissionen sie inzwischen gebilligt und eure Fähigkeiten den Oberbehörden empfohlen haben. Hinterließet ihr Schulden, so wünscht die uneigennützige Muse, daß eure Vettern sie unterdessen bezahlt haben mögen! Wer sein Weib zu der Zeit verließ, als der vorjährige Weizen gesäet wurde, mag es mit keinem Säugling an der Brust wiederfinden und wer seinen Brüdern den Auftrag gab, die Zinsen eines Kapitals zu erheben, mag so viel Treue an ihnen finden, daß sie die Zinsen zum Kapital schlugen! Die Vögel Lu-See ziehen dem Mittelpunkte der Erde zu und lassen sich in der Ferne auf den Teichen nieder. Ein Zug von Gästen naht sich mit geschwungenen kaiserlichen Fahnen, welche

Herren, berühmt und interessant sind, sagte Dystra. Ich kann das Letztere erst als Physiognomiker unterscheiden. Warum Sie berühmt sind, gesteh' ich armer hier in Europa über Nacht aufgeschossener Pilz nicht zu wissen — aber General Voland hat Ihre Visitenkarten eskamotirt und von gewöhnlichen Menschen thut man Das nicht.

Es klang wie eine dämonische Satyre, als der General erklärte:

Herr Dankmar Wildungen ist auf dem Wege, der hiesigen Stadtkommune ein bis zwei Millionen durch einen höchst romantischen Prozeß abzugewinnen und Herr Louis Armand ist jener junge Franzose, der mit unserm jetzigen Chefminister, dem Fürsten Egon, durch die engsten Bande der Freundschaft verbunden ist.

Ritter Rochus hätte sich die Lippen abbeißen mögen, wenn er seine meist falschen Zähne nicht zu scheuen gehabt hätte und behutsam in ihnen stocherte...

Rudhard, der die Verhältnisse kannte, mußte über die Erklärung des Generals lächeln, die Louis in Verlegenheit setzte zur großen Befriedigung des Ritters, der schon die Feder spitzte, um seinem Hofe diese merkwürdige Begegnung in seinem gewählten, nur etwas schwülstigen Style zu schreiben.

Dankmar erzählte zum lebendigsten Antheil Rud-

hard's auf deſſen Nachfragen in aller Kürze den Verluſt ſeiner Mutter, ſein Erſtaunen über Siegbert's langes Schweigen, die Ergebniſſe ſeines Aufenthalts in Schönau und Randhartingen, ſo weit ſie ihm bekannt waren und Dyſtra dachte: Siegbert! Das iſt dein Nebenbuhler! Und dieſe Angelegenheit führt die jungen Männer zu mir!

Inzwiſchen wurde Louis ſchon vom General Voland und dem Ritter Rochus in ein Geſpräch verwickelt, bei dem es ohne Ironie über den verlegenen, beſcheidenen Arbeiter nicht ablief. Dyſtra, laut vor ſich hinbrummend: Romantiſch? Romantiſch? Prozeſſe ſind nie romantiſch! ſorgte für die Bedienung. Dankmar fand Gelegenheit, den beſternten Herrn und den General, zwei Lichter der Welt, zu muſtern.

Ritter Rochus vom Weſten war in jungen Jahren ein Gelehrter geweſen, dann in die diplomatiſche Laufbahn gekommen, jedoch immer nur als Attaché benutzt worden. Er ſchrieb Berichte ſowol für die Zeitungen, die ſeine Regierung ſubventionirte, wie für den Premierminiſter ſelbſt, beſonders aber die Gemahlin deſſelben, deren Neigung zu ſcharfen Perſönlichkeiten und zur Médiſance er kannte. Er überwachte ſeine Chefs in Paris, in London, in Konſtantinopel und Athen. Bei dieſen verſchiedenen Stellungen hatte

er Otto von Dystra kennen gelernt, der vor seiner Bildung, seinen antiquarischen und philosophischen Studien die größte Hochachtung empfand. Damals war es leicht, sich einen Anstrich von Freimuth zu geben. Der Chevalier vom Westen galt für geistreich, fein und witzig. Er imponirte selbst in Florenz den Alterthumsforschern, in Stambul den reisenden Orientalisten, in Paris trieb er Sanskrit und ließ griechische Handschriften wieder neu auskratzen, trotz Letronne und Villeison. Schrieb er ein politisches Memoire, so wurde es in allen Salons seiner Hauptstadt bewundert und von dem Gemahl der geistreichen Frau, die ihn protegirte, an alle Legationen gleichfalls zur Bewunderung übersandt. Das währte bis zur Revolution. Die alten adligen Repräsentanten in der Diplomatie wurden damals gestürzt. Ritter Rochus vom Westen wurde erst in's Ministerium berufen, dann, als er den verschiedenen Phasen der Revolution halb zum Opfer fiel, zu einer großen Legation befördert. Hier machte er sich mit Meisterschaft geltend. Er haßte den Staat, zu dem er als Wächter gestellt wurde, ohne grade den Staat, den er selbst vertrat, besonders zu lieben. Er hätte Philosoph genug sein müssen, die Erbärmlichkeit der Zumuthungen, die ihm der Gang der Ereignisse stellte, zu verachten, allein es flossen

ihm außerordentliche Summen zu, die ihm eine glänzende Stellung gaben und sein natürlicher Hang zur Intrigue fand eine Nahrung, die ihn immer in Athem erhielt. Seine Studien waren zum größten Theil abspringend und oberflächlich gewesen. Zu ihnen zurückzukehren war ihm um so weniger Bedürfniß, als ein angeborner, gutgeschulter Geist ihn auch der Nothwendigkeit zu überheben schien, nur todte Materialien zu sammeln. Dieser scharfe Kopf übersah die Zeit vollkommen Er war vollkommen überzeugt, daß die Welt ein großes Chaos erwarte und daß der ganze Wirrwarr des Tages eigentlich leer und erbärmlich zu nennen sei. Après nous le déluge! war seine stehende Redensart. Er erklärte hundert Mal des Tages, daß ihn ein Grauen überfiele, wenn er dächte, daß die Schläuche des Aeolus sich einst entladen und über die Welt hin die Stürme der demokratischen Bewegung blasen würden, und so weit ging er schon vor Dystra, ja vor Voland sogar, daß er die Berechtigung dieser Bewegung anerkannte und welthistorisch auf demselben Standpunkte sich befand, den er in Folge seiner Stellung bekämpfte. Diese Intelligenz schrieb dennoch Depeschen und Cirkularnoten in dem Style, wie ihn Metternich und Gentz eingeführt hatten. Sie nannte die Revolution eine Hydra, die Revolutionäre die Sendboten der Hölle

und im Stillen konnte es dem Ritter dennoch kommen, als wenn Niemand bemitleidenswerther wäre als grade die Fürſten, die angeſtammte Liebe und Treue verlangten, naiv durch die Städte reiſten, vom guten Geiſt der Unterthanen redeten, Verweiſe ertheilten, Beamte, Magiſtrate brüskirten und nach ſeiner innerſten Idee doch in einem wahrhaft babyloniſchen Irrthume und blinden Wahne lebten. Völlig abweichend von General Voland war er Neolog, las lieber Volney und Payne, als Burke und Haller, und hatte dabei in ſeinem ganzen Weſen das Kleinliche, Verzärtelte, Pedantiſche, Leichtverletzbare der alten Garçons in völligem Gegenſatze zu dem Garçon Otto von Dyſtra, den die Natur verwahrloſt hatte, der ſeiner ſelbſt ſpottete und die Bequemlichkeit nur liebte, um ſich für Entbehrungen ſchadlos zu halten, die er eben ſo gut auch ertragen konnte.

Die tiefe Lüge in dieſem Chevalier Rochus vom Weſten wich von der Lüge in dem General Voland außerordentlich ab. General Voland von der Hahnenfeder glaubte an poſitive Möglichkeiten. Seine Phantaſie war ſo ſchöpferiſch, daß er ſogar die Wiederbelebung des Todten für möglich hielt. Er lebte in einem ewigen Flammenſchein und hatte immer Dunkel um ſich, wie ein nächtlicher Adept, der über den Stein

der Weisen brütet. Er suchte eine Tinktur des Lebens auf für die Geschichte, für die Menschheit selbst. Er glaubte an Formeln, die wie ein Ecce homo, ein Bild des Gekreuzigten, auf Verdammte wirkten. Er war ein romantischer Spätling der Wöllner'schen Periode und würde Geister citirt haben wie Bischofswerder, wenn nicht der Fluch der Lächerlichkeit auf einer solchen Nachahmung gelegen hätte, die er origineller gestaltet hätte; denn er hätte sicher gesagt, wir wissen, daß Das Lüge ist, was wir sehen, aber unser Schauer, unsre Erwartung, unser Zittern über das Mögliche ist keine Lüge und die Dämmerung ist die eigentliche Poesie des Geistes. Auch ihm ging die Zeit in ganz andrem Lichte auf, als man auf der Rednerbühne und Ministerbank der Kammern sagen durfte. Auch ihm war der Glaube der absoluten Monarchie an ihre Unfehlbarkeit eben so rococo, wie das konstitutionelle Wesen der Neuzeit platt und unromantisch; er wühlte in den Offenbarungen seines Jahrhunderts und lag immer mit dem Ohre auf der Erde, um den Maulwurf des Weltgeistes zu hören, immer auszuspüren, wo er die Wünschelruthe des Schatzgräbers hinlegen sollte. Eine kurze Zeit hatte man ihn einmal in die Lage gebracht, handeln zu sollen, Entschlüsse für den nächsten schwierigen Augenblick zu

faſſen. Da war erſt eine entſetzliche Angſt, ein Zittern und Zagen über ihn gekommen. Das Regieren in alter Form, bureaukratiſch, war ihm ſonſt eine Geſchmackloſigkeit geweſen. Aber was ſollte er an die Stelle ſetzen? Es ergriff ihn, da er nicht Rath wußte und ſich tief des alten Materials der Regierungskunſt ſchämte, plötzlich die Idee von einem allgemeinen Weltbrand. Tod, Vernichtung, Völkerkampf und aus ihm erſt ein Neues, wie ein Dämon, der ſich aus dem Brande erhebt, jenem Typhon gleich in Calderon's wunderthätigem Magus. Großartigkeit der verworrenen Anſchauungen ließ ſich dem General nicht abſprechen. Auch bezweifelte man eine gewiſſe Güte des Herzens nicht und fand das Teufliſche, das ihm Viele imputirten, nur in ſeinem Namen, d. h. — ſeinem Rufe. Er wirkte auf die Vögel der Unbedeutendheit wie der Blick der Schlange. Sie zitterten vor ihm und ſtürzten todt auf ſeine ausgeſtreckte Zunge.

Merkwürdig, wie ſolche ſo Ungeheures in ſich ſchließende Naturen ſo ruhig daſitzen, ſo plaudern, ſo erſt Auſtern eſſen, dann Kaffee trinken können! Dankmar betrachtete darauf den General und den Ritter ſcharf genug. Der Erſte war über funfzig Jahre alt und eher von hoher als mittler Statur, ohne jedoch durch ſeine Größe aufzufallen. Sein Wuchs war

breitschulterig, der Kopf von bedeutendem Umfang. Ein struppiges, fast negerartiges Haar bedeckte seinen Schädel, der sich durch eine sehr breite, Verstand und Combination verrathende Stirn auszeichnete. Die Nase, die Backenknochen kräftig. Ueber der Oberlippe stand ein kleiner Bart, der mit dem hie und da etwas grauen Haupthaare durch seine penetrante Schwärze im Widerspruche stand und ohne Zweifel mit dem besten militärischen Hülfsmittel gefärbt war. Die Hautfarbe des Gesichts war eher grau als weiß. Ein gelblicher Schimmer fuhr über die fast erstarrten und todten Züge, die sich immer gleich blieben, immer eine scheinbare innere Regungslosigkeit bezeichneten, in Wahrheit aber nur von der großartigsten Selbstbeherrschung und einer wühlenden, lauernden Beobachtung berührten. Die Augen, die aus kleinen Höhlen funkelnde Blitze schossen, widersprachen der kirchhofähnlichen Ruhe dieses Antlitzes. Der Mund bewegte sich, wenn der General sprach, nur mäßig. Es schien ihm unbequem, daß die Lippen die Reserve dieser Gesichtszüge stören sollten. Selbst wenn der General etwas Heitres äußerte, bewegten sich die Flächen um die Mundwinkel nicht im Mindesten in jene mephistophelischen Falten hinüber, die oft die gutmüthigsten Menschen satyrischer erscheinen lassen, als ihr Herz denkt.

Man kann nicht ſagen, daß der General nur etwas Unheimliches hatte. Im Gegentheil flößte ſein beobachtendes Weſen Vertrauen ein, er war zuvorkommend, ohne zudringlich zu erſcheinen; er wollte gewinnen und gewann oft. Nur in den Augen lag eine unheimliche Glut und das hochaufgebäumte wirre Haar gab ihm etwas Aengſtliches. Er bewegte ſich in der Uniform, die neu und ſehr geſchmackvoll war, mit etwas beklommener Haltung. Man ſah ihm an, daß er nur durch Zufall, nicht aus beſondrer Leidenſchaft Militär war und daß er ſich im Frack, den er auf ſeinen vielen offnen und geheimen Miſſionen trug, freier bewegte. In bürgerlicher Kleidung mußte General Veland noch einen bedeutenderen Eindruck machen.

Tankmar, Louis und Rudhard wußten, daß der General, der zufälligerweiſe Katholik war, in dem Rufe ſtand, der Hierarchie Vorſchub zu leiſten und eine große Vorliebe für das Mittelalter zu hegen. Er war der Erzieher des jungen Königs geweſen und hatte wohl verſtanden, ihm jene träumeriſche Richtung und jene Neigung zu aparten Liebhabereien einzuflößen, durch welche man Zeitlebens einen einmal auf ſo hohe Herrſchaften errungenen Einfluß auch dauernd behaupten kann. Der König ſammelte ſchon als Kind

Käfer und Schmetterlinge, als Jüngling Siegel und Wappen, als Fürſt Münzen, Waffen, Urkunden, Manuſcripte, Glasmalereien. Gab es keine politiſchen Meinungen auszutauſchen, ſo tauſchte man alte Siegel und Gemälde aus. Jedes Miniſterium, das mit Verzweiflung ſeine Maßnahmen von dem Spiritus familiaris der „kleinen Cirkel" durchkreuzt ſah, war in ſeinen Vorwürfen und Anklagen dadurch widerlegt, daß der General Boland mit dem Könige ja nur über wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Zwecke korreſpondire. Schon oft war es geſchehen, daß eine Berechnung des Generals nicht zutraf, ſeine politiſchen Rathſchläge Mistrauen erregten; eine ſtreng lutheriſche Partei, die immer daran Anſtoß nahm, daß man einen Katholiken ſo nahe an die Perſon des Monarchen herantreten ließ, unterließ niemals, jede Blöße, die ſich der allweiſe und allberechnende Rathgeber doch oft genug gab, ſchonungslos aufzudecken (und in früheren Jahren that dies Niemand rückſichtsloſer als Propſt Gelbſattel), allein der General war nicht zu entfernen; denn wer durfte dem Fürſten zumuthen, ſeine kleinen Neigungen und harmloſen Studien aufzugeben? Boland reiſte auch wohl, wenn ihm irgend eine Berechnung mißglückt war, auf irgend einen außerordentlichen Botſchafterpoſten oder mit einem militäri-

hoch das Drachenbild emporhalten. Schmücket die Thore aller Städte zu ihrem Empfange, laſſet bunte Wimpeln von den Altanen wehen und ſpannt durchſichtige kühle Flore aus, um die Strahlen der Sonne zu wehren! Und wenn ſie euch verlaſſen haben, ſo ſendet ihnen nicht Haß und Widerwillen nach, ſondern ein ſchmerzliches Bedauern, daß ſie ſo früh von euch geſchieden ſind!

Wir aber folgen jetzt den drei flüchtigen Weſen, deren ferneres Schickſal hinfort unſere Aufmerkſamkeit noch allein in Anſpruch nehmen wird.

Maha Guru hatte Mühe, ſich in eine Welt zu finden, welche ihm ſeit Jahren verſchloſſen war. Alles beſchäftigte ſeine Aufmerkſamkeit und ſelbſt bei dem kleinſten Gegenſtande koſtete ihm das Wiedererkennen eine Anſtrengung; die Erſcheinungen der Natur und des Lebens waren nur durch die Vermittlung mündlicher oder ſchriftlicher Belehrung vor ſeine Seele getreten, ſie hatten für ihn nie eine andre Wahrheit gehabt, als die, welche ſie der Sprache der Gleichniſſe, Sentenzen und der Energie geben.

Der Eindruck, welchen dieſer Zuſtand auf des jungen Mannes Gefährten machte, mußte wunderbar, ſelbſt unheimlich ſein. Es war noch der ganze Duft einer fernen Welt, der den Entthronten umwob. Wenn er auf dem beſchleunigten Wege, den ſo kurz als möglich zu nehmen die Nothwendigkeit gebot, ermattet niederſank und ſein ſchwärmeriſcher, wehmüthiger Blick auf einen Stein oder eine Pflanze zu ſeiner Seite fiel und mit langer, traumartiger Bewußtloſigkeit auf dieſem Gegenſtande ruhen blieb; ſo beugten ſich unwillkürlich die Kniee des Schamanen und Gyllusva's und beide betrachteten ſtumm den mährchenhaften

ſchen Auftrag, den man ihm nach Außen hin gab, allein wer konnte hindern, daß er ein altes Brevia-rium fand mit ſchönen Miniaturen, das er der Ko-nigin ſchickte oder an den König ſelbſt ein paar alter-thümliche eiſerne Sporen, deren der König nicht ge-nug ſammeln konnte? So erhielt ſich immer der ver-traulichſte Verkehr. General Voland war niemals abgenutzt und bei allen ſeinen geſcheiterten Plänen und Rathſchlägen immer neu, immer intereſſant, im-mer dem Hofe nach tiefſter Neigung willkommen.

Ritter Rochus vom Weſten, eine glatte Salonfi-gur, mit reizbar beweglichen Mienen, ſtechenden Au-gen verſchwand neben dem General, der ſeit einiger Zeit über den allgemeinen Weltbrand grübelte. Man konnte beide berühmte Männer ſo unterſcheiden: Jeder glaubte an den Untergang aller Dinge; aber Voland durch Feuer und Ritter Rochus durch Waſſer. Der myſtiſche Krieger war in dieſer Art Vulkaniſt, der ſkeptiſche Diplomat Neptuniſt. Après moi l'enfer! ſagte der Eine. Après moi le déluge! der Andre.

Die genauere Angabe, in wiefern Dankmar hoffen konne, von der Stadt eine ſo gewaltige Summe, wie Voland eben geſagt, zu gewinnen, führte den General gleich mitten auf ein Terrain, wo er heimiſch war und wo ihm Niemand gleichkommen konnte. Er hatte

die genaueste Kenntniß über den Dystra so überraschenden Wildungen'schen Prozeß und schien sogar die Akten zu kennen, ohne dies jedoch einzugestehen. Er besaß die Gabe einer fließenden Darstellung und war mit einem milden wohltönenden Organe ausgestattet. Man hörte ihn gern reden. Er sprach ohne Leidenschaft, immer anregend und aus der Fülle der Thatsachen heraus, die ihm wie Keinem zu Gebote standen. Er sprach sogleich über die Templerei und die Johanniter wie ein Eingeweihter und veranlaßte seinen Jugendfreund Otto von Dystra, mit dem er zusammen in der Schweiz (nicht bei den Jesuiten, sondern in Hofwyl bei Fellenberg) erzogen war, zu der Frage:

So wäre wol auch bei dem königlichen Schlosse Buchau im Westen die alte Ruine, der Tempelstein genannt, im Zusammenhang mit . . .

Der Tempelstein ist eine alte Kommende des im Jahre 1310 in Deutschland de jure, aber nicht de facto aufgehobenen Tempelherrenordens, begann der General sogleich im sichersten Vollgefühl der Thatsachen. Jener Tempelstein diente mehr der ritterlichen Bestimmung des Ordens, während die an seinem Rücken gelegenen Trümmer einer Abtei angehörten, an die sich die kirchliche Bestimmung desselben schloß. Der

Tempelſtein lieferte die zahlreichſten Contingente nach dem gelobten Lande und entſprach in dem im Ganzen ſchon damals geiſtig trägen weſtlichen Theile Deutſchlands noch am Meiſten der Beſtimmung der Tempelhöfe, nämlich nur Werbeplätze zu ſein für die Kreuzzüge. Da ſollte die Trommel mit der Predigt, das Exercitium auf dem Waffenplatz mit der Meſſe abwechſeln . . .

Der Ritter Rochus lachte über die beginnende Salbung des Vortrags und die Fährte der Ideen, in die hier der General gerieth . . .

Ganz ſo wie manche fromme Generale es jetzt bei Euch hier halten wollen, bemerkte Otto von Dyſtra zu nicht geringem Erſtaunen des fein lächelnden Dankmar, der entweder bei ihrem ſonſt ſo freundlichen Wirthe eine offenbare ſatyriſche Abſicht auf den General vorausſetzte oder annehmen mußte, daß Otto von Dyſtra die gegenwärtige ideelle Stellung ſeines Jugendfreundes nicht kannte . . .

Vom Beten, bemerkte Rudhard, mag damals doch wol nicht viel geworden ſein, ſoviel Breviere die Ritter auch in ihrem Sattelzeuge verſteckt haben mochten. Die Templer ſind als übermüthige Kumpane im ganzen Mittelalter verſchrieen geweſen und das Sprichwort ging überall: Er trinkt, wie ein Templer!

Dieſe kanonell-kritiſche Bemerkung ſtreifte natürlich den Duft ſehr von den Erinnerungen ab, auf die General Voland mit beſondrer Vorliebe einging.

Ausnahmen! ſagte er, den dunkelſchwarzen Kaffee ſchlürfend. Späterer Verfall! Unter den Johannitern ſchlummerte leider der große welthiſtoriſche Zweck dieſes Ordens immer mehr ein und zur Zeit der Reformation waren ſeine Beſitzungen nur eine Beute der Habgier und Gewiſſenloſigkeit von Seiten der untreuen Ritter ſelbſt. Ihr Ahn, Hugo von Wildungen nur, blieb mannhaft und ſtät . . .

Wir ſind hier in der Stadt Rom, bemerkte Dyſtra, der die Genealogie der Wildungen'ſchen Anſprüche nun kannte. Stocken Sie nicht, Voland! Man darf hier Das ſcheinen, was man iſt.

Die Weine des Hotels ſchienen auf ein gewiſſes Negligé der Verhältniſſe und Aeußerungen gewirkt zu haben.

Doch nicht Jeſuit? ſagte Rudhard gereizt. Ich gönne unſern Freunden Tankmar und Siegbert alle Schätze dieſer alten Verlaſſenſchaft aus dumpfen und geiſtesunfreien Zeiten, aber im Grunde ſtammen Ihre Anſprüche von der jeſuitiſchen Pfiffigkeit her, daß Rom ſagte: Hugo von Wildungen hat mannhaft und ſtät gehandelt, wie der Herr General ſagen, allein die

Klugheit gebeut, in partibus infidelium, unter den Ketzern, festen Fuß zu behalten. Wir dispensiren ihn von dem Ordensgelübde persönlichen Nichtsbesitzes und gestatten ihm, sein Theil zu nehmen, wie die andern Räuber auch.

Ritter Rochus, der im Cigarrendampf sich etwas unbehaglich fühlte, horchte auf. Dieser Erguß sprach seine Ansicht aus, er kam ihm nur etwas zu scharf stylisirt vor. Er war solcher Derbheiten im Urtheilen entwohnt und hatte sie früher nur als Gelehrter oder in Korrespondenzen an Zeitschriften gekannt.

Ich bezweifle, sagte General Boland mit der ihm eignen Ruhe, daß diese Licenz des päpstlichen Stuhles eine jesuitische Einflüsterung war.

Ich bezweifle es nicht, sagte Rudhard mit Nachdruck; aber der General erwiderte:

Mein Grund ist der, daß jene Licenz des Komthurs Hugo von Wildungen aus dem Jahre 1539 stammt, die Bulle aber, die den Orden der Jesuiten bestätigte, vom Jahre 1540 herrührt, dem 27. September 1540.

Dankmar staunte theils über die Bekanntschaft mit seinen Angelegenheiten, theils über des Generals vielseitigste Kenntnisse, und Tystra mußte über diese

treffende Widerlegung lachen. Er bat den Pfarrer, ſich mit dem General, der ſehr wenig gegeſſen hatte, an dem Brete mit Deſſertweinen zu verſöhnen, das eben Spartakus voll kleiner geſchliffener Gläſer ſervirte und damit den ganzen Beifall des Ritters Rochus fand, der über Weine und Süßigkeiten ſo ſcharfſinnig ſprechen konnte wie ein Philolog über verſchiedene Lesarten.

Rudhard war aber in ſeinem Fahrwaſſer. In ſolchen Ideengängen gab er ſich nicht zufrieden und ſtieß mit Niemand gleich verſöhnt an. Er behauptete, es hätte Jeſuiten gegeben, lange vor der förmlichen Anerkennung des Ordens. Der Jeſuitengeiſt, ſagte er ſogar mit Paradoxie, iſt älter als Loyola. Hildebrand und Innocenz waren ſchon Jeſuiten . . .

Wenn Sie es ſo meinen, Herr Pfarrer, bemerkte der Chevalier vom Weſten, ſo haben Sie Recht. Geben Sie nach, Herr General! Bei einem Glaſe ſo vortrefflichen Curaçao kann man die Jeſuiten nur deshalb leben laſſen, weil ſie ſich um die Bodenkultur Amerikas verdient machten.

Der General war aber in ſeinem Vortheil. Siegreich wie ein Wörterbuch, majeſtätiſch wie ein Converſations-Lexikon, äußerte er Folgendes:

Loyola nahm die Idee der geiſtlichen Ritterorden

wieder auf, aber in andrer Gestalt. Er wollte mit den Waffen des Geistes kämpfen. Der Geist jener Zeiten war der Glaube. Loyola, selbst Soldat, von unbestrittner Tapferkeit, ist — ich theile seinen Fanatismus sonst nicht, ob ich gleich Katholik bin — Loyola ist deshalb ein so merkwürdiger Mensch, weil er im Stande war, als Krieger die Macht der geistigen Waffen anzuerkennen. Es verräth viel Einsicht, daß er fühlte, wie sehr das Ritterthum der Waffen im Abnehmen war. Er ahnte schon das Schicksal des Don Quixote, den Cervantes zum letzten Ritter des Mittelalters machte, und zog für sich ganz allein nach dem gelobten Lande, um die Türken nicht mit dem Schwerte, sondern durch den Glauben zu bekehren. Er war ein Kreuzfahrer auf eigne Hand. Als er sich natürlich überzeugt hatte, daß es ihm unmöglich war, einen Türken zu bekehren (aus Rücksicht auf unsre Bedienung, sagen Sie wol nicht: Einen Mohren weiß zu waschen? schaltete der Chevalier unruhig ein und setzte seinen Curaçao auf den Tisch zurück), kehrte Ignaz nach Europa zurück und beschloß, das Kreuz unter den Christen selbst zu predigen. Die inzwischen eingetretene Reformation bot ihm für diese eigenthümliche Auffassung der Kreuzzüge — später haben die Freimaurer sehr geistlos dieses nach innen gewandt

Tempelbauen und Tempelpflegen nachgeäfft — bot ihm, sag' ich ...

Rudhard biß sich auf die Lippen und räusperte sich.

Ich sage, fuhr der General fort, später bot ihm die Reformation ein günstiges Schlachtfeld und wiederum ehrte es den Krieger, daß er geistige Waffen verzog —

Gift und Dolch! schaltete Rudhard heftig ein.

Voland ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

Nennen Sie Das Gift und Dolch, sagte er, daß Ignaz, ein drei und dreißig Jahre alter Soldat, in Barcelona sich in eine kleine Knabenschule setzte, unter Kindern ein Fibelschütz wurde und lateinisch lernen wollte? Ignaz zog nach Alcala und Salamanca als alter bemoester Bursch, in der einen Hand den heiligen Augustinus, in der andern seinen alten Hieber, der ihm noch manche schlimme Händel zuzog und manchen Rückfall in die alte Landsknechtssitte zu verantworten gab. Ueberall zog der alte lateinische Knabe ein consilium abeundi und wanderte mit ein paar Commilitonen nach Paris, wo er endlich mit den Wissenschaften Ernst machen mußte und in seinen harten, des Denkens ungewohnten Kopf wenigstens so viel Logik und Scholastik hineinbrachte, daß man ihm bei den Jakobinern die Magisterwürde ertheilte.

Bei den Jakobinern? bemerkte der Ritter Rochus künſtlich erſchreckend. Er war aus ſeinen Depeſchen und Zeitungsnachrichten her gewohnt, mit dieſem Namen jede Debatte abzuſchließen. Bei den Jakobinern, General? Schlimme Vorbedeutung!

Ignaz, fuhr aber Voland unbekümmert fort, Ignaz behielt ſeinen Zweck, einen neuen geiſtlichen Ritterorden, einen Orden des damaligen Geiſtes, zu ſtiften, im Auge, fand jedoch üble Aufnahme bei den bequemen Profeſſoren der Sorbonne, die lieber in Ruhe ihre Pfründen verzehrten und die Ketzer mit Traktaten widerlegen wollten. Man drohte ihm oft mit Rutenſtreichen. Dennoch fand er Anhänger. Nicht viel. Ihrer fünf bis ſechs . . .

Fünf bis ſechs? fuhr faſt unwillkürlich Dankmar auf, der geſpannt zuhörte und den bekannten Thatſachen, die er von dieſer Seite aus ſonſt nie beurtheilt hatte, ein neues Licht abgewann.

Nicht mehr, Herr Wildungen! erzählte der General. Mit dieſen wenigen Männern verabredete ſich der alte lateiniſche Haudegen zu einem Bunde, der ſpäter ſo allmächtig wuchs. Sie gingen aus Paris in ein entlegenes Kloſter, ſtiegen dort in unterirdiſche Kapellen, nahmen das Abendmahl und ſchwuren, entweder nach Jeruſalem zu wallfahrten oder nach Rom.

um ſich dem heiligen Vater zu Füßen zu werfen und ihre Dienſte ihm anzubieten.

Sie zogen die kürzere Reiſe nach Rom vor, bemerkte Rudhard nicht ohne Bitterkeit.

Nicht ohne anderswo erſt jene Anerkennung zu verdienen, ſagte Boland, die ſie ſpäter in Rom allerdings fanden. Sie gingen nach Venedig und andern Städten Oberitaliens, wo ſie predigten, eine Art innerer Miſſion trieben und von Viſionen ſprachen, die ihnen geworden wären. Man hat dieſe Viſionen für Lügen erklärt. Ich glaube wohl, daß ſich die jungen ſpaniſchen und franzöſiſchen Schwärmer ſelbſt belogen. Aber ich weiß nicht, ob es nicht aufrichtiger, jedenfalls poetiſcher iſt zu ſagen: Ich ſah die Mutter Gottes und hörte ihre Worte, die mir Ermunterung zuſprachen, mich im Dulden ſtärkten, mich mit der künftigen Märtyrerkrone tröſteten, oder, wie dies bei den Freimaurern der Fall iſt, mit geheimnißvollem Grauen und eleuſiniſchen Enthüllungen zu locken und das Nichtsſagende, oft Triviale in ein Gewand allegoriſcher Bedeutſamkeit zu hüllen. Das Auge ſieht den Himmel offen! So ſpricht der Menſch vermöge ſeiner höhern Inſpiration und ſeiner Ahnung eines großen Jenſeits. Aber das Auge ſieht einen Vorhang offen, eine Gardine, einen Lappen offen — welche Thorheit!

Knaben, deſſen Anblick uns zu Thränen gerührt hätte, ſie aber noch immer zu ſtillem Gebete begeiſterte. Dann richtete ſich der Ermattete wieder auf, umarmte die treuen Seelen, die ihn mit unbeſchreiblicher Inbrunſt liebten und winkte, den beſchwerlichen Weg wieder fortzuſetzen.

Es gibt unzählige Menſchen, welche nur wie Träume über den Erſcheinungen der Alltäglichkeit ſchweben. Ihr ſeid in einer Geſellſchaft, euer Mund ſtrömt in zügelloſen Ergüſſen über, eure Laune entzückt Jeden, der am Leben ſeine Luſt findet; und doch war vielleicht ein Weſen unter euern Zuhörern, in deſſen Seele jedes eurer beklatſchten Worte tiefe Furchen zog, das vor den Ausbrüchen des jubelnden Beifalls zuſammenſchreckte und ſich ſehnte, einen Ausgang aus dieſen menſchlichen, erlaubten und den Reiz des Lebens erhöhenden Genüſſen zu finden. Dieſe ſtillen Herzen weichen euch auf der Straße aus, wenn ihr einmal länger als eine halbe Secunde gelacht habt, und danken euch in ihrer Angſt früher, ehe ihr noch gegrüßt habt. Ihr verlangt einen Dienſt von ihnen? Seid gewiß, daß ſie euch ſchon jede Bitte gewährt haben, ehe ihr ſie noch vorbrachtet. Sollte ſie die Angſt zu dieſer Bereitwilligkeit treiben? Nein, ſie fürchten nur eure Leidenſchaft, ſie wollen keinen Schmerz in euch erregen, ſie wollen nicht, daß ihr in die Menſchheit ungerechte Zweifel ſetzt. Kennt ihr dieſe treuen Menſchen? Ihr trefft ſie in großen Städten da, wo ſich die Straßen in Gärten verlieren, wohin der Bewohner der mittlern Stadt jährlich einmal pilgert, um die Königin der Nacht bei einem Gärtner blühen zu ſehen; nicht ſelten in der Nähe eines Dichters, eines Geiſtlichen, eines alten Sonderlings, der ſich mit ſeinen Renten und ſeiner Haushälterin gegen die Welt abgeſchloſſen

Diese Aeußerung verrieth eine innere glühende Schwärmerei, die sich hinter Kälte und weltmännischer Glätte verbarg.

Wie kommen Sie zu dieser Polemik gegen die Freimaurer? fragte der Ritter Rochus. Die Freimaurer haben sich in jüngster wilder Zeit außerordentlich bewährt!

Und ich fürchte fast, sagte der Wirth, der seine kurzen Beine übereinanderschlug und in einer Sophaecke fast verschwand, Rudhard ist selbst ein Freimaurer . . .

Ich muß in diesem Falle um Entschuldigung bitten, bemerkte angeregt der General. Ich bewege mich auf diesem ganzen Gebiete religiöser Wirren und Streitfragen nur als Dilettant und Geschichtsfreund. Allein das Kapitel von den geheimen Gesellschaften führt unwillkürlich auf Vergleiche und ich weiß den Orden der Jesuiten mit keiner andern historischen Erscheinung in Analogie zu bringen, als daß ich ihn an die alten geistlichen Ritterorden anknüpfte und endlich andeutete, wie der letzte Versuch, die Templerei wieder in Schwung zu bringen, eben die Freimaurerei ist. Lassen Sie uns alle Ausartungen des Jesuitenordens bei Seite stellen, vergleichen Sie, was dieser Orden, der, als ihn der Papst bestätigte, zehn, sage zehn Mitglieder zählte und was die Freimaurerei bewirkte?

Ich bin, nahm Rudhard jetzt das Wort, kein leidenschaftlicher Maurer. In Rußland sind alle geheimen Gesellschaften verboten und mit Recht. Die Menschheit soll in offner Form leben und ihr Licht da leuchten lassen, wo es die Finsterniß bedarf. Sie hören daraus nochmals, daß ich kein leidenschaftlicher Maurer bin. Aber Sie sind ungerecht, Herr General! Die Jesuiten hatten in ihrer Art trefflich gewirkt. Der Kreuzzug gegen die Ketzer war mit Blut, Scheiterhaufen, Folterqualen bezeichnet. Ganze Länder fielen in die Nacht des Irrthums, in die Fallstricke Roms zurück. Die Rückbekehrung hat z. B. Böhmen zu einem düstern tückischen Czechenlande gemacht, während es ein freiblickendes, edles Hussitenvolk sein konnte. Der jesuitische Geist pflanzte sich in die Kirchenverbesserung über. Pfaffenthum überall! Nirgend ein freier Lichtstrahl mehr und keine Tugend außer im christlichen Gewande der Demuth. Da trat die Freimaurerei auf. Sie kam von England, dem Lande der klaren Begriffe. Ich will nicht leugnen, daß sie eine Frucht jenes Freigeistes war, der damals von England sich auf den Kontinent verpflanzte. Man wollte die Lehren von Bolingbroke und Locke zu einer neuen Religion erheben, man fand eine Symbolik, die man von äußern Zufälligkeiten bernahm, von einer

Art von Reſſource oder Caſino und übertrug in ein heitres geſelliges Zuſammenleben allegoriſche Wahrheiten. Wir ſind in der That an Bruderliebe nicht ſo geſegnet in unſerm Daſein, daß wir nicht eine ſyſtematiſche Beförderung derſelben gern begrüßen ſollten. Ich verwerfe jeden alten Urſprung der Maurerei. Es iſt Thorheit, ſie an die Tempelherren anzuknüpfen. Es iſt ſehr fraglich, ob die Baugilden des Mittelalters irgend etwas mit ihr gemein haben. Allein wenn ſie auch nur aus dem veredelten Prinzipe der Geſelligkeit entſpringt und ſich mit affektirtem Ernſte ſpielende Formen gab, die ſie ſelbſt bei ihrer erſten Stiftung belächelte und die nur ſpäter wie Geheimniſſe erfaßt und fortgepflanzt wurden, ſo hat ſie Segensreiches gewirkt. Ich will von den geſpendeten Wohlthaten und beförderten Humanitätszwecken nicht reden. Ich will nur darauf hindeuten, was ſie in der Geſchichte der Kultur und der freien Geiſtesentwickelung geweſen iſt. . . .

Ja, rief Ritter Rochus vom Weſten plötzlich wie elektriſirt und von Eiferſucht gegen den General angeregt. Ja, ich bin ſicher kein Maurer. Aber beſter General, die Logik, die geſunde Vernunft hat die Maçonnerie befördert. Sie hat den Menſchen als Menſchen erfaßt und ihn vom Gängelbande der Konfeſſion

und der Vorurtheile der Stände befreien helfen. Sie arbeitete allerdings der französischen Revolution, aber der guten und lobenswerthen Phase ihrer Entwickelung vor. Sie hat das Gemeingefühl der Geister gestärkt, die die Aufklärung fördern wollten und ohne die Unterstützung der Logen allein gestanden hätten und bald verzweifelt wären. Die Logen waren eine Ergänzung der historischen Gesellschaft, wie sie einmal geworden ist und ohne blutigen Umsturz, den wir verabscheuen, nicht geändert werden kann. Sind die größten Geister der Literatur ohne den Zusammenhang mit den Logen zu denken? Lessing, Herder, Wieland, Goethe waren Logenbrüder. Der hohe Geist, der in ihnen wirkt, pflanzte sich durch die geheime Verbrüderung gleichgestimmter Seelen rascher fort als auf der freien Arena des Marktgewühles, wo die Kritik und der Neid der Schulen ihr Wirken begeiferte ...

Der General blickte lächelnd auf den Ritter, in dem sich der alte, vorurtheilslose Gelehrte regte. Alle staunten, Niemand mehr als Tankmar, der, ein einfacher Referendar, so in die Lage kam, einen berühmten Diplomaten einmal frisch von der Leber weg reden zu hören. Man sah die Wirkung der Tafel, der Natürlichkeit des Wirthes. Die Reserve war aufgehoben. Es regte sich in dem Gesandten „wie der Wein im Fasse,

wenn die Reben blühen." Er vergaß, welche Thatsachen er in der Welt zu vertheidigen hatte und welche Grundsätze ihm bezahlt wurden.

Dystra hielt es seiner Wirthspflicht für angemessen, den Ernst dieser Unterhaltung, die für Louis und Dankmar grade in den Gegensätzen so spannend war, etwas zu mildern und sagte:

Ich versichre Sie, meine Herren, wenn ich den Tempelstein accaparire — ich hoffe, Freund Voland, Sie verwenden Ihren Einfluß, daß mir dies Vorhaben gelingt — so werd' ich dort weder einen Jesuitensitz noch eine Freimaurerloge etabliren, sondern auf die alten Zeiten zurückkehren und mich an das Sprichwort halten, das Rudhard vorhin erwähnte: Er trinkt wie ein Templer!

Man lächelte . . .

Diese alten Templer waren viel vernünftigere Personen als Eure Loyoliten und Eure Salomonischen Meister vom Stuhle! fuhr Dystra fort. Sie liebten die Freude, den Wein, den Gesang, die Weiber! Sie bauten sich Werbeplätze für den Sarazenenkrieg, exercirten die Mannschaften und blieben zuletzt zu Hause! Sie wählten sich die besten Aussichten zu ihren Burgen und Abteien. Sie hatten Geschmack für natürliche Veduten. Die Sünden, die sie als Ritter begingen, konnten sie

ſich als Prieſter gleich ſelbſt wieder vergeben. Ich finde, daß die Wiederherſtellung dieſes Ordens im uralten Sinne mir eine liebe Aufgabe auf dem Tempelſtein ſein konnte. Ich baue die Ruine aus, trotz Rheinſtein und Stolzenfels. Die Erker, Thürmchen, gezackten Mauern behalt' ich bei. Der Burggarten mit Springbrunnen, die Altanen, Söller, das Alles waren ſehr amuſante Ideen des Mittelalters. Nur in dem Burgverließe würde ich vorziehen, meinen Champagner kühl und petillant zu erhalten. Die ſteinernen Fußböden würd' ich mit wärmern Parquets vertauſchen. Die Oefen würd' ich mir in neueſter Konſtruktion ausbitten und vielleicht, um mich ganz mit dem Mittelalter zu befreunden, eine Petersburger Luftheizung verſuchen. Hinten auf der Abtei mach' ich eine bequeme Neuſiedelei mit engliſchem Comfort. Eine Bibliothek ſoll da ſein für Sie Alle! Alle Kirchenväter, alle Streitſchriften der Jeſuiten; aber auch alle Werke Voltaire's, Hume's, Locke's und wiederum alle Predigten Boſſuet's. Ich wette, Freund Voland lieſt da nicht einmal die Kirchenväter! Ebenſowenig, wie ich Ihnen geſtehe, lieber Rochus, daß ich die Maurerreden in den deutſchen Klaſſikern ... immer überſprungen habe.

Mit einem ganz natürlichen Inſtinkt, lieber Tyſira.

nahm der General den Gegenstand wieder auf. Sie haben wahrscheinlich immer gefühlt, daß diese Maurerreden in der That Dasjenige, was wir an Herder und Goethe bewundern, nicht ausdrücken. Wahrlich durch diese Reden ist Das nicht hindurchgegangen was an unsern deutschen Klassikern so groß, so befruchtend war. Ich will nicht von der romantischen Schule sprechen und den Nachdruck darauf legen, daß man sich Tieck, Schlegel, Brentano, Novalis, Schenkendorf nicht als Maurer denken kann. Aber auch Jean Paul, Herder, Goethe! Jean Paul, der Herrliche, Geistesreiche, trug in Alles seine bedeutsame kindliche Auslegung hinein. Herder ist nur befruchtend und anregend gewesen in den Bestrebungen, die ihn uns als den Erwecker der verstummten Volker stimmen zeigen. Goethe vollends als Maurer hat sich im Großkophtha selbst persiflirt, wie er sich im zweiten Theil des Faust als Minister persiflirte. Der große allgewaltige Olympier, den wir in ihm bewundern, hat mit der Loge nichts gemein. Man zeigte mir einmal in Weimar Goethe's Schurzfell; es hat mich nicht erbaut.

Ebensowenig, bemerkte Rudhard, wie mich der Franziskanerstrick erbauen würde, den Zacharias Werner in Wien trug.

Diese Entgegnungen waren wieder herausfordernd. Der General warf einen scharfen Blick auf den Ritter, der sich inzwischen besonnen zu haben schien und seiner öffentlichen Funktionen eingedenk wurde. Rochus von Westen, der mit Voltaire'schem Esprit Zacharias Werner'sche Zeitauffassung vertreten mußte, schwieg ...

Sehen Sie, wandte sich Tystra jetzt zu Louis Armand, Das sind die Gegensätze, die uns dies sonderbare Deutschland so verworren erscheinen lassen! Ich bin durch die halbe Welt gereist, habe die Pyramiden Aegyptens und die heißen Fontainen in Island gesehen, überall streitet man sich, aber nirgends so viel wie in Deutschland und nirgends spukt noch das tolle Ritter- und Mönchswesen wie bei uns, während unsre ganze Tournierfähigkeit jetzt kaum noch darin besteht, daß wir im Lesekasino ... wissen Sie, Rochus, worin wir uns im Kasino als die letzten Ritter erscheinen müssen?

Man horchte gespannt ...

Unser letztes Ritterthum besteht in dem Rest der Kunst des Ringelstechens, vermöge dessen wir die Journale, die wir gelesen haben, wieder an die Haken hängen, von wo wir sie herabgenommen. Meine Ahnen können nicht künstlicher in den Karroussels nach dem Ring gestochen haben, wie ich jedesmal angeln muß, um die Times wieder an ihren Riegel Nr. I zu hängen.

Während man diesem Einfall applaudirte, fragte Dystra Louis:

Sie sind aus Lyon gebürtig?

Aus Lyon, mein Herr!

Sie sprechen vortrefflich deutsch.

Es ist die Sprache meiner nächsten Verwandten.

Louis litt unter der Vorstellung, daß Otto von Dystra vielleicht nicht wußte, daß er die Ehre seiner Einladung einem in der Gesellschaft so tiefstehenden Arbeiter hatte zu Theil werden lassen. Rudhard, Dankmar, selbst Boland fürchteten dieselbe Aufklärung. Sie wußten wohl, daß Dystra keine Vorurtheile hegte, dennoch würde er seiner Gäste wegen sich vielleicht betroffen gezeigt haben. Deshalb ergriff Dankmar sogleich das Wort und lenkte das Gespräch auf Egen, den Beschützer Armand's, hinüber.

Als dieser Name ausgesprochen wurde, wandte General Boland seine durchdringenden Augen zu Dankmar und hörte mit Spannung, was über den jetzt die Geschicke des Landes lenkenden jungen Fürsten würde gesprochen werden. Rudhard ertheilte aber dem neuen Premierminister sogleich die entschiedensten Lobsprüche. Er besitze ganz jene zähe Ausdauer, sagte er, ohne welche man jetzt nicht Politik treiben könne. Er hätte der Hydra der Revolution auf den Nacken getreten,

er werde es bändigen, das Ungethüm, das in ſeinen Verheißungen die Sprache der Engel rede, in Wahrheit aber eine blutige Wolfsnatur wäre.

O wie ſtimmten die beiden vornehmen Gäſte bei! Wie überſchüttete man Rudhard mit Dank, mit Bewunderung! Aber gerade in dem Uebermaaß lag der Mangel an Aufrichtigkeit ... Man ſtockte ſogleich. Man ließ Rudhard reden, preiſen. Man ſchwieg, bis General Voland zu Louis ſagte:

In Lyon machten Sie des Fürſten Bekanntſchaft? Wie ſchön dies Lyon! Wie eigenthümliche hiſtoriſche Luft weht in jenen ſüdlichen Abdachungen, die von da mit den großen Strömen ſich zum Meere hinunterſenken! Lyon iſt eine der älteſten Städte Frankreichs. Der Zuſammenfluß der Saone und der Rhone bietet dem Auge ein gefälliges Schauſpiel. Noch ſind hier die Ueberbleibſel der alten römiſchen Niederlaſſungen ſichtbar. Mancher römiſche Kaiſer hat in Lyon gewohnt, manches chriſtliche Märtyrerblut iſt dort gefloſſen, wofür denn freilich dieſe Stadt die Ehre genießt, von ſich rühmen zu dürfen, daß ſie die erſte chriſtliche Kirche Galliens aufzuweiſen hat. Ich kenne nur zwei Empfindungen, die mich bei Wanderungen und Reiſen ganz erfüllen können. Die eine iſt Die: hiſtoriſche Luft zu athmen. Wo genöſſe man dieſe

hat. In euern Familien iſt es vielleicht der ältere Bruder eurer Mutter, an dem ihr in eurer Jugend mit zärtlicher Hingebung hinget, deſſen Weisheit euch mit edlen Vorſätzen erfüllte, an dem ihr niemals bemerktet, daß auf ſeinem Rocke ſich die Fäden zählen ließen, daß ſeine Wäſche nicht rein war, wenn die Mutter nicht dafür ſorgte, daß ſich für ſeine morgende Zukunft erſt am heutigen Abend entſchied, wo er bei den Verwandten in der Runde eſſen ſollte; an dem ihr dies Alles nicht bemerktet, weil ihr ihn niemals klagen, nie eine Thräne vergießen ſahet. Oder es iſt gar eure jüngſte Schweſter, dieſe Unglückliche, die mit dem Tode ringend in die Welt trat, die im ſechsten Jahre erſt ſprechen und im achten laufen lernte, weil ſie im Rücken eine natürliche Laſt, die nicht leicht iſt, zu tragen hat und die keinen einzigen körperlichen Reiz beſitzt, als ein ſeelenvolles, himmelblaues Auge und das ſchönſte hellblonde Seidenhaar. Sie folgte euern Jahren nach, ihr großes Herz erweiterte ſich und das Maß ihrer Liebe zu euch nimmt immer noch zu. Jeden eurer Wünſche lieſ't ſie von euren Augen, ſie liebt Alles, woran eure Seele hängt, ſie umarmt den Freund, mit welchem ihr für eure Ideale ſchwärmt und ließe das Leben für jenes Mädchen, dem ihr euer Herz geſchenkt habt. Kennt ihr jene Menſchen, die ich zeichnen wollte? Dies ſind die Seelen, welche niemals auf der Erde heimiſch werden und ſich aus dem Himmel nur in dieſe Räume verflogen zu haben ſcheinen.

Ich muß aber noch höher ſteigen; von den Stufen, wo die Engel ſtehen, zu jenen Thronen, auf welchen die Weltenſchöpfer ſitzen. Thürmen wir den Pelion auf den Oſſa, rufen wir die Titanen zum Streit, vielleicht gelingt es uns,

Wonne in größeren Zügen als im Süden Europas? Wie ich in Lyon war, sah ich Königreiche vor mir wieder neu erstehen, die nun mit dem Schutt der Vergessenheit bedeckt sind. Ich sah das Arelatische Reich, das hier blühte, ich sah Burgund, dessen Kraft an den Morgensternen der Schweizer bei Murten zersplitterte — 1476 — Wie weht da ein Geist der Kraft, der Auferstehung, der Verjüngung! Wie sieht das Auge reisige Geschwader herniederkommen von den Bergen und Alles drängt sich dem Mittelpunkte der großen Weltbegebenheiten zu, dem Mittelländischen Meere, um das herum doch eigentlich allein nur wahre Geschichte gemacht wird! Das zweite nicht minder erhabene Gefühl hab' ich beim Anblick jener Uranfänge des Christenthums, die uns aus alten Mauern und Kapellen noch entgegentreten. Die großen Münster, die aus der Blütezeit der Kirche herrühren, machen mir lange nicht den Eindruck, als wenn ich jene kleinen, oft ganz versteckt liegenden, niedrigen Kapellen und Kirchen mit Kreuzgängen sehe, die noch fast das Ansehn alter Kastelle haben und sozusagen die cyklopische Zeit der Kirchenbaukunst bedeuten. So empfand ich in Mailand bei jener entlegenen Kirche, die einst der heilige Ambrosius vor dem Kaiser Theodosius schloß und ihm nicht gestattete, früher den heiligen

Boden zu betreten, ehe er ſich nicht von dem in Theſſalonich vergoſſenen Märtyrerblute geſühnt hatte. Wie jung war damals die Chriſtuslehre! Wie neu und friſch der Eindruck einer Begebenheit, die in die alte erſtorbene Welt der Heiden wie ein junges Reis hinein ſich rankte und bald lebenskräftig die ganze gebildete Welt der Erde mit grünem Laube umzog! Auch in Pavia, Genua, vor allen Städten aber in Rom folgt man mit Wonneſchauern dieſen allererſten Fußtapfen der Kirche und kann ſich mit etwas Phantaſie aus ſchwarzen, niedrigen, byzantiniſch gerundeten Bauten die ganze Vergangenheit zuſammenſetzen, die wir kaum kennen würden, wenn nicht irgendwo doch ein ſinniger Mönch in einem Kloſter die Erzählungen durchreiſender Pilger als Schreib- und Stylübung verzeichnet hätte.

Wahrlich, fiel Otto von Dyſtra, des Ritters ironiſches Niederblicken bemerkend, lachend ein, ich muß ſagen, Voland, Ihre poetiſche Spürkraft hat ſich merkwürdig ausgebildet. Für einen Offizier iſt ſo viel Studium heterogener Dinge aller Ehren werth! Aber es iſt wahr, Sie ſchmachteten ſchon in Hofwyl unter dem Druck der rationellen Erziehung Fellenberg's und ſehnten ſich zu jenen jungen Fürſten und Grafen hin, die in Freiburg erzogen wurden ..

Das nicht, Dystra, sagte der General, der auch im Pädagogischen sattelfest war. Aber ich fand früh heraus, daß Fellenberg uns Alle täuschte. Fellenberg gab sich die Miene, zwischen Pestalozzi und den bestehenden Kastenansprüchen der Gesellschaft hindurch segeln zu können und wollte gleichsam Jeden für seinen von dem Zufall ihm vorgezeichneten Stand erziehen. Ich will nicht sagen, daß ich schon damals die Einsicht besaß, diesen Widerspruch zu durchschauen, aber ich fand, daß die Jesuiten in Freiburg mit mehr Wahrheit, mit mehr Gleichheit in besserem Sinne erziehen. Sie stellten die Stände gleich und gaben dem Fürstensohne, wie dem künftigen Priester dieselbe Erziehung ...

Das ist ja grade das Gewagte, Herr General, erlaubte sich Dankmar dem in allen Standpunkten seiner Zeitgenossen dilettirend Herumtastenden zu bemerken. Wir erhalten aus jener Gegend her Priester, die wie Fürsten regieren wollen und Fürsten, die wie Pfaffen denken ...

Sehr wahr, sehr wahr, bemerkte Dystra. Schelten Sie mir nur unsern alten Fellenberg nicht, Voland! Sie machen unsrer Schweizererziehung auch durch Ihren Appetit keine Ehre! Sie scheinen von Nichts zu leben. Sie lassen mir jede gute Schüssel, jedes Glas aus Küche und Keller der „Stadt Rom" vor-

übergehen. Die alten Mönche tranken Wein, wenn sie auch noch so fromm waren.

Otto von Dystra war völlig unbekannt damit, daß der General der Mann der Fabel hieß. Er verstand des Ritters halb verlegenes, halb schadenfrohes Lächeln nicht, verstand nichts von der eigenthümlichen Ruhe, mit der Taukmar seine Cigarre rauchte und gewissermaßen Louis Armand ermunterte, nur auszuharren und sich nicht einschüchtern zu lassen. Er ahnte nicht, daß Ritter Rochus vom Westen, médisant, anekdotenhaschend, negativ wie er war, sich auf die Lippen biß, um die Bemerkung zu unterdrücken: Wissen Sie denn nicht, daß General Voland in dem Rufe steht, wie der Graf St.-Germain durchaus nichts zu genießen und nur von einem himmlischen Manna zu leben, das er zuweilen aus einer in seiner Uniform verborgenen Dose nimmt?

Der Ritter nannte sich gewaltsam von dem Gelüst, diesen Gedanken auszusprechen und fragte den Baron, wie lange er in Europa bleiben würde und ob er nicht Kalifornien gesehen hatte? Kalifornien war dem General so gleichgültig, wie z. B. Rudhanden die Kirche San Ambrogio in Mailand. Aber dem Ritter Rochus war Kalifornien die eigentliche wahre Errungenschaft des Zeitgeistes.

Otto von Dystra ſprach von dem Verſuche, Deutſchland zu leben, wenn er hoffen dürfte, ſein Ve mögen aus Rußland herauszuziehen und gewiſſe F milienfragen auf deutſchem Boden zu löſen.

Tankmar wollte etwas von den Schwierigkeit ſolcher ruſſiſchen Prozeduren bemerken und fand den hochgeſtellten Herren, die ſich zum Gehen rüſtet eine Beiſtimmung, die ihn überraſchte. Rudhard al nahm Veranlaſſung, wiederum die ſtrenge, gliede Ordnung des ruſſiſchen Militairſtaates und den romantiſchen, aber beglückenden Abſolutismus zu pr ſen. Die Diplomaten nickten, ſuchten nun aber doch v venzukommen. Eben im Begriff, die Hüte zu ergrei und ſich zu empfehlen, hörte man draußen auf der Str plötzlichen Lärm. Man ſtutzte. Die Bedienten hat ſchon lange nach den Fenſtern geſehen und durch Bewegungen die Aufmerkſamkeit der Herrſchaften die Vorgänge lenken wollen, die ſie in den Straßen obachteten. Erſt ein Murmeln, dann ein Sauſen, imm hörbarer anwachſend und an den Häuſern des Platz an welchem die Stadt Rom gelegen war, widerhalle Ein Rauſchen und Brauſen. Das Getümmel wu Man hörte rufen, man hörte ſchreien, die Geſellſch ſtatt ſich aufzulöſen, eilte an die Fenſter. Der P wimmelte von Menſchen . . .

Was ist Das?

Man drängt sich an jenes Haus —

Ein Auflauf —

Wer wohnt dort?

Bediente aus dem Hotel waren von den Vorgängen unterrichtet. Sie sagten, dort an dem umstandenen Hause pflegten Maschinenarbeiter ihre Versammlungen zu halten. Ihr Verein wäre heute aufgehoben, weil man wieder drohende Reden gehalten. Die Polizei überwache die Sitzungen und schlösse sie jedesmal, wenn etwas Anstößiges gesprochen würde. Heute hätte man nicht auseinandergehen wollen ...

Indem kam schon eine Kolonne Militair und trieb erst die neugierigen Massen auseinander, dann rückte sie auf das Haus selbst zu. Die Agenten der Polizei waren in voller Thätigkeit und soweit die nur matte Erleuchtung des Platzes die Uebersicht gestattete, sah man, daß unter Geschrei, Pfeifen, Lärmen, zahlreiche Verhaftungen vorgenommen wurden ...

Das ist so schon das dritte Mal! berichtete der Bediente und Woland sagte mit einem eignen sardonischen Lächeln:

Man gewöhnt sich an dies Chaos. Es stört Niemanden mehr in seiner Abendruhe.

Der Ritter Rochus vom Weſten aber zitterte. Er hatte in einem ſolchen Sturm vor wenigen Monaten ſein Portefeuille verloren. Er wußte an Beiſpielen, daß man dabei auch ſein Leben verlieren konnte, trotz der Privatverehrung von Voltaire und Bolingbroke.

Abſcheulich, ſagte Dyſtra, einen Staat in ſolchem ewigen Kriege gegen ſich ſelber zu wiſſen! Hören Sie nur das Pfeifen, dies Höhnen, das Zertrümmern der Fenſterſcheiben! Die Trommel wirbelt. Es kann nicht lange währen, ſo hört man eine Salve und wir ſehen Todte und Verwundete ...

Ritter Rochus gerieth außer ſich. Meinen Sie? rief er und trippelte hin und her ...

Das iſt modernes Staatsleben! ſagte Voland faſt triumphirend.

Im Mittelalter war es nicht beſſer! rief Rochus ärgerlich

Ehe man Machiavelli kannte! warf Rudhard dazwiſchen.

Allerdings, ſagte Voland, den Militairmantel überwerfend, allerdings in kleinen Staaten. Man hat gezählt, daß in Piſa allein vom Jahre 1320 bis 1520 über dreihundert Aufſtände vorgekommen ſind ...

Ha! ſchrie Ritter Rochus. Es trommelt!

Eine Salve krachte. Verzweiflungsruf, eine all

gemeine raſende Flucht. Der Platz leer. Ein paar Verwundete, ein Todter, den man der Polizei übergab. Die Ruhe ſchien auf dem Platze hergeſtellt. Exaltirte Köpfe rannten durch die Straßen und riefen: Waffen!

Die Thoren! ſagte Dankmar. Waffen! Sie wiſſen nicht, was Das für ein Anachronismus iſt! Die Zeit der paniſchen Begeiſterung und die der paniſchen Furcht iſt auf lange vorüber. Die Regierungen gewinnen da nur an Kraft, wo ſich die Demokratie einbildet, mit dem alten Apparate, Waffen und Barrikaden, noch kämpfen zu können ...

Und iſt es nicht ein Glück, daß ſie an Kraft gewinnen? ſagte Rudhard ſtreng.

Mein Beſter! Die Ruhe der Welt dankt Ihnen für Ihren Zögling! rief der Ritter Rochus und ſchüttelte Rudhard's Hand. Das Miniſterium Hohenberg bezeichnet eine Epoche der Geſchichte. Nur Ruhe!

Wie würden Sie dieſe Verwirrung löſen, General? ſagte Dyſtra, indem er einen ſchwachen Verſuch machte, ſeine Gäſte wieder zum Sitzen zu bringen — Sie ſtehen über dem Momente, Sie haben die Jahrhunderte vor Augen, was erwarten Sie von dieſer Zeit?

Eine Droſchke! rief der Ritter, wenn mein Wagen nicht da iſt!

Die Bedienten ſagten, er wäre in's Thor des Ho-

teln gefahren, weil man draußen Barrikaden fürchtete ... Jetzt wäre alle Gefahr vorüber.

O sehr gut! Sehr gut! Guten Abend, Baron!

Tankmar und Louis, obgleich im höchsten Grade aufgeregt von dem Vorfall vor dem Wirthshause, wo sich der Maschinenarbeiterverein versammelte, ängstlich ohnedies um die Verwundeten und den Todten, horchten gespannt, was der General antworten würde, allein dieser lehnte freundlichst ein längeres Bleiben ab. Er berief sich auf seine gemessene Zeit, seine Berufspflichten, seine besetzten Abende. Sein Abschied, sein Dank für die Bewirthung war einfach und wohlwollend. Er sagte Tankmarn und Louis gleich Verbindliches, bewahrte aber bei aller Freundlichkeit einen so eigenthümlichen Ernst, daß man unwillkürlich staunend hinter ihm hersagen mußte: Er sagt fast Alles, was er weiß und von Dem, was er nicht weiß, muß man doch noch glauben, daß er es nur verschweige! Der General schloß sich dem Ritter an.

Rudhard, der das Anliegen Louis' und Tankmar's bei Dystra nicht stören wollte, ging mit den Worten:

Baron, Sie sind ein Neuling in Europa! Sie werden Ihre Jugendfreunde kaum wieder erkannt haben.

Dystra lachte und sagte:

Der General hätte Priester werden sollen. Ich sagte es ihm schon bei Fellenberg.

Wer weiß, ob er es nicht ist! meinte Rudhard. Rußland hat ganz Recht, daß es die Freimaurer und die Jesuiten verbannt. Ich möchte dem General Boland nicht das Schicksal dieses Staates anvertraut wissen und finde es ganz in der Ordnung, daß Egon vor einem Manne, der sich des Wirrwarrs zu freuen scheint, auf der Hut ist.

Es ist kein Jesuit, eher ist es Ritter Rochus, der die Jesuiten bestreitet, sagte Dystra. Glauben Sie mir! Ich fange an, Europa zu begreifen! Mein alter Kamerad von Hofwyl lebt nur zum Schein vom Geiste; er ißt nicht, er trinkt nicht. Dieser Mann scheint eine Abstraction geworden zu sein. Aber ich wette, daß er eben einige Beafsteaks gegessen hatte, ehe er zu mir kam. Jetzt geht er schlafen und um zehn Uhr ist er bei Hofe, um bis ein Uhr nach Mitternacht mit dem Könige Gold zu kochen. Mein alter Freund aus Athen und Stambul, der Ritter Rochus, fährt jetzt nach Hause und chiffrirt unsre ganze Unterhaltung nach seiner Hauptstadt, wo sie nicht die Minister, wohl aber deren Frauen allenfalls interessiren könnte.

Rudhard ging mit einigen Fragen nach Siegbert

unbemerkt hinter der Draperie des Weltenthrones heranzuſchleichen und einen Nagel aus dem Seſſel zu ziehen, auf welchem die Allmächtigen lagern! Triumph! Der Schöpfer der vier Elemente ſtürzt hinunter; in einem Nu hat er mitten im civiliſirten Europa Fuß gefaßt. Der Gott verliert den Muth nicht. Denn er weiß, daß er Feuer, Waſſer, Erde und Luft geſchaffen hat. Wird ihn nichts in Verlegenheit bringen? Ja, er wird ſeine eignen Werke nicht wieder erkennen. Die Gränzen, welche er zwiſchen die Elemente ſetzte, hat der Menſch aufgehoben. Chemismus, Gasentwicklung, Dämpfe! Was verſteht der Himmel von dieſen Dingen? Ein Feuerzeug wird der verirrte Gott mit kindiſcher Neugier betrachten, eine Compreſſionsflinte muß ihn in Erſtaunen verſetzen.

Ich laſſe dieſem Gott der Elemente die übrigen folgen. Die drei Naturreiche, die menſchlichen Tugenden, die großen Entſchlüſſe, die ehrlichen Nahrungszweige, die Kunſt, die Wiſſenſchaft, den Handel — alle himmliſchen Anwälte dieſer Gegenſtände werden von der Art, wie ſie ſie bienieden antreffen, überraſcht ſein. Die ausgeſtorbenen Thiergeſchlechter mit der Veredlungskunde, mit dem Dünger und der Rhinoplaſtik; die Beſtimmungen der Sitte über das Ehrbare und die Vermehrung der anſtändigen Gewohnheiten; die Berechnungen des Ehrgeizes und der Durſt der Völker nach großen Ereigniſſen, den ſie ſelbſt auf Koſten ihrer Freiheit befriedigt wiſſen wollen; die mannichfachen Verzweigungen menſchlicher Thätigkeit, welche der Luxus und das ſteigende Bedürfniß veranlaßt haben, mit der Kunſt des Unthätigſeins und der Verzweiflung der Proletarier; die Rouladen der Sontag, die altdeutſchen Kopfſenkungen und die Ghaſelen nebſt der

kopfschüttelnd. Tystra, aufhorchend wegen Olga's, doch sich zurückhaltend, begleitete ihn . . .

Als der Baron zurückkehrte, zog er Louis und Dankmar zu sich auf das Sopha nieder und hörte nun von ihnen mit Erstaunen, daß jener Murray, von dem ihm schon Mangold so Sonderbares erzählt hatte, der ihm wohlbekannte Morton aus New-York war. Er hielt Morton für verschollen, für todt. Er erklärte sich mit Freuden bereit, seine Bemühungen mit denen der Freunde zu verbinden, um Murray, dessen deutscher Ursprung ihm kein Geheimniß war, aus einer so gefährlichen Lage und jedenfalls einem, wie es ihm verkam, vorgefaßten Mißverständnisse über seine Person zu erlösen. Er erklärte sich bereit, jede nur irgend verlangte Caution zu hinterlegen, damit Murray auf freien Fuß gestellt würde. Die Verabredung, morgen in der Frühe gemeinschaftlich auf das Präsesamt zu gehen und sich für den Gefangenen zu verbürgen, war ihm ganz genehm. Er trennte sich von seinen neuen Bekannten mit der Bitte, ihm ferner ihr Vertrauen zu schenken und ihm zu gestatten, ihre Zeit zuweilen in Anspruch zu nehmen.

Dankmar fand an dem offnen, gentlemännlichen Benehmen des von der Natur vernachlässigten und doch durchaus nicht ungefälligen Barons große Freude

und ſchlug in die dargebotene Rechte herzlich ein. Louis aber zog ſeine Hand zurück und ſagte, um endlich ein ihn peinigendes Gefühl los zu werden, in franzöſiſcher Sprache, ſicher und feſt:

Herr Baron, wir ſind Ihrer Einladung gefolgt, ſind geblieben, wir wußten nicht wie. Ich für mein Theil mit großem Widerſtreben. Verzeihen Sie mir meine Dreiſtigkeit! Sie hat mich während des ganzen Abends genug gefoltert. Ihre Güte haben Sie einem Manne gewidmet, der darauf nach den Regeln der Geſellſchaft keine Anſprüche hat. Sie haben diesen beiden großen Staatsmännern durch meine Schuld eine Unannehmlichkeit zugefügt. Ich bin ein einfacher Handwerker.

Ein Handwerker?

Dystra blickte wirklich erſchrocken auf.

Glauben Sie Das nicht, fiel Dankmar ein, mein Freund Louis Armand iſt ein Philoſoph, ein Dichter. Aus Laune der Natur und des Zufalls lernte er das Handwerk eines Tiſchlers, das er indeſſen zu einer Kunſt erhoben hat und alle Welt weiß, daß ihn Bande der innigſten Freundſchaft an Fürſt Egon feſthalten . . .

Mein Herr, antwortete Dystra, der ſich raſch geſammelt hatte, wenn Sie nur der Freund des Herrn

Wildungen ſind, ſo brauchten Sie nicht einmal eine Merkwürdigkeit zu ſein, die den General Boland intereſſirte, ich würde Sie ſchon mit offenen Armen aufgenommen haben. Der Ritter Rochus, ſeien Sie verſichert, ſchreibt in dieſem Augenblicke an die Fürſtin...: „Das neue Miniſterium läßt zwar auf der Straße die Emeute bekämpfen, aber in den Salons iſt die Emeute ſiegreich. Ich habe bei einem Diner Veranlaſſung gehabt, zum Nachtiſch mit einem Handwerker Kaffee zu trinken. Es iſt dies der bekannte „Ouvrier", der in keinem modernen Miniſterium fehlen darf und dem auch hier das Portefeuille der öffentlichen Bauten oder der Gewerbe würde übertragen werden, wenn er nicht zufällig ein Ausländer wäre." Bei Alledem morgen auf Wiederſehen!

Auf Wiederſehen! widerholte Daukmar lachend.

Die Freunde ſchieden.

Dyſtra aber, innerlichſt bewegt, aufgeregt ſogar durch dieſen Abend, „revoltirt" durch das Geſpräch, durch die Scene auf dem Platze, durch den Gedanken an die Familie Wäſämskoi und den ihm durch den Bruder nun ſchon ſo naherückenden Nebenbuhler Siegbert Wildungen, an das Schickſal Murray's, ſprach, den Arm aufſtützend, vor ſich hin:

Du biſt doch ein Neuling in dieſer modernen Welt,

Tyſtra! Du haſt viel verſäumt, viel nachzuholen oder viel zu vermeiden! Bau' dir den Tempelſtein aus und vergrabe dich dort als Einſiedler! Kosmopoliten ſucht jetzt Niemand. Mit dieſer Welt werden bald Baſchkiren und Mongolen reden müſſen! Noch trinkt Aſien Opium oder Stutenmilch; aber bald werden wir das furchtbare Pferdegetrappel von den Steppen des Oſtens hören. Bis nach Chalons kommen ſie wieder, dieſe Hunnenzüge, bis nach Chalons, wo der Champagner wächſt! Da muß es ſich entſcheiden, ob das neue Weltalter von der Natur, der ewig wiederkehrenden, oder dem Geiſte, dem endlich durchgerungenen, ſiegend wird beſtimmt werden!

Die beiden Schwarzen wünſchten ein Urtheil über das Diner zu hören und eine Anſicht über die Scene auf dem Markte. Tyſtra merkte Das an den Fragezeichen, die auf ihren glänzenden Geſichtsfratzen ſtanden, als ſie ſo leiſe heranſchlichen . . .

Alles gut geweſen, bis auf den Todten draußen! Laßt anſpannen! Hut und Stock! Ich will noch für einige Akte in die große Oper fahren. Begleitet mich!

Spartakus und Cicero eilten, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen. Er hatte ja dem Intendanten verſprochen, ſich von ihm ſagen zu laſſen, wie ſeine

ihn umgebende artistische Verschwörung die Idee von der Mitwirkung lebendiger Meerkatzen im Faust und der neuen Scenirung der Zauberflöte durch eine entsprechende Menagerie aufgenommen hätte!

Tystra bedurfte heute dieser Anknüpfung an Herrn von Harder, um wieder zu seinem gewohnten Humor zurückzukommen und glücklicherweise hatte der Vorfall auf dem Platze am Hotel de Rome die Vorstellung in der großen Oper nicht gestört. Die Zeit war eisern geworden. Die Nerven gewöhnten sich schon.

war. Die Lutmer erfuhr diese Wendung. Ungeduldiger, immer dringender wurde ihr Ersuchen an Hackert. Da aber Par nicht zurückkehrte, konnte von dieser Seite ihrer geängsteten Wißbegier nicht geholfen werden.

Wie sich heute, an einem Sonntage, Hackert dem Professhause näherte, bemerkte er Menschen, die zahlreicher als sonst durch die Thür des altertümlichen Gebäudes aus- und eingingen.

Eine öffentliche Gerichtssitzung, dachte er, oder was gibt's da?

Indem läuteten die Glocken; er besann sich, daß Sonntag war. Und dennoch diese Bewegung?

Wie er das Professhaus betrat und in eine große steinerne Halle zur Linken eintrat, bemerkte er, daß sich die Menschen um einen dort aufgestellten Gegenstand versammelten.

Es ist gestern Abend geschossen worden, sagte er sich. Wahrscheinlich einer von Denen, die dabei blaue Bohnen gegessen haben!

In der That war es der Leichnam eines jungen Handwerkers, der gestern, wie er hörte, bei der Sprengung des Maschinenbauervereins entweder zufällig oder als ein Opfer seiner Widersetzlichkeit gefallen war.

Viele Andre, hörte er, wären verhaftet, noch Einige verwundet worden ...

Wie er noch so in der Ferne mit einer Miene voll Gleichmuth und achselzuckend zu der Gruppe hinblickte, die ab- und zugehend ihre Theilnahme nicht auszusprechen wagte, da Schildwachen und Polizeidiener genug in der Nähe standen, sieht er mit ängstlichem vorsichtig behendem Schritt Louise Eisold über den Marktplatz schreiten, an dem das Profoßhaus liegt. Sie hat vier ihrer Geschwister an der Hand, Wilhelm und Karoline, die Zeitungsträger, und die noch kleineren, Friederike und Heinrich ...

Wie Louise in das gewölbte Portal des Profoßhauses tritt, wendet sie sich fragend nach der Halle und sieht die Gruppe der Neugierigen ...

Ein so junges Blut! heißt es.

Sie hört Das ... Sie tritt näher ...

Die Geschwister wollen sie der Menschen wegen zurückhalten. Sie reißt sich von ihnen los, drängt sich heran, beugt den Kopf über die Tragbahre, hält sich wie schwindelnd an einem der ihr nahestehenden Menschen, blickt noch einmal auf die Leiche und stößt einen Schrei des Entsetzens aus.

Karl! rufen die Kinder und brechen in ein herzzerreißendes Weinen aus.

Karl! um Louise und faßt die Leiche, um ſie emporzurichten; die Halle war niedrig, ſpärlich durch kleine runde Fenſter erleuchtet, vom trüben Wetter faſt düſter . . . Sie hält den Kopf des Todten wie gegen das Licht, ſtreift an den Kleidern entlang, ſieht die Züge des kalten Angeſichts noch einmal prüfend durch und hat von dem an der Bruſt geronnenen Blute die Merkmale ſeiner tödtlichen Wunde in der Hand . . . Der Todte war Karl Eifeld, ihr Bruder. Sie mußte es ſo hinnehmen. Es war ſo. Gott hatte Das gegeben. Gott aber Wer? Es war ſo. Ihr Bruder Karl war todt.

Die Theilnahme der Umſtehenden zeigte ſich freilich als die innigſte; aber was half Das? Louiſe lag über die Leiche hingeſtreckt und betrachtete ſie ſtier. Dann redete ſie wie im Wahnſinn mit dem Todten, als wenn er lebte, als wenn er ſelbſt Auskunft geben könnte.

Karl hörſt du nicht? Karl!

Sie ſchluchzte nun wenigſtens und ſprach doch wieder. Erſt ſchien ſie ſelber leblos.

Der Todte kalt und ſtumm. Das Blut quoll noch ein wenig aus der Wunde. Es war in größeren Maſſen die Nacht über auf eine Strohmatte geriefelt, die man unter die Bahre gelegt hatte. Das blaſſe

Antlitz des ſechzehnjährigen Jünglings war milde und wie verklärt. Er ſchien zu ſchlafen. Das blonde Haar hing ſchlicht, blutdurchronnen über die Stirn. Die Mütze, die er zu tragen pflegte, mit einer kleinen ſchwarz-roth-goldnen Cokarde, lag neben ihm. Der graue Tuchrock mit weißen Metallknöpfen war von Blut und Schmutz beſudelt. Es war da nichts mehr zu ändern. Karl Eiſold war das Opfer jener erſten energiſchen That des neuen Miniſteriums geweſen.

Hackert, hinter einem von den kurzen Gewölbepfeilern der Halle verborgen, beobachtete mit ſich verdüſternden Blicken die herzzerreißende Scene. Er hatte den jungen Arbeiter ſo gut gekannt. Wie rüſtig war er, wie ernſt und ſtreng in ſeinem Berufe! Wie ſtreng gegen ihn, den trägen Tagedieb! Er ſah ihn, wie er zeitiger aufſtand als alle Andern, die in jenem Hauſe beiſammen wohnten! Er hörte ihn nebenan in der Küche ſich ſchon waſchen, während er im Bett ſich noch wälzte und zum Frühſchlummer ſich auf die andre Seite warf! Er ſah ihn an ſeinem Gitterfenſter auf der Galerie vorbeigehen in die Willing'ſche Maſchinenfabrik ... Er ſah ihn nach Hauſe kommen, Abends, ermüdet, nur nach ſeinem Nachteſſen fragend, das mit Ernſt und ſchweigſam verzehrend und dann bald zur Ruhe gehen ... Dies gegen zwanzig Mil-

G-Saite, der Lithographie und der Kunſt, Gedichte durch den Würfel zu machen; die Rotation der Erdachſe und die griechiſchen Partikeln nebſt der Göttinger Bibliothek und dem Meßkatalog, endlich im Handel die Giro-Banken, die Anleihen nebſt dem Papiergelde, dem Credit und den Wechſelreitern — das Alles ſind die Erfindungen, welche dem Menſchen eigenthümlich gehören und an denen die Götter erſt dann Antheil haben, wenn ſie ſich darin unterrichten laſſen. Wie unglücklich müßten ſie alſo ſein, wenn ſie ſich durch einen Zufall unter die Menſchen verliefen!

Maha Guru war in ſo fern ein antiker Gott, als ihn die Liebe zu einer Irdiſchen zwar nicht von ſeinem Throne getrieben, dieſe Leidenſchaft ihn aber unter die Menſchen begleitete. Gyllusva lehrte ihn die Vergangenheit entbehren. Sie ſelbſt hatte für die Vergangenheit das Gedächtniß verloren. Die Vorwürfe, welche ſie in den finſtern Stunden ihrer langen Kerkernächte dem eher Ohnmächtigen als Treuloſen machte, waren verſtummt in ihrem Munde. Sie hätte ſie Dem jetzt machen müſſen, der ihr das Leben rettete, deſſen Wiederfinden die ganze Gluth ihrer alten Leidenſchaft von Neuem anfachte. Maha Guru's ſanfte Rede, ſein langer Blick auf die Reize Gyllusva's, ſein Lauſchen auf den Ausdruck ihrer Miene und die zärtliche Hingebung, mit der er zuweilen ſeine treue Gefährtin umarmte, waren ihr hinlängliche Zeugniſſe, daß die Verſicherungen der Liebe, welche ſie einſt von Maha Guru unter dem Mangobaum empfangen hatte, in ſelige Erfüllung gehen würden.

Die Entfernung von Laſſa war eine Flucht, die in jedem Augenblicke hätte mißlingen und mit dem Tode des entthronten Lama enden können. Bei jedem andern Lama hätte der

lionen Seelen im Staate ganz unbedeutende, überflüssige Leben war nun beendet. Und doch war der Jüngling die Hoffnung, die Stütze einer Familie gewesen. Auf ihn bauten diese armen, verlassenen, elternlosen Kinder ihre Hoffnung. Eine kleine Rauchwolke war's. Nun verzogen! Hackert mußte sich unwürdig fühlen, die wahre Trauer um diesen Jüngling auszusprechen; doch grollte er mit dem Schicksal und erschrak fast vor der Majestät des Todes.

An Louise war es herzzerreißend zu sehen, wie die Phantasie des Mädchens sich in den schrecklichen Moment nicht finden konnte. Mullrich, ihr Vizewirth, der Polizeidiener, stand daneben und erzählte den Leuten, daß sie gestern Abend im Hause herumgesucht und gefragt hätte, daß sie eine jammervolle Nacht ausgestanden und am frühen Morgen schon wieder gesucht, schon in die Willing'sche Fabrik geschickt hätte — wo aber am Sonntag Niemand arbeitete — Er hätt' ihr gerathen, hier in's Presoßamt zu gehen. Bei dem Kommentar ihres Leids aus diesem Munde schwieg Louise und sah den Bruder starr an, als wenn sie sagen wollte: Das ist unser Loos! Nicht Eures, nicht das Loos der Reichen und Vornehmen, es ist das Loos der Armen und Verfolgten!

Kümmerlein, der neben Mullrich stand, erzählte

den Vorfall von gestern Abend und berichtete, daß noch einige Verwundete und Viele gefangen wären.

Auch der große Breutschultrige, sagte er mit Beziehung, wißt Ihr Mullrich, damals vom Fortunaball, der den Hackert herausbieb? Er war erst vor vierzehn Tagen entlassen . .

Danebrand! sagte sich Hackert in seinem Versteck. Er kämpfte mit sich, ob er näher treten sollte . . . Zum ersten Male fühlte er, daß er unwürdig war, sich dem heiligen Unglück zu nähern.

Louise, die auf der Leiche lag, sah nicht, daß die schluchzenden Kinder von den Umstehenden Gaben der Liebe empfingen, hörte nicht, daß Danebrand saß...

Der Verein sollte geschlossen werden, erzählte Kümmerlein, da ging's wieder her wie gewöhnlich. Lärmen, Toben, Schreien. Einem von uns griffen sie an den Säbel. Da pfiffen wir. Es kam Hülfe. Da sie den Aufrührern gegenüber zu schwach war, wuchs ihnen der Kamm. Sie warfen die Gensdarmen zum Hause hinaus. Nun aber: fliegende Kolonne! Vor'm Hause ein Geschrei, Reden, Winkelzüge, Fluchen, Hohngelachter. Drei Mal Auseinander! Nichts Auseinander. Ratsch! Zwölfe brannten los. Der Arme da war nicht der Schlimmste. Er ließ die Andern räsonniren und stemmte nur die Hände in die Hosen-

taſchen und ſah an der Thür zu. Die Rädelsführer riſſen gleich beim erſten Trommelſchlag aus. Der hat nun in's Gras gebiſſen . . .

Louiſe richtete den Kopf auf und ſah ſich im Kreiſe um. Alle redeten ihr zu, ſich zu faſſen, nach Hauſe zu gehen und ſich in das Unabänderliche zu finden. Und wie ſie ſo die ſanften und gutgemeinten Worte hörte, fragte ſie mit leiſer Stimme den Mann, der eben ſo laut geſprochen:

Wo iſt Danebrand?

Wo Danebrand wäre? wiederholten die Umſtehenden faſt einſtimmig. Die geringen Leute ſind dem Schmerz ſo aufmerkſam, dem Leid ſo hülfreich . . .

Danebrand! meinte Kümmerlein. Den haben ſie bei den Ohren feſtgehalten, meine Beſte! Er ſah den armen Jungen da fallen, rannte grade auf ihn zu, hob ihn auf die Schulter und wollte fort damit. Da ritt die Kolonne gegen ihn an und ſtreckt ihm die Bayonnete entgegen. Er legt die Leiche — Der war gleich todt — legt ſie auf die Erde, brüllt wie ein Stier und packt zwei, drei Gewehre und will ſich Luft machen. Sie traten ihn aber doch nieder und haben ihm dann mit Schnupftüchern die Arme gebunden und fortgeführt. Wie er gebunden war, gab er nach.

Hackert wußte, daß Danebrand für Karl Eiſold

arbeiten half und ſich dem Wohle dieſer unglücklichen Familie ganz gewidmet hatte. Gern wär' er nun doch fortgeſchlichen . . .

Aber jetzt grade ſchien Louiſe von der ſtarren Betäubung des erſten Schreckens freigelaſſen. Sie brach in ein lautes Lachen und Weinen aus und rief:

Haben ſie dich gemordet, Karl? Dich nun auch, wie ſo Viele, die in den zwei Jahren hingingen? Biſt auch gefallen, wie ſchon die Tauſend?

Mamſell! ſagte Mullrich, gehen Sie nach Hauſe!

Lügt Ihr Menſchen? fuhr ſie fort, verſteckt Ihr Euch hinter Eurer Furcht! Ihr Alle zittert und bebt vor dem Fluch, der über uns gekommen iſt! Was haben wir Armen?

Geht, geht, Mamſell! drängte Kümmerlein . . .

Die Halle füllte ſich von Menſchen . . .

Die Kinder und die Alten, fuhr Louiſe mit bitterſter, aus ihrem Innerſten hervorbrechender Wehklage fort, die Kinder und die Alten holt die Krankheit, die uns Arme dahinrafft, die Jungen, unſre Brüder und Söhne, trifft die Kugel . . .

Laßt's jetzt gut ſein! ſagte Mullrich. Geht Kinder, geht nach Hauſe!

Die Halle füllte ſich immer mehr . . . Hinaus

da! riefen schon einige Polizeidiener. Zurück da' hier gibt's nichts!

Aber die Leute drängten . . . Louise schluchzte mit den Kindern laut und wollte sich von der Leiche des Bruders nicht trennen.

Klag' ich Euch denn allein an? sagte sie und lachte fast wie im Irrsinn. Ich, ich hab' ihn ja gemordet, Ihr nicht! Ich bin Schuld an deinem Tod, Karl! Karl! Ich bin Schuld!

Sie sank dabei so schwer nieder, daß die Leute sie aufgriffen und forttragen wollten . . .

Ich habe den Großvater umgebracht, stöhnte sie und murmelte nun Worte fort, die Niemand verstand.

Hackert hörte Alles hinter seinem entlegenen Pfeiler. Er verstand sie in der Halle von den hundert versammelten Menschen ganz allein. Auch fiel ihm der Mann mit rothem Barte und das Wort vom Punsch ein. Er konnte sich denken, daß Karl, der sittenstreng war und Tanebrand liebte, diese Verbindung nicht billigte. Vielleicht war er gestern deswegen nicht nach Hause gegangen, vielleicht deswegen nur in den Verein gegangen, den er seiner Jugend wegen und als Lehrling sonst nicht besucht hatte. Hackert, hinter dem Pfeiler schielend, sah das Anschwellen der Menge

Louise gab dem Drängen der Polizeidiener, sich zu entfernen, nicht nach. Erst als der Assessor Müller erschien, die Wache herausrief und mit dem Bayonnet die Halle räumen zu lassen drohte, zogen sich die Neugierigen und offnen Tadler der Gewaltscene zurück. Kümmerlein mußte einen Fiaker für die Geschwister holen, die, um alles Aufsehen und alle Aufwiegelei, wie der Assessor sagte, zu vermeiden, sich im Wagen entfernen sollten.

Die Leiche wird heut Abend in das Todtenhaus auf den neuen Kirchhof gefahren! hieß es. Und nun fort! Fort hier! Keinen Auflauf!

Somit gingen auch allmälig die Menschen ...

Die Geschwister, die sich plötzlich in der Halle fast allein sahen, zogen die Schwester von der Leiche fort...

Müller sprach von Leichenbeschau, Begräbniß, Bekleidung, neuem Kirchhof, ungestörtem Besuche daselbst, Armenrecht, Armenbehörde... Louise erwiderte mit den ihr so liebgewordenen Versen Louis Armands:

Des Volkes Tochter, arme Bettlerin!
Du bist nicht arm, was auch dein Elend spricht ...

Gehen Sie jetzt! Da fährt der Wagen vor! Geben Sie keinen Anlaß zum Zusammenlauf! Fort Kinder, in den Wagen!

Auf die Straße will ich, rief Louise, auf dem

Markt will ich ausschreien: Rache! Rache! Ihr habt meinen Bruder gemordet! Was that er Euch?

Man wollte das Mädchen mit Gewalt hinausführen. Ein Fiaker wartete. Das aus der Halle getriebene Volk mehrte sich nun draußen zu dichten Haufen am Eingang . . .

Laßt mich! schrie Louise und warf sich wieder auf den Bruder. Karl! Nicht einmal eine arme Hütte haben wir, in die wir dich tragen dürfen, wo du drei Tage bei uns bleibst, bis sie dich unter die Erde holen! Aber an deinem Grabe sollen sie zittern; da sollen sie's hören, die Feigen, die dich gemordet haben! An die Mauer sollen sie dich nicht werfen, wie einen todten Hund. An deine Grube sollen die Freunde treten, die freie Gemeinde soll singen, der Prediger reden und die Frauen werden Blumen bringen! Laßt mich, Schändliche! Wer gibt mir meinen Bruder wieder! Karl, ich lasse dich nicht!

Schon drängten vom Volke Muthigere herein, um das jammernde Mädchen, das da Allen das unverstandene Weh der Nichtbefriedigung im Volke austobte, vor der Polizei zu schützen, die sie mit Gewalt entfernen wollte. Die Wache im hintern Hofe trat in's Gewehr und entsandte eine Verstärkung zur Thorbesatzung. Louise aber schleuderte ihren Zorn heraus.

Und wenn Ihr Euch rüstet mit Kanonen und Mordfackeln gegen Weiber und arme Kinder! rief sie. Euer Tag wird hereinbrechen! Eure Haare sind gezählt, nicht blos von Gott, auch von uns! Hetzt uns nur, jagt uns nur wie das Wild! Stört uns nur in unserm reinen Glauben! Euer Glanz wird düster werden, wie Sturmgewitter! Eure kostbaren Gewänder werden Euch wie Spinnweben zerrissen werden und Euer Purpur wird Euch von den Schultern fallen! Auch unser Gott ist langmüthig, aber sein Gericht wird schrecklich sein, Ihr Tyrannen, Meineidigen, Gotteslengner!

Eben warf man krachend die Thorflügel zu, um die zuströmende Menge zurückzuhalten. Louise wurde von den Händen der Polizei ergriffen. Aber Riesenkraft fühlend, wand sie sich los, nahm die Geschwister mit Gewalt unter ihren Schutz und flüchtete sich zu der Säule hin, hinter der eben Hackert hervortrat.

Hackert! rief sie schaudernd . . .

Das Gefühl, einem Mädchen, das ihn so hoch verehrte, beizuspringen, hatte den fast kalten Beobachter hervorgetrieben. Die Aufwallung eines edlen Zorns kannte Hackert nicht, aber eine Vernunftreflexion, Mahnung zur Besonnenheit, stand ihm vollkommen zu Gebote.

Was iſt denn? ſagte er ruhig, die Hände aus den Taſchen ziehend und wandte ſich, da er Louiſen's vorwurfsvollen Blick nicht ertragen konnte, zu den Polizeidienern und Soldaten. Laßt doch die Arme ſich ausjammern! Injurien von Unzurechnungsfähigen ſteckt man nach Landrecht Theil 3, Titel ſo und ſo, geduldig ein! Ja, liebe Louiſe, das iſt Malheur. Der arme Karl! Faſſen Sie ſich! Ich wünſchte, ich konnte ihn mit einer Rede aufwecken; aber Sie wiſſen wohl, ich kann ſchlecht tröſten. Guten Tag Rickchen! Guten Tag Wilhelm! Ja, Das iſt ſchlimm! So iſt nun aber. Faßt Euch! Kommt! Hier! Geht hier heraus! Hier iſt eine Seitenthür! Kommen Sie, Louiſe! Wenn Gins helfen könnte! Aber es iſt ſo. Man verwindet's wieder. Was iſt Leben? Nichts, als daß man weiß, daß man lebt. Wenn der Karl wußte, daß er nicht lebt, und nichts Beſſeres hätte, Das wäre ſchrecklich; aber in Dem iſt Nacht, da iſt's dunkel. Sie glauben ja, Louiſe, an's Paradies; es läutet jetzt eben von allen Kirchen ganz feierlich. Hier auf Erden iſt der Himmel und die Hölle beiſammen, dacht' ich mir. Aber die Glocken draußen ſingen dem guten Karl ein beſſer Grablied. Kommt, Kinder, der Gang da! So! Die Droſchke fährt uns ſchon nach.

Ich führe mit Ihnen, liebe Louise, wenn ich ein Tröster wäre . . .

Und so sprach Hackert blasirt durcheinander fort und Louise schwieg und die Kinder faßten ihn bei der Hand und sie waren von dem Schauplatz des Jammers entfernt, sie wußten nicht wie. Und für Louise... für sie lag in Hackert's Art doch ein Trost. Er wiederholte ihren Schmerz nicht, er unterstützte ihre Verzweiflung nicht durch gleiches Entflammen. Und grade dadurch bot er eine wirkliche Anlehnung. Louise mochte nicht nach seiner Lage fragen. Sie konnte es auch nicht, da ihr dazu die Sammlung fehlte. Der Wagen war an eine entgegengesetzte Thür des weitläufigen Gebäudes gefahren, wo sie jetzt das Gebäude verlassen mußten, die Menschen hatten sich verlaufen...

Seht, Ihr Kinder, sagte Hackert ruhig mit gewagter Wirkung, als Louise einstieg, Euch tröstet schon die Gelegenheit, einmal fahren zu können! Das muß Euch erst geschehen, wenn Euer Karl todt ist! Brandgasse Nr. 9!

Hackert bezahlte den Kutscher, die fünf waren untergebracht, der Wagen fuhr fort. Louise sah nicht mehr zu dem Polizeiagenten auf. Die Kinder schluchzten noch, aber schon nur noch deshalb, weil die Schwester weinte. Das Fahren war ihnen in der That... ein Trost!

Usurpator darauf rechnen können, daß der Entflohene im Gebirge einen Anhang aufwiegeln und mit starker Macht auf dem Schauplatze wieder erscheinen werde. Alle Maßregeln, die er ergriff, waren auch auf Verhütung eines solchen Ereignisses gerichtet. Selbst wenn er wußte, daß sich Mahe Guru mit seinem Verluste begnügte und zu wenig Energie besaß, um mit eigener Hand sich den alten Besitz oder Rache zu verschaffen, so konnte er leicht von den Unzufriedenen als Vorwand benutzt werden und im Verein mit dem Fanatismus anders lehrender Priester, die in Religionsangelegenheiten leicht erregbare Masse des Volks in Bewegung bringen. Deßhalb folgten dem Flüchtling auf allen Wegen die Diener des neuen Lama; ein hoher Preis wurde auf sein Leben gesetzt und die Behörden in den umliegenden Oertern überall aufgefordert, allen Fleiß auf die Entdeckung des verschwundenen Lügengottes zu wenden.

Die Flüchtigen hatten durch die Entweichung von Lassa welche sie mitten in den verworrenen Scenen der Plünderung und Zerstörung bewerkstelligt hatten, einen guten Vorsprung gewonnen. Die Vorsicht des Schamanen führte sie über die schwierigsten, unwegsamsten, aber auch die sichersten Pfade. Die Richtung blieb nach Süden hin, wo er im Land Butan eine Freistadt für den Verfolgten, dessen Loos er zu dem seinen machte, zu finden hoffte. Butan ist zwar eine Provinz von Tibet, aber von dem Schauplatze der vergangenen Begebenheiten hinreichend entfernt.

Was läßt sich von dem Seelenzustande, in welchem sich der Schaman befinden mußte, sagen? Wir haben uns wohl gehütet, diesen Mann als einen scharfen, entschiedenen, Alles nur mit Plan und Absicht beginnenden Charakter hinzustellen

Hackert, der die schwache Menschennatur so traurig gut kannte, kehrte in die Halle zurück, die inzwischen leer geworden war. Der Thorweg blieb geschlossen. Es sah düster, fast furchterregend in der Halle aus. Er trat an die Tragbahre, auf die blutige Strohmatte. Unwillkürlich war's ihm, als sollte er zu dem blassen, wachsgelben Antlitz sagen: Karl, stehen Sie auf! Es schlägt fünf Uhr! Großvater hustet schon, wie er immer thut, wenn der Hahn kräht und die Uhren aufgezogen werden sollen ... Er kannte den grauen Rock mit weißen Knöpfen, die schwarze losgeknöpfte Halsbinde, die Mütze mit der kleinen Cokarde ... Die Kugel war durch die Gegend der oberen Rippen gefahren ...

Stumm und nachdenklich sah Hackert auf das arme Opfer politischer Aufregungen, die seinem Sinne fremd waren. Es war eine andre Welt, in der Karl Eisold gelebt hatte, eine andre, in der sich Hackert tummelte. Wie die Sonntagsglocken draußen so dumpf läuteten, war's ihm, als flüsterte ihm eine Stimme zu:

Fehlt dir Elend an nicht die Liebe? Du bist nicht einmal werth, so wie Der zu sterben! Es gibt ein Jenseits, wo die Rollen sich umtauschen und dieser Jüngling im weißen Gewande mit der Märtyrerpalme in die Hallen

der Seligen tritt! Was iſt dieſe Welt? Was ſind dieſe Anmaßungen? Was ſind dieſe Häuſer, dieſe Bayonnete dort, dieſe Eiſenſtabe vor den Fenſtern? Höre die Glocken! Sie mahnen dich an eine andre Welt!

Es überkam Hackerten wirklich ein geiſtiger Zuſtand wie der ſeiner phyſiſchen Krankheit. Er wandelte wie im Traum. Er fühlte, daß er wachte, aber er war ſeiner nicht mächtig. Er verließ die blutige Strohdecke, die einſame Halle, das Profeßhaus. Er dachte nicht mehr an den Aſſeſſor, nicht an ſein Anliegen, endlich Murray zu ſprechen. Er irrte ſo über die Straßen hin. Erſt im Gewühle der lebhafteſten Stadttheile kam er zu ſich und mußte ſich's von den Augen wegwiſchen, ſo ſtand's ihm wie ein Bild vor ihnen. Der graue Novemberhimmel tröpfelte. Es fror ihn. Er ſah ſich um, wo er war. Er ſtand grade vor des Juſtizraths Wohnung. Die Glocken läuteten in nahen und fernen Stadttheilen. Die hinter dem alten Tempelhauſe gelegene Johanniskirche war ſchon lebendig vom brauſenden Orgelſtrom . . .

Da gedachte er der neulichen Aufforderung ſeines Pflegevaters, ihn zu beſuchen, wenn Sonntags in der Kirche gepredigt würde.

Er ſchellte alſo an dem Hauſe ſeiner Jugend. Es

öffnete ſich. Er trat ein. Niemand da. Er klopfte an die Geſchäftsthüren. Sie waren verſchloſſen. Er ging an die hintere Thür, wo Schlurck arbeitete. Auch ſie verſchloſſen . . .

O, ſagte er ſich, wenn du nur nicht irgend Einem begegneteſt, der dich aus deinem Traume riſſe! Nur Bartuſch, nur Jeannette nicht! Nur nicht Menſchen! Nur nicht Erinnerungen von ſonſt! Wär's Melanie! ... Ganz wohl that ihm, daß Alles ſo öde und einſam in dem Hauſe war. Die Treppen zu erſteigen wagte er nicht. Er ſah die alten bekannten Bilder, die auf den Wänden der Treppen hingen. Er hörte Niemanden. Daß die Hausthür aufgegangen war auf ſein Schellen, war wie von Geiſterhand geſchehen.

Aber zuletzt war es doch Jeannette, die die Treppe herunterrief:

Wer iſt da?

Hadern ſtand zur Hälfte oben und fragte nach dem Juſtizrath.

Staunen, Verwundern, Zögern —

Er hat mich beſtellt — Wie geht's? Was ſagte der Stallmeiſter?

Neumann iſt bei Laſally — ich zieh' auch zu ihm, Fritz! Hier wird's ſtill — öde — die Juſtizräthin iſt in der Kirche — Melanie lieſt den ganzen Tag Bü-

der und ſpielt Harfe wieder und Klavier — Hören Sie — da — da ſpielt ſie . . .

Melanie, die im Klavierſpielen ſonſt ſo Träge, ſpielte ein träumeriſches Adagio. Auch ſie ſchien die Predigt in der Kirche durch die Wahl des Muſikſtücks zu ehren...

Er hat Sie beſtellt? ſagte Jeannette ſtaunend. Hackert, iſt's auch wahr? Haben Sie doch nichts Schlimmes im Sinn —?

Hackert lauſchte den Tönen und blinzelte nur mit den grauen Augen —

Bartuſch iſt auch in der Kirche und die Juſtizrathin — Hackert, ſoll ich Sie wirklich melden?

Hackert nickte.

Man hörte einen Schlafrock rauſchen. Er kam von oben her. Es war der Juſtizrath, der raſch, ſcheinbar in großer Aufregung, mit Papieren in der Hand, von einer Corridorthür oben in die von Jeannetten geöffnete eintreten wollte.

Herr Juſtizrath —

Was iſt? rief Schlurck auffahrend, faſt wild . . .

Hackert iſt da . . .

Wer? Was? rief Schlurck und blickte um ſich wie irrſinnig und ſah den auf der Treppe ſtehenden Pflegeſohn . . .

Was wollen Sie? fuhr er mit plötzlich leichen-

blaſſer Miene den ihn auf ſeine eigne Aufforderung Beſuchenden an und doch erſtarb ihm das Wort auf der Zunge. Er war von Hackert's Begegnung an dieſer Stelle, um dieſe Stunde ſo betroffen, wie damals, als er ihn auf dem Heidekrug um Mitternacht hatte ſchlafwandeln ſehen . . .

Hackert, befremdet über dieſe Aufnahme, mit dem ihm immer gegenwärtigen Zorne auflodernd, ließ die tonloſen Worte fallen:

Es iſt ja Sonntag Vormittag, Herr Juſtizrath! Die Glocken läuten ja! Aus der Johanniskirche hört man die Orgel . . .

Schlurck beſann ſich auf ſeine eigne Aufforderung und ſuchte ſich zu faſſen. Er ſchien zu bereuen, daß er ſich auf einem ſo heftigen Erſchrecken über Hackert's Anweſenheit hatte ertappen laſſen . . .

Ich ſtöre Sie! Ein ander Mal! ſagte Hackert und wollte gehen . . .

Nun aber ſchien über den Juſtizrath eine neue Gedankenreihe zu kommen. Er rückte die goldne Brille in die Höhe, ſtrich ſich die ſpärlichen grauen Haare und ſagte:

Nein, nein, ich beſinne mich ja! Ja wohl, ja wohl! Jeannette geh' Sie! Was lauert Sie! Fort! Aber daß Sie Melanie nichts ſagt! Hört Sie?

Jeannette hielt diese Aufregung des Justizrathes nur völlig in der Ordnung. Sie wußte, wie gewagt es von Hackert war, in diesem Hause zu erscheinen. Sie wandte sich nach den Zimmern, die zum Hofe hinaus lagen . . .

Daß du auch grade heute — begann Schlurck und schien wiederum zu überlegen, ob er Hackert in die Zimmer lassen sollte oder nicht. Melanie spielte am Klavier. Das beruhigte ihn wenigstens . . . es klang so wehmuthig, so schmelzend, so sanft aus den vordern Zimmern her . . .

Ich wollte nur wegen des Rings, von dem Sie neulich sprachen, sagte Hackert, als der Justizrath ihm zuwinkte, leise aufzutreten, und ihn auf die Thürschwelle nöthigte.

Welcher Ring? Ah so! Ja! ja! Das kann ja geschehen. Komm, mein Sohn! Leise! Leise! Sie spielt . . .

Alle diese Worte sprach Schlurck durcheinander wie Jemand, der seiner selbst nicht bewußt war . . .

Was ist ihm nur? dachte Hackert und trat in die ihn so traulich begrüßenden Räume . . . hier auf gebohnte Fußboden, dort auf bunte Teppiche. Er sah die überwinternden Blumenstöcke, die Porzellananhäufungen hinter Glasschränken, die Gemälde, die Vasen

in den kleinen niedrigen, aber kostbar austapezierten Zimmern. Ein Papagey in einem großen Messingbauer kreischte auf, als wenn er Hackerten erkannte...

Schlurck ging voran. Sein Auftreten war schwankend. Er hielt sich zuweilen und blieb wieder stehen. sah Hackerten an und rückte die Brille hin und her...

Sind Sie krank, Herr Justizrath?

Schlurck hörte nicht, sondern brummte nur vor sich hin:

Der Ring! Warum auch grade heute... was sagst du Hackert? Nein, nein, rede nicht! Sei still! Sie könnte hören...

Damit waren sie an jenes Zimmer gekommen, von wo aus eine Wendeltreppe in die untere Arbeitsstube des Justizraths führte. Beide Gemächer gehörten ihm selbst an. Er schien in der Meinung zu sein, den Ring in dem obern Zimmer zu finden...

Er schloß einen Schrank auf und suchte überall, indem seine Hände zitterten...

Hackert kannte seinen Pflegevater hinlänglich, um sich zu sagen, daß eine solche Aufregung nur mit einem seltsamen, ganz unerhörten Vorgange in Verbindung stehen konnte. Noch vor wenig Tagen war ihm Schlurck so nicht entstellt, so todtenbleich, so abgefallen

nicht erſchienen. Er erklärte auch, ſich entfernen zu wollen und ein ander Mal wieder zu kommen . . .

Nein, nein, Hackertchen, ſagte der Juſtizrath, es liegt ſo viel auf mir. Deine Stelle iſt noch immer nicht würdig beſetzt. Der Ring! Ich entſinne mich doch . . . ein rothes Etui war's, worin ich ihn aufbewahrte . . . ich gratulire, wenn du deinen Stammbaum entdeckſt. Ich habe mir Mühe genug gegeben, dir einen beſſern Vater zu verſchaffen, als ich bin, Fritz . . .

Und während der Juſtizrath noch ſo plaudernd und ſeine Erregung bergend ſuchte und ſuchte, hielt er plötzlich inne, ſah Hackerten mit einer Miene faſt des Mitleids an, ſchlug ſich an die Stirn und ließ die Worte fallen:

Nein aber, daß grade Du . . .

Ich? Was iſt?

Eben ſo raſch wollte Schlurck den Eindruck ſeiner Worte verwiſchen.

Warum ich?

Nichts! Nichts!

Sie finden den Ring nicht! Er liegt unten...

Unten? Nein!

In dem Depoſitenſchrank . . .

Was weißt du? fuhr Schlurck auf.

Ein rothes Etui! Im Fach Nr. 13 links liegt ein rothes Etui!

Du irrſt, du irrſt! lenkte ungeduldig, faſt zitternd der Juſtizrath ein, wühlte noch einige Augenblicke in dem Sekretär, erklärte das Etui nicht finden zu können und wollte eben zuſchließen und Hackerten wieder zurücklaſſen nach vorn, als er hörte, daß Melanie mit dem Klavierſpiele aufgehört hatte. Thüren gingen. Schluck's Unruhe verrieth, daß er annahm, ſeine Tochter ſuchte ihn vielleicht und könnte den ihr ſo tödtlich verhaßten Hackert hier finden . . .

Er winkte faſt mechaniſch dem Beſuch, näher an die Wendeltreppe zu treten, hielt ihn dort aber zurück und bedeutete ihn zu ſchweigen. Er flüſterte, er wollte ſelbſt hinuntergehen, um unten nach dem Etui zu ſuchen . . .

Sonntags pflegte dies untere Kabinet durch die vorgelegten und geſchloſſenen Fenſterläden dunkel zu ſein. Heut' war es hell. Um ſo auffallender mußt' es Hackerten erſcheinen, daß der Juſtizrath ein weiteres Nachfolgen auf der Wendeltreppe entſchieden verbot . . .

Bleibſt da! Bleibſt da! ſagte er faſt ſchnarrend und heftig.

Ich kann ja unten gehen, wenn ich doch . . .

Bleibſt da! Bleibſt da!

Hackert begriff nicht, was hier vorging. Unten hörte

er den Juſtizrath rumoren. Er ſelbſt blieb erſt oben, dann auf der viertel, zuletzt auf der halben Treppe. Schon entdeckte er eine ſonderbare Unordnung in dem Kabinet, eine Verwirrung, die ſonſt nie in ihm herrſchte. Papiere mit Siegeln lagen auf der Erde. Die Schubläden ſonſt verſchloſſener eichner Schränke waren aufgezogen, ein Seſſel umgeſtürzt, die Fenſterläden nur leiſe angelehnt, Geld klimperte, wie wenn es auf der Erde läge und der nach dem rothen Etui Suchende darüber ſtolperte. Endlich ſchien Schlurck das Käſtchen gefunden zu haben, ſah ſich um und bemerkte, daß Hackert gefolgt war. Er erſtarrte darüber.

Bleibſt oben! rief er tonlos. Verdammter . . .

Und wie Schlurck eben ſo fluchend hinaufſtieg, hörte man ganz in der Nähe Thüren gehen und Kleider rauſchen. Jemand ſchien den Juſtizrath zu ſuchen. Vielleicht Melanie. Unwillkürlich trat Hackert trotz des Verbotes niedriger und war mit ſeinem Kopf ſchon in ebner Linie mit der erſten Stufe der Treppe, ſo hurtig, ſo behend, daß ihn die etwa eintretende Melanie nicht ſehen konnte. Und im ſelben Augenblick erſcholl ihre Stimme:

Papa!

Schlurck konnte nicht hindern, daß Hackert nun mit zwei Sprüngen unten war.

weil uns ein solcher unter den hier obwaltenden Verhältnissen unmöglich schien. Man zieht seine Vorurtheile nicht so schnell aus, wie seine Kleider und wird in die Gewöhnung der Sitte zehnmal wieder zurückfallen, wenn man es einmal wagte, sich von ihr zu entfernen. Zu Allem, was die Schicksale der drei Fliehenden zusammen gewürfelt hatte, gab der Schaman aus eigenem Willen Einiges hinzu, aber er selbst wäre nie im Stande gewesen, sich auf die Höhe dieser Erlebnisse zu stellen und sie nach seiner Einsicht zu lenken. Deßhalb mußten ihn die Erfolge eben so sehr ergreifen, als hätt' er sie nie voraussehen können.

Darin lag aber auch zu gleicher Zeit eine große Beruhigung für seine erschütterte Seele. Er hatte nicht selbst Hand ans Werk gelegt, als noch für ihn die entschiedene Katastrophe keine Seite bot, die er zu Maha Guru's eigenem Besten benutzen konnte. Erst da, als ihm die Möglichkeit ward, das Glück zweier Menschen durch das kurze Unglück eines dritten zu begründen und durch jenes dies wieder zu entfernen; da begann er jene Plane zu beschleunigen, deren Erfolg jetzt der flüchtige Fuß dieser drei Wesen war. Seine letzte Thätigkeit war zuletzt auch immer nur darauf gerichtet, dem Verderben seine bösen Ausgänge zu nehmen oder ihnen mit Klugheit vorzubeugen. War in der That sein an dem Bruder begangenes Verbrechen mehr, als die unterlassene Mittheilung einer gemachten Entdeckung? Mit dieser Verschwiegenheit fiel oder stand sein Plan, den er, wenn auch nicht für redlich, doch für gut ersonnen hielt.

Wenn es aber dennoch keine Gränze gibt, wo das Unerlaubte durch die gute Absicht gerechtfertigt wird, so trat die Liebe jetzt als die Vermittlerin der Reue mit dem Verbre-

Papa! rief es wieder von oben.

Ich kann ja hier unten gehen, sagte Hackert und wollte durch jene Thür sich entfernen, durch welche damals der Justizrath dem draußen lärmenden Bello des Fuhrmanns Peters Ruhe gebot. Er wußte, daß der Schlüssel von innen stak.

Doch fehlte dieser Schlüssel und Schlurck stand da, rathlos, wie vom Donner gerührt, wohl lächelnd, aber wie in wahnsinniger Verlegenheit.

Zum Glück hörte man Melanie nicht wieder, aber die Unordnung, die hier unten herrschte, war doch nicht mehr zu verbergen. Durch die nichtgeschlossenen Fensterläden brach ein Lichtschimmer, hell genug, um den ohnehin an das Dunkel inzwischen schon gewöhnten Augen Dinge zu zeigen, die befremdlich genug waren . . .

Aber, zum Teufel, Justizrath, brach Hackert aus. Hier möchte man ja meinen, hier ist Einer eingebrochen!

Wie? Was? stotterte Schlurck und versuchte, aufathmend, daß wenigstens Melanie fernblieb, einige Scherze in seiner alten Art . . .

Hier ist der Ring, sagte er zu dem dämonisch aufblickenden Hackert und stieß zu gleicher Zeit, während er diesem ein Etui reichte, einige Schlüssel und eine eiserne Stange hinterrücks von sich.

Siehst du? Dieses zerbrochene Stück ... Komm jetzt hinauf!

Lassen Sie doch noch! Ihr Fensterladen ist ja offen ...

Hackert trat an's Fenster und hatte durch eine zerbrochne Scheibe nur nöthig, den Laden zurückzustoßen. Da sah man denn den Zustand des Zimmers. Nur eines einzigen Ueberblicks bedurfte es für den gewandten jungen Spürkopf, die Situation zu übersehen. Der furchtbarste Verdacht wurde ihm zur augenblicklichen Gewißheit. Schlurck wollte die Miene annehmen, als wär' er an diesem stillen Sonntagsmorgen durch Einbruch beraubt worden. Das stand ihm im Nu fest. Und eben so rasch schoß ihm wie mit einem Tigersprunge der Gedanke durch den Kopf: Wärst du nicht hier unten, dem Justizrath gegenüber, nun selbst gewesen, so hättest du in die Lage kommen können, für den Dieb zu gelten! Und darum hergelockt an einem Sonntag Vormittag? Darum die Versuchung mit dem Ring? Darum ...

Er riß das Etui an sich mit krampfhafter Wuth, sprang auf Schlurck zu, daß dieser zurücktaumelte und rief:

Schlurck!

Was ist?

Ein durchbohrender, tief in alle Falten der Seele

wie mit tauſend Pfeilen zugleich zielender Blick aus Hackert's ſtarren Augen auf den Juſtizrath . . .

Aber zu ſagen wagte er doch nicht, was er dachte . . .

Schlurck aber verſtand ihn ſogleich, bebte und meinte nur:

Welche Unordnung! Hilf mir aufräumen, Fritz! So, ſo! Wie müde bin ich! Schon frühmorgens! Hilf doch! Aber denke nur nicht, ich wäre gewiſſenlos. Ich habe viele Clienten verloren! Da lagen ſonſt Tauſende, jetzt ſink's Papierſchnitzel. Haſt den Ring! Sieh nach! v. R. v. R. Weiter nichts, aber viel geſagt! Prinzeſſin von Rudolſtadt, von Rußland . . . ho! ho! Junge! Siehſt du, hier haſt du oft genug geſeſſen und die Feder gekaut. Die Welt, mein Sohn, iſt ein Dudelſack, bei dem der Wind die Hauptſache iſt. Nur Luft, nur Wind, dann pfeift ſich's und tanzt ſich's! Haſt den Ring? Adieu, mein Sohn! Adieu! Muß oben gehen! Leiſe! Leiſe! Hier fehlt der Schlüſſel! Leiſe! Leiſe!

Und dies „Leiſe!" war's, was Hackert nicht ertragen konnte. Er hätte ſich in Alles gefunden, jeden Verdacht niedergeſchlagen, er hätte mit Schlurck Mitleid haben können, ſich ſelbſt überwunden, aber jetzt: leiſe? Immer leiſe? Ewig leiſe?

Und doch sagte er noch nichts, sondern hielt an sich und lugte nur zu den Schränken und sprach:

Justizrath, ich weiß noch Alles! Da lagen die Mündelgelder der minorennen Grafen Werdenbach; da lag eine Erbschaft, die so viel Prozesse kostete; ist sie nun entschieden? Da weiß ich, in Nr. 9, die angesammelten Zinsen und Kapitalien der polnischen Aebtissin Sybille im Kloster zum Herzen Jesu, die für die Nachkommen eines gewissen Kaminski ausgesetzt waren, der nach Frankreich floh . . .

Recht! Recht, mein Junge! Warst ein Genie! Kennst Alles: Jetzt aber leise! Leise!

Leise! Zum Teufel! wandte sich Hackert. Vor wem hab' ich mich denn zu fürchten?

Fritz, misbrauche meine Gutmüthigkeit nicht!

Gutmüthigkeit, daß ich hierhergelockt wurde, während hier Alles vorbereitet wird, zum Schein, als wär' ich's, der hier gestohlen . . .

Hackert! stieß Schlurck halb ohnmächtig heraus. Seine Lippen bebten, sein Auge blickte starr. Er mußte das Geländer der Wendeltreppe fassen, um sich zu halten. Er begriff jetzt doch erst ganz, was in Hackert's Seele vorging. Von dem Gedanken: der Unglückliche glaubt, ich wollte ihn zum Verdächtigen eines Verbrechens machen, das vielleicht in seiner eignen Brust

noch ſchlummerte und vielleicht eben erſt halb ausgeführt war, war er bis zur Ohnmacht überraſcht und überwältigt . . .

In dem Augenblick ging oben eine Thür. Gewänder rauſchten. Melanie rief... Väterchen! Sie war an der Treppe. Sie kam. Hackert ſpringt in eine Ecke des Zimmers, wo jener Schirm ſtand, hinter welchem einſt Tankmar's Schrein mit dem Kreuze geſtanden.

Melanie beugte den Kopf über das Geländer der Treppe . . . ein paar Sprünge . . . ſie war unten . . .

Schluck wie todt taumelte in einen Seſſel.

## Dreizehntes Capitel.

### Auferstehung.

Wie dumpf und stickig das hier ist! sagte Melanie, als sie beim Vater unten war und sich staunend umblickte. Und eine Scheibe zerbrochen! Ei welche Nachlässigkeit! Du arbeitest, Vater?

Schlurck hatte sich in der Vernichtung, die ihn auf den Sessel geworfen, wenigstens das Ansehen gegeben, als läse er in den durcheinander geworfenen Akten.

Hackert blieb in seinem Versteck unbeweglich.

Die Kirche dauert lang, sagte Melanie etwas aufräumend, und ich glaube fast, die Mutter wird noch Besuche machen.

Schlurck nickte. Er hatte sich noch immer nicht sammeln können.

Väterchen, es ist recht lange her, daß wir uns nicht im Stillen gesprochen haben!

Schlurck ſeufzte und ſchauderte grade über die Todtenſtille im Zimmer.

Warum ſind wir nur ſeit geraumer Zeit ſo unglücklich! Mit dieſem letzten Sommer ſind alle unſre Freuden abgeblüht.

Schlurck ſammelte ſich, griff mechaniſch nach der goldnen Doſe und ſtotterte, ſich zu künſtlichem Humor zwingend, den Vers:

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder —

Hackert hätte dazwiſchen ſpringen und rufen mögen, daß dies Wort auf Melanie nicht paſſe. Ihr ſchien ein ewiger Mai zu blühen. Wol ruhte auf der edlen Stirn eine Wolke von Melancholie, wol ſchienen die Formen des Antlitzes etwas herabgezogen, etwas in jenes Oval geſenkt, das den Kummer der Seele verräth; aber ein geminderter Schönheitsglanz war darum doch nicht ſichtbar. Es war die alte ſylphidiſche Geſtalt, es waren die gewölbten Schultern, der ſtolze Nacken, das reiche, kunſtvoll verſchlungene dunkle Haar, die vollen Arme, die unter einem leichten Hauspelzüberwurfe in ſchöner Rundung hervorſchimmerten und ſich über den Seſſel des Vaters lehnten . . . Hackert hielt den Athem an.

Darf ich dir eine Neugier verrathen, Väterchen? begann Melanie. Was haſt du kürzlich mit dem

Fürſten bei der Geheimrathin in dem türkiſchen Zelt verhandelt?

Schlurk's erſter Gedanke war nun, zu erwidern, ſie wollten hinaufgehen. Doch hinderte ihn die Angſt vor Hackert. Er kannte ihn genug, um ſich zu ſagen, daß ſeine tückiſche Natur zu ſcheuen war. Aber nicht nur Furcht vor dem verſteckten Lauſcher, ſondern auch Mitleid beſtimmte ihn, nicht vom Hinaufgehen zu reden. Er malte ſich Alles aus, was in Hackert's Innern vorgehen mußte und gleichviel, welches der Grund ſeiner vorherigen Aufregung geweſen war, gleichviel welches Verbrechen der zerſtörten, jetzt leidlich wiederhergeſtellten Ordnung des Zimmers zum Grunde lag, die Vorſtellung war ihm fremd geweſen, Hackert zu ſich zu locken und ihn in der Art, wie der Mistrauiſche es andeutete, verdächtig zu machen! Er litt ernſtlich ebenſo unter dieſer Vorſtellung, wie er ohnehin halb verzweifelnd ſich ſchon vor Schaam fühlen mußte. Und ſo ſagte er nur:

Ah! Bah! Laß dieſe Sachen! Erzähl' mir heitre Geſchichten! Was hat dich denn plötzlich ſo muſikaliſch gemacht? Ich habe dich abonnirt auf die Symphonieſoireen. Siehſt du! Wo nur nun die Billete? Hier, hier . . .

Er ſuchte . . .

Das ist sehr schön von dir, sagte Melanie. Aber jetzt weiche mir nicht aus, Väterchen, sondern sprich: Was hattest du so lange mit dem Fürsten?

Frag' ihn Das selbst! sagte Schlurck und faßte das Kinn seiner Tochter, es noch zitternd emporhebend.

Nein, Vater, antwortete Melanie ernst und unter dem Pelz die Arme zusammenschlagend; nein, ich frage den Fürsten nie nach solchen Dingen, die er mir nicht selbst erzählt. Ich habe gefunden, daß dies ein Mann ist, der seine eigne und höchst wunderliche Behandlung erfordert.

Unter andern Umständen hätte Schlurck zu dem Lächeln seiner Tochter selbst mitgelächelt. Diesmal standen ihm seine Mienen, die er zu einer feinen Anerkennung der Philosophie seines Kindes verzog, mehr schmerzlich als erfreulich.

Melanie wiederholte ihre Bitte und Schlurck, fast die Gelegenheit ergreifend, vor der anwesenden, so gefährlichen, so tief ihn durchschauenden dritten Person eine Rechtfertigung zu versuchen, antwortete:

Mein gutes Kind! Ich war kürzlich unten in meinem Keller, dem einzigen Orte, wo wir Männer uns sorglos der Gefahr aussetzen, den Schnupfen zu bekommen. Wie ich auf den Gestellen die umgelegten

Sorgenbrecher ſah, ſchlanke, lange, kleine, kurze, die geſchmackloſen Vorbeutel aus Würzburg und was ſonſt dort zur Anſprache an Herz und Gemüth ausgelegt iſt, überfiel mich recht der Kummer, daß der alte Rapport zwiſchen mir und meinen Zöglingen da unten hin iſt. Wie behaglich wählt' ich ſonſt aus, was die Tafel ſchmücken, die Gäſte erfreuen ſollte! Wie ſchwelgte ich in den langen ſpaniſchen und portugieſiſchen Etiketten, die unſre Leute beim Serviren meiner Koſtbarkeiten den Gäſten gravitätiſch zuflüſtern mußten! Jetzt ſagen alle dieſe Herrlichkeiten: Don Ramudo de Colibrados! Zu meiner Zeit war Das ein beliebtes Theaterſtück, Kind, in dem ein pauvrer Edelmann vorkam, der auf ſeine Würde hielt, aber ſich die Löcher ſeiner Kleider mit Tinte verſchmierte. Liebes Kind, auf meine Würde fühl' ich leider, werd' ich in unſrer jetzigen Lage nicht viel halten können. Die Emporkömmlinge haben nichts von der Grandezza des gebornen Adels. Ich nun vollends, meine gute Melanie, bin zum Komödianten in einem Grade untauglich, daß ich im Stande wäre, aus der einfachſten und leichteſten Rolle zu fallen. Deine Mutter hätte wol allerdings das Talent, alle Welt glauben zu machen, daß wir nur in Folge unſrer veredelten Grundſätze, in Folge unſrer geiſtlichen Umkehr und Einkehr uns einzuſchrän-

chen auf. Lag in Maha Guru's zufriedener Hingebung an ſein Schickſal nicht die ſchönſte Beruhigung für jeden Vorwurf des Gewiſſens? Ja es trat zuletzt eine Stunde ein, da Frohlocken und jubelnde Freude in die Kleeblattherzen der Liebenden einzog. Maha Guru feierte mit verklärtem Auge ſeine irdiſche Wiedergeburt; er fühlte das Glück, an Herzen zu ruhen, wo jeder Pulsſchlag ſich ihm zum Opfer brachte; er ſtimmte einen Triumphgeſang an, daß die lebensfrohen Wonnen des Menſchen die todten Entbehrungen des Gottes in ihm beſiegt hatten und umarmte ſeinen Bruder, der ihn aus der Heimlichkeit eines unverſtändlichen, ihm dunklen und ihn erſchlaffenden Daſeins in das volle, freie, das Herz erhebende Leben der Menſchen gerettet habe. Seit dieſem Augenblicke ſchwanden die trüben Wolken von des Schamanen Stirn.

Nach einer mühevollen Wanderung, die mehrere Tage nicht unterbrochen wurde, immer weiter entfernt von den Oertern, wo die Verfolgung mit ſcharfen Augen und weit reichenden Armen ihre Opfer ſuchte, erreichten die Flüchtlinge endlich ein Aſyl, das der Schaman mit Sorgfalt gewählt und zur Herberge lange vorher ſchon eingerichtet hatte. Es war mitten in den unerſteiglichſten Gebirgen ein abgeſchiedenes, ſtilles und durch ſeine Freundlichkeit gegen die ſchroffen Umgebungen abſtechendes Thal, von Niemanden bewohnt und nur in weiterer Entfernung von ſtillen, friedlichen Nachbarn umgeben. Zwar konnte hier keine üppige Vegetation gedeihen, aber ſie war lebhaft genug, um zu einer Anſiedelung zu reizen. Eine geräumige Wohnung lehnte ſich an die grüne Bergwand und war von einer Umzäunung umgeben, welche noch einen wohlangebauten Pflanzengarten

ten anfingen. Sie kennte die Rolle einer aus himmlischen Rucksichten sich beschränkenden irdischen Glückseligkeit vortrefflich durchführen. Ich kann Das nicht. Ich war früher in meinen guten Zeiten wahr, prahlte nie, sondern gab und freute mich des blauen Sonnenscheins; jetzt, wo mir soviel verloren gegangen ist, wo die Papiere im Werthe sanken, meine Administrationen neu geordnet werden und wohl ganz eingehen dürften . . .

Vergiß dein letztes Opfer nicht, warf Melanie rube den Kopf auffitzend dazwischen, Lasally!

Es kam Eins um's Andre, Kind! Genug . . .

Nein, grade diese Summe in jetziger Zeit so baar auf den Tisch gelegt, ohne deshalb Anleihen machen zu dürfen, die du deines Credits wegen vermeiden mußtest . . .

Zehntausend Thaler sollten eine Bagatelle für mich sein . . .

Und sind es nicht, wenn sie plötzlich da sein mußten . . .

Da sein mußten! Ah! Ja, ja! Ich fand es in der Ordnung, daß sich dies Verhältniß so löste. Es ist ja erbärmlich, einen Bewerber seiner Tochter dulden, der von der Voraussetzung großen Vermögens ausgeht und ihm hernach sagen: Da hast du nun mein Kind! Das ist ein

Kapital! Im Uebrigen findeſt du reinen Tiſch! Ich verurtheile Laſalle nicht, daß er die Summe forderte. Er iſt Philoſoph wie ich. Er gehört einer andern Sekte an als ich; aber Syſtem war immer in ſeinen Demonſtrationen. Sie waren ruhig, kalt bis zum Prügelnswerthen, aber in ſeiner Vorausſetzung, daß ich reich wäre, hatte er Recht, ſich nur mit jener Anleihe, wie er es nennt und ein Paar von deinen getragenen langen Handſchuhen abfinden zu laſſen ...

Hackert empfand eben ein Gelüſt, als hätte er in der Ottokarſtraße mögen Feuer anlegen ...

Genug, lenkte Schlurck, der ſich vor ſeinem Pflegekind in dieſen Dingen um ſo weniger Zwang auferlegte, als er ſich rechtfertigen mußte, wieder ſeufzend ein, genug ich beſitze das Talent nicht, mit dem Gefühl der Beengung Komödie zu ſpielen. Nur aus der Fülle heraus kann ich fröhlich ſein. Wohl gibt es einen Ausweg, den große Geiſter in ſolchen Fällen oft mit Geſchick eingeſchlagen haben. Es gibt bewunderungswürdige Genies des Schuldenmachens. Auch zu dieſen gehör' ich nicht. Die Elaſticität, die zum Lügen gehört, kann ich mir nicht geben. Ich kann nicht bei Juden und Wucherern herumfahren, große Manieren, augenblickliche Verlegenheiten affectiren, ich kann Das nicht. Ich habe zeitlebens auf meine guten Eigen

ſchaften gehalten und meine ſchlechten nie verdeckt. Ging' es nach mir, Herzlieb, ich ſpielte jetzt die Rolle des Paraſiten, dem ſeine Gönner gekündigt haben, ich ginge in Lumpen über die Gaſſe . . .

Vater! unterbrach Melanie den ſchmerzlichen, von Thränen untermiſchten Humor des leichtſinnigen, ſo ſchlaff und doch wehmüthig haltloſen Juſtizrathes.

Gut, gut, gut! ſagte er beſchwichtigend. Ich thu' es nicht, ich weiß, daß die Rückſicht auf Euch mir den Uebergang von der Schule Epikur's zur cyniſchen verbietet. Da ich alſo konſequent ſein ſoll, was that ich neulich bei der Geheimräthin? Geh weg, der Fürſt wird dir davon nicht geſprochen haben!

Nein, nein, Vater!

Aber Kind, du willſt geheimnißvoll gegen deinen Vater ſein!

In Schlurck's Blicken — die Brille lag vor ihm oder wurde in gewaltiger Aufregung mechaniſch mit ſeinem oſtindiſchen Taſchentuche geputzt — ſpielten die kleinen Schlangen der Frivolität mit den Merkmalen der Trauer durcheinander. Er zupfte Melanie flüchtig am Ohr und da ſie ſchwieg, ſagte er, trotz Hackert, der athemlos lauſchte:

Wirſt doch mit deinem Vater nicht ſchäkern?

Schlurck wußte, wie Hackert zu Melanie ſtand. Tief durchſchaut von einem jungen leichtſinnigen Manne, den er im Grunde liebte wie ſeinen Sohn, wollt' er ihn wieder, wie ſonſt, in die ganze Lage ſeines Hauſes einblicken laſſen. Er wußte, wie Menſchen nie ſo verwildert und gewiſſenlos ſind, daß ſie nicht dem Gefühle der Großmuth noch zugänglich blieben. Er ahnte, daß Hackert von ihm in Güte ſcheiden, ſich mit ihm ausſöhnen, ihn, komme was da wolle, nimmer verderben würde, wenn er ihn Zeuge dieſer Geſtändniſſe bleiben ließ. Jetzt hinaufgehen — Das hätte den Lauſcher gefährlich gemacht.

Melanie begann mit ſchmerzlichem Ausdruck:

Papa, dies Verhältniß iſt ein närriſches Buch, in dem Vielerlei zu leſen iſt und doch weiß man nicht, was der Verfaſſer eigentlich will.

Schlurck ergriff die Doſe und horchte auf. Seine Blicke waren auf den dunklen Winkel gerichtet, wo Hackert mit einer Zurückhaltung, die den Juſtizrath ermuthigte, lauſchte . . .

Ich ſah dieſen Gegen zum erſten Male auf einem Ritt nach Solitude. Neben ihm ſaßen die beiden Wildungen . . . Dankmar Wildungen . . .

Der Vater ſeufzte. Melanie ſchlug die Augen nieder.

Es hatte Dankmarn herabdrücken sollen, ein Geringerer neben einem Vornehmen zu sitzen. Und ich hatte den Abend doch nur Augen für ihn!

Für den Abscheulichen, sagte Schlurck, der in diesem Raume, dort auf deinem Sessel einst saß und...

Er brach ab, um Melanie nicht zu verwunden und nicht zu viel zu verrathen. Die Liebe für Dankmar war bei Melanie das heilige Kleinod, die wunderbare Reliquie, die im Schreine ihres Herzens, wenn auch mit hundert Gehäusen umschlossen, unentweiht ruhen geblieben. Die Sommertage von Hohenberg und Plessen konnte ihr kein Glanz überblenden. Keine Fürstenhuldigung, keine Anbetung des wirklichen Egen konnte jenem magischen Zauber gleichkommen, der diesen Erinnerungen geblieben war. Mit Dankmar hätte Melanie ihres eigensten Wesens sich entkleiden können, wie es der so heiß Geliebte nur von ihr fordern mochte! Der Vater kannte diesen Schmerz, kannte diese Anbetung, diese feste, unausrottbare Wurzel eines einmal empfangenen Eindrucks. Er sagte einmal: Mit diesem Dankmar bricht die Poesie meiner Tochter zusammen! Er wußte nicht recht, was er damit bezeichnete. Die Schönheit, die Anmuth, die Wirkung, auch der Leichtsinn, auch die Tändelei, jede flüchtigste Neigung blieb ihr; aber das Eine, das letzte allein

mächtige Wort des Lebens lag doch nur in jener ihr erst den innern Halt gebenden Liebe, die wie auf verborgenem Meeresgrunde gebettet war und für diese Erde nun nicht mehr sein sollte! Damals nach den poetischen Tagen von Hohenberg hatte Schlurck Nächte daran gesetzt, Dankmarn für seinen spröden Uebermuth in jener Frühstunde zu züchtigen. Er hatte mit einem Fleißaufwande, der ihn alle seine andern Angelegenheiten vernachlässigen ließ, daran gearbeitet, daß Dankmar den Prozeß mit der Stadt in beiden Instanzen fast so gut wie schon verloren hatte. Und dennoch, ihm gegenüber Sieger zu bleiben, schmerzte ihn fast um Melanie, die Dankmarn ihre stille, geheimnißvolle Liebe bewahrte und um einen Augenblick wie jenen, als sie in der Mondnacht an der Marmorvase im Hohenbergischen Garten von Dankmar's Arm ergriffen eine Weile an seinem Herzen ruhte, mit Freuden all' die Huldigungen hingegeben hätte, die ihr jetzt von einem wirklichen Fürsten so überraschend zu Theil wurden.

Sie erzählte:

Bei der Geheimrathin sah ich den Fürsten einige Tage nach dieser Begegnung auf dem Solitüder Wege. Ich erkannte ihn kaum wieder. Er war sehr artig, sehr zuvorkommend. Als ich ihm dann auf's Neue

begegnete, ſchien er ſich über mich orientirt zu haben. Er beklagte die Misverhältniſſe, die ihn von dir getrennt hätten. Er erwähnte Tankmar Wildungen, Hohenberg und lachte über meine Täuſchungen mehr, als mein Stolz ertragen mochte. Sein Selbſtvertrauen, mich um meiner Eitelkeit willen ſchneller erobern zu können, reizte mich. Ich war ablehnend, ſpröde ſogar bis zur ungnädigen Rüge der Geheimräthin, die mich faſt zu benutzen ſcheint als ein Mittel, ihre Häuslichkeit dem plötzlich ſo ergebenen Prinzen behaglicher zu machen...

Die Verbindung des Fürſten mit Pauline von Harder war genugſam ſchon im Schlurck'ſchen Hauſe ihrer Seltſamkeit wegen beſprochen worden. Schlurck ermunterte durch ſein Schweigen zum weitern Bericht... Er prüfte dabei ſtill für ſich, wie das Alles auf den nicht zu entfernenden Lauſcher wirken mußte.

Als ich Egon ſah, ſeinen Bruch mit jener Gräfin Helene aus Paris erfuhr, ſein Bedürfniß, wie die Geheimräthin es nannte, mich jeden Abend bei ihr zu finden, beobachtete, entſtanden bei mir Reflexionen, deren Ernſt mich mögen recht langweilig gemacht haben. Väterchen!

Sie legte den Arm über den Nacken des Juſtizraths ...

Lafally wurde entfernt und ich begann mit Egon von Hohenberg zu philoſophiren. Ich wollte ihn nie

anders ſehen als in Gegenwart der Geheimräthin. Ich duldete von ihm nie eine Wildheit. Mag es nun ſein, daß die meiſten Frauen in der Ablehnung von Zärtlichkeiten es verſehen oder . . .

Melanie ſtockte faſt erröthend. Der Vater ergriff ihre Hand und half nach.

O, ſagte er, kein Oder! Das nur allein iſt's! Die gewöhnliche Sprödigkeit der Frauen iſt ja gleich abkühlend wie Eis. Ich glaube, daß mein Kind tugendhaft ohne Pedanterie war . . .

Das Lachen, in das Melanie ausbrach, dauerte nur kurz und war recht liſtig . . . Hackert ſpitzte die Ohren . . . Drei frivole Menſchen, die ſich hier ſo bald verſtanden! . . . Melanie fuhr ernſter fort:

Dieſer Egon iſt ein wunderlicher Heiliger und nach meinem Gefühl durch und durch unliebenswürdig. Die wahnſinnige Liebe einer Griſette und die noch tollere einer Gräfin haben ihn ſo verhätſchelt, ſo verzärtelt, daß in ihm jede Fähigkeit eines leidenſchaftlichen Aufflammens faſt erſtorben iſt. Das iſt ein Pedant, Vater, ein langweiliger, phraſenhafter, durch und durch von ſich eingenommener Menſch, dem ich verflucht bin, jeden Abend eine Douche zu geben aus allen Fontainen des Witzes, wenn ich ihn beſäße, oder ſogar aus allen Waſſer-Karaffinen der Geheimräthin, die man ihm in

einer Stunde dreimal füllen muß. Aber ich halte an mich, ich ſchone Se. Durchlaucht und langweile mich an den quälenden Geſprächen über Politik und Parteiweſen, die dort bis in die Nacht geführt werden ...

Schlurck lächelte ein wenig ...

Wenn Ritter Rochus vom Weſten, ſagte er, auf die Doſe klopfend, uns eine Summe zahlte, daß du Egon's langweilige Geſpräche ihm mittheilteſt, ich glaube, wir würden ſie durch Dich nicht einmal verdienen können ...

Nein! Ich behielte nichts. Ironie, Schalkheit, Scherz ſind dem Fürſten gänzlich fremd. Er faßt Alles im Ernſte auf, geht an Jedes mit einer umſtändlichen, ſyſtematiſchen Vorbereitung und iſt dabei von einer Grauſamkeit auch gegen ſich ſelbſt, daß er ſich um alle Freuden des Lebens bringt und billigerweiſe in einem Kloſter und zwar in einem von der ſtrengſten Regel endigen müßte.

Schlurck warf nur dazwiſchen:

Die Ehe wird doch nicht ein ſolches Kloſter ſein? Da würden ſeine Geißelhiebe immer gleich zwei Menſchen treffen.

Melanie ſeufzte ... und lachte doch auch. Sie lachte ſo ſchalkhaft, ſo aus ihrer innerſten ſchadenfrohen Schlauheit heraus, ſo ſich auf den Vater mit über-

müthigem Triumphe lehnend, daß sie in diesem Augenblicke eine hinreißende Liebenswürdigkeit entfaltete.

Was hast du nur? fragte der Justizrath, der sich in diesem Augenblicke sagte: Hackert hat hundert solcher Scenen beigewohnt! Er war mein Sohn, Melanie's Bruder, sah, hörte Alles, er kann diese Geständnisse nicht misbrauchen!

Warum lachst Du? wiederholte Schlurck...

Papa! sagte Melanie. Ich habe dir oft meine künftigen Männer geschildert. Lasally war eigentlich das Modell. Männer ohne Vorurtheile, die mich lieben um meiner selbst willen! Fürst Egon von Hohenberg ist keiner von Denen, die auf dies Modell passen.

Er wird dich... Schlurck unterbrach sich selbst. Er wollte sagen: Er wird dich zu seiner Geliebten machen wollen! ... Er besaß bei aller Leichtigkeit seiner Denkungsart die Kraft nicht, diese vernichtenden Worte auszusprechen.

Melanie verstand aber schon vollkommen, was er sagen wollte. Sie schwieg. Nach einer Weile schüttelte sie das Haupt und flüsterte:

So nicht!

Wie nicht?

Träumerisch wiederholte Melanie:

So nicht!

umſchloß. Die klare Welle eines Stromes, der ſich aus dem Waldgeſtrüpp hervor drängte, wo ihm ein Fels vielleicht ſeinen Urſprung gab, floß mit erquickendem Rauſchen durch die Einfriedigung und verlor ſich am andern Ende des Thales hinter dem ſchroffſten Geſtein, das in dieſer Umgebung ſich dem Auge darbot. Einer ſo lieblichen Einſamkeit hätte jeder Verfolgte ſeine Zukunft mit Freuden anvertraut, wäre die Liebe und Freundſchaft auch nicht ſeine Begleiterin geweſen.

Das Thal war nicht ſo unbewohnt, als es ſchien. Mancherlei Hausgethier bewegte ſich in dem innern Hofraum und einige Diener eilten den Ankommenden entgegen. Alles war hier zu wohnlicher Häuslichkeit eingerichtet. Gyllusya und der Schaman flüſterten ſtille Gebete, als ſie die Schwelle des Hauſes betraten und Maha Guru, dem das Beten noch eine unbekannte Verrichtung war, ſah ihrer Andacht mit Wohlgefallen zu.

Die nächſt eintretenden Scenen brauchen wir nur mit einigen Worten zu erwähnen. Wenn wir die Sitten Tibets nicht vergeſſen haben und die Bedürfniſſe liebender Herzen kennen, ſo wiſſen wir, welche ſonderbare Hochzeit jetzt in dieſem Hauſe gefeiert wird. Die Morgenſonne überraſchte den athmenden Schlaf dreier in ſeliger Umarmung Verſchlungener!

Erwachet zur Erfüllung der ſchönen Träume, die über Eurem lächelnden Antlitze ſchweben!

Und als Schlurck ungläubig über die Idee, der Fürst konnte Melanie zur legitimen Gemahlin erheben, aufschaute, die Brille, die er sich wieder aufgesetzt hatte, auf die Stirn zog und sein Kind mit den wasserglänzenden Augen fixirte, brach Melanie in eine Wehmuth aus, die ihn zum Tod erschreckte ...

Was hast du? rief er und hielt das plötzlich umgewandelte Mädchen, das sich auf die Kante des Schreibtisches beugte und ihr Antlitz unter den gekreuzten Armen verbarg ... Noch verstand er nicht recht, was sie bewegte.

Unmöglich! sagte er hastig. Wie kann dieser Kalte, Feindselige eine solche Aussicht im Genusse bieten! Ich war an jenem Abend mit ihm allein. Ich bat ihn um einige vertrauliche Worte. Er war die Sprödigkeit, die Feindseligkeit selbst. Voll Mißtrauen begrüßte er mich. Wie so gern hätt' ich das Gespräch sogleich auf dich gelenkt, seine Gesinnungen über dich erforscht! Vergebens, er wich mir aus und blieb bei dem Schlurck, der seinem Vater diente, den er im Heidelberg hatte in einer Nacht Champagner trinken, Trüffeln essen sehen. Ich sagte ihm: Durchlaucht, Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich in der Verwaltung Ihrer Güter leichtsinnig verfuhr. Schreiben Sie die heillose Verschleuderung nur Ihrem Vater zu! Mein Vater

war brav! fuhr er auf. Durchlaucht, ich denke nicht daran, ihn herabzusetzen. Mein Vater war der edelste der Menschen, er wurde betrogen, getäuscht, hintergangen von aller Welt und von Keinem mehr als Denen, die ihm am nächsten standen! Einen solchen Zornausbruch zu bestreiten, war unmöglich. Ich mußte mildere Saiten aufziehen. Ich mußte ihm sagen: Durchlaucht, die Administration Ihrer Güter war die Hauptaufgabe meiner geschäftlichen Thätigkeit! Ich habe um ihretwillen meine Praxis vernachlässigt. Die Gläubiger schenkten mir ihr ganzes Vertrauen. Ich war fast der Minister dieser kleinen Besitzungen, deren schwierige finanzielle Verwickelung ich in einer Reihe von Jahren zu lösen hoffte. Nun ist Das hin! Abgeschnitten mit einem Scheerenschnitt! Ein Fremdling erntet die Vorbereitungen meines Fleißes! Geben Sie mir diese Administration zurück! — Der Fürst überlegt sich den Antrag eine Weile, eine düstre Wolke lagert sich auf seiner Stirn, er schüttelt das strenge, kalte, blasse Haupt. Nein! sagt' er. Nun dann, sagt' ich, Durchlaucht, dann ein Andres! Sie sind Minister. Lassen Sie den Prozeß des Staates wegen der Johanniterherrschaft fallen! Ich komme an den Rand des Abgrundes, gestand ich ihm, wenn mir auch diese Hülfsquellen versiegen. Melanie, dasselbe Wort braucht'

ich! Einem Menſchen zum erſten Male dieſes Wort! Dieſes Geſtändniß der elendeſten Situation, in der ſich meine Angelegenheiten befinden, ihm!

Und? warf Melanie geſpannt ein, um den in ſtiere Abweſenheit und träumeriſches Brüten verſinkenden Vater aufzurichten. Schlurck erſchrak faſt über dieſes Und?

Er ſchlug mir auch dieſe Bitte ab. Kalt wünſchte er mir einen guten Abend! Kalt entließ er mich! O, Melanie, wie es da in mir gährte! Ach, verdammt! Nicht zu einer großen und edlen Handlung gährte es. Wo hätt' ich die Kraft dazu! Aber an das Aeußerſte ... an den Tod dacht' ich —

Vater! Vater!

Melanie war hier aufgeſprungen. Sie warf ſich, erſchüttert von der Andeutung ... vielleicht eines Selbſtmordes ... über den Unglücklichen, der nicht arm ſein konnte. Sie ſtreichelte ſeine Wange, liebkoſte ſie, lachte unter Thränen ...

Nein, nein, ſo nicht! ſprach ſie zärtlich. So nicht, Vater! Ich ergründe dieſen Egon nicht. Die Grauſamkeit gegen dich und ſeine Liebe zu mir! Nach jener Scene im türkiſchen Zelt kam er blaß und kalt in den Saal zurück und würdigte mich keines Blickes. Am folgenden Tage ließ er die Worte fallen: Ihr

habt so recht Eure Fäden um mich gesponnen und wißt Euch Alle im Preise zu halten! Daraus entnahm ich, daß ihn Euer Gespräch verstimmt hatte. Und nun bitt' ich, Vater, um Eines! Es ist hier ein Ziel zu erreichen, das uns wenigstens vor der Welt nicht gering erscheinen darf. Aber es gehört Weisheit und Selbstbeherrschung dazu! Jede Andeutung eines persönlichen Vortheils, den wir etwa suchten, jede Gier der Eroberung, jedes marktende und schachernde Selbstgefühl wäre hier ein heißer Stein, auf dem alle Möglichkeiten in Dampf auseinander zischten . . .

Welche Möglichkeiten?

Daß ich den Mann, der mich einst tyrannisiren, quälen, morden würde, wirklich fände, aber ich müßte ihn doch wol nehmen, weil er — ein Fürst ist.

Schlurck erhob sich. Er begriff nicht ganz den Zusammenhang dieser verworrenen Kombination.

Wie ist Das? fragte er, sich an seinen Sessel lehnend. Dich morden?

Egon von Hohenberg liebt mich, Vater! sagte Melanie ruhig. Ich verrathe ihm, daß ich meinen Werth zu hoch halte, um ihn ohne Bedingung zu erhörtn. Er sinnt über die Möglichkeit einer Ehe. Zu werben um ebenbürtige Geschlechter ist er zu träge, zu lebensdüster geworden. Er haßt die Frauen sogar, vollends, da sich

ihm jetzt Alle, Alle aufdrängen. Auch Pauline von Harder hat Angst vor der Anknüpfung neuer Verbindungen, die ihr den angebeteten Mann entführen. Als er dir so rundweg alle deine Bitten abschlug, war es erst der Zorn über eine Konspiration, der ihn so reden ließ; dann aber auch, ich ahn' es, ein edleres Gefühl. Er denkt, an mir gutzumachen, was er gegen dich seinem sonderbaren Pflichtgefühl, seiner staatsmännischen Würde schuldig zu sein glaubte.

Eine solche Idee würde Schlurck unter andern Verhältnissen nach seiner, etwas Großes und Stoisches nicht begreifenden Philosophie für Narrheit erklärt haben. Jetzt war er zu zerknirscht glücklich dafür. Er athmete auf, wie wenn tausend Lasten von seiner gequälten Brust fielen. Und nur das Eine noch preßte ihm die unendliche Wonne zurück:

Aber warum sollte dich Egon denn tyranniſiren, dich so mit Füßen von sich stoßen, daß dir nichts bliebe, als der in solchem Falle erbärmliche Titel einer Fürstin?

Es war todtenstill im düstern Gemach ... Hackert wußte, was Melanie sagen wollte ... Als Melanie eine Weile schwieg und dann in heiße Thränen ausbrach ... ahnte es Schlurck.

Vaterzorn gegen Hackert brach so furchtbar jetzt

in Schlurck hervor, wie damals, als er den aufgenommenen, wie einen Sohn behandelten und so früh verwilderten Findling fast mit Füßen trat und aus dem Hause warf. Es wallte in ihm auf wie siedende Glut. Er fühlte die Kraft, in den Winkel zu springen und den Lauscher, der so früh die Ehre seines geliebten Kindes zerstört hatte, zu erwürgen; aber ein Blick auf die zerbrochene Scheibe, auf die unter den Schrank gestoßene Brechstange, die Besinnung über die That, die er an diesem Sonntagvormittage wollte zu einem scheinbaren Ausbruch kommen lassen — Simulation eines Einbruchs in sein Comptoir — lähmte seine Kraft. Er konnte nichts, als sich über Melanie beugen, ihr Haupt erheben, ihre Stirn küssen, mit ihr weinen . . .

Da schellte es am Hause. Melanie erhob sich. Rasch gefaßt sagte sie zum Vater:

Papa, nur noch einige Wochen Muth und Selbstbeherrschung!

So war sie geschwind wie eine Gazelle auf die Wendeltreppe gesprungen und hinauf zum oberen Zimmer verschwand sie . . .

Noch vergeblich nach Fassung ringend wandte sich Schlurck, als er Hackerten schon vor sich stehen sah. Er erwartete von dem Elenden, der den Werth seines Kindes so tief herabgesetzt, ein Verbrechen an ihr begangen

hatte, ein höhniſches, boshaftes, teufliſches Grinſen. Er fand dies aber nicht. Ruhig ſchlug Hackert die Arme unter und eher furchtſam, nicht drohend war ſein Blick. Dieſer Blick ermuthigte doch den von den innerſten Qualen zerriſſenen Mann und ſtachelte ihn zu der Anrede:

Bube! Haſt du nun Alles gehört, was ich dir danke?

Hackert fuhr nicht auf. Er ſah ſich nur ruhig im Zimmer um...

Einen Fürſten als Schwiegerſohn, ſagte er dann mit der ihm eignen heiſeren, kalten Tonloſigkeit. Iſt Das ſo wenig? Aber es iſt wahr. Sie hätten mich lieber im Waiſenhauſe laſſen ſollen, Juſtizrath! Ich will gehen. Durch dieſe Thür kann ich's nicht. Das Schloß iſt ja prachtig verdorben. Na! Ich will mich oben durchſchleichen. Ich denke, Sie ſchicken heute noch nicht auf die Polizei, um den Einbruch anzuzeigen. Sonſt, Schlurck, legen Sie ſich keinen Zwang an! Ich glaube, daß Sie nur ſich, nicht mich in's Unglück bringen wollten. Vom nächſten Sonntag an will ich jeden Morgen daran denken, daß ich für mein Alibi Zeugen habe. Sonſt können Sie thun, was Sie wollen! Es iſt wahr, ich habe nichts in Ihrer Schule getaugt, Juſtizrath! In Ihrer! Ihrer! Aber Eins kennt auch Melanie

an mir, ich bin diskret. Ja, Schlurck! Ihre verdammte Dose da, aus der Sie bei jedem Besuche eine Prise nahmen und Witze nieften. Ich naschte aus derselben Dose und war zu jung mit meiner Nase, ich mußte nur Dummheiten niesen. Ihr gabt mir Wein statt Milch. Juchhei am Morgen. Juchhei am Abend. Des Nachts lief ich sogar im Schlafe um und konnte aus dem Jubel nicht mehr herauskommen. Melanie kam einst mit mir von einem Kinderball. Sie war grade vierzehn Jahre! Ich hatte getanzt, daß ich trotz meiner Haare der Abgott der — Kinder war! Das vierzehnjährige Kind ... Genug! Justizrath, weinen Sie nur nicht! Sonst thaten Sie's ja nur, wenn Ihr Geburtstag war und Melanie Ihnen ein Paar Hauspantoffeln gestickt hatte! Oder bei Ihren Jugenderinnerungen weinten Sie ... Jetzt ... sammeln Sie sich! Versuchen Sie's noch zu guter Letzt, ein Herz von Stahl zu haben! Adieu, Justizrath! Alibi oder nicht... Lassen Sie unterwegs, was Gefahr bringt. Ich möchte nicht, daß Sie auf Ihre alten Tage ... Justizrath, lieber keine Seide mehr spinnen, als ... Wolle! Wir sehen uns wieder, wo's der Teufel bescheert; nur nicht in ... Bielau!

Schlurck blickte nieder, wollte Hackert's dargereichte Hand nicht nehmen und sagte nur:

Haſt den Ring?

Ich hab' ihn; antwortete Hackert faſt hohnlächelnd und triumphirend. Dann ſchlich er wie eine Katze über die Wendeltreppe und durch die Zimmer, die er wie ſeine Taſche kannte, zum Hauſe hinaus.

Schlurck folgte vernichtet. Er ſann darüber nach, wie er bis zu einer Entſcheidung über Melanie's ſeltſame Andeutung den Zuſtand ſeiner Angelegenheiten verdecken ſollte. Zum zweiten Male verdankte er ſeinem geliebten Kinde einen großen moraliſchen Sieg über ſich ſelbſt! Vor Hackert hatte er niemals Furcht gehabt...

Hackert ſchwankte ſeiner kaum ſelbſt bewußt durch die Straßen. Er war nicht im Stande, zum Profeßhauſe zurückzukehren. Es war ihm, als ſprächen Stimmen mit ihm aus der Luft. Was ihn ſonſt von ähnlichen bewegten Regungen auf frivole Stimmungen gebracht hatte, verfehlte heute ſeine Wirkung. Wie malte er ſich aus, was er erlebt hatte! Erſt den blutigen Tod, die Trauer, dann ein Verbrechen, erſtickt wol nur im erſten Keime, dann Melanie und ihre Geſtändniſſe! Wie einſam, wie jammervoll ſah es in allen dieſen Herzen aus! Zum erſten Male kam es ihm, daß er ſich ſelbſt faſt ohne Schuld, ohne Reue erſchien. Ein junger Lebensmuth konnte ſich über Das, was Melanie be-

klagte, keine Vorwürfe machen. Es rührte ihn, aber es peinigte ihn nicht.

So bracht' er den Tag bis zum Abend hin, wo in den Straßen die Zeitungen ausgeboten wurden, die die Geſchichte vom geſtern geſprengten Maſchinenarbeiterverein erzählten. Am Schloß des Königs ſtanden die kleinen „fliegenden Buchhändler", unter ihnen trotz der Trauer, trotz ihres häuslichen Leids, Wilhelm und Karoline, die eignen Geſchwiſter des Getödteten. Sie riefen ihres eignen Bruders Tod aus . . .

Und Hackert kaufte ihnen ihre Blätter ab und hörte, daß ſie eigentlich deshalb weinten, weil ſie heute zum letzten Mal die Zeitungen auf der Straße verkaufen durften.

Und Euer guter armer Bruder Karl?

Darauf ſagten ſie nichts, als weinend die Worte: In der heutigen Zeitung ſteht Alles . . . Es iſt aber die letzte . . .

Und indem verkauften ſie ihr Leid. Daß die Regierung den Straßenverkauf der Zeitungen heute zum letzten Male geſtattete, war ihnen faſt größerer Kummer . . .

Hackert wollte bitter werden. Er fand im Neu-

## Fünfzehntes und letztes Kapitel.

### Der Heilige.

Alle Opfer sind vergänglich.
Das unvergängliche aber ist die Selbst-Opfer.
Manu.

Seit den schönen Stunden, mit welchen der vorige Abschnitt schloß, liegt eine lange Reihe von Jahren hinter uns. Die Castanien, welche damals von den vergelbenden Bäumen fielen, sind selbst schon zu fruchtbaren Stämmen erstarkt. Der Winterfrost hat inzwischen manche Bergspitze zu mürbem Schiefer zerrieben. Der Landmann kann sich seither aus Hagelwettern, großen Ueberschwemmungen, schweren Gewittern von Jahr zu Jahr seine Haltpunkte der Zeit gemacht haben. Wer damals gegen seine Eltern sich verging, kann jetzt an seinen eignen Kindern schon vergolten sein. Die Unsterblichkeit eines Weisen, dessen Prophezeiungen nicht zutrafen, ist indessen vielleicht schon vernichtet, der Haß zweier alter Geschlechter erstorben, das Auge einer klagenden Wittwe oder einer Braut, die am Tage vor der Hochzeit den Bräutigam verlor, von Thränen getrocknet.

ſchen Etwas, was vom Uranfange an zum Schlimmen zieht. Er ſagte ſich, daß die Lage, in der wir uns der Materie gegenüber befinden, unſre Tugenden und unſre Laſter bedinge. Der Mann mit dem rothen Barte! ſpottete er. O! O, Louiſe!

So leicht bizarre Aeußerungen bei Hackert den Uebergang zu ſeinem genußſüchtigen, gedankenloſen Leichtſinn bezeichneten, heute verlockten ſie ihn nicht recht. Er ergab ſich nur der Verachtung aller Lebensverhältniſſe und beſchloß, am Montag zu Aſſeſſor Müller zu gehen und ihn zum letzten Male, da Madame Ludmer ihm wiederholt geſchrieben hatte, um Einlaß bei Murray zu bitten.

Wie er am Montage in der Frühe an das Profeßhaus kam, ging eben eine Gruppe von Menſchen aus dem Hauſe tretend an ihm vorüber. Die Menſchen ſchienen ihm bekannt. Der, welcher ihm am meiſten auffiel, war Murray ſelbſt; er erkannte ihn an der ſchwarzen Binde. Die Uebrigen waren Tankmar Wildungen, der von Melanie ſo Heißgeliebte; jener wunderliche, verwachſene Fremde, den er in die Stadt hatte einfahren ſehen und ein ihm Unbekannter, wir kennen ihn, Louis Armand. Louis hatte den gebückten, lächelnden Gefangenen unter'm Arme gefaßt und führte ihn wie im Triumph. Auch

Otto von Dystra schien den Befreiten wie einen längst Bekannten zu begrüßen und Dankmar betrachtete ihn so forschend, daß er Hackerten übersah, obgleich dieser dicht an ihm stehen blieb und verwundert den Vieren nachsah. Am Portal des Proseßhauses erfuhr er, daß man auf eine persönliche Bürgschaft jenes Herrn im Schnurrock und die Niederlegung einer großen Summe eingewilligt hätte, Murray während seiner Untersuchung, die sich ohnehin schon zu seinen Gunsten gewandt hätte, auf freien Fuß zu stellen . . .

Zu spät gekommen! sagte er und gedachte des üblen Eindrucks, den er mit diesem so gescheiterten Auftrage bei der Verwandten seines Vorgesetzten Par machen würde. Diese Entdeckung war ihm nicht gleichgültig; ja, als er lauernd jenen Vieren folgte und Murray's Ruhe, die Freundschaft und Zuvorkommenheit jener Ehrenmänner für den Verdächtigen beobachtete, witterte er schnuppernd die Fährte neuer Lügen und Laster. Doch zu nahe wagte er sich den ruhig Dahinschreitenden nicht. Es war ihm, als könnte sich Dankmar wenden und ihm ein Wort zurufen wie einst auf dem Hohenberg. Wenn er dich einen elenden Spion hieße, was konntest du erwidern?

Die Möglichkeit mehrte doch seine Pein. Louisen's Jammer an der Leiche ihres Bruders, die sittliche

Gefahr des Juſtizraths, Melanie's Thränen hatten ſein Inneres nicht erweicht, aber ein wenig erhellt. Er wurde Andern ein Licht, wie ſollte es in ihm ſelber dunkel bleiben! Er ſah ſich wenigſtens wie im Spiegel und war aus der brütenden Ruhe ſeiner Unmittelbarkeit aufgeſchreckt. Da überfiel ihn eine ſolche Angſt, daß er jener Frau, die ihm ſo viel Vertrauen geſchenkt hatte und beunruhigt einmal über das andre in ſeine Wohnung ſchickte, ob Herr Hackert nicht ſogleich zur Geheimräthin von Harder kommen wolle, keine Anzeige von Murray's Freiheit zu machen wagte, ihm aber nachſchlich und außerhalb des Gefängniſſes, in das ihn die Richter nicht hatten einlaſſen wollen, ſich ihm irgendwie zu nähern ſuchte.

Am Mittwoch früh fand das Begräbniß des Karl Eiſold ſtatt unter Umſtänden, die die ganze Bevölkerung in Bewegung ſetzten und Veranlaſſung wurden, daß Hackert den Privatauftrag erhielt, die am Grabe gehaltenen Reden zu überwachen. Die Sicherheitsbehörde hatte keinen feierlichen Leichenzug dulden wollen und deshalb ſogleich den Todten auf den neuen Kirchhof ſchaffen laſſen, wo er bis zum Begräbniß im Leichenhauſe beigeſetzt blieb. Die Arbeiter der Willing'ſchen Fabrik aber hatten den Todten bei Nacht aus jenem Hauſe mit Gewalt entfernt und ordneten

ein Begräbniß an, das durch die ganze Stadt gehen sollte. Es war eine eigenmächtige Handlung, die später einer strengen Untersuchung verfiel. Ein Ministerrath verbot das öffentliche Begräbniß, bis bei Hofe jene religiöse Scheu vor Allem, was Leben und Sterben berührte, entschied und man von dorther wünschte, es sollte dem Drange jener Menschen, diesen Todesfall in ihrer Weise aufzufassen, kein Hinderniß gesetzt werden. So fand denn jenes Begräbniß unter Vortragung von Insignien aller Art und mit Begleitung einer Trauermusik unter dem Zustrom von Tausenden Statt. Alle Maschinenarbeiter folgten. Sogar einige elegante Trauerkutschen schlossen sich an. Am Grabe wurden Reden gehalten, Choräle gesungen. Man bemerkte überall die Zeichen einer an diesem Trauergepränge sich aussprechenden Demonstration der erzürnten Gemüther.

O, rief ein junger Redner, der auf die feuchte gelbe Erde der Grube trat, das Haupt entblößte und die zuckenden Mienen seines blassen Antlitzes kaum vor innerer krampfhafter Erregung bemeistern konnte. O, so kommen sie denn immer näher die Boten des Sturmes, der bald uns Alle wie Staub aufwirbeln und durcheinander treiben wird! Noch eine kurze Ruhe und die Zornschaalen der Prophezeiung werden aus-

gegoſſen werden! Bis dahin, Brüder, wankt und verzagt nicht! Der Tod hält ſeine Ernte. Wie ein Schnitter fährt er dahin und mäht mit ſeiner Sichel ſchonungslos und grauſam! An das Leben muß ſich nun ſchon Niemand mehr klammern. Die Zeiten ſind vorüber, wo ein Jeder ſich hütete, unter den Dächern der Häuſer zu gehen, um nicht von einem fallenden Ziegel erſchlagen zu werden. Die Zeiten ſind vorüber, wo man ſeines Leibes und Lebens ſchonte und pflegte und ſich vornahm, gebeſſert, reich an Tugenden und geſammelt vor den Thron des ewigen Richters zu treten. Jetzt geht es im Fluge. Das Leben iſt nichts. Die Kugeln werden Niemanden ſchonen. Eine Leiche? Hunderte werden wir begraben ſehen, Tauſende! Die Wuth der Menſchen, die es ahnen, daß ihre Stunde ſchlug, iſt grenzenlos. Nicht mehr Könige und Könige bekämpfen ſich, nein, alle Monarchen, alle Reichen, alle Großen werden Frieden unter einander ſchließen und die Armeen ſind nur noch da, um Schlachten den Brüdern zu liefern. Unſre Plätze und Straßen, unſre Stuben und Kammern werden die Schlachtfelder werden, wo künftig die großen Feldherren ihre Lorbeern ſammeln. Tod iſt nichts mehr, Brüder! Wo wir hinblicken, krachen die Flinten der Executionen. Die Diplomaten ſchreiben die

Bluturtheile auf ihren ſeidnen Polſtern, ihre Chokolade ſchlürfend. Die Maſchinen dieſer Menſchen vollführen es und jeder Soldat ſieht auf ſeine Büchſe, ſein Pulverhorn, drückt los; was geht ihn die Kugel und ihr Ziel an! O Brüder, verzagt nicht! Zittert nicht, daß Ihr Euch erſcheint wie zuſammengetriebenes Wild in einem Walde. Alle Wege ſind umſtellt. Unſer Denken, unſer Fühlen, unſer Reden iſt ein Verbrechen! Wir ſtören den Staat, wenn wir uns verſammeln. Wir ſollen nur arbeiten. Hört Ihr, nur arbeiten! Arbeite und iß dein Brod im Schweiße deines Angeſichtes, Das iſt der Fluch, mit dem du in die Welt getreten biſt! Aber die Stunde wird ſchlagen mit ehernem Glockenſchlag, furchtbar dröhnen wird ſie durch alle Lande die Sonntagsfrühe der Erlöſung . . .

Weiter konnte der Redner nicht ſprechen. Denn eine Anzahl der Polizeidiener, die in der Nähe ſtand, trat auf den Hügel und zog mit lärmender Unterbrechung den jungen Mann von ihm herunter.

Dies wurde das Signal eines allgemeinen Tumultes, der mit der Ruhe des Friedhofes und mit dem Schmerz der auf dem Sande knieenden Louiſe und ihrer Geſchwiſter in ſchreiendem Widerſpruche ſtand. Man entriß den Häſchern ihre Waffen, man

tobte, ſchrie, ſtieß Verwünſchungen aus. Die Häſcher ließen ihre Nothpfeifen ertönen, um von der Wache eines nahegelegenen Thores Hülfe zu bekommen. Die Wächter der öffentlichen Ordnung waren ſo bedrängt, daß ihnen faſt nichts übrig blieb, als ſich an den durch dieſe Scenen entweihten Sarg zu flüchten, der auf den Brettern über der Grube ſtand und eben hinabgelaſſen werden ſollte.

In dieſem Tumult rief eine donnernde Stimme:

Ruhe! Friede am Grabe! Achtung vor den Todten!

Es war Leidenfroſt, deſſen Autorität unter dieſen Menſchen Wunder wirkte. Seine gewöhnlich nur polternde Art hatte ihn ganz verlaſſen. Der Augenblick begeiſterte ihn. Er war nur bei der Sache und ganz von ihr durchglüht.

Wenn mein Wort unter Euch etwas gilt, rief er, ſo ſteht von Aufruhr und Empörung ab! Ehret den Schmerz der Leidtragenden, die dort auf dem kalten Boden verhindert ſind, ihre Andacht zu verrichten! Schreckt den Schlummer des gebrochenen Auges nicht auf! Wir kommen ſo nicht fort, wie Ihr meint, wir nützen uns nichts und Denen nicht, die nach uns kommen werden! Glaubt doch nicht, daß Ihr allein daſteht mit Eurem Kummer um dieſe Zeit! Gebt dies weichliche Jammern um Eure Lage auf und er-

ſchließt Euern Geiſt einer höhern Betrachtung. Es arbeiten mehr, als Ihr denkt, wenn auch nicht mit Schwielen in der Hand. Aber es denken auch mehr und hoffen auch mehr. Ihr ſeid nicht die Einzigen und ſeid nicht verlaſſen! Ihr fahrt nicht wie dieſer Jüngling in die Grube und düngt nur die Erde! Haltet Schritt mit dem Allgemeinen! Folgt nicht dem nächſten Gelüſt Eures Zornes, ſondern glaubt an den im Stillen arbeitenden Weltgeiſt, der uns mit Schöpfungen überraſchen wird, von denen Ihr keine Ahnung habt. Eine Ordnung in dieſem Leben muß ſein! Sie beruht nicht auf der Vertheilung der Güter, die nur Mord und Brand erzeugen würde, ſie beruht auf dem geänderten Begriffe vom Staat. Dahin arbeitet! Nicht zur Auflöſung, ſondern zur neuen Bildung hin! Gehorchen wollen wir, dienen, uns beherrſchen, Das iſt das Ziel, das wir nur im Siege des Geiſtes, nicht dem Siege der Materie finden können. Die rechte Freiheit und die rechte Begrenzung! Darin liegt Glück, darin die Bürgſchaft neuen Friedens. Die Römer wußten, was ſie wollten; die erſten Chriſten wußten, was ſie wollten; wir wiſſen noch nicht, was wir wollen. Deshalb entwaffnet die materielle Kraft, die Euern Forderungen gegenüber ſteht, entwaffnet ſie nicht durch die ſchwache, ſogleich beſiegte

Faust, sondern durch den milden Sonnenschein des Geistes und der Verständigung. Der Sonnenschein blies dem Wanderer den Mantel ab, den der Sturm nicht abblasen konnte. Gebt Ruhe, Friede den Todten! Scheidet von diesem Grabe mit der Hoffnung auf einen neuen Frühling und werfe Jeder eine Handvoll Erde dem edlen Jünglinge nach, als Zeichen, daß wir Erde werden, wie er und uns versöhnen wollen mit unserm Loose, das uns diese Welt gab als einen Schauplatz der Entsagung und eine dunkle Kammer räthselvoller Hoffnung!

Diese wie ein Strom hervorquellenden Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Einer nach dem Andern trat an die Grube und warf eine Handvoll Erde über den Sarg. Louise und die Kinder schütteten Blumen. Die Frauen vieler Arbeiter umringten die Weinenden und führten sie an das Thor des Friedhofes zurück, wo einer der schönsten Wagen, dem ein zweiter, in welchem Mangold saß, folgte, sie aufnahm. Die verstärkte Thorwache machte Spalier. Die Arbeiter gingen ruhig auseinander. Leidenfrost erhielt den Handschlag Dankmar's und jenes kleinen mit dem Offizier der Wache sich unterhaltenden Fremden, in dem Hackert wieder den vornehmen Reisenden erkannte, den er in die Stadt Rom gewiesen hatte.

Als der Kirchhof von dem Menſchengewühl ſich entleerte und nur noch die Todtengräber thätig waren und das Grab zuſchütteten, bemerkte Hackert in einiger Entfernung einen einſamen, zurückgebliebenen Wanderer. Es war Murray, der Alte mit der ſchwarzen Binde. Er ſah, daß er die Hände über den Rücken zuſammenſchlug und von Grab zu Grab trat trotz der Kälte, trotz der ſchon ſchneidenden trocknen Winterluft. Er hatte ihn ſchon vorher im Auge gehabt und nur im Tumult nach der erſten Grabrede verloren. Jetzt ſchlich er ſich ihm nach. Jetzt ſpornte ihn Neugier und die Eitelkeit, ſich das Haus einer Geheimräthin verbindlich zu machen ... Doch immer ſtand der Alte, wenn er dicht an ihn heran kam, an einer Grabſchrift und las ſie, was ihm ſchwer zu werden ſchien, da er ſich nur eines Auges bedienen konnte.

Hackert fühlte, daß er über den Tod, über dieſe Grabſchriften mit ihm reden mußte, wenn er ihn anſprechen wollte. Dazu konnte er ſich trotz der auch in ihm durch die Grabesſcene hervorgerufenen Erſchütterung nicht entſchließen. Religiöſe Empfindungen waren ihm fremd.

Murray las unter dem feuchten, modernden Blätterabfall hinſchreitend zuweilen die Grabſchriften halblaut.

Vor der Hütte im friedlichen Thale, wohin wir einſt drei treue Gefährten geleiteten, ſitzt nach vielen Jahren eine hohe männliche Geſtalt auf dem abgehauenen Stamme einer zwiegeſpaltenen Ulme. Das grüne Laubdach hält die Strahlen der Sonne von einem Haupte zurück, auf welchem Furchen und bleichendes Haar die Vorboten des nahen Greiſenalters ſind. Wie hell das große Auge glänzt, ſo iſt es doch nicht mehr das blitzende Feuer der Jugend, ſondern die Sehnſucht, welche in dem blauen Raume des Himmels einen vermißten Gegenſtand ſucht. Dieſer Sterbliche iſt Maha Guru.

Zu des Mannes Rechten ſteht ein Seſſel, aber er iſt leer; zu ſeinen Füßen liegt ein bunter Teppich, aber Niemand ruht auf ihm. Er wendet ſich um und wirft einen fragenden Blick in die umrankten Fenſter der einſamen Wohnung, aber keine Antwort von denen, an welche ſich jahrlang ſein Ohr und ſeine Seele gewöhnt hat. Die Zimmer im innern Hauſe ſtehen öde und verlaſſen. Der Luftzug weht die Vorhänge auf, welche die Kammern trennen, aber das Auge trifft nichts als ſtille wehmuthsvolle Einſamkeit. An den Wänden hängen Bogen und Köcher, von Spinnen umwoben; und auf bunten, ſchönen Feiertagskleidern hat ſich zerfreſſender Staub gelagert.

Maha Guru war allein. Seine treuen Geſellen hatten ihre Wohnung im Schooße der Erde aufgeſchlagen. Den Bruder ereilte das Geſchick ſchon vor langen Jahren. Er genoß das Glück des idylliſchen Zuſammenlebens mit dem einſamen Schauer der Natur und den Liebesdienſten der Freundſchaft nur eine kurze Zeit. Der erſte Frühling, welcher das Thal begrüßte, rief ihn von der Seite der Liebe hinweg, der er nichts hinterließ, als das ſchmerzhaft brechende Auge

Derſelbe Mann, den er als zweideutigen Gauner im Gefängniſſe beſuchen ſollte, der ihm als hochfahrend, anmaßend, frech bezeichnet war, ſprach, indem er bei einer entblätterten Trauerweide ſtand und er ihm von ferne zuhörte:

„Sanfter Schlaf halte dich umfangen bis zum Tage des Wiederſehens.“

Es war eine Grabſchrift auf ein junges Mädchen...

Hackert blickte zu Murray hinüber, der weiterging und ſprach vor ſich hin:

Es iſt kein Engländer! Das hör' ich doch wol ſchon . . .

Murray ſtand vor einem Kreuze und las wieder halblaut:

„Seit ich entbehre, glaub' ich.“

Murray ſtand nachdenklich, überlegte offenbar dieſe Worte und ging wieder weiter.

Hackert vergegenwärtigte ſich die Kennzeichen, die ihm die Ludmer genannt hatte.

Das Haar iſt nicht echt, ſagte er ſich und las nun ſelbſt die Inſchrift, die Murray vor ihm geleſen hatte . . .

Murray war inzwiſchen weiter gegangen und ſtüſterte vor einem andern Denkſtein die Inſchrift leſend.

Hackert bemerkte, daß ſich das Haar verſchob und unter ihm ein helleres ſichtbar wurde.

Er iſt's! ſagte er ſich.

Indem murmelte Murray vor einem Kreuze von Gußeiſen:

Anbetung Ihm, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geiſter erſchuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Aehren hebt, der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Wüſten führt und den Wandrer labt,
Anbetung Ihm!

Finden Sie nicht, ſagte nun Murray, ſich ſelbſt zu dem nahegetretenen jungen Manne wendend, der wie er an den Gräbern Intereſſe zu nehmen ſchien, finden Sie nicht, daß alle dieſe Denkſteine ſich recht an den Tod anklammern wie an den einzigen Enthüller des großen Lebensräthſels? Es iſt doch ſchlimm damit. Man glaubt erſt, wenn man an die Schwelle unſres Daſeins tritt und in der Stille, die um einen Sterbenden waltet, es doch ſo gar ſonderbar raſcheln und flüſtern hört, grade wie Sie immer ſo hinter mir her raſchelten, ohne daß ich Sie ſah.

Hackert konnte nicht recht antworten. Er bemerkte, während Murray ſprach, die Ohrlöcher, von denen

ihm die Ludmer gesagt hatte. Sie waren verwachsen, aber unverkennbar.

Murray ging ohne die Antwort abzuwarten weiter und sprach, halb lesend, an einem kleinen sehr geschmackvollen Denkmal von Marmor:

Ein Kind von drei Jahren? Der kurze Traum eines Schmetterlings! Sehen Sie die Idee des Künstlers! Ein Kind mit einem Schmetterling: Wie es fürchtet, daß eben der Schmetterling von der erhobenen linken Hand fliegen will! Es will ihn haschen! Knabe, die Seele entfliegt dir nicht! Tröste dich! Aber nach mußt du ihm!

Hackert bemerkte, daß Murray fast keine Augenbrauen hatte. Und damit er doch nicht zu lange schwieg, äußerte er kalt:

Ganz hübsch!

Haben Sie die Reden an dem Grabe gehört? fragte Murray den ihm sonderbar nun sich anschließenden jungen Mann mit den magern Gliedern, dem durchglasten Auge, dem blassen Gesicht, dem rothen Haar, in einfacher Tracht mit schäbigem Paletot...

In zu großer Entfernung! sagte Hackert.

Die Scene war ein Bild unsrer Zeit, fuhr Murray fort. Noch Kampf am offnen Grabe! Der besänftigende Redner fand gute Wendungen, aber die

Wechsel, die er ausstellte, haben zu lange Sicht. Da werden die Zinsen so groß wie das Kapital.

Hackert, in der sichern Ueberzeugung, daß die Vermuthung jener Frau über diesen Mann vollkommen zuträfe, konnte natürlich solche Art, sich zu äußern, solche stille Ergebung und philosophirende Ruhe nicht begreifen. Von einer Verstellung, ihm gegenüber, konnte doch wol kaum die Rede sein. Er mußte sich gestehen, daß er hier ja ein ganz kindlichgestimmtes, frommes, ergebenes Gemüth vor sich hatte, von dem Schlimmes zu denken er sich schämen mußte . . .

Murray wanderte immer so fort. Hackert folgte ihm und hörte forschend zu, wenn er sprach oder Grabschriften las. Manche schrieb sich Murray auf.

Er zog sein Portefeuille und merkte sich manchen Gedanken, manches tröstende Bild.

Hackert wurde davon fast ergriffen. Er hörte keinen Frömmler sprechen, keinen phrasenhaft Gläubigen, sondern einen Mann, der das Leben und die Welt als ein Geheimniß nahm und deshalb, weil er mit zu diesem Geheimniß der Welt gehörte, ein höheres Walten, eine Harmonie des uns nur unharmonisch klingenden Lebensspieles voraussetzte.

Und doch verließ Hackerten noch immer nicht die schlimme Vorstellung, die ihm die Ludmer eingeflößt

hatte. Er ſah, daß Murray ſchön ſchrieb und bemerkte dies, ihm über die Schulter ſchielend . . .

Ich bin ein Kupferſtecher, antwortete Murray in aller Ruhe und ſteckte den Bleiſtift durch die Löcher, die ſein Portefeuille zuſammenhielten.

Auch dieſe freiwillig eingeſtandene Beſchäftigung paßte . . .

Murray ſchien von dem heftig brauſenden Novemberwind, der die Blätter aufwirbelte, nichts zu fühlen. Hier und da hatte ſich noch ein Blumenſtock von den vielen, die hier auf den Raſenhügeln welkten, friſcher erhalten. Er verweilte dann bei ihm und lobte ſeinen Widerſtand gegen den Sturm.

Halt aus! Halt aus! ſagte er. Aber noch zwei Tage, ſo mußt du dich auch ergeben!

Dann wandte er ſich an Hackert mit den freundlichen Worten:

Glauben Sie denn an ein Wiederſehen nach dem Tode, junger Mann?

Hackert war betroffen, faßte ſich raſch und ſchüttelte entſchieden den Kopf.

Ich kann Sie nicht widerlegen, mein Lieber, nahm Murray ſein Bekenntniß entgegen; allein denken Sie ſich doch einmal, als wäre die Menſchheit vielleicht ein Baum oder ein großes Wachsthum, will ich ſa-

gen, das immer steigt, immer neu ansetzt, immer drängt und drängt und irgend etwas werden will — was, weiß ich nicht. Aber es ist ein Geheimniß damit. Ich glaube, unser physisches Leben ist der Durchgang eines großen rathselhaften Naturtriebes, eines Dranges zur Unsterblichkeit. Sehen Sie, es ist mir fast, als wenn diese Erde, deren beste Produkte wir doch sind, etwas aufhat, ein Thema, nämlich das, uns so vollkommen hinzustellen als nur möglich, möglicher Weise unsterblich. Die Erde kann Das nun nicht vollbringen. Da sinkt Einer hin, da und dort. Meinen Sie nun wirklich, daß der unglückliche Knabe, der so mit sechszehn Jahren sterben mußte, nun rein ausgeblasen ist? Hier ist er's. Das, was in ihm ich war, ist hin. Aber wenn Einer so stirbt an einem ererbten Uebel, an der Schwindsucht, an unverschuldeten Fehlern der Organisation, bei einem Eisenbahnunglück — kommt da der schwachen Erde, die uns so gibt, wie sie eben kann, nicht vielleicht doch ein höherer Geist zu Hülfe und nimmt Die in seine rettenden Arme, die die Erde nicht fertig bringen konnte und führt uns in andern Verhältnissen, andern Bedingungen fort und hinüber in andere Substanzen?

Hackert hörte ruhig zu.

Ich philoſophire ſtumpfhaft, ſagte Murray. Was kann man auch anders, als ſich hier der Natur gefangen geben und ſagen: Da haſt du mich mit gefeſſelter Vernunft! Liefre mich dem Tode aus auf Gnade oder Ungnade! Wenn man aber doch ein Bild für dieſe Hoffnungen haben möchte, ſo mein' ich immer, man nimmt getroſt die chriſtlichen Bilder und überantwortet ſich einem liebenden Vater, einer allwaltenden Fürſorge und ſagt: Durch Chriſtus, durch ſeine Lehre iſt dafür geſorgt, daß wir nicht zu Staub verwehen! Es ſammelt uns ſchon Jemand irgendwie in dem Schooße Gottes.

Alsdann ſprach Murray ein altes Lied, von dem er ſagte, daß man es zu ſeiner Zeit geſungen hätte. Es war Salis' ſchönes Lied: „Das Grab iſt tief und ſtille.“ Murray ſprach alle Verſe ohne Pathos, ohne Uebertreibung, melodiſch und weich. Als er mit dem Verſe geſchloſſen hatte:

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Verlangt den wahren Frieden
Nur, wenn es nicht mehr ſchlägt —

war es Hackerten doch, als wühlte eine Geiſterhand ſonderbar ſein Inneres um. Thränen, die, wie er oft geſagt hatte, nicht in ſein Herz wären geſäet worden,

meldeten ſich freilich nicht, leiſe quillend und unwillkürlich, aber er mußte doch zu Murray ſagen:

Sie ſind ein Prieſter von der Art, wie wir keine haben! So wär's mir ſchon recht. Jeder müßte eigentlich ſeinen eignen . . .

Hackert ſtockte; aber Murray verſtand und fuhr raſch fort:

Seinen eignen Erlöſer finden . . .

So etwas! ſagte Hackert; wenigſtens Einen, der ihn hinausführte in die Natur und ihn durch Milde bekehrte!

Junger Mann, ſagte Murray... Suchen Sie nur die Einſamkeit, dann iſt der Prieſter immer bei Ihnen.

Hackert dachte an den ſchönen Julitag, wo er zu Tempelheide im Korne unter den blauen Blumen lag und ſich an Siegbert anſchließen wollte, aber nicht konnte, da es noch viel zu wild in ihm damals tobte...

Indem feſſelte Murray eine neue Inſchrift. Er zog ſein Portefeuille, um ſie aufzuſchreiben. Indem er es aufſchlug, klang etwas auf dem Grabſtein, vor dem er ſtand. Etwas Metallenes war ihm entfallen.

Hackert hob es auf.

Es war ein halber goldner Ring . . .

Wie Murray dieſen halben goldnen Ring, den ihm Louis Armand nach dem Wiederſehen und dem Erörtern des im Schranke der Jägerwohnung Gefun-

denen gegeben hatte, von Hackert empfing und wieder in das Portefeuille legen wollte, sah er in dem jungen Manne eine seltsame Bewegung.

Was ist Ihnen? fragte Murray.

Unwillkürlich griff Hackert in seine eigne Rocktasche und zeigte mehr wie zu spielendem Zufall die andre von Schlurck empfangene Hälfte eines Ringes.

Murray erst scherzend, hielt seine Hälfte an diese, sagte aber nun plötzlich erschreckend, während seine Hand zitterte:

Gott! Sie passen ja!

Hackert, wirklich nicht minder bewegt, blickte in den innern Rand. Wie er die Buchstaben P. v. R. deutlich zusammengefügt erblickte, mußte er sich an einem Kreuze halten, so erschütterte seine schwachen Nerven dies Zusammentreffen . . .

Und Murray rief mit schon ersterbender Stimme:

Was ist Das? Woher haben Sie die Hälfte dieses Ringes?

Dabei streifte er mit der Hand die Binde zurück, sein Hut entfiel, die Binde entfiel, die Gestalt hob sich . . .

Ich bin ein Findelkind, sagte Hackert. Wie man mich an der Thür des Waisenhauses dieser Stadt aussetzte, fand sich in dem Korbe, in dem ich schlief, die Hälfte dieses Ringes . . .

Und Murray ſank ſchon halb auf einen Leichenſtein, halb hielt er Hackert's Arm, bohrte ſeine Augen in die des jungen Mannes, hob die Lippen, als wollte er ſprechen, wiſchte die Augen, als wollten ſie weinen, lachte, griff nach ſeiner Stirn, betrachtete den Ring —

Paul? rief er endlich.

Nicht Paul . . . ſagte Hackert . . .

Gütiger Heiland, nicht Paul Zeck . . . ſtammelte Murray erblaſſend.

Paul Zeck? Paul Zeck?... rief Hackert ſich beſinnend.

Und ſchon wühlte er in den Papieren ſeines Portefeuille.

Der Schein, den Hackert in jener Nacht Bartuſchen abgenommen, zitterte in Murray's Händen . . .

Dann ſammelte ſich Der aber und ſprach, indem er krampfhaft Hackert's Hand ergriff:

Dieſen Ring gab ich einſt meiner Schweſter Urſula Zeck. Paul Zeck iſt nicht ihr Kind; es iſt mein Sohn und der Sohn dieſer Frau, deren Name P. v. R. lautete. Es ſind jetzt drei Fälle! Entweder: Paul Zeck iſt durch Naturgeſetze todt, oder Urſula Zeck hat ihn ermordet, oder ſie ſetzte Paul Zeck am Waiſenhauſe dieſer Stadt aus und machte den Urſprung des Kindes kenntlich durch die Hälfte dieſes Ringes, die andre wurde bei ihr gefunden . . .

eines ſchwer Scheidenden und auf immer eine wehmüthige, ſehnſuchtswache Erinnerung.

Ein gütiger Gott waltete über dem Haupte Gyllusya's. Ihre Entſchlüſſe waren ſtärker, als die Maha Guru's; ſie beſaß Kraft genug, gegen ſeine oft überhand nehmende Traurigkeit in ſtetem Kampf zu liegen. Sie wagte oft den Gedanken zu faſſen, ob nicht die Rückkehr unter Menſchen, welche eifriger, thätiger, lärmender wären, als die demüthigen Umwohner, welche ſie oft im Thale beſuchten und ſich von ihrer Weisheit Rathſchläge erholten, auf Maha Guru leben- und freudenerregender wirken ſollte. Sie dachte dabei an ihre Väter, die glücklich aus dem Brande von Laſſa entkommen, in die Heimath zurückgekehrt und an ihre alten Beſchäftigungen gegangen waren. Aber Maha Guru verwarf dieſe Plane, weniger, weil ihre Ausführung mit Gefahr verbunden war, als aus mangelnder Gewöhnung an das rauſchende Treiben des täglichen Lebens. Die ganze Richtung ſeines Schickſals mußte darauf hinauskommen, daß er das Höchſte in einem beſchaulichen Zuſtande ſeiner Seele fand. In dieſen geiſtlichen Uebungen und Geſprächen mit ſich ſelbſt würd' er geſtört worden ſein, hätt' er die geräuſchloſe Einſamkeit dieſer Gebirgsgegend verlaſſen.

Ehe Maha Guru das Auge zur ewigen Ruhe ſchloß, mußte er noch Gyllusya das ihre zudrücken. Wie wir den greiſen Mann auf dem Baumſtamme vor ſeiner Wohnung erblicken, hatte er noch vor wenigen Tagen erſt dieſen ſchmerzlichen Abſchied genommen. Noch lag der Raum ſeit jenem Augenblicke, da er die todte Hülle in ein Grab trug und mit einem ewigen Felſenriegel verſchloß, wie eine lange finſtre Nacht um ſeine Sinne. Er fühlte, wie ſchwer die

Hackert blickte bald auf die Ringtheile, bald auf Murray und ſagte dann leiſe:

Ihr Sohn? Sie? Und ich? Ja, ich bin ja dieſer ausgeſetzte, erſt im Waiſenhauſe erzogene Findling...

Es war das erſte reine Gefühl der gebrochenen Eiſeskälte des Herzens, das erſte Herzensbeben dieſes jungen Mannes, indem er dieſe Worte ſprechen mußte.

Murray betrachtete den Sprecher, die Geſtalt, die Züge des Antlitzes... Auch das Haar ging ihm plötzlich wie in Flammen auf... Ha! ſagte er. Daher! Daher! Von jener Nacht! Lichterlohes Haar! Du biſt's! Biſt — mein Sohn?

...Die Todtengräber überraſchten eine Gruppe. Sie wollten das Thor ſchließen, das auf zwei Schritte in der Nähe war. Unwiſſentlich hatten der Vater und der Sohn dieſen Weg genommen... Sie halfen Hackerten, der ſich bald ſammelte, den ohnmächtigen Mann, der ſeinen Sohn gefunden und ſeine Freude nicht auszujubeln wagte, an das Thor führen, wo noch Miethwägen hielten...

Die beiden verſpäteten Theilnehmer des Leichenzuges fuhren, wie Hackert dem Fiaker zugerufen, nach der Brandgaſſe Nr. 9, wo Murray ja noch wohnte...

Die Todtengräber fanden die Scene, die Ausrufungen, die Umarmungen ſeltſam. An der Stelle, wo

alles Das vorfiel, fand ſich nichts zur Aufklärung, kein Leichenſtein, kein Denkmal, nur ein Blättchen Papier, auf dem mit Bleiſtift eine der Grabſchriften ihres Friedhofes in der Nähe aufgeſchrieben ſtand. Sie lautete:

„Den Lebenden iſt Nacht. Den Todten bricht.
Den Schlummernden ein neuer Morgen an.“

# Vierzehntes Capitel.

## Wolken.

Der unsichtige, thätige Oberkommissar Par saß eines Morgens bald nach dem Begräbnis des Karl Eisold noch im Schlafrock und blätterte in gemischten Papieren. Sieht es bei allen von Frauen verwöhnten Junggesellen ohnehin schon in ihrer Behausung behaglich und mit pedantischer Ordnungsliebe gepflegt aus, so hat ein hochgestellter Diener der öffentlichen Sicherheit vollends Gelegenheit, sich eine comfortable Existenz zu begründen. Herr Par schlüpfte über Teppiche, lehnte die Arme auf Stickereien, den Rücken an schwellende Kissen, die ihm von seinen Verehrern, den reichen Bürgern der Stadt, Sollicitanten und selbst dann und wann Contravenienten zum Geschenke gemacht wurden. Da waren die Glasschränke voll Porzellan, voll Gold und Silber. Kostbare Blumen-

rose beschatteten die Fenster, die mit Ampeln und hängenden Rankengewächsen geziert waren. Selbst ein Papagey, vor Allen aber Schooßhunde und Katzen fehlten nicht, wie bei einer alten Jungfrau, die ihren reichen Schatz an Liebe zuletzt doch mit irgend Jemand in der Welt theilen muß. Charlotte Ludmer hatte den ehemaligen verbautretenden Wachtmeister doch zum verweichlichten Junggesellen erzogen, und die halbe Stadt wußte, wann Herr Par seinen Geburtstag feierte. Die guten Bürger erdrückten ihn dann mit Ueberraschungen, von denen ihn die Naturalgeschenke trotz seines guten Appetits oft in Verlegenheit setzten, da sie zur Verköstigung für Monate ausreichen konnten. Eben trug ihm eine junge Haushälterin in silbernem Service den Kaffee herein, als ihn Hackert freundlich begrüßte und ihm Glück wünschte zu den wahrscheinlich sehr reichen Fängen, die er auf seiner Rundreise gemacht hätte.

Par lächelte mit dem Bewußtsein eines Mannes, der das Wohl des Staates an seinen Fingern hat und, wenn er nicht Acht gäbe, das ganze Gewebe der öffentlichen Ordnung fallen lassen könnte . . .

Er rückte einen kostbaren Fauteuil seinem Protégé zu und fragte ihn, ob er schon gefrühstückt hätte. Die Sahne war schäumend. Das Weißbrot war

das zarteste. Der Mocca vom schönsten Rothschwarz. Die Haushalterin allerliebst. Doch lehnte Hackert ab.

Schmelzing hat mir schon gestern Abend mancherlei erzählt, sagte der Oberkommissär. Was haben denn inzwischen Sie erlebt?

Hackert zog seine Liste verdächtiger Personen und die Notizen noch verdächtigerer Zustände hervor und bat den Oberkommissär, ihm nur auf den Zahn zu fühlen. Er würde ihm dann eine reiche Ernte mittheilen können.

Das ist ja charmant. Die Zeiten sind schlimm! Die Umtriebe wachsen immer gefährlicher. Setzen Sie sich, Hackert. Wirklich? Haben Sie schon gefrühstückt?

Damit wollte der freundliche Herr, der wie Mancher erst im Schlafrock Gemüth hatte, an einem kostbar gestickten Schellenzuge klingeln und hatte schon den krystallnen Ring in der Hand . . .

Hackert lehnte ab . . .

Wie Sie wollen! sagte der freundliche Wirth und lenkte zu den Geschäften ein. Schmelzing erzählt mir ja Wunderdinge von dem Karl Eisold'schen Begräbniß. Er hat alle Namen aufgeschrieben, die er erkannte —

Ich sah Schmelzing nicht —

Er war zugegen. Es ist erstaunlich, was sich für Menschen kompromittirt haben. Der Staatsanwalt wird zu thun bekommen.

Es ist viel gesprochen worden, sagte Hackert ruhig, aber Aufregendes?

Hackert, entgegnete Par herablassend, aber doch drohend. Sie haben keine Neigung für politische Fragen. Sie sind Schmelzing überlegen in der Auffassung, aber Schmelzing beobachtet schärfer ...

Ohne hören und sehen zu können?

Par lächelte und schlürfte seinen Mocca, den er stark trank, da es ihm an Bewegung nicht fehlte...

Sie wissen doch, sagte er, daß es in der Gaunersprache der Revolutionärs ein Auf- und Abwiegeln gibt. Nichts ist gefährlicher als das Abwiegeln. Da werden die Leidenschaften zurückgedrängt und brechen nur um so gefährlicher in unbewachten Augenblicken hervor ...

Aha! sagte Hackert ruhig.

Leidenfrost soll in dieser Art am Grabe abgewiegelt haben.

Er ist, berichtete Hackert, mit einer Sendung von Maschinen auf die Güter unsres Premierministers, um sie dem dortigen Generalpächter Ackermann zuzu-

führen. Zwei Arbeiter, Heusrück und Albert, begleiten ihn . . .

Der dritte im Bunde, Tanebrand, soll sitzen...

Man beschuldigt ihn, den Karl Eisold durch eine Heldenthat haben rächen zu wollen, die an die bekannte Geschichte von Arnold von Winkelried erinnert. Kennen Sie diese Geschichte, Herr Oberkommissär?

Der ehemalige Wachtmeister schien die Geschichte der Schweiz nicht studirt zu haben, ob er gleich mit ihr in naher Verbindung stand und einen lebhaften Briefwechsel über das „Treiben" der Flüchtlinge daselbst unterhielt.

Die Geliebte Tanebrand's hat einen andern Verehrer gefunden, fuhr Hackert fort; einen Inspektor auf dem königlichen Schlosse Buchau. Es ist derselbe Mann, der jene Auguste Ludmer heirathen wollte . . .

Arrogos, Hackert, unterbrach Par die unangenehme Erinnerung an seine Pseudo-Schwester, ich habe ein Briefchen von der Familie des Geheimraths von Harder vorgefunden. Man dankt mir sehr für Ihre Empfehlung; aber Sie haben sich einem Auftrage nicht unterzogen, den man Ihnen daselbst ertheilte —

In Betreff jenes zweideutigen, falschen Engländers —

Ganz Recht! Das Briefchen iſt ſchon einige Tage alt. Dieſer Menſch . . .

Den man auf Caution freigelaſſen hat . . .

Etwas voreilig — Aſſeſſor Müller ließ ſich von hohen Perſonen imponiren —

Die Identität des Individuums, das jene charmante Dame, Madame Ludmer, zu erkennen wünſcht, paßte nicht auf dieſen Murray — es ſind völlig verſchiedene Perſonen . . . auch wollte mich Müller in keiner Beziehung zur Juſtiz anerkennen.

Hm! Ich meine denn doch, der Fall war wichtig. Ich habe in Hohenberg dieſen Mann mit großem Aufwand beobachten laſſen und ſeine Gefangennehmung iſt mit einem Verbrechen verbunden geweſen.

Gegen alles Das hat ein ehemaliger Diplomat, Baron von Dyſtra, durch ſein Zeugniß und eine enorme Kaution den Beweis beſſeren Sachverhalts geführt.

Hab' ich gehört und beauftrage Sie auch, dieſen Dyſtra in's Auge zu faſſen. Alles, nachgrade Alles wird verdächtig!

Einſtweilen weiß ich, daß dieſer Sonderling ſich beim königlichen Schloſſe Buchau ankaufen will und eine gewünſchte Parzelle dazu erhalten hat. Er intereſſirt ſich für das Unglück der Eiſold'ſchen Familie und hat Louiſen vorgeſchlagen, ſie möchte in ſeinem

Auftrage mit ihren Geschwistern nach Buchau gehen und ihm dort Vorbereitungen treffen, dem Bau, den er auf der Ruine Tempelstein für den Sommer vorbereitet, mit Bequemlichkeit anwohnen zu können.

Sie sind gut unterrichtet — sagte Par. Doch find' ich darin nichts Staatsgefährliches — wenn nicht diese Rabe von Demokraten bei einem königlichen Schlosse . . .

Ich meine, sagte Hackert mit bittrer Ironie, es ist sehr nützlich, daß eine neue Tochter Jephtha's, eine Jeanne d'Arc der Arbeiter, von hier entfernt wird —

Par schwieg bedeutungsvoll. Er stellte sich, als verstünde er die geschichtlichen Anspielungen seines Volontairs, der eigentlich mit ihm wie die Katze mit der Maus spielte.

Das Mädchen wird schon dieser Tage gehen, erzählte Hackert. Mangold ist voraus und Baron von Tystra hat den Tempelstein gekauft. Er wird ihn im Frühjahr ausbauen lassen. Einstweilen sammelt er Handschriften, was bedenklich ist . . .

Wie so?

Er sammelt Handschriften! wiederholte Hackert trocken. Ich fürchte, er wird einmal einen gewissen Brief des Majors Werdeck finden und dann einen Brief von

Schmelzing's Hand mit ihm zusammenlegen und einen Kenner fragen, ob beide Hände Aehnlichkeit miteinander haben oder nicht.

Hackert hatte diese Worte ruhig hingeworfen.

Par aber blickte groß auf und schien überrascht...

Was ist Das? Schmelzing, Werdeck?

Ich wollte nur bemerken, sagte Hackert ruhig und sehr einfach, daß Schmelzing zwar ein durchtriebener Spitzbube ist und die Kunst, falsche Handschriften nachzuahmen, aus dem Grunde versteht, aber er soll sein Geschäft vorsichtiger betreiben und nicht Aldenhoven, Lieutenant Flottwitz, Major Türk und ähnliche Mitglieder des Neubundes zu oft besuchen —

Hackert! Hackert! sagte Par erstaunt. Sie haben Katzenaugen! Ist gegen den Major von Werdeck — Was ist denn? —

Hackert schwieg ...

Werdeck ist ein eid- und pflichtvergeßner Offizier, fuhr Par heraus. Er hat einen Umgang, den ein Mann in seiner Stellung nie haben darf — Dankmar Wildungen, Louis Armand, Leidenfrost — Diese Menschen! Was ist Das für ein Brief?

Es circulirt, erzählte Hackert, seit einigen Tagen unter den Offizieren ein aufgefangener Brief, den man

Träume waren, die über ihm walteten, aber er beſaß die Kraft nicht, ſich von ihnen aufzuraffen, das Nächſte, Zeitliche, Lebendige zu ergreifen und ſich über einen Verluſt zu tröſten, der unwiderruflich war. Wie wir ihn dort unter jener Ulme erblicken, ſo wird ihn noch manche junge Sonne grüßen, ihn zum Leben erwecken und keinen Blick in ſeinem Auge finden, der ein heller Widerſchein ihrer Friſche und Klarheit wäre.

Doch allmälig rangen ſich in ſeinem Innern aus der Nacht des Schmerzes einige Gedankenatome zum Lichte des Bewußtſeins empor. Es ward heller in ſeiner Seele und die Vergangenheit und Zukunft ſchieden ſich in ſchärferen Zügen von einander. Die Hieroglyphen in dem Buche ſeines Lebens waren ihm kein Geheimniß mehr; er hatte den Schlüſſel ſeines räthſelhaften Daſeins gefunden und ein Entſchluß ſprang in vollem jugendlichen Muthe aus den unklaren Wirren ſeines Hauptes hervor.

Jeder Gedanke hat ſein Ziel und je reiner er iſt, deſto höher liegt es. Jede Sphäre, in welche ſich die Seele aufſchwingt, hat eine Hinterpforte, die zu einer erhabneren führt. An einen Kaufvertrag reiht ſich die Gewiſſenhaftigkeit, an dieſe die Ehrlichkeit, an ſie die innere Gerechtigkeit, an die Gerechtigkeit mittelbar oder unmittelbar alle Tugenden, die ihren Beſitzer nicht nur der Menſchen, ſondern auch der Götter würdig machen. So bilden ſich die Uebergänge aus dem Gewöhnlichen in eine höhere Ordnung der Dinge. Die Luft wird, je mehr man ſteigt, immer reiner und durchſichtiger und die Seele fühlt ſich dem Himmel verwandt.

zuerſt bei einer Parade, als die Parole ausgetheilt wurde, mit Erſtaunen herumreichte. Dieſen Brief ſoll der Major Werdeck an einen im Auslande lebenden Flüchtling geſchrieben haben. Er bietet ihm darin die Ergebenheit einer großen Partei in der Armee an und wünſcht die genauere Angabe der Zeit, wann man hoffen könne, loszuſchlagen. Eine Unterſuchung wird ſpäter folgen. Vorläufig iſt dem Major von Werdeck der Degen abgefordert worden . . .

Iſt es möglich! Aber Schmelzing?

Einige Neubündler leiden an dem Wahn, ſich periodiſch für Dichter zu halten. Schmelzing ſchrieb ihnen holprige Verſe ab, aber geſtern fand ich bei Schmelzing ein Billet des Majors, das unverfänglich und echt und irgend Jemandem, der es von dem Major empfangen hat, entwendet war. Schmelzing entriß mir den Fetzen, dem ich anſah, daß er ihn durch Fließpapier durchgezeichnet hatte, um ſich — in des Majors Handſchrift einzuüben . . .

Hackert! Sie ſind ein Hauptfänger! rief Par und ſtand aus ſeinem ſchwellenden Kiſſen auf. Aber auf dieſem Gebiete laſſen Sie weitres Forſchen! Die Armee wird ſchon Grund haben, Werdeck zu überwachen. Leſ' ich doch in dieſen Papieren, daß der Kommuniſt Louis Armand, den der Fürſt Hohenberg

jetzt gänzlich von sich entfernt hält, sogar mit Werdeck's Familie verkehrt, Zutritt in seinem Hause hat —

Er ist verwandt mit der Frau des Majors.

Und mit einem Pfarrvikar in Plessen bei Hohenberg, Namens Oleander... Das schwarze Kabinet in der Post überwacht die Korrespondenz, die an Louis Armand eintrifft. Diese Verfügung soll von hoher Stelle ausgehen. Man traut selbst Egon, dem gegenwärtigen Premierminister, nicht und kann der Besorgniß noch immer nicht entledigt werden, daß Fürst Hohenberg auf ein doppeltes Spiel setzt! Da ist an Louis Armand ein Brief aus Plessen gekommen, worin jener Pfarrvikar ihm sozusagen politische Aufsätze schreibt. Selbst von einem Bunde ist darin die Rede ...

Hackert gedachte des Bundes der Ritter vom Geiste, brach rasch ab und bemerkte auf Veranlassung des Pfarrvikars:

Guido Stromer steht auch auf meiner Liste. Streichen wir ihn nicht? Er soll den Titel eines Hofraths von einem kleinen Fürsten an der Donau erhalten haben. Der Minister dieses Fürsten ist von Frau von Harder darum angegangen worden. Auf der Straße sieht man den Hofrath Stromer in seinem neuen kostbaren Biberpelze nun wie einen Narren. Je-

des Mädchen macht ihn stutzig. Die Augen verdreht er wie ein Kalb und über die einfachsten Dinge soll er einen Schwall von Worten gießen, wie ein Ueberspannter . . .

In der Provinz wird Guido Stromer bewundert, sagte Par. Seine Aufsätze im „Jahrhundert" liest alle Welt. Jedermann will wissen, ob man ihm nichts von Guido Stromer erzählen könne — besonders die Damen —

O erzählen Sie ihnen doch, sagte Hackert, der in der That über Alles unterrichtet schien, daß dieser Hochfliegende die Seinen daheim in einem armseligen Dorfe sitzen hat, sein Amt von Oleander verwalten läßt und hier eine prächtige Wohnung bezog, die für ihn zwei Damen Wandstablers gemiethet haben — Sie kennen sie —

Die Wandstablers . . . vom Fürsten?

Die Dore ist im Palais geblieben — die Lore aber und Flore haben ein Stockwerk für sich allein gemiethet. Köstlich meublirt vermiethen sie es nun scheinbar an Hofrath Stromer, dem seine Ideen mit Gold aufgewogen werden. Er hat drei mit Sammttapeten geschmückte Zimmer der beiden Damen gemiethet und wohnt bei ihnen, man sagt, mit unverschlossener Verbindungsthüre. Sie müssen ihm jeden Morgen den

Kaffee in idealiſcher Tracht bringen, bald griechiſch, bald orientaliſch. Das Gefäß iſt von Silber und es iſt ſchon vorgekommen, daß er ſich des Morgens an der Wellenlinie einer neuen Milchkanne geſtoßen und aus beleidigtem Schönheitsgefühl lieber kein Frühſtück genoſſen hat. Die beiden Wandſtablers müſſen dann vor ihm knieen und mit einem eignen Tonfall bitten: Trink, Guido! Dann hält er ſeinen rothen Pantoffel über den Nacken der Flora, legt ſie in eine Attitüde, wünſcht ſich Bildhauer herbei und möchte die Gruppe ausgehauen haben —

O, rief Par, der ſich vor Lachen kaum halten konnte und etwas Sardanapaliſches in ſich ſelber aufgeregt fühlte, Das iſt ja auch prügelnswerth — woher wiſſen Sie denn dieſe Tollheiten?

Die Leute ſind ſehr unvorſichtig, ſagte Hackert. Sie wechſeln alle acht Tage mit ihren Dienſtboten. Der ſchwärmeriſche Ex-Geiſtliche will nur Ideale zur Umgebung haben und doch ſind die Wandſtablers eiferſüchtig. So gibt es ewig Zank, unaufhörlich Abſchied, folglich Geſchichten. Wenn dieſer große Mann ſich nicht bei Zeiten beſinnt, kann es noch dahin kommen, daß ihn die beiden Demoiſelles jeden Abend gemeinſchaftlich durchwalken, während Hunderttauſende bewundernd ſeine Artikel leſen.

Par hatte an diesen Schilderungen, die Hackert mit aller Anschaulichkeit fortsetzte, seinen Spaß. Er mußte nun aber in seinen Dienst und sich ankleiden. Er lobte Hackerten für seine eben so reichhaltigen wie amüsanten Mittheilungen. Er hatte Stoff, nun wieder seinen Vorgesetzten zu unterhalten. Dieser unterhielt dann wieder seinen Vorgesetzten. Dieser wieder den seinen und so fehlt es in einem geordneten Staatswesen nicht an harmonischem Zusammenhang und prächtig schließenden Kettengliedern. Geld lehnte Hackert heute wieder ab. Er sagte, er hätte dessen noch hinlänglich . . .

Hackert's heit're Laune, die acht Tage lang von dem wundärztlich Zipfel'schen Ehepaar bewundert wurde, schien nur einigermaßen getrübt, als er nach Hause zurückkehrte und die Frau Wirthin etwas schmollend von — durchnäßten Fußböden anfing. Durchnäßt waren die Fußböden in Hackert's Zimmer durch nasse Tücher, die er sich Abends wieder um sein Bett legen mußte . . . Sein Vater hatte ihn nach den Eisenstäben der früher von ihm bewohnten Zimmer gefragt und mit Schaudern und Wehmuth von seiner Mondsucht gehört . . . O, hatte er ihm seufzend gesagt, mein Sohn, auch darüber sollst du Aufschluß haben, wenn es Zeit

iſt, dir Sie zu nennen, die dir das Leben gab! Ich bin Schuld auch an dieſem grauenvollen Uebel! Und als der Sohn darüber erſtaunte, hatte Zeck erklärt: Dunkel und tief iſt das Reich der Natur. Wie ich dich ſo wiederfinde, mein Sohn, biſt du wie unmittelbar erſt aus der Hand der Schöpfung hervorgegangen. Du biſt noch wie ein Kind vor Angſt und Gelüſt. Ein Zauberer würde dich erziehen mit Hülfe eines reinen Lichtweſens, das unter Muſik aus den Wolken ſteigen und dich ſänftigen müßte. Ach, deine Eltern ſind dein Schickſal! Wo anders her kann es kommen, daß dich ein ſchlimmer Geiſt der Unruhe mitten im Schlafe befällt und dich dir ſelber unbewußt von deiner Schlummerſtätte treibt, woher anders, als daß deine Mutter in jener Nacht, als ſie dich unter dem Herzen trug, von einem Entſetzen ergriffen war — einem Entſetzen — doch genug —!... Hackert hatte auch nicht forſchen mögen. Er ehrte den Wunſch ſeines Vaters, ihm mit allen ſeinen Enthüllungen Zeit zu laſſen. Und einſtweilen hatte der wunderliche Alte mit dem Sohne faſt einen ähnlichen Pakt eingegangen, wie mit Auguſte Ludmer, die er nach ſeinem feſten Glauben zu einem Engel umgewandelt hätte, wenn ihm nicht Mangold und die Intrigue ſeiner Feinde den Rettungsplan zerſtört hätten. Auch ſo, ſagte er ſich oft zum Troſte, auch in

dieſem Irrſinn, der ſie dahin raffte, war ſie reiner denn vordem. Was iſt Irrſinn? Wer deutet dies Dunkel? Auguſte kam ihm immer nur wie im weißen reinen Gewande vor die Seele, nicht als die verworfene Sünderin. Grade daß ihr der Himmel den irdiſchen Verſtand nahm, machte ihm in der Erinnerung den Eindruck, als hätte ſie eben die Sprache des Urgeiſtes ſchon reiner verſtanden als die vernunftklaren Menſchen.

An Paul, ſeinem Sohne, entdeckte Zeck freilich bald alle moraliſchen Fehle und ſchauderte vor ſeinem geiſtigen Tod. Er hatte gefürchtet, in ſeinem Kinde, wenn es noch lebte, vielleicht einen gemeinen Verbrecher zu finden. Das war Hackert nicht. Er hatte aber, wie Zeck ſagte, an ſeiner Seele tiefen Schaden gelitten und bewies ihm dies, als Hackert ihm geſtand, in welchem Incognito, vor aller Welt verborgen, er lebte. Ein Spion, hatte er ihm geſagt, allmächtiger Gott! Ein Spion iſt nach meinem Begriffe eines der elendeſten Geſchöpfe der Welt! Du biſt in dieſe Bahn gerathen aus ſittlichem tiefſtem Verfall. Du liebteſt nur ſinnlich. Dieſer Schlurck hat durch ſeinen Leichtſinn und ſeine Schwäche, die er Herzensgüte nannte und die es wohl auch iſt — denn, ewiger Gott, ſchaltete Zeck ein — die Geheimniſſe der Seele ſind unergründlich! — durch

dieſe Miſchung von Gut und Böſe hat er dich um dein wahres geiſtiges Wachsthum gebracht. Deine Seele, mein Sohn, kommt mir vor wie jenes Tuch, das einſt dem Apoſtel Petrus in der Stadt Joppe vor den Augen vom Himmel nieder gelaſſen wurde. Darin ſah er allerlei Gethier der Erde, ſchlimmes Gewürm, aber auch Vögel des Himmels. Und er hörte eine Stimme, die ſprach zu ihm: Stehe auf, Petre, ſchlachte und iß! Petrus aber ſprach: O nein, Herr; denn es iſt nie Gemeines noch Unreines in meinen Mund gegangen. Aber die Stimme antwortete Petro zum andern Male vom Himmel: Was Gott gereinigt hat, Das ſoll dir nicht gemein ſein. Das geſchah aber dreimal und als Petrus vom Geiſte getrieben war, eben der Stimme zu folgen, da ward Alles in dem Tuche wieder hinauf gen Himmel gezogen.

Hackert hatte dieſe und ähnliche Reden ſeines Vaters, die er von einem Andern nicht ohne Lachen würde haben vernehmen können, ruhig und befremdet hingenommen. Er fühlte, daß grade ſein Herz ein ſolches Tuch voll unheimlicher wimmelnder Unruhe und ängſtlichſten unreinen Lebens war. Murray aber nahm ihn noch, wie er war und ohne daß er einzuräumen brauchte, er ſollte ſich verachten oder haſ-

ten. Der Vater beſchloß, ihn gewähren zu laſſen, ſo lange er wollte und wie er wollte. Fahre in deinem Leben ſo fort, ſagte er. Verlange Geld von mir! Ich bin nicht reich und würde die große Bürgſchaft des edlen Otto von Dyſtra nicht ſogleich haben leiſten können, aber ich habe ſo viel, um leidlich auszukommen. Und verſprich mir, jeden Morgen aufrichtig zu erzählen, was du am Tage vorher gethan, wofür du Geld ausgegeben, was du mit Par verhandelt haſt! Ich werde dich über Nichts tadeln, ich verſichre dich, mein Sohn, über Nichts. Ich werde auch Nichts verrathen. Aber die Nothwendigkeit, dich auszuſprechen, wird dir lehrreich ſein. Du wirſt dadurch, daß du nicht Alles in dir erſterben, erſticken läſſeſt, dein Herz zum Gegenſtande deiner längeren Betrachtung wählen und dir ſelbſt in's Auge ſehen. Wo ein Geiſt der Spiegel des andern iſt, findet ſich der Eingang zur Wahrheit... Und für ſeinen ängſtlichen Zuſtand des träumenden Wandelns und Aufſtehens gab ihm der Vater den einfachen und praktiſchen Rath, ſein Lager mit jenen Tüchern zu umlegen, die Frau Zipfel ſo ärgerten. Lächelnd und milde ſagte der Vater: Sieh, Fritz — ich nenne dich ſo lieber, als Paul — ſieh, Fritz, da erſchrickt ſogleich der nackte Fuß und es be-

darf der eisernen Riegel und Stangen nicht, die ja an ein Gefängniß erinnern.

Unmuthig über die Neugier seiner Wirthsleute ging Hackert eben in die Brandgasse zu seinem Vater. Er hatte, ihm gegenüber, ein Beichtbedürfniß bekommen, das seine ganze Seele erweiterte und leichter athmend machte. Er reflectirte zuweilen schon ohne Spott. Er urtheilte objectiv nach üblichen Voraussetzungen. Murray konnte erwarten, daß er sich bald von selbst von seiner gegenwärtigen Bahn abwenden und ganz an seinem warmen Vaterherzen vielleicht aufthauen würde.

In der That war Louise Eisold im Begriff, in den dem Schlosse Buchau nahe gelegenen Ort gleiches Namens zu reisen und ihre Geschwister mitzunehmen. Es drängte sie fort von hier und selbst der rauhe Winter schreckte sie nicht. Sie hatte Hackert wiedergesehen, ihn weicher, sanfter gefunden — von seinem Verhältniß zu Murray erfuhr sie nicht die volle Wahrheit — ihre Neigung für den dämonischen Jüngling war trotz seiner Beziehung zu Par gestiegen. Da sie aber sah, daß nur Mitleid, nicht Liebe für sie in diesem Herzen schlug, nahm sie den Vorschlag Otto von Dystra's an, der sie besuchte, die Kinder kleiden, reichlich ausstatten ließ, ihr Mittel, soviel sie nur wünschte, zu Gebote stellte. Auch Dankmar Wildun-

Dies ist der schwierigste Weg zur Tugend. Dem, der ihn wandelt, bleibt dabei Jedes überlassen, nur der richtige Takt und sein guter Wille bieten sich ihm zum Führer an. Jeder Gang über die belebte Gasse, jede Visitenkarte, die an unserm Spiegel steckt, jedes kleinste Ereigniß des alltäglichen Lebens ist ein Hinderniß, das uns in einem Augenblicke zahllose Stufen tiefer abwärts verlocken kann. Nichts bleibt so schwierig, als die Beziehung des Zufälligen auf das Wesentliche, als die Ausgleichung der Regel mit ihren scheinbaren Ausnahmen. Und dennoch haben die civilisirten Völker diesen Weg zur Tugend eingeschlagen. Die Eindrücke welche die Außenwelt auf sie macht, sind mannichfach und unabweisbar. Man kann nicht alle Dinge allein um der Tugend willen thun; wir müssen uns darauf beschränken, daß die Dinge nicht ohne die Tugend gethan werden. Es ist sehr schwer, in Europa ein redliches Herz zu haben, aber wenn man es hat, so ist damit ein großes Verdienst und ein großes Glück verbunden. Soll der Tugendhafte dem Leben entsagen? Soll er die Freude an glücklichen Unternehmungen, an siegreichen Anstrengungen wie Farbenstaub von seinem Dasein streifen? In Europa ist die Resignation niemals eine Tugend gewesen.

Die geistlichen Völker in dem Aufgange der Sonne haben eine andere Lebensgewohnheit. Ihre Beschäftigung ist eine angeborne Ueberlieferung, keine Verwickelung; ein Privilegium, das die Natur ausstellte und weder überschritten, noch von Andern gefährdet werden darf. Ja, eine große Masse von Menschen hat nicht nur das Recht der Arbeitslosigkeit, sondern auch eine fortwährende Anweisung auf den Ertrag der fremden Hände. Hier läßt sich aus der Tugend

gen gehörte zu Denen, die ihr zusprachen, nach Buchau zu reisen. An eine Erfüllung der Wünsche des innigst betrübten Mangold dachte sie nicht. Auch saß ja noch der gute Danebrand . . .

Dankmar und Hackert trafen nicht zusammen. Jenen machte die zweite verlorne Instanz seines Prozesses menschenfeindlich und düster. Er bedurfte recht der endlichen Ankunft seines Bruders Siegbert, um von seiner eisigen Verstimmung aufzuthauen. War auch die erste Stunde ihres endlichen Wiedersehens durch das Andenken an die verstorbene Mutter getrübt, so heiterte sich doch Dankmar's Stirn auf, als Siegbert von Plessen, von Randhartingen und vor Allem vom Ulagrunde erzählte. Seine Angst, der Bruder möchte von Selma liebend befangen sein, hatte sich gemildert, seit ihm Dystra den Brief zeigte, den Siegbert ihm über Olga und die Fürstin schrieb. Es leuchtete aus ihm unverkennbar das Interesse für Olga, den naiven, leider in eine gefährliche Schule gerathenen schönen Flüchtling hervor. Dankmar fragte nach Selma und hörte das Erfreulichste; der Zusatz, daß Selma ihm, dem Erzähler, abgeneigt wäre, machte ihn lachen und er gestand dem Bruder, daß in all seine innere Finsterniß der Gedanke an diese Begegnung mit Ackermann und dem Knaben Selmar ihm doch wie

ein mildes Sternenlicht flösse. Erstaunen erregte ihm freilich anfangs die Mittheilung, daß Ackermann und Selma nie lange von ihm gesprochen hätten, ihn vielleicht gar nicht gründlicher kannten. Dann aber besann er sich und sagte lachend: Himmel, das ist ja natürlich! Sie halten mich für den Fürsten Egon!

Es versteht sich von selbst, daß Dankmar kein Recht zu haben glaubte, irgendwie Selma, die ihm als Ackermann's Tochter völlig Fremde, an sich zu erinnern. Auch Siegbert schrieb wol nach Hohenberg, aber nur an Oleander, mit dem sich ein inniger und gedankenreicher, wie wir sahen, leider schon bewachter Briefwechsel entspann. Louis Armand, der fast nur in seiner Werkstatt zu treffen war, tauschte mit Oleander nicht nur Gedichte und ästhetische Ansichten, sondern auch die Freude, ihn in den Kreis der Ideen eintreten zu sehen, der die Freunde verband. Je länger Oleander die Geistesleere und eitle Gesinnung der Vornehmen beobachtete, mit denen ihn die Winterzeit zusammenführte, je mehr er sich an Ackermann's klarer und ruhiger Objectivität stärkte und erhob, deste bekehrter fühlte er sich zu jenen Ansichten, die er früher mehr mit Gründen des Gemüths, ja wie er sich gestand, auch mit dem Vorurtheile eines gewissen Gelehrtenstolzes bekämpft hatte.

Während Dankmar ungetheilt strebsam arbeitete, wollte Siegbert auch wieder bei Professor Berg seinen alten Platz im Atelier einnehmen, wurde aber freilich durch die Beziehung zu Otto von Dystra, zu Rudhard und vor Allem zur Fürstin Wäsämskoi in seinem Schaffen oft gestört ...

Die Fürstin Adele Wäsämskoi hatte in der That mehr durch den Gegendruck ihres Kindes, das ihr plötzlich unter der Hand so jungfräulich sich entwickelte, als durch eigne bewußte Gefühlswärme für Siegbert Wildungen eine leidenschaftliche Neigung gefaßt. Im ersten Augenblick der Abreise Siegbert's gerieth sie in Verzweiflung. Sie glaubte, diese Abreise stünde im Zusammenhange mit Olga's Flucht. Als sie aber gewiß war, daß Olga bei ihrer Schwester, Siegbert auf dem Lande war, kämpfte sie mit dem Plan, ihn zu überraschen. Ihre Briefe, in denen freilich ihr Stolz und ihr Schicklichkeitsgefühl sich nichts vergab, waren voll Neckereien, sie werde ihm folgen, sein Treiben untersuchen, seine neuen Bekanntschaften prüfen. Dann aber zerstreute sie Otto von Dystra's Ankunft und das Studium dieses sonderbaren Charakters. Das innerste Wesen dieses Mannes war, schien es, die Universalität. Ein echter Sohn des neunzehnten Jahrhunderts begrüßte er jede nur irgendwie über das

Gewöhnliche hervorragende Lebensäußerung wie ein Phänomen, das sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Mit Leidenfrost, den er einst aus Polen als Bedienten entführt hatte und den er als so vielseitig gebildeten Geist wiederfand, konnte er die bizarrsten Ideensprünge versuchen, mit Rudhard philosophiren, mit Daukmar über Rechtsfragen, mit Louis Armand über die Gewerbe reden, er war die verkörperte geistige Gourmandise dieser Zeit. Er schlürfte Alles ein, was die Zeit an seltsamen Gestaltungen bot. Er sammelte Kupferstiche mit Gelbsattel, Autographen mit Boland, Münzen, phrenologische Abgüsse, Alterthümer mit einer Menge von alten und neuen Bekanntschaften, die ihm alle selbst wieder von psychologischem Werthe waren. Sein Ideal waren Kongresse, große Industrieausstellungen, gemeinschaftliche Reisen, Vereinswirksamkeiten aller Art, wobei ihm selbst der Sozialismus Bedeutung gewann und überhaupt die Ideen der Neuerung nichts Schreckhaftes boten. Sein Tisch war von Prospekten, Aktien, Cirkulären zu Unterschriften nie leer. Jede angekündigte Schaustellung mußte er sehen, jede berühmte Persönlichkeit sprechen und sollte er sie mit seinem verwachsenen, aber behenden Körper erst unter einem Dache aufsuchen. Tystra war ein liebenswürdiger Mensch, voll Gemüth und

Verstand, duldsam, theilnehmend an jedem Schmerz, hülfreich, wo er konnte. Für jeden Angriff hatte er eine Vertheidigung, für jeden Irrthum eine Entschuldigung. Die Frauen stritten um ihn, weil er witzig, voll treffender und doch Niemanden verwundender Einfälle war. Man machte ihm Geschenke, neidete sich um seine kleinen Billets, die immer einen witzigen Einfall brachten, und dennoch versank er nicht in Egoismus, sondern gehörte dem Allgemeinen. Auch gegen die Fürstin war der Freund ihres verstorbenen Gatten voller Aufmerksamkeit und ließ sie nicht im Mindesten fühlen, daß Rudhard, im Drange der Aufrichtigkeit, ihn, als einen edlen Menschen, den man nicht täuschen durfte, über den Stand der ganzen Familie au fait gesetzt hatte. Auch Anna von Harder, die den Winter in der Stadt wohnte, lernte Dystra kennen, obgleich die Musik das Einzige war, dessen Organ ihm zu fehlen schien. Dennoch trug er viel dazu bei, daß die Fürstin sich Anna immer inniger anschloß. Anna weckte wieder die musikalischen Talente der jungen Frau, die eingeschlummert waren. Sie gab ihr Anknüpfungen für das Bedürfniß, aus einer gewissen geistigen Ohnmacht herauszukommen und sich in klaren Empfindungen zu stärken... Anna von Harder hatte nichts, was im Mindesten an das Bestre-

den erinnerte, für ihre, allerdings mehr religiöse, als poetische Weltauffassung Proselyten zu machen, aber diese Proselyten kamen von selbst. Ihre Ruhe, ihre erprobte Kraft im Dulden, ihre heitre Gottergebenheit und das emsige Walten um den weltscheuen, nur seinem Berufe und seinen Liebhabereien lebenden uralten Greis, ihren Schwiegervater, den wir bald näher kennen lernen werden, gaben ihr das Wesen eines so festen Mittelpunktes, daß sie unwillkürlich magnetisch anzog und sich eine Menge kleinerer, schwächerer Naturen an sie ansetzten. Die Fürstin Wäsämskoi gefiel sich alle Mal darin, von ihr wie ein Kind behandelt und wie neu erzogen zu werden und Rudhard, so sehr er der Geistesrichtung Anna von Harder's abgeneigt war, ließ Das gehen. Er störte sie nicht. Sah er doch, wie beruhigend dieser Umgang wirkte, wie der aufgeregte Vulkan ihrer Gefühle nachließ zu kochen und zu drehen. Er sah, wenn er an die Verirrung von diesem Herbste dachte, schon nur noch die Asche davon.

Nun kam freilich Siegbert zurück! Er war durch den Trauerfall, durch den Aufenthalt unter bedeutenden Menschen und die Abwechselungen der Reise männlicher, gereifter geworden. Er hatte immer etwas von jenen sanften, bestrickenden Männernaturen, die man mit den Christusköpfen vergleicht und sah

dem Heilande, wo er mit blondem Haar dargestellt wird, in der That so ähnlich, daß ihn jede am Manne Gemüth und Nachgiebigkeit, nicht Witz und Thatkraft allein schätzende Frau hochverehren und lieben mußte. Aber nun war er männlicher denn je. Otto von Dystra erkannte seine siegende Wirkung auch sogleich und machte sich ihrer in Siegbert's Gegenwart kein Hehl...

O mein Himmel, sagte er ihm mit der größten Aufrichtigkeit, als er neben ihm im Hotel de Rome um einen Kopf niedriger auf dem Sopha saß (Dankmar'n, der ihn einführte, gegenüber), o mein Himmel, was ist Das für ein ungleicher Wettkampf! Es gab Zeiten, wo ich den ansprechenderen Erscheinungen meines Jahrhunderts beigezählt wurde. Sie sind noch nicht gar zu lange vorüber; aber ich habe in dem Sande Arabiens und in Nubiens Wüsten zu schlechte Haar- und Hautpflege gehabt. Ich bin eine etwas lederne Mumie geworden und kokettire eigentlich schon mit meiner Glatze à la père Enfantin. Ich verdenk' es Olga nicht, daß sie Geschmack hat und jedenfalls ist die jetzige Chance, daß sie sich in Sie, Wildungen, verliebt hat, doch noch viel vortheilhafter für die Familie, als wenn wir in Odessa erlebt hätten, sie hätte sich liebend für irgend einen jungen tscherkessischen Häuptling erklärt und ihrem Kaiser die Schmach

angethan, mit irgend einem Schamyl in den Kaukasus durchzugehen.

Siegbert sprach sich auf diese Selbstpersiflage offen dahin aus, daß er kaum annehmen dürfte, Olga würde in den Zerstreuungen Italiens und bei den eigenthümlichen Auffassungsweisen ihrer Tante lange ihm die Gesinnung erhalten, deren sie ihn hier gewürdigt hätte. Und Tankmar meinte gradezu, es ginge das Gerücht, der Maler Heinrichsen wäre der Freund und Begleiter der Frau Gräfin d'Azimont und noch stünde es dahin, ob nicht sein gewählter Geschmack dabei eigentlich Olga im Auge hätte. Doch wurde diese verschnelle Aeußerung Veranlassung, daß Dystra sagte:

Nein, nein! Man irrt in allen diesen Voraussetzungen. Lesen Sie, was Olga hierüber an Rudhard geschrieben hat. Es ist ihr zweiter Brief, originell wie der erste und in der festgerannten eigenthümlichen romantischen Auffassung wiederum komisch genug. Ich gestehe dabei freilich, daß das Burleske in dem Gegensatz zu dem prosaischen nüchternen und aller Schwärmerei baaren und abholden Erzieher liegen mag.

Lieber Papa Rudhard, schreibt sie, lesen Sie!...

„Lieber Papa Rudhard, dein Brief wurde uns nach Rom gesandt, in diese große und allmächtige Stadt, die Gott der Herr mit allen seinen himmli-

schen Heerschaaren selbst erbaut zu haben scheint. Hier ist nichts Gemeines! Hier ist Alles groß und unsterblich! Ach, Papa, ich las deine Warnungen und guten Lehren mit der Geduld, die man fühlt, wenn man Menschen reden hört, die Italien nicht gesehen haben. Es ist grade, als wenn du mir vom Nutzen eines transportablen Ofens sprächest und mir Vorwürfe machtest, daß ich nach Rom trotzdem, daß wir eine Espece von Winter auch hier haben, keine nordische Feuerung mitgenommen hätte. Ich bin, seit ich Italien sehe und alle diese herrlichen Kirchen, diese Villen, diese Paläste und den Baldachin des blauen Himmels und die dunkle Azurfläche des großen Meeres, mit Euch Allen eigentlich versöhnt und fühle nur noch Mitleid, keinen Haß mit Euch. Mein Tagebuch wird Euch vielleicht einst die Empfindungen sagen, die ich an jeder berühmten Statue, an jedem bewunderten Bilde, das ich sehe, in meinem Herzen belauschte. Ich ergreife alle Gelegenheiten, etwas zu lernen und antworte den dummen Stutzern, die uns besuchen und den Hof machen — es drängen sich in allen Städten besonders die Engländer und Russen an uns — immer mit antiquarischen Gegenständen, wodurch sie sich sogleich entfernen, wie Ungeziefer vor scharfen Gerüchen. Ich finde, daß ich dadurch vielen

Vortheil vor andern Mädchen voraus habe, die sich nur darin gefallen, von hundert Männern immer dieselben faden Schmeicheleien zu hören. Diese Frauen sprechen immer nur von Musik, von schönen Gegenden, von guten Gasthöfen, ich aber lese Homer und Virgil und spreche dann auch darüber, was die Elegants nicht gut vertragen können. Natürlich wollen sie dann nicht ganz dumm erscheinen, aber sie wissen nur über England und seine Staatsverfassung, über Rußland, den Kaiser und das Militär zu sprechen, was ich ruhig, aber kalt anhöre. Baron Krutusoff führt mich jetzt durch die Museen und muß mir Alles sagen, was er über die Museen von Paris und Wien gelernt hat. Ich erstaune oft, wie unterrichtete Menschen, und ein solcher ist Krutusoff doch schon, dennoch so fade sein können und einer jungen Frau gegenüber immer sogleich ihren Verstand verlieren. Die Tante hört, weil sie schon sehr viel weiß, diese Schmeicheleien ruhig mit an."

Weil sie schon sehr viel weiß! unterbrach Dystra lachend die Naivetät auch dieses Briefes. Dankmar und der Baron mußten Siegbert um Verzeihung bitten, der lächelnd erwiderte:

Wie könnt' ich über diesen Spott empfindlich sein! Ich habe Olga nie anders betrachtet, als wie ein

ein Geschäft machen. Man kann ein ganzes Leben auf die Fortschritte in der Sittenreinheit wenden und jeden Aberschlag zu einem unmittelbaren Gottesdienste machen. Jeder gute Vorsatz reicht schon hin, den himmlischen Lohn dafür zu empfangen, weil man sich keinen Klippen aussetzt, an denen er scheitern könnte. Der asiatische Priester lehrt: Richte jeden deiner Gedanken in gerader Linie auf die Gottheit und wache darüber, daß dich nichts darin unterbreche! Hier scheint der Weg zum Himmel kurz; aber er wird unendlich, weil man jeden Zoll auf ihm mißt und zu jeder zurückgelegten Linie die Frist eines Jahres bedarf.

Maha Guru's erstes und zweites Leben trug alle Elemente zur Beschaulichkeit in sich. Die Einsamkeit nährte jenen Hang an den Geheimnissen des Himmels, denen man sich nur durch Intuition weihen kann, wenn Kraft und Gelegenheit mangeln, ihre Räthsel durch die Wechsel des Lebens zu lösen. Maha Guru stand jetzt als Mensch so allein, wie einst als Gott. Der Kreislauf seines Lebens schien vollendet; von wo er ausgegangen, was hielt ihn zurück, dahin wieder zurückzukehren? Das Leben ist der Traum einer jenseitigen Vergangenheit, welchem uns die Geburt entriß und der Tod wieder zurückgibt. Die Gottheit drückte einst bei dem ersten Eintritt in diese Welt einen Kuß auf unsere Stirn und ihre Arme bleiben liebend ausgebreitet, bis wir, den Himmel ahnend, in sie zurückkehren.

Zum letzten Male rief Maha Guru seine Diener zusammen. Er sagte jedem ein Wort der Erbauung und denen, welche weinten, ein Wort des Trostes. Er nahm Abschied von allen theuern Gegenständen, welche ihm seine Wohnung zu dem liebsten Heiligthume gemacht hatten; selbst die Thiere,

gutgeartetes Kind, dem man nur Zeit laſſen muß, ſeinen Weg zu gehen.

Darauf hin, ſagte Dyſtra Beifall nickend, iſt Ihr Bruder ſo gütig und fährt fort.

Dankmar las:

„Die Tante wird, weil ſie ſchön und gut iſt, von den eitlen Männern ſehr beläſtigt, aber ſie lebt nur ihren Erinnerungen und ihrem Schmerze. Oft beobacht' ich ſie im Traume und höre, daß ſie ſtill für ſich hinſeufzt und ruft: Mein Egon! Mein Egon! Dann weint ſie und ich weine mit ihr, weil ich ſie ganz verſtehe und ihr Schickſal in dem Leben ſelbſt, in der Natur und in der Kunſt wiederfinde. Denn alles Schöne iſt traurig, ihr Menſchen! Immer, wenn ich ſehe, daß Andre bewundern, möcht' ich weinen. Die ſchönſten Madonnen und die edelſten Phyſiognomieen unſres Heilandes ſagen alle: Unſer Erbtheil iſt der Schmerz und auf den weiten Ebenen, wo Kirchen, Kapellen, Ströme, Felder und Wälder ſichtbar ſind, liegt eine Melancholie ausgebreitet, die mich an meine früheſte Kindheit erinnert, wo mir innerlich etwas wehe that, ich wußte nicht was, wo ich weinen mußte, ich wußte nicht wie, und wo ich nur Eines klar verſtand: Deinen Tadel, Papa Rudhard, deine ſchneidenden Proteſte gegen meinen ſtillen Hang zur Einſamkeit!"

Dankmar mußte inne halten und voll Ueberraſchung Dyſtra und den Bruder anblicken . . .

Charmant! charmant! ſagte Dyſtra beiſtimmend und faſt von aufwallender Liebe bewegt. Drei Männer, ſo die Entwickelung eines Mädchens kritiſirend, boten Siegbert faſt den Stoff eines Gemäldes. Er ſelbſt blickte tief innenwärts und gedachte des Augenblicks, wo dies träumeriſche Kind einſt an ſeine Bruſt ſank und mit den großen braunen Augen ihn wie in eine unergründliche Tiefe blicken ließ. Dann horchte er dem Folgenden:

„Viel Belehrendes über das Schöne erfuhr ich auch von Heinrichſen, der ein berühmter Maler iſt und uns in Mailand begegnete, weil er auch nach Rom reiſt. Dieſer Mann iſt ſehr ſchön und ich höre ihn gern reden, weil er Kenntniſſe und Witz beſitzt. Auch lieb' ich an ihm, daß er . . ."

Leſen Sie's nur! rief Dyſtra dem ſtockenden Dankmar zu, der Siegbert ſich entfärben ſah . . .

„Ich liebe an ihm, daß er der Freund meines Freundes iſt" . . .

Das geht doch noch! ſagte Dyſtra und nickte Siegbert zu.

Siegbert fand, um auszuweichen, es vollkommen im Charakter Heinrichſen's, ſich bei Olga unter

dem Schutze einer Lüge einzuführen. Mein Freund! sagte er staunend.

„Die Tante, fuhr Dankmar zu lesen fort, ist gegen Herrn Heinrichsen kühl und gleichgültig. Er muß uns jetzt in Rom, wo wir ihn wiedergefunden haben, oft den Shawl und die Opernglaser tragen. Ich glaube, daß er dies, so lächerlich es ist, gern thut, weil er die Tante liebt. Aber die gute Helene wird nie mehr lieben. Ihr Andenken ist dem unvergeßlichen Egen geweiht, den ich doppelt und dreifach hasse, weil er so viel Zärtlichkeit mit Geringschätzung erwidern konnte. Oft weint meine gute Helene, nimmt mich dann auf den Schooß und erzählt mir, worin Alles Egen so liebenswürdig gewesen ist. Seine Seele war kindlich und rein, spricht sie dann, er tändelte durch's Leben und Alles, was er wie im Spiele ergriff, hatte hohe Bedeutung. Ich weiß es auch, wenn ihn jetzt der Beifall eines ganzen Volks begrüßt und sein König ihm gestattet, alle Orden der Welt zu tragen und ihm den besten, den er selbst besitzt, umhängen mag, sein Herz wird nicht Ruhe haben. Ich weiß es, selbst im Besitz der schönen Melanie wird ihm oft weh um sein Inneres werden und in stillem Schmerze wird er ausrufen: Helene! Helene! Und dann tröst' ich sie, so gut ich es kann, indem ich ihr

von den Schickſalen Valentinen's, Indianen's, Fauſtinen's erzähle. Auf alle dieſe edlen Frauen, deren Leiden Georg Sand und die deutſche Gräfin beſchrieben haben, ſenkte ſich das himmliſche Manna der Ergebung und Erlöſung herab. Ach, Papa Rudhard! Warum zürnſt du ſo den Mönchen und Nonnen! Klöſter hab' ich geſehen, Klöſter ... mit Gärten, mit kleinen Cellen, mit heiligen Kirchen, in denen die Lichter brennen und Weihrauchdüfte die Seele emporziehen. Ach! ſo einen ſtillen Platz wie in Florenz und Genua oft die frommen Schweſtern haben, Weinranken um das kleine Fenſter, jeder Schweſter ein Blumenbeet gehörend und das Alles jetzt, wo bei Euch der Winter ſchon tobt, noch ſo frühlingsfriſch, ſo maiblühend ... ich bin gewiß, die Tante bliebe in einem ſolchen Kloſter, wenn ſie nicht in Paris noch gebunden wäre"...

Aha! ſagte Dyſtra, Das iſt das bekannte Ende! Das arme Kind wird methodiſch ruinirt!

Aber Bitte! ſagte Siegbert. Das noch einmal! Gebunden in Paris?

Tankmar und Dyſtra mußten geſtehen, daß der Ausdruck: „Wenn ſie nicht in Paris noch gebunden wäre" für eine eheliche Verpflichtung ein Triumph der modernen geſellſchaftlichen Freigeiſterei war. Siegbert aber im Stillen war über die Kloſterſchwärmerei

ſeiner Olga doch tief ergriffen; denn er fühlte, daß dieſem Triebe alles Das zum Grunde lag, was ihn ſelber beſeligte, mochte er auch mit Klöſtern nur in äſthetiſcher und kunſtidealer Verbindung ſtehen.

Wir ſind ſogleich zu Ende, ſagte Dankmar und ſchloß die Vorleſung:

„Ich wünſche Rurik und Paulowna die beſten Weihnachtsgeſchenke und bitte dich, Papa Rubhard, aus meiner Sparbüchſe etwas für ſie zu kaufen. Herr von Dyſtra hat ſie, wie ich höre, ſehr reich beſchenkt. Es iſt die Art der Menſchen, die“ . . .

Leſen Sie nur! ſagte Dyſtra, als Dankmar ſtockte . . .

„Es iſt die Art der Menſchen, die nicht durch ſich ſelber Intereſſe einflößen können“ . . .

Abſcheulich!... Dyſtra trat vor den Spiegel, ſeine Toilette muſternd und auf den Fußſpitzen ſich erhebend . . .

„Sich auf die Wirkung ihrer Geſchenke zu verlaſſen. Wenn dieſer Herr glaubt, dadurch auf mich vortheilhaft zu wirken, ſo bedaur' ich die Verblendung. Nach Allem, was ich von dem Baron höre, glaubte er in mir ein Kind zu finden, das ihm für ſeine Liebe die Hand küſſen würde. So habt ihr mich ihm dargeſtellt... nein, ich will dieſe Zeilen mit keinem Mis-

ten ſchließen. Sie kommen aus dem Lande der Harmonieen! Grüßt Die, die mich verſtehen! Und wo meine Seele weilt, weißt du, Vater Rudhard! Ein Gott und eine Liebe! Das iſt der Wahlſpruch Eurer Olga Wäſämskoi."

Als Dankmar geendigt hatte, bemerkte Dyſtra, zu Siegbert gewandt, der nachdenklich das Haupt ſtützte:

Sie werden geſtehen, daß mich dieſe kleine Emanzipirte ſehr falſch beurtheilt, wenn ſie glaubt, daß ich nur gemeiner Empfindungen fähig bin! Gibt es etwas Heroiſcheres, als den Reiz, den mir dieſer allerliebſte Flüchtling verurſacht, unterdrücken und dem Manne, dem ſie ihr Herz ſo offen und frei anträgt, den ganzen Einblick in ihr Inneres zu gönnen, ja daſſelbe ihm darzubieten? Ich bitte mir aus, daß Sie einen Dichter für dieſen Gegenſtand intereſſiren!

Herr Baron, ſagte Siegbert und drückte dem wirklich trotz der Ironie bewegten Dyſtra die Hand, ich ſelbſt werde volle Kraft beſitzen, dieſe Neigung in mir zu erſticken. Wenn Olga unter allen Schmeicheleien, denen ſie ſich durch ihren gewagten Schritt ausgeſetzt hat, die Aegide einer ihr heiligen Neigung durch mich ſich ſchmiedete, ſo iſt Das auf dem gefährlichen Boden, Heinrichſon gegenüber und in der Umgebung der excentriſchen Helene, vorläufig vortheilhaft. Ich bin der

Stab, an dem das Pflänzchen aufwachsen mag. Ist es erstarkt, so wird es Ihnen ohne mich blühen. Warum sollten Sie nicht der Gatte Olga's werden? Es wird so kommen, nicht anders und seien Sie versichert, Ihre Güte, Ihr Vertrauen ist an keinen Unwürdigen verschwendet . . .

Dystra schien nicht ohne Trauer. Offenbar waren seine Scherze über dies Verhältniß nur Deckmäntel seiner wahren Gesinnung, die in der That in alle Dem, was der dem Sonderbaren geneigte Mann von Olga erfuhr, einen lebhaften Stachel seines Interesses fühlte. Er hörte aber darum nicht auf, den Brüdern Wildungen mit voller Seele anzugehören und wurde nicht nur ihr „Freund", wie der oberflächliche Ausdruck der großen Welt wohl lautet, sondern ihr geheimster Vertrauter und ihnen auch der Gesinnung nach wenigstens gleichgestimmt, wenn auch sein Scepticismus keine politische Schwärmerei aufkommen ließ.

Schwieriger war Siegbert's Begegnung mit der Fürstin. Die mußte doch endlich auch stattfinden. Die mußte doch irgendwie eingeleitet werden. Rudhard fühlte dies selbst, obgleich er inständigst bat, das Wiedersehen nicht zu übereilen und Siegbert's Rückkehr so lange geheim zu halten als nur möglich. Der rationalistische Kopf, der in seinem Priesteramte nur im Grunde einen Be-

ruf sah, die Menschen aus unklaren religiösen Stimmungen aufzustören und Das für Religion gelten zu lassen, was Begriff, logische Thatsache war ... ihm geschah die wunderliche Nothwendigkeit, Siegberten zu rathen, am zweiten Adventssonntage in die Stadtkirche zu gehen und dort nicht weit von dem Stuhle, der Anna von Harder gehörte, die Fürstin zuerst flüchtig und vorläufig zu begrüßen. So vertraute er schon dem mildernden Gegendruck der religiösen Stimmung. Siegbert war nicht abgeneigt, die Fürstin auf diese Art zuerst zu sehen. Propst Gelbsattel predigte und diesem hatte er ohnehin der Schönau'schen Empfehlung wegen zu danken. Anna von Harder und die Fürstin, in Pelze gehüllt, waren unter dem immer gefüllten Auditorium, das der gefeierte Kanzelredner trotz seiner Opposition gegen die Zeit und ihre Strebungen versammelte. Siegbert grüßte sie, als die wie immer geistreiche, aber innerlichst unwahre Predigt vorüber war. Die Fürstin erblaßte und wartete den Segen nicht ab, ohne den Anna von Harder nicht gehen wollte. Auch Anna erkannte Siegbert und grüßte mit der ganzen Huld, die ihr immer in jeder Lage eigen war ... Nun sah Rudhard freilich mit Schrecken, daß die Fürstin, kaum nach Hause gefahren — die Livrée Grün mit Gold trug noch immer

Peters — in einen heftigen Weinkrampf ausbrach, nicht zu Tisch kam, die Kinder von sich wies, sich einschloß und mit allen Leidenschaften ihrer aufgeregten Brust kämpfte; allein es war doch, als Siegbert dann einige Tage später wirklich kam und nun vor ihr saß, der erste Sturm glücklich vorüber und gefaßter und würdiger konnte ihm Adele Wäsämskoi die Hand reichen und mit ihm über ihr Leben, ihren mannichfach veränderten Umgang, über seine inzwischen erfahrenen Schicksale sprechen ... Dann kam Weihnachten heran ... Die Kinder schmiegten sich wieder dem alten Freunde an ... Rudhard zwar zuckte die Achseln und die Fürstin nahm Siegberten wie früher als ein Element, das zu ihrem Leben gehörte, wenn auch ohne Leidenschaft, ohne irgend eine Zumuthung ihrer schlummernden Gefühle. Doch von Olga durfte nicht gesprochen werden, auch von Tystra nicht viel, der ihr, wie sie sich auch schon ausdrückte, nicht „sympathisch" war. Rudhard blinkte Siegberten bei diesem Worte zu und sagte ihm später im Vertrauen, daß dies eines jener Wörter wäre, die Adele hier nun auch schon aufgriffe und gegen die er vergebens den Don Quixote, den Gil Blas, Tausend und eine Nacht und ähnliche, wenn auch altbackne, doch bewährte Lectüre empfohle, deren Wirkung sich bei Peters noch immer sichtbar

zeige, denn Der ließe seine Frau ruhig schalten und walten in dem Etablissement der Herren Hitzreuter und Niemand ertappe ihn mehr auf melancholischen Scheidungsgedanken, im Gegentheil spekulire er, wenn seine Katherine einige Tausend Thaler zusammengebracht hätte, sich irgendwo auf eine solide Oekonomie zurückzuziehen . . .

Von Dankmar berichten wir noch, daß er gegen Weihnachten mit Siegbert eine jener Ausstellungen, die um diese Zeit die vornehme Welt zur Unterstützung wohlthätiger Zwecke veranstaltete, besuchte und dort auch Fräulein Friederike Wilhelmine von Flottwitz wiedersah. In einem großen Saale, wo Gräfinnen und Baroneſſen vor zierlichen kleinen Bontiken die eingelieferten Gegenstände verkauften, behauptete sie einen Stand, der dicht an einer großen Blumendecoration errichtet war, die dem Gypsbrustbilde des Königs galt. Dankmar, der sich dieser Begegnung nicht versah, grüßte lächelnd. Das Fräulein erwiderte hocherröthend. Der Saal war nicht übermäßig gefüllt, doch auch nicht leer. Die Mode dieser Verkäufe war schon etwas im Absterben, sie erschien als ein zu weltlicher Vorläufer der „innern Mission." Es fand sich Gelegenheit, daß Dankmar an den Verkaufstisch des Fräuleins treten konnte, wie dieser grade leer war — sei-

welche an seine freundliche Stimme gewöhnt waren, erhielten von seiner streichelnden Hand die letzten Liebkosungen. Er warf einen Mantel um seinen Leib, nahm einen Stab in seine schwache Hand und trat aus dem Raume, der lange Jahre hindurch der Tempel seines Glückes und die Kammer seiner Gebete und stillen Gedanken gewesen war. Sein Fuß wandte sich der höchsten Bergspitze zu, die in der Umgebung des Thales lag.

Der Diener, welcher seinen Herrn bis auf den Gipfel des nächsten erstiegenen Berges begleitet hatte, erhielt jetzt von diesem die letzten Befehle. Er sollte wöchentlich zweimal zu dem heraufkommen, der nie wieder hinabsteigen würde und ihm Nahrung für die irdische Hülle bringen, die jetzt den letzten Kampf mit dem Geiste beginnen würde. Maha Guru fügte noch einige Grüße an die Zurückgebliebenen hinzu und sein Mund war auf ewig geschlossen.

Als der Diener von der Höhe des Berges verschwunden war, erstaunen wir über jede Bewegung, welche Maha Guru jetzt den Gliedern seines Körpers gibt. Das Auge unverwandt nach jenem Punkte hin gerichtet, wo mit jedem erwachenden Morgen die ersten Sonnenstrahlen aufblitzen, bleibt er fest auf dem höchsten Scheitel der Bergspitze stehen. Er hebt den linken Fuß und schlingt ihn um den rechten. Er richtet den rechten Arm in die Höhe und läßt den linken in gerader Linie bis in die Hüfte herabsinken. Die Finger beider Hände ballt er fest zusammen. Alle Theile seines Körpers nehmen augenblicklich eine starre krampfhafte Unbeweglichkeit an. Das Augenlied senkt sich halb über den Stern, der Blick richtet sich ab von Allem, was er bis jetzt noch gesehen und hat seinen Sinn nur noch für die Nase,

nen Bruder Siegbert feſſelte Frau von Trompetta an einem andern Stande — zum Schrecken für ſeine Verſe, die nicht ausreichte für die Fülle von jolis riens, die Frau von Trompetta ſchmetternd anzupreiſen wußte. Die Trompetta wollte um jeden Preis das reichſte Ergebniß der Ausſtellung erzielen. Ihre Kaſſe mußte die einträglichſt geweſene ſein und dadurch verfiel die gute Frau förmlich in ein Locken, Zwitſchern und Verführen jedes Vorübergehenden, ſodaß man in ihr wirklich ein Talent für den Handelsſtand entdeckte und es von den andern verletzten vernehmen Damen vielfach rühmen hörte, wie gut ſie „ſchachern" könne. Den armen Siegbert ließ die Trompetta unter fünf Thalern wenigſtens nicht von dannen. Das war ein Preiſen, ein Schäkern, ein Kichern und dabei ein Predigen über Liebe und Wohlthätigkeit, Das war ein Treiben, ein Fragen nach den Schickſalen des ſo lange nicht Geſehenen! Und als ſie ihm nun gar noch mit Gewalt einen bunten Lappen zum Tintenausſpritzen um einen Thaler empfehlen wollte, kam ihm glücklicherweiſe die Fürſtin Wäſämtkoi, mit der er ſich hier ein Rendezvous gegeben hatte, zu Hülfe und kaufte ſo ſtark, ſo guten Humors, daß die Trompetta alle Chronique scandaleuse über ihre guten Geſchäfte vergaß und im Jubel über die gefüllte Kaſſe

alle sittlichen Irrthümer der Welt mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckte... Dankmar'n aber ging es nicht so gut.

Fräulein Wilhelmine, hocherröthend über diese ihr trotz der entgegengesetzten Meinung so theure Begegnung, hätte von den Offizieren, die bei ihr hatten kaufen wollen, vielleicht nicht einmal viel eingenommen. Sie hielt sie aber auch nicht fest, selbst wenn sie gefülltere Börsen hätte voraussetzen dürfen. Dankmar'n aber ließ sie nicht, was ihm Geld kostete. In ihrem fesselnden Gespräche mußte er doch wol Falzbeine, Briefbeschwerer, Börsen, Federputzer, eins nach dem andern erstehen. Das politische Thema war dabei sogleich im Ganze, sogleich mußte sie den kleinen Scherzen Dankmar's über die Gypsbüste des Königs in ihrer Nähe Rede stehen und ihm die Lehre geben:

Sie Unverbesserlicher! Spotten Sie schon wieder? In diesem Bilde liegt der allmächtig ausströmende Zauber einer Persönlichkeit, die der Träger unsrer theuersten Begriffe ist! Für mich knüpft sich an diesen edlen Jünglingskopf, der so traurig auf seine ernste Lebensaufgabe herniederzublicken scheint, doch die ganze Geschichte unsres Vaterlandes, die Vergangenheit und die Zukunft und der regelmäßige Gang unsres frü-

heren Staatslebens und der Schmerz um die gestörte Ordnung dieses Ganges und die Verzweiflung über die neuen Bahnen, die er jetzt wandeln soll und die, wir ahnen es, zu seinem Verderben führen werden. Ja! Ja! Sie Böser! In den wogenden Schwankungen des öffentlichen Lebens was bleibt sicherer, als die geheiligte Person des Monarchen, der da sagen kann: Ich, der Fürst und der Herr? Wo ist denn auch ein Wesen, das öffentlich wirkt und von uns mit ganzer Liebe erfaßt werden kann? Sie sprechen vielleicht von Ihrem Freunde Egon von Hohenberg, wenn er noch Ihr Freund ist? Er ist lobenswerth, seit er seinem Könige und Herrn dient, aber wer kann sich an ihm wie an einem Anker halten? An diesem Bilde halten wir uns. Wo der Herr und König steht, da stehen unsre theuersten Güter, da steht das Vaterland, die Ehre der Monarchie, der Ruhm des Kriegsheeres, Güter, die Sie gering achten mögen, die aber in den Zeiten der Gefahr die einzige sittlichberechtigte Entscheidung geben.

Tankmar zog die Börse und zahlte schon den dritten Thaler für einen kleinen Wandhaken, um eine Uhr daran zu hängen. Seine Finanzen waren seit geraumer Zeit so schwierig, daß ihm diese Uhr selbst in Gefahr scheinen durfte, nun trotz des Wandhakens

Sie sind eine Schwärmerin, mein Fräulein, mußte er sagen, als sie ihm den Haken in eine reaktionäre Zeitschrift wickelte. Sie huldigen Ihren Göttern wie eine geweihte Priesterin. Ich ehre Ihre Weihe, fliehe aber Ihre Altäre. Diese Altäre verlangen Menschen- und Begriffsopfer. Dieser Kultus gibt verbrecherisch Alles hin, was seit Jahrhunderten von der Menschheit für die Menschheit erstrebt wurde. Ihre Freunde sind mir grauenvoll; ich hasse sie. Verrathen Sie mich da dem Rathe, dort jenem Obersten, dem Kammerherrn... ich mache Platz; ich hindere Sie am Verkaufen.

Nein, bleiben Sie! . . . Also keine Abhängigkeit, keinen Gehorsam, keine Liebe mehr?

Abhängigkeit, Gehorsam, Liebe! Auch diese Empfindungen sollen in's öffentliche Leben zurückkehren, ja sogar seine Stütze werden. Aber da — diese Reubündler, sie wollen ja nur vom Fürsten und seinem Glanze abhängig sein, um in der Sonne der Majestät mit zu glänzen. Diese abscheuliche royalistische Eitelkeit! Zu tief in das feudale Europa hat sie sich eingenistet! Sie sind auf dem Wege, daß der Glanz der Dynastieen zu einer allgemeinen Landes- und Volkssache erhoben werden soll und in gräßlicher Ueberspannung ein Staatsleben geschaffen wird, das eine Sünde gegen Gott ist.

So gereizt war Dankmar seit einiger Zeit, daß er selbst bei solcher Gelegenheit nicht mehr spielen und tändeln konnte. Die Gruppe der Blumen und des Monarchen war von vornehmen Damen und Herren umstanden und mit Entzücken betrachtete man den Einfall, auch das Landeswappen aus einigen Kränzen darzustellen.

Sie sehen, sagte Fräulein von Flottwitz, Sie kommen mit Ihrer destruktiven Kälte hier nicht durch. Ein Ewiges, das in die Herzen der Menschen gepflanzt wird, widerlegt Sie.

O, ich kenne dies Ewige und ehr' es, antwortete Dankmar, der sich gereizt entschloß, noch einen halben Thaler an einen bunten Kalender für's neue Jahr zu wagen. Ich will die Bescheidenheit, das Abhängigkeitsgefühl, die Hingebung nicht ausrotten; aber es soll hinübergelenkt werden in Gebiete, die unsrer würdig sind. Da! Dies ist ein reicher Leinenhändler, der dem Hofe das Tischzeug liefert. Er kauft eine Kokarde bei Gräfin Mäuseburg! Er zahlt einen Louisdor. Guter Hoflieferant! Du widerlegst den Rousseau nicht mit deinem Louisdor! Das da ist der Meister von Tisch und Stuhl im Neubund; er ist Seifenlieferant der Prinzen und muß sich gut stehen mit dem Tischzeughändler. Einer verräth des Andern schlechte

Waare nicht. Sie geben sich den brüderlichen Handschlag! Kennen Sie jenen Regierungsrath? Er ist von Adel, hat aber kein Vermögen. Dem ist Alles gleichgültig, Geschichte, Philosophie, Politik, Alles ist ihm dummes Zeug, nur am ersten jedes Quartals sein Gehalt vom Kanzleidiener gebracht, das Uebrige kümmert ihn nichts. Denken Sie, wenn diese Menschen fürchten sollten, fürchten zu müssen! Sie kämpfen für den Heerd, das Leben ihrer Familien! Sehen Sie jetzt die Sicherheit jener Frauen! Wenn solche Ober- und Vice- und wirkliche Geheime je etwas entbehren sollten, wenn einst der Mann sagen sollte: Kind, von Neujahr an müssen wir uns einschränken! Die Demokratie setzt die Gehalte herab, besteuert sie, wie jedes Einkommen besteuert wird! Ich sehe da Furien, nicht Weiber mehr. O mein Fräulein, nicht Alle schwärmen, wie Sie! Blicken Sie auf jenen Professor! Er trägt einen berühmten Namen, ist aber auf die Orden, die seine Brust schmücken, eitler als auf die Werke, mit denen er die Wissenschaft bereicherte. Jener Geistliche! O diesen veracht' ich vollends. Die Polizei schickt ihn in die Volksversammlungen und Clubs, um sich der Debatte zu bemächtigen. Hören Sie dies Organ, diese Lunge, diese Stentorstimme und diese Grobheit bei aller scheinbaren Artigkeit, mit der er eben eine

Streusandbüchse von Frau von Trompetta erhandelt. Lesen Sie doch ein wenig in den Mienen jener geschmeichelten Pfahlbürger und Rentiers, die jetzt eintreten, um hier so nahe bei Excellenzen und Beamten weilen zu dürfen. Dort jene Gruppe! Hohe Offiziere, dicht nebeneinander. Ich wünsche ihnen den Ruhm der besten Schlachtfelder, aber ich bestreite, daß diese alten Herren berechtigt sind, Meinungen über den Staat auszusprechen. Sie haben Söhne, sie haben Enkel zu versorgen. Der Staat, wie er jetzt einmal ist, gibt ihnen die Bürgschaft leidlicher Erfüllung ihrer Hoffnungen, warum sollten sie das dumme ideale Zeug denn nicht hassen, das jetzt in den Menschen sich einzunisten droht? Kennen Sie jenen Mann mit dem Schnurrbart? Er vertritt mir jene jungen Beamten, die Carrière machen wollen und den auf den Universitäten eingesogenen Corpsgeist auf das gemeine Leben übertragen und grob und malitiös fortpflanzen. Ach, mein Fräulein! Soll jener Spekulant da die Zeit nicht hassen, die ihn zwang, seinen Wagen und seine Pferde abzuschaffen? Und jene Offiziere, die dort Wühlhuber's und Robert Blum's Bildnisse aus Dragée kaufen! Ich gönne ihnen allen Humor und alle Genüsse der Jugend; aber welcher Uebermuth spricht aus ihren schlechten Witzen! Wie rasseln sie mit

ihren Friedenssäbeln! Wie ersetzen sie das bescheidene Nachdenken, das ihnen schön stehen würde, mit der Prahlerei einer ultra-konservativen Gesinnung! Es sind Offiziere von der Garde, alle sind sie adlig, ihre Väter und Onkel sind Offiziere, Beamte, Landräthe ... Mein Fräulein, wenn ich mir sagen muß, daß die Zeit noch mit diesen Elementen fertig werden soll, so gerath' ich in Verzweiflung. Ich sehe hier nur einen Kampf auf Leben und Tod. Ich begreife, wie es in Frankreich bis zur Guillotine kommen konnte. Sagen Sie mir, welche Aussöhnung soll es noch geben, wenn die Monarchie diese Idolatrie duldet, die Ministerien sie gestatten, hervorrufen, sich auf ihre Demonstrationen stützen? Oder wo wird der Begriff herkommen, der sich einst vom hohen Himmelsthron herabsenken müßte, um hier eine friedliche Ausgleichung zweier Extreme in einem höheren Dritten möglich zu machen? Es wird keiner kommen oder es ist der Begriff der Barbarei, die Invasion der orientalischen Horden oder die entfesselte Wuth der sozialen Gleichmacher. Wir stehen hier unter Blumen, Glaskronen, umrauscht von einer versteckten sanften Musik, aber ich sage Ihnen, in zwanzig Jahren wehen hier Trauerfahnen und wir Alle sind weggemäht vom Schnitter, dessen Sichel

ich ſchon in furchtbarſter Arbeit ſehe, ohne zu wiſſen, wo ſie Alles einſt hinfahren wird und von wannen ſie einſt kommt!

Dankmar ergriff, um ſeine Aufregung zu verdecken, einige der ausgeſtellten Gegenſtände...

Wilhelmine ſchwieg. Sie war ſo erſchüttert, daß ſie das Auffallende dieſes langen Verweilens eines jungen Käufers an ihrem Stande nicht merkte und die über den ganzen Saal hinübergeſchoſſenen Blicke der im Verkaufe glücklichen Trompetta nicht verſtand...

Alle ſeine heftigen Aeußerungen verband Dankmar dann wieder mit ſcheinbar gleichgültigen Fragen und Erwiderungen, die er über den Tiſch hinweg wegen entfernter oder näherer Spielereien that. Niemand im Saale, außer Friederike Wilhelmine konnte ahnen, wie bewegt er war...

Sie können ſich ſo mäßigen, Herr Wildungen! ſagte ſie. Sie könne: ſo den Ton treffen, der immer der gute iſt! Wie oft hab' ich Sie beobachtet! Alle Welt kennt Ihre Geſinnung und ſonderbar, Niemanden verletzt ſie. Und ich nenne Das an Ihnen ariſtokratiſch. O, Sie wiſſen gar nicht, wie ariſtokratiſch Sie ſind.

Dankmar mußte lachen...

Lachen Sie nicht! Ich wünschte wol, Jeder wüßte sich zu beherrschen ... Sie haben Takt — Takt ist eine der schönsten Tugenden des Menschen! Ich wiederhole ein Wort der edlen Anna von Harder: Takt ist der Verstand des Herzens. Den Verstand des Verstandes kennen wir, den haben Tausende! Den Verstand des Herzens haben Wenige; Wenige dies sichre Gefühl, was Andern wohlthun, was sie verletzen könnte. Der echte, wahre Takt ist keine kalte Welttugend, keine bloße Formenglätte des Benehmens. Der Taktvolle kann im Grunde nur ein guter Mensch sein und ein bescheidner. Wie hab' ich bei der Fürstin Wäsämskoi Ihren Takt bewundert! Sehen Sie! Sie kommt daher ...

Dankmar zahlte eben den vollen vierten Thaler für einen Scherz, den er Armand verehren wollte und wollte nun gehen, da er die Fürstin zu vermeiden wünschte. Doch fesselte noch eine andere „Boutike" die Fürstin ...

Noch Eins! sagte Fräulein von Flottwitz. Beruhigen Sie mich, daß Sie sich nicht in Gefahren begeben. Vermeiden Sie diesen Louis Armand, diesen Leidenfrost, den verrätherischen Major von Werdeck — ich beschwöre Sie — es ziehen sich Ungewitter über Ihnen Allen zusammen — Wildungen! Lassen Sie

einen Gegenstand, den man ohne Zerstreuung betrachten kann. Die einzige Lebhaftigkeit, die in diesen unverwandten Blicken liegt, ist das Wechselspiel, wie bald der linke, bald der rechte Nasenflügel von dem ermatteten Auge wahrgenommen wird.

Und so steht der Andächtige vielleicht noch heute auf jenes Berges Gipfel! Jahre, Hitze, Frost, Sturm und Regen sind über ihm weggezogen, haben seinen Scheitel entblößt, die Haut seines Körpers zur Mumie zusammen geschrumpft. Er steht noch immer auf dem einen Fuße und würde auch den andern nie wieder auf den Boden herabbringen können. Schlingpflanzen haben seinen Leib wie einen Baum umrankt. Waldbienen legen in der Oeffnung zwischen dem stehenden und gehobenen Beine ihren Stock an und der Vogel baut sein Nest in der traulichen Höhlung unter dem rechten Arm, der nie mehr herabsinken wird, um die junge Brut, die unter ihm zum Leben keimt, zu ersticken. Nur in dem Munde liegt noch eine schwache Bewegung und das Auge verräth, daß das innere warme Leben noch nicht ausgehaucht ist. Jener nimmt die Nahrungsmittel auf, welche die andächtigen Verehrer des Bergheiligen in der Runde, die ihn wie eine schon im Himmel lebende Erscheinung anbeten, zuweilen hinein stecken. Das Auge aber labt sich noch immer an dem monotonen Anblick des tiefsinnigsten Körpergliedes, der Nase.

In der That bindet Maha Guru auch nur noch ein leises Athmen an die Erde. Die Seele schwebt schon längst den Weg zur Unsterblichkeit bald hinauf, bald wieder zurück in ihren irdischen Sitz, der, so lange er noch nicht zusammengestürzt, ein ewiges Recht auf sie hat. Die Götter sitzen in dem Glanze ihrer Herrlichkeiten und winken lächelnd dem

von dieser entsetzlichen Verblendung Ihrer Gesinnungen! Werdeck hat sich nicht vertheidigen können. Er behält den Hausarrest, seine Papiere sind in Beschlag genommen . . .

Dankmar wollte erwidern. Sie wurden von Offizieren gestört, die ihre Freischärler und Wühlhubers von Chokolade und Dragée durch den Saal wie Siegestrophäen trugen und die Bärte dieser wilden Kerle analysirten . . . Sie blieben bei Fräulein von Flottwitz stehen.

Dankmar ging. Mit flüchtigem Gruß huschte er an der Trompetta, die ihn doch auch noch ausbeuten, wenigstens nach seinem Prozeß fragen wollte, vorüber. Wehmuth ergriff ihn über die Welt, die Zeit, auch über dies vielbewunderte und vielverspottete Mädchen. Ob seine Einwände auf Friederike Wilhelmine von Flottwitz Eindruck gemacht und ihre Ansichten berichtigt hätten, mußte er bezweifeln. Solchem Fanatismus gegenüber war keine Verständigung möglich, selbst durch die Liebe nicht und wahrhaft schmerzlich ergriff es ihn, daß ein Wesen so reiner, lichtreiner Natur, so liebenswürdig, so aufopferungsfähig, so heroisch und charaktervoll, ein Wesen, vielleicht ganz geschaffen, auch ihn zu verstehen, ihn selbst glücklich

zu machen, doch durch den Zwieſpalt der Zeit ewig von ihm getrennt und für ein Andersdenken völlig unempfänglich war ... Ein Weib in ſeinen Armen zu halten, das eine von ſeinem innerſten Menſchen getrennte Selbſtändigkeit beanſpruchte, wäre ihm fürchterlich geweſen. Dies Mädchen, ſo reizend, ſo poetiſch, ſo weihevoll geſtimmt ... es liebte ihn ... er ſah es ... und ihn ſelbſt durchzuckte es, als er einen Augenblick beim Berichtigen ſeiner Einkäufe leiſe ihre Finger berührte. Er konnte ſich denken, wie treu, wie hingegeben, wie ſeelenvoll Wilhelmine an ihm hängen konnte; er fühlte die Kraft ihres Willens, ihrer hohen Weiblichkeit in ihn überſtrömen durch dieſe einzige Berührung, durch den wehmüthigen Abſchiedsblick und doch getrennt — doch furchtbar getrennt! — Es überrieſelte ihn kalt, als er ſolcher Geheimniſſe der Zeit gedachte und es bedurfte mehrer Tage, bis er ſich von dem ſchmerzlichen Eindruck dieſer Begegnung erholen konnte. Ein weibliches Bild, das ihm da dann immer lächelnd und tröſtend entgegentrat, blieb Selma. Wie ſehnte er ſich nach dieſer Geſtalt, nach dieſem Wiederſehen! Doch nahm ihn der Ernſt des Augenblicks zu ſehr in Anſpruch ... Ueber Werdeck's Brief las man in

allen Zeitungen das Empörendste. Und Dankmar wurde sogar von dem halbgefangenen Major ersucht, sich ihm eine Weile fern zu halten ... In wenig Tagen hofften die Freunde die Berichtigung dieser gefahrdrohenden Irrungen.

# Fünfzehntes Capitel.

## Stürme.

Fürſt Egon von Hohenberg ging auf der Bahn, die er ſich einmal vorgezeichnet hatte, unerſchrocken weiter. Das ſichre und feſte Auftreten, das jeden ſeiner Schritte bezeichnete, verlieh ihnen eben ſo vielen Erfolg, wie die allgemeine Abſpannung einer Zeit, die nach manchem Sturm und Wirbelwinde ſich auf dem noch ſo haltloſen Platze, wo ſie ſich grade befand, doch erſt zurechtfinden und mit dem nächſten Bedürfniſſe wieder vermitteln wollte. Major von Werdeck bezeichnete Das in ſeiner Weiſe einſt unter den Freunden, die voll Kummer die über ihn verbreiteten falſchen und lügneriſchen Berichte vernahmen, mit den Worten:

Es muß doch nun Jeder erſt wieder ſehen, was inzwiſchen aus ſeinem Kraut- und Rübenacker geworden iſt! Die gekündigten Kapitalien müſſen doch erſt wie-

der neu angelegt werden, die Staatspapiere ein wenig höher auf der Skala des Vertrauens steigen. So rasch geht Das nicht Alles! Wenn man marschirt, macht man immer nur so lange Tour, bis die Arrièregarde, das Bagage- und Trainwesen in Ordnung ist. So lange ruht man. Dann geht's weiter.

Und ... setzte er in seinem noch ungestörten Humor damals hinzu. Die vielen Mädchen, die inzwischen mannbar geworden sind! Für die muß doch auch erst wieder ihre Zeit kommen. Es müssen doch erst wieder Hochzeiten gemacht werden. Der große Lebenszweck darf doch nicht aussterben. Das geht nicht, daß sich Alles ewig und immer in prekärer Unklarheit so fortwälzt und nicht mehr Bälle und Verlobungen stattfänden. Nein, da sorgen schon die Mütter für. Die stemmen sich mit Riesenkraft gegen den rollenden Wagen der Zeit und legen seinen Rädern ihre Hauspantoffeln als Hemmschuhe unter. Die eigentliche Aufgabe des Menschengeschlechts, die Familie und ihre Versorgung, darf nicht zu kurz kommen und die Kaufleute und Krämer und Handwerker wollen doch auch einmal erst ihre Handlungsbücher wieder revidiren und ihre Kundschaft begrüßen; hernach mag's weiter gehen!

Werdeck behielt seinen Gleichmuth trotz drohender

Verboten einer Katastrophe, die ihn gegen das Frühjahr vernichtend traf. Man hielt ihm mehre Briefe entgegen, in denen seiner als eines Vertrauten und Eingeweihten fremder Emissäre Erwähnung geschah. Ja von einem Briefe war die Rede, den er selbst an Flüchtlinge geschrieben hätte. Zwar bekam der Angeschuldigte namenlose Zuschriften, die ihm anzeigten, daß es sich hier um ein boshaftes Komplott und eine großartige, weitverzweigte Fälschung handelte, aber ein Eklat war doch grell genug gegeben und Werdeck mußte sich einstweilen zur Disposition stellen lassen. Er schied mit Schmerz von seinen Kriegern, aber auch voll Bitterkeit. Die Untersuchung wurde parteiisch geführt, aber es fanden sich doch Zeichen, daß Werdeck's Verbindung mit irgend einem Geheimwesen nicht aus der Luft gegriffen war — ein Bund war da — Werdeck war das erste Opfer des Kleeblattsymboles — er mußte seinen Degen geben und, als er ihn später wieder empfangen sollte, sich einen Hausarrest gefallen lassen. Im Zorn zerbrach Werdeck diesen Degen und verschlimmerte dadurch seine Sache. Man nahm seine Papiere in Beschlag; man fand Aufsätze über Veränderung der Heerverfassung, Tagebücher über Dienstverhältnisse, die alle nur dazu beitragen konnten, den Triumph seiner Gegner zu erhöhen. Die

ganze Schmach, die über einen aus dem Bann seiner Dienstetikette herausgerissenen Krieger von den üblichen feudalen und kriegsrechtlichen Vorurtheilen verhängt werden konnte, lag schwer auf dem unglücklichen Manne, der nach der Befürchtung seiner Freunde leicht damit enden konnte, sich eine Kugel vor den Kopf zu brennen. Werdeck konnte sich nicht ganz vertheidigen. Er war in der That Mitglied eines Bundes, über den er jede Auskunft verweigerte ...

Auch den Freunden drohte Gefahr. Ihre Verbindung mit Egon war für immer abgebrochen. Einmal noch hatte Egon, der Allmächtige, an Louis Armand im alten Tone geschrieben und ihn gebeten, zu einer bestimmten Stunde sich bei ihm einzufinden, sich mit ihm zu verständigen. Er hatte ihn gewarnt vor Verbindungen, die er nicht näher angeben wollte. Er hatte ihn nicht ohne Herzlichkeit bei der alten Freundschaft beschworen, zu ihm zurückzukehren und sich durch den Weg, den er als Staatsmann genommen, nicht beirren zu lassen. Louis Armand hatte ihm herzlich, aber ablehnend geantwortet.

Du hast, mein Egon, schrieb er ihm, den Traum deiner Jugend ausgelebt! Er war schön... und heilig bleib' uns die Erinnerung! Deine Fußtapfen werd' ich einst in Frankreich wiederfinden und Thränen sollen

ſie benetzen. Ich denke mir, es iſt nur der irdiſche Stoff, der unſre Seelen auseinander trieb. Unſer Ideal iſt vielleicht noch immer daſſelbe, nur daß ich mit einer Handvoll Arbeiter und einigen unabhängigen Denkern philoſophire, du aber mit einem mächtigen Thron, einer ſtattlichen Kirche, einem gerüſteten Heere — ich glaube wohl, daß die poſitive Welt ihre eignen Bedingungen hat. Du beſitzeſt einen hohen Bildnergeiſt. Du willſt ſchaffen und achteſt des Materials nicht viel, wenn es nur die Spuren deiner Hand annimmt. Die find' ich reichlich in deiner Regierung und die Art, wie du willſt, macht dir alle Ehre, wenn auch Das, was du willſt, mich anweht, wie das kalte gräßliche Wort: Wir haben uns furchtbar aneinander getäuſcht! Ein Fürſt, der die Laune hatte, Arkadien zu ſpielen, konnte in arkadiſchen Zeiten ewig der Freund des armen Ziegenhirten bleiben, den er in den Bergen liebgewann. Jetzt aber, wo die Ziegenhirten, barfuß und in Lumpen, ſelber aus den Bergen hervorkriechen und die Anmaßung beſitzen, über die Welt, nicht blos über eine Panflöte, eine Meinung zu haben, jetzt hält ſich ein ſolches Arkadien nicht lange, ſeine Oelbäume hängen trauernd ihre Zweige und ſeine Gipfel ſind in Schnee gehüllt ...

Egon hatte auf dieſe theilweiſe in Verſen geſchrie-

bene Epistel immer noch warm und bittend geantwortet. Louis verstummte. Später schrieb ihm der Fürst noch einmal, er müsse ihn wegen seines Umgangs mit Leidenfrost, Dankmar, Werdeck, besonders aber wegen seiner Besuche in der Willing'schen Fabrik und seiner Einwirkungen auf die Arbeiter warnen, er schickte sogar Agenten und Vertraute zu ihm. Louis erklärte, er wäre sich keines Misbrauchs der ihm hier bewilligten Gastfreundschaft bewußt, ja er hätte Beziehungen seines Ursprungs entdeckt, die ihm Heimatsrechte gäben. Tags darauf bekam er die Ausweisung aus der Stadt und der ganzen Monarchie. Es war dies dieselbe Zeit, wo Werdeck schon vor dem Kriegsgericht stand. Louis war zu stolz, Einspruch zu thun. Er nahm Abschied von Dankmar, Siegbert, Dystra, der sich den Freunden theilnehmend erhielt, wollte auch zu Leidenfrost, erfuhr aber, daß dieser, der schon seit seiner Rückkehr vom Ullagrunde seiner Grabesrede wegen unaufhörlich verfolgt und natürlich auch sogleich von der Excellenz von Harder aus seiner offiziellen Sphäre verbannt war, bereits gefangen säße. So blieb ihm nur Zeit, noch die uns bekannten Zeilen an Franziska Heunisch zu schreiben, Jagellena Werdeck zu trösten, die heldenmüthig jeden Trost ablehnte, von Murray Abschied zu nehmen, der absicht-

lich die Wohnung der Louise Eisold behielt, sich unter seinem englischen Namen als Kupferstecher behauptete und über das Vorhandensein eines Paul Zeck unter dem Siegel der Verschwiegenheit an Louis überraschende Mittheilungen machte, seine geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen und eine Stadt zu verlassen, die er unter so völlig entgegengesetzten, Gemüth und Geist so völlig anders ergreifenden Verhältnissen begrüßt hatte. Er begab sich vorläufig nach Belgien mit einer Empfindung, an die sich unsre Zeitgenossen gewöhnen müssen. Es ist dies das plötzliche Entrücktwerden aus einer im vollen Gange begriffenen Lebensthätigkeit, mitten aus dem angefangenen Worte, mitten aus dem kaum sich selbst klar gewordenen Gedanken heraus, mitten aus der liebenden Einwurzelung und Verrankung in theuerste Herzen, in häusliches Glück.

Tankmar und Siegbert waren gefaßt auf's Aeußerste. Weichen wollten sie nicht. Sie lebten in ruhiger Pflichterfüllung eine Weile hin, wirkend zwar für den großen Bundeszweck der Brüder und Ritter vom Geiste, wirkend und werbend für dessen immer größre und in der That wunderbar wachsende Verbreitung, aber besonnen, emsig beschäftigt mit Kunst, Wissenschaft und der Aufgabe, nun noch den letzten Versuch zu machen, ob nicht vor dem Obertribunal,

Greiſe, der ſie in ſeiner Jugend auf Erden vertreten hatte. Ein Stuhl der Allmacht ſteht ſchon lange bereitet und wartet des endlich entfeſſelten Geiſtes. Alle Genien des Himmels ſind ſchon in ihren weißen Feſtkleidern und tragen Palmen auf den Händen und ſtreuen tauſend Seligkeiten auf den Weg, den der Gefeierte wandeln ſoll. Nur Eines letzten Athemzuges bedarf es noch und der Himmel hat einen ſeiner Fürſten wieder.

vor jenem geheimnißvollen Oberprieſter des Rechts, dem uralten Greiſe von Tempelheide, jener Anſpruch geltend gemacht werden konnte, an den ſich Dankmar jetzt ſchon krampfhaft klammerte nicht als Anker für ſich, ſondern als Steuerruder für das Fahrzeug ſeines Ordens vom vierblättrigen Kleeblatt. Wie war's damit? Wie man auf die Wieſe geht und ſieht in den Millionen Kleeblättern gleichſam die eine, große, ganze Menſchheit, ſo harmlos, oberflächlich, einig, gleichbedeutend war den Uneingeweihten der Anblick des Lebens. Dankmar aber und ſein Bund ſah in den Millionen Dreiblättern die heimlichen Vierblätter der Verſtändigung, dieſe verkörperten Heurekas der Liebe, dieſe idealen Gefundenen, denen hier und dort, ohne daß ſie von ihm geworben waren, zu begegnen, ihn oft mit Bewunderungsſchauern vor der Macht einer Idee erfüllte. Der Tempelſtein im Weſten trat in Verbindung mit dieſer Erfahrung. Dankmar hatte den Plan, den erſten großen Bundes- und Erkennungstag dorthin auszuſchreiben. Siegbert, der am unangefochtenſten ſchien, bezweckte zum Frühjahr eine Reiſe nach Buchau und dieſem Tempelſtein, um mit Tyſtra gemeinſchaftlich die großen dort projektirten Bauten zu beginnen. Die Wolken mehrten ſich freilich. Immer düſtrer drohte der Horizont. Unter dem Symbol des vierblättrigen Kleeblattes erhielt Dank-

mar eine ernste Warnung nach der andern. Er sollte sein Heil in der Flucht suchen. Siegbert's Rath, Egon, dem doch einst so edel erfundenen Egon sich noch einmal anzuvertrauen, verwarf Dankmar als eine unwürdige Reminiscenz. Der folge seiner Bahn! Wir gehen die unsrige. Aber ich müßte doch an irgend einem sichern Rückhalt, wie ein Luther auf der Wartburg, die Entwirrung dieses Knotens abwarten . . .

Siegbert sprach von Angerode. Dystra, der der ängstlichen Berathung beiwohnte, rieth, zu Mangold, Louise Eisold, zum Tempelstein zu fliehen. Dankmar aber, wie von einem Offenbarungsgedanken ergriffen, rief:

Ich gehe grade in die Höhle unsrer Gegner selbst, mitten in die Gefahr! Ich gehe nach dem Ullagrund! Dort wohnt ein Ehrenmann . . . und zu Selma zieht es mich, wie zu meinem Schutzgeiste. Ackermann war in Amerika! Er lauscht dem Leben der Natur! Er wird sich dem Gesetz der Freiheit nicht entziehen. Dort kenn' ich Weg und Steg. Selige Erinnerung! Der Frühling ist da! Ich fliehe in den Ullagrund —

Und als die Freunde Bedenklichkeiten äußerten, sagte Dankmar:

Man soll mich für einen jener Arbeiter halten, die Ackermann um sich versammelt — eine Jacke her, eine

Blouse, ein Wanderstab! Ich will nach Hohenberg wandern, wie Egon einst wanderte; aber reineren Herzens, treuer der Sache des Volkes hingegeben, kein sich zum Volk herablassender Aristokrat, nicht haschend nach dem Scheine, nicht weglügend die eigne innere Leere — dort unter den Arbeitern, die diesem Undankbaren den Acker bestellen, will ich selbst für ihn arbeiten und Selma, ihr Vater werden mir Bürge sein, daß ich unter dieser Wahl eines schweren Berufes nicht zusammenbreche . . .

So entwich Dankmar nach dem Uitagrunde, kurz vor jenem wirklich in den Zeitungen hervortretenden Steckbrief.

Und Murray, den so viel Gefahren umgeben hatten, grade Der blieb unter all den Bedrängnissen, die seine Freunde und Gönner trafen, fast allein unversehrt. Er hatte, als Louise Eisold mit ihren Geschwistern nach Buchau gezogen war, deren ganze Wohnung, mit all' ihrem armseligen Hausrath, für sich behalten und lebte nur der abwartenden Beobachtung über die Entwickelung seines Sohns. Dem Drängen desselben nach den näheren Umständen seiner Geburt gab er zur Zeit nicht nach. Er bat ihn selbst um ein großmüthiges Aufgeben jeder weiteren Forschung, der nächste Zweck seiner Rückkehr von Amerika war er-

reicht. Er hatte sein Kind lebend und, wie er erwartete, in der Ferne gesunden; er hatte genug zu thun, Körper und Geist bei ihm auf die Bahn zu lenken, die ihm die allein gesunde schien. Die einzige Störung seiner Ruhe, die den Apostel einer eigenthümlichen, heitern und menschlich milden Religiosität noch zuweilen traf, war die fortgesetzte Untersuchung über die noch immer dunkel bleibenden Vorfälle im Forsthause, die indessen, da Murray sich so ganz in der großen Stadt verlor, ohne Mistrauen und mit Bequemlichkeit geführt wurde. Dystra, der dem wunderlichen Heiligen seine an allen Curiositäten Geschmack findende Theilnahme erhielt, forderte ihn vielfach auf, zu seiner in Amerika mit Meisterschaft geübten Kunst zurückzukehren und gab ihm mehr zu thun, als Murray aus Furcht vor Entdeckung seines wahren Ursprungs und des noch immer nicht beruhigten, noch immer ihn umschleichenden Mistrauens der Ludmer übernehmen mochte. Murray arbeitete wie der erste Künstler seines Faches, unterhielt sich im Verkehre bald mit Louis Armand, bald mit Dystra und nur die Erholung erlaubte er sich, daß er manchmal weite Spaziergänge machte, am liebsten nach der zwei Meilen entfernten kleinen Festung Bielau, wo er mit Wehmuth den Fluß, das Zuchthaus, die von ihm durchbrochene Mauerwand in der Ferne betrachtete. In

die Festung sah er dann lustig und fröhlich zuweilen Soldaten ziehen — die Garnison wurde von den in der Hauptstadt liegenden Truppen in bestimmten Zwischenräumen ergänzt — sah auch wol einmal einen verschlossenen, von Gensdarmen geleiteten Wagen über die Fallbrücke fahren; verglich fremdes Loos und eignes, verglich den Strom des Flusses und den der Welt... und kehrte dann spät Abends heim, nicht ohne bei der Wohnung seines Sohnes zu horchen und zu spähen, ob er wol schon zur Ruhe wäre oder schwärme ... er hatte beschlossen, ihn noch mindestens ein Jahr ganz allein sich entwickeln und ihn an seiner ihm täglich bewiesenen Liebe allmälig aufthauen zu lassen.

Mitten in diese Auflösung einer Menge von bisher so traulich beisammen bestandenen Beziehungen kam eine Botschaft von Olga Wäsämskoi, die neue Sorgen wecken mußte. Als Dystra eines Abends zur Fürstin kam, hörte er, daß Rudhard trotz seiner Jahre und zunehmenden Schwäche sich eben aufgemacht hatte, um ohne Abschied in höchster Eile nach Wien zu reisen. Die Fürstin vermied Auskunft zu geben, da Siegbert zugegen war. Sie schützte eine Veranlassung vor, die Siegbert nicht kennen konnte. Sie war aber so unruhig, so bewegt, sie wandelte in dem Garten, den sie nach langem Winterschlafe wie-

der zum ersten Male begrüßte, so unsicher an seiner Seite, daß er irgend eine neuerstandene Schwierigkeit fürchtete. Einige Tage darauf las er bei Dystra einen Brief, den ihm der treue Gönner und im innersten Herzen vielbedrängte Freund nicht vorenthalten zu dürfen glaubte. Olga schrieb an Rudhard:

„O Vater Rudhard, ich ergreife mit Zittern heute die Feder und möchte sie statt in Tinte, in Blut und Thränen tauchen. Wie bin ich betrogen worden! Welchen Schmerz hat mir die Tante bereitet! Ich kann nicht mehr in ihrer Nähe bleiben, ich hasse nun die treulose Verrätherin. Ach, Himmel und Erde! Helene ist ja nicht was sie scheint. Gott! Gott! Daß Engelzüge lügen können! Du weißt, wie wir litten, Papa! Du weißt, wie wir den Mond und die Sterne beschworen haben und unserm Schmerze einen ewigen Kultus widmen wollten. Ach, Helene hat ihren Schwur gebrochen. Es war eine Lüge, daß sie sich nach den Zellen der Klöster umsah, Lüge, wenn wir Kirchen besahen, daß sie sich in die Beichtstühle setzte, bis ein Kirchendiener kam und ihr sagte: die Patres hörten grade keine Beichte oder ob sie sie rufen sollten? Dann sprang sie unmuthig auf und ich glaubte, sie würde die Religion unsrer Väter wechseln. Es ist Täuschung gewesen, Papa! Helene liebt wie-

der! Sie liebt! Wie an einem erſtarrten Baume, ſagte ſie mir, als ich ihr zornig gegenüber trat, geſchieht an mir das Wunder, daß er einen neuen Keim trieb. Nein, ſagt' ich, Tante, dein Herz iſt ein Polyp. Er lebt im Sterben und wächſt durch den Tod, er bedarf der grauſamen Zerſtückelung, um zu wachſen. Aber was hilft's! Du entſinnſt dich jenes Heinrichſon. Ich ſprach nicht mehr von ihm, weil ſeine Huldigungen mir nicht gefielen und ich den Schein vermeiden wollte, als rühmte ich mich meiner Erfolge. Dieſen Heinrichſon liebt die Tante! Ich entdeckte eines Abends, daß ich betrogen bin... Vor dieſem Anblick ſchauderte mich's. Ich nahm meinen Hut, einen Mantel und floh von dem Landhauſe, das wir ſo ſchön, ſo reizend an einem kleinen Waſſerfalle unter Oliven- und Kaſtanienbäumen gemiethet hatten. Ich wußte nicht, wohin ich fliehen ſollte. Aber Das wußte ich, zurück zu Helenen, die den Schmerz um Egon in den Armen eines Heinrichſon zu erſticken ſucht, kehrt' ich nicht wieder. Mein Inſtinkt trieb mich auf unſre Geſandtſchaft. Ich warf mich der Baronin von S. zu Füßen

Der Geſandtin in Rom, erklärte Dyſtra ...

„Und flehte ſie an, mich zu beſchützen. Sie nahm dieſe Bitte gnädig auf, unter der Bedingung, daß ich mit einer befreundeten Familie nach Wien reiſe und

dort von dir, Papa, mich abholen laſſe. Ich mußte dieſe Bedingung eingehen, ſo entſetzlich mir der Gedanke iſt, ein Land wiederzuſehen, wo dieſer Teufel Otto von Dyſtra wohnt. Ich werde kommen, aber ich ſchwöre Euch beim ewigen Gott, eher durchbohrt mich eine Dolchnadel, die ich auf meinem Herzen trage, eh' ich in eines Eurer grauſamen Verlangen willige. Die Tante iſt außer ſich. Sie will mich nicht laſſen. Sie fährt vor. Ein gewiſſer Herr Raſſlard, den ich ſchon bei Euch geſehen, ihr zur Seite. Sie wollen die Baronin ſprechen, mich — ich höre Alles — der Kurier geht ab. Ich fliehe! Ich fliehe! Ich muß ſchließen. Olga."

Das ſind ja entſetzliche Zuſtände! ſprach Siegbert, als er den ſo abgeriſſen endenden Brief ſtaunend noch einmal überflog . . .

„Ein Land wiederſehen, wo dieſer Teufel Dyſtra wohnt", wiederholte der ſo ſchlimm Angefeindete. Wo denken Sie, daß dieſer kleine Grobian jetzt ſchon iſt?

Raſſlard in Rom! Sie iſt doch in Rom geblieben; ſie iſt Zeuge dieſer . . .

O nein! Die Konſequenzen der Freiheit bringen dies tolle Mädchen zur ſkrupuloſeſten Tugend, ſagte Dyſtra. Kann eine Dame, die in einer Penſionsanſtalt mit lauter Gefühl, Bibelſprüchen, Muſik, Gold-

ſchnittlyrik, Sonntagsmoral und ſogenannter edler Weiblichkeit aufgezogen iſt, prüder denken als dieſe kleine Emanzipirte, die durch die Konſequenz ihrer unmoraliſchen Ideen über Liebe und Weltſchmerz ſtrengmoraliſch wird? Wenn da nicht eine Eiferſucht wegen Heinrichſon's im Spiele iſt —

Nein, rief Siegbert mit innigſter Wärme und zitternd vor Sehnſucht, Olga wiederzuſehen; darin widerſprech' ich Ihnen auf das Feierlichſte. Ich glaube in der That, daß Olga leidet bei dem Gedanken, dieſe Helene d'Azimont, in der ſie die ewige Reſignation unglücklicher Liebe zu erblicken glaubte, könnte wieder lieben, könnte einen Heinrichſon für einen Egon wählen und alle ihre Thränen Lügen ſtrafen ... es iſt wirklich die ſittlichſte Entrüſtung, die Olga von Rom treibt!

Wenn Das wäre, Freund, ſchieß' ich mich mit Ihnen! Ich liebe Olga!

Tyſtra ſagte dieſe Worte ſcherzhaft, aber mit heimlichen Spuren des Ernſtes ...

Siegbert entdeckte dieſe Spuren wohl und ging trotz aller Zureden des Barons mit wehmüthigem Nachdenken von ihm. Ihm war Olga ein Ideal geworden, der Sammelpunkt aller ſeiner zerriſſenen Gefühle. Wie es den Bruder zu Selma trieb, ſich ein

Asyl zu ſuchen, da am Herzen eines edlen Mädchens auszuruhen von ſeinem unermüdeten Streben, da in's Auge ſeiner Geliebten blickend die Wunden zu heilen, die das Misgeſchick ihm ſchlug, eben ſo drängte es Siegbertn nach der Gegend hin, wo Olga weilte. Wie gern wär' er in Rom geweſen! Um wieviel lieber hätt' er am Strande des Meeres mit ihr Muſcheln geſucht und die Brandungen der Wogen gezählt, als hier in das Faß der Danaiden Hoffnungen und Wünſche zu füllen und ſich am tiefſten Weh des Lebens zu verzehren... Dyſtra rief ihm zwar noch nach:

Siegbert, Siegbert! Bleiben Sie doch! Sie ſoll zwiſchen uns wählen!

Allein grade das Beiſpiel Helenen's zeigte ihm, welcher Metamorphoſen, welcher Gewöhnungen die Herzen fähig ſind. Er mied Dyſtra voll Trauer, voll ſichrer Erwartung Deſſen, was ihm ſchien nun kommen zu müſſen. Der unermeßlich Reiche, der durch ſeinen Geiſt ſeine äußere Unförmlichkeit bei längerer Bekanntſchaft ganz vergeſſen ließ, ſuchte ihn zwar auf. Er beſchwor ihn, kein Mistrauen zu hegen. Er bot ihm ſcherzend ſogar an, ihm zu Liebe, um recht abſchreckend zu erſcheinen, eine lockige blonde Perrücke zu tragen und in dieſer Olga zu begrüßen, wenn ſie ankäme und nicht der Jeſuit Raſſlaw, die verletzte Eitelkeit Hele-

In der Literariſchen Anſtalt in Frankfurt a. M. ſind noch folgende Werke erſchienen:

## Jean Paul:

**Der Papierdrache. Jean Paul's letztes Werk.** 2 Thle. (Aus Jean Paul's Nachlaß zum Erſtenmal herausgegeben.) fl. 4 oder Thlr. 2⅓.

---

**Agaſſiz „Geologiſche Alpenreiſen"**, mit einer Einleitung von C. Vogt, mit Abbildungen. 35 Bogen. 2⅓ Thlr. od. fl. 4. 18 kr.

**Ariſtophanes Werke**, deutſch von L. Seeger, in (3 Bänden) 12 Lieferungen à 42 kr. rhn. oder 10 ggr.

**Bibliſche Legenden der Muſelmänner.** Aus arabiſchen Quellen bearbeitet und mit jüdiſchen Sagen verglichen von G. Weil. fl. 2. 24 kr. od. Thlr. 1. 10 ggr.

**Denkwürdigkeiten des Generals Fickemeyer** (ehemaligen Generallieutenant Ingenieur, ſodann im Dienſte der franz. Republik.) Herausgegeben von Heinrich Koenig. fl. 2. 54 kr. oder Thlr. 1⅔.

**Engels und Marx:** Die heilige Familie, oder Kritik der kritiſchen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Conſorten. 22 Bogen. fl. 3. 12 kr. oder Thlr. 1⅔.

**Heinrich Koenig: Eine Fahrt nach Oſtende.** fl. 3. 30 kr. oder Thlr. 2.

**Dr. H. Oppenheim: Syſtem des Völkerrechts.** 27 Bogen. 2 Thlr. oder fl. 3. 30 kr.

**Petſchorin**, oder Ein Duell im Kaukaſus. Aus den hinterlaſſenen Papieren eines ruſſiſchen Offiziers herausgegeben von Lermontow. fl. 2. 54 kr. oder Thlr. 1⅔.

---

In demſelben Verlage wird demnächſt erſcheinen:

## Aeſthetik

von

**Friedrich Viſcher,**

Profeſſor in Tübingen.

1r Theil.

nen's und hundert dunkle Räthsel sie zurückhielten... Siegbert nahm diese komischen Anerbietungen für Erleichterungen und Uebergänge zu Dem, was nicht zu ändern wäre und versicherte Dystra, daß er seine Träume schon würde beherrschen lernen.

In diesen edlen Wettstreit kam ein Brief von Tankmar aus dem Ullagrunde.

Sie fanden ihn, als Siegbert Dystra eines Tages in seine Wohnung zurückbegleitete. Er war der Vorsicht wegen an Otto von Dystra adressirt und lautete:

„Diese vier Punkte sollen Blumen sein! Keine Kugeln, Bruder! Nicht Kugeln in's Herz, nicht Kugeln an den Fuß, wie sie die Züchtlinge tragen! Nicht Tod, nicht Gefängniß, nein Freiheit und Liebe! Siegbert, der Baron und wer sonst noch diesen Brief liest und wär' es ein Agent am geheimen Dechiffrir-Bureau, wo man im Angesichte Europas und der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts falsche Briefe schmiedet, die Ehrenmänner in die Gefängnisse führen ... lest und hört es Alle, ich halte mich für geborgen und glücklich! Du weißt es, Bruder, wo ich bin: du weißt, was mich glücklich macht. Ich nenne keinen Namen, bezeichne die Gegend nicht: nimm die Landkarte und schreibe „Arkadien" über den Platz, wo ich ackre und die Kühe hüte! Das goldne

Zeitalter kehrt wieder, Bruder. Ich bin ein Hirt und ſitz' im Haberrohr und weide Schafe. Ich ſchrieb dir einſt von hier: Lies den Arioſt, um dich auf meine Abenteuer vorzubereiten. Jetzt ſchreib' ich: Lies den Virgil, den Theokrit, Bruder! Nicht Geßner! Nein, Bruder, in rothſeidenen Bändern tanz' ich nicht und meine Phyllis iſt durchaus nicht des Reifrocks würdig und ſchreitet nicht in bemalten Stelzenſchuhen — wir ſind ein echtes, wirkliches bukoliſches Paar und alle Hecken an dem kleinen Bach, der ſich durch unſern Grund zieht, wiſſen von uns zu plaudern, wiſſen von uns zu flüſtern. Ich liebe, Bruder und ich darf lieben! Man nahm mich für etwas Andres, als ich bin. Man nahm mich für Den, der uns ein großer Feind geworden iſt und ſich ſelbſt ein noch größerer — man liebte und haßte mich — eine Locke meines Haares blieb der myſtiſche Schlüſſel der Verſöhnung, des Glaubens, der Hoffnung auf mich und mein nicht zu tief verlornes Herz! Da kam ich und bin Der, der ich nicht bin, ein Andrer und doch ich ſelbſt — Was ſchwatz' ich — was plaudr' ich dir in Räthſeln! Löſe ſie dir nur ganz einfach mit der Gewißheit: dein Bruder hat Urſache, an der Welt noch nicht zu verzweifeln. Eines Mädchens treueſte Liebe umfängt ihn. Er ward zum Kinde an ihrem Herzen. Ver-

ſtand, Zweifel, kalte Berechnung, Alles iſt aus der Deichſel gegangen und graſt nun unter Blumen, Kraut, Rüben, Raps, Sommer- und Winterſaat und neckt ſich nur noch mit den Bienen. Wenn ich ſonſt ausſpannte, Bruder, d. h. die Waffen, mit denen man die böſe Welt bekämpft und ihren Angriffen Widerſtand leiſtet, ſo kam ich mir wunderlich vor. Ich ſagte dann: Dankmar, das Kindiſche ſteht dir nicht! Jetzt ſteht es mir prächtig, wenigſtens nach meinem eignen Geſchmack; ich lache nicht mehr über mich, ich habe keine ſpöttiſchen Falten mehr um den Mund, ich glaube, ich liebe in Liebe liebend. Und nicht nur für Augenblicke hab' ich zu danken; nein für ein ganzes Leben, das mir neu geſchenkt wird. Die Liebe, die ich ſonſt empfand, Alter, war ſo ein blitzendes Streiflicht, das einen Wonnemoment übergoldete. Jetzt iſt aber mein ganzes Daſein in Verklärung getaucht: ich kann dieſe Liebe unterbringen bei meiner Vergangenheit und Zukunft. Ich kann ſie mir denken, wie ſie mir in Glück und Freude, wie ſie in Noth und Elend mir folgt. Ich kann mir denken: dies Mädchen iſt jung und lieblich; aber ſie wird dir auch werth ſein, wenn es ein altes Mütterchen geworden iſt und du ſelbſt graue Haare trägſt! Das ſpringt um mich, Das athmet Luft und Leben, Das iſt gut und gefällig, heiter und dienſtbe-

ſtiſſen. Das ſchmollt ein Viertelſtündchen, zankt ein Weilchen, fährt auf und will Recht haben und küßt dann doch wieder alle Launen weg und geſteht dir offen, es könne nur ſein und fühlen durch Unſereins, auch wenn wir Unrecht hätten. Da widerſtehe nur und wirf nicht deine ganze Lebensphiloſophie wie alten Plunder über den Heckenzaun! Und denke nur nicht, Bruder, daß ich darum im Idylliſchen wie markloſe Poeten zu Grunde gehe! Ich behalte mein Auge klar und den Verſtand offen. Das iſt eben das Weſen einer geſunden und reinen Liebe, daß ſie uns nichts von unſerm Beſten nimmt, ſondern daß ſie Alles zum Schüren ihres eignen Brandes brauchen kann. Mein Mädchen fühlt das Alles mit klopfendem Herzen mit, was mich bewegt und ſo wachſen wir Beide zum Hören und Sehen, und lehnen und tröſten uns recht aneinander. Unſern Bund, den des Herzens und den andern, den des Geiſtes, hab' ich dem Vater natürlich verrathen. Der Hohe, Edle nahm beide ernſt und ſinnend auf. Dem erſten gab er ſelbſt den Segen, für dieſen zweiten erfleht er ihn. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß wir nun ſchon weit über einige hundert Bekenner haben, die ein gemeinſames unſichtbares Band verbindet, ein Gedanke, eine Führung, die Niemand kennt, die auch

nirgends da iſt, als in dem Bewußtſein, dem Glauben einer Führung. Der Geiſt iſt es, der fortwirkt und eine Stunde wird kommen, wo ſeine Werke, die jetzt noch in der Stille ſich vorbereiten, an das Tageslicht treten. Noch in dieſem Jahre, jedenfalls im nächſten, hoff' ich auf den erſten großen Bundestag, wo wir uns durch Abgeordnete begrüßen und eine Form für das bewußte Fortſchreiten unſrer Entwickelung aufzuſtellen hoffen. Könnt' ich dann dieſer Schöpfung gegenüber treten und mit dir ſagen: Hier ſchütt' ich aus dem Füllhorn Fortunens auch jene irdiſchen Güter, die uns den Kitt für den geiſtigen Bau geben ſollen! Könnt' ich dann ſagen: Hier iſt eine kräftige Hand, die über die Länder und Völker hin das Flammenſchwert des Erzengels Michael zücken und den ewigen Sündenfall aus dem Paradieſe jagen will! Ich verzweifle nicht; ſo wie ich mich rühren kann, beginnt die letzte Entſcheidung. Der Vater meines Mädchens behauptet, zum Präſidenten des Obertribunals, zu unſerm greiſen Rhadamanthus von Tempelheide, in einem eigenthümlichen Verhältniſſe zu ſtehen, das uns nützen ſoll. Mit ſeinen Raben und Adlern kommt mir dieſer letzte Richter vor wie der greiſe Johannes auf Pathmos, neben dem der Adler horſtet, wenn er über Meere hinweg die Geſichte der Offenba-

rung ſchaut. Viel Perſönliches, was ich ſonſt auf dem Herzen habe, muß ich laſſen, bis ich weiß, ob der Weg, den ich wähle, um mich dir verſtändlich zu machen, ſicher iſt. Tauſend Grüße von und an! Von Denen, die du dir denken kannſt, auch Oleandern, der zum Dichter auch ein Denker geworden iſt, und an Die, die unſre Grüße verdienen!“

Während Siegbert mit bebender Freude dieſe Zeilen für ſich geleſen hatte und ſich einen Augenblick beſann, ob er wol wagen könnte, ſie Dyſtra zu zeigen und ihn in das Geheimniß eines Bundes der Ritter vom Geiſte zu ziehen, warf dieſer eine neueſte Zeitung, die er eben geleſen, auf den Tiſch und rief:

Gott! Gott! Der unglückliche Mann!

Ich beſchwöre Sie, ſagte Siegbert erſchreckend, jetzt keine Hiobspoſt! Was iſt?

Dyſtra ging im Zimmer auf und ab. Siegbert ergriff die Zeitung . . .

Eine Meuterei in Bielau! Eine Militärrevolte!

In Bielau?

Siegbert durchflog die Zeitungen.

Die Darſtellung mag noch hinter der Wahrheit zurückbleiben, ergänzte Dyſtra. Der Geiſt dieſer Mannſchaften ſoll wild, ganz unzuverläſſig ſein, wie mich Poland noch kürzlich verſicherte. Man läßt dieſe kleine

Feſtung der Reihe nach von der hieſigen Garniſon beſetzen und die dritte Compagnie des Leibregimentes —

Es iſt dieſelbe, die zu Werdeck's Bataillon gehört . . .

Kaum dort angekommen... und der Major...

Siegbert hatte ſich von dem Vorgefallenen unterrichtet. Er war ſo erſchüttert, daß er ſich auf einen Seſſel niederlaſſen und zu Worten erſt ſammeln mußte...

Das Vorgefallene beſtand in einem Vorgang, der dem ſeit einigen Tagen wirklich kaſſirten und wegen Antheilnahme an einer „Verſchwörung" für mehre Jahre auf die Feſtung Bielau geſchickten Major von Werdeck eine Flucht hatte erleichtern ſollen. Die Nähe dieſer Feſtung begünſtigte das Einvernehmen der Soldaten, die in Werdeck's Verhaftung nur einen, ihren eignen Intereſſen geführten Schlag ſahen. Bei dem erſten Spaziergange, den Werdeck, um ſich zu erholen, auf dem Walle der Feſtung machte, war eine Wache, aus zwölf Soldaten beſtehend, zufällig von ſeinen eignen früheren Leuten beſetzt geweſen. Bielau's übrige ſtehende Beſatzung war nur ein Invalidenkorps. Die Ergänzungen deſſelben kamen der Reihe herum an die in der Reſidenz befindlichen Truppenkörper. Viele hatten, des demnächſt abzuführenden Gefangenen von Werdeck wegen, widerrathen, ſein eignes Bataillon nach Bielau zu ſchicken;

doch da die Reihe einmal an diesen Truppentheil kam, wollte man am wenigsten einen öffentlichen Beweis von Unzuverlässigkeit der so hochgepriesenen Armee geben. Ein Komplott zur Befreiung des wegen Mitgliedschaft eines Geheimbundes, Korrespondenz mit auswärtigen Revolutionären und Zerbrechens seines Degens kassirten und zu sieben Jahren Festung verurtheilten Majors machte sich wie von selbst. Das Loos traf eine Wache, die dem Spaziergänger das Thor freilassen, alle Ausgänge öffnen konnte. Ein Sergeant war mit der Ausführung beauftragt. Werdeck kommt, tumultuarisches Geschrei begrüßt ihn, man gibt ihm die Gelegenheit zur Flucht. Aber Werdeck weigert sich. Der Major ermahnt seine alten Krieger selbst, ihrer Pflicht treu zu bleiben. Aber schon hatte der Kapitän von Aldenhoven von dem Vorfall an dem sogenannten Sternwall Kunde. Die Sternwall-Wache wird vom Invalidenkorps abgelöst, einige der verzweifelnden Soldaten versuchten Gegenwehr, andre die Flucht... Der Sergeant wird verhaftet... Werdeck in einen engeren Gewahrsam geführt... So viel ließ sich den Zeitungen entnehmen.

Es entspann sich zwischen Siegbert und Dystra ein Gespräch über die möglichen Folgen dieses Vorfalles, über die Ursachen des Unglücks, das den Major betroffen, über den Geist der Pflicht und die Ge-

fahren der freien Selbstbestimmung. Der schnell gewonnene Freund und Gönner zeigte sich so voll Antheil, blickte so frei über die Widersprüche des Lebens hinweg, hatte so von jeder Meinung und Ueberzeugung, die in ihm lebte, die schroffen Kanten und Ecken des Vorurtheils und des Egoismus abgeschliffen, daß ihn Siegbert den Brief seines Bruders lesen ließ und in das Geheimniß des Bundes vom vierblättrigen Kleeblatt einweihte.

Dystra erstaunte. Er gedachte seines eignen Tempelsteins und wie er an dessen Ruinen das dreiblättrige Kleeblatt am Kreuze oft genug beobachtet hätte. Er war erfüllt von der Bedeutsamkeit dieser Mittheilung und äußerte, ehe er zustimmte, fast erschrocken:

Ein Vierblatt ist selten, mein Freund!

Selten ist alles Neue und Große! antwortete Siegbert, von dem Wirken seines Bruders ergriffen, erschüttert von Werdeck's Schicksal, das ihm Thränen abgewann . . .

Ernst und in Gedanken verloren prüfte Otto von Dystra die empfangene Mittheilung. Schon zitterte Siegbert, daß er hier eine Uebereilung zu bereuen hätte, schon wollte er Dystra beschwören, ihm, wenn nicht Uebereinstimmung, doch Verschwiegenheit zu geloben, als der Baron das Wort ergriff:

Ich bin, sagte er, durch Sie und Ihre Freunde etwas stark aus meinem bisherigen geistigen Schlummer geweckt worden. Ich interessirte mich bisher für Alles und deshalb im Grunde für Nichts. Ich schlug heute das wirkliche Buch der Natur, morgen Kupferwerke auf, die mir Das ergänzten, was ich noch nicht kannte. Ich glaube, ich bin in der Lage mit vielen, vielen Tausenden, die sich von der Zeit und der Wirklichkeit, so gut es geht, fernzuhalten suchen und sich mit ihren Abbildern begnügen lassen. Uns interessirt erst dann Alles, wenn es historisch geworden ist. Wir sind gerecht sogar gegen Das, was uns widerstrebend ist und dennoch wären wir selbst für Das, was uns zusagt, nicht im Stande einzustehen, so lange es im Entstehen, im Werden begriffen. Ein Haus soll uns, wenn wir mit ihm in Berührung kommen, gleich fertig sein. Staub, Schutt, Mörtel, der Lärm des Schaffens, des Niederreißens und Aufbauens ist uns widerwärtig und wir genießen Jedes, nur in Ruhe, nur in Behaglichkeit, auf einem Sopha, unter Teppichen, unter Polstern. Das ist die Stellung der sogenannten Bildung zu den Fragen der Gegenwart! Aber wohlan! Es soll nicht so sein. Es kommt die Reihe nun auch an uns! Wir sollen mit angreifen, auch wir sollen Partei halten und uns

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

ſchämen, immer nur zu reflectiren und unſern einſiedleriſchen geiſtigen Genüſſen zu fröhnen. Wenn ich erſt erſchrak über Das, was Ihr Bruder da angelegt hat und was ich nun ſchon ſo im Keimen und Wachſen ſehe, ſo fühl' ich wol die Bedeutung ſeines Gedankens. Ich finde Europa zerrüttet. Ich ſehe einen Welttheil, der nicht leben, nicht ſterben kann. Irgendwie muß ihm geholfen werden, dem Verlebten zur Bahre, dem Neuen zur bequemeren Wiege. Ich will es mir noch einen Tag überlegen, Wildungen, was ich von Ihrem Bunde des Geiſtes denken ſoll. Weigr' ich meinen Beitritt, ſo ſtirbt das Geheimniß mit mir. Tret' ich aber bei, ſo gehör' ich ihm mit ganzer Seele und ſollt' es auch ſein, wie Byron einſt ſeine letzten Flammen aus einem zweckloſen Leben zuſammenraffte und ſich läuternd im Brande Griechenlands zu Grunde ging.

Siegbert dankte für dieſe offne, unter Dyſtra's Verhältniſſen bedeutſame Erklärung . . .

Beide erhoben ſich. Der Baron, um ſich nach dem Schickſal des gefangenen armen Leidenfroſt zu erkundigen, in dem er ſo frühe ſchon eine künſtleriſche Entwickelung geahnt hatte und den er mit innigſtem Bedauern in einem allgemeinen Scheitern ſeiner Fähigkeiten und Lebensentwürfe antreffen mußte. Das

Leben dieſes ſo vielſeitigen Genies lag vor ihm aufgeſchlagen wie das Werk eines Dichters, der vom Himmel die prometheiſche Flamme nur entwandt hat, um ſich in ihr ſelbſt zu verzehren. Er kannte den wirren vielverſchlungenen Lebenslauf des Mar Brüning, mit dem er die Verwandtſchaft einer großen Seele und einer gewöhnlichen, ja abſtoßenden Hülle derſelben gemein hatte. Er kannte das Band der Wehmuth, das dies Soldatenkind an Werdeck knüpfte...

Siegbert aber eilte zu Jagellona von Werdeck, einer Frau, die über zwei Männer, die ſie zu gleicher Zeit, wenn auch mit tiefſtverſchiedenen Organen der Seele, liebte, das dunkelſte Loos geworfen ſah.

# Sechszehntes Capitel.

## Ein Nachtgemälde.

Es warf auf offner Gasse eine Löwin
Und Gräft' erlosten gähnend ihre Todten.
Wildglüh'nde Krieger fechten auf den Wolken
In Reih'n, Geschwadern und nach Kriegsgebrauch,
Woven es Blut gesprüht auf's Kapitol.
Das Schlachtgetose klirrte in der Luft;
Es wiehern Rosse, Manner röcheln sterbend
Und Geister wimmerten die Straßen durch.

Julius Cäsar.

Daß wir den Vorhang könnten fallen lassen über ein dunkles Grauenbild!

Aber die Zeit ist eisern. Unheildeutende Raubvögel sieht der Augur zur Linken fliegen. Er sieht die unglücklichen Zeichen. Er sieht in nächtlicher Stille rothe Flammen am Himmel. Darf er verschweigen, was er sah?

Ein stiller Junimorgen. Tiefe Ruhe, morgenrothe

Dämmerung auf den Fluren. In der kleinen Veſte Bielau ein ſchauerliches Schweigen. Die Sonne naht. Es künden die purpurnen Wolkenboten erſt ihr Kommen an. Es ſingt ihr auf dem Lindenbaum am Wall entgegen die wachende Nachtigall.

Die Sängerin iſt's der Liebe und der Sehnſucht! Es iſt der blühende, der duftende Lindenbaum —

Aber auf dem Glacis graben zwei Männer ſtumm und traurig eine Grube — Sie tragen die bunten Röcke des Kriegers . . .

Die Erde blinkt und funkelt unter dem Spaten von Glaskörnchen, von Metallſtückchen, von Schnecken, von Kieſelſteinen — was iſt da zu weilen! Einen Hügel nur von Erde ſoll es geben und neben ihm eine Grube, ſo tief, wie die beiden Krieger in ihr ſtehen . . . Sie iſt fertig. Die Spaten liegen auf der friſchen Erde... Die Krieger gehen traurig.

Die Sonne nähert ſich. Es iſt, als rauſchte ſie empor mit Donnerton. Und doch iſt Alles ſtill, nur die Nachtigall ſingt, der Lindenbaum ſäuſelt und nur die Welle des Fluſſes, an dem die kleine Veſte ſich erhebt, kann man plätſchern hören.

Da Männertritt . . . In gleicher Ordnung . . . aus einem verdeckten Gange, der zu den Kaſematten führt, zwanzig, dreißig Mann . . . wozu ſie zählen!

Sie umſtehen die Grube. Nur dem aufgeworfenen Hügel bleibt der Rücken frei . . .

Ein metallner Klang — ein Klingeln faſt — die Ladſtöcke fahren in die Musketen — Acht Krieger haben geladen.

Die Nachtigall ſingt Liebe und Sehnſucht . . .

O ſänge ſie Muth dem Armen in leinenem Kittel, der aus dem verdeckten Gange tritt! Ein Jüngling, gebräunten Antlitzes, ſpärlich der Bart, blond das Haar, das Auge voll Wehmuth, aufgeſchlagen gen Himmel, zum erſten Lichtſtrahl der Sonne, der ihm grade über den Scheitel fährt wie ein Glorienſchein! Umſchlungen hält ihn eine lange Geſtalt im Prieſterkleide, ein ernſtes liebevolles Haupt, niedergebeugt zu dem ſchwankenden Wandrer, der ſich in den Reihen der Krieger umſieht und ſie voll Trauer und Ergebung begrüßt . . .

Der Jüngling ſchreitet den Todesgang —

Ein Bauer, in greiſem langem Haar, liegt in den Armen eines rüſtigen Jägers mit rothem Barte, der ihn führt. Wie kann er ſich halten, wie noch leben — es iſt ja ſein Sohn, ſein Stolz, ſeine Ehre, die ihm geraubt wird — ſeine Knie wanken. Er ſtammelt Gebete, die er ſelbſt nicht hört —

Mein Sohn! Mein Sohn!

Der junge ernste Priester tröstet. Er redet laut. Seine Stimme klingt wie Orgelklang, wie Cherubströstung ... Der Jüngling, der zum Tode geht, er klammert sich fest an seine willensstarke Hand ...

Vater und Sohn umarmen sich zum letzen Male. Die Sonne verklärt den Abschied. Alles weint und auch die Nachtigall schweigt nun. Sie läßt die Menschen still ihre Fragen an das Jenseits richten: Muß Das sein? Soll Das sein? Was lohnt uns dafür? Was finden wir dort?

Der Sohn spricht die letzten Worte zum Vater. Der Alte hört sie nicht mehr. Er sank schon zusammen und liegt in den Armen des guten treuen Jägers, dem die Thränen den rothen Bart befeuchten, und der keine Hand frei hat, sich ihn zu trocknen. Er muß sie rinnen lassen ...

Der junge Geistliche vernimmt des Sohnes letzte Wünsche, hört seine letzten Grüße — ein Vermächtniß seines ganzen Erbes an ein Mädchen, das er liebt, ein Vermächtniß aller seiner fahrenden Habe an eine arme Tischlerfamilie in der Stadt, das Andenken eines einfachen Instruments, einer Flöte, an einen in der Ferne jetzt weilenden Fremdling, Namens Louis Armand ...

Der junge Geistliche kennt die so leidvoll Bedach-

ten Alle und ſegnet den milden Geber, zu dem ein Kamerad tritt, ihm die Augen zu verbinden . . .

Noch ein Blick! Der letzte! Dort an jenem Fenſter hoch über den Kaſematten ſteht ein Mann mit wehmüthigem Auge. Hinter Eiſenſtäben winkt er mit ſeinem Tuche. Ach, es iſt kein Tuch der Gnade! Er ſelbſt iſt ja gefangen... Der Jüngling weiß es wohl. Die Liebe zu ihm gibt ihm ja den Tod.

Er kniet nieder. Acht Schüſſe ſtrecken ihn zu Boden. Er hat ausgelebt. Den ohnmächtigen Vater führt der Waidmann hinweg, der kaum ſich ſelber hält. Solch Wild ſah er nie! Der Geiſtliche bleibt... bleibt auch bei der Leiche, ſorgt für ihre Ehre, ihre Beſtattung . . .

Und der Gefangene, der eben mit dem Tuche Abſchied winkte, muß er nicht ausrufen:

Gott im Himmel! Erfindet Das eine grauſame Phantaſie, nur um mich zu martern, oder iſt Das Wirklichkeit? Iſt's ein Traum oder iſt's Leben und heißt jetzt ſo die Ordnung dieſer raſenden Welt?- Wer iſt der Dämon, der uns dieſe Grauenbilder ſchuf? Welchem erbarmungsloſen Moloch bringen wir dieſe furchtbaren Opfer eines kalten rückſichtsloſen Ideengeſetzes? Nur wegen der Worte: Meuterei im Heere! Beſtand der eiſernen Ordnung! Ein Beiſpiel! Ein

Beiſpiel! Wie ein Denkmal hingeſtellt die grauſe Warnung! Was iſt Euch, die Ihr ſo ſprachet, ſo zu Gericht ſaßet, ſo die Kugeln zur Abſtimmung zähltet, die Feder ergriffet zur Unterſchrift, was iſt Euch eine Perſon? Eine Null! Ein Nichts, gekleidet bei dieſem Fall in eine bunte Jacke, die Hunderttauſend tragen! Sind wir nicht mehr Menſchen, nicht eingebürgert auf der Erde zur Erfüllung irgend eines hohen Zweckes, den wir doch ahnen? Und welche Sitten, welche Inſtitutionen, welche Einrichtungen treiben uns hinweg von der friedlichen Vorbereitung auf dieſe unſre ſtillgeahnte Beſtimmung! In mein Ohr tönt es wie eine Disharmonie von tauſend durcheinander fahrenden Inſtrumenten! Mußte Das ſein, du gutes, treues, beſcheidnes Herz, das da unten für mich, zum Jammer für Menſchen, deren Exiſtenz auf dem großen Markt kalt ignorirt wird, verblutete! Was löſt dieſe Diſſonanzen in einen reinen Akkord? Was gießt wieder Wohllaut in dieſe friedlichen Herzen, Oel über dieſe ſtürmiſchen Fluten? Worin begegnen wir uns zu unſrer wahren, ſittlichen Menſchenaufgabe? Da liegen Bücher vor mir. Ich denke nicht mehr an die Lüge eines falſchen Briefes, die mich hierher gebracht hat, an die Richter, die ſie nicht glaubten, die mich aber doch verurtheilten, weil ich verurtheilt ſein ſollte. Ich ſchlage dieſe Bücher

auf, die die Geſchichte erzählen. Wo ich hinblicke, Diſſonanz! Menſchen, die man liebt, niedergeſchmettert von jenem Blitzſtrahl des Himmels, den frevelnde Menſchenhände wie einſt Prometheus meiſt nur geſtohlen haben, um das Schickſal nachzuäffen. Nero, Alba, Philipp, Das iſt bekannt, Das iſt von Allen verflucht — nein aber auch die glücklichſten Zeiten wimmeln von Schmerzen und grauſamen Irrthümern. Soll Das ewig bleiben? Ewig? Nichts uns gewiß, als der ungewiſſe Blick empor und das dunkle, räthſelvolle, ewig ſtille Grab?

So klagt der Gefangene ... Sein Auge kann das gräßliche Bild nicht mehr bannen. So lieblich die Sonne ſcheint, ſo blau der Himmel, ſo troſtreich ihm anfangs der Blick über Wall, Fluß und Städtchen war, er konnte nicht mehr an's Fenſter treten. So blieb er den Tag über... Gegen Abend erinnert ihn der täglich wechſelnde Gefängnißwärter, heute ein ſteinalter Invalide, an ſeinen vergeſſenen Spaziergang. Der Major lehnt ihn ab. Der Wärter ſoll gehen... Es iſt Abend geworden ... Der Alte im weißen Barte, die Bruſt mit Ehrenbändern geſchmückt ... bleibt ſtehen ...

Es wünſcht Sie Jemand zu ſprechen, Herr Major —

Und ſchon war ein Offizier eingetreten in Mantel, in Uniform, mit Federhut —

Der Major wendet ſich. Der Greis zieht ſich zurück. Der Beſucher ſchlägt den Mantel auf... Ein kurzer prüfender Blick des Auges... eine Umarmung ... hervorſtürzende Thränen ...

Jagellona!

Werdeck!

Der Invalide hatte ſich entfernt. Die Thür war ins Schloß gefahren ...

Der abgelegte Hut, der weggeworfene Mantel enthüllt eine zierliche Geſtalt, der unter der ſchützenden Verkleidung die Bruſt vor wildmächtigſter Erregung klopft. Die Mienen des entſchloſſenen Antlitzes todtenbleich. Die Augen zitternd vor glühendem Eifer. Jede Muskel des Halſes, jede Sehne der Hand heldiſch geſpannt und doch zittert der ganze Körper vor Fieberangſt. Das kurzgeſchnittne ſchwarze Haar ſteht dem edlen Haupte jugendlich ſchön. Dieſe Frau, nicht mehr in erſter Jugend, hat ſich die Jugend des Charakters erhalten und wenn ſie auch zittert, ſo hat ſie recht zu ſagen:

Werdeck, es ſind die Nerven, die zittern; mein Herz zittert nicht. Du mußt fliehen. Weißt du, daß der Sergeant, der dich retten wollte, zum Beiſpiel

# Gesammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

### Sechster Band.

Börne's Leben.

(Aus Börne's unveröffentlichtem Nachlasse neu vermehrt.)

Rosa Maria und J. D. Asting.

Friedrich von Hurter,

K. K. Hofrath und Historiograph.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

für den gefährdeten Geiſt der ganzen Armee erſchoſſen werden ſoll?

Werdeck zeigte zum Fenſter ... Die Blutſpuren im Sande auf dem Glacis wären noch ſichtbar geweſen. Aber es war inzwiſchen Nacht geworden ... Wieder ſang ſchon die Sängerin im Lindenbaum ...

Der Major beſaß die Ruhe und Ergebung, die ſich in Gefängniſſen ſo von ſelbſt findet. Die Angehörigen ahnen kaum dieſe ſchmerzlichſte Umwandlung des Gemüths. Aber jetzt die Flucht ablehnen, dem heldenmüthigen, geliebten Weibe, ihr, ihr — dieſen kühnen Eingriff in ſein Schickſal abſchlagen?

Es iſt ein Bund des Geiſtes, ſagte er, den man mir als Verſchwörung auslegte! Ich werde jene Ehre, die unter meinen Standesgenoſſen gilt, nicht wieder gewinnen, wol aber einſt die Freiheit... die mich rechtfertigen wird. Laß mich bleiben, dulden... Und auch, wie könnten wir fliehen?

Die muthige Frau ſpricht nicht von der Möglichkeit, ſondern von der Nothwendigkeit. Sie weint, ſie klagt. Ihn auch ſchon erſchlafft, ergeben, demüthig zu finden, ihn, den ſie in den vollen Flammen des Zorns und der Begeiſterung der Unſchuld, in der lodernden Gluth der Rache zu finden gehofft hatte! Iſt Das denn wahr, was man von den Gefängniſſen erzählt!

Da ermannt ſich Werdeck... Er verläßt die Zelle, den Corridor, den Wall, die Veſte, ſtolz, emporgerichteten Ganges, den Mantel ſeines Weibes umgeſchlagen; ſie, als Offizier gekleidet, neben ihm. Er unkenntlich im Mantel... Sie ſind beſchützt. Es folgt ihnen Jemand... Es iſt der Invalide...

Er folgt nicht bis zum Thor... er folgt weiter... weiter als die Parole gefragt wird... die Parole, die alle drei kennen...

Der Strom rauſcht. Es iſt derſelbe, auf dem einſt Murray entflohen... Ein Kahn ſteht am Ufer... Raſch gleitet er die Strömung hinunter... Der Alte rudert...

Wer iſt dieſer Retter, Jagellona? Wer fährt uns da?

Die Heldin ſchmiegt ſich an die Bruſt des Gatten und ſagt nur:

Dieſer Alte hat mich ſchon einmal vom Tode gerettet...

Werdeck ſann hin und her. Vom Tode ſchon Einmal? Wer iſt der Alte?

Eine halbe Stunde vorüber... Die Flüchtlinge ſteigen an einer einſamen Fiſcherhütte aus... betreten die menſchenleere aber erleuchtete Hütte und finden Kleider, die für ſie beſtimmt ſind.

Wer iſt der Greis? fragt Werdeck wiederholt, als er ſein muthvolles Weib nun in Frauentracht in die Arme ſchließt.

Wir brauchen einen Zeugen für unſre Erzählung, ſagte ſie. „Komm nur!

Damit folgen ſie dem Alten, der eine Blouſe übergeworfen hat, folgen über ein ſandiges Ufer, dann einen Wieſenrain, zuletzt ſtehen ſie auf der Landſtraße. Ein Wagen mit zwei Pferden, deſſen Zügel Jemand, unkenntlich in der Nacht, wartend in der Hand hält...

Der Major tritt näher . . . forſcht . . . Es iſt Leidenfroſt?

Aber raſch! Raſch!

Der Invalide ſpricht's, ergreift die Peitſche, ſpringt mit noch jugendlicher Kraft auf den obern Sitz und während Leidenfroſt, Werdeck und Jagellona, die drei im Geiſt Verbundenen, raſch in den Wagen ſteigen, ſpricht die muthige Frau endlich mit erleichtertem Herzen, weinend in ihrer Freude, erlöſt von den bangendſten Gefühlen:

Wir ſind in Sicherheit. Die Schläge des Geſchickes, das ſo geſpenſtiſch mit uns redete, machen endlich eine Pauſe. Die zerriſſenen Bruchſtücke dieſer Tage, wo der Eine hier, der Andre dort die grau-

same Hand eines uns wahrlich zuweilen wahnwitzig erscheinenden Verhängnisses fühlte, bilden doch ein Ganzes, ein Großes, die Einheit eines Zieles, an das wir nun wol werden Alles geben müssen. Freiheit höre! Die Liebe will dir erzählen!

Ende des achten Buches.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Inhalt des achten Bandes.

## Achtes Buch.


| | | Seite |
|---|---|---|
| **Erſtes Capitel.** | Paul Zeck | 3 |
| **Zweites Capitel.** | Dämmerungen | 20 |
| **Drittes Capitel.** | Ein Rundblick | 46 |
| **Viertes Capitel.** | Der neue Lykurg | 75 |
| **Fünftes Capitel.** | Die Hintertreppen | 100 |
| **Sechstes Capitel.** | Geiſterfurcht | 144 |
| **Siebentes Capitel.** | Zerbrochene Ringe | 183 |
| **Achtes Capitel.** | Das Wachſen des Bundes | 193 |
| **Neuntes Capitel.** | Die Stadt Rom | 221 |
| **Zehntes Capitel.** | Helenen's Schule | 250 |
| **Elftes Capitel.** | Veland von der Hahnenfeder | 271 |
| **Zwölftes Capitel.** | Zwei Todte | 317 |
| **Dreizehntes Capitel.** | Auferſtehung | 347 |
| **Vierzehntes Capitel.** | Wellen | 394 |
| **Funfzehntes Capitel.** | Stürme | 445 |
| **Sechszehntes Capitel.** | Ein Nachtgemälde | 474 |

# Die Ritter vom Geiſte.

Neunter Band.

Die

# Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Neunter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

A D
BIBL. REG.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

# Neuntes Buch.

# Erstes Capitel.

## Tempelheide.

Des Herbstmorgens erste Frische war vorüber. Die Nebel, die der Sonne Aufsteigen umschleierten, sanken auf die große Ebene nieder, in deren breiter Ausdehnung die Hauptstadt hingegossen lag mit ihren Kirchthürmen, ihren Riesenschornsteinen, dem Dampf der Essen, dem aufgewirbelten Staub der Straßen und Plätze, einer Hülle, die den schärfsten Pfeilen des Sonnengottes Widerstand leistete und mit ewigem Grau, zu jeder Jahreszeit, selbst gegen die reinste Bläue des Himmels Einspruch that. Rings aber um die große Ebene und ihr Gewühl zog sich ein grüner Rand, unentweihter, je entlegener von der Berührung mit den Menschen des Trottoirs. Am westlichen Ende Solitüde mit seinem Park, seinen Niederungen, seinen Eichenhainen; am östlichen eine Aufdachung von Sand- und Kalksteinbergen, dicht bewaldet, von Stra-

gen, von Eisenbahnenkerfen durchschnitten. Tempelheide dieses Aufganges Beginn. Wie eine Hüterin lag die alte Kirche mit ihren Linden oberhalb der Landstraße, die an Lebendigkeit gewonnen hatte, seit der allmächtige Fürst Egon von Hohenberg sich von den Mühen eines nun fast einjährigen Regimentes für einige Wochen auf seinem väterlichen Schlosse ausruhte. Wie ruhig liegt die Stadt da unten, die Egon gebändigt hatte! Nach Solitüde, wo jetzt die königlichen Herrschaften wohnten, sprengten nicht so viel Kuriere, Gendarmen, reitende Boten, wie hier an der alten Kirche mit dem Dreiblattkreuze, dem Gartenpavillon und dem Tannenparke des alten Obertribunalspräsidenten von Harder vorüber nach Hohenberg.

Doch da es hier berauf ging und Alles langsamer fahren und mäßiger reiten mußte, so wurde der Friede der ländlichen Besitzung nicht zu sehr gestört. Anna von Harder war ohnehin keine krankhafte Einsiedlerin. Sie liebte den Zusammenhang mit der Welt, wenn sie auch nicht an die Welt verloren gehen mochte. Sie saß gern unter dem kleinen Schirmdache, von dem herab sie einst Siegbert Wildungen in der heißen Julihitze einen Becher Weins gespendet hatte. Sie erwiderte gern jeden Gruß, den man ihrer würdevollen hohen Gestalt mit den einfachen Trauerfarben ihrer

ſchlichten Kleidung bot. Zuweilen ſtand, ein ſtolzes Rad ſchlagend, der von glänzenden Farben überſäete Pfau aus dem Hühnerhofe hinter ihr, wie neben der Juno; aber die edle Frau hatte nur die Haltung, nicht den Stolz der Beherrſcherin des Olymps. Sie dachte auch von dem majeſtätiſchen indiſchen Vogel anders als die Kinderlehre. Sie gab dem gekrönten Thiere mit dem klugen ſchüchternen Auge freudig Körner aus ihrer Hand — im Schlitz des Kleides war eine nie leere Vorrathskammer für die Thierwelt ihres greiſen Pfleglings — und fand den ſtolzen, wiegenden Gang des ſchönen Thieres, während das emporgehaltene mit blaugrünen Augen eingefaßte Rad in der Sonne funkelte und wie ein Fächer ſchwankte, ſich hob und ſich ſenkte, eben ſo würdig wie lehrreich, und oft genug hatte ſie die kleine Paulowna Wäſamskoi auf den Pfauengang aufmerkſam gemacht, als eigentlich den Gang, der ſich in Geſellſchaften, Vorſtellungen, bei Hofe und mit geſenktem Haupte auch in der Kirche zieme. Die gewöhnliche Thiermoral exiſtirte nicht in Tempelheide. Hier vertrug ſich Reh und Hund, Hund und Katze, ja hier war ſchon vorgekommen, daß eine Katze die Jungen eines Mäuschens aufgezogen hatte.

Für den Tannenhain, der die einfache Beſitzung

mit ihren grünen Rabatten, dem kleinen Gemüse- und Blumengarten, dem einem Jagdschlosse ähnlichen, gedrückten Hause und die großen Räumlichkeiten des Hofes rings umgab und sie von dem unmittelbar daran stoßenden großen Walde trennte, hätte man freilich lieber ein Gehölz von Buchen, von Linden und Eichen wünschen mögen. Anna selbst hätte diese rauschenden vollen Blätterwipfel sicher lieber über sich schwanken gehabt als diese ewig gleichen, ewig düstern Tannen, unter denen man oft, wenn die Nadeln reichlich gefallen waren, wie auf dem ihr so wenig mehr geläufigen glatten Parkett der Salons wandelte. Tannenzapfen, hölzerne, trockne, kleine Schuppenpyramiden waren ihre einzige Belohnung für die Liebe, mit der sie dennoch auch die Hut dieses Haines führte. Und der alten Excellenz war grade diese durchsichtige Baumwelt die genehmste. Wie durch einen Masienwald im Seehafen sah er durch diese lichten, oben röthlich, unten grau schimmernden Stämme. Wie mit staubigen Kamaschen, wie aus der schmutzigsten Straße in die Stadt gekommen, seht ihr aus, ihr schlanken, hölzernen Grenadiere, sagte Anna wol, wenn sie mit dem Alten durch den Park schritt und er sich an ihrem Arme führte. Aber er lobte für seine Zwecke grade diese Durchsichtigkeit. Sein zahmes Reh konnte

nicht die jungen Eichenblätter freſſen, ſeine Hühner konnten ſich hier nirgend verſtecken, ſeine Katzen nicht auf lauernden Raub gehen, ſeine Hunde witterten und ſchnoberten hier nicht wie auf den Anſchlag, und fremdes Gevögel, fremde Maulwürfe, Iltiſſe, Marder waren leicht beobachtet und aus dem offnen Bereich entfernt. An Singvögeln fehlte es auch in den Tannenwipfeln nicht. Die alte Excellenz liebte grade die Kreuzſchnäbel und die Holzheher, die unter Tannen am liebſten weilen. Für das ſüße Rauſchen und Flüſtern der grünen unzähligen Blätterwelt hatt' er ja ſeiner guten, bei ihm ſo liebevoll ausharrenden Schwiegertochter am Ende des Parks auf einer künſtlichen Erhöhung von Felsſteinen, alten Baumrinden, durchbrochenem Mauerwerk, gleichſam wie in einem alten gothiſchen Thurmgemäuer — denn das Ganze war auch vom treuen Zeitenbegleitenden Epheu umrankt — harmoniſch geſtimmte Windharfen aufhängen laſſen, die ſie für das ewige Gekrächz, Gebelfer, Geſchmetter, Gegurr und Gegacker im Vorderhauſe ſchadlos halten mußten.

An dieſer melancholiſchen künſtlichen Ruine, die den Blick zunächſt auf einen grünen Wieſenplatz und dann in den dichten Tannen-, hier und da von weißen ſchimmernden Erlen unterbrochnen Wald ſtreifen

ließ, ſuchte eben Anna von Harder ein junges Mädchen auf, das auf einer Bank von ungeſchälten Baumäſten an einer Lehne von ſtarken geflochtenen Weiden ſaß, ein Buch in der Hand und bald in die düſtre Waldung, bald zum blauen Himmel, bald zu jenem Raben aufſehend, den wir ſchon als den treuen Begleiter des hier waltenden wunderlichen alten Philoſophen kennen. Die Luft war ſo ſtill, daß die in ihr aufgehängten Leiern nur zuweilen einen ganz leiſen, aber auch dann unendlich wehmüthigen Ton erklingen ließen.

Wie blau iſt der Himmel! rief Anna ſchon von unten herauf, die Hand auf die epheubewachſene Treppenlehne ſtützend. Hier weilſt du und lieſt? Die Bücher über Italien, die aus den Bibliotheken nicht endigen wollen! Komm und zerſtreue dich an dem Pavillon! Das iſt ein Reiten, ein Fahren nach dem Schloſſe Hohenberg! Die ſchöne Fürſtin wird ihre Flitterwochen nicht in Ruhe genießen können.

Statt aller Antwort drückte das junge Mädchen Anna neben ſich nieder, legte den Arm um ihre Schulter und preßte ſie an ihr Herz.

Ein ſanfter Akkord der Luftmuſik begleitete den ſtummen Gruß . . .

Sieh! Draußen ſteht unſer Mentor und wartet,

daß er folgen darf! sagte Anna lächelnd und zeigte die Ruine hinab an die erste Stufe der steinernen Treppe auf einen magern, grauen, stelzbeinigen Vogel mit gewundenem Hals und spitzem Schnabel, der hin und her sprang, bald auf das eine, bald auf das andre Bein sein Gewicht legte und sich wie ein Tanzender geberdete.

Als das junge Mädchen schwieg und nur Anna'n inniger die Hand drückte, sagte diese:

So froh solltest du sein wie unsre Thiere! Das springt heute und freuet sich des sommerlichen Tages! Biche und Alkmene jagen sich und spielen wie wilde Buben! Hektor hat Lust, seiner alten Dressur sich zu erinnern, die ihm doch Großpapa um jeden Preis austreiben will. Er zaust die Hühner fast über die Gebühr. Unser Jupiter kann nicht Räder genug schlagen und sich dem Vorüberfahrenden in seinem besten Staate zeigen. Und das Wetter wird sich halten. Die Laubfrösche sitzen auf der obersten Sprosse ihrer kleinen Leitern im Glase. Isis und Osiris putzen sich den Bart und selbst der gespenstische alte große Bafomet, vor dem du sonderbarerweise nicht die geringste Furcht hattest, als du zu uns kamst, selbst Der besinnt sich in seiner majestätischen Würde, daß er den Schöpfer loben muß und spinnt, spinnt, was er seit

# Börne's Leben.

Neue Ausgabe.

Jahren nicht gethan hat und was uns Glück bedeuten muß. Komm! Unſer ſtelzfüßiger Lakai wartet draußen. Wollen wir Solitüde beſuchen? Wollen wir anſpannen laſſen und einmal an die Terraſſe fahren, die du ſo liebſt? An den Teich, wo man Schwäne füttert, die wir leider nicht halten können, wär' es auch nur, um zu ſehen, was wol an dem Schwanengeſang vor'm Sterben Wahres iſt! Ach, ich Abſcheuliche! Ich wünſche doch immer auch noch Thieren den Tod, um Experimente zu machen! Wenn Das Großpapa hörte! Er hielte mir gleich eine Vorleſung über das Naturrecht! Komm! Komm! Wenn du geſprächig wirſt, wie ich, die ich heute wie unſre Elſtern plaudere, ſo erzähl' ich dir auch, was mir den heutigen Tag ſo ganz beſonders lieb und werth macht.

Das junge Mädchen ſtand ſchweigend auf. Sie drückte der guten Anna, die ſo viel Worte ſeit Jahren nicht in einer einzigen Rede verbunden hatte, mit einer gewiſſen Feierlichkeit wieder die Hand und ging dann, an ihren Arm ſich hängend, die ſteinernen Stufen hinab, begleitet von dem Nachruf eines Akkords aus den Lüften . . .

Anna von Harder wandte ſich und ſah zu den Schalllöffnungen, die den Wind zum Muſiker machen, noch einmal ſtehenbleibend empor . . .

Ja! Ja! Ich kenne den Zauber dieſer ſtillen Warte, ſagte ſie zu dem jungen Mädchen. Wie gern hab' ich auch ſonſt ſtundenlang hier geweilt und beim Erwachen der Abendwinde, die meiſt mit dem Untergang der Sonne eine Weile lebendiger wehen, bis gleichſam die Sterne Kraft gewinnen und wieder Ruhe auf der Erde gebieten, wie oft hab' ich da den Tönen gelauſcht, in denen die Luft hier zu uns ſpricht! Ich wußte freilich, es iſt das Alles nur künſtlich hervorgerufen, es kommt nicht von ſelbſt, eine menſchliche Vorrichtung eroberte ſich dieſen Gruß der Winde. Und doch iſt der Ton als ſolcher ſo ſelbſtändig, als Gewordenes doch ſo ein Ureignes, ſo ein von Menſchenhänden gar nicht zu ſchaffendes Geſchaffenes. Wir können das Licht abſperren, ab- und zulaſſen, anzünden, auslöſchen, aber wir können das Licht ſelbſt nicht machen. Kein Seifenſieder, kein Kerzenzieher erſchafft das Licht. Auch den Ton macht kein Inſtrumentenmacher. Man erobert ihn nur, man fängt ihn ein, man läßt ihn hinaus, man gewinnt ihn ſich und Andern.

Das blaſſe junge Mädchen hörte und ſchwieg. Der Vogel, ein Kranich war's, ſprang voraus mit ſeinen wunderlich tanzenden Sprüngen.

Ach, ſagte Anna, des Mädchens träumeriſche Em-

pfindungen unterbrechend, wie gut es unser armer Lakai meint! Der gute Vogel! Sein Tanzen ist keine angeborne Freude. Großpapa kaufte ihn von einem Vogelabrichter, der das arme Thier zum Tänzer für Jahrmärkte gezogen hatte. Auf einen Fußboden von heißen Blechplatten hatte er das Thierchen, als es jung war, eingesperrt. Entsetzt von der Hitze, die sein an Sümpfe und Moor gewohnter Fuß nicht verträgt, fing es an zu hüpfen und hüpfte und hüpfte so lange, bis es nicht mehr gehen konnte. Armer Schelm, wie bin ich froh, wenn ich dich vor wirklicher Freude tanzen sehe und nicht an die glühenden Kohlen denken muß, die deinen Schmerz zu einer nur scheinbaren Freude machten!

In die ernsten, fast unbeweglich starren Züge des jungen Mädchens schlich sich bei diesen Worten jetzt ein außerordentlich feines, fast bitteres Lächeln. Es war als wollte sie sagen: Das ist die Lustigkeit der Weltbildung, des Zwanges, der Convenienz! Das sind die Bewegungen des scheinbaren Tanzes, die nur von den brennenden Kohlen unter uns kommen!

Anna verstand dies Lächeln und seine Bedeutung sehr wohl. Sie wollte aber, daß Heiterkeit waltete...

Nein, sagte sie, man soll nicht lügen! Man kann in der Freude und auch im Schmerze zu unwahr sein!

Ich mache mir Vorwürfe, daß ich viel zu oft unter meinen Windharfen saß und mich zur Sklavin ihrer traurigen Töne machte! Dann und wann! Wenn die Seele nicht übervoll, sondern wenn sie leer ist! Wenn die Alltäglichkeit uns übermannt, das tiefste Leid, die heiligste Pflicht vergessen ist, dann ein solcher Akkord und gleich haben wir uns wieder gefunden! Ich würde nicht immer in den Büchern über Italien lesen, um mich in Italien heimisch zu fühlen. Ich würde vorziehen, der Gegenwart, der nächsten Umgebung anzugehören und dann und wann plötzlich einen Lichtstreifen, einen solchen goldnen, daß er gleich ganz Rom und alle Seen des Südens uns vorzaubert, über mich fallen lassen. An einen einzigen Lichtstrahl knüpft sich eine ganze Welt! Ich brauche nur einen gewissen Akkord zu hören und gleich weckt er mir eine ganz bestimmte Empfindung. Ich schlage auf dem Klavier einige Töne in A-Moll an und ich sehe gleich aus den Fluthen und Nebeln ein wunderbares Eiland steigen, das Land meiner Jugend, meines Glückes, meiner seligsten Hoffnungen. Fast glaub' ich, daß das Uebermaß der in diesen Ton gesetzten Rhythmen das Bild verscheucht, den Zauber der Erinnerung abstumpft. Ich bin viel zufriedener mit mir, seit ich Pflichten der Gegenwart habe und

meinem ſtillen Kultus der Trauer um die Vergangenheit nur manchmal lebe.

Das junge blaſſe Mädchen hörte ruhig dem bezüglichen Wort zu und erwiderte den Handdruck, den ſie von Anna empfing, die ihren rechten Arm in ihrem linken trug. Sie lächelte ein wenig, als Anna beim Hinausſchreiten aus dem Parke, ſich umſehend, ſagte:

Der grillenfängeriſche Rabe iſt uns nicht gefolgt! Der Scheim trauert, daß man ihm ſeine Sucht zu ſtehlen abgewöhnte. Ihm ziemt es, unter den Tannen zu philoſophiren. Unſer Kranich aber hüpft zum Pavillon. Er weiß, daß wir dort mehr Zerſtreuung finden. Sieh, ſieh, er iſt doch vergnügt der Scheim! Er wirft kleine Steine in die Luft und fängt ſie auf! Der Herr Balletmeiſter amüſiren ſich, obgleich Sie penſionirt ſind! Ich habe dem Großpapa erſt glauben mögen, daß die Thiere der Erziehung fähig ſind, als ich ſah, daß ſie ſpielen. Gibt es einen redenderen Beweis für eine gewiſſe Freiheit auch innerhalb der ſonſt gebundenen Thierſeele? Hunde und Käzchen ſpielen, Haſen treiben die tollſten Poſſen, Goldfiſche mögen ſich langweilen, wie alle Vornehmen, aber Forellen wahrlich nicht! Forellen tummeln ſich. Und was ſpielen nicht die Vögel! Auch Pferde ſpielen

und reiben ſich mit den Köpfen, ſelbſt wenn ſie vor den Häuſern der Reichen bis tief in die Nacht frieren müſſen und eigentlich ungeduldig und zornig über uns ſein ſollten. Nein ſieh, ſieh, Olga! Sieh den Kranich! Jetzt wirft er ein Hölzchen empor und duckt ſich unter ihm weg, daß es ihn im Fallen nicht trifft! Du närriſcher Patron du!

Olga Wäſämskoi war es, die eben mit der ſo freundlich ihr zuredenden und wie wir wol bemerken werden, mit Abſicht ſie erheiternden Anna von Harker auf den kleinen Raſenhügel ſtieg, wo jenes Schirmdach ſtand, unter welchem man im heißen Sommer einigen Schutz vor den Sonnenſtrahlen fand. Olga hatte ſich zur vollkommnen Jungfrau entwickelt. Zwar nur klein waren alle ihre Formen geblieben, doch zeugten ſie von vollendeter Reife; der Bau ihrer Schultern war kraftvoll, der Nacken ſicher, das Antlitz von einer Beſtimmtheit, die leider, um noch kindlich erſcheinen zu können, zu ſehr vom auffallendſten Ernſte beherrſcht war. Die Haut zart, von jenem braungelben Schimmer, wie das Inkarnat des Südens. Die Augen noch ſchwärzer beſchattet als im vorigen Jahre. Die Hüften wölbten ſich im ſchwarzen, ſehr langen Atlaskleide, in der Sonne glänzend, von der nicht ſehr engen Taille ab. Sie bot das

Bild einer ſüdlichen Schönheit, die von unſrer nordiſchen wespenartigen Grazie kein Merkmal hat. In dichten Flechten war das ſchwarze Haar im Nacken feſtgebunden ohne Gefallſucht. Ihr ganzes Weſen ſchien innerlich und nur zu ſehr vergeiſtigt, nur zu ſehr der Wirklichkeit entrückt, von der man nicht wußte, verachtete oder bemerkte ſie ſie nur nicht.

Das Weſen Olga's ſeit ihrer Rückkehr von Wien, bis wohin ihr Rudhard im Frühjahr entgegengereiſt war, hatte ſich als das ſeltſamſte von der Welt angekündigt. Ihren Briefen zufolge hätte man die lebhafteſte Empfänglichkeit für alle ihre Umgebungen, ein gewiſſes Aufthauen aus ihrer früheren oft eiſigen Lethargie, eine große Luſt der Mittheilung erwarten ſollen. Von dem Allen fand ſich nichts. Olga war nicht nur ganz in ihre frühere träumeriſche Art zurückgeſunken, ſie war viel weiter zurückgegangen, ſie zeigte einen apathiſchen Zuſtand, der an Starrheit grenzte. Sie war krank, nervenkrank. Sie litt an ſich ſelbſt, ohne ſich in ihrem Schmerze äußern zu können. Sie bot einen erſchreckenden Anblick. Schön, feſſelnd, träumeriſch, in jeder Beziehung ein weibliches Ideal, entſetzte an ihr eine tödtliche Kälte, die faſt wie ein Krampf, wie eine Starrſucht zu nehmen war. Rudhard brachte ſie ſo von Wien zurück. Sie hatte die

abenteuerlichſte Fahrt von Rom aus gehabt und Rudhard deutete an, daß ihr Zuſtand mit Erlebniſſen zuſammenhing, die er verſchwieg. Er hätte von Siegbert die einzige günſtige Einwirkung auf die in ſolchem Zuſtand Wiedergewonnene hoffen müſſen. Aber Siegbert Wildungen war bald nach der Flucht ſeines Bruders durch geheime Warnungen, denen er Glauben ſchenken durfte, veranlaßt worden, ſich von der Hauptſtadt und ganz aus dem Lande zu entfernen. Er war erſt mit Otto von Dyſtra nach dem Schloſſe Buchau, an die im äußerſten Weſten Deutſchlands liegende Tempelſteiner Ruine gereiſt, die in voller Wiederherſtellung begriffen war. Dann hatte ſich Siegbert zu Louis Armand nach Belgien begeben. Beide lebten in Antwerpen, wo ſich Siegbert mit erneutem Eifer auf ſeine Kunſt warf und zu gleicher Zeit für die Zwecke des Bundes ſo wirkte, wie ihm ſein Bruder Dankmar die briefliche Anleitung gab. Als Dyſtra zurückkehrte, fand er zwar Olga, aber nicht mehr Rudhard. Dieſer hatte ſich, da die Fürſtin Wäſämskoi nicht im Stande war, ſich irgendwie mit ihrer Tochter zu verſtändigen, entſchließen müſſen, ſie und die jüngeren Kinder gleichfalls nach Weſten zu begleiten, zum großen Aergerniß der Welt, die,

wir wiſſen noch nicht, mit welchem Rechte, behauptete. Siegbert Wildungen wäre die Veranlaſſung dieſer Reiſe. Aber Anna von Harder hatte den Einfluß, den ihr die Fürſtin auf ſich zugeſtand, ſelbſt dahin benutzt, ihr dieſe Reiſe anzurathen, ihr ſogar Paris als künftigen Aufenthaltsort umſomehr vorzuſchlagen, als die Gräfin d'Aziment wieder aus Italien zurück war, in Paris lebte und es ſich ihrem verſöhnlichen Herzen als eine Möglichkeit einſchmeichelte, dieſe Schweſtern würden ſich eher verſöhnen, als es ihr mit der ihrigen, Paulinen, möglich war. Und Olga hatte ſie für ſich behalten. Jetzt vollends, wo Olga Liebe, Schonung, Pflege verlangte! Olga war von einer Reizbarkeit der Nerven, die die Mutter nimmermehr würde geſchont haben. Adele war ergebener geworden, beruhigter durch Anna; ſie hatte ſich den jüngern Kindern angeſchloſſen, aber vom Herzen kam ihr der pflegende Muttertrieb nicht. Wie hätte ſie Geduld gehabt mit Olga, die jetzt Geduld bedurfte! Im Laufe des Sommers kehrte Dyſtra, der in ſeiner Gewiſſenspflicht, Olga zur Gattin zu wählen, von dem ſich beherrſchenden Siegbert nicht gehindert wurde, vom Tempelſtein, der im großartigſten Style hergeſtellt wurde, nach der Reſidenz zurück und ſah nun Olga zuweilen. Er hatte von ihrem ſo plötzlich verwandel-

ten Weſen gehört. Als er ſie in Tempelheide zuerſt begrüßte und von ihr mit der Geringſchätzung, die er vorausſetzen konnte, behandelt wurde, erſchrak er, ſie in einem Grade abſtoßend zu finden, der ihn gleich zu der Bemerkung veranlaßte: Das hat ſich gut getroffen! Ein Weſen dieſer Art mußte in eine Anſtalt kommen, wo man wilde Thiere bändigt!... Er begriff nicht, wie von dieſem Mädchen jene Briefe hatten herrühren können, die ihn ſo feſſelten. Er hatte noch auf der Reiſe nach dem Tempelſtein zu Siegbert geſagt: Wildungen, wir führen zuſammen einen pſychologiſchen Konflikt auf, an dem mir nur ſtörend iſt, daß er zu ſehr an die Gefühlswelt des achtzehnten Jahrhunderts erinnert! Sie wiſſen, ich halt' es mit dem neunzehnten und erlebe auch noch die zeitgemäße Ummodelung, daß Sie von Olga vergeſſen werden oder daß Sie ſie ſelbſt vergeſſen!... Nun aber Olga wirklich ſehend, fand er es auch unmöglich, daß ſie noch Siegberten feſſeln würde. Er ſchrieb ihm nach Antwerpen, er wiſſe nicht, was er von dieſem erſtarrten Zuſtande denken ſollte. Er hätte ein Leben voll Beweglichkeit, Geiſt, Phantaſie, auch manche Thorheit erwartet und fände nun ein todtes, kaltes Marmorbild! Dyſtra konnte die Geduld, die Anna von

Harder hier entfaltete, nicht genug rühmen. Und doch zeigte er dieſelbe Geduld, ohne ſein Verdienſt zu wiſſen. Er fuhr alle drei, vier Tage nach Tempelheide, brachte immer etwas Anregendes, etwas Ueberraſchendes mit und begnügte ſich, nach Olga zu fragen. Sie ſelbſt ſah ihn nicht. Wie ſie nur des kleinen, aber elegant ſich haltenden, mit Grazie ſich bewegenden Mannes anſichtig wurde, entfernte ſie ſich, was Dyſtra immer auf Rechnung ſeiner Mohren ſchrieb. War es Liebe, war es Pietät für ſeinen verſtorbenen Freund, den Fürſten Wäſamskoi, war es der Reiz ein Räthſel zu löſen, er konnte ſich der Hoffnung, in Olga wieder einen Lebensfunken geweckt zu ſehen, nicht erwehren, ſo ſehr er auch zugeſtehen mußte, daß eine Heirat mit einer ſo eigenthümlichen Organiſation ein Opfer war, für das man nicht Dank, ſondern Spott ernten mußte. Drommeldey, der vielgeſuchte, Alles begutachtende Arzt der Mode, hatte geſagt: Bei dieſer Krankheit heißt es: Ce n'est que le premier pas, qui coute! Dies Mädchen muß heirathen, dann wird ſich das Uebrige finden.

Starr wie jene Brunhild der Sage, die Jedem, der ſie freien wollte, einen Ringkampf anbot und die Männer an dem Gürtel aufhenkte, den ſie ihr löſen wollten, ſaß Olga neben der zutraulichen, durch ſie

ganz aus ihrer bisherigen Gewohnheit gekommenen Anna, die von dem Mädchen, trotz des Scheines ihres liebevollsten Antheils für sie, nicht einmal die Frage abgewinnen konnte: Was wolltest du mir von der Wichtigkeit des heutigen Tages für dich sagen? Sich aufdrängen mit einem innersten Herzensintereſſe war Anna's Art nicht. Sie nahm das Körbchen mit Handarbeiten, das sie hier oben zurückgelaſſen und begann Spitzenbeſätze zu nähen, während Olga ihren Worten ruhig zuhörte und nur die Zwirnrolle zuweilen ergriff und mit ihr ein gedankenloſes Spiel trieb . . .

Daß hier die Stelle war, wo Siegbert Wildungen einſt Anna von Harder zuerſt geſehen, wußte Olga. Sie kannte aus dem Skizzenbuche ihres Freundes dieſe Kirche, den Friedhof mit der unregelmäßigen, zerfallenen Mauer und den ſchon längſt wieder abgeblühten weißen Fliederbeeken. Sie kannte die Stelle, wo in der Skizze Hackert im Korn liegend angedeutet war. Es waren ihr das Alles heilige Plätze, ſchon lange, lange geweiht; denn Siegbert beſaß eine Gemüthlichkeit guter Herzen, die von ihren angenehmen Erinnerungen erzählen und Jeden, den ſie lieb haben, gern in den ganzen Zuſammenhang ihres Lebens verſetzen. Er hatte längſt ſchon im vorigen Jahre Olga auf

diesen Punkt aufmerksam gemacht, wo man die gewaltige Ausdehnung der Stadt am reichsten übersehen und ihr inneres Leben gleichsam wie einen fernen unsichtbaren Wasserfall rauschen hören konnte. Ob sie jenen Erinnerungen nachhing? Sie verrieth nicht eine Spur von Dem, was in ihrem Herzen lebte.

Anna hatte grade heute wieder eine ihrer musikalischen Akademieen. Dann wurde ausnahmsweise um zwei Uhr gegessen, um drei Uhr kamen die Mitglieder des Gesangvereins, der bis fünf, sechs Uhr dauerte, weil es mit der Regelmäßigkeit des Kommens sehr schlimm aussah. Jene gelüfteten Fenster des Parterre gehörten zu dem Musikzimmer, das Anna schon geordnet hatte. Da waren die Tische und Stühle schon aufgestellt, schon mit den Noten belegt, die heute gesungen werden sollten. Sie sprach davon, wie sie immer in bangsüßer Erwartung einer solchen Uebung, in Freude und Furcht zugleich, entgegenharre und beklagte, daß Olga weder Freude an diesen Musiken empfand, noch selbst an ihnen Theil zu nehmen versuchte.

Du erinnerst mich darin, sagte sie noch heute wieder, an die schöne Melanie, die jetzige Fürstin von Hohenberg! Diese von vielen Frauen verabscheute, aber nicht so schlimme gefeierte Schönheit war ohne

Stimme, ohne muſikaliſches Gefühl, aber ſie nahm Antheil an unſern Uebungen und nützte durch ihr vortreffliches Pauſiren. Sie, die ein Recht hatte, die Zerſtreuteſte von Allen zu ſein, zahlte am beſten.

Olga hätte nun Gelegenheit gehabt, lebendig zu werden. Jene Melanie wurde erwähnt, die ſie ſelbſt in ihren Briefen als letzte Zuflucht jenes von ihr in ſo grellen Farben geſchilderten Egon bezeichnet hatte. Sie hätte doch ausrufen müſſen: Alſo wirklich iſt Melanie die Fürſtin von Hohenberg? Wie kam Das? Wie war Das möglich? Um Melanie dieſe Bewegung hier auf der Landſtraße? Um ſie dieſe trappelnden Pferde, dieſe rollenden Reiſewägen, dies Detachement Dragoner, das ſich auf der Straße bis Hohenberg vereinzelt zu poſtiren ſcheint? Um Melanie dieſer Staub, der glücklicherweiſe uns hier unter dem Pavillon nicht erreicht? Nichts von alle Dem. Sie hörte nur, wickelte an der Zwirnrolle, las eine Weile im Buche, hörte den Verhandlungen Anna's mit der zuweilen Raths erholenden Dienerſchaft zu, folgte alle Dem, was ſie da vernehmen konnte, aber ſelbſt ſchwieg ſie. Sie ſchwieg zur lauten Erörterung manches Billets, das von der Stadt kam. Frau von Dahlen entſchuldigte ihr Ausbleiben bei der Akademie. Frau Gräfin Mäuſeburg im Gegentheil verſprach nächſtens

eine junge Diakoniſſin, die eben erſt vom Rheine gekommen war, mitzubringen und ſie für die Akademie vorzuſchlagen. Aktien, Looſe, Unterſchriften wurden angeboten oder von Anna gewünſcht, wie Das im Leben eines mildthätigen Weſens den ganzen Tag nicht abreißt. Schriftchen wurden geſchickt von Geiſtlichen, von Vereinen, ſogar zwanzig-, dreißigfach kleine Traktätchen, die Anna befordern, verbreiten ſollte. Eine Geſindebelohnungsanſtalt ſchickte Rechnungsabſchlüſſe. Und dann das Klingeln am großen Hofthor, wenn der Aktenwagen vom Obertribunal kam und für die greiſe, in der Stadt befindliche Excellenz die Akten repoſitorienhoch hereinfuhr und dieſe Ballen abgeladen wurden in der großen Aktenſammlung rechter Hand beim Eintritt in das zweiſtöckige Wohnhaus! Und wieviel kleine Miethswägen fuhren nicht vor und brachten nichts, als von jungen angehenden Rechtspraktikanten, neubeförderten Unter- und Hülfsarbeitern, jungen beim Obertribunal zugelaſſenen Advokaten Viſitenkarten, um ſich dem Chef der Landesjuſtiz zu empfehlen! Dazu dann der ewig bewegte Verkehr mit dem lebendigen Hofe, ſeinen Ställen und kleinen Käfigen! Auch heute mußte Anna lachen, wie ſie ſchon von der Straße her einen Mann mit einem Tragkorbe auf dem Rücken erkannte, einen Thüringiſchen Vogel

händler, der regelmäßig des Jahres einmal bei ihnen vorsprach und dem alten Herrn seine neuesten Gesangskünstler aus dem Harze vorführte. Der Mann schwang schon in der Ferne die Mütze und grüßte mit seinem Vogelgesichte. Er hatte selbst die Physiognomie seiner Vögel angenommen, war zum Thiere herabgestiegen, während bei ihm die Thiere emporstiegen. Dem altbekannten Papageno aus Thüringen ging Anna selbst entgegen, empfing ihn im Vorhofe, hob die Decke von seinem Vogelkasten, in dem es hin- und her zwitscherte und lustig auf- und niederhüpfte, ließ ihm von dem ältesten Bedienten, der in jungen Jahren selbst ein gelernter Jäger war und über diesen Gruß aus dem Walde seine innigste Freude hatte, — war er doch die rechte Hand des Präsidenten bei seinen Lieblingsexperimenten — ein vollständiges Frühstück vorsetzen und vertröstete ihn, seinen vieljährigen Gönner, der ihm immer abkaufte und noch lieber sich mit ihm unterhielt und von seinen Beobachtungen in der Vogelwelt sich erzählen ließ, nach zwei Uhr sprechen zu dürfen . . .

Der Vogelhändler stellte seinen Kasten in die Hausflur, dicht neben ein großes Drahtgitter, hinter dem es unten von Kaninchen, im zweiten Stockwerke von Dohlen und Raben, im dritten von klei-

nen Singvögeln luſtig genug wimmelte. Biche und Alkmene, zwei hohe wie die ſchönſten engliſchen Miſſes ſchlanke Windſpiele, umhüpften den Wohlbekannten freudig. Die drei Hauskatzen, Iſis, Oſiris und der große augenfunkelnde Baſomet, ein Kater, wie ihn die Egyptier mochten verehrt haben, ſchlugen mit ihren langen Schweifen hoch auf voll Gelüſt und Erregung über die appetitliche gefiederte Zufuhr des Käfigs. Aber ſie bezähmten ſich, da der alte Diener Sorge trug, ihnen grade im erwachenden Gelüſt ihre Mittagsration vorzuſetzen. Der Vogelhändler bekam auf einem Tiſch in der ſteingepflaſterten Hausflur ſeinen Imbiß . . .

Es ſchlug eben ein Uhr; eben wollte Anna die Begleitung der Muſikſtücke, die heute in dieſem wilden Bereich, faſt wie Amphion that vor den Thieren, die er durch die Leier zähmte, aufgeführt werden ſollten, noch einmal durchſpielen, eben trieb der alte Diener eine kleine Schildkröte, die ſeit Jahr und Tag im Hauſe frei herumlief und von Muſik wie die Spinnen nahe gelockt wurde, zum Saale hinaus — die Akademie hatte die Bedingung jeder Sicherheit vor etwaigen thieriſchen Ueberfällen in der Luft oder wol gar vor kriechendem Auditorium auf der Erde — als zwei raſch daher fahrende Wägen An-

na's Aufmerksamkeit fesselten, sie sich erheben und dem Sanitätsrath Drommelder und Otto von Dystra, die eben zusammen durch das von den beiden herabgesprungenen Mohren schon geöffnete Hofthor eintraten, entgegen gehen mußte.

## Zweites Capitel.

### Die Natur und das Wunder.

Anna von Harder empfing ihren Besuch im Musiksaale, einem geräumigen Eckzimmer, das trotz seiner vier Fenster etwas Düstres hatte, denn das Glas der Scheiben war nicht das weißeste, die Fensterrahmen, wie am ganzen Landhause, waren grün angestrichen.

Dystra und Drommeldey hatten sich erst auf der Chaussée getroffen. Seit Drommeldey die Vermuthung des Barons, man könnte mit Olga vielleicht eine magnetische Kur beginnen, entschieden abgelehnt hatte, war zwischen ihnen die Erörterung ihres offenbar krankhaften Zustandes nicht mehr zur Sprache gekommen . . .

Dystra, der Anna einen großen Strauß der ausgezeichnetsten Blumen überreichte — die Gärtnerei wurde in Tempelheide vernachlässigt — erklärte sogleich, er wisse, daß Drommeldey irgend etwas Ge-

heimnißvolles mit der Frau Landräthin von Harder zu verhandeln hätte. Er wäre heute gekommen, um auf längere Zeit ſich zu einem Ausfluge nach dem Tempelſtein, zu einem Beſuche der Fürſtin in Brüſſel zu empfehlen. Wo Olga wäre? Er müſſe ſie doch wenigſtens zum Abſchied ſehen.

Und Drommeldey beſtätigte zum Schrecken Anna's, die etwas Unglückliches erwartete und auch von Abſchieden immer ſehr bewegt war, wie vielmehr an dieſem Tage, den ſie ſo hoch erhob, eine geheime Abſicht. Sie wußte kaum, was ſie erwiderte, als ſie ſagte, Herr von Tvitra wurde Olga unterm Pavillon finden . . .

Der Baron, in ſchwarzem Schnurrock, weißem Kaſtor, die citronengelb gantirten Hände in die mächtige Bruſt ſteckend, wandte ſich dem Pavillon zu, um einen Verſuch zu machen, mehr als jenes halbdutzend Worte von Olga herauszubekommen, das er bis jetzt erſt aus ihrem Munde gehört hatte. Während wir ihn ſeinem guten Glück überlaſſen, ſah ſich Drommeldey, als er allein mit Anna von Harder war, lächelnd in dem Zimmer um, betrachtete mit ſatyriſchem Wohlgefallen die aufgeſchlagenen Notenblätter und ſagte mit einer faſt verſchmitzten Vertraulichkeit:

# Vorrede zur ersten Ausgabe.

Diese Biographie sollte ursprünglich die Einleitung zu einer neuen Ausgabe der in den deutschen Bundesstaaten erlaubten Schriften Börne's sein. Das Unternehmen gerieth jedoch in Stocken und diese Einleitung dazu, schon im Herbst 1839 vollendet, wurde unter diesen Umständen in ihrem Erscheinen länger hingehalten, als die zunächst daran betheiligten Freunde Börne's wünschen mußten.

Ueber eine kurze Charakteristik, welche ich erst nur zu geben bezweckte, wuchs das sich anhäufende Material hinaus, von allen Seiten trug mir die Gunst des Zufalls Blätter und Zweige zu dem Ehrenkranze, den ich einem Todten winden wollte, heran, ich wurde Biograph des Verfassers der „Briefe aus Paris," ohne es zu wollen.

Wenn ich auf dem halben Wege, wo ich mich entschließen mußte, vor- oder rückwärts zu gehen, mich zum ersteren entschloß, so geschah es, weil ich unter den jetzt wirkenden Schriftstellern wohl einer der wenigen bin, die zu einer Entwickelung der Lebens- und Autorenmomente Börne's einen

Gnädige Frau, nicht wahr, Sie haben heute Akademie?

Pergolese, Bach und ein Hallelujah von Händel.

Sehr gut! Rüsten Sie sich auf Besuch!

Besuch? Wir schließen jeden Besuch aus, Sanitätsrath! Es sind unsre Statuten —

Es gibt Personen, die über Ihre Statuten erhaben sind!

Sanitätsrath!

Liebe Landräthin, ich kann Ihnen nicht verschweigen — um drei Uhr beginnt Ihre Akademie — gegen halb vier Uhr werden gewisse Herrschaften vorüberfahren — man wird die Klänge von Pergolese, Bach und Händel hören — diese Herrschaften werden aussteigen — rüsten Sie sich, von Ihren Statuten eine Ausnahme zu machen!

Anna von Harder war fast auf einen Sessel zurückgesunken. Ihren gereizten Nerven bot diese Nachricht zuviel. Was jede Andre mit Jubel, mit freudestrahlendem Enthusiasmus aufgenommen hätte, warf sie nieder; sie konnte nur vorwurfsvoll, fast bittend zu dem Arzte, dem Seelen-Diplomaten des Hofes, emporblicken, als wollte sie sagen: Drommeldey, wie konnten Sie mir Das thun!

Sie sind selbst Schuld an diesem Ueberfall, sagte

das kleine magere Männchen, rückte an seiner weißen Halsbinde und wischte sich von dem Jabot einige Reste der letzten Prise, die er unterwegs Jemandem, vielleicht Schlurck, abgenommen — Drommeldey trug selbst keine Dose, weil er Fälle hatte, daß ihm nervenschwache Damen bei seiner ihn nun genug folternden Liebe zum Schnupfen die Praxis gekündigt hatten — Sie sind selbst Schuld daran, liebe Frau Landräthin! Sie wissen, wie Sie der Hof verehrt! Sie wissen, wie oft man es Ihnen nahe gelegt hat, Sie sollten der Königin die Freude einer näheren Beziehung gönnen! Sie glauben nicht, wie sehr man in dieser Sphäre nach Gründen sucht, warum sich der Mensch täglich zwei, drei Stunden der Nothwendigkeit, über Toilette sprechen, Kleider an- und auszuziehen, Proben mit neuen Mustern machen zu müssen, auszusetzen hat! Alle Tage drei Mal umkleiden, das erfordert ein bedeutendes geistiges Gegengewicht! Seit Frau von Altenwyl am Hofe im vorigen Jahre von der Mauerschwalbe, von Shakespeare, von Ihrem Tempelheide, der Thierseele, Pergolese, Bach und Händel erzählte, wuchs die Sehnsucht, Sie kennen zu lernen, bis zur Ungeduld. Der schlimme Winter, die politische Gährung dieses Frühjahrs, die mancherlei herbe bittre Erfahrung auf und an dem Throne trotz seiner

erhobten Sicherheit kam störend dazwischen. Nun aber ist der Wunsch dieser respektablen Menschen auf's Neue rege geworden. Entziehen Sie sich ihm nicht...

Was kann ich... was soll diese schwache Musik... und der alte Herr... unsre stillen Gewohnheiten... diese Unordnung...

Lassen Sie das Alles gut sein, meine Beste! sagte Trommelden. Ich kann Ihnen, ohne Sie erröthen zu machen, den Reiz nicht analysiren, den Sie auf die Herrschaften ausüben! Es liegt Das sehr tief und geht bis in die magnetischen Strömungen. Wenn ich bei meinem alten Freunde, dem Justizrath Schlund wäre und er nicht seit dem glänzenden Avancement seiner schönen Tochter einen Hang zur Schwermuth bekommen hätte, so würden wir über diese magnetischen Strömungen, ihren Zusammenhang mit dem Zeitgeiste, über Hofromantik und die christliche Staatstheorie sehr viel humoristische Knallbonbons wie beim Dessert eines guten Diners gegenseitig aufziehen. Allein Ihnen selbst gegenüber, die Sie diesen Zauber ausüben, Ihnen kann ich nur als Arzt sagen, daß Sie mir einen Gefallen thun, wenn Sie geduldig abwarten, was dieser Nachmittag über Sie verhängen wird —

Das war das rechte Wort! sagte Anna von Har-

der und ſeufzte tief auf und ſprach die Worte aus der Bibel, die Johannes der Täufer zu den Neugierigen ſagte: Was ſeid ihr in die Wüſte gekommen, um einen Mann zu ſehen, der von Heuſchrecken lebt? Ich bin nicht werth, Denen, die wirkliche Anerkennung verdienen, die Schuhriemen aufzulöſen.

Drommeldey, der die Bibel kannte, wie Voltaire und Kaunitz, aber nur um ſie zu komiſchen Bildern zu benutzen, Drommeldey lächelte und warf eine Bemerkung dazwiſchen, die Anna nicht einmal verſtand:

Brav! Bleiben Sie bei Johannes dem Täufer! Wäre nur der Papa Methuſalem zu bewegen, auch Stand zu halten. Der König hat die Abſicht, ihn nach dem Prozeß über die Johannitererbſchaft zu fragen, die jetzt auf ſeiner Entſcheidung beruht! General Boland iſt voll von den neuen Geſichtspunkten, die der alte Herr für dieſe Angelegenheit gefunden haben ſoll und ſtudirt alle alten Turnierbücher, um ſich zu überzeugen, was propinqui equites ſind und hat wie gewöhnlich fünf bis ſechs Standpunkte darüber, die er bei Hofe ſonderbarerweiſe alle zugleich vertritt.

Auch Das noch! ſagte Anna tonlos und fügte hinzu, daß den Präſidenten Erörterungen über Ge-

rechtigkeitsfragen, selbst dem Landesherrn gegenüber, verstimmen würden . . .

Nur Muth! Nur Muth! rief Drommeldey und reichte Anna die Hand. Nur unbefangen! Die Mitglieder der Akademie dürfen kein Wort von der Ueberraschung wissen! Verstehen Sie? Befangenheit würde den ganzen Eindruck stören —

Aber warum unterrichten Sie mich zuerst selbst, lieber Mann?

Das will ich Ihnen sagen, Frau von Harder. Ihr Tempelheide kommt den Menschen wie ein verzaubertes Schloß vor. Der Hof möchte es gern auch nur als verzaubertes Schloß auffassen und gefällt sich darin, drei Tage lang von Nichts als von einem verzauberten Schloß zu sprechen . . .

Sie sind schlimmer als die Demokraten, Sanitätsrath!

Beste! Ich gehöre nur einer andern Philosophie an als der des Hofes! Ich bin kein Pythagoräer wie Ihr alter Schwiegerpapa, ich bin kein absoluter Epikuräer wie Schlurck, kein relativer wie Otto von Dystra, kein Neuplatoniker wie Veland von der Hahnenfeder, kein dialektischer Eleat wie Rochus oder Stremer, ich bin meiner Stellung gemäß Eklektiker. Dieser Besuch bei Ihnen thut den mannichfach ver-

ſtimmten, an wahrer Befruchtung armen Gemüthern dieſer hehren Perſonen wohl. Doch, fürcht' ich, denkt man ſich Ihre Exiſtenz romantiſcher und fabelhafter, als ſie iſt. Als Katharina von Rußland nach der Krim reiſte, ließ ihr Potemkin gemalte Städte in die Ferne als Viererprospekte ruſſiſcher Volkswohlfahrt ſtellen. Belügen wollen wir die Herrſchaften weder mit der Muſik noch mit den gezähmten Thieren, aber nothwendig wird es ſein, daß Ihr hieſiges Gewimmel und Gekrabbel, das Gebelfer und Gezwitſcher nicht gefährlich erſcheint. Den Tanzmeiſter mein' ich, die drolligen Puterhähne, die Windſpiele Biche und Alkmene — Sie wiſſen nicht, wie unbeliebt ohnehin alle Erinnerungen an Friedrich den Großen ſind — auch die gebeſſerten Raben müſſen in Obhut bleiben und beſonders hoff' ich, daß die Schildkröte, obgleich ſie dem Apollo heilig iſt und die erſte Veranlaſſung der Muſik wurde, ja ſogar von Phidias für ſeine berühmte Statue der Aphrodite als Piedeſtal benutzt wurde — worin mein Freund Schlurck einen gewiſſen Zuſammenhang zwiſchen Venus und den Mokturteſuppen entdecken würde — ich ſage, daß Sie dieſe ſchreckliche Beſtie gleichfalls nicht als Wirklichkeit in den ſchönen Traum, der hier geträumt werden ſoll, hineinkriechen laſſen.

Anna von Harder war nicht so reflektiv und politisch gestimmt, daß sie etwa hier eingeschaltet hätte: Also so würden die Großen bedient, so würden ihnen die romantischen Täuschungen erleichtert, so würde in den Waisenhäusern die Suppe erst kräftiger gekocht, wenn sie eine Prinzessin kosten sollte ... Sie erinnerte nur an die Statuten, die schon die Sicherheit aller Sänger und Sängerinnen vor den Liebhabereien des Großpapas bedingten; genug, Drommeldey konnte schließen:

Also sammeln Sie sich! Es bleibt dabei! Gegen vier Uhr kommen die Herrschaften und verrathen Sie uns Niemanden!

Damit erhob sich Drommeldey, fragte noch flüchtig nach Olga, wollte keine Begleitung dulden und eilte aus dem Musikzimmer, verfolgt von dem bittenden, vorwurfsvollen Blick der in Erschöpfung niedergesunkenen, von solcher Aussicht auf ihr so nahe bevorstehendes „Glück" fast vernichteten Anna ...

Draußen aber hielt Dystra den schnell dahineilenden Effektiker mit einer Entschiedenheit auf, die ihn verhinderte, nur an eine kleine Plauderei zu denken... Was? Eine Konsultation? sagte der Arzt.

Dystra zog Drommeldey vom Hofe über die Rasenbeete zu dem Pavillon hinauf... Spartakus und

Cicero, ſeine Mohren, unterhielten ſich inzwiſchen mit dem zahmen Reh, lachten über den Kranich und erkundigten ſich in der Küche nach etwaigen Rum- und Arracvorräthen.

Wie mich meine Verlobte an dieſer Stelle ſah, berichtete Dyſtra, ergriff ſie die Flucht. Zwar würdevoll, majeſtätiſch, aber ſo entſchieden negativ, daß ich die Lächerlichkeit ſcheute, ſie zu verfolgen. Sie huſchte unter die Tannen, wie die Pfauen da, die ein häßliches Geſchrei verführen . . .

Sie werden magerer, Baron! Dieſe Liebe ruinirt Sie . . .

Ich kenne jetzt, antwortete Dyſtra, Drommeldey auf einen Gartenſtuhl drückend, ich kenne jetzt die Geſchichte der Rückreiſe Olga's von Rom und muß ſie Ihnen andeuten, damit Sie eine Anſicht ausſprechen.

Wohlan! ſagte nach der Uhr ſehend, der ärztliche Rathgeber, der in der Kenntniß der geheimen Verwickelungen des Lebens von keinem Beichtvater der Welt übertroffen wurde. Aber ſchade, daß Sie nicht ſchnupfen, Baron!

Und in der That ſprach Drommeldey, der mit allen Geruchsnerven ſeiner gehobenen Naſe Schnupfer war, den alten Bedienten des Hauſes, der um die Erlaubniß bat, Wein oder Waſſer auftragen zu dür-

sen, nur um seine Dose an und regalirte sich im Verrath mit einer solchen Befriedigung an diesem pikanten Blatterdünger, wie sie seine ganze Natur, auch seine geistige, zu bedürfen schien.

Dystra erzählte nun, daß er von Rudhard aus Brüssel einen Brief erhalten hätte, der ihm den Schlüssel dieses sonderbaren Benehmens der aus Italien heimkehrenden Olga gegeben. Die Familie, der man Olga in Rom anvertraut, hätte aus mannichfachen Elementen bestanden. Statt Schutzes hätte sie von Seiten einiger jüngerer Mitglieder jene quälende Huldigung erfahren, die zuletzt ein Mädchen, das auf die begehrte Hinneigung nicht einginge, wahrhaft erschöpfen und in einem Grade abspannen könne, daß sie einen Ekel und Ueberdruß an sich selbst empfände. In Venedig hätte Olga die unausgesetzten Galanterien zweier jungen Söhne der Herrschaft, mit der sie reiste, nicht mehr ertragen mögen und das Leiden eines selbstandig in der Welt auftretenden weiblichen Wesens, da ihr die Waffen des Humors fehlten, so lästig gefunden, daß sie mit Freuden auf den Vorschlag eines älteren Mannes eingegangen wäre, sie bis Wien in seinen Schutz zu nehmen. Ohne Abschied von der Familie zu nehmen, rücksichtslos, frank und frei, ganz in Olga's Art, die das Tragische hätte, daß sie aus

dem empfindlichsten Zartgefühl für Tugend leichtsinnig erschiene, wäre sie von jenen Menschen geschieden und hätte den Vorschlag eines älteren Mannes, sie nach Wien zu führen, angenommen. Sie kannte diesen Mann als zuverlässig von Rom aus: es war ein Jesuit, der Professor Sylvester Rafflard . . .

Himmel! unterbrach Trommeldey erschreckend . . .

Kennen Sie ihn?

Erzählen Sie! Das Mädchen ist die neue Clarisse Harlowe . . .

Dystra fuhr fort, nach Rudhard's Mittheilungen zu berichten, daß Olga diesen Mann nur von Rom und dem Hause der Gräfin d'Aximont gekannt hätte. Sie hätte mit Freuden von ihm vernommen, wie er immer gegen den Fürsten Egon gesprochen, wie er der damals noch von ihr verehrten Helene die Charakterlosigkeit dieses Treulosen unbarmherzig vorgehalten, bis Helene selbst „charakterlos" geworden. Damals schon hätte sie zu jenem gefälligen Hausfreund ihre Zuflucht nehmen, seinen Rath begehren wollen. Nun fand sie ihn in Venedig auf dem Balkon eines Hotels, wo sie schwermüthig in den großen Kanal blickte und ihn für einen Retter vor den Unarten zweier jungen modern erzogenen Söhne der schwachen Dame, mit der sie reiste, ansah . . .

gewiſſen Beruf haben. Wenn ich, auch jetzt noch ſchwanke
mich endlich wirklich entſchloß, an das ſchwierige Werk
gehen, ſo gab den letzten Ausſchlag meine durch theo
Familienbande erleichterte Kenntniß des Bodens, auf welch
Börne wuchs und reifte. So wie man Goethe's Jugend u
in ihrem ganzen Daſein Bettina und Clemens Brenta
kaum ohne Kenntniß der Frankfurter Lokalitäten innigſt ve
ſtehen kann, ſo muß man auch für die richtige Auffaſſu
Börne's auf einem Terrain heimiſch ſein, das für Poeſie u
Verſtändniß des öffentlichen deutſchen Lebens voll der eige
thümlichſten Anregungen iſt.

Ein mißlicher Umſtand hätte mich freilich zurückhalt
können: Ich habe Börne nicht gekannt. Manche ſeiner näh
Freunde, die mir mit Rath und That beiſtanden, haben di
oft bedauert. Indeſſen beruhigt es mich, daß ich ſeine nä
ſten Freunde, die mit ihm gelebt, doch oft auch darauf
tappte, daß ſie mit ihm nicht auch empfunden hatten. Ih
Urtheile über den Verſtorbenen widerſprachen ſich. Sie hi
ten mit verzeihlicher Täuſchung allzuſehr am Menſchen feſt u
wußten für jede geiſtige Lebensfunktion des Freundes Grün
die von den Andern wieder beſtritten wurden. So konnt' i
wenigſtens ſchien es mir ſo, vielleicht beſſer in die Wahrh
bringen, als wenn ich durch perſönliche Bekanntſchaft wä
mit in dieſen Strudel von Widerſprüchen gezogen geweſe
Das unmittelbare Leben iſt ſelten ohne Verſtimmungen. W
ſind nie in dem Grade frei von unſerm eignen Intereſſe, d
wir bei perſönlichen Colliſionen ſtets den Blick ungetrübt u
das Vorurtheil unbefangen erhielten.

Von früh an hab' ich die Neigung gehabt, mich in frem
Individualitäten hineinzuleben. Die beſten Menſchenkenn

Sie kam aus dem Regen in die Traufe! unterbrach Trommeldey mit prosaischer Wahrheit einen Zustand, der in der auf den gefährlichsten Bahnen wandelnden Olga tragisch genug zum Bewußtsein gekommen schien. Dieser gefährliche Mensch! Ich lernte ihn bei Helene d'Aziment kennen und wurde so mit der Beschleunigung des Wiedersehens zwischen ihr und dem damals fieberkranken Prinzen Hohenberg gedrängt, daß ich, um diese Krisis minder gefährlich zu machen, zur List und Verschlagenheit greifen mußte. Noch ist mir ein Räthsel, welche Rolle jener Faun in diesem Verhältnisse spielen wollte.

Und diesen Mann, sagte Dystra, hab' ich von bedeutenden Notabilitäten der Residenz rühmen hören, habe Rochus vom Westen entrüstet gesehen, als es hieß: Ein Jesuit ist ausgewiesen. Auf dem Wege nach Wien, wohin ihn wol geheime Aufträge führten, muß er seiner ganzen Natur die Zügel haben schießen lassen. Das arglose Mädchen wollte sich von den Nadelstichen kindischer Huldigungen befreien und verfiel in eine Gefahr, die Sie ermessen können, wenn Sie Rudhard's Geständniß hören, das ungefähr in der Thatsache besteht: Er kam nach Wien, fand Olga nicht in dem Gasthofe, wo die aus Rom rückkehrende Familie hatte absteigen wollen. Diese Familie trat

endlich ein. Olga blieb aus. Wie bebte sein Herz, als er den Namen Rafflard nennen hörte! Der alte Pädagog, ewig geneckt von den Extremen der Zeit! Sein Zögling in solcher Gefahr! Die Taube in den Krallen des Geyers! Was sollte er thun? Bleiben, reisen? Er suchte den Beistand der Regierung. Er bot Alles auf, zu einer genauen Kenntniß der Route zu kommen, die Sylvester Rafflard mit Olga genommen hatte. Oft wär's ihm, dem besonnenen, kalten Manne gewesen, als hätt' er mit der Stirn gegen die Wand rennen müssen! Endlich hatte er erfahren, daß ein älterer Herr mit einem jungen Mädchen von Triest über Udine nach Steiermark gereist wäre. Aus spätern fragmentarischen Berichten ergab sich, daß Rafflard die katholische Schwärmerei Olga's zu irgend einem Lebensplane nutzte, ihr eine Rundreise durch Klöster und Abteien als eine romantische Verschönerung ihres nächsten Reisezweckes vorhielt und gradezu auf eine Eroberung nicht nur für die Kirche, sondern vielleicht gar für die Heiligengeschichte zusteuerte.

Trommeldey blickte fragend auf ...

In der That, Doktor! sagte Dystra. Es ist schaudervoll, wie weit die mittelalterlichen Rückfälle gehen. Man wird mit ihnen grade wieder bei Thümmel's Reisen ankommen. Rafflard hatte in Rom die Lei

Neigung Olga's für die katholische Kirche bemerkt. Der Kriticismus ihres Erziehers hatte ihr keine Waffen in die Hand gegeben gegen den verführerischen Reiz der Musik und des entzündeten Weihrauchs. Da findet er in Venedig dies Kind wieder, das sich ihm mit seinem ganzen schwärmerischen Unbedacht in die Hände liefert. Weit entfernt, sich ihr durch seine schlimme Natur verdächtig zu machen, legt es Raffiard darauf an, Olga's Ueberspannung bis zum Visionären zu steigern und sich in der hierarchischen Sphäre, wie man das jetzt sehr gut durch Extreme kann, einen Namen zu machen. Er spricht bei Geistlichen mit ihr vor, die die Sehnsucht des Mädchens nach diesem Extremen steigern. Hier und da eine aus den höheren Ständen in den geistlichen getretene Nonne muß Olga in dem Vertrauen auf innere Offenbarungen starken. Sie wissen, daß jetzt überall Wunder der katholischen Kirche wieder auftauchen! Bilder schwitzen Blut, an visionären Mädchen auf dem Lande zeigen sich die Leidensmale Christi, es ist, als schwankten wieder alle festen Normen und Naturgesetze, als ergriffe die Menschen in gewissen Gegenden der St.-Veitstanz der Ideen, die Alles im Wirbel mit ihnen umdrehen. Dieser Raffiard soll alle Stadien eines pädagogischen Abenteurers durchgemacht haben

und als wahrer Seelenverwüſter nun damit enden wollen, Heilige zu ſchaffen. Er fand in jenen mit Geiſtlichkeit jedes Ordens geſegneten, zur Donau auslaufenden Bergthälern Hülfe genug, Olga zu feſſeln, bei ihrem aus Liebesgründen nicht geſteigerten Verlangen nach der Rückkehr zu den Ihrigen ſie planlos umherzuführen, bis ſie in einen Zuſtand kommen mußte, den ich mit jener Zähmung der Schlangen in den Käſten der indianiſchen Zauberer vergleichen möchte, mit jener Erſtarrung durch umhüllende Decken, die eine Lethargie, eine Geiſtesohnmacht, eine Willenloſigkeit zurücklaſſen, an welcher man erlebt hat, daß Frauen für heilig galten, ſie wußten nicht wie und daß ſie ſich inſpirirt glaubten, ſie wußten nicht von Wem, wol aber an ſich ſelber glaubten, an ihre eigne Geiſtesverwirrung wie an ein Evangelium, das Unſichtbare ihnen zuriefen, ja daß ſie ſtigmatiſirt waren, ohne es zu wiſſen . . .

Trommeldey ſprang auf. Er hatte erſt gelächelt, erſt wirklich an Thümmel's Reiſen, die er und Schlurck ausnehmend liebten, gedacht. Nun aber überwältigte ihn der Zorn. Er erging ſich in Verwünſchungen eines wahnſinnigen Zeitalters — und hatte doch eben ſelbſt dieſem wahnſinnigen Zeitalter ſich zum Opfer dargebracht, ſeine Logik, ſeinen klaren Verſtand, ſei-

nen Voltaire dem Mittelalter und einer am Throne doppelt gefährlichen Romantik preisgegeben!

In Linz, fuhr Dystra fort, entdeckte endlich Rudhard die Flüchtlinge. Die Jesuiten, die oben auf der schönsten Aussicht über die Donau und die Steiermärker Berge wohnen, mögen Rafflard angezogen haben. In der Wohnung einer besonders bigotten vornehmen Sternkreuzordens-Dame war Olga wie eingebürgert und wurde von dieser und einem Dutzend hoher Geistlicher gleich einer Heiligen behandelt. Ich zweifle gar nicht, daß es darauf abgesehen war, das Kind in einen magnetischen Zustand zu versetzen. Rudhard fand sie, wie sie schlummernd auf einem Ruhebett lag, die Brust mit einem Kreuze bedeckt...

Das Kreuz war ein Magnet!

Das vermuthet Rudhard selbst und beklagt sich, desselben sich nicht bemächtigt zu haben. Er wäre im Hotel abgestiegen, schreibt er mir, hätte sich bald von Olga's Anwesenheit unterrichtet, wäre ohne lange zu forschen, ohne sich um die hohen Titel jener bigotten Frau zu kümmern, in die Zimmer eingetreten, hätte in stürmischer Hast nach Olga verlangt, sie im Nebenzimmer entdeckt, aus einem Schlafe wachgerufen, der sie, selbst als sie die Augen aufschlug, noch nicht zu verlassen schien. Sie wäre ihm gefolgt, hätte seine

Anſprüche auf ſie ruhig anerkannt, hätte mit ſich geſchehen laſſen, was geſchah. Rafflard wagte ſich, als er Rudhard's Namen hörte, oben von den Jeſuiten nicht wieder in die Stadt hinunter. Auch hätte Olga nicht nach ihm verlangt. Mit einer an Starrſucht grenzenden Ergebung wäre ſie Rudhard gefolgt und mit ihm über Prag und Dresden hierher zurückgekehrt, wo er neue Verwirrungen, neue Pflichten genug gefunden hätte und dem Ewigen danken wolle, wenn es Anna von Harder gelänge, in die phantaſtiſche Nacht, die um Olga zu ſchlummern ſcheine, einen Lichtſtrahl der Erleuchtung und wiederkehrenden freien heitren Selbſtbeſtimmung innerhalb der ſittlichen Schranken zu wecken. Ihnen, Sanitätsrath, ſchloß Dyſtra, konnte ich, da ärztliche Anknüpfungspunkte hier nun endlich gegeben ſind, dieſe Geſchichte nicht verſchweigen, bitte Sie aber, Drommeldey, bewahren Sie den Vorfall wie ein Geheimniß, das die Ehre einer ganzen Familie betrifft.

Drommeldey, düſter blickend, ernſt geſtimmt, dankte für das ihm geſchenkte Vertrauen und verſprach über den empörenden Vorfall nachzudenken. Er zweifle gar nicht daran, daß man, wie man hier in Tempelheide die Thierwelt dem Menſchen näher brächte, ſo es in Klöſtern und bigotten Konventikeln jetzt mehr wieder

denn je verſtände, den Menſchen aus dem Bewußtſein ſeines klaren Ichs, ſeines unſterblichen Cogito ergo sum, hinunter zu drücken zu einer rein animaliſchen Vegetation, wo nur die Schauer des Erdenlebens durch die Seele ſpukten und ſtatt Offenbarung eines höhern Lebens, die man von der geſtörten Ordnung der Sinne erwarte, nur die Verdunkelung unſrer Sehnſucht und Hallucinationen abgeſtumpfter Sinne empfinge. Ja, fuhr er, begeiſtert ſich erhebend, fort, ja, mein guter Baron, wenn hier etwas helfen kann, ſo iſt es wol zunächſt ein Umgang, wie der Anna's von Harder, nicht, weil dieſe Frau ſelbſt geſund iſt, ſondern weil auch ſie geiſtig kränkelt. Es iſt hier ein Fall, wo ſozuſagen die Homöopathie hilft. Lächeln Sie nicht, Baron! Nur die Tollheit unſrer Menſchen zwingt den Arzt zur Charlatanerie. Wenn Sie wüßten, was ſich Alles Hülfe begehrend dem Arzte zuwendet, Sie würden erſtaunen, daß wir nicht noch weit öfter auf unſre Recepte ſchreiben: Aqua fontana! O tolle, tolle Zeit! Hat die gleichartige Schwärmerei Anna's wie ein Impfſtoff auf Olga gewirkt, ſo muß dann freilich noch ein Element hinzutreten, ich meine eines, das alle Organe des Menſchen hebt, alle Sinne veredelt, alle Gedanken zum Lichte emporzieht, die Liebe! Beſter Baron, Sie blicken

ernst. Vergeben Sie mir! Wenn Olga gezwungen wird, die Baronin von Tystra zu werden, so erleben Sie eine Zukunft, die von der Hölle nicht viel Unterschied haben wird, oder Sie müßten eine Philosophie besitzen, wie jener gute Graf Desiré d'Aziment in Paris. Die Liebe ist dies allmächtige Gefühl, das im Menschen die wahren und einzigen Wunder wirkt! Die Liebe erhebt zum sittlichen Stolze und drückt auch wieder herab zur gern gehorchenden Demuth. Die Liebe ist jenes dritte Höhere, das zwischen den beiden Gegensätzen Gift und Gegengift, Krankheit und Remedium in der Mitte liegt, scheinbar wieder Krankheit weckt und doch zu einer göttlichen Gesundheit erhebt. Der Goldregen Jupiters wirft alle metallischen Reste jenes Kreuzes, das auf dem Nervengeflechte Olga's lag, hinaus aus dem mishandelten Körper dieses armen narrischen kleinen liebenswürdigen Kindes! Jupiter, bester Baron! Nicht Pluto's Goldregen! Geben Sie dem Mädchen Jemanden, den sie liebt, lieber jetzt, als erst dann, wenn sie Ihre Frau ist. Nichts aus der Apotheke kann hier helfen, Baron, sondern Weisheit, die sich Jeder selbst verschreiben muß.

Damit reichte Trommeldey, wahrhaft erschüttert, dem Baron die Hand und entfernte sich zu seinem

Wagen, der den in äußersten Fällen alle Diplomatie uber Bord werfenden Mann rasch die Anhohe hinab entführte.

Tyftra aber war bewegt. Er mußte Siegbert's gedenken, der sich aus Rücksicht auf ihn und die Fürstin der Hoffnung, jemals Veranlassung einer so auffallenden Mesalliance zu werden, entschlagen hatte, so lebendig in ihm das Bild Olga's auch fortlebte. Olga war unglücklich ebensowohl über den geringen Muth des Freundes, dem sie ihr ganzes Leben gewidmet hatte, wie über sein nahes Verweilen bei der Mutter. Sie vergab ihm nicht, daß er nichts, auch gar nichts gethan, eingedenk sich zu zeigen jenes Abends unter den Hängeweiden, wo sie ihm ein Herz für's ganze Leben geschenkt hatte. Ihre Begriffe von Schwärmerei und waghalsiger Liebe verstanden nicht, wie Siegbert ihr nie schreiben, nie ihr ein Anerbieten von Hülfe in ihren bedrängten Herzensgefahren machen konnte. Daß er sich bekämpfte, der unpassenden Verbindung auswich, keinen Anstoß in der Gesellschaft erregen wollte, verstand sie nicht. Als sie in Venedig erfahren, daß Siegbert und die Mutter nach Belgien gegangen waren, gab sie die Hoffnung auf irgend noch ein Glück des Lebens auf und folgte Raffard, der sie zur Nonne machen wollte, aus Verzweiflung.

Nach der gefährlichen Schule, in der ſie zum Leben erwacht war, nach der Schule Helenen's, mußte Siegbert alle Rückſichten aufgeben, ihr auf Wolkenflügeln entgegeneilen, ſeinen ſtarken Arm um ſie ſchlingen und dieſe gemeine Erde wie mit den Füßen von ſich ſtoßen! Siegbert, der der Politik, der Kunſt, ſeinem Prozeſſe leben konnte, erſchien dem Mädchen ſchon wie Egon, das Prototyp alles männlichen, herzloſen, blutſaugenden Vampyrismus, der in allen Romanen, die ſie geleſen hatte, ſchrecklich genug geſchildert war. Und ehe Olga, ſagte ſich der durch väterlichen Willen ihr beſtimmte Verlobte, neue Thorheiten begeht, wieder ausfliegt, wieder in die Hände eines Höllenſohns geräth, ſollte da nicht die Tochter eines Fürſten lieber einmal einen Maler heirathen? Oder gar, wenn die Brüder jenen Prozeß gewännen, der ſie faſt ſo reich macht, als ich es bin! Wenn es wahr wäre, was man ſich erzählt, daß der alte Obertribunalspräſident an dieſem Prozeſſe einen ſo auffallenden Antheil nähme?... Längſt ſchon hatte Tyſtra auf den Lippen, Anna von Harder um dieſe Angelegenheit zu befragen. Aber das eine Mal, daß er von der Familie Wildungen anfing, befremdete ihn, wie ſchnell die ſonſt jeder Frage gern ihr Ohr leihende und ſich immer um eine ausführliche und gründliche Antwort faſt be-

ſind die, welche von den Tugenden und Schwächen der Andern Vortheile für ſich zu ziehen wünſchen; die ihnen zunächſt kommen, die, welche einen Fanatismus daraus machen, gegen Jedermann gerecht zu ſein. Ich bin immer erſchrocken, wenn ich irgend Einen unbedingt verurtheilen hörte; denn meine eigene Lebensentwickelung zeigte mir nur zu ſehr, daß wir in unſerm Gemüth von der Welt abweichen können, ohne deßhalb Urſache zu haben, uns weniger gut und gerecht zu erſcheinen. Was ich mir ſelbſt geſchenkt wiſſen wollte, dies Vertrauen auf die individuelle Selbſtgerechtigkeit des Menſchen, hab' ich andern nie entzogen, ja mit Leidenſchaft mir darin gefallen, mich in die Denk- und Fühlweiſe Anderer hineinzuleben, Adern und Geflechte in fremden Seelen tief zu verfolgen und die Menſchen von innen heraus zu beurtheilen. Was mich in der Poeſie zum Dramatiker, mußte mich in der Proſa vielleicht zum Biographen machen.

Ich zweifle nicht, daß dieſem Buche viel Berichtigungen und Erweiterungen bevorſtehen. Erſt wenn viele perſönliche Freunde Börne's leſen werden, wie ſich in ſeinem Leben eine gewiſſe Ordnung nachweiſen läßt, werden ſie ſich angeregt fühlen, dieſe Ordnung zu vervollkommnen. Es werden ſich Anekdoten mancherlei Art an das nun vorerſt einmal Gegebene anſetzen. Ich zweifle auch nicht, daß die Auffaſſung, die in dieſem Buche herrſcht, nicht allſeitig genügen wird. Es war mir nicht möglich, mit den Lebensmomenten eines ſo merkwürdigen Mannes, wie Börne war, erſt ein polizeiliches Verfahren anzuſtellen. Sollt' ich zu Gericht ſitzen und von einem abgekühlten Standpunct herab in Börnes Leben ſichten und ſcheiden, hier einräumen, dort verdammen und aus einer Characteriſtik eine gerichtliche Anatomie machen?

kümmernde Frau, dem Gegenstande auswich. Er erfuhr inzwischen, daß ein Oheim der Wildungen die Tochter der Landräthin Anna von Harder wider ihren Willen geheirathet hatte. Da gab er es auf, mit ihr über einen Gegenstand zu sprechen, der in ihr schmerzliche Erinnerungen weckte. Aber ihrem alten Schwiegervater hoffte er sich zu nähern und wie sehr auch Anna hervorhob, daß er völlig ungesellig wäre, keinen Umgang liebte, er kam immer wieder auf den Wunsch zurück, ihm vorgestellt zu werden und heute war es der letzte Moment.

Indem kam Olga mit ihrem Buche über Italien aus dem Tannenparke zurück; der Kranich begleitete sie, ohne daß sie auch nur über seine Sprünge die Miene verzog. Sie hatte nur die eine Absicht, Tystra zu fliehen, ihn nicht zu sehen, kein Wort der Anrede von ihm zu vernehmen . . .

Dieser entsetzliche Ernst! sagte er sich. Diese Leidenschaft, Alles so zu nehmen, wie es ist! Kein Humor, kein Lachen, keine Abweichung von der Regel! Sie kommt mir da vor wie ein Zugvogel, der plötzlich, ehe wir's uns versehen, sich in die Lüfte hebt und indem sie eben noch vielleicht mit den Täubchen spielt, die sie füttert, ein Locken, ein Schwärmen in der Luft hört von Vögeln, die wir kaum kennen

und auf und davon iſt ſie, man weiß nicht wie und wohin.

Olga hatte auf's Befliſſentlichſte den Baron vermieden und war an den demüthig ſich verneigenden Mohren vorüber in den Hof gegangen, um ſich auf ihr oben gelegenes Zimmer zu flüchten ... Der Weiſer der Kirche zeigte bald auf zwei Uhr. Anna in ihrer Beklemmung ſchien den Beſuch Dyſtra's faſt vergeſſen zu haben. Wie ſie eben Befehle gab, die Hausflur in noch größere Ordnung zu bringen, als ſie ohnehin für die Tage der Akademie ſtatthaben mußte, ſah ſie den Baron erſt wieder. Und nun gar zu hören, daß Der auch bleiben wolle, ſich ſcherzhaft ſelbſt zu Tiſche lud, mit jeder Koſt ſich befriedigen zu wollen erklärte, nur müſſe er den Präſidenten heute kennen lernen, mit Olga die Füße unter einen Tiſch ſtellen, dieſem Zuſtand der Entfremdung ein Ende machen und als er ſagte: Ich erzähle dem Greiſe über Löwen und Panther. Ich war auf einer Tigerjagd in Bengalen. Ich kann über die Wandertauben am Miſſouri wie ein Stratege ſprechen; denn die Züge dieſer Thiere ſind marſchirende Armeen ... ich feßle den Greis ſo, daß er mich dableiben heißt ... Da blieb ihr nichts übrig, als ihm zu ſagen, er möchte in Gottes Namen thun, was er wolle, ſein Heil ver-

ſuchen und einſtweilen in die oberen Zimmer gehen und auf den Präſidenten warten, den ſie eben ſchon von unten her anfahren hörte. Das Lärmen und Bellen der Hunde, das Flattern des Federviehs im Hofe, das Springen und Hüpfen der Vögel, das freudige Radſchlagen der Pfauen bezeichnete den wirklichen Moment der Ankunft des alten Herrn. An dem thüringiſchen Papageno mit dem freudeſtrahlenden Zeiſiggeſichte vorüber betrat Dyſtra die mit einem grauen Teppich belegte Treppe und ſtieg zu dem erſten Stockwerk eines Hauſes empor, das ihm wie ein altes verwunſchenes Jagdſchloß vorkam...

Zunächſt ſuchte er oben Olga — Er hörte eine Thür zuſchlagen...

Mais Mademoiselle! Mais Olga! Mais...

Die Bitten des Barons, ihm Gehör zu geben, wurden von einer oben in ein Zimmer Gehuſchten durch einen Riegel abgeſchnitten, deſſen raſches Vorſchieben laut hörbar wurde.

Vous me traitez en loupcervier —

Keine Antwort...

On croirait, que je mange les petits enfans...

Tiefe Stille...

Dyſtra trat in das erſte beſte offne Zimmer. Es war dunkel wie das ganze Haus. Die Fenſter,

auch von innen grün angeſtrichen, waren nur in kleine Scheiben getheilt. Rings an den Wänden hingen alte Familienportraits, in denen er hie und da eine gewiſſe Aehnlichkeit auch mit dem Intendanten der königlichen Schauſpiele und ſeiner ſtolzen adelsbewußten Haltung zu erkennen glaubte. Es waren hier die Harder's zu Harderſtein ſo recht unter ſich. Eine alte bronzene Uhr, braungebeizte Schränke boten die einzige Abwechſelung an den Wänden. Die Schränke waren mit ausgeſtopften Thieren, Vögeln, kleinen Vierfüßern, Käfern und Reptilien, angefüllt. Im dunkelſten Eck ſtand ein Bücherrepoſitorium, das ein grünſeidner Vorhang verhüllte. Es waren alte Ganzfranzbände, die hier ſtanden, Schriften des vorigen Jahrhunderts, meiſt in franzöſiſcher und engliſcher Sprache. Les Oeuvres de Frédéric le Grand fehlten nicht.

Dyſtra ſetzte ſich auf einen der ſauber gepflegten, urſprünglich weißlakirten und vergoldeten Seſſel. Durch und durch ein moderner Menſch, hatte ihm dieſe ganze Wirthſchaft hier auf Tempelheide etwas Komiſches und doch war er befangen, wie er ſich nun mit dieſem alten Herrn, der hier im Style ſeiner verſchollenen Zeit wie es ſchien mit majeſtätiſchem Selbſtgefühle lebte, vermitteln ſollte. Er zupfte an ſeinen

gelben Handschuhen, er roch an seinem parfümirten Taschentuche, er spiegelte sich in seinen gefirnißten Stiefeln und gefiel sich offenbar in der Beobachtung seines zierlichen kleinen Fußes. Den sauber gefärbten Kinnbart konnte er seiner Handschuhe wegen nicht streicheln. Er hätte gern die Thüren rechts und links aufgeklinkt, um nach Olga zu sehen. Sie mußte doch in der Nähe sein. Es war ihm, als huschte bald da, bald dort etwas an den Wänden. Zuletzt entdeckte sich die gespenstische Gesellschaft. Zwei Katzen, die das Mittagessen zu wittern schienen, standen plötzlich vor ihm mit langniederhängenden Schweifen. Er hatte sie auf ihren sammenweichen Pfoten nicht hereinschleichen hören. Er sah, daß sie durch die eine Thür, die nicht ganz fest zugeklinkt gewesen, gekommen sein mußten. Die Thiere sahen ihn mit Befremden an. Sie waren schön gestreift, der Rücken tigerartig, der Bauch weiß. Ihre Schnurrbärte standen ihnen husarenartig keck, während sie im Uebrigen etwas weiblich Gelassenes, Sanftes, Unaufgeschrecktes hatten. Dennoch wagte sich Dystra nicht recht an die Thür, um in das Arbeitszimmer des Präsidenten zu blicken, denn offenbar aus diesem waren die beiden Katzen, die wir unter dem Namen Isis und Osiris kennen, hereingekommen. Dystra fühlte etwas von der Ap-

prehenſion, die wir dieſen ſchleichenden Haus- und Küchenhüterinnen gegenüber empfinden. Es rieſelte ihm über den Rücken. Sein Muth, von bengaliſchen Tigern und Löwen zu prahlen, entfiel ihm vollends, als ſich zu den beiden Katzen noch ein ungeheurer, ſchwarzer, grüngelbblickender Kater geſellte. Dieſer dritte Geſellſchafter war faſt ſo groß wie die beiden andern zuſammengenommen. Aber auch dieſer war ruhig und ernſt und duldſam über den Beſuch und ſchien ſogar an deſſen blanken Stiefeln ſo viel Wohlgefallen zu finden, daß er ſich Dyſtra bedenklich näherte. Jetzt hier ſo allein zu ſtehen mit den drei unheimlichen Katzen, erfüllte den Baron mit leiſem Schauder. Wetter, dachte er, du haſt doch Schakals heulen hören und in gemeſſenen Diſtanzen auf dem Nilſande Krokodille ſich ſonnen ſehen, aber dieſe drei zahmen Katzen in unmittelbarſter Nähe machen dir mehr Angſt als die Schrecken der Wildniß! Die Thür, die offen blieb, ließ das Arbeitszimmer da noch räthſelhafter erſcheinen, als noch auf dem Fußboden ein Vogel hereinſprang, ſchwarz mit gelben Pünktchen gezeichnet, mit klugen Augen, beweglich munterm Schwanze, eine Amſel. Ohne daß die Katzen nach ihr haſchten, ſetzte ſich die Amſel traulich auf den Rücken des großen Katers, der ſich nach ihr umwandte mit

einer gelaſſenen Ruhe, die eines Philoſophen würdig war. Dyſtra ſcheute ſich, einen Blick in das offne Zimmer zu werfen. Er dachte ſchon an die Möglichkeit, darin plötzlich noch irgend etwas ganz Ungeheures zu ſehen, als auch in der That wieder ein Hund hereintrat, ein Hühnerhund, von derſelben ruhigen und nicht einmal neugierigen, ſanften, ſchleichenden Ergebenheit wie die übrigen Thiere. Dyſtra kam ſich jetzt in der That wie Aeſop unter ſeinem moraliſirenden Vieh vor und dachte ſich irgendwo die ſpottende Olga, die ihn belauſche oder ihm wol gar dieſe Beſtien alle auf den Hals ſchickte. Es war für ſeine in der That ergriffenen Nerven die höchſte Zeit, daß Anna von Harder eintrat und ihn erſuchte, ihr zu folgen. An eine ceremonielle Vorſtellung war jetzt nicht zu denken. Sie würden, ſagte ſie, den Großvater unten in der Hausflur bei dem thüringiſchen Vogelabrichter finden; vorbereitet hätte ſie ihn ſchon auf einen berühmten Reiſenden, der für Olga's Beaufſichtigung Rechte in Anſpruch nehmen dürfe; ſein ferneres Glück müſſe er nun ſelbſt verſuchen.

# Drittes Capitel.

## Die Akademie.

Dagobert von Harder, der Obertribunalspräsident, war von kleiner gedrungener Figur, ganz im Gegensatz seines zweiten Sohnes, des langaufgeschossenen Kurt Henning Detlev. Der große Kopf saß tief in dem gewaltigen Brustumfange. Hände und Füße waren zierlicher, letztere besonders weiß und zart gepflegt, fast sammetweich. Den Schädel bedeckte kein Härchen mehr. Ein sammtnes Käppchen schützte das glänzende, mit Aederchen unterlaufene Haupt. Das Antlitz zeigte die Spuren des hohen Alters. Es war wie ein durchfurchtes Feld, wie eine Netzzeichnung, so in tausend kleine Quadrate getheilt, die alle länglich von den Schläfen herab sich senkten. Die Augen quollen, wie von Hautsäcken umgeben, etwas hervor und hatten einen Anflug von Blödsichtigkeit. Die Lippen waren fast mit den Zähnen verschwunden und ganz in die

Höhlung zwiſchen Backenknochen und Unterkiefer verloren gegangen. Der Kopf ſenkte ſich ein wenig über. Ein Diener mußte immer in der Nähe ſein, dem über Achtzigjährigen den Arm zu bieten und ihn zu führen.

Bei dem Vogelhändler ſtand der Präſident. Die Erörterung ſchien ihm Elaſtizität zu geben. Der Abrichter hob wol an dreißig kleine hölzerne Käfige auf einem Tiſche auseinander und pries unter ſteter Wiederholung der Anrede: Excellenz! die Leiſtungen ſeiner Kanarienhähne, Dompfaffen, Zeiſige, Rothkehlchen und Stieglitze. Daß ſich Excellenz aus den kleinen Späßen mit dem Aufziehen eines Futterkarrens und dergleichen nicht viel machten, wußte der Thüringer ſchon, aber mit den Vögeln, die ihm Melodieen nachpfiffen, legte er mehr Ehre ein und erwarb ſich mit Fug den Thaler, den ihm die alte Excellenz jährlich ſchenkten, wenn er vom Harze kam und ſeine neuen Virtuoſen vorführte. Gekauft wurde nichts mehr in Tempelheide, der Präſident erklärte ſich für zu alt, um noch in ſeine ſchon vorhandene Geſellſchaft neue Elemente einzulaſſen; denn ſein Zähmungsprinzip war grade die allmälige Gewöhnung und für dieſe blieb ihm, der ſtündlich die Augen zuſchließen konnte, keine Muße und Ausſicht mehr. Mit einer weichen, ſehr leiſen, von

vielem Räuspern unterbrochenen Stimme lobte er den Thüringer, warnte ihn vor Anwendung grausamer Mittel und entließ ihn mit dem üblichen Thaler, zu dem er noch die für Dystra und sein Anliegen spannenden Worte fügte:

Kommt Er auch durch Angerode?

Angerode, Excellenz? Ja wohl, Excellenz, Angerode! Grade von da bin ich.

Keine weitere Frage. Papageno mit dem Zeisiggesichte war entlassen . . .

Nun erst wandte sich der alte Herr an der Hand des zweiten Bedienten, der mit ihm aus der Stadt gekommen war, zu Dystra und wiederholte, die weißschimmernden Augen aufziehend, das leichte Kopfnicken, mit dem er den von oben herabkommenden Dystra begrüßt hatte . . .

Baron essen mit uns? wandte sich der Alte fragend zu Anna, die über diese unerwartete Wendung noch in Schrecken war, da sie Dystra's Gourmandise kannte und nicht wußte, wie sich bei einer solchen Aenderung der sonst so einfachen Tafelordnung Olga benehmen würde.

Der Alte wurde langsam die Treppe hinaufgeführt. Anna bot ihm selbst den Arm. Dystra flüsterte, folgend, dem Bedienten zu, man möchte etwas für

Es ging nicht. So wenig die Meinungen Börne's von seiner Zeit, der rücksichtslose Ton, in dem er sie vortrug, von den Gährungen der Julirevolution zu trennen sind, so wenig mocht' ich von der einfachen Erzählung seines Lebens das hingebende, selbst enthusiastische Colorit entfernen, welches sein ganzes Leben ausströmte. Ein Biograph soll seinen Gegenstand mitdurchleben und in ihm mit so viel warmer Toleranz aufgehen, daß sogenannte „Rettungen," wie sie der gute, menschenfreundliche Lessing von verkannten Geistern der Vorzeit schrieb, von vornherein niemals nothwendig werden.

Freunde und Bekannte des Verstorbenen haben mich mit Bausteinen zu diesem Gedächtnißtempel unterstützt. Ihnen meinen Dank! Viele, die dem Verstorbenen nahe standen, fürchteten sich, ihrer Beziehungen zum „Römer" *) wegen mit ihm zusammen genannt zu werden, oder hielten sich im Stillen für zu unbedeutend, die Aufmerksamkeit — des deutschen Bundes zu erregen. Manchen ging es aber noch eigner. Sie hatten mit Börne gegessen und getrunken und kein Wort, das er gesprochen, war ihnen im Gedächtniß geblieben. Es waren dies Männer, welche sich selbst auszeichneten. Feiner atomistischer Staub des Egoismus, der in menschlichen Seelen zerstreut ist! Sie leben mit Geräusch, jeder ihrer Tritte macht ein Echo, sie haben nie den Mund geschlossen, sie leben mit Händen und Füßen und was um sie vorgeht, für den Herzensschlag in der Brust eines Nebenmenschen haben sie kein Ohr. Einen Augenblick zu schweigen und den Andern reden zu hören, wär' ihnen sonderbar. Nach zehn Jahren ist der Andre eine europäische Berühmtheit und sie müssen sich schä-

*) Dem Frankfurter Regierungsgebäude.

ſeine Mohren ſorgen, damit deren menſchliche Ungeduld von der Zahmheit der hieſigen Thiere nicht beſchämt würde . . .

Von einer weitern Unterhaltung, längern Vorſtellung war keine Rede. Der Greis wurde ſogleich ins Eßzimmer geführt. Er nahm Dyſtra für einen Beſuch bei Olga, den man Anſtandshalber, der Entfernung von der Stadt wegen, dabehalten müſſe und begann ſeine Suppe aus einem mächtigen halben Vorlegelöffel mehr zu ſchlürfen, als zu eſſen.

Anna winkte Dyſtra, ſich des Olga'ſchen Couverts zu bedienen. Denn der zweite Diener hatte ſchon angezeigt, die junge Comteſſe ließe ſich entſchuldigen. Punktum! ſagte Dyſtra leiſe und biß ſich auf die Lippen.

Nach einer Weile erſt bemerkte der Greis die Abweſenheit einer ihm liebgewordenen, immer ſtillen Geſellſchafterin und fragte:

Comteſſe Olga?

Nicht wohl! ſagte Anna, deren Geduld heute auf die großartigſten Proben geſtellt wurde.

Die Bedienten nahmen die Suppenteller fort. Dyſtra hatte das kräftige Conſommé nicht verſchmäht. Man ſchenkte Wein ein, dem Greiſe in einem gro-

ßen ſilbernen Becher, den er mit beiden Händen erfaßte . . .

Onkel von Comteſſe? fragte er Dyſtra nach einer Weile, als man kleine Paſteten aufſetzte.

Dyſtra, der nur horchte, beobachtete, ſich umſah, ſtaunte, erwiderte mit einer Dreiſtigkeit, die Anna erröthen machte:

Vergebung, Excellenz, Couſin!

Dieſe Unwahrheit konnte Anna kaum dulden und nicht ohne Schärfe bemerkte ſie, als ſie die kleinen, weichen, gar mürben Paſteten austheilte:

Großväterchen liebt alle Namen, in denen der A-Laut liegt; er behauptet, daß alle Menſchen gewiſſermaßen aus einem Vokale komponirt ſind und im A läge — die Wahrheit!

Dyſtra! ſagte keck der Getroffene und betonte die Endſylbe.

Der Name thut's allein nicht, ſagte der Greis mit einem leiſen Aufflammen des Auges, der Charakter, der ganze Ton des Weſens und Redens muß es machen. Die gute kleine Olga iſt noch zu ſehr in O und U geſetzt . . .

Dyſtra verſtand noch nicht recht, was Das für kurioſe muſikaliſche Schlüſſel ſein ſollten und bat um genauere Erläuterung.

Anna gab ſie dahin, daß nach dem Präſidenten alle Menſchen ſich aus einem beſtimmten Laute zu geben pflegten, je nach ihrem Charakter; bei den Sanguiniſchen hörte man nichts als J-Laute, bei den Choleriſchen, Mäkelnden, Nergelnden ein ewiges widerliches E, bei den Melancholiſchen und Hypochondern die klagenden für ſie wahrhaft herzzerreißenden Unkentöne in U . . .

Und den A-Laut?

Liebt Großpapa als den klaren Ton der Wahrheit, des echten Maßes und der richtigen Mitte...

Anna von Harder, geborne von Marſchalk! ſprach der Greis, langſam die A hervorhebend, mit einem Anflug von alter ritterlicher Galanterie.

Es ſchien, als wenn der Präſident bei einem gedankenmäßigen Geſpräche recht aufthauen konnte.

Dyſtra aber wagte kaum zu ſprechen, aus Furcht, zu den J- und E-Menſchen zu gehören. Alle ſeine Bekannten, beſann er ſich wirklich, beſonders die Ruſſen, waren meiſtens in J und E geſetzt, wie die ewig zwitſchernden und zankenden Vögel. Voland von der Hahnenfeder war tief in U. Dumme Menſchen meiſt in O, z. B. der eigne Sohn des Greiſes, der Intendant von Harder. Klare, beſonnene, rüſtige, konſequente, wohlwollende wie Rudhard, Siegbert,

Dankmar, Leidenfroſt, wenn nicht im Namen, doch im Weſen alle aus dem A. Es ärgerte ihn faſt, daß ihm ſein ganzes Weſen wie eine Reſonanz von J und E klang.

Der Greis erſchöpfte ſich jetzt in freundlichen Betrachtungen über Olga und beſchämte Dyſtra mit der Vorausſetzung, daß er ihm verpflichtet ſei, von Anna's Pflegebefohlener zu erzählen. Der Greis hatte die Natur derſelben ſehr wahr erkannt. In kurzen abgeriſſenen Sätzen ließ er ſoviel treffende Andeutungen über Erziehung und Mädchencharakter fallen, daß Dyſtra im Hinblick auf den Intendanten erſtaunte, wie die Praxis hier hinter der Theorie zurückgeblieben war ... Das beſcheidene Gemüſe, das er jetzt verzehren konnte, wenn er Appetit gehabt hätte, ließ ihm Zeit, über ein Mittel nachzudenken, wie er wol, ohne abſichtlich zu erſcheinen, auf den Prozeß der Gebrüder Wildungen kommen konnte.

Ueberraſcht mußte Dyſtra ſein, als der Greis von den Thieren anfing, die Herr von Dyſtra ſeinem Sohne für die königliche Bühne verehrt hätte. Als er die Ueberraſchung über dieſe ſeine plötzliche Bekanntſchaft bei dem Greiſe ausſprach, erwiderte Anna:

Wir leſen mit Aufmerkſamkeit die Zeitungen. Wenn die große Welt ſich in den Theatern und Salons be-

wegt, holen wir nach, was die Menschen alles unsrer Lektüre zu Gefallen Schönes oder Häßliches anstellen. So hat uns auch Ihre Unterstützung der darstellenden Künste sehr unterhalten. Alle Blätter erwähnten den Vorfall mit den Meerkatzen.

Das Feld war für die Thierliebhaberei des Greises nun offen. Angeregt durch den Besuch und eine kurze Mittheilung der Reisen, die Tystra gemacht hatte, sprach Dagobert von Harder sich dahin aus, daß ihn seine Väter und Ahnen, die alle im Forstfache dienten, früh auf die Naturbetrachtung hätten führen müssen. Dann, sagte er, kam mir als Juristen das Naturrecht in der alten römischen Definition entgegen. Sie wissen, mon cher Baron, daß das Natur- oder Völkerrecht bei den Alten das Recht alles Lebendigen war. Was da athmet, was zu dem großen schönen Bau der Erde, zu dem herrlichen Kosmos des Daseins gehört, hat ein Recht der Pflege, der Schonung, soweit seine Freiheit die Freiheit der Andern nicht beschränkt. Das Recht ist sozusagen der unsichtbare Genius, der seine schützenden Fittiche über Alles, was ist, ausbreitet. Von der Natur fängt es an und wo es in der Natur nicht ist, wird's im Geiste nicht sein. So hab' ich schon früh als Jurist gedacht und wenn wir weise werden wollen, wo kön-

nen wir denn auch anders anfangen, als mit dem Leben der Natur? Die Brücken, die ein Kind, hab' ich noch jüngst zu Ihrer Couſine geſagt, Herr Baron, die Brücken, die du dir bauen willſt in das unendlich Leere, ſind wie Regenbogen, an deren Ende ich als Knabe immer glaubte Gold zu finden. Die Leute ſagten's. Ich lief und lief, um die Stelle zu erreichen, wo der Bogen, der bunte, ſchöne Reif ſich endlich zur Erde ſenkt; ach und ein Sonnenblick und die ganze täuſchende Phantasmagorie war mit dem Golde verſchwunden! Nicht in's Leere baue, ſondern in das Gegebene! Wenn ich nun Ordnung und Geſetz, Harmonie und Verſtändniß in den Weſenſtufen der vorhandenen, unſern Sinnen zugänglichen Schöpfung entdecke, ſoll mich Das nicht mit Ehrfurcht vor dem Räthſel des großen Weltenplanes erfüllen? Und jemehr ich Seele, Seelentrieb, Bewußtſein entdecke, deſto geringfügiger kann mir doch die innere, ſie belebende Flamme der Materie nicht erſcheinen? Nein, im Gegentheil! Je mehr Millionen dieſer kleinen Flämmchen ſelbſt im Wurme, in Inſekten und Fiſchen leben, deſto höher wächſt mir das große Centralfeuer der ſich ſelbſt erkennenden Gottheit. Was ich in Allem finde, muß ein Großes, ein Lichtgebornes, Ewiges ſein. Und wenn ich dem Aſtronomen, Geologen,

Botaniker überlassen will, in seinem Bereiche die Harmonie der Gesetze, das Streben nach Individualisirung und nach kosmischer Schönheit in den oft so bewundernswürdigen Gattungsregeln zu entdecken, so hab' ich mit Liebe mich der Thierwelt angeschlossen und ein Mysterium darin gefunden, daß in ihr gebunden dieselbe Seele schlummert, die uns für Halbgötter hält, während die ganzen Gottheiten wol wieder über uns Thiermenschen lächeln.

Anna von Harder zerschnitt eben in kleinste Stückchen die Portion Braten, die der in's Redefeuer gerathene Greis mit dem Löffel aß, da das Aufstecken auf die Gabel der zitternden Hand nicht geschwind genug gelang ... Sie verrieth eine innerste Genugthuung über diese Worte des Alten, die so bedeutungsvoll waren, daß sie Tystra mit seiner Mouerie beschämten.

Ich dachte, Excellenz, sagte Tystra trotzdem witzhaschend, ich dachte, Excellenz wären ein Pythagoräer und enthielten sich des Fleisches, wie noch jetzt die Hindus.

Ah bah! Ah bah! antwortete der Greis. Daß ich ein Narr wäre! Zur Sentimentalität soll uns die Liebe zum Geschaffnen nicht verführen. Das Vollgefühl der Race, das Bewußtsein und der Erhaltungs-

trieb der menschlichen Gattung erfordert die Thiernahrung. Grade weil wir Raubthiere sind, haben wir Geist. Die Wiederkäuer, die Schaafe, die Rinder sind von geringem Geiste. Verloren gehen soll der Mensch an das Thier nicht, wenn wir auch mehr als dünkelhaft sind in dem blinden Ignoriren alles Dessen, was um uns fliegt, kriecht, schwimmt, hüpft und beißt. Es liegt hierin eine Offenbarung, die in tausend Zungen so vernehmlich spricht, daß wir selbst verwildern, wenn wir zu unsern Füßen nur Verwilderung sehen. Die dumme Lehre vom Instinkt hat uns der ganzen unermeßlichen Pflicht des Niederblickens mit einer Phrase überheben sollen. Wo ist mehr von diesem mechanischen Instinkt als beim Menschen? Der Instinkt lehrt uns, auf zwei Beinen gehen und den Kopf hochtragen. Der Instinkt lehrt uns, des Nachts schlafen und nicht am Tage. Der Instinkt lehrt uns die Furcht und die Bewaffnung gegen Alles, dem unsre Kräfte nicht gewachsen sind. Unsre Paarung, unsre Kindesliebe, unsre Todtenbeseitigung ist Instinkt, wie auch das Grundprincip unsrer Staaten, unsrer Rechtspflege, unsrer meisten Sitten und Gebräuche. Was uns die Vernunft erfunden zu haben scheint, ist der Trieb der Gattungserhaltung. Wüchse

nur die Liebe zu allem wahrhaft Lebendigen, wir würden nicht so viel geistig Todtes haben, nicht so viel verblendete méchante Hypotheſen aufſtellen und uns nicht ſo ſehnen, aus dieſem Chaos von Lüge und Irrthum, Misbrauch der Vernunft, Umgehung der Natur, bei Zeiten herauszukommen!

Anna, noch bewegt von dem Stolze, wie der edle Greis Tyſtra's geringe Meinung von der ihm gebührenden Rückſicht beſchämte, erſchreckt von der dem Präſidenten eignen Todesſehnſucht, die er oft äußerte, ergriff die zarte kleine Hand, ſie bittend und liebevoll ſtreichelnd . . .

Großväterchen, ſagte ſie, will mich [illegible]mal wieder mein Vielliebchen nicht gewinnen laſſen und wir haben doch gewettet, daß die hundert Jahre voll werden!

Da ſei Gott für! antwortete der Greis und ſah ſich, weil man das Deſſert brachte, Früchte und Bisquit, nach ſeinen gewöhnlichen Deſſertgäſten um. Die Thüren wurden geöffnet und Noah's ganze Arche ſchien ſich zu entleeren. Selbſt die Schildkröte wurde auf Anna's beſondern Befehl von dem Bedienten in den obern Stock getragen . . .

Der Greis fütterte ſeine Gäſte. Man hatte ihm Schüſſeln mit Körnern hingeſtellt. Er gab reichlich,

ſtrafte aber jeden Näſcher und gab jedem Gehorſamen mit Schmeichelreden . . .

Es iſt die Liebe, ſagte er zu dem erſtaunt blickenden Dyſtra, den ſeine Beklommenheit verließ, es iſt die Liebe, die die ganze Thierwelt nur zu ſehr an uns vermißt. Wenn wir uns vor Dem, was außer uns lebt, fürchten, ſo geht Das noch, es iſt eine Idioſynkraſie der Gattung; aber wir haſſen die Thiere; wir toben unſre Leidenſchaften an ihnen, wie nur zu oft auch an unſern Kindern aus. Kein Wunder, daß Alles um uns her dann tückiſch, zornig, rachſüchtig wird und nun auch wieder ſeine Leidenſchaft gegen das noch Schwächere austobt! Wodurch verbind' ich Hund und Katze? Dadurch, daß ich ſie nicht aufeinanderhetze, nicht Gefallen an ihren Unarten finde. Ich verweiſe Sie auf den Blick des Thieres. Finden Sie da in meinem großen ſchwarzen Bafomet — der Greis nahm den rieſigen Kater und ſtellte ihn dicht vor ſich auf den Tiſch — nicht einen Ausdruck der ſtillen Ergebung, des geduldigen Tragens dieſer Erdenhülle . . ?

Daß man faſt an die Seelenwanderung glauben möchte? ſagte Dyſtra forſchend, ob nicht dies alte ägyptiſche Dogma in dem etwas ketzeriſch ſich äußernden Alten zum Vorſchein käme.

men, daß ſie mit ihm lebten, ohne von ihm Eindrücke empfangen zu haben.

Freilich kann hier eine Entſchuldigung eintreten. Börne gab ſich nicht, ſondern er wollte genommen ſein. Es fehlte ihm das Talent, mit ſich ſelbſt Komödie zu ſpielen, ſich als der, der er war, auch in Scene zu ſetzen und ſich jene Ruhe um ihn her zu erzwingen, die man braucht, um gehört zu werden. So haben viele ſeiner Freunde einen unbeſtimmten Erinnerungsdämmer von ihm, ein lachendes, wohlthuendes Flimmern des Gedächtniſſes, darin aber nichts Beſtimmtes, nichts, was beſonders des Notirens ihnen denkwürdig erſchienen wäre. Auch dieſe Erſcheinung hab' ich zur Charakteriſtik Börne's zu verwenden geſucht und ich hoffe, die Folgerungen, die daraus in meinem Buche gezogen ſind, wird man nur billigen können.

Bücher, die ich benutzen konnte, hab' ich an den betreffenden Stellen angezogen. Hauptquelle waren Börne's eigne Schriften und die Blätter der Geſchichte, wie ſie ſeit der Scene im Ballhauſe von Verſailles bis zum Jahre 1837, wo Börne ſtarb, vor uns aufgeſchlagen liegen. Wo ich Lücken in Börne's Lebensmomenten fand, hab' ich ſie getroſt durch die Geſchichte ergänzt; denn man kann annehmen, daß ſein innerer Menſch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf ſeinen Körper wirkten die Ereigniſſe ſo, wie bei uns Andern nur die Einflüſſe der Atmoſphäre. Wenn er Gichtſchmerzen hatte, konnte man annehmen, daß ſich das politiſche Wetter ändern würde. Papierſpeculanten hätten größere Stücke auf ihn halten ſollen. Denn wenn ihm das Eſſen nicht ſchmeckte, ſtack ſicher ein Congreß in der Luft.

Da erhob ſich aber eben Anna. Sie hatte es drei Uhr vom Kirchthurme ſchlagen hören und ſchon erblickte ſie einen Wagen, der von der Landſtraße ablenkend zum Hauſe herauffuhr ... Vielleicht der der Frau von Trompetta, die immer die Erſte war.

Sie wiſſen, Baron, ſagte ſie mit hocherröthenden Wangen, daß wir heute unſre muſikaliſchen Uebungen haben; aber ich bedaure, daß die Anweſenheit ungeladner Zeugen ...

Das ſind ſtrenge Geſetze, warf der Greis, ſich erhebend, ſcherzend ein, aber ich zeige Herrn von Dyſtra einen Winkel, wo wir unbelauſcht zuhören können oder ...

Unſern Mittagsſchlaf halten, ergänzte Dyſtra mit Beziehung auf den Greis.

O nein! O nein! lehnte dieſer ab. Mein Ohr hört nie ſchärfer, als wenn die Augen zufallen. Ich ſchließe die Augen, Baron, in dem kleinen Winkel, den ich Ihnen zeigen werde, aber wenn man Bach und Händel ſingt, ſchlaf' ich nicht.

Dyſtra war weder für Bach noch für Handel beſonders eingenommen, aber er ſah, daß die Excellenz geſprächig werden konnte. In der Hoffnung, daß eine Erörterung, die ſchon bei der Seelenwanderung angekommen war, ſich auch noch auf das Mittelalter,

das heilige Grab und die Tempelherren würde ausdehnen lassen, erklärte er, die Winke der Frau Landräthin nicht zu verstehen und sich ganz im Verborgenen halten zu wollen. Sein Spartakus und Cicero säßen hoffentlich bedacht in der Küche ...

Die Nachricht von den Mohren machte dem Alten große Freude. Er wünschte sie später zu sehen ...

Hätte Dystra ahnen können, was Alles die arme Kapellmeisterin bestürmte, er würde sie mehr geschont haben! Sie sollte ihm jetzt sagen, was Olga triebe, warum sie nicht gekommen wäre, ob sie bei Tisch immer schwiege, ob sie vor den Thieren nicht Appreheusionen empfände, ob er wagen dürfte, sie in ihrem Zimmer zu überraschen, wo hinaus es läge, ob sie jetzt äße ... Alle diese Fragen erwiderte sie mit dem einfachen Bescheide, Olga male, sie würde zu ihr gehen und ihr leider wol wiederholt die Versicherung geben müssen, daß man sie betrachten wolle wie eine Einsiedlerin ...

Also nach Norden liegt ihr Zimmer! sagte Dystra und wollte trotzdem folgen, wenn nicht der Greis sich erboten hätte, ihm jetzt den Versteck zu zeigen, aus dem er gewohnt wäre, den Akademieen zuzuhören. Dystra mußte ihm schon den Arm bieten. Sie gingen

über den Corridor, eine kleine versteckte Treppe hinunter . . .

Inzwischen hatte sich die Zahl der Wägen, die vorfuhren, ansehnlich vermehrt . . . Anna hatte Olga ersucht, an der Akademie Theil zu nehmen . . . Sie schlug die Aufforderung aus . . . es bebte ihr durch's Herz, als das träumerische Mädchen, ihr fast stereotypes Schweigen brechend, gesagt hatte:

Dein Haus ist wol ein Gefängniß für mich; aber die gefiederten Sänger der Luft wohnen gern in ihm. Ich gehöre zu den Stillen, die man nur muß gehen lassen, wenn sie Jeden erfreuen sollen. Ich weiß, jener Dystra ist bei Euch, dem sie mich vermählen wollen, weil er Schätze besitzt. Ich fliehe vor ihm, wie vor der Klapperschlange die Thiere fliehen, über die ich dem Großpapa zuweilen vorlese. Deine Welt, in der du lebst, liebe Anna, ist wunderbar. Weißt du, daß ich manchmal Muth bekomme, weit, weit über die Thiere und Menschen hinaus, die sich vor Schlangen fürchten? Ich bin gar nicht erschrocken vor den Mädchen, die, wie Großpapa erzählt, mit Schlangen sich umringeln, kleine Vipern als Halsschmuck, große als Shawls tragen! Ich möchte so mitten inne in der Wildniß sitzen, ich wüßte, ihre Bewohner schonten mich. Ach, sind denn die Menschen nicht

viel ſchrecklicher? Von dieſem Tyſira mit ſeiner geckenhaften Eleganz, ſeinen parfümirten Redensarten, ſeiner Eitelkeit auf ſeine kleinen Füße red' ich nicht. Er iſt nur lächerlich und ich würde mich ſchämen, wenn ich ein Wort mit ihm redete. Aber es gibt größere Ungeheuer! Laß mir die Einſamkeit, gute Anna! Ich habe ſo viel erlebt, ſo viel in meinem innerſten Herzen zurecht zu legen, daß ich dieſes verzauberten Schloſſes recht bedarf, um mich zu ſammeln. Es iſt mir bei Euch, wie ich von der Höhle des Trophonius geleſen habe, in der man die Stimme des Erdgeiſtes hörte.

Dabei zeigte Olga rund herum auf ihr gemüthlich eingerichtetes Zimmer, das immer für fremden Beſuch auf Tempelheide eingerichtet war und in Nebenkämmerchen noch Raum für zahlreichere Gäſte bot. Die Meubles waren hier moderner als im übrigen Hauſe, die Bilder zeigten auch einmal andre als naturhiſtoriſche Gegenſtände, und an den nach Norden gelegenen Fenſtern gediehen in kühlem Schatten einige Blumenſtöcke von ausgeſuchterem Werthe. Auf einem dicht ans offne Fenſter gerückten Tiſche malte Olga in Aquarellfarben, deren Anwendung ſie von Siegbert Wildungen gelernt hatte, eine italieniſche Fernſicht. Das dunkelblaue Meer und einen einzigen darüber

hinweg schwebenden Vogel erklärte sie für das Abbild ihres eigenen Lebens. Und als Anna sie nicht bewegen konnte, der Versammlung unten, deren bevorstehende Ueberraschung sie freilich verschweigen mußte, beizuwohnen und gehen wollte, rief ihr Olga plötzlich wie aufathmend noch nach:

Und dein heutiges Freudenfest?

Anna drückte das Mädchen bewegt an ihr Herz und erwiderte:

Viele Jahre hindurch, ich kann sagen wieviel, siebzehn Jahre hindurch war der heutige Tag ein Freudentag. Dann hab' ich länger als zwölf Jahre an diesem Tage bitter geweint, vor aller Welt mich abgeschlossen, Niemanden sehen mögen, als die Bilder, die vor meinem innern Auge lebten. Zuletzt, je näher ich dem Ziele unsrer allgemeinen Pilgerschaft komme, hab' ich von diesem Tage nur noch die alte Freude behalten und feiere ihn still innerlich wol, aber mit Ergebung, wie wenn Alles so wäre, wie es nicht ist.

Olga wußte nun, daß Anna von dem Geburtstage ihrer Tochter sprach, über deren Leben oder Tod Anna seit Jahren nichts mehr vernommen hatte...

Schon war die würdige Frau gegangen. Auf der Stiege sich sammelnd, den Dienern jede nothige Auf

merkſamkeit einſchärfend, das Vorzimmer des Muſikſaales im Vorübergehen noch etwas aufräumend trat ſie zu mehren ſchon unten anweſenden Damen und Herren ein. Der Chor ſchien heute beſonders ſtark zu werden. Das unverändert ſchöne Wetter lockte jedes Mitglied, die Veranlaſſung einer ſo angenehmen Spazierfahrt nicht zu verſäumen. Nur ein Billet, das ſich vorfand, war ein abſagendes, grade von der Trompetta! Dieſe ſchrieb, ihr ſtünde der überraſchende Beſuch ihres Vetters, wie ſie ſagte, „des Chefpräſidenten von Trompetta Excellenz“ bevor, einer bekannten, in der Provinz im Sinne der äußerſten Reaktion wirkenden Perſönlichkeit, die man ſchon oft als eine Miniſterchance genannt hatte, ebenſo wie einen Verwandten des Fräuleins von Flottwitz, den Oberpräſidenten von Flottwitz, der gleichfalls in der Provinz zu den letzten Trümpfen gehörte, die die Aeußerſten gern ausgeſpielt hätten, wenn nicht Egon von Hohenberg zur Zeit noch unerſchütterlich erſchien. Die arme Trompetta! Die Bedauernswerthe! Wenn ſie ahnen konnte, was ſie heute verſäumte! Wagen an Wagen fuhr vor. Bediente ſprangen von den vordern Böcken und öffneten die Schläge. In der Hausflur ſaßen ſchon faſt ein Dutzend gallonirter weißer Sklaven, die bald die Rabe der ſchwarzen in der Küche

gewittert hatten und ihr Uebergewicht zu Hänseleien benutzten, grade wie sie der alte Oberpräsident im Umgang der Menschen mit der Thierwelt als die Quelle der Verwilderung derselben bezeichnet hatte. Die Kammerdienerssöhne der Majestät von Angora nahmen die Späße, die man sich mit ihnen erlaubte, nicht zu übel auf, sondern genossen ihr Vorrecht, sich mit den Speiseschränken auf Tempelheide vertrauter gestellt zu sehen, als die Europäer, in einem Grade, der den Neid der letzteren, deren Herrschaften alle erst um sechs dinirten, sehr rege machte und sie um so mehr verstummen ließ, als die beiden alten Diener des Hauses, die ihre beste blaugelbe Livree angezogen hatten, auf Ruhe und Ordnung hielten in dem Augenblick, wo vom Musiksaale her die ersten Töne des Pianos erklangen.

Vor dem Schlosse eines Fürsten, wenn seine höchsten Räthe bei ihm versammelt sind, kann es nicht belebter aussehen als jetzt vor dem kleinen Landhause von Tempelheide. Die gewählteste Gesellschaft wurde an den Wappen von mehr als zwanzig Wägen erkennbar. Auch die Männer gehörten nicht alle dem bescheidenen Stande der jungen Offiziere und Referendare an, sondern mancher Rath, mancher jüngere Präsident übte noch die Fertigkeit seiner Stimme und

hielt neu bei diesen fashionablen Tonübungen aus. Die Dorfbewohner, ja städtische Lustwandelnde horchten zu vom Hügel der Kirche, vom Friedhofe und den beiden Linden herüber. Die Jugend stannte der Wägen, der stolzen Rosse und Bedienten. Dies wunderreiche kleine Schloß, sonst so still, wie belebt war es heute! Die Thiere wurden eingehalten oder ihr Gackern und Lärmen erstickte in den entfernten Ställen oder der häßliche Schrei des Pfauen in den hohen Wipfeln des Tannenparks ... Es schlug halb vier Uhr. Die Akademie begann ... Fräulein von Klettwitz kam noch in einem unscheinbaren Wagen etwas verspätet. Wahrscheinlich hatte ihr die Trompetta den Streich gespielt, ihr die Mitbenutzung ihres Wagens unmöglich zu machen. Dadurch hatte sie einen Miethwagen nehmen, sich ängstigen müssen ... Aber welche frohe Botschaft brachte sie auch mit! Sie hatte ja den Hof über die Felder hinausfahren sehen, die um Tempelheide lagen, die königlichen Wagen sechsspännig mit Vorreitern und mit zwei Wägen voll Kammerherren und Hofdamen. Und nun, wie gehoben konnte sich die junge Aristokratin fühlen schon durch den Anblick der andern Wägen, die vor Tempelheide standen! Welch' Gefühl der Exclusivität, so in einen Saal zu treten, wo es nur Mitglieder der

hohern Gesellschaft gab, ja sogar unter sechs bis acht Gräfinnen eine Fürstin, vielleicht eine Fürstin von Sein-Haben-Werden! Sie kam grade zurecht, in ein Miserere mit einzustimmen, dem es gut that, bei der Stelle dele iniquitatem meam durch ihre helle hochliegende Stimme in der rechten Lerchen-Wirbel-Schwebe gehalten zu werden.

Anna dirigirte mit Feuer und Begeisterung. Was auch kommen und drohen mochte, in der Musik heben sich ihr alle Schwingen. Da hörte der kleine Flug über die Erde auf, da wurde nicht mehr mit den Fittichen über die Rücksichten leise hinweggeflattert, da schlug sie Akkorde, die die Seele entfesselten und emportrugen in die Welt der Ahnungen und des lebendigsten Gottvertrauens. Sonst ihre Stimme im Reden so weich und fast tonlos, jetzt markvoll und schmetternd Befehle ertheilend! Cis! Cis! Cis! so durchgedonnert durch die falschgreifenden Baronessen und Gräfinnen, ein Zu früh! den Räthen, Präsidenten, Kapitäns, Assessoren, Sekondelieutenants und Kadetten — wieder einem Flottwitz hatte sich endlich die Stimme gesetzt zu einem recht brauchbaren Falsett-Tenor — so ein Zu früh! das war wie der Tuba-Ton eines Jahrhunderts, der diesen Herrschaften sonst gewöhnlich nur zuzurufen pflegt: Zu spät! Freilich auch Zu

ſpät's! kamen genug vor, beſonders bei den etwas nachmittagsſchläfrigen Bäſſen, die ihr exoltabunt ossa mea ganz im Gegenſatz zur Bedeutung dieſer Worte etwas gar zu ſehr wie wiederkäuendes bequemes Hornvieh hervorbrummelten. Am meiſten Noth hatte die gute Anna mit der Furſtin Sein-Haben-Werden, die die Muſik leidenſchaftlich liebte und die heilige vollends mit Auszeichnung, aber an einer für Menſchen faſt inſtinktwidrigen muſikaliſchen Gehörloſigkeit litt und im Vergreifen des Einſetzens im Laufe der Uebung es in der That für den Zuſammenhang der Töne zuweilen zu einem wirklichen kompletten Miſerere brachte.

Dyſtra inzwiſchen litt nicht nur an ſeinem höchſt geringen Intereſſe für geiſtliche Antiphonieen und Reſponſorien, ſondern in noch erhöhterem Grade in ſeinem ganzen, von dem Lokale, wo er ſich befand, in Belagerungszuſtand geſetzten Nervenſyſtem. Der ihm ſo wohlwollend zugewandte Greis hatte ſich von ihm die kleine Hausſtreppe hinunter in ein Gemach führen laſſen, das zwar eine ſehr angenehme Kühle verbreitete, aber bald für ihn ein Gegenſtand des Schreckens werden ſollte. Der Alte hatte es die Spinnſtube genannt. Dyſtra folgte in Bewunderung vor der ländlichen Patriarchalität dieſer Wohnung, wo noch geſponnen wurde, wie im Zeitalter der Königin Bertha.

Das überlang verzögerte Erscheinen dieses Buches erlaubte, daß ich erst noch die Schrift lesen konnte: „Heinrich Heine über Ludwig Börne.“ Sie ist vor einigen Tagen erschienen und scheint den Zweck zu haben, die in Deutschland herrschende versöhnte Stimmung über den vielverkannten, ungestümen, aber edlen Todten wieder zu zerstreuen, meiner angekündigten Biographie desselben im Voraus jeden Glauben zu nehmen und um einen Namen, von dem allmälig der irdische Dunst des Vorurtheils sich zu verziehen anfing, wieder auf's Neue eine erstickende Atmosphäre von Verfönlichkeiten zu verbreiten, die jede Beschäftigung mit ihm fast verleiden muß, sei's auch zum Theil auf Kosten dessen, der diesen Unrath in die Oeffentlichkeit auf seinen Schultern hineinträgt! Wer die Schrift von Herrn Heine gelesen hat und an Börne kein tieferes Interesse nimmt, wird sagen: Seht, da reiben sich die beiden undeutschen Menschen gegen einander auf, der Todte an dem Verwesenden, der Jacobiner am Narren, die Revolution an ihren eignen Excrementen! Seht, diese Schrift des Herrn Heine ist eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für den, der sie schrieb, und fast ein Todesurtheil für die Sache, der beide gedient haben.

Ich werde nie gern meine Feder eintauchen, um gegen Herrn Heine zu schreiben. Wir tauchten sie ja in unser eignes Blut! Es gibt viele Freunde der neuern Literatur, die es schmerzlich bedauern, daß unter den Gliedern derselben keine Einigkeit herrscht. Sie wollen für Ideen streiten, sagen sie, und schlachten sich der eignen Eitelkeit! Ich weiß es, daß diese Selbstbefehdungen der jüngern Literatur den Feinden derselben ein großes Vergnügen gewähren und würde mich nie dazu verstanden haben, über Herrn Heine auszusprechen,

Wie erſchrak er aber, als er ſich auf einen Stuhl neben einem Seſſel, in den ſich der Alte niederließ, warf und entdeckte, daß dies nicht die Spinn-, ſondern die Spinnenſtube war! Wirkliche Spinnen waren es, die hier ſpannen, und welche Ungeheuer, welche achtbeinigen Arachniden, welche Netze! Quer über das ganze Zimmer hingen die Fäden und junge und alte Kreuzſpinnen ſchaukelten ſich auf ihnen. Es iſt wahr, der Greis ſprach ſehr ſchön über den Ton und deſſen Einwirkung auf die Thierwelt. Er verglich den Ton mit dem Lichte und erklärte, daß Ton und Licht dem Thiere zuſammenflöſſe, dem Fiſche, dem Käfer, der Spinne. Es iſt wahr, man konnte bei den erſten Takten, die in dem Muſikſaale nebenan angeſchlagen wurden, die Bewegung ſehen, wie die Spinnen ſtutzten und der Thür ſich zuwandten. Aber der unheimliche Eindruck blieb doch und wurde geſteigert, als der Präſident auf ein kleines Loch am Fußboden zeigte und ſagte: Geben Sie jetzt Acht! Er gab Acht und errieth faſt, daß aus dieſem Loche noch ein Freund der Muſik erwartet wurde, aber am liebſten hätt' er ſich einen Kehrbeſen und eine muthige Magd gewunſcht, die hier die Wände rein gefegt hätte. Es half nichts', er mußte die Spannung des Alten theilen, der aus dieſem Loche den Beſuch einer kleinen

Maus erwartete, die nie ausblieb, wenn die Akademie im Gange war. Es dauerte heute lange. Der Alte bekam schon Bedenken, fürchtete für die Rückfälle seiner Katzen, schalt über die Hunde, die Mägde, die Ratten, die Diener, Alles in einem Tone. Er hörte nichts von den majestätischen Hymnen, die nebenan mit allen Unterbrechungen eines möglichsten Strebens nach Correktheit gesungen wurden, bis endlich wirklich zu seiner innigsten Freude ein kleines graues Mäuslein sich hervorwagte, klug die Aeuglein um sich warf, den Boden prüfte, den Schweif ringelte und sich den an der Thür wie verzaubert lauschenden Spinnen als alter bekannter Musikfreund hinzuzugesellen suchte. Schon längst hatte man nebenan einen Versuch in mehr unserm Jahrhundert sich annähernder Musik gemacht, schon längst hatte Dystra soviel gewonnen, daß er mindestens eine durchgebildetere Verschlingung der von den einzelnen Stimmen getragenen Tonfiguren zu bemerken glaubte, als dem Greise sein Experiment gelungen schien und er sein Mäuschen wie einen alten Bekannten begrüßte. Nur dauerte die Freude nicht lange. Denn... plötzlich stockte der Gesang, die Spinnen bewegten sich erschrocken auf den hohen Stelzbeinen, das Mauschen stutzte, eine kräftige Hand pochte an die Thür, ein Bedienter öffnete . . . eine Ueberraschung

... der Hof ... Was? ... Der König ... Wie?... Die Königin ... Himmel?... Anna näherte sich schon dem Papa — es ist ja nicht glaublich! Doch! Doch! Der Hof eben vorübergefahren, schon bei dem Magnifikat still gehalten ... jetzt wo es an Händel ginge, ließe man fragen, ob ein Besuch der Herrschaften erlaubt und Zuhörer gestattet wären ... Staunen, Bewegung, Unentschlossenheit ... endliche Fassung ... zwei Minuten darauf hatte sich die Scene merkwürdig geändert ... dem Schlosse von Tempel beide war großes Heil widerfahren.

# Viertes Capitel.

## Die beiden Jahrhunderte.

Im Vorzimmer des Musiksaales zu Tempelheide bei geöffneten Thüren sitzt das Monarchenpaar, andächtig lauschend einem mit unendlich gesteigertem Eifer wieder begonnenen Händelschen Psalm, einem Musikstücke, auf das sich die im Innersten bebende Anna verlassen konnte ... Die Altenwyl, freudestrahlend über den gelungenen Ueberfall, denn grade in dem Plötzlichen, dem Unvorbereiteten lag der Reiz, lag der Zauber, der allein die Herrschaften in dem Glauben erhielt, sie beglückten sehr die Menschheit und verstunden sie in ihrem tiefsten und geheimsten Walten ... Eine Ankündigung dieses Besuchs, wen hätte sie nicht Alles verletzt, wieviel Neid hätte sie erweckt und wie leicht hätte sie das Zustandekommen vereiteln können, da Anna so schwer zugänglich war ... Nun aber war der kühne Wurf gelungen ... Der Monarch blickt glän-

big, seine Gattin erbaut sich an der Sache selbst und an der Andacht des Gemahls ... Zwei Kammerherren in bescheidner Entfernung, zwei Hofdamen sitzend hinter der Herrscherin und alle mit denselben Mienen wie diese, dieselben Achs! Dieselben Os! wie jene, ja als sich die Augen der Königin bei einem Adagio mit Thränen füllten, weinten auch die weiblichen Umgebungen ... Die Kammerherren waren etwas selbständiger; sie fühlten dem Monarchen nach, daß seine Empfindung eine getheilte war. Halb war sie der altklassischen Musik, halb dem greisen Obertribunalspräsidenten zugewandt, der von seinem Gaste, dem russischen Staatsrathe Otto von Dystra, geführt, neben den Majestäten saß und mit sicherm ruhigen Bewußtsein, ja mit einer gewissen vornehmen Fassung, die Ehre entgegennahm, die seinem Hause so überraschend widerfuhr ... Dystra war längst dem Hofe vorgestellt und seiner halbverwachsenen Figur wegen sogleich als der Sonderling erkannt, von dem man glücklicherweise seine Bekanntschaft mit gewissen zweideutigen Elementen der Gesellschaft noch nicht in Erfahrung gebracht hatte ... Die Königin irrte sich gar nicht, wenn sie bei ihrem Gemahl voraussetzte, daß ihm diese unmittelbare Annäherung an den Chef der Gerechtigkeit in seinen Staaten außerordentlich

weiſ that und er ſich in dem Bewußtſein betraf: Du lehnſt dich da an das Gute und das Edle, an das von Gott Eingeſetzte und ewig Gewollte, an den Widerſchein der himmliſchen Ordnung und du biſt in der Weiſe, wie du nun einmal regierſt oder regieren läſſeſt, nicht nur in deinem göttlichen Rechte, ſondern auch in der wahren Bahn deiner urweltlich prädeſtinirten Pflichten! ... Und nun dazu dieſe Muſik, dieſe alte bewährte Tonſchöpfung eines großen Meiſters! Welche Sicherheit gewährte ihm dieſe Anlehnung an eine Jakobsleiter, die gleichſam in den Himmel ſelber führte! Ach, es ſah ſo düſter auf dem Gebiete der täglichen Erfahrung aus. Die Ruhe war hergeſtellt, aber theilweiſe mit gewaltſamen Mitteln. Man hatte in Egon von Hohenberg eine ſeltne Kraft des Willens, der Durchführung, des Vertrauens ſogar gewonnen, aber ſelber wollte man nicht vertrauen. Man fühlte ſich einſam, leer, beängſtigt wie immer. Man hatte einen Staat, aber kein Volk mehr. Man ſah Gehorſam, aber ſo wenig Begeiſterung bei Denen, die gehorchten, weil ſie mußten. Man hatte Beiſpiele von Strenge geben müſſen. Bis in das Heer, das man den Kern und die Blüthe des Volkes zu nennen pflegte — der Kern und die Blüthe des Volkes iſt die Schule, hatte dagegen Egon ſelbſt einmal eines

Abends in den kleinen Cirkeln mit Reizbarkeit gesagt — bis in das Heer war das „Gift der Neuerung" gedrungen. Es waren Beweise von Verrath gegeben worden, die man zum abschreckenden Beispiele hatte mit buchstabenscharfer Rücksichtslosigkeit strafen „müssen". Noch beunruhigend genug war die Sage von einem großen geheimen Bunde, der bis in die weiteste Verzweigung aller Stände griff und den Boden, auf dem man täglich wandelte, unsicher machte. Egon selbst, der nicht blos das Land, sondern auch zuweilen den Hof, wenigstens dessen liebste Angehörige, tyrannisirte, der Premierminister, dies allbewunderte, strahlend aufgegangne Gestirn, das weithin am europäischen Himmel leuchtete, Egon von Hohenberg selbst hatte eines Abends, als von gewissen strafenden Worten die Rede war, die ein Prinz des Hauses in der Provinz zu einem Gemeinderathe gesprochen, gesagt: Hüteten sich doch die Fürsten, mit ihren persönlichen Ansprüchen auf die Empfindungen der Menschen jetzt noch zuweit sich hervorzuwagen! Es kann eine Zeit kommen, wo das Fürstenwesen von Allen, vom Bürger, Bauer, Adel und der Bureaukratie umgangen worden ist und es plötzlich in einer Vereinsamung dasteht, die es vor der Treulosigkeit seiner besten Freunde wird erschaudern lassen! Solche Egon'schen Worte waren längst

die Veranlassung einer geheimen Hofverschwörung gegen den Staatsretter geworden, wie man ihn öffentlich nannte. Die Königin stand selbst an der Spitze dieser Opposition, die zunächst eine sittliche war und von der Gräfin Altenwyl von dem Augenblick offen bekannt wurde, als sich der Fürst mit dem schönsten Mädchen der Residenz vermählt hatte, dem man die bürgerliche Abkunft nachgesehen hätte, wenn nicht Melanie's Ruf, der Ruf jener Pauline, unter deren Auspicien diese Ehe zu Stande kam, Anstoß hätte erregen müssen. Es war eine Demonstration gegen Pauline und gegen Egen selbst, daß man Anna von Harder heute besuchte, sittliche Elemente schützte, die seelenreinigende Musik verehrte und in dem uralten Chef der Justiz gleichsam jenen alten Staatsorganismus, durch den das Land groß geworden, an Macht und wahrem Glücke gewonnen hatte, selbst der konservativen Neuerung gegenüber in Ehren hielt. Und das Alles schwamm so in den Tönen Händel's mit! Das Alles floß so sanft in den Strom der Harmonieen über, die auch unter der Direktion eines Pianos an ihrer rauschenden Würde und Feierlichkeit nichts verloren! „Jauchzet dem Herrn alle Lande und singet dem König der Ehre!" Es fehlten hier nur noch einige bunte Kirchenfenster, einige Kartons

etwa zum Heilande in der Vorhölle, die Sammlungen und diskursiven Erörterungen Voland's von der Hahnenfeder und der ganze Apparat war beisammen, mit dem aus dieser Gegend her gegen die Stürme der Zeit ein Zion voll Kraft und Herrlichkeit erbaut werden sollte.

Und die Sprache der suchenden Empfindung blieb auch nicht zu lange aus. Nach Beendigung des sehr gelungenen präcisen Vortrags erhob sich der Hof, betrat nun den Musiksaal selbst, rühmte die Kraft, die Ausdauer, den Geschmack der Führung und ließ sich von der in der Musik nun recht erstarkten und gehobenen Anna die Damen und Herren vorstellen, meist bekannte, hoffähige Namen, deren Jedem ein anerkennendes Wort, eine Frage, eine jener kleinen Nippsachen der Konversation, die eine Cour für die Großen zu einer Aufgabe macht, zu Theil wurde. Dann aber wurde doch der Greis der Hauptmittelpunkt. Ihn selbst verjüngte die Spannung und erhielt ihn frei, ohne Unterstützung des beobachtenden und vielbeobachteten Dystra . . . Fräulein von Flottwitz sagte auch den hohen Herrschaften, als an sie die Reihe des Lobes und der Anerkennung kam und ihre „Gesinnung" und die ihrer Anverwandten und ihrer Onkel, ihrer Brüder, ihrer Vettern, namentlich des auch in der

Preſſe wirkſamen Oberpräſidenten geprieſen wurde: Welche ausſtrömende Kraft in der Nähe eines geliebten Herrſcherpaares liegt, beweiſt das Lazaruswunder an dem Greiſe da! Wie erſtanden iſt er vom Tode! Alle Krücken ſind gleichſam weggeworfen! Sein König ſagt: Stehe auf und wandle!... Man belächelte dieſe etwas pathetiſchen Worte der Flottwitz, aber ſie ſagten Das, was man ſo gern hörte in dieſem Kreiſe. Ja, wie manche Bittſchrift wurde nicht erhört, die man ſtatt an den Landesfürſten an ſeine Gemahlin richtete! Man fand damit ein Prinzip der perſönlichen Huldigung ausgedrückt, das leider zu ſehr abhanden kam. Ein junger Sänger, der ein Gedicht ſchrieb: „Die Farben meiner Königin", erhielt für dieſe Huldigung im alten troubadouriſchen Style eine ganz moderne Wechſelanweiſung zu einer Reiſe nach Italien. Kurz man ſteuerte jener Egon'ſchen Prophezeiung von der poetiſch-romantiſchen Iſolirung des Monarchenthums mit vollen, rauſchenden Segeln zu und hätte, wenn die heute ſo unendlich verkürzte Trompetta dageweſen wäre, zwar nicht von ihrem Album, nicht von ihrem zweideutigen Kanonenboot, wol aber ſchon von dem Oberpräſidenten geſprochen, der zu der Richtung der Perſönlichkeit im Staate ſich hielt und kürzlich ſogar

was ich über ihn seit Jahren empfinde. Aber hier gilt es eine höhere Pflicht. Herr Heine hat durch seine in ihrer Veranlassung ganz unerklärliche Schrift auf die Bahn die mein Buch über Börne zurücklegen sollte, so viel Hindernisse gestreut, er hat auf die Region, in der sich mein Buch bewegt, so vielen widerlichen Hautgout ausgedunstet, daß ich gezwungen bin, im Interesse Börne's und seiner Freunde gegen ihn aufzutreten. Ohne Beziehung zu Börne hätt' ich Herrn Heine's Buch bemitleiden können; als Biograph des Angegriffenen werd' ich es niederlegen müssen.

Deutschland wird nicht begreifen, was Herr Heine mit seiner Schrift eigentlich bezweckte. Der Titel: Heine über Börne, verräth allerdings deutlich, daß das ganze Buch der Selbstüberhebung gewidmet ist und der Gegenstand desselben das Axiom sein solle: Heinrich Heine geht über L. Börne, ein Axiom, das in lapidarer Kürze allerdings den Titel abwerfen kann: Heinrich Heine **über** Ludwig Börne! Aber warum bleibt diese Entscheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenossen oder der Nachwelt überlassen? Wem sind diese Rangstreitigkeiten nicht schon bei größeren Namen, wie Schiller und Goethe, zuwider gewesen? Würde Goethe je ein Buch sich nur haben denken können: Goethe supra Schiller! Ich sage supra, denn daß Herr Heine an de dachte, möchte ich zu seiner Ehre nicht glauben. Supra ist nur kindisch und eitel, de aber wäre lächerlich und anmaßend.

Die Schrift des Herrn Heine kommt in vieler Hinsicht zu spät. Zu spät — weil Börne todt ist und man solche Verläumdungen, wie sie hier gedruckt sind, nur von einem Lebenden sollte auszusprechen wagen. Zu spät — weil Börne's

gegen Egon eine Opposition in Steuerfreiheitssachen des Grundbesitzes mit angeführt hatte.

Konnte es da fehlen, daß nun durch die Altenwyl auch die Thierseele, auch die Mauerschwalbe, auch die Aeolsharfe im Tannenparke zur Sprache gebracht wurde? Ach, dieser vorschnelle neologische Dystra!... Der platzte mit seinen Beobachtungen über die Spinnen und die kleine Maus hervor. Er wurde belächelt, aber dies Lächeln war nur gnädig, nicht ganz zustimmend. Die Thierseele! Die Thierseele! Man sollte darüber viel zarter, viel milder, viel duftender sprechen. Der alte Herr begann schon selbst davon, Anna unterstützte ihn, man horchte, man lauschte, man gestand zu, es wäre wol das Rührendste, was die Thierwelt darböte, wenn eine Katze die Jungen einer von ihr gebissenen Ratte aufsaugte. Aber da errötheten doch immer noch Einige der Damen. Man wollte die Wissenschaft, die Wahrheit, aber nur nicht zu wissenschaftlich, nicht zu wahr. Man suchte etwas mehr Dämmerndes, Umflortes und da hatte die Gräfin Mäuseburg, die an der Spitze einer großen Anzahl von Vereinen stand, den Muth, auf die Hunde des St.-Bernhard zu kommen, jene edlen Neufundländer, die die in den Lawinen verschütteten Unglücklichen im Schnee aufsuchten, aus dem Kerl-

chen, das ſie um den Hals trügen, ſogleich mit Speiſe und Trank erquickten, bis die Mönche kämen und das Werk der Liebe und Rettung vollendeten. Das war denn ein Wort! Das öffnete gleich das ganze Gebiet, auf dem man der Menſchheit hier Wunder glaubte zu nützen, das große herrliche Gebiet der innern Miſſion. Die St.-Bernhard's Hunde auch in ihrer Art innere Miſſionäre! Nun ſtrömten alle losgelaſſenen Schleuſen der Uebereinſtimmung über das Seeliſche und ſo rauſchend quollen ſie, daß die Gräfin Altenwyl faſt Mühe hatte, mit dem Anliegen durchzudringen, den edlen Greis möchte man doch über die Mauerſchwalbe fragen, die Shakeſpeare ſo ſchön beſchrieben in Verſen, die General Boland damals ſogleich, wie Alles, auswendig gewußt hätte. Aber o Jammer! Der alte rationaliſtiſche Herr aus Friedrich's des Großen Zeit zerſtörte den ſchönen Traum von der an Mauern ſchmiegſamen Mauerſchwalbe und nannte ſie friſchweg nur die Maurerſchwalbe, weil ſie maure wie mit Kelle und Mörtel, nicht Mauerſchwalbe, weil ſie ſich liebend an Mauern ſchmiege. Und was er auch nun Rührendes erzählte von der Schwalbe und ihrer Anhänglichkeit an ihre Jungen, von jenem Schiff, an deſſen Maſten ſich einſt im Hafen eine Schwalbe geniſtet hätte, die ihre Jungen

durch vom Lande geholten Proviant ernährte, von jenem Schiff, das dann in See gegangen wäre und von der Schwalbe, die bald zum Lande, bald zum Schiffe flog, um Nahrung zu holen, bis sie todt niedersank im Meere, weil die Entfernungen zu weit wurden, ja was er auch von der kunstvollsten Methode des Nestbauens durch Schwalben erzählte, die Maurerschwalbe war Das nicht, was man wollte. Die Maurerschwalbe, ach, die stand ja gleichsam im Schurzfell, mit Kalk bespritzt und der Kelle in der Hand vor diesen Damen, deren Phantasie nur das absolut Schöne und das englische Lovely wollte, die Natur gleichsam in Goldschnitt gebunden wie eine Gedichtsammlung über die Sonntagsfeier oder über die Märchenwelt oder was sich der Wald erzählt!... Nur der Monarch gehörte nicht zu den „Desillusionirten." Er wußte, daß die greise Excellenz Chef aller Landeslogen war und in der Maçonnerie hoch verehrt. Ihn brachte grade doch die Maurerschwalbe auf ein stilles Nachsinnen... die Maçonnerie... und schon schwebte ihm, schon im Voraus gestachelt vom wundersüchtigen Voland, die Bemerkung auf den Lippen, daß die Welt auf die Entscheidung des großen Johanniterprozesses sehr gespannt wäre ... als die junge Gemahlin den Wunsch ... wieder nach Musik, jetzt nach Pergolese,

äußerte, man sich wieder setzte und Pergolese sang. Man sang Pergolese.

Die weichen Töne des Stabat mater nach des alten Hiller Instrumentirung zum Klavier wurden in sanftester Modulation, schwellend und absteigend, in den Tuttis und den Solis vollkommen sicher vorgetragen. Es war eine der fertigen Kompositionen, die Anna von ihrer Akademie zu jeder Zeit und auch Jedem darbieten konnte. Diese Töne waren gewiß schmelzend. Gewiß, Baron Dystra, hätte ihm eine Stimme sagen sollen, wen der Schmerz Mariens, die am Kreuz des Sohnes stand, in diesen Tönen nicht rührte, verdient den Antheil nicht am gesitteten Menschenbund. Der Baron glossirte auch wirklich nicht die Thränen der Frauen. Ergriff ihn doch selbst das Verhallen des auch dichterisch so wohlgefügten Liedes, dies sanfte, stille Ausathmen der Komposition, nach dem man nur abbrechen, gehen, knieen, predigen, beten, nichts Gemeines mehr beginnen kann. Die Damen wären auch zerknirscht so am liebsten nun gegangen, so mit feuchten Augen am liebsten von der bewegten und ruhig gewordenen Anna geschieden, aber den Monarchen fesselte es an den greisen Obertribunalspräsidenten. Es that ihm so wohl, sich durch ihn im Zusammenhange mit der Geschichte seines Hauses zu

wiſſen. Er begann, um nur noch zu bleiben, jetzt von den Windharfen und bedauerte den für den Greis zu entlegenen Weg. Doch dieſer machte dem Worte der Flottwitz Ehre. Er ſtand und ging wie der Rüſtigſten Einer und als der Fürſt ſogar ſelbſt ſeinen Arm ergriff, ihn ſelber führte, gab er ſeine bereitwilligſte Abſicht zu erkennen, ſeinem Herrn und Könige auch mit Freuden jene Zähmung der Luftgeiſter zu zeigen. Nun war Alles wieder erfriſcht, wieder erquickt nach dem ſchmerzlichen Drucke Pergoleſe's. Der König will noch bleiben! Alles athmete beſeligt. Draußen vollpulſirende Bewegung. Hunderte von Menſchen, die an den Spalieren ſtanden und leidlich ehrerbietig gafften. Die ganze Akademie folgte, weil es gewünſcht wurde. Die Diener machten Spalier. Es ging in den Tannenpark. Auch Dyſtra folgte mit den Kammerherren, die er obenhin kannte. Anna blickte zu Olga hinauf, die hinter ihren Blumen ſtand, ſich getroſt das Alles entgehen ließ und ſich vor einem Schauſpiel, das ihr wenig Intereſſe einflößte, ſtill verbarg. Als im Gehen der Großpapa eine Erzählung begann, die ſie ohne Erſchütterung nie hören konnte, die Geſchichte der beiden Schweſtern Philomele und Prokne, erſchrak ſie recht...

Der Greis kam ſehr einfach auf dieſe Geſchichte

Der König hatte ihn nach den allgemeinen religiösen Resultaten seiner Lieblingsneigung gefragt. Dagobert von Harder antwortete darauf:

Manchmal, Majestät, wünscht' ich, die Christuslehre hätte die Menschen nicht zu sehr auf das Reich der unsichtbaren Geistigkeit verwiesen. Es ist nicht gut, wenn wir uns zu sehr aus den Banden der gegebenen Sinnengrenze entfernen. In den heidnischen Vorstellungen über Religion hat mir immer gefallen, daß ihnen eine allbelebende Phantasie in der Natur bestimmte Ruhepunkte anwies, die unmittelbar anzubeten freilich eine blinde Abgötterei war, während leider auch wir in unserm Glauben vom Hylozoismus nicht ganz frei sind. Die Alten haben sich selbst gehoben, als sie die Thierwelt zu Mittelstufen der Götterlehre machten. Jedem Gotte war irgend ein gefiederter Bewohner der Lüfte oder das schnaubende edle Roß oder die wilden, von des Gottes Bedeutung gebändigten Einsiedler der Wüste beigegeben. Der Lehre von den Verwandlungen liegt ein Prinzip zum Grunde, das im Thiere eine Offenbarung anerkannte. Und wie artig sind die Sagen der persönlichen Auffassung des Welt- und Erdenlebens! Schiller singt: Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen, seelenlos ein Feuerball sich dreht, lenkte damals seinen goldnen Wagen Helios in

ſtiller Majeſtät. Gibt es eine ſchönere Sage als die von Philomele und Prokne?

Der Monarch, der mit dem General Boland die Beleſenheit gemein hatte, kannte ſie, doch nicht vollſtändig genug, um ſie den Damen mitzutheilen.

Philomele und Prokne, erzählte der Greis, waren Schweſtern, Beide Töchter eines Königs von Athen. Prokne an einen benachbarten kleinen Fürſten vermählt, Namens Tereus. Tereus wurde ſeiner Gattin überdrüſſig. Es verlangte ihn auch nach Philomelen. Er beredete bei einem Beſuch in Athen den Schwiegervater, ihm die Schwägerin auf die Reiſe mitzugeben, da Prokne, ſeine Gattin, ſich zu ſehr nach ihrer Schweſter ſehne. Man gab ihm Philomelen mit und ſetzte ſie ſeinen böſen Gelüſten aus. Da Philomele tugendhaft widerſtand, ließ der rachſüchtige Mann ihr die Zunge ausſchneiden und warf ſie in einen einſamen Thurm. Durch eine Stickerei verrieth ſich aber Philomele ihrer Schweſter Prokne, die ſie zu retten wußte. Prokne voll Wuth über ihren Gemahl tödtete ihm den eignen Sohn, ließ ihm dieſen als Speiſe für ſeine Tafel zurück und entfloh mit ihrer Schweſter. Beide wären von der Rache des Tereus unfehlbar ereilt worden, wäre Philomele von den Göttern nicht in eine Nachtigall verwandelt worden

Prokne aber wurde die Schwalbe. Ihr ängstliches Flattern rundum im Kreise deutet auf die Reue über ihren begangnen Frevel; sie sucht das Kind wieder, das sie so grausam gemordet hatte.

War bei dieser mit Interesse vernommenen Erzählung das Auge Aller, die die Verhältnisse kannten, auf Anna von Harder gerichtet, deren Beziehung zu einer Schwester und zu einem verlornen Kinde zur Chronik der Welt gehörte, so machte es nach dieser trüben Anwendung fast einen komischen Eindruck, als in dieser Fabel gewissermaßen auch eine Anspielung auf den Intendanten der Bühne, den entarteten Sohn des Redners selbst, zum Vorschein kam; denn der König selbst war es, der da sagte:

Und jener Tereus, Schwager der Prokne, wurde ja wol in einen Wiedehopf verwandelt?

Man forschte, ob man lächeln durfte. Diese Menschen hatten Alles in Bereitschaft, Lächeln, Weinen, Ernst, je nachdem es auf dem Zifferblatt der Uhr, nach der sich hier Jeder richtete, aussah ... Aber Kurt Henning Detlev von Harder als Wiedehopf? Alle lächelten diesmal von selbst.

Otto von Dystra erlaubte sich nun die Bemerkung, daß doch ein letzter Rest der Ehrfurcht vor den Thie-

ren die Heraldik wäre, und hatte mit dieſer Anmerkung ſeinem Freunde, dem General Boland, eben ſo viel Ehre gemacht, wie dem Fürſten Vergnügen, der dies Thema als Kenner verfolgte. Alle Ritter- und Wappenbücher wurden gleichſam in dem Gange über die Kiefernadeln nun auch aufgeſchlagen, während Pfauengeſchrei den Damen nach Pergoleſe wehe that. Man ſchritt des Greiſes wegen ſo langſam, daß bis zur künſtlichen Ruine und zu den Windharfen dieſer noch mit einer gewiſſen Feierlichkeit ſagen konnte:

Vergebung, Majeſtät! In die Wappen hat man die Thiere in ihrer ganzen Wildheit aufgenommen.

Aber iſt es nicht ſchön, wagte eine Damenſtimme — es war wieder die der Flottwitz, die allgemein heute bewundert wurde — iſt es nicht ſchön, die Thiere ſo zu nehmen, wie ſie die Natur geſchaffen hat, das Pferd ſo ſtolz wie in Arabien, den Adler ſo königlich, wie er auf den Felſen horſtet?

Die ganze Geſellſchaft murmelte Beifall. Alles war entzückt. Die Wappenthiere aller Anweſenden rührten ſich. Jeder verrieth, daß er ſeinen Habichten, ſeinen Falken, ſeinen Auerhähnen auf den Wagenſchlägen draußen Ehre zu machen hatte.

Der Präſident blieb ſtehen und ſah ſich im Kreiſe um. Die Königin erſchrak vor dem Blicke, der aus

den zuſammengefallenen Runzeln ſchoß; ſie fürchtete eine Polemik, die ihr in neueſter Zeit reizbarer gewordene Gemahl liebte, ja herausforderte. Sie hatte eigentlich ſchon an dem Ausdruck des Präſidenten „Chriſtuslehre" genug gehabt und fürchtete Konflikte.

Nun, Excellenz, reden Sie! ſagte der König. Sie laſen die Sibylliniſchen Bücher! Wir ſollten öfter auf die Sprache der Erfahrung hören.

Majeſtät, erwiderte der Greis ſich ehrerbietig verneigend, ich wünſchte nur das Eine nicht, daß unſer Jahrhundert in ſeinem friſchen und kräftigen Selbſtgefühl zu wild, zu zornig ſich zuweilen gebehrdete. Ich kümmere mich wenig um die Händel des Tages, aber was davon in meine Klauſe dringt, flößt mir zuweilen den Schrecken ein, daß wir wol glauben möchten, auch alle unſre Zähne wären für die Verzehrung der Thiere beſtimmt. Etwas mehr Pflanzenkoſt, etwas mehr indiſche Brahminenlehre würde dieſer Zeit nicht ſchaden.

Man lachte . . .

Aber der Greis, den, da der König bewegt ſchien, Otto von Dyſtra führte, ließ ſich nicht irre machen. Halbſcherzend und des Fußes auf dieſem neuen Zeitboden nicht ganz gewiß ſagte er:

Ja! Ja! Lachen Sie nur! Ich gehöre noch zu den

Grab längſt ſo dicht mit der freundlichen, verſöhnten Anerkennung der deutſchen Nation bewachſen iſt, daß die Brenneſſeln des Herrn Heine auf dem geweihten Platze keinen Raum übrig finden. Zu ſpät — weil Herr Heine die deutſche Nation wegen einer Frage beunruhigt glaubt, die uns dieſſeit des Rheins ſehr gleichgültig iſt. Herr Heine weiß nicht, daß man ſich jetzt in Deutſchland mit den wichtigſten Erörterungen über Kirche und Staat, mit den Unterſuchungen über Proteſtantismus und jeſuitiſche Reactionen, über Preußens und Rußlands Zukunft, über hundert wichtige Culturfragen, nur nicht mehr mit ſeinen „Reiſebildern" beſchäftigt. Es hat etwas Rührendes! Herr Heine ging vor zehn Jahren nach Paris und bildet ſich ein, daß Deutſchland noch immer auf Vollendung des Periods harrt, den er grade angefangen hatte, als ſein Fuß das Hamburger Dampfſchiff betrat, welches ihn nach Havre transportirte. Er glaubt, wir knuspern noch immer an den kleinen Gedichten und Novellen der damaligen Taſchenbücher, an ſeinem Streit mit Platen, an ſeinen Salonwitzen, an einem Bilde, das er von Herrn von Raumer brauchte und ähnlichen, großartigen Leiſtungen, von denen er (S. 363) ſagt: „Meine Leiſtungen ſind Monumente, die ich in der Literatur Europa's aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutſchen Geiſtes." Weil Herr Heine glaubt, daß wir um dieſe Monumente wie die Zwerge noch immer mit ſtaunender Bewunderung herumgingen, ſo hielt er eine Schrift über ſeine perſönlichen Differenzen mit Börne für ein Unternehmen, deſſen Erſcheinung man nicht zu motiviren brauche.

Ob ſich Herr Heine für witziger, poetiſcher, unſterblicher als Börne hält, kann dem Biographen des letztern gleichgültig

alten Heiden, Majestät, zu den Heiden, die bei Ew. Majestät Vorfahren das Recht hatten, sich für Weise zu halten. Jetzt freilich wird uns bewiesen, daß wir damals ganz dumme, oberflächliche Narren waren. N'importe! Es ist möglich. Aber ungläubig waren wir eigentlich doch nicht! Wir glaubten mehr, als jetzt die Leute glauben, nur Anderes. Ich hatte eine Jugend, wo ich nur an die Götter glaubte, die im Bardenhaine Thuiskon's verehrt wurden. Klopstock war mein edler großer Sänger. Dann schlug ich, besonnen geworden, um. Ich fand, daß mein Odin und die holde Freya meine Beförderung auf dem Kammergerichte nicht recht in Gang bringen wollten. Da ging ich zu den Griechen über und habe mit meinem Homer in der Hand zum Vater Zeus gebetet, wenn blauer ionischer Himmel auf der Erde lag, und zu Poseidon, wenn es regnete, und zu Ceres und Bachus, wenn die Arbeit gethan war und der grüne Römer winkte... Dann wurde die Welt wieder was Anderes, nämlich indisch. Ein wenig macht' ich diese Religion auch noch mit, aber die Indier in Asien und München führten mich zu tief in die Katakomben des Mysticismus. Da blieb ich draußen und kam glücklicherweise weder in Herrenhut noch in der Siebenhügelstadt wieder ans Tageslicht.

Man lachte wieder, zum Schrecken der Gräfin Altenwyl. Die Akademie ſchien nicht zu wiſſen, daß nur der erſte Theil dieſer humoriſtiſchen Rede bei Hofe komiſch ſein durfte, die Schlußbemerkung aber bedenklich. Es fehlte wirklich jetzt eine Trompetta, um hier die Grenze zu ziehen, bis wieweit das bekannte, vielbeſprochene, nun ſich deutlich herausſtellende Heidenthum des alten Obertribunalspräſidenten unterhaltend gefunden werden durfte. Die Gräfin wechſelte nicht unbedeutende Blicke mit Anna von Harder und flüſterte ihr zu:

Ich wette doch! Er glaubt an die Seelenwanderung.

Die hohen Herrſchaften waren in einer eignen Lage. An einem Manne, den ſie ſeines Alters und ſeiner Stellung zur Monarchie wegen hochverehrten, entdeckten ſie eine Geiſtesrichtung, die ihnen nicht nur völlig rococo, ſondern ſogar gefährlich erſchien. Dies war wirklich noch der alte Neelog der „Zopfzeit," der unverbeſſerliche Rationaliſt, der an dem Revolutionszeitalter wahrlich auch ſein Schuldtheil trug. Wo war nun die Thierſeele, die Mauerſchwalbe, der Nachſchauer des Stabat mater hin?

Glücklicherweiſe hatte man die Ruine erreicht. Gott ſei Dank, dieſe war im Geſchmack des ritterlichen

Mittelalters! Da gab es doch Mauerzacken und Rundformen, eine Altane, und das Prächtigste war, ein leiser Wind bestrich die im schönsten Lichte sich noch immer sonnenden Tannenwipfel und wie zum Gruße des hohen Besuches kamen die Luftgeister geflogen und breiteten ihre klingenden Schwingen aus. Wie hallte Das in dem stillen Walde wider! Wie sanftes Moll bebte und schrillte in der Luft! Man söhnte sich mit Tempelheide aus, man hatte die Anknüpfung wieder an die letzten gesungenen Worte gefunden: Quando corpus morietur, fac, ut animae donetur paradisi gloria!

Befriedigt wollte die Königin nach einigen noch mit Dystra aus Veranlassung des gothischen Geschmacks über seine Tempelsteinbauten gewechselten Worten sich empfehlen. Sie hatte viel Sachgemäß-Architektonisches über Buchaus Umgebung und die Tempelsteinruine gesprochen ... Aber ihr hoher Gemahl besaß zwei treffliche Eigenschaften, denen nur nicht immer die Gelegenheit zur vollkommnen oder richtigen Anwendung gegeben wurde. Er liebte erstens die Gerechtigkeit und besaß zweitens einen unergründlichen Schatz von Pietät. Die zwischen ihm und dem alten, von seinen Vorfahren so gefeierten und noch so geistesfrischen Herrn obwaltende Meinungsverschiedenheit

reizte ihn. Er brachte auf dem Rückwege von den Windharfen das Gespräch wieder auf jene Idealität des Greises, die gewissermaßen am Eingange der Katakomben stehen geblieben war und grübelte darüber, wie er, da ihm Scherzformen nicht gegeben waren, es anzustellen hätte, auf General Voland's Aeußerung einzulenken, derzufolge der Johanniterprozeß mit den Lieblingsneigungen des Greises, der Freimaurerei und der Thierseelenkunde, zusammenhinge. Gradezu, wußte der König wohl, konnte er weder von der Freimaurerei noch von jenem Prozeß und der Meinung des obersten Gerichtshofes, ohnehin vor so vielen Zeugen, beginnen; doch wagte er den kleinen Scherz:

Die aufgeklärte Zeit war gezwungen, weil sie Gott den Herrn nicht erkannte, sich andre Götter zu schaffen. Voltaire soll vor seiner Katze mehr Respekt gehabt haben als vor den Heiligen. Ja wenn ich Voland glauben darf, so beteten die Tempelherren die Katzen wirklich an und hatten ein Idol, das sie den Bafomet nannten, eine Art von Götzen, toller als die Kalmücken, dieselben Tempelherren, die die Keime der Freimaurerei nach Engla[illegible] verpflanzten!

O Majestät, erhob sich jetzt der Greis in seiner ganzen gebückten Gestalt und warf seine hellblauen Augen in die Höhe des Lichts, daß sie wie verklärt

ſchimmerten, o Majeſtät, wer ſagte Ihnen Das? Wenn der Herr General Beland die Akten der Ketzerrichter, die den edlen Jakob von Molay durch Feuer hinrichteten, für vollgültige Beweiſe nehmen will, ſo hat er Recht, Mährchen für Wahrheit auszugeben. Aber die Geſchichte hat jenen elenden Papſt verurtheilt, der aus der ſchmählichſten Erniedrigung des apoſtoliſchen Stuhles zu Avignon auf Geheiß jenes tranniſchen Philipp von Frankreich einen Orden zerſtörte, der nur einer Reform bedurfte, um der Geſchichte eine andre Bahn vorzuzeichnen, als ſie die der Staaten und der Religion ſpäter gegangen iſt. Man fand in den Tempelhöfen Thierſymbole, man ſpricht von einem im Pariſer Tempel gefundenen metallenen Kopf, den man Baſomet nannte. Aus Scherz hab' auch ich einen alten treuen Kater Baſomet genannt. Die Templer zogen in den Orient als fanatiſche Chriſten, ſie kamen tolerant zurück. Sie hatten in den Moslem Brüder, Menſchen, Helden kennen gelernt. Sie hatten ſo viele Beiſpiele von Großmuth der Emirn erfahren, daß ſie mit Achtung vor jeder Religion, die den Menſchen veredelt, von der Küſte Aſiens ſchieden. O Mahomet liebte die Thiere! Er war der Apoſtel einer nicht übergeiſtigten Religion, der Prophet einer Lehre, die den Menſchen an die Sinnenſchranke bin-

det, damit er im geiſtigen Fluge nicht taſte, luſtige Wolken für feſte Eilande halte, nach Sternen haſche und ſich die Blüthen der Erde in der Hand verwelken laſſe. O Majeſtät, Mahomet war ein ſehr weiſer Geſetzgeber, ein ſehr großer Staatsmann und er liebte die Thiere. Was iſt der Araber ohne ſein Pferd? Warum hielt Mahomet die Katze hoch? Weil er den Hund nicht kannte und weil er in der Gewöhnung der Katze ein mildes Prinzip des Hauſes ſah. Die Tempelherrenbauten — dort drüben jene Kirche vom uralten Tempelheide — haben überall Spuren von Anwendung der Thiere zu Ausſchmückungen der Architektur. Die Uebergeiſtigung hielt ſich an die Blumen, die Menſchenreligion an die Thiere. Und wohl uns, wenn wir Duldung lernen und die gezogene Grenze unſrer Sinne! Ach, das Gebiet der Nacht iſt ſo groß, ſo unheimlich, ſo gefahrvoll. Die Tempelherren mußten dem Islam weichen; ſie mußten das Grab des Erlöſers im eignen Herzen finden und der Menſchheit die Lehre von den in ihr ſelbſt ruhenden Heiligthümern predigen. Richard Löwenherz kam mit einem gezähmten Löwen heim. Der Blick erweitert ſich, wenn man die Natur belauſcht und die ſtumme Sprache ſelbſt des Thieres zu verſtehen ſich müht. Kein großer Naturforſcher hat einem Tyran-

nen ſchmeicheln können. Das Recht, das ewige Recht leitet ſeine Quelle von Dem her, was allem Lebenden gemeinſam iſt, von der Luft, dem Feuer, dem Waſſer und der Erde. O wehe, wehe einem Zeitalter, das ſich von der Duldung entfernt, wehe Denen, die um der falſchverſtandenen oder innerlich nie gefühlten Liebe willen Haß predigen! Wehe Denen, die eine Wahrheit, die nicht Alle erkennen, auf irgend einen Thron der Welt ſetzen! Daß wir Menſchen ſind, ſchwache, endliche Werkzeuge eines großen uns nur ahnungsweiſe faßbaren Weltenplanes, das iſt die einzige Wahrheit und dieſe macht uns demüthig, tolerant, nachgiebig gegen Andersdenkende, zugänglich dem Beſſern und den Keimen neuer geſchichtlicher Regungen! Ich weiß es nicht, ob die Maurerei durch flüchtige Tempelherren nach England verpflanzt wurde, aber ich wünſchte, es wäre ſo. Ob Jude, ob Chriſt, ob Muſelmann, es iſt ein Gott, der uns Alle erſchaffen hat, erhält, zerſtört, zu neuem Leben verwendet, verklärt, erlöſt, wie man es nennen will. O, o dieſer General mit ſeinen Katzen! Mein Baſomet ſagt mir keine Myſterien, nichts über den Stein der Weiſen, nichts über die Quadratur des Cirkels, er ſagt mir: Liebet Euch untereinander, duldet Euch und beſſert Euch durch die Erkenntniß Eurer irdiſchen

Schwächen und einer selbst in Thieren durch Menschenliebe möglichen Vollkommenheit!

Die Wirkung dieser mit Begeisterung gesprochenen Worte des Greises, die ihn trotz seiner kleinen Figur zum Seher erhoben, war verschieden. Die Frauen empfanden etwas, das halb aus Spott, halb aus Mitleid zusammengesetzt war; nur als sie die Liebe erwähnt hörten, blickten sie auf die Herrscherin, um gleichsam die Verhaltungsregel ihrem Antlitz abzumerken. Die junge, hohe, schlanke Frau blieb aber streng. Sie war von der neuen Zeit und ihren Wirren, von den Gefahren des Königthums zu sehr gereizt, sie erkannte nur gefährliche Irrthümer in dieser kühnen Rede eines Achtzigjährigen ... Ihr Gemahl jedoch war erschüttert. Seine Bildung sagte ihm, daß er die Theorie Lessing's, Mendelssohn's, jenes Reimarus, der in der That über Vernunftreligion und Thierseele zugleich geschrieben hat, vor sich hatte, er sah Nathan, Saladin, den Tempelherrn aus Lessing's schönem Gedichte, er gedachte der Thränen, die ihm die Erzählung von den drei Ringen als Knaben gekostet hatte, wenn er sie von einem großen Künstler gesprochen hörte und dargestellt sah. Trotzdem, daß seine Gemahlin ein andres Gespräch, ein leichteres und wieder über den Tempelstein und die Nachbarschaft des

Herrn von Tyſtra bei Buchau anknüpfte, umarmte er beim Abſchiede den Greis voll Rührung, Zerknirſchung; denn es waren zwei Seelen in ihm ... Die eine wollte ſich manchmal zum Entſetzen der Ultrapartei von der andern trennen ... Dann überſchlichen ihn Entſagungsgedanken. Wie ſollte er auch jetzt die Achtung vor der philoſophiſchen Größe des achtzehnten Jahrhunderts vermitteln mit der leidenſchaftlichen, ſich allein weiſe dünkenden Staatstheorie der Abſolutiſten, die in der Kammer, der Preſſe, auf dem Richterſtuhle Egon's von Hohenberg Schleppe trugen oder gar noch weiter als dieſer gingen? War nicht ſchon ſoviel Blut gefloſſen für dieſe Gegenſätze alter und neuer Zeit? Was konnte nicht noch kommen? ... Der Monarch brach ab. Kein von der Altenwyl in Anregung gebrachtes Sanctus, kein Dies irae mehr konnte ihn halten ... er war erſchüttert, er umarmte den Präſidenten, ſagte Anna von Harder das Verbindlichſte, grüßte dankend die Uebrigen, entſchuldigte den Ueberfall und fuhr ernſt und ergriffen raſch von dannen.

An eine Wiederaufnahme der Akademie war heute nun nicht mehr zu denken. Das war ein Ereigniß geweſen, das gleich in alle Welt mußte! Man küßte, man herzte Anna. Man ſchüttelte, unbekümmert über

Das, worauf ſie gedeutet hatte, die Hand der greiſen Excellenz. Man hatte eine unendliche Ehre genoſſen. Ja, die Flottwitz, die die Gegenwart, die Praxis im Auge hatte, rief ſogar, ob aus Liebe zu Dankmar oder einen Augenblick die Demokratie vergeſſend aus:

Excellenz, gewinnen denn die Wildungen den Prozeß? Iſt es denn wahr, daß es ſich nur noch um einige wenige Buchſtaben in einer alten Urkunde handelt?

Der Greis lächelte nur mild, ſchwieg und entfernte ſich an Twitra's Hand ...

Twitra hatte ihn verſtanden. Der ſonſt ſo ſpöttiſche Dilettant, der Alles von der Seite der bloßen Kurioſität, nur als Sammler für das Herbarium ſeines Gedächtniſſes auffaßte, war ergriffen von der Lebenswahrheit, die ihm hier, auch aus einer Liebhaberei, entgegenſprang. Das waren auch Allotrien, auch Nebenſtunden, auch Sammlungen und wie hoben ſie die geiſtige Thatkraft, die ſittliche Ueberzeugung! Er kannte hinlänglich dieſe neuere vornehme Geiſtesrichtung der Poluiker, die bei Hofe ſo maßgebend waren. Er kannte Boland's thatloſe Reminiscenzendoktrin und ſein objektives Meinungskaleidoſkop, kannte Rochus vom Weſten in ſeiner geſinnungsloſen Steyüs, kannte die Loyalitätsdoktrin junger Publiziſten, die Carriere machen wollten und den Staat auf die

ſein. Immerhin mag er ein Buch ſchreiben, deſſen Thema in folgenden Worten (S. 240) ausgeſprochen liegt: „Börne's Anfeindungen gegen mich waren am Ende nichts anders, als der kleine Neid, den der kleine Tambourmaitre gegen den Tambourmajor empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbuſches, der ſo keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reich geſtickten Uniform, woran mehr Silber, als er der kleine Tambourmaitre mit ſeinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geſchicklichkeit, womit ich den großen Stock balanzire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwiedre!“ Allein dieſe Schilderung der eignen Liebenswürdigkeit, des „fetten Hellenismus“ ſeiner ſchönen Geſtalt, der Liebesblicke, die ihm die jungen Dirnen des Palais Royal zuwerfen, mußte nicht auf Koſten eines Mannes geſchehen, deſſen ſittliche und politiſche Bedeutung, publiziſtiſche Tiefe und römiſche Charakterfeſtigkeit, deſſen ſchönes edles Gemüth und zarte Hingebung an Schmerz und Unglück, deſſen Herz in allen ſeinen Lebensfunktionen ihn gegen Herrn Heine als einen Rieſen erſcheinen läßt, der ganz ruhig die Hand auf die „europäiſchen Monumente“ des Herrn Heine legen und ſagen kann: „Siehſt Du, ich bin doch größer als Du!“

Herr Heine erzählt uns ſeine Berührungen mit Börne. Er erzählt, wie er ihn gefunden, im ſeidnen Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, ſchwerhörig, heute krank, morgen unpäßlich. Auch dieſe Beſchreibungen ſind zum Theil wahr, theils ergötzen ſie, weil ſie aus dem Beſtreben hervorgehen, zu zei-

Säbelſpitze oder das Bayonnet ſteckten, er kannte den Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts als einen tieferen, bedeutenderen als den dieſes Greiſes, und doch wie wenig Liebe und Gerechtigkeit in dieſem Geiſt! Auch Dyſtra's Fragen über jenen Prozeß wich der hochgeſtellte Richter als einem Amtsgeheimniß aus, aber Dyſtra ſchied doch mit dem geſteigerten Gefühle der Anhänglichkeit an die Brüder Wildungen und den mit ſo vielen Gefahren bedrohten Bund der Ritter vom Geiſte. Noch heute wollte er in den Ullagrund an Daukmar und nach Antwerpen an Siegbert ſchreiben... Als er von Anna Abſchied nahm, fand er ſie allein. Er ſagte zwar nur: Excellenz waren charmant, waren ſüperbe! aber er meinte etwas unendlich Größeres damit. Er plauderte Späße mit Spartakus und Cicero, er nickte zu den Fenſtern Olga's hinauf, er mosquirte ſich über die Hofdamen, über die Spinnen, über Pergoleſe's langweiligen Styl, über die Blicke, die die Fürſtin von Sein-Haben-Werden auf *ihn* geſchoſſen hätte, als von Verwandlung des Tereus in einen Wiedehopf die Rede geweſen wäre, als wenn ſie nicht viel eher Urſache hätte, den Vortrag einer Geſchichte der Verwandlungen in eine Schnepfe oder eine Gans zu fürchten, kurz er verſteckte ſein Gefühl in ein Hanswurſtkleid, das ihm, wie er dachte, beſſer

ſtand als der Ernſt. Anna ſeufzte über die „Geſellſchaft" Olga's wegen ... Erſchüttert in allen Nerven ging ſie erſt zur alten Excellenz, die ſchon in ihren Arbeiten vertieft war und ſich mit Behagen die merkwürdigen Scenen noch einmal vergegenwärtigte, dann aber rief ſie Olga, um ihr zu erzählen, was ſie verſäumt hatte und zu ſtaunen, als ſie vernehmen mußte, daß ihr die Fortſchritte, die ſie inzwiſchen an ihrem Bilde gemacht hätte, lieber wären als alle Schauſpiele der Verſtellungskunſt bei Hofe.

Du haſt Recht! ſagte Anna, betrachtete das Bild, ergriff Olga's Arm, nahm einen großen runden italieniſchen Hut, den ſie ihr ſanft auf das ſchwarze Haar legte und zog ſie mit ſich die Stiege hinunter in die freie Luft ... Sie hätte es in den ſchwülen niedrigen Zimmern nun nicht aushalten können. Ihr Blut wallte. So heiß war es ihr ſeit Jahren nicht durch die Adern gerollt. Jetzt hätte ſie einer liebevollen Kindesſeele bedurft, die ſie zärtlich umfangen, ihr die Stirn geküßt, das Haar, die Wangen, die Hände geſtreichelt hätte. Sie ſagte es auch der nicht ſo wie ſie angeregten und ſie nicht verſtehenden Olga. Sie ſagte ihr:

Ach, hätt' ich meine Selma jetzt!

Auf dem kleinen Hügel ſammelte ſich Anna. Die

Sonne war im Sinken begriffen. Die fernen Thürme der Stadt wie erleuchtet von ihren letzten rothen Strahlen. Erst Alles ringsumher so geräuschvoll, nun wieder die alte, ihr so wohlthuende Stille ... Es ging dem Winter zu. Wie doppelt genießt man den freundlichen Abschied des Herbstes! Man möchte ihn festhalten, mit ihm ringen, daß er bleibe, aber in dem Kampfe fallen vom Haupte des gebräunten Knaben aus seinem Erntekorbe erst die Früchte, die Birnen, die Aepfel, die rothbraunen und grünen Trauben, zuletzt aber auch die Blätter selbst ... Olga aß von einem Teller Trauben. Sie hatte Tage, wo sie nichts genoß als Früchte. Sie hielt Anna's Hand, fühlte ihre Pulse klopfen, aber sich ihr hinzugeben, sie wie das Kind zu umarmen, das Anna'n heute vor mehr als dreißig Jahren geboren war, das vermochte sie nicht, in der Voraussetzung der sie umgebenden prosaischen Dinge. Doch einmal sagte sie:

Warum soll denn Selma todt sein?

Ein Akkord wehte grade herüber vom Tannenpark ...

Sie ist todt! sagte Anna. Ich mußte sie hingeben schon damals, als ich dem Manne ihrer Liebe sie versagen wollte! Es war ein mächtiger Geist, um den sie flatterte, wie der Schmetterling um die Lich-

ſtamme. Ich ſagte ihr, daß er ſie verzehren würde. Sie glaubte es nicht. Ich ſchilderte ihr ſein regelloſes, kometenartiges Leben. Sie liebte ihn doch. Ich tadelte ſie in ihrer blinden Wahl, ich enthüllte ihr Alles, was ihr dieſen Geliebten verdächtigen konnte. Sie haßte mich dafür; denn ſo lieben Liebende! Sie folgte ſeiner Werbung, in weite Fernen. Wohin? Wer weiß es? Nie ſchrieb ſie mir. Ich war todt für ſie, ſie todt für mich. Und ich weiß es, in Worten, geſchriebenen Worten, ließ ſich nicht ſagen, was mein verlornes Kind mir zu ſagen hatte. Ihr Gatte war ihr ein Gott. Ihn betete ſie an. Konnte ſie ſo treulos ſein, nachdem ich ihn als den Verabſcheuungswürdigſten ihr hingeſtellt hatte, vor ſeinen Augen ſich mit den Frevlern an ihrem Heiligthume auszuſöhnen? Erſt war ich trotzig, dann wurd' ich zaghaft, zuletzt weint' ich, und als ich nicht mehr weinte, weiß ich, war ſie geſtorben. Eine Stimme ſagt mir's. Das hört ſich. Das ſieht ſich auch. In ſtillen Nächten kommen die Bilder. Ich weiß, Selma iſt nicht mehr.

Olga brach ſich Blumen und wand einen Kranz; dieſer Ton hatte ihr gefallen. Ihren geiſtigen, poetiſchen Stolz überwand ſie etwas, ſie gedachte, der alten

Dame, die ſo überfliegend und ätheriſch ſprechen konnte, mit einem Kranz zu huldigen . . .

Es ſchlug ſchon ſieben vom Thurme . . . im Hofe war Alles ruhig . . . auf der Straße unten dann und wann ein Wagen noch, ein Reiter . . . der Greis zündete Licht an. An ſeinem Fenſter wurd' es hell. Er ſtudirte . . .

Der Abend war nicht kühl. Es war eine verſpätete Sommernacht; aber das Dunkel kam früh . . . Olga's Kranz war fertig . . . Von den Tannen würziger und melodiſcher Hauch . . .

Eben will Anna Olga's Arm ergreifen und ſich dem Hauſe zuwenden, um Abends, wie ſie gewohnt, dem Greiſe beim Thee noch etwas vorzuleſen, als ein kleiner Wagen, ein Einſpänner, von der Chauſſee aus dem Walde herkommend, zum Landhauſe einlenkt . . .

Welcher ſpäte Beſuch? frägt Anna und wendet ſich der Eingangspforte zu.

Der Wagen fährt näher. Er iſt halb offen. Ein älterer Herr, eine verſchleierte Dame ſitzen im Hintergrunde. Sie beugen ſich vor. Die Dame iſt jung . . . ſehr jung . . . ſie ſchlägt den Schleier zurück . . . es iſt noch ein Mädchen. Anna kann nicht genauer forſchen, der Wagen wendet raſch und hält vor'm Thore . . .

Der Herr steigt aus. Groß und stattlich seine Gestalt; das Antlitz bleich. Seine Hände zittern, als er den Schlag hält und dem jungen Mädchen den Arm zum Aussteigen bietet ... Diese hüpft von dem Fußtritt zur Erde nieder... ein bewegtes Auge schaut unter dem Strohhute empor ... Der Besuch nähert sich dem Thore ... An der Pforte zu klingeln ist nicht nöthig ... Anna öffnet schon selbst ... Die hohe Dame von vornehmer Haltung, in schwarzem Seidenkleide, die reiche Spitzenhaube auf dem Haupte, blickt fragend ... Der Herr hatte den Hut schon in der Hand, als er ausstieg; das junge Mädchen zieht den ihrigen, da die Schleife losgegangen, mit einer einzigen Handbewegung herab ... die prächtigsten braunen Ringellocken fallen von einem Engelskopf herab, der freudestrahlend und mit feuchtem Auge die edle Dame zu erkennen, aus ihr ein unendlich Liebes herauszufinden scheint... Anna, zum Tode erschrocken, hält sich an dem Gitter der geöffneten Thür ... Die alten Diener nähern sich... ein leises Ach! das Anna's Brust entfährt, ein fragender Blick auf einen der Diener, der ihre Tochter kannte ... eine Ahnung, ein Zucken des Auges nach jenem Manne hin, der stumm und ruhig auf dies Mädchen, wie auf ein ihr opfernd Dargebrachtes zeigt ... Anna versteht, besinnt sich auf

zwanzig entſchwundene Jahre, die ihr entfallen ſchienen bei dem erſten Gedanken, Das iſt ja dein Kind, deine Selma!

Selma's Tochter? ruft ſie. Rodewald?

Ackermann beugt bejahend das Haupt und ſpricht: Selma's Erbſchaft an ihre Mutter . . .

Thränen füllten ſein Auge . . .

Olga hebt den Hut des Mädchens von der Erde und muß nach Anna greifen, der Großmutter, die vor Schmerz und Freude im Anblick ihrer Enkelin weinend zuſammenbricht.

# Fünftes Capitel.

## Don Juan und Faust.

Der Erntesegen war ja eingetrieben. Jubelnde Menschen, von hochaufgetürmten Kornwägen herab mit geschwungenen, bebänderten Hüten grüßend, hatten ja in die Scheuern des Ulagrundes, von Randhartingen, Schönau, Plessen die ersten Erfolge eingefahren, die Ackermann für seine Betriebsamkeit lohnten ... Die Fruchtbarkeit des Jahres hatte sich mit dem Eifer der Kultur in Wettlauf gesetzt, um ein überraschendes Resultat zu erzielen. Ein neuer Geist wehte über diese Landstrecken hin, die so viel pflegende Hände, so viel wartende und hütende Augen nie gekannt hatten. Von der ersten Ernte der ölbringenden Rapssaat bis zur Kartoffelfrucht, die den Schluß der Einsammlung machte, hatte sich Ceres in ihrer ganzen reichsten Gunst gezeigt. Sie schien Ackermann ihre eigne Sichel in die Hand gedrückt zu haben.

Zwar noch nicht am Ziele seiner Wünsche war Heinrich Rodewald angelangt, doch steuerte er ihnen mit glücklichem Winde nach. Zuviel Sternennächte, wo er im Abendwinde hätte träumerisch seines wunderbaren Lebens gedenken können, fand er nicht; er arbeitete selbst und erlag dann auch den Geboten der Natur, die ihre Tribute verlangte. Es war ihm ja bei jedem Gang durch's Feld, bei jedem Liedchen, das er pfiff, bei jedem Gruße Selma's, bei jedem Handschlag eines jungen ihm zugesellten Arbeiters im leichten Kittel, gelbem Sommerhut, bartlosem Kinn, eines halben Feld-, halben Stubenarbeiters, in dem wir Dankmar Wildungen wiederfinden, gegenwärtig, was ihn daher geführt hatte, die Hunderte von Meilen zurück, durch die er wie jener Knabe im Märchen, um den Weg wieder zu finden, wenn er zurück wollte, doch eigentlich nichts Andres gestreut hatte, als was die Vögel — wegnaschen konnten. Dachte er an Wiederkehr?... Ein jugendlicher Heros, rüstig an geistiger und körperlicher Kraft, war seine Entwickelung in jene Zeit gefallen, wo die Wissenschaft dem Leben dienen sollte, die Begeisterung für die Musen die geheime Waffenübung halten für den einst hervorbrechenden Angriff auf die französische Usurpation des Vaterlandes. Er hatte sein Elternhaus, die Wohnung eines kleinen Stadtrich-

ters am Fuße des Harzes, einſt als Schüler verlaſſen, ſpäter einer ſchönen Schweſter, die mit den Eltern in Leipzig und Halle, wo er ſtudirte, ihn beſuchte, unter einer großen Zahl von Freiern den Faden der Ariadne in die Hand gegeben, ſie von ſolchen ſeiner Genoſſen wie Gelbſattel entfernt, aber auch vor dem kränklichen träumeriſchen Wildungen ſie gewarnt, den ſie dann doch wählte, um mit ihm ein in damaliger Ueberſchwänglichkeit nicht geahntes Leben voller Mühen zu theilen. Von Halle folgte Heinrich dem Aufruf zu den Fahnen, als die Rückkehr Napoleon's von Elba einen neuen Kampf der Völker in Ausſicht ſtellte. Die Schlacht bei Belle Alliance war die einzige, an der er Theil nehmen konnte. Bis in das Jahr 1816 blieb er in Frankreich und kehrte mit einem Ehrenzeichen und dem Entlaſſungspatente als Offizier zurück an den Heerd der Muſen. Aber dieſen Heerd fand er nicht ſo ſtill, wie ihn die Eule Minervens liebt. Das aufgeregte Kampfblut wallte ſtürmiſch in den Adern der damaligen Jugend. Auch ein neues Volksleben, eine Wiedergeburt des Vaterlandes wollte man erkämpft haben. Rodewald, Offizier, mit einem Ehrenzeichen geſchmückt, fügte ſich nicht den engen Schranken, die die bureaukratiſche Inquiſition der Kabinette den Akademieen ſtecken wollte.

gen, daß Herr Heine schöner gebaut, corpulenter, liebenswürdiger, kurz ein Mensch wäre, den man mit Börne gar nicht vergleichen könne. Mißlich aber ist es mit den Aeußerungen, die er Börnen in den Mund legt. Diese füllen oft in einem Zuge mehr als sechs bis sieben Seiten. Sollte Herr Heine schon vor zwanzig Jahren die Absicht gehabt haben, seine Memoiren zu schreiben und über die Aeußerungen der Menschen, mit denen er umgeht, schon so lange Buch führen? Nein, es ist unmöglich. Diese langen Tiraden, die oft witzig oft durch ihre Länge ungenießbar sind, kann Börne nicht gesprochen haben. Herr Heine, der ein so schwaches Gedächtniß hat, daß er sogar dasjenige, was ihm das Theuerste war, seine Grundsätze, mit der Zeit vergaß, Herr Heine sollte den Kopfrechner Dase an Intensität des Erinnerungsvermögens übertreffen? Gegen die Aechtheit dieser Diatriben müssen wir also von vornherein protestiren. Sie sind ohne Zweifel durch einen schlagenden Einfall Börne's angeregt, aber in dieser Form ohne Widerrede von' Heine eben so erfunden, wie die Reden, die Cornelius Nepos jene Imperatoren halten läßt, die auch größer waren als er.

Alle Welt wird mit mir darin übereinstimmen, daß das, was Börne bei Herrn Heine redet, ihn eben nicht im liebenswürdigsten Lichte erscheinen läßt. Nicht nur, daß er sich wie ein unsinniger Coupe tête in seinem politischen Fanatismus gebehrdet, er ist auch lasciv, gewöhnlich und nicht selten beinahe gemein. Diese Lüge in dem Buche des Herrn Heine hat mich — nächst der empörenden Mißhandlung eines edlen weiblichen Gemüths — am tiefsten gekränkt, hat mich um so mehr gekränkt, als vielleicht Börne sich wirklich gehen ließ, wenn er mit der salopyen Gesinnungslosigkeit, der witzelnden Blasirtheit und dem bekann-

Er ſtudirte Philoſophie und die Rechte. Er trieb ſein Studium in der damaligen weltſtürmenden Titanenhaftigkeit, zugleich aber doch als Forſcher; er zielte auf einen Lehrſtuhl. Der Gegenwart entzog ſich dabei ſein freier unerſchrockner Sinn um ſo weniger, als ihn, wie alle Edlen damals, der Drang beſeelte, die gewonnenen Ergebniſſe des Wiſſens in die offnen Furchen des mit Blut gedüngten und neugeackerten Vaterlandes zu werfen. Wenn eine Zeit günſtig war, den Völkern Freiheit und Einheit zu geben, war es nicht dieſe? Heinrich Rodewald beendete ſeine Studien mit einer ſehr ehrenvollen, durch bizarre, damals beliebte Paraderen auffallenden Promotion. Er war der Liebling, ja der Beherrſcher Halles, er war der mit Jubel empfangene Gaſt in Jena geworden; ja in Würzburg, Gießen, Marburg holten ihn Komitate der Studentenſchaft ein, wenn er die Kreiſe des neu erwachten höheren Jugendlebens beſuchte, wo man in die jungen politiſchen Doktrinen die Sätze Hegel's, Steffens', Schelling's, Baader's miſchte. Bald aber verwandelten ſich dieſe Olympiſchen Kränze in proſaiſche Dornen. Die bekannten Verfolgungen begannen. Schon ſtand Rodewald als Gelehrter den kleinen Qualereien der Jugend entrückt, doch bezeichnete auch ihn die gemeine Servilität der damaligen meiſt

neueingesetzten Behörden mit ihrem gefährlichen Hic niger est' Rodewald lebte jetzt in der Hauptstadt. Seine erste Schrift über einen Gegenstand des römischen Rechtes im Mittelalter erregte Aufsehen. Man bemühte sich, ihn für jene bald um sich greifende absolutistisch mystische Theorie zu gewinnen, die von obenher so begünstigt, so reich mit Auszeichnungen belohnt wurde, diese Philosophie vom objektiven Gedanken, diese beflissene Wiedererweckung der alten Kunst und Literatur, diesen neuen Kultus vor den großen Genien der vergangenen Literaturepoche, besonders dem weltbezwingenden, aber höfischen Goethe, in dessen west-östlichem Diwan auch Rodewald ebenso schwelgte, wie ihn Faust und Tasso umstrickten. Der junge, schöne, hochgewachsene Gelehrte mit dem feurigen Auge, dem braungelockten Haare, den feinen, weltmännischen Manieren, der gewaltigen einschmeichelnden Rede wurde fast gegen seinen Willen vom politischen Makel befreit, in die genial-künstlerischen Cirkel gezogen, den Räthen der Krone vorgestellt. Rodewald gewann eine Professur, wie man dem wilden Rosse der ungarischen Ebene eine Schlinge über den Kopf wirft. Andre sah er zurückgesetzt, ihn den nicht mehr Verdächtigen hob man. Andre wurden verfolgt, ihn, den vom burschenschaftlichen Standpunkt auf den phi-

losophisch-ästhetischen Uebergesprungenen zog man hervor. Rodewald gerieth in Widersprüche mit seinen Freunden, mit seinem eignen Schwager Wildungen, in dessen Hause er nie mehr genannt werden durfte, er gerieth in Widersprüche mit sich selbst. Die Verhaftungen, die Absetzungen — erschreckten ihn endlich. Er sann ernster über die Zeit nach und hoffte einen Ausweg in dem System der konstitutionellen Politik zu finden, deren Lehre damals neu war. Aber nun kam er wieder in Konflikte mit den Ministern und Räthen, die ihm seiner wissenschaftlichen Richtung wegen so wohlwollten. Um ein gefährliches Element zu entfernen, gab man ihm auf drei Jahre die Mittel, in Italien zu reisen, Handschriften zu vergleichen, Klöster und Abteien zu durchstöbern, den Wandelungen des alten Rechts in den italienischen Municipalinstitutionen nachzuforschen. Rodewald, einen Bruch ahnend, nahm diesen Vorschlag an. Die Frauenwelt, die Lust, das Leben ergriffen ihn. Auf der Reise an den Ufern des Oberrheins, im Kanton Graubündten, im Abteigarten von Ragaz, an dem Sturz der von Pfäffers herabschäumenden wilden Tamina lernte er Pauline von Ried, eine leidende, aber interessante und sehr reiche junge Wittwe, eine geborne von Marschalk, kennen. Die Rosen- und Epheukränze,

mit denen sich Faust schmücken wollte, als ihm das Studirzimmer zu eng wurde, wand ihm die Hand einer poetisch gestimmten, bizarren Frau. Drei Jahre blieb Rodewald mit der reichen, leidenschaftlichen, in Allem excentrischen Pauline in Italien, bald in Rom, bald in Florenz, bald in Neapel wohnend. Charlotte Ludmer sorgte für die großartigste Bequemlichkeit, die das liebende Paar mit Poesie und Schwärmerei genoß. Rodewald konnte sich sagen, daß er damals ein Wesen unendlich glücklich machte, Pauline hätte erwidern müssen, daß sie es nicht immer verdiente. Ihre Launen und Kapricen waren die einer Frau, die in einem Augenblick zu sterben fürchtet und im andern eine Lebenslust zeigt, die sie zum Trotz, zur Eitelkeit, zu hundert kleinen Konflikten mit der Gesellschaft hinriß. Es ist ein unverwüstlicher Trieb vieler Frauen, die bedeutendere Natur der Männer sich gleich zu machen, die allzuhohen Thürme und Dächer in der Manneskraft abzutragen und die Stockwerke des gegenseitigen Baues zu nivelliren, wenn nicht gar den Mann ganz auf das Erdgeschoß zu verweisen. Sie ruhen nicht, bis derselbe Mann, den sie zu lieben vorgeben, klein, endlich, geringfügig vor ihnen steht. Sie ruhen nicht, bis es nicht den Anschein hat, daß ein Mann mit all seinen irdischen oder geistigen Vor-

zugen, mit allen seinen Erfahrungen und seinem gereifteren Wissen doch ihrer als tief-bedürftig und vor ihnen pygmäenhaft klein erscheint. Dasselbe Gefühl, das hochherzige Frauen treibt, den Mann ihrer Liebe zu schmücken, ihn zu erheben, sein Wesen zu verschönern, ihn bedeutend selbst im Kleinen, liebenswürdig selbst in Schwächen zu finden, wird bei Andern durch das Streben ersetzt, die Gegenstände ihrer Liebe hülflos, arm, pedantisch, komisch, kleinlich darzustellen ... bis dann endlich die Vergleichung eintritt, bis der Schleier der Selbstlüge fällt und erkannt wird, was man verlor, vergleicht, was man besitzt und besaß, bejammert, daß man sich den schönen Traum des Glückes, das Ideal der möglichen Vollkommenheit, muthwillig zerstörte ... Pauline kehrte nach drei Jahren mit Rodewald in den Norden zurück. Der Erfolg dieses Wiedersehens des vaterländischen Bodens und seiner Verhältnisse war kein glücklicher. Heinrich Rodewald fand in den officiellen Meinungen und herrschenden Thatsachen nichts, was ihm wohlthun konnte; doch versuchte er eine Anknüpfung an seinen alten Lebensberuf, der ihm unter dem italienischen Himmel fast abhanden gekommen war. Darauf blickte Pauline von Ried mit Mistrauen, sah seinen Fleiß sogar mit Neid an. Während sie an Brustkrämpfen

auf ihrem Sopha, im innerſten Athem zuſammengeſchnürt, lag und ſtöhnte, litt ſie noch qualvoller an der Vorſtellung: Dein Angebeteter weilt jetzt in dieſer Geſellſchaft, wird bewundert, verehrt, hervorgezogen in jener! Sie konnte nicht hören, daß man ſeinen Geiſt, ſeine Schönheit rühmte. Alle Frauen erſchienen ihr Feindinnen, die ihr den Tod geſchworen hatten. Sie feſſelte Niemanden, ſie war nie ſchön. Nur ihre Geſtalt hob ſie und ihr Reichthum; und da ſie kränkelte, konnte ſie weder jene, noch dieſe geltend machen. So endete die Kriſis damit, daß die Aerzte ihr einen dauernden Aufenthalt im Süden vorſchrieben. Von Heinrich Rodewald wurde ſtillſchweigend vorausgeſetzt, daß er ſie begleite. Als er zögerte, welche Scenen! Welche Thränen, welche Kämpfe! Er widerſtand dieſem Jammer nicht. Ohnehin in keiner der Vorausſetzungen des damaligen politiſchen und religiöſen Lebens ſich zurechtfindend, folgte er Paulinen willenlos. Welche qualvollen vier Jahre! Eben der Anblick irgend eines reizenden oder majeſtätiſchen Schauſpiels der Natur, dann Eiferſucht, phyſiſche Leiden, lange Reiſepauſen in kleinen elenden Städten, um nur Paulinen Ruhe zu gönnen, bis ſich ihre unverwüſtliche Natur erholt hatte. Er war in Paris, in Spanien ſogar, in der Schweiz, in Italien

und Griechenland mit dieſer Frau, die ihn nicht heirathete, eingeſtandenermaßen, um ihrem Adel nicht zu entſagen. Es folgten ihnen immer zwei Fourgons mit Geräthſchaften, zwei Bediente, zwei Kammerzofen außer der Ludmer und einem Kurier. Es war die Zeit der großen Reiſen. Die Friedensepoche, der Sturz und Tod Napoleon's hatten wie nach einem Gewitterregen das ganze Erdreich lebendig gemacht. Es wimmelte von Anmaßungen, Verſchwendungen, Tollheiten und dazwiſchen ſtand Abſolution ertheilend eine Religion, die den unbedingten Glauben lehrte, und eine Philoſophie, die, Auſtern und Gänſeleberpaſteten verzehrend, vor Geheimrathspolitik ſich beugend, behauptete: „Alles was iſt, iſt vernünftig."

Zu Paulinen's Eigenthümlichkeiten gehörte ein ausgedehnter Briefwechſel. Sie hatte große Befriedigung davon, mit aller Welt in Verbindung zu ſtehen. Da ſie wußte, daß das beſte Mittel, Briefe zu ernten, Das iſt, Briefe zu ſäen, ſo war Rodewald froh, ſie ſich doch am Schreibtiſch ſammeln, da ſich bilden und beruhigen zu ſehen. Ihre Nerven bedurften der Schonung. Ihr Leben war nicht ohne Gefahr. Sie befand ſich in jenen Kriſen eines Körpers, der lange mit drohenden Uebeln kämpft, bis die Natur ſich gleichſam gefunden hat und nach ſolchen Störungen

oft ein wunderbar gutes Befinden zurückläßt. Aus dieſen Briefen ergab ſich eine ſehr zärtliche Beziehung zwiſchen Paulinen und Amanda von Bury, einer jungen, ſchönen Adligen, die das Glück hatte, man nannte es Glück, den Liebling der damaligen Monarchenwelt, den tapfern Haudegen Grafen von Hohenberg, zu feſſeln und ſeine Gemahlin zu werden. Wir kennen jenes Glück! Die junge Gräfin hatte einige Jahre der Qual durchgelitten, als ſie es bei den für ſie immer beſchränkten Mitteln ihres Gatten durchſetzen konnte, eine Schweizerreiſe mit einem Aufenthalt in Landeck zu verbinden und ihre geliebte Freundin, Pauline von Ried, dort wieder zu ſehen. Wir kennen die Geſchichte dieſes Wiederſehens ... Der menſchliche Geiſt hat ſeine geographiſchen Bedingungen. Was ihm unter einer deutſchen Eiche zu faſſen, zu empfinden unmöglich iſt, weht ihm die Luft unter einem italieniſchen Orangenbaume zu. Heinrich Rodewald lernte eine vornehme, aber gedemüthigte, mishandelte, ihre Hand hülfeflehend nach Schutz und Rettung ausſtreckende junge Frau kennen; ein gutes, ſanftes, ſchwärmeriſches Herz, aber einen wenig gebildeten Geiſt. Ihm that dieſe Miſchung wohl, er liebte Amanda von Hohenberg. Pauline wurde getäuſcht. Sie hatte das Recht, in ihrer Sprache von Dolchen zu ſprechen, ſie dachte

an Gift, Mord und Verrath und doch glaubte sie nicht. Sie war zu stolz dafür, anzunehmen, daß in vier Wochen, während ihr das Wiedersehen der Freundin durch ein Krankenlager verdorben wurde, sich ein so folgenreicher Roman anspinnen konnte wie der zwischen Rodewald und der Gräfin Hohenberg, die in dem stolzen Manne einen Unglücklichen, einen nach Erlösung von sich selbst Schmachtenden antraf. Es stand zwischen ihnen fest, daß sie das damals nicht seltene Schauspiel einer Ehescheidung und einer Mesalliance aufführen wollten. Und bald sollte Das geschehen, in kürzester Frist, mit offnem Geständniß aller dabei nothwendigen Rücksichten. Amanda reiste ab. Der erste Brief schon kommt verspätet: der Graf — ist ein Millionär geworden! Der zweite kommt noch verspäteter: der Graf — ist Fürst geworden! Pauline ahnte . . . triumphirte . . . Rodewald bekämpfte seinen Schmerz und brütete über einen Entschluß. Schon jetzt hätt' er ihn ausgeführt, schon jetzt sich losgewunden, aber Pauline war krank, wurde bedenklicher, mußte nach Haus zurück, glaubte zu sterben. Die Entdeckung, die sie über Landeck machte, stieß ihr das Herz ab. Das Verlangen nach Rache zerwühlte die Eingeweide. Sie sah, daß die Fürstin Amanda sich mit Rodewald verständigen, nach ihrem möglichen

Tode oder ſelbſt wenn ſie noch ſiechte, mit dem Vater ihres Kindes ſich ausſöhnen und ſich die Anlehnung an eine bedeutende ihr ſo naheſtehende Perſönlichkeit nicht würde entgehen laſſen. Da fiel ſie auf den Gedanken, ein junges Mädchen, das zu ihrer Pflege nach Ems gekommen war, das von ihrem Leben, ihrem Vermögen abhing, die Nichte ihrer armen Schweſter, einer Wittwe des jung verſtorbenen Landraths von Harder, zu Rodewald's Frau zu machen. Dieſer in ſolchen äußerſten Lagen oft vorgekommene Plan gelang ihr. Dem jungen ſechszehnjährigen Kinde wurde Rodewald als das Ideal eines Mannes geſchildert, als eine in menſchlicher Geſtalt auf Erden wandelnde Gottheit ... Rodewald, erſchöpft und lebensüberdrüſſig, zwiſchen Fauſt und Don Juan ſchwankend, ließ ſich die Liebe dieſes reinen Kindes gefallen... Egon von Hohenberg wurde inzwiſchen geboren. Pauline ſah Rodewald's Bewegung, zitterte vor ſeiner Unruhe, die Ludmer entdeckte Briefe der Fürſtin, er ſchien ihnen verloren für ſie und ihre maßloſen Bedürfniſſe ... er grübelte ſo verdächtig, er brütete ſo wehmüthig, er ſchloß ſich ſo oft ein, er ſah ſo ernſt auf Karten, die vor ihm ausgebreitet lagen ... Wenn er ſich mit Amanda wiederfände? Nein! Selma von Harder mußte ihn umſchweben wie ein neckender Luftgeiſt,

ten bauchgrimmenden Ennui des Herrn Heine zuſammen kam. Wir ſind Menſchen und Börne war ſogar ein guter Menſch. Wenn er in Herrn Heine's Gegenwart manches Laſcive und Triviale ſprach, ſo that er es aus Gefälligkeit gegen den Mann, der ihn beſuchte. Er war zu gutmüthig, Herrn Heine eine andere Sprache vorzuſchlagen, als welche dieſer in ſeiner Unterhaltung gewohnt iſt. Es ſind wahrhaft häßliche Dinge, namentlich über Chriſten- und Judenthum, die Herr Heine Börne'n in den Mund legt. Wenn ſie nicht ganz erfunden ſind, ſo beweiſen ſie nur, wie freundlich Börne in ſeinem Weſen war, wie wenig er den Streit liebte und mit wie zarter Aufmerkſamkeit er denen entgegen kam, die ihn beſuchten. Womit ſollte er Herrn Heine unterhalten? Er ſchätzte den jungen Mann, er ſetzte große Hoffnungen auf ſeinen Styl, er glaubte ihn aufmuntern zu müſſen und ging harmlos auf die albernen Talmudwitze ein, an denen Herr Heine mehr ſeinen Humor genährt hat, als an unſerm großen Jean Paul, den er in dieſem Buche einen „confuſen Polyhiſtor" nennt! Ja, um die Wahrheit ganz zu ſagen, man muß wiſſen, daß zwei getaufte Juden von ſo lachluſtiger Natur, wie Börne und ſein Schatten, tauſend Gelegenheit finden, an den drolligſten Vorkommniſſen innerhalb der Synagoge und des Ghettos ihren Witz zu üben. Es iſt betrübend für mich, daß ich manchem Israeliten vielleicht weh thue, wenn ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen iſt, als wenn zwei jüdiſche aufgeweckte Köpfe ſich gegenſeitig in witzigen Einfällen zu überbieten ſuchen. Der „arme Börne" (Herr Heine nennt ihn in ſeinem ganzen Buche nicht anders) ließ ſich vor dem jungen Manne, der ihn beſuchte, mehr als billig gehen und dieſer benutzt jetzt deſſen problematiſche Neu-

der ihn in heitre Regionen zog. Er sah des Kindes Verehrung, des Mädchens reine Liebe. Selma erkannte, daß dieser Mann von acht und zwanzig Jahren wie ein hohes Standbild unter dem gemeinen Gestrüpp der Alltäglichkeit emporragte. Sie liebte den Mann, den auch ihre Tante — so hoch verehrte. Der Einspruch ihrer Mutter, die in der Ferne von diesen Wirren erfuhr, war der entschiedenste. Selma wurde zurückgefodert, aber von Paulinen nicht gegeben. Anna kam selbst. Sie verrieth ihren tiefsten Abscheu vor Rodewald, einen Abscheu, den er unter Umständen bis zur Vernichtung begründet erkannte. Aber Selma blieb von ihm bezaubert. Festgebannt von seinem Auge, von seinem Ernst, von seinem ganzen Wesen gebunden, blieb sie in der Residenz nur bei Paulinen. Anna hatte alle Mutterrechte verloren. Damals jünger, eifriger, noch nicht gebrochen wie jetzt, noch nicht geknickt in ihren Aufflügen zu einem freien eignen Willen, benutzte Anna alle Mittel ihrer natürlichen Autorität. Sie verfehlten aber ihren Zweck. Die Verbindung zwischen Rodewald und Selma hatte Pauline einmal als Mittel erfaßt, sich diesen Mann auf immer zu sichern, ihn wenigstens nicht Denen preiszugeben, die sie betrogen hatten. Die Fürstin von Hohenberg, noch nicht wiederge-

boren, noch nicht versöhnt mit ihrem Erlöser, lechzte nach Aussöhnung mit dem Vater Egon's. Sie schrieb, sie bat, endlich war der Augenblick einer Wahl über die Zukunft seines Herzens so dringend vor seinen nächsten Willen gestellt, daß er tief über sich selbst erschaudernd den Entschluß faßte, diesem Elend ein Ende zu machen, sich zu einem neuen Leben zu sammeln, mit Selma von Harder über die Meere in einen neuen Welttheil zu ziehen.

Das reine, hingegebene Herz hatte keinen andern Willen als den des geliebten, angebeteten Mannes. Sie entfloh mit ihm. Anna, ihre Mutter, glaubte die Spur in Frankreich suchen zu müssen, sie verlor sie und konnte sich nur trösten in der Ergebung an das Unabänderliche.

In Amerika begann der Vater Egon's von Hohenberg jene Läuterung, zu der empor sich nur Derjenige schwingen kann, der einst nicht aus Armuth, sondern aus Ueberfülle des Herzens fehlte. Ein karges Gemüth, eine leere Phantasie kann nie anders als nur einmal leben. Ein reicher glühender Geist setzt wie der Baum Ring an Ring und baut auf Trümmer neue Welten. Rodewald war ein Sieger, wo er auftrat. In seinem alten Sinne wollte er nicht mehr siegen, er wollte kämpfen und sah im

Siege nur den Lohn der Mühe. Menschenfeindlich war allerdings sein Herz geworden; Das mußt' er sich zum Vorwurf machen und an diesem Uebel krankte er lange. Er suchte die Einsamkeit, er floh die Menschen, er haßte sie. Amerika bot ihm die Fülle neuen Lebens, aber den Egoismus sah er grade hier in seiner vollsten Blüthe und so erfüllt von Poesie und Romantik war noch sein Herz, daß er sich in die neuen Formen des Staates, der Gesellschaft, der Sitten hier nicht finden konnte. Die Schauer der Natur suchte er, die hoben ihn. Dem Urgeist sich nahend, der in den Wäldern, an den wallenden Strömen rauschte, beugte er sein Knie und sein Haß milderte sich, da er Manchen sah, den es wie ihn getrieben hatte, sich in diese Uranfänge des Lebens zu flüchten. Manches Jahr blieb seine Ehe kinderlos. Dann wurde ihm Selma geboren, er nannte sie wie die Mutter. Er sagte sich: Du bist zuweilen noch zornig, zuweilen noch aufbrausend, du willst dein Kind nennen wie die Mutter; so wirst du erschrecken, wenn du mit dem Kinde sanfter sprichst wie mit deinem Weibe, oder sanfter mit deinem Weibe wie mit deinem Kinde; also ein Ton für Beide! ... Rodewald kaufte nach manchem gescheiterten Experiment, nach mancher harten Erfahrung eine Niederlassung

am Missouri. Diese erweiterte sich. Hier begünstigte ihn das Glück. Er fand gute Nachbarn, die ihm Geschäftsgenossen wurden. Es bildete sich eine Kolonie von Freunden, die das Glück in guter Laune erhielt... Auch die Herzen trüben sich so, wenn der Himmel trübe wird. Diesen Genossen blieb er heiter. Sie verkauften Bauholz, Getreide, Thierhäute; sie erwarben Alle. Es war ein Landstrich von einigen Meilen; zwischen jeder Niederlassung ein Stück Wald und Feld; aber meilenweit machte der ganze Bund sich verständlich. Sie hatten Zeichen, die immer den Zusammenhang sicherten. Viele Burger der Union, viele Reisende besuchten Missouri-Garden, wie die Kolonie sich nannte, und Meister Harry war der Gärtner dieses Gartens oder in ihm die majestätische Baumkrone. Hier war es, wo Otto von Dystra zuweilen vorsprach, zuweilen jener Morton aus Newyork, in dem sich ein Deutscher vermuthen ließ, ohne daß der doch gleichfalls deutsche Farmer Harry forschte. Harry erwarb, wurde wohlhabend, für den Kontinent vermögend. Aber Selma starb und mit ihrem Tode bedrängte den Vater der Gedanke an die Zukunft seines Kindes. Er hatte dem Chaos der eignen Brust genug gethan. Mit dem Tode der Frau, die er sich durch eine Umwälzung der Seele gewonnen, war ein alter Ring

seines Lebensbaumes abgesetzt, ein neuer drängte. Er wollte zurück um seines Kindes willen. Er hatte der Mutter versprochen, sich mit Anna von Harder aus zusöhnen und ihr Selma zu bringen, falls sie sie besitzen, die Enkelin anerkennen wollte. Er rechnete auf eine harte Prüfung. Er wollte sie tragen.

Amanda's Tod hatte Rodewald erfahren, auch Paulinen's neue Heirath mit Anna's Schwager. Diese Verbindung schien bedenklich. Er beschloß, er unter dem Namen Ackermann den Kontinent wieder zusehen. Der Pächter Harry verpachtete seine Niederlassung in Missouri-Garden, nahm nicht für immer von dort Abschied, erhielt mancherlei Aufträge für Europa, auch jenen von dem unglücklichen Morton und kehrte auf den Boden der Heimat zurück mit seinem Kinde, das ihn als Knabe begleitete. Er sah die Residenz später als Schloß Hohenberg. Er war in Plessen, betrachtete das Denkmal der heimgegangenen Fürstin; wir sahen seine Rührung. Er erfuhr die Wendung aller der Verhältnisse, die einst hier geherrscht hatten, er entdeckte Irrthümer, Wahnverblendung, Elend sogar und Armuth da, wo sein Herz so betheiligt schlug. Er lernt Dankmar Wildung kennen. Der junge Mann fesselt ihn; er fesselt sein Kind. Sie liebt ihn schon, als er mit bebend

Entsetzen erfährt, damals am gelben Hirsch erfährt, dies wäre Prinz Egon. Fast besinnungslos folgt er dem Zuge, der vom Schlosse in die Residenz fuhr, nach dem Heidekrug. Er will seinem Sohne, wenn er es wäre, sich zu nähern suchen. Er kommt zu spät in der Herberge an. Es ist schon Nacht ... es ist Mondschein ... Alles schläft. Daß Egon unter diesen zusammengewürfelten Menschen der Alltäglichkeit, diesen Gläubigern des Fürsten Waldemar, im Incognito lebte, schien ihm so natürlich! Wie lockte ihn der Familienzug, der in Dankmar Wildungen, seinem Neffen lag, schon mit natürlicher, blutsverwandter Gewalt! Er kommt in die Lage, Abends, als er Geräusch auf dem Korridor hört, im Mondschein sich Dankmar's Schlafzimmer zu nähern, er empfängt von dem schönen, vor dem unheimlichen Störenfried Hackert erschreckenden Mädchen ein Bild, das er bedeutet wird, in jenes Zimmer zu tragen. Sie entschlüpft. Er betrachtet das Bild. Es ist die Fürstin Amanda! Zitternd nähert er sich dem nun gewiß gefundenen, schlummernden Sohne, legt das mit seinen Küssen bedeckte Bild unter Dankmar's Haupt und nimmt eine Locke von seinem Haupte. Diese Locke, wie hielt er sie hoch! Wie verehrte er sie als das Einzige, was er von Egon besitzen durfte, von Egon, auf den er Dankmar's

Männlichkeit und Adel übertrug! Daß er sich entschloß, seine Kenntnisse von der Pflege des Bodens der Rettung seines Kindes zu widmen, war ein Gedanke, der ihn mit blitzschneller Begeisterung ergriff. Da ist mein Geld, da meine Hand, nimm, mein Sohn, dein Vater wird für dich sorgen! So hätte er sprechen mögen zu dem kranken Prinzen im Schlosse, als er diesen Schluck fast vor Zorn niederwarf. Aber konnte er so sprechen? Konnte er sich verrathen, als Louis Armand die Nachricht brachte: Dein Wunsch ist erhört! Wie glücklich war er in der Werkstatt der Maschinenbauer in jener Nacht, als er bei Willing und Leidenfrost die Hülfsmittel seines ihm liebgewordenen Berufes bestellte! Wie freudig griff er seine schwere dem früheren idealischen Leben so fremde Aufgabe an, wie ergeben räumte er die sich ihm bald darstellenden Schwierigkeiten aus dem Wege! Es gilt deinem Sohne, dachte er, deinem Sohne, der dir gehört vor Gott und Amanda's unsichtbarem Genius! Kein Mensch auf Erden kann wissen, welcher innern Mahnung du hier folgst und welches der wahre überschwengliche Lohn deiner Mühen, die gottgefällige Himmelsblüthe deiner Arbeit ist!

Freilich bekümmerte ihn nun Alles, was er von Egon erfuhr. Er erlebte das Verletzendste. Nichts

konnte ſo gefährlich ſein als die Entdeckung, die er über Selma und des Mädchens liebende Neigung machte. Schaudervoll ergriff es ihn, als er dies keimende Regen und Wachſen in des Mädchens Bruſt beobachtete. Die Tragödie der alten Welt, der Fluch des Schickſals ſchien mit dunkeln Fittichen über ihn niederzuſchweben. Welcher Beherrſchung bedurfte er damals, als Louis Armand zum Beſuche kam, die Anklagen gegen Egon wuchſen und Selma, ſein Kind, immer parteiiſcher, immer gereizter für das Ideal aufloderte, das einmal von ihrem Auge nicht weichen wollte. Ein qualvoller Winter für ihn, der ihn unfähig machte, irgend etwas zu beginnen, was nicht in nächſter Verbindung mit ſeiner Pachtung ſtand. Er hätte doch nun ſeinen wahren Namen ſagen, Verbindungen mit Anna von Harder anknüpfen, Erkundigungen einziehen müſſen; er war nicht im Stande ſich zu ſammeln, nicht fähig, den geringſten auf die Löſung dieſer Herzensaufgabe bezüglichen Entſchluß zu faſſen. Dann aber — die Wonne — die Erleichterung der beſchwerten Bruſt! Dies ſelige, jauchzende Aufathmen des gepreßten Herzens, als Selma in den Armen eines jungen Mannes lag, der ſie zu umarmen den Muth beſaß, weil er ſie nur für den Knaben nehmen wollte und ſie, ſie nahm ihn für ein Wunder; denn Egon,

der Verfolger ſeiner Freunde, konnte ja nicht der Ver
folgte ſelber ſein, es war ein Wildungen, Dankmar
der Sohn der eignen Schweſter des Vaters, Dank
mar, des Vaters Neffe!

Der Flüchtling wurde auf die leichteſte Art ver
borgen gehalten. Der entfernte Bart, die geſtutzte
Haare, eine ſommerliche ländliche Tracht, ein große
breitrandiger Strohhut gaben ihm bald ein Anſehe
das Niemanden an den im vorigen Sommer hier
räthſelhaft aufgetauchten Doppelgänger des Fürſten e
innern konnte. Die Zahl der Menſchen, die vo
Generalpächter zu ſeinen Unternehmungen verwan
wurden, war über Hundert gewachſen. Unter ihn
verlor ſich Dankmar um ſo mehr, als er nicht et
im Ullagrunde bei Ackermann wohnte, ſondern
dem entlegeneren Randhartingen, wo er für ein
jungen Oekonomen galt, der ſich beſonders im Sch
berfach dem Generalpächter nützlich erwies. Gl
licherweiſe hatte Dankmar eine Wohnung gefund
die ihm geſtattete, faſt in allen ſeinen Bedürfni
für ſich ſelbſt zu ſorgen. Mehr, als er wünſ
konnte, fühlte er ſich allerdings im Verkehr mit Se
gehemmt. Allein ohnehin lag es ſchon in der n
wendigen Rückſicht auf den Vater begründet,
zwiſchen ihnen, gleichfalls ſtill und verborgen,

die verwandtschaftlichen Bande, als die der Liebe geltend gemacht wurden. Rodewald hatte die Freude, als er sich Dankmarn in seiner Eigenschaft als jener schlimmberufene Oheim zu erkennen gegeben hatte, in diesem Verwandtschaftssinne die zwischen den jungen Liebenden herrschende Vertraulichkeit mehr deuten zu dürfen, als in dem leidenschaftlichen Charakter eines die Andern ausschließenden zärtlichen Besitzes. Es ist ein so wehmüthiges Gefühl für einen Vater, der seines Gemüthes einzige Befriedigung in der Liebe seines Kindes fand, diese plötzlich mit einem Eroberer theilen, ja wol ganz an ihn verlieren zu sollen. Ein Vater, der einzige Schutz und Hort seines Kindes, sieht, ist dies Kind ein Sohn, diesen plötzlich nur für das Wohl und Wehe einer fremden Familie, deren schönstes Kleinod er liebt, erglühen, oder es geschieht, daß seine einzige Tochter, das Pfand der Liebe eines dahingeschiedenen Weibes und die letzte Erinnerung an seine eigne Jugend, ihm an einen Mann verloren geht, der unter seinen eignen Augen die reinen Lippen, die nur ihm sonst in kindlicher Liebe schmeichelten, mit seiner Leidenschaft bestürmt. Manche Väter, manche Mütter wissen oft nicht, daß das Gefühl, das sie gegen einen Bewerber um die Gunst ihres Kindes hart erscheinen läßt, eine in ihnen tief wurzelnde Eifersucht ist.

ſerungen, um über Börne einen häßlichen gelben Nebel zu verbreiten. Möchte dieſe Aufklärung des wahren Sachverhältniſſes ihn von dem Andenken des trefflichen, gerade in ſeinem häuslichen Geſpräche immer gewiegten und beſonnenen Mannes für immer verſcheuchen!

Der politiſche Theil der mit Börne gepflogenen Unterredungen des Herrn Heine bezweckt, Erſteren als einen republikaniſchen Narren, Letzteren als einen Royaliſten, oder wie man es von den ausgeſöhnten Legitimiſten in Frankreich nennt, als einen Ralliirten hinzuſtellen. Börne iſt nach Herrn Heine ein Sansculott, er dagegen nur ein philoſophiſch-gemüthlicher Beobachter des Laufes der Begebenheiten, Börne gehört zur Partei des Berges, Herr Heine zur Partei des „Sumpfes". Ich habe die zahme, royaliſtiſche Widerrufs-Politik des Herrn Heine mit Vergnügen geleſen, denn ſie läßt hoffen, daß man die Polizei-Actuarſtelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt und ihm dadurch Gelegenheit verſchafft, ſich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf ſeine Worte legt, ſelbſt zu überzeugen. Allein man bedenke: die erwähnten Geſpräche mit Börne ſind alle zu einer Zeit gehalten, wo Herr Heine ſelbſt einer der unternehmendſten Jakobiner war, zu einer Zeit, wo ſeine Schriften mit der Marſeillaiſe begannen und der Pariſienne aufhörten; zu einer Zeit, wo ſeine Pamphlets nur verſtümmelt erſcheinen konnten, weil kein deutſcher Druckherr wagte, ſeine Finger zum Aufbau all der ſtaatsgefährlichen Mausfallen und Guillotinen, die in dieſen Räſonnements drohten, herzugeben. Nun iſt nicht zu läugnen, (und mein Buch wird darüber mit Ernſt und Aufrichtigkeit urtheilen) daß Börne in den Tagen nach der Julirevolution

Dankmar, mit dem in allen Dingen ihm innewohnenden Takt, erkannte dies Gefühl. Wo ihn nicht Ort und Stunde begünstigten, verlangte er für seine heiße Liebe nie die Linderung durch sichtbare Zärtlichkeit. Und weil Rodewald diese Schonung fühlte, wurde ihm der wackre Sinn des neugewonnenen Sohnes nur um so ehrenwerther und mit wahrer Freundschaft schloß er ihn in sein Herz.

Es gibt auch wenig so gefällige Verhältnisse im Leben, als in dem mystischen Bunde, dem vielverspotteten und zur Prosa des Lebens herabgewürdigten Schwieger- und Schwäherbunde, Gleichartigkeit der Gesinnung und Stimmung. Rodewald hatte die Freude, in Dankmar einen Sohn zu gewinnen, der neben ihm stand wie das jüngere Abbild seiner selbst. So fast nahm er selbst einst das Leben, ehe seine Bahn von Andern durchkreuzt wurde. So fast ging, stand, hielt er sich, wie Dankmar! Welche ruhige Erörterung mit ihm über die nächste und entferntere Zukunft! Welches Maß in der richtigen Abschätzung des Möglichen! Welche besonnenen Zumuthungen an das Leben, welche richtigen Voraussetzungen über die Charaktere, ihren Egoismus, ihre Schwächen, wenn es sich um Personen handelte! Dankmar war durch Natur, durch Studium und frühe Lebenserfahrung

der Philosoph, der sein Oheim erst durch die bittersten Prüfungen und jene lauternde edle Reue wurde, die Dankmar nicht in sich mit Beklommenheit zu hegen brauchte, da er, was er begann, immer besonnen überdacht und auf ein ehrliches Gelingen angelegt hatte. Es ist ein Himmelssegen für einen Mann in den Jahren Redewald's, sein Kind unter der Leitung eines Charakters zu wissen, wie Dankmar Wildungen war.

Wol gab es auch zwischen ihnen manche Differenz. Die noch jugendliche Auffassung mancher Dinge, besonders der Gefahr, der lebendigere Farbensinn für das Kolorit und die Poesie des Lebens, die Pläne über den Abschluß einer Verbindung mit Selma gaben noch Gelegenheit zu manchem Widerspruch. Doch hoben diese streitigen Ausnahmen nur die herrschende Regel des Friedens. Einer verstand den andern; beide lebten sich wie in eine Seele ein. Selbst der Prozeß, selbst die Sache des Bundes gab keinen Anlaß zu einem Scheidewege. Dankmar sprach über beide Angelegenheiten mit der dem Juristen eignen kritischen Prüfung aller Möglichkeiten. Die Entgegnungen Redewald's widerlegte er nicht durch einen blinden, den Thatbestand übersehenden Enthusiasmus, sondern ließ Das, was unwiderleglich war, gelten und gestand es zu, wenn sein Suchen nach Abhülfe

vergeblich gewesen war. Rodewald kannte die Familientradition und lebte Alles, was Dankmar zu ihrer Geltendmachung versucht hatte. Der Prozeß schwebte nun in dritter Instanz beim Obertribunal. Ein räthselhaftes Dunkel umspann eine Angelegenheit, die um so verwickelter wurde, seit Dankmar und sein Bruder Flüchtige, Verfolgte waren. Doch wußten Beide, daß darum eine civilrechtliche Frage nicht stocken konnte. War sie doch aus dem trüben Sumpf der ersten Gerechtigkeitsstadien, wo die polizeiliche Gewalt an der Waagschale der Themis nur zu oft die Gewichte zu verfälschen sucht, glücklicherweise herausgetreten zu einer Region, wo man ein Europäisches Aufsehen wol fühlen mußte und eine Entscheidung zu geben hatte, ähnlich der, wie über die bekannte Mühle bei Sanssouci! Bedenklicher konnte die Anwendung scheinen, die Dankmar einem möglichen Gewinne bestimmt hatte. Es war die Ueberzeugung in den Brüdern fest, daß mit Ehren diese Güter nur zum Besten einer Idee verwandt werden konnten und diese Idee, wie war sie gewachsen, wieviel Blüthen und Früchte trieb sie nicht schon, wie konnte sie sich entfalten, wenn das Erbtheil des Komthurs Hugo von Wildungen in den Bund zurückfloß, der sich an die Ritter vom Grabe zu Jerusalem anschließen sollte! Aber Rodewald folgte auch

dieſem Labyrinthe von Träumen und gefährlichen Hoffnungen nicht mit der platten Logik der Alltagsüberlegung, die hier unbedingt geſagt haben würde: Ihr ſeid Thoren! Er dachte ſich in den Zuſammenhang der Ideen Dankmar's hinein, ſtaunte, daß er ſelbſt die Veranlaſſung gegeben, dieſe Gedankenreihe einſt anzuſpinnen, bewunderte, wie weit ſchon ein nur ſo flüchtig in einige Gemüther geworfener Funke gezündet hatte ... War ihnen Beiden doch geſchehen, daß ſie bei einem kleinen Ausfluge in nahegelegene Ortſchaften Spuren entdeckten, daß der Bund der Ritter vom Geiſte da lebte und wirkte, wo ſie den Weg der Verbreitung kaum ahnen konnten! Es iſt damit, ſagte Rodewald, wie mit dem Entſtehen von Wäldern an Orten, wo ſie Niemand ſäete. Die Vögel tragen den Saamen durch die Luft! Eine eigenthümliche auf das vierblättrige Kleeblatt deutende Handbewegung hatte Beide, Rodewald und Dankmar, ſchon mit Begegnungen in Verbindung gebracht, die ſonſt die flüchtigſten geweſen wären. Sonſt ſtumm und kaum grüßend an ihnen vorübergegangene Menſchen waren ihnen durch ein einziges Wort vertraut geworden. Man ſprach allgemein von einem weitverzweigten Bunde, deſſen Obere Niemand kannte, deſſen Statuten noch ungeſchrieben waren, der aber

mächtiger hervortreten würde, wenn eine gewisse Hoffnung, über die verschiedene Bestimmungen liefen, sich erfüllen würde. Nicht einmal, daß diese Hoffnung der Prozeß der Gebrüder Wildungen war, ja nicht einmal, daß Tankmar Wildungen für den Stifter des neuen Templerordens gelten mußte, war Jedem außer der forschenden Regierung bekannt. Dennoch blieben die Pflichten des Bundes kein Geheimniß. Die Theilnehmer wußten Alle, daß er auf den Grundsatz geschlossen war: Du sollst Gott mehr dienen, als den Menschen! Du sollst die grade Straße deiner Ueberzeugung gehen, nicht Noth, nicht Ueberfall und Gewaltthat auf ihr fürchten, sondern in jedem Loose auf die Hülfe warten, die dir zur rechten Stunde von Denen wird, die über dir wachen!

Rodewald, seit lange schon so wenig Idealist, wie es ein auf Erde, Regen und Sonnenschein angewiesener Arbeiter nur sein kann, Rodewald ging in seiner Uebereinstimmung mit Tankmar so weit, daß er gradezu von unsrer Zeit zugab, sie wäre reif zu einer neuen Messiasoffenbarung. Was würden denn die Mächtigen der Erde beginnen mit einer Persönlichkeit, die alle Bedingungen eines großen Propheten trüge? Sei er nur rein in seinen Anfängen, achtbar in seiner Bildung, begabt mit der Macht der Rede,

ſei er nur tief in ſeinen Studien, um vor dem Dünkel der Gelehrſamkeit nicht erſchrecken zu dürfen, ſei er nur ſittenrein in ſeinem Wandel, enthaltſam, beſcheiden, feßle er den Menſchen durch eine gewinnende Perſönlichkeit und ſei er ein großer Dichter des Lebens, der würdig iſt, ſein eigner Gegenſtand zu ſein, wer wollte ihn dann in Banden halten, feſſeln, vernichten, mürbe machen durch die kleine Quälerei unſrer Civiliſation? Er würde nur zu lehren brauchen: Ich komme als ein andrer Chriſtus, der Das der Welt ſein muß, was dieſer den Juden war! Ich komme als ein Richter und Strafredner über den Phariſäismus dieſer Tage, der mit den Unterdrückern des geiſtigen Lebens buhlt, ſtatt die Menſchen von der Geſchichte zu befreien, das Individuum von der Geſellſchaft, die Geſellſchaft vom Staate, den Staat von den Perſonen und den Vorrechten der Geburt! Was würde man ihm denn Höheres thun können als ſein Leben nehmen? Wurde dieſer Tod, freudig ertragen nicht grade zu den Merkmalen gehören, die ein neue Erloſer der Menſchen tragen müßte? Es iſt eine Stille in den Seelen der Menſchen eingetreten, die das Ohr ſchärft, das Weben und Nahen der Gottheit zu vernehmen.

Und wenn Dankmar fortfuhr, daß jetzt nicht mehr ein Individuum allein Das vermöchte, was ein Märtyrer vor zweitausend Jahren, sondern daß sich wol der rein und klar herausgestellte Begriff der Menschheit an sich selber zum Befreier würde, so widersprach Rodewald nicht, sondern dachte nur darüber nach, wie man den Bund der streitenden Brüder vom Geiste zum möglichen Abbild der reinen Menschheit, zum Sammelplatze aller wahren Lebenskeime der Geschichte erheben und man nach Abzug der endlichen Bedingungen, die allerdings jede irdische Unternehmung verkürzen, mit der Zeit diejenigen Wohlthaten segnend über die Jahrhunderte ausgießen könnte, die nicht mehr in der Macht eines einzelnen Messias liegen würden. Die stillen Abendstunden und der Sonntag wurden dem Austausch von Gedanken und Vorschlägen für diesen Zweck gewidmet. Die Erfahrungen der Politik, der Theologie, der Seelenlehre, des Rechtslebens wurden zwischen ihnen ausgetauscht. Dankmar, der für den Schreiber des Generalpächters galt, las und schrieb genug, aber es waren Studien über die Gesellschaft. Was er von Büchern brauchte, verschaffte Rodewald aus Bibliotheken, selbst entfernten. Er entlieh für sich, was für Dankmar bestimmt war. Auch der Briefwechsel, den Dankmar zu führen hatte, nahm

ſeine Zeit in Anſpruch. Auf Umwegen, mit ſchützenden Adreſſen kamen ihm Nachrichten von den Freunden, vom Bruder zu. Die Rettung Leidenfroſt's und des Majors von Werdeck, herbeigeführt durch Jagellona, die auf der Veſte Bielau einen greiſen Invaliden entdeckt hatte, Max Brüning, den Vater Leidenfroſt's, jenen Bayer, der nach franzöſiſcher Gefangenſchaft und langem Krankenlager in der Fremde die Spur der im Kloſter zum Herzen Jeſu niedergelegten Kinder, jenes auf den Eisfeldern Rußlands dem ſterbenden Staniſlaus Kaminski abgenommenen Mädchens und ſeines eignen ihm von ſeinem in Gneſen geſtorbenen Weibe hinterlaſſenen Sohnes, nach Polen hin verloren hatte und für eine Befreiung des Majors leicht zu gewinnen war, nachdem ſie ſelbſt mit Hülfe des von Schlurck endlich erhobenen Geldes Leidenfroſt's Feſſeln zu ſprengen gewußt hatte, dieſe fernweilenden Menſchen vergrößerten den Kreis Derer, mit denen Dankmar in Beziehung bleiben konnte. Man drängte in ihn, jetzt ihnen nachzufolgen, man fand ſein längeres Verweilen auf einem Boden, den der reaktionäre Terrorismus Egon's von Hohenberg ſo gefährlich gemacht hatte, für Vermeſſenheit. Er ſchrieb den Freunden, er fände ſchwerlich im Auslande die Muße, ſo im Zuſammenhange der Aufgabe zu

bleiben, die er sich zunächst hatte stellen müssen, die Vorarbeiten zu zeitigen zum ersten großen Bundestag, den er auf den September des nächsten Jahres ansetzte.

Rodewald freilich hatte einen andern Grund, Dankmar'n oft an die Nothwendigkeit, nun doch in's Ausland zu gehen, zu erinnern. Die Zeit rückte heran, wo er über Selma einen Entschluß fassen mußte. Er fühlte, daß an seiner einmal festgehaltenen Absicht, sein Kind zu Anna von Harder zu führen, nichts geändert werden durfte. Auch entging seiner Erinnerung an die Sitten und die Bildung der großen Welt keineswegs, wie sehr Selma noch die nachhelfende Hand einer höhern weiblichen Erziehung bedurfte. Zwar sagte Dankmar auf solche bang' ihn erschreckenden Worte: Du wirst mir den Blüthenstaub von meinem Mädchen streifen! Du wirst ihr nehmen, was grade ihr schönster Schmuck ist! Aber bei aller Freude an der Selma eignen, heitern kindlichen Naivetät schüttelte der Vater das Haupt und blieb dabei, sie habe erst noch eine Prüfungszeit zu überstehen unter den Augen ihrer Großmutter, wenn sie sie annehmen will. Es ist das Haus, wo ich um ein lateinisches Wort propinqui equites den Preis verliere' sagte Dankmar. Und Rodewald erwiderte: Wenn sie Selma

wie ihr Kind begrüßt und mir vergibt, so laß es uns ein gutes Zeichen sein, daß wir beweisen: Hugo von Wildungen trat die Erbschaft seiner ganzen Familie und nicht den im Orden befindlichen Verwandten ab, die du in den Verzeichnissen von Angerode nicht hast entdecken können, falls in der That die Equites geistliche Ritter sein sollen und nicht vielmehr Adlige und Ritterbürtige überhaupt, denen allein die Erbfolge in großen Lehnen gestattet sein konnte ... So mischte sich auch der alte Sachsen- und Schwabenspiegel in die Idylle des Herzens.

Selma sah mit Bangen den Tag heranrücken, wo sie vom Vater und Geliebten zugleich scheiden sollte. Jenen konnte sie doch wiedersehen! Dieser aber, auf die Verborgenheit angewiesen, verbannt in die Ferne, verschwand ihr, wie die rettende Hand einem Ertrinkenden verschwinden mag, sie glaubte ohne ihn vergehen zu müssen. Dankmar! Dankmar! So bebend, so jammernd konnte sie diesen Namen rufen, als wenn sie sich auf ewig nun von ihm hätte trennen sollen und sie jener Königstochter gliche, die, von den Göttern als Opfer für die glückliche Fahrt der Griechen gefordert, von den herzlosen Eltern auch auf den Altar der Diana hingegeben wurde! Ihre Seele war in dem letzten trüben Winter zu schwer belastet ge-

ſich der Hoffnung auf einen gewaltſamen Umſchwung der Begebenheiten mit rückſichtsloſer Leidenſchaft hingab; allein was iſt edler, wahrer und redlicher: dieſe Anſichten auch innerhalb ſeiner vier Wände vertheidigen, oder ſie, wie es bei Herrn Heine der Fall war, nur zur intereſſanteren Drapperie ſeines Styles zu benutzen und nach einigen Jahren in Hoffnung auf die Frankfurter Polizei-Actuarſtelle, als nie dageweſen läugnen? Das dritte Wort in Herrn Heine's „franzöſiſchen Zuſtänden" iſt die Tricolore, die Guillotine, das Ça ira u. ſ. w., bei Börne war es auch das dritte Wort in der Converſation. Geſetzt, ſie wären Beide in einem betrübten Irrthum befangen geweſen, wer war redlicher, Börne oder ſein Judas?

Herr Heine hat die Abſicht, die patriotiſchen Erhebungen ſeit 1830 als lächerlich hinzuſtellen. Große Anfänge, die klein enden, fordern leicht den Witz heraus. Allein auch hier muß der Spötter Berechtigung haben und Herr Heine, der Jahrelang um die Gunſt der republicaniſchen Partei in Paris buhlte, hat dieſe nicht. Wenn über das Mißlingen des Hambacher Feſtes ein Mann von deutſchem Gefühl, Sinn für Gemeinwohl, ein Freund geſetzmäßiger Freiheitsentwickelung frohlockt, ſo wird man ihm vielleicht mit getheilten Empfindungen zuhören; allein Herr Heine ſollte ein Recht haben, die ſüddeutſche politiſche Bewegung, die Vorfälle in Rheinbayern und das Aſſociationsweſen der deutſchen Handwerker zu beſpötteln? Er hat es einmal deshalb nicht, weil er früher ſeine Schriften mit den grellſten revolutionären Farben überpinſelte, und zweitens auch darum nicht, weil ein Herz ohne Gefühl, ein Character ohne Stetigkeit, ein Streben ohne Geſinnung überhaupt nicht berufen iſt, in ernſten

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04310/031

weſen. Es waren Klänge durch ihr Herz gezogen, wunderbar traurige Klänge, die das Glück der Täuſchung, des wunderbaren Entdeckens eines ihr verwandten, ſie liebenden Mannes wol mit leichten Melodieen verdeckte; nun aber brachen ſie melancholiſch, klagend genug wieder hervor und oft ſagte ſie zum Vater: Laß uns ewig Ackermann heißen, laß uns bleiben, was wir ſind, die Mutter ſegnet das Glück ihrer Tochter! Nur du, nur Dankmar haben Anſprüche auf mich! ... Es war ein ernſtes Sinnen, das nach dieſem im Spätſommer faſt täglich wiederholten Drängen ſeines Kindes den Vater überfiel, aber immer entſchied für die alte Verabredung das Gelöbniß an die ſterbende Mutter, der Hinblick auf Selma's nicht ausreichende Bildung und ein Ahnen, das der Vater in den Worten ausſprach: Ich weiß nicht, was mich in die verſchwiegene Behauſung zieht, die Anna von Harder vor den Thoren der Reſidenz bewohnt! Wir fuhren zwei Mal an ihr vorüber. Weißt du, einmal mit jenem unheimlichen Begleiter, dem Nachtwandler, der uns den Namen Tempelheide und die Bewohner nannte und dann, als wir von der Maſchinenfabrik kamen, von der rauſchenden Muſik des wilden Balles? Jedes Mal klang ein melodiſcher Lufthauch von dem dunklen Gehöfte her. Du ſchlieſſt.

Aber mir war's, als mahnten mich die Töne, die ich hörte, als riefen ſie: Du gehſt hier vorüber, richteſt nicht die Grüße deines ſterbenden Weibes aus? Hörſt ſie nicht, wie ſie dich mahnt? Es muß ſein, Selma! Die Liebe wird ſich bewähren. Es hindert mich nichts, nichts, Rodewald zu heißen. Dankmar wird in zwei Jahren dich heimführen in eine Welt, die bis dahin in tauſend Dingen kann eine andere und unendlich beſſere Geſtalt gewonnen haben.

So blieb es bei der Trennung. Sie konnte nichts auflockern, was zwiſchen den Liebenden feſtſtand. Selma war Dankmar'n gleich anfangs als das Abbild jener Weiblichkeit erſchienen, die dem ſtarken und geſunden Mannesgeiſt allein genügen kann. Fern von jeder grellen, berechnenden Gefallſucht hatte ſie ihr gut Theil Evanatur, wie alle aus der Rippe Adam's Gebornen. Sie ſah weit lieber, daß ſie gefiel, als daß ſie abſtieß oder gleichgültig ließ. Aber ſie eroberte ihren Beifall nicht durch unerlaubte Mittel. Sie gab ſich kein Air von Empfindungen, die ihr fremd waren. Sie ſchlug die Augen nicht auf, um ſchwärmeriſch zu erſcheinen, ſie lächelte nicht ſüß, um ihre blendenden Zähne zu zeigen, ſie kämpfte ihre Wallungen, ihre Meinungen, ihre kleinen Reizungen ſogar nicht nieder, ſondern gab ſich, wie ſie dachte und wie ſie oft nur zu natürlich empfand.

Da fehlte es an Thorheiten gar nicht, besonnener Zuspruch fand bei ihr immer zu thun. Nur kam es auf den Redner an, auf seinen Ton, seine Lehre, seine Absicht. Selma sprang mitten in eine Predigt ihres Vaters und erstickte sie mit Küssen und Thränen. Wie flogen da die braunen Locken, wie glänzten die dunkelblauen Augen, wie lieblich klangen die Schmeichelworte und wie konnte sie dann bitten, sie nur ja nicht an Dankmar zu verrathen! Grade verrathen! Grade, weil du den Freund täuschen willst! sagte dann Rodewald. Nein Vater, weil er schon soviel selbst an mir zu dulden hat und weil ich ihm keinen Abscheu vor mir einflößen will; sprach sie. Aber Dankmar duldete und trug gar nicht, wie sie fürchtete. Wenn er in seinem kurzen Sommerrock und unter seinem breitrandigen Strohhut so spät Abends mit ihr die Ulla hinauf schritt, dem stilleren Waldrücken zu, und die Cigarre weggeworfen hatte, um am Duft seiner Lippen nicht unwürdig zu erscheinen einer flüchtig erhaschten Zärtlichkeit, lächelte er nur. Er hatte eine Ruhe Selma gegenüber, die sie oft Phlegma nannte und wegen der sie ihn durch tausend kleine Neckereien in Harnisch zu bringen suchte. Es gelang ihr aber nicht. Dankmar setzte allen ihren Seitensprüngen von der geraden Straße der Langenweile und

Monotonie, an der die sogenannten gediegenen Frauennaturen oft bis zum Nichts zu Grunde gehen, nur ein ruhiges ergebenes Lächeln entgegen, nicht etwa das träge Lachen des Phlegma, sondern ein Lächeln, von dem Selma einmal in wirklichem Zorn sagte: Und meinem glühendsten Behagen streckst du die kalte Teufelsfaust entgegen! (Sie hatte eben Göthe's Faust zum ersten Male kennen gelernt;) aber der Vater nannte dies Lächeln der Ueberlegenheit den höchsten Sieg, den die Majestät der Leidenschaft, die Löwenhoheit einer bedeutenden Natur, über sich selbst gewinnen könnte. Da zerfloß sie denn in Liebe und schmiegsame Anmuth. Dankmar besaß in Selma eine Natur. Von der Lüge der Salons, von der Prüderie der üblichen Erziehung war ihr nichts angewebt. Sie stand im unmittelbarsten Verkehr mit den Dingen, wie sie sind. Und viele hüteten sich vor ihr; die Schlechten, die Trägen, die Lugner gewiß. Gewisse Mittlere schwankten noch. Aber die Guten trugen sie auf den Händen, nannten sie einen Engel und priesen Den glücklich, der sie einst gewinnen würde. Daß dies schon des Generalpächters hübscher Schreiber war, sah man nicht.

Das Glück dieser stillen, verschwiegenen Liebe und eines süßen, heimlichen Trostes für manche grobe

äußere Mühe, der sich Dankmar des Scheines wegen unterziehen mußte, wurde nur gestört durch den Hinblick auf die Zeit und Egon's Art sie zu lenken. Verschiedenartig wirkte diese schmerzliche Erfahrung. In Dankmar war es der beleidigte getäuschte Freund, der die Möglichkeit eines solchen Irrthums, solcher trügerischen Voraussetzungen, wie sie bei dem Fürsten Egon stattgefunden, in einem Menschen kaum begreifen konnte. In Rodewald dagegen war es noch ein herberer Schmerz. Er konnte wohl zu Dankmar sagen: Sieh da die Macht der Umstände, den furchtbaren Zwang der Stellungen! Aber was er selbst innerlich fühlte, war noch ein Anderes. Egon von Hohenberg stand ihm durch die dunkelsten Verirrungen seines Lebens so nahe! Er bereute jene Tage nicht, in denen diesem jetzt gereiften jungen Manne das Leben gegeben wurde; sie waren ihm nur von Wehmuthsschleiern überwoben. Könnten diese Schleier je sich heben! hatte er gedacht, könnte je das helle Licht der Sonne und der Wahrheit bescheinen und an den Tag bringen, wer du diesem jungen, so rauh über die Erde fahrenden Staatenlenker sein könntest! Er dachte sich, wenn du nun einst einmal vor ihn hinträtest! Wenn er dich empfangen wird, hier im Schlosse oder in der Residenz, falls er deine Gegen-

wart wünscht, und nun steht er gnädiglächelnd, leidlich wohlwollend, vielleicht aber auch gereizt, vielleicht streng vor dir? Wenn er wüßte, daß du Dankmar Wildungen bei dir aufnahmst? Wenn er wüßte, warum du dich jetzt Rodewald nennst und wie du auf diese Wandelungen deines Wesens gekommen bist? Pauline von Harder, (die einzige, deren Leben Rodewald fürchtete) diese dir jetzt so Verbundene, sie wird nie, nie sagen, daß du mein Sohn bist, aus Haß gegen die Mutter nicht! Und sonst kennt keine Seele die Tage von Landeck vor dreißig Jahren. Ich und du! Du und ich! Wir Beide durch ein Geheimniß verbunden! Wenn ich es aussprächе, wenn ich im Zorn über deinen Stolz, deinen Hochmuth, deinen Dünkel, deine Unsittlichkeit, deine Herzlosigkeit, deine männliche Schwäche, die eine Melanie Schlurck zur Fürstin von Hohenberg erheben konnte — und diese That kommt nicht aus meinem Blute, nicht aus dem Blute des Plebejers, der mehr Stolz hat als du — wenn ich mich hinreißen ließe und Vaterrechte geltend machen wollte, wenn auch nur unter vier Augen... Und dann? dann?... Wenn dieser junge Tyrann dich von seinen Dienern zur Thüre hinauswerfen ließe... ha, und du griffest in deine Brusttasche und zögest die Papiere hervor, die deine Behauptung beweisen, die

Briefe der Fürstin... Und dann? dann?... Wenn er die Säcke Geldes nähme, die du für ihn erwarbst, in hingebender, nur vom Himmel erkannter Liebe und Aufopferung für ihn sammeltest, um der innersten Pflicht zu gehorchen, und er dies Geld vor dir hinschüttete und riefe: Da behalte, Elender, aber schweige! Schweige oder meine Rache ist gränzenlos... Diese Gedankenreihe, furchtbar reinigend für seinen Stolz und für sein Herz, verließ Rodewald nicht mehr, steigerte sich sogar, als der Herbst nahte, alle seine Pläne reiften, gesegnete Früchte sanken und Egon ihm schrieb, er würde bald selbst auf seinem Schlosse erscheinen, sich eine Weile von seinen Mühen ausruhen und ihm für „die guten Geschäfte," die er mache, danken... Rodewald kannte bei allen diesen Voraussetzungen die Natur Egon's, die ohne Zweifel tiefe und bedeutsame Entwickelung auch dieses Charakters noch nicht.

Aber des Fürsten eisernes Walten war nicht hinwegzuläugnen. In nächster Nähe ja sah Rodewald die traurigsten Spuren davon. Sein Nachbar, der Bauer Sandrart, der Reiche, Ueberzufriedene, Stolze, der auf seinen Sohn so stolze Vater, wie schlich der Aermste, zum Tod gebeugt, an einem Stabe von Haus zum Bach, vom Bach zum Hause, und blickte kaum auf, wenn man ihn grüßte: Vater Sandrart, wie

geht's? Was macht die Gute? Thut Euch der Sonnenschein gut? Ihm that nur gut, wenn er sich die Augen wischen und Niemanden sehen konnte, als zwei Menschen, die ihm nun die liebsten auf dieser Erde geworden waren, den Jäger Hennisch und Franziska, des Jägers Nichte. Der Dritte von Denen, die er liebte, auf die er alle seine Sehnsucht nach dem einzigen, unglücklichen, unwiederbringlich geopferten Sohn übertragen hatte, der Vikar Oleander, war nicht mehr in Plessen. Es hieß, er hätte die Stelle eines Gefangnißpredigers in der Residenz übernommen. Der hatte sich recht das Schwerste unter den Aemtern der Diener am Worte auserlesen... Und nicht, weil es der Sohn so geheißen in seiner letzten Stunde, sondern der innere Drang ihn machte, daß der unglückliche, um seine liebsten Hoffnungen betrogene Vater Hennisch, den Guten und Sorglosen, und Fränzchen, die Bewahrte, auch beim Nachbar Treuerfundene, wie die Seinigen annahm und erbeutlos den Besitz des Sohnes ihnen vermachte. Franziska war zwischen dem Generalpachter und dem Bauer, der sie liebte wie ein Kind seines Kindes, fast so getheilt, wie einst zwischen Louis Armand und Heinrich Sandrart. Jener schrieb zuweilen von der Fremde. Der immer wiederkehrende Schmerzenston seiner Briefe lautete:

Ein Meer ist zwischen uns! Ich darf nicht in das Land, wo Sie weilen, Franziska, und Sie binden die Pflicht, ja selbst das Glück an ein Unglück, das Sie trösten sollen und Sie mit Schätzen belohnt, die Ihre Flügel schwer macht: Gold ist schwer... Die reiche Erbin denkt wohl des fernen Freundes nur mit Schonung. O Franziska, diese rauhe Welt! Diese elenden Götzen der Pflicht, denen zu Liebe man so kalt werden konnte! Das Bild steht unverwischt vor meinen Augen. Der Gute, der sterben mußte, weil ihn für Andere das Loos traf und ein Beispiel gegeben werden sollte, ein Beispiel der Abschreckung für Menschen... Menschen! Alle Bitten an Egon, alle Briefe der Besten blieben unerhört. Das Kriegsrecht hatte seinen Lauf, wie die Kugel! Ich denke des Tages, wo ich in der Werkstatt bei Märtens mit ihm über den Eid sprach! Und was muß uns trösten? Daß das Unglück nicht allein steht, daß es eine täglich wachsende Reihe von Gräbern gibt, eines neben dem andern. Vergeben Sie, Franziska, wenn ich Ihnen, der Reichen, solche Worte schreibe! Vergessen Sie das Loos der Armen nicht! — Louis schrieb diesen Brief aus Antwerpen, wo er bei Siegbert verweilte und für die Einrichtung des Schlosses Tempelstein thätig arbeitete.

Franziska hielt auf diese Empfindungen, deren

Fragen, die das Gemeinwohl berühren, eine Ansicht für oder gegen auszusprechen. Wer so tief, wie Herr Heine, im Irdischen, Materiellen, in der Blasirtheit des Jahrhunderts verkommen ist, dem kann nicht einmal das Frohlocken über eine gescheiterte Unbesonnenheit gestattet werden. Alle deutschen Ehrenmänner, die den Gang der Begebenheiten seit 1833 billigen, werden darin einig sein, daß sie nimmermehr zum Organ dieser Billigung Herrn Heine wählen möchten. Der deutsche Sinn ist einmal so. Börne mit seiner etwaigen Uebertreibung steht uns immer ehrenwerther da, als Herr Heine mit seinem Widerruf.

Die gänzliche Unfähigkeit unseres leidigen Gewährmannes, sich in die Tiefe eines edlen Gemüthes zu versenken, beweisen die schnöden Trivialitäten, die Herr Heine über die religiöse Stimmung, die Börne'n am Abend seiner Tage für vieles Gescheiterte tröstete, sich erlauben zu dürfen glaubt. Auch über diese Erscheinung werden nachstehende Blätter sich wahrer aussprechen, so wie denn überhaupt mein Buch auch die einzig als wahr annehmlichen Aufschlüsse über das Zerwürfniß zwischen Börne und Herrn Heine enthalten dürfte. Herr Heine hat der Wahrheit durch seine Schrift zuvorkommen wollen; aber ich denke, da jene nach der Lüge erscheint, wird ihm das Aufräumen der Gegnerin um so leichter werden.

Ich gestehe, daß ich für manches Unterhaltende und Witzige in der Schrift des Herrn Heine nicht unempfindlich bin. Herr Heine ist ein muntrer Kopf, der, ohne wissenschaftliche Bildung, mit einer, weniger poetischen, als poetisirenden Gabe ausgestattet ist, die ihm erlaubt, an den Dingen mehr Seiten herauszugrübeln, als sich der Beobachtung des Ver-

zweifelnden Theil sie mit ihrer Feder widerlegte, wie auf ein Evangelium, aber Der, der es lehrte, war jetzt ihr verloren. Im Ullagrunde fesselte sie die ernsteste Pflicht. Das große Hauswesen des Generalpächters hatte aus der kleinen Nahterin ein Verwaltungstalent hervorgelockt, das zwar manche Personen, die um Natermann festen Fuß zu gewinnen gehofft hatten, sehr verletzte, diesen selbst aber aufs angenehmste überraschte. Fränzchens Herzensgüte im Verkehr mit dem gebrochenen, an sie voll Wehmuth sich anklammernden Sandrart rührte alle Herzen. Und Onkel Hennisch, der taumelte gar wie in der Irre! Die „gute" Urschel war ihm nun hin, aber seine Hunde waren ihm doch geblieben und es hieß sogar, wenn der Winter käme und er mit einem Burschen, den er sich nahm, im Amt nicht fertig werden könne, sollte ihm Drossel die beste seiner Töchter, das flinke Linchen, geben zur Führung seiner Wirthschaft! Aber nur Franziska gab ihm rechten Ersatz für eine Lebensgewohnheit, deren Schattenseiten seinem gläubigen Sinne nie eingehen wollten; ihm scharrte sich nichts aus der Erde heraus, unter der Jakob und Ursula Zeck schliefen, ihm kam der Glaube an den Doppelmord, den Jakob Zeck und Ursula Marzahn an seinen beiden Verlobten begingen, indem sie auf dem Gelben Hirsch Feuer anlegten und

an dem Waldbache die zur Kirche gehende Tochter des Sägemüllers vom Felsen stürzten, nie zu klarem Gemüth. Die Beweise fehlten. Die Untersuchung wegen Tödtung des Schmied's im Forsthause wurde von der Residenz aus, wo man mehr, als man wissen wollte, zu entdecken fürchtete, plötzlich abgebrochen, und Herr von Zeisel, der bequeme, seinen Garten, seinen Schlafrock, seine Whistpartieen liebende Justizdirektor, an dem auch glücklicherweise die Gefahr einer nicht verbessernden Versetzung vorüberging, Herr von Zeisel war nicht der Mann, der solchen Dingen à tout prix auf den Grund zu kommen trachtete. Nur Pfannenstiel, Drossel, der Sägemüller grübelten. Die lärmten, die drohten, aber nicht im Einverständniß. Die Polizei ging mit der Demokratie nicht Hand in Hand. Onkel Hennisch mit der Meerschaumpfeife und dem rothen, nun recht winternden Fuchsbarte genoß in vollen überfließenden Zügen das Glück seiner Rache, so schmerzlich es erkauft war. Er hatte die Hinrichtung mit angesehen, war voll Jammer über sie, aber doch wurde er fast eifersüchtig auf den alten Bauer und gramelte mit ihm. Er sah nur Das, was auf sein nächstes Behagen ging. Seine Hunde, sein Wild, seinen Wald kannte er. Aber mit Menschen konnte er reden, die er kennen sollte und er hätte geschworen,

daß er sie nie gesehen. So mit Dankmar, der oft an derselben Stelle mit ihm stand, wo er ein Jahr vorher mit ihm geplaudert hatte. Aber den Veränderten und Umgestalteten für den Doppelgänger Sr. Durchlaucht zu nehmen, wäre ihm nicht im Traume eingefallen. Er war für ihn ein völlig Anderer, als der er jetzt, ein ahnungsreicher Jurist, die Data über die in Liebe zu einem so guten Waidmanne entbrannte Ursula und ihren heimtückischen Bruder wohl am klarsten in Händen hatte, ohne daß er jedoch in der Lage und Laune sein konnte, sie öffentlich zu verknüpfen und von Andern seinen Scharfsinn prüfen zu lassen.

In diese Zustände der Ruhe, des Schmerzes, der Freude, des Harrens und Hoffens kam dann die Ankunft des Fürsten auf dem Schlosse. Rodewald hatte die Sammlung nicht, sie abzuwarten. Auf einem Wege, wo er ihm zu begegnen vermied, entschloß er sich, Selma ihrer nächsten Bestimmung entgegen zu führen. Der Abschied von Dankmar war der schmerzlichste. Denn auch ihn mußte es drängen, von einem Orte sich zu entfernen, wo ihm die Luft nun den Athem abpressen mußte. Melanie als Fürstin Hohenberg, Egon selbst, Selma von ihm hinweggenommen — er wartete nur des Vaters Rückkunft ab, um

ſich nach dem Weſten nun auch zu entfernen. Hatte er doch hier und da ſchon Verdacht erregt und glaubte er doch von einer Perſon, die noch dazu nicht die beſte von Sinnesart war, halberkannt zu ſein, von jener Lieſe, die früher im Heidekrug bei dem jetzt ſchmollenden konſtitutionellen Patrioten Juſtus diente und zu Fränzchen Heunisch's Erhebung immer nur ſcheel genug geſehen hatte. So war denn Rodewald von ſeinem Hauſe endlich frei geworden und hatte die in Schmerz zerfloſſene Selma mit der Zukunft getröſtet, mit jenem Zauberbalſam, der ſich kühl und linde auf alle Wunden legt.

Anna von Harder nahm die ihr ſo wunderbar Geſchenkten nicht wie eine Genugthuung des Schickſals, ſondern wie eine Mahnung, ſich zu demüthigen, auf. Die Freude und der Schmerz, die Wonne, in Selma ein Abbild zu beſitzen von der, deren Tod ſie zu bitterſter Gewißheit nun beſtätigt ſah, alle dieſe Empfindungen machten ſich in denſelben Thränen geltend und jede Betrachtung, jeder erörternde Rückblick blieb ausgeſchloſſen von den erſten Schrecken und Wonnen dieſer Begegnung. Rodewald wollte ſogleich ſcheiden, Anna ließ ihn nicht. Sein Pferd wurde von den Dienern verſorgt, doch wollte er zur Stadt, Selma ſollte da bleiben, wenn Anna ſie zu behalten

gedächte. Anna war keiner Anordnung fähig, nur Das wußte sie, daß sie das jetzt Gewonnene nur mit dem Leben wiedergeben wollte. Die edle Frau umhalste Selma und hielt sie gegen das Sternenlicht, gegen den Lampenschimmer im Hause, um sich an den Aehnlichkeiten, deren sie Hunderte mit ihrem Kinde schon entdeckte, zu erheben... aber daß dies Kind wirklich todt war, daß es auf fremder Erde, zerstoben und verwesend schon, ruhte, Das umwehte sie mit Geisterhauchen, als müßte sie nun bald selbst hingehen in die Wohnungen des Friedens und könnte sich nicht mehr zurechtfinden in dieser schmerzlichen Sinnenwelt.

Olga nahm ihr etwas von den nächsten Pflichten, die sie fühlen mußte, auffallender Weise schon ab. Olga begrüßte den Ankömmling mit einem Ton, der ihrer geistigen Vornehmheit sonst nicht eigen war. Sie bewirkte sogar, daß man die Geräthschaften abpackte, erinnerte an Vergessenes, reichte dar, was ihr Selma entgegenzunehmen zu wünschen schien, Dinge, die sie kaum nennen konnte. Sie schlang zuletzt sogar ihren Arm um Selma und führte sie mit einem allerdings sonderbaren, stummen Willkommen an der Hand ihren Zimmern zu, wo sie hoffte, die Enkelin Anna's als Nachbarin zu gewinnen. Anna ließ Alles geschehen und Selma hatte nur Augen für den Vater, der ihr

ſo tief zu leiden ſchien und der von Abſchied ſprach. Ich ſehe Dich morgen früh wieder! beruhigte er, aber ihre erſte Freude zeigte ſich bald als die Erregung des Momentes; die aufgeſpannten Nerven ließen nach und die Luſt verwandelte ſich in Wehmuth. Wie war dies Haus ſo düſter, ſo einſam, wie dunkel dieſe Wände, wie fremdartige Töne vernahm ſie da und dort... die alten Bedienten, das leiſe Sprechen, um den Greis nicht zu ſtören, den man morgen erſt langſam vorzubereiten gedachte, alles Das erfüllte ſie mit einer Beklommenheit, die faſt den Wunſch auszuſprechen ſchien: Laßt mich beim Vater bleiben, hier wohnt der Tod und ich will dem Leben angehören!

Anna ſammelte ſich mit Olga's Hülfe. Olga ſchien ein wenig aufgeweckt aus ihrer Traumwelt. Sie ſah etwas, was ſie verſtand, mit der höheren Poeſie ihrer Empfindungen vergleichen konnte, wenn auch Kaktus, Pinien, Palmen und das Meer dabei fehlten. Aber die Enkelin Anna's kommt aus Amerika und bringt ſich ſelbſt für die todte Mutter! Sie fühlte eine ſolche Erfahrung fremden Lebens wie ihre eigne nach und war ſo voll Eifers, das Rechte und Nothwendige zu treffen, daß Selma ſchon die ſie umſchlingende und nur ruhig neben ihr hingehende Großmutter fragen mochte: Welches ſeltſame Weſen haſt

du nur da bei dir? Und wem hab' ich da gleich an Werth für dich und Vollkommenheit nachzueifern? Dystra, hätte er die Scene beobachtet, würde gesagt haben: Comteſſe Olga iſt wie die Memnonsſäule, à l'ordinaire kalt und ſtarr, wohllautend aber doch, wenn nur die rechten Sonnenſtrahlen auf ſie fallen!

Während ſich Selma in der für ſie vorläufig beſtimmten Lokalität zurecht fand, wollte Rodewald gehen, aber Anna zog ihn in den ſtillen klaren Abend, zog ihn unter den Pavillon und drückte ihm voll Vergebung die Hand. Er wollte ſprechen, erzählen. Anna duldete es nicht, weil er ſich ſelbſt anklagte. Ich bin Schuld, ſagte ſie, ich, daß ich an der unverwüſtlichen ſittlichen Kraft eines edlen Mannes zweifelte! Welcher Hochmuth war es, der mich trieb, Sie zu verurtheilen, Rodewald! Alle Steine, die die Welt auf Sie warf, hätten ſich mir ſelbſt in Blumen verwandeln ſollen, da mein Kind Sie liebte. Pauline konnte nichts erfinden, als ſie vor Selma von Ihnen wie von einem Ideale ſprach! Ich zerſtörte es, aber mit ohnmächtigen Werkzeugen. Jeder Fehler, den ich Ihnen nachſagte, verwandelte ſich vor dem einmal bezauberten Kinde in eine Tugend. Ich war ſo durchdrungen von Paulinens Verrätherei, ich glaubte nichts Anderes, als, ſie bindet, wie Das täglich geſchieht, den Mann ihrer Liebe

an ein unbedeutendes Mädchen, um ihn stets in ihren Fesseln zu behalten, nie mehr zu verlieren, denn selbst die Rechte der Verwandtschaft mußten Sie zuletzt in ihre Nähe bannen. Ich sah Das vor mir, sah Arrangement, sah Verabredung frivoler Gemüther. Ich habe nie so in Flammen gestanden wie damals, als ich in meinem Zorn mich selbst verzehrte und all mein Lebensglück. Ich danke Ihnen, Rodewald, daß Sie mir verziehen und mir auf die letzten Tage meines Lebens diese überschwängliche Gnade schenken, Ihr Kind bringen, Selma's Kind, und daß Sie's Selma nannten!

Thränen erstickten die Stimme der Vielgeprüften, die seit dem frühen Tode eines jungen, gutmüthigen Gatten ihr Leben zu einer Schule der Entsagung gemacht hatte. Rodewald gestand ihrer Abneigung gegen ihn jede Berechtigung zu. Das Tragische unserer Lebenserfahrungen, sagte er, bestünde eben in dem Zusammenstoß von Interessen, wo jedes auf seinem Standpunkt rein und wohlbegründet wäre, und das seinige wäre es nicht einmal im Anfange gewesen, sondern erst geworden durch die Hingebung, die unaussprechliche Güte und das kindliche Vertrauen jenes Mädchens, das er zur Gattin wählte und dem er kein besseres Angebinde hätte verehren können als

einen neuen Menſchen. Fort von dieſem Boden der Lüge, fort aus dieſen Fallſtricken ewig wiederkehrender Gefahr — denn, beſte Mutter, ſagte Rodewald, Das werden Sie auch als nothwendig im Leben anerkannt haben, die Verſuchung darf nicht zu nahe ſtehen, wenn zweifelnde Augenblicke über uns kommen. Oft hatt' ich ſelbſt noch in Amerika, nachdem wir Frankreich, England bereiſt hatten, irgend eine kleine Irrung mit Selma, irgend einen nicht ſtimmenden Akkord, aber wir mußten ihn unter uns auflöſen, wir konnten nicht mit unſerm Kummer falſche Tröſter finden, die die Wunde ſtatt zu heilen, nur weiter aufriſſen, wir mußten uns ſelber wieder erkennen und es ging. Dieſe Ehe hat mir nach vielfach zerfahrner, oft poetiſcher Irrung — ich will nicht wie ein Büßender ſprechen — die Sammlung meiner ſelbſt gegeben. Ich wurde zufrieden und lernte die Grenze würdigen, die dem Leben gezogen iſt.

Anna hielt Rodewald's beide Hände und ſaß ſo ruhig neben ihm unter den Sternen. Noch ſprach er von der nächſten Zukunft, Anna billigte Alles, wenn ſie nur Selma behielt. Ihr will ich mich widmen, ihr die letzte Kraft meines Lebens geben! ſagte ſie und erſt nach längerm Träumen kam ihr die Frage: Und Sie, Rodewald? Der Vater, der höhere Rechte

hat, als ich? Vergeben Sie, wenn ein Jahrelang so ungestilltes Sehnen unersättlich ist!

Wie staunte Anna, als Rodewald von seiner Pachtung der Hohenbergischen Güter sprach! Sie wußte nichts von Rodewald's Beziehung zur Fürstin Amanda, die ihr eine theure Freundin in erster Jugend gewesen, aber seit der Heirath des Generalfeldmarschalls entrückt war. Sie konnte mit stiller Freude vernehmen, daß Selma's Vater in ehrenvollen Verhältnissen ihr so nahe bleiben würde und als sie von seinem vorläufig angenommenen Namen Ackermann hörte, als sie sich beklagte, daß ihr über ein Jahr lang Selma entzogen war, wo Ackermann schon in Deutschland weilte, hatte sie jetzt nur die eine Sorge noch auszusprechen, die sich in dem Namen Schwester Pauline! kundgab.

Wie lebt Pauline? fragte Rodewald.

Sie lebt, wie sie als Kind lebte! sagte Anna. Nach jedem zerbrochenen Spielzeug ein neues. Es verschenken, verlieren, oder selbst zerstören, gleichviel, nur rasch ein Ersatz! Ihr Leben liegt wie ein aufgeschlagenes Buch vor der Welt. Ich mag Ihnen nicht darin blättern, Rodewald! Lesen Sie es bei Andern. Manches hat sie selbst verrathen, im günstigeren Lichte darstellen wollen, sie hat die Feder er-

standes auf den ersten Blick darbieten. Weniger Poet, als poetischer Dilettant aus der romantischen Zeit, weiß er den Gegenständen seiner Beobachtung eine gewisse phantastische Appretur zu geben, die von einem angebornen Sinn für das Naive, das Detail, das Unwesentliche und Specielle unterstützt wird. Ohne sittliche Selbsterziehung, von den Schmeicheleien seiner Umgebung früh gehätschelt, angewiesen auf Lebensernten, die er nicht zu säen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, schleuderte er mit nachlässiger Indifferenz durch ein menschliches Dasein, das ihm der Zufall sanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, stehen und glossirte die Menschen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schicksale, ihren Glauben. Nie hat Herr Heine aus dem Kreise des kleinlichsten Egoismus heraustreten können, nie empfand er für das, „Was," wie Goethe sagt, „der ganzen Menschheit zugetheilt ist." Zieh man ihn der Unwahrheit, nannte man ihn gesinnungslos, häufte man Vorwurf auf Vorwurf, — es ließ ihn gleichgültig, wenn man ihm nur — den Witz einräumte! Und in der That, das Talent, sich im fernen Paris in eine dunkle, versteckte Stube einzuschließen und von dort aus über die Lächerlichkeiten von tausend Menschen, denen er im Leben begegnete, spottend nachzugrübeln: dies Talent besitzt er meisterhaft. So muß ich gestehen, hab' ich Einiges in seinem Buche über Börne belacht. Aber nun denke man sich, wenn man gezwungen werden soll, auf Kosten edler Menschen zu lachen! Wenn man mitten in einem spaßhaften Satze vor der beleidigenden Wendung desselben erschrickt und für einen Autor erröthet, der nicht mehr erröthen zu können scheint! Als ich von Herrn Heine's Witz gebrandschatzt wurde, auch

griffen und geſchrieben. Ich konnte mich erſt nach Jahren, wo alle Welt ihre Bücher vergeſſen hatte, entſchließen, ſie zu leſen. Da fand ich mehr in ihnen, als Bosheit und der Neid in ihnen hatte wollen gelten laſſen. Ich fand ein wirklich unglückliches, nur durch die Eitelkeit und früheſte Verwöhnung verdorbenes und unverbeſſerliches Herz. Mich rührte das Meiſte von Dem, was Andere belachten. Ich haßte ſie weder, noch verachtete ich ſie, aber ich mußte ſie meiden. Ihre Nähe wirkte auf mich, wie die Nähe der Mörder auf die Erſchlagenen wirken ſoll. Die Wunden fangen wieder an zu bluten. Ich mied ſie nur. Sie war zu ſtolz, zu ſchwindelnd hoch in ihrer wilden Lebensphileſophie, als daß ich jemals auf das Anerbieten einer Verſöhnung hätte rechnen können. Jetzt, wo ſie auf's Neue eine große Rolle ſpielt...

Rodewald wußte, daß Egon ihr ganz gehörte...

Jetzt ſucht man ſelbſt von Seiten des Hofes mich für eine Annäherung zu gewinnen; ich weiche aus. So lange Dämonen wie jene Charlotte Ludmer in ihrer Nähe weilen...

Lebt die Ludmer noch? ſagte Rodewald gelaſſen ſtaunend...

O die iſt zäh wie Schlangen, die auch zerſtückt noch nicht ſterben können, ſagte Anna. Ich tröſte mich

immer, wenn ich von dem Vielen, was die Welt Bedenkliches über Paulinen ſich erzählt, die Schuld auf jenes Weſen werfen kann, das wohl zu tief mit Paulinens Vergangenheit verwachſen iſt, als daß ſie jemals wagen könnte, ſich von ihm zu befreien.

Rodewald kannte Paulinens Lage und Verhältniſſe. Von der Irrung, die der ſeinigen folgte, von der Geſchichte des Baron Grimm, den er ſo oft am Miſſouri in der Perſon jenes Morton erblickt hatte, während Morton in ihm den engliſch gewordenen Maſter Harry, jetzt nur den Generalpächter Ackermann kannte, wußte er nichts. Anna fühlte ſich nicht veranlaßt, über das Leben ihrer Schweſter dem Manne Enthüllungen zu geben, den ſie in dieſem Augenblick froh und glücklich ſehen wollte. Sie geſtand zu: Es wird Aufſehen machen, großes Aufſehen, wenn es heißt, jener einſt von der ſchönen Welt ebenſo wie von den Staatsmännern und Gelehrten bewunderte Heinrich Rodewald iſt zurückgekehrt, iſt ein einfacher Oekonom geworden, hat die Güter des Fürſten von Hohenberg gepachtet, hat der alten Landräthin von Harder auf Tempelheide ein Abbild ihrer hingeſchiedenen Tochter, eine Enkelin, überbracht... ja, Rodewald, ſagte ſie, als dieſer lächelte, ja man hat das Gedächtniß für die alten Tage nicht ganz verloren

und ſpricht Das, deſſen man ſich fernher erinnert, mit großer Schonungsloſigkeit aus...

Nein, nein, unterbrach Rodewald, die neue Freiheit Deutſchlands macht nur, daß ſolche Verhältniſſe geringfügig erſcheinen...

Anna aber ließ ſich nicht nehmen, daß noch Tauſende lebten, die da ſtaunen, die Köpfe zuſammenſtecken würden... Und ſchon die einzige Pauline, die Ludmer! ſagte ſie. Erſchrecken Sie nicht, ihnen wieder zu begegnen?

Meine Wege ſind nicht die ihren...

Aber Selma! Ich geſtehe, daß ich mich rüſten muß! Die überfallen mich gewiß und geben ſich das Anſehen, dies Kind mit ihrer Liebe erdrücken zu müſſen! Wenn Das wäre — ha, ich werde bitter... Kommen Sie, Rodewald!

Anna wollte aufſtehen, aber eben kam Selma und Olga Arm in Arm aus dem Hauſe ihnen entgegen. Raſch benutzte Anna die noch übrige Zeit, dem Schwiegerſohne zu ſagen:

Dies blaſſe Mädchen iſt die Tochter einer Fürſtin Wäſämökoi, die mir dies Kind, weil es aufmerkſamer Führung bedarf, zur Pflege hinterließ. Ich bin erſtaunt, welchen Eindruck Selma ſchon auf dieſe eigne Natur gemacht hat! Ich wäre glücklich, wenn ſich

dieſe Mädchen verſtänden und jede zu ihrem Guten noch das Gute der Andern ſich hinzuthäte.

Indem noch Rodewald lächelnd ſagte: an Schlacken, die dann ausgeſtoßen werden müßten, würd' es auch bei Selma nicht fehlen, kamen die Mädchen und gaben die Abſicht zu erkennen, durch das offen dargeſtellte Bild ihrer ſchnell gewonnenen Vertraulichkeit die Aeltern zu erfreuen. Selma ſagte, daß ſie ſchon wiſſe, wo ſie nun der erſte Morgenſtrahl wecken würde, aber ſie wäre unruhig und würde ihre Nachbarin viel plagen, von der ſie hörte, daß ſie bis neun Uhr ſchliefe. Mit der Möglichkeit zu ſcherzen war hier ſchon viel gewonnen. Rodewald lehnte jede weitere Gaſtfreundſchaft ab, trat an ſeinen Wagen, mit dem er in der Reſidenz einzukehren gedachte und verließ Tempelheide mit dem Verſprechen, morgen in den erſten Stunden wieder bei den Frauen zu ſein.

Drei Tage hatte Rodewald für dieſe Reiſe beſtimmt. Er fühlte die Nothwendigkeit, ſich bei Zeiten am Fuße des Hohenbergs einzufinden und dem Fürſten ſeine Aufwartung zu machen. Dennoch hinderte ihn daran eine unüberwindliche Befangenheit. In Tempelheide hob ihn Alles, auf dem Hohenberg hätte ihn Alles erniedrigen müſſen. Dort konnte er ſein Haupt erheben und im Licht der Wahrheit verklärt

wandeln, hier hätte er die Augen niederschlagen, sich vor sich selbst entwürdigen müssen. So wurden aus drei Tagen fünf, aus fünf acht. Es fesselte ihn außer Oleandern wenig in der großen Weltstadt. Er sah sich wohl die neuen Denkmäler und Bauten, die Sammlungen der Kunst an, aber die Eindrücke konnte er erst bei Anna und den Kindern zurecht legen. Auch dem Obertribunalspräsidenten wurde er vorgestellt und, wie sich von dem Humanitätsfreunde erwarten ließ, mit Nachsicht beurtheilt. Die Urenkelin stand dem Greise bald näher als Olga, nicht durch die Verwandtschaft allein, sondern auch durch die leichtere Art, aus sich herauszugehen. Wie aufmerksam lauschte Rodewald dem weisen Freunde der Natur und des Lebens! Wie schnell fand er sich in die wunderliche Neigung zu den Thieren! Er verglich diese Richtung einer auf die allgemeine Seelenlehre sich gründenden Weltauffassung mit den herrschenden Doktrinen des Tages, dieser größeren Fülle an Material, strikteren Form der Beweisführung, aber geringeren Rückwirkung auf die Bildung des Herzens. Da Rodewald zufällig in der amerikanischen Union Freimaurer geworden war, konnte er sich bald überzeugen, daß in der alten Excellenz der Naturalismus seiner Anschauungen nicht ohnmächtig als todtes Pfund in der Erde lag, sondern

oft genug nach außen hin auch über die Grenze seines nächsten durch die Gesetze gebundenen Berufes gewirkt hatte. Der Greis klagte über die Richtung der Loge. Er hatte sie ganz an Gelbsattel, Rodewalds Schulpforter Genossen, überlassen müssen. Sie hat, sagte er, einen Trieb zur Nüchternheit, zur leersten Verschönerung des Lebens bekommen, der mich abschreckte, länger für sie zu wirken. Ich weiß wohl, die tiefere und geheimnißvolle Richtung der Loge ist zu unwürdigen Zwecken misbraucht worden, die sich in Lug und Trug verloren. Aber so ganz diesen Bund auf Nichts zu stellen, wie es jetzt eingerissen ist, so ganz ihn alles Zusammenhanges mit großen geschichtlichen Ideen entkleiden und ihn nur in eine Art feinerer Liedertafel umzuwandeln, wer möchte da noch mitgehen? Man hat Diejenigen steinigen wollen, die wie einst Bruder Krause und Meßdorf unsere Geheimnisse verriethen, aber man ist hinter diesen, die nur zur Reform unsres Bundes Oeffentlichkeit wollten, weit zurückgeblieben. Wohl weiß ich, daß das graue Alter unsrer Kunsturkunden nicht zu ermitteln ist, aber der Geist, der sich in der Loge sammelte, war jener immer landflüchtig gewordene Geist der Johanneslehre, die vor Christus schon bei Plato, Sokrates, Virgil christlich dachte, d. h. jener Lehre der überall verbandenen

Christlichkeit, wo reines Menschenthum waltet. Das ist der Angelpunkt der Welt und der Geschichte. Die Humanität beginnt mit Duldung gegen Alles, was außer uns lebt, mit dem Thiere, der Pflanze. Was ist der Mensch? Ein Ursachenthier, sagt Lichtenberg. Die andern Thiere sind Wirkungsthiere. Wir sehen, was da wird, blüht und vergeht. Wir fragen, warum ist die Schöpfung? Aber daß wir keine Auskunft wissen, stellt uns allem endlich Lebenden gleich. Dieser allgemeine Glaube ist der, der immer parallel ging mit den rohen und brutalen Erscheinungen der Geschichte, der Theologie, der Politik, der Sittenlehre. Neben dem Heiden- und Christenthum, neben den Staaten der Griechen, Römer, Franken, zog sich doch dieser einige Faden der reinen Menschheitslehre von Pythagoras und Thales herab bis auf diejenige Philosophie unserer Tage, die des Namens würdig ist. Für diese Lehre ist der Menschheitsbund die größte Geschichtsthat. Zu ihr gehörte Jeder, der Humanität übte. Die Loge wollte die Lehre vom wahren Tempel wieder aufnehmen. Wie oberflächlich hat sie es gethan! Sie konnte Größeres wirken. Das Christenthum war erst auch ein Geheimbund. Es war erst auch eine Religion bei verschlossenen Thuren. Das Christenthum war auf Logen begrün

det, die man Agapen nannte. Man speiste zusammen und feierte seine Erinnerungen. Die Loge hat viel gut zu machen, wenn sie nicht zerfallen will. Als sie vor vierzig Jahren in Deutschlands wüstester Zeit sich weigerte, ihre Mission zur Heranbildung eines Menschenbundes anzuerkennen und sich nur der Lehre von einer laren Brüderlichkeit und gegenseitigen Förderung innerhalb der gegebenen Lebensverhältnisse ergab, hatte sie ihre Bedeutung für die Geschichte verloren und wird in Apathie, Ueberschuldung und bei vielen Einzelnen in Mangel an Appetit zu Grunde gehen.

Der Greis hatte seine Rüge scherzhaft geendet, zum Bedauern Rodewald's, der von einer Annäherung an Dankmar's Ideen überrascht war und fast verstummte über die wunderbare Fügung, daß der Präsident, er wußte es selbst nicht, die Gelegenheit in der Hand hatte, seinen Traum von einer großartigeren Entwickelung der Freimaurerei wahr zu machen. Gern hätte er Dankmar Kunde von etwaigen Aussichten seines Prozesses gebracht, aber Otto von Tystra, den er in seiner Wohnung in der Stadt Rom begrüßte, bemerkte ihm sogleich, daß ihr gemeinschaftliches Interesse für die Gebrüder Wildungen von diesem in Amtssachen drakonisch strengen und gewissenhaften Greise nichts hervorlocken würde. Tystra's Beziehung

zur Comteſſe Olga ſchien Rodewald, der an die anorganiſchen Verbindungsgeſetze der großen Welt gewöhnt war, nicht ſo komiſch wie dem Touriſten ſelbſt. Von Siegbert's Beziehung zu Olga wußte Rodewald nichts. Dankmar hatte ſich wohl gehütet, ſeinem im Ullagrunde nicht ſehr empfohlenen Bruder noch die Bürde einer ſolchen in der Luft ſchwebenden Liebe aufzuhängen. Dyſtra war in der Hauptſache der Alte, an Allem intereſſirt und für nichts auch nur einen Tropfen Bluts, dafür mit Freuden einen Beutel Geld laſſend, ganz wie es in der Oberflächlichkeit einer Zeit liegt, die auf Kommunikation und Beſchleunigung der Mittheilungen, auf den leeren Formalismus der Gedankenwelt, auf Stenographie, Autographie, Lichtbildnerei u. ſ. w. ihr größtes Gewicht legt; doch überraſchte ihn Dyſtra eines Abends durch das Zeichen der Ritter vom Geiſte. Sind Sie Mitglied des Bundes? fragte Rodewald erſtaunt. Ich baue vorläufig dem Bunde eine Kapelle, ſagte Dyſtra, ich baue ihm ein Archiv für ſeine Statuten, im Nothfalle Kaſematten für ſeine Märtyrer. Sie werden ſtaunen, wenn wir den erſten Bundestag halten. Am Ufer eines majeſtätiſchen Stromes erhebt ſich, in der Nähe des Königlichen Schloſſes Buchau, ein bewaldeter Bergesrücken, auf deſſen Mitte der Tempelſtein eine Warte

des ſchon ſtaunenden Reiſenden iſt! Schon erheben ſich Mauern und Thürme. Arkaden verbinden die Höfe, die vom Schutte gereinigt ſind und neu wieder ſprudelnden Quellen Raum laſſen mußten. Die Sommerhalle und die Winterhalle harren ſchon des wohnlichen Schmuckes, den ich in Belgien, Holland, am Mittelrhein und in Franken für ſie fertigen laſſe. Parkanlagen ſchafft ein königlicher Gärtner, er weiß es nicht, welche Orakel unter dieſen Bäumen geſprochen werden ſollen. Rodewald, es war ſchön unter Ihren rothbraunen Urwaldsbäumen! Aber es iſt ſchöner, ſich einen Garten zu zaubern, wo uns nicht Wilde, höchſtens die Häſcher der weltlichen Hermandad überfallen können. Komme, was kommen mag! Ich eröffne im nächſten Jahre zum September Nachts um zwölf Uhr meinen Tempelſtein. Unten an meiner interimiſtiſchen Wohnung melde ſich wer kommen will, Ritter oder Knecht, Mönch oder Laie, vermummtes Viſir oder offnes, eine Reiterſtandarte in der Hand oder eine Oriflamme oder eine Orlogsflagge! Von meiner untern Villa ſchreitet man über eine Brücke, die ich zwiſchen zwei Abgründen aufführen laſſe mit hochgeſchwungenen Bögen, dem Untenwandelnden ſcheinen ſie ein Thor. Dann hinauf zur Burg! Die Zacken, die Mauern, die Verzahnungen ſollten Sie ſehen, die unter hundert

über Edle zu lachen, da war es mir, als bekäme man von einem Restaurant eine Fleischspeise mit pikanter, appetitreizender Sauce, striche diese mit dem Messer fort und würde dann plötzlich von einem Faulgeruch angedunstet, den die Capern und Champignons verdecken sollten, oder man nähme einen Bissen in den Mund und müßte ihn aus Schreck über ein langes, durchflichtiges, rothes Haar an der Gabel wieder fallen lassen! Solche Schrecken bietet fast jede Seite der Schrift des Herrn Heine dar.

Auch ohne meine Rüge wird man die Mißhandlung einer edeln gebildeten Dame, die Börne'n in treuer Anhänglichkeit ihr Leben gewidmet hat, empörend finden. Das Verhältniß Börne's zu Madame W. (es ist in meinem Buche thatsächlich dargestellt) gehört zu jenen schönen Begegnungen edler Seelen, die zum Glück der Dichter und Weisen nicht bloß von ihnen nur zum Gegenstand ihrer Schöpfungen gewählt wurden, sondern die oft sie selber beglückten und ihnen ein einsames Dasein verschönerten. Ganz Frankfurt, hierüber gewiß kompetent, stimmt darin überein, daß Börne's Verhältniß zu Mad. W. ein ebenso wohlthätiges für den verlassen und einsam in der Welt stehenden Unverheiratheten, wie seiner Natur nach rein und sittlich war. Herr Heine wahrlich sollte einer der Ersten sein, der das Poetische einer solchen Beziehung mehr, als Andere, zu würdigen wüßte. Statt dessen bringt er diese Dame an den Pranger der Publicität. Er entwürdigt ihr Leben, er bezweifelt ihre Sittlichkeit, er schändet sie mit der Lascivität seines gemeinen Witzes. Eine Frau, die ihn durch Nichts gekränkt haben kann, als durch ihre liebende Verehrung für Börne, ihr Gatte, der der dritte in einem Seelen-Bunde war, für dessen

hämmernden und klopfenden Händen ſchon aufwachſen! Die Säulen dann umwunden mit Kränzen, von Altane zu Altane Guirlanden wie zu einem Sängerkriege, die Fahne mit dem vierblättrigen Kleeblatt hoch vom Söller wehend... Sie lachen? Genug Meiſter Harry! Vorläufig fühl' ich mich nur verpflichtet, für den Komfort dieſer neuen Inſtitution zu ſorgen und es den Geiſtern der alten Ritter, die bei uns zur Nacht ſpeiſen werden, auch nach Rumohr's Geiſt der Kochkunſt bequem zu machen. Sorgen Sie nur dafür, daß Dankmar endlich ſein Arkadien bei Ihnen aufgibt und ſich an die Sicherheit der Grenze begibt, die mein Tempelſtein faſt ſelber iſt. Auf waldiger Höhe, zugänglich nur den Schmuzglern und Grenzwächtern, liegt eine einſame Grenzhütte, bewohnt nur von einem Greiſe in weißem Bart! Halte man ihn für einen Verwandten Rübezahl's oder einen Gnomen andrer Seitenlinien, der Alte vom Berge empfängt Beſucher, deren Namen nur in Steckbriefen zu leſen. Dankmar wird von dem Greiſe längſt erwartet; längſt hat er das Wort, das ihm oben an der Tannenhütte Einlaß verſchafft bei'm Alten am Kaffeetopf, den er immer ſieden hat, man ſagt, um den fernen Gäſten durch den Rauch die faſt unzugängliche Lage der Hütte zu verrathen. Es iſt Zeit, den Alten mit dem Wort aufzujagen und

Dankmar'n alle kleinen Bequemlichkeiten zu verſchaffen, die die Gäſte der Hütte vom Tempelſtein geliefert erhalten. Sie ſollten unſre kleine romantiſche Exiſtenz dort unter den Eulen und Füchſen kennen! Ich nehme Abſchied, weil meine Anweſenheit dort nöthig wird; ich reiſe, um die Zimmer zum Empfang der Baronin Dyſtra herzurichten.

Rotewald würde ſchon, gedrängt von dieſem neuen Beweis der wachſenden Idee des Bundes, beruhigt über Selma's nächſte Zukunft und Anna's ſorgfältig mit ihm beſprochenen weitern Bildungsplan der Tochter, zurückgereiſt ſein, hätte ihn, nach einem Beſuche bei dem in Trauer um Selma's ihm abgewandtes Herz vom Ullagrund geſchiedenen und in Liedern und dem ſchwerſten Lebensberuf ſich tröſtenden Oleander, nicht Murray gefeſſelt, den er zu ſeinem wunderbarſten Erſtaunen von Dyſtra als jenen todtgeglaubten Morten bezeichnen hörte. Sie leben, alter Freund? rief er Murray zu. Sie leben als Geizhals in dieſer Mördergrube? Sie ſtellen ſich todt, um von Ihren Verwandten bei Ihrer Rückreiſe nicht geplündert zu werden? Was treiben Sie hier? Wer iſt um Sie? Wer ſorgt für Sie? Erfuhren Sie, daß ich Ihr Geld richtig abgegeben, an Menſchen, die ſie für Ihren Bruder erklärten? Sind Sie der Bruder jenes

Schmieds, der von der Hand eines Fremden tödtlich getroffen wurde? Und Sie waren wirklich selbst dieser Fremde, Sie selbst das Werkzeug dieser Strafe, die einen Menschen traf, der, wie Louis Armand beschworen hat, eben die eigne Schwester tödten wollte? Sie heißen Friedrich Zeck, nicht Morton, nicht Murray, wie ich nicht Harry, nicht Ackermann, sondern Rodewald?

Die Folge dieser Begegnung, die Wirkung dieser Fragen war für Murray, der an einer Kupferplatte saß und wie aus Träumen auffuhr, so furchtbar, daß sich zwischen ihm und Rodewald dieselben Stunden wiederholten, die im vorigen Herbst zwischen ihm und Louis Armand auf dem Schlosse von Hohenberg nur der Sturmwind, der an den Fenstern rasselte, die knisternde Flamme des Ofens, das singende Heimchen im siedenden Theetopf belauscht hatten...

Sie jener Rodewald, auf den Baron Grimm folgte? sagte Friedrich Zeck fast sprachlos.

Rodewald wußte nichts vom Baron Grimm... aber was er von ihm, über und durch ihn jetzt erfuhr, ließ ihn schaudern. Diese Pauline! rief es in ihm wie im wildesten Aufruhr aller Seelenkräfte. Und Ihr Sohn?

Ist gesunden... Lebt!

Die Thür ging auf. Hackert trat ein...

Das ist er! sagte der Vater, der ihn vor Rodewald nicht verläugnen wollte.

Rodewald stand wie erstarrt. Er erkannte diesen blassen, jungen, verdrießlichen Mann. Er erkannte dies röthliche Haar, dies hellblaue Auge, dieses fragende, bittre Lächeln... Es war der Gefährte von der Landstraße, der Nachtwandler vom Heidekrug...

Hackert erkannte auch den Fremden und grüßte ihn mit dem Scheine, als wollte er sagen: Was ändert denn nun Das? Ihr hättet mir die Theilnahme, die ich jetzt finde, auch früher schenken können, denn ich denke doch, ich bin derselbe Mensch!

Aber Rodewald erkannte mehr in ihm, er erkannte Paulinen... er sah sich Egon, dem Fürsten von Hohenberg, gegenüber, Paulinen diesem Hackert... er unterdrückte, was er empfand.

Er mußte sprachlos scheiden von dieser ihm jetzt aus Friedrich Zeck's Mittheilungen über den mit dem Sohn befolgten Erziehungsplane erklärlichen armseligen Raume, er mußte scheiden voll innigsten Jammers, herzzerreißenden Schreckens, er bedurfte der ganzen friedlichen Sammlung, die in Tempelheide über ihn kam, um sich endlich, gehoben nur durch das Gefühl, daß das Gute in der Welt mit dem Bösen zwar mit

ungleichen Waffen, aber doch nicht ganz ohne sieg-reiche Erfolge kämpfe, auf den Weg zu machen, die verhängnißvolle Rückreise nach dem Schlosse Hohen-berg zu dem Ulagrunde anzutreten zur Meldung bei dem Fürsten Egon.

# Sechstes Capitel.

## Die Meldung.

Gravitätisch, wie ein Uhu im Walde, rings von Elstern, Dohlen, Krähen, andrem vorwitzigen Gevögel umflattert, gefürchtet zugleich und verspottet, vom Jäger ausgestellt zur Lockung, wenn er zahm ist, oder in der Wildniß sich selbst preisgebend, wenn ihm die blöden Augen Tageshelle blendet, — sitzt auf dem Korridor des Schlosses Hohenberg bei Plessen unter muthwilligem, hin- und hergejagtem, sich und Andre neckendem Dienstpersonale, unter betreßten Jägern, bunten Heiducken, weiß verhangenen Köchen, Küchenjungen, die wie junge Kakadus den alten nachspringen, unter Kammerzofen und alten borstigen Scheuerfrauen der von der Residenz mit Sr. Durchlaucht gleichfalls angekommene Haushofmeister und Ex-Husarenwachtmeister Wandstabler.

Strohmatten trennen seine schon in aller Frühe

eines Seſſels bedürftige Perſon von dem ſteinernen Eſtrich der Korridore, die trotz der den ganzen Sommer hier betriebenen Reparaturen und Vorbereitungen zum würdigen Empfang ihres Herrn nicht jenen luftdichten Thür- und Fenſterſchluß haben wie das hochfürſtliche Palais in der Reſidenz. Da lagen zwar viel neue Teppiche auf den Treppen, die Wände waren friſch getüncht, die Plafondsſtukkaturen in ihren Defekten ergänzt, Blumen und Vaſen zierten nach den Angaben der jungen Fürſtin jede unſchöne Niſche, jeden harten Winkel, jedes kahle Fenſter, aber die gebrannten Geiſter zwickten und zwackten ſchon in aller Frühe an der menſchlichen Aufſchwemmung, die da im ſchwarzen Frack, in Schuh und Strümpfen im Seſſel ſitzt mit gewichstem Schnauzbart, wie in dieſes Fürſtenthums militäriſchen Zeiten, und ſich bei jedem Klingeln in und außer dem Schloſſe erhebt, um der Würde, die ihr der junge Fürſt aus Gnaden gelaſſen hatte, doch einigermaßen noch zu entſprechen. Aber es zwickte hier, es zwickte dort in den alten Gliedern. Alle Kriegsthaten, alle Kriegsſtrapazen regten ſich und wenn auch Doktor Reinick erklärte, in dieſen Schultern, den Armen und den Füßen rumorte weit mehr die behagliche und frohgenoſſene Metternich'ſche Friedensepoche, die verſchiedene Erklärung der

Urſachen hob die Wirkung nicht auf. Die beſte Behandlung hatte Drommelden in dieſem Falle in der homöopathiſchen gefunden. Hier ließ er die Wirkung durch die ihm wahrſcheinlichere Urſache bekämpfen. Er rieth, den Schrank nicht zu vergeſſen, in dem Wandſtabler die Schlüſſel des Reſidenzpalais bewahrte, und Dore Wandſtabler, die Aelteſte, verſtand den Wink; die gebrannten Geiſter folgten nach Hohenberg und hielten die rheumatiſchen Störungen noch in der That am beſten ab, eine Methode, die Herr von Sänger, Wandſtabler's früherer Ritt-, jetzt Rentmeiſter, als er bei Sr. Durchlaucht zu Tiſche und faſt jeden Abend zum Thee, aber mit vielem Rum, geladen war, dem treuen Wachtmeiſter als die beſte für den Fall zugeſtand, daß man nicht in der Lage wäre, auf die zarten Nerven und die empfindliche Laune eines drittgeheiratheten Weibes Rückſicht zu nehmen.

Dore, die Allwaltende in der Reſidenz, war es auch ſeit den raſch vorübergeſchwundenen acht Tagen hier auf Hohenberg. Schon vierzehn Tage war ſie von der jungen liebenswürdigen Fürſtin (die bei Egon Alles nahm, wie ſie's fand) vorausgeſchickt worden, um einen Komfort herzurichten, wie ihn auf dem Schloſſe ein Herbſtaufenthalt, Egon's erſter offner Beſuch ſeiner Herrſchaften, bedingte. Die Fürſtin

hatte nur Komfort verlangt, Pauline von Harder aber, die leider ſelbſt zu kommen ſich nicht entſchließen konnte, Pauline hatte Pracht beſtellt. Der Fürſt hielt eine Mittelſtraße. Er wünſchte viel Menſchen um ſich her, viel Leben und Bewegung, Zerſtreuung, Uebertäubung vielleicht, wenn man ſeine Gedanken ganz errieth. An Einſamkeit fehlte es dem jungen Staatsmann ſchon nicht. Sein ganzes Herz war ſchon einſam genug. Es fror ſchon recht auf den höchſten Gipfeln ſeiner Wirkſamkeit. Er fand dort oben an den Gletſcherrändern die Alpenroſe Melanie, die durch Selbſtbeherrſchung, klügſte Berechnung aller Umſtände und die Förderung der mit Egon wie mit einem Sohne verbundenen Geheimräthin von Harder es dahin gebracht hatte, unter legitimen Bedingungen dem Verfechter alles Legitimen für das Leben anzugehören; aber die Gletſcher ſtarrten doch und todtes Schweigen ruhte doch auf ihnen, tiefe urweltliche Stille. In Hohenberg wollte Egon Leben, Bewegung, Zerſtreuung, und ſo war bei ſeinen geringen Mitteln doch nichts geſpart worden, um den Sommer über dies verfallne Schloß, den verwüſteten Garten leidlich wieder herzuſtellen und den Mittelpunkt der Beſitzungen auch zum würdigſten Haupte jener Umwälzungen und neuen Bildungen zu machen, die ſich von des Generalpächters geſegne-

ter Hand hervorgerufen hier überall ersichtlich darstellten.

Dorette Wandstabler war ein Genie des Dienens. Den Vater, so lächerlich und so gefährlich sein Beispiel dem ganzen Hausgesinde, das ihn verspottete, blieb, duldete man theils aus Pietät, theils aus Dank für das Talent der Tochter, das selbst die junge Fürstin anerkannte. Es will viel sagen, von einer neuen Herrschaft bewährt erfunden werden, geduldet bleiben nicht aus vorläufiger Politik, sondern aus nachhaltiger Ueberzeugung. Dorette diente und liebte das Wohlergehen Derer, denen sie diente. Florette und Laura, vulgo Flore und Lore, die beiden jüngeren Schwestern, genossen die Früchte der Mühen ihrer älteren Schwester und konnten mit ihr in Nichts verglichen werden. Die Zeiten der Dore, Flore, Lore waren im Palais des Fürsten von Hohenberg vorüber. Die letzteren wohnten nicht mehr in diesem Palais. War nicht ohnehin der geistreiche Hofrath Stromer im Begriff, vielleicht gar eine von Beiden zu seiner neuen Gemahlin zu erheben? War nicht die schwierigste Aufgabe eines Familienrathes der Wandstablers gewesen, zu entscheiden, wer, wenn Hofrath Stromer den glänzenden Anträgen des Ritters Rochus vom Westen nach der südlichen Haupt-

Verſtändniß die alltäglichen Begriffe unſeres Lebens nicht ausreichen, alle dieſe Beziehungen werden hier von dem frechen Spott des Herrn Heine ſo beſudelt, daß ſie wie ein unſittliches Verhältniß ausſehen. Wie tief iſt die Würde unſerer Literatur geſunken! Ein Schriftſteller, der ſich einbildet, „europäiſche Monumente" errichtet zu haben, kann ſich darin gefallen, kleine Kothhaufen aufzubauen, wie die Gamins der Straße! Wenn dieſer zügelloſe Mißbrauch der Preſſe fortfrißt, welches ſittliche weibliche Gefühl wird nicht zittern vor einer Berührung mit Dichtern und Schriftſtellern? Hingebungen, wie ſie Goethe, Bürger, Tieck, Schlegel fanden, werden aus Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, ausſterben und der Poet wird auch darin der ärmſte werden, daß kein Frauenherz mehr ſeinem Frieden traut, und ihm, wie Herrn Heine's, des großen Sittenrichters, Beiſpiel lehrt, nichts übrig bleibt als eine blinde Wahl unter den Nachtvögeln des Palais Royal.

Ich bin zu Ende. Herr Heine ſchließt ſein Buch mit einer von ihm ſchon abgenutzten Allegorie faſt wie ein Teſtament. Er ſagt: „Ich werde dick und fühle eine ſonderbare Müdigkeit des Geiſtes." So wird auch bald, nach ſolchen Büchern, der ſchöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, ſein Auge ſchließen und von Herrn Heine nichts mehr übrigbleiben, als ein ödes, nur mit ſpärlichem Grün bewachſenes Geweſen! Börne's letzte Schrift zeigte ihn uns edler, verklärter, als je. Selbſt ſeine Feinde gewannen ihn lieb, als er ſein letztes kleines Buch geſchrieben und ſtarb. Herrn Heine's letzte Schrift aber zeigt ihn uns vollkommen in einer moraliſchen Auflöſung. Börne war kein Dichter und ſchrieb wie ein Prophet.

stadt folgte, die ostensible Gemahlin des gefeierten, weder dem Islam, noch dem Katholicismus abgeneigten Enthusiasten in der dortigen Gesellschaft und für die Eröffnung seiner projektirten „Cirkel" vorstellen sollte? Man erzählte sich, daß Hofrath Stromer oft von den Diskussionen über die Wahl der eigentlichen künftigen Hofräthin handgegriffne Spuren davontrug. Man setzte seinen phantasievollen Vermittelungen der Gegensätze, seinen Blumenkränzen der Rhetorik, die er um die Schwierigkeiten, zwischen Aspasia oder Diotima zu wählen, versöhnend hing, meist nur Rückfälle in die alte unvermittelte Menschennatur entgegen und stellte ihn, den zwischen silbernen Aepfeln in goldnen Schaalen oder zwischen goldnen Aepfeln in silbernen Schaalen verlegen Wählenden, eher wie Buridan's Esel hin, der zwischen zwei Bündeln Heu in zwei Krippen in der Mitte verhungerte. Aber glücklicherweise rettete ihn und sein ergrauendes flatterndes Haar der Ritter Rechus vom Westen, der ihm als erste Bedingung zum Eintritt in die höchste, wieder weltbewegende Sphäre seines Staates die Ehelosigkeit vorschrieb. Und von einer Erörterung dieser eigenthümlichen, von der ältesten Wandstabler vollkommen standesgemäß erfaßten Wendung der Schicksale des vielgesuchten Halb-Schwagers kam eben die

vere, als ihr Vater wie eine Vogelscheuche unter dem Geschwirr des Schlosses stand und eigentlich nur so lange mitfühlender Mensch war, als sein Ohr die verschiedenen Klingeln unterscheiden konnte, die des Fürsten Durchlaucht, die des vortragenden Rathes erster Klasse, des vortragenden Rathes zweiter Klasse, des ersten und zweiten Sekretärs, des Expedienten A., des Expedienten B.; die drei Supernumerare nicht zu vergessen und die Kanzleiboten, die hier nicht zu laufen, sondern nur zu siegeln hatten, kurz der ganzen komplizirten Maschinerie, die dem Staatsminister auch hierher hatte folgen und von ihm würdig untergebracht werden müssen.

Dorette kam vom Amtshause, war nur eine Stunde fortgeblieben und was fand sie nicht gleich wieder zu ordnen, zu befehlen, zu verhindern! Zwei Kuriere angekommen, einer sogleich abzufertigen; der Staat betraf Doretten nicht, aber es gebührte sich doch ein Frühstück, bis die Depeschen herunter kamen von der Kanzlei . . . und diese Besuche, diese Anfragen! Ein Diner von dreißig Kouverts für die mitgebrachte Bureaukratie und den Adel der ganzen Umgegend täglich! Frau von Zeisel und von Sänger, Das ginge noch, die sind zufrieden mit ihren Tischnachbarn und der Ehre . . . aber Graf Bensheim, die Sengebusch's.

die von Busche's täglich, täglich ein Gesandter, der hierher kommt, seine Aufwartung zu machen, täglich ein Attaché, ein Präsident und dann wol gar wieder einmal Einer, wie Ritter Rochus selbst, der, wie die Sage ging, selbst kochen konnte, selbst, wie jene Abbé's der alten Schule, in den Gesellschaften die Schürze vorband und einen Salat, eine italienische Olla Potrida anrührte ... alle diese Möglichkeiten und Wirklichkeiten durcheinander und doch keinen rechten Schutz, keine Anlehnung an den Vater, ja noch hindernde Ueberflüssigkeiten, wie diese alte Beschließerin Brigitte, der halbtaube Gärtner Winkler! Dorette hatte Mühe, die versäumte Amtshausstunde einzuholen.

Und nun nicht einmal eine Seele, der man sich über das dort oben Vernommene ausschütten konnte? Köchen, Bedienten, Kanzleiboten sagen, was sie erlebt hatte? Das ging nicht. Herr Par, der Oberkommissär, der politische Spürer, der in der Nähe des Premierministers nicht fehlen durfte, Herr Par war der Einzige, der würdig schien, wenigstens die Mittheilung zu empfangen:

Dreihundert Thaler, Herr Oberkommissär, finden Sie das zu wenig?

War man nicht zufrieden? lautete im Vorüberschießen die Antwort.

Die Frau wol, ſie weinte nur . . . aber Herr von Zeiſel blieb bei vierhundert und rechnete an den Fingern die Kinder vor . . .

Der Hofrath kann's geben . . . Aber die Scheidung . . .

Die Frau will nicht, will nicht klagen . . .

Ihre Ausſagen werden ſie dazu zwingen... Wenn Sie die Briefe zeigen, die Ihre Schweſtern vom Hofrath beſitzen, wenn ich ſelber bezeuge, daß dieſe Ehe langſt gebrochen iſt . . .

Länger dauerte dieſe Unterredung nicht. Par wurde von Gendarmen, Dorette von den Wäſcherinnen abgerufen . . . nur die Worte bekam ſie zu ihrem Erſtaunen von Par noch in das Kellergeſchoß nachgerufen:

Machen Sie, daß die Sache fertig wird! Ich glaube faſt, Durchlaucht bleiben nicht lange. Die Geſchäfte in der Reſidenz ſind zu dringend . . .

Par ſah die über ſeine Meldung erſtaunte Miene nicht mehr, ſondern wandte ſich dem Amthauſe zu. Mit der Aufgabe, ſich immer in der Nähe eines Staatsmannes zu halten, der mit Dem, was ihm an der Geſellſchaft ſchädlich erſchien, kurzen Prozeß machte, verband Par Zwecke, auf die ihn eigner Inſtinkt führte. Er war allein hier, ohne Hackert, ohne Schmelzing,

ohne Multrich und Kümmerlein. Aber er forſchte mit doppelten Fühlhörnern nach zwei Richtungen hin. Einmal hatte er von dem Aſſeſſor Müller und Frau Charlotte Ludmer, ſeiner Gönnerin, den Auftrag, zu erforſchen, ob man ſich dabei beruhigen könnte, daß jener Engländer, Namens Murray, für den ſo große Summen und ſo ehrenvolle Zeugniſſe deponirt waren, in der That den Schmied Zeck nur niedergeſchoſſen, weil dieſer in der Abſicht betroffen wurde, deſſen Schweſter Urſula Marzahn bei Beraubung ihres geheimen Schrankes zu tödten? Zweitens, ob der Inhalt jenes Schrankes in nichts als alten mediziniſchen Rezepten beſtanden hätte, was der Blinde, der Geld vermuthete, nicht wiſſen konnte? Drittens, ob jener Murray, deſſen mögliches Inkognito in der Reſidenz keine Macht der ſchlaueſten Inquiſition lüften konnte, niemals von einem Friedrich Zeck geſprochen hätte, dem Bruder des Schmieds, der in der Fremde, wahrſcheinlich in England, wenn nicht in Amerika lebte oder einer von den Zeck's erhobenen Erbſchaft zufolge geſtorben wäre? Viertens, wie ſich der Förſter Heuniſch, der taube junge Zeck und die alte Magd des Schmieds Anneliese über dieſe Vorfälle ausließen und ob Louis Armand in der That nur zufällig bei dem Forſthauſe mit ſeinem Freunde dem Engländer erſchie-

nen wäre, weil er ein flüchtiges Intereſſe an der Richte des Jägers gehabt hätte und bei ſolcher Gelegenheit den Schmied überraſchte?... Mit dieſer Kriminal-Aufgabe verband Par dann noch eine politiſche Nachforſchung. Es war den Behörden nicht entgangen, daß über das Poſtamt zu Pleſſen und zu Schönau hin ſich gewiſſe Briefe kreuzten, die oft in räthſelhafteſten Formen des Styls jenem großen Geheimbunde anzugehören ſchienen, auf deſſen Sprengung die Behörden alles Gewicht legten. Ja es war vorgekommen, daß eine Zeit lang dieſe Korreſpondenz mit adligen Wappen, längere Zeit ſogar mit dem eignen Siegel der Polizeibehörde geſchloſſen war. Und grade die gefährlichſten Mittheilungen von einer nun bald bevorſtehenden großen Zuſammenkunft dieſer Geheimbundsglieder waren über Pleſſen und Schönau mit dem Siegel derjenigen Polizeiabtheilung geführt worden, der Par ſelber angehörte, ſodaß Par ſchon auf den Schreiber Schmelzing, deſſen Käuflichkeit aus dem Briefverfälſchungsbubenſtück gegen den Major von Werdeck ſattſam bekannt war, Verdacht faßte, wenn nicht gar auf Hackert, der doch ſonſt ſein ganzes Vertrauen beſaß!

Ueber die Sache der Ludmer hatte Par nur geringfügige Ergebniſſe gewonnen. Urſula Marzahn

war todt. Der taube Sohn des Zeck war im Augenblick der Forſthausvorfälle grade im Ullagrunde geweſen, nur die einzige Magd des Schmieds hatte ausgeſagt, daß Louis Armand den Schmied, um mit ihm in den Wald zu gehen, abgeholt hätte, ſonſt wäre zwiſchen ihm und dem Fremden nichts weiter verabredet worden, als ein Ding zu ſchmieden, das auf jene Stimmſchraube hinauskam ... Ergiebiger war Paren's Forſchung auf dem politiſchen Gebiete. Hier ergab ſich Droſſel's, des Gelben Hirſchenwirths, trotzigſte Geſinnung, die ſich vermehrt haben ſollte, als er die Vortheile der Mitverwaltung des Heidekrugs ſo allzukurz nur genießen konnte und Juſtus dafür eine Art Kompromiß in politiſchen Dingen mit ihm geſchloſſen hatte. Ein Geldvorſchuß von Henniſch, dem Droſſel gradezu die Veranlaſſung des Todes ſeiner Schweſter Schuld gab, rettete ihn, wie auf einige Zeit den eben ſo „wühleriſch" geſinnten Sägemüller, der gleichfalls unheimliche Sagen benutzte, den leicht eingeſchüchterten, ſeit dem Tode Heinrich Sandrart's und dem Glücke Franziska's von jeder Willenskraft verlaſſenen alten Junggeſellen Leberecht Henniſch zu ſchrauben und gleichſam über den Löffel zu barbieren. Ja Par ging ſoweit, in den Generalpächter, ſo ſehr er von dem ganzen Fürſtenthum angebetet und vom Miniſter mit

wahrem Bedauern vermißt, ja auf das Ungeduldigste erwartet wurde, Mistrauen zu hegen und es wenigstens vorläufig höchst sonderbar zu finden, daß dieser ohnehin für einen Republikaner geltende Einwanderer sich grade in dem Augenblick von seinem Sitz im Ullagrunde entfernte, wo der Chef der Regierung, sein Herr, sein Patron, sein Richter, der Fürst erwartet wurde. Und nun der murmelnden Misstimmung zu schweigen, die Pac überall wegen des jungen Sandrart antraf, dessen Schicksal man im ersten Augenblick streng, aber unvermeidlich und nach den Gesetzen gerecht, im Verlaufe der Zeit aber viel zu grausam und von dem Geiste, der jetzt im Lande herrschen sollte, viel zu rachsüchtig diktirt gefunden hatte.

Wie mußte sich der thätige, jeder Ehre, die der Staat nur zu verleihen hatte, würdigste Sicherheitsagent auf das Angenehmste überrascht fühlen, als er auf dem Amtshause Zeuge einer Scene wurde, die seine kühnsten Erwartungen übertraf! Beim Justizdirektor in sein Verhörzimmer eintretend, vernahm er den wüsten Lärm eines Bauernmädchens, das gewählter gekleidet als üblich, kecker Zunge, als ihrem Stande geziemte, vor den Schranken einem jungen, schönen, in Schwarz gekleideten weiblichen Wesen

eine Menge von jähzornigen Reden anzuhören gab, die der Herr Aktuar Weiße schon mit dem runden Befehl abschnitt:

Ruhe hier! Fräulein wird Sie gehen lassen, wohin Sie will! Unverschämte Person! Hat Sie die Redensarten bei dem Heidekrüger gelernt?

Man sah, der sonst so untergebene Aktuar war derselbe Despot von Oben, wie er selber Knecht von Unten war. Diese Stufenfolge ist ganz hergebracht. Und als der Justizdirektor vom Seitenzimmer, wo er eben Butterschnittchen gefrühstückt hatte, eintrat, bekam er vom Aktuar in drastischen Umrissen den Bericht: Die Magd da, Liese Dammler oder Rammler, was wisse er, diene beim Generalpächter, hätte sich dem Fräulein Franziska Heunisch da ungehorsam erwiesen und wolle mit Gewalt fort. Sie behauptete sogar vom Schreiber des Generalpächters geschlagen zu sein. Wie Dem sei, Fräulein Franziska bestehe darauf, daß sie bliebe. Sie wisse wohl, daß es das aufsätzige böse Mädchen zöge, wieder beim klüger gewordenen Heidekrüger Justus ihren alten Dienst anzutreten, aber vor der Rückkehr des Herrn Ackermann ließe sie Niemanden vom Hofe und sie müsse ihrem Dienst vorstehen bis nach ausgemachter Sache mit dem Herrn.

Herr von Zeisel fand diesen Bescheid ganz in der Ordnung, lobte Fränzchen's tapfern Zusammenhalt ihres großen, ihr jetzt schon seit länger als acht Tagen ganz allein überlassenen Wirthschaftswesens, erkundigte sich voll Antheil nach der Rückkehr des Generalpächters, den Se. Durchlaucht mit einer unglaublichen Ungeduld erwarteten, und entließ Fränzchen mit dem Bescheide, daß die Magd ihr zu gehorsamen hätte bis zum Ablauf ihrer Dienstzeit und daß ihr wieder, nämlich der Liese Dammler oder Rammler, unbenommen bliebe, sich wegen etwaiger Ohrfeigen oder sonstiger Denkzettel von der Hand des Schreibers beim Generalpächter, im äußersten Falle einer satisfactio denegata, hier beim Amte Genugthuung zu holen.

Fränzchen ging nun. Sie empfahl sich voll Artigkeit. Sie hatte die Pfarrerin am Fenster weinen sehen, sie wollte zu dieser Armen . . .

Die Magd aber polterte sich nun erst recht aus und wäre leicht nach Requisition Pfannenstiel's mit Gewalt entfernt worden, wenn Par nicht, der den stummen Zuhörer und Beobachter eines ländlichen mündlichen Verfahrens abgab, auf gewisse höhnische Bezeichnungen des Schreibers aufmerksam geworden wäre und nach mehren leichthingeworfenen Fragen herausbekommen hätte, daß jener Schreiber wol längst

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04283/004

ſeine Aufmerkſamkeit verdient hätte. Die Lieſe nannte ihn gradezu einen Vagabunden, der ſich ſchon im Heidekrug einmal für den Prinzen ausgegeben. Man horchte, man forſchte, Herr von Zeiſel kam auf die Zeit des Inkognitos Sr. Durchlaucht, der grade eintretende Pfannenſtiel auf den Doppelgänger, den Beſuch im Thurme, es fehlte nur noch der Name Dankmar Wildungen, um hier eine Identität herzuſtellen, die der überraſchendſte und glücklichſte Fund war, der dem Oberkommiſſär nur gelingen konnte. Gensdarmen wurden ſogleich gerufen, wurden inſtruirt, zum Ullagrund vorausgeſandt, Par folgte, begleitet von der jetzt plötzlich vom Sonnenſchein der Huld begnadigten Lieſe Dammler oder Rammler; Pfannenſtiel ſtaunte und rieb ſich mehrere: War mir's doch immer mit dem Schreiber! hinter den Ohren heraus; Herr von Zeiſel lief zu ſeiner Frau und theilte ihr eine wunderbar überraſchende Möglichkeit mit, die tauſend andre Möglichkeiten in ſich ſchloß. Der Schreiber beim Generalpächter Dankmar Wildungen? Der Freund des Prinzen auf den Gütern des Prinzen verborgen? Aber mein Gott, wie iſt Das nur? Herr von Zeiſel fühlte, daß hier beſonders zwei Möglichkeiten waren, entweder der Miskredit des Generalpächters als eines Flüchtlinghehlers oder wiederum eine furcht-

bare Bêtiſe ſeinerſeits, indem er einen Flüchtling aufſtöberte, der, weil er einſt der Freund des Fürſten war, von dieſem ſelbſt in alter Anhänglichkeit grade bei den Seinen am ſicherſten verborgen bleiben ſollte... Frau von Zeiſel fühlte dieſelbe entſetzliche Alternative, ſah das Grauengeſpenſt einer neuen aufſteigenden Dienſtgewitterwolke und erholte ſich nur erſt durch die Einladung, die eben vom Schloſſe kam: Heut' Abend um acht Uhr Thee. Die Liſte des gallonirten Lakaien, die ſie ſich zeigen ließ, war ſo lang, daß ſie vor Erwägung ihrer Toilette nun keine andern Gedanken mehr hatte als die: Wie vertret' ich mich und die Nußholz-Dünkerkes! Geh' mir weg, Zeiſel, mit deinen Bedenklichkeiten! Ich habe für mich und meine Geburt zu ſorgen!

Fränzchen aber, in ihren um das Leid des Adoptiv-Vaters, den ſie ſeit dem Frühjahr gefunden, noch nicht abgelegten Trauerkleidern, genug auch trauernd im Herzen über Anlaß und innere Folge dieſes äußeren Glückes, wandte ſich während dieſer Enthüllungen und ihrer gefährlichen Folgen zum Pfarrhauſe, wo ſie am Fenſter unter den ſchon herbſtlich welken Linden Thränen geſehen hatte. Sie wußte, was dieſe Thränen bedeuteten. Es that ihr wohl, als ſie eintretend und von dem Leide dieſer Frau beginnend von

ihr aufgefordert wurde, um der Kinder Willen mit ihr hinauszugehen in den Garten. Dieſer Garten lag am Friedhofe. Sonſt hatte Guido Stromer hier Roſen geſchnitten für Melanie Schlurck, die ihn auf dem Gewiſſen hatte, den unglücklichen, aus Rand und Band gekommenen Genius. Noch blühten Aſtern, da und dort dunkle Georginen, trauernde Blumen des Scheidens und des Lebewohls, noch einmal zuſammenfaſſend alle bunten Farben des Frühlings, kaleidoſkopiſch durcheinander würfelnd von jeder Blume Etwas, aber duftlos, keine ganzen Veilchen, keine Maiblumen, keine Roſen mehr ... Alle hatten dies Ende des Stromer'ſchen Hauſes kommen ſehen nach Dem, was man vom wildgewordenen Guido erfuhr. Nun war es da und es kam ſo grauſam wie doch unerwartet. Was hätte die Frau nicht vergeben, vergeben um dieſe Kinder ohnehin, vergeben auch um ſich! Sie wußte, wie wenig ſie Guido bot, ſie hatte immer gelitten unter dem Schmerz, daß ein Ehrgeiziger ſich in ihrer Wahl vergriff und daß die Quellen ſeiner höhern Erquickung ihr nicht entſtrömten. Warum aber ſo enden, ſo gewaltſam, ſo grauſam? Stromer hätte ſelbſt am liebſten die geräuſchloſeſte Trennung gewünſcht. Er hatte wirklich einen Schwall von glänzenden Worten dem Weibe geſchrieben von der unwiderſtehlichen

Macht des Berufes, dem innern Orakel, dem Dreifuß der Sibylle, die über dem hohlen Herzen throne, er hatte sich mit dem heiligen Patriarchen verglichen, der auf Gottes Geheiß Hagar in die Wüste sandte, hatte seine Kinder eine Ismael-Bürde der Mutter genannt, hatte von der Feigheit des Entschlusses gesprochen, an der sein ganzes Dasein gekränkelt, von dem Geyer des Prometheus, der einzig und allein einen Titanen strafen könne, und dieser Geyer wäre die auch ihm gewiß noch einst kommende Reue, — die Reue hacke wahrhaft dem Großen die Leber aus, daß es nicht leben, nicht sterben könne, — noch aber fühle er sie nicht, noch müsse er langen nach dem Sitz der Götter, wo diese ihr heiliges Feuer hütheten ... all dies Durcheinander wurde von den Betheiligten, von Manchen, bei denen die Frau Raths erholte, ganz so feierlich genommen, wie es da stand, bei Jenen aus Verehrung, bei Diesen aus Schonung; aber die Quintessenz, die etwa, wenn z. B. Doktor Reinick wäre gefragt worden, gelautet hätte und die auch bei Ackermann im Stillen lautete: Dieser Mann ist ein echt deutscher Lumpen-Titan, in dessen Gefolge sich eine große Erbärmlichkeit unsrer Nation zieht! regte sich nun allmälig doch auf dem Grunde des Für und Wider selbst auch bei seiner Geopferten. Herr von

Zeisel hatte jährlich vierhundert Thaler für sie und die Kinder verlangt. Sie selbst wollte, da Hofrath Stromer in eine auswärtige deutsche Staatskanzlei zog, in die Residenz, wo ihr Oleander, der Gefängnißprediger, versprochen hatte, väterlichst die Erziehung der Kinder zu überwachen ... Und Franziska Heunisch hatte so an Umsicht, Lebensblick, Erfahrung gewonnen, daß sie die jetzt weinende Frau durch manches treffende Wort erheben konnte. Sie pries sie sogar glücklich, von solchem Misverhältniß freizukommen und beklagte nur die Umständlichkeit des Scheidens, wo immer etwas Schamloses erst gerichtlich zur Sprache gebracht werden müßte, bis die Trennung erfolge, die doch wie mürber Zunder sich von selber ergäbe. Das war grade der Pfarrerin ein Kummer. Sie hatte klagen sollen! Sie hatte die Beweise führen sollen! Man gab ihr den Beweis der Ehescheidungsgründe in die Hände und zwang sie fast, sich um das Leben des Vaters ihrer Kinder zu bekümmern, wie sie gar nicht mochte! Sie war eine wirkliche Gläubige. Sie wollte nichts Böses von Guido wissen. Wozu denn? sagte sie. Was quält man mich? Warum ist die Gesellschaft und das Gesetz liebloser als der Mensch selbst!

Fränzchen entfernte sich und tröstete die bedrängte

Frau mit der Nachricht, daß Herr Ackermann ſicher noch heute Abend zurückkäme und von Oleander'n Grüße wie ſeine eignen Rathſchläge ihr bringen würde... Streng hatte auch Franziska geſprochen, aber ſo ſtreng doch nicht, wie eben ein Mann zur Pfarrerin ſprach, der ſie vom Kirchhofe her über die niedrige zerbröckelte Gartenmauer anrief und den ſie nicht kannte, obgleich ſie die Dame kannte, die an ſeinem Arme hing. Dieſer Mann war hoch, ſchlank gebaut, aber gebückt im Gang, hinfällig in der Haltung. Er ſchien jung und dennoch hing ſein Haar nur ſpärlich von den Schläfen und wo es im Nacken ſaß, war es ergraut. Er trug einen Oberrock und fröſtelte faſt. Sein Schritt war ſicher, aber das Auftreten ſchien den ganzen Körper zu erſchüttern. Die Reizbarkeit ſeiner Nerven ſprach ſich in einem lauten faſt ſchreienden Tone aus. Die ihn faſt überragende, weibliche Begleiterin in graugerippter, hochzugehender, ſeidner Herbſtrobe mit ſeidnen Schnüren und eben ſolchen Knöpfen auf der Bruſt, mit dem weißen kleinen Hütchen, dem feinen Battiſttaſchentuche und dem ſchwebenden ſylphidenartigen Gange kannte die Pfarrerin wohl — und ſo war es denn der Fürſt, der, eben aus dem Mauſoleum ſeiner Mutter tretend, den Kopf emporhob, ſein blaſſes Antlitz über die niedrige Mauer

richtete und etwas sehr barsch, etwas sehr rauh die Frage an sie stellte:

Sind wol die Frau Pfarrerin?

Und noch ehe die Eingeschüchterte, den Fürsten Egon jetzt voraussetzend, sich sammelte, hatte mit freundlichem Tone, mildem Gruße, die silbergraue Glaçehandschuhhand über die Mauer reichend, schon die junge, schöne Fürstin gesprochen:

Guten Tag, liebe Frau Pfarrerin! Wie geht es Ihnen? Es ist ein Jahr her, daß wir uns sahen. Fast hätt' ich so ohne Begrüßung von dannen müssen! Der Fürst spricht von einer nothwendigen Beschleunigung der Rückreise. Vergessen Sie uns nicht! Wie geht es Ihren Kindern? Grüßen Sie sie bestens! Sie hätten uns doch oben besuchen sollen! Adieu, Frau Pfarrerin!

Und so wäre die Fürstin Melanie am liebsten rasch über eine Erinnerung, die ihr peinlich war, hinweggekommen, hätte gern den von dem Kirchhof und dem Mausoleum der Mutter verstimmten Gemahl von diesen Gräbern hinweggezogen — eben standen sie an Gräbern, wo die einfachsten Menschen begraben waren, der Schmied Zeck, Lene Drossel vor Jahren, Nantchen von Sägemüllers, Ursula Marzahn, die Müllerin, Alle still, sanft und auf Gott wartend

beiſammen — aber der Fürſt blieb ſtehen und ſagte zu der den Handdruck der Fürſtin zaghaft erwidernden Frau:

Thut mir leid, daß Sie die Wohnung verlaſſen ſollen! Dem Hofrath hätt' ich vor einem Jahre ſagen müſſen: Ihr Genius iſt da, wo Ihre Kinder ſind! Der Mann hat viel Geiſt, hat aber auch ſchon viel Verwirrung damit angerichtet und wird deren noch mehr anrichten . . .

Die Pfarrerin ſchlug die Augen nieder . . . Die Fürſtin trat verlegen etwas zur Seite . . . Egon zu hindern, daß er etwas that, was er thun wollte, war ihre Sache nicht.

Der Hofrath iſt in der Lage, ſprach der Fürſt in ſeinem kurzen, polternden Tone weiter, für Sie ſorgen zu können, liebe Frau! Faſſen Sie dieſe Sache von ihrer beſſeren, nützlicheren Seite! Sie werden, hör' ich, in die Stadt ziehen, die Kinder werden einen geregelten Unterricht erhalten. Wieviel Kinder haben Sie?

Die Pfarrerin nannte die Zahl . . . Die Fürſtin trat noch mehr bei Seite . . .

Der Hofrath iſt ein reichbegabter Kopf, der eine umgekehrte Entwickelung macht, wie Andre, die von der Wildheit anfangen und im Zahmen aufhören.

Das wird nicht hindern, ihn noch in vielerlei Wirrniß und zuletzt in die katholische Kirche eintreten zu sehen.

Wäre Das möglich? konnte erschreckend die Verlassene doch nun nicht umhin zu erwidern und ihren Schmerz noch deutlicher in den Mienen auszudrücken.

Sie werden bald davon hören, gute Frau! sagte Egon. Ohne Extrem geht es bei diesen Naturen nicht ab. Das ist die übliche deutsche Entwickelung, die Genialität, der Universitätsdünkel des aparten Geistes, dem die gegebene Welt nicht genügt und der sich luftige Bahnen baut, auf die leider, wie unsre ganze deutsche Geschichte zeigt, Kirche, Staat, Wissenschaft, Schule und Leben mit in die Lüfte nachgeschleppt werden! In Kunst und Poesie derselbe Dünkel, dieselbe Kritik, die nur Das für genial hält, was entweder im Irrenhause endet oder sich eine Kugel vor den Kopf schießt. Zittern Sie nicht, liebe Frau! Dieser Phantast endet so nicht, der endet behaglicher. Die ewig unbefriedigte Sehnsucht wird bei ihm zuletzt durch Würden, durch äußern Glanz, durch eine Art von Ruhestand, in den sich auch das Denken versetzt, befriedigt werden. Danken Sie Gott, liebe Frau, daß Sie von diesen Fesseln erlöst sind. In allen halben Dingen ist reine Rechnung das Sicherste.

Sich hinſchleppen zwiſchen der Erkenntniß und der Furcht vor ihr, hinſchleppen zwiſchen Dem, was man ſieht und nicht ſehen will, ſich das Leben verbittern durch ewige Befangenheit, die den Muth nicht hat, das für beſſer Erkannte wirklich zu wagen, das heißt den ſchönſten Theil des Lebens gradezu verlieren. Ergreifen Sie dieſe Nothwendigkeit des Bruches mit Heroismus! Geben Sie Ihre gerichtlichen Depoſitionen mit der ganzen Würde einer tiefverletzten Frau! Ich verſichre Sie: Sie gewinnen ſich ganz und verlieren nur Halbes.

Mit dieſen Worten trat der Fürſt von der Mauer zurück und glaubte die überraſchte Pfarrerin mit einer innern Erhebung, mit gewonnenem Muthe zurückgelaſſen zu haben. Und in der That! Hätte er nur liebevoller geſprochen, die Wahrheit ſeiner Worte fühlte ſie ſchon; ſie erwartete Ackermann, um ſie ihm wiederzuerzählen und vielleicht nach ihnen zu handeln.

Als Egon ſeinen Arm der Fürſtin wieder gereicht hatte und mit ihr den Friedhof verließ, um ſich dem Schloßgarten zuzuwenden, brach er, dann und wann hüſtelnd und wie es ſchien, in einer andauernden Reizbarkeit, in die Worte aus:

Dieſer Elende! Wenn mir irgend etwas den Geiſt der Konfuſion, der in der ganzen Welt die Köpfe

Herr Heine affectirt, ein Dichter zu sein und schreibt wie ein Gamin. Börne war nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer seiner Ueberzeugung härtete sich ein stählerner Character. Herr Heine schwimmt im Meer der Lüge und wird sich allmälig ganz verdunsten in das „goldne" Nichts der Eitelkeit. Börne stritt gegen die Lebenden und versöhnte sich mit den Todten. Herr Heine fürchtet die Lebenden und erst, wenn sie sterben, bekämpft er sie. Börne griff seine Feinde an: Herr Heine nur die Gattinnen und Freundinnen seiner Feinde. Börne stritt, als er noch lebte, gegen Herrn Heine: Herr Heine wartete und antwortete dann erst, als Börne gestorben war.

So mögen diese Blätter hingehen und für das Leben eines merkwürdigen Mannes ein besseres Zeugniß geben, als die Lügenschrift seines Rivalen, der ihn um den Ruhm einer edlen Gesinnung und den Vorsprung eines gediegenen Characters beneidete! Wenn Herr Heine beabsichtigte, meinem Buche von vornherein beim deutschen Publicum die Glaubwürdigkeit abzuschneiden, so denk ich nicht, daß nach dem Inhalt dieser zu meiner Schrift nothwendig gewordenen Vorrede ihm sein schnöder unedler Zweck gelungen ist.

Geschrieben in Hamburg,
den 10. August 1840.

K. G.

verwirrt, vergegenwärtigt, ſo iſt es dieſer wildgewordene, von Dünkel und lächerlicher Selbſtüberſchätzung aufgeblaſene Halbpoet! Unfähig, nur eine einzige dauernde Schöpfung hervorzubringen und wär' es ein Gedicht von einigen Verſen, zerſchlägt er die ganze Welt in Trümmer und macht dieſe jeder Halbheit, jedem Verbrechen zu einer beſchönigenden Anlehnung. Jede Partei, die ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, hatte ihn. Eine Zeit lang wünſchte man, daß er die Kritik der ſchönen Künſte übernahm. In jeder Schöpfung ſah der Schwätzer nur den Verſtand, nur die Kombination, immer ſchrie er: Offenbarung, Genie, Genie! Jeder ſich ſeiner Kraft bewußte und mit ihr harmlos ſpielende Geiſt war ihm ein Rechnenkünſtler. Alles, was Logik und Zuſammenhang hatte, wies er mit dem Wort zurück: Poeſie fehlt! Ah, dies Guido-Stromeriſiren iſt die deutſche Erbſünde. Der Kerl war dabei voll Eitelkeit wie ein Komödiant. Jede Schauſpielerin, die ihn beſuchte, jede Tänzerin, die ihm geſtattete, ihre Hände zu küſſen, wurde im „Jahrhundert" dafür geprieſen. Man mußte ihm, weil er vor Eitelkeit halb wahnwitzig wurde, dieſe Branche förmlich mit Gewalt nehmen. Er wollte nun zur Politik, zu mir, zu Pauline'n zurückkehren. Aber keine einzige poſitive

Thatſache war ihm anzuvertrauen. Er hatte nichts, was ihm treu blieb, nichts als ſeinen Styl. Eine Miſchung von Naivetät und Erhabenheit, von Bildern und von Abſtraktionen war ihm immer das einzig Gegenwärtige, wie einem Arzt ſein Latein, auch wenn er noch gar nicht weiß, welche Krankheit er vor ſich hat. Mit dieſem Styl, den zuletzt auch Pauline wegen ſeiner Indiskretionen verwarf, lief er in allen Zirkeln, die ſich ihm durch uns eröffnet hatten, wie ein herrenloſer Hund umher, der ein Halsband ſucht, und klagte uns der Undankbarkeit an, drohte ſogar. Seinen Styl bot er dem Meiſtzahlenden an und in der That hat der Ritter Rochus vom Weſten gut daran gethan, ihn für die Sophiſtik ſeines Kabinets zu gewinnen. Er wird dort viel Geld verdienen, es durchbringen mit den Frauen, deren Schönheitslinien er ſeit Jahren zu ſtudiren vorgibt, mit Bildern, die er vielleicht kauft, mit Gourmandiſe und wird im Uebrigen jede Sache mit ſcheinbarer Gluth vertheidigen, ſie mag noch ſo ſchlecht ſein und innerlichſt ihn noch ſo kalt laſſen. Ah pfui! Die Lüge dieſer Menſchen: iſt fürchterlich und vielleicht fängt bei dieſem Stromer für die Welt und ihr Urtheil die Wahrheit damit an, daß er uns, die wir ihn emporzogen, nun haßt, nun verfolgt, nun in verzerrten Schattenriſſen an die Wand

malen wird. Meine Feinde, die Aeußerſten, haben ihm auch ſchon Offerten gemacht. Sie würden ihn gewonnen haben, wenn dieſer Präſident von Flottwitz, dieſe Excellenz von Trompetta in der Provinz nicht ſo arm wie die Kirchenmäuſe wären und der Hof ſich zur Zeit noch ſchämte, Geld herzugeben, um mich bekämpfen zu laſſen. Rochus hat mit ſeinen Dukaten mehr Glück gemacht und nur Schade, daß man dem Hofrath unſrerſeits nun nicht noch offen mit dem Staubbeſen ein Buon viaggio! nachrufen kann.

Melanie erwiderte auf dieſen Zornausbruch nichts. Sie gedachte, zum Schloſſe aufblickend, jenes Abends, wo ſie durch eine ihrem Haar entnommene Roſe, die ſie von den kleinen Ohren des Intendanten zuletzt als Preis gewinnen ließ, in Guido Stromer die Geiſter des irren Schönheitsdranges und einer noch einmal vor dem Ende ſich ſammelnden Idealität weckte und ſie ſelbſt es war, die ihn, ohne es zu wollen, in die Reſidenz lockte. Mit den Gedichten hatte ihr Gemahl Unrecht. Melanie beſaß einen Stoß gereimter Verherrlichungen ihrer Schönheit von dieſem Muſenprieſter; ſelbſt nach ihrer Verheirathung noch empfing ſie anonym, doch mit leicht erkannter Handſchrift, Apotheoſen ihrer Vollkommenheit, z. B. dieſe

humoriſtiſche, als ſie ſich lange nicht hatte im Theater blicken laſſen, mit der doppelſinnigen Aufſchrift:

**An eine Schönheit erſten Ranges.**

Von einem jetzt gehaßten kritiſchen Opponenten.

Wie Venus ſtieg aus weißem Wellenſchaume,
Vom Aetherlicht Aurorens überhaucht,
Halb noch den Fuß in Meeresfluth getaucht,
Halb ſiegend ſchon auf feſtem Muſchelraume,
So ſchienſt du mir, als ich am rothen Saume
Der Loge (leider iſt der Sammt verbraucht,
Die Muſchel viel zu Lampenruß behaucht!)
Dich endlich wiederſah faſt wie im Traume!
O ſtrahlte mir gleich Licht aus gold'nen Thoren
Entgegen doch aus Deiner Formen Hülle
Wie einſt der hold'ſten Zaubereien Fülle!
O könnt' ich wieder Deinen Lippen lauſchen!
Wie wollt' ich, Schaumgeborne, Dich umrauſchen
Als Welle, fließend, ewig ſo verloren!

Die Fürſtin hütete ſich wol, Guido Stromer's Dichterehre zu retten. Sie hätte ſonſt fürchten müſſen, Egon ſo zu reizen, daß er wie Plato alle Poeſie aus ſeinem Staate verbannte. Litt ſie nicht genug an ſeiner ſcharfen Kritik des Lebens, an ſeiner zerſetzenden, wenn auch oft ſehr wahren Auflöſung aller Charaktere! Sie hatte ſeit dem Jahre, daß ſie Egon kannte, ſeit den drei Monaten, daß ſie ſeine Gattin war, die Maxime angenommen, ihm nur dann zu widerſprechen, wenn er zum Scherze aufgelegt war. Dieſe

Stimmung kam ſelten bei ihm. Sie ließ den reizbaren, von Nachtwachen, von Krankheit, Gemüthszerrüttung geſchwächten Fürſten in ſeinen heftigen Invectiven ſich nach Luſt ergehen und gab nur zuweilen eine ſcherzende Ergänzung zu Dem, was ihn mit bitterm Ernſt erfüllte. So jetzt, indem ſie aufſteigend zum Schloſſe, an dem Pavillon, an den Marmorvaſen, an der Springkaskade vorüber, wo ſie bebend Dankmar's gedenken mußte, plauderte:

Ja! Ja! Der Hofrath wäre, wenn du ihn nicht ſo tragiſch anſäheſt, die ſpaßhafteſte Epiſode eines Luſtſpiels. Ich will von ſeinen Umgebungen nicht ſprechen, die er eben ſo wunderlich zu bilden ſucht, als wenn wir den Verſuch machen wollten, Doretten die Schönheiten von Goethe's Fiſcher beizubringen oder den weſtöſtlichen Divan zu erklären, den ſie jetzt noch für ein Tapezierershänden entſtandenes Möbel halten würde. Er läßt ſich ſeine Mühe nicht verdrießen. Aber drollig iſt gewiß, daß Stromer im Winter heimlich tanzen lernte. Er wollte auf den Bällen nicht zurückſtehen und den lateiniſchen Zuſchauer machen. Whiſt zu ſpielen unter den Herren und geſetzten Damen ſchien ihm mit Recht langweiliger, als ſich unter den tanzenden Paaren zu tummeln und ſchon Wochen lang vor einem Ball bei jungen Damen durch

Huldigungen aller Art ſich eine Françaiſe, eine Polka zu erbitten. Mit größerem Triumph hat Guido nie auf ſeine neueſten Artikel geblickt wie auf die Tourenkarte, die er beim Eintreten in die Säle, alle jungen Männer faſt umreißend, triumphirend vorzeigte; denn jede Tour war ihm beſetzt. Man denke ſich Hofrath Stromer auf ſeinen heimlichen Tanzübungen! Der Balletmeiſter des Hoftheaters, den er dafür überrühmend anerkannte, mit der Violine, die dieſer glücklicher Weiſe ſelber ſpielte — ſonſt hätte ſich der ſtrenge Cenſent auch bei der Kapelle kompromittirt — der Balletmeiſter Befehle gebend: Glissez! Marchez! En avant! und unſer Guido mit ſeinen langen blondgelben Haaren und der ganzen Wucht ſeines gelehrten Wiſſens hopſend, walzend, chaſſirend, ſpringend bis zum Entrechat!

Die Fürſtin lachte ſelbſt. Egon ſchüttelte nur den Kopf . . .

Inzwiſchen aber waren ſchon Diener, Sekretäre, ihnen entgegengekommen. Wo man des Allgewaltigen nur erſichtlich wurde, gab es ſogleich zu fragen, Befehle zu holen, Mittheilungen zu machen. Eben ſo ging es der Fürſtin, die ſchon einige Damen der Umgegend vorfand, die ihre Aufwartung zu machen wünſchten. Ohne zu wiſſen wie, war das hohe Paar auseinan-

der und Jedes in die Zimmer getreten, die in gewähltem Geſchmack für ſie neu hergeſtellt waren. Die Fürſtin bewohnte die ſo verhängnißvoll gewordenen Zimmer der Mutter Egon's und fand ſich in der gebliebenen gothiſchen, kirchlichen, ihren Neigungen ſonſt nicht entſprechenden Ausſchmückung bald zurecht, da ſie ſchon nach ihrem Sinne befriedigt war, wenn ſie nur Eignes, Ungewöhnliches, Gepflegtes ſah. Da gab es denn Viſiten und kleine Plaudereien, Glückwünſche und Verheißungen, verſicherte Hingebung und lauſchende Prüfung genug. Von dem forſchenden Blicke, wie dieſe Standeserhebung hätte kommen können, warum ſie kam, ob ſie ſich zum Guten anließ, ob nicht, war Niemand frei und die Fürſtin hielt ihm mit ruhiger Selbſtbeherrſchung Stand. Sie war die unruhige, von ſich ſelbſt hin- und hergejagte Melanie nicht mehr. Ihr Gemahl aber, dem es ſchon zur andern Natur geworden, nach ſolchen Dingen, die ihn quälten, immer mehr zu ſuchen, als nach ſolchen, die ihm wohlthaten, hatte ſich von ihr bis zur Tiſchzeit mit dem täglich wiederholten Bedauern entfernt, daß ihn nichts ſo verſtimme wie die Abweſenheit des Generalpächters, eines Mannes, deſſen Rückkehr er mit Ungeduld erwartete und deſſen ſo unendlich werthvolle Bekanntſchaft, da er Alles, was Ackermann

hier unternahm, bewunderte, ihm wol gar verloren gehen könnte, wenn ihn, was er nicht hoffe, dringende Depeschen zeitiger vom Schlosse Hohenberg abriefen, als zu bleiben seine Absicht gewesen war.

Die Fürstin fand nach den mannichfachen Konversationen über Nichts, in denen sie bei solchen Standesbesuchen Meisterin war und nur zu lange, zu bezaubernd die Menschen fesselte, kaum noch Zeit, ihre Mittagstoilette mit Muße und Umsicht herzustellen. Sie hatte neue Umgebungen. Von jener Jeannette, die einst hier gewaltet hatte und bei dem jetzt arrangirten Lasally-Faktotum geworden schien, war hier keine Rede mehr. Neue Verhältnisse, neue Menschen. Und neue Kleider! Die Putzsucht war Melanien geblieben. Der Fürst bestärkte sie darin, da ihm ihre Metamorphosen gefielen. Sie verrieth auch durch ihr Wesen nie, wenn sie ein neues Kleid trug. Sie kam mit Stoffen, die eben noch fast schon am Körper von den Näherinnen fertig geworden waren und wo noch möglicherweise irgendwo zum Entsetzen der Kammerjungfern ein Seidenfädchen konnte unausgezogen geblieben sein, aber sie kam so in den Salon, als wenn diese neue Tracht schon längst mit ihr verwachsen war, ja als wäre sie mit ihr auf die Welt gekommen. Dieser letztere Ausdruck gehörte ihrer guten Mutter, Johanna

Schlurck, gebornen Arnemann. Dieſe brave Frau war in der Erziehung ihrer Tochter immer nach dem Prinzip verfahren: Einem Mädchen muß man es anſehen können, ob es mit Glaçeehandſchuhen auf die Welt gekommen!

Dieſe guten Juſtizraths! Sie exiſtirten für Hohenberg nicht. Fürſt Egon ſchloß ſie von allen Beziehungen zu ſich, zu ſeinem Palais, zu ſeiner Exiſtenz radikal aus. Die Mutter litt darunter und zwar furchtbar, entſetzlich. Nicht deshalb, weil ihre Tochter eine Fürſtin war: an alles Außerordentliche gewöhnt ſich der Menſch ſehr raſch; ſondern weil die Fürſtin nicht mehr, wie ſonſt, ihre Tochter ſein durfte. Aber Franz Schlurck fand dieſe Trennung ganz in der Ordnung. In dem Briefe, den ſeine Tochter nach abgehaltener Tafel z. B. heute von Hauſe vorfand, ſagte er ihr: „Mein gutes Kind! Dein Leben wird von tauſend vereinzelten Kleinigkeiten ſo in Anſpruch genommen ſein, daß du ſolche Gedankenſtriche und Ausrufungszeichen, wie ſie in deinem letzten Briefe vorkamen, ganz aus deinem Syſteme der Interpunktion entfernen ſollteſt. Du haſt nie gegrübelt, warum willſt du es jetzt thun? Du biſt die Fürſtin von Hohenberg, Durchlaucht. Baſta! Den Groll der Mutter, die nach ihrem ſonſt vernünftigen Naturell

ſich mit der Zeit in ihre Zurückſetzung finden wird, ertrage als eine vorübergehende Frauenlaune und ſei verſichert, daß ich dich in dem großen und wahrhaft philoſophiſchen Lehrgange, den du mit deinem hohen Herzens- und Pflegebefohlnen befolgſt, immer unterſtützen werde. Den tiefern Sinn deines Wahlſpruches: Entweder ein Bettler oder ein Fürſt! hab' ich nie ergründen mögen, die Alternative war ſo ſchroff geſtellt, daß ich jedenfalls lieber der zurückgeſetzte Schwiegervater eines Fürſten, als der geliebkoſte eines Bettlers bin. Alſo! Weiter im Text! Die Gedankenſtriche, die bei der Stelle über meine Lage ſtehen, hab' ich eher verſtanden. Doch waren deren drei nicht nöthig. Ich hielt ſchon den einen für überflüſſig. In meiner juriſtiſchen Praxis, wenn ich alte Briefſchaften und Familiennachläſſe zu durchſtöbern hatte, waren mir als die gemeinſten Briefe immer die erſchienen, wo Väter und Mütter an ihre gutverheiratheten Kinder um Unterſtützung ſchreiben. Du wirſt ſie auch in keinem gedruckten Briefſteller verzeichnet und in etwaigen Schematen dazu vorgemerkt finden. Und doch werden ſie unglaublich oft geſchrieben, was wiederum nicht für die Armuth mancher Eltern, wol aber für die Herzloſigkeit vieler Kinder ein ſchlimmer Beweis wäre. Bei uns iſt Das anders. Ich weiß,

# Vorwort

## zur neuen Ausgabe.

Die im Vorhergehenden ausgesprochene Vermuthung, es dürfte die erste Grundlage einer Biographie Börne's die Veranlassung zu weiterm Ausbau durch Mittheilungen und Ergänzungen seiner Freunde werden, bestätigt sich schon in dieser neuen Bearbeitung. Sie ist gegen das frühere thatsächliche Material so reich vermehrt, mit ungedruckten Briefen Börne's und den mannigfachen Erinnerungen seiner ihm im Leben nahegestandenen Verehrer so reich ausgestattet, daß sie dadurch an und für sich schon ein neues Interesse erhalten hat.

Von Irrthümern der frühern Abfassung sind einige nicht unwesentliche hier berichtigt. Doch blieb im Ganzen der Standpunct der Beurtheilung derselbe und im Einzelnen wagt' ich sogar hie und da von den Notizen abzuweichen, die ich zur Berichtigung meiner frühern Behauptungen von Paris her empfing. Ein objectiver Abschluß ist bei einem so reichen Geiste nicht möglich und Meinungsverschiedenheiten gereichen dem bedeutenden Mann, der so zu sagen aus dem Vollen lebte, nur zur Ehre.

meine Melanie ließe mich, wie es irgendwo heißt, mit Kapaunen und Nichtsthun auffüttern, selbst wenn beide, weil sie zu fett machen, überhaupt meine Sache wären. Herzenskind, laß das Alles gehen, wie's geht! Ordne dein überraschendes Verhältniß, wappne dich gegen die neidische Welt, schmiege dich unter deinen erzwunderlichen Gatten, ohne seine Sklavin zu werden und lausch' ihm die kleinen Lichtschimmer seiner mir eigentlich wie der Saturn so dunklen, aber ohne Zweifel doch großen Natur ab, für das Uebrige müssen unsre unfreiwilligen guten Grundsätze sorgen. Die Mutter war von jeher für das Wasser und ein gewisser Pindar schon, ein alter Odensänger, der die irdische Belohnung der Dichter bereits zu kennen schien — trotz Guido Stromer's neulicher Anstellung im Süden mit 5000 Silbergulden — Pindar schon sagte: Wasser bleibt immer das Beste! Er hatte Recht. Der Mensch ist Erde und nichts ist der Erde nothwendiger als Wasser, wenn sie nicht — Staub werden soll. Sieh, die verdammten Gedankenstriche! Da mach' ich eben selber einen und einen recht kläglichen. Noch aber ist Das nichts als dumme Koketterie von mir. Ich denke nicht an's Sterben; ich lebe, wenn auch nicht vom Wasser, wie die Mutter, doch von der Luft. Die Luft ist klar und blau und hell, ich gehe

viel ſpazieren. Schulden machen will ich nicht. Meine Prozeſſe haben abgenommen. Entweder iſt die Welt friedlicher geworden oder die jungen Advokaten verſtehen noch mehr Einreden als in den Pandekten und im Schmidt ſtehen. Mit meiner mündlichen Vertheidigung hab' ich Fiasko gemacht. Meine Jungfernrede vor den Aſſiſen war Kinderlallen. Ich weinte, als ich nach Hauſe kam, obgleich mein Klient freigeſprochen wurde. Die Qual, die ich letzten November ausſtand, als die angeſchwollenen, polniſchen Zinsauf-Zins-Summen der Aebtiſſin Sibylle vom Kloſter zum Herzen Jeſu da ſein ſollten, dieſelben Summen, die Jahre lang entweder Mar Leidenfroſt oder Jagellona Kaminska heben konnten, aber nicht heben wollten, weil Einer ſie ganz dem Andern gönnte, Werdeck arm iſt und der tolle Maler, der dich einmal verſpottet hat, nicht reicher — lebendiges Beiſpiel, daß Großmuth und ſchrankenloſe Tugend nur Unheil in der Welt ſtiften — ich ſage, die Qual, die ich ausſtand, weil dieſe Summe nicht da war und doch nur möglicherweiſe, furchtbare Hypotheſe! möglicher Weiſe geſtohlen ſein konnte — Melanie, als Alles verkauft werden mußte, was man ſich entziehen kann, ohne daß es die Menſchen ſehen und darüber mit häßlichen ſchwarzbeflorten Redensarten kondoliren, wie man mit

bei Abſchaffung unſrer Equipage kondolirte und ich mit Anſpielung auf Laſally ſagte: ich habe das Kapitel des Pferdeſtalles ſatt und will nicht mehr an den Hufbeſchlag erinnert werden, da — ſieh, meine Perioden verwickeln ſich — immer wenn vom Gelde die Rede iſt, verläßt mich die Kraft des Styles — ganz im Gegenſatz zu Hofrath Stromer, dem der Styl grade recht erſt kommt, wenn das Geld im Kaſten klingt — damals, damals, Melanie, als alles Das da war und nicht da war, damals hab' ich mir eine Empfindſamkeit zugezogen wie einen nicht endenden Katarrh. Ich bin wehmüthig geſtimmt, ſelbſt wenn ich Prozeſſe gewinne. Den Johanniterprozeß hab' ich halb und halb verloren, noch nicht für die Stadt — denn propinqui equites bleiben ein Räthſel. „Ritter und Reiſige als Verwandte!" — aber verloren für mich. Die Adminiſtration wird neu beſchaffen und wer weiß, was in Tempelheide jetzt aus dem großen Straußenei ſchlüpft, das dort von einem Kater, Namens Baſomet, ausgebrütet werden ſoll! Wenn die Wildungen wirklich gewonnen?... Denkſt du noch an den Morgen damals in meinem Zimmer?... Neueres aus dieſer Reſidenzwelt weiß ich nicht, als daß man ſagt: Unterſchlagen in dieſem Prozeſſe wurden von Schlurck vielleicht einige Kommata, aber kein einziges Dokument

fehlte — ich küsse deine süßen Hände, Kind — verschmitzt benutzt hat er sie und manchen absichtlichen Sprachschnitzer sich zu Schulden kommen lassen, der alte Lateiner . . . sagt die öffentliche Meinung! Was öffentliche Meinung! Frage den Fürsten, was öffentliche Meinung! Von Politik nichts — du sitzest ja in ihrem Centrum. Rathe dem Fürsten, sich mit dem Heidekrüger Justus und seiner Sorte auszusöhnen! Die Politik der Landwirthe, die nicht mehr und nicht weniger als circa 100 Morgen haben, entscheidet die Welt, d. h. die Mittelsorte! Oder darfst du nicht über das Rad sprechen, mit dem dein Jrion sich quält, es den Berg hinan zu wälzen? Neues? Unsre Katze hat wieder Junge und die Mutter sträubt sich jetzt gegen das Ersäufen. Ach, Kind, wo sind die Zeiten hin? Wenn Mietz sonst Junge hatte! Das Laufen und Rennen im Hause! Diese Freude und dieser Kummer! Es war als sollt' es Kindtaufe geben und als zankte man sich über die Namen und die Pathen. Jetzt aber — Mutters alte Art, diese Streitigkeiten durch einen Kübel Wasser und ein gründliches erstes und letztes Bad der jungen Brut zu enden, hat uns verlassen. Frau von Trompetta will die Mutter für einen Thierquälerverein gewinnen, in den die Mitbegründerin der deutschen Flotte sich zu stürzen beab-

sichtigt, seitdem sie eine Anwesenheit des Hofes in Tempelheide verpaßte und ihr Vetter immer noch nicht Minister ist. Der Hof besuchte die Akademie in Tempelheide, an einem Tage, wo grade Frau von Trompetta abwesend war! Das sagt Alles, was ein Leben in Verzweiflung stürzen und zum Thierquälerverein reifmachen kann. Sie hat sich erkundigt, was Alles die Königin in Tempelheide äußerte. Man hatte von der Thierseele gesprochen. Das war ihr genug, sich mit Propst Gelbsattel zu vermitteln, der kürzlich ersucht worden ist, die Initiative eines Vereines zum Schutze der Thiere zu übernehmen. Da man ihn über Nichts mehr um Rath frägt, den guten Propst, da er selbst beim Kunstverein das Präsidium verloren hat, so wurde er um so eher Präsident jener Verbindung, als die bevorstehende Entscheidung des Johanniterprozesses ihn um die von der Stadt ihm gehaltene Equipage und selbstredend dadurch allein schon um die Gelegenheit, Pferde zu quälen, bringen wird. Bartusch hat eine Anstellung im Rathhause. Der Alte ist bei der Statistik der Getauften, Gebornen und Verstorbenen angestellt. Sein Sprichwort: „Allerlei Gemenschel" kommt in glorreiche Anwendung. Seit ihm nicht gelang, den Taufschein eines gewissen Paul Zeck aufzufinden, der in der Biographie deiner hohen

hen Gonnerin, deines Glücksschmieds Pauline eine Rolle spielt — ich kitzelte sie schon oft mit dem Namen Zeck, da ich weiß, daß Das ein Blitz über ihre dunkelste Lebensphase war — seitdem hat auch unsre Verbindung mit den Geheimnissen der hohen Aristokratie aufgehört. Sie wendet sich an jüngere Rechtsbeistände, die nichts erlebt haben, nichts von den Antecedentien wissen und blindlings glauben, wenn Matronen die Hände falten und von dem Rufe sprechen, wie von einem Spiegel, den ein Hauch trüben könne. O der Ruf! Dieser unsichtbare Galgen, an dem die zartesten Hände nach Herzenslust die Menschen stranguliren und lustig von unten nach oben rädern! Von wem willst du sonst hören? Von der Mutter? Sie projektirt, dir ein Opfer zu bringen. Sie will, daß wir auf's Land ziehen und dort Kinderzeug nähen. Wäre dein Gatte so grausam, unsre Verbannung zu wünschen? Es thäte mir leid, wie ein alter Pensionär in die Provinz zu ziehen. Aber sprich es aus, wenn es sein muß! Es ist auch vielleicht besser, ich sase nicht mehr an den Läden die nun erst gar mit den Eisenbahnen frisch angekommenen Austern und sähe nicht auf den Straßen sogar, denke auf unsern Straßen! — Seefische, die man auch sonst nur in unsrer Komthurei zuzubereiten verstand! Von Hackert erfuhr

ich lange nichts. Ich hätt' ihn gern nach einem gewissen Ringe gefragt. Er lebt meist in der Brandgasse, jagt Mäuse und Ratten. Bar wird ihn so lange an sein Herz drücken, bis er sich seinen Henker und Nachfolger in ihm großgezogen hat. Der Lauf der Welt ist so. Auf dem Markt seh' ich immer in die Körbe der Krebsfischer! Wie's darin wimmelt, so ist die ganze Erde. Aber was Krebse! Der September hat ein R! Es gibt jetzt keine Krebse. Adieu, mein Kind! Amer schütze dich!"

Wehmuthsvoll, das Haupt gebeugt, zerrissen von dem in diesen Zeilen durch tiefen Schmerz aufschreienden Humor, angekettet an ein freudenarmes Loos, das der Welt so beneidenswerth erschien, saß Melanie und hing den trübsten Empfindungen nach. Es war ihr schon lange manchmal wie einem Wandrer auf einsamer felsiger Höhe, den nie von ihm gesehene dunkle Vögel umkreisen und ihm zuzurufen scheinen: Wende um, du findest in diesem Trümmermeere keinen Ausweg und die Nacht wird dich überfallen! Was zur Fürstin sie erhoben, sah Melanie wohl im Zusammenhange vor sich, aber räthselhaft blieb ihr die Folge dieser Umstände, die Kette dieser Zufälle doch. Sie konnte sich sagen, daß sie die Männer fesselte, blendete, aber nie hatte sie Vertrauen fassen dürfen auf die Dauer der Neigungen, die sie einflößte. Sie hatte mit zu

bittrer Erfahrung erlebt, daß man sich in der Liebe zu ihr beherrschen, bekämpfen, sich ganz überwinden konnte selbst dann, wenn man ahnen mußte, daß sie selbst liebte. Immer nur der Augenblick hatte ihr wie ein flüchtiger Genius, ein lachender Engel mit Schmetterlingsflügeln schwankend auf einer Blume oder gar einer großen bunten Seifenblase, unsichtbar zur Seite gestanden. Weil ihr der innere Glaube an sich selbst fehlte, weil sie sich eines Nirenlooses, eines gebundenen Sirenenschicksals fast mit Wehmuth bewußt war, hatte sie sich von dem Bedeutenden, das sie fürchtete wie das ihren Zauber lösende zerstörende Beschwörungswort, fast ängstend entfernt gehalten. Nun war ihr ein Schicksal gekommen, das sie äußerlich, ihre kühnsten Hoffnungen überflügelnd, emportrug, und innerlich schien ihr doch der Tod ihr Verhängniß zu sein, der Untergang ihr Schicksal. Sie hatte diesen Fürsten Egon, diesen ihren Beschwörer, bei der Geheimräthin kennen gelernt. Nie würde er sie gefesselt haben. Es fehlte ihm die herausfordernde neckende Elasticität, die die Frauen, selbst wenn sie wissen, daß solche Männerscherze und Männerspiele nicht immer und zu Hause am wenigsten getrieben werden, dem Charakter, der Solidität und den Tugenden der aufrichtigsten Ehrbarkeit vorziehen. Sie wollen nun einmal umflattert sein,

ſie wollen den Schein der Freude, ſie wollen ſogar die Verſtellung, wenn ſie nur nichts Anderes lügt als Ergebenheit und Huldigung. Dieſer Egon von Hohenberg aber tändelte und ſcherzte ſo ſelten, er war ſo ernſt, dabei doch ſo ſiegesgewiß, ſo kalt und dann doch zuweilen ſo ſeltſam heiß. Der Heiterkeit Maaß fehlte ihm dann. Sie hatte kein Vergnügen an ſeiner Bewerbung. Lange freilich währte es, bis ſie dieſen Eindruck ſelbſt errieth. Sie gab ſich Egon, wie ſie ſich Dankmar Wildungen, als ſie ihn für Egon hielt, gegeben hatte. Der Unterſchied war nur der, daß Egon gefeſſelt blieb, während Dankmar mistraute. Egon war der Fürſt von Hohenberg, warum ſollte er an Enttäuſchung glauben? Er war in der That nur glücklich bei Paulinen von Harder, der Feindin ſeiner Mutter, nur glücklich, wenn es hieß: Iſt Melanie noch nicht da, wann kommt ſie, wie bleibt ſie ſo lange, jetzt rollt ein Wagen, das iſt ſie nicht, das iſt ſie! Und dann ließ er dieſe beiden Frauen um ſich leben und weben, walten und ſchalten, genoß mit Behagen, daß ſie für ihn lebten und webten, für ihn walteten und ſchalteten. Er ruhte ſich bei ihnen von ſeinen gewaltigen Geiſtes-Anſtrengungen aus. Die geſcheuteſte und die ſchönſte der Frauen in der Reſidenz gehörten ihm. Und für immer wollte er Beide an ſich fei-

seln, nie wollte er Melanie in eines Andern Armen wissen. Aber seltsam! Sein Ideal schwang sich, grade weil sie nicht liebte, zum Charakter auf. Sie verweigerte jede Gunst, die über die Grenze einer leichten Koketterie hinausging. Sie war, allein, gegen Egon nur so, wie sie es im Beisein Paulinen's sein durfte. Lange besann sich der Fürst, was da zu thun. Er wählte den Ausweg einer Standeserhöhung. Die vielgefeierte, allerdings für verlobt, verlobt mit einem zweideutigen Charakter geltende Melanie, Tochter eines seither hochangesehenen stadt- und landbekannten Mannes, konnte dieses Vorzugs nur gewürdigt werden, wenn damit zugleich ein glänzendes Zeugniß für Melanie's Sittlichkeit ausgesprochen wurde. Man würde eine illegitime Verbindung ewig verurtheilt haben, während man sich an die legitime in Kürze gewöhnte und sich ganz einfach sagte: Fürst Hohenberg ist arm, er will eine Häuslichkeit ohne ein Haus zu machen. Er hat eine Frau genommen, die er Niemanden zu zeigen nöthig hat und macht dabei die besten Geschäfte, er spart und hält die Hausfreunde ab. So die Welt. Egon aber? Ob wol in ihm der Gedanke lebte: Nach Louisen und Helene, nach der Poesie deines Lebens, jetzt nur keine Etikette mehr, jetzt nur keine Ehe mit anspruchsvollen, dich in me-

Fortgelaſſen hab' ich aus der Mitte des Buchs die Fragmente über Villèle, von denen ich früher glaubte, ſie wären ungedruckte Privatmittheilungen an Herrn Murhard in Kaſſel. Indeſſen hat ſich herausgeſtellt, daß ſie ſchon in Cottas politiſchen Annalen ſtanden und jetzt befinden ſie ſich im fünften Band der Stuttgarter Ausgabe von Börne's geſammelten Schriften. Dieſe Lücke iſt jedoch durch bisher ungedruckte, in jene Periode fallende Briefe und Geſprächsäußerungen Börne's erſetzt, die ich wie faſt das ganze reiche Ergänzungsmaterial dieſer neuen Bearbeitung den unermüdlichen und treuen Pflegern des Börniſchen Gedächtniſſes, Herrn und Madame Strauß in Paris, verdanke.

Frankfurt, den 14. Auguſt 1845.

G.

ralische Kosten setzenden Frauen, nur keine wirkliche, dich beunruhigende Fürstin! Sein „Egoismus" ertrug eine ebenbürtige Ehe nicht. Vielleicht auch eine ihn in stillen Stunden durchschauernde Pietät des Herzens für die Vergangenheit?

Das äußere Glück war also für Melanie selten und groß, aber das innere fehlte. Die Fürstin Hohenberg hatte sich nicht umsonst so besonnen gehalten, als sie sich an die Bewerbung eines Fürsten nicht sogleich wegwerfen wollte. In flüchtige und leichtsinnige Herzen zieht die Tugend oder diejenige Reflexion, die wenigstens wie Tugend aussieht, nicht ohne große Kraft ein. Die äußere Würde genügte ihr nicht, sie wäre so gern wahrhaft glücklich gewesen. Ihr Gatte war nicht leichtsinnig genug, sich in Schulden zu stürzen. Ihr Vater entbehrte nicht nur, sondern gerieth auch, was sie wohl durchschaute, in die bedenklichsten Schwankungen seines Kredits, wenn nicht gar in Schwankungen seiner Ehrlichkeit. Es war ihr wohlbekannt, wie furchtbar der Justizrath darunter litt, daß alle Welt die bei ihm aus diesen oder jenen geschäftlichen Vertrauensgründen niedergelegten Summen jetzt plötzlich sehen, jetzt plötzlich kontroliren, wiederhaben wollte. Dies Flüssigmachen von Kapitalien, die er nicht unter sieben Siegeln gehalten hatte, sagte Schlurck einmal,

ſchwemmt mich noch eines ſchönen Morgens ſelbſt in die — er nannte den Fluß, an dem die Reſidenz liegt, und Weib und Kind ſchrieen auf, ſie wußten längſt, was manchmal in ihm vorging... Egon's Abneigung gegen die Eltern war eine große Qual für Melanie. Er hätte die Familie hundert Meilen weit entfernt ſehen mögen. Ihm darin widerſprechen hätte ihr unwürdig und unklug geſchienen. Die Macht der Ehe nach dem Altar ungroßmüthig anwenden widerſprach ihrem Charakter, widerſprach ihrem freien Weltblick, den ſie in der That der Philoſophie ihres Vaters verdankte. Es war dies nichts Geringes in ihr. Der Fürſt ahnte es ſogleich, erkannte ſie, ſchenkte ihr den unbedingteſten Glauben, liebte ſie. Sie ſelbſt wußte es, ſie hatte Beweiſe ſeiner ihr allein gewidmeten Herzlichkeit, er kannte ihr Leben, ihre Vergangenheit, ſogar ihre Jugendverirrungen und entſchuldigte ſie. Was ſie auch erzählte, Egon hatte Alles geahnt, er entſetzte ſich nicht, dachte ſich in ihre Erziehung hinein, hatte ihren Thränen unbedingtes Vertrauen geſchenkt und da ſie tief, tief ihm zu danken hatte, ſo war ſie glücklich unglücklich. Die ſelige Uebereinſtimmung mit Egon's Natur fehlte und ſie mußte ihn doch nehmen, wie er einmal war.

Mehrere Stunden hatte die Fürſtin in trüber Schwermuth ſo für ſich hingebracht und bei Allem,

was sie vielbefragt anzuordnen, vielbeschäftigt vorzunehmen schien — die Frauen können Das — immer doch einem und demselben Gefühle nachgehangen. Sie war für den Abend in einer andern Toilette, als die sie am Mittag getragen hatte... Es boten sich oft Tagelang keine Gelegenheiten, mit ihrem Gemahl ein einziges trauliches Wort zu sprechen. Hier in Hohenberg hatte sie darauf gehofft; hier hatte sie sich sogar möglich gedacht, Egon's tieferer Natur etwas näher zu kommen. Er war von Paulinen befreit, er befand sich in jener Gegend, an die sich seine Jugend knüpfte und wo ihm selbst in jüngster Zeit noch Abenteuer, ja Vorfälle komischer Art begegnet waren; sie hoffte auf Heiterkeit. Vergebens! Egon blieb überhäuft mit Geschäften, verstimmt, absorbirt, und die wenige Muße, die er sich gestattete, verwandte er in dem ihm angebornen und anerzogenen Instruktionseifer auf seine gutsherrliche Lage, auf die Besichtigung seiner Güter und die Prüfung der ihn wahrhaft überraschenden, ja fast beschämenden Thätigkeit jenes Generalpächters Ackermann, den er auf Empfehlung des ihm geistig verloren gegangenen Tankmar Wildungen zum Wiederhersteller, wenn nicht seines Glücks, doch seiner Ehre gewählt hatte. Die Abwesenheit dieses Mannes, den er bewunderte, peinigte ihn. Er kam zu Melanie,

als sie eben mit ihrer Abendtoilette fertig war und sagte:

Es ist leider sehr wahrscheinlich, daß ich aus der Stadt Briefe über Hofintriguen empfange, die wenigstens meine Anwesenheit hier abkürzen. Es wäre mir das widerlichste Begegniß, wenn ich Ackermann nicht mehr sehen sollte. Er würde mich, da die Ernte überstanden ist, jetzt in der Stadt besuchen können, aber ich hätte ihn hier sprechen mögen, hätte so gern von ihm hier mich führen, mir Alles, was er unternimmt, zeigen und erklären lassen. Glücklicherweise war ich vorhin im Walde dem Förster begegnet, der von Briefen spricht, die für heute Abend seine Rückkehr ankündigen.

Egon erklärte nun mit der ihm eigenen Vollständigkeit Alles, was er von Ackermann's Einrichtungen schon zu übersehen glaubte. Er wiegte sich in der Vorstellung, daß diesem Manne, der so uneigennützige, fast fabelhafte Bedingungen gestellt hätte, gelingen könnte, das Erbe seiner Väter wieder herzustellen und Melanie'n das Loos, seine Frau zu heißen, auch wahrhaft zu einem fürstlichen zu machen. Melanie hielt diesen auch heute von ihm beliebten Uebergang fest und malte alle die Pläne aus, die sie mit dem gesteigerten Ertrage dieser Besitzungen verbinden wollten.

Diese lustigen, natürlich nur scherzweise vorgetragenen Träume waren ihr willkommener als die Rundblicke Egon's auf die ihm so wissenswerth vorkommende Systematik Ackermann's und seine Fragen, die er an Melanie, die Ackermann doch gesehen hatte, glaubte richten zu dürfen: Wie ist sein Wuchs? Ist er alt? Warum trug sich wohl sein Kind in Knabentracht? Wie lange mochte er von Deutschland entfernt gewesen sein? Gesprochen hast du nie mit ihm? Er ist doch ein geborner Deutscher? Was trieb ihn wohl von dem heimathlichen Boden? Wie kam er nur auf den Gedanken, sich grade an meine verlorenen Besitzungen zu wagen?

In diese für den Fürsten sich immer mehr steigernde Aufregung fiel bald diese, bald jene Meldung. Die wichtigste war die, daß man einen politischen Verfolgten, dessen Spur seit einem halben Jahre verloren gegangen wäre und die man selbst im Auslande nicht wieder gefunden, unter den Dienstleuten des Generalpächters entdeckt hätte und ihn eben zur Haft brächte. War die Meldung vorläufig auch nur eine gerüchtsweise, so war sie doch schon störend genug und die Räthe des Fürsten, die sich schon zur Theestunde versammelten, hatten alle Ursache, befremdet zu sein, wie der Generalpächter zu dieser Wahl seines

Hülfspersonals käme. Noch kannte man den Namen des Gefangenen nicht. Die Erwähnung des Thurmes in Plessen, die Nothwendigkeit, Verbrecher so nahe am Schlosse, wenn auch nur so lange beherbergen zu müssen, bis der Befehl zur Abführung nach einem nahegelegenen Landgerichte oder der Residenz gegeben war, war Allen drückend und Niemanden mehr als der Fürstin, die die unangenehme Wirkung der Erwähnung des Thurmes in ihrem Gemahle, dessen Beziehung zu ihm sie sehr wohl kannte, deutlich genug bemerkte. Die vorfahrenden Abendgäste brachten schon Kunde von der durch diese Verhaftnahme verursachten Aufregung in Plessen. Und nun kam einer der Sekretaire mit dem soeben vom draußen harrenden Oberkommissär gemeldeten Namen: Dankmar Wildungen! Dieser selbst! Der Vielbesprochene, der Allen Bekannte, der nach so entgegengesetzten Seiten hin die Welt in Anspruch Nehmende! Dieser jetzt hier und verhaftet! Egon erblassend tritt hinaus und will Par selber sprechen. Herr von Zeisel begegnet ihm, noch erschöpft von seinem schwierigen Vorverhör und schon gedrängt von seiner Gemahlin. Auch die Fürstin erfährt den Namen. Ihr Erblassen wird von der Gerichtsdirektorin wohl erkannt, wohl verstanden. Der Generalpächter als Hehler politischer verbotener Feuerstoffe

war bald durch die ganze Gesellschaft wie ein seltsames Fragezeichen tausend Auslegungen preisgegeben. Melanie hörte nur, zitterte nur, schwankte... Egon kam zurück... ja, es war in der That Dankmar Wildungen, derselbe, von dem Alle wußten, daß eine Kette von Zufälligkeiten und Abenteuern ihn mit dem früheren Leben des Ministers in den seltsamsten Zusammenhang gebracht hatte... Dieser Abend wurde eine Folter. Gespenstische, schattenähnliche Begegnungen von allerlei Menschen unter einander, deren Ja und Nein, deren Excellenz! Durchlaucht! Ja wohl! Ganz gewiß! Haben Sie von dem Wasserfall im Gebirge schon gehört? O Sie sollten einmal die Wanderung nach dem Felsengrund versuchen! Kennen Sie Randhartingen bei Abendbeleuchtung? Alles nur wie um der Worte willen geführte Gespräche gemischt mit Theetassengeklapper, Kleiderrauschen, Kommen und Grüßen, o eine Phantasmagorie des Nichtigsten und Leersten... und Das nun aushalten zu müssen, Das schüren zu müssen, wenn der Funke zu verglimmen scheint, Das ersticken zu müssen, wenn die Flammen eines Streites vielleicht zu heftig auflodern... Die Fürstin saß hinter ihrem Theetopf in Verzweiflung. Der Fürst konnte doch ab und zu. Es wurden doch Thüren geschlagen, Pferde trappelten,

Säbel klapperten, ſie wußte doch, daß Egon, der ſo oft ihr ſchon geſagt hatte: er hielte es für die glücklichſte Gunſt des Zufalls, daß er nicht in die Lage gekommen wäre, dieſem ihm einſt und noch jetzt als Charakter und Menſch gleich werthvollen Dankmar Wildungen in unmittelbarer perſönlicher Feindſeligkeit gegenübertreten zu müſſen, ſeine ſchmerzlichſte Aufregung durch Fragen, Erklärenlaſſen, Befehlegeben, verbergen, wenn nicht mildern durfte... ſie aber, die in Dankmar mehr als den Freund ihres Mannes ehrte, ſie, die in dieſem Schloſſe an ſeinem Arme gezittert hatte, ihn liebte, noch liebte, wie faſt jeder Menſch ein ſtilles, wenn auch entſagendes Sehnen in ſich trägt, ſie ſollte ſchweigen, ſollte von gewöhnlichen Dingen reden, Jeden bezaubern, Jeden gewinnen, den Adligen ſich verſöhnen... Sie hielt es nicht länger aus. Gegen halb zehn Uhr ſprach ſie von unerträglichſtem Kopfweh. Die Damen bemerkten, daß ſie das Haupt aufſtützte. Die Fürſtin iſt angegriffen! Durch den Saal flog die Trauerkunde von der Migräne der Fürſtin. Aber o Himmel, man iſt auf dem Lande. Man iſt hier ſo natürlich, ſo theilnehmend oder ſo intereſſirt zudringlich, daß man von allerhand Mitteln ſpricht gegen Kopfweh; von einem flachen Meſſerrücken an die Stirn gedrückt, von Citronenſaft, von einem

zu öffnenden Fenster... erst die Räthe aus der Stadt gaben den rechten Rath, Aufhebung der Soiree.

Nach einigen Minuten war die Fürstin allein. Egon bestätigte die Verhaftung, erklärte die Identität, verwies vorläufig auf den Thurm. Retten, helfen konnte er nicht. Es war zu spät. Melanie fühlte dies Zuspät! nicht sich, wohl aber der Pflichtenlehre und dem Charakter ihres Mannes nach. Er erklärte die Anwesenheit Tankmar's grade bei Ackermann für eine Folge der Liebe Tankmar's zur Tochter des Generalpächters. Melanie bestätigte diese Vermuthung als die wahrscheinlichste Auslegung eines Aufenthaltes, der der erste trübe Flecken auf dem von Egon so hoch gehaltenen Bilde des Generalpachters war. Sie sahen beide Alles, wie es wohl war und wie es sein konnte und schwiegen voll Schmerz. Egon, der noch zu arbeiten und sein Schlafzimmer im andern Flügel des Schlosses hatte, die Fürstin, die mit Schrecken von ihm hörte:

Es wird diese Unbesonnenheit ihm leicht einige Jahre Gefängniß kosten können, die nicht abzuwenden sind, falls die Genossen seiner Verschwörung nicht dazwischen treten. Wenn die Wildungen den Prozeß gegen die Stadt gewinnen sollten, erleben wir Verwickelungen, die eine Stellung wie die meinige leicht

zu einem Kampf gegen Geister und Zaubereien machen dürften. Ich weiß nicht, ob man nicht von Glück sagen darf, daß bis dahin vielleicht die Partei Trompetta-Flottwitz am Ruder ist. Der Hof war in Tempelheide, hat sich von Windharfen und Naturmystik unterhalten lassen; General Voland liest jeden Abend die Kapitel seines neuen Werkes über die alchymistischen Vorstellungen, die das Mittelalter mit der Natur der Steine verband; die frommen Präsidenten drängen aus der Provinz herein. Wohlan! Man kann bald Gelegenheit finden, die Politik zu behandeln, wie jene Helden, die im Zauberwalde Armidens ihre Schwertstreiche auf Feinde richteten, die vor ihnen wie die Luft zerrannen!

Die Fürstin, die ein Großes und Gewaltiges im Leben nur ertragen und durchführen konnte, wenn eine erwiderte Liebe ihren Muth beflügelte, ihren Arm stärkte, Melanie begab sich zur Ruhe. Zum Thurme gehen, eine Befreiung zu wagen, List, Verschlagenheit anzuwenden, wie damals im Heidekrug... Diese Zeiten waren vorüber. Sie ging zur Ruhe...

Egon aber, als Alles im Schlosse still geworden und er allein war, öffnete das Fenster und blickte zu den Sternen auf... Nie haben wir ihn mit sich selbst beobachtet. Nur seine Worte im Gespräch mit Andern,

# Börne's Leben.

Es ist nichts leichter, als von achtbaren Eltern geboren werden, einen guten Schulunterricht genießen, mit viel Sittsamkeit die Hochschule beziehen, mit viel Anmaßung sie verlassen, im schwarzen Frack die Runde bei den Staatsmännern machen, die ein Amt zu vergeben haben, es glücklich erhalten; den Eid der Treue schwören, wirklich treu sein, treu dem Fürsten, treu den Grundsätzen unsrer Vorgesetzten, treu dem Geiste, in welchem uns unser Gehalt vierteljährlich von der Landeskasse ausgezahlt wird, funfzig Jahr in diesem Geiste verharren, steigen bis zum wirklichen geheimen Rath und mit Orden bedeckt, von Kindern und Enkeln umringt, ein ehrlich erworbenes kleines Vermögen hinterlassend, endlich das Zeitliche segnen. Und noch mehr! Du kannst dir wirklich manches Verdienst um deine Mitmenschen erworben haben und die Medaille mit Recht ansprechen dürfen, welche in der fürstlichen Münze auf dein Andenken geschlagen wird! Du kannst die Residenz deines Landesherrn mit einer hübschen Pappelallée geziert und für Brunnen gesorgt haben, die deinen Mitbürgern ein beßres Trinkwasser geben! Du kannst eine Rentenanstalt begründet, die Lotterie abgeschafft, eine beßre Ver-

nur seine Thaten ließen wir für ihn reden. Es gebührte diese Zurückhaltung dem Bilde einer Persönlichkeit, die Alle als den lebendig gewordenen Egoismus nehmen. Dieser Charakter, fast von Allen verurtheilt, die mit ihm in nähere oder entferntere Berührung traten, konnte nur durch die Andern geschildert werden. Aber dennoch dürfen wir an die zerrissenen Empfindungen glauben, mit denen Egon an das geöffnete Fenster seines Schlafzimmers trat, die schon kühlere Nachtluft an seine heiße Stirn wehen ließ und voll Wehmuth auf den Garten des Schlosses hinunterblickte, auf die Bäume und Boskette, hinter denen der Gerichtsthurm des Dorfes Plessen versteckt lag. Wenig über ein Jahr war vorüber und was hatte sich Alles seitdem begeben! Nur die Jedem, wieviel mehr einem Hochbegabten sich aufdrängende Ueberzeugung, daß wir in einer Zeit der gewaltigsten Umwälzungen inner- und außerhalb der Menschenbrust leben, konnte die Wandlungen glaublich erscheinen lassen, die seit dem Tage, wo Daukmar in die Gefängnißzelle des Fürsten trat, die er nun selbst bewohnte, diesem geschehen waren! Egon war sich selbst kein Räthsel, aber er fühlte es mit Schmerz, daß er ein furchtbares Andern sein mußte. Jener Stunden, die ihn im Thurme um die Freundschaft

eines jungen, unternehmenden Kopfes werden ließen, gedachte er jetzt mit solcher Lebhaftigkeit, daß er auf einen Sessel niedersank, an der Brüstung des Fensters sein Haupt aufstützte und sich in Empfindungen wie diesen kaum zu sammeln wußte:

Du Aermster! sagte er sich. Würde Alles so gekommen sein, wenn das Geheimniß des Bildes, das Geständniß der Denkwürdigkeiten deiner Mutter dich nicht in deiner Bahn plötzlich an einen entsetzlichen Abgrund geführt hätte, wo du die Besinnung verlorst und dich an die einzige dir nahestehende Hand klammertest! Diese Mutter, die sich einbildete, mich Demuth zu lehren und mich die Lüge lehrte! Hoffte sie, daß ich von meiner weltlichen Stellung herabsteigen, mein Leben der innern Beschaulichkeit, der entsagenden Demuth widmen würde? Sie hat sich vielleicht nicht getäuscht. Sie hat vielleicht den Punkt getroffen, der meine Zukunft, wenn ich noch eine haben werde, mehr bedingt, als die Liebe, die Bewunderung oder der Haß, den ich in meinem gegenwärtigen Müßen ernte! Aber im ersten Augenblick des Schreckens verlor ich die Besinnung. Die Lüge war hier eine nothwendige, eine erlaubte Selbsthülfe. Der Makel der Geburt brannte so auf meinen Stolz, der Zorn des Sohnes über eine durch die Religion verblendete Mutter wallte so siedend in

mir auf, daß ich gerade mit Leidenſchaft Das ſein wollte, was ich nicht bin. Die Sitte iſt auch hier das Geſetz. Die Sitte heiligt auch hier die Unſitte. Es iſt wie im Staat, ſeine Mängel geben nicht das Recht, ihn ſelbſt zu zerſtören. Ich bin der Fürſt von Hohenberg. Aber daß ich es ſein wollte, daß ich mit einem Schrei der Verzweiflung gegen die Entdeckungen, die mit dieſer Pauline hätten entſchlummern können, mich ſträubte, mich gegen mein Schickſal bäumte, Das wurde der Anfang aller Leiden meiner Seele und es iſt mir wie ein Bild der Zeit, denn dieſe Extreme, die mich ſtürzen werden, verrathen noch mehr als ich, daß in ihr etwas morſch und faul iſt und man die Prozedur einer ſittlichen und ſtrengen Reviſion mit dieſen Zuſtänden nicht mehr wagen darf!

Es ſchlug ſchon eilf Uhr vom Dorfthurme herüber... Nächtliche Vögel ſchoſſen, raſch im Kreiſe mit hängenden Flügeln ſich wendend, an den Fenſtern des Schloſſes vorüber... Egon träumte fort:

Auch Dankmar Wildungen wird dieſe Schläge der Uhr hören, er wird ſie zählen wie ich, er wird auf mich vielleicht rechnen! Oder nein! Er war mir an Einſicht ſchon damals überlegen, als ich ihm ſo zerfloſſen, ſo abentheuerlich und in der Gefahr feige erſchien! Wie war

ich haſtig, unſicher, von meiner Lage faſt bis zu tragiſcher Beſinnungsloſigkeit überraſcht! Wie ſchäm' ich mich, als dieſer Poſa ſeinem Carlos erwiderte: „Gibt es denn noch Freundſchaften?" Du haſt Recht. Es gibt keine, Tankmar Wildungen! Und doch iſt es eine Wahrheit, daß grade wir Menſchen, die die Welt als Götzendiener des Ich's verurtheilt, die unendlichſte Sehnſucht nach Liebe haben! Grade wir Egoiſten, wir Kaltgeſcholtenen ſchmachten nach dem Thau des Verſtändniſſes, grade wir leiden unter der Einſamkeit, die ſich um uns her wie eine wüſte Steppe ausbreitet, leiden wie etwa die großen Männer leiden müſſen, die man nur in ehrfurchtsvoller Ferne bewundert und denen aus Scheu Niemand ſich zu nähern wagt, wie den höchſten trauernden Schneeſpitzen der Alpen. Ich hoffte einen neuen, deutſchen Armand in dir zu finden und dachte mir darunter einen Bewunderer meines Werthes, einen Diener meiner Launen, ein Werkzeug meiner ſchon damals gehegten wenn auch nicht ausgeſprochenen Plane. Der feine Kopf verſtand die Abſicht, die ich ſelbſt nicht fühlte. Er ſah an Louis Armand, was ich mir unter ihm wohl dürfte gedacht haben und mistraute der aufdringlichen Zärtlichkeit eines Hochgeſtellten, der in der That die Probe nicht beſtand. Ich verlor ihn, mit ihm Louis Armand,

mit ihm Helenen, ich verlor die selbständige Liebe und gewann vielleicht nur die sklavische... es ist nicht gut, die Liebe Derer nicht ertragen zu können, die sich doch auch ein wenig selber achten.

Der Fürst Egon von Hohenberg war wie seine Mutter. Er wühlte in den eignen Eingeweiden und bestätigte auch darin eine Erfahrung, die man oft an großen Männern gemacht haben will, daß ihr Denken nicht ihr Handeln ist. Ihr Denken ist ein Auflockern der ganzen Innerlichkeit, ihr Handeln nur Eines, ein entschlossener Aufschwung, eine energische That. Die weiche Empfindsamkeit der Größe würde kein Geheimniß der Seelenlehre sein, wenn die großen Menschen ihre Gedanken belauschen ließen und die Fülle von Erwägungen bloßgäben, die sie im Zustande der Ruhe anstellen und die sie nur in dem Augenblick bannen, wo irgend eine Gefahr ruft, irgend ein Entschluß mit Blitzesschnelle gefaßt sein muß. Egon sprach klein, ohnmächtig, zagend von sich und in diesem Augenblick hätte das Posthorn eines Kuriers ertönen, eine Depesche hätte ihm überbracht werden dürfen, die einen raschen Entschluß erforderte, er würde sich nicht fünf Minuten besonnen haben, den Befehl zu ertheilen, der ihm der nothwendige und den Verhältnissen angemessene erschien.

Doch blieb es still. Nur ein schärferer Nachthauch fuhr durch die herbstlichen Blätter... der Fürst schloß das Fenster...

Noch floh ihn der Schlaf. Noch drückten zu viel der Lasten die Brust eines Mannes, der bei der eisigen Athmosphäre der Politik doch noch nicht ganz in seinem innersten Herzen erstarrt war.

Was trennt mich denn von Euch, sagte er noch hinausstarrend durch die geschlossenen Fenster in die Nacht und die Hände zusammengefaltet im Schooße ruhen lassend, was hat denn unsere Bahnen so unterbrochen, daß sie nicht mehr zusammengehen konnten? Standesvorurtheile? Die Verschiedenartigkeit der Interessen? Ihr denkt so, ich weiß es und eine Weile, als ich mit Eurer Hülfe an jenem stürmischen Abende in Paulinens Villa das Testament der Mutter erobert hatte, dachte ich selbst nicht anders. Aber schon hatte ich den Träumen widersprochen, mit denen Ihr die Welt zu bessern gedachtet, schon mein System der Pflichten aufgestellt Euerm System der Rechte gegenüber. Was ist zu thun, wenn zwei streitende Gedanken plötzlich auseinandergerissen werden von dem Leben, das dem Einen sagt: Lasse Das! und dem Andern: Thue Das! Die Aufforderung zum Handeln kommt, so lange die Erde stehen wird, wohl an jeden

Gedanken zu früh. Immer wird ihm noch etwas an seiner Reife fehlen, immer wird ein Moment ihm noch zu gewinnen sein, die allgemeine Uebereinstimmung, und schon soll er handeln, schon das Leben umgestalten, schon sich in der Welt, wie sie gegeben, fest bewähren. Da hatt' ich keine Möglichkeit mehr, mit Euch zu wandeln. Die große Aufgabe des Staatsmannes traf mich überraschend, aber nicht unvorbereitet. Ich hatte Das, was Genf, was Bonn und Göttingen mich lehrten, nicht vergessen, in Paris hab' ich nicht aufgehört, mein theoretisches Rüstzeug zu mehren, es zu schärfen, rein zu erhalten vom Roste der Alltäglichkeit. Das Denken, das Lernen, das Aufspeichern war mir, als ich mit dem Volke lebte, eine klösterliche Vorbereitung auf einen Beruf, den mir der Zufall schenkte, denn suchen konnt' ich ihn nicht, in dieser süßträgen Lethargie nicht, die wir unter Büchern und Frauen empfinden. Es gibt keine gefährlichere Wonne, als die Liebe einer schönen Frau verbunden mit dem Luxus der Ideenbereicherung durch bloßes geistiges Aufnehmen aus Büchern, Reisen, allen erdenklichen Wissensquellen, nur nicht dem Born des eignen Arbeitenſollens, des eignen Schaffens! Jonischer Himmel, die Liebe Kleopatrens und die Bibliothek von Alexandria... an dieser höchsten aber gefährlichen Seligkeit des Lebens, zugleich

genossen, sind die größten Genies zu Grunde gegangen... ich wollt' es nicht, ohne darum ein Genie zu beanspruchen.

Die unwillkürliche Erinnerung an Helenen trieb Egon vom Sessel empor. Es schauderte ihn hinüberzublicken auf die Fenster, wo eben Melanie's Licht erlosch... Helene blieb ein Akkord in seiner Seele, der, selbst wenn sie einem Maler Namens Heinrichson gehören und jetzt mit diesem in Paris weilen konnte, ihm einen Schmerz verursachte, wie wenn er sich plötzlich in einem Gefängniß erblickte. Er trat auf mit schallendem Fußtritt, er fühlte sich elektrisirt, er wußte nicht, ob vor Wonneschmerz oder vor Wuth, er hätte an Eisenstäbe greifen, an ihnen rütteln mögen... er konnte sich nicht beruhigen, ehe er nicht die kühlen feuchtansetzenden Scheiben des Fensters an seiner Stirn fühlte. An diese lehnte er sich und dachte mit Klagen:

Was wär' es nun, wenn ich den Mantel nähme, diese Zimmer verließe, den Berg hinunterschritte, an den Thurm träte und, der Wachen nicht achtend, die ihn hüten werden, zu dem Fenster emporriefe: Schläfst du, Wildungen? Fürchte nichts! Mich schwindelt auf der Bahn, die ich wandele! Dein Märtyrerthum ist größer als meine Freiheit! Und wenn du Freiheit willst, ich will sie dir geben, will mit dir fliehen, hinaus in die Welt, in ein Felseneiland, will dies künst

liche Gewebe, das mich umsponnen hat, zerreißen, dies Gehäuse zertrümmern... ich will ein Genosse deines Bundes sein, dieser furchtbar anwachsenden, wie das Erzgeäder in einem Bergschacht verbreiteten und dich vor uns verurtheilenden Ritterschaft vom Geiste...

Es war ein Augenblick, der ihn so überflog, so aus der künstlichen Selbstbeherrschung und der Aufgabe, die er für die Welt durchführte, hinausschleudern konnte... Melanie, Pauline, Amanda, das waren Namen, die ihn immer nur starr machten, kalt, entschlossen... Bei Helenens Namen aber überwehte es ihn wie einer jener weichen Südwestwinde, die wie auf feuchten Schwingen mild und lockend uns plötzlich anhauchen nach langer trockner Witterung... Die Verführung dauerte aber nicht lange. Sie hörte mit dem Anruf der Wachen auf, die er vom Thurme hörte. Es waren Gendarmen, die die Posten wechselten... morgen in der Frühe sollte der Gefangene in einem verschlossenen Wagen in die Residenz geführt werden.

Ah! der Fürst strich sich gleichsam das Haar von der Stirn zurück. Er vergaß, daß sich der Scheitel nach seiner Krankheit völlig gelichtet hatte, während der Rest, der ihm geblieben, schon graue Spitzen zeigte. Er runzelte die Augenbrauen und stellte die Lichter so,

daß er nicht in Versuchung gerieth, sich im Spiegel zu erblicken. Er war zerfallen wie schon ein weilender Mann, während er etwa dreißig zählte. Aus jeder Kammersitzung kam er erschöpfter. Wenn er bei sich anfuhr, schlich er die Treppe hinauf, warf sich in ein Kanape und verlangte eine halbe Stunde Ruhe um sich her, da er nicht sprechen konnte und vom leisesten Geräusch gereizt wurde. Oft zuckten ihm Muskeln des Gesichts, ohne daß er es selber merkte. Wie todt streckte er sich dann, ließ die Arme hängen und staunte tief in sich selber, daß diese ohnmächtige Hülle ein ihm selbst noch fühlbares Bewußtsein enthielt. Durch narkotische Mittel hatte er oft schon auf Schlaf gehofft. Die Natur wurde aber dadurch nur noch mehr gebrochen. Die Gesichtsfarbe wurde gelb, ein Beweis, daß die Leber litt bei einem Aerger, den ihm nicht etwa der Widerstand der oppositionellen Elemente verursachte, sondern die Treulosigkeit seiner eignen Bundesgenossen und die Undankbarkeit Derer, für die er wirkte. Egon stritt gern über Prinzipien. Eine Rede gegen die Demokratie hob ihn, erheiterte ihn. Eine Rede gegen die Parthei der reinen Konstitutionellen, gegen die Fractionen Justus und Aehnliche verursachte ihm Appetit für den Mittag, denn er gab Diners, bei denen er kaum mehr als einige Löffel Suppe aß.

waltung des Armenwesens nach neueren Theorieen eingeführt haben! Du hast die Landwirthschaft deiner Provinz gehoben, indem du Wettpreise für den besten Flachs, das beste Obst aussetzest: die Pferdezucht, die Schaafveredlung, die Schulanstalten und sogar die Landesbibliothek, Alles kann durch dich gehoben, verbessert, neu begründet sein; und doch war dein Leben so, wie der Wind vorüberfährt. Was du thatest, that dein Amt, deine bürgerliche Stellung, deine nächste äußerliche Pflicht: Du hättest auf diese Art die Welt erobern können und doch nicht nöthig gehabt, dabei dein Bett zu verlassen. Man kann sterben und drei Tage lang von einem ganzen Lande mit Läuten der Glocken, angelaufenen Degen und Florbinden betrauert werden, und hat doch nicht wahrhaft menschlich gelebt.

Menschlich leben? Wahrhaft menschlich leben! O das heißt mehr, als ein guter Vater, glücklicher Gatte, treuer Unterthan sein. Menschlich leben heißt ein Engel sein, der vom Himmel abkommt und sich in diese Welt verfliegt und irrend umherflattert, nicht wissend, wo er ein Thor finden soll, um in seine Heimath wieder zurückzukehren. Menschlich leben heißt nicht, wachen am Tage oder träumen in der Nacht; sondern: träumen am Tage, wachen in der Nacht; und vor allen Dingen heißt menschlich leben unglücklich sein, verkannt werden, in seinem heiligsten Glauben mißverstanden, in seinen Hoffnungen von einer schadenfrohen Wirklichkeit verspottet werden, geäfft von dem Echo der Ohnmacht, wenn wir stolze und erhabene Wünsche mit donnernder Stimme in die Welt hineinrufen, betrogen von dem Nächsten und Entferntesten, verfolgt vom Feinde und noch mehr sogar belächelt und bemitleidet werden vom Freunde, der uns nicht

Aber Das, was an seiner Leber nagte, war die Ueberzeugung von der tiefen innern Verdorbenheit des Staates, den er vertheidigte, und seiner Organe selbst. Der Ehrgeiz der Beamten, die heimlich den Boden unter ihm durchwühlten, konnte ihm Anfälle von Raserei machen. Er sah da Menschen, die in stillen Zeiten emporgekommen waren, nie ein Prinzip hatten als das der Beförderung, auch nie um ein anderes gefragt wurden, da die alte Zeit alle Berufung an die Gewissen der Menschen ausschloß, Menschen, die nun auf bedeutenden Posten stehend sich bei dem großen Kampfe, den er auszufechten hatte, wie müßige Zuschauer gebehrdeten. Man beneidete ihm hier seine Stellung, die rein eine Folge des parlamentarischen Lebens war. Ohne für das Beamtenthum gebildet gewesen zu sein, war er Staatsmann geworden. Seine Jugend, sein Mangel an Bekanntschaft mit dem gewöhnlichen Geschäftsgange der Ressorts, die er durch Ministerialvorstände verwalten ließ, während er sich die Prinzipien vorbehielt, nach denen die einzelnen Fälle entschieden wurden, sein Terrorismus, der in der That von Monat zu Monat zugenommen hatte und in eine brüske Reizbarkeit ausartete, alles Das hatte angefangen, ihm seine Stellung sehr schwierig zu machen. Er nannte die neutrale Gleichgültigkeit

hochgestellter Beamten Buhlerei mit der Revolution. Er sprach von der mephistophelischen Bosheit der gewesenen Minister, die Gott und dem Genius des Vaterlandes hätten danken sollen, daß er das ihnen mislungene Werk vollführte, die Hydra der Revolution bändigte, und die statt dessen in den Kammern und der Gesellschaft eine gravitätische Ruhe affektirten, jeden seiner Anträge erst prüften, in den Commissionen die gründlichsten Ausweise verlangten und ihn so hinstellten, als wenn er zwar die Ausübung der Macht, sie aber die Macht selber wären. In der That hatte sich bei Hofe und in der Adelskoterie auch schon die Meinung festgestellt, daß diese ganze Politik des Fürsten Egon von Hohenberg nur von der Gnade der großen durch die Umstände zum Feiern gezwungenen Köpfe lebe, die sich wie Pairs des Reiches im alten catalonischen Sinne gebehrdeten. Die Art Ständevertretung, die Egon selbst früher bezweckt hatte, war eine Idee gewesen, die man, als er sie den nächsten Rathgebern des Königs verschlug, erst bewunderte. Als aber die Emeuten besiegt waren, als man einige Beispiele von Kraft auf der Straße und in den Vestungen gegeben hatte, als sich tonangebende selbst hochgestellte Demokraten nicht mehr aufrecht erhalten konnten, sondern im Auslande lebten oder sich durch

einen Bund nur ſtärken konnten, der in dieſem Augenblicke die einzige Beunruhigung der Geſellſchaft war, da drang auch Egon mit ſeiner Theorie der Arbeit nicht mehr durch und war ſchwach genug, verwöhnt genug ſchon durch die Macht, gereizt genug ſchon durch den Zorn, ſeine übrigen Werke den Nachfolgern überlaſſen zu ſollen, daß er ſich anbequemte und Gedanken annahm, die eben auch in der konſervativen Sphäre die üblichen Allerweltsgedanken waren. Die Freunde, Dankmar an der Spitze, der nun in ſeine Hand Gegebene, hatten ihm dieſe Wendung vorausgeſagt. Er konnte ſie nicht vermeiden, haßte darum aber auch nicht wenig die Urheber dieſes Zerwürfniſſes mit ſich ſelbſt und dieſe Urheber ſaßen dicht in der Nähe des Monarchen, buhlten um ſeine Gunſt, waren die tägliche Genoſſenſchaft der auch ihm unzerſtörbaren kleinen Cirkel. Der Hof genoß die Ruhe, die Egon dem Lande ſchaffte, in bruſterlöſenden, athembefreienden Zügen. Das war eine Seligkeit, ſo die Gefahren allmälig verſchwinden zu ſehen, wie verrollende Donner. Die großen Mächte hatten ſich wieder gefunden, die Höfe ſich ausgeſöhnt, die nationalen Reibungen wurden für falſche Deckmäntel der Revolution ausgegeben. Die Monarchen wollten ſich unter ſich ſelbſt verſtehen, ſie ſchloſſen ſorag die Miniſter aus und erklärten, wohl zu verſtehen,

worauf es in Europa ankäme, nämlich lediglich auf ihre Selbsterhaltung. Sie wollten nur Armeen, nur Soldaten, nur Kanonen, nur Orden, nur Geld. Das Uebrige, selbst an den ihnen ergeben scheinenden und doch nicht ganz spezifisch geläuterten Staatsmännern, war überflüssig und nicht selten verdächtig. Ganz besonders war es die junge Königin, die genug mit tonangebenden Fürstinnen dieser Zeit korrespondirte, um diese Idee energisch zu vertreten. Es kostete Mühe, wenigstens dem Könige noch den General Voland und seinen weltträumerischen, sentimental haltlosen Standpunkt zu retten. Die Königin verdächtigte Alle, ausgenommen einige Kammerherren, einige Offiziere, einige Präsidenten und Räthe, einige Professoren, einige Zeitungsschreiber. Sie erklärte, daß im Augenblick der Gefahr sich im Grunde Niemand bewährt hätte, und als der König erwiderte: Aber General Voland würde es, wenn er nicht gerade auf Reisen gewesen wäre! widersprach sie zwar nicht, bemerkte aber, der Staat käme ihr vor wie ein schwankendes Schiff, Alles renne auf ihm hin und her, Jeder wolle helfen und grade von dem Rennen, grade von dem Helfenwollen verlöre das Fahrzeug das Gleichgewicht und schlüge über; es solle daher nur Jeder ruhig auf seinem Platze sitzen bleiben, dann würden Alle gerettet werden.

So konnte ſie auch an Fürſt Egon zwei Dinge durchaus nicht ertragen. Einmal: ſeine mangelnde „Sittlichkeit“ und zweitens die geringe patriotiſche Schwärmerei. Grade das Tiefſittliche in Egon, grade das gegen den Hang der Natur in ihm fortwährend Rebellirende verſtand ſie nicht. Sie wollte die Demonſtration der allgemein herrſchenden Sittlichkeits-Grundſätze. Sie wollte Kirchenbeſuch, Adelsgefühl, die Theilnahme an dem Esprit de corps jenes moraliſchprüden Weſens, wie man es einmal eingeführt und feſtgehalten wünſchte. Egon paßte in dieſe Kategorieen nicht. Er beſuchte die Kirche nicht, er that nichts für die innere Miſſion, er heirathete ein ſchönes, den verſchiedenartigſten Urtheilen ausgeſetztes Mädchen. Er führte dieſe Frau zwar nirgends ein, muthete Niemanden zu, ihr zu huldigen, ließ ſie nur da gelten, wo man ſich ihr zu nähern ſich ſelbſt gedrungen fühlte; aber auch in dieſem Stolz lag etwas Verletzendes für die hochgeſtellten Menſchen, die unbedingt einmal nicht wollen, daß ſie in irgend einem Vorfall der Welt umgangen, in irgend Etwas unberückſichtigt, vermieden bleiben. Dieſer Stolz des Fürſten wurde vollends beleidigend für die Sphäre des Hofes, wenn Egon von Hohenberg gar ſo that, als wäre der Staat ein Erſtes und die Monarchie doch erſt

ein Zweites und nun gar dies Königshaus wohl selbst erst ein Drittes. Die reaktionäre Wildheit und Blindheit hatte grade umgekehrt nicht nur die Monarchie, sondern grade diese Monarchie, dies Herrscherhaus grade mit seinen Erinnerungen, seinem historischen Gepränge, seinen Wappen und seinen Bannerfarben für das Erste im Staate und den Staat selbst erst als das Zweite erklärt und in einer solchen Ideenwelt stand Egon trotz seiner Demokratenverfolgung, trotz seiner rücksichtslosen Bekämpfung der ihm anarchisch scheinenden Gesellschaftselemente, gradezu wie ein Fremdling da. Und sonderbar, Pauline von Harder hatte Recht, als sie ihm einmal, da er bei irgend einem Anlaß von seinem wahren Vater Heinrich Rodewald gesprochen hatte, erwiderte: Im Gegentheil, Egon! Sie besitzen ja einen Adelstolz, wie ich ihn bei keinem Marschalk, keinem Harder angetroffen habe! Sie sind ja das ganze Bild jenes unabhängigen Adelsgeistes, den die Fürsten im Grunde so sehr fürchten, wenn er nicht zu Hofe hält und von der Sonne ihrer Huld sich bescheinen läßt! Wissen Sie denn, daß Amanda von Bury stolz war und ihren Adel höher hielt als den der Hohenbergs, bis in der That die Fürstenkrone sie ganz verwirrte? Ihr tiefes Körperleiden, ihre geringen gesellschaftlichen Erfolge unter-

gruben sie. Voll Schmerz und Zorn floh sie auf die ländliche Zurückgezogenheit ihrer Güter und ich kann mir's denken, daß trotz aller Selbstkasteiung, trotz alles Beichtbedürfnisses sie eine eigenthümliche Befriedigung darin gefunden hat, Ihnen zu sagen, daß Sie ihr Sohn, nicht der des gefürsteten Grafen Waldemar von Hohenberg sind!... Egon lehnte diese Vermuthung, lehnte seinen Adelsstolz ab und nannte sich nur einen Staatsphilosophen, der an seiner eignen Geschichte erkenne, was eigentlich den modernen Staat wurme und an ihm zehre; es wäre dies das tiefe Gefühl seines eignen innerlichsten Irrthums! Am Hofe mußte er bei solchen offnen und verschwiegenen Auffassungen längst für einen Grillenfänger gelten, den man nur noch zu schonen hatte. Man schonte ihn, weil man noch keinen Nachfolger hatte und erst allmälig die Menschen, die besonders die Königin ihm aus den Reihen der frömmelnden und servilen Beamten oder der bramarbasirenden Junker gern substituirt hätte, von ihren niedrigen Stellungen in der Beamten-Hierarchie emporsteigen lassen mußte. Egon erkannte diese Politik sehr wohl und unterschrieb die Beförderungspatente von Legationssekretären, Subaltern-Offizieren, bisherigen Landräthen, reaktionären Zeitungsredakteuren einst mit einem Worte, das man

am Hofe sehr abscheulich fand: Jeder Mensch ernährt mit seinem besten Lebensblut die Würmer, die ihn tödten, die aber dafür auch zuletzt den hohen Genuß haben, an seinem Leichnam sich selber todt speisen zu dürfen.

Mit düstrer Verbitterung sich in alles das ergebend, was sich in seinen Verhältnissen zu den früheren Freunden nun einmal so und nicht anders gestaltet hatte, ging der Fürst gegen zwölf Uhr endlich zur Ruhe. Hatte ihn gleichsam die eigne Schuld Tankmar's an dessen Loose beruhigt, hatten ihn wieder die Papiere versöhnt, die er über Ackermann's Verwaltung neben seinem Bette liegend fand, er schlief besser als jemals und hörte am Morgen spät erwachend mit ruhiger Gelassenheit, daß der Gefangene schon in aller Frühe in einem Wagen zur Residenz abgeführt war.

Er fahre einer Ueberraschung entgegen, sagte einer seiner in der Frühe mit ihm arbeitenden Räthe, er wird den Prozeß gegen uns und die Stadt vielleicht gewinnen! Der Generalwächter soll gestern Abend die Nachricht mitgebracht haben, daß zwei kleine Pünktchen in den alten lateinischen Urkunden die Entscheidung herbeigeführt hatten.

Ist Ackermann also da? fragte Egon, trotzdem, daß sich Tankmar bei diesem verborgen gehalten, von

der Nachricht ſeiner Ankunft angenehm berührt. Er hoffte, ſich gegen ihn ausſprechen zu dürfen. Er hoffte, ihm ſagen zu können, daß er ſeine Nachſicht aus Liebe zu Selma, ſeinem Kinde, verzeihlich finde. Er hoffte, Verſicherung geben zu können, daß gegen Dankmar nur der Verdacht vorläge, Stifter eines geheimen, den Staat bedrohenden Bundes, keiner eigentlichen Verſchwörung zu ſein ... er hoffte auf eine, ſeine Bruſt erleichternde Unterredung mit dieſem Landwirth, der ihm unter ſo vielen Querköpfen, mit denen er zuſammenſtieß, ſeit lange die gediegenſte und tüchtigſte Natur erſchien ...

Er hatte die Abſicht, im Laufe des Tages das Schloß zu verlaſſen und in die Reſidenz zurückzukehren, wo ſeine Gegenwart bei der wühleriſchen Unruhe der Königin und ihrer Partei nothwendig ſchien ...

Eine Anfrage an die Fürſtin, ob ſie geneigt wäre, für heute ſchon die gemeinſchaftliche Rückreiſe zu geſtatten, brachte die Antwort: Mit Freuden!

Egon fühlte, daß Melanie unter Dankmar's Schickſal litt. Er wußte nicht, daß ſie ihn geliebt hatte, er wußte nicht, wie ſie ihm jenes Bild der Mutter erobern half, aber er wußte, daß er ihr werth war und zu ſeiner Philoſophie gehörte es, einem Weibe, das man liebt, nicht die Vergangenheit vorzuhalten. Er hatte

Das auch bei Helenen nie gethan und bei Melanie dafür neue Beweiſe gegeben.

Um neun Uhr wollte er die Fürſtin ſprechen ... es hieß, ſie hülfe räumen, einpacken ...

Um zehn fragte er ungeduldig, wann denn endlich Ackermann käme ...

Um halb eilf kam Herr von Zeiſel und berichtete über Dankmar Wildungen und ſeine ruhige Ergebung in das ihm widerfahrene Geſchick. Ueberraſchend war die Mittheilung, daß der Generalpächter ſchon geſtern Abend, als er Herrn von Zeiſel mit dringender Theilnahme wegen des Gefangenen im Amthauſe befragte, die ſonderbare Enthüllung über ſeine Perſon gegeben hätte, daß er bisher von Verhältniſſen gedrungen geweſen wäre, einen andern Namen zu führen, als der ihm eigentlich gebühre. Er bäte davon Act zu nehmen. In der Reſidenz hätt' er ſich aus Urſachen ſeinen Verwandten erſt jetzt entdecken können und bäte ihn nun ... zu nennen ... aber wie?

Egon fand es ſehr in Herrn von Zeiſel's Art, daß er den zu ſeinem neuen Befremden erſt jetzt angegebenen wahren Namen des Generalpachters nicht behalten hatte.

In demſelben Augenblicke aber wurde von dem Bedienten der Generalpächter Rodewald genannt, als

verſteht. Seht, ſo zwängt ſich der Eine mit zuſammengedrückten Schultern, gebognem Rücken und geſenktem Kopf durch alles das hindurch, was das Leben an guter Ordnung, friedlicher Sicherheit und nettem Ertrage uns darbietet; der Andre aber ſucht gerade die Widerſprüche unſres Daſeins auf, will ſie verſöhnen und geräth zwiſchen die Räder einer Bewegung, die er zum Wohl des Ganzen hemmen wollte. Er ſucht die ungebahnten Straßen, die verſteckten Winkel des Lebens auf, bis in welche der Lärm eines gewiſſenloſen, ſcheinbar glücklichen In-den Tag-Hineinlebens nicht gedrungen iſt, er denkt an den Winter, während Jene ſich im Sommer ſonnen. Und nun bricht meinem Menſchenfreunde eine Sproße der Leiter, die er anſetzte, um eine köſtliche Frucht für uns Alle zu holen, — die Menge lacht. Er wendet ſich zu ihr mit geiſtvoller ſchwärmeriſcher Rede, ſie findet beim Einen Anklang, aber beim Andern Widerſpruch und beim Dritten verläumderiſche Entſtellung. Nun werfen ſie ſich ſein Herz mit den innerſten ſeligſten Geheimniſſen deſſelben wie einen Spielball zu, ſuchen in großen Zwecken, die dem Allgemeinen galten, kleine auf, die ſich die Perſon vorbehielt, ſtellen die Abſichten und die zu ihrer Durchſetzung aufgewandten Mittel in einen lächerlichen Contraſt und machen aus dem Erhabenſten etwas Gemeines: — ſeht, das heißt menſchlich leben!

Ich las, daß ein geiſtvoller Denker einſt ſagte: „Die Möglichkeit, daß noch einmal ein Meſſias erſcheine, iſt für unſre Zukunft noch nicht abgeſchnitten.“ Ich mußte lachen. Ja, ein Meſſias kann erſcheinen; wenigſtens bedürfen wir ſeiner; um ihn aber anerkannt zu wiſſen, nimm uns erſt die kleinliche Genuß-

derjenige, den Se. Durchlaucht jetzt in der That sprechen könnten, er stünde im Vorzimmer ...

Wer? fragte der Fürst und glaubte nicht recht gehört zu haben ...

Richtig! Rodewald! sagte Herr von Zeisel und gab nun mehrmals den Namen an, der ihm entfallen war. Rodewald! Der Generalpächter erzählte mir in der Theilnahme für das Geschick seines vermeintlichen Schreibers, den er duldete, weil er seine Tochter liebte, daß er vor dreißig Jahren auswanderte, der Sitten und Beziehungen der Heimath unkundig, nicht ahnend, daß er die Verantwortlichkeit einer Schuld auf sich lade, die auch vielleicht geringer wäre, als sie die Gesetze darstellten ...

Welcher Name? sagte der Fürst fast schon tonlos ...

Rodewald! wiederholte der Justizdirektor. Ich werde die Verdienste und das Genie dieses Mannes nie in Abrede stellen. Er hat sich eine Aufgabe gestellt, die über meine Kräfte gegangen wäre. Es ist ein Kameralist in der besten Bedeutung des Wortes. Nach seinen Mittheilungen glaub' ich zu schließen, daß diese Uebernahme der Güter Ew. Durchlaucht ihm rein eine Sache der Liebhaberei und dabei ein heiliger, ja edler Ernst ist und ich möchte bitten, meinem guten Nachbar das Versehen ...

Aber Herr von Zeisel mußte eine eigenthümliche Wirkung seiner freundlichen Rede bemerken. Er sah, daß der junge Fürst schwankte, sich zum Herzen griff, nach seinem Stuhle langte ...

Um's Himmelswillen, was ist Ihnen, Durchlaucht? rief der gutmüthige Mann und wollte klingeln.

Der Bediente entfernte sich rasch, wollte Wasser holen, rief ohne Zweifel dem wahrscheinlich noch mehrere Zimmer entfernten Rodewald zu, er möchte später kommen ...

Der Sekretair des Fürsten begegnete aber dem Bedienten schon und hatte eine Karte in der Hand, die er dem Fürsten von dem Harrenden noch übergeben sollte ...

Egon erholte sich etwas und vernahm, was ihm unter Fragen nach seinem Befinden gemeldet wurde ..

Der Generalpachter hätte diese Karte abgegeben, die den vollständigen Namen enthalte, den er seit acht Tagen führe ... er bate Se. Durchlaucht um Verzeihung über sein langes Ausbleiben ... Familienverhältnisse hatten seine Rückkehr verzögert ..

Indem las Herr von Zeisel die Worte:

Heinrich Rodewald, Generalpächter der Besitzungen Sr. Durchlaucht des Fürsten von Hohenberg ..

Egon griff nach der Karte, überflog sie ... man

brachte Waſſer ... Er ſchien ſich aber erholt zu haben. Die Hülfe war nicht mehr nöthig. Der Juſtizdirektor glaubte ſagen zu dürfen:

Es nimmt allerdings gegen eine Perſönlichkeit ein, wenn ſie gleich Anfangs nicht offen und wahr uns entgegen tritt und dennoch glaub' ich, dieſes kleine aus Familienrückſichten beobachtete Stratagem des Herrn Heinrich Rodewald doch der Nachſicht Ew. Durchlaucht anempfehlen zu müſſen ...

Dieſe Vermittelung des wohlwollenden Diplomaten war aber nicht nöthig. Egon hatte ſchon entſchieden. Ein furchtbarer Verdacht, nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt, außer Paulinen von Harder, nicht einziger Beſitzer ſeines Geheimniſſes zu ſein, hatte ihn wie ein Blitz ergriffen. Das erſte Gefühl bei dem Namen Rodewald war das des Entſetzens, der Furcht, der Liebe, der Rührung. Als er aber wieder hörte: Heinrich Rodewald, als er Dankmar Wildungen mit Dem, der ohne Zweifel Der war, der ihm das Leben gegeben hatte, in Verbindung ſich dachte, ergriff ihn die entſetzliche, ihn nicht zu Boden ſchmetternde, ſondern zum Zorn, ja zur Wuth aufſtachelnde Vorſtellung von einem geheimen ihn umſpinnenden Netze einer böſen verrätheriſchen Abſicht ... und nun gar das Wort: Generalpächter der Beſitzungen Seiner ...

O ſagen Sie dem Generalpächter ...

Der Name erſtickte auf der Zunge. Dennoch raffte er ſich auf und fuhr zu dem Sekretair fort:

Sagen Sie Herrn Heinrich Rodewald, daß ich ihn jetzt nicht mehr ſprechen kann. In einer Stunde reiſ' ich ab. Nach der Reſidenz würd' ich ihm den Tag melden laſſen, wo ich ihn zu ſehen wünſche, falls ihn der Ruf der Gerichte nicht früher dorthin vor die Schranken fordern ſollte.

Der Sekretair ging mit dieſer den Umſtänden angemeſſenen Antwort. Herr von Zeiſel wurde leidlich freundlich entlaſſen ...

Keiner Beſinnung mehr fähig, gab Egon die Befehle zur Abreiſe. Er war wie ein zur Flucht Gehetzter ... Melanie erſtaunte ... begriff den Zuſammenhang nicht ... Nur fort! fort! herrſchte der Fürſt in dem ihm eignen kalten und unerbittlichen Tone, wenn ein Gedanke ihn einmal mit dem Drang der Nothwendigkeit ergriffen hatte. Er aß nichts. Er ſtand Niemanden Rede. Jedermann glaubte, nur ein Staatsgeheimniß könnte ihn ſo erſchüttern, ſo aufregen. Man gehorchte ſeinen Befehlen. Aus einer Stunde wurden aber doch zwei, drei, vier, fünf ... trotz Dorette Wandſtabler, die Wunder wirken konnte, wenn man ihr etwas aufgab, wie eine ſolche plötzliche Ab-

reiſe. Um ein Uhr fuhr man in der That erſt vom Schloſſe ab. Zuerſt wenigſtens Fürſt Egon und ſeine Gemahlin, die in die Reſidenz zurückkehrten nach einem Aufenthalte, der ſtatt drei beabſichtigter Wochen wenig über zehn Tage gedauert hatte. Alle hatten ſich dies Wiederſehen anders gedacht, ſelbſt der alte Winkler und Mutter Brigitte, die von den Zeiten des Feldmarſchalls her ſich viel ſchöne Erinnerungen an Trinkgelder und allerhand Luſtbarkeiten erhalten hatten. Selbſt ihre Frömmigkeit hätten Beide dem neuen Regimente zum Opfer gebracht, wenn es doch nur auch einigermaßen nach alter fürſtlicher Art und Hoheit hergegangen wäre. Es war aber nicht geweſen und Allen blieb ein Erſtaunen, ein tiefſtes Befremden, ein Kopfſchütteln, ein Rathen und Klagen über gute alte, nie rückkehrende Zeit zurück. Die größte Beſtürzung ſetzte man aber im Ullagrunde voraus bei dem neuen Herrn Rodewald!... Fränzchen Heuniſch ſah auch bei ihm nur Thränen und deutete ſie auf den guten, immer ſo heitern, freundlichen, gerechten Dankmar Wildungen und ſein Schickſal. Sie war es, die darüber an Selma ſchrieb. Sie war die einzige Vertraute dieſes ſtillen, Allen jetzt erſt ſich aufklärenden Verhältniſſes zwiſchen ihr und dem unglücklichen Dankmar geweſen. Als ſie den Brief geendet hatte, fragte ſie den tief in

Gedanken verſunkenen Generalpächter, ob er nicht ſelbſt noch ein Wort beifügen wollte ...

Er hörte nicht ... Sein Kopfſchütteln nahm ſie für eine Verneinung. Sie ſchloß ſelbſt den Brief an Selma Rodewald auf Tempelheide und trug ihn nach Pleſſen, von wo die Briefe auf das Poſtamt zu Schönau befördert wurden.

## Siebentes Capitel.

### Der Spruch des Obertribunals.

Zu einer für die Sitten der höhern Stände außerordentlich frühen Stunde fuhr am Palais des Fürsten von Hohenberg in der Stadt ein Wagen vor, dem eine hohe, schlankgewachsene, schon ältere weibliche Erscheinung entstieg. Sie fand die Dienerschaft in voller Bewegung. So schnell hatte man die Rückkunft der Herrschaften nicht erwartet. Um Mitternacht waren sie angekommen nach einer Fahrt ohne Aufenthalt, fast wie vom Sturmwinde dahergeführt . . .

Es war ein regnerischer Tag. Die Ankommende achtete kaum des Schirmes, den der Bediente über sie hielt. Mit raschen Schritten war sie unter dem Säulenportal, die Stiegen hinauf, an die Zimmer der Fürstin gekommen, wo sie trotz der frühen Stunde Einlaß fand. Die Kommende war eine Frau, der

das ganze Palais wie ihre eigne Wohnung offen ſtand, Pauline von Harder.

Die Fürſtin, eben erſt nach der ermüdenden ſo plötzlich anberaumten Rückfahrt von Hohenberg von ihrem Lager erſtanden, ordnete in einer Anzahl von Paketen und Zuſendungen aller Art, die ſie auf dem Hohenberg nicht hatte empfangen wollen. Sie war in ihren Räumlichkeiten etwas beſchränkt. Das große Palais trug überall die Spuren des langen Alleinbeſitzes durch den Generalfeldmarſchall. Das hier den Frauen gebührende untere Stockwerk war vernachläſſigt und bedurfte eines Umbaues, zu dem dem Fürſten jetzt die Mittel und die Muße fehlten. So war ſie auch auf kaum drei Zimmer und eine Anzahl Kabinette beſchränkt, deren Ausſtattung nach den Anforderungen des neueſten Komforts viel zu wünſchen übrig ließ. Die übergroßen, hohen, oben gerundeten Fenſter hatten etwas Peinlich-Feierliches, in das ſich Pauline von Harder am wenigſten finden konnte. Jedes Mal, wenn ſie zur Fürſtin kam, war ihr erſtes Wort eine Anklage ihrer Zimmer. Nein, dieſe Reitſäle, nein, dieſe Kirchenfenſter, nein, dieſe Laternen-Exiſtenz! Ihr müßt bauen laſſen, dieſer alte Palaſt-Styl iſt zu rococo geworden, zu unbequem! Alle Zimmer wie Eßſäle in den Kaſernen, wie die Räume

eines anatomiſchen Muſeums! Hier könnt' ich nicht leben! Wie Das hier zieht! Nein, treten Sie hierher, Melanie, wie hier die Fenſter wackeln! Halten Sie die Hand dahin! Und dieſe Parketts, dieſe Thüren, dieſe Plafonds! Hier brecht Ihr einmal förmlich durch oder die Decke fällt Euch eines ſchönen Morgens gradezu auf den Kopf!

Heute machte die Geheimräthin eine Ausnahme von dieſer faſt ſtereotypen Regel. Sie überraſchte die Fürſtin auf ihrem gewöhnlichen Etabliſſement, einem an ein großes Fenſter gerückten Durcheinander von Stühlen, Halbſophas, Chaiſeslongues, „Balzacs", die rings um einen Tiſch gerückt waren und ſo ſtanden, daß man auf ihnen ſitzend oder liegend ein volles Licht genoß. Die Fürſtin war nach ihrem häuslichen Winkelwerk in der alten Komthurei ſehnſüchtig nach dem Lichte geworden und lebte hier wie eine Blume dem hellen Tage zugewandt. Und die Geheimräthin tadelte beim Eintreten gewöhnlich auch dieſe Niederlaſſung. Immer trat ſie mit dem zweiten Theile ihrer Predigten ein: Aber, Beſte! Sie ſitzen ſchon wieder auf der Straße! Ich ſehe Sie ſchon wieder zum Fenſter hinausfallen! Sie haben nun das Einzige, was dieſe alte Kommode von Palais noch brauchbar macht, die dunkeln Winkel und dennoch — rücken Sie doch die

Etagère da fort und ſtellen Sie das Kanape dahin — Himmel, wie könnt' ich ſo aushalten! Ich würde die Chaiſe longue umwenden, ſo fällt das Licht beſſer, hier die Tabourets, da der Spiegel! Die Konſolen müſſen drüben hin an den Blumentiſch, mit dem würd' ich die Chaiſe longue maskiren und den Balzac, den würd' ich dorthin ſchieben, wo der Fürſt das Licht auf ſich fallen hat! Welche Frau läßt denn immer das Licht auf ſich fallen und die Männer im Dunkeln ſitzen! Grade umgekehrt!

Aber auch dieſe zweiten ſtereotypen Eintrittsworte der Geheimräthin fielen heute fort. Sie hatte nie ein Beſſerwiſſen bei ihnen im Sinne, ſondern nur ein Beſſerwollen, wirkliche Abſicht ſich nützlich zu erweiſen. Der Fürſt war ja faſt ihr Sohn geworden und die Fürſtin noch mehr, ihr Bijou. Sie hatte dieſe zwei Menſchen von der ganzen übrigen Welt wie losgelöſt und gleichſam für ſich adoptirt. Geſellſchaftlich exiſtirten ſie nur für ſie und Diejenigen, denen ſie geſtattete, ſich ihnen zu nähern. Und regelmäßig auch, wenn Pauline die Bauart des Palais und die Anordnung des Komforts getadelt hatte, bewunderte ſie die Toilette der Fürſtin und ihre Schönheit. Das ſtand ſo feſt. Erſt der Ausfall auf dieſe Treppen, dieſe Fenſter, dann ſogleich eine Polemik

ſucht unſrer Zeit, nimm uns die hämiſche Begrüßung des Außerordentlichen, dies Produkt unſrer frivolen Ohnmacht, nimm uns jene ſogenannte Civiliſation, die uns in den Ketten und Banden einer ſcheinbaren bürgerlichen Ordnung hält, nimm uns dieſe fürchterliche Controlle unſrer nächſten unſchuldigſten Lebensäußerungen, und dann denke an deinen Meſſias! Oder glaubſt du, der Sohn Gottes hätte in einem Jahrhundert der Gensd'armen und der Päſſe in die Welt kommen können? Warum nicht? Wirſt du antworten. Zum Gekreuzigtwerden haben wir Pilatuſſe und Golgathas genug. Nein, der echte Menſch, der, welcher ſeinen Urſprung vom Himmel nicht vergißt, der die Aufgabe des Lebens darin findet, daß er dem Unterdrückten beiſteht, der nur das Edle und Große will, nur die Liebe für das einzige Band unſrer irdiſchen Verhältniſſe anerkennt, dieſer echte Ecce Homo kommt auch nicht einmal mehr dazu, gekreuzigt zu werden. Man würde ihn tödten! o ja! aber durch Nadelſtiche; durch tauſend kleine Qualen ſchürte man ihm ein Feuer unter einem Roſt, auf dem er langſam und ſchmerzlich ausathmete; nicht den Körper, das Gemüth tödteten ſie ihm. Das iſt der große Muth, den das Genie in unſerem materiellen Jahrhundert haben muß, — lächerlich zu erſcheinen; der Muth, entſtellt zu werden, mit ſeinen perſönlichen Verhältniſſen an's Tageslicht geriſſen, gekränkt in Vater und Mutter, Schweſter und Gattin, geärgert von der rothwangigen Genügſamkeit, die ſeinem Treiben mit einer Art von Mitleid zuſieht, verzerrt zu werden in eine Carrikatur und als ein Märtyrer für etwas zu fallen, das ſelbſt die nicht einmal anerkennen, denen zu Liebe es erſonnen und mit dem Tode beſiegelt wurde!

Und wenn ich den edlen Mann nenne, welcher dieſe Be-

gegen die Chaises longues und die Balzacs, aber zur Aussöhnung dann auch: Sie haben freilich das Helldunkel der petits coins nicht nöthig! Sie sind ein Edelstein, der immer a plein jour gesehen werden muß! Und diese allerliebste gelbe Kapotte, wie lange tragen Sie die? O wie lieb hab' ich die natürliche Seide! Sie erinnert mich immer an die zarten Cocons von Italien ... charmant, diese Morgenrobe! Wie allerliebst das Gewebe dieser Brandenbourgs! O wie bewundr' ich Ihren Geschmack, Sie sind schon die Tonangeberin der Gesellschaft geworden und Alles richtet sich nach Ihnen!

Heute wurde aber auch diese Anerkennung der Schönheit, des Geschmackes und der Morgentoilette nicht ausgesprochen, obgleich grade diese neu war und für den Herbst hier schon die Fürstin erwartete.

Es war nur das Einzige: Warum sind Sie schon da? Was treibt Sie zurück? Wo ist der Fürst? Ich muß ihn sprechen. Verrieth er Nichts? Sagt' er Nichts? Hat man Nichts entdeckt? Was wissen Sie? Was weiß Egon? Reden Sie doch! Ich beschwöre Sie!

Die Fürstin schwieg jetzt vollends erst, sie war betroffen genug über die plötzliche Abreise von Hohenberg. So wie sie eine ganze Gesellschaft von

jenem Schloſſe mit dem Machtworte: Wir reiſen! entführt hatte, ſo war ſie jetzt ſelbſt entführt worden und unmöglich konnte es wie damals Dankmar Wildungen ſein, der wenn auch unter traurig veränderten Umſtänden die Veranlaſſung dieſer Eile war. Einfach berichtete ſie:

Wir ſind Kurier gefahren. Von ein Uhr geſtern Mittags bis dieſe Mitternacht, ohne Aufenthalt. Egon ſchien bewegt, gereizt, ja voll Zorn. Sie wiſſen, daß ich in ſolchen Fällen meine alten Arien trällere und durch meine ſchlechte Stimme ſein zum Tadeln geneigtes Gemüth auf einen Gegenſtand ablenke, den ich von Herzen gern dem Spott und einem Ausrufe: Verſchone meine Ohren! preisgebe.

Pauline von Harder kannte dieſen eigenthümlichen Pflichtenkultus, der den Frauen geſtellt iſt, ſich in ein fremdes Männerweſen, das zufällig mit uns verheirathet wird, ohne Sympathie des Herzens hinüberleben zu müſſen. Sie nannte dieſe Aufgabe eine von den mehreren Märtyrerſchaften der Frauen. Sie wußte, daß Melanie den Fürſten nicht mit der Innigkeit des ſeligſten Einverſtändniſſes liebte, ſondern daß ſie in Furcht und Zagen, dabei dieſe Furcht verbergend und hinter guter Laune verſteckend, ſo hintaſtend in dem fremden, ſeltſamen Manne ſich feſtzuwurzeln ſuchen

mußte. Es iſt Das unſer Aller Loos, ſagte ſie ſonſt wol ſchon, wir müſſen Alle dieſen Schauder überwinden, ein durch Zufall an uns gekommenes Weſen unſer zu nennen und nun zu forſchen, wie ſich wol dieſer dunkeln Perſönlichkeit menſchlich beikommen läßt, bis dann gewöhnlich uns die eingefleiſchten Teufel angrinſen, lügneriſche, gemeine Naturen erkenntlich werden, Betrüger, oft falſche Spieler, ja Räuber... kurz, Pauline von Harder, wenn ihr die Ludmer damals nicht zugeblinkt und gleichſam gerufen hätte: Aber Pauline! würde zur Beſtätigung dieſer einen von den mehreren Märtyrerſchaften der Frauen vielleicht gar die Geſchichte des Barons Grimm erzählt haben. Sie bewunderte immer an Melanie dieſe große Kunſt, mit der ſie ſich in ein ihr fremdes und innerlichſt antipathiſches Leben eindachte und Egon ſelbſt einmal zu der etwas dunkeln Bemerkung veranlaßte: Ich fühle Das ſo, liebe Pauline, daß ich glaube, Melanie mit mehr belohnen zu müſſen als nur mit meinem Fürſtentitel!

Heute aber verließ die Geheimräthin ſogleich das Feld der Reflexionen und wollte Thatſachen. Sie ſprach von der ſchon in aller Frühe durch Par und die Ludmer ihr bekannt gewordenen Verhaftung jenes Daukmar Wildungen, deſſen frühere Beziehung zu Egon, beſonders aber zu Melanie und die dem Für-

ten unbekannt gebliebene Theilnahme desselben an der dunkelsten Geschichte der Eroberung des Bildes seiner Mutter ihr gelaufig genug war. Es gab ein Geheimniß über Egon, das die Geheimräthin Melanie verschwieg, den Inhalt jenes Testamentes der Mutter, und es gab wieder ein Geheimniß von Melanie, das die Geheimrathin Egon verschwieg, die Art, wie Dankmar Wildungen zu dem Bilde, das jene Denkwürdigkeiten enthielt, gekommen war. Die Diskretion über so gewaltige Lebensfragen gehörte bei dieser in vielen Dingen einzigen Frau zu ihrer Natur. Sie machte nicht einmal Anspruch, daß ihr diese Diskretion als eine Tugend angerechnet wurde.

Pauline wollte sogleich von Dankmar reden, aber wichtiger war ihr doch, ein furchtbares Wort von der Zunge zu lösen:

Sprach der Fürst seinen Generalpächter?

Nein, erwiderte Melanie. Geschäfte hielten diesen fern und als er zurückkam, hatte der Fürst schon den Plan zur schnellen Rückreise gefaßt.

Sagte er nichts von ihm? Nannte er ihn nie?

Wen?

Sie sind so ruhig, Melanie! Nannte er nie —

Was ist nur?

Der Fürst sprach ihn nicht? Sah ihn nicht?

Tankmar Wildungen?

O Sie Gute! Woran denken Sie? Ich glaube wol, daß Sie nur an ihn denken ...

Sie sprechen von jenem Ackermann — doch nein, er heißt ...

Sie wissen? ... Egon weiß?

Mein Gott, was sind Sie aufgeregt!

Sagen Sie mir, Veste... was red' ich denn? O, ich kann nicht da sitzen, ich kann nicht da stehen ... ich habe den Fürsten zu sprechen ...

Die Fürstin begriff die Aufregung der Geheimräthin nicht, die im Zimmer auf und ab schritt und zuletzt abbrach, um sich zu den Zimmern des Fürsten zu wenden, die ihr offen standen zu jeder Zeit.

Schon hatte sie den Drücker in der Hand, als ein Bedienter mit Papieren eintrat, Rechnungen, Büchern ...

Durchlaucht zu sprechen? Melden Sie mich ihm! sagte Pauline.

Excellenz, Bankier Reichmeyer sind drüben...

Reichmeyer? So wie er geht, sagen Sie, ich bäte um einen Augenblick.

Der Diener ging. Pauline sank auf einen Sessel. Melanie fragte nach der Ursache ihrer Aufregung.

Nichts, Veste! Nichts! Aber Sie sagten, der

Fürſt weiß, daß der unter dem Namen Ackermann bei ihm in Dienſte getretene Oekonom ſeines wahren Namens Rodewald heißt!

Rodewald! antwortete Melanie, die den Namen nicht hatte behalten können. Der Fürſt ſchien ungehalten über ihn, ſprach oft vor ſich hin jenen Namen, zog eine Viſitenkarte, die den Namen, richtig, Heinrich Rodewald, enthielt . . .

Heinrich Rodewald!

Aber was haben Sie nur mit dieſem Namen?

Er ſprach ihn nicht?

Der Fürſt den Verwalter? Nein!

Er vermied ihn?

Er ſchien erzürnt auf ihn. Das Auftreten mit einem falſchen Namen ſchien ihm zu misfallen. Seine lange Abweſenheit, während wir in Hohenberg waren, ohnehin. Und wenn ich recht verſtanden habe —

Was?

So empörte es ihn, daß Wildungen, ein Verfolgter, ein Kompromittirter ſich auf ſeinen eignen Gütern hatte aufhalten, bei ſeinen eignen Beamten hatte Schutz finden können . . .

Wildungen iſt ja der Neffe jenes Rodewald . . .

In der That? Das entſchuldigt den Generalpächter. Der Neffe! Man ſollte nicht zu ſtreng ſein in

der Art, wie man jetzt die Verläugnung der natürlichsten Gefühle verlangt. Und Sie wissen doch, daß Wildungen die Tochter dieses Rodewald liebt ... also seine Cousine!

Meine Nichte!

Ihre Nichte?

Selma!

Selma Ihre Nichte?

Ha! Was sag' ich! Ich vergesse, daß ich in der Sphäre der Großmütter lebe. Die galante Sprache hat für die Großtanten keinen Namen, der mit dem Begriff Enkel korrespondirt. Selma Rodewald ist die Tochter meiner Nichte, die Enkelin Annen's. Sie ist draußen in Tempelheide ...

Weiter kam Pauline nicht in Aufklärungen, die die Fürstin überraschen mußten. Der Diener war zurückgekehrt. Bankier Reichmeyer konnte nicht hindern, daß Pauline sogleich zum Fürsten eintrat. Hatte doch, wie man zugleich erfuhr, eben angespannt werden sollen, damit der Fürst grade zur Geheimräthin fuhr! Sie verschwand. Die Fürstin war allein und blickte bewegt der Eilenden nach. Sie kannte keinen Zusammenhang, suchte ihn auch nicht, forschte auch nicht. Sie begnügte sich, einen schönen vollen Blumenstrauß,

den ihr eben Dorette Wandſtabler hereintrug, in zwei Hälften zu theilen und die größere ſauber mit einem Bändchen zu umwickeln, ſie in einen feinen Briefbogen zu hüllen und in die Komthurei als Morgengruß an ihre Eltern zu ſchicken. Den Reſt betrachtete ſie voll Nachdenken. Sie mußte ſich Selma's Rodewald erinnern, die ſie ein einziges Mal flüchtig als Knaben geſehen hatte. Sie mußte der Freude gedenken, die dies Mädchen empfand, als ſie bisher im Ullagrund Tankmar vor Gefahren ſchützen konnte, des Schreckens jetzt, wenn ſie in Tempelheide das Schickſal des Geliebten erfuhr. Sie mußte ſich ſagen: Ich bin eiferſüchtig auf ihr Glück und ihr Unglück.

Egon aber kam Paulinen ſchon auf halbem Wege entgegen. Sie brauchten ſich nichts zu ſagen. Beim erſten Blick wußten ſie, was ſie in dieſer Stunde zuſammenführte. Sie zogen ſich, Reichmeyer war gegangen, in das entlegenſte Kabinet zurück. Dort erzählte Pauline, wie ſie erſt vor wenig Tagen von den Vorfällen auf Tempelheide wäre unterrichtet worden, wie ſie erſt von Gerüchten die Ankunft einer Enkelin ihrer Schweſter, dann durch die Nachforſchungen der Ludmer den genaueſten Zuſammenhang in Erfahrung gebracht hätte. Jener Ackermann, der des Prinzen Güter mit unbeſtreitbarem Glücke zu bewirthſchaften

begonnen hätte, wäre Rodewald! Ihr wär' es gewesen, als öffneten sich die Gräber! Aber, fuhr sie fort, Rodewald ein Oekonom, ein Schaafzüchter, ein Wollhändler, ich mocht' es nicht glauben. Dennoch ist es so. Ich bin gefaßt, Egon. Aber Sie?

Ein Blick auf Egon zeigte ihr dessen tiefste Erschütterung. Er hatte die Hand auf die Sophalehne gestemmt und stützte das bekümmerte Haupt . . .

Pauline fuhr fort hastig zu erzählen, von Selma, von dem Glück der Schwester, von dem Antheil, den alle Cirkel an dem Vorfall nähmen.

Egon erwiderte immer noch nichts. Er kannte alle Persönlichkeiten, die Pauline erwähnte, setzte sich aus ihren Verwickelungen ihre Verhältnisse und gegenwärtigen Situationen zusammen und ließ Pauline reden, die sich neben ihn auf das Kanape setzte und gespannt lauschte, welche Entschließungen sich auf seinem Antlitz kenntlich machen würden.

Man erzählt sich, fuhr sie fort, wie die Mädchen Selma und Olga sich und ihre nahverwandte Neigung zu den beiden Wildungen erkannten. Im Tannenpark auf Tempelheide hängen Aeolsharfen. Eine überraschte die Andre öfters unter den melodischen Klanggrüßen aus unbekannten Luftreichen. So wußten sie bald, daß in ihren jungen Herzen gleiche Flammen schlugen, gleiche

Sehnsucht sie in's Weite und Unendliche zog. Nun tauschten sie ihre Ideale aus und nannten sie nicht. Im Scherze aber beschrieben sie sie und da Olga eine Malerin ist und Selma von allen Talenten ihres Vaters auch das einer raschen Handhabung des Crayons sich aneignete — auf Reisen welche unschätzbare Annehmlichkeit! — so sagte Eine zur Andern: Zeichne mir Den, den du liebst! Und Beide begannen Den zu zeichnen, den sie lieben! Welch' ein Schrecken nun, als sie ihre Blätter sich zeigten und eine das Bild des Freundes der Andern getroffen hatte! Die erste Angst und Ueberraschung löste sich in Jubel auf, die Neuverbundenen liefen zu Anna, machten sie zur Vertrauten ihrer Neigung zu zwei sich ähnlichen Brüdern und die böse Welt zischelte schon gestern, daß es nun kein Wunder wäre, wenn die juristische Logik des alten Präsidenten eine Entscheidung des Prozesses befördert hätte, die einer Komtesse, wie Olga, statt des Narren Dystra die Hand eines plötzlich wie in Tausend und einer Nacht bereicherten Künstlers böte. Kurz, alle diese Menschen, schloß sie, kennen sich, alle treten sie in Wechselwirkungen und ziehen um uns Beide geheimnißvolle Kreise zu Zwecken, die wenigstens bei Rodewald noch ganz im Dunkeln liegen.

Diese mit der Andeutung einer bedenklichen Gefahr

trachtungen bei mir weckte, Ludwig Börne, so gesellt sich zu ihnen noch eine andere hinzu, von der ich nicht weiß, soll man sie eben so schmerzlich oder einen Trost nennen? Kaum war die Kunde von Börne's Tod erschollen, so war das Urtheil der entgegengesetztesten Parteien versöhnt. Was man dem Lebenden nicht einräumte, räumte man dem Todten ein. Als man ihn bestattete, senkten alle Prinzipien ihre Fahnen und sagten: Es war ein Charakter! Den Werth der Ideen, für die er gelebt hatte, ließ man unentschieden; man bewunderte wenigstens, daß er auch mit ihnen gestorben war. Er hatte nichts widerrufen, er hatte keinen Priester an sein Bett kommen lassen, um ihm einen Brief zu dictiren, den er an den Frankfurter Senat schreiben sollte, er hatte Wolfgang Menzel nicht deshalb geschont, weil er ihn einmal gelobt, Heine nicht deshalb doch geduldet, weil dieser sich ja nach ihm gebildet hatte, er nahm weder seine Pariser Briefe noch seine Satyre auf die Schnelligkeit der Thurn- und Taxis'schen Eilwägen zurück, weder den Narren im weißen Schwan, noch einen Paragraph seines politischen Glaubensbekenntnisses, es wurde nichts bekannt von Pensionen, die er etwa bezogen hätte, im Gegentheil erfuhr man, daß er seiner Liebe zur Freiheit die uneigennützigsten Opfer zu bringen pflegte — da konnte man die Bewunderung nicht mehr zurückhalten. Unsre Zeit, sagte man, so schwach — und doch wäre Einer stark gewesen?

Und dies also die einzige Art, wie man sich mit Euch versöhnen kann! Man muß nur fest bleiben in dem Unglück, das diese Welt über uns verhängt, muß nur nicht weichen links oder rechts, wenn man mit Koth beworfen wird, muß erhaben lächelnd durch Eure Irrthümer und Täuschungen,

betonten Worte ſchnellten den Fürſten, der nur halb zugehört hatte, empor.

Nein! rief er; ich ſollte dies elende Leben führen und vor der Enthüllung eines illegitimen Urſprungs zittern? Tollkühne, verbrecheriſch-leichtſinnige Menſchen, die mir das Leben gaben, ſollten mich im Wirbel kreiſeln, willkürlich wie Spreu im Winde jagen und hetzen können? Dies Ich, dies feſtgewurzelte Ich, ſollte unterwühlt werden dürfen von Menſchen, die mich wie einen ihrer Gnade Ueberlieferten über dem Waſſer hielten und drohend ausriefen: Ich kann dich jetzt, wenn ich will, fallen und ertrinken laſſen?

Egon! unterbrach Pauline ...

Ich ſpreche nicht von Ihnen. Ich ſpreche von dieſem Revenant Rodewald, der mich mit dem Blicke eines Dämons betrachten wird, als gehörte ich ihm! Wüßte er, wie ich im Grunde ihn haßte! Und kann ich ihm ſagen, was ich ſo über ihn fühle?

L'amour dans la haine? ſagte Pauline forſchend. Aber Egon erwiderte:

Liebe? Ich will die Sitte, das Geſetz, das ewig Bindende der Tradition im großen Ganzen vertheidigen und ſoll in mir ſelbſt den Makel der nagenden Lüge fühlen? Ich ſoll die Karikatur eines Jahrhunderts ſpielen, das ſich auf den ewigen Zuſammenhang

der Zeiten, den wellenförmig gleichen Strom der Ueberlieferung beruft und in ſich ſelbſt nur Lüge bärge? Mitten auf der Tribüne, wenn ich von der Bedeutung des Adels, wenn er recht verſtanden wird, ſpreche, wird mich ein innerer Fieberfroſt ſchütteln und eben wenn ich von Quaderſteinen und der grandioſen Architektur der Sitte und des Geſetzes reden will, umtanzen mich tauſend Larven, äffen mich und rufen mir den Abend zurück, wo ich ſchon einmal in der Kammer nach drei ſchlafloſen Nächten plötzlich ein Rieſenbild im Dämmerlicht auftauchen zu ſehen glaubte, einen Teufel in rother Tracht, der auf ein Wappen zeigte, wo Fuchs und Löwe ſich begatten und dabei ſprach: Wir zeugen die Legitimität!

Um Gotteswillen, rief Pauline, Egon, was haben Sie? Sie ſprechen irre! Geben Sie mir Ihre Hand! Ich klingle . . .

Egon wehrte Paulinen ab. Ohne ſich zu beruhigen, fuhr er fort:

Ich ſpreche meine Qualen aus. Laſſen Sie mich reden! Wüßten es Alle, es würde mich erleichtern...

Hohenberg!

Pauline hatte ſoviel Aufregung an dem Fürſten ſelbſt an jenem ſchrecklichen Abende nicht geſehen, wo er ihr das Teſtament ſeiner Mutter abgezwungen . . .

Wie iſt das Leben ſo toll zuſammengeſetzt, fuhr er fort, wie iſt man Seiltänzer zwiſchen Wahnſinn und Verbrechen, Lüge und Fratze und Jeder gibt ſeine Narrheit für Wahrheit aus. O Pauline, überzeugt ſein von dem Richtigen und verhindert werden es auszuführen! Ich kann mir die Thaten des Tiberius, des Philipp von Spanien und der Alba's erklären. Ja, ich verſtehe, was es heißt: Alles zerſtampfen laſſen, zertreten dieſe Widerſprüche, die uns an jedes Dummen Meinung binden, der ſich Menſch nennt und deshalb geſchont ſein will! Was bleibt zuletzt denn übrig? Ich kann die Schädelkränze begreifen, die die Paläſte der orientaliſchen Dynaſten ſchmücken. Man muß ja grauſam ſein, wenn man nützen will...

Pauline war ſprachlos. Sie hatte oft bemerkt, daß Egon von Hohenberg in allmäliger Folge ſeiner Berufung zum Miniſter eines großen tonangebenden Staates ſchon Anfälle von Geiſteserſchütterungen, von förmlicher Seelenſtörung gehabt hatte. Sie hatte ſich in Egon's Intereſſe von Drommeldey warnen laſſen. Die Pathologie des Genius, ſagte dieſer oft zu ihr, bietet die ſchaudervollſten Erſcheinungen. Ich bitte Sie, Geheimräthin, ſuchen Sie dieſen Vulkan zu mildern. Er will durch ſein Feuer die Welt zerſtören; er wird ſich zerſtören! Denken Sie an Caſtlereagh, der ſich

das Leben nahm, an Canning, der an den Folgen seiner aufgeregten politischen Leidenschaft so früh starb! Pauline that auch seitdem Alles, was Egon nur beschwichtigen konnte. Aber dies Auftauchen eines Todtgeglaubten! Dies dreiste, rasche Eingreifen Rodewald's in das nächste Schicksal seines Sohnes! Sie entgegnete, um die wahre Ursache der Aufregung des Fürsten zu mildern:

Rodewald kann nicht geglaubt haben, daß die Fürstin von der Erde nicht hat scheiden wollen, ohne das Maaß der tiefsten Erniedrigung mit sich zu nehmen. Er hat Hohenberg gesehen, den Leichenhügel Amanda's, er hat in der Nähe dieser Erinnerungen bleiben wollen aus Liebe für Sie, Egon . . .

Der Teufel! schrie Egon. Liebe für mich? Ich erwidre diese Liebe nicht. Ich würde, wenn ich ihm begegnete, nicht den mindesten Schauer von Ehrfurcht empfinden. Ich finde seine Handlungsweise, wie schön sie die Mutter auch zu entschuldigen wußte, von seiner Seite verbrecherisch unter allen Umständen und vollends — Sie sagen, er würde das Geheimniß ehren? Finden Sie darin Diskretion, daß er sich so dicht, so unmittelbar ohne Weiteres schon an meiner Existenz niederläßt?

Pauline ergriff die Hand des Tobenden und zog

ihn zu ſich nieder. Sie ſuchte den Sturm ſeiner Empfindungen zu mildern ...

Egon, ſagte ſie, am Abend, wenn die Sonne ſinkt, werfen die Menſchen und die körperlich irdiſchen Dinge Schatten über die Erde, rieſengroß, erſchreckend anzuſchauen. In der Mittagshöhe ſind die Schatten klein, geringer als ſie ſollten, lügneriſch, ſchmeichelnd unſern Fehlern, Alles verkürzend und vermindernd. Ach, mein junger Freund, ich wünſche oft, ich hätte die Abendſchatten ſchon in meiner Jugend geſehen, dem Alter würden die Rieſenſchatten jetzt wie die der Zwerge erſcheinen. Aber dennoch, wenn wir nur Eines, nur irgend ein uns ganz beglückendes Streben noch am Abend des Lebens erreichten, legt ſich allmälig die Furcht vor Menſchlichem. Nennen Sie meinen Zuſtand, wie Sie wollen, ich bin ruhiger geworden, ich könnte Rodewald begegnen und ihm die Hand bieten zur Verſöhnung; ich könnte mein ganzes vergangnes Leben wie ein in Falten gelegtes Tuch grade ziehen, ich könnte ſegnen, wo ich einſt fluchte, wenn nach dem Fluche unſrer Thaten nicht jede Reue zu ſpät käme. Ja, ich bereue meine Verblendung, meine Haſt, meine immerwährende fieberhafte Sucht nach Bewährung meiner ſelbſt und Erlebniß durch Andere; nein, ich entſchuldige nicht Alles, was auf meinem Herzen laſtet...

ach, Egon, ſeit ich glücklich bin im Bunde mit Ihnen, möcht' ich viel Gutes thun, alte Wunden heilen, alte Verſäumniſſe nachholen. Es iſt aber gut, daß ich es nicht thue, mein eignes zerfloſſenes Gemüth nicht in den Dingen ſelbſt, denen es ſich nähern möchte, auch vorausſetze; es gäbe nur neue bittre Erfahrungen; denn nichts rächt ſich mehr, als wenn wir da gut ſein wollen, Egon, wo einmal vorausgeſetzt worden iſt, daß wir ſchlimm ſind. Was red' ich Ihnen? Was will ich? Ich möchte Sie beſtimmen, gleichgültig zu ſein. Ich möchte aus den langen Schatten des Abends und den kleinen Schatten des Mittags die Lehre ziehen, daß beide unwahr ſind, nichts uns übermäßig ſorglos, nichts uns übermäßig ſchreckhaft ſtimmen ſoll. Gott, Gott, könnt' ich mir die Vergangenheit zurückrufen und meine vergangenen Thorheiten durch dieſe im Alter gewonnene Philoſophie ungeſchaffen machen! Was wollen Sie ſo verzweifeln, ſo tief auf den Grund aller Dinge ſehen, ſo ſich von Ungeduld verzehren, daß nicht Alles eine aufgehende Rechnung gibt! Sie ſind bewundert von der Welt, Sie haben ſich einen Namen im Buche der Geſchichte geſchrieben, Sie haben Freunde, die Ihnen Gerechtigkeit werden widerfahren laſſen und ſollte es auch erſt dann ſein, wenn Andre nach Ihnen kommen werden, was, will's Gott! lange

dauern soll! Sie haben philosophische Bedürfnisse, nach denen Sie sich Ihr Leben einrichten können...

Der Fürst wollte widersprechen ...

Nein, Egon, mach' ich Ihnen Vorwürfe? Soll ich denn dies Prinzip der Selbsterhaltung, das bei Ihnen in der größten und weihevollsten Form zur Geltung kommt —

Ich bin kein Egoist, schaltete der Fürst mit Nachdruck ein. Ich bin nur in der Lage, wie alle Menschen, die nach einer gewissen Vollkommenheit strebten. Was Ihr Euch Egoismus nennt, ist uns die Gerechtigkeit und Strenge gegen uns selbst. Wir würden Euch nicht Egoisten sein, wenn wir Alles thäten, was Euch gefällig wäre und gegen unsre eigne tiefste Würde stritte. Wären wir schwach, würdet Ihr uns die Liebe selbst nennen!

Nun gut, Egon, räumte Pauline ein, die ihr Glück, mit dem wichtigsten und ersten Manne des Tages so zu stehen, wie sie mit ihm stand, in langen und seligen Zügen genoß und die aus diesem innigsten Behagen fließende Sorglosigkeit wieder eine „Läuterung" nannte; wie Sie wollen, Egon, aber gewöhnen Sie sich nur an das Unabänderliche! Lassen Sie Allegorieen, die Sie mit sich selber anstellen, diese hypochondrischen Parallelen, die Sie zwischen Ihrer Auf-

gabe, Ihrer Zeitauffaſſung und Ihrer perſönlichen Lage ziehen. Warten Sie ab, was kommt! Mit dem Stolze, den Sie auf Ihren Namen haben dürfen, ſind Sie gewappnet gegen jede Anmaßung, jede zweideutige Einmiſchung in Ihre Exiſtenz. Iſt Ihnen der Gedanke läſtig, iſt die Nähe dieſes Mannes Ihnen ſtörend an ſich, ſo könnten Sie ihn ja entfernen. Oder glauben Sie, daß ſeine Verwaltung —

Ich gebe ſie ungern auf, fiel Egon ein, allein ich opfre lieber mein ganzes Beſitzthum, als in dieſem geheimnißvollen, mich drückenden, meine Unbefangenheit ſtörenden Verhältniſſe ausharren. Bankier Reichmeyer war auf meinen Wunſch ſchon in aller Frühe bei mir. Ich will alle meine Beſitzungen verkaufen, wenn es irgendwie geht . . .

Der Entſchluß iſt raſch, Egon . . .

Oft erwogen! Mein Stamm wird ausſterben. Für Melanie's Zukunft wird ſich ſorgen laſſen . . . Ich gebe dieſen Beſitz auf.

Ueberlegen Sie!

Grade meinen Gegnern gegenüber, die auf den Boden baſiren und Steuerbefreiungen haben wollen, geb' ich mein Beſitzthum auf. Ich wäre nicht mehr Miniſter, wenn wir Allodial- und Majoratsvertretungen in unſerm Staatsorganismus einführten, ich ver-

ließe Deutſchland. Ich will kein Pair des Hofes ſein, wenn erſt die mittelalterliche Reaktion bis zum Pairsmachen wieder angelangt ſein wird . . .

Eine Unterbrechung ſtörte dieſe Auseinanderſetzung. Pauline wußte, daß Egon von Hohenberg keine Abſicht hatte, ſich durch Rodewald's Rückkehr aus Amerika von ſeiner Bahn des Ruhmes ſtören zu laſſen. Sie fand ihn ſo erfüllt vom Standes- und Kaſtengeiſt, wie es ihr in der Ordnung ſchien. Für die Sentimentalität der Mutter war hier kein Raum gegeben. Trotz ihrer ſchönen Redewendungen über lange Abend- und kurze Mittagsſchatten, trotz ihrer melancholiſchen Schleier, die ſie auf ihre jüngere, richtiger mittlere Lebensepoche warf, hätte ſie nichts dagegen gehabt, wenn der Fürſt irgend eine gewaltſame Entfernung ſeines eignen natürlichen Vaters beantragt hätte. Sie hörte voll Zufriedenheit, daß ſich der Fürſt begnügen würde, das Pachtverhältniß des Ankömmlings rückgängig zu machen, lobte Egon's Entſchluß, dies Vorhaben ſchon innerhalb der nächſten vierzehn Tage in Ausführung zu bringen, bat den Sohn ihrer Liebe, wie ſie ihn gern nannte, zur Erörterung ſo vieler Dinge, die ſeit der Abweſenheit des Miniſters vorgefallen, heute bei ihr wie ſonſt ohne ſeine Gemahlin ein trauliches Diner einzunehmen, erhielt die

Zuſtimmung und verließ den Fürſten, an den inzwiſchen bereits auch ſchon wieder die mächtige Woge und durch die kurze Abſtauung nur ſtürmiſcher gewordene Brandung der Geſchäfte anſchlug, mit vollſter Zufriedenheit. Er fuhr zum König, ſie ging zu Melanie.

Dieſe war mit ihrer Toilette beſchäftigt und unterhielt ſich mit ihr nur zum Abſchied durch eine ſpaniſche Wand. Sie hörte die Beſtimmung, daß Egon bei Paulinen äße und öffnete nur, um das ſchöne unfriſirte Haupt hinauszuſtrecken mit der leiſe geflüſterten Frage:

Wurde von ihm geſprochen?

Von wem?

Dem Gefangenen?

Beſte! Das muß ſeinen Lauf gehen. Dieſem Glücklichen winken ſo viel Lebensfreuden, blühen ſo viel große Hoffnungen, daß ihm für ſeine geheime Verbindung eine Haft von einem oder zwei Jahren — ich kenne das Strafmaaß für Verſchwörungen nicht — keine ſo grauen Haare machen wird, wie er und das Treiben ſeiner Genoſſen ſchon dem Fürſten gemacht haben.

Damit, faſt ſtrafend, ging die große, ſchlanke, ſtolze Frau von Tannen.

Die Fürſtin aber drückte die Tapetenthür zu, voll

durch Eure Schwäche und Euren Eigensinn hindurchgehen; darüber erstaunt man in einem Zeitalter, wo selbst ein Talleyrand so schwach wurde, in der letzten Stunde dem Papst sein Leben abzubitten. Soll man nun an dieser Versöhnung, mit der seit Börne's Tod sein Name genannt wird, Freude haben? Soll man sagen: die Menschen sind so kindisch und so feig, daß sie nur durch ein Schauspiel, das vor ihnen aufgeführt wird, erschüttert werden können; oder soll man doch noch Vertrauen zu unserer Zeit schöpfen und denken: Es liegt noch etwas Edles in den Gemüthern verborgen, der Quell der Tugend ist nicht ganz versiegt und es ist immer möglich, daß Staatsmänner über das, was sie am Tage Böses wirken, des Nachts Thränen der Reue vergießen? Ich gestehe — hier verläßt mich die Kenntniß meiner Zeit und ich begnüge mich mit dem an sich erfreulichen Resultat, daß Börne's Charakter jetzt nicht mehr dem Mißverständnisse so ausgesetzt ist, wie zu seinen Lebzeiten, daß sich die Urtheile über ihn auffallend berichtigt haben und dem Menschen in ihm schon dieselbe Genugthuung widerfährt, die der Schriftsteller Börne, der witzige, sinnreiche Kopf, der geschmackvolle Stylist und scharfsinnige Kritiker zu allen Zeiten gefunden hat.

Eine Rettung in der Art, wie sie Lessing von Horaz und minder bedeutenden Namen schrieb, würde bei Börne nun nicht mehr nöthig sein. Wohl aber hat sein Leben Aehnlichkeit mit den Charakteren der französischen Revolution, von denen mancher allerdings bis auf den heutigen Tag unverantwortlich geblieben ist, mancher aber auch durch den im Verlauf der Zeit sich mildernden Geist der Beurtheilung aus einem Ungeheuer allmälig sich in einen trefflichen, biedern Mann verwandelt hat, den nur die fürchterlich beengenden

endete ihre Toilette und benutzte die nun bis ſpät gegen Abend dauernde Abweſenheit des Fürſten zu ihrer liebſten Erholung. Durch Lorette Wandſtabler, die ſich ihr, mit klugem Takte, unbedingt ergeben hatte, ließ ſie in einem der kleinen Kabinette des Gartenſalons heizen, eine ausgezeichnete Tafel zu drei Couverten herrichten und die Eltern, die ſo theuern, ſo geliebten Eltern für heute zu ſich einladen. Nach einer halben Stunde ſchon wußte ſie, daß die Mutter, ſchmollend, wie ſeit der ganzen Heirath, da Melanie keine „Ehepakten" dulden wollte, nicht kommen würde, aber der Juſtizrath, hieß es, würde kommen ... Schlurck kam. Es war daſſelbe Palais, in dem er früher als Herrſcher gewaltet hatte, daſſelbe, das er mit der Bezeichnung eines Schurken einſt hatte verlaſſen müſſen; jetzt würde er es, als Vater der Fürſtin, mit dem alten ſichern Selbſtgefühl wieder haben betreten dürfen, aber les jours de fête sont passés, ſagte er oft ſelbſt. Er war zuſammengefallen, älter geworden, nachläſſiger in ſeiner Kleidung ſogar. Zwar trug er noch keine ſchwarzen Fräcke, er war bei ſeinen blauen mit Metallknöpfen geblieben, aber es ſaß ihm Alles weit und ſchlottrig. Es fehlte die alte Elaſtizität. Sein Weſen hatte einer ironiſchen Gelaſſenheit Platz gemacht ... Seine Plaudereien über den Pa-

villen, die kleinen Gemächer, die servirte Tafel waren ganz im alten Geschmack, er begrüßte die Fürstin mit Innigkeit, entschuldigte den mit den Jahren und seit den Prüfungen des Geschicks über die Mutter gekommenen Trotz mit allem Humor, meinte dann aber doch, diese ihm so von seiner Tochter in aller Stille gespendete Liebe hätte etwas dermaßen Rührendes für ihn, daß er fürchte, die Speisen würden nicht von seinem Appetit die Anerkennung finden, die der Koch des Palais' verdiente. Doch ermunterte ihn Melanie, setzte sich ihm gegenüber und genoß die Freude, den Vater eine Weile glücklich zu sehen. Die Weine machten ihn beredter. Er fragte nach dem Hohenberg, nach Frau von Zeisel, seiner letzten Herzensverirrung, über die er zu seiner Tochter wie zu seinem intimsten Freunde scherzte, er wollte von Henrietten's von Sänger gegenwärtiger Neigung hören, ob Civil, ob Militär, ob Geistlich, ob Weltlich, er wollte von Ackermann hören, über dessen Metamorphose er nicht unterrichtet war. Melanie erzählte ihm Alles. Er kannte Rodewald nur aus dunkelster Erinnerung; er besann sich, einmal den Namen in jüngern Jahren gehört zu haben. Von Tankmar's Verhaftung wußte er nichts. Er las keine Zeitungen. Er begegnete zu sehr in ihnen einem Leben, das ihm zu beweisen schien, daß die Welt in

der That aus Nichts geſchaffen wurde. Noch ehe die Fürſtin, aus Rückſicht auf die Bedienung, von jenem ſie und den Fürſten ſo nahe berührenden Vorfall ſprechen konnte, hatte er geäußert:

Dieſe neue plötzliche Erhebung hat jede Narrheit mündig gemacht! Die Blätter ſind weißes Papier, die nach Füllung lechzen und womit füllt man ſie? Das geringſte Faktum wird mit einem Schwall von Worten breitgetreten und dehnt ſich immer gleich ſo aus, als wenn es beſtimmt wäre, die ganze Geſchichte des Alterthums, der Hohenſtaufen, Schiller und Goethe zu erſetzen. Ich mußte früher über dieſe Politik lachen, jetzt ärgr' ich mich über ſie. Glaubt man, irgend eine Frage in dem großen Durcheinander der Menſchen und Meinungen mitbeſtimmen zu können, meldet man ſich gleichſam um's Wort, ſo hat es ſchon ein Dutzend Andrer und mit Jedem von dieſem Dutzend ſcheint der Gegenſtand allein auf die Welt gekommen zu ſein. Es iſt ja ein Egoismus im Schwunge jetzt, Kind, der alle Schönheitsregeln über Bord geworfen hat! Früher waren wir auch egoiſtiſch, wir thaten im Durchſchnitt immer mehr für uns als für Andre, aber ſo malhonett wie jetzt ging es dabei doch nicht her. Jetzt ſtößt man ſich auf die plumpſte Art vom Brunnen weg, um Waſſer zu holen, früher wartete man doch,

unterhielt ſich doch, plauderte, ſchwatzte durch gute Witze die Mägde vom Schwengel weg und ging mit ſeinem gefüllten Eimer lachend davon, wenn jene noch auf die Pointe warteten und das Maul aufſperrten. Ach, mein beſtes Kind, dieſe ſchrankenloſe Emanzipation nicht etwa der Preſſe, ſei die frei, nicht etwa der Juden, mögen die ohne ſich taufen zu laſſen jetzt Kirchenvorſtände werden, nicht der Frauen, eine Emanzipirte haßt die andre ſo, daß ſie ſich unter einander ſelbſt aufheben; aber die furchtbare Emanzipation der Dummheit, ſiehſt du, die iſt ſchrecklich! Auf dem Kaſino und in der Loge hielten ſonſt vier Fünftel der Mitglieder immer das Maul. Denn warum? Die Zeitfragen waren damals gleichſam eine Art Lateiniſch oder Hebräiſch. Jetzt ſollteſt du dies Geſumme hören! Jeder kommt um's Wort ein und Jeder weiß auch etwas zu ſagen; denn eben das Redenswerthe iſt jetzt nur noch der alltägliche Zeitungsſchnack ... Nun kommt man mir oft und will von den Maßnahmen des Miniſteriums hören. Ich kann mit Fug und Recht fragen: Wer iſt jetzt Miniſter? Denn wer z. B. unſre Finanzen verwaltet, das weiß ich in der That nicht. Ich erſtaune über Aufſtände, die längſt unterdrückt ſind und weiß wirklich nicht, ſind die Schleswig-Holſteiner in Kopenhagen oder ſind die Dänen

wieder in Altona? Oft bereu' ich, daß ich damals nicht mit dem Uebergang in die Politik Ernſt machte. Ich glaubte nicht an die Möglichkeit, daß ich jemals meine Adminiſtrationen verlieren würde. Was ich jetzt wäre, weiß ich nicht. Vielleicht bankrott, wie jetzt eben faſt auch, aber eine Nationalſubſkription hätte mir vielleicht ein Landhaus gekauft, hätte meinen Wagen, meine Pferde gerettet und ich könnte auf hundert Komités Wechſel ziehen. Wer weiß, ob ich nicht einige Miniſter zu Tode geärgert hätte! Wer weiß, wenn es geheißen hätte: Nun fehlt nur noch eine Stimme, die des Juſtizraths und Obertribunalprokurators Franz Schlurck, und nun hätt' ich mich in Preis geſetzt, ich hätte für mein Ja! den Zuſchlag mindeſtens einer Eiſenbahn oder die Anwartſchaft auf ein zum halben Preiſe zu verkaufendes Staatsetabliſſement oder eine feſte Anſtellung verlangt, etwa im Steuerfache, wo einem die Sportel-Delikateſſen verfaulen, weil man die Menge nicht unterzubringen weiß und doch damit keinen Handel eröffnen kann. Warum nicht? Meiner Familie zu Liebe hätt' ich vielleicht alle Bürgerkronen der Welt ausgeſchlagen, falls man mir eine fire Anſtellung von 5000 Thalern als Aequivalent geboten hätte. Dann — ah bah! — dann — dann hätt' ich immer noch manchmal ein bischen rebelliſch werden

können und auf Zulage, Gratifikationen hin meine Pandekten anders interpretiren als die Minister. Denn Das weißt du doch noch, liebes Kind, daß der beste Kommentar über die Pandekten aus dreißig Bänden besteht und der Verfasser desselben Glück heißt? Das Glück ist unser wahrer Professor der Rechte! Das Glück legt die Pandekten immer am Bequemsten aus, nur das Unglück weiß gleich den Sinn zu finden, der hinreicht, Einem den Hals umzudrehen. So hör' ich z. B., daß jetzt in unserm Johanniterprozesse ...

Leider wurde der Justizrath an dieser für seine Tochter fesselnden Stelle durch die Bedienung unterbrochen ... Die Speisen, die Melanie ihrem Vater bei diesen kleinen geheimen Diners zu serviren pflegte, waren so kunstvoll zubereitet, so auf seinen feinsten Kennergeschmack berechnet, daß er sich bei der Würdigung derselben, wenn sie eben aufgetragen wurden, von jeder Erörterung abstrakter Fragen entfernte und den Faden derselben in der Analyse von Zubereitungen verlor, wo er jedem Pfefferkörnchen, jeder Kaper, jeder zerriebenen Sardelle nachspürte und die Komposition und ihre Bestandtheile in die Zeit des Kochens, des Rösten-lassens, des Durchseihens u. s. w. sachkennerisch auflöste. Der Champagner floß dabei und die Tochter ließ den Vater ruhig durcheinander reden.

Sie gönnte ihm dieſe ſtillen Augenblicke ſeines verkürzten Lebensglückes. Endlich gegen Ende der Tafel, die zuletzt doch wieder alle Lebensgeiſter Schlurck's geweckt hatte, fand ſie Gelegenheit, ihm das neueſte Erlebniß auf dem politiſchen Gebiete, das er nicht kannte, die Verhaftung Dankmar Wildungen's, mitzutheilen. Dieſe würde Schlurck wenig intereſſirt haben, ſie würde ihm ſogar eine Genugthuung für all' das Unglück geweſen ſein, das ſeit dem Schrein mit dem vierblättrigen Kleeblatt-Kreuze über ſein Leben gekommen war, aber er wußte, wie Melanie für den kühnen, entſchloſſenen, kalten jungen Mann fühlte, dem er damals vergebens die Hand des ſchönſten Mädchens der Welt anbot, er ſah beſtürzt in ihr Auge, er wußte, daß ſie litt, daß ſie Egen, dieſen ihm aus tiefſter Antipathie verhaßten Schwiegerſohn, nur aus Pflichtgefühl in Ehren hielt und voll Wehmuth ihr die Hand reichend, ſagte er nach einem Rückblick auf die erſte Bekanntſchaft mit Dankmar:

Mit dieſem abenteuerlichen jungen Manne würden wir uns in Strudel geſtürzt haben, bei denen ſelbſt das größte Glück der Erde uns keinen Genuß bereitet hätte! Schon im Heidekrug damals verrieth ſich die Idee einer ſolchen Verſchwörung, wie ſie jetzt zum Schrecken aller Gewaltigen geſchloſſen ſein ſoll. Dieſe

neuen Propheten des Geiſtes thun ſchon Wunder, die Todten ſtehen ſchon auf, die Blinden ſehen und die Tauben hören. Sie gehören gewiß auch zu dieſem merkwürdigen neuen Bunde? ſagte mir kürzlich der Propſt Gelbſattel und wollte die geheimen Zeichen der Verſchwornen wiſſen. Ich ſagte ihm, ich wiſſe nicht mehr davon als die Kühe, von denen mir unbekannt wäre, ob ſie im Klee Dreiblätter von Vierblättern unterſchieden. Aber nun biß er erſt recht an. Sagen Sie mir nur, rief er in ſeiner Geheimnißſucht, wie und wo bringen die Ritter vom Geiſte ihr Symbol, das vierblättrige Kleeblatt, an? Machen Sie das Zeichen auch mit den Fingern am Halſe, wie wir Freimaurer oder drücken Sie ſich auch die Hände auf unſre Art? Haben Sie einen verborgenen Kultus, höhere und niedere Grade? Iſt es wahr, daß Sie ſich in Höhlen verſammeln und von den alten Templern Ceremonieen entlehnten, die an unſre Kunſt anknüpfen? Auf alle dieſe wundergläubige Geheimnißſucht konnt' ich nur erwidern, daß ſich die geheime Vehme noch bei mir nicht hätte blicken laſſen; man erzähle ſich aber, ſie klopfe bei Jedem an, der irgend eine kühne That unternähme, irgend eine Lanze mit den Fürſten breche, irgend ein Dogma der Kirche umzuſtoßen wage, beſonders wenn er dabei ein Amt zu verlieren nicht

achtete; solchen freiwilligen Märtyrern geschähe es augenblicklich, daß Nachts etwas an ihr Fenster poche und wenn sie hinaussähen, ständen gewöhnlich drei Vermummte auf der Straße, riefen mit Beziehung auf den in der Schlafmütze zum Fenster hinausblickenden abgesetzten Regierungsrath oder disziplinirten Appellationspräsidenten oder nicht mehr zu Hofe geladenen Kirchenprälaten: Ein Vierblatt! Und augenblicklich, sagt man, hebt sich ein Stock in der Form eines Pilgerstabes in die Höhe, an dessen krummem Endschnabel sich ein Sack mit vollwichtigen neuesten Doppelfriedrichsd'oren befände! Gelbsattel lachte ungläubig. Aber ich sagte, er möchte es nur einmal versuchen, er möchte nur einmal der Regierung den Fehdehandschuh hinwerfen für den Satz, daß unsre Verfassung mit der Macht der Oberkonsistorien in keinem Einklang stünde und überhaupt die Wiederherstellung einer Menge von organischen Institutionen nur dazu versucht würde, um allmälig die Verfassung aufzulockern und in die inzwischen erstarkten andern Institutionen, als da sind: Kreistage, Kirchentage, Provinziallandtage u. s. w. aufzulösen, er möchte nur einmal ausrufen: Christus würde auch die Deutschkatholiken für Menschen erklärt haben! Da stutzte der Mann, erschrak, zitterte, grübelt aber doch, ich wette, Tag und Nacht, welchen

kleinen Handschuh er dem Ministerium Hohenberg in's Gesicht werfen könnte, ohne dabei 1) die Gunst des Hofes, 2) seine Propstei zu verlieren und 3) wo möglich doch den nächtlichen Besuch der Ritter vom Geiste und ein Exemplar der Statuten zu gewinnen, die auf einem merkwürdigen Papiere geschrieben sein sollen, nämlich auf einem Papiere, das man das Papier der Liebe nennen sollte . . .

Melanie horchte voll Spannung diesen Expektorationen der ihr bekannten Champagner- und Dessertlaune des Vaters . . .

Papier der Liebe, gutes Kind, antwortete er auf die Frage seiner Tochter nach diesem eigenthümlichen Handelsartikel, Papier der Liebe ist eine Art . . .

Asbest! sagte ~~er Dorfein~~ Unverbrennlich, selbst im Feuer . . .

Im Gegentheil! sagte Schlurck. Papier der Liebe kann unmöglich etwas Andres sein als eine Art von Daguerreotypie, ein so zartes Gewebe, ja nur ein Hauch, ein Material, das zerstiebt, verweht in dem Moment, wo das Auge seinen Inhalt gelesen hat. Freilich würden wir Advokaten wenig Ehescheidungsklagen durchführen können, wenn dies Papier der Liebe patentirt würde; denn wo sollten die Beweisdokumente, die schönen Resultate erbrochener Kaunitze, die glor-

Umstände der Revolution zu Handlungen zwangen, die seinem Gemüthe ursprünglich fremd waren. Wer sich auch bei Börne durchaus von dem Gedanken nicht trennen kann, daß seine Briefe aus Paris Ansichten und Redewendungen enthalten, die sich von einem unmittelbaren Standpunkte nicht vertheidigen lassen, dem wollen wir nicht vorgreifen, wenn er die Geschichte unsrer Zeit zur Hülfe nimmt und sich durch die Gährung und Verworrenheit derselben erklärlich macht, was er sonst nicht würde verziehen haben. Börne beschäftigte sich viel, wenn auch nicht, wie es hieß, mit einer Geschichte, doch mit Betrachtungen über die französische Revolution; es war seine Absicht, einzelne Charaktere derselben durch den Pragmatismus der damaligen Begebenheiten zu erklären und in der Möglichkeit, ja Nothwendigkeit ihrer extremen Handlungen zu entwickeln. Der sittliche Leumund, der dem Privatcharakter einiger dieser Männer nachtönte, bestimmte ihn, ihr Wirken genauer zu prüfen. Eine mißliche That wird uns gleich verzeihlicher erscheinen, wenn wir erfahren, daß bei ihr kein Vortheil im Hintergrunde stand. So feindselig für Börne's Gemüth und Sinnesweise z. B. die Bestechlichkeit eines Mirabeau, die geniale Unsittlichkeit eines Danton wirken mußten, so sehr zog ihn im Gegentheil alles an, was man über Robespierre's häusliches Leben erfahren hat, die Armuth, in der er starb, die Einfachheit seiner Lebensweise, ja, um noch eins zu nennen, was für Börnes Seelenleben entscheidend ist, die Kunde von Robespierre's Hypochondrie und Schüchternheit im Umgang; der Menschenhaß, den man bei diesem dunkeln Charakter gewöhnlich als die Ursache seiner Grausamkeit anzunehmen pflegt, schien Börne eher ein Unglück, als eine Leidenschaft zu sein. Je mehr er in Erfahrung

reichen Trophäen, die man den Briefträgern abjagt, bekommen? Allein die Statuten der Ritter vom Geiſte, ſagt man, ſind in der That auf einem Papiere gedruckt, das in dem Augenblicke, wo von Jemanden die Paragraphen der Verbrüderung geleſen ſind, in Sonnenſtäubchen zerſtiebt und nur den Duft von Märtyrer-Roſen zurückläßt. Hab' ich Recht, wenn ich ſolches Papier das rechte Material der Liebe nenne?

Melanie ließ lächelnd den Vater ſo fort plaudern...

Auch Drommeldey, ſagte er, wollte mich neulich damit necken, daß er auf meine Zurückgezogenheit anſpielend ſagte: Sie ſind wol auch ſchon ein Ritter vom Geiſte geworden? Als ich ihn, auf ſeinen Wagen deutend und auf meine beſtäubten Füße, einen herzloſen Spötter nannte, fing er in allem Ernſte von dem Bunde an und verrieth, daß man innerhalb ſeiner ariſtokratiſchen Praxis von dieſer Chimäre dächte wie von einer den furchtbarſten Ausbruch drohenden ſizilianiſchen Vesper. Nur am Hofe, fügte er hinzu, nur die näheren Umgebungen des Generals Boland von der Hahnenfeder witterten etwas von einer Thatſache, die allerdings zunächſt getroſt die Polizei zu verfolgen hätte, die aber denn doch auch die Sammler, die Kurioſitätenjäger, die Freunde des Mittelal-

ters, die Schwärmer für Symbolik und byzantiniſche Geſchichte, ja auch die Sammler unſrer Zeitrichtungen um ſo mehr intereſſiren dürfte, als ſelbſt der Kommunismus bei Hofe manchmal als etwas urſprünglich doch Chriſtliches nicht unangeſehen wäre, wenn man nur wüßte, wie man ihn mit der innern Miſſion und dem jährlichen Millionenbedarf für die verſchiedenen Miniſterien in Verbindung bringen könnte. Einſtweilen, fuhr mein kluger Sanitätsrath fort, behaupte man, wäre ſelbſt die alte Excellenz von Harder auf Tempelheide für den Bund ſchon gewonnen, denn nach ihren neulichen, dem Monarchen gegebenen freimaureriſchen Lehren wäre es keinem Zweifel unterworfen, daß dieſer alte Herr in dem Bunde der Ritter vom Geiſte die wahre Blüthe der Templerei und der Loge entfaltet ſähe und ihr zu Liebe würden auch der Paulus und Johannes dieſes neuen Evangeliums, die Gebrüder Dankmar und Siegbert Wildungen, den Prozeß gewinnen und dem Bunde wirklich möglich machen, jene Fabel von den in nächtlicher Stille an die Fenſter der Märtyrer hinaufgelaſſenen Säcken mit Doppelfriedrichsd'oren zu bewahrheiten. Und in der That, wir wollen ſehen. Man bringt mir ja da ein Billet . . .

Ein Diener brachte ein Billet an den Herrn Juſtizrath vom Obertribunal. Ein Kollege ſchrieb ihm,

daß der oberſte Gerichtsſenat ſoeben der Meinung ſeines Präſidenten beigetreten wäre und den Prozeß zu Gunſten des Klägers entſchieden hätte . . .

Zu Gunſten? warf die Fürſtin dazwiſchen. Der Vater hatte laut geleſen.

Schlurck ſtaunte eine Weile, lächelte dann, zog die goldne Brille von der Stirn und ſagte:

Die beſten Feldherren waren meiſt die, die geſchlagen wurden.

Die Tochter wünſchte Aufklärung, um welche Summen es ſich handelte, ob dieſe Entſcheidung auf Taukmar's Gefangenſchaft einwirken würde und wie die Beweisführung für die Brüder endlich wirklich hätte ſo günſtig ausfallen können?

Die Beweisführung? ſagte Schlurck. Ich ſagte dir ja ſchon, der Kommentator der Pandekten heißt Glück. In jenen Dokumenten, die du damals dem Glücklichſten aller Gefangenen gegen mein Wiſſen kopf- und herzüber nachwarfſt, liegt der Nerv des ganzen Handels. Ich hätte, Bartuſch und der Mutter folgend, vielleicht jene Papiere verbrannt und mich dem Schickſal ausgeſetzt, daß mein Leben nicht etwa mit Mollakkorden wie jetzt, ſondern mit ſchreienden Diſſonanzen geendet hätte; in zwei Inſtanzen hab' ich, eigentlich nur auf den Grund von zwei Pünktchen

oder Kommaten, jedes Mal den Prozeß gewonnen, von zweien Kommaten, die ich ehrlicher Esel nicht ausradirte, trotzdem, daß Herr Tankmar Wildungen sie in seiner Abschrift übersah. Erst die halbblinden Augen jenes Greises haben die beiden Kommata wieder entdeckt; seine Liebe zu diesem Prozeß kam hinzu, er kannte die Geschichte des Ordens der Templer, die der St.-Johanniter, er wußte zu beweisen, daß es im Ordenshause zu Angerode niemals Verwandte des Ritters Hugo von Wildungen gab . . . er hatte seit Jahren über diesen Gegenstand Sammlungen angestellt und bewies bei der Stelle des Komthurs Hugo, wo er in der Cessionsurkunde sagt: Cedo propinquis meis equitibus . . .

Vater, was versteh' ich von diesen Dingen! Ist es möglich! Also Wildungen Erbe dieser unermeßlichen Güter?

Die Stadt wird vom Staate die Erlaubniß zu einer Anleihe begehren müssen und auf die Ameliorationen der Güter rechnen, die die Summe verkleinern dürfte. Läßt sich leugnen, daß z. B. die Komthurei, die wir bewohnen, viele Spuren unsrer glücklichen Tage zeigt und daß ich allen Grund habe, sie binnen Kurzem mit Leidwesen zu verlassen . . .

Das Haus gekündigt? rief die Fürstin voll Schmerz...

Aber Schlurck hatte schon angefangen, sich in sein Loos zu finden ... Er sagte nur:

Ich verlass' es arm, ich könnte sagen mit dem Bewußtsein, ehrlich gewesen zu sein, wenn die Grabschrift: Ueb' immer Treu und Redlichkeit! nicht gar zu trivial wäre. Oft mach' ich mir Vorwürfe, daß ich den Einsatz nicht wagte, keine entschlossene That beging, auf dem Wege nicht fortfuhr, wie damals, als ich den Schrein an der Schmiede in Plessen fand und ihn aufraffte... Das Wagniß gab mir Riesenkräfte; ich hatte nur nöthig, dem Schmied Schweigen zuzurufen; ich wußte, daß er an einer alten Falschmünzerei betheiligt war, die auch Frau Pauline von Harder berührt ... tragen konnt' ich schwacher Mann den Schrein selbst, so riesenkräftig macht die Entschlossenheit, wie Goethe sagt: Muth ruft die Arme der Götter herbei! und wenn ich bedenke ...

Nichts, nichts, Vater! beschwichtigte Melanie den immer mehr sich nun vor Mismuth aufregenden Vater, der sich jetzt von seiner Tochter entfernte, nachdem er noch einen Akt kindlicher Liebe mit diesen Worten von ihr entgegengenommen:

Vater, nach dieser Nachricht über Dankmar treibt es mich hinaus nach Tempelheide zur guten Anna von Harder. Da sind zwei Kinder, die ich trösten, um-

armen muß. Beide lieben ſie die Brüder Wildungen! Vater! ... Du haſt neue Prüfungen zu überſtehen. Du ſollſt das Haus meiner Jugend verlaſſen. Ich bin nicht reich, du weißt wohl, wie ärmlich dieſer Glanz iſt, der einen großen Namen trägt. Aber ich beſchränke mich, ich kann ſparen, ich will nicht mehr in Allem glänzen, ich lernte entbehren. Da! Nimm, Papa! Es ſind meine erſten Erſparniſſe! Schlage ſie nicht aus! Du machſt mich glücklich, wenn du ſie nimmſt. Verſchweig' es der Mutter oder ſag' es ihr, wie du willſt! Du darfſt dich nicht unglücklich fühlen! Weiche nicht den Leiden, die dich beſtürmen! Du gingſt unverſehrt aus den Gefahren der Verſuchung; Vater, ich kenne die Verſuchung! Nimm! Nimm! Ich höre Geräuſch ... wenn es Egon wäre! Leb' wohl! Auf Wiederſehen! Sei nachſichtig mit dem Anfang! Es ſoll beſſer kommen!

Damit verſchwand die Fürſtin. Schlurck hatte ein Päckchen in der Hand, das ſie aus ihrer Bruſt gezogen hatte. Es war eine Anzahl von Banknoten, nicht viel, aber man ſah die Liebe. Ein tiefes Gefühl der Schaam überflog den zurückgekommenen, mitten im Genuß plötzlich auf Entbehrungen verwieſenen Epikuräer. Fröſtelnd, wie immer nach einem Diner, aber nie ſo mit Unbehaglichkeit wie jetzt, ſchlich er ſich

aus dem Pavillon, ſah nieder wie ein Verbrecher, hatte all' die guten Einfälle ſeiner heitern Laune vergeſſen und ging aus dem Hauſe wie ein zum Tode Geknickter. Dieſe dreihundert Thaler von ſeiner Tochter, die ſie ihm als eine Art Taſchengeld für ſeine Vergnügungen geſchenkt hatte, dieſe Summe, bei der ſie vorausſetzte, er brauchte davon der Mutter nichts zu ſagen, ſondern könnte mit ihr heimlich die alten ſtillen Wege ſeiner Laune wandeln, entwürdigten ihn nicht etwa, ſie rührten ihn nur, ſie untergruben ſeine Philoſophie, ſie waren bei ihm der Anfang einer ernſtlicheren Betrachtung über Das, was die Erde bietet und verſagt und was der Tod auf alle Fälle ſicher gibt...

Aber damals, an jenem erſten Tage, wo die Fürſtin ſo eine dauernde Aufopferung für die Ihrigen begann, war dieſe hinausgefahren nach Tempelheide. Sie fand Selma über Dankmar's Schickſal in Thränen, Olga beſtürzt. Die Romantik ſolcher Gefahren gehörte nicht in die Welt der phantaſtiſchen Träume, aus der Olga durch Selma's Natürlichkeit immer mehr zu erwachen anfing. Anna von Harder, überraſcht von Melanie's, der ſo hoch Geſtiegenen, Güte, vermittelte zwiſchen ihrem ungeahnten Beſuche und den beiden charakterſtarken, auf Egon von Hohenberg wie auf das böſe Prinzip erzürnten jungfräulichen Mäd-

chenherzen wenigstens den Waffenstillstand, daß sie den Worten der schönen jungen Frau Gehör gaben:

Nehmen Sie dies Schicksal nicht so ernst! Sie lieben jungen Engel können nur gewinnen, wenn Sie Denen, die Sie lieben, gleich Ersatz für ein ernstes Leben sind! Sie, holde kleine Selma, die Sie mir noch gar nicht die Miene machen, die ich mir im Lauf der Zeit von Ihnen zu erobern gedenke, Sie, weiß ich recht gut, entbehren in Dankmar mehr als nur den Vetter. Und Komtesse Olga hat ja das Gedicht ihres Herzens vor aller Welt aufgeführt. Zu deuten wag' ich's nicht, nicht will ich Namen nennen, die wie weiße Wölkchen in blauen Lüften schweben, aber Herrn von Dystra möcht' ich doch sagen, daß er diese holde träumerische Wasserlilie des Schwarzen Meeres nicht nach dem Tempelstein entführen wird. Die Wildungen haben den Prozeß gewonnen durch zwei kleine Pünktchen, die Sie wol selber sind, meine Damen! Wäre die Excellenz schon aus der Stadt zurück, ich nähme lateinische Stunde bei ihr. Die beiden kleinen Kommata müssen Sie sein! Bedenken Sie diesen Triumph eines Eingekerkerten und eines Flüchtlings. So lebten die alten Martyrer in Kerkern und trugen ihren Heiligenschein um die Schläfe, daß er durch die Eisenstäbe leuchtete! Sie konnten mit ihrem eignen Abglanz alle

Ketten schmelzen und wandelten frei. Denn Das wissen Sie doch, daß die Ritter vom Geiste Niemanden untergehen lassen und alle Kerker öffnen, ob nun Fee'n oder junge liebende Mädchen, Engel oder Kobolde dabei helfen.

Die Fürstin war so angeregt, daß die Mädchen Vertrauen faßten und wenigstens nicht mehr scheu zur Seite standen, wenn Anna, die Melanie immer gern gehabt hatte, mit ihr sprach. Es war fast Abend, als die Fürstin von Tempelheide schied und drei Menschen zurückließ, die auch jetzt erst, nach diesem Besuche, wagten, in der ihnen selbst seit Mittag bekannten Entscheidung des Prozesses einen Lichtschimmer am Rande der Nacht zu erblicken, die sie Alle umhüllte. Sie hatten Dankmar's Gefangennehmung nicht nur erfahren, sondern sie selbst gesehen, selbst erlebt, daß vor Tempelheide ein Wagen vorüberfuhr, aus dem ein blasses Männerantlitz sie grüßte und eine Hand hinterwärts zeigte, gleichsam nach Hohenberg zu, oder wie Olga sagte, nach dem Leben, dem Glück, der verlornen Freiheit hin ... Sogleich hatten sie anspannen lassen, waren nach der Stadt, dem Profoßamte gefahren, hatten gehört, was ihnen, als sie, ohne Dankmar sehen zu können, verzweifelnd nach Tempelheide zurückkehrten, ein inzwi-

ſchen angekommener Brief von Franziska Hennisch und einige Zeilen von Rodewald ausführlicher berichteten; aber doch auch die wunderbare Nachricht über den Prozeß brachten ſie zu einſtweiligem Troſt aus der Stadt mit.

Der alte Obertribunalspräſident kam erſt am Abend ſpät nach Tempelheide zurück. Er war ſeit Jahren zum erſten Male wieder in der Loge geweſen, deren oberſte Würde er für das ganze Land bekleidete. Auf die ihm dort gemachte Mittheilung vom Schickſal der Männer, die durch ſein eignes theilnehmendes und begeiſtertes Erforſchen dieſer Angelegenheit eine ſo große Summe gewonnen hatten, auf das Forſchen und Lauern über ſeinen perſönlichen Antheil an den Brüdern Wildungen erwiderte er:

Mein Studium galt nicht den Perſonen, ſondern der Sache.

Und jede weitere Erörterung ſchnitt er durch das bekannte feierliche Wort ab:

Die Loge iſt gedeckt.

brachte, daß Robespierre im Leben linkiſch war, nicht reden konnte, ſparſam lebte, an Hypochondrie litt, in einem kleinen Hauſe ſtill und traulich bei ſeiner Schweſter wohnte, endlich für Geld und Sinnlichkeit unempfänglich war, deſto gerechtfertigter wurde ihm die hiſtoriſche Erſcheinung und die fürchterliche Stellung deſſelben zur Geſchichte. Wenn ſich Börne geirrt hätte, ſo beweiſt dieſe Art des Irrthums doch die Tiefe ſeines Gemüths und einen ſittlichen Ernſt, der in der That auch ſein ganzes Leben verklärte.

Das Leben Börne's iſt, abgeſehen von dem perſönlichen Intereſſe, welches die Neugier daran nehmen kann, noch in manchen Beziehungen merkwürdig. Angedeutet iſt ſchon, wie es uns die Stellung des Genies und des Charakters zu unſrer Zeit verſinnlicht. Auch in Börne's Stellung zur Literatur, wie dieſe ſich allmälig ergeben hat, liegen Gedankenreihen, die man an ihn zuerſt anknüpfen muß und die in der bisherigen literariſchen Erfahrung zu bilden nicht möglich war. Außer dem denkwürdigen Einfluſſe, den Börne auf die politiſche Bildung des deutſchen Volkes hatte, gewann er, da er dieſen Einfluß grade in ſo geiſtreicher Form und Sprache geltend machte, noch im beſondern zur Literatur eine Stellung, die, man kann wohl ſagen, epochemachend geweſen iſt. Nun war es aber die harmloſeſte Art, wie Börne zur Literatur kam, die unbewußteſte. Bisher ſind wir gewohnt geweſen, daß Beamte oder Gelehrte in ihren Mußeſtunden in die Leier griffen und das Lob der Frauen, des Frühlings und des Weines ſangen; junge Studenten dichteten Dramen, verſäumten, ſich die Antworten einzulernen, welche ſie einſt auf die in den Staatsprüfungen vorgelegten Fragen zu geben hatten, erwählten den Dichter- und Schriftſtellerberuf als ei-

# Achtes Capitel.

## Eine Maurerarbeit und ihre Folgen.

Die Kunde von der endlichen Lösung eines seit so langen Jahren schwebenden Rechtsverhältnisses hatte sich mit Blitzesschnelle verbreitet. Alle Stände nahmen Antheil. Jeder war von der unerwarteten Wendung überrascht, ja sogar befriedigt. Man war durch das strenge Regiment des Fürsten von Hohenberg geneigt, diesem drakonischen Systeme denn auch nicht jeden Erfolg zu wünschen. Die Kommune war unbeliebt ihrer immer schmeichlerischen, gesinnungslosen, im Glücke übermüthigen, in der Gefahr feigen Haltung wegen. Diese städtische Verwaltung hatte nichts gemein mit jenem festen, sichern Bürgertrotz, jener unwandelbaren Selbstgenüge, an der im Mittelalter die Willkür der Fürsten sich öfters tüchtig den Schädel einrannte. Die Schöffen und Bürgermeister zerflossen in Versicherungen einer Ergebenheit, die doch in keiner wahren Prüfung Stand

hielt, ſondern in Augenblicken der Gefahr die perſönliche Selbſterhaltung zum einzigen Ziele ſteckte. Warum ſollte man das Ergebniß jener zweihundertjährigen Streitfrage nicht zweien jungen Männern wünſchen, die allerdings die öffentliche Meinung in bedenklichſter Art in Anſpruch genommen hatten? Waren ihre Unternehmungen für den Beſtand der Ruhe und Ordnung, wie man im Kreiſe der Begüterten ſagte, gefährlich, ſo hatten ſie ſich doch mitten in ihren verbrecheriſchen Handlungen vom Arme der Gerechtigkeit ſchon müſſen aufhalten laſſen. Man verrieth auch darin die ſich immer gleichbleibende Thatſache des menſchlichen Gemüthes, daß man Dem, der auf irgend eine Art das öffentliche Urtheil befriedigt hat, die ganze Herbigkeit der Sühne gern erläßt, ſich mit ſeiner allgemeinen Demüthigung begnügt und noch mehr von ihm einzufordern zuletzt ſogar eine beklommene Scheu hat. Dies plötzliche nun in die Verbannung und in einen Kerker gerufene Glück hatte ſogar etwas Romantiſches für die Welt, die im Grunde das Regelwidrige dem Regelmäßigen verzieht, nur darf ſie es in ihren nächſten Intereſſen nicht berühren und ihr nicht irgend welche Opfer auferlegen.

Noch eine größere Genugthuung der öffentlichen Meinung, von der Freude der Parteigenoſſen der

Bruder nicht zu ſprechen, lag in der Verkürzung der den Erben des Komthurs Hugo von Wildungen zahlbaren Summe. Das Obertribunal hatte im ermuthigenden Gefühle ſeiner Beweisauffindung doch die Grenze der Mäßigung nicht überſchritten. Es hatte durch eine Verringerung der beanſpruchten Summen jenem Verlangen nach dem Mittelweg entſprochen, das ſich niemals abweiſen läßt, wenn man erhitzte Gegner lange und hartnäckig auf ihre vermeintlichen Rechte beſtehen ſieht. Die Gründe, die das Obertribunal für ſeine Ermäßigung der ſtreitigen Werthe auf eine Million, allerdings jenes ſchweren im Norden üblichen Geldes, anführte, konnten von keiner billigen Einſicht getadelt werden. Man ſchlug vor allen Dingen nicht nur den Genuß eines dreihundertjährigen Beſitzes, ſondern ebenſo auch die Mühewaltung an, die dieſen Beſitz doch immer zuſammengehalten hatte. Man konnte zwar nicht in Abrede ſtellen, daß die Liegenſchaften der St. Johanniter von Angerode, wenn man die Güter und Gebäude nach ihrem jetzigen Werthe veranſchlagte — denn eine Entäußerung der Beſitzungen ſelbſt war kaum möglich — eher im Preiſe zu vergrößern, als zu vermindern waren; dennoch brachte man rechtliche Bedenken genug vor, die erwieſen, daß eine faſt in Verjährung gekommene Erbſchaft aufhöre, ihre urſprüng

liche Integrität zu behalten, wenn ihre Erträgnisse öffentlichen Zwecken zugeflossen waren, bei denen, wie z. B. die Armenpflege, es unmöglich war, sich an Die zu halten, die eben entweder todt waren oder, wenn sie lebten, nur das Beneficium inventarii, Schulden, Kummer und Elend anbieten konnten. Diese beweiskräftige Verringerung der Summe auf eine Million war in der That eine Versöhnung mit allen Partheien und trug nicht wenig dazu bei, die fast abgöttische Verehrung vor den Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes zu erhalten und den erschreckten, in dieser Zeit der Willkür und der Rechtsverfälschung über des Lebens allgemeine unsichere Schwankung zitternden Gemüthern das Hochgefühl zu erhalten, daß es in allen diesen Wirren doch noch einen festen Anker der Hoffnung, ein unentweihtes, den Himmelswolken näher als dem Erdendunst thronendes Asyl des Rechtes gäbe. Niemand war befriedigter als der Hof und in der That konnte man Egon von Hohenberg und etwa den Probst Gelbsattel nur die einzigen Widersacher nennen.

Egon's mathematische Natur sträubte sich gleich anfangs gegen das Vorhaben der Brüder Wildungen, noch als sie ihm befreundet waren. Seinen Studien zufolge weniger Jurist als Kameralist äußerte er oft,

daß nichts so sehr die Auflösung der Gesellschaft und den Theoriencnschwindel befördere als die Vorstellung, daß es ein ewiges, der Zeit und ihren Bedingungen völlig entrücktes Recht gäbe. Er hatte in seinem „Jahrhundert", dem er die schärfsten Dialektiker gewann und aus Staatsfonds theuer bezahlte, oft genug schon gegen die Juristen polemisiren lassen, als diese kalten, aalglatten Zwischenwesen, die nicht Fisch nicht Schlange wären und doch auf dem Lande und im Wasser zugleich leben könnten. Fiat justitia, pereat mundus, war ihm die Devise einer Welt, die für jedes Verbrechen einen Entschuldigungsgrund und wenn auch nur aus der Sentimentalität herzuleiten wisse, und von den Juristen stand ihm die Gesinnungslosigkeit vollends so fest, daß er bei jedem Morde, bei jeder Cause célèbre, die zur öffentlichen Debatte kam, wettete, die Advokaten würden doch wieder Alles thun, um dem einfachsten nächsten sittlichen Gefühle mit Hundert Truggründen sein Sühnopfer zu entreißen. Er war deshalb sonderbarerweise ein Freund der Geschwornengerichte, selbst wenn sie politische Verbrecher freisprachen. Er sagte sich wohl, daß es schlimm in den Gemüthern aussehen müsse, wenn man Feinde der öffentlichen Ruhe straflos haben wolle, aber er hob doch die Wohlthat hervor, wenn sich die Gesell-

ſchaft das Recht erhielte, ſelbſt zu beſtimmen, was ihr Recht ſchiene. Er bewies, daß die Abſchaffung der Todesſtrafe immer nur von Grüblern, nie von dieſem Volksgefühle der Selbſterhaltung und des Rechtes als Nothwehr gegen Verbrecher wäre beantragt worden. Dieſe Entſcheidung des Obertribunals, grade in ihrer Unabhängigkeit von den Perſönlichkeiten der Gewinner ſo bewundert, ſchien ihm im Gegentheil das verderblichſte Zeichen einer Zeit, die ſelbſt nicht wiſſe, was ſie wolle und in der Vergötterung von Abſtraktionen an den faktiſchen Beſtänden zu Grunde gehen müſſe. Bitter genug war auch die Art, wie er den Vorfall an die von ihm und der Hofpolitik in's Leben gerufene Volksvertretung brachte und die Ermächtigung verlangte, der Reſidenz die Anfertigung von einer Million Stadtkämmereiſcheinen zu geſtatten.

Die Freude, die alle Welt theilte, daß zwei halbblinde Augen zwei kleine Punkte in einer alten Urkunde entdeckt haben konnten, kannte der Fürſt nicht. Er war eines Abends empfindlich genug, ſein Erſtaunen auszudrücken, als er Propſt Gelbſattel in den kleinen Cirkeln des Hofes eingeladen fand und er von dieſem die Auseinanderſetzung hören konnte, um derentwillen er grade auf Veranlaſſung des Generals Boland citirt worden war. Man hatte in Erfahrung

gebracht, daß die alte Excellenz grade an dem Tage des Urtheilsſpruches ſeit Jahren zum erſten Male wieder die Loge beſucht hatte. Die junge Excellenz, die gleichfalls anweſend war, (man gab im Hoftheater ein klaſſiſches Stück) wußte den Tag anzugeben, wo Papa vor zehn Jahren zum letzten Male in die Loge fuhr. Das Ereigniß ſchien ſo myſtiſch, daß man den Vorſchlag des Generals annahm und den ſeit Jahren fallengelaſſenen Propſt zum Thee befahl. Man denke ſich Gelbſattel's Entzücken! Hätte man ihn gradezu um eine Enthüllung angegangen, er würde das ganze Handwerkszeug ſeiner Tempelbauten an den Stufen des Thrones oder auf die Präſentirteller des etwas ſpärlich dargereichten mürben Gebäckes niedergelegt haben. So aber ſprach er, da man grade wie immer nur ein leiſes Lüften des Iſisſchleiers wünſchte, etwa nur andeutend Folgendes:

Dieſer Rechtsfall hat den würdigen Mann wie um zwanzig Jahre verjüngt. Ich will nicht die Gewiſſenhaftigkeit des Obertribunals antaſten, aber ein ſo genaues Studium des vorliegenden Falles war nur möglich, wo die Lieblingsideen des Präſidenten mit ihm in Berührung kamen. Er hat die Geſchichte der Maurerei bis in die kleinſten Details erforſcht und leitet ſie von den älteſten Tagen her. Es iſt

ihm die Geſchichte der Geheimbünde derſelbe Strom, der bald offen bald verſteckt unter Felſen, bald gar durch Felſen ſelber hindurch Allen unſichtbar dahinfloſſe. Wie Seen auf Meilenweite mit den Waſſerfällen eines großen Gebirgskammes zuſammenhingen, ſo wäre auch die Maurerei derſelbe Gedanke, der ſchon den Geheimbünden Indiens, Egyptens, Großgriechenlands zum Grunde gelegen hätte. Die Menſchen hätten ſich immer aus den herrſchenden Thatſachen und deren Zwangsverbande in einen freien unſichtbaren Verband höherer Wahrheiten geflüchtet. Wie die Naturreligien ihn auf die Thierwelt führte, iſt bekannt. Er ſieht in den Thieren, die am Basler, Freiburger, Straßburger Münſter in der Architektur angebracht ſind, Symbole der Maurer und Architekten, die über ihrer Zeit geſtanden hätten, wie gleichſam alle Künſtler, ja beſonders die Dichter und Schauſpieler gewiſſermaßen ein Arbeiten *vor* und eines ja auch *hinter* den Couliſſen hätten...

Man blickte lächelnd auf den geſchmeichelten Sohn des Vaters, der für Tempelheide nicht exiſtirte, und ſich, weil es der alte Herr wünſchte, nur jährlich einmal, nämlich an deſſen Geburtstage dort ſehen ließ...

Gelbſattel fuhr nach dieſem theatraliſchen Seitenblicke fort:

Man hat in Böhmen Tempelherrnburgen und Tempelherrnkirchen gefunden, bei denen eine faſt egyptiſche Thiersymbolik als Verzierung angebracht war. Im Prozeß gegen Jakob Molay wurden als Beweismittel ſeiner Ketzerei Spuren von Thierverehrung der Templer gebraucht und unwiderleglich iſt die Geſchichte von dem Idol, einem Kopfe, den man im Tempel zu Paris fand, einem Amuleth ohne Zweifel, das man Baſomet nannte, Mahomet's Name in ſyriſcher Ausſprache. Die Templer brachten orientaliſche Verwilderung mit und wurden ſogar beſchuldigt, der Lehre von der Seelenwanderung zu huldigen. Der Präſident läugnet dieſen Götzendienſt und vertheidigt die Templer nur als Anhänger der Lehre von der Duldung, die durch dieſe Orientalismen bewieſen wäre. Nach ihm flüchteten ſich die Templer nach England und erwachten im Jahrhundert der Toleranz zum öffentlichen Leben als Freimaurer. Die Templer wurden in Deutſchland Johanniter. Den Tempelſtein bei Buchau, den Herr von Tyſtra wunderbar ſchön ausbauen laſſen ſoll...

Man beſtätigte dies Urtheil und hatte ſeine Freude an der Nachbarſchaft einer neuerſtehenden Burgruine...

Den Tempelſtein warfen vielleicht die Bannbullen des Papſtes nieder: doch in's Innere Deutſchlands

zogen die Erben der Templer. Ueber Angerode machte der Präsident seit Jahren Forschungen. Als die Gebrüder Wildungen in erster Instanz verloren hatten und die dunkle Kunde des wieder aufgenommenen Prozesses an den Präsidenten kam, soll er gesagt haben: Der Staat hat nicht Recht, die Kommune hat nicht Recht, schafft die Cessionsurkunden des Komthurs Hugo von Wildungen und seiner Erben, diese können den Ausschlag geben! Und grade beide hatten sich gefunden. Dennoch trug die eine Cessionsurkunde in keiner Instanz den Sieg davon, da die Interpretation des scharfsinnigen Herrn Justizraths Schluck...

Fürst Egon von Hohenberg ertrug ruhig, aber finsterblickend die flüsternde Wirkung dieser Namensnennung...

Es zu beweisen schien, daß Hugo von Wildungen entweder für sich die ihm gemachte Quote der Theilung antreten wollte oder für seine „nächsten Ritter" propinqui equites entsagte, worunter man auch seine Verwandten hätte verstehen können, wenn sich Verwandte des Komthurs unter den Rittern gefunden hätten. Tankmar Wildungen, ein Abenteurer wie er ist, reiste in Folge dieser Interpretation nach Angerode, hoffte dort die Verzeichnisse der Ordensmitglieder vom Jahre 1550 zu finden, kehrte aber un-

nen ausſchließlichen, indem ſie Zeitungen, Almanache und li-
terariſche Genoſſenſchaften begründeten, alle hatten ſie von
Goethe herab bis zum gewöhnlichſten Taſchenbuchsnovelliſten
ein beſtimmtes, nur in den bisher der Literatur abgeſteckten
Grenzen liegendes äſthetiſches Ziel. Seit den Befreiungs-
kriegen traten freilich ſchon Männer auf, die, ohne ſpeciell
für die Literatur als ſolche zu ſchreiben, doch tiefe Furchen
ogar in den Prinzipien derſelben zogen und jedenfalls ihre
Grenzen erweiterten; Arndt z. B. Görres, Steffens und An-
re. Doch zogen ſie ſich meiſt auf die Geſchichte oder Philoſophie
der ſonſtige wiſſenſchaftliche Einzelgebiete wieder zurück oder
efaßen in Styl und Vortrag nicht jene Saatkeime, die in
ne neue Epoche für die Literatur aufſchießen konnten. Bör-
en jedoch gelang es, ohne es zu wollen, ein deutſcher
laſſiker zu werden. Dasjenige, woran er am wenigſten ge-
acht hatte, fiel ihm am erſten zu. Er beurtheilte die Dichter,
e Schauſpieler, die Philoſophen, die Publiziſten ſeiner Zeit:
machte aus dem Jean Pauliſmus etwas Klares, Durch-
chtiges, ſchrieb Satyren aus äußern Zwecken, trieb die ſchöne
iteratur nur, um die Politik in ein erlaubtes Gewand zu
üllen, ſprach von Schiller und Goethe und dachte dabei an
Montesquieu und Metternich, ſchrieb faſt immer nur auf äu-
re Veranlaſſung, getrieben durch eine herausfordernde Gele-
nheit — und doch iſt aus dieſem Zufälligen etwas Noth-
endiges geworden, die Zuſammenſtellung ſeiner vereinzelten
hätigkeit machte Epoche, er wirkte nicht bloß auf Miniſter
nd Landſtände, wie er faſt allein zu wollen ſchien, ſondern
f den ganzen Verlauf unſrer Literaturentwickelung, auf
nſre Dichter, unſre Styliſten.

Wäre Leſſing nicht noch Dichter geweſen, ſo würde die

verrichteter Sache zurück. Er wagte nun die letzte Instanz. Wie groß war das allgemeine Erstaunen, als der Präsident sich dieses Prozesses mit Liebe annahm! Den Gedanken an die Beziehungen seiner Familie, besonders der herrlichen Anna von Harder zu den Wildungen, muß man ganz fallen lassen, ihn trieb zum Studium dieser Sache nur seine Schwärmerei für die Geschichte der geheimen Toleranzbünde...

Und ist es wahr, sagte die Königin, die von der Toleranz nichts wissen wollte, ist es wahr, daß zwei Interpunktionszeichen den Ausschlag gegeben haben?

Allerdings, Majestät! erklärte Propst Gelbsattel und fiel dem General Boland in's Wort, dem der Propst in seiner offenbar etwas ausgeplauderten späteren Maurerrede des Präsidenten fast schon zu lange sprach. Allerdings! Die Stelle in der Originalurkunde, datirt aus Venedig, lautet: Ich bekenne, daß ich die mir bestimmte Theilung in Besitz nehmen werde, adhuc vivus, so lange ich lebe, oder wenn ich früher sterben sollte, bewillige ich sie, eodo propinquis equitibus, wie man bisher übersetzte, den nächsten Rittern, d. h. den mir an Range Nächsten, also dem Orden wieder selbst, das heißt, den Erben von Angerode, Staat oder Stadt. So Justizrath Schlurck. Dankmar Wildungen aber sagte: die Stelle hieße: meinen anverwandten Rittern!

Er forſchte in allen möglichen Annalen, ob die Wildungen verwandte Ritter im Kapitel gehabt hätten, würde aber auch ſelbſt, wenn er deren gefunden hätte, nicht durchgedrungen ſein, da doch immer wieder dann die Ordenseigenſchaft über die Berechtigung zur Beerbung entſchieden hätte. Auf eine andere Erklärung konnte Danlmar Wildungen nicht kommen, da er die Abſchrift, die er von der Urkunde nahm, zu flüchtig gefertigt hatte und ſie für gleichlautend mit der Urſchrift hielt. Der Präſident erſt entdeckte in dem ächten Original zwei Punkte vor und nach equitibus und erläutert: Ich cedire meinen Verwandten, Rittern, d. h. Adligen, die das Recht der Ritterguts- und Dominialerbſchaft haben und demnach vollkommen berechtigt waren, in meine Rechte einzutreten, dieſe Theilungsquote. Er wies aus gleichzeitigen Quellen nach, daß der Ausdruck equites für nobiles öfter vorkäme, wenn unter ihm adlige Patrizier der Städte und Grundbeſitzer des flachen Landes zuſammengefaßt wurden, und an Beweiſen, daß die Agnaten der Wildungen grade in den Städten Thüringens als Patrizier wohnten, fehlte es nicht. Eben durch ihre Wohnſitze in Bürgerkommunen verlor ſich mit der Zeit ihr Adel. Die Entſcheidung iſt nun völlig klar, hängt mit dem Sinne der ganzen Urkunde zuſammen und es fehlt jetzt nur noch das

baare Geld, wofür die Stadt und ihr Credit, Se. Durchlaucht Fürſt Hohenberg und ein guter Kupferſtecher zu ſorgen haben.

Man fühlte ſich außerordentlich angeregt und befriedigt von dieſem Vortrage, der offenbar aus der Loge kam. General Boland hatte eine Menge von ähnlichen Entſcheidungen zur Hand, zeichnete Wappen und ließ die Herrſchaften rathen, was die Rebus derſelben zu bedeuten hätten. Es währte lange, bis der Premierminiſter mit der Bemerkung hervortreten konnte:

Ich will wünſchen, daß die Ritter vom Geiſte eine ſo harmloſe Fortſetzung der Freimaurerei ſind, wie der würdige Chef unſerer Juſtiz dieſe aus dem Kopfe des Muhamed und der Toleranz gegen die Thiere herleitet. Ein Zuſammenhang mit den Jeſuiten wäre ſchon bedenklicher. Man muß die Unterſuchung abwarten, die leider umſtändlicher ausfallen wird, als mir im Intereſſe dieſer Gebrüder Wildungen lieb ſein kann, die zwei reichbegabte, an ſich ſehr edle und ſonſt des vollſten Genuſſes ihres Glückes würdige junge Männer ſind.

Es lag eine ſolche düſtre Wahrheit in dieſen kräftig betonten Worten, deren Beziehung man wohl verſtand, daß das Thema verlaſſen wurde und Propſt Gelbſattel Zeit fand, ſich zu ſeinen Antworten über

die innere Miſſion zu ſammeln, über die er angelegentlichſt befragt wurde. Früher entſchiedenſter Gegner derſelben hatte er ſich vielleicht erſt unterwegs in der Kutſche, die ihn zu Hofe fuhr, eine Brücke gebaut, um nun als ihr Verehrer aufzutreten und mit General Boland und andern Elementen der kleinen Cirkel jene Dialoge aufzuführen, in welchen man die Wahrheiten und Irrthümer der Zeit von allen Seiten beleuchtete, ohne die Kraft zu beſitzen, davon irgend etwas Anderes im Leben auszuführen, als was eben der raſtloſe Drang des Adels-, Beamten- und Militairegoismus als einzige politiſche Richtſchnur vorſchrieb.

Fürſt Egon aber konnte nicht anders erwarten, als daß die Stände ihre Zuſtimmung zur Emiſſion von einer Million Stadtkämmereiſcheinen geben würden. Die Bedingung wurde nur geſtellt, daß die Stadt nun das ihr verbleibende alterthümliche Erbe auch einer neuen Verwerthung unterwürfe und die öffentliche Kontrole geſtattete. Die Häuſer in der Brandgaſſe ſollten niedergeriſſen, neugebaut, neuorganiſirt werden. Man wollte, daß nun auch alle alten Herbergen proviſoriſcher Zuſtände gelüftet, die Spelunken lichtſcheuer Beutlerexiſtenzen gereinigt würden. Dabei traf ſich der eigne Fall, daß gerade ein Mann, der ſtatt Bartuſch's, des Blutſaugers, des böſen Drängers

und Quälers der Brandgaſſe, ein Wohlthäter, Rettungsengel und milder Richter dieſer Höhlen geworden war, nun in die Lage kam, an der materiellen Befriedigung der beiden Männer, die ſich als die eigentlichen Herren der Brandgaſſe jetzt ergeben hatten, an dem Abkaufe dieſer Erbſchaft betheiligt zu werden.

Es war zuerſt im November des vorigen Jahres geweſen, als ſich die verdächtigen Wolken, die die Erſcheinung Murray's begleitet hatten, allmälig verzogen. Ein reicher, angeſehener Fremder, dem die heimiſchen Bekanntſchaften den Glanz ſeines Namens mehrten, erbot ſich in demſelben Augenblicke zu einer anſehnlichen Kaution für ihn, als er durch die Zeugniſſe Louis Armand's faſt gezwungen war, einzugeſtehen, daß er im Forſthauſe bei Pleſſen nur von einem in Amerika verſtorbenen Bruder des Schmieds Jakob Zeck und ſeiner Schweſter Urſula Aufträge zu überbringen hatte und bei dieſer Gelegenheit in die Lage kam, einen tückiſchen, mörderiſchen Schlag, den der Blinde auf ſeine Schweſter ausführen wollte, durch jedes nächſte ihm zu Gebote ſtehende Mittel zu hintertreiben. Dieſe Ausſagen blieben unwiderlegt, da Louis Armand damals noch in dem Anſehen ſtand, ein Jugendfreund des Miniſters zu ſein. Die Aufträge, die Par ſpäter von Charlotte Ludmer für ſeine

Hohenberger Reiſe bekommen hatte, waren nicht auf eine Gewaltthat gerichtet. Vermuthete ſie Friedrich Zeck in jenem Engländer, der ſich ihrer Nichte ſo eifrig angenommen hatte, ſo konnte ihr nur an deſſen Beobachtung, geräuſchloſer, vielleicht durch Geld oder durch ſtille Gewalt vermittelter Entfernung, nicht aber an einer Verhaftung liegen, die zuletzt Geſtändniſſe zu Tage gefördert hätte verletzendſter Art für lebende, in ſorgloſe Sicherheit eingewiegte Perſonen. Deshalb hatte ſie von Fritz Hackert nur unter der Hand erfahren wollen, ob nicht dieſer Murray ein Gauner und an dieſen und jenen Merkmalen erkennbar wäre. Beſorgniß genug erweckte ihr Hackert's Schweigen, noch größere die Freigebung des Gefangenen auf ein bedeutendes Löſegeld. Endlich aber erhielt ſie die Nachricht von Hackert, daß jener Fremde ein wirklich harmloſer Emiſſär amerikaniſcher religiöſer Vereine wäre, der am liebſten auf Kirchhöfen weile und ſich mit dem Schickſale der Armen beſchäftige. Gern hätte ſie ihn ſelbſt geſprochen, gern von ihm gehört, wann, wo, unter welchen Umſtänden jener Friedrich Zeck geſtorben wäre, auf deſſen Veranlaſſung er die ſchlimme Begegnung im Pleſſener Forſt hatte, allein der gern und öfters bei ihr geſehene Hackert brachte ihr darauf hin eine wunderlich zuſtimmende Antwort des Sonderlings, der ſie

entnehmen konnte, daß hier in der That einer jener Bußprediger vorhanden war, der dieſe Gelegenheit benutzen wollte, nun auch ihr recht in's Gewiſſen zu reden. Auf die Gefahr hin, daß ihr dieſer Mann von einer jenſeitigen Welt ſprechen konnte, ſchlummerte ihre Abſicht, Murray kennen zu lernen, und ihre Furcht ein. Sie mochte ſolche „Quäker" nicht ſehen.

Friedrich Zeck hatte nie die Abſicht gehabt, ſich etwa an Pauline von Harder und Charlotte Ludmer zu rächen. Es war eine wirkliche Frömmigkeit, die ihn erleuchtete. Es lag ihm im Leben nur noch an dem Looſe des Knaben, den aufzuſuchen ihn daſſelbe Pflichtgefühl trieb, das die frömmelnde Fürſtin Amanda einſt ihr Teſtament hatte niederſchreiben laſſen. Wie er Hackerten finden mußte, erfüllte ihn freilich mit Schmerz genug. Er fand doch zuletzt einen verwilderten, trotzigen, aller Innerlichkeit baaren Sinnenmenſchen, mit dem er ſich, um ſein beſſeres Gefühl zu wecken, wohl hütete, zu verfahren wie mit Auguſte Ludmer. Die gewaltſame Unterwerfung unter ſeinen eignen edlen Geiſt hätte er wohl ausgeführt, er hätte nur ſeine Geſchichte, die Namennennung der Mutter Hackert's anwenden dürfen, um den Hochmüthigen ganz in der Gewalt zu haben, aber er lehnte dieſe Gewalt ab, er fürchtete, etwas Künſtliches in ſeine Entwickelung hineinzutragen. Er

wollte ſeinen Sohn gewähren laſſen und ihm ſelbſt nur als eine Anlehnung ſeines eignen Wachsthums dienen. Die Erfolge dieſer Erziehung waren im Beginn wenig ermuthigend. Er entſetzte ſich genug, wie verworren, ja grundverdorben dieſe Seele war. Vor dem tiefeingewurzelten Peſſimismus derſelben ſchauderte ihn. Alles wäre ſchlecht, Jeder ſähe nur auf ſeinen Vortheil, Alles löge und die Tugend wäre Maske, die nur die Dummen blendete! So lauteten ſeine ſtehenden Sätze, die er ſelbſt mit der Nachwirkung der Gefühle verband, die ihm die Freude geweckt hatte, ſeinen räthſelhaft verborgenen und ſich ihm noch nicht ganz enthüllenden Vater damals auf dem Kirchhofe zu finden. Seine Menſchenverachtung ging ſoweit, daß er ſelbſt am Vater zu bohren, an dem zu wühlen, zu untergraben anfing und ihm gleichſam Fallen ſtellte, um die Schadenfreude zu genießen, auch ihn ſtraucheln zu ſehen, auch ihn auf Prahlerei und Eitelkeit zu ertappen. Er konnte nicht begreifen, warum Murray in der Brandgaſſe wohnen blieb und die drei Zimmer der Louiſe Giſold behielt. Er vermittelte manche Beſtellung, die vom Vater für Kupferſtecherarbeiten wieder übernommen wurde; aber wenn er ſie nur langſam ausführte, wenn er hören mußte, daß den Vater dieſer oder jener Vorfall in den Familienhäuſern, bald

auf Nr. 30, bald auf Nr. 50 in Anſpruch genommen hatte, ſo konnte er das ſchadenfroheſte Gelächter aufſchlagen und alle Bemühungen, dieſer Bande, wie er ſie nannte, nützlich zu ſein, als rein verlorene Mühe verſpotten. Dieſem Vieh, ſagte er, iſt ſein Schmuz ſo behaglich wie dem Reichen ſeine Eiderdaunen. Kein Champagner gibt dem Schlemmer die Wolluſt, wie Dieſen hier der erwärmende, ſcharf alle Nerven ergreifende und die Sinne in eine exaltirte Spannung verſetzende Branntewein! Seht nur dies wonnige Ueberbeißen der Lippen, wenn dieſe Männer und Weiber aus ihrer Flaſche getrunken haben! Seht dies Schmunzeln des Mundes und Runzeln der Augenbrauen, als wenn der Genuß brenne und Uebelbehagen erwecke, aber es iſt nur die Maske der ſüßeſten Empfindung, die ſie hebt und alle Phraſen von Entſagung und wahrem Menſchenglück verlachen macht. Hört nur die zärtlichen Namen, mit denen die Flaſche benannt wird, wie erwärmt ſie von Taſche zu Taſche im Kreiſe umherwandert, wie treu ſie mit auf die Arbeit, mit auf den Spaziergang genommen wird und wie ſie immer die Lebensgeiſter wach erhält, wie ſie zu hoffen, zu haſſen, zu lieben lehrt. Ha! So ein Fluch, aus ganzer Seele losgelaſſen über die Welt und Alles, was in ihr lebt und krabbelt, kann aus keinem Dichtermunde bei aller

Begeiſterung kräftiger kommen wie aus dem mit Spiritus ſtimulirten Zuſtand dieſer Menſchen, die zuletzt, wenn die Spannkraft der Nerven nicht mehr aushält, erſt Morgens in ein Zittern verfallen, dann Mittags über Magendrücken wimmern und zuletzt Abends überall Mäuſe, Ratten ſehen, Wanzen, Flöhe, Ungeziefer und dabei heulen und ſchreien: Es will mich was freſſen, Hülfe! Hülfe! Ha, Papa, das iſt dann der Säuferwahnſinn und die Geſchichte iſt aus. Die Kerle kommen in's Tollhaus; aber luſtig, die Jungen machen's doch den Alten immer wieder nach! Man müßte die Neſter alle ausnehmen, wenn die Brut noch halb in den Eiern ſitzt, müßte ihnen allen den Kopf eindrücken oder ſie in eine Anſtalt zuſammenthun, wo ſie dann freilich wieder andere Laſter lernen, die auch zu keinem ſeligen Ende führen. Vater, es gibt für dieſe Canaille der Wennen, die dabei auch nichts koſten, gar zu viel!

Das war dann freilich eine Schilderung, grauenhaft genug und leider nur zu wahr! Aber der Vater hatte den wenig ausreichenden Troſt, daß ſolche und ähnliche Aeußerungen ſeines Sohnes noch mehr aus deſſen immer mehr zunehmender Hinfälligkeit herrühren. Die Mondſucht hatte ihn nicht verlaſſen. Jede Anfrage bei erprobten Aerzten führte auf das Ergebniß, man müſſe die Jahre abwarten und ſich mit

Art, wie er sich zur Literatur seiner Zeit anregend und umwälzend verhielt, mit der, wie Börne auf die unsrige wirkte, durchaus zusammentreffen. Börne wie Lessing, beide waren bei ihren kritischen Abhandlungen immer nur vom Stoff beherrscht; und grade dieser verflüchtigte sich vielleicht zuerst und ging mit dem Augenblick verloren, die Form aber blieb und befruchtete die Thätigkeit der Andern. Lessings Dramaturgie war längst vergessenen französischen Dramen gewidmet, deren übergroße steife Regelrichtigkeit er der Natur gegenüber erröthen machte; die Stücke und Verfasser interessiren uns jetzt nur wenig; aber die Behandlungsweise Lessing's hat sich erhalten. So wird man auch von Börne mit innigstem Vergnügen seine Theaterkritiken in der Waage lesen, die er nur zum Theil in seine „Gesammelte Schriften" aufnahm; sie sind alle würdig, erhalten zu werden;*) denn wenn auch die Herren Heigel, Otto, Urspruch, die Damen Busch, Bazkowska vergessen sind, so ist doch die Art, wie Börne die flüchtigen Leistungen derselben fixirte, so fein, witzig und mustergebend, daß sich die Belege derselben dauernd erhalten werden. Große Genien sind in ihren Schöpfungen harmlos und was wir am meisten an ihnen bewundern, schenkte ihnen der Zufall vielleicht im Spiele.

Das Leben Börne's ist durchaus nicht reich an überraschenden Motiven. Man würde kein Melodrama daraus machen können; weit eher eine Idylle. Er bedurfte der Einsamkeit, um seinen Träumen über das Wohl des Vaterlandes nachzuhangen, er bedurfte des Umgangs weniger Menschen, weil ein Mann, dessen Leben nach innen gerichtet ist, nicht

*) Band V. der Stuttgarter dritten Auflage enthält eine Nachlese.

äußern Schadenverhütungen begnügen. Hackert blieb, da der Vater sein Inkognito nicht aufgab, in seiner Wohnung bei Zipfels. Friedrich Zeck wünschte nicht, daß sie zusammenzogen. Er fürchtete, daß dann Einer vom Andern beherrscht würde und die Alltäglichkeit bald den Reiz verdränge, den es doch für den Sohn hatte, einen Ort zu wissen, wo er sich in reineren Lebensfluthen manchmal baden konnte, führte ihn auch der Weg an Schmutz und Schlamm vorüber. Der Ekel, mit dem Hackert regelmäßig bei Zeck eintrat, that diesem wohl und immer hoffte er, es würde sich endlich in ihm der Entschluß zu einer That regen, zu irgend einem Aufschwunge, zu irgend einem ihn erhebenden Berufe. Sein Verhältniß zu Par hatte Hackert keineswegs aufgegeben. Er gefiel sich zu sehr in den Zerstreuungen, die der Wandel eines solchen geheimen Agenten mit sich brachte. Da durfte er in aller Leute Karten sehen, über Stutzer lachen, die auf den Promenaden stolzirten und das ihnen gleichsam von der Polizei umgehängte Halsband unter der seidnen Cravatte verbargen, er durfte alle Spelunken des Elends, der Gaunerei, des zügellosen Vergnügens besuchen. Er war seit Jahren an diese Orte wie gebannt. Früher zog ihn da der Trieb der Theilnahme an den Ausschweifungen hinein, jetzt brauchte er sie nur in höherm

Auftrage zu beſuchen, aber magnetiſch zogen ſie ihn. Wenn er eine dumpfe Trommel in der Ferne hörte, das Schmettern einer Trompete, wenn die Geigen ſo weinerlich lockend ſtrichen, behauptete er, nicht widerſtehen zu können. Wenn die eigne Kraft zur Sünde aufhört, regt ſich der Trieb, Andere zu verführen. Alte Bublerinnen kuppeln, ehemalige Verbrecher geben an. Von allen dieſen Erfahrungen wiederholte ſich etwas an Hackert, nur daß er durch einen gewiſſen, man möchte ihn philoſophiſchen Standpunkt nennen, bewahrt blieb, dabei in das völlig Gewöhnliche und Gemeine zu verfallen. Wenn er acht Tage in der Brandgaſſe beim Vater nicht geweſen war, fing dieſen an zu bangen; er wußte, daß Fritz dann auf ſchlimme Rückfälle gekommen war, irgend einer Verlockung folgte, kein gutes Gewiſſen hatte; aber das beſſere Gewiſſen überhaupt bei Hackert anzunehmen war ſchon ein Gewinn und immer hatte Zeck die Genugthuung, daß er endlich doch kam, matt und müde zwar, angeekelt von ſich ſelbſt, mismuthig, verſtimmt und meiſt Geſchichten mitbringend, die Murray zur Anknüpfung ſeiner Lieblingsbeſchäftigung benutzte, den Werken der innern Miſſion, wie ſie von ihm in ganz anderm Sinne als von den Modevereinen verſtanden wurde; aber er kam doch, ruhte ſich beim

Vater doch aus, ſeufzte doch und wünſchte ſich nicht ſelten den Tod.

Otto von Tyſtra hatte vor ſeinen Reiſen nach dem Tempelſtein Sorge getragen, ſeinen alten Schützling mit Perſonlichkeiten und Inſtitutionen bekannt zu machen, die ihm nach zwei Seiten hin nützlich ſein konnten, ſowohl ſeine alte Kunſtübung wieder aufzunehmen, wie die ihm eigne Bekehrungsmethode unter den ſittlich Verwahrloſten ungeſtört zu betreiben. Im Beſitz eines ausreichenden Vermogens arbeitete Murray nach Neigung. Da er nur die ſchwierigeren Aufträge annahm und ſie mit großer künſtleriſcher Vollendung ausführte, ließ er ſich in ſeinen Leiſtungen Zeit. Die Mußeſtunden, die er ſich reichlich gönnte, verwandte er darauf, von den Vereinen, deren Mitglied er geworden war, Aufträge anzunehmen. Anfangs fügte er ſich der Methode, die hier allgemein in dieſem Fache der Seelſorge ſchon galt. Er brachte Notizen, empfahl die Hulfsbedürftigen, zeigte bald den Behörden, bald den Vereinen auffallende Misſtände an, aber bald ſah er, daß das Alles nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein war. Man gab und die Wirkung zischte auf und ließ nichts als ein wenig Rauch von Dank zurück. In den ſtatiſtiſchen Tabellen der Vereine, ihren Programmen und Berichterſtattungen nah-

men sich diese Thatsachen freilich Wunder wie groß-artig aus. Da hieß es: Achtzig armen Wöchnerinnen Leinenzeug gegeben, dreihundert Kranke gepflegt, dreißig begraben und so und so und so vielen Waisen oder Witwen diese oder jene vorübergehende Wohlthat erwiesen! Murray sah bald ein, daß diese Methode auch zu dem scheußlichen Lügennetze der Zeit gehörte. Nur zu wahr traf in den meisten Fällen die Spottrede seines Sohnes ein, der diesen Theil der Menschheit in solcher auf die Symptome kurirenden Art für unverbesserlich erklärte. Gern hätte er die Macht des Christenthums zu Hülfe gerufen, aber zu seinem tiefsten Leidwesen erkannte er, daß in Europa das Christenthum eine viel unreinere gesellschaftliche Gestalt angenommen hat als jenseit des Meeres, wo sich nicht soviel kirchliche und politische Verwirrung und irdische nichtswürdige Entstellung in die reine Christuslehre gemischt hat. Wenn er den Armen und ergrimmten Nothleidenden mit Christus als dem Waizenkorn und dem wahren Brote des Lebens kam, so fand er selten einen guten Boden für diese Aussaat und mußte in hundert Fällen neunzigmal erleben, daß man ihm das Christenthum als eine durch die Weltlichkeit der Kirche, den Luxus der Geistlichen, die geheuchelte Frömmigkeit der Großen, der Armuth über und über verdächtig ge-

wordene Institution darstellte und ihm mit einem Unglauben antwortete, der an die absolute Nichtslehre seines Sohnes für ihn schaudernd genug erinnerte.

Eines Tages kam ihm ein Lichtstrahl besserer Hoffnung. Er hatte, es war im Frühjahr schon, bei einer Versammlung einen jungen Geistlichen reden hören, der als Prediger des Gefangnenhauses erst vor Kurzem eingetreten war. Er entsann sich des Namens Oleander sehr wohl. Er erinnerte ihn an Louis Armand, diesen liebenswürdigen jungen Freund, der vor einigen Monaten hatte aus einem Lande entfliehen müssen, das er mit so viel Hoffnungen betreten durfte. Friedrich Zeck war mit Louis Armand in Verbindung geblieben, hatte manchen Brief von ihm an Dystra, von Dystra wieder Einlagen an ihn bekommen; Zeck hatte Kunde von dem Bunde der Ritter vom Geiste und durfte vermuthen, daß auch Oleander zu ihm gehörte. Man rühmte die Standhaftigkeit, mit der Oleander auf der Festung Bielau einen jungen, wegen Meuterei erschossenen Soldaten zum Tode begleitete. Seine Predigten fanden den allgemeinsten Beifall und segensreich sollte sich auch sein Wirken in den Zellen des Gefangnenhauses erweisen. Briefe, die Friedrich Zeck von Armand für Oleander erhielt, brachten ihn diesem jungen Geistlichen näher. Er sah ihn öfter,

verstand sich mit seinen Meinungen über die Zeit und über die Menschen und zweifelte nicht, daß auch er zu dem vielbesprochenen Geheimbunde gehörte, denn er rühmte von sich, daß er durch Siegbert Wildungen und Louis Armand eine große Umwälzung seines Innern erfahren. Doch rückte das eigentliche Geheimniß des Bundes Zeck selber nicht näher, er wünschte es auch nicht. Zeck sah zu sehr seine Unwürdigkeit und trug diese Erkenntniß voll Demuth. Er war in demselben Falle wie Tystra. Beide wurden von dem Bunde benutzt, ohne daß sie in ihm lebten.

Wie erstaunte Friedrich Zeck im Laufe des Sommers, als nach längerm Zusammenwirken auf dem Gebiete der innern Mission Oleander eines Tages ihm doch ein sonderbares Zeichen machte, das er nicht verstand! Oleander hatte den Kupferstecher anfangs für einen respektablen Mann angesehen, von dem er nicht voraussetzen konnte, daß er mit dem Geheimniß, in das ihn Siegbert brieflich eingeweiht hatte, bekannt war. Später, als er sich bedeutender und charakterfester entwickelte, hatte er prüfend auf ihn geblickt, endlich im Laufe des Sommers gewagt, ihn mit dem Bundeszeichen zu begrüßen. Als Murray den Gruß nicht erwiderte, sagte Oleander:

Sie dienen den Rittern vom Geiſte und gehören nicht zu ihnen?

Murray beſtätigte dieſe Vermuthung und lehnte genauere Eröffnung ab . . .

Oleander aber ſagte:

Dieſe Ablehnung hilft Ihnen nichts, liebſter Murray! Sie werden gewonnen, ohne daß Sie wollen. Noch muß ich nun ſelbſt Anſtand nehmen, mich zu offenbaren. Laſſen Sie mir nur noch einige Wochen Zeit und ich will Ihnen dann ſagen warum?

Aus den Wochen wurden Monate. Der Herbſt war da, Ackermann hatte ſich in der Reſidenz als Rodewald enthüllt. Abſchied nehmend von Oleander hatte Rodewald des Begeiſterten ſoviel von Murray geſprochen, ſo ſehr gerühmt, daß in ihm eine große ſittliche That verkörpert wäre, ſo ſehr die Mäßigung geprieſen, mit der er noch jetzt eine ernſte Aufgabe beherrſche und verwalte, daß Oleander ſich ſeines Verſprechens entſann und eines Abends, als er mit Friedrich Zeck durch die Laſter- und Elendshöhlen der Brandgaſſe ſich müde gepilgert hatte und da, wo man früher die Sendboten der Liebe die Treppe hinunterwarf, wenigſtens die perſönliche Sicherheit des guten Nachbars im dritten Hofe antraf (der ſchon in die Lage gekommen war, beraubt zu werden und Die, die ihn

hatten nächtlich überfallen, in ſeiner Wohnung knebeln wollen, nicht angezeigt, ſondern ſie zu Freunden gewonnen hatte), zu Murray ſagte:

Aber Sie, Mann des Friedens, wenn es wahr iſt, daß Sie dieſe eiſernen Stäbe — es war in Murray's Wohnung — hier vor Verbrechern ſchützen müſſen, die Sie zu Ihren Freunden zu erheben vorziehen, ſtatt in die Gefängniſſe zu ſchicken, ſo muß ich auf mein Verſprechen zurückkommen, Sie mit dem Bunde der Ritter vom Geiſte bekannt zu machen!

Warum thun Sie Das erſt jetzt? fragte Friedrich Zeck.

Weil ich an der unverbeſſerlichen Eitelkeit der Studirten leide; ſagte Oleander. Es iſt ein Geſetz unſres Bundes, nur Die zu gewinnen, die über uns ſtehen. Es hieß anfangs, die geſellſchaftlich über uns ſtehen, doch hat Dankmar Wildungen die Vorſchrift verbeſſert und jede andre Superiorität, auch die der Sitte und der Bildung, des Geiſtes und des Herzens zugeſtanden. Ich darf alſo nur Menſchen gewinnen für den Bund, von denen ich mir ſagen muß, daß ſie irgendwie über mir ſtehen. Und ich Eitler, ich war faſt ſo eitel wie ſonſt Propſt Gelbſattel. Ich ſage: ſonſt! Denn ſeitdem dieſer große Mann erfahren hat, Ritter vom Geiſte könnte man nur durch einen Menſchen-werden,

der unter uns stünde, bemüht er sich, die Demuth selbst zu sein. Er duckt sich gegen Jedermann, sieht überall auf die Erde wie nach einem verlornen Groschen, möchte Jeden ermuntern, sich ihm zu nähern. Aber er macht, sagte neulich der Doktor Drommeldey in Tempelheide, er macht die sonderbare Entdeckung, daß er nicht nöthig hätte, zu den unter ihm Stehenden herabzusteigen. Niemand denkt daran, ihn für einen Größeren zu halten, als sich . . .

Friedrich Zeck war in der Prüfung des Satzes, man müsse immer von den unter uns sich Fühlenden geworben werden, noch so verloren, daß er kaum daran dachte, die ihm von Oleander angethane Ehre abzulehnen. Oleander aber theilte ihm Geschichte und Bestand des Bundes mit, gab ihm die Erkennungszeichen, deutete ihm die Symbolik und wollte ihm schon das Gelöbniß abnehmen, den näher bezeichneten geheimen Pflichten des Bundes sich zu unterwerfen.

Staunend hatte Friedrich Zeck zugehört. Erst jetzt fiel ihm ein, er, ein Falschmünzer, ein entsprungener Verbrecher sollte sich in diesen Bund der edelsten Menschen stehlen? Unruhig sprang er auf und lehnte seine Betheiligung ab, indem er im Uebrigen die heiligste Verschwiegenheit über das bereits Vernommene gelobte.

Billigen Sie die Idee nicht? fragte Oleander.

Ich bin ihrer nicht würdig, meine Kraft iſt zu ſchwach. Laſſen Sie! ſagte Zeck.

Ihre Kraft zu ſchwach? erwiderte der junge Geiſtliche. Fühlen Sie denn nicht, daß im Grunde erſt durch dieſe Schöpfung Das, was man innere Miſſion nennt, ein Ziel und einen Zuſammenhang erhält? Wenn irgend etwas zur Glorie des Chriſtenthums gethan werden kann, ſo bin ich gewiß keiner der Letzten, der freudig Hand an's Werk legt. Aber aus dem Geiſte des Chriſtenthums allein ſind dieſe Thaten der Liebe nicht mehr zu fördern. Sie müſſen, wie die Kreuzzüge einſt, damit enden, daß wir das Grab und die Wiege des Heils in der ganzen Welt finden, nicht blos in dem ungläubig gewordenen Paläſtina. Die alten Templer waren zu der Erkenntniß gekommen, daß ſich die Miſſion einer rein äußerlichen Fortpflanzung des Chriſtenthums, die Miſſion der Heidenbekehrung, überlebt hat. Man ſprach nun von innerer Heidenbekehrung, von Ketzerverfolgung, von Unchriſtenthum, man ſtiftete Sekten, Brüdergemeinden. Es waren falſche Wege zum rechten Ziel. Die Wahrheit iſt die, daß eine vereinzelte Pflege des Unheils in der Welt nur wenig hilft. Das ganze Leben muß ergriffen werden von dem Geiſte der Erneuerung und Wiedergeburt. Wir können die Schäden der Geſell-

mit vollen Händen Anregungen ausſtreuen, noch weniger zu viel Eindrücke in ſich aufnehmen kann. Es wird ſich ein reiches herrliches Seelenleben in dem nachfolgenden Gemälde vor uns ausbreiten; aber grelle Tinten, überraſchende Schlagſchatten erwarte man nicht! Das Meiſte, was Börne perſönlich erlebte, gab er ſich ſelbſt; von Außen her empfing er nur jene Eindrücke der Zeit, die in ihm Gemüthsumwälzungen und Gedankendurchbrüche ſchufen, welche wohl von einer innern, ſeeliſchen Tragödie beim Leben dieſes Mannes ſprechen laſſen. Ein Zeitungsartikel, der ihm eine längſt gefürchtete Nachricht beſtätigte oder die Kunde eines irgendwo ausgebrochenen unverhofften Ereigniſſes gab, konnte ihn in die lebhafteſte Aufregung bringen und ihn in Stimmungen verſetzen, welche die Andern nur kennen, wenn ſich das Schickſal mit Gunſt oder Ungunſt ihren perſönlichen materiellen Intereſſen nähert. Um Börne's Leben ganz zu erſchöpfen, müßte man die Zeitgeſchichte von dem Augenblick an, wo ihm das Verſtändniß derſelben als Jüngling aufging, bis zur Ueberantwortung der Juli-Revolution an die Stock-Jobberey der Börſe wieder erzählen; ja man müßte ſie nicht bloß ſo darſtellen, wie ſie jetzt allmälig aufgeklärt und möglichſt durchgeſichtet vor uns liegt, ſondern ſo trüb und verworren, wie ſie ſich im Augenblick darſtellte, wo auf eine ſichre Nachricht noch hundert falſche Gerüchte kamen, von denen jedes in andrer Art die Nerven eines Gemüths erſchütterte, welches mit ſeinen geheimſten Fäden an das Geflecht der Geſchichte angeſponnen ſchien und in jedem kleinſten Ereigniſſe nach dem Glück oder Segen fragte, der daraus der Menſchheit, dem Vaterlande erwachſen würde. Allgemeine Andeutungen müſſen hier den Biographen von der

schaft nur heilen, wenn wir neue Luftströmungen durch die verdumpfte Existenz der Zeitgenossen ziehen lassen. Licht der Sonne, Blau des Himmels, Frische der Luft, was gibt es bessere Hülfsmittel bei Heilung leiblicher Schäden? Und mit den geistigen beginnen die leiblichen. Ich habe sonst über die Zeit geträumt. Ich bin ihr Walten geflohen. Ich habe verurtheilt, was mich aus meinem behaglichen Dämmerleben aufschreckte. Aber durch die Lehre von einer Religion des freien Geistes ist mir ein Stern aufgegangen. Ich sehe schon Tausende sich die Hände reichen auf wenige große Wahrheiten des Einverständnisses und der felsenfesten Ueberzeugung. Man handelt nach diesen Wahrheiten, Jeder nach seiner Fähigkeit, seinem Berufe, seinem Triebe. Nehmen wir, mein Freund, das Gebiet der Armuth und des geistigen Elendes! Arbeiten wir nicht für das Reich Gottes im Allgemeinen, nicht auf den unnützlich geführten Namen des Heilands, sondern für das Reich des heiligen Geistes, der nach den Tagen der Apostel uns als letzte Enthüllung der Offenbarung verheißen ist! Schaffen wir Menschen, freie, bewußte, die Erde zu lieben sich gedrängt fühlende Menschen und machen wir die Erde dieser Liebe werth! O ich möchte mit Engelzungen reden, um der Menschheit zu sagen, was die wahren

Unholde ſind, die uns an hellem Tage auf Erden Nacht machen und dieſe Gebrechen der Geſellſchaft, dieſe Armuth und dies Elend anwachſen laſſen ſo ungebührlich, daß es keine Fabel mehr ſcheint, wenn man ſagt, der Herrſcher der Erde trägt eine dunkelglühende Krone und ſein Reich iſt das des Feuers und des ewigen Todes.

Aus dieſer Stunde ergab ſich für Friedrich Zeck eine erneute Ermuthigung, aber auch manche ernſte Pflicht, mancher Schmerz. Sein Sohn, der die Betheiligung des Vaters an dem verfolgten Bunde wohl merkte, hatte dagegen das Bitterſte zu ſagen. Er war es geweſen, der der Zeuge der erſten Einſetzung desſelben geweſen, er hätte dieſes raſch erblühte Wachsthum ja im Keime erſticken können! Der Vater, ohne das Geheimnißvolle an dem Bunde zu verrathen, erſtaunte. Schmerzlich berührte ihn, wie Hackert auch auf dieſe Erfahrung ſeines Lebens hin nur mephiſtopheliſche Lichter fallen ließ. Dennoch erbot er ſich zu der ſcharfen und ihn ganz erfullenden Ironie, die wichtigſte Korreſpondenz des Bundes mit dem eignen Wappen der Polizei zu befördern. Hackert drückte auf die Briefe der Bundesglieder bald das Siegel Paren's, bald das des Aſſeſſors Müller, bei dem er ſich in gutem Kredit erhielt, bald das des Gerichtes ſelber.

Glücklicher Weiſe waren die Briefcouverte, die man bei Dankmar hätte finden können, von dieſem regelmäßig vernichtet worden.

Friedrich Zeck ſollte nicht aufhören, in Verbindung mit den Schickſalen der Gebrüder Wildungen zu bleiben. Ihm, dem von den Vornehmſten der Geſellſchaft ſeines für „fromm" erklärten Wirkens wegen beſchützten Künſtler, vertraute man den Stich der Kupferplatte, von welcher die Stadtkämmereiſcheine abgezogen werden ſollten. An derſelben, vom Tageslichte hellbeſchienenen, Dächern gegenüber gelegenen Fenſterbrüſtung, wo einſt Louiſe Eiſold unter ihren Geſchwiſtern genäht und geſtickt hatte, ätzte der Engländer Murray in ſtädtiſchem Auftrag die Kupferplatte, die Fritz Hackert oft mit dem ihm eignen Humor der Schadenfreude betrachtete und ſagte:

Vater, nun erkenn' ich erſt meine Vorliebe für Papiergeld! Die Pfaffen ſagen, Gott hat die Welt aus Nichts erſchaffen. Es war Das jener Jehovah, dem Das alle ſeine Juden noch jetzt nachthun. Bei Schlurck aßen die Philoſophen, die aus Sein, Werden, Nichts und Deſſert-Tortenkrumen und Käſerinden die Welt ſchnitten! Hätt' er nur jetzt recht viel von Denen zu Freunden, die aus Nichts Papier und aus Papier Geld machen! Der Kredit kann zum Teufel noch

mehr als das Denken. Eine Million! Das gibt Thalerſcheine, Fünfthalerſcheine, Funfzig-, Hundertthalerſcheine! Dann nimmt man die alte gelbe Blechbüchſe aus der Spittelkirche und ſteckt die ganze Beſcheerung da hinein. Die Nachmittagskollekte von Kupferpfennigen iſt ſchwerer als die Bundeskaſſe der Ritter vom Geiſte. Haha! Vater, wie können Sie ſich nur von dem Hokuspokus foppen laſſen! Es kann Ihnen noch ſcharf zu Leibe gehen, wenn der Tempelherr Tankmar Wildungen zu beichten anfängt. Dem ſtelzen, eingebildeten Zwickelbart gönn' ich's. Sie ſetzen ihm ſcharf zu. Aſſeſſor Müller bietet ihm eine Cigarre nach der andern an im Verhör, aber die alten Univerſitätsfreunde rauchen zuſammen und wenn das Protokoll gemacht werden ſoll, ſteht nichts auf dem Bogen. Der Aſſeſſor ſagt: Alter Junge, es hilft nichts, ſo wirſt du lange im zweiten Hof Nr. 23 ſitzen, was unſer Staatsgefängniß, aber auch das feſteſte iſt. Ein Mal warf ich dem Ritter hundert Thaler in's Geſicht, weil er mir kein Pferd anvertrauen wollte! Er würgte lange an dem großen Gedanken, daß ich ſie geſtohlen hätte. Dann, als er merkte, daß ich blos ein elender Kerl bin, höchſtens vor Deſperation fähig zu Allem, ging er in ſich und wollte meinen innern Menſchen rühren, um meine Bettelpfennige oder Dukaten aus

der Gewiſſens-Sparbüchſe herauszuluchſen ... Ich war erſt breiweich; denn, weiß der Henker, ich habe vor nichts ſo viel Furcht als vor dem Brummenmüſſen im Loch. Ich könnte das Hängen beſſer vertragen als das Sitzenmüſſen. Er wollte mir damals einen Gefallen thun und ich that ihm wieder einen, als er im Rathskeller mit allen Geiſtern der Weinkarte ſeinen Bund machte und Schmelzing ſchon Tendenz gerochen hatte. Nun ſind wir quitt! Wenn Einer ſich merkte, Papa, wo du die geheimen Kniffe bei der Platte anbringſt, die Haken und Striche, die für Falſchmünzerei Fußangeln ſind! Verdient ſo ein Schnauzbart, daß um ihn ſich Einer zwanzig Jahren Zuchthaus ausſetzt und ſo eine Platte anſehen muß wie eine Tigerkatze in der Menagerie, die ihr Fleiſch vor ſich liegen hat und nicht freſſen darf, weil der Wärter die Gabel drauf hält? Vater, wir ſollten Geld machen! Aber Das hülfe uns nichts. Wenn wir's hätten, bliebſt du hier doch auf 86 und verheirathet'ſt dich mit der Brandgaſſe und brächteſt mit deinem wohlthätigen Siebſchöpfen mein Erbe durch. Nur gut, daß die Landkarte hier bald geſprengt wird! Pulver müſſen ſie dazu nehmen, wenn die Brandgaſſe in die Luft ſpringen ſoll, tauſend Centner Minenpulver! Das wird eine Beſcheerung geben, wenn ein-

mal die Dächer hier herunterfliegen und nichts übrig bleibt als ein paar alte Hausschlüssel von Frau Mullrich und die Nachttöpfe von Madame Klapperfuß. Die unausgelösten Pfandzettel, die hier herumliegen, geben allein schon ein Feuerwerk für nächsten Königsgeburtstag. Wie lange dauert denn die Million, bis sie fertig ist?

Zeck war an seinem Sohne diese Ausbrüche von Schadenfreude gewöhnt. Sie mit Gewalt in ihm zu zerstören, wagte er nicht; denn bei jedem Gedanken, das Recht des Vaters anzuwenden und seinen Sohn die Uebermacht eines reinen Herzens empfinden zu lassen, kam ihm die Erinnerung an die Folgen des Tages mit Auguste Ludmer. Er begnügte sich auch jetzt, lächelnd zu erwidern:

Wir werden gegen Ostern fertig sein . . .

Auch mit dem Druck? fragte Hackert.

Grade mit dem Druck. Ich steche sechs Wochen an dieser Platte, dann zwölf an den größeren, der Druck ist langsam, da er kontrolirt wird und für jedes Blatt eine neue Nummer gesetzt werden muß...

Mit Ausnahme der Zwanziger und Funfziger?

Die wieder ihre eigne Reihenfolge haben . . . ich will wünschen, daß der Empfänger dann auf freien Fuß gestellt ist . . .

er, die ſittliche Grenzwand zwiſchen ſich und dem Vater nicht ſelten niederzureißen. Aber Zeck war in einem ſolchen Augenblicke wie taub oder er nahm die Bibel und las ſo lange laut in ihr, bis Hackert erſt vor unaufhörlichem Lachen darüber zum Aerger kam, dann mit dem Fuße ſtampfend vom Aerger zur boshaften Parodie, zuletzt zum Schweigen und, wenn der Vater doch nicht aufhörte, in aller Stille ſich von ſeinem Zimmer entfernte ... Dieſen Geiſtern abſoluter Verneinung imponirt bekanntlich Nichts ſo ſehr als die Konſequenz.

In der That zog ſich das Verfahren gegen Dankmar in die Länge. Entweder hatte man die Vorſtellung eines großen Gewinnes, wenn man ſich ſeines unternehmenden, jetzt ohnehin gereizten Wagemuthes verſicherte oder man beſorgte vollends, daß die Brüder, wenn ſie die von ihnen erworbenen Mittel zu freier Verwaltung erhielten, dem Gemeinweſen unberechenbare Gefahren bringen würden. Die Weigerung Dankmar's, ſich über die von ihm geſtiftete „Verſchwörung" auszulaſſen, ſeine abſichtliche aber aufrichtige Erklärung, daß er die Mitglieder derſelben nicht kenne, zogen die Verhöre in die Länge. Man fand im täglichen Volksleben immer neue Thatſachen, denen man eine Verbindung mit der großen Verſchwörung zurech-

nete. Der Fürſt von Hohenberg an ſich war allen dieſen Prozeduren fern. Er konnte weder gegen den Lauf der Gerechtigkeit etwas unternehmen, noch die geheimen Kanäle aller der Parteien durchkreuzen, die neben ihm im Lande mitregierten. Am Hofe, beim Adel, in der Bureaukratie gab es ein Drängen zu gewiſſen Zielen hin, dem er ſich vergebens würde entgegengeſtemmt haben. Er behielt ſich das Maaß von Macht vor, das für ihn in der Initiative der großen Politik lag, aber im Kleinen fand er täglich, daß auch er den Geiſtern, denen zu Nutzen, wenn auch nicht zu Liebe, er geredet und gehandelt hatte, ſich unterordnen mußte. Er bedauerte, erzählte man, Dankmar's Schickſal, tadelte ſeine Hartnäckigkeit und fand es einſtweilen ganz in der Ordnung, daß man die endlich auch vollendete und möglich gewordene Emiſſion der Stadtkämmereiſcheine nicht in des Gefangenen oder ſeines flüchtigen Bruders Hand gab, ſondern ſie in der ſcharfbewachten Kaſſe des Juſtizamtes, das Dankmar zu verhören hatte, im Profoßhauſe ſelbſt noch bis auf Weiteres aufbewahrte.

Murray und Oleander ſahen in den Briefen, die ſie ſelbſt empfingen oder zu befördern hatten, welchen Antheil der Bund an dem Schickſale ſeines Stifters nahm. Was ſie von dem Generalpächter Rodewald,

von Dystra an Klagen und Beileidsbezeugungen empfingen, waren Beweise persönlichsten Antheils. Murray erfuhr von Rodewald im Laufe des Winters, daß ihm Fürst Egon zum Dank für die so umfassend angeordnete Wiederherstellung seines Kredits durch die unverhohlene Absicht lohne, sich aller seiner Güter zu entäußern! Seine Bemühungen, die zehn Jahre lang allerdings an sich nicht gestört werden durften, sollten durch einen Verkauf zum Nutzen irgend eines Andern, wahrscheinlich des Bankiers von Reichmeyer, ein für alle Mal abgeschnitten werden!... Oleander'n schrieben Siegbert, Louis, Armand, Leidenfrost unausgesetzt. Dankmar's versuchte Befreiung war eigentlich eine Bewähr der gegenseitigen Hülfe, die in den Satzungen der Ritter vom Geiste gefordert war. Gelbsattel, Voland, die Wundergläubigen oder Wunderbedürftigen, die Sternenseher am Tage, die Eulen im Sonnenglanz warteten auf diese Befreiung des neuen Propheten wie einst die Juden auf die Wunder des Heilandes. Sie wollten Zeichen sehen, ehe sie glaubten. Aber man kam dem Wunder darum doch nicht entgegen, man mehrte die Zahl der Riegel und Schlösser, man wollte wol, wie einst Egon am Hofe über Voland's Koketterie des Stillstandes mit der Bewegung bitterlächelnd sagte, man wollte wol „der

Unmöglichkeit, das Einzelne richtig und erschöpfend zu treffen, loskaufen. Ich muß darauf rechnen, daß sinnige Leser sich durch ein empfängliches Studium der Schriften Börne's die Züge, die sich angeben lassen, ergänzen werden. Denn auch darin sind ja diese Schriften so groß, daß sie überall es nicht bis zu jener ungeheuern Abtödtung der Subjektivität gebracht haben, welche den Goethischen Gebilden ihre starre Ruhe gab; sondern Börne mag behandeln, welchen Gegenstand er will, immer spiegelt sich in der krystallenen Klarheit seiner Darstellung seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein eignes für Freud und Leid der Geschichte empfängliches Gemüth. Diese Empfänglichkeit für die Interessen der Außenwelt, welche sich in der Stimmung seiner größern oder kleinern Aufsätze leicht erkennen läßt, gibt seinen Schriften auch noch den Werth, daß sie als eine gleichzeitige Quelle wenn nicht für eine Geschichte der Ereignisse, doch für eine Geschichte der öffentlichen Meinung benutzt werden können.

Ludwig Börne wurde als Löb Baruch den 22. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren. Diese Abstammung Börnes ist für seine spätere Geistesbildung zu entscheidend gewesen, als daß wir uns über sie nicht gleich an der Schwelle seines Lebens verständigen sollten. Börne war Jude. Seine Feinde haben dies oft genug geltend gemacht, entweder um seine angeblichen Verirrungen zu erklären oder sie mitleidig damit zu entschuldigen. Die Einen, die Germanischen, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen unmittelbar von den Eicheln der alt-deutschen Urwälder abzustammen vorgeben, haben darum Börnen nie recht an sich herankommen lassen, haben sich seines Geistes, seiner Gesinnungen erwehrt, selbst wenn diese, wie früher z. B. bei Goerres

Zauberkünste stärkste Proben.“ Endlich, als Murray die Vollendung seiner Platten durch den gelungensten Druck gekrönt sah, als man in den Schränken der Gerichtskasse auf dem Profeßamte sie niederlegte und er von seinem Sohne des Spottes genug über den Magierstab eines Bosco, den er nun dem Gefangenen wünsche, hören mußte, war ihm, als merkte er hier und da die Annäherung eines endlichen Versuches, Dankmar Wildungen die ihm so hartnäckig vorenthaltene Freiheit wiederzugeben. Friedrich Zeck war erstaunt, eines Tages in seiner Wohnung einen unerwarteten Besuch zu finden. Es war im Monat Mai. Er glaubte zu träumen, als er auf derselben Galerie, auf die er sich, wie sonst, an dem glatten Stricke „hinaufleierte“ von einem freundlichen Gruße bewillkommt wurde und Louise Eisold, seine frühere junge Wirthin es war, die ihm ein herzliches Guten Tag! Guten Tag! entgegenrief. Der Diamant, den er ihr einst für ein reines Glas Wasser geschenkt hatte, funkelte an ihrer Hand, aber blitzender noch leuchtete ihr Auge, als sie ihm wiederholt: Vater Murray! Vater Murray! Kennen Sie mich noch? zurief und er, als er endlich oben war und seine gleichgefaßte Vermuthung bestätigt fand, obenein sich noch stürmisch umarmt fühlte und von dem liebevollsten Kuß begrüßt

# Neuntes Capitel.

## Knappen und Laienbrüder.

Louise Eisold kam von Buchau, wo ihre Geschwister vom Inspektor Mangold wie seine Kinder erzogen wurden, während sie selbst versucht hatte, dem nahegelegenen Tempelstein und seinem Wiederaufbau, besonders aber der Bequemlichkeit des einstweilen in der Nähe angesiedelten Dystra, von Nutzen zu sein. Dem Bande der Ehe, das sie mit Mangold umschlingen sollte, hatte sie sich entwunden, aber sie war dem treuen Manne ein tägliches Wallfahrtsbild, zu dem er pilgern mußte, wenn sein Tag der rechten Weihe nicht entbehren sollte. Das reizend gelegene Schloß Buchau war auf eine Stunde Weges von einem Flecken entfernt, wo Dystra ein Gasthaus schnell in eine anmuthige Villa hatte umwandeln lassen und sich an dem zauberhaft schnellen Aufsteigen seines großen Tempelsteinbaues erfreute; ja er sagte oft, wenn er

raſtlos mit den Architekten und Werkmeiſtern gearbeitet hatte: Ich verſtehe jetzt das Sprüchwort, daß man ſeinen Tod verrathe, wenn man zu bauen anfange. Es wird mir ganz ägyptiſch räthſelhaft zu Muthe und wenn ich meine Pyramiden aufſteigen und dann in einen Spiegel ſehe, möcht' ich ſchwören, daß ich ſchon zur kompletten Mumie und Muſeumsmerkwürdigkeit zuſammenſchrumpfe, ehe ich noch Olga in dieſen Tempel einführe.

Louiſe Eiſold gab Zeck keine klare Auskunft über den Grund ihrer Anweſenheit in der Reſidenz. Seit anderthalb Jahren war ſie entfernt geweſen. Sie ſprach von dem Grabe ihres Bruders, das ſie beſucht und wie von unſichtbaren Engelshänden mit den friſcheſten Blumen geſchmückt gefunden hätte. Sie ſprach von einer Unſumme von Aufträgen, die ſie für Mangold und Dyſtra auszuführen hätte, von Einkäufen und Beſtellungen aller Art. Sie erwähnte Tempelheide, wo ſie ſchon bei den jungen Damen, auch der trauernden und weinenden Selma Rodewald, geweſen wäre. So kam ſie auf Dankmar Wildungen, auf Hackert endlich und fragte Murray:

Sehen Sie Hackert noch? Beſucht er Sie oft? Iſt er wohl? Dient er noch dem abſcheulichen Par?

Friedrich Zeck kannte ſeines Sohnes Achtung vor

diesem einzigen Mädchen. Er hätte ihr gern gesagt, daß sie einen wiedergebornen, neuen Menschen in ihm finden würde. Doch mußt' er die Wahrheit ehren und erwidern:

Sein Bestes ist ein Schimmer von Dankbarkeit. Er spricht mit Wärme von Ihnen.

Louise verfiel über dies Wort in Nachdenken. Eine sichtliche Unruhe sogar suchte sie hinter Rückblicken auf die Vergangenheit zu verbergen. Sie betrachtete die Wände dieser Wohnung, in der ihr so viel Leidvolles einst begegnet war! Wie sie sich selbst diesem alten, ihr so liebgewesenen armen Hausrathe gegenüber verändert hatte, sah sie an dem kleinen Spiegel, der auch noch von ihrer früheren Zeit geblieben. Wie warf er ihr jetzt ein so braunes sonnenverbranntes Antlitz entgegen gegen das frühere kreideweiße, stubenbleiche! Murray rühmte ihr Aussehen und glaubte ihr den überraschendsten Eindruck versprechen zu dürfen, den sie auf Hackert machen würde, der ihn oft besuche und die Anhänglichkeit an diese alten Wände behalten hätte.

Murray erzählte, was Louisen von seinem Leben werthvoll sein konnte. Ueber Fränzchen Henniſch war sie unterrichteter als er. Ja er erkannte sehr bald, daß irgend etwas auf ihrer Brust lag. Sie sprach

wol von dem Ausbau des Tempelsteines, von den Tausenden, die Dystra an dies Wunderwerk verschwende, von den Ruinen der Tempelabtei, den Schauern des Waldes um sie her, dem hohen tannenbewachsenen Bergrücken, über den hinweg auf sich schlängelnden, nur dem Schleichhandel bekannten Wegen man in das Land des fränkischen Nachbars gelange, sie sprach von ihrem religiösen Glauben, von ihrem Verharren bei den vielverfolgten freien Gemeinden, bekämpfte hartnäckig, was der christlichere Murray darauf entgegnen wollte, aber unter Allem, was sie sagte, lag etwas verborgen, was wie der Drang eines sich gern lösenden Geheimnisses war.

Endlich brach sie auf. Sie wohne in der Vorstadt, sagte sie, in einer schlechten Ausspannung, dem Pelikan auf dem Wege nach Tempelheide... ein ehemaliger Kutscher Namens Peters hielte den jetzt auf eigne Rechnung und würde ihn vielleicht ganz kaufen... sie müsse doch Diesen und Jenen noch besuchen...

Und Hackert? fragte Murray.

Geht er noch mit Par, antwortete sie rasch, so sagen Sie ihm, daß ich ihn nur beklagen kann... ich mag ihm dann nicht wieder begegnen.

Dem Mädchen kostete dies entschiedene Wort so viel Kampf, daß Murray vor Bewegung, seinen von

aller Welt gehaßten und verachteten Sohn doch irgendwo freundlicher gehegt zu sehen, aufwallte, ihre Hand ergriff und sie bat, doch morgen wieder zu kommen ...

Würden Sie Bedenken tragen, auch mit Hackert zu sein? fragte er in der Meinung, daß diesem Mädchen vielleicht gelänge, aus seinem Herzen die Töne zu locken, die ihm seit dem Tage, wo Karl Eisold begraben wurde, in seinem Sohne zu selten wiederkehrten.

Louise besann sich ... Plötzlich wie von einem Gedanken ergriffen, sagte sie:

Ich will ihn allein sehen. Morgen! Wollen Sie? Aber allein!

Murray erschreckend und doch überrascht von diesem Vertrauen auf seinen Sohn versprach, die nöthige Veranstaltung zu treffen ... Sie trennten sich nach genommener Abrede und am Nachmittag des folgenden Tages saßen Hackert und Louise Eisold an der Stelle, wo früher jeden Abend eines ihrer Schwesterchen dem Urgroßvater den gelbweißen Zopf aufgelöst hatte ... es war in diesem Zimmer stiller, als in dem nach der Galerie zu gelegenen. Kein Wandnachbar horchte, kein Gegenüber störte. Hackert, überrascht von Louisen's Frische und weltkundiger Ge-

wandtheit, hatte ihre Hand in der ſeinen. Nicht etwa, daß er ſich beherrſchte. Sie hatte genug zu wehren, ſeinem Ungeſtüm auszuweichen und nur die Worte konnten ihn zähmen:

Sie wiſſen, ich bin Danebrand's Verlobte.

Danebrand! rief Hackert. Ich ſah ihn ja geſtern . . .

Wie? ſagte Louiſe befangen und entfärbte ſich. Sie irren ſich wol! fügte ſie hinzu und ſtand auf, um ſich in der Küche etwas zu ſchaffen zu machen, denn um ganz die Erinnerung an die alte Zeit wachzurufen, hatte ſie von Murray die Erlaubniß erbeten, einen ſo ſtarken Kaffee zu ſieden, wie ihn Hackert liebte...

Ich ſah Danebrand, beſtätigte Hackert, dieſe Zurüſtung mit Behagen wahrnehmend, und wenn ich Schmelzing wäre, würd' ich ihn anzeigen . . .

Sie irren ſich! rief Louiſe aus der Küche von der Stelle her, wo einſt ihr Bruder Karl geſchlafen hatte . . .

Doch! Doch! Die hohe Schulter wird ihn verrathen, wenn er außerhalb der Vorſtadt ſich ſehen läßt. Die Willing'ſche Fabrik wimmelt von Spionen. Er iſt für immer ausgewieſen. Sie huthen ihn wol im Pelikan? Was? Der Fuhrmann Peters hat ihn wol dort auf der Kegelbahn im Garten untergebracht,

grade da, wo Dankmar Wildungen an den Johannisbeerbecken einſt den Verluſt ſeines Schreines erfuhr?

Warum nicht beſſer, entgegnete Louiſe mit Schärfe, am Heck der Fortuna, wo Danebrand einſt mit der Schurſtange lauerte? Peters' Frau, die die Fortuna des Herrn Hitzreuter regiert, würde ihn vielleicht nicht ſobald erkennen wie Ihr Spione!

Hackert ſchwieg. Die Erinnerung ſchmerzte ihn, ſchmerzte ihn noch tiefer, als Louiſe, ihren Vortheil wahrnehmend, fortfuhr:

Ich glaube, in den Ställen Laſally's wär' er auch ſicherer. Die Jockeys, die ſeinen Arm fühlten, würden ihn nicht verrathen, ſelbſt Neumann und Jeannette nicht, die ja hoch auf bei den Bereitern leben ſollen! Schämen Sie ſich, Danebrand zu erkennen!

Wer verräth' ihn denn? brauſte Hackert auf. Was will er hier? Ein Menſch, der ſeinen eignen Steckbrief auf den Schultern Jedem zu leſen gibt? Sie lieben die pittoresken Schweizergegenden, Louiſe! Tyſtra hat auch ſo etwas Hochland im Rücken. Was will denn Danebrand hier? Man verſteht keinen Spaß mit den Leuten, die hier nicht ſein ſollen und wiederkommen, wenn auch blos aus Neugier. Sie haben etwas vor?

Wer?

Sie und Danebrand!

Die Polizeikünste verstehen Sie perfekt. Hackert, schämen Sie sich!

Ihr Kaffee bleibt der beste, Louise, den ich seit Schlurck's getrunken habe ... Sie wissen doch von Schlurck's?

Ja, Hackert! sagte Louise, jetzt sanfter einlenkend. Melanie ist die Fürstin Hohenberg.

Das ist sie! erwiderte Hackert bitter und spöttisch. Der Hof kommt diesen Sommer nach Buchau. Leicht möglich, daß wir dann auch den Besuch der schönen Durchlaucht haben ... Thut sie Ihnen nicht leid?

Eine Fürstin mir leid? Mir? Ich grinse sie jedes Mal an, wenn ich sie sehe. Ha, ha! Muß sie nicht einen hinfälligen Mann unter'm Arm halten, wie wenn sie seine Krücke wäre? Ich sah sie neulich in eine Kirche gehen. Ich hatte fromm werden können um so viel jämmerliche Demuth — bei Melanie!

Ich wünschte ihr, Gott nähme ihr bald die Last ab, die sie trägt, sagte Louise. Oder nein, besser ist's, daß Alle sehen, wie elend dieser scheußlichste aller Verräther hinsiecht, dies tückische, herzlose Scheusal, dieser Egon von Hohenberg!

Oho!

Gibt es einen Elenderen als dieſen Menſchen, der aus der Lüge ſeiner Jugend ſich zum Volke flüchtete, das Volk in ſeiner Liebe, Treue und Hochherzigkeit achten lernte und es dann verrieth, dieſer Judas, der noch einſt eine Armenſünderreue empfinden und an einem Strick enden wird!

Oho! Oho!

Warum ſo viel Unglück des Landes? Dieſe Verfolgungen? Dieſe Einkerkerungen? Betrogen wurde das Volk, als es glaubte, ſein Freund, ſein Wohlthäter ergriffe das Ruder und kämpfte am Throne für die Arbeiter ... ich kenne keine Strafe, die groß genug wäre für Den ... ja, daß er dieſe Melanie zur Frau bekam, das iſt Strafe genug!

Oho! Louiſe!

Der Fürſt nahm auf, was Fritz Hackert wegwarf!

Der Teufel!

Hackert ſprang auf, lief im Zimmer umher, nicht zornig, ſondern gekitzelt, ſchadenfroh, lachend ... die Hände in die Beinkleider ſteckend... er verbarg nicht, welche Luſt ihn erfüllte.

Louiſe fuhr fort:

Welche jämmerliche kleine Rolle ſpielen Sie, Hackert! Sie, der Sie Alle am Bändel haben, quälen,

mit der Tendenz des Herausgebers der Waage im Allgemeinen übereinstimmten. Die Andern, boshafter, als jene Phantasten, haben grade den verbissenen Groll eines nicht emanzipirten Juden geltend gemacht, um Börne's uneigennützige Liebe zur Freiheit zu verdächtigen, haben das Häßlichste, was man nur im Durchschnitt vom jüdischen Charakter zu behaupten pflegt, in das Gemüth Börne's ob er gleich Christ geworden, zurückzuleiten gesucht und ihm jene Lieblosigkeit, jenen zersetzenden Verstand angedichtet, welchen man für das Erbtheil der Juden ausgibt. Die Wahrheit ist aber, die, daß allerdings die jüdische Abstammung auf Börne's Sinnes- und Denkweise von großem Einfluß war, daß ihm aber diese Abstammung von der Sklaverei Einiger um so mehr den Beruf gab, für die Freiheit Aller aus dem tiefsten Bedürfniß derselben zu wirken.

Es ist wahr, Börne hat erzählt, daß ihn der Juif de Francfort, welchen die Frankfurter Polizei einst in seinen Paß schrieb, bitter gekränkt und gestachelt hätte, sich einst dafür zu rächen. Aber woran hat er sich gerächt? Wahrlich nicht an etwas, das er um seinen Zorn zu kühlen, erfand, sondern an dem ganzen Zusammenhang jener thatsächlichen politischen Zustände, die es mit sich bringen, daß wir die Leibeignen unsrer Herrscher und die Juden wieder die Leibeignen unsrer Herrschsucht sind. Er fand, als ihm die Dinge und Menschen klar wurden, daß dieser Juif de Francfort nicht allein dastand, sondern daß eine und dieselbe Kette, die den Juden in schimpflicher Abhängigkeit hält, ihre Fortsetzung hat auch in die größten und kleinsten Kreise der christlichen Existenz. Das Eine verschmolz ihm mit dem Andern; es führten die Leiden alle zurück auf dieselbe Quelle.

vernichten könnten! Schleichen ſich gebückt durch's Leben, krumm und feig, lachen, grinſen und begehen nur im Geheimen einmal einen ſchlechten Streich, wenn Sie vorher Einer mit Ruthen peitſchte!

Hackert lachte fort und drohte nur:

Louiſe!

An Thieren rächten Sie ſich, nie an Menſchen!

Das laſſen Sie nur! lenkte er jetzt ernſter ein.

Ich begreife Sie nicht, Hackert! Wie ich von hier ging und in der Ferne von Ihnen hörte, daß man Sie verurtheilte, elend und ſchlecht nannte, vertheidigte ich Sie immer und ſagte: Laßt dieſen Hackert gehen, beurtheilt ihn nicht vor der Zeit! Die Aepfel wollen bis lange zur Reife, die Trauben hängen noch in den erſten Schnee hinein; aber wie verloren Sie ſich, wie bin ich Lügen geſtraft, wenn ich daran denke, was ich von Ihnen noch Alles verhieß und nun höre!

Einen Mord? Einen Diebſtahl?

Das nicht, Das danken Sie Vater Murray, der einen Heiligen aus Ihnen machen will! Sie werden ein Heuchler werden! Beſuchen Sie noch immer das Theater nicht?

Sie ſprachen ja von der Kirche?

Nein, vom Theater! Nie haben Sie ſich früher ein gutes Stück anſehen können, über Scherz nicht

lachen, über Ernſt nicht weinen können! Wer nicht gern in's Theater geht, iſt kein guter Menſch.

Ah?

Denn warum? Weil Eure Art ſich fürchtet, ihren Spiegel vorgehalten zu bekommen. Kein Tyrann, kein Mörder, kein Lügner geht in's Theater. Immer ſchrickt er zuſammen, ſein Bild zu ſehen. Ich wünſchte, Sie fingen Ihre Religion lieber mit dem Theater an, als mit den kleinen Gebetbüchelchen, die ich hier bei Murray liegen ſehe . . .

Hackert lachte wieder laut auf. Es bedurfte wenig Worte, dies eigne Mädchen zu überzeugen, daß ihn die Religion mit Murray nicht verbände. Uebrigens, ſetzte er ſchon etwas verdrießlicher hinzu, jeder Menſch hätte ſeine eigne Religion . . .

Es gibt keine andre Religion, wallte Louiſe auf, als die, die wahren Feinde Gottes zu haſſen. Die Feinde Gottes ſind die Tyrannen, die Blutſauger, die Rechtsbrecher! An welcher Leine laſſen Sie ſich gängeln, Hackert! Der alte Mann iſt gut, ich weiß nicht, was er für Sie gethan hat und warum Sie ihn nicht fliehen, wie Sie alle Menſchen geflohen ſind, außer Melanie. Aber daß er Ihnen nicht einmal die Schaam über Ihr elendes Handwerk, das Par Ihrer tollen Eitelkeit aufdrängte, nehmen kann, iſt Das nicht das

Ohnmächtigſte von der Welt? Wozu denn Ihre Vollkommenheit für den Himmel? Taug' etwas für die Erde und du haſt den Himmel gewiß!

Hackert ſchwieg eine Weile. Dann ſie ſcharf fixirend ſagte er:

Louiſe, ich habe für Ihre Lehre mehr gethan, als Sie wiſſen. Ich habe den Rittern vom Geiſte gedient, wie die Mehlſäcke in der Teufelsmühle, die ich doch noch vom Puppenſpiel her kenne.

Louiſe erröthete über die Erwähnung des Bundes.

Ich weiß, ſagte ſie, daß Sie nicht warm und nicht kalt ſind. Aus Schadenfreude haben Sie Ihre eignen Herren betrogen, Katze und Hund zuſammengehetzt und ſie wieder auseinandergetrieben, wenn ſie ſich ohnehin aus Müdigkeit ſchon verſöhnen wollten ... O Hackert, daß ein Funke von Geſinnung in Ihnen wäre! Daß Sie in dieſem elenden Hauſe des Schlurck je ein Wort des wahren Lebens mitten im Ueberfluß des Lebens in ſich aufgenommen hätten! Denken Sie an Karl, wie er ſein junges Leben dahin geben mußte für den grauſamen Teufel und Götzen dieſer gottverdammten Ordnung, die jetzt die tauſend Menſchenopfer jährlich fordert — denken Sie an Danebrand, der Ihnen ſelber half, ob er Sie ſchon haſſen ſollte... was ſag' ich! unterbrach ſie ſich ... haſſen!

Louiſe! Sie ſchmeicheln mir! lenkte Hackert frivol ein. Geben Sie mir die Hand! Noch mehr —

Fort! Fort von mir! rief Louiſe. Es iſt kein reiner Tropfen Bluts in Ihren Adern! Sie ſind nicht krank, Sie ſind vergiftet in Ihrem innerſten Leben! Ja, Sie thun das Unglaublichſte, wenn Ihr Auge geſchloſſen iſt, Sie ſind ein von Gott erwählter Menſch, wenn Sie ſchlummern und Sie ausführen, was allen Lebenden verſagt bleiben ſoll. Aber Siegbert Wildungen hat Recht, wenn er das Wort ſeines großen herrlichen Bruders wiederholt: Sie ſind grade die ſchlechte, bewußtloſe, in Sinnentaumel hindämmernde Maſſe, das Mittelvolk in der Erbärmlichkeit, die zu allen Jahrhunderten den Aufſchwung wahrer Größe hinderte, das Edelſte verkümmert, es beſchnitten hat und das Beſte nur, ſogleich in ſeiner wahren Bedeutung verringert, in's Leben treten ließ... o wie elend, Hackert, als Sie die Hand der liebſten und treueſten Menſchen der Erde von ſich ſtießen und ſich aus dem Sumpfe Ihrer Sinne nicht zu den Regionen des Lichts erheben konnten. An Jedem zu mäkeln, an Jedem Etwas zu finden, Nichts anerkennen, kein größeres Verdienſt, keinen edleren Willen, kein froher Geſchick, ſchadenfroh lachend, wenn ein kühner Fußtritt ausgleitet oder eine edle Begeiſterung ihr Ziel verfehlt! Sie, Hackert?

Wissen Sie, was Sie tragen sollten? Den vornehmsten, anständigsten Rock vom feinsten Tuch, Glacéehandschuhe auf den Fingern, ein tänzelndes Stöckchen in der Hand. Dann wären Sie so der rechte Mittelschlag dieser erbärmlichen Welt, der uns Alle regiert, dem jeder schlimme Ausgang zu Gute kommt, der immer Recht behält, wenn ein Genie unterliegt. Ich dachte anders von Ihnen. Jener Abend hier nebenan, Hackert! Es war Ihre Sterbestunde, Ihr Untergang vor dem Richterstuhl Gottes, Ihr ewiges Todesurtheil! Sie können nie mehr zum Lichte kommen.

Hackert schwieg und schien nun ernst ... Louise Eisold hatte aus dem Geiste jener Religion gesprochen, für die Dankmar Wildungen ein noch höheres Symbol und Band suchte, als sich bei den freien Gemeinden und ähnlichen Versuchen einer modernen Religionsläuterung bisher hatte zeigen wollen. Sie sank erschöpft von einem Aufwande von Beredsamkeit, zu dem sie den ganzen Sprachschatz ihrer rastlos fortgesetzten Lektüre verwandt hatte, auf einen Sessel und stützte das glühende Haupt auf den Tisch, wo sonst des „alten Mannes" Uhren schlugen ...

Es war auch fast, als schlug eine Uhr ... die Erinnerung weckte Beiden die Vorstellung, als wär' es hier noch so wie einst ...

Und was ſoll ich denn nun? ſagte Hackert ruhiger und mit gedämpfter Stimme. Geben Sie mir einmal eine Aufgabe! Ich will ſehen, ob ich ſie ausführen kann!

Louiſe ſchwieg.

Es führt Sie doch irgend eine Abſicht her ... ich weiß es ja, das Alles ſollte nur eine Vorrede ſein, Kapitel Eins, nicht wahr?

Louiſe antwortete nicht. Sie war zu erſchöpft von ihrer Aufregung und hätte eigentlich ſagen mögen: Schon wieder legſt du mir eine Abſicht unter? Und grade weil du's thuſt, möcht' ich ſchweigen. Aber dennoch drückte ſie eine Abſicht.

Danebrand iſt nicht umſonſt hier ... fuhr Hackert fort.

Sie ſind ein Spion! war Louiſens kurze und abweiſende Antwort.

Sagen Sie das dumme Wort doch nicht! fuhr Hackert auf. Ich kenne mein Leben, ich weiß, was ich zu verantworten habe.

Sie? Verantworten? lachte Louiſe bitter und blickte voll Hoheit zu dem gereizten jungen Manne hinüber.

Ich bin Spion aus demſelben Grunde, warum der

Fürst Hohenberg Ihnen ein Tyrann ist. Wir, ich und Der, sind die beiden einzigen vernünftigen Menschen der Erde. Alle andern sind Narren, die eigentlichen Verbrecher, eigentlichen Verrückten, Sie ausgenommen, Louise, die Sie immer im Sommer Roth haben, zu vergessen, was Sie im Winter für Unsinn aus der Leihbibliothek gelesen haben. Egon tritt die Volksbestie nieder, die sich Engel dünkt, weil sie nicht auf vier Füßen kriecht. Ich lache dazu. Wir kennen uns Beide nicht, aber wir stehen in geheimer Verwandtschaft. Ha! ha! Melanie wird ihm wol gesagt haben, warum ich sein Schwager bin . . .

Bei diesen boshaften Worten sprang Louise auf, riß ihren Hut an sich, drückte ein Tuch, das sie in ihrer Aufregung fortwährend auf dem Tische zerknittert hatte, an die Stirn, lief zur Thür, öffnete, stürmte durch die Küche und war schon auf der Galerie, um die Gemeinschaft mit einem so grundverdorbenen Manne für immer zu verlassen. Da aber fühlte sie sich plötzlich von Hackert ergriffen, fühlte sich mit furchtbarer Muskelkraft von ihm zurückgehalten, zurückgeführt in die Küche, in das Zimmer und vernahm entsetzt die Worte von ihm:

Sie sind hier, um mit Danebrand Dankmar Wildungen zu befreien!

Starr mit weißem Auge blickte Louiſe den Spion wie einen Allwiſſenden an . . .

Sie kommen im Auftrage nicht des Geheimbundes, denn er wird ſich nicht an Frauen wenden, und was Jagellona von Werdeck that, kam von ihr; aber Sie kommen im Einverſtändniß mit den Mädchen auf Tempelheide . . . Franziska Heunisch machte die Vermittlerin zwiſchen Ihnen und Selma Rodewald . . .

Louiſe blieb in ihrem feſten ſichern Blick, aber doch zitternd . . .

Dankmar wird Sie auslachen! krächzte Hackert. Hören Sie, er wird von Weibern keine Thür geöffnet haben wollen! Was kann hier eine zerfeilte Eiſenſtange nützen? Was ein erbrochner Riegel, wenn er zu erbrechen wäre! Das Palladium iſt nicht der Apoſtel, ſondern ſeine Wunderbüchſe. Sprengt die Kaſſe, wo die Truhe mit den Papieren ſteht! Stehlt die Million! Das iſt der Mantel, in den ſich ein Freund Fortunatus hüllen muß! Sein Seckel! Sein Seckel! Mit dem davon! Der Kerl allein verlohnt ſich der Mühe nicht.

Das Mädchen verſtand nicht, wie ſie dieſe an ſich wahren und durch ihr mächtiges Gewicht erdrückenden Worte deuten ſollte... aber was ſollte ſie ſagen, als Hackert ruhig eine Cigarre zog, ein Streichfeuerzeug aus der Taſche nahm, die Cigarre ſich anzündete und ſagte:

Die Million! Allenfalls auch Dankmar! Wir brauchen keine Feilen. Ich weiß, bei Wem die Schlüssel hängen und wünsche nur, daß in der Nacht, wo wir's machen wollen, nicht die Katzen zu verliebt schreien.

Hackert! rief Louise außer sich vor Erstaunen.

Nun ja, sagte Hackert, so wird's doch endlich recht sein! Soll mir der große bucklige Kerl immer zuvor trotten? Danebrand stiehlt Dankmar'n, ich stehle die Million und Louise gibt mir den ersten ordentlichen Kuß, bei dem ich die Uhr ziehe und zählen darf: Fünf Minuten! Was?

Louise hatte sich schon aus freiem Triebe an Hackert's Brust werfen wollen, aber das Wort: Ich stehle die Million! erinnerte wie mit einem Schlage an die Erscheinung, wie wenn an einer Stelle im Gebirge, wo von den Felsen nur gering das Wasser tropfelt, eine plötzlich gehobene, unsichtbare Schleuse einen Wasserstrom in majestätischem Sturze niederdonnern läßt, nur umgekehrt! Hier staute plötzlich der volle Strom und wie im Nu waren die brausenden Gewässer zum unheimlichen Schweigen gebracht. Oder wie im Dunkeln an der Wand Nachts ein suchender und unverhofft anprallender Schädel, so stand Louise getroffen. Sie wußte nicht, was sie gehört hatte. Sie kannte die Wichtigkeit jener Erbschaft. Sie wußte,

daß ſie den Brüdern vorenthalten wurde. Sie begriff, daß Hackert in der Lage war, die einzige hier mögliche Hülfe zu bieten und daß Dankmar's Flucht ohne jenes Geld jetzt von geringer Bedeutung ſcheinen durfte. Aber das Wort: Die Million ſtehl' ich! verglichen mit Dem, der es ſprach, mit der Art, wie es Hackert ſprach, war wie der Einſchlag eines Blitzes. Der Gedanke, daß ſeine Theilnahme eine Maske, ſeine wahre Abſicht ein Verbrechen war, das ſeiner Abſicht nach dann auf ſie, auf Danebrand fallen ſollte, lähmte ihr die Zunge. Ein Blick, wie die funkelnde Spitze eines Speers fiel aus ihrem Auge auf Hackert. Sie durchbohrte ihn.

Der Spion erſchrak, ſtutzte, beſann ſich und verſtand erſt allmälig dieſen Blick. Jetzt ſchlug er die Augen nieder. Er dachte an jene Sonntagsfrühe bei Schlurck. Er ſah, daß man ſein Wort misverſtanden, ſein Anerbieten verdächtig gefunden, und ſo überwältigend wirkte auf ihn die Vorſtellung dieſes ewigen Mistrauens in ſeine Ehrlichkeit, daß er mit dem Ausrufe: Nun ſoll mich Gott verdammen! die glühende Cigarre von ſich warf, das Feuerzeug hinſchleuderte, den ſchon ergriffenen Hut mit Füßen trat und mit einer Bläſſe, die ihn von der Weiße der Wand kaum unterſcheiden ließ, in dem nächſten Seſſel niederſank.

So wie die Lage der Juden in Deutschland war und noch ist, muß es ein unseliges Gefühl sein, unter ihnen geboren zu werden. Schon das Spiel des Kindes hat seine Gränze, denn was der christliche Knabe nicht durch sein eignes unschuldiges Herz zu hassen und zu verspotten lernt, lehrt ihn der Haß und der Spott seiner Eltern. Eingepfercht in häusliche Gewohnheiten, religiöse Sitten, für welche dem jüdischen Knaben das Verständniß abgeht oder das er doch verliert, wenn die Bildung, die seinen Geist mit christlichen Stoffen schwängert, über ihn kommt, ausgeschlossen von den Bahnen, welche christliche Gespielen und Schulfreunde für ihre Zukunft einschlagen, gefesselt an eine Gesellschaft, die in ihrer Abgeschiedenheit gar zu sehr in grelle Einseitigkeiten und wunderliche Richtungen verfällt, die der reifere Verstand bald durchschaut, ausgesetzt endlich den zahllosen Gehässigkeiten, welche sich die Christen im bürgerlichen Verkehre, in der Gesellschaft, in lokalen Beziehungen gegen die Juden erlauben — das muß tief in ein edleres Gemüth einschneiden und Wunden hinterlassen, die, da der Zustand der Juden sich immer noch nicht bessern will, nie vernarben können. Der jüdische Kaufmann zerstreut sich vielleicht durch den glücklichen Erfolg seines Gewerbes; aber der jüdische Gelehrte ist auf die traurigste Vereinsamung mit seinem Schmerze angewiesen. Hat er die Jugend mit den Nadelstichen für seinen Ehrgeiz hinter sich, so ist ihm nun die ganze Zukunft versperrt. Er hat die Früchte der Wissenschaft und Kunst brechen gelernt so wie wir, aber er darf sie nicht genießen. Alle Voraussetzungen der Bildung sind bei ihm dieselben wie beim Christen, ja er kann durch wissenschaftliche Einsicht sogar vom Christenthum eine höhere Idee haben, als mancher christliche Gelehrte

Louiſe ſah dieſen Schmerz, dieſen Krampf, verſtand ihn und rief:

Hackert, nein! Ich glaube ja!

Er hörte nicht. Sie trat zu ihm heran, ergriff zitternd ſeine kalte Hand, ſprach ihm die mildeſten, ſanfteſten Worte der Tröſtung und gab ihm damit einen ſo wehmüthigen Schauer ſeiner Empfindungen, wie ihn ſeit dem Tage nicht überrieſelt hatte, als man den Bruder dieſes edlen Mädchens in den winterlichen Schooß der Erde ſenkte... Die Thür ging auf... Friedrich Zeck, ſein Vater, trat ein, betrachtete die Scene, ſtaunte, forſchte und fragte:

Ihr ſcheint über Etwas einig zu ſein?

Wir ſind es, Papa Murray! ſagte Louiſe, nahm ihren Hut, nannte noch einmal den Pelikan als ihre Adreſſe und ließ Vater und Sohn in einer räthſelhaften Spannung zurück, die um ſo heilſamer auf Letztern wirkte, je weniger er angegangen wurde, ſich auszuſprechen und durch Worte zu erklären, was als eine faſt bewußtloſe Stimmung, als ein Unausgeſprochenes und wie durch Offenbarung Gekommenes nun in ihm bebte. Es gibt eine gehobene Stimmung im Menſchen, ſchon die ihm ſein kann, wie der Tod.

Willſt du ſie heirathen, Junge? ſagte der Vater

ſcherzend, ſo denk' ich, werd' ich dich anſtändig aus-ſteuern können!

Hackert blickte über dieſe Vermuthung zur Erde und ſagte nur, ſie wären noch nicht — aufgeboten, — was freilich auch bei den Spähern in dieſem Hauſe nicht nöthig wäre. Er wolle gleich einmal hören, was Frau Mullrich unten aus dieſer Kaffeeviſite für Geſchichten prophezeie!

Damit ging er und ließ den Vater in Zweifeln, Befürchtungen und Hoffnungen zurück, die er ſich aus dem Benehmen ſeines Sohnes und Louiſen's ſchneller Entfernung nicht enträthſeln konnte.

ſchehen, bis es dahin kam! Nicht kann ich reden wollen von Dem, was vor meiner Zeit liegt, nein, ſeit ich ſelbſt in Angerode die Entdeckung jenes Schreins machte, welche Wanderungen durch das Leben, durch die Herzen der Menſchen, welche Fülle von erhebenden und beſchämenden Erfahrungen in mir ſelbſt und in Anderen! Und woran hing das Schickſal dieſer Eroberung, die ich hoffe für eine große Sache gemacht zu haben? Zwei kleine Striche, überſehen, faſt ausgelöſcht, entſcheiden Sinn und Werth, Auffaſſung und Anwendung! Stubenfreude des Gelehrten wird Saatkeim für die Welt! Ich überſchätze dieſen Handel nicht, aber mir ſelber darf er bedeutungsvoll ſein. Ich habe an ihm meine Kraft erprobt, ein Ziel zu erringen gelernt, das Maaß der Tage verlängern, den Luxus der Nächte verkürzen, ich bin bewahrt geblieben vor der unbeſtimmten Leere, in der jetzt die Empfindungen der Jugend hin und her taſten. Viele rufen durch dies Chaos mit mächtigerer Stimme als die meine und man glaubt, Homeriſche Helden ſchritten zur Schlacht, und nur das Echo war es, der Widerhall der Leere, der ihrem Worte die ſcheinbare Größe gab, die Thaten blieben aus und nach den vorweggegebenen Prahlereien ſinken die Recken nieder und ihr Leben ſiedelt ſich am nächſten beſten Heerde an, wo

ſie dem Weibe die Holzſcheite zum Feuer tragen, das ihnen beiden die armſelige Suppe kocht.

Oleander war wohl berechtigt, Tankmar'n zu erinnern, daß er trotz der von ihm geprieſenen Studien der Gelehrtenkammer doch nicht vergeſſen hätte, grade auch dem Idealismus der Zeit zu opfern ...

Nun wohl! Laßt uns dazu auch dieſe luſtige Welt! ſagte Tankmar. Mein Bund! Dies große Verbrechen, das mich an dieſen Ort geführt! Dieſe Wolkenbilder, die ich den Menſchen in die Hand gegeben! Dieſe Sternenſchrift, die ſie auch ſchon entziffert haben wollen! Sie wird mindeſtens nichts ſo Geringes enthalten wie die Inſchriften der viel ehrwürdiger gehaltenen alten Hieroglyphen. Ich gab kürzlich zu Protokoll: Betrachtet uns wenigſtens als Das, was Ihr ja ſelber ſeid, als Freimaurer! Wieviel habt Ihr die nicht geſchmäht, die Euren Ritus, Eure Symbole, Eure Urkunden an die profane Menge verriethen! Habt Ihr auf den Univerſitäten, in Euren Schulſtuben, auf einſamen Spaziergängen mit befreundeten Genoſſen nicht hundertmal darüber geklagt, daß in unſern Tagen kein Meſſias mehr erſtehen könnte, er würde an der polizeilichen Organiſation unſrer Epoche zu Grunde gehen und ſich nicht lange in den Wolken bergen können, in denen ſich alles Große und Bedeutende an

ihm zur Mythe verwandelte? Nun, so laßt doch wenigstens einem armseligen Vorläufer künftiger Gottessohne, einem Täufer mit gewöhnlichem Waſſer, einem Heuſchreckenfreſſer der Wüſte, das Vergnügen, von Euch behandelt zu werden wie ein Wunderdoktor, dem Ihr das Handwerk nicht grade legen, aber erſchweren wollt nach den und den Paragraphen der Medizinalordnung! Sucht meine Straffälligkeit aus dem Landrechts-Kapitel über Traumdeuter, Zauberer herzuleiten, ſeht, ob noch ein alter Paragraph über die Hexen auf mich paßt, Zigeuner, verbotene Kollektanten, fahrende Gaukler, was weiß ich! Aber eine Verſchwörung! Fragen über Kommunismus, Maſchinenarbeitervereine, Handwerkervereine, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Militärverſchwörungen, Schilderhebungen, Flüchtlingsumtriebe! Menſchen, ſag' ich, das iſt ja Alles mein Kreuz und Leiden ſo gut wie Eures! Ich finde, daß in dieſen Erſcheinungen die edelſten Kräfte ſich zerſplittern, Leidenſchaften der zweideutigſten Ichſucht genährt werden. Ich war in Handwerkervereinen und ſprach, ja ich ließ durch Louis Armand eine neue Regelung der Klubs verſuchen, indem ich die großen Verſammlungen auflöſte und nur kleine Sektionen von drei, fünf, ſieben Menſchen ſchuf, die ſich in wöchentlicher Vereinigung mehr nützen, als wenn ihrer

dreihundert zusammensitzen und berauscht jeder bombastischen Phrase Beifall brullen ...

Aber ... Tankmar war selbst Schuld an der Verzögerung seines Prozesses. Er gefiel sich eben darin, Antworten zu geben, die die Richter irre führten. Seine Absicht war den Freunden in der Nähe und Ferne kein Geheimniß. Er wollte sich so nicht vertheidigen, wie er sich einzig vertheidigen konnte. Er wollte den Bund der Ritter vom Geiste nicht herabsetzen zu einem bloßen Phantome erhitzter, polizeilicher Einbildung. Er wollte nicht geringfügig sprechen von einer Thatsache, die so tiefe Wurzeln in den Gemüthern geschlagen hatte. Er sah, auch durch die Riegel seines Gefängnisses hindurch, die segensreiche Ausbreitung seines Wirkens. Er erhielt Andeutungen, daß diese Stiftung weit über die Grenzen Teffen hinausging, was man in neuester Zeit an Pinsvereinen, innern Missions-, Märzvereinen, Friedensvereinen erlebt hat. Sollte er von einem Advokaten, der ihm gegen seinen Willen vielleicht bei den Assisen beigegeben wurde, hören müssen, daß dieser das Schreckphantom in eine Gaukelei auflöste und den Spott und die Ironie zu Hülfe rief, um die Sache seines Klienten als gefahrlos darzustellen? Tankmar hielt es für seine Pflicht, groß und stolz von Dem zu denken, was man in ihm fürchtete.

Er erbitterte das Gericht durch seine Hartnäckigkeit, er führte es irre durch seine Aussagen, die mehr zugestanken, als man fragte. Er wollte der Träger aller der Schreckengebilde sein, mit denen sich die Feinde der Freiheit ängstigten, er wollte so lange nicht an persönliche Freiheit denken, als sein Gefängniß dazu diente, den Saamen, den die Freunde ausstreuten, zum Aufgang zu bringen. Denn die Macht, die Leidende auf höhere Fragen der Sittlichkeit ausüben, ist größer als die Macht der Glücklichen.

Freilich litt der junge Kämpfer selbst am schwersten unter diesem Opfer, das er brachte. Eine geläuterte reine Flamme der Liebe loderte in seinem Herzen für Selma, nun seine eigne Verwandte. Längst hatte sich ihm Ackermann in seiner wahren Herkunft als Rodewald enthüllt, wenn er mit ihm Abends beim Leuchten der Johanneswürmchen an den Weidenufern der Ulla entlang schritt und Dankmar seine nächtliche Lagerstatt in einem einsamen Gehöft aufsuchte. Als er später Rodewald's Kummer erfuhr über des Fürsten Gyzen Absicht, sich seiner Güter zu entäußern und ihn aus seinem Pachtverhältnisse zu entfernen, konnte er freilich nicht begreifen, was den Oheim so tief dabei verletzte. Dieser schrieb selten, desto eifriger Selma. Oleander war es, der den Vermittler dieser zärtlich

schmerzlichen Grüße machte. Er selbst hätte, da Dankmar die Briefe nicht verbrennen mochte, die der Sicherheit wegen zurückgegebenen lesen können, er selbst, der Selma liebte und seinen Schmerz in der Dichtkunst und dem ernsten Berufe eines Seelsorgers der Gefangenen und Trösters der Leidenden zu vergessen suchte.

Jungen Liebenden kann ja nichts Glücklicheres geboten werden, als nach dem ersten aufflammenden und die Herzen entzündenden Erkennen ihrer Neigung die Trennung und in ihrem Gefolge die Nothwendigkeit eines längeren Austausches ihrer Empfindungen auf dem Papiere. Die Lüge wird hier reine Herzen nie beschleichen. Die Sehnsucht wird um den Ausdruck ihres Verlangens nie verlegen sein. Aber dazu, daß ein Verkehr der Gedanken, wie er bei dem süßen Gekose der unmittelbaren Nähe selten stattfindet, den Verkehr der Gefühle nun ablöse, bietet sich so die reichste Gelegenheit. Nun wird Das, was unbewußt und wie im Traum gekommen schien, nach seiner irdischen Möglichkeit noch einmal durchgedacht; die magnetische Kraft, die ohne Erklärung um so wirksamer fesselt, stärkt sich nun durch die sittliche Begründung Dessen, was da so eng zusammenhielt, und stählt die Herzen für eine Zeit, wo auch das Urtheil und die

weisere Erwägung sich sagen sollen: Du hast das gute Theil erwählt! Das Leben selbst in seinen tausend Erscheinungen, in seinen oft grade dieser Liebe sich feindselig genug zuwendenden Stacheln wird in seinen drohenden Gefahren dann früh erkannt und die ganze Höhe schon übersehen, bis zu der die zärtliche Verschlingung der liebenden Arme ausdauern, sich stützen, sich fortgeleiten soll. Sieht man nach solchem Briefwechsel sich dann wieder, so kommt es wohl, daß man sich völlig neu und anders erscheint. Man hat ein altes Bild verloren, aber ein neues gewonnen. Es währt eine Weile, bis man sich rein menschlich wiederfindet, aber es währt nicht lange, das Befremden ist nur das des größeren Glückes, und man hat sich großer gewonnen, größer gefunden, gestärkter für des Lebens ganze Dauer und die ernsten Klippen aller seiner kommenden Prüfungen.

Selma erwartete mit krankhafter Ungeduld des Freundesschicksals endliche Entscheidung. Sie erzählte in ihren Briefen an Dankmar von Anna von Harder, von Oleander's treuen Besuchen, seinem fortgesetzten Unterricht, von Olga Wäsämskoi ... Von dieser Letztern bestätigte sie, was alle Kreise über die Freundschaft der Mädchen erfahren und selbst beobachtet hatten. Selma nannte Olga einen stillen See, den

traumerisch der Mond beschiene und von dem man Märchen erzähle, die uns erschrecken sollten, wenn sie auf Wirklichkeit begründet wären. Da wären gleichsam Götzenbilder einst wie von den ersten Christen in diesen See geworfen worden und nächtlich am ersten Tage des Mai rühre und reg' es sich in dem See und die Heidengötter blickten aus dem aufgewühlten Gewässer mit düstern Augen empor und sähen sich die Welt an, wie sie nach ihrem Reiche inzwischen geworden. Aber nie wären es bei Olga doch solche Jungfrauen, die dann auftauchten mit falscher Liebe und jene Knaben in die Tiefe lockten, denen sie mit Wasserlilien gewinkt hätten oder gar böse und spukhafte Fratzen. Nein, Olga wäre wohl eine schlummernde Tragödie voll Leidenschaft, ja Zorn, ja Wildheit zuweilen, wenn sie ein schriller Ton wecke, aber ebenso auch konnte sie dem Idyll gleichen, wenn ihr ein Süßes, die Nachtigall, ein Schönes, die Kunst, riefe. Helene d'Aziment hätte dem armen reichen Mädchen den Glauben an die Menschen genommen und doch liebe sie Helenen und weine auch um deren Irrthümer! Sie hätte von Rafflard einst in Venedig das Schlimmste über Siegbert gehört, da hätte sie wollen wahnsinnig werden, sterben, hätte ein Kloster gesucht, aber — an der Hand des Teufels. Selma erzählte, daß Olga

ſie hat, und doch bleibt er ausgeſchloſſen von einer Wirkſamkeit für das Allgemeine und muß, beſchränkt auf ſeine Glaubensgenoſſen, eine Bitterkeit nähren, die ſeinem verſöhnlichen Herzen ſonſt vielleicht fremd geblieben wäre.

Aber Börne war noch unglücklicher als ein Jude; er war ein Jude in Frankfurt am Main! Ueberall pflegt doch wenigſtens die Bildung den Juden für den Umgang in der Geſellſchaft zu emanzipiren; in Berlin und Wien findet unter dieſen Umſtänden kein Unterſchied mehr zwiſchen den Bekennern beider Religionen Statt. Aber in Frankfurt iſt die Schranke für das ganze Leben gezogen; denn ſelbſt in Hamburg tritt die Großartigkeit des Weltverkehrs und der rein unternehmende Charakter des dortigen Handels immer wieder bindend zwiſchen zwei Bereiche, die in der Geſellſchaft ſich allerdings auch dort wechſelſeitig ausſchließen. In Frankfurt aber iſt der Judenhaß bei den Chriſten eine aus den älteſten Zeiten überkommene „Umgangstugend", eine Art faſhionabler Sitte, von der ſich weder der junge Elegant noch die junge Schöne ausſchließt: ſelbſt Bettina verräth in ihrem Briefwechſel, daß ſie zum Judenhaß erzogen wurde. Der alte reichsſtädtiſche Uebermuth erprobte ſeine Kraft von jeher an der Hülfloſigkeit der Juden, wofür nicht nur in Frankfurt Gemälde zeugen, die früher dort an öffentlichen Gebäuden die Unterdrückung der „Schutzbürger" verſinnlichten, ſondern noch eine Menge von Sitten und Rechten, die, da ſie geſetzlich nicht aufgehoben ſind, jeder Chriſt gegen einen Juden in Anwendung bringen dürfte, wenn ſie durch die fortſchreitende Bildung der Zeit nicht in Vergeſſenheit gekommen wären. Zu Börne's Jugendzeit wurden noch die Juden um eine beſtimmte Stunde der Nacht in ihrem traurigen Quartier,

hat, guter Bruder! Dies Mädchen würde dich umschweben wie ein ewiges Madonnenbild, selbst wenn sie eine Langschläferin wäre und Morgens Federn in den Haaren hätte! Denn, bester Oleander, darauf kommt es an, daß eine Frau eine Göttin bleibt, auch wenn sie unsre Strümpfe stopft! Siegbert, diese Olga wird als dein Weib vielleicht in niedergetretenen Hausschuhen, etwas salopp in ihrem Negligé, mit ungeordnetem Haar in der römischen Villa walten, die das Ziel deiner Wünsche ist, aber sie wurde immer eine Hebe, eine Psyche sein, immer die Poesie selbst und deine wahre Erhebung. Bruder, auch wenn Ihr Schulden hattet und Eure Kinder halb nackt mit den Gänsen im Hofe um die Wette schrieen. Ja, ja, so käm' es! Wenn man Euch besuchte, würde kein Stuhl zu haben sein. Da liegen deine Kleider, dort die Nähtereien der Frau, hier die Spielsachen der Kinder, Alles ist voll Farbe, voll Zeichnungen, voll poetischen Schmuzes, aber deine Bilder werden genial sein, dein Weib wird dich den Muth lehren, an die Götter der Schönheit und der Liebe zu glauben! Sie wird uns lachen machen, wenn es heißt, sie ginge selbst in die Küche und sorgte für Salat mit Eiern und holte den Wein aus dem Keller, aber wenn sie käme im blauen oder rothen Gewande, wie eine junge Römerin, wenn sie den Krug erhöbe

mit ſchöngerundetem Arm und den Wein uns in die Glaſer göſſe, die wir uns inzwiſchen ſelber ausgewaſchen haben, dann, Bruder, würd' es doch ein Bild zum Malen werden und wir ſelber würden mitten in dem Rahmen von Epheu, Myrthen und am Fenſter zum Trocknen hängenden Kinderwindeln uns ſchön erſcheinen durch Olga, dein poetiſches Weib!

Aber Siegbert's Briefe ſprachen nicht von Olga. Es kamen viel Briefe an Tankmar von Siegbert aus Antwerpen, von Leidenfroſt vom Tempelſtein, von Werdeck aus Paris, von Louis Armand bald da- bald dorther. Tankmar lebte im lebendigſten Verkehr. Auch Tyſtra ſchrieb und ſprach von ſeinen Bauten und dem entſcheidenden Ja oder Nein! das zwiſchen ihm und Siegbert wählen ſollte, wenn die Ritter vom Geiſte zum erſten Male in ſeiner Tempelabtei im Walde tagen oder turneien würden . . . Oleander lachelte über die Theilnahme eines Tilettanten, der ſich durch ſein Vermogen und ſeine Bizarrerie über die uble Nachrede der vornehmen Welt hinwegſetzte und ſeit dem glucklichen Verkaufe ſeiner Guter in Rußland vor der Macht des Czaren geborgen war . . aber Tankmar rief aus:

O wär' ich frei, frei!

Oleander rieth zu einem Werke mit Egon von

Hohenberg. Er wollte ſelbſt zu ihm gehen, er wiſſe, daß er einer Erörterung zugänglich wäre, die Fürſtin brächte wöchentlich Troſt und Hoffnung nach Tempelheide, ja er hatte ſelbſt ſogar durch ein Gedicht eine ſonderbare Beziehung zum Fürſten gewonnen, ein Gedicht, das Olga mit grauſamer Bitterkeit „Cypreſſen am Grabe Helenen's, gepflanzt von Egon" nannte . . . Oleander, der ſich in die Stimmung aller dieſer Seelen verſetzte, hatte es eines Abends faſt ſcherzhaft in Tempelheide improviſirt, Olga ſchrieb es ſich ſogleich verſtohlen ab und ſchickte es anonym nach Paris; Helene, wahrſcheinlich auf's Tiefſte verletzt, ſchickte es zurück an Egon, als wenn es doch wohl nur von Dieſem gekommen wäre. Egon ſtaunend zeigte das Gedicht Melanie und Melanie erkannte der zu ſolchen romaniſchen Umtrieben über und über geneigten Olga Hand, wodurch Egon dann die Autorſchaft Oleander's erfuhr und dieſen veranlaſſen mußte, die ausführliche Erläuterung eines ſchlimmen Misbrauchs zu geben, den man mit ſeinem poetiſchen Intereſſe an fremdem Seelenleid getrieben hatte. Dies eigenthümliche Gedicht, das in Egon in der That wach rief, was er zuweilen über den Maler Heinrich Heinrichſon empfand, hatte gelautet:

Wehe! Welche Lippen läßt du ſchlürfen
Wieder deiner Liebe Taumelwein?
Iſt es denn dein innerſtes Verdürfen,
Andern Alles, Nichts dir ſelbſt zu ſein?

Nichts der Frauen größtem Liebesruhme,
Nichts, Helene, dem Entſagungsſchmerz?
O du flamm- und blattlosarme Blume,
Wirbelnd um dich ſelbſt gejagtes Herz!

Eine luftgetrag'ne Orchidee,
Schwankſt und rankſt du ohne ſichern Wuchs,
Fühlſt, ob heiß die Welt dich leben ſehe,
Doch den Tod des tiefſten Selbſtbetrugs.

Reien träumſt du? Ach nur aufgeriſſen
Bluten deine Wunden, wie ſich kalt
Auf des Nordpols eiſigen Finſterniſſen
Scheidend dunkelroth die Sonne malt.

Opfre! Doch im Leidenſchaftgeloder
Opfert ſelber ſich ein Genius.
Armes Lamm, das eine Schlachtbank oder
Einen neuen Hirten finden muß!

Dies, wenn Helene es ſelber las, entſetzlich grauſame Gedicht hatte Oleander als einen einfachen „Schmerzensruf der ſchwachen Seele an die ſchwache" niedergeſchrieben. Für Olga war es aber ein wahrer Triumphgeſang geworden. Sie konnte dieſe Verſe mit einer Gebehrde vortragen, als hätten ſie ihre Tante erdolchen ſollen. Oleander berichtete, der Fürſt hätte ihm gütig, ſogar heiter auf ſeine ängſt-

liche Entſchuldigung erwidert; aber Dankmar erklärte, er könnte die faſt komiſche Veranlaſſung dieſer Bekanntſchaft zu ſeinem tragiſchen Falle nicht benutzen. Carlos und Poſa würden ebenſo geendet haben, wenn nicht Philipp zu früh zwiſchen ſie getreten wäre! Er iſt nicht klein, dieſer Egon! ſagte Dankmar. Hätte ihn Philipp leben laſſen ſeinen Carlos, deſſen erſtes Wort wäre auch Ausſöhnung mit Alba geweſen, Carlos wäre ſelbſt nach den Niederlanden gezogen, hätte Egmont ſelbſt hinrichten laſſen, hätte ſelbſt ſich von ihm ſagen laſſen, was Egmont dem milchbärtigen Ferdinand ſagte: Du wirſt ſie nicht verachten, weil ſie mein war . . . Ja! Ja! Oleander! Sie frommer, übel mitgeſpielter Frühlingsſänger, was iſt Das für eine Welt! Welche Menſchen wetteifern mit dem Weſen, das ſie geſchaffen hat! Welche Titanen möchten den Himmel ſtürzen und von ihm Rechenſchaft fordern für ſeine dunkle Geheimnißkrämerei . . . ich habe Mitleid mit Egon. Er wird herabfallen von ſeiner Höhe, wie in ſeinem Gartenpavillon der gemalte Phaeton. Alle Bernſteinſpitzen des Pfeifenkabinets ſeines Vaters werden nicht hinreichen, ihm noch einmal eine einzige Cigarre zu verſüßen. Er wird ein elendes Leben führen, wenn er geſtürzt iſt und nur noch ſich und Melanie quälen kann. Sie werden erleben, daß

Melanie von Hohenberg nicht etwa in die Kirche geht, aber für sich in ihrem Kabinet fromm wird und eine gewisse Ausgabe des Thomas a Kempis mit wirklichen Schmerzensthränen benetzt. Das nenn' ich doch Herzen durcheinandergerüttelt! „O schnöde Welt!" Sagt das nicht Shakspeare?

In solchen und ähnlichen Betrachtungen und Unterhaltungen, verbunden mit der Nutzung von Büchern, Federn und Papier lebte Dankmar bis in den Monat Mai. Das Erbe hatte man ihm in feierlicher Sitzung überwiesen und ihm die Gründe angegeben, warum es noch unter dem Verschluß der Richter bleiben müßte. Seine ganze Antwort war gewesen, daß er sich ein Protokoll dieser Prozedur ausbat und die Angabe eines eisernen Schreines machte, in dem die leichte Papiersumme verwahrt werden sollte; es sollten auf dem Deckel vier kreuzförmig verschlungene vierblättrige Kleeblätter von Silber ausgeprägt werden. Bis zur Anfertigung dieses Schrankes blieben die Stadtkammereischeine, von denen man ihm vorläufig nur den mäßigsten Gebrauch gestattete und eingeschlossen in jener hölzernen Truhe, in der einst Dankmar zu Angerode die Dokumente gefunden hatte, im Gewahrsam der strengbewachten Kasse des Gerichts, die mit ihren eisernen Thüren und Schränken nur einen Hof ent-

fernt von Dankmar's Gefängniß lag. Oleander, als er einmal Eintausend dieser Scheine in der Hand hatte, die er nach Dankmar's Wunsch an Arme geben sollte, sprach die etwas umgemodelten Verse aus dem alten bekannten Gedichte:

Nun möget ihr von dem Horte Wunder hören sagen:
Soviel zwölf ganze Wagen allenfalls mochten tragen
In vier Tagen und Nächten vom Berge zu Thal,
Und ihrer jeglicher mußte fahren an jedem Tag dreimal.

So war der Hort nichts Andres als Gestein und pur Gold
Und ob die Welt man hatte damit genommen in Sold,
Es wäre nicht einmal vermindert um eine Mark Werth,
Es hatten wahrlich die Könige seiner ohne Ursach nicht begehrt!

Wie von den Nibelungen sich da in Burgunden
Die drei Könige des Hortes unterwunden,
Da dachten sie Land und Burgen und Recken, die viel kühnen;
Durch Furcht und Gewalten ihnen sollten damit dienen.

Aber den Wildungen allein gehörte der Hort noch im Land.
Da kamen viel fremde Recken; ihnen gab ihre Hand.
Daß man so große Milde nimmermehr gesehn;
Sie pflogen vieler großen Tugend, das mußte man den Brüdern gestehn.

Den Armen und den Reichen begannen sie da zu geben,
Daß man anfing zu sorgen, ob man sie sollte lassen leben.
Da sie durch ihre Güte so manchen Mannen,
Der den Königen schadete, für ihren Dienst gewannen.

Hagen-Hagen sprach zu dem König: Es sollte ein weiser Mann
So große Schätze nimmer Einem Einzigen lan;
Der bringt es mit seinem Gelde sicher noch zu dem Tag,
Daß es wohl gereuen die stolzen Burgunden mag.

Und nun ſchützten keine Eide des Erbes hehre Hut.
Sie nahmen Dankwar'n das viel kräft'ge Gut,
Sogen ſich der Schlüſſel aller unterwand.
Sodaß der König ſogar zurnte, als er das geſchehen fand.

Der König ſogar ſagte viel lieber: Ob' Wir immer Müh' und Pein
Haben mit dem Golde, ſollten Wir's lieber in den Rhein
Alles heißen ſenken, daß ſein Niemand hat Gewinn!
Da geſchah es auch alſo, daß ſie gingen zum Rheine hin.

Und wie nun der grimme Hagen den Hort im Rheine barg.
Hatten die Könige ſich gelobet, mit Eiden alſo ſtark:
Daß er wohl verhohlen bliebe, ſo lang ihrer Einer möcht' leben.
So konnten ſie ſich ſelber und keinem Andern ihn geben.

Gegen Ende Mai war es dem nun erſt recht in Aufregung gekommenen Gefangenen in einer Nacht, als hörte er ein ſonſt ungewöhnliches Geräuſch. Es kam von der Verbindungsthür eines Vorplatzes ſeines Gefängniſſes mit einem großen von Militairpoſten bewachten Korridor her. Dankwar glaubte, als er deutlich die Zeichen zu unterſcheiden anfing, die ſonſt den Beſuchen des Kerkermeiſters, des Richters oder Oleander's vorherzugehen pflegten, an einen Irrthum in der Zeit. Es war ihm oft genug ſchon geſchehen, daß ihm Tag und Nacht zuſammenrannen und er in der im Winter dunklen Zelle Eins mit dem Andern verwechſelte. Aber ein Blick an die Oeffnung, die hoch oben am Ende einer in die Mauer gehenden

Rundung einen Lichtſchimmer zeigte, bewies ihm die Nacht, denn dieſer Schimmer kam von den grellen Gaslampen des Korridors, auf den dieſe Fenſter engvergittert hinausgingen. Plötzlich erloſch draußen das Gaslicht. Sein Zimmer war dunkel. Er ſtand auf, machte ſich Licht. Und zugleich war es ihm, als ſuchte im Korridor Jemand den Schlüſſel, der zu den Einläſſen führte, und erprobte bald dieſen, bald jenen. Brachte Dankmar die Dunkelheit, die auf dem Korridor eingetreten ſein mußte, mit dieſer unſichern Kenntniß der Oertlichkeit in Verbindung, ſo mußte die Ahnung gerechtfertigt erſcheinen, die ihn plötzlich überfiel, ob nicht irgend eine böſe Abſicht ſich ihm nähere, irgend ein ungeſetzlicher Befehl oder wohl gar — ſein Blick fiel in dieſem Moment auf ein Portefeuille, in dem er eine ihm neuerdings zugeſtandene Summe von mindeſtens mehreren hundert Thalern aufbewahrt hielt. Wenn es unter dem Schutze der Geſetze, unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit auf dieſen Beſitz wäre abgeſehen geweſen? Sein Verdacht verließ ihn, als er in der That die Vorplatzthür geöffnet hörte und in der tiefen nächtlichen Stille das Knirſchen des Sandes unter dem Fußtritte eines ſich Nähernden unterſcheiden konnte. Jetzt glaubte er aufs Neue an einen Irrthum in der Zeit und ſah auf ſeine Uhr. Aber ſie zeigte Eins

Er hielt die Uhr gegen das Ohr, sie ging. Es war Eins in der Nacht. Man holt dich, um dich in irgend ein anderes Gefängniß abzuführen; diese Zelle bietet nicht Sicherheit genug oder man hat sie einem Andern bestimmt, da man glaubt, daß ich nun erst recht nicht entweiche ohne das Erbe ... Aber diese mit Beklommenheit angestellten und von der Vorstellung, es wäre wohl ein Traum, was er erlebe, unterbrochenen Vermuthungen steigerten sich zur fieberhaftesten Unruhe, als wiederum jetzt an der zweiten Thür mit Vorsicht ein Schlüssel nach dem andern erprobt wurde wie aus einem großen Vorrathe von Schlüsseln. Das war der Gefangenwärter nicht! Dieser konnte selbst in nächtlicher Verschlafenheit nicht unsicher sein in der Wahl des rechten Schlüssels. Und da diese Versuche nicht endeten, eine stille, fast geisterhafte Hand an dem Schlüsselloche immer mit neuen Schlüsselbärten kratzte und wenn sie eingingen, vergebens an den Federn drückte, so konnte er entweder nur an Befreiung oder an einen bösen Ueberfall denken. Was sollte er thun? War es ein Befreier, wie konnte Tankmar da in der Besorgniß eines Ueberfalls rufen, das Werk fremden Muthes, vielleicht einen Auftrag des Bundes zerstören! Und doch sammelte die Brust von dem stockenden Athem so viel Spannung, daß ein Schrei nach der Oeffnung des

der von Spindler zum Schauplatz eines Romans gewählten Judengasse, eingeschlossen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften sie nur den Fahr- nicht den Fußweg betreten; das Mach Mores, Jud! hat bekanntlich Börne selbst sehr witzig auf den frankfurter Senat angewandt, der nun auch vor den fremden bei ihm eingelegten Garnisonen Mores machen müsse. Die vierzehn nur erlaubten jährlichen Ehen sind zwar der Aufklärung der Zeit gewichen; sogar einige der reichsten Banquiers sind in das christliche Casino aufgenommen worden; aber sonst dauert die Abneigung und die Trennung immer noch fort. Der jüdische Knabe ist in der kecken Sprache der Stadt ein „Juddebub"; die Casinos und die Gesellschaften vermischen sich nicht, die jungen noch so reichen und höchst gebildeten jüdischen Damen kommen mit den weiblichen Sprößlingen der stolzen Patriziergeschlechter in keinerlei Berührung; nur im Theater und Concert läßt sich die Begegnung nicht vermeiden; sogar die Freimaurerlogen, die doch der Bruderliebe und dem Gott, der das das „höchste Wesen" ist, mag er nun Brahma, Allah, Jehova oder Christus heißen, gewidmet sind, selbst diese schließen sich einander aus und mauern jede nach ihrem eignen Religionsbekenntnisse. Wenn sich auch hier wohl Manches zur Entschuldigung der Christen sagen ließe und die Absondrung, deßwegen, weil die Juden meist sehr wohlhabend sind und immer den Chef von Frankfurt, Rothschild, an ihrer Spitze haben, öfters beinahe wie eine Farce herauskommt, so kann sie doch für ein tieferes Gemüth nur verletzend wirken. Bei Börne war dies sicher der Fall; wenn ihm auch sein Talent, aus diesem ganzen Wust die Philisterei herauszuerkennen, davon eine mehr heitre, als trübsinnige Auffassung gestattete.

Fenſters zu, ein donnerndes: Wer da! ſchon auf ſeinen Lippen ſchwebte. Dankmar wagte ihn nicht aus Befangenheit. Er konnte nicht an ein Verbrechen glauben. Der Gedanke der Befreiung erfüllte ihn plötzlich mit einem ſo aufwallenden Lebensmuthe, daß er ſich wohl für den Fall des Irrthums vorzuſehen beſchloß, ſich aber auch auf den Empfang jedes beſſern Beſuches von Herzen rüſtete. Das Licht ſtellte er entfernt, um es vor dem Auslöſchen zu ſchützen. Er ergriff den hölzernen Schemel, auf dem er ſaß, ſteckte das Portefeuille in ſeine Bruſt und wandte ſich eben zur Vertheidigung gerüſtet gegen das unheimliche Walten der Thür, als dieſe aufſprang und im fahlen Dämmerlichte ein Menſch vor Dankmar ſtand, den in dieſem Augenblicke wiederzuſehen ihm das Haar emporſträuben mußte. Es war Friedrich Zeck's Sohn.

Hackert! rief Dankmar, und hob den Schemel, um dieſen unerwarteten Gaſt beim erſten Schritte vorwärts niederzuſchlagen.

Hackert hob die Hand abwehrend und zum Stillſchweigen bedeutend; mit der Linken ſtreckte er einen gewaltigen Schlüſſelbund dem möglichen Angriff entgegen.

Es war in der That Hackert mit offnen Augenlidern, nicht träumend, wie Dankmar, in Erinnerung

an den Heidekrug, im ersten Augenblick glauben konnte. Sein zweiter Gedanke war eine Bestätigung seiner Befürchtung, die er in den halblaut ausgestoßenen Worten aussprach:

Was wollen Sie?

Aber schon hatte Hackert die Finger an die Lippen gelegt und so entschieden die Gebehrde des Schweigens gemacht, daß Dankmar keinen Zusammenhang begreifen konnte, seine Waffe senkte und nur im Rücken das Licht zu schützen suchte ...

Hackert winkte ...

Dankmar sah nur den Ueberfall, nur die böse Absicht, nur den Angriff auf sein Geld, er ahnte einen Hinterhalt und blieb stehen.

Hackert winkte dringender und zog sich fast in das dunkle Vorzimmer zurück ...

Dankmar wollte ihm nicht folgen.

Spitzbube! flüsterte er, soll ich schreien? Dich an den Galgen bringen?

Hackert verzog seine blassen Gesichtszüge zu einem bittern Lachen. Er hätte mit jener Sprache reden mögen, in der er sich Schmelzingen zu verstehen gab, als er schon einmal diesem Ungläubigen einen Liebesdienst erwies. Er konnte nur winken, nur die Zeichen der dringendsten Eile machen ...

Dankmar ſah die geöffneten Thüren, aber das Dunkel ſchreckte ihn. Hackert wird ſich wie eine Katze auf dich werfen! Was ſollſt du thun? Die Poſten ſcheinen verändert. Auf dem Korridor iſt Alles ſtill. Dennoch, wie von der magnetiſchen Kraft der Situation überwältigt, hätt' er ſich jetzt entſchloſſen, vorzugehen, wenn ihm nicht, da ſein Auge ſich inzwiſchen an die Dunkelheit ſchon gewöhnt hatte, plötzlich auf fünf Schritte von Hackert im Korridor entfernt eine hohe, ſtämmige Rieſengeſtalt, verwachſen und doch wie ein Hüne anzuſchauen, aufgefallen wäre. Nun ſtand in ihm feſt, daß Hackert im Bunde mit Helfershelfern ihn überfiel und nichts hielt ihn ab, ihm jetzt zuzurufen:

Denkſt du, Böſewicht, daß ich ſo leicht wie Pferde zu morden bin?...

Aber weiter konnte er nicht reden. Hackert ſprang auf ihn zu, zeigte, um Dankmar's Aufmerkſamkeit abzuwenden, auf die Fenſterrundung in der obern Mauer und ſprach mit heiſrer, nachdrucksvoller Stimme:

Soll ich wieder hundert Thalerſcheine auf's Pflaſter werfen? Kommen Sie in Teufels Namen —!

Dankmar blickte ihn ſtarr an. Der große Ungeſchlachte in der Dunkelheit war verſchwunden...

Wir haben noch drei Thüren zu öffnen, fuhr

Hackert heiser und leise fort. Die Schlüssel, die zu Ihrem Gelde führen, kenn' ich. Die sind's!

Und auf drei gewaltige Schlüssel, die er aus der Rocktasche zog, deutend ging er voran.

Dankmar folgte. Wie konnte er jetzt zurückbleiben! War es auf einen Diebstahl seines Vermögens abgesehen, warum sollte er den Anlaß nicht benutzen, da nun gewiß zugegen zu sein? Er fühlte Hackert's knocherne feuchte Hand. Sie hatte ihn mit krampfhafter Aufregung ergriffen; er folgte willenlos.

Halten Sie sich an mich, sprach Hackert. Die Pantoffeln aus! Auf den Zehen! Einen Schnupfen ist die Abreise schon werth. St! Reden Sie nichts!

Dankmar ließ mit sich geschehen, was geschah. Die Erinnerung an Hackert's Rechtfertigung damals mit dem Pferde Lasally's hatte ihn entwaffnet. Er folgte und bewunderte die Gewandtheit, wie Hackert mit der einen Hand ihn, mit der andern den Unbekannten führte, der sich im dunkeln Korridor ihnen wieder zugesellte.

Dieser tappte und trat so ungeschlacht auf, daß ihn Hackert einen Bären und Elephanten über dem andern schalt.

Wer ist Das? fragte Dankmar.

Vorgesehen! war Hackert's Antwort.

Die Wanderung dauerte mehre Minuten. Endlich stand man still. Hackert flüsterte:

Das ist die Verbindungsthür! Still! Die Wache wird im Hofe abgelöst . . .

Es schlug grade ein Uhr von den nahegelegenen Rathhaus- und Johanniskirchenthurmen. An die Wand gedrückt, wartete man das Verhallen der militärischen Tritte ab, die über den steinernen Fußböden der Höfe hörbar waren. Durch ein Fenster glaubte Dankmar, der diese Räumlichkeiten kannte, wol unterscheiden zu können, daß die Schildwache auch eben an dem Eingang der Gerichtskasse erneuert war. Doch auch die Thur, die Hackert eben aufschloß, führte in das scharfbewachte Nebengebäude. Jetzt versagten ihm die Schlüssel nicht. Der Große, dessen Konturen Dankmarn allmälig an irgend eine ihm schon vorgekommene Persönlichkeit erinnerten, trappte schweigend, nicht einmal auf Socken, sondern mit bloßen Füßen dem Führer nach, der endlich eine Stiege herab, dann wieder eine hinaufschritt. Alles war hier dunkel, still und schauerlich einsam. Aber Hackert kannte jeden Gegenstand. Einige Stufen empor blieb er stehen und begann die noch zwei übrigen Schlüssel erst an einer eisenbeschlagenen Thür zu prüfen. Der eine paßte. Nach kurzer Weile trat man in den Kassen-

raum. Ein großer Schrank wurde vom zweiten Schlüſſel geöffnet. Jetzt hörte Dankmar nur die an den Andern gerichteten Worte:

Taſten Sie nach dem hölzernen Kleeblatt! Richtig! Da! Die Silberarbeiter ſind mit dem Luxus noch nicht fertig. Aufgehoben!

Und der Dritte bückte ſich und Hackert half einen Gegenſtand den mächtigen Schultern aufladen. Dankmar wußte nicht, wo ihm die Beſinnung blieb. Er fühlte den hölzernen Schrein, in dem einſt ſeine Dokumente von Augerode gelegen hatten. Er fühlte das Kreuz auf dem Deckel. Er wußte ja, daß man zu den Dokumenten die Stadtkämmereiſcheine gelegt hatte. Die Truhe war trotz des papiernen Inhaltes ihrer klumpen Geſtalt wegen nicht leicht.

Nun zurück! flüſterte Hackert, lehnte die Schrankthüre nur eben an, ließ den Schlüſſel ſtecken und tappte vorwärts. Aber krachend ſtieß der Träger mit ſeinem Schrein an die Wandecken.

Donner! Wenn wir nicht Licht haben, rennt Der noch eine Säule um . . .

Und Licht verräth dich! flüſterte Dankmar. Und Licht zeigt mir den Kameraden! Wer iſt's? Hackert, ich folge wie ein Taumelnder; aber Gott ſei deiner Gurgel gnädig, wenn Ihr die Frechheit habt, mich

mit dem Schein einer Spitzbüberei, die nur Ihr, nur Ihr begangen habt, entfliehen zu laſſen . . .

Nur keine Reden gehalten, Herr! Es ſchallt hier! war Hackert's ganze Antwort.

Man ging denſelben Weg zurück, den man gekommen war . . .

Jetzt galt es die Korridore zu vermeiden, in denen die vielen andern Gasflammen noch brannten und die Schritte der Wachen hörbar waren. Sie befanden ſich wieder im Profoßhauſe. Dankmar begriff nicht, wie man die Ausgänge deſſelben gewinnen, wie man mit einem ſo auffallenden Gegenſtande, dem Schrein, ſich aus ihm entfernen konnte.

Hackert lenkte aber in einen Seitengang. An dem äußerſten Ende war ein kleines Fenſter, das auf die Straße führte. Es war nur ein Luftloch, ein ſchmaler Streifen in der Wand. Hackert ſchien Dankmar'n toll, als er die Miene machte, durch dieſe kaum handhohe, aber breite Oeffnung mußte man nun auf die Straße gelangen.

Der Schrein und wir? Hierdurch?

Der Dritte ſetzte den Schrein ab. Hackert deutete nur auf Stillſchweigen.

Unwillkürlich ſchauderte Dankmar wieder vor einem Gedanken zurück, der ihn plötzlich berührte. Er kam

ihm mit Stricken, die er fühlte. Wo dieſe Stricke herkamen, ſah er nicht. Er fühlte ſie nur, hörte nur das Auseinanderwinden ... er dachte ſich die Folgen gefährlicher Prozeduren, die Hackert wagte, zu ſeinem Vortheil wagte und ihn dann allein kompromittirt zurückließen ...

Hier ſoll bald Licht werden, flüſterte Hackert. Wir haben vorgearbeitet. An dieſer Säule machen wir die Stricke feſt. Sie iſt ſtark genug und die Stricke reichen zehnmal bis hinunter. Hinter der Johanniskirche faſt an der Ecke, die zu Schlurck's führt — Sie kennen die Gaſſe — ſteht ein Wagen ... Daß wir ja zuſammenbleiben! Hören Sie?

Und während Dem ſchon öffnete ſich die Lücke. Ein Stein wich unter Hackert's Hand vom andern, immer größer, immer weiter, immer heller wurde der Raum. Bald war er ſo groß, daß ein Körper hindurch konnte, bald ſo groß, daß der Schrein ſich konnte einfügen laſſen, bald ſo, daß Dankmar ſchon die Johanniskirche ſah und das Scharren von Pferden auf dem nächtlich ſtillen, einſamen Straßenpflaſter hörte ...

Jetzt hieß es, Dankmar ſollte zuerſt durch dieſe im Stillen längſt gebrochene Oeffnung und an dem Seile, das um den Pfeiler geſchlungen war, hinuntergleiten.

Ich zuerſt? ſagte Dankmar zögernd und aufs Neue voll Mistrauen . . .

Keine Komplimente! Raſch! Raſch! Die Wachen, ich' ich, und gar nicht ſchläfrig —

Hackert! ſprach Dankmar mit letzter zuſammengenommener Kraft. Wenn das Alles ein Bubenſtück wäre —

Aber Hackert drängte ihn an die Mauerlücke mit der Antwort:

Zum Teufel! Sie ſehen ja, es iſt bloße Höflichkeit.

Ich bleibe zuletzt, ſagte Dankmar entſchloſſen, ich ſteige nicht, ich bleibe bei meinem Schrein . . .

Eine Fluth der ſcheußlichſten Verwünſchungen kam nun aus dem Munde des von Schweiß triefenden Paul Zeck, der am liebſten dem ewigen Zweifler an die Gurgel geſprungen wäre und ihm die Halsbinde zugeſchnürt hätte. Der Dritte, der mit ſeinem Schrein auf dem Kopfe ruhig wie eine Karyatide des Alterthums ſtand, dieſen freiſchwebend und doch ſo feſtgeklammert hielt, wie Etwas, das er nur mit ſeinem Leben laſſen würde, flüſterte in einer eigenthümlichen weichen Lispelſprache:

Steigen Sie! Steigen Sie! Die Runde kommt...

Ich gehe nicht . . . erwiderte Dankmar.

Wir kommen aber doch vom Tempelſtein! ſprach der Fremde jetzt mit kräftigerer Betonung und gleichſam ihren Verſtand beglaubigend.

Tankmar erſtaunte über dies Wort. Der Tempelſtein war das Erkennungswort des Bundes für die Zeit bis zu den nächſten Solſtitien ...

Vom Tempelſtein? fragte er betroffen und nun glaubte er den Träger ſeines Schreines zu erkennen ... Sie ſind ...

Danebrand! flüſterte Hackert. Hören Sie denn drüben nicht die Pferde aus dem Pelikan? Sie wittern Ihre Nähe! Peters kann ſie nicht beruhigen ... es geht direkt nach Angerode zu. Hoffentlich iſt Belle im Stall geblieben.

Und nun war Tankmar ſchon in der Lücke, ſchon preßte er ſich auf die von Hackert nächtlich zum Zweck der Flucht mühevoll gelockerten Steine, ſchon glitt er das glattgeſtrichene Seil hinab ...

Aber die Ahnung Danebrand's, daß die Runde käme, war keine Täuſchung ... Tankmar, unten auf dem Straßenpflaſter angelangt, hörte Geräuſch. Hackert's Kopf ſah er ſchon durch die Breſche. Er folgte in der That. Er war nicht von ihm betrogen, aber die Eile, mit der Hackert katzengleich herunterſchoß, erſchreckte ihn. Hackert war unten.

Ueberhaupt irrt man sehr, wenn man bei Börne in Betreff seiner jüdischen Herkunft jene übergroße Empfindsamkeit voraussetzt, die jetzt in der Behandlung der Emanzipationsfrage Sitte geworden ist. Freilich, da er früh Christ wurde, und noch früher, schon als Knabe von vierzehn Jahren, in christliche Verhältnisse und Lebensweisen eintrat, mag in ihm diese Stimmung auch schon allmälig verklungen sein; in der Weise aber, wie sie sich z. B. in „den trauernden Juden von Babylon" und ähnlichen Versinnlichungen des „Judenschmerzes" ausspricht, kam sie entweder bei ihm nicht mehr auf oder hielt nicht lange an. Um aufrichtig zu sein, Börne verhielt sich weniger emphatisch zu den neuern Versuchen für die Judenemancipation, als manche seiner frankfurter Freunde gern gesehen hätten. Es störte ihn theils die Einseitigkeit einer solchen Freiheitserklärung, die gleichsam nur für eine Classe von Menschen fast aristokratisch erfolgen sollte, während er die ganze Menschheit in Fesseln und Banden sah; theils kannte er die innre Organisation der jüdischen Gesellschaft zur Genüge, um nicht zu fürchten, daß der Geist der Geldsucht, die rein materielle Richtung der meisten Juden sich mit den Drängern der Menschheit verbinden und sich auf die Masse des ganzen Volkes werfen würde. Deßhalb wünschte er, daß sich die Rothschilds lieber taufen ließen. Wenn er auch in seinen Briefen dagegen protestirt, daß er die Rothschild's hasse, so entsetzte er sich doch vor der politischen Stellung, die die vorzugsweise jüdische Börse im modernen Europa einnahm, vor diesem Geist der Anleihen und der Papierspekulationen, wo mit den Thränen und dem Blut der Völker die Course der Staatseffekten notirt werden. So viel Mitleid er mit dem armen jüdischen Mann hatte, der

Die Runde! flüſterte er drängend. Fliehen Sie! Fort! Fort!

Dankmar blieb aber. Er ſah eben den Schrein durch die Lücke gedrängt, ſah eine Hand um die Pranken des Holzes geklammert, ſah das Seil ſchwanken hin und her von der gewaltigen Laſt... Da donnerte oben ein vielſtimmiges Wer da?

Hackert ſtößt Dankmarn faſt gewaltſam fort und zeigt auf die Johanniskirche und ihre majeſtätiſchen Schatten...

Der Schrein iſt heraus aus der Lücke, Danebrand's Kopf wird ſichtbar, die linke Hand hält den Schrein ſchwebend in der Luft, während die rechte halb ſich ſtemmend in der Mauerlücke, halb das Seil ergreift...

Da kracht ein Schuß... Der Schrein ſtürzt hinunter, Hackert ruft: Fort! und man müßte die paniſche Gewalt des Schreckens und den Einfluß der Situationen auf die Seele ſelbſt des Muthigſten verkennen, wenn man nicht natürlich finden wollte, daß Dankmar im Augenblick des Schuſſes hinübereilte zu dem Wagen. Auf halbem Wege hielt er jedoch ſchon inne. Er ſah, daß Hackert den Schrein, den man hätte in tauſend Stücke zerkracht glauben ſollen, wie mit übermenſchlicher Gewalt auf ſeine ſonſt ſo ſchwachen

Schultern lud. Nun floh er an den Wagen, fand dieſen, fand ihn ſchon geöffnet, es war Peters, der ihn bebend grüßte und während er kaum den Schlag mit der Hand gefaßt hatte, ſchon die Pferde anpeitſchte... Hackert taumelte herüber, ihm nach... Aber Danebrand! Danebrand!... hätte Dankmar rufen mögen... Da erſchallt ein Trommelwirbel in dem Profeßhauſe, Fenſter werden erleuchtet, Stimmen hörbar, die Pferde ziehen an... Hackert! Hackert! ruft Dankmar von dem nur halb betretenen Tritt herab. Er ſieht ihn plötzlich nicht mehr, er hört ihn plötzlich nicht mehr... Hackert! Hackert!... Der Trommelwirbel wird ſtärker. Die Thüren des Profeßhauſes öffnen ſich ſchon. Halt! Halt! hört man rufen. Da läßt Peters die Zügel ſchießen und hohl und dumpf widerhallend in der nächtlichen Stille brauſt der Wagen davon, geſchützt von den rieſigen Schatten der gewaltigen Gebäude, die in dieſem altergrauen Viertel faſt geſpenſtiſch nebeneinander ſtehen.

# Eilftes Capitel.

## Die Richtung Trompetta-Flottwitz.

Ermuthigt vom Glück wagt man die größere Gefahr.

Fröhlich, heiterbewegt schritt ein Gast von der Tempelheider Anhöhe nieder, sah noch oft rückwärts, grüßte noch oft die Frauen, die ihm mit Tüchern nachwinkten. Die Zeit der Sorgen war noch nicht vorüber. Sie sollten erst noch recht in ihrer bedrängenden Schwere kommen; aber eine war doch abgeschüttelt: Dankmar Wildungen war in fremden Landen geborgen vor der Qual dieses Kerkerlebens, das selbst dem Muthigsten vor der Zeit den Glanz des Haares bleicht, vorzeitige Furchen in die kühnsten Stirnen gräbt!

Rodewald hatte seit dem Tage, wo ihn Fürst Egon in Hohenberg abwies, ein nach Außen vielbewegtes, in sich stilles Leben geführt. Das, was er von Murray beim Abschiede von der Residenz erfahren, über

Pauline von Harder, über den Baron Grimm, über einen Paul Zeck, der leben ſollte, war Stoff genug, um zuſammenſchmelzend mit Dankmar's Schickſal ihm in jede freudige Erinnerung an Anna von Harder, in jede Nachricht von Tempelheide bittern Wermuth zu miſchen. Die Nachricht von dem Gewinn des Prozeſſes hob auf einige Zeit ſeine gedrückte Stimmung, aber lähmend vollends wirkte die Nachricht, die er von Herrn von Zeiſel erfuhr, daß der Fürſt beabſichtige, alle ſeine Güter zu verkaufen. Mitten in den Zurüſtungen, die er auf eine zehnjährige Pachtung hin glaubte wagen zu dürfen, dieſe Nachricht! Mit welcher Liebe hatte er ſich der Hoffnung einer Wiederherſtellung der Glücksumſtände Egon's gewidmet! Wie verklärt ſchien die Abendſonne des Lebens auf dies ſein emſiges Mühen und Walten, dem er eine irdiſche Anerkennung niemals wünſchen, nie von Denen erwarten konnte, denen zu Liebe er ſich mühte und arbeitete! Rodewald war über die Beziehung ſeines Lebens zu weltlichen Erfolgen hinaus. Er war längſt in jene geweihteren Hallen der Betrachtung getreten, wo der auch nicht feierlich emporgerichtete Blick des Auges doch immer das Ende und ſchon den Ausweg aus dieſem Labyrinth aller Erdenräthſel zu ſuchen ſcheint und an jede That ſich der Maaßſtab nur noch

des eignen Genügens legt. Er billigte ganz, daß der gute, ſich ſelbſt in den Andern lebende Oleander ihm einſt mit der Aufſchrift: „An meinen Abendſtern“ ein Blättchen gegeben, auf dem es hieß:

Bei einem Ziele bin ich angekommen
Ob auch am rechten? . . . weiß ich nicht zu ſagen.
Zwar mit dem Strome bin ich nie geſchwommen,
Doch war's die Welle, die mich ſo getragen!
Gescheitert hab' ich manches Riff erklommen
Und manchen Preis erwarb ſich kühnes Wagen.
Doch muß von den erträumten ſchönen Tagen
Mir dieſe mehr als jetzt die beſte frommen.
Das Höchſte ſuchend bald im Thatendrange,
Bald im Genuß, wo ich die Perlen wollte,
Fand ich — nur Schaalen! Ach, der Namen grollte
Er grollt noch jetzt und will mir Wunder ſagen. —
Die noch erreichbar —! Welchem Ueberſchwange
Laß ich genügen jetzt mein ſtill Begnügen.

Darin, daß Egon von Hohenberg für die Legitimität ſtritt und ſein Sohn war, ſah er ein Räthſel. Ein teufliſcher Gedanke hätte ihm rathen können, hohnzulachen dieſer tollen Welt des Irrthums und der Lüge. Ihm war dieſer teufliſche Gedanke nie gekommen; ihm ſchilderte ſein Verhältniß zu Egon das Verhältniß der ganzen Zeit zu ihren Verfechtern oder Anklägern. Er ſagte ſich: Das iſt Euer Adel, Eure Erbberechtigung, Eure Monarchie, Eure Kirche,

Eure Sitte, Euer Glaube, Eure Konvention! O die Konvention, dies Angenommene, dies einmal gelten Sollende! Und so bitter dieser Ausruf, ihn reizte er nicht, dem Teufel zu dienen, der diese Lüge schuf. Er dachte, grade in diesem Misverhältniß von Zweck und Mittel, von Absicht und Einsicht bewege sich die ganze Zeit und das Jahrhundert und still trug er die Rolle, die ihm gleichsam eine andre Ordnung des Weltenplanes auferlegt hatte, still arbeitete er auf eine innere, geistige Ausgleichung des Ungleichartigscheinenden und doch sich Angehörenden hin. Feierlich bewegt war er an die Aufgabe gegangen, jener höhern, unsichtbaren moralischen Weltordnung zu dienen, indem er für Egon väterlich handelte. Ja, er dachte sich: So wirkt ja die Gottheit ganz still und unsichtbar für sich nach ihrem Plan und verkehrt die Pläne der Menschen, und was sollte kommen, wenn die wahre gesellschaftliche Religion nicht eben die wäre, daß das Reich des Guten und Schönen dem Walten der Materie und der Leidenschaft immer entgegen arbeitete und sich schon auf Erden eine Harmonie erzeugte, die dem einst brechenden Auge wie ein Regenbogen des Friedens erscheinen, dem nicht mehr Irdisches hörenden Ohre wie Sphärenklang ertönen wird? Ach, und da nun von der Materie gestört zu werden, da nun hören zu müssen: Du wirst

aus dieſem ſtillen Zuſammenhang deiner höhern Pflichten geriſſen, wirſt die Werke der Liebe aufgeben müſſen! Es that ihm ſo weh, füllte ſein Herz ſo mit Trauer, ſo, daß Franziska Heunisch, jetzt die Pflegerin ſeines Hauſes, Sorge um den Edlen tragen mußte und der Tochter gern ſie ausgeſprochen hätte, wenn dieſe nicht ſelbſt des Kummers genug hätte zu tragen gehabt.

Nun kam nach einem neuen herben Winter die dreifache Botſchaft: Egon verkauft die Herrſchaft, Dankmar hat das Erbe, Dankmar iſt entflohen! Da hielt es Rodewald nicht länger. Er mußte in die Stadt, wenn auch nur auf einige Tage. Er wollte Selma's Freude ſehen, wollte den Verſuch wagen, den Fürſten zu ſprechen, ihn über ſein wahres Intereſſe aufzuklären. Frohbewegt war Alles in Tempelheide, nur den Greis hätte er gewünſcht muntrer anzutreffen; er kränkelte ſeit der letzten Lage und ſchien bedenklich der Auflöſung nahe... auch über Dankmar's Verluſt, den nicht aufgefundenen Schrein, war man in erklärlichſter Sorge, trotzdem, daß Dankmar ſelbſt geſchrieben hatte: Ihn hätte ein edles Mädchen, Louiſe Eiſold, verſichert, daß er in Hackert Vertrauen ſetzen dürfte ... doch wollte er zu Egon gehen, wollte den beklemmendſten Schritt ſeines Lebens wagen, wollte

dem Manne in's Auge blicken, den er faſt haßte, ob er gleich ſo mahnend berufen war, ihn zu lieben.

Rodewald hatte ſich in der bekannten ehrerbietigen Aufwartungstracht gekleidet, war an der Pforte des Palais geweſen . . . der Fürſt, hieß es, iſt nicht anweſend, iſt ausgefahren . . . er hatte ſich nicht nennen mögen . . . aber nach Tiſch, hieß es, um fünf Uhr, dann wäre eine gelegene Stunde . . .

Er benutzte die Zwiſchenzeit, in dem wilden Volksgewühl der Brandgaſſe Friedrich Zeck aufzuſuchen. Er fand ihn leicht wieder heraus aus dieſen Winkeln und Gaſſen; denn Jeder kannte den Alten mit der ſchwarzen Binde, Jeder zog vor ihm den Hut, Jeder fand Gehör, wenn er ſich dem ſtillwirkenden Freund der Armen nahte . . .

Rodewald fand „Murray" in Trauer um das Schickſal ſeines Sohnes Hackert, der Sohn Paulinen's war verſchwunden. Sein Antheil an der Befreiung Dankmar's zeigte ſich dunkel, aber unwiderleglich. Der Einzige, der den ſicherſten Ausweis hatte geben können, Tanebrand, lebte nicht mehr. Ein Schuß der Patrouille hatte ein Leben voll Aufopferung geendet. Man zog, als Licht kam, den Getroffenen aus der Breſche und fand von der beſten, edelſten, gutmü-

thigſten und treuſten Seele der Welt nur einen Leichnam . . .

Rodewald entſann ſich von der Willing'ſchen Fabrik des großen ungeſtümgeformten Arbeiters, der damals in Verdacht kam, ſein Portefeuille genommen zu haben und ſogleich gerechtfertigt wurde. Er ſtand für eines ſolchen Menſchen beſte Abſicht und verbürgte nun faſt auch Hackert's redlichen Antheil.

Dann iſt mir aber meines Sohnes Verſchwinden räthſelhaft! erwiderte Zeck. Niemand weiß für ſicher, daß er mit jener Flucht zuſammenhing, ich ahnte es nur und von Ihnen erſt hör' ich, daß jenes Mädchen, das ihn zu dieſem Abenteuer veranlaßt zu haben ſcheint, den Namen Hackert's in Verbindung mit Dankmar's Befreiung nennt. Verdacht iſt genug ausgeſprochen worden. Par war hier. Alle Welt iſt befremdet über Hackert's Verſchwinden. Man will auch einige Kennzeichen ſeines Antheils an jener Flucht wol gefunden haben. Man behauptet, nur ihm hätte gelingen können, ſich mit den Schlüſſeln zu verſehen, ihm nur wäre die Liſt und Verſchlagenheit zuzutrauen, ſich durch tauſend Vorſpiegelungen und tollſte Künſte in Beſitz der einzigen Befreiungsmittel zu ſetzen. Aber der Schrein! fuhr Zeck fort. Soll ich wirklich glauben dürfen, daß ihn eine vollkommen gute Abſicht be-

ſtimmte, an ſeiner Entwendung behülflich zu ſein? In dieſem Falle, wo weilt Paul, warum erfährt Wildungen nichts, was ſoll man von dem Allen denken?

Rodewald verhieß eine troſtliche Löſung. Wäre auch das Zeugniß jenes Mädchens zweifelhaft, von dem er ſich damals auf dem Fortunaball überzeugt hätte, mit welcher Leidenſchaft ſie an Hackert hinge, der Keim des Beſſeren ſchiene doch durch den Vater in ihm aufgegangen ... und nun erzählte dieſer von der Vergangenheit und half Rodewald über die Stimmungen hinweg, die allzu ſtürmiſch auch in ihm wogten und wallten.

Zuletzt dem Schickſal Dankmar's ſich wieder zuwendend, ſagte Rodewald:

Es nimmt mich Wunder, ſchon Kämmereiſcheine der von Ihnen gefertigten Art im Verkehr zu ſehen...

Sie waren von Dankmar ausgegeben für perſönliche Zwecke, ſagte Zeck. Tauſend Thaler für die Armen, andre Tauſend ſind perſönlich bewilligt worden. Ohnehin durfte er nur von drei zu drei Jahren Einhunderttauſend in Verkehr bringen ...

Wenn ein Verbrechen hier ſtattfände, ein Unglücksfall, ſo müßte die Amortiſationsklage zuläſſig ſein ...

durch die Straßen seinen Zwerchsack trägt und nach den Fenstern der Häuser Handle! hinaufruft, so abscheulich war ihm der Vorschub, den die reiche Judenschaft der weltlichen Tyrannei leistet, so widerlich war ihm der Ehrgeiz der reichen Judenfamilien, wenn sie des Umgangs mit der christlichen Aristokratie sich rühmten und glücklich waren, ihre Töchter auf dem Ball eines Gesandten tanzen zu sehen. Börne hatte auch kein Interesse an der neuerdings üblichen zu übertriebenen Herausstellung der Nationalität und der sittlichen Sonderung, sondern wünschte eine Verschmelzung, eine völlige Germanisirung des Judenthumes; wenigstens lassen sich die Stellen in seinen Briefen, wo er den ihm werdenden Mahnungen, sich der Judensache besser anzunehmen, ausweicht, nicht anders erklären; vor allen Dingen war ihm diese Sache keine Frage für sich, sondern sie hieng ihm mit den Hoffnungen des ganzen deutschen Volkes, mit der Freiheit der ganzen Menschheit zusammen.

Börne's Großvater war Finanzagent am ehemaligen Kurfürstl. Cölnischen Hofe und wohnte in Bonn. Wer von ihm erzählt, nennt ihn einen „feinen Mann," worunter ein sicheres Auftreten in der Gesellschaft, ein rücksichtsvolles Benehmen gegen Vornehme und Niedre, gelernt in der Schule des Hofes, zu verstehen ist. Er soll bei einer Vacanz des kurfürstlichen Stuhles für einen österreichischen Erzherzog sich sehr thätig bewiesen und ihm die Mehrzahl der Wahl-Stimmen am Capitel zugewandt haben, woraus sich zum Theil die freundlichen Beziehungen desselben und später seines Sohnes zum Wiener Hofe erklären lassen. Maria Theresia bekannte sich als ihm für diesen, einem ihrer Söhne geleisteten Dienst dauernd verpflichtet und gab ihm die Versicherung,

Ich zweifle . . .

Wie? Das wäre ja ein entſetzliches Unglück . . .

Man ſieht mehr Scheine bereits in Umlauf, als Dankmar ausgegeben hat . . .

Falſche?

Rechte!

So wäre der Schrein in die Hand eines Betrügers gekommen . . .

Murray ſtand voll Bewegung auf. Das furchtbarſte Mistrauen in ſeinen Sohn überfiel ihn wieder auf's Neue und vor Schmerz rief er:

Was iſt dieſe Welt! Was iſt all' unſer Müh'n und Suchen! Oft fühl' ich, daß ich mich dem Wahnſinn nahern konnte!

Nein, nein, ſprach Rodewald beruhigend. Es kann nur jenes Geld in Umlauf ſein, das Dankmar ſelbſt verausgabte . . .

Viel, viel mehr iſt in Umlauf . . .

Und Dankmar beſitzt den Schrein nicht? Hackert iſt verſchwunden, Danebrand todt, Dankmar weit entflohen. Wer löſt dieſen Zuſammenhang? Wenn die böſen Mächte der Regierungsgewalt ſelbſt —

Glauben Sie daran nicht! Der Schrein iſt in die Hände eines Mannes gekommen, der ihn eröffnete und gewiſſenlos ſeinen Inhalt verſchleudert!

Dann muß die Amortisation zulässig sein, sagte Rodewald aufspringend; die Papiere müssen augenblicklich entwerthet werden. Ich wende mich an den Rath der Stadt.

Diese Anzeige wird Ihnen nichts helfen. Man wird Sie immer darauf hinweisen, daß mit Verbrechern, mit Landesflüchtigen, mit Räubern in solchen Dingen keine Verhandlung möglich wäre, die echten Scheine, sie mögen kommen, woher sie wollten, würden an den Kassen der Stadt in Zahlung angenommen, vorausgesetzt, daß die unbekannten gegenwärtigen Besitzer die Termine der Emission einhalten.

Voll Sorgen über diese neue quälende Erfahrung verließ Rodewald den bangen Freund, ließ sich von Wechslern und Kaufleuten dieselben Worte, die eben Murray gesprochen, wiederholen, besuchte Oleander, der gleichfalls von Dankmar beruhigende Nachrichten hatte und im Pelikan sich nach dem Fuhrmann Peters hatte erkundigen sollen, dort aber erfuhr, daß dieser in Angerode noch weile, um ein dortiges kleines Besitzthum zu veräußern. In Erörterungen über die Hoffnungen der Zukunft ging der Vormittag mit Oleandern hin . . . Zu Mittag speiste Rodewald dann in Tempelhede, wo er außer großer Beunruhigung über das zunehmende üble Befinden des alten Präsi-

ſenten mancherlei andre Nachrichten fand. Daß er den Fürſten noch nicht geſprochen, befremdete nicht, denn Frau von Reichmeyer wäre in Tempelheide geweſen und hätte erklärt, der Fürſt beeile ſich, ſeine Verhältniſſe abzuwickeln, es ſtünde eine große Kriſis in der Politik bevor, die ihn vielleicht beſtimme, ganz abzudanken ... Von Dankmar waren Briefe gekommen, in denen ſich unter Anderem die Stelle befand: Ueber unſer Erbe ſollten wir einſtweilen noch leidlich beruhigt ſein. Wir empfingen einige Tauſend von unbekannter Hand aus dem durch den Fall wahrſcheinlich geſprungenen Schrein. Der Briefſteller iſt ohne Zweifel Hackert. Er verſichert das ihm anvertraute Gut zu hüthen, ſoweit es ſeine Wunden zuließen; denn daß der Schrein nicht ganz in Trümmer gegangen wäre, hätte man ſeiner Schulter zu verdanken, die nur noch wenige Stunden lang Kraft genug behalten hatte, das Aeußerſte zu wagen. Man möchte Geduld haben; er hätte die Loſung bekommen: Zum Tempelſtein! und vor Louiſe Wiſold würde er den Fund niederlegen, vielleicht zu ihrem Hochzeittage mit Mangold, da Danebrand ja hätte „dran glauben" müſſen ...

Beruhigt durch dieſe, wie Dankmar erzählte, ſelbſt von einem Verwundeten noch ſchön geſchriebene, aus einem kleinen Provinzſtädtchen gekommene Botſchaft,

wo man unter der Hand fruchtlose Nachforschungen angestellt hätte, machte sich Rodewald auf's Neue auf den Weg, um nun den Fürsten zu sprechen. Seine Mittel reichten nicht aus, mit Herrn von Reichmeyer in einen Wettkampf zu treten. Nur die Hoffnung trieb ihn, den Fürsten ermuntern zu können, daß er an der Zukunft seines Erbes nicht verzweifelte und ihn in einer Lage, einem Berufe walten ließe, den er nun einmal, fern vom Treiben der Städte, als den letzten ihm zukommenden, hatte erkennen wollen ... Rodewald versprach, sogleich zurückzukehren und in dem leichtmöglichen Falle, daß der greise Präsident in Anna's pflegenden Armen ausathme, mit den in Eile gerufenen Aerzten männlichen Beistand zu leisten.

Es war fünf Uhr. Ein heißer Junitag. Im Park hinter dem Palais des Fürsten Egon säuselte ein kühlender Luftzug in den Ulmen und Linden, die grade ihre duftigen Blüthen entfalteten. Der spät sich belaubende Ahorn, die vor der Blüthe dünn beblätterten Akazien bildeten den Uebergang aus den dichtern Baumpartien in die jetzt gepflegtere Ordnung des Gartens, wo Rosen und Nelken mit üppigster Farbenpracht grade im Beginn des schönen Blüthentraumes waren, der den edelsten Pflanzen nur zu kurz gestattet ist.

Egon und die Fürſtin wandelten im Garten ... Nach Tiſch pflegten die guten Geiſter ihm näher zu ſein als ſeine ſchlimmen. Nicht daß er, mit Menenius bei Shakſpeare zu reden, bei „vollem Magen mehr Milde und Erbarmen hatte als bei leerem"; aber die Fürſtin kredenzte ihm von den ſüdlichen Weinen, die er liebte, er wurde geſprächiger, angeregter, bedürftiger der Zärtlichkeit, die uns nachgiebig macht auch in anderen Dingen als nur den tändelnden ...

Egon ſtocherte ſich die Zähne, ſetzte ſich auf jene Bank, auf der er einſt ausgeruht hatte, als er von ſeiner Krankheit genas und er die Briefe von Helene d'Azimont nicht mehr leſen mochte ... Das Kiſſen, das ihm damals Louis Armand ausbreitete, legten auf die ſteinerne Bank jetzt zwei Bediente, die ſich in gemeſſener Entfernung hielten ...

Die Fürſtin war in guter Laune; denn Egon ſchien es zu ſein. Er lobte die Blumen, die Luft, die Speiſen, die Käfer, die Weine, die Kiſſen, Alles durcheinander, er, der ſonſt ſo wenig lobte, Alles tadelte, Alles gebeſſert wünſchte ...

Ob ſeine Freude eine wahre oder nur eine erkünſtelte war, kümmerte die Fürſtin nicht. Sie erzählte in ihrer alten Art Komiſches und Spöttiſches durcheinander, Eins drolliger als das Andre, und ſchien dabei ſorg-

los, so blau und wolkenleer, wie der Himmel über ihnen. Hatte sie doch kürzlich erst ein großes Leid glücklich überstanden ... eines Morgens war bei ihr angefragt worden, ob sie nichts vom Vater wisse? Der Justizrath, hieß es zu ihrem todtlichsten Schrecken, müsse in der Nacht die Komthurei allein verlassen haben, wäre nirgends zu finden, hätte vielleicht ein Unglück erlebt ... Der Schrei ihrer Angst erstickte in der schaudernden Gewißheit, daß sich der Vater vielleicht ein Leids angethan hätte; die Mutter, zu der sie flog, war starr und stumm ... der Vater, hieß es, hat eine Zahlung zu machen ... er wird sich den Tod gegeben haben. Doch bald klingelte es am Hause und der Vater kam, heitrer denn je, wohlgemuth, aufgelegt, sprach von dem Sonnenaufgang, den er hatte im Walde an der Jägerei, an dem bekannten Eierhäuschen, beobachten wollen, leistete die Zahlung aus Mitteln, über die in der Freude der Erlösung von einer schrecklichen Vorstellung Niemand grübelte... es war dies sonderbarer Weise derselbe Tag, an welchem man Dankmar's Flucht und den Raub des Schreins erfuhr ... Genug, Melanie forschte nicht, sie lebte dem Augenblick und suchte Egon zu erheitern wo sie nur konnte. Abgegebene Visitenkarten veranlaßten sie zu folgendem komischen Bericht:

Seit Frau von Trompetta den Hof in Tempelheide verſäumt hat, verliert die Gute um ſo mehr ihr Gleichgewicht, als ihre Formen ſich immer mehr denen eines weiblichen Falſtaff nähern. Aus allen Kämpfen, die uns ſeither bewegten, iſt auch ſie nicht ohne ihren Kummer hervorgegangen, aber das öffentliche und das eigne Leid bekamen ihr ſo wohl, daß ihr gegen die Blutfülle nichts als Riſſungen übrig bleibt. In der Ideenwelt ſcheint ſie ſich erſchöpft zu haben. Das Kanonenboot iſt geſcheitert wie die deutſche Flotte und von den Künſtlern und Dichtern, die für ihre eigne Exiſtenz zu ſorgen haben, iſt gratis jetzt nichts mehr herauszubekommen. Die Zeit der freiwilligen Albums iſt vorüber. Auch ihre Stimme hat bei dem Embonpoint gelitten. Dennoch wagt ſie jetzt den letzten Verſuch, die Liebe des Hofes zu attakiren. Sie hat gehört, daß die Gräfin Altenwyl äußerte: Die Königin fände es auffallend, daß ſoviel hochgeſtellte Damen ſich um die Neuerung der ſogenannten Kindergärten kümmerten; ob ſie denn nicht wüßten, daß dieſe Kindergärten zu der innern Miſſion der Demokratie gehörten? Wenn die edlen Damen Etwas für die Kinder thun wollten, ſo ſollten ſie ſich an den Krippen oder ſogenannten Crèches betheiligen. Niemand war von dieſer Aeußerung betroffener als Frau von Reichmeyer, der ſie

hinterbracht wurde in einem Augenblick, wo sie eben für die Kindergärten eine Sammlung zur Anschaffung von dem darin üblichen Gedanken-Spielzeug eröffnen wollte. Die ärmste Millionärin hatte sich in der Wahl des Mittels, um die Gunst des Hofes zu gewinnen, so entsetzlich vergriffen! Nun entwand sie sich sogleich feurigst den Armen der Demokratie, fuhr zu Frau von Trompetta und hinterbrachte ihr das Wort der Alten wvl. Jetzt haben es Beide höchst enthusiastisch mit den Milchfläschchen für Säuglinge und mit den Krippen. Beifattel ist dabei auch gewonnen worden, alle frommen Geistlichen, die Mäuseburg, die Fürstin von Sein-Haben-Werden, Alle, Alle wollen sie jetzt die kleinen Milchfläschchen füllen und Krippen bauen. Der Anblick der Trompetta und der Reichmeyer unter den Windeln der Greches soll höchst tragikomisch sein. Die Königin hat sämmtliche Greches unter ihre Protektion genommen und der katholische Heiligenschein um die Köpfe der vornehmen Damen nimmt in der That so zu, daß ich mir manchmal wie eine Heidin vorkomme und nicht mehr weiß, an was man nun eigentlich jetzt noch recht glauben soll.

Egon lächelte zu dem Humor der Fürstin, die nie verlegen war, ihn zu erheitern, aufzurichten, in seiner oden Vereinsamung zu trösten . . .

Ich ſehe, ſagte er, daß meines Sylveſter Raſſlard Wirken für den deutſchen Norden nun doch von beſtem Erfolg geweſen iſt. Die Intrigue gegen Helene war nicht ſeine einzige Aufgabe. Er hat überall ſchlau die Leerheit und Abſpannung der Gemüther hier benutzt, um ihnen die Panacee des römiſchen Glaubens anzubieten. Wir bauen ſchon Kirchen für Rom, wir werden binnen wenigen Jahren hier einen römiſchen Biſchof haben und das Frohnleichnamsfeſt öffentlich feiern ſehen unter dem Schutze von Militär und Gendarmen. Die Krankenpflege erzeugt Inſtitutionen, von denen man nicht mehr recht weiß, wurzeln ſie noch in Luther oder ſchon wieder in Rom. Man ſieht Schweſtern mit wunderlichen Kopftrachten durch die Straßen gehen, als wäre man im tiefſten Süden. Man zeigt dem Volke die Uneigennützigkeit der katholiſchen Kirche in der Heil-, Schul- und Seelſorge. Die Kunſt entſchieden, die Literatur allmälig ſeh' ich ſchon hinneigen wieder zu einer gewiſſen unreellen Auffaſſung des Lebens, wie in der alten romantiſchen Epoche. Die Damen leſen nur Süßliches, Dämmerliches, Träumeriſches. Von dem offnen Uebertritt vieler Gebildeten nicht zu reden . . .

Die Fürſtin verſtand, warum ſich Egon unterbrach. Er dachte hier an Helene d'Azimont, die den neueſten

Nachrichten zufolge nach Paris zurückgekehrt war, den ihren Gatten sterbend gefunden, ihn begraben hatte und nun auch zur katholischen Kirche übergetreten war. Man hatte erfahren, daß sie sogar mit der alten Mutter Desiré's sich ausgesöhnt hatte, auf dem Quai d'Orsay gemeinschaftlich mit ihr betete und in Notre-Dame, während Rafflard vor den Thüren stände und mit den Shawls auf Beide an der Equipage wartete, in der Magdalenen-Kapelle mit zerknirschten Reuethränen oft hörbar schluchze. Heinrichsen war Helenen nicht treu geblieben. Eine millionenreiche Engländerin, die für eine Malerin gelten wollte, hatte ihn geheirathet. Helene war um den Glauben an sich und die Welt gekommen ... Das grausame Gedicht des sonst so weichen Oleander hatte auch sein gut Theil Schuld daran, daß Helene für alle ihre Schmerzen auf eine letzte Abhülfe dachte und sich vor Egen, vor Olga, ihrer Schwester Adele, vor Rudhard gleichsam einen Panzer und Harnisch des neuen Lebens umschnallte, der ihr zugleich erlaubte, über alles Vergangene, wenigstens scheinbar, eine souveräne Verachtung auszusprechen.

O diese bemitleidenswerthe Haltlosigkeit der weiblichen Seele, rief jetzt Egen kopfschüttelnd aus. Wenn die Klänge der Orgel brausend strömen, die Klingel des Hochamts ertönt, der Priester im gestickten Kleide

daß er und seine Kinder zu allen Zeiten in Oesterreich jeglichen Vorschub für ihre Unternehmungen finden würden. Im ererbten Besitz eines solchen Gelöbnisses mußte es Börne's Vater allerdings schmerzen, seinen Sohn auf so politisch unpraktischen Wegen wandeln zu sehen, als er später einschlug. Der Großvater kam öfters nach Frankfurt und beredete mit seinen Söhnen die Ausführung großer Aufträge, die er von seinem Hofe, von dem reichen Adel dortiger Gegend empfing Im Revolutionskriege besorgte er für die belgisch-österreichischen Stände Lieferungen und machte dadurch, daß auch Börne's Vater wenig an seine häusliche Einrichtung gefesselt blieb, sondern fast immer auf Reisen war. Das Verhältniß des jungen Börne und seiner Geschwister zum Großvater war streng patriarchalisch. Sie waren gelehrt, ihn für einen außerordentlichen Mann zu halten und standen in ehrerbietiger Entfernung, wenn sie den Gasthof zum weißen Schwanen besuchten, wo der Hofagent einzukehren pflegte. Der junge Börne, schüchtern und seiner Schweigsamkeit wegen von seinen Geschwistern geneckt, hatte sich bei einer solchen Gelegenheit einmal des in der Familie wie ein heiliger Seherausspruch verehrten Wortes vom Großvater zu erfreuen: „Laßt mir den Jungen gehen; das giebt noch einmal einen großen Mann!" Diese Prophezeihung wurde in der Familie oft wiederholt und Börne kam wohl im vertrauten Kreise nicht ohne Humor selbst darauf zurück.

Börne's Vater war ein strenger, verschlossener Mann, der, selbst gegen seine Eltern im Verhältniß der Abhängigkeit, ein gleiches bei seinen eignen Kindern voraussetzte. Er besaß Weltbildung genug, um die Verhältnisse des Lebens mit Leichtigkeit zu übersehen, und Formen für den Umgang,

die Ränder des Altars küßt, fühlen dieſe Frauen wol eine Linderung ihrer Qual, ihres heißen Durſtes nach Wahrheit oder Schönheit? Ich glaube nicht. Ich glaube, daß Helene im katholiſchen Glauben nur dieſelbe Anregung findet, die Pauline von Harder bei uns in meiner Politik fand. Dieſer katholiſche Glaube beſteht nicht aus der Meſſe, der Beichte und dem Roſenkranz allein. Es iſt eine ſo merkwürdig unterhaltende Inſtitution, wenn man in ihr inneres Getriebe treten darf und die reichſte, ja leidenſchaftlichſte Erregung für jeden übrigen Lebens-Augenblick gewinnt, auch außer der Gottesandacht. Kann etwas lebensvoller organiſirt ſein als das Ziel und Streben der katholiſchen Kirche? Iſt ſie nicht mit rüſtigem Muthe wieder in den Wettkampf mit der Zeit getreten, hat ſich an allen Vorgängen der Staaten, der Kultur, der Kunſt, ja ſelbſt der Wiſſenſchaft um ſo mehr betheiligt, als wir für uns überall auf dieſem Gebiete nur Niederlagen ſehen? Das Palais eines Erzbiſchofs iſt jetzt wie das eines Miniſters. Boten gehen und kommen. Ueber Alles wird berichtet, für Alles ein Votum abgegeben und die Fürſten, die ſchon ihren nahen Untergang vor Augen erblicken, klammern ſich an dieſen Einfluß mit tiefſter Unterwerfung, fördern ihn, folgen ihm, ſelbſt wenn ſie nicht zur katholiſchen Kirche gehören. In dieſem

Kirchenleben herrscht ein ewiges Kommen und Gehen, eine stete Anregung auch durch Männer, die den grossen Vortheil bieten, daß ihnen häusliche und Familienbeziehungen nicht auf den Fersen folgen. Nie klappen diese Menschen gleichsam in ihren Hauspantoffeln, nie hört man von ihnen eine Berufung auf ihre Lebensstellung, auf das Loos von Weib und Kind. Meine arme Helene vielleicht sucht Gott, vielleicht sogar Christus, aber sie wird auch, in Ermangelung des rechten Heilandes, vorläufig soviel Apostel finden, daß ihr ein neues unterhaltendes Leben aufgehen muß und ihre liebeglühende, in den Extremen lebende Seele nicht Zeit erhält, noch an das Vergangene zu denken. Sie ist reich, sie wird sich das Leben nach allen Dichtgattungen, tragisch, idyllisch gestalten, wie sie es bedarf. Die Elastizität ihres Willens, die Dehnbarkeit ihres Bedürfnisses wird nie ein Ende finden. Ueber Gründe, Motivirungen wird sie, die im Ewignothwendigen lebt, nie in Verlegenheit sein. Geb' ihr der Himmel die reichsten Züge aus dem Quell des Vergessens und netze ihre heiße Stirn mit irgend einem Thau und wär' es das Weihwasser des Aberglaubens an den weihrauchduftenden Kirchthüren!

Die Fürstin lenkte, da Egon's Stimme vor wehmüthiger Erregung zitterte, auf Pauline ein und be-

richtete über die Besuche, die heute die Geheimräthin schon in der Frühe gemacht hatte, aus Furcht, Egon wolle dem Hofe offen, nicht versteckt weichen, wolle eine Kabinetskrisis eintreten lassen . . .

Egon aber fuhr ausweichend fort:

Dieser tollkühne, so liebenswürdige und so gefährliche Dankmar Wildungen hatte Recht, als er mir eines Tages, da von dem Uebertritt einer berühmten Frau die Rede war, sagte: Diese Frau handelte sehr inkonsequent oder sie weiß nicht, daß die Nachtigall ein Männchen ist. Ueberlegte sie, daß Gott es so geordnet hat, daß die Männchen im Walde die Herren, die Männchen nur schön sind und nur die Männchen singen, wüßte sie, daß nur eine ihr sonst so seltene Galanterie der deutschen Sprache aus dem Sprosser, der allein schlägt, eine Nachtigall machte, aus der Sonne, die in allen Sprachen männlich ist, bei uns allein eine Dame und den überall weiblichen, überall abhängigen Mond bei uns zum Herrn, zum Maskulinum, so hätte sie in dem konsequenten Streben nach Freiheit und Frauengröße eigentlich dem Weltenschöpfer den Handschuh zum Kampfe hinwerfen und in die Schule der neuen Atheisten gehen müssen. Aber von den Regierungen verfolgt werden, mit der Gesellschaft zerfallen, von der Aristokratie verdammt und verketzert

werden, Das entſpricht freilich nicht den Allüren dieſer Aeſthetik und ſo wählte ſie ſtatt der genialen Malice auf die Weltordnung, die eine charakteriſtiſche Konſequenz geweſen wäre, eine ihr gar nicht natürliche demüthige Unterordnung, ſtatt Byron's den ihr im Stillen höchſt langweiligen Thomas a Kempis, ſtatt des unſcheinbaren Doktors Feuerbach bei Nürnberg den freilich pompöſeren Papſt in Rom.

Das Paar ſtand nun auf... Die Fürſtin wußte, daß ſie dieſe Art von Erinnerungen, wenn Egon feſt dabei blieb, nicht durch Scherz ſtören durfte. Sie wußte, wie Egon litt unter dem Druck ſeiner Ueberzeugungen und Pflichten. Er terroriſirte ſich ja ſelbſt und weil ſie die Einzige war, die ſeine Wahrheitsliebe mit ſchaudernder Verehrung anerkannte, ſo that es ihm wohl, ſich, wenn ſie ganz ſtumm war, an ſie zu ſchmiegen und ſich mit ihr allein im beruhigten Einverſtändniß zu fühlen.

Pauline, ſagte er im Gehen, Pauline iſt grade wie Helene. Dieſe ertrug nicht, daß ich handelte, Jene wird nie ertragen, daß ich liebe und nur dem Leben lebe. Erſt war ich ganz der Sklave des Herzens, nun bin ich ganz der Sklave des Geiſtes. Ich ſoll mich beugen unter dieſe kleinen Zirkel! Ich ſoll eine Lüge in die wenigſtens mir erwieſene Wahrheit meines Herzens

aufnehmen! Ich ſoll die Religion, die Schule, die Wiſſenſchaft einer Richtung überantworten, die nicht die meine iſt! Und warum? Um Miniſter zu bleiben? Um Paulinen nicht von ihrer Höhe herabzuſtürzen? ...Ich habe dieſen Staat gerettet. Ich begab mich in Gefahren, opferte meine Freunde, diente der Geſellſchaft, indem ich die Ruhe, Ordnung, den Fleiß, die Mäßigung, die Ergebung, das Vertrauen anbahnte. Und immer die Vorwürfe, daß ich die hiſtoriſchen Bedingungen vergäße? Grade dieſe Monarchie wäre ein Andres als der allgemeine Staat der Vernunft? Grade hier gälte es, Alles in den Perſonen, nichts in den Dingen zu ſuchen? Ich ertrug dieſen tollen Widerſpruch, ſo lange ich ihn für ungefährlich erklären konnte. Aber jetzt ſoll ich, da dieſe Fanatiker des Rückganges ſich unentbehrlich gemacht haben und ich auch von den Mittelparteien umgangen bin, mir Elemente aufdrängen laſſen, die ſich mir nur heuchleriſch unterwarfen, weil ich Muth hatte und nur warteten, bis ich von ihrem ſchlingpflanzenartigen Wachsthum umrankt bin und in ihren Umarmungen erſticken muß! Ich kenne jetzt den leitenden Gedanken des Hofes. Ich war gut für das Zeitalter der Polizei. Zwei Jahre galt es unterdrücken, hemmen, ablehnen. Jetzt träte die Zeit der Organiſationen ein! Es iſt die

Contrerevolution der Adligen und der Pietiſten, denen ſelbſt Voland zu allgemein und zu phraſenhaft geworden iſt. Wenn die jetzt erledigten Miniſterien des Kultus und des Auswärtigen in die Hände jener Männer kommen ſollen, aus deren Liſte ich nicht Einen wählen würde, während der Hof nicht Einen aus der meinen mochte, ſo hab' ich meinen Weg vollendet und danke dem Himmel, daß Reichmeyer's Vorſchlag einer Parzellirung meiner Güter und deren ſucceſſiver Verkauf mir möglich macht, dieſe Bahn zu verlaſſen und Rudhard's Vorſchlag, meiner Geſundheit wegen mich im ſüdlichen Rußland, gradezu in der Krimm oder ſonſt wo niederzulaſſen, auszuführen . . .

Dieſe unmuthsvoll ausgeſprochenen Phantaſieen wurden von drei Briefen unterbrochen, von denen einer in röthlicher Enveloppe der wichtigſte war; Briefe von dieſer Farbe kamen vom Hofe . . .

Der Fürſt erbrach ihn zuerſt. Aus dem Kabinet des Königs wurde gemeldet, das Intereſſe der Dynaſtie verlange unbedingt die Uebergabe der erledigten Portefeuilles an die Männer der vom Hofe aufgeſtellten Liſte. Man ſähe um ſo weniger Schwierigkeiten, als ſich ja alle der Präſidentſchaft des Fürſten fügen wollten . . .

Der zweite Brief war von Herrn von Reichmeyer,

der die endliche Möglichkeit einer großen Verkaufsoperation für die nächsten Tage bestimmt zusicherte...

Der dritte endlich war von Paulinen und lautete:

„Zweimal war ich bei Ihnen, Egon, zweimal wollt' ich Sie beschwören: Opfern Sie diese entsetzliche Hartnäckigkeit! Ich habe Gäste zu Tisch, sonst wär' ich selber da, um Sie fußfällig zu bitten: Richten Sie nicht Alles zu Grunde! Sie zwingen den Hof nicht! Die Partei der Königin ist zu sehr erstarkt. Sie lehnt sich an die große östliche europäische Politik und hat das Einverständniß mit allen Kabinetten im Rücken. Sie selbst, Egon, haben die Verfassung für ein Konglomerat von Unsinn und Verbrechen erklärt; darin ist man mit Ihnen einverstanden. Aber Sie haben hinzugefügt: dies Konglomerat drücke für den Augenblick die Bürgschaft der Ruhe und Ordnung aus, man dürfe sie den Mittelparteien, die den Ausschlag gäben, nicht entziehen, dürfe nicht an ihr rütteln, müsse sie als Popanz regieren lassen, um die größeren Güter des Vertrauens, die Rückkehr zu den Gewerben, die Verschmelzung der Gehorchenden und Regierenden dafür zu gewinnen, bis die Zeit käme, wo die Zungen der Engel oder die Posaunen des Weltgerichtes wieder einmal mit der Menschheit reden würden. Dies zweideutige Wort ist das stündliche Thema der kleinen

Zirkel. Man geht ſo weit, Sie des Einverſtändniſſes mit der Revolution zu bezichtigen. Ich beſchwöre Sie, Egon, laſſen Sie dieſe Hartnäckigkeit! Wenn Flottwitz aus P. und Trompetta aus S. in's Miniſterium kommen, ſo haben wir in der Preſſe und der Kammer die Mittel, dieſe uns aufgedrungenen Ultra-Elemente bald genug auszuſtoßen. Geben Sie dieſe Expropriation Ihres Eigenthums auf! Sie wollen das Land verlaſſen! Sie haben idylliſche Ideen wie einſt Helene d'Azimont. Sie ſind muthlos geworden, Fürſt! Sie beneiden Ihre alten Freunde um das Glück ihrer Märtyrerſchaft! Sie finden die Schickſale dieſer Wildungen wunderbar. Sie ermatten im Kampfe für Ihre unendlich wahreren Ideale! Soll ich, ein Weib, Ihnen Kraft und Ausdauer predigen? Egon, was iſt Ihnen Rodewald? Seit deſſen Rückkehr ſind Sie ein Schatten, ſind nicht der Widerſchein mehr Ihrer früheren Größe! Finden Sie Rodewald ab! Ich biete Ihnen zur Löſung ſeines Pachtvertrages mein Vermögen! Verweiſen Sie ihn auf Grund ſeiner verlornen Heimathsrechte, auf Grund des Schutzes, den er dem Staatsverbrecher lieh, auf Grund des Vorſchubes, der von Pleſſen und Tempelheide aus doch unwiderleglich der Flucht Wildungen's geleiſtet wurde, des Landes — Egon, haben Sie Muth, Vertrauen!

Nochmals, ich biete Ihnen die Benutzung meiner eignen Mittel! Befreien Sie mich von dem Verdachte, daß Sie nicht ertragen können, von mir abhängig zu sein!..."

An dieser Stelle zerriß Egon das Billet, warf es zur Erde und würde die mit dem Fuße getretenen Fetzen aus Zorn unbedacht haben liegen lassen, wenn die Fürstin sie nicht gesammelt und ihm zurückgestellt hätte, ohne einen Blick hineinzuwerfen . .

Ohne ein weiteres Wort durchschritt Egon den Garten, verließ ihn, ging über die kleine Hoftreppe in seine Zimmer. Der Diener folgte . . . Die Fürstin hielt sich zurück, treu ihrem Systeme der Nichteinmischung in Dinge, für die ihr Lust und Beruf fehlten...

Zwei Worte genügten dem Fürsten, um dem Hofe anzuzeigen, daß er sich heute gegen Abend definitiv aussprechen würde . . .

Es stand bei ihm fest, Das, was er war, ganz oder es nicht zu sein... Pauline von Harder hatte Recht, seit Rodewald's Rückkehr war Egon ein Tyrann der Konsequenz . . . das Wort „abhängig sein", von dieser Frau gesprochen, wühlte ihm wie ein Dolch in der Brust . . .

Der Patiente wollte gehen, das Billet zu Hofe tragen . . Noch zögerte er und meldete:

Der Generalpächter Herr Rodewald wünsche Se. Durchlaucht zu sprechen . . .

Egon hörte nicht... Er war in zu fieberhafter Bewegung . . .

Herr Rodewald . . .

Wer? . . . Der Schrecken des vorigen Jahres im Schlosse Hohenberg wiederholte sich erst.

Der Bediente sprach die Meldung noch einmal; der Wunsch Rodewald's, jetzt vorgelassen zu werden, war der dringendste.

Die Wirkung dieses Namens auf den Fürsten kennen wir . . . Dasselbe Erblassen, dasselbe Beben . . . wie auf dem Schlosse Hohenberg . . . aber die Sammlung war nach fast einem Jahre der Gewöhnung und Ueberlegung vorbereiteter . . . Der Fürst fasste sich, winkte und liess den Generalpächter eintreten . . .

Heinrich Rodewald trat ein . . .

ſich in ſie bald hineinzudenken. Er würde mit ſeinen eignen Talenten mehr hervorgetreten ſein, hätte er ſich in einer ſelbſtſtändigeren Lage befunden. So aber zwang ihn die Beziehung zu ſeinen Eltern, Anſichten und Pläne zu verfolgen, die ſeiner eignen Bildung und ſeinen eignen Wünſchen ſchwerlich immer entſprachen. Um dem Ehrgeiz ſeines Vaters zu ſchmeicheln, bemühte er ſich, Vorſteher der jüdiſchen Gemeinde in Frankfurt zu werden, eine Ehrenſtelle, die nur durch den äußern Schein der ſtrengſten Anhänglichkeit an das jüdiſche Geſetz erreicht und behauptet werden konnte. Das Vertrauen ſeiner Glaubensgenoſſen zeichnete ihn auch in der That auf mannichfache Weiſe aus. Er wurde Vorſteher und Mitglied vieler Ausſchüſſe, die bei außerordentlichen Gelegenheiten zu Nutz und Frommen der Gemeinde niedergeſetzt wurden. Er war Mitglied jener Botſchaft, welche die Frankfurter Juden auf den Wiener Congreß ſchickten, um ihr wohlerworbenes Bürgerrecht gegen die Eingriffe der Reſtauration zu ſichern. Ein ihm dafür von der Gemeinde angebotenes Geſchenk von Fl. 8000. wies er zurück*). In ſeiner Häuslichkeit war Börne's Vater nicht ohne Liebe; aber er hatte den Grundſatz, daß man ſeine Liebe verbergen müſſe: er gab ſich den Schein der Strenge, ohne deßhalb verhindern zu können, daß ſich die Kinder an die Maske, nicht an das, was dahinter ſteckte, gewöhnten. Börne ſagte einmal von ſeinem Vater: „Er hat zu viel Verſtand für ſeine Stellung" und ſchien damit ausdrücken zu wollen, daß er ſich den Um-

*) Börne's Familie bezieht noch jetzt von der jüdiſchen Gemeinde in Bonn eine Geldſteuer von nicht viel mehr als jährlich einem Gulden. Sie ſoll den Dank verſinnlichen, denn ſie für eine vom Großvater geleiſtete Gefälligkeit ihm und ſeinen Nachkommen ſchuldig iſt.

# Zwölftes Capitel.

## Vater und Sohn.

Rodewald hatte in denſelben Zimmern gewartet, wo er einſt von Louis Armand die frohe Botſchaft von dem vermeintlichen Eigner jener Locke empfing, die auf ſeinem Herzen ruhte ... er hatte voll Trauer die alabaſternen Bildſäulen betrachtet, von deren Anblick er damals gern den Knaben Selmar zurückgehalten hätte ... er war bangend über die Teppiche auf und nieder geſchritten, die damals jenen dem Juſtizrathe zugeſchleuderten „Schurken" in ſeinem Widerhall milderten ... dieſelbe Welt und wie verändert durch die Zeit!

Wie Rodewald eintreten ſollte zu Egon von Hohenberg, dem Sohne Amanden's, ſchlug dem Vater das Herz, er hätte es hören können, wenn nicht ſein Ohr betäubt geweſen wäre. Nur unwillkürlich griff er mit der Linken nach der klopfenden Bruſt ... in der Rechten hielt er mit der Ehrerbietung, die ſei-

ner Stellung zusam, den Hut ... Er war schwarz gekleidet, gab sich von Natur würdevoll und überragte weit seine Stellung.

Egon stand vor ihm mit dem Stern auf der Brust... Er hatte in der Frühe schon einer Repräsentation beigewohnt... Er trug diesen Stern jetzt fast wie eine Waffe.

Stumme, lautlose Begrüßung ...

Herr Rodewald? begann der Fürst mit einem unwillkürlichen Schauer. Er hatte diese Gestalt, diese imponirende Würde, diese edle Bildung des Hauptes nicht erwartet ... er wollte seinem Tone Barschheit geben... er konnte nicht; der leise am Vater schimmernde Silberglanz des Scheitels milderte seinen strengen Vorsatz ...

Durchlaucht ... zu Befehl ... war Rodewald's fast zitternd vorgetragene Antwort.

Habe Ursache Ihnen sehr dankbar zu sein... Ihre Verwaltung verspricht ... oder vielmehr Sie leisten schon, was Sie versprochen haben ...

Rodewald gewann an Sicherheit der Unsicherheit des Fürsten gegenüber. Dieser Empfang mußte ihn, wenn er schon von Egon's Herzen eine geringe Meinung hatte, vollends erkälten. Wozu diese kurzen, abgestoßenen Sätze! dachte er. Soll Das als Vornehmheit gelten? Soll Das Strafe für meine Be-

ziehung zu Dankmar sein? Warum mir diese Unfreundlichkeit? An eine Bekanntschaft mit seinen Beziehungen zur Mutter dachte er nicht. Er wußte, daß die einzige Verrätherin nur Pauline sein konnte und worin grade ihr Stolz, ihre Eifersucht sich gegen Amanda gesträubt hatte, wußte er nicht minder . . .

Die zehn Jahre, begann er, die mir Ew. Durchlaucht anfangs gestattet haben, sind grade nur das Maaß der Zeit, das ich brauchen würde, um Soll und Haben einigermaßen in Einklang zu bringen. Auf Gewinn würde erst nach dieser Frist zu rechnen sein.

So? sagte Egon kalt, wandte sich zum Fenster und blickte mistrauisch nur mit halbem Blicke zu dem Sprecher, der fortfuhr:

Durchlaucht haben aber, wie ich von Herrn von Zeisel höre, über Ihre Besitzungen einen andern Entschluß gefaßt . . .

Egon hörte kaum. Er dachte nur an das Wort Paulinen's in dem zerrissenen Brief: Man verweist Rodewald des Landes! Er prüfte und forschte. Er wollte in die Stimmung zurück, die ihn einst veranlaßt hatte auszurufen: Du bist von Fallstricken umgeben, man wühlt in deinen gefährlichsten Geheimnissen! Was will dieser Mensch? Warum kommt er zurück? Was drängt er sich in deine Nähe?

Und nun ſtand der Gefürchtete vor ihm. So ruhig, ſo ernſt, ſo würdevoll ... Ja, ſein ſcharfes Auge entdeckte den Wehmuthsſchleier über Rodewald's Augen und nur darin noch fühlte er ſeine Kraft ſich ſammeln, daß er dachte: Sollte er wagen, dir vertraulich zu thun? Wäre Dies, ſo hätte ihm ein Gedanke kommen können, der nicht viel anders gelautet hätte, als: Du könnteſt ihn erwürgen!

Rodewald fuhr fort:

Durchlaucht werden als Staatsmann wiſſen, daß in keinem Dinge eine plötzliche Reform möglich iſt. Die Güter ſind vernachläſſigt, überſchuldet, aber ihr Ertrag iſt noch nicht zu ermeſſen. Die Bodenkraft ſcheint größer, als man vorausſetzte. Ich fand keine gute Haushaltung und ich bringe noch mehr als ehrlichen Willen, ich bringe Kenntniſſe und Erfahrungen, die ſich bewähren dürften ...

Sie haben Auslagen gehabt, ſagte der Fürſt; ich weiß, Sie haben Maſchinen bauen laſſen — und die Gebäude, die Sie errichteten, ich ſah ſie ſelbſt mit Vergnügen — ſie werden den gegenwärtigen Kaufpreis nur erhöhen... Sie werden ſchadlos gehalten werden...

Ein Verkauf, dem man eine gerichtliche Nothwendigkeit zu Grunde legt, hebt mein Pachtverhältniß auf ...

Sie arrangiren ſich vielleicht mit Herrn von Reichmeyer . . .

Ich glaube nicht. Die Landwirthſchaft iſt ſo ſehr meine Leidenſchaft nicht. Es müſſen ſich die Verhältniſſe ſchon ganz beſonders nach meinem Wunſche geſtalten, wenn ich mir als Oekonom gefallen ſoll...

Egon, der faſt nur zum Fenſter hinausſah, biß ſich auf die Lippen. Es lag in dieſen Worten Das, was er fürchtete, der Schein von Vertraulichkeit des ihm unheimlichen Mannes und doch war die Betonung nicht auf ihn gerichtet, ſie war ſtreng, ohne Weichlichkeit, ohne Zuthunlichkeit, ſie ging in's Allgemeine.

Der Ueberſchuß, fuhr Rodewald fort, der Ueberſchuß der Aktiva, wenn die Paſſiva getilgt ſein werden, kann nicht ſo groß ſein, daß der Werth einer dauernden Zukunftshoffnung aufgehoben würde. Uebereilen Sie dieſen Entſchluß nicht, Durchlaucht!

Egon brachte jetzt polternd eine Menge von Gründen vor, die in dieſen Tagen gegen den Beſitz von Ländereien ſprächen. Es waren darunter ſogar welche aus der Zeit und dem Regierungsſyſteme hergenommen, ſodaß Rodewald lächelnd einfiel:

Durchlaucht werden bei einer ſolchen Motivirung dem Beſitzadel das Signal eines allgemeinen Sau-

qui peut! geben. Was bliebe von dem Grundbau des Staatsgebäudes übrig, wenn dieſe Abneigung ſich mehrte!

Es würden neue Arbeitsquellen geſchaffen, ſprach der Fürſt jetzt raſcher; es kämen die Käufer in die Nothwendigkeit, den Boden zu mehr als nur zur Unterſtützung einer geſelligen Repräſentation zu benutzen. Die großen Güterkomplexe ſind eine mittelalterliche Idee, die ich bekämpfe. Je mehr wahre Arbeit durch die Parzellirung erzielt wird, deſto mehr beſchäftigte Hände und zufriedene Köpfe. Ich hatte früher auch die Profeſſorengrillen vom Adel, dem ungetheilten Güterbeſitz, den engliſchen Spleen von Majoraten. Ich habe mich auf der Tribüne und im Büreau überzeugt, wohin wir mit dieſer Reform vom Adel kommen. Es iſt beſſer, der Adel vermittelt ſeine Kräfte mit denen der modernen Arbeit und Grund und Boden wird etwas Beweglicheres als bisher.

Gern hätte Rodewald vielleicht erwidert: Und iſt die Liebe zu dem väterlichen Boden nicht auch ein Bindemittel der Ordnung? Iſt die pflegende und hüthende Pietät nicht in deinem Staate unterzubringen? Aber in der Nothwendigkeit zurückhalten zu müſſen, vermied er Erörterungen wie dieſe, die wol ſeinen alten romantiſchen Doktrinen entſprochen hätten. So kam er nur auf das Wort zurück, das er ſchon ge-

ſagt hatte: Er würde ſich mit einem Käufer des Ganzen oder Einzelnen nicht einigen.

Der Fürſt wandte ſich und wagte die halb lächelnden, halb verweiſend ernſt vorgetragenen Worte:

Das klingt ja faſt, als ſollte ich allein nur die Ehre haben, der Auserwählte Ihres Fleißes zu ſein!

Rodewald verwand dieſe böſe Rede mit Schmerz. Er hätte erwidern können: Allerdings! Ich kannte Ihre Mutter, ſchätzte ſie ... er that es nicht, er verſuchte auf dem geſchäftlichen Standpunkte ſtehen zu bleiben.

Eine Zerſtückelung, ſagte er, hebt meine Hoffnungen auf. Wenn ich durch den Gewinn des Waldes nicht decke, was ich an der Sterilität des Feldes verliere, wenn nicht eine Lokalität der andern in die Hände arbeitet, ergibt ſich kein großes Reſultat. Für ein kleines hab' ich bereits zu bedeutende Anſtrengungen gemacht. Durchlaucht erklären, daß ich entſchädigt werde. Ihr Entſchluß ſteht feſt. So hab' ich nichts weiter zu ſagen.

Und ſchon wollte Rodewald, tief erkältet, durchröſtelt bis in's innerſte Herz ſich zum Gehen wenden ...

Da ſagte Egon, überraſcht von dieſer Entſchiedenheit und durch die Abweſenheit aller weitern Wünſche des ihm ſo nahеſtehenden Mannes faſt beſchämt:

Bleiben Sie doch noch! Gefällt es Ihnen denn in Europa wieder? Sie waren viele Jahre in Amerika . . .

Faſt dreißig Jahre . . .

Sie haben eine liebenswürdige Tochter zurückgebracht, eine Enkelin der Frau von Harder . . .

Rodewald ſchwieg. Aber was er dachte, war der Wunſch: Wüßteſt du, was ich gelitten, als ich glaubte, du wäreſt dieſem Kinde, deiner Schweſter, nicht fremd, dieſem geliebten Kinde, das ich mein nennen darf vor der Welt und an deſſen Leben ſich keine Reue knüpft!

Sie haben die Ausſicht, einen ſehr reichen Schwiegerſohn zu gewinnen, Dankmar Wildungen . . . fuhr Egon fort; hatte ſein Aufenthalt bei Ihnen keine gerichtlichen Folgen für Sie?

Wir haben ſtrenge Geſetze für die Hehler von Dieben und Mördern, ſagte Rodewald. Die waren hier nicht anwendbar. Im Uebrigen ſtand Dankmar Wildungen im Begriff, ſein Verhältniß zu meiner Verwaltung aufzugeben . . . zuletzt bin ich ſein Oheim.

Ich habe einige Monate lang mit dieſem Brüderpaar einen vertrauten, geſelligen und ſehr wohlthuenden Verkehr unterhalten, begann Egon, jetzt etwas ſich erwärmend. Den Jüngſten lernt' ich in einer Zeit ken

nen, wo ich der Freundschaft bedurfte, um nicht unterzugehen. Ich habe die Idealität seines Strebens immer getadelt, aber im Uebrigen seinen Charakter, seine Diskretion, seine vortreffliche Haltung in jedem Lebensverhältnisse anerkannt. Mein Leben war abentheuerlich. Manches lernt' ich aus Büchern, das Meiste aus dem Leben. Ich bin streng gewesen gegen die früheren Freunde, weil ich an derselben Grenze unsrer Beobachtungen mit ihnen stand und sie mir doch immer einräumten, daß wir etwas in's Volk hineintragen, was nicht in ihm lebt. Ich liebe das Volk, ich bin kein Staatsmann der Studierstube, der Antichambres, ich schmeichle Niemanden. Ich schmeichle aber auch dem Volke nicht. Ich kenne die gefährlichsten Feinde der Gesellschaft, es sind die Lüge und die Trägheit. Früher sprach ich Das in Scherzen aus. Oft genug mit den Wildungen und mit einem gewissen Louis Armand. Lieber Himmel, wir führten das wolkenloseste Leben, wir waren glücklich, wenn unsre Scherze nicht weiter reichten als der Dampf der Cigarre, die wir rauchten. Was kommt auf den Zwiespalt der Theorieen an, wenn man in der schönen Natur lebt, wenn man von Pferden, von schönen Frauen, von Geist und Poesie im Allgemeinen spricht! Ich würze gern an der Tafel meinen Appetit mit guter Unterhaltung

und immer die gleichen Meinungen, das gibt keine gute Unterhaltung. Alſo ich liebte dieſe Bildungen! Und Louis Armand! O mein Gott, was hab' ich die Freunde gewarnt und gebeten, was ihn und die Brüder an die mir ſchmerzlichen neuen Pflichten erinnert — aber, wenn es einmal zu einer Entſcheidung kommen ſoll, wenn man durch den Zufall in eine Poſition geſtellt wird, wo es ganz unermeßlich heilige Zwecke zu verwalten gibt, dann bleibt nichts Andres übrig, als es zu machen wie die Helden im Homer. Man prallt mit Schild und Speer an dieſelben Heroen, denen man vor der Schlacht über ihre Nobleſſe, ihre Armatur, ihre gute Haltung, ihre Genealogie die anſtändigſten Komplimente gemacht hat . . .

Es lag in dieſen raſch herausgepolterten Worten ſo viel Natürlichkeit, daß Rodewald unwillkürlich lächeln und an ihnen eine Art Gefallen finden mußte . . .

Ich habe die Halbheit nie leiden können, fuhr Egon fort. Ich lebte in Genf als junger Menſch criblé de dettes, von Schulden faſt aufgefreſſen. Ich hatte es ſatt, unter ſolchen Verhältniſſen mich zu kompromittiren. Ich trieb nicht Romantik, ſondern es war mein bittrer Ernſt, als ich in die Verborgenheit flüchtete und lieber verſchollen ſein wollte, als unter elenden Bedingungen einen großen Namen tragen.

ſtänden unterzuordnen pflegte; eine Tugend, die er ſo gern auch bei ſeinem Sohne ausgebildet hätte. Es gelang ihm nicht und daher die fortdauernde Spannung zwiſchen beiden. Die politiſchen Grundſätze, für welche Börne ſpäter auftrat, hatte ſein Vater vielleicht Verſtand genug, als ſolche zu billigen, aber er fand es unbeſonnen, ſie auszuſprechen, wenn er ſie nicht vielmehr gänzlich für hohle Ideologie und Schwärmerei hielt. Ich leſe, ſagte er einmal, ich leſe gern, was in ſeinen Schriften ſteht; aber ich wünſche nicht, daß es mein Sohn geſchrieben. Hätte Börne den Empfehlungsbrief von Maria Thereſia genommen, wäre nach Wien gereiſt und hätte ſich im öſterreichiſchen Cabinet anſtellen laſſen, ſo würde er grade Dasjenige getroffen haben, was ihn mit ſeinem Vater hätte ausſöhnen können. — Börne's Mutter war eine einfache Frau, die ohne weſentlichen Einfluß auf Börne's Gemüthsentwickelung geblieben iſt.*) Von ſeinen Geſchwiſtern liebte er beſonders zärtlich eine Schweſter (Madame Spiro in Frankfurt) und einen zu früh verſtorbenen, ſehr talentvollen jüngern Bruder. Zwei andere Brüder leben noch gegenwärtig in Frankfurt am Main.

Jacob Sachs, ein um die Fortſchritte der Erziehung in Frankfurt am Main verdienter Pädagog, wurde als junger Mann von dem grade in Lüttich abweſenden Vater Börne's aufgefordert, die Erziehung ſeiner drei Söhne zu übernehmen und zu dem Ende das in der Judengaſſe belegene Baruch'ſche Haus zu beziehen. Die Bedingung, welche Herr Baruch

*) Sie war eine überaus ſchöne Frau, wovon ihr Spuren bis ins hohe Alter blieben. Man ſah ſie an ſtrengen Wintertagen, als ſie ſchon nahe an ſiebzig Jahre war, mit pelzbeſetztem Atlaskleide oft über die Straße gehen.

Ich habe in der Politik immer dieſelbe Loſung gehabt. Koalitionen und Fuſionen, wie dieſe Quackſalberei der neuern Staatsweisheit heißt, ſind mir zuwider. Ich wollte einen Staat der Pflichten aufbauen. Einen Staat der Arbeit nach jeder Richtung hin. Ich habe Das Ihrem Neffen hundertmal geſagt. Taukmar hat meine Theorie beſtritten und mir nur negative Dinge angerathen. Man kann nicht regieren mit Negationen. Luftige Utopiomen ſind in den meiſten Fällen Gelegenheiten zur Ausbeute für die Charlatane. Ihre Neffen haben das horrible Phantasma eines Bundes aufgeſtellt, der von den Gerichten wie eine Verſchwörung aufgefaßt worden iſt. Ich weiß ſehr wohl, was er will und was er den Gerichten verſchwieg. Ich ſah die erſten Keime dieſer Gedanken in ihm aufblühen. Hier, hier, an dieſen Tiſch, da an jenen Thomas a Kempis knüpften wir unſre erſten Gedankengänge an, von denen ich nicht ahnte, daß ſie ihn ſo in die Region der Lüfte führen würden. Es iſt wahr, es iſt Alles geſchehen, um ihn in ſeinem Idealismus zu ermuthigen. Er hat durch zähe Beharrlichkeit einen Prozeß gewonnen, der ihm eine wunderbar glänzende Zukunft verſpricht . . .

Sie wiſſen, unterbrach Rodewald dieſe aufwallende

Mittheilungsluſt, Sie wiſſen, daß dies unglaubliche Glück ſo gut wie verronnen iſt ...

Man ſagt, der Bund hätte die Flucht befördert, die ein Theilnehmer mit dem Leben büßte. Aber die Scheine werden doch ausgegeben, werden doch von den weſtlichen Provinzen her verbreitet, ich verſichre Sie, die Mitglieder des Bundes ſind ohne Sorge um dieſe Errungenſchaft, die ja, wie bekannt iſt, nicht einmal den Brüdern allein, ſondern der großen Chimäre von der neuen Templerei allein zu Gute kommen ſoll ... Können Sie denn eine ſolche Verwendung billigen? Was ſagt Fräulein Selma dazu? Und Olga Wäſämskoi, die Ihnen, dieſe ſchlimme kleine Intriguantin, die Ehre verſchaffen wird, eine Fürſtin zur Nichte zu haben?...

Egon konnte ſo nicht weiter; bei jeder neuen Thatſache trat er wie auf Fußangeln und dabei dieſe ruhige Aufmerkſamkeit des würdigen Mannes, der nur hörend vor ihm ſtand, dies leuchtende Feuer, das in Rodewald's Augen zuckte, dies ſichtliche Behagen in der Annäherung an Egon's menſchlichere Regungen... er mußte ſich ſelbſt unterbrechen und ließ Rodewald ruhig gewähren, als dieſer ſagte:

Ich freue mich des warmen Antheils, den Durchlaucht noch an den perſönlichen Schickſalen geringerer

Menſchen nehmen. In dem Bunde der Ritter vom Geiſte und was mit ihm zuſammenhängt, liegt nicht die größte Gefahr unſrer Zeit. Verkleinern will ich die Bedeutung dieſes Bundes nicht. Ich glaube, daß es ſchwierig iſt, die Thatſachen der Gegenwart ſo zu verwalten, wie ſie ſind und dabei den Geiſt gegen ſich zu haben. Dieſer Geiſt, Durchlaucht, iſt keine doktrinäre Wahrheit, etwa irgend eine neue Philoſophie, ſondern nur das Gefühl der furchtbarſten Entmuthigung, die plötzlich Jeden doch in ſeinem Wirken überfallen muß, wenn ihm Etwas ſagt: Du irrſt dich, die Geſchichte hat zu allen Zeiten etwas Andres gegeben, als was ſelbſt Die, die dem Neuen am nahſten ſtanden, ahnten! Und Jeden ſchreckt ſo dieſe Vorſtellung, den Geiſt gegen ſich zu haben, zuſammen. Selbſt den Nüchternſten, den Erbärmlichſten der Sinnenmenſchen, den Reaktionär aus Exiſtenzintereſſe, überkommt die Vorſtellung, daß der Geiſt gegen ihn wäre, wenn auch nur unter der Vorſtellung: Wenn ich todt bin, mag kommen, was da will, aber ſo lange ich lebe, ſoll Das und Das u. ſ. w.

— und überall in alle Karten, die gemiſcht werden ſollen, in alle lauten, in alle geflüſterten Geſpräche miſcht ſich dieſer räthſelhafte Dritte, dieſer große Unbekannte, der hineinſieht in Jedes und immer das Gegentheil von Dem lehrt, was grade begonnen und

betrieben werden soll. Daher diese Schwankungen. Die Pole sah noch Niemand, aber die Magnetnadel, die zittert, die fühlt die Pole. Auch Sie, Durchlaucht, werden Verbindungen eingehen, die Ihrer Natur nicht gleichartig sind, auch Sie werden, um Alle für sich zu haben, den Kreis Ihrer Theorieen erweitern müssen und wenn das Gerücht wahr spricht . . .

Nimmermehr! Nein, nein! unterbrach Egon und übertönte durch die Heftigkeit dieser Ablehnung ein Geräusch wie von einer nebenan geöffneten Thür, die Rodewald hörte, aber nicht Egon. Nimmermehr! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Dies Herrschen um jeden Preis haß' ich. Sie kommen aus Amerika. Ich sage Ihnen, dies Herrschenwollen um jeden Preis wird bei uns vielleicht noch einst die Monarchie stürzen. Wir werden natürlich von der Republik immer wieder zur Monarchie zurückkehren, bis sie durch dies Herrschenwollen um jeden Preis nach Jahrhunderten doch unmöglich sein wird und sich eine Staatsform gebildet hat, die jetzt noch Niemand begreift . . .

Denken Sie Das, Fürst, sagte Rodewald erstaunend, so gehören Sie zu den Rittern vom Geiste und jener geheimnißvolle Dritte ist auch bei Ihnen und Ihren Gedanken gegenwärtig. Es ist uns Allen, als trügen wir ein großes Geheimniß in uns, das wir

nur noch auszusprechen nicht wagen und das mit unsrer Generation noch vorläufig in die Erde geht ...

Egon blickte auf, denn er erschrak. Diese Worte schienen absichtlich, aber sie waren es so wenig, daß Rodewald vielmehr aufhorchend sagte:

Durchlaucht werden gestört ... Ich gehe ...

Nein, nein, sagte Egon, wir sind allein ...

Es entwaffnete ihn, daß Rodewald, sein eigner Vater vor Gott, vor der Welt von einem Geheimnisse sprach, das man zu Grabe trage und ruhig von dannen gehen wollte, indem er sich ernst und bescheiden vor ihm, dem Höhergestellten, nach seinem Herrn, verbeugte. Es überflog ihn eine Ahnung von Dem, was diesen Mann bewogen haben konnte, sich seines irdischen Looses anzunehmen und nochmals wiederholte er:

Bleiben Sie doch! Was Sie von meiner Geneigtheit zu Koalitionen gehört haben, ist falsch! Wenn ich mich meiner Güter entledigen wollte, so war es nur, um mich frei zu machen und dann für immer dieses Land zu verlassen.

Aber, sagte Rodewald, angezogen von diesen wärmeren Worten, wenn Sie sich selbst bewahren wollen, Fürst, wenn Sie das Ideal von Politik, das Sie im Herzen tragen — es ist nicht das meine — nicht entweihen wollen durch Vermischung mit Fremdarti-

gem, das Sie hassen, warum können Sie auch so nicht frei von dannen gehen? Lassen Sie Ihr Erbe einem Mann zurück, der es Ihnen erhalten wird! Sind Sie von meinem uneigennützigen Willen denn nicht überzeugt?

Es lag in diesen Worten eine so schmeichelnde Ueberredung, daß Egon einen längern Blick auf den Sprecher richtete, einen fragenden, fast flehenden, als sollte sein ganzes Dasein ihm sagen: Was willst du mir denn, du wunderbarer Mann?

Das Schweigen, das einen Augenblick eintrat, erschütterte Niemanden mehr als die Person, die in der That im Nebenzimmer stand und von Rodewald gehört worden war. Es war Pauline von Harder. Zu heftig gefoltert von ihrer Unruhe über Egon's Entschluß, benutzte sie ihr Vorrecht, im Palais Hohenberg jede Thür für eine offene zu halten, überall einzutreten, den Fürsten in seinen entlegensten Arbeitskabinetten ohne Anmeldung zu überraschen. Die Diener hatten ihr gesagt, wer beim Fürsten war. Sie schrak zusammen, als sie den ihr einst so theuren, jetzt im Gewühl der Welt, die sie umtobte, ihr gleichgültig gewordenen Namen erfuhr. Dennoch hätte sie aus Neugier Rodewald erblicken mögen, hätte sehen mögen, wie er wol geworden durch die Zeit, wie der

Fürſt den Verräther an ihrem Herzen wol aufnahm, wie Vater und Sohn ſich wol begegneten. ... Sie öffnete das Vorzimmer. Sie hörte Egon's laute, gellende, an Wohlklang täglich einbüßende Stimme. Sie kannte dieſe reizbare Sprache, ſie wußte ſogleich, daß er in Erörterungen begriffen war, die ſich auf ſeinen Entſchluß bezogen, das Miniſterium niederzulegen. Ihr wäre mit dieſem Schritte die ſchmerzlichſte Erfahrung, ja eine Niederlage bereitet worden, von der ſie ſich in dieſem Leben nicht wieder erholen konnte. In die elende kleine Theaterwelt ihres Gatten einzutreten, da zu intriguiren, da Fäden zu lenken? Welch ein Abfall von der Rolle, die ſie jetzt unter den Parteien, in der Preſſe, im Miniſterium, in der Welt ſpielte! Nein! Nachgeben, akkommodiren! Das iſt unerläßlich! ſprach ſie vor ſich hin und lauſchte auf Rodewald's Worte, auf Egon's Erwiderungen.

Die Wendung des Geſpräches hatte eine mildere Tonlage angeſchlagen. Es traten Pauſen ein. Man ſprach leiſer. Egon hatte etwas in der Stimme, wie Kleinmuth, Rodewald etwas wie zutraulich Rathendes, Tröſtendes. Man ſchien ſich zu nähern, ſich beſſer zu prüfen. Sie begriff nicht, welchen Vortheil ſie von einem offenen Austauſch der beiderſeitigen Ge-

heimnisse zielen sollte, aber so viel hörte sie, daß Egon wie ein gebeugtes Rohr dastehen mußte, das im Winde wehte. Rodewald sprach von der Sorge, die er den Gütern widmen wollte, ihr war diese Fesseln recht, aber Egon sprach von Entsagung. Entsagung! Dies immer ihr so fürchterlich gewesene Wort! Sie hörte, daß Egon an den Tisch getreten sein mußte, auf welchem noch das verblaßte Pastellbild seiner Mutter stand. Was wird geschehen? dachte sie und überlegte einen Entschluß . . .

Sie kannten also meine Mutter? hieß es drinnen mit schwacher Stimme.

Rodewald's Antwort blieb aus. Sie hörte es nur nicht, das leise hingehauchte, ernste Ja!

Finden Sie die Züge ähnlich?

Rodewald erkannte das Bild aus der Mondnacht im Heidekruge . . sprach auch etwas . . . Sie aber hörte wieder keine Antwort . . .

Egon sprach von Landeck, wo Rodewald die Mutter zum erstenmale sah . . .

Landeck? Wie enkel Das? flüsterte sie fast zu laut, erbebend, vor sich hin.

Man verließ jedoch drinnen diese gefährlichen Erinnerungen, man kehrte auf die Abdankung des Fürsten zurück, auf eine von ihm bewegte Reise im südlichen

Europa, man ſprach von Melanie, der Fürſtin, Egon rühmte die edle Selbſtloſigkeit ſeiner Frau, er ſprach von Freiheit und Erlöſung von drückenden Feſſeln, Pauline durfte jeden Augenblick erwarten, daß ſein zitternder Ton, der die bewegte Rührung des Herzens verrieth, ſich gänzlich der Wahrheit gefangen gab und wol gar eine Umarmung hier die Stelle der Worte vertreten konnte. Doch trat dieſer Moment nicht ein; wohl aber war es ihr, als rafften ſich Beide, ſo gegeneinanderſtehend, aus ihren Träumen auf und deutlich hörte ſie nun den Fürſten ſagen:

Leben Sie für heute wohl, Rodewald! Ich fahre zum König, um meine Abdankung eben einzureichen. Man wird, ich weiß, ſie jetzt mit Freuden annehmen. Es liegt im Weſen der Monarchie, daß ſie allen Denen, die ihr Maaß im Dienen voll haben, die ſich des Haſſes und der Verfolgung für den Beſtand der hohen Herrſchaften nachgerade zu viel zugezogen haben, gern erlaubt, ſich mit ihrem Uebermaaß von Makel und kompromittirendem Rufe vom Throne zu entfernen, um Neue heran zu laſſen, die, wenn wieder deren Maaß voll iſt, wiederum das Weite ſuchen mögen, und ſo fort! Sagen Sie Herrn von Reichmeyer, daß ich alſo die Güter behalte, daß ich ſie Ihnen dauernd überlaſſe. Sagen Sie Allen, daß ich reiſe, dieſen Schau-

platz meines Wirkens verlasse, müde bin einer Stellung —

Weiter ließ aber Pauline von Harder diese Sinnesänderung nicht anwachsen. Die Eifersucht auf Rodewald überfiel sie wie in der alten Zeit die Eifersucht auf Amanda. Die Fürstin Amanda war ihr in diesem Augenblicke fast wie ein Schatten entgegengetreten, der ihr den Sohn entriß und zurück in die Arme des Vaters führte. Wie? Entsagung diesem wunderbaren Wollen und Wirken? Nein ...

Sie trat ein ... Die Männer staunten. Rodewald erkannte Paulinen sogleich, ob sie gleich furchtbar gealtert war. Doch ihre Hoheit verrieth sie sogleich. Er erkannte das düsterblitzende Auge, er sah die Momente der Eifersucht aus alten Zeiten wieder. Das ist Pauline! sagte er sich.

Fürst, die Ungeduld treibt mich ... Haben Sie einen Entschluß gefaßt?

Herr Rodewald! sagte der Fürst, den Dritten gleichsam verstellend ...

Ich weiß, sagte sich abwendend Pauline. Rodewald! Ich bin Pauline! Sie kennen mich? Rodewald! Was wollen Sie, Rodewald? Warum sind Sie hier? Hier in diesem Hause? Was mischen Sie sich in Verhältnisse, Rodewald, die keinen Bezug auf

machte, konnte für den jungen Pädagogen nicht erfreulich seyn. Dieser, von den aus Berlin strömenden Reformationsideen eines Mendelssohn und Friedländer fortgerissen, erhielt hier die strengste Anweisung, seine Erziehung lediglich auf die jüdisch-herkömmliche zu beschränken und auf die gewissenhafteste Beobachtung des Ceremonialgesetzes zu sehen. Die Kinder des Herrn Baruch sollten religiös d. h. orthodox erzogen werden. Sie sollten zwar die Bibel nach der schon üblichen Mendelssohn'schen Uebersetzung verdeutschen lernen, zu gleicher Zeit aber auch in den Satzungen des Talmud heimisch werden und streng befolgen, was dem frommen Juden die Sitte seiner Väter zu thun und zu lassen befiehlt. Der Vater, der sonst für einen aufgeklärten Mann galt, der sich auch in spätern Jahren allmälig mehr von dem Gewissenszwang der Ceremonie lossagte und schon damals, auf seinen vielfachen Reisen wenigstens, sich nicht scheute, die Bequemlichkeit der christlichen Gasthöfe wie ein jeder Andre zu geniessen, stellte doch den Grundsatz auf, daß sich für die Jugend Gehorsam unter das Gesetz zieme. Er wollte, daß die spätre moralische Freiheit seiner Kinder sich wenigstens aus einer positiven Grundlage selbst hervorbilde. Verwandtschaftliche Rücksichten kamen hinzu. Man muß wissen, daß damals die Orthodoxie unter den Juden noch die Regel, die Aufklärung eine Ausnahme war, daß unter den Juden, ihrer Vermögensverhältnisse wegen, viel Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile der Großeltern und andrer Verwandte zu herrschen pflegte und eine gewisse Verketzerungssucht denjenigen das Leben sauer machte, die ihre Kinder etwa freier erziehen liessen, als es Tanten und alte reiche Oheime wissen durften. Bei Börne's Vater kam sogar eine Art philosophischer

Ihr Leben haben können — wenn Sie ein Mann von Ehre sein wollen!

Egon überſah, daß Pauline, die ſo losbrechend Rodewald für eine Wahnſinnige hätte halten können, gelauſcht hatte ... Die Möglichkeit unzeitiger Ausbrüche von Drohungen und Enthüllungen dieſer Frau war ihm peinlich genug. Aber es war Egon's Art nicht, wenn er fürchtete, gleich feige zu ſein. Er ſtampfte faſt mit dem Fuße und fragte:

Was iſt? Hängen meine Entſchließungen nicht von mir ſelbſt ab?

Durchlaucht! rief Pauline in bitterm und drohendem Tone. Dann ſich zu Rodewald wendend, ſprach ſie herrſchend:

Was wollen Sie mit den Gütern? Gehen Sie! Sie haben noch keine Aufträge vom Fürſten empfangen. Herr von Reichmeyer wünſcht keine Unterhändler ... Gehen Sie, gehen Sie, Herr Generalpächter! Man vermißt Sie vielleicht in Tempelheide ... ich glaube, Ihre Angelegenheit mit Sr. Durchlaucht iſt im Reinen ...

Die Wirkung dieſer ſchneidenden Worte war auf die beiden Männer die verletzendſte. Sie hatten ſich ja Beide nichts zu geſtehen, hatten ſich ja nichts zu ſagen, was ihre Stellungen geändert hätte. Aber

wie ſich denn doch ein Drittes da ſo gewaltſam zwiſchen ihre zart in Eins geſponnenen Lebensfäden warf, zuckte es in ihren Nerven wie mit einem einzigen Schlage; ſie waren verbunden und handelten übereinſtimmend, ſie wußten nicht wie ...

Doch mäßigte ſich Rodewald. Er ſagte nur, ſich zum Gehen wendend:

Frau von Harder, ich bin hier, um die Befehle meines Herrn zu vernehmen ... Ich bin der Pächter Rodewald, ich trage die Spuren der Mittagsſonne auf meiner Stirn und meine Hände faſſen ſich härter an, als einſt, obgleich ſie doch noch keine Schwielen haben und mich nicht zum Bauern und Knechte entwürdigen ...

Vergeſſen Sie nicht! rief Egon dem Scheidenden nach. Was ich von Herrn von Reichmeyer ſagte ... es bleibt dabei ... Und Sie, gnädige Frau, die Zeit drängt. Ich will zum Könige ...

Damit deutete Egon an, daß er allein in ſeine Zimmer zurück und auch Paulinen entlaſſen wollte.

Dieſe faßte aber ſeine Hand ...

Er lehnte ſie ab und rief mehrmals:

Ich habe Eile, ich muß zum König!

Pauline ertrug aber dieſe Abweiſung nicht. Eine ſolche Form ihres Verhältniſſes zu Egon, Rodewald zur Schau geſtellt, ließ den Zorn in ihr überſchäumen.

Sie war die Allmächtige geweſen, ſie hatte ſich gewöhnt, Egon zu beherrſchen, ſie wußte, einzig, außer der Ludmer und Rodewald, welches Geheimniß auf dem Urſprunge des Fürſten laſtete und in dieſem Augenblicke verließ ſie die Großmuth. Sie rief dem Fürſten, der ſchon an der Thür ſtand, nach:

Was iſt hier beſchloſſen worden? Bleiben Sie! Rodewald! Ich bewundere Sie, Fürſt, daß Sie mich zwingen, den Abſchied zu ſtören, den Rodewald von den Zügen jenes Bildes zu nehmen ſcheint ...

Rodewald hatte ſich in der That dem Bilde der Fürſtin zugewandt, hatte in der That ihm gleichſam allein den Anblick ſeines Schmerzes in der Stille anvertraut ...

Frau von Harder! rief Egon zuſammenzuckend ...

Die Erinnerungen erwachen — hüthen Sie ſich, Egon! antwortete dieſe leiſe und dann ſteigernd. Zweimal hat dieſer Mann, der in Amerika ſeine Vergangenheit hätte begraben ſollen, das Vertrauen der treueſten Menſchen betrogen ... ich kenne in dieſem Hauſe des Fürſten Waldemar von Hohenberg keine Thür, die mich zurückführt! Fürſt Egon, ſeien Sie beſonnen ... ich meine, dem König gegenüber!

Dieſe zuletzt grelllauten Worte kamen wie aus der Hölle. Egon verſtand ſie ſogleich, Rodewald errieth ſie.

Der Fürſt erblaßte. Er ſah die wuthgeborene ſchäumende Rache, die ihm drohen konnte: Vergiß nicht, wer du biſt und wer da weiß, wer du biſt! Rodewald aber, vor der Betonung des Fürſten Waldemar, des Fürſten Egon ſchaudernd, bebend ſelbſt vor dem Blicke des Hohnes und der Superiorität, die in den Worten der in der Leidenſchaft ihrer ſelbſt nicht mächtigen Frau lag, überſchaute ſogleich das ganze Verhältniß mit einem Schlage und mit blitzſchnell in ihm auffahrender Gewißheit: Allmächtiger Gott, Egon kennt ſein Verhältniß zu dir und dies Weib iſt die Einzige, die es ihm verrathen hat! trat er entſchloſſener vor, ergriff den rechten Arm der wilden Frau, hob dieſen empor und rief feierlich:

Pauline von Harder!

Rodewald! erwiderte die Unbeſonnene wie im Echo, höhnend, trotzend ſich losreißend und den Fürſten ſo kalt, ſo herzlos von Unten nach Oben meſſend, daß Egon zitterte, Rodewald aber ſich nicht länger hielt, ſondern wie ein Seher in flammendem Zorn, dicht auf ſie zutretend, hervorbrach:

Pauline von Harder! Ich betrachtete in dieſem Augenblicke die Engelzüge Amanda's von Hohenberg! Sie flüſterten mir zu: Es gibt ein Weib, das der namenloſe Drang des Ehrgeizes verführt hat, von Er-

trem zu Extrem beſinnungslos zu taumeln! Ein Weib, das ein Erdendämon ſogar den Irrweg zum Herzen meines Sohnes führte! Rodewald, ſagen Sie dieſer Frau, flüſtert mir die Fürſtin zu, ſagen Sie ihr, daß Sie in Amerika wirklich Ihre Vergangenheit ließen, wirklich vergaßen, an Das zu denken, worauf Pauline noch meinem Sohne gegenüber mit giftigem Stachel deuten kann; ſagen Sie ihr aber auch, daß in Amerika noch eine zweite Vergangenheit begraben liegt, die Vergangenheit Paulinen's von Harder! Ein Friedrich Zeck hat gelebt und an dem Ufer des Hudſon, in dem er ſich das Leben nahm, ein Geheimniß hinterlaſſen, das einzig auf der Welt nur Sie und mein Sohn wiſſen ſollen! Nicht genug, daß der Falſchmünzer Baron Grimm auf zwanzig Jahre durch Pauline von Harder und ihre Helfershelferin Charlotte Ludmer in einen Kerker geworfen wurde, in dem der Unglückliche ſchon nach dem erſten Jahre hätte ſterben müſſen, wenn nicht Zeck, genannt Baron Grimm, die Mittel zur Flucht vor ſeinem gewiſſen Tode gefunden hätte; auch das Kind, das Pauline von Ried, geborne von Marſchalk, jenem falſchen Spieler und Abentheurer, dem Kupferſtecher Zeck, geboren, Paul Zeck, getauft in der Stille zu Seehauſen vom Pfarrer Latterf, wurde von ihr den ruchloſen Verwandten des Betrü-

gers übergeben, verkauft, von diesen, Mördern und Gaunern, ausgesetzt und wuchs herauf zur abschreckendsten Aehnlichkeit mit seiner Mutter! Noch lebt Paul Zeck, lebt unter uns, in dieser Gesellschaft, ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, voll Lug und Trug, verschmitzt, verworfen, zu jeder Gewaltthat fähig und nichts, nichts, als den Namen seiner Mutter suchend! Jetzt geh' ich zu dem Mäkler Reichmeyer, der Fürst aber geht zum König, und Sie, Pauline, sollten gehen und Paul Zeck suchen, einen Fund, dessen Verdienst in seiner Unermeßlichkeit ich Ihnen nicht schildern kann. Denn Paul Zeck muß leben, darf nicht auf's Neue Mördern anvertraut werden, darf nicht auf's Neue um ein Judasgeld von dreitausend Thalern von der Erde weggeweht werden, Paul Zeck darf seine Mutter nur unter dem Schutze der Gerichte finden, damit er nicht verschwindet, gemordet von Charlotte Ludmer, Par und den Helfershelfern Paulinen's von Harder!

Wenn Rodewald nach diesen Worten das Zimmer hätte verlassen wollen, würde er durch die Art, wie die Geheimrathin diese Enthüllung aufnahm, daran verhindert gewesen sein. Denn jedes seiner entsetzlichen Worte hatte ihm gleichsam Pauline abgeschnitten, jeder neuen Thatsache hatte sie sich gleichsam körperlich ent-

gegengeworfen. Sie ſuchte ſich dem furchtbaren Sprecher bei jedem Athemzuge zu nähern, wollte ſeinen Arm ergreifen, verſuchte vor Verzweiflung faſt mit ihm zu ringen. Als er aber dennoch geredet, dennoch geendet und ſchon längſt die geöffnete Thür in der Hand hatte, ſtürzte Pauline, die vor ihm auf der Schwelle ſtand, ihn zurückhalten wollte, von dannen und rannte wie eine von den Furien Gepeitſchte auf die Ausgänge der Zimmer und der Etage des Hauſes zu, ſank wie Eine, die in der Luft dieſes Palaſtes zu erſticken fürchtete, faſt die Stiegen hinab ... Die draußen harrenden Bedienten mußten ſie für wahnſinnig halten, als ſie die Treppe niedertaumelte und beſinnungslos vor dem Portal in ihrem Wagen verſchwand.

Wie ſie ſchon davonrollte, lag Egon noch dankerfüllt, zum Himmel aufblickend in Rodewald's Armen. Er war auf den Vater, wie befreit von Harpyenkrallen, zugeſtürzt, hatte in ſtürmiſcher Ueberwallung ſeiner erloſten Gefühle ihn an ſein Herz gezogen, ihm Stirn und Wangen ſchon mit Küſſen bedeckt ... ſchon das Wort auf den Lippen ... das entſcheidende, das entſetzlich geheimnißvolle ... aber Rodewald ließ Nichts davon geſchehen ... er nahm kein Recht in Anſpruch, verrieth keines zu beſitzen, gebot der Stimme der Natur, blieb demüthig, zog ſich zurück, wollte

fliehen, schwieg, indem er seine Thränen für sich reden ließ. Hinaus! hinaus! hauchte er leise ...

Nein, einen Augenblick, Vater! rief Egon mit bebender Stimme, riß sich los, stürmte in sein Nebenzimmer und kehrte nach wenigen Sekunden mit einem versiegelten Pack Papiere zurück.

Lies! sagte er. Es ist das Testament der Mutter!

Rodewald nahm schweigend und staunend die Papiere, wollte sie mit abgewandtem Antlitz ablehnen, hielt sie mit der linken Hand fest und bedeckte sich zugleich mit ihr die Augen, mit der Rechten streichelte er des Fürsten Wange, abgewandt, fast blind tastend nur, wie in den heiligen Büchern jener Erzvater that, als er die rauche oder glatte Haut seines Sohnes fühlen wollte, um den rechten Liebling zu erkennen ...

Da mehrte sich die Scene. Die Fürstin trat hinzu ... staunend über die Scene, betroffen von Paulinen's schneller Entfernung ...

Herr Rodewald? sprach sie, den Mann prüfend und die Bewegung dieser beiden Männer nicht verstehend ...

Egon begrüßte sein Weib ...

Rodewald sich sammelnd sagte mit fester Stimme:

Durchlaucht sind zu gnädig! Ich werde diese Bedingungen lesen! Ich gehe zu dem Bankier, um ihm

die Befehle des Fürſten von Hohenberg ſelbſt zu überbringen.

Damit ging Rodewald in der That, der Fürſtin ſich achtungsvoll verbeugend ...

Die Fürſtin, ſich nicht zurechtfindend, fragte, als ſie allein waren:

Aber hattet Ihr Scenen? Was war Das?

Nur eine Verſtändigung! ſagte Egon. Ich gebe mein politiſches Amt auf. Die Güter behält Rodewald. Wir Beide reiſen. Jetzt zum König und das glänzende Elend auf immer geendet!

Egon rang ſich von ſeinem zitternden Weibe liebevoll los ... Ueber Melanie blitzte ein Schimmer von Glück, ein Strahl von Hoffnung, von dem ſie ſich ſagte: Endlich die Wärme des Gemüths? Was iſt ihm? Was bricht da das Eis dieſes ewig kalten Verſtandes? Iſt er denn auch der Liebe fähig und wärſt du dann noch würdig, ihn zu beſitzen?

Ein Glück für ſie, daß ſie den Namen nicht wußte, der gleichſam von Rodewald hier als ein triumphirendes Paroli gegen Egon geboten war, den Namen Fritz Hackert's, Paulinen's Sohn! ... So blieb die Freude ... ungetrübt.

# Dreizehntes Capitel.

## Der Tempelſtein.

An dem äußerſten Ende eines der vielen kräftigen Rebenarme unſres großen, meergrünwallenden Stromes bilden die Uferwände einen Ausgangspaß auf fremde Länder, neue Sprachgebiete. Düſter blicken wie Grenzwarten die tannengeſchirmten Gipfel des Gebirgskammes, der Deutſchlands natürliche Grenze iſt und der im Süden uns noch Lothringen zuweiſt und das Elſaß. Auf dieſen Höhen horſten noch Adler. Die Noth des Winters treibt noch Wölfe von ihren waldigen Schluchten herab. Niederwärts ſich ſenkend, erheitert ſich aber die Flur und dem Strome zu wächſt die Rebe und der Nußbaum und volkreiche Städte, Weiler, Kirchen, Kapellen und Schlöſſer verrathen, wie traulich es ſich am mäandriſchen Verſteckſpiel ſeines Pfades wohnen läßt, unbekümmert um den Wolf und den Adler, die dem Grenzjäger oder

Maxime den äußern Rückſichten, die er zu nehmen hatte, zu Hülfe. Die Kinder ſollten orthodox erzogen werden.

Der neue Lehrer betrat das in der Judengaſſe belegene Haus des Herrn Baruch. Man weiß, daß alle Juden damals in jener ſchmutzigen Gaſſe wohnen mußten, die ſich urſprünglich bis zu der Einmündung in die Fahrgaſſe erſtreckte, wo jetzt Rothſchild wohnt. Ein Brand war mitleidiger als der Senat Frankfruts. Er zerſtörte einen Theil der finſtern Gaſſe — die Juden mußten ein neues Quartier haben und kehrten nicht mehr in ihren Ghetto zurück. Vordem aber mußten ſelbſt die reichſten Familien ſich in den engen kleinen Häuſern behelfen. Das Baruch'ſche Haus, winklig, eng, mag jetzt wenig tauſend Gulden werth ſein; damals bei überdieß größerem Werthe des Geldes mochte es gut und gern 20,000 gelten. In dieſen kleinen Zimmern konnte von Pracht und Geſchmack des Ameublements nicht die Rede ſein, wenn auch wohl ein gewiſſer Comfort der Wohlhabenheit nicht fehlte. Börne's Vater hatte einmal die Abſicht, nach Bonn zu ſeinem Vater zu ziehen und kaufte eine ſehr geſchmackvolle Einrichtung. Als ſich der Plan zerſchlug, mußten die Möbel verkauft werden; in der Judengaſſe war kein Raum und zu wenig Licht dafür, wenigſtens nach vorn. Nach der Hofſeite war die Wohnung freundlicher. Börne ſchrieb von Paris den 30. Januar 1832: „Bitten Sie doch den Straus oder ſonſt Einen, einmal wenn er durch die Judengaſſe geht, mein elterliches Haus aufzuſuchen. Es liegt, wenn man von der Bornheimerſtraße kömmt, auf der linken Seite, ohngefähr in der Mitte der Straße und hat Nr. 118. Das Haus hat zwei große Thüren, die durch einen breiten Pfoſten getrennt werden. Wenn man in die erſte Thüre

Schmuggler begegnen mögen und Denen, die in der Höhe über Geklüft und Dickicht die verstecktesten Wege kennen. Sonst waltete hier die milde Herrschaft des Krummstabes. Noch sind die Alleen von Buchau lebendige Zeugen der Weltherrschaft des Geschmackes von Versailles, noch hat des treuen Mangold englische Naturkunst die Kunstnatur der erzbischöflichen Gärten nicht ganz austreiben können. Und zu den geschweiften Formen des Schlosses, zu diesen chinesischen Pavillons, zu diesen Friesen und Kannelirungen gehört ja auch die alte Gartenscheere, gehört ja auch der Zopf Lenotre's, der Puderstaub auf Blätterwuchs und Baumgehez.

Schloß Tempelstein, das sich auf eine Stunde Weges vom ebengelegenen Buchau und der Krümmung des Stromes wegen doch ihm fast gegenüber erhebt, ragt schon mit Thürmen und Altanen aus Baumgruppen, Felsvorsprüngen, Waldumkränzungen frei und zwanglos empor. Noch ist der Bau nicht vollendet, den Tystra mit seltenen Hülfsmitteln sich in dieser abgeschiedenen Gegend zu einem englischen Kastell mit Jagdgehez und Boulingreen, zu einem Alhambra mit Springquellen aus Löwenmund, Bogengängen und Blumenterrassen zaubert. Es wird lange währen bis zu seiner ganzen Vollendung. Aber in

dieſem Sommer iſt die alte Ruine ſchon nicht mehr aus ihrer neuen Umkleidung zu erkennen. Der Weg empor iſt ſchon gebahnt. Ein untres Wohnhaus für den Winter, ſelbſt dem verwöhnteſten Lebemann, bewohnbar. Bis zur Brücke, die zwei Felſen verbindet und an ihren Rändern geſtattet, auf ihnen die Spitzen von tief aus der Schlucht aufragenden Buchen und rothen Binſchen mit der Hand berühren zu können, iſt Alles eben, links und rechts mit großen Gewächsvaſen aus gebranntem Thon geziert. Dann kommen Stufen, die ſchon ſicher und bequem zu betreten, wenn auch noch nicht geſchmückt und eingefaßt ſind. Oben ſchon ſprudelt die Fontaine, die das große Plateau zieren wird. Auf dieſem Plateau will Dyſtra die Dorfjugend tanzen laſſen, wenn er in ſeinem Geſchmack immermehr, wie er ſagt, den „Roſen des Herrn von Malesherbes" näher käme. Wie glatt mußte dieſer Marmor alſo geſchliffen ſein! Die Platten lagen ſchon im Vorrath und wurden ſchon bearbeitet. Das Burgthor öffnet ſich. Das Wappen Dyſtra's hatte ſich hier als eine verzeihliche Konſequenz ſeines Ahnenſtolzes eingefunden, da er meinte, man ſollte ihm dieſen Stolz auf die Vorfahren laſſen, da es doch ſchiene, als wenn ihm ſchwerlich noch etwas nachfahren würde. Die Zugbrücke war von Ketten und Eiſen-

drähten. Alle Mauern hatten Nischen zu Statuen, Blumen, Springquellen oder, sagte Dystra, zu ewigen Lampen, wenn entweder Olga oder Paulowna oder ihre Mutter, denn Einer droht das Glück, Baronin Dystra zu werden, in Verzweiflung darüber auch katholisch würde. Nur einen Revenuk auf die Zugbrücke, sagte er zu Rudhard, der ihn von Brüssel oft besuchte, nur den würd' ich mir verbitten; dieser Heilige macht mir bei jeder Brücke erst recht den Schwindel, den er vertreiben soll. Der dritte Theil des Schlosses war schon bewohnbar. Die ausgesuchteste Einrichtung zierte vom Dollond eines Belvedère herab bis zur praktikabelsten Kochmaschine des Kellergeschosses den linken Flügel, dessen nächste Umgebung bereits jetzt von Kalk, Mörtel und dem Lärm der Maurer und Steinmetzen verschont war. Wild und wüst freilich sah es in der Mitte und am rechten Flügel noch aus, der theilweise in einen Felsen hineingebaut wurde und einen schroffen, jähen Abhang darbieten sollte, für etwa verzweifelt Liebende, wie Dystra sagte, oder für Blaubärte, die sich hier ihrer neugierigen Frauen entledigen wollen, falls der unterirdische Gang, der hinten in den Wald und die Tempelabtei führt, nicht von strengen Ehemännern zu den Marterkammern und lebendigen Einmauerungen lieber benutzt wird. Diese Abtei war als

Ruine ganz im alten Style gelassen und nur vom Schutt und Gerölle befreit und an zu schadhaften Stellen durch Ergänzungen unterstützt. Ein schöner Rest mittelalterlicher Kirchenbaukunst lag die Abtei fast schon im Walde und bot einen heiligen, das innerste Herz bewegenden Anblick.

Dystra lebte nun fast ein Jahr schon am Fuße des Schlosses Tempelstein, das selbst er nur zuerst von seiner Schicksalsverhängten aus der Familie Wäsämskoi bewohnt haben wollte, in der eleganten Villa am Aufgange, dicht am Flusse, nicht tausend Schritte weit entfernt von dem Dorfe Buchau, das den Tempelstein vom Schlosse Buchau trennt. Der Verkehr mit gegen Hundert Arbeitern bot ihm die angenehmste Zerstreuung. Im Uebrigen hing er auf's Lebendigste mit allen den Beziehungen zusammen, die durch die Namen der Brüder Wildungen vertreten sind. Dankmar flüchtete sich zu ihm und wohnte drüben jenseits des Gebirgskammes. Siegbert kam zuweilen von Antwerpen. Rudhard kam mit den Kindern Rurik und der heranwachsenden Paulowna. Leidenfrost war immer zugegen; denn er war es, der den Tempelstein ausbaute. Niemand kannte ihn. Er galt für einen fremdhervorgeschriebenen Architekten. Auch Werdeck, der in Paris lebte, ließ sich zuweilen mit Vorsicht sehen. Louis Armand lieferte

die Ausstattung der Zimmer, die Boiserie, die Vergoldungen, das Glas. Er machte seine Einkäufe in Belgien und den Niederlanden. Man kannte die Hundert von Menschen nicht, die hier ab- und zugingen. Dystra machte nur die Bedingung der Vorsicht und sie wurde ihm gewährt, noch gewissenhafter befolgt. Siegbert's Zeichnungen für die Glasfenster, die Leidenfrost in einer nahegelegenen Glashütte selber brennen lassen wollte, erregten die Bewunderung der Laien und Kenner. Es hieß, sie kämen von belgischen Malern aus Antwerpen. Wer forschte da weiter? Die Fürstin Adele wäre gern von Brüssel gekommen, um die Fenster zu sehen, wie sie dann wirklich fertig waren und in den kostbaren Gemächern hingen, aber Dystra sagte: Die erste Frau, die außer Louise Eisold sein Schloß beträte, wäre ihm verfallen; wäre sie verheirathet, so müßte der Mann mit ihm hier die erste Lanze brechen, wäre sie Jungfrau oder Wittib, so dürfte nur ein Lindwurm sie ihm streitig machen und auch an den würde er sich wagen. Kurz er scherzte über eine Bedingung, die die Fürstin so ernst nahm, daß sie sich überwand nicht zu kommen und, wie einmal bedungen war, Olga die Verhand ließ.

Durch Dankmar Wildungen erfuhr Dystra die neuesten Vorfälle des Jahres, seine Flucht, den Ver-

luſt des Schreins. An Louiſe Eiſold ſah er die Wirkung ſowol des Erfolgs wie des Mislingens auf ein leidendes und in Leiden erſtarktes Gemüth. Sie hatte die Flucht geordnet. Franziska Henniſch hatte ihr Anerbieten dazu mit Selma Rodewald vermittelt. Sie war in Tempelheide geweſen, hatte Peters im Pelikan gewonnen, hatte von Tanebrand, der ſonſt am Baue arbeitete, ſich begleiten laſſen, hatte das Unglaubliche erreicht durch Hackert's einzig zum Ziele führenden überraſchenden Beiſtand. Tanebrand war ein Opfer dieſer kühnen That geworden, die gute, treue, uneigennützige Seele ... Louiſe ſchauderte bei dem Gedanken, daß von den Beiden, die im Wege ſtanden, Mangold's Wünſche zu erhören, der Eine vom Tod hinweggerafft war und der Andre ... Was iſt nur mit ihm? Wo weilt Hackert? Hatte er Alle, auch ſie betrogen? Sie allein ſah an Hackert die ſchlimmſten Seiten nicht, ſie hatte ſich aus ſeinem Leben wie jenes Huhn im Hofe aus dem Dünger einen Edelſtein geſcharrt, ſie glaubte feſt und heilig daran, daß hier nichts als nur der Sonnenſchein der Liebe gefehlt hatte. Als Hackert ihr die That gelobte und Beiſtand verſprach, in ſeiner Weiſe ohne Emphaſe, ohne Begeiſterung, aber ſicher, ſchlau, prüfig Alles berechnend, was allein zum Ziele führte, als er ihr andeutete, daß er genugſam vertraut wäre

mit allen Perſönlichkeiten des Gerichtshauſes, um ſich durch verliebte Frauen, näſchige Kinder, ſchwachſinnige Greiſe, trunkene Männer, die Schlüſſel der Gefängniſſe und Kaſſen anzueignen, da hatte ſie zwar nicht geſagt, nicht ſagen können: Hackert, ich belohne dich für alles Das mit meinem Herzen! Aber die ſtürmiſchen und kecken Liebkoſungen, mit denen ſie der nie rein Denkende ſogleich überſchüttete, hatte ſie doch faſt mit den Worten abgelehnt: Laſſen Sie! Laſſen Sie, Hackert! Vielleicht wenn es gelungen iſt, dann!

Und nun hatte die Flucht dieſe Wendung genommen! Danebrand das Opfer, ſo geſtorben wie einſt ihr Bruder! Der Schrein und Hackert verſchollen ... ein unermeßliches Glück der Brüder Wildungen verloren, trotz des Briefes, der von Hackert's Hand einſt mit dem Poſtzeichen eines kleinen Städtchens, wo alle Nachfrage nichts fruchtete, an ſie gekommen. Noch glaubte, noch hoffte ſie. Sie ſagte zu Tankmar, als er eines Auguſttages über den waldigen Bergwipfel kam, ſcheinbar als Schmuggler kam, da er ſo mit den Grenzwächtern — am beſten ſtand und Siegbert gerade mit Louis Armand und dem Bruder zugleich anweſend war, um die Wirkung der Fenſter zu ſehen: Glauben Sie mir, Sie können vertrauen! Hackert iſt zu eitel, irgend einem Menſchen, der ihn für ſchlecht hält, Recht

zu geben. Er wird ehrlich sein nicht aus Liebe zur Tugend, sondern um Sie und uns Alle zu täuschen, zu verhöhnen, nicht einmal um mich zu erfreuen. Er liegt irgendwo krank, hat sich verletzt am Tage der Flucht. Mit genauer Noth nur wird er sich irgend wohin geflüchtet haben, vielleicht zu Schlurck, der in der Nähe des Profeßhauses wohnt. Er wird langsam uns folgen, denn ich sehe ja in den Zeitungen, wie man Sie und den Schrein mit Steckbriefen verfolgt. Zu kenntlich ist Hackert und die große Lade wäre gleich verrathen, wenn er auf gewöhnlichem Wege käme. Vertrauen Sie!

Die Freunde hörten gern ihre Ermuthigungen, hielten es indeß für hoch an der Zeit, daß etwas geschah, um über diesen unermeßlichen Verlust Gewißheit zu haben. Ihre Zuschrift an die Behörden war schnöde und ablehnend beantwortet worden. Um so mehr, hieß es, könnte die Amortisation nicht gestattet werden, als auch der Stecher der Platte zu den Stadtkämmereischeinen seit einiger Zeit verschwunden und es entdeckt wäre, daß dieser mit Hackert, dem wahrscheinlichen Beförderer der Flucht, auf das Vertrauteste bekannt war. Man verwies die Brüder auf die feierliche Uebergabe, den eignen Frevel der Flucht und der Wiederaneignung, man erklärte sich nur vor einem

Nichteinhalten der Emissionstermine wahren zu wollen und verwies die Bittsteller auf die Folgen ihrer Unternehmungen, die sie sich selber zuzuschreiben hätten.

Am Tage des Nikodemus, den 15. September, sollte der erste Bundestag auf dem Tempelstein gefeiert werden. Der Königliche Hof war zufällig zu gleicher Zeit in Buchau zugegen. Leidenfrost richtete es im Interesse der Sicherheit der Versammlung so ein, daß schon den 8. September alle Arbeiter des Baues auf zwölf Tage entlassen wurden. Die Löhnung wurde gezahlt, als wenn sie arbeiteten, aber die Pause sollte, hieß es, benutzt werden zu künstlerischen Arbeiten, zu denen fremde Steinmetzen, fremde Maler, fremde Bildhauer kämen, die man einige Tage allein auf dem Bau wollte walten lassen. Den 20. wieder sollten alle Arbeiter, die bisher in Thätigkeit gewesen waren, zurückkehren und bis in den Winter an einem Werke schaffen, das Jahre brauchte, um so vollendet zu werden, wie Tystra und Leidenfrost es im Geiste vor sich sahen und Tankmar Wildungen es für die Schleier, die er lange auf die hier zu haltenden Versammlungen des Bundes werfen wollte, für nöthig halten mußte.

Sein Herz bebte bei jedem Tage, den er näher zum Ziele kam. Alles fügte sich nach Wunsch, jede selbst unerwartete günstige Wendung traf überraschend

ein, nur der Schrein blieb aus. Hackert war entweder todt oder verſchollen oder entfloben. Tankmar's Verzweiflung gränzte an völlige Troſtloſigkeit. Er hatte gerade dieſen Beſitz für unerläßlich zu der nächtlichen Verſammlung auf der Tempelabtei im Walde gehalten, er hatte nichts zurückgenommen von den hochherzigen Verheißungen, die er und ſein Bruder der Zukunft des Bundes gegeben. Hatte der Erfolg des Prozeſſes auch hinter den Erwartungen zurück bleiben müſſen, es war genug gewonnen worden, um ſeine Abſicht zu unterſtützen, dies Erbe des Johanniter- und Templerordens den neuen Rittern vom Geiſte als ein Eigenthum zuzuführen, von dem er für ſich und den Bruder nur ſo viel beanſpruchte, um als Verwalter deſſelben gegen Sorge und Noth ſichergeſtellt zu ſein. Er wollte auf halbem Wege nicht mehr ſtill ſtehen. Was er einſt verheißen, mußte erfüllt werden und jedes Bundesglied, es mochte ſo uneigennützig fühlen, wie die Brüder ſelbſt, mußte doch zugeſtehen, daß ohne äußere Mittel ein Wettkampf mit den in Gold und Eiſen gebetteten Irrthümern und Thatſachen dieſer Zeit nicht möglich war.

Am 10. September, als Tankmar Wildungen ſchon einen Aufruf um das unwiederbringlich verlorene Vermögen für alle Zeitungen geſchrieben, kam Louis

(von der Bornheimerstraße kommend) eintritt, ist rechts am Pfosten die Jahreszahl 1794 eingehauen, in jenem Jahre von mir oder einem meiner Brüder. Ich möchte wissen, ob die Inschrift noch leserlich, und ob auch ein Monattag dabei steht? Daran knüpft sich eine Jugenderinnerung, von der ich vielleicht öffentlich sprechen werde."

Der Lehrer betrat das Haus und glaubte, ihm würde nur über zwei Knaben die Sorge anvertraut werden oder der dritte wäre wenigstens nicht ein Kind vom Hause. Zwei Knaben waren beständig um die Mutter; einer stand abseits, nahm an dem, womit sich die Andern beschäftigten, wenig Theil und schien fremd oder eingeschüchtert zu sein. Es war der künftige Börne. Ist das ein angenommenes Kind? fragte, der Lehrer bei einem vorläufigen Besuche. Die Mutter lachte und bemerkte, es wäre ihr zweiter Sohn, Löb. Er war der Gestalt nach unansehnlicher als die beiden andern Brüder; ein Flecken auf dem Auge gab seinem Blick etwas Unsichres und Abgewandtes. Bald entdeckte der Lehrer, daß sich der Knabe nicht ganz aus freiem Antriebe so zurückgezogen hielt: er fand, daß er zwar dem Herzen der Mutter nicht fremd war, daß aber ein regierender Hausgeist es gern zur Entfremdung gebracht hätte. In jüdischen Familien fand man vor etwa dreißig Jahren noch oft einen ältern weiblichen Dienstboten, der von einer Generation zur andern hinüber vererbt wird und eine Herrschaft im Hause führt, der sich oft die Brodherren selbst nicht zu widersetzen wagen. Diese alten Rebecken, Rachel, Rosinen, Täubchen u. s. w. haben schon die Eltern auf dem Schooß getragen, wie viel größer ist ihre Macht über die Kinder und die Enkel! Sie lenken

Armand mit der frohen Botschaft: Noch drei Tage und Murray, Hackert und der Schrein sind da! Er zeigte einen Brief, den er durch Dystra empfangen. Murray schrieb Louis Armand von einem einsamen Fährhause am Rhein einen ausführlichen Bericht, von dem nicht Alles auf die Freunde berechnet war. Er las nur Das vor, was ihnen Beruhigung geben mußte. Der Hort ist da! rief Dankmar und halb spottend setzte Leidenfrost hinzu: Der Nibelungen Noth hat ein Ende.

Der Brief, der in seiner ganzen Ausdehnung nur für Louis Armand berechnet war, lautete so:

„Mein theurer junger Freund! Seit einem Jahr erfuhren Sie nichts von mir! Ich benutze die Adresse des Herrn von Dystra, mit dem Sie wie mit Ihren Freunden verbunden geblieben sind, um Sie mit Vorfällen bekannt zu machen, die ich Sie bitte, sogleich irgendwohin und irgendwie den Brüdern Wildungen melden zu wollen. Ich weiß von Louise Eisold, daß Sie Alle um den Tempelstein verkehren und ich schreibe lieber Ihnen, weil ich mehr sagen muß, als was den Andern verständlich ist. Kurz vor Ihrer Ausweisung aus der Residenz hatt' ich den Sohn gefunden, dessen Geschichte ich Ihnen unter Sturm und Regen in dem Eckzimmer des Schlosses Hoben-

berg in mir unvergeßlichen Stunden erzählte. Ja, Theurer, Ihnen dank' ich dieſen Fund! Jener zerbrochene Ring, den Sie mir, als Sie aus dem Gefängniß mich erlöſten, übergaben, dies Andenken an die düſtre Vergangenheit, grauenhaft noch durch die letzte Erinnerung an das Forſthaus im Walde und den Tod, den ich dem eignen Bruder geben mußte, dieſer Ring führte mir den Sohn zu, den ich ſo antraf, daß ich ihn zu bergen hatte, nicht jubelnd meinen Freunden darſtellen konnte, ſelbſt wenn ich vor Ihnen hätte wagen wollen, was ich ſelbſt bei einem Engel an Güte und Liebe, der mein Sohn wahrlich nicht war, vor der Welt nicht wagen durfte. Ich zog mich in meinen Schmerz zurück. Ich ſah in Hohenberg, wie ich verfolgt wurde. Ihr Zeugniß, das mich des Läugnens überhob, rettete mich, wenn ich Rettung dieſe Freiheit nennen darf, die mir die bitterſten Erfahrungen zuzog. Meinen Sohn fand ich nur in dem Augenblicke bewegt, wo er einen Vater auf dem Friedhofe gefunden hatte. Nur zu bald ſank er in jene ſittliche Nacht zurück, die ich damals ſchon in Hohenberg ahnte. Gewaltſam wollt' ich dieſe Nacht nicht erhellen. Ich erfuhr an Auguſte Ludmer, wie das Auge des Geiſtes nur allmälig an den Glanz der Tugend ſich gewöhnt. Ich zitterte vor

dem Gedanken, noch einmal ein Gefäß der göttlichen Gnade durch gewaltſamen Eifer zu zerſprengen. So ließ ich den Sohn gewähren und war nur froh, daß es ihm in meiner Nähe wenigſtens — wie dem Hund am Ofen war ... Ich kehrte zu meiner Kunſt zurück, fand in Oleander, jenem Vikar aus Pleſſen, ein treues Herz, wirkte mit ihm für die Armen und Elenden und machte damit ſogar ein thörichtes Aufſehen, ob ich es gleich vermied, von meinem Wirken zu ſprechen und mich der Erfolge zu rühmen, die nur zu oft auf dieſem Felde täuſchende ſind. Ich erhielt den Auftrag, die Scheine zu ſtechen, die die Verwirklichung der Erbſchaft Ihrer Freunde wurden. Denken Sie mein Gefühl! Denken Sie an den Baron Grimm, an ſeine geheime Kammer, an ſeine falſche Kunſt und jetzt derſelben Geſellſchaft, der ich noch meine Strafe ſchuldig bin, meine nun in Wahrheit dienende Hand! Sie kennen die Flucht Dankmar's, den Raub des Schreins, in dem ſo große Schätze aufbewahrt wurden. Der Räuber und Förderer der Flucht war mein Sohn. Man nannte ihn Fritz Hackert, nur mir galt er bisher allein für Paul Zeck; der Mutter hatte ich die Gelegenheit zu neuem Frevel nicht geben wollen, auch ihm ſelber nicht, ich verſchwieg ihm ſeine Abkunft und bei ſeinem Sinn reicht' es hin, daß

er ſagte: Ich wußt' es ja immer, geſtohlen hab' ich mich in die Welt, ein Baſtard bin ich, ungerufen nur gekommen! Den Aufſchwung meines Sohnes zu dieſer That hab' ich erſt verſtanden, ſeit ich weiß, daß er damit viele ſeiner Leidenſchaften hat befriedigen wollen. Ich weiß, der Stolz, die Eiferſucht, ja ſinnliche Liebe haben dieſe That geweckt. Stolz, daß ihn die Freunde bewundern ſollen, die Eiferſucht, daß ein Andrer Namens Danebrand mehr thun ſollte als er; die Liebe — für ein edles ſeltenes, wenn auch zu weltliches und zu überreizt im Haſſe lebendes und den Haß für Religion nehmendes Mädchen. Zwei Frauen waren zu allen Zeiten die, die den Sohn regieren konnten, beide muthvoll, beide dem Seltſamen und Ungewohnlichen zugethan, jene ſchon, dieſe kaum ihr Schatten, aber ſchon durch Heroismus und eine amazonenhafte Tugend. Sie werden meinen Sohn ſehen; Sie kennen Louiſe Gifeld! Prüfen Sie, ob da nun Feuer und Waſſer oder Stahl und Stein zuſammenkommen würden! Mein Sohn erfand dieſe Flucht und wurde, als Danebrand vom Blei der Wächter getroffen in dem Durchbruch der Mauer ausathmete, von dem ſtürzenden Schrein faſt erſchlagen. Das Schlüſſelbein der rechten Schulter fand ſich ſpäter gebrochen. Dennoch raffte er ſich auf. Er hört den Lärm

der Wachen, winkt, daß Dankmar sein Heil in der Flucht suche, ladet in der Erregung des Augenblicks die an einer Seite geborstene Truhe auf die linke Schulter, flüchtet in das Dunkel der Johanniskirche, irrt auf dem Platze um sie her, sieht Schlurck's Wohnung, will dort Hülfe suchend an der Klingel ziehen und hofft sich in der Komthurei bergen zu können. Da entdeckt er einen Mann, der eben bei Schlurck's das Haus verläßt. Er wankt näher, er blickt hin. Er erkennt schon den Schreitenden. In der Nacht um ein Uhr, verläßt Jemand — und Dieser! — das Haus? Was ist Das? Statt an der Komthurei sich zu verweilen, folgt Paul dem in nächtlicher Stille dahinschreitenden Mann. Was bezweckt der Mann in so tiefer Nacht? Die Spannung der Neugier gibt ihm den Muth, seine Bürde weiter zu tragen. Ohnehin ohne Schuhe auftretend folgte er dem taumelnden, wie bewußtlos schwankenden Wanderer. Das Rasseln des Wagens, mit dem Dankmar entflohen, ist längst verhallt, die Verfolger, die er wohl anfangs auf seinen Fersen merkte, verloren die Fährte, er folgt dem Mann, der einem Thore zuschreitet. Das Thor ist wie immer nächtlich nur angelehnt, man öffnet sich es selbst. Hinaus schreitet der Taumelnde in einen Wald, der am Rande des Flusses liegt; sonst war er dicht und

voll von Bäumen dieſer Wald, jetzt iſt er durchſichtig und ſeines beſten Schmuckes beraubt. Der Mann ſelbſt da vor meinem Sohn, als Adminiſtrator der alten Stadt-Waldungen, hatte ihn ſo lichten laſſen. Nichts merkt er von Hackert, der zum Tode erſchöpft mit dem Schrein ihm folgt, ſtill ſteht, wenn Jener ſteht, weiter ſchleicht, wenn Jener vor ihm hintaumelt. Endlich ſtehen ſie am Ufer des Fluſſes. Eine verſchwiegene, düſtere Stelle. In einiger Entfernung das Jagdhaus, in deſſen Nähe mein Sohn einſt einen böſen Frevel an Pferden verübte. Ihn ſchauderte, je näher er der Stelle kam, die ihm die unheimlichſten Erinnerungen weckte. Der Schrein ſchien ihm jetzt ſchon gezogen wie am Lenkſeil des Schickſals oder ſeines Gewiſſens. Er war durch die Brandgaſſe, an Laſalle's Reitbahn vorüber zu dieſem Jagdhaus dem Manne ächzend nachgeſchlichen. Des Mannes Vorhaben war ihm ſogleich bei dem erſten Erkennen kein Räthſel. An eine Eiche beim Waſſer lehnt ſich der nächtliche, den Lauſcher nicht ahnende Wanderer. Er blickt nach der Gegend des Sonnenaufgangs, noch liegen dunkle Schatten auf dem Waſſer, das ruhig dahinwegt und durch hohes Schilf ſich hindurchwindet, geheimnißvoll ſtill. Mein Sohn ahnt, was geſchehen wird. Die letzte Kraft, deren ſein

Arm noch fähig iſt, wendet er an, dem Schrein mit den Händen eine Vertiefung in der Erde zu graben. Er kratzt mit den Nägeln, gräbt mit den Füßen, er preßt den Schrein in eine Oeffnung, die er mit Gras verſtopft, mit Laub bedeckt und mit Zweigen, ſtill von den Bäumen gebrochen, überbreitet. Jetzt wagt er ſich dem am Ufer Brütenden, am Eichbaum Niedergeſunkenen näher. Der ſitzt, ſieht in den rothen Oſten und grübelt. Endlich erhebt er ſich. Eine Stunde ernſten Nachdenkens ſchien vorüber. Immer mehr rothet ſich der Horizont. Schon manches Vögelchen regt ſich im Aſt über ihm. Der Grübler erhebt ſich, bindet ſein Halstuch los, wirft ſeinen Rock von ſich, naht dem Ufer näher, ſpäht um ſich und iſt eben im Begriff, in der ſtillflutenden, morgenrothüberſchienenen Welle ſeinem Leben ein Ende zu machen, als ihm aus dem Gebüſche ſein Name zugerufen wird. Er ſtutzt. Paul reißt das Strauchwerk, das ihn ſchützt, mit letzter Anſtrengung auseinander und ſchwankt dem Ufer näher, halb in den Sand ſinkend, halb am Eichbaum ſich haltend, wo das Tuch, der Rock, der Hut liegen. Hackert! ruft der Selbſtmörder und verliert den Muth zu einer entſetzlichen That, deren Schein ich mir einſt, wie Sie wiſſen, ſelbſt am Hudſon gab. Er ſchwankt zurück aus dem Waſſer, das ſchon

ſeinen Fuß benetzt hatte, erkennt einen ihm wohlbekannten jungen Mann, findet ihn hülflos, erſchöpft, ſtöhnend, hört die Vorwürfe, die ihm für ſein Beginnen von einem Menſchen gemacht werden, der eben ſelbſt zu ſterben ſcheint. Eine Erörterung, zu der mein Sohn keine Kraft mehr hatte, erſetzte ihm ein Gegenſtand, den er halbbewußtlos ſtumm dem Selbſtmörder darreichte. Es war ein Packet von den aus der Lücke des geborſtenen Schreins entglittenen Stadt-Kämmereiſcheinen. Was dann mit Paul geſchah, weiß er ſelbſt nicht. Er kam erſt zur Beſinnung in jenem Jägerhauſe, hörte, daß ihn dorthin ein Mann in früher Morgenſtunde zur Verpflegung übergeben, ſich entfernt hatte, wiedergekommen wäre und daß er ſchon ſeit acht Tagen hier in dieſem Hauſe verpflegt würde und meiſt im Fieber läge. Ihn aber quälte nur der Schrein unter den Zweigen, auf den er ſich bald beſonnen. Er forſchte. Man ſprach unverfänglich. Dennoch ließ ihm die Gefahr ſeines Kleinods keine Ruhe. Ohne Zweifel trieb ihn die alte Sinnenſtörung, die Mondſucht, von ſeinem Lager, wo man ihm aus Rückſicht auf den vornehmen, wohlbekannten Mann alle Sorgfalt widmete, trieb ihn hinaus in den Wald, in's Gebüſch, wo der Schrein von ihm verborgen unter Moos und Zweigen ruhte. Dort ſchnupperten ihn an

einem Morgen Jagdhunde auf, denn auf dem Schrein war er eingeſchlafen. In der zweiten Nacht dieſelbe unwillkürliche Angſt im Traum, wieder findet man ihn an jener Stelle. Er ahnt, daß man Verdacht ſchöpft. Da treibt ihn wie raſend empor die Vorſtellung der Entdeckung. Der, den er vom Selbſtmorde rettete, war auf's Neue da geweſen, hatte mit ihm freundlich geredet; er beſann ſich wohl im Fieber der Worte: Hackert, du haſt den Schrein geſtohlen! Gib ihn heraus! Die Scheine, die du mir gabſt, betrugen mehr als fünftauſend Thaler! Was beginnen wir damit, Junge? Wo iſt der Schrein? Du haſt ihn? Und als Paul Zeck ſich im Bett wälzte, drohte ihm, er wußte nicht ob wirklich oder nur in Phantaſieen, der Gerettete, ſprach von Gerichten, wollte den Wald von Oben zu Unterſt kehren laſſen — da war, erwachend zur Beſinnung, ſein Entſchluß gefaßt. Unbekannt mit dem Bruch des Schlüſſelbeines, einem Schaden, den man lange tragen, lange nicht merken kann, ſchleppt er ſich endlich davon, holt den Schrein und wagt ſich mit ihm in Richtungen weiter, die nach Weſten gehen. Er findet da und dort einen Träger, einen Bauer, einen Burſchen, Leute, die ihm helfen. Vorläufig nach dem Harze, nach Angerode zu! war ſeine Looſung, wenn er einen Bauernwagen traf und um Aufnahme

hat. Aus Wald und Nacht wagte er ſich nicht mehr hinaus. Hinter der Elbe trifft er auf einem Kreuzweg einen Mann, der traurig und nachdenklich auf einem Karren ſitzt, auf dem er große Käſten voll kleiner belebter Vogelbauer fuhr. Warum ſeid Ihr traurig, Mann? fragte mein Sohn, ſich mit ſeiner Bürde mühſam hinſchleppend. Mein beſter Freund und Gönner iſt geſtorben, ſagte der Vogelhändler. Er nannte den Präſidenten des Obertribunals, den greiſen, faſt neunzigjährigen Dagobert von Harder. Er liebte die Thiere mehr als die Menſchen! ſagte der Mann. Wenn ich zu ihm kam mit meinen Vögeln, nahm er mich auf wie einen Freund, es wird die letzte Fahrt von Angerode ſein. Paul, mein Sohn, wußte, daß dieſem Greiſe die Entſcheidung des Johanniterprozeſſes gebührte. Iſt der Rabenvater todt? fragte mein Sohn. Er faßte aber den Vater der Raben nicht wie der Vogelfänger auf, ſondern im Bezug auf den Rabenſtein. Höre, ſagte Paul, laß den Schrein da auf deine Karre zu den Vögeln thun: ſie kommen alle aus demſelben Reich der Luft und die alte Exzellenz wird um uns ſein und unſre Habe beſchützen! Der Vogelhändler betrachtete befremdet das ſeltſame Stück. Plaudernd erreichte der Kranke ſeinen Zweck. Der Schrein wird aufgeladen. Um den Buchfinken und

die Ordnung des Hauses, sie passen dem übrigen Gesinde auf den Dienst, sie wachen, daß bei der Zubereitung und Auswahl der Speisen nichts dem Gesetz Zuwiderlaufendes vorkommt. Sie sorgen dafür, daß sich die Kinder den religiösen Vorschriften in keinem Falle entziehen dürfen und nehmen die Angebereien gerne an, wenn eines das andere verklagt, daß dieser am Sabbath sich den Rock gebürstet, jener von einer unerlaubten Speise gegessen oder an einem Fasttage heimlich genascht hätte. Ein solcher streng und eigenmächtig waltender Hausgeist war in der Baruch'schen Familie die alte Elle. Sie hatte wenig Neigung zu dem mittleren, minder hübschen und verschlossenen Knaben. Gab es eine Näscherei, so wurde sie in ungleiche Theile gelegt; Löb bekam den schlechteren. War eine Unordnung vorgekommen, wer konnte die Ursache anders gewesen sein, als Löb? Sie verfolgte das Kind mit einer Abneigung, die sich selbst der Mutter hätte mittheilen können, (der Vater war meist immer auf Reisen) wenn nicht glücklicher Weise der neue Lehrer dazwischen getreten wäre und den armen Knaben mit seinen Brüdern in gleiche Rechte eingesetzt hätte.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese eigenthümliche Stellung, die Börne als Kind in seinem elterlichen Hause hatte, besonders die ungerechte und hartherzige Verfolgung der alten Elle viel zur Entwickelung seines spätern Charakters beigetragen hat. Indem er sich zurückgesetzt fühlte, lockerte sich das Band, welches ihn an seine Umgebungen fesselte. Eine gewisse Gleichgültigkeit beschlich sein Gemüth, er wurde minder reizbar für Freud und Leid und gewöhnte sich, fremde Interessen mit einer Ruhe zu beobachten, die man ihm in spätern Jahren mit großem Unrecht oft als Herzlosigkeit

Zeiſigen den Wald auch auf der ſtaubigen und ſonnigen Landſtraße zu zaubern, belegte ihn Paul behutſam mit abgebrochenen Zweigen, die den Schrein verdeckten. Man ſah nur die hüpfenden Vögel, nicht den Schrein; der Vogelhändler ſchob den Karren. Paul ſchleppte ſich hinter her. Fiebernd, elend, hinkend, mit aufgeſchwollener Entzündung der Bruſt, aber ungefährdet kam er in Angerode an, wo der Fuhrmann Peters ſeine Loosung war. Er fand ihn auch, den neuen Wirth vom Pelikan, der Dankmar bis Angerode gefahren hatte und dann in der Stadt verblieb, bis er da ein kleines Beſitzthum verkaufen konnte. Die ſchmerzende Schulter hielt Peters erſt nur für verrenkt. Er nahm Paul, hob, reckte ihn, wie Fuhrleute pflegen, wenn ſie einen Fall erlebten. Paul ſchrie ſo laut, daß er in dem Stall, wo ihn Peters barg, kaum ſicher war. Mitleidig, ſagt' er mir, ſchauten ſich ſogar die Pferde um. Im Fieber war's ihm, als wären ſie alle todte Gerippe und ſauſten durch die Luft mit klappernden Gebeinen, bohrten die Köpfe an Eichenſtämme und in die Erde und ſprangen wieder empor, daß ſie auf den Hinterfüßen überſchlugen. Den Schrein kannte Peters wohl. Er hatte den wol hüten gelernt, er und ſein Hündchen Bello, den vorbeiſauſend bei der Flucht am Pelikan ihnen die dort harrende Louiſe Eiſold noch nachwarf. Er wäre

vor vierzehn Tagen vom Proſoßhaus lieber mit Dankmar und dem Schrein zugleich zurückgefahren. Paul galt nun bei ihm für einen verunglückten Pferdeknecht. Aerzte kamen, erkannten den Bruch, preßten die Knochen in Verbände und kühlten den Brand, den ſie fürchteten. Paul lag bei den Pferden über der Futterkammer und ächzte. Vor dem Niederlegen im Verband raffte er die letzte Kraft zuſammen und ſchrieb mit der linken Hand an Louiſe Eiſold. Peters konnte nicht ſchreiben, nur ein Packet Geld legte er aus dem jetzt von dem treuen Fuhrmanne feſter verſchloſſenen Schrein für Dankmar Wildungen bei. Peters blieb noch in Angerode. Es war ſein altes Häuschen, ſein alter Stall, den er verkaufen wollte. Der Brief wurde irgendwo auf dem Lande zur Poſt gegeben. Peters hütete den langſam Geneſenden, der nie würde haben ruhen können, wenn ſeine ausgeſtreckte Hand neben ſich unterm Stroh nicht das Holz, das Kreuz, das Kleeblatt des Deckels gefühlt hätte. So bekam ich endlich Nachricht von meinem Sohn durch dritte, vierte Hand. Es war die höchſte Zeit, daß ich mich entfernte. Rodewald, mein alter Freund, kam eines Tages voll Erregung und geſtand mir, daß er nicht anders gekonnt hätte, als der Mutter meines Sohnes das Leben wenn nicht des Vaters, doch ihres Kindes

wie eine Drohung von jenſeits des Grabes zuzurufen. Seine Gründe waren gerecht. Mein Entſchluß mußte aber gefaßt ſein. Schon lange hatte die Unterſuchung der Flucht auch meine Perſon gefährdet; nun konnt' ich neue Schrecken ahnen. Ich wußte, wo Hülfe nöthig war. So ging ich heimlich nach Angerode, lebte dort verborgen, bis Paul zur Reiſe nach dem Tempelſtein ſich ſtark fühlte. Dorthin rief ja die Looſung. Louiſe Eiſold ſoll den Schrein von ihm ſelbſt empfangen, den unverſehrten und nur in Dem, was ihm an jenen Mann, der ſich das Leben nehmen wollte, verloren ging, an Werth verringerten. In drei Tagen, Freund, ſind wir am Tempelſtein. Ich hüte den Schrein am Tage, Paul des Nachts. Sein Uebel iſt in alter Gewalt entſtanden, aber des Vaters Auge wird ihn ſchützen. Dieſe Hingebung jetzt an ein Einziges, dieſe Mühe und Sorge um ein verpfändetes Wort wird ſeine Gedanken reinigen. Ich werde nicht erröthen, Ihnen den Sohn zu zeigen, den ich Ihnen verdanke, Ihrer treuen Aufopferung, Ihrer Liebe. Empfangen Sie uns mit dem alten Herzen — darum brauch' ich kaum zu bitten — aber empfangen Sie uns auch mit Freude — das muß vom Himmel kommen."

Sorglos, überglücklich, ſahen nun die Freunde

dem Tage der Entscheidung entgegen, der endlich bedeutungsvoll genug herankam.

Feuerraketen stiegen von den Bergen auf, um den Einzug der Mächtigen auf das Schloß von Buchau zu verkündigen. Die Umwohner des Tempelsteins hörten die Böller lösen, hörten das Rollen der vielen langgespännigen Staatswägen, hörten die Ruderschläge auf goldgeschmückten Festesgondeln von den blauen Wogen her. Es war die alte Welt, die sieggebläht zur Herbstesfreude vom Osten einzog.

Es kam der Abend des fünfzehnten Septembers, der Tag des Nikodemus ... Schon um sieben Uhr Abends vergoldete des Mondes Licht den Wald, die Flur, den Strom, Berg, Schloß, die Ruine ... das Vergangene, das Bestehende und das Werdende ...

Ich will ein Kind sein, sagte sich Dysma, ich will diese Nacht für ein Märchen nehmen. Ich weiß, daß dort drüben heut in Buchau Leuchtkugeln steigen. Die Raketen und die Schwärmer werden prasseln. Aber ich will das Zaubervolle näher suchen. Die Fäden, die das Wunder am Drahte natürlich lenken, kenn' ich wohl, weiß auch, daß unter dem Menschenstrom, der heut nach Buchau zum Feuerwerk des Königs wallt, die Maurer und Zimmerleute nicht auffallen werden, die sich zum Schlusse Tempelstein

wenden, an der Brücke vor dem Meiſter Leidenfroſt die Kundſchaft ſagen, emporſteigen und hinten in die Ruinen treten, wo Dankmar Wildungen ſehen will, wer ſich nun meldet, wer ſich enthüllt, wer zu ſeinem Bund gehört, den ich ſelber nur belauſche. Ich nehme das Seltſame, wie es iſt. Ich nehm' es als eine Phantaſie dieſer wunderlichen deutſchen Nation und will von einem alten Leichenſtein des Kreuzganges aus dem Herbſtnachtstraume zuſehen, wie ich in den Sagen leſe, daß einſt Hirtenknaben ſich verirrten in den Untersberg oder den Hörſelberg oder den Kyffhäuſer und die Felſen geöffnet ſahen und das Treiben der Zwerge und Kobolde belauſchten. Ich will für Märchen nehmen, was ich ſehe und froh ſein, daß ich nicht mehr nöthig habe, mir über die Feuerwerke der Höfe den Hals auszurecken, was freilich für meinen Wuchs nützlicher wäre, wär' es nicht zu ſpät. Dieſer Nacken bleibt leider in den Schultern ſitzen und gehört zu meinem Bild: Der Narr des neunzehnten Jahrhunderts.

Das Märchen wurde in der Nacht geträumt, vielleicht erlebt ... Es war wie die Sage erzählt ... Ein Knabe verirrt ſich in die Berge, die Nacht beſchleicht ihn, ſein Auge ſpäht durch eine Felſenritze, er ſieht, was ſich begibt ... Und was begab ſich? ...

Hoch ragt das gewölbte Rund der alten Tempel-

kirche, maleriſch vom Mondlicht umwoben. Zitternd blitzen die Sterne hernieder. Die Tannenwipfel rauſchen, leiſe vom Winde bewegt. Jeder Stein, den uraltes Moos wie eine Inſchrift überzieht, ſpricht von vergangenen Jahrhunderten und ſingt in ſich erklingend noch das Sanctus nach, das einſt in dieſen Hallen tönte. Wer pflanzte den Hollunderſtrauch in jene Niſche, wo einſt die Heiligen aus bunten Farben in den Fenſtern prangten? Wer ſäete Heidekraut auf dieſe Stufen, wo einſt der aus Felſen gehauene Altar ſtand? Noch iſt die Schaale da, in der geweihtes Waſſer floß; ſie und der Taufſtein ſind gefüllt vom letzten Regen, der an der Luft verdünſtete. Sichtbare Höhlungen noch auf den Schwellen, wo einſt der Prieſter die Meſſe las. Die Vögel niſten in den Blättern von Stein, die die obern Fenſterrundungen ſchmücken, in den Roſen von Granit, die an den Pfeilern noch in einigen Reſten erkennbar ſind. Es iſt als blühten ſie neu wieder auf. Es rauſcht von den Wänden, als ſpränge aus den Steinen die Orgel hervor, es lebt und ruft den frommen Wallern ... Sie kommen! Nicht um zu beten nur! Sie ſind in Werkeltagstracht, Arbeiter im Schurzfell, gedungen der Kelle, angeſtellt bei dem Richtmaaß und dem Cirkel, ſie ſind Architekten, Steinmetzen, Maurer ... wie klatſchen die ledernen

Schurzfelle an den Füßen, wie trägt das Antlitz Spuren des Fleißes von Kalk und Mörtel und groß muß ihr Ziel sein, denn ihrer wol an Hundert sind es, die sich durch den Kreuzgang der Kirche zudrängen!

Hier werden Loosungen zugerufen; man versteht, man erkennt sich. Wer die Männer? und Von wo des Landes? Namen, gefeierte und dunkle; Mienen, freudige und hoffnungsvolle. Um die Stelle, wo einst der Priester Messe las, schaaren sich die Männer des geistigen Rütli. Etliche besteigen die Stufen. Wovon reden sie? Sie enthüllen Pläne, Zeichnungen, Pergamente mit Siegeln. Sie zeigen sich unter einander die Rollen, die im Kreise wandern und Einer ergreift das Wort und ihm antwortet der Nachbar und Alle hören und Jeder spricht und räth und Allen gefällt, was auch nicht Jeder selbst ersann und zuerst gerathen. Einige Blätter sind in Jedes Hand. Sie enthalten des Bundes geheime Symbolik.

Hundert Zeugen! Die Kubikwurzel einer Million! Wir sind Boten vom vierblättrigen Kleeblatt, dem Symbol des seltenen Fundes! Vier zu vier gesellt und viermal vier zu viermal vier und so hinauf in Gruppen, Sippen, Abstufungen, wo das Band des äußeren Zusammenhanges aufhört und die Ordnung der Natur anfängt, die dem Krystall überall sein eig-

nes Achteck lehrte. Hat ſich das ſo fortgeſponnen? Von ſelbſt? Wodurch? Wer biſt du? Und du? Wer ſandte dich? Dort kennt man uns? Auch uns? Dich gewiß! An der Donau? An der Oder? Am Neckar? Hinaus in die Alpenwelt und ſchon auf fremdem Boden an der Rhone und an dem Themſeſtrand? Willkommen, willkommen, Streiter für ein unſichtbares Palladium, das über unſern Häuptern ſchwebt! Willkommen Ihr Ritter und Reiſige vom Geiſt! Hört Ihr die Feſte der Großen, hört Ihr von untenher den Donner der Geſchütze, ſeht ihr die leuchtenden Funken, die da unten von Buchau aus den Mond erreichen wollen? Ihr habt Eure Wehr und Waffen in der Bruſt, die da fühlt, im Haupt, das denkt! Es iſt die Ordnung dieſer Welt zur Ernte reif! Nicht ſtürze ſie die ſchwache Menſchenhand! Geſtorben iſt die Aehre längſt, wenn ſie der Schnitter maht! Seht Ihr die gelben Felder? Seht bald die Stoppeln! Dem feſtverſchlungnen Bund der neuen Templer gehört die Wiege und das Grab der Menſchheit!

Und einer der Maurer, von den Jüngſten Einer, trat auf und entrollte die Schrift, die er das Buch des Geiſtes nannte ... Es war die Symbolik des Bundes ... Man hörte ſie, beſchwor ſie mit gehobenen Händen ... dann trat derſelbe Sprecher zum

zweiten Mal auf die Stufe und ſprach von einem Hort, den er das Gold Faſner's nannte. Elfen hätten ihn gewoben in den tiefſten Schachten der Zeiten. Er ſollte ihnen dienen als Schild im Kampfe, als Lanze zum Angriff, als Schwert des Wettkampfes. Es traten Sprecher auf, die gegen dieſen Hort redeten, Andere für ihn, Alle bewunderten die Eigner und eine Selbſtloſigkeit, die aber zuletzt nicht mehr allein ſtand, denn an Opferſpenden wurde Großes verſprochen nach ſolchem Beiſpiel, noch Größeres ſchon von Einigen geleiſtet.

So ſcholl es fort in dem todten Schiff der Kirche, lebendig wieder, lebenweckend. Es ſchienen nur einfache Maurer und Steinmetzen, die da ſprachen, aber ihre Münſter, die ſie zu vollenden gedachten, ragten über die Ruine hinaus und von ihrem Wirken in Nord, Süd, Oſt, Weſt blitzte es jetzt ſchon hin- und herüber, als ſähe man plötzlich eine Hülle von der ganzen Welt genommen und erblickte Säulen eines Zaubertempels, der dem Lauſcher die Augen blendete. . .

War es ein frommer Hirtenknabe, war es der Schalk Tyſtra, der lauſchte, war es ein Engel des Glaubens oder der ewige Dämon der Ironie und Verneinung . . . um zehn war es auch ihm todtenſtill unter den moosbewachſenen Steinen . . . wo

waren ſie hin, die gekommen und mit dem Rufe: Morgen! Morgen! gingen? Sie waren verweht wie die Schwärmer und Raketen, die inzwiſchen in dem Schloſſe von Buchau platzend und ſchnurrend ſich abgemüht, viel tauſend Gaffer, viel tauſend Staunende gefunden hatten, aber nicht ein Auge von Denen, die durch den Kreuzgang in die Tempelkirche ſchritten, nicht ein Auge, das ſich auch nur nach ihrem ohnmächtigen Freudenfeuerwerk zurückgewandt hätte . . .

Morgen! Morgen!

Aber ach! Ein einziger Funke! Ein einziger Funke vielleicht war von dem Feuerwerk doch ein Thatenkeim geweſen, ein einziger Funke, der in das Dorf, das menſchenleere, in den kleinen Zwiſchenort Buchau, von dem Feuerwerk der Großen und Mächtigen niedergefallen war und ſtill ſich vielleicht in dem Schindeldach einer armen Herberge verlor. Alles war zur Ruhe, Alles träumte oder ſchlief mit ermüdeten Thieren um die Wette. Da lebte der verſprengte Funke vielleicht in dem Schindeldache auf, verbreitete ſich. Um eilf Uhr ſank vielleicht ein glimmender Spahn vom Dache in den Boden. Um zwölf Uhr rauchte es vom wenigen Heu, deſſen Flamme einen Ausweg ſuchte. Um eins wenigſtens rief man auf eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt Feuer! . . . Feuer! Schrecklich pflanzte ſich der

ausgelegt hat. Zu gleicher Zeit fieng der Knabe schon früh an, sich gegen die Unbill namentlich der alten Elle mit den Waffen der Satyre zu vertheidigen. Er gab, da er ohnehin in seinen glücklichen Geistesgaben bald von seinem Lehrer anerkannt und nach Verdienst bevorzugt wurde, gewöhnlich so treffende Antworten, daß er die ihm feindlichen Elemente des Hauses zum Lachen zwang und dadurch allmälig mit sich aussöhnte. Die Mutter, der, wie man sich wohl denken kann, der Witz und der Verstand des Knaben schmeichelte, bezeichnete ihn mit dem ihm von der Elle gegebenen Namen Katev (Witzbold), mit dem er später lange Zeit im Hause gerufen wurde. Besonders mußte, je älter der Knabe wurde, die Elle seine Satyre erfahren. Sie suchte zwar, da sie über ihn lachen mußte, seine Ausfälle zu erwiedern, aber er blieb keine Antwort schuldig und griff zuletzt nicht selten zur Malice. Sie sagte ihm z. B. einmal: „Wirst du Rabbi, so läßt sich die ganze Gemeinde taufen." „Nun," antwortete er, „so bleib' ich der einzige Jude und verderbe deinen beiden Söhnen (sie hatte zwei und sorgte ängstlich für deren Wohl) ihren ganzen Handel." „Du kommst gewiß in die Hölle;" sagte sie ihm ein andermal. „Das thut mir leid," entgegnete er, „so hab' ich auch noch im Jenseits keine Ruhe vor dir."

Ungeachtet der Lehrer alles aufbot, zwischen seinen drei Zöglingen den Unterschied der Bevorzugung aufzuheben, so gelang es ihm doch nicht, dem Knaben die Neigung zum Isoliren und Entferntstehen, die einmal in ihm vorherrschte, gänzlich zu nehmen. Ungern schloß er sich anderen Knaben an; selten, daß er Theil an ihren Spielen nahm. Er hatte keinen Sinn dafür; kaum, daß man ihn bewegen konnte, auf

Ruf von Hütte zu Hütte fort. Um zwei Uhr ſtand das Wirthshaus zum St.-Georg im Dorfe Buchau in lichten Flammen . . . Von dem Funken aus dem Feuerwerk der Könige? Wer weiß es! Wer kennt die Macht eines einzigen Funken!

Menſchen riefen, die Glocken heulten, Pferde ſprengten . . . hinaus, heran, . . . Feuer! hallte es zum Ufer hinüber, vom Ufer herüber. Fürſt, Bauer, Pächter, Soldat, Jäger, Weiber, Kinder, Greiſe durcheinander . . . Feuer! Feuer! . . . Rettet! Es brennt! In Buchau! Die Herberge zum St.-Georg! Die Hütten nebenan ſind von Stroh, von Lehm, ſie brennen . . . von dem kleinen Funken? — Die Flammen züngeln zum Kirchthurm — von dem kleinen Funken? Wild rennt das Vieh aus den Ställen, ſtürzt ſich zum Feuer, die Vögel umkreiſen die Flammen . . . Nur der Ruf: Niederreißen! Nicht löſchen! Nur retten, retten, was ſich erhalten läßt . . und von dem kleinen Funken? Ha! Zünden ſo vielleicht auch eure Funken, ihr nächtlich Tagenden in der Tempelabtei? Schwarze Wolken wallen wie Helmbüſche der Reiter im Sturm, die Flammen züngeln wie zur Umarmung ſich entgegen . . . ſie ſuchen ſich, gierig, zuckend, liebe- oder haſſesvoll . . . es gelingt . . . eine einzige Rieſenſäule hat ſich gebildet, heiß jubelnd ſpringt ſie hoch empor, um-

ſchlungen in ſich ſelbſt wirft ſie ſich wie gepeitſcht von ihrer eigenen Leichtigkeit, wie tanzend, wie im Kreiſel hin und her und küßt dieſes Dach, berührt jenes und aus jeder Berührung, aus jedem Kuſſe wächſt eine neue Flammengeburt und die Saatkörner auf den Scheunen fangen neue Funken auf und kniſtern ſchon ſelbſt und umhüpfen die große Flamme wie ein niederperlender Feuerthau, wie ein Lichtregen, viel ſchöner, als vor drei Stunden im Schloſſe der künſtliche ... und Alles von dem kleinen Funken? Wir wiſſen es nicht, ob von ihm ... Aber es fehlen ſchon Menſchen ... Man ſucht ſie ... man hört Stimmen ... der Frauen, der jammernden Kinder ... Vater! Mutter! Um Gott! Es fehlen ſchon Menſchen ...

Rettet! Rettet! ruft eine verzweifelnde Stimme ...

Man blickt empor zu den brennenden Hintergebäuden des Gaſthofs zum St.-Georg ... Da!

Durch die flatternden im Rauch ſich geiſterhaft abſchneidenden weißen Tauben, durch die ſchwarzen ſtrömend hinwallenden Wolken hindurch ſieht man, zwiſchen zwei brennenden Scheunenfenſtern auf einem noch nicht vom Feuer ergriffenen, aber ſchon rußgeſchwärzten Verbindungsſtege, der aus jenen Fenſtern Thüren macht, die ſich auf dieſem Stege erreichen laſſen, einen jungen Mann halb nackt, im Hemde,

niedergekauert an der einen Thür, einen großen alterthümlichen Schrein neben ſich auf dem Stege und eingeſchlafen ... oder wacht er? Oder träumt er, daß er, des Gewühles nicht achtend, der Flammen und des Rauches nicht gewahrend, auf jenem Balken da kauert, der ihm nur den Ausweg zu verkürzen ſchien und ihn zu einer geſchloſſenen Thüre führte? Man drängt ſich ihm zu helfen, aber ſo ſicher ruht er auf dem Schrein und hält ein Licht in der Hand. Ein Licht in dieſem Flammenmeer? Ein Licht, ein Gluttropfe in ſolchen Glutſtrömen? Von dieſem Lichte — wenn von ihm die Glutſtröme gekommen wären? Nicht von der Freude der Könige? Wenn ein Frevler — nein, nein, das iſt die Haltung eines Frevlers nicht! Er ſitzt ja mit dem Licht in der Hand auf dem Schrein, den Rücken an die Thür gelehnt, die er offen erwartete, geſchloſſen fand, er iſt erſtickt, er ſuchte Rettung oder ... gräßliche Ahnung, die ſchon einige Menſchen durchzuckt, wenn er lebte, von allen dieſen Schrecken ſchlummernd nichts ahnte, dieſen ſchwindelnden Steg ſchon vor dem Brande geſucht, den Brand veranlaßt hätte — wenn er ein Nachtwandler wäre —!

Das war ein Wort, das Alle auf einmal ergriff ...

Ein Mann in ſchon zerriſſener Tracht ruft durch den ſchwärzenden Qualm — Er bricht ſich durch die Flam-

men Bahn, er erklimmt die innern Stiegen des verſchloſſenen Hauſes, reißt die Fenſter auf, langt mit der Hand faſt hinüber zu dem Steg, auf dem der junge halb Geopferte, auf ſeiner Bürde ſchlafend, noch nicht erſtickt ruht, den Rücken gelehnt an die geſchloſſene Thür. Er ruft: Paul! Paul!

Die Flammen ſchlagen von unten heran auch ihm in's Antlitz. Noch einmal blickt er empor. Paul! Paul! Er ſieht nichts mehr. Nur Rauch, Aſche, Staub, Flamme ... Ein Schrei der hülflos Zuſehenden weckt ihm die ſchaudervollſte Ahnung ... er ſchwankt zurück, kräftige Hände tragen ihn, retten den Rettenwollenden vor dem ſichern Tode. Ein Mädchen frägt er ächzend, das ihm nachgeflogen war, ihn mit Amazonenkraft getragen hatte, er frägt Burſchen, die ſie an Muth heldiſch überflügelte, nach dem Schlummernden, nach dem Schrein — in dieſem Schrecken iſt keine Beſinnung möglich, keine Auskunft, es iſt wie eine große entſetzengepeitſchte Flucht, wo Jeder ſein Heil für ſich ſelber ſucht, betet, daß Gott den Andern wahren möge, für ſich aber nur nach Faſſung ringt für Das, was Ruhe, Sicherheit und iſt es Nacht, der hereinbrechende Morgen dem Auge Grauenvolles wird enthüllen.

# Vierzehntes Capitel.

## Die Elemente.

Unabsehbar war in der Residenz das Trauergefolge gewesen, das die sterblichen Reste des greisen Obertribunalspräsidenten zur Ruhe bestattet hatte. Kein Stand, kein Alter hatte sich ausgeschlossen, die letzte Huldigung einem Manne zu bringen, der durch fast zwei Menschenalter die Waage der Gerechtigkeit nach seinem menschlichen Ermessen gerecht und weise gehalten und noch in seinem letzten Lebensjahre durch unpartheiische und scharfsinnige Entscheidung eines großen Rechtsfalles die Abendschimmer einer fast schon irdischen Verklärung um sich verbreitet hatte. Tausende von Fußgängern, fast hundert Wägen, voran das Sechsgespann des nicht grade anwesenden Königs, folgten von Tempelheide dem an dem nächsten Stadtthor gelegenen Friedhof, wo glücklicherweise, wenn

auch zum Schmerze Anna's, vermieden war, den Zelotismus der Geistlichkeit wachzurufen, die ohne Zweifel an den von dem Verstorbenen ausdrücklich bedungenen Freimaureremblemen auf dem Sarge Anstoß genommen und, wie anderswo schon geschehen ist, den unchristlichen Sinn des Hingeschiedenen gerügt hätte. Gelbsattel trat vor und sprach als Maurer, nicht als Geistlicher. Er konnte nicht umhin, dem Gefühl der Ehrfurcht, das Alle empfanden, den Ausdruck der Weihe zu geben. Der Moment riß ihn fort, er trat aus dem künstlich gegrabenen Bett seiner Rhetorik diesmal heraus. Er sprach nicht so gut, als er wollte und darum eben diesmal besser. Er schien zu fühlen, daß dieser Hingegangene Das sicher besaß, was tastend er selber suchte. Rührung, die ihm nur in jungen Jahren über seine eignen Worte gekommen war, befiel den Redner mit einer Wahrheit, die den anwesenden Gegnern seines schwankenden und ehrgeizigen Sinnes schonende Achtung abgewann. Man sang am Grabe. Die ersten Künstler der Bühne hatte ein Wort der „jungen" Exzellenz vermocht, dem Vater diese Huldigung zu bringen. Der Intendant war selbst zugegen, war selbst bewegt, daß es fast schien, als wenn er die vielen Gelegenheiten, wo er dem Grab, dem Sterben, ja selbst dem Kranksein der Menschen aus dem

Wege ging, in diesem einen Male nun nachholen mußte . . .

Der Präsident war in seinem Jahrhundert-Glauben, dem der Duldung und der einfach ergebenen Ehrfurcht vor dem großen Baumeister der Welten gestorben. Die Priesterrede hatte er ausdrücklich verbeten. Kein Kreuz sollte sein Grab kenntlich machen, nur ein einfacher Obelisk von Granit, dessen Inschriftseite nach Osten lag, um immer von der Morgensonne begrüßt zu werden.

Anna, Selma, Olga standen am Grabe. Rodewald bot seiner Schwiegermutter den Arm. Den jungen Mädchen standen die alten Diener von Tempelheide zur Seite. Die junge Exzellenz dankte bewegt den ihm verwandten Leidtragenden. Der Name Rodewald war ihm wie eine wildentlegene Gegend, er orientirte sich mit Mühe in dieser ohnehin nicht adeligen Beziehung. Für die viele Liebe, die seine Schwägerin dem hingeschiedenen Vater gewidmet, hatte er leicht danken. Den Zoll der Ehrfurcht hatte Anna aus eignem Trieb für Alle entrichtet, die ihn dem Greise schuldeten. Herr von Harder sprach von seiner Gemahlin, Anna's Schwester. Es war in der That keine Phrase, daß er ihren Antheil rühmte. Seit der beschlossenen Abdankung Egon's von Hohenberg war die Geheimräthin

wie ein irres Insekt, das auf einer Fläche hin- und herrennt und nicht weiß, wo aus, wo ein. Sie hatte zuletzt von Reisen gesprochen und vom ewigen Begrabensein in irgend einem Winkel, natürlich einem schönen Winkel der Erde. Manche Frauen schon hatten von dem Beispiele Helenen's in Paris gesprochen und von Paulinen gesagt: Auch ihr kommt nun die letzte Läuterung; sie wird katholisch.

Rodewald stand in der Nähe, als Herr von Harder, rückkehrend vom Grabe an die Wagen, vor'm Kirchhofe nicht diese, aber ähnliche Winke über das Befinden seiner Gemahlin gab, über Zustände, die er „körperlich" nannte. Se. Exzellenz bedauerten noch, daß Anna nun von den Weitläuftigkeiten der Erbschaftsprozeduren sehr würde belästigt werden, bat sie, Tempelheide ganz als ihr Eigenthum zu betrachten, lobte die Sänger, die sich in ihrem De profundis und: „Wie sie so sanft ruhen!" höchst wacker gehalten, flüsterte einem nun wirklich neu angestellten Regisseur noch zu, ob auch für heute Abend im Ballet keine Störung stattfinden würde — er selbst durfte doch wol nicht kommen und mußte sich ohnehin rüsten, dem Hofe, der noch auf Reisen war, in Buchau die Aufwartung zu machen — und gab dann, als der Wichtigste und Erste aller Leidtragenden sich sammelnd, das Zeichen einer Auf-

löſung des Zuges, die raſcher erfolgte, als er ſich in Tempelheide gebildet hatte.

Die Frauen mit Rodewald kehrten dorthin zurück. Die Thiere des Verſtorbenen begrüßten ſie mit faſt betrübteren Mienen, als ſie zuletzt am Ausgang des Kirchhofes ſein Sohn gezeigt hatte. Wie ließen die Vögel ihre Fittiche, die Vierfüßler ihre Ohren und Schweife hängen! Ein Glück, daß die alten Diener ſich an die Liebhaberei des Herrn gewöhnt hatten und in Tempelheide das Gnadenbrot behielten. So war für dieſe große Familie auch aus dem Thierreich geſorgt, bis ſie Alle zuſammen, Thiere und Menſchen, ausſtarben . . .

Für Anna von Harder war mit Rodewald's Rückkehr, mit der Erziehung Selma's, der Freundſchaft Olga's für ihre holde Enkelin, mit den Sorgen um die Gebrüder Wildungen und ihre vielbewegten Schickſale noch einmal ein neues Leben aufgegangen. Sie hätte nie geglaubt, daß ihr ſo die Bande, die an dies Daſein feſſeln, noch einmal angezogen werden, ſo noch das Gefühl einer letzten Kraft in ihr wecken konnten. Nun erſchrak ſie wohl über die kurze Spanne, die ihr noch zu durchwandern übrig blieb, aber ſie beſchloß ſie zu nutzen, ſich aus dämmernden, unklaren Stimmungen aufzureißen, ſelbſt die Muſik fing ſie an, in

froheren Rhythmen und bewegterem Takte zu begehren. Das politische Misgeschick ihres künftigen Schwiegerenkels Tankmar, der drohende Verlust seines wunderbar gewonnenen Vermögens bekümmerte sie wie eine jugendlich fühlende. Sie hatte mehr Sorge und Eifer für die Wiederherstellung seiner Existenz und der unerwartet gekommenen seltenen Mittel, als selbst die Mädchen um sie her, von denen Olga vollends immer nur wie ein Wesen sich gab, das auch vom Thau des Himmels, vom Staube der Blumen leben konnte. Ihr grade hatte die Armuth gefallen. Ihr schienen die Briefe, die vom Tempelstein über die Pracht der dortigen Einrichtung kamen, nur geeignet, die Phantasie ihrer Mutter anzuregen. Sie selbst bedurfte nur des Mannes ihrer Liebe, eine Hütte und ein Herz; aber Siegbert blieb stumm, schrieb nicht, gab kein Zeichen, daß er wagte, in ihre Lebenskreise zu treten! Oleander, der Olga's Stolz und Schwermuth erkannte und sich nach ihrer Indiskretion mit dem Schmerzensruf Egon's an Helenen erst allmälig mit ihr wieder ausgesöhnt hatte, Oleander schrieb Siegberten über diese Stimmungen wohl:

Ich trug ihn allen Lüften auf,
Den Gruß der treuen Lieben.
Ich hab' ihn in der Sterne Lauf,
In Wellen und Wolken getrieben.

der Pfingſtweide vor den Thoren Frankfurts ſo wie andre Knaben ſeinen Drachen ſteigen zu laſſen. Er wurde des Spieles bald überdrüſſig und begnügte ſich, zuzuſehen oder mit ſeinem Lehrer ſich zu unterhalten. Seine Wißbegierde und Aufmerkſamkeit war muſterhaft. Eben ſo glücklich war er im Auffaſſen; doch gieng die geiſtige Selbſtthätigkeit bei ihm etwas langſam von Statten; dafür haftete das einmal Erfaßte deſto dauernder und diente dazu, ſeine Denkkraft zu ſtärken. Sein Lehrer konnte früh abnehmen, daß unter den drei Brüdern der mittlere den meiſten Beruf zum einſtigen Gelehrten haben würde.

Bei dieſer Wahrnehmung mußt' es Jacob Sachs nur um ſo ſchmerzlicher ſein, daß der Vater den Umfang ſeines Unterrichts nur auf den Bereich des jüdiſchen Wiſſens ausgedehnt hatte. Man denke ſich einen Erzieher, der mit heiligem Eifer für die damals namentlich von Berlin ausgehende Idee einer Reformation des Judenthums auf dem Wege der Jugendbildung ſchwärmte, der, ſelbſt noch jung, ſo gern Gelegenheit gehabt hätte, durch die Verpflichtung, in den Realfächern zu unterrichten, ſich ſelbſt noch zur weitern Ausbildung geſpornt zu ſehen, denke ſich einen Erzieher, der im Grunde ſeines Herzens an dem ganzen Wuſt der talmudiſchen Gelehrſamkeit und des Ceremonialheuchelgottesdienſtes einen Ueberdruß hatte: wie mußt' er bei den ewigen Vorſchriften des Vaters leiden: Ueberſchreiten Sie die traditionelle Erziehung nicht! Die Kinder erhielten von einem Lehrer, der in's Haus kam, mangelhaften Unterricht im Deutſchen; der Hauslehrer mußte dagegen Hebräiſch mit ihnen treiben. So viel wie möglich ſuchte er auch hier dem neuen Geiſte der Zeit zu huldigen; er las mit ſeinen Zöglingen Stücke

Ich hab' den Blumen den Blüthentraum
Des Herzens zugeflüstert,
Am Meer dem einſamen Palmenbaum
Und ſeinem Leid mich verſchwittert.

Nichts brauſte ſo wild, nichts hauchte ſo mild,
Ich nannt' ihm die theuerſten Namen,
Ich ſchloß um das geliebteſte Bild
Die Welt als goldenen Rahmen.

Und wen ich unter den Weiden einſt fand,
Sie lauſchten und hörten es Alle!
Nur Einem, Einem zog's unbekannt
Verüber mit leerem Schalle!

Ihn jagt des Windes Melodie,
Mein Traum von der Schlummerlatte,
Ihm iſt, als wenn der Frühling nie
Die Erde umfangen hätte!

Als wenn der Seele ihr Gedicht
Die Wahrheit des Lebens nicht wäre!
Als krönte die Liebe allein uns nicht
Mit allerhöchſter Ehre!

Aber Siegbert erwiderte mit Schmerz, daß er Rudhard verſprochen hätte, den Schatz dieſer Poeſie nur für ein Allgemeines zu halten, nicht für ein dem eignen Bedarf des Herzens Dargebotenes.

Die Löſung dieſer Verwickelungen war Anna's nächſte Sorge. Ein ernſter Briefwechſel zwiſchen ihr, Adele Waſamskoi, Rudhard und Tyſtra hatte ſich ent-

ſponnen. Von einer Beziehung Siegbert's zur Fürſtin war ſchon lange keine Rede mehr, wenn auch die Verbindung zwiſchen Mutter und Tochter ſich nicht hatte wiederherſtellen laſſen. Dennoch mußte endlich eine Ausſöhnung ſtattfinden, mindeſtens eine Annäherung. Sie ſollte auf dem Tempelſtein ſtattfinden. Tyſtra lud die Frauen von der Reſidenz und von Brüſſel bei ſich mit Förmlichkeit ein und Rodewald begleitete die von Oſten Kommenden mit noch einem Ankömmling, Franziska Heuniſch, die nach dem im Gram um den Sohn erfolgten Tode des alten Sandrart ſeine Erbin geworden war und einſtweilen den guten überglücklichen Onkel Heuniſch im Ullagrunde zurückließ. Für Rodewald's großes Landweſen mußten inzwiſchen, wo der Beſitz des Pachtes ihm geſichert blieb, neugewonnene rüſtige Hände ſorgen.

Als Anna mit Olga und Selma, mit Rodewald und Fränzchen Heuniſch dem Weſten zureiſten in zwei großen, reichbepackten Wägen, ließen ſie Tempelheide in der Obhut der Gerichte und der Diener zurück. Sie ließen die Stadt wie den Staat gleichſam als Schlummernde hinter ſich, die man mit dem Abſchied in der Frühe nicht gerne ſtört und, während man ſchon im luſtigen Zuge dahin ſprengt auf der Landſtraße, noch in den Federn fortträumen läßt... Es ſah

ſtill und traurig aus im öffentlichen Leben. Der Fürſt Egon, der zwei Jahre hindurch das Ruder mit Entſchloſſenheit geführt, den Geiſt des Widerſpruchs gebändigt, eine warme, glühende Begeiſterung für ſeine Aufgabe mit Hintanſetzung ſeines eignen Lebensglückes wie Kohlen noch zum Feuer getragen hatte, ſchien von dieſem Feuer wie ſelbſt verzehrt. Er ſchien zu verſchwinden, wie er gekommen. Er hatte dem Staate nach ſeiner Auffaſſung die letzten Reſte ſeiner Jugend gewidmet. Die gewaltige Sphinx hatte ihn verſchlungen, wie Alle, die ihr Räthſel mit der wahren Löſung: der Menſch! nicht begreifen. Dem hiſtoriſchen Staate, dem Gemeinweſen alter Stände, den militäriſchen Erinnerungen, dem Junkerthum und ſeinem Dünkel und Egoismus, der Beamtenmacht war er zum Opfer gefallen, wenigſtens erwartete man von ſeiner Reiſe nach Buchau die noch immer verzögerte Uebergabe ſeines Portefeuilles. Nur ſeine Gattin begleitete ihn. Dieſe hinterließ das Andenken einer der ſeltſamſten Metamorphoſen, die ein weibliches Herz je durchmachen kann. Aus der tändelnden, leichtbeſchwingten Sylphide war ſie eine ernſte pflichterfüllte Frau geworden, die ihr Loos, einen hinfälligen, ſiechen, lebensmüden, zergrämelten Mann zu pflegen, mit ruhiger Ergebung trug. Pauline von Harder bot lange nicht das gleiche

Schauspiel der Resignation. Sie schien die ihr doch sonst immer gegenwärtige Besinnung verloren zu haben. Sie konnte den Gedanken, geopfert zu sein, auf Nichts zurückgeführt, verlassen von ihrem Einfluß, nicht ertragen. Die Menschen, die ihr früher huldigten, gingen zu den neuen Machthabern über. Das Journal: Das Jahrhundert verlor seine besten Kräfte an die Blätter des neuen Systems, sie mußte es verkaufen und gab alles hin, nur um vor einem Dämon zu fliehen, den Alle in ihrer Brust suchten, in ihrer Unfähigkeit, auf sich selbst bezogen zu bleiben. Rodewald, Egon aber allein wußten, daß dieser Dämon weit mehr in der Furcht vor Friedrich Zeck und ihrem Sohne lag. Die Ludmer hatte somit die glänzendste Genugthuung für ihren schon lange gehegten Verdacht erhalten! Sie mußte nach ihrer Gesinnung rathen, nun alle Minen springen zu lassen. Par wurde mit ganzem Vertrauen bedacht, sogar Schluck, selbst Partusch wurden wieder um Rath angegangen. Die Entdeckung, daß der Sohn Paulinen's wohl gar selbst dieser Hackert, Murray jedenfalls der ehemalige Baron Grimm war, lag jetzt vollkommen nahe. Par verfolgte die Spur des Einen, der schon seit dem Mai, des Andern, der jetzt eben erst abhanden gekommen war. Wie diese Jagd, die die Ludmer anstellen zu müssen glaubte, auch endete, Pauline

von Harder wollte ſie nicht abwarten. Sie wollte reiſen, ſie knüpfte in der That mit Helene d'Azimont an, die ihr wie eine Wiedergeborne und Erleuchtete ſchrieb und ſie aufforderte, nach Enghien bei Paris zu kommen, wo ſie zuſammen lateiniſch lernen und die Kirchenväter ſtudiren wollten. Es bildete ſich in der That faſt ein Bund von römiſchgeſinnten Frauen, die ſich jetzt, wie ſie ſich früher in ihren ſtarken Gefühlen nachahmten, eine der andern in der katholiſchen Bekehrung nachahmten. Einſtweilen wollte Pauline nur aus dieſer Stadt, nur aus dieſem Lande heraus. Aber ſie beſchloß, es mit Aufrechthaltung aller Formen zu thun. Sie begleitete ihren Gemahl nach Buchau, wo ſie einige Tage zu bleiben und ſich dem Hof feierlich zu empfehlen beſchloß. Die Ludmer folgte ungern. Sie dachte an den dortigen Inſpektor Mangold. Doch die Hülfe ihres Erben und „Neffen," des Herrn Par ſtand ihr ja zur Seite. Zur Sicherung der Herrſchaften war auch dieſer nach jenem äußerſten Grenzpunkte abgereiſt. So drängte es Alle nach Weſten; wir wiſſen nicht, ob auch Oleander'n, der am Nikodemustage auf dem Tempelſtein vielleicht nicht fehlte, Oleandern, der wie ein Harfner, wenn auch vielleicht unſichtbar, um alle die Geſtalten, die wir in dem Schutt ihres Lebens wie vergraben finden, den Epheu ſeiner Poeſie ranken

ließ, einer Poeſie, die, in den meiſten Menſchen unbewußt, als Stoff nur für den Seher lebt. Oleander führte Buch über die Seelen, die da an ſich ſo wild vorüberjagten, ſich niederwarfen oder vielleicht nur Einmal und dann nicht wieder berührten. Oleander war im Stande, die Empfindungen des Fräuleins von Flotwitz, wenn ſie Tankmar's gedachte, ebenſo nachzudichten, wie er auch, nachdem er ſchon die Veranlaſſung eines neuen Mißverſtändniſſes zwiſchen Egon und Helenen durch Olga geworden war, ſich ſelbſt in dieſen unheilbaren, ewigen Bruch hinein fühlte mit einer Melancholie, die in gewiſſen Momenten ſicher auch in Egon, zuweilen in Helenen auftauchte bei aller Trennung durch die Welt und das Leben. Oleander dachte wenigſtens nur an Helenen und Egon, als er einſt ſchrieb:

Wer glaubt an Rieſen, die den Himmel ſtürmen,
An Götterſöhne, frevelnde Titanen,
Die Berg auf Berg zum Wolkenſitz der Ahnen
Ja ihre Leiber, ſich erwürgend, thürmen!

Und doch raſt dies der Erde Urgewimmel
Zu jeder Stunde noch im Menſchenherzen,
Das über Schalenſplittern fremder Schmerzen
Erklimmt des Wahn's und ſeiner Träume Himmel.

Die Gräber werden Spielplatz, heiße Thränen
Wie aus dem Thränrohr ſteigen bunt wie Blaſen
Gehaſcht, gejagt auf dem zertretnen Raſen
Des heiligſten Erinnerns! Und warum? ... Ein Wähnen

Hangt Haut an Haut, wie Schlangen thun, an Bäume!
Jetzt bist du frei, jetzt steigst du auf mit Flügeln.
Nun kann dein Arm die Sonnenrosse zügeln,
Nun trittst du schon auf rosige Wolkensäume!

Ihr Thoren! Ob Titanenfauste einen
Dem Ossa Pelion, ob dieser Welt nie Frieden
Der Menschengenius bietet — die Kroniden
Verhüllen sich und lächeln nur und weinen.

Die Harmonie im Menschenchaos ist nur dem Ohre Geweihter vernehmbar. Was Poesie dem Allblickenden ist, ist Dem, der sie erlebte, oft davon das haarste Widerspiel. Ihn macht dieselbe That ergrimmt, die einen Andern hebt und tröstet. Der Dichter nur ahnt, in welchem Endergebniß Aller Dasein den Sternen erscheint. In Oleander's Gemüth sammelte sich von Allem, was wir erlebten, erfuhren, mit einsahen, ein solcher Sternenwiderschein, den das Leben nicht ausspricht und die Darstellung des Lebens auch nur andeuten kann. Den Oleandergemüthern unsrer Leser überließen wir die Ergänzungen der harten und schroffen Unmittelbarkeiten und Wirklichkeiten, die wir schildern mußten. Der treue Sänger, selbstentsagend, fühlte, was Siegbert Olga auf seine Klage antworten mochte, fühlte, was der Flottwitz stumme Liebe dachte, als Dankmar in Banden saß, er sammelte sich Das, was Niemand gesagt bekommt und was doch für die Sterne ewig

gesprochen und empfunden ist. Auch in dem Märchen auf der Tempelabtei fehlte er gewiß nicht. Er war dem lauschenden Twitra gewiß ein Sänger mit der Harfe, der hoch über den Trümmern stand und Andrer Loos verknüpfte, seines eignen so wenig gedenkend. Er hatte Selma an die männliche Gestalt Tankmar's abgetreten, fand lange nicht das einfache und ihn beglückende Herz, das er suchte und hatte wohl Recht, in sein altes lateinisches Kollektaneenbuch zur einstigen Mittheilung an Louis Armand und zum Gegensatz gegen dessen weltumfassendes Sehnen zu schreiben:

Ein Häuschen auf grünen Matten
In's Silber des Mondes getaucht,
Von frischen Waldesschatten
Freundnachbarlich milde umhaucht

Ein Stübchen eng nur gezimmert,
Bescheiden das Hausgeräth,
Nur Lampenlicht durchschimmert
Nur Blumenduft durchweht —

Ein Schrank, ein Tisch, zwei Sessel,
Ein Bett dazu, an ihrer Hand
Der Ehe goldene Fessel,
Die ein ein Jahrchen sie band —

Der Mann im Liederbuch blättert,
Sie strickt beim Lampenschein,
Vom Lindenbaum draußen schmettert
Die Nachtigall herein —

Horch! ruft das Weib nach der Kammer.
Was Nachtigall! Liederbuch!
Sie öffnet dem ſüßeſten Jammer
Im Wehen ihr Buſentuch.

Hold Kindlein wacht, ruft wieder!
Gib allen Dichtern den Lauf!
Ein Trunk aus Mutter Mieder
Wiegt Hippokrenen auf!

Dem Mann, nicht leſend weiter
Legt gleicher glücklichſter Trieb
Eine ganze Jakobsleiter
Als Zeichen in's Buch, wo er blieb.

Ob im Walde die Wipfel rauſchen,
Ob die Nachtigall ſcholt und ſchlägt,
Sie ſitzen nur Beide und lauſchen
Dem Kind, ob's im Schlummer ſich regt...

O Bild der ſeligſten Feier!
Ein Schattenſpiel an der Wand!
An meiner Dichter-Leier
Bin ich Saite nicht — ach! nur die Hand.

Oleander ſang nicht ſich, ſondern Andere, wenn er das Glück ſchilderte. Jahrelang wird er den Anblick des Poeten der Dachkammer bieten, deſſen lange, ungepflegte Geſtalt, ſchlendernd, träumend durch die Gaſſen ſchreitet, an Fremde denkend und die Nächſten zu grüßen vergeſſend, voller Liebe dem Einen zugewandt und kaum bemerkend den Andern, wenn dieſer auch hülfefordernd die Hände nach ihm ſtreckt. Er wird immer

die Aufforderung zur That erſt dann vernehmen, wenn die Gelegenheit, ſich zu bewähren, ſchon vorüber. Vielbewundern wird man ihn und viel verſpotten und ſchon mit bleichenden Haaren wird man ihn noch ein Kind nennen. Bei der allgemeinen Theilung des Glücks dieſer Erde wird er mit leeren Händen ausgehen und ſich mit dem Troſte begnügen müſſen, daß Zeus zu ihm ſprach:

Willſt du in meinem Himmel mit mir leben:
So eil du kommſt, er ſoll dir offen ſein.

... Grade am Morgen nach dem Brande im Dorfe Buchau fuhren die beiden Reiſewägen Anna's von Harder zum Teufelſtein hinauf, während rechts und links um ſie her Roſſe und Reiter ſprengten, noch die rauchende Stätte des Brandes zu ſehen. Der Hof im Schloſſe war voll gnadenreichſter Theilnahme geweſen. Er hatte Wäſche, Betten, Geld geſchickt, um die nächſte Noth zu mildern. Alle ſeine Umgebungen wetteiferten im Antheil an dem unglücklichen Vorfall, bei dem in der That Menſchenleben verunglückte und im Gaſthofe zum St.-Georg manche werthvolle, ja außerordentlich hochgeſchätzte Habe einiger unbekannter Reiſenden zu Grunde ging. Anna war mit ihrer Begleitung am Orte des Schreckens angelangt, als Fränzchen Hennlich ein junges Mädchen zu erkennen glaubte, das auf der Trümmerſtätte, an

aus dem hebräischen Kinderfreund, dem Aftalgon von Wolfson (dem Lehrer Michel-Wilhelm- und Meyer-Beer's). Er erklärte ihnen nach Friedländer das jüdische Gebetbuch und ließ sie die wichtigsten Stücke desselben auswendig lernen. Er begleitete sie in die Synagoge, welche die Kinder täglich Morgens und Abends besuchen mußten.

Alle diese Unterweisungen und religiösen Anleitungen nahm der junge Börne nur mechanisch auf. Möglich, daß seine Klugheit bald dem Lehrer abmerkte, mit welchem Widerwillen dieser die Zeit auf unnütze, später doch der Vergessenheit anheim fallende Dinge vergeudet sah, während er lieber, auch zu seiner eignen Anregung, in Geographie, Arithmetik, in deutscher Sprache und Grammatik seine Zöglinge unterrichtet hätte. Die Lektüre der religiösen Schriften der Juden ließ den Knaben eben so kalt, wie der Besuch der Synagoge. Alles, was an den Gebeten der Juden eine poetische Färbung trug, gefiel ihm wohl; andres kam ihm dagegen eher lächerlich, als erbaulich vor. Es gefiel ihm, daß man betete für die Wiederherstellung des Tempels und die Rückkehr der Juden in ihr Vaterland; es mißfiel ihm aber, daß auch die Opfer wieder hergestellt werden sollten. Die Wendung, die ihm sehr geläufig war: das ist dumm! kam hier oft vor. Viele religiöse Vorschriften und Gebote, z. B. das Gebot: halte richtiges Maaß und Gewicht im Nassen und Trocknen! schienen sich ihm von selbst zu verstehen. Mit einem Worte das ganze Wesen sprach ihn nicht an.

Obgleich der Knabe von der größten Ehrfurcht vor den Büchern des alten Bundes durchdrungen war und in ihnen eine unmittelbare Offenbarung Gottes zu sehen gelernt hatte, so regten sich doch bei seinem zur stillen Reflexion geneigten

der ſteinernen Schwelle einer ausgebrannten Thür, die Hand in den Schoos geſtemmt, auf der Erde ſitzt, vor ſich einen von vielen Menſchen umgebenen mit einem Tuch bedeckten, von Allen ſcheu vermiedenen Gegenſtand und in ihrer Nähe einen Alten, der gleichfalls auf dem Boden an dem Tuche kauert und in ſeinen Mienen eine Aehnlichkeit mit jenem Manne mit der ſchwarzen Binde darbietet, der ſie einſt von der Stadt nach Hohenberg begleitet hatte. Jenes Mädchen war Louiſe Eiſold, der Alte ohne Zweifel Murray... Fränzchen machte ſogleich Rodewald aufmerkſam. Dieſer trat hinzu und erfuhr von den vor ihm ausweichenden Menſchen, daß unter dem Tuche der Reſt eines in der Nacht Verbrannten läge, eines dem Mädchen und jenem Manne ſehr werthen Verwandten und daß ſchon in der Nacht vom Tempelſtein Leute gekommen wären und das ſeltſamſte Schauſpiel der Beſtürzung geboten hätten. Von einem großen Schatze, den jener Unglückliche entweder hätte vor dem Feuer bergen oder ſchon vorher vielleicht allzuſehr ſchützen wollen, wäre nichts übrig geblieben als die halbverbrannten Splitter, mit denen der Alte da wie irrſinnig ſpiele ... in dem Schrein ſollten hundert Tauſende von Papiergeld gelegen haben ... aber wer wiſſe es ... und wer könnte es glauben ...!

Schaudernd ahnte Rodewald die Möglichkeit, daß Tankmar's Schrein verunglückte... Er trat näher... Fränzchen folgte... Murray! rief Rodewald... Fränzchen legte ſchon die Hand auf Louiſen's Schulter... Jener blickte auf und erkannte Rodewald, lächelte bitter, zeigte auf das Tuch, auf die verbrannten Splitter... Louiſe Eiſold ſtarrte Fränzchen an, wußte erſt kaum, wo ſie das blühende, gewachſene, holdentwickelte Mädchen hinbringen ſollte, dann errieth ſie, ſtand auf und ſagte: Franziska! ... Die Freundin aber erwiderte entſetzt: Wer verbrannte?

Louiſe ſchien gefaßt. Sie hatte in der Schule der Leiden gelernt, das Schwerſte zu tragen. Dennoch ſagte ſie mit noch zuckendem Schmerz:

Weißt du Fränzchen? Des Volkes Tochter, arme Bettlerin! Das iſt da — Hackert unter dem Tuch!

Fränzchen zuckte zuſammen. Aber Friedrich Zeck beſtätigte den Nähergetretenen:

Ja, dieſe Splitter ſind der Reſt vom Erbe der Bildungen! Sie wiſſen es ſchon oben auf dem Tempelſtein, ſie grübeln, wie man Papier wieder lebendig macht, aber Menſchen, amortiſirte Menſchen lebendigmachen — das wird fehlſchlagen, Freunde! Ah! Seht nur!

Rodewald hatte das Tuch gelüftet und es ſogleich fallen laſſen. Der Anblick war zu grauenhaft ...

Der Nachtwandler! ſagte er und eben hielt er inne, um das Wort: Sein Sohn! zu unterdrücken, als unter den Herrſchaften, die vom Schloſſe Buchau kamen, um die Brandſtätte auch zu ſehen und Gaben der Liebe auszutheilen, ein Wagen auffiel. Der Schlag wurde geöffnet. Eine Dame trat heraus, ſchwarz, trauernd, hoch, ſchlank, nach ihr eine gebückte Alte ... Die Polizei, beritten, ſprengte heran ... Die Scene wurde lebhaft ... Menſchen drängten ſich an Menſchen ... und Friedrich Zeck folgte wehmüthig dem Auge des hier in ſolchem Augenblick gefundenen Rodewald. Starr kehrte ſich aber plötzlich das Weiße in dem ſeinen. Er ergriff Rodewald's Arm, zeigte auf einen der Wägen, auf die ihm entſtiegene Dame ... es war Pauline von Harder, ſchon erkannt von Anna, ihrer Schweſter, die ſich zurückzog und die Begegnung vermeiden wollte ...

Friedrich Zeck ſchien bei dieſem Anblick die Faſſung verloren zu haben, nicht die Beſinnung, ſondern die Selbſtbeherrſchung. Seine Demuth hatte ihn plötzlich verlaſſen. Er ſah einen Fingerzeig des Himmels, er „richtete", wie ſein Ausdruck war, ſtatt Gott richten zu laſſen, er ſprang von dem grauenvollen Tuche auf, warf die verbrannten Splitter des Schreins im

Kreiſe umher, ſtürzte ſich vor und ſtand faſt unmittelbar vor Paulinen, die — vor Anna's Nähe allein ſchon zum Tode erſchrak ...

Rodewald war es, der diesmal Großmuth übte. Rodewald rettete Paulinen vor einem Augenblick, der ihr vielleicht wirklich den Tod gegeben hätte ...

Murray! rief er mit der männlichſten Ueberredung, hielt den wie von Raſerei über Paulinen's Anblick Ergriffenen mit dem linken Arm zurück und wandte ſich mit der Rechten der erblaſſenden, taumelnden Pauline zu, die drängenden halblauten Worte ſprechend:

Steigen Sie ein! Fliehen Sie! Es iſt Ihr Sohn, der da verbrannte! Fliehen Sie! Fort! Fort!

Aber Friedrich Zeck hörte nicht mehr auf des Freundes Zuruf. In dem Augenblick fielen ihm alle Hüllen, alle Maſken und Verſtellungen von ſeiner Perſon, die ihm nichts mehr werth war, ſeit der Zweck ſeiner Rückkehr von Amerika mit dieſer fürchterlichen Nacht ein Ende hatte. Er ſah nur Flammen um ſich, nur Zerſtörung, hörte nur das Hülfeſchreien der Menſchen, ſah Hackerten nur unter den züngelnden Feuerſäulen eingeſchlummert auf dem Schrein, den er krampfhaft hüthete, als könnte in ſtiller Nacht — ein Käfer ihn ſtehlen; er hörte nur, daß Alles um ihn her zuſammenkrachte, Sohn und das fremde Eigenthum in einer Zerſtörung unterging, die

Hackert vielleicht als Traumwandler ſelbſt durch das Licht in ſeiner Hand veranlaßt hatte, vielleicht auch nicht —! was ſollte er zögern, ſich und Alle in die Flammen zu ſtürzen und unterzugehen wie Simſon!

Nicht Murray, rief er auf Paulinen zuſchreitend aus, nein, Der, den deine Helfershelfer ſuchen vom Morgen bis Abend, Der, der Euren Mörderhänden entfloh, nicht in den Wellen des Hudſon ſchläft, nein Der, den Ihr ahntet ſeit dem Fortunaball, feſthieltet ſeit dem Forſthauſe im Walde und nicht zu erkennen den Muth hattet, Friedrich Zeck, der Vater dieſes unglücklichen Sohnes ...

Doch ſchon war Pauline mit Rodewald's Hülfe entfernt, losgeriſſen von dem Wüthenden, geſichert eingeſtiegen ... Zeck ſprang den Pferden in die Zügel, hielt ſie, die ſchon anſprengen wollten, zurück und rief:

Hackert! Hackert! war der Name meines Sohnes! Ich bin Zeck! Der Bruder einer Mörderin, der Bruder eines Mörders! Kennt mich Niemand? Kennſt du den Falſchmünzer nicht, den Vater dieſes Nachtwandlers, der dieſen Brand entzündete? Wir ſind Schuld an dieſen Lichtfunken! Ha, ha, Pauline —

Aber ſo maaßlos ſollte der Strom der Selbſtanklage nicht enden, denn ſchon hatte Par, vom Pferde ſpringend, den wilden Sprecher erkannt, ihn von hinten

ergriffen und ſeinen Begleitern, die mit angriffen, als einen glücklichen Fund zugeſchleudert ...

Die Ludmer, wie ein verwundeter Vogel hin- und hertaumelnd, konnte aus Furcht und Beſinnungsloſigkeit den Wagen nicht gewinnen. Sie flatterte faſt hin und her und ſuchte ſich zu bergen vor ſolchem Ruf aus den Gräbern ... Ihr half aber die Großmuth Rodewald's nicht. Paulinen's Roſſe waren ſich bäumend ſchon davon geſprengt, ohne die Ludmer. Kein Wagen ſtand bereit, auch ſie zu entführen, ſie mußte die Schaalen des Zorns eines Mannes, den ſie nun ſchaudernd ſelbſt erkannte, bis zur Neige leeren, mußte ſehen, daß Mangold, jener Gärtner, in der Nähe ſtand und nicht half, nicht hinderte ... Aber auch die Mishandlungen der Bewaffneten hinderten Zeck nicht auszurufen:

Charlotte Ludmer! Kennſt du mich, den Baron Grimm, deſſen Trinkgelder du ſo elend vergolten haſt! Komm, Unhold, leuchte mir die Treppe hinunter! Sagt' ich Das nicht in Ems drüben und ſonſt hundert Mal und gab dir meine erſpielten, noch nicht falſchen Dukaten? Und doch ſteckteſt du über uns Allen die Welt an, läßt uns Alle verbrennen, nur weil Paul Zeck die rothen Haare verſtecken ſollte, die an den Abend erinnern, wo ſchon einmal Jemand im Feuer der Sünde aufging und Einer ſich nur die

Augen verbraunte? Mörderin du, die aus Rache Menſchenleben wie unreines Waſſer ausgoß! Elende, das Eine deiner Opfer ſtürzte ſich vom Narrenthurm, Das da deckt ein Leichentuch und ich will der Dritte ſein, will wieder Ketten tragen, will nicht von Euch losgelaſſen, nicht mit Gold und Gut nach Amerika befördert werden, will bleiben und reden, nur damit du einſt ſterben ſollſt, ohne ein ehrliches Begräbniß zu gewinnen!

Par ſchützte jetzt die ohnmächtige Freundin, ließ ſie fort tragen, die Menſchen wichen ihr wie einem Unhold aus. Die Bedienten, Hofleute, Bauern, Alle ſahen, Alle hörten ſchaudernd und lauſchten noch, als Friedrich Zeck ſich ſammelnd und den Schweiß von der Stirne trocknend zuletzt zu dem mitleidbewegten Rodewald ſprach:

Es iſt geſchehen! Alle Selbſtbeherrſchung war vergebens. Den wilden Teufel in der Bruſt bindet ganz auf Erden kein Engel. Zürnen Sie mir nicht, daß ich wie ein Inſekt um die Flamme irrte, und nun doch hineinſtürzte! Es iſt ein Inſtinkt, der von mir verlangte einmal noch ſo zu reden, dann zu enden. Man wird in der Reſidenz in mir drei Menſchen, Zeck, Grimm und Murray erkennen. Vielleicht, daß Einer für den Andern ſprechen wird und ſich die Gelehrten mühen, zu beweiſen, daß Einer unmöglich der Andre

ſein konnte. Zu dem Inſtinkt gehört auch, daß ich möglich mache, das Unglück des für immer verbrannten Schreines zu hintertreiben. Würd' ich, der ſeinen Inhalt ſchuf, nicht unter dem Auge des Richters leben, ſo würden Sie nicht die Bürgſchaft finden, daß von jenem Schrein auch wirklich nur noch jene verbrannten Spähne übrig ſind, mit denen ich mein eignes Leben vergleichen möchte. Ich werde offen ausſagen, wie Alles gekommen. Grüßen Sie die Bewohner des Tempelſteins nicht von mir! Ich ſagte immer, daß zwiſchen jener reinen Sphäre und mir die ewige Verdammniß, wenigſtens der Erde, liegt!

Zeck wurde ſo abgeführt ... Anna von Harder hatte längſt ſchon in den Wagen flüchten müſſen, die Mädchen folgten, Rodewald, nach ſchmerzlichem Abſchied von dem nun wol für immer Gefangenen. Man fuhr zum Tempelſtein empor. Die Menſchen verliefen ſich, nur Fränzchen Heunisch, die mit Louiſe Eiſold zum Schloſſe zu Fuß gehen wollte, blieb. Mangold, der die Demüthigung der Ludmer ohne Mitleid nachempfand, half den Mädchen und einigen Burſchen das Tuch zuſammenraffen und es in ein Haus tragen, wo der Reſt von Hackert bis zu ſeinem Begräbniß blieb ...

Es ergab ſich bald, daß Hackert an dem Verſuch

einer einzigen guten That, die er in ſeinem kurzen und dämoniſchen Leben gewagt hatte, zu Grunde gegangen. Die Urſache des Brandes, der den Schrein zerſtörte, war in der That nicht der Funke vom Feuerwerk der Könige, ſondern die ſchlafwandelnde Sorge geweſen, die den Schrein im überfüllten Gaſthof zum St.-Georg von einer Scheune zur andern trug und gerade mit dem Lichte dem Stroh unterm Schindeldach, das Hackert im Traum hatte verlaſſen wollen, zu nahe kam. Er fand die Thür auf dem Verbindungsſtege verſchloſſen, entſchlief auf dem Schrein, den er niedergeſetzt hatte und erwachte zum Leben nicht wieder . . . Ein Dichter, wie auch wieder Oleander, ſah ſpäter in dieſem Zuſammenhange einen ernſteren Sinn und tiefere Bedeutung. War der Schrein und ſein Inhalt die irdiſche Hoffnung edleren Strebens für das Wohl der Menſchheit, war Hackert, wie einſt Dankmar an jenem Abend vor dem Fortunaball geſagt hatte, das Volk in ſeiner dämoniſchen, nicht guten, nicht böſen, räthſelhaften und unheimlichen Sinnennatur, war der Aufſchwung zu einer endlich reinen That in dieſem Weſen Krankheit eher, als die edle Blüte der Geſundheit, ſo lagen die Gedanken nahe, die ſich halb ſchon bei Oleander in Klängen austönten, daß der Geiſt ein Phönix wäre, der nur aus den Flammen eines

irdiſchen Reſtes zur reinen Sonnenhöhe aufſteigen könne, und daß da ſterben müſſe der Schlacke, was zum Lichte wolle. Wie in der Natur Das, was ſeinen Dienſt verrichtete, ſogleich verginge, wie der Wurm in der Seide ſtürbe, die er aus ſeinem Leibe und Leben ſpönne, wie die höchſte Luſt die Organe des Lebens ſpränge, ja ein Bettler nicht lange zu bleiben vermöchte in einem allzugeſchmückten Hauſe, ſo ſäh' es auch immer ſchlimm aus, wenn man den großen Kaliban, das Volk, einmal aus ſeiner thieriſchen Vegetation aufweckte, aus einem Dämmerleben, dem das Gute und Beſſere ſich nur im nächtlichen Wandeln nahe! Auch erwachend würd' es dann handeln wie im Traum, würde ſtatt eines einfachen Lichtes Fackeln, ſtatt Fackeln Feuerbrände geben, würde wie einſt Maſaniello über das Maaß ſeiner Kraft hinauswachſen und entweder im Irrſinn oder Selbſtmorde enden. ...

Dieſe Auslegung gab Oleander Friedrich Zeck, als er ihn als Gefangenen wiederſehen mußte! Man hatte verſucht, den Engländer Murray, den Freund der Armen, den Wohlthäter der Brandgaſſe für den Baron Grimm ſprechen zu laſſen, man hatte die Bibeln reden laſſen wollen, die Morten ſonſt in ſeiner Armuth zu verkaufen pflegte, aber Friedrich Zeck kam dem Verlangen, ſich offen, vor aller Welt in phariſäiſcher

Verſtande ſchon frühe mancherlei Zweifel. Schillers Sendung Moſis fiel ihm in die Hände. Er fand hier, daß der Erzählung von dem großen Geſetzgeber ſeines Volkes Alles Mythiſche und Wunderbare genommen war, und erſtaunte darüber um ſo mehr, als ihn ſein Lehrer bedeutet hatte, daß die Chriſten ſich zum alten Teſtament mit derſelben Ehrfurcht verhielten, wie die Juden. Auch die jüdiſchen Briefe des Marquis d'Argens kamen ihm in einer deutſchen Ueberſetzung zur Hand. Der Lehrer nahm ſie ihm fort, ehe er ſich über ſie noch ein anderes Urtheil gebildet hatte, als daß er ſeine Verwunderung ausdrückte, wie ein Chriſt zu ſo viel hebräiſcher Gelehrſamkeit käme! Bei dem Allen mußte er die Vorſchriften des Geſetzes genau beobachten, durfte nie Brod eſſen, ohne ſich die Hände gewaſchen zu haben, und begann auch ſchon an den Faſttagen Theil zu nehmen. Ein alter Geiſtlicher, Rabbi Joſeph, kam wöchentlich ins Haus, um in religiöſen Dingen nach dem Rechten zu ſehen, eigentlich aber wohl nur, da er ſehr beſchränkt war, am ſich ſeinen Almoſen zu holen.

Der Lehrer gab ſich alle Mühe, die aufſtrebende Zweifelſucht des Knaben niederzuhalten; beſonders aber ſuchte er ihn von einer bittern Beurtheilung des Verhältniſſes der Juden zu den Chriſten abzubringen. Vergebens. Der Knabe grübelte fortwährend über die ſchimpfliche Zurückſetzung ſeiner Glaubensgenoſſen und bedrängte ſeinen Lehrer mit Fragen, auf welche ſich nur eine ſeufzende Antwort geben ließ. Der Lehrer ſagte ihm: Siehſt du nicht, auch die Katholiken ſind in Frankfurt zurückgeſetzt und können nicht der gleichen Rechte mit den Proteſtanten ſich rühmen? Börne fand dies noch um ſo auffallender, als ja der Kaiſer ſelbſt katholiſch

Chriſtlichkeit zu gebehrden, nicht entgegen, flehte nicht, bat nicht, bereute nicht, er ertrug die Wirklichkeit, der er einſt entflohen war und trug ſein Kreuz unter den Gefangenen, bei denen er vielleicht für ſeine Auffaſſung des Lebens jetzt mehr Gutes that, als wär' er frei geweſen. Nicht lange nachher ſtarb Friedrich Zeck, der Urheber der Schuld ſo vieler andren Menſchen, auf der Veſte Bielau, an demſelben Fluſſe, deſſen Ufer er einſt in einem Rettungsnachen erreichte, wie ſpäter einmal auch Werdeck ...

Die Welle des Fluſſes war ihnen Allen freundlicher geweſen als einem letzten endenden Leben unſres Kreiſes, das wir nicht verſchweigen dürfen, dem Leben jenes nächtlichen Wanderers, dem Hackert einſt von der Komthurei vor die Thore der Stadt gefolgt war. Als Der denn doch zuletzt, wie angezogen von ſeinem Geſchick, das wie die Magnetnadel keine Ablenkungen und Irrungen, wie noch zuletzt wieder durch Hackert, dulden wollte, nach Bielau wanderte, dieſer ſtill Verzweifelnde, der den Tod mit Ekel und Ueberdruß an ſich ſelbſt und der Welt nicht auf natürlichem Wege erwarten mochte, rief ihm Niemand mehr in nächtlicher Stille ſeinen Namen zu, Niemand ſchützte ihm mit einer anſehnlichen Summe Geldes noch einmal gleichſam die nach ihm verlangende Woge ab. Zuletzt zog ſie ihn

nieder, wie das Meerweib den vom Sang Verlockten. Dieſe Stimmung konnte nicht enden, wie Alle. So entbehren, ſo zuletzt krank auf dem Lager liegen, ächzen, ſo den letzten Ballaſt der Bagatell-Philoſophie auswerfen, Epikur, Epiktet, Rochefoucauld, Hippel und Lichtenberg opfern, ſo immer leichter, luftiger, ohnmächtiger, ja kläglicher zu werden für Charon's Nachen ... Das ertrug Franz Schlurck nicht ... Man fand ihn eines Morgens im Uferſchilfe unterhalb Bielaus, nachdem man ihn Tagelang geſucht und ſich wol geſagt hatte, daß man Schlurck's letztes Wort an Drommeldey: Beſter Freund, Montaigne hat Recht, das Leben iſt von allen Handwerken, die wir zu lernen haben, das ſchwerſte! nicht anders als auf den ſelbſtgeſuchten Tod deuten konnte.

# Letztes Capitel.

## Die Morgenröthe.

Auf dem Tempelſtein löſten ſich Schmerz und Freude, bangende Unſicherheit und endliche Entſcheidung ... Dankmar's ſtarres Brüten über den Verluſt, konnte es andauern, als er Selma ſah? ... Und Olga, wäre ſie erſtarrt geweſen wie Niobe, da ihr die Söhne ſtarben, konnte ſie auch noch nicht beim Anblick der Mutter, die ſich ſtreng und ernſt von ihr abwandte, zum Leben erwachen, konnte ſie da, als Siegbert vom bekümmerten Bruder ſich losreißend in den Saal der Villa des Barons trat, da, als der Geliebteſte vor Olga's entfalteter Schönheit ſtaunend bebte, eine Jungfrau ſtatt des Kindes fand, ihre Hand zitternd ergriff und ſie zur Verſöhnung in die Hand der Mutter legte, konnte ſie da, die ſeit Jahren nicht geweint hatte, die Thränen wieder fortſchleudern und ihnen ſagen: Ich kenne Euch nicht? ... Und konnte, als Rudhard, ein gebückter, alter

Mann, gefurcht, gebleicht von Kummer eintrat und er und Anna von Harder der Mutter ſie zuführten, konnte Tyſtra, als Olga nun doch davon ſtürzen wollte, Siegbert aber ſie zurückhielt und ſie in ſeinen Armen faſt ohnmächtig an's Herz drückte, etwas Anderes thun, als ſagen:

Chère enfant, Ihrem Vater, dem Fürſten Aleris Wäſämskoi, hab' ich einſt verſprochen, Rurik's Schwager zu werden! Ja, ja, Rurik! Papa Rudhard lehrte dich vielleicht aus den Alten, daß die delphiſchen Orakel vieldeutig waren. Ich that Alles, um dies Schickſalswort zu umgehen; ich wollte liebenswürdig, ſchön ſein, ich hoffte irgend eine große Dame würde mich entführen. Ich wollte ſterben und fing deshalb zu bauen an. Aber Alles vergebens. Was iſt zu thun? Komteſſe Olga hat eben, wie das dem Charakter unſrer Zeit entſpricht, ſelbſt gewählt, Paulowna zieht jedem Eheglück noch die Kunde vor, welche Torte es heute Mittag geben wird, und wo ſoll ich dieſe Gäſte all' herbergen, wo anders meine Diners und Soupers nun veranſtalten, als in dem fertigen linken Schloßflügel, wohin ich wiederum gelobt habe, nur die Dame zuerſt zu führen, die einſt die Meine ſein wird?

Alles blickte auf Olga, auf die Fürſtin ... Anna von Harder nahte ſich aber Beiden, die ſich abwan-

dten, liebevoll ... Es war ein mächtiger Eindruck für Adelen geweſen, als ſie nach ſo langer Trennung ihr wildes Kind wiederſah. Sie war ihr erſchienen wie eine ihr faſt Fremde, wie eine Jungfrau, die ſie nie geſehen, nie gekannt hatte und doch war dieſe Geſtalt die ihrer eignen Olga, das hoheitsvolle, ſchwärmeriſche Auge war das Auge ihres Kindes, deſſen Erblühen zur Selbſtändigkeit ſie nicht hatte ertragen können. Gedemüthigt durch Siegbert, der ſeiner Empfindungen jetzt kein Hehl mehr machte, ſich würdevoll ſammelnd vor Anna's fürſtlicher Hoheit ſprach ſie zum Baron:

Mon cher Baron, outre mes enfans il s'en trouve ici d'autres encore, parmi lesquels vous êtes le plus deraisonnable. Pour vous empêcher de vous ruiner par vos mille folies il vous faudrait une gouvernante, qui reglât un peu vos penchants dangereux.

Und Dyſtra erwiderte:

Madame, je suis ravi de vos bonnes intentions pour moi. Depuis bien longtemps il fallait un mariage de raison, comme celui que j'aurai l'honneur de contracter avec vous, pour en compléter ma collection de mille et une folies, les curiosités du siècle.

Damit gab Dyſtra mit der ihm eignen Grazie den Arm der Fürſtin, die ſich von ihm zum Schloſſe hin-

aufführen ließ, während die Andern frohbewegt folgten. Spartakus und Cicero schritten aus Rücksichten heute in Tscherkessentracht voran ...

Das die Freude! ... Und auch Louis Armand hatte Fränzchen liebevoll begrüßt. Auch er war erlöst von seinem früheren ohnmächtigen Träumen, auch er hatte durch den Umgang mit bedeutenden Männern, die ihn zu sich emporzogen und zu einem großen Wirken verwandten, das einseitig nagende Isolirungsgefühl des begabten höherberufenen Handwerkers verloren und an seinem Beispiele gezeigt, wie alle Gefahren des Kommunismus verschwinden würden, wenn der Staatsbau auch die regste Theilnahme des heraufdrängenden vierten Standes an ihm zuließe, ordnete und regelte; auch er hätte froh sein dürfen. Aber ... die Männer kamen vom Herzensglück bald auf das Leid des Allgemeinen zurück, auf den Tod Hackert's, den Untergang des Vermögens. Tankmar gab jede Hoffnung auf. Er sagte, daß aus Rücksicht der vielen zweideutigen Umstände, die den Verlust begleiteten, keine Hoffnung auf den Erfolg eines Amortisationsprozesses und der Erneuerung der schon theilweise in Umlauf begriffenen Zahlung da wäre. Rodewald's rechtskundige Meinung sollte befragt werden. Man suchte ihn, rief ihn. Er fehlte, war eben verschwunden, hatte aber die

Bitte, ſeinetwegen nicht bekümmert zu ſein, ſelbſt wenn er bis morgen ausbliebe, beruhigend zurückgelaſſen. Man rieth, daß er ſich wol um das Schickſal Murray's kümmerte. In Murray den Vater des unglücklichen Hackert wiederzufinden — die Mutter blieb denn in der That Jedem unbekannt — war den Freunden eben ſo überraſchend wie ſchmerzlich geweſen. Ihre Blicke gingen in die Zukunft. Jeder gedachte des Looſes, das er gezogen ... Dyſtra blieb vielleicht mit der Fürſtin und den Kindern auf dem Tempelſtein, deſſen Einfriedigung den Baron halb zum deutſchen, halb zum fränkiſchen Bürger machte; denn noch tief in das jenſeitige Land ging ſein Beſitzthum. Rudhard blieb ſicher noch treu in ihrem von Frohſinn, Glücksgütern und Bildung gehobenen Kreiſe. Leidenfroſt vollendete ohne Zweifel den Bau. Vor Entdeckung ſeines Namens ſchützte die Rückkehr zu ſeinem wahren: Max Brüning. Sein Vater, der greiſe Invalid, bewohnte eine Grenzhütte auf dem jenſeitigen Abhang des Gebirges. Werdeck fehlte in dieſen Tagen nicht in der Tempelabtei. Aber er kehrte nach Paris zu ſeinem Weibe zurück. Unterricht in der Mathematik von ſeiner, die Kunſt, Blumen zu machen von ihrer Seite friſteten das Loos zweier Menſchen, die dem Kreiſe der Anſchauungen, in denen ſie erzogen waren, ſich mit einem Heroismus entwunden

hatten, der Bewunderung verdiente. Wir haben von diesem Ehebund, der kinderlos blieb, den Vorhang nur dann und wann gelüftet gesehen. Bedurfte das feste treue Ausharren an einer einmal erfaßten Idee der gleichen Schilderung, wie die in Krümmungen irrende allmälige Entwickelung sich langsam läuternder Herzen? Was bedarf es auch jetzt mehr, von diesen Edlen zu sagen, als daß Werdeck die Theorie der Curven und Gleichungen in Paris lehren wird, Jagellona Blumen macht, wie sie in dem Kloster gefertigt wurden, das sie und Mar Brüning erzog? Diese Flüchtlinge lebten zu Paris im fünften Stock, entbehrten, hatten Sorgen genug, aber unter dem frühgebleichten Haar glühten die alten Hoffnungen, die unversöhnten Nemesisgedanken der Geschichte. Jagellona ertrug den Widerspruch ihres Herzens mit dieser kalten Erde nicht lange. Ein Grab auf dem Père la Chaise, in der Nähe des Denkmals von Abälard und Heloise, nicht zu fern von Ludwig Börne, von Foy, Lafayette, Armand Carrel schmückten Immortellenkränze einen Hügel, auf dem sich Werdeck und Leidenfrost zuweilen des Jahres die Hände reichten und nur beklagten, daß Jagellona's Heldenseele in diesem matten Frieden, nicht im Donnerrollen großer Thaten aushauchte. . Und Louis Armand? Was konnte ihm die

Zukunft Schlimmes bringen? Er nahm nur für einige Zeit in Frankreich mit seinem begüterten Weibe den Aufenthalt, er hoffte die Rückkehr auf einen Boden, der ihm zur zweiten Heimat geworden war... Und Dankmar und Siegbert? Sie, die in der Grenzhütte des alten Invaliden auf fremdem Boden zu übernachten pflegten, verbanden sie sich nicht bald durch die Ehe mit den Mädchen ihrer Liebe? Jener rüstete sich gewiß auf die ersten großen Wirkungen des Bundes, an dessen Ausbildung er fortarbeitete; dieser beschloß, begleitet vom Bruder bis zur Schweiz, weiter zu ziehen — mit Olga — in das Land der Ideale und zu einer Kunstübung, zu der ihm Oleander einst als Regel schrieb:

Wie lieb' ich, wenn ein Mädchen auf sich hält,
Nicht jeden Tänzer nimmt, nicht jeder Fiedel tanzt!
So auch der Künstler, der nicht schmeichelt aller Welt
Und gegen Vortheil sich zumeist verschanzt!
Deshalb ist Gunst und Kunst verwandt und Gönnen Können.
Weil Kennen hell die Gunst dem Rechten gönnen.

Anna ließ sich doch wol Selma nicht nehmen? Sie blieb doch wol bei Dankmar, dem die Schweiz ein Asyl werden sollte bis zum Tage, wo die ersten Schranken der künstlichen Ordnung, die uns jetzt regiert, einst fallen würden. Ihm und Rodewald, der sicher nach Hohenberg zurückkehrte, schien dieser Tag nicht zu fern.

Selbſt Louiſe Eiſold blieb hinter Denen nicht zurück, die auch von ihr eine Zukunft prophezeien wollten. Die Einigung mit Mangold wurde ein Liebesopfer für ihre Geſchwiſter, wenn ſie auch dann und wann wehmüthigſt an Danebrand dachte und an Hackert, der ihr kein Begriff wie Oleander'n, ſondern ein Menſch war, ein Menſch mit einem verhängnißvoll beklagenswerthen Leben! Ein Menſch, der, wenn all' unſer Daſein ein Verſuch zum Lichte aufwärts ſich zu ſchwingen zu nennen, in dieſem Fluge ſo früh ſcheitern mußte! Ein Menſch, wunderlich wie jene Pflanze, die auch halb ein Thier iſt, wie jener Stein, der auch Pflanzenform angenommen, aber fühlend auch und, hätte er Liebe gefunden, nicht doppellebig! Ein Menſch, der, weil er zu früh die ſchönſten Blüthen des Lebens zu flüchtig abgeſtreift, den Reſt des Daſeins ſchaal und nichtig finden mußte!

Damals aber beim Dämmerlichte des verſchleierten, hinter den Tannenwipfeln aufſteigenden Mondes verſammelten ſich Abends nach dem Brande aus den ringsumliegenden Weilern, Gehöften, Dörfern und Schloſſern die geheimnißvollen Maurer des Tempelſteins noch einmal und eines Jünglings Stimme ſprach:

Der Bund ... er iſt geſchloſſen! Der Segen

wäre. „Kaum, bemerkte er, haben ſie Den kürzlich mit großem Gepränge gekrönt und wollte er hier bleiben und in Frankfurt anſäßig werden, ſo könnte er ja nicht einmal Thorſchreiber werden!“

Das erſte Mal, wo er mit ſeinem Lehrer auf die Lage der Juden zu ſprechen kam, war bei einem Spaziergange um die Thore Frankfurts. Es regnete ſtark und der Fahrweg war durch Koth faſt unwegſam. Wir wollen hinüber gehen in den Fußweg, ſagte Börne zu ſeinem Lehrer. Weißt du nicht, antwortete dieſer, daß uns der Fußweg verboten iſt? Die Antwort des Knaben, die hierauf erfolgte: Es ſiehts ja Niemand! nahm der Lehrer zum Anlaß moraliſcher Beherzigungen und ſprach von der Heiligkeit des Geſetzes. „Ein dummes Geſetz!“ fiel der Knabe ein; „wenn es nun dem Bürgermeiſter beikäme, daß wir Winters kein Feuer machen dürften, würden wir da nicht erfrieren?“ Als einige fremde jüdiſche Bettelknaben von vorübergehenden Chriſtenknaben mit Koth beworfen wurden, wunderte er ſich erſt, wie man darauf käme, das Wort Jude als Schimpfname zu gebrauchen und ſagte dann: „Sie lehren mich immer, die Chriſten hielten auch etwas aufs alte Teſtament; aber ſteht denn nicht im alten Teſtamente: Du ſollſt den Fremden nicht kränken; denn einſt warſt du auch ein Fremder im Lande Egypten?“

Der Lehrer, obgleich tief die Wahrheit dieſer Aeußerungen mitfühlend, hütete ſich doch, die Erbitterung des Knaben zu nähren und war unermüdlich, ihm Beiſpiele der Toleranz zu erzählen, ihm die Geſinnungen beſſrer Chriſten ſeiner Bekanntſchaft zu ſchildern. Aber auf Schritt und Tritt begegneten ſie ja immer wieder einer neuen Beleidigung der

aber, den irdiſche Mächte darüber ſprechen ſollten, iſt bedroht und für jetzt verloren. Der Hort — verſunken! Ob Kunſt der Rede, ob Auslegung der Geſetze ihn wieder heraufbeſchwören werden aus den Fluthen, ich weiß es nicht. Der Bund des Geiſtes, ich ahn' es, ſoll ganz vom Geiſte ſein. Nicht können wir kämpfen mit goldenen Waffen, nicht mit dem Klang des Silbers locken und mit metallener Muſik aufſpielen, wenn wir Märtyrer ermuntern und belohnen wollen. Sie müſſen leiden um ihrer ſelbſt willen. Die Wahrheit ſelbſt muß ſie lohnen, die Dornenkrone ihr Geſchmeide ſein. Hunger, Entbehrung, Verachtung... wer nennt die grauen Trabanten des Genius, die ihm das Geleite geben durch dieſe Erde, dieſe Vorſchule irgend eines Himmels! Klingt mir nicht nach ein Wort aus der Jugend, ein Wort, das einſt auch in dieſen Räumen widerhallte, wenn die Templer hier belehrt wurden, daß das Kreuz auf ihrem Mantel das größte Lebensgut wäre, klingt mir's nicht nach, daß einſt ein großer Heiland ſprach: „Das Reich Gottes iſt eine köſtliche Perle und beſſer denn Silber und Gold ſind ſeine Schätze. Das Reich Gottes iſt in uns; der verborgne Menſch des Herzens, unverrückt im ſanften ſtillen Geiſt, der iſt koſtbar vor dem Herrn!" Sanft und ſtill kann der Geiſt dieſer Zeit nicht ſein, Ihr Brüder! Ach, daß die Zeit

der Langmuth nichts gefruchtet hat zwei Jahrtausende lang und daß nicht mehr des Geistes Symbol die Taube sein darf! Wie die Möve flattert vor dem Sturme, so irrt das Denken der Gerechten hin und her und sucht und klagt und stößt Schmerzenslaute aus. Wer kann schlafen? Will es die endliche Natur auch des Geistes, so sei's mit der Hand an dem Griff des Schwertes. Wirket! Werbt! Sucht auf den Gemeinplätzen der Alltäglichkeit die Vierblätter der Gesinnung! Krieger, Gelehrte, Dichter, Künstler, Staatsmänner, Handelnde, Gewerbfleißige, daß wir Opfer bringen wollen, daß wir irdischem Lohn entsagen, daß wir nur mit dem Gedanken wirken können, kann es Euch schrecken? Bleibt Ihr heute Die, die Ihr gestern waret?

Feierlich widerhallte die Ruine von der einstimmigen Betheuerung. Es war wie der Schlag einer einzigen großen Welle, die kommt und so wie sie kam, auch wieder vom Ufer weicht.

Zwölf schlug es von den Thürmen aus dem Thal. Man hatte sich spät versammeln müssen, weil der Brand von Buchau manche Herberge entlegener gerückt hatte. Die Ritter vom Geiste trennten sich mit der Loosung der neuen Versammlung im nächsten zweiten Jahre und dem Vorsatze, auf die Zeit zu wirken mit der Lehre: Wächst nur das schnellere Einverständniß der

Edlen und Guten, zielen wir nur auf einen ſolchen majeſtätiſchen Akkord der Uebereinſtimmung, wie wenn gleichſam ein Naturphänomen am Himmel von Millionen um dieſelbe Minute beobachtet wird, mit denſelben Empfindungen, demſelben elektriſchen Schauer über die halbe Welt hin, ſo fallen die Feſſeln des Geiſtes von ſelbſt und ſind wie Spinnenweben!

Man ſtaunte in allen Fremdenbüchern der Umgegend, grade in dieſem Herbſt ſo viel hochgefeierte Namen zu leſen... man pries deshalb die bisher faſt unbekannte Gegend, das grüne ſonnenwarme Thal zwiſchen rauhen, hohen Bergebenen, die Geſchichte dieſes Thales, die in erwieſenſten Thatſachen zurückgeht auf die Römerzeit, pries den Fluß, der, ſich ringelnd wie eine gezähmte Schlange, von den Uferwänden nicht loskommen, ſich nicht trennen könne von dem frohen Leben dieſer Städte und Weiler und von einer Bewegung vorwärts immer wieder eine rückwärts verſuche, man rühmte den klaren, perlenden hier gezogenen Wein und wie er mit Emſigkeit gewonnen würde auf den künſtlich gepflegten und durchbauten Abhängen, man ſang Lieder auf den Fluß, ſeine milde Rebe, rühmte Buchau, Tyſtra's Bauten ... Das Auge der Uneingeweihten wußte nichts von den beiden Mondnächten in der Abtei der alten Templer.

Nach Mitternacht ſtiegen Siegbert, Dankmar, Louis Armand, Werdeck und Leidenfroſt zu der Höhe empor, wo ſie auf fremdem Gebiet in der Hütte des greiſen Invaliden übernachteten . . .

Die Sonnenroſſe waren faſt ſchon ſichtbar an dem rothen Glanz, den ihre Nüſtern ausſprühten und ihre Hufen auf das öſtliche Thor des Himmels ſchlugen, als die Freunde von dem Alten, der ſie bewirthete wie bei ihm Eingemiethete, für heute Abſchied nahmen . . . Werdeck wollte nach Paris.

Wäre der Verluſt des Schreins, das entſetzliche Ende Hackert's, die Ungewißheit über die Folgen eines Verlangens um Wiederherſtellung der Stadtkämmereiſcheine nicht geweſen, ſie hätten fröhlich blicken, glücklich ſich trennen können. Aber auch ſo ſagte Dankmar:

Freunde, mit meinem Erbe war mir's immer wie mit einem Traume! Die Wirklichkeit der Entſcheidung zieh' ich allen halben und ſchwebenden Lagen vor. Man bindet die jungen Bäume an einen Stab, den ſpäter ihr Wachsthum und Gedeihen von ſelbſt entfernt. So iſt der Prozeß, der all' unſer Streben und Wollen emporhielt, ein ſolcher jetzt überflüſſig gewordener Stab geweſen. Nur wenn die Kinder Geſchichte noch nicht faſſen, naht man ſich ihnen mit Mährchen.

Die Freunde aber trennten sich, auf die Wiederherstellung hoffend. Leidenfrost kehrte zum Bau zurück, um dessen wirkliche, heute rückkehrenden Arbeiter als Meister zu begrüßen. Werdeck schlug einen Seitenweg ein, um im Thal zur nächsten Post zu kommen. Die Brüder wollten eine Strecke Louis Armand begleiten, der nach einer andern Richtung im Interesse des Baus Geschäfte hatte. Jeder von ihnen Dreien hatte nun sein Lieb gewonnen, sah die Welt zu neuen Bahnen geöffnet. Die drei Stände der Gesellschaft waren in ihren Mädchen vereinigt, die Adlige, die Bürgerliche, das Mädchen aus dem Volke.

Sie hatten hinunterzuschreiten in den Tannenwald. Noch sprachen sie von Rodewald's plötzlicher Entfernung, seiner Meinung als Juristen, Murray's Zeugniß, als sie auf einer grünen Stelle zwei Männer wie auf sie wartend erblickten. Ein Fahrweg schimmerte durch die Tannen. Abseits getreten in die Waldung schien ihnen der Eine Rodewald zu sein; den Andern, der in der herbstlichen Morgenkühle einen Mantel trug, erkannten sie nicht, da er das Antlitz abwandte.

Indem kam ihnen Rodewald schon grüßend entgegen, fragte, ob sie sich drüben gesammelt, gefunden, ausgesprochen hätten? Als er leidlich wohlgemuthe

Mienen fand, er auch Siegberten zu Olga's ihn nicht überraschendem Besitze Glück gewünscht hatte, antwortete er auf die Frage nach seiner Entfernung, seinem nächtlichen Aufenthalt und dem abgewandten, dort im Grünen stehenden Gaste:

Auf Eurem Tempelbau hattet Ihr diese Nacht einen Zeugen, den Ihr vor einem Jahre kaum frei aus Eurer Mitte hättet scheiden lassen . . .

Statt Templer, sagte Dankmar, wären wir Assassinen geworden?

Seht ihn Euch an, sagte Rodewald und zeigte auf den Fremden, der näher tretend den Mantel auseinanderschlug.

Das Unerwarteste geschah den Freunden . . . Es war Egon . . .

Nur an seinem Auge, nur an seinem Gruß erkannten sie den Fürsten. Sonst erinnerte in Haltung, Frische und Lebendigkeit nichts mehr an den alten Egon, den sie zum letzten Male den Ihrigen genannt hatten, als er mit ihnen im Pavillon seines Vaters speiste und von Helenen sich losreißend zum Könige fuhr.

Euer Kleeblatt, sagte Rodewald zu den Erstaunenden, soll vier Blätter tragen . . . Begrüßt Euch ohne Groll und denkt, sich so wiederzufinden ist ein Weiheaugenblick!

Rodewald ſelber trat, als er dieſe Worte geſprochen, zurück, wandte ſich dem Gebüſche zu, wollte die alten, von ihrem Glauben auseinandergeriſſenen Freunde nicht ſtören. Die Gewißheit: Dieſer einſame Wandrer da im Dickicht der Landesgrenze iſt der vielgenannte, vielbewunderte und vielverwünſchte allmächtige Egon! hatte etwas Ueberwältigendes. Wie kam Rodewald zu dieſer nahen Verbindung? Man wußte nur, daß ſie ſich in jüngſter Zeit erkannter gefunden hätten. Die ganze Nähe ahnte Niemand.

Egon ergriff zuerſt das Wort. Er reichte Jedem die Hand und ſprach:

Louis Armand, Siegbert, Dankmar Wildungen! Auf dem Schloſſe Buchau hab' ich geſtern die Gewalt, die ich zwei Jahre bekleidete, in die Hände des Fürſten zurückgegeben und ſtehe nun wieder Euch eben ſo frei gegenüber wie damals, als wir ſo eng verbunden nach dem Schloſſe Solitüde fuhren. Mißtraut Dem nicht, was ich Euch zu ſagen habe, Euch ſagen muß, um mit erleichtertem Herzen die Wiederherſtellung meiner zerrütteten Geſundheit in ſüdlichen Ländern zu ſuchen. Wiſſet zuvörderſt, ich war Zeuge Eurer beiden Nächte auf dem Tempelſtein!

Die Freunde erſtaunten, ſchraken faſt zurück ...

Beim Brande erkannte ich Euch und bewunderte

die Großherzigkeit, mit der Ihr das Geſchick Eures Erbes ertruget! Und nicht die Furcht der Entdeckung allein vor den ringslauſchenden Späheraugen war es, was Eurem Schmerz die laute Sprache raubte, es war die gefaßte Ergebung. In der Reihe von Wägen, Reitern, die beleuchtet vom Flammenſchein in der Ferne ſtanden und das Schauſpiel, wo Rettung vergebens, betrachteten, wurde Euer Muth bewundert, wie Ihr Drei noch überall waret, überall noch angriffet, den Nachtwandler ſuchtet, der ſchon Aſche war, ihn ſuchtet, nicht das Eurige... ein Unglück, das Niemand ahnte. Nach Abgabe meines Porteſeuilles ſprach ich Rodewald, erfuhr Alles, was geſchehen, ſprach in dieſer Nacht auf Dankmar's Frage das majeſtätiſche Ja! das feierlich in den Ruinen widerhallte —

Iſt's möglich? konnte Louis Armand nicht umhin, den alten Freund, den Geliebten ſeiner Schweſter Louiſen, zu unterbrechen ...

Ja, Louis, ſagte Egon, ſich zu ihm wendend. Da bin ich nun von meinem Feldzuge zurück! Seht in mir den müden Kämpfer, der aus tauſend Wunden blutend ſein Haupt auf jenen Stein legt, den man Undank nennt. Sagt nicht, daß ich der Erſte war, der auf Euch, die Ihr mich emportrugt, dieſen Stein warf ...

Tankmar runzelte die Stirn ...

Tankmar, unterbrach Egon die Erregung des ſtrengen Urtheilenden, Tankmar, wär' es meiner würdig geweſen, ein Anderer zu ſein, als ich ſein konnte? Mit Euch in den Hainen der Akademie wandeln und über Gott, Freiheit, Unſterblichkeit, Staat und Geſellſchaft unter den von Epheu und Nöphedelos umſchlungenen Arkaden der Philoſophie, unter dem blauen Himmel der Idealität, Sokratiſche Anſichten tauſchen und dieſe feudale Welt regieren, das ſind zwei Gegenſätze wie Süd und Nord. Konnt' ich Euch von der Tribüne des modernen Staates in Eure luſt'gen Träume folgen?

Tankmar begann die Erwiderung, daß der oben im Tempelſtein geſchloſſene Bund ein von der ſonſtigen möglichen Einwirkung auf die Zeit völlig unabhängiger Traum wäre. Aber Siegbert, der milder Geſtimmte und von Egon's Anblick Gerührte, ſchnitt die ſtrafende Rede des Bruders ſogleich ab und winkte nur Egon zu ſprechen.

Haltet mir nicht entgegen die Zerrbilder, wie Ihr mich auffaßt! ſagte der Fürſt. Adelsſtolz zuvörderſt? Ich kenne die Geſchichte des Adels ... Was Euch die plötzlich in mir erwachte ariſtokratiſche Regung ſchien, war nur mein Erſtarren über die Nothwendigkeit, die

Geſchichte der Grundſäulen, auf denen die einmal gegebene Geſellſchaft ruht, nicht lange erſt unterſuchen zu dürfen, den Blick abwenden zu müſſen von dem Werden und nur das Gewordene feſtzuhalten, das Wie zu opfern, um das Was zu ſchützen ... Freunde. Ihr ſprachet dann von Rechten, ich von Pflichten, wir waren ehrlich gegen einander und ich bin es noch jetzt, daß ich nicht die mir gewordene Offenbarung verſchließend und mein Haupt verhüllend davonziehe, ſondern Euch ſage: Dieſer Zeit muß wohl etwas kommen, wie Euer Bund oder wenigſtens der Geiſt Eures Bundes, ſonſt bricht dieſe Geſellſchaft in Trümmer!

Redewald war näher getreten und hörte ruhig der Erörterung zu, die ſich im langſamen Gehen über die Rückblicke auf die Vergangenheit ergab. Egon erklärte, daß eine Zeit, wo die Könige auf den Egoismus mehr hörten als auf die Stimme einer ſich ſelbſtbeherrſchenden, auf Geſchichte begründeten Weisheit, in ihrer gegenwärtigen Ordnung verloren ſei. Egon war mehr Republikaner als ſelbſt Louis Armand, der den um ihn geſchlungenen Arm des alten Freundes an ſein Herz drückte und die Thränen ſeiner Rührung nicht verbergen konnte. Dankmar aber erfreute Alle, indem er zugeſtand:

Egon uns alſo wiedergewonnen! Nie ſchätzte ich

im Juden nicht geachteten Menschenwürde! Wurden öffentliche Belustigungen vor dem Thore angesagt, kein Jude durfte hinaus. Blanchard stieg zum ersten Male in Frankfurt mit einem Luftball in die Höhe, die Juden durften den Segler nur aus ihrem Quartier verfolgen. Reisten hohe Herrschaften durch die Stadt und wurden mit Festlichkeiten geehrt, so schloß man die Juden in ihrer Gasse ab oder fieng sie auf, wie bei der Krönung Leopold des Ersten, wo die angesehensten Mitglieder der jüdischen Gemeinde auf der Straße arretirt und in die Hauptwache geführt wurden. Die meisten Gasthäuser waren ihnen untersagt. Auf dem jetzt eingegangenen Schneidewall, im Roß, auf dem Römerberg an der Seite des Römers, in der Allée, durfte kein Jude sich betreffen lassen; man hatte den Grundsatz: „wo ein grüner Raum kein Jude!“ Jeden Sonntag, um 4 Uhr Nachmittags, wurden die Thore der Judengasse verschlossen und nur derjenige wurde aus- und eingelassen, der einen Brief zur Post oder ein Rezept in die Apotheke trug. Wache stand am Thore und finster sagte einmal der Knabe Börne: „Ich gehe bloß nicht hinaus, weil der Soldat da stärker ist, als ich!“ Und doch konnte sich der Knabe, der schon frühe großen Hang zur Wohlthätigkeit zeigte, entschließen, als er von zwei Bettelknaben, einem jüdischen und einem christlichen, angesprochen wurde, seinen Almosen dem letztern zu geben. Warum giebst du deinem Volke nicht den Vorzug? fragte der Lehrer, verwundert und fast unwillig. Haben wir nicht gestern, antwortete der Knabe, Sprüche Salomonis gelesen, du sollst glühende Kohlen auf das Haupt deines Feindes sammeln? Der Lehrer war aber so gewissenhaft, daß er dies schöne Gefühl deßhalb nicht aufkommen ließ, weil es auf einer irrthümlichen Voraussetzung

dich mit dem Maaße geringer Naturen! Du haſt verſucht, ein Staatsmann zu ſein, der die Geſellſchaft vor dem Schickſale einer regelloſen, wilden Auflöſung bewahren wollte. Du ſuchteſt das Prinzip der Ergebung in das Beſtehende, der Ordnung, der allmäligen Beſſerung, der Legitimität ſelbſt bis in die Werkſtatt auf, wo du patriarchaliſche alte Gliederung verlangteſt. Du haſt geſehen, daß dies Syſtem der abſoluten Ordnung an dem wühlenden Zorn des ſich Gott gleichmachenden Königthums und ſeines ſchlimmen Gefolges von Egoismus und falſcher Lehre ſelbſt ſcheitert. Die Machthaber wollen keine Begriffe ſein, ſondern nur Perſonen. Ich gebe dir die beiden Mondnächte auf dem Tempelſtein Preis! Du biſt noch zu erfüllt von den Mitteln, mit denen du regieren mußteſt, die ganze Maſchine der üblichen Geſellſchaftspraxis tönt dir noch in ihrem ewigen groben Gehämmer zu dröhnend in's Ohr, du ſiehſt deine Gendarmen, deine Richter, deine Soldaten, deine Kanonen noch zu metallen . .

Nein, nein, unterbrach Egon, dieſe Waffen ſind nichts ohne ein ſtrahlendes Banner, das über Aller Häuptern weht! Deine Reiſige vom Geiſte brauchen nicht einmal zu kämpfen. Sie haben nichts nöthig, als den Blick empor zu richten, in ein Buch, das ſie

studiren, zu sehen, in eine Harfe zu greifen, wo sie ihre Empfindungen austönen, in ihr Herz, das sie reinigen und läutern wollen. Sie haben nichts zu thun als nur dieser Gesellschaft der ewigen Lüge sich abzuwenden, ihr nicht zu dienen, ihr zu fehlen, stumm zu bleiben, wenn sie reden sollen, das Haus zu schließen, wenn man sie um Hülfe ruft. Dann wird sich die furchtbare Isolirung dieser herrschenden Gesellschaft bald zu Tage geben, die schaudererregende Minorität, in der sich plötzlich der Stolz und die Anmaßung betreffen müssen. Ich habe so tief in die Abgründe der Zukunft geblickt, daß ich schweige, um Euch nicht zu ermuthigen, mehr zu wagen als jetzt schon geschehen ist.

So wechselte man die Meinungen, legte die Hände ineinander, fand sich in den überraschenden Augenblick, ergriff ihn mit Liebe, mit Vorsätzen für die Zukunft, auch mit dem Austausch der gegenwärtigen Lebensschicksale. Egon sprach von der ihm zulässig scheinenden Wiederherstellung des Vermögens, von den geschlossenen Liebesbünden, von seiner Reise und machte die Freunde auf einen Wagen aufmerksam, der langsam mit ihnen zugleich bergab gefahren war auf der durch den Wald nicht ganz verdeckten tiefer liegenden Straße. Jetzt wurde das große Coupé sichtbar. Egon stand still

und umarmte Jeden der Anweſenden zum Abſchied mit Herzlichkeit. Und zu Louis Armand ſagte er:

Auch du willſt dir eine Hütte bauen mit einem deutſchen Mädchen! Nach einigen Jahren hoff' ich dich wieder und dein Weib zu begrüßen. Nenne deinen erſten Knaben: Egon! Nicht um Meinetwillen! Nein! Es iſt gut, daß man an ſein Ich ſo oft erinnert wird, daß man ſchon darum die Welt ſich ewig zurufen hört: Vergiß auch mich nicht! Louiſon, Helene, Ihr Alle nanntet mich das Prototyp des Egoiſten und Jedes der Beklagenden hatte Urſache, ſich verletzt zu fühlen. Dennoch wollt' ich zu allen Zeiten nur wahr gegen mich ſelber ſein. Denkt über die Grenze dieſes Wahrheitstriebes nach! Mir zeichnet ſie leider nur meine kranke Ruhe und die Ergebung —

Man blickte auf den Wagen und vermuthete in ihm die Fürſtin ... Die Umarmung Redewald's durch Egon, der zitternd ſtille Abſchied zwiſchen dieſen Beiden blieb im Forſchen nach der Fürſtin faſt unbemerkt. Mit tauſend Glückwünſchen für das Leben, Abſchiedsworten für die nächſte Trennung und den Hoffnungen des Wiederſehens ſchieden endlich die ſo wunderbar ſich Wiederfindenden.

Als der Wagen dahinrollte, grüßte aus ihm ein

Frauenantlitz. Es war die Fürſtin, die nicht ahnte, was ihr nach Nizza, wohin die Reiſe zunächſt ging, für eine Schmerzenskunde über den Vater würde geſchrieben werden . . .

Es iſt Melanie! ſprachen die Brüder, bewegt genug durch Das, was ihnen Beiden einſt, ehe ſie die feſten Sterne: Selma und Olga fanden, dieſer leuchtende, irrende Komet geweſen war. Dankmar gedachte der Empfindungen, die Melanie bei der Nachricht über Fritz Hackert's Ende überrieſelt haben mußten . . . Er konnte nicht umhin zu ſagen:

Seit ich nun weiß, daß Egon in Nizza für eine entſchwundene Jugendkraft und ein wilddurchkoſtetes Leben letzte Sammlung und Ruhe ſucht, verſteh' ich dieſen Bund und begreife, daß es eine Stimmung im Manne gibt, wo er von den Frauen nichts, nichts als nur noch ein ſchönes, heitres, ihm dankbar ergebenes Umwehen und holdes, ſtilles Umwalten beſitzen will!

Von Rodewald nahm nur Louis Armand Abſchied, den die Verſicherung beglückte, daß er in Franziska Heuniſch ein bewährtes, treues, ſinniges, deutſches Weib ſich gewonnen. Die Brüder ſahen Rodewald heut' Abend wieder und trugen ihm einſtweilen an Selma und Olga, an Anna von Harder, Dyſtra, Rudhard und die ſo plötzlich in die Bahn der Beſinnung und

des ſittlichen Taktes eingelenkte Fürſtin Adele die liebevollſten Grüße auf.

Hinunterſteigend zu dem fränkiſchen Städtchen, wo ſie von Louis Armand ſchieden und wo ſie im Gaſthofe an Freunde, Bundesgenoſſen, auch an den Wohlweiſen und Wohledlen Rath der königlichen Reſidenz Briefe und Eingaben ſchreiben und zur Poſt befördern wollten, blickten ſie noch einmal aufwärts und ſahen Rodewald mit dem Tuche winken ...

Sie wußten nicht, galt dieſer Gruß ihnen oder galt er Egon, deſſen Wagen in den Krümmungen des abſteigenden Weges noch eine Weile ſichtbar blieb, bis er ſich in dem Staub und den Sonnennebeln der großen nach Süden führenden lothringiſchen Landſtraße verlor.

Rodewald's Grüßen hatte aber — dem Sohne gegolten. Wie er ſo einſam den Gebirgskamm überſtieg, überſchlich ihn der wehmüthige Gedanke: Du haſt ihn zum letzten mal geſehen! In ihm hat ein vulkaniſches Feuer gebrannt und die Hülle ſeines Geiſtes iſt wol für immer zerſtört.

Erſt in den Umarmungen Selma's, in den frohen Grüßen der Jungen und Alten auf dem Tempelſtein, deren regierendes und berathendes Haupt er bald geworden war und nun bleiben ſollte, ſammelte ſich Rode-

wald zu ſeinem offen dargelegten und der Welt bekannten Leben wieder, von dem wir, da die Gränze der Gegenwart wol von uns ſchon längſt überſchritten iſt, auch nur noch ahnen können, daß es reich an ernſten Pflichten und von mancher Sorge getrübt verlaufen ſollte, aber doch vieler eignen Freude und des erhebenderen Blickes auf die Freude Anderer ſicher nicht entbehrte.

Und Oleandern einſt begrüßend in deſſen kleinem Erkerſtübchen, alles Nahe und Ferne, Lebende und noch Webende, Abgeſchnittene und doch wie die Wiederherſtellung des verbrannten Schatzes hoffnungsvoll neu ſich Anknüpfende, überfliegend, klagend über die durcheinanderlaufenden Fäden des Menſchengeſchicks und die unbefriedigend plötzlich oft durchſchnittene Löſung des Momentes, vernahm er von dieſem die beruhigenden, faſt lächelnd geſprochenen Worte:

Ein Faden, ewig ausgeſponnen,
Zu jedes Stäubchen Sonnenlicht!
Die Ewigkeit hat nie begonnen
Was nie begonnen, endet nicht!

Ende des Romans.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Inhalt des neunten Bandes.

## Neuntes Buch.


| | | Seite |
|---|---|---|
| **Erſtes Capitel.** | Tempelheide | 3 |
| **Zweites Capitel.** | Die Natur und das Wunder | 28 |
| **Drittes Capitel.** | Die Akademie | 57 |
| **Viertes Capitel.** | Die beiden Jahrhunderte | 83 |
| **Fünftes Capitel.** | Don Juan und Fauſt | 117 |
| **Sechstes Capitel.** | Die Meldung | 184 |
| **Siebentes Capitel.** | Der Spruch des Obertribunals | 265 |
| **Achtes Capitel.** | Eine Maurerarbeit und ihre Folgen | 309 |
| **Neuntes Capitel.** | Knappen und Laienbrüder | 350 |
| **Zehntes Capitel.** | Bewähr | 371 |
| **Elftes Capitel.** | Die Richtung Trompetta-Flottwitz | 405 |
| **Zwölftes Capitel.** | Vater und Sohn | 433 |
| **Dreizehntes Capitel.** | Der Tempelſtein | 462 |
| **Vierzehntes Capitel.** | Die Elemente | 394 |
| **Letztes Capitel.** | Die Morgenröthe | 525 |

beruhe, nämlich der, daß die Christen die Feinde der Juden wären. So bekam Börne eine Richtung, die die verbissenen rückhaltigen Gefühle des Grolles unterdrücken sollte, eine Richtung, die ihn in seinem spätern Leben auch so sehr beherrscht hat, daß er von dem ingrimmigen Gefühl der Rache gänzlich frei war und die Lage der Juden rein nach Vernunftgrundsätzen, nicht aus einem verletzten Ehrgefühl beurtheilte. Sein Witz war ihm schon früh ein Hülfsmittel, sich aus widerwärtigen Stimmungen zu befreien. Als der Lehrer ihm erzählte, aus der Gefangenschaft in Babylon wären nur 40,000 Juden wieder nach Palästina zurückgekehrt, sagte er: „Wenn wir wieder nach Palästina zurück dürfen, gehen die französischen Juden gewiß nicht hin; die Frankfurter aber ganz gewiß."

Die gleichzeitigen Vorgänge der französischen Revolution blieben zwar in ihren Hauptmotiven dem Knaben unverständlich; aber einige Begriffe davon wurden ihm um so eher klar, als sein Lehrer bekennt, mit vielen andern jungen Leuten von den schönen Hoffnungen, die man damals an die Erklärung der Menschenrechte knüpfte, selbst mit fortgerissen gewesen zu sein. Die jungen Leute bildeten auch in der Frankfurter Judengasse einen Clubb, in welchem sie Ansichten und Neuigkeiten austauschten. Man nannte die Theilnehmer, um sie schnell mit einem Wort bezeichnen zu können, Jakobiner. Der Lehrer Börne's nahm gewöhnlich die Kinder mit in diesen Clubb. Während seine Brüder mit andern Knaben spielten, hörte Börne nicht selten den Erörterungen der jungen Freiheitsfreunde zu. Die häufige Erwähnung des Adels bestimmte ihn eines Tages, seinen Lehrer nach der Bedeutung dieses Ausdrucks zu fragen. Die Erklärung eines gegen

# Aus der Knabenzeit.

Von

Karl Gutzkow.

Wer die Menſchheit nicht in ihren niedrigen Sphären erkannt hat, der begreift ſie nimmer in ihren Höhen.

Bogumil Golz.

Frankfurt am Main.
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

# Vorwort.

Nicht zur Nachahmung der großen Muſter in der Autobiographie ſind die nachfolgenden Blätter geſchrieben worden. Des Verfaſſers Perſon war ihm bei ihrer Abfaſſung in dem Grade gleichgültig, daß er ausdrücklich ſich gegen die Auslegung verwahren muß, als hätte er ein Entwickelungsbild von ſich ſelbſt entwerfen wollen.

Er ſchilderte ſeine frühſte Jugend ihrer Thatſachen wegen. Dieſe Thatſachen ſind keineswegs abenteuerlich... jedes Findelkind, jeder Waiſenknabe würde der Neugier größre Reizungen anbieten können... Aber denkwürdig ſchien dem Verfaſſer zunächſt ſchon ſeines Jugendlebens Schauplatz.

Es iſt Berlin... Dieſe große Stadt hat ſich für die, die in ihr geboren wurden, bekanntlich den übelſten Windeln- und Wiegenruf erworben. Sie gilt dafür,

daß ſie nur geſuchten Witz, kalten Verſtand, baarſte Gemüthsleere hervorbringen kann. Alle Gebiete Deutſchlands haben ſich in unſern Tagen geregt und ihren Schooß geöffnet, um zu zeigen, daß die Quelladern deutſcher Sitte, deutſchen urſprünglichen Lebens durch ſie hindurchzögen: Berlin allein iſt dabei ſtumm und regungslos geblieben. Schwaben zeigte ſich als das Goldland des Gemüths, das Rheinland als der Armida-Garten der Phantaſie, Thüringen öffnete die Felſenſpalten ſeiner Sagen, in denen verzauberte Kaiſer über unſres Volkes Zukunft träumen, Schleſien, Weſtphalen, ſelbſt die Lüneburger Haide und die Deutſch-Böhmen haben über die Meilenzeiger der Landſtraße, die bunten Röcke der Polizei und das große Nivellirment der modernen Wirklichkeit hinweg ein heimlich Inneres, ein traulich Anderes und irgendpoetiſches Bild von ſich zu geben verſucht; nur Berlin brachte als ſpezifiſch Berliniſches immer und immer nur ſeine Eckenſteherwitze, ſeine Kreuzzeitungsfeuilletons, ſeine Weißbiergemüthlichkeit und die Schuſterjungencouplets aus der Friedrich-Wilhelmsſtadt.

Iſt denn nun aber wirklich Berlin ganz ſo flach, wie es ſich giebt und genommen wird? Geht jener unterirdiſche Silberſtrom des reinen deutſchen Gemüthslebens wirklich um die Mark Brandenburg herum und kreuzt ſich auch nirgends mit der beſchei-

den sinthenden und doch auch vom Gebirge kommenden Spree? Man möchte die Nichtbegegnung fast glauben, wenn man sieht, was alles auf der entsetzlich breiten Grundlage von Berliner Trivialität sich Fremdartiges aufbauen darf und von Heimischem meist nur Thatsachen, die im deutschen Vaterlande wenig Credit gewinnen wollen. Und doch besitzt Berlin in sich selbst eine weit bessere Entwickelungsfähigkeit, als die speziellen Interessen der dortigen Tenangabe ihm seit fünfzig Jahren gestatten wollen. Es ist nicht so verlassen von einer gewissen Ursprünglichkeit, wie es sich in seiner Neigung zur Selbstverspottung darstellt. Es ist nicht einmal so kahl, so sandig, so farblos in seiner Natur, wie man nach den allgemeinen topographischen Bedingungen der Mark glauben sollte.

Vielleicht nützen die nachfolgenden Blätter einem bessern Studium. Es wäre sicher schon erfreulich, wenn die Tausende von Berlinern, die das spezifisch Berlinischseinsollende erst auf dem Theater oder in der bekannten Jargon-Literatur kennen gelernt haben, einmal den Blick von ihrem Geburts- und Heimathsschein aufzuschlagen wagen und bekennen dürften: Endlich schwindet etwas dieser falsche Schimmer totaler Unpoesie, dieser Beigeschmack von Verstandesnüchternheit, der auf dem Berlinischen Ur-

ſprunge durchaus liegen ſoll! Die nachfolgenden Blätter ſind nur eine Probe deſſen, was der Verfaſſer von ſpäteren Lebenszeiten reicher, eine Probe deſſen, was tauſend Andre aus ihrer Jugend ſicher viel bunter und mannichfaltiger an beſſeren Berliner Erinnerungen geben könnten.

Nächſt dem Intereſſe des Schauplatzes glaubt der Verfaſſer auch von Seelen- und Lebenszuſtänden Manches dargeſtellt zu haben, was den Erzieher und den Freund des Volkes beſchäftigen könnte. Hie und da giebt er Beiträge zu einer Wiſſenſchaft, die man neuerdings die Geſellſchaftskunde genannt hat, einer Wiſſenſchaft, die die leere und allgemeine Bezeichnung des Volkes in ſeine einzelnen Beſtandtheile gruppirt und über die wir kürzlich von W. H. Riehl ein ſo förderndes Buch erhalten haben.

Endlich ſtellten dieſe Blätter, beſonders wenn ihnen einmal ein zweiter Theil (für 1821—1831) folgen ſollte, ſich die letzte Aufgabe, ein allmäliges ſich Entwinden und langſam freiwerdendes Losringen von einem tiefeingeimpften und faſt zur andern Natur gewordenen ſpezifiſchen »patriotiſchen« Lokalgeiſte zu ſchildern. Einen ſchönen und lieblichen Jugendwahn als drückenden Ballaſt auf hoher Lebensfahrt auszuwerfen, koſtet für jedes fühlende Herz Ueberwindung. Aber wenn der Verfaſſer zeigen könnte, daß

man bei erkannten Irrthümern doch liebende Pietät und strenge Beurtheilung in ein Gleichgewicht bringen kann, „das der Empfindung nicht schenkt, was dem Verstande gehört“ so hätt' er noch einen geheimen und von ihm mit vertrauendem Herzen angestrebten Zweck dieser Blätter erreicht.

Die endlich an der Darstellung vielleicht auffallende, zuweilen scherzend übertreibende Wort- und Bilderwahl möge die Thatsachen nicht verdächtigen, die ohne Ausnahme faktisch sind und Niemanden anders, als bereits Verstorbene, treffen! Der bekannte aufgebauschte Ausdruck des komischen Heldenepos schlich sich hie und da nur deßhalb zuweilen in die Prosa ein, weil eine innere Besorgniß den in der Würdigung seiner Herzensmotive selten glücklichgewesenen Verfasser bestimmte, überall da, wo seine eigne Person zu sehr hervortrat, lieber sogleich selbst Gelegenheit zu einem Lächeln zu bieten, das er allerdings in diesem Buche dann und wann auch bei Wohlwollenden wird voraussetzen müssen.

Dresden im Februar 1852.

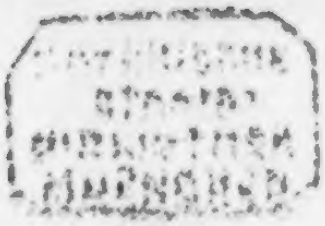

# Inhaltsverzeichniß.

I. . . . . Seite 3 bis 33.

Vorſatz. Die Jugend. Die Erinnerung. Berlin. Unter den Linden. Das Akademiegebäude. Die Normaluhr. Univerſelle Beſtimmung eines einzigen Gebäudes. Pegaſusſtall. Seine innern Myſterien. Stilles Kinderleben im lauteſten Gewühl. Der Kaſtanienbaum des Königlichen Kutſchers. Die Bewohner des Akademie-Quadrats. Der Prinzenſtall. Rundſchau der Umgegend. Der Leib-Bereiter. Der Menſch und das Pferd. Rückkehr aus der Campagne. Die Beute. Nachwehen des Krieges. Verſtimmung. Die Ruſſen. Iwan. Die Geſchichte vom ſchönen Dorich und der kleinen Marianne. Ein Wort der Prinzeſſin Marianne. Chriſtliche Wiedergeburt und eine Anſtellung.

II. . . . . Seite 34 bis 61.

Die Poeſie der dienenden Klaſſen. Familientraditionen. Pommerland. Der Schreiber und der Kuſter. Schullehrerwaiſen. Väterliche Erzählungskunſt. Beitzenburg. Der Schneider und der Maurer. Die Syrupſtraße in Berlin. Graf Brühl. Prinz Wilhelm. Des Vaters Reiſeabenteuer. Der »unglückliche« Krieg. Die Flucht. Tilſit. Napoleon. Der Kurprinz von Heſſen. Der Freiheitskrieg. Stallmeiſter Major bei Groß-Görſchen. Ein Schuß in der Leipziger Schlacht. Deutſchland. Franzöſiſche Invaſion. Die vorneh-

men Marodeurs. Paris. Frankoni. Die Geſchichte vom Ring der ſchönen Sattlermeiſterin. Die Mutter und ihre Angehörigen. Die Armen. Vetter Chriſtian. Der Lederkoller mit eingenähten Thalern. Vetter Wilhelm.

III. . . . . Seite 62 bis 113.

Der Apokalyptiker. Der Pietismus. Die Prepriande. Die Offenbarung Johannis. Der nächtliche Beter. Eine Mutter. Erſtes Traumleben des Kindes. Kinderlieder. Der Sinnenreiz der Jugend. Geigenſchmerz. Bilderbögen. Naſchen. Kindeseinſamkeit. Der Katzenſteg. Der Bauhof. Winkelleben der Kinder. Kinderphantaſie. Todesfurcht. Lebensgenuß. Die Geſtirne. Der Mond. Das All-Nichts und Gott. Ortsſinn. Terrainerweiterung. Hinter die Schule. Geben. Die Loge Royal-York. Die Kaſernen. Der Unteroffizier als Schneider. Der Wachtdienſt. Spukwachen. Das Negligée der Soldaten. Eine Parade. Der Prinz von Preußen. Soldatenſchwänke. Die Wanderung nach dem Thürmchen. Die Selbſtmörderleichen. Die Mumien. Der Galgen. Voigtland. Wedding. Invalidenhaus. Thierarzneiſchule. Die Narren in der Charité. Die innere Stadt. Die Raubbeinigen. Der Schützenplatz. Berlins idylliſche Poeſie.

IV. . . . . Seite 114 bis 140.

Schönhauſen. Die Gemahlin Friedrichs des Großen. Prinzenerziehung. Vornehmer Pietismus. Ein römiſcher Biſchof in Berlin. Wanderungen nach Charlottenburg und Spandau. Der Thiergarten. Charlottenburg. Das Schloß. Die Signalhörner. Grützmacher. Der Spandauer Weg. Die Feſtung. Graf Lynar. Die kleine Bürgerwelt. Das Bedürfniß des Friedens und der Liebe im Kinde. Das Unglück. Kindeswehmuth. Krankheit. Phantaſiren. Der Arzt. Volksheilkunde. Doktor K. Die Hexe am Königlichen Schloß.

unſer natürliches Gefühl ſich richtenden Inſtitute war ohne Bitterkeit nicht leicht. Gleich die erſte Vorausſetzung, daß ein Sohn von den Vorzügen ſeines Vaters auch für ſich eine Auszeichnung in der Geſellſchaft anſprechen dürfe, prallte an dem geſunden Verſtande des Knaben ab. Daß der Adlige auch mehr Sorge dafür trage, ſeine Kinder, des Adels würdig, zu erziehen, beſchwichtigte ihn nur für einige Zeit. Er wollte den Adel als Titel nicht gelten laſſen; wie brauſte er erſt auf, als er hörte, daß der Adel ein Privilegium wäre! In ſeinem zwölften, dreizehnten Jahre ließ er ſich von ſeinem Lehrer über nichts mehr, was ihm unklar war, obenhin beſchwichtigen. Er hatte die Art, oft Tage lang über eine ihm gegebene Antwort und Bedeutung zu ſchweigen und dann plötzlich, wo der Lehrer längſt den Gegenſtand vergeſſen glaubte, mit ſeinen Bedenken hervorzubrechen. Der Schmerz, den man allgemein über die Hinrichtung Ludwig XVI. ausſprach, theilte ſich ihm ſelbſt mit; er begriff nicht, wie man auf der einen Seite tugendhaft und ſo unglücklich ſein könne, auf der andern, wie ſich die große Idee der Freiheit von einem ganzen Volke ſo mißbrauchen ließe! Die Löſung dieſer beiden Widerſprüche gelang Börnen erſt im gereiftern Alter; wer weiß, ob nicht erſt nach der Julirevolution!

Die Leſeſucht, ein ſelten trügendes Wahrzeichen talentvoller Kinder, ergriff auch den Knaben Börne mit ſolcher Gewalt, daß er Stunden lang ſich in ein Buch vertiefen, Eſſen und Trinken darüber vergeſſen und ſeiner Umgebungen nicht gewahr werden konnte. Der Büchervorrath des Vaters und ſeines Hauslehrers bot wenig Abwechſelung dar. Er las oft in einem Werke, welches Apherismen über Staat, Kirche und vermiſchte Gegenſtände enthielt, aus dem Franzöſiſchen

V. . . . . Seite 141 bis 178.

Die Schule. Meiſter Schubert. Schulen im Ganzen und Lehrerten im Einzelnen. Der Wiſſensſtoff einer Klippſchule. Herr Gädike. Lehrmethode. Kindergärten. Schulbeſuch. Schulheimgang. Das Hufeiſen. Der brandenburgiſche Kinderfreund. Die Kirchen. Die Domkirche. Schlüters Kanzel in der Marienkirche. Der Judentempel. Die Hedwigskirche. Die Prediger. Paſtor Reblanck. Paſtor Jänicke. Die Conventikel. Ihre Entartung; ihre Wahrheit. Der junge praktiſche Homilet. Religiöſe Wehmuth. Die Bibel. Die Hauspoſtille. Ein ſeltner Fund. Häfelis Predigten. Die Morgenröthe.

VI. . . . . Seite 179 bis 233.

Göthes Fauſt. Ein Exemplar des Königs. Kinderlogik. Die Hexenküche. Die Meerkatzen. Die Himmel öffnen ſich. Don-Quixote. Spanien und Pommern. Die Jugendlectüre. Pädagogiſche Poeſie. Die Lovely-Bilderbücher. Ueber Land. Die alte Cichorien-Liese. Das Geiſterſehen. Die Spiele. Lichtenberg. Märkiſche Bauern. Kindertraumſeligkeit im Wachen. Die Jubelfeier der Reformation. Napoleons Tod. Die Erhebung der Griechen. Kotzebues Ermordung. Altdeutſche Tracht. Turnerei. Jahn. Der Brand des Schauſpielhauſes. Lebenserfahrung. Gut und Böſe. Die Charaktere. Die Leichtſinnigen. Die Gewerbefreiheit. Der junge Meiſter. Kundenbeſuch. Das zweite Frühſtück. Erwerbstrieb. Religioſität als ſittlicher Hebel. Das allgemeine Stimmrecht. Die Frauen der Armen. Gute und Schlimme. Das Richtamt der Familie unter ſich. Der Bettelſtab. Der Weg zum Ruin. Die geſchloſſenen Geſellſchaften. Die Liebhabertheater. Das feinere Proletariat. Das große Maul. Der Exiſtenzjammer. Die Geſinnungsloſigkeit. Die dienenden Klaſſen. Bediente, Köchinnen, Ammen. Die Juden.

Wucher. Die Lotterie. Die Sparkaſſen. Die engliſchen Waaren. Schutzſyſtem. Die Freihändlertheorie. Ein geöffnetes Paradies.

VII. . . . . Seite 234 bis 262.

Bede. Oſann. Hufeland. Göhrke. Lautenſchläger. Verſchloſſene Häuſer. Die Mauern am Katzenſtieg. Ein reicher Maler. Herr Cleanth und ſein Realismus. Eine Ohrfeige. Vernehme Erziehung. Reiz der höheren Geſelligkeit. Gartenluſt. Die Blumen und der Regen. Spiele. Praktiſche Lebensphiloſophie. Bühnenneigung. Puppenſpiele. Der bayeriſche Hieſel. Fauſt und Caspar. Der Gärtnerſohn. Die Jungfrau von Orleans. Das alte Opernhaus. Rebenſtein. Frau Stich. Ein neues Nationaltheater nach einem Plane Schlüters. Iphigenia in Aulis.

VIII. . . . . Seite 263 bis 305.

Frauenanmuth. Die Liebe. Beobachtung der Herzen. Das Reß des Königs. (Das Duell in der Kaſerne. Die Wittwe von Spandau. Der Ritt zum Plötzenſee.) Frauenzauber. Nothwendig auch in der Erziehung. Geſtändniſſe eines Freundes. Herr Cleanth, ein Lebenskünſtler. Kinderbälle. Galanterie. Das Küſſen der Hände. Plebejiſche und deutſchthümliche Oppoſition. Das Thun und Treiben der Geſellſchaft. Der Serviliemus. Lachende Erben. Der Tod. Das Hundefräulein. Erſte Liebe. Doppelliebe. Liebe und Leid. Kaiſer Alexander. Die polniſchen Herrſchaften. Wolluſch. Patriotismus. Ende des Paradieſes. Abſchied. Neues Leben. Zimmermann und der Friedrichs-Werder.

## Berichtigungen.

S. 111, Z. 2 v. u. und S. 157, Z. 11 v. o. lies Louiſenkirche ſtatt Jacobikirche. S. 161, Z. 9 v. o. lies volle ſtatt vollen. S. 169, Z. 1 v. u. lies Abracadabra. S. 171, Z. 11 v. u. lies wunderbaren ſtatt „wahren ſonderbaren".

1811 — 1821.

# I.

Zutraulich ergreift ein Kind des Lesers Hand. Komm mit! spricht es; ich will dich führen! . . . Wohin? . . . In eine Zeit um dreißig, wohl vierzig Jahre zurück, könnte es antworten, aber es sagt: Ich führe dich geradezu an den Rand der Ewigkeit, an den Uranfang aller Tage, den auch Du kennst, wenn Du das Ohr nur an dein innerstes Herzklopfen legen wolltest; ich führe dich zurück in die Zeit der ersten Jugend.

Der Schauplatz dieses Märchens, das wahrer ist, als alle Geschichte, liegt in einer dunkeln einsamen Kammer. Ihr kennt den Ort, wohin der ausgediente Tannenbaum der Jugend verbannt wird! Entkleidet seiner goldnen Herrlichkeit, halb versengt von der Gluth seiner glänzenden Lichter, wandert er in eine winterkalte Polterkammer zur schmutzigen Wäsche, zu leeren

Kübeln und zu alten Beſen. Ach, es weinte die Dryade des feenhaften Baumes doch auch zu bitter, wenn ſie ſchon am dritten Weihnachtstage in den Ofen müßte. Zuletzt ſtirbt ſie im Schlot, aber man ſchont das Herz der Jugend und tödtet ihre Seligkeit nicht mit zu grauſamer Eile.

Wenn die dunkle Kammer einmal nach Jahren ſich erhellte! Wenn die ſchmutzige Wäſche des Alltaglebens, die alten Kübel der Sorge und die Beſen des Schickſals ſich einmal niederduckten und der alte Tannenbaum richtete ſich empor und ſchmückte ſich wieder und ſtrahlte in ſeiner goldnen Herrlichkeit! Was Euch Allen in Augenblicken ſolcher Freude, hervorgerufen leider! meiſt nur durch tiefinnerſte Wehmuth des Alters, einen Berg zaubern würde, an deſſen grünem Fuße Ihr geboren wurdet oder ein ſtorchenneſtgehüthetes Giebeldach im Dorfe oder eine Hütte im Walde oder einen Pallaſt in rauſchenden Städten, dasſelbe Wunder führt den Knaben, der Euch heute erzählen will, auf einen der ſchönſten Plätze Europas und der Welt.

Da, wo in der norddeutſchen Hauptſtadt jetzt Friedrichs des Großen Standbild mit ſcharrenden Roſſen und demüthig ſtolzen Reitern auf die Umgebungen der Häuſer, Kirchen, Palläſte, der neuen Menſchen, veränderten Sitten und gegenwärtigen

Meinungen in ſtiller Mitternacht ein ſeufzendes: Geweſen! niederzuflüſtern ſcheint, am Beginn der freundlichen Boulevards, die, obgleich ſie ſchon lange weit mehr nur von wilden Kaſtanien geſchmückt ſind, doch „unter den Linden" heißen, gegenüber der jetzigen Wohnung des Prinzen von Preußen, des Drachentödters der „Revolution", und einem düſterſchweigſamen, erinnerungsreichen Säulenhauſe, dem Palais der Oranier, liegt ein nicht hohes, aber in ſeinem Umfange majeſtätiſches Gebäude.

Wer vorübergeht und ein Mann nach der Uhr iſt, bleibt eine Weile ſtehen. Die goldene, ſonſt ſo lang getragene Uhrkette wird gezogen und der Weiſer der Taſchenuhr bedächtig nach jenem großen Zeitmeſſer gerichtet, der an dem Hauptportal über einem langſam und feierlich bewegten Pendel ſchwebt. Kaum hörbar ſchlägt dieſe akademiſche Uhr. In alten Zeiten unterhielt nebenan auf der zerbröckelnden gelben und der Mauertiefe zu braunfeuchten Wand eine Sonnenuhr die Controle eines felſenfeſten, unumſtößlichen Dogmas. Ginge in Berlin die Uhr der Akademie falſch, ſo wäre »etwas faul im Staate Dänemark«. Der Punkt, den Archimedes ſuchte, um die Welt aus ihren Angeln zu heben, liegt dem Berliner zwiſchen ſeiner akademiſchen Uhr hüben und dem Barometer Petitpierres drüben. Gieb mir, wo ich ſtehen ſoll! predigen für

die frommen Geheimräthe die Büchſels und Krummachers in den Matthäus- und Dreifaltigkeitskirchen und nennen den Heiland alles Lebens Eckſtein. Müller und Schulze aber haben nur einen Glauben: Den an die Uhr der Berliner Akademie.

Ein wunderbares, ein Rieſengebäude das! Ein Pantheon aller Künſte und Wiſſenſchaften! Ein Tempel für Minerva ... Preußens Minerva, die auch Schild und Lanze zu führen weiß. Rings die Muſen, in der Mitte Mars. Aſyl der Künſtler und Rennbahn der Cavaleriepferde. Die Trompete der Uhlanen durcheinander wirbelnd mit der Trompete Famas, die in einem Kämmerchen hier der akademiſche Hiſtoriograph des Landes zu blaſen hat. Ueber der akademiſchen Uhr ſollte aus der Mauer ein Pegaſus ſpringen; denn das Pferd iſt es, deſſen geflügelter oder auch nur hufbeſchlagener Bedeutung dies ganze gewaltige Quadrat gewidmet iſt.

Nach der Lindenfront hinaus liegen die von Friedrich dem Großen nach einem Brande wiederhergeſtellten Sammlungs- und Unterrichtsſäle der vom erſten Preußenkönig ſchon in ſeiner Kurfürſtenzeit hier errichteten Akademie der ſchönen Künſte. Mehr zur Rechten, dem früher Prinz Heinrich'ſchen Palais, der Univerſität zu, begannen die Säle und Sammlungen der Akademie der Wiſſenſchaften, zu denen

ſich in der früheren Stall-, jetzt Univerſitätsſtraße auch die Druckerei der Akademie für Gelehrte, wie Bopp und Wilken, mit ihren perſiſchen, arabiſchen und Sanscrittlettern geſellte. Auf der dritten Linie des Quadrats, die zur jetzigen Dorotheen-, früher »letzten« Straße hinausgeht, lag der akademiſchen Uhr grade gegenüber die von Bode obſervirte Sternwarte, und nach der vierten, der Charlottenſtraße zu, führte eine Treppe zur Anatomie und den Hörſälen des alten, vor der Univerſitätszeit hier ſchon blühenden, unter Andern auch von Ludwig Börne beſuchten, »mediziniſchen Collegiums« empor. Alle anderen Längenſeiten, Thurmpavillons und Vorſprünge dieſes faſt encyklopädiſchen Baues hatten eine Beſtimmung, die man unter Umſtänden an ſich keine proſaiſche nennen kann, wenn ſie auch mit dem wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Charakter der übrigen Theile nicht in nächſter Berührung ſtand. Sie wurden zu Pferdeſtällen verwandt, theils für das Garde-du-Corps- oder Cüraſſier- oder Uhlanen Regiment, theils für die Beſpannungen der königlichen Prinzen und des Königs ſelbſt.

Dies abenteuerliche, ſeltſame, lichte und dunkele, claſſiſche und romantiſche Gebäude, ein Pegaſusſtall nach Hufbeſchlag und Flügelſchwung, mußte einem Kinde, das ohnehin in einem Spahn geſchnitz-

ter Baumrinde Silberflotten, in einem blitzenden Kiesel Dresdener grüne Gewölbe sieht, so gut wie das halbe Universum erscheinen. Ihr Armen, die ihr hier nur diese Uhr, diese Kunstausstellungen, diese akademischen Leibnitz-Sitzungen, diese Bopp'schen Sanscritlettern, diese funkelnde Kometen-Warte, den Rudolphischen Cursus über Splanchnologie nebst den demonstrativen Spiritus-Eingeweide-Gläsern, diese Königlich Preußischen Wagenremisen und die Hauptwache der Uhlanen seht, wie viel ist Euch von der noch übrigen wahren Poesie dieses Pantheons entgangen! Die innern Höfe, die Pluvien dieses Tempels, die lauschigen Mysterien innerhalb dieser vier Straßen, unzugänglich allen Neugierigen, von den Kastellanen mit Rohrstöcken, den königlichen Leibkutschern mit Peitschen, den Wachtmeistern mit dem Sarras streng gehütet ... da gab es zu schauen, zu lauschen, zu schleichen, zu naschen, zu wühlen und zu spielen! Wirres Gemäuer, durcheinander gewürfelt. Düstre grasbewachsene Gänge, schauerliche Thürme, viereckig oder rund. Dies Chaos war ohne Zweifel dem in diesem Hause am 17. März 1811 geborenen Kinde wichtiger als die akademischen Säle, wo Schleiermacher über Plato, Wilken über die Kreuzzüge las, oder Gottfried Schadow neuangekommene vespasianische Badewannen mit seiner kostbaren, allerweltbekannten

des Borgne, er las Schröckhs Weltgeschichte, Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Alte Memoiren wechselten mit Blumauers travestirter Aeneide, Schubarts, des Patrioten, Gedichte mit den alten Jahrgängen der Neuwieder Zeitung, welche in den neunziger Jahren wegen ihres Witzes und Freimuths sehr beliebt war. Seinen eigenen spätern Aeußerungen zufolge las er (vielleicht erst später in Gießen) heimlich viel Romane von Lafontaine, die er sich ohne Vorwissen seines Lehrers zu verschaffen wußte. Jeder gedruckte Buchstabe schien ihm lesenswerth, so daß er sich sogar in Bücher vertiefte, die ihm auch nicht das geringste Interesse gewähren konnten.

Auf den Unterricht seiner Kinder verwandte Herr Baruch viel Sorgfalt. Da er sie nun fest glaubte in der Kenntniß des Hebräischen und der Religion, so räumte er auch eine weitre Ausbildung in Sprachen und Realwissenschaften ein. Ein Hauptgegenstand des Unterrichts war die deutsche Sprache. Obgleich die Kinder keinen Umgang mit gewöhnlichen Judenknaben und dadurch sich ein fehlerhaftes Gewälsch in der Sprache anzugewöhnen Gelegenheit hatten, so bot doch selbst das eigne Haus nicht die sicherste Sprachschule dar und der Hauslehrer selbst gesteht, über die grammatischen Gründe und Regeln der deutschen Sprache damals nicht taktfest gewesen zu sein. Wie daher Sachs seinen Unterricht dazu benutzte, sich selbst noch auszubilden und mit seinen Zöglingen zu lernen, so bot auch der Unterricht in der deutschen Sprache um so größre Schwierigkeiten dar, als sich der Lehrer in der Auswahl einer passenden Grammatik vergriff und dem Unterrichte gleich die philosophische Sprachlehre Adelungs zum Grunde legte. So dunkel und abstrakt nun auch die einzelnen

Hausverſtandslogik auch balneologiſch vom Standpunkte antiker Unbequemlichkeit muſterte. Hier zeichneten wohl die künftigen Düſſeldorfer, Hübner, Hopfgarten, ſpäter Bendemann, Sohn, Hildebrandt als kleine Studienklaſſiker nach Gypsabgüſſen, dort wurden eben von Italien Gemäldekiſten zur Kunſtausſtellung ausgepackt und das Campagna-Romana-Stroh wie gemeines pommerſches oder Uckermärker Stroh behandelt; hier ordnete man die Bücher der Akademiker oder zog von der Preſſe ein neues Werk von W. von Humboldt über die Kawiſprache, in deren vom gelehrteſten Setzer leiſe vor ſich hin buchſtabirte Gurgellaute ſich das Roßwiehern einer Reitſchulbahn für die Garde-Cavalerie miſchte; dort krächzten um die Himmelskugel der Bode'ſchen Sternwarte Schaaren von Raben, die der vergoldete blitzhelle Glanz des großen Globus ebenſo, wie der Leichengeruch von der grauenvollen Anatomie her anlockte ... und zwiſchen allen dieſen Offenbarungen einer geiſtigen Welt das rückſichtsloſeſte Schmettern der Trompeten, die Signale und Ablöſungen von einer der Mittelſtraße gegenüber gelegenen Wache, das Wiehern und Kollern und Kettenraſſeln von Hunderten von Pferden, die durch Trommelſchlag und Piſtolenſchüſſe an kriegeriſchen Lärm gewöhnt wurden ... Sollte man glauben, daß hier, wo es manchmal war, wie auf dem offnen

Markt oder der wogenden See, dennoch von einem Kinde still geträumt werden konnte, daß hier auf kleinen Gartenplätzen, auf grünen Rasenbänken, in Lauben von wildem Wein, durchmischt mit türkischer Bohnenblüthe, hinter Fenstern mit Terrassen von Goldlack, Levkoien, Astern, hinter großen Kästen, mit rother Kresse, die ihre zinnoberrothen, beizenduftenden Blüthen an Bindfäden bis hoch über die Fensterrahmen rankten, eine stille nur auf sich selbst lauschende Kinderseligkeit durchlebt werden konnte? Dies war ein Tempel der Musen, ein Stall, und doch das grüne Feld und der einsame, stillfriedliche Wald. Da stand ein einziger, aber riesengroßer Nußbaum, der dem ersten Rosselenker des Königs selbst gehörte und vor den lüsternen Blicken des Knaben, der schon glücklich war, nur ein einziges duftendes Blatt von ihm zu erhaschen, das er in seinem zarten Geäder mit sanftem Fingerstrich von dem Blattgrün befreite und als übriggebliebenes zierliches Gerippe in seinen davon durchdufteten »brandenburgischen Kinderfreund« legte, mit allen zu Gebote stehenden, oft drastischen Mitteln gehüthet wurde. Es war hier alles, alles Idyll. Die reizendste Lockung der Natur in diesem stillen Seitenhof. Die Wohnung des so bevorzugten Selbstherrschers vom allerhöchsten Wagenbock lag mit jenem schattigen, früchteschweren Nußbaum, unter dem eine

grüngeſtrichene Bank die allerhöchſt Geduldeten zur Ruhe einlud, ſo lauſchig, ſo verſteckt, ſo maleriſch, ſo dicht gelehnt an einen großen pittoresken Thurm, von deſſen kleinen eiſengegitterten Fenſtern oft mit Sehnſucht hinuntergeblickt wurde, wie ein Claude Lorrain oder, wenn die königlichen Wägen begoſſen wurden und das Waſſer durch die Landſchaft rieſelte, wie ein kryſtallheller, najadenbegeiſterter Ruisdael.

Dies der Schauplatz. Aber die Menſchen! Von den großen Künſtlern und Gelehrten erfuhr der Knabe erſt allmälig. Verſtändlich waren ihm in ſeinen erſten Lauf- und Sprechübungen nur jene rüſtigen, kurzen, ſtrammen Leute, die in ledernen Buchſen, gelben Stulpen an den Stiefeln, blauen Röcken, rothen Weſten und kleinen ſilberdrathüberzogenen und mit langen Silberſchwänzen in der Mitte gezierten engliſchen Jokeymützen vor dem viereckten Nord-Oſt-Thurme, an der Ecke der »Leyden« und der Stall- oder Univerſitätsſtraße walteten und ſchafften. Dieſe Männer hüteten und pflegten einige dreißig ſtattlicher Roſſe, die dem Bruder der regierenden Majeſtät gehörten, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Karl von Preußen Königliche Hoheit. Links bis zur Aſtronomie wieherten dieſes Purpurgeborenen Fahr- und Reitroſſe, rechts bis zur Sanskritdruckerei ſtanden ſeine Wägen. In dem viereckten Thurme

ſelbſt gab es Dienſt- und Ablöſungsſtuben, Wohnungen beſtehend aus Küche und Kammer für einige bevorzugte Wagen- oder Roßlenker, Verſchläge für Sättel und Riemzeug, Riegel für Candaren, Ketten, Schabracken, Piſtolenhalfter und bis hoch hinauf über dunkle breite Treppen ging es zu Dachkammern und geheimnißvollen Luken, durch die oft der Wind melancholiſche Weiſen pfiff und in der Vogelperſpective, von einem zwiſchen den Dachziegeln freigewachſenen zierlichen Kopfe ſogenannten Hauslaufes aus, eine Rundſchau über die ganze bedeutungsvolle Gegend erlaubt war. Das war eine Ausſicht! Da unten lagen die Kunſträume mit ihren Gypsabgüſſen und verhangenen hohen Fenſtern, da zur Seite die Wiſſenſchaftsſäle mit ihren Büchern und Protokollen, dort glitzerten die Himmelsgloben der Aſtronomie, dort tanzten auf anatomiſchen Theatern, wenigſtens in ſchauerlichen Spukgeſchichten, mit grauenhaften Klagetönen, die man des Nachts von jenen Sälen herunter hören wollte, zerſchnittene Arme, enthäutete Beine und um ein Begräbniß betrogene Leiber. Drüben erhob ſich der gewaltige Koloß des Prinz Heinrichſchen Palais, deſſen Beſitzer ſo geheimnißvoll und katholiſch mythenreich ſeit Jahren in Rom verſchollen war, während einige alte Pferde von ihm in jenem Winkel drübendas Gnadenbrot fraßen und das übrige Palais den

Musen überlassen hatten, die hier 1810 die so rasch aufblühende Tugendbunds-Universität begründeten. Zwischen den schattigen Alleen des damals rings geschlossenen Universitätsparkes, Kastanienwald genannt, lag ein großer Holz- und Zimmerplatz, wo Tausende frisch geschälter, sogar in der Rinde den tollsten Kinderappetit reizender Bäume aufgeschichtet lagen und die gewaltigen Sägen, die Aexte, die Hämmer von Morgens bis Abends wiederhallten und dröhnten an derselben Stelle, die jetzt ein freundlicher kleiner botanischer Garten zum Universitäts-Taschenhandgebrauch einnimmt. Weiter abwärts die Ufer der Spree, noch nicht überbrückt, noch nicht halb verschüttet. Nirgends Durchgänge, alles Winkel, Sackgasse, grüner Rasenplatz, da und dort dunkle breitästige Bäume, wo jetzt überall nur Gaslaternen. Schrägüber wohnte Hufeland, der Arzt des Königs, der im runden Quäkerhut dem Knaben erinnerlich ist, wie einer seiner liebsten Bleisoldaten. Zur Seite die Lehranstalt der jungen Militärärzte. Dann Kasernen (Berlinisch: Kasarmen), Exercierplätze, große Magazine, alles verworren, regellos durch einander auf denselben Plätzen, die nach wenigen Schritten sich zum Ueberblick der Linden, der Bibliothek, des Opernhauses, des Schlosses, einer der schönsten Perspektiven Europas, öffnen. Es mag wenig Städte geben, wo berühmte und vielbedeutende

Gebäude ſo dicht in großer Anzahl beiſammen liegen und zwiſchen den gewaltigen Quaderſteinen und ſtolzen Säulen doch ſo viel ſtille beſcheidenſte Lebensexiſtenz geſtatten, wenigſtens wie ſie ſich damals hier einniſten durfte. Von allen dieſen großen Beziehungen war oft die Seele des Knaben wie von räthſelhaften Fittichen hoch emporgehoben. Aus dieſer majeſtätiſchen Anſchauungswelt zitterte, drängte, ſchauerte etwas in ihn hinein, wofür er keinen andern Ausdruck fühlte, als eine unendliche, oft namenlos wehmüthige Sehnſucht nach Klarheit, Licht oder irgend einer braven Bewährung in dieſem großen Ganzen. Das hinlänglich übelberufene Weſen des in andern Stadttheilen üppig wuchernden Berlinerthums kannte er nicht.

Doch zurück zu Roß und Reiſigen am nordöſtlichen Thurm! Der Vater des Kindes nahm unter ihnen die glänzende »ſoziale Poſition« eines erſten Bereiters Sr. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen ein. Bettelſtolz, bekanntlich viel empfindlicher als die andern Gattungen des Hochmuthes, müßte den Erzähler, wenn er ihn beſäße, beſtimmen, den erſten Leibbereiter eines königlichen Prinzen etwas in's Stallmeiſterhafte hinüberzutuſchen, aus einem zwar nicht vorreitenden, aber doch immer nachreitenden Knappen halb und halb einen Ritter zu machen. Doch

begnügt er ſich, nur gegen den Stallknecht oder den Jokey ſchlechthin Einſpruch zu thun. Und dem Roß zu dienen, hebt es nicht denſelben Menſchen, der den Menſchen dienend ſich viel tiefer erniedrigt? Welch' ein freies, auf Gegenſeitigkeit begründetes Verhältniß! Der Hirt beherrſcht ſeine Heerde, der Reiter kann ſein Roß nur allmälig gewinnen, nur gewöhnen, nur wie ein freies und doch wieder nicht wildes Weſen bändigen. Sein Dienſt iſt ein Triumph der männlichen Kraft. Die Zähmung bringt wohl einen Schein von Ergebung, Schwäche, ſelbſt gemüthlicher Anhänglichkeit in die Bewegungen des Pferdes; es iſt aber zu oft nur ein Schein. Die wahre Natur der Freiheit und des Stolzes ſind dem Thiere des ſchönen Ebenmaßes trotz aller rührenden Schlachtfeld-Anekdoten doch nicht ganz auszutreiben. Jeder langverhängte Zügel giebt ihm die volle Kraft der eignen Laune wieder und launiſch iſt das Pferd, ſo launiſch, wie nur Könige launiſch ſein können. Das Pferd hängt von der Reizbarkeit ſeiner angeborenen Natur ſo ab, daß es ſich, ſelbſt wenn es gezähmten Willen hätte, nicht einmal mit beſtem Willen in der Gewalt haben könnte. Mit einem plötzlichen Schreck, mit einem ungeahnten Scheuwerden ſtürzen alle ſeine guten Vorſätze, wenn man ſeine Zähmung ſo nennen dürfte, zuſammen. Das Roß vergißt dem Menſchen

nie, daß die Peitſche und der Sporn die ſtrengen Begleiter ſeiner Liebe ſind. Und oft iſt es, als verſtünde das edle Raçenpferd nicht einmal die Sprache des Abendlandes, als lernte es nie, daß es andre Laute geben könnte, als die des Sohnes der fernen morgenländiſchen Wüſte. Der abendländiſche Reiter hat ein arabiſchen Ahnen entſproſſenes Thier liebgewonnen, er ſtreichelt es, es ſpielt mit den Ohren, es ſchwingt den Schweif, es ſtößt die kurzen grammelnden Laute des Wohlbehagens aus, man glaubt Wunder wie innig der Bund zwiſchen dem Thier und dem Menſchen geſchloſſen iſt . . . und plötzlich bringt man den vom Roſſeshuf getroffenen Herrn, bringt ihn todtenblaß, das Blut quillt aus des Sterbenden Munde, er röchelt, ächzt . . . verſcheidet. Wie oft drang nicht dies Schreckenswort an des Knaben Ohr, daß dieſer oder jener junge luſtige Reiter im »Klinikum«, an dieſer grauenvollen Pforte des Lebens, wo der Tod ſtatt der Senſe eine chirurgiſche Säge ſchwingt, rettungslos darniederläge, daß ſein guter Hektor, ſein treuer Ajax ihm die Bruſt zerſchlagen hätte!

Treten wir näher! Da ſtehen die Roſſebändiger, putzen Riemzeug oder bemalen die ledernen Hoſen mit geriebenem Ocker. Vor dreißig, faſt vierzig Jahren waren ihre Mienen gebräunt, wild, bei Manchem

übermüthig und trotzig. Die Reisige und Troß knechte legten damals erst vor Kurzem den Dreimaster, die orange schwarz weiße Schärpe und den geschliffenen Säbel ab. Sie kamen aus dem heiligen Kriege der Befreiung. Weit in der Welt herumgeworfen, waren sie in Tilsit, Königsberg, in Breslau, bei Leipzig, sahen Paris, Belle-Alliance, Ligny, Namur; sahen zum zweiten Mal Paris und selbst Orleans. Der zweite Pariser Friede scheint ihnen nicht zu behagen. Diese Ruhe jetzt, diese Spazierritte nach Charlottenburg, diese Jagdausflüge nach dem Grunewald, dies winterliche Haltenmüssen vor den Schlössern, Theatern, bei den Bällen und den Diners der Wilhelmsstraße scheint ihnen lange nicht so zu munden, wie das rauschende, poetische Leben im Felde. Da hatte es Entbehrungen, Strapazen, Gefahren gegeben, aber welche Entschädigungen im Quartier, welche Abenteuer, welche Freude an fremder Sitte, welche schnelle Gewöhnung selbst an die Art des verhaßten Feindes! Der geringe Mann findet sich auch unter den Gegnern sobald zurecht mit Seinesgleichen. Die Großen führen noch immer die Kriege, die Kleinen haben sich längst ausgesöhnt. Da wurde die Beute, die auf dem Schlachtfelde gewonnene, der wohlfeile Einkauf, der vom »dummen« Kosaken erstandene, nicht einmal aufbewahrt bis zur Rückkehr in die Heimath,

ſie wurde ſchon wieder getheilt mit dem Feinde ſelbſt, verſchenkt an den guten Wirth, zurückgelaſſen als Andenken an eine zärtliche Mutter, an die Kinder, die an den rothen Bärten der Fremdlinge zupften und ſich mit deutſchen Liebkoſungen tröſten ließen, daß ihnen ein Bruder Pierre oder Matthieu oder Napoleon bei dieſen Fremden daheim im Felde geblieben war. Sie kamen nun aus dieſem gezähmten Frankreich zurück ... Die Weiber gingen ihnen entgegen ſchon bis zum halben Wege von Potsdam. Sie umarmten die Längſtentbehrten, endlich im Staub Erkennbaren, hinter Steglitz. Beim Landgute des Großkanzlers von Beyme ſteigen die Wohlbehaltenen vom Pferde, küſſen Weib und Kind und ſind, aber wie! verändert. Die wilden Bärte reiben beim Kuſſe faſt wund. Und die Worte, was die ſo neu ſind, die Fragen, was die ſo zerſtreut, ſo fremdartig und ſo vergeßlich klingen! Das Pferd da, Sophie, das hab' ich erbeutet, heißt es; aber ich verkauf' es — Die Juden in Magdeburg boten ſchon ſechszig Thaler. Der Stallmeiſter giebt ſiebzig... Da! Drei Uhren! Eine für den Bruder, eine für den Vetter, eine für den Aelteſten zur Einſegnung ... lauter ächte Breguets! Hier Tücher, Lyoner ſeidne Tücher, nicht viel, aber nur um die Mode zu zeigen, und ein Ring — wer weiß von weſſen Hand! Später ſag'

Paragraphen derſelben waren, ſo ſehr ſich auch der Lehrer ſelbſt Mühe geben mußte, ſie immer zu begreifen; der junge Schüler ließ ſich dieſe Mühe nicht verdrießen, ſondern dachte ſich langſam, aber gründlich und völlig bewußt in die Schwierigkeiten dieſes übel gewählten Leitfadens hinein. Früh war bei ihm eine Anlage zu eigenthümlicher Ausdrucksweiſe bemerkbar; aber in der grammatiſch-orthographiſchen Regelrichtigkeit blieb der Knabe noch ſehr zurück, um ſo mehr, als ihm durch ſeinen Umgang nicht möglich wurde, immer ein gutes und gebildetes Deutſch zu hören. Der Hauslehrer räumt ein, daß Börne die Grundlage der Grammatik erſt bei ſeinem ſpätern Gießner Lehrer Dr. Schapper legte. Börnes erſte ſchriftſtelleriſchen Verſuche ſcheinen mir in den Stylwendungen ängſtlich abgefaßt. Wenigſtens iſt ſo viel wahr, daß die frühſten Manuſcripte Börne's mit einer etwas unſichern Orthographie geſchrieben ſind.

Für die Erziehung und den Unterricht ihrer Jugend hatte damals die jüdiſche Gemeinde in Frankfurt noch wenig gethan Nur zwei Lehrer gab es, die die Häuſer der reicheren Juden beſuchten und doch dem immer dringender werdenden Bedürfniſſe nach Bildung allein nicht abhelfen konnten. Chriſtliche Lehrer gingen nicht in die Judengaſſe, um dort zu unterrichten. So fing man denn an, die Knaben den chriſtlichen Lehrern ins Haus zu ſchicken. Der junge Börne ging zu ſeinem Schreiblehrer Ernſt um ſo lieber, als er dort mit Toleranz und Schonung behandelt wurde und ſich keiner Zurückſetzung gegen chriſtliche Kinder verſehen durfte. Als ſpäter die Emigrirten in Frankfurt einzogen und ſich theilweiſe durch Lectionen ernähren mußten, boten ſich den Juden beſſre Ausſichten für ihre Kinder dar. Der Clavierlehrer der Familie war ein

ich's — aber da iſt er. Ich habe viel, viel zu erzählen. Im Mantelſack liegen ein paar Thaler. — Das iſt die ganze Beſcheerung? Wie? Wie? Das iſt Alles? fragt die ihr Eherecht ſchon wieder Fühlende auf dem Wege halb nach Schöneberg. Da ſind doch Andre, die auch zurückkehrten ... was haben die mitgebracht! Wahrhaftig mehr, als da die Tabackspfeife mit ſilbernem Beſchlag, mehr als da die engliſchen Raſierzeuge und die Pariſer Schaumſeife, mehr als da die Spieldoſe mit der Modearie des Tages: »Ich war Jüngling noch an Jahren ...« lauter unnütze und verſchwenderiſche Dinge das! Und nun zeigt ſich wohl, daß die Haupterrungenſchaft der Krieger, ihre wahre gemachte Campagne-Beute Mißmuth, Zorn, überſpannte Phantaſie, tolle Lebensluſt und ein überraſchender Reichthum von ganz neuen, bisher unerhört geweſenen ſakramentiſchen Bougre-Flüchen und Kreuzhimmelherrgotts-Verwünſchungen über die Wucherer im Felde, die Räuber, die Stubenhocker, die Schleicher, die den armen Fremdlingen »das Fell über die Ohren« zogen und die Habgier der Weiber ſind.

Ringsum ertönte nun das wilde Toben der Rückkehrenden. Was klapperten da die Säbel! Was ſtoben Funken auf dem Straßenpflaſter! Was wurde da geſungen, getrunken, gewettert! Auf den Straßen

ſchrie man aus: «Bonaparte's neueſte erbärmliche Stoßſeufzer aus St. Helena« ... man kennt die Spottliteratur, die nach Napoleons Sturz auf allen Märkten und Gaſſen ſo wenig Großmuth und ſo viel Siegesübermuth verrieth. Ja, ſagten die Heimkehrenden, wenn er nur bald wieder käme. Sie mochten dieſen ſchaalen Frieden, dieſe Heimath, dieſe Habgier, dieſe Poliſſonerien und «Schuriegeleien« des wiederhergeſtellten Dienſtzwanges nicht. Es blieb noch Alles gerüſtet, trotz der Durchmärſche, die von heimkehrenden Ruſſen kein Ende nahmen. Die Ruſſen galten im Ganzen für die gemüthlichſte Nation von der Welt. Die Großen mochten ſich in Eiferſucht und Misſtimmung aneinander reiben und Fritz des Franz, Franz des Iwan längſt überdrüſſig ſein, die Kleinen hatten ſchon wieder treueſte Freundſchaft geſchloſſen, nahmen ſich ſchon wieder längſt gegenſeitig von der allgemeinen brüderlichen Menſchenſeite. Es hieß wohl, der Ruſſe nimmt ein ganzes Talglicht und zieht es ſich, ſelbſt wenn er's vom Leuchter, nicht vom Lichtzieher hat, zum Frühſtück durch die Zähne; aber die Kinder bekamen doch ruſſiſche Taufnamen: Paul, Alexis, Feodor, Kathinka, Alexandrine, Maſchinka. Auch Türken gab es viele und nicht unkenntliche unter den Ruſſen ... Iwan, ein Türke vom ſchwarzen Meere, nahm den Knaben oft auf

den Schooß und ſchenkte ihm, nicht orientaliſche Zuckerfrüchte oder Harem-Eingemachtes, was er nicht hatte, wohl aber Thorner Pfefferkuchen und große Reſtocker oder Stettiner Aepfel. Ein unerlaubtes Einſtürmen von trunkenen Ruſſen in ein ihnen nicht gehörendes Quartier und die mit Macht von der entſchloſſenen Mutter vertheidigte Thür iſt dem Knaben gegenwärtig wie eine Scene aus dem Homer.

Die Geſchichte des Ringes aus Paris wurde erzählt, vom vierjährigen Kinde noch nicht verſtanden; öfter und wie öfter! wiederholt und ſpäter erſt begriffen. Sie ſoll folgen. Hört eine Geſchichte, die ſich unter des Knaben eigenen Augen begab!

Zwei ſtattliche Reiter des Prinzen hatten im Felde ſich die treueſte Freundſchaft geſchworen. Der Eine, mit krauſem, ſchwarzem Haar, lebensfroh, mit Feueraugen, der erſte Vorreiter des Prinzen. Der Andere, blond, ernſter, milder, blauäugig, der erwähnte erſte Nachreiter. Es konnte keinen fröhlicheren Geſellen geben, als den ſchönen, ſchwarzen, krausköpfigen Dorich. Wenn Dorich auftrat in den friſchgetünchten gelblederneu Buchſen, den hohen geglänzten Steifſtiefeln, der kurzen blauen Jacke mit weißen Metallknöpfen und rothen ſilberbeſetzten Krägen und Aufſchlägen, die runde Jokeykappe und die ſilberdrathüberflochtene Reitgerte tänzelte in ſeiner Hand, die

Sporen klirrten hinter den Absätzen, so war Dorich der Stolz des Marstalles. Dorich schäkerte mit den Mädchen, lachte mit den Frauen, Allen mußte seine frohe, lebensprühende Art gefallen. Dorich war verheirathet. Er hatte die schönsten Kinder. Aus dem Kriege heimkehrend waren die verbundenen Freunde, Dorich und des Knaben Vater, halbe Franzosen geworden. Wenigstens die Sacres der Pariser konnten sie ohne den Meidinger. Sie hielten eine geschlossene Kameradschaft, die um so enger sie verbinden mußte, als sie in einem und demselben Hause wohnten, in dem nordöstlichen Marstall-Pavillon des Prinzen Wilhelm.

Aber ach, diese Freundschaft wurde auf harte Proben gestellt!

Die aus dem Frankenland heimkehrenden jungen Reiter fanden ihre Frauen wieder, aber beide gegenseitig in Zorn und Haß entbrannt. War es die alte Eifersucht, die seit Chriemhilden und Brunhilden wetteifernde Kriegsgesellen gegen einander stachelt, oder hatte reizbares Frauennaturell keine Veranlassung gefunden, für den Würfel und das Kartenspiel, das die Männer verband, eben so bindende Surrogate, den Kaffee, die Neugier, die Zuträgerei, die Klatschsucht, eintreten zu lassen; genug, die beiden Frauen der Freunde haßten sich. Das war aber nicht etwa

wie bei uns eine kalte oberflächliche Gleichgültigkeit der Einen gegen die Andre, ein Hinterrücksangreifen, ein Mangel nur an sympathischer Stimmung, wie wir uns hassen, nein, das war ein Haß, ein Zorn, eine Leidenschaft, wie aus der Heldensage. Die Kinder der einen Frau den Kindern der andern sich nähernd, wurden mit Gewalt fortgerissen. Das Weib Derich's, eine hohe, schlanke Gestalt, mager, von brennend stechenden Augen, wie ihr Gatte, bei dem aber diese Kohlenaugen nur vor Lust und Freude funkelten, und die Mutter des Erzählers, kleiner, rundlicher, von blauen Augen, schwarzem Haare und schwarzen Augenwimpern und einer so gewaltigen Charakterregung fähig, daß sie auf ihrer Stimmung festhielt, ob dabei auch mehr als ein Schüreisen biegen oder brechen sollte. . . . das Pathos dieser Leidenschaften reichte bis an die Tragödie. Beide Frauen waren ja so angewiesen allein auf Liebe, so allein auf Schonung und Duldung! Denn — verhängnißvolle Wendung! — jede hatte zwar ihre eigene Stube (ohne Kammer!) mit drei Kinderbetten oder wenigstens Plätzen oder Stühlen, aus denen man Abends Betten formen konnte, hatten als Dienstwohnungen diese Löcher zu behaupten, aber beide benutzten dabei nur eine, eine und dieselbe Küche! Brunhild und Chriemhild in einer einzigen Küche! Zwei

Feuerflammen vor einem Heerde! Beide auf einem und demſelben ſteinernen Eſtrich ihr Gemüſe putzend, ihre Kartoffeln ſchälend, ihre Erbſen verleſend! Und Gemüſe, Kartoffeln und Erbſen auch auf einem und demſelben Penatenaltar ſiedend! Es iſt wahr, eine kleine Scheidewand von Backſteinen trennte den Topf Brunhildens vom Topfe Chriemhilds. Links kniſterte an ſeltenen Tagen der Speck der Einen, rechts brotzelte die gebackene Leber der Andern. Die Kartoffeln, die Bohnen und die Erbſen dampften ſich dicht neben einander täglich in dieſelbe Eſſe aus, in dieſelben ſchwarzglühenden Wände, auf deren rußige Kryſtalle immer gleich kalte, gleich ſtarre Mienen des Haſſes fielen. Durch die kleine Küche war eine Demarkationslinie der Neutralität gezogen, die nur beim Eintreten durch die Thür von beiden Partheien überſchritten werden durfte; ſonſt ſtanden Eimer und Scheuerfaß, Schrank und Holzklotz, Hackebrett und Marktkorb in mathematiſcher Genauigkeit ſo geſtellt, daß Eins nicht um die Linie in das Gebiet des Andern rückte, es ſei denn, daß der kochende Groll eine Veranlaſſung zum Ausbruch ſuchte. Suchte! Wie dieſer Haß entſtanden, iſt dem Erzähler unbekannt, aber das iſt erwieſen, geringe Leute haſſen ſich nicht, wie wir Andern uns haſſen — in unſerer Bildung! Wir Geſellſchaftsfähiggewordenen gehen ſüß,

gehen lächelnd an einander vorüber, meiden uns wohl einmal in einem und demſelben Salon, würden aber ſogar in einer Küche mit einander fertig werden Jahre lang, wenn uns die Neigung würde, uns unſere Beefſteaks ſelber zu dämpfen. Aber Naturmenſchen? Was wäre ihnen Mäßigung und ein Zügeln der Leidenſchaft? Feigheit! Ein Scheitholz, das der Einen im Wege liegt, wird mit dem Fuß zur Andern hinweggeſchleudert, als wär' es eine giftige Otter. Ein koſtbar Gericht, das die eine Mutter zum Sonntag ihren Kindern beſcheeren will, wird bei der Enthüllung aus dem ſonnabendlichen Marktkorbe von der Andern mit einer lauten Lache begrüßt. Da wird kein Epigramm in das innere Herz zurückgedrängt. Keine Diplomatie tritt an die Stelle des wilden Naturzuſtandes, der Alles ſagt, was er denkt, alles austobt, was er fühlt, ja jede Gelegenheit ergreift, ſich in jenen nervenanſpannenden Zorn zu verſetzen, der eine rechte, innere Nahrung mancher Seele zu ſein ſcheint und auf ſie wie ein berauſchendes Opium wirkt. Dieſer ſchlimme Krieg der Küche, deſſen Schlachtfelder zuweilen die große mit Steinen gepflaſterte Hausflur bildete, dauerte während des ganzen großen heiligen Befreiungskampfes und wurde, als Napoleon ſchon längſt in St. Helena von Sir Hudſon Lowe, vom Magenkrebs und der bitterſten

Reue über ſeine verkehrte Menſchen- und Welt-Auffaſſung prometh'iſirt wurde und die großmüthigen Sieger von Belle-Alliance noch immer in den Straßen die erbärmlichſten Pamphlete auf den am St. Helena-Kaukaſus langſam Entleberten auszurufen duldeten, noch luſtig fortgeſetzt zum Jammer der beiden Freunde, die ſo engverbunden von Paris heimkehrten und durch ihre auf wilde Sitten, Unluſt am Frieden, Kartenſpiel und geringe Werthſchätzung des Geldes begründete „gutbrüderliche“ Einigkeit das Hauskreuz dieſes Zwieſpaltes nur noch ärger machten.

Da geſchah ein Wunder, das tief in die Herzen dieſer Menſchen und in die Seele des Knaben griff.

Die Kinder beider Partheien liebten ſich ſo innigſt, ſo zärtlich wie die Väter. Und nun nahte ſich auch den Müttern ein Engel des Friedens, in weißem Gewande, mit der Palme in der Hand, der Engel . . . des Todes. Des ſchönen Dorich jüngſtes Kind, ein holder, kraushaariger Schelm von wenig Jahren, ein Mädchen erkrankte . . . ſtarb. Die kleine lockige Marianne — des Prinzen Gemahlin hieß Marianne — hatte noch vor einigen Tagen ſo heiter mit dem Knaben geſpielt. Dann hieß es: Mariannchen liegt zu Bett: Und dann: Mariannchen iſt todt. . . Dorich, der Vater, weinte. Die Mutter, die kalte Brunhild, trug ihren Schmerz mit düſtrem Ernſt. Das Unglück

bei Armen iſt noch etwas ganz Anderes, als das Unglück bei den Reichen. Das Unglück des Armen entmuthigt meiſt ſeine ſittliche Kraft, während den Gebildeten das Unglück ſittlich heben und anfeuern kann. Die Armen haben noch nicht unſre Vorſtellung von einer allgemeinen gleichen Vertheilung von Leid und Freud. Sie nehmen jede Begegnung des Geſchickes perſönlich hin, wie etwas auf ſie von böſen Mächten abſichtlich Gemünztes, ſie fliehen, verſtecken ſich wie vor der wirklich aus den Wolken langenden Hand des perſönlichſten Gottes, ſie bitten und flehen um gnädige Lebensloose an Gottes Thron, wie an den Stufen eines großen allmächtigen Weltenkönigs, und hoffen nur darum das Gute, das Freundliche, das Gnädige, weil ihnen Gott ein ernſter, ſtrenger, aber meiſt doch gütiger Vater iſt. Der Jammer aber kann doch um ein Mißgeſchick wirft den Armen nicht um den Verluſt ſo ſehr, wie uns zaghafte verhätſchelte Ichmenſchen, denen mit dem Verlornen gleich das ganze Daſein weggezogen ſcheint, nieder; ſie wirft der Schrecken, das Entſetzen nieder, das Entſetzen, ſich ſo räthſelhaft ſchlimmen, unheilvollen Mächten verfallen zu ſehen und den Finger Gottes ſo bedenklich grade auf ſie ausgeſtreckt zu erblicken. Nun ahnen ſie die Fülle des Elends, die über ſie kommen wird. Sie ſind ſtarr, innerlich vernichtet. Und auch Das...

die ſtrenge, kalte Dorich, eine vortreffliche Mutter, verbarg ihre Thränen, um ihren Schmerz — vor der Feindin nicht ſehen zu laſſen!

Der Engel im weißen Gewande und der Friedenspalme hatte es eigen beſchloſſen. Er ſuchte der eben entſchlummerten kleinen Marianne zunächſt eine vorläufige Ruheſtätte doch noch vor dem Grabe. Sie mußte doch irgendwie außerhalb des Zimmers liegen, wo die ſtilljammernde Mutter, der zerknirſchte Vater, die weinenden Geſchwiſter ſchliefen. Wo anders war das holde kaltgewordene Kind unterzubringen, als in der Küche? Dieſe zweien Herren gehörende Küche, ſonſt das Schlachtfeld des Haſſes, wurde nun ein Verſöhnungsplatz der Liebe. Die Simultanküche wurde Simultankirche, wo zwei Confeſſionen des Herzens zu demſelben Gott der Liebe beteten und ein Glockengeläute jetzt für beide Partheien zum Frieden rief. Der Raum, ſo enge, ſo arm, ſo gedrückt, konnte zum Katafalk der kleinen Leiche — zwei Stühle und ein Strohſack — nur dann ausreichen, wenn von beiden Frauen eine jede etwas von ihrem Gebiete hergab und die gelbe Demarkationslinie des Haſſes und der Eiferſucht mit dem grünen Zweige der Liebe ausgeweht wurde. Und es geſchah ſo. Die kleine Frau mit den blauen Augen unter ſchwarzen Wimpern hatte Mariannchen wie ihr eignes Kind geliebt. Sie rückte

kurkölnischer Emigrant, Namens Buchwieser. Abbé Marx aus Nancy gab den Unterricht im Französischen. Die feinen und artigen Manieren dieses Mannes machten auf den Knaben einen so günstigen Eindruck, daß er in seinem Vorurtheil gegen die Christen beinahe wankend geworden wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, daß er sagte: „Herr Marx ist ja ein Franzose und die Franzosen sind keine Christen mehr.“ Als ihn sein Lehrer bedeutete, daß der Pfarrer Hufnagel der freundlichste Mann und den Juden innigst zugethan wäre, antwortete er: „Nun, er ist kein Frankfurter.“ Um alles zu erwähnen, ist auch noch zu bemerken, daß Börne gelernt hat die Flöte blasen.

Nachgerade war es die Pflicht der Eltern und des Lehrers, die künftige Bestimmung des Knaben zu berathen. Die schwächliche Gesundheit und die geistigen Anlagen Börne's führten darauf hin, ihn studiren zu lassen. Dem Vater war jedoch dieser Plan nicht genehm. Er hatte viel dagegen einzuwenden, brach die Unterhandlungen mit dem Lehrer oft ab, bis dieser wohl merkte, welches der eigentliche Grund seiner Weigerung wäre. Der Knabe mußte, wollte er studiren, lateinisch lernen und lateinisch ließ sich nur vom Gymnasium holen. Wie sollte Herr Baruch diesen Schritt vor dem Hofagenten in Bonn entschuldigen? Wo blieb bei dieser Berührung mit Christen-Knaben die Garantie, daß Löb nichts Anstößiges aß, die Fasten beobachtete und sich in seinem Wesen überhaupt rein und religiös untadelhaft erhielt! Da aber der Vater dem Plane, seinen Sohn Arzt werden zu lassen (denn dies nur konnte er werden) im Grunde nicht gerade abgeneigt war, so sann der Hauslehrer auf eine Auskunft. Er machte sich anheischig, Mosche, den Rector des

trotz des Hasses gegen die Mutter immer schon fort, was dies liebe Kind zum Leben gebraucht hatte, sollte sie nun seinem Tode nicht Platz gönnen? So lag das Kind mit dem blonden Lockenhaupte halb im Gebiet seiner Mutter, halb im Gebiet der Nachbarin, hier das Haupt, dort die Füße und der Heerd wurde zum wirklichen Altar und die Küche ein Asyl der Versöhnung. Ueber dem weißgeschmückten, rosen- und myrtenumkränzten kleinen Kinde reichten die Mütter sich weinend die Hände. Sie blieben ihr Lebenlang verbunden, verbunden in einer Liebe. Ja sie holten das Verlorne gleichsam nach. Denn viel stärker, viel emsiger zum Dienen und gegenseitigen Helfen wurde nun ihr Herz, gleichsam um zu zeigen, als hätte schon von Anbeginn dessen beßre Regung bestanden.

Und wie bedurften sich diese beiden Frauen! Die Armen ahnen nicht mit Unrecht in einem Unglück den Anfang einer ganzen Unglückskette. Dunkelste Wetter ihres zornigen Gottes zogen über diese Frauen her. Der schalkhafte, muntre, im Trunke wilde und gefährliche Dorich verlor vom Tode seiner kleinen Marianne an, ja auch von der Rührung über die Versöhnung der Frauen, die alte vom Pariser Bennsberg mitgebrachte Heiterkeit. Es ist diesen Menschen oft, als müßten sie ordentlich manche spitze und stachelnde Dinge im Leben haben, die ihnen Kraft und

Elaſtizität geben. Laſſen dieſe Widerhaken nach, wird Alles weich und gut um ſie her, ſo ſiechen ſie hin. Dorich iſt nicht der Einzige, den der Erzähler unter zuviel der Milde und der Güte, unter zuviel der Aufforderung zur Tugend und Mäßigung ſo zuſammenbrechen ſah. Wie dem ſchönen Dorich ging's auch ſeinem Freunde, dem Vater. Die Gelegenheiten zu gewaltſamen Scenen nahmen ab. Der wilde Nachklang des Krieges verhallte in der Ordnung der Sitte und im beſſern Gemüthe. Der Säbel, der oft noch gezogen wurde, wenn die charakterfeſte Mutter auf ihrem Rechte oder ihrer Auffaſſung vom Rechte beſtand, verroſtete, wurde vergeſſen, verſchenkt; er ging ſchon lange nicht mehr aus der Scheide und die Kinder gewannen an Kraft, dem entfeſſelten Zorn in die Arme zu fallen. Da ſank der ſtolze Bart, das wilde Haar, die gute »Kameradſchaft« wurde kleiner, der Sinn trüber, düſtrer, ernſter ... So trüb und düſter wie beim Dorich freilich umwölkte ſich der Sinn des Vaters nicht ... Den Dorich ſuchte man eines Tages lange und vergebens. Es war Mittagszeit. Schon gegen ein Uhr. Das Eſſen wartete. Wo iſt Dorich? Die Frau, die Mutter der todten kleinen Verſöhnerin, ſuchte ihn, ſchickte die Kinder nach allen Orten wo Dorich ſonſt wohl verkehrte. In allen Höhlen wo Spiel, Trunk, Taback die Kumpane zu vereinigen

pflegte, in allen Ställen des Königs, der Prinzen wurde Nachfrage gehalten. Dorich war verſchwunden. Die Frau jammerte, ſie ahnte ein neues Entſetzliches, einen neuen Schlag von Oben. Es war auch ſo. Man fand den ſchönen Dorich gegen Abend in der dunkeln unheimlichen Sattelkammer. Dort an einem Riemzeugpfoſten hatte er ſich erhängt.

Die Wirkung dieſes Selbſtmordes auf die ganze alte Genoſſenſchaft des Krieges war gewaltig. Alle hatten den Unglücklichen geliebt, Alle ihn im Herzen gehegt, und doch — und doch? Es fehlte in dieſem Kreiſe, erſchreckend ſchon für das Kindesgefühl, gänzlich eine milde Vorſtellung, die dem Gebildeten von ſo traurigem Ausſcheiden aus dem Bereich der Lebenden geläufig iſt. Der ſchöne Dorich hatte ſich erhängt. Es war faſt wie ein böſer Verdruß, den er Allen damit gethan. Man fand es ganz natürlich, daß der Friedhof, der das kleine mit Blumen geſchmückte Mariannchen aufgenommen, den erhängten Vater nicht auch aufnahm, man fand es natürlich, daß er nächtlicherweile von den Boten jenes ſchauerlichen Ortes abgeholt wurde, des »Thürmchens« jenes ſpäter zu erwähnenden Selbſtmörderkirchhofs, der in ſo naher Verbindung mit der anatomiſchen Flanke des Quadrats ſtand. Hier wurde nicht im Mindeſten polemiſirt gegen alte Sitte und übliche Gewohnheit. Der ſchöne Dorich,

allgeliebt, allumschmeichelt, war dem Gesetz der Selbstmörder verfallen. Er hatte durch den Schnallengurt in der Sattelkammer, an dem er sich erhängte, von der vorgezeichneten, altmoralisch bedingten Welt sich selber ausgestoßen, aus einer Welt, in der diese Menschen einmal gläubig lebten. Und geradezu hieß es: Es war eine Blendung der Hölle gewesen, der Torich nicht widerstehen konnte. Man sah den Bösen selbst, der solche Opfer umlauert, beschmeichelt, allmälig verwirrt, lockt: Komm, komm in die Sattelkammer! Hier ist's still, kühl, dunkel! Komm! Da, der Riegel, er ist stark genug! Nimm den Schnallenriemen! Um den Hals damit! Du kommst in mein schönes lustiges Reich, in ein ewiges Paris, in den ewigen Vennsberg! Und diese Menschen sahen alle den Teufel, der mit eigner Hand dem Torich die Schlinge zuzog, die doch nur sein Lebensüberdruß und ein Verzweiflungstaumel geknüpft hatte. Man erzählte, daß Unmuth über eine erfahrene Zurücksetzung, Schmerz um ein strafendes Wort des über die nicht aufhörende campagnemäßige Aufführung seiner Leute erzürnten Prinzen, die Bevorzugung mehrer neu angenommener glatter, geschorener, schmeichelnder Diener diese Katastrophe herbeigeführt hatte. Aber reif konnte sie diesen Menschen allmälig doch nur durch den innern ergrimmten Dämon werden, der in dieser Welt keine

behagliche Stätte mehr für ſeine Satansluſt fand ... Ja, und der Freund des ſchönen Dorich? Der Vater? Ihm ging das Begegniß des Kameraden nahe bis zum eignen Tod. Er wurde krank, ſprach verwirrt, ja eine Weile konnte man für die Rückkehr ſeiner Beſinnung fürchten. Dann erhob er ſich vom Lager, feierlich, ernſt bewegt. Er war ein in ſeinem Sinne neuer Menſch geworden. Ein Wort der Prinzeſſin Marianne hatte ihn ſchon längſt auf Jeſus Chriſtus, den Heiland, das A und das O des Lebens, hingewieſen. Die Wehmuth über Dorichs Ende führte ihn auf ſeine Jugend, auf ſein vielbewegtes, von Gott beſchützt geweſenes Leben, und wenn nun auch wohl jene Zeit anbrach, wo die Aemter mit der erwachten »innern Wiedergeburt« vergeben wurden, ſo war doch nicht des Vaters Ausſcheiden von ſeinem alten Verhältniß zu den Pferden eines Prinzen und ſein Uebertritt zu einem kleinen Beamtenpoſten in des General von Boyen Miniſterium allein die Folge jener fürſtlichen Aufforderung, ſich dem Heiland zuzuwenden; es war wirklich die tiefſte Erſchütterung ſeines Innern durch des geliebten Dorichs jammervolles Ende und der Rückblick auf das wunderbar »behütet« geweſene Leben ſeiner eignen Jugend.

## II.

Es giebt und hat zahllose Menſchen gegeben, die auf untern Lebensſtufen dem Auge, das ſich nur die Mühe giebt, auf ſie zu achten, ſeltene und verhältnißmäßig ganz wunderbare Kräfte der Seele und Eigenthümlichkeiten des Herzens verrathen. Die gewöhnliche Lebenschronik eines Gebildeten verſchwindet an Reiz für den Pſychologen gegen viel Tauſende von Entwickelungen, die ſich nur im niederſten Striche hielten und doch niemals dumpf oder ganz bewußtlos brütend auf plattem Boden hinkrochen. Ja ſelbſt der neuerdings zu ſo überſchwänglichen, etwas unwahren poetiſchen Ehren gekommene deutſche Bauer und der feinen Auerbach und Jeremias Gotthelf noch ſuchende deutſche Handwerker kann lange ſo viel Eigenthümliches nicht erleben, wie manche abenteuerliche Lebensſtellung und Beziehung zur gemeinſamen Exiſtenz,

mancher Lebenslauf aus jenen Zwiſchenregionen, beſonders der dienenden und auf eine gewiſſe Regelloſigkeit im Gil-Blas-Style angewieſenen Klaſſen. Ein Streben nach Erfolgen hebt dieſe Menſchen früh aus den Bahnen hervor, die ſich den meiſten Augen auch für beſcheidene Lebensverhältniſſe hier einſichtlich und zugänglich zeigen. Eine im Felde arbeitende Bauersmagd iſt in dem Werth, den ſie für den Menſchenforſcher oder Dichter anſprechen kann, ſehr bald erſchöpft oder man müßte denn erfindend übertreiben, künſtlich hineintragen, Unmögliches dem Unkundigen als die roſigſte, ſauberſte Aquarellfarben-Möglichkeit darſtellen. Aber eine Bauersmagd, die zum Dienen in die Stadt kommt, eine andre, die für einen Fehltritt im Dorfe den Ort ihrer Beſchämung verläßt, als Amme ſich verdingt und aus wunderlichen und verſchnörkelt-verworrenen Lebensverhältniſſen oft nicht wieder herauskommt, regt das ganze Intereſſe an, das wir den zügelloſen Abenteuern der ſpaniſchen Schelmenromane ſchenken, wo wir die Gil-Blas oft geſcheuter und bedeutſamer antreffen, als die Prälaten und Hidalgos, die ſie zu bedienen vorgeben, und wo manche Staatsaktion der Weltgeſchichte geeignet iſt, eher auf die Gran Tacanos, als auf die Alberonis zurückgeführt zu werden.

Des — vergebt ihm! — ins Plaudern gerathenen Kindes Familie ſtammt Vaterſeits aus dem kernfeſten, »haubüchenen«, plumpberufenen Pommerland. An des Pommerlands und der Uckermark Grenze ſollen gewiſſe Ortſchaften, Namens Löcknitz, Klempenow, Dorotheenwalde liegen, Gegenden, die den ganzen Charakter der dortigen Landſchaft tragen müſſen, feuchte, fruchtbare Sumpfſtellen (»Bruuche« genannt), Wald und Heidedurchwachſen; denn ſo lebt dieſe grüne Urheimath in des Knaben Gedächtniß. Vorfahren verlieren ſich bis in urälteſte, erſt ſchwediſche Zeit, dann berichtet die Geſchichte Pommerns ſelbſt von einem Biſchof zu Wollin aus einem gleichnamigen Grafengeſchlecht. Aber Hochmuth komm nicht vorm Fall! Du wirſt von gräflichen Biſchöfen des eilften Jahrhunderts vielleicht nur in Cölibatsumgehung abſtammen! Dieſe Ahnung hat in der That etwas für ſich; denn alle Vorvordern waren arm, aber gelehrt und ſelbſt lehrend. Eine ununterbrochene Reihenfolge zeigt dies alte Pommergeſchlecht bald entartet zu Gerichtsſchreibern, bald zu Schullehrern und Küſtern, ſtattlichen Armuths- und Kindergeſegneten Lebensſtänden! Der Großvater war Anfangs Patrimonialgerichtsſchreiber in jener Zeit, wo zu den erlaubten Juſtizmitteln der ländlichen Gerechtigkeitspflege noch ein groſſes, dem Kinde oft geſchildertes

Faß gehörte, in dessen einem Boden ein Loch geschnitten war, groß genug, um den Kopf des Inquisiten durchzulassen, während die Beine durch zwei entsprechende Löcher im andern Boden hinlänglich Kraft zur langsamen Bewegung, somit in einer Art von Zwangsjacke, behielten. Der jungstgestorbene Großvater muß trefflich geschrieben haben. Erst Protokollant irgend eines pommerschen Ten Holzapfel und seines juristischen Beisitzers Magister Schleewein, wurde er »ob schwächlicher Gesundheit« Schullehrer »wie auch« Küster und scheint als solcher in Löckenitz, Klempenow und »Tortenwalde« auf eine kräftige, männliche Handschrift — wie die Figura der Handschrift seiner Söhne zeigte — gesehen zu haben. Der Brave starb, wie Schullehrer sterben. Sie hinterlassen ein liebevolles Andenken und das Elend der Ihrigen. Den Großvater überlebten eine kranke bettlägerige Wittwe und zwei unmündige, kräftige, des Vaters »schwächliche Gesundheit« nicht dokumentirende Knaben. August und Karl rangirten als Schulmeisterswaisen gradezu mit den Vögeln unter dem Himmel und mit den Lilien auf dem Felde. Sie fanden ihr Brod wohl nicht bettelnd vor den Thüren der andern Leute, aber wahrlich auch nicht in ihrer eignen Hütte. Ein auf Naturalien angewiesener Schulmeister ist schon an sich eine der ver-

zweifeltſten Stufen des modernen Muſen-Proletariats; aber eine auf Naturalien angewieſene Schulmeiſterwittwe mit zwei hungernden geſunden Schulmeiſterwaiſen, da müſſen die Engel ſelbſt vom Himmel kommen, Herzen erweichen, Mehlkäſten aufſchließen, um mitten in unſrer Civiliſation keine Hungerleichen auf die Landſtraße zu werfen. Ein Invalid Friedrichs des Großen, dem das Gnadenbrod einer Lehrerſtelle die Schulranzen der benachbarten Dorfjugend zutragen durften, hatte doch noch ſeine Penſion für einen bei Leuthen verſtümmelten Fuß; aber ein Schulmeiſter, ſo von der Schreiberbank ſeines Wiſſens und wirklichen Könnens wegen weggenommen, ein wirklicher calligraphiſcher Dorfgelehrter hinterläßt ſeinen Kindern Regen und Schnee, Sturm und »Schlack«-wetter, Zittern und Frieren auf der Haide, wenn ſie die Reihherum bei vermöglichen und milden Bauersleuten die Koſt bekommen und wandern müſſen Tag ein Tag aus von Löckenitz nach Klempenow, von Klempenow nach Dortenwalde, pochen müſſen an Gehöft und Amthaus und Jägerhütte und Müllerhof, und Abends, wenn ihnen die Engel durch das Herz guter Leute noch für die ewiglich auf's Bett gebannte Mutter zulangen Brot, gedörrtes Obſt, Eier, Speck, doch wieder damit weit, weit nach Hauſe zurücktrollen müſſen. Da war kein Wind, kein Regen,

Gymnasiums, zu überreden, daß er dem Knaben im Lateinischen Privatunterricht gäbe. Darauf ging der Vater ein. Mosche erklärte sich bereit und begann seinen Unterricht, in dem sich Börne als fleißigen und gelehrten Schüler bewies. Auffallend aber, daß dem Knaben selbst die Bestimmung seines künftigen Schicksals völlig gleichgültig war. Er wäre Kaufmann mit derselben Bereitwilligkeit geworden, wie er es aufnahm, daß er studiren sollte. Diesen Umstand gänzlich aus seinem Gemüth zu erklären, möchte nicht ganz richtig sein. Es ist wahr, Börne's Jugend war im Allgemeinen so freudlos und unbehaglich, daß sich früh eine gewisse trübe Theilnahmlosigkeit seines Innern bemächtigt hatte, er war gewohnt, keinen Willen zu haben und vermißte auch wohl in seiner ganzen Existenz die gemüthlichen, sein innerstes Wesen wohlthätig ansprechenden und befreienden Anknüpfungspunkte. Dazu kommen aber noch zwei Umstände. Einmal war der einzige Ausgangspunkt des Studiums für ihn der wahrlich nicht beneidenswerthe Beruf des Arztes und zweitens konnte in Börne durch seine isolirte Erziehung nicht im mindesten Ehrgeiz und Sucht nach Auszeichnung geweckt werden. Durch die Rangordnung und das Classenwesen in der Schule, durch Prämien und Zeugnisse werden frühe in uns die unruhigen Geister des Ehrtriebes heraufbeschoren. Börne besuchte aber keine Schule, brachte keine Censur nach Hause, keine öffentliche Belobigung, keine Prämie; so blieb er zum Glück für seine spätre Laufbahn vor einer Leidenschaft bewahrt, die ihm in den Verfolgungen, die er wegen seiner Pariser Briefe auszustehen hatte, eine leidige Trösterin gewesen wäre. Freilich hätte uns dies brennende Verlangen nach Auszeichnung vielleicht einen noch größern Schriftsteller in ihm entwickelt, aber wie leicht

kein Schnee, kein Frost, der diesen beiden Schulmeisterwaisen einmal gesagt hätte: Ihr bleibt heute an diesem warmen Kachelofen, der Bauer duldet Euch, die Bäuerin gäbe vor dem Bettgang Sonntags gern noch Eierbier und einen brennenden Kienspahn, um ihr aus dem Pommerschen Gesangbuch ein Lied vorzulesen mit kindlichfrommem Stimmchen .... nein, die Jungen mußten zur Mutter zurück mit ihren eroberten Brosamen, mußten ihr Altes noch im Neste atzen, mußten sich selbst noch am Bett der Mutter zeigen, die nicht einschlafen konnte, wenn sie nicht den Abendsegen den Jungen abgehört und jeden Morgen ihnen die flachsblonden Haare selbst gestriegelt hätte von ihrem Bette aus. Es war eine in ihrer Art gebildete Frau, diese kranke Mutter. Alle liebten sie und gaben ihr und den Jungen gern. Im Novembersturm und Jännerschnee, in Julihitze oder Augustgewitter aßen ihre Söhne Reihherum bei einem Pfarrer, einem Jäger, einem Müller, einem Amtmann, drei bis vier Erbpachtbauern, jenen stattlichen fetten Bauern mit den silbernen Thalerreihen auf den langen Röcken, die nach Berlin oder Stettin ihren Roggen, ihren Weizen, ihre Wolle oder Gänsebrüste führen. Die konnten es. Die Kinder dankten mit allen Belohnungen des himmlischen Lebens, gingen von dannen und pochten Abends wieder, ob nun mit erfrornen Fingern

oder durchweichten Röcken, an der Hütte der Mutter, die noch Bericht verlangte, Bericht vom Erlebten, und mit diesem Erzählenmüssen in ihren Söhnen eine so übergewaltige Phantasie weckte, daß ein leiser Schimmer davon in einem ihrer Enkel nachbleiben konnte.

Denn erzählen konnte der Vater! Erzählen! Scheherasade hätte an ihm einen Meister gefunden. Das war kein ungefähres Berichten, kein unbestimmtes Erinnern, das war das Leben, die Wahrheit selbst, handgreiflich die Thatsache vors Auge gerückt; nun sieh dich satt und vergiß dich selbst darüber! Denn wie käme es, daß der Knabe das niegesehene, autochthonische spickaal- und gansbrustgesegnete Urland der Pommern kennt wie etwa den Rhein oder seine Tasche! Säen, ernten, heuen, dreschen, das konnte auch die Umgebung Berlins, ja Berlin selbst lehren, in dessen Ringmauern wirklich gesäet, geerntet, geheut und gedroschen wird wie auf flachem Lande; aber du treues Pommerland, das du dich bei den Loyalitäts-Demonstrationen deiner Gutsbesitzer in so grundherrlicher Competenz durch deine tausendfachen Unterschriften bewährtest, woher lebt denn der abtrünnige Halbpommer wie leibhaftig in jenen »Bruuchen«, die soviel Heu für die Rindviehzucht abwerfen, sieht im Geiste diese Schaaren von Gänsen, die »mit den Flügeln

jauchzend,“ wie Homer ſingt, deine Stoppelfelder wie weiße Leinen bedecken und Winters mit ihren geräucherten Brüſten die Tafeln der Kenner ſchmücken? In des Vaters Schilderungen glänzte das dem Pommerland nahegelegene Boitzenburg, die Stammburg der ſtolzen Arnime, als das wahre Land der agronomiſchen Fabel, wo die Bodenkrume ſo fett wie mit Butter beſtrichen iſt, die Kühe in ihrer Milch ſchwimmen, das Gras von ſelbſt auf die Heuböden wächſt, das letzte Korn aus Mangel an Säcken ungeärntet bleibt und die Knechte vom Hofe die Linſen und den Speck Mittags Fuderweiſe aufgetragen bekommen. O du treues, biedres Pommerland, letzte Vendée des Kreuzzeitungs-Preußenthums! Wie gegenwärtig biſt du, obgleich nie geſehen, dem geiſtigen Auge bis hinab an die Niederungen der Inſeln Uſedom und Wollin, wo am Strande die Kibitze dahinſchießen, deren beinunterſchlagenes Wie-der-Windlaufen in guten Stunden der Vater dem Sohn im Felde vormachte, dieſelben Kibitze, die uns die kleinen delikaten grünen Eier mit dem goldgelben Dotter und grünlichen Eiweißgallert geben? Woher ſtammt das Alles ſo gegenwärtig her, als aus der Erzählerphantaſie des Vaters, der der kranken Mutter Kunde aus der Welt von Löcknitz, Klempenow und Dortenwalde bringen mußte?

Die beiden Brüder, August und Karl, kamen mit der Zeit aus dem Lande, das da heißt Vorpommern, in das andre Land, das da heißt Hinterpommern. Die Schulmeisterwaisen strebten Großes an. Sie hätten ja Bauernknechte werden können, die Kraft dazu hatten sie. Sie wollten aber dem Stammbaum des Hauses, der bis zu Grafen und einem Bischof reichte, Ehre machen. Der Aelteste lernte in Stettin deßhalb das Schneiderhandwerk, der Jüngste, des Erzählers Vater, folgte und wurde noch etwas Vornehmeres, ein Maurer. Für zwei so arme Existenzen, zwei solche Schneeflocken zur Osternzeit, die ein Sonnenstrahl wegthauen kann, war es eine Heldenlaufbahn, sich fünf Jahre lang bis zum »losgesprochenen« Gesellen ehrlich und bieder oben auf zu erhalten; sie wurden mit einem Stolze, der auf ihrer Lebensstufe die vollste Berechtigung hatte, Gesellen und konnten nun auf die Wanderschaft gehen. Aber die unruhige abwechslungsgewöhnte Dorffreiherrlichkeit regte sich mit der gewonnenen Freiheit. Erst kommt der Mensch, der muß, dann doch wieder der Mensch, der will. Sie hatten jenen ausgehalten, nun kam dieser in die Versuchung. Der Aelteste, der Schneider, ging nach Berlin, suchte »Condition« und wurde — der Diener eines Großen. Der Jüngste, der Maurer, folgte, arbeitete an einem Bau in der damaligen »Syrups-

ſtraße« — die Zeit Friedrichs des Großen hatte der ersten ſo hochgepflegten und blühenden Zuckerſiederei (1749) zu Ehren dieſen ſüßen Namen einer der Straßen gegeben, die den Spittelmarkt mit der Waiſenhausbrücke verbinden — erlebte aber das Unglück, daß ihm das eine Auge von aufſpritzendem heißem, eben gelöſchtem Kalk halb geblendet wurde. Der Bruder machte Anträge, eine ſo gefährliche Lage zu verbeſſern. Er kannte längſt des Maurergeſellen ſchwache Seite. Es war das Pferd. Die Koppeljungen von Löcknitz waren des Vaters beſte Freunde geweſen. Mit ihnen hatte er ſich auf jungen Fohlen getummelt, mit ihnen war er bügellos in die Schwemme geritten. Der Maurergeſell brauchte nur die Reitpferde des Grafen von Brühl zu ſehen und ſchon griff er nach der Striegel und dem Waſſertrog. Graf Brühl, Erzieher eines der Söhne des Königs, wußte den neuen jungen Freund ſeiner Pferde ſo zu ſchätzen, daß er ihn, als der hohe Zögling ſeinen erſten eignen Hofſtaat erhielt, dem Prinzen ſelbſt empfahl. Jetzt in der königlichen Manège wurde die Kunſt des Reitens noch einmal vom Sattelſchluß bis zum Grabenſprung theoretiſch durchgemacht. Prinz Wilhelm, ein gemüthlicher und bei den traurigen zurückgezogenen Verhältniſſen, in denen der in der Geſchichte gewürdigte Vater die eigene königliche Familie zu leben

zwang, in Bescheidenheit aufwachsender Jüngling, gewöhnte sich so an den ersten Pfleger seines neuen Marstalls, den jungen pommerschen Dorfsohn, daß sie lebenslang sich nicht wieder aus dem Auge verloren. Die ersten selbstständigen Reisen nach Böhmen, Sachsen, Schlesien, den Feldzug von 1806, den Rückzug und den Aufenthalt in Königsberg, die Freiheitskriege und nach ihnen noch manches Jahr des Friedens und des gerüsteten Manövers hielten Herr und Diener, der Eine in Gnaden, der Andre in Treuen zusammen. Welche Fülle von Erlebnissen, deren Erzählung und winterabendlich hundertfach wiederholte Darstellung die Phantasie des Kindes mit allen Zaubern der Fremde und der buntesten Lebensbeziehungen erfüllte! In Berlin gab es keine ächten Berge zu sehen; aber lebendig, zum Greifen nahe hingen ächte Berge über dem Haupte, wenn die Rede war von den Engpässen Böhmens, den Schluchten des Riesengebirges, von Felsen, die über der Straße so weggingen, daß man sie im Reiten fast mit dem Hute berührte. Diese Schilderungen von himmelhohen Gebirgen, tiefen Thälern, siedendheißen Quellen, wildreißenden Strömen und den hunderterlei verschiedenen Benennungen für das dem gemeinen Mann überall zunächst Gerückte, Maaß und Gewicht, Brot, Butter, Fleisch, Eier, Käse und die hunderterlei Abweichungen in

der Volksſitte fürs Grüßen, fürs Danken, fürs Fluchen, fürs Schäkern und Necken, alles das ſtammte aus des Prinzen erſter Bildungsreiſe mit ſeinem Gouverneur, dem Grafen von Brühl. Und nun kam die Erzählung vom ſogenannten »unglücklichen Krieg.« Erſt der Jugendübermuth, als die Armee die alten Zöpfe opferte, dann die hohe Erwartung von der ſeltnen Kriegeskunſt der alten Ueberbleibſel aus Friedrichs des Großen Sagenkreiſe, vom alten Möllendorf und ſeinem Schimmel, vor dem ſich Napoleon nur ja verſtecken ſollte! Aber da ſchon ein dem Prinzen bei Auerſtädt unterm Leibe erſchoſſenes Pferd, der erſte Kriegeskummer, wie er beim Eid nur um ſein Roß Babieca empfunden werden konnte! Dann die Niederlage, dann die Flucht, dann der Jammer um den Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld, dann die losplatzende Lächerlichkeit der alten Generale in Steifſtiefeln, die die Leute weinend zur Ruhe verwieſen, der Rückzug über die Elbe, General L'Eſtocqs neues hoffnunggebendes Zuſammenraffen der Trümmer, die Schlachten bei Eylau, Friedland, die Königsberger Zeit .... Alles das rollte ſich in wildem Getümmel und in raſender Flucht vor dem Kinderauge auf und war das ſchauerliche Vorſpiel einer folgenden, dann aber auch ganz himmliſchen Wunderzeit der Siege und des Triumphes ... Napoleon,

oft vom Vater in unmittelbarer Nähe gesehen, stand leibhaftig vor dem Knaben, der ihn wie den Teufel haßte. Gelbes Gesicht, weißlederne Hosen, dünnes schwarzes Haar, grüner Oberrock, dicker kurzer gedrungener Wuchs, hohe schwarze Steifstiefeln . . . Eins floß so ins Andre und immer war der Refrain dabei der: Man hatte ihn grade so, daß man ihn richtig treffen konnte, wenn Einer hätte schießen wollen oder in Tilsit, auf dem Niemen, beim Friedensschlusse 1807, wo Kaiser Alexander auf einem schwimmenden Flooß mit dem »Bonaparte« zusammentraf, wo er, wenn da Einer gewollt hätte, mit einem Ruck hätte ins Wasser müssen — wie sein Landsmann Fiesko in Genua. Aber, setzte der Patriot hinzu, die Generale, die Gensdarmen, die Mamelukken, die Pracht und Herrlichkeit der gestickten Comödianten-Uniformen, worin die ehemaligen Schneider, Schuster, Friseurs staken! Jetzt beugten sich Kaiser und Könige vor dieser »Räuberbagage« und »dankten ihrem Schöpfer« für einen guten Frieden. Das ganze Leid der königlichen Familie lebte in dem mitfühlenden Manne fast wie ein persönliches. Diese Diener der »unglücklichen« d. h. gedemüthigten Großen sahen die Thränen der Königin Louise wirklich fließen, sahen die Zurücksetzung auch wirklich ihren Herrschaften angethan. Die große zeitungsausposaunte Weltgeschichte, die Strategie der

Kabinette und Diplomaten, war dieſen beſcheidenen Umgebungen unbekannt, aber die unmittelbarſte Wirkung aller neuen Zuſtände in den vornehmen Menſchen ſelbſt, in ihrem Stolz und ihren Leidenſchaften, fühlten ſie wie in ſich ſelbſt nach. Der vertriebene Kurfürſt von Heſſen, der Alte mit dem Zopf, und ſein Sohn, der Spieler, von dem man nicht Haltloſes und Verkehrtes genug erzählen konnte, miſchten etwas Humor in dieſen Schmerz. Die heſſiſchen Herren guckten in die Kochtöpfe der Stallbediente, luden ſich bei ihren Ehefrauen zu Gaſte ein. Die populären Neigungen des künftigen Gemahls der Demoiſelle Emilie Orlöp aus Berlin wurden viel belacht und eine eigne Erfahrung beſtätigte ſich dabei; die nämlich, daß die Kleinen an den Großen viel lieber haben, daß ſie ſich groß geben, als klein ohne Würde.

Wie wurde dagegen des Prinzen Art gerühmt! Der Vater erzählte: Du warſt geboren. Ein ſchöner Märztag im Kometenjahr. Die Sonne ſchien auf's Bett der Mutter. Sie wollte hinaus, ſo prächtig roch es nach Hyazinthen und Frühjahr. Nach acht Tagen war ſchon die Taufe. Neun Pathen; der zehnte war der Prinz. Am Abend, da der Sekretär eine goldne Beſcheerung vom Schloſſe in die Wiege warf, ging's hoch her. Bis in die Nacht wurde getafelt, geſungen.

Die Mutter wird aber krank. Da beſtellt der Prinz die braune Venus, eine Stute, die er ſelbſt gekauft hatte. Biſt traurig, redet er den Diener an. Ich weiß ſchon, du haſt die Landkarte beim Manöver verloren ... Hoheit — ... Schon gut, es iſt eine neue gekauft. Künftig Ledertaſchen für Landkarten! ... Man reitet eine Stunde. Der Prinz wendet ſich alle zehn Minuten um und will die Venus gelobt haben. Er hatte ſie ſelbſt gekauft ... Geht ſie nicht ſuperb?.. Hoheit, ein Punkt im Auge ... Wetter, mit Euerm Punkt! Weil ich ſie gekauft habe, hat ſie einen Punkt im Auge ... Sie wird blind werden, Hoheit ... Iſt nicht wahr! War ein armer Rittmeiſter, dem ich das Pferd abgekauft habe; hat keinen Punkt ... Aber Hoheit ... Hat keinen Punkt! Hättet Ihr das Pferd eingekauft, der Stallmeiſter und die Andern, dann hätte die Venus keinen Punkt. Nun hab' ich einmal eingekauft, ſo ſoll ſie einen Punkt haben! .. Damit die Sporen gegeben. Dann wieder inne gehalten ... Biſt ſo traurig? Was iſt? ... Hoheit ... Der Junge geſund? ... Die Frau ... Krank? ... Sterbenskrank ... Leibarzt ſoll kommen. Und ſo lange ſie ſtillt, ſoll ſie von meinem Tiſch eſſen und meinen Burgunder trinken! — So wurde der Junge mit Milch aus Prinzenkoſt getränkt und hatte in ſpätern Jahren auf die bittern Vorwürfe, wie man

hätte die Größe seines Charakters darunter leiden können! Er besaß allerdings nicht die schönen Eigenschaften des Ehrgeizes, aber auch die häßlichen nicht. Er machte sich wenig aus dem Urtheil der Welt. Sein eignes Bewußtsein genügte ihm.

Ueberhaupt scheint die Gemüthsentwickelung des Knaben auf den ersten Blick ein Räthsel zu sein. Es sind so viel Beweise vorhanden, daß Börne der zartesten Empfindungen fähig war und doch könnte eine gewöhnliche Beurtheilung sehr leicht an ihm irr werden. Immer verschlossen, schien der Knabe nicht bloß lebhafter Gefühle, sondern selbst lebhafter Mitempfindung und Theilnahme unfähig zu sein. Was Andre erregte, ließ ihn kalt. Der Maaßstab seines Urtheils über Menschen und Begegnisse war nie das Gemüth, sondern der Verstand. Was ihm mißfiel, nannte er nie schlecht, sondern immer nur dumm. Diese Auffassungsweise blieb ihm für sein ganzes Leben. Er empörte sich weniger über die Schlechtigkeit, als über die Albernheit der Menschen. Wie oft hat er nicht von seinen und den Gegnern des Menschenwohls ausgerufen: Wenn sie nur klüger wären! Selten, daß er als Knabe sich über irgend etwas grenzenlos freute oder grenzenlos erzürnte. Thränen waren ihm nicht geläufig. Leidenschaft kam nur über ihn, wenn es sich um Unrecht, um Unterdrückung handelte. Dann wurden seine Aeußerungen heftig, seine Gefühle rücksichtslos. Man sieht, daß es seinem Gemüth nicht an Lebhaftigkeit fehlte, nur wurde es auf andre Art, als gewöhnlich, entzündet. Von Schaalheit und sehr viel Albernheit, die er früh durchschaute, umgeben, mußte sein Verstand früh zum überwiegenden Lenker seiner innern Thätigkeiten erhoben werden. Man machte ihm die Zumuthung, sich für Dinge zu erwärmen, die ihn geistig nicht

bei ſolchen Verpflichtungen ſich unter den Turnern, den Demagogen, den Liberalen und »Gotteslengnern« betreffen laſſen konnte, kaum eine andre Antwort als die: Was kann man gegen ſo nährende Muttermilch! Es giebt zwei Welten, die des Herzens und die des Geiſtes. Die Pflichten und Rechte beider gleichen ſich hienieden nicht aus.

Die Lichter, Farben, Raketen, Feuerwerke des Erzählungsſtoffes aus den Befreiungskriegen laſſen ſich nicht wiedergeben. Das war eine Lichtgirandole der Begeiſterung nach dem Brande von Moskau! Die Niederlage der »großen Armee« durch Froſt und Hunger wurde vom Vater mit dem ganzen parteiiſchen Gefühl vorgetragen, das im Naturmenſchen das Unglück des Feindes für eine Quelle von Freude nimmt. Niemanden mehr, als den unter dem »Bonaparte« kämpfenden Deutſchen wurde das Elend des Winters von 1812 in alle Gliedmaßen gewünſcht, den Bayern zumeiſt, die »in Schleſien grauſamere Wirthſchaft getrieben, als die Franzoſen.« Die Erhebung war natürlich die Erhebung »Preußens«, nicht »Deutſchlands«, das ſolcher angeſtammter Hohenzollerſinn nicht kannte, ſondern gewöhnlich nur unter dem Namen zuſammenfaßte: »Aller Herren Länder.« Preußen war es, das in Schleſien, der

Lauſitz und in Sachſen das blutige Vorſpiel eröffnete. Die zarteſte Blüthe der ſchleſiſchen und märkiſchen Jugend wurde wie mit einem einzigen Senſenſchnitt hinweggerafft. Der Prinz ſtand bei Blüchers Hauptquartier, als deſſen Seele Scharnhorſt dem Knaben wie ein grübelnder, denkender, ernſter Genius des Schickſals geſchildert wurde. Bei Großgörſchen, wo der Prinz einen Cavallerieangriff commandirte, fiel jener gewiſſenhafte Kritiker der braunen Venus, ein Stallmeiſter, der den Eigennamen »Major« führte, ein geliebter, beweinter, treuer, brandenburgiſcher »Froben.« Nach dem Waffenſtillſtande und der mitgerittenen Schlacht an der Katzbach traf den Vater bei Leipzig, wo das knatternde Niederfallen der verklammenden Gewehrkugeln regelmäßig mit etwa in Kohlfeldern niederpraſſelnden Tauſenden von Erbſen verglichen wurde, eine Prallkugel in den Rücken, die ihn nach ſchmerzlichem Aufſchrei ohnmächtig vom ſich bäumenden Pferde warf. Die beſorglichſt theilnehmenden, vom Prinzen und von Blüchern zugerufenen Worte der Hülfe und des Bedauerns ſtanden, wenn auch unſichtbar, doch wie mit Gold geſchrieben für ewig über des Hauſes Schwelle. Der herzlichſte Antheil des Prinzen kann ermeſſen werden nach einer Zeltkameradſchaft, die in Schleſien des eignen Dieners Hemden trug und bei manchem einſamen Ritt aus

deſſen Brodbeutel und Feldkeſſel aß. Die Wirkung des Schuſſes ging über eine betäubende Erſchütterung nicht hinaus. Thüringen, Heſſen, Naſſau wurden raſch durchſchnitten. Oft klagte der Abenderzähler die Wildheit der Soldaten auf deutſchem Boden an, von denen er wörtlich ſagte: »Die Bauerlümmel denken immer, gleich hinter ihrer Garniſon fängt Feindesland an.« In Wiesbaden wurden die heißen Bäder, die an der Quelle geſottenen Eier und möglicherweiſe ſogar gebrühten Hühner bewundernd erwähnt. Bei Caub ging es über den Rhein. Die Gefahren und Entbehrungen wuchſen; aber die neuen Menſchen und neuen Sitten reizten nur um ſo mehr des Kriegers Luſt. Zahlreiche Erzählungen folgten von einſamen Meierhöfen, verlaſſenen Dörfern, verſteckten Waldhinterhalten, niedergebrannten Städtchen, Plünderungen, Gewaltthätigkeiten, Jammerſcenen aller Art. Einreden von Humanität und Billigkeit wußte der Humor erlaubter Selbſthülfe achſelzuckend zu pariren. Was half's? Es war Krieg! Die Geſchichte eines eroberten Kalbes, eines heimlich verſteckten Schweins, die mit Marderſpürkraft aufgefundenen verſteckten Hühnerkörbe bildeten Epiſoden von tragikomiſcher Umſtändlichkeit und konnten im Drange der Verhältniſſe nicht anders enden, als mit dem beſten Wunſche, das Verſtecken ihrer armen Habe möchte den unglücklichen

Einwohnern nicht im Mindeſten gelungen geblieben ſein. Stereotyp war bei dieſen Begegniſſen auch die Thatſache, daß die dem Vater widerwärtigſten Faullenzer, die großſprecheriſchſten Ordonnanzen oder »ſchnauzmäuligſten« Offiziere, die feigſten Cavaliere im Gefolge der hohen Herrſchaften, die Schreiber, die Federfuchſer, die Oekonomen bei allen dieſen Fouragirungen immer die gewaltſamſten und rückſichtsloſeſten Tyrannen waren. Hier wurde von den Beutelustigen derſelbe Sarras gezogen, der ſonſt beim Kampf in der Scheide ſtecken blieb, hier drohte der Feigling mit Niederſchießen und führte ein »großes Maul«, während er, ſowie nur ein paar Kugeln herüberpfiffen, mäuschenſtill davonſchlich. Von einer großen Anzahl dieſer »Heimtücker«, deren Heldenthaten nur in Eſſen und Trinken beſtanden — wie ſie ſpäter auch die ewigen Tafelhelden und mit dem patriotiſchen Zaunpfahl nach Orden und Gratificationen winkenden »Erinnerungsfreſſer« zu bleiben ſchienen — wurmte es den Erzähler oft, daß ſie ſpäter wirklich im Frieden die fetteſten Anſtellungen, für ihre krummen Buckel die einträglichſten Aemter bekamen. Es ſind das die Menſchen, die dem Knaben ſchon früh die ewige Niedertracht der menſchlichen Natur zeigten und in andern Lagen, unter andern Bedingungen, bei unſern neueſten politiſchen Kämpfen

und dem mehrfachen Umſchwunge der öffentlichen Meinung die bekannten ſcheußlichen Rollen von Menſchenentwürdigung und Geſinnungsloſigkeit geſpielt haben.

Nach den Schlachten von Laon und Montmartre im Gefolge des Yorkſchen Corps, bildete dann der Einzug in Paris den Glanz dieſer Abenderzählungen, die die Geſchichte von dem Ringe krönte. Die Boulevards! Das war etwas mehr, als das Berliner Unter den Linden! Das Palais Royal, die Tuilerien, die Champs elyſees wurden Zauberworte für die Kindesſeele, die in dem Gewühl von Koſaken, rothröckigen Engländern, beinbaaren Schotten, Ungriſchen Huſaren und der eigenthümlichſten aller Nationen, genannt die Pariſer ſelbſt, ſich früh zurechtfand und auf die behaglichſte Art ſich bei einem elſaſſer Sattler auf dem Boulevard St. Marceau einniſtete, wo der Erzähler im Quartier lag und von der franzöſiſchen Gattin dieſes Landsmannes ſo viel galante Späße berichtete, daß die Eiferſucht der Mutter rege wurde und ein liebevoll nachdrücklicher Anſtoß und das drohende Wort: »Schäme dich, Alter!« dieſen Schelmereien einen Uebergang zum Cirkus von Franconi bahnte. Die Pferdedreſſur blieb auch auf fremdem Boden des Pommers liebſte Leidenſchaft. Franconi's berühmter Hirſch, der durch einen ſprühenden

Feuerregen gejagt wurde, war das letzte und prächtigſte Bouquet aller dieſer Berichte, unter deſſen glitzernden Lichtern und dabei wie unter einer rauſchenden Muſik dann endlich den gaffenden Jungen der »Sandmann« mahnte, ins Bett zu gehen. . .

Die ſpäter erſt halb und halb verſtandene Geſchichte vom Ringe beſtand aus Fragmenten, die vielleicht einen Zuſammenhang gehabt haben mögen, wie dieſer:

Ein Elſäſſer Sattlergeſell, Caspar Pfeffel, kommt nach Paris und ſucht Arbeit. Er findet deren genug bei Michel le Long, Sellier anglais, d. h. einem Pariſer Sattler, der in glänzenden Riemen, blanken Steigbügeln und leichten blaßgelben Sätteln nach engliſcher Art arbeitet. Michel le Long hat das blühendſte Geſchäft, ein ſchönes junges gutes Weib, aber eine elende Geſundheit. Er ahnt ſein Uebel, die Schwindſucht, und bereitet ſich vor, zu ſterben. Voll Wehmuth bedenkt er, was aus ſeinem Weibe, ſeinem Geſchäft werden wird. Mit Kindern war ſeine Ehe nicht geſegnet. Caspar Pfeffel, ſein beſter Geſell, konnte ſein Bruder ſein, aber er wurde gehalten wie der Sohn im Hauſe. Der deutſche Arbeiter war der geſchickteſte ſeiner Art, der fleißigſte, der zuverläſſigſte. Michel le Long huſtet des Nachts und ſtöhnt am Tage. Er berechnet das baldige Ende ſeines

Uebels und weist die Tröstungen seines liebenden Weibes zurück. Wie er abzehrte, wie seine Hand abmagerte, sah er einst recht an einem Ring, der ihm eines Tages, wie er still am Fenster sitzt und von der Sonne sich wärmen läßt, von den Fingern rollt. Caspar Pfeffel, in der Nähe arbeitend, hebt den Ring auf und behält ihn auch, denn der Meister wurde gerade am Fenster angerufen. Im Abwarten des Gespräches am warmen Boulevardfenster ist der Ring vergessen. Caspar Pfeffel hatte ihn so lange an den Finger gesteckt, bis der Besuch abgefertigt war. Er will ihn zurückgeben, er sieht sich um, Michel le Long aber ist in sein Kämmerchen gegangen, hat sich gelegt, bleibt liegen, bleibt acht, vierzehn Tage liegen... in drei Wochen ist der Meister todt. In dem Kämmerlein mußten eigne Worte mit dem Weibe gesprochen worden sein. Sie kam oft verweint aus der Thür, schwankte fast beschämt durch die Werkstatt, und wenn Caspar Pfeffel an den Ring des Meisters erinnerte, hörte sie nicht darauf. Jedes Mal zog er ihn ab und jedes Mal nahm sie ihn doch nicht und jedes Mal ging er langsamer von den verquollenen Fingern, denn Caspar Pfeffel war gesund und frisch und wohlgenährt. So behielt Caspar den Ring einen Tag, vier Wochen, sechs Monate, ein Jahr, fast lebenslang, denn nach diesem Jahre wurde die Wittwe ein Weib,

Caspar Pfeffel Michel le Long's Nachfolger. So lebten beide manches Jahr, getröstet durch die heilende Zeit und das treugebliebene Glück im Geschäft. Nur daß auch ihnen Kinder fehlten, minderte das Maaß der Freude. Da führte das sinkende Gestirn des »Corsen« die Fremden nach Paris. Caspar Pfeffel erhielt deutsche Einquartierung. Seine neuen Hausgenossen, Monsieur Charles und der schöne Dorich, konnten nicht angenehmer wohnen, als unter Riemzeug, Sätteln und Steigbügeln. Monsieur Charles, nicht so unzuverlässig wie der schwarzlockige Kamerad, wurde der Liebling des Hauses, der Gallopin Madame's, der gemüthliche Anschluß bei jeder Lustparthie nach St. Cloud oder Versailles, der gelehrige Schüler der ganzen Firma le Long Veuve im französisch Parliren. Necken und galantes Schäkern muß da so um sich gegriffen haben, daß es kein Wunder nahm, als die dicke behäbige Frau Sattlermeisterin einst den vom Finger des guten Caspar zufällig abgestreiften und von Monsieur Charles zum Scherz angesteckten Ring als ein Omen für ihre Zukunft erklärte. Die Geschichte wurde erzählt und der Ring nun wirklich nicht dem gesundheitsstrahlenden Caspar Pfeffel zurückgegeben, sondern es hieß: Monsieur Charles sollte der dritte Gatte der schönen Pariserin werden! Vielleicht wollte der deutsche Reiterswann schon Rechte

in Anſpruch nehmen und veranlaßte die Meiſterin zu einer ſinnigen Strafe. Sie holte ein Etui, verlangte den Ring, legte ihn hinein und übergab beides Monſieur Charles mit der Bedeutung, es daheim à Madame son epouse mitzubringen als Erinnerung an das ſchlimme und die Männer verwildernde Paris. Es war kein Trauring, ſondern ein einfacher goldner Reifen zum Zierrath. Die Verlockung, ein ſolches Geſchenk mitzubringen, war zu reizend und die deutſche Epouſe trug wirklich den Ring mit ſorgſamſter Hut bis ins Grab. Im Ahnungsgefühl, daß der Ring den dritten Mann der Sattlerin bedeuten konnte, noch dazu ihren eignen, den Vater ihrer Kinder, wurzelte ſich der Ring ſo feſt ins Fleiſch, verwuchs das Symbol der Pariſer Gefahren und der ſchalkhafte Gruß einer guten und auf die gemeinſamen, durch alle Welt gehenden Frauenrechte bedachten Franzöſin ſo in dem Finger der Mutter, daß man, als ſie hochbetagt ſtarb, den Ring geradezu hätte durchfeilen müſſen, wenn man ihn nicht hätte mit in den Sarg geben wollen. Der Pariſer Ring roſtet auf dem Halliſchen Kirchhof ...

Dem ſanguiniſchen, leidenſchaftlichen, abentheuerlich bewegten Charakter eines ſolchen Vaters hielt das ſchalkhaftblitzende, freundlichlächelnde, grübelndzweifelnde Auge der Mutter faſt den Widerpart. Der

pommersche Reitersmann hatte etwas vom Beduinen; immer sich tummelnd, immer unruhig, rastlos, Morgens mit der Sonne auf, im Gespräch das Ende vergessend und dabei doch alles mit Umsicht und Eifer erledigend, ehrgeizig, schnell verletzt und leicht versöhnt. Sein Weib kam im Gegentheil von einem Prinzip der Stabilität her. Ihr Vater, ein Zuckersieder bei den Schicklerschen Entreprisen, der in den äußersten Vorstädten wohnte, hatte von einer einzigen Frau achtzehn Kinder. Die Aelteste war unsre Sophia. Viele von dieser wahrhaft biblischen Nachkommenschaft starben und verdarben. Die Ueberlebenden waren Weber, Handschuhmacher, Hutmacher, alle Gewerbe durcheinander. Alle Handgriffe der Arbeit, alle untern Lebensverhältnisse waren hier vereinigt. Wenn diese Onkels und Tanten kamen, schwirrte und summte es in der einzigen Stube, die hier eine Wohnung vorstellen mußte. Was gab es da nicht zu horchen, zu lauschen, allmälig erst zu begreifen! Wie oft wurde plötzlich leise gesprochen, wie oft leise geklagt und laut geweint! Was gab es da nicht zu rathen, zu fragen, zu mahnen, zu erinnern! Wie viel Leid und Freud hängt sich an das Leben so vieler geringer Menschen und was bringen sie nicht, wenn sie zusammenkommen, für seltsame Nachrichten aus ihrem Pygmäen-Leben mit! Wieviel Noth haben sie nicht zu tragen, wieviel

anregen konnten; kleinliche Familienereigniſſe traten mit Anſprüchen auf ſeine Theilnahme auf, die er nicht erwiedern konnte. So bekam er früh ſein eignes apartes Weſen, trennte ſich von ſeinen Umgebungen los und lebte ſich in Gedankenreihen und Gemüthszuſtände hinein, in welche ihm Niemand folgen konnte. Es bedurfte der Verpflanzung in einen ganz neuen Boden, um eine geiſtige und gemüthliche Selbſtſtändigkeit in ihm zu wecken und ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß das Leben für Jedes und Alles, was es bietet, ein Urtheil, einen Willen, ein Gefühl verlangt. Im Hauſe ſeiner Eltern befand ſich ſein ganzes geiſtiges Leben noch in chaotiſcher Unordnung.

Es iſt wahr, zu den meiſten im ſpätern Alter in uns aufknoſpenden Gefühlen und Stimmungen müſſen wir ſchon in der Jugend den Saamen geſtreut haben. Die beſeligendſten Gefühle des Alters ſind die der Rückerinnerung an die Jugend. Eine Empfindung höherer Art wird uns dann erſt recht glücklich machen, wenn ſie uns in eine verwandte Stimmung unſerer Kindheit zurückverſetzt und dasjenige klarer ausſpricht, was wir ſchon bei unſern Spielen ahnten. So ſeh' ich mich in Börne's Jugend nach den erſten grünen Keimen jener zarteren Blüthen ſeiner Schriften um, die uns in ihm den Mann von Herz und von ſo viel verſteckter gebundener Poeſie verrathen. Wie hat ihn nicht Jean Paul ſo tief ergriffen! Wie gemüthlich hat er nicht grade deſſen idylliſche Elemente, ſeine zarte bürgerliche Beſchränktheit mit ihren poetiſchen kleinen Freuden und großen Entſagungen in ſich aufgenommen! Wie rührend ſchildert er den erſten Frühlingseindruck, den Lamennais' Worte eines Gläubigen grade auf ſein krankes, der erſten Geneſungswonne entgegenſchlagendes Herz hervor-

Kummer einzutauſchen für nur geringe Freude, wie ſie ihnen Sonntags und an einzelnen Feſttagen wird! Und doch wie genügſam ſind ſie! Wie glücklich macht ſie eine erwärmte Stube, ein kniſterndes Feuer, ein brennendes Licht, ein Fidibus, eine Pfeife, ein Trunk Dünnbier, noch dünnerer Kaffee! ... Wie glücklich ſind ſie in dem ſonntäglichen Reichthum friſcher Wäſche, wohl gar eines neuen Rockes, immer aber einer guten Predigt und zuweilen eines jener maſſenhaften Spaziergänge, die man Ueber-Land-Gehen nennt! Alle dieſe Menſchen von der Mutterlinie hatten etwas Sinniges, Sanftes, Geregeltes, Feines, Beſcheidenes... Der Eine von ihnen, ein Hutmacher, kam auf der Wanderſchaft bis Siebenbürgen, hatte in Wien für die feinſten Gewölbe auf dem Graben gearbeitet, hatte Ungarn durchreiſt und würde nach der Türkei gewandert ſein, wenn er Päſſe bekommen hätte und die Zeit der Griechenerhebung den Fremden günſtig geweſen wäre. Eines Tages, nachdem man ihn ſeit achtzehn Jahren todt und verſchollen geglaubt hatte, erſchien ein kleiner vertrockneter Mann, mit Knotenſtock, um den Hut Wachstuch, ein Felleiſen auf dem Rücken, und ſagte: Kennen Sie mich nicht? Die Schweſter erkannte ihn ſogleich als den Chriſtian. Er brauchte nur ſeine wie Leder gegerbte Hutmacherhand zu geben, um erkannt

zu ſein. Er redete die Seinigen mit Sie an. Der Vetter aus Siebenbürgen war ſo ſtill, ſo ſchweigſam, ſo freundlich. Er legte das Felleiſen ab, ſchloß es auf und gab jedem ein kleines Angedenken von ſeinen wunderbaren Reiſen. Er zog ſich den Rock aus, man glaubte, es fröre ihn, er wollte ſich am Ofen wärmen. Er zog aber auch die Stiefeln aus; man glaubte wohl, daß die Füße recht durchlaufen und vom Froſt heimgeſucht waren. Er zog aber auch die Hoſen aus. Man dachte: Was hat denn der Vetter Chriſtian vor? Endlich zog er auch noch das Hemd aus. Was ſoll das werden? Die Eltern merkten etwas und lachten ſchon. Bis der Vetter dann daſtand in einem wunderbaren großen Lederkoller auf bloßer Haut. Kommt, ſagte er lächelnd, faßt an! Man betaſtete ihn. Der Wamms war vom weichſten Ziegenleder, ſtrich ſich gar ſanft, hatte aber überall harte curioſe Buckeln. Die Eltern ahnten ſchon. Vetter Chriſtian zog auch den Koller aus und ſtand nun ſo lange abgewandt ſplitternackt, bis er ſich wieder neu gekleidet hatte. Die Eltern ſahen wohl die Beſcheerung. Ein Meſſer, eine Scheere herbei! Jetzt ging es an ein Auftrennen und Löſen. Die Buckeln in dem ſchweren Wamms waren über und über eingenähte harte Thaler. So geharniſcht war der fleißige Hutmacher von ſeiner Wanderſchaft nach achtzehn Jahren heim-

gekommen. So hatte der ehrliche deutsche Handwerksgesell sein Gespartes in den Herbergen gesichert und sich von den Gefahren frei gemacht, die sein Felleisen bei einer Rast im Walde, einem Nachmittagsschlaf auf kühlem Rasen oder einem Nachtquartier auf Scheunenstroh von schlimmen Kameraden hätte treffen können.

Aber Vetter Christian, was ist der Vetter Christian gegenden Vetter Wilhelm, Wilhelm, den Weber! Vetter Wilhelm, der Weber, war der Aelteste der Brüder und wandernd nur bis Würzburg gekommen. Vetter Wilhelm trieb jene feine Weberei der Musseline. Aber seinem mühsamerlernten Beruf traten für immer die Engländer und die Maschinen in den Weg. Wenn der Vetter — doch wie kann man einen Helden so einführen, einen merkwürdigen seltenen Originalmenschen so gewöhnlich, so ohne Anrufung der Muse, so ohne Beginn eines neuen Kapitels beginnen! Steige herab, du heilige Muse der Christen! Klopstocks begeisternde Messiassängerin! Eloah, aus deinen Händen empfing David die Harfe und sang die Thaten Israels wider die Kinder der Philister, begeistre auch uns zum Preise eines Gottsohnes, der, wenn er die Feder ergriffen und nur ein klein, kleinwenig mehr Schulunterricht genossen hätte, zu den beiden weltberühmten Schustern von Nürnberg und Görlitz ein vollkommen ebenbürtiger Dritter gewesen wäre!

## III.

Vetter Wilhelm war kein Schuſter, ſondern ein Muſſelinweber. Ob ihm der Muſſelin in Wolle oder Baumwolle, in pure laine oder laine coton beſſer gelang, weiß der Neffe nicht zu beſtimmen, aber es lebte in dieſem kleinen vertrockneten Männchen ein ſeltener Geiſt, vor allem ein Gottvertrauen und eine ſpekulative Myſtik, die ihn zu einer der merkwürdigſten Perſonen macht, deren Kunde nur in ein junges Menſchenleben dringen kann. Wenn wir die Kunſt der Muſſelinweberei der Stadt Moßul in Meſopotamien verdanken, ſo lebte der Vetter in ſeinem Webſtuhle auch wirklich nur wie in Meſopotamien. Seines Geiſtes Heimath waren die öden Steppen des Euphrat, die grünen Triften des Tigris. Von den Früchten des Oelbaumes und den Datteln der Palme, ja ſelbſt von Heuſchrecken, wie Johannes in der Wüſte, hätte

unſer Vetter allein leben können. Der kleine, magre, dürre, ewige Junggeſell hatte ſchwarzumbuſchte, feurige Augen. Sein Blick war voll Geiſt und Leben, ſeine Rede ſcharf und ſicher, aber zurückhaltend, da ſich ja zuviel des Heidenthums und der Weltlichkeit in üppiger Selbſtſicherheit unter den Menſchen bewegt. Vetter Wilhelm war ſeinem innerſten Weſen nach ein aufrichtiger, von jeder Heuchelei entfernter, wirklich gläubiger Pietiſt aus der alten Spenerſchen Schule und das mit theologiſchem Anſtrich. Er kannte vollkommen Jacob Böhme, rühmte deſſen Glauben und tadelte nur das Uebermaaß ſeines Witzes und das Spiel ſeiner Phantaſie. Der Vetter hatte nicht die Spur von einem Kopfhänger, ſondern lachte über jeden guten Spaß und ſeufzte nur, wenn er die reine Weltlichkeit der meiſten, auch der guten Menſchen ſo gar ſicher ſich ergehend ſah. Keinem Unchriſtlichgeſtimmten war er etwa in offener Feindſeligkeit gram. Er ließ die ganze Mannichfaltigkeit des Lebens und das Durcheinander dieſes Menſchengewühls gelten und wünſchte nur, daß immer mehr bei Seite treten, immer mehr in ihr Kämmerlein gehen und vor Chriſto, dem Seligmacher, ihre eigne »Selbſtgerechtigkeit« bekennen möchten. Es war die Wiedergeburt, für die er nicht etwa richtend und eifrig, ketzermacheriſch, ſondern ſtill und gelaſſen Proſelyten warb. Er begnügte ſich, wenn

er rathloſe Zuſtände, blinde Leidenſchaft und ihre Folgen ſah, aus dem Winkelchen heraus, wo er ſaß und ſeine Pfeife ſchmauchte, die Achſeln zu zucken und mit ruhiger Gelaſſenheit zu ſagen: »Das iſt es, wenn man Jeſum Chriſtum nicht erkennt!« Vetter Wilhelm theilte alle Menſchen in drei Klaſſen: in Solche, die wiedergeboren ſind, in Solche, die ihren Tag von Damaskus noch erleben würden und in Solche, die »dahinfahren.« Die letztere Klaſſe war ihm leider die große Mehrzahl aller Menſchheit. Und er mußte leider nicht nur die Völler, die Säufer, die Lügner, die Ehebrecher allein zu den Dahinfahrenden rechnen, ſondern auch ſo viele Vornehme, die Reichen, die Gewaltigen und die, denen es am Schlimmſten von Allen ergehen würde, die berühmteſten Schriftgelehrten und bewundertſten Hohenprieſter und Phariſäer. Der Stall-Thurm lag dicht an der Univerſität. Unter ihren Profeſſoren, wenn ſie ſo ſelbſtzufrieden aus ihren Collegien kamen, waren Wenige nur, die für den Vetter nicht zu den Dahinfahrenden gehörten. Dabei ſei aber ausdrücklich bemerkt, daß er nicht etwa in blinder puritaniſcher Bibelklauberei ſo ſicher ſprach, ſondern daß er ein in ſeiner Art gelehrter Mann war, wenigſtens die ganze Geſchichte Roms, Griechenlands, der Deutſchen und der Franzoſen kannte. Er hatte, ſo arm er war, ſich die Ueber-

ſetzungen der Schriften von Pascal und Boſſuet zu verſchaffen gewußt. Er kannte Schröckhs Weltgeſchichte, hatte alle nur erdenklichen Erbauungsſchriften von Spener, Arndt, J. V. Andreä an bis zu den neueſten Werken von Neander, dem Berliner Strauß, Lisco, Conard, beſonders aber dem Convertiten Goßner geleſen. Er kannte nicht nur Sokrates und die Allgemeinheiten der altgriechiſchen Philoſophie, nicht nur manche Schrift von Jacob Böhme und Einiges von Tauler und den Scholaſtikern, ſondern ſogar allgemeinſte Umriſſe von Schelling und Hegel, bei denen er natürlich nur den ohnmächtig ſich abmühenden Menſchenwitz und ein gelehrtes Heidenthum belächelte. Er verwelſchte dabei die wiſſenſchaftlichen Ausdrücke auf die ſonderbarſte Art; doch ahnte er, was Subject und Object, Idealität und Realität heißen ſollten. Auch in der Politik ſtand er weit über den Berliner Zeitungen. Es hat lange gewährt, bis der Knabe ſich über eine ſeiner ſtehenden Terminologieen klar werden konnte. Sie hieß: »die Propriande«. Schon dem Kinde ſtellte nämlich der Vetter den Lauf der Welt im apokalyptiſchen Sinne dar. Er prophezeite mit ruhig lächelnder, unerſchütterlich ſicherer Ueberzeugung alle Weltalter nach der Offenbarung Johannis. Das große ſiebenköpfige Thier, mit dem die Könige buhlten, war ihm Rom, der Papſt, der

Antichriſt; Napoleon war ihm eines der größten Zeichen, die »der Wiederkunft des Herrn« vorangingen. Die »Propriande« nun arbeitete nach des Vetters Auslegung für die Zukunft des Gerichts, für den allgemeinen Sieg des Antichriſts, deſſen Zeit erſt voll werden müſſe, bis die Zornſchaalen überliefen. Vetter Wilhelm verſtand unter dieſer Propriande, dieſer wühlenden päpſtlichen Genoſſenſchaft, die Propaganda, und zwar in dem doppelten Sinne der reinrömiſchen und der weltlichpariſeriſchen Propaganda. Die Propriande, die Krug in Leipzig bekämpfte, und die, die der Miniſter von Kamptz verfolgte, war ihm eine und dieſelbe, die Jeſuiten und die Turner, die an der Hausvogtei wagenweiſe abgeladen und wagenweiſe nächtlich nach Köpenick gebracht wurden, waren ihm Aeſte und Ausläufer deſſelben Baumes, der in Rom wurzelte; die Aeſte wußten es nur nicht. Vetter Wilhelm war ein Meiſter in der Kunſt, alle Erſcheinungen der Geſchichte auf die einzelnen Zahlen und Begriffe der Apokalypſe zu deuten. Er las auch nur darum in weltlichen Büchern, um überall das wiederzufinden, was ihm wie Felſen ſo feſt in der Offenbarung Johannis und Bengels Auslegungen ſtand. Jeder große Factor der Geſchichte hatte bei ihm ſeine apokalyptiſche Zahl. Gregor, Innocenz, Friedrich der Hohenſtaufe, Papſt Leo, Wallenſtein,

Friedrich der Große, Voltaire, Napoleon, alle waren ihm ſtigmatiſirt ſchon in der Geburt mit irgend einem Zeichen aus jenem Buche aller Bücher, von dem er nur bedauerte, daß ſein Erklärer Bengel aus Ungeduld, die Wiederkunft Chriſti zu beſchleunigen, in ſeinen Auslegungen Sprünge gemacht hätte, die durch die unendlich reiche gegenwärtige apokalyptiſche Zeit ſich als übereilt erwieſen.

Wenn Vetter Wilhelm »keine Arbeit« hatte, ſchlief er dicht in der Nähe der Kinder. Er war zünftiger Meiſter ſeines Gewerbes, hatte aber mit dem erſten »Stuhle«, auf dem er für eigne Rechnung Muſſelin zu weben begann, Unglück und konnte ſich in Zukunft nur noch als Geſell zu andern, meiſt faſt eben ſo armen Meiſtern halten. Wenn der Vetter zu lange arbeitslos geweſen war, auch zu lange das Herz im Bruche der getäuſchten Erwartung zucken mußte, ſo hörte der Knabe oft des Nachts ein ſo lautaufſeufzendes, jammervolles Athmen neben ſich, daß er davon erwachen mußte. Es rangen ſich dann die tiefſten Wehrufe von des armen Vetters Herzen und ein faſt hörbares Klopfen ſeiner Bruſt ſteigerte ſich ſo, daß er zuletzt laut betete, und das faſt ſo, als wüßte er ſelbſt nichts von ſeinen Worten. Der Erzähler hört ihn noch jetzt, wie er in einer Nacht, wo ſein Schmerz den neben ihm Schlafenden geweckt

hatte, mit auf der Bruſt gefalteten Händen ſprach: „Du, mein Heiland, nimm mich zu dir, ſo es dein Wille iſt! Laß mich in meines Herrn Freude eingehen, ſo es dein Wille iſt! Laß mich ſterben, o mein Gott, und deine Herrlichkeit ſchauen, ſo es dein Wille iſt!“ Zitternd rief das Kind: „Vetter, ſchlafen Sie denn nicht?“ Er ſchwieg. Er hatte den Anruf nicht gehört. Es war, als lebte ſein Geiſt ſchon gelöſt in fremden Welten. Dieſe Nacht blieb dem Kinde unvergeßlich. Doch lebte Vetter Wilhelm noch viele Jahre darnach. Er nannte ſolche Zwieſprache mit Gott „das Gebet im Kämmerlein.“

Die Schweſter eines ſo ſtillen und ſinnigen Bruders mußte dem ſtürmiſchen Charakter des Vaters eine impoſante Ruhe entgegenſtellen. Aber dieſe Ruhe war nicht Phlegma, nicht einmal Selbſtbeherrſchung, es war vielmehr die Ruhe, die eine nicht minder lebhafte Beweglichkeit giebt, aber die Beweglichkeit eines Gemüths, wo Verſtand und Herz im glücklichſten Gleichgewicht leben. Es iſt hier von armen geringen Menſchen die Rede, und wirkt es nicht wohlthuend und beruhigend, wenn wir in den Urquellen des Volkes ſo viel Reinheit, Lauterkeit und ohne alle wiſſenſchaftliche Bildung einen doch immer flüggen Verſtand antreffen? Es darf uns nicht gegenwärtig genug bleiben, was wir im Volke auf die meiſt allein

brachten! Nun, wo ist in der frankfurter Judengasse der grüne Fleck, an den er sich bei solchen Stimmungen erinnert fühlen konnte? Wo ist überhaupt in seiner frühsten Jugendzeit etwas gemüthlich, poetisch und idyllisch ihn Anregendes, ein Element, für welches er sich doch später so empfänglich zeigte? So tragen wir doch Alle eine Erinnerung in uns von jugendlicher Pfingstwonne und Weihnachtsfreude, von den ersten Bescheerungen, die uns gute Eltern auf den grünen Teppich unsrer Kindheit legten, von unsern ersten Träumen auf dem Rasen unsrer Spielplätze: — Börnen, dem Judenknaben, wurde wenig davon geschenkt und doch lag es *in ihm*, die *Sehnsucht* darnach fühlte er schon im väterlichen Hause und darum, weil *er* so wenig davon gehabt hatte, rührte ihn so sehr die Welt Jean Pauls. Schaal und alltäglich waren seine Jugendeindrücke, die Eltern kalt, jeder grüne Fleck verpönt, um ihn her nur niedrige Bestrebungen nach zeitlichem Gewinn, Furcht, die kriechenden Laster, die die Unterdrückung erzeugt, wenig oder gar keine bedeutenden Einschnitte merkwürdiger Erlebnisse, keine Zerstreuung und Anregung des muntern Knabensinnes in der Schule oder im Umgang mit Spielgenossen — Alles das zusammengenommen ist der beste Schlüssel, um das Räthsel des in trüber Gleichgültigkeit hindämmernden Knaben Börne zu lösen. Es zitterte die Ahnung eines bunteren, blüthenreicheren Jugendlebens in ihm, als es ihm zu Theil ward. Er war unglücklich, ohne es zu wissen.

Die erste maaslos freudige Aufregung, die Börne empfand, war in der That auch die, als er das väterliche Haus verlassen durfte und plötzlich in einen ganz neuen Lebenskreis versetzt wurde. Als er nämlich sein 14tes Jahr erreicht

geſchilderten Ausnahmen von der guten Regel doch im Großen und Breiten noch ſo viel Grundſtoff und ächte Bodenkraft unſres Lebens verbreitet antreffen. Der Autor ſpricht von allen dieſen Menſchen nicht, weil ſie in Beziehung zu ihm ſtanden, ſondern weil er meinen muß, es kann nur Freude gewähren, ſo auch einmal in das Gewöhnlichſte und Unbelauſchteſte des Lebens einzublicken.

Dieſe Mutter hatte fünf Kinder, von denen zwei früh ſtarben. Sie war klein, von zarter Haut, ſanften Geſichtsformen und einer Lebhaftigkeit der Mienen, die Freude und Schmerz, Furcht oder Liebe, Theilnahme oder Abneigung im Augenblick wiedergaben. Weiter aber als bis zur Miene erſtreckte ſich die Leidenſchaft dieſer immer regen Natur nur dann, wenn Beherrſchung eine Niederlage geweſen wäre. Sonſt ein immer ſtrahlendes, bald dunkles, bald helles Auge, immer blitzend, die Gedanken faſt mit einem eignen Blinken begleitend, einem Nicken, wo Zuſtimmung, einem Zuſammenziehen des Auges, wo Abneigung verrathen wurde. Aber Alles verrieth ſich nicht ſo bald. Die gutmüthigſte Schlauheit ließ hier einen Narren plaudern, bis er ermüdet war und behielt ſich doch die eigne Meinung, ohne darum eine andre falſche herauszuhängen. Die erlaubte Liſt der Diplomatie wurde hier eben ſo klug geübt, wie die unver-

laubte verabſcheut. Ruhig wurde entgegengenommen, was des Andern Abſicht und Begehr. Stimmte ſie nicht mit den eignen Wünſchen oder Verhältniſſen, ſo war die Abweiſung kurz und bündig. Für neutrales Verhalten gab es ſanfte und milde oder nur kurze, zum Abwarten rathende Worte. Der Befreundete wurde mit frohem herzinnigem Gruß empfangen, ohne Ueberſchwall. Kam dieſe Mutter zu Andern, ſo brachte ſie vor Allem ſich ſelbſt mit, und das galt mindeſtens ſo viel, wie ein ganzer Korb voll Neuigkeiten. Trotz der langſtrichigen Haube, die ſie trug, und trotz des kattunenen Kleides oder grobwollenen Ueberrockes war es eine Perſon und ein Weſen, das ſie darſtellte. Beſcheiden gegen Vornehme und doch nicht unterwürfig. Nie zudringlich, nur zutraulich. Schnell gleich dem Menſchlichen nahe und für Jedes Freud und Leid gewonnen. Hülfreich, aber nach dem Maße des Könnens, am liebſten mit der eignen Perſon dienend bei Kranken und Gebrechlichen. Bei einem weinenden Kinde auf der Straße nicht nur Troſt ſpendend, ſondern auch Nachfrage haltend, Unterſuchung, Strafe oder Drohung äußernd gegen die Bedränger. Immer prüfend und auf der Hut gegen alles, was Schlimmes von Menſchen oder vom Schickſal überhaupt kommen kann. Im Sommer Sorge für den Winter, im Winter Sorge für den Sommer.

Dem eignen Blut oder dem Gatten in geſunden, fröhlichen Zeitläuften ein ſcharfes Auge, oft mit ſchmählendem und lärmendem Munde über Thörichtes, Unerlaubtes, Willkürliches, oft auch genug ſtrafend, dann aber mit vollem Ausbruch des eignen Ingrimms, nicht etwa mit pädagogiſcher Kühle oder dem grauſamen, ſogenannten »kalten Blute«. Wiederum dafür in Krankheit, beim geringſten angewehten Uebel oder auch nur bei Hülfloſigkeit, und wäre der Jammer von einem fehlenden Knopfe gekommen, eine überſtrömend helfende Heilige, in allen Händen dann Rath und That und zuthunliche Liebe.

Dieſe Mutter konnte nur leſen, nicht ſchreiben, und kannte von wiſſenswürdigen Dingen nichts, als die nächſte Sphäre ihres Lebens und einen kleinen Hausſchatz von Kinderliedern, mit denen ſie ihre Lieben zu wahren Paradieſesträumen einzuſummen wußte. Je weniger ſie auf dem Wiſſen ausruhte, je weniger ſie für ihren Verſtand konnte die Schule eintreten laſſen, deſto ureigner mußte auch ihr Geiſt wirken. Bei begabten Naturen iſt das Wiſſen eine Waffe, bei minderbegabten oft ein niedergeriſſener Wall. Begabte, die nichts wiſſen, verſchanzen ſich mit ſich ſelbſt. Ihr Horizont iſt eng, aber klar und rund überſehen. Dieſe Mutter hatte keine Vorſtellung von der Größe der Welt und der Verſchiedenartigkeit der Menſchen

und Sitten. Sie ging auf Fernes, Fremdes nie besonders wagsam ein und fragte in aller Gelassenheit: „Ob doch in Wien auch eine Spree wäre?“ Das aber, was ihr scharfes Auge erreichen konnte, lag ihr dann auch um so klarer und offener vor. Sie war des Gatten unmittelbarer Gegensatz. Der immer schweifend, sich sehnend, unruhig, wie ein Strichvogel hin- und herschießend, voll Enthusiasmus, voll Liebe, voll Zorn, je nachdem; sie die Maaßhaltende, Besonnene, Vernünftige, Zügelnde und Lenkende. Es fehlten die heftigsten Conflicte nicht. Die Gutmüthigkeit und die Gewöhnung lösten sie immer glücklich wieder auf.

In einer solchen Welt, umgeben von so bunten Eindrücken erwachte des Kindes Bewußtsein mit jener Unbestimmtheit, die die Natur des Traumlebens ist. Das Wirkliche und Unwirkliche rinnt in erster Kindheit zusammen. Eine logische Aufeinanderfolge des allmäligen Erwachens aus dem vegetativen Leben wird sich Niemand nachrechnen können. Nur so einzelne Lichtstreifen fahren in der Erinnerung, oft bis zum Greisenalter bewahrt, über diese erste Nacht des schlummernden Bewußtseins. Es sind Erinnerungen das vom Zufälligsten und für die allmälige Menschwerdung vielleicht Unwesentlichsten. Oder bedingten grade diese unwesentlich scheinenden Lichtblitze doch die ganze spätere Hellung? Wer in seine erste Jugend

zurückgreift, Momente festhalten will, was hält ihm Stand? Nichts von dem, was ihm vielleicht Andre erzählen von seiner Art oder Unart, er haſcht nur kleine fliegende blaue, rothe, grüne Flecken, wie Einer, der in die Sonne geſehen. Wie ſummt und ſingt das im Ohr von den Liedern, die man auf dem Mutterſchooß vernahm! Wie gegenwärtig iſt der Glaube an den »Reiter zu Pferd,« den »Hobermann,« den man »mit blanken Stiefeln« auf dem Mutterknie ſpielen durfte! Wie heimiſch iſt man in dem baum-neſt-vogel-eierreichen Zauberlande, das ſich ankündigte: »Muhme Reelen hat 'en Garten, hier 'en Garten, dort 'en Garten, und das war 'en runder Garten!« Ein gewaltiges Erlebniß wird ſich freilich feſthalten. Daß den Knaben eine Schweſter auf ihrem Nacken reiten ließ, der Reiter aber niederſtürzte, im Blute ſchwamm, lebenslang davon Narben behielt, ſteht ſelbſt nach dem Orte noch, wo der Unfall geſchah, vor dem Auge des damals Dreijährigen. Aber ſonſt ſind die Erinnerungen bunt durcheinandergewürfelt und knüpfen ſich an Spiele, Natureindrücke, Geſchenke, Ueberraſchungen, Beſuche, heftige Strafen, beſonders die ungerecht erlittenen, an. Zwiſchendurch tönt eine eigne Melodie, wie ein ewiges Klingen. Es iſt das eine ſo eigne Muſik, die uns aus der Jugend herübertönt, wie wenn man große Meer-

muſcheln ans Ohr hält und ein räthſelhaftes Brauſen hört, das von fernen Welten zu kommen ſcheint.

In ſtillen wehmüthigen Stunden des Alters ziehen die zitternden Klänge der erſten Jugend an uns vorüber. Es ſind ſo glückliche, traumſelige Klänge und Empfindungen, wenn ſie auch von Dingen herkommen, für deren Aeußerung unſere Sinne jetzt ſich völlig abgeſtumpft haben. Das Liegen im Graſe! Haben unſre Geruchsnerven noch den Reiz, die Düfte nachzuempfinden, die dem Knaben die langen Blätter der Grashalme ausſtrömten, die gelben Butter- und Kuhblumen, die zarten Geſpinnſte des Löwenzahns, deſſen Kronen man im Alter nur noch abbläſt, um die Lungenkraft zu prüfen, in der Kindheit aber, um einfach zu zeigen, daß man »Lichter ausblaſen« könne und aus deſſen weißſaftigen Stengeln man ſich Ringelkränze windet? Hat man noch Appetit für jenes Kraut, deſſen abgewirbelte Saamenſtengel man wie die Ziegen ſelber zerknirſchte und vor allen für jene wie Salep ſchmeckenden abgeſchälten Fruchtknoten, die die Kinder, unter Schafgarbe und Camillen ſuchend, »Käſe« nannten? Hat unſer Ohr noch einen Reiz für das Raſcheln von welkem Laub, mit dem man im October und November ſich Hütten, Stuben, Kammern baute und traulich ſich einniſtend in ihnen lagerte, bis die Pedelle der Univerſität kamen und die Vor-

ſteller dieſer Jung-Iſſland'ſchen Familiengemälde unter den entlaubten Bäumen des Kaſtanienwaldes mit dem kritiſchen Steck verjagten? Alle Reize unſrer jetzigen Sinne würden dieſen Scenen keinen Genuß mehr abgewinnen. Was hört nicht alles das Ohr des Kindes mit Behagen, ja mit Wolluſt! Das einſame Sägen in einer Holzkammer, wie dringt das zum lauſchenden Kinde ſo feierlich ſicher und majeſtätiſch conſequent herüber! Alle Lehrworte, zum Fleiß ermahnend, wirken nicht ſoviel wie ein ſolches ſtilles Beiſpiel von hin- und herfahrender, treuer Ebenmäßigkeit, wie z. B. auch vom Heckſelſchnitt auf dem Stallboden. Man erinnere ſich: Das Berſten des erſten Wintereiſes auf den Straßen unter dem vorſichtig prüfenden Fuße! Das Knirſchen des gefrornen Schnees! Das Aechzen der Laſtwägen über ihm her! Wie ſeligen Sinnenreiz gewährt das Ausſchütten und Rütteln von Wallnüſſen zur Weihnachtszeit! Die Vorſtellungen, die ſich mit dieſen Lauten verbinden, ſind es nicht allein, die uns wohlthaten, es ſind die Laute ſelbſt. Zu grelle Töne verwundeten das Ohr; faſt phyſiſch. Der muſikliebende Mann konnte als Kind die Violine nicht ſtreichen hören, ohne vor Schmerz zu weinen, aber vor wirklichem phyſiſchem Schmerz. Der langgehaltene Strich der Geige ſchien ſo ſehr eine Reſonanz im Unterleib zu ſuchen und

zu finden, daß dieser sich ordentlich krümmte und die Eltern von jedem Tanzorte, wo sie gern zusahen, fern hielt. Alle Sinne des Kindes sind noch im reizbarsten jungfräulichen Zustande. Alles Blitzende und wären es zertretene Glasscherbenatome auf dem Straßenpflaster, reizt sie wie Diamanten. Eine Zeichnung gefällt dem Kind an sich schon. Es ist ein Luxus, sie zu illuminiren. Die bunten Bilderbücher, so gar grell ausgemalt, stumpfen den Farbensinn des Kindes eher ab, als sie ihn heben. Welche Phantasie weckt auch ein unausgetuschter Bilderbogen! Der getuschte übersättigt. Man lasse dem Auge seine Lust und gestatte dem Kinde, aus dem bunten Kasten die Farben zu wählen, die ihm die wohlthuendsten sind und malte es den Soldaten auch grüne Stiefeln und den Rittern rothe Helme; die Welt, die der Wirklichkeit entspricht, findet sich schon. Man lasse sie, ohne pedantische Belehrung, durch diejenigen Anschauungen hindurch sich entwickeln, die dem Kinde die liebsten sind. Des Kindes Ohr findet mehr Wohllaut im Spatzenlärm, als im Gesang der Nachtigall. Es liebt die rüstige, rührige Welt, die sich rüstig und rührig austönt. Eine Wassernachtigall von Porzellan, die mit aufgegossenem Wasser beim Blasen einen schmetternden Ton giebt, war dem Knaben Anfangs noch lieber, als die wirklichen Sprosser, die sich die Nachbarn hielten,

oder die eigne Lerche, die in einem dunkelverhangenen Käfig ihre Sehnsucht nach dem Felde auswirbelte. Für Lerche und Nachtigall kommt das Ohr erst aus dem reifenden Herzen. Das Kind wälzt sich im Heu und Stroh mit einer Lust, die nicht blos ihre Quelle in der Ausgelassenheit selbst hat. Es strömen ihm aus Heu und Stroh Düfte entgegen, die das wahre Doppel-Patschouli und Luxus-Arom der Jugend sind. Das Naschen, das wir aus moralischen Gründen bestrafen, entspringt beim Kind meist aus physischen. Es liegen in Nüssen, Aepfeln, Birnen, in gedörrtem Obst so namenlose himmel- und höllenverlockende Wohlgeschmäcke, wie unsre Gaumen gar nicht mehr empfinden, während wir andrerseits jetzt Gefallen an Speisen haben, die dem Kinde immer widerstanden, besonders alles Schlüpfrige, Glatte, Gleitende, Molluskenartige, wozu gewiß bei den meisten Kindern der Kohlrabi und die in Fleischbrühe erweichten Kartoffeln gehören.

Und du, heilige Einsamkeit! Wie wiegst du die Kindesseele in überirdische Träume; nein in irdische; denn das Kind denkt sich grade hier, hier auf Erden noch Alles möglich. Der Erzähler war ein Virtuose im Alleinsein. Der Bruder Soldat geworden, die Schwester in der Schule, der Vater im Dienst, die Mutter zu Aller Nutzen auf dem Markt. Was

grübelt da nicht, eingeſchloſſen im Zimmer, einen hohen Fenſtertritt erkletternd, hinausblickend auf eine nicht allzubelebte Straße, hinter dem Käfig der Lerche, hinter Blumenſtöcken und an Fäden rankender türkiſcher Kreſſe, ein Kinderherz! Durch ein verpapptes Fenſter ſchnoberten dabei die Roſſe und riſſen an ihren Ketten oder im großen Säulenſtall lärmte die Trommel und gewöhnte die Thiere an kriegeriſche Welt. Wo ließ ſich ſchauerlicher träumen, als innerhalb der großen Gebäulichkeit der Akademie, dicht unter dem Präparirtiſche der Anatomie, wo auf einer grünen kleinen Rundung die zu lüftenden Betten oder die trocknende Wäſche der einſamen Hut des Knaben taglang überlaſſen blieben! Die Cüraſſier- und Uhlanenroſſe wieherten zwar dicht in der Nähe oder tummelten ſich dicht daneben auf dem Sande im Kreiſe, aber Mittags wurde es doch ſtill und gegen Abend traten die Sagen deutlich genug vor die Phantaſie des Wächters, die Sagen von manchem dort oben noch wimmernden Selbſtmörder, von manchem nächtlichen Hülferuf aus den großen, jetzt ſo vom Abendlicht durchblitzten Fenſtern des Schlachtſaales, von manchem, der wieder erwacht war, an Stricken ſich herabgelaſſen hatte, ſtürzte und doch geopfert blieb! Dort krächzten die Raben auf Bodes Sternwarte, wo die golden blinkende Himmelskugel ihrer Pracht-

hatte (1800), verlautete von einer Erziehungsanstalt, die in Gießen vom Professor Hetzel errichtet, in ihrer Art Ausgezeichnetes leisten sollte. Wenigstens hatte der Vorsteher des Instituts, der bekannte Orientalist Hetzel, ein Programm erscheinen lassen, worin er seine Schöpfung etwas marktschreierisch als die Pforte zum Tempel alles Wissens dargestellt hatte. Hetzel war als Gelehrter anerkannt, als Mensch ließ er sich durch die Folgen eines unordentlichen Haushalts zur Deckung der ihn fortwährend quälenden Verlegenheiten von Projektenmacherei hinreißen. Sein Institut stand, als er es schon in seiner Blüthe ankündigte, erst noch auf dem Papiere. Der Hauslehrer, der hievon nichts wußte, bestärkte den Vater, seinen zum Studium bestimmten Sohn in diese Pension zu geben; hier würde er eine hinlängliche Vorbereitung zur Universität finden und zu gleicher Zeit vor den Gefahren sicher sein, denen die Großeltern in Bonn ihren Enkel nicht ausgesetzt wissen wollten. Ein Hauptgrund, warum sich Herr Baruch entschloß, auf diesen Vorschlag einzugehen, war auch in der That der, daß sich mit Hülfe einer in Gießen lebenden entfernten Verwandtschaft Vorkehrungen treffen ließen, daß der Knabe nicht nöthig hatte, mit seinen christlichen Mitpensionairen zu essen, ja sogar Gelegenheit fand, bei einem dortigen Unterrabbiner die religiösen Studien fortzusetzen. Er sollte bei jenem Verwandten zu Tisch gehen und dieser Geistliche sollte ihn die Woche einigemal zum Religionsunterrichte besuchen. Der Knabe war glücklich, endlich in neue und freiere Beziehungen zu kommen. Denn auch sein Verhältniß zum Vater fing schon an, auf den Grund abweichender Ansichten, manche Störung zu erleiden. Herr Baruch wollte die Grundsätze nicht billigen, die sich sein Sohn aus dem all-

liebe eine willkommene Behauſung ſchien. Oder auf den jetzt mit Neubauten ganz verdrängten großen umzäunten Wieſen der Georgenſtraße — früher Katzenſtieg genannt — und des »Bauhofs« fanden ſich ſtille Plätze zum hingeſtreckten Dämmern an einem moosbewachſenen, umgeſtürzten und defecten, hieher verirrten Garten-Amor, hinter Remiſen und Schobern, unter Kraut- und Lattich- und Brennneſſelnumwachſenen Brettern und Balken, überall wo es nur etwas zu kauern, zu bauen, zu ſpielen, den Großen nachzuahmen gab. Das Winkelleben der Jugend weckt die erſten Regungen des Bewußtſeins, die erſten Regungen der Sehnſucht nach künftigen Zielen. Wer ſtets das Auge auf ſeine Kinder oder ſeine Zöglinge wachend und ſie immer und immer beſchäftigend gerichtet hat, wird Maſchienen erziehen. Die Jugend muß ihre Heimath kennen, wo ſie zu Hauſe gehört. Aber die kleinen Neſter, die ſie ſich da und dort in der Stille ſelbſt ſchon aufbaut, darf man ihr nicht zerſtören. Sie brütet dort ihr ſelbſtändiges Leben, ihr Bewußtſein, ihre Zukunft aus.

O kennt ihr die heiligen Schauer, die zuweilen plötzlich, Ihr wißt nicht wie, Eure Seele durchrieſeln? Kommen ſie Euch in den Jahren der Reife, ſo ſind es, gewiß nicht anders zu deuten, die Vorahnungen des Todes, die entſchleierten Geheimniſſe der über-

ſinnlichen Welt. Kommen ſie aber in den Jahren der Kindheit, ſo ſind es die entſchleierten Geheimniſſe des Lebens, die Vorahnungen von der Größe der Welt. Das Kinderherz ſinnt und träumt. Es ſchafft aus Sonnenſtäubchen ſich zauberiſche Welten. Wie genügt ein kleines Spielzeug ſeiner Phantaſie, wie ergänzt der verſchönerndſte Geſtaltenſinn, ein bergeverſetzender Glaube, in den großartigſten Umriſſen das Kleinſte, Häßlichſte, Unbedeutendſte! Des Kindes Auge ſieht nicht wie das Auge des Erwachſenen. Was ein Stäbchen mit einem Lappen iſt und eine Fahne ſein ſoll, iſt ihm eine wirkliche Fahne, die prächtigſte, die etwa dem Heere des Propheten nur je von Gold und Seide vorangetragen wurde. Ein ausgeſtopfter häßlicher Balg iſt dem Kinde kein Surrogat für das Schöne, ſondern ſelbſt etwas Madonnenſchönes. So reich weiß es aus ſich zu borgen, aus ſeiner Einbildungskraft, ſeinem Herzen zu entlehnen. Unendlich weit iſt der Blick ins Leben von der kleinen Warte der erſten Umſicht aus. Redet dem Kinde von Gott, dem Himmel voll ſeiner Englein; es mag doch nicht gern ſterben. Die Furcht vor dem Tode erfüllte wenigſtens unſern Knaben oft quälend wie einen Verbrecher. Wie kam ihm nur dieſe entſetzliche Angſt vor dem zu frühen Uebergang in ein himmliſches Leben, das er doch ſo gut kannte! Er kannte doch den Eingang

des Himmels, wo Petrus mit dem Schlüssel stand. Wie oft klopfte er im Geiste schon an das Wolkenthor und dachte sich das Haupt des Apostels durch die Pforte lugend. Wer ist da? Ein kleines Kind! Er wußte, wie sich das Thor öffnet, wie die Wege links und rechts so verklärt, so lichtumflossen aufwärts gingen und eine wunderherrliche Musik den Kommenden begrüßte. Er sah den dreieinigen Gott, so schön, wie ihn drüben die Malersäle zeigten, er fühlte sich angeredet und geliebkost von dem in blauen und rothen Gewändern strahlenden Heiland und doch ängstigte ihn der Tod. Die Furcht vor der Hölle und vor der doch immer ungewissen möglichen schlimmen Entscheidung drückte vielleicht, aber noch beklemmender war das Gefühl der Entsagung. Diese Erde, so groß und so schön! Diese Welt, so rauschend, so herausfordernd zur That, so reizend zur Bewährung! Bei jedem Krankenlager hat der doch im Himmel wie in den Berliner Kirchen gleich heimische Knabe: Nur nicht sterben!

Es zittert als wehmüthige Ahnung im Alter nach, was dem Knaben Dinge bedeuteten, die ihm jetzt die gleichgültigsten sind. Muscheln! Diese schlanken hohlen Ovale mit den blanken Perlmutterrändern! Paßten sie gar aufeinander, welch ein seliges Zusammenklappen! Kastanien! Grüne Dornenhülsen und der braungläu-

zende »ſcheckige« Kern! Schmetterlinge! Unter den Fichten der Haſenhaide, auf dem dürren, glattgetretenen Sand- und Nadelboden gab es herrliche Trauermäntel und Todtenköpfe. Selbſt der Fang der gemeinen, einfachen, gelbweißen »Kalitte« mit den abfärbenden Flügeln machte ſchon glücklich. Schilfrohrblätter: lang, ſcharf, ſchneidend durch die prüfenden Finger gezogen! Fiſche, daumengroß, am Spreeufer mit freier Hand gefangen, ſcharfbewehrt mit zwei Stacheln, Ilkeie oder Steckerlinge genannt, einen Moment in der Hand zappelnd, luſtig, faſt gefährlich, dann todt und dann ſogleich reizlos! Ein Vogel, gefangen nach tagelanger, wochenlanger Fallen-Liſt! Endlich das warme, unter den Federn klopfende zarte Leben in der Hand, ein Königreich gewonnen; aber wie elektriſch unruhig iſt das Thier, wie den Kopf um ſich werfend, wie die Krallen rund einziehend, wie zermartert durch Rathſchlagen über ſeine gefangene Zukunft, wie durch die Wärme der liebenden und doch gewaltthätigen Hand ſchon abgemattet und zuletzt nach tauſend Plänen die Freiheit gewinnend, da — neue Koſtgänger von der Mutter verbeten werden! Und ein Lamm, irgendwo durch ein Gitter blöckend, eine Ziege an Neſſeln nagend, ein Kaninchen, wühlend unter Kohlſtrünken in einer Küche! Dieſe Welt, nur noch einmal nachempfunden in den Schickſalen Robinſons, noch einmal aufblitzend aus den Augen ſeines ge-

liebten Lama's! Das erſte gehörte Märchen vollends war dann gradezu die ganze Weltgeſchichte.

Und du ſtillbeſeligtes Aufblicken zum Sternenhimmel! Da glitzern dem Kinde die Tauſende von Himmelsleuchten im weißen funkelnden Zitterſchimmer, glitzern wie Thautropfen im Sonnenſchein, und oft iſt es, als bewegten ſie ſich wie Lichter im Zugwinde. Daß dieſe Sterne Welten ſind, faßt der an dieſe Erde gebannte Kindesſinn nicht gern. Wie könnte außer dieſer großen Erde mit ihren Millionen von Menſchen, mit ihren Strömen, Gebirgen und Meeren noch eine Exiſtenz vorhanden ſein, in der das Erdenleben wie ein Tropfen verſchwände! Nein, dem Kinde iſt die Erde der liebſte Aufenthalt Gottes, der Schemel ſeiner Füße. Jene Strahlenpracht des Himmels iſt ihm nur die äußere Zier und Herrlichkeit des im Freien ſchwebenden Wolkenthrones. Unter allen Sternen ſucht ſich das Kindesauge den funkelndſten aus und nennt ihn den Stern des Morgenlandes. Das iſt der Wegweiſer, der die Weiſen einſt nach Bethlehem geleitete und über der Krippe mit dem Jeſuskinde ſtille ſtand. Dies Wandeln und Stilleſtehn eines Sternes, dies Führen und Leiten, dies Wiſſen von einem Sterne um eine Begebenheit der Erde und der Himmel übertrug ſich bald auf alle dieſe ſtillen Wächter der Nacht und niemals glaubte der Knabe allein zu ſein, wenn er auch einſam ſtand und

ging und nur die Sterne auf ihn niederſahen. Im Monde vollends ſuchte er die Züge jenes Mannes, der aus ihm niederſchauen ſollte und von dem man früh genug Dinge hört, die faſt glauben machen könnten, er hätte es auf jeden Einzelnen der Menſchen ganz allein abgeſehen. Die Nacht lehrt uns den Tag verſtehen, wie ſpäter das Denken über das Nichts das Denken über das Sein. Früh ſchon zitterten durch den Knaben die plötzlichen Schrecken von einem möglichen Nichtvorhandenſein aller Dinge. Wenn dieſe Erde einmal nicht wäre! Wenn dieſe Sterne erlöſchten, dieſe Fackel des Mondes verglimmte, die Sonne im Meere auf ewig unterginge und alles, alles verſchwände und nur Gott bliebe, nur Gott, der Herr, der Schöpfer allein für ſich. — Was wäre das? Was wäre dann? Wer wäre Gott? Der Gedanke war furchtbar, ſchwindelerregend, die Hand mußte ſich aufſtemmen, halten am Nächſten, das abſolute Nichts zog den Boden unter den Füßen weg, es war ein Gedanke, der auch wenig über eine Terzie lang ſich feſthalten ließ.

Wie ſtark des Kindes Heimathstrieb iſt, ſieht man an der behutſamen Erweiterung der Kreiſe, die ſich um den Mittelpunkt des häuslichen Heerdes ziehen. Ein größerer Umweg, den ſich ein Kind erlaubt, um in ſeine Schule zu kommen, iſt ein Ereigniß für ſeine ganze Entwickelung. Es dünkt ihn dieſer Umweg ſicher eine

große That, ja nicht ſelten ein Wagniß, faſt ein Verbrechen. Lange glaubte der Tropf, der Ausdruck: »hinter die Schule gehen,« bedeutete ſo viel, als wenn man, um in die Mittelſtraße nach der Dorotheenſtädtiſchen Kirche zu kommen, hinten herum durch die Linden und die jetzige Schadowſtraße gehen wollte. Denn wie neu ſind nicht die Eindrücke, die ein ſolcher Umweg zur Folge hat! Ganz andre Häuſer, andre Menſchen, andre Straßen werden erblickt und im Anſtaunen und Angaffen verſpätet ſich wohl der kühne Columbus, der neue Welten ſucht. Es entſpricht dieſe Beklommenheit unſrer gezähmten ſittlichen Natur. Das Thier des Waldes ſchweift quer über alle Stege und Wege hin, der Wolf mit eingeklemmtem Schweife rennend ſchlägt überall ſein Lager auf, aber das Hausthier ängſtigt ſich ab, wenn es die gewohnte Welt nicht ſieht. Dieſe allmälige Welterweiterung des Kindes geht ſo ſubtil von Statten. Da war das große Gebäude mit ſeinen Höfen allen. Aber es war ein Argonautenzug, wenn der Knabe einmal wagte, nur in die akademiſchen Hofräume zu treten und in die Fenſter zu lugen, wo die Gipsabgüſſe ſtanden oder die Bücher der Akademiker. Der Garten der Univerſität, damals eingefriedigt von einer oft erkletterten Mauer, war ein erlaubter Tummelplatz, aber nur einige Schritte vorwärts an die Fenſter, wo die Schleiermacherſchen Vorleſungen gehalten wurden

und eine große Uhr die Stunden ohrennervenzerreißend ankündigte, wagte ſich der Knabe nur wie in einen verbotenen Hesperidengarten. Da, wo jetzt die Singakademie ſteht, floß früher ein Spreearm, bedeckt mit Floßhölzern, die die gemeinen Leute »Carinen« nannten, als hätte ihnen ein Profeſſor den Namen gegeben. Welche herrliche, lange »Tafelbirnen« hingen in den jetzt Magnus'ſchen Gärten und links und rechts in denen des Finanzminiſters Kleewitz! Wer da hinaus ſich wagte über die »Carinen«! Und in der That wurden die Spreearme »geſchützt«, d. h. des Fiſchfanges und der Reinigung wegen ohne Waſſer gelaſſen, ſo watete man wohl wie im Nilſchlamm über die »Carinen« hinweg zu dem Abfall jener Gärten; gefahrvolle Unternehmungen, die meiſt mit Strafgerichten endeten. Die Welt wurde immer größer, immer weiter, immer reicher. Wußte man doch, daß der Regenbogen, der ſich über dem Zeughauſe und dem neuerbauten Dome und den Pappeln des »Luſtgartens« hindehnte, an ſeinen beiden zur Erde ſich neigenden Enden Gold auffinden ließ. Warum nicht ſtreben, hinauszukommen über die ſo enge Gränze der »Letzten« und der Mittelſtraße! Aber jenſeits der Dorotheenſtädtiſchen Kirche, wo die neun Pathen im Kometenjahr Gevatter geſtanden hatten, jenſeits dieſer Heimath wurde es ſchon höchſt ſchauerlich. Da verbreitete gleich dicht an die Frei-

maurerloge Royal-York ein eigenthümlich düſtres myſtiſches Weſen. Der große Garten dieſes von Schlüter im idealſten Rommoden-Styl gebauten Hauſes zog ſich zur Spree bis an den unheimlichen Katzenſteig wie ein Myſterium. Hier war noch alles unangebaut, nichts als lange, einſame Strecken von Holzhöfen, nichts als Wieſen zum Bleichen und Trocknen der Wäſche. . . Die äußerſte bekannte Gränze ſeines Horizontes nach Norden wurde dem Knaben die Kaſerne der Artillerie, wo der Bruder, ein ſogenannter Freiwilliger, in Hoffnung auf die doch wohl bald losbrechende Kriegsfurie kanonirte, bombardirte und feuerwerkerte. . . Dies Kaſernenleben war dem Knaben das erſte ſelbſtſtändig ſich regende »Andersſein« außerhalb der Prinzenſtälle. Die langen dunklen Gänge der Kaſerne mit den numerirten Thüren, in der Küche unten Soldaten in Kitteln, Rüben ſchabend, Kartoffeln ſchälend; der Pommer, der Polack, der Schleſier, Weſtphale durcheinander. (Die Garde rekrutirte ſich überall.) In den nicht allzugroßen Zimmern immer ein Unteroffizier mit acht bis zehn Mann, deren Betten am Tage übereinander aufgethürmt bis an die Decke reichten; dicht an den Wänden entlang für jeden Gemeinen ein Plätzchen für Uniform, Gewehr, (damals trug die Artillerie noch Gewehre) Riemzeug, Schuhwerk und ein Schränkchen für ſeine nächſten Habſeligkeiten und die Löhnung und ſein Commisbrod; am Fenſter ein

freundlicherer Platz für den Unteroffizier. Unten im großen Hofe die Kanonen, meist abgeprotzt, zum Exercieren eingerichtet. Stundenlanges Bewundern des »Man so Thuns« im Richten, Auswischen, Laden, Zünden, Bewundern der Donnerwetter, die dabei mit Stentorstimme geschnarrt wurden und desto lauter ertönten, je näher die Offiziere standen. Dies Kasernenleben erzeugt in seinen Theilnehmern eine Gemeinschaftlichkeit der Stimmung, die auf den Geist schließen läßt, dessen Offenbarungen wir in unsrer Prätorianerzeit kennen gelernt haben. Der Gemeine blickt auf den Sergeanten, der Sergeant auf den Leutenant, der Leutenant auf den Hauptmann, der Hauptmann auf den Major. Da von oben herab nur Fanatismus niederwärts strömt, so breitet sich dieser auch behaglich in den untern Schichten, so wie er gewünscht wird, aus. Die kleine Chronik des Appells, der Wache, des Exercierens, der Parade, des Kirchenbesuchs, des Manövers, der Revision der Armatur und Kleidungsstücke, die Ankunft von Rekruten, das Avancement erfüllen hunderttausend Seelen wie die alleinigen Fragen der Welt und des ganzen Lebens.

Durch den Bruder erschloß sich manches Kasernenzimmer. Da fanden sich Stätten, wo auch die Familie ihren Heerd aufgeschlagen hatte. Ein Unteroffizier hatte sogar wieder die Nadel ergriffen und war für das Wohl

mäligen Verständniß der französischen Revolution entnommen hatte. Er äußerte schon damals oft, daß die hergebrachte Ordnung der Dinge in der Natur begründet wäre, daß, so wie es Kinder und Eltern gäbe, es eben so auch Herr und Diener, König und Unterthan geben müsse und ähnliche Gemeinplätze mehr, deren öftere Wiederholung dem Vater für die drohende gefährliche Ideenrichtung seines Sohnes sehr nothwendig schien. Doch waren dergleichen Befürchtungen noch nicht ernsterer Natur.

Gießen ist von Frankfurt eine Tagereise entfernt. Der Weg führt durch die fruchtbaren Thäler und anmuthigen Berge der Wetterau. Sachs, der Hauslehrer, begleitete den vierzehnjährigen Knaben, der glücklich war, eine so heitere Veränderung seines bisherigen Lebens zu erfahren. Auf dem Postwagen gestand eine junge Dame aus der Umgegend, daß sie zuweilen an einem Liebhabertheater mitspiele, was dem Knaben Veranlassung gab, über diesen Beruf mit ihr recht heiter zu scherzen. Börne besuchte im Hause seiner Eltern regelmäßig alle vier Wochen das Frankfurter Theater, dessen Mitgliedern er in spätern Jahren durch seine Kritiken so furchtbar werden sollte. In Gießen stiegen sie im Gasthof zum Einhorn ab.

Gleich beim ersten Besuche im Hause des Professors Hetzel wurde dem Erzieher klar, daß die Anstalt des Mannes bis jetzt noch eine Phantasie war. Sie existirte nur in seinem Prospectus. Durch die pomphafte Ankündigung hatte Professor Hetzel bezweckt, erst zu schaffen, was er als schon vorhanden so gepriesen hatte. Das Ganze war ein Experiment, auf den Erfolg berechnet. Indessen wußte sich Professor Hetzel zu helfen. Er wies nach, daß bis da und dorthin dieser

ſeines Weibs und ſeiner Kinder wieder ein Schneider geworden. Es war ein eigner Anblick, die Heldengeſtalt, die man oft vor der Haubitze mit kräftiger Stimme hatte commandiren hören, ſo nun mit untergeſchlagenen Beinen an einer feinen Interimsuniform für irgend einen mit Mutterpfennigen geſegneten Fähnrich ſticheln und Zwirn wichſen zu ſehen. Der Unteroffizier würde ohne die Liebe zu den Seinen ſich wohl gehütet haben, zu einem Handwerk zurückzukehren, das er haßte und dem er hatte entfliehen wollen, als er in den Soldatenſtand trat. Wie hatte er den Ziegenbock, auf dem er als Knabe reiten mußte, verwünſcht und nun zwingt ihn das weinende Geſtändniß einer armen, ehrlichen Nätherin, die er liebte, ſie zum Weibe zu nehmen und um ſie und ſeinen geſegneten Nachwuchs von Kindern zu erhalten, wieder ſeinen garſtigen Bock zu beſteigen. Des Armen Leben wechſelte zwiſchen Kartätſchen und Nähnadeln ab, zwiſchen Bomben und beſponnenen Knöpfen. Das war wirklich Prometheus an den Felſen geſchmiedet! Zum Unglück wurde dem Armen, Richter hieß er, noch die geliebte Mutter ſeiner Kinder krank. Eine Entzündung der Bruſt bekam eine gefährliche Wendung. Schon ſetzten die Chirurgen ihre Meſſer an, um die zarteſten Theile, die edelſten Werkſtätten der Natur, auf Leben oder Tod wegzuſchneiden, als ſich ein Wunderdoktor meldet, ein ehemaliger Schäfer, der in der Vorſtadt die Armen kurirt und

die Bruſt zu heilen verſpricht. Die Chirurgen lächeln und entfernen ſich. Glück ſchon genug, daß ſie nicht die Sanitätspolizei von dem Nebenbuhler in Kenntniß ſetzten. Und der Schäfer beginnt ſein Werk, er heilt die Bruſt. Womit? Mit welchem Balſam? Mit dem Balſam der Geduld und Liebe. Wohl ſtrich er kräuterreiche Salben auf die eiternden Wunden, aber ſein wirkſamſtes Kraut war das treue Kommen, Gehen, Wiederkommen, Abwarten, Pflegen, Sorgen, Mühen und das ein ganzes Jahr hindurch. Die Chirurgie iſt nur zu oft jene Heilkunde, der die Geduld gebricht. Sie ſchneidet weg, was ſie zu heilen ſich keine Zeit nimmt. Richter konnte nicht anders, als dieſem wirklich »treuen Schäfer« für eine Pflege, die über ein Jahr gedauert hatte, zwanzig Thaler geben. Zwanzig Thaler! Ein Kröſus-Kapital! Ein unerſchwingliches, wenn der arme Held nicht ein Schneider blieb. Seinen frohen Sinn, ſeinen witzigen Verſtand, ſeinen aufſtrebenden glühenden Ehrgeiz, alles mußte der Arme hingeben und Weſten und Uniformen nähen und Buchführen über ſeine ſchlimmen Kunden, die ſich von der Löhnung nur wenig abziehen laſſen konnten. Richter trieb dieſe Doppelexiſtenz lange Jahre bis er Gensdarm wurde. Er hat der Sicherheit des Staates durch unermüdliches Ausjäten von allerlei Menſchenunkraut treu gedient, vortreffliche Kinder erzogen und harrt nun, da das Licht der Augen von ſeinem mühevollen Jugend-

leben faſt erloſchen iſt, auf eine Anerkennung der Großen, die ihm wohl in Ehrenzeichen und einem Wartegeld zu Theil wurde, aber in keinem ruhigen, ſein Alter friſtenden Amte. Der Staat könnte aber auch ſeine Dienſte als Krieger und Gensdarm reicher belohnen, als er that; dafür, daß er den feurigſten Jugendehrgeiz und ſeinen ſoldatiſchen Kaſtendünkel überwand, einem kranken Weibe und der Bildung ſeiner Kinder zu Liebe im Waffenrock noch ein Schneider blieb, dafür kann ihn nur eine jener Kronen lohnen, die auf Erden bekanntlich nicht zu finden ſind.

Vom Soldatenleben wurde die Poeſie mehr verſtanden als die Proſa. Der Wachtdienſt, die Ablöſung, das geheimnißvolle Mittheilen einer Parole oder der betreffenden Dienſtanweiſung für das zu bewachende Lokal, das weiß und ſchwarz geſtreifte Schilderhaus mit ſeinem darin aufbewahrten Nachtmantel, das ewige Forſchen und Umblicken des Poſtens nach militäriſchen Honoratioren, die durch Geradeſtehen oder gar ein Präſentiren geehrt werden mußten, das Alles war Gegenſtand ſtiller andächtiger Forſchung, als wenn es ſich dabei um das Wohl der Welt handelte. Von manchen Wachtlokalen erfuhr der Knabe, daß es auf ihnen ſpuke oder ſpüke, wie man im Volke ſagt. Das Spüken in den Berliner Schloßgängen iſt bekanntlich hiſtoriſch bedeutſam und

traditionell bei allen Schildwachen. Aber es ſpükte noch an vielen andern Orten, wo Schilderhäuſer einſam ſtanden und die Wachen mitten in Novembernächten, unter ſauſendem Sturm und ſtürzendem Regen, von ihren Bretterhäuschen aus in »pechdunkle« Nacht hinauslugen mußten. Dieſe Schilderhäuſer vererbten ihre Spük-Tradition ebenſo wie die Regel ihres Wachdienſtes. So waren faſt alle Wachen in der einſamen Gegend an der untern Spree ſpukhaft. Am Artillerie-Laboratorium, der Pulvermühle, den Pulvermagazinen, den Train- und Wagenhäuſern, die jetzt alle die Hamburger Eiſenbahn raſirt hat, lauerte nicht nur der Tod, dem ein einziger glimmender Funke hier eine furchtbare Feuerhochzeit bereiten konnte, ſondern auch der Begleiter des Todes, das Geſpenſt. Mancher junge Rekrut ſchnürte gern aus ſeinem Beutelchen einen Mutterpfennig heraus und bezahlte ältere beherztere Kameraden, um nur nicht auf einem der äußerſten einſamen Poſten am Laboratorium Wache zu ſtehen. Die Poſten hatten Nummern und wurden von der Hauptwache aus nach den Nummern beſetzt. Auf Nummer ſieben und Nummer dreizehn ſpükte es gewiß. Auf Nummer dreizehn „ſchilderte“ einſt der Bruder. Für ſieben und einen halben Silbergroſchen erbot ſich ein älterer Kamerad, ihm dieſen Dienſt, der grade auf die Geiſterſtunde fiel, abzunehmen. Meine Mittel erlauben mir das nicht, ſagte der junge Rekrut

und ging auf Nummer dreizehn. Er ſtammte aus der rationaliſtiſchen Zeit Berlins und wollte es getroſt mit den Geiſtern wagen. Rings tiefe Stille. Der junge Artilleriſt ſtützt ſich auf ſein Gewehr; die Nacht „ſtichdunkel.“ Fern herüber rauſchten zuweilen die Tannen. Birken ſchimmern geiſterhaft. Ein Erdwall umgiebt das pulvergefüllte Magazin. Einige Rundgänge auf ihm hin und her... Der rationaliſtiſche Zweifler ſieht, hört nichts, geht in ſein Schilderhaus, ſchläft ein. Ein Schlaf im Stehen währt nicht lange. Eben ſummen von den Kirchthürmen der Stadt die Glockenſchläge Zwölf herüber, als der Artilleriſt erwacht. Die Angſt des Dienſtvergehens vergrößert die Vorſtellung möglicher Gefahr. Der Zweifler ſieht in der That, erwachend, ein langes rieſiges Geſpenſt. Wer da! ruft donnernd die Furcht, die bekanntlich immer lauter ſchreit, als der Muth — Alles ſtill. Die lange ſchmale Geſtalt bleibt unbeweglich. Mit gefälltem Bajonett rückt der Zweifler aus dem Schilderhauſe vorwärts. Einige beherzte Schritte und das Geſpenſt iſt entflohen. Es war nicht etwa jener mit einem Laken verhüllte Kamerad, der ſeine ſieben und einen halben Silbergroſchen zu Ehren bringen wollte, ſondern es war ein ſchmaler, langer ſandiger Fußſteig, der ſich zwiſchen dem grünen Raſen hinzog und vom Schilderhauſe aus geſehen leicht eine perſpektiviſche Täuſchung möglich machen konnte.

Im Soldatenleben ſcheint Alles von Außen wie über einen Kamm geſchoren. Nach Innen aber giebt es keine buntere Mannichfaltigkeit der Charaktere, der Sitten, der Lebensweiſen. Man hält dieſe gewaffneten, geſchmückten Menſchen für mechaniſch abgerichtete willenloſe Weſen zum Verwechſeln und in der Kaſerne, im geheimen Getriebe des Dienſtes treten alle Temperamente und alle Philoſophieen in lebendigſt nüançirten Exemplaren zum Vorſchein. Geizhälſe, Stoiker, Epicuräer, Melancholiker, Alles durcheinander. Früh machte es dem Knaben einen eignen Eindruck zu wiſſen, daß dieſer dort ſo ſteif und todt mechaniſch marſchierende Soldat geſtern erſt von einem Arreſt aus der Linienſtraße kam, jener hübſche Junge mit dem ſilbernen Portepee ein Junker war, deſſen Eltern Niemand nennen wollte, weil wenigſtens ſein Vater ein Prinz ſein ſollte, jener Leutenant, der ſo heiter ſeinen Degen ſchwang, voller Schulden ſteckte, jener Capitän, der ſo martialiſch kommandirte, zu Hauſe unter dem Pantoffel ſeiner Frau ſtand, und jener Oberſt zu Pferde gar, der den runden blitzenden Hut voller Federn trug, daheim ein Liebhaber der Hühnerzucht, der türkiſchen Enten, der Tauben und der Pfauen war. Das Negligée aller dieſer ſo kerzengrad zuſammenhaltenden Menſchen gab von Jedem ein anderes Bild, als er jetzt exercirte oder mit klingendem Spiel vorüberzog an dem Könige, hinter dem man, an

den Pfeilern des Opernhauſes ſich anklammernd, wie einer von der »Suite« die Parade mitvorbeidefiliren ließ. Das da iſt der tolle, luſtige Langheinrich, von dem noch mancher Schwank erzählt werden ſoll! Das da iſt der verhaßte und gehäſſige Fähnrich von Haaſe! Das da iſt der treffliche, liebenswürdige, dem gemeinen Soldaten gegen die kleinen Offiziere immer beiſtehende Major! Wißt Ihr Alle, die Ihr hier herum»drängelt« auf den Stiegen des Opernhauſes, unter den Larven und Bildſäulen der Muſen, Ihr, die Ihr hier Skizzen aufnehmt zu den in jenen Jahren ſo beliebten Paradebildern, die von Saarlouis bis St. Petersburg mit Gold, rothen Adlerorden und Wladimirs bezahlt wurden, wißt Ihr Alle wohl ſo wie der Knabe, daß vor drei Tagen beim Manöver zu jener goldgelbglänzenden Kanone hinter Rixdorf die jungen Prinzen, die Söhne des Königs, herangeritten kamen und den Fähnrich von Haaſe gar arg in's Gebet nahmen? Was bedeuten, ſpricht zu ihm der jetzige Prinz von Preußen, was bedeuten die beiden Buchſtaben C. F. da vorn am Mundſtück Ihres Kanons? Fähnrich von Haaſe, über und über erröthend, erwiederte nach längerem Beſinnen: Ich weiß es nicht, Königliche Hoheit! Der Prinz von Preußen will mit ſeinen Brüdern weiter, da ſagt der Unteroffizier Langheinrich: »C. F., Königliche Hoheit, bedeutet Canon Français. Dies Geſchütz war eine zeitlang in

franzöſiſcher Gewalt.« Die Prinzen lobten die Auskunft. Aber wer hier ringsum kennt nun des dort marſchierenden Herrn von Haaſes böſe Rache? Das Manöver iſt vorüber. Jene ſelben dahinreitenden Pferde, Langheinrichs treuer Rinaldo an der Spitze, ſollen den Staub abſpühlen und in die Schwemme reiten, ſich auch erquicken am klar rinnenden Waſſer des — lieblichfluthenden, ſchilfumrandeten Schaafgrabens. Der Fähnrich von Haaſe commandirt vom Ufer aus: Da! Dort! Zum Himmeldonnerwetter, reiten Sie da, wo ich ſage! Aber der Schaafgraben hat ſeine ſchwarzen Stellen. Er iſt nicht immer, wie Rückert von der Spree am Oberbaum ſingt, rein wie ein Schwan, ſondern nicht ſelten auch, wie Hafis, ſelbſt doch aus Schweinfurt gebürtig, von der Spree am Unterbaum ſagt, ſchmutzig wie ein u. ſ. w. Genug! Langheinrich will weder ſein Geſchütz, noch ſein Geſpann, noch ſeinen eignen treuen Rinaldo in den Moraſt führen. Er biegt von der kommandirten Stelle ab, ſucht jenes klare Rückert'ſche Schwanenwaſſer, findet's, ruft allen Kameraden ihm zu folgen. Aber den aus dem Waſſer mit den triefenden erquickten Pferden nun zurückkehrenden, herrſcht der für den erkrankten Leutenant Dienſt thuende Fähnrich von Haaſe an: Langheinrich! Dafür ſollen Sie Arreſt beſehen! Er meldet die Inſubordination dem Capitän. Der Fall kommt an den Major. Jener brave, dort eben

den Degen zum Präſentiren ſchwenkende Herr auf dem Apfelſchimmel ſagt: Herr von Haaſe, woher kommandirten denn Sie? Vom Ufer aus? Sie waren alſo nicht mit im Waſſer? Künftig, wenn wir wieder manövriren werden, ſoll jeder Capitän ſeine Batterie vom Kirchthurm aus kommandiren.

Aber die Parade iſt noch nicht zu Ende. Dort beim vierten Geſchütz reitet unſer braver Richter. In ſpätern Jahren würde der Knabe ſich vorgeſtellt haben, es hinge ihm trotz ſeines martialiſchen Königl. Preußiſchen Ausſehens hinten eine Zwirnrolle aus der Taſche, jetzt iſt es ihm nur, als wäre bei dem herrlichſten Sonnenſchein ein Regenſchirm über ihm ausgeſpannt. Denn er kennt von ihm folgende Geſchichte: Der Quälgeiſt der Compagnie, Fähnrich von Haaſe, läßt ſich einfallen, eine Reviſion der Kaſernenzimmer zu unternehmen. Er kommt in Richters Zimmer und findet unter deſſen Geräthſchaften einen Regenſchirm. Wem gehört dies Mobiliar? frägt der junge Stutzer. Vorläufig mir, ſagt Richter. Von Haaſe öffnet das Fenſter und will einen Act im Style Blüchers von Wahlſtatt ausführen. Er will den Regenſchirm zum Fenſter hinauswerfen. Halt da! ruft Richter. Der Schirm gehört meiner Braut. Von Haaſe, durch die kräftig zugreifende Hand des Unteroffiziers an der Ausführung eines „genialen“ Einfalls



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

verhindert, der bei Josty unter der Stechbahn würde Furore gemacht haben, beschließt Richter zu strafen. Er ergreift dessen Gewehr, untersucht es, findet die Reste der letzten Schüsse noch nicht getilgt. Richter mußte schweigen. Von Haase stürmt, als wenn er eine Fahne erbeutet hätte, hinunter in den Kasernenhof; dem gerade anwesenden Major wird die Meldung gemacht. Richter mußte folgen. Mit dem Gewehr bei Fuß steht der Arme seines Urtheils gewärtig. Aber wiederum unser herrlicher, trefflicher Major, der dort eben auf seinem Apfelschimmel zur Sonnenseite der Linden abbiegt! Wie lange ist es her, Herr von Haase, daß die Leute geschossen haben? Vierzehn Tage, Herr Oberstwachtmeister, antwortet ein Naheſtehender statt von Haase's, der erblaßt. Und seit diesem Zeitraum haben Sie die Gewehre nicht revidirt? sagt der Major. Hm! Hm! Das könnte leicht die französische Comödie stören, in der Sie bei Perponchers mitspielen, wenn ich Sie dafür mit drei Tagen Stubenarrest . . . doch genug — Morgen früh um 8 Uhr ist die ganze Compagnie hier zur Stelle. Nun werd' ich selbst revidiren.

O du von Haase! Schreite nicht so kühn, dilettirender Bühnenkünstler! Stolpre nicht! Deine Thaten sind aufgeschrieben noch in andern, als nur in den Parolebüchern! Unsern braven Langheinrich wollteſt du für das, trotz der Comödie bei Perponchers, nicht er-

Schüler, jener Lehrer eintreffen müsse, wenn auch vorläufig Börne erst der zweite Pensionair der Anstalt wäre. Namen geachteter Schulmänner wurden genannt, die den Unterricht leiten würden, ja es dauerte auch nicht lange, so war in der That die kleine Erziehungs-Maschine in Bewegung gesetzt. Vorläufig wurde der Knabe sogleich als Student bei der Universität immatriculirt. Der Lehrer fand dies auffallend; aber Professor Hetzel hatte seine Gründe, dies für besser auszugeben. Wir kennen sie nicht.

Ein Examen, welches der Orientalist mit dem blutjungen Akademiker anstellte, zwang ihm vor den hebräischen Kenntnissen desselben viel Hochachtung ab. Der junge Börne übersetzte die Psalmen mit einer Geläufigkeit, daß sich Professor Hetzel die Angabe der Methode erbat, nach der ein so junger Mensch schon eine solche Sprachfertigkeit erlernen konnte. Es war eine Art hamilton'scher Methode, nach der Börne unterrichtet gewesen war. Es scheint aber doch, als wenn diese Kenntniß erst durch späteres gründliches Studium der Grammatik hätte müssen befestigt werden; denn Börne vergaß in spätern Jahren in dem Grade sein Hebräisch, daß er nicht die kleinste Stelle des Alten Testaments im Urterte mehr verstehen konnte. Er begriff oft nicht, wie Heine sich in seinen Schriften als einen so geläufigen Hebräer bewähren und noch immer auf so viel jüdische Ausdrucksweisen anspielen konnte. Er hatte in seinen spätern Jahren Alles vergessen, selbst jüdische Gebräuche, die er sich als ihm ganz neu mußte wiedererzählen lassen und deren oft recht sinnige Bedeutung ihn wohl ansprach.

Die Lebensweise im Hause Hetzels war Börnen wohlthuend. Einen so freien behaglichen Genuß des Daseins, wie er hier

klärte Canon français gradezu verderben! Einem Schneider unter den Linden, dem du, beim Prinzen von Preußen ewig Verlorner, ſchuldeteſt, ſchuldete auch der freiwillige und auf Avancement dienende Langheinrich. Herr, ſagteſt du zu dem Verfertiger deiner eignen reizenden Taille, Herr, wozu haben Sie die Langmuth mit ſolchem Volk, das es wagt, bei einem Schneider für den hohen Adel arbeiten zu laſſen? Ehrgeizig iſt der Hund! Machen Sie ihm irgendwo unter ſeinen Kameraden eine Scene und er wird Sie bezahlen. Der vornehme Schneider bildet ſich ein, eine Scene würde nirgends auffallender wirken, als irgendwo auf der Wache. Langheinrich hat die Wache am Oranienburger Thor mit acht Mann und dicht in der Nähe der »reitenden Artillerie-Kaſerne«. Der elegante Adelsſchneider von unter den Linden tritt ein, beginnt ſeine Rechnung vorzulegen, mahnt. Langheinrich thut, als wär' er taub. Aber, ich muß Ihnen ſagen, länger halt' ich es nicht aus; ich verklage Sie. Langheinrich ſchweigt. Der Schneider erhitzt ſich, lärmt. Langheinrich trommelt auf den Fenſterſcheiben. Der Schneider kennt keine Gränzen, ſein Zorn wächſt, er ſchlägt auf die hölzernen Tiſche. Langheinrich giebt den Kanonieren einen Wink. Der Schneider flucht. Er hatte Eile. Er wollte in feinſter Toilette jetzt noch ins Opernhaus, um die Milder und die Seidler im Wettkampfe zu hören. Ich muß in die

Olympia, Herr, wann bezahlen Sie mich oder hier die Uniform. . . Langheinrich ſchwankt jetzt, ergreift den ihm die allerdings noch nicht ganz bezahlte Uniform angreifenden Ruheſtörer, öffnet eine Thür, öffnet noch eine, drückt den Schneider in ein dunkles Loch und bedeutet ihn, dort ſo lange zu warten, bis die dienſtthuende Ronde käme, die den Störer eines öffentlichen Wachtpoſtens auf die Hauptwache führen ſolle. Der Schneider wehrt ſich, kratzt, donnert an der Thüre, ruft, droht; vergebens. Langheinrich hat den Buchſtaben des Geſetzes für ſich. Es ſchlägt ſechs Uhr. Olympia beginnt. Vader hat ſeine erſte Arie. Der vornehmſte Adels- und hohe Militär-Schneider ſitzt in der dunklen Wachtſtube des Oranienburger Thores und zerknittert vor Wuth und Verzweiflung ſein Sperrſitzbillet. Um acht Uhr kommt die Ronde, aber ohne Leutenant. Der Schneider hat nur die Wahl zu warten oder ſich zu entſchließen, mit dieſen Leuten über die Straße zu gehen. Zu letzterem kann er ſich nicht beſtimmen. Man reicht ihm Waſſer und Brod. All ſein Bitten erlöſt ihn nicht. Erſt um zehn Uhr rettet ihn der Ronden-Offizier, der ihm die Freiheit giebt, ohne jedoch Langheinrich irgendwie für ſeine vollkommen erlaubte Selbſthülfe zu tadeln. Am folgenden Morgen kündigte aber der ſo ſchmerzlich um die Olympia und den Wetteifer der Milder und

der Seidler betrogene vornehme »Civil- und Militär-Kleidermacher« auch dem ſchlechteſten aller Zahler, dem Fähnrich von Haaſe, den Credit.

Die Compagnie iſt vorüber. Das Rollen der Kanonen nimmt kein Ende. Reißen wir uns los von dieſen Schwänken, die allein in ihrer ganzen militäriſchen Einſeitigkeit von dem Knaben aufgefaßt wurden. Denn in der Jugend wiegt man im Urtheil nichts ab. Die ganze ſchöne Parteilichkeit der Liebe und des Haſſes ſteht für Jedes und Alles ein, was ſie einmal erfaßt hat, was ſie einmal bewundert oder verabſcheut.

Die geographiſchen Gränzen des Kinderhorizontes dehnte nicht allein das neugierige Gelüſt, ſondern allmälig auch ſchon mancher glückliche Zufall oder eine beſondere Gunſt der Eltern aus. Da wurde wohl ein neues aus Aken oder Trakehnen gekommenes Pferd eingeſchirrt, ein andres für die Cabrioletfahrt eingeſchult. Da jagte man wohl einmal um alle Thore und ſahe Felder und Hügel, rieſengroße Windmühlen, einſame gräberbedeckte Kirchhöfe, ja in einiger Entfernung ſchoß man ſogar an dem Galgen vorbei... Dieſer Galgen iſt jetzt von einer Eiſenbahn wegraſirt. Ein Spielgenoſſe lockte einſt den Knaben, als er ſchon zur Schule und mit ihm etwas in's »Bubenhafte« ging, zum Roſen-

thalerthor hinauszuwandern. Beide kommen zuerſt in die Gegend, wo ſich einer ausmündenden Straße gegenüber ein niedriges altes Haus mit einem Thürmchen erhebt. Dies Haus ſelbſt, das Thürmchen genannt, ſtand in jener geheimnißvollen Wechſelbeziehung mit dem weſtlichen Quadratflügel der Akademie. Zwiſchen dem Thürmchen und der Anatomie ging in ſtillem Abenddunkel regelmäßig ein polternder, dumpfhallender Karren hin und her. Da bringen ſie ſchon wieder Einen! ſagte der Vater, wenn unterm Fenſter um die neunte Stunde das Rollen des ſchauerlichen Karrens erklang. Es war dann ein Selbſtmörder, der gefahren kam, entweder zur Anatomie vom Thürmchen oder von dorther, geöffnet, zerſchnitten, ſtückweiſe zurück zum Thürmchen, um dort ſein ſtilles Grab zu finden. Wer in Berlin Hand an ſein Leben legte, wurde damals zum Thürmchen gebracht. Wohl dem müden Leichnam, wenn die Proſektoren und der alte Knape aus der Charlottenſtraße gemeldet hatten, ſie hätten noch Material genug! Dieſe Art Verzeichniß von Menſchen, die ſich ſelber tödten konnten, dieſe laufende, unterm Fenſter ſo hinrollende Chronik von ſtillen, lebensmüden oder verzweifelnden Entfernungen aus dem täglichen heitern Sonnen-Daſein prägte ſich tief und ſchmerzenvoll in dem Kinderherzen ein. Der Vater »richtete« beim Rollen des Karrens

immer ſtreng, die Mutter ſeufzte milde. Jener ſah den Teufel ſelbſt hohnlachend vor dem Karren als luſtigen Fuhrmann peitſchen, dieſe blickte gen Himmel und ſprach von der Gnade Gottes. Nun ſtand aber das Kind ſelbſt einmal vor dem Kirchhof der Mörder am eignen Leben, vor dem grauenvollen Thürmchen. Der vorwitzige viel ältere Kamerad behauptete, man könnte Einlaß finden, wenn man nur ſagte, man wollte die »Leichen« ſehen. An einem großen, mit Nägeln beſchlagenen Holzthor klingelte auch ſchon der Muthige. Schlorrende Tritte ließen ſich vernehmen. Eine Alte, anzuſehen wie eine Hexe, öffnete und muſterte die Jungen mit unheimlichem Auge. Als der Führer ſein Begehren nach den »Leichen« ſtotterte, ſchnarrte die Alte die vorwitzige junge Brut an, ſagte, »die Leichen« wären nur für die Herrſchaften zu ſehen und würde die Uebermüthigen nicht weiter eingelaſſen haben, wenn nicht eine unterirdiſche Stimme gerufen hätte: Den Kirchhof könnt Ihr ſehen! Die Stimme kam aus einem Keller im Hofe. Die Knaben ſchoſſen wie der Blitz auf den großen grünen Anger, der ſich ſogleich hinter einer halboffenen Thür frei und breit darbot. Hier auf dem baum- und blüthenloſen Kirchhof hing allerlei Wäſche, wurde Linnen gebleicht. Zur Rechten lagen aber die Gräber. Sie waren wohl hie und da mit dünnem verbranntem Raſen bedeckt, aber namenlos alle, ohne Kreuze, ohne den Schatten eines Baumes, ohne

den Schmuck einer Blume. Vergiftet, erhängt, ersäuft alle diese Opfer der Verzweiflung. Eine offne Grube erwartete einen neuen Ankömmling, der vielleicht eben noch auf der Berliner »Morgue«, der Stadtvogtei, oder schon auf dem Sezirtische der Anatomie lag. Die Knaben hätten nun über die Mauer in die Linienstraße springen können. Sie sahen aber in dem alten Vorderhause, das nach Art eines von der noch unangebauten Stadt entlegenen Hospitals, eines klösterlichen Siechenhauses oder »Gutleuthofs«, wie man im südlichen Deutschland ähnliche Herbergen der geistig und körperlich Aussätzigen nannte, errichtet war, Welche von jenen Herrschaften eintreten, für die allein die »Leichen« des Thürmchens da sein sollten. Sie kehrten um, schlichen sich näher und wagten es, dem inzwischen aus dem Keller hervorgekrochenen freundlichen Todtengräber und den Fremden sich anzuschließen. Es hieß, diese wollten die »Muhmen« sehen. Die Kinder staunten nicht wenig, daß die weltbekannten »Leichen« des Thürmchens die Muhmen dieser Fremden sein sollten. Sie wußten noch nichts von den Mumien, weder den ägyptischen, noch denen der Hospitalstraße. Mumien aber, d. h. ausgedörrte, nicht verweste alte Leichname waren die von den Fremden besichtigten und von den Knaben an der Thür eines Kellergewölbes belauschten Merkwürdigkeiten des Thürmchens. Der Todtengräber öffnete einen alten Sarg und

zeigte auf zwei braunlederne, wie von Wäscherinnenhand zusammen »gewrungene« große Lappen, die sicher Menschen gewesen waren. Die Kinder faßten die Sache fast so, als wenn diese ehemaligen Stiftsverwalter des Thürmchens noch so so, noch halb vielleicht lebten, ob sie doch gleich seit viel über hundert Jahren schon gestorben waren. Beklommen und doch neugierig traten sie näher und schüttelten sich vor Entsetzen über Menschen, die man wie gefrorne große Waschlappen hätte aufgreifen und sich damit ordentlich jagen können. Der Todtengräber versicherte wenigstens, diese »Mahmen« wären leicht wie »Flederwische«. Nach Entrichtung eines Trinkgeldes von Seiten der Fremden wurde der Rückzug angetreten. Die Knaben schossen pfeilschnell und halb bösen Gewissens voraus und wurden von der am großen düstern Holzthor wartenden Sibylle mit etwas gemilderteren Scheltworten entlassen, als anfangs begrüßt. Wie rannten sie über die Hospitalstraße zum Rosenthaler Thor hinaus! Wie übermüthig waren sie, als ihnen dieser „kühne Wurf" gelungen! Wie ging es an ein Ausmalen des Geschehenen! Die Mumien wurden jetzt die schönsten und gefälligsten Gestalten von der Welt und noch wie lebend! Der Schauer, sie gesehen zu haben, wurde ins Großartigste übertrieben und so war man denn, wie unwissentlich, gut vorbereitet, plötzlich auch an dem Galgen angekommen, auf dem noch erst kürzlich

der Mörder Jakobi »gerichtet« war. Nun rieſelten vollends erſt Schrecken über die Rücken der jungen Melodramenliebhaber. Links lag die niedrige Scharfrichterei, rechts erhoben ſich auf einem ſteinernen Unterbau drei hohe Balken, die oben in einem Dreieck verbunden waren. Ringsum die Korn- und Kartoffelfelder mit frohen jubilirenden Lerchen und blauen und rothen Blumen, nichts von Raben oder anderm unheimlichen Galgengeflügel. Der Kamerad war vorwitzig. Er forderte ſeinen jüngern Gefährten auf, mit ihm die ſteinerne Plattform zu beſteigen. Zu groß war deſſen Zagen, zu ſchreckend die Erinnerung an den geräderten Jacobi. Er blieb in der Ferne und bat den Freund himmelhoch, ſolchen Uebermuth zu unterlaſſen. Ha! Ha! rief dieſer, ich gehe hinauf! Der Kleinere hielt den Freund zurück, ſah die Vorbedeutung eines Unglücks, flehte mit ängſtlich ſich anklammernder Hand. Vergebens! Louis war wie Macbeth, als er ſich vor den Zauberinnen nicht mehr fürchtete, ſeit er »mit Geiſtern zu Nacht geſpeiſt.« Er verlachte alle Bedenken, ſprang auf die ſteinernen Stufen und rief, wie aus ſeiner Schornſteinluke ein Eſſenkehrer, ein prahlendes lautſchallendes Hoho! mitten auf dem Galgen, an derſelben Stelle, wo Jakobi gerädert war. Dann aber plötzlich hinunterſpringend von der Plattform, mußte ihn, wenn nicht das ominöſe Wagniß, doch der volle, gewaltige Rundblick über alle dieſe Felder,

Windmühlen, Häuſer, Thürme hinweg doch erſchreckt und plötzlich wie mit unſichtbaren Armen gefaßt, gepackt, emporgehalten haben. Es war ihm, als hätte er wirklich etwas geſchaut. Es war ohne Zweifel nur das eigenthümliche Gefühl, das Jeden, der zum Reden auf eine Erhöhung tritt, die von unten hinauf geſehene Umgebung in ganz anderm Lichte erſcheinen läßt. Louis wurde im Heimweg einſylbig. Lange hat ſein zaghafter Gefährte das Gefühl nicht bewältigen können, daß ſein Freund von dieſer Verſuchung noch ſicher etwas Schlimmes würde zu befahren haben und Louis gerieth in der That auf irrende Bahnen, wurde wild, frech, trotzte ſeinen Eltern, ſchlug ſie ſogar. Immer dachte ſein früherer Kumpan an das herausfordernde Hoho! auf dem Galgen und wagte nicht, Andern, die dem Wildling ein ſchlimmes Ende prophezeiten, davon zu erzählen. Aber die Orakel lügen zuweilen. Louis trat in die Königliche Eiſengießerei vorm Oranienburger Thor als Maſchinenarbeiter und brachte es durch Fleiß und Talent bis zum Ciſeleur. Leider verhob er ſich einſt an einem ſchweren Eiſenblock und fing trotz ſeiner Rieſennatur an zu kränkeln. Dennoch erwarben ihm ſeine allgemein anerkannten Verdienſte eine ehrenvolle Berufung nach Schleſien auf die Zinkwerke des Grafen Henckel von Donnersmark. Louis war dort einer der zuverläſſigſten, bravſten Werkführer, heirathete, that Gutes auch ſeinen

früher geſchlagenen, jetzt ausgeſöhnten armen Eltern, ſiechte dahin und ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre.

Wir überſprangen einen längeren Zeitraum und im erſten Kindesleben zählt doch ein Jahr für zehn, im Jüngling ein Jahr für fünf, im Mann eins nur für Eins, im Greiſe ein Jahr kaum noch für drei Monate . . . zurück zu der erſten noch halb bewußtloſen Altersſtufe! . . . Die Gegend vor dem Oranienburger Thor war die früheſte ſichre Eroberung des ſchweifenden Entdeckers. Vom unheimlichen Voigtland, den Höhlen des Pauperismus, zogen ſich damals einſame, wie endlos ſcheinende Sandflächen bis nach Tegel, wo die Geiſter der Wöllnerſchen Zeit »dem dicken König« den Muth zu religiöſer Reaction eingeſpielt hatten, bis zum Geſundbrunnen und einer Saharawüſte, die man den Wedding nennt, auf deſſen tief im Sande angelegten Laufgräben, Schanzen und kleinen Belagerungsforts die Artillerie zu exerciren pflegte und jährlich an jedem dritten Auguſt oder »Königsgeburtstage« ein Feuerwerk abbrannte, bei deſſen Licht- und Farbenzaubern, Kanonenſchlägen und Transparent-Inſchriften der Bruder des Bombardiers nicht fehlen konnte, ſo ſehr ihm vor Müdigkeit faſt die Glieder zuſammenbrachen. Auch die Nordweſtſeite Berlins wurde erforſcht. Dort, wo jetzt neue Straßen und ganze Stadtviertel angebaut ſind, lagen ſonſt Wieſen, Hecken, Kornfelder, Holzhöfe und theilweiſe mitten in den Ring-

traf, hatte er ſich in dem Zwang ſeiner häuslichen Verhältniſſe nie möglich gedacht. Da gab es Beſuche, feine Manieren, heitere Unterhaltung, Abendgeſellſchaften, geſellige Spiele. Gleich die erſte Soirée, die Hetzel, ein Lebemann, veranſtaltete, regte ſeine Phantaſie wunderbar an. Von dem Eſſen bei ſeinem jüdiſchen Anverwandten war keine Rede mehr. Der Unterrabbiner erhielt ſeine Bezahlung, ohne daß er das Hetzel'ſche Haus je betrat. Die Lehrer Dr. Schapper, Keypel und Andre waren unterrichtete Männer, bei welchen er ſich freute, ſeinen Geiſt gründlich vervollkommnen zu können. Er ſchrieb nach Frankfurt die heiterſten und wirklich leſenswerthe, gutgeſetzte Briefe, die ein untrüglicher Gradmeſſer ſeiner zunehmenden geiſtigen Bildung waren.

Je mehr nun Börne dem Jünglingsalter entgegenreifte, deſto mehr veränderte ſich ſeine Stellung zur Welt, ſeine Auffaſſung der Menſchen, ſein Urtheil über nahe oder entfernt Liegendes. An die Ordnung ſeiner neuen Lage ſich bald gewöhnend, gewann er auch über ſie bald ein reiferes Urtheil und verhehlte ſich und den Seinigen nicht die Mängel derſelben. Bei ſeinen jährlichen Beſuchen in Frankfurt ſprach er ſich offen über den Gang des Unterrichts in Gießen aus und ſagte z. B. einmal von dem Geſchichtsunterricht, den er empfing, mit einer Wendung, die dem ſpätern Schriftſteller ſchon anzugehören ſcheint: „Der Vortrag des Mannes hat den Kopf eines Rieſen und die Hand eines Zwergen.“ Er meinte damit das Unebenmäßige ſeines Aufriſſes, indem er Unwichtiges gründlicher behandelte, als das Wichtigere. Sein Lehrer Schapper, der ihn einmal nach Frankfurt begleitete, wollte in ihm nicht viel erkannt haben. Er äußerte: Er hat zwar Anlage zum ſchriftlichen Ausdruck, ſonſt aber wenig Kopf.

mauern der Stadt. Da gab es einen Apollosaal, das schwache erste Vorbild jetziger Tempel bacchanalischer Lust, da erhob sich die erste Anlage jener königlichen Eisengießerei an der kleinen Panke und ihren sumpfigen, mit Birken bepflanzten Ufern; da lag in stiller Zurückgezogenheit das dem Laeso, sed invicto militi gewidmete Haus, wo Friedrich des Großen Invaliden ihre hölzernen Beine im Sonnenschein ausstreckten oder auf ihnen von einigen Gewerben heimkehrten, die sie, als im Handel mit Binsen zum Ausräumen der Pfeifen, in der Stadt, wenn auch blind oder einarmig, betrieben. Da lag die schreckenerregende Charité, das große von Friedrichs des Großen Vater so schön benannte Krankenhaus, das, wie dem Volke alle Krankenhäuser, gleichbedeutend mit dem Vorzimmer des Todes war und dem Kinde auch darum so schreckhaft erschien, weil es gehört hatte, daß seine Todten in »Nasenquetschern« begraben wurden. So nannte das Volk Todtenladen, denen kein Maaß nach der Beschaffenheit der Leiche genommen wurde, sondern die passen mußten, ob auch die Nase dabei zu Grunde ging. Der Kindeslogik schien freilich den Nasenquetschern ein ganz absichtlicher Angriff grade auf die Nasen der Armen zum Grunde zu liegen. In den Garten der Narren wagte der Knabe zuweilen von der Thierarzneischule aus einzublicken. Diese großen Gartenanlagen existiren nicht

mehr. Links von der Friedrichsſtraße abſeits betrat man ein Thor, das in eine anmuthige Wieſengegend führte, durch die ſich eine Allee von Kaſtanienbäumen zog. Da wo jetzt die Couplets des Friedrich Wilhelmſtädtiſchen Theaters geſungen werden, wurden ſonſt kranke Pferde obducirt, thieriſche Mißgeburten ausgebälgt, ſogar einſt ein großer, in voller Verweſung begriffener Wallfiſch zur Schau geſtellt. Dieſe geheimnißvolle, den kranken Thieren gewidmete Gegend gränzte an einen Garten, wo zum Thiere herabgeſunkene Menſchen wahnſinnig hin- und herrannten, aus Büchern laut predigten, boshaft auflachten, ſchnöde ſich einander begrinzten und maßen oder auch ſtill mit dem Spaten im Boden gruben und dabei weltliche und geiſtliche Lieder ſangen. Die Aſtlöcher der Bretterwand erlaubten dem Knaben den Durchblick; aber die Bosheit manches Tollen, der die Lauſcher bemerkte, hatte ſchon arge Verwundungen herbeigeführt. Die Narren lauerten mit Nadelſpitzen, Holzſplittern, mit Sand, um die neugierigen Augen der übermüthigen Vernünftigen zu ſtrafen.

Nun wuchs auch die Kenntniß der lärmenden, menſchengedrängten innern Stadt. Heu und Stroh holen zu helfen vom Königlichen Magazin an der Waiſenhausbrücke, welche Luſt! Dies ſchwankende und doch ſichre Thronen auf dem hochbeladenen Wagen mit vier ſtattlichen Roſſen! Oder ein Ausflug nach der Alexan-

derſtraße, an dem unheimlichen »Ochſenkopf«, dem Arbeitshauſe der Bettler, Vagabunden und rettungslos Verarmten vorüber, in die große Brodbäckerei, wo die Commis-Brod-Laibe wie Mauerſteine aufgeſchichtet ſtanden und auch wie Mauerſteine beim Bauen von Mann zu Mann geworfen und eben ſo aufgeladen wurden. Die innere ſtoßende und drängende Stadt, die handelsreiche Königsſtraße, das alterthümliche Rathhaus mit dem Prangerhalseiſen, die düſtre Stadtvogtei, der Mühlendamm mit ſeinen mehlſtaubbeſtreuten Colonaden, die alten ehrwürdigen Kirchen, der freundlichheitre Spittelmarkt mit ſeinen Obſtverkäufern, runden Fiſchfäſſern, Buden, Vögelverkäufern, Kaninchenfütterern und ſeiner Bürgerſchützenwache, den ſogenannten „Rauhbeinigen", deren Hauptquartier der Schützenplatz, eine Art Jahrmarkt von Plundersweilern war, wo gewürfelt, gezecht, geſungen, georgelt und manche Mordthat von der bemalten Leinewand erklärt und dicht über den Todten der ringsumliegenden Kirchhöfe hinweg nach dem „Vogel" geſchoſſen wurde; der Dönhofsplatz mit ſeinen langen exercierenden Soldatenreihen, die Jakobsſtraße und der Durchgang über den pappelbepflanzten, hollunderbuſchreichen Friedhof der Jakobikirche hinüber in das gelobte Land der damaligen Jugend, die Haſenhaide der Jahnſchen Turner,... das Rondeel am Halliſchen Thore mit ſeinem Echo, die

ſchweigſamehrwürdige Lindenſtraße mit ihrem myſtiſchen Kammergericht, das Köpenicker Thor mit ſeiner einſamen, gewiß recht das Schweizerheimweh der früheren Bewohner weckenden Neufchatellerkaſerne, das jenſeitige Spreeufer mit ſeinen endloſen Gaſſen, wenn man den Stralower Fiſchzugtummelplatz erreichen wollte... und alle dieſe breiten Flächen, durchzogen von ſo vielen geheimnißvollen Gärten mit hohen Mauern oder Zäunen, durch die blinzelnd allerlei vornehme poetiſche Idylle ſich in dieſer ſchwatzhaften Stadt als möglich erwies, ſo viel Waſſer, ſo viel kleine Brückchen, ſo viel grau Alterthümliches, ſo viel Rokoko-Geſchnörkeltes mit Hermenſäulen, Karyatiden, ſteinernen Helmen und Meduſenköpfen, ſo viel Winkelwerk, ſo viel Unbenennbares, ſo viel dem Kindesſinn tiefinnerlichſt Anonymes, ſelbſt wenn es einen Namen hatte ... Alles, Alles das war grade deshalb eine ſo reiche, ſo vielbewegte Welt, weil dieſe Hauptſtadt in ihrer gewaltigen bequemen Ausdehnung damals eigentlich nirgend etwas ſo eigentlich impoſant Großſtädtiſches hatte, wie Paris oder London oder auch ſeine jetzige Uebervölkerung, ſondern ſich in dieſer reichen Mannichfaltigkeit ſelbſt von einem Kinde allmälig traulich und gemüthlich überſehen ließ.

Mit ganz beſondern reizenden Schauern erfüllten das Knabenherz drei ſchon entlegenere Oertlichkeiten,

das Dorf Schönhausen, die Residenz Charlottenburg, die Festung Spandau. Die Umstände, unter denen diese Orte gesehen wurden, waren keine gewöhnlichen und führen den Demokraten wieder in die Sphäre der Hohenzollern zurück.

---

## IV.

Sommerlich wohnte in Schönhauſen jener Prinz, in deſſen Dienſten nun ſogar beide Schulmeiſterwaiſen aus Pommerland ſtanden, der Maurer und auch der ehemalige Schneider. Letztrer ſogar in einer den hohen Herrſchaften unmittelbarſten Nähe. Dies kleine hinter Pankow gelegene Schloß Schönhauſen war von einem Parke eingefriedigt, der ſeine Alleen, Boulingreens, Blumenterraſſen, Waſſerfälle, kleinen Springbrunnen, ſeine künſtlichen Felſen und von Birkenholz gezimmerten Brückchen hatte wie nur im größeren Style ein Park von Kaſſel, von Stuttgart oder Verſailles. Dem Schloſſe gegenüber lagen zwei Reihen Wirthſchaftshäuſer, die zur Hofhaltung gehörten. Ringsum Felder, Wieſen, Dörfer wie eben die märkiſchen ſind, mit Stroh- und Schindeldächern, großen Waſſertümpeln in der Mitte für die Gänſe und die Dorfjugend, einer freund-

lichen, gewiß uralten Kirche, aber ſonſt wenig Rührſamkeit oder Geiſt oder Geſchmack der Bewohner verrathend ... In dieſe prinzliche Herrlichkeit ging es ſchon des Morgens in aller Frühe. Von einem Wirthſchaftswagen mitgenommen zu werden und unter den Blüthen und Zweigen der Pankower Landſtraße ſo hinfahren, daß die Hand Blüthen und Zweige im raſchen Fluge haſchen, abſtreifen konnte; ſo ſchon des Morgens, wenn alle Glocken läuteten, hinaus aus der ſtaubigen Stadt in die Welt der Lerchen und Schmetterlinge — das gab einen unvergeßlichen Tag der Freude! Alles ſo ſtill, ſo feierlich, ſo morgenfrüh und ſonntagsgeweiht in der Natur. In Pankow links ſchnurrte die Orgel in der kleinen Kirche. Man fuhr vorüber nach Schönhauſen, deſſen Park mit ſeinen alten Linden- und Buchenbäumen zur Rechten ſich öffnete. Der Onkel in der Livree empfing die Ankommenden unter einem Heck von weißem Flieder, das ſich an den Wänden der Dienſtwohnungen hinzog und die Ausſicht nach den Kirſchenbäumen von Franzöſiſch Buchholz bot. Wie brannte da die Sonne! Wie ſummten die Käfer! Wie klopfte das Herz, als der Tiſch im Freien gedeckt wurde und es aus blendweißem Prinzen-Porzellan mit den gemalten goldenen Wappen des gebietenden Herrn drüben im Schloſſe, Reis in Milch oder gar eine Tafelreliquie zu verzehren gab! Hier waltete ein Arka-

dien. Hier ſollte der Menſch mit dem Menſchen gehen. Wie lieblich dieſe Niederlaſſung! Ein poetiſcher Schmerz hatte ſie geſchaffen, die Entſagung gepflegt. Die Gattin Friedrichs des Großen, ohne Anſpruch auf Liebe, ſuchte Troſt hier in der Natur. Das von dem intriguanten Coſander von Göthe einſt gebaute Schloß wurde von der ſchon bei Lebzeiten ihres Gatten wie Wittwe gewordenen Königin von Grund aus verändert, die Umgebung wie neu geſchaffen. Sonſt gab es hier Orangerieen, Faſanen, ſogar Seidenbau. Von dieſer Herrlichkeit hatte ſich nur, was reine freie Natur, erhalten. Uralte Eichenbäume, Akazien mit wilden Roſen umrankt, muntre Bäche durch Schilf und an Vergißmeinnichtufern ſich hinſchlängelnd. Vom Seidenbau blieben die Maulbeerbäume. Welche paradieſiſche Welt! Bienen, Käfer, Blumen! Und daß man halb hierher gehörte, halb hier heimiſch war, mehr als geduldet! Die Fürſtin Marianne lud alles was jung und friſch, beſonders die Dorfkinder von Schönhauſen, zu ſich ein und ließ ſie mit den eignen Söhnen und Töchtern, — unter ihnen jetzt eine Königin — auf einige Stunden Kameradſchaft ſchließen. Die Lakaien putzten natürlich erſt den Bauernjungen die Naſen und die Kammerjungfern unterſuchten die Mädchen, ob ſie ordentlich gewaſchen und gekämmt waren. Dann durfte der ganze Troß mit den größeren und kleineren Hoheiten an langgedeckten Tiſchen friſchgeſtrichene But-

terſemmeln ſchmauſen, Milch trinken oder Kirſchen und Birnen eſſen. Arme Täuſchung einer gewiß wohlgemeinten Abſicht! In dieſer Form kann allerdings die künftige vornehme Herablaſſung angebahnt werden, aber ob auch die wahre Demuth und die Beſcheidenheit der Großen? Es wurde geſpielt zwiſchen Arm und Reich, Gering und Vornehm. Aber nur der wilde Neckſinn und Haſchegeiſt tobt ſich doch wohl allein da bei dem vornehmen Blute aus. Es wird ihm die erſte Gelegenheit geboten, ſeine Kraft, ſein Vorrecht zu üben. Die Unbill der jungen Löwen muß ſchon ſehr wild und übermüthig werden, wenn die zuſchauende Brille des Hofgelehrten bei einer Gewaltthat den Ausſchlag nach der leidenden Seite hin giebt. Die jungen Herrſcher im Wüſtenreich üben in dieſem Spiel mit kleinen Hunden und Katzen doch nur ihre erſte Kraft, erhalten ihre erſte Ahnung von der Allmacht des künftigen Rieſen, nicht von ſeiner Schwäche und ſeiner oft ſo nothwendigen Demuth. Im fünfzehnten Jahre hört doch all dieſe angebahnte »Popularität«, all dieſer Umgang mit Menſchenſpielzeug auf. Dann bekommen die jungen Götterſöhne »ebenbürtige« Geſellſchaft und grade umgekehrt — wäre beſſer geweſen. Bei erwachender Kraft ſogleich Aufforderung zur Selbſtbeſchränkung, im erſten Vollgefühl gleich, oder Bruch durch feinere Spielkameradſchaft, die ſich nicht unbedingt ergiebt, ſondern zu wehren weiß, und dem gereiften

Jüngling dann immerhin Bauernknaben und die Armuth, nicht aber zum Spiel und Umgang, ſondern zum Studium!

In Prinzeſſin Marianne wohnte ein wirklich idylliſch-poetiſcher gemüthvoller Sinn. Dieſe hohe Dame hätte am liebſten immer im Freien gelebt unter blauem Himmelszelt und wäre auf grünem Wieſenteppich am liebſten durchs Leben gewandelt. Ihre Tafel wurde, wenn irgend möglich, unter einigen Orangebäumen und Blumenterraſſen an der Gartenfronte des kleinen, dumpfdüſtern und etwas feuchten Schloſſes aufgeſchlagen. Ihr hoheitsvoller Schritt wandte ſich gern mit werkthätiger Theilnahme mitten ins Leben der Armen. Sie ſuchte da auch für die chriſtliche Wiedergeburt zu wirken, die damals den Pietismus in Preußen zu ſo hoher Geltung brachte. Daß aber ein freigewordenes Bewußtſein auch hier wieder von den wohlmeinenden Menſchen leider abweichen muß! Die Gottſeligkeit trat in dieſer Sphäre nicht als das dürre Skelett auf, wie ſich der Pietismus ſchon in einigen Kirchen und den Conventikeln zeigte oder mit jenem Cynismus, wie bei unſerm apokalyptiſchen Vetter Wilhelm. Die Bedürfniſſe des Luxus verſchönerten ja das Prinzip der weltlichen Entſagung und hauchten auch darüber eine Grazie, die ihren eigenen ſpeziellen Reiz hat. Der Erlöſer wird hier nicht nur im Herzen getragen, ſondern auch a u f ihm, und iſt dieß in Geſtalt einer

Börne's Erzieher war durch deſſen Briefe jedoch ſchon mit dem Unterrichtsgang in Gießen bekannt genug, um darauf mit Feuer erwiedern zu können, daß daran lediglich die trockne, höchſt langweilige, grammatikaliſche Methode des Mannes ſchuld ſei. Schwerer zu beſeitigen war der Einwand, daß der junge Akademiker nicht beſonders fleißig wäre. Wie dieſe Urtheile nun aber auch immer ausfielen, (ungerecht wenigſtens auch in ſo fern, als Börne's ſchwächliche Geſundheit dabei nicht berückſichtigt wurde) darüber blieb man einig, daß man dem jungen Mann eine gewiſſe Originalität, etwas Apartes in ſeiner Art unbedingt zuerkennen müſſe.

Inzwiſchen wurde Profeſſor Hetzel durch ſeine häuslichen Verhältniſſe veranlaßt, einen Ruf nach Dorpat anzunehmen, wo er ſich eines bedeutenderen Einkommens zu erfreuen hatte. Seine Anſtalt überließ er dem Statiſtiker Crome, einem Gelehrten, der noch in ſpäterer Zeit ſich Börnen mannigfach gefällig bewies. Hetzel und ſeine Familie ließen in dem Stammbuche des Zöglings freundliche Erinnerungszeilen zurück. Wenn man überhaupt den Verſicherungen der Stammbücher trauen dürfte, ſo hätte Börne damals in einem trauten Kreiſe älterer und jüngerer Bekanntſchaften gelebt; wenigſtens finden ſich eine Menge von Schwüren und Freundſchaften verzeichnet, die noch über dem Grabe fortdauern ſollten. Bei einigen Namen hat Börne ſpäter das Zeichen des Kreuzes gemacht. Sie waren nach Jahr und Tag geſtorben.

Jetzt war es Zeit, daß Börne, oder wie er damals hieß, Louis Baruch, bisher nur dem Namen nach Student, es wirklich wurde. Auf Gießen, als eine Gelegenheit, gründlich Medizin zu ſtudiren, ſetzte man in Frankfurt kein Vertrauen. Bei jeder andern Univerſität war aber dem Vater die Selbſt-

Moſaik-Broche nach Carlo Dolce, was iſt da groß Entſagung? Es ſchwebt dem gläubigen Blick nicht nur das Kreuz unſichtbar im Gehen und Wandeln vorm Auge, ſondern an der Wand vermittelt ein Gemälde von Wach oder Begas, in ſchwerem goldnen Rahmen, das innere Bedürfniß des Herzens auch mit dem äußern des Auges. Die Großen haben gut ausrufen: »Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!« Der Herr ſchmückt ihnen ihr Haus mit Crucifixen von Silber, Breviarien voll reizender Miniaturen, Bibeln voll Handzeichnungen von Cornelius, mit bunten gebrannten Fenſterſcheiben nach Werken von Overbeck, mit geſchnitzten Betſtühlen aus Jacarandenholz. Sammetpolſter erleichtern das Knieen. Franzen ſpielen um die zum Beten gekreuzten Hände. Der vornehme Pietismus kann an Pascal, an Paul Gerhard, an Angelus Sileſius ein allgemein-literariſches, ein poetiſch-geiſtreiches Intereſſe wie an Göthe und Jean Paul nehmen, während Schmelke und Arndts wahres Chriſtenthum für die geiſtige und leibliche Armuth ſpezifiſch völlig anders wirken, als Pascal, Paul Gerhard, Angelus Sileſius für die vornehme Bildung wirken. Ein bekannter Monarch unter ſeinen Kupferſtichmappen, unter ſeinen Grundriſſen zu byzantiniſchen Bauten, unter ſeinem Studium des Puſeyismus und der anglikaniſchen Kirche befriedigt mit dieſem excluſiven Geſchmack in ſich ein ſpezifiſch andres Bedürfniß, als ſein Volk mit

dem Oberkirchenrath, der Gemeindezucht und der Sonntagsfeier oder der Arme mit seinem Porstenschen Gesangbuch befriedigen soll. Die grünen Pfingstmaien, die das Haus des Armen schmücken sollen, werden nicht von jenem Cedernbaum gebrochen, unter dessen heiligen Schatten sich die exclusive Bildung in reizendster Geistigkeit gehoben fühlt. Euch tischt der Pietismus goldne Früchte in silbernen Schalen auf, dem Armen aber auf kahlem Sandboden nur die ewig dürren Tannenzapfen der Entsagung!

Die Heuchelei und der Fanatismus beißen freilich auch auf diese Tannenzapfen an. Was wird nicht in der Nähe der Großen geheuchelt und schaamlos gelogen! Diese edle Fürstin mahnte überall zur Bekehrung. Die Sünder schlugen die lügenden Augen nieder, andre Wiedergeborne hoben sie verzückt empor. Und leider läßt sich eine gute Seite selbst der Heuchelei nicht absprechen. Die äußern Sitten mildern sich; wenigstens scheinbar kehrt man einen Menschen heraus, der seine Leidenschaften bekämpft. Wie lange es währt, wie lange man den innern morschen Schwamm verbirgt, wie lange sich die Großen ihre Umgebung künstlich wie eine grüne stille Vegetation erschaffen, endlich wird doch die Wahrheit an den Tag kommen und die grüne Fläche sind dann Wasserlinsen auf einem Sumpf gewesen. Sie wollen es aber nicht hören, sie suchen keine Aufklärung, sie lassen

Alles ununterſucht hingehen, wenn nur nicht die Täuſchung ſich von ſelber aufdeckt und die Heuchler, denen Güte und Vertrauen die meiſten Wohlthaten zuwandte, ſich zuletzt auch zu ſcheußlich undankbar und grauenvoll unwürdig zeigen. An Beiſpielen für dieſe bittere Erfahrung fehlte es nicht in jenem hohen, von einem Kinde beobachteten Kreiſe.

Der Apokalyptiker hatte auch hierin den rechten Maaßſtab. Er machte kein Weſens von der Frömmigkeit der Großen. Wenn die Caroſſen an der Spittel- oder Georgen- oder Böhmiſchen Kirche ſo dicht gedrängt ſtanden, daß die Armen kaum zur Thüre einkonnten, lächelte er über die geputzte Herrlichkeit und kam meiſtentheils auf die Phariſäer zurück und den Spruch vom Nadelöhr, durch das eher ein Kameel hindurch käme, als daß ein Reicher ins Himmelreich käme. Er erklärte, den Wahn der Großen wohl zu kennen, die ſich einbildeten, auch dermaleinſt im Himmel, wie in der Spittelkirche, die erſten Plätze, wie der Kanzel ſo dem Throne Gottes gegenüber, zu erhalten. Sehr verdächtig war ihm die neue Hof- und Dom-Agende mit ihrer katholiſchen Liturgie. Er witterte auch darin etwas von den geheimen Künſten ſeiner »Propriande«, die nicht eher ruhen würde, als bis in Berlin ein römiſcher Biſchof ſäße. Sind die apokalyptiſchen Zeiten nun nicht da?

Charlottenburg und die Veſte Spandau wurden dem Bruder zu Lieb beſucht, der alle zwei Jahre dort

in Garniſon ſtand. Dieſe Reiſewanderungen mit allem Reiz der bunteſten Abwechſelung begannen Sonntags in erſter geheimſter Morgenfrühe. Grau und leichenfahl lag noch Dämmerung auf allen Straßen; ſogar der weltberühmte Berliner Staub war noch vom Thau befeuchtet niedergeſchlagen. Durch den grünen Kaſtanienwald der Univerſität ſchimmerte ein lichter Streifen purpurgelber Frühröthe. Schlimme Vorbedeutung, wenn auf dem nahen »Hühnerhof« die Hähne krähten und es Regen geben konnte! Unter den Linden, in den Paläſten der Vornehmen alles noch im tiefſten Schlummer, ſelbſt diejenigen Läden noch geſchloſſen, die ſich am erſten zu öffnen pflegen, die der Bäcker. Im Thiergarten dann, wie zwitſcherte es von allen Zweigen! An der breiten, wohlgepflegten Kunſtſtraße entlang rechts und links ziehen ſich niedere Wege, die in frohem Gleichſchritt erwartungsvoll glückſelig durchmeſſen wurden. Durch die Säulen des Brandenburger Thores mehrte ſich ſchon die Gluth der erwachenden Sonne. Die Hähne hatten Unrecht. Es giebt das herrlichſte Wetter. Der Thiergarten, damals noch ſo wild, ſo verworren, ſo ſumpfigüppig. Noch herrſchte hier Herr Fintelmann, nicht der Parkologe Lenné. Hinter dem früheren »Venusbaſſin«, ſpäteren proſaiſcheren Karpfenteich, linker Hand vom Wege, wucherte es von Schaafgarben, Winden, Farrenkräutern, Schirling und

Wolfsmilch. Eidechſen huſchen in die hohen Gräſer. Rechts der Blick nach dem ſogar von Delille beſungenen Bellevüe und der vielbewunderten bronzenen Kanone, die Prinz Auguſt, ein berühmter Held (in der Prusse galante), eigenhändig von Franzoſen erobert haben ſoll. Nun kam das freundliche Rondeel, das mit einigen finger- und naſenloſen Sandſteinfiguren geziert war und vom Volke ohne beſondere Kunſtneigung: »Die Puppen«, (»hochdeutſch«: »Die Pupſen«) genannt wurde, ſonſt aber, zu Knobelsdorfs Zeiten, auch poetiſcher, der »große Stern« hieß. Rings geſchnittene Hecken. Die Gränze Bellevües mit einem erhöhten chineſiſchen Pavillon. Weiter ſchreitend mehrte ſich die wilde Sumpfvegetation. Lazerten und Fröſche huſchen erſchreckend vor den Frühwanderern in das bergende Dickicht, wo auf moorigem Boden die fächerpalmenartigen Farrenkräuter ſich ſtrecken, die lockenden Blüthen der giftigen Aaronswurzel auf ſchwarzbraunem Stengel ſich wiegen, gelbweiße große Pilze ſich von einem inzwiſchen abgebrochenen grünen Wanderſtecken eine raſche Zerſtörung gefallen laſſen müſſen. Endlich war der Schlagbaum der Wegegeldabgabe erreicht, wo ein Wagenlenker des Königs noch kürzlich, an den Säulen anſtreifend, den Hals bricht. Der Unfall wird vom Vater in den kleinſten Details erzählt, ganz ſo, wie die Mutter ſeine ſchauerliche Ausführlichkeit und allzulebhafte Phantaſie »in

den Tod« nicht leiden konnte. Schon blitzten die Sonnenſtrahlen inzwiſchen in voller Kraft und vergoldeten die Faſanerie, das Crelingerberühmte »Knie« und vor dem Blicke liegend nun Charlottenburg, wo es ſchon lebendig geworden. Rüſtete ſich hier Sonntags doch alles auf die Gäſte der großen Reſidenz. Da öffneten ſich die Jalouſieen der Sommerwohnungen, Blumen, beſonders die Lieblinge jener Epoche, die Hortenſien, wurden erfriſcht, die Wege vorm Hauſe gegen den drohenden Sonntagsſtaub im Voraus benetzt. Links belebte ſich ſchon der große Platz, wo der berühmte Kolter ſeine halsbrechenden Seiltänzerkünſte zeigte. Und die Bäckerläden ſind offen! Vorräthe für Spandau werden friſch vom heißen Brett gekauft! Wie kniſtert das warme gelbe Brod! Wie wird die Waare von Charlottenburg gerühmt, mit der Berliner verglichen, wie wird die großſtädtiſche Bäckerinnung als die ſelbſtſüchtigſte, hochmüthigſte und »bredalſte« (brutalſte) aller Berliner Gilden attakirt! Das ſtolze Schloß zur Rechten mit ſeinem grünen Kupferdach und der goldnen Krone unterbricht dieſe Vergleiche. Jetzt würde ſich der Blick an dem Wetteifer laben, der in dieſem ſtattlichen Gebäude zwiſchen ſeinen beiden ſich ſo feindlichen Erbauern, Schlüter und Eoſander von Göthe, erkennbar iſt; damals lag die ganze Herrlichkeit dieſes Schloſſes nur in einer großen Gartenglocke, die im Parkteiche uralte be-

mooſte Karpfenhäupter auf den obern Waſſerſpiegel lockt. Das Ohr lauſchte dem Wiehern und Kettenraſſeln an den linksliegenden Ställen der helmbebuſchten Eiſenreiter. Dieſe gewaltigen Reiſige ruft eben die Trompete zum Füttern der Pferde. Wie ſolche Morgenreveilletöne, ob nun in Kirchenvigilien oder im zweiten Akt von Mehuls Joſeph in Egypten oder wie hier bei Kriegern, ſo liebevoll beredſam zum Leben aufrufen! Die Reveillecadenz der Berliner Signalhörner, aufſteigend erſt, dann ſich ſenkend, dann ſo lang hingezogen und in den Sonnenaufgang hinein melancholiſch verhallend, iſt des Knaben ſüßeſte erſte muſikaliſche Erinnerung. Hier bei den Reitern hatte die ſchmetternde Trompete nicht den ſchönen Tonfall wie das Signalhorn von der Königswache in Berlin herüber durch den Kaſtanienwald, aber mit frohem Muthe ging es doch hinter den Magazinen der Gardes du Corps jetzt der ſteigenden Sandebene zu, die damals ein müheſeliger Weg nach Spandau durchſchnitt. Jetzt brauſt hier die Locomotive; damals war noch nicht einmal jene Kunſtſtraße gebaut, von der man erzählte, daß ſie ein gewaltthätiger bürgerlicher Gutsbeſitzer, der im Jähzorn einen Knecht erſchlagen, zur Ablöſung der Todesſtrafe hatte erbauen müſſen. Dieſe mühſelige Wanderung über die ſandige Steppe, die dünngeſäeten Kornfelder und die allein nur hier ganz gedeihenden, blühenden Kartoffeln! Dennoch ſang die Lerche hier ſo gut,

wie sie nur auf der goldnen Aue singen mag, sie hob sich, sie schwebte, sie wirbelte nieder und machte Muth, tapfer auszuharren. Kam doch hinter einer großen einsamen Windmühle bald eine Waldstrecke, die gegen den nun schon immer heißeren Sonnenstrahl Schatten bot. Es waren nur Tannen, nur Birken, aber sie standen dichtgeschaart. Ueber ihre knorrigen aus der Erde starrenden Wurzeln hinweg schritt sich's wohlig und heiter und oft betrachteten wir die Stelle, wo in dieser verrufenen, bis nach Potsdam sich hinziehenden Waldwildniß bei nächtlicher Rückkehr von Berlin der Bruder von »Räubern« angefallen war und mit seinem Säbel sich erst hatte Weg bahnen müssen. Endlich öffneten sich die Niederungen, die zur rechtsherum mit gefälligster Waldumkränzung sich ziehenden Spree führten. Der Weg ging abwärts und bot in den sich niedersenkenden Baumgruppen, durch die die Sonnenlichter, die grünen Wiesen, die Wogen des Flusses und schon die Thürme Spandau's mit ihren goldnen Zifferblättern blitzten, während links der Wald an Dichtigkeit zunehmend, emporstieg zu der »Gebirgskette« der Pichelsberge, einen malerischen Anblick. Nun quer um Heck und Zaun herum über die Wiesen. An einem langen Erdwall wurde still gehalten. Hier unter hunderttausenden weißer Sternblümchen lagen die gefallenen jungen Freiwilligen, die 1813 Spandau von den

Franzoſen zurückerobern wollten. Es läuteten ſchon die Glocken der nahen Stadt herüber zur Kirche. Rechts lag ſchon die waſſerumgürtete uralte, von Italienern unter Leitung des Florentiniſchen Grafen von Lynar erbaute Feſtung mit der ſchwarzweißen Fahne. Der von der Jungfernheide maleriſch umkränzte Fluß belebte ſich oder »Schifferkähne« hielten Sonntagsraſt an ſeinen Ufern. Eine ſchwarzweiß bemalte Zugbrücke führte endlich in die Stadt, deren Thor ein gewaltiger Thurm ſchützte, den ſich die Knaben-Phantaſie nur als über und über mit Pulver angefüllt dachte. Der Vater öffnete den Deckel ſeiner Pfeife, ſchüttete die Aſche in den Zuſammenfluß der Spree mit der Havel, ſteckte den noch heißen Pfeifenkopf in die Taſche, wünſchte dem Brükkenmeiſter einen guten Morgen! Man war in Spandau.

Dieſe mühſelige dreiſtündige Wanderung mit Weib und Kind, mit Verwandten und liebendem Anhang! Und Abends zu Fuß zurück mit gleichem Muthe! Die Belehnung, den Bruder mit dem ſtolzen ſchwankenden Federbuſch auf dem Appell zu ſehen, ſeine kommandirende Stimme bei der Kirchenparade zu hören, ſein Quartier hinterm Kinkel berühmten Zuchthauſe zu beſuchen, Nachmittags in die innere Feſtung zu wandern, den Juliusthurm, die Baukünſte der Italiener und jenes poetiſchen, abenteuerlichen Lynar, der am Taſſohofe von Ferrara erzogen, die Mark mit Italien vermit-

telte, zu bestaunen, sich dort wiegen und im uralten Wagebuch notiren zu lassen, dann auf dem Schützenhause die Philister kegeln zu sehen, welche Reisebelohnung! Zu fragen und zu träumen, zu gaffen und zu hören gab es da Unermeßliches. Nicht nur die großartigen Thatsachen vom Glacis, von den Laufgräben, von Palliss:den, Schanzkörben, den Ueberschwemmungsschleusen, den Kasematten, den Mörsern, den Bomben — die Festung hat mit ihrem Wasser, ihren Bauholzplätzen, pappelgeschmückten Eingangsthoren etwas Holländisches und würde sich mit Winterstaffage ganz wie ein Vandervelde ausnehmen — nicht nur die Chronik des Zuchthauses, die von den galgenwürdigsten Verbrechern, die Chronik der Festung, die von Studenten mit langen Haaren und Bärten erzählte, sondern auch die kleine Bürgerwelt nahm den gaffenden, horchenden, lauernden Kindersinn gefangen und wär' es nur eine Spandauer Tischler- oder Schusterwerkstatt gewesen, durch deren sonntägliche Ruhe man hindurchschreiten mußte, um in's Quartier des Bruders zu kommen, oder ein Kamerad, der von seiner schlesischen Heimath erzählte, oder die Frau des Feldwebels, die die Großartige spielen wollte und die fremden Gäste lukullisch zu bewirthen sich tummelte. Wie wurde inzwischen wieder das Brod von Spandau gerühmt! Wie wurden diese schlichten kleinstädtischen Bäcker wieder den Berlinern

ſtändigkeit ſeines noch ſo jungen Sohnes peinlich. Da kam man auf einen Mittelweg. Man ſcheute die außerordentlichen Koſten nicht, um den angehenden Mediziner einem Manne anzuvertrauen, der in der gelehrten und praktiſchen Welt einen berühmten Namen hatte, in der Geſellſchaft eine ausgezeichnete Stellung einnahm und durch ſeinen jüdiſchen Urſprung den Sympathieen der Familie Baruch näher ſtand, als irgend ein Anderer — Marcus Herz in Berlin. Man wußte, daß Herz außer der raſtloſen Thätigkeit, der ſich dieſer Arzt in Berlin widmete, ſich auch noch die Laſt auflud, in ſein Haus junge Leute aufzunehmen, die unter ſeiner Leitung in Berlin, welches damals noch keine Univerſität, ſondern nur Kliniken berühmter Aerzte hatte, ihren mediziniſchen Kurſus begannen. Herz war Arzt am jüdiſchen Krankenhauſe und hielt Vorleſungen, die für ein größeres Publikum berechnet waren. Die Beſorgniß, den jungen Börne an einen ſittlich ſo verrufenen Ort, wofür beſonders damals Berlin galt, zu ſchicken, wurde durch die Beruhigung gemildert, daß er doch in dem Hauſe ſeines Lehrers dann noch immer unter einer Art Aufſicht ſtehen würde. Dieſe Penſion koſtete 100 Louisd'ors.

Auf Louis Baruch wirkte die Ausſicht, nach Berlin zu kommen, ungemein erfreulich. Für ihn war damals Berlin, was dem Franzoſen der Provinz Paris. Berlin war damals noch die Hauptſtadt des unüberwindlich ſcheinenden Preuſſens, welches ſich die Miene geben durfte, zu der anſchwellenden Lawine der Napoleoniſchen Herrſchaft zu ſagen: Bis hieher und nicht weiter! Berlin war der Sitz der feinſten Sitte, der Haupttummelplatz der bedeutenderen Geiſter der Nation; Fichte, Schleiermacher, die Schlegel, Johannes von Müller wirkten von dort aus. Man braucht nur die Briefe der

zum Muſter empfohlen! Wie wurden Fleiſch, Mehl, Hülſenfrüchte in ihren laufenden Preiſen und ihrer unverfälſchten, quellenreinen Güte mit der Theurung in der ſündenverlornen, lug- und trugergebenen Hauptſtadt verglichen! Die halbe Welt der Kleinen dreht ſich ja um nichts, als um die nächſte Exiſtenz und die Chronik des Marktes. Man reichte ſich wonnevoll das Weißbrod im Kreiſe, pries die Krume, wie locker, wie ausgebacken ſie war. Man bewunderte den Reichthum an kleinen, weißen, rothfloſſigen Fiſchen, den die zur Havel gewordene Spree wohlfeil abwarf. Konnte man einen ſo glücklichen Ort verlaſſen, ohne ſich noch einen Sack voll gedörrten Obſtes mitzunehmen? Wie glücklich wurde der geprieſen, der hier im Bunde mit vier oder fünf Nachbarn ein Schwein ſich mäſten, für ſich allein drei Gänſe im Koben »nudeln« konnte! Welch ein unerſchöpfliches Thema dieſer Kampf der geringen Mittel mit dem großen Bedürfniß des Lebens! Und wie weiß es Einer immer beſſer, als der Andre! Wie reich ſind dieſe Erfahrungen, wie mannichfach dieſe Methoden zum Leben! Sparen, zu Etwas kommen, ſich einrichten, das ſind die gemeinſamen Ziele des gemeinſamen Wettlaufes, wo es aber die kleine runde Frau des Einen ſo, die magere lange des Andern ganz anders anfängt. O die Männer müſſen denken und ſollen auch denken, ſie hätten Hennen mit goldnen Eiern geheirathet. Die

Männer schweigen zu all den Frauenprahlereien, blicken nur ernst, hören den Zungenherrlichkeiten mit holländischer Geduld zu, rauchen gläubig oder lächelnd ungläubig aus den kurzen thönernen Staatspfeifen, trinken ihr leckeres Spandauer Bier und erfahren jetzt erst, was ihnen eigentlich in ihren Ehehälften für eine wunderbare Bescheerung wurde. Manche schäkern wohl auch mit den fremden Weibsen, verlassen die Parthie ihrer Frau, schmunzeln mit der redseligen Spandauer Frau Meisterin, die ein so windschnelles Mundwerk hat. Das setzt dann hintennach tragische Heimgangsdialoge, schmollende, ohnehin prickelnde Ermüdungsvorwürfe, zankende Gardinenpredigten ... und die sonnenhellsten Tage endeten dann wohl gar, wie die Hähne prophezeit hatten, wirklich mit Blitz und Donner ... und »kein Mensch mehr brächte Einen dahinüber nach Spandau...« und um das Unglück voll zu machen, kochen sich hintennach die mitgebrachten gebackenen Dürrfrüchte ganz erbärmlich, sind steinhart und reichen nicht im Entferntesten an die Waare, die man von dem großstädtischen Vorkosthändler an der Friedrichs- und Dorotheenstraßenecke geliefert bekommt. Durchzieht diese Staffage mit einigen wunderlichen Lebensverwickelungen, so habt Ihr die ganze Welt des norddeutschen kleinen Bürgers und seines Lebens einzige bescheidene Romantik!

Wohin horcht nicht alles ein Kinderohr und schleicht sich leise in die Menschenzustände ein! Es ahnt so früh, so früh schon auch die zerreißende Dissonanz des Lebens. Das Kind schreit auf, wenn der Druck des rauhen Daseins und der Unbildung auf die zarte Seele auch zu hart, zu plump gewaltthätig wird. Es möchte so gern in Liebe alles verbinden, jeden Zwiespalt versöhnen, überall nur Glück und Freude sehen. Die Vögel können aber im Sturm nicht ängstlicher flattern, wie ein Kinderherz zittert, wenn nur schon die Wolken heraufziehen, die Leidenschaften so im Voraus erst plänkeln, erst schußfertig sind, noch gar nicht pelotonweise losstürmen. Aber kommen dann die Salven, kommen dann die rechten Kreuzfeuer, Ladung auf Ladung, wie fliegen die jammernden Friedensstifter hin und her und beschwören die Partheien bei allen Himmeln, allen Paradiesen, abzulassen von der schnöden, wilden Menschennatur! Und immer schwerer wird das Weh in der Kinderbrust. Es ballt sich beim Anblick so vieler Wildheit die Wolke zusammen, die nun gleich regnen muß. Sie kann sich nicht mehr halten in der freien Luftschwebe, sie muß hernieder, muß weinen. Armer Narr! Gewöhne dich nur an den Einblick in die bewußte Thatkraft des mündigen Lebens, an dies Unglück, an jenes Verbrechen, an tausend Rechnungen, die nicht mehr so aufgehen, wie deine ersten Exempel auf der schwarzen Schiefertafel! Da kommt ein Haufe Men-

ſchen. Ein Reiter ſtürzte, wird getragen, das Pferd zerſchlug ihm mit dem Huf die Bruſt; er ſieht noch etwas wie irr im Kreiſe um ſich, das Auge bricht, er iſt todt. Ein lieber Geſpiele legt ſich aufs Krankenlager, ſie fahren ihn im Sarge hinaus auf den Friedhof. Die Erfüllung eines Wunſches, die ein Großer den Eltern verſpricht, ſchlägt fehl. Der Vater kommt händeringend, er hat einen Brief mit Geld verloren, der nicht ihm gehörte. Bei einem Verwandten wird geſtohlen, eingebrochen, der Armuth noch ihre Dürftigkeit geraubt. Der Druck ſchlechter Zeiten, das Zurückgehen der Geſchäfte ſind Dämonen, die ſich mit kummervoller Miene, das Haupt aufſtützend in einem Winkel der Stube wie der jüdiſche Dalles hocken, keine Antwort geben, wenn man ſie anredet, ſtarr zur Erde niederblicken und im Kinde die erſten Zweifel an Gottes liebendem Vaterherzen wecken. O wie verdunkelt ſich immer mehr der blaue Wolkengrund, in dem ſich das Kind leibhaftig thronend auf goldnen Sonnenſtreifen den Herrn der Erde, den Vater im Himmel dachte! So leibhaftig, ſo wie gemalt im Bilde ſchwebt im Abendſonnenlicht der ernſte Patriarch mit ehrwürdigem Bart, der die Welt geſchaffen hat, vor dem vertrauenden Auge des Kindes. Aber Satans Macht wächſt, wächſt immer höher, immer weiter rückt das Gute hinweg und das Böſe ſiegt zu oft. Die Sorge klopft an die Thür. Sie kommt auch ohne unſer Herein! Sie wird Gaſt im

Hauſs, täglicher, ſie bläſt alle Kartenhäuſer des Kindes um, wirft alles Spielzeug in die Ecke, rauſt alle Blumen aus, beirrt den Wuchs, den freiaufſtrebenden Wuchs des jungen Lebensmuthes, legt Bleigewicht an jede zu weit ausholende Pendelſchwingung, verkümmert, verringert, beängſtigt alle Athemzüge. Die Sorge kann ſogar den Trieb der Freiheit für immer auslöſchen wie ein Licht.

Der große ſichtbare Gottvater in farbeſtrahlenden Wolken verſchwindet auch dem rationellen Glauben des Kindes allmälig. Die innere Offenbarung regt ſich. Es fangen Stimmen mit uns zu reden an, die nur von Geiſtern kommen können. Gott iſt ein Geiſt und Unſichtbares auch umweht den jungen Keim, der ſich vielmehr als Durchgang des Erdengeheimniſſes noch fühlt, als der erſtarkte künftige Stamm. Die räthſelhafte unerklärliche Wehmuth des Kinderherzens überſchleicht den Einſamen. Das Ziel des Lebens iſt ſo hoch, die Welt ſo weit und du biſt allein und hülflos! Wer wird deine Hand ergreifen, wer dich führen durch dies dunkle Labyrinth! Dieſe Kinderwehmuth . . . iſt ſie ein unerklärtes Heimweh zurück zum räthſelhaften Lande des Nichts oder eine Vorahnung zukünftigen Lebens? Debetur puero reverentia! Wir ſchulden heilige Scheu dem Kinde! Darin liegt mehr, als nur die Aufforderung, dem Kinde ſich nicht zu zeigen, wie Noah ſich ſeinen Töchtern zeigte, mehr als die Aufforderung zu

moraliſcher Schicklichkeit. Ein ſinniges Kind nimmt jeden Schmerz wie mit ſeinem ganzen offnen Nervengeflecht der Empfindung hin. Es geht ihm tief ins Leben, wenn es leidet. Eine Kinderkränkung wirkt nicht etwa blos äußerlich auf den Stolz und duckt etwa nur ein Stehaufmännchen in ſeine Schachtel nieder; nein, ſie erzeugt eine ſo tiefe Verlaſſenheit des Gemüthes, eine ſolche Wehmuth aller Stimmungen, daß es mehr als Rohheit iſt, wenn man glaubt, durch Spott oder lachende Zurede den innern Brand des doch großgeglaubten Unglücks zu kühlen. Die Armuth, die bürgerliche Armuth eines Strebſamen weckt Klagetöne der Seele, die ſich in Worten nicht ausſprechen laſſen. Die Schwere des allgemeinen, ſo endlichen, ſo halben Menſchenloſes fällt ſchon beim Kinde ſo gewaltſam oft ins Herz nieder, daß der Erzieher nicht ſanft und mitleidsvoll genug die zagende Seele zu ſich emporrichten kann.

Wie iſt ein Kind ſo rührend, wenn es krank wird! Der leiſe Ton der Stimme dann, die lächelnde Ergebung und dieſer zehrende, liebeſuchende Blick! Sonſt der wilde frohe Uebermuth und nun dieſe Bändigung! In Krankheiten entwickelt ſich das Gemüth der Kinder. Sie erſtehen reifer, innerlicher vom Lager, als ſie ſich legten. Die Entwickelung des Körpers ſteht faſt ſtill und läßt dem Wachſen der Seele Zeit. Wie dem Knaben ſchon das Klingen im Ohr eine wunderbare Wir-

lung war! Dies von Erkältung plötzlich eintretende Singen und Summen war ihm wie das Rauschen eines unsichtbaren Meeres, das halb dem Leben, halb der Geisterwelt angehört. Es weckte Melodie und Farbe, Sehnsucht ins Unendliche, etwas so Ideales, etwa wie bei späteren klareren Vorstellungen ein Anblick der Laokoongruppe in der Akademie als der berauschendste Vorzauber Italiens empfunden wurde. Die grünen, blauen, rothen Flecken vor einem Auge, das zu lange in die Sonne geblickt hatte, verzauberten die ganze Welt und schon früh reizte es den Träumer, sich absichtlich die Augen zuzudrücken und an jenen wunderbaren kaleidoskopischen Bildungen sich zu weiden, die die Sehnerven sich im Dunkeln selber schufen. Das war eine Pracht von bunten Formen und Lichtern, wie gestickte Teppiche oder gemalte Fensterscheiben, in den reichsten symmetrischen Mustern, viel schöner als die zum Sticken bestimmten, die am Wittich'schen Laden in der Jägerstraße hingen. Bei Erkältungsfiebern begann sogleich jenes »Phantasieren«, das bis in die Jünglingszeit eine ängstliche Plage der Eltern blieb. Dann schien dem Erkrankten Abends das Bett umzingelt wie von lauter kleinen dicken Männern mit langen gräulichen Nasen, wo einer den andern wegdrängte, oder es begann jenes Gefühl des Schwebens, Aufsteigens in die Luft, das jammernde Hülferufen um Rettung vor dem Niederstürzen. Dies

Schweben in den Lüften und Niederfallen aus allen Wolken widerholte ſich regelmäßig bei jedem Unwohlſein. Der Knabe wußte dabei mit offnem Auge, daß ihn Vater und Mutter in den Armen hielten und doch jammerte er, daß er ſtürzen, ſtürzen müſſe ins Unendliche und ſich nicht halten könne hoch in allen Lüften. Ein pommerſches Gegenmittel: Ein Kübel Waſſer über den Kopf! wurde von der Mutter zurückgewieſen. Sie tröſtete und ſprach ſo lange dem fiebernden Knaben zu, bis dieſer ſich ſammelte und erſchöpft einſchlief... Alles höhere, geiſtige, innerlichſte Wachſen des Menſchen iſt halbe Krankheit.

Die Vermittelung mit dem Arzte iſt bei manchen Lebenslagen dann ohnehin die einzige, die eine ganze Schicht der Geſellſchaft überhaupt einmal in unmittelbare Bildungsnähe bringen kann. Es kann ſo arme Exiſtenzen geben, daß der Arzt der Einzige iſt, der jemals aus der Welt des Fracks und der Handſchuhe mit ihnen in Berührung kommt, der Einzige, der in gewählter Sprache nach ihrem Wohl und Wehe frägt. So ſehr Paria war der Knabe nicht; aber in dem Vorfahren und dem Eintreten jenes kleinen, ſtrengen, kurzangebundenen, ſcharfblickenden, raſchbefehlenden Hofrath K. lag etwas ſo unendlich Vornehmes und Erſchreckendes, daß darin allein ſchon jeder Krankheit ein monentanes Halt! geboten wurde. Hofrath K. wurde bei jedem Uebel angegangen, aber die Eltern gehörten, wie alle Men-

ſchen aus dem Volke, weniger der lateiniſchen Heilkunde, als der traditionellen Hausmittellehre an. Sie hörten am liebſten von alten Frauen, die Drüſen heilten und Kindern den Zapfen hoben, von alten Schäfern, wie die Roſe beſprachen, und, wie jener Schäfer in der Kaſerne, ſchlimme Entzündungen mit Salben ſanft auflöſen konnten. Die liebſten Formen des Heilmittels ſind dem Volke der Kräutertrank und die Salbe. In Salben beſonders liegt ihm ein Auszug aller feinen Kräfte der Natur. Einfache Kräutermiſchungen und gewiſſe Fetttheile des Thieres, Biebergeil, zerriebene Gallenſteine oder ähnliche Miſchungen ſcheinen ihm allein beſtimmt, den Heil-Segen Gottes zu tragen. Und das Allerheilſamſte bleibt dem Volk das Wunder. Die Sympathie entfernt die Roſe, die Warzen, die Ausſchläge und greift in den Organismus der Schöpfung ſelbſt ein. Die mediziniſche Polizei iſt beſtändig auf der Jagd gegen die Volksärzte, aber ſie entſtehen doch immer wieder in den Winkeln und Hinterhöfen und einſamen Vorwerken vor den Thoren. Man tritt bei ſolchen unzünftigen Aerzten ein. Sie ſitzen bei ihrer ſonſt üblichen Gewerbesarbeit und fahren uns rauh und hart an, wenn wir von ihnen Bewährung ihrer Heilkraft erbitten. Theils iſt dies die Furcht vor Verrath, theils aber auch der alte ſchon in Delphi bekanntgeweſene Drang der ſträubenden Ablehnung jeder übernatürlichen Zumuthung von Seiten

ſolcher Uebernatürlichbegabten. Allmälig beſchwichtigt man die Polternden und ſie rücken mit ihren Künſten hervor. So lernte der Knabe einſt eine Art von Hexe kennen und ſogar eine, die dicht im Schatten des Domes und des Königlichen Schloſſes wohnte.

Die altergraue, von Bäumen beſchattete Hofapotheke liegt in dem mittelalterlichen Flügelreſte des Schloſſes. Neben dieſer Werkſtatt Aeskulaps, wo mit ſcheuer Ehrerbietung die ausgeſtopften Vögel des Vorgemachs bewundert wurden, bis die Arzeneien durch das Fenſter des Proviſors abgeliefert waren, lag die beſcheidene Hütte einer Heilkundigen, die ſich geradezu als eine Zauberin dem Kinde darbot. An derſelben Stelle, wo jetzt die Grundmauern des Campo Santo ſich erheben und die kleine „Laufbrücke“ nach der Burgſtraße noch nicht geſchlagen war, ſtand im Schutze des neugebauten Domes ein Durcheinander kleiner Hütten und Baracken und dicht hier am Schloſſe, dicht an einer zünftigen Werkſtatt Aeskulaps, dicht an der Hof- und Domkirche vertrieb eine alte, lange, hagre Frau, der man ſich nur nach vielem Bitten und Betteln um Hülfe nähern durfte, den Kindern die Drüſen, drehte ihnen die ſteifen Hälſe um, „hob die Zapfen“, wahrſagte aus Karten oder Kaffeeſatz, lehrte Sympathie mit rohem Fleiſch, das in die Erde unter eine tröpfelnde Dachrinne begraben werden mußte und trieb ähnliche wunderbare Abacadabras der Volks-

Rahel zu lesen, um sich recht lebhaft in die frivol-geniale Geselligkeit jener Kreise hineinzudenken, in welchen namentlich die Sprößlinge reicher jüdischer Familien eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Und vor allen glänzte grade die Frau Marcus Herzens als ein Phänomen erster Größe. Das Haus dieser Dame, deren Ehegemahl ihr an Jahren weit voraus war*), galt für das Stelldichein aller bedeutenden Köpfe Berlins; für den Pensionär eröffnete sich eine glänzend heitre Aussicht. Börne hat auch in spätern Jahren nie aufgehört, von Berlin einzugestehen, daß er es wohl leiden möge. Selbst zuletzt, als das öffentliche Gespräch in Berlin sich nicht mehr um die Fragen der Politik und Literatur drehte, sondern wie er selbst sagt, um die Tänzerinnen der Oper und die Prinzen des Königlichen Hauses, machte er sich anheischig, vier Wochen in Berlin mit der größten Befriedigung auszudauern. Dazu kam, daß Börne sogar von den Heiligthümern Preußens Eines verehrte, wie keines vom gleichen Range, nämlich Friedrich den Großen. Noch später, als er schon die Pariser Briefe geschrieben hatte, hörte er im Gespräche nicht auf, von den klaren blauen Augen dieses Berliner Friedrichs zu reden, von seiner Enthaltsamkeit, Mäßigung, von seinem Esprit, von seiner Achtung vor berühmten Männern und dem Ehrgeize, mit ihnen umzugehen. Friedrich der Große und Heinrich IV. von Frankreich waren die einzigen Könige, von denen Börne mit gemüthlicher Theilnahme sprach.

Von den medizinischen Studien scheint indessen in Berlin nicht viel geworden zu sein. Marcus Herz war mit seiner

*) Börne bewunderte später oft, wie trefflich sich hier eine junge Frau in das Wesen eines älteren Mannes zu schicken wußte.

heilkunde. An derselben Stelle, wo Cornelius die Heilwunder Christi malen wird, nahm diese finstre, unfreundliche Alte vier Groschen für einen »eingerenkten« steifen Kinder-Hals. Auf dem lichthellen Lustgarten, jenseits der so morsch und mürbe gewordenen, jetzt entfernten Pappeln, über den alten, nun auch dislocirten Dessauer Zopf hinweg lag dieser stille mystische Winkel ohnehin wie ein schauerliches Geheimniß, welches sich dem damals vielleicht sechsjährigen Knaben so eingeprägt hat, daß er nicht nur den Besuch im kleinen düstren Zimmer der Hexe selbst bis in's kleinste Detail der wachstuchumhüllten Vogelbauer, des Bettes im Zimmer, der Schränke, des Stuhls, auf den er sich setzen mußte, beschreiben könnte, sondern auch noch deutlich jene braunglänzenden ausgeplatzten Kastanien vor sich sieht, die er auf dem Heimwege an der Universität in die Taschen steckte, da sein steifer Hals, gedreht, bestrichen, gedrückt von der schnarrenden griesgrämlichen Wunderthäterin sich in der That wieder bücken konnte. Denn was auch in der Erinnerung aus der Kinderzeit im Gedächtniß Alles parallel läuft, (Kastanien und ein steifer Hals) das könnte allenfalls nur von der Logik eines Straußenmagens verdaut werden.

Dem innern Drängen des Geistes, der endlich über die dämonische Macht des Körpers einige nach-

haltigere Kraft gewinnt, kommt die Schule, die Kirche und die Bücherwelt mit kräftig helfenden Armen entgegen. Das ſind denn ſo gewaltige Liebkoſungen, ſo lang ſich ausſtreckende Hülfeleiſtungen der bereits beſtehenden Welt, daß ſie bald das ganze Jugendleben allein gefangen nehmen.

## V.

Als der siebenjährige Knabe zum ersten Male in die Schule sollte, erhob er das kläglichste Geschrei. Die Schwester sollte ihn zu einem Meister Schubert führen, der an der Dorotheenstädtischen Kirche eine achtbare „Klippschule“ unterhielt. Weiter aber, als hundert Schritte vom Hause, brachte den Schulrefractär die Schwester nicht. Dicht hinter der Eingangspforte zur Astronomie, fast schon an den düstern Fenstern der Anatomie, da, wo einst Maupertuis oder Voltaire die Sternwarte besteigen wollte und mit einer Leiche carambolirte, so daß ein für allemal die Akademiker einen eignen Eingang zum Sternenhimmel und die Anatomen einen eignen Eingang zu ihren Obductionen von Friedrich dem Großen angewiesen erhielten; an derselben Stelle warf sich ein widerspenstiger junger Rekrut des Lernens auf die Erde, schrie, schlug mit Händen

und Füßen um sich und schien unter keinerlei Umständen etwas vom Wissen wissen zu wollen. Der Junge schien als Ignorantiner überhaupt eine Ahnung der Gefahr alles Wissens zu haben. Seine eigentliche Marotte war die, zu Jedem, der ihn um seinen künftigen Beruf fragte, zu sagen: „Ich werde ein Bildhauer.“ Was brauchte ein Bildhauer in die Schule zu gehen? Auf die Frage der Vorübergehenden, die zahlreich still standen, was der Junge da so gezerrt würde, hieß es: Er will nicht in die Schule. Da gab es Verwünschungen und Spottreden genug. Keiner hörte aber auf den wahren Grund der Weigerung. Es war dies kein andrer, als das ihn noch heute in furchtbarer Todesangst sehr oft anwehende Wort: „Er wisse Nichts!“ Die Schwester wagte kaum den Leuten diesen dummen Grund mitzutheilen. „Ich weiß nichts!“ sagte der Bruder, jammerte, erhob sich nur auf sanftes allmäliges Zureden, faßte die Hände der Schwester und folgte weinend. Du ehrgeiziger Jugendtropf! Du wußtest noch nichts! Dies Leergefühl, diese Nichtswissens-Wehmuth war hoffentlich nur eine von den Durchgangsstationen jener räthselhaften Seelenstimmungen, die Kinder dem Geheimniß des Lebens eben so nahe stellen, wie den alternden Greis. Wie dieser den Ballast des Wissens aus seinem morschen Lebenskahn mit unbewußter Vergeßlichkeit nach und nach hinauswirft, nimmt ihn das Kind auch nur mit Zagen ein... Der

Knabe folgte zuletzt. Kameraden mit Pennal und Schiefertafel näherten sich voll Zutrauen. Meister Schubert, ein stattlicher Herr, bei dem sich Mildes oft mit dem Strengsten paarte, redete dem Kinde sanft zu. Es setzt sich. Aber bald zeigt sich's, es hatte nur zu wahr gefühlt, daß es noch nichts wisse. Die A-B-C-Schützen buchstabiren aus einem Buche mit großgedruckten Lettern. Einer nach dem Andern kommt an die Reihe. Je näher die Fortfahrenden dem Neuling rücken, desto unruhiger wird dieser. Man merkt noch nichts. Aber immer näher, immer näher rückt das Buchstabiren, wieder der Folgende, immer der Folgende und jetzt nur noch zwei oder drei Zwischenmänner; da schreit der seine Bildhauerlaufbahn Verfehlende auf, heult, jammert und erklärt auf erstauntes Befragen: Es käme ihm ja da immer näher und er wisse Nichts! Auf sanftes Zureden begriff der Narr, daß er noch als ein völlig unbeschriebenes Blatt hier säße und in der Schule erst zu lernen hätte.

Ein guter Lehrer wird wohl nicht fehlgreifen, wenn er ein Kind zunächst von diesem Gefühl des gänzlichen Verlassenseins und einer totalen geistigen Hülflosigkeit anfäßt. Die Vorstellung von einer schüchternen und bebend haltlosen Kinderseele wird ihm zuvörderst schon im Ton die rechte Liebe geben. Das rauhe Wort, das mit Recht dem unbändigen Massengeiste gilt, muß dem Einzelnen gegenüber sich mildern. Bleibt der Lehrer immer

bei der Vorstellung von einer wilden, zuchtlosen Heerde, tobt und droht er immer im Ganzen und im Einzelnen, so kann sich auf eine solche Schule kein Segen niedersenken. Meister Schubert war im Allgemeinen streng, sogar etwas vornehm kalt, aber beim Einzelnen stieg er zu milder Freundlichkeit herab und ließ sich's viel Mühe kosten, ein Kind auch über die Schule hinweg wieder mit seinen Angehörigen zurück zu vermitteln. Wollte ein Zögling den Geburtstag seiner Eltern feiern, so zeichnete, malte und schrieb der brave Mann mit dem Gratulanten voll emsigster Geduld. Er scherzte auch zuweilen mit den Kindern, aber es war immer etwas Königliches in seinem Scherz. Er scherzte nie mit der Masse. Die Masse nahm er diktatorisch, den Einzelnen liebevoll. Von dem Thron, auf dem er Federn schnitt und sie nummerweise in's Federbrett steckte, erfolgte zum Allgemeinen nur dann eine Herablassung, wenn er milde rührende Geschichten vorlas, den Robinson und Gumal und Lina. Seine biblische Geschichte war weniger auf Glaubensstärkung als auf das Herz gerichtet. Alles weinte, wenn Meister Schubert von Joseph und seinen Brüdern sprach. Er strich die Geige zu den Chorälen, die gesungen wurden, er betete andachtsvoll, aber ohne Muckerei. Die Stimme war dafür schon viel zu voll und bestimmt.... ein schönes volles Männerorgan kann gar nicht muckerisch winseln; dazu gehören Fistelstimmen, hektische Stoß-

ſeufzer, ſchartige Kratzorgane. Meiſter Schubert hatte ein ſcharfes Auge, einen raſchen Ueberblick der Klaſſe, beſonders mußten ihm die Hände aller Jungen klar und offen darliegen. Es gab oft ſeltſame Unterſuchungen, wo die Mehrzahl der Kinder ſelbſt nicht wußte, um Was es ſich eigentlich handelte, wo aber regelmäßig einige als räudige Schaafe erkannt und unter ſpezielle Aufſicht geſtellt wurden. Am liebevollſten erſchien Schubert in ſchwüler Sommerzeit. Dann wurde ein Eimer Waſſer von zwei Auserwählten heraufgetragen und aus einem blechernen Becher bankweiſe die ganze Kinderheerde getränkt. Zu Weihnachten, wo der Beginn des Weihnachtsſpruchlernens eine unendliche, namenloſe Vorſeligkeit in alle Gemüther ergoß und kurz vor dem Feſte, wenn die gedruckten, mit bunten blanken Umſchlägen, auf denen ein grober Holzſchnitt eine Scene der Bibel vergegenwärtigte, verſehenen »Wünſche« ausgetheilt wurden, war Schubert ganz Liebe, ganz Väterlichkeit. Er fühlte die Wonne ſeiner Kinder nach, wenn ein ſolches: Laſſet die Kindlein zu mir kommen! oder ein »Chriſtus als Kind im Tempel lehrend« im Bilde ausgetheilt, beſcheiden entgegengenommen, mit faſt katholiſcher Andacht verehrt wurde. Die Kinder nahmen dieſe Weihnachtsbilder, wie Katholiken ihre Heiligen hin, oder wie der Knabe ſah, daß Muttergottesbilder aus bemaltem Gyps verehrt wurden, bei katholiſchen Jugend-

gespielen, unter Gläsern und Tassen auf der »Kommode«, den Rücken an den Spiegel gelehnt, überragt von einer großen schwankenden Pfauenfeder... Meister Schubert konnte wohl mit seinem Rohre oder der viereckten »Kantel« auf der ausgestreckten Hand bitterbös strafen, aber eben so väterlich gab er wieder an der Hausthür jedem Zögling die Hand, wenn die Klasse zu Ende war und der Ordnung wegen Alles an ihm vorüberdefiliren mußte. Es war ein Lehrer wie er sein soll.

Was lernt man in solchen »Klippschulen«? Damals nach alter Methode lesen, in liegenderem antisächsischen Ductus nach Heinrigs schreiben, nach dem Schwiegersohn des Meisters, dem vielberühmten »Ferbitz« rechnen, sogar zeichnen, sogar von einem alten Franzosen, Monsieur Horré, französisch, lateinisch sogar von einem alten cynischen und höchst schmutzigen Sonderling. Fand bei diesen Lehrgängen wohl ein System statt? Ein Kind weiß davon nichts. Es lernt geistig schwimmen und sieht die Leine nicht. Was da über ein Kind conferenzelt und theoretisirt wird, das ist ihm wie die geheime Kramerei des Christkindes. Der Knabe lebt nur in den Wirkungen und weiß von den Ursachen nichts. Nur die Festtage, die Ferien, das Kommen von neuen, das Gehen von alten Lehrern, das sind so einzelne Einschnitte des ersten Schullebens, wo man zur Noth schon sich selbst an Anderen allmälig vergleichen lernt. Dieses hingegebene,

das ganze Herz anbietende Begrüßen eines neuen Lehrers! Dieſer oft eine ganze Klaſſe in Weinen verſetzende Abſchied von einem alten! Es ſind das ſchon die erſten Ringe, die ein wachſendes Bäumchen anſetzt. Wie herzzerreißend weh thun dem Kinde dieſe erſten Abſchiede! Ein milder, ein wenig frömmelnder Lehrer, er hieß Gädike, erklärte eines Tages, er wäre Miſſionär geworden, würde den Kindern bald Lebewohl ſagen, würde hinüber zu den blinden Heiden über's weite Meer gehen. Ach, und er ging! In der Klaſſe mußte beim Abſchied, als er Jedem wirklich die Hand gab und dabei betete und ſchon heidenpredigte, Ordnung walten; als ſie aber geſchloſſen war, als unten auf der Straße ſich Alles noch einmal an »Herrn Gädike« andrängen konnte ... welche Thränen, welche Küſſe, welche Aufforderungen, für ihn zu beten, und welche Verſicherungen, es auch zu thun! Gädike, Du zogſt in die Welt von Gumal und Lina! Finde ſo edle, ſo gütige Mohren, wie Gumal fand! Gädike, und ſollte Robinſons guter Freitag eine Fabel ſeyn?

Ohne Mechanismus prägt ſich in die erſte geiſtige Empfänglichkeit des Kindes nichts ein. Die falſche Aufklärung hat uns zu manchem Blendwerke neuer Methoden verholfen, aber die Gefahr, die ſich mit ihrer Anwendung für die Einwurzelung des Wiſſensſtoffes ergibt, iſt keine geringe. Das erſte Lernen in der Schule ſoll

ein mechaniſches Exercieren des Verſtandes ſein. Alle Individualiſirung, das ſogenannte »Eingehen« auf die Kinder und ihre ſpezielle »Natur« erzeugt das gefährlichſte Dilettiren und verſetzt die ohnehin noch weiche Gehirnmaſſe in einen Brei von Geſchwätz und unbeſtimmter Halbheit. Wie will man einem halben Hundert Kindern mit Demonſtrationen beikommen? Wenn man Kinder von heute rechnen ſieht, ſo wird man eine fortgeſchrittene Klarheit in der Analyſe nicht verkennen, aber es ſcheint uns faſt, als wär' es nur diejenige Klarheit, die dem Lehrer nöthig iſt zur Prüfung der Exempel, ſelten die, die das Kind bedarf, um ſie zu machen. Man findet in dieſen jetzigen Rechnenmethoden viel Worte. Das Kind fußt nicht auf einem mechaniſch ſichern Einmaleins, ſondern wirft und wälzt ſich umher in einer improviſirten Rechnungslogik, die nur im allerglücklichſten Falle bei einem anſchlägigen Kopfe zur Klarheit kommt. Der offenbarſte Mangel an Seelenkunde zeigt ſich darin, daß man beim Kopfrechnen nicht nur geſtattet, ſondern verlangt, das Kind wiederhole wörtlich das aufgegebene Exempel. Man muß die auf Worten ausruhende Trägheit des Auffaſſens der Kinder ſehr wenig kennen, wenn man eine Operation geſtattet, wo der lebhafte, unruhige oder zerſtreute Lehrer ſich faſt immer von dem denkfaulen Kinde täuſchen läßt, das ſtatt ſchon zu rechnen durch das auseinandergezerrte und altklugwich-

Praxis übermäßig beschäftigt. Die Beziehungen des Hauses, die häufigen Gesellschaften schufen Zerstreuungen, welche den Studien nicht günstig sein konnten. Es ist unzweifelhaft, daß Börne die Zeit seines Berliner Aufenthaltes weit mehr zur Cultur seines innern und äußern Menschen, als zur Erlernung der Arzneikunde verwandte. Er wird viel gelesen, viel aus der bewegten Geschichte der damaligen Zeit in sich aufgenommen haben. Daß sich die Wärme seines Herzens regte und zartere geschlechtliche Neigungen ausbrütete, ist ohne Zweifel anzunehmen, wenn man auch darin übertreibt, daß man ihm hoffnungslose Liebe zu der geistvollen und schönen Herrin des Hauses, in dem er gastlich lebte, zuschreibt. Er hatte zu Madame Herz die Neigung eines jungen Mannes, dessen erste herzinnigeren Regungen kein glücklicheres Schicksal haben können, als wenn sie sich einem uns entfernt und unerreichbar stehenden weiblichen Wesen von höherem Werthe anschließen. Als Börne nach dem plötzlichen Tode Marcus Herzens das Haus verließ, hörte er nicht auf, mit der von ihm hochverehrten Frau desselben in brieflicher, (wenn auch oft gestörter und unterbrochner, doch nach einigem Verlauf immer wieder aufgenommener) Verbindung zu bleiben. Es ist unendlich zu beklagen, daß die noch lebende würdige Matrone ihre Correspondenz mit Börne den Flammen übergeben hat. Einige indiscrete Veröffentlichungen von Privatverhältnissen, die grade aus Berlin in neuester Zeit gekommen sind, hatten ihr einen solchen Widerwillen gegen das Herausgeben von vertraulichen Briefen eingeflößt, daß sie noch bei ihren Lebzeiten glaubte, ihren gewiß sehr reichen Schatz von schriftlichen Beziehungen zu berühmten Männern und Frauen zerstören zu müssen.

tig vorgetragene Wiederholen der Aufgabe den Schein Wunder einer Präciſion, die doch nicht ſtattfindet, annimmt. Im Kopfrechnen iſt weniger auf algebraiſch-richtige Analyſe, als auf Intuition der Phantaſie zu ſehen. Das Kind muß nicht den abſtract-logiſchen Prozeß der Rechnung durchmachen, ſondern es muß vor den halbgeſchloſſenen Augen die ſchwarze Tafel ſehen, an der Dasjenige gleichſam geſchrieben ſteht, was es ſich nur durch den Gedanken vergegenwärtigen ſoll. Das Auge muß rechnen, nicht der Verſtand, der noch nicht beim Kinde durchgebildet genug iſt. Vollends verlangt der erſte Elementarunterricht Mechanik. Die Kinder ſollen maſſenweiſe und im einzelnen Aufruf dem Lehrer die Demonſtrationen nachmachen, und zwar lange und oft. Das ungeduldige Hin- und Herſpringen in der Denkmethode kommt von Lehrern, die für die Erziehung nicht geſchaffen ſind. Ein Kranker, der Langeweile empfindet, iſt auf dem Wege der Geneſung.*) Ein Lehrer, der die Langeweile von Leſen, Schreiben und Rechnen nicht ertragen kann, paßt für ſeinen Beruf nicht. Ich finde Schulpläne, die ſo bunt wie die Theaterbeneſizzettel ausſehen. Ich würde zufrieden ſein, für ein gewiſſes Kindesalter nichts als ſtündlich Rechnen, Leſen und

*) Liegt nicht in dem Namen Hygiäa die ganze göttliche Gähn-Langeweile des Geneſenden?

Schreiben darauf zu ſehen ... Und was ſoll man gar erſt von den Kindergärten, vom Fröbel'ſchen Papperlapap des Denkſpielens und Spieldenkens ſagen?

In Rückſicht des Maſſelernens und des geiſtigen Geſammtexercierens geht nichts über den Schulbeſuch. Der Schulbeſuch iſt aber auch die unſchuldigſte und nützlichſte Form des erſten Eintritts in die Welt. Ein Schritt aus dem Hauſe in ein kleines begrenztes Leben und aus dieſem kleinen neuen Leben ſogleich wieder in's Haus zurück. Der geſteigerte Trieb zum Lernen, der Sporn des Ehrgeizes liegt da auf der Hand. Und auch ſchon von dieſem Vortheil abgeſehen, wie harmlos erweitert ſich der Einblick in das Leben andrer Menſchen! Das Wiſſen iſt für Alle, und wie mannichfach ſind alle dieſe kleinen Wettläufe nach demſelben Ziele! Arm und Reich, Vornehm und Gering, Sauber und Schmutzig, Sanft und Zornig durcheinander. Es regt ſich das erſte Bedürfniß der Liebe und Freundſchaft. Man nimmt nicht nur die zu der Familie daheim einmal gegebenen Menſchen, ſondern man wählt ſich ſchon neue. Ein gewonnener Freund führt das Kind in ſein Haus. Wie iſt da alles ſo anders, als daheim! Wieviel Brüder, wieviel Schweſtern hat der! Wieviel Lärm oft und an andern Orten wieviel Einſamkeit, Stille, Pedanterei! Man hat noch kein Urtheil über die alten Tanten des Geſpielen, die über ihre Stuben-

viele keinen fremden Schuh laſſen wollen, aber es bilden ſich Stimmungen und Ahnungen über die Mannichfaltigkeit des Lebens. Der Horizont erweitert ſich und der Schulbeſuch regelt den Sinn für die Ordnung und das Geſetz. Das Kind lernt ſich ſelbſt beſtimmen. Es lernt, ſein Schickſal in eigner Hand haben. Was man an ſich ſelbſt nicht fühlt, entdeckt man an Andern. An ſchlechten Heloten, die einſt dem jungen Spartaner die Erziehung des Sklaven zeigen ſollten, bietet die moderne Schule freiwillige Exemplare genug.

Der Heimgang aus der Schule! Wie belehrend, ſeelenerfüllend, charakterbildend dies Schlendern zur Häuslichkeit zurück! An ſittlichen Gefahren für den Wanderer fehlt es freilich nicht. Ein Umweg rächt ſich nicht ſelten. So fand der Knabe einſt mit einem Troß Kameraden ein Hufeiſen, das eben einem Pferde mußte entfallen ſein. Er fand es nicht auf der geraden Straße zur Schule, ſondern auf einem Umwege. Schon durch dieſen Umweg kam in den Fund ein ſchlimmer Charakter, eine teufliſche Verſuchung, die die ganze Seele in eine noch jetzt deutlich empfundene Gewiſſensangſt verſetzte. Ein Glück auf einem böſen Wege! Was mit ſolchem Glück, von der Hölle geſchenkt, anfangen? Das Hufeiſen war eine mit gieriger Luſt feſtgehaltene Trophäe für den ganzen Schwarm und ſogleich begann flüſternd und tuſchelnd die zweite Verſuchung: man will das Huf-

eisen an einen Schmied verkaufen. In Masse, schweigsam, lauernd, wendet man sich einer bekannten Schmiede zu. Aber je näher von dorther die arbeitenden Hämmer erklingen, desto zager der Vorsatz. Das Gefühl, man ist auf unrechten Wegen, spricht sich schon nur noch in der übertreibenden Keckheit einzelner Tonangeber aus. Endlich dicht an der Schmiede berathschlagt man, wie Spitzbuben so heimlich, was sich für das Hufeisen erwarten ließe. Ein Ausweg, etwa einen Tauschhandel mit Nägeln einzugehen, fiel Niemanden ein, nur Geld wollte man haben und mit dem Gelde dann irgend einen Genuß. Mit einem schon sehr kleinlauten Ton tritt man in die Schmiede, bringt sein Begehr an; der Gesell nimmt das Hufeisen, wirft es in eine Ecke, schwingt den Hammer und jagt die ganze »Bande« zum Tempel hinaus. Auf fünfzig Schritt halten die Flüchtigen Stand und rufen ein Halloh mit dem Muth, der Ausreißern eigen ist, wenn sie über die Schußweite weg sind. Das Hufeisen war fort, aber auch — eine Centnerlast vom Herzen. Das Abenteuer, wenn es gelungen wäre, hätte leicht eine Klippe für's ganze Leben werden können. Die Seligkeit des wieder frei und erlöst aufathmenden reinen Gewissens wurde bei jedem scheuen Einblick in die Schmiede Monate lang in Wonnezügen empfunden.

Leſen, Bücherleſen, Märchenluxus, Thatſachenſchwelgerei, das kommt ſpäter. Aber ſtudieren! Das erſte Buch, das gekannt ſein will, vorn und hinten, raſch aufgeſchlagen, wie das Gedächtniß ſelbſt, heimiſch dem Auge, wie ein Spielplatz, bekannt dem mächtigſten Ortsſinn ſelbſt in ſeinen Druckfehlern und confus verbundenen Alphabeten! Es iſt noch nicht die Bibel. Das Bibelaufſchlagen iſt erſt eine ſpätere Meiſterſchaft, in der es bis zur Hexerei eines Rabbi Hirſch Dänemark gebracht werden muß. Bibelaufſchlagen iſt ein Wettrennen, wie in Epſom zwiſchen Pferden, ſo in den kleinen Schulen zwiſchen Ohren, Händen, Augen, Mund und bei dem, der kurzſichtig iſt, auch der Naſe. Welche Liſten, welche Handgriffe gewinnt man ſich ab, um in dieſem heiligen Bäumchenverwechſelſpiel der Erſte bald bei den großen, bald bei den kleinen Propheten zu ſein und die fünf Bücher Moſis am Schnürchen zu haben! Aber das erſte Studium galt doch dem erſten Leſebuch, dem brandenburgiſchen Kinderfreund. Dieſes Buch, ſpäter als ganz künſtlich von einem Prediger Namens Wilmſen zuſammengeſtellt erkannt, erſchien dem Kinde wie etwas rein Uranfängliches. Gott ſchuf die Welt und gleich nach ihr den brandenburgiſchen Kinderfreund. Dreihundert zerriſſene, beſchmutzte Seiten mit einer Fülle von unumſtößlichen Grundwahrheiten des jungen Lebens, als da ſind: »Dieſes Buch iſt mein! Es be-

ſteht aus Blättern. Auf dieſen Blättern ſind Buchſtaben. Dieſe Buchſtaben verſtehen nennt man leſen u. ſ. w...« Dieſe dreihundert Seiten ſind die Encyklopädie des ganzen Wiſſens, die wahren Diderot, d'Alembert und Bayle der Kinderweisheit. So wird ſelbſt die Bibel in ſpäterer Zeit dem Kinde nicht mehr heimiſch, wie der brandenburgiſche Kinderfreund mit ſeinen Klexen, eingekritzelten Namen, Eſelsohren und ſich mehrenden Defecten, Reſten mancher kriegeriſchen Abwehr oder wohl gar eines ſonnabendlichen Zwölf-Uhr-Mittagsangriffes, wenn die morgende Sonntagsfreude ſchon in allen Gliedern rumorte. O brandenburgiſcher Kinderfreund, wie liegſt du ſo offen da der Erinnerung! Wie durchblättert ſie dich in deinen erſten metaphyſiſch-juriſtiſchen Denkübungen (»Dies Buch iſt mein!«) bis zu den Wanderungen durch die Thier- und Pflanzenwelt! »Paſtinak« hieß eines deiner aufgezählten Gemüſe. Der Knabe kannte Schoten und Erbſen, Linſen und Bohnen, aber »Paſtinak«! Paſtinak und »Artiſchocken«! Welche Wunderwelt der Küche! Und die Geräthſchaften der Gewerbe, die großen Denkwürdigkeiten der Geſchichte, des Weltalls, Deutſchlands und Preußens, und endlich die in lateiniſchen Lettern erzählten gereimten Anekdoten von Hanns Taps, der ſich »vor Geſpenſtern fürchtete«! Geſpenſter und Fenſter reimte ſich nicht nur in dem Buche, ſondern von nun an durch's ganze Leben.

Lieder beſchloſſen das Buch. »Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank«! (Preußſch Courant! ſang einſt ein getaufter Jude beim erſten Kirchenbeſuch) und am Schluß, hinweg über das liebliche: »Da hab' ich es, das Häuſlingsneſt!« das majeſtätiſche, wie mit Pauken und Trompeten am Auferſtehungsmorgen geſungene: »Lobet den Herrn, den mächtigen König der Erde!« Wahrlich! Die Schreibtafel unterm Arm und den Kinderfreund im Kopf — kommt der junge Pflanzenkeim cedernſtolz zum Bewußtſein ſeines Wachsthums.

Von Kirchen wurden alle beſucht und faſt alle ihre Geiſtliche gehört. Das Kind kennt alle Winkel der Chöre, alle Schiffe vom großen theatraliſchen Dome an bis zur kleinen Spittelkirche, die in ihrer Demuth ſpäter noch ſogar ihren Thurm abgelegt hat. Die Kirche, wo der Täufling mit neun Pathen in das unſichtbare Gottesreich eintrat, umgiebt ein ſtiller Friedhof mit verfallenen Gräbern und ſteinernen Monumenten. Die Kirche iſt klein, niedrig, ſtellenweiſe dunkel, in Form eines Malteſerkreuzes gebaut. Schadow's Parzen, die dem jungen Grafen von der Mark ſo früh den Lebensfaden abſchnitten, umgiebt ein Gitter, an das ſich lehnend ſo ſchön ſich träumen ließ, wenn die Predigt des alten Superintendenten Küſter nicht feſſelte. Die Garniſonkirche — die iſt lang und leer und ausdrucklos wie eine Kaſerne. Die Marienkirche aber, alt und ehrwürdig,

an Nürnberger Bauart erinnernd, kunstlos freilich und märkisch kahl, aber sagenreich und in dem Kreuz, das an den vom Volk erschlagenen Probst von Bernau erinnert, allein schon eine ganze Pforte alter erschlossener Ritterzeit. Die Nicolaikirche mit ihren hohen Wölbungen, dunkeln vergitterten Grabmälern und dem nadelspitzen Thurm, ihr ehrwürdiger Doppelgänger. Beide liegen in schrägen Dimensionen an kleinen Plätzen, wie der Straßburger Münster. Freilich sind sie arm und gering an architektonischem Schmuck, haben nichts zur Zierde als ihr Alter und ihre majestätischen Pfeiler, von denen Schlüter den Muth hatte, einen in der Marienkirche mitten durchzuschneiden, um vier freilich hierher nicht gehörende antike Säulen zu einer Kanzel anzubringen. Der Dom war eben neu gebaut, von innen reich geschmückt mit Sammtdecken, mit Bildern, mit zwölf Aposteln, die das Altargitter zieren, aber fesselnd war doch nur das eherne doppelte Kurfürstengrab, vom Knaben in seiner gothischen Umschrift oft mühsam entziffert, während Sack oder Ehrenberg mit wenig Kunst und viel Behagen predigten. Die Werdersche Kirche, noch die alte, simultan mit einer französischen verbunden, aber in einem Style, so schaal, so ledern, wie ein altes Porstensches Gesangbuch oder eine Pastor Hermesische Hauspostille von Anno 1740. Der äußern Pracht der »neuen« Kirche entsprach die innere Armuth nicht. Dürf-

tiger, hölzerner, armenhausmäßiger kann man ſich keinen Gottestempel denken, als dieſe von Friedrich dem Großen an die ſtattlichen Gensdarmenmarktthürme gebauten Schwalbenneſter. Auch die Jeruſalemerkirche, wie arm, wie dürftig, wie hölzern! Der einzige Glanz die glänzend glattgeſeſſenen Bänke! Etwas friſcher machten ſich die runden Wölbungen der Dreifaltigkeits- und böhmiſchen Kirche. Jene trug am Altar, der Kanzel und der Orgel Spuren ihrer faſhionableren Beſtimmung für Schleiermachers vornehmere Gemeinde. Der ſchönſte Schmuck der Jacobikirche, wo Koblank, ein cyniſcher Epikuräer predigte, war ein ſtiller, mit hohen feierlichen Pappeln und Blüthenbüſchen geſchmückter Kirchhof, über den jener »Diener am Wort« oft zu ſeiner Wohnung hin ſchritt, während ihm vom Talar herab das Waſſer von dem in die Taſche geſteckten naſſen Taufbeckengroſchen tröpfelte. Ein ſolcher inſchriftenreicher Kirchhof ſchmückte auch die entlegene hellfreundliche Sophien- und die Georgenkirche. Das Glockenſpiel der Parochialkirche war für den Knaben eines der mehreren Weltwunder, das erſt bei ſpäter gebildeterem Geſchmack der nebenan befindlichen uralten Kirche zum wahrhaft ſagenduftumzogenen grauen Kloſter wich. Von dieſer kirchlichen Topographie darf ſelbſt der verſteckte Judentempel mit ſeinen Lichtern auf bronzenen im eigenthümlichſten Rokoko gewundenen Leuchtern, dem Tabernakel, den ge-

ſchriebenen Thoratafeln, den aufbehaltenen Hüten, dem beklemmenden Singſang von hundert Stimmen durcheinander und draußen dem Vorhofe, wo geſchächtet wurde, nicht ausgeſchloſſen bleiben; am wenigſten aber die katholiſche St. Hedwigskirche, die am Palmenſonntag oder an einem Tage der Leidenswoche nicht unbeſucht blieb, freilich immer mit dem Gefühl der Beklemmung, beim Unterlaſſen der von der Gemeinde gemachten Ceremonien als ein Ketzer entdeckt und wohl gar ausgewieſen zu werden. Die Pracht des Hochaltars, die Kleidung der Geiſtlichen, das Klingeln der Chorknaben, der Duft des Weihrauchs, das Opfer am Altar, wo der Prieſter für Alle trank, die gebrochene Hoſtie aber an der Balüſtrade wie ein Manna austheilte, nach dem die heiligſte Sehnſucht ſich drängte, das Ausbieten und Darreichen des Kruzifixes zum Küſſen, alles das war ebenſo ergreifend und doch wieder zur ſtolzlutheriſchen Prüfung mahnend, wie auf der Freitreppe draußen, unter dem vom Cardinal Quirini auf eigne Koſten erbauten Portal und den drei ſteinernen Apoſteln das Eintauchen der »Palmen", der jungen Ruthen mit ſammetweichen Frühlingskeimen, in Weihwaſſer. Sich aus dieſem Weihrauchsdufte und dem nachtönenden In Saecula Saeculorum wieder in eine Königlich Preußiſche Wachtparade zu finden, in die Janitſchaarenmuſik der Garde oder eine aus den Fenſtern des Opernhauſes ſchmetternde Sponti-

Man kann die Gründe dieſes Schrittes ehren, muß aber doch geſtehen, daß viel Entſchloſſenheit dazu gehört, ihn auszuführen.

Madame Herz war es ſelbſt, die den Eltern Börnes vorſchlug, ihren Sohn nach Halle zu ſchicken und ihn dort der Aufſicht des Reil'ſchen Hauſes anzuempfehlen. Reil, der geiſtreiche Begründer einer neuen Fieberlehre, war ein Name, deſſen Berühmtheit den Wünſchen der Eltern vollkommen genug that. 1804 ging Louis Baruch von Berlin nach Halle. Er hatte jetzt den feſten Vorſatz, die mediziniſchen Studien mit Eifer zu erfaſſen.

Der achtzehnjährige Student bezog das Reil'ſche Haus ſelbſt. Freundlichſt aufgenommen, fand er hier einen andern Ton, wenigſtens eine andre Atmosphäre, als die in Berlin genoſſene war. Die Geſelligkeit war eben ſo lebendig, aber mehr nach Innen zugekehrt, mehr auf die allerdings nicht ſchroff gezogenen Gränzen der Familie ſich beſchränkend. Liebenswürdige Töchter gaben dem Hausweſen ein freundliches, der Phantaſie wohlthuendes Relief. Reil ſelbſt, ſein ſanfter ſeelenvoller Blick, ſein anregender Umgang, ſeine geiſtvollen, über das Gebiet der Medizin weit hinausgehenden Bemerkungen konnten nie genug von Börne geprieſen werden. Reil's Vortrag war ſo gebildet-allumfaſſend, daß man ſeine Einleitung in die Zweige der Arzneiwiſſenſchaft eben ſo gut für eine Einleitung in einen Vortrag über Politik, Moral oder Aeſthetik hätte halten können. Es iſt auch nicht zu verkennen, daß die philoſophiſchen Anſichten Reil's, ſein halber Brownianismus ſowohl, wie ſeine allgemeinen Begründungen der Lehre vom Menſchen ſich für Börne in Denkfaktoren verwandelten, mit denen er ſich auch ſpäter die meiſten

niſche Opernprobe, währte lange und konnte eine gewiſſe Stimmung im Kinde nicht unterdrücken, die, durch die Akademie genährt, gradezu italieniſche Sehnſucht war.

Die neueſte Waarenliſte kann der Kaufmann, den Börſencourszettel der Capitaliſt nicht aufmerkſamer durchleſen, als wöchentlich an jedem Sonnabend in großen Städten das unverdorbene ſtille und gottergebene Volk die Liſte der Geiſtlichen lieſt, die am nächſten Sonntage predigen werden. Dieſe Menſchen ſuchen ſich da nicht nur den Lieblingsredner, den ſie hören wollen, heraus, ſondern ſie erläutern auch die vorkommenden Gaſt- und Antritts- und Communionreden, die Probeverſuche von Candidaten, das lange Schweigen bekannter Namen und das zu häufige Auftreten Anderer. Vetter Apokalyptiker wußte noch eine ſchärfere Kritik zu halten. Er ſah auch unter dieſen „berufenen und verordneten" Dienern am Worte ſeine drei Menſchheitsgattungen, die Wiedergebornen, die noch Chriſtum erkennen werdenden Halbwüchſigen und die Dahinfahrenden. Die Letzteren waren ihm die Irrlehrer der reinen Vernunft, deren Zahl jedoch bei dem immer mehr heraustretenden kirchlichen Syſteme der Regierung nicht beſonders groß ſein konnte. Der Wiedergebornen gab es ſchon ſo viele, daß die Wahl ſchwer wurde und oft an einem Sonntage zwei Kirchen beſucht wurden ohne die Wochenerbauungen. Die beliebteſten waren auch beim Vater diejenigen Redner, die

offen und frei mit der Sprache herausrückten und bekannten, daß wir allzumal Sünder wären und des Ruhmes ermangelten, den wir vor Gott haben sollten. Die Selbstgerechtigkeit, hieß es, wäre der alte Adam, der ausgezogen werden müsse. Keine »Rechtfertigung« ohne Christi Dazwischenkunft. Die Gnade Gottes wußte der in allen Dingen, so auch hier wieder feurige, bildergewaltige und aufbrausende Sinn des Vaters als einen Akt der erhabensten und großartigsten Willkür darzustellen. Wen Gott selig machen wolle, den nehme er sich schon heraus und über alle Andre ließe er den Teufel schalten. Die hohe königliche Frau im Schlosse hatte dem Vater gesagt: Hat nicht der Heiland für uns Alle sein Blut dahingegeben? Und von Stund' an waren alle Sprüche der Bibel wieder im Vater erwacht, alle Lehren seiner kranken, bettstechen Mutter standen wie gefaltete Kinderhände vor ihm und unter den heißesten Thränen wußte er stundenlang nun Nichts mehr von Paris, der galanten Sattlermeisterin und dem Cirque Franconi, sondern nur noch von Golgatha und dem Oelberge zu erzählen. Die grübelnde Genugthuungslehre des herrnhutherischen Vetters in ihrem Seelenläuterungs-Calvarienberge blieb dem Vater allerdings verschlossen; aber die Geschichte, die Chronik des alten und neuen Bundes ging ihm in dem ganzen phantastischen Reize auf, dessen seine lebhafte Einbildungskraft

auch hier wieder bedurfte. Der Neu-Erweckte erzählte von den Juden und den Phariſäern ſo lebendig, daß die kritiſchere Mutter, die auch hier wieder das Maaß verletzt ſah, oft einwandte: Du biſt nicht dabei geweſen! Jene lebhaften feurigen Redner, die mit dem »heiligen Bibelbuch« unaufhörlich auf den Kanzelrand ſchlugen, waren dem Vater und dem Vetter die liebſten. Sie rannten zu dieſen kräftigen Nierenprüfern und Zuchtmeiſtern im Herrn und in deren immer vollen Kirchen, wie Ihr in ein Gaſtſpiel von Sängern und Tänzerinnen rennt! Sie verlangten vom geiſtlichen Redner die Gabe des Geiſtes faſt ſichtbar anzuſchauen wie am Pfingſttage, als die feurigen Zungen auf die Apoſtel niederfuhren. An den Wundern durfte nicht gedeutelt werden. Dem Vater kam es, wenn einmal Chriſtus Gott der Herr ſelber war, auf ein paar Unglaublichkeiten mehr oder weniger nicht an. Sein Glaube war cavaliermäßig, in Bauſch und Bogen. Entweder Chriſtus iſt Gottes Sohn oder nicht, und iſt er es, ſo iſt ihm ein Lazaruswunder Kleinigkeit. Die Mutter ſeufzte kritiſch zu Manchem, was ſie glauben ſollte und tröſtete ihre immer flügge Vernunft mit Gottes einmal nicht zu ergründender Allmacht. Der Vater aber bedurfte des Wunders. Steine in Brod, Waſſer in Wein verwandelt, Todte auferweckt, Kranke geheilt, das gehörte ihm von Rechtswegen zu einer reputirlichen Reli-

gion, die den Menſchen ſcharf zuſammenreiten, mit Sporen tüchtig kitzeln und ihm die Zügel ſo kurz halten ſollte, daß man auf den Kandaren der Zucht ſich die Leidenſchaften zerbiß. Luther war der Held des Hauſes. Luther, der Mann des Volkes, auf dem wiederum ſichtbar Gottes Hand ruhte. Luther faßte alles zuſammen, was dieſe deutſche Volksbildung von einem Propheten verlangt. Luther kam von der Armuth, hatte Muth, trotzte den Fürſten, ſchimpfte Kaiſer und Reich wacker zuſammen, erlebte bunte, romantiſche Abenteuer, ſprach kernige, kurze Schlagworte und war mit der Bibel, die er überſetzt hatte, faſt identiſch. Elias, Paulus, Luther ſtanden ganz auf derſelben Linie. Es waren das die wilden Feuer- und Hitzköpfe der Religion, wie der deutſche gemeine Mann ſeine Helden in allen Fragen, auch im Staat, in der Schule, in Kunſt und Poeſie, einmal haben will.

Wie ſehr das deutſche Volk geneigt iſt, im Geiſtlichen dann auch ſeine ganze Vermittelung mit der Oeffentlichkeit wiederzufinden, beweiſt die Nachſicht, die man eigenthümlichen und wunderlichen, aber friſchwegredenden Predigern zollt. Es wurde doch von der Familie keine Nachmittagspredigt in der Böhmiſchen Kirche verſäumt, ſo lange ſie ein ſeltſamer Geiſtlicher der mähriſchen Brüder hielt, der bekannte, von Weltkindern vielbelachte Jänicke. Dieſer greiſe Sonderling

vertrat anfangs ziemlich allein die pietiſtiſche Richtung Berlins. Nach den Befreiungskriegen währte es geraume Zeit, bis ſich die plötzlich aufgeregte Kirchlichkeit aus ihrem Zuſammenhang noch mit den großen Erlebniſſen der Epoche, aus ihrem Verbande mit der Philoſophie und Poeſie, der Romantik und von Herder, Fichte, Schleiermacher loswand und ganz in jenes ausſchließlich »Evangeliſche« überfloß, das bald darauf Alles, ſelbſt das Unkirchliche, allein verklären ſollte. Jänicke, lange der einzige Pietiſt auf Berlins Kanzeln, wußte ſeine Zuhörer zu feſſeln, trotzdem, daß ſeine Predigten Converſationen waren, bei denen es ihm wohl geſchah, Dieſen oder Jenen in der Gemeinde geradezu ſelbſt anzureden oder auf Stühle zu verweiſen, wo er Menſchen erblickte, die nicht aufmerkſam genug oder wohl gar nur gekommen waren, um hinter den Hüten ihr Lachen zu verbergen. Seinem Publikum gefiel dieſe Natürlichkeit. Dieſe Schuhmacher, dieſe Weber, dieſe »Raſchmacher«, beſonders aus dem obern Theil der Wilhelmsſtraße, den man der mähriſchen Einwanderer wegen ſpottweiſe die »Wallachei« nannte, fanden es ganz im Style der Volksberedſamkeit, wenn Jänicke ſagte: »Der Geiſt Gottes fuhr auf die Jünger herab nicht im Sturmgebraus, wie ein Donnerwetter, ſondern ſanft und lieblich wie eine Taube, ... zirp, ... zirp, ... zirp!« Jänicke, Vorſtand des Miſſionsvereins, vermittelte

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04311/032

auch die Phantaſie ſeiner Gemeinde mit den fernſten Völkern der Wildniß. Er wußte inſofern die eigentliche und beſte Wirkung alles Miſſionsweſens zu treffen, die Erhebung und Erregung derer, die die Miſſionen verſenden.

An ſeinen geliebten Lehrer Jädicke, den die Wilden ſchon längſt verzehrt haben konnten — nach Robinſon und Gumal und Lina war ſchon grauſamere Lectüre gefolgt — dachte der Knabe mit Wehmuth, wenn er an des Vaters Hand in eines jener Conventikel getreten war, die damals ſich überall eröffneten; Betſtunden hießen ſie beim gemeinen Mann. Meiſt in dem entlegenen Klaſſenzimmer einer Winkelſchule verſammelten ſich Abends einige fünfzig Gläubige beim Schein eines einzigen Talglichts und hörten die Rede oder das Gebet eines Inſpirirten an, der ſeinen Vortrag zuletzt mit „Nachrichten aus dem Reiche Gottes“, die über Nürnberg und Baſel kamen, und mit Sammlungen für die fernen Heidenbekehrer endete. Dieſe Betſtunden wurden anfangs unterſagt oder nur dann geduldet, wenn der Erleuchtete, der auftrat, (meiſt ein Schullehrer, nicht ſelten auch ein Handwerker) einen gedruckten Vortrag ablas oder aus dem Stegreif nur ein Gebet hielt. Die Redner wollten aber lieber ihre eignen Gaben zeigen und frei vom Herzen ſprechen. So blieb ihnen nichts übrig, als der Rede die Form

eines Gebetes zu geben. Welche ergreifende Form der Rede, welcher rhetoriſche Schwung des Vortrags dann! Man betete ſich förmlich von der Erde weg. Man begann mit einer einfachen Apoſtrophe an den Heiland, der hier überhaupt ganz die Stelle des ziemlich fernentrückten „Vaters“, des gleichſam abgeſetzten und nur den Schatz verwaltenden „Alten vom Berge“ vertrat, und ſtrömte ſich dann in eine ſolche herzzerreißende, dringendinnerliche Unterhaltung mit dem Angerufenen aus, daß das Gebet den Umfang einer Predigt gewann. Unſtreitig liegt in einer ſolchen Anrede an den Heiland, die faſt eine Stunde dauerte, eine alle Weltlichkeit rein zerbröckelnde und auflöſende Wirkung. In der engen Stube, unter den ernſten, dunkelgekleideten Männern, bei dem einzigen Talglicht, das oft am Erlöſchen war, in fahlem Dunkel eine ſolche Unterhaltung mit dem Bräutigam der Seele ... es mußte ſich aller „Brüder“ ein heiliger Schauer und allerdings auch jene ſo gefährliche Selbſtzufriedenheit, die den Pietiſten eigen iſt, wenn ſie von ihrer Gottfreundſchaftshöhe auf andre Menſchen niederblicken, bemächtigen. Bei dieſen langgezogenen Tönen eines einſtündigen Gebetes, die ſo aus der Tiefe des innerſten Elends kamen, „wie der Hirſch ſchreit nach friſchem Waſſer“, mußte der angerufene Erlöſer wohl dem geiſtigen Auge wie perſönlich erfaßbar entgegentreten. Es war in dieſen

dumpfen Stuben, wie wenn der „Herr" plötzlich d
Zween auf dem Wege nach Emaus erſchien oder w
wenn er durch verſchloſſene Thüren trat und den zage
den Jüngern die Nägelmaale zeigte. Wer wird
dieſem ſeltſamen Gottesdienſt allein nur eine Heuche
ſehen wollen? Er war bei der Mehrzahl dieſer Me
ſchen eine wirkliche Erquickung ihrer zagenden See
Ein guter Redner wußte in dies einzige Gebet d
ganze Leiden der Armuth hineinzuziehen. Schlec
Zeiten, Arbeitsloſigkeit, die drückenden Abgaben, Kra
heiten und Unglücksfälle, alles ſprach ſich hier in dieſe
Hülferufe des Herzens aus. Hätten ſich die Vornehm
nicht hineingemiſcht, hätte der Staat nicht verrathe
daß er für dieſe Auffaſſung des Himmels eine Men
Belohnungen ſchon auf Erden in Bereitſchaft hät
dieſe Gottverehrung hätte ſich nicht ſobald getrübt, n
es ſpäter geſchah. Und wer könnte läugnen, daß d
freien Gemeinden und der Deutſchkatholicismus a
ganz ähnlichen und gleichen Seelenſtimmungen beruhe
auf dieſem deutſchen Reize des Separatismus, der ri
tig organiſirt die Quelle einer neuen Menſchwerdu
der Generation und einer tiefgreifenden Erlöſung unſr
Jahrhunderts werden könnte?

Schon war die Ausartung über dieſen Iſolirung
trieb des religiöſen Bedürfniſſes gekommen, als
Knabe zu einem langen, hageren Studenten gefüh

wurde, der in einem Hinterhofe auf ſeiner »Kneipe«, wie weltlichere Muſenſöhne ſagen würden, eine Gemeinde von vielleicht ſechs Erwachſenen und eben ſo vielen Kindern zu »erbauen« ſuchte. Für dies kleine Auditorium gab es mindeſtens vier Lichter, lange, ſchlanke, neue Wachskerzen. Ein Klavier ſtand unter einem Spiegel. Ein Tiſch war theatraliſch als Altar aufgeſtellt und mit einer grünen Decke belegt. Dieſer junge Gottſelige mit geſcheiteltem Haar und feuchten Händen empfing die armen Narren, die er ſich als Gemeinde gepreßt hatte, mit feierlichem Gruße und zählte wie ein Taſchenſpieler auf ſeiner Uhr die Minuten, bis ſich hinlänglich viel Auditorium zu ſeiner Komödie verſammelt hatte. Dann ſchlug er auf ſeinem Klimperkaſten eine Kirchenmelodie an, ließ die Menſchen in einem dichtbevölkerten Hinterhofe rückſichtslos laut einen Choral ſingen und trat nun feierlich an den Altar, um ſeinen Text zu leſen und ihn möglichſt frei zu paraphraſiren. Es war der Bibelſpruch vom verglimmenden Docht und vom zerſtoßenen Rohr, deſſen breitgetretener inhaltsloſer Anwendung der Knabe ſich noch wie heute erinnert. War das Ganze eine homiletiſche Uebung des jungen Mannes? Oder war der laute Geſang und das Aufſehen, das dieſe Feier im Hofe machen mußte, für einen im Vorderhauſe der Kurſtraße wohnenden Geheimerath beſtimmt? Oder lag dem

Begriffe regelrecht gestaltet hat. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, die sich im Gebiet der theoretischen Politik und besonders der Cameralistik bewegten, sind ganz auf Reil'sche Prinzipien begründet. Börne besuchte gleich anfangs sehr fleißig seine Vorträge über Anatomie und stand um vier Uhr des Morgens auf, um sich auf die Clinik vorzubereiten.

Ueber das gesellige und wissenschaftliche Leben des damaligen Halle hat sich Börne in dem Aufsatze: „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens" selbst sehr warm und erinnerungsfroh ausgesprochen. Es ist dies einer der wenigen Aufsätze, in welchem er uns selbst Materialien zu seiner Biographie darbietet. Bei F. A. Wolf hörte er wahrscheinlich über die griechischen Lyriker und Homer, von Schleiermacher sagt er, er hätte die Theologie so vorgetragen, wie sie Sokrates gelehrt haben würde, wäre er Christ gewesen. Von Reil rühmt er die stete Jugendfrische, die sogar aus der Besorgniß zu veralten entstanden wäre. Reil hätte absichtlich nach dem Umgang mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern verlangt, um nicht die Jugend des Geistes zu verlieren. An Horkel rühmt er sein emsiges Studium und seine Bescheidenheit, ganz besonders aber theilt er den Enthusiasmus, den damals Steffens für Naturphilosophie und was damit zusammenhing, in der akademischen Jugend zu entzünden wußte. Zwölfhundert Studenten waren damals in Halle beisammen, recht als sollte diese Universität ihren schönsten Triumph kurz vor ihrem Falle, (den später Napoleon beschlossen hatte) feiern. „Sitten, Sprache, Kleidung, sagt Börne von den damaligen Studenten, alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen

Allem wirklich ein innerliches Bedürfniß der Schwärmerei zu Grunde, wie es auch ohne irdischen Nebenzweck in einer feierlich angeregten Jünglingsseele leben kann? Für dieses jungen Prädikanten reine Absicht möchte man kaum einstehen, aber erwiesen ist es, daß die religiöse Stimmung des Jugendgemüthes ihm doch zuweilen kommt, wie die erste Regung der Liebe. Es ist diese Religionsschwärmerei ein fast physisches Erlebniß, ein Wachsen, ein krankes Wachsen der Seele, ein neues Bedingtwerden und Umstimmen des krankreizbaren Nervensystems. Es ist mit dieser jungen Himmelssehnsucht wie mit dem Frühlingstrieb der Bäume, wo ihre Rinde harzige Tropfen ausläßt oder die Birke einen hellen Saft verspritzen kann. Die poetischen Mitbedingungen unsrer christlichen Offenbarung werden unter diesen Umständen wie die neuerschlossene poetische Welt des geistigen Auges und des jungen ringenden Studiums selbst ergriffen und so nachgefühlt, daß nur das Schöne und Tiefe an dem geoffenbarten Glauben, nichts mehr von seiner Entstellung im Gemüthe haften bleibt. Und manche Traumselige — bleiben sie nicht ewig in diesem jugendlichen Religionswahne und können nie wieder aus dem Bann des einseitigsten Verschönerns und Zerflossenseins zur besonnenen Prüfung sich herausfinden?

Eine Erziehung von so viel Religiosität konnte als erste Außerschullectüre auch nur religiöse darbieten.

Die Bibel, das Gesangbuch und eine alte Hauspostille, wirklich eine solche Hanstein'sche von 1740, waren die ersten Nahrungsquellen des Wissenstriebes. In der Bibel stand auch, wie in allen deutschen Hütten, die Chronik des Hauses geschrieben, der Vermählungstag der Eltern, die Geburt der Kinder mit allen Zeugen, allen Taufpathen. Im untern Volke hat man Regungen, wie sie nur der Adel kennt. Man stemmt sich da auch gegen die Woge der Allgemeinheit, man will nicht so mitfortgespühlt werden von der Masse des Nichtsbedeutenden. Man führt Buch über den festen Grund und Boden, auf dem man in der Welt steht und wäre das Fleckchen Erde noch so klein. In der Bibel selbst fesselte Alles, auch der rothe Druck des Titels, auch das Privilegium des Königs Friedrichs des Ersten von Preußen mit allen seinen Würden und Besitzungen, auch die kleinen Vignetten zwischen den einzelnen Hauptstücken und die kunstvoll verschnörkelte Arabeske am Ende mit dem geheimnißvollen vor- und rückwärtsgelesenen Anagramm des Wortes E. N. D. E., lautend: Er Nahm Das Ei — (rückwärts) Er Darfs Nicht Essen, (vorwärts) Eine Nonne Darfs Essen! Dieser radikale Unsinn, ein vollkommener Hexenwiderspruch »gleichbedeutsam für Weise und für Thoren« schien aus irgend einer Faustischen Küche zu kommen und bedeutete dem Kinde ohne Zweifel ein Abacadabra der Art, wie auch

wirkliche Zauberei mit der Bibel getrieben worden iſt
Den Finger in die Bibel bohren, eine Stelle feſthalte
und nach ihrem Wortlaute handeln, das haben selb
große Geiſter gethan, die als Atheiſten vom Zufall nicht
wiſſen wollten. Die Bibel iſt dem Volke das ganze Men
ſchenleben von ſeiner kindlichen Märchenzeit an bis zu
grübelnden theoſophiſchen Zukunftsforſchung. Die Bibe
iſt leider aber auch die erſte Anlehnung des Gelüſtes un
der Leidenſchaft. Die Bibel iſt das Paradies, aber au
der Baum der Erkenntniß und die Schlange der Verfüh
rung. Ehe noch der Knabe von böſen Leidenſchaften de
Sinne weiß, pflanzt die Bibel ſchon die Verſuchung i
ſein Herz. Es werden gewiſſe Kapitel beim Leſen in de
Schule überſchlagen, die lüſternſte Neugier wird gerei
und bald zeigen ſich Buben und Mädchen die grelle
Verſe im Ezechiel, wo in orientaliſcher Rückſichtsloſigke
die Bilder der Unzucht und Buhlerei beſchrieben werde
Es gehören dieſe und ähnliche Momente unſerer Er
ziehung zu dem großen Pathengeſchenk, das uns einma
die Geſchichte für unſre Geburt auf dieſer Erde mit ei
gebunden hat. Es iſt das Chriſtenthum in ſeiner ga
zen hiſtoriſchen Erſcheinung, mit dem wir ſtehen, g
hen, laufen, denken, fühlen, handeln, unterlaſſen le
nen. Mit dieſer ebenſo heilſamen wie gefährlichen Ting
tura aurea iſt unſer ganzes Blut durchzogen. Sie as

zuſcheiden würde eine Revolution der Erde koſten, die noch über die Völkerwanderung hinausgehen könnte.

Aus der großen »Poſtille« wurde jeden Sonntag Nachmittags eine endlos lange Predigt laut und deutlich vorgetragen. Dieſe Aufgabe war wenigſtens die geſundeſte Stärkung, nicht etwa der Seele, ſondern der Lunge, ſie hob die phyſiſche Stimme, gab ihr Kraft und Nachdruck. Die Mutter nickte dabei ein und entſchlummerte, aber am Schluß wachte ſie auf und hörte die Nutzanwendungen dieſer Sammlung von Berliner Muſterpredigten aus den erſten Regierungsjahren Friedrichs des Großen (Propſt Hanſtein, Rath Hecker, Conſiſtorialrath Silberſchlag u. ſ. w.) doch noch mit einem kräftigen Amen! und einem erhebenden Lobe des Vortrags. Nebenbei hatte der Knabe eine geheime chriſtliche Lieblingslectüre. Es war dies ein einzelner Band eigenthümlichgedruckter Predigten. Dieß Buch übte von Innen und Außen einen wahren ſonderbaren Zauber auf den jungen Leſer aus. Es war gut gebunden, inwendig mit einem Wappen der Familie Steiner aus Winterthur in der Schweiz, zwei Arme hielten aus einem Helme einen Stein empor. Das Buch ſelbſt war 1782 in der Schweiz verlegt und von Häfeli, einem Geiſtlichen aus Lavaters Schule verfaßt. »Predigten und Predigtfragmente« hießen dieſe Betrachtungen, die in einem völlig andern

Style geschrieben waren, als die alten Sermone von Propst Hanstein, aber auch völlig anders lauteten, als man noch jetzt in sämmtlichen Berliner Kirchen predigt. Diese Predigten waren in einem Schwunge gehalten, dem selbst der Vetter nicht folgen mochte, obgleich dies Buch doch wohl nur ihm gehörte und auch im Interesse der strengsten Orthodoxie geschrieben war. Aber die Bilder des Verfassers, die aphoristische, phantasievolle Schreibweise, die plötzlich im Uebermaaße der Rhetorik abbrechend oft Wort nur an Wort stellte, aber so bedeutungsvoll mit Schwabacher Schrift gedruckt, daß man erkennen mußte, hier sollten Centnergewichte liegen, die Bilderpracht, die Fingerzeige auf die allgemeine Weltgeschichte, die Einmischung von Polemik gegen die Voltaire-Zeit: das alles war so eigenthümlich, so neu, daß es auch zunächst schon einen eignen Vortrag bedingte, in dem sich der Knabe in stiller Einsamkeit übte. Der durchgehende Ton dieser Predigten war: „Ob Jesus von Nazareth lebender Retter und König, Souverain der Schöpfung, Erlöser von Sünd und Tod oder ein hingerichteter Rabbi aus Galiläa sei? Das ist die Frage!“ Und diese Gegensätze standen sich poetisch schroff gegenüber, in dem Styl, der später erst aus der Schweiz und dem deutschen Süden über Westphalen und Bremen nach Norddeutschland gekommen ist. Lavater und Klopstock sprachen ganz vernehmlich aus diesem Buche, dessen

Motto auch lautete: „Geſäet dem Tage der Garben.“ Hier war von Betrachtungen zu leſen über die heilige „Einſamkeit,“ über den Chriſt als „neue Kreatur,“ über Jeſus, als die „Auferſtehung und das Leben,“ über die Erwartung „des neuen Himmels und der neuen Erde,“ über „die Nahrungsmittel des himmliſchen Lebens“ und ähnliches Ueberſchwängliche, das mit poetiſchem Feuer bilderreich und blendend ausgemalt wurde. Hier hieß es: „Wer ihn gefühlt hat den Fluch des dornigten Ackers und Adams auf all ſeinen Söhnen ruhende Strafe; wer geſehen hat Mammons Ehre und Trug und den blinden, tauben Götzen Baal mit dem Schwarm ſeiner Anbeter — ſich müde gehört hat an ſtolzen Worten, da nichts hinter iſt und an dem Freiheitspreis der Sklaven des Verderbens, an dem Seufzen der mißbrauchten Kreatur und an dem tieferen Seufzen des mißbrauchten Brudergeſchlechts und dem ſtolzen Gewühl ihrer Tyrannen — — wie flieht der ſo gern in die Einöde ohne Menſchen, unverſpottet ſeine Thränen zu weinen, in der leblosen Natur zu ſuchen, was ihm die lebendige ſo oft verſagt — Einfalt, Harmonie, Größe, Adel, Gottesſtrahl und ungekränkt ſich mit dem Troſt einer beſſern, wenn auch fernen, Zukunft zu tröſten! Siehe, der Herr verließ das Gewirr ſeiner ihn mißkennenden, haſſenden Welt, wandelte am einſamen Geſtade, im Schatten der Oelbäume, und ſchöpfte — was ihm keiner ſeiner Jünger,

auch ſein Johannes nicht geben konnte — aus ſeinem Vaterland Stärkung und Muth auf Gethſemane, Gabbatha und Golgatha.“

Schon in dieſen letzten Namen der Bibel ein majeſtätiſcher Schwung! Dieſe Oelbäume, ihr Schatten und dieſer Gottesſtrahl! „Endlich, endlich kommt doch Ein Wort Erklärung der harten Rede,“ heißt es in einer Textauslegung, „aber ein wie andres Wort, als man erwartet hatte! So kurz! So abgebrochen! So hingeworfen!“... In dieſem Tone ging das ganze, noch vorliegende Buch fort. Es iſt der erſte geiſtige grüne Anger geweſen, auf den ſich die Knabenſeele aus dem dürren häuslichen Leben endlich flüchtete. Es war wohl das Lamm Chriſti, das auch hier wieder weidete, aber die dumpfe, erſtickende Stubenluft ſchnürte nicht mehr die Bruſt zuſammen. Dieſer zerriſſene, einzelne Theil einer Schweizeriſchen Predigtſammlung von 1782 mit den angehängten Aphorismen über Chriſtus, den „Weltenheiland,“ wurde dem Kinde die Eingangspforte in neue und reinere Anſchauungen. Es war des Knaben liebſtes Buch. Die Feder kritzelte auf dem innern Einband unter dem Wappen von Winterthur ihre erſten Schreibverſuche. Immer wurde einſam dies Buch geleſen, laut geleſen, in der Einſamkeit ſo laut, daß man's ein Predigen nennen konnte. Hier thronte Gott über allen Wolken und Waſſern und Chriſtus unter ihm ſchwang die „Blut-

fahne“ mit dem Wappen des Lamms. Der Gekreuzigte stand über allen Thronen und richtete Majeſtäten und Verbrecher, die Reichen und die Armen, die Adler in den Lüften und den Wurm im Staube. Sein Kreuz ſtand rieſenhoch und im Erdbeben zitterte Jeruſalem. Düſtre Wolken rauſchten über die Häupter der Welt und die Vorhänge des Tempels zerriſſen. Dies war kein leidender, nur redender Chriſtus, ſondern ein handelnder, ſelbſt im Leiden triumphirender. Und unſer Buch ſtellte ihn der Geſchichte gegenüber, rief: »Seſoſtris, Cyrus, Pythagoras, Ariſtoteles — Copernicus und Luther — Carteſius und Grotius — Guſtav Adolph und Friedrich!« Sie ſollten zeugen, daß »kleine ohnmächtige Kinder« Männer werden könnten, wieviel mehr dieſer Chriſtus, der »Zimmermannsſohn« und doch in Gott Purpurgeborne! Das Kind kannte nur wenige von jenen Helden, aber die Vorſtellungen erweiterten ſich, die Geſchichte rollte ſich auf, dieſe Chriſtusauffaſſung ging über die Spitteltirche und die Sonntags-Nachmittags-Poſtille hinaus.

»Können wir uns einen anmuthigeren, traulicheren Auftritt denken, als Jeſus — unter der Mütter- und Kinderſchaar? Alle Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, allen Ernſt des Lehrers, alle Majeſtät des Wunderthäters, zur mildeſten Huld, zur zarteſten Liebe, zur trauteſten Einfalt gemildert — voll

einladender Zärtlichkeit ſein Blick, ſein Mund Allen freundlich zulächelnd, ſeine Hände nach Allen ſich ausſtreckend. Und um Ihn die Mütter mit ihren Lieblingen — auf den Armen die Einen, auf der Hand die Andern — drängen ſich zu Ihm, berühren ſeine Knie, blicken ſchüchtern erſt, dann froh lächelnd an Ihm auf, mit jedem Blicke zutraulicher, froher, geſprächiger — und von Jeſus aufgehoben, geherzet, geſegnet, mit einem liebreichen Glückwunſch, mit einer väterlichen Lehre den Müttern wiedergegeben! Können wir uns einen lieblicheren, wehmüthig erquickenderen Auftritt denken! Einen lieblicheren und erquickenderen für Mütter, für Kinder, für engliſche und menſchliche Zuſchauer! Seelig ſind die Kinder, die Jeſus alſo ſegnete, die auf ſeinem Schooße ſaßen, ſeine Wange berührten, mit ſeinen Haarlocken ſpielten! Ja, ſelig wird er uns zurufen, wenn Ihr werdet, wie die Kinder.“

Du herrliches Buch! Was haſt du die Seele des Kindes wie mit Engelsfittichen und in Himmel unendlicher Entzückung gehoben! Du Schweizermund voll Pracht und Hoheit, voll Lieblichkeit und Poeſie! War's das Alpenglühen der ſchneebedeckten Firnen, das aus deinen wurmſtichigen Blättern in die ahnungsvolle Einſamkeit des träumenden Kindes blitzte? Waren es die Heerdenglocken von Zürich, die den armen Sohn der nordiſchen Steppe wie auf grüne Bergeshalden lockten

und ihm die Schauer einer Welt voll heiligeren Schwunges und reinerer Schönheit zauberten? O du erstes, frühstes, einzigstes Buch! Labsal einer nachtumhüllten Sehnsucht! Ein Schatz! Ganze Bibliothek eines Kindes! Ein einziger in eine Herberge der Armuth verlorner »dritter Band« und doch so vollständig, so groß, so umfassend, wie alle Bücherschätze der Weltweisen! Braucht das Auge lange zu wählen und weilt nicht voll Thränen auf einer Stelle, wie dieser:

»In der lieblichen Abenddämmerung der Einsamkeit erscheinen sie wieder die Rosen unter der Morgenröthe — die seeligen Tage der Kindheit und Unschuld, wo unser Leben hinfloß, wie durch Blumenauen der klare Bach, wo keine Wolke den reinen, lachenden Himmel trübte, kein feindseliger Sturm unser Inneres zerriß — wo wir im Schooß unsrer Mutter frohlockten und mit den jugendlichen Gespielen um den blühenden Baum unsres mildgepflegten Gartens Eines Herzens jauchzten. Da kommen sie wieder hervor aus dem verschlingenden Strome der Zeit alle die Stunden genossener Freuden — und die dunklern Stunden der Trauer, die durchkämpften Nächte, die Thränen, die noch die Morgenröthe beschien — das ungezählte Heer der Sünden, bereut und unbereut, verziehen und unverziehen — vom ersten Lustgenuß am Baum der Erkenntniß bis zur Untreu im letzten Tagwerk. Alles zieht im namen-

Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben, römiſchen Kriegern und von unten deutſchen Poſtillonen.“ Börne war ſpäter einſichtsvoll genug, die Nachtheile zu durchſchauen, welche unſerer politiſchen und geſellſchaftlichen Bildung aus den Eigenthümlichkeiten des deutſchen Studenten-Lebens erwachſen ſind; aber an ſeine Studienzeit in Halle dachte er gern zurück.

Von Halle aus wurden kleine Ausflüge in die nähere und entfernte Umgegend gemacht. Schon in den erſten Ferien beſuchte er mit einem akademiſchen Freunde, Namens Groſſing, das ſächſiſche Erzgebirge und befuhr einige der bekannteſten Stollen deſſelben. Von Jena aus ſchrieb er den 30. März 1804 folgenden, bisher ungedruckten Brief: „Ich komme ſo eben von einer Wanderung zurück, die ich durch die Stadt gemacht habe. So weit ich gekommen bin, haben die Straßen eine gar klägliche Phyſiognomie, oder vielmehr gar keine. Die Häuſer ſtehen alle ſo jämmerlich da, wie Dintenkleckſe, einem zum Aerger und Verdruß. Es herrſcht eine langweilige Stille umher und das bischen Geräuſch dient nur dazu, ſie noch zu vermehren. Kein freundliches Geſicht iſt mir aufgeſtiegen, und kein einziger Conditor taugt was. Vor und nahe bei der Stadt liegen Berge, die ragen hoch empor. Ich kann ſie aus meinem Fenſter ſehen. Wie ich ſie ſo anſah, kam es mir vor, als ſchauten ſie ſpottend hinab in die finſtern dumpfen Löcher, und redeten die Menſchen an, und ſprächen: O, Ihr dummen Thiere, was ſperrt Ihr euch ein da unten in eure finſtern Hütten und raubet euch die Luft einander, kommt herauf; ſeht wir reichen euch gerne unſern Rücken, kommt und lagert euch näher den Sternen! Wohl, Ihr Berge, hört mancher euere ſtummen Töne, doch keinen locken

loſen Schauer unſrer Seele vorüber — ein Vorſchmack des Weltgerichts — wir genießen wieder und leiden wieder, frohlocken und trauern wieder. Und aus dieſem Bilde des Vergangenen geht das Bild unſrer Zukunft hervor, die Pfade öffnen ſich, die wir noch wandeln ſollen, die Kämpfe, die uns fürgelegt ſind — wir trinken itzt ſchon aus dem Becher der fernſten Freuden und Leiden und unſre Seele faßt in lebendiger Hoffnung und Furcht das Unſichtbare, wie wenn es ſichtbar wäre.«

Mit dieſem wunderbaren Buche brachen in die religiöſe Nacht des Kindes Strahlen der Morgenröthe.

## VI.

Das fünfte und ſechſte der Bücher, die dem Knaben von Bedeutung werden mußten, waren Göthes Fauſt und Don-Quixote.

Daß ſich Göthes Fauſt in die beſcheidenſte Welt der Armuth verlieren konnte, war ein Wunder. Bei einem Spielkameraden, der in demſelben Thurmpavillon wohnte, dem Sohne eines Dienſtangehörigen des Königs, fand ſich ein nie wieder ſo koſtbar geſehenes, rundum in hellgelbes feinſtes Leder gebundenes, auf ſtärkſtem Velinpapier gedrucktes Exemplar des Fauſt, eine Prachtausgabe. Und wie, wenn dieſer Fauſt Sr. Majeſtät ſelbſt gehört hätte? Das koſtbare Buch war ohne Zweifel in irgend einem der königlichen Wägen liegen geblieben und hatte (nach doch wohl erfolgter Anmeldung) keinen Herrn gefunden. Magnus hieß des Königs Roſſelenker, bei dem der Knabe dieſen Fauſt

entdeckte. Von Potsdam nach Berlin, von Berlin nach Charlottenburg fahrend, hatte der König oder die Königin vielleicht in diesem Prachtexemplar geblättert. Es war im Wagen vergessen worden, die Königin war todt, der König liebte bekanntlich weder den Faust noch den Geheimerath von Göthe; so blieb unser Buch dem Kutscher Magnus und wurde das Lieblingsbuch seiner Kinder und deren Gespielen. Natürlich zwingt die Wahrheit sogleich zu dem Geständniß, daß dem Kind das einzig Gefällige und Verständliche im Faust sein rein Unverständliches war. Die Hexenküche, da war man heimisch. Da sah man die Töpfe und Kessel, den Blasebalg, den Rührlöffel und die Meerkatzen. Und diese Meerkatzen interessirten um so mehr, als eine Treppe höher, fast unterm Dache, noch ein unmittelbarer Dienstmann der Hohenzollern wohnte, der seinerseits Meerkatz hieß. Was sich in einem Kindskopfe aus so zusammentreffenden Umständen für ein logisches Ungeheuer bildet, ist nicht wiederzugeben. Ein Kind verknüpft das Fremdartigste mit einem Parallelismus, der selbst in späteren Jahren immer an derselben Stelle wieder auftaucht und bei gewissen Vorstellungen immer wieder dieselben tollen Unzusammengehörigkeiten vor dem Auge tanzen läßt, wie z. B. auch die, daß der Knabe den bekannten Preußischen Königsnamenszug Friedrich Wilhelm Rex, in drei verschlun-

genen Buchſtaben dargeſtellt, immer nur mit einem vielgenannten Berliner Schullehrer und Cantor Namens Rex in Verbindung bringen konnte und noch ehe er etwas von dem ſchwäbiſchen Urſprung der Hohenzollern erfuhr, ſich in demokratiſcher Vorahnung auch bei Königen einen urſprünglichen Familiennamen als nothwendig dachte und dabei nicht übel Luſt verſpürte, jenen Cantor Rex für einen irgendwie anzuerkennenden Seitenverwandten der majeſtätiſchen Herrſchaften zu nehmen, die ſonderbarerweiſe alle nur nach ihrem Vor- und nicht nach ihrem eigentlichen Familien-Namen **Rex** gerufen wurden ... Kehren nicht noch im Alter, wo doch dieſe Irrthümer alle amputirt ſind, wie in Gliedmaßen, die man nicht mehr beſitzt, dieſelben tollen Empfindungen wieder, falls der correlate Nerv der Seele berührt wird? Und haben nicht unſre Träume noch bis zu jenem letzten, aus dem man nicht wieder erwacht, ihre ganz eigne, immer und immer mit gleichen Bedingungen wiederkehrende Topographie, dieſelben nicht exiſtirenden Straßen, Plätze, Gärten, und kann man ſich der regelmäßigen Wiederkehr einer und derſelben Traumvorſtellung erwehren, z. B. der wahrhaft folternden, daß man noch einſt einmal ein großes Abiturientenexamen zu beſtehen hat? Dieſe Traum- und Kinderlogik brauchte lange, bis ſich der alte hüſtelnde Meerkatz in der Dachſtube mit den

ſprechenden Meerkatzen des Fauſt allmälig auseinander fand. Die Thiere, die mit Kronen ſpielten, wie mit Glasſcherben, die den Brei am Feuer rührten und zuletzt von einer durch den Schornſtein fahrenden Hexe für ihr Ueberlaufenlaſſen der Töpfe gezüchtigt wurden, traten endlich unabhängig von dem Kutſcher Meerkatz und in ſolcher Lebendigkeit vor die Augen, daß nach Anſchauung regelmäßiger Puppenſpiele in der Mittelſtraße mit Göthes Fauſt eine dramatiſche Darſtellung verſucht wurde. Es that dabei nichts, daß ein aufgeſtürzter Stuhl, ein Fußſchemel, ein paar Fenſterkiſſen das Theater und anderweitig eroberte Figuren, die an ſich Ritter oder Neufchateller Jäger darſtellten, diesmal Hexen und Meerkatzen bedeuten mußten. Die Auslegung macht nicht blos beim Kinde das wahre Sein. Der reine Glaube iſt das abſolute Wiſſen. Die Vollendung der dargeſtellten Hexenküche, die dem jungen Dramaturgen als vollkommen erreicht vorſchwebte, hat ſpätere Bühnenanſchauung im Opernhauſe nie wiedergegeben. Die an ſich vergebliche Mühewaltung der wirklichen Reproduction verſchwand gegen das Ideal einer Inſcenirung, das ſo gut wie die Wirklichkeit ſelbſt war. Wie ſich die mit Kattunſchürzen verhangenen Stühle vor dem Auge zu ſo mächtigen Rundbögen wölbten! Wie die Küche ſo ſchwarzberußt wirklich geſehen wurde! Wie dieſe den Neufchateller Jägern ſubſtituirten Meer-

katzen ſich balgten und mit dem Beſen ſtäupten, weil »die Frau« nicht zu Hauſe war! Und dann jener Brei, den ſie rührten, dieſe bekannten breiten »Bettelſuppen«, die die Kinder nur auf Mehlbrei, nicht grade ihr Leibgericht, beziehen konnten. Jetzt läuft der Keſſel über, die Hexe, vom Schornſtein herabfahrend, verbrennt ſich und ſchreit: »Au, au, au, au! Verdammtes Thier, verfluchte Sau!« . . . Dieſe cyniſche Stelle, ſei es nur geſtanden, wurde als die claſſiſchſte in allen Tonarten, in Dur, Moll, in Grunz- und Fiſteltönen nachmodulirt. Dieſe Stelle war die ſprechendſte Anmuthung an die trunkene Freude, ſo ſchauderhaft Natürliches, ſo rein der eignen unmittelbarſten Gegenwart und dem Selbſterlebniß Angehöriges gedruckt zu leſen! Das beſchämendſte Geſtändniß muß einräumen, daß vom ganzen Fauſt nur dieſe Salva-Venien als das erſte Material der Poeſie bis zur Ueberſeligkeit durchgekoſtet wurden. Nächſtdem das Hexen-Einmaleins, das dem Schul-Einmaleins ſo nahe ſtand und dabei wie die tiefſte Anfangsahnung der Metaphyſik lautete und feierlich, ja mit einem gewiſſen Reſpect vor der — man konnte nicht wiſſen, ob doch nicht hoch erhabenen — Hexenweisheit vorgetragen wurde. Schließlich erwarb ſich noch der Prolog der Dichtung, der Herr unter den himmliſchen Heerſchaaren, ein eignes Intereſſe. Das Drama ſelbſt, wo Mephiſtopheles dem Kinde lange nicht bocksfüßig

und hörnermäßig genug auftrat, mundete nicht. Aber »der Himmel ſchließt, die Erzengel vertheilen ſich« ... Das klang ſo ſelig und weckte goldenſonnige Bilder! Dies Vorſpiel war eine der Phantaſieen, in deren lichtreine Sphären aus der Hexenküche man ſich eben ſo flüchtete, wie der Knabe ſelbſt in das Vordergebäude des Akademie-Quadrates ſchlich, wenn ſein Geſpiele, der Sohn des Kaſtellans, ihm eine geheime Thür öffnete und er zu einer Stunde, wo nur Maler, nur Kunſteingeweihte die Ausſtellung der Gemälde beſuchten, ſich durch die goldrahmige bunte Farbenpracht, dieſe heilenden und lehrenden Jünger, dieſe Chriſtuswunder, dieſe bunten Scenen der patriarchaliſchen Urzeit, die Abrahamsopfer und kanaanitiſchen Brunnengrüße hinſchleichen durfte.

Die allmälige Erlöſung von dem gewaltigen Druck einer dumpfen überreligiöſen Stimmung förderte auch eine alte zerriſſene Ueberſetzung des Don-Quixote, die dem Oheim gehörte, der in der nächſten Umgebung des Prinzen lebte. Die Schwänke des ſinnreichen Junkers von La Mancha wurden Abends von der Couſine und dem Vetter vorgeleſen, noch öfter vom heitern und von aller chriſtlichen Selbſtqual entfernten Oheim unter Lachen wieder erzählt. Das Barbierbecken als Helm, die Windmühlen als berittene Feinde, eine Bauernmagd als Prinzeſſin und Sancho Panſa, der ebenſogut

ein Bauerlümmel aus Pommern oder der Uckermark hätte ſein können, als Knappe, das waren Späſſe, die zwar nicht ſo greifbar auf der Hand lagen, wie die Hexenküche und die Meerkatzen im Fauſt, im Gegentheil Späſſe, die ſchon Sinn für Contraſt, Ironie und Satyre erforderten, aber bei allem Kopfſchütteln und ſtarrem Gaffen eines im Grunde ſchon nur für ſublimere Dinge empfänglichen Gemüthes verfehlten die Anpreiſungen des Buches ihre Wirkung nicht und voll Emſigkeit wurde der Don-Quixote nicht ein, ſondern mehre Male durchgeleſen. Der Vater verlegte dabei die Scene wirklich nach Pommern. Dieſe Amtleute, Wirthe, Fuhrmannsausſpannungen, dieſe Windmühlen, bebrillten Paſtoren, ſteifen und naſehochtragenden Gutsherrſchaften, alle ſpaniſchen Figuren des Cervantes fanden ſich ebenſogut auch in dem Andaluſien Preußens wieder und wieviel wirkliche Don-Quixotes noch jetzt in Pommerns löblicher Ritterſchaft leben, beweiſen hinlänglich die Geſchichten des Tages.

Die Zahl der geleſenen Bücher mehrte ſich nun ſchon von Tage zu Tage. Sie zogen die Seele nach zwei Richtungen, dem Märchenlande der Poeſie und der Welt der geſchichtlichen Thaten und muthigen Unternehmungen. Das einfache Wiſſen von todtaufzuſpeichernden Fakten ſchmeichelt ſich dem Gedächtniß des

Kindes nicht ein. Zwischen die wunderthätigen Feen, die Siebenmeilenstiefel des kleinen Däumlings und die Wilmsen'schen Heldensäle, Bardenhaine und die Abenteuer Robinson-Crusoes drängte sich allmälig noch eine dritte Gattung, man möchte sie die pädagogische Romanenwelt nennen. Es sind dieß die ländlichen Idyllen, die Pfarrersbesuche in Friedheim, die Familienabenteuer einer Reise des Amtsmanns Gutmann und seiner Kinder, Campes durch glückliche Zufälle eroberte Jugendbibliothek. Letztere bot noch den reizendsten Genuß durch seine dramatisirten Familiengeschichten. Der bei Campe auftretende arme Thüringer Bergmannsknabe, der mit seinem ländlichen Dialekt und seiner Kunstfertigkeit auf der Geige sich die Freundschaft und Liebe eines vornehmen Hauses erwirbt und seinen ihm dargereichten Teller mit Kuchen und Wein erst nach einem Dank an Gott in die Hand nimmt, wird jedes gutgeartete Kind rühren. Bald wird sich zeigen, wohin die junge Seelenschwinge sich vorzugsweise getragen fühlt. Zu Aladdins Wunderlampe und den verschlossenen Bergen, die auf des Zauberers Geheiß sich öffnen, zum lieben Tischlein deck' dich! Oder zu den Thaten Herrmanns des Cheruskers, den Siegen der Deutschen über die Hunnen, der Heldenbahn Luthers, dem Tode Gustav Adolphs und dem ebenso lieblichen wie rührenden Ende Theodor Körners. Oder in der

That zu dem kleinen Bergmannsknaben, deſſen naive Treuherzigkeit dialektiſch auf einem ſpäter eroberten Antheil an einem Theater nach Kräften bis zur nie ausbleibenden Selbſtrührung wiedergegeben wurde .... Die pädagogiſche Unterhaltungsliteratur des Tages taſtet hin und her und bringt uns in jeder Weihnachtszeit neue Experimente mit dem Kindergemüth. Immer mehr aber greift die Sucht um ſich, mit der Kinderkoſt weit mehr die Alten zu ſättigen. Die Neigung der Großen, ſich zuweilen von ihren Mühen auszuſpannen und zum Scherz ein wenig läppiſch zu werden, verwechſelt ſich nur zu oft jetzt mit dem Unterhaltungsbedürfniß des Kindes, dem allerdings auch das Läppiſche, wenn es bunt gemalt iſt, gefällt, wie Alles, was ihm geſchenkt wird, aber die Nachwirkung auf die Seele wird doch die leerſte und die flachſte. Das Kind bedarf Thatſachen und dieſe Thatſachen nicht todt und nur aufgeſpeichert, ſondern in Bewegung gebracht durch irgend eine Handlung, irgend ein Lebensſchickſal. Das Märchen ſei ohne Ironie, ohne zuweitausgeſponnene Zweckloſigkeit und romantiſche Träumerei, es lehre den Glauben an gute und böſe Kräfte des Lebens, große gewaltige Elementarwirkungen und die Ausgleichung einer ewigen Gerechtigkeit! Die Thatſachenliteratur für Kinder ſchildre Männer, die Einziges wollten und Großes zu dulden verſtanden, Helden des Geiſtes, die ſich von unten

ſie hinauf. Doch wenn Ihr Gold bergtet in eurem Schooſe, dann würden ſie kommen; und ſchaarenweiſe ſtrömen und graben in eure Eingeweide, ach, zerwühlend ſich ſelbſt.“ Des Winters wurden Ausflüge nach Deſſau und Leipzig, oft zu Schlitten und im Maskenaufzug unternommen. Beſäßen wir von Börne über ſein Leben Geſtändniſſe, ſo würde gewiß in dieſe Periode die Schilderung eines immer klarer werdenden Seelenlebens fallen. Börne wird damals die erſten Blicke in ſeine Zeit geworfen, die erſten Verſtändigungen über Menſchen und Bildungsrichtungen, über Syſteme und Bücher in ſich erfahren haben. Die große Gährung der Geiſter, welche gerade in jene politiſch für Deutſchland ſo unglückliche Zeit fiel, kann an ihm nicht ſpurlos vorübergegangen ſein, wenn ihn auch ſeine angeborne Verſtändigkeit, ſeine ſatyriſche Laune und die beſondern Einflüſſe ſeiner Nationalität vor jener flammenden Ueberhitzung bewahrten, die damals oft die beſten Köpfe mehr verſengte, als erleuchtete. Den lebhaften Debatten, womit die jungen Studenten oft glaubten die Speiſen der Reil'ſchen Tafel würzen zu müſſen, (Reil war ſehr gaſtfrei) hörte er mit ruhiger Enthaltung zu, gab aber zuweilen ſo treffende Zwiſchenbemerkungen, daß man auf den kleinen, zuſammengedrückten, ſchweigſamen jungen Mann um ſo mehr aufmerkſam wurde, als man ihn von Reil mit einer gewiſſen ſorgſamen Theilnahme behandelt ſahe.*)

*) Wahrſcheinlich rührt aus dieſer Zeit folgendes, in Börnes Nachlaß befindliche geweſene ungedruckte Fragment über Erziehung her: „Ich kenne nichts heiligeres, als das Geſchäft eines Erziehers, und nichts erbärmlicheres, als die Art, wie es die meiſten treiben. Wie es alle treiben, will ich ſagen, und es kann nicht anders ſein. Denn da alles Handeln Objectivirung der Idee iſt, ſo iſt jede Handlung ein ſeelenloſer Leib, der keine Idee als Vorbild bewohnt. Der Begriff, den man gewöhnlich von der Pädagogik aufſtellt, iſt ein ſolcher, der ſeiner ſelbſt ſpottet. Wenn die Idee, die wir von

herauf durch tauſend Hinderniſſe emporarbeiteten, Forſcher, die wie Columbus, keine Gefahr ſcheuten, ihr gläubigſtes Ahnen zu verwirklichen! Das Familiengenre endlich hüte ſich vor der Nachahmung fremder Erziehungstöne, wie ſie beſonders jetzt aus Frankreich herüberklingen! Dieſe geleckten übermalten Berliner Lithographieen mit den nach dem Pariſer Modejournal geputzten jungen Herrchen und Dämchen, mit Knaben in Sammtgilets und Spitzenmanſchetten, in engliſchen Lovely-Mützen und eng am Halſe ſchließenden gebrannten Spitzenkrauſen ſind eine arge Vervornehmung der alten gemüthlichen bürgerlichen Jugend-Romantik Campes, Löhrs und Andrer, die zur deutſchen Kinderwelt vielleicht etwas philiſterhaft, aber in der einmal vorausgeſetzten herrſchenden deutſchen Art und Sitte redeten.

Die Freuden der Natur und die alten Kriegs-Erinnerungen waren es, die gegen eine allzudüſtre, gefährlich drohende Bigotterie auch im Hauſe ſelbſt zuweilen fröhlichen Einſpruch thaten. Selbſt der apokalyptiſche Vetter konnte dem Reize einer Sonntagswanderung nach dem Dorfe Lichtenberg nicht widerſtehen. Kornblumen und Lichtenberg waren dem Knaben ein und derſelbe Begriff, und faſt möchte man an die neue Lehre von einer materiell ſich abdrückenden Einſammlung der geiſtigen Erfahrungen glauben; denn bei jeder Kornblume wird noch dem Manne Lichtenberg, wie

bei jeder Heuſchrecke, die in den Herbſtesſtoppeln ſingt, das Dörfchen Tempelhof einfallen. Eine Wanderung nach Lichtenberg begann um die Mittagszeit und zog ſich durch die entfernteſten Stadttheile. Unterwegs ſtieß zu der frohbewegten Karavane dieſer oder jener Verwandte: Der Vetter Chriſtian mit dem Lederwamms aus Ungarn, der inzwiſchen ſchon einen Buckel nach dem andern hatte auftrennen müſſen und freudvoll und leidvoll eine ſonderbare Heirath ſchloß, die im Zuſammenhange mit dem ihm wirklich tieftragiſchen Weh, daß die Filzhutmacherei plötzlich von den Seidenfelbelhüten, das zünftige gründlich erlernte Handwerk von Seidenhutnätherinnen und Papparbeitern verdrängt wurde, durch eigenthümliche Umſtände den Griffel eines ſtädtiſchen Dorfgeſchichten-Dichters herausfordern müßte; der Vetter Wilhelm, der heute ſchon zwei Kirchen und die Rechtgläubigkeit ihrer Kanzeln geprüft hatte und mancher Andre. Vorüber ging es dann regelmäßig an einem Erdgeſchoß in den Vorſtädten, in dem eine andre unheimliche Jugenderinnerung und wieder etwas Seltſames aus der Sphäre des ſchönen Geſchlechtes hauſte. Es war dieß die geſpenſterſehende ſogenannte »alte Eichorien-Lieſe.«

Dieſe lange hagre »alte Eichorien-Lieſe« hatte noch einen impoſanteren Wuchs, als die Hexe am Königlichen Schloß. Knochig, ſpitznaſig, langfingrig, mit Habicht-

augen, ſcharfredend und dabei ſtocktaub. Sie war vermögend dieſe holde Dame und wollte durch einen Handel mit Cichorien, den ſie in einem kleinen Kreiſe von regelmäßigen Abnehmern mit Hülfe einer ſie begleitenden Dolmetſcherin, die ihr den Korb tragen mußte, trieb, ſich nur zerſtreuen und unterhalten. Dieſe Cichorien-Lieſe ſchritt wie eine Königin ſo ſtolz, ſchnupfte wie ein Miniſter und beſchäftigte ſich nur mit den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens, mit der großen europäiſchen Politik und mit den Geiſtern. Die Cichorien-Lieſe konnte in der That die Göttin des Jahrhunderts vorſtellen; denn ſtocktaub und lautkreiſchend hielt ſie gewöhnlich eine großmächtige Meſſingtrompete wie Frau Fama in der Hand. Dieſe Trompete ſetzte ſie aber nicht an den Mund, ſondern ans Ohr. Es war eine Schalltrompete, durch die ſie ihre Taubheit mit einer Welt vermittelte, deren ſichtbare und unſichtbare Dinge ihr leidenſchaftlichſtes Intereſſe erregten. Die Cichorien-Lieſe kam nicht zu oft zu den Eltern des Knaben, denn ihr Handelsartikel diente dieſen nur zur angenehmeren »Färbung« des Kaffées und zur Herſtellung jenes pikanten Geruches, der der gebrannten radix cichorea ſelbſt von halben Türken im Mokkagenuß nicht abzuſprechen iſt. So oft ſie aber kam, war es immer ein wirkungsvolles Ereigniß. Ihre dienende Famula trug den verdeckten Korb, ſie ſelbſt ſchritt ſtolz voran, ſetzte ſich feierlich und begann,

wenn ſie eine Prieſe zur Naſe und dann die Trompete zum Ohr genommen hatte, regelmäßig eine Converſation über die höchſten Intereſſen der Menſchheit. Entweder war es »Boneparte«, über deſſen Pläne auf St. Helena ſie die genaueſten Mittheilungen beſaß, oder ſie hatte, als gebornes Sonntagskind, wieder Geiſter geſehen. Die Politik und die Geiſter waren ihr Steckenpferd. Sie näſelte im Sprechen, ſprach aber ſo ſtark, daß es faſt daſſelbe Schreien war, mit dem in die Trompete die Fragen oder Antworten gerufen werden mußten. Die Erhebung der Griechen erfüllte die Cichorien-Lieſe mit einem Intereſſe, das ihr Handel mit Caffee-Surrogaten doch ſonſt an der Levante nicht nehmen konnte. Ihre Phantaſie ſah nur türkiſche Kriegsſchiffe unter Brandern in die Luft ſpringen und griechiſche Kinderköpfe, von den Türken zu Tauſenden abgeſäbelt. Es ſchien ihr unwiderleglich, daß »Boneparte« jetzt ebenſo die Griechen gegen die Türken commandirte, wie er ſpäterhin bei Varna und Schumla die Türken gegen die Ruſſen commandirte. Die Cichorien-Lieſe ſprach von den Congreſſen in Carlsbad und Verona, vom Fürſten Hardenberg und, auf innere Angelegenheiten übergehend, von der Erhöhung der Miethsabgaben mit derſelben Gewißheit, wie ſie regelmäßig unter einem ſeufzend abwehrenden »Ach lieber Gott!« der Mutter auf ein Hereinragen der Geiſterwelt in die

unfrige ſo ruhig und glaubenfeſt überging, daß Juſtinus Kerner ſeine Freude daran gehabt hätte. Die Cichorien-Lieſe bewohnte eine anſtändig eingerichtete comfortable Kellerwohnung, von der ſie behauptete, daß es in ihr »ſpüke«. Es war dabei ſeltſam, daß ſie ſtocktaub doch Geiſter immer deutlich hörte, auch ohne ihre Trompete. Mit überzeugungstreuer Sicherheit erzählte ſie, daß es erſt vorgeſtern wieder in der Nacht, wo ſie nicht hätte ſchlafen können, ganz deutlich und vernehmlich hinter, in oder an der Wand gerufen hätte: „Wilhelm! Wilhelm! Ach Wilhelm!“ Sie erzählte, daß ſie zwar gegen das „Spüken“ ein Bannungskraut, die „Spieke“, in ihre Betten verſtecke, aber da ſie ein Sonntagskind wäre, hülfe es nicht viel. Es kämen ihr die Geſichter wie über den Weg. Wenn ſie allein ſäße und ſich nur umdrehte, ſo könnte ſie Köpfe mit langen Bärten ſehen, die ſie um Erlöſung anbettelten. Sie ging ohne alle Metaphyſik rein durch Erfahrung von der Idee des Zwiſchenreiches aus, in dem eine Menge von Seelen haltlos umherirrte und ihre Stunde oder paſſende Unterkunft ſuchte. Längſt verſtorbene Verwandte nicht nur, ſondern auch noch lebende, nur nicht grade anweſende, ſah die Cichorien-Lieſe ſehr deutlich hinter ihrem Kachelofen ſitzen, andre beim Aufblicken vom Studium ihrer Boſſiſchen Zeitung „juſtement in die Kammer“ gehen. Die Geiſterſeherin ſchritt nach ihrer Erzählung gewöhnlich auf

die Erscheinungen herzhaft zu und verjagte sie eben nur durch diese Herzhaftigkeit. Es stand ihr fest, daß die Seelen der Todten die unglaublichste Unruhe hätten und sich um jeden Preis gern wieder in dieser Welt zu schaffen machten. Auch könnte man überzeugt sein, es lägen so viel geheime Schätze in der Erde vergraben, so viele Verbrechen blieben unentdeckt, daß es schon darum keinen Menschen Wunder nehmen könnte, wenn es des Nachts an ihrer Wand raschelte und mit herzzerreißendem Jammer riefe: „Wilhelm, Wilhelm, ach Wilhelm!“ Unser Apokalyptiker, der wirkliche Vetter Wilhelm, wenn er „arbeitslos“ war, traf oft mit der geisterſehenden Cichorien-Liese zusammen und es entspannen sich dann die schauerlichsten Gespräche über das dunkle Dießseits und das allerklarste Jenseits. Beide hatten die gleiche Neigung für die Politik, für „Bonaparte“, die Griechen, die Türken, den Papst und die Miethsabgaben, allein in ihren Prinzipien wichen sie von einander ab. Die Cichorien-Liese war durchaus weltlich und beinahe heidnisch. Der Apokalyptiker dagegen ließ die Geister nur unter gewissen Umständen gelten — kannte er doch Swedenborg und sprach mit Ehrfurcht von ihm! Er verlangte eine religiöse Färbung dieses Geisterglaubens. Er unterschied die Selbsttäuschung und die Offenbarung. Vetter Wilhelm erklärte, es gehörte zum Geisterſehen mehr als nur

Taubheit oder ein Geburtstag am Sonntage oder der narkotisch betäubende Duft der gebrannten Cichorie; es gehörte ein reines Herz dazu und gottseliger Wandel und Gottes besondere Geneigtheit und spezielle Vorliebe für irgend einen zum Geistersehen erwählten Menschen. Ihm war das Geistersehen eine pure Gottesgnade. Die Cichorien-Liese pflegte solche Einwendungen im schnarrendsten Schreitone abzuweisen und blieb bei ihren Visionen, die ihr auch ohne Kirchenbesuch und Bibel kämen und nur destomehr kämen, je mehr sie „Spieke" legte. Die Spieke und das „Spüken" blieben seither dem Knaben wieder so Eins, daß ihm noch in allen Stunden, wenn er ein Gartenbeet mit Lavendel eingefaßt sieht, die Dämonologie der Cichorien-Liese einfällt, ebenso wie beim Namenszuge der Preußischen Könige auf Kanonen und Patrontaschen, wie schon erzählt, der alte Cantor Rex.

Bei den Wanderungen nach Lichtenberg wurde in den Geisterkeller der Cichorien-Liese ein rascher Blick geworfen; aber nur flüchtig; denn ihre Lebhaftigkeit, ihre Abgeschlossenheit von der Welt durch die Taubheit hätte zu langen Aufenthalt gekostet. Man wanderte weiter. Zum Landsberger Thor hinaus. Flach, flach, kahl, kahl ist der Weg nach Lichtenberg! Und doch lebt er im Jugendgedächtniß nur als eitel wogendes, sonnenbeglänztes Kornfeld, als Schmetterlingstummelplatz, als

blauer Cyanen- und rother Mohnblumengarten. Dies Durchſchreiten durch hohe Aehren, die ſich in der Sonne wiegen und ſchwadenweiſe bald auf dieſe oder auf jene Seite ſich im Winde ſenken, wie wonnevoll dem Knaben, der noch ſo klein, daß er in ihrem Schatten wandelt, nur blauen Himmel über ſich ſieht und neben ſich die Kornblumen mit ihrem blauen Johanniterkreuz auf der grünen Baſthülle der Knospe, die rothen Flatterroſen, die Mohnblüthen, die er pflückt und dabei über die Löcher der Maulwürfe ſtolpert. Rings die wogende gelbe Saat. Dies freundliche Grüßen der Vorübergehenden, dieſe ſchallende höfliche Erwiederung der ganzen Karavane. Die Männer ziehen die Röcke aus und tragen ſie auf Stöcken. Die Frauen drängen zur Eile, um bei einem Bauern noch einen guten Gartentiſch oder einen Sitz dicht unter ſeinem ſtrohgedeckten Giebeldache zu erobern. Endlich ſieht man das Dorf mit ſeinem Kirchthurm und dem ſeit Jahren bekannten großen Storchenneſt, das ſo unverdenkliche Rechte und Erbpachtsanſprüche der dorthauſenden Storchenfamilie zu haben ſcheint, wie einſt der alte General Möllendorf hier in ſeinem Schloßparke am Ende des Dorfes hatte, oder jener Liebhaber von Pfauen und türkiſchen Enten, die linker Hand einen großen hellen Wirthſchaftsraum und ein ſtattliches Anweſen zieren. Eine ſpröde Oppoſition des märkiſchen Bauern gegen Berlin und Ver-

linerthum macht sich auch darin geltend, daß fast bis dicht unter die Thore der Stadt der Landbewohner seine allgemeine bäuerliche Art behalten hat und daß man sich auf eine halbe Meile von Berlin schon wie mitten in die Altmark oder die Priegnitz versetzt glaubt. Kleine niedrige Lehmhäuser mit dichten Strohdächern, eine düsterschattende Linde vor dem Thor, Räder, Deichseln, Latten den Eingang hemmend. Die Tracht ganz ländlich, kurze Jacken, lederne Hosen, bunte Nachtmützen, die Sprache plattdeutsch, frei von dem scheußlichsten aller deutschen Dialekte, dem der Hauptstadt, auf dessen nicht unmögliche Ausrottung eine Regierung, die wahre Volksgröße liebt, Prämien setzen sollte. Was gab es bei einer solchen Wanderung nicht zu beherchen, zu belauschen! Der Knabe steckte die Nase in alle düngerduftenden Ställe, in alle so eigenthümlich trockenluftigen Scheunen, kletterte auf die würzigathmenden Heuböden, sammelte im Garten an den Kirschbäumen vergessene gedörrte, von Vögeln angepickte Reste, sammelte Harz, das man mit den Fingern zu kunstvollen Geweben abspann, ging auf die Raupenjagd im Kohl- und Rübenfeld und dämmerte so hin in jener traumseligen Gedankenlosigkeit der Kinder, die das Große und Wichtige übersieht und sich an einer kleinen aus Steingerüll hervorgesuchten Blume oder einem Brombeerheckengewirr, durch das sich blaßrothe oder

blaue Winden ſchlängeln, oder einem Marienkäfer, den man ſich in irrender Emſigkeit über die Hand laufen läßt, die größten und beneidenswertheſten Welten ausſpinnt.

Die Kraft der geiſtigen Sinne wächſt. Sechs Jahre war der Knabe alt, als ihn ſchon ein Weltereigniß aus dem dumpfen Chaos des kindiſchen Ichs wachrief. Es war dies die Jubelfeier der Reformation. Die Bedeutung dieſes Feſtes wurde vollkommen verſtanden. Der lebhafte Sinn des Vaters wußte das Verbrennen des Tezelſchen Ablaſſes, das Anſchlagen der freien Glaubensſätze an die Wittenberger Kirchenthür und alle Fingerzeige Gottes in dem Leben des großen und deutſcheſten Volksmanns ſo anſchaulich zu machen, daß dieſe Glockentöne, die drei Tage lang wie ein bewegtes Meer der Lüfte zu wogen und zu brauſen nicht aufhören wollten, auch die ganze Seele ergriffen und zum proteſtantiſchen höchſten Hochgefühl hoben. Voll eitel Sonnenſchein und wie ein einziger dreitägiger Glockenton iſt dieſe erſte hiſtoriſche Erinnerung. Ihr folgte die Kunde von Napoleons Tod, der auf den Straßen nicht eben mit Siegergroßmuth ausgerufen wurde. Dann der Kampf der Griechen und Türken, nachgeahmt in allen Kinder-Spielen, wo Jeder Grieche, Niemand Türke ſein wollte und zuletzt das Abzählen entſcheiden mußte. Sand's Ermordung Kotzebues fand dann ſchon

So vergingen beinahe drei Jahre in heiterer Geſelligkeit und gewiſſenhaften wenn auch nicht übermäßigen Studien. Da kam die Umwälzung der Zeit dem preußiſchen Staate immer näher und eins der erſten Opfer, das fallen mußte, war der Halliſche Muſenſitz in ſeiner augenblicklichen Verfaſſung. Der Lärm der Waffen verſcheuchte die Eule Minervens. Wer ein leichtes Gepäck hatte, wartete das fernere Geſchick der Univerſität nicht ab.*) Auch Börne nahm von dem ihm ſo lieb gewordenen Tummelplatz ſeiner erſten im volleren Jünglingsbewußtſein verlebten Jahre Abſchied und wandte ſich nach der Univerſität Heidelberg, die ſein Vater weit lieber mit Gießen vertauſcht geſehen hätte. Auf dem Wege von den Ufern der Saale an die reizenderen des Neckar müſſen ſich in Börne's Innern eigne Gedankenreihen entſponnen haben. Es reifte in ihm der Entſchluß, ſich von der Medicin

---

der Erziehungskunſt geben wollen, die wahre iſt, dann wird von ſelbſt auf ihr folgen, daß jede Erziehunft undenkbar ſei, wenn nicht eine Nationale. Dem die Offenbarung des lebendigen Ineinandergreifens aller Dinge und der ewigen Harmonie zu Theil geworden iſt, für den hat nicht jede Unterſuchung ihren eignen Standpunkt, von dem ſie ausgehen muß. Dem iſt nur einer gegeben, an den er alles anreiht, der des Abſoluten und der innern Anſchauung. — Handeln heißt ſchaffen, erziehen heißt zum Handeln beſtimmen. — Es iſt die lächerlichſte aller Lächerlichkeiten, zu behaupten, die Ideen ſeien angeboren, weil man dadurch zu erkennen gibt, daß man wohl anders denken könne. Auch iſt Handeln nicht Zweck des Erkennens, das Erkennen iſt Zweck der Handlung. — Wenn die Zweckmäßigkeit einer Handlung den Maaßſtab ihres Werthes abgibt, ſo iſt dieſes nicht ſo zu verſtehen, als wenn die Güte der Handlung der Güte des Zweckes parallel ginge, ſondern wir nennen eine Handlung zweckmäßig, die ihren Zweck wirklich erreicht, oder ſo beſchaffen iſt, wie ſie ſein muß, um ihren Zweck zu erreichen; welches auch ſchon im Worte liegt. Daher müſſen wir auch in unſerm Urtheil über die heutige Pädagogik uns nicht beſtimmen laſſen von der Vortrefflichkeit ihrer Prinzipien, ſondern von der Art wie dieſen Prinzipien gemäß gehandelt wird — die Menſchen können irren, der Menſch irrt nie."

*) Erſt 1813 hob ſie Napoleon auf, da er den auch von den Univerſitäten drohenden jungdeutſchen Geiſt bei Bautzen und Groß-Görſchen zu fürchten gelernt hatte.

im Knaben die ganze parteiiſche Würdigung, der ſelbſt berühmte und ernſte Männer wie De Wette nicht widerſtehen konnten. An allen Bilderläden, hinter Fenſtern und auf offener Straße hingen die Darſtellungen der Ermordung Kotzebues, wiedergegeben in allen Einzelheiten, bald im Moment der Anmeldung Sand's, bald im Ueberfall und Niederwerfen des Schlachtopfers oder in der Gefangennehmung des Mörders, wo dieſer vergebens ſich zu tödten ſuchte. Dann noch geſellten ſich ſpäter alle Momente der Urtheilsverkündigung, die Fahrt zum Hochgericht und des »Richtens« hinzu. Ueberall hing Sand's Bildniß. Von hundert Rauchern hatten fünfzig gewiß einen Pfeifenkopf mit dem Abbilde des Mörders, der vom Vater mit unbedingtem Abſcheu verurtheilt, von der Mutter mit den Worten bemitleidet wurde: »Der ſchöne junge Menſch!« Die Nähe der Univerſität brachte mit der damaligen Studentenſchaft in die unmittelbarſte Berührung. Der Vater nahm an der altdeutſchen Tracht den entſchiedenſten Anſtoß, verſpottete mit der bitterſten Abneigung Jahn, den Turnlehrer, und erſtickte die heißeſte Neigung des Knaben, ſich im Zwillichkittel für die Haſenhaide anwerben zu laſſen, unbediegt. Der Altpommer that dies mit einer Fluth von Verwünſchungen ſo gottloſen, hochmüthigen »Narrentreibens«. Es ſtellte ſich ſchon allmälig in der Zeit der Bruch zwiſchen Stillſtand und

Bewegung heraus, ein Bruch, der einem nun in die Nähe von hohen Stabsoffizieren gerückten Manne früher zum Bewußtsein kommen mußte, als der Masse, die erst durch die Einkerkerungen der akademischen Jugend stutzig wurde. Auch die bis zur neuesten Datum so angewachsene Verachtung der Volkswehr durch die disciplinirte Armee gab sich in den Worten kund, daß diese jungen Boxer und Balger in der Hasenhaide, mit ihrem »Hansnarrn«, dem Professor Jahn, an der Spitze, beim ersten Kanonenschuß, den sie von den Franzosen hören würden, alle davonliefen. Das Turnen wurde für die überflüssigste Spielerei erklärt, die noch dazu die Gefahr der Verwilderung brächte, wofür es freilich Beispiele genug gab. Der Kriegskammel spukte noch so in allen Köpfen nach, daß von der Schuljugend in den Straßen die wildesten Scharmützel geliefert wurden. Vor dem eignen Hausthor erlebte man eine dieser Schlachten, die von einem Turner mit einem grünen italienischen Fischernetze auf dem langbehaarten Haupte masaniellomäßig befehligt wurde und einige blutende Opfer zur Folge hatte. Dem militärischen Sinne des Vaters waren schon diese langen Haare ein Gräuel. Er nannte diese neue Mode Lichtstecken, Talglichte, Besenreiser, Flachswocken — Junker Tobias von Rülp konnte von Junker Christoph von Bleichenwangs Perrücke nicht anzüglicher reden. Die grauen Kittel und

Hosen der Turner wurden mit den Zwillichkitteln der Festungssträflinge verglichen. Von Jahn hieß es, dieser Mann »sollte sich der Sünden schämen, so niederträchtige Narrenstreiche mit den Kindern aufzuführen.« Ein einziger »Bauerjunge aus Klempenow oder Löcknitz bräche diesen Taugenichtsen in der Hasenhaide alle Rippen entzwei.« Stangenklettern, Reckspringen, Boxen und Ringen waren diesem Zuchtprediger »brodlose« Künste. Und als dann Kotzebue von einem solchen Turner, von einem solchen Studenten in altdeutschem Rock und langen »Lichtstecken« wirklich ermordet wurde, da »hatte man die Bescheerung.« Die Hasenhaide wurde geschlossen, Jahn gefänglich eingezogen, die Turnerei als staatsgefährlich für lange Jahre verbannt.

Ein Weltereigniß war ferner der Brand des Schauspielhauses. Wie sich das Reformationsfest eingeprägt hat als ein ewiges von den Linden abwärts herübersummendes frommes Läuten und Brausen im glücklichsten Sonnenschein, so zwei Jahre später der schwarze wieder von den Linden abwärts wallende den ganzen Himmel schwärzende Rauch, der Tagelang nicht weichen wollte. »Ihr bleibt zu Hause!« Dieß mächtige Mutterwort steht wie in Erz geschrieben aus dem Getümmel noch jetzt im Gedächtniß. Das war ein Trommeln, ein Blasen, ein Fahren, ein Lärmen, ein Sturmläuten und diese Flammen, diese knisternden tausend Funken, diese

verwehten angebrannten Papierſtreifen, Iffland's alte Rollen, Kotzebues beliebteſte Stücke, alle herumfahrend, dieſe Zindelſchnitzelchen, die der Knabe weit vom Schauplatze des Brandes entfernt noch auf dem Boden glitzernd fand, dieſe ihm noch unbekannte »wirkliche Welt« der Bühne, dieſe Wunder des Geheimniſſes ſo ausgeſtreut und verzettelt über alle Straßen im Tageslicht... es war eine Begebenheit, die ſich noch in ihren Folgen lange durch die Knabenzeit hinzog, denn auf den Brand folgte das Beſichtigen der Brandſtätte und der Schinkelſche Wiederaufbau, der zwei Jahre die Straßen verſperrte. Beide Eltern, uneinig über die Turner und Kotzebues Ermordung, waren in der Abneigung gegen die »Komödie« einiger. In den Kirchen predigte der immer mehr um ſich greifende Pietismus gegen die Bühne und nahm den Brand der Stätte, wo der ſündige Iffland gehauſt hatte, für ein Zeichen der endlich einmal erſchöpften göttlichen Geduld und Langmuth.

Der in der größeren Welt noch völlig blinden Umſicht ging für die kleinere doch immer mehr das Auge auf. Es wird eine entſetzliche Erfahrung des Kindes, daß die Welt ſo voll ſchlimmer Elemente iſt! Dieſe Erfahrung wird nicht auf einmal gemacht, ſie kommt langſam, ſie ſchleicht ſich erſt allmälig in das gläubige, überall nur gute Menſchen vorausſetzende Gemüth. Man fürchtet wohl Böſes, aber erſt ſind es doch nur

Hunde oder Katzen oder Schornsteinfeger, von denen man Schlimmes gewärtigen kann. Dann hört man aber von wirklichen Uebelthätern, sieht sie sogar im nächsten Kreise, wird gewarnt, soll sich vor ihnen hüten. Und nun bei erwachender größerer Denkkraft werden Neid, Mißgunst, Verläumdung, Hinterlist, Verstellung, Schmeichelei, Geiz und Habgier an den täglichen Begegnungen unverkennbar. Welche Scenen, wenn böse, lügnerische Ankläger zur Rede gestellt werden! Die väterlichen Dienstverhältnisse zeigten eine Menge Menschen im Wettlauf nach demselben Ziele der Anerkennung und Auszeichnung. Einer sucht den Andern zu überflügeln und nicht selten wird nach schlechten Mitteln gegriffen. Schmeichelei gegen Vorgesetzte verfehlt selten ihren Zweck. Liebedienerische Unterwürfigkeit wird willkommener geheißen als biedre Gradheit und eine dem Vater eigne humoristische Vertraulichkeit selbst mit den vornehmsten Personen, mit Excellenzen und Hoheiten. Den Meisten der Untergebenen geht der Blick für das Menschliche auch an den Vornehmen gänzlich ab und die Vornehmen sehen es gern, sehen es lieber, daß sie als Begriffe, nicht als Menschen genommen werden. Wie liebte und rühmte man die wenigen gemüthlichen Ausnahmen! Und wieviel Wunderkraft, glücklich zu machen, besitzen doch die Großen! Sie brauchen Nichts

zu thun, als ſich würdevoll menſchlich zu geben. Da ſchon gewinnen und beſeligen ſie.

Das Beklemmendſte war, daß aus dem Bann der überlieferten Ordnung und der Leidenſchaften der Exiſtenzförderung heraustretend der Menſch ſogleich auf klippenreicher Schwindelbahn erblickt wurde. Die grübelnden, brummiſchen, geizigen, gehäſſigen Berufsmenſchen zogen den Knaben nicht an; aber von denen, die immer Lachen, immer Freude verbreiteten, ſtellte ſich nur zu bald heraus, daß doch alle ihre Luſt eine ſchlimme Kehrſeite hatte. Der warf blanke Thaler auf den Tiſch und rief nach Geigen und Flöten; der kam mit blitzenden Geſchenken und gewann ſich jedes Herz allein ſchon durch ſeine blitzenden, frohgemuthen Augen. Aber wehe! Bald ergab ſich, daß der liebenswürdige Schelm ein Spieler, ein Schlemmer war. Seine Heiterkeit wurde froſtiger, ſein Auge matter, ſeine Hand magrer, ſeine Rede zerſtreuter, ſein Kleid ärmlicher. Der, der ſonſt gab, nimmt nun. Der, der ſonſt luſtig tanzte, ſitzt nun grübelnd hinterm Ofen, glücklich, wenn man ihn duldet und Niemand ihn um ſein Befinden anredet. Das Volksleben iſt ſo reich an dieſen traurigen Gegenſätzen. In jener Hauptſtadt zumal, wo die Mehrzahl der Bewohner aus Armen und Unbemittelten beſteht, giebt es die reichſte Chronik verkommener Menſchenſchickſale. Der Strudel des Elends, der dieſe Menſchen verſchlingt, iſt

vorzugsweise die allgemeine Gewerbefreiheit, das viel zu leicht erworbene Meister- und Bürgerrecht. Der Trieb der Isolirung, der auf dem Lande auch Halt und Zusammenhang schon in einzelnes Elend aufgelöst hat, reizt auch hier zum selbstständigen Lebensversuch die schwächsten Kräfte. Der Gesell, nach Freiheit, Besitzstand trachtend »etablirt« sich und wirft den Köder seiner am Hause angeschlagenen Stiefeln oder Kämme oder Nägel wie in ein großes Meer aus. Oft beißt der Zufall an, noch öfter strömt aber nur die große Woge vorüber. Die erste Meisterschaft wird nicht ohne Selbstgefühl empfunden. Man hat ein Mädchen, eine Wittwe geheirathet, die einige hundert Thaler einbrachte. Gesellen arbeiten nun sogleich statt des Meisters. Dieser genießt seine Freiheit, lebt unter dem Vorwande des Kundenbesuches außer dem Hause und geräth in die Unsumme der kleinen Verführungen, die aus Kellern und Spelunken heraus ihre verderbenbringenden Arme strecken. Und Gott, was sind diese Verführungen! Wie unschuldig scheinen sie! Wie erlaubt dünkt ihr Genuß! Eine in einer Pfanne schmorende brenzliche übersalzene Bratwurst... warlich, in einer Stadt, wo man um zwölf Uhr zu Mittag ißt, kann eine um eilf Uhr genossene Bratwurst der Ruin eines ganzen Lebens werden. Ihr lacht? Aber der Stufengang ist einfach. Der »kundenbesuchende« junge Meister tritt in eine jener »Früh-

ſtücksſtuben," wo die Bratwurſt in der Pfanne ſo verlockend ſchmort. Er wird ſich ein "zweites Frühſtück" geben laſſen. Mit dieſem "zweiten Frühſtück" beginnt ſein Verderben. Das ſcharfe Salz und der Pfeffer weckt den Durſt. Der Trunk und der halb ſchon geſättigte Appetit hebt die Kraft und Unternehmungsluſt des ſonſt ſo genügſam dahinſchlendernden Geſellen. Auf einen Exceß folgt der andre. Die Mittagszeit, wird ſie nicht verſäumt, kommt nun zu früh, der häusliche Tiſch mundet nicht. Nichts verletzt die Gattin mehr, als das Verſchmähen ihrer Koſt. Vielleicht auch überbietet ſie ihre Kraft. Im günſtigſten Falle löſt der Nachmittagsſchlaf die Verſtimmung. Der Meiſter erwacht gegen Abend, wo die angezündeten Straßenlichter zu neuem Leben außer dem Hauſe reizen. Wer in dieſer Stufenfolge den allmäligen Ruin eines Handwerkers ſchildern und dieſe Schilderung mit den einfachen Worten: „Das zweite Frühſtück" überſchreiben wollte, würde das Elend von Tauſenden treffen und ein Volksbuch liefern.

Es iſt ſo wohlthuend und ſo erſchreckend zu gleicher Zeit, daß unter dieſen wildwachſen aufſchießenden Meiſtern der wahre Stachel des Fleißes und der guten Sitten ſo oft entweder nur die Umſicht der Frau oder die Religion oder nur der Geldgeiz iſt. Der letztere Trieb muß in der Natur des Betreffenden angeboren liegen und findet ſich, in dieſem Falle glücklicherweiſe,

eſt genug. Die Religion aber ſtirbt immer mehr als Bindemittel des Hauſes ab und ſchlimm genug iſt es, daß man die Form, in der man von Oben her jetzt dieſe ſo bedeutungsvolle Stütze des Volkslebens vor dem Wanken und dem Zuſammenbrechen ſichern will, als Freund des Bildungsfortſchrittes nicht im Geringſten billigen kann. An die Stelle dieſes ſchwankenden Haltes der poſitiven Religion ſollte man entweder das tiefreligiöſe Gemeinſchaftsgefühl des Deutſchkatholicismus und der freien Gemeinden, oder die politiſche Emancipation, das Bewußtſein bürgerlicher Rechte, das veredelnde, den ganzen Menſchen hebende Gefühl einer unmittelbaren Beziehung zum großen Ganzen ſetzen. Das freie unverkümmerte Stimmrecht, das Stimmrecht, das uns die Reaction verkürzte, das Stimmrecht in einem wahrhaft neugebornen Staatsleben wird auch eine rückwirkende Kraft auf die religiöſe und ſittliche Weihe des Volkes üben. Denn unwiderleglich iſt es, daß die unverkümmerte geſetzlich organiſirte Theilnahme am Staat die untern Stände hebt, läutert, zur innern Sammlung führt, den Wetteifer in allem Guten fördert. Die Proletarier des Handwerks, zu denen man die kleinen Meiſter zählen muß, hat man ſich zu unverſöhnlichen Feinden gemacht, als man ihnen das eine Zeitlang genoſſene Stimmrecht wieder nahm. Es iſt nicht das beleidigte Ehrgefühl allein, das in ihnen auf

Rache ſinnt, ſondern das Gefühl der weggezogenen Stütze ihrer ſittlichen Erhebung. Sie ahnten, daß ſie leichter entbehren, leichter arm ſein konnten, wenn doch irgend etwas an ihnen geachtet wurde, ihr Name, ihr Gewerbe, ihr Miethzins, ihre Miethſteuer, ihre Gewerbſteuer. Sie ahnten, daß durch das erſt ſo glückliche, dann unterbrochene Experiment an ihrem ſittlichen Menſchen gerüttelt wurde, und werden noch lange unverſöhnte Feinde unſrer jetzigen Ordnung bleiben, während die Intelligenz ſich längſt in ihre Verſtimmung gefunden und in andern Erleichterungen für das, was auch in ihr verletzt wurde, Troſtgründe geſucht hat.

So iſt denn nur der einzige wahre Halt des kleinen Handwerkers noch ſeine häusliche Ordnung, ſein Heerd, ſeine Familie, ſein Weib. Die königliche und prieſterliche Kraft des Weibes, einſt ſo heilig gehalten von den alten Celten und Germanen, hat ſich wohl in der Hyſterie, der Nervenſchwäche und der Salonbildung des modernen Frauenthums, aber doch noch nicht ganz im Strickſtrumpf und dem Nähzeug verloren. Zum Glück findet der Handwerker, wenn er ein Weib nimmt und dazu entweder eine dienende Magd oder eine Nätherin wählt, in den meiſten Fällen ein Weſen, das ihm den gewagten Schritt, ihr zu Liebe ſein Geſellenmit dem Meiſterthume zu vertauſchen, nicht bis zum Untergang gefahrvoll macht. Dieſe Frau nimmt ſich der

loszusagen. Was ihn hiezu bestimmt haben mochte, ist zu enträthseln nicht schwer. Er hatte den medizinischen Beruf ohne Wahl ergriffen, er war der einzige, der ihm bei seinem Glaubensbekenntnisse in spätern Jahren eine seinen Studien angemessene bürgerliche Stellung möglich machte. Diese Rücksicht hatte sich aber verändert. Die freie Reichsstadt Frankfurt hatte sich in ihren alten Spinnweben von Gesetzen und Vorurtheilen müssen lüften und ausfegen lassen; die Resultate der französischen Revolutoin hatten Kastengeist und Privilegienunbill aus den Thoren vertrieben. Frankfurt hatte mit seiner Selbstständigkeit auch das Recht der Tyrannei gegen die Juden verloren. Diese erhielten vom Fürsten Primas, dem Großherzoge von Frankfurt — (eine eigne Art von Emanzipation) — für eine sehr bedeutende Summe das Recht sich frei zu kaufen. Somit eröffnete sich den studirten Söhnen der Juden die Aussicht einer andern als nur medizinischen Wirksamkeit. Börne dachte sogleich an Jurisprudenz, ging aber auch von dieser, da der Beruf eines Advokaten ihn nicht reizen mochte, allmälig ab zur Cameralistik, die ihm eine Anstellung im Regierungsorganismus erwerben durfte.

Zu diesen Erwägungen mochte die Selbsterkenntniß kommen, daß ein Arzt zu sein von einer ganz andern Vorliebe für diesen Stand bedingt werden müsse, als sie Börne besaß. So sehr seinen höhern Erkenntnißsinn die aus der Philosophie und allgemeinen Naturkunde hergeleiteten Heischesätze der medizinischen Propädeutik ansprechen mußten, so wenig fühlte er sich in der Medizin heimisch, wenn er den Vorhof verließ und das innere Heiligthum jener Kunst selbst betrat. Seine zarten Nerven gewöhnten sich schwer an den Anblick

Küche, der Ordnung und Reinlichkeit des Hauſes, der Wäſche ebenſo an, wie des Geſchäftes. Sie drängt zum Fleiß, ſie ſpekulirt auf Kundſchaft, ſie kauft Vorräthe und hat ihr Auge überall. Der Mann, oft ein Simpel, ſteht verlegen da, wenn ſein Weib Kunden zu gewinnen, zu vertröſten, ihnen zu «flattiren» ſucht. Ihr Mundwerk hilft da ebenſo nach wie ihre rührige Hand. Dieſe Frauen ſind die Muſterbilder ihres Geſchlechts. Sie tragen alle Tugenden und alle Fehler der Gattung an ſich. Sie erzürnen ſich in dem Grade raſch, wie ſie nur langſam zu gewinnen ſind. Sie ſind der Verſtand und die Leidenſchaft des Mannes, der nur in einzelnen Fällen wild, dann bis zum Thiere wird, ſonſt aber weit mehr, als das Weib, das Herz des Hauſes darſtellt. Mildthätig ſind dieſe Frauen mit vorſichtiger Prüfung. Geben ſie, ſo rührt ſie das allgemeine Loos menſchlichen Elends, das ſie überhaupt mehr zu fürchten haben, als der Mann. Dem allgemeinen Fluch des Menſchengeſchickes ſteht das Weib näher, als der Mann, der nur das Einzelne ſieht. Die Paradieſeserinnerung lebt in dieſer Sphäre lebendiger, als in der Region der Bildung. Bei dem Arbeiter iſt die Frau wirklich die «Gehülfin» des Gatten und hält am Baume der Erkenntniß wirklich die Wache. Sie kann des Mannes Glück, ſie kann ſein Verderben werden.

Nur einzelne, glücklicherweiſe ſeltene Ausnahmen ſind diejenigen Frauen im Volke, die ſich in die Lage ihres arbeitenden Mannes nicht finden können. Putzſucht und die Näſcherei bleiben glücklicherweiſe ſeltne Klippen. Die Frau des Armen ſpreche immerhin viel und nütze ihr Mundwerk! Sie beſitzt oft nicht mehr an Bildung, als eben dieſe Sprache, deren Worte ſie ſich als einzigen Luxus nun auch recht zu Statten kommen läßt. Ueberſchreitet ſie aber auch hier das Maaß, ſo fängt mit der Schwätzerin der Ruin des Hausweſens an. Die Schwätzerinnen reden ein »Loch in die Wand«. Der Mann muß ihnen oft drohen, ihnen »das Mundwerk zunähen« zu laſſen. Sie verſchwätzen die Zeit auf dem Markt, am Brunnen, mit der Nachbarſchaft. Sie überrühmen ſich ſelbſt, ihr Hausweſen, ihre Ordnung, und doch geht alles „hinter ſich“. Die allzu lebhafte Phantaſie, die ſolche ungebundene Zunge oft allein entfeſſelt, bricht „Rand und Band“. Nicht ſelten hilft ſchon der Trunk den erſchlaffenden Geiſtern nach, die das Bedürfniß haben, ſo immer außer ſich zu ſein. Dann ergiebt ſich das jammervollſte Bild des Volkslebens. Ein ehrſamer, friedlich-ſtill arbeitender Mann und ein Weib, das ihm Schande bringt, das er züchtigen muß, das ihm das „Bett unterm Leibe“ verkauft, verſetzt und überall Unſegen ſtiftet. Im glücklichſten Falle wird ein ſolches Weib zuletzt geiſtesſchwach, kindiſch,

verkehrt und erlischt wie ein Licht unter ihren Kindern, die mit dem Vater gegen die eigne Mutter wie in einer angebornen Verschwörung aufwachsen müssen. Scheidung von einer unglücklichen Wahl durch die Gerichte? Wie kostspielig das! Der spätere Aushalt einer Geschiedenen ist gar nicht zu erschwingen. Nicht selten erbittern sich zwei ungleiche Ehegatten zu solchem Haß, daß Einer des Andern überdrüssig wird und ein Verbrechen sich entweder leise in die Seele einschleicht oder rasch einmal die verzweifelnde Leidenschaft überkommt. Und wie tief liegt dann meist im Volke das Bewußtsein des ewigen Unrechtes und der nie zu vergebenden Schuld! Selten, daß der Mörder eines Weibes, das ihm zur Lebensplage geworden, von seiner unerträglichen Qual, seinem tiefsten und sich von Gott zum Richteramt berufenglaubenden Abscheu vor dem Opfer seiner Wuth spricht. Er giebt seine Schuld ruhig zu, bietet sein Leben zur Sühne, hält sich an sonstige Fehle seines Innern, die wohl auf sein Armensünderbild passen und erst das stille Forschen des Menschenfreundes kommt auf die Spur, wie grauenhafte Thaten so allmälig wachsen und in der Vorstellung wurzeln konnten von dem angebornen, „von Gott eingesetzten" Richteramt der Familie unter sich selbst.

Oft führt der Dämon der Eitelkeit und des Vergnügens, der nun auch den Mann ergreift, dann zum

Bettelſtab. Die Zwiſchenſtationen dieſer Wanderſchaft ſind mannigfach und nicht alle ſind ſogleich von zerriſſenen Lumpen behangen. Da ſchmettert die Trompete zu einem Ball, da klimpert ein geſchniegeltes Töchterchen am Klavier, da bricht bei einem Gaſtgebot faſt der Tiſch von Speiſen und den rauchenden Punſchbowlen. Die kleinen Meiſter, die es leidlich »zu etwas gebracht« haben, werden meiſt durch ihre Weiber zur Theilnahme an einem Grundverderb des Volkslebens geführt, den »geſchloſſenen Geſellſchaften«. Dieſe unſchuldigen »Kränzchen« ſind Ketten, die in's Armenhaus zerren. Irgend ein verdorbener Gelegenheitspoet, irgend ein Privatſchreiber, ein Winkeladvokat, ein leichtſinniger Schulmeiſter, der ſeine Stelle verlor und Groſchenweiſe bei dieſen Volksklaſſen Stunden im Franzöſiſchen und im Klavier ertheilt, giebt den Namen zu dieſen Kränzchen, die zehn, zwölf, zwanzig armſelige Familien von eingebildet wohlhabenden Handwerkern (eingebildet, weil momentan ihre Geſellen zu thun haben) zu Sommer- und Wintervergnügungen vereinen. Lebte hier die unſchuldige Freude und die harmloſe Erholung, wer würde dieſe »Uranias«, »Thalias«, »Odeons«, »Muſeums«, »Erheiterungen«, »Erholungen«, »Eintrachten« u. ſ. w. verpönen! Aber ſie werden die traurigen Tummelplätze des allmäligen ſittlichen und geſellſchaftlichen Verderbens. Da werden die Läden eines ein-

ſamen Tanzbodens geſchloſſen, um acht Uhr finden ſich aufgeputzt die Familien ein, Mann und Weib und Kind, die Geige lockt, der Brummbaß ſchnurrt, die Trompete ſchmettert, der Tanz beginnt. Noch jetzt wären die Wirbel und Strudel zu paſſiren, noch hat das Fahrzeug keinen zu großen Leck. Aber der tolle verdorbene Sprachmeiſter oder Winkeladvokat, der den herrlichen Namen dieſer Freuden erfunden hat, ohne ihn richtig ausſprechen zu können, ruht nicht. Sein Genius will noch eine ganz andre freie Zeche haben. Er macht den Petitmaitre, den Tanzmeiſter des Clubbs, den Kuppler. Er bringt die Geſundheiten aus, läßt die Subſcriptionsbögen wandern zu einem Extraball, an dem auch andre »Anſtändige« für Entree Theil nehmen können. Die Anſprüche der Rivalität ſteigern ſich. Die Frauen, ihre Töchter, überbieten ſich in Ausſchmückung ihrer welkenden oder knospenden Reize, die Männer zechen nicht mit jenem Maaß, das ihnen die Börſe oder der Durſt mißt, ſondern in dem erwachenden altdeutſchen Trinkmaaß des Uebermuthes, der Wettluſt und der leeren hirntollen Prahlerei. Dieſe Reſſource, dies Kränzchen, dies Caſino, das als eine »Erholung« von zwölf ehrbaren Schloſſer-, Tiſchler- und Schneidermeiſterfamilien anfing, hat nach drei Jahren kein einziges Mitglied der erſten Stifter mehr, ſondern wuchs über die entweder zur Erkenntniß Gekommenen oder

die bürgerlich Geſcheiterten zu einem immer üppigeren Gelage empor, das ganz in die Hände der Geſellen, der Schwindler, der Luſtigmacher, der Friſeure, Barbiere gerieth und in Berlin meiſt mit Errichtung eines Liebhabertheaters endet. Dies Unweſen duldet man in Berlin ſeit fünfzig Jahren und zählt jetzt mindeſtens dreißig ſolcher erſchloſſenen Spelunken der komiſchen Muſe ... Wie würdig ernſt wollte doch auch da die neueſte Zeit aufräumen! Wie hatten die Handwerkervereine auch das Familienleben des Arbeiterſtandes zu veredeln geſucht! Die Männer vereinigten Weib und Kind nicht nur zu Vergnügungen, ſondern auch zu einer mit der geſelligen Erholung verbundenen geiſtigen Anregung. In den neueſten Revolutionszeiten brachten die »Bezirksverſammlungen« den gemeinen und gebildeten Mann zuſammen; der Handwerker ſah in ſeinen Reihen den Gelehrten, den Beamten, den Kaufmann und eine Stimme nur herrſcht darüber, wie veredelnd für den Niedrigen, wie anregend für den Höhergeſtellten dieſe harmloſen, oft wiſſenſchaftlich eingeleiteten »Bezirks-Kränzchen« der Handwerker und kleinen Leute wirkten. Die Gewehrkolben der Reaction haben aber auch mit dieſem Fortſchritt der Volksbildung den bekannten ſtaatsrettenden Kehraus geſpielt und die alte Bettelwirthſchaft der Ueppigkeit iſt wieder in ſolcher Blüthe aufgeſchoſſen, daß wir aus innerſter Ueberzeu-

gung erklären müſſen, Religion und Chriſtenthum im Volk ſind nur noch durch die ſinnigſte Cultur der freien Gemeinden, Bürgertugend und Volksſittlichkeit nur durch die ſtaatsrechtlich begründete Demokratie zu retten.

Der Ruin der um ihren innern ſittlichen Halt gekommenen Handwerkerfamilien iſt kein plötzlicher Bankerott, wie bei dem Kaufmann. Der ſchleppt ſich eine Reihe von Jahren in bald ab- bald aufſteigender Linie ſo hin. Die aufſteigende Linie iſt zuweilen ein plötzlicher Credit, ein Lotteriegewinn, eine Lieferungsarbeit mit eroberten Vorſchüſſen, ein vermietheter Halbtheil der Wohnung, eine zweideutige Hausfreundſchaft, eine unzweideutige Bekanntſchaft des inzwiſchen aufgeſchoſſenen „Fräulein Tochter". Die abſteigende Linie iſt das Mißverhältniß zwiſchen der Einnahme von den Kunden und der Abzahlung an die Lieferanten des Materials und des Handwerkzeuges, ein Zuſammenſtürmen der Forderungen von allen Seiten, ein ſittlicher Eclat, den entweder die Eiferſucht des Ehegatten oder ein andres Urrecht der Natur bei der Tochter herbeiführt. Dann ſieht man plötzlich Handwerker ihre ganze arbeitende Exiſtenz aufgeben. Sie ſpringen in die zweideutige Geſellſchaftsklaſſe der kleinen Spekulanten und Krämer und werden entweder „Reſtaurateurs" oder „Kafetiers", Gaſtwirthe oder Händler mit täglichen und gemeinen Lebensbedürfniſſen; meiſt eröffnen ſie

Läden mit Cigarren. Der Tabak iſt nicht nur in ſeiner Conſumtion ein neuer Culturhebel geworden und hat in der Denkungsart der Zeitgenoſſen Revolutionen hervorgerufen, ſondern auch ſeine Production, ſein Betrieb wenigſtens in den großen Städten, iſt da, wo die Gewerbefreiheit herrſcht, der gewöhnliche Uebergang zur ſozialen Miſere geworden. Einige Jahre ſchleppt ſich ſo ein neuer „Kaufmann" durch das Mißverhältniß von Kundſchaft, baarer Auslage, Credit, Kündigungsfriſt der auf Accord gelieferten Waaren hin, bis ſich ſein Lädchen ſchließt, ihm einige Kiſten Cigarren von ſeinem Bankerott zu eignem Conſume noch übrigbleiben und er auf der Wanderſchaft durch's Leben eine neue Station betritt, nicht ſelten die des bewußten Schwindlers, des Spielers, des Gauners in feineren Umriſſen, worauf ſich bald auch die gröberen einſtellen und all der Müh und Sorge das Zucht-, im glücklichſten Falle das Arbeitshaus ein Ende macht.

Das großſtädtiſche feinere Gewerb- und Handelsproletariat iſt beſonders deßhalb ſo ſchwer zu bekämpfen, weil ſeine vorzüglichſte Eigenſchaft in dem Heldenthum beſteht, das im Volke gemeiniglich „das große Maul" genannt wird. Dies feine Proletariat klagt nicht. Es geht nicht in Lumpen, blickt nicht hohläugig, ſchleicht ſich nicht furchtſam an den Häuſern entlang. Dies Proletariat des Schwindels und des „großen Mauls" trägt

Siegelringe an den Fingern, goldne Ketten über rothe Sammetweſten, ſchnurbeſetzte Paletots über dem wohlgenährten Embenpoint. Es iſt überall zugegen, im Theater, in den Weinſtuben, auf den Promenaden, es führt das große Wort und war das eigentliche Verderben auch der Märzbewegung. Die Geſinnungsloſigkeit dieſer Menſchenklaſſe ließ ſie das, was grade die Ordnung des Tages war, gleich »großmäulig« proklamiren, ob es ſich nun um die Demokratie oder die Reaction handelte. Dies laſterhafte, freche Menſchengeſchmeiß von exiſtenzloſen Schwindlern, halben Bankerottirern, Goldarbeitergeſellen, die ſich Juweliere nennen und Läden mit erborgtem Krame eröffnen, verdorbenen Bäckern, die ſich zu Kornmäklern aufwerfen, Schreibern, die Häuſer adminiſtriren, Pflaſtertretern aller Art vom »bummelnden« Geheimſekretär an, der ſeine eigne Frau zu den vortragenden Räthen ſchickt, wenn er um eine Gratification eingekommen iſt, bis zum wirklich begüterten, wirklich verdienenden Maurer-, Steinmetzen-, Bäcker-, Fleiſchermeiſter, der aber aus Eitelkeit ſeine Kräfte überſpannt, wenn er ſich Pferde, Wagen, Bediente hält, dies ganze feine Proletariat der Großſtädte griff ebenſo raſch nach den Büchſen der Bürgerwehr, wie ſie ſie wieder wegwarf, gab Adhäſionsadreſſen den Advokaten oder den Soldaten, den

Märzminiſtern oder den Novemberminiſtern, fügte ſich in Alles, was ihm nur erlaubte, ſich mit ſeinem hohlen, übergoldeten Elend immer in den Vordergrund zu drängen und durch ſein im Volke bekanntes »großes Maul« den tiefinnern Schaden der ächten Bürgertugend und des häuslichen ſtillen Wirkens zu verdecken.

Das Wühlen und Ringen um Exiſtenz auf dieſem Gebiete erſchien ſelbſt dem Kindesauge ſchon wie etwas Ungeheuerliches und dem Leben alle Farbe und allen Duft Abſtreifendes. Ein ſchwerer, furchtbarer Druck, der auf dem ganzen Daſein ruht, wurde bis zum Jammer gefühlt. Ein naturwüchſiges Walten des Fleißes verbirgt ſich ſtill in ſeiner friedlichen Werkſtatt. Die Rouerie aber lärmt auf dem Schauplatz und ſchneidet den Blick ins ächte Leben ab. Am Staate nun vollends will eines jeden Scheiternden Hand zur Rettung ſich klammern. Dem Staate und ſeiner Aemterfülle trägt ſich dieſe Menſchheit mit ihrer ganzen Käuflichkeit und um jeden Preis zu habenden Geſinnung an. Da wird nicht unterſucht, wer da giebt, in welchem Sinne gegeben wird, in welcher Vorausſetzung; man nimmt nur, langt nur zu und beſchwört Alles, thut Alles, was der »Brodgeber« fordert. Was ſollen auch die Sproſſen jenes goldenen Proletariats thun, wenn auch ſie nicht unterſinken wollen? Der Vater lügt und heuchelt für den

von Leidenden, ja ein gewiſſes Vorgefühl mochte ihm wohl ſagen, daß er in ſeinem künftigen Leben die Beſtimmung hätte, ſich zur Medizin mehr als Patient, denn als Arzt zu verhalten. Wenn man ſeinem ſpätern Mißtrauen gegen die Arzneiwiſſenſchaft, das er oft genug ausſprach, folgen darf, ſo fühlte er ſich auch durch die Unſicherheit ihrer Prinzipien bei ſeinem ernſten, wahrheitſuchenden Sinne nicht befriedigt. Er beſaß nicht den Muth, mit der leidenden Menſchheit Experimente zu machen. Das mochte ihm vollends den Ausſchlag geben, ſich von einer Wiſſenſchaft zu trennen, deren praktiſche Ausübung ihm keine Zukunft mehr vorſpiegelte, die ihm erwünſcht und willkommen geweſen wäre.

Man kann ſich denken, wie misliebig der Vater dieſe Erklärung ſeines Sohnes aufnahm. Die außerordentlichen Summen, die er bisher für die Ausbildung des künftigen Arztes aufgewandt hatte, die drei Jahre eines wie er gehofft hatte, gründlichen und gewiſſenhaften Studiums ſah er für unerſetzlich verloren an. Und dennoch überraſchte ihn die plötzliche von den Zeitläuften geſchenkte Möglichkeit, ſeinen Sohn ſich in einer officiellen Laufbahn bewegen zu ſehen, ſelbſt ſo ſehr, daß er ſich dem veränderten Entſchluſſe nicht gerade widerſetzte, wenn er ihn auch nicht vollkommen billigte. Dabei hatte er noch immer nicht den Muth ſeinen Sohn ſich ſelbſt zu überlaſſen. Er beauftragte wieder den Profeſſor **Martin**, ihm in Heidelberg einige, ſein Betragen regelnde Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Börne fühlte ſich durch dies ewige Bevormunden unangenehm berührt. Es war ihm unerträglich, daß, wenn er die übrigen Student in freier Selbſtſtändigkeit ſich tummeln ſahe, man bei ihm immer die Drathfäden der väterlichen Wachſamkeit bemerken mußte. Er lebte aller-

Sohn. Der Sohn, im glücklichſten Falle, quält ſich ab, die Verheißungen des Vaters wahr zu machen. Ein ungeheurer Jammer ſtöhnt ſich ſo leiſe ächzend aus der Bruſt von Tauſenden aus, wenn ſie dieſen Jammer nur noch fühlen, aber die Meiſten haben ſchon den Fluch eines ſolchen Lebens für ſeinen Segen hingenommen, ſpielen mit den Ketten, klirren ſich mit ihnen eine angenehme Muſik, denken total nur nach dem allgemeinen Nonſens, fühlen in Selbſtabtödtung nur nach dem herrſchenden Kanon der öffentlichen Moral und bringen Urtheile zu Tage, die alle Menſchenwürde in Frage ſtellen.

Der Knabe entdeckte mehr Servilismus bei den Gebildeten, die er bald kennen lernen ſollte, als bei den Armen, die ihm charaktervoller ſchienen. Die dienenden Volksklaſſen beſonders ſind auf ein frühes Herausſtellen wirklichen inneren Werthes angewieſen. Eines Handwerkers Tochter, die nicht zu dienen nöthig hat, ſcheidet ſich ihre ſittlichen Momente nicht ſo früh und ſelten ſo rein aus, wie es die zu thun vom Leben gezwungen wird, die dienen muß. Fleiß, Güte, Treue, gehorſame Charaktererforſchung, Fügen in fremde Art erfordert eine höhere ſittliche Kraft, als das einfache Vegetiren ſelbſt des noch Aermeren, der aber zufällig für ſich freier daſteht. Ein Handwerker, der eine Die-

nende heirathet, sorgt besser für sich, als wenn er die Tochter eines Meisters gewinnt. Ein guter Diener ist besser, als ein schlechter Freiherr. Wir sind mehr in den Händen Derer, die uns leiblich bedienen, als Derer, denen wir geistig gehorchen. Daß aber Kleider Leute machen, sieht man am ersten an Dienenden. Je schmucker die Uniform, desto leerer der Inhalt. Je mehr der Herr verräth, daß sein geputzter Diener eine Erfindung seiner Eitelkeit ist, desto mehr wird sich auch der Diener als bloßer Statist zeigen. Wer Diener wie Herren kleidet wird des Dieners Diener, wenigstens muß er ihm noch geringere Kräfte miethen, die das thun, was der geputzte Hallunk selber thun sollte. Jede blanke Tresse am Rock ist ein gereinigtes Tischmesser weniger. Köchinnen sind komische Figuren der dienenden Welt. Sie ersparen in kleinem Betrug und werden im Großen selbst betrogen. Schwarz am Heerde, glänzen sie gern bei Licht. Sie haben die kostbarsten Kleider, tanzen am eifrigsten, müssen aber, je älter sie werden, für ihre Liebenswürdigkeit desto stärkere Ausgaben machen. So mancher Soldat, so mancher junge Handwerker betrügt sie um ihre Ersparnisse. Eine dem Knaben fast unverständliche Klasse von Dienstboten waren die Ammen. Es gab ihrer von allen Sorten. Ammen, die wie scheue Tauben ängstlich auf einem Hofe schlichen,

Andre, die wie aufgeblähte Kalekuten einhertraten. Wie es möglich war, daß dieſe geputzten, in den beſten Zimmern verweilenden Weſen außer dem vornehmen Kinde noch ein eignes daheim haben konnten, war vom Kinde ſchwer begriffen, aber manches Weinen wurde doch beobachtet, wenn ein junges Weſen, das »als Amme diente,« irgend in einem dunklen Dachſtübchen erſchien und raſch ein gleichſam im vornehmen Hauſe Erſpartes an Nahrung ihrem eignen verſchmachtenden, bei ärmſten Leuten oder Verwandten »auf die Ziehe« gegebenen Kinde darreichte.

Vom Volke kann man nicht ſprechen, ohne die Juden zu erwähnen. Man hat ſie für den Landbewohner recht als die Boten der Hölle geſchildert, die mit Mephiſtopheles, dem Seelenfänger, in nächſtem Accord ſtünden. Von ſeiner Vaterſtadt kann der Knabe ſo grelle Jugendbilder nicht heraufbeſchwören. Der Jude iſt wohl dem Kinde früh ein Wort des Schreckens; nähert er ſich aber, ſelbſt im Barte, der früher noch öfter getragen wurde, und das Kind hält Stand und wechſelt die Hand und einige Worte des Vertrauens mit dem Juden, ſo gewinnen die blitzenden Augen, die ſcharfen beſtimmten Mienen des Antlitzes, die wohlklingenden Accorde der Betonung jedes Kind für den ſeltſamen Freund. Der bärtige Mann ſteht, das iſt wahr, dem

Kinde in unmittelbarer Descendenz von den »Jüden«, die den Heiland kreuzigten und des Guten möchte man ſich von dem lauernden ſcharfen Blicke nicht eben viel verſehen, noch weniger in ſeiner Chriſten-Herrlichkeit begreifen können, daß ein Getaufter mit ſolchem Völker-überbleibſel auf einer und derſelben Menſchheitsſtufe ſtünde. Aber ein freundlicher Gaſt wird der Jude doch. Er bringt Schalkhaftigkeit im Geſpräche mit, Neuigkeiten, Wunder aus der Welt, er frägt ſo befliſſen nach den Fortſchritten in der Schule und ſpricht ſo liebevoll von ſeinem eignen Jungen, der grade ſo groß wäre wie der da und das nächſte Mal woll' er ihn mitbringen. Freilich wenn er ihn mitbringt, iſt die Art doch eine ſehr andre. Der kleine Moſes iſt gar verſtimmt, gar verdrießlich, frägt vorwitzig, faßt Alles an, kennt keinen Reſpekt und macht dem Vater zu ſchaffen, der an ſeinem Moſes Etwas zu tadeln oder zu ſtrafen niemals in Verſuchung kommt und doch auch will, daß Moſes bei den Leuten, wo der Vater handelt, einen guten Eindruck hinterläßt. Früh bemerkt der Chriſten-Knabe, daß ſich die Juden, ſelbſt die ärmſten und ihre Kinder vollends, für vornehmer halten, als die Chriſten, ſelbſt wenn ſie den Chriſten ſchmeicheln. Es iſt keine Täuſchung, wenn die Chriſten klagen, daß ſich die Juden für das auserwählte Volk Gottes halten. Es liegt ein Stolz ſelbſt im niedrigſten Juden, ein Stolz auf ſeinen einigen

Gott, ſeine lebensweiſe Religion, ſein, man möchte ſagen, diätetiſch-kosmetiſches Ceremonialgeſetz. Der ärmſte Trödeljude hat etwas vom Gefühl ſeiner Verwandtſchaft mit den Erzvätern. Das Blut Abrahams rollt in ihm, ſein erweislicher Stammbaum macht ihn nach Chriſtenſitte zum Adligen. Aber noch mehr, der ärmſte Jude hat einen Zuſammenhang mit ſeinem Volke, der nicht blos im Allgemeinen, ſondern auch durch die Familie im engeren Verbande für ihn erhebend iſt. Es ſind „Leute" ſeiner Verwandtſchaft, ſeines Namens wohlhabend, oft reich. Sein Moſes hat Vettern und Onkel, die ihn vielleicht einſt in ihr Geſchäft nehmen. Dieſe Rückwand, wenn auch ohne Vortheile für den Augenblick, giebt eine Anlehnung für die Fälle des Unglücks. So treibt der Jude denn ganz vertrauensvoll ſein Geſchäft von Haus zu Haus, von Thür zu Thür. Er kauft Kleider, altes Geräth, er leiht auf Pfand, er giebt Vorſchüſſe auf Theilnahme am Gewinn, er bringt Looſe zur Lotterie. Der weiſe Vater des kleinen vorwitzigen Moſes kann mit der Zeit ein wichtiges Moment eines armen Chriſtenlebens werden. Er klappert mit den »harten Thalern« und gebehrdet ſich freilich oft genug als eine Art Seelenverkäufer, wenn er auch den Mund voll herrlicher Sprüche über ſeine Mäßigung, ſeine Liebe zu ehrlichen Leuten und ſeine enthaltſamen Zinſen hat. Aber zwingt ihn nicht wirklich der eigene Vortheil zur

Mäßigung? Was hilft ihm der Ruin einer Familie, die zuletzt das Hemd vom Leibe verſetzen müßte? Käme es zum völligen Bruche, was hätte er? Was ſagten die Gerichte zu ſeinen „Zetteln“? Freilich ſind dieſe Zettel klug abgefaßt. Wer zehn Thaler entleiht, ſchreibt nicht ſelten zwölf, wohl auch fünfzehn. Er nimmt ſtatt der geſetzlichen Prozente der Fünf vom Hundert, Sieben, Zehn vom Hundert. Aber was konnte der Vater des kleinen Moſes dafür? Hat er denn das Geld ſelbſt? Iſt er nicht auch ein „armer Mann“? Er bringt wohl das Darlehn, aber von Freunden, von „guten Freunden“, von denen er ſelbſt borgen muß! Was iſt zu thun? Der Bedürftige giebt dem Schelme nach, weil er muß, verſchreibt Fünfzehn und erhält nicht einmal Zehn, ſondern nur Neun, denn auch ſogleich der Zins muß im Voraus abgezogen werden. Nun freilich, am nächſten „Erſten“ beginnen die Rückzahlungstermine von Zins und Kapital. . . . Das heitergeſchloſſene Geſchäft nimmt, wie Shylock ſagt, „zu oftermalen“, eine tragiſche Wendung, aber es giebt auch weiſe Daniels und freundliche Levis. Sie mäßigen ſich und ſpielen, wenigſtens ſagen ſies, ein Stückchen göttliche Vorſehung bei ihren Freunden. Sie lieben, wenigſtens ſagen ſies, die braven, redlichen Arbeiter, die zuverläſſigen Kunden, die ehrlichen, wenn auch zuweilen rauhen Familienväter, die ſchmucken Hausfrauen, die reinlichen Kinder,

die dem kleinen Moſes kürzlich ihr Spielzeug mittheilten, und die braven und ſorgſamen Hausſtände. Und über Alles geht ihnen das Glück, das goldne Glück, Fortuna, die holdlächelnde, die blinde Gunſt des Nummerrades und das große Loos! Denn geſpielt muß doch werden, Menſchen müſſen doch da ſein, die das Glück verſuchen. Was hülfen ihnen, wenn ſie ſie auch allein ſpielen wollten, alle Looſe ihrer Collection, was hülfe ihnen der Verſuch? Sie kommen nicht heraus, ſie haben kein Glück, ſie ſind nicht geboren unter dem und dem wunderthätigen Sterne, bei der und der Conſtellation des Himmels; denn ohne Aberglaube keine Lotterie. Einen blinden Zufall giebt es in einer Volkscollecte nicht. So „zieht" denn eine reine Jungfrau oder ein dummer Knabe oder ein alter Großvater oder man träumt das zu ſpielende Loos, eine Nummer mit drei Sieben nebeneinander oder nicht nebeneinander, je nach den Neckereien des Gottes Morpheus. Iſt der Jude wohl jemals Atheiſt? Glaubt der Sohn der Erzväter nicht am gläubigſten an Gotteswunder und an himmliſche Rathſchlüſſe? Das Lotto bindet was der Wucher trennen würde. Geduld, Sanftmuth, Nachſicht dürfen nicht fehlen. Die Wechſel werden prolongirt und die Ziehungen der Lotterie ſchweben über dem dunklen Lebenshorizont der Armuth und Entbehrung wie ſiebenfarbige Hoffnungsbogen, zerſtiebend oft in Nieten und doch

wieder neu ſich bunt zuſammenziehend, bis einmal ein wirklicher Gewinn aus den Wolken niederfällt, ein Gewinn, von dem zehn Menſchen ein Jahr in Wirklichkeit leben, tauſend Menſchen aber, die nicht gewannen, doch den Gewinn ſahen, geiſtig zehren, denn alle zünden ihre Hoffnungslämpchen an dieſem Phosphorſcheine an. Die Lotterie! Man bekämpft ſie, nennt ihre Einwirkung verderblich. Möglich beim Uebermaaß der Leidenſchaft. Mäßig aber angerufen ſcheint dieſe Verſuchung des Glücks in der That im Leben der modernen Menſchheit etwas auszudrücken, was ſie ſonſt nicht beſitzt und doch ſo innig bedarf. Bei aller Mühe, allem Trachten nach dem vom Auge feſtgehaltenen, von der arbeitenden Pflicht nothwendig erſtrebten Ziele doch eine einzige Hoffnung auf die aus den Wolken langende Hand des Geſchicks! Bei allem Nothwendigen, dem der Arme nicht entgehen kann, ein Zufälliges, das in ſein Leben ſo reizend hineinſpielt, wie in das Leben des Gebildeten nur ſeine Hoffnungen auf die Liebe eines ſchönen Weibes, die Gunſt eines Großen, die Berechnungen öffentlicher Umſtände! Mit der Abſchaffung des Lottos, zumal bei der Verbeſſerung deſſelben und der Abdämpfung der allzugeſpannten Erwartung durch das Klaſſenſyſtem, ſtirbt ſelbſt dem beſſern Theile des Volkes ein letzter Reſt von Poeſie, eine letzte Vergoldung ſeines dunklen Erdenlooſes. Man muß ſich aus Erfahrung

überzeugt haben, wie das im Schrank verwahrte Loos, an dem vielleicht drei, vier Nachbarn ſpielen, gehütet wird, wie ſorgfältig die Einſätze geſpart, aufgeſammelt, berichtigt werden, wie erwartungsvoll die Ziehungsliſte in der Hand des Juden begrüßt wird, der ſelbſt wenn er die Niete bringt, ſeine ganze angeborne Geiſteselaſtizität zu unverzagtem Glauben an künftiges beſſeres Geſchick in Thätigkeit zu ſetzen weiß. Und bringt er endlich wirklich einen Gewinn, wie kann man die ſeltnen Beiſpiele toller Anwendung des großen Looſes bei den Armen für einen Beweis der Verwerflichkeit eines mit Beſonnenheit überwachten Lottos nehmen? Wohl, das große Loos fällt in zwanzig Parcellen auf kleine Leute. Seine Wirkungen ſind wunderſam. Der Eine wird Verſchwender, der Andre Geizhals, der Eine läßt ſich von ſeiner Frau ſcheiden, der Andre, eben im Begriff, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, verſöhnt ſich mit ihr (durch das Glück! Denn das Glück macht die Menſchen der Liebe und Güte zugänglicher); ein Letzter erhängt ſich wohl gar, weil er vergeſſen hatte, die fünfte Klaſſe zu berichtigen. Das iſt Alles vorgekommen. Aber dieſe ſeltenen Fälle entſcheiden nichts. Der kleine Gewinn kann heben und wirklich fördern. Der Knabe ſieht noch jetzt jenen Tiſch, der einſt mit einigen Doppelfriedrichsdoren belegt war, die die Eltern gewonnen hatten. Er war ſo geblendet von dem Glanz, ſo über-

raſcht davon, daß ein einziges dieſer kleinen Stücke mehr als eilf „harten“ Thalern gleichkommen ſollte, daß er eines davon nahm und genauer betrachten wollte. Der Vater des kleinen Moſes, aufgeregt von der Erwartung ſeines Gewinn-Antheils, verwies die Neugier mit dem kurzen ſcharfen epigrammatiſchen Wort: „Nun? Sind ſie nicht ächt?“ Die Mutter bekräftigte dieſe Goldprobe des Vertrauens durch einen gewaltigen Schlag auf die Hand des vorwitzigen jungen Kritikers, bei dem man wie ſpäter im Leben oft Kritik vorausſetzte, wo er nur harmlos und glücklich ſein wollte. Dieſe Aufwallung des Augenblicks war die einzige Unbill, die jener Gewinn ins Haus brachte. Sonſt ging alles ſeinen geraden Weg fort, wie immer. Nur die Hoffnung auf jene himmliſchen Mächte, die doch vielleicht unſer Erdenloos ſo eigen führen, hatte zugenommen.

Damals wurden die Sparkaſſen eröffnet. Sie erregten unter den von Hauſe aus zum Geiz geneigten Gemüthern nicht geringen Antheil. Unter den minder Geldbegierigen, nur Sparſamſeinwollenden, ließ aber der Eifer bald nach. Man bringt, man holt wieder. Das geht einige Male, bis die Luſt erkaltet. Könnte man in den Einfluß der Juden auf die untern Volksklaſſen eine gewiſſe Ordnung, eine Regel, eine Art Organiſation bringen! Die Bilder von Juden, die die Treppe heraufſchleichen und an die Küchenthüren pochen

dings in Heidelberg ausschreitender, als bisher. Man sah ihn öfter im Mannheimer Theater als im Collegio. Er schloß, sich großen Parthieen in die herrlichen Umgegenden Heidelbergs an, schaukelte sich lieber auf den Wellen des Neckar, den er zu befahren liebte, als auf den Titeln der Pandekten; auch kostete dies mehr Geld, als ihm von Hause bewilligt war. Er machte Schulden, ein Schritt, der, wie er sich später noch manchmal scherzhaft äußerte, grade in Heidelberg nicht so unerhört war. Nun kam aber der Vater und schlug einen Lärm, als wäre sein Sohn der ungerathenste Verschwender und das unartigste Kind, das es vielleicht in ganz Heidelberg gäbe. Dieses Zurückdrängen in eine kindische Sphäre verletzte ihn bitter. Er schämte sich in die Seele seines Vaters, daß Der so wenig vom Universitätswesen verstände und die soliden Grundsätze seines Frankfurter Handelsverkehrs auf ein durchaus freies und von vornherein bürgerlich unzurechnungsfähiges Leben übertrug. Er sagte später noch oft mit Beschämung: Was werden die Professoren über dies philisterhafte Verfahren meines Vaters gelacht haben! Herr Baruch hatte in der That von den Schulden seines Sohnes in Heidelberg ein Aufsehen gemacht, als handelte es sich um eine Falliterklärung an der Frankfurter Börse.

Unter Börne's Papieren fand sich folgender Brief an seinen Erzieher Sachs, der inzwischen ein Institut gegründet hatte:

„Heidelberg, den 16. Juli 1807.

Mein lieber Herr Sachs!

Sie erhalten hiermit einen Brief von Grossing. Er ist mir schon vor einigen Tagen zugekommen, und es wäre freilich artig gewesen ihn Ihnen gleich zu schicken, .... aber wie

mit freundlichem Gruß und auch wie Sendboten einer ſchöneren Weltordnung von den Armen empfangen werden, wollen dem Knaben nicht vom Auge weg. Er ſah zu oft, daß dieſe Auserwählten Witz, Laune, Heiterkeit, goldne Lebensfarben mit ſich brachten und wie Kuppler des Glücks die Armuth aus ihrer aſchgrauen Welt in eine ſchöne leuchtende der Feen verſetzten! Oder bleibt ihr, die ihr das Bild von „blutſaugenden Wucherern" feſthalten zu müſſen glaubt, doch bei dem Spruche: „Sie liſpeln engliſch wenn ſie lügen?"

Sie liſpeln engliſch, wenn ſie lügen! Ein Engländer überſetzte den Vers: They lisp in English, when they lie. Das führt den Erzähler auf die Freihändler. In den ſtädtiſchen untern Volksſchichten iſt vom Freihandel ſchwerlich eine gute Meinung verbreitet. Das Seufzen über „die engliſchen Waaren" verband ſich beim apokalyptiſchen Vetter nicht ſelten mit ſeinen Wehrufen über die eigne ſündige Bruſt. Er war ſehr ergeben in Gottes Fügungen, der Vetter; aber zu eifrig las er doch in den Büchern der Geſchichte, um zuzugeben, daß Gottesverfügungen und Miniſterverfügungen gleiche Verehrung verdienten. Die Liebloſigkeit des Staates gegen ſeine Kinder entſprang ihm aus dem allgemein herrſchenden Unglauben, der nach ihm nirgends finſtrer waltete als in den Köpfen der Staatsmänner. Und nicht nur die kleine Zahl der Muſſelin-

weber klagte über die Politik der Hardenberge und Kleewitze, sondern durch alle Stände der Arbeitenden ging dies Seufzen und Jammern und Trauern über die »hereinkommenden« Waaren. Wenn diese Menschen sich auf der andern Seite selbst gern ein wohlfeiles Pfund Fleisch vom Lande hereinschmuggelten und die Zollstätten und die Metzger betrogen, so kamen sie unbewußt auf den reinen politischen Naturzustand zurück: Schütze die Arbeit, erleichtre die Nahrung! Freilich sagen unsre Nationalökonomen, daß hierin ein sich selbst auflösender Gegensatz läge, aber der Volksverstand könnte erwiedern: Diese Selbstauflösung verschuldet nur das Budget des Staates. Und diese Schlußfolgerung bleibt auch im Volke selbst nicht aus. Das Volk sagt ganz einfach: Die Soldaten und die Beamten kosten zu viel. Und um dieser auf der Hand liegenden Wahrheit zu entgehen, erfindet man so viel nationalökonomische Systeme, die der Lüge a posteriori den Schein der Wahrheit a priori geben! Die Consumenten, die Bauern und Rittergutsbesitzer sollten dem Staatsbudget die Polemik widmen, die sie dem Produzenten widmen. Man lehrt uns das Evangelium von der Ausgleichung und freilich, der apokalyptische Vetter starb nicht Hungers, er hatte keine Familie und hätte von Wasser und Brod leben können, da ihn weit mehr nach himmlischer Speise hungerte und dürstete. Aber ganze

Vorſtädte verſchmachteten doch im Elend. Man ſagt: Setzt die Zölle herab im Intereſſe der Conſumenten! Allein man vergißt, daß im Staatsleben es nicht darauf ankommen ſollte, wer zuletzt lacht, ſondern auf den, wer zuerſt weint. Oder beruht der moderne Staat nicht auf einer ſolchen Geſittung, daß man den Satz aufſtellen könnte: Im Leben leidet immer der am meiſten, der den erſten Stoß empfindet —? Die Avantgarde iſt immer am übelſten daran. Die ſpätere Ausgleichung kommt allerdings, aber ſie kommt auf dem Kirchhof. Dem geſitteten Staate muß erſt an der Arbeit und dann erſt am Genuß gelegen ſein. Wo Werthe geſchaffen werden, wo Menſchenhände thätig ſind, da iſt es Pflicht des Staatsmannes, ſo behutſam und zart aufzutreten, wie in der Nähe von Kranken, die geſchont ſein wollen. Ferner: Es iſt nicht nur grauſam, auf die Ausgleichung der ſozialen Kirchhöfe, Hunger und Elend zu verweiſen; es iſt auch höchſt prekär mit dieſer Lehre für dasjenige ſelbſt beſchaffen, was ſie anſtrebt. Die Conſumtion und die Production gehen nicht mit gleichem Schritt. Sie marſchieren, wenn es alſo auch über Leichen gehen ſoll, nicht in gleichem Takte. Die Production hat ein raſches Tempo, ſie ſchafft, um zu leben. Die Conſumtion geht unendlich langſamer, träger. Man kann tauſend Produzenten getödtet haben, ehe ein Conſument ſich entſchließt, den Vortheil, den der Tod Jener

ihm eintrug, wirklich zu genießen. Denn wie ſich der Menſch gewiſſe Dinge, und wenn ſie noch ſo theuer ſind, dennoch kauft, ſo verſagt er ſich wiederum andere und wenn ſie noch ſo wohlfeil werden. Ihr bietet dem ſterbenden Arbeiter wohlfeile Kleiderſtoffe. Gütiger Himmel, iſt das Eure Ausgleichung? Er kann von wohlfeilerem Kattun nicht leben, wenn ſeine Hand überhaupt nichts verdient. Freihändleriſche Gutsbeſitzer thun, als wenn ſich ein Fabrikarbeiter mit Baumwollenzeug nähren könnte. Aber das Handwerkszeug wird wohlfeiler, ſagt man dem Arbeiter, der eiſerne Geräthſchaften braucht. Ihr Lieben, das Handwerkszeug iſt für einen Arbeiter meiſtentheils eine Ausgabe, wie wenn Ihr alle fünf Jahre einmal Euch eine Badereiſe geſtattet! Alle Tage ſchafft ſich der Tiſchler keine Stemmeiſen und Sägen an. Die Lehre von der Ausgleichung macht ſich auf dem Papiere ſo richtig wie ein mathematiſches Exempel, aber in der Wirklichkeit geht ſie nicht auf; denn der, der den erſten Stoß einer Neuerung empfindet, ſoll und muß im geſitteten Geſellſchaftsleben ſo viel voraus haben, als hätte er ſtatt eines Stoßes deren ſo viele erhalten, als ihm faſt den Tod bringen. Es iſt leider ſehr betrübend, daß man, wenn man gegen die Freihändler ſchreibt, in die Lage kommt, ſcheinbar jenes Schutzſyſtem zu vertheidigen, daß nur für unſre Heere von Soldaten und Beamten erfunden iſt.

In alle dieſe Schauer einer nun ſchon immer bewußter hindämmernden Jugend, in dieſe oft phyſiſch-ſchmerzende Sehnſucht nach einem Leben voll reinerer und höherer Anſchauungen, in dieſe gebundene ohnmächtige Knechtſchaft eines ſchon früh mit ſeinen gegebenen Lebensbedingungen zerfallenden Jugendmuthes fiel endlich ein Sonnenſtrahl, der Licht, Erlöſung, Freiheit brachte. Die Geſchichten von Feen und mildthätigen Zauberern, die der Knabe aus entliehenen Märchenbüchern der Mitſchüler las, ſchienen ſich plötzlich zu verwirklichen. Es rauſchten Pforten einer bunten Zauberwelt auf, goldne Pforten eines Lebens, wo man die Armuth, die Leidenſchaft, den Fluch der ewigen Mühe nicht kannte. Wohl hatte das zitternde Verlangen des Kindes ſchon oft wie durch Thürritzen aus ſeinem Dunkel in die Regionen des Lichtes und der Schönheit geblickt. Da und dort zeigten ſich leiſe Schimmer, daß das immer mehr im tiefſten Innern aufrauſchende Singen und Klingen von einer gewählteren Welt kein Traum, ſondern ein durch das Leben wirklich zu ermöglichendes Ahnen ſein konnte. Die zerſtreuten Glasſcherben auf der Straße, die in der Sonne oder Nachts im Sternenlicht ſchimmerten, mußten irgendwo ſich zu ganzen Kryſtallen vereinigen. Wahre Columbushoffnungen weckt ein buntes Glas, durch das ſich das Kind die Bäume und Häuſer in gelbem oder blauem Lichte anſieht.

Tiefe bunten Flimmer ſogar, die angebraunt vom alten Schauſpielhauſe herüberflogen, mußten Sendboten einer andern Weltpracht ſein. Ja einmal war es dem Knaben geſchehen, daß er am Opernhauſe in ein Fenſter lugte und er entdeckte wunderſchöne Männer in Harniſchen und andre mit ſchwankenden bunten Feder-Kronen auf dem Haupte. An dem Eingang des Opernhauſes las er fiebernd über dieſen Götter-Anblick aufgeregt: Heute: Ferdinand Cortez. Aber nicht nur die Welt des Scheines blitzte zuweilen wie durch eine raſch ſich öffnende Thür, ſondern auch die wirkliche der Größe, des Reichthums und der Bildung ſollte ſich erſchließen. Es war die Knospe zum Zerſpringen reif, um aus der Dumpfheit der Kirche, der Betſtunden, der ſchweizeriſchen Myſtik und des zitterndbeängſtigten Kleinlebens im armen niedrigen Volke erlöſt zu werden zu endlicher Freiheit. Dieſe Erlöſung kam wunderbar.

## VII.

Dem hohen rundgewölbten, mit Blumen die morſche Zerbröckelung der Mauer verbergenden Fenſter der Wohnung des Knaben lagen ſtattlichere Häuſer gegenüber. Da wohnten Bode, der Aſtronom, Oſann, der Arzt, Hufeland, Oſanns Schwiegervater, der Generalſtaabsarzt der Armee, der alte greiſe Göhrke, (der den Knaben gern in ſeinen Zimmern duldete, falls er ſich die über einer großen befeſtigten Schuhbürſte geſchriebene Weiſung »Merks« gründlichſt gemerkt hatte) und des Königs Zahnarzt, Lautenſchläger. Alle dieſe gelehrten Herren beſaßen Gärten. Göhrke einen beſcheidenen, der mehr nur ſeinem Bedienten genügen konnte, von dem der ſich einbürgernde und fragſame Knabe die Lazarethzettel der Garniſon zu leſen bekam und auf ſein unausgeſetztes Erſtaunen, daß an einer lateiniſchen Krankheit, von der er nie gehört hatte, faſt

eben ſo viel Gemeine und »Spielleute« krank waren, wie an allen andern Krankheiten der Welt zuſammengenommen, die regelmäßige Vertröſtung einer lichtbringenden Zukunft erhielt... Hufelands Garten war düſter, mit hoher Mauer umgränzt; die Beete ſehr zierlich abgeſteckt und mit Buchsbaum eingefaßt. Die ganze Wohnung hatte etwas Schweigſamfeierliches und entſprach der Antwort, die Hufeland einſt ſeinem Bedienten gegeben hatte, als dieſer ihn zu ſeinem Befremden nicht mehr mit Guten Morgen, Herr Geheimerath! begrüßte. Sie antworten ja nicht, Herr Geheimerath! hatte der alte Bediente erwiedert. Das thut nichts, antwortete Hufeland, ſag' er nur immer guten Morgen! Die Antwort d e n k' ich mir!.. Die Gärten der andern Gelehrten lagen nach dem Katzenſtieg hinaus hinter Höfen, deren gepflegte faſt holländiſche Sauberkeit bei gewiſſen geſchloſſenen Häuſern in Berlin Demjenigen beſonders erinnerlich ſein muß, der ſich damit eine pedantiſche Eigenheit und faſt einſiedleriſche Menſchenfeindlichkeit der Bewohner in Einklang zu bringen weiß. Es giebt in Berlin kleine geſchloſſene von außen ſehr gepflegte Häuſer, die den Eindruck machen, als hätte nie ein menſchliches Auge in ſie eingeblickt, außer dem Bewohner, der dann ſicher zur franzöſiſchen Kolonie gehört... Von jenen Katzenſtieg-Gärten war der eine beſonders geheimnißvoll. Ueber ſeine hohe Mauer hinweg rankte

der Weinſtock. An Stäben hochgezogen ſah man die braunen Trauben an der Sonne reifen. Die Obſtbäume neigten ſich unter ſo ſchwerer Laſt, daß der Beſitzer, der Zahnarzt des Königs, die Gaumen und Zähne der benachbart einkaſernirten Uhlanen fürchtete und die Mauer noch höher zog, als ſie ſchon war, ja ſie am oberſten Rande noch mit zerſchlagenen Flaſchen wie verkitten und verzahnen ließ. Nun glitzerte wohl auch noch immer eine hochſtrebende Traube über die Mauer hinweg, aber auch die grüngläſerne Palliſadirung und Mauer-Plombirung des Zahnarztes, der ſich indeſſen doch gefallen laſſen mußte, daß die Uhlanen nächtlich mit ihren Lanzen an dem Glaſe pickten und ſtocherten und ſtellenweiſe den Diebeskitt wieder losbröckelten. Wie hätte der Knabe ahnen können, daß er in dieſe hermetiſch verſchloſſene Herrlichkeit jemals würde eintreten, an dieſen Roſen, Lilien, Maiblumenbeeten, ſpäter an dieſer Obſtesernte wenigſtens in unmittelbarer Nähe den Blick würde erlaben können!

Dies Heil widerfuhr ihm nicht von dem Zahnarzte des Königs, ſondern von einem bei ihm einwohnenden Hausmiether, einem reichen, vornehmen Manne, der urſprünglich ein Maler war, aber die Malerei mehr nur noch als Dilettant trieb. Der Sohn des Malers wurde des Knaben Geſpiele, wie des Knaben Schweſter die Geſpielin der Tochter. Ein neuer ſeltſamer Lebens-

kreis öffnete ſich für Kinder, die dieſe auffallende Bevorzugung nur der über ihre Lebensverhältniſſe hinaus ſichtbaren Ordnungsliebe und dem gewählten Kleidergeſchmack der Eltern verdankten. Das Haus des Malers wurde zur neuen Heimath. In ein Doppeldaſein verſpannen ſich nun alle Lebensfäden. Eine Alltags- und eine Sonntagsexiſtenz begann. Beide kämpften mit einander und die reine, ſchöne, blaue Luft der letzteren ſtieg über die erſte wie über trübe Nebel empor. Statt Blei ſah das Auge nun Silber, die Hand faßte nicht mehr das Rauhe allein, ſondern auch das Weiche, Seide und Sammt, das Ohr hörte nicht mehr das Wiehern der Roſſe allein und die rauhen Laute der zankenden Leidenſchaften, ſondern Muſik, wirkliche Muſik und die Muſik der feineren Sitte und der anſtandsvollen Selbſtbeherrſchung. Ein wunderbar neues Daſein brach an. Und wenn auch die Hülle der gewöhnlichen Exiſtenz nicht ganz abgeſtreift werden konnte, die freie Pſyche verſuchte doch ihre wachſenden Schwingen oder, wenn die Schlacken des angebornen Looſes auch wohl noch lange den Körper niederzogen, der Silberblick war dem Geiſt gewonnen, das reinere Metall ſchied ſich vom Groben. Dieſer Gegenſatz war märchenhaft.

Der Maler und ſeine Gattin ſeltſamerweiſe auch Pommern. . . . Das allein ſchon ein Band des wohlwollendſten Zufalls. Der Sohn führte denſelben Namen,

haben Sie auch auf den Gedanken kommen können, dem Groſsing eine ſolche Bedingung vorzuſchreiben als die iſt: wenn er einſt aus Ihrem Dienſte heraustrete, ohne Ihre Erlaubniß in Frankfurt keine Stunden zu geben? Ich glaube, Sie hätten ihm jährlich können tauſend Thaler bieten, ohne Ihre Erlaubniß keine Kirſchen zu eſſen, und er hätte ſich nicht dazu verſtanden, oder wäre unwürdig geweſen mein Freund zu ſein. Mein Gott, welcher Menſch von Kraft und Geiſt wird ſich denn ſeinen Willen binden laſſen? Es hat mir gleich geahndet, daß die Negociation kein günſtiges Ende nehmen würde, als ich in Ihrem Briefe die Worte las: „Ich werde Groſſing noch heute Ordre geben abzureiſen.“ Wahrſcheinlich waren Sie beſonnen genug, gegen ihn ſelbſt dieſen Ausdruck nicht zu gebrauchen, denn das wäre ihm begreiflicher Weiſe ſchon Urſache genug geweſen die Ordre nicht zu pariren. Es thut mir leid, daß nichts daraus wird..... Da dieſer Brief keinen andern Zweck hat, als den ich erreicht zu haben meine, ſo nenne ich mich ſchließlich den Ihrigen

Louis Baruch.

Börne hätte ſo gern ſein neues Studium der Cameralſtik in Heidelberg zu Ende gebracht, aber der Vater, der ihn durchaus mehr in der Nähe und im Zwange haben wollte, drang darauf, daß er nach Gießen ging. Im Jahr 1808 ſah Börne einen Ort wieder, der ihm die erſte freundliche Ausſicht in die Welt geboten hatte. Es war die Macht der Gewohnheit, daß er Gießen nicht ſehen konnte, ohne zum Fleiß gemahnt zu werden. Mit dem Vorſatz, gründlich ſein neues Ziel zu verfolgen, kam er diesmal hin, mit dem Bewußtſein, ſeinem ſich ſelbſt gegebenen Worte treu geweſen zu ſein, verließ er es. Auch bot Gießen zu wenig Zerſtreuung

wie der Geſpiele. Die Tochter denſelben Namen, wie die Geſpielin. Das traf ſo überraſchend zu, daß nun vier Kinder faſt dem Maler zu eigen gehörten. Es war dieſer Mann einer der eigenthümlichſten Menſchen, die aus der Zeit älterer Charakterbildung ſich noch in der Gegenwart bewegen mochten. Es war der wiedergeborne, höher potenzirte Vater, mit derſelben Lebhaftigkeit, derſelben ehrgeizigen Unruhe, demſelben raſtloſen Streben und denſelben Auffaſſungen vom Leben, von der Zeit und den Pflichten des Menſchen und Staatsbürgers. Sehr vermögend durch ſeine freundliche, gute, wohlwollende Gattin, die im Talent der behaglichen Lebenseinrichtung eine Meiſterin war, hatte er ſich glücklicherweiſe geſtehen dürfen, daß die Malerkunſt in ihrer höheren Bedeutung nicht für ſeinen Beruf gelten konnte. Er porträtirte mit Geſchick, gab aber nichts in die Ausſtellungen und ergriff vielmehr vorzugsweiſe nur die untergeordneten Branchen der Malerei, beſonders die eben neuentdeckte, von München gekommene Lithographie. Sein ſchaffender Trieb ging auf das Nützliche im Schönen. Reine Idealität ohne Zweck konnte ihn nicht erwärmen; ein Nutzen aber, der durch die Kunſt oder Wiſſenſchaft für das praktiſche Leben gewonnen wurde, erfüllte ſein Auge mit blitzendem Feuer. Herr Cleanth, wie wir ihn nennen wollen, war ein Mann des Syſtems. Wenn die Malerei allein in der

Anwendung der Albrecht Dürer'ſchen Meßkunſt beſtanden hätte, wäre Herr Cleanth ein großer Meiſter geworden. Der Cirkel, das Richtmaaß, der Zollſtock waren ihm geläufiger, als die Palette und der Pinſel, welche letztere er in ſpäteren Jahren auch ganz niederlegte. Immer allmälig näher kam ihm die große umſichgreifende polytechniſche Strömung des Zeitalters und riß ihn zuletzt mit all ſeinen Bildern und Boſſierverſuchen ſo fort, daß ſich aus ihm der gewandteſte techniſche Fabrikant entwickelte. Herrn Cleanths Bildung wurzelte in der neologiſchen, ſtarkgeiſtigen Richtung des endenden vorigen Jahrhunderts. Er war Freimaurer und reizte durch ſeine große Vorliebe für dieſen Bund und die vertrauliche geheimnißvolle Freundſchaft mit einem kleinen Kreiſe von engverbundenen Brüdern die Neugier der Knaben nicht wenig, die vor Royal York immer mit dem Schauer vorübergingen, daß ſich hier in dem ſeltſamen Gebäude, auf der grünen mit Kaſtanien und Ulmen bepflanzten ſchönen Wieſe Menſchen verſammelten, deren erſtes Lernprobeſtück darin beſtünde, in einen großen, ausgehöhlten, mit Spinnen und Würmern angefüllten Apfel zu beißen. Herr Cleanth war ein Freigeiſt, unterhielt nicht die geringſte Verbindung mit der Kirche und ängſtigte dadurch nicht wenig die Glaubenstreue der erſtberechtigten Eltern des Kindes. Religion war hier die Wohlanſtändigkeit und das all-

gemeine moraliſche Verhalten. Dieſen »Mangel« mußte man nun ſo hinnehmen, ſich auch ſonſt alle Eigenheiten des ſtrengen Herrn gefallen laſſen. Er duldete keinen Widerſpruch, war Erzieher nach Grundſätzen und gab durch eine unvergeßliche Ohrfeige dem neuen Geſpielen ſeines Sohnes ſogleich beim Beginn ihrer Freundſchaft einen Vorſchmack, wie ſich die Charaktere nach ihm zu entwickeln hatten. Dieſe Ohrfeige erzeugte eine Art von Revolution. Erſt eine wilde, ſtürmiſche nach Außen hin. Der paſſive Held derſelben, der ſich nur von angebornen Eltern handgreiflich ſtrafen laſſen wollte, ſchrie, tobte, ſtieß mit den Füßen aus, rannte davon und wollte von dem glänzenden Parquet, von der Welt der Teppiche, Conſolen, Bronzeleuchter, Spieluhren, Gemälde, wenn man davon Ohrfeigen bekäme, nichts wiſſen. Solche Früchte des erſchloſſene neuen Paradieſes hatte das bei aller Zerfloſſenheit oft böſe und trotzige und widerhaarige Kind von außen auf den Bäumen des Gartens am Katzenſtieg nicht blühen ſehen. Es hätte die Hand, die ihm dieſe unerwartete Frucht geboten, faſt gebiſſen und wollte vorerſt, davon gerannt, nie wieder kommen. Lange Verhandlungen, vielfache Congreſſe, ſtillangeſtellte Vergleiche mit den doch ſo reichen häuslichen Kopfnüſſen, zutraulichſte Anreden führten den Gedenkzettelten endlich in ſein Paradies zurück. Er folgte von Herzen gern, aber die Lehre war für beide Theile

von Nutzen gewesen, für den armen »Geduldeten« und den reichen »Duldenden«.

Herr Cleanth hatte in seiner Wohnung kein gutes Malerlicht — er malte eine geraume Zeit »oben« auf dem Schlosse. Sein Vermögen erlaubte ihm, sich in der Behrenstraße ein eignes Haus zu kaufen. Diese Trennung von der »Stallstraße« störte den Verkehr der Kinder keineswegs. In der Behrenstraße wurde mit beginnendem Frühjahr ein Versuch gemacht, dem Hofraum einen Garten abzugewinnen; Spaten, Rechen, Egge waren schon zu Weihnachten dafür erobert worden. Kaum ließen sich die grünen Halme der Sämereien auf der frischumzäunten Erdfläche erblicken, so wurde das Haus mit Gewinn verkauft und ein neues erstanden. Es regte sich Herrn Cleanths spekulative Unruhe. An das verlassene Haus knüpfte sich dem Knaben eine romantische Erinnerung, die auf die Einbildungskraft wirkte. Im untern Stockwerk war einem Offizier — dem spätern Commandeur der »Reichsarmee«, General von Peucker — seine junge Frau gestorben. Der Wittwer war von diesem Unglück so erschüttert, daß er sich zum Andenken an die theure Geschiedene ein Zimmer mit schwarzem Flor ausschlagen ließ. Auf einer Art von bleibendem Katafalk und vor dem mit Wachskerzen erleuchteten Bilde der schönen jungen Gattin, sagte man, sprach er täglich knieend

ſeinen Schmerz aus. Dieſe Situation eines betenden jungen Officiers, dieſe ſchwarzen Flöre, dieſe Kerzen dieſes Bild, dies Knieen; das alles lebte noch lange in der aufgeregten Einbildungskraft, lebte ſelbſt da noch als der poetiſchgeſtimmte Wittwer ſchon längſt eine neue Gattin genommen hatte.

Herrn Cleanths neues Haus war nun ein Pallaſt faſt die Wohnung eines Fürſten. Eine große freie Treppe mit eiſernem Geländer führte von zwei Seiten zu einem zwar nur zweiſtöckigen, aber in der Länge im poſanten und einen ganzen Schenkel des »Achtecks« an Potsdam-Leipziger Thore einnehmenden Gebäude. Ein geräumiger Hof mit Stallungen trennte dies Wohnhaus von einem Garten, der ſich bis an die Beſitzungen des Fürſten Radziwill in der Wilhelmsſtraße zog. Hier ließ ſich ſchwelgen in Glückſeligkeit. Trotz der weiten Entfernung von der Univerſität über die Linden, den Wilhelmsplatz, die Leipzigerſtraße hinaus, wurde doch in der doppelten Exiſtenz fortgelebt und die trübſelige Hülle der Armuth immer mehr abgeſtreift. Der reiche Geſpiele erhielt ſeinen Unterricht daheim. Herr Cleanth ſelbſt übte ſich im Lehren, im Anwenden pädagogiſcher Syſteme. Mittelbar floß dabei vieles, was der Sohn lernte, auf deſſen Genoſſen über. Kinder tauſchen gern ihr erſtes Wiſſen. Erſt der vom Ehrgeiz geſtachelte ältere Jüngling behält ſein Wiſſen für ſich und iſt eher

verſteckt und heimlich damit. Sonntags wurden die Frühſtunden nicht mehr in den Kirchen, ſondern im ſonnigen Zimmer des Gönners zugebracht, wo unter Blumen und Gemälden die beiden Freunde von ihm im Zeichnen unterrichtet wurden. Es war dabei eine ſtrenge Methode, die Herr Cleanth befolgte. Jeder Aufblick von der Arbeit wurde gerügt, jedes Verſehen durch irgend eine Ehrenſtrafe wettgemacht. Während die Knaben Augen, Naſen, Lippen, Ohren, Köpfe, ſpäter auch »allerlei Vieh« zuſammenzeichneten, ſchritt Herr Cleanth mit knarrenden Hausſchuhen durchs Zimmer, las polytechniſche Zeitungen und beaufſichtigte die Zöglinge zwei Stunden lang mit einer Strenge, die der endlichen Erlöſung und dem Sichtummelndürfen im Garten einen doppelten Reiz verlieh ... Kinder der Armen wachſen viel natürlicher und freier auf, als Kinder der Reichen. Dieſe ſollen um jeden Preis eine vorzügliche Bildung erhalten und ſind das ſtündliche Augenmerk ihrer Eltern und Erzieher. Jene, den Eltern oft eine Laſt, müſſen für ſich ſelbſt ſorgen und lernen dabei leichter, ſich ihr Leben frei beſtimmen.

Immer mehr lockerte ſich nun die Brücke der Rückkehr zu der Exiſtenz der Eltern. Die häusliche Lage wurde dem Knaben gegenſtändlich, er urtheilte, ſeitdem er vergleichen konnte. Von dem Naturgeheimniß der Liebe und kindlichen Anhänglichkeit an das Vaterhaus

wurde nichts eingebüßt, aber der grelle Reiz früherer Eindrücke dämpfte sich ab. Man lauschte nicht mehr so aufmerksam, wenn Vetter Wilhelm von der Selbstgerechtigkeit und der Gnadenwahl, Vetter Christian von seinem Ehewirrsal und den neuen Seidenhüten sprach. Man lachte nicht mehr über einen lustigen Verwandten, der zu Hause ein kranker Hypochonder, in Gesellschaft ein ausgelassener Schnurrenreißer war und nichts lieber that, als sich einen Besen kommen lassen, ihn verkehrt zwischen die Beine klemmen, als Spinnrocken gleichsam abspinnen und dazu ausgelassene Lieder singen. Die neue Lebenssphäre stand unter andern Bedingungen. Da kamen Besuche von allerlei Hofräthen, Hofräthinnen, Hofraths-, Geheimerathstöchtern, Professoren, Künstlern, Offizieren, jungen Studierenden, die aus Stettin ihre Empfehlungsbriefe brachten und wöchentlich an einem bestimmten Tage zu Tisch erscheinen durften. Herr Cleanth übersah rasch seine Leute. Romantik und Altdeutschthum waren ihm nicht minder verhaßt, wie dem Vater. Chimärische Träumerei erschien dem Manne der praktischen Nützlichkeit als verderblicher Mehlthau jeder Jugendentwickelung. Die Lectüre von Märchen duldete er nicht. Raffs Naturgeschichte und die Kupfer zum Büffon standen ihm höher, als Tausend und eine Nacht. Die einzige Beschäftigung der Phantasie, die Herr Cleanth zuließ, war die mit der Geschichte, zu der

ſeine Knaben durch Beckers damalige zehn Bände und deſſen Erzählungen aus der alten Welt frühzeitig angeleitet wurden. Herr Cleanth haßte die gewöhnliche Methodik der Schulen und zog ſeinen Sohn nur durch Privatunterricht auf, dem er meiſtentheils ſelbſt beiwohnte. In der Muſik mußte ihm die damalige neue Logier'ſche, von Stöpel angewandte militäriſche Methode ganz nach Wunſch kommen. Herr Cleanth war dabei ein Aeolus. Er hatte rauhe und ſanfte Winde zugleich. Er konnte ſich in furchtbar dunkle Gewitterwolken hüllen, oft aber auch ſanft und milde wie eitel Sonnenſchein aufgehen.

Welch ein Reiz liegt in der traulichen Geſelligkeit eines gebildeten Hauſes! Kein Patſchouli oder Moſchus und doch ein eigner Duft, keine ſtrahlenden Lüſtres und doch ein heller Glanz! Die Ordnung und die Pflege verbreiten überall eine Wärme und Behaglichkeit, die neben den äußern Sinnen auch das Gemüth ergreift. Die kleinen Arbeitstiſche der Frauen am Fenſter, die Nähkörbchen mit den kleinen Zwirnrollen, mit den blauen engliſchen Nadelpapieren, den buntlakirten Sternchen zum Aufwickeln der Seide, die Fingerhüte, die Scheeren, das aufgeſchlagene Nähkiſſen des Tiſchchens, nebenan das Piano mit den Noten, Hyacinthen in Treibgläſern am Fenſter, ein Vogel in ſchönem Meſſingbauer, ein Teppich im Zimmer, der jedes Auftreten

abmildert, an den Wänden die Kupferſtiche, die Beſeitigung alles nur vorübergehend Nothwendigen auf entfernte Räume, die Begegnungen der Familie unter ſich voll Maaß und Ehrerbietung, kein Schreien, kein Rennen und Laufen, die Beſuche mit Sammlung empfangen, Abends der runde, von der Lampe erhellte Tiſch, das ſiedende Theewaſſer, die Ordnung des Gebens und Nehmens, das Bedürfniß der geiſtigen Mittheilung ... im Zuſammenklang aller dieſer Akkorde liegt eine Harmonie, ein ſittliches Etwas, das jeden Menſchen ergreift, bildet und veredelt.

Die Gartenluſt wurde wie von Bienen genoſſen. Aber bei der Freude am Laufen und Rennen in den ſymmetriſchen Wegen, unter hohen Roſenbüſchen, Stachelbeer- und Himbeerhecken hin durfte auch die wirkliche Pflege der Blumen und Beete nicht fehlen. Man pflanzte und ſäete, man führte die Gießkanne, wenn die Sonne ſich ſenkte, man half ernten und arbeitete nach beſtimmten, von dem mathematiſchen Herrn Cleanth geſtellten Aufgaben. Da war ein Salatbeet von Unkraut auszujäten, da waren Stöcke für die Nelken zu ſchneiden und aufzuſtecken, da waren die zerſtreuten Blätter der abgeblühten Centifolien zu ſammeln, eine Arbeit, die dadurch belohnt wurde, daß man dieſe Roſenblätter den Apothekern und korbweiſe verkaufen durfte. Lange Weinſpaliere wurden nach den neuen Kechtſchen Grund-

ſätzen gezogen. Ein Gärtner führte die Oberaufſicht, mußte aber den jungen Freunden immer etwas von ſeiner leichteren Arbeit zuweiſen; denn Herr Cleanth duldete keine gedankenloſen Spiele. Wie frucht- und blumenreich war dieſer Garten! Wie maleriſche Sträuße von weißen und rothen Lilien, von Roſen und Nelken, von Hollunder und Maiblumen in erſter Frühlingszeit wurden zuſammengeſtellt! Und dies Leben mit den Fröſchen in einem kleinen Bewäſſerungstümpel, mit den Maikäfern, die je nach der Farbe der Halsſchienen und der Fühlfäden in mehr Gattungen eingetheilt wurden, als Buffon klaſſificirt hat, mit den Goldkäfern, die ſo träg und duftberauſcht in der Mittagsſonnenhitze auf Blumenkelchen in allen Regenbogenfarben ſchillerten! Das Kind horcht auf alles, was nur in der Natur wiſpert und knuſpert und raſchelt. Es iſt auf einer ewigen Schleichjagd nach Allem, was ſich im Graſe und auf und unter der Erde regt. Ausgerüſtet nun gar mit einem ſcharfſtechenden Spaten iſt der Knabe ein König der Natur. Er legt den Spaten über die Schulter wie ein heimkehrender beuteſtolzer Nimrod ſeine ruhende Waffe, ißt nach der Arbeit ſein Obſt, ſein Butterbrod, trinkt ſein Glas Waſſer mit einer Zufriedenheit, als hätte er ſeinen Lohn heute um die ganze Ordnung der Welt verdient.

dar, die ihn in seinem Eifer hätte erkalten lassen. Eine Parthie Piquet mit Herrn von Meseritz, dem jetzigen Verfasser der in unsern Zeitungen spukenden bekannten Tendenz-Berichte von der russischen Gränze, damaligem Lieutnant, war vielleicht Alles, was sich Börne erlaubte. Er verabredete mit dem durch gleiche Studien und das frühere Pensionatsverhältniß ihm doppelt nahe stehenden Professor Crome sein baldiges Gelangen zur philosophischen Doktorwürde. Er wurde noch in demselben Jahre, als er nach Gießen kam, den 8. August 1808, Doktor der Philosophie.

Vorher schrieb ihm Crome:

Carissime et honoratissime
Domine Doctorande!

Ihr Gesuch um die Ertheilung der philosophischen Doctorwürde habe ich mit meinem Bericht darüber, und mit Beischluß der beiden, von Ihnen eingereichten Abhandlungen, der philosophischen Facultät zum Votiren vorgelegt.

Dieselbe hat einmüthig beschlossen, daß Ihr Wunsch erfüllt werde, und Ihnen das ehrenvolle Diplom der philosophischen Doctor-Würde ertheilt werden solle, und zwar in Hinsicht der manigfaltigen schätzbaren Kenntnisse, die Sie in den obengenannten beiden Abhandlungen sowohl, als auch sonst bei mir und bei mehreren meiner Collegen, an den Tag gelegt haben, ohne weitere Examen und Disputation.

Doch habe ich dabei der philosophischen Fakultät versichert, daß einer oder der andre von Ihren Aufsätzen in unser Journal Germanien unter Ihrem Namen solle abgedruckt werden.

Hochachtend unterzeichne ich mich

Dr. Aug. Fried. Wilhelm Crome
Facultatis philosoph. Decanus.

Die Blume und der Sonnenschein sind Geschwisterkinder. Sie ähneln sich zum Verwechseln, gehören zusammen, spielen miteinander. Und doch gewinnt die Blumenwelt einen so eignen Ausdruck durch den Regen. Nach einem Gewitter in den Garten treten, dessen sandige Wege rasch die herabgestürzten Güsse aufgesaugt hatten, und nun diese Rosen, diese Nelken, diese Levkoien in ihren nassen Gewändern wie gebadet! Der Staub ist niedergeworfen, die Blumen sind neugeboren und durchwürzen die gereinigte Luft. Jetzt erst haben sie Kraft, durch alle Räume ihren Werth zu zeigen! Die Käfer schweigen, die schwüle Luft ist erstickt, nun duftet alles mit doppelter Macht. Tritt dann die Sonne hervor, so kommt nichts den nassen Blumen gleich. Am Jasmin hängen die Tropfen wie gebannt. Sie müssen lange ihre Kraft sammeln, bis sie schwer genug sind auf die grünen Blätter niederzurollen. Je ölhaltiger die Blume, desto länger glitzert das Naß in solchen Einzeltropfen auf ihrem Kelche. Eine hundertblättrige Rose, sich eben entfaltend aus der stachligten grünen Hülle, besäet von kleinen Regentropfen, die nicht weichen wollen und in der wolkenfrei wieder heraustretenden Sonne blitzen, das ist wohl das lieblichste Bild der Blumenwelt, dessen Schmelz kein Mignon, kein Redouté wiedergeben kann.

Die heilige, herrliche, ſchnee- und froſtpoetiſche Winterzeit bewegt ſich zumeiſt um die Weihnachtsfreude. Das Hoffen vorher und das Genießen nachher. Die Weisheit des Herrn Cleanth duldete um Weihnacht kein raſches Zerpflücken des Genuſſes. Er gab reichlich, aber ſeine Gaben waren nicht für flüchtige Zerſtreuung beſtimmt, die ein Kind ſobald ermüdet. Die Spiele, die er geſtattete, waren ſolche, die entweder das Nachdenken oder den Fleiß anregten. Er gab Bauhölzer und ließ nach beſtimmten Vorſchriften bauen. Er gab Kirchen, die ſehr prächtig durch gläſerne Fenſter und ein inwendig aufgeſtelltes Licht erleuchtet werden konnten, aber man mußte ſie aus einzelnen Stücken erſt ſelbſt behutſam zuſammenſetzen. Er ließ aus Thon allerliebſte Steine brennen, um der Vibernatur der Kinder noch gefälligere Nahrung zu geben. Soldatenſpiele geſtattete er nicht. Sie waren ihm leer, nichtsſagend. Alles Schreien, Toben, Lärmen um Nichts war ihm verhaßt. Das Theaterſpiel geſtattete er, vielleicht eine Conzeſſion der Liebe, da ſeine Gattin die Bühne liebte. Die Figuren hatten die Knaben ſich meiſt ſelber zu coloriren, aufzukleben, mit Dräthen zu verſehen. Ein chineſiſches Schattenſpiel hinter einem ölgetränkten Rahmen wurde Sonntagsabendlich aufgeführt. Der »König von Kinderland« hieß das barocke Drama, zu dem die Knaben Text und Figuren geliefert erhielten und im Komödien-

ſpielen das Mögliche leiſteten. Bei dieſen äſthetiſchen Spielen ließ der Freund die Initiative ſeinem Geſpielen, während dieſer, wenn Häuſer oder Kirchen gebaut werden ſollten oder ſogenannte Geduldſpiele zuſammengeſetzt wurden, dann dem Andern die Vorhand geſtattete. Kartenſpiel und Damenbrett geſtattete Herr Cleanth als eine Uebung des Verſtandes, als eine Anreizung zur Behauptung ſeiner perſönlichen Vortheile. Er ging in allen ſeinen Theorieen von dem Gedanken aus, daß das Leben uns zum Fortkommen die Nothwehr bedinge. Sein Lieblingsſpruch war von den Tauben, die gebraten Keinem in den Mund flögen. Das grade damals erwachende Regen und Ringen für die materiellen Intereſſen, die Erfindungen, die vielen Bauten der Regierung, die neuen Anlehen, die Hoffnungen eines dauernd befeſtigten Friedens zeigten ihm überall Gewinne und Vortheile, die man durch Fleiß, Eifer und reſolutes Zugreifen ſich erobern könnte. Das war ein Spornen, Stacheln, Lehren, Strafen, Ermuntern! Beiſpiele von großen Erfolgen, die eine kluge Berechnung der Umſtände, ein ſcharfes Aufpaſſen auf Conſtellationen erzielt hatte, wurden mit faſt leckrer, ſchlauer und eulenſpiegelhafter Behaglichkeit erzählt, als Triumphe der Klugheit dargeſtellt. Dem Geſpielen des Sohnes ging meiſtens davon die Erzählung ins eine Ohr hinein und zum andern hinaus. War ihm ſelbſt die Exiſtenz in dieſem

Hauſe doch ein Märchen, wie ſollte er nicht an Märchen glauben! Ihm waren dieſe große Tiſchtafeln mit den blendenden Servietten, den ſilbernen Löffeln, den geſtickten Serviettenbändern, den mehrfachen Gängen der Speiſen und den Deſſerttorten ebenſo wunderbar, wie die hellen Lampen mit Gaçeſchirmen, die Klingelzüge, die Kryſtallcaraffen, die Teppiche, die Gemälde, das Pianoforte, die Beſuche, die Converſationen.... wie ſollte ihm dies verzauberte Haus den Realismus predigen? Alle Lehren des Herrn Cleanth weckten ihm nur die Phantaſie. Ein Beweis, wie jede Theorie in der Erziehung von den Grundlagen abhängt, auf die man ſein Syſtem baut. Es giebt keine abſoluten Methoden, ſondern nur ſolche, die relativ auf die Umſtände anzupaſſen ſind.

Die frühe Neigung für die Bühne fand in dieſem Hauſe die volle Nahrung. Sonſt hatte ſich der Knabe mit den Puppenſpielen begnügt, die bald in dieſer, bald jener »Tabagie« von zu drittel lebensgroßen Figuren auf einem mannshohen Theater aufgeführt wurden. Nach langem Schmeicheln und Bitten erſt pflegte der Junge ſich die Licenz, ja die kirchliche Abſolution zu erobern, dieſen »gottloſen« Spielereien, die noch dazu zwei Groſchen Eintrittsgeld koſteten, ſonſt beizuwohnen. Sicher war er der Erſte, der in dem noch dunkeln Saale erſchien und ſich dicht an der Brüſtung des noch ſtillen,

gespenstigen Gerüstes auf der ersten Bank postirte. Allmälig gesellten sich dann andre Freunde der Puppenkomödie hinzu und darunter Viele, die nicht der Jugend angehörten. Ehrbare Alte, Männer und Frauen, erwarteten mit ernsthaftester Spannung die heutige gute Laune Caspars, des Lustigmachers. Inzwischen wurde der Saal durch einige Blendlampen erhellt und schon hörte man ein Klopfen und Hämmern auf der Bühne, deren belebende Kräfte hinten ihren eignen Eingang hatten. Zuweilen plumpste irgend etwas Schwerfälliges nieder. Es war das einer der Acteurs, der eben seine Garderobe vervollständigt bekam. Ein lautes Sprechen hinter dem Vorhange störte keineswegs, sondern reizte nur die Spannung desto mehr. Denn es wurde nun immer regsamer und heitrer ringsum; die Zahl des Parterres mehrte sich, in der Ferne begann eine Musik und durch die Ritzen des Vorhangs schimmerten schon die Lichter. Der Vorhang rauschte, zuweilen nicht ohne Verwickelungen, endlich auf und die Scene begann meist mit dem Exordium Caspars, der Stimmung ins Publikum und wohl auch hinten in die Darsteller bringen mußte. Es wurden dann die herrlichen Trau-, Schau- und Rührspiele vom bayrischen Hirsel, von den Kreuzfahrern, vom Abällino, besonders aber das Zug- und Modestück des Tages, der Freischütz, sogar mit Gesang und sicher nie ohne Feuerwerk,

in etwa zwei Stunden kurz und bündig abgeſpielt. Der bayriſche Hieſel war beſonders deßhalb des Knaben Lieblingsſtück, weil in ihm ein ſanfter, zarter, mit Noth zum Räuber gepreßter Knabe, das liebe Anderle, vorkam, das ſich der beſonderen Zuneigung des grimmen Hieſels erfreute und nur mit Thränen im Auge an Mord, Raub, Brand und Ueberfall Theil nahm. Anderle ſang einen Schnaderhüpfer von ſeiner Feder auf dem Hut, ſeiner Büchſe zum Schießen, ſeinem Straußring zum Schlagen, von ſeiner jugendfrohen Waidmannsluſt. Dies Lied wurde die Lieblingsarie des Knaben und oft dem lieben Anderle nachgejodelt. Der Brand der Mühle, wo die Soldaten den Hieſel endlich einfiengen, wurde auf dem Theater im Cleanthſchen Hauſe mit Hülfe von Kolophonium oder Bärlapp nicht ohne Feuersgefahr zuweilen nachgeahmt. Auch der Freiſchütz mit dem Samiel und der Wolfsſchlucht war für die Geſchichte der deutſchen Marionettenbühne epochemachend. Kaspars, des Unvermeidlichen, Dialekt beſtand dabei aus einem Gemiſch von Sächſiſch, Oeſterreichiſch und Berliniſch. Auch Fauſt kehrte hier wieder, und eigenthümlicher als bei Goethe, obgleich ohne Meerkatzen. Es war der alte deutſche Puppenſpiel-Fauſt mit den Geiſtern Vitzliputzli und Auerhahn, die auf ein Halippe! des Zauberers ebenſo raſch aus der Luft geflogen kamen, wie ſie auf ein Haluppe! wieder verſchwanden.

Caspar, Fauſtens Diener, hat dieſe allmächtige Zauberformel ſeinem Herrn abgelauſcht und wendet ſie erſt mit glücklichem Erfolge an. Das Erſcheinen und Verſchwinden macht ihm aber zuletzt ſo viel Spaß, daß er die Teufel auf Halippe und Haluppe in athemloſe Bewegung ſetzt, ſie bald kommen, bald verſchwinden läßt und ſie dadurch ſo erzürnt, daß ſie ſich grimmig auf ihn werfen und ihn unter Hülfeſchreien halb zu Tode maſſakriren. Der Vorhang fällt. Ohne Zweifel ein ſehr wirkſamer Aktſchluß. Melancholiſch war das Ende des Fauſt. Fauſt hat alle Wunder verrichtet, in denen ihn der Teufel nur unterſtützen konnte. Seine Stunde rückt heran. Man hört geſpenſtiſch die Uhr ſchlagen. Caspar iſt Nachtwächter geworden und ſingt im Mondenſchein auf nächtlichſtiller Straße ſein Hört ihr Herren! Da kommt Fauſt ſeufzend und wehklagend. Es entſpinnt ſich ein Dialog, der etwas mit dem des Valentin und Flottwell im letzten Akt des Verſchwenders Aehnlichkeit hat. Aber hier helfen alle guten Grundſätze, alle reuigen Entſchließungen nichts mehr. Die Uhr wiederholt ihre Schläge, halb, drei Viertel. Es liegt eine unvergeßliche, herzzerreißende Oede auf den Straßen. So einſam iſt es zwiſchen der gemalten Leinwand! Ach, ſo ſtill, ſo unglücklich, ſo ſchauerlich! Man glaubt die Brunnen nächtlich rieſeln zu hören; nur die Sterne leben, Caspar, Fauſt und die Strafe des Him-

mels. Endlich ſchlägt es zwölf und die Hölle öffnet ſich und ein Feuerregen verſchlingt den weltſtürmenden und wunderthätigen Doctor und Caspar kann froh ſein, mit ein paar verſengten Haaren davon zu kommen und für den nächſten Dienſtag noch das Repertoir ankündigen zu können.

Der Sohn des Gärtners im Cleanthſchen Hauſe ſpielte auch Komödie. Mit vielem Geſchick hatte der junge Mann ſich eine kleine Bühne gebaut, Figuren geſchnitzelt, ſie artig coſtümirt. Es war eine hohe Vergünſtigung für die Knaben und auch für ihn, daß ſie ſeinem Debüt in einem Hauſe an der Potsdamer Mauer unter ein paar Dutzend Arbeiterkindern beiwohnen durften. Auch hier wurde der unvermeidliche Fauſt gegeben. Die Abweichungen von dem Fauſt Göthes wie von dem der Herren Linde und Freudenberg waren nicht unerheblich. Des Gärtners Sohn hatte mehr Geſchmack als die gewöhnlichen Puppenſpieler der Tabagieen. Seine Beſchwörung der Helena und anderer außerordentlicher Staatsgeiſter gerieth wundervoll. Die Ausſtattung mußte aus einer Menge geſchenktbekommener kleiner ſeidener Lappen bei den zierlichen Figuren reicher ausfallen, als bei den Puppenſpielern von Profeſſion, die wie die großen Theaterdirektoren in der Garderobe knauſerten und lange nicht ſo brillante Erleuchtung boten, wie der Gärtnerſohn, deſſen Lichter

und Feuerwerke opernhaft waren. Aber nur für Einmal litt Herr Cleanth die Theilnahme an den sinnigen und mit Takt arrangirten Leistungen des Gärtnerburschen, in dem ein Regisseur steckte. Der Theatersehnsucht gab er bald einen bedeutenderen Ausdruck. Er nahm die Knaben in die große Komödie mit, die seit dem Brande des Schauspielhauses immer im Opernhause gegeben wurde. Die beiden Vorgeschmäcke wirklicher »lebendiger« Bühnenkunst, die Jungfrau von Orleans und Iphigenia von Gluck, wirkten so großartig, so mächtig auf den Erzähler, daß er von Stund an eine Gleichgültigkeit, ja einen förmlichen Haß gegen alles Puppenspielwesen bekam.

Der erste Theaterabend! Eine neue Welt! Und nicht die Welt des Scheines. Denn welches Kind verstünde, was an Eurer wirklichen Welt die Wirklichkeit ist? Nicht Schein, nicht Lüge sind jene Wälder und Kirchen und Städte und Festungswälle; nicht Schein, nicht Lüge sind jene Harnische und Fahnen und Schwerter und Krummstäbe; es ist das die wirkliche Welt, die das Kind als solche nur im Theater anschaut. Das war, das ist Alles und wird sein und bleiben! Eure Leidenschaften, die sich austoben, Eure Thränen, die um Nichts geweint werden, versteht das Kind erst allmälig. Was ist ihm Eure Wirklichkeit! Aber die gewaltige Bewegung dort auf den Brettern, dies Gehen und Kommen,

dies Siegen oder Sterben, dies Rufen und Handeln und Wagen iſt der erſte Einblick in die Größe unſrer Beſtimmung, die erſte Ahnung des Gewinnes, um den es ſich verlohnt ein Menſch zu ſein. Die Kirche nicht, nicht die Schule, nicht die erſten Bilderbücher erſchließen das Reich der Wahrheit, ſondern die unwahre Bühne thut es, ſie, eine Halle der Kunſt, die dem Kinde das wahre Leben ſcheint.

Wer iſt dieſer Dünois im glänzenden raſſelnden Harniſch? Ein Schauſpieler etwa, der »ſich ſpreizt und ächzt bis ſein Stündchen abgelaufen?« wie Shakſpeare ſagt? Ein Schauſpieler, der ſich Rebenſtein nennt? Wer iſt dem Kinde Rebenſtein? Rebenſtein kann ſichs zur Ehre rechnen, daß ihm Dünois geſtattet, Dünois zu ſein. Ihm iſt Dünois Dünois, die Jungfrau nicht Frau Stich, die damals auf und von den Brettern ſo vielbeſprochene große und bewunderte Stich, ſondern Jeanne d'Arc, die Jungfrau! Der Krönungszug iſt ihm kein Statiſten-Mummenſchanz, ſondern das wirkliche Feſt von Rheims. Des Kindes liebſte Erinnerung außer dem jedesmaligen Blechgeraſſel beim Auftreten und Gehen der Helden war der Kampf der Jungfrau mit Lionel, der ſchwarze Ritter, vor allem aber die irrende Jungfrau im Walde, wo ihm der Köhlerbube noch jetzt in ſeiner ganzen friſchen Kinderſtimme im Ohre lebt. Von der großen, nur halbverſtandenen

Von den beiden in diesem Schreiben erwähnten Abhandlungen ist die eine, ein Jahr später, gedruckt worden *). Sie führt den Titel: Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets, und ist höchst wahrscheinlich Bruchstück eines größern Werkes, welches Börne damals entworfen hatte und zum Theil auszuführen begann. Grome macht in seiner Zeitschrift dazu folgende verbindliche Anmerkung:

„Nachstehender Aufsatz wurde der hiesigen philosophischen Facultät, unter mehreren Probeschriften, von dem hier studirenden jungen Israeliten, Herrn Dr. Louis Baruch aus Frankfurt a. M., übergeben, wie derselbe auf der hiesigen Universität im vorigen Jahre die philosophische Doctor-Würde erhielt. Sie wurde gleich zum Druck bestimmt, da sie von den Talenten dieses jungen Mannes zeugt, der bei uns die Staats- und Cameral-Wissenschaften mit dem glücklichsten Erfolg studirte. Wir hoffen daher, das Publikum sowohl als der Herr Dr. Baruch selbst, werden den Abdruck dieser Schrift in unserm Journal mit Vergnügen bemerken, und letzterer unsere Zeitschrift noch mit mehreren Aufsätzen aus seiner geschickten Feder beschenken.

Dr. Grome.

Jenes umfassende Werk sollte, auch seinem Titel zufolge, über den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit handeln. In den davon gedruckten Bruchstücken erstaunt man, auf eine Idee zu stoßen, die Börne's ganze spätre politische Wirksamkeit schon zusam-

*) Grome's Germanien. Band III. Jetzt auch in der Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 11.

Tragödie ruhte sich das Ohr des Kindes im Munde des [redacted] in den herzigen Worten des Köhlerbuben aus, in dem Hereinragen seiner eignen Welt in diese fast handgreiflich wirkliche Welt. Die Schlacht, die der Soldat auf dem Walle des Gefängnisses der Jungfrau nur beschreibt, war dem Auge sichtbar wie eine wirklich gelieferte. Der »Wüthende auf einem Berberroß« war Dünois, man sah ihn. »Am Graben ist ein fürchterlich Gedräng.« Es wimmelte vorm Auge. »Ein schwer Verwundeter wird dort geführt!« Man sieht den Zusammensinkenden. Und jetzt zerreißt die Jungfrau ihre Ketten! Es sind nicht Zwirnsfäden, die diese Theaterketten zusammenhalten, es ist das wirkliche Wunder, daß ein Gebet an Gott geschehen läßt. Johanna stemmt die Arme an, zerreißt die eisernen Bande und stürzt hinaus, das Vaterland zu retten.

Um die Wirkung dieser bunten Bilder auf die Phantasie zu erhöhen war das alte, später dann auch abgebrannte Opernhaus mehr als die neuen Theater geeignet. Die Beleuchtung war so düster, so ölig, so qualmig. Man befand sich in einem großen, an sich königlichen Saale mit Stukkaturarbeiten, Karyatiden, Plafondmalereien, Goldverzierungen; aber verräuchert war alles, »angeblaakt« vom Lampenruß, die Holzsessel mit den Jahren glatt zersessen, die Eingänge in die Logen wie in eine ägyptische Finsterniß; tasten mußte man,

um ſich nur irgend zurecht zu finden, hülfreiche Hände mußten zugreifen, um uns zu zeigen: hier iſt noch ein Platz, da oder dort! Und hatte man endlich ſeinen Sitz erobert, wie lange währte es, bis das Auge ſich an dieſe Dämmerung gewöhnte und die Logen und Sperrſitze unterſchied! In dieſen Nebeln war, wie es eben ſein ſoll, die Bühne der einzige lichte Punkt. Von der Beleuchtung des Podiums brach unterm Vorhang hinweg ein dichter Strahl über das Orcheſter und Parkett und erweckte die zaubervollſten Ahnungen. Auf dem Vorhang wurde ſchon die Malerei wie ein halbes Schauſpiel, wie eine Einleitung zum erwarteten Genuß betrachtet. Wie würdig und im Grunde nothwendig, daß dieſer Vorhang dem noch nicht abgeſtumpften Beſchauer die hohe Bedeutung der Muſen vergegenwärtigte! Ein Altar des Apollo, mit opfernden Verehrern des Gottes, eine ſinnige Scene der Mythologie in einfachen architektoniſchen Umriſſen gehalten, weckte die Stimmung, wie ſie ſein ſollte. Geht in ſolcher Dämmerung die Gardine in die Höhe, ſo tritt das Bild der Bühne mit ſeiner helleren Beleuchtung ſiegreich über die Umgebung hervor. Sinkt ſie nieder, ſo fällt das in Dunkel eingehüllte Publikum in ſein Nichts zurück. Wie anders damals als jetzt! Wie dem Glauben an die Kunſt und die Poeſie förderlicher als heute, wo die Scene nicht mehr weiß, wie ſie gegen den Glanz, das Licht und die Pracht der

Auditorien und demzufolge gegen die Selbstgenügsamkeit des Publikums aufkommen soll.

Schinkel hat später durch sein kleines, winkliges Schauspielhaus den Sinn für eine große theatralische Massenwirkung der Tragödie in Berlin fast gänzlich untergraben. Sein neues Schauspielhaus war für Blum, Töpfer, Raupach, nicht mehr für Schiller, Göthe und Shakspeare gebaut. Der Verfasser verweist auf seine frühere Anklage in: Vermischte Schriften, Band IV. S. 151 flg. Die Jungfrau von Orleans, Macbeth, Egmont, Tell, Wallenstein irren in Berlin ohne Obdach hin und her. Das Schinkelsche Schauspielhaus läßt sie für seine Zwecke zu groß, das neue Opernhaus für die seinen zu klein erscheinen. Wenn einst ein Nationaltheater in Berlin sollte eröffnet werden, ein würdiger Tempel der Tragödie, so verweist der Verfasser auf einen Platz, den schon Schlüter für eine Verschönerung Berlins im Auge hatte. Schlüter rieth, die Häuser von der Langenbrücke bis zur breiten Straße abbrechen und den königlichen Marstall hier mit einer prächtigen antiken Façade, die linke zur Spree gehende Seite mit einem Quai verschönern zu lassen.*) Für die gewöhnlichen Pferde wähle man den Pegasus und errichte hier

*) Siehe Broebes Prospekte in Vues des Palais et Maisons de Plaisance de S. M. le R. de P. 1733.

einen würdigen Muſentempel! Unter Friedrich dem Erſten ſchon ſangen die Italiener in dieſen alten Gebäuden. Jetzt ſiedle ſich dem Schloſſe gegenüber die in Berlin unterkunftloſe tragiſche Muſe an!

Glucks Iphigenia, zu der dem Knaben wohl nur durch Zufall der Einlaß geſchenkt wurde, war ihm leider unverſtändlicher, als die blechraſſelnde Jungfrau. Es war dieſe Wahl vielleicht ein gutes Abſchreckungsmittel der für die Bühne zu lebhaft erwachenden Leidenſchaft. Die Jungfrau ließ kaum noch ſchlafen. Sie wurde zunächſt in ihrem Perſonal bei allen Buchbindern als »Bilderbogen« erſtanden, ausgetuſcht, aufgeklebt, ausgeſchnitten und im Papp-Theater bei Herrn Cleanth nach Kräften geſpielt. Auf dieſen Enthuſiasmus goß dann eine Oper und noch dazu dieſe ein abkühlendes Sturzbad. Das Haus war leer. Dieſe Zelte der Griechen am Aulisſtrand, dieſe nur halbe Rüſtung des Achill, dieſe Prieſtertoga des Kalchas weckte lange nicht die romantiſchen Schauer des bunten Schiller. Da ſangen Helden, — was kümmerte den Knaben Vater! — da gurgelten, trillerten Heldinnen, — was waren ihm die Milder und die Seidler! — Iphigenia ſollte den Göttern geopfert werden, Agamemnon, ihr Vater, war bereit dazu, Achill nur leiſtete Widerſtand, Kalchas drohte mit Bann und Interdikt, und zuletzt legte ſich aus den Wolken über dem ſchon entzündeten

Holzſtoß Diana in's Mittel. Es wurde dieſe Geſchichte wohl allmälig verſtanden, aber wie langſam entwickelte ſich's, wie umſtändlich, wie unnatürlich durch den Geſang und die weichen Violinen, die zum Glück dem Zwerchfell des Knaben nicht mehr wehe thaten. Eine Oper, eine klaſſiſche, eine in reiferen Jahren mit Entzücken gehörte, wurde Schuld, daß die raſchaufgeſchoſſene Neigung für die Bühne verflog, in die Puppenſpiele von Linde oder Freudenberg zwar nicht mehr zurück mochte, ſich aber auch beruhigte, als die Bühne viele Jahre ganz aus des Knaben Geſichtskreiſe verſchwand und erſt mit neuem Reiz vor's Auge trat, als die Königſtädter Bühne ihre epochemachende Entwickelung begann und ſich faſt in die Straßen und Plätze Berlins die gemalte Theaterkouliſſe, das Lampenlicht und die Chronik der Ankleidezimmer drängte.

Herr Cleanth war ein ſehr weiſer Mann. Er lenkte die beiden Knaben an Fäden, die ſie ſelbſt nicht ſahen. So abgemeſſen ſeine Grundſätze in der Frage des Lernens und der Vorbereitung zu einem künftigen Berufe waren, ſo viel Freiheit geſtattete er für das Leben ſelbſt, die Formen der Geſelligkeit, beſonders aber den Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht. Es iſt Zeit, etwas von den Frauen zu beichten.

## VIII.

Die erſte Ausſaat der Liebe ſchon im Kinderherzen geht ſo geheimnißvoll vor ſich, wie ſich der Thau auf Blumen ſenkt. Spielend und ſcherzend taſtet die Unſchuld im Gebiete der Nacht. Worte, Empfindungen, Begriffe, die dem Erwachſenen voll gefährlichſter Widerhaken ſcheinen, faßt das Kind mit ſorgloſer Sicherheit an und nimmt das geſchlechtliche Doppelleben der Menſchheit wie ein Urewiges, mit ihm ſelbſtredend auf die Welt Gekommenes, das keiner Erklärung bedarf. Aus dem Schooß der Mutter geboren iſt dem Kind die Mutter die ſichre Brücke über alle Räthſel des Weibes hin. Das Kind ahmt die Liebe des Vaters zur Mutter nach, ſpielt Familie, ſpielt Vater, Mutter, ſpielt ſich ſelbſt als Kind. Aus raſchelndem Herbſtlaub, aus zerlaſſenen Strohbündeln werden Hütten und Neſter gebaut und halbſtundenlang kann ein völlig unſchuldiger

Knabe neben ſeiner Geſpielin ſtumm und wie von Liebesahnung magnetiſirt daliegen. Die Gefahr ſteht einem ſolchen Bilde kindlicher Naivetät freilich nicht fern, ſie lauert wohl und ſucht ſich die Gelegenheit der Verführung. Aber niemals verſteht ein Kind ganz die Bedeutung der harten Strafe, die es oft für ſein nachgeahmtes Iffland'ſches Familienleben trifft. Das Liebesleben der Erwachſenen erſt bricht auf die Phantaſie des Kindes und ſein ſtilles Grübeln wie mit der Thür ins Haus. Man ſchont ſo wenig die Unſchuld, man zeigt ſich leidenſchaftlich, man koſ't in Kindernähe. Das Kind ſtutzt, es grübelt, horcht. Gewiſſe Hieroglyphen erſchrecken es, Erzählungen werden belacht, Erzählungen, die plötzlich über ganz befreundete Menſchen ein wunderlich fremdartiges Licht werfen. Der Knabe wird bemerken, daß ſeine ältere Schweſter irgend eine Freude oder ein Leid hat, das er ganz nicht faſſen kann. Ein älterer Brüder nimmt geſchwellt von Lebensübermuth, Jugendluſt, Abentenerdrang kein Blatt vor den Mund. Früh ſah der Knabe um Liebe weinen, früh aber auch wurden Geſchichten gehört, wie folgende, die erſt bei häufigerer Wiederholung in ſpäteren Jahren ſich etwa ſo geſtaltete:

## Das Roß des Königs.

Geſtern iſt ein Duell geweſen, erzählte der Bruder. Auf einem Zimmer der Kaſerne war's. In Nro. 39.

Blanke Säbel, geſchliffen, im Hemd, nur die Pulsadern verbunden und unten die Redouten maskirt. Tolle Geſchichte geweſen. Dem Chargirten Hartmann zwei Finger lädirt. Werden ſteif bleiben. An ſich iſt's zum Todtlachen. Hartmann will zu Jung-Chriſtianis, er erwartet da das Murmelthier. Es iſt neun Uhr Abends, der Civilfrack wird gebürſtet, durchs Fenſter auf und davon, ohne Urlaub. Bei Jung-Chriſtianis in der Zimmerſtraße iſt Ball und Louiſe Waldmann, von ihrer Schläfrigkeit das Murmelthier genannt, ein ſchönes, im Wachen doppelluſtiges Weſen, wollte ſich einfinden. Es wird eilf. Murmelthier ſchläft entweder oder ſie iſt untreu... kommt zum Apolloſaal! heißt es. Die Kameraden brechen auf und marſchieren von der Zimmerſtraße zum Oranienburger Thor, wo Murmelthier hoffentlich in ihrer Wohnung in den Federn liegt. Aber halt! An den Linden! Welche Ueberraſchung! Murmelthier am Arm des Chargirten Langheinrich, unſres Don-Juans unter den jungen Freiwilligen der Mörſer- und Bombenwelt! Luſtwandeln Beide im Mondenſchein, unter den Linden, Louiſe Waldmann und Langheinrich! Einen Stein her! Fünfzig Schritt Diſtanz Kartätſchen! Auf Korn und Viſier, ich treffe! ruft Hartmann außer ſich. Die Andern halten ihn zurück. Hallunken! bricht Hartmann aus dem Dunkel hervor. Die Scene wird ernſt. Langheinrich zündet ſich eine Cigarre an, verlangt Sa-

tisfaction. Morgen um vier Uhr Nachmittags! In der Kaserne! Ihr sorgt, daß die Gemeinen auswärts sind. Und richtig! Hartmann und Langheinrich schlagen sich. Hartmann wie rasend. Langheinrich mit majestätischer Ruhe. Jener immer nur nach dem Gesicht ausfallend, auf das er neidisch ist. Dieser parirt nur. Blut! rufen endlich die Sekundanten. Hartmanns Arm ist rothgefärbt. Er wirft die Waffe aus der Rechten in die Linke, fällt wieder aus, attakirt mit Wuth, es konnte Mord geben. Langheinrich, kalt und gefaßt, hat bei dem Rufe Blut! den Schläger weggeworfen und tritt ihn mit dem Fuß. Hartmann konnte ihn durchrennen, wenn die Sekundanten ihn nicht mit Gewalt entwaffneten. Pistolen! ächzte Hartmann. Pistolen! Aber schon gestand er zu, es kitzle ihn Etwas kühl an der linken Rippe. Es war das herabrieselnde Blut des verwundeten rechten Unterarms. Leise quoll es hinterm Rücken auf die linke Hüfte herab. Der Schläger war vier Zoll tief bis an die Knochen eingedrungen. Ein Klafterhieb! sagte der Chirurgus, den man herbeiruft. Hieb? Hieb? rufen alle Anwesenden. Hier ist von keinem Hieb die Rede! Was reden Sie, »Gregorio?« Der Chirurgus lachte. Nun denn! Ein Glas, in das man fällt, kann immerhin vier Zoll tief schneiden. Zähneknirschend geht Hartmann ins Lazareth und kommt in die summarische Uebersicht der Commandantur als unvorsichtige Verwun-

dung. Das Murmelthier will ihn im Lazareth tröſten. Hartmann ſieht ſie nicht wieder an.

Aber Langheinrich muß uns noch bekannter werden. Dieſe jungen lebens- und liebestollen Landsknechte ſtehen in Spandauer Garniſon. Die Zeit iſt lang und nirgends länger als in Spandau. Man verliebt ſich; aber noch öfter muß man nehmen, was ſich ohne Liebe findet. Eine Wittwe, wohlhabend, Beſitzerin eines eignen Hauſes, verſchwenderiſch an die, die ſie begünſtigt, verſchwenderiſch an Liebesgaben, nicht mehr an Reizen; denn die Wittwe iſt reich, war nie ſchön. Sie begünſtigte die Armee, bis es ſich ereignet, daß Schauſpieler nach Spandau kommen. Man denke ſich Spandauer Schauſpieler! Liebhaber, die man auf Hoftheatern nur anſehen mag, ſind ſchon ſelten. Aber ein »Liebhaber« in Spandau! Dennoch wird die Wittwe der Armee untreu und geht zur Fahne Thaliens über. Ohne Zweifel fand ſich unter dieſen Muſenjüngern ein heißblütiger, ein werdender Romeo, ein Anfänger, dem nur die Rollen und die Gage fehlten, um aus ihm einen Künſtler erſten Ranges zu machen. Die Wittwe wenigſtens erkannte ihres Romeos Zukunft und ſchenkte ihm ihr ſoldatenmüdes Herz. Unglückliche Wittwe, dieſe Fahnenflucht wird dir theuer zu ſtehen kommen! Wenigſtens die Artillerie hat dir geſchworen, ſich zu rächen. Es iſt tiefe, ſtille Mitternacht. Alles ſchweigt in Spandau,

menfaßt. Er ſpricht von der natürlichen Arrondirung der Staaten, kommt auf die damals grade tauſend Jahr alte Trennung Deutſchlands von Frankreich durch den Vertrag von Verdun, und behauptet, daß beide Länder in ihrer Vereinigung das Geſchick der Welt entſcheiden würden. Eine ſolche Idee war damals, als Napoleon Staaten ſchuf, wie zertrümmerte, keine Chimäre. Die Entwickelung des Gedankenganges, ſogar der Styl, alles trägt in dieſen Fragmenten ſchon das Gepräge des ſpätern Börne'ſchen Charakters. Er entwirft ein lebhaftes Bild von der Lage Preußens vor der Schlacht bei Jena. Er nennt es den Geiſt der Mittelmäßigkeit was damals regiert hätte; nur durch ſeine Gewöhnlichkeit hätte man ſich in der preußiſchen Verwaltung pouſſiren können. Seine Definition des Staates als eines umfaſſenden Bandes für jede freie menſchliche Thätigkeit entſpricht vollkommen den ſpäter von ihm vertheidigten Anſichten. Doch iſt ſeine Polemik noch harmlos, ſeine Satyre noch in der Freude über die originelle Art, wie ſie im Styl heraustritt, befangen. Vom Adel redend, ſagt er: „Die Deutſchen werden regirt von Menſchen, die es ſich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzuſtammen.“ Er dringt darauf, daß „die Fürſten ſich mit den Philoſophen befreundeten,“ für welche harmloſe Bundesgenoſſenſchaft die ſpätre Aufregung das Wort: „Geiſt der Zeit,“ ſubſtituirte. Manche Bilder verrathen den noch nicht ganz vergeſſenen Mediziner. „Das Leben,“ ſagt er, liegt nicht in den Nerven, nicht im Blut, nicht im Gehirn u. ſ. w., ſondern in Allem liegt etwas davon.“ Ein andermal heißt es: „Wozu klagt man über die Unzuläſſigkeit der Heilmethoden und vergißt dabei, daß man ſo leben ſolle, der Aerzte gar nicht zu bedürfen!“ Indeſſen verrathen dieſe

nur im Zuchthause hört man zuweilen den Anruf der Wachen. Die Wittwe scheint noch nicht zu schlummern. Die Chargirten, Langheinrich an der Spitze, schleichen sich an den Häusern entlang, sie sehen Gardinen schimmern, hinter ihnen zwei ombres chinoises. Romeo ist bei der Wittwe! Nun werden unten die Laufgräben eröffnet werden. Man schleicht an die Hausthür. Sie ist verschlossen; sie soll auch verschlossen bleiben. Man hat die Absicht, die Wittwe einzunageln, Romeo zu einem Fenstersprung zu zwingen, man will ihm den gewöhnlichen bürgerlichen Rückzug abschneiden. Die Artillerie hat sich mit einem Bohrer und einem langen Draht versehen. Oberhalb des Hausthürdrückers setzt Langheinrich den Bohrer an, der Bohrer dringt ohne das mindeste Geräusch in die Thür, bleibt fest, felsenfest, und nun wird der Draht so um den Bohrer und die Thürklinke geschlungen, daß letztere von Innen jeden Dienst versagen muß. Man kann drücken, man kann zerren, rütteln, der Drücker geht nicht nieder und das Haus ist nicht zu öffnen. Kaum hat Langheinrich seine Belagerungsfinte ausgeführt, als Schritte durch die Nacht dröhnen. Die Patrouille! Husch! Ins Dunkel der Häuser.... »Guten Abend, Schwarzkragen!« ruft der Gefreite der Patrouille. »Warum so spät auf der Straße?« »Bester Rothkragen! wir haben Arbeit auf dem Pulvermagazin und sammeln uns hier! Nehmt

künftig eine Laterne mit, daß ihr die Litzen ſeht!“ Der Gefreite erſchrickt vor den Litzen, entſchuldigt ſich. Die Patrouille geht weiter. Endlich, es war zwei Uhr, wandelndes Licht im Hauſe der Wittwe. Romeo iſt nicht in Verona, ſondern in Spandau, er ſpringt nicht vom Balkon, ſondern geht durch die Thür nach Hauſe. Schon hört man ſeine Schritte, ſchon ſchließt er die Thür auf. Jetzt klinkt es. Baff! Sie geht nicht auf. Was iſt das? ruft es drinnen. Man hört zwei Stimmen, Romeos und Juliens. Beide wetteifernd in Vermuthungen, Ahnungen, Verwünſchungen. Es iſt noch nicht die Balkonſcene, die ſie aufführen, ſondern erſt eine Hausflur-Vorſcene bedenklichſter Art. Endlich zwingt die Situation, ſich mit Gewalt der Poeſie Boccazios in die Arme zu werfen. Die ſchlimmſte Intrigue der Eiferſucht zwingt den Spandauer Romeo zu einer Parodie der mehrfachen Garten- und Mauerſprünge des liebenswürdigſten aller Montagues. Das Fenſter öffnet ſich. Ein niedriger erſter Stock. Oben noch ein Abſchied in allen philomeliſchen Akkorden. „Willſt du ſchon gehen? Der Tag iſt ja noch fern. Es war die Nachtigall und nicht die Lerche.“ Er aber, Romeo: „Es war die Lerche, nicht die Nachtigall.“ Und Plumps! Da lag er! Unten! Wohlbehalten an ſich, ohne eine Spur von Verletzung, aber über ihm auch ſchon die rauhe Hand des Schickſals in Geſtalt eines Nachtwäch-

ters. Ein Nachtwächter von Spandau! Die Instructionen dieſer Nachtwächter ſind ſchon ſeit dem berühmten hier reſidirenden Miniſter Schwarzenberg etwas ſchärfer als in gewöhnlichen Städten; die Romantik wird in Spandau wohl von der Liebe anerkannt, aber nimmermehr von der Polizei. Romeo ſträubt ſich, proteſtirt, wird aber als Dieb verhaftet. Er bietet ſeine „Gage", er bietet ſeine eben erhaltenen Liebespfänder, er beruft ſich auf ſeine Künſtlerehre, appellirt an das ewige Recht der Liebe und der Poeſie, aber was iſt in Spandau das Recht der Poeſie! Die muß dort Wolle kratzen, wie jedes andre Verbrechen am Philiſterthum auch. Der Nachtwächter ruft Hülfe. Langheinrich bekommt Mitleid ... alle Liebenden haben ein ſolidariſches Gefühl, wenn ſie ſich gegen die ſchnöde Welt einander beizuſtehen haben. Aber was thun? Aus der Seitengaſſe herausſpringen, den unglücklichen Montague mit Mercutioaufopferung entſetzen? Es würde ihnen allen einen Mittel-Arreſt von wenigſtens drei Tagen gekoſtet haben. Da hilft ſich der kluge Muſenſohn ſelbſt. Angekommen an dem Marktplatz und ſeinem nächtlich ſchlummernden Gerümpel reißt er ſich aus Nachtwächtershänden los, ſtürzt in die dort aufgeſchlagene bretterne Budenwelt und iſt ſpurlos verſchwunden. Der Häſcher ruht nicht. Hülfe! Hülfe! Diebe! Die Wache am Rathhaus ruft: Heraus! Der Wächter pfeift. Am liebſten hätt' er Feuer geblaſen.

Die Wache ſchickt ihm drei Mann Succurs. An das Haus der Wittwe! Die Wittwe! Die Wittwe! Der Nachtwächter will den Einbruch, das geöffnete Fenſter conſtatiren. Die Rothkrägen folgen, Menſchen ſehen in Schlafmützen aus den Fenſtern. Licht! Licht! Es wird lebendig in ganz Spandau. Die Schwarzkrägen können ſich unter die allgemein erwachende Neugier miſchen. Man unterſucht das Haus der Wittwe. Alles dort ſtill, alle Läden geſchloſſen. Aber Halt! Die Thür! Seht! Ein Bohrer, ein Drath in der Thür! Diebe! Diebe! Julia Capulet oben am Fenſter im Nachtgewand. „Was iſt? Mein Gott!“ „Madame! Diebe haben Ihr Haus angebohrt! Einer ſprang aus dem Fenſter! Er iſt entwiſcht.“ „Iſt er entwiſcht? Gott ſei Dank!“ „Wie? Was? Schließen Sie von Innen auf!“ Die Wittwe kommt. Halb Spandau umzingelt das Haus. Laternen eröffneten den Zuſammenhang der unfähig gemachten Thür. Räthſelvolle Thaten konnten nicht geläugnet werden. Man entbohrte das Haus und bog den Drath ab. Am andern Morgen ſtand ein Steckbrief auf den Entſprungenen am Thor angeſchlagen. Romeo nahm aber raſch ein Engagement zwei Meilen weiter in Nauen an, die Wittwe reiſte »ins Bad« nach Berlin und die Chargirten der Artillerie waren großmüthig genug, Langheinrichs Schwank, der allmälig ſich von ſelbſt lich-

tete, nicht noch mit schadenfrohen Zündern und artilleristischen Leuchtkugeln weiter zu erhellen.

Das militärische Dekamerone ist aufgeschlagen. Wir müssen zum »Neß des Königs« kommen.

Beim Prinzen August in der Wilhelmsstraße ist große „Abfütterung" der Offiziere. Die Wasse des Prinzen, der Feuerschlund, wurde auch in ihrer Bekleidung von diesem hohen Herrn besonders werthgehalten. Der Prinz befahl heute zur Tafel, was nur ein silbernes Portepée und am Rock des Königs einen schwarzen Kragen trug. . . . Wohlan! sagte von den Chargirten Einer, als die Batteriepferde zu Mittag geputzt waren, heute dächten wir, sind wir vollkommen sicher. Der Oberst, der Capitain, die Leutenants essen in der Wilhelmsstraße geschmorte Cubik- und Quadratwurzeln und höchstens unser kleiner Fähnrich von Haase fungirt im Zimmerman, wie wirs hätten anstellen sollen, mit $a^2 \times b^2$ neulich das Geschütz aus dem Graben zu holen, das uns beim Manöver umschlug. . . . Diese Rede kam wieder von Langheinrich, der endlich den Murmelthieren und Spanier Wittwen entsagt hatte und von den Banden einer reinen, edlen, tugendhaften Liebe gefesselt war. Die schöne Pauline, Tochter eines Wirthes in der Heide am Plötzensee, war eine bewunderte Liebenswürdigkeit auf der ganzen Nordseite der Hauptstadt. Man glaubte, daß Langheinrich ihr Herz nicht ungetheilt besaß. We-

nigſtens widmete der Fähnrich von Haaſe, der ihn wegen ſeines umgeſchlagenen Kanons wieder mit einer Menge von Vorwürfen überhäuft hatte, trotz ſeiner unreifen Jugendlichkeit dem Plötzenſee eine ſolche Naturliebe, daß man von ihm annehmen mußte, er wäre Langheinrichs Nebenbuhler in der Gunſt der ſchönen Wirthstochter. Einſtweilen erregte aber die Erinnerung an den Profeſſor Zimmermann allgemeines Behagen. Wer je »auf Artillerieſchule« geweſen, kannte Zimmermann ſogleich, der neben dem Rektorat eines Berliner Gymnaſiums die jungen avancementfähigen Krieger in ſeiner ſpeziellen Branche, der Mathematik, unterrichtete. Zimmermann, ein Original in Berlins pädagogiſcher Welt, hatte noch kürzlich von Langheinrich, der zu ſeinem Fähnrichsexamen ſich rüſtete, erfahren müſſen, daß dieſer unter den Linden an die ſchwarze Tafel im Auditorium ein Wurzelzeichen malte, des Examinators Bild darunter und die Worte: »Mathematiſch war ſein ganzer Lebenslauf; drum hing er ſich an einem Wurzelzeichen auf.« Ein Prognoſtikon, das Zimmermann ſehr ruhig aufnahm. Er ergriff den Schwamm, las die Verſe, löſchte ſie und ſein Bild und ſagte nur von dem Wurzelzeichen, das er ſtehen ließ: »Dieſes hier können wir brauchen! Herr Langheinrich, ſagen Sie mir ...« und nun rächte ſich der Examinator nur durch einige Fragen, in deren Be-

antwortung der Aspirant des silbernen Portepées stecken blieb. Langheinrich war das erste Mal durchgefallen und hatte seine Hoffnung auf ein Offiziersavancement fast schon aufgegeben ... Sein Unglück waren die Frauen und das Vergnügen. Leichtsinnig raffte er sich auch heute aus seinen Träumereien auf und stimmte in den allgemeinen Wunsch ein, die Freiheit und das herrlichste Wetter zu einem massenhaften Spazierritte zu benutzen. Man nahm dazu »die Pferde des Königs!«

Das war ein gewagtes, gefährliches Unterfangen! Ein Spazierritt mit „Staatsgut", mit den „Rossen des Königs"! Bah! rief der versöhnte Hartmann. In der Wilhelmsstraße wird getafelt! Fähnrich von Haase hat die Stallwache, aber er wird erst gegen Abend kommen! Gesattelt! In die Bügel! Auf! Und müssen wir in der Lindenstraße „Prisen besehen", so haben wir ohnehin Nächte nachzuholen und ruhen uns einmal auf der Pritsche gemüthlich aus ... Gesagt, gethan! Zwei Feuerwerker, fünf Unteroffiziere, drei Bombardiere satteln „die Rosse des Königs" zu ihrem Privatvergnügen.

Wohin nun? hieß es, als man den Fuß schon in den Steigbügeln hielt. Auf den Gesundbrunnen! riefen die Einen. Zur schönen Pauline! die Anderen. Und: In die Jungfernheide! fielen Alle ein, noch ehe

Langheinrich widerrathen konnte. Man giebt die Sporen, ſprengt zur Pforte des Stallgebäudes hinaus und ſchwenkt links ab zum Oranienburgerthor, an den Kirchhöfen, Gärten, Landhäuschen, dem Apolloſaal vorüber, zum Jägerhaus an der Panke und dann in die ſandige Kiefern- und Eichenwaldung zum Plötzenſee ... Unterwegs gab es um ſo luſtigere Geſpräche, je mehr es im Gewiſſen rumorte. Die Menſchennatur betrügt ſich ſo gern. Die Erinnerung an ein Abenteuer mit dem engliſchen Geſandten lebte noch in allen dieſen wilden Köpfen. Ihrer vierzig Mann ſtark, waren die Avancirten kürzlich nach Cüſtrin marſchirt, um dort Rekruten einzuüben. Auf der Frankfurter Chauſſée, dicht bei der „neuen Welt", begegnet der engliſche Geſandte der Truppe zu Pferde. Die Marſchierenden wollen ebenſowenig ausweichen, wie Mylord. Mylord hält ſein Vollblut an, hebt die Peitſche, giebt die Sporen und reitet mitten in den Kriegerſchwarm. Dieſer, ſtatt auseinander zu ſtieben, verengert ſich. Mylord ſchlägt mit der Gerte links und rechts unter die Drängenden. Es war die Zeit, wo Codrington bei Navarin geſiegt hatte und ſchon der Name Wellingtons allein die alte Welt regierte. Dennoch gab es hier an der „neuen" ein Scharmützel. Mylord wurde an ſeinen langen großbritanniſchen Beinen gefaßt, bügellos gemacht, herabgezogen und ſo übel von den

Truppen der heiligen Allianz zugerichtet, daß die Erfahrenen und Aeltesten des Corps, als es hieß: »Goddam! Very well! Ich bin der englische Gesandte!« von dem verletzten Völkerrechte und dem Bruch des politischen Gleichgewichts in Europa eine Ahnung bekamen. Der Gesandte sah den plötzlichen Schrecken, verläugnete aber seinen britischen Humor nicht. Er zog die Börse, reichte mit den Worten: Soldaten, Ihr habt mich sehr gut geschlagen! Guineen rundherum Jedem hin, der etwa zugreifen wollte. Niemand griff zu. Mylord bestieg sein Pferd, klemmte die Lorgnette in's linke Auge, ritt lachend von dannen. Die bestürzte Mannschaft schließt einen Kreis, leistet einen feierlichen Schwur, um alle »Europäischen Verwickelungen« zu vermeiden, den Vorfall hier an der »neuen Welt« innerhalb der alten völlig ersterben zu lassen und wie ernst dieser Schwur genommen wurde, bewies Langheinrich dadurch, daß er Jedem, der beim Ehrenwortgeben im Rauchen fortfuhr, die Cigarre vom Munde wegschlug . . . Mit diesen Erinnerungen trabte die Gesellschaft auf den Rossen des Königs in die Tegeler Heide. Jetzt erzählten sich die Staatsfrevler von Kraft- und Kernausdrücken der Kameraden. Wieder muß floriren der alte Feuerwerker Trimm, den alle in Cüstrin kennen gelernt hatten. Trimm! Trimm! Du Stichblatt jeder lustigen Laune!

Du unerſchöpflicher Vorrath von Unterhaltung! Um einen plötzlichen Schreck zu bezeichnen, ſagte der alte Feuerwerker Trimm in Cüſtrin regelmäßig: »Donner! Mich krepirt im Leibe eine ſiebenpfündige Granate.« Ein ander Mal, als ein ehemals »Napoleoniſcher Deutſcher«, ein Major in Cüſtrin, den Trimm denn doch auch zu oft »Corporal« geheißen hatte, krepirte dem Feuerwerker wieder eine Granate im Leib und er ſagte: »Herr Oberſt-Wachtmeiſter, ich diene der Königlich Preußiſchen Fahne zwanzig Jahre, aber noch keine Minute als ſo ein Ding, wie ein Corporal.« Eine Lieblingswendung Trimms war der faſt homeriſche Kernſpruch: »Da möchte Einem ja die pure Seele vom Leibe faulen!« Drohte Trimm mit dem Meſſer oder der Säbelklinge, ſo ſagte er: »Hund, ich mache dir Was zwiſchen Lunge und Leber.« Um einen Menſchen zu bezeichnen, der kaum etwas mehr als ein Kalb war, pflegte Trimm zu ſagen: »Wenn ein Ochſe gebären könnte, wüßt' ich wer dem ſeine Mutter wäre.« Auf einen ausrangirten alten, ihm zu eigen gewordenen Säbel hatte Trimm ſich die Worte ätzen laſſen: »Recht zu thun iſt Jedermanns Pflicht! Anders wenigſtens will es mein König nicht!«... Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen war man endlich bis zur Jungfernheide gekommen und lenkte im Sande zum Plötzenſee ein. Pauline empfing die Gäſte mit nicht minderer Aufmerk-

Aufſätze noch nirgends das Selbſtbewußtſein und Intereſſe am Formellen eines werdenden Schriftſtellers; der Stoff iſt es, der allein in ihnen nach Klarheit ringt. Noch vor dem Erſcheinen dieſer Abhandlung brachte der vierte Band von Archenholz' Minerva (1808) einen Aufſatz von Börne: Das Leben und die Wiſſenſchaft. *) Er iſt freier und urſprünglicher geſchrieben, als jene theoretiſche Abhandlung.

Als Börne nun wieder nach Frankfurt zurückkehrte, wurde er in ſeinen nächſten Umgebungen mit Aufmerkſamkeit, in entfernteren nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Seine Unſtätigkeit, ſein planloſes Studium, die Zwiſtigkeiten mit dem Vater hatten ihm einen Ruf gemacht als Wankelmüthiger und Unzuverläſſiger. Die großartigeren Verhältniſſe, in denen er bisher gelebt hatte, mochten ihm ſelbſt die Anknüpfung an die zum Theil doch ſehr kleinſtädtiſchen Rückſichten Frankfurts wohl erſchweren. So kam er früh mit Manchen, die ſich nicht die Mühe gaben, ihn genauer zu prüfen, in ein ſchiefes Verhältniß. Aeußre Auszeichnungen, die er erhielt, (z. B. wurde er den 5. November 1809 correſpondirendes Mitglied der cameraliſtiſch-ökonomiſchen Societät in Erlangen) **) war er nicht der Mann herauszukehren; ſich mit vermeſſener Selbſtſchätzung geltend zu machen, gelang ihm eben ſo wenig. Ob ſeine um das Jahr 1811 erfolgte Anſtellung im Polizeifache die Frucht ſeiner eignen Bemühungen war, iſt ſehr zu bezweifeln. Der Vater, in der Weiſe

*) Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 1 flg.

**) Zu das Journal dieſer Geſellſchaft, Paris Cameralcorreſpondent, 1809 December, ließ er eine Abhandlung über das Geld einrücken. (S. Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 22.) Zu ſeinem letzten Lebenssommer (1836) zu Auteuil bei Paris erinnerte ſich Börne mit Lebhaftigkeit dieſer frühern Abhandlung, konnte ſich aber nicht mehr darauf beſinnen, wo ſie abgedruckt ſtand.

ſamkeit für ſie ſelbſt, als für die »Roſſe des Königs.« Die ſtarken kräftigen Thiere wurden in den Stall gelenkt. Es war drückend heiß. Der harzige Duft des Tannenwaldes lockte im Freien zu bleiben, aber das niedrige, ſtill im Grünen gelegene Häuschen bot kühleren Schatten. Man bewirthete die Gäſte nach Verlangen, nur Langheinrich ſchien mehr zu erhalten, als er begehrte. Er war offenbar der Bevorzugte und mußte ſich die Neckereien der Kameraden gefallen laſſen. Langheinrich forſchte nach dem Fähnrich. Lachend geſtand Pauline, daß er ſie oft heimſuche und ſchon vorgegeben hätte, er wollte nächſtens im Plötzenſee angeln. Man lachte, ſchraubte den jungen Chargirten mit den Fiſchen, die anbeißen würden, wenn ſilbernes Portepée der Köder wäre. Da war es wohl an der Zeit, daß Langheinrich einen Beweis der Liebe gab, deren Pauline für ihn fähig war. Es kam die Rede auf das letzte dreitägige Manöver. Langheinrich erzählte, er wäre in der letzten Nacht auf ſeinem treuen Thiere eingeſchlafen. Die Kameraden wußten die Poſition, auf der man bei einer Reſerve Batterie unter fernem Kanonendonner als Wachtpoſten einſchlafen konnte. Hinter dem Wedding hatte ſich der Kampf zwiſchen den beiden von Tauentzien und dem Herzog Karl von Mecklenburg gegeneinander operirenden Corps eröffnet und war durch einen forcirten Marſch nach Südoſt plötz-

lich in die Kollberge hinübergeworfen. Die Reserve des Tauentzienſchen Corps folgte langſam und kam nicht ins Feuer. Nichts abmattender als eine ſolche Wacht in der Sonnenhitze des Tages und unter der Furcht der Allarmirung in der Nacht. Die Bivouacs konnten nicht aufgeſchlagen werden, denn von Spandau aus durch die Tegeler Heide hatte die Reserve immer langſam vorwärts zu rücken und dabei eine Umgehung über den Kreuzberg von Süden her zu gewärtigen. Langheinrich ſchlief ein. Er hatte ſich den Zügel zur Vorſicht um den Fuß geſchlungen, aber die Windung mußte ſich gelöſt haben, er war vom Pferde geglitten und ſchlafend im Walde liegen geblieben. Sein gutes Thier iſt plötzlich ohne Reiter. Später erſcholl in der Ferne wieder die Kanonade von früh um Morgendämmerung. Langheinrich fällt an der Batterie. Sein Pferd, Rinaldo, irrt hin und her im Walde und im Sande. Der treue Fuchswallach ſcheint zu ahnen, wie groß die Verantwortlichkeit war, der ſich ſein leichtſinniger Herr entzog; denn nicht wenig Wochen Arreſt ſtanden auf eine ſolche Vernachläſſigung des Dienſtes. Der irrende Rinaldo mit leeren fliegenden Steigbügeln ſucht und ſucht und entſchließt ſich endlich — denn faſt möchte man hier Vernunft vorausſetzen — des ſchlummernden Reiters Unfall da zu melden, wo er ſeit Mona-

ten faſt täglich zu finden war. Rinaldo, der nicht ſagen kann: Langheinrich, ſteh' auf, man ſchießt! trabt durch Buſch und Baum zur ſchönen Pauline. Sie hört am Fenſter in aller Morgenfrühe das Wiehern und Stampfen eines Roſſes, öffnet und erblickt den guten Rinaldo, geſattelt, herrenlos, wie auf der Flucht. Sie ſchreit vor Entſetzen auf. Man öffnet das Thor, läßt den Renner ein, bringt ihn in den Stall und möchte faſt das gute Thier fragen, wo ſein Herr geblieben. Da kommt das Schießen immer näher. Die Reſerve Tauentziens ſoll verrücken. Pauline, kriegskundig wie jede Soldatenbraut, ahnt die dienſtliche Gefahr des Freundes, ſelbſt wenn ihn kein weiteres perſönliches Unglück getroffen hätte und der Gaul ihm nur durch Zufall entflohen wäre. Aufgemacht mit Knechten, Mägden, mit Vater und Mutter, in den Wald und Rinaldos Herrn geſucht! Man findet ihn; er liegt im tiefſten Sande, unter abgefallenen Eicheln und Blättern, die er von einer alten Eichenkrone geſtreift haben mußte, als er von ſeinem Gaule niederglitt. Noch ſchnarcht Langheinrich in glückſeligſter Vergeſſenheit. Man weckt ihn. Er ſieht ſich um, hört das Schießen. Mein Pferd! Mein Pferd! Mein Pferd! Es iſt geborgen, heißt es, im Stall am Plötzenſee. Wie athmete der Schläfer auf! In einer Viertelſtunde hatte er ſeinen braven Gaul wieder. In

einer halben rief das Signal zur Sammlung aller Mannſchaften und zum Rückzug. Hätte Langheinrich gefehlt oder er wäre unberitten am Poſten erſchienen, es würde ihm mehrere Wochen Gelegenheit zu einſamen Monologen in der Linienſtraße gegeben haben. . . . Bravo! riefen die Kameraden nach dieſer Erzählung. Paulinen wurde ein Hoch gebracht, die Gläſer wurden ausgetrunken und allmälig der Heimritt angetreten. Wie ſtreichelte Pauline den braven Rinaldo, der damals die Fürſorge und Obhut der Geliebten wach gerufen hatte! Noch brach ſie Haſelnußzweige und ſteckte ſie da und dort unter das Riemzeug und die Sattelgurte des guten Braunen, um ihm die ſtechenden Fliegen abzuhalten. . . . Rinaldo ſchlägt den Schweif wie dankend und ſcharrt mit dem Vorderfuß. Man ſteigt auf, giebt die Sporen und ſcheidet. . . . Ein halbgelungenes Wagniß giebt für die zweite Hälfte des Frevels doppelten Muth. Den Herren Geſchützführern war ihr dienſtwidriger Spazierausritt mit den «Roſſen des Königs» zur Hälfte gelungen, der Heimritt ſtimmte ſie übermüthig. Batterietrab! hieß es. So fliegen ſie erſt durch die engeren Wege hin. Sie biegen in die Kunſtſtraße ein in zwei Zügen und nun auf Commando: Batteriegallop! Es kitzelt der linke Fuß die Weichen und die Thiere ſprengen rechts an zu einem Ritt, der den Staub der Straße aufwir-

belt. Aber hilf Himmel! Bei einem Ausbiegenmüssen an schweren belasteten Wägen vorüber stürzen drei Reiter, unter ihnen Langheinrich. Der junge Don Juan im Doppeltuch ist für sich glücklich und bleibt unversehrt, aber sein treues Roß! Rinaldo, das Pferd des Königs, prallt mit dem Kopf an einen Chausséestein und bleibt augenblicklich für todt liegen. Alles hält erschrocken an, springt ab. Ein Roß, das sich von einem Sturz nicht gleich erhebt, muß todt oder zum Tod verwundet sein. Da tröpfelt Blut! zeigt man. Rinaldo ist todt! Leichenblaß und rathlos stehen die übermüthigen jungen Krieger; an den Zügeln die dampfenden Pferde haltend. Langheinrich will noch einen Scherz über Geographie, Längenmaße, numerirte Chausséesteine mit so und so viel Quadratfüßen wagen, aber das Wort stockt schon im Munde. Sein Rinaldo regt sich nicht. Er faßt des Rosses Puls, ruft: es ist nicht todt! aber auch eben so rasch antworteten die Andern: Seht nur das Auge! Das Auge! Langheinrich starrt. Der Anblick, der sich ihm darbot, war entsetzlich. Dem guten, treuen, lieben Rinaldo war sein schönes, schwarzes, glänzendes Augenoval aus der Höhle gedrängt; furchtbar anzuschauen blutete es. Langheinrich fühlt ein Zucken, als sollt' er zusammensinken oder wie »Corporal« Trimm gesagt haben würde, als »crepirte ihm in der innersten Leber eine sieben

pflündige Granate.« Er beherrſcht ſeinen Todesſchreck, greift nach der Kandare, nimmt ſie ſanft vom Haupt des Thieres, lüftet zart den Sattelgurt ... Man ſieht und wartet, man zittert um Rinaldo, das »Roß des Königs«, und um die allgemeine Schuld. Da ſpringt das Thier auf, aber das Auge bleibt an der Höhle hängen, blutet. Jede Hülfe ſcheint unmöglich. Man muß das unendlich rührende Schweigen eines duldenden Pferdes kennen, um zu begreifen, wie dem ſo bitter Beſtraften dieſer Anblick die Seele zerriß. Langheinrich iſt der erſte, der ſich ſammelt. Er ſtreichelt ſein Thier, ſpricht koſende, liebevolle Worte. »Rinaldo! Mein alter Hanns, was machſt du mir!« Menſchen umſtanden ſchon die Scene. Alles Aufſehen war zu vermeiden. Zurück, zurück zu Paulinen! Die Andern wandten die Roſſe, Langheinrich führte Rinaldo am Zügel. Langſam und halb lahm ging es in den Wald zurück. Die Freunde dort ſehen von ferne den Trauerzug, ſtürzen den Rückkehrenden ſchon entgegen. Pauline findet ihr mit Reiſern geſchmücktes, geliebtes Roß ſo mit geſenktem Haupte im Sande ſchleichend wieder. Was iſt geſchehen? Rinaldo —! Ruhig! Ruhig! ... Langheinrich weiſt jede Berührung des Thieres zurück, verlangt Leinen, Eſſig, Waſſer, ſchüſſel- und eimerweiſe. Man bringt das Verlangte. Langheinrich erſucht die Kameraden des Thieres Kopf zu halten. Andre heben den

Vorderfuß. Er nimmt das befeuchtete Leinen, reinigt das Thier rings um das entquollene Auge vom Blut und beginnt nun ſanft und milde und gelaſſen das Auge in die Höhle zurückzudrängen. Rinaldo hält aus mit der himmliſchen Geduld, die dem Thiere eigen iſt, wenn es leidet. Alles ſteht ſtarr und ſchweigſam. Laßt los! ruft Langheinrich jetzt mit Entſchloſſenheit. Die Kameraden ſpringen zurück, Rinaldo ſchüttelt ſich. Die Operation war gelungen. Das Bluten hörte auf, aber ... fügte Langheinrich, deſſen Veterinärkenntniſſe bewundert wurden, hinzu: Mein armer Rinaldo, für immer wirſt du blind werden! Pauline weinte. Die Zeit zur Klage war gemeſſen. Das Diner in der Wilhelmsſtraße konnte zu Ende ſein. Man ritt zurück; nicht im Batterietrab, nicht im Batteriegalopp; man ritt, wie Entdeckung fürchtende Sünder ſcheinbar ruhig am Hochgericht reiten mögen. Im Stall angelangt, trifft man ſchon den jungen Fähnrich von Haaſe, den Angler vom Plötzenſee. Die kleine Cadetten-Autorität mit der Fiſtelſtimme tobt und raſt, ſchreit Hochverrath am „Königsgut!“ überſchreit ſich und droht mit allen Schrecken der Linienſtraße. Man mußte vorerſt ruhig ſeinen Grimm hinnehmen und auf zwei Dinge ſinnen, einmal, ihm den Zuſtand Rinaldos zu verbergen und zweitens ihn auf irgend eine Art zum Mitſchuldigen zu machen. Daß er ſchon beim Ausritt trotz der Stallwache gefehlt hatte, war ein Umſtand, der

ſein ſichres Auftreten milderte. Dem armen Rinaldo ward der Gurt aufgeſchnallt, der Sattel abgenommen, die Halfter aufgelegt. Man giebt ſich ein leichtes, gewiſſenruhiges Anſehen, trällert, ſpricht vom Diner in der Wilhelmsſtraße, von gekochten Cubikwurzeln mit Fiſchkottelets, von den Ukleien, Steckerlingen und Stinten im Plötzenſee. Fähnrich von Haaſe ſtutzt. Er mußte in die reizende ſchlanke Pauline mit dem ganzen Feuer verliebt geweſen ſein, das bisher in den Mauern des Cadettenhauſes in der Kloſterſtraße ſich hatte nur in Phantaſieen auslodern können. Es galt nun einen Thierarzt zu rufen; denn Rinaldo ſtand ſtill und traurig vor der Krippe, fraß nichts, ſenkte den Kopf und legte ihn zuweilen nur leiſe, wie ermüdet, wie von Hitze gequält an die Wand, als ſuchte er Kühlung für die tief unterm Auge geheim brennende Wunde. Nun mußte ſich Langheinrich, ohnehin für ſein ganzes Leben erſchüttert, ſammeln und zu einem Opfer entſchließen. Er trat zum Fähnrich von Haaſe, der eben einen Roman aus der Taſche gezogen hatte und ſich auf der Stallpritſche zu ſtrecken und zu langweilen begann. Herr von Haaſe, ſagte Langheinrich, wenn Sie wollen, will ich die Stallwache für Sie übernehmen und die Nacht ſtatt Ihrer hierbleiben. Der Fähnrich fixirte ihn, ſchlug ſein Buch zu, beſann ſich, ob hier eine Falle, ſah über die kleinen hohen Fenſter hinaus die ſchöne

goldne Abendsonne draußen so lockend blitzen, dachte an die schlanke Pauline, an einen Besuch bei der Angebeteten... Langheinrich wußte, welch' ein Opfer er »dem Neffe des Königs« brachte. Und richtig, Fähnrich von Haase verwünschte das verdammte Ordnen der Ställe, dankte für die Bereitwilligkeit Langheinrichs und schnupfte mit seinem seidnen Taschentuche, dem Roman, der Anzeige des Stallfrevels und seinem liebetollen jungen Herzen davon. Er wird sich die Leimruthe holen! lachten die Kameraden hinter ihm her und schienen in der Freude, ihren heutigen Chef nun zum Mitschuldigen zu haben, nicht übel Lust zu bezeugen, Langheinrich damit zu schrauben, daß am Plötzensee heute im Trüben würde gefischt werden. Langheinrich aber verließ sich auf die Liebe seines Mädchens und lebte nur für seinen Rinaldo. Der Thierarzt wird gerufen, kommt, besieht den Schaden, schüttelt sehr den Kopf, spricht sehr von Anmeldung, verdorbenem Gut des Königs, Unheilbarkeit... Man bittet, fleht, man schmeichelt... Der Thierarzt holt Balsam zu Einreibungen und schreibt ein Attest: Der Fuchs des Geschützführers Langheinrich müßte auf einige Zeit vom Dienste dispensirt werden, er litte an »verschlagener Druse.« ... Nach einigen Wochen war Rinaldo blind. Langheinrich verlor für immer den Leichtsinn seiner ersten Jugend. Pauline wurde sein Weib. Er gab die Carriere auf, nahm den Abschied,

legte ſich auf dem Lande eine Oekonomie zu und kaufte, als eines Tages mehre ſchadhafte »ausrangirte« Pferde der Artillerie verkauft wurden, ſich ſeinen treuen Rinaldo, den er erblindet bis in ſein hohes Alter pflegte.

---

Solche und ähnliche, zahllos vorgekommene und umſtändlich berichtete Geſchichten wurden ihrer Abenteuerlichkeit wegen mit gierigem Ohr belauſcht. Der rothe, durch ſie ſich hinziehende Faden von Liebe und vom Reiz ſchöner Frauen entſchlüpfte der Kindeshand und doch fehlte eine gewiſſe geheimnißvolle Wirkung nicht.

Herr Cleanth ging von der Anſicht aus, ein Knabe müßte früh den ganzen Reiz der Weiblichkeit empfinden. Und hatte der Weiſe nicht Recht? Worin liegen die Gefahren der ſpäteren Irrung mehr, als in dieſem bisher noch nicht gekannten Zauber weiblicher Natur? Ein früh an anmuthige Geſelligkeit, an ſchöne Lebensformen, ja ſelbſt an rauſchende ſeidne Kleider und maleriſche Trachten gewöhnter Knabe ſtumpft den Reiz ab, den ihm das Anſtreifen an Frauenweſen verurſacht, wenn er ſolches erſt in ſpäteren Jahren erfährt. Ein wilder, blindlings den Frauen nachraſender Freund geſtand dem Erzähler einſt mit tiefer Wehmuth: „O mein Freund, ich bejammere, was ich von Phantaſie, Glauben, Lebensmuth und Lebenskraft an die Frauen verlor!

seiner Glaubensgenossen viel auf Verbindungen mit einflußreichen Männern haltend, wird wahrscheinlich die Haupttriebfeder dieser einstweiligen Versorgung seines Sohnes gewesen sein. Man nennt den damaligen Polizeidirector von Ibstein als den Vermittler der Anstellnng des jungen Doctor Baruch.

Zu den humoristischen Widersprüchen, die uns die Geschichte in ihrer Lust an grellen Contrasten öfters aufzustellen pflegt, gehört auch der Frankfurter Polizei-Aktuarius Börne. Man gibt seiner Phantasie ein Räthsel zu lösen auf, wenn man sich den Verfasser der Briefe aus Paris in den finstern Aktenstuben des Frankfurter Amthauses, des Römers, denken soll, wie er Pässe visirt, Wanderbücher prüft, Protokolle aufnimmt und in Uniform und Degen bei feierlichen Anläßen die Würde der Polizei vertritt. Es wäre überdieß irrthümlich anzunehmen, daß Börne hier nur eine Rolle gespielt hätte, über welche seine Wünsche und Ansichten hinaus gewesen wären. Börne hatte damals nur theoretische Begriffe vom Wesen der Staatsverwaltung und beschränkte sich in seinen politischen Meinungen, wie alle seine Zeitgenossen damals, auf die Beurtheilung Napoleons — für und wider. Börne bewunderte ihn, ohne in ihm seinen Lieblingsheiden zu sehen. Börne strebte damals kaum nach mehr, als dem Ruhm, in seiner Art ein tüchtiger Beamter zu sein. Er war einer der fleißigsten und unverdrossensten Arbeiter im Römer und zeichnete sich durch friedfertige Duldung seiner an Geist und Kenntnissen oft tief unter ihm stehenden Collegen und durch freundliche Zuvorkommenheit gegen die Bürger aus. Der Einsicht des nachmaligen Polizei-Directors von der Thann gereicht es zur Ehre, daß er Börnes Fähigkeiten zu würdigen wußte und ihm schwierigere Arbeiten fast ausschließ-

Ich hatte nie in der Nähe zarter, schöner, froher Mädchen gestanden, ich hatte nie diese zauberische Berührung von Atlas, Sammet und Seide empfunden, nie mich gestreift an einem schönen Arm oder an einem Handschuh, der zierliche Finger umschloß. Endlich erwachte im Jüngling diese glühende zurückgehaltene Sehnsucht zum Weibe. Ich hatte das Wissen in seinem schweren und nur halbbelohnenden Erwerbe hinter mir, nun wollt' ich ein höheres Licht, das wahre Leben, wollte die Schönheit und das Herz ... wohin führte mich der Taumel dieser Sehnsucht? Es mag unglaublich klingen, aber es ist wahr, ich suchte überall, wo nur ein Weib mir begegnete, mein tiefstes Bedürfen nach weicher, schmiegsamer Hingebung, mein tiefstes Hangen und Bangen nach dem Geheimniß der glücklichen Liebe zu befriedigen. Ich liebte edle Mädchen, aber der Roman des Hoffens und Werbens entnervte, tödtete mich. Ich wollte besitzen. Nicht besitzen um des flüchtigen Genusses willen, nein, ich wollte den Edelstein des Frauenzaubers selbst im Schutte suchen, vor dem mich schauderte. Putz, selbst da, wo keine Schönheit war, reizte ein Auge, das in schönen Formen nie Kunde und Uebung hatte. Ich fühlte das Bedürfen, irgendwie dem Weibe nahe zu sein, irgendwie in diese Existenz einer andern Welt einzublicken, irgendwie an diesem so glücklichen, neutralen Prinzipe in allen Alternativen des Denkens

und des Lebens mich anzusiedeln. Wie ruht es sich so still an einem Haupte aus, das allein nur an dich denkt, in diesem Augenblicke wenigstens auch ihr Vergessen in dir nur findet! Im Doppelleben der Menschheit als Mann und als Weib liegt eines der Zauberworte, das uns die Thür des Jenseits entriegelt. Dies wollt' ich hören, belauschen, selbst aus wilden und rohen Klängen abhorchen. Wen liebt' ich nicht! Himmel, und doch schlug selbst aus der Asche bemitleidenswerther Frauen noch manchmal eine reine Flamme auf, rührte mich und konnte mich und sie auf Augenblicke heben. Ein an Liebe reiches Herz bedarf der Liebe. Nein! Hätt' ich als Knabe den schönen Frauen und ihrem Sinne, der sich zu schmücken liebt, näher gestanden, ich wäre vor den trübsten Erfahrungen bewahrter geblieben.«

Herr Cleanth schien ähnlich zu denken. Sein Malertalent mochte zweifelhaft sein; Lebenskünstler war er gewiß. Er verlangte gefällige Tracht, gewandtes Benehmen, conventionelles Entgegenkommen, Artigkeit gegen alle Frauen. Er selbst gab das Beispiel der erlaubten Galanterie. Er hielt seine Zöglinge an, die Worte zu wählen, den Körper in Schick zu richten, Damen die Hände zu küssen, gewandte Formeln der Höflichkeit zu sprechen. Es wurden Gesellschaften gegeben, wo die Mädchen mit den Knaben zum Spiele sich vereinigten. Er beförderte die Besuche grade bei solchen

Familien, wo junge ausgelaſſene Mädchen den Ton angaben. Ganz gegen die neue Lehre der Erziehung war Herr Cleanth für die Kinderbälle. Ihm ſchien bei dieſen jungen Stutzern und kleinen Koketten hinlänglich geſorgt, daß noch Niemand die Gefahr eines Uebereizes lief. Zur Liebe waren ihm die beiden Geſchlechter der Menſchheit einmal beſtimmt, die Eitelkeit und die Galanterie waren ihm Erbſchaften unſrer Natur, wozu ſich den Vortheil entgehen laſſen, daß ein Knabe bei Zeiten ſich an den Reiz der Weiblichkeit gewöhnt? Cleanth ließ ſeinen Sohn tanzen, franzöſiſch [illegible]chen, Damen die Hände küſſen, die Kinderbälle beſuchen und hat einen vortrefflichen, tugendhaften Jüngling, einen ſittenreinen, noch jetzt jugendlichen Mann aus ihm erzogen.

Der Geſpiele, der nur dann und wann ſein Lebensparadies betreten durfte, ſah in ſo viel Herrlichkeit meiſt doch mit entſagendem Blicke ein. Wie konnt' er ſich ganz aus ſeiner häuslichen Erde entwurzeln! Das Tanzen war ohnehin den Eltern ein eben ſo arger Teufels-Gräuel, wie die Komödie. Der Geſpiele ſah den Freund über die geglättete Diele ſchweben und ſich anmuthig im Kreiſe drehen. Sein Auge füllte ſich darüber oft mit Thränen. Wie gewandt entſchlüpfte dem Freunde die franzöſiſche Phraſe: **A vot' santé, chère tante!** Er ſollte ſie nachſprechen, ſollte auch die Reihe herum gehen beim Deſſert und jedem Erwachſenen die

Hand küſſen, wie es Herrn Cleanths Erziehungsmethode verlangte. Er verſuchte es. Eine alte Tante ſchalt, eine andre lachte, der Knabe wurde eines Mittags verwirrt, erzürnte ſich, trotzte, brüskirte die Geſellſchaft, ſtürzte in ein Nebenzimmer und ſchlug unter Thränen die Thür zu, um ſich zu entfernen. Es war Gelegenheit wieder zu einer Ohrfeige, wie ſie Herr Cleanth dem Knaben ſchon einmal gegeben. Herr Cleanth verlegte ſich aber diesmal auf ein vernünftiges Zureden. Er ſchien etwas von der wahren Urſache der Verzweiflung des rebelliſchen Jungen zu ahnen. Es war nicht allein das ariſtokratiſche Lachen über ſein Mißgeſchick, das den Knaben reizte, es war deſſen angeborne plebejiſche, ſchon deutſchthümelnde Abneigung gegen das damals ſogenannte »Franzenthum«. Die beiden Tanten waren vornehme Polinnen, die ſich in der ganzen bekannten Förmlichkeit ruſſiſch-polniſcher Etikette gaben.

An der zunehmenden Blickſchärfung für menſchliches Thun und Treiben konnte es nicht fehlen. Die Charaktere wurden durch die Contraſte erkannt und manche belauſchte Kritik der Einen erleichterte die Auffaſſung der Andern. Das ſah der Knabe wohl ſchon früh, wie ſich alles dem Mächtigen zudrängte, dem Glänzenden unterordnete, die tiefſte Ergebenheit nach der Sonne der Gunſt ſich neigte. Der Vortheil ſtand da als Reg-

ler aller Lebensverhältniſſe. Mancher Stachel der Zurückſetzung oder des erlittenen Unrechtes blieb lange in der verwundeten Kindesſeele haften. Beklemmend war das Durcheinander der Intereſſen, das Laufen und Rennen der Menſchen ſcheinbar um Nichts und dabei eine Geſchwätzigkeit, die für jene Kreiſe durch etwas ſpeziell Lokales noch eine beſondere Färbung erhielt. Die Berliner hofräthliche Emſigkeit, die innere Leere des windigſten charakteriſirten Nichts, die Abhängigkeit von einigen aufgerafften und auch gar zu ſicher vorgetragenen Phraſen, eine blindlings angenommene Tradition, eine ſüße Unterwürfigkeit gegen Obere, ein ekelhaftes Zum-Mund-Reden von einer Geſellſchaftsſtufe zur andern, Sucht nach Auszeichnungen und leeren Titeln, jene Ordensverleihungen, die im Januar wie Schulprüfungen und Zeugnißertheilungen erwartet wurden ... alles das geſtaltete ſich ſchon früh dem Knaben wie das Wüſteſte und Leerſte und erfüllte ihn mit einer um ſo größeren Angſt vor der Welt, als ſeine urſprüngliche Lebensheimath zwar die Armuth, aber eine friſche, geſinnungsvolle, lebendige Ehrlichkeit geweſen war. Der bibliſche Vetter Wilhelm ſchwebte ſo hoch über dieſer Lüge und Narrheit, er wußte ſo treffend die Endlichkeit dieſes glänzenden Jammers zu belächeln, er wußte ſo die wahre Wahrheit und das wahre Leben nur an die ewige Quelle des Lichtes und der Erlöſung zurückzulei-

ten, daß der Knabe in die vornehme Welt zwar mit mächtigſtem Reiz, aber doch wie gegen Lug und Trug von unſichtbaren Händen gefeit eintrat und bei allem Durcheinander der glatten Schmeichelei und leeren Vergnügungsluſt ſein Inneres wie in einer harten Schaale gegen den gewaltigen Druck der Außenwelt barg. Eine Abenderzählung des Vaters vom Winterſturm auf der pommerſchen Heide, von dem Prallſchuß bei Leipzig, von einem Bivouac im Ardennerwalde erkräftigte den Knaben, daß er nicht zagte und bangte in dem Getändel von Formen, die ihm ungeſchickt gelangen oder die man ihm als Fallen legte, um ſich über ſeinen Sturz zu beluſtigen. Ja auch der mit Liebe und kindlicher Inbrunſt erfaßte Gottesgedanke half ihm oft hinweg über ſolche Unbill und gab ihm beim einſamen ſtillen Nachhauſegehen von ſo vielen nur halbverſtandenen rauſchenden Geſellſchaftsleerheiten einen Troſt und eine innere Erhebung, ſo voll, ſo mächtig, daß nach dem betrübteſten Weinen immer wieder die Kraft zurückkam und der Muth des frohen Selbſtvertrauens ſich ſtählte.

Und lag auch darin nicht eine Erhebung, daß der Knabe mitten in dem prächtigen Gewebe vom Cirkel-Laufen, Blind-Rennen, devoteſten Grüßen, Schmeicheln, Speichellecken ſo vielerlei ſchwarzen Schickſalseinſchlag bemerkte? Es iſt ein ſchaudervoll grauſames Wort, das den über die geraubte Tochter jammernden und über

die von der Tochter vergeudeten Reichthümer ſchier verzweifelnden Shylock tröſtet, wenn er zu Tubal von des Antonio untergegangenen Schiffen ſagen kann: „Ha, andre Leute haben auch Unglück!“ Aber es giebt Lebenscompenſationen, die man ſich nicht geſteht, die aber das Schickſal ſpendet. Man fühlt dieſe Ausgleichungen der ewigen Nemeſis, ohne ſie herzlos anzurufen oder rachelechzend zu bejubeln, wie Shylock. Andre Leute haben auch Unglück! Andre Leute entbehren auch, auch die Reichen haben kummervolle Nächte, auch ſie müſſen ſich wieder Größeren unterwerfen, noch Mächtigeren dienen, auch ſie werden gezerrt von den zitternden Armen ärmerer Verwandtſchaft, die ſich an ſie klettet und Hülfe für ihren Ruin verlangt. Da waren ehrenvollgenannte Namen. Jedes Geſchäft wurde ihnen zugewieſen, jede Vermittelung ihnen anvertraut. Plötzlich ein Flüſtern, wenn man ſie nannte. Es waren Kaufleute, die eben fallirt hatten. Sie entflohen oder wanderten in Gefängniſſe. Das Wort: Bankrott! weckte dem Knaben erſchütternde Vorſtellungen wie vom namenloſeſten Menſchenweh. Andre Namen wurden plötzlich ganz verſchwiegen. Bald klärte ſich's auf, daß ihr Stand, ihr Ehrgefühl, ja ihre Liebenswürdigkeit ſogar nicht gehindert hatte, daß ſie Verbrecher wurden. Von unglücklichen Ehen wurde geſprochen, von Scheidungen, von mißrathenen Kindern. O dieſe Welt war immer

im Fluß, immer in ſchwatzhafter Bewegung, immer charmant und liebenswürdig, aber plötzlich ſtockte ſie. Es war etwas geſchehen, was alle erſchütterte, eine That oder ein Schickſal war dazwiſchen gefahren und ſchmerzlich genug fühlt ſchon ein Kind, daß jener Schlag, der die Pauſe am längſten andauern ließ, nicht einmal der Tod war. Ach, der Tod! Man ſah Thränen, hörte Klagen. Aber für die rothen Gewänder rauſchten ſchwarze auf. Die Geſchwätzigkeit des Glücks wurde abgelöſt von der Geſchwätzigkeit des Unglücks. Man hörte prahlende Reden wie man ertragen, wie man heilen, dulden, ſich einrichten wollte. Und das Kind ſah, welch' ein Behagen aus dem neuen Zuſtand floß. Die Erbſchaften wurden beſprochen. Oft entwickelte ſich aus dem Tode eine noch größere Pracht, eine noch größere Freude. »Lachende Erben« waren dem Kinde ein Wort, ſo häßlich wie das Lachen der Lachtauben, das er nie hören mochte. Lachende Erben! Er hatte ein Bild an allen Buchbinderläden geſehen, wie ein berüchtigtes reiches ſogenanntes »Hundefräulein« einen geliebten verſtorbenen Favorit Mops begraben läßt und den eingeladenen, mitleidbezeugenden Pöbel mit Kuchen und Wein traktirt. So kamen ihm alle lachenden Erben vor. Ein Hund auf einem Katafalk mit Lichtern und ringsum lachende Heuchler, die zu weinen vorgaben und Kuchen aßen und Wein tranken. Ein Todter war in der vornehmen Welt oft längſt vergeſſen und nur das

Kind, das ihm völlig fern ſtand, trauerte noch um den alten Herrn, der immer dort am Fenſter bei den Hyazinthen geſeſſen, ſo luſtig den Hut gehalten, ſo lächelnd geſcherzt, ſo präcis nach der Uhr geſehen hatte, an deren Kette man ſpielen durfte, dann ſo gegangen war und einſt ging, um nicht wiederzukommen.

Je ſtärker die Angriffe werden, die das Leben auf die Kinderſeele richtet, deſto beſorgter wird ſie um ſich blicken nach Schutz und Beiſtand. Das Gefühl, daß dieſe Welt von Haß und Feindſchaft wimmelt, weckt das Bedürfniß der Liebe. Die noch ſchwache Haltloſigkeit des erſten bewußt- und klarwerdenden Gemüthslebens ſieht ſich überall um nach treuen Armen, an die es ſich lehnen, ſich ſchmiegen, mit denen es ſich verſchlingen möchte. Wer gedächte nicht dieſes ſehnſüchtigen erſten Liebegefühls! Der Jüngling ſtößt das Nächſte zurück und will die Welt umfaſſen, das Kind umfäßt das Nächſte wie die Welt. Sein erſtes Spielzeug iſt ſein Freund und Gefährte. Der todte hölzerne Hund, das bärtige Kätzchen von papier maché gewinnen des kaum lallenden Kindes erſte Zärtlichkeit. Bald zertrümmert die wilde Menſchennatur, wie auch in ſpätern Jahren oft grauſam genug, ihr erſtes Spiel der Liebe. Die ſüßen Himmel werden geſtürzt, die ſtumme Gegenliebe wird zerriſſen, immer Neues will ſich der flatternde Sinn gewinnen, um es, ausgekoſtet und genoſſen,

für wieder Neues auszutauſchen. So wird der Arm um einen Geſpielen, ſo um eine Nachbarin geſchlungen und wie bald ſind ſie vergeſſen... Der Knabe empfand ſogar zwei Neigungen zu gleicher Zeit; ein Fall, der ſeinem Doppelleben entſprach. Die Liebe in der Armuth galt einer Tochter Dorichs, des Selbſtmörders in der Sattelkammer; die Liebe im Reichthum war ein lebhaftes, witziges, ausgelaſſenes Mädchen, eines Rathes Tochter. Beide Phantaſieen ähnelten ſich zum Verwechſeln. Sie wurden mit demſelben Herzen, mit demſelben Munde verehrt, die Eine auf den dunklen Schleichwegen des akademiſchen Thurmes und im Wieſengras der Alltagswelt, die Andre ſonntäglich auf dem Teppich ihres väterlichen Salons. Beide hatten daſſelbe krauſe, ſchwarze, weiche Haar, beide kurz geſchnittene Schwedenköpfe, beide hatten feurige braune Augen, beide dieſelben weißen Zähne, dieſelben kleinen Stumpfnäschen, beide waren behend wie Gazellen, älter als der Knabe, der in beiden Körpern auch nur die eine Seele liebte. Oder er liebte in ihnen nur ſich ſelbſt, wie ja jede Liebe damit beginnt, daß man ein Weſen findet, in dem wir die Hoffnung haben, mit unſerm Ich unterzugehen, aber auch mit dem ganzen Ich, geſtiefelt und geſpornt! Liebe iſt der verklärte Egoismus. Wenigſtens ließ ſich jene Doppelliebe kaum anders deuten. Von beiden Weſen fand ſich der Knabe bevorzugt...

lich anvertraute, die dann nicht selten unter fremdem Namen gingen und Andern die Ehre brachten. Den Ruf der Unbestechlichkeit erwarb sich Börne bei vielen Gelegenheiten, wo ihm von streitenden Parteien, Grund- und Gerechtigkeitsbesitzern und ähnlichen Petitionären Anerbietungen zu Gewinntheilungen und dergleichen maskirten Unredlichkeiten gemacht wurden. Daß ihm das häufige Annehmen der wichtigthuenden Amtsmiene bei seinen Collegen zuwider war, bezeugt der Unwille, den er später oft genug über die Brutalität der Polizei aussprach. Doch legte er auch, wo sie nöthig wurde, Proben von Geistesgegenwart ab. Als baierische Soldaten, im Jahre 1813, bei ihrem Einrücken in Frankfurt, Plünderungsversuche machten, sah man ihn neben andern Polizeibeamten diesem Beginnen mit gezogenem Degen Einhalt thun. Es ist dies wohl derselbe Degen, den einst in spätern Jahren noch ein Freund bei ihm in der Ecke stehen sah. „Fürchten Sie sich nicht vor ihm," sagte Börne, „es klebt kein Blut daran." Und später von diesem Abentheuer einmal erzählend sagte er: „Wir standen an der Fahrthorbrücke, wo von drüben baierische Kugeln pfiffen und dazwischen ein abscheulicher Zugwind wehte. Ich fürchtete den letztern für eine Erkältung mehr, als die ersteren."

Die erste lokale Anerkennung seiner geistigen Gaben verschaffte sich Börne durch seine Vorträge in der jüdischen Maurerloge „zur aufgehenden Morgenröthe." In einem Gedenkbuch, welches diese Loge 1833 für Brüder herausgab, ist einer derselben mitgetheilt, den er im Jahre 1810 hielt.*) Friede und Liebe ist der Athem, der durch diese geistvolle

*) Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 57.

zum Necken, zum Gehänseltwerden; denn was ist wiederum Liebe anders, als das treuste Dienen und Apportiren? Diese beiden Mädchen, reifer, älter, als ihr Freund, schenkten im Spiele nur diesem ihre Gunst oder wußten, wenn sie grausam genug Andre wählten, vollkommen, wie sie ihn verletzten. Und auch der Haß, wenigstens Zorn und Schmollen, ist eine liebende Form bei so junger Neigung. Wenn Eines auf den Andern in wilde Wuth geräth, wird man seine Püffe da, wo man liebt, viel kräftiger einsetzen, als sie zwischen Wesen fallen, die sich gleichgültig sind. Mit der Tochter des Erheuchten schwärmte der Knabe unter den Sternen und mit der Tochter des Rathes unter duftenden Blumen. Beiden Freundinnen gehörte ein Herz mit demselben Pulsschlag und, wenn auch fast unmöglich, doch mit derselben Treue.

Wo Liebe ist, ist Leid. Und das Leid der Liebe kommt nicht allein. Wo die einen Blüthen welken, sinken ungeahnt ihnen die andern nach. Das erste große schmerzliche Weh sollte jetzt den Knaben treffen, der Verlust seines Paradieses. Nicht durch eigne Schuld traf ihn dieser Schicksalsschlag. Das Wetter fuhr aus den Wolken nieder, nachdem schon lange selbst im lichten Sonnenschein ferne Donner das Nahen eines Sturmes verkündet hatten. Ach diese Zeichen kamen weither, vom fernen Lande des Ostens. Im Reich des Czaaren lebte Herrn Eleanth ein Bruder, ein Kriegsoberster des Kai-

ſers Alexander. Schon lange hatte es geheißen, der ſpekulative Maler ſollte ganz mit der deutſchen Romantik brechen, ſollte die Freimaurerei, die reine Humanität, Alles aufgeben und nach Rußland ziehen, dort das neue Wunder der Zeit, die Lithographie, lehren, Karten des Czaaren-Reiches zeichnen, der Regierung in ihren militäriſch organiſirten Culturſpekulationen zur Hand ſein. Noch ſträubte ſich das deutſche Gemüth gegen die polniſchen Wälder, auf die es zunächſt abgeſehen war. Aber der Kriegsoberſte des Czaaren ſchickte ſeine Gattin, ſeine Schwägerin; es kamen Neffen der Brüder, die ſchon in Warſchau erzogen waren und polniſche Sitte, polniſchen Ehrgeiz mitbrachten. . . . Cleanths Hausſtand erweiterte und vergrößerte ſich durch dieſen Zuwachs wunderbar. Polinnen, adlige, ſtolze, anſpruchsvolle Weſen brachten Wägen, Roſſe, Bediente und jene den Sarmaten eigne luxuriöſe Umſtändlichkeit mit, die daheim alles das, was man nicht gerade in der Fremde kauft, viel beſſer hat. Das bauſchte ſich, das rauſchte, das mäkelte, das flanirte durch die »Boutiken«, die Gold- und Silberläden, die Modemagazine. O, hieß es, in Deutſchland kann man nicht heizen, in Deutſchland kann man nicht kochen, in Deutſchland kann man nicht waſchen, ja auch nicht ſingen, nicht tanzen, nicht gehen und ſtehen. In Warſchau und Petersburg war allein nur noch die Cultur zu finden. Wer hätte nicht

von den vielen beurlaubt reiſenden Titular- und Collegienräthen auch noch jetzt ſelbſt in Italien die Ueberzeugung gewonnen, daß nur in Petersburg die Goldorangen glühen! . . . Man hatte dies ruſſiſche Selbſtgefühl in den Damen, das polniſche in den Kindern und Bedienten. Bei beiden Partheien gab es ſich in ſolcher Lebendigkeit, daß das ohnehin damals zurückgehende Deutſchland wie in Nichts verſchwand. Willuſch, ein Spielgenoſſe, Neffe Cleanths, ergriff einſt bei Tiſche eine Gabel und rief, als von den Polen und ihrem »verſchuldeten« Geſchick die Rede war, mit Verzweiflung: »O ich mir möchte ſtechen dieſe Gabel in die Bruſt, wenn Ihr beſchimpft mein Vaterland!« Die Andern lachten und wehrten dem Knaben, der ſpäter bei Oſtrolenka kämpfte. Herr Cleanth beſtrafte ſogar den jungen Polen. Dem deutſchen Geſpielen aber blieb Willuſchs Drohung unvergeßlich. Sich erſtechen um ſein Vaterland! Untergehen um eine Idee! Heilighalten etwas Verſpottetes! . . Dies Wort eröffnete ihm einen Blick auf Gebiete, die von Herrn Cleanths Hauſe ſo entfernt lagen, wie die Turnerei der Haaſenheide von dem Salon eines Miniſters. Schauer der glühendſten Ideen-Ahnungen überrieſelten das Herz. Dieſe heroiſche Hingebung eines Kindes an das Schickſal Polens ſchloß einen geheimen Bund mit der wachſenden eignen Erregung für öffentliche Dinge.

Herr Cleanth widerſtand den Reizungen des Czaaren nicht. Der Czaar übertrug ihm vorläufig die Direction einer neuzuſtechenden Karte Polens und gab ihm außerdem die beſtimmte Zuſicherung weiterer Unterſtützung, wenn er im Fache der praktiſchen Kunſtanwendungen in Warſchau Etabliſſements errichten wollte. Der Drang nach Bewährung ſeiner Umſicht und Regſamkeit lebte zu mächtig in dem ſeltnen Manne. Berlin bot, ſeine Kenntniſſe geltend zu machen, keine Gelegenheit ohne das Riſiko, das er fürchtete. So ſiegte denn der Entſchluß, den verwandten ruſſiſchen Damen und dem kleinen polniſchen Willuſch zu folgen. Das ſchöne große Palais am Leipziger Achteck wurde der Regierung verkauft, noch ein märchenhaft ſchöner Winter wurde genoſſen mit ſeinen Zeichnenſtunden, ſeinen geſelligen Spielen, ſeinen Weihnachtsfreuden, ſeinen ſtrengen, aber unverſtandenen Anleitungen zu einer „immer nur praktiſchen" Lebensphiloſophie, ſeinen Mißverſtändniſſen zwiſchen ſtrengem mathematiſchen Conſervatismus und ſich ſchon meldender ungebundener Romantik, ſeinen Neckereien durch die ausgelaſſenſten Mädchen und der geduldig hingegebenen Schwärmerei für ſeine Doppelliebe . . . dann nahte der Frühling, im nahen Thiergarten ſproßte und keimte es über dem vermoderten Laub, auf der Louiſen-Inſel lagen Schneeglöckchen und Krokus wie von Künſtlerhand unter düſtere Blut-Tannen und

Trauerweiden ausgestreut . . . die Stunde des Abschieds rückte heran.

Der furchtbarste Schmerz zerriß des Knaben Brust. Er sah nicht etwa nur die Herbigkeit des Verlustes allein, wenn sich ihm die Thür seines Paradieses plötzlich zuschlug und die Wonnen dieses Umgangs nicht mehr waren, er sah weit mehr nur die Trennung von seinem geliebtesten Freunde und Gespielen selbst. Von diesem zu lassen, von seinem halben Bruder, von diesem fröhlichen Gesellen, der nie den Kopf hängen ließ, immer lachte, immer strebte, immer mit blitzendem Auge ins Leben sah, von diesem Namensbruder mit den frischen Wangen, dem braunen Auge, dem dunklen Haar, seinem eignen Widerspiel in allen Dingen . . . scheiden. . . . Der Verlust war herzzerreißend. Noch hielt die Kraft an, als Briefe versprochen wurden, baldige Rückkehr, Besuch; als aber der Reisewagen wirklich hochbepackt vor der Thür stand, als das Horn des Postillons aus der Leipziger Straße sich meldete, die Rosse einlenkten zum frühlingsgrünen Achteck und nun vom gemüthlich pfeifenden Postillon sie eingespannt wurden, als es dann zum Abschied ging, zur letzten Umarmung . . . da brachen alle Schleusen der zurückgedämmten Wehmuth und so unaufhaltsam flossen die Thränen der innigsten Liebe, daß Herr Cleanth über die Heftigkeit dieses Schmerzes selbst erschüttert wurde und seine üblichen Seneca-

Regeln vom Beherrſchen der Leidenſchaften und alle ſtoiſchen Phraſen aus der Lege Royal York diesmal voll Güte unterließ und in wirklicher Bewegung von ſeinem Halbſohne Abſchied nahm. . . . Der Wagen rollte von dannen, der Poſtillon blies, Tücher wehten. . . . Der Knabe ſah um ſich . . . er war allein mit ſeiner weinenden Schweſter. . . . Da lagen wohl Geſchenke genug von Dingen, die man nicht hatte mitnehmen können, Spiegel, ſogar Bilder, goldne Rahmen für die Eltern, auch Bücher, ſogar die prächtige Beckerſche Weltgeſchichte, die der loyale, auf die ruſſiſchen Vorausſetzungen ſchnell eingehende Herr Cleanth als ein vom Czaaren verbotenes Buch zurückgelaſſen hatte . . . Konnte ihn davon etwas tröſten? Er hatte, zehn Jahre alt, den erſten wahren Schmerz empfunden.

Daheim erwartete ihn ſein altes, angebornes Leos. Die Eltern führten keine Scene auf, aber ſie fühlten das, was die Bildung durch eine Scene ausdrückt. Die Bildung würde die trauernden Kinder an ihr Herz gezogen und geliebkoſt haben. Dieſe Eltern aus dem Volke zogen ihre Kinder nicht an ihr Herz, liebkoſten ſie auch nicht mit Worten; aber das Weh fühlten ſie doch und ihr Mitleiden ſprach ſich in Thaten ohne Worte aus. Sie wagten den Umzug aus einer engen unerträglich gewordenen Wohnung in eine neue und größere, die ſie

bezahlen mußten. Sie wagten das Unglaubliche, ſie gaben den Knaben ſogar in eine lateiniſche Schule.

Eine neue Welt öffnete ſich. Ein neues Leben begann.

In der Oſterwoche wurde der düſtre Thurm in der Akademie verlaſſen und dicht an den alten Schadow'ſchen Ziethen gezogen. Nach Oſtern führte der Vater ſeinen Sohn zu jenem Zimmermann, dem mit dem Wurzelzeichen. Er war Rector eines blühenden Gymnaſiums am Friedrichs-Werder. Nach dem Abſchied von ſeinem geliebten Freunde war der Knabe noch in allen Nerven ſo erſchüttert, ſo im Innerſten wie erweicht, daß er die Ermahnungen des kleinen, runden, wohlgenährten, ſeltſamen, komiſchberufenen, aber warm empfindenden Mannes, des eigenthümlichſten Pedanten mit der großen Naſe und dem verwickelten Periodenbau gleich beim erſten ſeiner ſanften Worte mit ausbrechendem Weinen aufnahm. Die gute Sitte, die ihm die polniſch-ruſſiſche Salonherrſchaft zwangsweiſe beigebracht hatte, wirkte noch ſo in ihm nach, daß er auf Zimmermanns Wort: »Und nun, mein Sohn, gieb mir auf dies Verſprechen hiermit feierlichſt deine Hand!« nicht die Hand bot, ſondern die zarte, weiche, wohlgepflegte des liebevollen Schulmonarchen ergriff und ſie voll Inbrunſt an ſeine Lippen drückte. Zimmermann lächelte

über dieſe ſeltſame Ausnahme von der Regel. Aber der bald genug wieder verwildernde und in neuen Eindrücken ſich zu beſſerer geiſtiger Geſundheit ſammelnde Knabe hatte ſich für immer ſeine Liebe gewonnen. Er konnte einen zweiten Abſchnitt ſeines Lebens voll labyrinthiſcher Irrgänge auf jenen Handkuß hin getroſt beginnen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

In der

**Literariſchen Anſtalt in Frankfurt a. M.**

ſind erſchienen:

# Geſammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

Vollſtändig umgearbeitete Ausgabe

in

**Dreizehn Bänden.**

---

Der Preis dieſer nunmehr 13 Bände umfaſſenden Ausgabe iſt vom 1. Januar 1852 an fl. 10. 30 kr. oder 6 Thlr.

Arbeit weht. Mit ergreifender Wahrheit wird darin das Thema umschrieben: Woher kommt es, daß der Geist der Logen, die Humanität, das Verborgene aufsuchen muß, um an seiner Vollendung zu arbeiten? Wer erkannte hier nicht schon die Keime der künftigen Entwickelung Börne's, eben so wohl wie das Verhältniß, in welchem er sich zur Freimaurerei fühlte? So leidenschaftlich er früher für den Zweck derselben glühte, später erkaltete er. Das Particuläre störte ihn. Unter seinen Papieren befindet sich eine Zuschrift der Loge von Mannheim, die ihm unter dem 10. Januar 1810 für eine Abhandlung dankte, deren Gedankengange sie trotz der aufgewandten geistvollen Mittel des Verfassers doch nicht folgen könne. Er hatte darin gewissen Farbensymbolen eine Deutung gegeben, die der Mannheimer Loge nicht zureichend erschien. Diese Abhandlung müßte sich gewiß im Archiv der letzteren auffinden lassen. Aus Börnes spätrer Zeit verdient hier zuletzt noch angeführt zu werden, daß er einmal die Beschränktheit einer der christlichen Frankfurter Logen sehr witzig widerlegte. Als die Rede davon kam, daß die Loge Sokrates zur Standhaftigkeit keine Juden zuließ, sondern die Frage vorlegte: Bist du ein Christ? bemerkte Börne, daß in diesem Falle der eigne Schutzpatron der Loge, Sokrates, an der Pforte würde abgewiesen werden müssen.

Börne dachte damals noch immer nicht, obgleich er Manches anlegte,*) an zusammenhängende schriftstellerische Thätigkeit, wohl aber mochte ihn dazu öfters ein Reiz überschleichen, wenn er die Ergebnisse seiner sehr umfassenden Lek-

*) Unter seinen nachgelassenen Papieren befinden sich Manuscripte mit folgenden Ueberschriften: „Versuch über das Princip der Besteuerung"; „Staatswissenschaftliche Fragmente"; „Finanzwissenschaft"; „Ueber Ackerbau".

# Ein Mädchen
## aus dem Volke.

Bilder der Wirklichkeit

von

Carl Gutzkow.

1855.

Prag.
Druck und Verlag von
Kath. Herzabek.

Leipzig.
In Commission bei
Heinrich Hübner.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Ein Mädchen aus dem Volke.

Bayerische Staatsbibliothek München

# Erſtes Capitel.

## Eine Ueberraſchung bei Gerſons in Berlin.

Ob über wogende Kornfelder hinweg oder durch die ſaubergekehrten Gaſſen ſtillgewordener Städte von den läutenden Sonntagsglocken die Lüfte erklingen, Sonntagsfrühe iſt erquickend und anregend für Alle, auch für den Einſamen, ſelbſt für den Trauernden. Der Arbeiter erwacht ohne den mahnenden Ruf ſeiner Alltagspflichten. Die Spuren des mühſeligen Wochenberufs werden entfernt; das friſche Quellwaſſer, der geöffnete Wäſchſchrank ſchaffen neue Menſchen. Sonntagsfrühe, ob gefeiert im Chor der Gemeinde unter rauſchenden Orgeltönen oder im Blättergrün des Waldes unter zwitſchernden Vogelſtimmen, ob gefeiert ſogar nur unter aufgeſchlagenen

geheimen Geschäftsbücher [illegible] bei sich prüfender Uebersicht der Wochenabrechnung [illegible] in Sonntagsvormittagsruhe der sorgende Geschäftsmann liebt, oder gefeiert durch ein fesselndes Buch oder eine Musik, die man seinem Instrumente aus Schonung andächtiger Seelen vielleicht nicht während der Kirchenzeit entlocken wird ... Sonntagsfrühe ist belebend und erhebend wie die Sonne selbst, in deren östlichen Strahlen für die Natur und den Menschen eine viel gewaltigere Kraft zu liegen scheint als in ihren westlichen.

Aber der Sonntagsnachmittag!

Du wonnen- und analenreichster Abschnitt des Tages der Ruhe und der Freude! Wer sie nie gefühlt hat die unendliche Leere eines einsamen Herzens, wer nie in seiner ungestillten Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft sogar von Thränen sich beschleichen ließ (die etwa ein armes Mädchen kennt, das alternd und alternd immer mehr ihres Looses, nie geliebt zu werden, inne wird), wer immer Freunde, immer Zerstreuungen fand, immer von Andern gesucht wurde, der kennt euch nicht, ihr Stimmungen der Wehmuth, die Sonntagsnachmittage wecken können!

Die Straßen sind öde und leer. Ausgeflogen über Feld und Flur ist Alles, was an Familienleben,

an die Liebe oder auch nur an einen einzigen Freund ſich anlehnen kann. Still, einſam Alles ringsum. Die Sonne wirft wie träge Schatten. Die Plätze ſind menſchenleer. Die Kirchen ſogar mit ihrem Nachmittagsgottesdienſte für ältere Dienſtboten und arme Hoſpitalfrauen rufen nicht an ihre hohen Portale. Es iſt, als ruhten ſich auch ihre Werkzeuge von der vormittägigen Andacht aus. Kein Gruß eines Vorübergehenden. Nichts erblickt man als vielleicht eine alte taube Kinderfrau, die daheimgeblieben als Hüterin eines Hauſes oder darin einer Wiege; da ein paar Blumentöpfe am offenen Fenſter, eine Katze, die auf einem Blumenbret ſpinnend ausruht. . . . Der Sonntagsnachmittag iſt die unglückſeligſte Zeit für junge, ſehnſuchtgeſchwellte Herzen, die entweder einſam ſtehen oder, was noch ſchmerzlicher, die einſt ſchon glücklich waren, einſt ſchon Freundſchaft und Liebe gefunden hatten, einſt mit Gütern des Herzens geſegnet waren und nun entbehren, an den einzigen wahren Gütern des Lebens darben müſſen.

Ernſt Oswald, ein junger zum Staatsdienſt ſich vorbereitender Rechtskundiger, Referendar, Auskultator oder Acceſſiſt genannt in unſerem an Titeln ſo reichen und bei Stellungen, die nur hoffnunggebende

Grſpectanzen ſind, an ihnen doppelt reichen Vaterlande, empfand dieſe Vereinſamung eines melancholiſchen Sonntagsnachmittags in ihrer ganzen drückenden Schwere.

Selbſt die Kaffeehäuſer und die Billardtiſche in ihnen ſtanden öde und ſelbſt wie gelangweilt. Oswald, ſchlank und gefällig, von brauner Locke, brauner Wange, mit ſchwarzen Sternen in braunen Augen, ſchlenderte durch die Straßen der großen Stadt, die ſeine Heimath nicht war. Vor kurzem erſt aus der Provinz gekommen, wollte er an den obern Gerichten ſeine letzten Prüfungen beſtehen. Empfindſamkeit ſuchte er von ſich zu weiſen, ſuchte ſogar — im lichten Sommergewande, dann und wann mit dunkelrothem Taſchentuch die heiße Stirn trocknend und den leichten Strohhut lüftend und im ſtillen Genuß einer Cigarre — auf den einſamen Straßen ein Behagen zu finden. Aber er täuſchte ſich. Die Stimmung blieb die des drückendſten Verlaſſenſeins. Ernſt Oswald gedachte der Heiterkeit, die in dieſen Stunden auf dem ländlichen Beſitzthum ſeiner Eltern waltete. Er berechnete, wie um dieſe Stunde ſeine Mutter zu einer Fahrt nach einem nahegelegenen Badeorte trieb, die Schweſter ſich ſchmückte, der Vater aus ſeinem Nachmittagsſchlafe

ſich erhob, ſelbſt Apoll, der Wächter des Hauſes, aus ſeiner Hütte ſprang und bellend die kühnſten Trampolinſprünge an der Kette zum beſten gab, und wie endlich dann der Einſpänner aus der Wagenſchauer gezogen wurde. Er ſah die Fahrt nach dem kleinen Bade durch einen Buchenwald, ſah die Ankunft an der eingefriedigten Quelle, einem Stahlwaſſer, wo ſeine Schweſter regelmäßig aus einem von baarbeinen Kindern dargebotenen Glaſe zu nippen pflegte, ſah das Glas in der Sonne blinken, ſah ſogar die Gasperlen des Waſſers in ihm aufwirbeln . . . ach ſo deutlich ſtand die Ferne vor ihm! Und ihn, ihn umfing die ödeſte Oede, die es innerhalb der Civiliſation nur geben kann, der Sonntagsnachmittag einer großen Stadt

Oswald hatte einen Freund, Scharfeneck, einige Jahre im Leben und auch in der gemeinſamen Laufbahn ihm voran.

Mit Scharfeneck verflogen ihm ſonſt die Stunden, auch die zweckloſeſten. Der geiſtreiche, treffend urtheilende, frühgereifte Genoſſe war verreiſt, war eben in jenem kleinen Bade, das ſeine Eltern, ſeine Schweſter um dieſe Stunde beſuchten. Scharfeneck war der Sohn eines reichen Grundbeſitzers, dem die

türe überſah und ſich der Vorzüge ſeiner Lieblingsſchriftſteller recht bewußt wurde. Dieſe waren damals Johannes von Müller und Voltaire. Bei Jenem zog ihn die gedrungene Taciteiſche Ausdrucksweiſe, der lapidare Charakter ſeines jetzt uns ſchon erzwungen und gekünſtelt ſcheinenden Styls an; bei dieſem die Grazie, die Voltaire über die Behandlung ernſter Gegenſtände zu hauchen wußte, ſein Witz, ſein freimüthiges, wenn unbeſtochenes Urtheil. Die erſten publiziſtiſchen Arbeiten, mit denen Börne auftrat, tragen unverkennbar das Gepräge eines ſich an dieſen beiden Muſtern heranbildenden Studiums. Sie ſind durch den Einfluß Johannes von Müllers nicht ſelten ſchroff und ſogar unklar. Dr. Stifel, damals Redakteur des Frankfurter Journals, würde wohl im Stande ſein, die ſeit dem Aufſtand gegen Napoleon in jener Zeitung von Börne herrührenden anonymen kleinen Artikel näher zu bezeichnen. Sie tragen ganz den Stempel der fiebernden Zeitaufregung, ſind von einer lebendigen Vaterlandsliebe eingegeben, ſprühen einen tödtlichen Haß gegen Frankreich und Napoleon aus und würden eine größere Wirkſamkeit gehabt haben, wenn ſie jenen rhetoriſchen Adam beſeſſen hätten, durch welchen Görres im rheiniſchen Mercur ſo große Wunder that. Einer dieſer Aufſätze „Was wir wollen“ ſteht in dem oftерwähnten fünften Bande S. 67. Die Anſchauungen ſind markig, die Ausdrücke gewichtvoll. Er wendet ſich an die „männernden Jünglinge,“ an die Bürger, an die Frauen. Er ſchildert die einzige würdige Benutzung der errungenen Siege. Einen andern Aufſatz: „Nachtgedanken“ überſchrieben, im Frankfurter Journal aufzufinden, war bisher noch unmöglich. Er erwähnt ihn 1814 in folgenden an Dr. Stifel gerichteten Zeilen: „Machen Sie, daß meine Nacht-

kleine eingefriedigte Quelle und das zu ihr gehörende ländliche Curhaus gehörten. . . .

An wen sollte sich Oswald halten? An sich selbst? Ach! Der redlichste Fleiß und die eifrigste Selbstbeschäftigung hat ja Augenblicke, wo sogar große Denker sagten: Ich fühle mich glücklich, jetzt ganz dumm, aber auch nur ganz dumm zu sein! Nur die systematischen Egoisten genügen sich immer. Oswald war kein Egoist, weder systematisch, noch aus Instinct. Mit pochendem, hingegebenem Herzen hatte er jüngst drei Empfehlungsbriefe aus der Heimath an einflußreiche Adressen der großen Stadt abgegeben. Mit welchen frohen Erwartungen hatte er die Straßennummern sich aufgesucht, auf welche das dicke Adreßbuch der Stadt ihn für seine Empfehlungen verwies! Wie reich, wie wohlgeborgen war er sich vorgekommen, wenn er sich dachte: Dieser Geheime Obertribunalrath Wallbard war der Jugendgenosse deines Vaters, mit dem er in den Befreiungskriegen unter denselben eichenlaubbekränzten Fahnen stand! Dieser reiche Handelsherr, ein Millionär, Finanzagent Strack, war ihm von dem Kaufmanne Neubert, einem Geschäftsfreunde seines Vaters, der ihn empfohlen, als ein wohlwollender, entgegenkommender Mann, sein Haus als ein Tempel der

Gastfreundschaft bezeichnet worden! Endlich war die dritte Adresse geradezu eine solche gewesen, wie wenn die verwitwete Frau Justizkanzleidirectorin von Wolmany seine eigene Mutter hätte werden müssen! Dieser Empfehlungsbrief war sogar von dem Geistlichen seines Heimathortes gekommen. Und was war das Ergebniß aller dieser geträumten glänzenden Anknüpfungen gewesen? Der Geheime Obertribunalrath war ein grämlicher Hagestolz, der auf den kostbaren Teppichen seiner einsamen und stillgelegenen Wohnung zwei Hunde lieber zu dulden schien als einen Menschen. Er hatte, es wäre ungerecht es verkennen zu wollen, ganz freundlich nach dem Vater, der die militairische Laufbahn fortgesetzt und sich mit dem Range eines Hauptmanns auf die Bewirthschaftung eines alten Erbgutes zurückgezogen hatte, gefragt, hatte sich über die merkwürdig schnelle Flucht der Zeiten gewundert, hatte dem Sohne eines alten Waffengefährten die Hand geschüttelt und ihm für seine Laufbahn feierlich jedes Glück gewünscht mit der an sich wahren und ohne Zweifel treffenden Bemerkung: Jede geregelte Zukunft hätte der Mensch in seiner eigenen Hand und gegen das Außerordentliche gäbe es eben keinen andern Vorbau als die Stählung der eigenen sittlichen Kraft und ein

lebendiges Gottvertrauen! Der fromme Obertribunalrath bot auch Oswalden die Mitbenutzung seines Stuhles in einer Kirche an. Der Finanzagent, der reiche Herr Strack, schrieb sich Namen und Wohnung des Empfohlenen mit großer Genauigkeit auf und ließ etwas von seinen Winterbällen fallen, worauf ihm jedoch die Geschäfte schon so wieder auf die Finger brannten, daß Oswald wegen der übelgewählten Stunde um Entschuldigung bitten mußte. Endlich die dritte Adresse, Frau von Wolmany, die Witwe eines Justizkanzleidirectors, war nicht einmal anwesend. Mit frühestem Lenze pflegte die Dame auf ihre Güter zu gehen. . . . Was hatte Oswald von allen seinen erträumten Beziehungen? Herbe Verletzungen eines jungen, zur Schwärmerei geneigten Herzens. Er wanderte bei den prächtigen drei Häusern, die er vor Wochen mit so frohen Hoffnungen betreten hatte, an diesem Sonntag mit dem Gefühl vorüber: Wie ist die Welt so anders, als man sie sich ausmalt! Und diese Häuser waren heute erst recht stumm und still. Und das der verreisten Witwe war noch nicht einmal so öde als das des frommen Obertribunalrathes, der so freundlich gewesen war, ihm die Mitbenutzung seines Kirchenstuhles anzubieten, worin doch vielleicht, wie Scharfeneck bemerkte, dieses Mannes

Absicht, Oswald's Carriere zu befördern, wohlwollend und sehr zeitgemäß ausgesprochen lag.

Schon war Oswald einer der vielen Vorstädte eines Ortes, der ihm heute recht wie ein Gefängniß erschien, näher gekommen, als ihm plötzlich ein Wort des Vaters einfiel, das dieser ihm beim Scheiden gesprochen.

„Lieber Ernst," hatte der noch rüstige Greis zu seinem einzigen Sohne, dem Sprossen einer zweiten Ehe, nachdem die erste kinderlos geblieben, gesagt, „lieber Ernst, ich habe Unrecht gethan, Dich nur auf den kleinen Universitäten der Provinz studiren zu lassen. Franz, der Sohn unsers Nachbars — er meinte Scharfeneck — kennt das Leben besser. Er besuchte die Schulen großer Städte. Doch, denk' ich, wird Dein reines und immer auf das Gute und Edle gerichtet gewesenes Bestreben sich schon zurechtfinden. Die Empfehlungsbriefe von mir, von unserm guten Neubert und von Deinem Seelsorger, dem braven Dämmer, werden Dir treffliche Dienste leisten. Sie werden Dich in die große Welt einführen, die so schwer zugänglich, aber für Deinen Beruf fast unentbehrlich ist. Lassen Dir Deine Studien, Deine Prüfungsarbeiten und die vielen Zerstreuungen, die ohne Zweifel die Folge dieser Empfehlungen sein

werden, einmal eines Tages Zeit genug, um einen verlorenen Augenblick nicht allzu sehr zu bereuen, so sieh' Dich doch einmal irgendwo um, ob Du nicht einen alten Invaliden, Namens Waldmann, vor den Thoren der großen Stadt entdecken kannst. Der alte Knabe war mein Unteroffizier, als ich mit der damaligen Jugend dem Rufe des Vaterlandes folgte. Ich überholte ihn und wurde bald sein Lieutenant, sein Capitain, indessen er es mühsam nur bis zum Quartierschreiber brachte — denn eben das Schreiben war seine schwächste Seite. Als ich aber vor Jahren zum letzten Male in der Hauptstadt war, besuchte ich die treue, ehrliche Seele wieder und fand ihn wohlgeborgen bei seinem Sohne, der ein junger rüstiger unternehmender Mann schien und sich als Gärtner in einer der Vorstädte niedergelassen hatte. Hast Du Zeit, so such' einmal meinen alten Waldmann auf, wenn er noch lebt, grüß' ihn von mir und sag' ihm, daß Du mein Sohn bist!"

Dieß Wort des Vaters kam in Ernst Oswald's lebendigste Erinnerung, als sich die Häuser immer mehr vereinzelten, lange hölzerne von Wind und Wetter geschwärzte Plankenzäune sie verbanden und hier und da durch einzelne Gitter freundliche Gärten dem Anblick sich darboten mit gefälligen, meist von

wildem Wein umrankten Wohnungen, die zuweilen die Ueberschrift ‚Kunstgärtnerei' trugen. Oswald entsann sich des Namens Waldmann, erkundigte sich bei einer dieser Gärtnereien nach einem Geschäfte solches Namens, erhielt den Beicheid, daß ein derartiges, und sogar in der Nähe, bestünde und richtete seinen schon ermüdeten Fuß nach der bezeichneten Straße hin. Er erreichte den Zaun, auf den man ihn aus der Ferne schon verwies. Das Haus mußte im Garten liegen. An einer mit neuen Planken ausgebesserten Thür und dicht unter der laufenden Nummer der einsamen Gasse fand er demnach die *vierte* Adresse seiner Empfehlungen. Sie hieß: ‚Wilhelm Waldmann, Kunstgärtner.'

Der erste Anblick, der sich beim Oeffnen der unverschlossenen Thür dem Sonntagsnachmittagsgaste darbot, war ein freundlicher.

Der Hof des Häuschens war mit dem Garten verbunden und dieser selbst dehnte sich mit Gemüse-, Blumen- und Obstanlagen in ziemlicher Entfernung aus. Kinder verwiesen den Gast an den noch lebenden Großvater, der an der dem Garten zugewandten Seite des Hauses auf einer Bank saß und ein kurzes Pfeifchen schmauchte. Auch der Sohn, selbst früh' gealtert, war bald in der Nähe und die Freude,

den Sproſſen des Hauptmanns Oswald zu begrüßen, ſchien nicht gering. Eine Mutter fehlte dem Hauſe, ſie war ſeit einigen Jahren todt; von den zahlreichen Kindern aber waren ſchon einige erwachſen und wie es ſchien verſtändig genug, um die Pflichten einer Mutter an ihre eigenen helfenden Hände zu vertheilen. Die Zahl der Kinder, eigenes und Nachbarvolk, war endlos. Immer wieder kam noch ein anderer mehr oder minder ſonntäglich erhaltener vorſtädtiſcher kleiner Weltbürger aus einem Heck oder über einen Baum oder über eine niedrige Zwiſchenmauer geſprungen. Und zuletzt war das Angenehmſte — viel junger Mädchenflor, der ſich neugierig genug um Oswald verſammelte.

Die meiſten davon ſchienen Nachbarinnen. Auch einige Männer, die wohl Freunde der erwachſenen Söhne oder Gehilfen des Vaters waren, auch ſtädtiſche Geſtalten fehlten nicht. Es war das eine kleine belebte Welt, die Oswald, trotz der einfachen Kleiderſtoffe, der befangenen Haltung und der gebräunten, nicht immer edlen Geſichtsformen, ſchon einen Reiz abgewann. Man nöthigte ihn ſogar, zu einigen großen Schalen ſaurer Milch ſich niederzulaſſen und bediente ſich dabei mehrfach einer bedauerlichen Wendung, die jedoch als Vertröſtung

gespendet wurde, es wäre Schade, daß Ernestine noch nicht da wäre. Dieß war die älteste Tochter und seit dem Tode der Mutter die eigentliche Lenkerin des Hauses, obgleich Brüder da waren, die wieder wohl auch über sie emporragten.

Ernestine wurde jeden Augenblick erwartet und erschien auch zuletzt. Hatte Oswald schon durch die Erklärung, wie dieß junge Mädchen zu dem Namen Ernestine, der seinem Vornamen entsprach, gekommen, sich gleichsam wie auf ein verwandtschaftliches Verhältniß mit ihr hingeführt sehen müssen — beim letzten Besuche des Hauptmanns hatte man seinem Sohne Ernst zu Ehren die gerade zur Welt gekommene Enkelin des alten Quartierschreibers Ernestine getauft, — so war der Eindruck des persönlichen Entgegentretens ein in der That überraschender.

Oswald fand ein blühendes, schlankes junges Mädchen, nicht so gebräunt wie die übrige weibliche Genossenschaft, ein Mädchen, zwar in bescheidener Tracht und einer dem Kreise, in dem es sich hier bewegte, wie es schien entsprechenden Bildung, aber es lag ein so angenehmes Lächeln in den von der Ueberraschung und Verlegenheit gerötheten Zügen des regelmäßigen Antlitzes, es war eine so wohlthuende

Art, wie Erneſtine den Hut in ein Stacket von Weinlaub hing, ein leichtes Tuch, das ſie ſich abnahm, kurzweg über einen Heckenbuſch warf, daß Oswald augenblicklich ſich gefeſſelt fühlen mußte.

Er nannte bald auch Erneſtinen ſcherzend ſeine Namensſchweſter. Wenn ſie auf ſeine Verſuche ein Geſpräch anzuknüpfen, erwidern wollte, geſtalteten ſich ihre Antworten zwar zu keinem zuſammenhängenden und treffenden Sinne, — wie lange währt es nicht auch ſelbſt bei jungen Bildungsüberfütterten, bis ſich ihnen, Mädchen oder Jünglingen gegenüber, trotz alles Wiſſens und Könnens ein vernünftiger Satz mit einem tüchtigen Abgemacht, Punctum! rundet — aber ihr Verkehr mit der übrigen Genoſſenſchaft war ſo unbefangen, daß Oswald aus ihm ſchon einen lebhaften Geiſt und ein raſches Urtheil entnehmen mußte. Erneſtine Waldmann hatte ſchweres, dichtes, goldblondes, in Flechten gebundenes und den ovalen Kopf rings umſchließendes Haar, dunkle große blaue Augen, die friſcheſte Haut, einen ſchlanken, in den Hüften ſich ſcharf abzeichnenden Wuchs und einen Mund, der bei dem wohlwollenden Lächeln, das ihn umſpielte, zwei Reihen der ſchönſten Zähne zeigte. Und Oswald ſcherzte nur deßhalb ſo viel mit dem kleinen Kindervolk, um ſich an dem Zauber dieſer

ſchönen Zähne zu weiden, wenn Erneſtinens leiſes und allmäliges Lächeln ihre Lippen in die Mundwinkel zurückdrängte. Anmuth iſt allen Männern mehr werth als Schönheit, und Erneſtine wäre ſogar eine Schönheit geweſen, wenn ſie ſich ihren Teint auf einige Wochen von der Salonluft eines Theecirkels hätte bleichen laſſen können.

Oswald ſchied von der Laube, in der er unter nicht gerade armen, aber, wie es ſchien, doch nicht im Ueberfluß lebenden Menſchen vortreffliche ſaure Milch mit mürbem Schwarzbrod geſpeiſt hatte, ziemlich ſpät.

Er kam, da er ‚den Kindern etwas ſchenken‘ wollte, ſchon den folgenden Tag wieder.

Dann auch ohne Geſchenk ſchon wieder am Mittwoch.

Darauf bezwang er ſich, drei Tage auszubleiben, aber am Sonntag fehlte er gewiß nicht und es währte nicht vierzehn Tage, ſo wanderte er ſchon faſt jeden Abend in die Gartenſtraße, ſaß jeden Abend unter den Kindern eines Gärtners und den Enkeln eines armen Soldaten in einer Geißblattlaube und Erneſtine fragte nicht einmal, wie das möglich wäre.

Niemand fragte. Dieſe abendliche Wanderung war ihm Bedürfniß, den Andern Gewohnheit geworden.

gedanken (das eingeſchloſſen was ich jetzt mitſchicke) in die Zeitung kommen. Sie paſſen ſich hinter die Conſtitution. Wenn man gegen die Dummheiten ſchreibt, die noch nicht exiſtiren, ſo iſt's Papier niemals verloren. Die Dummheiten kommen ſicher hinten nach. — Ich lege es Ihnen ans Herz, ſie morgen zuſammen erſcheinen zu laſſen. Wenn Sie wieder ſo viele Commerz-Annoncen wie heute haben, könnten Sie billigerweiſe eine Beilage machen. — Was ich über die Conſtitution ſchreiben will, wird mich wenigſtens 14 Tage beſchäftigen. Ich muß ſchlechterdings meine Ideen (ſie incommodiren mich und ſummen mir wie Mücken im Kopfe herum) über das Verhältniß des Reichs-Oberhauptes zu den freien Städten, und über die Juden, bei dieſer Gelegenheit weitläufiger auseinander ſetzen. Ich werde dann meine Schrift zwar in Ihre Zeitung einrücken, aber zugleich eine eigene Brochüre daraus bilden. Quos ego! Sie können ja unterdeſſen ſelbſt etwas, oder den Dr. Goldſchmidt über die Conſtitution ſchreiben laſſen. — Den Anfang über die amerikaniſchen Geſandten in Gent müſſen Sie jetzt weglaſſen, denn ich werde nicht Zeit haben die Fortſetzung zu liefern. Börne. — Ich wiederhole es daß wenn die Cenſur von den Nachtgedanken ſoviel ſtreicht, daß nicht wenigſtens vier erſcheinen können, ſie alle weg bleiben müſſen. Dann verſteht es ſich von ſelbſt daß jede Nummer wegbleibt worin auch nur etwas von der Cenſur ausgeſtoßen wird — notiren Sie ſich doch was ihnen von der Conſtitution einfällt, oder was Sie von andern hören, und theilen Sie mir's mit . . . ."

Börne, der den Aufſchwung des Vaterlands mit allen Pulſen ſeines innerſten Menſchen mitempfand, ahnte nicht, daß er eins der erſten Opfer des Sieges ſein ſollte. Kaum war

Die Wirkung seines vierten ungeschriebenen Empfehlungsbriefes war eine vollendete Thatsache und wenn es nach dem Erwarten seines Vaters gegangen wäre, so hätte sein Sohn Ernst gerade mit diesem Eifer, mit dieser Hingebung an den Diners des Obertribunalraths, an den Soireen des Finanzagenten und den anderweitigen, noch unbekannten Erholungen der noch immer auf ihren Gütern befindlichen Frau von Wolmany theilnehmen sollen. Einmal war Oswald in der That beim Finanzagenten Strack zu Tisch geladen gewesen, fand eine große Gesellschaft, aß vortrefflich, entfernte sich aber zeitig, um noch nach seiner Gartenstraße zu kommen. Es war Sonntag; rath- und thatlose Sonntagsnachmittage kannte er nicht mehr. Die Vorstadt hatte ihn erobert, sie machte ihn glücklich.

Vor seinem Freunde Scharfeneck, der inzwischen zurückgekehrt war, hielt Oswald diese enge Beziehung zu einer armen Gärtnersfamilie denn doch geheim.

Er konnte dem Freunde zwar nicht ganz ableugnen, daß ihn in der Vorstadt eine mit seinem alten Vater bekannte Familie fesselte; er gestand auch dem sarkastischen Lächeln des Freundes zu, daß sich im Schooße derselben allerlei blühende junge Welt befände, daß man scherze, tändle, lache; aber

ein ihn bindendes Verhältniß konnte er um so mehr in Abrede stellen, als in der That ein solches mit Ernestine Waldmann nicht bestand. Ernst Oswald war zweiundzwanzig Jahre. Es ist dieß ein Alter, wo die Sehnsucht nach Liebe im Gemüthe der Jugend ebenso lebendig, wie die Verehrung der Frauennatur aber auch eine fast andächtige ist. Kein Jüngling liebt in diesen Jahren mit der stürmischen Ungeduld des Mannes, der nur erobern, nur besitzen will. Der Jüngling würde seine Liebe zu entweihen glauben, wenn er sich das schöne Bild seiner Verehrung zu bald zerstörte. Er sieht die Rose blühen, athmet ihren Duft und betet sie nur an, ohne die Hand auszustrecken, sie zu brechen. Tugend und Besonnenheit in einem Mädchen weiß eine solche Hingebung Jahre lang an sich zu fesseln, ja in Schach zu halten, ohne daß jenes entscheidende Wort fällt, das oft so gefahrvoll und in mancher Lage, wie hier, vielleicht unmöglich ist. Oswald lebte in jenem Kreise wie unter den Seinen. Er liebte, aber eine Erklärung war nicht gegeben. Sie stand vielleicht demnächst bevor, am wenigsten aber deßhalb, weil sie etwa verlangt wurde.

Mitten in diesen zweifelhaften Zuständen sagte eines Tages Scharfeneck, als dieser mit seinem Freunde

von ihrem gemeinschaftlichen Mahle heimkehrte, wie beiläufig zu Oswald: „Bester Freund, Deine dritte Adresse ist angekommen!“

„Frau von Wolmany?“

„Frau von Wolmany; eine Witwe, von der ich zu meinem Erstaunen gehört habe, daß sie jung, reizend, hochgebildet und reich sein soll.“

Oswald bestätigte, was auch er inzwischen in Erfahrung gebracht, daß Frau von Wolmany einst einen bejahrten Gatten genommen hatte, früh Witwe wurde und mit Herrn Dämmer, dem Pfarrer seines Ortes, in freundlichem Zusammenhange stand. Sie war von ihm erzogen worden und stand mit ihm noch in Briefwechsel.

Oswald erklärte, er hätte keine Neigung, diesen Empfehlungsbrief abzugeben.

„Warum nicht?“ fragte Scharfeneck.

Die Antwort, die er erhielt, war unbestimmt. Oswald wich einem klaren Geständniß aus, sagte, auf eine junge, vornehme Weltdame wär' er nicht im mindesten vorbereitet, sprach von der Umständlichkeit solcher Besuche, den ‚moralischen Kosten,‘ in die man sich zu setzen hätte, erklärte alle diese Beziehungen mit der großen Welt für lügnerisch, eitel, nichtig und führte die geringen Ergebnisse seiner beiden

den andern Briefe an, um zu beweiſen, daß er Recht thäte, auf dieſen dritten nicht mehr zurückzukommen.

Scharfeneck ſchwieg eine Weile. Dann forderte er den Freund auf, mit ihm ſeine nahegelegene Wohnung zu betreten.

Unterwegs ſchien er von dem Gegenſtande abgekommen. Doch in ſeinem Zimmer angelangt, nahm er ihn wieder auf. Die Fenſter vor der Herbſtluft ſchließend, eine Kiſte Cigarren vor Oswald öffnend, das Streichfeuerzeug ihm hinſchiebend, ſagte er wie in leichter, abgebrochener Anmerkung:

„Der Finanzagent wird Dich ſchwerlich wieder einladen.“

„Wie ſo?“ fragte Oswald.

„Ich habe gehört, alter Freund . . .“

Scharfeneck ſtockte.

Oswald mußte lange drängen, bis er fortfuhr.

Scharfeneck that es mit den Worten: „Ich habe gehört, alter Freund, daß Dich Herrn Strack's Familie kürzlich complet ausgelacht hat.“

Oswald ſtutzte. Er dachte an das beſtandene Sonntagsdiner und beſann ſich, was ihm dabei konnte widerfahren ſein.

Scharfeneck erzählte aber einen ganz andern Fall. „Man hatte,“ ſagte er, „in jenem Hauſe kürzlich eine

Spazierfahrt beſchloſſen und machte ſie in eine entlegene Waldgegend an dem obern Ufer unſers Stromes hin . . . Dort im Sande langſamer fahrend, entdeckt man eine lautſchreiende, lachende, lärmende Geſellſchaft unter den breiten Aeſten der herrlichen Eichen und Buchen, die daſelbſt beiſammen ſtehen. Man kommt näher und findet ein Durcheinander von jüngern und ältern Leuten, in Hemdärmeln, theils ſich lagernd und ſchmauſend, theils in dem idylliſchen Spiele, das man Blindekuh nennt, con amore begriffen. Die Leute ſchienen dem Handwerkerſtande anzugehören. Mein Berichterſtatter, unſer College Dankmar Wildungen, der die Ehre hatte, die Partie des Finanzagenten und deſſen Damen zu begleiten, erkannte ſogar aus ſeiner Criminalpraxis einige zweideutige, ihm ſchon unter verſchiedenen Umſtänden vorgekommene Phyſiognomieen, aber die merkwürdigſte Figur von Allen war doch ein junger Elegant, der mit verbundenen Augen im Haſchespiel hin und her taſtete und eben einige junge, allerliebſte Mädchen jagte, Mädchen, die allerdings charmanter ſein mochten als Manche, die ihr Lebensziel darin finden, Chopin und Schulhoff vom Blatt zu ſpielen . . ."

Oswald ſprang auf. Die Gluth der Scham färbte ſeine Wangen. Der Gedanke, bei einer

kürzlich in den Wald unternommenen Landpartie der ganzen zusammengerafften Vorstadtsbekanntschaft beobachtet, erkannt, lächerlich gefunden zu sein, lächerlich gefunden von dem weiblichen Theile einer ihm bekannten gebildeten Familie, . . . war ihm im höchsten Grade fatal. Sein Stolz, durch diese Erzählung so außerordentlich gedemüthigt, konnte sich kaum sammeln.

Scharfeneck schwieg eine Weile. Es schien seine Absicht zu sein, den Stachel gründlich wirken zu lassen. Er zog ihn nicht heraus, bohrte ihn im Gegentheil nur noch tiefer ein, indem er die Berechtigung der Finanzagententöchter, so satirisch, wie sie gethan, einen ganzen Tag lang über den Anblick des Blindekuhspielers zu lachen, mit allerlei Scherzen bestritt. Die Wirkung blieb bei Oswald dieselbe. Er war vernichtet, beantwortete keine einzige der Fragen, die Scharfeneck über die jungen Mädchen an ihn richtete, besonders eine, die Malvina hieß, an Reiz sogar Ernestinen überstrahlte und eine, wie er jetzt erst erfuhr, bewunderte Schönheit der ganzen jungen Stadt-Gentry war.

Endlich aber reichte Scharfeneck dem Freunde die Hand und sagte:

„Mein theurer Freund! Schließ Frieden mit

Deinem Stolz und faſſ einen männlichen Entſchluß! Dieſe kleine Welt iſt Deiner nicht würdig. Du haſt Dich in ſie geflüchtet, um nicht mehr den ſchmerzlichen Druck des Verlaſſenſeins zu fühlen! Du ſehnſt Dich nach Liebe, Hingebung, gemüthvoller Anlehnung. Ich kenne Dein gutes, weiches Herz. Aber ſei aufrichtig und geh' einen Schritt weiter! Was wir Gemüth nennen, iſt es denn nicht ſo oft nur unſere Muthloſigkeit, ja geradezu unſere Trägheit? Die ganze deutſche Nation beſchönigt ihre Muthloſigkeit und ihre Trägheit mit dieſem blumengeſchmückten Aushängeſchilde des Gemüths. Du giebſt Dich den nächſten und zufälligſten Umſtänden hin, weil Du nicht wagen willſt, Dir andere zu erobern. Dieſe große Welt, die Dir bis jetzt nur verſchloſſene Thüren und den Rücken gezeigt hat, will erobert, gewonnen, von der Hand eines kräftigen, markvollen Ringers zu ſeinem Vortheil gebändigt ſein. Du fürchteſt dieſen Kampf vielleicht nicht aus Trägheit, ich denke, Du kennſt ihn nur nicht. Du glaubſt, die hingeworfene Verurtheilung dieſer großen Welt als einer nur herzloſen, kalten, egoiſtiſchen Sphäre genüge vollkommen, ſie Dir werthlos zu machen. Und was iſt die Folge dieſer Verachtung? Du ſetzeſt in Deinem Werthe Dich ſelbſt herab. Ich kenne vollkommen den Reiz

dieſer kleinen Welt, wo uns Alles mit offenen Armen entgegenkommt, ja durch unſere Herablaſſung ſich geehrt fühlt. Aber ſelbſt an dem ſtolzen Egmont unſers Goethe hab' ich doch nie leiden mögen, daß der Dichter uns die ritterliche Geſtalt eines Helden, der ſein Haupt für die Freiheit ſeines Volkes auf den Block legen mußte, in einer, allen geſchichtlichen Erinnerungen unverantwortlich widerſprechenden Art, zum galanten Cavalerielieutenant, zum tändelnden nächtlichen Bibien eines Bürgermädchens macht, die mit dem goldenen Schnur- und Litzenwerk ſeines ſpaniſchen Coſtums ſpielt. Es hat einen wohlthuenden Reiz, ein gutes Mädchen zu kennen, das, wenn uns ein Knopf am Rocke losgegangen iſt, ihr Nähtiſchchen öffnet und ihn im Handumwenden wieder annäht; allein ſich ſo mit ſeinem ganzen Werthe, mit ſeiner ganzen Zukunft an eine Idylle und an einen ſolchen Knopf wie annähen zu laſſen, das kann nur ein Brackenburg thun der mir immer wie ein weichmüthiger, neu etablirter junger Tiſchlermeiſter erſchienen iſt, trotzdem daß er von Brutus ſpricht und auf der Schule lateiniſche Exercitien gemacht haben will. Theurer Freund! Aufwärts den Blick! Immer emporgeſchaut zur Höhe eines großen Zieles! Und wäre der Weg hinauf voll ſchwindelnder Klippen

oder regenglatter Wege, müßte die Hand
an knorrigen, dornendurchzogenen Aesten vor wi
Strauchwerk sich festhalten, um nur einen esten
sprung zu gewinnen, beklemmte die Brust auch
Angst um die fast unmögliche Rückkehr oder die
strengung des Steigens oder die Furcht vor e
verfehlten Wege oder vor bösen Geistern gar,
uns im Spuklichte des Mondes, wenn uns die N
überrascht, ein verzerrtes Antlitz zeigen und un
Abgründe locken wollen, aushalten muß man
nur emporschauen in die Höhe, zu den Wolken
den Sternen! Was hinter uns ist, das zeuge
für uns, während wir schon wieder weiterklimm
Du vollends, Oswald, bist eine Natur, die sich k
Ruhe gönnen darf, eine Natur, die den Muth
sitzen muß, mit Irrthümern zu brechen, selbst w
sie Dir wie Deine Lieblingswahrheiten aussel
Ich sage nicht, daß Du den Tribunalrath hä
zwingen müssen, Dir mit der Zeit eine Stelle
seinem Testamente statt einen Stuhl in der Ki
anzuweisen, aber ich sage, daß ein Mann wie
jung, gefällig, nicht ohne Mittel, jedenfalls nicht o
die Mittel des Geistes, den Finanzagenten hä
zwingen müssen, eine Heirath mit einer von sein
wie ich höre liebenswürdigen und gebildeten Töcht

zu bewilligen. Und ich wäre auch nicht einmal für einen solchen frühen Abschluß. Jeden Kahn, der Dich eben an irgend ein Ufer gebracht hat, sollst Du noch hinter Dir wegstoßen. Die Welt nennt das Egoismus. Der Egoismus aber, der in kleinen Erfolgen Befriedigung findet, der sich genügt, im Unbedeutenden ein Herrscher zu sein, der ist viel größer und verwerflicher. Ueberlege Dir, was Du, um Dich als Mann zu retten, in diesem Falle zu thun hast!"

Oswald dankte dem Freunde von ganzem Herzen. Er erklärte, sein Entschluß bedürfte keiner weitern Erörterung; er würde die Vorstadt nie wieder besuchen; es verstünde sich von selbst, daß er sich von einer Neigung losrisse, die nur eine gemüthliche Schwäche gewesen wäre. Ueberdieß versprach er, bei der jungen Witwe den dritten Brief abzugeben und, im Fall er freundliche Aufnahme fände, auch den Freund daselbst einzuführen. Beide schieden voll Uebereinstimmung und neu befestigter Herzlichkeit.

Um sich zu zerstreuen, die brennenden Wunden seines Stolzes und doch auch einen schon sich meldenden leisen Schmerz des Entsagens so traulich gewesener Gewohnheiten zu betäuben, ging Ernst Oswald dem Gewühl der innern Stadt zu. Was sonst selten

die französische Herrschaft in Frankfurt gebrochen, so trat wieder die alte freistädtische Verfassung hervor. Der Senat nahm von seiner Souverainität Besitz, die Anstellung eines Juden hob sich von selbst auf. Börne erhielt, jedoch nicht sogleich, seine Entlassung. Man glaubte ihn zuerst durch Zurücksetzung zu bewegen, sie selbst zu nehmen. Man überwies ihm geisttödtende Registraturarbeiten, doch schlugen diese Berechnungen fehl. Börne that, was man ihm übertrug und sah den Intriguen mit ruhiger Gelassenheit zu. Endlich, da man einen Juden nicht länger mehr im Amte lassen wollte, entschloß man sich, ihn zu entfernen, konnte ihn jedoch vermöge einer Bestimmung der Congreßakte hinsichtlich der Großherzoglich Frankfurtischen Staatsdiener die Pension nicht entziehen. Börne nahm auf das ängstliche Betreiben seines Vaters diese mit 400 Gulden an, die er leicht auf das Doppelte erhöht bekommen hätte, wenn ihn nicht sein eingeschüchterter Vater von einem ernstlicheren Widerstande gegen die Unbill der Reaktion zurückgehalten hätte.

Man nimmt gewöhnlich diese bittere Erfahrung, die Börne in den Jahren der Befreiung machte, als den Wendepunkt seiner politischen Bildung an. Man hat aber Unrecht, wenn man glaubt, daß ihm persönlicher Groll oder gekränkte Eitelkeit die neue Richtung seiner Ideen gezeichnet hätte. Einmal war Börne durch seine Bildung und seinen Umgang darüber hinaus, daß ihm grade die Erinnerung an sein Judenthum hätte besonders empfindlich sein sollen; sodann war er zu edel und unbefangen, um sich eine Weltansicht aus persönlichem Mißgeschick zu bilden. Das aber war der Sonnenblick, an dem sich seine politischen Begriffe aufhellten: der Zusammenhang, in dem sein eignes Erlebniß mit dem stand,

geſchah: er blieb bei manchem Schaufenſter ſtehen, betrachtete glänzende Läden, ſah auf manche Erſcheinung des öffentlichen Lebens, die ihn ſonſt gleichgiltig gelaſſen hatte. Oswald bekämpfte ſich eben und ſuchte ſich durch die Welt ſchon zu bezwingen . . .

Wie er ſich ſo durch die engen Durchgänge an den erſten Modemagazinen der Stadt vorbei einem kleinen freien Platze zuwandte, bemerkte er daſelbſt, dicht vor einem Modemagazin von europäiſcher Berühmtheit, aus einem vornehmen herrſchaftlichen Wagen zwei Damen ſteigen, von denen die eine eine ſo außerordentliche Aehnlichkeit mit Erneſtine Waldmann hatte, daß er auf den erſten Anblick hätte ſchwören mögen, ſie wäre es ſelbſt. Seines Irrthums gewiß, ging er weiter, verlor ſich, mit Schmerz der nothwendigen Trennung gedenkend, in andere Straßen; die Aehnlichkeit der Dame mit Erneſtine Waldmann war auffallend, aber doch nur eine Aehnlichkeit geweſen. Jetzt ſah er, wie ſchön Erneſtine war, wie gefällig ſie hätte erſcheinen können, wenn ſie nicht arm und ohne Bildung geweſen wäre.

Der Zufall führte ihn aber an die Stelle des erſten Anblicks zurück und unter mehreren herrſchaftlichen Wagen, die inzwiſchen vor dem großen Magazine ſich hinzugefunden hatten, hielt noch daſſelbe

leichte elegante Gespann von vorhin. Oswald blickte, mehr wie um seine drückenden Empfindungen loszuwerden, als aus sicherer Erwartung, durch die Spiegelscheiben des berühmten Magazins.

Es war voller Menschen. Die Ausdehnung dieser Räume hinderte, sie ganz zu übersehen. Den in glänzender Livree harrenden Bedienten der Equipage zu fragen, wem sie gehöre und welche Dame so sehr Ernestinen gleichen könnte, würde ihm eine Thorheit erschienen sein, um so mehr, als mit diesem Bedienten Jemand sprach, den er kennen mußte: ein gewöhnlicher Mann in einem weißen Hute, den er schon öfters in den Kreisen der Vorstadt getroffen hatte und der ihm sogleich eingefallen war, als er vorhin von Scharfeneck hatte hören müssen, sein Freund Dankmar Wildungen hätte bei jener Partie Physiognomieen erblickt, die der Criminalpflege nicht unbekannt wären. Oswald besann sich, daß dieser immer mit weißem Hute gehende kleine gedrückte, etwa in den Dreißigen zählende Mann mit sonderbarer Vertraulichkeit von diesen geringen Menschen gewöhnlich Lude Wächter genannt wurde. Es war Oswald doch, als er diesen Mann sah und vielleicht nun doch Ernestinen wirklich in der Nähe vermuthen konnte, als schnürte ihm etwas den Athem zu. Er konnte

nicht reden, nicht fragen; er unterdrückte mit Ge
den Glauben, wirklich Erneſtinen geſehen zu ha
Darauf entfernte er ſich.

Kaum war er aber einige hundert Schritte w
gegangen, als er, ſich umwendend, dieſelbe Equi
erblickte, die raſſelnd auf dem Straßenpflaſter h
ihm berflog. Die Damen fehlten nicht. Die
ſaß ihm abgewandt und konnte nicht erkannt wer
die andere war in der That Erneſtine. Daß ſi
war, beſtätigte ihm nicht nur ihr Erröthen, ihr
ſchreckendes Zurücklehnen, ſondern ihr halber und
ausdrücklicher Gruß.

Oswald mußte an die Thüre eines Ha
treten, um ſich zu halten, um ſich zu ſammeln.
war ihm, was er da ſah, wie eine Traumerſchein
Erneſtine Waldmann in einem glänzenden Wa
mit koſtbaren Kleidern, wie er ſie nie an ihr erb
Jede Vermuthung, daß ſie plötzlich in die Di
einer vornehmen Herrſchaft hätte eingetreten ſein kön
wurde durch dieſen reichen Spitzenhut, durch
türkiſchen Shawl, den ſie breit auseinanderg
ſelber trug, widerlegt.

In Oswald tobte und raſte jetzt Alles
Aufklärung. Er eilte zurück an das große Magazi
wir dürfen es wohl nennen, es war das Gerſo

in Berlin —, ſuchte an den noch haltenden Carroſſen jenen Ludwig Wächter, den er jedoch nicht mehr fand, trat dann im Magazin ein, fragte nach den beiden Damen, die eben die Räume verlaſſen haben mußten. Seine Lippen bebten . . .

Da die weitläufigen Räume überfüllt waren, mußte erſt dieſer und jener Comptoirdiener gerufen, dieſe oder jene Verkäuferin befragt werden . . . Man kannte die Damen nicht. Beide hatten ſich Stoffe zeigen laſſen und vorläufig nur einige Kleinigkeiten gekauft. Oswald trat aus dem glänzenden Hauſe und verglich ſich einem Wanderer, den ein Irrlicht verlockte, oder mit dem Helden eines Märchens, mit dem ein Kobold im Walde Verſteckens ſpielt. Zuletzt mußte er ſich ſagen: Die Gaukelbilder ſind nur in dir, in deinem eigenen verſchloſſenen Auge! Welche Wirklichkeit lebte um dich her? Mit welchen Menſchen verkehrteſt du? Was haſt du Alles dort draußen in der Vorſtadt und unter dem Volke nicht geſehen? Wer iſt Erneſtine, die dir ein Mädchen der Armuth ſchien und die jetzt in einem glänzenden Wagen wie eine Fürſtin an dir vorüberrollte?

Es läßt ſich aber denken, daß er ſeinen Entſchluß, für immer mit der Vorſtadt zu brechen, doch noch um einen Tag aufſchob.

## Zweites Capitel.

### Der Emporblick.

Ernst Oswald hatte den Beruf der Rechtskunde und späteren Gerechtigkeitshandhabung zwar nicht aus besonderer Neigung gewählt, aber so weit war ihm doch der leitende Grundsatz der Juristen: ‚Jeder Mensch gilt so lange für schlimm, als nicht von ihm das Gegentheil bewiesen ist,' gegenwärtig, daß er sich auf dem Wege nach der Vorstadt in Vermuthungen über Ernestine Waldmann und ihre Begleiterin erging, die jetzt nicht frei von Mißtrauen gegen ihre Sittlichkeit waren.

Er fand Ernestinen nicht daheim. Auch der Vater war in Geschäften abwesend und die älteren Brüder arbeiteten in einer Fabrik, nicht, wie er anfangs geglaubt hatte, im Gartengeschäft.

Der alte Großvater war, was er schon lange bemerkt hatte, kindisch und unzurechnungsfähig, aber von den im Hause befindlichen kleinern und mittlern Geschwistern erfuhr er so viel, als ihm hinreichend schien, sich schmerzlich genug aufzuklären. Man erzählte ihm auf seine Fragen über den gestrigen Tag, daß es keineswegs eine Fürstin oder Gräfin gewesen wäre, mit der die Schwester in einem glänzenden Wagen sich befunden haben konnte, sondern jene schöne vielbesprochene Malvina Wilde, die sich seit geraumer Zeit nicht hätte sehen lassen, gestern aber in einem prachtvollen Wagen, in Sammet und Seide und mit einem Bedienten vorgefahren gekommen wäre und erzählt hätte, sie wäre durch eine unerwartete Erbschaft plötzlich steinreich geworden. Wie man noch gegafft und gestarrt hätte, wäre Ernestine von ihr ersucht worden, sie zu begleiten. Sie hätte es gethan und eben wäre die Schwester wieder bei der Freundin . . .

Oswald hatte genug gehört. Er verstand, was Malvina Wilde eine ‚Erbschaft' nennen konnte . . .

Das Herz zuckte ihm in innerster Brust. Er sah Ernestinen noch unschuldig, aber in grenzenloseſter Gefahr.

Sich nun zwischen diese Gefahr werfen, eigen-

mächtig in ihr Schicksal und ihren Lebensweg eingreifen, weiterfragen, weiterforschen, handeln — dazu hätte er Scharfeneck's so tiefgebilligte Mahnung zum Emporblick und den Gedanken an seine Würde vergessen müssen.

Sein Inneres war schmerzlich bewegt, zerrissen. Er schied zögernd, voll Wehmuth sogar, beschloß auch anfangs, wiederzukommen den Vater zu warnen, die Brüder zu warnen; doch wieder allein mit sich, verschob er diese Wiederkunft von Tag zu Tag — von Woche zu Woche. Er riß zuletzt mit Gewalt den Gedanken an Ernestinen aus seinem Herzen, sich zwingend, an den ganzen Kreis, in dem er damals gelebt hatte, nur noch mit entrüstetem Stolz und mit völligster Nichtachtung zurückzudenken.

Darüber verfloß der Winter.

Schon daß man nicht aus der Vorstadt das geringste Zeichen des Erstaunens über das plötzliche Abbrechen seiner Besuche gab, bestätigte ihm den Verdacht, daß auch Ernestine, verleitet durch Malvina Wilde, einem bekannten traurigen Loose der Armuth verfallen war.

Ihn in seinem Schmerze aufzurichten fand sich manche Zerstreuung und seine besondere Zuflucht wurde das Haus der Frau von Wolmany.

Dieſe Dame war allerdings nicht mehr ſo jung, als Scharfeneck geglaubt hatte. Sie war in dem Uebergangsalter von einer Jugend, die man nicht mehr, auch dem Scheine nach, behaupten kann, zu demjenigen Alter, dem man, wenn man ohne Kinder und ohne unerlaubte Gefallſucht iſt, allmälig die Unterlage eines höhern und darum dauernden Reizes für die Geſellſchaft zu geben bemüht iſt. Frau von Wolmany wollte gefallen, aber innerhalb edler Grenzen. Sie war reich genug, ihr Haus zum Mittelpuncte der intereſſanteſten Begegnungen zu machen. Künſtler, Gelehrte, Staatsmänner fanden nicht nur die entſprechendſte Aufnahme, ſondern wurden, wie dieß bei allen Geiſtesarbeitern, um ſie zu feſſeln, nothwendig iſt, ausdrücklich von ihr geſucht, mit Abſichtlichkeit von ihr herangezogen, ſogar verwöhnt und um etwaige Vergeßlichkeit oder Außerachtlaſſung ſonſt üblicher Rückſichten nicht im mindeſten mit Empfindlichkeit beſtraft. Sie hatte jeden Abend Geſellſchaft. Faſt immer war bei ihr eine Unternehmung im Werke, eine muſikaliſche oder litterariſche Vorbereitung, und ſollte aus letzterem Bereiche auch nur die Vorleſung eines neuen Dramas oder einiger gefälligen Gedichte zur Ueberraſchung kommen. Mit beſonderer Vorliebe pflegte ſie ihre Montage, an denen jeder ihrer

Hausgäste, die es damit wagen durften, der Reihe nach einen Vortrag hielt.

Oswald war in nicht geringer Verlegenheit, als er im November erfuhr, daß auch ihn die Reihe, etwas lesen zu müssen, etwa im Februar treffen würde.

In dieß gesellige, anregende, immer offene Haus ward auch Scharfeneck eingeführt. Die ruhige, klare, wohlwollende und auf Prüfung sich stützende Weise dieses jungen, mit gefälligen Formen ausgestatteten Mannes wußte sich einen ganz besonders sichern Erfolg zu erwerben; doch trat Oswald darum nicht in den Schatten.

Sein inneres und äußeres Wesen wuchs. Eine etwas lange niedergehaltene Kraft der Entwickelung sprang wie mit stählernen Springfedern empor und gegen die Frühjahrszeit hin hatte Scharfeneck nicht nöthig, einige male auf den Kreis, in dem Oswald im Sommer gelebt hatte, mit Ironie zurückzukommen. Er fragte nach einem, in einer großen Fabrik angestellten Buchhalter Wenk, nach einem jungen Commis Sigmund Hartmann, nach einer Wäscherin Peltzer, nach einem Händler mit gewöhnlichen Lebensmitteln Biez . . . Oswald, fast verletzt, wich aus und wollte nicht Rede stehen. Befremdender und zur Neugier reizend konnte es scheinen, als zuweilen

Malvina Wilde, auch Ludwig Wächter genannt wurde, aber Oswald ging auf nichts mehr ein. Erſt da trat mit unausweichlicher Macht die Vergangenheit wieder auf, als Oswald eines Tages Scharfeneck auf einem Verhörzimmer des peinlichen Amtes beſuchen wollte und dieſer zu ihm ſagte: „Ernſt, verlaß das Zimmer! Jeden Augenblick kann Jemand eintreten, den ſo wiederzuſehen Dich mit ſchmerzlichen Empfindungen erfüllen müßte!“ Wie Oswald noch zögerte, noch die Fürſorge des Freundes bei keiner Möglichkeitsvorſtellung unterbringen konnte, kam die Sorge ſchon zu ſpät. Die Thür öffnete ſich und ein junges, einfach gekleidetes Mädchen trat blaß und ſchüchtern herein.

Es war Erneſtine.

Sie zu grüßen, ſie anzureden vermochte Oswald in einer ihn ſogleich ſprachlosmachenden Beſtürzung nicht. Aber auch um ſich zu entfernen fehlte ihm die Kraft. Er trat von dem hohen Lehnſtuhle, auf dem Scharfeneck neben ſeinem Protocollführer ſaß, zwar zurück, brachte aber ſeinen Entſchluß, nicht Zeuge der hier bevorſtehenden Verhandlung zu werden, nicht weiter zur Ausführung als bis zum letzten Fenſter des Saales. Er wandte den Rücken und Scharfeneck hatte ſchon mit der im Gegenſatz zu dem Tage bei

was ſich mit dem Jahre 1815 rings um ihn her zu offenbaren anfing. Deutlich genug ſah er, daß ſich eine ihm widerfahrene kleine Ungerechtigkeit an große Tendenzen lehnte, die immer offener hervortraten. Mit den entarteten Söhnen der Revolution wollte man auch die großen Wahrheiten umſtürzen, die die Revolution gezeitigt und den Lauf um die Welt zu machen geheißen hatte. Die Couriere, welche zwiſchen Wien und jenen Städten, in welchen die berühmten Reactionscongreſſe gehalten wurden, hin und her flogen, riſſen Furchen in das blutgedüngte Vaterland, in die man den Samen veralteter Meinungen und Vorrechte wieder zu ſtreuen wagte. So Vieles, was uns die Reſtauration brachte, ging aus den edelſten Stimmungen des Zeitgeiſtes, aus einer ſchwärmeriſch erwachten Liebe zum Vaterlande, zur Mutterſprache, zum Chriſtenthume hervor; aber die Intrigue benutzte dieſe Gefühle, um in ihrer trüben nebelhaften Dämmerung die eignen Vorrechte ſicher zu ſtellen. Viele ſonſt beſonnene Männer hatten das Unglück erſt ſpäter das falſche Spiel zu durchſchauen und es unbewußt, nicht ſelten zum eignen Verderben, in gutem Glauben mitzumachen; andere überblickten ſchon früher den Gang, den die Ereigniſſe nehmen würden, befreiten ſich von jenen an ſich ſchönen Täuſchungen und Spiegelbildern eines neu erwachten Volksthums und bildeten ſich jene Theorie allmälig aus, welche unter dem Namen des Liberalismus bald eine Parole des Partheiweſens werden ſollte. Börne, keiner der ſchönen Ideen von Vaterland, von deutſcher Einheit und Würde, von Volkserziehung und ſittlich religiöſem Ernſte fremd, ahnte doch früh, wozu dieſe ſchönen Namen würden mißbraucht werden und reifte in der Schule ſich drängender, wirrer Ereigniſſe, die dem Siege von 1815

Gersons fast ärmlich Gekleideten ein Verhör begonnen, das wörtlich so lautete:

„Wie heißen Sie?"

„Wilhelmine Ernestine Waldmann."

„Wie alt sind Sie?"

„Neunzehn Jahre."

„Wo wohnen Sie?"

Oswald erstaunte nicht, eine andere Wohnung als die des Vaters zu hören.

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Nur mein Vater, ein Gärtner in der Vorstadt."

„Womit beschäftigen Sie Sich?"

Die Pause, die hier eintrat, griff Oswald so in's Herz, als streckte sich eine eisige Hand gegen ihn aus.

Ernestine sagte: „Ich nähe Wäsche für ein Nachweise-Bureau, das unter der Leitung des Frauenvereins steht."

„Wie viel Brüder besitzen Sie?"

„Fünf."

„Ist Ihnen bekannt, daß der Aelteste, Heinrich, schon zweimal in Untersuchung war?"

„Ja."

„Kannten Sie die Betheiligung des zweiten Bruders Wilhelm?"

„Nach der Unterſuchung gegen Heinrich.“

„Kennen Sie die Vergehen, deren ſie ſchuldig ſind?“

„Diebſtahl bei Nachbarn.“

„Seit wann ſind Ihnen dieſe Vergehen bekannt?“

„Seitdem ich das Haus meines Vaters verließ.“

„Ihr Vater iſt ſchwach und vernachläſſigt ſeine Pflichten?“

„Die Mutter fehlt. Meine zweite Schweſter läßt ſich an, ihr ähnlicher zu werden, als ich es leider bin.“

„Warum leider?“

„Weil ich meinen Brüdern gegenüber keine Gewalt habe.“

„Kennen Sie Malvina Wilde?“

„Ja!“

„Seit wann?“

„Sie iſt Schulfreundin von mir. Auch wohnten ihre verſtorbenen Eltern in unſerer Nähe.“

„Wie kannten Sie Malvina Wilde von Character?“

„Froh und gutmüthig, unwahr und eitel.“

„Sind Sie früher von der Verbindung unterrichtet geweſen, durch die Malvina Wilde im vorigen Herbſt drei Wochen lang eine auffallende Exiſtenz führte?“

Erneſtine erröthete und ſprach ein feſtes: „Nein!“

„Sie behauptet aber, ihre Einkäufe immer mit Ihnen gemacht zu haben?“

„Einmal nur! Ich ließ mich von einer ihrer faſt unwiderſtehlichen Unwahrheiten, in denen ſie Meiſter iſt, täuſchen. Das Vorfahren in einem Wagen mit einem Bedienten ſchien mir zu überraſchend, um eine Erfindung zu ſein. Ich war Thörin genug, ihr einige Tage zu glauben.“

„Haben Sie ſie ſeitdem wiedergeſehen?“

„Nur einmal.“

„Auf welche Veranlaſſung?“

„Sie kam mit Thränen zu mir, klagte, daß ſie Feinde hätte, die ihr das Leben verbitterten und all' ihr Glück zerſtört hätten. Man hätte ſie als Schwindlerin verklagt.“

„Was verlangte ſie von Ihnen?“

„Ich ſollte von den koſtbaren Dingen, die ſich jetzt hier auf dem Gerichte von ihr befinden, ausſagen, daß ſie dieſe ſämmtlich mit mir damals ſchon im Herbſte auf unſerer erſten und einzigen Ausfahrt ſich für ihr damals ſchon beſeſſenes Geld gekauft hätte.“

„Haben Sie Sich dieſe Dinge draußen angeſehen?“

„Ja.“

„Können Sie bezeugen, daß ſie ſämmtlich damals von Ihnen gemeinſchaftlich gekauft wurden?“

„Nur von einem Hute kann ich es und von einem Shawl; ſie waren beide für mich zum Geſchenk beſtimmt. Ich nahm ſie nur deßhalb in dem Laden an, um das Aufſehen zu vermeiden, wenn ich dieſe Sachen zu tragen ablehnte, ſtellte aber nach einer halben Stunde ſchon Beides zurück. Malvina hat dieſe Dinge, gutmüthig wie ſie iſt, mir noch immer aufbewahrt. Alles Uebrige an Ringen, Brochen, Kleidungsſtücken iſt mir unbekannt und kann erſt in neuerer Zeit von ihr angeſchafft worden ſein. Ich will dieß beſchwören.“

„Sie können abtreten, wenn Sie vorläufig das Protocoll noch einmal durchgeleſen und unterſchrieben haben.“

Gruestine ergriff die Blätter, ſtellte ſich ſo, daß ſie Oswald's nicht anſichtig wurde, las wahrſcheinlich ohne Bewußtſein, voll Vertrauen, unterſchrieb und entfernte ſich mit mühſamer Faſſung, aber in einer unverkennbaren Erhebung und würdevoll.

Oswald hatte die Hand an's Herz gelegt.

Es drohte ihm zu zerſpringen. Es ſtand bei ihm feſt, daß er zwar das auch von ihm verkannte arme, eingeſchüchterte und durch eine leichtſinnige

Freundin so beschämte Mädchen hier nicht anreden konnte, aber er hätte sich der entschiedensten Herzlosigkeit anklagen müssen, wenn er nicht beschloß, sie noch heute in der von ihr genannten Wohnung aufzusuchen. Es lag in Ernestinens Ton, in ihrer Haltung, in ihrer Art sich auszudrücken etwas so Elegisches, etwas so neu ihn Anziehendes, daß er ihrer, obgleich sie von der Frische, die die freie Luft des Gartens sonst ihren Wangen angehaucht, schon verloren hatte, jetzt wieder mit wahrer Schwärmerei gedenken mußte. Die sanfte Bläße, das öftere Erröthen gaben ihr in seinen Augen etwas Verklärtes.

Und Scharfeneck ahnte wohl die Folgen dieser zufälligen Begegnung. Er sprach sich auch, als beide Freunde nach einem geheimen Verhöre, das Scharfeneck noch mit Ludwig Wächter, dem Mann mit dem weißen Hute, anstellte, und sie später wieder zusammentrafen, darüber mit ängstlicher Besorgniß aus.

„Es thut mir leid, Oswald," sagte er, „daß Du Zeuge einer solchen Scene werden mußtest. Dem verkannten, armen, allerdings interessanten Mädchen war diese Vernehmung vor Gericht nicht zu ersparen. Daß sie so grausam dadurch geschärft sein mußte, Dir zu begegnen, thut mir herzlich leid. Uebrigens

muß ich Dir ſagen, es iſt kaum glaublich, was ſich damals Alles im Stillen um Dich her bewegt hat, und ſich vor Dir verbarg und von Deinem gutmüthig Alles verſchönernden Auge nicht beobachtet wurde! Schon ſeit ſechs Wochen hab' ich die Verwickelungen ganz einfacher, ihren Keimen nach in einer ländlichen Idylle entſprungenen Thatſachen und Begegnungen zu löſen. Ich will heute Abend verſuchen, davon ein Bild in der Vorleſung zu geben, die ich bei Frau von Wolmany halten muß. Ich möchte Dir das Verſprechen abnehmen, Oswald, daß Du Erneſtinen nicht früher wieder aufſuchſt, bis auch Du meinen Vortrag gehört haſt."

Oswald hatte Bedenken, fürchtete etwas für Erneſtinen Verletzendes, vielleicht gar etwas ihn ſelbſt Betreffendes zu hören . . .

Aber Scharfeneck ſagte: „Du trugſt neulich eine Art Dorfgeſchichte aus unſerer Heimath vor. Ich will einmal eine Stadtgeſchichte vortragen, bei der Du weder mit verbundenen Augen, noch ſonſt in Deinem und leider ſo allgemein verbreiteten harmloſen Glauben an das ‚edle, ſittliche, gute' Volk perſönlich ſollſt gekränkt werden. Verſprich mir jedoch —"

Oswald brach des Freundes Bedenken ab. . .

Der Abend kam heran.

Eine große Gesellschaft hatte sich versammelt. Die Kerzen brannten. Frau von Wolmany hatte den Tisch des Vorlesers mitten unter Blumen und hängende Rankengewächse gerückt. Scharfeneck trat vor, blickte etwas sarcastisch, suchte nach Oswald, der sich in einem Winkel verborgen hielt, und begann erst mit einer Bitte um Nachsicht für eine städtische Dorfgeschichte, wie er sie nannte.

„Glücklicherweise," sagte er, „haben wir es in unserm Geschmack dahin gebracht, uns für die kleinen Abenteuer von Bauern, Milchmägden, Viehhirten, Recruten ebenso zu interessiren, wie man sich sonst für Undine und Kühleborn, Schlemihl und seinen Schatten, Goethe's Eugenien und Theresen, Natalien und Ottilien interessirte. Ich bitte, mein kleines Lebensbild zu nennen: ‚Die Weihe der Arbeit,' oder wenn Sie einen humoristischen Titel lieber wollen: ‚Die Kartoffelsetzer.'"

Man ermunterte den allbeliebten jovialen Gesellschafter zu beginnen.

Oswald horchte zu erfahren, mit welchen Menschen er unwissentlich umgegangen wäre. Er war auf eine Satire über das sogenannte ‚Volksleben' gefaßt und zwar auf eine mit den derbsten Strichen

## Drittes Capitel.

### Die Weihe der Arbeit.

Ich führe, las Scharfeneck, die Aufmerksamkeit der geehrten Hörer — die Hörerinnen stell' ich bei so unromantischen Gegenständen aus Artigkeit in zweite Linie — auf eine Gruppe von Menschen, die sich in der Nähe einer großen Stadt eine eigenthümliche Aufgabe gestellt haben.

Sie wandern, einige zehn oder zwölf Köpfe stark, aus Männern, Weibern, Kindern bestehend, von den Thoren des rauschenden staubigen Chaos, in dem sie leben, an einem Sonntage in aller Frühe hinaus auf's Feld und wollen, es ist im Monat Mai, acht Tage nach dem grünen Pfingstfeste, jenen Spruch des Dichters: ‚Es giebt im Menschenleben

Augenblicke, wo man eine Frage an das Schicksal frei hat,' auf ein Stück Ackerfeld anwenden, das in der Ausdehnung von hundert Quadratschuhen zwischen einem blühenden Weizengrunde und einem Mastenwald von Hopfenstangen sich mehrere Jahre als ergiebiger Boden für eines Bauern Rapssaat bewährt hat und dießmal in der Brache gründlich ruhen sollte. Ihre Hoffnung auf eine Ernte ist auf das tägliche Brot des Jahrhundertes, die Kartoffel, gerichtet. Mit der Kartoffel wagen sie einen Dilettantenversuch im Ackerbau, der in großen Städten nichts Seltenes ist. Man miethet einem Bauer, der Armen und Reichen täglich die Milch bringt, ein Stück Feld ab zu einer einmaligen Kartoffelernte. Man entlehnt von ihm, wenn er sie billig giebt, die Satzfrüchte. Im andern Falle bringt man auch selbst seinen Sack voll Aussaat mit und sieht dann zu, was Gott bescheren wird.

Es versteht sich von selbst, daß die Gruppe dieser ‚Kartoffelsetzer' nicht etwa aus unsern reichen Brauherren oder Bäckern oder Fleischern besteht. Es sind geringe Leute, die mit dem ersten Sonnenstrahl heute vom Bett sich erheben und die ihnen einzig übrige Zeit, den Sonntag, anwenden, um die von ihnen gemietheten hundert Quadratschuh umzugraben,

dann mit mehreren vom Bauer entliehenen Hacken Gruben und Grübchen zu machen und dieſe mit einer Ausſaat zu füllen, die der Bauer gleichfalls bereit halten wollte. Doch ſind es auch wieder nicht Bettler, die daher vom Thore wandern, an den Kirchhöfen und Schenken vorüber, das erſte größere Dorf bei Seite liegen laſſen und um ſieben Uhr endlich an dem Vorwerke Rugenwalde anlangen. Es ſind Leute aus den Mittelſchichten, Handwerker, Geſellen, auch ein Meiſter unter ihnen, deren Weiber, Hausfreunde und die mit Körben belaſteten Kinder. Die Männer gehen in Hemdärmeln. Ihre Röcke tragen ſie auf Ziegenhainern oder krummgebalſten Schlehdornſtäben. Im Sonnenſchein funkeln die reinen Hemden, die eine ſchwere Krink ertragen müſſen, denn die Führerin des ganzen Zuges und ihre leitende Seele iſt eine berühmte Wäſcherin.

Der Bauer und ſein Geſinde waren in die Kirche nach Buchenau hinüber. Doch hatten einige Kinder die Inſtruction erhalten, die ‚Stadtminſchen‘ (im Gegenſatz zu den ‚Buuerslüden‘) zum Feld hinauszuführen und ihnen einige kleine Säcke voll Kartoffelausſaat und eine Anzahl Spaten, Rechen, Handhauen zur Verfügung zu ſtellen. Nach einem herzhaften Frühſtück ging man um halb acht Uhr an

folgten, zu einer politischen Intelligenz, wie sie damals nur Wenige in Deutschland besaßen. In kleinen anonymen Artikeln, die er dem Frankfurter Journal überließ*), bildete er seine Darstellungsgabe und das Talent, unter schwierigen Verhältnissen die Wahrheit wenn nicht zu sagen, doch errathen zu lassen. Er widersetzte sich der zu großen Ausdehnung, welche man der Reaktion gestattete und trat als Anwalt mancher guten Neuerung auf, die wir behalten sollten, ungeachtet wir sie der Fremdherrschaft zu verdanken hätten.

Börne's Character war zu harmlos, als daß er durch seine Amtsentsetzung sich hätte einem Abgrunde gegenüber fühlen sollen, einer dunkeln Zukunft, die er durch irgend einen Entschluß sich erleuchtet hätte. Es wäre allerdings leichtsinnig gewesen, hätte er sich vom Zufall nur so fortströmen lassen, er mochte wohl auf Pläne und Entschließungen mancherlei Art sinnen; aber mit einer gewissen Elasticität das Ruder seines Schicksals zu ergreifen, dazu fehlte ihm das sanguinische Temperament. Dennoch setzen wir eine Eingabe her, die er in seiner damaligen Lage an die israelitische Verwaltungsbehörde richtete:

Hochlöbliche Verwaltungsbehörde!

Dem Vernehmen nach sucht eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde der israelitischen Gemeinde die Stelle eines Actuars in ihrer Mitte, deren Erledigung bevorsteht, von neuem zu besetzen. Mehrere ihrer verehrten Mitglieder, bei denen ich meinen Wunsch, jenes Amt zu erhalten, mündlich äußerte, haben mir die gütige Zusicherung gegeben, bei dem sich er-

*) Doch wurden nicht alle gedruckt. Ihre Länge gestattete in dem damals sehr kleinen Blatte die Aufnahme nicht.

die Arbeit, die sich keineswegs gering anließ, denn der Bauer gab seinen Acker gerade nur so, wie er im vorigen Jahre seinen letzten Raps von ihm geerntet, ihn dann umgepflügt und so zu einer längern Pause bestimmt hatte. Der Gatte der Wäscherin, Steinsetzer, brummte über den Mangel an Vorbereitung nicht wenig; aber seine Frau, seine Schwester, sein Schwager, ein Schneider von einer besondern Muthigkeit, dessen Altgesell, ein dürres, flügges Junggesellelein, drei erwachsene Töchter des Schneiders, ein besonders anmuthiges, sehr gefälliges Mädchen, das man Malvina nannte, Alles ermunterte sich wechselseitig, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern mit dem Werke um so mehr zu beginnen, als von Stunde zu Stunde neue helfende Hände von der Stadt nachkommen würden.

Die Männer ließen Getränke wandern. Die Kinder sangen. Die Frauen lachten. Es ging flink und lustig und die anfeuernde Kriegsmusik kam besonders von zwei Menschen, die, obgleich mit verschiedenen Mitteln, doch zugleich die Hände und den Geist in Bewegung setzten.

Die eine muthige Trompete blies Malvina, die andere ein junger Mann mit feinern Gesichtszügen, zierlichem Bart um Lippe und Kinn, sauber gefältelter

Wäsche, ein junger Mann, den man Hartmann nannte, die Kinder wohl auch Siegmund.

Malvina trillerte und wirbelte wie eine Lerche, jubelte und zwitscherte. Sie wußte die Arbeiter anzufeuern mit den schönsten Opernreminiscenzen; denn sie hatte sehr oft Billets und sogar an einem Abend für sämmtliche Theater zwei. Sah man das volle, blühende junge Mädchen mit dem Spaten, den auch sie führen wollte, und verglich dabei ihre städtische Tracht, den zierlichen durchbrochenen Strohhut mit fliegenden langen Seidenbändern, eine schwarze Echarpe von Seide und ein Sommerkleid, unten mit dreifachen Volants, so hätte man wirklich glauben dürfen, hier würde eine Theaterscene gespielt. Es war Margarethe aus den Hagestolzen und gerade so wie aus der Maskerade gekommen. Die zarten Hände, die nur das feinste Bügeln bei Frau Pelzern, ihrer ‚Tante,' besorgten und die im Kräuseln und Plätten der schwierigsten Chemisettenfalten ihres Gleichen suchten, fanden sich zwar mit dem Spaten nicht zurecht, das zierliche Füßchen mit den leichten Sommerkamaschen von Nanking und den Perlmutterknöpfchen daran konnte dem eisernen Scheit keinen Nachdruck geben, aber ihre Mitwirkung war und sollte nur sein eine moralische. Sie belebte die ganze Unternehmung.

Sie lachte, ſie ſcherzte, ſie ſang, ſie ſpottete, und in dem Altgeſellen Leimgang, der ſichtlich, trotz ſeiner Jahre, und vielleicht gerade wegen ihrer in ſie verliebt war, in dem hätte ſie heute geradezu einen Wettkampf mit allen Arbeiten des Hercules hervorbringen können. Tante Peltzer warf ihr zuweilen gewiſſe Blicke zu, die von einem Nachſinnen Kunde gaben, das viel ausdrücken konnte. Der Hauptſinn dieſer oft ſchmunzelnden, ja zuweilen unheimlichen Blicke war jedenfalls der: ‚Schon' Dich nur, Malvina, ſonſt liegſt Du da und haſt die Beſcherung!"

Die andere Belebung und Anfeuerung, die von Herrn Siegmund Hartmann, einem jungen Handlungscommis, ausging, war gleichfalls eigenthümlich.

Der ergriff auch den Spaten, merkte jedoch bald, daß ſeine Cigarren mit ſolcher Arbeit in Colliſion kamen. Er hatte ſich dieſer Partie nicht etwa als Intereſſent an der Ernte, ſondern nur deßhalb angeſchloſſen, weil er in Malvina eine Liebe zu ihm vorausſetzte. Er ließ bei Frau Peltzer waſchen und zog ſich die Achtung dieſer umſichtigen Frau beſonders durch ſeine Genauigkeit, deutſch: Accurateſſe, zu; denn Siegmund Hartmann war einer derjenigen ihrer Kunden, die am ſchwierigſten zu behandeln waren, obgleich ſie für einen Geheimrath und ſogar

einen jungen Grafen wusch, dessen Vertrauen sie selbst in der Auswahl seiner Completirungen genoß. Sie war es, die dem jungen Grafen Luchsfuchsl die Leinwand ankaufte, sie ließ für ihn nähen und hielt ihm auf eine Art das Haus zusammen, die ohne Zweifel den Neid seines ersten Bedienten, Herrn Morbiller, erregt hätte, wenn nicht Beide in allen diesen Geschäften, wie noch in einigen andern, vorgezogen hätten, Hand in Hand zu geben. Siegmund Hartmann war indessen noch ‚eigner' als Graf Luchsfuchsl, der doch seinerseits für einen jugendlichen und nur seinen Erfolgen lebenden Don Juan galt, ‚eigner' und accurater sogar als sein Kammerdiener Morbiller, der im Punct seiner Vorhemden mit seiner sonst besten Freundin, Frau Peltzer, nicht immer harmonirte.

Und Malvina schien wirklich Siegmund Hartmann zu lieben, obgleich dieser auf den ersten einfachsten Kennerblick ein Tyrann war, ein junger Mann voll Eitelkeit und dem gefährlichsten Selbstgefühl.

Sie bewies ihre Liebe durch Neckereien. Da es Herrn Hartmann unmöglich war, beim Graben, Setzen, Schaufeln seine Cigarren zu rauchen, deren er sich ein Dutzend für den Sonntag in einem Strohetui mitgenommen, so gab er sich das Ansehen, als

ſtünde er über dem ganzen Vorhaben dieſer Geſellſchaft, und ließ ſie es merken, daß ſie es ſich zur Ehre anrechnen ſollte, wenn er ſie unterſtützte. Und ſie rechnete es ſich wirklich zur Ehre. Sie ertrug, daß Hartmann unausgeſetzt die Hoffnungen verſpottete, die man auf die Octoberernte ſetzte. Allgemein war die Bewunderung vor ſeinen: Auch nicht übel! A la bonne heure! Merkſt Du was? Zwei Schritt vom Leibe! und ähnlichen ſogenannten ‚Witzen.‘ Hartmann war in Frankreich geweſen, und ohne ſeine eigene Mutterſprache richtig zu ſprechen, warf er mit franzöſiſchen Brocken um ſich, die ſich in eine an's Aeffiſche ſtreifende Nachahmung verloren. Wenn er dann und wann ſeinen Spaten ergriff und Miene machte, einen Haufen Erde abzuſtoßen oder zuzudecken, ſo rief er wie ein franzöſiſcher Aufläder: Hé! Holá! Houp! womit er eine unbeſchreibliche Wirkung bei Jung und Alt hervorbrachte. Mochten dieſe aber noch ſo ſehr über ihn lachen, noch ſo ſehr ſein Hé! Holá! Houp! bewundern, wie wir einen Einfall von Swift oder Voltaire bewundern, das hinderte ihn nicht, in dem Falle, wenn ihm von ihren Spaten auch nur Ein Sandkörnlein an ſeine weißen Piquébeinkleider ſprang, in hellen Zorn auszubrechen und Worte zu rufen von eiſigſter Gemüthskälte.

Diese Gemüthskälte wurde von Allen als Sinn für Sauberkeit und Ordnung aufgenommen, und in der That, auch Malvina schwärmte für ihn

Soll ich noch einige dieser edeln und echten Volkscharactere genauer schildern?

Genug! Es kam endlich der Bauer Thomas mit seiner ganzen Familie aus der Kirche zurück. Er mußte nicht wenig erstaunt sein, die Arbeit auf seinem Felde in so munterem Fortgange zu erblicken. Der Bauer lachte, nicht ohne einen kleinen Anflug von Neid, wie er dem Landmann eigen ist. Zu einem Lächeln, zu einem Kopfschütteln sogar und zu einem Kratzen hinter'm Ohr war zuletzt Raum genug gegeben. Wie dem schulgerechten Reiter der lateinische lächerlich erscheint, so lateinisch und laienhaft mußte dem Bauer Thomas, seinem Weibe und seinen Knechten diese Ackerwirthschaft der ‚Stadtmenschen' erscheinen. Er stopfte sich die Pfeife, setzte sich unter einen großen Weißliederbaum, der seinen Räder-, Deichsel- und Pflugvorrath beschattete, und sah der in der Erde wühlenden, übermüdeten, halbtrunkenen Gesellschaft lachend von Ferne zu.

Zur höchsten Freude der Frau Peltzer und zur Erlösung von langer Spannung hatte diese sich inzwischen durch zwei neue Gäste vermehrt, den

Kammerdiener des Grafen Luchsfuchs, Herrn Jean Morbiller, und einen blassen, aber wohlgekleideten Mann in einem weißen Hute, Namens Lude Wächter . . .

„Lude Wächter?“ rief eine Dame von Scharfeneck's Zuhörerinnen. —

Er hielt inne.

„Ist das,“ sagte die Dame schüchtern, „jener Ludwig Wächter von der schlesischen Grenze, den einst mein seliger Schwager, der Landrath von Werthern, als ein Muster der seltensten sittlichen Anlagen, die nur im Volke schlummern können, aus einem Dorfe herausnahm und nicht eher ruhte, bis dieß Kind auf Staatskosten erzogen wurde?“

Scharfeneck erschrak fast, daß er so unvorsichtig gewesen und Wächter's wahren Namen ausgesprochen hatte.

Indessen bejahte er die Frage und fuhr fort: Wenn man den Kammerdiener des Grafen Luchsfuchs mit einigen kurzen Strichen äußerlich kenntlich machen wollte, brauchte man nichts, als ihn einen Mann zu nennen, der zu seinem Leibrock eine Elle Tuch mehr als andere Mitmenschen brauchte, ein bebäbiges Doppelkinn hatte, das sich tief in seine leichtgeknotete weiße Halsbinde einwühlte, einen rothen Backenbart, Ringe an den Fingern und Ringe in

den Ohren. Frau Peltzer rief ihm ein lautes Ach! der Freude entgegen, Malvina faſt ein Ach! des Schreckens . . Ludwig Wächter bezog dieſen Schrecken auf ſich . . . Dieſer gebückte, ſchmächtig gebaute, verdrießliche Mann mit blaſſer Miene, ſtechenden grauen Augen, faſt bartloſer Lippe war ein halber Gelehrter. Er gab Unterricht in Elementarkenntniſſen. Seine Herkunft war unbekannt, Alle aber wußten, daß er ein geregeltes Leben führte, hohe Gönner hatte und ſich durch Stundengeben in den untern Sphären allmälig eine Summe Geldes erſpart hatte. Berechnete man freilich, wie gering der Ertrag aus ſolchen einzelnen Groſchen ſein konnte, ſo begriff man wiederum nicht, welche Kunſt der Oeconomie Herrn Wächter zu Gebote ſtand. Man behauptete, daß er zugleich die Funktionen jener öffentlichen Schreiber verrichtete, die in Rom, Venedig, Paris in ihren Buden auf offenem Markte den jungen Burſchen und Mädchen, die nicht ſchreiben können, ihre Herzensangelegenheiten in briefliche Formen bringen. Für dieſe Thätigkeit, die ſich auch auf ſchriftliche Eingaben bei Gerichten, ja ſogar auf ſchwungvolle Gelegenheitsgedichte erſtreckte, hatte der, wie man ſagte, ‚verdorbene‘ Lehrer Lude Wächter — der Urſprung dieſes vertraulichen Vornamens war

unbekannt — einen weitverbreiteten Ruf Er mußte in eine Menge von Geheimniſſen eingeweiht ſein, mußte die Lebensbeziehungen von Menſchen kennen, die ſich ſelbſt Niemanden verriethen, am wenigſten in der Eigenſchaft, nicht leſen und nicht ſchreiben zu können. Er ſchrieb dem Schneider alle halbe Jahre ſeine Rechnungen, einem Krämer führte er ſein Jahresbuch, er war in allen Familien heimiſch, bei keiner eigentlich beliebt, bei Niemanden eigentlich gern geſehen und doch überall zugegen Lude Wächter ſchien auch von Malvina zu wiſſen, daß ſie nicht gut ſchreiben konnte, wenigſtens da nicht ſo, wo man nicht gern verräth, daß einer ſo reizenden Außenſeite ſo wenig innere Bildung entſpricht Malvina erſchrak vor Lude Wächter wie ein freigelaſſener Verbrecher vor ſeinem ihm zufällig begegnenden frühern Inquirenten. Die hübſche Närrin wird nicht viel mehr von Lude Wächter ſich haben ſchreiben und aufſetzen laſſen als allerhand ablehnende Huldigungen, aber ſie war eitel und verrieth nicht gern, daß ſie nur unorthographiſch und eigentlich ſo gut wie gar nicht ſchreiben konnte, am wenigſten aber verrieth ſie dieß gern in Gegenwart des Herrn Morbiller, des Kammerdieners beim jungen liebenswürdigen und ſchwarzgelockten Grafen Luchſifuchſi.

Herr Morbiller und Lude Wächter halfen noch, jener, trotz seines Siegelringes am Finger, dieser trotz seiner geringen physischen Kräfte, an der Kartoffelsaat. Es war noch immer ein großes Stück Arbeit zurückzulegen. Man fand es zu gnädig, daß auch Herr Morbiller hier helfen wollte. Doch zog dieser wirklich den Frack aus, legte sich ein seidenes ostindisches Tuch unter sein mächtiges Knie und fing an mit aufgekrämpten Armen zu wühlen, zu setzen, zu häufeln.

Wer die geheimen Gedanken errathen hätte, die da mit in die Erde vergraben wurden! O du heiliger Boden der Natur! Welche Hände berühren dich! Welche Blicke wurzeln sich in die unbefleckte Reinheit deiner Schollen ein! Der Eine durchwühlt dich stier und schon halbtrunken, der Andere voll innerer Verwünschung um all' die Plage, der Dritte mit dem Geize eines Harpagon, der Vierte mit den Folterqualen der Eifersucht, ein junges leichtsinniges Mädchen mit Ringen am Finger, die über ihren Stand hinausfunkelten! Nur die Kinderhände arbeiteten mit freudiger Hingebung an die Sache selbst; den Kindern schwebte einzig und allein von ihrer Mühe das erreichte Bild einer geernteten Saat vor. Sie wußten von der Schule her, wie reich sich der

eignenden Falle, sowohl selbst auf mich Rücksicht zu nehmen, als auch zu meiner weitern Empfehlung so viel als möglich beizutragen. Auf diese Versicherung und noch auf andere Gründe gestützt, die, wie ich mir schmeichle, geeignet sind, mir das Vertrauen und die Gunst einer hochlöblichen Behörde zu verschaffen, wage ich es daher, mein Gesuch um das erledigt werdende Amt hiermit schriftlich gehorsamst vorzubringen.

Ich darf hoffen, daß meine Befähigung zu jener Stelle nicht werde in Zweifel gezogen werden, da ich schon vier Jahre lang ein öffentliches Amt, nämlich das eines Actuars bei der hiesigen Ober-Polizei-Direction bekleidet habe. Wenn ich dasselbe im vorigen Jahre verlor, so geschah dieses, wie bekannt, aus keinem andern Grunde, als weil ich mich zur Israelitischen Religion bekenne. So schmerzlich mir auch der Verlust meines Dienstes und des damit in Verbindung stehenden Gehaltes war, so gereichte es mir doch zu einer großen Beruhigung, daß damals meine Vorgesetzten ihre Zufriedenheit, die sie mir früher stets wegen meiner Geschäftsführung bezeigt hatten, besonders bei diesem Anlasse lebhaft äußerten, und mir ihr Bedauern zu erkennen gaben, daß sie dem Drange der Umstände nachzugeben, auch rücksichtlich meiner sich genöthigt sähen.

Da nun bei Besetzung derjenigen Stelle, um welche ich ergebenst bitte, meine Religion kein Hinderniß ist, so hoffe ich, daß eine hochlöbliche Verwaltungsbehörde darum so geneigter sein werde, mir durch Ertheilung derselben einen Verlust zu ersetzen, der als ein von meinem Glauben gefordertes Opfer angesehen werden muß. Ich werde durch ununterbrochenen Eifer mich einer solchen Gunst werth zu machen und einen Beifall von neuem zu verdienen suchen, den ich in mei-

Segen Gottes in dieser Frucht bewährt, wie sie von fernem Meere kam, eine Wohlthat der neuen Welt wurde, und wohl erinnerten sie sich, im letzten Herbst gesehen zu haben, wie ein solcher grüner Strauch, den man anfangs für die Frucht selbst hielt und vor hundert Jahren kochen wollte, allmälig abwelkend herausgehoben wird, und was für ein Gewimmel und Gedränge das war! Da hingen an den Wurzeln große und kleine Knollen, Früchte von der Größe eines Weihnachtsapfels bis zu den kleinsten, die einer Erbse glichen! Und wie viel bunte und wunderliche Figuren durcheinander! Früchte, die wie Eier, andere, die wie Kegel aussahen, manche zu zwei, Zwillinge, ein Altes und ein Junges wie zusammengewachsen, das Bild einer Familie, eines ganzen Stammbaumes der Fortpflanzung, eine Caritas der Natur.

Gegen sechs Uhr war denn endlich das mühselige Werk vollendet. Die Sonne stand noch golden. Aber manche der müden Arbeiter waren schon unbeschreiblich ungeduldig geworden. Hartmann entwickelte Characterzüge, die der Hinneigung, die Malvina in der That mit aller Reinheit der Gesinnung für seine ‚Absonderlichkeit' und seine ‚Eigenheit' fühlte, jeden Halt nahm. Sie liebte ihn. Lude Wächter wußte es. Sie hatte bisher noch allen Lockungen

und Huldigungen der Welt widerſtanden; doch war ſie wie eine zu ſehr erblühte Roſe, die den Gärtner bittet, ſie noch in einen ſchönen Kranz zu winden, ehe ſie auseinanderfallen würde.

Die Sonntagsſpaziergänger kamen ſchon von Buchenau herüber und ſtanden an dem Acker ſtill, wo Stadtleute wie Bauern arbeiteten. Sie lachten. Die Scham reihte ſich jetzt an Aerger. Der Schneider, der Ehrgeiz und bedeutende Kunden beſaß, blickte kaum auf. Der Steinſetzer begann mit den Gaffenden einen Zank. Morbiller ſeufzte und ſprach vom Walde und vom Kaffee, den man ſelbſt hatte kochen wollen, ſprach von Brombeerhecken und den grünen Raſenplätzen. Endlich war man zu Ende. Hartmann gab dem ganzen Werk, wie er ſagte, den ‚Segen‘, indem er mit ſeinem rechten ‚Vernisſtiefel‘ einen Bogen rund über das Feld zirkelte und ſich dabei auf dem linken Abſatz umdrehte. Man belachte auch dieſe Wendung des glücklichſten aller erzwungenen Komiker, reinigte ſich am Brunnen des Bauern und ging dem Walde zu, wo man die im Auge gehabte grüne Stelle, um ſie nicht andern Spaziergängern abzutreten, von einigen Kindern hatte bewachen laſſen. Der levantiſche, dünne, aber doch heiße Trank, den man ſich auf zuſammengerafftem Reißig ſelber braute, belebte

einigermaßen die erloſchenen Lebensgeiſter. Hartmann ergriff ſchon ſeine neunte Cigarre. Malvina ſchwieg. Sie war am meiſten erſchöpft, ſie ſtreckte ſich auf einem Umſchlagetuche, das ſie über dem Raſen ausgebreitet hatte und ſah gedankenlos oder gedankenvoll, wer konnte es errathen, in den ſtaubigen Kieferwald, der ſich, da plötzlich Regenwolken heraufzogen, zu verdunkeln anfing.

Morbiller hatte ihr ſchon einige mal zugeraunt, ſie möchte ihm für einige Worte Gehör geben; er hätte ihr eine Mittheilung zu machen.

Endlich brach man auf. Bei der Wanderung durch den Tannenwald drängten ſich drei Menſchen um Malvina. Sie hatte den Hut in der Hand und ſchlenkerte ihn an den ſeidenen Bändern hin und her. Ein ihr zuweilen in dem langen Kleiderbeſatz feſt ſich neſtelnder Tannenzapfen gab Gelegenheit, daß ſich bald Morbiller, bald Hartmann, bald der durch alle außerordentlichen Eindrücke dieſes Tages in Ekſtaſe gerathene Altgeſell Leimgang ihr dienſtbar beweiſen wollten. Eine ſolche kleine Coquette der Bürgerwelt — wahrlich ſie genießt mehr Huldigungen als alle gebildeten ‚Töchter edler Herkunft,‘ welche die Sprache der Liebe nur aus ihrem goldgeſchnittenen ‚Geibel‘ oder der minniglichen ‚Amaranth‘ kennen.

Ihr Armen, all' euer Französisch, euer Englisch, eure Musik, euer romantisches Schwärmen trägt euch nicht halb so viel Befriedigung der innern Sehnsucht ein, wie eine solche kleine Königin der Dachstuben- oder Kellerwelt an einem einzigen Sonntage erntet! Malvina tändelte mit der Beflissenheit der drei Männer (im feurigen Ofen der Eifersucht), wie ein Escamoteur mit seinen Bällen spielt.

Endlich aber gelang es doch dem Kammerdiener, sie an einem Busch festzuhalten, während Hartmann eilte, aus Furcht, das Gewitter könnte seine „Vernichstiefeln" überfallen.

„Fräulein!" — sagte Morbiller und hielt Malvina so fest, daß sie hinter dem Busche stehen bleiben mußte.

„Was wollen Sie?" fuhr sie auf und wollte sich losreißen.

„Lesen Sie!" flüsterte Morbiller: „Ein Brief vom Grafen."

Er drückte ein zierliches Billet in die von einem schwarzen Floretthandschuh bedeckte Hand Malvinens.

Diese aber stieß das Billet hocherröthend zurück und sagte: „Hier, daß ich's nicht vergesse! Ich brachte den Ring heute der Tante zurück Sie wollte ihn nicht nehmen. Jetzt nehmen Sie ihn!"

Aber Morbiller war schon weitergegangen. Der zierliche kleine Brief mit gräflichem Wappen lag schon zwischen dem Buschwerk mitten unter den Dornen und den Brennnesseln. Des Mädchens Hand zuckte nach dem Papiere. Welche Ueberredung liegt nicht in drei Zeilen, die zugesiegelt und an uns adressirt sind, und noch dazu von solcher Hand! Sie erbrach mit klopfendem Herzen und wollte —

Ja! Malvina! Du wolltest? Was wolltest Du? Bei Lude Wächter Stunden im Lesen und Schreiben nehmen, aber wo fandest Du Zeit, Geduld, wahren Lebensernst dafür! Malvina mußte dem Vertrauten winken, mußte sich's von Lude Wächter vorlesen lassen und hörte dann durch das geistige Organ aller dieser Menschen folgende Worte:

‚Malvina! Angebetete! Ich schwöre Dir, nie Dich zu verlassen, Dein zu sein auf ewig! Laß mich hoffen! Ein Wort der Liebe von Deiner Hand; keine spröde Ablehnung wie bisher! Sei mein, und Dein Leben soll gekrönt werden, wie es Deiner Schönheit, Deiner Liebenswürdigkeit gebührt! Rechne auf mich in jeder Lage Deines Lebens! Ich will Dir Alles sein, wenn Du mir es bist! Dein Edgar!'

Lude Wächter gab den Brief ruhig an Malvinen zurück und ging. Zitternd hielt das sichtlich

gefolterte Mädchen das sauber duftende Papier in Händen. Ohnehin aufgeregt durch die Abwechselungen dieses Tages verdunkelten sich ihr die Augen. Sie sah nichts von Dem, was um sie her war. Sie sah nur den jungen, vornehmen, reichen, schönen Edgar, der diese Zeilen schrieb, ihr so schreiben konnte! Sie sah ihn, wie schon einmal — als sie in Angelegenheiten der Tante bei Morbiller war und Edgar eintrat und sie umfangen wollte und sie ihn zurückstieß, und doch sah sie jetzt die bunten Teppiche, die Bilder, die Vorhänge wieder, die ihr damals einen Eindruck machten wie mit tausend Ueberredungen. Sie blickte auf. Morbiller's grinzendes Antlitz mit dem rothen Barte und den Ringen im Ohre stand vor ihr. Er sprach: „Nun? Nun?“ Aber sie rief: „Lassen Sie mich!“ stieß ihn zurück und entfloh.

Morbiller hatte den Brief rasch wieder an sich genommen. Mehr wollte er ja vorläufig nicht, dieser Mensch, dem nur ein Burnus, nur eine weiße Kapuze über dem Kopfe fehlte, um ihn zu einem achtbaren Geschäftsmann auf dem Sclavenmarkte von Aleppo zu machen.

Auf dem Buchenauer Tanzsaal kam man gerade zur rechten Zeit an; denn eben brach das Wetter los. Das war in dem Wirthshaus ein Gewühl,

ein Lärmen, ein Drängen, ein Drücken, ein Qualm von Tabak, ein Winseln von getretenen Hunden, ein Schreien der Kinder, dazwischen die lustigsten Polkas mit schmetternder Trompete.

Der Steinsetzer war schon so ‚wild', daß er sich mit den Ellenbogen Bahn brach und mit einem derben Faustschlag einen Tisch eroberte, der, wie der Augenschein zeigte, von Andern besetzt war, die eben tanzten. Er zerschlug bei dieser Gelegenheit einen Spiegel, der eine augenblickliche Confiscation des Umschlagetuches seiner Frau von Seiten der Wirthin zur Folge hatte. Voll Prahlerei löste er sich und das Tuch mit drei Thalern aus, eine Summe, über die dem um Gottes willen um Ruhe bittenden Schneider ein Gedanke kam, als wollte er sagen: „Siehst Du! Da liegen schon drei Scheffel Kartoffeln!"

Malvina tanzte. Bald mit Hartmann, bald mit Andern, die sie aufforderten, mit Manchem, der sie schon kannte.

Hartmann hatte auch im Tanze mehr die Eitelkeit, sich als Tänzer zu zeigen, als die Absicht, durch den Tanz dem Herzen eines Mädchens näher zu kommen, von dem er wußte, daß sie ihn liebte

Wächter saß unter jungen zechenden Handwerkern und Arbeitern, von denen einige Gärtner,

andere Fabrikarbeiter, andere Söhne wohlhabender Fischer aus der Vorstadt waren, junge wilde Männer, die Malvina alle kannte, die sie aber hier und sonst vermied. Die Fabrikarbeiter und Gärtner gehörten einer Familie Waldmann an, die Fischer waren ihre Kameraden, Alles gefährliches, unruhiges Volk, mit dem es zuletzt zum Handgemenge kam. Selbst Leimgang war vom Trunk, vom Tanz und dem Ehrgeiz der Liebe so gehoben, daß er Antheil nahm. Und wirklich — Blut floß. Die ‚Freude' war hin, das ‚Vergnügen' gestört und die Rückkehr zu Fuß, selbst wenn es nicht regnete, jetzt unmöglich. Der Regen strömte aber. Man mußte nach dem Vorwerk schicken und den Bauer um einen Leiterwagen nebst möglicher Bedachung durch ein Leintuch bitten. Nach einer Stunde, die unter Vorwürfen, Zank, Drohungen, Geschrei der Kinder hinging, kam endlich ein Knecht des Bauern mit einem bedeckten Wagen, wo sich auf ausgebreitetem Stroh die ganze Gesellschaft wie die zu Markt gefahrenen Kälber zurechtlegen mußte. Leimgang, von allen Seiten mit nassen Tüchern umwunden, mußte fast hinauf getragen werden. Hartmann hatte alle Gegenwart des Geistes, das Interesse an Malvinen und sogar an seinen Stiefeln verloren. Als man den total sinnlosen Steinsetzer

in's Stroh hineinſchob, riefen die Kinder halb weinend halb lachend: „Hé! Holà! Houp!“

Vom Thore an wurden die einzelnen Mitglieder der Geſellſchaft bald da, bald dort abgeladen.

Zuletzt blieb nur noch Morbiller, Malvina und Lude Wächter.

Der Knecht wollte nicht weiter. Es war ſpät; er drängte, umkehren zu dürfen. Malvina ſtieg am Palais des Grafen aus. Morbilier erſuchte ſie einzutreten, da er ihr einen Regenſchirm leihen wollte. Lude Wächter ging, um ſeinen weißen Hut zu ſchonen. Das große Portal öffnete ſich, der zweite Bediente leuchtete. Morbiller ſprach von einem Regenſchirm. Malvina trat nur auf die Schwelle der Portierſtube. Es war dunkel. Morbiller wollte ein Feuerzeug anzünden. Das Schwefelholz zündete nicht. Malvina trat etwas näher. Es öffnete ſich eine Thür . . .

Genug! Der Sonntag war zu Ende. Frühkartoffeln gab es unter der Hand ſchon im Juli, auf dem Markt freilich erſt im Auguſt. Um dieſe Zeit konnten die Kartoffeln im Vorwerk Rugenwalde erſt blühen. Der Bauer Thomas wunderte ſich, daß ſo wenig Nachfrage kam. Nur der arme Leimgang hinkte einige male aus der Stadt hinaus und ſah wehmüthig die weißen Blüthen an, die man auf der

verkümmerten mißrathenen Pflanzung zählen konnte. Der Bauer tröstete, es würde sich schon machen. Im Spätoctober hätte die Ernte mit Muße und Lust heimgebracht werden können, aber sie war nicht danach. Nicht der zehnte Theil der gesetzten Früchte war aufgegangen. Die Wurzeln von denen, die geblüht hatten, waren keine Symbole der allfruchtbaren Caritas der Natur. Die Theilung erzeugte einen Proceß, der Proceß Verwickelungen, die noch nicht geschlichtet sind. Und als der Schnee geschmolzen war und die ersten Lerchen stiegen, trieb der Bauer seine Pflugschar über den entweihten Acker und ließ das neugeschärfte Eisen tief in die Erde greifen. Sein Auge sah rechts und sah links und achtete des Bogens, wenn das Eisen sich zu wenden hatte. Er hielt den Strich mit nerviger Faust. Entdeckte er da und dort noch einen glänzenden Gegenstand, eine Haarnadel, eine zerknitterte Bandschleife, sah er die Reste weggeworfener Cigarren, es kümmerte ihn nicht in seinem ernsten Werke. In diesem Jahre sollte der Acker mit neuer Kraft tragen und gerade die Kartoffel, um deren Erzeugungsfähigkeit ihm sein Feld bedroht schien. Mit frohem Muthe pflügte er die Saat ein. Zwei Pflüge hintereinander. Einer, der die Furche für die Saat öffnete, der andere, der

nen früheren Amtsverhältniſſen erworben zu haben mir ſchmeicheln darf.

In Erwartung einer geneigten Willfahrung meiner gehorſamſten Bitte verharre ich verehrungsvoll

Frankfurt, den 28. November 1816.

Einer hochlöblichen Verwaltungsbehörde
ganz ergebenſter
Dr. Baruch.

Die Bedingungen, von denen ſeine Zukunft abhing, waren unter allen Umſtänden ſehr ſchwierig. Was blieb ihm als Juden offen? Sich taufen laſſen — der Entſchluß keimte; aber es gehört in einem gefühlvollen Herzen Zeit dazu, bis er reif wird. Rückſichten auf Eltern und Verwandte traten ebenfalls hindernd dazwiſchen. Zunächſt konnte noch einige Hoffnung ſein, daß das Benehmen der neuen Frankfurter Regierung gegen die Juden in Wien oder vom Bundestage könnte caſſirt werden; denn es widerſprach aller Billigkeit. Die Judengemeinde in Frankfurt hatte ſich durch die Summe von 440,000 Gulden das Bürgerrecht erkauft; Preußens und Oeſterreichs Staatskanzler, die Fürſten Hardenberg und Metternich, verſicherten ſie ihrer thätigſten Verwendung und richteten ſelbſt Zuſchriften an den Frankfurter Senat, um dieſen zu einer billigen Ausgleichung zu bewegen. Die Gemeinde ſchickte Börne's Vater, J. Gumprecht und G. G. Uffenheim zum Wiener Congreß, die Acte des Congreſſes wahrt im Artikel 16 die Rechte der Juden in Frankfurt; dennoch wurden auf den Grund des Ausdrucks: Les institutions seront basées sur le principe d'une parfaite egalité der Zukunft die nähern Beſtimmungen anheim gegeben, einer Zukunft, die

ſie deckte. Raum zwiſchen den Reihen, nicht die Früchte zu eng aneinander, das Schäufler und Häufler im Sommer wirken und ſchaffen können. Und im Frühherbſt trug der Acker hundertfältige Frucht. Das Auge der Liebe hatte die knospenden Augen unter der Erde bewacht, ſie vor Mißwachs, wucherndem Unkraut und ungebetenen Eindringlingen gehütet. Als die geernteten Scheffel Sack an Sack beiſammen ſtanden, dachte der Bauer freilich nur an den möglichſt guten Verkauf auf dem Markte, aber wenn er dem Pfarrer den ganzen Vorfall, wie ich ihn ſchilderte, erzählt hätte, ſo würde dieſer ihm vielleicht geſagt haben: Die Natur iſt nur bis zu einem gewiſſen Grade Sclavin. Sie dient willenlos, dient aber nur Dem, der ſie liebt und pflegt. Die Natur hört auf eine todte Kraft zu ſein, wenn man Das, was ſie ſo gern bringt, für eine Nothwendigkeit hält, die ſich von ſelbſt verſteht. Sie kann uns durch wunderbare Einfälle, die wir nicht erwarteten, überraſchen. Sie kann Erzeugniſſe hervorbringen, die kaum möglich ſcheinen, Baſtardwerke des Zufalls. Aber in Dem, was der Menſch ihr zumuthet und was er von ihr vorausſetzt, erfordert ſie einen heiligen Cultus, wie jedes ernſte Werk, das gedeihen und gelingen ſoll. Auch die Arbeit hat ihre Weihe.

Die Gesellschaft urtheilte.

Alle Bedenken, die sich anfangs geäußert, in Blicken, leisem Murmeln auch ausgesprochen hatten, verschwanden vor einer Moral, die die geschilderte Scene demnach als eine Art Allegorie und anwendbar auf manchen Unterschied zwischen Berufenem und Unberufenem erscheinen ließ. Man unterdrückte die nähere Forschung nicht, warum der Vorleser einer Person, jenem Ludwig Wächter, nicht die Bedeutsamkeit gegeben hätte, die durch die Aeußerung der Dame deren Schwager ihn so gerühmt, verheißen schien. Scharfeneck wich nähern Erörterungen über alle diese Persönlichkeiten aus und sagte:

„Ich bin kein Dichter, kein Philosoph, seien Sie mit der Plauderei zufrieden, die ich gegeben habe, um einmal das Volk so zu schildern, wie man es gewöhnlich **nicht** schildert!“

Oswald aber war verletzt und innerlichst verwundet.

„*Nein! Nein!*“ rief es in ihm. „Nicht das ganze Volk ist so tiefbeschädigt wie diese städtischen Erdäpfelpflanzer! Es giebt auf diesem niedern Boden noch duftende Blüthen! Du hast Deinen Zweck *verfehlt*, Freund! Ich *glaube* an das Volk und suche mir in der Schale den *edlern* Kern! . .“

Er riß ſich ſtill von der Geſellſchaft los, brachte eine ſchlafloſe Nacht zu und führte am Morgen den Plan aus, der bei ihm unwiderruflich feſtſtand, auf's neue anzuknüpfen mit einem für ihn und ein reines Auge rein und gerechtfertigt daſtehenden Mädchen aus dem Volke.

## Viertes Capitel.

### Unter dem Dache.

Oswald hatte in der von Ernestinen im Protocoll bezeichneten Wohnung vier Stiegen hinter sich und hielt jetzt einen Draht ohne Griff in der Hand, der eine Klingel bedeuten sollte.

Eine alte Frau öffnete.

Die Nähterin, die für den Frauenverein arbeitete, hieß es, wäre nicht daheim, würde aber wohl jeden Augenblick kommen. Oswald fragte, ob er warten dürfte. Mit dem größten Vertrauen öffnete man ihm eine auf den engen Vorplatz hinausgehende Thür . . .

Er trat in Ernestinens kleines, aber freundliches Zimmer. Nur ein Fenster erhellte es; es ging auf's

Dach hinaus. Eine Schlafkammer nebenan war geschlossen. Unter den schrägen Seitenwänden der Mauer nach der Straßenseite zu standen eine Commode, ein geschlossener Waschtisch. Die Fensternische selbst war verstellt mit einem Tisch, auf dem unter mancherlei Nähapparaten ihm Schulhefte und Bücher auffielen. Auf dem Fensterbret stand ein Tintenfaß mit einem Kästchen, das wahrscheinlich Stahlfedern enthielt. Die Beinbauer'sche bunte Etiquette der Stahlfedern lag wenigstens auf dem Tische zerschnitten zu kleinen Sternen, auf denen Zwirn und Seide aufgewickelt war. Die Wirthin, die mehr aus Höflichkeit als aus Mißtrauen den wahrscheinlich seiner Weiß-Wäsche wegen so hoch gestiegenen Herrn aufhalten wollte, erzählte ihm von Ernestinens Fleiß und lachte über die Bücher und Schreibhefte. Oswald, wohl entnehmend, daß Ernestine die Absicht hatte, ihre wildwachsene Erziehung etwas zu berichtigen, blätterte darin. Es waren französische Elementarbücher, Rechenbücher, Lesebücher mit verschiedenen Schriftsorten. Der Lehrer, erfuhr er, war auch hier wieder Herr Wächter. Oswald gefiel sich in dem Gedanken, ob dieser Trieb der Selbstbildung wohl über Ernestinen gekommen wäre, seit sie sich so plötzlich seines Interesses für sie beraubt sah? Einige Augenblicke darauf nahm ihm Ernestine selbst

diesen Glauben und sagte ihm als nächste Ursache dieser Studien eine ganz andere Veranlassung.

Ernestine war nach einer Viertelstunde erschienen. Sie erröthete wohl, war aber von dem Besuche Oswald's nicht überrascht. Sie gestand ihm offen, daß eine innere Stimme ihr gesagt hätte, ein ihr und ihrer Familie früher so freundlich gewesener Mann würde nach der traurigen Begegnung vor den Schranken des Gerichtes sie nicht unbesucht gelassen haben, um ihr ein Wort des Trostes zuzusprechen. Oswald erstaunte, Ernestinen von dem Geschick ihres Verkehrs mit den Gerichten fast ganz allein erfüllt zu sehen. Er hätte viel lieber gehabt, in Ernestinens Seele nur das eine Gefühl, das des Schmerzes und des Verlassenseins durch seine Trennung, anzutreffen. Im Gegentheil, diese Trennung verstand sich für Ernestinen, wie sie sagte, von selbst. Was sollte er auch länger in ihrem Hause, in ihren bescheidenen Verhältnissen, unter rohen Geschwistern, die ihr schon gefangen hatten Schande zu machen! Von ihrer glänzenden Ausfahrt mit der immer abenteuerlicher gewordenen und doch nach Scharfeneck's Erzählung [illegible] bemitleidenswerthen Malvina sprach sie wie von einer großen ‚Unvernunft,' welche die Quelle alles des gegenwärtigen Mißgeschickes geworden wäre. Und

als Oswald sie über den Proceß beruhigte und von ihrer dem Inquirenten, seinem Freunde, vollkommen erwiesenen Nichtbetheiligung an dem Leichtsinn eines Mädchens, das später auf den Namen bald des Grafen, bald seines Kammerdieners überall entliehen und geborgt hatte, sprach, mußte er die mit wahrer Angst ausgesprochene Frage hören: „Aber kommt denn das nicht Alles vor's öffentliche Gericht?"

Oswald beruhigte sie und erstaunte, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß Ernestine Ehrgeiz besaß. Sie gestand ihm, daß sie zum ersten male über ihre mangelhafte Bildung erschrocken wäre, als sie, wegen ihrer Brüder vor Gericht gerufen, lesen, schreiben und einige dabei vorgekommene Zahlenverhältnisse hatte ausrechnen sollen. Man hätte damals manches Wort, das sie eben gesprochen, in der Niederschrift verbessert; seitdem wage sie kaum den Mund aufzuthun in der Angst, die Sprache wohl irrthümlich zu gebrauchen. Sie war darüber so in Sorge gerathen, daß sie beschlossen hatte, nachzuholen, was bei dem traurigen Frühverbrauch der Kinder zu den Zwecken des Hauses und der väterlichen Gewerbe bei den Kindern der Armen auch an ihr versäumt worden wäre. Oswald erstaunte über alle diese Aufklärungen, die Ernestine in einer eigenen Mischung von Scherz und Ernst

gab. Ausdruck von Bedeutung gab ihr dabei ihre Darstellung der Lagen, in denen sie seither sich befunden, und eigentlich raffte sie Alles mit Aengstlichkeit zusammen, was sie an Thatsachen nur auftreiben konnte, um nur ihren Besuch zu unterhalten oder wohl noch mehr, um eine gewisse Leere und Lücke nicht eintreten zu lassen, die bei einem gefahrvollen Gegenüber mit Männern für Frauen oft verhängnißvoll wird. Oswald hatte freilich des plaudernden Mädchens Hand ergriffen, aber es lag so viel Unbefangenheit in ihr, daß er seiner aufwallenden männlichen Empfindung Schranken setzte ... Die in Scharfeneck's herber Skizze mitgetheilten Verhältnisse kannte sie größtentheils. Sie bestätigte dieß chaotische Drängen und Ringen im Schooße des Volkes. Sie bestätigte dieß halbbewußtlose Treiben und Wachsen der Masse, dem ein Ziel und Anhalt überall fehle. In der That thut es so außerordentlich Noth, daß die Bildung selbst sittlich feststeht und sich von Unten her nur das Gute anschließen läßt.

Inzwischen kam eine Störung. Herr Wächter, der Lehrer, hatte draußen geklopft. Oswald erhob sich mit der Bitte, sich zuweilen nach Erneſtinens Wohl erkundigen und sie mit seinem Rathe unterstützen zu dürfen. Erneſtine erröthete und dankte

befangen. Den blinzelnden Seitenblick des draußen harrenden Lehrers, der einen Stoß von Büchern unter'm Arme trug, bemerkte Oswald im Geben um so weniger, als für sein mildes Gefühl schon bei Scharfeneck's Vortrag etwas Rührendes in dieser Abhängigkeit so vieler Bildungslosigkeit von einem einzigen verkommenen Lehrer gelegen hatte.

Und wem ist es dann nicht schon so ergangen, daß er zu einer Begegnung mit einem weiblichen Wesen sich mit allen Einflüsterungen seiner Eitelkeit und seiner Phantasie rüstete, sich ausmalte, wie er vor Augen, von denen er sich bevorzugt träumte, hintreten, wie sich niederlassen, wie sprechen, was erwidert hören würde, und zurückgekehrt an den Ort, wo die Phantasie oder die Eitelkeit ihre triumphirenden Erwartungen sich ausmalte, wie fühlte man sich enttäuscht, beschämt, nicht selten von einem edeln, würdevollen und tugendhaften Weibe bestraft!

Oswald hatte ein ähnliches Gefühl. Er hatte geglaubt, er würde von Ernestinen sich heute nicht trennen können, ohne daß sie vertrauensvoll in seinen Armen läge; er hatte geschwelgt in den Gedanken, sie würde ihre Trauer an seinem Herzen auszweinen; und nun war der Eindruck so völlig anders. Er fand sie gereifter, entwickelter als früher, wenn auch die

Röthe ihrer Wangen ſich verloren hatte und dafür die Ränder der ſchönen vollen klaren Augen geröthet waren. Aber ihre ganze Erſcheinung wirkte heute mehr electriſch abweiſend, als magnetiſch anziehend. Dieſe Bildungsſtudien, wie erfreuten ſie ihn, wie erfüllten ſie ihn mit ſtaunender Achtung! Aber daß er nicht aus Erneſtinens Geſtändniſſen hatte abnehmen können, ſie dächte nur im Rückblick auf ihn an eine Ausbildung! Aus Furcht vor der gerichtlichen Oeffentlichkeit lernte ſie? Das ſtreifte alle Blüthen ſeiner Träume ab —

Und doch, doch wuchs auf die Länge wieder ihre ganze Erſcheinung. Die Dachkammer des vierten Stockes, ſo ſtill — ſo friedlich — dieß freie ſelbſtſtändige Walten einer Arbeiterin für ſich, — dieſe engbegrenzte, ihr allein angehörende Welt, — dieſe Wärme der Hand, die er einige Minuten gehalten hatte, — dieſe räthſelhaften und ſo viel verſchließenden Augen, — dieß ſichere Sichſelberangehören eines blühenden, ſchönen Mädchens — alles Das ſchmückte ihre Erſcheinung mit neuen Zaubern und war wiederum etwas ſo Verändertes für Oswald's ſanftes Gemüth, daß er zu Scharfeneck hätte eilen und ihm ſagen mögen: Auch in dieſer kleinen Welt, die Du verachteſt und ſo herabſetzeſt, giebt es Erſchei-

Alles beim Alten ließ. Am liebsten hätte man wieder sämmtliche Juden in die Judengasse eingesperrt. Börne besorgte damals im Auftrage der Gemeinde eine lichtvolle Zusammenstellung der Actenstücke, welche diese Frage erläutert; sie erschien 1816 unter dem Titel. „Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt am Main."

Börne's Vater, der nicht umsonst in Bonn mit dem nachmaligen Fürsten Metternich zusammen in die Schule gegangen war (wenigstens erzählt man es in Frankfurt) war ein halber Diplomat. Er hörte zwar nicht auf, mit Eifer für die rechtliche Gleichstellung der Juden zu wirken, sah aber auch mit Schrecken, daß die Fürsten und ihre Rathgeber den erwachenden und von manchen Ideologen, wie Rühs, Fries und Anderen genährten Judenhaß theilten. So veranlaßte er zwar seinen Sohn, eine Brochüre zu schreiben: „Die Juden und ihre Gegner;" erschrack aber, als sie schon gedruckt war, so sehr vor dem bösen Blute, das diese Schrift setzen konnte, daß er sie selbst unterdrückte; gewissenhaft genug muß er dies betrieben haben; denn man möchte schwerlich von dieser Schrift noch ein Exemplar aufzutreiben im Stande sein. Eine kleinere Flugschrift von Börne unter dem Titel: Für die Juden, erschien auf Veranlassung der Posse: Unser Verkehr, in der damals der Schauspieler Wurm die gemeine jüdische Nationalität täuschend lächerlich wiedergab. Sie wurde wenig verbreitet und ist ihrem Hauptinhalte nach in die „Gesammelten Schriften" aufgenommen.

Natürlich mußten diese verschiedenen Federproben in Börne den Gedanken, als Schriftsteller zu wirken, immer klarer ausbilden. Nur Mißtrauen in die eigne Kraft, vielleicht auch Mangel an Aufmunterung hielten ihn noch immer zurück,

ungen, welche die Seele ergreifen und die Dein ‚emporgerichtetes' Auge lange prüfen müßte, bis es ihren Grund und ihr wahres Weſen ganz erforſcht hätte. In weichen Seelen wirkt die Liebe electriſch: in ſtarken magnetiſch. Für Scharfeneck's Natur wäre es unmöglich geweſen, ſich durch Erneſtine angezogen zu fühlen. Oswald aber — je öfter er ſie ſah, deſto offener wurde ſein Bekenntniß. Sie beſchäftigte ihn und nicht etwa nur ſein Gefühl des Verlaſſenſeins, ſein Bedürfniß des traulichen Sichanſchmiegens, wie er ſich zuweilen vorwarf und mahnend ſich anklagte: nein, die Wiederherſtellung dieſes Umgangs war tieferes Bedürfniß. Trug ſeine dem Idylliſchen zugewandte Natur die Schuld, ſo konnte er dieſe Natur nicht ändern. Er ſah Erneſtinen faſt jeden dritten Tag, ſchrieb ihr oft in der Zwiſchenzeit, ſchickte ihr Bücher zum Leſen, holte ſie an Orten ab, wo er ſie zu finden hoffen konnte. Und weil ihn zu dieſen Huldigungen Liebe trieb, reine und lautere Liebe, ſo wagte er in beklemmender Betrachtung ſeiner Geſellſchaftsſtellung am wenigſten ſtürmiſche Bewerbung. Wieder fürchtete er, jede Berührung der Hand müßte die zarte Luftſpiegelung ſeines gegenwärtigen Lebens zerſtören. Es war wieder wie in der Vorſtadt. Und iſt nicht reine Liebe das Gegenbild Pygmalion's?

Pygmalion konnte nicht ertragen, daß ein Marmorbild von unendlicher Schönheit unter seiner Hand nur kalter Stein blieb und die Götter Griechenlands, die Götter des sinnlichen Olymp schenkten ihm eine in seinen Armen Fleisch und Blut gewinnende Galathee. Die Liebe der christlichen Welt aber formt umgekehrt die Wirklichkeit, das volle, warme, pulsirende Leben in Gegenstände der Anbetung um, in Marmorbilder, die nur der Andacht und Verehrung geweiht.

So verflossen bis zu einer hereinbrechenden Katastrophe Monate.

Oswald konnte vor den Augen der Nachbarn nur für Ernestinens Geliebten gelten und wie sehr er es war, bewies ihm die unbedingte Hingebung ihres Vertrauens. Würde sie sein Werben, seine Besuche, seine Aufmerksamkeiten geduldet haben, wenn sie davon nicht beglückt gewesen wäre? . . .

Und fast ein Jahr ging so hin. Ernestine war von der Nothwendigkeit eines öffentlichen Erscheinens an den Schranken des Gerichtes verschont geblieben. Ihre Brüder waren von der Strafe, die sie für kleine Diebstähle traf, endlich wieder frei geworden; auch Malvina, die ‚bei verschlossenen Thüren' ein Urtheil getroffen, war auf freien Füßen und hatte sich vom Schauplatz ihrer Verirrungen nach Hamburg

entfernt. Oswald vernachläſſigte ſeine Laufbahn nicht. Er arbeitete in Civilſachen und mit Erfolg. Er ſchrieb den Eltern regelmäßiger als in der Zeit, wo er bei Frau von Wolmany verkehrte. Er war fröhlich, befriedigt durch ſich ſelbſt, durch ſeine Lage, durch Erneſtinens Liebe, die ihm dieſe ſchenkte ohne einen Gedanken an die Zukunft. Sie wußte, daß ſie nicht das einzige Mädchen aus dem Volke war, das einem von der Geſellſchaft über ſie hinaus geſtellten Jüngling eines Tages nichts ſein würde als ein aufgegebener Zeitvertreib oder ein Opfer der Rückſichten, die eine geſunde Vernunft in der Ordnung finden mußte. Oswald's Gattin . . . das war ein Begriff, der unter ihrem Dache nicht ausgeſprochen wurde.

Scharfeneck war verreiſt in die gemeinſchaftliche Heimath. Um ſo eifriger in ſeinen Beſuchen wurde Oswald eines Tages von einer ſeltſamen Unruhe überraſcht, in der er Erneſtinen betraf. Sie hatte ſchon oft in großer Angſt ihm geſtanden, daß ihre Brüder ſie beläſtigten, Geld von ihr erpreßten, ſie des Hochmuths anklagten und auf wilde Art ihr friedliches Leben ſtörten. Sie hatte nicht den Muth hinzuzufügen, daß die Brüder aus ihrem Verhältniß zu Oswald Berechtigung zogen, ſie mit Spott und Hohn

zu behandeln. Sie sagten ihr wohl, sie sei nur Ihresgleichen und kaum mehr als Malvina Wilde . . . Oswald ahnte diesen Zusammenhang und glaubte, als er sie an jenem Tage in äußerster Unruhe antraf, ihr die Versicherung geben zu müssen, daß er sie vor den Belästigungen ihrer Verwandten schützen würde. Es war aber, wie sie sagte, eine andere Ursache, die sie in diese Aufregung versetzte. Oswald forschte. Unter Zusicherung des unverbrüchlichsten Schweigens erfuhr er, daß ihr ausdauernder, unermüdlicher Lehrer, Herr Wächter, ihr eine ansehnliche Summe Geldes übergeben hätte, die sie ihm aufbewahren sollte, er fürchte in seiner Wohnung seit einiger Zeit für deren Sicherheit. Oswald fand dieß Vertrauen lästig. Er sah darin eine Zudringlichkeit. Schon längst war ihm aufgefallen, daß er in dem nahe an die Vierzig gerückten Manne, obgleich er vor ihm seinen weißen Hut immer bis tief zur Erde zog, eine Art Rivalen hatte. Ernestine nannte Wächtern einen verkommenen und bemitleidenswerthen Menschen. Immer furchtsam, gedrückt, ängstlich hätte Wächter ihr schon oft gesagt: er sehne sich, die Liebe nur eines einzigen Menschen auf Gottes Erde zu gewinnen. „Es ist ein schmutziger Geizhals," erwiderte Oswald, „ein Angeber, ein Zuträger, einer der Menschen, wie ich deren

Vielen ſchon begegnete, einem Fritz Hackert, einem Privat-Schreiber Schmelzing und ähnlichen unſichern Leuten, ohne die leider die Gerechtigkeit nicht den Sieg über die Werke der Nacht davontragen kann!“ Erneſtine hatte dieſe Anklage entſchieden in Abrede geſtellt und ihren Lehrer mit einer Wärme vertheidigt, die Oswald mit Scherz und doch verwundert aufnahm. Nun fand er das Vertrauen Wächter's, Erneſtinen eine Summe von fünfhundert Thalern zur Aufbewahrung zu übergeben, geradezu auforinglich. Er ſah darin eine ganz offene Bewerbung, eine Darlegung ſeiner Glücksumſtände und nannte das Geld einen Sündenlohn. „Nein,“ erwiderte Erneſtine, „ich weiß, daß Wächter ſeit Jahren ſpart, ſchon als Kind in einer Erziehungsanſtalt ein eigenes kleines Vermögen erworben hat, weil ſich vornehme Gönner für ihn intereſſirten, er darbt ſich den Biſſen vom Munde und lebt mit der Uhr in der Hand.“ „Nun,“ fiel Oswald ein, „dann iſt die Verantwortlichkeit, die man für die Bewahrung einer ſo anſehnlichen Summe hat, nicht minder gefahrvoll.“ Erneſtine gab ihm Recht und verſprach, dem Lehrer das anvertraute Gut ſchon morgen zurückzuſtellen.

Es war an einem Spätherbſttage. Scharfeneck war zurückgekommen und hatte dem Freunde tauſend

Umarmungen und Grüße von der Heimath gebracht. Oswald nahm auf seinem Zimmer alle Beweise der Liebe mit gleicher Stimmung entgegen, verrieth aber doch, daß auf die Länge ihm Scharfeneck's Besuch drückend wurde: es war die Zeit, wo er nunmehr schon jeden Abend zu Ernestinen ging. Aber gerade, als wenn Scharfeneck geahnt hätte, daß Oswald eilte, gerade deßhalb blieb er. Er rauchte nicht einmal, streckte sich nicht einmal behaglich, wie er pflegte, auf dem Sopha, sondern trommelte mit den Fingern auf den Tisch und erzählte Dieß, erzählte Jenes und blieb. Wie Oswald nahe daran war, nach der Uhr zu greifen und damit ein discretes Zeichen seiner Ungeduld zu geben, begann Scharfeneck ein Geständniß, das den Freund seine Uhr, seine gewohnte Stunde und für heute Ernestinen vergessen ließ. Scharfeneck berichtete seine Verlobung mit Evelinen, Oswald's Schwester. Der überraschte Bruder sprang auf, warf sich dem Freunde an die Brust und mit Thränen, die ihm vor Freude und Rührung in die Augen traten, rief er: „Eveline verlobt? Und mit Dir? Doch mit Dir?“ Scharfeneck mußte erzählen, wie er die längst im Stillen gehegte Neigung der Schwester für ihn erkannt und wie er dazu gekommen, sich auszusprechen. Eine Schwester, eine gute und selbstlose

Schweſter kann einem ſelbſtloſen Bruder über Alles gehen. Was wir Männer an dem weiblichen Geſchlechte oft haſſen, verdanken wir — wer will es widerlegen? — den Erfahrungen an Bräuten oder Gattinnen, und was wir an ihm wahrhaft lieben, verdanken wir der Erinnerung an unſere Mutter oder an eine Schweſter, die ſich bewährte und ſelbſtlos war.

Nachdem Scharfeneck dem Freunde ſein ganzes Glück erzählt, war natürlich für heute Oswald's Plan, Erneſtinen zu ſehen, aufgegeben.

Am folgenden Morgen kamen Briefe von Hauſe, Anfragen, Aufträge, Grüße wieder an den Freund, die er ſelbſt ausrichten mußte. Er ſuchte Scharfeneck ſchon in aller Frühe auf, und ſo neu befeſtigt war jetzt der Zuſammenhang beider Herzen, ſo viel gab es zu erzählen und ſo ernſtlich Pläne zu entwerfen, daß Oswald wieder den ganzen Tag von Scharfeneck gefeſſelt blieb. Und konnte ſich der jüngere Freund verſchweigen, daß in dem Bunde Scharfeneck's mit ſeiner gebildeten, in geregelten, edlen, reinen, in der Weihe des Familienlebens aufgewachſenen und von ihr behüteten und nun ihm plötzlich ganz wie neu verklärten Schweſter etwas lag, was ihn mit der Geſchichte ſeines eigenen Herzens gegen den Freund tief herabdrückte? Hätte Scharfeneck die Hand der

Frau von Wolmany, wie man lange glaubte, gewonnen gehabt oder sich mit einer von den Finanzagententöchtern verlobt, sein Verhältniß zu einem armen Mädchen aus dem Volke würde ihm nicht nur mit der vollen Poesie einer höheren Berechtigung dagegen bestanden haben, sondern es hätte sein Gefühl an Wahrheit und innerer Begründung noch überwogen. So aber gegen diese ruhiggeschlossene, zwei edle Familien beglückende Verbindung, gegen diese von den heiligen Laren des Hauses gestützte Liebe, die eine hoffnungslose gewesen war, da Eveline nicht glauben konnte, bei Scharfeneck mit den Erscheinungen der großen Welt wetteifern zu dürfen, gegen dieß dennoch erfolgte Erklären der Gefühle des Freundes an dem kleinen Brunnen des Bades, am Rande der eingefriedigten Stahlquelle, in den traulichen Schatten eines nahegelegenen Parkes, der einst Scharfeneck selber gehören sollte, gegen diese tiefe, gehaltvolle, innere Sittlichkeit des Glückes seiner einzigen Schwester trat sein Bund mit einem Mädchen der Vorstadt, einer Schwester verbrecherischer Brüder, einer Proletarierin, die vor der Bewerbung eines unheimlichen Menschen, der ihr, um seine Mittel zu zeigen, fünfhundert Thaler aufdringt, wie vor einem maskirten und fast in ernstliche Ueberlegung zu ziehenden

reellen Eheantrage erſchrecken mußte, entſchieden in den Schatten. Er ſchwieg zwar nicht, als ihn Scharfeneck nach Erneſtinen fragte, er verwies ihm ſeinen Spott, doch mußte er ſchweigen, als der Freund ſagte: „Deine Eltern ſind nicht wenig betrübt über dieſe Verirrung, wie ich ſie nennen muß. Sie haben von mehr als einer Seite darüber die genaueſten Erkundigungen eingezogen. Pfarrer Dämmer erzählt jeden Poſttag Neues. Man glaubt Dich verloren. Ich gab aber dem Vater Recht, der mir ſagte, ſein Stolz verböte ihm, Dir über dieſe unglückſelige Folge einer Bekanntſchaft zu ſchreiben, die er leider ſelbſt veranlaßt hätte. Ich erklärte Allen, daß Du Dich ſammeln würdeſt. Und in der That komm' ich wieder auf meinen alten Satz zurück. Ich ſprach von Goethe's Egmont vor länger als einem Jahre, denke an Jean Jacques Rouſſeau! Was wäre aus dieſem großen Geiſte geworden, wenn er ſich von dem unwiderſteblichen Drange nach den untern Regionen der Geſellſchaft hätte befreien können! Die Großen zogen ihn hervor und nur weil er linkiſch war und eitel und ſich nirgends benehmen konnte, erklärte er die Großen für falſch, haſſenswürdig, erbärmlich und kehrte immer wieder in den Schmuz einer geringen Exiſtenz zurück mit einem Weibe wie Thereſe Levaſ-

seur! Wohl, Du willst kein Rousseau sein und ich will Dich nicht kränken, wenn ich Ernestine Waldmann mit Therese Levasseur vergleiche. Es mag ein braves, mit einem starken Geist begabtes und anziehendes Wesen sein. Aber die Umgebung, Freund! Diese Menschen, die an ihr haften! Wie kannst Du Das trennen von ihr, einen trunksüchtigen Vater, verbrecherische Brüder, sittenlose Freundinnen! Du sagst vielleicht, Du trügest sie Dir empor aus diesen Flammen wie Mahadöh der Gott der Erde beim Dichter das verlorene Kind der Sünde! Aber der Gott, der zu dem reinen Aether einer vorurtheilslosen Welt steigt, wirst Du durch eine Heirath mit diesem Mädchen nie werden. Im Gegentheil, mit ihr verbunden, dann beginnt erst die irdische Bedingung, dann hört die Entwickelungsfähigkeit, die sich jetzt an Deiner Hand zu bilden sucht, auf; dann tritt der Abschluß des Bisherher und nicht weiter! sogar unter dem Glorienschein der häuslichen Tugend und der bürgerlichen Einfachheit auf. Selbst dieß Abwerfen der angeborenen verwandtschaftlichen Elemente würde mich an dem Mädchen erschrecken. Ich würde immer fürchten, ein solches Wesen büße etwas von der Reinheit ihres Herzens ein, wenn man sich vor den Besuchen eines unwürdigen Vaters verleugnen

ihn mit Lebendigkeit zu erfaſſen und durchzuführen. Er hatte der Welt in der Richtung, die ſie zu nehmen anfing, ſo unermeßlich viel zu ſagen und gerade weil er das Ende nicht abſah, wußte er noch immer nicht den Anfang zu finden. Schon im Jahre 1815 hatte er auf einer Vergnügungsreiſe nach Stuttgart Gelegenheit, den berühmten Buchhändler Cotta, der als ein Anhalt aller Talente bekannt war, zu ſprechen; doch erfolgte noch keine nähere Verbindung. Cotta bot dem Dr. Baruch die Spalten ſeiner Zeitſchriften an, die aber erſt in ſpäterer Zeit beſtimmt waren, von ſeinen geiſtreichen Aufſätzen geziert zu werden. Die Unentſchloſſenheit des angehenden Schriftſtellers wurde noch durch die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er arbeitete, vermehrt, zum Theil auch wohl durch den Mangel an Routine, der ihn bis an ſein Ende nicht verließ. Er ſchrieb zwar leicht nieder, aber die Gedanken mußten ſich vorher im Kopfe ſchon gerundet haben, ſie mußten fertig auf das Papier kommen. Dazu war Börne im Ausdruck wähleriſch, ein fehlendes Bild ſtörte ihn lange und hatte er es, ſo ſann er wieder auf die paſſendſte Art, es anzubringen. Es war ihm eine Haupttriebfeder des Schriftſtellers, Ehrgeiz, gänzlich fremd; Neuerungsſucht in dem Sinne, andre Menſchen verbeſſern zu wollen, große Umwälzungen zu veranlaſſen oder wenn nichts, doch wenigſtens Aufſehen zu erregen, kannte er nicht. Wenn er auch in ſeinem ſpätern ſchriftſtelleriſchen Wirken von der Anſicht ausging, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth wäre, ſo konnte ihn doch Ausſicht auf Gewinn eben ſo wenig locken. So gingen denn einige Jahre in planloſer Zerſtreuung hin. Seine Lieblingslectüre war um dieſe Zeit Jean Paul. Er las in den Häuſern, die er am liebſten beſuchte, bei Stiebel, Ochs, bei Reis zu-

muß, wenn man nothgedrungen kalt und schroff gegen Brüder, Schwestern, Freundinnen aufzutreten hätte. Ich würde Dich ewig bemitleiden, Freund, wenn Du Dir dieſe Zukunft bereiteteſt. Noch iſt es Zeit, daß Du Dich aufraffſt! Noch gelingt Dir ein männlicher Entſchluß und wenn Du Liebe bedarfſt, wenn Du ſehen mußt, daß Deine Perſon mit klopfendem Herzen irgendwo erwartet wird, ſo knüpfe irgendwo ein Verhältniß an! Geh' von dieſen kleinen Wieſenrainen fort! Die Wolmann, eine Mitvorſteherin des Frauenvereins, hat nicht gelacht, als man ihr ſagte, eine gewiſſe Erneſtine Waldmann würde von der Liſte der Arbeiterinnen auszuſtreichen ſein, ſeit ſie die ihr übergebenen Arbeiten unregelmäßig ablieferе und ihren Unterhalt von einem jungen Referendar Namens Ernſt Oswald beſtritten erhalte — ſie iſt bleich geworden wie die Wäſche, die ſie zu controliren hatte; ſie fuhr noch im Spätſommer nach Marienbad; ich wette, daß dieſe Frau Alles aufgäbe, Litteratur, Kunſt, alle Muſen, Goethe, Schiller, die Vorleſungen, Alles, Alles, wenn Du Dich entſchließen könnteſt . . . ."

Oswald unterbrach den Freund.

„Zücke Dolche auf mich," ſagte er, „aber vergifte ſie nicht! . . ."

Aufgeregt schritt er im Zimmer, sprach von Uebertreibung, schmollte sogar, aber dieß neue Bild — das mit der Näharbeit, dem Frauenverein und der Frau von Wolmany — das wirkte wie damals der Bericht Dankmar Wildungen's vom Blindekuh-Spiel im Walde. Er sah diese Arbeiten, er hörte seinen Namen genannt. Dieß Gefühl, sich gegenständlich unter den Leuten zu wissen und im Munde Anderer und als Schatten an der Wand und besprochen und erörtert in einem verborgenen Verhältnisse — das war ihm furchtbar. Es verging wieder ein Tag, bis er sich entschließen konnte, Ernestinen wiederzusehen.

Scharfeneck benutzte diese Stimmung. Die Nachmittage, die Abende schnitt er dem Freunde geradezu ab, bemächtigte sich seiner und gab ihn ohne Gewalt nicht mehr heraus. Ernst Oswald, ein Gemüthsmensch, verzweifelte an seiner eigenen Schwäche. Er wollte an Ernestinen ein Lebewohl schreiben und zerriß die Briefe. Er wollte gehen und erschrak am fünften, sechsten Tage, wie er sein Ausbleiben bis zum vierten, fünften entschuldigen sollte. So gingen zehn Tage hin. Mit Gewalt legte er sich Entfernungen auf, die er zurückzulegen hatte, er nahm Fiaker und fuhr weit über Land, um sich zu zwingen, zu Fuß zurückzukehren, Abends spät erst wieder in der Stadt

einzutreffen. Dennoch erlag er. Bei einem dieſer gezwungenen Spaziergänge überkam ihn in Mitten eines Waldes, an dem ſtillen Spiegel eines kleinen Sees, wo am Uferrand zwiſchen Schilf und Moos ſtillverborgen Vergißmeinnicht blühten, eine ſolche Wehmuth, daß er an ſein zuckendes Herz greifen und faſt laut ausrufen mußte: „Ich ertrag' es nicht länger!“ Er rannte durch den Wald der Landſtraße zu, rief den erſten Miethwagen an, den er leer zur Stadt zurückfahrend erblickte, ſprang hinein und bezahlte für die beſchleunigte Fahrt das Doppelte.

Noch war die Sonne nicht untergegangen, als er am Eingang der Straße, wo Erneſtine wohnte, ſtill halten ließ, den Wagen verließ und mit ſtürmiſchem Drange die Stufen zu dem beſcheidenen Kämmerlein im Dache hinaufſprang. Er klopfte. Man öffnete nicht. Er klingelte. Man näherte ſich drinnen ſchüchtern und behutſam. Die alte Frau, die den Kopf zwiſchen die kaum geöffnete Thürſpalte ſteckte, fragte ängſtlich: „Wer da?“ Oswald nannte ſich. Man öffnete und berichtete jetzt Dinge, die ihm das Haar zu Berge ſträuben mußten . . . .

Erneſtine war gefänglich eingezogen! Ihr Zimmer war unterſucht, ihre kleinen Habſeligkeiten waren verſiegelt worden.

Ludwig Wächter, den Lehrer Ernestinens, hatte man auf einem der am Wasser gelegenen Quais in verwichener Nacht ermordet gefunden.

## Fünftes Capitel.

### Ludwig Wächter.

In großen Städten verdrängt ein Ereigniß das andere. Nur der Anfang und das Ende dunkler Verwicklungen beschäftigt eine Zeit lang die allgemeine Neugier. Der Anfang über den Tod Ludwig Wächter's brachte eine Darstellung, die, aus vielerlei abweichenden Meinungen herausgelesen, etwa so lautete:

Ein Privatlehrer wäre in der Nacht auf offener Straße, am Kopfe mit einem scharfen Gegenstande stark verwundet, gefunden worden. Man hätte unter den Effecten seiner Behausung nach dem möglichen Anhalte irgend eines Verdachtes gesucht und unter seinen Papieren die Bemerkung gefunden, daß von ihm ein Ersparniß, im Betrage von fünfhundert

Thalern, an Ernestine Waldmann, eine von ihrer Hände Arbeit lebende Gärtnerstochter, die er, wie das Gerücht hinzusetzte, hätte ehelichen wollen, wäre anvertraut worden. Die Polizei stattete bei diesem Mädchen einen Besuch ab, fand sie auffallend bestürzt, verlangte das übergebene Geld und traf sie unvermögend, das Eigenthum des Erschlagenen auszuliefern. Da sie die Auskunft, wo das Geld geblieben, verweigerte, auch über den Tod des Lehrers bis zur Verzweiflung in Thränen ausbrach und nicht etwa über den Tod des Lehrers selbst so sehr, sondern über Umstände, die mit ihm zusammenzuhängen schienen, so hätte man kein Bedenken getragen, sich sogleich ihrer Person zu versichern. Die Untersuchung führte der kürzlich der Staatsanwaltschaft beigegebene Assessor Scharfeneck. Und wie sich in tragische Dinge oft ein komischer Zwischenfall drängt, eine derjenigen Störungen, die das öffentliche Verfahren für Verbrecher, die vielleicht binnen kurzem aus dem Leben zu scheiden haben, ganz besonders grausam steigern kann (wir erinnern nur an die komischen Wirkungen der Zeugenschaft in dem Processe des Grafen Bocarmé), so wurde auch bei dem Tode des allbekannten Lude, wie ihn das Volk nannte, ein zum Lachen reizendes Wort erzählt. Er bis zum Tod



Bayerische Staatsbibliothek München

Verwundete hätte nämlich nur noch so viel Kraft gehabt den Namen irgend eines Fisches auszusprechen. Seine letzte Besinnung, als man ihn aufhob, in einer Tragbahre von dannen trug, war mit dem Namen eines Fisches erfüllt, den er, wie die Leute sagten, vielleicht gern aß oder der, wie die Aerzte erklärten, ihm durch die Hallucinationen des erschütterten Gehirns kam, vielleicht auch durch die Ideenverbindung des Ortes wo ihn der mörderische Ueberfall traf; denn es war dicht am Wasser, in der Nähe der daselbst aufgestellten Fischkästen. Erst einer späteren Zeit sollte es aufbehalten bleiben, aus diesem letzten von Ludwig Wächter ausgesprochenen Worte andere Schlüsse zu ziehen.

Für Oswald begann eine Zeit der Trauer. In seiner einmal unwiderstehlich von Ernestinen beherrschten Hingebung bot er sich als Vertheidiger Ernestinens an. Da er selbst aber ein Zeuge im Processe werden mußte, konnte er als Vertheidiger nicht bestätigt werden. Er wünschte Einlaß zu ihr, Unterredung. Sie wurde ihm verweigert.

Scharfeneck versicherte, daß die moralische Ueberzeugung vorhanden wäre, Ernestine wäre an der blutigen That selbst völlig unbetheiligt, aber ohne

Zweifel wisse sie den Mörder. Bei ihren Verwandten hätte man nichts Auffallendes entdeckt; so lange sie aber die Auskunft über das ihr von dem Gemordeten anvertraut gewesene und bei ihr nicht gefundene Geld verweigerte, könnte sie nicht auf freien Fuß gestellt werden. Uebrigens würde sie gut gehalten und dürfte sich nach Wunsch beschäftigen. Sie nähe, läse, schriebe und befände sich meistens in einem brütenden Nachdenken. Scharfeneck verschwieg nicht, daß sie auf seine Erinnerung an Oswald gerade diesen am wenigsten zu sehen und zu sprechen verlangt hätte.

Oswald hatte das Doppelgefühl des innern Vorwurfes, Ernestinen zehn Tage aufgegeben zu haben und das des Schmerzes über den Vorfall selbst. Er sah Ernestinen, wie schon einmal, wieder in ein Gewebe von räthselhaft entsetzlichen Geheimnissen verstrickt und doch stand sie ihm rein und schuldlos da. In seinen eigenen Zeugnissen für sie hatte er Erklärungen gegeben, die über die Fragen des Richters hinausgingen, ja einem öffentlichen Geständniß seiner Liebe gleichkamen. Auch kannte man bereits sein ganzes Verhältniß zur Angeschuldigten. Begreifen läßt sich, wie ihn dieser Vorfall der Gesellschaft gegenüber ungünstig stellte. Nur das einzige

Haus der Wolmany besuchte er noch. Freiern Blickes die Menschen und die Welt übersehend, zog ihn diese wohlwollende Frau ausdrücklich an sich. Hier war es, wo er sich allmälig sammelte, allmälig für die Umgebungen wieder empfänglich wurde.

Die alten Wintervorlesungen begannen. Man brachte, was Jeder bringen konnte, und nahm, was geboten wurde. Er selbst kaufte sich von der Nothwendigkeit, lesen zu müssen, durch eine Anzahl Gedichte ab, die seine Stimmung in möglichster Allgemeinheit aussprachen. Scharfeneck dagegen gab wieder eine Ueberraschung aus seiner Criminalpraxis. Bei der endlichen Oeffentlichkeitsreife des Processes über den Tod Wächter's hatte er die Anklageacte abzufassen gehabt und durfte sich eine Mittheilung über die Persönlichkeit, um die es sich vorzugsweise dabei handelte, und deren inzwischen näher bekanntgewordenen Ruf um so mehr erlauben, als die Oeffentlichkeit bald jede Verschleierung aufhob. Oswald kannte die Discretion seines Freundes. Er durfte es wagen, einer Vorlesung beizuwohnen, zu der sich ein außerordentlicher Zustrom, ja sogar Menschen gedrängt hatten, die sonst in die Kreise der Wolmany nicht für immer aufgenommen waren. Scharfeneck las

die Geschichte Ludwig Wächter's und nannte seinen Vortrag: Der Wahrheitstrieb.

An den Landrath eines der schlesischen Grenze nahegelegenen Verwaltungsbezirks, begann er, gelangte vor länger als dreißig Jahren eines Morgens die Meldung, daß einem benachbarten Gutsbesitzer aus einem mit vielen Kosten angelegten Fischteiche die schwersten Karpfen wären gestohlen worden. Der Gutsbesitzer bäte, Alles aufzubieten, den Dieb zu entdecken und natürlich wo möglich noch mit den Karpfen selbst.

Der Landrath, nach einiger seiner üblichen Betrachtungen über die Sündhaftigkeit des Zeitalters und die verderbenen Sitten sogar der unschuldigen Landbewohner, rief den ihm zu seiner practischen Polizeipflege beigegebenen Gensdarmen und trug ihm auf, sein Pferd zu satteln und alle nur erdenkliche List und Spürkraft anzuwenden, den Plünderer eines Fischteiches kennen zu lernen, dessen leckern Inhalt der Landrath aus den Mahlzeiten, die der Gutsbesitzer, Herr Semmler, den Standespersonen der Umgegend zu geben pflegte, vollkommen zu würdigen wußte.

Der vom Landrath beauftragte Gensdarm war in seiner Truppe ein Unterofficier. Er nahm seiner Gewohnheit gemäß den ihm ertheilten Auftrag mit

weilen den Frauen, deren Umgang er vorzugsweise liebte, vor, ließ ſich aber von dem eigenen Intereſſe, das er an dem Dichter nahm, ſo bewältigen, daß z. B. über den Feldprediger Schmelzle ſein Vortrag im unauslöſchlichen Lachen, das er ſelbſt nicht zurückhalten konnte, erſtickte.

Dr. Stifel hatte im Jahre 1817 die Abſicht, eine Zeitung im conſtitutionellen Sinne, aber zu Gunſten der Regierungen herauszugeben. Freiherr von Otterſtedt, der Preußiſche Geſandte, ermuthigte ihn dazu, Cotta erbot ſich zum Verlag. Börne ſollte für dieſe unter dem Namen Miniſterialblatt projectirte Zeitung gewonnen werden. Stifel und Börne reiſten nach Stuttgart, konnten ſich aber mit Cotta nicht einigen. Der Plan ſchlummerte ein und erſparte Börne die Verlegenheit, ſich in ein Unternehmen eingelaſſen zu haben, das zwar Freimüthigkeit im Schilde führte, ſeinen Anſichten aber auf die Länge großen Zwang angelegt haben würde. Einem eben ſo verfänglichen Antrage wich Börne ſpäter aus. Im Jahre 1818 wurde er von zwei einflußreichen Frankfurtern wiederholt angegangen, die Geſchichte der Jahre 1813 und 14 zu ſchreiben, und hervorzuheben, wie viel Rußland für Deutſchland gethan; man wollte ihm Material dazu verſchaffen, man ſuchte wiederholt und beredend ihm die Sache ſehr annehmbar zu machen. Er lehnte entſchieden ab und ſagte zu Vertrauten: „Ich ſehe, daß man die Abſicht hat, Rußlands Intereſſe in Deutſchland vorherrſchend machen zu wollen, und dazu werde ich die Hand nicht bieten.“

Im Juli 1817 verlebte Dr. Stifel mit Börne in Rödelheim bei Frankfurt einige ſehr angenehme Wochen. Sie beſorgten dem Rath Schloſſer (Goethe's Schwager) die Correctur einer dort gedruckten Denkſchrift für die Juden. Beide

ruhiger Aufmerksamkeit entgegen. Er bedurfte dieser Zurückhaltung, denn sein Chef hatte die Gewohnheit, statt seinerseits Winke über mögliche Verdachtsspuren zu geben, immer die in Anzeige gebrachten Polizeifälle nur mit einer Fülle von allgemeinen Erwägungen zu begleiten, die bei jeder Contravention gegen die gute Ordnung und den allgemeinen Landfrieden, und wenn es sich um einen ausgenommenen Karpfenteich handelte, Politisches, Irreligiöses und sonstig Himmelschreiendes in einer Fluth von Jeremiaden zur Rüge brachte. Kam dann noch die Frau Landräthin hinzu und ließ auch sie sich in Erörterungen über die näheren Umstände solcher Begebenheiten ein, so konnte man, wie der Gensdarm dießmal bei den auch im Hause des Gutsbesitzers vortrefflich zubereiteten Karpfen mit Recht und ohne alle Figürlichkeit sagen durfte, aus der Sauce gar nicht mehr herauskommen und verlor jenen Vorsprung, der bei allem Gelingen der practischen Polizei' das erste und Haupterforderniß ist.

Der Gensdarm beschloß zuerst zu Herrn Semmler selbst zu reiten. Der Landrath hatte von der Art, wie sein Untergebener diesen wichtigen Fall behandeln wollte, zwar eine andere Auffassung, allein ein für allemal hatte sich der Unterofficier schon bedungen,

daß die Ausführung seiner Recherchen und Vigilationen seine eigene Sache wäre. Langheinrich hieß der Gensdarm. Es war einer der eigenthümlichsten Menschen, die jemals einen grünen Rock mit blauem Kragen und ditto Aufschlägen getragen haben. In seiner frühen Jugend auf eine freiere Laufbahn angewiesen, hatte Langheinrich Militärdienste genommen und lange Zeit sich beflissen, in der Artillerie, die seine Waffe war, es bis zur silbernen Degenkoppel zu bringen. Leichtsinn, fröhlicher Jugendübermuth verdarben diese Pläne. Seines frühesten Zeichens Oeconom, hatte er nach mancher Störung der neun Jahre, die er im doppelten Fuche zugebracht, sich von dem letzten Reste eines kleinen Vermögens auf den Versuch einer Pachtung gelegt und Landwirthschaft getrieben. Verheirathet mit der Tochter eines armen Wirthes konnte er bei seinem sorgsamen Eifer einige Erfolge voraussehen. Doch blühten sie ihm nicht. Mißwachs, üble Wahl der Pacht, Unglück mit dem angekauften Viehstand, offenbarer Betrug eines Capitalisten, der sich an Langheinrich's Gewinn betheiligen wollte, alle diese Umstände kamen zusammen und zwangen den auf einem gefährlichen Gebiete operirenden Neuling, von seinem Wagniß abzustehen. Langheinrich liquidirte. Rathlos, ohne Mittel,

verlaſſen von jedem Beiſtand, ergriff er die ihm als Hilfsarbeiter der Polizei möglich gemachte Rückkehr in den Militärdienſt und war bereits ſeit geraumer Zeit an der ſchleſiſchen Grenze als Unterofficier eines Gensdarmencorps poſtirt. Er fügte ſich in dieſen ſchweren, aber eine gewiſſe, beinahe möchte man ſagen poetiſche Freiheit geſtattenden Dienſt mit einer zuweilen humoriſtiſchen Ergebung. Von ſeiner frohen Jugendlaune hatte er ſich einen Reſt leichter Lebensauffaſſung erhalten, die ihm leider durch manche häusliche Noth mit Weib und Kind, durch die dienſtliche Abhängigkeit und gewiſſe, oft melancholiſche Anwandlungen getrübt wurde. Sein Amt ſelbſt trug nicht wenig zu dieſer jeweiligen Verſtimmung bei, die ihn mitten unter den Seinigen und ſelbſt bei gelungenen Unterſuchungen und dem Lobe ſeiner Vorgeſetzten überfiel. Langbeinrich hatte ebenſo viel Herz wie Verſtand. Dieſe Charactere ſind nicht glücklich. Sie möchten Alles leicht nehmen und doch treibt ſie ihr Eifer, ihre Gewiſſenhaftigkeit bis an das Ziel, das ihnen entweder ihre Pflicht oder ihr Ehrgeiz ſteckt. Er ruhte und raſtete nicht, bis er ein Verbrechen entdeckt hatte, und wenn er den armen Sünder von ſeinem Weibe, ſeinen Kindern, ſeinen Eltern und Geſchwiſtern mit ſich nehmen mußte, brach ihm das

Herz. Die Nothwendigkeit, so Vieles gegen sein Gefühl unternehmen zu müssen, hatte ihn schwermüthig gemacht. Oft wenn er einsam durch die Föhrenwälder ritt und der Säbel an den Weichen seines Pferdes klirrte und klapperte, traten ihm Thränen in die Augen. Er gedachte dann der Vergangenheit, alter glücklicher Tage und verglich sie mit seiner Gegenwart, die ihn zum Diener eines drückenden und schmerzlichen Berufes machte.

Bei Herrn Semmler hatte Langbeinrich alle nur möglichen Untersuchungen angestellt. Der schöne, von Hängeweiden umschattete Teich war in einer stürmischen Nacht fast gänzlich ausgefischt. Die Spuren von Tritten, die wohl im Wiesenrande des Teiches sichtbar waren, verloren sich zur Hinterpforte des Parkes, von da aber in das hier allgemeine Element, den Sand. Drei Tage lang spähte Langbeinrich in der ganzen Gegend. Mit einer ihm, so lange sein Ehrgeiz gereizt war, eigenen Schlauheit und pfiffigen Umsicht wußte er auf die treuherzigste Art da und dort ‚auf den Busch zu klopfen'. Gastwirthen, Müllern, einsamen Bäuern sah er fast wie zufällig im Vorbeireiten in die Küche. Mit Gesinde schäkerte er. Alles vergebens. Die gestohlenen dreißig bis vierzig Karpfen blieben unentdeckt. In den

nahegelegenen Städten waren Karpfen verkauft worden, aber unter verdachtlosen Umständen. So blieb trotz der Prämie, die Herr Semmler ausgesetzt hatte, trotz der nun immer unwirscher werdenden Mienen des Landrathes der Thäter unentdeckt. Langheinrich konnte nichts erwidern, wenn die Landräthin murrte und über die nächste Weihnacht klagte, wo sie seit Jahren gewohnt war, nach der Bescherung die ihnen vom Herrn Semmler verehrten Karpfen und eine aus ihrer ostpreußischen Heimath geschickte Schachtel Marzipan zu verzehren.

Am vierten Tage nach jener Anzeige ritt Langheinrich in der Abenddämmerung zum „Schloß" des Herrn Semmler, um den betrübenden Bericht von der Erfolglosigkeit aller seiner Bemühungen und das tiefste Beileid der Frau Landräthin abzustatten. Er ritt langsam und wollte nicht einmal, wie sonst gewohnt und jedem Gensdarmen zukommt, rechts und links lugend und forschend um sich blicken. „Schäme Dich!" sprach er zu sich selbst. „Du hast die Bäume am Weg, die Aehren auf dem Felde in Verdacht, Böses zu thun! In jedem Busch schläft Dir ein Verbrecher, bei jedem Lüftchen meldet sich Dir eine Unthat! Du willst hier auf Deinem Gaule thronen wie der einzige Gerechte, und wer weiß, ob Du nicht

noch Mißtrauen in Dich selber setzest und die Karpfen vielleicht in Deinen eigenen Pistolenhalftern stecken!"

Wie Langheinrich so mißmuthig um sich herblickte, näherte er sich einem Dorfe, das er gleich am ersten Tage eines kleinen durch seine Gärten fließenden muntern Baches wegen, die Illritz genannt, mit Späheraugen durchsucht hatte. Wie er dicht bei den Hecken ist, welche die von der Illritz durchschnittenen Kohlgärten des Dorfes einfriedigen, sieht er einen Knaben daherlaufen, baarfuß, mit ärmlichen Kleidern. Der Knabe winkt ihm schon von ferne, duckt sich unter die Hecken und macht eine Miene, als wenn er ihm etwas zu sagen hätte. Langheinrich hält seinen Fuchs an. Der Knabe, sich umsehend, schleicht näher und steht mit geöffnetem Munde vor dem Gensdarmen, bei dem er offenbar ein Anliegen hatte. „Was willst Du, Junge?" frägt Langheinrich. Und als der Knabe, ein Kind von vielleicht neun Jahren, schweigt, frägt er wieder: „Wer bist Du? Wie heißt Du?" Der Knabe antwortete in offenbarer Aufregung: „Ich bin Wächter's Lude." „Nun? Was giebt's, Lude?" fragte Langheinrich, betroffen von dem blitzenden unruhigen Auge des Knaben. Jetzt fiel dieser mit den Worten heraus: „Herr Gensdarm! Ich weiß, wer die Karpfen gestohlen hat!" „Die Karpfen? Welche Karpfen?

Aha! Nun, wer denn?" Es währte eine Secunde. Der Knabe sammelte Kraft zum Geständniß und sagte dann: „Mein Vater hat sie gestohlen."

Bei diesem überraschenden Worte eines Kindes, das seinen Vater als Dieb anklagte, war es Langheinrich, als hätte sein sonst so scharfes Ohr nicht recht gehört. „Wer?" wiederholte er mit aufgezogenem Augenlid . . . „Mein Vater hat sie gestohlen!" wiederholte der Knabe mit einer wunderbaren Festigkeit. „Kommen Sie nur hinter's Haus bei uns. In der Illritz . . . da sind sie alle." „Aber warum giebst Du denn Deinen eigenen Vater an?" fragte Langheinrich, seiner eigenen lieben Kinder gedenkend. „Weil sie mein Vater gestohlen hat!" sagte Lude. „Heut' Nacht soll meine Mutter die Kufe nehmen und die Karpfen in die Stadt tragen auf den Markt. Sie will nicht. Da hat sie der Vater geschlagen. Er ist eben zum Müller gegangen. Kommt er wieder und die Mutter geht nicht, so hat er gesagt, wollt' er sie umbringen. Drum sag' ich's Ihnen, Herr Gensdarm, daß der Vater die Karpfen gestohlen hat." „Also Deine Mutter schickt Dich?" fiel Langheinrich sich von seiner Bewegung allmälig sammelnd ein. „Ihr habt mich auch schon die Landstraße heraufreiten sehen und habt Angst gekriegt?" „Nein,

ich wollte selbst zu Ihnen und allein, Herr Gensdarm", sagte der Junge mit immer gleicher Festigkeit. „Die Mutter weiß nicht."

Langheinrich mußte schweigen, mußte sich sammeln: es erschütterte ihn zu sehr, ein Kind zu sehen, das seinen eigenen Vater zum Verbrecher machte, der nun der strafenden Gerechtigkeit anheimfiel! Da der Knabe still stand und mit ruhiger Gelassenheit zu dem Pferde hinaufsah, sagte Langheinrich noch: „Sind's denn noch alle Karpfen?" „Nein", sagte der Junge, „vier hat der Vater an den Müller drüben verkauft. Die andern aber sin' alle noch in der Illritz. Die Mutter soll sie nach / Stadt tragen oder er schlägt sie todt." „Geh na Hause, Lude Wächter!" fiel der Gensdarm ein. „Laß Dir nichts vor Deinem Vater merken, auch vor der Mutter nicht! Sei still oder sie schlagen Dich jetzt alle Beide todt." Damit gab Langheinrich dem Pferde die Sporen und wie er sich noch einmal umsah, war Ludwig Wächter, der Angeber seines Vaters, hinter den Hecken verschwunden.

Erschüttert von dem Vorfall trabte Langheinrich zuerst zu dem bezeichneten Müller. Der wohnte in einsamer Abgelegenheit. Die Sonne war schon untergegangen, doch blieb es hell genug, um noch

Unterſuchungen und im Dorfe Verhaftung vorzunehmen. Unterwegs begegnete Langheinrich ſchon dem Vater Lude's, der eben vom Müller kam. Es war eine kurze ſtämmige Figur. Offenbar ſcheuen Blickes und eilfertigeren Ganges als die Landleute, wenn ſie unter den Feldern wandeln, daherſchreitend, beſtätigte ſein Erſcheinen ſchon des Sohnes Angabe. Und doch hätte Langheinrich dem Mann, der ihn vermeiden zu wollen ſchien und gerade durch ſein Gewiſſen doch gezwungen wurde, mit einem kräftigen Guten Abend! dicht an ihm vorüberzugehen, zurufen mögen: „Wächter! Dein eigenes Kind hat Dich verrathen! . . .“ Er bezwang ſich natürlich, grüßte ſogar ſcherzend, machte Halt und fragte, ob der Müller daheim wäre, er hätte ihn wegen der Steuer zu fragen. „Der Müller nicht,“ ſtotterte Wächter, „aber ſeine Frau!“ „Iſt auch gut!“ ſagte Langheinrich und gab die Sporen. Mit befremdetem Blicke ſah Wächter den Gensdarmen über ein Brückchen der Illritz reiten und hinunter zur Mühle. . . . An der Mühle bedurfte es für Langheinrich's ſcharfes Auge keiner langen Ueberlegung, wo er ſich zuerſt hinwenden ſollte. Er ſtieg vom Pferde, band's an einen Zaun und ging die paar Schritte in das Haus zu Fuß, um, wie er ſagte, ſich einen Span aus der Küche zu holen, den er

für ſein Riemzeug bedurfte. Eine Magd der Müllerin war zugegen. Ein paar Scherze ſcheinbarer Galanterie, dabei einige Blicke auf die Töpfe und den Herd der Küche ſtellten ſogleich heraus, daß heute und geſtern hier Fiſche verzehrt waren. Die Magd lobte ganz unbefangen die Naſe des Gensdarmen, der ſogleich von Fiſchen ſprach und ließ ihn erſt auf Hechte rathen. Dann ſagte ſie ſelbſt, es wären Karpfen geweſen, und die hinzugekommene Müllerin konnte nicht anders als beſtätigen, daß ihr Mann dieſe Karpfen von dem Bündner Wächter erſtanden hatte; wo der ſie her hätte, wiſſe ſie nicht. „Aber doch wohl aus einer reinen Quelle?“ ſagte Langheinrich ſcherzend, beſtieg ſeinen Gaul, und ritt zum Dorfe hinauf. Sperrſtreichs. Seine Gedanken waren ſchon wie nur von der Sache ſelbſt gehetzt. Er begriff nicht, wie ſich Karpfen in der Illritz lebendig erhalten konnten, da ein rinnender Bach kein ſtilles Waſſer iſt, wie es jene bemooſten Häupter bedürfen. Der ſogleich requirirte Ortsſchulze erſchrak nicht wenig und erklärte den Fall wegen der Illritz für unmöglich, folgte aber raſch und ſogleich mit einem Zuge, der ſich ſchon aus der jungen müßigen Dorfbewohnerſchaft gebildet hatte. Es ging in des Bündner Wächters Haus. Wächter war im Garten, die Frau in der Küche.

kamen ſie bei einer Waſſerfahrt auf der Nied einmal beinahe in Lebensgefahr.

Den 5. Juni 1818 that Börne einen Schritt, der ihm für ſein ferneres Wirken unerläßlich ſchien. Er trat zum Chriſtenthum, lutheriſcher Confeſſion, über. Er war damals 32 Jahre alt. Pfarrer Bertuch in Rödelheim bei Frankfurt leitete die geiſtliche Handlung, an der deſſen Sohn, der damalige Handelsbefliſſene Bertuch (jetzt in Italien) als Taufzeuge theilnahm. Von dieſem Pathen nahm Börne noch den Namen Karl an, ſo daß er jetzt eigentlich Karl Ludwig Börne hieß. Wie er auf dieſen letztern Eigennamen kam, ob er ihn ſich ſelbſt zuſammenſetzte oder irgend woher entlehnte, iſt unbekannt und wird am wenigſten durch ſeinen humoriſtiſchen Stammbaum in den Pariſer Briefen, wo er ſich vom großen Bör ableitete, klar werden. Lange blieb Börne's Religionswechſel unbekannt; ſelbſt ſeine nächſten Bekannten, ſein eigener Vater, der es auch ſpäter lange nicht glauben wollte, wußten nichts davon. Ein Beweis, wie wenig er dadurch auf die Erlangung äußerer Vortheile oder eine Veränderung ſeiner geſellſchaftlichen Stellung gerechnet hatte, iſt ſein wunderliches Verhalten, als er ſich im Winter deſſelben Jahres zur Aufnahme in die Frankfurter Leſegeſellſchaft meldete. Als Herausgeber eines Journals, (es waren die erſten Hefte der Wage erſchienen) ſchrieb er damals an einen der Vorſteher jener Anſtalt, wäre ihm die Zeitungslektüre ſo ſehr Bedürfniß geworden, daß er ſich gern unter den Mitgliedern jener Geſellſchaft befände. Der Brief lautet:

Ew. Wohlgeboren.

Ich erlaube mir, mich an Sie als einen der Vorſteher der hieſigen Leſegeſellſchaft zu wenden. Es iſt mein Wunſch,

Sie wurde sofort bleich wie die Wand, als sie den Gensdarm und alle die Leute sah. Wächter und Lude standen im Kohlfeld, durch das sich die schmale kleine Illritz schlängelte. Beide hatten eben Weidenzweige in der Hand, die der Vater von einem Baume schnitt und der Sohn über den Bach legen sollte. . . . Langheinrich hatte immer einige harmlose Redensarten bereit, wenn er eben seinen Fang sicher schon in der Hand hatte. Hier brauchte er nur zu grüßen. „Wetter," sagte er, „standet Ihr emst bei den Kanonen? Macht Ihr Faschinen, Wächter? Guten Abend! Wie geht's? Teufel, was habt Ihr denn da mit der Illritz vor? Soll die nicht hinunter mehr nach Walddüren fließen? Das muß ich sagen! Der Teich da ist doch zu klein für die Karpfen! Da hätten Du sie bei Semmler'n lassen sollen, Wächter! Wächter, laßt nur Alles jetzt ruhig liegen und kommt nur in Gottes Namen gleich mit mir!"

Es zeigte sich, daß Wächter der durch das Dorf ohnehin mit nur wenig Wasser fließenden Illritz — der Müller half sich unten durch Schleusenwerke, Abfallgitter und allerhand Wiesenrinnsale — ein eigenes Bette abgegraben hatte, in dem zwei Sanddämme das Wasser in stiller gestauter Ruhe erhielten. In diesem künstlichen Tümpel wimmelte es von

ſchwarzgoldglänzenden Karpfen. Die geſchnittenen Weidenzweige ſollten den Raub bedecken. Es war zu ſpät. Mit ſtummer Ergebung und wie zum Tod zuſammenbrechend, folgte der überführte Dieb dem Ortsſchulzen und der lautloſen Menge, welche die That des ſonſt unbeſcholtenen Mannes, eines ehemaligen und noch jetzt zur Landwehr verpflichteten Soldaten, nicht begreifen konnten. Man empfand nicht Hohn, man empfand Mitleid. Es gab Allen einen tief inneren Schreck, als Wächter nur nach ſeiner Mütze fragte und ohne Abſchied von ſeiner jammernden Frau und dem einzigen, abwärts gewandten, auf die Kohlfelder blickenden Knaben ſo von dannen gehen mußte. Man brachte ſeine Mütze; ſie hatte eine Cocarde und ringsum einen rothen Streifen. Langheinrich duldete nicht, daß Wächter dieſe Mütze aufſetzte. Er behielt ſie, als ſeiner unwürdig, in der Hand, während der Verbrecher durch das Dorf in den Gewahrſam des Schulzen geführt wurde. Man nahm ein Protocoll auf und noch in derſelben Nacht ließ Langheinrich erſt einen berittenen Amtsgenoſſen requiriren, dann geleiteten Beide den Karpfendieb in aller Frühe in das Inquiſitoriat der nahegelegenen Stadt, wo man gerade am großen Wochenmarkte vorüber mußte, gerade an den Fiſchbehältern, wo es

munterer und fröhlicher berging als in dem Herzen Dessen, der seinen Fang hier geglaubt hatte heute verwerthen zu können.

Als Langheinrich dem Landrath den ganzen Vorgang, so wie er von mir erzählt wurde, mitgetheilt hatte, brach sein Chef in die Worte aus: „Wunderbar und ohne Gleichen! Soll man denn noch glauben, daß Sittlichkeit, Tugend, Moral und christliche Gesinnung in dieser Canaille wurzeln! Dieser unwürdige Landwehrmann! Und ein Kind, das jetzt auf Ruhe und Ordnung im Lande sehen muß! Merkwürdig! Ein Junge, der seinen eigenen Vater angiebt! Ich lasse anspannen! Das hoffnungsvolle Kind muß ich kennen lernen."

Langheinrich erlaubte sich eine Entgegnung.

„Es ist ja gerade, Herr Landrath," sagte er, „als glaubten Sie, der Junge hätte die Anzeige uns zu Liebe gemacht?"

„Wem denn sonst!" erwiderte der Landrath. „Alles, was Sie mir von dem Vorfalle auch bei der Arrestation des Taugenichts, der dem Kriegsheere Schande macht, erzählen, beweist ja die pure Seelengröße des Jungen, eine Conduite, wie mir so etwas unter solchen Umständen noch gar nicht vorgekommen ist! Sagen Sie selbst, Langheinrich, wenn

der Junge eine entſprechende Erziehung erhielte, was könnte aus Dem nicht werden!“

Langbeinrich hatte den Muth nicht, ſeine Gedanken auszuſprechen. Er ſtrich ſich ſeinen Knebelbart und bemerkte nur: „Der Junge wollte ſeine Mutter vor Schlägen behüten und gab deßhalb lieber den Vater an.“

„Ach was!“ fiel der in allen Lagen immer eines gewiſſen Schwunges bedürftige Landrath ein und ging dabei in ſeinem Zimmer auf und ab, daß die Taſſen auf der Servante klapperten. „Die Prügel, die der Wächter ſeiner Frau angedroht hat, wenn ſie die Karpfen nicht auf den Markt trüge, werden die erſten nicht geweſen ſein, die die Frau ſchon beſehen hat, ohne daß ſie davon geſtorben iſt!“

„Es ſoll gegen den Mann doch ſonſt nichts vorliegen.“

„Geprügelt hat er ſeine Frau! Längſt! Ich weiß das! Hier zu Lande prügelt jeder ſeine Frau, bei den Deutſchen wenigſtens! Drüben die Wenden weniger. Die glauben noch Heiden- und Hexenkram und wo dergleichen noch aufkommt, ſieben ſich die Frauen beſſer. Nein, Langbeinrich, dafür haben Sie die Bildung nicht, das zu begreifen. Ich weiß es. Die Wächter hat alle Wochen ein paar mal

ihren Dezem gekriegt, so gut wie jede andere deutsche Frau hier, und um die Mutter hat der Junge den heroischen Schritt nicht gethan! Das war Seelengröße, Ordnungsliebe, Sinn für's Gesetzliche, und ich lasse mir's nicht nehmen, ich muß das Kind sehen und d'rüber Bericht machen. Ohnehin haben wir Herrn Semmler zu seinen Karpfen zu gratuliren."

Der Landrath ließ anspannen. Langheinrich versprach bis zur Illritz ihn zu begleiten. Zu Herrn Semmler selbst mochte er nicht eintreten. Er wollte den Schein vermeiden, als beanspruche er eine Belohnung. Das Einzige versprach ihm noch der Landrath, das Geheimniß des Kindes hier in der Gegend vor aller Welt unrecht zu erhalten. Niemand dürfte die That des Jungen erfahren, am wenigsten die Mutter; „denn", setzte der Gensdarm hinzu, „ich habe es dem Kinde versprochen. Glauben Sie mir, die Mutter würde jetzt ruhig die Hexlein abgeben, wenn sie den Stehler aus dem Inquisitoriat wieder zurück hätte. Lude hat sich zwischen zwei Stühle gesetzt."

Der Landrath ließ sich nicht irre machen. Mit den Worten: „D'rum muß man ihm helfen! Von Staats wegen! Das verstehen Sie nicht, Langheinrich! Diese Geschichte liegt tief im Herzen und unter den Nieren! Da könnte ein Prediger einen Ver-

d'rüber machen!" bestieg er seinen Einspänner, den er gewohnt war selbst zu führen.

Im Hause des Büdners und Landwehrmannes Wächter an der muntern Iller sah es inzwischen gar traurig aus. Die Dorfleute arbeiteten im Felde. Doch einige Alte und die Kinder, die daheimgeblieben, folgten dem im Dorfe einfahrenden Landrath und dem Gensdarmen, um die Karpfengrube noch einmal mit betrachten zu können. Ein eigenes Urtheil, eigene Justiz, wenn auch nur in Mienen und Worten, hatten diese Leute nicht. Diese Gegenden des Vaterlandes sind so seit Jahrhunderten gewohnt, nur regiert und geführt zu werden, daß sich überall da, wo die Autorität ihre Hand walten läßt, ein Schweigen und Gebenlassen zur Gewohnheit gebildet hat. Diesen militairisch-disciplinirten Stämmen geschah es schon zu oft, daß sie da, wo ihr Rechtsgefühl einmal sich in natürlichem Ausbruche gern Luft gemacht hätte, von der Autorität zurückgewiesen wurden mit Worten: Ob sie mitzureden hätten? Ob sie Dieß oder Das was anginge? Ob sie Advocatenspornteln bekämen oder Gerichtskosten zu bezahlen fürchteten? So sah man hier tausendmal, daß selbst das Urtheil über Diebe und Mörder dem Volke nicht gestattet wurde, und Diebe und Mörder gegen

Die, die ‚ihre Naſe in fremde Dinge ſteckten,‘ von den Gensdarmen und Ortsbehörden in Schutz genommen wurden. Genug! Die Frau des Büdners ſaß in der Küche und rührte ſtilltraurig in einem Topfe. Der Landrath polterte in der armen Hütte ſeine Verwünſchungen aus, lechzte aber in alle Winkel mit ſehnſüchtigen Augen nach Lude. Im Garten, in einem kleinen Kohlfelde ſtand der auch ganz geruhig und verlas von den blaugrünen Blättern die Raupen. „Wieder etwas Sauberes und Accurates!“ ſagte der Landrath zu Langheinrich, als er draußen an der Illritz die eigenthümliche Vorrichtung unterſuchte und den Jungen ſo ſtill da raupenleſend antraf. Der Ortsſchulze, vom Felde requirirt, erklärte alles Geſchehene noch einmal auf's Deutlichſte, während Langheinrich ſchwieg und ſeine Augenweide an ſeinem Chef, dem Ordnungsſchwärmer hatte, der Lude Wächter wie einen Genius betrachtete. „Einzig! — Merkwürdig! — Baarfüßiger Junge — Verlieſt die Raupen! Schmeißt ſie alle in einen alten Topfſcherben! Bringt ſie den paar Hühnern da auf dem Miſte! Sieht und hört nichts! Giebt ſeinen Vater an! Lebt nur im Recht und in der Ordnung. Dem König möchte man privatim d'rüber ſchreiben. Was kann aus ſo einem Jungen noch, richtig angefaßt,

Alles werden! . . .“ Dieſe Worte brummte der Landrath zwiſchen ſeine Verwünſchungen der Räuberbagage und die jammernden Klagen der Mutter immer zwiſchen durch. In die glänzendſten Zeugniſſe, welche die Frau der ſonſtigen Solidität ihres Mannes gab, Noth und Armuth als Gründe ſeines Verbrechens geltend machen wollte und den Landrath bei allen Verbeißungen des ewigen Lebens bat, für Wächter'n in der Stadt ein mildes Urtheil zu verwirken, polterte er: „Wird ſich finden! Gecarde beſchimpft! Mütze noch tragen wollen! Sieh' mal! Ein Jahr Steine klopfen! Mit Schimpf ausgeſtoßen aus dem Bataillon, wo ich ſein Major bin! Mir das anthun! Donner!“ Und dann ganz ſanft zu Lude, als dieſer eben den Schüſſelicherben in der Illritz ausſchwenkte und in die Hütte zurücktragen wollte: „Thut Dir's denn leid, daß ſie Deinen Vater geholt haben? . .“ Er winkte dabei dem Gensdarmen, aufzuhorchen, was der Genius der Geſetzlichkeit erwidern würde. Lude ſchwieg. Er blinzelte nur zum Gensdarmen hinüber, der polternd losbrach: „Junge, wenn der Herr Landrath was frägt, antwortet man.“ Die Geſchwätzigkeit des Schulzen unterbrach des Kindes nähere landräthliche Seelenprüfung.

Der Landrath beſtieg ſeinen Einſpänner wieder

und fuhr langsam zum Orte hinaus. Langheinrich gab ihm das Geleit bis zur Mühle, wo er abschwenken und heimreiten wollte. Die Gründe, warum sich sein Chef immer höher in seiner Bewunderung Ludwig Wächter's steigerte, konnte er nicht in Abrede stellen. In der That hatte das Kind sich in der schwierigen Situation mit Haltung, ja mit einer gewissen Würde benommen. Ohne Furcht zu verrathen, gab es kein Zeichen auch des Trotzes. Langheinrich hätte sich sagen dürfen: Das Kind vertraute eben Dir, Deiner Verschwiegenheit, Deinem Schutze! Es konnte nicht wissen, ob der Landrath von seiner That unterrichtet war. Dieser aber war bei dem wiederholten Ausrufe geblieben: „Mann! Dieser Blick! Diese Festigkeit! Diese Ruhe! Dieser erhabene sittliche Stolz! Es war eine Conduite, die der König erfahren muß! Ich ruhe nicht eher, bis für den Jungen etwas geschehen ist. Aus Staatsmitteln! Hier würde man eine Sünde begehen, wenn man das so unter'm Miste verkommen ließe! Wir sprechen noch davon."

Nach einigen Wochen überraschte der Landrath seinen Untergebenen mit einer Nachricht, die diesem die schon fast entschwundene Erinnerung an Ludwig Wächter zurückrief. Der Vater war zu acht Monaten

Strafarbeit, Cocardenverluſt, künftiger Einſtellung in eine Strafcompagnie verurtheilt, die Mutter tagelöhnerte und „Luden hab' ich die Carrière eröffnet," ſagte der Landrath. „Keinem Menſchen hab' ich hier den Vorfall mitgetheilt, auch Herrn Semmler nicht, aber der Frau Oberpräſidentin hat meine Frau einen langen Brief geſchrieben. Der Junge macht jetzt ſeinen Weg. In Erwägung, daß ſein Taugenichts von Vater nichts für ihn wird thun können und die Mutter nicht das liebe Brot im Hauſe hat, wird Lude für elternlos angeſehen und kommt drei Meilen von hier in's Militairwaiſenhaus. Mit dem Schulzen und der Mutter iſt Alles richtig gemacht. Die Mutter kann das Kind ſehen ſo oft ſie will. Ohnehin wird ſie bei den Wenden d'rüben mehr Arbeit ſuchen müſſen als in unſerer Gegend, wo man ihr aus dem Wege geht. Heute noch holt meine Frau den Jungen ab. Wir bringen ihn ſelbſt an den neuen Ort ſeiner Beſtimmung. Jetzt geben Sie Acht, Mann! In drei Jahren ſprechen wir uns wieder!"

„Ich bin begierig!" ſagte Langheinrich voll wahrer Freude über dieſe Wendung. Es wehte ihn ein Troſt an, als ſchützten unſichtbare Engel auch vielleicht einmal ſeine Kinder, wenn ſie von ihrem

derſelben als Mitglied beizutreten. Zwar haben mich Freunde verſichert, daß ich Hinderniſſe finden würde, wegen meiner Abſtammung von einem, ich weiß nicht welchem, der zwölf Stämme Iſraels; indeſſen ſchmeichle ich mir, daß Sie meine herzliche Bitte berückſichtigen und mit Theilnahme für mich reden werden. Es iſt mir nicht blos darum zu thun, den Vortheil und den Genuß einer Anſtalt, die ſonſt jedem wohleingerichteten Menſchen offen ſteht*), auch mir zuzuwenden: dieſes allein würde meine Abneigung, in eine Geſellſchaft einzutreten, wo auch nur zwei mich ungern ſehen, nicht haben überwinden können. Aber dieſe Leſe-Anſtalt iſt mir unentbehrlich, da ich Herausgeber einer Zeitſchrift bin (der Wage) und wir Journaliſten, wie Sie wiſſen, weder Honig, damit zu erquicken, noch Wachs, damit zu leuchten, machen können, wenn wir nicht auf den literariſchen Wieſen bald dieſe bald jene Blume ausſaugen. Man hat mich verſichert, daß Sie, wertheſter Herr, die Gefälligkeit ſelbſt wären, und ſich gewiß bemühen würden, meinen Wunſch in Erfüllung zu bringen.

Ich habe die Ehre hochachtungsvoll zu unterzeichnen

Ihr ergebenſter
Dr. Börne.

Frankfurt, den 12. November 1818.
(Im Johanniterhof in der Fahrgaſſe.)

Man ſchlug ihm ſein Geſuch ab, weil die Geſetze der Anſtalt Iſraeliten ausſchloſſen. Nun war er doch Chriſt und konnte ſich als ſolcher geltend machen! Dies verſchmähte er. Man erfuhr ſeine Religionsänderung erſt, als er einige Jahre

*) Börne tadelte ſpäter oft, daß von dieſer Leſegeſellſchaft der Handwerker ausgeſchloſſen iſt.

Vater auch nicht angeben konnten, daß er gestohlen hätte.

Das Militairwaisenhaus lag noch in dem Bezirke des Landrathes, und Langbeinrich, der inzwischen zum Wachtmeister befördert war, behielt die Umgebungen auch dieser berühmten und von der Regierung sehr großmüthig gepflegten Anstalt im Auge, wenn auch in dem Städtchen, an dessen Eingang das große stattliche Gebäude mit seinem von einem Eisengitter eingefriedigten Spiel- und Exercierplatze lag, andere Diener der öffentlichen Sicherheit die nächste Aufsicht hatten. Zwei Jahre waren vergangen, als Langbeinrich zum ersten male wieder Lude Wächter's ansichtig wurde. Der Knabe grüßte ihn, als er eines Tages, im Begriff, eine Inspectionsronde zu halten, an dem zwischen den beiden mächtigen Flügeln des Militairwaisenhauses gelegenen Spielplatz vorüberritt. Obgleich Lude durch die gute und geregelte Ernährung sich fast bis zur Unkenntlichkeit stattlich entwickelt hatte, so konnte ihn doch der Gruß des uniformirten Knaben nicht irre führen. Er ritt heran und fragte nach seinem Befinden. Lude dankte und lobte die Anstalt. Von seinem Vater hatte er, wie er erzählte, einmal einen Besuch erhalten. Hinzugetretene Lehrer und Aufseher der Zöglinge

ſchilderten dem Wachtmeiſter das Wiederſehen zwiſchen Lude und ſeinem Vater als eine beſonders ergreifende Scene. Lude ſchlug dabei, auch bei dem vielen Lobe, das ihm geſpendet wurde, die Augen nieder. Sein Geheimniß verſtanden die Lehrer nicht; nur zwiſchen ihm und Langheinrich waltete es. Befragt, welche Laufbahn der Zögling denn einſt einſchlagen würde, antworteten die Lehrer, vielleicht daß er in den Kaufmannsſtand treten würde. Es hätte ſich nämlich der reichſte Mann im Orte gefunden, der Ludwig Wächter ſeines Sohnes wegen mit beſonderer Zuneigung behandle. Julius Handtke wäre zufällig in nähere Bekanntſchaft mit dem immer ſtillen und zurückgezogenen Militairzögling getreten und hätte an ihm, wie eben die Schwärmerei und das Bedürfniß der Hingebung in ſolchen Kinderſeelen wirke, einen ſo mächtigen Gefallen gefunden, daß man gern geſtatte, oft Tagelang den Zögling in das Haus des Herrn Handtke zu geben, der auf dem Markte der kleinen Stadt die Haupt-Specerei- und Materialwaarenhandlung inne hatte, gerade dem ‚Schwarzen Adler‘ gegenüber, einem Gaſthofe, der von einem Bruder des Kaufmanns gehalten wurde. Die Gebrüder Handtke waren ſomit die Honoratioren der Stadt und die Auszeichnung, die Lude Wächter

durch Julius Handtke fand, konnte für ein ausnehmend glückliches Loos gehalten werden. Der Vater seines Freundes war bereit, ihn als Lehrling in seine Handlung zu nehmen. . . .

Laugbeinrich wünschte Ludwig Wächter'n zu diesen Aussichten für seine Zukunft Glück, konnte aber doch nicht umhin, da er Julius Handtke als einen wilden, oft übermüthigen und verzogenen Knaben kannte, ihn zu warnen, sich von dem gefährlichen Beispiel seines Freundes anstecken zu lassen. Es war schon Manches mit Julius Handtke vorgekommen, was sogar in eine Berührung mit der öffentlichen Sicherheit geführt hatte. Er hatte Pulver abgebrannt, wo er nicht sollte, Nester ausgenommen, Laternen zerschlagen und galt im Orte für einen von den Seinigen, dem Vater und dem Onkel zwar ziemlich strenggehaltenen, aber doch naschhaften und vergnügungssüchtigen Knaben. Ludwig Wächter hörte die Warnung ruhig mit an und erklärte, daß er sich schon hüten wolle. Auf die Frage, ob er denn Julius Handtke gern hätte, blieb die Antwort nicht aus, daß er sein bester Freund wäre. Und diese Versicherung bekam noch mehr Bedeutung, da einer der Lehrer, den Wachtmeister begleitend, als Beide allein waren, hinzufügte: „Es ist auch sein einziger. In der Anstalt

wollen die Kameraden keine gemeinschaftliche Sache mit ihm machen!“ Dieß auffallende Wort blieb ohne nähere Erläuterung; denn die Aufmerksamkeit Langheinrich's wurde schon wieder von einigen Grüßenden abgezogen, auf die er, mit seinem ohnehin unruhigen Gaule, zur Bewillkommnung ansprengen mußte.

Den Gensdarmen des Ortes fand der Inspicient abwesend und zwar in Sachen eines Diebstahls, der kürzlich im ‚Schwarzen Adler‘ vorgekommen. Man hatte dem Bruder des Kaufmanns Handtke aus dem Nebenzimmer seiner eigenen Gaststube kürzlich seine goldene Uhr gestohlen. Der Ortsgensdarm hatte viel Mühe, den Thäter zu entdecken und glaubte ihn jetzt in einem Handwerksburschen gefunden zu haben, der kürzlich im ‚Schwarzen Adler‘ übernachtete und in der Gaststube, in die er seiner Aermlichkeit wegen nicht hingehörte, einige Augenblicke verweilt hatte. Langheinrich wartete auf die Rückkehr seines Untergebenen, konnte sich aber dabei nicht erwehren, auch seinerseits wegen der mit dem Uhrschlüssel und einem Petschaft daran gestohlenen Uhr rechts und links seine Augen über Dieses und Jenes streifen zu lassen. Er besuchte den Gastwirth, sah sich die Localität, die Umgebungen an, die Hausbedienung, die üblichen Gäste. Nichts kam ihm verdächtig vor. Auch den Kaufmann

gegenüber besuchte er, fand dort Ludwig Wächter wieder mit seinem Freunde und überzeugte sich, daß dessen Vater in der That die großmüthigsten Absichten mit einem Knaben hatte, dessen, wie er sagte, stilles und apartes Wesen ihm ausnehmend gefiel und ein wahrer Schatz für seinen etwas verwilderten Sohn und dessen fernere Zukunft wäre. Auch von der goldenen Uhr war die Rede und der Schrecken, in einem so gut gearteten Orte einen Dieb zu wissen, kam in entschiedensten Ausdrücken dabei zur Erörterung. Auf einige sonst achtbare Bürger war schon Verdacht gefallen, andere hatten erklärt, sie zögen vor, unter solchen Umständen den ‚Schwarzen Adler' nicht mehr zu besuchen, Allen lag daran, daß der Thäter jener Handwerksburiche gewesen sein möchte, nach dessen Verhaftnahme der Ortsgensdarm ausgeritten war. Dieser kam am folgenden Tage zurück mit dem von ihm verhafteten muthmaßlichen Thäter. Diese Angelegenheit berührte Langbeinrich nicht weiter. Nach einigen geschäftlichen Rücksprachen ritt er von dannen. . . .

Es war zeitig. Noch tiefe Morgenfrühe. Kaum war Langbeinrich an dem Militairwaisenhause, den Kohl- und Kartoffelfeldern der Ackerbürger des Oertchens vorüber, als er hinter sich rufen hörte:

„Herr Wachtmeiſter! Herr Wachtmeiſter!“

Langbeinrich ſah ſich um. Ein Zögling des Waiſenhauſes lief ihm nach und ſein ſcharfes Auge ließ ihn ſogleich aus der Uniform heraus Ludwig Wächter'n erkennen. „Was will der?“ ſagte er zu ſich und hielt ſeinen Braunen an. Als der Knabe näher kam, rief Langbeinrich: „Lude, was giebt's denn noch?“ Stumm und ſich ängſtlich umſpähend ſprang Lude in den Chauſſeegraben, der ihn halb deckte, und kam ſo zu dem unter einem Baume haltenden Wachtmeiſter.

„Ich will Ihnen ſagen,“ begann er ſogleich, „wer die Uhr geſtohlen hat: Julius Handtke.“

Langbeinrich erſchrak.

Die Erinnerung an den Vorfall vor zwei Jahren erſchütterte ihn.

„Junge, biſt Du des Teufels?“ rief er, faßte mit der Linken raſch die Mähne ſeines Gauls und war im Nu hinunter.

„Julius Handtke hat die Uhr geſtohlen?“

„Ja!“ ſagte Lude mit derſelben Feſtigkeit, wie er einſt ſeinen eigenen Vater angegeben.

„Warum ſagſt Du das?“ fuhr ihn Langbeinrich faſt zornig an. Lude ſchwieg. Langbeinrich beſann ſich, daß es ſeines Amtes nicht war, Jemanden zu ſchmähen, der das Gelingen der practiſchen

Polizei unterſtützte; aber im erſten Gefühle hätt' er den Säbel ziehen und mit der Klinge den Angeber durchfuchteln mögen. Sich bekämpfend, fragte er nur: „Weißt Du denn das auch ganz gewiß?“

Lude erwiderte: „Julius hat ſchon oft geſtohlen. Er will bei ſeinem Vater noch einbrechen und dann nach Amerika gehen. Ich ſoll ihn begleiten. Die Uhr hab' ich bei ihm geſehen.“

„Aber, Lude, Deinen Freund verlierſt Du ja nun! Verlierſt ja Deine ganze glückliche Zukunft! Der Kaufmann wird Dich ja nicht mehr anſehen wollen. . . .“

Lude ſchwieg und blickte nieder. Er ſchien an die Folgen ſeiner Entdeckung nicht im mindeſten, ſondern nur an die Wahrheit ſelbſt gedacht zu haben. Nach einer Weile ratbloſen Schweigens auch des erſchütterten Wachtmeiſters, der von dieſem Knaben ſo viel Vertrauen genoß, ſagte Lude nur noch: „Der Handwerksburſche iſt's doch nicht geweſen, Julius Handtke iſt's geweſen. Die Uhr ſteckt in ſeiner Taſche. Ich habe ſie geſehen.“

Langbeinrich überlegte, welches der wahre Grund dieſer Anzeige war. Vielleicht ſelbſt Liebe für den Freund. Vielleicht Beſorgniß, der Verführung deſſelben nicht widerſtehen zu können? Er war völlig

ohne Entſchluß, wußte nicht, was er mit dem Ge-
ſtändniſſe machen ſollte und blieb auch ohne Ent-
ſchluß. Lude, um für ſeine Entfernung nicht be-
ſtraft zu werden, eilte inzwiſchen ſpornſtreichs zurück.
Er hatte ſich verſteckt nicht ſeiner Anzeige, ſondern
ſeiner Entfernung wegen. Und Langheinrich, einer
der edelſten und gefühlvollſten Menſchen, die je in
die ſchwierigen Colliſionen von Pflicht und Rückſicht
gekommen ſein mögen, ſah ihm ſchwermüthig nach,
beſtieg ſeinen Gaul, ritt im Kreiſe auf und ab, ohne
zu einem Gedanken zu kommen. Er wußte nicht
wie, er hatte Lude Wächter'n jetzt ſelber lieb. Es
ſchien ihm ein tragiſches Geſchick zu ſein, das dieſen
Knaben ewig folterte und quälte, die Dinge, wie ſie
ſind, nicht verſchweigen zu können. Er ſah einen
Unſchuldigen leiden und gab lieber ſeinen eigenen
Freund an. Er gab ihn an in der dunklen Ahnung, daß
er dem Freunde und vielleicht ſeinem eigenen ſittli-
chen Selbſt nützte! — Und doch — ſollte er das
Bekenntniß brauchen? Sollte er ohne weiteres zurück
in die Stadt, den Sohn eines angeſehenen Kauf-
mannes auf offener Straße anhalten laſſen, ſeine
Kleider unterſuchen, ihn, die Eltern, den Angeber
ſelbſt unglücklich machen? Es waren zu viel und in
der That zu ernſte Vorſtellungen, die ihn beſtürmten.

Er beſchloß, ſich Jemanden anzuvertrauen, der den Fall unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit ihm erörtern ſollte; er wählte dazu dießmal nicht den Landrath, ſondern den Pfarrer von Walddüren, dem Orte, wo auch der Landrath und in deſſen Nähe er ſelber wohnte.

Unglücklicherweiſe wollte der Zufall, daß Herr von Werthern, Langheinrich's Landrath, bei dem Pfarrer von Walddüren gerade zugegen war. Seit einiger Zeit hatte der Landrath, der bei allen Sonderbarkeiten ein wahrheitsſtrebender und ſogar etwas ſchwärmeriſcher Mann war, mit dem Pfarrer mancherlei Streitigkeiten. Der Pfarrer, ein bejahrter Herr ſchon, gehörte der alten ſächſiſchen Vernunftsſchule an, der Landrath aber, der in ſeiner Art gern auch etwas Theologie trieb, ſegelte mit dem Winde, der aus den frommen Kreiſen der Reſidenz wehte, ſo wenig ſein dialectiſcher Character, ſein eigenwilliger und nächſt dem Könige ſich ſelbſt am meiſten vertrauender Sinn mit dieſem Winde in ſeinem ganzen Weſen ſo zu ſagen aus einer Ecke blies. Er mußte ſich zur Auffaſſung der Oberkirchenbehörden mit Gewalt bekehren und ergriff nun jede Gelegenheit, wo ſich etwas Räthſelhaftes ereignete, davor ſtill zu ſtehen, alle ſeine Logik und vernünftige Erklärung gefangen

zu geben und auszurufen: „Es iſt etwas d'ran an dem Myſtiſchen! Es iſt etwas dahinter! Man muß es ſich nur nicht nehmen laſſen!“

Als Langheinrich ſeinen Landrath entdeckte, mochte er nun nicht in die Pfarrerswohnung. Herr von Werthern hatte jedoch ein ſcharfes Ohr und hörte den Säbel eines berittenen Waffenträgers ſchon in weiteſter Ferne. Er erblickte ſeinen Wachtmeiſter kaum im Dorfe, als er ihn auch ſchon von der Straße herüberrief und zum Zeugen eines lebhaften Streites machte, in dem er eben mit dem Pfarrer begriffen war.

Der Pfarrer lachte eben über einen Vorfall, den der Landrath ſehr ernſt nehmen wollte. „Sagen Sie ſelbſt, Langheinrich, war es nicht merkwürdig, was uns Beiden in Wielka, d'rüben in dem Wendendorfe, neulich begegnet iſt?“

„Die Geſchichte mit der ſchwarzen Katze?“ ſagte Langheinrich.

„Kommen Sie herunter und erzählen Sie, Wachtmeiſter!“ befahl der Landrath und ſah dabei rauchend auf ſeine Meerſchaumpfeife mit der Bernſteinſpitze faſt wie ein Fakir herab, der andächtig ſeine Naſe betrachtet.

Er zwang alſo den Wachtmeiſter, abzuſteigen, ſein Pferd draußen anzubinden, in das niedrige, aber

ſpäter einen verdrießlichen Handel mit der Polizei hatte, der ihn auf mehrere Tage, wegen eines Mißverſtändniſſes, auf die Hauptwache brachte. Der Aktuar wollte damals zur Einleitung des Verhörs, Namen, Stand, Religion u. ſ. w. aufſchreiben, hatte ſchon die Rubrik Religion mit: Iſraelitiſch ausgefüllt und hörte zu nicht geringer Verwunderung, daß Beklagter Chriſt war.

Börne's Uebertritt wurde zwar zunächſt nur durch das gleichzeitige Erſcheinen ſeiner berühmten Zeitſchrift: „Die Wage" veranlaßt; indeſſen mochte ihn doch vielleicht außer dem bloß politiſchen Grund zu dieſem Schritt auch der Umſtand beſtimmen, daß er dem Judenthum, ſeinen Gebräuchen und Lehren, völlig fremd geworden war. Er wollte von ſeiner einſeitigen Stellung zu ſeinen Glaubensgenoſſen frei werden und ſich zu einem überſichtlichen Höhepunkt aufſchwingen, von dem aus er alle Intereſſen Deutſchlands mit gleichem Scharfblick überſchaute. Der Einwand, daß er an dieſen als Jude gar nicht betheiligt ſein könne, mußte zuerſt zurückgewieſen werden. Der Gedanke, als Publiziſt zu wirken, war jetzt zu lebendig in ihm aufgegangen.

In den geſelligen Kreiſen, wo Börne zu verkehren pflegte, hatte man ihn oft über den jämmerlichen Zuſtand der deutſchen Tagesblätter klagen hören. Es fehle ihnen Takt, Geiſt, Styl, alles, womit ſich die Ideen eine ſchlagendere Wirkung erobern könnten. Man ermunterte ihn, doch ſelbſt mit einem Journal aufzutreten. Ich werd' es auch! ſagte er mit einem Ausdruck, der ſeine Beſcheidenheit verrieth; denn daß man ihn aufforderte, machte ihm den Entſchluß ſchon um Vieles leichter. Wie erſtaunte man, als Börne, an dem man ſchnelles Auffaſſen eines Planes und

freundliche Haus des Geiſtlichen einzutreten und den Vorfall zu erzählen, wie er in Wielka, einem alten wendiſchen Stammorte mit allerhand wunderbaren Sitten, zum Beiſpiel der, daß dort ſogar die alten Frauen Tabak rauchten, kürzlich ein Feuer hätte löſchen helfen, das bei einem reichen Bauer ausgekommen war. „Die Bauern," erzählte Langheinrich, „wollten nicht löſchen, einige wenige fremde Zuzüger ausgenommen, unter denen der degradirte Landwehrmann Wächter, der auf dem Hofe arbeitet, einer der eifrigſten war. Ich hörte von dem dummen Volk, es würde nicht viel helfen. Das Feuer wäre ja von dem Drachen gekommen, der dem Bauer das viele Geld brächte. Dem Drachen, den er heimlich im Hauſe auffüttere, hätte der Bauer dießmal zu viel heiße Hirſe gegeben; davon wär' ihm die Zunge angebrannt und nun hätt' er Flammen ſpeien müſſen und ſolche Drachenflammen löſche man vergebens. Als ich erwiderte, mit Hilfe Wächter's wäre man ja doch des Feuers Herr geworden, ſagten ſie: Das wohl! Der Drache wäre auch aus dem Brande davongeflogen; ſie hätten ihn Alle geſehen . . . Wohin denn, Ihr Narren? fragt' ich. Einſtimmig bezeichneten ſie mir einen alten hohlen Baum in der Nähe, dem ſich jetzt Niemand, und wenn man Geld

geboten hätte, nähern wollte. Ich denke, ich mache es, wie ich einmal von dem alten Heidenbekehrer Bonifacius gelesen habe, und lasse den Baum umhauen. Für einen Wachtmeister der Gensdarmen ziemt sich's, Aberglauben so mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber du liebe Zeit! Keiner erbietet sich, dazu auch nur eine Art oder eine Säge zu leihen. Alles weicht scheu und ergrimmt über meine Methode zurück. Dem Tagelöhner Wächter, der mich unterstützen wollte, verbot ich's, weil der seinen üblen Ruf wiederherstellen muß und Freunde bedarf. ‚Ihr Taugenichtse!' rief ich. ‚Die Bäume im königlichen Forst sind Euch nicht heilig, aber den da, wo Euer Drache, der zu heiße Hirse gefressen hat, drinnen sitzt, den wollt Ihr schonen, obgleich er keinen grünen Zweig mehr hat? Gebt Acht, ich will Euern Drachen schon hervorlocken. Damit reanimir' ich Leute aus Walddüren. Herr Landrath kommen selbst mit und eigentlich" — unterbrach sich Langheinrich — „eigentlich sehr ergrimmt auf mich — . . ."

„Weil Sie Aberglauben ausrotten wollten?" rief der Pfarrer lachend dazwischen.

„Hören Sie nur!" sagte der Landrath bedeutungsvoll und auf seine Tabakswolken voll erzwungener Andacht blickend.

„Wir nahmen," fuhr Langbeinrich fort, „Sägen und Aexte und fingen die Arbeit an. Rings stehen die Wenden und schauern zusammen über unsere Tollkühnheit. Sie erwarten nicht anders, als daß der Drache uns sämmtlich verschlingen würde. Die Arbeit dauert eine halbe Stunde. Endlich ist der Baum zum Umstürzen durchsägt, wir stoßen ihn nieder, da fährt aus der Höhlung, die nun zu Tage kommt, eine dicke, große schwarze Katze heraus, rennt mitten durch die schreienden Wenden hindurch und verschwindet im nahestehenden Korn. Zu erwischen war sie nicht und freilich wir standen beschämt da. Die Wenden hatten Recht, der Drache hatte sich in die schwarze Katze verwandelt."

„Und nun frag' ich," rief der Landrath, „giebt's nicht Dinge, über die sich gar nicht reden läßt? Alle unsere Vernunft reicht dabei nicht aus und die Ober-Kirchenbehörden haben Recht: Man muß sich blindlings unterwerfen!"

Ein Ausspruch, dem der Pfarrer Alles entgegenstellte, was man in einem solchen Falle nur von einem gesunden alten hallischen und leipziger Standpuncte erwidern konnte.

Die Erwähnung des gebesserten Wächter aber und die feierliche Stimmung des Landrathes verführten

den Wachtmeiſter, in des eraltirten Mannes Gegenwart ſein neues Erlebniß mit Lude, Wächter's Sohne, nun dennoch anzubringen.

Die Verwunderung war beim Pfarrer, der zum erſten male von dieſem Knaben hörte, nicht minder groß als das erneute Erſtaunen des Landrathes.

Dieſer, noch erfüllt von dem Wunder des heiligen Wendenbaumes, ſah jetzt geradezu in Lude Wächter ein Myſterium. „Es geht nicht anders," ſchloß er, die Pfeife ausklopfend, „dieſem Knaben muß geholfen werden! Dieſer Lude iſt zu Großem berufen!"

Und auch der Pfarrer meinte, nach Langbeinrich's Erzählung läge hier allerdings ein Fall vor, über den man nachdenken könnte. Er griff hinter ſich, lüftete einen Vorhang und langte auf ſeine Bücherbreter, um Reinhard's ‚Moral' herunterzuholen. Alle Drei kamen darin überein, daß Lude Wächter vor den Folgen ſeines Wahrheitstriebes am beſten dadurch zu ſchützen wäre, daß auch Julius Handtke dießmal noch ohne Strafe bliebe und die Uhr ſo wiedergefunden würde, daß über den wahren Dieb im Orte ein ewiges Geheimniß bliebe.

„Wie das aber anfangen?" fragte der Pfarrer.

„Da weiß unſer pfiffiger Wachtmeiſter ſchon

Rath," sagte der Landrath, klopfte Langbeinrich auf die Schulter und schickte sich zum Gehen an, denn es brannte ihn schon, seine Frau zu suchen, dieser wieder den merkwürdigen neuen Fall mit Lude zu erzählen, dießmal selbst an die Gemahlin des Oberpräsidenten zu schreiben und für Lude Wächter jetzt die weitere Carrière zu eröffnen.

„Aber, Herr Landrath," fiel Langbeinrich ein und fand die Aufgabe, die er ihm zurücklassen wollte, schwierig.

„Sie wissen schon," sagte sein Chef. „Fällt Ihnen nichts ein? Erinnern Sie Sich nicht, wie Sie's damals auch in Wielka machten, als die zwanzig Thaler Classensteuer dem Schulzen gestohlen waren?"

„Damals beging ich," sagte Langbeinrich, „gleichfalls eine gottlose Sünde an dem heiligen Wendenthum..."

„An dem heiligen Wendenthum?" fragte der Pfarrer.

„Auch fremden Glauben muß man heilig halten. . ." polterte der Landrath dazwischen.

„Wie war das damals?" hieß es, und Langbeinrich, sich orientirend über die Möglichkeit, die Uhr durch List herauszubekommen, erzählte, er hätte vom Schulzen in Wielka, der die Classensteuer nichtstim-

mend fand, einen Bauer bezeichnet erhalten, der die ihm fehlenden zwanzig Thaler wahrscheinlich gestohlen hätte. Er hätte darauf den Schulzen bestimmt, sämmtliche Bauern Abends in der Schenke zu versammeln und wohl darauf zu achten, daß auch der Verdächtige käme. Wie er dann wie durch Zufall eingetreten wäre, hätte er in gebrochenem Wendisch Allen den Fall erzählt und mit der Erklärung geschlossen, unfehlbar hole Den, der dieß Verbrechen begangen, nächstens und vielleicht sogleich Czernebog, der schwarze Geist. Dann hätte er, da man über diese Erklärung still und kleinlaut wurde, seine Brieftasche hervorgezogen, sie geöffnet, einen glücklicherweise schwarzen Bleistift genommen, ihn drei mal angeblasen und dem Zunächststehenden anzufassen gegeben. Der hätte dann zugreifen müssen auf die Gefahr, wenn er der Thäter wäre, plötzlich durch Czernebog's heimliche Berührung schwarz zu werden. Der Erste blieb weiß, der Zweite auch, der Dritte auch; so ging es die Reihe herum, bis aus der engen, überfüllten Stube heimlich einer von den Zitterndbeklommenen verschwunden war. Langheinrich hätte gethan, als bemerkte er die Angst eines Menschen, der schwarz zu werden fürchtete, nicht und wäre mit seinem feierlichen Gottesgericht fortgefahren.

Plötzlich hätte man die Thür aufgerissen, die Magd des Schulzen wäre hereingebrochen und hätte gerufen: Eben wäre ein Sack mit Geld durch's Fenster in die Küche geflogen. Sie brachte den Sack. Er enthielt die vermißten zwanzig Thaler. Das Geld wäre demnach dagewesen und die Bauern wüßten heute noch nicht, wer von ihnen es gewesen, der, um den Teufel durch Reue zu versöhnen, sich so still davongeschlichen.

„Nun gut," sagte der Pfarrer, „wenden Sie jetzt etwas Aehnliches an; nur bitte, incommodiren Sie dabei den Czernebog nicht wieder, der bei dem Herrn Landrath eine geweihte Person zu sein scheint."

Langbeinrich bestieg sein Roß und sprengte in's Städtchen zurück.

Es war fast Abend. Zuerst bestimmte er Lude Wächter'n, den er sich aus ‚Privatgründen' von der Direction des Waisenhauses frei erbat, zu seinem Freunde zu geben und ihn einzuladen, zum Onkel in den Schwarzen Adler zu kommen, wo Abends auch sein Vater verkehrte und fast alle wohlhabenden Männer der Stadt. Vorerst sollte er sich wieder die Uhr von Julius zeigen lassen, sie mit dem daran befestigten Schlüssel aufziehen und dann, ohne etwas zu sagen, zurückgeben.

So geſchah es.

Um acht Uhr trat Langheinrich in die von Tabaksrauch gefüllte Gaſtſtube zum ‚Schwarzen Adler,‘ wo etwa zwölf Herren und auch bereits die Knaben Julius Handtke und Lude Wächter verſammen ſaßen. Nach einem Guten Abend! und dem Erſtaunen über ſeine Rückkehr ſagte Langheinrich: „Meine Herren, vor drei Tagen iſt um dieſe Stunde aus dem Nebenzimmer dieſes Saales in Gegenwart der meiſten hier verſammelten Anweſenden Herrn Handtke die goldene Uhr geſtohlen, vielleicht iſt ſie aber auch nur verlegt worden. Wohl weiß ich, daß die geehrten Herren ſämmtlich achtungswürdig ſind; dennoch erlaub' ich mir, Sie zu bitten, mir Jeder die Uhr zu geben, die er bei ſich trägt. Das Weitere wird ſich dann ſchon finden.“

Man war beſtürzt, nicht beleidigt. Wer ſollte nicht ſelbſt die Hand dazu bieten, daß ein Dieb, als der nicht zu erſcheinen Jedem gelegen ſein mußte, entdeckt oder die Uhr alſo nur verlegt betroffen würde? Als Langheinrich ſämmtliche Uhren in Händen hatte, gab er ſie dem Wirth zur Aufbewahrung außerhalb des Zimmers und zugleich ordnete er an, daß auch die Lichter hinweggenommen wurden und die

Versammlung ganz im Dunkeln blieb. Man stand erschrocken auf und begriff nicht, was werden sollte.

Als die Uhren und die Lichter fort waren und der Wirth noch die Bedeutung bekommen hatte, auf den ersten Ruf: Licht! sogleich mit einem brennenden Lichte hereinzutreten, bat Langheinrich die durcheinandergerathene, an Tischen und Stühlen sich in der Finsterniß stoßende Gesellschaft jetzt durchaus ruhig zu sein, aber auch so ruhig, daß man Mäuschen könnte wispern hören. Halb betroffen, halb lachend über das Beginnen des Wachtmeisters hielten die Gäste sämmtlich den Athem an. „Nun bitt' ich", sagte Langheinrich, „daß Sie Sich ganz auf mein Gehör verlassen! Befindet sich in diesem Zimmer noch irgendwo eine Uhr, so werd' ich sie unfehlbar entdecken. Ich höre jede Uhr auf zehn Schritte. Und nun still!" . . Nach einigem Räuspern und Hin- und Hertreten wurde es feierlich still. Langheinrich horchte auf. Es währte geraume Zeit, bis er das Ticken einer Uhr vernahm. Endlich unterschied er deutlich den leisen, gleichmäßigen Schall einer Pendelschwingung. „Pst!" sagte er. „Ich werde jetzt Licht! rufen, aber Alles bleibt still und an seinem Platze. Licht!" rief er donnernd. Der Wirth trat herein;

Langbeinrich bezeichnete einen Platz am Fenster, wo die Uhr sich befinden müßte.

Niemand war am Fenster als Julius Handtke. Dieser stand jedoch unerschrocken. Die Uhr tickte viel höher, weit über ihm. Langbeinrich, der geahnt hatte, daß sie von dem Knaben in der Dunkelheit würde fortgeschafft werden, stieg auf einen Fenstertritt, hob einen daselbst befindlichen dichtverwachsenen Blumenstock in die Höhe und zeigte die Uhr. Die demnach ‚verlegt gewesene' Uhr lag zwischen den Aesten eines Blumenstocks. Noch in demselben Augenblicke wurde Befehl ertheilt, dem armen Handwerksburschen die Freiheit zu geben. Man lachte viel, verwunderte sich, spöttelte auch wohl der ‚lange nicht begossenen' Blumen und deutete damit die Furcht oder Reue nach einem doch wohl stattgehabten Diebstahl an; aber es genügte, daß die Uhr wieder da war. Dem eigentlichen Diebe konnte nicht weiter nachgeforscht werden.

Vierzehn Tage nach dieser Begebenheit wurde Lude Wächter in ein berühmtes Pädagogium als Alumnus gegeben.

Zwei Jahre darauf wurde er aus dieser Anstalt in ein Schullehrerseminar versetzt.

langsames Ausführen gewohnt war, in der That nach einiger Zeit erschien und einem vertrauten Kreise seinen Prospektus zur Wage vorlas! Er gefiel allgemein und bald trat das erste Heft der neuen Zeitschrift ans Licht. Sie sollte in zwanglosen Heften erscheinen und bandweise bezahlt werden. Börne, der damals im Johanniterhof auf der Fahrgasse (österreichisches Besitzthum) wohnte, nahm selbst die Bestellungen an*), wandte selbst die ersten Ausgaben an seine Unternehmung und hatte bald einen so guten Erfolg, daß er das erste Heft neu auflegen mußte. Geheimerath Willemer besuchte ihn sogleich nach Erscheinen desselben: von allen Seiten kamen Briefe und ermunterten den noch ängstlichen Redakteur, in seinem Wirken fortzufahren. Wie, sagten die, die früher nichts Besonderes in ihm gesehen hatten, das wäre dieser Doktor Baruch, der auf dem Römer nie ein ordentliches Protokoll abfassen konnte? Die Wage verbreitete sich zwar nicht in Massen, aber doch überall dorthin in Deutschland, wo Urtheil genug vorhanden war, den Geist derselben

*) Er schrieb unterm 17. Mai 1818 (wahrscheinlich an Justizrath Hofmann in Nödelheim) z. B. folgendes Billet:

Mein theuerster Justizrath!

Sie sind ein miserabler Mensch, daß Sie allen Ihren Freunden, uns wir allein nicht geschrieben haben, Sie Spottelskiste! Ich schicke Ihnen hiermit eine Ankündigung zu meiner Zeitschrift, die bald ist früher als der Messias kommen wird. Ich ernenne Sie zu meinem Correspondenten für Ihre Meinung. Schaffen Sie mir nur viele Abonnenten in Ihrer Gegend. Ihr gnädiger Herr soll 20 Dörfer haben, nur jedes derselben könnte wenigstens 5 Exemplare nehmen. Ich werde viel von der Landwirthschaft schreiben, vorzüglich von den Kirchweihfesten, die ich zum Gegenstand der genauesten Untersuchungen gemacht habe. Hier in Frankfurt habe ich schon 3000 Abonnenten, jeder Einwohner hat 2 genommen, und das Kind im Mutterleibe so wie die Todten im Grabe lesen meine Ankündigung mit dem größten Vergnügen. Wie geht es Ihnen Theuerster? Schreiben Sie mir doch bald. Ihr ewiger Freund

Dr. Börne.

Schon ein Jahr darauf kam er als Hilfslehrer an eine öffentliche Lehranstalt.

Als mehrere Lehrer dieser Anstalt wegen ihrer Gesinnungen in eine Untersuchung geriethen, wurde die ganze Anstalt aufgelöst und Lude Wächter an eine neue als ordentlicher Lehrer versetzt.

Von dieser Zeit an rückte äußerlich seine für einen armen Landtagelöhnerssohn immerhin glänzende Laufbahn; er kam in seinen Verhältnissen nicht recht weiter.

Die Wahrer der öffentlichen Ordnung, die vier-, fünf mal auf seine Angaben hin wichtige Thatsachen entdeckt hatten, wollten sich seiner als eines Agenten bedienen und machten ihm Anträge, in die höhere Polizei einzutreten. Dem Staate zwar verpflichtet, der Alles für ihn gethan hatte, widerstand Wächter dennoch, aber er blieb der vereinsamteste Mensch von der Welt. Ueberall hin verfolgte ihn unklarer Haß und Mißtrauen. Man hat Aeußerungen von Wächter, daß ihn auch als Lehrer jede aufgehobene Hand eines Kindes, das einen Mitschüler angeben wollte, erschreckte. Sie schien ihm eine aus dem Grabe wachsende Hand eines Kindes, das seine Eltern gemordet hätte. Er hatte die Unbefangenheit des Umgangs mit allen Menschen, ganz besonders

aber mit der Jugend verloren. Wer die Menschennatur in ihrer Lebendigkeit, wildwachsenen Frische und ihrem üppigen Aufwuchern nicht harmlos hinzunehmen gelernt hat, wird sich nimmermehr unter der Jugend heimisch fühlen. Der Lehrer Wächter war ausgezeichnet mit dem Einzelnen, aber mit der Masse besinnungslos, feige sogar und ängstlich, schüchtern bis zum Kinderspott. Wer die geheimen Gründe jenes Schlusses einer in ihrem Lehrerbestande anstößig gewordenen Schule kannte, sagte, das böse Gewissen ließe Wächter'n keine Ruhe. Aber man irrte sich. Wächter war sich bewußt, damals, als durch ihn Menschen ihr Brot und ihre Freiheit verloren, nur einer gesetzlichen und verdienstvollen Pflicht gefolgt zu sein; aber in ihm selbst war es einsam und elend. Er zog vor, Privatstunden zu geben. Sein scheues ängstliches Wesen gefiel in der großen Welt nicht, an die er die glänzendsten Empfehlungen hatte; so sank er immer mehr zur kleinen herab, wurde Misanthrop, Geizhals, Cyniker. Man nannte ihn einen verdorbenen Lehrer, aber es war ein verdorbener Mensch, verdorben in dem Sinne, daß er ein Lebensziel gänzlich verfehlt hatte. Es war ein edler Stoff in ihm gewesen; denn der Wahrheitstrieb ist eine der schönsten Eigenschaften eines reinen Herzens.

Aber die Bedingungen, die nicht nur die Welt, sondern gerade die Tugend stellt, verlangen, daß Jeder, der die Wahrheit üben will, auch ein Zeuge oder Märtyrer dieser Wahrheit werden muß. Nur da ist die Wahrheit groß und bewunderungswürdig, wo ihr Zeugniß mit dem Einsatz aller Gefahren, die nur zu oft in ihrem Gefolge gehen, abgelegt wird. Nur wer sich durch die Dornen seines Wahrheitstriebes hindurchringt, Mißachtung, Spott, Schande, Rache erträgt und doch im Leben immer bei der Wahrheit bleibt, nur der ist groß zu nennen. Ludwig Wächter war ein Kind von großer sittlicher Kraft, aber man entzog ihn den Rückwirkungen dieser sittlichen Kraft. Sein Heroismus wurde klein. Er war zu wohlfeil erkauft. Der Haß eines Vaters, die Züchtigung einer Mutter nach seinem ersten Wahrheitszeugnisse, die Mißgunst eines reichen Mannes, der ihn von sich gestoßen hätte, der Fluch eines Freundes nach seinem zweiten Wahrheitszeugnisse, wären Prüfungen für ihn geworden, an denen er seine sittliche Kraft hätte stählen müssen. So aber entzog falsche, einseitige und abstracte Lebensauffassung, die schon beim besten Willen soviel Unheil über die Welt gebracht hat, ihn regelmäßig den Rückwirkungen seines Wahrheitstriebes und die Folge war, daß

ihn zuletzt die furchtbarste Rückwirkung traf; ohne Zweifel sind es nur Menschen aus dem Volke, in dem er sich zuletzt haltlos verlor, sind es Verbrecher gewesen, die von ihm eine Entdeckung fürchteten und ihn erschlugen. Und noch im Tode zeigte sich Merkwürdiges. . . . Als ich von dem inzwischen längst aus Walddüren geschiedenen, jetzt in andern Sphären wirkenden Langheinrich die Geschichte Lude Wächter's bei gerichtlicher Aufnahme, so wie sie hier erzählt, erfuhr, war der Ausruf des Ermordeten: ‚Bei den Karpfen!' erklärt. Mit der Entdeckung jener Fische, die man auch aus ihrem Elemente genommen hatte, wie ihn, begann eine Laufbahn, die mit dem Tode endete, und wenn auch Langheinrich sagte: ‚So sollte sich Lude verändert haben? So sollte er, wie unser braver, in trüber Andacht und fast religiösem Tiefsinn verstorbener Landrath es auch gedeutet haben würde, ordentlich mit Thränen im Auge gestorben sein und in seinem letzten Augenblicke an Herrn Semmler's Karpfenteich und die kleine künstliche Diebesgrube in der Illritz gedacht haben? Nein —'

Bis hierher hatte Scharfeneck gelesen, als sein Vortrag von einem Diener unterbrochen wurde, der

geräuschvoll eintrat und mit einem: „Herr Assessor!“ die fast überreizte Spannung unterbrach.

Es bedurfte nur eines einzigen zugeflüsterten Wortes, als auch schon Scharfeneck, ohne seinen Satz zu beenden, das Manuscript zusammenrollte und den Saal verließ. . . .

Die Gesellschaft stand befremdet auf, sah nach der Thür, folgte in's Vorzimmer, die Damen waren in ängstlicher Bewegung und ihre Nerven ohnehin ergriffen. Frau von Wolmany bedeutete Alles, sich zu beruhigen. Es war fast als wenn man den Ruf: Es brennt! fürchtete. Es hieß, draußen wären die Commissarien der Polizei. In die allgemeine Bestürzung, die sich indessen bei Erwägung der Stellung des Vorlesers zur Staatsanwaltschaft löste und einer Erörterung der gehörten Lebensskizze Raum machte, kehrte Scharfeneck zurück und erklärte laut:

„Den Schluß meines Vortrages, Verehrteste, muß ich ändern. Ich kann es mit zwei Worten und thu' es aus dem Stegreif. Langheinrich zeigt mir soeben an, daß die wahrscheinlichen Mörder von ihm entdeckt sind. Der Scharfsinnige wollte an meine sentimentale Deutung der von Lude Wächter gesprochenen letzten Worte nicht glauben. Er besichtigte noch einmal den Ort des Verbrechens. Es sind

dieß die Quais unſerer Stadt. Sein Blick fiel auf die in dem ruhigen und ſchlammigen Waſſer aufgeſtellten Fiſchkäſten, in denen die Fiſcher der Vorſtadt für die Marktzeit ihre Vorräthe aufbewahren. Er ließ diejenigen durchlöcherten Käſten öffnen, in denen man gewöhnlich Karpfen aufbewahrt. Schon beim zweiten oder dritten Kaſten entdeckte man einen ſchweren Beutel mit einigen Hundert Thalern. Der Beſitzer desſelben, ein leichtſinniger junger Fiſcher der Vorſtadt, iſt meinen vorjährigen Zuhörern ſchon bekannt. Er wurde gerade mit denſelben Gärtnersſöhnen, die damals die Verwirrung im Tanzſaal zu Buchenau anrichteten und ſchon damals auf Wächter's Angabe verhaftet und beſtraft wurden, zuſammenbetroffen. Sie ſind verhaftet und eben eil' ich einen Thatbeſtand aufzunehmen, der wahrſcheinlich beweiſen wird, daß noch das letzte Wort Lude Wächter's eine wahrſcheinlich unwillkürliche Huldigung an die Wahrheit iſt, die ihm aber zum erſten male in ſeinem Leben unmittelbar die Folgen eintrug, vor denen die alten Wahrheitspfleger zu ſeinem Verderben ihn bisher behütet hatten."

Scharfeneck entfernte ſich eiligſt.

Die Worte: „Ich begleite Dich!" die er hinter ſich auf der Stiege hörte, konnten nur von Oswald

kommen, der den Hut ergriff und das Schmerzlichste, was er auch hören mochte, den Debatten vorzog, die ſich wie aufgezogene Schleuſen über die dießmalige, und wie es ſchien anſprechendere Darſtellung ſeines Freundes ergießen mußten.

Und war es denn ſchmerzlich, was er eben vernommen? Erneſtinens Geheimniß lüftete ſich. Schon am folgenden Tage, als ſie die Gefangennehmung ihrer Brüder erfuhr, hörte, daß die Spuren eines Ruderhakens in Wächter's Kopfwunden paßten, und die Gemeinſchaftlichkeit des begangenen Verbrechens zwiſchen fünf Ergriffenen auf der Hand lag, gab Erneſtine eine Darſtellung ihrer Schuld, die ihr nach der öffentlichen Verhandlung augenblicklich Freiheit erwirken mußte.

Oswald hätte ſelbſt zu ihr fliegen, ſelbſt ſie in dem unwürdigen Gewahrſam an ſein Herz drücken mögen, aber Erneſtine bat unter Thränen, gerade Ernſt Oswald ihr nicht vorzuführen. Scharfeneck ſchien andere Gründe für dieſe Bitte zu haben, als die der Freund aus dem Zartgefühl des Mädchens herleitete; doch begnügte man ſich vorläufig mit der einfachen Thatſache: Erneſtine iſt unſchuldig! Ihre Seelengröße ſtand noch reiner, ihr Character heroiſcher

da als früher; denn gerade ihre schwesterliche Liebe war es gewesen, die das Opfer eines Gewebes von Schandthaten geworden war, das wir darzustellen im Folgenden versuchen müssen.

## Sechstes Capitel.

### Die Brüder.

Ernestine hatte fünf Brüder.

Zwei davon, die älter als sie selbst waren, Heinrich und Wilhelm, sind uns in ihrem Leichtsinn bereits bekannt.

Doch übertraf sie Alle ein, Ernestinen selbst gleichaltriger, Dritter, Namens Gustav, äußerlich fast liebenswürdig und von einem Schein gefälliger Solidität.

In jener großen Fabrik, die Wilhelm und Heinrich, obgleich sie auf kurze Zeit schon in Gefängnissen gewesen waren, aus Nachsicht als Arbeiter duldete, stand Gustav, äußerlich unbescholten, als Comptoirist. Seiner scheinbaren Treuherzigkeit war

es immer gelungen, die Brüder dem reichen Fabrikherrn wieder zu empfehlen, während seine eigene Gleißnerei, seine versteckten Ausschweifungen und Unredlichkeiten nicht zu Tage kamen. Ernestine kannte dieses Gustav's ganze Keckheit. Sie verabscheute ihn mehr als die beiden älteren Brüder, die nur aus Wildheit und schlechtem Umgang, besonders mit den Söhnen eines wohlhabenden Fischers, Namens Brunck, auf ihre unregelmäßige Bahn gezogen wurden.

An einem Morgen, wo lautlose Stille um Ernestinen herrschte, ihre Miethsleute auf Arbeit ausgegangen waren, hatte es leise bei ihr angeklopft. Sie öffnete . . .

Ihr Bruder Wilhelm trat ein. Er war noch unter Ernestinens Brüdern der Treuherzigste, während sie dem ihr verhaßten Gustav verbot, sich je vor ihr blicken zu lassen. Aber schlechte Gesellschaft hatte auch Wilhelm verdorben. Ernestine hatte schon oft Thränen, Worte der Liebe verschwendet, ihn von dem Pfade, auf dem sie ihn wandeln sah, abzubringen, ihn vor böser Gesellschaft zu warnen. Wenn der junge, scherzende, lachende Mensch damals in dem Garten seines Vaters erschien, hatte Oswald niemals Ahnung gehabt, was diesen Jünglingen schon Alles an den Ferſen haftete!

zu würdigen. Wie viel Aufsehen sie in Wien machte, beweist die sehr günstige Meinung, welche Gentz über den Herausgeber zu Rahel Varnhagen aussprach. Diese schrieb im Jahre 1819: „Dr. Börne schreibt ein Journal: Die Wage. Mir empfahl es Gentz als das Geistreichste, Witzigste, was jetzt geschrieben würde, er empfahl es mir mit enthusiastischem Lobe; seit Lessing, sagte er mir, — er meinte einen bestimmten Artikel darin — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob an Witz, schöner Schreibart. Es ist scharf, tief, gründlich wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten, empört, wie man soll, über Schlechtes in der Kunst. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mensch! Wenn Sie seine Theaterkritiken lesen und nie die Stücke gesehen haben, so kennen Sie diese, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an. Machen Sie ja, daß Sie seine Kritiken lesen. Sie lachen sich gesund! Anderes von ihm kenn' ich nicht. Gentz tadelte stark seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er sie hätte *)."

Daraus, daß die Regierungen auf die Wage aufmerksam wurden, ersieht man wohl, wie sehr man den leitenden Gedanken Börne's, die Politik, verstand. So wie sich ihm die politischen Ideen als Rektificationsmittel der trüben Luft, die

---

*) Später wurde Rahel sogar Mitarbeiter der Wage. Das letzte Heft derselben bringt Briefe, die zum Theil durch mancherlei Persönlichkeiten unklar sind, zum Theil aber auch sehr feine „Aperçus und Appréhensionen" (dies wird wohl der beste Ausdruck für ihre Art sein) über damals gelesene und noch jetzt werthvolle Bücher bringen. Unter Anderm sagt sie: „Wenn Fichtens Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter? Oder ist es aus der Organisation bewiesen, daß eine Frau nicht denken und ihre Gedanken nicht ausdrücken kann."

An jenem Tage in der Frühe, als Alles um Erneſtinen ſtill war, tritt Wilhelm bleich, verſtört, düſter bei ihr ein, ſetzt ſich, ſtützt den Kopf auf und ſeufzt mit tiefſter Herzensangſt. Er erzählt, er würde die Stelle in der großen Fabrik, wo man ihn aus Freundlichkeit und durch die Fürſprache des ſchmeichelnden Guſtav wieder aufgenommen, bald für immer verlieren. Auch wär' es beſſer, er lebte nicht mehr! fuhr er fort.

„Wie?" rief die Schweſter entſetzt und horchte auf.

„Seine Tage kämen ihm ohnedin gezählt vor," ſagte Wilhelm, und ſtieß dabei dumpfe Worte aus, die er mit den auffallendſten Geberden unterſtützte.

Erneſtine erſchreckt, drängt nach der Urſache ſeines Kummers, räth auf ein böſes Gewiſſen, auf einen neuen Leichtſinn, deſſen Entdeckung Wilhelm fürchtete, auf ein Verbrechen wohl gar . . . .

Wilhelm antwortete nicht und beſtätigte durch ſein düſteres Schweigen nur der Schweſter entſetzliche Ahnung. Nach langem Drängen ſtößt er endlich einen herzzerreißenden Seufzer aus und ſagt mit halb wahnſinnigem Lachen: „Das wird nun Zuchthaus und mindeſtens zehn Jahre!"

„Um Gottes willen!" ſchreit Erneſtine auf, ſchließt

alle Fenster, sieht nach den Thüren auf dem Vorplatze. Alles still, Alles hinlänglich ruhig, um die Verwünschungen auszusprechen, die sich ihr zwischen ihre Thränen drängten. „Elender!“ rief sie voll Verzweiflung. „Was hast Du begangen?“

Wilhelm schwieg und sagte nur: „Du kannst mir und uns Allen doch nicht helfen!“

Als sie dieß Wort und die Andeutung eines ganzen Complots hörte, war es ihr erst, als wenn das ein Wort wäre, hervorgegangen aus einer erlangten Wissenschaft von dem anvertrauten Gelde Ludwig Wächter's. Es war ihr geradezu gewesen, als wenn bei diesem Worte: ‚Du kannst uns doch nicht helfen!‘ die Augen des jungen Wüstlings einen unheimlichen Blitz entsendet hätten auf die Thür des Schlafkämmerchens nebenan, wo in einer Truhe dicht an ihrem Bette über eine Woche schon fünfhundert Thaler verschlossen lagen; Wächter hatte sie wieder abholen wollen. Der Gedanke an das Geld gab ihr Kraft. „Bube!“ rief sie. „Wenn Du unverbesserlich bist, so verlaß meine reine Schwelle, wirf Dich in's Wasser, wo Du willst, ein Mühlstein an den Hals eines Diebes!“ Es war die Sprache der Verzweiflung, die so schon mit dem Aeußersten sich gegen Schreckliches wehrte . . . .

Wilhelm, ſtatt ſich zu erzürnen, breitete die Arme kreuzweiſe auf den Tiſch, legte den Kopf auf und fing zu weinen an.

Das Schluchzen eines feigen Mannes kann für Frauen erkältend wirken bis zur Verachtung. Hier untergrub es aber ihren Widerſtand und lockte ſelbſt Thränen hervor. Erneſtine, außer ſich über die Dinge, die einer ſolchen Verzweiflung, ſolch' einer plötzlichen Furcht eines verwegenen Menſchen zum Grunde liegen konnten, wehrte ſich noch gegen ihr Mitleid. Sie ließ hellauf wieder ihren Zorn lodern, trat an Wilhelm heran und rüttelte ihn, faßte ihn am Kragen ſeines Rockes, tobte die ganze Entrüſtung einer ſittlichen Natur aus, die mit den furchtbarſten Anſtrengungen ſich wehrt gegen den Gedanken an Entſetzliches und nicht glauben will, nicht glauben kann und die tiefſte Verzweiflung empfindet vor der dennoch beſtehenden Wahrheit.

Wilhelm ließ Alles geſchehen und brachte ſie eben dadurch in Verzweiflung bis zum Weinen. Er bewahrte ſein Geheimniß. Als kennte er die Natur eines Weibes, ließ er Erneſtinen ſich erſt in ihrem Zorne auskämpfen und wußte dann wohl, daß die Erſchöpfung mildere Saiten aufziehen würde.

Mitten in dieſem Aufruhre aller Gefühle der

durch die ohnehin durch Oswald's fast zehntägiges Ausbleiben und den offen ihr damit ausgesprochenen Bruch im Zustande kraftlosester Erschöpfung Befindlichen hörte sie Geräusch auf dem Vorplatze.

Sie öffnete.

Wie auf Verabredung kam leise die Treppen heraufgeschlichen Heinrich, der älteste Bruder. Schüchtern grüßte er die Schwester, die über den Anblick des ohne Zweifel Betheiligten erstarrte. Heinrich that, als wisse Ernestine nichts von der Verlegenheit der Brüder. Er wollte Wilhelm nur, wie er sagte, herausrufen und endlich mit ihm gehen heißen. Wilhelm stand auf und wollte gehen.

„Du bleibst!" rief Ernestine entschieden und drückte mit einer sie wie ein Krampf überkommenden Gewalt der Hände den Bruder nieder. „Du kommst herein!" herrschte sie den Andern an, warf die Thür zu und drückte Heinrich fest an die Wand. „Was habt Ihr vor?" stöhnte sie. „Was giebts unter Euch!"

Heinrich war sonst kurz und bündig. Heute ließ er Alles mit sich geschehen und nur wie mit bösem Gewissen sagte er: „Was ist denn? Was willst Du denn? Wilhelm soll herunter kommen, Hartmann ist da. Wir haben mit ihm zu sprechen."

„Hartmann?" rief Ernestine außer sich und ein

neuer Schauder überfiel ſie; denn ſie ſah einen Zuſammenhang von Menſchen und Verhältniſſen, die ihr entſetzlich waren. Sie ſah wie damals, als ſie Oswald verlaſſen hatte, den Grund in ihren Umgebungen, ſie ſah jetzt, wo ſie wieder ihres Looſes, von Oswald eines Tages vergeſſen, preisgegeben zu ſein, inne war, Menſchen in ihrer Nähe, die reine Naturen von ihr entfernen mußten. Dieſer Hartmann! Sie wußte nichts von ihm, als daß er zu den vielen Bureaukräften der Fabrik gehörte, wie ihr Bruder Guſtav, dabei ein eitler Prahler, ein Elegant war, den Malvina Wilde liebte, dieſelbe Malvina, die ſchon einmal ſo verhängnißvoll in ihr Leben eingegriffen hatte. Als Malvina an jenem Abend einer Landpartie, die wir kennen, ermüdet und ohne Halt (in ſich oder in einem eitlen jungen Manne, dem ihr Herz gehörte), ein Opfer des Zufalls und der Intrigue geworden war, hatte ſie das Loos, das ihr der junge Graf Edgar — Luchsfuchs war ein ſcherzender von Scharfeneck erfundener Name für den Sproß einer großen und reichen Familie — auf kurze Zeit, bis ſeine Eltern Einſprache thaten, bereitete, als Uebertäubung ihrer Scham benutzt. Als der junge Graf ſie aufgeben mußte, die gemietheten Bediente und Pferde von ſeinen Angehörigen

unterſagt erhielt, er ſelbſt verheirathet wurde, hatte ſie die Demüthigung eines ſo ſchnellen Sturzes nicht ertragen mögen und dennoch ihre ſchimmernde Exiſtenz fortſetzen wollen. Die Gerichte machten dieſem Beginnen ein Ende. Für einige Zeit, die ſie theils im Gefängniſſe, theils auswärts zubrachte, verſchwand ſie. Sie kehrte zurück mit aller Liſt und Verſchlagenheit, die allmälig die Folge eines ſolchen immer tiefer gehenden Verfalls, ſelbſt bei ſonſt nicht gerade ſchlimmen Naturen, iſt; doch war ihr die Anhänglichkeit an jenen Siegmund Hartmann geblieben, den ſie, faſt möchte man ſagen gerade ſeiner Sprödigkeit und Herzloſigkeit wegen, nicht in ihrem beſſern Innern hatte aufgeben mögen. Sie traf mit dem jungen Manne wieder zuſammen. Wie ihr näheres Verhältniß war, wußte Erneſtine nicht. Sie hatte die verlorene Jugendfreundin mit Strenge von ſich abgewieſen, ſo viel auch Wächter, der ſie noch öfter ſah, von ihr erzählte.

Mit einem, tief aus gepreßter Bruſt wie ein Hilferuf ſich löſenden und ſchon mit Thränen, die von ihrer nachlaſſenden Kraft kamen, gemiſchten Seufzer, ſagte ſie auf einen Stuhl ſinkend: „Was ſoll Hartmann? Was habt Ihr? Redet!“ . . .

Heinrich wollte Wilhelm nun wegziehen und

meinte trotzig: „Das ginge sie ja all' nichts an! Was Wilhelm sich hier aufhalte!“

Wilhelm aber erwiderte: „Die Schwester könnte helfen; sie hätte einen Freund, der reich wäre! Freilich,“ setzte er hinzu, „anders als mit etwas Ordentlichem ist uns nicht geholfen!“

Oswald also sollte Geld geben! Das war das Ziel! Diese Erwähnung Oswald's mehrte Ernestinens Schmerz! Schon konnte sie unter erstickten Thränen nicht mehr als wiederholen, was es mit Hartmann solle, und so erfuhr sie denn:

Seit geraumer Zeit hätte sich, freilich unter ganz neuen Bedingungen, wieder jener Kreis zusammengefunden, der sich vor Jahr und Tag wegen der Kartoffelaussaat und auf dem Tanzsaale in Buchenau erzürnte. Diese Aussöhnungen sind im Volksleben characteristisch. Der Kreis von Bekannten ist bei geringen Leuten so klein und doch sind die Leidenschaften und der Egoismus groß. So kommt das Ende immer wieder in den Anfang zurück. Frau Pelzer, trotz eines Processes, regierte wieder und veranstaltete wieder Partien. Hartmann, Malvina, die Brüder Wilhelm, Heinrich und Gustav Waldmann, die Brunck's, das wäre, erfuhr sie, ein Verkehr geworden, wo Einer den Andern im Wetteifer überbot.

Man hätte mehr Geld ausgegeben, als man durfte. Man hätte geborgt, Einer vom Andern. Man hätte sich zu helfen gesucht wie es eben ging, bis die anvertrauten Geschäfte der Fabrik wären veruntreut worden. Seit einigen Wochen schon hätte man Zahlungen nicht eingetragen, in den Büchern Irrthümer verdeckt, ja sogar einen Wechsel gefälscht .... Die Entdeckung stünde jeden Augenblick bevor und nur zwei Wege der Rettung gäbe es, entweder Flucht aller Betheiligten oder ein verstockter, die Unordnungen deckender Einbruch in die Casse der Fabrik, zu der die Brüder riethen ....

„Allmächtiger Gott!“ unterbrach Ernestine; „Ihr geht mit Tollkühnheit an ein zweites Verbrechen, um ein erstes gut zu machen!“ ...

„Was bleibt uns übrig!“ sagte Heinrich. „Auf meinen Theil könnt' ich wohl hundert Thaler wieder zur Stelle schaffen.“

„Und ich durch Brunck's zweihundert Thaler,“ sagte Wilhelm.

Aber Beide setzten hinzu, daß Gustav, der die Seele dieser Comtorverbrechen war, sich nicht helfen könnte, wenn er nicht sechshundert Thaler sogleich zur Hand hätte. Hartmann hätte sich durch Malinen geholfen. Sie könnten den Bruder nicht im

Stiche lassen, umsoweniger, als sie selbst verschuldet wären und nicht wüßten, wie frei bleiben. So müsse denn Rath geschafft werden! So oder so! Wollte sie die Schwester angeben, wär's Recht. Sie hätten mit dem Leben längst ihre Rechnung gemacht. Neulich hätten sie im Flusse geschwommen, Wilhelm hätte einen Krampf im Fuß bekommen und wäre gesunken. Fritz Brunck hätte ihn nur sollen sinken lassen . . . sie müßten sich jetzt ordentlich helfen und (Heinrich stieß Wilhelm's Kopf gegen die Wand als den eines Feiglings, der sie hier an die Schwester verriethe) . . . es bleibe dabei . . . in der Nacht käm' es zur Ausführung . . . was der Schwager, Herr Oswald, solle, Geizhals wäre der immer gewesen . . . Gustav's falscher Wechsel wird heute entdeckt. „Komm! Komm!" herrschte Heinrich und riß den Bruder an sich, um ihn mit fortzuziehen.

Erneſtine sprang dazwischen. Sie hatte ein anvertrautes Pfand von fünfhundert blanken Thalern im Nebenzimmer liegen. Gab sie dieß Geld zur Deckung des Deficits her, so besaß sie die Mittel nicht, durch ihrer eigenen Hände Arbeit sie Ludwig Wächter'n je wieder zu erstatten. Oswald um ein Darlehn anzugehen? Wie konnte sie das über sich gewinnen, selbst wenn sie nicht von ihm verlassen

gewesen wäre! Der älteste Bruder drängte, tobte, sah zum Fenster hinaus, sprach von Gustav's Verzweiflung und Hartmann's Ungeduld, dem sie schuldeten! Heinrich sagte: man könnte sie alle heraufrufen, sie ständen unten . . .

„Nein!“ rief die verzweifelnde Schwester. „Eine Herberge von Räubern und Dieben hier?“ Sie kannte Hartmann nicht, sie mochte ihn nicht sehen und nun hörte sie draußen schon Tritte. Sie öffnete. Gustav stand auf der Treppe, bleich wie die Wand, scheu wie das böse Gewissen und, als Ernestine öffnete, wie auf der Flucht. Sprachlos winkte sie ihm. Das Wort im Munde schien auch ihm zu stocken. Er deutete auf Jemanden, der unten warte.... So ließ sie die Thür der Hand entgleiten und verlor die Besinnung. Sie sah sich mit allen diesen Menschen schon vor Gericht, sah sich nicht mehr herauskommen aus dem Fluche ihrer niedern und so unglücklich bedingten Herkunft, sie schwankte zurück, taumelte, sie wußte nicht, was sie that, als sie die Kammerthür öffnete, die Truhe aufschloß und den staunenden Brüdern, die in der That nur einen Brief an Oswald, den reichen Sohn eines Gutsbesitzers erwartet hatten, den schweren Beutel mit Geld übergab. Die Brüder waren starr. Sie umarmten

ſich in unſern äſthetiſchen, moraliſchen, geſelligen Beziehungen angehäuft hatte, erwieſen und er jene dadurch zu vertreiben ſuchte, daß er den Giftſaft ſeiner Satyre auf den heißen Stein der mißlichen politiſchen Verhältniſſe goß, eben ſo konnt' er auch äußerlich nicht unterlaſſen, ſeine Bilder aus politiſchen Regionen herzunehmen und in der ganzen Färbung ſeines Ausdruckes zu verrathen, daß ihm die Politik immer gegenwärtig war. Sie ſchimmerte wie ein ſeidnes Unterkleid durch einen Gaze-Ueberwurf immer wieder hervor. Konnt' er doch ſelbſt z. B. bei ſeinen Theaterkritiken nicht unterlaſſen, einmal von einer an der Frankfurter Bühne gaſtirenden Dame vom ſtändiſchen Theater in Grätz zu ſagen: Wenn die Stände in Grätz ſo leiſe ſprächen, wie dieſe Dame, dann müſſe es um die Freiheit Stevermarks ſehr ſchlimm ſtehen. Börne hatte keine Vorſtellung davon, wie manche zahme Journaliſten eine neu begründete Zeitung mit der Bemerkung ankündigen konnten: „Die Politik iſt gänzlich ausgeſchloſſen," oder um es richtiger zu ſagen, Börne hat oft gerathen, allerdings ſolche, die Machthaber täuſchende Erklärungen zu geben, aber er konnte nicht begreifen, wie ſie ſich halten ließen. Er rieth den Freunden der Freiheit oft, Jeſuiten zu werden; wo keine freie Einfuhr erlaubt ſei, lieber zu ſchmuggeln; aber das einfältige Einhalten einer ſolchen Proſpektusverſicherung war ihm, den zu bekämpfenden politiſchen Mißſtänden gegenüber, unerklärlich. In Paris vollends ſchien ihm eine ſolche Erklärung verdammungswürdig. Die kurz nach der Julirevolution geſtiftete Europe littéraire, die dem Gedanken Goethes von einer Weltliteratur großen Vorſchub hätte leiſten können, aber bald der zu koſtſpieligen Begründung wegen eingehen mußte, hatte, um in Deutſchland Eingang zu finden, erklärt:

Erneſtinen. Wilhelm küßte der Schweſter die Hände. Heinrich wandte ſich abwärts und ſchien ſeine Gedanken zu verbergen. „Das Geld gehört Wächter'n," ſagte Erneſtine, „ich werde ſchon ſehen, wie ich mit ihm fertig werde . . . ." Draußen hinter der geſchloſſenen Vorplatzthür näherte ſich Guſtav, ſie rief aber: „Fort! Fort! Laßt mich allein!" In wenig Augenblicken waren die Brüder verſchwunden und Erneſtine war allein — mit dem furchtbaren Gefühl, was ſie Ludwig Wächter'n ſagen würde . . . Und vierundzwanzig Stunden darauf wurde dieſer ermordet gefunden.

Oswald hätte den Namen eines Rechtskundigen nicht verdient, wenn er nicht nach dieſer, ihm allerdings ſogleich nicht im Ganzen vorliegenden Aufklärung geſagt hätte: „Dieſe Schurken ſind dreifach ſtrafbar! Sie ſind Mörder, Diebe und Betrüger! Sie wußten, daß Wächter, der ſich mit ihnen hielt, das Geld ihrer Schweſter gegeben und waren uneinig, ob ſie es einfach ihr rauben oder durch Liſt abgewinnen ſollten. . . ." Er fuhr fort: „Jenem Siegmund Hartmann trau' ich die Theilnahme an dieſem Ueberfalle kaum zu. Malvina iſt bei dem ganzen Streich nur genannt worden, weil man von Erneſtinen wußte, daß ſie eher Alles thun würde, als ſich etwa bei ihr

erſt nach dem Zuſammenhang erkundigen " und ſo ſprach Oswald dieſe und jene Vermuthung aus und gab auch zu, daß man vielleicht auf ihn ſelbſt und ſeine eigene Gaſſe es abgeſehen hatte; „wie aber Wächter's Tod? Erfuhr Wächter das Schickſal Erneſtinens? Was ſagte der zu dem verlorenen Gelde?" „Er ſuchte es ſich wahrſcheinlich ſelbſt wieder," vermuthete Scharfeneck; denn nur Vermuthungen ließen ſich ausſprechen, da Wächter auf ewig ſtumm war. „Ob er die wahre Geſchichte der nothgedrungenen Veruntreuung Erneſtinens erfuhr, kann zweifelhaft erſcheinen:" fuhr Scharfeneck fort; „ſicher blieben ihm die Namen verborgen. Doch ſuchte er ſie ſich ſelbſt. Sein Inſtinct konnte ihn, als Erneſtine ſich ihm offenbart hatte, nur auf die Brüder führen. Ich denke ſo. Er paßte dieſen Menſchen auf, ſchlich ſich nächtlicherweile ſie irgendwo entdeckend nach, fand ſie mit den Söhnen des Fiſchermeiſters Brunck auf einem gemeinſchaftlichen Wege. Wohin? Zu deſſen Fiſchbehältern. Konnten ſie der Schweſter trauen? Mußten ſie nicht eine Unterſuchung gewärtigen? Erſchreckten ſie nicht, als Wächter genannt wurde, dem ſie ſchon einmal Gefängniß verdankten? Wo das Geld verbergen? Bei ſich ſelbſt? Irgendwo vergraben? Sie trugen es in die verſchloſſenen Fiſchbehälter, deren

Schlüssel die jungen Brunck's führten. Dort muß er sie beobachtet haben. Als sie von den Fischbehältern zurückkehrten, begab sich Wächter ohne Zweifel selbst an die Kästen, wo man einen schweren Gegenstand eingesenkt hatte. Die Räuber kehren noch einmal zurück, entdecken ihn, sie sehen sich verrathen, verfolgen den Fliehenden und schlagen ihn nieder. Das einzige Wort, das er noch sprechen konnte, verrieth sie."

„O," rief Oswald aus, „giebst Du nun nicht zu, Freund, daß Ernestine sich aus allen diesen Schrekken wie ein Phönix von seinem Flammennester erhebt? Könntest Du noch einen Funken von Achtung vor mir haben, wenn ich dieß edle und seltene Mädchen ihr grausames Schicksal entgelten ließe, sie nicht vielmehr wie eine gehetzte Unglückliche an mein Herz zöge und sie in meiner Liebe die Ruhe finden ließe, welche die Arme nach so vielen Leiden verdient?"

Scharfeneck schwieg. Der Freund wallte in schmerzlicher Empfindung auf. „Sprich nicht mehr vom Emporblick!" sagte er, „ich würde mich selbst nicht mehr achten, wenn ich die Hoffnungen täuschte, die das Mädchen auf mich setzen darf. . . ."

Scharfeneck erwiderte nichts, zog sein Portefeuille,

öffnete es und gab Oswald ein von seiner eigenen Hand geschriebenes Blatt.

„Was soll das?“ fragte Oswald.

„Hier, Ernst!“ sagte Scharfeneck. „Dieser Brief von Ernestine Waldmann wurde in der Brieftasche des Erschlagenen gefunden. Das Original mit Blut bespritzt liegt bei den Acten und wird nicht zur öffentlichen Verhandlung kommen. Die Abschrift ist von mir. „Ich kann Dir die Kenntnißnahme dieser Zeilen nicht ersparen.“

Oswald las einen Brief, den Ernestine Waldmann einige Stunden nach dem Ueberfalle, den die Brüder auf ihr gläubiges und schwesterliches Herz versucht und glücklich ausgeführt hatten, mit gewandter, zierlicher Handschrift an Ludwig Wächter gerichtet hatte.

Er lautete, auch in stilistischer Hinsicht überraschend, folgendermaßen:

‚Lieber Herr Wächter! Sie haben mir durch allzu großes Vertrauen den Muth gegeben, in einem der qualvollsten Augenblicke meines Lebens die Feder zu ergreifen und nach Fassung ringend mich mit Ihnen schriftlich auszusprechen. Ihr Leben haben Sie mir seit dem letzten Jahre unserer Bekanntschaft so oft erzählt, daß ich es wage, die gute Meinung,

die ich immer von Ihnen hegte und die ich oft genug gegen Ihre Feinde vertheidigte, heute zu meinen Gunsten sprechen zu lassen; denn ich habe Ihnen Schmerzliches anzuzeigen. Die Summe, die Sie mir anvertrauten, besitz' ich nicht mehr — — Wie ich dazugekommen, ohne Sie zu fragen, die Griparnisse Ihres freudlosen Lebens an Jemanden auszuleihen, der nicht im Stande ist, mir auch nur die geringste Bürgschaft der Wiedererstattung zu leisten und sie auch schwerlich jemals wiedererstatten wird, darüber lassen Sie mich mit Stillschweigen hinweggehen. Sie kennen mich zu gut, lieber Herr Wächter, als daß Sie nicht glauben sollten, ich hätte Ihr Vertrauen nur erst nach den fürchterlichsten Prüfungen getäuscht, nach Prüfungen, die mir das Schicksal auferlegen wollte. — — Ich fühle mich jetzt Ihre Schuldnerin. Was Sie seit länger als einem Jahre zu meiner Ausbildung thaten und ferner noch ohne Ansprüche auf Entgeltung thun wollten, das hab' ich dennoch immer mit meiner Hände Arbeit und nach Ihren geringen Forderungen gutgemacht. Wie ich aber den Verlust Ihres Eigenthums gutmachen und die Griparnisse Ihres Lebens, die Hoffnung Ihrer Zukunft Ihnen ersetzen soll, das ist ein Gedanke, der mich vernichtet. Erwerben kann ich es nicht; noch

weniger kann ich den Freund, den Sie kennen, um Beiſtand angehen; denn Sie wiſſen, daß ich ſeit dem Tage, wo er zum erſten male nicht wieder in unſere beſcheidene Hütte, damals in der Vorſtadt, die leider nicht die Hütte der Unſchuld und Tugend war, zurückkehrte, die Ueberzeugung gewann, ein ſo Hochſtehender könnte ein armes Daſein wie das meinige durch Freundſchaft nur dann auszeichnen, wenn es ihm nicht verpflichtet iſt. Ich fühle oft, daß es doch wohl ein unreiner Geiſt war, der mir einflüſterte: Du mußt die Spuren Deiner Armuth und Deinen Mangel an Bildung verwiſchen, wenn Du die Freundſchaft eines ſolchen Mannes verdienen willſt! Sie wiſſen, lieber Herr Wächter, wie ich, von thörichter Verblendung getrieben, gerungen habe, aus meinen häuslichen Verhältniſſen mich frei zu machen und meinen Mangel an Bildung zu verdecken! Wenn ich mir die Schreckensaugenblicke vergegenwärtige, wo ich das mir von Ihrem Vertrauen übergebene Pfand aus meinen Händen geben konnte, ſo muß ich mir zu meiner tiefſten Beſchämung geſtehen, daß es wieder nur die Furcht war, vor dem Freunde im düſtern Lichte zu erſcheinen, umgeben von Verhältniſſen, die ihn in der That auch jetzt ſchon wieder von mir entfernt haben. Er wird nicht mehr zurückkehren. Seit

zehn Tagen von ihm gemieden, fühl' ich, daß der Augenblick gekommen ist, wo ich von einer thörichten Einbildung, die meine Eitelkeit mir schon seit zwei Jahren gefangen nahm, mich auf ewig trennen muß. Ach, welch' eine Verblendung! Seit einigen Wochen erhielt ich Briefe aus Oswald's Heimath, von Beauftragten seiner Eltern, welche die Trennung mir zur Pflicht machen. Die Berufung auf meine Vernunft hat mich bestimmt. Ich raubte edlen Eltern einen edlen Sohn! Ich habe das Vertrauen eines Geistlichen, der mir aus Oswald's Heimath schrieb, nicht täuschen wollen, habe die Briefe des Herrn Dämmer dem Freunde nicht mitgetheilt. Aber unwürdig wie ich bin, jemals Oswald's Gattin zu werden, muß ich meinem Wahne ein Opfer bringen und endlich, endlich mit Gewalt selbst der Möglichkeit vorbeugen, daß der Freund, wie schon einmal, so auch jetzt aus alter Gewohnheit je wieder zu mir zurückkehrt. Ich muß diesen Wahn aus meinem Herzen reißen und ginge damit mein Leben hin und — — auch aus seinem; denn er gehört andern, edlern Verhältnissen! . . . Sie sehen, lieber Wächter, wie es in meinem Herzen aussieht! Ich bin nicht im Stande, Ihr Vermögen Ihnen zurückzugeben. Ich muß Sie beschwören, fußfällig beschwören, es nicht zu fordern. Ich

muß Sie bei Allem, was Sie mir je über Ihre Zuneigung zu mir und Ihre Wünſche ſeit drei Jahren ſchon geſagt haben, anflehen: Laſſen Sie jede Unterſuchung! Fragen Sie mich nie, was aus dieſem Gelde geworden iſt! Ich kann es Ihnen nicht wiedergeben, ich kann Ihnen auch nicht ſagen, wem ich es geben mußte. — — Ich bin arm und habe nichts, womit ich Sie einigermaßen zufrieden ſtellen kann. Seit drei Jahren ſchon ſagen Sie mir, daß Sie mich lieben. Sie haben mir oft geſagt, daß ich das einzige Glück Ihres Lebens werden könnte. Seit drei Jahren folgen Sie mir auf Schritt und Tritt und duldeten ruhig, daß ich Sie zurückwies, Ihrer anfangs ſpottete, dann Ihnen die Huldigung eines Jüngern und Reichern verzog. Sie nörten nie dieſen unglücklichen Bund; Sie harrten aus und behüteten mich, wie ein Vater ſein Kind behütet! Sie bildeten mich aus, ſoweit meine Anlagen reichen. Daß ich dieſe Zeilen niederſchreiben kann, wem verdank' ich es denn anders als Ihnen? Mitleid und Dankbarkeit ſind es, die ich für Sie gefühlt habe in jeder Stunde meines Lebens, ſeit ich Sie kenne. Sie hofften auf Liebe! Ich kann Ihnen ſchwärmeriſche Liebe nicht geben. Aber wär' es möglich, ganz mit dieſem Leben hier zu brechen, wär's möglich, das Meer

zu gewinnen und in Amerika irgend ein ehrliches Gewerbe gemeinſchaftlich zu treiben, ſo könnt' ich mich entſchließen, mich loszureißen und, um alle Brücken mit der Vergangenheit abzubrechen, Ihnen, Herr Wächter, in Geduld und im Vertrauen auf Gott, der helfen wird, zu folgen.'

Als Oswald dieſen Brief, den offenbar nicht die Verzweiflung, ſondern eine ruhige, ergebene Faſſung in die Feder dictirt hatte, geleſen, mußte ſein Herz zucken. Was half es ihm, während dem er las, in Zorn gegen Pfarrer Tämmer, ja ſeine eigenen Eltern aufzulodern! Was half es ihm auszurufen: Herr des Himmels, bin ich denn verdammt, der ewig Getäuſchte der Dinge zu ſein, die ſich ohne mich hinter meinem Rücken machen? Was half es ihm, von dem Todten auszurufen: Mit dieſer wie fußfälligen Bitte um Verſchwiegenheit in Händen konnte dieſer Elende nach dem ihm verlorenen Gelde dennoch forſchen, dennoch ſpüren! Was half es ihm endlich, ſich zu ſagen: Wächter ſuchte aber vielleicht das Geld, um nach Amerika zu gehen, mit ſeinem Rettungsengel, meiner verlorenen Liebe? Es half nichts. Seine Kraft war gebrochen. Scham und Wehmuth, beide warfen ihn in einen Zuſtand, aus

dessen rathlosesten und ohnmächtigsten Entschlüssen er sich nicht aufraffen konnte. . . .

Ueber die Fischersöhne und die drei Gebrüder Waldmann wurde in Folge geschickter Vertheidigung nur eine dreijährige Zuchthausstrafe ausgesprochen. Ernestine, die vor Gericht nur noch als Zeugin zu erscheinen hatte, und durch die Sicherheit ihres Auftretens, die Bestimmtheit ihrer Antworten allgemeine Theilnahme erregte, wurde sofort in Freiheit gesetzt. Oswald kämpfte mit sich, ob er ihr dennoch trotz dieses Briefes an Ludwig Wächter seinen Schutz und Beistand anbieten sollte. Aber noch ehe er wagte, dem unwiderstehlichen Drange seiner noch immer nicht erloschenen Liebe Gehör zu geben, war Ernestine verschwunden. Niemand wußte wohin sie sich begeben. Es währte lange, bis man erfuhr, daß sie nach Osten zu gereist, in Stettin ein Schiff bestiegen und sich nach Petersburg begeben hatte, von wo sie aller Nachforschungen ungeachtet spurlos im Innern Rußlands sich verloren.

Die Politik bleibt von unsern Spalten ausgeschlossen. Dies schien Börne schimpflich: denn eine Freiheit haben und sie nicht benutzen, war ihm noch mehr als eine Thorheit. In Deutschland entschuldigte er die Wendung, wenn er auch nicht geschaffen war, sie einzuhalten. Der Erzähler mußte lachen, als ihm Börne Ende des Jahres 1836 von Paris aus sagen ließ, er wolle zu der in Frankfurt damals erscheinenden „Börsen-Zeitung" eine Sonntagsbeilage schreiben, ganz „mit Ausschluß der Politik." Ich wußte recht gut, daß Börne nur über die Taglioni und die Malibran zu schreiben brauchte und darum doch staatsgefährlich bleiben würde.

Wir müssen hier gleich an der Schwelle der Betrachtungen über Börne als Schriftsteller einen Punkt erwägen, der bedenklich scheinen könnte. Börne sprach in seiner Wage über Kunst, Literatur, Gesellschaft und hatte dabei immer nur den Maaßstab der Politik. Es ist in neurer Zeit zu einem sehr folgenreichen Streite über die Frage gekommen: In wie fern politische Maaßstäbe zur Beurtheilung dichterischer Eigenthümlichkeiten ausreichen? Daß man sie anlegte, war gewiß eine Nothwendigkeit, die einmal in der Zeit lag. Unsre Literatur hat sich während der schönsten Zeit ihrer Blüthe nur in Zuständen heimisch gefühlt, welche dem unmittelbaren Bewußtsein der Gegenwart fern lagen. In Griechenland, Rom, im alten Germanien, in den Nebeln des Nordens bewegten sich die Anschauungen der Dichter und die Philosophen beschäftigten sich eher damit, das Räthsel der Weltschöpfung zu lösen, als eine schwebende Frage der Zeit. Jedenfalls mußte gegen diese idealische Welt eine Reaktion statt finden, die um so gewaltiger war, als sie mit den Stürmen der politischen Erlebnisse selbst heraufzog und sich nach und nach sogar mit

## Siebentes Capitel.

### Der Himmelsblick.

Die Jugend schmollt mit dem Leben, das ihr nicht nach Wunsch geben will, länger als das reifere Alter. In gesetzten Jahren weiß man die Flucht der Zeiten mehr zu schätzen und findet sich mit ihrer Ungunst gelassener ab. Die jungen Jahre geben mit sich verschwenderisch um und geben auch ihrem Kummer mehr Raum, als sich der kühlere Sinn spöterer Zeit gestattet, ja sich zuweilen kaum noch erklären kann.

Oswald ergriff mit Eifer seinen Beruf, besuchte seine Heimath, sah die frohen, entwölkten Mienen seiner Eltern, denen er nach ihrem Sinne für die vom Pfarrer Dämmer gewagten Schritte eher hätte

danken als von ihnen eine Abbitte dafür verlangen sollen, feierte die Verbindung Scharfeneck's und seiner Schwester mit, aber es lag ein Druck auf seiner Seele, der nicht weichen wollte. Scharfeneck, vor ihm zur Residenz zurückkehrend, begründete sich eine Häuslichkeit, die seinem Weltsinn entsprach. Er sah viel Menschen um sich und erzog seine junge Frau mit Geschick für die nicht leichte Aufgabe, ein Haus zu machen. Oft ermunterte er den Schwager, ihrem Beispiele zu folgen und sich zu verehelichen. Oswald lehnte die Zumuthung fast verletzt ab.

Scharfeneck kam selbst nach einigen Jahren noch auf manche Ausläufe der Verirrungen, die sein Schwager durchlebt hatte, zurück.

Während er Ernestinens Entschluß, sich der Ehre Oswald's und dem Rufe seiner Eltern zum Opfer zu bringen, in einer für dessen Gefühl fast übertreibenden Weise pries und sich jetzt, seit Ernestine verschollen war, fast mit ihr ausgesöhnt hatte, häufte er über die Dinge, welche sich rings um Oswald's verblendete Sinne, wie er sagte, damals so behaglich ausgebreitet hatten, allen Spott, dessen seine scharfe Beobachtungsgabe nur fähig war.

„Um Dir ein Bild von Deinem edlen Volke zu geben," sagte er, „geh' einmal in eine der

Nebenstraßen des Schloßplatzes! Dort findest Du ein Modegeschäft unter der Firma: ‚Siegmund Hartmann und Comp.‘ Eine reizende junge Frau sitzt am Fenster und nimmt die Bestellungen an. Es ist Malvina. Das Geld, das zu diesem Geschäfte nöthig war, hat einen Ursprung, der Dir die eigenthümliche Vorstellung, die alle diese Menschen mit Macht und Besitz verbinden, vergegenwärtigen wird. Ernestinens Brüder wußten nichts von Wächter's bei ihr aufbewahrtem Gelde. Sie kamen nur in der Absicht, durch ein Gewebe von Lüge die Schwester zu bestimmen, ihre Verbindung mit Dir zu ihrem Vortheil auszubeuten. Exploitiren! Das ist nach oben eine Kunst, die doch noch manchmal Ueberwindung kostet; nach unten versteht sich das Exploitiren von selbst. ‚Wie machen wir's, daß Der einmal herausrückt!‘ war das Thema ihres verschmitzten Planes. Hartmann würde sich viel zu vornehm gedünkt haben, mit diesen Leuten gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie nannten ihn um Malvina's und der Schwester willen, die vor diesen Namen schauderte. Hartmann war nur schlecht in einem ganz andern Stil. Woher bekommen wir Juristen unsere allerdings traurige Verachtung und Gleichgiltigkeit vor den menschlichen Characteren? Kann man sie uns verargen, wenn

wir Thatsachen erfahren wie die: Hartmann nimmt die Liebe der in seine Vernisstiefeln und seine Crawattenknoten vernarrten und auf eine, wie man nach Verirrungen dieser Art oft findet, geregelte Ehe fast mit einer Art Prüderie bedachten Malvina mit rubigem Hochmuth an und beschließt, seine pariser Erfahrungen und sein He! Hola! Houp! dadurch zu nutzen, daß er ein Modemagazin anlegt. Woher aber das Geld dazu nehmen? Rathe! Er, verlobt mit Malvina Wilde, schreibt an den jungen Grafen Luchsfuchs! Dieser schickt verächtlich für einmal einen Beitrag zur Ehe und zum Etablissement. Jean Morbiller, sein Kammerdiener, der Wuchergeschäfte macht, oft mit seinem jungen Herrn selbst, schießt ein Capital vor und macht sich nunmehr zum Herrn der ganzen, jetzt eröffneten Firma ‚Siegmund Hartmann und Comp.'. Ob da nun früher ein Schimmer von Poesie vorhanden war, den ich in meiner Skizze, wie oft ein junges Wesen in diesen Sphären der raffinirtesten Verführung unterliegen muß, andeutete, das mildert sich nun Alles ab in Täuschung und löst sich in Verhältnisse auf, wie sie leider eben dazu dienen müssen, die Großen so unverbesserlich hochmüthig und von den Kleinen so unverbesserlich geringschätzend denken zu machen."

„Du hast Recht," sagte Oswald mit Bitterkeit, „ich werde mir auch deßhalb lieber eine Fürstin zum täglichen Umgang wählen. Frau von Wolmany empfahl mich wenigstens in ein Haus, wo ich solche Erfahrungen, wie Du sie schilderst und ich selbst erlebte, nicht wieder machen werde."

„Thu' das!" fiel Scharfeneck ein. „Besuche die Cirkel der jungen Fürstin Bagration! Schade, daß sie nicht aus Petersburg, sondern aus Italien kommen. Frodore Bagration, die berühmte Bildhauerin, meißelt ihre Amor's und Psyche's nicht, um sie nur vom Hofe bewundern zu lassen. Sie rafft Künstler und Gelehrte, Civil und Militair, Alles durcheinander auf, um ein Haus zu machen, in welchem Dir vielleicht einmal ein Reisender aus Petersburg begegnet, der Dir von der guten und vortrefflichen Ausnahme Ernestine Waldmann Nachricht bringt."

Und wirklich erlebte Scharfeneck, daß sein Schwager ein eifriger Besucher einer zahlreichen russischen Familie wurde, deren jüngere Mitglieder aus Italien zurückgekehrt waren, um sich mit den ältern, die aus Petersburg kamen, in dieser Residenz ein Rendezvous zu geben. Das ehrwürdige Haupt dieser reichen und kunstsinnigen Familie war eine Matrone, die von Moskau einwarf. Es war eine geborene Deutsche,

eine hochgebildete, wohlwollende Frau, leider seit Jahren erblindet. Scharfeneck erfuhr, daß sich Oswald, eingeführt von Frau von Wolmany, gerade am liebsten in dem engern Kreise dieser greisen Fürstin bewegte und oft in der Woche zwei bis drei mal bei ihr den Thee trank. Die Schwester wurde fast eifersüchtig, wenn Oswald die Behaglichkeit dieser Abende rühmte. Die greise Fürstin ordnete, als sie ankam, sogleich ihren Kreis für sich an. Ihre Enkel und Enkelinnen waren ihr zu erregt, zu lärmend. Sie hatte eine kleine erlesene Gesellschaft für sich, eine Gesellschaft, die ihr mit etwas Umständlichkeit angemeldet wurde, dann auf wollenen Teppichen nahte, in dem matterhellten Zimmer Platz nahm und sich die Gespräche gefallen lassen mußte, die die eigenthümliche und etwas strenge erblindete Dame nach ihrem Wunsche angab oder nach Gefallen abschnitt. Wenn Oswald's seitdem merkwürdigerweise fast wie umgewandeltes Wesen, seine fast zurückgekehrt scheinende Heiterkeit erwähnt wurde, pflegte Scharfeneck in seinem illusionslosen Eifer zu äußern: „Sage man, was man wolle, es liegt etwas Veredelndes, Erhebendes, Läuterndes im Umgang mit den bevorzugten Ständen! Geringe Anschauungen mögen da am allerwenigsten fehlen, aber sie werden entweder verborgen

oder nur nach dem Maßstabe irgend eines allgemeingiltigen Gesetzes ausgesprochen. Immer sucht man doch die Vermittelung mit dem Ueblichen und Ueberlieferten. Und welche unaussprechlichen Wirkungen liegen schon im Tacte! Ist der Tact schon die eigentliche Seele der Musik, ohne die all' ihre sonstige Harmonie nicht bestehen kann, so ist der Tact im Umgang geradezu die wahre Seele des Handelns. Wie schleift sich in solcher Umgebung alles Schroffe und Spröde ab! Wie sind die Menschen auf einander angewiesen und tauschen nur ihr Bestes und ihren wahren Reichthum miteinander aus! Ernst ist jetzt erst in die Bahn getreten, in die ich ihn von Anfang an drängen wollte. Er wird jetzt seinen Werth zu schätzen lernen und sich nur an Das verlieren, was seiner würdig ist."

Eine Störung dieser glücklichen Zeit brachten häusliche Trauerkunden. Die Eltern Oswald's und Evelinens erkrankten und schieden in kurzen Zwischenräumen rasch nacheinander. Der Fall war erschütternd. Der Schmerz, zwei so theure Wesen so kurz hintereinander zu verlieren, schien anfangs kaum zu ertragen; aber in die Trauer mischte sich, wie gewöhnlich, sogleich die Umständlichkeit der Erbschaftsanordnungen. Wenn Menschen, die uns theuer sind,

aus dem Leben geben, will nur unser Herz klagen, und sogleich wird unser Verstand, nicht selten unsere Leidenschaft in Bewegung gesetzt. Es ist dieß traurig genug, aber es ist so.

Ueber diese Zwischenfälle, erst der Trauer, dann der Erbschaftstheilung, ging der Winter hin.

Als die ersten Lerchen stiegen und eines Tages Oswald nur mit Mühe zu bewegen war, einen Spaziergang durch die vom Eise befreiten Felder vor den Thoren der Stadt mit seiner Schwester und dem Schwager zu unternehmen, mußte er, da er wieder das Haus der Fürstin vorschützte, den Vorwurf hören, daß ihn jetzt diese Welt des vornehmen Scheins denn doch auch zu sehr in Anspruch nähme; ja Scharfeneck ließ sogar in der Laune des Nachtisches — Oswald hatte wie oft bei seinem Schwager zu Mittag gegessen — das Wort fallen: „Ich glaubte wahrhaftig, Du liebtest die Prinzessin Feodore und spieltest, wie sich für einen jungen bürgerlichen Advocaten kaum anders ziemt, bei dieser Dame die Rolle eines Toggenburg; aber ich höre ja ganz anders! Ich höre, daß Du ganz der treue Bolognefer der alten blinden Fürstin bist und ohne die Wärme ihres Kamins und die Stille ihrer Teppiche nicht mehr leben kannst. Wer hätte das gedacht!"

Oswald hatte schon den noch mit Flor umbundenen Hut in der Hand. Er stockte einen Augenblick, dann zog er sein Portefeuille und fragte den Schwager — wo er seine Verlobungskarten hätte stechen lassen? . .

„Verlobungskarten?“ fragte man erstaunt.

Und zur Bestätigung, daß auch er ein solches verhängnißvolles Blättchen wollte vervielfältigen lassen, reichte er Beiden ein Papier. Man ergriff es und las:

**Ernestine Waldmann,**
**Ernst Oswald**

Sprachlos stand die Schwester. Sie mußte an dem sonnenbeschienenen, mit Hyazinthen geschmückten Fenster, das sie eben öffnen wollte, um die erquikkendste Märzluft in's Zimmer einzulassen, sich festhalten.

Man rieth auf einen Scherz.

Oswald aber erwiderte feierlich: „Zu allen Zeiten wären mir diese Erinnerungen zu heilig gewesen, um mit ihnen zu scherzen. Es ist Ernst! Hört, was in diesen sechs Monaten der Trauer um unsere Theuern mich aufrecht erhalten hat, was mir die Kraft gab, mit der Fassung, die Ihr sonst an mir kaum gewohnt seid, unter dem Druck der schwierigsten Pflichten nicht zu wanken!“

Und ſo erzählte er:

„Im Hauſe der blinden Fürſtin Bagration, in dem grünen verhangenen Zimmer, auf den ſtillen Teppichen, beim Schimmer eines mattgeſchliffenen Lampenglaſes hab' ich Gruestine Waldmann wiedergefunden.

Nach der wilden Schreckenszeit, die ſie durchlebt hatte, war ſie dem Norden zugeflüchtet, erſt in der Abſicht, dort in untergeordneten Verhältniſſen zu dienen. Aber bald wurde ihr Werth erkannt. Man zog ſie nach Moskau, wo ſie in eine Familie aufgenommen wurde, die ihre Bildungsfähigkeit nicht nur, ſondern ihre wirklichen ſchon erworbenen geiſtigen Beſitzthümer mehr zu ſchätzen wußte, als nur ihr Herz, deſſen ſtiller Druck, deſſen noch immer nicht ausgerungener Schmerz ihr auch nicht die Miene gegeben haben würde, um in der Salonwelt zu gefallen. Man ſtellte ſie bei der erblindeten Fürſtin Bagration, einer geborenen Deutſchen, als Vorleſerin an. Ihr reines, zum Herzen ſprechendes Organ, ihre gewählte Ausſprache, ihre unermüdliche Geduld im Ertragen der vielen Launen einer mißmuthigen und verwöhnten hohen Frau und ihrer noch verwöhntern Umgebungen erwarben ihr, wie ja das nicht anders geſchieht, zwar nicht die wahre volle Anerkennung ihrer

Geistesrichtungen und Dichtern verbinden konnte, welche die Stimmungen des nächsten Moments der Zeitgeschichte wiedergaben und die Leier nur zu vaterländisch-freisinnigen Gesängen stimmten. Die Fürsten hatten an dem Aufschwung unsrer klassischen Literaturperiode einen Antheil gehabt, den ihre Söhne an dem ihr folgenden silbernen Zeitalter nicht mehr nehmen wollten, weil sie vor dem neuen Geist der Dichter und Schriftsteller erschraken. Diejenigen Heroen der literarischen Vergangenheit, welche in die neue Gegenwart noch hinein lebten, konnten sich in dem Wesen derselben nicht zurecht finden und Goethe zeigte sogar unverholen, daß ihm das Studium der Gall'schen Schädellehre mehr Interesse gewähre, als die Neuerungen unsres öffentlichen Geistes seit dem Sieg über Napoleon.

So lange sich der patriotisch freisinnige Zeitgeist gegen jene Thatsache entrüstete, war er ohne Zweifel in dem vollen Recht, das die Gegenwart an sich selbst hat; das Fehlerhafte fing nur an, als man über diese Thatsache als solche hinaus ging. Nicht genug, daß man die vorzugsweise aristokratischen Ueberlieferungen der klassischen Periode mit jener Sprödigkeit ablehnte, die der aufgeregten Stimmung nicht verdacht werden konnte; man dehnte seine Opposition auch über die Gegenwart aus und übertrug sie in eine Vergangenheit, die sich unter Umständen entwickelt hatte, welche sie in politischer Hinsicht von vornherein unzurechnungsfähig machten. Von den Gesinnungen stürmte man zum Talent selbst über und glaubte, nachdem erwiesen, daß Goethe ein Aristokrat war, auch erweisen zu können, daß er kein Genie hätte.

Börne hat sich bei dieser Bilderstürmerei indessen nie von dem Fanatismus fortreißen lassen, den Wolfgang Menzel zur

Trefflichkeit, aber brauchbar erschien sie und sehr nützlich und zuletzt, wie die vornehme Kälte dafür immer vom gerechtern Schicksal bestraft wird, nothwendig.

Nach zwei Jahren sprach man von einer Reise nach Deutschland. Die Rückkehr nach der Heimath konnte Ernestinen nicht erlassen bleiben, denn eine Weigerung, dorthin zu folgen, würde von diesen starkwilligen Menschen nicht angenommen worden sein.

So fügte es der versöhnendste Zufall, daß ich sie wiedersah, als beim Eintreten zur Fürstin gerade eine sanfte Stimme aus Humboldt's ‚Kosmos' vorlas und mein Auge nicht sogleich auf die weißgekleidete junge Vorleserin fiel. Die Stimme versagte der Lesenden schon, als ich gemeldet wurde. Aber die Fürstin zwang sie, dem ihr von ihren Enkeln vorgestellten Neuling ihres Cirkels noch einmal einige Stellen mitzutheilen, über die sie sogleich ein Gespräch mit mir anknüpfen wollte. Ich erkannte weder sogleich die Gesichtszüge der Vorleserin, noch ihre bebende, nach Fassung ringende Stimme. Erst als sie schwiegen, als sie leise sich entfernen durfte, erst da war es mir, als hätte ich eine alte Melodie in meinem Gedächtnisse anklingen gehört, als zöge etwas Geisterhaftes, Fremdes und doch so unendlich Bekanntes durch's Zimmer. Ich wagte es, nach dem

blaſſen jungen Mädchen, das ſo ſicher die ſchwierigſten Worte und in ſo vollkommener Ausſprache vorgetragen, eine ſchon die Wahrheit ahnende Frage zu ſtellen. Ich hörte, ſchon zitternd, von der blinden Fürſtin den Namen Erneſtine und Erneſtinens Schickſal.

Einen Beſuch zu ihr ſelbſt, im obern Stockwerke, durfte ich nicht wagen. Aber zwei Tage darauf, an demſelben Kamin, in derſelben Beleuchtung gab ich Erneſtinen zum Gruße meine zitternde Hand. Die Fürſtin ſah es nicht . . . ſie war blind. Sie ſah die ſtumme Begrüßung zweier Menſchen nicht, die das Schickſal für einander beſtimmt hat.

„Was haben Sie?“ fragte die Fürſtin in franzöſiſcher Sprache, als Erneſtine eine Antwort auf eine von ihr gewünſchte Auskunft geben ſollte.

Erneſtine wußte, daß in dieſer Umgebung ihr Leid und ihre Freude nicht gelten durften. Sie bezwang ihr Gefühl und erwiderte in gleicher Sprache, . . . ihr wäre nicht wohl. . . .

„Sie haben zu viel gearbeitet,“ ſagte die Fürſtin; „wiſſen Sie,“ fuhr ſie zu ihrem Beſuche ſich wendend fort — „wiſſen Sie, Herr Oswald, dieſe junge Dame hat den Fanatismus der Bildung. Ich erlebe noch, daß ſie Griechiſch lernt! . .“

Erneſtine lächelte und ſagte nur mit verweiſender Bitte: „Durchlaucht! .“

„Ja, ja! Warum ſoll ich es nicht verrathen,“ fuhr die Fürſtin fort, „ich habe Fräulein Waldmann als eine junge Dame kennen gelernt, die vor den Wiſſenſchaften zwar ſchon viel Achtung hatte, aber nicht gewagt haben würde, den ‚Kosmos‘ zu leſen aus Furcht, über die ſchweren Ausdrücke in ihm zu ſtraucheln. Sie faßte Muth und ſtrauchelt jetzt nicht mehr. Aber,“ fuhr die Fürſtin fort, „ich höre daß ihre Wangen bleicher ſind, als ſich für ſo viel Jugend und wie ich höre Schönheit ziemt. Nicht von Andern hör' ich's, daß Sie ſchön ſind, Erneſtine; wer anmuthig iſt, das hört ſich an der Stimme. Wir Blinden ſehen mit allen den Organen, die bei Euch nur hören und fühlen können.“

Und dann begann die Fürſtin wieder von ſich ſelbſt. . . .“

Oswald erzählte, er hätte während dieſer Worte Erneſtinens zitternde Hand in der ſeinen gehabt, hätte ſie mit Küſſen und mit Thränen bedeckt. Darauf wäre ein Beſuch gemeldet worden und der Abend in jener Selbſtbeherrſchung vorübergegangen, die einen neuen Reiz, einen neuen Zauber über dieß Wiederfinden ausgebreitet hätte.

„Ach," erzählte Oswald mit leuchtenden Augen, „es begann jetzt ein Glück, dem ich oft versucht war, in Eurer Gegenwart Worte zu leihen. Aber ich begnügte mich, Euch nur die strahlenden Mienen meines Antlitzes zu zeigen. Giebt es denn einen süßern Reiz als das Geheimniß der Liebe? So sich entbehren müssen und sich dennoch besitzen, so unter Fremden verweilen, sich scheinbar fremd und doch so fest sich angehören, so unter dem schützenden Deckmantel der Formen und des Tactes sein theuerstes Besitzthum nicht an Die verrathen, die es ganz zu würdigen doch nie verstehen würden! Ich war glücklich selbst in diesem Zwange, den wir uns auferlegen mußten. Ein Briefwechsel entspann sich statt der persönlichen Begegnung, die nicht zu oft stattfinden durfte. Und wie sprach sich Ernestine in diesen Ergüssen einer gebildeten, bewußtgewordenen Seele aus! Noch immer war sie ein Mädchen aus dem Volke, sie stand über den Formen dieser conventionellen Welt, die sie sich nur angeeignet hatte als eine leider unerläßliche Bedingung ihrer neuen Existenz. Sie ging nicht in diesen Formen auf, nahm sie nicht für mehr, als was sie sind. Sie blieb das frohe Geschöpf der Natur, harmloses Kind bei aller grausamen Zweideutigkeit, in der das Leben schon mit

ihr geſprochen und ihr die von Träumen aufſchreckende Wahrheit unſerer geſunkenen Civiliſation gezeigt hatte Dieſe Briefe ſollt Ihr leſen. Wenn ich eintrat zur Fürſtin, wechſelten wir unſere Empfindungen aus, Rückblicke, Erlebniſſe, aufgeſchrieben in Blättern, die wir uns beim erſten Gruße in die Hand drückten. Ihr werdet den Antheil leſen, den ſie an unſern herben Verluſten nahm! Sie, die Mutterliebe und Vaterwürde nicht aus eigener Erfahrung kannte, wie rührend ſpricht ſie von beiden! Erneſtine hat mir während des ganzen Winters, wo der Tod eine Ausgleichung zwiſchen dem allzu vielen Glücke, das mir werden ſollte, herſtellte, nur drei oder vier mal Gelegenheit geben können, ſie auf offener Straße, frei vom Zwange der Formen, in denen ſie lebte, zu ſehen. Wir wanderten in die Vorſtadt, ſahen mit Rührung das elterliche Haus, das in andern Händen ſich befindet; ihr Vater arbeitet mit den Kindern bei andern Gärtnern, empfängt Unterſtützung von Erneſtinen, und hat trotz ſeines Alters und ſeiner vielen Kinder zum zweiten male geheirathet! Wir ſahen das Haus, wo Erneſtine in ihrem einſamen Zimmerchen die Schrecken mit den drei nach der Gefängnißſtrafe wenigſtens vor ihr verſchollenen Brüdern erlebte. Die Erinnerung an Ludwig Wächter

zuckte in ihr ſchmerzvoll auf. Sie ſagte: ‚Schon einmal bin ich geſtorben, als ich mich von Dir losreißen und dem unglücklichen Maure mich zum Opfer und Erſatz darbieten mußte. Aufleben in dieſer Welt, die ich auf ewig fliehen mußte, konnt' ich nur durch Dich!' Aber zu ſelten," fuhr Oswald fort, „zu ſelten wurden mir dieſe Augenblicke der Vertraulichkeit mit meiner wiedergefundenen Liebe. Der Zwang eines ſo vornehmen Hauſes iſt fürchterlich. Gruestine iſt das Augenlicht jener Fürſtin, die mit Geiſt und einer nicht zu leugnenden Herzensgüte doch auch die ganze Strenge ihrer Kaſtenanſprüche verbindet und Gruestinen wie ein Inſtrument behandelt. Immer muß ſie in ihrer Nähe ſein, immer bereit, der Dolmetſcher ihrer Unruhe und Wißbegier zu werden. Sie muß es die Fürſtin gleichſam vergeſſen laſſen, daß ſie blind iſt. Mit meiner Verlobung endet ein Verhältniß, das an Gruestinen wie ein Fieber zehrt. Sie bedarf der Erholung, der Pflege, und ich hoffe, wenn noch ein Funke von Freundſchaft für mich in Euren Herzen lodert —"

Scharfeneck ließ Oswald nicht ausreden und verſicherte ihn ſeiner innigſten Theilnahme. Oswald blickte fragend auf die Schweſter, die gerührt ſchien, aber doch nicht einem von ihrem Bruder angedeuteten

Wünsche eher entgegenzukommen wagte, bis nicht ein Blick auf ihren Gatten ihr die Bahn des Rechten angewiesen.

Scharfeneck sagte: „Du willst, daß wir sie bis zu Deiner Vermählung bei uns aufnehmen?“ Oswald bejahte.

Man erwog die Möglichkeit, Ernestinen ein Zimmer einzuräumen.

Es geschah nicht ganz in der raschen Freudigkeit, die Oswald gehofft hatte. Er grollte. Aufdrängen wollte er nicht, was er mit liebendem Entgegenkommen begrüßt und mit Sehnsucht an sich gezogen wünschte.

Scharfeneck befreite ihn aber von allen Verlegenheiten. Er überholte alle seine anderweiten Entschlüsse, indem er noch am selben Tage selbst zur Fürstin ging, von ihr selbst, fast wie ein Brautwerber, Ernestinen für seinen Schwager als künftige Gattin erbat und sie aus dem staunenden hohen Familienkreise nach einigen Tagen in der That in die Arme seiner Gattin führte. Oswald war glücklich, als er endlich die Umarmung dieser Menschen sah, die ihm über Alles gingen. Ernestine weinte — ihre Thränen rührten alle.

Nicht so sehr der Rückblick auf ihre Vergangenheit that weh, als der Gedanke an ihre Zukunft.

Sie war von hoher ſchlanker Geſtalt, von edlen Formen, die blonden ſich niederwärts ſenkenden Locken ſtanden ihr wie einer ſtillen Abendlandſchaft Mondenſchein. Aber ſie war krank. Die Bläſſe ihres Antlitzes verrieth, welche Anſtrengungen es ſie gekoſtet hatte, ſich die Bildung zu erwerben, die man in der That bei ihr antraf. Um dieſe Augen, die ſo hell, ſo geiſterhaft glänzten, lagen die düſtern Schatten nächtlicher Stunden, die an der Lampe hingebracht waren. Die Stimme ſo wohltönend und kräftig, und der Körper, den ſie beſeelte, ſo hinfällig und erſchöpft. Oswald konnte ſich nicht verſchweigen, daß Gruneſtine, wie ſie beim Lampenſchein in dem dunklen Zimmer der blinden Fürſtin vorlas, und wie ſie hier unter den friſchen Eindrücken des geſunden Lebens am hellen Sonnenlichte ſtand, zwei verſchiedene Weſen war. Es bekümmerte ihn, als er in den Augen der Seinigen trotz der Theilnahme mehr Wehmuth als Freude entdeckte. Selbſt Abneigung würde ihn nicht ſo geſchmerzt haben wie die Rührung, mit der die Schweſter dem weinenden Mädchen zuſprach.

Die Verbindung wurde angeſetzt, dann wieder aufgeſchoben. Gruneſtine kränkelte. Sie war wie eine Blume, die im Treibhauſe ſich entwickelt hatte, aber

dort gewachsen und erstarkt, die Luft des wirklichen Lebens nicht ertragen konnte. Ihre Bescheidenheit machte niemals den Umfang ihres Wissens geltend. Sie hatte der Fürstin mehr Bücher vorgelesen, als Oswald's Schwester je hatte nennen hören. Und nicht bloß äußerlich kannte sie alle diese, den verschiedensten Bereichen angehörenden Werke, sie hatte sie auch in sich aufgenommen. Sie verstand Französisch und Englisch. Um ihre Ausbildung ganz vollkommen zu machen, fehlte ihr nur die Musik. Oswald stand oft vor ihr mit gefalteten Händen. Er betrachtete sie wie eine Heilige. Er nannte ihr Leben ein Wunder.

Die Wunder dieser Welt sind nur kurze Geschenke des Himmels. Ernestine litt an allen offenen und geheimen Zeichen jener Krankheit, die man ein schon auf Erden sichtbares Engelwerden nennen kann. Diese zunehmende Reife der Seele, diese glänzenden Augen der Verklärung, diese wachsende Stärke des Gemüths, die feste, ruhige Vorbereitung auf den endlichen Abschied vom Leben, das Verschwinden aller Zeichen des physischen gesunden Seins, der beschleunigte Puls, die magernde Hand, die sich zuspitzenden Formen des Antlitzes, — Alles verrieth die Zehrung, die Ernestinen dem Grabe zuführte. Das einst so blühende, frische Mädchen verschwand zum Schatten.

An einem frühen Herbſtmorgen hauchte ſie die vielgeprüfte Seele im Arme des Verlobten aus.

Als ſie zur Ruhe beſtattet und ihr Grab mit Blumen geſchmückt war und Oswald zum erſten male die Kraft gewann, ſelbſt zu reden, nicht den tröſtenden Zuſpruch nur der Andern zu hören, ſagte er zu Scharfeneck, des Freundes Hand ergreifend:

„Nun verſprech' ich Dir, nur noch nach oben zu ſehen. Dein Emporblick iſt Himmelsblick geworden. Mein Stern dort oben glänzt ſo hell, daß ich ihn nicht mehr verlieren werde.“

Der ſanfte, ſtille, junge Mann ſchied auf einige Zeit aus dem Kreiſe der Freunde Er kehrte zurück nicht ohne die Tröſtungen, welche die Schönheit der Erde wohl bieten darf; doch blieb er bei ſeinem Worte. Alle ſeine Anſchauungen, alle ſeine Gedanken leben nur wie in einer jenſeitigen Anknüpfung. Was um ihn her iſt, das erfaßt wohl ſein Auge, zumal wenn ſich mahnende Forderungen der Pflicht an ihn richten; aber ſein eigentliches Leben und Sein feſſelt nichts Niederes mehr. Was ihn wahrhaft erhebt, muß in die Höhe gehen. Um mit dem Leben abzuſchließen noch zu jung, pflegt er wohl zu Scharfeneck zu ſagen: „Was ich auch beginne oder erfahre, ich verlaſſe mich auf eine Hand, die aus den Wolken zu mir niederlangt.“

Schau trug. Börne empfand die vornehme Excellenza Goethes schmerzlich genug, er geißelte die aristokratische Ruhe dieses Ueberglücklichen mit mehr als bloß kaltem Spott, er geißelte sie mit glühendem Zorn und nicht verhaltener tiefster Erbitterung: über die Gesinnung ging er aber kaum hinaus, sich anmaßend, dasjenige, was er verderblich nannte, auch stümperhaft zu nennen. Börne trat auch nicht wie Menzel im Interesse andrer Richtungen, z. B. der Romantik auf, welcher die Goethen abgerissene Pracht und Herrlichkeit angeflickt werden sollte, sondern es war ein ursprüngliches, rein menschliches Gefühl, welches er durch Goethes Stellung in Deutschland an sich verletzt sahe. Er verlor sich nicht so wie Menzel in die frühsten Anfänge des Dichters, zergliederte nicht Goetz, Werther und Egmont schon in dem Geiste von 1819, sondern eben weil er diese Größe Goethen lassen mußte, war es ihm um so schmerzlicher, ihn nicht lieben zu können. Erst in der heftigen Aufregung, in die ihn die gehässige Aufnahme seiner ersten Pariser Briefe versetzte, ließ er sich gegen Goethe zu offenbaren Ungerechtigkeiten hinreißen. *) Die Kritik der Goethischen Tag- und Jahreshefte im dritten Band der Pariser Briefe ist nicht frei davon. Sie verwandelt das, was man an Goethe bemitleiden muß, in Hassenswürdiges; sie macht aus dem, was Goethe nach dem ganzen Verlauf seiner Bildung nicht leisten konnte, etwas, das er seiner argen Natur nach nicht leisten wollte.

Um die Stimmung, die Börne gegen Goethe empfand,

*) Doch auch schon 1819 in den Briefen, welche die nachgelassenen Schriften (Mannheim 1844) veröffentlicht haben, finden sich Aeußerungen einer Abneigung gegen Goethe, die man erklären, aber nicht in diesem Grade theilen kann.

Wir schließen diese Schilderung der
eines träumend und zwecklos hingelebten Sonnta
mittags mit der Verwahrung, als hätten wir
Scenen aus dem Leben des Volkes deßhalb
erzählt, um dessen in sich befriedigte und selbstg
same Abgeschlossenheit darzuthun. Ernestine und
wig Wächter bleiben nur Beispiele, wie schwier
Bildung des Volkes bedingt ist. Möchte unsere
die sich bei ihren vielen philanthropischen Z
auch den gesetzt hat, Formen des bildenden
emporziehenden Verkehrs der höheren Klassen
den niederen zu erfinden, einen Mittelweg anb
lernen zwischen spröder Ablehnung der Volksele
und allzusorgsamer Beflissenheit, ihnen entgegenz
men. Noch ist das Leben der Massen ein
Die Lichtstrahlen der Liebe zu ihm waren noch
stark genug, es ganz zu erhellen. Mag man
vorstehenden Blätter als fragmentarische Studien
sehen, diesem spröden Stoffe wenigstens in der Erk
niß der dabei in Betrachtung zu ziehenden wirklich
benen factischen Sitten und der oft in den wu
darsten Gegensätzen befangenen Meinungen beizukon

---

Ende.

Prag 1855. Druck von Kath. Gerzabek.

Folgen
gnach-
düstre
o nur
genüg-
o Lud-
ig die
Zeit,
wecken
und
mit
ahnen
mente
ukom-
haos.
nicht
i die
i an-
fennt-
gege-
nder-
mmen.

# Die Diakonissin.

Ein Lebensbild.

Die

# Diakoniſſin.

## Ein Lebensbild.

Von

Karl Gutzkow.

Ars citra . . .

*Horat.*

Frankfurt am Main
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten)
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

Meinen lieben Schwägerinnen

# Frau Minna und Frau Elise

gewidmet.

# I.

In einem Augenblicke, wo vor einigen dreißig Jahren vielleicht eine Gesellschaft von Göttinger Studenten auf dem Brocken oder ein fröstelnder, um die Nachtruhe betrogener Trupp von Schweizerreisenden auf dem Rigi stand, um den Aufgang der Sonne zu beobachten, brach in den Gewässern des stillen Ozeans, auf der andern Hemisphäre unserer Erdkugel, eben die Nacht an.

Gewaltig wirft sich die Woge an die Spitze eines Vorgebirges auf der Insel Java. Hochauf spritzt ihr Schaum zu einer einsamen Palme, dem vorgeschobenen Wächter einer kleinen Niederlassung, die tiefer hinein in die zerrissenen Thalschluchten der gebirgreichen Insel ihre Wohnhäuser liegen hat, ihre Zeltdächer, ihre Veranden. Nur auf den höchsten Bergkuppen liegt das Gestein offen zu Tage, tiefer abwärts bedeckt es die Pracht der südlichen

hier gleich vollends zu würdigen, muß man wiſſen, daß ſie beide Landsleute waren. Börne konnte den Bildungsgang der Goethiſchen Jugend verfolgen: er wurde, ſo oft er von der Zeil und dem Türkenſchuß nach dem Eſchenheimer Thore in Frankfurt einen kürzern Weg nehmen wollte, durch die ſchlimme Mauer, den Schauplatz des von Goethe erzählten Pariſmährchens, an den vornehmen Geheimrath in Weimar erinnert. Er kannte die patriziſchen Einflüſſe, die auf Goethes Jugend gewirkt hatten, er wußte das eigenthümlich Hochfahrende und Frankfurteriſche in der Frau Rath genugſam zu würdigen, um ſich Goethe in ſeiner gemüthlichen Erſcheinung ganz klar zu machen. Die Abneigung Goethes gegen das Judenthum, eingeimpft ſchon durch die Geburt, anerzogen durch die Frankfurter Sitte, mochte nicht wenig zu ſeiner Verſtimmung gegen Goethe beitragen. Und ſoll ich ganz ſagen, was ich denke, ſo iſt es mir oft, als hätte Börne darauf gerechnet, daß Goethe irgend wie ſeine Aeußerungen über ihn erfahren würde; nicht als hätte ihn Eitelkeit dies wünſchen laſſen, wohl aber gönnte er ihm in ſeiner vornehmen Abgeſchiedenheit, in dem Schooß jener künſtlich arrangirten Glückſeligkeit, wo weibliche Sorgfalt jede Unannehmlichkeit von ihm abzuhalten ſuchte, zuweilen den Einblick in Meinungen und Urtheile über ihn, die von den aus Berlin jährlich zum 28. Auguſt ankommenden Weihrauchopfern ſehr verſchieden waren. Er gönnte ihm, daß er noch vor ſeinem Tode erführe, wie ihn die neue Zeit faſſe und wie ihn nichts retten könne vor der Verurtheilung, die der erzürnte Genius des Vaterlandes, die beleidigte Göttin der Freiheit, über ihn verhängt hätte.

Sonſt wüßten wir nicht anzugeben, daß Börne je etwas

Flora und entsendet Zauberdüfte, die selbst denjenigen immer noch berauschen, der sich an das Einathmen einer ewigen Blüthenatmosphäre hier schon gewöhnt hat.

Die Nacht aber ist die Feierstunde dieser schönen südlichen Welt. Sie bricht an, selbst nur vergleichbar dem sich erschließenden Kelche einer jener Wunderblumen, zu denen wir in unsern Treibhäusern emporblicken wie zu beseelten Wesen, zu Sitzen feenhafter Geheimnisse; sie ist selbst ein Traum, den die schlummernde Natur zu träumen scheint. Goldgelb schwimmt der Mond, der Erde näher gerückt wie zur unmittelbarsten Zwiesprache, geisterhaft in einem Meer lichtheller, wie Nebel zerfließender Wolken. Ein Dämmerungsschleier webt sich über jede Fernsicht und deckt die schlummernden zur Ruhe geschlossenen Kelche der Mimosen, während die Riesenfächer der Palmen nur von dem leisen Winde des Meeres dann und wann feierlich bewegt sind, Allem, was in dem stillen Raume lebt, sanfte Kühlung zufächelnd. Die Düfte wechseln in den sich umwerfenden Strömungen der Luft je nach neuen Blüthen, deren Geburtsstunde die Pflanze gerade in der Nacht überrascht. Leuchtkäfer blitzen auf wie

funkelnde Diamanten, mit denen das All sich schmückt. Am äußersten Rande des Horizontes zuckt es von Blitzen ferner, stiller, ungehörter Gewitter, die Lüfte entladen sich in elektrischen Pulsschlägen, die Niemand fühlt und die Niemanden erschrecken. Dieser Traum der Nacht wäre in seinem Stummsein beängstigend, wenn nicht aus dem Blüthenwalde der Bergschluchten zuweilen die menschenähnliche Stimme des wilden Maki oder ein Heulen der in den Reisfeldern streifenden Tiger und Schakale vernehmbar würde.

Ein junger Offizier von der Garnison der nahegelegenen kleinen holländischen Veste Samarang verschlief auf weicher Matratze diese Zaubernacht. Er hatte von seiner Garnison einen Ritt von einigen Meilen gemacht, unter mancherlei schmerzlichen Empfindungen auf dem einsam gelegenen Landhause den Abend zugebracht und war dann nur mit dem einzigen Gedanken zur Ruhe gegangen, die Netze, die sein Lager umgaben, um es zu schützen vor dem Besuche der Mosquito's, der Scorpionen oder Fledermäuse, sich so dicht wie möglich zuzuschließen. Wie es bei heftigen Ermüdungen zu gehen pflegt, folgt auf den ersten bleischweren

Schlaf einiger Stunden eft ein Erwachen, wo die Sinne zwar betäubt ſind, die Augenlieder aber ſtundenlang ſich nicht wieder ſchließen wollen. Der junge Offizier, unbewußt klarer Verſtellungen, legte ſich nach Mitternacht bald auf dieſe bald auf jene Seite, lüftete, um ſich der Hitze zu erwehren, die leichte, feine Baſtdecke, lauſchte dem Summen der Käfer, die Gelegenheit gefunden hatten durch die geſtreiften Verhänge des offnen Fenſters einzudringen und jetzt in das zarte Netzgatter ſeines Lagers Eingang ſuchten, doch brachte ihn nichts aus ſeinem traumwachen Zuſtande, nichts aus einer gebundenen Schwere ſeiner Sinne. Er hörte ſogar Fußtritte über ſich, er hörte das Knarren des Bodens der leichtgebauten Wohnung des Wirthes, er unterſchied deutlich, daß dieſer hinaustrat auf die Altane, die von einer Palme beſchattet den Blick auf den fernen Spiegel des Meeres bot. Der junge Offizier war dieſe nächtliche Unruhe ſeines Wirthes ſchon gewohnt. Es war ein Kranker, den er von ſeiner Garniſon aus zuweilen beſuchte; der Oberſt ſeines eignen Regiments.

Keine Woche verging, daß nicht der junge Lieutenant Gerhard Hartlaub, von Geburt ein Deut-

ſcher, hinausritt in die ſtille Einſiedelei ſeines auf unbeſtimmte Zeit beurlaubten Chefs. Van der Buſch, ein Holländer, hatte ſich durch Tapferkeit gegen die aufſäßigen Eingebornen und eine gegen die eigenen Untergebenen ſehr nothwendige ſtrenge Mannszucht früh zu den höheren Graden emporgeſchwungen. Zu einem Alter von fünf und vierzig Jahren ſchon trug er die Epaulettes des Oberſten. Sein Regiment ſtand theils in Samarang, theils war es in einzelnen kleinen Forts und Baſtionen zerſtreut, die zur Obhut der Gebirgspäſſe in oft gefährlichſter Einſamkeit bis tief in die Sitze der Ureinwohner angelegt waren. Oberſt van der Buſch hatte auf ſeiner letzten Reiſe nach Europa im Haag dem Kriegsminiſter ſeinen Dank für die ihm gewordenen raſchen Beförderungen ausſprechen wollen und bei dieſer Gelegenheit Deutſchland beſucht. In einer großen norddeutſchen Hauptſtadt machte er die Bekanntſchaft eines jungen gebildeten Mädchens Namens Natalie Hartlaub. Tochter eines Beamten ſtand ſie mit ihrer Mutter und einem um Ein Jahr jüngern Bruder, der die Landwirthſchaft lernte, allein. Die Bewerbung des ſtattlichen, wohlhabenden, mit Orden geſchmückten fremden Kriegers hatte den gewünſchten

Erfolg und ſo anhänglich und edel waren die Empfindungen des Oberſten van der Buſch, daß er ſeiner jungen Braut nicht etwa zumuthete, die Mühſeligkeiten einer ſo langen Reiſe zu ertragen und ſich von dem heimatlichen Boden trennen zu ſollen, er verſprach ſeinen Aufenthalt künftig in Deutſchland zu nehmen. Da die Penſion, die er zu beziehen hoffen durfte, nach der Länge ſeiner Dienſtzeit bemeſſen wurde, ſo wollte er, um ein gewiſſes, ſein ganzes zukünftiges Leben angenehm ſicherſtellendes Maaß zu erreichen, noch auf drei Jahre nach Java zurückkehren. Die Zartheit ſeiner Empfindungen ging ſoweit, daß er ſeiner Braut eine Sicherſtellung für ihre Zukunft in aller Förmlichkeit gab. Die Reiſe war mit Gefahren verknüpft, das Fieber richtete unter den Europäern auf Java furchtbare Verheerungen an; ſo ſchied van der Buſch von Deutſchland faſt ſchon wie der Gatte ſeiner Geliebten, er kaufte ſie für den Fall ſeines immer möglichen Todes in einer Londoner Lebensverſicherung ein. Und um die Beweiſe der liebevollſten, ja faſt väterlichen Fürſorge für das Wohl der Familie, mit der ſich der Edle verbinden wollte, noch zu vermehren, machte er dem Bruder ſeiner

Brant den Vorſchlag Soldat zu werden, in holländiſche Dienſte zu treten und mit ihm als ein immer gegenwärtiges Pfand ſeiner zukünftigen Hoffnungen nach Java zu gehen. Der junge Oekonom willigte ein. Er folgte ſeinem künftigen Schwager mit der ganzen ſorgloſen Freudigkeit, mit der die Jugend einem ihre Zukunft neu und wunderbar beſtimmenden Geſchick entgegengeht.

Indeſſen ſchon auf der Reiſe nach Holland, von da nach Paris, nach London, wo van der Buſch den Einkauf in die alte berühmte Lebensverſicherung Equitable Society anordnete, und von dort nach Holland zurück, kam ein geheimer Zuſtand zur Sprache, der ſchwer und drückend auf van der Buſchs Gemüth laſtete. Der Oberſt war krank. Er conſultirte in Paris und London die berühmteſten Aerzte über ein Uebel, das er ſeinem jungen künftigen Schwager lange nicht nannte. Es iſt der Zweck dieſer Blätter, das Nachdenken und Mitgefühl mitten in die Stätten menſchlicher Leiden zu führen. Wir wollen jene künſtliche Welt des ewiggleichen Glückes, der immer jungen und friſchen Kraft des Leibes, um tauſend romantiſche von Dichtern geſchilderte Schickſale des Herzens be-

fahren zu können, einmal umgehen und das Auge zwingen, den viel wahreren Bedingungen unseres Daseins, die in unserer Maschine selbst liegen, Stand zu halten. Möge Der, den es stört von Leiden zu lesen, diese Blätter sogleich aus der Hand legen. Wir beginnen damit, daß wir die wunderbarste Pracht der Erdenschöpfung nicht zum Schauplatz eines unsre Herzen mit Seligkeit durchschauernden idyllischen Glückes machen, sondern zur Lagerstatt eines Kranken, eines von Schmerz Gepeinigten, eines oft die Luft mit Weheschrei und Klageseufzern laut erfüllenden Märtyrers. Dem Charakter unserer Mittheilungen entspricht es, daß auch nicht etwa gesagt werde, der Oberst van der Busch litt an Uebeln, deren nähere Bezeichnung nur den Arzt interessiren könnte; wir haben dem Zweck dieser Blätter gemäß das Leiden zu nennen, das sich drei Jahre nach jenen geheimen Consultationen in Paris und London bis zu jener Katastrophe steigern konnte, die der junge inzwischen zum Offizier beförderte Gerhard Hartlaub ahnte, als er in jener wunderbaren blüthenduftdurchzogenen tropischen Nacht plötzlich auf seinem schlaflosen Lager einen Pistolenschuß hörte. Die kleine halb aus Binsen und Rohr

geflecht gebaute Villa dröhnte mächtig und schwankte von der Wucht eines zusammenbrechenden Gegenstandes. Hartlaub sprang auf. Alle Bilder des wachen Traumes waren verschwunden. Er riß das bergende Netz seines Lagers auseinander, warf seinen Mantel über, ergriff fieberhaft schnell die Lampe, die zum Verscheuchen der Tiger und Schakale hinter dem Mousselin-Vorhange des offnen Fensters brennend stand, stürmte die schwankende Stiege zu den Zimmern des Obersten hinauf, stieß die zur Altane führende Thür zurück und fand vom Monde und den Sternen beleuchtet den jammervollen Anblick einer in ihrem Blute schwimmenden Leiche.

Krampfhaft noch hielt die rechte Hand des Obersten van der Busch die tödtliche Waffe. Ein Blutstrom floß aus dem Munde des nicht ganz zersprengten Hauptes, das sich rückwärts an die Brüstung der Altane lehnte — die herüberlangenden breiten Fächer der Palme beschatteten es. Der Unglückliche war im Nachtgewande. Offen lag die Brust, die noch keuchend das Leben langsam verhauchte. Der Stern des Auges schon gebrochen. Hülfe war da, aber vergebens. Ceybo und Zadeck, zwei brave Neger mit starraufgerissenen Augen, wie

Hartlaub auch aus dem Schlaf erſchreckt, ſtanden hinter ihm, unfähig ein Wort zu reden. Schon heulten, vielleicht die Witterung des Blutes ſpürend, die wilden Wächter der Niederlaſſung, gewaltige Hunde an der Kette raſſelnd. Das Entſetzliche war geſchehen und wenn etwas den Umſtehenden die Beſinnung wieder geben konnte, ſo war es die Gewißheit eines längſt ſo geahnten Endes, die Beſtätigung einer vorausgeſehenen Befürchtung durch die nun beendeten Leiden des Oberſten. Sie waren drei Jahre hindurch namenlos geweſen.

Oberſt van der Buſch litt (wir ſchildern Menſchendaſein, wie es iſt) an dem in Guinea, nicht ſelten aber auch in anderen tropiſchen Gegenden vorkommenden Goldwurm, einem im menſchlichen Körper ſich einniſtenden und flechtenartig um ſich greifenden Inſecte, deſſen Ei ſich vielleicht im Schlaf oder ſonſt zufällig in der menſchlichen Hauteberfläche ablagert, erſt unmerklich ſich entwickelt, dann polypenartig um ſich greift, die edelſten Theile umſchlingt, das innerſte Leben des Menſchen auffaugt, ihn mit brennenden Schmerzen peinigt und erſt mit dem Tode ſeines Wohnſitzes ſtirbt . . . . . Wenden wir uns von einer Schilderung dieſes Leidens ab . . .

Es ist da: warum sollte man es nicht nennen? .. Van der Busch kannte sein Uebel nicht, als er Europa wiedersah; es war noch im Beginn und schien gefahrlos, eine Hautkrankheit. In London erst erkannte ein berühmter Arzt den Geldwurm. Heilungsversuche schienen einen Erfolg zu verbürgen. Die Seereise verlief ohne weitere Befürchtungen, doch die Sonne des Aequators sachte den nur halb erstorbenen Lebenskeim des Thieres wieder auf's Neue an und ein Mensch, das Ebenbild Gottes, der Beherrscher der Natur, der glückliche Erbe der Schönheiten dieser Erde, ein guter, edler, seinen Pflichten ergebener Mann war bestimmt zu leben für ein Thier, das in ihm seine Wohnung genommen hatte!

Alle Bemühungen der Aerzte, von denen die geschicktesten unter den Eingebornen selbst lebten, waren vergebens. Van der Busch zog sich auf jene stille Einsiedelei zurück. Das oberste Commando von Batavia ertheilte ihm einen unbestimmten Urlaub. Nur von Eingebornen, zu deren natürlichen Geistes- und Herzensanlagen er immer die größte Zuneigung gehabt hatte, bedient, führte er auf seiner Villa ein dem Schmerze und der Philosophie

Geistloses und Gewöhnliches deshalb angerühmt hätte, weil es patriotisch und liberal war, wie es Menzels Sitte: im Gegentheil konnte ihn nichts tiefer schmerzen, als Geist mit schlechten Gesinnungen vereinigt und bei guten mangeln zu sehen. Seine Briefe aus Paris verrathen später oft das unheimliche Gefühl, das ihn beschlich, wenn er enthusiastische Aeußerungen freier Ideen hörte und doch an dem, der sie aussprach, nichts fand, was ihn fester hätte anziehen können Er hat seinen Ueberzeugungen nie den Geschmack geopfert. Er hat sich nie entschließen können, einen gewissen ästhetischen Aristokratismus an sich zu unterdrücken. Man kann Jemandes bester Freund sein und sich doch nicht entschließen, mit ihm in einem Bette zu schlafen.*)

Die Liebe zur Freiheit ist wie jede edle Leidenschaft oft ungerecht, öfters aber noch unaussprechlich. Zuweilen ist sie auch nur deßhalb ungerecht, weil sie sich nicht aussprechen läßt. Börne kam hier zuweilen in verwickelte Collisionen seines Geschmacks für das Schöne und seiner Sympathie für das Richtige. Aus diesem Gesichtspunkt war mir aus seiner spätern Zeit immer seine Beurtheilung des „Trauerspiels in Tyrol" von Immermann interessant. Es störte ihn etwas an dieser Dichtung und doch zog sie ihn an. Er fühlte an

---

*) Börne achtete die Zeit zu wenig, um von dem Studium Goethes besonders angesprochen zu werden. Er sagte oft, wenn er ein Buch von ihm las, während des Lesens: „Ich weiß nicht, mir wird ganz dumm im Kopfe." Jean Paul dagegen rege ihn so gewaltig an, daß er sich von einem ganzen Heere von Ideen umschwirrt fühle, er könne nur zugreifen und hätte immer etwas Bedeutendes. Börne hatte die Absicht einmal noch gegen den Faust zu schreiben. Doch hintertrieb er, daß seine Urtheile über Goethe in's Französische übersetzt würden. Es war ein vaterländischer Stolz, der ihn bestimmte, die Franzosen nicht unsre Geister mißachten zu lehren. Börne war einmal nahe daran, Goethen in Weimar vorgestellt zu werden; Holtei wollte ihn einführen. Doch schlug es Börne aus.

gewidmetes Leben. Seine untergebenen Offiziere, auch Priester und Häuptlinge befreundeter Stämme besuchten ihn und hofften ihn durch Gespräche und Geschenke zu erheitern. Und unter ihnen war sein treuester Gefährte der junge Hartlaub, der Bruder der fernen Geliebten, der Bruder Nataliens, die den klagenden Ton der Briefe, die aus Java kamen, nur aus dem Schmerz über die weite Entfernung herleitete. Vor seinem künftigen Schwager hatte van der Busch über seinen Zustand kein Geheimniß, doch waren beide darüber einig, daß Natalie von den Gefahren, die sein Leben bedrohten, nichts erfuhr. Der junge Hartlaub versprach sich viel von der Rückreise nach Europa. Die berühmtesten Aerzte, an die er ohne Namennennung des Leidenden geschrieben, gaben Hoffnung auf Heilung und schon länger hätte van der Busch zu Schiffe gehen und zurückkehren können, wenn ihn nicht Furcht und Schaam überkommen hätte bei dem Gedanken, in solchem Zustande ein geliebtes Wesen wiederzusehen, das ihn voll Sehnsucht erwartete. Oft schon hatte van der Busch, von seinen brennenden Schmerzen gefoltert, vom Selbstmord gesprochen, oft schon hatte sein junger Freund alle Gründe erschöpft, die die Religion gegen

eine gewaltsame Endigung selbst der äußersten Pein des Lebens aufstellt, immer aufs Neue kehrten die schwermüthigen Selbstzerstörungspläne des Obersten wieder. Und als der Unglückliche, ein bejammernswerthes Opfer der Geheimnisse unserer Existenz, endlich entseelt unter dem Palmendach auf den Matten der Altane vor dem jungen Krieger lag, mußte es diesen selbst befremden, wie gering sein Erstaunen war, wie gering sein Schauder, ja wie erhöhend eine gewisse Trostesstimmung ihn überkam, daß da die tapfere Hand wie Ajax mit einem einzigen kühnen Streiche sich unfähig gemacht hatte noch länger einer grausamen Fügung unseres Erdenschicksals zum ohnmächtigen Spielball zu dienen.

Noch im Mondenlichte, an dem verlassenen, mit Büchern und Scripturen bedeckten Arbeitstische las Gerhard Hartlaub den Anfang eines langen »letzten Willens«, den van der Busch nur für ihn allein aufgesetzt hatte. Die einsame Lage des Landhauses machte die Erfüllung gewisser Wünsche des Dahingegangenen nicht unmöglich. Van der Busch hatte mit ruhiger Festigkeit vom Leben Abschied genommen, er beschäftigte sich in seinem letzten Willen nur mit dem Glücke seiner fernen Geliebten. Er erzählte,

daß sein Vorhaben schon seit lange festgestanden. Er hatte die endliche Ausführung auf einen Tag verlegt, wo ihn sein junger Freund besuchte. Es war möglich, daß ihn dieser und seine Neger, die er reichlich beschenkt zu ihren Stämmen heimgeschickt wünschte, in aller Stille hier begruben und daß Niemand erfuhr, auf welche Art er aus dem Leben gegangen war. Er nahm seinem Freunde das heilige Versprechen ab, die Art seines Todes vor aller Welt zu verbergen, ihn in aller Stille zu begraben, ihm die militärischen Ehren der Garnison von Samarang durch eine Deputation erst dann erweisen zu lassen, wenn sein Leib, wozu die Bedingungen des Klimas ohnehin führten, bereits geborgen wäre in einer kühlen Felsengrotte, die er für diesen Fall schon lange als sein künftiges Grab hatte erweitern und ausbauen lassen.

Seiner Geliebten sollte die Ursache und die Art seines Todes auch schon deßhalb verschwiegen bleiben, weil die ihr aus London zukommende Versicherungssumme beanstandet werden mußte, wenn in London sein Tod als ein gewaltsamer bekannt wurde.

Man wird erstaunen, daß der brave und tapfere

van der Busch doch als — Betrüger aus der Welt gehen wollte!

Die redlichsten Charaktere pflegen von ihrer sonst beobachteten oft ängstlichen Gewissenhaftigkeit nicht selten abzuweichen, wenn es sich um Beziehungen zu öffentlichen Instituten handelt. Daß ein gewaltsamer Tod in Norden bei einer Kasse, deren Bestand auf mathematischen Berechnungen gegründet war, Chancen verlieren sollte, die ein anderer natürlicher Tod gefunden hätte, war vielleicht einem Krieger schwer einleuchtend, der ohnehin schon in der gezahlten Einlagesumme seinen ihm leichtzustoßenden Tod auf dem Felde der Ehre hatte in Anrechnung bringen dürfen. Hartlaub vollends war zu jung, um die Bedenken, die sich der Erhebung eines bedeutenden Capitals, das hinfort seiner Schwester gehören sollte, entgegenstellten, zum Anlaß einer Abweichung von den Wünschen seines Freundes zu machen. Er entließ bis auf einen Letzten die Diener, bestattete mit diesem seinen Freund und Gönner und ritt dann trauernd nach Samarang zurück, um einfach von dem Hinscheiden des Obersten Anzeige zu machen. Der Unglückliche war so leidend gewesen, daß sein als natürlich dargestellter Tod Niemanden

überraſchte. Ein Commando aus allen Graden ſeines Regiments erſchien am Tage nach gemachter Anzeige an der Villa des Oberſten, die der Auditeur des Regiments verſiegelte, und ſchoß in das ſtille Felſengrab drei Ehrenſalven, daß die Berge weithin widerhallten. Hartlaub ſchrieb nach Europa an die Seinigen. Die weiteren Vergänge, die ſeine Schweſter zur Beſitzerin eines Vermögens von 50,000 Thalern machten, kümmerten ihn nicht, da ſie Ergebniſſe ſich von ſelbſt verſtehender gerichtlicher Proceduren waren. Die von jedem Andenken an das traurige Ende des Oberſten van der Buſch dann gereinigte Villa blieb lange Zeit leer, bis ſie von einem Offizier zum Aufenthalt ſeiner Gattin erſtanden wurde. Die Erben des übrigen Nachlaſſes des Oberſten waren ſeine in Holland lebenden Angehörigen, von denen Gerhard Hartlaub keine weitere Kenntniß hatte.

## II.

Es iſt eine gewöhnliche Erfahrung, daß Menſchen, die den heimiſchen Boden nur verlaſſen zu haben ſcheinen, um nach möglichſt raſchem Erproben abenteuerlichen Glückes wieder in die geöffneten Arme der Heimath zurückzukehren, die fremde Welt ſo liebgewinnen, daß ſie ſich dauernd von ihr feſſeln laſſen.

Gerhard Hartlaub blieb nach dieſem Ereigniſſe fünf, zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre in den holländiſchen Beſitzungen. Bald in Batavia, bald in einem andern Theile der Inſel ſtationirt, ſtieg er von Stufe zu Stufe und war, wie ſein längſtvergeſſener Oberſt van der Buſch, einige vierzig Jahre alt, als er ſich endlich entſchloß, um doch einen längern Urlaub und ſogleich auf einige Jahre zu nehmen, um in Europa ſeine Verwandte zu beſuchen. Seine Mutter war todt, ſeine Schweſter hatte einen reichen

Kaufmann geheirathet, hatte selbst schon wieder Kinder, fast von dem Alter in dem sie selbst einst die Neigung des holländischen Obersten gewann. Hartlaub, Major eines Bataillons, das zu einem im westlichen Theile der Insel im hartnäckigen Kampfe gegen malayische Völkerschaften begriffen gewesenen Corps gehörte, erhielt, da ein günstiger Friedensabschluß zu Stande gekommen war, vom Haag einen zweijährigen Urlaub und mit einer jetzt fast fieberhaft gesteigerten Sehnsucht, mit reichen Geldmitteln, mit Geschenken der seltsamsten und überraschendsten Art, mit Sammlungen merkwürdiger botanischer und mineralogischer Schätze, machte er sich um die Weihnachtszeit auf den Weg, um über Indien, Arabien, das Mittelmeer und Triest wieder die deutsche Heimath zu begrüßen. Er reiste im Winter, um in Deutschland mit dem Frühling einzutreffen; er durfte annehmen, daß seine Constitution nicht mehr im Stande war, das europäische Klima in seinen rauhen Abwechslungen ganz zu ertragen.

Die holländischen Offiziere pflegen in Java Sitten anzunehmen, von denen sie sagen, daß die heiße Zone sie mitsichbringe. Sie sind die ausschließlichen Beherrscher eines wunderbar üppigen Landes, haben keine andern Thatsachen, unter deren

Druck sie stehen, als die Verkommnisse eines allerdings oft sehr ernsten Dienstes und so nehmen sie indische und chinesische Genußsucht, einen muselmännischen Trieb nach Ruhe und Bequemlichkeit und alle Gewohnheiten eines Luxus an, den sie so in Europa nicht fortsetzen können.

Gerhard Hartlaub hatte die südliche Sonne nicht so auf sich wirken lassen. In seiner ersten Jugend von seinem Vater, einem ansehnlichen Beamten, zum Studium der Rechte bestimmt, hatte er wissenschaftliche Beschäftigungen liebgewonnen. Er ergriff den späteren praktischen Beruf zur Oekonomie nach dem Tode seines Vaters nur deßhalb, um so schnell wie möglich Mittel zu gewinnen, der Mutter und Schwester sein Dasein nützlich zu machen. Ungern trennte er sich von seinen Büchern, von den Plänen für eine wissenschaftliche Zukunft. Als er später den Ueberredungen van der Busch's Gehör gab und die Uniform anzog, erfüllte er wie ein Mann von angeborner Entschiedenheit des Willens und furchtloser muthiger Regung die Pflichten dieses neuen Berufes zu allgemeinster Anerkennung, was seine Beförderung zum Major bestätigte. Allein es war ihm nicht gegeben, die Sitten seiner Kameraden anzunehmen. Er behielt, wie

sie oft spottend zu sagen pflegten, etwas Lateinisches. Er wohnte nicht wie ein Emir, er umgab sich nicht mit einem Harem eingeborener Sclavinnen, er verträumte nicht sein halbes Leben in mehr oder minder gefährlichen Jagdabenteuern und darauf folgenden sinnlichen Erholungen. Gerhard Hartlaub hatte die Blüthe seiner Mannesjahre erreicht ohne sein Herz für die Regungen einer reinen Liebe abgestumpft zu haben und ohne erschöpft zu sein für den Genuß neuer und lebendiger Eindrücke. Eine Bewerbung, die er in jüngeren Jahren um die Hand der liebenswürdigen Tochter eines in Batavia etablirten Kaufmanns angestellt hatte, war durch den Tod gestört; das unerbittliche Klima hatte die zarte Blüthe hinweggerafft. Auch über diese Erinnerungen war die Zeit hinweggegangen und Hartlaub kam mit offnem Herzen und empfänglichem frohem Sinn auf den europäischen Boden zurück.

Der stattliche Mann mit den blauen Augen, der hohen edlen Stirn, die das vorn verlorne lockige Haupthaar in ihrer Wirkung nur hob, nahm überall für sich ein. Die militärische Welt mußte anerkennen, daß bei einem solchen Krieger die persönliche Tapferkeit über die Bekanntschaft mit den strategischen Feinheiten civilisirter europäischer Heere, die ihm vielleicht fehlte,

ging, aber ewig in Waffen ſtehend verrieth das Blitzen ſeines Auges die Aufmerkſamkeit einer immer gerüſteten Schildwacht, die ſich bald eines Ueberfalles grauſamer Menſchen, bald eines nahenden Tigers zu verſehen hatte. Hartlaub's Waffenſammlung, in welcher man Piſtolen von der vorzüglichſten arabiſchen Arbeit fand, vermittelte ihm ſchon in Wien manche Bekanntſchaft unter dem Militär und in friedlicheren Kreiſen ſtaunte man einen Mann an, der das Wunderbarſte von fremden Sitten und eignen Abenteuern zu erzählen wußte. Ihm ſelbſt war Europa ſeit zwanzig Jahren faſt fremd geworden. Er fand ein dicht zuſammengeſchaartes, wimmelndes Leben, wo wie in einem Ameiſenhaufen Einer über den Andern hinwegkroch, die Einen bauend, die Andern einreißend, Alles ſich mühend an Endzwecken, die Hartlaub in Erkenntniß ſo ſchwieriger Lebensverhältniſſe, wie Europa ſie bietet, Niemanden verdenken konnte, wenn ſie leider auch alle nur auf perſönlichen Vortheil anliefen. Der Staat, die Induſtrie, der Handel, die Börſe, neue Erfindungen, die Wiſſenſchaft und Kunſt gewannen ihm ein mit gebundener Scheu gepaartes und gleichſam beklemmtes Erſtaunen ab. Nur die Kirche allein ſchien ihm vertrauter und verſtändlicher zu ſein; denn

dieſem Werke etwas, das ihn lähmte, er kann es nicht recht ausdrücken und wiedergeben, hundert Gedanken laufen ihm quer über den Weg, keiner iſt der rechte und doch will jeder erwogen ſein. Er räumt dem Dichter alles ein und ſagt zuletzt: Nein, es iſt doch, doch etwas darin, was mir fremd iſt und bleiben wird. In einer ſolchen Stimmung greift er wohl zur Dialektik, die er dann auch gegen Immermanns Hofer ſcharfſinnig genug in Anwendung gebracht hat.

Wenn bei Börne Fälle eintraten, wo die Idee der Freiheit mit dem Geſchmack collidirte, ſo wird man nach dem Vorhergehenden nicht zweifelhaft ſein, daß er der erſten dies Vorrecht einräumte. Er ging wie man an dem vorigen Beiſpiel ſehen konnte, hart daran; „aber," ſagt er, „in einer wüſten, kahlen, menſchenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es ſich nur fülle, daß es nur fortbeſtehe." Indeſſen gab es doch einen Maaßſtab, der ihm noch höher ſtand, als der politiſche; das war der moraliſche. Man verſtehe mich recht! Die moraliſchen Maaßſtäbe ſind in Verruf gekommen, ſeitdem ſie von der Prüderie und der Scheinheiligkeit angelegt wurden. Börne's moraliſcher Maaßſtab war ein höherer; es war das Maaß des Gemüths und der Ehre. Das Malhonnette, Unhonorige war ihm tief verhaßt. Wir werden ſpäter, bei Entwickelung ſeines Charakters, auf dieſen Adel des Herzens und eine eigenthümliche Form, in der er ſich bei ihm ausſprach, zurückkommen; hier intereſſirt uns nur die Anwendung deſſelben auf ſeine Kritik. Börne verachtete z. B. den Schiller'ſchen Wilhelm Tell. Dieſer geprieſene Held der ſchweizeriſchen Freiheit war ihm, ſchon in ſeiner Wage, nicht nur ein Philiſter, ſondern ſogar ein ſchlech-

für Europa's wunderliches Gebahren auch in dieſer Sphäre war er durch die ſeltſamſten Erfahrungen auf einem Boden vorbereitet, wo ſich Islam, Buddhaismus, Fetiſchismus und allerlei ſonſtiger welthiſtoriſch gewordener närriſcher Glaube mit dem Chriſtenthum in ſchönſter Verträglichkeit durchkreuzten.

Die Reiſe mußte zuerſt direkt nach Holland führen. Hartlaub hatte ſich einiger Aufträge der javaniſchen Regierung und ſeines Obercommandos im Haag zu entledigen. Frei von ſeinen nächſten Aufgaben eilte er dann in die Vaterſtadt, nicht wenig erwartungsvoll ſeine Schweſter zu begrüßen, die inzwiſchen eine Millionärin geworden war und ſich gewiß einer hervorragenden Stellung in der Geſellſchaft erfreute, denn ihr Gatte, Jacob Wiethaler, war ſchon lange vom Fürſten zum Commerzienrath ernannt. Hartlaub betrat ſeines Schwagers glänzendes Haus. Dieſer ſchien ihm anfangs ein kalter Geſchäftsmann, der nur ſeinen ausgebreiteten, großartigen Handelsverbindungen lebte, bald erkannte er aber in ihm einen tiefern Kern und ganz die Kraft, die ſich von unten herauf mit Hülfe des bedeutenden Vermögens ſeiner Braut ſo hoch emporzuſchwingen verſtanden hatte. Schützte und hüthete Jacob Wiethaler in dem untern

Stockwerke ſeines pallaſtähnlichen Hauſes gleichſam den Grund ſeines Gebäudes, ſo war es verzeihlich, wenn es eben etwas bunt durcheinander ging. In Natalien, ſeiner Schweſter, fand der ruhig prüfende Krieger die ganze unbeſtimmte Beweglichkeit, die allmälig Frauen beherrſcht, wenn ſie bei großem Reichthum und einer immer angeregten lebhaften Phantaſie von den hunderterlei Zumuthungen der Geſellſchaft hin und her getrieben werden. Jeder Tag hatte eine neue Aufgabe, jede Stunde verlangte etwas Vorausbeſtimmtes und ſchon bald mußte Hartlaub lachen, wenn er ſah, wie es hier die gewaltigſten Stürme geben konnte gleichſam in einem Glaſe Waſſer. Neue Bekanntſchaften, Einladungen zu Geſellſchaften, irgend ein Arrangement zu Wohlthätigkeitszwecken konnte eine ganze Tagesordnung in Anſpruch nehmen, konnte die ernſteſten Vorſätze umwerfen, Berathungen veranlaſſen von einer unendlich komiſchen Feierlichkeit. Ein Troß von Menſchen lief auf dieſem in ewigem Schwanken begriffenen Fahrzeuge emſig, unruhig, ſchreiend und doch nichts Rechtes vollbringend hin und her. Einer verhinderte die Bewährung des Andern und nur je bunter und umſtändlicher das Einfachſte ins Leben trat, deſto zufriedener war man mit ſich und pries an

ſich ſelbſt die Ausdauer und die Klugheit, mit der man ſich hier in den ſchwierigſten Lagen zu behaupten wiſſe. In dieſem Wirrwarr, der indeſſen keineswegs ohne Reiz und liebenswürdige Anziehungskraft ſein konnte, wuchſen des Majors Nichten auf, Ida und Laura. Beide reizende junge Weſen voll Anmuth und Schalkhaftigkeit, die ſich dem Onkel aus Java um den Hals warfen und ihn mit Liebkoſungen erdrückten in demſelben Augenblicke, wo die jungen, im Ueberfluſſe erzogenen Mädchen plötzlich über irgend ein unbedeutendes Hinderniß ihrer Wünſche vor Verzweiflung außer ſich gerathen und allen Grazien abſchwören konnten. Dem Onkel wurde anfangs wie ſchwindlich in dieſem Hauſe. Mit welcher Sehnſucht war er erwartet worden! Welche Vorbereitungen hatte man getroffen um ihn ſogleich mit allen Glanzſeiten der Exiſtenz ſeiner Schweſter bekannt zu machen! Eine Reihe von drei großen Zimmern, die glücklicherweiſe nach einem ſtillen Garten hinausgingen, wurde ihm zu Gebote geſtellt. Die Namen der Beziehungen, in die man ihn einführen wollte, ſchienen endlos. Er begriff nicht, wie ſeine Schweſter und Ida und Laura es aushielten ſo gleichſam der ganzen Welt anzugehören, bald für die Muſik, bald für die Wiſſenſchaften, für berühmte Namen,

für die innern Vorgänge des hohen Adels, für die Familienverhältnisse des Hofes und auf der andern Seite wieder für eine endlose Reihe der unbedeutensten Privatbeziehungen leben zu können. Da er die Seinen dabei glücklich sah, so lächelte er und dachte nur darüber nach, wie er diesen Ueberfluß soviel wie möglich wenigstens von sich selbst abwehren konnte.

Eine stehende Redensart seiner Schwester, die trotz einer umständlichen Toilette, die sie täglich machte, gealtert war, lautete, daß sie sich recht nach einem stillen Augenblick sehne, wo sie ihm ganz allein gehören wollte. Ach, wir haben uns so unendlich viel zu erzählen! Wir müssen Alles, Alles einmal gründlich durchsprechen! So lauteten die täglichen Vertröstungen des lieben Bruders, die Vorsätze, die auch im besten Willen gefaßt wurden, aber niemals zur Ausführung kamen. Die gute Commerzienräthin konnte einen ganz warmen und liebevollen Blick gen Himmel werfen, wenn die Rede auf die alten Zeiten kam, sie konnte des Bruders Hand ergreifen und seufzend ausrufen: Wie ist das doch Alles so wunderbar gekommen! Der gute van der Busch! Mußte er sterben um mich glücklich zu machen! Und unsre gute Mutter! Sie ahnte gleich so etwas, als er für uns so liebevoll sorgte!...

Kam dann Hartlaub in den Zug, wirklich den Ton dieſer Saite feſtzuhalten und wenn auch nicht das wahre Ende van der Buſch's zu erzählen, doch von ſeiner Liebe, ſeiner Anhänglichkeit, ſeinen Leiden und wohl gar von ſeiner wahren Krankheit zu ſprechen, ſo war gewöhnlich wieder ein Wagen vors Haus gerollt, Beſuche wurden gemeldet, die Stunden, um den Manen der Abgeſchiedenen zu opfern, fanden ſich nicht.

Nur ſoviel erfuhr Hartlaub, daß van der Buſch's Tod ganz eigenthümliche Berührungen zwiſchen ſeiner Familie und den holländiſchen Angehörigen van der Buſch's herbeigeführt hatte.

Van der Buſch hatte eine bedeutende Summe anwenden müſſen, um in der Londoner Lebens-Verſicherung ſeiner Verlobten ein ſo großes Capital zu ſichern, als ſie erhielt. Er würde ſich in ſeiner zärtlichen Fürſorge vielleicht gemäßigt haben, hätte er noch erlebt, daß ſeine in Holland anſäſſige eigne Familie von glücklichen Lebensumſtänden, in welchen dieſe ſich früher befand, zurückkam. Der Vater van der Buſchs war ein Kaufmann, den man für reich hielt. Als er faſt gleichzeitig mit ſeinem Sohne ſtarb, hinterließ er ſeiner einzigen Tochter Hedwig ein zerrüttetes Geſchäft, deſſen wahren Beſtand er verborgen gehal-

ten hatte, weil er glaubte ſeiner ihm erſt in ſpäteren Jahren geborenen Tochter den Beiſtand ihres leider kränklichen, aber immer herzlich ihr zugethan geweſenen und vermögenden Bruders in Java zu hinterlaſſen. Nun traf ſich aber, daß Hedwig nicht nur die Stütze des Bruders durch deſſen Tod verlor, ſondern auch erleben mußte, daß ſein Vermögen einer Verbindung zu Gute kam, die dieſer, als ſie noch ein Kind war, bei ſeiner letzten Anweſenheit in Europa geſchloſſen hatte. Hedwig van der Buſch ſtand nicht ganz allein, ein junger unternehmender Kaufmann, Namens Heinrich Artner, ein Deutſcher vom Niederrhein gebürtig, hatte ſie in ihres Vaters Hauſe kennen gelernt, ſie geliebt und um ihre Hand geworben. Er glaubte das Herz einer vermögenden Erbin gewonnen zu haben und fand ſich plötzlich durch die raſch aufeinander folgenden Todesfälle des Vaters und des javaniſchen Bruders getäuſcht. Nicht Habſucht, ſondern ein natürliches Gefühl, mißlichen Erfahrungen offen ins Antlitz zu blicken und wenn irgend möglich ihre Herbigkeit zu mildern, beſtimmte ihn, ſich nach den näheren Veranlaſſungen zu erkundigen, wie ſeine Geliebte in ſo bedauernswerther Art um die Hoffnungen kommen konnte, die ſie auf die Beſitzthümer der Ihrigen

ſetzen durfte. Er reiſte nach Deutſchland, machte die Bekanntſchaft der Schweſter Hartlaubs, in der er überraſchend genug ſchon die Verlobte eines andern jungen nicht unbemittelten Kaufmannes Namens Wisthaler antraf. Es war damals vor zwanzig Jahren dem jungen Hartlaub peinlich genug geweſen, daß ſeine Schweſter ſobald nach dem Tode van der Buſchs die Gattin eines Andern wurde. Der Hinblick auf die Unmöglichkeit einer Verbindung mit van der Buſch milderte damals ſeinen Unwillen. Jetzt wurde ihm erſt erklärlich, wie mehrere Jahre hindurch nach dem Tode ſeines Gönners bald von London, bald vom Haag, bald von dem Wohnorte ſeiner Schweſter her allerlei gerichtliche Anfrage kommen konnte bald über die näheren Umſtände, unter denen der Oberſt ſein Teſtament aufſetzte, bald über den Charakter ſeiner Krankheit und ähnliche Umſtände, die man zu prüfen pflegt, wenn es ſich um Anzweiflung letztwilliger Anordnungen handelt. Eine ſolche Anzweiflung war von Heinrich Artner, dem Verlobten der jungen Hedwig van der Buſch, erhoben worden. Das Ergebniß war vielleicht nicht ganz ungünſtig, denn überraſchend genug, es eröffnete ſich in Folge vieler gehäſſigen Hetzereien und gerichtlichen Nachforſchungen plötzlich die

Handelsfirma: „Wisthaler und Artner.“ Die beiden jungen Kaufleute, die sich mit Processen gegenseitig verfolgten, wurden durch einen vernünftigen und braven Notar, einen gewissen von Emmen, veranlaßt, ihren durch die weiten Entfernungen höchst schwierigen und umständlichen Hader aufzugeben und sich lieber zu einem gemeinschaftlichen Wirken zu vereinigen. Wisthaler hatte bereits ein En-gros-Geschäft eröffnet. Er nahm Heinrich Artner, der sich mit Hedwig van der Busch verheirathete und nach Deutschland überzog, in seine Firma auf und eine Reihe von Jahren hindurch war es Hartland in Java immer eine der erfreulichsten und trostreichsten Kunden gewesen, die ihm aus Europa nur zukommen konnten, daß sich Alles, was darauf angewiesen sein konnte, von dem unglücklichen Ende seines Freundes und Gönners den Schleier zu lüften und einem Geheimniß, ja Verbrechen nachzuforschen, plötzlich versöhnt und zu einem Wirken verbunden hatte, das von den glänzendsten Erfolgen begleitet schien. Die Firma Wisthaler und Artner war eine der geachtetsten in allen Branchen des größeren Waarenverkehrs. Sie blühte, sie dehnte sich immer mehr aus, sie konnte keiner Veranlassung zu Besorgnissen Raum geben, auch als sie sich später

trennte und jeder Theil auf eigne Hand in der Geschäftsform fortfuhr, die ihm die liebere geworden war. In der Ferne konnte für Hartlaub diese Trennung nichts Auffallendes haben. Artnern, hörte er, hätte es nach einem frühen Tode seiner Gattin zurückgezogen an den Rhein; er hätte sich dort Besitzungen gekauft, hätte sich mit seinen Mitteln in den Fabrikbetrieb geworfen, zu dem jene Gegenden durch den reichen Verrath von Steinkohlen unmittelbar aufgefordert werden. Kurz, in der ängstlicheren Erwägung späterer Jahre, daß Hartlaub und van der Busch die Londoner Lebensversicherung getäuscht hatten, hatte Jener immer mehr eine einschläfernde Beruhigung seines Gewissens darin gefunden, daß er hörte, wie es beiden Theilen gut und glücklich ging. Auffallend war ihm wohl, daß seine Schwester ihm über den frühern Compagnon ihres Mannes, Heinrich Artner, einst nur die kurze Antwort gab, daß er nicht mehr lebe. Die Kinder waren grade zugegen gewesen und fügten die oberflächliche Bemerkung hinzu, sie möchten wohl wissen, wo jetzt Constanze Artner wäre. . . Wer ist Constanze Artner? fragte Hartlaub. . . Artner's Tochter, hieß es. Hartlaub forschte: Sie muß in Euren Jahren sein? Die Antwort war einsylbig;

weitere Erkundigung unterbrach wieder eine Strudelwelle jenes Lebens, das in dem Wisthaler'schen Hause nicht aufhörte.

Erstaunen mußte daher eines Abends Hartlaub, als er auf einem der glänzenden Bälle, deren er seit sechs Wochen hie und da wohl ein Dutzend »überstanden« hatte, in einer Gruppe zufällig die Verhältnisse erwähnen hörte, deren Kenntniß ihm seither unvollständig geblieben war.

Es war ein Ball in dem Hause seines Schwagers selbst. Wie man gleichsam in dem Hause des Gehenkten nicht gern von Stricken redet, so hörte Hartlaub auch, daß nur in einer flüsternden fast scheuen Art Namen und Verhältnisse ausgesprochen wurden, unter welchen Artner, Constanze, Wisthaler und sogar der Name van der Buschs nicht selten mit unterliefen. Hartlaub gehörte in einer solchen Gesellschaft weder zu den Spielern, noch zu den Tänzern und gefiel sich in der Musterung und still herumwandelnden Kritik des wunderlichen Durcheinanders, das er in dieser Form erst am Mittag seines Lebens kennen lernen sollte. Es war eine ganz erlaubte Neugier, wenn er, von jenen Namen getroffen, hinter einer Wand von Zimmerpflanzen einige Augenblicke stehen blieb und den Mit-

ter, unedler Mensch. Börne konnte entschuldigen, daß Jemand für die Freiheit seines Vaterlandes vielleicht einen Mord beging, vielleicht einen falschen Eid schwor; aber er konnte nicht entschuldigen, daß Jemand, der am Rütli fehlte, plötzlich, um Allen dienlich zu sein, sein Kind opfert. Daß Tell den Apfel vom Haupt seines Kindes schoß, empörte ihn; er ruft aus: „Tell hätte nicht auf seinen Sohn schießen dürfen und wäre aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden!“ Etwas Trübes liegt, genau geprüft, allerdings auch in dieser Ideenverbindung, doch hängt sie mit andern dunkeln Gemüthsstimmungen zusammen, die wir später entwickeln werden; wenigstens beweist dieser Ausspruch, daß Börne kein starrer Begriffsmensch war, kein kalter Terrorist, wie man ihn zu schildern pflegt, sondern ein Gemüth, dem die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde höher ging, als die Liebe zur Freiheit.

Will man Börne's politische Ideen darstellen, so muß man sie von der praktischen und theoretischen Seite auffassen. Jene sind die sichtbaren blauen Adern, die sich auf der schönen Haut seiner Schriften schlängeln, diese die tiefer liegenden Muskeln. Um jene zu schildern, muß man das Gemälde der politischen Lage Deutschlands aufrollen und die Geschichte erzählen, wie sie seit dreißig Jahren, von Napoleons Invasion bis zu der Ohnmacht der deutschen Ständekammern geworden. Börne ergriff als Publizist die Feder kurz nach dem Sturze Napoleons; die Abneigung gegen Napoleon, den Testamentsverfälscher der Revolution, verließ ihn niemals. War Börne nicht edel? Das Ende der französischen Herrschaft in Deutschland nahm ihm eine achtbare Stellung, die er auf der Frankfurter Polizei bekleidete, und doch erfüllt ihn der Gedanke

theilungen zuhörte, die ein junger, ihm schon mehrfach in den Gesellschaften aufgefallener Mann von großer Entschiedenheit des Auftretens, zugleich aber von ansprechenden Umgangsformen, in großer Hast zweien Damen machte, von denen die jüngere ihm als die hinterlassene Wittwe jenes Notars bezeichnet wurde, der einst den vernünftigen Vergleich zwischen den beiden jungen prozessirenden Kaufleuten Wisthaler und Artner herbeigeführt hatte. Es war die Rede von Aufmerksamkeiten, die man der entweder schon angekommenen oder erwarteten Constanze Artner erweisen sollte. Frau von Emmen, die junge Wittwe des Notars, widerlegte einige Einwände, die eine ältere Dame gegen manche Vorschläge erhob, die ihnen der Herr, den man Justizrath Freydank nannte, einleuchtend zu machen suchte. Die Entfernung, ein leiseres Sprechen, seine eigene Befangenheit den Lauscher zu spielen, bestimmten Hartlaub, sich von der unbemerkt glaubenden Gruppe zurückzuziehen, aber der Reiz des Interesses, Gelegenheit zu finden die Nichte seines alten Freundes in dieser Stadt zu begrüßen, verließ ihn nicht. War er doch zu lebhaft betheiligt an Allem was sich ihm immer mehr als eine Folge jener geheimnißvollen Nacht auf der fernen Sunda-Insel ankündigte. Lieber

Himmel, dachte er, du haſt da ſo ruhig auf das zerſchmetterte Haupt des armen Tuldero die ſchweren Felsgeſteine ſeines Grabes wälzen können, haſt den immer wieder auf's Neue an dir nagenden Scrupel, daß hier etwas geſchah, was nicht in der Ordnung war, niederzukämpfen geſucht und nun treten dir eine Menge von Folgerungen und Schickſalswendungen entgegen, die faſt wie Mahnungen an dein Herz klopfen und dich nach zwanzig Jahren über einen Vorgang, den du faſt vergeſſen haſt, viel ſchwerer aufathmen laſſen! . . Sein Intereſſe wuchs als derſelbe Mann, der vorhin mit der jungen Wittwe geſprochen, auf ihn ſelbſt zutrat und ſich mit ihm in ein Geſpräch einließ. Es war eine ſchlanke wohlgewachſene Geſtalt, dieſer Juſtizrath Freydank, das Haar auf dem bedeutungsvollen Haupte ſchon etwas umſtändlich geordnet, die Naſe ſcharf und fein, die Mundwinkel lächelnd, das Auge ſcharf zuſammengedrückt, mit emporgezogenen Brauen, doch harmlos und ſogar gutmüthig. Wo dieſer eigenthümlich hervortretende Geſellſchafter hinkam, ſchien ihm ein Theil ebenſo auszuweichen, wie ein andrer ihn zu ſuchen, man liebte ihn eben ſo ſehr wie man ihn fürchtete, man reizte, man neckte ihn, und in der That eſt nur, um von ihm eine ſcharfe

Replik zu erhalten. Er ſagte den Damen Artigkeiten, aber auch Bonmots, die ihm von ihnen ernſthafte Fächerſchläge eintrugen, ein Beweis, daß er unter harmloſer Form ihnen eine pikante Anſpielung geſagt hatte. Alles was zur Geſchäftswelt gehörte und vorzugsweiſe der Wirth des Hauſes ſchienen ihm ganz beſonders zugethan. Ida und Laura behandelten ihn faſt brüderlich. Keinen dieſer Vorzüge ſchien Freydank zu mißbrauchen. Er genoß das Uebergewicht, das ihm ſein eigener Geiſt und das Vertrauen der Andern gewährte, ohne darum den Eindruck zu machen, als wollte er irgend Etwas zu Gunſten dieſer Stellung ſich herausnehmen. Nichts iſt am gebildeten Manne anziehender als eine harmoniſche Vermiſchung von herausforderndem Muthe und beſonnen ſich beſcheidendem Takt.

Es entſprach ganz der nun ſchon in mehreren Geſellſchaften von Hartlaub beobachteten Weiſe des Juſtizraths Freydank, daß dieſer ſich an ihn mit den Worten wandte: Nun, Herr Major, ich bin wirklich begierig, welche von den jungen dort tanzenden Damen von Ihnen noch das Handgeld zu einer Reiſe nach Java bekommen wird?

Hartlaub erwiderte lächelnd: Glauben Sie, daß ich hier auf Werbung ausbin?

Wenn man ſich einen ſolchen modernen Sclaven-markt anſieht, fuhr Freydank ſich neben Hartlaub in einen Seſſel werfend fort, fühlt man Mitleid mit der zum Kauf ausgebotenen Waare und möchte wirklich das Seinige thun, um den Abſatz zu befördern.

Hartlaub lächelte über dieſe Auffaſſung und geſtand ſo tief noch nicht wieder in die Geheimniſſe der europäiſchen Geſellſchaft eingedrungen zu ſein, um ſich ein ſo glänzendes heiteres Gracien der Luſt, der Schönheit und Jugend hier unter dem trüben Bilde der ihm ſehr wohlbekannten Sclavenmärkte vorzuſtellen.

Was iſt denn aber der geheimnißvolle Takt, erwiederte Freydank, nach dem dieſe Walzer und Polkas, dieſe Kleider und Volants dort ſo hinrauſchen, anders als das Klappern des Ehepantoffels? Sehen Sie jene unglücklichen Opfer ihrer Einkünfte, ihrer kleinen Wagen, ihrer langſamen Staatsbeförderung, die ſich dort in dem zweiten Saale mühen, noch jung zu ſcheinen und mit einem ſchon an Stirn und Schläfen bedeutend gelichteten Haarwuchs, mit Gliedern, die morgen früh ſich nicht rühren können und durch ein orientaliſches Bad ſich erſt wieder erholen müſſen, ſich den Schein der himmelsſtürmenden Titanenhaftigkeit zu geben, wie ſie tanzen, um ihre ſechsunddreißig Jahre zu verbergen.

ihren brummigen Haushumor, ihre pedantiſchen Nergeleien über den Kaffee, die Wäſche, die ſtörenden Beethoven'ſchen Sonaten der Nachbarſchaft! Dieſe forcirten jugendlichen Adoniſſe, die nur nach Amors Pfeife tanzen, ſind nicht die Käufer etwa: dort mein alter Freund Baurath Maidunſt könnte ſich wohl nicht einfallen laſſen, unter den reichen, jungen Parthieen, die ihm nach einer guten Anzahl von ſyſtematiſchen Mißhandlungen endlich für den heutigen Abend einige Tänze zugeſagt haben, ſelbſt zu wählen. Er ſchmachtet nach links und nach rechts, er läßt ſich wählen. Irgend eine Mutter giebt ihm einmal doch eine Ermuthigung, irgend eine junge Dame, deren Familienvermögen zwar eine bedeutende Dividende, ihre Geſchwiſter aber ebenſo ein bedeutender Diviſor ſind, rächt ſich doch einmal an einer jüngern Schweſter, die ihr einer angebeteter Freund erobert und heirathet meinen Baurath ihr vor der Naſe weg, um die Rechte und Ehren der Erſtgeburt ſich zu ſichern. So ſchmachten da die Männer in meinen Jahren hin und die, die einer jüngern Generation angehören, ſind geradezu bloße Statiſten eines ſolchen Balles. Beſitzen ſie nicht eine ſehr rangirte Lebensſtellung, ſo werden ſie an ſolchen Abenden nur wie die kleine Münze be-

trachtet, die den Umsatz der größeren Werthe möglich macht.

Also die Männer, fiel Hartlaub lachend ein, sind hier die Sclaven des Marktes? Ich glaubte, daß es die Frauen und die jungen Mädchen wären.

Nein! Zu dieser Auffassung, entgegnete Freydank seine Lorgnette ziehend, tanzt dort zu viel Geld. Sehen Sie die Blondine dort, sie ist nicht schön, sie ist etwas schwer in ihren Bewegungen und wie kann sie denn auch anders, da sie die Rennwerthe dreier großer Häuser in der Altstadt vertritt? Dort die Brünette, die mit einem Offizier tanzt, kommt einer halben Verstadt gleich: ihr Vater hat die Wuth, unsre Stadt zu vergrößern und so lange kleine Straßen von drei bis vier Häusern zu bauen, bis der König doch endlich die Gnade haben wird, eine davon nach ihm zu benennen, eine Ehre, die bis jetzt weder Schillern noch Goethen bei uns widerfahren ist. Dort die Große vergegenwärtigt mir die Folieseiten unsrer Hypothekenbücher! Sie ist eine Erbin, die den Advokaten doppelt interessirt, da sie einige Brüder besitzt, die ein großes Talent zur Verschwendung haben und dafür sorgen, daß man sie zeitig unter Curatel zu setzen hat. Kurz, dies ist hier weit mehr ein tibetanischer Sclavenmarkt, wo auf

mehrere Männer nur Eine Frau kommt, also die Frau die Herrschaft führt, als ein arabischer, wo nur Männer die Initiative ergreifen.

Die scherzende Musterung, die Freydank die tanzenden Paare passiren ließ, kam auch bei den Töchtern des Hauses an, die sich durch besondere Schönheit oder Geschmack der an sich kostbaren Toiletten nicht eben auszeichneten, jedoch in heitrer und freundlich entgegenkommender Weise sich nach allen Seiten hin als die harmlosesten kleinen Evatöchter bewährten. Da sie sich zum Verwechseln ähnlich sahen, von gleichem Wuchs und gleicher Art des Benehmens waren, nannte man sie die Inseparables. Der Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit, nicht nur diesen Abend, sondern schon in mehreren größeren Gesellschaften, denen Hartlaub beizuwohnen Gelegenheit fand, war ein junger Mann, der auf Hartlaub einen sehr angenehmen Eindruck gemacht hatte. Man nannte ihn Doctor Welmar. Doctor Welmar bewegte sich in den Gesellschaften mit einer ruhigen und anmuthigen Sicherheit. Kleiner als Freydank, dem er nahe befreundet schien, war er doch schlank und männlich gebaut. Die schönen regelmäßigen Züge seines Antlitzes hatten etwas Mild-Ernstes. Ja seine Art, sich den Damen zu nähern,

lennte man eher ſchüchtern nennen; er ſchien der Gegenſtand allgemeinſter Theilnahme; denn es giebt wohl für Frauen nichts Gefälligeres als einen Mann, der in den anmuthigen Formen der Geſellſchaft ſich ohne Zwang bewegen und ihrer eignen gewohnten zarteren Art das Leben zu nehmen entgegenkommend, doch dabei ſich den Rückhalt männlicher Ueberlegenheit zu wahren weiß, beim Scherze nicht in's Geckenhafte fällt und in allen Wirbeln heitrer geſelliger Luſt nicht die Vorſtellung auslöſcht, daß ein ſolcher Mann hier nur die eine Hälfte ſeines Weſens offenbart und in der andern noch einen ihnen nur unbekannten, aber gewiß ſehr ernſt und tief gemüthlichen Werth entwickeln würde. Daß dieſer eigenthümliche Zauber den jungen Doctor Welmar umgab, hatte Hartlaub ſchon im Hauſe ſeiner Schweſter mannichfach zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er war die Tagesordnung des Geſpräches, der immer anregende Gegenſtand neugieriger Erörterungen und ſchon hatte es Anlaß zu neckiſchen Fehden gegeben, wenn es ſich um die Entſcheidung handelte, wer von den beiden Inſeparables mehr Berechtigung hätte, an dem jungen Doctor Welmar Intereſſe zu finden, ob Ida, deren Zeichnentalent er gerühmt hatte, oder Laura, deren Geſang er bewundert zu haben —

beſchuldigt wurde, wie Freydank ſagte. Und Freydank ſchien ſich dem Major jetzt nicht umſonſt genähert zu haben, — er legte ihm ganz offenherzig die Frage vor, ob er nicht wiſſe, wie viel wohl ſein Schwager, der ſteinreiche Jakob Wisthaler, ſeinen Töchtern zur erſten Ausſteuer mitgeben würde?

Sind Sie ſelbſt der Bewerber, ſagte der Major, ſo ſtehen Sie ja meinem Schwager glücklicherweiſe als Notar ſo nahe, daß Ihnen dieſe Erörterung keine Schwierigkeiten verurſachen würde.

Ich? entgegnete Freydank, ich denke nicht an die Ehe. Meine Praxis, die ich von dem ſeligen Notar von Emmen geerbt habe, iſt ſo groß, daß ich meine Frau vernachläſſigen müßte und wie jener öſterreichiſche Graf geſagt hat, daß der Menſch erſt vom Baron anfinge, ſo möchte ich vom Manne ſagen, daß dieſer erſt vom Garçon anfängt. Ich habe die bequemſte Lage von der Welt, kann lieben wen ich will ohne mich durch die Ehe enttäuſchen zu laſſen, und wenn ich eine Taſſe Thee in einem vertrauten Cirkel trinken will, Luſt habe, andre Converſationen zu hören, als die vor den Gerichtsſchranken und im Caſino, ſo gehe ich zu jener niedlichen Frau von Emmen da, deren Vermögen ohnedieß unter meiner Curatel ſteht, mit der ich rechnen,

überlegen, ſchmollen, zanken kann, gerade als wenn ich mit ihr verheirathet wäre. Nein, lieber Major, da, für meinen Freund Alfred Welmar, einen tüchtigen Arzt vom Rheine, mit dem ich in Bonn und Göttingen ſtudirt habe, für dieſen möcht' ich das Terrain ſondiren! Es iſt ein Arzt leider noch ohne Praxis, aber ſeine Kenntniſſe ſind außerordentlich, ſeine Hingebung an die Wiſſenſchaft iſt höchſt verehrungswürdig. Ich gönne ihm von Herzen, daß er emporkömmt. Daß dies als Arzt nicht möglich iſt, ehe man nicht bereits vier Pferde im Stalle hat, werden Sie bei der eigenthümlichen Stellung, die die Heilkunde zur Geſellſchaft gewonnen hat, und bei näherem Studium aller unſrer ſozialen Zuſtände nicht in Abrede ſtellen können.

Hartlaub erwiederte: Er ſoll ſich auf unſre Marine als Schiffsarzt engagiren laſſen oder mit mir nach Java gehen. Gegen das gelbe Fieber können wir nicht gerüſtet genug ſein.

Dieſe Carriere bleibt uns immer noch offen, bemerkte Freydank, dann nämlich, wenn die Zahl der Körbe, die ich für meinen Freund bekommen könnte, zu groß werden ſollte. Warum ſehen das Aeußerſte? Sehen Sie dieſe gefällige Adonisgeſtalt, hören Sie dies zum Herzen ſprechende Organ, beobachten Sie

an die Schmach des Vaterlandes stets nur mit Grauen. Er hat nie die Vorstellung jenes Napoleon verlieren können, der die Revolution nur deßhalb bändigte, um sie zu seinem Pudel abzurichten; jenes Napoleon, der alle Traditionen derselben abschwor, nur um seine erzwungene Herrschaft mit der Legitimität, der kirchlichen und weltlichen, auszusöhnen. Er haßte die Verwaltungsgrundsätze Napoleons, seinen Verrath an der einzigen Frucht, die am Baume der Revolution zur vollendeten Reife gekommen war, der constitutionellen Freiheit, er haßte seine Kriege, weil sie die leichtsinnige Vergeßlichkeit der Franzosen schüren und ihre Gedanken von Dem ablenken sollten, was ihnen Napoleon genommen hatte. Den Hoffnungen, die der Sturz des Corsen nährte, entzog sich Börne nicht. Er war wirklich keiner von den Klugen, die nur deßhalb, weil sie des Enthusiasmus nicht fähig sind, schon damals gesagt haben wollen: ich sah das alles voraus. Aber um so bittrer mußte Börne's Enttäuschung sein. Die feierliche Ankündigung der heiligen Allianz, der das einzig freie Volk Europas, England, nicht beitrat, weckte seine Besorgniß; die Verhandlungen des Wiener Congresses bestätigten sie. Die alte Zerstückelung des Vaterlandes blieb, aber noch konnte man hoffen, der Bundestag würde mehr als eine bloß diplomatische Repräsentation werden. Männer, die für Patrioten galten, bildeten damals noch einen Theil dieses Areopags; aber bald wurde er, wie die großen Mächte sagten, epurirt. Jene Reaktion, deren aristokratische, hierarchisch-jesuitische, absolutistische Zwecke von einer bestens organisirten Polizei schnell ins Werk gesetzt wurden, trat auf den Congressen in Aachen, Carlsbad, Verona immer unverholener hervor, die freisinnigen Staatsmänner, welche mit dem Volke

dieſe natürliche Heiterkeit, mit der ſich mein alter Göttinger Stubenburſche auf dieſem glatten Parkett unter den liebenswürdigen mehr oder minder respectablen Erbinnen bewegt! Wie kann man ihm wünſchen, daß er aus der gewöhnlichen hier landesüblichen Bahn, erſt reich, dann Armenarzt um Gnade und Barmherzigkeit, dann einfach betitelter Sanitätsrath und zuletzt auf ſeine alten Tage doch noch mit Praxis begabter und wirklicher geheimer Medizinalrath zu werden, hinausgetrieben werde vor die vergifteten Pfeile Ihrer malaviſchen Heimtücker! Aufrichtig, beſter Major, ſagen Sie mir, haben Sie nicht bemerkt, daß Ihre Verwandte von meinem Protégé mit Intereſſe ſprechen?

Mit dem lebhafteſten! erwiederte Hartlaub. Aber ich fürchte, ſeine Bewerbung wird häusliche Scenen ſetzen, da man bis jetzt noch nicht weiß, welcher von meiner beiden Nichten er den Vorzug giebt.

Freydank zog die Mundwinkel zurück und ſagte halb ſcherzend halb im bittern Ernſt: Das zählt Ihr Schwager dann an ſeinen Rockknöpfen ab oder läßt die einfache Ordnung der Jahre eintreten. In ſolchen Fällen, ſagt' ich ſchon, daß ſich die Armuth der Bewerber unterordnen muß.

Und Ihr Freund könnte das? erwiederte Hart-

laub Er könnte, um eine Existenz zu gewinnen, die Eine wie die Andere wählen, könnte sich verschreiben lassen, wem sein Herz gehören soll?

Freydank zuckte die Achseln.

Nein, nein, wenn ich mir diese Möglichkeit nur verstelle, sagte der Major, so löschen mir ja alle diese Lichter aus, verwandeln sich alle diese lachenden Gesichter in schmerzzerrissene, verdüstern sich diese hellen Farben, verwelken mir diese Blumen, erblinden mir diese Steine.

Halt! Halt! sprach Freydank einfallend und legte die Hand auf die Schulter des Majors, der vor Schmerz sich erheben wollte. Fassen Sie das nicht so schwer, aber Recht haben Sie! Was Sie da Alles vor sich sehen, dies Gewirr und Geschwirr, diese Bediente, die in Schuh und Strümpfen und Handschuhen dort Erfrischungen bieten, diese hinter einem Walde von tropischen Blumen versteckte Musik, diese Conversationen, mit denen man die Zeit tödtet und voll Sehnsucht nur auf den Schluß des Cotillons wartet, damit man sich an Aspics und Majonnaisen den Magen verdirbt, Alles das ist Lüge, Alles das ist Maske und das Beste daran ist dies: Seit einiger Zeit wissen wir sogar, daß es Maske und Lüge ist, gestehen es uns ein

und haben die tollſten Formen erfunden, um für dies Geſtändniß heilige und feierliche Zeugniſſe abzulegen...

Man trägt ſeine Religioſität prahlender zur Schau als ſonſt? ſagte Hartlaub bitter.

Dies und noch vieles Andere! entgegnete Freydank. Wie das Alles jetzt da ſo tanzt, ſo lacht, ſo ſcherzt, trennt ſich um Mitternacht Jeder wieder von dem Chaos einer zuſammengewürfelten Geſellſchaftlichkeit und geht ſeinen eignen Verdrießlichkeiten, ſeinem eignen Aerger nach. Vor einigen Stunden bekam ich eine Nachricht, die mich ſehr erſchütterte. Sie werden wiſſen, daß früher die Firma dieſes Hauſes Wisthaler und Artner hieß. Der Notar von Emmen, bei dem ich als junger Rechtscandidat arbeitete und der in ſeinem Leben nur zwei dumme Streiche gemacht hat, den einen, daß er ein Sechziger ein blutjunges Mädchen heirathete und den andern, daß er bald darauf ſtarb — zwei dumme Streiche, die er vielleicht dadurch wieder gut machte, daß er mich zum Erben ſeiner Praxis einſetzte — ich ſage Notar von Emmen war die Veranlaſſung dieſer Aſſociation. Er führte über Dinge, die mir unbekannt ſind und ſich zu Hauſe in meinen Akten finden, einen Prozeß, den er vorzog durch eine Ausſöhnung zu beendigen. Die beiden Compagnons frü-

her verfeindet, gingen eine ziemliche Reihe von Jahren miteinander. Die alte Mißstimmung zwischen ihnen schien sich jedoch nicht gelegt zu haben: kaum hatten Beide soviel erworben, daß sie selbstständig bestehen konnten, so trennten sie sich. Artner zog an den Rhein, begründete Fabriken, speculirte, speculirte schlecht oder erlag ungünstigen Conjuncturen, kurz, vor zwei Jahren überraschte uns sein Fallissement. Wiethaler, der an ihn eine bedeutende Forderung hatte, war grade am Rheine anwesend, als über seinen ehemaligen Associé die Katastrophe hereinbrach. Man sagt, daß Ihr Schwager ihm hätte helfen können: ich vermuthete keinen Kaufmann, der sich in solchen Fällen von einem hergab rollenden Rade fern hält. Artner hinterließ eine einzige Tochter, ein junges Mädchen von großer Anmuth und gewählter Bildung. Nach der im Ganzen genommen sehr ehrenvollen Liquidation, zu der sich Artner durch die Umstände gezwungen sah, zog er sich irgend wohin mit seinem Kinde in eine entlegene Gegend zurück. Vom Kummer über sein Schicksal darniedergebeugt, erkrankte er und starb. Von seiner Tochter hörte man bisher nichts mehr, bis ich kürzlich einen Brief erhalte von einem früheren Geschäftsführer der Artner'schen Fabrik. Bei dem Erben der Praxis des

Notars von Emmen ſetzte man noch ein Intereſſe für die Artneriſche Familie voraus und erſuchte mich um eine Verwendung für die bedürftige Hinterlaſſene. Die Tochter eines Mannes, der einſt mit einem inzwiſchen als Millionär empergeſtiegenen Kaufmann aſſociirt war, die Tochter eines begüterten Fabrikbeſitzers, ein Mädchen, gewiß mit dem vollſten Anſpruch dort heiter und lachend unter den walzenden Paaren mit dahinzuſchweben, iſt ſchon ſeit einem Jahre Geſellſchafterin in einem fürſtlichen Hauſe geweſen, hat dieſe Stelle, die ihre Unbequemlichkeiten haben mag, verlaſſen und kommt jetzt hieher in dieſe Hauptſtadt mit dem eifrigſten Verlangen, ſich einem wunderlichen neuen Berufe unſerer Tage zu widmen; ſie will eine Diaconiſſin werden. Ich habe einſtweilen Frau von Emmen gebeten, ſie bei ſich aufzunehmen, kann aber das Bild nicht los werden, mitten unter dieſen Blumen in ſeidnen Gewändern, unter dieſem Lüſtreglanz und Edelſtein gefunkel mir ein junges und ſchönes Mädchen in blauem Kleide, mit weißer über die Schulter gehenden Schürze, mit einer ſchlichten Haube auf dem Kopfe zu denken, die am Bett eines armen ſterbenden Handwerksburſchen ſitzt, ſeinen Athem beobachtet und ihm zu einer beſtimmten Stunde einige Löffel voll

Gerstenschleim einträufelt! Voilà le monde comme il est.

Freydank stand auf . . . Hartlaub konnte der Erschütterung, die diese Erzählung auch auf ihn hervorbrachte, nicht so Herr werden, wie Freydank, der sich ihm hier als ein Mann von Gefühl offenbarte: er fragte noch einmal nach dem Worte Diaconissin, das Freydank genannt hatte und das ihm unbekannt war.

Eine Diaconissin, sagte Freydank, ist eine protestantische barmherzige Schwester. Wir haben den Katholiken in einer Sache nachahmen wollen, die keiner confessionellen Mißdeutung ausgesetzt ist. Hier haben Sie ein Beispiel jener Selbsterkenntniß, die über die Uebel unsrer Zeit gekommen sein will. Was sonst dann und wann einmal ein weltbistorischer Prophet, ein Messias, später einige Empörer oder Communisten und jetzt die ganze Welt ausspricht, daß es mit unserem irdischen Dasein im Ganzen genommen ziemlich erbärmlich aussieht, dies Geständniß haben auch die Vornehmen und die Frommen abzulegen jetzt die Gelegenheit gehabt und unter dem Namen der innern Mission ein außerordentlich künstlich verzweigtes System von allerhand Heilungs- und Besserungsversuchen

der Gesellschaftsschaden angelegt. Oeffentliche Krankenhäuser sind unter dem Namen von Diaconissenanstalten begründet worden. Eine Musteranstalt derselben befindet sich am Rheine im Düsselthal. Dort sind unter geistlicher und ärztlicher Anleitung Diaconissen oder Diaconissinnen vorgebildet worden, um wiederum an andern Orten neue weltliche Zöglinge für die traurige Kunst zu gewinnen, am Krankenbette die Anordnungen der Aerzte zu überwachen. Warum die früheren Krankenwärter dafür nicht mehr ausreichen sollten, weiß ich nicht. Genug, diese Blüthe der innern Mission ist im vollsten Triebe und ich gestehe, daß meine Neugier gespannt ist, morgen die junge Dame kennen zu lernen, die heute mit einem späten Eisenbahnzuge angekommen und im Bahnhofe von den Leuten der Baronin erwartet sein wird. Ich bin überzeugt, wenn dies Haus nicht grade das Bisthalersche wäre und man hette die junge Dame in Begleitung einer Putzmacherin noch in dieser Stunde in einem Wagen zu dem Ball hier ab, ihr ganzer Plan, Fieberkranke und Aussätzige zu heilen, ginge in die Brüche.

Freydank wurde in der weiteren Ausführung dieser Vermuthungen unterbrochen. Die Tanzteur war

beendigt, das Zimmer füllte ſich mit Paaren, die ſich ausruhen oder Erfriſchungen nehmen wollten; die Fortſetzung des Geſpräches war geſtört und Hartlaub hatte genug vernommen, um nicht tief ergriffen zu ſein. Wehmuth erfüllte ihn, wenn er zwanzig Jahre zurückdachte an die ſtille Mondnacht einſt auf der fernen Sundainſel. Niemals war die Erinnerung an den unglücklichen Oberſten van der Buſch ſo lebhaft wie der vor ſeine Seele getreten. Welche Verkettung von Umſtänden, daß die natürliche Erbin eines Mannes, der ſelbſt ſo furchtbar unter dem Druck der jammervollen Erdenexiſtenz hatte leiden müſſen, ſich entſchloß, eine Pflegerin eben ſolcher Leiden zu werden! Dort die Verzweiflung, hier die Geduld, dort das mit eigner Hand verſtrömte Herzblut des Ajar, hier aus ihm entſprießend die Blume der Liebe und Hingebung. Und Hartlaub mußte mehr empfinden; er mußte ſich ſagen, daß, wenn hier ein junges Mädchen ſicher aus Melancholie der Welt entſagte und das Kleid der Demuth tragen wollte, Er es war, der die Verkettung dieſer ſchmerzlichen Umſtände verſchuldet hatte. Er hatte die wahre Todesart van der Buſchs verſchwiegen, er hatte eine Schweſter reich gemacht durch einen

Gewinn, an welchem die natürlichen Erben des Selbstmörders keinen Antheil haben durften. Er hatte seine Schwester die Hand Wisthalers gewinnen lassen, Heinrich Artnern zu dessen Feinde und wahrscheinlich dann nur zu einem scheinbaren Freunde gemacht; er hatte durch sein Verschweigen diese wohl immer fortrinnende Quelle gegenseitiger Verstimmungen genährt; er hatte Constanze Artner im Glücke geboren werden lassen, er mußte sich selbst die Veranlassung nennen, daß sie von der Höhe vielleicht der schönsten Lebenshoffnungen niederstieg und einen Beruf wählte, über den er zunächst nur den Spott eines Ironikers hörte. Es war Hartlaub als träte ihm das Bild des leidenden Obersten vor Augen, wie er ihn so oft besucht hatte, wenn er unter dem Palmendache seiner Altane saß und seine brennenden Schmerzen in Büchern und dem träumenden Hinblick auf die Spiegelfläche des Meeres zu vergessen suchte. Dämmerung senkte sich hernieder auf seine Erinnerung und eine jugendliche Gestalt, die heißerflehte Göttin der Gesundheit, Hygiea, trat aus ihr heraus und umschwebte ihn, dem Leidenden die krystallene Schaale der Genesung darreichend! ... Die Zerstreuungen des Abends mutheten den Major nicht mehr an. Er zog sich früh auf

ſeine Zimmer zurück und beſchloß am folgenden Morgen einen früher bei Frau von Emmen gemachten Beſuch zu wiederholen und bei dieſer Gelegenheit vielleicht Conſtanze Artner, die Diakoniſſin, ſelbſt kennen zu lernen.

---

glaubten, die letzten Kriege ſollten uns nicht bloß von den Franzoſen, ſondern auch von jenen politiſchen Uebeln befreit haben, die jene ſo leicht zu Siegern über uns gemacht hatten, wurden genöthigt, ihren Abſchied zu nehmen und traten zum Theil ſogar in die Reihen der Oppoſitionen ein, die ſich bei den in aller Eile gegebenen Verfaſſungen von ſelbſt bilden mußten. Einzelne befangene, irrende oder beſtochene Köpfe mißbrauchten ihr größeres oder geringeres Talent, um gleichſam a priori ſolche politiſche Theorieen aufzuſtellen, die doch nur erfunden waren, um die Anſprüche der Ariſtokratie ſcheinbar rechtlich zu begründen; ſelbſt die Religion, die chriſtliche Religion, die Religion der Freiheit, wurde gebraucht, um die Unterthänigkeit des Volkes zu lehren. Freiſinnige Lehrer der Jugend wurden verdächtigt, viele ihrer Stellen entſetzt, manche eingekerkert. Die Reaktion lockte natürlich etwas von einer Revolution hervor. Da man die Freiheit und die Nationaleinheit in der Idee, die das deutſche Volk damit verband, bedroht ſah, bildeten ſich, ſie zu ſchützen, geheime Vereine. Sie wurden entdeckt und die Gefängniſſe füllten ſich mit jungen Männern, deren Schickſal doch nicht hindern konnte, daß andre immer Das wieder aufnahmen, was die Vorhergegangenen verloren gegeben hatten. Um das Volk zu verwirren, wirkte man auf die ſchlechten Leidenſchaften der Maſſe, auf den Zunftgeiſt, den Religionshaß; man ließ die Juden die Heloten der Neuerungsluſt werden, wenigſtens behaupteten die Juden, daß ſie in den freien Städten bei den Behörden einen für ihre bedrängte Lage unverhältnißmäßig lauen Schutz fanden. Es kam den Intriguanten damals alles darauf an, daß die Begriffe von Freiheit und bürgerlichen Rechten dem Volke ſelbſt verdächtig würden. Börne faßte auch in

## III.

Eine Wittwe zu ſein und dabei jung, reich und ſchön, iſt wohl der angenehmſte Lebensſtand, falls der Verluſt, den man zu betrauern hat, nicht zu ſchmerzlich war.

Ein ſolcher Verluſt hatte bei Ottilie von Emmen nicht ſtattgefunden.

Sie wurde faſt noch Kind mit einem ſehr reichen und geachteten Manne verbunden, der aber ihr Vater ſein konnte.

Der Juſtizrath von Emmen war ein Lebemann geweſen, der die ganze Zeit, die ihm die Beſorgung ſeiner umfangreichen Praxis übrig ließ, mit der Pflege ſeines äußeren Wohls und der Huldigung des ſchönen Geſchlechtes hinbrachte. Er haßte das Spiel und die Freuden geräuſchvoller Geſelligkeit, liebte aber die kleinen Diners, die ſchönen Künſte und die Frauen. Der einzige Luxus, den er ſich geſtattete, war für Ge-

mälde, von denen er eine geſchmackvolle Gallerie angelegt hatte. Schon oft kam es vor, daß ein ſolcher Freund der Schönheit unter der ſchützenden Decke einer beſonnen compenirten Perrücke, die auf ein Alter nicht etwa von zwanzig, ſondern von vierzig Jahren berechnet war, ſeine ſechzig vergaß und nicht etwa eine Wittwe oder die älteſte ſitzengebliebene Tochter einer kinderreichen Familie, ſondern geradezu ein friſches, blühendes Mädchen von ſiebzehn Jahren heirathete. Acht Jahre hatte dieſe Ehe mit Ottilie Bergheim gedauert, als der Juſtizrath von Emmen unter der ſchweren Aufgabe, mit den beſcheidenen und gutwilligen, aber doch immer jugendlichen Regungen ſeines Weibes gleichen Schritt zu halten, zuſammenbrach und ſtarb. Er hinterließ ſeiner Wittwe ein großes Vermögen und einem Schützling, den er ſehr liebgewonnen hatte, dem Referendar Otto Freydank, ſeine Praxis. Die böſe Welt fügte hinzu, er hätte dem Erben der Letzteren auch die Bedingung gemacht, die Erſtere mit zu übernehmen, zumal da er in den letzten Jahren bemerkt haben konnte, daß die Gemahlin ſeinen jungen Freund vielleicht lieber hätte als ihn ſelbſt. Indeſſen iſt die Welt in ſolchen Fällen immer reicher an Erfindungen als an Thatſachen und wo einmal der Ober und

der Unterſatz eines Witzes von den zufälligen Launen des Begebenheitenhumors gegeben iſt, kann man ſicher ſein, daß auch die Schlußfolgerung gemacht wird, ſie mag mit der Wahrheit ſtimmen oder nicht. Wie wahr dies iſt, beweiſt, daß wir oft genug irgend einen Entſchluß vermeiden oder irgend ein bereits Halbgeſchehenes wieder rückgängig machen, nur um den gar zu wohlfeilen Witz, der dies oder das dann ſagen, jenes ſo oder ſo verbinden würde, gleich im Keime zu erſticken.

Ottilie von Emmen liebte vielleicht den Juſtizrath, nachdem er angefangen hatte ſie als Curator ihres Vermögens zu quälen. Er centralisirte ihre Ausgaben und verſtand dabei ihr ſo derb auf die allerliebſten runden Fingerchen zu klopfen, daß ſie vor dem einzigen Manne, der ihr nicht ſchmeichelte, Reſpekt bekam. Nur war es ein Unglück, daß Freydank den Werth des Mannes erſt vom Garçon datirte. Er trank alle drei Tage bei ihr den Thee, ließ jeden Einkauf derjenigen Bedürfniſſe, die denn doch auf treuere weibliche Augen angewieſen ſind, als die Augen einer alten wieder ihn regierenden Haushälterin, von Ottilien machen, corrigirte zuweilen ein Fremdwort, das ſie unrichtig gebraucht hatte, und nahm ſich ſonſt vielerlei Tyranni-

sches heraus, was Frauen erst bis zum Haß und dann bis zur Liebe ärgern kann; allein vor der lächerlichen Rolle, sich von Ottilien von Emmen einen Korb zu holen oder erst durch ein langes Niederknieen oder ein Hattenmüssen ihres Strickgarnes ihre Gunst zu erobern, suchte er sich soviel als möglich zu bewahren. Er streifte an einer Frau, die er unstreitig doch liebte, mit einer gewissen kühlen Neutralität immer so vorüber, daß sich Ottilie oft verletzt ja beleidigt, aber immer aufs lebendigste von ihm angeregt fühlte. Wenn man schon acht Jahre verheirathet war, reich ist, sich ohne Sorge für irgend ein wesentliches Lebensbedürfniß fühlt und dabei umschwärmt wird von tausend Huldigungen, läßt sich ein solcher Herzenszustand, gewöhnlich »Unglück bis zur Verzweiflung« genannt, schon ertragen.

Die Sorge für das keineswegs einfache Hauswesen der Baronin führte eine schon bejahrte ältere Freundin, Frau Angelika Meyer. Diese gehörte nicht zu den Gönnerinnen des Justizraths und schmähte auch an jenem Abend hinter den tropischen Gewächsen nicht wenig über die Zumuthung, eine ihnen unbekannte »wildfremde Person« ins Haus zu nehmen, eine Person, die einen Beruf wählen wollte, den Frau Ange-

lika Meyer kaum dem Namen nach auszusprechen verstand und die vielleicht an der herzlichen und zuvorkommenden Aufnahme, die sie fand, soviel Gefallen finden konnte, aller Sorge für das Wohl Andrer ihr eigenes vorzuziehen und im Hause der Baronin zu bleiben, in dem sie wirklich während des Balles nach Ankunft des Eisenbahnzuges verabredetermaßen abgestiegen war. Es war schon Morgens neun Uhr, als die Baronin aus ihrem Schlafzimmer trat und die Vorbereitungen zum Thee, den sie des Morgens trank, nur für zwei Personen berechnet antraf, für sie und Frau Angelika Meyer, nicht für drei wie sie doch befohlen hatte. Sie wollte ja in der Art, wie sie Constanze Artner aufnahm, sogleich zeigen, wie werth ihr der Name war, der sie empfohlen hatte. Frau Angelika Meyer rümpfte höchst verächtlich die Nase und brachte eine ihr persönlich ausgerichtete Entschuldigung der jungen Dame, die schon um sechs Uhr aufgestanden wäre, keine Geduld gehabt, in ihrem Zimmer runnert und sich endlich nach einem Glase Wasser, das sie von dem noch verschlafenen Dienstpersonal als Frühstück zu sich genommen, um acht Uhr empfohlen hätte. Es drängte sie an die frische Luft, hätte sie gesagt, und nach einer Stunde würde sie wiederkommen.

Ottilie fragte nach dem äußern Eindruck, nach Wuchs und Geſtalt ihres »unruhigen« Schützlings. Iſt ſie jung? Iſt ſie ſchön? Wie trägt ſie ſich? Wie hält ſie ſich? Männer ſind nicht im Stande, all die Kennzeichen anzugeben, mit welchen ſich Frauen über den gediegeneren Werth ihrer Mitſchweſtern zu unterrichten wiſſen. Sie haben für die Ergründung der Solidität oder der Eitelkeit oder der fahrigen Unordnung ihrer Mitſchweſtern ſo ganz beſondere Prüfſteine, die wir Männer in keiner moraliſchen Mineralogie antreffen würden. Frau Angelika Meyer ſchien verdrießlich genug, daß ſie der Wahrheit die Ehre geben und Conſtanzen keineswegs als ein phantaſtiſches und um ihren nächſten weiblichen Eindruck unbekümmertes Weſen hinſtellen ſollte. Sie gab wohl das Signalement einer Brünette von mittlerem Wuchs, von ernſten braunen Augen, von ſchlichtem Scheitel über der klaren offnen Stirn, von behendem Gange und ähnlichen Thatſachen, die aber durch gewiſſe geringſchätzende Nebenbezeichnungen, als da lauteten: Schmächtig, kränklich, blaß, im Widerſpruche mit ſich ſelbſt ſtanden. Ottilie war nicht Kennerin des menſchlichen Herzens genug, um den Grund dieſer Widerſprüche, die Eiferſucht der Dame Angelika, zu erforſchen, aber ſie beſaß Eitelkeit

genug, um die Betrachtung nicht anzuſtellen: Conſtanze Artner ſoll nur deßhalb nicht vollkommen ſein, weil die gute Angelika Meyer weiß, daß du wünſchteſt, es nur allein zu ſein.

Ottilie hatte ihren zweiten Zwieback verzehrt und deren ein halbes Dutzend für einen kleinen Affenpinſcher, den ſie Frau Angelika Meyer zu Gefallen in ihrer Umgebung duldete, in Milch gebrockt, als ſie ſich bei Conſtanzens Eintritt von den Abweichungen unterrichten konnte, die ſich ihre Geſellſchafterdame von der Wahrheit erlaubt hatte. Conſtanze war ein junges, liebliches Weſen von wenig über zwanzig Jahren. Es lag etwas Feierliches, ja beinahe Kaltes in ihrer erſten Erſcheinung. Ohne Zweifel war es das Unglück, das ihr dieſen Ausdruck der Zurückhaltung gegeben hatte. In den großen braunen Augen brannte ein Feuer wie von einer tiefen Gluth, die nur in einer edlen Seele angezündet ſein konnte. Ihre Stimme war melodiſch, doch leiſe und prüfend. Ein junges Mädchen, das einſt in Glanz gelebt hatte und auf alle Freuden des Lebens angewieſen ſchien, mußte viel gelitten haben, wenn es bis zu dieſer zurückhaltenden, ja tief verſchüchterten Art kommen konnte. Wuchs, Taille, Hand und Fuß waren von einer Zierlichkeit, die Frau Angelika

Meyer ersichtlich nur mit den Augen der Mißgunst oder der Scheinheiligkeit für Ottilien betrachtet hatte. Ottiliens etwas gerundete, und wie es Pleurinen in älteren Tagen zu geben pflegt fast wohlgenährten Formen kamen denen ihrer Schutzbefohlenen nicht gleich. Das Uebergewicht der Bildung endlich, die Constanzens Wesen fast königlich heraustreten ließ, hatte Frau Angelika Meyer wohl auch schon empfunden und demnach nur dem üblichen Neid der weiblichen Mittelbildung gegen alles das, was sich innerhalb ihrer Sphäre auszuzeichnen den Muth hat, Worte geliehen.

Constanze wurde von Ottilien gebeten, an dem Frühstück Theil zu nehmen. Es war ein behagliches Zusammensein in dem traulichen Wohnzimmer, das trotz des draußen angebrochenen Frühlings doch noch die milde Wärme, die ein kleiner weißer Porzellanofen ausströmte, vertrug. Der Frühstückstisch stand in einer gewaltigen Epheulaube, die rings von den anmuthigsten Blumen in zierlichen Töpfen umgeben war. Gemälde, Vasen, Pendülen und Statuetten hoben die silbergrauen von Goldleisten unterbrochenen Tapetenwände. Ottilie, Frau Meyer und der kleine Affenpinscher gerafften ganz das Behagen dieser Existenz.

Constanze jedoch schien dafür nicht das aufmerksamste Auge zu haben. Sie dankte Ottilien für die freundliche Aufnahme und setzte hinzu, daß sie ihr hoffentlich nicht zu lange zur Last fallen würde. Schon vor der Reise, auf welcher sie eine Fürstin als Gesellschafterin begleitet hätte, wäre an die Gräfin Ampfing, die Vorsteherin der Diaconissenanstalt Friedenthal, ein Brief abgegangen, in dem sie um die Aufnahme unter die ihrer Obhut anvertrauten Schwestern gebeten hätte. Sie hatte bei persönlicher Vorstellung, die sie heute bezwecke, die Hoffnung, der Erfüllung ihrer Bitte gewiß zu sein.

Ottilien und Frau Angelika Meyer lag das Vorhaben Constanzens so weit entfernt, wie wenn man beide nach Sanskrit oder den mathematischen Lehrsätzen des Euclid befragt hätte. Constanze, darum angegangen, gab eine Schilderung ihrer künftigen Pflichten, die ihnen beiden befremdlich genug vorkam. Auf Frau Angelika Meyer hatte die Schilderung, obgleich sie für den religiösen Inhalt derselben nicht unempfänglich war, sogar noch die besondere Wirkung, daß sie ihr den Genuß ihrer dritten Tasse Pecoblüthen verleidete, so hoch sie sich auch die kleine mehr Vase als Tasse schon mit eingeweichtem Zwieback an-

gefüllt hatte. Einst hatte sie ja auch einen Gatten, einen Beamten mittlerer Klasse vom Steuerwesen, gleichfalls in ihren Armen sterben sehen; sie hatte auch die Pflege des Justizraths von Emmen geleitet und sich bei einem sonst angebornen gutmüthigen Charakter wohl überzeugt, mit welchen traurigen Naturerscheinungen das Abscheiden des Menschen vom Leben verbunden zu sein pflegt. Sich nun zu denken, daß ein so »gebildetes« junges Mädchen, das da vor ihnen saß und Thee trank, sich gewöhnen sollte, dergleichen außerordentliche Erscheinungen täglich zu sehen und täglich mit zu erleben, erfüllte sie weniger mit Mitleid, als mit einer Art von physischer Abneigung und plötzlich widerstehendem Appetit. Sie mußte sich erheben und unter irgend einem Vorwande das Zimmer verlassen. Ottilie aber, von geringerer Phantasie, war mehr nach der moralischen Seite hin ergriffen; sie fand, daß Constanze für die Ausübung solcher Pflichten doch wohl zu »gut« sei und jener Beruf besser den Miethlingen aus den untern Ständen zu überlassen wäre. Constanze erwiederte nur die einfachen Worte: Sie werden sich leichter in meinen Plan finden, gnädige Frau, wenn Sie gleichsam annehmen wollten, ich wäre katholisch, was ich nicht bin. Denken Sie sich,

der Wage dieſe Verfolgungen der Juden vortrefflich auf. Nicht wie Andre wandte er ſich mit bittern Vorwürfen an die Chriſten, nicht wies er ſatyriſch, wie das leider nur zu ſehr bei den Emanzipationsſchriftſtellern Sitte iſt, auf die „Religion der Liebe“ hin; ſondern er bemitleidete die Maſſe, die nur einem falſchen Wahne, auf fremde Verführung, folgte. Er verglich noch ſpäter dieſe Judenverfolgungen mit der indiſchen Schlangenjagd. Um die Schlange zu erlegen, jage man ihr einen Ochſen in den Rachen; ſie freſſe ſich ſatt und läge dann unbehülflich da, jedes Kind könne ſie tödten. Börne kannte den Charakter der Deutſchen. Eine Heldenthat, die Niemanden von den Angreifenden etwas koſtete, nicht einmal Blut, viel weniger Geld, hält lange im Bewußtſein der Deutſchen vor: ſie ſprechen hundert Jahre davon und wiſſen ſich mit ihr für tauſend Niederlagen zu tröſten.

Mitten in der vollen Thätigkeit dieſer rings um Deutſchland befeſtigten reaktionären Schrauben, die alles politiſche Leben hemmten und eine Freiheit nach der andern erdrückten, verſuchte Börne, in ſeiner Wage über die Politik des Tages zu ſchreiben. Er griff die Geſetze, welche zur Beſchränkung der Preßfreiheit gegeben wurden, behutſam, aber deſto treffender an. Er ſchrieb ſeine geiſtvollen „Schüchternen Bemerkungen über Oeſterreich und Preußen,“ in welchen er das Weſen beider Staaten in ihrer wechſelſeitigen Ergänzung darſtellte, wohl aber auch *mehr* als ahnen ließ, wie gefährlich für Deutſchland dieſe Ergänzung werden müßte, wenn beide Staaten auf eine Gattung von Politik hinarbeiteten, an der ſich damals noch zweifeln ließ, da ihre Werke noch nicht für ſie zeugten. Zuweilen gab Börne Ueberſichten über die damalige politiſche Lage, aus denen das Zuſammenwirken

ich will in den Orden der barmherzigen Schwestern treten, das sagt Alles, was ich will und was ich fühle.

Nun trat eine eigenthümliche Pause zwischen den beiden jungen Frauen ein. Sie gehörten Beide einer ganz andren Welt an. Die Eine lebte in dem beständigen Bedürfniß der Freude und einer immer gewährten Befriedigung derselben, die Andere in Begriffen und Anschauungen, die Ottilie bisher nur hatte nennen und schildern hören und von denen sie nur soviel ganz klar wußte, daß sie ein großes religiöses und sittliches Verrecht für sich hatten. Es war eine gewisse staunende Andacht, die sich ihrer plötzlich vor Constanzen bemächtigte, eine Verehrung, die sich mehrte, als sie vor Constanzens Art sich zu geben, vor ihrem treffenden, wenn auch oft scharfen Urtheil, vor ihrer Welterfahrung und Bildung die größte Hochachtung empfinden mußte. Durch die Worte: Kann es denn nicht Fälle geben, wo man die Neigung haben muß, auf ewig in ein Kloster zu gehen? war Ottilien das Vorhaben Constanzens in diejenige Sprache übersetzt, die ihr geläufiger war. Sie ließ ein so seltsames Wesen jetzt in ihrer Art gelten und bat sie nur noch, doch ja nichts zu übereilen und so lange, als sie mit ihrem Vorhaben noch nicht ganz im Reinen wäre, ihr Haus für eine

Zufluchtsstätte anzusehen, die ihr, wenn sie wolle, auch für immer gehören könnte. Die Ahnung, daß ein Mädchen, wahrscheinlich doch wohl nur um der Liebe willen und um irgend ein Geheimniß des Herzens, zu einem solchen Entschlusse kommen konnte, erweckte sogleich das Mitgefühl. Ottilie betrachtete Constanzen nun wie eine Mitleidende in dem großen Bunde weiblicher vom Leide der Liebe gedrückter Herzen.

Einen Besuch bei der Gräfin Ampfing, hatte Constanze schon bei ihrem Frühausgange in Erfahrung gebracht, würde sie am geeignetesten in der Mittagszeit in der Diakonissenanstalt zum Friedenthal selbst machen, wo sie wohne. Bis dahin widmete ihr Ottilie alle die Herzlichkeit, deren ihre harmlose Natur vollkommen fähig war. Dann machten beide ihre Toiletten, worauf Ottilie soviel Zeit verwandte, daß Constanze noch einen halben Duodez Bände aus der wenn auch nicht bestäubten, doch wie es schien wenig benutzten hängenden Zimmerbibliothek der Baronin durchlesen konnte. Gegen zwölf Uhr meldete man den Justizrath Freydank und den Major Gerhard Hartlaub.

Beide hatten sich verabredet, diesen Besuch zu gleicher Zeit zu machen. Beide kamen mit ungleicher Stimmung, aber in derselben Absicht. Sie wollten,

was sie konnten, versuchen, Constanze Artner von einem Plane abzubringen, der ihnen excentrisch schien. Freydank nahm Constanzens Dank für seinen ihr durch den alten Geschäftsführer ihres Vaters vermittelten Beistand in dieser großen und geräuschvollen Residenz und seine Empfehlung an die gütige Baronin mit jener ruhig prüfenden Halb-Malice entgegen, die dem überlegenen Manne von Geist und Weltkenntniß eigen ist, wenn er Menschen, die er zum ersten Male sieht, erst Zeit läßt, sich zu entwickeln. Hartlaub beobachtete die auffallende Familienähnlichkeit Constanzens mit seinem dahingegangenen Freunde, auf den als eine Jugenderinnerung des Majors sich sehr bald das Gespräch lenkte. Die Beziehung des Majors zum Wisthaler'schen Hause bot Schwierigkeiten einer wärmeren Verständigung. Constanze vermied auf diese feindlichen Verhältnisse einzugehen und bedauerte nur, daß die Traditionen über ihren Oheim van der Busch in ihrer Familie nicht die lebhaftesten gewesen wären. Die Gründe lagen nahe. Nachdem sich Freydank dann über die äußere Erscheinung und die etwaige Herzens- und Geistesart seines Schützlings hinlänglich glaubte orientirt zu haben, begann er gegen den Plan Constanzens, Diakonissin werden zu wollen, das von ihm schon

beabsichtigte Heck- und Reckfuer der Polemik mit folgenden Worten:

Mein liebes Fräulein, Sie haben also die Absicht, eine Jungfrau von Orleans der Lazarethe zu werden? Was, zum Teufel! bringt Sie auf diese merkwürdige Idee?

Constanze schien Einreden dieser Art gewohnt zu sein. Sie lächelte und entgegnete: Sollen wir Frauen uns denn nicht auch einen Beruf wählen dürfen, der unsern sonstigen üblichen Pflichten so nahe liegt? Und die Jungfrau von Orleans ist doch wohl auch schwerlich die bloße Enthusiastin gewesen, die wir im Theater bellatschen. Ich las ihr Leben. Sie hat weit mehr bei den Verwundeten hinter dem Treffen gewirkt, als mit dem Schwerte vor der Fronte.

Der Major berichte auf und nickte beistimmend.

Gut! Sie war eine Marketenderin en gros, eine Art Regimentstochter des Mittelalters, fiel Freydank ein. Ich bin auch überzeugt, daß Jeanne d'Arc wenig Zeit hatte, die schöne Toilette zu machen, die wir auf der Statue der Herzogin Marie von Orleans bewundern. Sie mag im Bivouac und auf dem Marsch soviel Beschwerden erlebt haben, daß sie es oft bitter genug an den Füßen empfunden haben mag, Frankreich retten

zu wollen. Aber auch Ihnen wird es so gehen, mein Fräulein! Sie, die Sie vielleicht eben in Herrn von Geibels Gedichten oder in Ihrer göttlichen Amaranth, dem Lieblingsbuch meiner verehrten Frau Angelika Meyer, geblättert haben, Sie, die Sie vielleicht eben ein Lied von Felix Mendelssohn Bartholdy sangen, Sie wollen den Muth besitzen, den blutenden Verband eines Verwundeten zu lösen? Sie wollen aus der Patschouliluft der Geselligkeit, die Sie bisher einathmeten, in Atmosphären treten, gegen deren verpestenden Hauch den Arzt nichts schützen kann, kein Chlor, kein Alkohol, nichts als die moralische Kraft seines Willens und die Begeisterung für seinen Beruf?

Ottilie sah befremdet, Hartlaub mit Staunen auf. Den rücksichtslosen Sprecher hatte ein heftiger Unwille ergriffen. Sein Antlitz röthete sich. Seine Finger zerrten mit Ungeduld an den ausgezogenen Handschuhen . . . .

Constanze erwiederte einfach: Ich habe diesen Muth.

Freydank konnte sich nun nicht mehr beherrschen. Er hatte seine Abneigung gegen das, was er Redeschwärmerei nannte, ausgesprochen; er wurde bitter und verstimmt. Nein, nein! sagte er; der alte Gun-

tram, eine Clientel des Barons von Emmen, wie Ihr seliger Herr Vater, dessen Geschäftsführer Gustram war, hat mir als dem Nachfolger der Praxis dieses Hauses auf's Gewissen gebunden, Sie mit meinem Rath und Beistand zu unterstützen. Ich bin dafür, Fräulein, daß Sie in diesem Hause bleiben und mit Frau Angelika Meyer einen Vertrag über das Feld Ihrer künftigen Wirksamkeit abschließen. Das ist ohne Zweifel vernünftiger. Sie helfen der Frau Baronin die poetischen, ästhetischen und musikalischen Honneurs des Hauses machen. Sie lesen die ersten Bände der Romane etwas früher, damit Sie Frau von Emmen sagen können, ob die Geschichte gleichfalls zu lesen die Aufmerksamkeit dieser vielbeschäftigten Dame verlohnt. Sie besuchen die Modemagazine, die Musikalienhandlungen, die Kunstausstellungen, Sie studiren die Chronik der Gesellschaft, eröffnen kleine Correspondenzen, die Sie des Morgens bis elf Uhr am eleganten Schreibtisch fesseln, ich verspreche Ihnen die Empfehlung einer Adresse der geschmackvollsten Luxuspapiere aus der Papeterie Marion in Paris, kurz ich versichere Sie, wenn Sie unsere Gesellschaft von der Seite anfassen, von der sie allein genommen sein will, so haben Sie einen angebornen Beruf, bei welchem

Sie manchmal wünſchen werden, ſich verdreifachen zu können. Die Geſellſchaft verlangt von den Frauen unſeres Jahrhunderts nichts als mehr oder weniger Verſchönerung des Daſeins.

Ottilie, die einen ſtechenden Blick Angelika's nicht verſtand, verwies Freydank ſeine Unarten, erklärte ſich aber mit Freuden bereit, Conſtanzen als Freundin in ihr Haus aufzunehmen. Sie ſetzte, um den Spott des Juſtizraths zu pariren, hinzu: Es iſt allerdings für uns eine oft unerſchwingliche Aufgabe, blaſirte Hausfreunde unterhalten zu müſſen und den Thee mit Bekanntſchaften zu trinken, die uns an Einem Abend für Wochen verſtimmen können.

Da ſehen Sie! fiel Freydank ein. Auch das kann Sie im reichſten Maaße in Anſpruch nehmen, mein Fräulein; Studium über irgend ein treffliches Schlagwort, mit dem man doch einmal einen läſtigen Freund auf Wochen ſtumm machen und entfernen will. Blaſirte Hausfreunde! Ueber dieſen Treffer wird Frau von Emmen acht Tage Zeit brauchen, ſich, wenn wir fort ſind, auszulachen. Beruf der Frauen! Beruf der Frauen!

Conſtanze war überhaucht von einer fliegenden Röthe. Sie wollte ſich auf ihr Zimmer zurückziehen.

Als Freydank in allem Ernſt um eine Antwort auf ſeine Vorſchläge bat, ſchüttelte das junge Mädchen ihr Haupt und lächelte ſogar mit einer Milde, die Freydank entwaffnen mußte. Es war erſichtlich, daß ihrem Entſchluß entweder eine religiöſe Schwärmerei zum Grunde lag oder ſonſt Etwas, dem nachzuforſchen nicht mehr geſtattet war.

Ottilie, die ſich bereit erklärte, Conſtanzen nach dem Friedenthal zu begleiten, zog ſich zurück, um zum Ausgehen ihre Toilette zu vollenden. Sie war von dem feſten Willen, von der Ruhe, von der ſichern Haltung Conſtanzens ſo bezaubert, daß ſie gehoben von dem Siege, der ihr für das Geſchlecht ein gemeinſchaftlicher ſchien, im Gehen nicht umhin konnte, zu Freydank zu ſagen: Sie ſehen, daß es auch einmal Ueberzeugungen giebt, die zu feſt ſtehen, um von Ihren Sarkasmen erſchüttert zu werden.

Als Freydank mit dem Major allein war — ſie blieben, um die Damen zu begleiten — polterte Jener: Nun, da ſehen Sie etwas von unſern gegenwärtigen Modetheorien! Es iſt als wenn man mit poetiſchen Märchen, mit dem Becher der alten Könige von Thule einen Fluß ausſchöpfen wollte! Noth und Elend giebt es ſoviel, daß die Hülfe, die den einzelnen Theilen da

von zu Gute kommt, kaum der Rede werth ist. Ich ließe auch das Meiste davon immerhin als eine Abschlagszahlung für bessere Zeiten, wo man die Uebel an der Wurzel erkennen und ausretten muß, gelten, wenn nur nicht der unerträgliche Hochmuth damit verbunden wäre, der demüthige Stolz, die geistliche Hoffahrt all' dieser Unternehmungen. Wäre die reine Humanität, die Bürgertugend, die Liebe zum Volke, der Stolz des Vaterlandes die Quelle aller dieser Hülfleistungen, wie theilweise in England, so könnte man seine Freude daran haben; aber die wahren Förderer aller dieser Dinge sind bei uns die Gegner der Aufklärung, die Freunde mittelalterlicher Dämmerung. In den Diakonissenanstalten wird gesungen und gebetet. Die Kranken, kaum dem Bewußtsein zurückgegeben, werden mit geistlichen Ansprachen und Verlesungen aus der Bibel wider Willen behelligt. Diese Krankenhäuser sind eigens dazu angelegt, daß sie nicht nur leiblich, sondern im Sinne der Orthodoxie auch geistlich gesund machen sollen. Wie viel schöner ist diese Einrichtung bei den Katholiken! Dort weiß man, daß barmherzige Schwestern die Kranken behandeln um eines Ordensgelübdes willen. Man weiß, daß die barmherzigen Schwestern Nonnen sind, die nie wieder

ihr Pflegeamt verlassen. Von einem Kloster wird Niemand, der seine Pflege in Anspruch nimmt, erwarten dürfen, daß es seine Art zu sein um einen Laien einstelle, man wird diese Feierlichkeit der Pflege gelten lassen um Etwas, was schon seit fast zwei Jahrtausenden vorhanden ist. Aber bei uns! Welche geisttödtende Monotonie liegt nicht in religiösen Privatkundgebungen, die sich nicht an die überlieferte feste Form der Gebetformeln, der Gesänge, der rituellen Ceremonien halten, sondern den Kranken mit einem widerlichen Auskramen von Privatauffassungen der Heilslehre quälen! In einer katholischen Kirche wert' ich, wenn Alles kniet, gewiß nicht stehen bleiben, aber dem Wesen der protestantischen widerspricht es, daß man in die religiösen Privatkundgebungen Einzelner miteinfalle. Wir haben, um nicht dabei von persönlicher Beliebigkeit belästigt zu werden, dafür viel zu wenig Ritus. Von Allem, was uns diese Zeiten an Aehnlichem gebracht haben, sind die Diakenissenanstalten glücklicherweise noch dasjenige, woran unser Herz betheiligt ist und im Namen der allgemeinen Menschenliebe möchte ihr Wirken gesegnet sein, wenn nur nicht um diese Anstalten ein gewisser Nebel von unheimlichen Tendenzen läge, so daß ich jedesmal

einer und derſelben feudaliſtiſchen Partei in Spanien, Italien, Frankreich und Deutſchland hervorging; er theilte die Anſichten auswärtiger Publiziſten über Deutſchland mit. Aphorismen griffen kleinere Ereigniſſe aus der Tagesgeſchichte auf und brachten ſie unter den allgemeinen Geſichtspunkt ſeiner leitenden politiſchen Gedanken.

Neben den politiſchen Aufſätzen machten die dramaturgiſchen das meiſte Aufſehen. Börne wagte ſich anfangs nicht ſelbſt an die Theaterkritik. Er wollte ſie einem gewiſſen Bourny, einem Lehrer, überlaſſen. Da aber dieſer zu träg war, mußte er ſelbſt dieſe Parthie übernehmen und zu ſeinem eignen Erſtaunen — es ging!

Als Börne das erſte Heft ſeiner Wage dem ihm befreundeten Schauſpieler Weidner, einem denkenden Künſtler, überſandte, ſagte er in dem Begleitungsſchreiben: „Für Sie ſind die Theaterkritiken meines Journals nicht; ſie ſind nur für ſolche Leſer, die einer Lockſpeiſe bedürfen, um auch das Uebrige zu leſen.“

Börne hat ſpäter oft die Strenge ſeiner dramaturgiſchen Urtheile bereut. Er ſagt ſelbſt, daß er die Anforderungen, die er als Herausgeber der Wage an die Leiſtungen des damaligen Perſonals der Frankfurter Bühne machte, niedriger geſtellt haben würde, wenn er ſich ſchon damals überzeugt hätte, daß an den meiſten deutſchen Theatern nicht beſſer geſpielt wird, als es damals in Frankfurt wurde.

Börne ging an ſeine Theaterkritiken mit außerordentlich viel Gewiſſenhaftigkeit. Er ſuchte ſich vor der Aufführung immer erſt mit dem Stücke ſelbſt, falls es gedruckt zu haben war, bekannt zu machen; ſo konnte er ſeine Aufmerkſamkeit allein auf das Spiel richten und gerieth nicht in Gefahr,

ein Grauen empfinde, wenn mich mein Weg draußen an dem entlegenen Friedenthal vorüberführt.

Als Militair, bemerkte der Major, muß ich weibliche Krankenpflege ein Hinderniß der Genesung nennen. Meine Soldaten wurden nie gesund, wenn ihnen Frauenhände die Wunden verbanden. Aber sonst wird hier vielleicht das Gute das Schlimme überwiegen.

Nein! Nein! erwiederte Freydank. Ich wünschte, irgend ein feuriger Romeo machte dieser Julia einen andern und praktischeren Vorschlag aus dem Gebiete der alten weltlichen und viel schöneren Romantik. Mir könnte es Freude gewähren, der Gräfin Ampfing draußen diese Eroberung abzujagen.

Hartland verfiel in ernstes Sinnen. Er hörte kaum das Eintreten eines neuen Besuches, der von Freydank mit Erstaunen begrüßt wurde. Es war der junge Arzt vom gestrigen Ball. Alfred Wolmar kam, um sich nach dem Befinden der Herrin des Hauses zu erkundigen. Fast wallte es in dem aufgeregten Freydank wie Eifersucht auf, als er seinen Freund, dessen Schritte und Tritte er zu seinem Besten in der Residenz zu lenken sich vorgenommen, auf einer Fährte überraschte, deren Verfolgung er ihm natürlich nicht angerathen haben würde. Alfred Wolmar hatte sich

in der That wie mit einer gewiſſen Feierlichkeit auf dieſen Beſuch vorbereitet. Sein ohnehin anſprechendes Aeußere trat gegen ſonſt noch entſchiedener hervor und da er ſeinen Beſuch dahin erklärte: Frau von Emmen hätte ihm verſprochen, ihm zu ſagen, wen ſie unter allen ihr bekannten weiblichen Parthieen für die jenige hielte, die das meiſte Geld mit der größten Herzensgüte verbände, ſo ſagte Freydank nicht ohne Ernſt: Lieber Freund, das iſt ſie ſelbſt, ſie ſelbſt! Und Dergleichen nähr' ich an meinem Buſen? Major, beſtätigen Sie mir, für wen ich geſtern Abend um die Hand einer Ihrer Nichten geworben habe?

Weimar runzelte die Stirn. Der Schein des Leichtſinns, der gegen ihn ſprach, ſchien ſeinen Unmuth zu wecken. Iſt das nach unſerer Verabredung? ſagte er mit düſterm Blicke auf Freydank.

Eine ernſtere Auseinanderſetzung ſchnitt die zurückkehrende Ottilie ab.

Auch Conſtanze hatte die Thür ergriffen, hatte eintreten wollen, war ſchon mit einem Fuße wieder im Zimmer, als ſie über irgend einen Anblick plötzlich erſchrak und zurücktrat, um mit einer raſchen Handbewegung den Schleier des Hutes über ihr erblaſſendes Antlitz zu werfen. Ottilie, die früher eingetreten,

nahm die Aufmerkſamkeit der Herren ſo in Anſpruch, daß ſich Conſtanze hätte ſammeln können, wenn nicht Ottilie Wolmarn mit ſoviel Anmuth und Auszeichnung begrüßt hätte, daß ſich Conſtanze aufs Neue an der nur halb geöffneten Thüre halten mußte, um nicht zu ſinken. Gezwungen endlich näher zu treten und durch den Schleier, den ſie übergeworfen, an die Dringlichkeit ihrer Abſicht auszugehen erinnernd, erwiederte ſie Ottiliens Frage, ob ſie in Doctor Wolmar nicht einen ihr bekannten Landsmann vom Rhein anträfe, mit den kaum hörbaren Worten: Vielleicht, daß ſich Herr Doctor Wolmar erinnert . . .

Wolmar hörte den Namen Conſtanze Artner . . .

Schon ſtand Conſtanze an der Thüre, Hartlaub und Freydank folgten, Frau Angelika berichtete, daß ſie der weiten Entfernung des Friedenthals wegen den Wagen beſtellt hätte. Der Schooßhund bellte, alles ging ſo laut, ſo übereilt durcheinander, daß es nicht auffiel, wie Wolmar zurückblieb, ſtarr, angewurzelt, den Hut in der Hand zuſammengepreßt, die Schwelle der Thür, um zu folgen, nicht zu überſchreiten wagte und ſich zu erholen ſuchte wie von einem furchtbaren Schlage getroffen.

Vielleicht, daß ſich Herr Doktor Welmar erinnert . . .

Dieſe Worte . . wer ſprach ſie? Conſtanze Artner . . Welmar wollte den Namen wiederhören, ſah ſich nach dem zuletzt gebliebenen Major um. Frau Angelika fuhr nicht mit. Sie kehrte zurück, da hörte er noch einmal den Namen, hörte Alles, was wir wiſſen, hörte die Abſicht, die Conſtanzen in die Reſidenz geführt, die Umſtände, die ſie zu Ottilien brachten, den Zweck ihrer gegenwärtigen Ausfahrt. Bewußtlos ſtieg er die Treppe nieder, vom Hausthore fuhr der Wagen mit Ottilien, Freydank und der noch immer verſchleierten Conſtanze eben von dannen. Mechaniſch zog er den Hut. Er wußte nicht, ob er noch lebte.

## IV.

Weimar durcheilt die Stadt. Er ſucht die Thore, er begiebt ſich in einen großen Park, deſſen Alleen ſich mit dem erſten Grün des Frühlings ſchmückten.

Der Gruß der gefiederten Sänger empfängt ihn. Die Sprache der Natur, das Blau des Himmels, die Tauſende von entfalteten jungen Keimen löſen ſeine Bruſt, daß er unter ſie tretend mit einem einzigen Ach! ſich wie an das Herz eines aus tiefſter Seele mitfühlenden Freundes werfen möchte.

Aufſchreien mochte er vor Schmerz und er that es auch.

Was war ihm geſchehen!

Wo die Gruppen uralter Bäume einſamer ſtehen, rauſchend der Wind um die mächtigen, ihres vollen Schmuckes harrenden Kronen ſäuſelte, hielt er die Schritte inne und befreite ſich in lauten Schmerzensrufen von dem Jammer, der ihn zu erſticken drohte.

Zu hohnisch hatte der Zufall die Rolle der Nemesis übernommen, zu grausam ihn vor Constanzens Augen gedemüthigt! Er besann sich. Er hatte einen kleinen Veilchenstrauß in der Hand gehabt. Er hatte zu Ottilien von Emmen einige jener Huldigungen eben ausgesprochen, die die Männer immer bereit haben, wo ein freundliches Auge, ein gefchmeichelltes Lächeln sie für Worte belohnt, die verläufig nur erst den oberflächlichen Schein der Empfindung annehmen. Jetzt war es ihm, als hätte die Erde sich aufreißen müssen, als Constanze, Constanze so mit verschleiertem Antlitz neben ihm stand und sein Lächeln sehen, seine Schmeicheleien hören mußte. Auf Blumen glaubte er gestanden zu haben und er sah, es war ein Abgrund. Er kannte, als er jetzt da so an einem verwitterten alten Standbilde von Sandstein lehnte, wo der Göttin Flora das Füllhorn, ihrem Arme die Hände, ihrem Fuße die Hülle des Gewandes fehlte, auf eine zur Ruhe einladende Bank sinken und nichts um sich her bemerkend, seine Thränen nicht mehr zurückhalten.

Es hatte ja einst Stunden gegeben, wo Alfred Weimar an Constanzens Auge hing, wie der Metallstaub am Magnete. Die Liebe, die innigste Liebe

mit allen ihren Schauern und ſüßen Zaubern verband ſie ja. Ein Wort von ihr, ein Wink ihrer Hand hätte einſt alle Entſchließungen ſeines Lebens beſtimmen können. Der Sohn eines Beamten, der ihm die Mittel hinterließ, ſein Lieblingsſtudium zu verfolgen, die Naturwiſſenſchaften, war er von der Univerſität einſt heimgekommen in jene ſchöne Gegend am Rheine, deren Betriebſamkeit man ſchon oft mit den Kohlendiſtricten Englands verglichen hat. Seine Eltern waren inzwiſchen geſtorben, Verwandte lebten in ferner Gegend, aus der einſt ſein Vater in dieſe verſetzt war. Alfred liebte die neue Heimath, die Menſchen ſprachen ihn an, die Natur, der große gewaltige Strom waren die Vertrauten ſeiner reifenden Jugend geweſen. Alfred ſiedelte ſich an ihm an, wurde Arzt und wartete nun, welches Kranken zitternde Hand an ſeine Thüre klopfen, welche bebende Stimme der Liebe ihn an irgend ein Siechbett rufen würde. O, das iſt ein wunderliches Leben, das Leben eines jungen Arztes. Er ſchlägt da ſo ein blank Metallſchild an ſein Haus, eine Nachtklingel von Meſſing mit hellgeputztem Griffe ſteckt ſich daneben und nun harre, junger Aeskulapide, und lauſche, wer ſtehen bleibt und deine beſcheidene einfache Stiege hinaufklimmt! Wohl,

es kommen ſo im Laufe der Woche, wenn Markt iſt, Leute vom Lande genug und wollen ein Mittel, um dem alten Großvater zu helfen, von dem ſie nichts zu ſagen wiſſen, als er hätte ſo ein Stechen in der Seite und ſo einen trocknen Huſten auf der Bruſt, und ſie ziehen, lacht! jene ſymptomatiſchen Führer heraus, die auf manchen ärztlichen Bildern der niederländiſchen Schule die Mieris und Netſcher ſelbſt bei eleganten ſeidengekleideten Damen ihren Boerhaves in die Hand gaben zur Beſichtigung und Diagnoſe der Leiden. Die neue Schule lächelt nicht mehr über den alten Volksaberglauben: ſie hört, ſie wiegt, ſie ſiedet, ſie kocht. Der junge Arzt verſchreibt: er thut mehr, er hat Zeit dazu, er beſucht den alten Großvater und thut ſein Möglichſtes, was ſich eben thun läßt, um einem bereits im Sterben Begriffenen auf einige Wochen ſeinen Huſten zu erleichtern. Es findet ſich mit der Zeit auch ſo eine Art Praxis zuſammen, die wie eine Beſchäftigung ausſieht, und beim Jahresſchluß reicht ihr Ertrag gerade für die Journale und Bücher aus, die ſich ein junger, noch nicht abſchließender, von ſeiner Wiſſenſchaft immer noch begeiſterter und nicht blaſirt denkender Arzt zuzulegen ſucht. Man wird auch in die Geſellſchaft gezo-

gen, aber nur als Hausfreund, als Tänzer, als Arrangeur von lebenden Bildern, man wird auch einmal hinter dem Rücken des seit zwanzig Jahren in der Familie accreditirten Hausarztes um diesen oder jenen Schmerz im Rücken oder an der Hüfte um Rath gefragt, aber die Discretion des jungen Anfängers zwingt ihn, sich zurückzuhalten und mit der größten Hochachtung von dem alten Dr. Ifegrimm zu sprechen, der bereits sehr wüthende Blicke auf den jungen Anfänger, den Aderlaß der »neuen Schule« wirft und im Bunde mit vier, fünf andern Aerzten, die die Gegend schon beschreiten oder bereiten oder beeinspännern oder bezweispännern, lauter Männern mit Kindern und Kindeskindern, aufgepaßt, nicht etwa in ihr Gehege zu kommen. Nun sieht ein solcher junger Enthusiast, der vielleicht wie Alfred Welmar noch achthundert Thaler von seinem väterlichen Erbe und seinen kostspieligen Studien übrig hat und entschlossen ist, sie zuzusetzen, wie Dr. Ifegrimm auf die Leber, die Lunge und den Magen kurirt, wo Leber, Lunge und Magen nicht im Mindesten afficirt sind, er sieht, wie er den Nachbar und Gevatter Apotheker in Nahrung setzt, er fühlt den ganzen Abscheu junger Wissenschaftlichkeit und des ersten, vielleich

noch einſeitigen Ueberzeugungseifers gegen ſolche Art, den menſchlichen Körper zur melkenden Kuh der Männer zu machen, die von ſeiner einmal in Gottes Rath beſchloſſenen Hinfälligkeit ſich aufrecht erhalten wollen. Was hilft es? Er kann nicht dazwiſchen treten, kann nicht zu den Patienten ſagen: Care vos jours! Er kann für ſich lächeln höchſtens, ſtill für ſich im Zwiegeſpräche lächeln; ach es giebt ſo wenig, ſo wenig Menſchen in dieſer Welt, die ein leiſes, geiſtreiches Lächeln verſtehen! Ihr armen jungen Aerzte, hat euch dann noch die gütige Natur ein bald feuriges bald ſanftes Auge, eine edle Stirn, eine klangvolle Stimme, Sinn für Haltung und wohl gar Eleganz gegeben, dann ſeid Ihr vollends verloren. Die Frauen werfen wohl ſtillbeobachtende Blicke auf Euch, aber die wenigſten haben den Muth oder dürfen ihn haben, grade Euch von den Leiden zu erzählen, die ſie ewig plagen bald da, bald dort, wie Mephiſto ſagt. Was hilft es Euch nun gar, geſetzt und feſt zu erſcheinen, Euch vielleicht das Schnupfen angewöhnt und ganz gegen Eure Natur gewiſſe kurze, faſt grobe Manieren affectirt zu haben? Die Ehemänner wollen, daß ihre Frauen bei dem alten in Gottes Zorn zum Arzt gewordenen Dr. Ziegrimm bleiben. In der

vom Intereſſe der Fabel ſo beſchäftigt zu werden, daß er darüber die Mängel ihrer Darſtellung überſah. Er ſtellte an die Schauſpieler die Anforderung, daß ſie ihm die Wirklichkeit täuſchend wiedergäben und uns die Illuſionen des Theaters vergeſſen ließen. Statt deſſen fand er meiſt, daß die ſogenannten Künſtler ihr Spiel grade nur für das Theater berechneten und ſelten in den Rollen, die ſie wiederzugeben hatten, ganz aufgingen. Wer den Böſewicht ſpielen ſollte, fürchtete ſich, ſeine Gutmüthigkeit ganz zu verleugnen; wer von den Damen alt ſein ſollte, hütete ſich wohl zu verbergen, daß ſie noch um einige Jahre jünger wäre, als ihre Rolle. Börne, ein feiner Beobachter des menſchlichen Gemüths, in unſern geſellſchaftlichen Begegnungen ſehr empfänglich für den Anſtand, war fortwährend auf der Folter, wenn er dieſe gänzliche Ermangelung aller pſychologiſchen Wahrheit ſich ſpreizen, im Lehnſtuhl hin und her werfen, in leidenſchaftlichen Momenten ſtöhnen und tragiren ſah. Er kannte den Hof nicht, aber er wußte, daß kein Fürſt mit ſeiner Frau ſo ſpricht, wie Clauren im Hotel de Wiburg einen ſprechen läßt und der Schauſpieler, nun gar noch outrirend, es wiedergiebt. Man hat gut ſagen, daß Börne ſein Urtheil milder hätte ausſprechen ſollen! Einem Mann von Urtheil und Geſchmack iſt nichts ſo peinigend, als der Beifall, der den Fehlern der Schauſpieler geſpendet wird. Wer eine Zeitſchrift herausgiebt, die das Schauſpiel einmal in den Kreis ihrer Beſprechungen gezogen hat, kann ſo wenig wie die Satyre, ſo wenig ſeine wahre Meinung über den geſtrigen Theaterabend unterdrücken. Wer keine Rückſicht auf ein Freibillet nimmt, von den Schauſpielern bei ihren Benefizen kein Prozent von der Einnahme erwartet, durchreiſenden Schauſpielern ſich verläugnen läßt

That, wenn es ein geheimes und ganz subtiles wiſſenſchaftliches Proletariat in unſern Tagen giebt, ſo gehört das Leben eines jungen Arztes in den erſten ſechs bis zehn Jahren ſeiner Praxis dazu.

Daß ohne eignes Vermögen oder eine Anſtellung oder eine reiche Heirath ein ehrlicher junger Arzt ſich nicht weiter fördern kann, durfte Welmar um ſo aufrichtiger eingeſtehen, als er das Glück hatte, die nähere Bekanntſchaft eines Hauſes zu machen, das in jener Gegend für eines der reichſten galt, das angeſehenſte war es ohne Zweifel. Welmar erhielt Glückwünſche von allen Seiten, ſeit man behauptete, daß Conſtanze, des reichen Fabrikanten Artner einzige Tochter, das Ziel ſeiner Bewerbungen wäre und wie die Zeichen ſich deuten ließen, dies Ziel auch erreichen müßte. Conſtanze ſchien zwar beſtimmt zu ſein, die Gemahlin irgend eines Kaufmanns in Cöln oder eines Fabrikanten von Eupen oder Crefeld werden zu ſollen, allein ſie war zunächſt das Kind der väterlichen Liebe; wenn ſie Welmar liebte, ſo konnte ein ſolcher Vater ihren Wünſchen nicht im Wege ſtehen. Welmar war ſchüchtern. Der Stolz iſt zaghaft, nur eine gewiſſe »Demuth« wagt Alles. Er ſah, daß ihn Conſtanze auszeichnete, aber das Benehmen des Vaters war ablehnend, oft kalt.

Er wagte nicht, die Einladungen, die er zuweilen zu einem Diner, zu einem Ball erhielt, ſo zu benutzen, daß er ſich unmittelbar darauf zum täglichen Gaſte des Hauſes machte. Dr. Ziegrimm war ja auch der Arzt nicht nur des alten Herrn Artner, ſondern aller ſeiner Diener, ſeines Comptoirs, ſeiner ſämmtlichen Fabrikarbeiter. Er hätte dem Collegen, der zwei Söhne auf der Univerſität, zwei im Militär, zwei in der Handlung hatte, die Hülfsquellen ſeiner Exiſtenz trüben können: er begnügte ſich, ſeiner Liebe zu Conſtanzen nur mit entfernter Sehnſucht zu leben. Dieſe wuchs, je öfter er Conſtanzen dann doch ſah. Welche edle weibliche Erſcheinung fand er in ihr! Welche Anmuth, welche Bildung! Wie liebevoll war ihr Verkehr mit dem oft mürriſchen und vergrämelten Vater! Wie ſchalkhaft in Augenblicken erſichtlicher Freude des Vaters war ihre Laune und wie ſchwärmeriſch wieder ihr Aufblick, wenn die Heiterkeit des Geſprächs plötzlich an einem ernſten Gedanken anprallte. Wie ſtand ſie dieſem ernſten Gedanken dann Rede! Wie wenig wich ſie ihm aus! Weimar beſaß keine von den entweder ſchroffen oder frivolen Eigenſchaften, die Studierte bei längerem und erdrückendem Umgang mit der Geſchäftswelt herauskehren. Er wurde nicht brutal wie

die Advokaten, die von Kaufleuten leben müssen, nicht kriechend, wie Beamte, die ihnen befehlen sollten. Er bewahrte sich dem Geldstolze gegenüber den Adel seiner Bildung. Warum sollte er nicht annehmen, daß Constanze sich in seiner Nähe gehobener und glücklicher fühlte, als bei den Besuchen der jungen Männer, die mit so vieler Virtuosität verstanden, die Engländer und die noch ungebundeneren Amerikaner zu spielen! Die Verachtung so vieler edlen und schönen Dinge und Begriffe, die die jungen Gentlemen mit um so größerer Kunstfertigkeit zur Schau zu tragen wußten, je weniger sie davon verstanden, fand bei ihrem auf die Tiefe gebenden Sinne nicht das bewundernde Gelächter, das junge gedankenleere Mädchen bei diesen Tours de force der jungen Dandywelt aufzuschlagen pflegen; und wenn auch Weimar, wie eben junge Gelehrte jetzt sind, nichts von der persönlichen Unsterblichkeit der Seele wissen wollte und falls der alte Herr Artner nicht gut geschlafen hatte, sagte: „Mangel an Phosphorentwickelung zehrt die Geisteskräfte ab“, so blieb doch noch immer ein großes Feld übrig, wo Constanze und Weimar sich in gleichen Stimmungen des Zweifels, aber auch denen des Glaubens begegneten.

Länger als ein Jahr bedurfte es, bis Welmar nur so weit in die Nähe der jungen reichen Erbin kam, um ihrer Theilnahme für ihn gewiß zu werden. Wiederum ein Jahr währte es, bis er zu den Gästen eines Hauses gehörte, die es zu besuchen wagten, ohne eingeladen zu sein. Alles Umstände, die auch seine Praxis hinderten. Denn ein junger Arzt, der sein Glück machen will, muß zu gefallen suchen. Hundert Mütter müssen wünschen können, daß der hoffnungsvolle junge Mann sich den Mathilden oder Schwanhilden, ihren holden Töchtern, in Liebe zuwenden könne. Nun wußte man Welmars Wünsche. Jedermann ahnte, daß Constanze Artner sie vielleicht erwiederte, wenn der Doctor sich nur ein Herz fassen wollte; wer kümmerte sich von denjenigen Kranken wenigstens, die ewig nur an verstimmten Nerven leiden, um einen Arzt, der halbverfroren schien! Endlich im dritten Jahre mußte sich Welmar ein Herz fassen. Der Vater hatte ihn schon zum Partner seiner abendlichen Schachpartieen gemacht, er schlug Constanzen die Noten um, wenn sie sang, er las zuerst, was sie ihm nachlesen sollte, er kannte ihre besten Freundinnen und war der tägliche Gast des Hauses und nur Eines noch fehlte — das Geständniß. Oft schon hatte dies auf seinen Lippen

geſchwebt, oft ſchon hatte er einen jener heiligen Augenblicke wie auf Engelsfittichen nahen hören, wo zwei Liebende den Druck von Rieſenhand, der das Herz krampfhaft umballt hält, nicht länger mehr auszuhalten vermögen, wo ſie ohnmächtig einander in die Arme ſinken und nur noch ſtammeln mögen: Ach, ich kann's ja nicht länger mehr tragen, meine Kraft iſt hin und ohne dich mein ganzes Leben! Aber immer wieder war ein Zufall mistönig in dieſe Himmelsmomente eingefallen. Da endlich eines Tages — grade zwei Jahre vor Welmars Verzweiflung hier im Park der Reſidenz — da ſollte das entſcheidende Wort geſprochen werden. Der reiche Commerzienrath Wiſthaler aus der Reſidenz war grade bei ſeinem ehemaligen Compagnon Artner auf Beſuch, er hatte einige Begleiter mitgebracht, die mit Artnern rechneten und oft bei geſchloſſenen Thüren rechneten. Vielleicht war es Eiferſucht oder Furcht vor einer andern Beſtimmung Conſtanzens, daß er jetzt endlich wagen wollte, zu reden. An einem Mittagsmahle, das den Gäſten zu Ehren gegeben wurde, fiel ihm auf, daß der erſte Geſchäftsführer des Hauſes, Guntram, eine feſte und verſchloſſene Natur, den Hausherrn vom Mahle abrief, dieſer kehrte verſtört zurück, die Geſellſchaft nahm

den Kaffee, man ſcherzte noch, man lachte, man beſprach hundert Dinge, die Conſtanzen in die heiterſte Laune verſetzten. Artner aber ſchien zerſtreut. Als die Gäſte ſich entfernt hatten, blieb Welmar. Befremdlich genug war ihm, daß der Vater ihn mit Rührung faſt an ſich zog. Conſtanze ſah die Bewegung des Vaters. Sie auf ſich und ihre Liebe deutend trat ſie näher. Jetzt oder nie ſchien ihm der Augenblick der Erklärung gekommen. Schon begann er ſeine Empfindungen zu ſammeln, ſchon hatte er Worte geſprochen, denen nur noch eine Bitte an den Vater, ihn als Sohn anzunehmen, fehlte, da plötzlich trat unangemeldet der alte Geſchäftsführer Guntram in's Zimmer und ſagte: „Herr Doctor! man ſchickt nach Ihnen; in der Felſenmühle, zwei Stunden von hier, iſt eine Magd erkrankt! Sie liegt im Fieber! Sie müſſen eilen!“ Artner, faſt vorausſetzend, daß ſich Guntram dieſe Störung abſichtlich erlaubt hatte, glühte auf, er ſchien von Zorn ergriffen, Conſtanze ſtand leichenblaß. Guntram aber, ein unerbittlicher Mahner, wiederholte ſeine Meldung. Welmar, mit den wie ein Seufzer hingehauchten Worten: „Vergebung! der Beruf — eines Arztes!“ — mußte ſich entfernen. Es war das letzte Wort, das er mit Conſtanzen geſprochen. In der

Felſenmühle hatte ſich wirklich eine Kranke gefunden. Es war die Schweſter eines Artnerſchen Arbeiters. Daß man aber nach ihm verlangt hatte, war eine Erfindung Guntrams geweſen. Zurückgekehrt von dem weiten Weg wollte Welmar den Störenfried nach dem Grunde fragen, der gerade ihn als in der Felſenmühle begehrt abrief. Er fand ihn in den dringendſten Geſchäften und nicht zu ſprechen. Von Artner hieß es, daß er unwohl wäre. Die Fremden waren abgereiſt, Wiethaler ſo plötzlich, daß es auffiel. Am folgenden Tage hatte Welmar einen Krankenbeſuch in weiter Entfernung zu machen. Er kam zu ſpät zurück, um noch bei Artner vorzuſprechen. Den wieder nächſten Tag erſt begegnete er Guntram, der ihm auf ſeine verwunderte Frage die Antwort gab: „Vergeben Sie mir meine Unwahrheit, lieber Doctor! Es kommt eine Zeit, die mich rechtfertigen ſoll.“ Mit dieſen räthſelhaften Worten alleinſtehend, redeten ihn Vorübergehende mit Bedauern an. Sie werden von dieſem Unfall wenig erfreut ſein? hieß es. Welch ein Unfall? fragte Welmar. So wiſſen Sie nicht? Artner hat fallirt. Der Schlag kam nicht ſo ſchnell, wie Welmar ſchon eilte, den Unglücklichen zu ſprechen. Artner aber war krank und Dr. Iſegrimm bewachte ihn. Conſtanze

war gleichfalls beim Vater, zu dem er ſich nicht drängen konnte. Er war ein — junger Arzt! Wolmar ſchrieb einige Zeilen des innigſten Antheils. Man fand natürlich wohl keine Zeit und keine Stimmung ihm zu erwiedern. Die Gerichte waren ſchon im Hauſe. Wolmar ſtand rathlos. Sollte er zu den Unglücklichen eilen und von einer Hülfe ſprechen, die nichts ſein konnte, als ſeine Liebe zu Conſtanzen? Welches Loos konnte er ihr bieten? Welche Zukunft konnte er ihr an ſeiner Seite ausmalen, wenn die einſt reiche Conſtanze in dieſer Gegend bleiben und hier das Weib eines armen Arztes werden ſollte? Es iſt unwahr, wenn man die Liebe immer nur darſtellt, wie eine Flamme, die da brennt, ohne äußern Stoff zu ihrer Nahrung. Wie konnte Wolmar von Liebe ſprechen in einem Augenblick, wo zwei Menſchen Entſchließungen für ihr Leben faſſen mußten! Daß Wolmar Conſtanzen anbetete, wußte die Welt. Sie wußte aber auch, daß noch kein Verhältniß beſtand. Man bemitleidete ihn, fand jedoch in der Ordnung, daß er ſeinen Schmerz überwand. In den Verhältniſſen lebte er nicht, um für reich, ja vornehm geltende Menſchen tröſten zu können, Menſchen, die aus ſolcher Höhe ſo tief niedergeſtürzt waren. Und ein Troſtwort würde

ihn hingerissen haben, seine Gefühle zu offenbaren. Durfte er sie jetzt noch aussprechen?

Nach einigen Wochen schon war Artner und seine Tochter aus der Gegend verschwunden. Die Fabriken gingen in andre Hände über. Von ihrem früheren Besitzer hörte man wenig. Erst nach einem Jahre erfuhr man, daß er am Oberrhein, wohin er sich zurückgezogen, erkrankt und gestorben war. Constanze, hieß es, hätte eine Fürstin auf Reisen begleitet, sie wäre nach Italien. Guntram, noch einmal von Wolmar um die Gründe angegangen, warum er in jenem entscheidenden Augenblicke ihn gestört hätte, erwiederte nach einigem Zögern und offenbar nur wie zur Ausrede: Hab' ich Ihnen nicht Gutes erwiesen? Was hätten Sie, wenn Sie ein armes Mädchen zu Ihrem Weibe hätten nehmen müssen? Sie würden Beide unglücklich gewesen sein; denn daß ein junger Arzt in Ihrer Lage nur die Hand einer Reichen suchen darf, weiß ja die Welt und nun machen Sie einen Strich darüber!

Der Strich wurde mit zitternder Hand geführt und war schwarz genug. Wolmar fühlte sich namenlos unglücklich. Die Gegend, die Zeuge einer so bitter getäuschten Hoffnung werden konnte, blieb ihm nicht

mehr heimathlich. Er verwünſchte ſein Geſchick und dachte oft daran, zur See zu gehen und etwa in Amerika ſeine Kenntniſſe unter Umſtänden zu verwerthen, die ihn nicht mehr an die ſchmerzliche Vergangenheit erinnerten. Eine kleine unbedeutende Erbſchaft, die ihm von Verwandten zufiel, veranlaßte ihn zu einer Reiſe nach der Reſidenz. Er begrüßte hier ſeinen alten Univerſitätsfreund Freytank, der eine für ſeine Jahre glänzende Carriere gemacht hatte. Freytank war Weimaran zu ſehr Ironiker, um ihn zu ermuthigen, ſich ihm ganz zu erſchließen. Aber das Leben von der natürlichen Seite, die Menſchen von der geſunden Vernunft und Logik zu faſſen, verſtand Freytank ſo meiſterhaft, daß es weniger Tage bedurfte, um Weimar ganz von ihm abhängig zu machen. „Schiffsarzt? Prairiearzt? ſagte Freytank. Lächerlich! Ein Menſch von Deiner Statur, ein Tänzer wie Du, ein Idealiſt, der noch die Naivetät beſitzt, ſich bei lebenden Bildern zu betheiligen und als Troubadour des Gemüths Alles nach ſeiner Laute tanzen zu laſſen, iſt nur beſtimmt, hier eine Eroberung zu machen. Wenn Du nicht zu wählteriſch biſt und Dir einige Capricen, einige Doſen Verſchrobenheit, ſchrecklich viel ſchlechte Muſik und einen Buckel gefallen laſſen willſt, dem zwei Jahre

und die Empfehlungsbriefe, die ſie mitbringen, unerö̈ffnet in den Papierkorb wirft, wer nicht das Caffé̈haus beſucht, wo ſich die Mitglieder des Theaters zu verſammeln pflegen, und ſich abſtumpft gegen jede noch ſo lockende Gelegenheit, die nähere Bekanntſchaft der erſten Liebhaberin zu machen, und dabei den Geiſt, die Kenntniſſe und den Geſchmack Börne's beſaß, konnte nicht anders urtheilen, als er urtheilte. Einem freien Kritiker ſcheint an der Ordnung der Dinge etwas verrückt zu ſein, wenn die Intention eines Dichters von einem Schauſpieler nicht verſtanden oder aus übermäßigem Verſtändniß verzerrt wird. Er hat nicht eher Ruhe, bis dem Dichter, bis der Natur wieder ihr Recht geſchehen und man möchte, wenn es auch lächerlich klingt, faſt ſagen, eine widerliche Lücke in der Weltordnung compenſirt iſt.

Börne war aber nicht bloß ſtreng gegen die perſönliche Leiſtung des Schauſpielers, ſondern eben ſo gegen den Regiſſeur. Da er die Wiedergabe der Wirklichkeit täuſchend verlangte, ſo konnte ihn im Arrangement der Stücke, ihrer Scenerie, namentlich aber in der Comparſerie nichts ſo ſehr verletzen, als was den Theaterplunder zu grell herausſtellte, die nachgiebige Phantaſie und Ergänzungskraft des Zuſchauers zu ſehr in Anſpruch nahm. Ein bürgerliches Zimmer, das zu koſtbar, ein Prunkgemach, das zu einer Bürgerwohnung gehören ſollte, beleidigte ihn. Durchaus komiſch ſind in ſeiner Dramaturgie die ewigen Klagen, daß für die Hölle, z. B. im Don Juan, viel zu wenig Feuerwerk verwandt wird, daß nicht genug Schwärmer praſſeln und alles nur auf eine jämmerliche Komödie berechnet wäre. Namentlich ärgerte ihn der geringe Aufwand, mit welchem die damalige Frankfurter Bühne Schlachten und Gefechte aufführen ließ. Sechs Mann

Streckbett beſſer ſtänden als die complicirte Façon eines nahtloſen Corſetts, das jedoch von den reizendſten Erfindungen des Pariſer neueſten Modejournals bedeckt wird, ſo kannſt Du hier den Grund Deines Glückes legen.“ Und Welmar wurde von dem älteren Freunde in die Geſellſchaft dirigirt, er wußte nicht wie. Die Freude iſt dem Menſchen ein phyſiſches Bedürfniß und das Glück der angeborne Gefährte ſeiner Natur, den er immer ſuchen wird. So lebte Welmar den halben Winter in dem Strudel jener Geſelligkeit, die ſich erſt wie ein heiteres Wellenbad ſpielend an unſere Bruſt wirft, bald aber ein Strudel, ein Wirbel, eine fortreißende Stromſchnelle wird, ja zuletzt noch tyranniſchere Zwangsformen annehmen kann. Erſt bekam Welmar in der Geſellſchaft Rechte zugeſtanden und ſchon hatte er tauſend Pflichten. Sei nur Einer jung und gut, die Geſellſchaft wird ihn ſchon auszunutzen wiſſen! Welmar wurde vergöttert, aber der Ueberfluß an Huldigungen brachte ihn oft zur Verzweiflung. Er durfte nur wählen, ſo viel Erfolge hatte er unter den reichſten jungen Mädchen. Aber jetzt wollte er auch nur das Beſſere vom Guten. Er ſtand auf dem Punkt zu prüfen, ob Laura oder Ida von den beiden Wiethalers ihm mehr

Garantieen des Glücks boten und wenn Freyhauf nicht gewesen wäre, so wäre ihm allerdings die gute, freundliche, immer gefällige Ottilie von Emmen, die bei allem Reichthum und aller Schönheit eine, wenn auch verwöhnte, doch im Uebrigen anspruchslose junge Wittwe war, — ließ sie sich doch von einer alten Duenna und deren Schooßhund tyranniſiren — die liebere gewesen.

Solche Zustände hatte die gewaltigſte aller Zauberinnen, die Zeit, in Wolmars Herzen hervorgerufen, als er den Gegenstand der einzigen wahren Liebe wiederſah, die er mit allen Organen ſeines Seelenlebens empfunden. Er hatte ſie wiedergeſehen in demſelben Augenblick, wo auch ſie ſogleich die ganze vollſtändige Kunde der Veränderungen haben konnte, die mit ihm vorgegangen waren. Die tiefſte Beſchämung warf ihn wie von ſchwindelnder Höhe zu Boden. Er verachtete ſich. Er ſah erſt jetzt, wie er Conſtanzen geliebt hatte und wie er ihr erſcheinen mußte: nur um ihren voraus geſetzten Reichthum konnte er einſt um ihre Hand geworben haben! Und ſo groß, ſo ſtolz überſah ſie nun dies ſein Elend! So entſagend, wie eine Prieſterin ſchwebte ſie dahin! Was führte ſie auf den Entſchluß, ſich einem Berufe zu widmen, der ausſah, wie ein

Abſchied, den ſie von der Welt für immer nehmen wollte, anders, als die Verachtung der Welt ſelbſt?

Welmar gerachte der Möglichkeit, wie Conſtanze gerade zu dieſem Entſchluß kommen konnte. Diakoniſſin! Der Name war oft zwiſchen ihnen ausgeſprochen worden, das nahegelegene Kaiſerswerth am Rhein bot Gelegenheit dazu. Der dortige rühmlichſt bekannte Förderer der neuen Inſtitution war ihnen perſönlich bekannt, eine vortreffliche Pflegerin, Schweſter Eliſabeth, war als Fortpflanzerin des Inſtituts hieher gegangen. Oft hatte Conſtanze den in den Rheinlanden nicht ſeltenen Entſchluß junger Töchter aus den angeſehenſten katholiſchen Familien, den Schleier zu nehmen, beſprochen und wohl war ihm erinnerlich, daß ſie einſt äußerte: Warum ſoll ein Herz, dem das Leben keine Freude mehr bietet, nicht ein ſtilles Wirken hinter den Mauern eines Kloſters jeder andern Lebensweiſe vorziehen? Wohl trat ihm jetzt die Gedankenrichtung, deren Keime ſich ſchon früh in Conſtanze vorgefunden, in vollem Zuſammenhange entgegen. Es ſchien ſich in ihr ein Syſtem ausgebildet zu haben. Welmar begriff, daß, wenn es Frauenherzen gab, die wunderbar und groß ſich heben und ſchwellen laſſen wollen von dem Luftzug der Zeit,

Conſtanze nicht die letzte ſein konnte, die ſelbſt dem Schmerze beſtritt, ſich in ohnmächtiger Beſchaulichkeit ergehen zu dürfen. Wie dem Manne die Erfahrung des Lebens zur Regierin ſeiner Entſchließungen wird, ſo konnte auch Conſtanze damals nicht ganz zuſammenbrechen, als ſie einen zum Tod erkrankten Vater an eine ferne Ruheſtätte, wo er bald ſein Auge ſchließen ſollte, geleitete, als ſie wohl oft noch mit zerriſſenem Herzen ſich umblicken mochte, ob der, dem ſie das Ziel ſeiner heißeſten Wünſche geweſen war, ihr nicht folgen, wirklich ihr fern bleiben und nicht wenigſtens nach der Wahrheit des Herzens die Ehre geben und ſein Bekenntniß ausſprechen würde? Sie hatte dann, wie oft, geſagt: Des Menſchen größter Stolz muß der ſein, irgendwo unentbehrlich zu werden. Sie wollte, da der Freund fern blieb, es bei den Leidenden werden.

Es lebt in edlen Naturen ein Heroismus, der Opfer bringen kann, ſelbſt wenn man nur allein davon der Zeuge iſt. Büßen für eine Schuld ſoll ſonſt doch nur Die erfreuen, die durch jene Schuld gekränkt worden ſind; aber ein ſtarker und gewiſſenhafter Charakter büßt für ſich allein und um der Sache ſelbſt willen. Er erfährt ſeinen Schmerz in einem Augenblick, wo ihn eine Freude erwartet und er meidet die Freude

und er meidet sie für sich allein; Niemand weiß, warum er unter den Fröhlichen fehlt. So Wolmar. Er konnte nichts unternehmen, was Constanzen gezeigt hätte, wie er litt. Er hatte sich schon damals bekämpft als er nicht wagte, eine Liebe zu gestehen, die vielleicht nie sich entzündet hätte, wäre ihm nicht auch das reiche Artner'sche Haus ein Ziel seiner Wünsche erschienen. Die Romantik, daß er sich gesagt hätte: Das Leben ist mir nichts ohne Constanze! ziemte seinen Jahren und seinem Wesen nicht. Sein Bekenntniß, selbst wenn er der Gegenliebe Constanzens gewiß gewesen wäre, was er formell nicht war, hätte das Unglück damals gemehrt. Das bedenkend zog er sich zurück, da er durfte. Und nun wieder Constanzen folgen, jetzt sie beschwören, von einem Entschlusse zurückzutreten, der mit großen Entbehrungen verbunden war? Auch das würde die Handlung eines Unbesonnenen gewesen sein. Er begnügte sich seiner stillen Liebe auch nur ein stilles Opfer zu bringen. Für denselben Abend hatte er zwei Einladungen. Schon wußte er es so einzurichten, daß er seine Zeit in solchen Fällen theilte. Er beschloß, diesen Schauplatz seiner Siege ganz zu verlassen. Jeder Schritt auf dem glatten Parkett der Bälle, jede Theilnahme an Vergnügungen,

die bei ihm längſt nicht mehr eine bloß gedankenleſe war, hätte ihn beſchämen müſſen vor dem Hinblick auf den Beruf, dem in ihrem Unglück eine Geliebte ſich widmen wollte.

So empfand er. Und das junge Grün ſtärkte ſein Auge und ſtärkte ſein Herz. Die Amſel ſang ſo lockend der Feier der Natur entgegen. Das junge Gras ſproßte ſo grün, ſo belebend, ſo nur Gutes und Schönes verſprechend. Er verließ den Park beruhigter. Er eilte zu Freydank, um ihm ſeine Abſicht anzuzeigen, erſt jene entlegene kleine Provinzſtadt zu beſuchen, wo er eine unbedeutende Erbſchaft zu erheben hatte, und dann wieder an den Rhein zu gehen und vielleicht mit der Zeit nach Amerika.

Der Zufall wollte, daß Welmar Freydank nicht daheim traf. Im Begriff, ihm ſeine Abſicht ſchriftlich mitzutheilen, lockte ihm die Feder und das ſonſt vielleicht zu inhaltsleer gebliebene Papier ſeinen wahren Zuſtand ab. Er ſchrieb dem Freunde, was ihm heute in den Zimmern Ottiliens von Emmen begegnet war. Es that ihm wohl, einige Menſchen zu wiſſen, die dieſe wunderbare Begegnung erfuhren und auch damit die Saite kennen lernten, die wie bei ihm ſo auch in Conſtanzen wohl tief nachklingen mußte. Er hinterließ

seinen Brief einer sichern Gelegenheit, die ihn besorgte, und reiste ab. In acht Tagen hoffte er zurück zu sein und dann die Abschiedskarten überall da abzugeben, wo man ihn seither freundlich aufgenommen hatte.

# V.

Otto Freydank hätte mit ſeiner Scheu vor der Ehe nicht ſcherzen ſollen. Er war auf dem beſten Wege, ein Garçon zu werden, der ſich durch die Ehe nicht mehr verbeſſern ließ.

Er liebte nicht die Gourmandiſe für ſich ſelbſt, aber er that Vieles, was den gaſtronomiſchen Neigungen ſeiner Freunde entgegenkam. Er gab mit Leidenſchaft kleine Diners und Soupers, wie ſie ihm die Ehe ſpäter nie geſtattet hätte. Wenn ihm Ottilie von Emmen Vorwürfe machte, daß er zum erſten Reſtaurant der Stadt ſchickte und für einen kleinen Kreis von Freunden für ſich ein Frühſtück, das Couvert einen Dukaten, beſtellte, ſo pflegte er zu erwiedern, daß er nicht wiſſe, wie er ſich anders revanchiren ſolle. Es wäre ihm zu peinlich, nur von den Menſchen zu empfangen und ihnen nichts dafür wieder zu geben. Im Grunde aber hatte er eine große Vorliebe für dieſe geheimnißvollbehaglichen Stunden. Zu den Früh-

stücken konnte er freilich nur die Sonntage wählen, da ihn zuviel Geschäfte drückten; zu den Diners wählte er jährlich die Buß- und Bettage, von denen er behauptete, sie wären recht eigentlich zu den stillen Freuden der Tafel bestimmt. Die Soupers waren an Geschäftskalender-Vorschriften weniger gebunden, nur daß sie am wenigsten vor Ottilien konnten verborgen gehalten werden.

Freydank war eitel auf seine Cigarren, seinen Wein und sogar auf seine Möbel, seine Kupferstiche, seine Vasen, von denen er jeden Geburtstag ein Paar verehrt erhielt, auf seine Rückenkissen, seine Cigarrenetuis, seine gestickten Notizbücher, kurz alle die Gegenstände, die sich allmälig um einen Mann zu versammeln pflegen, der in seinem Geschäfte für dasselbe Geld viel und wenig leisten kann. Die Aerzte mögen sich in solchen Aufmerksamkeiten noch besser stehen, als die Advokaten. Aber auch diese finden Gelegenheiten genug, die bedrängte Menschheit sich noch durch etwas mehr als nur die schuldige Pflichterfüllung zu verbinden. Freydank leitete den Ursprung der zartesten Aufmerksamkeiten, die offenbar von Frauenhand kamen, nicht etwa bloß auf die »lachenden« Mienen junger Wittwen zurück, deren Vermögen er geordnet hatte; er

behauptete ſie kämen von den jungen Frauen, die ihn zuweilen heimlich conſultirten, welches die eigentlich vor Gericht nothwendigen Erforderniſſe wären, um eine gute und richtige Scheidung zu Stande zu bringen. Doch nannte er Niemanden. Der halbe Segen aller der Menſchen, die auf das öffentliche Vertrauen angewieſen ſind, quillt aus der Discretion.

Für die außerordentlich behaglich eingerichteten Räume, die Freydank bewohnte, war ein Frühſtück heute nur für drei Couverts angeordnet. Bei einem Frühſtück mußte es alſo Sonntag ſein. Commerzienrath Wisthaler liebte gleichfalls die Verſe zu ſehr, um ſie der kochkünſtleriſchen Oſtentation ſeines Freundes zu opfern. Der Dritte war Major Gerhard Hartlaub, dem Freydank zwar keine Revanche, aber doch eine Aufmerkſamkeit ſchuldig war, wie er zu Ottilien äußerte, die ihn aufgefordert hatte, ſie und Conſtanze, die gewiſſer Förmlichkeiten wegen in die Diakoniſſenanſtalt erſt binnen acht Tagen eintreten würde, auf eine Ausſtellung von Bildern zu begleiten, die zu irgend einem der tauſend milden Zwecke des Tages verloost werden ſollten.

Freydank hatte für dies Dejeuner mehr im

von der Stadtmiliz sollten nicht selten ein ganzes Armeecorps vorstellen und durch das Zusammenschlagen zweier blechernen Gefäße versuchte man, ein Gefecht hinter der Scene anschaulich zu machen. Wenn es hieß: Bauern, Volk, Soldaten u. s. w., so war die Anzahl, die davon zu sehen war, Börnen immer zu gering und er spottete mit schlagendem Witz, ob sich wohl eine Räuberbande durch fünf solcher Landdragoner gefangen nehmen ließe u. s. w. Er hatte dabei den eignen Ausdruck, daß er, auf dergleichen Mißstände kommend, fragte: „Und was war denn das da wieder" z. B. mit den drei bis vier Verschwornen, die einen ganzen Staat stürzen wollen? u. s. w. Um Börne's Gedanken hiebei ganz richtig zu treffen, müssen wir hinzusetzen, daß er in dergleichen Armseligkeiten eine gewisse kleinstädtische und spießbürgerliche Hungerleiderei erblickte und sich, man sollte es kaum glauben, wirklich darüber ärgerte. Er verband damit die Vorstellung von der ganzen knappen Engherzigkeit unsrer Unternehmungen, von einer gewissen reichsstädtischen Krähwinkelei, von der leeren und nüchternen Spiegelfechterei, mit der man da wage, uns wie Kindern ein bischen Lärm vorzurasseln und uns durch ein Dutzend Schwärmer Furcht für Hundert einzujagen; denn auch die Ritterlichkeit seines Characters sträubte sich gegen solche, rein auf Verblüffung angelegte Zumuthungen.

Wie empfänglich sein in spätern Jahren leidendes Ohr für die Reize der Musik war, hat Börne in den Pariser Briefen durch die Bewunderung, die er vor der Malibran hegte, genug ausgesprochen. Es war nicht das meisterhafte Spiel dieser Sängerin, das allein ihn so sehr in Anspruch nahm, sondern er war Kenner des Gesanges, so weit es sich um den Eindruck der Composition, um den Eindruck des

Schilde, als nur eine Aufmerksamkeit, die er einem Freunde zu geben schuldig war.

Entschuldigungen, die er machte, um das Vorhandensein von nur drei Couverts zu motiviren, standen ihm nicht natürlich. Er war bald ehrlich genug, zu sagen: Commerzienrath, ich servire Ihnen heute etwas Classisches; aber ich habe auch zum Dessert einen romantischen Angriff auf Ihre Kasse im Werk. Ich will Ihnen Gelegenheit geben, einige von Ihren Geldsäcken aufzuknöpfen.

Wenn es meine kleinen sind, immerzu! erwiederte Wisthaler.

Die Herren setzten sich in guter Laune.

Als die ersten Ergebnisse einer sehr umständlichen Erörterung, die Freydank mit dem ersten Restaurant der Stadt angestellt hatte, vorüber waren, drängte Wisthaler nach dem Angriffe, den Freydank beim Dessert auf seinen Geldbeutel zu machen versprochen hatte. Worin wird er bestehen? fragte er. Ziehen Sie nur die Subscriptionsliste hervor!

Geduld! Geduld! sagte Freydank. Sie sind mir noch nicht in dem Humor, der Sie über irdische Dinge mit hinlänglicher Begeisterung hinwegsetzt. Ich habe die Absicht, soviel von Ihnen zu verlangen, daß Sie

heute hier von dem Stuhle nicht aufstehen sollen ohne nicht das Bewußtsein zu haben, ein höchst seltner, ja eines öffentlichen Denkmals würdiger Charakter zu sein.

Dafür verlangen Sie noch Beweise? sagte Wisthaler, der es bei vielen Gelegenheiten gewohnt war, sein »bischen Armuth« wie er zu sagen pflegte, nicht zu schonen.

Hartlaub wurde von Freydank veranlaßt, über Java zu erzählen. Der Major verstand seine Darstellungen so klar und fesselnd zu geben, daß ein Gericht nach dem andern vorüberging und die drei Männer in eine immer angeregtere Stimmung geriethen.

Freydank rühmte den Major, der durch seine Erzählungen dem Mahle erst die rechte Würze gäbe.

Wie erstaunte er aber, als der Commerzienrath einfließen ließ: Sein Feuer ist erklärlich. Haben Sie nicht bemerkt, Justizrath, welche Veränderung mit unserm Holländer vorgegangen ist? Er kam nach Europa, verstimmt über alles und blöde wie ein Kind. Seit er Frau von Emmen kennen gelernt hat, ist er wie umgewandelt. Ich hoffe, daß wir von diesem trefflichen Dejeuner nicht aufstehen, um die Zurüstungen zu einem Duell zu machen.

Vergeben Sie, Justizrath! fiel Hartlaub lachend ein. Wenn sich mein Schwager von seinen Anstrengungen, reich zu bleiben, der einzigen, die sich jetzt lohne, denn das reich werden wäre nach seiner Meinung unmöglich geworden, einmal eine Erholung erlaubt, so ist es die, Heirathen zu stiften. Um ihn aber auf bessere Fährte zu bringen, will ich die Gelegenheit benutzen, meinen wahren Magnet zu nennen. Es ist die Tochter Deines ehemaligen Compagnons, des verstorbenen Artner.

Freydank war gespannt auf die Wirkung dieser Anzeige, die er schon geahnt hatte.

Meine Frau hat mir gleichfalls auch davon erzählt, erwiederte Wisthaler ruhig. Willst Du diese Schwärmerin lieber mit nach Java nehmen, so glaub' ich wohl, daß sie Dir eher folgen würde als Frau von Emmen und Frau Angelika nebst Familie. . . Wisthaler meinte den Schooßhund.

Eine Vorbereitungsstelle im Friedenthal, gab Hartlaub scherzend zu, wird erst in acht Tagen offen sein. Glauben Sie, Justizrath, daß man bis dahin sich eine solche zarte Beute und Rückfracht für seine etwas entlegene Garnison erobern könnte?

Ist das Ihr Ernst? fragte Freydank.

Ja! Ja!, fiel Wiesthaler ein. Ich verspreche ihm ein Theeservice von Vermeille zur Aussteuer, ein so schönes, daß sich's vor dem benachbarten Kaiser von China soll sehen lassen können.

Wenn ich an den Oheim Constanzens zurückdenke, fiel Hartlaub ernster ein, an van der Busch, sein Leiden, seinen Tod, wenn ich mir vergegenwärtige, wie meine Familie die Veranlassung des Kummers wurde, der Artnern und die Seinigen traf, so würde ich eine Genugthuung darin finden, Constanzen mein nennen zu können, ob als Gattin, ob als Schwester, ob als Kind, wäre nach dem Bedürfniß der Versöhnung, das ich habe, fast gleich. Natürlich möchte ich sie als Weib am liebsten heimführen. Dort würde ich mir die Einsiedelei ihres Oheims erstehen und von meinem Herzen würde damit manche Last fallen.

Es trat eine drückende Pause ein.

Man muß mit einem Kaufmann nicht reden, wie mit Frauen, die nur in der Romanenwelt leben, sagte Wiesthaler, der seines Schwagers Verwurf auf sich bezog. Ich habe Artnern wie einen Bruder behandelt.

Auch damals, sagte Freydank, als Sie vor zwei Jahren ihn fallen ließen?

Ich handelte damals, ſagte Wisthaler ruhig, im Intereſſe meiner eignen Ehre.

Ich las in den Akten Ihres Proceſſes! ließ Freydank mit einem gewiſſen Nachdruck, aber doch ruhig fallen und legte von einem Salmis von Rebhühnern vor.

Thaten Sie das, ſo werden Sie gefunden haben, fuhr Wisthaler fort, daß ich einſt die junge durch einen in der Ferne verſtorbenen Verlobten reichgewordene Erbin, Natalie Hartlaub kennen lernte, um ihre Hand warb, mir dieſe gewann. Natalie Hartlaub, einſt die Verlobte des Oberſten van der Buſch, ward mein Weib. War es ihre Schuld, daß die Familie des Oberſten plötzlich Unglücksfälle erlitt? Hedwig van der Buſch, die Schweſter des Oberſten, lernt in Holland den jungen Deutſchen, Heinrich Artner kennen. Sie lieben ſich. Sie erfahren meine Verbindung mit der Braut ihres Onkels, kommen nach Deutſchland, hieher, beginnen das Teſtament ihres Verwandten anzuzweifeln. Eine Stimme des Innern ſagte mir und meinem Weibe: Die Armen werden verlieren, aber — zieht ſie an Euch! Gewinnt ſie Euch durch Vertrauen! Hedwig van der Buſch iſt durch die nicht mehr zu ändernden Umſtände ein Opfer geworden, das unſre

Theilnahme verdient. Wohlan! Ich biete ihrem Verlobten eine Lebensſtellung. Ich nehme ihn in mein ſchon blühendes Geſchäft, nicht als einen nur mir helfenden untergeordneten Beiſtand, nein als Aſſocié, mit ungleichen Pflichten, aber gleichen Rechten. Das junge Paar willigt ein, die Firma Wisthaler und Artner eröffnet ſich. Sie blüht, ſie gedeiht, ſie ſteht geachtet, bis ſie nach einem aus Artners Mißtrauen fließenden ewigen Streit, nach mancher Verſöhnung, mancher wieder neuen Irrung und wieder mancher neuen Hoffnung auf Einigung, ſich zuletzt doch auflöſte, weil Artnern mein Handelsſchritt zu langſam ging und ich ihm ein Krämer ſchien! Wenn ich mir etwas vorzuwerfen habe, iſt es, daß ich ihm dies Wort, das er einſt vor Zeugen geſprochen, nicht vergeben mochte. Wie wir uns trennten, blieb eine Summe ſtreitig. Sie war nicht gering. Wir konnten uns Jahrelang nicht darüber einigen und da Artner inzwiſchen an den Rhein gezogen und Fabrikant geworden war, ſo blieb die Summe unerledigt und wurde nur nach einer ungefähren Schätzung verzinſt. Meine Frau bekam Neigung am Rheine zu wohnen. Ich ſuche dort einen Landſitz. Artner erfährt davon und bietet mir den ſeinigen an. Er wollte ſich ſeiner Geſundheit

wegen von den Geschäften zurückziehen und in ein südlicheres Klima ziehen, so hieß es. Ich gehe auf den Vorschlag ein, besteige die Eisenbahn, sehe mir die Verhältnisse in Artners Umgebung an. Ich finde sie nicht nach Wunsch. Sein Wesen war unheimlich. Ich ahnte eine Katastrophe. Ich würde Mitleiden empfunden und vielleicht geholfen haben, wäre mir nicht Artner plötzlich mit Drohungen entgegengetreten. Aufs Neue wühlte er die Erinnerungen an unsern alten Prozeß auf. . . .

Sie hatten ihn gereizt, fiel Freydank ein, der über Alles unterrichtet schien.

Ich läugne es nicht, sagte Wisthaler. Ja, ich gefiel mir eine Weile in dem Uebergewicht, das mir die Lage der Umstände gab. Sie haben beide keinen Begriff von den Empfindungen eines Kaufmanns, wenn ein Compagnon ausscheidet. Es ist ein Eclat, der die unangenehmsten Erörterungen hervorruft. Oft hat man in solchen Fällen seine ganze Kraft zusammenzunehmen um nicht zu wanken. Ich ließ es Artnern fühlen, wie ich ihn da jetzt so auf seinem kühneren Handelsschritte antraf! Dennoch würde ich vielleicht durch einige Accepte ihm geholfen haben, wenn er nicht aufs Neue sich mir mit den Erinnerungen an

van der Buſch entgegengeſtellt hätte. Es iſt die empfindlichſte Stelle meines Ehrgeizes, dieſe Erinnerung an den Urſprung meines Vermögens. Ich könnte Opfer bringen, welche es wären, wenn ich hier eines Unrechtes geziehen würde. Artner aber war nicht im Stande mir etwas Andres zu zeigen, als die Wuth ſeiner Ohnmacht. Ich verließ den überreizten Mann und ſpäter hörte ich, daß ſein Geſchäftsführer Guntram eine bedeutende Summe verſchoß, die ihm möglich machte, anſtändig zu liquidiren.

Telegraphiſch, noch ehe Sie damals zurück waren, fiel Freydank ein, war dieſe Summe, die beim Notar von Emmen geſtanden hatte, gekündigt.

Es war ein Reſervecapital, ſagte Wiethaler bitter, das Artnern gehörte und nur auf jenen Guntram geſchrieben war.

Hartlaub und Freydank mußten ſchweigen, ſo ſicher ſprach Wiethaler dieſe Vermuthung aus. Er konnte nichts erwiedern, als man geltend machte, daß in dieſer Preisgabe eines kleinen Vermögens, von dem Artner und ſeine Tochter ſich ſehr gut noch hätten behaupten können, ein nicht eben oft verkommender Zug von Ehrlichkeit in ſolchen Fällen lag.

Ich geb' es zu, ſagte Wiethaler. Was ich für

den Vater nicht thun durfte, würd' ich gern für die Tochter thun. Geben Sie mir ein Mittel an, ihr meine Theilnahme zu zeigen.

Man war aufgestanden und zog sich in ein Zimmer zurück, wo Freydank seine Cigarrenschätze entfaltete. Es lag ihm daran, seine Gäste in guter Laune zu erhalten. Er hatte sie zu ernsten Dingen beschieden, wollte aber den Schein der Feierlichkeit vermeiden. Er überwand sich, den Gegenstand scheinbar zu verlassen. Eine Analyse über seine Cigarren mußte dazu dienen, die Erörterung von allem Schein des Ueberraschenwollens frei zu erhalten.

Ich habe, lenkte er endlich wieder auf das verlassene Thema ein, ich habe lange nicht soviel Aktenstaub verschluckt, wie gestern und vorgestern. Ihr Prozeß mit Artner ist vor zwanzig Jahren mit großer Hartnäckigkeit geführt worden. Ist es denn wahr, Major, daß Ihr alter Freund und Gönner wahnsinnig war? In diesem Falle hätte Artner allerdings sein Testament umstoßen können.

Nein, entgegnete Hartlaub erblassend und ernst. Er war unglücklich, er litt an dem schmerzlichsten Uebel, das Sie schon kennen, aber die Klarheit seiner Sinne blieb ihm bis zum — Tode.

Freydank ließ den Major ruhig weiter erzählen von einer Krankheit, die zu den seltensten gehört und die von jedem Herzen den Zoll des tiefsten Mitgefühls verlangen darf.

Merkwürdig, sagte er dann, daß die Londoner Lebensversicherung den Einkauf des Obersten bei einem solchen Leiden so ruhig entgegen genommen hat. Man war sonst viel strenger, als jetzt. Die Gesellschaften sind in zu lebhafte Concurrenz getreten. Man kann jetzt sich einkaufen und sich todtschießen und die Hinterlassenen bekommen doch die Prämie. Der Selbstmord ist jetzt eine ganz zulässige und sozial entschuldigte Todesart geworden.

Freydank sprach diese Bemerkungen nur obenhin. Er hatte keinen Verdacht auf die Empfindungen, die den Major drückten. Dieser wandte sich ab. Er kam sich wie ein Verbrecher vor. Er sah sich wie auf der Bank der Angeklagten. Unsichtbare Richter saßen vor ihm, Zeugen traten auf, er begriff zum ersten Male in ganzer Vollständigkeit, daß ihn mehr als eine Schuld der Unterlassung, daß ihn ein Verbrechen drückte. Er schwankte und erwiederte nichts, als der Commerzienrath auf den heitern Ton zurückzukommen suchte und sich in der Divanecke unter einer Zahl be-

Vortrages handelte. Die Mozart'schen Opern hatte er so in sich aufgenommen, daß er mit wahrem Schmerz fühlte, wie bei ihrer Aufführung in Frankreich der eigentliche Duft von ihnen weggeweht schien und es zwar die alten, ihm so vertrauten Töne noch waren, aber im Munde der Italiäner, auf den Saiten der Franzosen, nicht mehr der ächte classische Geist derselben. Früher hatte Börne auch in der vor Zeiten ausgezeichneten Darmstädt'schen Oper, welche die Frankfurter häufig zu besuchen pflegten, Gelegenheit, sein musikalisches Urtheil zu bilden. Die Töne aus der Haydn'schen Schule wirkten auf sein Herz am einschmeichelndsten; er war glücklich nach einer Oper von Rossini einmal wieder die rührenden Töne der Schweizerfamilie zu hören, wenn er auch Weigls Tonmalerei in Nachtigall und Rabe für kindisch erklärte. Was mußte er später Rossini schätzen lernen, als erst jene weichlichen Cantilenen von Bellini und Donizetti aufkamen, welche nur für die Erschlaffung der Gemüther berechnet scheinen! Sein Aufsatz über die Sonntag, der ihm in Berlin so viel Bewunderer seines Talents der Bewunderung verschaffte, darf in dieser Verbindung nicht unerwähnt bleiben.

Für Börne's unmittelbar die Poesie mit dem Leben verbindende Prinzipien mußte der dramatische Dichter am höchsten stehen. Je größer ihm der ächte Genius erschien, der das Leben, erfaßt in seinen tiefsten Räthseln, die Menschen in ihrer Wirklichkeit, das Erhabene in seiner unverkürzten Größe auf die Bühne bringt zur Erschütterung der Tyrannen, zum Beispiel der Nacheiferung für die Menge; so verächtlich und gefährlich erschien ihm der dramatische Stümper, der die gemeinen Sitten des Tages, die Lüge und die Verworfenheit unsrer Standesbeziehungen ohne eine höhere sittliche Verklä-

auemer Rückenkiſſen ſtreckend ſagte: Alſo, Juſtizrath! Was ſoll ich unterſchreiben? Wo ſind dieſe verdammten Subſcriptionsbegen, dies Papier ohne Ende? Oder handelt es ſich wirklich um einen romantiſchen Heirathscontrakt meines Schwagers? Der Plan der jungen Dame, hier im Friedenthal Kranke zu warten, ſcheint mir ein Beweis, daß ſie vor Abenteuern nicht zurückſchreckt.

Keinen unnöthigen Scherz, ſagte Hartlaub. Wüßt' ich ein Mittel, dieſem geiſtvollen und liebenswürdigen Mädchen eine andre Zukunft zu ſichern, als die ihr entweder auf den Wegen der Schwärmerei, die ſie gewählt hat, oder im Hauſe der Frau von Emmen im Kampfe mit Frau Angelika bevorſteht, ich würde es gern fördern. Denken Sie darüber nach, Juſtizrath!

Es giebt ein Mittel, ſie glücklicher zu machen, als durch eine Heirath mit Ihnen, lieber Major, die Ihnen — auch wohl nicht reüſſiren würde —

Ich weiß, ſagte Hartlaub und nicht ohne Schmerz erröthend. Ich weiß — ich weiß; aber nennen Sie das Mittel!

Es beſteht darin, daß ſie ein Vermögen beſitzt. Es braucht nicht groß zu ſein. Ich wünſchte, der Re-

ſervefond des alten Guntram wäre noch nicht angegriffen. Finden Sie nichts, Commerzienrath, was noch allenfalls aus alten Zeiten zwiſchen Ihnen und Artnern ſtreitig geblieben iſt? So ein 30,000 Thaler wäre etwa das Höchſte, was ich als einen damit berichtigten alten Rechnungsfehler von Ihnen erobern möchte.

Das nenn' ich eine Frühſtückslaune! fiel Wisthaler lachend ein. Nein, Juſtizrath, ſo theuer bezahl' ich Ihnen mein Couvert nicht.

Auch nicht, wenn ich Ihnen Frieden im Hauſe ſtifte? ſagte Freydank. Ihre Töchter zur Verſöhnung und Einigkeit zurückbringe? Ihnen ſelbſt die Unannehmlichkeit erſpare, dem jungen Herrn von Specht, der um die Hand Idas, und dem Baurath Maithal, der um Laura wirbt, einen Korb geben zu müſſen?

Wie ſo? fragte Wisthaler.

Sie kennen den Doktor Alfred Welmar?

Schon vom Rhein her. Ich ſah ihn bei Artner. Ich hätte allerdings nicht gewünſcht, Juſtizrath, daß Sie mir dieſen Störenfried ins Haus brächten.

Alſo entfernen Sie ihn!

Mit Freuden! Aber wodurch?

Er liebt Conſtanze Artner, liebt ſie ſchon ſeit

fünf Jahren. Er durfte der Tochter eine Bankerottirers ſeine Liebe nicht geſtehen.

Und Conſtanze? fragte der Major hocherſtaunend.

Es ſchmerzt mich, Major, Conſtanze liebt ihn wieder, liebt ihn noch jetzt, weint wenigſtens Thränen des Andenkens.

Und verachtet den Mann nicht, brauſte der Major auf, der einer Armgewordenen die Empfindungen nicht ausſpricht, die er für die Reiche hatte?

Oho, Major, Sie kommen unmittelbar aus den Armen der Natur! Bei uns ſteigen nur in den Märchen noch kleine Zaubertiſche aus der Erde und ſind für Liebende mit all den Dingen gedeckt, die zur modernen Exiſtenz gehören. Meinen Freund lockten damals tauſend Stimmen der Nacht, des Mondſcheins, der Verzweiflung auf ſchlafloſem Lager, Conſtanzen das Bekenntniß auszuſprechen, das längſt auf ſeinen Lippen gelegen hatte; er folgte ihnen nicht. Er konnte nicht. Er iſt ein Arzt! Ein junger Arzt! Major, zehn Jahre der erſten Lebensſtellung eines Arztes ſind in den meiſten Fällen bei uns ein ſociales Geheimniß. Wer nicht Komödie ſpielen kann, wer nicht halb und halb ein Charlatan iſt, erringt ſobald keine Erfolge. Ehe ihn nicht zwei muthige Renner durch die

Straßen ziehen, ehe er nicht den Schein des Glückes hat, eher hat er das Glück ſelbſt nicht.

Und Conſtanze? fuhr aufgeregter und ſchon überzeugt der Major fort —

Conſtanze iſt vielleicht auch darin eine Schwärmerin, daß ſie für die Vernunft ſchwärmt. Sie findet es ganz in der Ordnung, daß der Mann, den ſie voll Sehnſucht liebte, die Wiſſenſchaft und ſeinen Beruf ihr ſelber vorzog. Sie hatte ſo oft die Lieder ohne Worte von Mendelsſohn geſpielt. Warum ſollte es nicht Liebe geben ohne Geſtändniß? Warum nicht ein Glück, das die Himmliſchen für Jenſeits aufgeſpart wiſſen wollen? Sie wünſcht, daß ſich Weimar nur die Liebe einer jungen Wiſthaler gewinnt. Sie wünſcht, daß ihm alle Güter des Lebens, nicht blos die Reichthümer des Commerzienraths zufallen möchten. Und ſie ſelbſt wählt einen Beruf der Entſagung deßhalb, weil ſie täglich ſehen will, daß es größere Leiden giebt, als die ihrigen, weil ſie ihren Schmerz nicht liebgewinnen, ihn nicht pflegen, nicht mit ihm leſen, nicht ihn an ihrem Herzen großziehen will. Die Welt iſt da, ſagte ſie, die Natur iſt da, die Menſchheit iſt da. Es ſind Flammen auf dem Altare der Liebe, dieſe nuthigen Worte, ſie werden vergehen, wie alle Flammen. Aber

ich gönne denen draußen vor dem Thore nicht, daß ſie ihnen ledern. Ich habe mich darauf capricirt, daß Conſtanze nicht Diakoniſſin wird; ich will es der Gräfin Ampfing zum Tort durchſetzen; aber unterſtützen Sie mich Beide, daß ich mein Ziel erreiche.

Wie vertheidigen Sie Wolmar? fiel der Major verwurfsvoll und doch ergriffen von Freydanks plötzlicher Wärme ein.

Wie ich ſchon ſagte, erwiederte Freydank. Der konnte in ſeiner Heimath ſo fortleben, konnte von dem Almoſen der geheilten Armuth, von manchem vertrauensvolleren Reichen die nächſten Bedürfniſſe befriedigt erhalten. Aber eine Exiſtenz begründen? Eine Exiſtenz, die nicht ewig rechnet, ſummirt, bedenklich Ausgabe an Einnahme hält? Solch ein Zuſtand wird ja elend. Die Wiſſenſchaft, die man liebte, wie eine Göttin, wird eine Magd. Ein Geiſt, abhängig von kleinlichen Verhältniſſen, muß ja zuſammenſchrumpfen. Dazwiſchen läßt die Vorſehung mich treten. Ich überſehe bald des Freundes Zuſtand. Ich gebe ihm einen Willen, ich ſchlage ihm zu Liebe die Hypothekenbücher auf, ich entflamme zwei junge Millionärinnen für ihn, von denen keine weiß, welche er mehr liebt und von denen Eine gewiß einen Akt der Verzweiflung begeht,

wenn das Loos des Papa vielleicht für die andere entſcheidet.

Wisthaler beſtätigte Alles. Aber was iſt zu thun? ſagte er. Sie werden doch nicht verlangen, daß ich Conſtanze Artner dreißig tauſend Thaler Heirathsgut gebe?

Warum nicht? ſagte Freydank. Denken Sie nur, es wäre jenes Accept geweſen, das Sie dem Vater abſchlugen.

Wisthaler ſah Freydank unwillig an, griff nach dem Hut und wollte gehen. Doch hielt ihn Hartlaub zurück.

Bleibe, Schwager! ſagte der Major. Es käme nur darauf an, daß jene Summe ſo ausgezahlt würde, daß Conſtanzen ein Recht darauf gehörte. Man darf ihr Ehrgefühl nicht verletzen.

Seid Ihr toll? rief Wisthaler immer erzürnter und wollte fort.

Freydank lehnte an einen Spiegelpfeiler und verſchränkte die Arme. Er ſah, daß jetzt Hartlaub ſtatt ſeiner handelte. Der Major überwand ſeine eigne keimende Neigung, bekämpfte die Zurückhaltung, die er Jahre lang über van der Buſchs Tod behauptet hatte, ergriff ſeines Schwagers Hand, führte ihn auf

den verlaſſenen Eckplatz im Kanapé zurück und ſagte, ihn jetzt mit Gewalt niederdrückend: Du biſt ehrgeizig auf den Urſprung Deines Vermögens? So ſag ich Dir in Gegenwart eines juriſtiſchen Zeugen, daß er auf keinem richtigen Grunde ſteht. Die Equitable Society erhielt einſt 2000 Pfund Sterling von Conſtanzens Oheim als Einkaufsſumme meiner Schweſter. Sie zahlte, als van der Buſch ſtarb, 8,000. Dieſe Geſellſchaft iſt betrogen worden; van der Buſch hatte das Geſchäft mit jener Bank verſpielt; er endete ſein Leben durch Selbſtmord.

Wisthaler war ſprachlos. Freydank, eine ähnliche Löſung ahnend, umarmte den Major. Dieſer ſtand zitternd. Er hatte ſeine Worte nur wie geflüſtert. Es lag da ein ſchweres Geheimniß zwiſchen dieſen drei Männern, aber des Majors Bruſt athmete auf, als die Laſt endlich von ſeinem Herzen war.

Düſter blickte der Kaufmann auf. Was iſt zu thun? fragte er nach des Majors dann vollſtändig gegebener Erklärung.

Die engliſche Verſicherungsgeſellſchaft, ſagte Freydank, würde ſehr erſtaunen über die deutſche Ehrlichkeit, wenn man dieſen verjährten Gegenſtand etwa durch eine Rückzahlung der 8,000 Pfund, die Ihre

Gattin erhielt, zum Gegenſtand einer Unterſuchung machen wollte, bei welcher noch einige von ihren Angeſtellten wegen fahrläſſiger Geſchäftsführung um ihr Brot kommen könnten. Laſſen wir dieſen Piſtolenſchuß in jener Nacht am Meeresufer ſtill unter uns verklingen! Wenden Sie Ihr Vermögen zu einigen milden Stiftungen an, von denen die mildeſte die ſein wird, daß Sie Conſtanzen Artner nach den, wie wir ſagen werden, erſt jetzt ſich herausſtellenden Ergebniſſen der frühern Geſchäftsverbindung ein Vermögen von 30,000 Thalern auszahlen. Artners Gläubiger haben liquidirt und die Zahlungen für voll genommen. Eine Maſſe iſt nicht mehr vorhanden. Conſtanze kann eine Summe wie dieſe für keinen Almoſen halten. Und daß ſie ein Recht auf ſie hat, würden wir beide ja jetzt mit gutem Gewiſſen beſchwören können, wenn auch unſre Gründe dafür nicht Jedermanns Sache ſind.

Es trat eine drückende Pauſe ein. Wisthaler erbat ſich Bedenkzeit und ſchon in einigen Tagen verſprach er ſich darüber zu erklären. Es war ein ſardoniſches Lächeln, mit dem er beim Abſchied zu Frey dank ſagte: Juſtizrath, ich nehme keine Einladung mehr von Ihnen an. Bei Ihnen bekommt man einen Vorgeſchmack, wie der Satan in der Hölle ſeine Gäſte

traktirt. Sie ſind ſehr ſchlimm, Mann! Aber, daß Sie es nach des Majors Enthüllung nicht noch mehr werden, ſoll meine Sorge ſein. Und ich bin Ihnen verbunden, daß Sie mir den Frieden meines Hauſes wieder herſtellen. Es wird wirklich ohne eine Trauer von einigen Wochen nicht abgehen, wenn Ihr Freund ſich plötzlich zurückzieht. Meine Frau protegirt ihn faſt ebenſo, wie die Mädchen und es ſind die gefährlichſten Bewerber, die erſt ein Mutterherz gewinnen. Laſſen Sie's nun übrigens gut ſein! Ich fühle, daß ich das, was ich jetzt thun muß, ſchon vor zwei Jahren zu thun hatte, als ich gegen meinen ehemaligen Compagnon deßhalb hart war, weil er mich einen Krämer genannt hatte. Ich will mir's überlegen.

Als Wisthaler ſich entfernt hatte, ſagte der Major für die Entſchließungen ſeines Schwagers gut. Er kannte ihn im Punkte der Ehre für zu gewiſſenhaft. Den Ruhm, von dem Freydanks Mund für ihn ſelbſt überſtrömte, lehnte er ab. Er hatte ſein Herz erleichtert und ſah Andre glücklich, ohne daß er ſelbſt zu ſchmerzlich entbehrte. Seiner Gedanken auf Conſtanzen ſchämte er ſich jetzt faſt, wenn auch mit Wehmuth. Man verabredete das Verfahren, das man gegen Conſtanzen beobachten wollte. Wolmar zu unterrichten übernahm

Freydank allein. Er ließ ſich bei Ottilien für den Abend zum Thee ankündigen.

Schon ſeit acht Tagen war ihm jeder Abend daſelbſt in Conſtanzens Gegenwart wunderbar raſch vergangen. Die Art, wie dieſe ſich gab, ihre Erinnerungen durchſprach, ja ſelbſt über ihre Liebe zu Welmar Rede ſtand, mußte jedes Herz gewinnen. Seine Satyre gegen ſie war längſt entwaffnet. Das Glück ſeines Freundes an der Seite dieſes jungen, der Liebe ſo würdigen Weſens ſchien ihm verbürgt zu ſein.

rung wiedergab, erſchien ihm der Anmaaßliche, der ſich die Miene giebt, das Erhabene ſchildern zu wollen und doch nur eine Karrikatur dafür ausgiebt und für etwas Gewöhnliches und Schwächliches unſre tiefſten Gemüthserregungen in Anſpruch nimmt. Man muß ſich die dramatiſche Literatur der Reſtaurationsperiode von 1815 bis beinahe 1830 vergegenwärtigen, um den günſtigen Boden auszumeſſen, auf dem ſich Börne mit ſeiner edlen Entrüſtung und mit ſeiner Satyre tummeln konnte. Seitdem Schiller todt war, hatte man den Kothurn ihm nicht mit ins Grab gelegt; ſondern ſeine Nachfolger wagten es, ihren kleinen Fuß auf ihm anſchnallen zu laſſen und nun mit lächerlichem Pathos, ohne innre ſittliche Würde, ohne den ächten Schwung der Phantaſie, auf ihm herumzuſchlorren. So ſehr ſich Börne vom Dichterfeuer eines Grillparzer erwärmen ließ, ſo fröſtelte ihn bei der dürftigen Armuth eines Houwald. Mit dem Schweiß des Angeſichtes kitteten dieſer und ihm Aehnliche ihre papierne Welt wie Kartenhäuschen zuſammen. Weil man das Erhabene nicht mehr aus ſeiner eignen Combination zu ſchaffen wagte, ſo erfand man ſich einen Spukbegriff, der jenen Puppen einer armſeligen Erfindung etwas Schauerliches geben ſollte, die Schickſalsidee. Dieſe polterte wie ein Juſtinus Kerner'ſcher Geiſt aus dem Zwiſchenreich hinter den Couliſſen der Bühne und langte zuweilen geiſterhaft eine dürre Geſpenſterhand von oben herab, die den Drath verrieth, an welchem die Figuren gelenkt wurden. Zuweilen ſchlich die Schickſalsidee, in Geſtalt einer Ahnfrau, in langem, ſchwarzem Kleide über die Bühne und ächzte wie ein Jahrtauſendjähriges Verbrechen, das auf Erlöſung harrt. Bald hockte der Kobold an der Schwelle eines „Leuchtthurms," bald hinter einem „Bilde,"

# VI.

Es ist mit dem Glück eine eigne Sache. Man kann daran den Glauben und die Gewöhnung verlieren. Man kann das Glück besitzen im reichsten, Maaße und kommt sich bei dem festesten Boden, den es uns plötzlich gewährt, vor, als schwankte man schaukelnd in einem Fahrzeuge auf hoher See. Man muß das Glück sich erst tausendmal wiederholen, um es zu glauben und bis es dann auch zu unwiderleglich vor uns steht und sich in ganzer Wahrheit und Wesenheit schon dadurch ankündigt, daß es auch schon wieder seine neuen Sorgen mit sich bringt. Vollkommen ist auf Erden nichts.

Constanze hatte im Friedenthal die Empfehlung der Fürstin, die sie auf Reisen begleitet hatte, abgegeben. Man machte ihr Hoffnung, wenn auch nicht sogleich, doch in kürzester Zeit eintreten zu dürfen. Vorläufig mußte sie zu Ottilie zurückkehren. Der freundlichste Schutz war ihr hier gewiß. Frau Angelika hüthete sich wohl, einer Neigung zu widersprechen, wo ihre

Herrin ſich bewußt war, mit ihr auch Freydank gefällig zu ſein. Schon am zweiten Tage kam Conſtanzens Verhältniß zu dem inzwiſchen abgereiſten Welmar zur Sprache. Freydank hatte bei ſeinem Frühſtück ganz recht berichtet, als er ſagte, Conſtanze faſſe dieſe Trennung mit der ihr eignen praktiſchen und grade für das Verſtändige begeiſterten Schwärmerei auf. Ihr Herz verläugnete ſich wohl nicht; ſie liebte Welmar mit allen geheimnißvollen Regungen einer nur Einmal von allen Schauern der Liebe ganz durchzitterten Mädchenſeele; ſie geſtand das volle Glück ein, das ſie einſt von ſeinem Beſitze gehofft hatte; allein ebenſo nothwendig fand ſie auch, daß ſich Welmar damals zurückzog, damals als ſich die Umſtände, unter denen ſie bisher gelebt hatte, ſo gänzlich verändert hatten. Ihn ſich dann freilich hier zu denken auf der Werbung, ihn ſich zu denken mit künſtlichen, auf Berechnung einſtudirten Huldigungen, that ihr weh. Dennoch verdammte ſie ihn auch noch darum nicht. Sie bemitleidete ihn. Sie hatte ſchon längſt eine Auffaſſung von der Welt als einer ſolchen, wo die Fortſchritte der Bildung mit den ewigen Geboten der Natur in einem ſehr ungleichen Verhältniſſe ſtehen.

Ottilie von Emmen hatte bald auch ihr eignes

Leid verrathen und wenn es auch im Vergleich zu dem Conſtanzens mehr komiſch, als tragiſch war — Freydanks Sichnichterklärenwollen kannte alle Welt — ſo verband es die jungen weiblichen Herzen doch inniger. Conſtanze gab Schilderungen ihres Glückes und ihrer früheren Hoffnungen, Schilderungen, die Ottilien Empfindungen verführten wie ſie ſie nur aus Büchern kannte. Dieſer ſtille ſüßſchmerzliche Austauſch zweier »unglücklich Liebenden« (Ottilie nannte ſich auch ſo) dauerte bis zu jenem Sonntag Abend, wo Freydank plötzlich ins Zimmer trat, von ſeiner Reviſion des alten Artner'ſchen Proceſſes ſprach und von ſeinem Glück, eine noch nicht beſeitigte Differenz zwiſchen den beiden ehemaligen Geſchäftsgenoſſen gefunden zu haben. Conſtanze kannte Einiges von dieſen Verhältniſſen, mochte aber nicht glauben, daß irgend eine Thatſache, die ihr Vater ſelbſt nicht mehr unterſtützte, auf Wisthaler von Einfluß ſein konnte. Wie mußte ſie erſtaunen, als Freydank nicht nur von ſeiner feſteſten Abſicht, gegen Wisthaler mit allem Nachdruck der ihm in den Akten vorgekommenen Hülfsmittel aufzutreten, ſprach, ſondern Conſtanzen auch allmälig darauf vorbereitete, daß Wisthaler ſchon einen Vergleich vorziehe und ohne Zweifel bereit ſein würde, ſie in

Beſitz eines nicht unanſehnlichen, ihr vor Gott und der Welt gebührenden Vermögens zu ſetzen. Schon am Tage darauf hatte ſich Freydanks Vermuthung, wie er ſagte, aufs Vollſtändigſte beſtätigt. Er war bereits von Wisthaler in den Stand geſetzt, Conſtanzen Zahlungen anzubieten. Es war dieſer natürlich wie ein Traum. Sie, die nichts beſaß, als ihre Jugend, als ihre Bildung, ihre Hingebung und Opferfreudigkeit, ſie hatte plötzlich wieder einen Zuſammenhang mit den künſtlichen Vorausſetzungen unſrer Geſellſchaft gewonnen, ſie beſaß wieder und ihre Gedanken konnten wieder die Sorgen des Beſitzes werden. Das ſchien ihr zwar ganz in Freydanks Art, jetzt ſogleich von ihm hören zu müſſen: Nun geben Sie die Diakeniſſin auf, werden Wolmars Frau und helfen ihm mit Ihren mediziniſchen Neigungen in der beſſern Förderung ſeiner Hauspraxis — aber ſie konnte nicht in Abrede ſtellen, daß das, was ſie da eben erlebte, ſich in ihrem Innerſten ſogleich nur mit dem Namen Wolmar in Verbindung ſetzte. Sie empfing, um im Geiſte wirklich nur mit ihm zu theilen. Die Wendung kam zu überraſchend, zu gewaltſam, ſie koſtete ihr Thränen, die anfangs nicht ganz Thränen der Freude waren, es aber nur

den, da sie und Andere sie vernünftigerweise nur so deuten konnten.

An alles Gute, was uns überrascht, haben wir undankbaren oder vielleicht des Glückes allzubedürftigen Menschen uns sehr bald gewöhnt. Constanze gewöhnte sich auch in wenig Tagen schon an diejenige Auffassung Ottiliens und Freydanks, die von diesen als ein Natürliches und sich selbst Verstehendes ausgesprochen wurde. Wolmars Liebe zu Constanzen konnte bei einer solchen Erschütterung seines Innern, wie sie seine Abreise, sein Brief, sein Bruch mit allen Erfolgen für seine Zukunft bezeugten, nicht bezweifelt werden. Wie konnte über den kleinen Kreis, zu dem sich bald auch der freundlich theilnehmende Major gesellte, jetzt eine andre Stimmung Herr werden, als die Voraussicht, Constanzens Schicksal würde sich nun nicht anders mehr zu erfüllen haben, als in Wolmars Nähe? An Wolmar war geschrieben worden. Eine umgehende Antwort von ihm drückte sein Erstaunen aus und kündigte seine demnächstige Rückkehr an.

Inzwischen rückte der Tag näher, wo die Gräfin Ampfing die Vorbereitungen getroffen haben wollte, Constanzen vorläufig als Novize des Amtes der Krankenpflege im Friedenthal aufzunehmen. Constanze ge-

rieth in eine ſchwierige Lage. Die Auffaſſungen Freydanks, Ottiliens, des Majors hatte ſie unbemerkt zu ihren eignen gemacht. Sie wußte ſchon nicht mehr, ob ſie ſich nun für frei erklären durfte, für vollkommen ſo ungebunden, um das Verhältniß, das ſie ſo heiß begehrt hatte, noch wirklich eingehen zu dürfen. Sie hatte kein ewiges Gelübde abzulegen, aber ſie konnte nicht wollen, daß ſie heute etwas begann, was ſich morgen nicht mehr fortſetzen ließ. So ſtand ſie rathlos und ſchämte ſich ihrer Unentſchloſſenheit. Die Umſtände hatten ihr den Willen genommen. Glücklicherweiſe erleichterte ſich ihre Verlegenheit dadurch daß ihre Vorgängerin, deren Platz ſie einnehmen ſollte, noch einige Tage Aufſchub begehrt hatte.

Den Eindruck ſelbſt, den ihr bereits Friedenthal gemacht hatte, giebt am beſten ein Brief wieder, den Conſtanze nach ihren erſten Beſuchen daſelbſt an den am Rhein weilenden Freund ihres Vaters, den mehrgenannten Guntram, geſchrieben hatte. Sie ſagte darin: »Denken Sie ſich ein rieſiges Gebäude, das in einer entlegenen Gegend der Stadt aufgeführt worden iſt. Schon der Weg zu dieſem ſtillen Aſyl der Leiden weckt die ernſteſten Betrachtungen. Er führt nicht durch die Straßen, in welchen ſich die Prachtbauten

der Regierung und Wohnungen der Reichen aneinander reihen, sondern durch die Wohnungen der Armen, durch Gärten und Felder, über denen schon die Lerche sich in glücklichem Morgenjubel erhebt. Ein abgelenkter Arm des Flusses, an dem die Stadt gelegen ist, zieht sich traurig und melancholisch an dem Gebäude vorüber, das uns schon in den Verzierungen seiner Fronte als ein zur Sammlung des Gemüths auffordernder heiliger Ort erscheinen will. Doch bemitleidete ich die Kranken, deren erster Gruß ihnen hier nur von jenen Emblemen der Religion geboten wird, die uns mehr auf den Tod als auf die Wiedergenesung vorbereiten.«

»Eine Vorhalle nimmt uns auf. Sie ist einem griechischen Vestibül nicht unähnlich. Ihr gegenüber liegt eine Kirche. Die ist nur klein, aber freundlich genug, um von dem Kranken, den ein verdeckter Korb in die Anstalt trägt, beim zufälligen Aufblick einen Raum erkennen zu lassen, in dem sich's in Gemeinschaft mit Andern dem Himmel danken läßt, wenn dieser Genesung und Rückkehr zum Leben verhängt.«

»Die drei Flanken des Gebäudes sind außerordentlich groß und in ihren lichthellen Corridoren mit Luxus angelegt. Glücklich jeder Kranke, dem nicht das Loos zu Theil wurde, unter einem düstern Dache

in einem engen Kämmerchen gewartet und gepflegt zu werden. Eine Anzahl junger Mädchen in der Ihnen bekannten Tracht kam bereits aus dem Eßſaale, wo man unter Gebet und Geſang ſich in früher Stunde ſchon zum ferneren Tagewerk durch das Mittagsmahl geſtärkt hatte. Der Gedanke, mit ihnen wirken zu ſollen, ihnen mich anſchließen zu dürfen als eine Schweſter im gleichen Berufe, erſchütterte mich. Ich bewunderte zwei junge Mädchen, die in die Apotheke gingen. Ihnen iſt die Bereitung der Medikamente anvertraut. Sie hatten etwas Sicheres und Ueberlegenes. Ich empfand Hochachtung vor unſerem Geſchlecht, das im Stande ſein kann, auch in der Wiſſenſchaft mit dem Manne um die Palme zu ringen. Ich kann nicht ſagen, wie mich die ruhige, faſt ſtolze Art dieſer beiden jungen Mädchen gehoben hat.“

„Die Vorſteherin hatte grade den Beſuch einer vornehmen Gönnerin der Anſtalt. Sie war nicht ſogleich zu ſprechen. Ottilie von Emmen und ich, wir fanden dadurch Gelegenheit, für uns ſelbſt die Einrichtung des Hauſes näher kennen zu lernen. Die Zumuthung an die Kraft des ſchwachen Geſchlechts iſt hier nicht zu groß. Ich entdeckte Männer und Frauen der dienenden Klaſſe genug, die die ſchwerere

Arbeit der Krankenzimmer ſowohl, wie der Küche und des Waſchhauſes verrichten. Sinnig und reich war jede mechaniſche Erleichterung des Dienſtes. Gewaltige Keſſel, Waſchmaſchienen, Kochpfannen und ähnliche Vorrichtungen zeigten ſich in eben ſo großer Anzahl, wie der Mechanismus, der das Reſultat derſelben mit den Bedürfniſſen des ganzen Hauſes in Verbindung ſetzte, bequem und praktiſch war. Bei ſo viel Liebe und Fürſorge gewinnt ſich ſelbſt dem Elend eine freundliche Seite ab und unſer Frauenſinn, der früh ſchon beim Kinde gewöhnt wird in Entzücken zu gerathen über alles, was zum Hausweſen von praktiſcher Nützlichkeit iſt, wird ganz mit Recht, um auch im Schwerſten eine Freude zu finden, hier gleichfalls mit in's Intereſſe gezogen.“

„Beklemmend genug war das Wandeln in jenen Gängen, wo Thür an Thür ſich die Eingänge zu den Krankenſälen befinden. In kleinen nahegelegenen Küchen können die nächſten Hülfsmittel der Pflege raſch bereitet und hergerichtet werden. Die Stationen der mittleren, der ſchwereren Kranken, der Frauen, der Kinder, der Kranken mit innern oder äußern Schäden, das ſind Steigerungen, die Jedem einen tiefbeklemmenden Eindruck machen müſſen. Eine geöffnete

Thür läßt auf eine Anzahl Betten ſehen, auf welchen bleiche Geſtalten in ſchmerzlicher Ergebung ausgeſtreckt liegen. Wieviel Schmerzenslaute mögen unterdrückt werden durch die Nähe eines Schlummernden, den der Schlaf von noch größeren Leiden ablöſt! Der Menſch iſt ſo tapfer in Gemeinſchaft. Zaghaft für ſich, wird er Held auf dem Schlachtfelde. Wie viel Troſt hab' ich immer in dieſer Thatſache unſrer Seele gefunden, wenn ich die bluttriefenden Blätter der franzöſiſchen Revolution überflog! Mit Gleichgeſinnten zu ſterben ward eine Ermuthigung für den Schwächſten ... Erſchütternder aber noch als das phyſiſche Leid iſt beim Anblick ſo vieler Kranken der Gedanke an das ſtille Weh des Gemüthes, das in ſolchen ruhig daliegenden Opfern der Zerbrechlichkeit unſeres Stoffes lautlos fortarbeitet! Dieſe Mienen ſo blaß, die Augen ſo weiß, das Haar ſo todt auf dem Kiſſen ſich abzeichnend und drinnen gewiß bei Jedem eine Welt der Sehnſucht, der Erinnerung, der Hoffnung. Gütige Allmacht, wie unermeßlich ſind die Anſprüche auf Deine Liebe! Was legt ſich nicht an Dein Ohr und flüſtert ihm ſein Leben und ſein Schickſal als das Leben und das Schickſal des Einzigen, um den es ſich im Erdenraume handelt, zu! Und hat die Mut-

bald begleitete er einen armen zum Tode geweihten Hungerleider von Helden auf der „Heimkehr“ in eine Förſterswohnung. Börne hatte gegen dieſe Schickſalstragödien, die aber weit mehr Zufallstragödien waren, unaufhörlich zu kämpfen; er geſteht ein, dies tragiſche Schickſal nicht begreifen zu können. „Was ſie unter Schickſal verſtehen,“ ſagte er, „hab' ich nie verſtanden; ich habe nie verſtanden dieſe Miſchung von antiker und romantiſcher Denkweiſe, dieſes chriſtliche Heidenthum. Entweder iſt der Tod ein liebender Vater, der ſein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann iſt es untragiſch; oder es iſt der menſchenfreſſende Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, und dann iſt es unchriſtlich. Euer Schickſal iſt ein Zwitter, unfähig zum Zeugen, wie zum Gebähren.“ Die Börne'ſche Analyſe der Dramen, welche damals auf die Schickſalsidee gebaut wurden, ſind Meiſterſtücke der feinſten und ſcharfſinnigſten Kritik. Man machte ihm eine gewiſſe Neigung zu Conſequenzen zum Vorwurf; Müllner ſogar, den Börne, auffallend genug, ſchonte, wollte in einer Kritik der Wage gleichſam ſagen, der Verſtand könne alles lächerlich machen; aber die Fabel z. B. der Houwald'ſchen Stücke war doch meiſt ſo widerſinnig zuſammengeſetzt, daß ſie keine andre Kritik, als die der geſunden Vernunft verdiente. Von der Begeiſterung, die dieſe Pſeudo-Dichter ſelbſt empfanden, ſetzten ſie voraus, müſſe auch der Zuſchauer angeſteckt ſein, während ihre Gebilde auf dieſen keinen andern Eindruck hervorbrachten, als den des Zweifels und der Verwunderung. Die beſonnene Kritik konnte von den Strömen von Thränen, die allerdings um Houwalds Bild floſſen, nicht fortgeriſſen werden.

Zu dieſen Erzeugniſſen einer verſpäteten und forcirten

ter, an die dieſer ſterbende Sohn mit Sehnſucht denkt, nicht den gleichen Werth, wie jene Braut, die dort der kranke Jüngling daheim ohne Nachricht von ſich weiß und deren Sehnſucht ſein einziger Gedanke iſt! Oder geht es auch Euch, Ihr Armen, wie den kranken Kindern in ihren Bettchen, die nur noch zu ihrem Spielzeug aufblicken? Drückt die Ergebung auch das Wildeſte in Euch auf ein Maaß des Gleichmuths nieder, wo Ihr nur noch Sinn habt für die Stundenſchläge, da der Trank der Heilung Euch geboten werden ſoll? Ich liebe den religiöſen Ton des Hauſes, wenn er uns Diakoniſſinnen recht zu Prieſterinnen machte jener Religion, die tiefſinnig an die Geheimniſſe des Menſchenlebens anknüpft. Den Menſchen lehrt das Chriſtenthum, den Menſchen nach Innen und Außen als ein Ebenbild Gottes. Die Menſchwerdung Gottes will der gewöhnliche Kanzelglaube noch nicht genug verſtehen.“

„Endlich wurden wir der Gräfin Ampfing vorgeſtellt. Sie nahm uns freundlich auf. Der Brief der Fürſtin ſcheint mehr von mir geſagt zu haben, als ich vielleicht bewahrheiten kann. Die Gräfin rühmte meine Demuth. Ich hörte ihr faſt nur ſchweigend zu. Sie iſt ein wenig älter, als die überwiegend noch junge

Mehrzahl der Bewohnerinnen des Hauses. Groß und schlank ist ihre Gestalt, vornehm ihre Haltung. Sie ist natürlich eine Jungfrau, wie hier alle. Ein Leben schon lag sicher auch hinter ihr. Sie äußerte Grundsätze, die nicht aus Büchern kamen, sondern aus Erfahrungen und Auffassungen, aber mehr Auffassungen Zeit im Allgemeinen und der Gesellschaftsschichten, denen sie angehörte. Der Rückhalt, den sie zu haben schien, war besonders bedeutungsvoll. Ich begriff nicht recht, ob dieser Rückhalt Menschen waren oder Gott. Sie wußte sich im Zusammenhang mit einem festen Glauben, der mir stark, aber etwas weltlich schien, trotz seines religiösen Zieles. Ihre Auseinandersetzungen über die Anstalt und die Pflichten ihrer Untergebenen waren vortrefflich. Sie verwies mich auf die Hoffnung, die Wohnung einer Diakonissin einnehmen zu dürfen, die die Anstalt verließ, jedoch den Ort ihres bisherigen Wirkens noch nicht geräumt hatte."

"Beim Hinausgehen zeigte mir die Gräfin auch schon die Zelle, die Schwester Amanda bewohnt hatte und die ich künftig mit einer Andern zu theilen haben würde. Es war ein schmales Zimmer nur von Einem Fenster. Sehr hoch, von zwei Betten und wenigem Geräth. Der Eindruck war etwas kahl und im Hin-

blick auf das öde, rings die Anſtalt umgebende Feld dem Gemüth wenig entgegenkommend. Meine künftige Mitbewohrerin nannte man nach der für Proteſtanten etwas ſonderbaren, den Katholiken nachahmenden Weiſe Schweſter Juliane. Dieſe ſaß gerade, als wir ohne anzuklopfen eintraten, und ſchrieb. Es war eine kleine, nicht eben ſehr anmuthige Geſtalt mit einem auffallenden ſchwarzen Augenpaar, das uns etwas ſtarr begrüßte, wie wenn unſre Störung ihrer Arbeit ſie überraſcht und erſchreckt hätte. Auf einige Fragen der Gräfin antwortete ſie kurz und beſtimmt. Ich kann nicht ſagen, daß ich mich in den Gedanken, mit dieſem jungen Mädchen künftig zuſammenleben zu ſollen, ſogleich gefunden hätte. Vielleicht hat auch noch eine Veränderung ſtatt.« —

So hatte Conſtanzens Bericht vom Friedenthal gelautet. Er gab ein Bild der Verhältniſſe, in die ſie den nächſten Sonnabend einzutreten von einem freundlichen Billet der Vorſteherin aufgefordert wurde. Das kirchliche Abendmahl des gleich darauffolgenden Sonntags-Gottesdienſtes hatte die Gräfin mit Sinnigkeit gleich als eine durch dieſe Anordnung mögliche ſymboliſche Begrüßung der jungen Novize bezeichnet.

Es war Mittwoch. Auf Donnerſtag wurde

Wolmar erwartet. Auf Freitag hatte Ottilie eine Einladung zu einem Ball erhalten, auf den sie gern Constanzen überredet hätte noch einmal mitzugehen. In ihrer von Stunde zu Stunde sich steigernden Angst und Unentschlossenheit war Constanze nur noch gegen solche äußerste Widersprüche gegen das ernste Vorhaben, das sie in diese Stadt geführt hatte, eines Widerstandes fähig. Sie lehnte diese Zerstreuung ab. Sonst aber befand sie sich in dieser bekannten so peinlichen Lage, wo zwei Möglichkeiten mit dem mächtigsten Nachdruck gleich einschmeichelnder Ueberredung unsern Willen anziehen und wir wie gefesselt und kraftlos in der Mitte stehen. Wolmar, wirklich nur er allein, konnte hier helfen.

Was man von Wolmar erfuhr, lag in den Umständen begründet. Er hatte an Freydank geschrieben: „Ich bitte Dich um Gotteswillen, sorge dafür, daß ich Constanzen nur wie durch einen Zufall wiedersehe, in einer Gesellschaft, vor Zeugen; es ist keine Kleinigkeit, was da der Zufall jetzt meinem Ehrgefühle zumuthet.“ Freydank fand diesen Vorschlag in der Ordnung und bat Ottilien alles aufzubieten, daß Constanze sich an dem Freitagsballe betheiligte. Das Haus, in das sie geladen waren, war groß, seine Räumlichkeiten waren

umfassend, die Gesellschaft zwanglos und nicht oberflächlich, Constanze hatte nicht nöthig zu tanzen; aber wenn irgendwo eine Wiederannäherung in der zu wünschenden Harmlosigkeit möglich war, so mußte sie dort geschehen.

Constanze, die sich zwischen den beiden Gegensätzen der Entsagung und der Freude nun wie in den Lüften schwebend vorkam und Jedem, der die Verhältnisse kannte, Mitleid abgewinnen mußte, hatte keinen Willen mehr. Sie ließ sich wirklich zu jenem Balle schmücken. Sie durchlebte mit Frau Angelika und Ottilien die ganze Aufregung, in die sich Frauen, und nicht blos die jungen, durch die Vorbereitungen auf ein solches „Vergnügen“ versetzen lassen. Sie traute dem Spiegel nicht, der ihr Bild in glänzender Toilette wiedergab. Sie kam sich vor, nicht wie zu einem Feste, sondern wie zum Tode geschmückt. Jede Blume, die ihr angelegt wurde, erschien ihr ein Verbrechen, jeder Edelstein eine Anmaßung, jedes Veh eine Beschämung, und als schon der Wagen vorrollte, um die beiden reizenden Erscheinungen an den Ort der Freude zu entführen, hielt sie an der Thüre inne, riß sich die Blumen aus dem Haar, die Schleifen und Bänder vom Kleide und rief: Nein, nein, ich kann

ja nicht! Laßt mich doch! Ich bin wahnsinnig! Was soll das?

Ottilie sprach ihr Muth zu. Frau Angelika rümpfte die Nase und wurde ungeduldig, weil sie alle drei sich ohnehin schon verspätet hätten. Sie selbst zeigte sich in einem rauschenden Seidenstoff. Vinder, mit der Steuermarke Nr. 714. am Halse, war in seiner Nachtruhe gestört und winselte. Es war ein Zustand der Verwirrung und Unentschlossenheit, der über Constanzens Kräfte ging. Auch über Ottiliens; fast ungeduldig sagte diese: Wie kann man! Wie kann man! Constanze! Ermannen Sie sich!

Constanze saß stumm und blickte in die letzte der Kerzen, die noch so lange am Spiegel brannte, bis die Damen sich sollten entfernt haben.

Ich gehe morgen selbst zur Gräfin Rumpfing und erzähle ihr Alles! tröstete Ottilie.

Constanze stützte ihr Haupt und sah starr vor sich hin. Es war ihr als wandelte sie auf einem schwindelnden Wege, der doch wieder kein Weg war. Vor ihren Augen lag immer Friedenthal, dehnten sich immer die Corridore und Säle, wo auf Strohmatten leise hin im Dunkeln Gestalten huschten, um Sterbenden die letzte Hülfe zu bringen. Es zog sie und zog,

wie es den Wahn der Verzweiflung ziehen muß, wenn er ruhig in den Tod geht, ruhig von einem Thurme sich stürzt, ruhig in die Wellen springt.

Der Major machte diesem Zustand ein Ende. Er kam mit der ihm vom Justizrath aufgetragenen Meldung, Welmar wäre vor einigen Stunden angekommen und in Begriff mit Freydank auf den Ball zu kommen. Freydank bäte die Damen, sie möchten sich nicht verspäten.

Die Wirkung dieser Meldung elektrisirte Ottilien und Angelika. Auch Constanze ließ mit sich geschehen was geschah. Sie folgte. Ein Ausweichen war nicht mehr möglich. Schon der Name des Geliebten hatte immer nur wie entwaffnend auf sie gewirkt. Von je konnte sie ihn nicht einmal nur nennen hören, ohne sich nicht sogleich wie willenlos zu fühlen. Wie konnte sie jetzt, wo er vor ihr stehen, sie anreden, sie mit den Erinnerungen an die süßeste Vergangenheit begrüßen sollte, noch zögern? Constanze ging auf den Ball; aber es war ihr doch als wär es der letzte, den sie je noch besuchen könnte.

## VII.

In Welmars Herzen sah es ähnlich aus, wie in Constanzens.

Wenn Welmar an Freydank von seiner Ueberraschung und seinem Erstaunen geschrieben hatte, so hatte Freydank noch keine Berechtigung, daraus Schlüsse auf Welmars erneute Hoffnungen zu ziehen. Er hatte nur einfach und in Eile geschrieben, binnen einigen Tagen würde er in der Residenz sein.

Welmar kam und fand sich auf die neue Wendung, die Freydank seinem Leben geben wollte, noch völlig unvorbereitet. Constanze, hatte es geheißen, erwarte ihn voll Sehnsucht, dieselbe Constanze, der selbst in der Entsagung oft noch all sein Denken (sein Träumen ohnehin) gehörte. Er prüfte dies Glück, er erschrak vor ihm. Er mußte voraussetzen, daß die kurze und verstandesmäßige Art seines Freundes, mit Fragen des Gemüthes umzuspringen, aus dieser

Versicherung mehr spräche, als vielleicht der zarte Sinn seiner Freundin. Constanze war im Begriff, einen schweren Beruf anzutreten. Es war kein Klostergelübde, das sie ablegen wollte, allein soviel durfte er schon voraussetzen, daß ohne seine einstige Entfernung von Constanzen dieser Entschluß nicht würde stattgefunden haben. Bedenklich war es schon, daß der Gedanke an alle mit dem von Constanzen gewählten Berufe verbundenen Mühseligkeiten der einzige Regler seiner Entschließungen zu werden schien. Er mußte sich voll Befremden fragen: Das, das nur empfindest du?

Wolmar empfand für Constanzen die alte Liebe, aber er bemerkte, daß er kaum den Muth haben würde, ihr diese noch zu gestehen. Deßhalb weil Constanze jetzt plötzlich in eine Lage gekommen war, die ihn sicher stellen konnte in einer Ehe, die unter seinen sonstigen Verhältnissen unmöglich war, deßhalb sollte er jetzt zu dem einst verschmähten Gegenstande seiner Liebe zurückkehren? Er stand wie taumelnd, wenn er sich prüfte, ob er die Kraft haben würde, so Constanzen unter die Augen zu treten. Er schien sich sprachlos, wenn er das Wort suchte, mit dem er zuerst wagen könnte, Constanzen anzureden.

Auch nach Freydanks Berechnung war diese

Schwierigkeit vorauszusehen. Aber in seiner Art hatte der auch schon ein Mittel gefunden, ihr abzuhelfen. Wo mar war kaum angekommen, als er von Freydank, dem Vielbeschäftigten und zu einer Begrüßung gerade wegen Empfangnahme und Anlage des neuen Vermögens seiner Clientin Constanze nicht Disponiblen, nur eine schriftliche Einladung fand, an dem bewußten Balle Theil zu nehmen. Dort würde er sogleich Constanzen finden. Unter dem Gewühl der Freude und Lust, schrieb er, würde die Anknüpfung am aller ersten wieder den natürlichen Faden finden, um vom Conventionellen zur Vertraulichkeit überzugehen. Welmar fand darin wie in allen solchen und ähnlichen Voraussetzungen Freydanks Vernunft und Kenntniß der menschlichen Schwächen bewährt genug. Er rüstete sich auch, Freydanks Einladung zu folgen. Er kam in den Nachmittagsstunden an, ordnete die Zurüstungen seiner Toilette, ging um acht Uhr wirklich an das bezeichnete Haus, wo er längst eingeführt war und wo auch er mit tausend Freuden würde empfangen worden sein. Allein schon ein Blick auf die erleuchteten Fenster scheuchte ihn zurück. Er hatte den Muth nicht die Treppe hinaufzusteigen. Es hielt ihn etwas zu-

Romantik gesellten sich alle die abgestandenen Reste des Repertoirs von ehemals. Iffland schilderte deutsche Duodezzustände an den Höfen, die veraltet waren und ganz neuen Untugenden und Umtrieben der Fürsten und Beamten Platz gemacht hatten. Diese edlen Justizräthe und Präsidenten paßten wenig für eine Zeit, in welcher die Untersuchungscommissionen über demagogische Umtriebe niedergesetzt wurden. Dann brachte das neue Repertoir die patriotischen Stücke, in welchen die Begeisterung von 1813 und der Triumph von 1815 kein Ende nehmen wollte, Stücke, wo alle Personen die Kokarde trugen und jeder junge Liebhaber früher freiwilliger Jäger gewesen war und Anspruch auf das eiserne Kreuz hatte. Die Kosacken wurden in diesen Stücken noch immer als Brüder behandelt und freisinnige Idealisten als Projektenmacher, von denen im letzten Act herauskam, daß sie schon einmal gestohlen hätten, oder sie wurden als vierschrötige Turner ausgelacht. Die militairischen Spektakelstücke lösten die alten Ritterstücke ab. An die Stelle Wallensteins oder Ottos von Wittelsbach kamen der alte Dessauer, Friedrich der Große, wunderthätige Feldmarschälle, die das tragische Schicksal in der Patrontasche trugen und es als Tags- oder Militairbefehl austheilten. Wachtparaden zogen in den Stücken auf, Trommeln wirbelten, Kanonen wurden abgefeuert, Bivouaks gehalten, kurz es war alles auf den Landsturm und die Einführung der allgemeinen Militairverpflichtung berechnet. Und trotz dieser erbärmlichen Richtung, die bald von der noch schlechtern der Vaudeville-Uebersetzer, mit welcher Angely und die Sieben Mädchen in Uniform aufkamen, abgelöst werden sollte, trotz dieser Unsumme von Trivialität war Börne kein Rigorist. Wo ihm eine natürliche, wenn auch noch so leichte

Univ. Bibl. München

rück, etwas, was sich durch keine innere Ermuthigung überwinden ließ.

Wolmar ging in ein benachbartes Kaffeehaus und trank eine Tasse Thee. Beim Mustern der Zeitungen fielen ihm Nachrichten auf aus einer östlichen Provinz des Königreichs. In den höhergelegenen Theilen desselben war jene grauenhafte Epidemie ausgebrochen, die wir unter dem Namen des Hungertyphus kennen. Eine schon lange unter dem Druck der unglaublichsten Entbehrungen lebende Bevölkerung war die Beute einer Harpye geworden, die täglich Hunderte von Opfern forderte. Ganze Ortschaften entvölkerten sich. Kinder irrten obdachlos ohne die Angehörigen, die dahingestorben waren halb freiwillig, um mit den Nahrungsmitteln, die sie verschmähten, noch einige Tage das Leben der Ihrigen zu fristen. Alle Schrecken einer Epidemie, die Schrecken der moralischen Verwilderung, der Verläugnung menschlicher Regung, der Schrecken der Muthlosigkeit und einer thierischen Ergebung in ein nicht mehr abzuwendendes Schicksal hatten sich über einen Landestheil verbreitet, der schon lange außerhalb einer dem ganzen Publikum ersichtlichen Controle lag. Wolmar las erschüttert den Hülferuf der Localbehörden, die endlich eingestanden, was

die Provinzialregierung ſelbſt in dem düſtern Lichte der Wirklichkeit lange nicht hatte ſehen wollen. Nun lag ein Zuſtand offen zu Tage, der jedes fühlende Herz in Aufregung verſetzen mußte. Im neunzehnten Jahrhundert, mitten in unſrer ſo hoch geprieſenen Civiliſation, mitten in den außerordentlichen Anſprüchen, die der auf die ſpeciellſte Fürſorge für das Wohl ſeiner Angehörigen ſo eiferſüchtige Staat an ſeine eigne Würde und Erhaltung macht, erlebte man Erſcheinungen, die an die hülfloſeſte Zeit des Mittelalters erinnern. Die Behörden, die Hülfscomités, die Geiſtlichen forderten nicht nur auf, der bedrängten Bevölkerung Gaben der Liebe zu ſenden, Geld, Kleidungsſtücke, Nahrungsmittel, ſondern auch die ärztliche Welt wurde dringend angefleht zu Hülfe zu kommen und den Verheerungen der Seuche mit der Kraft der Wiſſenſchaft und der Aufopferung des Berufes entgegenzutreten.

Wolmar ſah nachdenklich auf das Blatt. Die Worte: „Junge Aerzte, die den Beruf fühlen, der leidenden Menſchheit die Hand zu reichen —“ ſchienen, elektriſch ihn berührend, wie auf ihn berechnet. Was konnte ihn zurückhalten, ihnen Folge zu leiſten? Eine Liebe, die ihm Lebensausſichten bot unter Bedingungen,

die ihm jetzt verächtlich erscheinen mußten? Du sollst, sagte er sich, jetzt zu einem Auge wieder aufblicken, dessen milder Glanz über dich nur Mitleid ausströmen würde? Du sollst ein Bekenntniß, das du einst beherrschen konntest, jetzt aussprechen mit den Lippen, die entweiht wurden durch die gedankenlosen und berechneten Huldigungen, die Du hier in diesen Gesellschaften Wesen brachtest, die Du nicht liebtest? Geld, Geld soll dich zurückführen an die Schwelle eines Heiligthums, das Du einst entweihtest, indem Du vor der Armgewordenen flehst?

Und wenn auch der magnetische Zug der Sehnsucht und Hoffnung ihn noch einmal nach dem glänzend erleuchteten Hause zurückführte, wenn er auch unschlüssig schon auf der mit Blumen geschmückten Treppe stand und sein Ohr die heiteren Klänge der Tanzmusik seinen Willen fast schon verlockend auffing, die Kraft konnte er sich nicht geben, wahr zu machen, was man von ihm voraussetzte. Er kehrte wieder in jenes schon einsamer gewordene Kaffeehaus zurück, las beim schon matteren Lichte der Gasflammen noch einmal die Aufforderung an den Heroismus junger Aerzte, ging in seine Wohnung und beschloß, am nächsten Morgen sich von allen Verlockungen seines Ehr-

gefühls für immer loszureißen. Conſtanzen jetzt von Liebe zu ſprechen, ſchien ihm eine Entweihung des Glaubens an ihren Werth. Dies ſchrieb er kurz und beſtimmt an Freydank, benutzte raſch ſeine noch von dem letzten Ausflug vorhandene Reiserüſtung und ging mit dem nächſten Eiſenbahnzuge, ohne ſich durch Abſchied aufs Neue in eine Gefahr für die feſte Behauptung ſeines ſittlichen Gefühls zu verſetzen, in jene unglückliche Provinz ab. Die Fahne meines Berufs winkt! ſchrieb er, wie aus Rieſenarmen ſich losreißend, an Freydank. Ich liebe Conſtanzen, aber verlangt von mir nicht, was jetzt unmöglich iſt! — —

Es war Sonnabend gegen Mittag, als Conſtanze in vorſichtigſter Mittheilung dieſe Wendung erfuhr. Am Abend ſchon ſchlief ſie zum erſtenmale im Friedenthal unter Einem Dache mit den Kranken und Sterbenden.

## Aus Constanzens Tagebüchern.

— Es war mir beim Eintritt ein gutes Zeichen, daß mir ein Genesener entgegenkam, der eben die Anstalt verließ. Wie glücklich war das Antlitz des Mannes! Er trug ein Bündelchen mit Wäsche unterm Arm und ein anderes trug ein Freund, der ihn abgeholt hatte. Wie lächelten beide! Wie golden sah ihnen die Abendsonne ins Antlitz! Der Genesene konnte nur am Abend fortgehen, da sein Freund ihn nur dann abholen konnte, wenn sein Tagewerk vorüber war. Es waren zwei Arbeiter, vielleicht Brüder. Der Eine stützte den Andern und geleitete ihn ins Leben zurück. Segnet das Geschick und danket dem guten Geiste, der Euch behütet hat. Dankt ihm mit Eurer Freude!

Ich hatte eine erquickende Nacht. So gut schlief ich seit lange nicht. Schwester Juliane, bei der ich doch wohne, war schon in ihren Functionen, als ich erwachte. Man hatte mich nicht wecken wollen. Einfach und eng ist das Zimmer, kahl die Wand, hart das Lager; ganz so, wie es sein muß, um sich bei den Interessen seiner eignen Person nicht mehr aufzuhalten.

In die Kirche ging ich, aber am Nachtmahl mocht' ich noch nicht Theil nehmen, obgleich die allgemeine Beichte der Bewohnerinnen des Hauses verbergina. Ich fühlte mich, sagte ich, noch nicht in der Stimmung, Gott mit mir ausgesöhnt und mich mit mir selbst ganz einig zu denken. Man fand meine Weigerung nicht auffallend und ich denke, in einem Krankenhause wird bald die Gewohnung kommen, etwa einen Zorn auf Gott, etwa einen tiefsten Aufschrei des Unglaubens an seine Führung für eitel Thorheit zu halten.

---

Schweſter Juliane führte mich an die Betten, die ich gemeinſchaftlich mit ihr bedienen ſoll. Die Vorſteherin war nicht zugegen. Der Arzt ließ ſich, als ich in einen weiblichen Krankenſaal eintrat, nicht ſtören, ſondern ſchrieb ruhig an ſeinen Verordnungen weiter. Ein kurzer prüfender Blick auf mich genügte wohl dem Menſchenkenner, meinen guten Willen zu muſtern. Er hatte Eile, das große Haus zu durchwandeln und ſeine Aufmerkſamkeit gehörte ungetheilt den Leidenden, deren Zahl für einen noch auswärts beſchäftigten Arzt und zwei Nebenärzte faſt zu groß iſt. Die Verordnungen waren deutſch. Ich lernte dadurch Heilmittel kennen und ihre Beziehung zu denjenigen Krankheiten, deren Symptome ich beobachten mußte. Die beiden Schweſtern in der Apotheke erſchienen mir, wie ſie die ihnen von mir zugetragenen Blätter überlaſen und ruhig an die Bereitung der Arzneien gingen, wie zwei Prieſterinnen. Nach der Sage war Aeskulap, wenn er zu den Kranken ging, begleitet von ſeinen Töchtern.

Ich bin zwei Tage in der Anſtalt und lebe ſchon für nichts mehr, als meine Kranken. Ich ſehe, daß ſie ganz auf mich angewieſen ſind, daß ihr erſter Blick beim Erwachen auf mich fallen will, daß ich ihre Hand, ihr Mund, ihr Alles bin. Wie glücklich das macht! Sie leiden an äußern Schäden und ſind vor Kurzem erſt operirt worden. Sie plaudern gern und ich freue mich, ihnen meinen Antheil zu verrathen. Jedes von ihnen hat ein Lebensſchickſal. Wie ſie ſo ruhig liegen, ſcheint Jeder von ihnen zu glauben, ſein Leos erfülle die Welt und ſein Herz bilde den Mittelpunkt des Ganzen. Erſt die Bildung giebt uns Verallgemeinerung und lehrt uns, in ſolchen äußerſten Fällen uns faſt ganz in den auch leidenden Andern zu vergeſſen.

Der erſte Schmerz! Man wechſelt die Stationen. Ich habe ein armes altes Mütterchen verlaſſen müſſen, das in die Stadt kam, ſich von einer Geſchwulſt heilen zu laſſen. Wie gern hörte ich ſie von ihren Kindern daheim erzählen und von ihrem Sohne, der im Dienſt eines Gutsbeſitzers ſteht und ſoviel erſpart hat, ihre Heilung bezahlen zu können! Gutes Mütterchen, ich will nicht wünſchen, daß Schweſter Adelheid Dir nicht ſo gern zuhört. Adelheid iſt kalt und verdrießlich.

Ich bin bei Kindern. Sie erfordern wohl die meiſte Geduld und können recht ermüden. Das ſchreit und weint und lacht und der Todesengel ſitzt ſo harmlos unter ihnen und ſie ſpielen mit ſeiner Senſe, die ſo ſcharf iſt. Ich fürchte mich vor meinem erſten Todten. Unter dieſen Kindern ſind Einige, die bald ſterben müſſen. Sie ſind nur Flämmchen, die im Erlöſchen ſcheinen, und doch ſpielen ſie mit ihren blaubleichen magern durchſichtigen Fingerchen noch auf der Bettdecke mit Reiterchen und Pferdchen und achten Erde oder Himmel gleichviel, wenn es nur zu ſpielen giebt, dort wie hier.

Erfindung Lachen entlockte, da gab er ſich harmlos hin und ſelbſt von Kotzebue ſagte er: Da haben ſie mir meinen allerliebſten unerſetzlichen Kotzebue todt geſtochen! Börne war beſonnen genug, die Vielſeitigkeit ſeines Talentes anzuerkennen, wenn er ihn auch mit der bitterſten Lauge übergoß, wo er ſich herausnahm von uns für ſeine erlogenen Thränen Mitgefühl zu fordern. So oft die Gemeinheit eines Kotzebue erhaben werden will und ſeine Laſterhaftigkeit empfindſam, iſt er auch ihm unerträglich. Von Raupach, der ſich damals erſt entwickelte, hatte Börne ein wenig ſchmeichelhaftes Vorgefühl. Doch ſoll er ſpäter einige ſeiner Dramen; z. B. Taſſos Tod nicht ohne Intereſſe geleſen haben.

Der rein politiſche Maaßſtab, angelegt an die Kunſt, hätte Börne zu jenen Einſeitigkeiten führen können, denen z. B. W. Menzel in ſeiner Kritik ganz anheimgefallen iſt. Börne unterſchied ſehr wohl den praktiſchen Geſichtspunkt von dem theoretiſchen. In Dem, was ihm praktiſch verwerflich ſchien, hat er ſicher auch immer das Rechte getroffen. So empörte ihn in unſrer dramatiſchen Literatur dieſes Element des Alleruntherthänigſten, empörten ihn dieſe Katzenbuckel, welche der Bauer vor dem Schulmeiſter, der Schulmeiſter vor dem Paſtor, der Paſtor vor ſeinem Patronen macht. Der Einwand, daß in dieſen häßlichen Beleidigungen der Menſchenwürde doch unſre Sitten getroffen würden, genügte ihm nicht. Iſt dieſe Hundedemuth da, ſo iſt das Mittel, ſie auf der Bühne lächerlich zu machen, noch immer nicht wirkſam genug, ſie auszurotten. Börne tadelte, daß unſre gehorſamen Diener von Dichtern die Fürſten immer edel und gut auftreten laſſen oder, wenn ſie doch nicht gut und edeln handeln, die Schuld auf ihre ſchlechte Umgebung werfen. Die Unſchuld,

Ich habe meinen ersten Todten und bin tief erschüttert. Ich sah dabei auch meinen Vater wieder und meine Mutter. Die Mutter sah ich als Kind nur krank, nicht sterbend; man entfernte mich. Der Vater ging am Schlaganfall rasch und war mir genommen wie ein Traum. Meinen Pflegling aber fand ich schon in stillem Erlöschen. Er ging langsam, sehr langsam hinüber und hat mich fast mit verzehrt. Schwester Adelheid tadelt mein allzulebhaftes Mitgefühl.

Ich bin nämlich zu Männern gekommen. Der Eindruck iſt beklemmend genug. Einen Einzelnen in einer Zelle würd' ich ohne Beklemmung pflegen können, aber Männer in Vereinigung überwältigen uns, auch wenn ſie ſterbend auf dem Lager liegen. Ich fühlte dabei den Stufengang der Heranbildung zum Pflegeamte. Dies Eintreten eines Weibes in einen Saal von zwölf leidenden Männern hat für ein Weib etwas furchtbar Erdrückendes und die Liebe allein reicht nicht aus, um ſich dabei aufrecht zu erhalten. Man muß viel abſtreifen von dem, was zu unſrer Natur gehört und ich erkenne recht, daß man wenn auch nicht ſo kalt und ſtreng werden kann wie Schweſter Adelheid, die mich in Allem unterrichtet und anleitet, doch in ſeiner Sorge ſo mechaniſch werden muß, wie — ich will Niemanden nennen. Ich glaube, ich ſehe und beurtheile noch Alles von einem Standpunkte, der nicht mehr hieher gehört.

Mein erster Todter bringt eigene Wirkungen auf mich hervor. Es war ein junger Arbeiter, dessen Eltern in der Ferne leben; er starb an der Zehrung. Sein Bewußtsein verließ ihn erst in den letzten Kämpfen des Körpers. Die Agonie dauerte einige Tage. Verliefe jeder Tod so regelmäßig, wir hätten die Unsterblichkeit bewiesen in der Hand. Denn für jeden Stoß der auskämpfenden Hülle des Geistes sieht man, wie der Geist selbst wächst und nur nach Freiheit ringt. Ein solches Ende ist Verklärung. Ich beobachtete ruhig und auch des Nachts. Am Tage sollt' ich beten und aus der Bibel lesen. Ich that es. Des Nachts genügte ein Blick meiner Augen, der matte Schimmer der Lampe und das stille Schweigen. Ach, die Ruhe ist so göttlich. Kein Wort und wär' es das heiligste vermag die Heiligung zu geben, die im Schweigen liegt, im Schweigen zweier Menschen, die sich anblicken und sich in treuem Bunde wissen. Hier freilich Gruß und Abschied! . . Rings Mitleidende, die schlummerten. Mein armer Wendt, so hieß er, wachte, schwieg und athmete kurz, immer bis die Anfälle kamen.

Dann war die Prüfung für mich hart. Aber ich hatte Muth. Ich überwand mich, auch wenn Ruhe über ihn kam, seine Hand zu halten. Er drückte sie. Es war sein stummer Dank.

Seit sie den armen Wendt aus dem Saale trugen in die Todtenhalle, seh' ich mich eigentlich zum Erstenmale in meinem Zimmerchen um. Ich habe das Bedürfniß, es trauliher zu finden, als es ist. Auch im ganzen Hause vermiß' ich etwas, was vorhanden sein sollte und wär's an ihm gelegen ein Garten mit nur einem einzigen kleinen Schattenplatz, in dem man aus voller, voller Brust einmal wieder aufathmen könnte. Wie kahl das Alles ringsum! Casernenartig, leer und ohne Poesie! Die steinernen Kreuze und Cherubimköpfe an den Portalen geben die Wärme nicht, nach der das Herz sich hier sehnt. Auch die Gnade und die Wiedergeburt, die der Geistliche lehrt, will einen andern Eingang haben ins Gemüth als diese nur rein innerliche Betrachtung und ewige Reflexion über unsre Sünde. Ich erschrecke hier das Wort Sünde so oft zu hören! Ist es mir nicht schon vorgekommen, als wollte man die Krankheiten und Leiden, die hier die Unglücklichsten der Erde drücken, Folgen der Sünde nennen? Es ist fast, als müßten

die Armen ſich ihrer Leiden ſchämen und als wäre ihr Leiden eine Strafe, ihre Heilung nur eine Mahnung ſich zu beſſern! Gott will es ohne Zweifel ſo angeſehen haben, aber darf das ein Menſch dem andern ſagen, das ein geſunder Menſch dem Kranken!

Mit meiner Zimmergenoſſin Juliane möcht' ich gern mich über Vieles verſtändigen. Sie iſt mir nicht unheimlich mehr, aber auch nicht verwandt.

Wir erhalten eine theoretische Anleitung, die ganz vortrefflich ist. Wir sitzen in einem Auditorium wie die Studierenden. Schwester Hedwig vom Rheine, die zu unserm Berufe eine wissenschaftliche Anleitung empfangen hat, pflanzt ihr Wissen auf harmlose Art fort und die Nebenärzte unterstützen sie. Der Bau des menschlichen Körpers wird erklärt und der Sinn für eine rationelle Behandlung der Krankheiten entwickelt. Der praktische Gewinn ist groß. Wir sehen von den Personen, die wir pflegen, sehen ganz ab und denken, wie die Aerzte selbst, mehr an das Uebel, das wir bekämpfen. Einige Hörerinnen scheinen mir stumpf, andere sind sehr aufmerksam. Man kann immer gewiß sein, daß unser Geschlecht nichts Geringes leistet, wenn man nur Vertrauen zu ihm faßt und ihm das Werthvollere und Tüchtige zumuthet.

Eine etwas salbungsvolle Phraseologie der Schwester Hedwig stört mich. Sie sollte wirklich die Auffassung des Geistes, in dem wir wirken, uns selbst überlassen. Auch sie thut, als wenn die Krankheit

eine Folge der Sünde wäre. Nun ja, wir mögen ein gefallenes Geſchlecht ſein, allein das Paradies, das wir verſcherzten, iſt ſo ururalt; was können die Enkel Adams darunter leiden, daß unſere Hinfälligkeit einſt eine Folge ſeines Leichtſinns war? Das iſt ſo ſchön an den Aerzten, auch an denen, die uns zuweilen einen Vortrag halten, daß ſie eine natürliche Anwaltſchaft haben für den Menſchen als ein in der Vollkommenheit möglichſt zu erhaltendes ſchönes Kunſtwerk der Natur. Sie ſtehen dem Menſchen bei gegen den Dämen der Krankheit, bekämpfen die Krankheit als eine Anomalie der Natur, die ſie allein haſſen. Ihr ganzer Aufwand an Verwürfen, die ſie dem Kranken machen, beſteht darin, ihm Liebe zu ſich ſelbſt einzuflößen, Sorge für das beſſre Wohlergehen ſeines an ihn gebundenen großartiggeheimnißvollen Naturverlaufes.

Die ſo ſeltne Anweſenheit der Gräfin Ampfing bei allen unſren Verhandlungen, mit Ausnahme des Gottesdienſtes und der Mahlzeiten, erklärt ſich plötzlich. Wir glaubten ſie von den Beſuchen, die das Haus oft zu ſehr beſtürmen, von den Honneurs, die ſie den Fremden zu machen ſich nicht nehmen läßt, angegriffen und leidend. Wir deuteten ihre längere Zu-

rückgezogenheit und die abendlichen Ausfahrten, die ſie machte, auf Rückſichten, die ſie zur Befeſtigung ihrer Geſundheit zu nehmen hat. Seit heute haben wir die Aufklärung. . . Ja, das war ein Rennen und Laufen um die eilfte Stunde Vormittags, ein Kopfzuſammenſtecken, ein Erſtaunen. . . Unſre Verſteherin iſt ja Braut.

Braut! ... Es macht doch einen eignen Eindruck, ſich eine Ablöſung von der ernſten Aufgabe dieſes Krankenhauſes durch ein weißes Spitzen-Kleid und einen Myrtenkranz zu denken. Ich gehöre nicht zu jenen Proteſtanten, deren Gemüthsſchwäche und Abneigung gegen Nachdenken über religiöſe Dinge in einem geheimen Einverſtändniſſe mit dem Katholicismus ſteht; aber ich finde, daß wenn man einmal wie hier die Krankenpflege zu einer Pflicht der Religion gemacht hat, die kirchliche Regel und das Ordensgelübde etwas unendlich Ehrwürdiges haben. Wie das gedankenlos und zerſtreut macht, zu wiſſen: Die Verſteherin verläßt uns, um den Grafen von M. zu heirathen! Eine Braut kann ja ſchon lange, lange an nichts denken, als an den Mann, den ſie liebt. Ich wünſchte, die Gräfin verließe uns bald.

Zum erſten Male hab' ich einen gewiſſen Zug verſtanden, der regelmäßig um die Lippen meiner nicht ſchönen Zimmergenoſſin Juliane liegt. Sie iſt ſpöttiſch, ohne zu ſpotten. In ihrem Lächeln lag früher etwas, was mich verwundete. Meine Stimmung war

noch nicht darnach ihr Lächeln zu verſtehen. Jetzt fand ich ihr Lächeln angenehm. Sie zog die Mundwinkel auf eine eigne bittre Weiſe, als ſie mir ſagte: Sie wiſſen es alſo auch ſchon? Ja, die Gräfin iſt Braut.

---

in der z. B. Leſſing ſogar in der Emilia Galotti den Fürſten erſcheinen läßt, mußte ihm um ſo bedenklicher vorkommen, als die Harmloſigkeit eines Fürſten bei einem ſo notoriſch ſchlechten Untergebenen, wie Marinelli einer iſt, unglaublich wird. Freilich war es die Weiſe des 18ten Jahrhunderts die Fürſten zu ſchonen und nur die Miniſter anzugreifen; erſt im 19ten Jahrhundert wagte man ſich an die Fürſten ſelbſt.

Börne bemerkt ſehr richtig, daß die Luft, in der allein ein dramatiſches Talent gedeihen kann, politiſche Freiheit iſt. Wo kein öffentliches Leben herrſcht, muß nicht nur der dichteriſche Ausdruck ſeiner natürlichen Kraft beraubt werden, ſondern die Geſtalten werden auch nicht den freien Geiſt ureigenſter Perſönlichkeit athmen: Rückſichten entnerven die Sprache und laſſen die Malerei des Lebens ſich nur in dämmernden Andeutungen ergehen. England, ſo groß durch ſeine dem Einzelnen geſtattete politiſche Freiheit, hat darum auch nie aufgehört, ſelbſt beim unläugbar dort herrſchenden Verfall der dramatiſchen Kunſt Stücke zu zeitigen, die eine feine Charakteriſtik, eine tiefe Menſchenkenntniß verrathen. Börne bemerkt dies ſelbſt bei Gelegenheit des Cumberland'ſchen Juden und des Grafen von Eſſex. Ein Engländer kann in ſo nebelhafte Allgemeinheiten und unmögliche Spezialitäten, wie ſie die deutſche Bühne ſchildert, nie gerathen, weil ihn der freie Gebrauch ſeines Daſeyns das menſchliche Daſeyn überhaupt richtiger verſtehen lehrt. In neueſter Zeit iſt das Drama in England durch den vorherrſchend epiſch-lyriſchen Charakter ſeiner Dichter ſehr geſunken und dennoch was wir von Engliſchen Stücken überſetzen zeichnet ſich doch immer noch durch eine klare und täuſchende Lebenswahrheit aus, ſo die Gebrüder Foſter, der Bucklige, Bulwers neueſte Dramen und man-

Juliane fängt an, mich für ſich einzunehmen. Wenn ich früher nur flüchtig einen Blick aus ihren hellglänzenden ſchwarzen Augen erhaſchte, erſchien ſie mir wie ein Kobold. Ich fürchtete ſie. Jetzt find' ich ihre Art angenehm und ihre ewiggleiche Ruhe, die ſtille, mit einem ironiſchen Zuge verbundene Art, wie ſie ſich ihren Pflichten unterzieht, intereſſirt mich. Sie iſt herb ohne damit verwunden zu wollen. Und ihr Verſtand ſcheint noch lebhafter und freier zu denken, als ſie ſichs merken läßt.

Unſre Gedanken über den Brautſtand der Gräfin, der großes Aufſehen macht und in der ganzen Stadt beſprochen werden ſoll, ja ſogar als eine unerwartete Ueberraſchung ſelbſt den hohen Gönnern des Hauſes nicht genehm gekommen iſt, führten uns endlich näher. Ich bin vier Wochen ihr ſo nahe, ſo mit jedem Athemzuge, ſchlafend, mich ankleidend, nähend, ſchreibend, leſend, dicht neben ihr und ſie ebenſo, beide ſind wir voll Höflichkeit und einer Art ausweichenden Aufmerkſamkeit geweſen, die mir die Stimmung ſchon höchſt peinlich und beklemmend machte, und erſt geſtern in

ſtiller Abendſtunde ſprach Schweſter Juliane in längerer Rede eine Meinung gegen mich aus, die mich erregte. Sie ſagte: Sie glauben nicht, was ich die Comteſſe glücklich preiſe! Es muß ihr ſein, als wenn ihr ein Alp vom Herzen ſpränge! Die Strenge und Kälte, die ſie uns zeigte, war ja keine natürliche. Sie litt an den Vorurtheilen ihres Standes, aber ſie beſitzt ein gutes Herz, dem kindliche Freude über alles gegangen wäre, wenn man ihr dazu die reichere Gelegenheit gebeten hätte. Ihr Eintritt in dies Haus war eine Modeſache. Gewöhnt zu repräſentiren fand ſie ſehr leicht die Formen, die ſich für dieſe Räume geziemten. Sie findet jetzt noch in ihren ſpäteren Jahren einen Mann, der ſie verehrt und liebt. Sie wird, da ſie gutmüthig iſt, glauben, ſie trenne von dem Beruf, den ſie hier übernommen, ſich mit ſchwerem Herzen; aber das Herz iſt ihr leicht. Glauben Sie mirs, ſie iſt glücklich, wieder der regelmäßigen Welt anzugehören, wenn ſie's auch nicht Andern und nicht einmal ſich ſelbſt geſteht.

Ich konnte mich aber dieſer leichten Auffaſſung doch nicht fügen. Ich achte Julianens Meinung, aber ich zürne der Gräfin und weiß nicht warum.

---

Ich lerne den innern Bau des Menschen kennen. Es ist nur der Stamm, auf dem die Seele blüht. Diese Blüthe soll mir nicht verloren gehen unter den Aesten und Zweigen, Wurzeln und Fasern, die uns, ich sehe es, so kunstvoll aufrecht erhalten. Inniger nur vergegenwärtige ich mir, was in uns dennoch einer unendlich andern Welt angehört.

Wie kommt in unsern Geist die Musik der Erinnerung? Ich will diese Töne nicht mehr hören, die von der schönsten Vergangenheit mir singen, und doch dämpft sie kein Wille, keine Kraft. Immer weil' ich wie in einer von goldnem Sonnenlicht verklärten Ferne, immer blitzt die grüne Woge des Rheines auf und wie von tausend Harfen klingt es das Lob der süßesten Stunden wieder.

Unwiederbringliche, wart ihr denn einst? Stand ich denn auf hohen Felsen und ruhte auf verfallenem Gemäuer, sang mit dem Hirtenknaben um die Wette, der die Kraft seiner Stimme am Echo zeigen wollte und hörte und belauschte nur Einen Ton, den der Sprache des Freundes, der eben noch mit dem Führer

unſrer Saumthiere unterhandelte und ſchon rief: Kommen Sie da! Von dieſem Punkt aus zeig ich Ihnen, was nur in Italien ſich wiederholen kann! .. Der Trachenfels! Immer ſteht mir das Bild vorm Auge, wie eine gemeinſchaftliche Reiſe von Bewohnern unſres Thales uns auf dieſe ſchöne Felſenwarte führte und wir nach einer glücklichen Umſchau über Fluß, Berg und ſonnige Ebene abwärts ſtiegen in das ſchöne bergumſchloſſene Thal, wo ſeine Hand mich ſtützen mußte, weil ich nur die ſteilſten Pfade aufſuchte, aufſuchte eben — um nur ſeine Hand zu fühlen!

Es iſt eine wunderbare Welt, was ſo geiſtig in uns lebt. Als ich ein Kind war, trat ich an der Hand des Märchenerzählers am liebſten in die ſchönen Gärten der Sage, wo von Springbrunnen zu Springbrunnen ſich neue Zauber offenbarten, Ruheplatz an Ruheplatz ſich reihte, wo Tempel mit offenſtehenden Hallen, in denen Edelſteine wie Sterne leuchteten, das ſtaunende und gläubige Auge begrüßten. So iſt mir das Andenken an jene Zeit des Geheimniſſes und der gegenſeitigen — Werbung, denn auch ich geizte nach dem Ruhme ihm zu gefallen. Ueberall blick' ich heilige, geweihte Plätze, an die ſich ein Wort, ein Blick knüpft, einfache Thatſachen, denen ja die Erinnerung der

Liebe unſichtbar ebenſo große Monumente baut, wie nur immer Völker der Erinnerung ihrer Helden.

Jede Stunde des Tags iſt im Kalender der Liebe eine geweihte. Der Morgen, der vom Abend zehrt; die Frühſtunde, die uns einen Gruß des Geliebten zum Fenſter hinauf ſchenkt wie eine emporgeworfene und erhaſchte Blume; der Mittag, der ihn ſo oft bei uns ſah; der Nachtiſch, bei dem er ſo anregend plauderte; der Nachmittag, wo ich ihn oft bei Freunden — ſuchte und es den Anſchein hatte, als dankte ich nur dem Zufalle die Begegnung; die Dämmerung, die wohl gar einen Spaziergang im Walde oder Felde ſchenkte, den ſeine Begleitung zu einem Wandeln wie in Düften machte; der Abend, der ihm ganz gehörte, auch wenn er nicht kam, wenn er nicht aus dem Schatten trat, den der Lichtring der Lampe im Zimmer warf und ſein ſüßes: Guten Abend! wie eine Erlöſung klang von der Spannung und Pein eines ganzen Tages.

Wem ſchreib' ich das? Den Kupferſtichen, die der Arzt auf unſerm Zimmer circuliren läßt, den aufgeſchnittenen Profilen todter Menſchen, den Muskeln und Arterien, die uns darſtellen ſollen halb als eine Pflanze, halb als eine Maſchine. Ich ſuche vergebens den Schmerz in dieſen Bildern, die Verzweiflung,

den Jammer der Täuſchung und die letzte Hülfe der Entſagung, des Muthes und des Willens, der vergeſſen muß und es würdig thun will.

Unermeßne Welt, die an Sichtbares nicht gebannt iſt! Wie ſpielſt Du zitternd dem Lichte gleich im nächtlich ſchweigenden Raum! Wie füllſt Du das All mit Stimmen ſo laut, als wenn ſich am Felſen Sturmfluth bricht, und Alles bleibt doch ſtill — bleibt ſtill — ſtill —

Dem unentdeckten Verbrecher, dem eine gnadenreiche Zeit zu Hülfe kam, seine Schuld zu vergessen, muß es oft beim fröhlichen Mahle, unter Lachen und Jubel im tiefsten Innern kommen, als stünde sein Fuß plötzlich vor einem Abgrunde und als würde dies, wenn er vorschritte, sein Letztes sein.

So such' ich das Vergessen. Aber mitten in der steigenden Gewöhnung an mein neues Leben zuckt ein plötzliches: Ists aber möglich? so krampfhaft durch die Seele, daß mir ein eben angefangenes Wort im Munde stockt, ein Gedanke abbricht und der muthigste Entschluß die Hand der Ausführung wie erlahmt in den Schooß sinken läßt.

Jedem Schmerz geht es so, der sich nicht ausgeweint und ausgerungen hat.

Gott, was iſt dies Leben! Wie viele im kräftigſten Alter ſeh' ich wie Lichtlein erlöſchen, wie viele die ſchrecklichſten Leiden erdulden! Wie gleichgültig wird das Auge beim Anblick des Blutes und der vielen natürlichen Dinge, die uns die Möglichkeit zu exiſtiren geben!

Es iſt ein Räthſel dies Leben! Ich ſah Italien — was ſoll dies Land? Ich ſah die Schönheit und Kunſt — wozu dienen ſie? Ich trug das ſehnſüchtige Verlangen nach Glück in mir — giebt es dazu Berechtigung in einer Welt, wo Menſchen mit Gebrechen geboren werden, zu denen ſie nicht einmal durch die Schuld ihrer Eltern — denn dann könnte ſie noch die Liebe zu dieſen aufrichten — ſondern nur durch eine zufällige Gedankenloſigkeit der ſchaffenden Natur kommen, gleich jenen im Ofen mißrathenen Gefäßen, die der Töpfer gleich zertrümmert oder zum Handel in die hintre Reihe ſtellt.

Nichts ſcheint zwecklos in der Welt. Selbſt das Schöne hat einen Zweck und mir ſcheint, die Natur denkt nicht äſthetiſch; auch das, was der Gewöhnung

unſres Auges ihr ſchönſter Schmuck dünkt, iſt nur praktiſch. Am Kranken- und Sterbebett fühlt man, daß wir einem großen Geheimniß dienen. Es rollt ein furchtbar erhabenes Schickſal über uns hinweg, wenn eben Einer geboren wird oder Einer ſtirbt. Das, was die Geburt lehren ſoll, heißt: Lerne gleich den Tod lieben, der iſt Deine Beſtimmung!

Schweſter Adelheid glaubt an die Exiſtenz des Teufels. Faſt möcht' ich manchmal ihren Glauben theilen, aber eben das, was ſie Prüfungen Gottes nennt, möcht' ich für das Werk des Teufels halten. Die Erde gehört mir oft ſichtbar einem Teufel, der Bau des Menſchen gehört ihm, die Natur gehört ihm. Kämpfen wir denn hier im Friedenthal gegen eine gute Macht, die uns ſo darnieder wirft, ſo geſchehen läßt, daß, wie ich heute ſehen mußte, einem Arbeiter, den man ſeiner Schwäche wegen nicht chloroformirte, ein in Brand gerathenes Bein abgeſägt wurde? Sollen wir dieſen Herrſcher über unſere Hinfälligkeit lieben? Wehren wir ihn nicht ab wie etwas Böſes und ſtärken uns im Hinblick auf einen in weiter Ferne hinter Allem, was geſchieht, thronenden guten Geiſt, als müßten wir durch das Elend der Hölle erſt hindurch zum Himmel?

Unſer ganzes Leben iſt Mühe und Pein. Unſer Geiſt ſpiegelt uns immer vor, als wenn wir Titanen wären und der kleinſte Unfall belehrt uns, daß wir thönerne Scherben ſind.

Es wäre grauenvoll, wenn gegen ſolche Zweifel nur zuletzt der Troſt — der Gewöhnung hülfe.

ches Andre, deſſen die Ueberſetzer ſich nur allzuraſch bemächtigen. Wie wäre in Frankreich dieſe ſchnell aufſproßende Blüthe des Theaters in neueſter Zeit möglich geweſen, wenn ſich nicht die Franzoſen einer politiſchen Freiheit rühmen dürften, die ihnen die ängſtliche Scheu deutſcher Dichter, die von hundert Süjets nicht zehn auf die Bühne bringen *dürfen*, benimmt? Unſre Dramen bewegen ſich meiſt in einer fictiven Welt, ſogar die Sitten und Charaktere der Luſtſpiele ſind nicht ächt und wahrhaft aus dem Leben gegriffen. Die Theatertradition ſchafft dieſe Huſarenoberſten und Rittmeiſter, dieſe Herren von Lammersdorf und von Saldern, dieſe Wirthſchaftsinſpectoren, dies ganze ſtehende Perſonal unſrer heitern Familiengemälde. Sie ſind aus alter Zeit überliefert, haben wohl Zopf und Perücke, Manſchette und ſeidnen Rock abgelegt, wiederholen aber immer noch ihre alten Abentheuer vom Jahr 1790; ſelbſt der Dialog hat ſich wenig verändert. Man muß die ſeltſame Spannung auf dem Antlitz des Zuſchauers beobachten, wenn einmal die Thorheit oder Mode des Tages, z. B. die Homöopathie, die Waſſerkuren oder dergleichen in unſern Dramen erwähnt werden, um zu wiſſen, daß dieſe Neugier wie aus dem Reiz nach *Verbotenem* entſteht. Unſer Theater kann nicht aufblühen, ſo lange ihm die Lebensluft der Freiheit fehlt.

Börne hatte immer Gelegenheit, ſich in ſeinen Kritiken über den Mangel an Lebenskenntniß bei unſern Bühnendichtern zu entrüſten. So wie ein Fürſt oder Miniſter auftrat erſchrack er, weil er wußte, daß ſie — hundert gegen eins — ſo ſprechen würden, wie Fürſten und Miniſter *nicht* ſprechen. Die Situationen, in welche wir die verſchiednen Grade der Geſellſchaft bringen, ſind faſt immer unnatürlich. Was bei

Ein vor mehreren Jahren verſtorbener Monarch ſoll, als man auf ſeinen Wunſch, das Inſtitut der barmherz'gen Schweſtern auch auf das proteſtantiſche Gebiet zu verpflanzen, erwiederte: Majeſtät, dazu gehört Religion! in ſeiner Art befehlend geantwortet haben: Dann Religion machen!

Juliane erzählte mir's, als ich mich über das herrnhutheriſche Geſangbuch wunderte, aus dem wir in der Kirche, Morgens, Abends und vor dem Mahle ſingen.

Ich fühle und denke nicht katholiſch, wenn ich mich in dem großen Bunde der Menſchheit weiß: aber ich fühle und denke katholiſch, wenn ich die proteſtantiſche Kirche ſo ängſtlich um etwas ringen ſehe, was ſie eben nicht beſitzen kann und, wenn ſie ſich recht verſteht, auch nicht beſitzen ſoll.

Wie komm' ich zu einem herrnhutheriſchen Geſangbuch! Ich möchte die Tröſtungen eines Franklin, die Lehren eines Herder in mich aufnehmen. Sallet führt mir das Bild des Erlöſers ſchon ſeit lange rüh-

reuder entgegen, als Zinzendorf — wie komm' ich mir vor, mir eine Religion machen zu laſſen, die mir nimmermehr natürlich ſtehen wird! Bei dieſer Gedankenreihe tritt mir immer das St. Clemensſtift in Münſter vor Augen, das alte Kloſter mit ſeinen Bogenfenſtern, ſeinem ſtillen Garten, wo die barmherzigen Schweſtern in ihrer ſchwarzen Mütze mit weißer Krauſe, ihrem langen ſchwarzwollenen Kleide mit herabfallendem Pilgerkragen, Gemüſe ſammeln zum Mahl, und mancher der Geneſenden glücklich iſt, ſchon den Rechen führen zu dürfen und zwiſchen Blumen und Kräutern die Wege zu ſäubern, das St. Clemensſtift, wo die barmherzigen Schweſtern ſich knieend vor dem mit brennenden Lichtern beſteckten Altar den Muth und die Ausdauer zu ihrem Werk von der Mutter Gottes und den Heiligen erflehen.

Wo ich mich nur geiſtig mit Gott vermitteln ſoll, will ich es auch im Geiſt und in der Wahrheit thun. Und wäre denn ein Bund von Krankenpflegerinnen, die ſo recht nur um des Leides der Menſchheit Willen und um das Wohl des Vaterlandes dem Bruder und der Schweſter beiſtünden, eine Unmöglichkeit, ein Traum? Religion machen! Schiller

und Goethe hätten es gekonnt. Ich haſſe eigentlich an ihnen, daß dieſe großen Männer ſoviel Furcht vor den Mächtigen der Erde hatten und den wichtigſten Fragen der Menſchheit aus dem Wege gingen.

Immer traulicher wird mein ſchmales, kahles Zimmerchen. In ihm und in den Krankenſälen iſt mir am wohlſten. Die Corridore, der Eßſaal, die Kirche, die Erbauungs- und Lehrſtunden, alles das fängt an, mich entſetzlich zu drücken. Verbindung mit der Außenwelt mag ich nicht. Ich leſe keine Zeitungen. Die Beſuche Freydanks und Ottiliens können mich nicht erheben. Sie kommen auch nicht mehr. Einladungen, die ich an freien Tagen, die gewährt werden, annehmen könnte, locken mich nicht. So ſiedl' ich mich feſter und feſter auf meinen Paar Quadratſchuhen Eigenthum an und ſuche Erhebung aus neugekauften oder entliehenen Büchern, die ich nicht jedem, der mit in dieſem Hauſe wohnt, zu zeigen wagen möchte.

Julianens Stimmung iſt der meinigen jetzt ſo verwandt, daß ich ſtamme, nicht von ihr ſogleich aufs Angenehmſte berührt worden zu ſein. Aber es mag ſein, daß es dieſer beiden Monate erſt, die ich hier bin, bedurfte, um dahin zu gelangen, wo ſie ſich bereits ſeit zwei Jahren befindet. So lange iſt Juliane in dieſem Hauſe, das ſie aus Gründen aufgeſucht hat,

die sie mir einst mitzutheilen gedenkt. Ich dränge nicht in sie. Ich sehe, sie hat einen Schmerz zu verwinden, der wohl dem meinigen nicht unähnlich sein mag.

Von dem Diakonissenwesen sagt sie, es wäre verfehlt und würde nur eine vorübergehende kurze Blüthe des religiösen Gemeingefühles bleiben. Wenn Fürsten oder Fürstinnen in den hohen Regionen ihre Lieblingeneigungen ändern sollten, sich vielleicht mehr in der Pflege gesinnungskräftiger Poesie, der gedankenvolleren Kunst und der strengen Wissenschaften gefielen, als bisher, wenn sie ihre Furcht vor den Gefahren der Zeit nicht durch eine künstliche Beförderung religiöser Stimmungen verriethen, dann würde plötzlich dies Institut in sich zusammenbrechen und die Kranken würden wieder auf die Pflege der Gutmüthigkeit und die Ausdauer der Dienenden angewiesen sein, wie sonst. Nicht auch an Pflegerinnen hätte es bisher gefehlt, sondern an Pflegeanstalten. Hat man diese geschaffen um jener moralischen Erfindung Willen, so wäre ein großer Vortheil errungen und die Aerzte, die jetzt natürlich den Mantel nach dem Winde der Phrase, die sie im Stillen belächelten, hängten, würden, zufriedengestellt durch die Mehrung und Besserung

der Heilanſtalten, die Pflege wieder ausſchließlich beaufſichtigen und an Perſonen, die in einer ſo überſetzten Zeit wie die unſrige für den Lohn, den auch die Diakoniſſinnen bekämen, mit Aufmerkſamkeit den Athemzug der Leidenden belauſchten, würde es gewiß nicht fehlen.

Juliane ſprach Alles aus, was ich ſchon im Stillen ſelbſt beobachtete. Sie ſagte: Mit einigen wenigen Ausnahmen ſind wir in dieſem Hauſe alle mehr oder weniger in unſern Gedanken zerſtreut. Zwanzig bis dreißig Menſchen in einer ſolchen Function, wie die unſrige iſt, zu vereinigen, dazu gehört der ſtrengſte Ordenszwang, die ganze auch nach Innen umgeſtaltende äußere Regel eines feſten Gelübdes. In einer kleinen Anſtalt, wo vier, fünf Frauen und Mädchen die äußere Sorge für die Leidenden übernehmen wollen, werden wir uns in dieſer überwiegend doch immer noch freien Form, (alles Unfreie an unſerm Stande iſt und bleibt drückend) ganz gut behaupten können. Allein in ſo großem Umfange, wie wir hier zu wirken haben und wie wir hier eine Geneſſenſchaft bilden, entſprechen wir unſerem Zwecke nicht. Wo eine Vorſteherin uns plötzlich verlaſſen kann, weil ſie Braut wird, da ſind nach allen Seiten hin die Thü-

ren geöffnet. Es liegt in der freien Gelegenheit, austreten zu dürfen, an für ſich kein Unglück. Im Gegentheil ſogar, es liegt darin eine Ermunterung zum heitern Erfaſſen unſrer Aufgabe. Geſchähe aber nur auf der andern Seite nicht wieder ſoviel, um uns den Schein zu geben, als verbände uns eine ewige Entſagung! Denn wie ſoll ich anders jene nachdrückliche Religionsübung nennen, die eine Demuth vorausſetzt, die nun einmal Wenige von uns haben und die das andre Mal unſern opfermuthigen Aufſchwung doch mehr hemmt als fördert?

Ich entgegnete: Juliane, die Religion, richtig erfaßt, iſt die einzige Ermuthigung für uns, ſchwere Pflichten zu üben. Trennt ſie uns nicht von dem Gewöhnlichen? Führt ſie uns nicht auf ein ſtilles Bezirk einer beſondern Beziehung zum Erdenleben, die wir im Geräuſche der Welt nie fühlen können? Hat nicht das Vorbild des Heilands und der durch Spott und Gefahren hindurchgehenden Jünger einen mächtigen Reiz für die Nachahmung? Und thut es nicht wohl, ſich ſo ganz allein zu wiſſen mit Gott, mit ſeinen höchſten Offenbarungen, mit dem Endzweck aller Schöpfung, unter den großen Zeugen der Geſchichte, den Märtyrern und Helden unſres Glaubens in irgend

einem auch an uns gekommenen seltenen und schwierigen Lebensberuf?

Juliane erwiederte, auch Schwester Elisabeth wäre dieses Glaubens gewesen, jene Diakonissin, die hier die ersten Einrichtungen gemacht hätte und die ich im Düsselthal am Rheine vor ihrer Abreise hierher in meinen jungen Jahren gekannt habe. Schwester Elisabeth ist todt, sag'e sie mit Rührung und zeigte in der Ferne auf den Friedhof, wo sie begraben liegt. Um ihretwillen trat ich in diese Anstalt, sagte sie. Ihr hatt' ich einst Dank zu bringen für mein größtes Glück und von ihr weilt' ich mir einst Trost holen für mein größtes Unglück. . .

Juliane schwieg eine Weile und fuhr dann fort: Aber sehen Sie nur um sich, ob Sie überall die Demuth einer Elisabeth wiederfinden! Die war sanft und gütig, die hatte den ächten Frauensinn, der nicht leiden sehen kann, ohne gleich helfen zu wollen. Welche kalte, ich möchte sagen, schulmäßige Begeisterung ist ihr gefolgt? Weil man wußte, daß das neue Institut von Oben beschützt wurde, drängten sich die Töchter der Beamten herbei und schon mancher Assessor ist befördert worden, weil er hier eine Schwester hat. Der Geist, der bei uns im öffentlichen Leben der herr

ſchende iſt, iſt krank, ſo geſund er ſich glaubt. Man weiß nicht, was man alles noch erfinden und aufbringen ſoll, nur um dem ewigen Echorufe aller Unternehmungen auszuweichen: Sie iſt auf Sand gebaut.

Der Glockenſchlag Zehn rief uns zu den Pflichten der Nachtwache.

Ich habe einen Beſuch verſäumt, der mich ſehr glücklich gemacht hätte. Der holländiſche Major war hier. Er will, ſagte er zu Julianen, die ihn empfing, bald nach Java zurückkehren. Ich hatte ſo ſchwere Kranke, daß ich nicht abgerufen werden konnte. Es ſcheint, der Major hat Julianen nach meinem Befinden mit beſonderem Intereſſe gefragt. Dieſe ſchien von ihm vernommen zu haben, daß mich Erfahrungen, die er kennt, in dieſe Räume führten. Er will wieder kommen —

uns auf der Bühne die Soldaten thun, entlehnen die Dichter von den Studenten, was die Studenten, nicht selten von Philistern.*) Eine ächte wahre Charakter- und Situationen-Färbung, wenn auch nur im Geist der Genremalerei, besitzen wir nicht. Es finden da immer zwei Fälle statt: entweder kennen wir die Lebensäußerungen der Stände nicht oder wir dürfen sie nicht wiedergeben; Beides gleich nachtheilig für die Wahrheit der Bühne. Jetzt, um die Verschleierung des Lebens bis zu völligem Dunkel auf der Bühne zu heben, erleben wir nun gar die Erscheinung, daß eine Prinzessin für sie schreibt. Gäbe sie uns das Leben der höchsten Gesellschaft, des Hofes und der Ringe, die sich um ihn ziehen, so würden wir für ihre Bemühung, uns durch Lustspiele zu erheitern, dankbar sein; allein die Prinzessin Amalie von Sachsen schildert uns das Bürgerleben, das Dasein kleiner bescheidner Familien, das Leben der Landedelleute, die, um zu Geld zu kommen, sich mit Bürgerlichen verschwägern; sie schildert uns Aerzte, Landwirthe, Geistliche; kann sie die Erfahrung anderswo her haben als aus Büchern? Es ist nicht bekannt, daß sie wie Louis Philipp und seine Familie im Exil lebte, angewiesen auf bürgerlichen Erwerb und Umgang: woher sollte sie den Stoff zu diesen sich sogar als Sittengemälde ankündigenden Schilderungen anders entnommen haben als.... aus Büchern!

Indessen hielt sich Börne's Kritik in der Wage nicht immer bloß an diese mehr allgemeine Betrachtung der Bühnenstücke, sondern seine dramaturgischen Leistungen sind auch voll der feinsten Sonderbemerkungen, in denen er eben so viel Geschmack als Menschenkenntniß entwickelte. Ich mache

*) Kann Jemand handwerksburschenartiger auftreten, als Mattigen's alter Student?

Der Major war wieder da und ich wieder nicht zugegen. Juliane rühmt ſeine Theilnahme, ſein warmes Herz. Er hat ihr von ſeinen reichen Nichten erzählt, Beide ſind verheirathet, die Eine an einen reichen jungen Erben, Doktor Specht, die geiſtreiche Fadheit ſelbſt, einen Schwätzer, der mit dem Aufwand ſeltener Kenntniſſe ewig nur nichts zu ſagen weiß und unſer Zeitalter im Großen und Ganzen als das der Epigonen verurtheilt. Ich mußte ſchon am Rhein über ihn lachen, als Wisthaler, ſein jetziger Schwiegervater, ihn mit ſich genommen hatte. Alles, was die Gegenwart hervorbringt, verwirft er und würde ſich doch ſelbſt jeden Augenblick anheiſchig machen, ein zweiter Leſſing (von dem er behauptet, daß ſeine Kritik allein dem Zeitalter Noth thäte) zu werden, wenn er nur, wie er hinzuzuſetzen nicht unterließ, mehr Zeit hätte. Der zweite Schwiegerſohn iſt ein Architekt, Baurath Maiduft. Ein junger Mann, der alle die Kirchen beſucht, wo die Geheimräthe Stühle mit ihren angeſchlagenen Namen beſitzen. Man wird ihm einige bedeutende Regierungsbauten anvertrauen, falls er

nicht jetzt im Beſitz einer reichen Frau verzieht, die Maske fallen zu laſſen und Italiens und Griechenlands epheuumwachſene Tempeltrümmer zu ſtudiren. Freydank hat auch endlich Ottilien heimgeführt. Ich ſollte der Hochzeit beiwohnen und konnte nicht gut. Die Erinnerungen würden zu ſchmerzlich geweſen ſein. Ottilie iſt immer freundlich, aber vom ewigen Nichtsthun ſo in Anſpruch genommen, daß ſie flüchtiger erſcheint, als ſie iſt. Sie wird ſich in ihrer Ehe vielleicht mehr langweilen, als einſt in ihrem Wittwenſtande, wo ſie ſich mit ihren Seufzern unterhielt, wenn ſie vom Vergnügen ermüdet war. Wie viel Frauen giebt es doch, die das Gähnen ihrer Magennerven für das Gefühl der Leere unverſtandener Sehnſucht halten! Ein ſogenanntes Unglück muß für ſie immer nur deßhalb da ſein, um die Erſchöpfungspauſen ihres Glückes auszufüllen.

Ich begreife Julianen nicht. Sie hat etwas vor, was ich nicht wiſſen ſoll. Sie erhielt einen Brief, den ich in Empfang nahm und bei deſſen Uebergabe ſie erröthete. Dennoch iſt ſie freundlicher und hingebender denn je. Ich liebe ſie nun wie eine Schweſter. Sie iſt älter als ich und ſcheint doch jünger, das macht, weil ſie klein, lebhaft und ohne irgend etwas Auffallendes in ihren Geſichtszügen iſt, ihre ſchwarzen Augen ausgenommen. Wie ich jemals vor ihr konnte Beſorgniß hegen, begreif' ich nur dann, wenn ſie die Schärfe ihres Verſtandes zeigt. Sie kann dann eine Bitterkeit verrathen, die ſich allerdings nicht mehr darum kümmert, ob ſie verwundet. Und doch vermag ſie wieder ſo lieb und ſanft zu ſein und ſo gütig. Schon vor Wochen flüſterte ſie mir halblachend, halb mit Thränen und mit unnachahmlicher Liebenswürdigkeit zu: Mein ganzer Haß und Trotz kommt nur daher, weil ich ein ganz unausſprechliches Bedürfniß habe zu lieben und geliebt zu ſein und ich mich ſo gern wie ein Lamm ſchmiegen und ergeben möchte.

Was Juliane einſt gelitten und was ſie hieher

geführt hat, weiß ich jetzt. Sie iſt die Tochter eines armen Schulrektors in einer kleinen Stadt, bildete ſich ſelbſt zur Lehrerin in dem kleinen Orte und in dem Wirkungskreiſe ihres Vaters. Ein junger Mann, mit dem ſie aufgewachſen war und der ſie liebte, beſuchte die hieſige Univerſität. Er erkrankte und wurde zur Heilung in unſre Anſtalt gebracht. Schweſter Eliſabeth lebte damals noch, die Gute, Fromme und Sanfte. Des jungen Mannes Zuſtand war gefahrvoll, noch ehe Juliane davon erfuhr. Als ſie ihres Freundes Schickſal in Erfahrung brachte, erhielt ſie auch von Schweſter Eliſabeth ſchon die Mittheilung, daß er auf dem Wege der Beſſerung wäre und ſie ſich nicht beunruhigen ſolle. Sie vertraute dem milden und entſchiedenen Worte der Pflegerin, die das Vertrauen ihres Freundes gewonnen hatte. Als dieſer ſelbſt geneſen war, konnte er in ſeinen Briefen nicht genug die treue Obhut Eliſabeths rühmen. Dieſe ſelbſt ſchrieb ihr noch öfter, auch als ihr Freund ſchon die Anſtalt verlaſſen hatte. Da ſtarb ihr Vater, ſie verlor mit ihm den Freund, Berather, Lehrer und auch die Stelle, an der ſie ihn unterſtützt hatte. Juliane zeigte dem fernen Freunde an, ſie würde in die Hauptſtadt ziehen, um ſich der geſetzlichen Prüfung der

Lehrerinnen zu unterwerfen und in ihrem Fache eine andre Stelle zu ſuchen. Sie erhielt keine Antwort. Sie fürchtete eine neue Erkrankung und ſchrieb an Eliſabeth. Dieſe antwortete umgehend, ſie würde ſich nach dem Freunde erkundigen. Dann aber blieb auch von ihr die nähere Kunde aus. Juliane, in ſteigender Angſt, verläßt die Vaterſtadt und eilt noch in Trauer in die Reſidenz. Sie kam zu einem Feſte an, auf welchem ſich ihr Geliebter eben mit der Tochter eines Mannes, der ſeine Carriere fördern konnte, verlobte. Getäuſcht, betrogen, ja mit Kälte zurückgewieſen, wankte ſie hierher ins Friedenthal und fragte nach Schweſter Eliſabeth. Dieſe mit dem ihr eigenen ſanften Ton begrüßte ſie mit dem einfachen aber ſeelenvollen Worte, das ihre Nichtantwort entſchuldigen ſollte: Was ließ ſich da ſagen! Juliane glaubte keine Stätte zu finden, wo es ihr wohler ſein könnte als in Eliſabeths Nähe. Trotzdem, daß man ihr wegen eines eben ausgebrochenen anſteckenden Nervenfiebers anrieth, zu gehen, wollte ſie bleiben. Sie blieb wie ich als Novize. Das Nervenfieber raffte drei Schweſtern hinweg, auch Eliſabeth. Juliane drückte ihr die Augen zu, blieb und blieb und ſorgt immer noch für die Blumen auf Eliſabeths Grabe. Sie hat ſich ihre An-

ſicht über das Inſtitut gebildet, dem ſie angehört, will es aber nicht verlaſſen. Ihre Selbſtbeherrſchung und die Miſchung von Wahrheit und Klugheit in ihr iſt wunderbar.

Juliane weiß, wie ähnlich mein Loos dem ihrigen iſt. Ich konnte nicht widerſprechen, als ſie ſagte: Wie ganz anders, wie groß, wie edel ſteht Welmar da! Es iſt eine andre Natur, als die meines bemitleidenswerthen — Sie nannte zu meinem Erſtaunen einen Namen, den wir ſeit einiger Zeit — täglich hörten, einen Mann, den wir jetzt — täglich ſehen. Zu den Prüfungen der Seelenſtarke Julianens gehört, daß ſie in Begegnungen mit einem Manne lebt, der einſt ihr Herz gebrochen.

Welmar! Darf ich Dich ihm vergleichen? Du biſt größer!

Dein gedenken? Namenloſes Empfinden — und doch immer nur Deine Geſtalt, nur Du, nur Du! Dein Ich! in voller Weſenheit, während ich längſt nur noch mein vergangenes Leben für eine verhallende Melodie nehme! Wo weilſt Du? Wo breiteſt Du wohl jetzt die Schwinge Deiner edlen Seele?

Ich bin überraſcht von einem Vorhaben Julianens.

Es findet zuweilen ſtatt, daß Schweſtern des Hauſes zum Krankendienſt in Privathäuſern erbeten werden. Juliane hat ſich eben dazu eine Erlaubniß erwirkt und ich muß annehmen, daß es ein Freund des Majors iſt, zu dem man ſie beſcheidet. Da ſie zu dem Ende ganz außer dem Hauſe wohnen wird, nahm ſie von mir auf einige Tage Abſchied. Sie war bewegter als mit der Möglichkeit übereinſtimmte, die ich doch behalte, ſie an dem Orte, wo ſie helfen will, zu beſuchen. Sie küßte mich voll Innigkeit und der Major, den ich endlich nun auch geſprochen, ſagte ſonderbar, gleichſam wie mit einem Troſt für mich: Es wird Alles gut werden.

So allein zu ſein, wie jetzt, bin ich kaum noch gewohnt —

Der Tag rückt näher, wo ich mich zu entscheiden habe, ob ich dauernd in diesem Verhältnisse bleiben will. Fast glaub' ich, daß ich zusagen werde, trotz meiner Abneigung, die für die äußern Formen dieses Liebesdienstes bei mir eine immer empfindlichere ist. Ich bin nun sechs Monate hier. Der Spätherbst kündigt sich schon in der Nähe unsres großen Pallastes durch Regen und Sturm an. Vom Blätterfall sehen wir nichts, da wir mit unsern Kranken hier recht wie auf der Haide wohnen. Doch giebt es noch schöne Tage.

Juliane ist schon eine Woche fort. Es bekümmert mich, daß ich sie bei einem Besuch nicht sprechen konnte. Der Kranke, den sie zu pflegen hat, wohnt an einem entgegengesetzten Thore. Eine Nummer war bezeichnet worden, die ich auch an dem schönen vergoldeten Gitter einer reizenden Villa fand. Ich klingelte. Es währte lange bis Jemand mir zu öffnen kam. Als ich nach Julianen fragte, hieß es, sie wäre hier, aber für Niemanden zu sprechen. Melden Sie mich nun! sagt' ich. Ich wartete. Eine Bank unter schon sich

entlaubenden Gebüschen lud an der Pforte zur Ruhe ein. Die Villa lag hinterwärts wohl einige hundert Schritte entfernt. Die Dienerin kam nach einer längern Weile zurück und meldete: Fräulein Juliane würde ehestens selbst nach dem Friedenthal kommen, sie dürfe hier Niemanden, auch mich nicht empfangen. Ich fragte nach dem Bewohner der Villa und seinem Leiden? Man wich aus. Ich sah wohl, daß es sich um jenen Zustand handelt, den mitfühlender Antheil nicht gern auszusprechen pflegt. Juliane hütet einen Geisteskranken. Ich ließ ihr die innigsten Grüße sagen und ging.

Vom Rheine hatt' ich eine freudige Ueberraſchung. Guntram, der Freund meines Vaters, der Theilnehmer unſres Glückes und Troſt in unſrem Sturze, der jetzige Verwalter meines neugewonnenen Vermögens, deſſen Zinſen ich nicht verbrauchen kann, iſt hier. Wie hab' ich an ſeinem Anblick mich erquickt! Er kennt alles, was ich habe durchleben und durchkämpfen müſſen. Er kennt die Namen der Perſonen, mit denen ich hier in flüchtige und innigere Begegnung kam. Er kennt ſogar Julianen. Ich ſchrieb ihm wohl von ihr.

Juliane hat aber nicht Wort gehalten. Ich erwartete ihren Beſuch und ſie kommt nicht. Wohl mag ihr Pflegling Sorge und Obhut verlangen. Wie man ſich doch gewöhnt, die Leiden der Menſchen ſchon nur noch wie ſtatiſtiſch zu vernehmen! Ein Geiſteskranker! Wer iſt es? frägt man ſchon nicht mehr. Saal III. Bett No. 7 .... ob darin ein Vater liegt, der ſich nach ſeinen Kindern ſehnt, eine Mutter, ein Sohn, eine Tochter, ein Einheimiſcher, ein Fremder... Alles das tritt zurück; wir kennen nur, daß er leidet. Schwe-

beſonders auf ſeine Erörterung über phyſiſche Gebrechen auf der Bühne aufmerkſam. Müllner wollte damals im Morgenblatt beſtreiten, daß Börne die Blindheit der Camilla in Houwalds Bild mit Grund getadelt und als nicht gemacht, um unſer Mitleid zu erregen, dargeſtellt hätte. Börne entgegnete ſehr wahr, daß phyſiſche Gebrechen uns im Leben das größte Mitleid abgewinnen könnten, auf der Bühne uns aber kalt laſſen. Er erwiederte ſchlagend, daß das von Müllner angeführte Beiſpiel des blinden Oedipus den vorliegenden Fall nicht träfe. Oedipus iſt blind *geworden* vor unſern Augen, wir kennen die Urſache derſelben und empfinden dieſe Blindheit durchaus als ein zur Handlung gehörendes tragiſches Motiv. Eine unmotivirte Blindheit aber, ein phyſiſches Leiden a priori, das außer dem Zuſammenhang der entwickelten Fabel liegt, nimmt, auf der Bühne wenigſtens, neben der geſchilderten Handlung kein *beſonderes* Intereſſe in Anſpruch. Börne hätte noch hinzufügen können, daß grade in dieſer Zumuthung Müllner's und Houwald's, uns für eine unmotivirte Blindheit einer ihrer dramatiſchen Figuren zu intereſſiren, die Grundſchwäche der dramatiſchen Leiſtungen dieſer Dichter erkennbar iſt. Sie ſetzten Novellen in Scene, aber keine Handlungen. In der Erzählung kommt uns allerdings durch die Notiz, daß dieſe oder jene geſchilderte Perſon *auch* noch blind ſei, noch ein eignes Intereſſe zu ihrer ſonſtigen Stellung in der Fabel hinzu; im Drama nicht. Müllner und Houwald verwechſelten das Dramatiſche mit dem Novelliſtiſchen; ihre Stücke ſind dramatiſirte Erzählungen, deren hauptſächlicher Fehler in dem Mangel aller Charaktere liegt. Ihre Charaktere können außerdem, was ſie in jenen Stücken ſind, nichts weiter ſein, ſie dauern

ſter Adelheid will, daß wir nur auf die Vorſchriften des Arztes hören ſollen und keine andere Neugier verrathen, als die nach dem geiſtlichen Zuſtand des Kranken. Schärfer denn je nimmt ſie das Gebet und das Vorleſen aus der Bibel. Man ſagt, ſie hoffe Vorſteherin zu werden. Aber im Vertrauen auch flüſtert man ſich zu, aus einer andern Anſtalt würde uns eine junge Dame von Adel vorgeſetzt werden. Iſt ſie ſanft und gut, ſo ſoll ſie uns willkommener ſein als Schweſter Adelheid, die Niemand liebt. Ich gönnte dieſen Ehrenplatz unſerm jungen Proviſor, der Schweſter Apothekerin. Die würde aus der Anſtalt nur ein Krankenhaus allein machen und die Begeiſterung für die Wiſſenſchaft allen andern Prinzipien des Diakoniſſenweſens vorziehen. Wie kann ſich doch mein Geſchlecht bewähren, wenn man ihm Vertrauen ſchenkt! Schweſter Wilhelmine thut es einem Chemiker gleich. Sie arbeitet von Morgens bis in die Nacht, lieſt und experimentirt. Und brächte ſie auch nichts zu Stande als Gerſtenzucker und Huſtenleder (das ſie jedoch nur denen heimlich ſteckt, die ſie lieb hat), ſo hat es doch eine Art und erfreut jedesmal, wenn man ihr zuſieht.

Andre wissen früher, wen Juliane pflegt, als ich. Es soll ein Arzt sein, der im Berufe seiner Wissenschaft erkrankte und in Folge des Typhus —

Ich werde unterbrochen. Zwei Herren wollen mich sprechen. Ich frage um die Namen. . .

Es sind Freydank und der Major — — —

---

# VIII.

Ruhig! Ruhig! sprach eine männliche feste Stimme zu einem jungen Mädchen, das in stürmischer Hast aus einem Wagen stieg und einem Gefährten die Hand gereicht hatte, der schon vorher hinausgesprungen war. Die Hand zitterte. Beide Männer unterstützten ihre Begleiterin, die jedoch erklärte, volle Kraft zu besitzen, nur möchte man eilen, eilen. Ihr Fuß schritt den Andern voraus, raschelnd in dem welken Herbstlaub, das auf einer Allee vor den Thoren der Stadt schon in Massen sich aufgeschichtet hatte.

Der Wagen, ein elegantes geschlossenes Coupé, rollte langsam dem Thore zu. Er wartete offenbar auf die Wiederkehr der Ausgestiegenen.

Was hilft es? sagte der Jüngere der Männer, den ein heller Ueberwurf einhüllte, wir können ihn nicht sehen, wir dürfen es nicht. Nehmen Sie in den Wagen zurück! Wir fahren in die Stadt zu meiner Frau, die uns erwartet.

Und das Alles iſt mir verſchwiegen worden! Das durfte geſchehen ohne mein Wiſſen! Die Nächſten, die um mich lebten, konnten ſchweigen — rief die Aufgeregte.

Weil Sie, liebe Freundin, wurde ſie unterbrochen, die Früchte unſerer Bemühungen ernten und nicht zittern ſollten vor jeder Gefahr, die unſre Hoffnungen zu zerſtören drohte. Ihren Willen, das Haus nur einmal zu ſehen, wollen wir Ihnen thun. Lenken wir hier ein!

Es war um die Mittagszeit und in der entblätterten Allee ziemlich einſam. Die Sonne, die ihren höchſten Stand nicht mehr erreichte, ſchien doch noch freundlich und entſandte milde, ſemmerlich goldne Strahlen. Ein kleiner Seitenweg führte um den Garten herum, in deſſen Innern die Villa lag, die Conſtanze ſchon einmal hatte beſuchen wollen. Sie war die von Freydank und Hartlaub begleitete junge Dame.

Ihn nicht zu ſehen, wiederholte Conſtanze leidenſchaftlich, ihm nicht helfen, nicht dienen können wie eine Magd! Juliane, warum darfſt Du, Du an der Stelle ſtehen, die nur mir gebührt!

Weil Sie, ſagte der Major, dem Schmerze er-

liegen würden, in ein Auge zu blicken, das Sie nicht erkennt! Weil jedes zu frühe Wiedereintreten in den Lebenskreis des Unglücklichen, der hier verweilt, den Zauber zerstören könnte, den wir von diesem Wiedersehen hoffen dürfen! Wenn irgend eine Macht die Binde des Wahns von diesen Augen lösen kann, so sind Sie es! Aber der Augenblick muß günstig sein, die Gelegenheit vorbereitet, die Bemühungen Ihrer Freundin, die mit ausdauernder Hingebung schon zehn Tage ihn pflegt und hütet, müssen den Weg zum Lichte schon gebahnt haben.

Freydank wiederholte, indem sie um den Garten herumschritten und Constanze rathlos und nur mit starren Augen das Gitter der schönen und weitläuftigen Besitzung, die Ottilien von Emmen gehörte, die Büsche, die Bäume, das mit herabgelassenen Jalousieen verdunkelte Haus anblickte, ausführlicher die Mittheilungen, die er Constanzen schon im Friedenthal und unterwegs im Wagen gemacht hatte.

Die ersten Nachrichten, sprach er, die wir von Weimar damals empfingen, als er plötzlich nach jener Provinz abreiste, kamen uns durch die Zeitungen. Der wunderliche Mensch, der sich aus den Armen des Glückes losriß, die sich nach ihm ausstreckten, weil er

zu ſtolz war, dem Mädchen, das er liebte, gegenüber zu erröthen! Welmar wurde oft unter den Aerzten genannt, denen die unglückliche Bevölkerung jener Gebirgsgegend nicht genug danken konnte. Allen Gefahren war er voran, allen Schwierigkeiten ſetzte er einen Heroismus entgegen, der die Regierung auch zu einer öffentlichen Belobigung veranlaßte. Ich ſchrieb ihm, wie Sie denken können, nicht ohne Vorwürfe. Er antwortete umgehend, kurz, aber herzlich. Sein Beruf ſchien ihm jetzt über Alles zu gehen. So verſtrichen Monde. Die Seuche iſt im Abnehmen, faſt ganz beſiegt, Verhaue gegen ihre Wiederkehr ſind getroffen, da kommt uns die Nachricht zu, Welmar wäre erkrankt, erkrankt an demſelben Uebel, das er ſo helden müthig bekämpft hatte. Freund Hartlaub kam grade von einer Reiſe nach dem Haag zurück und übernahm zu unſer Aller Dank (Ottilie und ich waren eben im Begriff, uns zu verheirathen) die Reiſe zu dem armen Freunde, dem wir uns zu widmen verpflichtet waren.

Ich fand ihn, fuhr Hartlaub ſich ſelbſt das Wort nehmend, fort, in einem armſeligen Dorfe. Der Unglückliche lag ſo ſchwer darnieder, daß man nicht wagen konnte, ihn in die nächſte Stadt zu transportiren. Die ärztlichen Verſchriften aber wurden

aus der Stadt ertheilt. Ein armseliges Wirthshaus, ein kleines Zimmer, Unbequemlichkeit überall war die Lage, in der ich Welmar wieder fand. Er erkannte mich nicht. Der Typhus hatte ihn in seiner ganzen Wildheit erfaßt. Besinnungslos lag Welmar mit geöffneten Augen in dumpfem Brüten, gefoltert von Vorstellungen, die sein Hirn beängstigten. In lichteren Augenblicken sprach er in abgerissenen, krampfhaft hervorgestoßenen Worten Wünsche aus, die Niemand erfüllen konnte. Meist glaubte er sich auf dem Meere, gleichsam als wenn dennoch meine Gegenwart ein Leiter seiner Vorstellungen war und diese sich geltend machten ohne von ihm selbst erst gebildet zu werden. Wenn ich je nach Beweisen hätte suchen mögen, daß sich in der menschlichen Seele gleichsam Vorräthe von Thatsachen und Vorstellungen bilden, die ein selbstständiges, nach eigner Geltendmachung ringendes Leben haben, unabhängig von dem sie ans Tageslicht des Bewußtseins hervorrufenden geistigklaren Willen, so fand ich ihn hier. Und noch jetzt ist Welmars Zustand fast derselbe.

O mein Gott, fahren Sie fort! unterbrach Constanze. Sie zwang die Männer, sich trotz der Jahreszeit auf eine Bank niederzulassen. Es war, obgleich

sie wieder des Wagens ansichtig geworden waren, der ihrer harrte, Constanzen unmöglich, sich schon von dem Orte zu trennen, wo ihr Freund ein so unglückliches Dasein ertragen sollte.

Die Krankheit wich von dem Armen, fuhr Hartlaub fort. Die Krisen traten regelmäßig ein, gesunder Schlaf, Appetit kehrten zurück und mit gekleichtem Haare, das zur Hälfte sich gelichtet hatte, mit blassem Antlitz durfte Weimar sich zuletzt von seinem Lager erheben und kleine Ausgänge versuchen. Ich besorgte seine Uebersiedelung in die Stadt, die ganz nach Wunsch erfolgte. Eine freundliche Gartenwohnung wurde gefunden, die jede Bequemlichkeit bot. Menschen, die schon in seine nächste Bekanntschaft und Freundschaft vorher eingetreten waren, fanden sich genug, um mein Gewissen zu erleichtern, als ich ihn jetzt ihrer Obhut überließ und eine Reise nach Wien antrat.

Hat er Sie denn gar nicht wieder erkannt? fragte Constanze, die über den Heilverlauf des Typhus Erfahrungen zu haben schien.

Zuweilen! sagte der Major; wenn auch nicht mit allen Beziehungen, die sich an mich knüpften. Die Vorsicht rieth natürlich an, ihn mit Erinnerungen an

die Vergangenheit nicht zu bestürmen. Ich reiste ab mit dem wärmsten Danke, den er mir mit Klarheit aussprach. Ich nahm ihm das Versprechen ab, bald zu uns nach der Hauptstadt zurückzukehren. Hier endlich vor wenig Wochen selbst wieder angekommen, mußte ich von der Ferne her die Trauerbotschaft vernehmen, daß die Folgen des Typhus Welmars Geist verdunkelt, die Klarheit seiner Vorstellungen so getrübt hätten, daß auf eine an Freydank hierher gelangte genauere Beschreibung dieses Zustandes dieser einen Beauftragten absandte, um Welmar, wenn irgend möglich, hierher zu führen.

Ich rechnete darauf, ergänzte Freydank, daß die Pflege und Obhut der Freunde mehr zu Stande bringen würde, als der Dienst gemietheter Wärter. Die Nachrichten, die man mir geschrieben, bestätigte der Augenschein. Welmar kam in einem bemitleidenswerthen Zustande an. Er ist weder in einem Wahne befangen noch in einem Zustande bedenklicher Aufregung, nur die unternehmende Kraft des Geistes ist gelähmt, der Wille muthlos, das Gedächtniß umflort. Meinem energischen Gruße stand er mit vollem Bewußtsein Rede. Ich glaubte vernünftig zu handeln, als ich ihn sogleich mit hieher auf diese Villa nahm,

wo Ottilie leider zufällig eine kleine Gesellschaft versammelt hatte. Er gab sich dieser gegenüber künstlich eine gewisse Festigkeit, trotzte sich eine Kraft ab, die er nicht besaß; ich hielt diese Kraft für natürlich und glaubte, ein unbefangenes Einführen gleich unter Menschen, von denen er den größeren Theil kannte, würde seinen Trübsinn am ehesten zerstreuen. Alles begrüßte ihn voll Herzlichkeit, er erwiederte auch, Ottilien aber musterte er schon befremdeter und als die Fragen zunahmen, die Eindrücke sich zu bunt durcheinander drängten, entsetzte uns Alle die plötzliche Verkehrtheit seiner Antworten. Er schien sein Versehen selbst zu bemerken, verwirrte sich immer mehr, brach zuletzt in ein helles Lachen aus und als Alles entsetzt entfloh, hatt' ich ihn in meinen Armen weinend und mit dem ihm selbst völlig klaren Ausrufe: Ich bin verloren.

Selbst weinend unterbrach Constanze: Sie hatten unvorsichtig gehandelt.

Auch die Aerzte sagten's, fuhr Hrevbank fort. Meine Methode war wieder einmal falsch. Einsame Pflege, stille Sammlung, Ruhe und allmälige Gewöhnung an ein Wiedererkennen der Menschen und der Dinge war die Methode, die uns vorgeschrieben wurde.

über den Theaterabend, über die Fabel des Ganzen, dem ſie eingefugt ſind, nicht hinaus.

Zwei der berühmteſten Kritiken Börne's ſind aus dem Innerſten ſeines Gemüths gefloſſen, die Beurtheilung des Tell von Schiller und die des Hamlet. Eine genügende Widerlegung der geiſtvollen und überraſchenden Analyſe, die Börne von dieſen beiden berühmten Dramen gab, iſt mir nicht bekannt. Börne traf hier ſicher das unwiderleglich Richtige, wenn auch mit dem Unterſchiede, daß Schiller durch die Analyſe allerdings verlor, Shakesſpeare durch die Zergliederung ſeines Hamlet nur um ſo mehr gewinnen mußte. Die Feigheit und Großſprecherei, die Börne dem Tell nachwies, kam aus Schiller's falſchen Begriffen vom ſchlichten Biederſinne ſeines Helden, er machte eine Art Hofer aus dem Tell, er legitimiſirte ihn. Bei Börne's Kritik über Hamlet, ſo geiſtreich und wahr ſie iſt, habe ich immer den Dichter nur um ſo mehr bewundern müſſen, daß er Geſtalten hinſtellen konnte, denen Börne ordentlich Vorwürfe macht, nicht als wären es Schöpfungen des Dichters, ſondern wirklich lebende, für ſich verantwortliche Perſonen. Denn daran dachte doch wohl Börne nicht, Shakesſpearen die Unentſchloſſenheit Hamlets zuzurechnen; im Gegentheil, Shakesſpeare hat ſich wohl ein Bewußtſein darüber erhalten, wenn auch nicht mit den Nebenbegriffen, die Börne mit dem Charakter des Hamlet verband. Aber Börne putzt die Figuren dieſes berühmten Dramas ordentlich herunter wie unartige Buben, denen man einmal die Lection leſen müſſe. Kann etwas das Genie eines Dichters größer herausſtellen, als wenn die Geſtalten, die er uns vorzaubert, in dieſem Grade Fleiſch und Bein haben, eine Wirklichkeit erreichend, die bei Weitem

Welmar blieb auf dieſer Villa. Ich zwang ihn dazu. Es handelte ſich nun um ſeine Pflege. Wir dachten an Sie, Conſtanze. Doch dieſe Gefahr der Erregung ſchien zu groß. Inzwiſchen kam der Major und entwarf einen andern Heilungsplan.

Ich hatte Sie im Friedenthal beſuchen wollen, ſagte der Major. Ich wollte Sie vorbereiten auf das unglückliche Schickſal Ihres Freundes. Ich traf Sie nicht. Ihre Freundin Juliane aber, die mich empfing, flößte mir Vertrauen ein. Ihre Menſchenkenntniß und Erfahrung, die Beſtimmtheit ihrer Antworten, die treffenden Anſichten, die ſie von ähnlichen Erſcheinungen am Krankenlager ausſprach, ermuthigte mich, ſie zur Vertrauten meines Anliegens zu machen und ſie iſt es, liebe Conſtanze, die einen Weg der Heilung einzuſchlagen gerathen hat, der nach näherer Kenntnißnahme der Umſtände von allen Aerzten gebilligt wird.

Conſtanze ſprach leiſe: Welcher iſt das? ... Wenn es neben dem innigſten Danke, neben der ſüßeſten Hoffnung noch möglich iſt, auf den, der hier das Gute vollenden wollte, einen leiſen Anflug der Eiferſucht zu empfinden, ſo drückten Conſtanzens leuchtende und aufmerkſamgeſpannte Augen dies Gemiſch von

Gefühlen aus. Fast tonlos wiederholte sie: Welcher Weg ist das?

Hartlaub berichtete, daß Weimars einziges Leiden die Schwäche seiner Erinnerung wäre. Seine Vergangenheit wäre ihm eine verschüttete. Nur einzelne Momente tauchten zuweilen in ihm auf und erfüllten ihn so mit Wehmuth, daß er dem längern Verweilen an den stillen Plätzen seines Gedächtnisses nicht Stand hielte und rasch, um sich nur zu sammeln und aufzuraffen, an das Nächste ginge, das ihn grade beschäftigte, Lectüre, Studium, Zeichnungen, Ordnen von botanischen und mineralogischen Sammlungen, zu denen Hartlaub selbst seine eigenen von Java mitgebrachten Schätze beigesteuert hätte. Von Constanze wäre nie die Rede gewesen. Man hätte die schmerzlichste Wunde nicht berühren mögen. Fast hätte man annehmen müssen, auch die Erinnerung an sie wäre in seinem Geist verschüttet. Wie würde aber da, hätte Juliane geschlossen, sogleich der Anblick des Diakonissenkleides auf ihn wirken? Der Anblick einer Tracht, die ein Wesen trüge, das Constanze nicht wäre? Würde die Erinnerung da nicht müssen suchen, still für sich Kraft zu gewinnen? Würde sie sich nicht anheften müssen an das Kleine, um immer weiter und

weiter zum Großen zu gelangen? Und wenn dann zuletzt Einzelnes ihm vom alten Daſein entgegenträte, würden die Spuren ſich nicht erkräftigen und mehren und würde nicht zuletzt Conſtanze ſelbſt ihm erſcheinen dürfen als die Königin des wiedererrungenen Bewußtſeins, als Mnemoſyne ſelbſt, die Göttin des Gedächtniſſes, die die Führerin der Muſen iſt? Sie, die ihm jetzt ſchon entgegentretend, allerdings ſeinen Zuſtand nur beklagenswerther verwirren müßte?

Darum, fiel Conſtanze freudig zuſtimmend ein, Guntrams Reiſe hierher? Guntram iſt es, der dem Theuren, Geliebten auf mich und alle verlornen Hoffnungen zurückhelfen ſoll?

Die Antwort auf dieſe Vermuthung gab Guntram ſelbſt. Alle drei waren aufgeſtanden und hatten den Garten umwandelnd eine Stelle erreicht, wo eine Thür konnte geöffnet werden. An dieſer harrte Guntram, der des Wagens und bald auch der Freunde anſichtig geworden war. Der kleine Mann mit weißem Haare um Haupt und Kinn, gerötheten Wangen, klugen braunen Augen, behend trotz ſeines Alters, Kamaſchen an den Füßen und faſt Grau in Grau gekleidet, grüßte voll Herzlichkeit, ſchloß auf und erwiederte die Umarmung Conſtanzens, die ihm an die Bruſt ſank,

mit väterlicher Herzinnigkeit. Man forschte nach Welmars Befinden. Noch hab' ich ihn nicht gesehen, sagte er, aber die Zeit wird nicht mehr fern sein. Fragen Sie da! Er zeigte auf ein weibliches Wesen, das in den Gängen erschien und schon in der Ferne mit einer Handbewegung Schweigen bedeutete.

Es war Juliane. Nach den ersten Ausbrüchen des Schmerzes und des Dankes am Herzen der Freundin antwortete diese auf Constanzens drängende Fragen: Wie gern möcht' ich Euch Alle zu ihm führen! Doch läßt sich's noch nicht wagen. Er ist in seinem Zimmer, liest, arbeitet an einem gelehrten Werke, das er herausgeben will. Ich las, was er niederschrieb. Es ist licht und klar. Nur der Gegenstand betrübt mich. Er schreibt über den Selbstmord.

Die Freunde erschraken.

Dennoch, fuhr Juliane fort, seh' ich darin keine Gefahr, wenn man dem Gedankengange, der sich in ihm gebildet zu haben scheint, nur mit Aufmerksamkeit folgt. Er kennt seinen Zustand und grübelt über ihn —

Um Gotteswillen, warf Constanze ein, wenn ihn die Verzweiflung über sich selbst, Mitleid, Beschämung über sich selbst zu einem Schritte verleitete —

Sei ohne Sorge, entgegnete Juliane, die schon

ſeit einiger Zeit mit Conſtanze das ſchweſterliche Du tauſchte. Ich bin nicht allein hier. Freydank gab uns Diener genug. Wir hüten und beobachten ihn auf allen Wegen. Laß ihm dieſe innere Verſenkung! Er belauſcht ſich ſelbſt, er ſucht ſich ſelbſt und wenn er ſich gefunden hat, wird er nichts Andres mehr ſuchen; er wird Alles haben; es wird ihm dann ſein, als wenn nach einer Sonnenfinſterniß, die die Erde am hellen Tage wie in Mondlicht tauchte, die alte geliebte Mutter des Univerſums wieder die Erde übergießt mit ihrem reinſten goldenen Lichte.

Nach mancher Verabredung, mancher Verſtändigung trennte man ſich. Conſtanze fuhr zunächſt zu Ottilien, die Freunde und Guntram begleiteten ſie auch ſpäter noch nach dem Friedenthal zurück.

Die Erwähnung des Selbſtmords veranlaßte den Major zu Freydank zu ſagen: Das ganze Leben geht doch wie im Zirkel! Immer wieder kommt das Ende in den Anfang zurück und was auch geſchieht, was auch neu zu kommen ſcheint, immer iſt es nur ein vergrößerter Schattenring von einem kleineren, der auch nur ein Schatten war. Vom Selbſtmord gingen alle dieſe Verwickelungen aus und wieder ſind ſie bei ihm angelangt. Behüte der Himmel, daß ſich

kommen. Behüte der Himmel, daß ſich wiederholt, was ich ſchmerzlich genug ſchon einmal erlebte!

Was fürchten Sie? fragte Freydank und ſchloß mit einem ſcharfbetonten Lobe Julianens. Der Major erröthete. Der kluge Herzenskündiger im hellen Paletot hatte ſchon errathen, wie bewundernd und voll prüfenden Antheils das Herz des Majors ihm in dieſem Lobe zuſtimmte.

# IX.

Und Guntram war es, der schon am nächsten Tage dem Unglücklichen entgegentreten durfte. Freydank bereitete das Wiedersehen vor. Er plauderte mit dem die Einsamkeit fast zu sehr liebgewinnenden Freunde, indem er neben ihm in dem dunklen Zimmer auf einem Fauteuil sich streckend seine Cigarre rauchte. Auf scherzende Art mischte Freydank Gegenwärtiges in Vergangenes, sprach von dem Doctor Specht, der unser Epigonenzeitalter nun leider auch selbst beweisen müsse, denn obgleich er vollkommen Zeit hätte, ein zweiter Lessing zu werden, hätte er sich doch auf dem Dache seines Hauses ein Atelier für die Anfertigung von Daguerreotypen bauen lassen, auf dem er von Morgens bis Abends in Hemdärmeln arbeite, um der Nachwelt die Physiognomieen seiner plötzlich nun doch ihm interessant gewordenen Zeitgenossen zu hinterlassen. Der Baurath Maidust wende sein Malertalent dazu an, die Photographieen des Schwagers zu retouchiren.

Wolmar folgte allen dieſen Plaudereien, folgte den Erinnerungen an die Univerſitätszeit, die Freydank mit Laune ſchilderte, eine Zeit, wo man ſich über die Frage, ob Schiller oder Goethe mehr Jenaer Bier getrunken hätten, noch duelliren konnte. Was trat da nicht alles lebensvoll und friſch vor die umdüſterte Seele des armen Leidenden, der lächelnd zuhorchte und auch mancher Thatſache zunickte, die ihm wiederkehrte, wenn auch noch ohne den vollſtändigen Zuſammenhang! Da wurde ihm ein Bekannter vom Rheine gemeldet, der ihn zu ſprechen wünſche; Guntram, hieß es. Freydank beobachtete die Wirkung. Faſt zu mechaniſch gab Wolmar die Zuſage, faſt zu fremd war ſeine Wiederholung des Namens: Guntram trat ein. Das matte Licht erſchwerte ihm die Orientirung. In einem ſonſt behaglichen kleinen Salon lagen Bücher und Schreibmaterialien wirr durcheinander und Wolmar ſelbſt bot einen Anblick, der erſchüttern mußte. Wie hatte ein Leiden des Körpers und der Seele den jungen blühenden Mann umgewandelt! Spärlich hingen an ſeinem Haupte die einſt ſo vollen Locken, die Wange war gehöhlt, das Auge tief; weiß und mager waren die Hände und die Stimme war eine faſt flüſternde vor Schwäche und Unbeſtimmtheit.

Freydank wußte nicht, ob er ein Gespräch begünstigen sollte, das unter keinen guten Vorzeichen zu beginnen schien. Die Art, wie Welmar den Angemeldeten aufnahm, schien eine völlig befremdete. Guntram brachte das Anliegen seiner Gegend, ob nicht Welmar in sie zurückkehren und dort sich wieder ansässig machen wollte: der Dr. Isegrimm wäre gestorben. Auch dieser Name schien wirkungslos an dem Leidenden vorüberzugehen und Freydank zog vor, Guntram auf ein Andresmal zu verweisen und für Welmar zu antworten. Da erhob sich endlich Welmar, trat voll Bewegung, eine Thräne im Auge, auf Guntram zu und sprach die Worte: Laß doch, Freydank! Ich und Herr Guntram, wir kennen uns Beide — sehr wohl! Der Ton dieser Worte kam aus tiefstem Herzen. Da Guntram sich nicht halten konnte, die dargereichte Hand des Leidenden ergriff, wagte Freydank beide allein zu lassen. Er empfahl sich; Guntram kam erst nach einer Stunde zurück, kam voll Freude, voll Jubel und Julianen, die draußen harrte, jede Hoffnung bestätigend. Was er mit Welmar an Erinnerungen ausgetauscht hatte, konnte er nicht einmal Alles wiederholen. Hatte ihn doch Welmar selbst erinnert an jenen verhängnißvollen Augenblick, wo Guntram einst ihn ab-

gerufen in einem Momente, der über ſein Leben entſcheiden ſollte. Sie verſprachen mir einſt, hatte er zu Guntram geſagt, daß Sie mich über Ihre damalige Grauſamkeit aufklären würden. „Daß Sie mir danken würden! ſagte ich:“ hatte Guntram entgegnet und die Freude hatte ihn fortgeriſſen ein Geſtändniß zu machen über Dinge, die er zu verſchweigen dem Andenken ſeines Freundes Artner faſt verpflichtet war.

Guntram hatte geſagt: Doctor, ich wollte, daß Artner ein ehrlicher Mann blieb! Artner beſaß ein zurückgelegtes Capital, das hier in der Reſidenz beim Notar von Emmen ſtand, ein Capital, das der Sicherheit wegen auf meinen Namen hier eingeſchrieben ſtand. Dieſe Summe ſollte Conſtanzen verbleiben, als ein ſichres Heirathsgut ſelbſt im Zuſammenbruch der kaufmänniſchen Ehre ihres Vaters. Artner ahnte die hereinbrechende Kataſtrophe. Während eines Gaſtmahls, dem Sie damals in Anweſenheit Wisthalers beiwohnten, empfing er die untrüglichen Anzeigen ſeines bald entſchiedenen Schickſals. Zitternd, in fieberuder Aufregung, ſuchte er ſich zu beherrſchen und nur Eines noch kümmerte ihn, Ihr Geſtändniß zu beſchleunigen und das Glück ſeines Kindes zu ſichern. Das Capital, das er auf meinen Namen beſaß,

größer iſt als die täuſchende Aehnlichkeit jener gemalten Weintrauben, an welchen die Vögel pickten?*)

Da Börne nicht nöthig hatte, ſeine Theaterkritiken gleich am Morgen nach der Vorſtellung herauszugeben, ſo konnte er an ſie dieſelbe Feile legen, die allen ſeinen Arbeiten auch die geſchmackvolle Vollendung des Styls gab. In monatlichen Berichten faßte er ſein Theater-Tagebuch zuſammen. Börne hat nur wenige davon der Aufbewahrung für würdig gehalten, aber jetzt, wo wir das ganze Verſtändniß ſeines reichen Geiſtes beſitzen, iſt uns auch das noch ſo ſehr an den Moment Geknüpfte, in der Art, wie er es zu feſſeln wußte, merkwürdig. Kann wohl eine Kritik geiſtreicher ſein, als die folgende:

„Am 28. Juli 1819. — Die Roſen des Herrn von Malesherbes, von Kotzebue. Demoiſelle Lindner, Suſette; Herr Otto, Malesherbes; Herr Schmitt Peter; — Keine Roſe ohne Dornen. Demoiſelle Lindner war die Roſe."

So ſinnig, kurz und treffend, wie ein Epigramm.

Den Frankfurter Schauſpielern jagte Börne durch ſeine Kritiken keinen geringen Schrecken ein. Die gefeiertſten Helden kamen in Gefahr, ihren Ruf zu verlieren. Das Lampenlicht verlor ſeine auch das Urtheil blendende Wirkung. Es fehlte nicht an Drohungen und dunkeln Gerüchten von Mord und böſem Hinterhalt. Börne hielt ſtandhaft aus und ſchaffte

*) Es war in Hannover im Winter von 1828 auf 1829, als Börne dieſe Kritik über Hamlet ſchrieb. Nachdem ſie beendigt war, ſagte er: „Das hat mir viele Mühe gemacht. Ich habe tief graben müſſen." Dann ſtrömte er, wie immer bei dieſem Thema, in Bewunderung Shakeſpeares über, den er Göttlich pries, dem nichts verborgen, der Alles kenne, das Tiefſte und das Höchſte, vor dem in der Natur und der menſchlichen Seele kein Geheimniß unergründet bliebe.

konnte seinen Bankerott noch mit Ehren aussprechen lassen. Das wollte er Ihnen und seiner Tochter sichern. Darum, Doctor, meine Unterbrechung eines Ihnen schon auf der Lippe schwebenden Geständnisses. Vor einem Verbrechen wollt' ich Artnern bewahren, vor einem Verbrechen, das er an seiner kaufmännischen Ehre beging. Constanze erfuhr die geheime Veranstaltung des Vaters, ihr ein Heirathsgut auf den Fall Ihrer Werbung zu sichern. Sie schlug seine gütige Fürsorge mit heroischer Kraft aus und unvergeßlich werden mir ihre Worte bleiben, die sie damals sprach: Wenn ich dem Manne, der mich liebt, seiner Liebe nicht würdig scheine auch ohne den vergänglichen Glanz des Besitzes, dann soll meine Welt ein stiller Winkel der Erde sein, wo ich nur weiß, daß mein Vater geehrt und glücklich ist. Die Arme! Sie kannte die Lebensstellung eines jungen Arztes nicht.

Wie mächtig diese Aufklärung und Erinnerung Wolmarn ergriffen hatte, sah Guntram nicht sogleich im Augenblick. Wohl stand ein tiefes Denken auf Wolmars Stirne — das grausame Reck- und Versteckspiel des Schicksals seines Herzens trat ihm in voller Wesenheit wieder entgegen — wohl ergriff er Guntrams Hand und erwiederte der wiederholten

Aufforderung, an den Rhein zu ziehen, die bebenden Worte: Ich bin krank, krank, Guntram! ... Aber die Freunde mußten die glücklichsten Hoffnungen schöpfen, als Welmar wenige Minuten nach Guntrams Fortgang klingelte, voll Unruhe auszugehen wünschte, Julianen alle Entgegnungen abschnitt und nur nach Luft, Licht und Leben rief. Man mußte ihn gewähren laſſen. Ein Diener folgte in einiger Entfernung. Welmar durchrannte faſt die Umgebungen der Stadt und kehrte geſtärkt am Geiſte, wenn auch ſchwerermüdet am Körper in ſeine Wohnung zurück, die er wie mit glücklichſter Beſinnung in ihrer Lage ganz von ſelbſt auffand.

Tauſendmal ſchwebte es ihm nun im Verlauf des Tages auf den Lippen, nach Conſtanzen zu fragen. Er hatte den Muth nicht, wie er ihn während ſeiner ganzen Krankheit nicht hatte. Denn grade vor ihr floh ja ſein Geiſt; an ſie wollte ja ſchon der Geſunde die Erinnerung begraben und dem Kranken ſtand doch dieſe Erinnerung allein noch nahe! Sie, ſie war es, die das Bewußtſein alles Andern verdrängte. Erſt als das Andre wich, glaubte Welmar auch an ſie nicht mehr. Jetzt wenigſtens wußte er ſchon aufs Deutlichſte wieder, daß ſie im Friedenthal wirkte mit Julianen. Dennoch

konnte er ſich noch nicht überwinden, nach ihr zu fragen . . . nach ihr, die ihm wie eine verlorne Melodie der Jugend war, wie ein Lied der Mutter, deſſen einzelne Strophen ſich immer deutlicher und deutlicher in uns an einander reihen, wenn wir den Schauplatz unſerer Kindheit wiederſehen. Was aus den Nebeln ſeines Gedächtniſſes heraustrat, war licht und wie Farben, die in der Sonne ſpielen. Die unendliche Ahnung, die unſer Aller Herz erfüllt, von einem verlorenen Paradieſe, von einem jenſeitigen Daſein, das wir vielleicht ſchon auf einem andern Planeten durchlebten — ihm war ſie kein Mährchen, keine plötzliche Offenbarung, wie ſie uns nur kommt, wenn wir mitten in der Nacht manchmal glauben, den geheimnißvollen Pendel der Zeitenuhr hin- und hergehend zu vernehmen; ihm war dieſe vom Jenſeits rückkehrende Welt Wirklichkeit, Wahrheit, ſeinen verlangenden Händen Stand haltende Wahrheit — ach, eine Vergangenheit, die in der ganzen Größe ja auch des Schmerzes, der ſie abſchloß, vor ſeinem geiſtigen Auge ſchon oft wieder geſtanden hatte.

Und ſo ſitzt er denn eines Tages in der Morgenſtunde an ſeinem Arbeitstiſch. Er hatte trotz innerer Aufregung eine erquickende Nacht gehabt. Sein Zimmer

hatte er ſich heller gemacht, als ſonſt, die Unordnung, die ſonſt darin herrſchen mußte, wenn man ihn nicht erzürnen wollte, hatte er ſelbſt beſeitigt: ein lichterer Geiſt ſchien über ihn gekommen.

Weimar ſitzt, will ſchreiben und lieſt, lieſt, was geſchrieben ſchon vor ihm liegt. Es ſind ſeine früheren Ausarbeitungen über das Thema, das ihn beſchäftigte, den Selbſtmord. Er ſchüttelt den Kopf über den Satz: „Die Juriſten verurtheilen den Selbſtmord nicht. Die alten Römer ſtraften ihn nur, weil er vor der Schlacht Feigheit verbergen konnte.“ — „Feigheit?“ ſpricht er vor ſich hin und gedenkt einer Vorſtellung, die er früher hegte. „Iſt, ſagt er faſt laut, iſt es Muth, wirklicher Muth, mit dem Bewußtſein leben zu können, daß man wahnſinnig iſt?“ Er blättert weiter. Alle dieſe Ausführungen kommen ihm jetzt ſo fremdartig vor. Er blickt voll Wehmuth.

Da geht die Thüre auf. Er ſieht nicht um ſich. Er weiß ſchon, es iſt Juliane, ſeine treue Pflegerin. Er kennt ja das Kleid, das ſie trägt. Er hat mit ihr ſchon ſo oft geſprochen von Schweſter Eliſabeth, die auch er am Rhein gekannt hatte. Er erwiedert den guten Morgen, der ihm leiſe geboten wird, und erfreut die Hörerin mit der Bemerkung, daß ſie ihm zu viel der

Sorge widme, sie wäre bei schwereren Kranken wichtiger, er fühle sich besser, er hoffe mit der gewöhnlichen Umgebung, die ihm Freydank zu Gebote stelle, auszukommen.

Keine Antwort erfolgt. Er liest weiter. Er hört das Aufräumen um ihn her.

Oeffnen Sie doch das Fenster! spricht er. Die Luft ist so erfrischend.

Octoberluft? war die leise Antwort. Sie dürfte Ihnen nicht wohlthun.

Er schweigt und liest weiter.

„Selbstmord“ lautet sein Geschriebenes, „ist Wahnsinn. Und was ist Wahnsinn? Das ewige Drängen der Natur, consequent zu bleiben. Selbst die kranke Natur sucht consequent zu sein; daher die Methode in ihrem Irren. Ein Geisteskranker ward es oft erst dadurch, daß er das halbe Bewußtsein, das ihm eine physische Krankheit zurückließ, zu schnell schon wieder mit dem Leben, das er noch nicht ertragen, mit der Luft, die er noch nicht athmen konnte, mit den Zerstreuungen der Bewegung, die er noch nicht zu unterscheiden verstand, vermitteln wollte. Sein Wahn ist die Consequenz seiner Vorstellungen, die er mit Aengstlichkeit und ohne Ueberlegung suchte.“

Wolmar hält inne und überſieht, wie viel davon auf ihn ſelbſt paßt. Er will ſich zerſtreuen, ſteht auf, geht ans Fenſter, ſetzt ſich ans Piano und ſucht eine Melodie.

Kennen Sie nicht die Melodie, Fräulein, »Mein Herz iſt am Rheine, am heimiſchen Strand«? fragt er.

Er ſieht ſich nicht um. Er hört eine Stimme, die mit zitterndem Anſchlag den Anfang des Liedes intonirt. Die Stimme iſt ſo lieblich, ſo zum Herzen ſprechend. Erſchüttert hört ſie mitten im Geſange auf.

Wolmar ſchlägt die Taſten an und ſpielt die Melodie nach.

Was iſt Ihnen? ſagt er, als die Sängerin abbricht, ohne ſich umzuſehen. Sind Sie nicht wohl?

Ich bin wohl — iſt die Erwiederung, die ihn befremden mußte; denn von Thränen ſchien das Wort erſtickt zu ſein.

Wolmar blickt auf. Er ſieht die Geſtalt ſeiner Pflegerin abgewandt. Es iſt die Diakoniſſentracht, die ſie trägt —

Indem fällt ihm auf, daß die Geſtalt ſeiner Pflegerin heute ſchlanker und größer ſcheint —

Iſt das Schweſter Juliane? ſagt er ſich und ſpringt vom Piano auf.

Die Pflegerin will gehen. Sie hat die Thür

in der Hand. Eine Bewegung, die sie zu machen hatte, zeigt jetzt ihr Antlitz. Welmar stößt einen Ruf des Schreckens, der Freude aus. Es ist ja Constanze, die er sieht, Constanze, und Sehen und Erkennen und Staunen und Bekennen seiner Liebe — was kann die in Eins strömenden Empfindungen von einander trennen?

Er stürzt auf sie zu, er ergreift ihre Hand, er bedeckt sie mit seinen Küssen, er spricht Betheuerungen der Liebe, die Jahrelang auf seinen Lippen geschwebt hatten; er weiß im Augenblicke wahrlich nicht, was ihn einst konnte gehindert haben, sie auszusprechen, er sagt nur, was er fühlt, er sagt nur, was er sagen muß, und weinend vor Glück und Seligkeit liegt Welmar fast vor Constanzen auf den Knieen und Constanze schon längst an seinem Herzen.

Die Freunde waren in der Nähe. Sie hatten mit pochendem Herzen den Folgen dieses Wiedersehens gelauscht. Freydanks scherzender Einwurf: Vergissest Du, daß Constanze ein Vermögen hat? Hartlaubs Anzeige, daß die Regierung dem jungen Arzte, der sich so heldenmüthig bewährte, ein Physikat am Rheine antrage, Ottiliens innigste Glückwünsche, alles verlor sich im Antheil am Glück der Liebenden und Werte, regel-

mäßige Verſtändigungen kamen erſt bei der Spannung der Frage, die Guntram an Conſtanzen richtete, ob ſie denn wirklich da ihr ſelbſtangehörend das Kleid der Demuth in dem Augenblick angelegt hätte, wo ſie jetzt nur die Farben des Stolzes, die rauſchenden Gewänder des Glückes tragen ſollte?

Conſtanze erwiederte: Wir haben im Friedenthal eine Hochzeit. Die Gräfin Ampfing ſtand im weißen Kleide und dem Myrtenkranz in der Kirche des Krankenhauſes und empfing die Weihe des kirchlichen Segens. Warum ſollt' ich da nicht ſagen:

O laßt mich ſcheinen, bis ich werde,
Zieht mir das dunkle Kleid nicht aus —

ich will es tragen bis ich ſeinen Zauber erprobt habe. Gewinn' ich den geliebten Freund zurück, ſo gönnt mir, dem Beiſpiele meiner Oberin zu folgen! Was können wir dafür, daß wir in dieſem Berufe noch die Fäden hinübernehmen dürfen, die uns ans Leben binden? Ziehen die ſo mächtig zurück, wie das Wiederſehen eines Mannes, den wir lieben, wer kann widerſtehen? Ich wollte Diakoniſſin werden, aber ich bleibe dann nur unter Euch, wenn ich die Religion habe, daß ich unglücklich bin und bei den Leidenden die Kraft meiner Erhebung ſuche.

Constanze war glücklich, war dem Freunde verbunden, der alle Bedenken seiner früheren Werbung dem seligsten Augenblicke opfern mußte; ob arm, ob reich, das hatte er zu bedenken vergessen; nur Constanzens Auge war im Augenblick seine Welt; zu ihm blickte er auf, als er sie an sein Herz zog. Von ihm strömte ihm auch Trost und Genesung zu; sein Strahl wollte für ihn wachen, wollte ihm leuchten, bis er selbst die volle Kraft seiner Jugend wiedergewann.

Er gewann sie. Constanze verweilte nur noch einige Wochen in dem ihr unheimlich gewordenen Friedenthal, dem sie aus tiefster Seele einen andern Geist, den Geist der reinen Menschenliebe und Humanität, wünschen mußte, bis Wolmars Angelegenheiten, seine Anstellung, seine Uebersiedelung in die zweite Heimath am Rheine geordnet war. Auch ihr war es, als wenn sie genas von einer schweren Krankheit. Freydank hatte nur halb Recht, sie die Krankheit der Schwärmerei zu nennen. Sie war mehr als nur einem Wahne der Zeit gefolgt und dem Friedenthal dankte sie gern, daß sie Julianen und mit ihr Wolmarn wiederfand. Sie schlug eben wie immer ihr Herz nicht an, das sie dorthin geführt hatte, und

beſiegt und verſöhnt, ſchrieb Freydank ihr zum Abſchied in ihr Album:

Dem reinen Sinne
Wird ſelbſt ein Wahn noch zum Gewinne.

Und gibt es ein ſchöneres Loos, als von einem glücklichen Leben zu ſagen: Du haſt es Dir ſelbſt errungen! Hoffnung, Furcht, Entſagung, neue Freude, neue Täuſchung, alle Abwechslungen unſeres Erdenloſes hatten zwei edle Herzen bald in lichte Höhen geführt, bald in dunkle Abgründe geſtürzt. Und nun hielt Eine Hand feſt die Andere, Ein Herz ſchlug hörbar dicht dem Andern, Eine Welt wurde das feſte Geäſt und das grüne Laub Eines und deſſelben Stammes von Willenskraft und Ueberzeugung. Wie lieblich ein ſolcher junger Ehebund, wo zwei ſchon geprüfte Herzen ſich vereinigen! Jeder giebt, jeder nimmt. Der Mann ſenkt das gewaltige Schwert ſeiner Kraft zur Erde vor der wie in Märchen ihm entgegengehaltenen Zauberblume weiblicher Huld, deren Duft ihn oft berauſcht bis zum kindlich gebundenen Gewährenlaſſen und zur Unterwerfung unter die mildere Einſicht. Die Gattin aber wird umweht von den Winden, die durch die Welt des Mannes brauſen, wird zur Seherin in flatterndem Gewande, ja legt ſich den Harniſch

ſich ein paar Piſtolen an, um auf alle Fälle gefaßt zu ſein. Von ſeinen Freunden lachten Einige, Andre vermehrten ſeine Beſorgniß und riethen ihm von der Fortſetzung ſeiner Kritiken ab. Er ließ ſie nicht; ſie waren ihm ein Mittel, Dinge auszuſprechen, die in andrer Form ſich nicht ſagen ließen. Er durfte ſtets auf ſeine Beſonnenheit, im äußerſten Falle auf ſeinen Muth rechnen. Man erzählt ſich von einem gewaltthätigen Angriffe, den ſich der von Börne allerdings für immer von der Bühne wegrecenſirte Schauſpieler Heigel auf offner Straße gegen den Herausgeber der Wage erlaubt hätte. Es iſt nichts Wahres daran. An Drohungen von dieſer Seite fehlte es nicht und nur ſo viel wird von ſeinen Freunden zugeſtanden, daß Börne allerdings damals nur mit Sackpiſtolen ausging. Ob ſie geladen waren, wird nicht geſagt.

Eine kleine Fehde mit dem Schauſpieler Urſpruch gab Veranlaſſung zu einem intereſſanten Briefwechſel. Im zweiten Heft der Wage ſagt Börne bei Gelegenheit der Eliſe von Valberg Folgendes. „Herr Urſpruch, Hofjunker von Külen. Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeſchaffen, als auf der Bühne.“ Herr Urſpruch fand dieſen Satz ſo auf Schrauben geſtellt, daß er ſeinen bürgerlichen Ruf dadurch beleidigt glaubte. Er forderte Börne auf, ſich deutlicher zu erklären. Als ihm Börne darauf eine zwar nicht abweiſende, doch ſehr kühle Antwort gab, wiederholte er ſein Verlangen in einem Briefe, der nicht ohne Drohungen und Unarten war. Börne replizirte in der Wage ſehr witzig. Er erklärte den Sinn ſeiner Worte dahin, daß er von Herrn Urſpruch hätte ſagen wollen, auf der Bühne wolle ihm die Schufterei nicht gelingen, ohne daran zu denken, als wäre er im Leben darin glücklicher. Dann griff er die kleinen

männlicher Entschließungen an und sieht der Lüge des Lebens gegenüber, wie die gewappnete Tochter des Zeus. So sich ergänzend, so Einer durch die Umarmung des Andern riesig emporwachsend standen Wolmar und Constanze inmitten vieler Liebe und Verehrung, die doch selbst in einer auf das innere Leben der mit uns Athmenden so wenig achtenden Welt, wie die unserige jetzt ist, solchen Menschen nicht fehlen können.

Aber auch Juliane verließ das immer mehr und mehr dem modischen Religionston verfallende, an sich so ehrenwerthe Friedenthal. Die Reise zu ihrem Glück ging weiter als nur bis zum Rheine. Sie ging über Länder und Meere bis zu jener Zauberinsel, wo einst eine stille Tropennacht den ersten Anfang der hier geschilderten Verwickelungen barg. Julianens muthiger, geprüfter, tiefverständiger Sinn wird Hartlaubs langes Harren auf das Glück der Ehe lohnen, und kehrt sie einst aus dem Land eines ewigen Frühlings, wo ihr tapfrer Gatte sie in Liebe hütet, wieder zurück (sie wollte nicht dem Beispiele der Schwester ihres Gatten folgen, sondern selbst die wenigen Jahre noch mit ausharren, die zu seiner vollendeten Dienstzeit fehlten), so

wird sie allein das Glück der Freunde vollenden, denn diese genießen keine Freude, gestehen sich nie das Verdienst zu, eine genießen zu dürfen, ohne nicht auch dankerfüllt und voll Sehnsucht zu gedenken ihrer Lieben im Lande der Palmen.

---

Bayerische Staatsbibliothek

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

Die

# kleine Narrenwelt.

Von

**Karl Gutzkow.**

Erſter Theil.

„Der Menſch, die kleine Narrenwelt —“

Mephiſto.

Frankfurt am Main,
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1856.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04312/033

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt am Main

# Vorwort.

„Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
„Gewöhnlich für ein Ganzes hält,
„Bin ich zu Theil des Theils, der Anfangs Alles war —“

sagt Mephisto zu Faust und spricht damit „eine bescheidene Wahrheit“ aus. Denn so nennt er sich einen Abgesandten der Finsterniß, nicht ihren Fürsten selbst.

Der Mensch ist ein Mikrokosmos der Narrheit und glaubt sich Makrokosmos der Weisheit. Wie hundertfältig Einfalt in seinem Busen wimmelt zeigte Hans Sachs schon in seinem „Narrenschneiden.“ Eine einzige Sektion ergab einen wahren Rattenkönig von Thorheiten, eine hing an

der andern, Hoffahrt an Geiz, Neid an Uebermuth, Heuchelei an Weltlust u. s. w.

Die Narren, die Hans Sachs geschnitten hat, gehören auf die große Anatomie des ewigen Gerichtes; es sind die sieben Laster der Menschen. Die Narren, die er ans Tageslicht brachte, waren ungeschlachte, wilde, land- und leutegefährliche Gesellen, würdiger der Umarmung Meister Dreibeins, als in Scene gesetzt zu werden auf dem kleinen Theater poetischer Unterhaltung.

Die kleine Narrenwelt, die wir in der Menschenbrust wimmeln sehen und in diesen Blättern schildern wollen, ist jenes Durcheinander von wunderlichen Grillen und unglaublichen Einfällen, das uns schon oft wahrscheinlich genug gemacht hat, ob wir nicht wirklich nur Automaten, von etwas nur feinerem als dem gewöhnlichen Quecksilber in Bewegung gesetzt, sind. Denn die Sprünge, die zuweilen unser Herz machen kann, die Capriolen, die unsre Gedanken schießen, die Kopfüber, die wir fallen, gerade wenn wir

Drohungen des Mimen wie Fangbälle auf, mit denen er artig ſpielte: und in der That ſind ſeine ſpäteren Urtheile über Herrn Urſpruch milder, woran freilich der Umſtand Schuld ſein mag, daß Betty Urſpruch, die Tochter „des Mitarbeiters der Wage wider Willen", wie ihn Börne genannt hatte, ihr theatraliſches Debüt und auf Börne eine Wirkung machte, von der man in Frankfurt behaupten wollte, daß ſie mehr als artiſtiſch ſei. Indeſſen alle Stimmen kommen darin überein, daß Betty Urſpruch (ſie lebte noch vor Kurzem als ein bedauerlicher Schatten ihrer Vergangenheit) die großartigſte Zukunft verſprach. Börne tadelte ſie zuweilen, aber faſt mit dem Schmollen eines Verliebten; er ſagte ihr die ſchönſten Regeln, gleichſam in der Vorausſetzung, als wäre er der Mann, der aus ihr etwas machen könnte. Sie ſolle nur nicht übermüthig werden, ſie ſollte ſich's nur nicht zu leicht machen. Rühmte Börne, ſo entdeckte er ſelbſt im Unweſentlichen bei Betty Urſpruch Schönheiten. Sie hatte in: Die Waiſe und der Mörder Friederiken geſpielt. „Unübertrefflich wahr und rührend," ſagte er, „erſchien Dem. Urſpruch in der Scene, da ſie zur Rettung des in's Waſſer gefallenen Viktorin nach Hülfe rief. Es wäre gut, wenn mehre unſrer Schauſpieler bei dieſem jungen Frauenzimmer in die Schule gingen, um unter andern zu lernen, wie man mit Natur und Anſtand die Stimme bis zum Schreien erhebe." Und in der That, von Stund an, fingen die Damen des Perſonals, denen an dem Urtheil der Wage viel gelegen war, an, der jungen Urſpruch dieſen inzwiſchen berühmt gewordenen Schrei nachzurufen. Theaterbeſucher von damals verſichern, es wäre nicht mehr auszuhalten geweſen, wie ſich damals Alles bemüht hätte, kunſtgerechte Schreilaute auszu-

Kopfauf zu gehen glauben, die verzwickten Katzenmuſiken, die wir für Sternenharmonieaccorde halten können, die — es läßt ſich nicht ſchildern, welche Geiſter all in unſerm Innern rumoren können. Ja im gewöhnlichen Leben, ja, auf dem Polizeibureau, wenn wir uns unſre jährliche Paßkarte erneuern laſſen, oder auf der Eiſenbahn, wenn wir uns einen Coupé ſo bequem und freundlich wie möglich einrichten, oder in einem Salon, wo wir in Erwartung eines Soupers die Liebenswürdigkeit und Geſprächigkeit ſelbſt ſind, da entwickeln ſich alle unſre Denk- und Gefühlsfunktionen mit einer erſtaunlichen Regelmäßigkeit; wir bewundern dann die Klarheit unſrer Vorſtellungen, die Sicherheit, mit der wir unſer eignes Weſen und die Ueberzeugung von unſerm wirklichen Vorhandenſein in der Welt in der Hand haben. Kaum aber wieder in unſren vier Pfählen angekommen, allein mit unſern täglichen Gewohnheiten, gelangweilt von dem Schatten den wir werfen, beginnen wir ſogleich wieder ſo viel innere Dämpfe zu erzeu-

gen, so viel Plaisir steigen zu lassen, so viel Wesentliches, Lustbaftes, Traumbefangenes zu verfolgen, daß uns unsre staatsbürgerliche und gesellschaftliche Stellung oft unter den Füßen wankt und wir uns selbst vor dem Spiegel nicht mehr wiedererkennen.

Dies Gewühl von Wunderlichkeiten, Ahnungen, Wünschen, Reminiszenzen, Hoffnungen, Einbildungen nebst dem unmittelbar darauffolgenden Anhang von Eigensinn, Trotz, Gewohnheit, Gelüst, Neugier, Liebe, Abneigung, List, Raub, Selbsttäuschung, Zahnschmerzen am linken Zeh, Rheumationen in Herzen, die längst amputirt sind, Sehen mit der Magengrube, Hören mit den Fingerspitzen, ohne reizbarkeitsmanabilis zu sein — all dies Zwicken, Zucken, Zerren, Zerren unseres innern Menschen, das ohne Zweifel doch wohl zuletzt zu den eigentlichen Geburtswehen und Kindbettschmerzen unsrer höhern und unsterblichen Bestimmung gehört — diese kleine Narrenwelt in uns, die uns oder vielmehr also hassenswürdig den ewigen, in seliger Vollkommenheit

thronenden Welten darstellen muß, diese ist es, der die nachfolgende Sammlung älterer und neuerer Arbeiten des Verfassers gewidmet sein wird.

Ein drittes Bändchen soll demnächst folgen.

Dresden im Januar 1856.

**Gutzkow.**

# Inhalt.


| | Seite. |
|---|---|
| Die Geisterstunden | 1 |
| Das Heimchen im Ohre | 57 |
| Der Fleckenreiniger | 69 |
| Die Reichthümer der Phantasie | 83 |
| Voltaires Nachtmütze | 97 |
| Der Knopf im Klingelbeutel | 105 |
| Der Weihnachtabend | 127 |
| Der Pfeffer-Matthes | 137 |
| Die Nemesis | 159 |
| König Franz in Fontainebleau | 185 |

# I.

# Die Courstauben.

# Erstes Capitel.

## Blumen und Blüten aus dem Ghetto.

Lea, oder wie sie gewöhnlicher genannt wurde, Leontine Simonis, war eine junge, reiche und liebenswürdige Jüdin.

Klein nur von Gestalt, fesselte sie um so lebhafter durch die Zierlichkeit ihrer Formen und vorzugsweise durch die Anmuth ihrer fast immer lächelnden Gesichtszüge.

Frisch von Farbe heben sich die lieblich gerundeten Wangen. Die Nase von seltenem Ebenmaße und mit der kleinen gedankenvollen Stirn so in eine Linie verbunden, wie das Profil einer Griechin. Vom germanischen Stamme waren Leontinens Augen; blau, schwärmerisch, romantisch. Die Zähne untadelig und das Haar von einer Fülle, daß es, aufgelöst, wenn nicht die Ferse der kleinen Füße, doch die Kniee hätte erreichen können. Es gab in der Residenz Gestalten von einer beim ersten Anblick eindrucksvollern Schönheit, Musterbilder des Wuchses und der Formvollendung, aber wenige von Leontinens einschmeichelndem Zauber im Gesammteindruck.

Und sie hatte auch den Namen dafür. Die junge Welt streifte am sogenannten Hohen Graben, dem Quartier der Banquiers, vor den Fenstern der „schönen Simonis,“ wie man sie nannte, mit allen Ausdrücken der Huldigung vorüber, die für ein meist unter hohen tropischen Pflanzen am Fenster stickendes oder lesendes junges Mädchen nur im Aufblicke gesunder oder in der Schärfung schwacher Augen durch verwitzige Vergnetten liegen kann.

Dies war Veentinens äußere Erscheinung.

Nach ihrem Innern war sie Schwärmerin.

Sie übte zuvörderst nur melancholische Musik. In Liedern ohne Worte, Rêvericen und ähnlich benannten Tonstücken suchte sie ihre ganze unbestimmte Sehnsucht auszuhauchen.

Sodann sprach die Poesie aller Nationen zu ihrem geistigen Ohr. Das waren ihr Engelzungen, während ihr leibliches nur zu sehr, wie sie sagte, mit den rauhen Tönen der Wirklichkeit belästigt wurde

Ihr Vater, Nathan Simonis, besaß die übliche praktische Lebensauffassung seines Stammes. Man konnte von ihm sagen, er hätte des weisen Nathan Namen deshalb getragen, weil, wie der Derwisch sagt, seinem Volke eben der Reiche der Weise ist.

Die Mutter, wenn sie mehr Bildung besessen hätte, würde das Leben schon mehr nach Veentinens Art gefaßt haben. Der prächtige Name, den sie ihrem Kinde statt des

ſtoßen. Alles wollte, zum Wohlgefallen des Dr. Börne, wie die Urſpruch ſchreien.

Daß es Börne mit ſeinen Kritiken viel zu gewiſſenhaft nahm und darüber oft grauſam wurde, iſt unzweifelhaft. Was ihn ſtachelte, war die erſte Begeiſterung ſeiner methodiſchen journaliſtiſchen Wirkſamkeit, es war der hohe Begriff, den er mit ſeiner Aufgabe verband, unverkennbar auch die glänzende Gelegenheit, die die Schwächen des Schauſpielers dem Witze boten. Börnen war die Autorſchaft damals noch ſo neu, daß er eines guten Einfalls wegen ſein Urtheil nicht gern unterdrückt hätte. Wenn ihn ein fremder oder einheimiſcher Künſtler beſuchte, ſo zeigte er es im nächſten Hefte der Wage an und ließ ſeine Leſer über Wendungen, wie die folgende, lachen: „Herr Keller war bei mir, um mich zu beſtimmen, ſeine Frau in der Rolle der Emma von Falkenſtein zu ſchonen. Ich thue es hiemit.“ Er warnte alle Schauſpieler ihn zu beſuchen. Es würde ihnen das nichts helfen, da er nicht weichherzig genug wäre, die Leſer ſeines Journals zu betrügen. Von den Schauſpielern übertrug er ſeinen Zorn zuweilen auf die Regie, auf die Direktion. Er machte ihr die bitterſten Vorwürfe über ihr ſchlechtes Repertoir: „Alle Tage derſelbe abgeſchmackte Jammer, derſelbe abgeſchmacktere Spaß. Es iſt nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es iſt Ernſt und Wahrheit, wenn ich meine Leſer verſichere, daß mich die Vorſtellungen auf unſrer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Bruſt beklommen iſt, wenn ich an den Theater-Abenden dieſe fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe.“ Bald verging auch dem gewiſſenhaften Dramaturgen die Luſt. Die Hefte der Wage verſpäteten ſich Monate- und Jahre-

ursprünglichen Lea zugestanden hatte, war eine Huldigung der guten Frau an die Welt des Schönen, ein Act der Anerkennung wenigstens für manche Sprachkenntnisse, die Madame Simonis aus ihrem Jugendunterrichte gerettet hatte.

Leontinens Brüder, Vettern, Oheime freilich lebten nur unter materiellen Lebensbedingungen, Eisenbahnactien, Courszetteln, Bankausweisen; doch sorgte schon die Mutter dafür, daß diese Grundlagen ihrer zu größtem Vertrauen des Publicums behaupteten Namen nicht auch gar zu breit sich ausdehnen durften. Man ließ sich immer zwischendurch auch einmal auf geistige Fragen, Theater, Musik und die Lieder ohne Worte ein, doch leider immer mit einem zu kühlen Tone, der der kleinen Leontine durch die Seele schnitt. Sie nannte diesen Ton »die kalte Verständigkeit und ihres Volkes Erbtheil«. Leontine Simonis war jene einsam träumende Palme aus dem Morgenlande ihres Lieblingsdichters Heinrich Heine, nur mit dem Unterschiede, daß sie selbst bereits tief im Lande der Fichtenbäume wohnte und unter dem scharfen Luftzuge des Nordens oft, wie sie wenigstens sagte, unbeschreiblich frieren mußte.

Wir könnten für den Abstich, in dem Leontine Simonis gegen ihre Umgebung lebte, noch reichere und poetischere Citate geben, wenn wir die Sammlungen von Gedichten aufschlügen, die in einer Nebengasse des Hohen Grabens,

nämlich im Barfußgäßchen Nr. 3, zwei Treppen hoch, in Morgen- und Abendstunden auf sie gemacht wurden.

Ihr Sänger war ein junger Mann, der sie liebte.

Er hieß von Hause aus Moses Sancho, doch nannte auch er sich Moritz.

Moritz Sancho, wie der Name zeigt, alten portugiesischen Erinnerungen angehörend, war etwas über fünf Jahre älter als Leontine, die bereits zwanzig zählte. Es ist und bleibt eine schöne Eigenthümlichkeit bei Leontinens Glaubensgenossen, daß sie die jungen Mädchen die Freiheit und Poesie ihres älterlichen Hauses möglichst lange genießen lassen. Sie verträumen meist alle ziemlich lange ein glückliches von Liebe gehegtes Dasein im Aelternhause, bis sie einem inzwischen meist leider durch kaufmännische Berechnungen vermittelten Loose anheimfallen. Leontine war eine gefeierte Schönheit; hundert christliche Bewerber würden sich schon längst und schon von ihrem sechszehnten Jahre an für sie gefunden haben: aber da sie unter den Ihrigen, oder wie Moritz Sancho, der Dichter, gesagt haben würde, innerhalb des Ghetto, verheirathet werden mußte, so zog sich die Entscheidung über die Bestimmung ihres Schicksals jetzt schon bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr hinaus.

Die geheimen Hindernisse, die es für diese Entscheidung innerhalb der Sphäre, wo man gläubig nur über Eisenbahnen, zweifelnd über Poesie sprach, geben

mochte und die ſich wahrſcheinlich auf einige tauſend Gulden mehr oder weniger zurückführen laſſen konnten, kennen wir nicht. Leontine ahnte ſo etwas von den unheimlichen Kreiſen, die manchmal um ſie her ſich zogen, bald näher kamen, bald ſich entfernten und ihr immer ein tiefes Aufathmen der Freude verurſachten, ſo oft wieder eine Gefahr, ihre Freiheit zu verlieren, verſchwunden war.

Man glaube ja nicht, daß Leontine, wenn ſie von Freiheit ſprach, Ideen hatte im Geiſte der neuen materialiſtiſchen Philoſophie! Sie kümmerte ſich zwar mit einem Eifer, mit dem Jüdinnen ſo oft junge Chriſtinnen beſchämen, um Alles, was auf dem Gedankengebiete neu und anregend war, aber Das, was gerade ſie Freiheit nannte, war ihr nur die Muſik, die Poeſie, der milde Schimmer der Sternennächte, das Mondenlicht, der Ruderſchlag auf dem Gelde jener italieniſchen Seen, zu denen ſich ihre ganze Seele hingezogen fühlte. Ihre Freiheit war ihr die unendliche Sehnſucht nach Schönheit, ein namenloſes Zerfließen in Idealen, die ſie oft mit irdiſchen Namen nicht zu nennen wußte. Nur geographiſche wußte ſie dafür anzugeben. Für den Anblick des Comerſees z. B. hätte ſie alle Partieen aufgegeben, von denen um ſie her doch zuweilen geflüſtert wurde ... ein Flüſtern, das ihr immer den Eindruck machte, als wenn ſie, ſitzend in ihrem Zimmer unter den breiten Blättern eines rieſigen Gummibaums, blätternd in Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz“, vom

drei oder vier Zimmer weit entfernten Comptoir ihres Vaters herüber das Ausschütten von Geldsäcken vernahm. Dieser Silberklang an sich war nicht unpoetisch, er war ihr auch nicht verhaßt, aber er war außerordentlich gewöhnlich. Er drückte bei ihr das Alltägliche aus. Das Geld einnehmen und Geldgewinnen klang ihr fast so, als wenn sie jeden Morgen die tiefernsten Forschungen ihrer Mutter beobachten mußte, wenn diese mit einer fast contemplativen innern Mystik den täglichen Küchenzettel erfand.

Leontinens geheimste Gedanken verriethen, daß ihr auf jenem Nachen, mit dem sie durch den Comersee ihrer Ideale ruderte, regelmäßig nur Moritz Sancho das Steuer führte.

Moritz Sancho war Doctor der Philosophie.

Von gleicher Schwärmerei wie Leontine Simonis hätte er in der That mit ihr auch ein Paar gegeben, an dem Apollo sowol in Rücksicht auf die Grazien wie auf die Musen Freude gehabt hätte. Hier hätten geistige und körperliche Vorzüge sich verbunden.

Doctor Sancho besaß alle Merkmale des südlichen Ursprungs seiner Familie. Eine mittlere Figur, zart, schmächtig, bebend, wie wir die Italiener kennen und von Spaniern und Portugiesen die Vorstellung haben. Das braune Auge blitzend von Leidenschaft, öfter aber auch, in Folge germanischer Einflüsse, in ein mildes Leuchten und träumerisches Umirren sich verlierend, das sogar ihr ge-

wöhnlicher Ausdruck war und für Jeden etwas Anziehendes und Gewinnendes haben mußte. Sancho's ganze Erscheinung war, was man interessant nennt. Ein großes Selbstgefühl konnte nicht fehlen — werden doch seine Glaubensgenossen ausdrücklich erzogen, die Freude und der Stolz der Ihrigen zu sein — aber eine ausgesuchte Bildung hatte über den Stolz des jungen Mannes die Formen der Grazie gelegt. Sancho's Selbstgefühl verletzte nicht. Es gab ihm nur Schwung, nur vertrauenerweckende Haltung. Wenn der junge Doctor in einen Salon trat, mußte er alle Herzen gewinnen. Sein blasses Antlitz, das glänzend schwarze Haar, der tief von innen kommende Blick aus den schwarz beschatteten Augen, all' jene Eigenthümlichkeiten nazarenischer Schönheit, von denen wir undankbaren Christen nur zu oft vergessen, daß sie die Vorbilder jener Gestalten sind, die wir auf Gemälden zu Gegenständen unserer Anbetung gemacht haben, lagen auch reichlich in der Erscheinung dieses jungen Mannes, der sich zu den Vorzügen seines südlichen Temperaments noch die Ergebnisse der germanischen Romantik zueigen gemacht hatte. Wie Heinrich Heine — auch ihm war er sein Lieblingsdichter — sich vorzugsweise vom Judenthume dadurch zu befreien suchte, daß er eine etwas zu weit getriebene und nur äußerliche Verehrung vor unserer romantischen Märchenwelt zur Schau stellt, so kann man sich wol auch beim Israeliten ein nach innen gehendes

wirkliches Verschmelzen mit dem Charakter der germanischen Poesie denken, ein gläubiges und im Gemüth ergriffenes Heimatsgefühl unter dem Banne der schönen Verelei, unter dem Zauber der Nibelungen und sogar dem Einfluß der christlichen Baukunst und Malerei. Moritz Sancho gehörte zu den ganz germanischen Israeliten des Herrn Dr. Gabriel Rießer in Hamburg und keineswegs zu den Ironikern seiner Bildung. Er dichtete von Blumen, Sternen, Sonnen, Palmen, Mondscheinnächten vielleicht ohne Berechtigung eines Sitzes auf dem Parnaß, aber er ironisirte wenigstens diese seine neue Heimath nicht, sank nicht, wie Heinrich Heine, von Lotosblumen und Feenträumen immer wieder zu seinen Schalet-Witzen herab. Wir wollen keine Kritik über die Poesieen des Dr. Sancho schreiben. Jedes Gedicht, welches einem Mädchen huldigt, das man liebt, steht an und für sich den Gedichten des Petrarca gleich und Leontine belehnte ohnehin ihren Sänger freundlicher als Jenen die kalte Laura.

Wie sich die Herzen dieser beiden Liebenden fanden, ist schwer zu sagen.

Das Barfußgäßchen liegt nur in seinen auf den Hohen Graben mündenden ersten Häusern so, daß Leontine die glühenden Blicke des Doctors hätte allenfalls am Versengt werden ihrer Lectüre unter den Blumen bemerken können.

Die Hausnummer »drei« gab mit dem Hause ihres Vaters schon einen stumpfen Winkel.

Auch das Ausschütten der Geldsäcke im Parterre-Comptoir hatte den Doctor nicht begeistert. Er war zwar arm, sehr arm — sein guter Vater hatte in einer großen Hansastadt sich vom einfachen, einst mit einer Karre hausirenden Bücherträger mühevoll und mehr aus Liebe zu seinem gabenreichen Sohne, als aus eigenem Triebe nach Vervornehmung seiner Existenz, zum Besitzer einer „antiquarischen Buchhandlung“ emporgeschwungen — aber materielle Berechnungen lagen ihm fern. Er hatte Philosophie studirt auf das Schöne und Wahre im Allgemeinen hin, in der Hoffnung, die deutsche Nation würde sich binnen Kurzem zu einem möglichst idealen und freien Leben entwickeln und von den Professoren der Aesthetik, die man bei Universitäten anstellt, keinen Taufschein mehr verlangen. Er hatte auch den andern Glauben an einen gewissen idealen Umschwung seiner eigenen Glaubensgenossen — Manche sprachen in diesem Betracht von Köhlerglauben — aber waren nicht große Geister der Wissenschaften und Künste aus dem Kreise, den er den Ghetto nannte, neuerdings hervorgegangen? Hatten nicht Heirathen stattgefunden selbst in den reichsten Familien mit Söhnen ärmerer, ja sogar in den orthodoxesten mit christlichen Söhnen und christlichen Töchtern? Ist nicht die Zeit angebrochen, dachte er, wo die Vorurtheile schwinden wollen, die Schranken unnatürlicher Zurückhaltung in allen Gebieten fallen? Und konnte es durch Beispiele anderer Art, die

ſchon ſtatthatten, nicht ſanctionirt werden, daß der ſchöne, liebenswürdige, geiſtreiche und mit der Zeit auch berühmte Doctor der Philoſophie Moritz Sancke die ſchöne Leontine Simonis, den Augapfel ihrer reichen Aeltern, wirklich heirathete?

Auf dieſen Glauben hin dichtete und liebte wenigſtens der Eine und duldete ſeine Anbetung die Andere.

Der junge Doctor war unbeſchadet ſeines Vaters, der daheim mit den gangbarſten Schulbüchern handelte, in die vornehmere Geſellſchaft ſeines Glaubens eingeführt und außerordentlich gern geſehen, namentlich von Madame Simonis, protegirt ſogar vom Vater und von den Brüdern Leontinens. Alles hatte ihn lieb. Die Brüder berichteten ihm zuvorkommend, wo irgend über ihn eine ungünſtige Recenſion zu leſen war. Der Doctor war nicht nur äußerlich dem Hauſe willkommen und ein Hebel des Werthes, den ſich jedes Mitglied deſſelben ſelber zuſchrieb, ſondern Leontine liebte ihn auch. Sie erwiederte auf Bällen im Tanze ſeinen Händedruck, ſie verrieth ihm die Thränen nicht, die ihr in das dunkle blaue Auge traten, wenn der Freund leiſe ein Gedicht in ihr Stickerei Körbchen ſchob, ſie duldete, daß er im raſchen Benutzen einer günſtigen Gelegenheit ihr die Hand küßte, dieſe Hand, die zuweilen ſelbſt einen Vers verſuchte, wenigſtens Phantaſieen in ihr Tagebuch niederſchrieb und dann ihren Freund leſen ließ, was ſie Alles von den Sternen, den Mond

nächten und den Gondelfahrten auf dem Comerſee träumte.

So verfloſſen einige Jahre des zarteſten Seelenaustauſches und Moritz Sancho hatte wol ein Recht zu hoffen, dieſe Verbindung würde ihm die Muße ſchaffen, einſt der deutſchen Nation große, gereifte, gefeilte Werke anbieten zu können, ein Recht zu hoffen, er würde das höchſte Dichterglück gewinnen, ſeine Muſe gleich dicht nebenan im Zimmer in ſeinem angetrauten Weibe zu beſitzen und damit zugleich, wie er es ſeinem alten Vater in deſſen Sprache ausdrücken mußte, eine gute Partie zu machen.

Ein heißer Sommer führte faſt die ganze Familie des Herrn Simonis in ein Bad.

Von dem Bade aus machte man noch eine Rheinreiſe.

Als Leontine mit ihren Aeltern zurückkehrte, hatte Moritz gerade die Abſicht, einmal ſeinen alten Vater zu beſuchen.

So gab es eine Trennung von länger als einem Vierteljahre.

Von einem Briefwechſel konnte natürlich keine Rede ſein. Leontine hätte nimmer gewagt, eine Zeile anzunehmen, die ihr von Sancho durch die Poſt zugekommen oder wenigſtens von der Mutter ungeleſen geblieben wäre. Alles Das verſtand ſich ja von ſelbſt. Sancho täuſchte ſich auch nicht über die Schwierigkeiten ſeines Vorhabens. Er wußte, daß ihm ſein Herz eine faſt unerreichbare Auf-

habe geſtellt hatte und daß ihm nur durch ein langes Dulden und langes Werben, wie dem Jakob einſt um Rabel, möglich werden würde, den einzigen Gedanken, der ihn nächſt ſeinem Ruhme erfüllte, möglich zu machen. Ja dieſer Ruhm, dieſe Sehnſucht ſogar, ſeinem alten Vater noch einſt ſolche Bücher von ihm zu zeigen, welche die zweite Auflage erlebten und nicht zu herabgeſetzten Preiſen verkauft wurden, trat ſogar gegen ſeine Liebe vorläufig in den Hintergrund.

Wie furchtbar mußte es ihn daher niederſchmettern, als er nach der großen Reſidenz eines ſchönen Herbſtmorgens zurückkehrte und die Nachricht empfing, Leontine Simenis wäre die verlobte Braut eines fremden Mannes, der um ſie angehalten und nach den üblichen Weitläufigkeiten als ihm bald vermählte Gattin gewonnen hätte.

Sancho war in Verzweiflung.

Sein ganzer Lebensfrühling war wie von einem Sturme geknickt.

Das Gerücht war kein Gerücht; er ſah die Verlobungskarte, ſah dies verhängnißvolle glänzende kleine Blatt, das inzwiſchen auch ihm war geſchickt worden.

Leontine verlobt!

Mit einem fremden reichen Manne!

Wahrheit, Wahrheit war's!

Er ſchloß ſich in ſein Zimmer und weinte.

An Sammlung, Faſſung war nicht zu denken. Er

lang und die beiden letzten, die in Tübingen 1821 erschienen, ließen das Theater ganz bei Seite liegen.

Der ruhmvolle Name, den sich Börne schon durch die ersten Hefte der Wage erwarb, bestimmte den Buchdrucker Wenner in Frankfurt, ihm die Redaktion einer Zeitung anzuvertrauen. Das sehr zurückgekommene Staatsristretto sollte unter dem Titel einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt wieder in Aufschwung kommen und Niemand wäre auch zu dieser Wiederbelebung geschickter gewesen, als Börne, wenn es keine Censoren gegeben hätte. Vier Monate lang vom 1. Januar 1819 bis in den April hielt Börne diesen kleinen Guerillakrieg mit dem scheerenbewaffneten Censor (noch dazu seinem ehemaligen Collegen von der Polizei, einem gewissen Severus) aus; er ist in seinen „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur" selbst der Historiograph dieser, trotz einer Schlacht ermüdenden Scharmützel geworden. Eingekeilt zwischen hundert Rücksichten auf Diplomatie und Senat wurde seine ganze Thätigkeit auf das Unbedeutende herabgeschraubt; er sah ein, daß in der flachen Weise, wie in Frankfurt (noch jetzt) Zeitungen nur erscheinen dürfen, jeder Andre dem Buchdrucker sein Blatt eben so gut und noch mit weniger Kostenaufwand für diesen redigiren würde und gab es ab. Diese vier Monate hatten ihm Nachtwachen, Geldstrafen, die witzigsten Gedanken und treffendsten Wahrheiten gekostet und nichts eingetragen, als die Ueberzeugung, daß man unter dem Damoklesschwerte der Censur höchstens für seinen Styl manche Feinheiten, manche diplomatische Unbestimmtheiten und graziöse Zweideutigkeiten lernen könne. Börne sagte oft scherzhaft und ließ es drucken, daß man mit Einführung der Preßfreiheit auch der Ausbildung des deutschen

ging nicht aus, ſchon vor Furcht, man möchte ihm begegnen, von dieſer Verbindung mit ihm ſprechen und ſeiner getäuſchten Hoffnungen erwähnen; er ging nicht aus, weil er krank wurde. Er bot einen Anblick, der Mitleid erregte. Er aß und trank nichts. Er ſaß nur ſtarr und ſtützte das Haupt auf. Sein Bart wuchs ihm, wie nach den Vorſchriften der Trauer, die ſeinem Volke geboten ſind. Das Feuer ſeiner Augen erloſch. Er ſaß da, ſtumm und ſtarr. Wehmuth machte ihn ohnmächtig zu einem Entſchluſſe. Es rührte ihn Alles. Der Gedanke an ſich ſelbſt am meiſten. Seine ſämmtlichen Gedichte, die in ſo ſchönem Goldſchnitt neben ihm ſauber abgeſchrieben und zur Veröffentlichung bereit lagen, blickten ihn wie bittend, wie ſelbſt hülflos, nicht einmal mitleidig und tröſtend an; bedurften nicht auch ſie erſt des Fortkommens in dieſer kalten Welt, bis ſie ſelbſt anerkannt Andern Troſt ſpenden konnten? Alles ſtand ſo ſtill, ſo geiſterhaft um ihn. Dieſe Verlobungskarte war das Einzige, was redete. Die ſchwatzte und lachte oder »kicherte«, wie ſein Ideal Heinrich Heine geſagt haben würde.

Er ſaß wie in Dämmerung einen Tag und den zweiten halben noch. Die Sonne ſchien nicht und doch ließ er alle Vorhänge herab, nur um nichts zu ſehen, nichts als ſeinen Schmerz, der keineswegs Goethe'ſcher, die Poeſie befruchtender Schmerz war. Er ſtöhnte laut. Er warf ſich vom Sopha bald auf ſeine drei alten gepolſterten

Stühle mit Rattanüberzügen, bald aufs harte Bett, bald wieder auf das noch härtere Sopha. Der Schmerz trieb ihn immer wieder auf. Seine Nachbarn mußten ihn seufzen hören. Es war der ganze bekannte furchtbare Druck, den der Mensch im Unglück so recht mitten auf dem Sonnengeflecht fühlt, derselbe Druck, der ihn das Leben in jener ganzen Schalheit und Unersprießlichkeit empfinden ließ, die schon Hamlet fühlte, als er sich umbringen wollte und auch dies, um ganz vergessen zu können, für einen unnützen Ausweg erklärte, jener Druck, der uns physisch nur dann nicht zerstört, wenn wir eine entsprechende Diät damit verbinden.

Na, was haben Sie denn, Doctor? sagte seine Wirthin und pflegte ihn wirklich mit heißem Thee und zuthunlicher Liebe und erfuhr seinen ganzen Schmerz.

So freundliche Frauenworte und Frauenhülfe lindern schon gar sehr.

Am zweiten Tage Abends mußte er sich sagen: Es gibt doch im Menschengemüthe ganz wunderbare Heilquellen. Sie fließen so tief geheimnißvoll, unbekannt und rathselhaft. Wir wissen gar nicht, wo sie herkommen, wissen nicht, wo den furchtbaren Druck des Kummers plötzlich von unten her ein so treu Geheimes emporbebt. Man vergeht im Schmerze wie vor Durst und es sickert plötzlich ein Trost herauf mitten in der Wüste. Es wird warm an einer Stelle, irgendwo, vielleicht im Auge, oder

es klingt ein Rauſchen am Ohr, vielleicht ein Heimatsgefühl, eine Jugenderinnerung. Meiſt iſt es Heimat und Jugend, die wie plötzlich lebendig anklopfen und wir machen auf und ſehen erſt Niemanden, dann aber Aeltern und Geſchwiſter, denen wir trotz aller Verachtung der Welt dennoch lieb bleiben, wir fühlen etwas, das von ihnen wie eine belebende Wärme uns entgegenſtrömt. O die Heilkraft der Natur iſt ein Geſchenk des Himmels, für das wir knieend danken ſollten! Es bewahrt uns vor Verzweiflung, reicht uns in düſterſter Finſterniß die warme treue Hand des unſichtbaren Führers, der uns ſchon manches Jahr gehalten hat, und hebt uns wieder empor und läßt uns ſogar reifer erſtehen von unſerm Kummerlager, als wir uns mit tauſend geiſtigen Schmerzen niederlegten. Dann ergreift wol ein Vater die Feder und ſchreibt ſeinen Kindern oder eine Mutter nimmt ein Briefblatt und ſchreibt einer Freundin, und hier ergriff ein Sohn die Feder und ſchrieb an ſeinen alten Vater Levi Ezechiel Sancho, Bücherhändler, einſt auf der Karre, jetzt in einem Laden nicht weit von der lateiniſchen Schule der alten Hanſaſtadt. Moritz ſchrieb einen Brief mit der ſchlichten Anrede: „Lieber Vater!“ und der ſchlichten Unterſchrift: „Dein treuer Sohn Moſes“ und die einfachſte Sprache, deren Inhalt zwar dem Vater Kummer machte, wurde eine Stärkung für den Sohn.

Als er Licht angezündet, das Siegelwachs erwärmt,

die Adreſſe auf den zuſammengelegten Brief geſchrieben hatte und noch ſpät Abends zur Poſt ging, um dem Vater ſein Unglück zu melden, wurde es Sanche'n viel leichter. Er mußte ſich ja finden. Es half nichts; denn es gab in vier Wochen keine Veentine Simenis mehr, ſondern nur noch eine Veentine Herz.

Veentine Herz hatte ihren Aeltern große Freude gemacht.

Einmal, daß ſie ſich nach einigem Weigern in Pyrmont zu dieſer Partie entſchloß, dann, daß ſie bei den Heirathspacten es durchſetzte, daß ihr Gemahl in die Reſidenz ziehen mußte.

Der Schwiegerſohn, Michael Herz, hatte früher in einer andern Reſidenz unſers reſidenzenreichen Vaterlandes gewohnt, war daſelbſt der Sohn eines Hoffinanzagenten und ein außerordentlich geſchliffener, weit ſchon in der Welt herumgekommener Geſchäftsmann. Er hatte — doch es wird nothwendig ſein, dieſem Gemahl Veentinens mindeſtens dieſelbe Aufmerkſamkeit zu ſchenken, wie dem Doctor Moritz Sanche, der ſich durch das Studium der Künſte und Wiſſenſchaften einſtweilen für ſeinen Verluſt zu tröſten ſucht.

Was er erlebt hatte, gehört zu jenen Heinrich Heine'ſchen »alten Geſchichten«, die ſich täglich ereignen und eigentlich Dem nur ganz verſtändlich ſind, dem ſie »juſt paſſiren«.

## Zweites Capitel.

### Michael Herz.

Michael Herz konnte beim ersten Anblick für Das gelten, was man oft und nicht selten mit Grund eine „gewöhnliche Geldseele“ nennt.

Sein Aeußeres deutete allerdings auf enge Grundsätze.

Er war klein, nicht gerade häßlich, aber für die Rolle eines Schiffers auf dem Comersee der Ideale ziemlich ungeeignet.

Michael Herz hatte stechende, ausdrucksvolle Augen, eine große Stirn, die an den Schläfen schon graue, auf dem Wirbel gar keine Haare mehr zeigte. Er trug zwar einen sehr großen modernen Bart, den er aber nur im ersten Jahre seiner Ehe mit einiger Sorgfalt behandelte, färbte und pflegte, später vernachlässigte und nur zuweilen noch, wenn die Schwiegereltern ein Diner gaben oder das junge Paar irgendwo ausgebeten war, zum Gegenstand philokomischer Studien machte.

Seine Gesichtszüge waren markant, mager, schon mit Furchen durchzogen. Sein Gang, wenn er mit der Cigarre

auf ſein in einem andern Theile der Stadt gelegenes Comptoir — er hatte ſich eine eigene Speculation faſt mehr zur Unterhaltung als aus Bedürfniß zugelegt — wanderte, war von den Grazien verlaſſen und nur durch eine gewiſſe Sicherheit ſich auszeichnend.

Sicherheit war überhaupt der Charakter ſeines ganzen Weſens. Er war ſo ſicher, daß er ſogar Witz und Scharfſinn beſaß. Er hatte die Welt ſchon mannichfach kennen gelernt und vielfach beobachtet. Michael Herz trieb Nationalökonomie, höhern Mercantilismus, Freihandel, Politik, Alles das mit Leidenſchaft und man würde ein himmelſchreiendes Unrecht thun, wenn man ihn dabei einen Verächter des Schönen genannt hätte.

In den Wiſſenſchaften hatte er ſolide Grundlagen gelegt. Er las vielerlei in Morgenſtunden und oft bis ſpät des Abends. Am liebſten Engliſch und Franzöſiſch. Der Geſchmack ſeiner alten und neuen Freunde war nicht immer der ſeinige. Er lächelte anfangs über die Schwärmerei ſeiner verlobten Braut, aber auch über die ſcherzhaften Einfälle der Oberflächlichkeit, die dem Witze auch Alles opfern wollte. Er ließ ſich wol die Späße munden, die auf der Börſe am glücklichſten zufällig, minderglücklich privilegirt gemacht werden, aber mit bannalen Phraſen war doch nicht Alles bei ihm abgethan. Michael Herz forſchte den Quellen nach. Vieles, was auf der Börſe beſpöttelt wurde, erfüllte ihn mit Achtung, wenn er

die Abneigung des Geſchäftsmannes auch vollkommen theilte.

Wir fürchten endlos zu werden, wenn wir fortfahren wollten, alle dieſe Eigenthümlichkeiten zu ſchildern.

Nur die eine Eigenſchaft wollen wir noch erwähnen, daß Herz in den erſten gröbern Umriſſen ſeiner Toilette genau war, den Luxus der weißen Wäſche und die, wie Manche ſagen könnten, Pedanterie der Reinlichkeit bis zum Exceß trieb und nur in der übrigen elegantern Toilette, in Weſten, Halsbinden, Slips, Röcken und Paletots den Cyniker ſpielte. Ein paar ſchwarze freilich engliſche doppelnähtige Handſchuhe trug er oft mehre Monate.

Er pflegte überhaupt ſchon vor ſeiner Ehe zu ſagen: „Ich war einige Jahre in Paris und London ein Elegant und habe daſelbſt die unſinnigſten Depenſen gemacht. Ich putzte mich heraus, als wenn es niemals Spiegel oder eine Antikenſammlung im Louvre gegeben hätte. Ich bildete mir ein, mit neuen Cravatten, ſeidenen Weſten, Slipſen, Burnuſſen, Abdelkaders und troddelbehängten Paletots unwiderſtehlich zu ſein und merkte nicht, daß jede Griſette mir ſagte, wie lächerlich ich war. Meine pygmäiſche Figur, mein confiscirtes Geſicht, meine Policinell-Manieren, nichts von Alledem ließ ſich durch die Rechnungen der erſten Schneider und Modehändler verbeſſern. Ich glaubte für jährlich 3000 Francs ein Adonis zu ſein und war nur komiſch. Seitdem hab' ich dieſe Methode, Ju-

tereſſe zu erwecken, aufgegeben. Ich fing an, Eindruck zu machen, ſeitdem ich jeden Rock ſo lange trug, bis an den Ellenbogenſpitzen ſich eine hellere Schattirung einſtellte. Meine Ehe fang' ich wahrſcheinlich auch erſt in dieſem Syſteme der Adeniſirung an. Komm' ich aber zu Leontinen zum Kaffee, in einem Schlafrock von blauem Sammet, mit gelben Schnüren und hängenden Troddeln, komm' ich mit einem türkiſchen Fez von rother Seide mit ſilbernen Franſen und ich erlebe nicht, daß ſie augenblicklich vor Lachen in Ohnmacht fällt, ſo will ich mich anheiſchig machen, Zeitlebens im Hauſe den Hanswurſt zu ſpielen. Meine Lieblingstoilette, grau in grau, wird mich ihr vorläufig im Comptoir bedeutender erſcheinen laſſen. Auch werden vielleicht die Cigarren meinen Eindruck unterſtützen oder ich muß mich ergeben, daß man mich eines Tages eine lebendige Mumie nennt, mich des Beſitzes einer jungen blühenden Frau, die eine Haut wie Pfirſiche hat, für unwürdig erklärt und in allem Ernſte, ich ahne, daß man mit Schrecken an meine Zukunft denkt."

Sollte ſich Leontine Simonis in die Natur eines ſolchen Gemahls haben finden können?

Sind hier keine Kämpfe vorgekommen?

Ging das Alles in der gemüthlichen Gewöhnung ſo raſch von ſtatten, wie es ſich bald geebnet zu haben ſchien?

Laſſen wir die Thatſachen reden.

Schon in Pyrmont verrieth Leontine, wie wenig dieser Michael der eigentliche Mann ihres Herzens war.

Der scharfblickende, schon lange in die Dreißiger Jahre eingerückte Mann bemerkte eine ihm, wenn auch nicht bis zur Verweigerung der Hand, doch bis zu einer gewissen sogleich hörbaren Dissonanz ungünstige Stimmung sehr bald.

Er hatte zwar in Pyrmont und später in der Residenz, wo das Aelternpaar Leontinens wohnte, einige Sorgfalt auf sich verwendet; sein Schicksal war aber eben das, dann gerade geringfügig zu erscheinen, wenn er es andern Männern an Sorgfalt und Geschmack nachthun wollte. Sich so zu geben, wie es sein zweites Pariser System war, konnte er der Aeltern und der Neuheit wegen noch nicht wagen und dennoch besaß er Ehrgeiz. Er besaß nicht den Ehrgeiz, sich schwärmerisch geliebt sehen zu wollen; er besaß aber den Ehrgeiz, seiner Gattin nicht zu gestatten, daß sie sich ihm gegenüber als etwas Apartes gab, eine Welt für sich beanspruchte, ein Dasein für sich oder wenigstens eine Lebensauffassung, in die er etwa wie in ein Heiligthum nicht eintreten durfte.

Schon die erste Bekanntschaft gab eine Menge von Gegensätzen. Leontine phantasirte am Flügel in schwärmerischen Accorden; Michael konnte nicht in Abrede stellen, daß er fröhlichern Weisen den Vorzug gab. Sie sprach von Büchern, die er nie gelesen hatte, auch nicht lesen

mochte, ſo ſchön ſie in Goldſchnitt eingebunden dalagen. Leontine ſprach Franzöſiſch und Engliſch lange nicht mit der Gewandtheit, die ihm wünſchenswerth erſchien, um ſo mehr, da er Pläne hegte, in Zukunft vielleicht im Auslande zu wohnen und an den Plätzen Geſchäfte zu machen, wo man die Handelschancen in erſter Hand hat. Ihr ganzes Weſen war ihm zu zerfloſſen und zu ſentimental. Und was der geheime Schaden immer bei den Altzugefühlvollen iſt, es entging auch ſeinem Scharfſinne nicht, daß dieſer Schwärmerei eine große und ihm gefährliche Einbildung von ſich ſelbſt zum Grunde lag.

Michael Herz erfuhr auch von dem Verhältniſſe des Doctor Moritz Sandve.

Man hatte ihm nicht ſagen können, daß zwiſchen dieſem jungen Gelehrten und ſeiner Verlobten ein unverbrüchliches Band gegenſeitiger Verpflichtung beſtand, aber die Art, mit der die Aeltern dieſen Namen aus den Liſten etwaiger Einladungen ausſtrichen, die ſatiriſchen Anmerkungen, mit denen Leontinens Brüder den dichteriſchen Genius des ſchönen und, wie er bald bemerkte, in der Geſellſchaft bevorzugten jungen Mannes zuweilen zur Erwähnung brachten, öffneten ihm doch ſehr bald die Augen. Unverkennbar wurde ihm, daß ihm Leontine auf dieſem Wege, den ſie ſchon einſchlug, eine Zukunft bereiten würde, die ihn auf die Stufe der geduldeten Ehemänner ſtellte. Ehrgeiz kämpfte dagegen bei ihm ebenſo ſehr wie wirkliche

Styls schaden würde; fein, witzig, behutsam und graziös ließe sich nur schreiben, wenn mit uns die Katze Censur schäkerte. Nach Börne versuchte es Friedrich Murhard eine Zeitlang, in Frankfurt den Postillon der Geschichte zu spielen; aber auch er ward es bald müde. Die stolze Posaune der Fama bekommt in Frankfurt so viel Beulen, daß sie einen so kläglichen Ton wie eine Nürnberger Kindertrompete von sich giebt. Uebrigens blieb das Wenner'sche Haus für Börne ein Ort, den er um sich zu erholen, gern aufsuchte. Mad. Wenner, die Schwester des bekannten witzigen Lokaldichters Malß, veranstaltete Leseabende, an denen Börne Theil nahm und die in andern Kreisen, in denen er zu verkehren pflegte, nachgeahmt wurden. Börne's Freunde, die Doktoren Goldschmidt, Stiebel, Reis, gebildete Kaufleute, wie Ellisen und Andre rückten damals oft zu geistreicher Unterhaltung zusammen, an der Börne, obgleich Vorlesen ihn nicht fesselte, zuweilen in seiner Art, einfach und gemüthlich Theil nahm. Es fehlte nicht an harmlosen Scherzen, nicht an den lebendigsten Erörterungen der Tagesereignisse. Frankfurt selbst mit seiner Tageschronik lieferte den meisten Stoff. Börne ließ z. B. damals einen kleinen Zettel drucken, auf dem er einen durchreisenden Augenarzt, der sich etwas pomphaft angekündigt hatte, sehr witzig in einer Weise, die an Lichtenbergs berühmte Parodie der Anschlagzettel Philadelphias erinnert, persiflirte. *)

Die Herausgabe der in Offenbach gedruckten Zeit-

*) Siehe Stuttgarter Ausgabe Band V. S. 175. Die Frankfurter Aerzte verdroß es, daß dieser englische Doctor Williams ausnahmsweise auf diplomatischem Wege die Erlaubniß erhalten hatte, Medicamente zu verkaufen. Börne nennte ihn Boaster (Prahler).

Liebe. Er hatte ein tiefes Gefallen an seinem Weibe. Er liebte Leontinen. Gerade die Verschiedenartigkeit ihres Wesens von dem seinigen hatte ihn angezogen. Er fand nach seinem System ihre Entzückungen über den gestirnten Himmel und die Mondnächte auf dem Comersee zwar komisch, aber solche Art von Poesie hat zu allen Zeiten selbst die Verständigsten immer verleckt und angezogen. Er beherrschte sich; er verrieth nicht ganz, was er fühlte. Die tiefe Ablehnung, die in „Madame Michael Herz“ für ihn lebte, that ihm weh. Er sann hin und her, wie er es durchsetzen sollte, daß sich Leontinens ganze Seele in ihm zurechtfande, ihn und sein Lebensprincip gelten ließe und sich von einer geistigen und gefühligen Vornehmheit trennte, die etwas Drückendes für ihn hatte. Er wußte, daß die äußere Treue seines Weibes in allen Lagen rein wie Gold sein würde, er wußte, daß ihr nimmermehr einfallen könnte, an den jungen Dichter anders zurückzudenken als wie eine Fürstin etwa an einen Knaben vom Lande zurückdenkt, mit dem sie einst Popularitätbeflissenheitsstudien machen mußte; er wußte, daß die Israeliten alle Vorurtheile des Standesunterschiedes haben — sie waren nicht umsonst in Spanien und Portugal die Beobachter reiner und fleckenloser Ritterschaft. Er wußte, daß der Sohn eines Antiquars von Salamanca und wenn es der unbekannte Dichter des Cid Campeador selbst gewesen wäre, nie daran in Wahrheit hätte denken dürfen, die

Tochter irgend eines christlichen Don Juda ben Kimchi de Simenis zu gewinnen. Aber das Alles hinderte nicht, daß er sich unglücklich fühlte und vor seinen Verwandten daheim nicht mit der Miene bestand, die sie an ihm zu sehen wünschten.

Die Hochzeitreise, welche die jungen Eheleute machten, hatte das Gute gehabt, daß Veentine wenigstens vor der praktischen Umsicht ihres Mannes etwas Achtung gewann.

Sie erkannte sehr bald, daß ein so sicheres und dabei nicht verlautes und eine zarte Natur in Verlegenheit bringendes Auftreten in Gasthöfen und auf Eisenbahnen, wie es Michael Herz eigen war, nur die Folge der Lebenserfahrung und Weltroutine sein konnte.

Es gewann ihr zuweilen ein wenig Bewunderung ab, wie sicher und planmäßig diese Reise nach der Schweiz und den schönsten Theilen des deutschen Oesterreich angeordnet war im Vergleich zu dem Geschrei und dem Durcheinander, wenn sie mit ihren Aeltern reiste.

Auf einer so kurzen Fahrt wie nach Pyrmont war sie ja jährlich gewohnt gewesen, daß die Familie Simenis mindestens drei Rückenkissen, ebenso viel Handtaschen, oft noch wichtigere Dinge liegen ließ, dann mitten im Fluge des Dampfwagens von Anhaltenlassen sprach, nach allen Conducteuren rief und sich nicht selten entschließen mußte, telegraphische Depeschen um gestickte Sacktücher und lederne Luftkissen hin und her spielen zu lassen.

Diese bedeutende Unsicherheit, die mitten im schönsten Genusse bei den ältesten Reisen Aufschreie und Schrecken aller Art zu verursachen pflegte und ihr das Reisen unter solchen Umständen eigentlich schon längst verleidet hatte, fiel bei Michael Herz gänzlich weg. Das junge Ehepaar reiste allein, um in Begleitung einer einzigen Dienerin und Alles ging vortrefflich von Statten. Michael rauchte seine Cigarren, fand Alles, was man besichtigte, anregend, mehr oder minder auch merkwürdig und verbreitete dabei ein so behagliches Gefühl der Sicherheit, daß sie ihm im Stillen das Zugeständniß eines praktischen Mannes, mit dem wenigstens äußerlich sich leben ließ, nicht verweigern konnte.

Nach Hause zurückgekehrt stellte sich das Gewonnene aber bald in Frage.

Michael Herz war in seinem neuen Wohnorte fremd, hatte ein neues Etablissement zu begründen und fühlte, daß die Verwandtschaft ihm nicht diejenige Selbstständigkeit einräumen wollte, die er gewinnen mußte, um sich behaglich zu wissen. Sein verständiger Sinn hatte sich früh im Leben zurechtgefunden. Er sah älter aus, als er war, aber er hatte noch mehr Klarheit seines Wollens, als man selbst seinem Aussehen hätte einräumen mögen. Solche halbblasirte Naturen sind zähe in ihren Vorstellungen von Dem, was man gemeiniglich Glück nennt. Michael Herz schwieg zu Allem, was er sich von Schwiegerältern,

Schwägern, ja ſelbſt ſeiner Gattin gefallen laſſen mußte, war aber nicht im mindeſten gewillt, die Dinge ſo gehen zu laſſen, wie ſie in den erſten Monaten ſeiner Ehe und neuen Niederlaſſung gingen. Er trällerte, ſcherzte, lachte, ſpielte den Unbefangenen, ſah aber wohl, wie in ſeiner glänzenden, koſtbar eingerichteten Wohnung ganz andere Geiſter herrſchten als die, die ſich ſeiner Botmäßigkeit unterwerfen fühlten. Von einer innigeren Vertraulichkeit Leontinens mit ihm ſelbſt war keine Rede. Man gab ſich die Miene, ihn erziehen zu wollen, ſchrieb ihm eine Menge von Regeln ſeines Verhaltens ſowol in der Geſchäftswelt wie in der Geſellſchaft vor und wenn er gar beobachten mußte, daß die Hoffnung, die Leontine gewann, Mutter zu werden, wie eine Angelegenheit betrachtet wurde, die mehr die Familie als ihn ſelbſt beträfe, ſo hatte er Augenblicke des Schmerzes und kannte ſogar, weil er die Verſtimmung nicht wegheuchelte, Anlaß geben, ſich ernſtlich über ihn zu beklagen.

Als nach der Geburt eines Sohnes es den Anſchein hatte, als wenn Leontine mit jetzt noch geſteigerterer Gleichgültigkeit für ihn und ſein Bedürfen nach Gemüthlichkeit ſich wieder alleinſtellen und die Nahrung ihres geiſtigen Daſeins aus tauſend andern Hülfsquellen, nur nicht aus ihm, ſuchen würde, nahm er ſich ernſtlich vor, dieſer Gefahr der Unterordnung endlich für immer vorzubeugen.

Er hatte ſich dazu manches Mittel überlegt.

Ein ernſtes gemüthliches Wort mit Leontinen, eine Bitte um Verſtändigung, die Betheurung ſeiner Liebe, alles Das ſchien ihm ſehr gefährlich, ſeinem Charakter widerſprechend und fruchtlos.

Denn, ſagte er ſich, wie ſelten überlegen die Männer, daß ſie mit Allem, was ſie um Gotteswillen von den Frauen verlangen, Fiasco machen. Die Lehre vom Hebel ſchon ſagt uns, daß wir die Mittel, Wirkungen hervorzubringen, nicht an die Stelle ſetzen müſſen, wo die Wirkungen ſelbſt ſtattfinden ſollen. Die Liebe und ganze Hingebung meiner Frau muß an einer ganz andern Stelle hervorgebracht werden als auf dem Boden, wo ich mich ihr etwa zu Füßen wärfe.

Er ſann, was beginnen.

Die Zerſtreuungsſucht ſeiner Gattin war im beſten Zuge, das Zerfließen, Schwärmen, Muſiciren, Leſen, Alles hatte wieder einen Anſtrich geiſtiger Vornehmheit und excluſiver Nichtachtung gewonnen; ſpotten wollte er nicht, reizen, opponiren noch weniger. Ein Ende nehmen aber mußte dieſer Zuſtand. Er liebte ſeine Gattin, er durfte ſich ſagen, daß ſein ganzes Weſen wol der Mühe werth war, erforſcht und zur Richtſchnur des Hauſes genommen zu werden. Er wollte Vertraulichkeit, Herzlichkeit, Hingebung deſſelben Gemüthes, das ſich für Alles in der Welt erwärmen konnte, nur für ihn nicht.

Und um zu dieſem Ziele zu gelangen, verfiel er denn

endlich auf ein in dieſer Art mit Bewußtſein wol noch nicht ausgeführtes Mittel.

Es beſtand in folgendem eigenthümlichen und gewagten Seelenexperiment.

Michael Herz hatte ſich geſagt:

Es muß in Leontinens Seele etwas einziehen, das Kraft genug beſitzt, die böſen Geiſter der Eitelkeit, des geiſtigen Hochmuths und der Gefühlsſchwelgerei zu bannen. Vernunft iſt ein ſchönes Wort, aber man kann ſie unmittelbar Niemanden einreden. Zank und Lärm iſt verdrießlich; die Nachbarn hätten den meiſten Vortheil davon. Eine Verſpiegelung, daß wir uns einzuſchränken hätten, könnte meinem Credit ſchaden. Ueberhaupt wird Alles vergebens ſein, was nach der Nothwendigkeit ausſieht. Leontine ſollte in ſich eine Tugend ausbilden. Tugenden ſind meiſt nur die Reſultate glücklich zuſammentreffender Umſtände. Das Beſte iſt, was als gut ſchon angeboren wurde. Wo das Angeborene nicht gut iſt, da muß man ſich eingeſtehen: Auf die Tugend hin erziehen kann man nicht. Man muß nur den Unarten begegnen oder den Unarten eine beſſere Wendung geben. Und wie begegnet man den Unarten? So, wie man Krankheiten bekämpft. Die Arzneikunde gibt Aufſchlüſſe darüber. Um den Verheerungen anſteckender Krankheiten zu begegnen, impft man die Neigung dazu ein. Man gibt Gift, um Gift auszutreiben. Das Gift würde einen geſunden Zuſtand

zerſtören, aber einen kranken heilt es. Das Gift und die Krankheit kommen in Conflict und über den Kampf beider Gegenſätze gewinnt die Heilkraft der Natur hinlänglich Oberhand, um ſich zwiſchen beide Mächte zu werfen und ihrem Streite durch die wiedererwachte Geſundheit ein Ende zu machen.

Darauf hin impfte Michael Herz ſeiner Gattin etwas nicht beſonders Schlimmes, aber auch nicht beſonders Gutes ein — —

Nämlich den Geiz.

Michael hatte zwar bemerkt, daß in ſeiner Frau auch nicht das mindeſte Talent der Wirthſchaftlichkeit lag.

Man hatte ihr den Beſtand eines Hausweſens ſo bequem wie möglich eingerichtet. Es war ihr eine Maſchine übergeben worden, die, einmal angeſtoßen und durch das aufgeſchüttete Wochengeld in Bewegung geſetzt, ſeit geraumer Zeit ſchon von ſelbſt ging.

Dennoch war ihm an Leontinen auffallend, daß er einen gewiſſen Charakterzug nicht gerade des Neides oder der Mißgunſt, aber doch etwas Dem Aehnliches entdeckte. Richtiger ausgedrückt war dieſe Eigenſchaft vielleicht eine angeborene — Gerechtigkeitsliebe. Sie hatte Sinn für das Billige, Richtige, für das Maß. Ihr Schönheitsſinn brachte dieſe Anlage mit ſich.

Schon bei den Aeltern polterte ſie oft in's Wirthſchaftliche hinein und ſpäter, wenn es bei ihnen Geſellſchaft

gegeben hatte, fiel Michael auf, daß Leontine die Speisen, die man abtrug, faſt *liſtig* überwachte, von beſſern Gerichten nur ganz geringe Antheile an die Dienſtboten gab.

Ihm ſelbſt, der einen angebörenen großmüthigen Sinn hatte, waren dieſe kleinen Charakterzüge bei erſter Beobachtung ärgerlich geweſen. Er ſchalt darüber oder verlachte Leontinen; bei ernſterer Ueberlegung aber entdeckte er, daß dieſem Fehler ſcheinbarer Mißgunſt doch ein guter Trieb zum Grunde lag, der in Leontinens Erziehung nur nicht war ausgebildet worden. Das junge Mädchen hatte Retentatte, nicht Geld zählen gelernt, und doch hatte ſie einen hohen Begriff vom Gelde. Kam ſie in die Lage, ſchon als Kind, einmal einen Gegenſtand nach ſeinem Werthe anzuſchlagen, ſo taxirte ſie ihn ſicher immer geringer, als er werth war und erſchrack über die hohe Summe, wenn man die rechte nannte. Ihren Brüdern hielt ſie fortwährend ihre Verſchwendungen vor. Sie mußte von deren Zorn viel leiden, wenn ſie ſich in die Streitigkeiten miſchte, die oft genug mit ihnen über den Bedarf an Geldmitteln ausbrachen.

Michael Herz begann nun ſein Syſtem.

Die junge, nach ihrem erſten Kinde ſich zur Schönheitsfülle erſt recht entfaltende Frau gab Geſellſchaften und liebte ſie. Sie ſcherzte und lachte dabei. Man hatte einen Kreis von bekannten Namen um ſich verſammelt, man lud Jeden, von dem man nur einmal eine Auszeich-

ganz empfangen, zweimal wieder ein. Leontine war die Frau von Geist, Poesie, Gemüth, Seele, die große Pianoschlagerin, die verschämte Dichterin, während Michael Herz nur die Hemmens der Aeußerlichkeiten machte. Sie war so in einen Strudel gerathen, daß nur die Anmeldung fehlte: Herr Dr. Moritz Sancho wünscht seine Aufwartung zu machen! sie wäre aufgesprungen, in ein Cabinet geeilt, hätte bald ihr klopfendes Herz mit der Linken gehalten, bald mit der Rechten an ihrer Haube die langen rothseidenen Bänder geordnet und ihn empfangen.

Im Theater, in Concerten hatte Sancho auch oft sie mit Augen schon wieder beobachtet, welche die Glut seiner alten Liebe aussprachen. Er grüßte nicht — denn einem tiefen Grolle seines Gemüths, der verflogen war, mußte er doch wenigstens den äußern Anschein nicht entziehen; aber die kleine unscheinbare Gestalt Michael Herzen's mit der kahlen Glatze und der nachlässigen Haltung neben der reizenden jungen Frau hätte ihn an sich nicht gehindert, seine Gefühle deutlicher zu erkennen zu geben. Es war nur ein inneres Zagen, die Scheu vor Leontinens Glanz und Reichthum, die ihn von dem wieder mächtig auftauchenden Ideale seiner Träume entfernt hielt.

Und in dieser Zeit begannen Michael Herzen's seelenkünstlerische Experimente. Sie gelangen ihm mit überraschendem Erfolge.

Sonst hatte er Fülle und Reichlichkeit befördert, hatte

geschmollt, wenn die Reste eines Balls oder Diners zu rasch verschlossen oder kleinlich und ängstlich gehütet wurden; jetzt fing er an, unscheinbar seine Gattin darin gewähren zu lassen.

Damit nicht genug, brachte er eine ökonomische Frage nach der andern aufs Tapet.

Auf die harmloseste Art warf er kleine Alternativen von Mehr- oder Minderausgaben hin, ließ Aussichten über Gewinn oder Verlust fallen und schilderte wie zufällig die Vortheile, die sich ihm im Geschäft wie von ungefähr gemacht hätten.

Es erschreckte ihn fast, wie diese geheime in Veontinens Seele gelegte Mine um Fortschritte machte. Sie zündete immer weiter, Explosion der in ihr aufgehäuften geheimen Stoffe folgte auf Explosion.

Zum Glück war Michael Herz selbst so von aller Kleinlichkeit entfernt, daß er mit der Zeit der immer mehr sich steigernden Entwickelung zum Geize seiner Gattin steuern mußte.

Er sagte sich:

‚Ich wollte das Uebermaß der Sentimentalität aus dem Herzen saugen, ganz austrocknen wollt' ich es nicht!'

Er hütete sich, wie das in tausend Fällen geschieht, mit seinem Weibe in einem gleichen Triebe der Mißgunst und des Geizes zusammenzuschrumpfen; wer hätte nicht schon mit Bedauern jene jungen Eheleute bemerkt,

ſchwingen war in demſelben Jahre 1819 ein journaliſtiſcher Verſuch, den ſchleppenden Gang einer Monatsſchrift durch wöchentliches Erſcheinen zu beſchleunigen und ſchneller mit dem Tage fortzugehen. Gleich die erſten Nummern fanden eine lebhafte Theilnahme, der Verleger Fr. Wilmans in Frankfurt war glücklich, ein gutes Geſchäft zu machen, ein Artikel: Der kleine Hamann (gegen den Phyſikus Varrentrapp) hatte beſonders lokales Intereſſe erregt, als plötzlich das fernere Erſcheinen der Zeitſchrift in Offenbach verhindert wurde. Es war Börne aufgefallen, daß die Frankfurter Bundestagsgeſandten ſich häufig einzelne Nummern der Zeitſchwingen abholen ließen. Es war die Zeit der Einkerkerungen, der Unterſuchungskommiſſionen. Börne ward um ſeine Freiheit beſorgt und der Aufenthalt in Frankfurt erſchien ihm immer drückender. Er entſchloß ſich, nach Paris zu reiſen. Die Gründe, die ihn dazu beſtimmten, wurden um ſo gewichtiger, als man mit Ertheilung des Paſſes hinhielt. So zog er vor, nach Darmſtadt zu Fuß zu gehen. Es war im Spätherbſt 1819, kurz nachdem er eine Rheinreiſe zur Erholung gemacht hatte. Auf dieſer hatte er Görres in Coblenz beſucht, bei dem er Schleiermacher und Benzenberg traf. In Bonn beſuchte er Schlegel und Arndt. Nachdem er noch Aachen und Köln geſehen, kehrte er nach Frankfurt zurück, von wo er jedoch einige Wochen darauf ſich entfernen zu müſſen glaubte.

Börne hat dieſe Pariſer Reiſe in ſeinem Sodener Tagebuch*) ſelbſt erzählt. Er ging über Straßburg, nachdem er noch richtig in Mannheim einen ihm nachgeſchickten Paß

*) Stuttgarter Ausgabe Band IV. S. 303 fg.

die eben noch lieblich und poetisch waren und nach wenig Jahren durch kleinliche Neigungen etwas Pedantisches, Gemessenes, Penibles, Lauerndes bekommen?

Herz begnügte sich mit der überraschenden Vertraulichkeit, die sich plötzlich wenigstens in einem Punkte zwischen ihm und seiner Gattin herstellte.

Leontine hatte nun ewig kleine Pläne, hatte immer im Geheimen etwas zu betuscheln, hatte bald gegen diese, bald gegen jene Tradition der Küche oder der Wäsche oder des übrigen Hausverbrauchs etwas anzulegen.

Für diese Pläne bedurfte sie dann der Anlehnung, eines Mitverschworenen, eines geheimen Verbündeten. Es geschah mit klugstem Takte, daß Michael den Reiz des Geheimnisses, der ihn plötzlich mit seiner Gattin verband, nicht mißbrauchte.

Indessen trat hier eine Gefahr ein.

Die Grazien konnten verloren gehen — —

In die gewaltige Gährung, in die Leontine durch die Seelenkünste ihres Mannes versetzt war, fiel die Geburt ihres zweiten Kindes.

Es war dies ein Mädchen. Die Aeltern waren glücklich über das Pärchen. Es ging Alles nach Wunsch. Michael klagte schon nicht mehr. Leontine hatte sich plötzlich auffallend verändert, ohne daß es die Aeltern recht begreifen konnten. Ob Leontine es selbst begriff? . . .

Sechs Wochen nach Ankunft der kleinen Rahel fuhr die Mutter aus. . . .

Es war ein wundervoller Frühlingstag. Der Wagen zog langsam. Die Promenaden um die Stadt blühten und grünten. Leontine sog die balsamische Luft mit Entzücken und nicht ohne Wehmuth ein. Es war seit einem Jahre nun so Vieles unklar in ihrem Innersten, so Vieles plötzlich unvermittelt hineingedrungen, so Vieles, was ihr Freude und Schmerz bereitete.

Ihre Stimmung war die einer Genesenden. Sie wurde durch Alles, was sie wiedersah, gerührt. Und wenn sie die beiden holden Kinder sich vergegenwärtigte, die ihr, eigentlich ohne besondere Sehnsucht danach, wie kleine Engel zugeflogen gekommen waren, wenn sie zurückblickte auf Das, was früher die Gefährder ihrer Sehnsucht gewesen und sie sich doch nicht sagen konnte, daß die Gegenwart sie ganz unbefriedigt ließ, so konnte sie sich nicht wundern, daß ihr Thränen in die Augen traten. Die Gegenwart klammerte sich ihr so fest, so krampfhaft an, und war diese Gegenwart denn ganz würdig? Sie prüfte, sie forschte und sich aufraffend aus dieser weichen Stimmung erblickte sie plötzlich hinter Hollundersträuchern aus einem entlegenern Wege hervortretend Jemanden, der sie grüßte.

Es war der Sohn des armen Bücherhändlers.

Der erste Gruß von Moritz Sancho nach drei Jahren! Gerade heute! Gerade in dieser Stimmung!

Sie erwiderte erblassend; sie befahl, rascher zu fahren. Sie gerieth in eine Bewegung, die sie zwang, sich das Herz zu halten. Sie war in einer Stimmung der Verzweiflung wie damals, als sie in Pyrmont ihren Gemahl zum erstenmale sah und erfuhr, daß ihr die Aeltern diese Zukunft so ohne Weiteres erwählt hatten; sie hatte ein Gefühl, als müßte sie, um die wahre Freiheit zu gewinnen, sogar aus sich selbst heraus; und doch waren es nicht Todesgedanken, die sie durchrieselten, sondern die mächtigsten Lebenstriebe pulsten und trieben das Blut in Frühlingswallungen ihr durch die Adern.

Den ganzen Tag war sie besinnungslos. . . .

Am folgenden Tage meldete man wirklich Herrn Dr. Moritz Sancho.

Sie besann sich einen Augenblick, ob sie ihn annehmen sollte. . . .

Ja sie nahm ihn an und wie einen längstersehnten, Hülfe bringenden Freund.

## Drittes Capitel.

### Poeſie und Leben.

Was Moritz Sanche ermuthigt hatte, ſich nun endlich doch in einem Hauſe wieder vorzuſtellen, wo ihn nur die peinlichſten Erinnerungen hätten begrüßen ſollen. Das auszuführen würde mehre Capitel zur praktiſchen Seelenkunde koſten.

Er ſelbſt, als er eingetreten, ſich verbeugt und Platz genommen hatte, ſprach von einer in der Nähe gelegenen Wohnung eines Freundes, von wo aus er die freie Ueberſicht aller Spaziergänge gehabt hätte, die Madame Herz in ihrem kleinen Garten machte. Schon im vorigen Jahre wär' er faſt mit allen Vorgängen des Hauſes bekannt geweſen. Er hätte den kleinen Oskar austragen ſehen, hätte die Beſuche muſtern können, als die kleine Rahel gekommen, hätte von ſeines Freundes Wohnung aus immer rathen und träumen können, welches wol die warme innere lebendige Seele dieſer kalten Steine, die Herrn Herzen's Haus bildeten, geweſen wäre — Michael Herz bewohnte

vor dem Thore ein Landhaus — kurz er hätte, seitdem er des abgereisten Freundes Wohnung selbst übernommen, sich nicht als Nachbar wissen können, ohne dem Drange Folge zu geben, sich wieder bei dieser hochgeehrten Familie ins Gedächtniß zurückzurufen.

Diese Erklärung war besonnen und zustatten kam ihm auch ohne die Krisis in Leontinen jene bekannte Thatsache, daß eine junge Frau zwar in den ersten Jahren ihrer Ehe ihre Vergangenheit für zu geringfügig hält, um sich mit ihr noch besonders viel zu befassen; sind aber erst zwei Jahre vergangen, kommt mit zwei Kindern mehr oder weniger der Druck der Pflichten und löst zuweilen die Freuden selbst des glücklichsten Besitzes mit Sorgen ab, so drängt sich auch durch die leis geöffnete Pforte der Reflexion die Vergangenheit wieder in ein sich selbst schon unklar gewordenes Herz und zu gern hat es eine junge Frau dann, Gespielen, alte Freundinnen, alte Plätze der Träumerei und des unschuldigen Spiels oder, wie sie es vielleicht jetzt schon nennt, des Glücks zu begrüßen.

Leontine mußte sich eingestehen, daß ihr Sanche's Besuch in mancher Beziehung wohlthat.

An seinem Zartgefühl hatte sie nie Ursache gehabt zu zweifeln und eine schwere Schuld lag ihm gegenüber doch auf ihrem Herzen!

Sie hatte ihm nie Hoffnungen ihres Besitzes gegeben, aber angenommen hatte sie seine Huldigungen; sie hatte

Alles, was ſie auf Erden ſchön und poetiſch fand, mit dem Namen dieſes Freundes in Verbindung geſetzt.

Und nun war ſie vollends von ihrem innern Treiben beunruhigt. Die alte verklärte Welt- und Lebensauffaſſung drohte ſie zu verlaſſen. Es waren Geiſter in ihr Herz gezogen, die ihr unrein dünkten. Sie war niedergehalten, zur Erde nieder und ſo tief, daß ſie zuweilen vor ſich ſelbſt erſchrak, wenn ſie die Aufwallungen bemerkte, deren ihr Innerſtes am Kleinſten fähig war. Sich um eine Frage der Wirthſchaft zu erzürnen, zanken, auf einer Hetzjagd die Umgebungen ihrer Exiſtenz verfolgen, mit allen Gedanken ſpioniren, das erſchien ihr oft ſo unwürdig, ſo klein, ſo beklagenswerth, daß ſie wohl begreifen konnte, wie ſie oft eine Stunde lang am Klavier geſeſſen und geſpielt und nicht eine einzige Note gehört hatte. Wenn ſie etwas las, war ſie zerſtreut geweſen und wußte nicht, was ſie las. Mitten in den Schilderungen, die ihr ein Dichter von dem Zauber ſchöner Gegenden oder den Weiheaugenblicken der Gefühlswelt entwerfen, kam ihr die Sorge und Angſt um einige kleine ſpeculirende Spiele, in die ſie ſich auf Michael's ſcherzende Aufforderung eingelaſſen. Sie nahm ſeit einem halben Jahre an den Schwankungen der Börſe Theil. Kleine Gewinne, die ihr der Seelenkünſtler in Ausſicht geſtellt hatte und für deren Anwendung ſie allerlei praktiſchen Rath wußte, nahmen

ſie mit fieberhafter Ungeduld in Anſpruch. Sie fühlte, daß ihr in dieſer neuen Wendung ihres Gemüths etwas Altes verloren ging und ſo konnte ſie dem Drange nicht widerſtehen, Moritz Sancho wieder in ihrer Nähe zu wiſſen, ihn einzuladen und ihn öfter zu ſehen, als er ſelbſt gewagt haben würde, aus eigenem Antriebe zu kommen.

Und welch ein räthſelhaftes Ding ein Frauenherz iſt, wußte Niemand beſſer als Michael Herz.

Er hatte die Wiederannäherung Sancho's faſt vorausgeſehen und im Scherze, wenn von den frühern Verehrern ſeiner Gemahlin geſprochen wurde, die Rückkehr des Doctors für nahe bevorſtehend prophezeit.

Dennoch erſchrak er, als er den Beſuch mitgetheilt erhielt.

Er ſtellte ſich die weiche Stimmung Leontinens nach dem Kindbett vor, die Erſchöpfung ihres Gemüths, den Zwieſpalt, in dem ſie ſchon längſt tiefinnerlich begriffen war.

Gelang es dem Doctor, ihr wieder eine Verachtung der materiellen Bedingungen des Lebens beizubringen und zu ſpotten über die Pflichten eines Hausweſens, über Geld und Gut, ſo war mit der Erneuerung dieſer Bekanntſchaft Gefahr verbunden.

Dennoch, trotz der aufwallenden Eiferſucht, wagte Michael Herz nicht, die Beſuche des Doctors zu verbieten.

Er nahm die Nachricht ſcheinbar gleichgültig und zerſtreut auf, ja trug ſogar Sorge für eine förmliche Einladung.

Es blieb ihm ſpäter nicht im mindeſten verborgen, daß Sanche viel öfter, als ſchicklich war, kam, und bei Leontinen Morgen- und Nachmittagsbeſuche abſtattete. Er wußte, daß Beide in ſolchen Augenblicken wohl über Alles zurückhaltend und ehrerbietig ſprachen, immer in einer gemeſſenen Entfernung, mit Anerkennung der gegenſeitigen Rückſichten ſich hielten, aber die Gefahr für eine weiland Schwärmerin, die jetzt ſchon heuchelte, blieb doch; Heuchelei war es wenigſtens, daß Leontine wieder die alte Begeiſterung für Mondnächte und Cemerſeefahrten affectirte, Heuchelei, daß ſie von Intereſſe für Dinge ſprach, die ſie im Drange ihrer ſchon lange nur reinpraktiſchen Gedanken gar nicht mehr verfolgte.

Dies Stadium einer jungen Frauenentwickelung iſt gefahrvoll. Man hängt Empfindungen heraus, die man nicht beſitzt. Man will nicht gering erſcheinen, man will den Duft der Bedeutſamkeit nicht verlieren, man wird deshalb tiefinnerlich kalt und äußerlich kokett. Man lügt eine Scene der Empfindſamkeit und iſt ſie vorüber, rächt man ſich an ſeiner Umgebung, wird rückſichtslos, wirrt Alles durcheinander und gibt den Grazien den Abſchied.

Michael Herz traf Leontinen, nachdem eben der Doctor ſich entfernt hatte, ſchon oft in vollem Lachen, in vollem Spotte über Sanche. Sie that vor ihrem Gemahl,

als wenn ſie den Schwärmer aufzöge und die wiederer wachte Huldigung des Dichters wie eine Narrheit anſähe, aber Michael Herz pflegte über ſolche Geſtändniſſe zu lächeln, pflegte von der Wirthſchaft, vom Gelde, von den Staatspapieren und der Politik zu ſprechen, innerlich wußte er, was er denken mußte. Er hatte in frühern Jahren zu eifrig ſeinen Balzac geleſen, um ſich mit der Außenſeite, welche die Frauen zeigen, zu begnügen.

Die Form von Vertraulichkeit, die er jetzt mit Leontinen nur in materiellen Intereſſen, in Fragen des Geldes, des Ehrgeizes, der Geſellſchaftsbeziehungen gewonnen hatte, genügte ihm noch weniger. Eine auf Moquerie und Lüge gebaute Vertraulichkeit iſt nie wohlthuend. Er ſah zu deutlich, daß ebenſo wie Leontine in ſeiner Gegenwart die Witzige und Vernünftige ſpielte, ſie in des Doctors Gegenwart die Sentimentale und Poetiſche ſpielte.

Was ſollte er thun? Sollte er ſich nicht entſchließen, ſein wahres Gefühl auszuſprechen? Den Eiferſüchtigen entſchieden verrathen?

Einſtweilen zog er vor, Moritz Sancho liebenswürdig zu finden, ſich ihm anzuſchließen, nach ſeinen Plänen, Abſichten zu fragen, ihm ſeine Hülfe und Förderung anzubieten. Er fühlte die ganze Lächerlichkeit dieſer Handlungsweiſe. Er fühlte ſie, wie alle beſonnenen Männer in einem ſolchen Falle, wenn ſie mit der einen Hand einem

eingebildeten und verblendeten Manne, der ſich unterfängt, den Frieden eines Hauſes untergraben zu wollen, die Rechte ſchütteln, mit der andern einen Dolch im Buſen verbergen. Er lachte mit Moritz Sancho wie mit ſeinem beſten Freunde, er rauchte Cigarren mit ihm, machte Spaziergänge; aber ein Friede war das wie über einem Pulverfaſſe.

Moritz Sancho aber handelte wie faſt alle jungen Männer, die unter dem Einfluſſe ihrer Vortheile ſtehen.

Es war eine ſtadtkundige Thatſache, daß Michael Herz nur durch ſein Geld und ſeinen Namen die ſchöne Leontine Simonis gewonnen haben konnte.

Allen Denen, die nach Sancho's Auffaſſung die Welt beurtheilten — er fand deren nicht viel — war Michael Herz völlig unwürdig, dieſe reizende junge Frau zu beſitzen.

Der nähere Umgang mußte ihm allerdings zeigen, daß dieſer kleine Mann Vorzüge des Geiſtes beſaß, die ſein anſpruchloſes Aeußere vergeſſen ließen; allein ſchwach iſt die Einſprache der Gerechtigkeit, wo Leidenſchaft waltet.

Sancho lebte nur wieder für die ſchöne junge Frau, der er ſein ganzes Dichten und Trachten widmete.

Er hatte noch nie gewagt, an die alte Vergangenheit zu erinnern, er hatte ſich niemals auch nur die geringſte Vertraulichkeit erlaubt. Da ſich immer Gegenſtände der

vorgefunden hatte. Der erste Eindruck von Paris verwirrte ihn, aber auf die angenehmste Art. Die Blätter meldeten seine Ankunft, man nannte ihn einen politischen Flüchtling. Man trug ihm die Mitarbeiterschaft an mehreren Zeitungen an. Sein Einblick in das innere Getriebe der Begebenheiten schärfte sich besonders durch die Bekanntschaft des Grafen Schlabberndorf. Cotta, der unternehmende Buchhändler, setzte sich mit ihm in Verbindung, auch das in Weimar erscheinende literarische Wochenblatt. Doch bald sah er ein, daß die Besorgniß für seine Sicherheit in Frankfurt eine unbegründete gewesen war und daß er die für Cotta, besonders für das Morgenblatt projektirten Aufsätze ebenso gut in Deutschland schreiben könnte. Er kehrte Ende Novembers desselben Jahres nach Frankfurt zurück *).

Der Winter verging in gewohnter Weise. Die Zeitschwingen hatten aufgehört, aber die Wage erschien noch fort. Im Monat März 1820 ereignete sich aber ein Vorfall, der alle seine Freunde in Schrecken setzen mußte. Börne wurde auf Großherzoglich Hessisches Ansuchen gefänglich eingezogen. Man überraschte ihn in seiner Wohnung, nöthigte ihn seine Papiere zusammenzuraffen (Bindfaden und einen Geldsack gab er in aller Gemüthlichkeit selbst dazu her) und führte ihn auf die Hauptwache. Die Kunde verbreitete sich schnell Man zweifelte nicht, daß Börne seiner politischen Lehren wegen oder wohl gar als heimlicher Demagog in Untersuchung gekommen wäre. Seine Familie, mit der den Israeliten (freilich aus guten historischen Gründen) übermäßigen Aengstlichkeit, verbrannte einen ganzen Koffer voll alter Scripturen Börne's,

*) Nachgelassene Schriften Band I. S. 89 fg.

Unterhaltung fanden, die eine neutrale Discussion erlaubten, so gährte und braute es vorläufig nur in ihm, den Versuch zu wagen, wieder Saiten der Vergangenheit zu berühren und zu hören, wie sie anklingen würden.

Endlich nach zwei Monaten der erneuerten Bekanntschaft wagte er, das Eis zu brechen.

Er wagte es in der Form eines Gedichts. ...

Von seiner Wohnung aus hatte Sancho beobachtet, daß Leontine täglich einen kleinen an ihrer Villa angebrachten Thurm bestieg, in welchem sie eine Anzahl Tauben hielt.

Diese Taubenzucht war ihm das Symbol einer dauernd in Leontinens Seele verbliebenen Poesie.

Wenn sie Mittags auf der Galerie des kleinen Thurms erschien, die Täubchen rief, herzte, an sich zog, sie aus ihrem Munde mit dem Schnäbelchen Erbsen oder andere kleine Körner picken ließ, verwandelte sich ihm die seit ihrer Ehe in doppeltem Reize strahlende junge Frau in ein feenhaftes Zauberbild, das nach Erlösung schmachtete.

Hundertmal schon hatte ihr Sancho gesagt, daß ihre Erscheinung auf dem Taubenhause ihm geradezu den Eindruck eines Märchens, eines Bildes aus der Fabelwelt machte.

Leontine war darüber jedesmal erröthet und hatte gesucht, diesen Gegenstand abzubrechen und auf Anderes überzugehen.

Dennoch knüpfte Sancho den Verſuch, endlich einmal wieder das Herz der jungen Frau zu befragen, an ihre Erſcheinung unter den Tauben an und entwarf ein Gedicht, das er bemüht war, ihr auf irgend eine verſchwiegene und ſichere Art in die Hand zu ſpielen.

Sancho war an einem Sonntage bei Michael Herz zu Tiſch geladen.

Vor ſeinem Eintreten fand er Zeit, der ihn empfangenden Leontine ſein gewagtes Gedicht zu übergeben, mit der Bitte, es zu leſen, es zu beurtheilen.

Sie zögerte einen Augenblick, doch nahm ſie es.

In dieſem Augenblicke öffnete Michael Herz die Thür, um Sancho zu ſich zu rufen, dem er eine Neuigkeit aus den Pariſer Blättern mittheilen wollte.

Herz ſah nicht die Uebergabe des Gedichts.

Leontine fand nun Zeit, es zu leſen.

Kaum hatte ſie in ein Nebenzimmer ſchlüpfend, die Lectüre beendigt, kaum in aller Eile das Blatt wieder zu ſich geſteckt, als Herz mit Sancho wiederkam.

Herz, ſcheinbar ganz beſonders gut angeregt, Sancho mit ſichtlicher Befangenheit, aber voll banger Hoffnung.

Was haſt du, liebes Kind? fragte Herz, die Unruhe und Verlegenheit ſeiner Frau bemerkend.

Statt eine Antwort zu geben, eilte Leontine mit ihren rauſchenden ſeidenen Gewändern aus dem Zimmer.

Sancho erſchrak.

Himmel! dachte er. Was haſt du gethan! Das wird eine Scene geben.

Sie wird noch eine Anordnung für den Tiſch treffen, ſagte Herz und freute ſich des Diners, das er wie immer ſchon am Abend vorher mit ſeiner Frau beſprochen hatte; denn ſein Satz war der, daß bei ökonomiſchen Frauen beſſer wäre, immer ſchon vorher zu wiſſen, was man bekomme, man könnte ſonſt zuweilen auch zu ſehr enttäuſcht werden.

Nach wenig Augenblicken kam Leontine zurück, jetzt ganz heiter, lachend, in angenehmſter Laune und beinahe freudeſtrahlend.

Sancho ſchwamm in Entzücken.

Wie war er ſo angeregt, wie ging er heute ſo ſich unterordnend auf die Scherze Michael Herzen's ein, wie ſtieß er mit ſo abſichtlicher Freundſchaft für Den, wie er ihn unter Dichtern und Dichtergenoſſen nannte, häßlichen Geldſack an, wenn ihm dieſer das Glas entgegenhielt....

Leontine ſchwieg, legte vor, war von Zeit zu Zeit nachdenklich, aber mit einer gewiſſen innern Befriedigung.

Ob in Folge der Freude über Sancho's Gedicht, ob in Folge einer noch in der Küche getroffenen Anordnung, ließ ſich nicht ſagen.

Sancho hoffte das Beſte.

Michael Herz ſprach von der Politik, von den Staatseffecten, heute ſogar von der Lyrik, von den Muſenalma-

machen, von der Emancipation und den künftigen Anſtellungen, die ſich endlich auch den jungen Muſenſöhnen jüdiſchen Glaubens eröffnen würden. Er zog Béranger und Robert Burns dem Meiſten vor, was man ſo auf dem deutſchen Parnaß ſeit Jahren hätte zu hören bekommen, und ließ ſich, wenn ihn Sancho dafür einen herzloſen Yankee nannte, dieſe Bezeichnung gefallen. Er würzte das Geſpräch mit allerhand Drôlerieen, die ihm eigen waren und ſeine kleine Figur ſchon oft an einer großen Tafel zur Hauptperſon gemacht hatten. Dabei ſchenkte er dem „Freunde“ fleißiger ein, als es Leontine liebte. Sie hatte die Sitte des Nöthigens immer kleinſtädtiſch gefunden, die des Zutrinkens matroſenhaft engliſch. An wirkliches Sparenwollen konnte die reiche junge Frau dabei doch wol nicht denken; vielleicht hatte Michael Herz Recht, wenn er ſich im Stillen ſagte:

Es iſt das jene Engherzigkeit der Frauen, die auf einem Sinne für das Maßvolle beruht und die beſte Garantie ihrer Tugend iſt.

Die Suppe, das Roſtbeef waren vorüber.

Man kam an die Gemüſe.

Es gab junge Erbſen. Michael Herz, der den Kochzettel vollſtändig voraus kannte, freute ſich der ſchönen Ordnung. Es ging Alles am Schnürchen und doch wurden die Fäden, die das Alles vom Tiſche zur Küche, von der Küche zum Tiſche lenkten, niemals ſichtbar.

Jetzt aber, beinahe wie um ihn zu zerſtreuen, richtete Leontine an Herz einige lebhafte Fragen.

Herz antwortete nicht ſogleich, denn es feſſelte ihn etwas, ein Fehler im Serviren, eine auffallende Lücke des Gemüſeganges.

Man hatte zwei Gemüſe und nur eine Beilage.

Es fehlten junge Tauben, die zu den grünen Erbſen hätten gegeben werden ſollen.

Hätte er ahnen können, daß gerade dieſe jungen Tauben draußen in der Küche eben von Leontinen waren abbeſtellt worden!

Mit dem ihm eigenen Humor ſagte Michael Herz:

Beſter Doctor! Sie müſſen heute mit Paſteten vorlieb nehmen, die ein wenig trocken ſind! Liebe Leontine, warum haben wir zu den jungen Erbſen nicht Tauben, die man bei uns ſo vortrefflich zuzubereiten verſteht?

Sanche, deſſen Seele immer zwiſchen Poeſie und Tauben und Tauben und Poeſie und Poeſie und Leontinen hin und her ſchwärmte, biß ſich bei Erwähnung der Tauben auf die Lippen und Leontine gerieth in ſichtliche Verlegenheit.

Tauben? ſagte ſie faſt tonlos und mit einem blinzelnden Auge, deſſen Aufforderung zum Schweigen Herz entweder überſah oder nicht verſtand. . . .

Er wandte ſich zu dem aufwartenden Diener und erinnerte an die Tauben.

Tauben! Welche Tauben? fragte Leontine.

Unsere in drei Tagen mit Eröffnung des elektrischen Telegraphen ausgedienten lieben Courstauben, sagte Herz und wandte sich nochmals an die Bedienung:

Habt ihr die Tauben vergessen?

Die Bedienung schwieg und sah nieder.

Brav Leontine, sagte Herz in aller Unbefangenheit, brav, jetzt versteh' ich! brav daß du mir den Schmerz ersparst. Was sagen Sie, Doctor? Sie wissen doch, daß ich mir seit einem Jahre Courstauben hielt?

Courstauben? fragte Sancho mit einem bedeutsamen Blicke auf Leontinen, die auf den Teller niedersah und keines Wortes fähig war.

Haben Sie nie meine Frau gesehen, fuhr Herz fort, wenn sie Mittags um zwölf Uhr auf unsern kleinen Thurm stieg und die Course abwartete, die mir meine Tauben von Brüssel brachten? Von Paris nach Brüssel signalisirt sie der Telegraph, von dort bis hierher ist jetzt erst endlich der elektrische Draht fertig geworden. Jeden Mittag hatt' ich meine Course durch eine Taubenpost, die ein Relais am Rhein, ein zweites an der Weser und ein drittes an der Elbe hatten. Kamen die Curse Mittags auf unserm Thürmchen an, so empfing sie meine gute Leontine, schrieb sie rasch auf und schickte sie mir aufs Comptoir, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankamen, um damit auf der Börse sicherer zu operiren.

So! So! ſagte Sancho in einem Tone, der einem aus allen Himmeln Gefallenen, Enttäuſchten oder eher noch Demjenigen gleichkam, der ſich bewußt war, eine große Albernheit begangen zu haben.

Die poetiſchen Illuſionen, die er ſich von Leontinens kindlichem und noch wie in alter Zeit auf dem Hohen Graben rein in idealſten Anſchauungen lebenden Sinne gemacht hatte, ſollten wenn nicht zu ſeiner, doch zur Verzweiflung Leontinens noch mehr zerſtört werden.

Denn Michael Herz fuhr fort:

Sie ſind Dichter, Doctor! Was ſagen Sie von einer ſo praktiſchen Frau wie die meinige! Ich eſſe gern Tauben, aber unſere in acht Tagen ausgedienten guten treuen Thierchen zu ſchlachten und die auf dem Tiſche zubereitet vor ſich zu ſehen, nachdem ſie in unſerm Dienſte hin und her flogen und unter ihren Fittichen die geheimnißvollen Zeichen aus der Ferne trugen, iſt das nicht ſelbſt einem kalten Geſchäftsmanne wie mir zuviel zugemuthet? Aber mein gutes Weibchen demonſtrirte mir — und eigentlich ſehr richtig, daß die Fortſetzung der Taubenzucht nunmehr ein ſehr läſtiges Vergnügen ſein würde. Wie billig, was ſoll man mit den Tauben machen? Doch ich ſehe ſie immer vor mir mit ihren Häubchen und Hörnchen auf dem Kopfe, mit ihren kleinen Sporen an dem befranzten Fuße, die Boten des Friedens auch in unſerer Zeit, — denn ohne Frieden keine angenehmen Courſe — aber das

Alles — gebraten, gespickt, au gratin in geriebenem Zwieback vor sich haben zu sollen? Nein, nein! Ich danke dir, liebe Seele, daß du mir den gebratenen Anblick meines weißbraunen Polo und meiner blaugrünen Pretty und des zierlichen, fast wie ein kleiner Pfau glänzenden Kratelfüßchens Fidy erspart hast! Nehmen sie vorlieb, Doctor! Wir Geldsäcke sind nicht ganz so unpoetisch, wie ihr Dichter euch einbildet! Zum Beweis dafür haben Sie heute zu zwei Gemüsen nur eine Beilage.

Michael Herz sprach diese Worte in der größten Unbefangenheit.

Er ahnte nicht, welche Wirkung sie hervorbrachten.

Veentine sprach während der übrigen Gänge kein Wort mehr, Sancho saß in Erinnerung seines Gerichts da wie auf der Folter und zeigte in seinen Mienen nur ein Lächeln, das beinahe etwas Verunirtes hatte, wenn man dies Wort bei einem so geistreichen Manne anwenden konnte.

Michael Herz wußte nicht, was diese Veränderung hervorgebracht hatte.

Daß seine Gattin bis zu dem Grade die poetische Empfindlerin spielen wollte, ihm übelzunehmen, wenn er die Geschichte seiner Courstauben erzählte, mochte er anfangs nicht glauben.

Doch war ihr Benehmen zu auffallend.

Er bereute schon bitter, ihre Oekonomie bloßgestellt

zu haben; denn ſie hatte in der That am Abend vorher zu ihm geſagt: Lieber Mann, das ſind curioſe Scrupel! Der elektriſche Telegraph macht die Tauben überflüſſig. Die Courſe weiß jetzt alle Welt. Wir haben einen Gewinn weniger, aber auch einen Vortheil mehr. Eine Ausgabe vermindert ſich. Ich ſehe nicht ein, was ich nun noch mit den Tauben ſoll! Sie zu verſchenken, wäre Thorheit. Magſt du ſie nicht eſſen — von mir weißt du, daß ich nach dem Roſtbeef mit meinem Appetit zu Ende bin — ſo mögen die Leute ſie eſſen! ...

Mit Aufrichtigkeit mußte Herz ſich ſagen, daß das die Sprache einer ganz vernünftigen Hausfrau und einer ſo guten Oekonomie geweſen war, wie ſie eben auch nur die Frauen mit allen Anſprüchen an Poeſie verbinden können.

Sanche war gegangen, nicht wenig beſtürzt über die Einſilbigkeit Leontinens.

Ihr Abſchied war kalt zu nennen.

Als Michael Herz mit ſeiner Gemahlin allein war, machte er ſich auf Vorwürfe gefaßt.

Er erhielt ſie auch über ſeine Ausplauderei reichlich.

Noch ſtaunte er über ihre dabei ausbrechende Heftigkeit, als ſie erklärte, die Kinder von den Eltern, wo dieſe zu Tiſch waren, abholen zu wollen.

Gut! ſagte Michael Herz. Er begleitete ſie. Man blieb bei den Eltern zum Thee, zum Whiſt.

Doktor Sancho's Gedicht aber hatte folgendermaßen gelautet:

Mit Adlerflügeln glaubt' ich aufzusteigen
Einst in ein Reich des höchsten Erdenglücks!
Der Traum war kurz! Wandt' ich mich hinterrücks,
So saß ich, ach! in dunkeln Waldeszweigen
Allein mit meinem Schmerz und meinem Schweigen.

Und daß ich dennoch wieder aus dem Laube,
Das mich verbarg, mich wage hoffnungsbang,
Ist nicht mehr Adlers kühner Schwung und Drang —
Nein! Zu dem Zagen sprach: Vertraue! Glaube!
Ein Bild der Schüchternheit, die zarte Taube.

Wenn ich dich sah mit holder Frauenmilde
Hoch auf dem Söller deines Hauses steh'n,
Des Windes Hauch in deinen Locken weh'n —
Und um dich her im anmuthvollsten Bilde
Geleit der Venus, eine Taubengilde —

Wie flatterte, wie schwirrte das im Kreise
Um deine Gunst! Die eine sucht die Hand,
Die And're fliegt dir auf der Schultern Rand,
Die Dritte, die ist ganz besonders weise,
Sie streift dir schnäbelnd deine Lippen leise —

Und jede hört dich schelten, hört dich loben:
Du bist beständig! Du da allzugier!
Noch blickst du auf zum hohen Luftrevier,
Ob nicht ein Spätling angstvoll ruft von oben:
„Ihr habt den Tisch doch noch nicht aufgehoben?"

Wie hast du treu gesorgt! Die besten Körnchen
Hast du dem Spätling liebend aufbewahrt.
Wie drückst du ihn ans Herz so mild und zart,

unter welchen manches für ihn selbst sehr werthvolle Document seiner Lebensgeschichte verloren ging!

Inzwischen vernahm Börne die Veranlassung dieses plötzlichen Ueberfalls. Er war beschuldigt, aufrührerische Schriften verfaßt zu haben, die ein gewisser Eichel aus Frankfurt sich das Vergnügen gemacht hatte, in Darmstadt auf heimlichen Wegen, im Schloßgarten und sonst, unbemerkt auszustreuen. Börne fiel aus den Wolken. Er war froh, Manuscript genug für seine Zeitschriften zu haben; nun sollte er sogar aufrührerische Flugblätter in den Wind gestreut und, um eine Revolution zu stiften, mit Darmstadt angefangen haben? In der That war es ein guter Glücksfall, daß seine Unschuld bald an den Tag kam. Dieser gute Herr Eichel hatte geglaubt, einen Theil seiner Schuld dadurch von sich abzuwälzen, daß er die Autorschaft der von ihm so unbehutsam verbreiteten Placate einem Manne zuschrieb, dem sie ohnehin nicht zu schaden glaubte; er hatte [illegible] gehört, Börne wäre nach Paris gereist, ohne Urlaub genommen zu wollen und wäre noch nicht zurück. Vierzehn Tage mußte Börne auf der Hauptwache ausdauern, bis seine Unschuld erwiesen war. Man hielt ihn sehr streng, nahm ihm, um etwaigen Selbstmord zu verhindern, jedes schneidende Instrument; man schmeichelte sich wirklich, von ihm den wahren Zusammenhang des europäischen Carbonarismus zu erfahren. Die Tochter eines Hauses, wo er gern verweilte, Röschen O., ging des Tages zehnmal an der Hauptwache vorbei und als sie einmal so glücklich war, ihn am Fenster seines Gefängnisses zu erblicken und ihm freundlich zunickte, wurde sie von dem „rauhen Krieger," der auf Schildwache stand, bedeutet, dergleichen ja unterwegs zu lassen. Börne's kränklicher Kör-

Den Friedensboten, ob er gleich ein Hörnchen
Am Köpfchen trägt, am Fuß ein trutzig Spörnchen. . . .

Ach! Wär' ich Noah doch und könnte wagen
Zu hoffen, wenn verrauscht die Leidensflut,
Es kämen Boten mir der Himmelshut;
Es brächten Tauben mir nach Schreckenstagen
Ein grünes Friedens-Oelblatt so getragen!

An alte Sagen denk' ich, an Geschichten,
Die aus des Südens Lauben allbekannt,
Wie Liebende sich ihrer Liebe Stand,
Die Hoffnungen, Gefahren, Wünsche, Pflichten
Verschwiegen so durch Taubenflug berichten.

Von meinem Auge will es nimmer schwinden
Ein Bild: Gefang'ner Troubadour,
Dem ach! die Hoffnung einer Taube nur!
Sie kommt! Ein Blatt! Es flattert in den Winden —
Was würd' ich wol auf ihm geschrieben finden?

Mein Himmelslicht, wenn Sonn' und Stern' erblinden!
Strahlst du mir noch in meines Lebens Nacht?
Wirst du in deiner Schönheit Pracht
Mir nimmer, Göttin, wie schon einst entschwinden?
Ach! Lasse Lieb' ein Wort der Liebe finden!

Und diese so poetisch gefeierten Tauben hatte sie nur — für die Course benutzt! Sie nur gefüttert, nur geherzt — für die französische dreiprocentige Rente!

Die Beschämung vor dem Sänger war so groß, daß Veontine die Miene der — Tugend annahm, das Gedicht einsiegelte und an den Verfasser zurückschickte.

Er wurde nie mehr angenommen, nie mehr eingeladen.

Michael Herzen's System, Fehler heile den Fehler, war aufs Neue bestätigt. Er erfuhr diese Bestätigung nicht, sah aber ihre Wirkung.

Leise, ganz leise flüsterten der jungen Frau die innern Stimmen wol: Leontine, du bist nur tief beschämt, daß du poetisch scheinen wolltest und es in deinem tiefsten Wesen nicht bist! Aber sie stand diesen Stimmen keine Rede, sondern wurde eine Fanatikerin ihrer Pflichten. Immer sah sie die Tauben ihres Troubadours vor sich — im gebratenen Zustande! Und sie fand es auch hier sehr recht, daß sie gebraten werden.

Die Oekonomie hatte den Sieg über die Romantik davongetragen und Michael Herz konnte sich das Zeugniß geben, daß er eine gute — eine treue Frau besaß.

Wie gerade seine Courstauben es hatten sein müssen, die diesen Gegensatz von Poesie und Leben als einen in gewissen Fällen nicht zu vermittelnden heraus stellten, erfuhr er nie.

Doctor Sancho aber erhielt bald darauf einen Brief von seinem Vater, worin ihn dieser zu einer Brautschau einlud. Das Verhältniß machte sich. Er heirathete die Tochter eines Pfandleihers, die nicht schön, aber reich und keineswegs ohne Bildung war.

# II.

# Das Heimchen im Ohre.

Bleib' in Dir und fürchte nur Dich!

Das bekannte Heimchen im Herzen, der ewigſingende Mahner des Gewiſſens, bringt mich auf eine Geſchichte von einem Heimchen im Ohre.

Eine Fahrt von Frankfurt am Main nach dem Bade Homburg war ehedem wegen ihrer Bereicherung in geographiſchen Kenntniſſen berühmt.

Man kam, wie noch jetzt, von den Verlockungen des grünen Tiſches leichter im Beutel zurück, aber reicher in Orientirung über unſer liebes deutſches Vaterland.

In den drei Stunden, die die damalige, noch nicht mit der Eiſenbahn abgekürzte Fahrt nach Homburg von Frankfurt am Main in Anſpruch nahm, konnte man ein halbes Dutzend Dörfer paſſiren und vor jedem derſelben einen Pfahl mit eines andern Herrn Wappen und mit eines andern Landes Zeichen ſehen.

Erſt kam die freie Reichsſtadt Frankfurt, dann ſah man ein paar blühende Morgen Großherzogthum Heſſen, dann einige Baum Aecker Naſſau, dann einige Hütten Kurheſſenland und zuletzt das Reich Homburg vor der Höhe mit ſeinen gehegten Reben, ſeinen Ludwigs- und Eliſabethenquellen und ſeinen hochherzigen, noch nicht ge-

nung gewürdigten uneigennützigen edeln Croupiers, den Herren Gebrüder Blanc, den wahren Dynasten des Landes.

Im Sommer eine heitere Fahrt, wenn nicht im Juli die Witterung oft wandelbarer wäre als im April.

Eine Fahrt nach Homburg auf Sonnenschein bestellt und ausgeführt bei düstergrauem Himmel, der nur der Phantasie eines Wetterkundigen für den Nachmittag die schönsten Aufklärungen versprechen konnte — das war das Werk einer Dame, die zu jenen weiblichen Charakteren gehörte, die selbst bei einer Landpartie mit Horaz sagen: Nichts kann sie irre machen und wenn Himmel und Erde einfielen!

Und der Himmel fiel in der That an jenem Julitage ein. Vom Taunus bis zum Melibocus hinüber hingen Wasserbesen, die um Mittag so zu sagen in allen Nähten platzten. Ein Regen ergoß sich, dessen Ströme alle Wochenblättchen der Umgegend auf vierzehn Tage mit Schauerlichkeiten befruchteten. Brücken, Dämme wurden niedergerissen, Ufer blieben Tage lang unsichtbar, Saaten und Früchte lagen niedergeworfen. Alle Schlagbäume der verschiedenen Länder, die die von der heroischen Dame aufgebotene Gesellschaft zu passiren hatte, drohten ihre Farben zu verlieren und jeder aus ihnen herausgelangte Chausseegeldbeutelsteck war im Nu so wassergefüllt, daß das bezahlte Geld sich im Strudel umdrehte.

Der Leser denkt vielleicht, ein geschlossener Wagen mit

zugelegten Fenstern oder auch nur mit zugeknöpftem Seitenleder hätte den sechs Passagieren einen solchen Ueberblick über die Verheerungen eines Platzregens nicht gestatten können. Der Leser setzt vielleicht voraus, daß der Erzähler nur den berühmten Platzregen der Münchener Galerie von Bürkel vor Augen hat, dessen ländliche Sündfluthen, watenden Kühe, irrenden Schafe und die von den Dächern stürzenden Gießbäche er von Oel zur Tinte abschreibt? . . .

Nicht im mindesten. Dies Wetter wurde unmittelbar empfunden, unmittelbar bis auf die Haut durchlebt.

Die Dame, der die Rosse und der Wagen gehörten, war eine von den Heroinen der Abhärtung. Sie fand in dieser Sündflut nur eine sanfte Erquickung der Natur. Ihr heißes Blut kühlte sich ab, je mehr die Tropfen anspritzten, je mehr ihre Wangen glühten. Sie lüftete sich wie bei Hundstagshitze, athmete wie in Jasminlauben. Sie fand in den entfesselten Elementen die süßeste Befriedigung ihrer zu den unverstandenen Seelen gehörenden Natur.

Ich hätte immer diese Frau am liebsten auf einem Throne gesehen. Sie war reich, geschmackvoll, unternehmungskühn, Verächterin aller Rücksichten auf die gewöhnlichen Schwächen der Menschheit, mit fünfzig Jahren noch jung, eine geborene Semiramis, eine Katharina, die zwölf Städte hätte aus Nachmittagslaune niederreißen und hun-

dert andre auf ein Freundeswort wieder aufbauen laſſen können.

Wenn eine ſolche königliche Amazone ſpricht: Zieht es Ihnen doch nicht, Doctor? Haben Sie doch nicht naß? wer kennte da als Mann ſeines Jahrhunderts, als jenveräner Herr der Schöpfung, als Erſtgeborener des Paradieſes, von Rheumatismus und der Nothwendigkeit eines von allen Seiten entſchieden zu ſchließenden Wagens ſprechen?

Im Gegentheil! Welche angenehme Luft das! Welche erfriſchende Kühle! Wie ſo etwas von grundaus wohlthut! Wie die Nerven ſich ſtärken und abhärten!

Unvergeßliche Fahrt nach Homburg! Die rechte Schulter war zwar bis auf die Haut durchnäßt, aber man rief: In dem balſamiſchen Gewitterregen ginge Einem ja das ganze Herz auf!

Das Opfer einer ſolchen geſellſchaftlichen Lüge — es gibt deren größere — war endlich froh, als der Wagen über den durchweichten Kieſelſand von Homburg rollte und unter dem trockenen Verdau des Curhauſes auffuhr.

Es ſollte gerade ein Concert gegeben werden von fremden Muſikern.

Schon erfuhr man, daß vor einem bei ſolchem Wetter vorauszuſehenden kleinen Publicum die Muſiker ſich eilten, ihre Stücke abzuſpielen; denn allzu lange feierte nicht gern

Herrn Blanc's verhängnißvolle Kugel im Roulett, das, so lange als Polyhymnia im Saale walten durfte, entfernt wurde. . . .

Wie wir in den Saal traten, brauſt eben vom Orcheſter herab eine rauſchende Muſik, wunderbar widerhallend, mächtig, von Cymbeln und von Flöten anſchwellend zum Poſaunenton.

Und von dieſer erſten Sinnenwirkung auf einen durch und durch erkälteten Körper ſchreibt ſich die Geſchichte vom Heimchen im Ohre her.

Wohl dir, lieber Leſer, wenn du dieſen Hausbewohner bei dir nicht zu bergen haſt! Wohl dir, wenn du ihn nicht kennſt und gar über ihn lachſt, über dieſen ungebetenen Gaſt, der ſich's in den innern Gängen deines Gehörs für immer bequem machen kann und aus dem Schallbecken, dem Steigbügel und dem Trommelfell nicht mehr auszutreiben iſt!

O dieſer ewige Reiter mit den Schlägeln vor ſich, dieſer kleine Keſſelpaukenſchläger bei der Cavalerie der Gedanken!

Dieſer ewige, quälende Ton, der in allen Schlüſſeln, aus Dur und Moll, in deinem Ohre ſpielen kann, bald in die hohe Octave ſpringt wie eine Pickelflöte, bald in den tiefen Alt wie ein unheimlicher Unkenruf!

Das erſte Mittel ihn herauszulocken, ein rüttelnder

Finger in der äußern Höhle, wurde vom Heimchen wie Kinderſpott verlacht. So leckſt du mich nicht mehr weg von meinem ſtillen Plätzchen! Der Unhold, der dort faſt wie zum Scherze neckt und nur Verſteckens zu ſpielen ſcheint, ſummt und ſummt und klingt und klingt.

Wart, du Eindringling, du ſollſt ſtärkere Proben kennen lernen! Eine ſpaniſche Fliege wird dich fangen!

Die Fliege wird angelegt, zieht und zieht und ſpinnt und ſpinnt, das Heimchen läßt ſich nicht fangen.

Vampyre hintere Ohr, Schröpfköpfe!

All' nichts: Heimchen ſitzt tief, tief in den Nerven und die Vampyre haben nur Kraft über Adern und Blut.

Ein Dampfbad! Umſtimmung des ganzen Körpers!

Hilft Alles nichts.

Die hamburger Fahrt, die Lüge männlicher Eitelkeit und die erſte überraſchende Erregung nach der Erkältung, die zufällig das Gehör getroffen, weicht vor keinen Waſſerdampfen und vor keiner Douche und unter keiner Brauſe mehr. Das Ohr ſummt und ſummt — und ſummt und ſummt in Ewigkeit.

Es war dies Uebel erſt wie eine kitzelnde Fliege auf der Naſe, die man haſchen will und die doch nicht aufhört, uns zu necken.

Man fing mit ihr ein Jagen, ein Verſteckſpielen an.

Biſt ſtill! hieß es voll Zorn.

ver litt in dieſer Zeit ſo ſehr, daß er ſich wirklich unglücklich fühlte. Er äußerte ſpäter noch oft die Abſicht, einmal dieſe Geſchichte ſeines Gefängniſſes zu ſchreiben, und hat eine kleine Skizze davon hinterlaſſen *). Als ihm für ſeine Mahlzeiten nicht Gabel und Meſſer bewilligt wurden, ſagte er dem Wärter: „Empfehlung an den Herrn Bürgermeiſter! Er ſoll mir das Fleiſch kleiner ſchneiden laſſen!“

Aus dieſem unfreiwilligen Aufenthalte richtete er an ſeinen Freund Dr. Stiebel zwei Billette, des Inhalts: „Lieber Freund. Geſtern Abend, da ich nach Hauſe kam, bin ich von der Polizei arretirt und nach Verſiegelung meiner Papiere auf die Hauptwache gebracht worden, wo ich dieſe Nacht zugebracht habe. Laſſen Sie dieſes doch meiner Mutter wiſſen. Ihr könnt ganz ruhig ſein. Dr. Börne. Donnerſtag Morgen.“ Und darauf: „Lieber Freund. Sie wiſſen, daß es nicht meine Schuld war, die Mozartſchen Briefe ſo lange zurückbehalten zu haben. Meine Papiere ſind mir verſiegelt und jede Correſpondenz war mir verſagt worden. Können Sie mir Ihre Meinung über das Wunderglöckchen ſchriftlich geben? Sie brauchen ſich nicht zu fürchten mit mir zu thun zu haben, meine Quarantaine iſt zu Ende und die Staatsärzte haben erklärt, ich ſei vom preußiſchen Tertianfieber nie angeſteckt geweſen.“

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſo umſichtiger und gebildeter Buchhändler, wie Cotta, auf das Talent Börne's aufmerkſam wurde. Mit einer Handſchrift, deren Unleſerlichkeit Börne bei ſpäterer Correſpondenz zwiſchen beiden oft verwünſchte, machte er ihm im Intereſſe ſeiner Zeit-

*) Nachgelaſſene Schriften Band II. S. 267 fg.

Das Summen hörte nicht auf.

O, man greift dich ſchon! Man rannte auf und ab, ſang, griff in die Taſten eines Klaviers, trommelte mit Händen, mit Füßen — Gelt? Biſt weg? Uebertäubt?

Aber die Hände und Füße ermüden und der ewige Tonfluß rinnt doch und rinnt und rinnt und gießt und gießt, ein hörbarer allgemeiner Landregen, ein wie von einem künſtlichen Wehr niedergleitender innerer — Seelenbach.

Ich will dich aber nicht hören, ſchnöder Ton!

Man nimmt Hut und Stock, rennt zum Thor hinaus ins Feld, man ſingt, man pfeift.

Aha! Das rechte Ohr hört ſchon ſich ſelbſt nicht mehr — bei einem Gruße nicht, bei einer zufälligen Ueberraſchung nicht, einem neuen Gegenſtande nicht — ſonſt — ach! Sowie man wieder allein iſt mit der ſtillen, gewohnten Anſchauung, ſummt es und gießt und gießt.

O ſo komm denn, Schlaf! Komm, du rettende Nacht! Holder ſüßer Schlaf! Das Heimchen geht doch wol mit zur Ruhe? Vielleicht? Gewiß? Es ſinge ſein Wiegenlied eine Weile, hübſch andächtig, immerhin ämſig, aber — auf die Länge?

Nein! Unerträglich! Das Ohr kann das keine Schlummertöne nennen — man ſpringt auf, zündet Licht an, lacht, weint vor Zorn, man lieſt ein Buch, man ſieht in die Nacht

hinaus, aber das Heimchen lieſt immer mit, ſieht immer mit zum Fenſter hinaus, wo die ſtillen Brunnen gehen — erſt als das Auge, zu ermüdet, zu erſchöpft ſich endlich ſchließt, erſt da iſt der Gaſt ſtill, vergeſſen, wie der Schlummernde ſich ſelbſt vergißt.

Das Heimchen im Ohre hat ſeitdem ſeit Jahren nun ſchon einen ſichern ſtillen und feſten Wächterpoſten in uns bezogen. Es ſteht Schildwache ſchon ſeit mancher Lebenskriſis am Ohre nicht nur, ſondern — ſo möchte man den Troſt für ein ſolches ewiges Ohrenſauſen gewinnen — dicht am Herzen, es läßt gute und böſe Gedanken ein, ermuntert die einen, mahnt, ſtraft, richtet die andern, und vor dem Heimchen muß ſich Alles beugen, Alles rechtfertigen. Iſt man einſam, ſo kann man ſchon ſagen, man wäre nun doch allein. Man iſt immer zu Dreien: Du, die Welt und der Dolmetſcher zwiſchen uns Beiden, der Sänger im Ohre.

Seit man ihn ruhig als Kamerad bei ſich duldet, hat er ſich auch ſeine jeweiligen Flageolettöne, die über das eigentliche Thema hinausgingen, abgewöhnt; er bleibt nur bei der Dominante, dem einen Ton, der immer gleich, Tag und Nacht derſelbe iſt.

Dieſer Ton iſt nun ſchon wie eine einzige gerade Linie, auf der man ſein Leben hinſchreiben kann, wie ein untergelegtes Linienblatt des Friedens und der Ergebung.

Man vergißt ſich noch oft, noch oft geht's hoch hinaus in der Seele über die Linie hinweg oder auch tief hinunter in die Nacht des Zweifels an ſich ſelbſt und der Welt, aber nach einigen kurzen Augenblicken der Beſinnung ſagt Heimchen im Ohre ſogleich, wo die gerade Linie gezogen.

Wollte man des Heimchens Geſang in Worte übertragen, ſo ſpräche es wol vom Morgen bis zum Abend:

Ich ſinge dir die ewig rinnende Zeit! Ich ſinge dir, was weit, weither von einem hohen wolkenumſchleierten Berge kommt, und was dahinfließt weit, weit wieder abwärts zu einem tiefen Meere der Zukunft hin. Weit? Es iſt vielleicht nicht ſo weit, es kann unabſehbar fern, es kann auch ganz nahe ſein; aber tief iſt's gewiß und auch zu einem Ziele geht's, wo plötzlich Alles ſchweigt, dein Denken, dein Fühlen, dein Thun und dann auch mein Mahnen und mein Singen! Wirf nun auch in den Strom deines Lebens hinein, was du noch willſt; das Bett iſt gemacht. Der eine Ton — die Linie — die Zeit — das Maß! Was auch dahineinfällt, es muß nun ſchon mit — muß mit hinunter den Strom — vorwärts, vorwärts zu dem letzten Ziele! Erwachſt du, ſo bin ich dein erſter Gruß, entſchläfſt du, bin ich dein letzter und ſelbſt im Traume wecke ich dir Bilder des Stromes, Bilder vom Meere, Bilder von einem ſanft hinuntergleitenden Nachen, der dein Leben trägt und dein beruhigtes Herz! Wohl dir, wenn du dich ſelber hören kannſt! Bleibe dir's

wohnlich in dir! Lerne dich bei dir selbst beherbergen und fürchte nicht Menschen, fürchte nicht Dinge — fürchte nur dich!

Darauf hin leiden wir nun schon seit Jahr und Tag ergeben am — sausenden Ohr.

# III.

# Der Fleckenreiniger.

Wer von der gewaltigen Macht des Bühnenlebens einmal erfaßt wurde, bedarf der Hand des zwingenden Schicksals, um von ihr errettet zu werden, wenn die Kraft den ungünstigen Wegen Trotz zu bieten nicht ausreicht.

Der eigene Wille, die eigene Selbstbeherrschung hat selten Jemanden zur Besinnung zurückgeführt, der im Bühnenleben seinen Anker werfen und nicht festen Grund gewinnen konnte.

Die unglaublichsten Wandelungen erlebt und beobachtet man, wenn man diese dämonische Wirkung, welche die Bühne auf die ihr einmal Verfallenen ausübt, verfolgt. Talentlosigkeit schleppt sich ein ganzes Leben hindurch am Lampenlichte hin. Zurückgesetzt, geschmäht sogar kann mancher Darsteller in der Blüte seiner Jahre, wo ein neuer Erwerb noch mit männlichem Entschluß und männlicher Kraft sich anbahnen ließe, nicht die Kraft über sich gewinnen, sich loszureißen von diesem magischen Bann des Theaterlebens. Menschen hat man gesehen, die ihr Vermögen der Bühne opferten und doch den unwiderstehlichen Drang sogenannter Directionsführung nicht unterdrücken konnten.

Man braucht nicht an den Vater der Gräfin Hahn

zu erinnern, der seine vielen Rittergüter an Theatermanie vergeudete und noch lange eine kleine Pension, die ihm geblieben, dazu anwendete, in Stade, Flensburg, Itzehoe und ähnlichen kleinen Städten an der Niederelbe bei herumreisenden Gesellschaften die Rolle eines Inspicienten hinter der Bühne zu spielen, Statisten zu schminken und bei Gewitterscenen für Blitz und Donner zu sorgen.

Es gibt Beispiele weniger abstoßender, Beispiele edlerer Art für den Beweis, wie scharfe harpyenartige Hände die theatralischen Musen unter ihren griechischen Gewändern verbergen.

Gerade darin, daß die Theaterwelt eine kleine Welt für sich, ein abgeschlossenes Leben ist mit dem ganzen Widerspiegel der großen Welt und des großen Lebens, gerade darin liegt der Zauber der Bühne.

Es ist nicht der Reiz des Spiels, der Reiz der Wirkung auf die Masse, der allein so gefangen hält. Leider ist die eigentliche Aufgabe der Bühne so oft ihr Nebenzweck!

Nein, die Macht liegt in dem abgeschlossenen Kleinstaate für sich selbst.

Da gibt es Könige, Minister, Regierungen, Gesetze, Revolutionen, Katastrophen, Alles für sich und auf sich selbst nur bezogen. Bei Hunderten von Schauspielern, die an großen Bühnen sich für kleine Fächer erhielten, ist ihr Dasein im Grunde ein organisirter Müßiggang;

aber keiner von diesen, oft in acht Tagen kaum einmal mit einigen Worten auftretenden Schauspielern oder Sängern merkt seinen Müßiggang. Die Spannung der Maschine, der Hochdruck, der von oben oder von unten, von einem Rivalen, von einer Intrigue oder einer Cabale oder dem eigenen Ehrgeize kommt, hält den ganzen Menschen in einer elastischen Erregung. Wie viel mehr muß diese Erregung heben und in innersten Aufruhr versetzen, wenn man am Bühnenleben ein bedeutendes Glied des Ganzen ist oder wol gar das Ganze selbst geleitet, selbst eine Zeit lang den Herrscher dieser kleinen Königreiche gespielt hat!

Es gibt abschreckende, prosaische Beispiele dieser theatralischen Manie — die tägliche Erfahrung bietet deren — ich will ein fast poetisches erzählen.

In den Zwanziger Jahren war die darmstädter Bühne eine der ersten Deutschlands.

Der damalige Großherzog Ludwig leitete sie selbst.

Nicht nur, daß er ihr seinen Schutz und eine gewisse, der Bühne so wohlthuende persönliche Theilnahme widmete, Großherzog Ludwig war der eigene Dirigent seiner Anstalt und verwandte unverhältnißmäßige Summen auf eine Pracht der Scenerie, welche die Opernvorstellungen Darmstadts in ganz Süddeutschland zu einem noch jetzt nicht verklungenen Ruhme erhoben. Der Großherzog leitete die Proben, gab die Tempi an und ließ Gesandte, Minister, Räthe in den Vorsälen des Theaters warten,

während er noch mit einem Finale von Spontini oder Gluck beschäftigt war. Seiner Neigung, auf einem für Darmstadt unverhältnißmäßig großen Theater vorzugsweise in den Opern Glanz zu verbreiten, konnte kein Talent geeigneter entgegenkommen als das eines mittelmäßigen Schauspielers, Namens Franz Grüner, der kurz nach den Befreiungskriegen am Theater an der Wien Karl Moor und Abällino ohne besondern Erfolg gespielt hatte, jedoch Kenntnisse und Einsicht genug für die Stellung eines Regisseurs besaß.

Vom Theater an der Wien, das durch Entfaltung äußerer Reizmittel der Scenerie mit den kaiserlichen Theatern in Wien zu wetteifern pflegte, brachte Grüner eine angeregte Phantasie und die Kunst, Massen auf der Bühne zu vertheilen und in gefällige Bewegung zu setzen, bereits mit, vervollkommnete aber dies Talent unter dem prachtliebenden Großherzog zu einer Meisterschaft, deren wahres Terrain die große Oper in Paris gewesen wäre.

Auch verweilte er in Paris einige Zeit, als mit des Großherzogs Tode der für Darmstadt unverhältnißmäßige Theaterluxus aufhörte und eine Pension, die der leichtsinnige Mann jedoch sogleich verkaufte, seine Zukunft hätte sichern können.

Sein Ruf als Arrangeur, seine glänzende Einrichtung der „Stummen von Portici“ verschafften Grüner'n die Anstellung als Director des Stadttheaters in Frankfurt

schriften Vorschläge, die für Börne eben so ehrenvoll wie äußerlich vortheilhaft waren. Um den Zwecken des Buchhändlers aber wahrhaft dienlich zu sein, mußte sich Börne doch auf einem andern Terrain befinden. Von Paris aus konnte er der allgemeinen Zeitung politische Berichte (doch hat er ihr nie welche geschrieben), den politischen Annalen zusammenfassende Uebersichten, dem Morgenblatt Sittenschilderungen und Genreskizzen aller Art übersenden. Börne, von den Beschränkungen, welche für die deutsche Presse immer lästiger wurden, angewidert, mit seinem Vater in einem fortdauernden Mißverständniß, von der Einförmigkeit des Frankfurter Lebens *) gelangweilt, sann doch schon darauf, nach Paris zurückzukehren.

Hatte man doch in Frankfurt nicht einmal Sinn genug, seinen Spaß zu verstehen! Seine Monographie der deutschen Postschnecke war im Jahr 1821 in den verspäteten Heften der Wage erschienen, als ihn eines Tages ein Postconducteur besuchte und ihm das Unglück klagte, das er über ihn heraufgeschrieben hätte! Seine Vorgesetzten hätten nachgeschlagen, wer an dem Tage, als Dr. Börne nach Stuttgart fuhr, den Dienst am Eilwagen versehen, wer sich erlaubt hätte, wie es dort geheißen, einen blinden Passagier mitzunehmen! Der arme Mann würde seines Postens entsetzt worden sein, wäre nicht Börne zur Postdirektion geeilt und hätte versichert, daß seine Aufnahme eines blinden Passagiers in die Postschnecke lediglich eine dem Humoristen und Dichter gestattete Licenz wäre, deren Strafbarkeit ihn nur allein treffen dürfte.

*) Er schrieb im Jahre 1825 aus Paris, daß es ihm in Frankfurt eigentlich nur Donnerstags gefallen hätte, wenn es im „weißen Schwan" vortreffliches Sauerkraut gab.

a. M. Was Darmstadt bisher besessen hatte, wollten jetzt die reichen Kaufleute Frankfurts besitzen. Ja sie überhoben sich sogar in dem Grade, daß sie Franz Grüner zum „Intendanten“ ihres Theaters ernannten.

Die Folge war Verlust auf Verlust.

Der neue Intendant hatte nur seine Darmstädter Erinnerungen im Kopfe, verschmähte Schauspiel und einfache Oper, träumte nur Ballet, Chöre, Triumphmärsche, dreifache Orchester, Feuerregen, bengalische Flammen und Massen, Massen!

Einige Jahre währte die Herrschaft dieses theatralischen Sardanapal. Während darüber die Kasse leer blieb, die Zuschüsse sich mehren mußten, die Actionäre in Zank und wilde, ja böse Parteiung geriethen, übte der Intendant doch einen Zauber durch seine Künste der Scenirung aus. Er hatte Mozart's „Don Juan“ neu eingerichtet und mit großen Kosten hinter der Bühne ein Reservoir von Wasser angebracht, aus welchem Röhren zur Bühne hinabgingen und natürliche Springbrunnen hervorbringen ließen. In der Gartensaalscene Don Juan's, während des Tanzes der berühmten Menuet, erhoben sich hinter den Bosquets natürliche Springbrunnen in der ganzen Höhe der Bühne und erzeugten jedesmal, zu den weichen Accorden der Musik, zu dem Gewühl der Menschen, dem edeln Stil der Decoration, dem südlichen Charakter der darauf abgebildeten Natur durch ihr helles Plätschern

ſtürmiſchen Applaus. Wenn der Intendant bei ſeinen Actionären einen Zweck erreichen wollte oder eine Unterſuchung ſeiner Finanzverwaltung erwarten konnte, ſetzte er „Don Juan“ an und ließ die Waſſer ſpringen. Plötzlich verwandelte das ſo luſtig, ſo ſpaniſch, ſo romantiſch, ſo bezaubernd ſüdländiſch, ſo hinreißend zum eigenen Antheil an dem bunten Maskenfeſt, ſo war Franz Grüner immer wieder im Vortheil. Die reichen Banquiers klatſchten. Sie waren in Spanien. Sie vergaßen die Karliſten und Chriſtines, die Ardeins und die Dreiprocents, die ihnen auf der Börſe ſo vielen Kummer machten; Franz Grüner zauberte ihnen ſpaniſche Poeſie und ſeine Bücher wurden mit Nachſicht beurtheilt.

Endlich aber half das Waſſerſpringen doch nichts mehr. Der ſceniſche Sardanapal ruinirte die Anſtalt. Man entließ ihn.

Von da an führte Franz Grüner ein kummervolles Leben. Er war wie ein verarmter Timon. Sonſt in Fülle und Herrlichkeit lebend, floh man ihn jetzt wie den Fluch jeder Bühne. Das iſt der Maſſenverwüſter! war der Ruf, der hinter ihm herſcholl und ſeine reichen Kenntniſſe, ſeinen großen Vorrath vortrefflicher Ideen zu ſeinem Lebensfluche machte. Ein ſogenannter Oekonom der Bühnenverwaltung, ein Sparer, ein Geizhals, ſelbſt wenn er die Kunſt mit Füßen träte und in proſaiſcher Illuſionsloſigkeit die eigentliche Aufgabe ſeines Berufs mißhandelte,

wird immer mit offenen Armen begrüßt werden — aber ein Verschwender, ein Liebhaber der Pracht und des Luxus, selbst wenn seinen Anschauungen eine Genialität zum Grunde läge, wird geflohen.

Franz Grüner trug die Pyramiden Aegyptens, das Parthenon Athens, das Colloſſeum Roms in ſeiner Phantaſie und ſchleppte ſich durch Armuth und Elend kümmerlich hindurch.

Man gab ihm an den Wiener Bühnen kleine Poſten, die ihm zur Noth das Leben friſteten. Er durfte, wie Graf Hahn in Itzehoe, mit dem Theaterbuche in der Hand auf dem Hofburgtheater hinter den Couliſſen ſtehen und den Schauſpielern ſagen, wann ſie aufträten und wo ſie abgingen. Aber auch dieſen Poſten eines ſogenannten „Nachleſer“ verlor er und ging nach Peſth — ins Elend.

Seine Erholung und ſein Troſt war ein Werk, das er über die Kunſt der Scenerie ſchreiben und mit dem alten darmſtädtiſchen Aufwande von Kupfern, Plänen, Riſſen, Coſtumen erſcheinen laſſen wollte.

Sein Verleger erklärte ſich bereit, ein von ihm wirklich vollendetes, aber zu prachtvoll angelegtes, vier oder fünf Kunſtanſtalten in Europa allein intereſſirendes Werk herauszugeben.

So ſaß Grüner denn Tage lang unter ſeinen Plänen und Zeichnungen. Er grübelte aus, wie — ſoeben zu Gluck's „Alceſte“ der Vorhang aufgehen würde ... die

leidenſchaftliche Ouverture iſt verhallt, die Trompete ertönt, ein Herold tritt auf, der Chor umſteht ihn in angemeſſener Gruppirung — der eine Sänger dort, der andere da — wir ſind in Delphi — Alceſte tritt auf — die Prieſter des Apollo in langen Schleppgewändern nahen ſich in majeſtätiſchem Zuge, zwei auf zwei, in gleichem Tempo, da auftretend, da abſchwenkend, dort verſchwindend — ſo ſchwelgte Grüner allnächtlich in ſeiner Armuth, ſah die Lichter, hörte die Muſik, ſchrieb jeder Bewegung von Menſchen, die er ſich dachte, ſo und ſo viel Fuß nach links und rechts vor, zeichnete dieſe Anordnungen auf und ſammte eine Ausführung in höchſter Vollendung.

Sonſt, wenn ein ſolcher wirklich ausgeführter Abend in Darmſtadt oder Frankfurt glücklich vorüber war, trank der Intendant Champagner; jetzt trank er Waſſer.

Aber die Wunderwelt der großen Oper, Gluck's mythologiſche Pracht, Mozart's „Titus“, Spontini's „Veſtalin“ lebten um ihn und in ihm. Er hoffte auf eine Zeit, wo ſeine Pläne neu erſtehen, ſeine Gedanken und Bühnenanweiſungen Leben gewinnen und ſein Werk, wenn nicht im Druck erſcheinen, doch noch einmal von einem Fürſten wie Großherzog Ludwig von Darmſtadt würde in Ausführung gebracht werden.

Ein deutſcher Theaterfürſt beſuchte ihn einige Jahre vor ſeinem Tode in Peſth.

Ein Theaterfürſt iſt ein Director.

Dieſer Souverain ſuchte brauchbare Kräfte für ſein heimiſches Königreich.

Als eines Tages beim Beſuch der Bühne ſeine Kleider ſich von Oel beſchmutzt hatten, erzählte man ihm von einem Fleckenreiniger, dem er ſeine Garderobe bringen ſollte; der Mann, ein Greis, liefere gute Arbeit und er verdiene ſich noch einen Gotteslohn, wenn er in des Unglücklichen Dachkammer ſtiege; es wäre der ſeit Jahren verſchollene ehemalige Intendant der Frankfurter Bühne, Franz Grüner.

Der Director, kaum an die Möglichkeit eines ſolchen Sturzes glaubend, ſtieg in die Dachkammer.

Er fand einen abgezehrten kranken Greis, zuſammengekauert unter alten Kleidern, die er von Flecken reinigte.

Erſchüttert redete er den einſt von Glanz umgebenen Unglücklichen an und bot ihm Hülfe, Unterſtützung nach Kräften, reichte ihm Geld, fragte nach ſeinen nächſten Bedürfniſſen.

Aber er fand Timon.

Kein Wort des Dankes, keine Entgegennahme des Mitleids, keine freundliche Erwiederung.

Ich will Ihr Almoſen nicht, ſagte der Greis, kaum von ſeinen alten ſchmutzigen Kleidern aufblickend. Wenn Sie etwas für mich thun wollen als Director eines Theaters, da ſind meine Miſe-en-Scènen! Da iſt die „Alceſte“ Gluck's! Da iſt „Iphigenie auf Tauris“, „Or-

pheus und Eurydice!« Führen Sie meine Pläne aus! Laſſen Sie wenigſtens mein Werk auf Subſcription drucken! Für Ihr Almoſen dank' ich! Es kann mir nichts helfen!

Damit ſchob der auf der Erde ſitzende abgeſetzte Theater-Vear zornig die Brille auf die Naſe zurück, griff nach ſeinen Fleckſeifen, ſeinen Terpentingläſern, rieb die auf Bällen verderbenen Kleider, die auf Maskeraden, wie er ſie einſt unter ſeinen ſpringenden Waſſern angeordnet hatte, mit Champagner und Saucen köſtlicher Speiſen verunreinigten Gewänder der Damen und wies auf einen alten Ofen, hinter dem aufgeſchichtet die Träume ſeiner Phantaſie lagen.

Er verachtete die wirkliche Welt. Ob er hier aus ſeidenen Kleidern Flecken wuſch, ob er hungerte und fror, er war ein König in ſeiner wahren Welt, ein Herrſcher der Welt des Lampenlichts. Hinter jenem Ofen lagen in Folianten alle ſeine Ideen über Scenerie. Er konnte ſich ſagen: Wer in Europa denkt über den zweiten Act von »Orpheus und Eurydice« nach! Wer weiß, wie da die Nähe des Tartarus anzudeuten, der Furiencher einzuführen, dieſer die vom 18. Jahrhundert bewunderte gewiſſe Septime mit dem erſchütternden Nein! mit einem Schritte verwärts zu begleiten hat? Wer lebt wie ich mit Iphigenien am Thrazierſtrand? Wer weiß die Zelte der Griechen dort aufzubauen, wer die Krieger zu gruppiren?

Wer hat über alles Das nachgedacht, Studien gemacht, Jahre lang geforscht und Scene für Scene jede Stellung, jedes Costume, jeden Prospect niedergeschrieben ...?

Er verachtete seine Mitwelt.

Franz Grüner ist im Elend gestorben.

Sicher hatte er gehofft, es käme noch eine Zeit, die seinen Directionsstab und Arrangeurscepter wieder hervorziehen würde. Den Gedanken etwa an eine Richtigkeit seiner gesammelten Schätze, die jeder Kundige, wo einmal beschlossen würde, Glück zu geben, in wenigen Tagen neu hervorbringen würde, mochte er nicht fassen. Es hätte ein Fortunatussäckel einen Tag lang dem Armen zu Gebote stehen dürfen, er würde nur hineingegriffen haben, um sich wieder ein Theater zu pachten, große Aufführungen zu geben, Trompeterchöre hinter die Bühne zu stellen, Statisten marschiren, Wasser springen zu lassen.

Die Macht der Bühnenmusen ist eine dämonische.

Wer je in ihrem Reiche auch nur eine einzige glückliche Stunde verlebt hat, ist ihrem Zauber auf ewig verfallen.

---

# IV.

# Die Reichthümer der Phantaſie.

Bald nach der Arrestation und Befreiung machte Börne eine Frühlingsreise an den Rhein. Diese Luftveränderung hatte immer etwas Stärkendes, Erquickendes für ihn. Im Spätherbst reiste er nach Stuttgart, wo er seine Verbindung mit Cotta enger befestigen wollte. Von dieser Reise stammt die Postschnecke her. Er besuchte Schott, den Freisinnigen, Uhland, den Schweigsamen, Therese Huber, die Schaffnerin des Morgenblatts, dem er einige Frankfurter Correspondenzen hier schrieb. Ueber Bruchsal kehrte er nach Frankfurt zurück.

Den Sommer darauf war er wieder in Stuttgart, wo es ihm zu gefallen schien. Er sah Cotta, die Huber, Haug, den Epigrammatisten, schrieb fleißig für die Wage, die in Tübingen gedruckt wurde, für das Morgenblatt, dessen literarische Beilage damals Müllner redigirte. Er blieb den ganzen September über. Im Oktober kam sein Vater, der nach Wien reiste und ihn bis München mitnahm. Diese gemeinschaftliche Reise mag nicht die unterhaltendste gewesen sein.

In München labten ihn die musikalischen Genüsse, während für seine geselligen Bedürfnisse zunächst von seiner hier verheiratheten Schwester gesorgt wurde. Er besuchte die Gemäldesammlungen, die Kirchen, das Theater. Sein Projekt von hier nach Wien zu reisen, soll später erzählt werden. Von hier knüpfte er auch mit der freisinnigen Neckarzeitung an und kehrte mit dem neuen Jahre (1822) nach Stuttgart zurück. Er schrieb dort seinen komischen Essünstler und verweilte bis zum Juni, wo er über Heidelberg zum zweiten Male nach Paris reiste *).

---

*) Vergleiche über diese ganze hier kurz bezeichnete Lebensperiode die nachgelassenen Schriften Band I. und II.

Ohne Zweifel kennſt du, lieber Leſer, den „Ewigen Juden“, die „Geheimniſſe von Paris“, die „Denkwürdigkeiten eines Arztes“ und was ſonſt noch unter dem Namen der Herren Alexander Dumas und Eugène Sue herausgekommen iſt.

Aber die Perſonen dieſer berühmten Vielerzähler ſind dir unbekannt.

Ich verrathe dir daher, daß dieſe Herren trotz ihrer glänzenden Gaben und ihrer reichen Erfolge bemitleidenswerthe Menſchen ſind.

Gewohnt, in einer ewigen Anregung ihrer Einbildungskraft zu leben, genießen ſie ſchon ſeit Jahren nichts mehr von der gewöhnlichen Wirklichkeit.

Wenn ihr einen Spaziergang macht ins freie Feld, an dem Anblick der ſchönen Natur euch ergötzt, in einen ſchattenreichen grünen Wald tretet, ſo ſeht ihr doch nur das Feld, nur die Natur, nur den Wald; aber wie anders jene berühmten Neu-Romantiker!

Hinter jedem Baume ſteht ihnen eine erſchreckende Ueberraſchung, bei jeder einſamen Stelle ſpringt aus dem Buſch ein Unbekannter und fodert ihnen die Börſe oder

das Leben ab; an jedem Bergabhange, wo ihr Andern ſtill und bewundernd harrt und an dem zu euren Füßen ausgebreiteten Teppich von Wieſen, Feldern und Bächen euch weidet, ergreift dieſe Armen Furcht und Entſetzen vor einer plötzlich hinterrücks hervorſpringenden Geſtalt, die ſie jählings in die Tiefe ſchleudern könnte.

Dieſe Unglücklichen, von denen man Wunderdinge erzählt, können nicht hundert Schritt gehen, ohne ſich nicht rückwärts zu wenden, rechts und links zu ſpähen, ob nicht eine Attrape der Art, wie ſie ihre Capitel zu ſchließen pflegen, ſie bedrohen könnte.

Eſſen ſie, Himmel, wer weiß, ob man ſie nicht eben vergiften wollte!

Madame! ruft Eugène Sue ſeine Haushälterin an und ſpringt von ſeiner Suppe auf, Madame! Heute haben Sie die Doſis auch ein wenig zu ſtark genommen!

Welche Doſis, Herr Eugène?

Herr Eugène beſinnt ſich, er wollte allerdings ſagen: Rattengift, Madame! Aber er überlegt ſich, daß es gefährlich ſein würde, zu verrathen, er fürchte Arſenik in der Suppe; er beſinnt ſich diesmal noch und ſagt nur: Tapioca, oder Sago, oder Cayennepfeffer!

Hat er aber einen Gaſt, mit dem er allein ſpeiſt, ganz allein, wer weiß, ob dieſer in dem Augenblick, wo er gerade ein Stück Kapaunen an der Gabel hat, nicht wahnſinnig wird, zu der Gabel noch ein Meſſer ergreift,

ſich auf den Schöpfer von ähnlichen Situationen wirft — ihn —

Doch nein! Der unglückliche Dichter beſinnt ſich. So Schreckliches iſt unmöglich.

Aber da — da ſind Menſchen — Frauen, Kinder, Männer! Seht das junge Weib am Arme ihres Gatten! Sie hat auf der Bruſt den Brief eines eben aus der Provinz gekommenen Jugendfreundes, der ſie anbetet! Der Mann! Er hat in der Rocktaſche eine Rechnung von der Modehändlerin für ſeine Geliebte! Zwei Freunde, die ſich nach Jahren wiederſehen, umarmen ſich, küſſen ſich, — wartet ab! — es ſind Verräther! Einer wird den Andern um ſein Vermögen betrügen — Alles, Alles iſt anders, als es ſich gibt, Alles iſt falſch, verlarvt, trügeriſch, ſelbſt der Hund da, der eben ſchmeichelt, eben ſo gutmüthig ſcheint, eben ſo treuherzig unſere Hände leckt, er hat — Himmel! — ein Document zerriſſen, das das Glück einer ganzen Familie enthielt! Ha, ha! Der bunte Vogel über dem Käfig, aus dem man ihn frei gelaſſen, hat vor einigen Secunden einen ſilbernen Löffel verſchleppt, das Mädchen des Hauſes wird ihren Dienſt verlieren, ſie wird für eine Diebin gelten, ſich rächen, ſie zündet das Haus an, beſteigt das Schaffot, in ihrer letzten Stunde fliegt ein Vogel über ſie her, der den ſilbernen Löffel noch im Munde hat, den er unter die Richter fallen läßt. . . .

Aber Alexander Dumas muß oft der Verzweiflung nahe sein.

Alexander Dumas kann keinen Abend allein sein, daß sich ihm nicht die Bilder an den Wänden abhöben und plötzlich hinter ihnen lebendige Menschen zeigten. Bei Alexander Dumas ist nicht nur jede Situation eine andere, als sie scheint, sondern sogar jeder Gegenstand ein anderer, als er daliegt. Ein offenes Schlüsselloch, das ruhig höchstens Licht oder Luftzug durchläßt, ein solches harmloses, unschuldiges Schlüsselloch gibt es für Alexander Dumas nicht mehr. Er betrachtet das Schlüsselloch eine Weile und kaum hat sein Auge einige Minuten darauf geruht, so streckt sich — ein langer, langer Draht hindurch, immer länger, immer länger wird der Draht, er kommt ihm näher, er wächst, er will ihn wol selbst umfangen, ihn umringeln, erdrosseln? Nein! Der Draht geht dicht an ihm vorüber, an seinen Schreibtisch. Da krümmt er sich, immer runder, spitziger, eckiger, der Draht wird Dietrich, der Dietrich öffnet das Schloß und bestiehlt das Schreibbureau — Halt! ruft Alexander Dumas, springt an die Thür, reißt sie auf, ruft: Wer da? Alles still. Seine Phantasie hat ihn getäuscht. Kein Draht, kein Dietrich da. Aber auf dem Corridor — da ist's so unheimlich still. Nur sein eigenes Wort widerhallt. Knirscht es da nicht wie ein Fußtritt auf einer steinernen Treppe? Nein! Doch jener Vorsprung da — jener Winkel —

wenn hinter jenem Vorſprung, in jenem Winkel ein Weſen verborgen ſteckte? Wer da! Wer ſteht hier? Ein alter Scheuerbeſen! Harmloſer Gegenſtand! Harmlos? Warum ſteht dieſer Scheuerbeſen da? Er ſteht ſo ſtill, ſo ſonderbar ruhig — Wer ließ den Beſen hier zurück? Wer hat ihn vergeſſen? Er iſt feucht — roth? Roth an den Borſten? Das iſt Blut! Hier hat man Blut aufgeſcheuert! Alexander Dumas ſieht ſich um — beſinnt ſich — die ſteinernen Stufen der Treppe ſind roth — es iſt Farbe von der Treppe. Er geht in ſein Zimmer zurück und durchlebt, was er ſah, wenigſtens mit der Feder.

Der moderne Poet findet in jedem Augenblick ſeine Stoffe.

Er reiſt. Die Eiſenbahnen befördern ſo raſch in die ſchönſten Gegenden der Welt, aber die Bewegung der Locomotive — wie unregelmäßig die iſt! Dieſe berghohen Viaducte! Es gibt Zuſammenſtöße; es gibt Brände von Verſailles. Man kann allein ſein mit einem einzigen düſtern Unbekannten in einem einzigen Coupé. Der Lampenſchimmer fällt unheimlich von oben herab. Der Unbekannte ſieht nicht auf, er wendet die Blicke ſo ſonderbar ab, er drückt ſich in eine Ecke und nur zuweilen ſcheint ihn ſein Mitpaſſagier zu intereſſiren, wie den lauernden Tiger die Gazelle intereſſirt. Jetzt donnert der Zug durch einen Tunnel, — Alles kracht, Alles ſchmettert — man hört keine Stimme, die etwa Hülfe rufen würde. Der

Unbekannte ſpringt auf, wirft ſich mit teufliſcher Mordluſt über das Opfer der Situation, krallt ſeine Nägel dem Mitpaſſagier in die Gurgel, — Hülfe! Der Poet dankt allen ſeinen (Opium ſtatt Ambroſia eſſenden) Muſen, wenn das Signal einer neuen Station gegeben iſt.

Aber dann in den Gaſthöfen wieder, beſonders in den Gaſthöfen kleinerer Städte oder einſamer Stationen — da iſt zuvörderſt gleich das Bett. Es riecht ſo ſonderbar — nach Moder? — Sollte vielleicht — lag vielleicht vor einigen Stunden hier noch — eine Leiche? In der That — wenn die Thüren nicht ſchlöſſen oder wenn eine Verſenkung plötzlich das Bett um Mitternacht einen Stock tiefer trüge oder wenn aus der Decke ein Stampf-Hammer oder ein beſchwertes Bret wie in polniſchen Räuberwirthshäuſern im beſten Schlaf auf die Gäſte niederfiele und die Köpfe der Reiſenden zuſammendrückte?

Aber was! Man zieht die Schlafmütze über, man legt ſich zu Bet! — man ſchläft — man erwacht geſtärkt, man zündet die Cigarre an, das Frühſtück mundet, — und in der That! Wie iſt dieſer Ort ſo ſchön, dies Haus, das geſtern eine Mörderhöhle ſchien, ſo traulich! Die Menſchen, die Diener, wie ſind ſie ſo freundlich! Aber jetzt pocht es. Der Barbier! Willkommen, ich bin lange nicht raſirt. Eintreten! Man ſetzt ſich.

Doch — ein ſonderbarer Barbier das! Er iſt ſo ſtill, — er ſpricht vom Wetter — er ſchleift das Meſſer ſo

lange, — wenn der Mann epileptiſch wäre — ſein Meſſer zittert — er blickt ſo ſonderbar — was? Auf die Verſe am geöffneten Schreibbureau blickt er — Schurke! Man ſpringt auf.

Was iſt, mein Herr? — Schonen Sie meine Gurgel, meine Haut wollt' ich ſagen, Ihre Meſſer kratzen wie eine Säge!

Der Barbier entſchuldigt ſich und läßt Alexander Du mus leben. Der Dichter kann ſich ankleiden, kann irgend wo jetzt — ein Bad nehmen.

Er erkundigt ſich nach einer Badeanſtalt.

Es iſt dies zufällig ein Schiff auf dem Fluſſe, an dem die kleine Stadt liegt.

Die Situation iſt anregend. Ein Bad auf einem Schiffe!

Der Dichter combinirt, noch ehe er entkleidet iſt, ein Capitel: Das Badeſchiff. Er ſteigt in das Schiff, entkleidet ſich, ſieht, ſich abkühlend, durch ein kleines Fenſter hinaus auf den ruhigen Waſſerſpiegel — auch dieſe Ruhe iſt anregend. Er ſagt: — Eines Tages — kam das Schickſal — des unglücklichen Opfers zur Ausführung. Man hatte bemerkt, daß der edle Marquis über Alles die Reinlichkeit liebte und daß er ſich regelmäßig badete. Der Marquis beſuchte gewöhnlich ein Badeſchiff. Die Verſchwörung ſeiner Feinde und der nach ſeinem Gelde gierigen Verwandten hatte einen Taucher gewonnen

— Eingeſchaltetes Capitel über dieſen Taucher — der Taucher ſtammt aus Oſtindien, war ein geborener Perlenfiſcher, eine Perlenfiſcherin hatte ihn mitten im Meere geboren, nämlich unter der Taucherglocke — dieſer Taucher — Malaye natürlich, giftkundig, rachſüchtig, ſtellenweiſe edel, natürlich Heide, aber angeſtellt bei der Marine in Breſt als Schwimmlehrer, Schiffbruchtrümmerfiſcher, Hafengrundbodenreiniger — alſo dieſer Taucher — er liebt natürlich eine Herzogin, die Herzogin liebt ihn in manchen Stunden, wo ſie der Civiliſation überdrüſſig iſt, als ein Phänomen wieder, — und da die weiße Geliebte ſich unbedingt auf den gelben Sohn der Natur verlaſſen kann, ſo braucht ſie ihn zur Ermordung des Marquis, ihres Onkels, auf dem Badeſchiffe — ſie braucht ſein Geld, ſeine Juwelen, ſie hat Schulden, ihr Civiliſationsanbeter iſt ein Wüſtling — ſie braucht Geld — der Taucher kappt alſo heimlich die Ankertaue des Badſchiffes, natürlich in der Nacht, bei Sternenhimmel und gerade vor dem dreizehnten Bade — natürlich einem Bade mit Kräutern, Giftkräutern, angeordnet ſchon lange von einem beſtochenen Arzte oder vielleicht dem Malayen ſelbſt — der Malaye wird ſpäter wieder den Arzt, einen Schuft zweiter Claſſe mit ſentimental-faſhionabel-eleganter Verzierung, aus dem Wege räumen, da der Arzt ſich als unzuverläſſig ergibt — kurz der Malaye bohrt das Schiff an und kappt ſämmtliche Taue in der Nacht vor dem

dreizehnten Kräuterbade — ſchauerliche Schilderung vom Rudern und Plätſchern des Tauchers in der ſtillen Sternennacht — nur noch an zwei Tauen hängt beim dreizehnten Bade das lecke Badeſchiff. Der Marquis beſteigt die Badebrücke, geht in ſeine Zelle, entkleidet ſich, merkt etwas ſonderbar unter ſeiner Zinkwanne hin- und herrauſchen, es iſt der oſtindiſche Taucher, der unter ihm wegrudert wie eine Seeſchlange. Das Schiff — es ſchwankt es taumelt — ein Augenblick — zwei — eine Secunde, man ſinkt — das Schiff ſinkt, die Badenden ſinken, ertrinken, der Malave ſchwimmt unter den Opfern wie der Haifiſch im Ocean, zieht ſie hinab in die Tiefe. Hülfe! — Man ſtürzt herein. Um Gotteswillen, was iſt?

Alexander Dumas rief ſelbſt: Hülfe! klingelte ſelbſt. Er beſinnt ſich. Seines Irrthums gewahr werdend, ſagt er einfach: Le linge! Die Wäſche! Mein Badehemd! Drei Leintücher zum Abtrocknen; aber gut durchwärmt!

Unſer Dichter, der es liebt, die Haut ein wenig ſtark zu reiben, verläßt mit Behaglichkeit die Zelle, das Badeſchiff, die kleine Stadt, von der er nichts geſehen hat als den Marquis, den Malaven, die Herzogin, drei Leintücher und ein durchwärmtes Badehemd.

Man verſichert, daß Dumas und Sue Tage haben, wo ſie den Regungen ihres Herzens, ja ſogar ihrem Ruhme mißtrauen.

Sie eſſen von ſilbernen Schüſſeln, aber ſie kennen

Es ist hier der Ort ein Verhältniß zu berühren, welches durch die Adresse, an die Börne seine Briefe aus Paris richtete, über das Weichbild Frankfurts hinaus bekannt geworden ist. Es war im Winter von 1816 auf 1817, als Börne im Hause der Schwiegereltern seines Freundes Stiebel eine junge Dame kennen lernte, die in sein ganzes spätres Leben auf eigenthümliche Weise verflochten werden sollte. Madame W. war so eben aus einem ehelichen Verhältniß geschieden, das ihrer Neigung so wenig wie ihren höhern, geistigen Bedürfnissen zugesagt hatte. Freundin künstlerischer Unterhaltung und anregenden Gespräches gerieth sie mit den Lebensansichten ihres Mannes in einen Widerspruch, der nur mit dem Bande, das sie beide vereinigt hatte, selbst gelöst werden konnte. Eine aus solchen Ursachen geschiedene Frau ist für einen Mann von Phantasie schon an sich interessant, selbst wenn sie jene äußern und geselligen Reize nicht besessen hätte, durch welche Männer zunächst gefesselt werden. Sie besaß diese. Eine förmliche Erwägung solcher nothwendig zu einem Ehebunde führenden Umstände fand zwischen Mad. W. und Börne nicht Statt. Das Interesse, welches sie aneinander nahmen, war nicht die Folge einer plötzlichen Ueberraschung und Eingebung, sondern einer längern gemüthlichen Gewöhnung, einer sittlich reinen Freundschaft. Börne verkehrte in der Familie, wo sie wohnte, als täglicher Gast. Seine Pläne und Ansichten fanden bei den jungen weiblichen Mitgliedern derselben freundlich rathenden Vorschub, man ermunterte ihn, man genoß seinen geistreich anregenden Umgang. Mad. W. und Börne rückten zum Einverständniß über viele eigne Leiden und Begegnisse zusammen, die man sich nicht gestehen kann, ohne mit dem Bewußtsein, ein Geheim-

ſich dabei doch vor wie Bettler, die vor den Thüren um ein Almoſen bitten. Wer klopft? Der arme Alexander Dumas, er bittet den Grafen von Monte-Chriſto um eine Schüſſel Erbſen oder ein Gericht Linſen; ihn hungert. Es kommen ſeine glänzendgalonnirten Diener, ſie bringen Speiſe, Erquickung, ſie bringen ihm auf einer Schüſſel — Edelſteine ſtatt Erbſen. Wie unglücklich machen ihn da die Edelſteine des Grafen von Monte-Chriſto!

So leben dieſe Dichter über Zeit und Raum hinaus. Für ſie gibt es nichts Wirkliches mehr, ſondern nur die Phantaſie.

Daß die Grenzen der Phantaſie Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit heißen, iſt ein abgeſchaffter Satz, und ſo muß es wol kommen, daß ſie an ſich ſelbſt irre werden und andere Menſchen ſogar ſtatt ihrer leben laſſen.

Der Verfaſſer des Monte-Chriſto hat, wie bekannt, ſeit Jahren eine Schar von Menſchen um ſich, die ihm überall hinfolgen und überall von ihm geſpeiſt und getränkt werden. Einige nennen ſie ſeine Schmeichler, andere ſeine Freunde, andere ſeine Mitarbeiter. In Wahrheit ſind es aber nur die Organe ſeines eigenen Lebens. Sie ſpielen, ſcherzen, lachen, eſſen, trinken *für ihn*. Dieſe Umgebungen muß er beſitzen, nur um an ſein eigenes Daſein zu glauben.

Das Feuilleton der »Presse« brachte die Memoiren dieſes Dichters.

Er wird darin ohne Zweifel wie Karl V. auch ſchon ſein Leichenbegängniß feiern.

Er wird die Reden wiederholen, die an ſeinem Grabe werden gehalten werden, er wird den Sarg, der mit Immortellenkränzen bedeckt iſt, nach der Natur ſchildern, er wird erzählen, daß ſich plötzlich der Deckel öffnete, der Todte ſich regte, die Augen aufſchlug, die Geſchichte eines Schlaftrunkes zu erzählen begann, und die Redaction der »Presse« wird anzeigen:

Wir freuen uns, den Leſern für den Beginn des neuen Quartals von den heute eigentlich mit dem Tode des Herrn Alexander Dumas beendigten Memoiren deſſelben eine Fortſetzung verſprechen zu können, ein neues Werk unter dem Titel: »Die Geheimniſſe des Todes«, in zwanzig Bänden, nebſt einem Epilog: »Das Thal Joſaphat oder die letzten Dinge.«

# V.

# Voltaires Nachtmütze.

In Paris beſchäftigt man ſich ſeit geraumer Zeit weder mit der Politik noch überhaupt mit irdiſchen Dingen.

Man läßt Se. Majeſtät den Kaiſer, aus der Dynaſtie Zufall, herrſchen. Der Staat gewährleiſtet die Eiſenbahnen und vorläufig noch die Rente. Die Wohlfahrt und Beſſerung der untern Volksclaſſen wird allmälig aus der geheimnißvollen Büchſe der Pandora kommen, in welche der Gefangene von Ham einſt ſeine Pläne und Entwürfe legte. Die Mode, dieſe große franzöſiſche Sorge, iſt das Werk des Wetteifers einiger Directricen in den Magazinen des Faubourg St.-Honoré — kurz, Paris beſchäftigt ſich, wenigſtens als ich zum letzten Male dort war, nur noch mit Dingen, die außer der Zeit und dem Raume liegen, mit den Wundern und dem Magnetismus.

Wo man in Paris hinhört, Geſpräche über Träume, Hellgeſichte und Schlafwandeln.

Das Dieſſeits gibt man auf. Man beſchäftigt ſich nur noch mit dem Jenſeits.

Haben Sie Demoiſelle Clariſſe beſucht? Das mag

früher so gelautet haben, als sagte man: Waren Sie bei der gefeierten Tänzerin der großen Oper? Bei der liebenswürdigen Schauspielerin am Vaudeville?

Jetzt heißt es: Waren Sie bei jener Somnambule, die in einem mit Teppichen belegten, sogar am Tage erleuchteten Zimmer Blicke ins Geisterreich wirft mit verschlossenen Augen, bei Mademoiselle Clarisse, welche die innersten Gedanken jedes Menschen erräth, den ihr Magnetiseur mit ihrem innern Schauen in Verbindung setzt?

Wie wunderbar die Geheimnisse der Menschennatur sind, hat die Wissenschaft auf diesem Gebiete längst anerkannt; wie künstlich man aber auch durch erhitzenden Pecco- oder Karavanenthee in Paris die Phantasie des Halbschlafes zu steigern versteht, das hat kürzlich der Proceß jenes Herrn Wiesecke verrathen, der mit einer homöopathischen Apotheke vor zwanzig Jahren nach Paris wanderte, dort Französisch lernte, den Charlatan im Großen spielte und sich einen merkwürdigen Einfluß auf die pariser Welt eroberte. Wiesecke war besonders das Orakel aller der Damen in Paris, die mit zwanzig Jahren nur an die Liebe, mit dreißig schon verstimmt an Voltaire, mit vierzig noch verstimmter an Hahnemann, mit funfzig aber jetzt nur noch an den Somnambulismus und an den berühmten Herrn Alexis glauben.

Der Alexis hat einen Einfluß in Paris, um den ihn der Kaiser beneiden könnte.

Louis Napoleon beherrscht doch nur erst den Staat, das Volk von Frankreich, aber Herr Alexis beherrscht bereits in Paris die »Gesellschaft«. Die Gesellschaft, die gewählte, gebildete, sittliche Gesellschaft Frankreichs und besonders von Paris hat den Zweiten December noch nicht anerkannt.

Aber Herr Alexis ist längst der Beherrscher dieser Welt, ihr Orakel, ihr Priester, ihr Zauber Virgilius.

Dieser Herr, ein junger kränklicher Schauspieler, auf der Bühne ohne Talent, vor den Lampen nur mit kleinen Rollen betraut, spielt deste größere in der fashionablen Welt, auf jenen Teppichen und in jenen am Tage erleuchteten Zimmern. Ob er bei diesen Rollen der Weis- und Wahrsagung mehr Talent entwickelt als auf der Bühne, ob er ein Künstler dieses Faches der Schaustellung ist, darüber gibt es abweichende Meinungen. Wir wagen kein Urtheil, aber seine magnetische Gabe ist berühmt, so berühmt, daß wir aus Berlin kürzlich erfuhren, die Hauptstadt Friedrich's des Großen hätte drei mal die Rachel von Paris kommen lassen, zwei mal schon Reger, jetzt wär' es im Werke, eine Einladung abgehen zu lassen an Herrn Alexis.

Es ist eine verbürgte Thatsache, die hier erzählt wird, daß letzten Winter ein Däne nach Paris kam und die somnambule Kraft des Schlafredners Alexis prüfen wollte.

Er trat, von Baron Dupotz in seinem Glauben an die Kräfte des Menschengeistes schon vorbereitet — Baron Dupotz läßt die Menschen gehen, stehen, fallen, sich niedersetzen, ganz nach der Kraft seines Willens und ganz nach dem Systeme jenes amerikanischen Doctors, der kürzlich in Hamburg, wo man leider mehr Rindfleisch ißt als in Paris und Philadelphia, für eine ähnliche und mißglückte Anwendung seiner magnetischen Einflüsse ausgelacht wurde, — ich sage, jener Däne trat in den Saal, wo Alexis gerade eine Vorstellung seiner Prophezeihungen und Hellgesichte gab.

Der Däne glaubte an Dupotz, aber er wollte an sich selbst glauben.

Zu diesem Behufe hatte er einen Gegenstand mitgebracht, den er in ein Tuch eingehüllt streng verbergen hielt.

Mit diesem Tuche trat er an den schlummernden und gerade in voller Seh- und Redekraft befindlichen Alexis und ließ durch den Magnetiseur den Beherrscher der Wunderwelt fragen: ob ihm der im Tuche verschlossene Gegenstand kenntlich wäre und welche Vorstellungen, Erinnerungen, Anschauungen ihm derselbe wecke?

Alexis sagte im Schlaf:

Ich sehe — einen alten Mann — gebückt — krumm — nachdenkend — an einem Schreibtische sitzend. — Der Greis hat die Feder in der Hand — Seine Miene ist

ſpottend — ſeine Augen leuchten — er lächelt — um ihn treten leiſe die Füße zarter Frauen auf — in ſeidenen Stoffen — in Stelzſchuhen — Bediente — galonnirte — gepuderte — hüten ſich in dem — mit Goldleiſten verzierten Zimmer — Geräuſch zu machen — die Flamme brennt im Kamin — die Füße des Greiſes ſtecken in einem Pelze — hinter ihm auf ledernem Seſſel hängt — eine Perücke — er taucht die Feder in ein Tintenfaß ein und beginnt einen neuen Bogen zu beſchreiben — er dichtet — ich ſehe es — es iſt die Henriade.

Unſer Däne verſichert — wir erzählen eine beglaubigte Thatſache —, daß er erſchüttert ſich von dem Lager des Hellſehers hätte entfernen und in die Vorzimmer zurück gehen müſſen.

Er öffnete dort ſein Tuch.

Es war eine in demſelben eingeſchlagen geweſene Nachtmütze, die Voltaire einſt zu Ferney getragen, eine Nachtmütze, die von jenem däniſchen Reiſenden als Andenken an den Sänger der Henriade einſt zufällig über die Eider und ſo nach Kopenhagen gekommen war.

Wir laſſen über dieſen merkwürdigen Vorfall Jedem ſeine eigene Empfindung. . . .

Voltaire's Donnerkeile und die Blitze ſeiner Feder haben Wunder gewirkt; aber daß im 19. Jahrhundert noch ſeine Nachtmütze gegen ſein eigenes Syſtem zeugen, ja ſeinen Rationalismus ſelber ſtürzen helfen

würde, das iſt eine Ironie des Zufalls, über die entweder Oskar von Redwitz einen Vers machen und in ihm die ſtrafende Vergeltung einer höhern Weltordnung, oder ein ſchalkhafterer Genius den wunderbaren Humor jenes Weltgeiſtes ſehen möge, der über all unſerm Wiſſen, Glauben und Ahnen im reinen Wahrheitslichte ſchwebt und lächelnd auf ein geiſtiges Ringen herabſieht, das mit dem Dichter ſagen kann:

Es ſpottet ſeiner ſelbſt und weiß nicht wie.

niß zu haben, auch den Anschein einer innigeren Vertraulichkeit vor der Welt zu gewinnen. So fesselten sich beide immer mehr zu einer Freundschaft, die, von geschlechtlichem Bewußtsein entfernt, ein seltnes Beispiel, bis über das Grab hinaus dauerte.

Dies Verhältniß erprobte sich aber nicht bloß bei persönlichen Begegnissen und im Briefwechsel, sondern die Beziehung war gesellig fast so eng wie die Ehe. Börne traf mit seiner Freundin auf Reisen zusammen, wohnte in ihrer Nähe, mischte nicht selten die beiderseitigen Existenzmittel zu einer gemeinschaftlichen Kasse und entbehrte, wenn ihn sein kranker Körper an das Zimmer oder Bett fesselte, keinerlei liebevoller Handreichungen, grade so, wie sich nur die Ehe in solchen äußersten Lagen als eine milde Wärterin und Trösterin zu bewähren pflegt. Börne war nachgrade in die Jahre gekommen, wo man sich nach einem trauten Umkreis behaglicher Häuslichkeit sehnt. Es ist ein so schöner Trost, Herzen zu wissen, die den Pulsschlag unsrer eignen Stimmung mitempfinden und sich ein Gewissen daraus machen, auf unsrer Stirn zu lesen und Wünsche von unsern Lippen zu stehlen. Und die, welche mit der Welt in Hader leben, werden das Bedürfniß, einen felsenfesten Punkt der Anlehnung inmitten der Wogen einer in ihren Gesinnungen zweifelhaften Gesellschaft zu haben, nur um so dringender empfinden. Es muß Herzen geben, die die geheime Werkstatt unsres Innern kennen und auf uns schwören, selbst wenn die ganze Welt uns verläßt. Dies war der Reiz, der Börne an seine Freundin fesselte. Sie wußte um ihn die trauliche Atmosphäre einer Familie, die stärkende Luft einer Freistatt, den Trost einer Heimath zu verbreiten. Daß es an vielen klugen Beurthei-

# VI.

# Der Knopf im Klingelbeutel.

Ein Gleichniß.

Der alte, greise Küster zur Heiligen Dreifaltigkeit hatte den schwarzsammetnen, mit goldnen Palmen gestickten Seckel gar angestrengt und keuchend durch den dichtgefüllten Gottestempel wandern lassen und immer schwerer und schwerer wurde das Uebergewicht an dem obern Ende des langen schwarzen Stiels, den des braven Mannes weiche, wohlgepflegte, heute aber schon vor Mühe kirschroth gewordene Hand durch die offenen Bänke und geschlossenen Zellen, durch die vermietheten Stühle und durch die Reihen derjenigen Andächtigen, die nur stehen konnten, mit manchen [illegible] aber durch gewohnte Demuth doch sehr [illegible] Zerknirschungsseufzer bis in die obersten Chorwinkel dirigirte.

Der Herr Pastor primarius zur Heiligen Dreifaltigkeit, des wankenden Gebäudleins Mauern im Contexte schon gewohnt, hatte [illegible] lassen in seinem erhabenen Aener und predigte gar gewaltiglich und bibelstark über das Evangelium [illegible] ein bescheiden Senfkorn.

Es war April und die Osterzeit.

Draußen jubelte hier und da schon eine Lerche. Es ging auf die allgemeine Auferstehung der Natur.

Und läßt sich auch das gerade aus einem verstoßenen und unterdrückten, von der ganzen classischen Pracht und Herrlichkeit der alten Welt völlig unbeachtet gelassenen Volke einst gekommene Evangelium irgend einem Bilde treffender vergleichen als einem aus lang versteckt gebliebener Wintersaat ausbrechenden grünen und mächtig sich entfaltenden Wachsthum des Kleinsten?

Meister Marcus, der Küster, hätte seine gesegnete Klingelbeutelernte nun eigentlich dicht vor der Sacristei an einen Riegel hängen und sie erst dann ausschütten sollen, wenn Sr. Hochwürden der Herr Pastor primarius die volle, aus dem Senfkorne aufgegangene Saat der Herrlichkeit Gottes zu Ende geschildert, das Vaterunser gebetet, die glücklichen Oster Brautpaare des ersten, zweiten und dritten Aufgebots proclamirt, dann für den Landesherrn, die Landesmutter und des Landes sämmtliche Räthe und Consistorien gebetet und das Ganze mit dem heißerflehten üblichen Segen Gottes um Alle geendet hätte.

Indessen war die Ernte des Klingelbeutels bei diesem beliebten Prediger immer so groß und so schwer, daß die Sortirung der eingegangenen Münzen ein höchst langwieriges Wechselgeschäft und die sofortige Uebergabe des verwaltenden Kupfers an eine benachbarte Spezereikrämerin, die seit Jahren diese frommen Bankgeschäfte

der Kirche in der Sacristei selbst besorgte, ein zu weitläufiges Discontiren veranlaßt hätte.

Meister Marcus genoß daher vom hohen Presbyterio des alten Gotteстempels der heiligen Dreifaltigkeit schon seit lange das Vertrauen, den Klingelbeutel während der Predigt in besagter Sacristei in Gottes und seiner Ehrlichkeit Namen selbst entleeren, die Münzen je nach Gehalt und Bedeutung auf einen Platz in Rollen aufschichten und vom gerade an jedem betreffenden Sonntag fungirenden Geistlichen dann nur eine einfache Bescheinigung der nunmehr verbauenen neuen Fonds der Kirche fodern und entgegennehmen zu dürfen.

Hatte Meister Marcus dies Geschäft in gewohnter lautloser Stille der mit grünen Fensterverhängen gar gemüthlich beschatteten, rings von alten, zwar sehr wurmstichigen, aber immer noch nothdürftig erkennbaren ehrwürdigen verbauenen Superintendenten und Pastores primarii dieser Kirche geschmückten Sacristei zu Ende gebracht, so setzte sich der treue Pfleger seines Amts, ein etwas dicker und wie man sagte nicht recht glücklicher und nie besonders heiterer Mann, in einen weichen großen ledernen Sessel, der, zum „Urväter Hausrath“ gehörend, ohne Zweifel einst schwarz gefärbt gewesen war, aber nunmehr schon manches Jahr seine ursprüngliche Farbe, die gelbe, hin und wieder auch schon mit einem bei Tape-

zierarbeiten ſogar erfreulichen Bekenntniß die echte Füllung mit Roßhaaren verſchimmern ließ.

Meiſter Marcus ſtärkte ſich ſo von ſeiner Erſchöpfung immer bis zu dem Augenblick, wo ſein Ohr ein gewiſſes Summen vernahm, das ihn ſchließen laſſen mußte, die Orgel beginne die Fuge und begleite, mit oft prächtigen Tonſchwingungen, den Ausgang der Gemeinde. Die an den Kirchthüren dann in gelben Becken wiederum in Empfang genommenen anderweitigen Spenden der Mildthätigkeit gehörten einer andern frommen Finanzcentrale an, nämlich dem Armenweſen des Kirchſpiels.

So blieb es immer eine gar behagliche halbe Stunde, die Meiſter Marcus ſo auf ſeinem Seſſel ſchlummern und von den Dingen, die ihm zu fehlen ſchienen, träumen konnte.

Heute nun, wo das Senf oder Weizenkorn des Evangeliums der Gegenſtand der allgemeinen Oſtererbauung geweſen war und noch draußen in den Herzen der Hörer wuchs, lagen auf dem grünen Tiſche vor Marcus ausgebreitet wie ſonſt die Ergebniſſe des Klingelbeutels.

Es waren fünf bis ſechs lange Reihen.

Eine kleine figürliche Schlachtordnung.

Der Kern des Ganzen war das Kupfer. Dies war gleichſam das Fußvolk, die Kerntruppe. Ein Ertrag, im Einzelnen von geringem Werthe, aber durch die Maſſe und dann, wenn es die Specereikrämerin in Silber ver-

wechſelt hatte, in ſeinem couranten Werthe außerordentlich achtbar. Es waren da mindeſtens dreihundert lachendrothe alte und neue Pfennige nebeneinander poſtirt.

Dann kam eine Reihe Zweipfenniger, ſo achtbar wie neben den nur einfach Schwert- und Schildbewaffneten ſich in alten Tagen die Truppen ausnehmen mußten, die dazu noch eine Lanze trugen.

Dann kam ein Haufe Dreipfenniger.

Kleiner, aber doch anſehnlich geſteigert durch innern Gehalt, war die Reihe der Fünfpfenniger.

Dann noch oben (es wurde allmählig eine Pyramide oder jene berühmte Schlachtordnung von Leuktra, die keilförmige Phalanx des Epaminondas und Friedrichs des Großen), dann nach oben ſtanden enganeinandergelegt die Groſchen. Es waren ihrer gewiß vierzig.

Spitzer zulaufend kamen zuletzt allerlei progreſſive Courantſtücke.

Die Spitze der Pyramide war zuletzt etwas ſtumpf. Denn zwei Achtgroſchenſtücke ſtritten ſich um den Vorrang.

Ein Thaler etwa, der dem Ganzen einen hübſchen Knauf gegeben hätte — ein Thaler — trotz dreißig Equipagen, die vor der Kirchthür hielten — fehlte.

Während Meiſter Marcus ſchlief und draußen der Paſtor primarius beim Wie? ſeines Themas, alſo im zweiten Theile ſeiner Betrachtung war (der erſte Theil behandelte immer das Was? der zweite das Wie? und

der dritte gewöhnlich das Warum? und Wozu?) wisperte es ganz leise, leise in der stillen Sacristei. . . .

Es konnten Mäuschen sein. . . .

Mäuschen, die sich's in den alten festen gescheuerten Dielen wohl sein ließen . . . es konnten Holzwürmer in den Rahmen der alten Superintendenten sein . . . aber . . . es waren weder Mäuschen noch Holzwürmer, die zu wispern begannen, sondern es waren auf dem grünen Tische — die Münzen, die Erträgnisse des heutigen Klingelbeutels, die erst leise klingten und klingten und ihre metallenen Mündchen probirten und bald in eine Conversation übergingen.

Sichtlich herrschte unter den milden Spenden eine Aufregung. Sie zischelten und tuschelten durcheinander so lebhaft, wie es ungefähr in der Kirche drinnen dann lebendig zu werden pflegt, wenn erstens nach dem Was? zweitens nach dem Wie? und drittens nach dem Warum? oder Wozu? immer eine gewisse Pause eintritt zur Erleichterung der inzwischen zurückgehaltenen katarrhalischen Affectionen.

Ebenso ertönte es plötzlich, als Marcus entschieden schnarchte, in den Reihen der Münzen.

Und ihre Aufregung kam von dem seltsamen Verfalle her, der den Meister Marcus eben auch schon fast zu einem hier doppelt ungehörigen kleinen Verflucht! und sogar: Nein! wie schändlich! Oder wol gar: Nieder-

trächtig! (Doch verbürgen wir nicht diese Sprache des, wenn nicht mit dem Evangeliſten, doch mit dem Evangelium verwandten, braven Marcus) veranlaßt hatte.

Es hatte ſich nämlich heute in den Klingelbeutel außer den metalliſchen und ſelbſt im Pfennige beachtenswerthen Werthzeichen ein Gegenſtand eingefunden, der offenbar in dieſer Sammlung ungehörig war, nämlich ein ſimpler, an ſich höchſt harmloſer, höchſt unbedeutender, aber im Klingelbeutel entſchieden zweideutiger Knopf.

Was ſollte dieſer Knopf?

Dieſer Eindringling von einem Knopf war nicht einmal, ſeiner Gattung nach, von Zinn ... etwa einer von der Sorte mit fünf durchbrochenen Löchern ..., ſondern es war ein ganz gewöhnlich hölzerner, wenn auch beſponnener Knopf, an dem ſogar noch die Fädchen hingen, wie wenn dieſe ſoeben erſt von irgend einem reſpectiven Rock oder ſonſtigen Kleidungsſtücke abgelaſſen hätten. Und ein neuer Rock konnte dieſer Rock gleichfalls nicht geweſen ſein; denn es lag ſchon jenes bekannte „verſchönernde Grün der Jahrhunderte“, jener gewiſſe glänzende Hauch der Abnutzung auf dem Geſpinnſte. Kurz, ſchon das äußere Anſehen gab dem Knopfe hier unter den Münzen in der That eine traurige Stellung. Dieſer zweckloſe, überflüſſige, nichtsſagende Knopf hier unter den für ſich ſelber ſprechenden Pfennigen, Dreiern, Sechſern, Groſchen, Vier- und Achtgroſchenſtücken! Die Aufregung der

Münzen war gerecht. Offenbar hatten ſie an dem Knopf einen allgemeinen Feind, eine unwürdige, empörende Nachbarſchaft und jedenfalls einen Verrath am Klingelbeutel — und alle witterten ſogleich — Tendenz.

Ja, fingen zuerſt mehrere Gröſchen an, es iſt doch unerhört, wie weit die Unkirchlichkeit der Zeit geht! In dieſem Klingelbeutel, den ein uralter heiliger Brauch trotz aller Proteſte der Cultusreformer mitten in der Predigt von Herzen zu Herzen wandern läßt und in den jede Seele, die noch zur Kirche hält, ein Scherflein der Liebe ſteuert und opfert, ein ſolch abſcheulicher Betrug! Ein Knopf im Klingelbeutel! Hintergehen des frommen Glaubens! Täuſchung der gläubigen Hoffnung! Wo ſteht unſere Zeit! Was ſoll aus einer Welt werden, die ſo verwildert die Kirche mitten in ihrem Frieden, die Gläubigen mitten in ihrer Andacht verletzt! Hinweg aus unſern Reihen! Hebe dich von uns, du geſponnener, zweckloſer, antikirchlicher Uebelthäter!

Ich hoffe, lieber Leſer, die Geſchichte meines Knopfes intereſſirt dich. Aber du möchteſt gerne wiſſen, worauf hinaus? Bekommen wir eine Geſchichte zu leſen? Oder ein Märchen? Ein Sinnbild vielleicht? Vielleicht von allen Dreien Etwas? Höre nur zu!

Dem Knopf mußte angſt und bange werden.

Er fühlte, daß er ſeinem Werthe nach allerdings hier über manchem veralteten Pfennige einſt geſtanden hatte

lungen dieſes Verhältniſſes nicht fehlte, verſteht ſich bei einer von dem Gewöhnlichen abweichenden Thatſache von ſelbſt. Die Redlichſten waren noch die, welche aus Rückſicht auf die Unredlichen einen legitimen Abſchluß dieſes Verhältniſſes mit der Ehe wünſchten. Indeſſen waren Börne und ſeine Freundin gerade hievon am allerentfernteſten. Eine offenſtehende Thür, die zu betreten verboten iſt, iſt viel räthſelhafter und feſſelnder, als eine geſchloſſene. Das beſeligende Bewußtſein dieſes Bundes — wer weiß, ob es nicht grade in der Entfernung jeder äußern Verpflichtung lag? Weibliche Unentſchloſſenheit, Börne's zunehmende, oft höchſt bedenkliche Kränklichkeit kamen hinzu und den Ausſchlag gab vorläufig, daß Mad. W. durch Rückſicht auf eine ſtreng altgläubige Mutter verhindert wurde, ſich taufen zu laſſen, was zur Verbindung mit dem Chriſten Börne unerläßlich geweſen wäre. Andere Beurtheiler zogen den wohlthätigen Einfluß des Verhältniſſes auf Börne in Zweifel und ſtützten ſich dafür auf den allerdings richtigen Satz, daß geliebt zu werden meiſt eine große Seligkeit, zuweilen aber auch eine große Qual ſein kann. Nun würde es gewiß ungebührlich ſein, wollte man behaupten, daß Börne immer nur die Roſen, nicht auch die Dornen dieſer Freundſchaft geärndtet hätte; aber es würde wohl den größten Egoismus bei Jemanden vorausſetzen heißen, wenn man annähme, Börne hätte von einem Weſen, das ihm ihr ganzes Leben widmete, nur ein ihm zu Gute kommendes Ausſtrömen von Aufopferung verlangt und nicht auch die in der Natur begründete Erſchöpfung in Kauf genommen, die überall eintritt, wo das Maaß menſchlicher Kräfte waltet. Unentſchloſſenheit, Furcht, tauſenderlei Bedenklichkeit iſt einmal das Erbtheil der Frauen, eine Schaale, die hier den köſtlichen Kern einer ſteten

und vielleicht bei freundlicher Taxation irgend einer guten Schneiderseele noch jetzt über jedem Pfennige stehen konnte; aber für den Klingelbeutel war er allerdings mehr als Null.

Denn unter Null ist ja alles Das, was einem bestimmten Zwecke gegenüber Das nicht ist, was dieser Zweck voraussetzt. Was ist Holz, wo Eisen nöthig ist? Was schöne Diction in einem Drama, wo man Handlung verlangt?

Und nun gar der Ruf: Tendenz! Tendenz! Einer Tendenz war sich dieser Knopf am allerwenigsten bewußt.

Um den armen Eindringling war es geschehen.

Schon hatten die gewichtigen Münzen den kleinern Muth gegeben — denn es ist merkwürdig, was der Vorgang der größern Nennwerthe bei den kleinern Potenzen immer für Courage und dann auch gleich Fanatismus erzeugt —, schon schleppten Dreier und Pfennige im Geiste Scheiterhaufen für den armen Knopf, der den rechtlichen Gottesdienst betrog, zusammen, als plötzlich ein eigenthümliches Klingen unter den Dreiern ertönte.

Es war ein ganz wunderbarer Klang, wie eine Melodie unter [illegible] Gekrächz, wie ein Saitenton unter dem [illegible] Stühlen oder Kritzeln von Schiefertafeln, wie eine [illegible] Tenorstimme unter ungeschulten Sängern, die uns [illegible] von vorüberziehenden Handwerksburschen im Walde überrascht.

Es war aber nur ein Moment, daß es so prächtig klang.

Alles schwieg eine Weile.

Da der Klang nicht wieder ertönte, fand eine Stimme, sie kam von einem Fünfpfenniger, der sich einen Sechser nannte, Zeit, Folgendes zu erzählen, was aus unserer Geschichte sogleich die Vermuthung, sie hätte eine Tendenz (die Tendenzpoesie ist ja verrufen) entfernen wird und aus ihr eine harmlose Anekdote macht.

Ich weiß den Urheber des Frevels, sagte der Sechser. Wir saßen alle still und warm und behaglich in den Bersen und Portemonnaies unserer Spender auf dem zweiten Chore, als wir hinter uns schon während des Gesangs von einem jungen Manne reden hörten, der in seinem sonntäglichen Rock es wagte, sich unter die achtbaren Bürger des Kirchspiels zu stellen. Es war ein blasser kränklicher Jüngling, dessen menschenscheue Art um so mehr auffallen mußte, als dicht neben ihm ein Herr stand, der sich nur den Oberrock hätte zu lüften brauchen, um zu zeigen, daß er eine Art Prinz war. Es war auch, wie mehrere anwesende Schneidermeister und Gemeindeverordnete versicherten, niemand Anders als der Graf Harras, den in der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit zu sehen ebenso überraschend sein mußte, wie wenn mein späterer frommer Spender, der Actuarius Bellermann, sich plötzlich hätte bei der Landesmutter zum Thee einladen wollen.

Neben dem Grafen von Harras ſtand jener junge unſonntäglich gekleidete Menſch, der weder ein Geſangbuch bei ſich hatte, noch in ein anderes einſah, noch ſich verbeugte, ſo oft der Herr Paſtor einen heiligen Namen ausſprach, noch ſonſt irgend einen Anſpruch hatte, ſich auf jenem Chor als wahrhaft Andächtiger ſehen zu laſſen. Er war zerſtreut, ſah Jeden an, beglotzte Alles, grübelte. Und wie Meiſter Marcus ankam und den Klingelbeutel Dem und Jenem und Einem nach dem Andern reichte und Niemand ſeine Gabe in der Hand behielt, ſondern wie ein Wohlbekannter vom lieben ſonntäglichen Klingelbeutel ſonntäglich angeklingelt wurde und ſeinen ſonntäglichen Dreier oder Zeaſer gab und nur höchſt ſelten einmal Einer, der ſeine Börſe vergeſſen oder kein klein Geld hatte, blos mit dem Kopfe nickte und den ſchönen ſchweren Beutel mit den geſtickten Palmen verlegen an ſich vorübergehen ließ, da bat es mein alter Actuar Bellermann mit ſichtlichen Augen geſehen, daß der fremde Menſch, kurz ehe der Graf Harras an die Reihe kam, der ohne Zweifel die beiden ehrlich Abgegriffenſtücke ſpendete, ſich ganz leiſe einen blos etwas wackelnden Knopf hinten von ſeinem Rocke abriß und ihn, wie der Klingelbeutel bei ihm vorüber, ſchnell mit verdeckter Hand in die heilige Sammlung warf.

Schwerlich hatte der junge Mann gedacht, daß einer

Actuar und die Nachbarn die Augen ſtatt auf den Geiſtlichen, auf ſeine Hand gerichtet hatten. . . .

Dieſe Worte kamen von den Dreiern.

Es war aber unmöglich ein Dreier, der ſo entſchieden geſprochen.

Es war der wunderbare Ton von vorhin. Es war wie von einer Glocke.

So rein, ſo hell, ſo tönend, ſo hell wie lauteres Geld.

Und in der That, es fand ſich — daß Meiſter Marcus mit ſeinen ſchwachen alten Augen unter die Dreier — ein Geldſtück und ſei's gleich geſagt — einen braunſchweigiſch-lüneburgiſchen halben Venisder gelegt hatte. Das muthige lüneburger Reß auf dem Gr[illegible]äge ſchien erdentlich keck hervorzuſpringen, Alles ſcheu auszuweichen. Ein halber Venisder, ein Werth von beinahe drei Thalern hatte unter den Dreiern gelegen! Der halbe Klingelbeutel konnte damit heute ausgekauft werden. Und nun verſtand es ſich von ſelbſt, daß eine ſolche glänzende Erſcheinung augenblicklich das Wort erhielt und mit verhaltenem Athem ſelbſt von den nun geſtürzten grünen Courantſtücken vernommen wurde.

Ich bin, begann der halbe braunſchweigiſch lüneburger Venisder, im Klingelbeutel faſt ein ebenſo unberufener Gaſt wie jener Knopf. . .

Wie ſo? Bitte! Bitte! Die Ehre! Nein! Nein! Hochverehrteſter! Gnädigſter! Dreißig Equipagen! . .

So proteſtirte man durcheinander. . . .

Doch! Doch! fuhr die Goldmünze fort. Es mögen Fälle vorkommen, wo auf dieſem grünen Tiſche noch reichere Spenden ſich ausbreiten, allein was mich ſelbſt betrifft, ſo kann ich nur einfach ſagen, ich bin aus Zufall hineingeworfen. Ich komme vom Grafen Harras. Der fromme Redner vorhin hat ſchon geſagt, daß mein Graf in die Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit ebenſo gerathen iſt, wie wenn der Actuar Bellermann ſich bei der Landesmutter zum Thee einlüde. Mein ſchlimmer Graf beſucht ſelten die Kirche. Er pflegt Sonntag Vormittags ſeine Briefe zu ordnen, engliſche Reviews zu leſen, Landkarten vor ſich aufzuſchlagen, Kupferwerke zu vergleichen, Freunde bei ſich einzuladen und ſich über die Erdrinde oder die Doppelſterne zu unterhalten. Zuweilen auch ſchreibt er ſich in dieſen ſtillen Stunden die Erfahrungen der Woche auf. Kurzum! Es iſt ein Rechter — ein Arger — aber davon erzähl' ich nicht. Es fehlte ihm ein Schreiber, ſeitdem ſein letzter Secretär einen Staatsdienſt erhalten. Unter Hunderten, die ſich meldeten, fiel ihm eine zwar nicht [illegible], aber mit feſten Zügen ſich beſonders [illegible] Handſchrift auf, die ihm ein junger [illegible] an wen, geſchrieben. Wollt ihr dies [illegible] Er hangt mit dem Knopfe entfernt [illegible]

Die Münzen rühmten ſich ſehr geehrt durch die Herab-

laſſung eines halben Lenisder. Sie hatten zwar Angſt, es käme etwas Unpaſſendes oder wol gar Frivoles vor... Dieſer Graf Harras! Dieſe Unkirchlichkeit! Dieſe weltmänniſche Sonntagsentweihung! Sie beſorgten eine indirecte Vertheidigung, eine Rechtfertigung des Knopfes. Dennoch flüſterten ſie einſtimmig: Bitte Ew. Gnaden! Sprechen Sie! Erzählen Sie, Excellenz!

Der halbe Lenisder fuhr fort:

Der Brief lautete: Mein Herr! Ich kann mich durch wiſſenſchaftliche Studien nicht empfehlen, aber durch manche Welterfahrung. Ich bin zu früh von dem Glauben geblendet geweſen, die Welt wäre ein Baum mit lachenden, reifen Früchten, nach denen man nur den Muth haben müſſe, zeitiger emporzulangen, ehe uns Andere zuvorkommen. Ich täuſchte mich bitter, unreif war jede Frucht, die das Leben mir bisher geboten. Ich verließ meine Aeltern nach unſäglichen Kämpfen mit einem gutmüthigen, aber ſchwachen Vater und einer Stiefmutter. Ich wurde behandelt, ich glaubte es wenigſtens, wie ein im älterlichen Hauſe wohnender Fremdling. Ich verwilderte. Mein Vater zwang mich zu einem Handwerk, das ich nicht erlernen mochte. Ich entfloh. Ich wollte zu Schiffe. Ich ſchrieb von einer Seeſtadt um Unterſtützung und erhielt von meinen Aeltern nicht nur kein Geld, ſondern Worte des Fluchs ſtatt Segen. Als Schiffslehrling ging ich mit einem Kauffahrer nach Batavia. Ich machte Rei-

ſen drei Jahre lang und ſtieg auch leidlich, trotz empörender Behandlung. In den Antillen warf mich das Gelbe Fieber nieder. Kaum geneſen ergriff es mich zum zweiten male. Ich entging dem Tode, wurde aber in meinen Kräften ein Schatten. Man erbarmte ſich meiner, pflegte und unterſtützte mich. Ich begann meine alten Kenntniſſe zu nutzen; zum Seedienſte konnte ich nicht zurückkehren. Ich gewann aber ſoviel, daß ich die in der Krankheit ganz namenlos gewordene Sehnſucht der Rückkehr zur Heimaterde befriedigen konnte. Ich ſchiffte mich ein, vervollkommnete unterwegs mein wenig Spaniſch, übte mich weiter im Holländiſchen, Engliſchen, welche beiden Sprachen ich ziemlich fertig ſpreche und kehre nun, erſt einundzwanzig Jahre alt, aber ſchon recht unglücklich in meine Heimat zurück. Der letzte Pfennig meiner Baarſchaft iſt verzehrt. Noch kämpft ein innerer Stolz mit den Stimmen des Herzens, die mich wieder zu meinem alten Vater zurückrufen wollen. Soll ich ihm die Hartherzigkeiten, die ich erduldete, vergeben? Soll ich zu ihm eilen und an ſeine Liebe mich wenden? Kaum bin ich angekommen, ſo wird ich verlangt, die Aufforderung zu einem Dienſte als Secretair bei einem vornehmen Herrn. Ich ſchreibe, da der Name nicht genannt ward, an einen Unbekannten. Wollen Sie mir Ihren Schutz gewähren? Wollen Sie meinen Erfahrungen trauen? Wollen Sie die Wahrheit aller meiner Bekenntniſſe prüfen und ſich an die mir un-

günſtigſte Quelle wenden? Betreff nenn' ich Ihnen den Namen meines Vaters, der mich verurtheilen wird. Es iſt der alte Küſter an der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit: Marcus. Sie finden ihn am ſicherſten jeden Sonntag wenn der Gottesdienſt — —

Weiter kam aber die Mittheilung der Goldmünze nicht. . . .

Meiſter Marcus war erwacht. . . .

Die Orgel ſummte. . . .

Die Sacriſtei belebten Menſchenſtimmen.

Der Herr Paſtor kam von der Kanzeltreppe herab, die gerade in die Sacriſtei führte.

Er wiſchte ſich nach anſtrengender Predigt die heiße Stirn.

Der Segen des Klingelbeutels wurde flüchtig durchlaufen und der halbe Louisder richtig wieder für einen Dreier genommen.

Draußen klopfte die Spezereikrämerin, die ihr Geſchäft des Geldwechſels ſo ehrlich und in ſeiner frommen Beſtimmung ſo brav trieb, daß der Heiland ihren Dicente nicht würde vom Tempel verjagt haben.

Sie kannte dieſe Pfennige, Dreier und Sechſer in die kleine Handelswelt ſchicken und nahm wenig Procent.

Wie ehrlich ſie war, erſah man ſchon aus dem „Wunder," das ſie über die von ihr ſogleich entdeckte Goldmünze ausrief.

Ein Irrthum gewiß! ſagte der Pfarrer, der zwar hinlänglich rechtgläubig war, um Vornehme bei ſich zu ſehen, aber darum doch noch nie einen halben Louisdor im Klingelbeutel gefunden hatte. Ein Irrthum, wie dieſer Knopf auch wol kein Betrug geweſen iſt, Alterchen, ſagte er zu Marcus, als dieſer und die Spezereihändlerin ob dieſes entſetzlichen Knopfes wetterten. Er kommt gewiß von einem Furchtſamen, der die gewohnte Spende der Andächtigen an ſich nicht mochte vorübergehen laſſen und voll Kleinmuthes lieber den Schein rettete. Ach, iſt es nicht mit der menſchlichen Seele zu tauſend und abertauſend Fällen eben ſo?

Als Meiſter Marcus nach Hauſe kam und der Milchreis mit köſtlich duftendem Schweinsbraten und gedörrten, mit Zimmet und Zucker beſtreuten Pflaumen (ſein Sonntagsgericht) auf blendendweißem Tiſchtuch ſeiner wartete — er aß als Witwer und kinderlos allein — wollte ihn ein Fremder ſprechen.

Es war ein vornehmer Herr, der ſich Graf Harras nannte.

Lieber Meiſter Marcus, ſagte Graf Harras, zu dem, über vornehme Beſuche von wegen Trau-, Sterbe-, Geburts-, Taufſchein- und Kirchenbuchführung nicht erſchreckenden Alten, ich wollte Sie nur in einer gewiſſen Angelegenheit ſprechen und vermuthete Sie heute früh noch vor der Kirche zu treffen, kam aber zu ſpät. Ich benutzte deßhalb die Muße, dem Klange der Orgel zu folgen,

um einmal eine gute Predigt zu hören. Das Senftern hat mir sehr wohlgethan. Uns träge Gottesbesucher muß manchmal ein wenig etwas Beizendes kommen. Der Geistliche hat's brav und mild ausgelegt und wie ich überhaupt milden Senf dem allzu scharfen vorziehe, so gesteh' ich, daß seine Art mir gefallen hat. Aber Moutarde après oder avant dîner. . . . Genug! Meister Marcus, haben Sie nicht einen Sohn?

Ueber See, Herr Graf . . . antwortete Marcus dem etwas frivolen Weltmann.

Verstoßen, verloren, verjagt?

Er that nicht gut. Seine Mutter . . .

Stiefmutter?

Ist todt. . . .

Wenn Sie ihn nun wiedersähen?

Herr Graf!

Graf Harras öffnete die Thür. Ein blasser junger Mann mit edlem Ausdruck, geistvollen Augen, aber etwas gedrückt, vernachlässigt in seiner Kleidung stand vor dem Alten.

Heinrich! rief der Alte, sich am Stuhle haltend. . . .

Thränen flossen an dem Herzen des Sohnes. . . .

Thränen an dem Herzen des Vaters.

Graf Harras erklärte sich geneigt, Heinrich Marcus zu seinem Secretär zu nehmen.

Er hatte auf dem Chor der Kirche dicht bei ihm gestanden, war nach dem Gottesdienste in das nahe gelegene

unermüdlichen liebenden Einwirkung auf Börne's Thun und Schaffen einschloß. Seine Freundin hielt mit einem den Frauen eignen Ueberblick in ihm nicht selten das Bewußtsein seiner literarischen Stellung aufrecht; sie schürte seinen Ehrgeiz, ermunterte seinen Schaffenstrieb und war ihm, wie manchen andern berühmten Schriftstellern ein Maaß dessen, was sich verstehen ließ, ein Maaß des Styls und der Darstellung. Hätte Börne's leidende Gesundheit es geleistet, seiner Freundin würden wir einen weit umfassenderen Umfang an Schriften verdanken. Ließ er einen Wunsch, Dies oder Jenes schreiben zu wollen, fallen, sie ging darauf ein, brachte ihn zum Beginn und kam, wenn es liegen blieb, immer wieder darauf zurück. Sie ermunterte ihn später sein Leben zu schreiben, früher, sich im Roman zu versuchen, zu dem er oft ansetzte. Er gestand ihr, daß er schon früher eine Erzählung an das von Therese Huber geleitete Morgenblatt gesandt hätte, ohne etwas vom Schicksal derselben zu wissen. In Paris wollte er ein Leben Rousseau's, dann über deutsche Literatur schreiben und war schon in vollem Zuge, die Werke Hamanns, mit dem er zu beginnen dachte, zu studiren; aber ihre Ermunterungen scheiterten an seinen körperlichen Leiden. Er schien bestimmt zu einem Autor, der wie er selbst sagt, Bücher macht, nur indem er Blättchen auf Blättchen legte.

Die Reise nach Paris verabredeten Börne und seine Freundin gemeinschaftlich zu machen; um aber das Aufsehen zu vermeiden, beschlossen sie, sich erst in Heidelberg zu treffen und von dort weiter zu reisen. Mad. W. kam nicht allein. Sie war von der nachmaligen Gattin des Dr. Reinganum begleitet, der diese in Paris bei einem Besuch erst kennen lernte. Börne ging mit einer sehr gründlichen Kenntniß des

Küſterhaus gegangen, hatte den jungen Mann unter der Hausflur zagend und mit ſonderbar gerötheten Augen wieder gefunden, hatte ein Geſpräch mit ihm angeknüpft, ſeinen Namen gehört, einige Worte engliſch, holländiſch, ſogar ſpaniſch mit ihm gewechſelt, ihm Hoffnungen gegeben. . . .

Sie wurden erfüllt. Graf Harras ließ beim Vater den Sohn zur glücklichſten Ausſöhnung und als einen vielbeweinten Gaſt im einſamen, jetzt wie ſonnig ſich aufhellenden Aeltervhauſe zurück.

Die kleine Geſchichte iſt aus?

Nein, aus der ſtillen unſichtbaren Geiſterwelt des Märchens berichten wir noch Folgendes:

Als der Knopf im Kamin der Sacriſtei unter der alten vom Winter übriggebliebenen Aſche lag, ſummte er den ſtillen Staubatomen, die Alles mit angehört hatten, zur Unterhaltung gelegentlich dieſe Worte zu:

Der Sohn ſah ſeinen alten Vater zuerſt wieder oben auf dem Chore und in ſeinem Amte. Er ſah den Seckel mit den Palmen, dem Zeichen des Friedens, immer näher und näher kommen. Er ſah den Vater die Reihen ſich drängen und drücken und beim vierten, beim dritten, beim zweiten Nachbar die Gabe fodern und die Gabe empfangen. Ach, ſein Vater kam auch zu ihm. Er ſollte ſeinen Athem ſeit Jahren zum erſten male wieder fühlen und ihm nur verlegen, nur ablehnend, nur beſchämt zunicken?

Er ſollte mit dem Schein der Nichtverſöhnung ſeinen Vater ſehen? Er ſollte ſagen: Ich habe nichts für dich — wie ich denn wirklich keinen Pfennig habe! Und der Vater ſollte ſagen: Auch einer der mich nicht hätte incommodiren ſollen, ihm meine Palmen anzubieten? Nein! Ich kann nicht verlegen nicken, wenn er kommt. Ich kann nicht ſehen, daß er ſich verdrießlich von mir wendet, Ich muß ihm wie Alle geben. Aber was? Ich habe nichts? Keinen Pfennig! Nichts! Da trennte er ſich leiſe den Knopf vom Rocke und gab ihn mit bedeckter Hand als Spende der Andacht. Der Vater hielt ihm den palmengeſchmückten Seckel entgegen, ſah ihm, wie er in der Gewohnheit zu Jedem hatte, dankend, freundlich, grüßend, kopfnickend in die feuchten Augen und ging vorüber zu den Andern.

Die Atome der Winterasche in der Sacriſtei ſtritten lange über den Fall.

Sie einigten ſich zuletzt darin, daß es — ganz eigene Opfer der Andacht gibt, ganz eigene Spenden, dem Himmel dargebracht und auch ganz eigene Arten, Gott zu dienen.

Und ſo oft ihr wieder einmal einen Knopf im Klingelbeutel findet, denkt: Die Opfer der Liebe ſind nicht die, die Ihr ſo regelmäßig Sonntags an die Kirche gebt, ſie ſind — mannchfalt.

# VII.

# Der Weihnachtabend.

Als Kind feierte man Weihnachten wie die lebendiggewordene Märchenzeit.

Die Augen zu! ſonſt bläſt Chriſtkindchen ſie aus!

Das war ſchon die hundertſte Stufe auf der Wanderung in den hellen lichten Himmel hinein. Vorher kamen die niedern Stockwerke.

An der untern Sproſſe dieſer Jakobstraumleiter der Freude ſtand im umgewandten Pelzrock mit langer, friſch aus Beſenreiſern gewundener Ruthe der ſchauerliche Knecht Ruprecht im nördlichen Deutſchland oder St. Niklas im ſüdlichen und fragte mit drohender Stimme: Kannſt du auch beten?

Gebetet wurde dann mit kläglicher, zähnklappender Angſt, aber doch mit Herzensandacht; denn das neugeborene Jeſulein, die beſcheidene Krippe, der wandernde Morgenſtern, die Weiſen mit Myrrhen und Aloe, das ganze blühende, orientaliſche Nachtgedicht der Heilandsgeburt mit den Hirten auf dem Felde, den Engeln, die ihnen aus der Höhe den Weg wieſen, dem immerdar gläubigen Joſeph und der glückſeligen Maria, das lebte im Herzen wie linde, milde, duftende Sommernacht, wenn auch die Hände

froren, die Nase blau anlief und die Füße in Schnee gesteckt werden mußten, weil sie die completteste Erstarrung von der Eisbahn mitgebracht hatten.

Die Wochen wurden schon von der ersten Gans zu Martini nach den Sonntagen gezählt und zwar Trinitatisweise, dann wurden es nur noch die Tage, zuletzt die Stunden.

Adventszeit hieß die ganze höchst merkwürdige Periode. Die »Currendejungen« sangen des Abends auf den Straßen und sammelten in blechernen Büchsen; Nüsse und Aepfel wurden an Markttagen in Verräthen eingekauft, aber noch nicht gezeigt, sie rasselten und dufteten nur; die ganze Erde war ein großes flüsterndes und tuschelndes Geheimniß.

Auf die Märchenzeit kam dann die rationalistische.

Für Säbel, Flinten, bleierne Soldaten gab es nun Schulmappen, Reißfedern, Schreibebücher und neue Hosenträger.

Man nahm schon mit größerer Ruhe den Kalender in die Hand und rechnete die mystischen Begebenheiten nach der üblichen Chronologie ab, wie die Zerstörung Karthagos und die Hinrichtung Konradin's von Hohenstaufen, dieses Hauptfactums der deutschen Geschichte im Kopfe jedes gefühlvollen Untertertianers. Man sah schon das Märchen in seiner künstlichen Veranstaltung, die groben Drähte der Komödie; man lachte schon über das Wispern

der Aeltern wie ein Neolog oder ein Geolog über die Schöpfungsgeschichte. Bekanntlich sind das die Jahre, wo, wie in dem Raimund'schen Märchen, oft schon ausgerufen wird: Ach, was haben doch die Kinder Alles mit ihren Aeltern auszustehen! Die guten Aeltern sind dann über die Weihnachtzeit schon vergnügter als die aufgeklärten Jungen, die bei all' der Freude ihre Ferienarbeiten im Kopf haben müssen und zur Bescherung ohnehin nur Das bekommen, was sie „auch so" erhalten würden. Dinge, die alle nach Leder riechen oder nach Tuch und dem ewigen Papier.

Dann aber die Jünglingszeit.

Ach! Der Weihnachtabend war dann schon oft nicht mehr der lustigste, sondern der traurigste Tag im Jahr.

Man war von seinen Aeltern entfernt, entweder durch Entfernungen der Erde oder Entfernungen des Himmels schen. Die Lichter wurden nicht mehr angezündet; man hörte nur die Weihnachtluft im Nachbarhause, sah fremde Fenster schimmern, hörte fremde Kinder jauchzen, man machte einen Gang durch die Straßen, um das wehmüthige Herz zu stillen.

Du liebe ernste Jünglingszeit! Du verschwiegene heilige Knospe der ersten freiern Lebensentfaltung! Du erste heilige Sabbathstille und Morgenfrühe des Menschenthums, eingeläutet meist von trauernden Glocken! Denn welche Erfüllung wird wol schon den allgewaltigen

Jugendträumen? Welcher erste Gruß des Lebens, des wirklichen, des rauhen Lebens der Pflichten und der Geschicke, ist wol ein liebevoller und freundlicher? Bereits bildet sich auch schon das ganze Jahr hindurch um das Jünglingsherz die harte Schale, die das junge Leben braucht, um in der stoßenden Welt mit fortzukommen. Starr, kalt werden die Grundsätze. Gesetze, schroffe, spartanische Gesetzestafeln werden aufgehängt in der innern Brust. Mancher Zug um die Lippe lächelt schon dämonisch und spröde wirft sich der Mund auf, sieht der Jüngling was er zu hoffen hat und vergleicht es mit Dem, was er gewinnen möchte.

Am Weihnachtabend bricht dann noch ein mal die Eisdecke des Jahres. Auf einige Stunden sinken noch ein mal alle gefrorenen Eispaläste der Seele, in deren bunten Lichtbrechungen sich der Jüngling schon gefällt. Das unsterbliche Anrecht auf Glück, das wir tief und unauslöschlich und durch keine Philosophie hinwegzureden in unserer Brust tragen, meldet sich noch ein mal wieder in diesem Weiheaugenblick — und dann mit so unwiderstehlicher Macht, daß manchem Jüngling die Weihnachtzeit oft nichts bescheert als Thränen, ein Geschenk freilich, das auch seinen Werth hat und geradezu vom Himmel kommt.

Darauf die Zeit — der Liebe!

Die Liebe will nichts mehr zu Weihnachten empfangen, sondern nur noch geben. Auch der Jüngling, dessen Herz in Flammen steht, grübelt und forscht, was wol gefallen,

rechnet, was anzuſchaffen er beſtreiten könnte. Da nimmt man der geplagten Verſehung von ihren Mühen ab und ſpielt ſelbſt Schickſal und kommt ſchon in der Adventszeit zu den Geſchwiſtern ſeiner Angebeteten, die Taſchen voller Aepfel und Nürnberger Lebkuchen. Da glättet man wieder um der Liebe willen die Mephiſtophelesfalten aus, macht den Knecht Ruprecht oder gar das Weihnachtkind und überſieht ſogar in ſeinem Beſcherungseifer, daß auch an uns gedacht wurde, heimlich für uns gearbeitet wurde in unbelauſchten Stunden und ſelbſt Abends noch, wenn uns die Geliebte entlaſſen hatte, den zärtlichſten Abſchiedskuß draußen an der Thür gegeben und ſie zurückkehrend bis tief um Mitternacht noch bunte Blumen und Guirlanden ſtickte! In jungen Gemüthern iſt der erſte Eifer des Gebens ein Wetteifern mit dem Füllhorn Fortuna's. Ja recht viel und für Alle! Jeder bekommt. Der Großvater, die Großmutter, die Aeltern, die Geſchwiſter, die Mägde, ſogar der Vogel bekommt einen neuen Vogelbauer; Alles was um unſer Mädchen lebt und webt, wird beſchenkt und Jedem beſitzt man auch ſeine liebſten Wünſche abgelauſcht zu haben.

Freilich! Man trifft es meiſt bei Allen; leider! aber oft bei Derjenigen nicht, der zu Liebe alle dieſe kindlichen Naivetäten in unſer, ſchon „dem Jahrhundert“ angehöriges Herz zurückkehren durften. Auch verdrießliche und verſtimmte Weihnachten gibt es. Der Menſch wird ohne

hin dann immer am launenhaftesten, wenn gerade die meisten Umstände gemacht werden, ihn glücklich zu sehen. Auch diese lange Vorbereitung auf eine einzige lichterfüllte Stunde, die zu Ende geht, wenn die kleinen, kurzen Wachsendchen niedergebrannt sind und hie und da in der grünen Tannenherrlichkeit schon Feuer ausbricht, auch diese wochenlange Betriebsamkeit läßt schon an sich ein Gefühl der Ermüdung und der Erschöpfung zurück, dem die bekanntlich launenhaftesten Menschen, die es gibt, die Liebenden, nicht selten Gründe unterlegen, die gerade bei solchen Extra-Festen von unsichtbaren bösen Plagegeistern wie zugeflüstert scheinen. Wochenlange Vorbereitung, anstrengste stille Arbeit, Entsagung mancher Freude um ein Werk, das, endlich fertig, vielleicht nicht einmal die gehoffte Würdigung findet. . . . Auch das kommt vor. Wunderliche Heilige stehen in diesen Jahren um die frohe Weihnachtkrippe. Es folgen selbst dem schönsten Tag des Jahres Verdruß und Kriegszustände, die glücklicherweise in der nahegelegenen Sylvesternacht beseitigt werden können.

Dann kommen wieder ganz eigene neue Perioden.

Ging' es von jeder ersten Liebe gleich zum Traualtar, so hätte man von seinen fernern Weihnachterinnerungen leichter erzählen. Die ersten Weihnachten der Ehe, wo man ungeduldig die oft noch lallenden Kinder schon zur Freude am Lichterbaum zwingen möchte und nicht die Zeit erwarten kann, die Kinder so gespannt zu sehen in ihrer

Franzöſiſchen ausgeſtattet; umſonſt war er nicht des Morgens im Winter mit einer Laterne zu Herrn Prevot gegangen, um ſich im Franzöſiſchen zu vervollkommnen! Und doch hielt ihn ſeine mangelhafte Ausſprache im Comtoir bei dem Banquier, auf den er angewieſen war, ungebührlich lange auf; man verſtand nicht, daß ſein Namen Börne mit einem B geſchrieben würde und ſchlug im Regiſter der Contobücher immer im Buchſtaben P herum. In Paris hin- und herlaufen, um alle Merkwürdigkeiten zu ſehen, war des Ankömmlings Sache nicht. Den Zeitgeiſt, den Stand der Partheien, die Menſchen und die Dinge, wie die Franzoſen ſagen, wollte er kennen lernen. Er war mehr, als ſich für einen Fremden gebührt, auf ſeinem Zimmer. Man kennt die claſſiſchen Reſultate dieſes Pariſer Aufenthalts aus den „geſammelten Schriften". Dieſe Schilderungen aus Paris ſind doch noch immer das Lebenvollſte und Geiſtreichſte, was wir über die franzöſiſche Hauptſtadt beſitzen. Sie ſind auch von dem, was Börne geſchrieben, das bei Weitem Gerundetſte und ſo fein ausgearbeitet wie ein Stahlſtich. Es iſt hier wohl am Ort, bei dieſer Gelegenheit überhaupt über den künſtleriſchen Werth der Schriften Börne's einige Andeutungen zu geben.

Börne's Schriften tragen ein charakteriſtiſches Gepräge, deſſen Merkmale, obgleich meiſtentheils die Folge ſeiner conſequenten Geſinnung, doch durch ſie nicht allein erſchöpft werden. Börne's Ausdruck und Behandlungsweiſe ſeiner Artikel, ſein Ton, ja wenn man ſagen will, ſeine Manier, laſſen ſich auf Muſter, nach denen er ſich gebildet hat, allerdings zurückführen; doch verhärteten ſich die ihm von außen kommenden flüſſigen Stoffe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bildung erſt in ſeinem eigenen Feuer zu der bronzenen Feſtigkeit und

Hoffnung, wie wir es selbst freilich erst in drei Jahren später waren, diese Weihnachten sind gewiß die schönsten, die es geben kann. Aber zwischen der ersten Liebe und der Ehe . . . welches wilde, zerrissene, zerklüftete Gebirg liegt dazwischen! Welche Schluchten der Verzweiflung, schroffen Brüche des Mißverständnisses, oft auch welche einsamen stillen Plätze, nur bepflanzt mit Trauerweiden!

Von diesen Jahren des Prüfens und des Hoffens, oft der Qual und der Täuschung, wäre mancher Weihnachtabend zu erzählen und manche Geschichte daran anzureihen, manche, die am häuslichen Herde würde Zuhörer finden dürfen — indessen schließen wir mit der Bemerkung, daß man an Weihnachtabenden sein ganzes Leben wie einen Rosenkranz an seinen Kugeln abzählen kann.

Jedes Jahr bietet eine andere Erinnerung. Unsere Freuden und Leiden, unser Besitz und unser Verlorenes führt Weihnachten uns am unmittelbarsten entgegen, all' unsere Lebend n läßt es uns zählen und all unsere Todten.

Am Christabend erinnert man sich, wie man fremd einst stand als Gast an einem Lichterbaum, vielleicht bei Menschen, die unsere Freunde schienen und Feinde wurden. In jenem Jahre ward uns Das beschieden, in diesem ein Anderes, da zündete man den eigenen Baum an in seiner jungen Ehe und die Sorge war vielleicht der einzige Gast, der an dem kargen Tische stand, der nur der Liebe reichlich schien. Da zählte man noch der Häup-

ter wenige, die uns gehörten, dann drängten sich zahlrei dere um die hellen Lichter; manches Antlitz strahlte vor Freude, und es fehlte schon bei dem Erinnerungsbilde des folgenden Jahres. Augen der Wonne, die empfingen — noch glücklichere, die spendeten, sind erloschen . . .

Je älter man wird, desto mehr wird uns der Weihnachtabend nur noch der Erinnerung geweiht bleiben und der eigentliche Tag Aller-Seelen werden.

# VIII.

# Der Pfeffer-Matthes.

Eine Advent-Erzählung.

Unter Führung eines Arztes, der an einer unſerer berühmteſten Irrenanſtalten wirkt, lernt' ich, an ihn empfohlen, kürzlich eine Menge jener traurigen Vorſtellungen kennen, die den menſchlichen Geiſt mit jener ausſchließlichen Alleinherrſchaft einnehmen, die wir Wahnſinn nennen.

Blödſinn, Raſerei ſind die Folgen mehr oder weniger phyſiſcher Zuſtände; fixe Ideen aber, die mit der geſundeſten Beſchaffenheit des Körpers verbunden ſind, drücken eine gleichſam nur auf Einen Punkt zuſammengedrängte Geiſteskraft aus und flößen uns durch die Folgerichtigkeit des falſchen Denkens, durch die Vorausſetzung ſich von ſelbſt verſtehender Natürlichkeit der Behauptungen und den damit verbundenen doch regelmäßigen Verlauf aller übrigen Lebensfunctionen, der ſich nicht im mindeſten auch von dem Aufenthalte an einem ſolchen Heilorte beirren und von ſeinen Gedanken abbringen läßt, das unheimlichſte Grauen ein.

Unter vielen ſolchen Opfern der räthſelhaften Bildung unſerer Vorſtellungen und der geheimnißvollen Bedingungen des Seelenlebens durch die Einwirkungen der Materie fiel mir beim Eintritt in einen von mehren ſtillen Zimmergenoſſen bewohnten freundlichen und in auffallender Ord-

rung erhaltenen Raum ein ſonderbares, mit keineswegs anziehenden, eher ängſtlichen als in ſich zufriedenen Mienen ſich ankündigendes Männchen auf, das fröſtelnd und zuſammengekauert in einer Ecke ſaß und rings um ſich her einen wunderlich durcheinandergeworfenen Apparat von Holzſchnitzereien, Tannenbüſcheln, Bändern, Nüſſen, Goldpapierſchnitzeln u. dergl. ausgebreitet hatte.

Das iſt der Weihnachtmann! ſagte der Arzt halblaut zu mir und machte mich auf die Arbeit des Irren, der ſich nicht ſtören ließ, aufmerkſam.

Unverkennbar war das verhutzelte Männchen mit einer Weihnachtbeſcherung beſchäftigt.

Ein Meſſer hatte es in der Hand, mit dem es an kleinen Holzſtäben ſchälte, von denen einige ſchon auf einem Bret zu einer Figur zuſammengeſetzt waren, die etwa einer ſogenannten Pyramide gleichkommen mochte.

Andere ſolcher ſchon fertiger Pyramiden, umwunden mit verwelkten gelben Tannenzweigen, ſtanden neben ihm zu ſeinen Füßen.

Die Aepfel waren verdorrt, die Nüſſe halb verſchimmelt, es ſchien eine ziemlich alte Beſcherung zu ſein, die der Irrſinnige hier noch immer wie eine erſt in der Bereitung begriffene behandelte.

Ich ſah eine Weile dem Treiben des Greiſes zu.

Sein Schädel war kahl, das wenige Haar gebleicht, das dunkle Auge blinzelte einige mal ſcheu zu uns empor,

es hatte einen ſtehenden Ausdruck, die Wangen und Hände waren faltenreich wie die neben ihm liegenden gedörrten Zwetſchen, die er wie Edelſteine zu behandeln ſchien, ſo vorſichtig legte er eine neben die andere, gleichſam um ſich nicht zu verwirren und im Hundertſten das Tauſendſte zu verwechſeln.

Seine zwei Mitbewohner, die wiederum auch ihren Sparren hatten, lachten.

Doch waren ſie in der ihnen beſchiedenen Narrheit (der Eine trug von Papier alle Orden der Welt, der Andere war reicher als Rothſchild, er machte ſich ein Papiergeld ſelbſt, das in allen Staaten der Welt einen weit über pari gehenden Cours hatte) ſo gutmüthig, daß ſie mit dem wie es ſchien reizbaren Alten, dem Weihnachtmanne, wie ihn der Arzt genannt hatte, ſich in alter Friedfertigkeit vertrugen.

Der zuſammengeknöpfte Hausoberrock, die fröſteln den Bewegungen des Alten, die mit dem lachenden Sonnenſchein, der durch die Fenſter fiel, in einem Widerſpruche ſtanden, der mir mehr rührend als komiſch war, veranlaßten den Begleiter zu fragen: Macht's kalt?

Eine fröſtelnd ſich ſchüttelnde Bewegung war des Narren Antwort.

Was ſchreiben wir heute für ein Datum? fuhr mein Begleiter fort, weniger um auf die Conſequenzen der

Manie des Armen einzugehen, als um mir einen vollern Einblick in sie zu gestatten.

Bald Weihnachten, Weihnachten! war die Antwort.

Die beiden Mitbewohner, der mit Orden geschmückte und der Kröfus, verzogen wieder die Miene und machten mit aller Vernunft geltend, daß wir uns heute noch in der schönsten Jahreszeit befänden, weit entfernt vom 18. Januar, dem großen preußischen Ordens- und Krönungstage, wo Jener wiederum einen Adlerorden irgend einer neuen Classe zu bekommen hoffte, weit entfernt noch vom 1. October sogar, wo die Dividenden der unzähligen Anleihen ausgezahlt wurden, die die Fürsten Europa's bei dem Andern aufgenommen hatten.

Der Alte blieb dabei, die Weihnachtzeit wäre nahe im Anzuge und ein guter Hausvater müsse sich rüsten, den Seinigen Freude zu bereiten.

Er unterließ nicht, auf nähere Erkundigungen des Arztes alle die Personen zu nennen, für welche er die Weihnachtbäume, die schon fertig, ebenso bestimmt hatte wie die, die er erst noch herrichten und schmücken wollte.

Ein Theil dieser Personen, flüsterte mir mein Begleiter zu, ist todt; aber sie leben in seiner Erinnerung; es sind seine Kinder, seine Dienstleute, seine Verwandte. Er ist reich und kann hier nach Wunsch gehalten werden. Sein Zustand ist die Folge des Geizes. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie seine Manie entstanden ist. . .

Und da immer noch das Klappern der Zähne des Alten, ſein Fröſteln und Reiben der Hände nicht endigen wollte, ſagte der Arzt: Sie machen's zu arg, Herr Matthes. Wir ſind erſt im September und Ihnen geht ſchon die ſchöne herrliche Weihnachtszeit auf. Laſſen Sie ſich doch bedeuten! Wir haben noch volle ſechs Wochen bis Martini und für Ihre Weihnachtbäume gehören ſich doch friſche Nüſſe. Die ſind dies Jahr noch gar nicht geſchüttelt worden. Aengſtigen Sie ſich nicht. Chriſtkindchen läßt Ihnen Zeit, diesmal mehr herauszurücken als gewöhnlich, Herr Matthes!

Der Alte ſchnitt ein ſauerlächelndes Geſicht.

Unverkennbar war in ſeinen Mienen Geiz abgeprägt.

Er antwortete nicht, ſondern fuhr in ſeinem Bau von Weihnachtbäumen fort und mein Gefährte ſagte einfach: Gehen wir weiter!

Im Hinaustreten fügte er hinzu: Manchmal nehmen wir ihm den Kram fort, weil er ſich zu ſehr aufhäuft und den beiden Andern den Raum benimmt, ihre Ordensbänder und Staatspapiere auszubreiten; aber wie ein Biber bauen muß, weil er nicht anders kann, ſo muß der Alte Weihnachtbäume machen. Die Furcht vor dem Chriſtkind iſt eben ſein ſtiller Wahn. Pfeffer-Matthes nannten ihn die Leute in der kleinen Stadt, wo er lange Jahre

eine einträgliche Spezerei und Materialwaarenhandlung führte.

Neue Eindrücke unserer traurigen Wanderung ließen den eben empfangenen in den Hintergrund treten, und ich wäre schwerlich dazu gekommen, den freundlichen Führer um die Geschichte des Pfeffer Matthes anzugehen, wenn mich nicht der Anblick seiner lieblichen und fröhlich sich tummelnden Kinder darauf gebracht hätte.

Ihr Vater war, als wir die Pferde des trauervollen Zuges der Geisteskranken hinter uns zufallen hörten, so freundlich mir anzubieten, mich auf der lieblichgelegenen Veranda seiner nahen Wohnung auszuruhen.

Die Zurüstungen des Kaffeetisches leckten traulich zu dem dichten Weinlaubdache hinüber, das sich an die vom freundlichsten Abendsonnenlichte vergoldete Wohnung lehnte. Das berühmte Irrenhaus lag entfernt von der Stadt in anmuthiger bergiger Gegend, die Wohnung des Directors in ihm selbst und der Assistenzarzt tauschte vollends schwerlich mit einem Andern, so im Grünen und Heitern lag das kleine Häuschen, das er bewohnte, mit seiner reizenden Fernsicht auf ferne blaue Berge und einen nahen, zierlich sich schlängelnden, immer belebten Strom.

Gattin und Kinder boten einen freundlichen Empfang.

Die Brust athmete mir auf von dem beklemmenden Druck des eben Erlebten und Gesehenen.

Sicherheit, die wir an seiner schriftstellernden Weise bewundern. Börne wie Lessing sollten es für alle Phasen unsrer Literatur beweisen, daß, um Schriftsteller der Nation zu sein, der Gedanke und die Gesinnung zwar den Ausschlag geben, aber allein dafür nicht ausreichend sind. Der feurige, edle Wein des Geistes will nicht aus bleiernen Deckelkannen genossen sein, sondern aus kunstvollen Pokalen, wo das Gefäß den Inhalt ehrt. Börne's Styl und Darstellungsweise war dem Spruch gewidmet: Im schönen Leib die schöne Seele!

Man kann über die Kunst in Börne's Schriften nicht sprechen, ohne den Antheil zu bestimmen, den daran Jean Paul hat. Börne war nicht bloß der Gesinnung und der gemüthlichen Weltauffassung dieses Dichters aufs Innigste zugethan, sondern auch den Wendungen und dem Style desselben. Die erste Sympathie hat er durch seine Denkrede auf Jean Paul gefeiert, die zweite durch alle seine Schriften. Ihm behagte an Jean Paul dessen kindliche Unschuld, dessen edle unverkünstelte Natureinfachheit, sein warmes schwärmerisches Herz, das uns den Adel der Jugend in weit herrlicheren Idealen noch, als Schiller, gemalt hat, seine eigenthümliche Auffassung der Frauen von einer durchaus gemüthlichen Seite, wo uns die Frauen als gute Wirthschafterinnen und Engel zu gleicher Zeit erscheinen; ihn fesselte Jean Pauls Ironie, wenn er Fürsten und die vornehme Welt zu schildern hatte, seine Satyre auf Deutschlands politische Zustände, sein Freimuth über die Religion und doch dabei seine innige Liebe zu allem Tiefen, endlich seine Scheu vor dem Geheimnißvollen. Mit dem Kindlichen und Erhabenen in Jean Paul zog auch die Lust an seiner Ausdrucksweise bei ihm ein. Die Fülle der

Das humoriſtiſche »Man gewöhnt's« milderte nicht ſogleich die Schauer, die noch nachbebten.

Es wurde manches Wort über die Urſachen der Geiſtesſtörungen überhaupt geſprochen, über die Zunahme an Geiſteskranken in unſerer Zeit, über die Urſachen, die dafür wol eben in der Zeit ſelbſt liegen mögen, über die veränderten Behandlungs- und Heilungsmethoden, die man jetzt befolgt, und Aehnliches.

Das Gefühl, ſeiner eigenen fünf Sinne mächtig zu ſein, wirkt dabei in der That ſo troſtreich, daß man bald ſich ſelbſt in die wunderlichſten Erſcheinungen findet.

So diente nun der Hinblick auf die Hausfrau, die eine glückliche Mutter war, auf die Kinder, die heiter und froh um uns her ſprangen und kletterten, mit einem großen Hunde ſpielten und auf der Terraſſe, die ſich den Berg hinunter abwärts abdachte, manche halsbrechende Kunſtſtücke aufführten, als Uebergang zu den Weihnachtfreuden und zu jenem närriſchen Alten, der ſo lediglich und ausſchließlich nur mit dem einzigen Tage im Jahre beſchäftigt ſchien, auf den der Glaube und die Liebe ſoviel Reize des Glückes und der Poeſie ausgeſchüttet haben.

Ja, der Pfeffer-Matthes! ſagte der Doctor. Das will ich Ihnen erzählen und kann es aus beſter Quelle, da ich beim Urſprung dieſer Narrheit zugegen war und mein Weibchen da wird wol auch nichts dagegen haben, wenn ich davon plaudere. Wenn man ſechs Jahre ver-

heirathet ist, kommt man nicht alle Tage auf die schöne Zeit des Brautstandes zurück.

Die Gattin machte mit dem Zeigefinger eine jener drohenden Geberden, die nur Der verstehen kann, der selbst verheirathet ist. Wer es noch nicht ist oder wer überhaupt nicht heirathen will, dem sagen wir nur, daß diese kleine Geberde etwa soviel sagen will, als: Die Ehe ist jener merkwürdige Lebensstand, wo zwei Menschen so nahe aneinandergerückt sind, daß sie gar nicht anders können, als ewig aneinander zu streifen und manchmal recht unsanft sich zu berühren, aber auch der Stand wieder, wo man so nahe an einandergerückt ist, daß man sich nichts nachtragen kann und auf eine Verstimmung immer wieder ein Dutzend Gelegenheiten hat, sich einen herzlichen Kuß zu geben und ohne alles Nachtragen zu sagen: Vergeben und Vergessen.

Der Doctor zog seine Cigarrentasche und mich ermunternd, seinem Beispiele zu folgen, erzählte er folgendes Beispiel aus seinem Leben:

Es gab, begann er, vor acht Jahren einen grimmigen Winter, der Frost war unerhört, der Schnee lag schuhhoch und knirschte unter Fuß und Wagenrad. Das hinderte mich aber nicht, von der großen Residenz, wo ich wohnte und meine Examina machte, zum Weihnachtabend drei Meilen weit in eine kleine Nachbarstadt zu reisen, wohin mich ein Weihnachtbaum zog, den mir schon ins dritte

Jahr die liebſte Hand auf Erden anzündete, die ſchöne — ſehen Sie, wie zarte — Hand meines guten Weibchens da. Damals war ſie meine Braut.

Wie viel Mühe ſie mir gemacht hat, ſie als ſolche zu erobern, bewies ich unter Anderm dadurch, daß ich regelmäßig zu Weihnachten und gleich auch wieder zu Neujahr und mochte ein Wetter ſein wie da wollte, mich einfand bei der Beſcherung und acht Tage darauf beim Punſchnapf.

Gewöhnlich bediente ich mich, um von Kutſchern unabhängig zu ſein, eines gemietheten Pferdes.

So ritt ich auch jenen Weihnachtabend meinem lieben Städtchen zu und glich, wie ſchon zwei mal, wieder dem Knechte Ruprecht oder dem heiligen Nikolaus.

Links und rechts am Sattel waren Beſcherungen angebändelt; das raſſelte und klingelte und klapperte um mich her von allerlei Blech, das ich den jüngern Geſchwiſtern meiner Braut mitnahm. Hinten am Rücken des Kleppers, quer über die Kruppe, lag ein Gegenſtand feſtgebunden, der mich zwang, ſehr langſam zu reiten, ein Ungethüm mit vier Beinen in die Luft ragend, einfach ein Nähtiſch von Mahagony. Wer den Reiter ſo in der grimmen Winternacht im Zwielicht fern hintrotten ſah, hätte unſere Geſammterſcheinung für irgend eine fabuloſe Species aus Raff's Naturgeſchichte halten müſſen. Im

Mantel, hinten und vorn, waren noch packweise Thorner und Nürnberger Lebkuchen versteckt, kurz ich war ein bereitener Weihnachtmarkt und hätte jedem Abälline, der mich vielleicht auf der einsamen Landstraße anzufallen die Winterlaune gehabt hätte, sicher wenigstens für seine hoffnungsvollen Kinder einen vortheilhaften Fang abgegeben.

So kam ich langsam und wohlgemuth, zuletzt freilich trotz der Pelzstiefel mit abgestorbenen Füßen und mit kläglich durchfribbelten Händen, in die Nähe des kleinen Städtchens, wo meine Gattin (ohne — Kleinstädterin zu sein) das Glück gehabt hat, für mich geboren und erzogen zu werden. Mit einbrechender Dämmerung nahm der Frost immer zu, mein Athem thaute den Reif nicht mehr vom Barte weg, die Mähne meines Gauls war wie versilbert, und als die Nacht einbrach, standen die Sterne so glitzernd kalt am Himmel, so funkelnd lockend und doch so aller belebenden Wärme bar wie die schönen Augen einer herzlosen Kokette.

Meine Gattin mahnt aber, mich nicht bei poetischen Beschreibungen aufzuhalten.

Also zur Sache.

Dicht an dem Städtchen liegt der Kirchhof, an dem ich vorüber mußte.

Ich kann nicht verschweigen, daß das Läuten der Weihnachtglocken vom Städtchen her mich innig ergriff.

Ich ritt meinem Liebchen entgegen! Alles war so still in winterlicher Ruhe um mich her und mein Herz so voll von Sehnsucht und Kindheitserinnerung. Ich blickte voll Rührung auf den schon in tiefnächtlichem Dunkel liegenden Friedhof, auf die stillen kleinen Schneehügel, die verschneiten Kreuze und Grabsteine, ich gedachte der Freuden, die da kommen und gehen, und wäre die sich dazwischendrängende Sehnsucht nach eurem warmen Ofen, eurem warmen Thee und gewissen noch wärmern Küssen nicht gewesen, ich hätte Muße und Stimmung gehabt zu einigen recht dicktröpfelnden Thränen. Der Mensch ist nun einmal so. Was zu schön ist und zu reich, das macht uns weich u. s. w., u. s. w.

Schäme dich, daß du deiner Thränen spottest, unterbrach die Doctorin.

Er spottet ihrer nicht, vertheidigte ich den Erzähler, im neunzehnten Jahrhundert ist es eben Mode, von seinen Thränen nicht anders als nur schriftlich oder gedruckt zu sprechen. Lassen Sie ihn weinen! Er thut's nur in der Erinnerung.

Also der Kirchhof! wiederholte der Erzähler. . . . Wie ich so den sanften Glockenklängen über den leuchtenden Schnee hinüberlauschte, seh' ich im Dunkeln unter den Gräbern und Kreuzen eine wandelnde Laterne. Lieber Gott, dacht' ich, da doch über den Friedhof nicht ein allgemeiner Weg geht, was ich sonst wol leiden mag, weil

es den Luſtigſten manchmal erinnern muß, unwillkürlich an den Tod zu denken, ſo iſt das gewiß ein armes liebendes vereinſamtes Herz, dem kürzlich irgend ein theures Angehöriges ſtarb. Das denkt da im Schnee an die Weihnachtfreude der ganzen Welt, die ihm zu theilen nicht beſchieden iſt. Es hat's hinausgezogen in die kalte Winternacht und vom Grabe ſeines Theuern ſchaufelt's den Schnee weg, um wol einen Kranz darauf zu legen.

Und wie gedacht, ſo war es faſt.

Wenigſtens ſtand die Laterne ſtill, mitten auf dem Friedhofe ſtand ſie ſtill. Einen Durchgang gab's hier nicht, ich kannte ja, gelt Malvina, ich kannte alle Wege in euerm Neſt, die offenen und die geheimen gar ſchon.

Alſo es war ein Trauernder.

Natürlich ritt ich weiter, ritt ins Thor, ritt die Straße hinauf zu Liebchens Hauſe, pochte und kam juſt zu rechter Zeit zum Weihnachtbaum, den ich ſelbſt noch ſchmücken wollte und der ſchon weit mehr für mich geſchmückt war, wie immer!

Mein Gaul war im Stalle des Vaters, die Beſcherung war vorüber, wir ſaßen ſchon traulich am warmen Ofen eines Nebenzimmers, verzehrten die kaum aus dem Ofen gekommenen Weihnachtſtollen und wärmten uns an der Spende einer kräftig dampfenden Bowle, während die kleinere Welt nebenan den dunkelgewordenen Chriſt-

baum nicht mehr ansah vor Interesse an den Einzelheiten der Bescherung, einem Interesse, das von Bewunderung, wie auch wol sonst im Leben, zur Zertrümmerung überzugehen pflegt, — als wir plötzlich auf der Straße es laut werden hörten. Stimmen sprachen durcheinander, Klingeln von einem Schlitten vernahm man und bald auch wurde heftig die Hausglocke gezogen.

Mein Schwiegervater war, was auch ich werden wollte, Arzt.

Ein Kranker oder Verunglückter! hieß es.

Wir sprangen aus unserm traulichen Kreise auf und in der That begehrte man die Hülfe des Vaters.

Eine Anzahl Menschen stand vor dem Hause und theilte sich die Thatsache mit. Auf dem Kirchhof ist Einer erfroren! hieß es. Es ist der Pfeffer-Matthes!

Mein Schwiegervater war schon in den Kleidern, mein Liebchen da hatte ihm schon den Pelz übergeworfen.

Noch war die Möglichkeit, wie und wo der Pfeffer-Matthes, ein wie ich sogleich erfuhr, allgemein bekannter Mann, ein Wohlhabender der Stadt, dem man zum Spott einen Namen gegeben hatte, der von seinem Gewerbe kam, erfroren sein konnte, nicht erörtert, als ich mich schon dem Vater angeschlossen hatte.

Bei der Nachricht, man hätte Herrn Matthes erfroren auf dem Kirchhofe gefunden, mußte mein Interesse nur

wachsen. Schon im Gehen auf der Straße erzählte ich von dem Lichte, das ich auf dem Friedhofe gesehen.

Indem waren wir bereits in das Haus des Verunglückten getreten, das eins der stattlichsten am Markte war.

Die Menschen, die die plötzliche Unruhe in der sonst so stillen und nur von Kindertrompeten und Trommeln heute etwas alarmirten Stadt und die Neugier auf die Straße trieb, nahmen, sah ich wohl mit Befremden, zu dem Vorfall eine eigene Miene an. Wie ein Lauffeuer ging durch alle Anwesende, die uns begleiteten und sich ins Haus, in das man den Pfeffer-Matthes schon getragen hatte, mit eindrängten, eine Allen gemeinsame Auffassung des Verfalls.

Hat er's nun weg, der Geizhals? hieß es. Straft ihn seine Frau nun Lügen? Muß er nun wenigstens zu seinem Begräbniß herausrücken, der Heimtücker!

Eine Aufklärung dieser Bemerkungen zu bekommen war für mich nicht möglich, da ich mit dem Vater beschäftigt war, den Erstarrten ins Leben zurückzurufen.

Man hatte ihn in sein Schlafzimmer gebracht, dies schnell geheizt, ihn dicht mit wollenen Decken umhüllt, unter denen man den Halbentkleideten mit herbeigeholtem Schnee, mit Spiritus und flüchtigen Salzen rieb.

Die Dienstboten, die Ladenbursche mußten zu diesem Hülfswerk angefeuert werden, ihre Freude an der Wiederkehr von Lebenszeichen war erst allmälig aufrichtig, erst

der Erfolg ermunterte ſie. Zu lange konnte der wie man ſah nicht beliebte Mann nicht im Zuſtande der Erſtarrung gelegen haben. Seine Kleider waren von der umgeſtürzten Laterne verbrannt. Man hatte vom Wege die Flamme geſehen, die den alten grauen Mantel ergriffen hatte, und ſo war die Hülfe von zufällig Vorübergehenden beſchleunigt worden.

Unſern angeſtrengten Bemühungen gelang es, bis gegen Mitternacht die entſchiedenſten Zeichen des rückkehrenden Lebens zu gewinnen. Wir konnten ein leichtes Einflößen von heißem Thee verordnen und uns mit der Hoffnung entfernen, daß die geſteigerte Bettwärme bis zum Morgen das Werk der Wiederbelebung würde vollendet haben.

Es war eine grimmig eiſige Nacht, als wir erſchöpft über die nun todtſtillen Straßen ſelbſt die Ruhe und unſer warmes Lager zu gewinnen eilten.

In aller Frühe war der Vater ſchon wieder am Markte bei dem Pfeffer-Matthes.

Ich erfuhr gerüchtweiſe, daß der Gerettete ſchon aufgeſtanden war und hatte inzwiſchen mancherlei Anderes, was mich in Anſpruch nahm.

Zu Mittag, als der Mutter faſt die köſtliche Gans zu lange am Feuer ſtand, weil Papa nicht endlich heimkam, erfuhren wir, daß es mit dem Pfeffer-Matthes nicht ſo gut ausſah, als man anfangs geglaubt hatte.

Zwar hatte ihn der Vater ſchon auf und im rührigen Zuſtande gefunden, aber der Unfall hatte, wie ſeine Reden, ſein Gebahren und Thun bezeugte, ſeine Geiſteskräfte angegriffen.

Gleich nachdem er aus dem Bette ſich erhoben und kaum angezogen, war er in den Laden hinuntergegangen, hatte alle Käſten aufgezogen, hatte Roſinen, Mandeln, Backpflaumen zu kleinen Haufen gethürmt und wollte aller Welt beſcheren.

Seine Dienſtleute ſtaunten. Jedem verſprach er goldne Berge und als der Vater zu ihm gekommen war, hatte er auch Dem verſichert, daß er zu Weihnachten auf ihn rechnen könne und daß Weihnachten noch gar nicht angebrochen wäre.

Herr Matthes, Herr Matthes, hatte der Vater geſagt, hören Sie denn nicht nebenan in der Kirche ſingen? Es iſt ja ſchon heute der zweite Gottesdienſt.

Matthes hörte auf keine Widerlegung, ſchüttelte den Kopf und verſicherte, ſeine Frau hätte ihm die bitterſten Vorwürfe gemacht, daß er den Kindern nichts gäbe, den Hausleuten nichts gäbe, die Ladenburſche auf das neue Jahr vertröſtete und ähnliche Verſäumniſſe ſich zu Schulden kommen ließ.

Auf ſeine Bedeutung, daß Frau und Kind ihm ja längſt geſtorben wären, hatte ein offenbarer Irrſinn geantwortet. Die Nacht auf dem Friedhofe war nicht über-

Bilder beſchäftigt unſre Phantaſie, ihre Beziehung auf das was ſie erklären ſollen, unſern Verſtand. So ſind wir bei, Jean Paul immer in einer doppelten Geiſtesthätigkeit, indem wir theils die uns gemachten Mittheilungen in uns aufnehmen, theils aber auch an der Art, wie ſie der Dichter uns vergegenwärtigen will, mitſchaffen und unſer eignes, kleines Schöpfungsvermögen anſtrengen müſſen. Indeſſen hat Börne etwas voraus. Er vermied die Fehler ſeines Lehrers. Ob ihm dies der Geſchmack eingab oder ob ihm der übergroße Reichthum an Phantaſie, in dem grade Jean Pauls Fehler liegt, mangelte, oder ob ihn ſeine entſchloſſene Geſinnung zwang, immer den Leſer en face anzuſehen und ſein Viſier nicht einmal mit Blumen zu verhängen: er vermied dasjenige, was die Art Jean Pauls nur zu ſehr zur Manier gemacht hat. Er ſelbſt ſagt von den jean-pauliſirenden Nachahmern ſeines Meiſters. „Sie dünken ſich frei weil ſie mit Ketten raſſeln, kühn, weil ſie in ihrem Gefängniſſe toben, und freimüthig, weil ſie ihre Kerkermeiſter ſchelten. Sie ſpringen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — ſie ſind hier oder dort; aber der Abgrund iſt geblieben; ſie verſtanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung iſt ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Geſichts, ſie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldſtücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wiſſen ſie es nicht ſchicklich zu gebrauchen und man ſieht ſie gleich jenem Häuptling der Wilden ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen."

Börne hat zunächſt nichts von dem Style Jean Pauls angenommen, als was deſſen großes und befruchtendes Prin-

wunden; das physische Wohl war da, aber der Frost hatte das Gehirnleben zerstört.

Der Zustand änderte sich nicht.

Die Erben ließen nicht auf sich warten. Sie beantragten, den Zustand des Pfeffer-Matthes zu constatiren und dessen möglichen Folgen gerichtlich vorzubeugen. Man verwaltet sein bedeutendes Vermögen und läßt ihn nun hier auf der Landesirrenanstalt unter bequemen und ganz angenehmen Verhältnissen sein Wesen forttreiben. Er hat die Manie des Bescherenwollens, er schnitzelt und zimmert Christbäumchen, er schmückt sie und vergoldet Aepfel und Nüsse und holt nach, was er wol an zwanzig Jahre seines Lebens versäumt hat.

Denn der Pfeffer-Matthes war so geizig gewesen, daß er jede nothwendige Ausgabe auf ihr Minimum reducirte, jede, die er überflüssig nannte, ganz beseitigte. Wer ihn zu Gevatter bat, dem sagte er, es wäre merkwürdig, alle Kinder, denen er Pathe gestanden, stürben ihm. Wer ihn zur Hochzeit lud, dem erzählte er Geschichten über Geschichten, daß jede Ehe, wo er dem Jaworte beigewohnt, in Unfrieden geendigt hätte. Und weil er die Bescherung zur Christzeit, diesen ihm besonders fatalen Luxus, nicht vermeiden konnte und die üble Nachrede fürchtete, so schützte er, um die Weihnachtgeschenke zu vermeiden, den einst allerdings in die Weihnachtzeit gefalle-

nen Tod ſeiner Frau und ſeiner Kinder vor, um ſich von dem allgemeinen Feſte der Freude dispenſiren zu können.

Seit Jahren hatte er eingeführt, daß bei ihm von einer Weihnachtzeit nicht die Rede ſein durfte. Schon manche Dienſtmagd hatte ihn deshalb verlaſſen, ſchon mancher Hausknecht, mancher Laufburſche und Ladendiener hatten die wahren Motive der traurigen und düſtern Weihnachten in Pfeffer Matthes Hauſe in Umlauf gebracht; er ließ ſich nicht irre machen, er behauptete, ſeinem gefühlvollen Herzen, ſeiner nur dem ſchmerzlichſten Andenken gewidmeten Feiertagszeit dürfe kein Menſch mit Beſcherung und ähnlichen Luſtbarkeiten kommen. Um dann die Ausrede ſeines liebevollen Herzens zu Gunſten ſeines Geldbeutels auch ganz wahrſcheinlich zu machen, ging er regelmäßig an jedem Weihnachtabend an das Grab ſeiner „theuern Verblichenen,“ behauptete, daſelbſt, während Alle ſich freuten, eine Stunde der ſchmerzlichſten Erinnerung zu weihen, und trieb dieſe Verſtellung Jahr ein Jahr aus ſo conſequent, bis einmal bei 20 Graden Kälte ſeine Pelzſtiefeln und der alte große Mantel ihren Dienſt verſagten und der Wucherer mit ſeiner Lüge einſchlief und erfror.

Zu Ende der Mittheilung des Arztes hatten ſich die Kinder wieder eingefunden und der ernſtkomiſche Eindruck, den die Erzählung hervorbrachte, war von der Kleinen harmloſem Sinne bald wieder verwiſcht.

Dennoch konnt' ich nicht umhin, als ich dankend und zum Gehen mich anſchickend mich erhob, zu bemerken: Dieſe Nemeſis hat Methode. Was zwanzig Jahre in dem ſtarren Geiſte als eine Lüge unterdrückt wurde, bricht zuletzt unbewußt mit der ganzen Kraft der niedergehaltenen Springfeder empor und macht ſich nun wie von ſelber geltend. Schade, daß dem Alten die bewußte Reue fehlt.

Wer weiß! bemerkte die Hausfrau. Ich kannte die Familie des Pfeffer-Matthes nicht, ich war zu jung; aber ich hörte, daß ſeine Frau eine brave und gute Seele war und daß der Geizhals ſchon ſeine Kinder regelmäßig um die Weihnachtzeit betrogen hat. Ich muß mir immer denken, daß ihm in jeder Weihnacht, wo er auf dem Kirchhofe an ihrem Grabe hockte und die Ausgaben berechnete, die er durch eine Lüge erſparte, dieſe gute Mutter ihm erſchienen iſt und ihm zugerufen hat: Du heilloſer Matthes, ich ſtarb dir ja keineswegs am Heiligen Abend, und wenn auch, wie könnteſt du denn mein Andenken beſſer feiern, als indem du Andere glücklich machſt? Was mußt du denn mit der Trauer über mich auch Andere traurig machen? Und da hat ſie ihm denn gewiß in der Nacht, wo er erſtarrte und ſchon die Geiſterſtimmen hörte, befohlen, Alles wieder gut zu machen, was er am Chriſtkindchen je verbrach. So ämſig würde er da oben nun nicht ſitzen und ſeine vergeſſenen Weihnachtbäume ſchnitzeln, wenn er nicht die ſchrecklichſte Furcht hätte. Das bleibt

gewiß! Die Weihnachtzeit gehört den Frauen und den Kindern. Wehe dem, der den Weihnachtmann und wenn's bei der bitterſten Armuth wäre, nicht irgendwie in Nahrung ſetzt.

Da ſehen Sie, ſagte der Doctor beim Abſchied, ſo eine Frau weiß doch Alles zu ihrem Vortheil herumzukriegen. Der Alte da eben koſtet mir jährlich eine ganz hübſche Summe Geld! Red' ich das ganze Jahr meinem Weibchen von ſchlechten Zeiten, von Krieg, von Steuern, von Einſchränkungen und allen Plagen der traurigen Situation, in der ſich Europa gegenwärtig befindet, ſo bin ich das ganze Jahr damit auch am Platze und bekomme immer Recht. Zu Weihnachten aber, da erhalt' ich regelmäßig auf alle dieſe ſonſt ſo vernünftigen und höchſt gebilligten Klagen keine andere Antwort als die: Geh! Geh! Nimm dich in Acht oder das Chriſtkindchen macht aus dir auch ſo einen Pfeffer-Matthes!

Um die Nutzanwendung dieſes Stückleins allgemein zu machen, möge jede Ehefrau, die es etwa leſen ſollte, ihrem Mann es wiedererzählen zum Advent, vier Wochen vorm Feſte, wo man über das Weihnachtbudget noch immer einige gute Entſchlüſſe faſſen kann.

# IX.

# Die Nemeſis.

Dorfgeſchichtlich.

Der Holzenbauer war in Ravensburg und brachte Getreid zu Markt.

Als er sein Sach verkauft hatte, ließ er sein Gespann mit zwei muthigen Gäulen, die es jetzt, nach dem Holzenhof zurück, leicht hatten, auf dem Markte dicht am Brunnen stehen und ging hinüber ins Wirthshaus zum Ochsen. Er wollte sich nur an einem Schöpple Unter-Türkheimer erquicken, denn vom vielen Reden beim Handeln wär' ihm die Zung' trocken geworden. Die Weiber, sagt' er auch, sind am Brunnen indessen genug und werden schon aufpassen, daß die Gäule gut thun.

Im Ochsen fand der Holzenbauer den Wiesenbauer, den Lerchenbauer und den Sonnenwirth von Heidheim und sonst noch einige gute Bekannte, die ihm mit ihrer überaus großen Freundschaft, weil sie getrennt von einander lebten und sich nur auf dem Markte zu Ravensburg zuweilen sahen, das Herz schwer machten und auch den Kopf. Sie waren über Krieg und Frieden, über die Steuern und die Getreidepreise ganz Eins, nur über den Unterschied vom Ober- und Unter-Türkheimer stritten sie sich und da Jeder von ihnen dem abweichenden Geschmack

einen andern Namen zu geben wußte und immer noch ein Tüftele beſſer ſagen konnte, wodurch man dieſe gar herrlichen Neckarweine zu unterſcheiden hätte, ſo läßt ſich begreifen, daß Jeder von ihnen mehr als Einen Schoppen trank.

Als der Holzenbauer nach einer Stunde und länger ſeine Schuldigkeit entrichtet hatte und ſich früher auf den Weg machen wollte, als ſeine Freunde, die es nicht ſo weit hatten, wie er nach Stetten, trat er auf den Ravensburger Markt hinaus und ſuchte ſein Gefährt am Brunnen. Da er nichts dort von zwei Roſſen und einem Wagen mit vier Rädern antraf, ſo glaubt' er erſt, daß der Knecht im Ochſen das Geſchirr in den Hof möchte gezogen haben und die Gäule in den Stall. Der Knecht ſtand aber ſchon bei ihm und verſicherte ihm das Gegentheil. Ravensburg iſt nun nicht ſo groß, wie Ravenna in Italien, das man das welſche Ravensburg nennen möchte, aber auch nicht ſo klein, daß man nicht Leute genug auf dem Markte angetroffen hätte, die ſich fragen ließen, wo iſt das Gefährt hingekommen da vom Brunnen, mit den zwei ſchwarzen Gäulen? Vor einer halben Stunde hatten's alle noch geſehen, ſeitdem aber nimmer. Dem Holzenbauer war ſein Fuhrwerk entweder durchgegangen oder man hatte es ihm geſtohlen.

So etwas kommt in Ravensburg und überall vor. Und in Ravensburg dazumal noch öfter als anderswo,

denn es war juſt ein gefährlicher Dieb aus dem Zuchthauſe in Gmünd ausgebrochen und machte ſchon lange die Gegend unſicher, von den obern Steigen herab bis hinunter an den Bodenſee, trotz der vielen Brigadiers, die im Auftrage der öffentlichen Sicherheit eine ſo weite Strecke entlang aufgeſtellt ſind. Es lief auch gleich Allen, die das Schreien und ſchreckliche Wundern des Holzenbauern hörten und herzurannten, der Name Jäckle auf die Zunge; Jäckle hieß der ſchreckliche Dieb, vor dem ſich männiglich ſeit ein paar Wochen in der Gegend nicht genug hüten konnte. Und ob es nun der Jäckle war oder ſonſt ein ſchlechter Kerl, die Gäule des Holzenbauern waren eben fort und der Wagen mit ihnen.

In Ravensburg ſtand damals ein ſehr verdienſtvoller Brigadier. Er hieß Speidle. Wie die Leute ſich auf ihn verlaſſen konnten, erſah man daraus, daß kaum der Jammer und das Hin und Wiederrufen des Holzenbauern, der ſich einbildete, die Gäule müßten ſein Ho! Ha! He! unter allen Umſtänden, wenn ſie nicht eben gar zu weit wären, doch vernehmen, den Markt entlang ſcholl, auch ſchon der Speidle zur Hand war und erklärte: Das iſt ein Stückle vom Jäckle; der Lump iſt heute früh auf der Altdorfer Straße geſehen worden!

Zehn Kronenthaler, ſchrie der Holzenbauer, zehn Kronenthaler geb' ich, wer mir mein Gefährt wieder ſchafft und wären's nur die Gäule allein!

Das war ein Wort! Der Holzenbauer hatte etwas Großes ausgerufen. Zehn Kronenthaler! Er hatte Zeugen ringsum und nicht nur Einmal wiederholt' er's, sondern so oft, daß es auch der Brigadier hören mußte, auch wenn eine Belehrung nicht im Mindesten das war, um was allein schon er das Fuhrwerk einholen mußte und den muthmaßlichen Räuber ohnehin. Daß er noch zögerte und nicht schon sein Pferd, welches im Ochsen stand, verführt begehrte, lag nur noch an den Informationen, die er sich am Brunnen von Frauen, von einigen Kindern und alten Männern, die unter den vielen Wägen, die auf dem Markte leer standen, auch den des Holzenbauers noch, wie gesagt, vor einer halben Stunde gesehen haben wollten, holen zu müssen glaubte, ehe er an's Werk ging. Doch schnell auch ihm das Wort: „Zehn Kronenthaler geb' ich!“ mit seinem ganzen hellen Silberklang ins Ohr und es sprengte nicht wenig seinen Eifer, ob er auch so that, als spräche nur der Verfall ganz für sich selbst und lehne sich die Wiedereroberung am allerbesten dadurch, daß sie gelänge.

Waren dem Holzenbauer beim Heraustreten aus dem Ochsen vom vielen Streiten über den Türkheimer, den obern und den untern, zwar die Häuser von Ravensburg — ich will nicht sagen, daß sie alle so fest stehen und daß man ihrer etliche nicht auch ohnehin müßte wacklig nennen — wie in einem Nebel durch einander gegangen, so

zip für die neuere Literaturrichtung iſt, die Unmittelbarkeit und die Subjektivität. Der Styl, in welchem Goethe ſchrieb, war nicht Goethe ſelbſt. Man leſe die frühſten Briefe Goethe's, z. B. die an die Gräfin Stollberg, welche kürzlich erſchienen ſind, und man wird erſtaunen über die Unregelmäßigkeit ſeiner Schreibart. Eine Parthie ganz unmittelbar, wie ihm der Styl aus der Seele quillt — und plötzlich eine angeeignete Periode, eine ſchriftſtelleriſche Paſſage, die ihm zwar auch innerlichſt gehörte, aber doch mit Rückſicht auf den Leſer gebildet war. In ſpätern Jahren ſteige ſich bei Goethe dieſer Zwieſpalt ſo ſehr, daß ſeine Wa[illegible]erwandtſchaften und ſpätern proſaiſchen Leiſtungen in einem eignen Kunſtſtyle geſchrieben ſind, der immer in einer gewiſſen Diſtanz von dem unmittelbaren Entſtrömen des Gedankens aus dem Herzen entfernt lag. Dieſe Weiſe kannte Börne nicht. Seine Briefe an die vertrauteſten Freunde ſind alle in derſelben Manier, in der er drucken ließ, abgefaßt, kurze Sätze, treffende Bilder, naive Wendungen, ſicher und feſt ſich in der kleinen originellen Handſchrift ausprägend. Börne war demnach ein urſprünglicher Künſtler im Style. Sein Gedanke formte ſich von ſelbſt, er kam gleich in ſeiner angemeſſenen Tracht auf die Welt; Börne konnte nicht anders denken, als wir ihn in ſeinen Schriften gewöhnt ſind ſprechen zu hören. Was er nun dabei von Jean Paul hat, iſt außer mancher naiven Redewendung die Vorliebe für Bilder und Allegorieen. Da er ſich aber nicht ſcheute, auch ohne Bild zu ſprechen, ſo hat er vor Jean Paul, der nichts ohne Bild ausdrücken konnte, den Vorzug, daß Jedes ſeiner Bilder zutreffend iſt. Er zwang nie, wie Jean Paul öfters gethan zu haben ſcheint, einem fertigen Bilde einen noch nicht

hatte ihm doch jetzt sein jäher Schrecken so sehr die Besinnung wiedergegeben, daß er nicht nur die Condolationen, sondern schon die Tröstungen seiner guten Freunde nicht nur, sondern von halb Ravensburg mit klarem Bewußtsein entgegennehmen konnte. Von allen Seiten scholl es laut wieder: Der Speidle macht's! Der Speidle, das ist Einer! Der Speidle bringt die Gäule wieder! und mitten durch rollte es durch die Umstehenden, gerade so rund, als wären sie schon ausgezahlt: Zehn Kronenthaler kriegt er! Man sagte das nicht allzulaut; denn Speidle hielt auf seine Würde als Brigadier, gestattete keine Vertraulichkeit und war nicht umsonst in Ludwigsburg fünf Jahre Exerciermeister auf dem Glacis gewesen. Aber laut genug war's, daß der Holzenbauer doch den gewaltigen Anklang des Preises vernahm, den er ausgesetzt hatte. Schon als er lange nicht mehr rief: Zehn Kronenthaler geb' ich! riefen's die, die um ihn her standen, und schon saß Speidle auf seinem Braunen, schnallte die Zügel länger, rief seiner Frau noch zu, wenn er über Nacht ausbliebe, thät's nichts — sie war's schon gewohnt, daß der Mann zuweilen in den Wäldern campirte — gab dem Braunen die Sporen, und auf und davon sprengte er zum südlichen Thore hinaus auf Stadel zu; denn das wußt' er schon, war es der Jäckle, der das Gefährt gestohlen hatte, so hatte der damit gesucht, in's Weite zu kommen und wo möglich den See und von da das Schwei-

zergebiet zu erreichen, auch wenn er die Gäule hätte ſollen eine halbe Stunde weit vom Dampfſchiff, das bei Mörsburg landet, im freien Felde ſtehen laſſen.

Lieber Leſer, es iſt ſchon gar lange her, daß ich mich auf die Gerechtigkeitspflege in Würtemberg nicht mehr ſo verſtehe, um dir genau zu ſchildern, wie der Ritt eines Brigadiers auf der ſtaubigen Landſtraße ſich äußerlich gemacht hat. In meinen jungen Jahren konnte man nicht von Stuttgart nach Heidelberg reiſen, ohne nicht immer ſeinen gehörig vidimirten Paß den Brigadiers herauszubändeln. Tragen ſie grüne Uniformen mit rothen Aufſchlägen und Gasketts von glänzenden Wachsleinen, oder haben ſie auch die preußiſche Sturmhaube ſchon über ſich kommen laſſen, ich weiß es nicht, und nur das kann ich vom Speidle ſagen, daß ſein Säbel nicht wenig klapperte, ſein Brauner nicht wenig ausſprang und daß er ſchon im nächſten Dorfe über ein raſch dahin fliegendes leeres Bauergefährt Mittheilungen erhielt, die ſo gut wie eine entdeckte Spur waren.

Dieſe Spur ging aber vom See ab und auf das Badiſche. Dank unſrer kräftigen und das Vaterland ſo ſtark machenden deutſchen Einheit, der würtembergiſche Brigadier brauchte vor dem badiſchen Grenzpfahl nicht zu ſtutzen. Sein Roß durfte, ſo ſchweißgebadet es war, ſich weiter tummeln auf Salem zu. Es war keinem Zweifel unterworfen, Speidle war dem Räuber auf der Fährte.

Alle Zeichen trafen zu, alle Aussagen bestätigten die eilende Hast eines Bauernwagens mit zwei Gäulen, und auch das verwilderte Ausschauen des Führers war bereits diesem Feldarbeiter und jenem Schäfer genugsam aufgefallen.

Inzwischen war es Abend geworden. An einem Spätsommertage geht die Sonne noch immer nicht so zeitig zur Ruhe, aber gegen acht Uhr wird es doch schon dunkel und bereits gab Speidle auf, wenigstens mit dem Gaule, den er noch ritt, den flüchtigen Dieb zu erreichen. Er war von Mittag eilf bis acht Uhr Abends ununterbrochen, hier und da nur seinen Braunen in der Eile ein wenig verschnaufen lassend, geritten. Nur der Jäckle konnte der Dieb gewesen sein. Ohne Zweifel suchte der aber den See just zu vermeiden, hielt sich an die waldigeren Wege und wollte zuletzt wol über Schaffhausen zu in die Schweiz brechen. Jäckle war einer der gefährlichsten Verbrecher, doch von keinem persönlichen Muthe. Speidle hatte zwar seine Pistolen in den Halftern schußfertig, aber er wußte, daß er nur auf den Jäckle anzulegen brauchte, um ihn sogleich zu Stand zu bringen. Und beinahe wär' es dazu gekommen. Denn schon im Begriff, in St. Gilgen, einem Dorfe oberhalb Ludwigshafen, sein Pferd im Wirthshaus zum Löwen einzustellen und sich irgendwie ein frisches zu verschaffen, und wär' es ein Bauernpferd, das er als tüchtiger Reiter schon in Gang zu bringen

verſtand, entdeckte er die unmittelbarſte Nähe des Flüchtlings. Auf der Landſtraße jagte der mit dem Wagen dem Walde zu. Speidle ihm nach. Der Wald war noch nicht erreicht, als der Dieb, den Speidle ſogleich als den entſprungenen Jäckle erkannte, vom Wagen ſprang. Er ſtürzte. Das Fuhrwerk hielt ſtille. Jäckle raffte ſich wieder auf und lief ſpornſtreichs zum Wald. Speidle hätte ſeinen Gaul nur noch ein klein wenig anſpornen dürfen und er würde den Verbrecher ergriffen haben. Aber ſo geht es den Menſchen, ſelbſt den in grüner Uniform mit rothen Aufſchlägen. Das Wort: Zehn Kreuzthaler! hatte den Speidle ſo in Beſchlag genommen, daß er, wie er nur des Holzenbauern todtmüde Gäule vor ſich und nur den neugebauten, ſtattlichen Leiterwagen mit ſeinen dampfenden Achſen ſahe, augenblicklich das Gefühl hatte, als müßte er ſagen: Je nun, das Ziel deiner Mühe iſt erreicht. Mit dem Jäckle hat's heute nicht ſo eilig!

Der Augenblick der Genugthuung, den Wagen und die Pferde des Holzenbauern zu beſitzen, war allerdings nur kurz, nicht länger als eine freudige Betrachtung über die vorläufig gelungene Hauptſache ſeiner Bemühung, aber immer lang genug, um den Jäckle bis dicht an den Wald entfliehen zu laſſen. Speidle jagte ihm zwar einige Reßlängen nach. Er hätte aber, als er im Gebüſch verſchwand, abſteigen, ſein Pferd anbinden, mit geladenem

Piſtol ihm folgen müſſen — heute lagen zehn Kronenthaler zwiſchen ihm und ſeiner Pflicht. Er ließ den Jäckle laufen und kehrte zu ſeinen Trophäen zurück, die er nach St. Gilgen führte und im Wirthshaus zum Löwen unterbrachte. Den drei Reſſen that die Ruhe noth, wie ihm ſelbſt. Er übernachtete in St. Gilgen.

Am folgenden Morgen machte ſich Speidle gemächlich auf den Heimweg.

Ein Knecht übernahm für ein Billiges, das Fuhrwerk zu regieren. Speidle ritt hinterher.

Wie er ſo allem Vergefallenen von geſtern nachdachte, kamen ihm ganz eigene Gedanken.

Es war an ſich zwar tröſtlich und konnte ſeinem Stolze nur ſchmeicheln, ſich zu denken: Heut Abend ziehſt du in Ravensburg ein und bringſt das Gefährt des Holzenbauern, den läßt man auf morgen in die Stadt rufen und der Amtmann übergiebt ihm feierlich, was ihm wieder der Brigadier Speidle gerettet hat!

Indeſſen, wenn er nebenbei, an Händen und Füßen geſchloſſen, oder an ſeinen Gaul gebunden auch den Jäckle hätte neben ſich laufen gehabt, es hätte ihm faſt wehler gethan.

Er hatte zwar in ſeinem Gewiſſen eine Menge guter Fürſprecher, die ihm ſagten: Ei, Speidle, ſei kein Narr, gieb dich mit dem, was gelungen iſt, zufrieden! Aber dieſe guten Fürſprecher und Freunde, die wir in ſolchen

Fällen in unſerm Gewiſſen Kreuzfeuer ſchießen haben und die Skrupel zum Teufel jagen und uns zuletzt mit einem ſchönen weißen Unſchuldsmäntelchen als Triumphator ausſtaffieren, werden mit der Zeit in ſolchen Fällen immer kleinlauter, verſchießen ihr Pulver immer mehr und wenn es recht an's Triumphiren gehen ſoll, iſt das Mäntelchen ſo klein, ſo kurz, ſo knapp, daß es kaum unſre Blöße bedeckt, geſchweige gar uns mit Würde und Erhabenheit bekleidet ... Speirle war ein ſo großer Exerciermeiſter in Ludwigsburg geweſen, er hatte für mehrere Capitulationen an ſeinem Arme ſo prächtige, ſilberne Litzen tragen, er war ein Brigadier, dem es nicht fehlen konnte, irgendwo noch zuletzt bei einem Rent- oder Gefäll-Amte einen achtbaren Ruhepoſten für ſeine alten Tage zu bekommen, er hielt ganz Ravensburg, ſelbſt den Amtmann ſo in Reſpekt, daß ihn Niemand vertraulich zu behandeln wagte und am wenigſten etwa ein Bauer auf die Schulter klopfen und mit einem Hört einmal, er! anreden durfte — dafür war er, wie er zu ſagen pflegte, zu lange in Eßlingen auf „die hohe Schule“ gegangen — und nun hätte möglicherweiſe der Amtmann doch ſeine goldne Brille in die Höhe ziehen und wiederholen können, was ſchon ſeit geſtern Abend vor'm Einſchlafen ſein Gewiſſen ſagte: Aber Himmeltauſendſakkerment! Den Jäckle einzufangen wäre denn doch, dächt' ich, wichtiger geweſen, als nur das Gefährt vom Holzenbauern: der Zuchthausverweſer von Gmünd

hätte Ihnen einen schönern Dank gesagt, der heller im Lande und vor Ihrem König geklungen hätte, als den die zehn Kronenthaler vom Holzenbauer geben werden!

Indessen es war nun nicht anders. Speidle brachte nicht den Jäckle, sondern nur den Wagen und die Pferde des Holzenbauer heim. Und sein rebellischer Brummer im Herzen hätte auch schweigen können, wenn's auf die Ravensburger angekommen wäre. Denn die liefen aus allen Thüren und gucken aus allen Fenstern als es hieß: der Brigadier hat's richtig wieder gewonnen! O das ist Einer! Und die Art, wie er's gewonnen, hatte er wohl schon ein dutzendmal erzählen müssen, ehe nur sein Brauner wieder beim Ochsenwirth im Stalle stand — das Thierle war dort in Rost und Legis — und im Protokoll auf dem Amte mußt's dann auch noch ausführlich gesagt werden und was das schönste war, der Herr Lechler, Amtmann in Ravensburg, war dem Brigadier in alle Wege gewogen. Er schüttelte zwar etwas lächelnd den Kopf über den nicht mitgebrachten Jäckle. Er schrieb gleich ins badische Waldgebirg hinauf und zeigte denen da um Waldhut herum an, vor Wem sie sich nächst dem Hecker und Struve dort am meisten jetzt in Acht zu nehmen hätten... einige Hms! Hms! Ei, ei! unter seinem Schnurrbart und sein Schade um den Jäckle! so hervorgebrummt, waren für Speidle nur kurz schmerzende Stiche in's Gewissen; indessen ein Aufhebens machte Herr Lechler doch nicht davon. Seinem Brigadier gönnte er zehn

Kreuzthaler von ganzem Herzen. Hat man dann noch eine munntre und resolute Frau und Kinder, denen ein paar neue Hosen gar nicht schaden können, so kommt man in solchen Fällen auch über das Gewissen hinweg.

Wie es mit dem nun fast beim Speidle schon zur Ruhe gegangen war und seine Erwartungen nur noch in dem nächsten Morgen lebten, wo der Holzenbauer zu verhoffen stand, um sich sein Eigenthum abzuholen, da mußte es ihm denn freilich wie ein furchtbarer Donnerschlag kommen, daß am selbigen nächsten Morgen der Holzenbauer in seiner zufälligen Abwesenheit auf dem Amte in Ravensburg angekommen, dort die Protokolle sämmtlich unterschrieben, die Gebühren auch, auch was für den Knecht aus St. Gilgen und für Fütterung im Löwen und sonst verlegt worden war, bezahlt hatte, ihm dann aber gerade beim Hinuntersteigen der Treppe im Amtshause begegnete und auf ein Schön Dank! das er dem Brigadier nicht versagte, auch nicht die mindesten Anstalten folgen ließ, die ausgerufnen zehn Kreuzthaler zu bezahlen. Es standen ihrer Leute genug in der Nähe, die die vorgestrige Verkündigung, die wie ein amtliches Ausschellen so feierlich erklungen, gehört hatten und dem Holzenbauer jetzt einen Lumpen über den andern nachrufen konnten, als er sich vorm Amtshause auf seinen Wagen setzte, die Peitsche ergriff und mit einigen derben Flüchen über die Kesten, die er ohnehin schon genug gehabt hätte, und die Versäumniß

vollends richtig auf und davon machte. Von den zehn Kronenthalern selbst war und blieb keine Rede mehr.

Speidle ward erst kreideweiß. Er war zu stolz, den Pferden des Holzenbauern in die Zügel zu fallen, aber das konnte er sich doch nicht versagen, zitternd auf die Amtsstube zu fliegen und dort zu fragen: Hat der Holzenbauer wirklich die zehn Kronenthaler nicht bezahlt?

Hier kam ihm zu Gehör, daß man den allerdings an seinen Preis erinnert, doch nur ein halb verlegnes, halb dummdreistes und eigentlich recht spitzbübisches Dreinlachen geerntet hätte.

Speidle sah verbissen und krampfhaft den Amtmann an. Lechler zuckte die Achseln und meinte: Es ist darüber nichts Schriftliches aufgesetzt worden. Diese Bauern sind eben nicht anders und der Holzenbauer ist schon einer von den schnittigsten!

Speidle hatte seinen Zorn weg und seinen ganzen unbeschreiblichen Schmerz. Er war schon mit dem bürgerlichen Leben genugsam vertraut, um zu wissen, was es heißt, wenn von einer Verbindlichkeit gesagt wird, sie ist nicht zu Papiere gebracht. Es ging dann nun wohl noch durch die ganze Stadt wie ein Flugfeuer, was der Holzenbauer für ein Lump wäre, die Einen verwünschten ihn, Andere lachten aber auch schon längst, denn der Polizei einen Aerger gemacht zu sehen, thut Manchem wohl, selbst

Leuten, die noch nicht zu den Schlimmen gehören. Lacht mancher doch unwillkürlich, wenn ein Andrer auf dem Eise ausgleitet. Es mag auch pessirlich genug gewesen sein, die Verstellung sich auszumalen, wie der Brigadier nach Hause kam und seine Frau, die nicht aus Ravensburg war, sondern aus Biberach und in Biberach schon Vieles besser gefunden haben wollte, als in Ravensburg, zu ihm sagte: Nun, wo hast du deine zehn großen Thaler? und der Speidle ihr dann sagen mußte: Es ist halt nichts; wir müssen sehen, wie wir mit unsern alten Gardinen noch so lange auskommen und mit den Ueberzügen der Betten, ob sie's gleich nöthig hätten, daß sie arrangirt würden; die Zeiten sind nun eben nicht darnach!

So malte man sich's aus und wie es auch war und was auch die Frau Speidle gesagt haben mochte, der Brigadier hatte seinen Schmerz weg, und wenn wir's offen sagen sollen, so sah er ihn schon lange für eine Strafe an und wußte recht gut, wofür. Er brauchte nur dem Amtmann ins Gesicht zu sehen, da stand in Kraftur geschrieben: Es geschieht Euch schon recht, Speidle! Und jedes Tintenfaß auf der Kanzlei sprach so und jede abgestumpfte Feder und jeder leere Bogen Protokollpapier sagte: Sei nur froh, Speidle, daß es nicht noch schlimmer kommt!

Der Holzenbauer aber hatte sein Gefährt und war froh, daß die strengen aber wahrlich begründeten Vorwürfe

fertigen Gedanken auf, sondern hatte erſt den Gedanken und brauchte dann das Bild nur, um ihn deutlicher auszudrücken oder ihn zu verſchönern. Bei Börne erhob ſich der Jean Pauliſmus zu einer durchſichtigen, klaren und ebenmäßigen Methode. Da drängt ſich keine Wendung ungebührlich vor, da duften nicht ganze Wälder von Blumen betäubend auf uns ein, wo ein einfaches Veilchen oder gar nur ein grünes Blatt als Folie genug war. Börne ſagte einmal in dieſer Beziehung im vertrauten Geſpräch: „Ich muß Jean Paul leſen, nicht, um ihn nachzuahmen; im Gegentheil! Aber er iſt mir was ein guter General iſt, er gibt mir Muth mich ſo kühn auszudrücken, wie ich ſonſt kaum wagen würde.“

Börne beſaß in ſeiner frühern Bildung ein Gegenmittel gegen die zu üppige Manier Jean Pauls. Es war dies von Voltaire und Johannes von Müller her ſeine Neigung zur Aphoriſme, zur Sentenz, zur Antitheſe. Börne hatte ſogar großes Talent zum Franzöſiſchſchreiben; nur jener rhetoriſche Abandon, der das eigentliche Geheimniß des franzöſiſchen Styls iſt, mochte ihm fehlen; das Talent der Antitheſe beſaß er im höchſten Grade. Börne mochte dies fühlen und darum von dem Wunſche, franzöſiſch zu ſchreiben, ſo oft heimgeſucht werden. Er hatte Ausſicht, in Frankreich mit ſeinem Style (es war ihm aber mehr um die Ideen zu thun) weit heimiſcher zu werden, als Heine, deſſen Manier in Frankreich nicht verſtanden wird. Es finden ſich Stellen bei Börne, die, wenn ſie wörtlich ins Franzöſiſche überſetzt würden, dort das größte Glück machen müßten; z. B. iſt folgende in ſtyliſtiſcher Hinſicht durchaus franzöſiſch gedacht: „Mirabeau war der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu ſpielen verſtand. Doch Mirabeau als Menſch und Bürger

ſeiner Mareili daheim allmälig nachlaſſen mußten. Denn die Schrecken, die er an demſelbigen Markttag hatte überſtehen müſſen, als er auf den Holzenhof Abends zu Fuß heimkehrte und auf das kurze aber zum Tod verwunderte: Je, aber Sepple wie kommſt mir denn vor? ſeines Weibes nur ſeine klägliche Geſchichte vom Brunnen und vom Ochſen und vom Ober- und Unter-Türkheimer erzählen konnte und nichts, aber auch rein gar nichts zu ſeiner Entſchuldigung hatte vorbringen können, als die »unmenſchliche« Freundſchaft des Wieſenbauern und des Lerchenbauern und des Sonnenwirths, wünſchte er ſich nicht zum zweitenmale.

Das Mareili war auch nach dem Wiedererlangen des Verlornen noch lange nicht zu beruhigen. Erſt die mit Behagen empfundene Thatſache, daß der Holzenbauer wenigſtens die »fürchtige Dummheit« nicht begangen und dem Volk da in der Stadt noch zehn Kronenthaler, wie die ſagte »in den Rachen hinein gejagt« hatte, milderte allmälig die Spannung und den Druck, der auf dem Holzenhofe das ganze Wohlgefühl über die leidlichen Getreidepreiſe für den heurigen Herbſt zu beeinträchtigen gedroht hatte.

Im Holzenbauer aber ſelbſt nagte und wurmte etwas, dem er nicht gut Worte zu geben wußte.

Gewiſſensbiſſe über eine, nicht mit Ehren eingehaltene moraliſche Verbindlichkeit möchte ein etwas zu vornehmer

Ausdruck sein für das was in Sepple's Innern vorging. Hatte er doch ohnehin zu behaglich in sich hineingelacht, als er so mir nichts dir nichts von dem Amte in Ravensburg mit seinem Gefährt abfahren konnte und dem Brigadier, der es ihm gerettet, das Nachsehen ließ. Im Wirthshaus zu Stetten, wenn er den Unfall erzählte, hatte ohnehin Mancher gelacht über den Spaß und den Holzenbauer jetzt für einen rechten Schlauen erklärt, den die Gemeinde früher von so einer pfiffigen Seite noch gar nicht gekannt hatte. Daß es eines Brigadiers verdammte Schuldigkeit sei, für das Wohl und Wehe der Menschen in Würtemberg zu sorgen, stand ja bei jedem gesegneten Kreuzer fest, den man an schweren Steuern zu entrichten hatte. Ja, so verschiedenartig sind die Begriffe von dem, was die Menschen Anstand, Muth und Klugheit nennen, daß man sich auf drei Stunden Weges rings um Stetten schwerlich hätte nehmen lassen, den Holzenbauer, wenn er wirklich die zehn Kronenthaler gezahlt hätte, sein lebelang, da er der Mann nicht war, derlei als etwas Großes von sich zu geben und mit einem Nimbus und zu einem: Man muß aber sagen, der Holzenbauer! herauszustellen, zum Stichblatt und Spott aller Wirthshausunterhaltungen zu wählen. Bis in einige und noch ein paar Generationen hinaus hätte man sich die Geschichte von dem Holzenbauer dazumal erzählt, wie der kläglich sein Gefährt in Ravensburg verloren und, als ers wiedergekriegt,

noch zehn Kreuzthaler hätte ebenein bezahlen müssen! Kurz, die Geschichte, wie sie jetzt lag, gereichte dem Holzenbauer eher zum Zuwachs als zur Abnahme seiner gemeindlichen Geltung und örtlichen Würde.

Anders war es aber mit des Holzenbauern Namen in Ravensburg. Es kennt' ihm zwar gleich sein, ob ihm der Wirth im Ochsen keinen guten Tag bot, wenn er den Markt besuchte; er kehrte vorm Thore eben im Waldhorn ein. Auch vor dem Speidle selbst, dem er oft begegnete, half ihm sein verlegnes Lachen. Das kam immer noch kecker hervor, als Speidle ertragen mochte; denn der blickte schon viel früher zur Erde, wenn er den Wortbrecher sah, als der Holzenbauer. Und ich will da nicht vom Gewissen reden. Angeführt zu werden, von einem so dummen Bauer aus Stetten, das war ihm sicher beschämender, als diesem sein gebrochenes Wort.

Nun gehen aber im Menschen, selbst wenn er nur im langen Reck mit metallnen Knöpfen, einer rothen Weste, gelbledernen Hosen und einem dreieckigen »Nebelstecher« durch die Welt zwischen dem Holzenhof, seinen Aeckern und der Gemeindewaldung von Stetten so hin und her trottelt, gar seltsame Grillen durch den Kopf. Allerlei Dämonen, die nicht gut nicht böse sind, sind immer in der Menschenbrust geschäftig, der Eine zu rathen, der Andre zu verwarnen und besser ist besser! und, Faß' es lieber beim Schwanz als bei den Hörnern! und dergleichen uralt

Ewiges und ſo lang die Welt ſteht Grundwahres ihm zuzuwiſpern. Die Köpfe, die ſo ganz in Nichts verſunken ſind und nur auf das nächſte Mittagsbrod gerichtet, ſollen ſelbſt unter denen, die nur die Kühe hüten und ſich die Sonne in den Mund ſcheinen laſſen, noch geboren werden. „Es ſtrebt der Menſch, ſo lang er lebt.“

Der Holzenbauer konnte nicht ganz über das Gefühl hinweg, dem Brigadier doch einen ſchlechten Streich geſpielt zu haben. Er war zwar weit entfernt von der Zartheit der Gefühle, die ihm ein Wiedergutmachen ſeiner Schuld angerathen hätte, doch tappte er in dem beneidenswerthen Dunkel, in dem ſich das Gewiſſen aller dieſer Menſchen über die merkwürdigſten Dinge, die Unſereins ſchon längſt in Verzweiflung gebracht hätten, zu halten verſteht, ſo allmälig und allmälig in eine Stimmung hinein, die es ihm als eine höchſt reſpektable und eigentlich einer öffentlichen Belobigung, etwa im Schwäbiſchen Merkur, würdige That erſcheinen ließ, wenn er z. B. von ſeinen im September nunmehr geernteten Grundbirnen (Kartoffeln) einen Sack voll und keineswegs den ſchlechteſten, ſondern im Gegentheil den ſtrammſten und gefüllteſten, dem Brigadier Speidle in Ravensburg für den Winter zum Geſchenk machte!

Unſer geläutertes Gefühl wird ſagen: Ja, wahrlich! iſt denn da von jenen zehn verweigerten Kreuzthalern ein Uebergang möglich zu einem dennoch geſpendeten

Sack mit Grundbirnen? Wie kann ein Menſch, der uns die Hoffnung auf ſieben und zwanzig Gulden dreißig Kreuzer geraubt hat, annehmen, daß ein Gegenſtand von fünf Gulden dem Betrognen Erſatz bieten könnte? Und wie iſt überhaupt dem Holzenbauer noch eine Anknüpfung an das Ehrgefühl des Brigadiers möglich geſchienen?

Das mag bei Euch, die Ihr dies leſt, unglaublich erſcheinen. Dem Holzenbauer aber, in einem mit mäßigem Phosphor erleuchteten Schädel, deſſen Welt ſchon am nächſten Heck die Sicherheit des gewohnten Denkens verliert, geſtalteten ſich wunderliche Ideengänge. Mit demſelben Lachen, mit dem der Holzenbauer damals vom Amte, ohne die zehn Kronenthaler erlegt zu haben, wegfahren konnte, konnte er ſich auch jetzt wieder und noch dazu ohne viel Sentimentalität ſagen: Der arme Kerl da, der Brigadier hat nun gar nichts bekommen, aber ein Sack mit Grundbirnen iſt doch immer noch beſſer, als gar nichts! Und in dieſer Hoffnung auf Annahme, dieſem Gefühl, das aus der Spekulation entſtand, erſtens in Ravensburg wieder im Ochſen einkehren zu können, der ihm ſeiner guten Freunde wegen allerdings zuletzt genehmer blieb, und zweitens die ewige, zwar nicht läſtige, aber doch abſchlußloſe Beunruhigung ſeines Nachdenkens durch die Erinnerung an jene Verfallenheit ein für alle mal zu beſchwichtigen, lud er denn in der That eines Morgens,

an einem kalten October-Tage, wo er wieder in Ravensburg Geschäfte hatte, den vollsten Sack mit Grundbirnen auf seinen Wagen mit dem festen Vorsatz beim Speidle anzufahren und ihm für den Winter sothanes freiwilliges Geschenk zu überbringen.

Und er durfte sich, als er so nach Ravensburg hinüber fuhr, eingestehen, daß ihm seine Pfeife besser schmeckte denn sonst. Die Holzkarre wärmte ihm sein mit einem großen Gedanken beruhigtes Gehirn, und wenn er essen sein wollte, so mußte er gestehen, daß er sich verkam, wie der Gerechteste Einer, vor dem jeder Heilige, an dem er vorüber fuhr und seine Kappe lüftete, einen evident haben Respekt haben mußte.

In dieser Stimmung fuhr er beim Speidle vor, hielt die Gäule an, hob den schweren Sack selbst vom Wagen und trug das Geschenk sofort in die Hausflur.

Der Brigadier wohnte eine Stiege höher und war just zu Hause und stand draußen am Gatter der Stiege und putzte sich, wie er das zuweilen mußte, die Knöpfe seiner Uniform mit geriebener Kreide und Spiritus blank, färbte die weißgewordenen Nähte mit aufgelöstem Stahlwasser und die abgeblaßten gelben Litzen mit einer andern zweckdienlichen Tinktur.

Frägt halber Stiege hinauf der Holzenbauer, ob er dem Brigadier nicht unangenehm käme?

Antwortet der, finster die Augenbrauen zusammen

ziehend, und voll Erſtaunens: Wer iſt da? Was ſoll es? Was wollt Ihr?

Der Holzenbauer kommt die Stiege herauf näher und bringt höflichſt ſein Erbieten an, und ſchließt mit einem ſehr reſpektvollen: Nehme Sie's! Herr Brigadier! Sei er ſo gut, nehme Sie's!

Speidle, die Stimme erkennend und ſich kaum umſchauend, ſtand voll Grimm.

Die Grundbirnen an ſich hätten ihm ganz wohlgethan; ſeine Frau kam auch ſchon der Küchenthür heraus und dachte nach Frauenart gerade wie der Bauer: Etwas iſt beſſer als gar nichts! Aber das offenbare Zugeſtändniß, das da nun wirklich der Bauer ſelbſt machte, ihm etwas ſchuldig zu ſein, das Untergebot von zehn Kronenthalern auf einen Sack Kartoffeln, das wühlte des Brigadiers verhaltne Empfindungen ſo auf, daß er ſich kaum beherrſchend erſt nur rief: Kapp herunter, Kerl! wenn einer wie Du mit dem Brigadier ſpricht!

So ſchlug er dem Sepple auch gleich die Pelzkappe herunter.

Die Schwaben haben in ſolchen Fällen der ſtutzenden Verwunderung und der ſich ſchon rüſtenden Gegenwehr eine Wendung, die zwei einfache, aber eigenthümlich betonte Worte bezeichnen. Sie lauten halb überraſcht halb fragend: Ha! No?

Der Holzenbauer ſtieß ſein Ha? No? trotzig genug

herver, bekämpfte ſich indeſſen und bot der Frau, mit der er lieber allein zu thun haben wollte, wieder ſein Geſchenk an und ſagte wiederum höflichſt jetzt zu ihr allein: Nehme Sies'! Frau! Unten ſteht mein Sack! Nehme Sie's!

Den Brigadier überwallte der Zorn. Er vergaß ſeine Stellung in der Geſellſchaft, ſein Amt, ſeine Würde, rief: Nehme Sie's? Er da? Er nehme das da! und ſo faßte er über die Stiegenlehne hinüber den Holzenbauer ins Genick, ſchüttelte ihn und warf ihn ſo der Länge nach die fünfzehn bis zwanzig Stufen hinunter, daß der Holzenbauer zwar unten lebendig ankam, aber doch ein paar Male mit dem Kopfe an die Wand ſchlug und bei ſeinem Grundbirnenſack der Länge nach mit einer blutenden Stirne hin ſtürzte. Und unſerm nun einmal wild gewordenen Speidle noch nicht genug. Der Zorn trieb ihn die Stufen hinunter, ließ ihn die Hausthüre aufreißen, und obgleich die Frau nacheilte, um den wüthigen Mann um Gotteswillen zu beſänftigen, ſo warf er den Holzenbauer noch auf die Gaſſe hinaus, den Sack hinten nach, ſo daß der nur loſe zugeknüpfte aufging und die Grundbirnen hell über die Gaſſe rollten und nun ſchlug er die Hausthür zu und ſagte mit knirſchenden Zähnen: So iſts recht! So Nehme Sie's! So Nehme Sie's!

Der Holzenbauer lief blutend und voll ohnmächtiger Rachſucht, wie er war, aufs Amt.

Er klagte. Der Thatbeſtand ſprach ſogleich gegen den

Brigadier. Der Amtmann mußte ſeinen eignen Untergebnen aufs Amt rufen laſſen und als er kam und der Anklage nicht widerſprechen konnte, zu fünf Gulden Strafe verurtheilen. Speidle! Speidle! ſagte Herr Lechler halblaut, als er fünf Gulden für ihn vorlegte, die ihm ſpäter an ſeinem Gehalt abgezogen werden mußten, und dem Holzenbauer hingab: Speidle, die Nemeſis rächt ſich furchtbar an Ihnen! Was haben Sie Aermſter ſchon alles um den Jäckle ausgeſtanden, den ſie in Gmünd noch immer nicht eingefangen haben!

Speidle ſtand voll Ergebenheit. Er kannte ſein Vergehen, wußte auch, wie ſchlimme Thaten eine ganze Kinderſchaft von üblen Folgen nach ſich ziehen und ſpäter auch konnte er ſich von Herrn Lechler erklären laſſen, wie das alles mit dem Worte zuſammenhing: Die Nemeſis hat ſich an Ihnen furchtbar gerächt.

Wie ſehr er dieſe Nemeſis empfand und erkannte, daß jede vernachläſſigte Pflicht eine ganze, unabſehbare Reihe von Vergeltungen nach ſich ziehen kann, brauchen wir nicht des Weitern zu ſchildern. Erwähnen jedoch müſſen wir, daß dieſer brave Staatsdiener es war, der zuletzt doch noch den Jäckle einfing, eine merkwürdige Unternehmung, die wir unſern Leſern vielleicht ein andermal mittheilen werden.

Im Holzenbauer aber ſieht es ſeither noch wüſter als früher aus. Zehn Kronenthaler — ein Sack Grundbirnen

— Nehme Sie's — der blutige Kopf und dafür noch fünf Gulden Schmerzengeld obenein! Das ist ein solches Chaos sittlicher Combinationen in ihm geworden, daß er sich seinem Pfarrer anvertrauen und von diesem hören mußte, wie man aus allen Fährlichkeiten äußerlich mit heiler Haut durchkommen und innerlich doch nicht zu Recht bestehen kann. Vielleicht sagte ihm derselbe gute Seelsorger, daß von allen Heiligen die Sancta Nemesis schon die allerwunderlichste ist, auch wenn wir nur dazu gedient haben, „für Andere Schicksal" zu werden. Der Eine begeht die Schuld, ihn trifft auch die Strafe, der Andere aber, der für Schuld und Strafe der eigentliche Anlaß wurde, geht nur deßhalb leer aus, um deste längere Zeit zur tiefern Reue zu behalten.

war ſchlechter, als Robespierre. Dieſen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ ſich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbeſtechlich und erwürgte, Mirabeau hat Geld genommen und ſchonte. Wer ſich zu einer Miſſethat beſtechen läßt, der geſellt nur Unreines zum Unreinen, wer ſich aber zum Guten beſtechen läßt, der beſudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: Das war ein Fehler ſeines Herzens. Er glaubte die Revolution leiten zu können: Das war eine Schwäche ſeines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künſtler war und zu reden verſtand; die Natur in ihm war ſchlecht." *)

Das Vorbild Jean Pauls tritt uns wieder in den kleinern humoriſtiſchen Aufſätzen mehr entgegen. Börne bewegte ſich hier ſogar in der komiſchen Topographie Deutſchlands, die Jean Paul erſonnen hatte, in Kuhſchnappel und Flachſenfingen. Doch brachte er in dieſe Gegenden immer wieder eine ſatyriſche Bevölkerung, die Jean Paul ſpäter nicht mehr mit dieſer Umſicht und Freimüthigkeit aus den Zuſtänden des deutſchen Vaterlandes auszuheben wußte. Jean Paul ſpricht vom Nürnberger Poſtreuter, Börne von der Thurn- und Taxiſchen Poſt, Jean Paul vom Kammergericht in Wetzlar, Börne vom Bundestag, Jean Paul vom Allgemeinen Anzeiger in Gotha, Börne vom Oeſterreichiſchen Beobachter. Die Satyre, in der Jean Paul gegen das deutſche Reich vor dem Deputationshauptſchluſſe ſo treffend war, übertrug Börne auf die neueſten Verhältniſſe, bei welchen Jean Paul, ſo oft

*) Geſammelte Schriften. Theil VII. S. 30

# X.

# König Franz in Fontainebleau.

Novelle in altem Styl.

Das war in den Tagen, da Kaiſer Carolus quintus, um von Hiſpanien nach Gent in Flandern zu kommen, durch Frankreich zu reiſen begehrete und groß Rathſchlagens geweſen war, ob König Franciscus ihm ſollte frei Geleite geben oder nicht.

Konnten es aber die ſchlauen Rathgeber nicht erlangen, den Kaiſer zur Strafe für ſein allzeit ſieghaft Glück gegen Frankreich erſt ſicher zu machen und dann mitten auf dem Wege zu fahen; welchen Verſchlag auch bald die Räthe des Königs verworfen hatten, da ſie gar wohl wußten, wie ſehr deſſen ritterlich Gemüth derlei Anſchlägen abgünſtig war.

Kaiſer Carolus hatte Frankreich, nicht ohne bei denen Ehrenbezeigungen, ſo man ihm erwies, rechts und links vorſorglich und auf ſpaniſche Art gar mistrauiſch ſich umzuſchauen, verlaſſen und König Franz fühlte wieder, wie ſchwer dieſe großen Angelegenheiten der Welt auf ſeinen hinfälligen Körper drückten.

Müde von allen denen prächtigen Turneyen und kunſtvollen Ringelſtechen und was ſonſt zur Bewirthung ſeines hohen Gaſtes war ausgeführet worden, fühlte der

König das Bedürfniß der Einsamkeit, die ihm schon lange die liebste Gesellschafterin war außer dem schönen Frauenzimmer.

So beschloß er auch sogleich wieder nach seinem Schlosse Fontainebleau zu reisen, welches er nebst St.-Germain en Laye vorzugsweise ins Herz eingeschlossen hielt.

Hatte er doch beide stattlichen Gebäude mit den kostbarsten Gärten umgeben und besonders Fontainebleau mit allen Meisterwerken schmücken lassen, welche hochberühmte Künstler von Mailand und Florenz auf Befehl des freigebigen Königs hier verfertigen mußten.

Seine Gesellschaft waren unter den schönen Baumgängen und prächtigen Bildsäulen und Gemälden Fontainebleaus am liebsten nur einige Hofbediente, die schönen Dienerinnen und Ehrenfräulein der gnädigen Herzogin von Etampes, nicht zu gedenken seines Arztes Messire Claude, welches ein kleiner buckliger, aber sehr gelehrter Mann war, der schon seit lange des Königes ganze Freundschaft besaß.

Denn da der mächtige König Franciscus von Gallien schon seit einigen Jahren kläglich an seiner Gesundheit litte und für seine noch nicht zu alten Tage auf eine gar betrübende Weise zusammenging, so mochte er doch um sein Leben nicht vergessen, daß er einst der schönste Edelmann, geschweige der schönste Fürst seiner Zeit gewesen war und selbst in einem feindlichen Lande, während seiner

Gefangenſchaft in Hiſpanien, das Herz mancher ſchönen und edlen Dame gerühret hatte.

Der gute König liebte es, zumal wenn die gnädige Frau Herzegin von Etampes nicht zugegen war, ſich ihren zurückgebliebenen Damen und Freundinnen und wer ſonſt vom ſchönen Frauenzimmer, ob adelig, bürgerlich oder ſelbſten vom ehrlichen Handwerkerſtande in ſeine Nähe kam, gar gefällig zu erweiſen.

Mancher junge Edelmann, der im Stillen vielleicht über des Königes graue Haare und nur gezwungenermaßen aufrechten Gang lachte, konnte ſich an ſeiner adeligen Manier, mit dem ſchönen Frauenzimmer zu ſcherzen, ein Beiſpiel nehmen; hat es doch oft ſchon Zeiten gegeben und wird wiedergeben, wo die jungen Mannſen ſich in denen Dingen, die ihnen vorzugsweiſe wohlanſtändig wären, von denen alten können beſchämen laſſen.

Es war aber zu ſelbiger Zeit auf dem Schloſſe Fontainebleau ein Caſtellan, der Raudet geheißen hat und ein ſchon alter Mann war.

Dieſer hatte einen Sohn, von dem wir nichts berichten können, als daß er ſich in die Fremde nach Avignon verheirathet hatte, daſelbſt vor der Zeit geſtorben war und ein gar ſchön Töchterlein hinterlaſſen, welches Blanche genannt wurde.

Weil nun auch die Mutter der ſchönen Blanche in Avignon geſtorben war und dem zarten Kinde daſelbſt die

nöthige Liebe und Pflege fehlen konnte, ſo beſchloß der Caſtellan, ſeine Enkelin zu ſich zu nehmen und ſo denn kam es, daß eines Tages der König hocherfreut war, in denen Baumgängen ſeines Gartens, als er mit ſeinem Hofe allda ſpazierete, einem gar anmuthigen Mägdlein zu begegnen, welches ihm Blanche Naudet genennet wurde und die Enkelin des Caſtellans war, weit älter bereits, ſchöner und liebenswürdiger, als man erwartet hatte.

Bei St. Denis und unſrer lieben Frau! rief der König aus und zeigte allen ſeinen Hofherren die unaufhörlich vor ihm knixende Blanche, ſollte man nicht glauben, daß unſres guten und zu früh abgerufenen Meiſters Lionarde da Vinci reizende Mona Liſa leibhaftig vor uns ſteht?

Die Räthe und Hofherren, deren einige kurzſichtig waren, kniffen die Augen zuſammen und ſagten: O ja, Sire! Man möchte es faſt meinen!

Und der Verwalter des königlichen Schatzes ſprach ſogar: Hätte man dieſes Mägdlein früher geſehen, würde mein gnädiger Herr und König dem Meiſter Lionarde haben oft ein wenig von ſeinen Gemälden wegen der Koſten abhandeln können!

Worüber der König gar ſehr lachte und erwiederte: Ich wette, mein guter Herr von Montchenu, ihr gedenket noch in dieſem Augenblicke mit Schmerz der 12,000 Livres, welche uns der Ankauf jenes in der Chriſtenheit einzigen Bildes gekoſtet hat.

Montchenu war aber ein ganzer Hofmann. Er wußte wohl, daß es den König freuete, wenn er ſagte: Mein gnädiger Herr, die ſchönen Frauen und ihren Werth im Allgemeinen und im Beſondern zu beurtheilen, das iſt nicht meine Sache! Auch hab' ich zu blöde Augen, um die Aehnlichkeit dieſer Enkelin des Caſtellans mit dem ſchönen, aber ſehr theuren Bilde des Meiſter Lionardo des Genaueren zu vergleichen. . .

Da aber ging der König auf Blanche zu, faſſete ſie unters Kinn und ſagte: Sehet da das ganze Antlitz der ſchönen Mona Liſa del Giocondo, die der ſchlaue Lionardo da Vinci in ſeiner beſten Zeit vier Jahre lang malte, weil er nicht ſatt werden konnte, ſich an ihrer Schönheit zu weiden. Sehet da, dieſelben feuchten und wie mit einem himmliſchen Glanze belebten Augen! Dieſe kleinen röthlichen Lichter, die ſie umgeben! Dieſe Naſe, von gleichem Ebenmaße! Dieſer Mund, von gleicher Roſinfarbe! Und ich wette, wir haben nicht ein mal nöthig, wie Meiſter Lionardo da Vinci gethan, dieſe kleine Perſon mit Blumen, mit Geſängen und Muſik zu umgeben, damit ſie den etwas ſtrengen Ausdruck der vier Jahre lang von dem Maler zum Sitzen gezwungenen Mona Liſa del Giocondo verlieren und ſo anmuthig lächeln möge, wie es oben in meinem Cabinet die nur künſtlich erheiterte edle Dame thut; dieſes kleine Ding würde ſchon von Natur ſo freund-

lich dreingesehen haben, wie Meister Lionardo es jener vornehmen Dame durch Kunst abgewinnen mußte!

Blanche wurde über alles Dieses gar roth und konnte kein Wort erwidern.

So viel Gnade hatte sie vom Könige nicht erwartet, obgleich sie wohl wußte, daß sie ihm nicht mißfallen würde.

Alles lächelte und bewunderte die Güte des Königs, die sich auch später, ob er nun von Messire Claude, dem buckligen Doctor aus Paris, leichte oder strenge Verhaltungsmaßregeln erhielt, gegen dies, wie gegen alles Frauenzimmer gleich blieb. Der König war hinfällig und schwächte oft nur, weil er seinen Zustand gern verbarg und nicht hören mochte, daß die Natur eine unerbittliche Regentin selbst über die Mächtigsten der Erde ist.

Die schöne Blanche hatte aber von Avignon eine sehr zärtliche und treue Liebe mitgebracht für einen jungen weiland Soldaten, Namens Firmin Allard.

Firmin Allard war seines Zeichens, um es richtiger zu sagen, ein Waffenschmied und hatte, da es gerade den Anschein nahm, als würde nun zwischen Frankreich und dem Kaiser ein sogenannter ewiger Friede bestehen, in Avignon wieder seine alte Handtierung ergriffen und war, da er einige Mutterpfennige besaß, in seinem Gewerbe sogar ein Meister geworden.

Es ist indessen bekannt, daß Avignon mehr ein frommer denn ein kriegerischer Ort ist, und so geschah es, daß

Meiſter Firmin Allard in ſeiner Werkſtatt zwar fürtreffliche neue Werkzeuge hatte, aber wenig damit verdienen konnte.

Ueberdies war dieſer Firmin ein ſo großer, ſtattlicher, ſchöner junger Burſche, daß er ſchon oft, wenn er verdrießlich in ſeiner neuen Werkſtatt zu Avignon ſtund und nur Mönche, keine Ritter an ihr vorübergehen ſah, ein zornig Wörtlein fallen ließ, wie es doch wohl beſſer wäre, ſtatt Waffen zu ſchmieden, irgendwo lieber in der Welt ſie ſelbſt wieder zu ſchwingen.

Denn, fügte er hinzu, Krieg gäb' es wol irgendwo in der Welt, man müſſe ſich nur recht danach umſehen.

Wie aber die kleine ſchöne Blanche das hörete, weinte ſie bitterlich und ſchwur, ſie würde es doch dahin bringen, daß Firmin Allard von ſeiner Kunſt mehr Verdienſt haben ſollte als von ſeiner Neigung, ſie und ſeine friedliche Handtierung zu verlaſſen.

Firmin Allard ſagte: Wie wollen wir das anfangen, Blanche?

Blanche erwiderte: Das ſollſt du ſchon ſehen, Firmin! und gab ihm den Abſchiedskuß; denn es war dies gerade ihr letztes Geſpräch geweſen, als ſie ſich auf die Reiſe machte von Avignon nach Fontainebleau.

Blanche dachte aber dabei an Niemand anders als an ihren Großvater, der Caſtellan im Schloſſe des Königs war.

Und wie sie erst einen Tag bei Meister Raudet gewesen und von dem guten König Franz mit der schönen Mona Lisa del Giocondo des berühmtesten Meisters Leonarde da Vinci verglichen wurde, ging bereits ein Schreiben ab nach Avignon und lud Firmin Allard ein, auf das schleunigste sich aufzumachen und nach Fontainebleau zu kommen, denn es wäre, schrieb ein Franciscanermönch aus der nahgelegenen Abtei im Auftrage des Großvaters und der Enkelin, die Beide nicht schreiben konnten, es wäre gar eine schöne Aussicht verhanden, daß der König den Firmin Allard in seine Armeirie aufnähme und einem so guten Meister Gelegenheit gäbe, bei der königlichen Schmiede, was man hier im eigentlichen Sinne des Wortes sagen konnte, in die rechte Schmiede zu kommen.

Kaum geschrieben, schon gethan.

Der junge Meister Firmin kam so schnell, als seine Füße ihn tragen mochten.

Es war, als man nunmehr zu Fontainebleau seiner ansichtig wurde, ein so schöner stattlicher junger Mann, daß der Großvater, der daselbst schon seit lange keine jungen und schönen Männer mehr gesehen hatte, höchlichst erstaunete, wie dergleichen Gewächse noch auf Gottes Boden wachsen könnte. Ob aber der Alte gleich sich mühte, in seiner Art auch etwas von denen Sitten und feinen Kunstgriffen des Hofes sich anzueignen, so war er

er ſie in den Jahren bis zu ſeinem Tode erwähnte, ſich auf allgemeinere Andeutungen beſchränkte. Selbſt die mehr dichteriſchen Verſuche Börne's, in welchen er gänzlich der Form Jean Paul's verfallen ſcheint, z. B. in der Allegorie: Honeſtus, iſt Anwendung des Bildes, Situation und Moral doch immer die Frucht einer Börnen eigenthümlich angehörenden Kenntniß ſeiner Zeit. Jean Paul iſt allgemeiner, Börne treffender. Eine Gattung, in der ſich Börne nicht weniger verſuchte, die Novelle, findet ſich bei Jean Paul gar nicht. Wir meinen jenes aus tiefſtem Schmerz geborne Lebensbild: Der Roman, in welchem Börne in kurzen, aber kräftigen Zügen das geſellſchaftliche Leid der gebildeten Juden ſchildert.

Wenn man von Börne's Kunſt ſpricht, darf man nicht vergeſſen, zu bemerken, daß er ſie nie zum Selbſtzweck erhob. Wir beſitzen ausgezeichnete Schriftſteller, denen wir es nachſehen müſſen, wenn ſie in den Becher der Form, iſt ihnen der Wein der Ideen ausgegangen, die Würfel des Zufalls werfen und blind mit ihrem Talente ſpielen. Börne brauchte das Roß ſeiner Kunſt immer nur zum Tragen oder zur Erreichung eines Zieles, nie um damit Parade zu machen. Hat es in ſeinen kleinern humoriſtiſchen Aufſätzen je einmal den Schein, als lahmte der Gedanke der vorausſpringenden Form hinterher oder als überſchliche ihn die bloß äußerliche Formbildung, ſo ſetzt er ſchnell die Sporen ein oder öffnet eine Schleuſe ſeines Herzens, dreht an einem Hahne ſeines Gemüths, um die belletriſtiſche Weichlichkeit durch unmittelbares, reines Quellwaſſer der Ueberzeugung wieder aufzufriſchen. Er ſpringt ſchnell aus dieſer Traumhaftigkeit auf den reellen Boden der Wirklichkeit zurück. Auch ſeinen Witz ließ er nicht frei herum-

doch darin zu beſchränkten Geiſtes, daß er hätte errathen können, warumb nur in Fontainebleau und überall in der Nähe des Königs Jugend und Schönheit nicht mehr vorhanden war, außer beim weiblichen Geſchlechte.

Daher war es ein großes Glück, daß Blanche mehr Schlauheit beſaß denn ihr Großvater.

Konnte es auch anders ſein, ſeitdem der König dieſes ſchöne Kind ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit für würdig hielte, ja ein koſtbares damaſtgewirktes ſchweres Kleid aus Lyon und einen Ring ihr geſchenket hatte, den er ſich ſcheinbar ſelbſt vom Finger zoge, aber vorher, wie ſich wol denken läßt, ſchon aufgeſteckt hatte zu dieſem gnädigen Fürhaben?

Die Ehrenfräulein waren nicht wenig erboſt über dieſes Glück, welches die kleine Blanche bei dem Könige machte.

Oft wenn er ihr in den ſchönen Bosketts ſeines Gartens begegnete, that der König ſogar, als wenn er ſie haſchen wollte, welches er auch würde ausgeführet haben, wenn ihn nicht die Schwere ſeiner Füße gemahnet hätte, ſogleich wieder die würdige Haltung anzunehmen, die ſich für einen König geziemet.

Es geſchah nun, daß Blanche ſchon vorher, als ſie noch vor Ungeduld brannte, ihr geliebter Firmin Allard möchte endlich in Fontainebleau angekommen ſein, dem

guten König gestund, wen sie schon lange in ihr Herze eingeschlossen hatte.

Da sie sehr schlau war, hütete sie sich wohl, zwei Dinge, die den König überraschen mußten, gleich auf Ein mal vorzubringen.

Es war dies erstens das Vorhandensein eines Waffenschmiedes von Avignon, den sie liebte, überhaupt, sodann aber ihre nähere Absicht auf eine Stelle in des Königs Armeirie.

Beinahe hätte sie auch diesen ihren zweiten Stein vom Herzen schon fallen lassen, da der erste vom König nicht ungnädig aufgenommen wurde.

Denn: Hast du einen Geliebten, dem dein Herz angehört? hatte der König gesagt und dabei gelächelt.

Er hatte dies nicht ohne einen kleinen Schimmer von Traurigkeit in seinen kranken Gesichtszügen gethan.

So will ich wünschen, fuhr er dann fort, daß er deiner würdig sein möge, Blanche, und wenn er aus Avignon ankommt, so will ich das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft haben und vielleicht vermögen wir es, ihm nützlich zu sein; denn an Waffen können die Könige von Frankreich nie Vorrath genug haben.

Als dieses Blanche hörte, war sie schon über die maßen fröhlich, küssete auch die Hände des Königs, was er besonders gerne sahe, da die Weiße und Zartheit seiner Hände für untadelig gelten konnten.

Leider verſah ſie es aber ein wenig, als ſie begann, die Vorzüge und Schönheit Firmin Allard's zu rühmen und überaus zu preiſen.

Denn als ſie ſeines Lobes kein Ende finden konnte und ſogar von der jugendlichen Stärke ihres Geliebten ſprach, rümpfeten die Ehrenfräulein gar ſpöttiſch die Naſe, wandten ſich abe und verbargen ihr künſtliches aber vielleicht nur zorniges Gelächter unter denen Fächern, die ſie ſich bis tief unter die Augen vorhielten.

Aber auch der König zog ſeine gefärbten ſchwarzen Augenbrauen düſter zuſammen und wandte ſich zum Gehen.

Es war Blanche'n ſogar, als hätte der finſtere, krumme und ſchielende Herr von Montchenu ein Wort fallen laſſen, das möglicher Weiſe ſo lauten konnte wie: Welche dumme und einfältige Gans iſt dieſes Mädchen! Sie hatte es nur nicht ganz deutlich gehört.

Aber ſie überlegte lange, welche Thorheit ſie denn eigentlich begangen hatte.

Und als ſie nun den ganzen Hof hinter den König ſich wenden und ihm nachfolgen ſah, ſiehe! da kam es ihr plötzlich wie eine Erleuchtung von oben, oder, um keinen Misbrauch mit heiligen Dingen in ſolchen profanen Angelegenheiten zu machen, die Zuflüſterung des ſchalkhaften Gottes der heidniſchen Liebe ſagete ihr, daß es wol eine große Thorheit mochte geweſen ſein, zu einem alten und

ſehr kranken Könige von der Jugend und Geſundheit anderer Menſchen zu reden.

Und ſiehe! in dieſem Augenblicke entdeckte ſie auch, daß im Grunde von allen denen anweſenden Herren des Hofes dennoch der König noch immer der Schönſte und Gefälligſte war; denn ſeine ſämmtlichen Ritter und Räthe hinkten, ſchlorrten und gingen ſo krumm oder waren dermaßen mißgeſtalt, als kämen ſie des geraden Weges aus einem Siechenhauſe und ſchleppten nur mühſam noch das Leben hin.

Kaum hatte Blanche dieſe Entdeckung in Erfahrung gebracht, als ihr noch zum Zweiten etwas Neues einfiel und ſie ausrief: Bei unſrer lieben Frau von Paris! Der Herr von Montchenu iſt ja nur kurzſichtig, wenn er mit dem Könige geht, und wenn Herr von Brion mit mir allein ſpricht, kann er wie jeder Andere gerade aufrecht ſtehen, und der Großkanzler Herr von Tournon ſpringt ja, ſo alt er iſt, noch wie ein Rehlein durch die Alleen des Gartens, ſo er ſich von Niemanden beobachtet glaubt, beginnt aber ſogleich gar erbärmiglich zu hinken, ſo er in den Schloßhof eintritt und etwa von denen Fenſtern unſres gnädigſten Königs und Herrn meinen könnte des Näheren beobachtet zu werden.

Wie ſich nun ſo abenteuerliche Dinge zuſammen verreimen ſollen, das zu ergründen, würde für einen Mann, der darüber die Bücher der Gelehrten hätte aufſchlagen

und die Meinung der Weiſen befragen müſſen, ſehr lange gedauert haben.

Ein weibliches Herz iſt ſchlau und begreift die ſchwierigſten Dinge gemeiniglich ſehr raſch, womit ich nicht geſagt haben will, daß es nicht auch könnte Ausnahmen geben.

Blanche hatte nicht nöthig, erſt ihren Großvater zu fragen, der ihr ohnehin keine Auskunft geben konnte, auch nicht ein mal dem guten Franciscanermönche aus der Abtei, der ihr Beichtvater war, vertraute ſie ſich ganz, ſondern ihre fünf Sinne ſagten ihr, als ſie den Firmin Allard endlich in der Ferne von dem Berge der Dreifaltigkeit bei Fontainebleau herabſchreiten und ihr oben an der Kapelle ſchon mit ſeinem Hut und einem Tuche, das ſie ihm ſelbſt in Avignon geſchenkt hatte, wie außer ſich für Freude winken ſahe. O du liebe Zeit! Das wird ſchlimm werden! Mein guter Firmin iſt für Fontainebleau ja viel, viel zu hübſch!

Es iſt aber, wie wir Männer wiſſen werden, denen Frauen nicht gegeben, Alles, was ihr Herz bedruckt, ſogleich immer auszuſprechen.

Auch hatte Blanche eine viel zu große Freude an der ſtattlichen Schönheit ihres Firmin, der im leichten Lederwammes mit gepuffeten Hoſen, einem weißen Hute mit wenn auch kleinen doch rothen Federchen, wie ein junger Trompeter von denen Muſketieren des Königs an ihrem

Arme ſtelzierte und ganz gut eine große rothe Feder am Hute hätte tragen können, um für einen der anmuthigſten Cavaliere der Garden des Königs gehalten zu werden.

Immer noch hoffete ſie auf eine günſtige Gelegenheit, dem Könige bei guter Laune zu begegnen und ihm ihr Anliegen wegen der Armoirie und ihrer Heirath auch ohne Firmin Allard vorzuſtellen.

Wie es nun aber geſchieht, daß man lange über einen Plan nachſinnet, deſſen Gelegenheit uns plötzlich, ehe noch ein Entſchluß deſſentwegen fertig geworden iſt, wie man zu ſagen pflegt, ungedunken überkommt, ſo wandelte Blanche auch einſtens durch eine von hohen Linden überſchattete Taxushecke mit ihrem geliebten Firmin in des Königs Garten und hatte gerade den Arm des ſchlanken, freundlichen und liebevollen Jünglings auf ihrer Schulter ruhen, als wider Erwarten aus einem Querwege der ganze Hof dahergeſchritten kam, den König an der Spitze und wie es ſchien heute nicht mit der freundlichſten Geberde.

Alle gingen ſehr raſch, denn der bucklige Meſſire Claude hatte das dem Könige der beſſeren Erwärmung ſeines Blutes wegen für einige Zeit angerathen.

Wie Blanche von ferne her den Hof und den König eilends ihr zuſchreiten ſahe, gab ihr der Anblick der ſchönen Damen und der wiederumb um den etwas wie im Hahnentritt ſchreitenden König verſammelten alten und häßlichen Männer den plötzlichen Gedanken ein, auszurufen:

Bei allen Heiligen, Maria, Joseph und deinem Schutzpatron! Ich bitte dich, Firmin, hebe ein wenig eine deiner Schultern in die Höhe und laß den König glauben, daß du miswachsen wärest! Es wird uns besser thun unser ganzes Leben lang!

Da Firmin solches hörete, sprach er:

Blanche, ist es deine Absicht, um Messire Triboulet's Stelle für mich anzuhalten und aus mir des Königes Hanswursten zu machen?

Nein! Beim Heil aller Seelen! erwiederte Blanche mit heftigstem Zittern und weinendem Tone: Guter, lieber Firmin! Gib den Stolz auf deine prächtige Leibesbeschaffenheit einen Augenblick hin und beleidige das Auge des großen Königes nicht durch deine gefährliche Jugend und hier nur störende Anmuth. Du bist mein allerliebster und schönster Firmin auf der Welt und ich möchte dich gleich hier vor denen fürnehmsten Herrschaften Frankreichs küssen; aber ich bitte dich! Einige Augenblicke Miswachs bringen uns, so Gott will, fünfzig Jahre guter Ernte ein!

Und als Blanche also gesprochen hatte, war der Hof auch schon dermaßen nahe, daß es die höchste Zeit wurde, einen Entschluß zu fassen.

Und wie es denn geht, daß in dem Beispiele anderer Menschen oft eine gar ansteckende Kraft liegt, die uns sogar in die Lage bringen kann, wider unsern Willen unter hundert einfältigen Menschen zuweilen am eigenen Ver-

ſtande irre zu werden und ebenſo dumm zu werden, wie es andere ſind, ob ſie gleich die Halskrauſe eines Rathsherrn tragen mögen, alſo zog es auch den Firmin Allard gleich wie unwillkürlich, in dem Augenblicke, da er nur Menſchen mit denen Gebreſten des Alters vor ſich ſahe, ordentlich mit Gewalt, den kecken Trotz ſeiner anmuthigen Jugendlichkeit aufzugeben und voll Schüchternheit gerade ſo, wie es ſeine geliebte Blanche gewollt hatte, ſich gleichfalls als einen Mann fürzuſtellen, den die gütigſte und beſte der Frauen, die gute Mutter Natur, trotz ſeiner ſchönen Geſichtszüge und ſeiner anſehnlichen Leibeslänge doch gar ſchadenfroh an unrechter Stelle mit Ueberfluß bedacht hatte.

Nicht auf den Platz, ſondern in allmäliger Vorſicht hob er langſam von ſeinen Schultern die rechte in die Höhe und ſtunde vor dem Könige, als dieſer nunmehro herangeſchritten war, wie das ſeltſamſte Ungethüm da, das ſich auf Jahrmärkten hätte können in Schaubuden ſehen laſſen.

Hatte der König aus Aerger über den ſtrengen Arzt Claude vorher gar finſter und verdrüßlich geſchauet, ſo ergriff ihn jetzt beim Anblick eines viel unangenehmeren Verdruſſes, den Blanche's ſchon in der Ferne gleich für dieſen erkannter Liebſter zu tragen hatte, eine ſolche annehmende Heiterkeit, daß er in das Gelächter des ganzen Hofes einſtimmete und betheuerte, es müſſe doch wahrlich

eine Unordnung in den Gestirnen vorgekommen sein, daß jetzund in Frankreich so viele misgestalte Krüppel geboren würden; denn selbst die schönsten Männer, die man aus dem anmuthigen Lande der Provence mit Sehnsucht erwartet hätte, träfen mit Schäden ein, die selbst der Doctor Claude nicht heilen könnte, anmaßen es dieser wohl an sich selbsten würde gethan haben.

Und so groß war nun das Vergnügen des Königes, daß er auch jetzt dennoch wiederumb der schönste Mann in Fontainebleau geblieben war, daß er zu Firmin Allard heranschritte, ihme vom schuldigen Niederknieen gnädiglich abwinkte und die Hand auf seine rechte Schulter legende die Worte sprach:

Mein armer Firmin Allard, hast du so lange den Hammer geschwungen, daß dir am Ambos zuletzt die Schulter so störend herauswachsen mußte, du armer Junge?

Blanche, mit schneller Besinnung und ängstend, ihr Firmin würde aus Verlegenheit etwas Unschickliches sprechen, fiel rasch ein:

Nein, mein gnädigster König und Herr, das hat der Firmin von einem bösen Falle, da er noch nicht laufen konnte. Es hindert ihn indessen nicht, der beste Diener seines Königs zu sein und es giebt Schwerterklingen von ihm genug, die so schön gearbeitet sind, daß man sie wie im Kreise biegen kann, was leider zum Theil in seiner Jugend hätte mit dem Firmin selbsten geschehen sollen.

Bei St.-Denis, antwortete der König voll sichtlichem Wohlbehagen an dem artigen Schatten, den sein Körper noch immer in wohlgestalter Ordnung längs der röthlichen Abendsonne, die gar lieblich durch die Blätter des grünen Parkes schien, warf, dann wünscht' ich, Blanche, daß er sich selbsten noch unter seinen Ambos kriegen könnte, um sich gerade zu klopfen. Ich will ihn dazu als Werkmeister in meiner Armeirie anstellen. Heirathet Euch bei Zeiten, damit man in Paris Euch diesen schmucken Burschen nicht rauben möchte, Blanche. Und wie sehr ich euch Beiden in Gnaden gewogen bin, werdet Ihr sogleich sehen.

Damit lachte der König wieder über die maßen und ging mit dem ganzen Hofe, der gleichfalls, wie sich gebührte, in seine gute Laune mit einstimmete, vorüber, um in einem nahegelegenen Pavillon die Bestallung Firmin Allard's in einem Briefe an den Hauptmann seiner Armeirie eigenhändig niederzuschreiben.

Aber es lachten die Meisten der Gesellschaft auch deshalb, weil sie der kleinen und vom Könige so bevorzugten Blanche die Demüthigung gunnten, ihren anfangs so gepriesenen Liebhaber als einen nunmehro doch eben auch nur Verwachsenen vorstellen zu müssen; nur einige Wenige, die den Firmin Allard vorhero schon gesehen hatten, schüttelten den Kopf über die Dreistigkeit dieses Mädchens und des jungen Burschen Verschmitztheit. Wenn sie nicht selber alle in Paris viel leichter gehüpft und gesprungen

wandeln, sondern, wenn er nicht auf der Jagd war oder des Nachts das Haus bewachen mußte, lag er an der Kette. Sein Witz war wohlgezogen; er fiel niemanden anders an, als auf den Börne ihn hetzte. Er hatte nicht die Art des Witzes bei andern Humoristen, die wie kleine Kläffer jeden Vorübergehenden, jeden Wagen, jedes Pferd anbellen und ihren Herrn in tausend Unannehmlichkeiten verwickeln. Börne hatte nie die Prätension, witzig zu sein. Man konnte ihn nicht einladen und annehmen, er würde gleich, noch ehe er der Gesellschaft vorgestellt wäre, mit einem Witz über die Schwelle stolpern. Das hat viele Leute so gewundert, in Börne beim Umgang einen so stillen, harmlosen Mann zu finden, der keineswegs mit Bonmots und Calembourgs um sich warf und bei dem geselligschaftlichen Rundspiele: „Die Leber ist von einem Hecht" boshafte Malicen anbrachte. Börne hielt weder Reden, noch konnte er witzig auf Bestellung sein. Er mußte ebenso auch in seinen Schriften Stoff und Veranlassung zum Witze haben, und um recht witzig zu sein, mußte er aus dem Vollen greifen, wie seine „Schilderungen aus Paris" beweisen, die unter allen seinen Schriften noch immer für das schlagendste Zeugniß seiner feinen Beobachtungsgabe und seiner geistreichen Satyre gelten haben *).

Börne konnte damals, als er (zum zweiten Male) 1822 in Paris lebte, die jesuitisch-aristokratische Reaktion ganz in

*) Man hat den Styl Börne's öfters nicht ganz correkt finden wollen. Theodor Mundt hat sich unter Andern die Mühe gegeben, beweisen zu wollen, daß Börne kein Deutsch schreiben könne. Es hat damit gute Wege. Einige Abweichungen seines Ausdrucks vom gewöhnlichen sind Provinzialismen. Eine wunderliche Art von Inversion in solchen Fügungen wie: „Die Treue, die das Band sollte sein, fehlte" ist das Auffallendste davon.

wären denn in Fontainebleau, so würden sie auch nicht geschwiegen haben. So aber hüteten sie sich wohl, den verdrüßlichen und grämlichen König auf den Betrug aufmerksam zu machen, den man mit ihm gespielet hatte, so sehr sie auch innerlich über die ganze Welt ergrimmet waren und dem Könige eigentlich von Herzen gunnten, ein mal zu entdecken, wohin seine Eitelkeit und schon zur Gewohnheit gewordene Gefallsucht die Menschen, die ihm dienen wollten, führen müsse.

Während der König jetzt zum Pavillon schritte, um das Patent für Firmin Allard auszufertigen, folgten die beiden Liebenden für Freude lachend und beinahe nach französischer Art singend.

Den Ehrgeiz, ein schönes Paar zu sein, hatten sie so vielen vornehmen Herrschaften gegenüber zwar in den Wind geschlagen, aber Blanche zwickte dem Firmin fast die Finger ab, um ihr Lachen zu verbergen, und dieser stunde mit seiner hohen Schulter verdutzt und unentschlossen, so lange der Hof auf einige Zeit verschwunden war.

Blanche, sagte er dann, welche Possen treibst du!

Diese aber, statt aller Antwort, zog ihn in ein Gebüsch, küssete ihn und sprach:

Ruhe dich ein wenig aus, mein lieber Junge! Ich werde Wache stehen, bis der König aus dem Pavillon zurückkommt. Haben wir das Patent für des Königs Armeirie, so setzest du dich auf ein gutes Pferd und reitest

ſogleich gen Paris. In drei Wochen ſegnet uns der fromme Bruder Franciscus auch auf dem halben Wege zwiſchen hier und Paris ein, wo es ſicher wie in der Chriſtenheit überall eine gute Kapelle mit dem zu einer richtigen Heirath Nöthigſten geben wird.

Es traf ſich nun aber, daß der König im Pavillon dem Leibarzte Meſſire Claude begegnete und mit ihm nach einigen Zeilen, die er an den Gendarmen-Hauptmann von Montaigu, den Vorſteher ſeiner Armeirie, geſchrieben, in folgender Weiſe ein Geſpräch anknüpfte:

Saget mir nur, Meſſire Claude, woher trifft es ſich, daß die Leute Eurer Statur in meinem Königreich jetzt ſo unnatürlich um ſich greifen?

Meſſire Claude war ſchon gewohnt, daß der gute König ſich gern auf Koſten anderer Menſchen im Spiegel ſeiner eingebildeten Vorzüge erblickte.

Er erwiderte daher, ohne im mindeſten beleidigt zu ſein:

Mein gnädigſter Herr und König! Ohne im geringſten einräumen zu können, daß ſich dieſe traurige Entdeckung wirklich beſtätigen ſollte, ſo könnte, wenn ſie wahr wäre, nur der Leichtſinn mancher Mütter Schuld daran tragen, welche ihren Kindern nicht die liebevolle Obhut ſchenken, die ſie von Gott und Rechts wegen verdienen. Würdet Ihr auf jedes im Verlaufe der Erziehung verwachſende Kind eine Steuer, ſo die Aeltern zu zahlen hätten, legen, ſo könntet Ihr verſichert ſein, edler Herr,

daß die Franzoſen bald alle wieder ſo ſchlank und ebenmäßig wie dort die Pappeln wachſen würden.

Nun, bei Gott, ſagte der König und ſtreute den Sand auf den Zettel an den Hauptmann von Montaigu, wahrhaftig, Meſſire Claude, dann hätte unſer Schatzmeiſter gute Tage und die Löhnung meiner Gendarmen ſollte mir keine Sorge mehr machen; denn die Buckel nehmen überhand. Saget mir nur, guter und gelehrter Doctor, iſt dieſes unnatürliche Uebel denn mehr ein wildes Fleiſch oder ein knorpelhafter Auswuchs, oder worin gefällt es der Laune der Natur, die ſonſten eine ſo herrliche und gemäßigte Künſtlerin iſt, bei Euresgleichen, wie es Meiſter Lionarde von denen jungen Malern ſeiner Zeit ſagte, ſo ſtark aufzutragen?

Während der Hof die Heiterkeit des Königes durch Gelächter unterſtützte, ergab ſich Meſſire Claude ruhig in ſein Schickſal, ſo gefoppt zu werden.

Er wußte wol, daß der König dieſe Art zu ſpotten für eine beſondere Gnade angeſehen wiſſen wollte und entgegnete dahero auch nur dieſe einfachen Worte:

Es würde zu weit führen, mein gnädigſter Herr und König, Euch den Bau eines richtigen Buckels auseinanderzuſetzen. Er muß zunächſt aus einer Verkrümmung des Rückgrates hervorgehen, wird dann eine Verwilderung des Zellgewebes und zuletzt eine ganz unſchädliche Zierde aller Männer von Witz und Scharfſinn; denn Ihr werdet

nicht leugnen wollen, gnädiger Herr, daß die Natur ſchon von des fabuleſen Aeſopi Zeiten an bis auf den Docter Claude herab bei meines Gleichen für die Unzierde des Höckers immer wieder einen Erſatz an Verſtandesgaben geſchenkt hat, was bei denen Lahmen, Gichtiſchen, denen Podagriſten, denen Schielenden und Einäugigen keineswegs der Fall iſt.

Dieſe Worte betonte Meſſire Claude aber mit einem ſo ſcharfen Blick auf die Umgebungen des Königs, daß dieſe im Gefühl ihrer wirklichen oder übertriebenen Gebrechen zu lachen aufhörten und es lieber gehabt hätten, dieſer Gegenſtand wäre nun von dem Könige verlaſſen worden.

Indeſſen täuſchten ſie ſich in ſelbiger Hoffnung.

Denn der König hörete nicht auf.

Das iſt gut geantwortet! ſagte er geſchmeichelt durch den Aerger ſeines Hofes und wandte ſich von denen Stufen des Pavillons wieder in den Garten zurück, den die Abendſonne gerade mit anmuthig ſpielendem Lichte erfüllte.

Und indem er nach Blanche und Firmin Allard, die ſich auch ſchon voll glücklichſter Hoffnung von ferne näherten, ausſchauete, fuhr er fort:

Nur das iſt doch eigen, Meſſire Claude, daß Eure teile Spielart der Natur keine gleich wiederkehrenden

Geſetze zu beobachten ſcheint. Ich habe doch ſchon Buckel geſehen, die wie Mantelkragen oder Krauſen von Rathsherren um den Hals zierlich aufgeſetzt ſchienen, andere, die ſich wie das Vordertheil einer Gondel ſo hinten an einen Menſchenrücken paßten. Wo aber das Uebel blos in die Schulter gefahren iſt, da hab' ich doch gefunden, daß es ſich weit öfter in die linke als in die rechte Schulter zieht. Obwol ſich auch darin Ausnahmen finden. Jener Burſch z. B., den ich ſeeben nach Paris in meine Armeirie als Werkmeiſter ſchicken will, macht eine fürnehmliche Ausnahme. Ihm iſt das Uebel in die rechte Schulter gefahren. Ich ſah ihn ausdrücklich vorhin darauf an. Da er ſeines Gewerbes ein Waffenſchmied iſt, ſo wird ihm gut thun, nicht länger ſelbſt den Hammer zu ſchwingen, ſintemalen ſonſt Gefahr ſteht, der Arm des guten Firmin möchte nicht mehr im Stande ſein, zum ſchönen Urbild der Jocunde herabzureichen, dieſem hübſchen Mädchen, dem ich wahrhaftig einen beſſern Geſchmack zugetraut hätte.

So ſcherzend und auf Königs- oder Löwenart im Gefühl ſeiner Stärke mit dem Schwachen ſpielend, nahte ſich Franz mit dem Hofe wieder dem harrenden Paare.

Blanche hatte Wache geſtanden und Firmin Allard aus dem Buſch, wo er die Schulter ausruhte, wieder hervorgerufen, da ſie des Königes anſichtig wurde.

Firmin Allard ſtand juſt neben Blanche, aber zufäl-

ligerweise dieses mal auf einer andern Seite denn vorhin bei des Königes erster Begrüßung.

Ohne seines Irrthums gewahr zu werden, hatte Firmin aus natürlichem Triebe die Schulter an derjenigen Seite gehoben, wo gerade neben ihm nicht Blanche stund.

Se vererst die rechte und dieses mal, ohne daß er es merkete, unglücklicherweise die linke Schulter.

Wie der König nun näher kam und noch eben von Firmin's Verdruß an der rechten Schulter sprach und gegenwärtig diese auffallende Veränderung wahrnahm, blieb er anfangs wie erschrecket stehen.

Alle Anwesenden sahen sogleich, was ihn so stutzig machte.

Wie? was ist das? rief der König, als er die Misgestaltung jetzt an Firmin's linker Schulter erblickte.

Wohl besann er sich, daß er früher seine rechte Hand erheben mußte, um sie dem jungen Mann auf seine rechte Schulter zu legen, und nun hätte er dazu die linke wählen müssen.

Darob verfinsterte sich des Königes Auge.

Zornig that er einen Schritt zurück.

Der ganze Hof folgte seinem Beispiel und so gewohnt war der König Franz, in Augenblicken, die sein Nachdenken oder seine wahre königliche Würde in Anspruch nahmen, die Einflüsterung der Eitelkeit abzulehnen, daß er

ſogleich die abſichtliche Täuſchung erkannte. Er murmelte einige unverſtändliche, aber ſehr zornige Worte und verrieth, daß zu ſeinem heftigſten Unmuthe ſich auch die Beſchämung geſellte.

Das Papier zitterte in ſeiner Hand. Die Vorſtellung, daß es ſchon für eine ausgemachte Sache galt, Jugend und Schönheit beleidigten ſein Auge und ſein eitles Herz, wirkte ſo niederſchlagend auf ihn, daß er bebte.

Blanche ſah ſogleich die traurige Veränderung und wußte voll Todesangſt keinen Rath; denn auch Firmin Allard hatte nunmehro alle Dreuſtigkeit verloren und verſtellte ſich nimmer.

Ueberwältigt von ihrer Angſt warf ſich Blanche dem Könige zu Füßen und bat weinend um Vergebung, wenn ſie den edlen Herrn irgendwomit beleidiget hätte.

Womit? fragte der König voll Grimms und den Firmin Allard, der ſchon vor Angſt ganz in ſeiner natürlichen Geſtalt vor ihm ſtunde, zurückſtoßend, ging er hurtig von dannen, begleitet von denen lautloſen Hofleuten, die nun den Schelmenſtreich insgeſammt erkannten und von der Leidenſchaft des beleidigten, in ſeiner ſchwachen Thorheit grauſam aufgedeckten Königes die bitterſte Strafe für die beiden jungen Leute erwarteten.

In dieſem Augenblicke geſchah es aber glücklicherweiſe, daß gerade fernher von der Abtei derer Franciscaner ein Glöcklein ertönte.

Es war die Stunde des Angelus, welches jeder recht gläubige Christ beten muß, wenn er das Glöcklein höret, sei es auf dem Felde oder im Walde oder wo sonst draußen oder in seinem Hause, sei's Hütte oder Palast.

Mitten in seinem Zorne und seiner Beschämung mußte der König nun still stehen.

Und er hielte seinen Hut, den er sich abgenommen, vor den Augen, um zu beten, so lange das Glöcklein lautete.

Und Alle folgten seinem Beispiele und neigeten sich scheinbar vor Demuth: doch lugeten sie unter ihren Fahnen und Hüten nur nach dem Auge des Königes, der noch zerknittert das Schreiben an den Hauptmann von Montaigu in seinen Händen hielt.

Einige zwanzig Schritte davon lag Blanche auf denen Knieen und Firmin Allard stund ihr zur Seite, als drohte ihnen eine Strafe, die im mindesten ans Leben gehen konnte.

Nur der König allein schien ganz mit jener Aufforderung zum Gebete beschäftiget, die das Glöcklein von der Abtei an alle Menschen richtete, die es gerade hören konnten, mochten sie auch mitten im Ausbruch einer Leidenschaft oder mitten in einem Werke begriffen sein, wo dem sündigen Menschen eine derlei Mahnung des Himmels nicht ungelegen kommen kann.

König Franz betete ernstlich und schien in seinem Hut

lein ſich zu beſinnen, daß auch er ein gnadebedürftiger Menſch wie Alle war.

Als der letzte Ton des Angelus verklungen, ſagte er mit noch leiſer aber nicht mehr böſer Stimme, daß Alle hörchten:

Wir wollen morgen nach Paris zurück, wo ich bisher geglaubt hatte, daß man allein die teufliſche Kunſt der Lüge und Verſtellung übe. Ich ſehe mit wahrer Betrübniß, daß auch unter dieſen meinen ſchönen Bäumen von Fontainebleau keine Wahrheit mehr zu finden iſt!

Und dann rief er einem Kämmerling und gab ihm das zerknitterte Blatt mit den Worten:

Kämmerling, gehet zu dieſer böſen und ſpitzbübiſchen Blanche, die ohne Zweifel den armen Tropf gezwungen hat, ſeine jugendliche und wohlgefällige Geſtalt vor mir zu verbergen. Den Augenblick ſoll ſie mit dem Werkmeiſter meiner Armoirie nach Paris reiſen. Ich mag ſie nie wieder hier in Fontainebleau noch ſonſt mit Augen wie derſehen.

Dieſer Kämmerling ging und vollzog des Königes Befehl.

Das junge Paar hatte den ſchönen Ausgang nicht erwartet.

Es wollte nun dem Könige nacheilen, um durch einen Fußfall zu danken.

Der Kämmerling ſagte aber, daß der König ſolches

verboten hätte, hielte sie zurück und wehrte ihnen im Ernst zu folgen.

Er wiederholte:

Der König will Euch Beide nicht in Fontainebleau überhaupt und sonst nirgends mehr sehen.

Als die jungen Leute das hörten, waren sie zwar anfangs betrübt.

Wie sie aber allein stunden und das Papier gelesen hatten, das der König an den Hauptmann von Montaigu eigenhändig geschrieben hatte, wurden sie wieder froh, umarmten sich und sagten:

Das hat Gott gewollt! So gut haben wir es nicht erwartet.

* * *

Der König hatte das aber vom Nichtwiedersehen nur so gesagt.

Er blieb darum doch dem jungen Paare, als es sich verheirathet hatte und nach Paris gezogen war, gar gnädig und sah es in Paris noch etlichemalen, und als Blanche Allart den ersten Sohn geboren, bat sie den König durch ein schönes Schreiben, welches ihr wieder der gute Bruder Franciscaner aufgesetzet hatte, als er gerade zu Paris in Ordensgeschäften war, er möchte doch aus hohen Gnaden des Kindes Pathe sein.

der Nähe beobachten. Wie wenig sich die Bourbonen befestigt hatten, beweist die spätere Möglichkeit der Julirevolution. Sie fühlten sich auf einem unsichern Boden, der unter ihren Füßen wankte und den sie zu stützen glaubten, indem sie sich blind der eifernden Ultrapartei in den Kammern überließen, rachgierigen Emigranten, die Frankreich wieder in die Tage Ludwigs XV. zurückversetzen sollten. Villèle hatte so eben das Staatsruder ergriffen und arbeitete an der Aufgabe, sich so unpopulär wie möglich zu machen, mit großem Talente. Börne griff das Villèle'sche System in Cotta's Politischen Annalen an, die damals von Murhard redigirt wurden. *)

Wir schließen hier eine Reihe von Aeußerungen Börne's an, die nach mündlichen Gesprächen ohne sein Wissen niedergeschrieben wurden.

Er sprach einmal 1820 bei der Lektüre Wilhelm Meisters seine Abneigung gegen Goethe aus. Man kam an die Scene mit den Schauspielern. „Das gefällt Ihnen? sagte er. Mich empört es, wie er diese Leute herabwürdigt, demüthigt. Welcher Hohn, welche Geringschätzung, welche Verachtung! Und seine kalten vornehmen Leute! Das ist eben der Goethe! So auch im Tasso . . . seine Sprache ist kalt. Und seine naturtreuen Schilderungen? Was schildert er denn? Seine Welt, wie er, die Vornehmen, das glatte Volk. Was ist da dahinter! Und welche Unsittlichkeit, der er immer den Sieg einräumt. Wie er im Faust den Teufel mit Gott sprechen läßt: „der alte Herr!" Der ist kein Dichter, der den Menschen nicht erhebt, veredelt, tröstet. Sein Werther, da ist er Mensch. Man sieht, daß er noch nicht am Hofe lebte. Auch die Lieder des

*) Siehe den V. Band, Gesammelte Schriften, Stuttgarter Ausgabe. S. 374 84.

Und König Franz hub es auch aus der Taufe durch seiner Kammerherren Einen.

Es wurde jedoch in die Kirchenbücher von St.-Germain Auxerrois, welches die führnehmste Kapelle dicht am Louvre ist, so eingetragen, als wenn es der König selbsten gethan hätte.

Und als er nach der Taufe seine junge Frau Schwertsegemeisterin eines Tages besuchen und überraschen wollte, hatte man vom Louvre aus es ihr vorher, wie das so geschiehet, schon gesteckt.

Ihr Mann, der eben von der Werkstatt kam, wollte rasch eilen um sich zu waschen und wie sich gebühret aufs sauberste zum Empfang des Königs, nunmehro seines Gevatters, zu reinigen und zu kleiden, denn er war so schwarz, als käme er geradewegs aus der Hölle.

Blanche jedoch sagte zu ihm:

Laß das nur, lieber Firmin, bleibe ja so, wie du bist!

Und wie der König kam, da schiene ihm das baß zu gefallen, denn nachdem er Allard draußen begrüßet hatte, und bei der schönen jungen Frau nun selbsten eintrat, sagte er:

Pfui! Blanche! Pfui! Was ist dein Mann für ein großer schwarzer Teufel!

Blanche lachte aber sehr und der König wollte nun nichts mehr, da sie davon anfing, von Fontainebleau wissen, sondern war so gnädig, daß er der schönen jungen

Frau und seiner Gevatterin ein prachtvolles, schweres goldenes Schaustück umhenkete, darauf er selbsten abgebildet war, nicht so, wie er jetzt ausschaute, sondern so schön und anmuthig, wie er einst in seiner Jugend gewesen war.

Es wurde aber zuletzt recht schlimm mit König Franz.

Er legete sich und verließ auch in Kurzem diese irdische Welt, wo nichts vergänglicher ist als Schönheit und Jugend und selbsten für Könige nicht bestehen bleiben will, wenn sie es auch gemeiniglich, wie noch vieles Andere, was anzuführen hier zu weit würde geführt haben, nicht gerne hören und erst nach langer Zeit durch einen solchen Zufall entdecken mögen, wie damals König Franz in Fontainebleau.

# Die
# kleine Narrenwelt.

Von

**Karl Gutzkow.**

Zweiter Theil.

„Der Mensch, die kleine Narrenwelt — "
Mephiſto.

**Frankfurt am Main,**
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1856.

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt am Main.

# Inhalt.


Die Nihilisten:

| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. Cap. | Das Recht der freien Selbstbestimmung . | 3 |
| 2. Cap. | Constantin Ulrichs . . . . . | 27 |
| 3. Cap. | Rechte und Pflichten . . . . . | 47 |
| 4. Cap. | Frieda, das Kind Gottes . . . . . | 69 |
| 5. Cap. | Das Pfarrhaus in Liederbach . . . . . | 87 |
| 6. Cap. | Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes | 113 |
| 7. Cap. | Bewährungen und Ausgänge . . . . . | 153 |

Pariser Skizzen:

| | | |
|---|---|---|
| I. | Die Ankunft . . . . . | 191 |
| II. | Die Kamelien-Dame . . . . . | 208 |
| III. | Ein Abend in der Großen Oper . . . . . | 213 |
| IV. | Die Frauenwelt . . . . . | 230 |

# Die Nihiliſten.

## Eine Erzählung.

# Erſtes Capitel.

## Das Recht der freien Selbſtbeſtimmung.

In einem traulich eingerichteten Zimmer deckte ein junges Mädchen den vor dem Sofa ſtehenden runden Tiſch mit einer grangläuzenden, buntgemuſterten, großen Theetiſchdecke von Damaſt. Sie ſtellte von einer Etagere, auf der ſich allerhand buntes Glas und Porzellan befand, auf dieſe Decke drei goldgerändete Taſſen, ordnete Teller, Zuckerſchale, Meſſer, die ſie in kleine zierliche Servietten einſchlug, rückte an den Stühlen, legte die Sofakiſſen in Ordnung und verrichtete ſomit eine Reihefolge von Handlungen, die wir nicht beſchreiben würden, wenn die junge Dame ſich auf den Beſuch, den ſie zum Thee zu erwarten ſchien, nicht mit einem Ernſte und einer Feierlichkeit vorbereitet hätte, die ſelbſt die darauffolgenden Rüſtungen der kleinen Lampe, der Theemaſchiene, der von einer Magd hereingetragenen bezuckerten Bäckereien, des Milchtopfs und welche Verſorgen alle zu einem behaglichen

Theeabende gehören, mit einer so überdachten und fast hereischen Miene verrichtete, daß man eine Fee, die zu geringer Erdenarbeit verurtheilt wurde, zu sehen glauben muß, auch wenn nicht das ernste, schöne, junge Wesen vom Dienstmädchen bei jedem dritten Worte Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein! höchst respectvoll wäre angeredet werden.

Das gnädige, junge Fräulein hieß Hertha Wingolf und gehörte nicht dem Adelstande an.

Unbestreitbar aber war sie von der sogenannten „höhern Gesellschaft.“

Wenn Hertha Wingolf zu ihrer Theeabendrüstung einen Stuhl erhob, so geschah dies mit einer Armbewegung, wie wenn Semiramis den Grundstein eines neuen Tempels in Babylon gelegt hätte.

Sie erkundigte sich bei Visetten, so hieß das Dienstmädchen, nach dem heißen Wasser. Das geschah in einem Ton, mit einem Ausdruck, wie wenn eine isländische Seherin den Priester gefragt hätte: Wie geht es mit dem Geyser oder mit den heißen Schlacken des Hekla?

Sie ließ sich sogar herab, Hertha Wingolf, mit Visetten von einem Teller mit Wurst und einem mit Schinken zu sprechen, zwei Tellern, die des Geruchs wegen noch beide in der Küche harrten, aber den Preis der Wurst und den Preis des Schinkens netirte sie in ein sauberes

alten Harfners haben mich immer tief bewegt... Dieſer Schmerz der Einſamkeit! Auch Mignon und ſeine italiäniſchen Dichtungen.“ Merkwürdig ſind dieſe Zugeſtändniſſe an Goethe, die beinahe den Unmuth der erſten polternden Verurtheilung wieder aufheben.

Ein Andermal bemerkte er: „Die Griechen... ja, das war ein ſchönes Leben. Auch der Tod ſchön. Alles heiter, froh und friſch. Aber die Spartaner mag ich nicht. Dieſe tolle Idee, das Individuum dem Staate aufzuopfern! Der Staat ſoll zur Wohlfahrt der Menſchen dienen, aber nicht der Menſch dem Staate aufgeopfert werden. Die Römer mag ich auch nicht. Alles düſter und ernſt. Eben wieder der Staat vorherrſchend. Auch die Juden ſind düſter und ernſt. Das iſt ihr Egyptiſches.“

Als im Jahre 1822 Gerüchte von Napoleons Wiederkehr auftauchten, ſagte er: „Der fehlt nun noch, um von Neuem die Tyrannei zu organiſiren. Ich mag ihn überhaupt nicht. Friedrich den Zweiten lieb' ich. Der hat beim Helden ſoviel Menſchliches, Gemüthliches. Sein ſchönes, großes, geiſtvolles, blaues Auge ſpricht mich an. Daß er gern gut gegeſſen, iſt gar kein Fehler. Auch im Eſſen kann Geiſt liegen. Und es iſt eine glückliche Neigung: wenn viele Genußfähigkeiten abſterben, bleibt die am längſten.“

Ein Andermal äußerte Börne: „Ich beurtheile immer einen Menſchen mehr nach dem, was er *mich* reden macht, als nach dem, was er redet.“ Wieder einmal: „Ich will lieber ſelbſt Sorgen haben, als mit ſorgenvollen Leuten, d. h. Geſchäftsmenſchen umgehen. Der Adelige lebt wirklich in einer reinern Luft. Wir mit unſern Sorgen in einer verpe-

Notizbüchelchen, das ſie inzwiſchen aus einem Schranke genommen.

Hertha's weiße, zarte, längliche, ganz der Carus'ſchen „ſchönen Seele“ entſprechende Finger, glänzten wetteifernd mit dem ſilbernen Crayon, mit dem ſie bedächtig die Worte niederſchrieb: Ein Viertel Schinken zwei Groſchen, ein Viertel Wurſt zwei ein halb Groſchen! . . .

Zwei und reſpective zwei und ein halb Groſchen? werden unſere wirthſchaftskundigen Leſerinnen fragen. Sie werden den Namen einer Stadt zu hören wünſchen, wo es ſo billige Preiſe gibt. Wo liegt dies Elderado der erfreulichſten Erübrigungen am Wirthſchaftsgelde, die ein ſtillangelegtes Sparen für gewähltere Toiletten möglich machen?

Wir könnten den Namen der Reſidenz eines großen deutſchen Mittelfürſten nennen; aber man gebe ſich über die dortigen Fleiſchpreiſe keinen Täuſchungen hin! Wir dürfen nicht verſchweigen, daß Liſette bei Nennung dieſer geringen Summen ganz eigen ihre kleinen braunen Augen zuſammendrückte. Innerlich gewiß lacht etwas in unſerer Zofe. Das vornehme, in einem ſeidenen Kleide dahinrauſchende junge Mädchen, das ſich einbildet, die ſämmtlichen in ihrem eleganten Wirthſchaftsbüchelchen verzeichneten Preiſe für Frühſtückſemmel, Butter, Kaffe, Eſſen aus dem Speiſehauſe, Thee, Zucker, Schinken und Wurſt entſprächen wirklich den üblichen Preiſen des Marktes,

der Fleischbank und des Specereikrämers, dies gläubige vernehme Mädchen ist es, das ihr lächerlich vorkommt.

Lisette jedoch, wohlweislich ihr Lachen verbergend, geht in die Küche zurück, nicht ohne die Versicherung, daß Frau von Zabel, eine höhere Beamtenwittwe, bei welcher Hertha Wingelf zur Miethe wohnte, doch nun bald »jeden Augenblick« aus der Stadt zurückkommen müßte.

Hertha Wingelf hatte sich überzeugt, daß ihre Vorbereitungen zu einem Thee à trois mit so viel Umsicht getroffen waren, als man bei einem im Leben »selbständig dastehenden« Wesen erwarten durfte, öffnete nun das Fenster und sah hinaus in die Schatten des Abends, die duftig und schon kühl sich niedersenkten.

Hertha's Wohnung lag vor den Thoren. Es war nicht die elegante Vorstadt der wirklich ansehnlichen und mit zehn bis zwölf an ihren höchsten Spitzen jetzt noch vom Abendsonnenschein vergoldeten Thürmen vor ihr liegenden Residenz, die sie bewohnte; es war eine minder beachtete Gegend, ein Viertel, halb den wirklich Armen, halb den verschämt Armen angehörend. Mancher zu der trostlosen Nothwendigkeit, die man Einschränkung nennt, Gezwungene zog sich hierher zurück. Keine Paläste und keine Hütten; aber behagliche Mittelsteckwerke mit mancher gefälligen Einrichtung wie bei Frau von Zabel. Eine freundliche Gartennatur durchzog diesen entlegenern Stadttheil und die rings um die Residenz ausgebreiteten Gar-

tenanlagen durchkreuzten sogar die kleinen Gäßchen und Winkelchen selbst. . . .

Da mußte ein Blick durchs Fenster — es war noch nicht sieben Uhr und schon dunkelte es und die Luft ging octoberhaft herbstlich — ein so beredtsames Schweigen auf den Gärten antreffen, das Ohr ein so heimliches Summen hören, wie es vom Baum zu Busch zog, ein so grüner Friede mußte durch die Natur waltend vernommen werden, daß nur noch das fernher erklingende Abendläuten fehlte, Herzen weich und feierlich zu stimmen.

Die Glocken läuteten dann wirklich. Aber Hertha stand entweder über sentimenaler Naturauffassung überhaupt oder eine auf ihrem Antlitze ruhende Spannung ließ weiche Empfindungen nicht aufkommen. Von Minute zu Minute schien sie unruhiger zu werden. Ein mal nach dem andern nahm sie von ihrer Brust die goldene Uhr und sah danach. Dann schloß sie das Fenster; die Nachtluft war zu kühl. Nun zündete sie die Lampe an. Unruhig ging sie auf und nieder und blieb endlich vor dem, an der Wand hängenden eleganten Bücherborde stehen, nahm davon ein Buch herab, setzte sich in die Sofaecke und begann, um ihrer Empfindungen Herr zu werden, an einer Stelle weiter zu lesen, wo ein hübsch gesticktes Lesezeichen andeutete, daß sie in ihrem Studium — Feuerbach's „Wesen des Christenthums“ läßt sich nicht lesen, sondern nur studiren — zuletzt stehen geblieben war.

Während wir die ſchlanke, edelgebaute Hertha Wingolf in ihrer Sofaecke den Feuerbach leſen laſſen, wo von ihrer freien hellen Stirn die mächtigen, ſchöngeringelten, blonden Locken gerade auf die Stelle niederglitten: „Die praktiſche Anſchauung iſt eine ſchmutzige, vom Egoismus befleckte Anſchauung; bei ihr ſchau' ich ein Ding nicht um ſeiner ſelbſt willen an, ſondern nehme es, wie wenn man ein Weib nur um der Sinne Willen liebt. Die praktiſche Anſchauung iſt in ſich nicht befriedigt, nur die theoretiſche iſt es, ſie iſt freudenvoll, ſie allein iſt ſelig; ihr iſt der Gegenſtand der Liebe ein Gegenſtand der Bewunderung ...“ während wir Hertha, ſagen wir, über dieſe Worte nachſinnen laſſen, erblicken wir aus dem hohen ſtattlichen Gebäude, welches in der Reſidenz ſeit Jahren das Juſtizminiſterium dieſes bedeutenden Mittelſtaats inne hatte, eine in einen leichten Sommermantel gehüllte Geſtalt treten.

Der Portier kennt die Geſtalt ſchon, kennt ſchon die nächtlichen Ausgänge des Geheimraths, der ſeit einem halben Jahre die Geſchäfte des Miniſteriums verſorgte und nur noch ohne den Namen des Miniſters wirklich der Miniſter ſelbſt war. Die verhüllte, eilend von der breiten Stiege tretende Geſtalt fand die ſchwere Pforte ihres Hôtels raſch aufgezogen, raſch fiel ſie hinter ihr zu. Des Geheimraths Gattin war im Theater. Sie ſchien ge-

wohnt, ihn des Abends, wenn ſie von mancher guten Vorſtellung heimkam, nicht mehr anzutreffen.

Mit feſtem ſichern Schritte legte die hohe Geſtalt des Geheimraths eine Straße nach der andern zurück. Durch die belebteſten Gegenden drängte ſich der Dahinſchreitende, nicht ohne da und dort raſch von einem Vorübergehenden erkannt und feierlichſt begrüßt zu werden. Man zündete ſchon die Laternen an.

Endlich kam der eilige Wanderer zu jenem Thor, das in die bezeichnete Vorſtadt führte. Er ſchlug den Weg zur Wohnung der Frau von Zabel ein. Ein Blick nach den Fenſtern Hertha Wingolf's überzeugte ihn, daß ſie daheim war. Raſch zog er die Hausklingel. Die geſchloſſene Thür öffnete ſich. Trotz des Dunkels fand ſich der Beſuchende zurecht; er kannte die Stiege. Oben leuchtete Liſette. Der Ausruf: Herr Geheimrath! kam von ihr in etwas befremdetem Tone. Mit wenig Schritten war der Beſuchende in Hertha Wingolf's Zimmer.

Du biſt es? ſagte ſie erſtaunt.

Ja Hertha, ich bin es! ſagte der Gaſt und legte den Mantel ab. . . .

Hertha's Gruß war ſo gezogen, ſo langſam, ſo fragend gekommen, daß man erkennen konnte, wie ſie dieſen Beſuch am wenigſten erwartet hatte.

Geheimrath Wingolf küßte Hertha's Stirn und auch auf die erſte Ueberraſchung nur mochte ihre Miene einen

befremdeten Ausdruck zeigen. Sie sammelte sich. Sie besaß das Taktgefühl eines edeln Herzens und — erblickte sie in den Augen des Gastes nicht eine Thräne? Die Thräne konnte von der herbstlichen Abendluft kommen, vielleicht von innerer Rührung.

Der Besucher war ein Mann, den sie liebte, ihr Vater.

Zwei Menschen standen sich gegenüber, an denen der Schöpfer oder sein Nachahmer, der Künstler, Freude gehabt hätte.

Die Tochter des Vaters Bild. Der Vater, schon den Funfzigen nahe, aber noch von jugendlich fester Haltung seiner hohen Gestalt, von reichem, lockigem, wenn auch ergrautem Haar, von Milde im braunen Auge, voll Ernst im festgeschlossenen Munde. Die Hand, die er seinem Kinde bot, so weich, so warm. So war auch sein Gruß, den Hertha, ihm gleich an Hoheit und Adel, nach kurzer Sammlung herzlich erwiderte.

Der Vater setzte sich. Er sah sich um. Die Zurüstungen des Thees, die er bedauern mußte gestört zu haben, die Tassen, die er nicht gezählt und zur Veranlassung einer Frage genommen, mit Wem Hertha, außer Frau von Zabel, heute zu Dritt sein würde, das Gebäck, der nun von Visetten hereingebrachte Fleischvorrath, alles Das änderte freilich schon die Stimmung. Aus des Vaters Auge blickte Wehmuth und um seinen Mund spielte bald auch etwas von Ironie.

Einen Gruß von Eugenien! ſagte er.

Ein ſtummes Nicken war der Tochter Dank.

Der Herbſt kommt mit Macht! fuhr der Vater das Haupt ſtützend fort. Die Abende werden lang. Du wirſt dich hier einſam fühlen.

Doch nicht! erwiderte Hertha mit eigener Feſtigkeit und legte den Feuerbach von der Sofalehne, nicht damit ihn der Vater nicht ſähe, ſondern damit er bequemer ſäße.

Nun trat eine Pauſe ein.

Hertha nahm eine vierte Taſſe von der Etagère der Frau von Zabel; es war eine eigenthümliche Taſſe, eine verwitwete gleichſam, es ſtand wenigſtens darauf: Für den Hausherrn. Herr von Zabel hatte, als er noch dem Staate, ſeiner Hausfrau und ſich ſelbſt lebte, daraus gefrühſtückt. Wingelf lehnte die Taſſe und ein Couvert ab und da ihm Hertha mit kleinen und unweſentlichen Erkundigungen kam, ſo ſagte er:

Hertha, wann hört die ganze Thorheit auf?

Hertha verſtand ſogleich, was der Vater unter ganzer Thorheit meinte.

Ihr ſchönes dunkelblaues Auge verfinſterte ſich. Sie ſchwieg aber und blickte nur nieder. . . .

Ich habe, fuhr der Vater fort, die Richtung, die nach dem Tode deiner Mutter dich überkam, ſo lange für eine ungefährliche genommen, als du unter meinen Augen lebteſt. Zehn Jahre der Selbſtändigkeit, von deinem

eilften bis zu deinem einundzwanzigſten, haſt du in unſerm kleinen Provinzleben die Blume der Wunderwelt, der träumeriſche Geiſt des Aparten und Barocken ſein dürfen, ſo lange ſich das väterliche Dach darüber wölbte. Jedermann hatte Gefallen an deiner Entwickelung und ſo wie du warſt, ſo nahm man dich. Daß ich leider dann die „Thorheit“ begehen mußte . . . noch an mein Herz zu glauben. . . .

Vater! erwiderte Hertha auf dies letzte beſonders ſchmerzlich hervorgehobene Wort und ergriff des bewegten Mannes Hand und bat ihn, ſich nicht durch eine Erörterung aufzuregen, deren eigentliche Abſicht doch, wie er ja wiſſe, ihr Ziel verfehle, verfehlt hätte und ewig verfehlen würde.

Ich kann dort das Bild deiner Mutter nicht ſehen, fuhr der Vater mit einem Blick auf die an der Wand hangenden Büchergärten und was ſich darüber an Bildern erhob, fort, ich kann es nicht ſehen, ohne nicht den Drang einer Rechtfertigung zu fühlen. Luiſe ſieht ſo ruhig, ſo verſöhnt auf mich nieder! . . .

Hertha unterbrach dieſe Erörterung. Sie wußte, daß ihre verklärte Mutter dem Vater ein Geiſt war, der auf dieſer Erde ſeine wahre Stätte nicht gefunden und deshalb frühe ſcheiden wollte. Sie wußte, daß der Vater an dieſen Geiſt nie dachte, ohne nicht etwas zu fühlen, wie wenn ein Beethoven'ſcher Accord durch die Lüfte zog. Eine elf-

jährige Ehe war die Harmonie ſelbſt geweſen. Zehn Jahre hatte dann der Vater dem nachklingenden Tone des Glücks noch gelauſcht, ihn nur allein aus dem Leben als ſeinen Führer ſich herausgehört. Da kam das äußere Weltglück an Wingolf's Hausopferte, pochte an ſein Leben mit Ueberraſchungen an, von denen er nie eine Hoffnung haben konnte. Er wird Chef eines erſten Gerichtshofs. Eine Mahnung der Stände wirft der Juſtiz des Landes Vernachläſſigung der Reformen vor. Man ruft, um der öffentlichen Meinung eine Befriedigung zu geben, Wingolf in die Reſidenz, gibt ihm die Stellung eines Miniſters, deſſen Rang er ablehnt, weil er die Vorliebe des Souveräns für alte Namen kennt und ſich die Stellung eines Aufgedrungenen nicht zu ſehr erſchweren will. Dieſe frohe Wendung ſeines Lebens erfüllt ihn mit geſteigerter Empfänglichkeit für die Schönheit des Daſeins. Er wählte eine zweite Gattin. Aus wirklicher Neigung. Er war wie ein aufgegebener Baum, in dem ſich wieder mit dem Frühling plötzlich ein Wachsthum regte. Eugenie von Saalfeld wird ſeine Wahl, die Freundin ſeiner Tochter. Beide ſpielend und tändelnd um ihn als Kinder ſchon. Als beide erwachſene Jungfrauen waren, er nach der Reſidenz als Miniſter ſcheiden ſoll, da Eugenien von Saalfeld, die eine Waiſe bei Verwandten an ſeinem frühern Beſtimmungsorte lebte, die Freundin ſeiner Hertha, noch einmal betrachtet, wagt er ihr das ſchwere Loos

anzutragen, an der Seite eines faſt funzigjährigen Mannes durchs Leben zu gehen. Eugenie, ein blühendes, edles Mädchen erſchrickt anfangs, hört aber die wiederholte Bitte und willigt ein, ſich aus Scheu und Schamgefühl jedoch der Freundin, der ſie Mutter wird, nicht ſogleich erklärend. Dieſe reiſt mit dem Vater ab. Unterwegs geſteht er der Tochter ſeine Wahl; ſie ſinnt und ſinnt und an dem Tage, wo Hertha's Freundin, aus der Provinz als des Vaters Gattin von ihm abgeholt, in die neue, prachtvolle amtliche Wohnung der Reſidenz eintritt, hatte Hertha das väterliche Haus verlaſſen. Sie ergriff dieſe Wendung als das Ende einer ſchon lange in ihr gährenden Kriſis. Sie nahm ſie als einen Fingerzeig des Schickſals, einem ſchon längſt in ihr unwiderſtehlich gewordenen Drange nach Freiheit und Selbſtändigkeit zu folgen. Durfte es ihr an ſich genommen ſchon peinlich ſein, eine Freundin als Gattin ihres Vaters zu begrüßen, hatte ſie hier volle Gelegenheit, das Loos der Frauen zu verwünſchen, über die der »Zufall«, das »blinde Spiel des Würfels« entſcheide, durfte ſie ausrufen: Ein Vater, der der Freier meiner Geſpielin wird! und dachte ſie ſchon längſt mit Ingrimm an Das, was die Menſchen Liebe nennen, ſo hatte ſie jetzt ganz der ihr immer nahe geweſene Geiſt der »Selbſtbeſtimmung« ergriffen, der keinen Zügel mehr dulden mochte. Sie konnte ſich das Glück des Vaters an der Seite Eugeniens denken; ſie gönnte es

ſteten. Wir haben nur romantiſche Freuden, die Freuden — der Leiden!“

In einer lebhaften Unterhaltung in Paris (1823) äußerte er: „Wunderbar — Voltaire, der iſt wie eine Naturkraft wie ein Element. Ich denke mir immer, ſo wie Andere nachdenken müſſen um etwas zu ſchaffen, ſo mußte er nur immer dämpfen um niederzuhalten, weil es zu viel war.“ Das Geſpräch kam auf Napoleon: „Bleibt mir weg mit eurem Napoleon, der ſchwächſte erbärmlichſte Fürſt iſt mir lieber, er war ſtark genug den Despotismus zu gründen, vor den andern fürchte ich mich nicht..... Wäre er nach Amerika gekommen, hätte er viel erobert, er war aber nicht geboren, freie Staaten zu regieren, ſein Wille war zu ſtark — doch iſt's freilich unvernünftig zu ſagen, er hätte anders handeln ſollen, man kann nicht doppelt ſein.“ Als man von Hudſon Lowe ſprach, bemerkte er treffend: „Die Engländer ſind hart gegen Gefangene, weil ſie im eigenen Lande keine Gewalt ausüben dürfen.“ Ein Endreſultat lautete: „Wer die Macht hat, mißbraucht ſie, die Macht verblendet, der Menſch iſt nun einmal ſo, deswegen müſſen Geſetze ſein. Und Hofleute ſind wie Hunde, ſie müſſen nun einmal einen Herrn haben, ſo ſchmeicheln ſie jeder Macht.“ Man ſprach von Auszeichnungen: „Wie man ſich adeln laſſen oder einen Orden tragen kann,“ ſagte Börne „das iſt mir unbegreiflich! Lieber wollte ich eine Livree tragen und hinten auf die Kutſche ſpringen. Der Fürſt giebt einem einen Orden, gewöhnlich hat man nichts Gutes dafür gethan.“

Ein Andermal war von Grimm, Diderot und der damaligen Zeit die Rede: „Die waren glücklich,“ ſagte Börne, „glücklicher als wir. Bei dieſen war das Gefühl für Revo-

ihm; aber ſie mochte dieſe Hingebung eines jungen Mädchens an ein ſolches Leben der ſich beſcheidenden Pflicht nicht ſtören. Sie verließ die Wohnung des Vaters, vertraute ſich einer älteren Freundin ihrer Mutter und bezog bei ihr dieſe kleinen Zimmer, in denen ſie ſich eine Exiſtenz geordnet hatte ganz nach dem Drange ihres Bedürfniſſes. Und litt auch der Vater unter dieſem tief aus ſeiner eigenen Natur kommenden Sinn ſeiner Tochter, litt er in ſeinem Innern ebenſo ſehr wie vor der Geſellſchaft — denn kaum in ſeine neue Würde eingeſetzt gab ihm ſein Kind ein ſolches »Aufſehen« — ſo ertrug er doch ſeit mehren Monaten ſchon mit Geduld eine Wendung, die ſich bei dem ſchon früh in dem ſelbſtändigen, durch Penſionen und Erzieherinnen zum Eigenwillen geſteigerten Sinne Hertha's nicht ändern ließ.

Darum ſtaunte Hertha, als der Vater heute von Neuem mit ſeiner Einſprache kam. Sie hatte ſeine Unterſtützungen, die, wenn auch noch nicht ganz, doch in abſteigendem Maße eingehen ſollten, doch immer noch angenommen. Es ſollte deren von Monat zu Monat weniger werden (daß die Preiſe für ſie ſo niedrig geſtellt wurden, wie wir vorhin an dem Lächeln Liſettens und den beiden Tellern mit Fleiſch ſahen, beruhte auf einer Verabredung Eugeniens, ihrer Mutter, mit Frau von Zabel), ja ihr Ideal war eben in ermuthigender Folge jener Wohlfeilheit des Daſeins dies geworden, ſich ihre Exiſtenz ſelbſt

verdanken zu wollen. Aber der Vater wollte heute dagegen Einſprache thun. Er war in der Abſicht gekommen, ſeine Tochter zu fragen, ob es wahr wäre, daß ſie in einem ihr befreundeten Hauſe muſikaliſchen Unterricht zu geben gedächte?

Ja, bei Frau von Reiſig, ſagte Hertha mit ruhiger Beſtimmtheit; ich komme immer mehr zu der Erkenntniß, daß wahres und dauerndes Glück nur durch Das gebeten wird, was man ſich ſelbſt erwirbt. Das weibliche Geſchlecht iſt der Paria der Civiliſation. Wir haben uns begnügt, uns, wie mir von hundert Freiern geſchah, ſchöne Dinge über unſere Außenſeite ſagen zu laſſen und ſind Sklavinnen des Innenlebens geworden, wenn die Feſſeln, die wir tragen, auch noch ſo vergoldet ſchimmern. Wie ſehr wir im Leben ohne Würde daſtehen, kann ein Mann kaum fühlen. Man muß jene ganze Kette von Unthugenden kennen, die ſich tief im Leben der Frauen angelegt hat, um recht zu begreifen, was ich meine. Der Wahn der Eitelkeit iſt durch Erziehung und Bildung der Mittelpunkt aller unſerer Beſtrebungen geworden. Ihm bringen wir ſtündlich ſchmachvollſte Opfer, ihm huldigen wir mit unſerer eigenen Entwürdigung. Man laſſe nur den Frauen einmal Raum, ihren Muth, ihre Ausdauer und ihre wahre Hingebung an die Pflicht zu prüfen! Wir ſind ein ſpartaniſches Geſchlecht, Vater, während die Männer

uns für ſo verweichlicht halten, als ſie es jetzt vielleicht ſelbſt ſind. . . .

Der Vater ſchüttelte ſein Haupt, doch mehr ſpottendes Erſtaunen als Zorn erfüllte ihn.

Hertha ſchloß mit der Bitte, ihr zu geſtatten, ſich eine Exiſtenz ſelbſt zu begründen und mit jenem Unterricht bei den zahlreichen Stieftindern der reichen und liebevollen Frau von Reiſig den Anfang machen zu dürfen.

Der Vater ſtand auf.

Er war erregt. Er hatte die Abſicht gehabt, ſich zu mäßigen. Er konnte aber jetzt den Zwang nicht mehr über ſich gewinnen; er verbot mit einer Entſchiedenheit, die Hertha an ihm trotz aller Güte ſeines Weſens kannte, jedes Unterfangen dieſer Art . . .

Ich bin dieſes Verbot, ſagte er, meiner Stellung ſchuldig. Ich geize nicht nach höhern Auszeichnungen, als die mir ſchon zu Theil wurden. Ein Bürgerlicher weiß ich, daß ich dem Souverän nur durch die Umſtände aufgedrungen bin, und ich erleichtere mir meine Beziehung zu ihm durch den Wunſch, eine gleichſam nur interimiſtiſche Stellung einzunehmen. Indeſſen will ich den Makel, den man an mir findet, nicht noch vermehren. Ich mag nicht, daß mein Familienleben Gründe des Vorwurfs und des Spottes für mich darbietet. Magſt du in einer idealen Welt leben, deren Ausſchreitungen ich in meiner Stellung ſogar gezwungen bin, zu bekämpfen, bis zur Caricatur

darf dein Handeln nicht ausarten. Ich verbiete dir diesen Unterricht. Ich lege dir eine Summe hierher, die dir erlauben wird, deine unsinnige Emancipation vielleicht noch bis zu einem Luxus zu treiben, für den ich ja dort auf dem Simse des Kamins die vollständigsten Vorbereitungen antreffe!

Wingolf zeigte mit zitternder Hand auf einen zierlichen Becher zum Einsammeln von Tabacksasche und einige bunte Papierchen zum Anzünden von Cigarren.

Er nahm den Hut, nahm den Mantel und wollte voll Erschütterung gehen . . .

Hertha hielt ihn jetzt zurück.

Sie hielt ihn zurück nicht mit dem Gefühl einer im Gemüthe um die Kränkung des Vaters besorgten Tochter, sie hielt ihn zurück mit der Entschlossenheit eines Charakters, der bei seinen Auseinandersetzungen einer überredenden Kraft gewiß zu sein glaubt und im äußersten Falle nur noch Alternativen stellt.

Vater, sagte sie, ich bitte, mir zu gestatten, neben den Rechten, die du über mich ausübst, noch eine andere Autorität einzusetzen, die Rechte eines Mannes, den ich liebe . . .

Du würdest, fuhr sie, da der Vater zusammenfuhr, ohne zu stecken, fort, du würdest mich glücklich machen, wenn du jetzt bliebest, Vater. Ich lernte einen Rechtsgelehrten kennen, der sich für die akademische Laufbahn vorbereitet, den jungen Doctor Constantin Ulrichs. Zu

Gegenwart der Frau von Zabel ſah ich ihn ſeit vierzehn Tagen faſt jeden Abend an dieſem Tiſche, den wir nur deshalb wählen, weil das Nebenzimmer ein unbequemes iſt. Conſtantin Ulrichs iſt einer der ſeltenſten Menſchen, die aus dieſer trüben Gegenwart der Zukunft entgegenreifen. Ich liebe ihn, wie wir Frauen Männer lieben ſollen, als den Führer und den Halt meines Daſeins. Conſtantin's Vorzug vor den Andern, deren Werbung ich zurückwies, iſt der, daß die Welt ſeiner Anſchauungen glücklicherweiſe die meinige iſt und daß ich mich ſtark, gehoben, mit wunderbaren Schwingen mich getragen fühle, wenn ich in ſein Auge blicke, von ſeinem Geiſte die Funken in mir ſelber elektriſch zucken fühle. Conſtantin iſt der älteſte Sohn jener genialen Familie Ulrichs in unſerer öſtlichen Univerſität. Sein Vater iſt ſelbſt ein gefeierter Gelehrter, im Fache der Geologie eine Zierde jener Hochſchule. Seine Geſchwiſter tragen den Stempel des Genius. Frieda Ulrichs, ſeine älteſte Schweſter, iſt die Poeſie ſelbſt. Vater, ich ſage dir mein Geſtändniß mit der ganzen Sammlung, die der Ernſt eines ſolchen Gefühls und dein Recht auf mich erfordert und ich bitte dich, entweder jetzt, wo wir Conſtantin erwarten, zu bleiben oder zu geſtatten, daß er dich morgen in der Frühe ſelbſt beſucht.

Es iſt im Leben eines Vaters wol einer der heiligſten Momente, wenn ſein Kind, das wie in träumeriſcher Un-

bekanntſchaft mit der Doppelnatur der Menſchen auf wuchs, ſich plötzlich in die allgemeine Reihe der gleichen Empfindungen aller Herzen ſtellt und jenen Kreislauf der Jahrtauſende, der die zärtlichen Triebe zur Bürgſchaft des Menſchengeſchlechts für ſich ſelbſt gemacht hat, in ſeiner jungen Seele — nun auch fortſetzt! Das gleiche Loos des Glückes, der Schmerzen, der Hoffnung und der Täuſchung an Alle ausgeworfen und nun auch da — an mein liebes, holdes, jungfräuliches Kind! Sieht dann ein Vater einen Sohn zum erſten male in dem Bann jener Empfindungen, die dem Jüngling ſelbſt einſt das Leben gaben, ſo wird des Vaters Wort eher zum Staunen, ja zum Scherze geneigt ſein; das wilde junge Herz bedarf des Zügels und mancher Vater lebt dann wol mit künſtlichem Spott oder mit gemachtem Ingrimm gegen die Frauen überhaupt auf, nennt es ein unwürdiges Geſchlecht, ein Geſchlecht, nicht der Achtung werth für einen Jüngling, dem die Welt gehöre. Aber eine Tochter! Bringt ein Vaterherz in ſolche Erfahrung die Neigung einer Tochter, ſo wird ſein künſtlicher Kummer, all ſein erziehender Spott die Waffen ſtrecken, wird ſich mit Rührung und oft mit Schmerz der Nachricht gefangen geben, daß ein ſo an die Penaten des Hauſes gebundener geſchieneuer Geiſt, eine ſo ſtille traumſelige Unſchuld, die bisher nur ihren Eltern gehörte, nun auch von jenem Baum im Paradieſe erfahren haben ſoll und von den Aepfeln der Erkenntniß, die oft

ein ganzes Dasein vergiften! Der Gedanke, ein unbekanntes, wer weiß mit welchen Fügungen der Zukunft bedrohtes fremdes Leben so an sein geliebtes reines Kind herantreten zu sehen, die zarte, nur ihm bisher gehörende Unschuldswange von eines fremden Mannes Hauch und Kuß berührt zu wissen und sein Kind nun hintaumeln zu sehen mit blinder Leidenschaft in ein unter allen Umständen fernes räthselhaftes Schicksal, das kann ihm selbst jene edlere, ja tiefe Eifersucht wecken, die der Mensch in allen Dingen weit mehr sich eingestehen darf, als man so obenhin einzuräumen pflegt, wenn die Eifersucht nur auf das Gute geht und Das, was unsers Werthes Bürgschaft ist. Und mehr als dies, für einen Augenblick kann ein solches Geständniß einem liebenden Vater die Fassung rauben.

Wingolf's Erschütterung mußte aber noch größer sein.

Denn naht sich den weiblichen Lippen das Geständniß der Liebe ohnehin so langsam, wie eine Schnecke nicht ganz ihr Gehäuse verläßt, so wird es doch vollends vor einem Vater nur ausgesprochen werden fast wie eine Schuld, wie ein Verbotenes und ganz Unsagbares. Der Vater wird das Geständniß hervorlocken müssen und in früherer Zeit war Hertha doch oft erröthet, wenn Wingolf scherzend von einer möglicherweise in ihr aufgetauchten Neigung sprach oder ernsthaft berichten mußte von einer ihr deutlich gezeigten Bewerbung. Daß nun dasselbe Kind sich

ihm jetzt so gegenüber stellen konnte, so in einer einzigen ruhigen Rede die Empfindungen bloßlegen, die die Bedingungen ihrer ganzen Zukunft werden mußten, das hätte er sich niemals möglich gedacht. Er konnte wol nicht in Zorn aufwallen; dieses ruhige Bekenntniß, von der festen Willenskraft seines Kindes gegeben, diese sichere Andeutung einer demnächst ihm in Aussicht stehenden Bewerbung, dieses klare Zeugniß für sich selbst, vorgetragen von den jugendlichen Lippen unter einer erblaßten, nicht sich röthenden Färbung der Wangen, unter einem ruhigen Aufschlag der tiefblauen Augen, die klar und stolz in das Angesicht des Vaters blickten, entwaffnete, übermannte ihn. Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er sich zum Gehen. Man hörte nebenan die Fragen und unruhigen Erkundigungen der eben lärmend angekommenen Frau von Zabel. Er sagte nur: Gute Nacht, Hertha! wandte sich, ergriff den Drücker der Thür und schied von einer Tochter, die nichts weiter that, der Wirkung ihres Geständnisses sich zu versichern. Sie hatte gesagt, was sie sagen mußte. Die Art, wie man es aufnahm, kümmerte sie nicht.

Der Vater ging.

Constantin Ulrichs! Der Name klang ihm nun — wie doch —? im Ohre; es war ein Wort wie eine neu entdeckte Insel im fernsten stillen Ocean.

Constantin Ulrichs! Ein solches Wesen also existirte...

Wie der Vater einige Schritte durch die Bosketts der

Anlagen zurückgelegt hatte, hörte er hinter sich die Klänge einer Beethoven'schen Sonate auf dem Piano. Er stand still. Das konnte nur Hertha sein, die ihm diese Töne nachsandte. Sie mußte doch mehr ergriffen gewesen sein, als sie zeigte, dachte er zu seinem Trost. Daß Hertha statt der ohne Zweifel eben eintretenden, ohne Zweifel sie mit hundert Fragen bestürmenden Frau von Zabel zu antworten, sich doch still an den offenen Flügel setzte, doch vielleicht in sich erbebend die mächtigen Accorde der Sonate pathétique anschlug, das versöhnte etwas sein Gemüth und Thränen im Auge schritt er weiter.

Eben im Begriff zum Stadtthor einzulenken, bemerkte er am Eingang der Promenade zwei junge Männer im lebhaften Gespräch. Sie schienen in einem Wortwechsel begriffen, dessen Ausbrüche sie nur milderten, wenn in den einsamen Gängen Schritte hörbar wurden.

War der Name Hertha oder Constantin an sein Ohr gedrungen oder welcher Anlaß war es, daß Wingolf stillstand, den Mantel vor die Augen zog und die Streitenden an sich vorüberließ, ja sogar ihnen folgte?

Der Eine war hoch und schlank, unruhig, aufgeregt, der Andere von kleiner Statur und nicht minder in Bewegung. Jener machte dem Kleinen Vorwürfe, ja seine Oberherrschaft über diesen ging so weit, daß dieser sogar sich gefallen ließ, von ihm gedrängt, selbst gerüttelt zu werden.

Wingolf, ſtaunend, hörte Verwürfe, hörte Bezeichnungen, die er hätte deutlicher verſtehen können, wäre er ihnen näher geblieben. Der Kleine lachte trotz der Mißhandlung und machte oft wunderliche Sprünge. Zuletzt ſtanden Beide ſtill. Der Größere benutzte das Licht einer Laterne, zog ſein Portemonnaie und gab dem Kleinern Geld.

Wingolf hatte die Phyſiognomieen deutlich überſehen. Der größere war ein junger Mann von geiſtvollem Geſichtsausdruck, mit dunklem Bart um Lippe und Kinn, der Kleine ſchien bartlos, war blaß und von einer beweglichen unedlen Phyſiognomie.

Nachdem der Letztere einige Geldſtücke empfangen, begleitete er den unwilligen und aufgeregten Geber in die jenſeits des Fahrwegs beginnenden Häuſerreihen.

Vor Hertha's Hauſe hielten ſie in der That an. Der Kleinere erhielt noch mit der Hand ein ziemlich derbes Andenken von dem aufgeregten Größern, der die Klingel zog und verſchwand. Wingolf wartete auf den vor ihm vorbeiſchießenden Gefährten eines Mannes, der alſo ohne Zweifel Conſtantin Ulrichs geweſen war . . .

Dieſer hüpfte mehr, als er ging, an ihm vorüber, pfiff, trällerte. Das empfangene Geld ſchien ihn luſtig zu ſtimmen. Wingolf konnte nicht umhin, ihm zu folgen. Er war im Stadtthore faſt dicht an ihm, dann ſchlug er eine andere Richtung ein, als die ſeinige hätte ſein müſſen. . .

lution und Freiheit, wie das Gefühl der ersten Liebe — dieselbe Wärme, dieselbe Leidenschaft; wir aber sind schon in der Ehe. Wir lieben die Freiheit, wir erkennen ihren hohen Werth, aber wir sind ruhiger, besonnener." Bei einem Besuch in Montmorency, an Rousseaus Grabe, sprach Börne, dessen Empfindungen zwischen Rousseau und Voltaire schwankten: „Rousseau wird Voltaire überleben. Alles was Voltaire so heftig angegriffen, was er mit seinem Witze, mit seiner Satyre bekämpft, ist jetzt schon ausgeglichen. Rousseau aber hat die ganze Natur und das menschliche Herz zur Basis, und das kann nie erschöpft werden. Voltaire war im höchsten Grad Aristokrat, gegen Pfaffenthum nur war sein Kampf. Gewiß, hätte er sie erlebt, er wäre der entrüstetste Gegner der Revolution gewesen. Der arme unglückliche Rousseau! Er war ein sehr verkannter Mensch, er war wie ein unglücklich Liebender und die ganze Welt war seine Geliebte. Ueber Rousseau eine medicinische Abhandlung zu schreiben, wäre zugleich höchst interessant, wichtig und belehrend. Gleich wie ich in sein Zimmer kam und seinen niedern Schreibtisch sah, fiel mir's auf. Warum hat er nicht stehend geschrieben, das hätte ihm viel geholfen; und nur auch keinen Kaffee hätte er trinken sollen. Das hat ihn gänzlich zerstört. Ich kenne das."

Als Börne im Jahr 1824 Paris verließ, kehrte er nicht sogleich nach Frankfurt zurück, sondern lebte eine Zeitlang in Gesellschaft seiner Freundin in Heidelberg. Hier war es, wo zum ersten Male sein fortwährendes körperliches Leiden zu einem sehr bedenklichen plötzlichen Ausbruch kam. Er wurde von einem heftigen Blutsturz befallen und dadurch so geschwächt, daß man für sein Leben mußte besorgt werden. In

Dennoch begleitete er ihn noch eine Strecke. Erſt als der Kleine in einem übel berufenen Viertel verſchwand, gab er die ihn unwillkürlich ziehende Abſicht, wenigſtens die Geſichtszüge dieſes Gefährten, der ſich ſo leichten Sinnes von Conſtantin Ulrichs mit Geld ausſtatten und dann mißhandeln ließ, genauer ins Auge zu faſſen. Es war nicht möglich geweſen. Er beſtieg einen Miethwagen und fuhr in ſeine Wohnung.

Eugenie, Wingolf's junge Gattin, war noch im Theater. Gewöhnlich wenn ſie zurückkam und noch ein einſames Lämpchen an einem Fenſter, das in den Hof ging, brennen ſah, wußte ſie, daß ſchwierige Arbeiten angekommen und der zärtliche Gatte ihr lieber erſt am nächſten Morgen gehörte.

So heute. Wingolf fand heimgekehrt verwickelte und verdrießliche Aufträge.

Es war damals jene vormärzliche Zeit, wo die Feinde der Ordnung nicht wie jetzt in den Handwerkſtätten aufgeſucht wurden, ſondern mehr unter den Studirenden, unter den Gelehrten. Eine Reihe von verdächtigen Namen lag vor dem neuen Verweſer der Juſtiz. Es waren Namen, die er wegen einiger neuentdeckter Dinge in Anklageſtand verſetzen ſollte. Die Verdachtsgründe beruhten auf Thatſachen, die actenmäßig neben ihm aufgeſchichtet lagen.

Wingolf las. Ganz hingegeben der ſchwierigen Auf-

gabe ſchüttelte er oft den Kopf. Endlich ſtieß er — erſtaunend und betroffen genug — auf einen Namen, den hier zu finden, zu ſeinem Kummer noch eine neue Verwickelung brachte.

Auch der Doctor der Rechte Conſtantin Ulrichs ſtand auf dem Verzeichniß . . .

Bis tief in die Nacht las Wingolf die Vergehen, deren ſich ein Mann ſchuldig gezeigt haben ſollte, der, nach Hertha's ſchwerlich je zu beugendem Charakter zu ſchließen, früher oder ſpäter beſtimmt war, ſein Sohn zu werden.

## Zweites Capitel.

### Conſtantin Ulrichs.

Conſtantin war deshalb ſo ſpät zu Frau von Zabel gekommen, weil er die Widerwärtigkeiten, die ihn bedrohten, ſchon in Erfahrung gebracht hatte.

Benachbarte größere Staaten gaben den mittlern und kleinern damals und vielleicht noch jetzt die nähern Kennzeichen derjenigen Richtungen an, die ſie bei ſich nicht dulden ſollten. Die Bedrängniß, die dann über den Einen verhängt wurde, kam bald auf die Andern, zu denen Jener ſich hielt. Papiere wurden mit Beſchlag belegt, Aeußerungen zu Protokoll gegeben und ähnliche Tendenzproceduren vorgenommen, die bei dem eigenthümlichen patriarchaliſchen Weſen unſers deutſchen Staatslebens Vergehungen dieſer Art immer wie perſönliche Kränkungen der Staatsoberhäupter heraustreten laſſen und Dem, der einmal einem ſolchen Makel verfallen iſt, oft ſein Leben lang nicht wieder verziehen werden und im Grunde ihm anrathen ſollten, den Boden des Vaterlandes für immer zu verlaſſen.

Conſtantin Ulrichs hatte ſeine Gefahr an jenem Abend Hertha mitgetheilt.

Man kann ſich denken, wie von ihr, der ohnehin ſchon Aufgeregten, dieſe Mittheilung aufgenommen wurde. Nicht mit Furcht, ſondern mit Entrüſtung.

Schon in aller Frühe war ſie zu ihrem Vater geeilt und hatte natürlich alle Waffen ihrer neugewonnenen Ueberzeugungen mit ſich genommen und angewandt. Wir kennen nach dem Vorangegangen die Scene, die zwiſchen Vater und Tochter ſich ereignete, uns ausmalen . . .

Den Ausgang dieſer Unterredung erwartete Conſtantin in ſeiner Wohnung.

Er freilich mit großer Spannung und brennender Unruhe. Selbſt die geringſte üble Folge, die er für ſeine Perſon fürchten konnte, Ausweiſung aus dieſer Stadt, war ihm bei der Beziehung, die er zu Hertha gewonnen, das Verdrießlichſte. Verbannt aus Verona, iſt aus der Welt verbannt! ſagte Julia Capulet in einer Zeit, wo zwiſchen Mantua und Verona noch keine Eiſenbahn ging; aber auch jetzt noch würde Julia Capulet in einem Verbannt von Verona nach Mantua! Schrecken gefunden haben läſtigſter Art, falls ſie nicht zu dem äußerſten Mittel griff, mit Romeo nach Mantua zu entfliehen.

Das Verhältniß zwiſchen Hertha und Conſtantin hatte ſich in dem ſchon beſprochenen Freiherrlich Reiſig'ſchen

Hauſe angeknüpft, in das dieſen jungen Mann Empfehlungen eingeführt hatten.

Hertha hatte dort dem Eindruck, den ihr Conſtantin machte, bald Rede geſtanden, hatte beobachtet, wie Conſtantin's Geſtalt, ſein zwar unſtetes aber blitzendes Auge, noch mehr aber ſeine immer ſprungweiſe gegebenen, abgeriſſenen, den Hinterhalt einer bedeutenden Weltanſchauung verrathenden Aeußerungen auf ſie wirkten.

Auch er machte dieſe Entdeckung.

Ob es Liebe war, die Conſtantin für Hertha Wingolf, die Tochter des Miniſters, empfand, iſt ſchwer zu ſagen. Conſtantin ſtand ſeinen Gefühlen nicht gern Rede, ja es gehörte zu ſeinen Grundſätzen, dergleichen Selbſtbeſpiegelung, wie er die Anfänge der Liebe nannte, dergleichen Zergliederung ſeines Innern zu verwerfen. Er fand das ideale ſchöne Mädchen gewiß ſehr intereſſant, ſehr anregend und zeichnete ſie gewiß mit aufrichtiger Hingebung aus.

Man war gewohnt, dieſem jungen Manne überall, wo er auftrat, ein großes Uebergewicht über die Geſellſchaft einzuräumen. Er hatte ſich eine umfaſſende Menge von Kenntniſſen in den verſchiedenartigſten Wiſſensgebieten erworben und in den neueſten Vorkommniſſen der Politik und der Naturwiſſenſchaft war er gewiß immer heimiſch. Er beſaß eine außerordentlich ſichere Art der

Auseinanderſetzung. Jedes Wort, das er ſprach, hatte etwas Gewichtiges, ſelbſt wenn er es nur ſo hinwarf. Selbſt ſein Zweifel konnte für Andere Dogma werden.

Conſtantin war ein umſichtiger und erfinderiſcher Geſellſchafter. Er ging auf jeden Scherz der Damen ein, ohne doch im mindeſten den häßlichen Schein eines Galevins ſich zu erwerben. Man konnte ihn nicht eigentlich gefällig und zuvorkommend nennen, aber er verdarb keinen Scherz und war bereit, an jedem Spiele Theil zu nehmen, ſelbſt mit den älteſten Damen. Kein Wunder, daß Conſtantin Ulrichs die Seele der Geſellſchaften wurde und ſich eine Meinung von ihm verbreitete, die für Hertha geradezu wie ein Strom vom ewigen Quell des Lichtes erſchien.

Conſtantin beſuchte dann bald auch Frau von Habel. In der ruhigen Art, mit der er ſich in jeder Lage zu geben wußte, wenn er beobachtet wurde, mit derſelben faſt ſieggewohnten Sicherheit zog er ganz in Hertha's Seele und Leben ein. Er wurde der Schlußſtein ihres alten, der Grundſtein ihres neuen Syſtems. Sie bezeichnete ihn ganz einfach: Dies iſt ein Mann! Sie hatte nie vor einem Manne Reſpect gehabt, ſelbſt vor ihrem Vater nicht; denn ſie liebte ihn — einen Vater überſieht ein Kind ſehr bald in allen ſeinen Schwächen und nur in der Liebe vergißt man dann ganz, daß man mit vielen Dingen im Leben Nachſicht haben muß — Conſtantin war der erſte

Mann, der Hertha auch imponirte. Sie liebte ihn anders als ihren Vater.

War Conſtantin Ulrichs allein mit ſich, ſo war er freilich ein Anderer, als ihn Hertha kannte.

Er konnte dann ſeinem Ich den Zügel ſchießen und ſich gehen laſſen.

Seinem älteſten Freunde Jean Reps, wie man dieſen ſchon auf der Univerſität, um den »überwundenen« Jean Paul zu bezeichnen, nannte (er hieß eigentlich Johann Repſe), einem halbverdorbenen Predigtamtscandidaten, hatte er, wie Wingolf beobachten konnte, am Abend vorher das Geld, das er ſehr oft in die Lage kam, dieſem leihen zu müſſen, mit einigen höchſt wahrſcheinlich verdienten Rippenſtößen gegeben. Conſtantin war auswärts nonchalant, im Hauſe oft pedantiſch bis, wie Jean Reps ſagte, zum Zopf. Conſtantin ſchmähte oft, wenn er die Seinigen beſuchte und die bei ihnen herrſchende etwas geniale Wirthſchaft wiederſah. Er leugnete die meiſten feſtſtehenden Thatſachen, nur nicht ſeine Kleider, ſeine Wäſche, ſeine Schreibmaterialien, die Geräthſchaften der Toilette, die er ſehr gewiſſenhaft zu machen pflegte und ähnliche ſehr wichtige und auf entſchiedenſte Stabilität angewieſene Dinge.

Zu den Ausnahmen von jener allgemeinen Unbeſtändigkeit der Begriffe, die ihm das Weltall zu erfüllen ſchien, rechnete Conſtantin noch ſeine Cigarren und ſeinen Kaffee.

Er kannte über neue philosophische Lehrgebäude, die in Gestalt eines vom Buchhändler ihm zugesandten Buchs sich vorstellten, höchst witzig spotten, kannte den Unsinn »unmöglicher Beweisführungen«, wie er sagte, sehr treffend von sich weisen, aber ein Werk über die echte Kaffeezubereitung der Levante studirte er andächtig.

An dieser Lieblingsbeschäftigung der Frühstückezubereitung pflegte sich Jean Repo fast jeden Morgen, den Freund noch aus den Federn klopfend, zu betheiligen.

Und so trat er auch heute in charakteristischer Sicherheit durch die weit aufgerissene Thürpforte, rief einen Guten Morgen! und warf sich in die Sofaecke, die schon seit Jahren erb- und eigenthümlich ihm gehörte.

Und Constantin, der gerade am Fenster mit dem Nivelliren seines Bielka beschäftigt war, erwiderte nicht einmal den Gruß. Er nahm den Freund wie ein Fürst seine Höflinge zum Lever an.

Constantin kannte mit Jean Repo Vieles, vielleicht Alles machen, was er wollte. Daraus ergab sich eine sonderbare Position. Jean Repo war Constantin eine Last und doch bedurfte er seiner. Jean Repo war so zu sagen für Constantin's Hofstaat der Ceremonienmeister. Dieser zwei bis drei Jahre ältere Busen-, Schul- und Universitätsfreund, Sohn geringer Aeltern, von Stipendien aufgefüttert, krummbuckelnd durch die Welt gegangen, war der Leibpage und erste Mammelul seines jüngern

und bedeutsamer entwickelten Freundes. Er schlug schon seit Jahren vor ihm die Pauken der Bewunderung und rasselte mit den Schellen seines von ihm verbreiteten Ruhmes.

Constantin Ulrichs, Pascha der Geistreichigkeit von drei Roßschweifen, mußte Jean Reps das Verdienst einräumen, daß er, wie dies bei den größten Talenten nie zu verschmähen ist, ihm in seinen Erfolgen nachgeholfen hatte. Johann Repse hatte ihm überall die Wege bereitet, nannte sich seines Meisters Johannes, streute ihm Palmen und Baumzweige auf den Weg, rief ihm Hosianna und trank dafür natürlich fast jeden Morgen bei Constantin den Kaffee, plünderte seine Eßvorräthe, seine Cigarren, bemächtigte sich auch wol seines Schreibsecretärschlüssels und veranlaßte Constantin oft zu der Bemerkung, er wolle diese offenbaren Diebeseinbrüche bei ihm ertragen, so lange sie nicht hinter seinem Rücken geschähen. Wenn Constantin irgendwo öffentlich zu essen pflegte, fehlte gewiß sein Freund nicht und nur die Abende behielt sich Jean Reps für sich und widmete sie seinen altstudentischen Neigungen, die gewöhnlich bei seinem ungeheuren Biergenuß mit einem Rückfall in eine Form von Genialität endeten, die Constantin Ulrichs nicht leiden mochte und nie gelitten hatte. Man konnte von beiden Freunden sagen, sie hatten, wie der Dichter singt, ihre Sache auf Nichts gestellt, allein das Nichts Constantin's war ein Nichts, in dem

die Negation des Weltalls noch den Salen übrig ließ, bei Jean Reps aber nur noch die Realität der Kneipe.

Der Verdruß über die Gefahren, die sich über ihren Häuptern zusammengezogen, war bei Jean Reps und Constantin ein gemeinsamer.

Auch in Betreff der tiefsten Form, der Anweisung, da Jean Reps nach Constantin's Ausdruck von irgend einer »achtbaren Bürgerlichkeit« gefesselt war.

Das Verdrießliche mehrte sich, weil beide Freunde in die Lage kommen sollten, weit weniger für ihre eigenen Irrthümer oder Vergehungen zu leiden als wegen fremder Verschuldung.

Es war vorzugsweise ein anderer junger Mann, der soeben in ein Amt eingetreten war, Namens Eberhard Tu, der eine gewisse Gemeinschaftlichkeit errichtet hatte, einen Lesekreis, in welchem meist solche Schriften circulirten, die verboten oder schwierig anzuschaffen waren.

Aus diesem Leseclub war manche andere solidarische That entstanden, die Jeden traf, auch wenn man bei der Abstimmung gefehlt oder, wie es von Julius Cäsar und Constantin Ulrichs hieß, durch »Abwesenheit geglänzt« hatte.

Da waren flüchtige oder abgesetzte Lehrer unterstützt worden, Sammlungen veranstaltet, von begeisterten Frauen Lotterieen eingeleitet, kurz, man wird sich jener Zeit erinnern, die auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kirche und des theoretischen Staates Märtyrer genug sah.

dem hierauf folgenden langen Krankenlager widmete ihm Mad. W. die liebevollste Pflege. Langsam erholte er sich. Sein Lungenleiden schien ihm nun erwiesen und er ging viel mit fremden und ihm befreundeten Aerzten zu Rathe. Später, seit 1824, besuchte er fast jedes Jahr Ems. Ein deutliches Bild seines körperlichen Unbehagens, zu dem sich noch eine zunehmende Schwerhörigkeit gesellte, giebt ein aus Stuttgart datirter Brief an seinen Freund Dr. Stiebel in Frankfurt. Er schrieb ihm:

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr medizinisches Gutachten. Wegen der Aloe haben Sie sehr Recht, und ich habe das Mittel sogleich eingestellt, nachdem ich es jetzt schon fast 14 Tage gebraucht hatte. Die erhitzende Eigenschaft der Aloe war mir bekannt, nur hatte ich nicht den Muth, meinem hiesigen Arzt zu widersprechen. Es ist wahr, daß ich Erleichterung dadurch gewann, ich rede mir aber ein, daß es Schuld an dem stärkren Ohrenbrausen ist (im schwächern Grade hab ich es immer) woran ich gegenwärtig leide. Mein Uebel, meine ich, müsse jedem Arzte sehr klar sein, es kömmt nur darauf an, das rechte Mittel dagegen zu finden. Es ist offenbar eine Blutergießung in den Unterleibs-Eingeweiden, die sich aber durch die Brust entleert hat. Wie ist dem vorzubeugen? Diät allein hüb' es wohl nicht. Ich hatte seit 6 Monaten die strengste Diät geführt, gar keinen Wein getrunken und mir viel Bewegung gemacht, der Blutauswurf hat sich aber doch wiederholt. Es ist freilich wahr, daß ich das letzte Mal, meinen Schrecken ausgenommen, gar kein Uebelbefinden dabei hatte, das erste Mal aber war ich sehr krank, vielleicht weil unordentliche Lebensart vorhergegangen war. Bei mei-

Dieſe organiſirte Uebereinſtimmung der Gemüther ſollte nun ausgerottet, aufgehoben, ja beſtraft werden und für Eberhard Otto beſonders konnte die Wendung die gefährlichere werden, da gerade er im Begriff ſtand, in die Provinz, eben in jene öſtliche Univerſitätsſtadt H., abzureiſen, um daſelbſt ſchon die glücklich errungene Stelle eines Aſſeſſors, alſo in feſtem Staatsdienſte, anzutreten.

Da in jener Stadt auch Conſtantin's Familie lebte, hätte es nicht Wunder nehmen dürfen, daß Eberhard Ott bald dem ſchon an Conſtantin's Kaffeetiſch ſchwelgenden Jean Reps — („ſtill und bewegt" nannte es Erſterer) — auf dem Fuße folgte.

Er wollte vielleicht nach Aufträgen für Conſtantin's Familie fragen oder die gemeinſame Gefahr mit dem ſonſt für unverwundbar geltenden Doctor beſprechen.

Daß Conſtantin ſelbſt nur ein unverwundbarer Achilles war, gehörte zu den Wirkungen jener Verheißungs- und Prophetenthumshuldigung, die Jean Reps für ihn ſeit Jahren anzubahnen verſtanden. Mit Dem iſt das Glück! Das ſtand feſt. Siegfried und Achill war er Allen, die mit oder bald vor oder bald nach ihm ſtudirt hatten.

Um die Aehnlichkeit mit Achill oder Siegfried noch zu erhöhen, ſprach man oft in einem unendlich geheimnißvollen Tone von *gewiſſen* Stellen, wo allerdings auch Conſtantin zu den Sterblichen gehörte.

Ja, pflegte Jean Reps wol zu ſagen: Der Neleß von Rhodus macht regelmäßig einen Entrechat, wenn man ſeinen ſchlechten Kaffee gut finden ſoll — es gehört nämlich zur Eigenſchaft ſolcher Naturen, wie Jean Reps, daß ſie Das, was ſie borgt oder ſchenkweiſe erhalten, nur als in Gnaden empfangen quittiren und ſich zuletzt doch immer noch durch den Tadel des Geſchenkten, wie es Conſtantin bei anderer Gelegenheit nannte, den »freien und unbefangenen Standpunkt« erhalten.

Heute war Reps nahe daran, ſeines Freundes geheime Blöße die Furcht zu nennen. Nicht die gemeine Furcht, ſondern die Furcht vor dem Unbequemen und Widerwärtigen. Zu den nergelnden Worten, die Conſtantin beim Filtriren unaufhörlich über den »Scandal« und den »Unſinn der Zeit« ausrief, lag eine Beſtätigung dieſer Annahme. Doch Reps klammerte ſich an die gute Wirkung der Vermittelungen Hertha's, verbat ſich die ariſtokratiſchen Anzüglichkeiten ſeines »geſinnungsloſen« Freundes und als dann Eberhard Ott eintrat, ein ruhiger, gelaſſener Mann, eine ſtille und ernſte Natur, da kam Faſſung und Haltung in das gemeinſame Geſpräch. Man verſtändigte ſich über die Ausſagen, die man zu geben gedachte, ſprach die Gefahren durch, denen man mit Ergebung entgegenharren wollte und zeigte ſich, auch wenn man durch Hertha die böſen Gerüchte beſtätigt hören würde, von einer Feſtigkeit, die unter dem Einfluſſe der

ſittlichen Natur eines Mannes wie Eberhard ſtand und nun nicht mehr wanken wollte und nicht weichen.

Als dieſe Verabredung zu Ende, das Frühſtück verzehrt war und Eberhard, der noch heute zu reiſen gedachte, Abſchied nehmen wollte, ſagte Reps:

Bleiben Sie noch, Ott! Conſtantin hat ja einen Auftrag für Sie.

Einen Auftrag, Ulrichs? fragte Eberhard ohne auf Reps zu ſehen, den er ignorirte und nur ſeiner Anhänglichkeit an Conſtantin wegen duldete.

Für Ihre Eltern? Für Wen? Mit Vergnügen bin ich bereit.

Conſtantin erhob ſich.

Etwas verlegen ging er im Zimmer einmal auf und nieder, ſchloß dann ſeinen Schreibſecretär, nahm aus einem Schubfache einen Ring und ſagte zu dem erwartungsvoll den Hut wieder wegſetzenden Freund:

Ja, lieber Ott! Es iſt dies eine eigene Commiſſion. Reps kennt den Gegenſtand. Es iſt mit drei Worten allerdings ein Gefallen, den Sie mir thun müſſen.

Mit Freuden! erwiderte Eberhard und war geſpannt.

Mit dem Ringe ſpielend, trug Conſtantin dann ſeine Angelegenheit vor.

Es war eine Herzensſache.

Seit Jahren, erzählte Conſtantin, feßle ihn an ein junges Mädchen in Liederbach, einem Dorfe, dicht an

dem Aufenthaltsorte ſeiner Aeltern, ein Verlöbniß. Es wäre dieſe ſeine Verlobte die Tochter des dortigen Pfarrers.

Conſtantin erzählte, er hätte ſchon auf der lateiniſchen Schule in H. die Spaziergänge nach Liederbach vorzugsweiſe geliebt, hätte gern den Pfarrer beſucht, Agnes, ſeine Tochter, ſich damals »möglichſt idealiſirt,« hätte im »gemüthlichen Anflug« auch ſeine Geſchwiſter öfters mit hinausgenommen und ſo wäre denn eine Studentenliebe entſtanden, der die Gewöhnung Bindekraft, jeweilige Abſchiede und Briefwechſel eine Art von Poeſie gegeben hätten und Agnes Planer wäre ein Mädchen, das Manchen glücklich machen könnte, der auf dem Standpunkte der Idylle — Jean Paul rief Mercutios' Worte dazwiſchen: O Fleiſch, Fleiſch, was biſt du verſiſcht worden! — ſtehenzubleiben gedachte. Dieſen Roman müſſe er abbrechen. Die Bekanntſchaft mit Hertha Wingolf, der Tochter des Miniſters, höbe ihn auf. Was auch für Chicanen vom Geſchick zunächſt zu fürchten wären, für Hertha Wingolf ſage die großartige Auffaſſung, mit der ſie den Bund ihres Herzens und Geiſtes mit ihm geſchloſſen, in dem Grade gut, daß er ſich eilen müſſe, »ſterende Vergangenheit« abzuthun. Hertha wiſſe bereits von der Exiſtenz einer Agnes Planer. Er hätte ihr ſogleich dieſen Beweis von Offenheit um ſo unbefangener geben dürfen, als er vorausſehen konnte, wie ſie ein ſolches Geſtändniß aufnehmen würde. Sie hätte erſt eine Weile

geſchwiegen, dann gefragt: War ſie von Ihnen geliebt? Er hätte mit voller Wahrheit eingeſtehen dürfen, daß dieſe Liebe in ihm eine längſt überwundene wäre und Hertha hätte dann aus ihren Locken wahrhaft ſchwermüthig in die dunkeln gerade am Horizont vorüberziehenden Wolken geblickt und vor ſich hin die Worte geſprochen: Die Welt iſt trüb! . . . Dann hätte Conſtantin ſeiner eigenen beklemmenden Ungewißheit über Hertha's Empfindungen dadurch ein Ende gemacht, daß er ſeinen Lieblingsſatz ausgeſprochen: „Die Welt leidet ja nur an den Widerſprüchen, in welche wir uns ſelbſt mit ihr ſetzen; folgten wir immer der Natur und gäben uns ſo, wie es uns Bedürfniß iſt, dann könnten wir eine Ahnung von Dem gewinnen, was es heißt, Herrſcher der Erde zu ſein . . .“ da hätte ſich Hertha gewandt und nur allein noch die Worte geſprochen: Conſtantin, folgen Sie Ihrem Triebe! Von dieſem Augenblicke an wäre Agnes Planer nicht mehr für ihn da und es käme nur noch darauf an, mit einer gewiſſen Ruhe und Schonung Agnes in Liederbach von dieſer Wendung in Kenntniß zu ſetzen. . . .

Conſtantin legte die Cigarre fort.

Verrieth er, als er ſich zum Vollſtrecker ſeines traurigen Auftrags gerade Eberhard Ott wählte, darin große Menſchenkenntniß, daß er ein mildes Gemüth wählte, ſo durfte er ſeine Wahl noch gelungener nennen, wenn er ſeiner Schweſter Frieda gedachte.

Eberhard Otte liebte Frieda Ulrichs.

Es war keine Täuschung seines scharfen Auges, wenn Constantin sich sagte, es zöge Eberhard mit Zugvogelsehnsucht nach dem Orte hin, wo ein seit ihrer letzten Anwesenheit in der Residenz alle Gedanken Eberhard's erfüllendes Mädchen wohnte und einen ganzen Ort, wie man erzählte, bezaubere.

Mußte nicht Eberhard geneigt sein, sich den Bruder eines so geliebten Wesens und die Familie zu verbinden?

Noch mehr. Eberhard war gerecht genug, einzusehen, daß die ihm dem Namen nach wohlbekannte Hertha Winkelf, von der die Residenz genug zu sprechen hatte, die Tochter eines möglicherweise künftigen Chefs der ganzen Landes-Verwaltung und Förderers der Lebensschicksale Constantin's, sein Herz mehr erfüllen durfte als jener "Irrthum von Liederbach", wie Constantin sagte, und daß es im Leben eines jungen Mannes Krisen geben könne, wo man vor einer Vergangenheit steht wie wiederum nach Constantin's oft gebrauchtem Ausdrucke «die Schlange vor ihrer jährlich abgelegten Haut.»

Agnes Planer — wer konnte sie sein? Ein Pfarrerskind, verblühend schön, ohne Reiz für einen entwickelten jungen Mann, der eine Vereinsamkeit ersten Ranges war, wofür Constantin allerdings auch von Eberhard Otte anerkannt wurde.

Und da nun in Constantin's Worten nichts vorge-

kommen war, was ſeinen eigenen Sinn verletzt hatte, ſo ergriff Eberhard ruhig deſſen Hand und ſagte:

Mein lieber Ulrichs, Sie geben mir einen Auftrag, der faſt wie das Anſagenſollen eines Todesfalles klingt. Eintreten müſſen in jene kleine Hütte und berichten: Aermſte, dir iſt in der Ferne dein Lieb geſtorben! . . . In der That. . . .

Es iſt noch nicht lang, daß's geregnet hat, fiel Reps weinerlich ſingend ein. Die Blätter, die tröpfeln noch. Ach! Ich hab einmal einen Schatz gehabt. Ach! Ich wollt', ich hätt' ihn noch!

Conſtantin lachte über den böſen Einfall.

Eberhard aber, ſich nur ein wenig umwendend zu dem auf dem Sofa ſich ſtreckenden Spötter, warf ruhig dazwiſchen:

Sie ſind ein ſehr elender Menſch, Repſe! Man möchte glauben, das Wunder von dem Gergeſener See wäre wahr geweſen und in Ihnen ſtäke wirklich noch ſo eine Seele von dem Borſtenvieh, das damals aus den Beſeſſenen fuhr! Es gibt in der That nichts Verruchteres als einen gefallenen und doch noch frechen Prieſter. Wer dem Heiligſten, was der Menſch verehrt, adminiſtrirte und die Handgriffe kennt, die die Menſchheit ſich als Geberde des Segens denkt und dann ſeitabwärts tritt und ſeinem und Anderer Gotte Grimaſſen macht, der iſt denn doch ſchon der ſchlechteſte Kerl von der Welt. Wir Andern

ſind allerdings auch gottlos und fallen auch von unſerer Kindheit und unſerm poetiſchen Glauben ab, aber ſo hohniſch fletſchen wir doch nicht die Zähne und kokettiren ſogar mit unſerm Abfall wie Einer dann von euerm Gelichter!

Zum Henker! polterte Reps auf, was quälen Sie ſich denn mit Ihrem Pathos! Ulrichs fängt an Diplomat zu werden. Ich hatte mich ſchon gefreut, die Reiſe nach Niederbach auf gemeinſchaftliche Koſten zu machen. Dem alten Planer wollt' ich ſeine Würſte und Eier vertilgen helfen und dabei ſo auf Conſtantin im Allgemeinen ſchimpfen, daß ſie's gleich hätten merken müſſen, was ich ſo von hinten herum und über die Speiſekammer weg im Beſondern ſagen wollte. Weshalb ſollen gerade Sie gehen? Weil Fräulein Hertha eine Mutter hat, die ſich Eugenie von Saalfeld nennt? Weil dieſe jenen Mann, der Planer von Niederbach heißt, zufällig ſehr genau kennt und Ergo — weil Seiner Gnaden Graf Ulrichs nicht wollen, daß man von der Mördergrube ſeines Herzens....

Weiter kam Jean Reps nicht.

Mitten in ſeiner Auslegung hatte ihn Conſtantin ſchon ergriffen und mit zwei kräftigen Muskelbewegungen vom Sofa weggeſchleudert und zur Thür hinausgeworfen.

Ein alter Hut flog ihm nach.

Der Riegel wurde zugeſchoben.

Conſtantin ſtand in ſonſt ungewohnter Heftigkeit.

Die Flügel ſeiner Naſe gingen auf und ab, das untrügliche Zeichen eines Zornes, der ſich nicht verſtellt. Er ſagte:

Glauben Sie nicht, Ott, daß ich dieſen traurigen Schritt mit ſolchen Berechnungen mache! Allerdings iſt es wahr, es iſt hier ein eigenes Zuſammentreffen. Die junge Wingelf, die Frau des Alten, iſt zufällig vom Pfarrer Planer erzogen worden. Da ihre Mutter früh ſtarb, gab ſie ihr Vater nach Stiftshof, einem dicht bei Liederbach gelegenen Schloſſe eines Freundes. Dort von Liederbach aus unterrichtete Planer mehre Jahre lang einen Kreis junger adeliger Damen. Ich weiß nicht, beſteht die Verbindung zwiſchen dem alten Planer und der jetzigen Geheimräthin noch oder iſt ſie abgebrochen; kurz, mein Verlöbniß mit Agnes wird ihr nicht ganz Geheimniß ſein. Erfährt ſie nun dieſen Bruch, ſo bin ich wol über die Wirkung, die daraus für mich und Hertha entſtehen würde, ſehr beruhigt. Anders aber könnte allenfalls die Wirkung auf den Vater ſein. Ich habe bisher dieſe ganze adelige Coterie und Alles, was dazu gehört, wie Sie aus meinen Geſinnungen wiſſen, wenig geachtet, aber es kann mir nicht gleichgültig ſein, wenn ich zu gewärtigen hätte, vor Hertha's Aeltern in ſo unmittelbar ihnen erſichtlichem Lichte des Wortbruchs dazuſtehen. Die Trennung Hertha's von ihrem Vater kann ich nicht billigen und unterſtütze ſie nicht; doch für Hertha's Sinn läge ein Wagniß

darin, die Rückkehr zu ihm mit Eifer zu befördern oder wol gar zu verlangen. Erſchein' ich aber ſo dem Vater ſchon als Störenfried ſeines Hauſes, denken Sie ſich dann ferner unſere Calamität mit dem ſo übelgedeuteten Verein und die Verdächtigung unſerer Anſichten, ſo werden Sie mir eingeſtehen, daß ich wenigſtens in Liederbach eines Anwalts bedarf, der meine Handlungsweiſe dort ſchonend verträgt und mich vor dem grellen Aufſchrei der dortigen Verletzung ſicherſtellt. Agnes iſt empfindleriſch, ſie wird ein trauriges Weſen machen. Der Vater iſt ein Brauſekopf, ein Gegner unſerer Richtung. Ich gewärtige unter ſolchen Umſtänden einen Wirrwarr, vor dem ich geſchützt ſein muß und deßhalb bitte ich Sie, lieber Ott, halten Sie mir in dem gegenwärtigen Handel da in Liederbach wenigſtens ſo lange die Partie, bis ſich meine jedenfalls unendlich intereſſante Beziehung zu Hertha Wingelf geregelt hat. Seit geſtern weiß der Vater von ihrer Neigung. Er erfuhr ſie in demſelben Augenblicke, wo es von ihm abhängen wird, ob gegen uns Unterſuchung aufgenommen werden ſoll oder nicht. Mit Ungeduld erwart' ich von Hertha die Nachricht, was ſie eben bei dem Geheimrath ausgerichtet hat. Sagen Sie mir aufrichtig, was Sie von dem Allen denken? Und ſprechen Sie gerade heraus. Ich kann Ihre Kritik ertragen.

Conſtantin gehörte zu den Menſchen, die die geborenen Herrſcher des Augenblicks ſind.

nem neulichen Anfall hatte ich sehr stark Schmerzen auf der rechten Seite unter den Rippen, wahrscheinlich von der Leber herrührend. Ich meine, dieses wäre sehr bezeichnend. In Schwefel setzte ich großes Zutrauen. Schon vor 18 Jahren verschrieb es mir Reil gegen irgend ein chronisches Uebelbefinden. Ich erinnere mich damals Schmerzen im Rückgrade gehabt zu haben, und daß Reil gesagt, es wären Hämorrhoidal-Dispositionen. Der achttägige Gebrauch des Schwefels gab damals meinem Gesundheitszustand eine ganz andere ausdauernd bessere Richtung. Ich wollte, Sie schickten mir ein solches Recept, mit der vorgeschlagenen Mischung von Taraxakum oder andern bittern Mitteln. Datiren Sie das Recept auf den März vorigen Jahres zurück, damit ich es meinem Arzte als ein früher gebrauchtes vorzeigen könnte. Sie sind zu bescheiden, wenn Sie meine Recension von Windischmann *) fürchten, oder Sie wollen sich über mich lustig machen. Sie wissen, daß ich von solchen Dingen nichts verstehe, und selbst in der einseitigen Art, in welcher ich solche Sachen zu behandeln weiß, ist es mir diesesmal mißlungen, so daß es mir lieb wäre, wenn die Recension gar nicht gedruckt würde, wie ich es fast erwarte, weil Anstößigkeiten gegen Geistlichkeit darin vorkommen. Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir durch Gelegenheit (etwa wenn Louis Ochs hierher reist) Ihre Artikel von Windischmann, und andere Ihrer Recensionen und Schriften mittheilen möchten: ich würde Ihnen die Sachen gut aufbewahren und zu seiner Zeit zurückschicken."

Das Siechthum Börne's hielt ihn von seinen meisten

*) „Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut."

Man hört nicht ihren Gründen und Meinungen zu, ſondern nur der Art, wie ſie ſie vorzutragen wiſſen.

Dieſe imperatoriſchen Charaktere haben immer Recht. Sie brauchen nur einfach die Frage zu ſtellen: Ja oder Nein? und die Zuhörer, entzückt mehr von der Macht ihrer Perſönlichkeit als von den Gründen ihrer Auseinanderſetzung, geben unbedingt ihre Zuſtimmung, vertrauend ſchon dem Zeichen des Siegs, das für alle und ſelbſt die ſchwierigſten Lebenslagen auf die Stirn dieſer berufenen Menſchen gedrückt iſt und das ſogar der ganzen Gattung als ſolcher, als bewußter Menſchheit, wohlthut.

So ging es auch dem in allen andern Beziehungen nicht minder ſelbſtändigen und ernſten Eberhard.

Möchte es ſein, daß durch die Worte, die Conſtantin ſprach, immer die Lieder ſummten, die einſt Frieda hier auf dieſem Zimmer beim Bruder geträllert hatte oder daß die braunen Augen, in die er ſein ganzes Sinnen ſchon ſeit Monaten verſenkt hatte, um ihn her blitzten und ſo funkelnd hüpften, wie Frieda ſelbſt zu hüpfen und vom Sofa zum Fenſter, vom Fenſter zum Tiſch zu gaukeln pflegte, Eberhard konnte Alles, was ihm Conſtantin vortrug, nur ſehr vernünftig, ſehr billig, ſehr zweckmäßig finden und verſprach, ſich dem Auftrage in Liederbach ſchon an dem erſten Tage ſeiner Ankunft in H. mit aller nur möglichen Schonung zu unterziehen.

Er entfernte ſich, nachdem man noch für den Fall, daß die über ihnen Allen ſchwebende Wolke einer politiſchen Rebellion ſich wirklich entladen und ihre kleinen grünen Lebensernten auf lange Zeit zerſtören ſollte, einige Verabredungen getroffen hatte.

Als Eberhard ſchon die Thür in der Hand hatte, rief ihm Conſtantin noch einmal nach, griff auf ſeinen Schreibſecretär, auf deſſen Sims er den Ring gelegt hatte und gab ihm noch dies faſt vergeſſene Symbol mit.

Eberhard ſteckte mit ruhiger Hingebung den fremden Verlobungsring an ſeinen Finger und noch an demſelben Tage Nachmittags verließ er die Reſidenz.

Die Freunde waren bis dahin unangefochten geblieben.

## Drittes Capitel.

### Rechte und Pflichten.

Die Erfolge des Morgenbesuchs, den Hertha schon in aller Frühe bei ihrem Vater gemacht hatte, waren nicht die erfreulichsten gewesen.

Wingolf konnte und durfte sich der Auffassung nicht entziehen, die für die vorliegenden Vergehen einmal die officielle geworden war.

Er selbst hatte wol einen freien Ueberblick der Zeit und kannte noch ganz den Trieb der Verfolgung nicht, der bei Staatsdienern, die im Amte solcher politischen oder Tendenzinquisitionen zu lange stehen, zuletzt eine förmliche Manie werden kann, — eine Manie, bei der es wenigstens in Frankreich schon vorgekommen ist, daß Spürkräfte, denen der Ruhm auch zu vieler Erfolge geworden, bei neuen Entdeckungen, die sie gemacht haben wollten, in den Verdacht geriethen, das so überaus Gefährliche oft selbst angestiftet oder wenigstens sich den Fund gerade so zurechtgelegt zu haben, wie sie ihn recht effectvoll betreffen wollten —.

Von diesem Fanatismus war Wingolf frei. Dennoch konnte er sich den einmal zur Pflicht gemachten Auffassungen nicht entziehen.

Ein Niederschlagen dieser ihm mitgetheilten Vorgaben war ebenso unmöglich, wie gar ein Vertheidigen und Rechtfertigen, was Hertha verlangte. Nach Hertha's Sinne hatte der Vater nichts Anderes thun sollen, als die Sache der betrübten Neuerer ganz zu seiner eigenen machen und dem Fürsten und den Ministern und der bestehenden Gesellschaft zurufen: Ihr Alle seid auf dem Wege des Wahns und früher oder später verfallt ihr dem schrecklichsten Verderben!

Hertha fand es entsetzlich, daß Wingolf, so ernst sein Auge blickte, über diesen Vorschlag sich eines Lachens nicht erwehren konnte.

Eugenie hatte allerdings von Wingolf kaum den Namen der Herzenswahl ihrer Freundin vernommen, so hatte sie ausgerufen:

Constantin Ulrichs? So heißt ja der Verlobte der Agnes in Niederbach!

Auch über dies Zusammentreffen war die Erörterung Hertha's mit dem Vater peinlich genug. Wingolf lehnte jede Gemeinschaft mit einem ihm so zweideutig sich aufdrängenden Sohne ab. Und auch dieser Ausdruck empörte Hertha. Es trat ein förmlicher Bruch zwischen Vater und

Tochter ein. Die Welt bekam Stoff zur üblichen Verbreitung.

Jene Zeit, kurz vor den Februartagen des Jahres 1848, war in vieler Hinsicht vorurtheilsfreier als die gegenwärtige.

Man hatte damals nur an ideelle Umwälzungen geglaubt. Erst später, als man erfahren mußte, daß sich die Revolutionen nicht in Glaceehandschuhen machen, hat sich die jetzt herrschende Abneigung fast gegen alle idealen Auffassungen des Lebens und der Sitte eingestellt, eine Abneigung, die man in jenen Tagen selbst in solchen Kreisen nicht kannte, deren Interessen auf die Erhaltung des Bestehenden angewiesen sind. Constantin lebte schon lange, mannichfach empfohlen, in der großen Welt und Hertha erntete dort manche Zustimmung. Viele fanden den Schritt des Vaters, in seinen Jahren noch einmal sich zu vermählen, in der That unverzeihlich, die Wahl einer Freundin der Tochter gegen diese unzart und rühmten Hertha, wenn sie ihrem starken Geist hinlänglich vertraute, um sich ein Schicksal selbst zu gründen.

Es war in dem allgesuchten glänzenden Reisig'schen Hause, wo Hertha eines Abends in die Lage kam, Eugenien, ihrer Mutter, die sie seit ihrer Heirath vermieden und noch nicht gesprochen hatte, zu begegnen.

Die Gemahlin des Freiherrn von Reisig, eines reichen

Privatmanns, durfte ſich beiden Gegnerinnen Freundin nennen.

Auch ſie, eine Geborene von Landſchütz, von jenem Stiftsbeſe zwiſchen H. und Liederbach, hatte einen Wittwer geheirathet, dem ſie die Kinder der erſten Ehe mit liebevoller Sorgfalt erzog. Aber ſie achtete Hertha's Verſtimmung: ſie hatte das junge Mädchen beſonders gern und bei ihr war es, wo die Tochter des dirigirenden Juſtizchefs muſikaliſchen Unterricht ertheilen wollte, ein Plan, den Wingelf ſtörte. Julie von Reiſig ſuchte nun ſchon oft die ſtreitenden Elemente zu verſöhnen. Sie gehörte zu jenen natürlichen Weſen, die gern die Rückhaltungen durchkreuzen. Manchem Wunder wie eingebildeten Weltmenſchen, manchem klugen Lebensphiloſophen hatte ſie ſchon die künſtlichſte Verſtrickung, mit der ſolche ſich zu geben pflegen, mit einem abſichtlich ausgeplauderten Geheimniſſe oder mit offenherzig ausgeſprochenen Vermuthungen zerriſſen. Schon manchen ſich gegenſeitig mit großer Hochachtung behandelnden Feinden hatte ſie geſagt, wenn es bei ihr zum Mittags- oder Abendtiſche ging: Kommen Sie! Setzen Sie ſich Beide zuſammen! Sie können ſich zwar nicht leiden, aber es wird gut thun, wenn ſie ſich beſſer kennen lernen! ... Da man dieſe Art, die bei Julien aus einem guten und fröhlichen Herzen und aus einem ſcharfen Blick ins Leben entſtand, bei ihr hinlänglich kannte, ſo gab ſich in ihren Sälen und ſtillern Plau-

vercabineten Alles mit größter Natürlichkeit. Schon manche Aussöhnung war bei ihr zu Stande gekommen und auch in's Wingolf'sche Haus wollte sie durchaus Frieden und Eintracht bringen. Sie entschloß sich, zur List ihre Zuflucht zu nehmen.

Es war ihr Geburtstag.

Ihr zuvorkommender Gatte machte dem ausgedehnten Kreise ihrer Bekanntschaften die geheime Anzeige, er bäte, sich am Abend dieses Tages bei ihm ohne besondere Einladung einzufinden und ihm Gelegenheit zu geben, seine Gemahlin durch ein improvisirtes Fest zu überraschen.

Wer hätte da zurückbleiben dürfen? Nie waren die Räume des Reisig'schen Hauses so gefüllt, so glänzend und so gemischt aus allen Ständen und Lebensberufen.

So haben Sie's recht gemacht! sagte auch über diese Mischung hocherfreut Hertha eintretend zum Wirthe. Das ist doch einmal ein Tag, wo man Menschen, nicht eure sogenannte Gesellschaft sieht!

Julie hatte die Genugthuung, ohne sich eines Verstoßes gegen die Gesetze der Schicklichkeit anzuklagen, heute den Vater, die Tochter, die junge Mutter und den auch ihr sehr werthen und allbeliebten Doctor Constantin Ulrichs in Einem Salen vereinigt hoffen zu dürfen.

Doch nur für Hertha und Eugenie schlug ihr freundschaftlicher Plan ein. Der Geheimrath konnte erst spä

ter kommen, da eine sehr ernste Ministersitzung gerade für diesen Abend anberaumt war, eine Sitzung, die sich, wie schon oft geschehen, in die Nacht ziehen konnte. Constantin hatte den Gegenstand derselben in Erfahrung gebracht. Es handelte sich um die endliche Entscheidung über die Maßnahmen, die man gegen ihn und seine Genossen ergreifen wollte. So blieb auch er aus. Er betrieb die Zurüstung einer möglichst schnellen Entfernung, die für diesen Fall längst die wenn auch schmerzlichgegebene doch unabweisliche Zustimmung Hertha's gefunden hatte.

Hertha's junge Mutter, ihre Freundin Eugenie, fand sich verläufig allein ein. In einem kleinen Gemache, das einer überwölbten Weinlaube glich, wurde Hertha von Julien so gestellt und in die Enge getrieben, daß jene nicht entschlüpfen konnte, und ein tieferzliches „Aber Hertha! Hertha!“ war Eugenien's Gruß, dargeboten der Freundin, deren Mutter sie geworden und die sie in dieser Eigenschaft heute zum ersten male sprach.

Julie ließ die Gegnerinnen allein.

Auf einem kleinen Sofa saßen sie dicht beisammen, Hertha mit dem Schmuck ihrer edeln Einfachheit, Eugenie mit dem äußren Glanze, der ihrer Stellung gebührte.

Eugenie war kleiner als Hertha, runder, weicher. Ihr schwarzseidnes, im Sitzen sich bauschendes Kleid zurückschlagend, beantwortete sie die gleichgültigen Fragen, die Hertha, um den trennenden Differenzen auszuweichen,

ſogleich raſch an ſie richtete, nur flüchtig und kam auf ihr „Aber Hertha! Hertha!“ immer wieder zurück mit dem ganzen Schmelz, der dem guten weiblichen Herzen ein Arſenal von feindlichen Waffen zu Füßen legen kann, wenn ein ſolcher Ton vom Herzen kommt und wieder auch zum Herzen geht.

Wie konnt' ich denn anders als fliehen, ſagte aber Hertha zu Eugenien, wie konnt' ich den Vater im ausbrechenden Nachfrühling ſeiner Empfindungen ſtören wollen! Nachfrühling; ſo nannt' er ſeine Liebe und ich will glauben an die Möglichkeit, daß auf dem Scheitel eines Mannes die Locke ſchon ſich ſilbern färbt und vor dem Winter doch noch einmal ſeine Zweige Blüten treiben! Es hat mich mit unausſprechlicher Trauer erfüllt, als ich dieſe Erfahrung machte — und mit dir! Mit dir! Doch kein Vorwurf! Ich will's verſtehen dies Bedürfniß des Glücks und der Liebe und du haſt vielleicht Recht gethan, als du ein ſolches Opfer deiner eigenen Jugend brachteſt.

O Schweſter! unterbrach Eugenie und pries Wingolf's Herz und Charakter mit dem einzigen: Er iſt ſo gut, ſo gut — —

Als ſie mit der Schilderung ſeiner Werbung, ihrer Beklommenheit, ihrer Furcht vor der Freundin geendet hatte, lenkte ſie auf Hertha ein.

Ein weibliches Herz, das Liebende in Nöthen ſieht, wird ſich immer berufen fühlen, zu helfen.

Sie ſprach von Conſtantin.

Hertha wies die Anklagen des Geliebten zurück.

Eberhard Ott war ja ſeit acht Tagen fern, hatte ja geſchrieben, hatte ja Verſicherungen gegeben, daß man ſich über den Liederbacher Eindruck von Conſtantin's veränderter Geſinnung vollkommen beruhigen könnte.

So ſchwand ſchon dieſer Makel von Conſtantin's Bilde und Eugenie durfte immerhin ſagen:

Ich kenne dies ſanfte und einfache Mädchen, ſchätze ſie und weiß, daß ihr der ganze Himmel ihres Lebens zuſammenbricht mit dem Verluſte Conſtantin's!

Mußte ſie doch auch hinzuſetzen: Aber ich verdenke es einem Manne, wie Ulrichs, nicht, wenn er ſich von Jugendfeſſeln dieſer Art befreit im Beſitz einer Liebe, die ihm eine Hertha widmet!

Sie ließ dann die Aeußerung fallen:

Für dich ſelbſt aber müßte es peinlich ſein, Hertha, dir ein fernes, einſam trauerndes Mädchen zu denken, dem du doch all ſein Lebensglück genommen haben wirſt?

Sie that dieſe Frage, weil ſie von Conſtantin keine günſtige Wirkung auf die Freundin überhaupt erwartete.

Darauf erwiderte Hertha mit ihrer gewohnten feierlichen Redeſtellung.

Ein Bedenken dieſer Art erfaßte mich, als mir Conſtantin's Geſtändniß einen Beweis ſeiner Aufrichtigkeit

literariſchen Unternehmungen ab und beſchränkte ſeine Thätigkeit nur auf kleinere Aufſätze, die er ab und zu dem Morgenblatt ſchickte. Natürlich mußte hierdurch der Rückhalt, den er für ſeine Exiſtenz von Cotta hatte, wanken und die Beziehung zum Vater, wie läſtig ſie auch für Börne unter dieſen Umſtänden war, wieder angeknüpft werden. Börne war kein großer Finanzier. Ohne Verſchwender zu ſein, ohne ſelbſt von dem vielen Gelde, das er brauchte, einen rechten Genuß zu haben, war er doch immer in einem Mißverhältniſſe ſeiner Einnahmen und Ausgaben. Er hatte Liebhabereien, die nicht wohlfeil waren. Er kaufte gern Bücher, verſchwendete viel mit Blumen; eine Liebhaberei, die er von ſeinem Vater geerbt zu haben ſchien; denn dieſer pflegte zu Geburtstagen ihm befreundeter Perſonen mit ganzen Blumenbeeten aufzuwarten. Börne war Freund eines behaglichen Comforts, den ſein leidender Körper ſchon um ſo mehr in Anſpruch nehmen durfte, als er ſich ſonſt ſo Vieles ſeiner Geſundheit wegen verſagen mußte. Er liebte Teppiche, Vorhänge, faſhionable Lage ſeiner Wohnungen, bequeme Bedienung. Wie man Talglichter brennen könne, begriff er nicht. Gern reiſ'te er in ſeinem eigenen Wagen, ſchon der geiſtigen Anregung wegen, die ihm unterwegs immer am mächtigſten zuſtrömte. Er war kein Elegant, weil ihm Körperhaltung und Eitelkeit dazu fehlten, nur die Elemente der Eleganz liebte er, feines Tuch, weiße Wäſche, geſchmackvolle Muſter zu Weſten, ſaubre Handſchuhe. Er hatte eine Art komiſcher Freude daran, ſich den Knoten ſeines Halstuches ſo zu binden, wie es die neueſte Mode verlangte und mit einem gutmüthigen Selbſtgefühl, wenn er auf einen Ball ging, den, der ihn muſterte, zu fragen: Wie gefall' ich Ihnen? Boten

gab. Ich prüfte mich und erkannte eine neue Veranlassung zu jenem Cultus der Wahrheit, dem wir leider weniger Opfer darbringen, als dieser quälenden, kleinlichen, unsere ganze Gesellschaft untergrabenden Lüge. Ich sollte also nun auch handeln nach jener unglückseligen Weltordnung, die wir zur herrschenden gemacht haben, nach jener Theorie der Entsagung, die der Fluch des modernen Daseins ist? Nein, Eugenie! Diese Selbstkasteiung, die in einem solchen Falle verlangt, daß ich mein Heil allein in Thränen suche, halt' ich für das jammervolle Symptom des großen Siechthums in allen unsern Empfindungen und Handlungen, eines Siechthums, von dem die antike Welt nichts wußte und dadurch groß war. Ich bin nicht willens, hierin dem Allgemeinen zu folgen. Ich will ruhig ertragen, daß man mich verurtheilt. Wohl fühl' ich, daß es Muth kostet solche Entschlüsse zu fassen und weit entfernt bin ich, den Ernst, den sie hervorrufen, aus meiner Seele zu bannen oder leichtsinnig wegzutändeln, aber ich werde mich nicht dem Gewöhnlichen beugen, ich werde diese, allerdings überbleibende herbe Empfindung des Gemüths als die unausweichliche Folge tragen, die nicht ausbleiben kann, wenn wir aus uns einmal anerzogenen und angeborenen Gesinnungen heraus es wagen, eine neue Welt nach Kräften miterbauen zu helfen.

Eugeniens einzige Erwiderung war auf die Gefahren gerichtet, denen ihr Hertha entgegenzugehen ſchiene.

Da flammte Hertha auf und rief:

Gefahren? Wo ſind ſie denn drohender als da, wo wir dem gemeinen Laufe der Dinge folgen? Sich einzwängen in Unnatur und Rückſicht, iſt das nicht eine unendlich größere Gefahr? Aufgeben müſſen jeden Willen, jedes Urtheil, iſt das nicht eine Todesgefahr des Geiſtes, unter deren Schrecken wir ewig zittern? Wie elende Geſchöpfe ſind wir Frauen doch! Ohne jede, ohne die kleinſte Berechtigung, ſobald wir zurückblicken in die Zeiten. Immer gedrückt und unterthan: nur da, wo es ſchon andere Sklaven gab, da athmeten wir eine Weile unbeengt und kannten den Herd des Hauſes als Prieſterin, nicht als Magd hüten. Ha! Die Dichter erbarmten ſich unſer und ſchilderten unſer Leid! Die Thoren! Sie vergrößerten die Gefahr. Die Ausſchmückung unſers Werths hat uns die unglückliche Eitelkeit eingeimpft, ſie, die der Fluch unſers Geſchlechts werden mußte. Für tauſend Unterdrückungen eine einzige Huldigung, von den Sinnen der Männer den Sinnen dargebracht! Wie fein berechnet dieſe Tyrannei! Die ganze Erziehung auf die Schmeichelei begründet! Für ein einziges Zugeſtändniß an unſere Schwäche wird die größere Hälfte, ja der ganze Werth des Lebens uns geraubt. Die Liebe! Dieſes bemitleidenswerthe, entweihte Wort! Welchen Zweck hat ſie denn, dieſe edle Flamme,

die vom Sitze der Götter kam, um die Thorheiten und Jämmerlichkeiten der Männer auszugleichen! Liebe! Wen beglückt ſie denn? Wem opfert ſie denn? Wem ſchmückt ſie denn das Daſein? Um wen duldet ſie denn? Um Die, die für unſer preisgegebenes Daſein mit den wohlfeilen Blumen der Poeſie zu entſchädigen gedenken und die Lehre von den Pflichten erfunden haben, die ſie aus der Natur der Dinge, ſtatt aus ihrer Trägheit herleiten? Wo ich hinblicke, ſeh' ich weibliche Herzen zermalmt, ächzend, jammernd zwiſchen den Mühlſteinen unruhiger, ungeduldiger, charakterloſer, ſich ewig um ſich ſelbſt bewegender Männernaturen. Jammervoll, dieſe Hülferufe zu hören und nicht helfen zu können. Denn wenn die Frauen nicht anfangen, die Geſetze ihrer Stellung zum Leben ſich ſelbſt zu ſchreiben, wenn die Gattin ſich nicht von dem Gatten, die Geliebte von ihrer Anbetung, ja ſelbſt ein Kind ſich nicht von dem oft ſchaudervollen Chaos häuslicher Wirren loszureißen wagt, wird' es nicht beſſer werden. Es wird eine Zeit kommen, ja ich ſehe ſie ſchon im Geiſte, wo die Männer ſich untereinander rathlos betrachten werden und auf die Frauen blicken, auf uns, auf uns und unſern Rath. Dieſe Zeit iſt ſchon da. Blicke um dich! Sieh' dort die Vorſteherinnen des Frauenvereins, da des Hülfsvereins, da des Krankenvereins, ſieh', welche Schäden dieſes grundverderbenen Europa ſchon einzig und allein auf uns, uns Frauen angewieſen ſind!

Eugenie war ſelbſt Mitverſteherin eines dieſer Vereine geworden und hatte des Jammers genug in nächſter Nähe geſehen.

Sie konnte dieſem gewaltigen Zorne nichts erwidern, wenn auch die Beweisführung Hertha's ihrer innerſten Natur widerſtrebte und ſie mit Schrecken ſah, wie ſich an dieſem ihr unbekannten, jetzt doppelt dämoniſchen Conſtantin Ulrichs Hertha ſchon hinaufgegipfelt hatte bis zum Schwindel.

Hätte ſie ahnen können, daß Hertha zu allen dieſen Aeußerungen von Conſtantin nicht die mindeſte Veranlaſſung erhielt! Conſtantin war für alle dieſe Gedankenreihen nur — ein Ironiker in demſelben Stil wie Jean Reys, nur daß jener für ſeinen Nihilismus eine anziehende ideale Form durchführen konnte, dieſer aber nur eine abſtoßende cyniſche.

Das Geſpräch wurde von Julien, der Wirthin, unterbrochen, die eine Ueberraſchung ankündigte, die ihr ſoeben durch den Beſuch ihres Bruders Hans von Landſchutz geworden war.

Hans von Landſchutz kam von jenem Stiftshof, der zwiſchen der Univerſitätsſtadt H. und Liederbach lag.

Er kam, geſtiefelt und geſpornt, und eben von der Reiſe. In die Geſellſchaft getreten hatte er einigen Damen ſogleich die Spitzen von den Kleidern vertreten. Das war ſeine gewohnte Art. Als Eugenie und Hertha, jene noch

bebend vor Bangen um die Freundin, dieſe hochergluͤht und mit funkenſprühendem Auge der Wirthin folgten, um den Bruder, den Eugenie aufs beſte kannte, zu begrüßen, ſagte Eugenie:

Nun Hertha! Da wirſt du allerdings ein Exemplar jener Männer kennen lernen, die dir verhaßt ſein dürfen.

Hertha aber hörte kaum, ſo lebte ſie noch im Nachhall ihrer Rede.

Man fand Hans von Landſchütz, Juliens Bruder, unter einer Gruppe der Geſellſchaft, die ſich um ihn wie um ein Wunder verſammelt hatte.

Hans war ein kurzer, dicker, ſtämmiger Landjunker. In ſeiner grünen, ſchnurbeſetzten polniſchen Kurtka mit einigen über die Schultern herabhängenden Troddeln konnte er höchſtens ſechsunddreißig Jahre ſein, aber er ſaß im Sofa, puhſtete und athmete ſo verdrießlich und ſtöhnend wie ein Sechziger. Seine Schweſter knöpfte ihm die Kurtka auf, um ihm auf die Fragen, die man an ihn richtete, wenigſtens Luft zum Antworten zu geben. An den Stiefeln, die er ausſtreckte, ſtanden die Sporen in komiſchem Contraſt zu der ſtämmigen Fallſtaffnatur, deren Heftigkeit und zornige Gemüthsanlage ſich in kurzer ſtoßweiſer Rede zu erkennen gab.

Hans von Landſchütz hatte das ganze Leben eines jungen reichen Adeligen bereits hinter ſich. Er hatte die Welt geſehen und ſo viel Geld verausgabt, als nöthig

war, um zu motiviren, daß seine spätern Jahre an einen fleißigen Betrieb der Schelle gebunden blieben. Es war keine Thorheit in den Städten, wo er lebte, vorgekommen, an der er nicht Theil genommen. Aristokrat von Geburt, bedurfte er keiner besonderen Anlehnung an die Gesellschaft. Sein Name genügte für jede Stellung. Ausbildung oder höhere Bestrebung irgend einer Art war ihm fremd geblieben und sogar verhaßt. Er schrieb seinen leidlichen Brief, parlirte leidlich französisch, hatte sich über Güterablösungen, Rentenconversionen, Grundsteuerfragen hinlänglich unterrichtet, um immer zu wissen, welches bei streitigen Punkten sein und seines Standes nächster Vortheil war und für das Uebrige ließ er Gott und, wie er zu sagen pflegte, die Gendarmen sorgen. Seine Güter bewirthschafteten theils Pächter, theils eigene Oekonomen unter seiner Aufsicht, er hielt seiner ältesten Schwester, Aurelie auf Stiftshof, ihr Hab und Gut ebenso zusammen, wie die Antheile, die nach der jüngern verheiratheten Julie von Reisig zuflossen. Damit hatte er so vollauf zu thun, daß ihm die übrige Welt gleichgültig war. Man fürchtete ihn, vielleicht mit Unrecht. Es gab Augenblicke, wo er in herzliches Gelächter ausbrechen konnte, meist freilich dann auf Kosten Anderer. Seine Menschenverachtung war die Folge der Umständlichkeit, die er scheute, wenn er sie lieben wollte. Er hatte so viel mit seiner eigenen schwerfälligen Person zu thun, daß

ihm jede andere Sorge Mühe machte. Der Ausdruck der Ermüdung lag auf seinem Wesen, wie bei alten Militärs, nachdem sie ihr bestes Leben unter den Anstrengungen des Dienstes verbrachten. Jedoch nur das Vergnügen hatte sich Hans von Landschütz so viel Anstrengungen kosten lassen, man müßte denn Unternehmungen wie diese zu seinen Anstrengungen rechnen, daß er vor zehn Jahren, als die erste Eisenbahn bei der Residenz auf eine Strecke von vier Meilen eröffnet wurde, aus Wuth und Zorn über eine neue »liberale« Erfindung eine Gesellschaft junger Offiziere und Adeliger zusammenbrachte, um die Eisenbahn, wie sie sagten, »todtzureiten.« Sie wetteten, den Dampfwagen in Halb-Carriere zu überholen. Sie ritten indessen nicht die Eisenbahn, sondern sowol ihre besten Pferde todt, wie den Baron von Gleichen, einen jungen sehr liebenswürdigen Cavalier, der bei dem Wettritt stürzte und das Genick brach. Baron von Gleichen war bestimmt, Hansen's Schwager zu werden; er war Verlobter seiner Schwester Aurelie. Von jener so unglücklich verlorenen Wette her schrieb sich Hansen's Dickwerden. Er zog sich nämlich sehr verdrießlich von der Welt zurück, übernahm den Landbau, bildete alle seine mürrischen und grimmigen Eigenschaften methodisch aus und wurde der Schrecken seiner Umgebungen. Nur Aurelie, die ihre Trauer für immer trug und mit dem zu ihrem lebenslänglichen Schuldner gemachten Bruder

zurückgezogen zusammen lebte, war die einzige, die den unbändigen Gesellen lenken konnte. Eines einzigen Blicks, mehr bedurfte es nicht, um unter Hansen's rauhe Oberfläche zuweilen Funken von Güte rege zu erhalten. Der Blick kam dann freilich von zwei Augen, die um seinen Uebermuth einst Jahrelang in Thränen gestanden hatten.

Wenn man Hansen von Landschütz bei einer Begrüßung die Hand bot, hielt er sie bei einem schönen jungen Wesen gewiß so lange fest, bis sie blau wurde.

Das war Galanterie. Er stand nicht auf, hatte keine höflichen Begrüßungen; ein einfaches: Na! Wie thut's? und jenes Händekneipen, bei Naherbekannten noch mit der Zumuthung, ihm einen Kuß zu geben; das genügte.

Es fehlte auch heute nicht an diesen Beweisen seiner Zärtlichkeit, als er Eugenie Wingelf begrüßte, die sonst, wie wir wissen, auf Stiftshof bei Aurelien lebte und von ihr und dem alten Planer dort erzogen war.

Das Thema: Wenn sie doch einmal einen Alten hätte heirathen wollen, hätte sie wol auch ihn nehmen können! variirte Hans mannigfach.

Schade, setzte er hinzu, daß ich von Ihrem Geschmack für graue Haare nicht unterrichtet war.

Hertha betrachtete den Sprecher staunend und verächtlich wie den Urtypus alles Ehegattenthums.

Erkundigungen nach Niederbach durften von Seiten Eugeniens nicht ganz ausbleiben.

Da ist Holland in Noth! sagte Hans, der auch Kirchenpatron von Liederbach war.

Hans berichtete Zänkereien, in denen er gewöhnlich mit seinen rings wohnenden Pfarrern stand. Bald vernachlässigten sie ihm seine Wiesen, bald seine Felder, bald tauschte er hier einen halben Morgen gegen einen halben Morgen da ein und processirte nicht selten mit ihnen.

Diesmal meinte er unter dem Holland in Noth, über das Eugenie erschrak und Hertha aufhorchte, die schlechte Ernte des Jahres 1847.

Er rühmte dann den alten Planer als den einzigen praktischen Geistlichen, der etwas vom Ackerbau verstünde.

Von den neuen Vorgängen des liederbacher Pfarrhauses wußte Hans nichts.

Wer Hansen kannte, mußte die Erkundigung komisch finden, die Hertha über die Universität an ihn richtete.

Hans, überraschend genug, blieb die Antwort nicht schuldig. Die ruhige, ernste und sichere Art Hertha's schien ihm die Augen seiner Schwester Aurelie zu vergegenwärtigen.

Hans sagte über die Universität:

Liebes Fräulein, diese Universität? Die ist nicht werth, daß sie noch den Namen trägt. Die Corps sind ausgestorben. Wenn einmal ein junger Fuchs, der mit

der Schwindsucht am Halse schon angekommen ist, sich vollends überstudirt hat und abfährt, so ist's eine reine Lächerlichkeit, wenn die Studenten dann noch was vorstellen wollen und beim Begräbniß Seniores spielen mit Kanonenstiefeln und ein paar alten Rappieren. Die Ceremonien müssen bei den Meisten erst neu bestellt werden. Die Mehrzahl geht hinterher im Frack und rundem Hut. Es ist eine alberne Jugend, obgleich meine Brauerei in Liederbach nicht klagen kann. Bier wird im Grunde mehr getrunken als sonst. . . .

Während die Gesellschaft lachte, behielt Hertha ihren feierlichen Ernst und verbesserte ihre Frage dahin:

Welches der Geist auf den Katheder, das wissenschaftliche Leben unter den Studirenden und überhaupt die Richtung der dortigen Gemüther wäre?

Obgleich Julie kaum erwarten konnte, daß ihr Bruder Hans sich aus einer so schwierigen Frage zurechtfinden würde, antwortete er doch mit staunenswerther Umständlichkeit:

Liebes Fräulein! Die ganze Universität H. gehört jetzt, was ihren Geist anbelangt, in die Sorte: Eigenthum ist Diebstahl! Es sind noch so ein paar alte Geheimräthe da, die von Anno Dazumal ihren Kohl aufwärmen und in jedem Semester regelmäßig dreizehn und einen halben Witz machen. Aber die Mehrzahl — Räuberbagage. Dem lieben Gott plündern die Theologen,

ſich Kunſtgenüſſe im Theater oder Concert dar, ſo war er nicht geneigt, ſie ſich zu verſagen. Er liebte es, durch Geſchenke zu überraſchen; kurz er war eine Lebensweiſe gewohnt, die ſich weit über die Decke ſeiner Einnahme ſtreckte, und ſelbſt wenn Plus und Minus mit einander geſtimmt hätten, ſo war er kein Oekonom. Zu dieſer faſt ariſtokratiſchen Behandlungsweiſe des Lebens hatte ihn wahrſcheinlich ſeine Penſionszeit in Gießen, Berlin und Halle verführt.

Unter dieſen Umſtänden konnte Börne nie von ſeinem Vater unabhängig werden. Er mußte ſich, da er ſeiner nicht entbehren durfte, die Launen desſelben gefallen laſſen. Die Rückſicht auf die Geſchwiſter, die ſchon ſelbſtſtändig wurden, erzeugte manches Mißverhältniß; ja, ohne Vermittelung der Freunde Börne's, die auf den Willen des Vaters zu wirken ſuchen mußten, wäre für ihn nichts mehr durchzuſetzen geweſen. Ging nun ein ſolcher Vermittler zu ſeinem Vater, ſo traf er einen wohlbeleibten Herrn, nicht groß, aber fein und zierlich gebaut, mit kleinen Füßen und ſorgfältig gepflegten zarten Händen. Seine Kleidung war ſauber gebürſtet, kein Stäubchen durfte darauf ſitzen, feinſte, blendend weiße Wäſche mußte auf der Bruſt ausgelegt ſein, Gang und Benehmen waren gemeſſen. Ohne jüdiſchen Accent ſprach er ein wohlgeſetztes Deutſch, langſam, als wenn er das Gewicht jedes Wortes prüfen wollte, mit weichem Organe, wie ſein Sohn. Seine Umgebungen zeigten Geſchmack und Sinn für Eleganz, die Schnelligkeit, mit der ſeinen Winken gehorcht wurde, verrieth die patriarchaliſche Strenge, mit der er in ſeinem Hauſe waltete. Nur war es bedenklich, bei ihm die Saite ſeines Sohnes, des Schriftſtellers, anzuſchlagen. An ſeinen übrigen Kindern, die in der Welt „was vor ſich brachten," erlebte er

das ſagt der alte Planer, ſeine beſten Eigenſchaften. Bei den Juriſten, das weiß ich, ſind unſere Rechtstitel pure Anmaßung. Die Mediciner ſchaffen die beliebteſten Krankheiten ab, ohne ſie heilen zu können. Schlagflüſſe, an denen ich doch z. B. mal abfahren werde, giebt's nicht mehr. Und von der vierten Facultät, in die alle andern Narrheiten eingeſtopft ſind, die Philoſophie neben Ackerwirthſchaft, d. h. papierner Kunſt, Landwirthe zu ruiniren, von der mag ich gar nicht reden. Da ſind Profeſſoren darunter, die die Communiſterei bereits praktiſch betreiben. Einer, der über Geologie für die Bergeleven und ſonſtige Liebhaber lieſt, Namens Ulrichs, gibt den Ton an. Alles Räuberbagage.

Die Nennung des Profeſſors Ulrichs ergab von mehren Seiten Mittheilungen über Conſtantin's Familie, die für Hertha hätten peinlich ſein ſollen.

Man kannte noch keineswegs allgemein ihre Beziehung zu dieſer Familie.

Eugenie und Julie ſuchten das Geſpräch abzubrechen, aber zu Hertha's Grundſätzen gehörte der Heroismus, dem Urtheil der Welt unbeweglich Rede zu ſtehen.

Sie fragte ausdrücklich nach der Familie Ulrichs und vernahm dann, daß alſo z. B. Frau Profeſſor Ulrichs zuweilen Gaſtereien gäbe, wo die Leute Abends einträfen und im Vorplatz unten noch große Wäſche aufgehängt fänden. Dann würden von der Frau Profeſſorin die Hände über

dem Kopf zusammengeschlagen und straßenweit riefe sie: Frieda! Frieda! Kind Gottes, was ist denn das wieder! Kind Gottes, nämlich die Frieda, säße dann oben auf dem Taubenboden und riefe ebenso herunter: Hat der Teutemar die Bestellung falsch gemacht? Und nun weit entfernt, sich zu entschuldigen und die Leute gehen zu lassen, würde doch Jedes von der Professorin festgehalten, die Wäsche würde abgenommen, oben würden rasch die Stuben aufgeschlossen, Lichter angesteckt und die Menschen müßten dableiben à la fortune du pot, Butterbrot, Radiese, Eier, Salat je nach der Jahreszeit. . . .

Allgemeines Gelächter.

Hertha blieb ernst. Sie fand diese Natürlichkeit motivirt und vertheidigte sie. Ja, sie hatte sogar die Genugthuung, daß Hans von Landschütz ihr beistand und nur den einen Einwand machte:

Gegen die Radiese, mein liebes Fräulein, würd' ich an sich gar nichts haben, wenn sie sie nur nicht aus dem ersten besten Acker holten. Seit einem Jahre bin ich mit dieser Familie in einen förmlichen Krieg gerathen. Mit der Heitzpeitsche passen meine Leute den ganzen Sommer oben auf die sieben Kinder, die man in H. die Kinder Gottes nennt, weil die Frau, wenn sie zu Jemanden sagen will: Aber du Esel oder Mondkalb! den Ausdruck hat: Kind Gottes! Wahrlich, das sind Kinder Gottes! Sie leben wie im Paradiese.

Es gab unter den Umstehenden wol Einige, die den Eindruck ermessen konnten, den diese Mittheilungen auf Hertha hervorbringen mußten, doch schnitt die Peinlichkeit der Erwiderungen, die Hertha begann, der Eintritt einiger besternter Herren ab.

Unter ihnen, es waren die verspäteten Minister, befand sich Hertha's Vater.

Wingolf nahm, als er Hertha's ansichtig wurde, seine Tochter auf einige Augenblicke bei Seite und brachte ihr die Mittheilung, daß ein umständliches gerichtliches Verfahren in der obschwebenden Tendenzuntersuchung gegen Constantin und Genossen nicht stattfinden würde, wol aber beschlossen sei, die Schulen und Universitäten unter strengere Aufsicht zu stellen, auch jeden der auf einer vorgelegten Liste verzeichneten Namen an den Ort zu verweisen, der sein nächster zuständiger Aufenthalt wäre. Constantin würde demnach nach der von jetzt an strenger bewachten Universitätsstadt H. verwiesen werden.

Der Vater gab Hertha mit mildem Ernst zu erkennen, es wäre ihm eine große Beruhigung, wenn diese Trennung die Veranlassung würde, nun für immer ein Band zu lösen, dem er keinen Segen versprechen dürfe.

Sind diese Entschließungen unwiderruflich? fragte Hertha mit sinnender Bestimmtheit.

Unwiderruflich! Ich habe nicht geringe Mühe gehabt, so milde Auffassungen der vorliegenden Vergehen durchzusetzen.

Eine Einladung zu einer scheinbar improvisirten Tafel unterbrach diese Unterredung. . . .

Am Tage darauf wurde Constantin Ulriche in der That bedeutet, die Residenz zu verlassen.

Er ging.

Es währte dann noch eine Woche, bis Wingolf einen Brief erhielt, den er mit kummervollem Herzen Eugenien mittheilte.

Hertha hatte ihm geschrieben, sie könne von dem Lebensprincipe, das sie sich einmal gewählt hätte, immer und in jeder Lage wahr und natürlich zu sein, hier keine Ausnahme machen. Sie würde Constantin nach H. folgen und sage hiermit dem Vater und Eugenien von Herzen Lebewohl.

Ein Einspruch des erschütterten Vaters nutzte nichts.

Hertha war, als er zornglühend zu ihr eilte, bereits abgereist.

Selbst die gute Frau von Zabel, deren geheime Aufsicht über ihr Leben Hertha zu durchschauen angefangen, war über ihr Verhaben nicht im entferntesten unterrichtet.

Daß man Hertha Kleider, Bücher, Musikalien und sonstige gewohnte Besitzthümer, die sie verlangte, nachschickte, verstand sich von selbst.

Wingolf bedurfte seiner ganzen Kraft, um sich in die Thatsache zu finden, daß er eine Tochter besaß, von der die Welt sagte: Sie ist emancipirt.

## Viertes Capitel.

### Frieda, das Kind Gottes.

Es gibt Herſttage, die den ſchönſten des Sommers gleichkommen.

Um den Mittag eines ſolchen, der eine liebliche Gegend, die ſich durch eine mäßige, vom Ufer eines kleinen Fluſſes ſanft aufſteigende Bergwand mit Weingärten und Landhäuſern vorzugsweiſe auszeichnete, ſonnig verklärte, brannten ſenkrecht die Strahlen gewaltig auf Wanderer nieder, die von der mit ſchwertragenden Obſtbäumen beſetzten Straße der diesſeit des Fluſſes ſich ausbreitenden großen Ebene ablenkten und durch die abgemähten Felder ſchritten, wo jetzt nur noch Kohlköpfe, Runkelrüben und Tabacksſtauden dem Auge die wohlthuendern grünen Ruhepunkte boten.

Es iſt eine Gruppe von Kindern, die wir im Auge haben.

Sie achtet der Sonne und des Staubes nicht.

Sicher ſind es Geſchwiſter; alle fünf ſcheinen wenigſtens von einer unverkennbaren Familienähnlichkeit.

Ihre Kleidung war nicht gewählt, aber auch nicht vernachläſſigt. Zwei Mädchen, die ſieben und neun Jahr alt ſein mochten, trugen ihre großen runden Strohhüte frei ſchlenkernd in den Händen, ſodaß ſie oft an mancher längſt ausgenaſchten Brombeerhecke hängenblieben.

Die Knaben, die etwa zwölf, acht und fünf Jahre alt ſein mochten, trugen leichte Kittel und zwillichene Beinkleider von ſo feſten Stoffen, daß die Aeltern auf ſtarken Verbrauch an Bäumen, Bänken und ſonſtigen Rutſch-Gelegenheiten ſchon gerechnet zu haben ſchienen.

Alle fünf waren offenbar im Begriff, irgend ein geheimes, vielleicht gefährliches Vorhaben auszuführen.

Sie ſpähten bald zu einem jenſeit einer großen Wieſe gelegenen Wäldchen, bald zu einer nach rechts ſich hinter hohen Pappeln mit einem thurmartigen Giebel kundgebenden ſtattlichen Beſitzung hin. In der Ferne lagen auf eine kleine Stunde weit die in der Sonne blinkenden Häuſer und Thürme einer nicht unanſehnlichen Stadt.

Solche Unternehmungen der Jugend ſind drollig anzuſehen.

Außer ihrem Anſchlage kümmert ſie nichts in der Welt. Spähend ſchweift das Auge in die Ferne, vergrößert, vermindert die Gefahr, je nach Temperament und Phantaſie. Blind iſt das Vertrauen der Kleinern, mit dem ſie den flüſternden, rufenden, zum Schweigen mahnenden Größern folgen.

Hier ſchien ſchon die Marſchroute, die die Kinder nahmen, ein Wagſtück. Sie ſchlichen über die Stoppeln bald hinter Hecken herum, bald ſchoſſen ſie über eine offen daliegende und allen Augen ſichtbare Fläche ſich bückend raſch hinüber.

Endlich hatten ſie die Wieſe erreicht, noch einige hundert Schritte und ſie waren unter den weißſchimmernden Erlenbäumen, die hier zu einem kleinen Gehölze zuſammenſtanden.

Da fanden ſie die ſchon in der Ferne erſichtlich gewordene und mit jubelnden und kecken Winken begrüßte ältere Schweſter.

Es war ein junges Mädchen, das unter den weißen Rinden der Birken wie ein Bild glänzte.

Im blauen leichten Gewande hatte die Schweſter gleichfalls den Strohhut, der kein runder, ſondern einer von üblicher Form war, über den Arm an blauen Bändern zuſammengebunden hängen, während ſie auf dem, im Herbſt jetzt ausgetrockneten, im Frühjahr feuchten und mit Zeitloſen und Genzianen überſäeten Wieſenboden ſaß und an ihrem halbaufgenommenen blauen, mit weißen Blumen gemuſterten Kleide nähte. Nähnadel und Seide hatte ſie entweder für die heutige gefahrvolle Expedition ſchon mit ſich genommen oder was eher glaublich, dieſen Apparat einer raſchen Selbſthülfe trug ſie immer bei ſich. Das junge Mädchen ſcheint zu den reſoluten Cha-

rakteren zu gehören, die nicht aushalten würden, die Freuden eines ganzen Spaziergangs ſich zu verderben, wenn ihnen an ihrem Kleide ein Unglück paſſirte.

Mit einer hellen wohltönenden Stimme rief ſie den Geſchwiſtern, von ihrer Arbeit kaum aufſehend zu:

Seht, was ſich dabei Eins die Kleider zerreißt! Oskar hat Recht, Hans iſt da, man kann ihn hören und ich wette, er hat uns ſchon gemerkt. Aber nur ruhig! Nur ruhig!

Die Geſchwiſter beſtürmten die Sprecherin mit einer Menge von geflüſterten Fragen und Rathſchlägen.

Man hörte aus ihrem Durcheinander, daß es ſich um etwas Lebendiges Namens Hans handelte.

Das junge Mädchen hatte den bei ihrem Kundſchafteramte abgeriſſenen Beſatz am Kleide wieder leidlich befeſtigt, ſtand auf, glättete die geſeſſenen Falten, ſteckte ihr kleines Neceſſaire in irgend einen unſichtbaren Schlitz des Unterkleides und drückte den Hut auf einen der lieblichſten Köpfe, der jemals einem Manne mochte ins Antlitz gelächelt haben.

Die Locken, die von einer kaum ſichtbaren kleinen Stirn unmittelbar in die braunen liſtigen Augen und auf die friſchen Wangen fielen, waren ſchwarz, die Lippen roſig und ſo trotzig aufgeworfen, als wollten ſie die ganze Welt zur Heiterkeit oder zum Kampfe auffodern; die Schultern waren frei gewölbt, etwas hoch gehend und mit nur kur-

zem Halſe; aber zwiſchen ihnen ſaß ein Leben, ein Wagemuth, eine Sicherheit, die das Köpfchen, wenn es ſich aufbäumte, wie in Majeſtät erſcheinen ließ. Was wollt Ihr mir? So ſchien dieſe nicht große und nicht kleine und im Grunde auch nicht mittlere und gar nicht zu beſchreibende Geſtalt zu aller Welt zu ſprechen. Klein war ſie jedenfalls, aber man merkte es nicht. Wer mit dieſem Mädchen, das weit öfter auf den Boden als gen Himmel blickte und immer von der Erde her ihre Fragen zu leſen ſchien, ſprach, mußte, wenn auch an Geſtalt ihr gleich, ſich doch zu ihr niederbeugen.

Frieda Ulrichs — denn Conſtantin's Schweſter iſt es, die wir kennen lernen — verfolgen wir mit ihren jüngern Geſchwiſtern auf dem gewagten Gange aus dem Erlenbuſche heraus durch einen Graben, durch hohes, lange nicht von den Leuten des Stifthofs geſchnittenes Gras und an ihren Füßen raſchelnde Halme, wie ſie auf verbotenen Wegen ſich hinterrücks der großen ländlichen Beſitzung der Familie Landſchütz näher ſchleichen, um irgend ein geheimes und wie es ſcheint nicht ungefährliches Abenteuer auszuführen. . .

Die Abſicht der Expedition war keine andere, als einen Ziegenbock, ihren treuen, lieben, alten, zum Reiten und zum Fahren gleich verwendbaren Hans, den die Leute vom Stiftshofe im Kohlfelde gepfändet hatten, ohne jenen geſetzmäßigen Thaler wieder zu erobern, den die Feld- und

Flurordnung den längſt über ſie Alle ergrimmten Wächtern zuſchrieb.

Viel Geld auch ein Thaler! Man wollte an der Stiftshofpforte den Hans anfangs umſonſt ſich wiedererbitten. Die Kinder wurden aber drohend abgewieſen. Kind Gottes! rief Frau Riekele, wie die Profeſſorin Ulrichs ſeit fünfundzwanzig Jahren ihren Namen Friederike abgekürzt bekam, Kind Gottes, wo wird man dem dicken Baron einen Thaler für den Hans geben! Er mag ihn ſo lange füttern, bis er's ſelbſt ſatt kriegt, dann ſchicken ſie ihn uns umſonſt zurück!

Das war die erſte Auffaſſung des Unglücks der Geſchwiſter.

Bald aber jammerte Teutomar über ſeinen fehlenden Geſpielen und die Nachbarn fragten und der Ziegenbock kam nicht mehr ans Auditorium des Vaters und ſteckte den langen Bart und die Hörner zwiſchen die Thüre, daß alle Studenten lachten; da mußte Hans irgendwie wieder herbei. Die älteſte Schweſter meinte, die Sache müßte man ganz kurz anfaſſen, Stiftshof müßte man heimlich angreifen und den Hans ſich ſelbſt erobern, ſei's mit Liſt oder Gewalt.

Dieſer Argonautenzug wurde beſchloſſen und ausgeführt.

Um ſo erfolgreicher ſchien die gemeinſchaftliche Unternehmung gegen Stiftshof, als den Geſchwiſtern, da ſie

Freude; der Doktor aber hatte ihm 20,000 Gulden, wie er behauptete, gekoſtet und war nichts geworden, als Verfaſſer von Schriften, die bei ſeinem Jugendfreunde, dem Fürſten Metternich in Wien, durchaus keine Billigung fänden. Was wolle er in der Welt mit den liberalen Verkehrtheiten? Sich Feinde machen! Die Großen angreifen! Paßt für ſeine Stellung nicht. Was iſt er in der Welt, daß er ſich erlaubt, ſo ein Wort zu führen? Jetzt könnt' er Arzt ſein, könnte eine reiche Praxis haben, bekäme in jeder Meſſe ſeine Rechnung bezahlt. Er iſt Juriſt geworden. Warum ſieht man ihn nicht als Advokaten? Er könnte noch auf den Römer gehen, könnte noch Eingaben machen, könnte dem Rothſchild ſeine Prozeſſe führen. Statt deſſen ſchreibt er Bücher, verreißt das bischen Geld, was ſie ihm einbringen und verſperrt ſich durch ſeine gottloſen Bemerkungen über die Großen jede Gelegenheit, es in der Welt noch einmal zu etwas zu bringen.

Nun wehe aber dem, der auf dieſe Klagen des Herrn Baruch eingegangen wäre! Dieſe Vorwürfe wollte er dem nur geſtattet wiſſen, der unter dem Gegenſtande derſelben zu leiden hatte. Die einzige Wendung, die ihm auf dieſe Aeußerungen von einem Dritten recht war, durfte nur dahin lauten, daß es Schade um die großen Talente des Sohnes wäre! Man würde ſich ſehr irren, nähme man an, Börne's Vater hätte die Gaben des Schriftſtellers nicht zu ſchätzen gewußt; er beklagte nur, daß er von ihnen nicht den rechten Gebrauch machte. Syſtem, Geſinnung — nein in der That, auch das war für Herrn Baruch kein Larifari. „Aber wer verlangt das von meinem Sohn? Was braucht der in ſeiner Lage Geſinnungen? Solche Chimären! Wir Juden haben in der Welt eine ganz andere Stellung, als

zum Thor hinauswandelten, einer der gefährlichsten Feinde Teutomar's und seiner Geschwister, der Bediente Martin, begegnete, auf einer Kalesche, mit der er an die nächste Eisenbahnstation fuhr, um seinen, heute zurückkehrenden Herrn, den Baron von Landschütz, in Empfang zu nehmen.

Martin rief ihnen zu:

Hans läßt euch grüßen!

Frieda sagte: Schön Dank! und trennte dann die Expedition in zwei Theile, die sich auf dem jenseitigen Felde verbinden sollten: sie selbst, als Spionin, um der Mauer nahe zu kommen, die Hof, Gärten und Park zum Stiftshof umschloß, schlug einen dritten Weg ein.

An den vordern Anfängen der Mauer bildeten kleine, mit Wasserlinsen bedeckte und von Weiden umstandene Teiche eine Art Schutzwehr des Schlosses.

Hier war nicht anzukommen.

Dann aber verlor sich die Einfriedigung in kleinere Mauern. Der meckernde Gruß, den Frieda an einer Stelle, wo die Mauer nicht zu hoch war, vernahm, konnte nur von Hansen kommen, der vielleicht schon von seinen Freunden die Witterung hatte.

Schon versuchte sie auf einen naheſtehenden abgestorbenen Baumstamm sich zu schwingen. Sie zerriß sich dabei ihr Kleid und mußte sich begnügen, sich vorläufig die Stelle zu merken, wo wol Hansen's Kerker war.

Erst die Verbindung mit dem von der andern Flanke

herumkommenden Hülfscorps machte weitere Maßnahmen möglich.

Nun war sie wieder mit den Geschwistern an Ort und Stelle; aber Schwierigkeit über Schwierigkeit ergab sich. Hans war es sicher, der hinter der Mauer so sehnsuchtsvoll meckerte. Die Kinder stiegen auf den Baumstamm, konnten aber nicht hinübersehen, da jenseit der Mauer ein Dach begann. Hier war gewiß ein Schuppen, unter dem Hans befestigt stand. Die Kinder tuschelten und flüsterten: Hans! Hans! Aber . . . wie ihn bekommen!

Frieda sann hin und her und war endlich nahe daran, ob sie nicht, da sie nun die Stelle wisse, wo ihr Hans stand, muthig durch die große Pforte des Stiftshofs schreiten sollte, ohne zu fragen in den Garten gehen, an den Fenstern der allgemein für sehr stolz gehaltenen Aurelia vorüber an den Schuppen eilen, den Gefangenen befreien und wie eine zweite Esmeralda königlich und die ganze Macht ihrer Persönlichkeit einsetzend ihren Hans an den Hörnern zurückgeleiten?

In dieser Selbstberathung wurde Frieda eines Wanderers ansichtig, der einige hundert Schritte entfernt gemächlich auf dem allgemeinen Feldwege durch die Stoppeln nach Liederbach hinunterschritt.

Sie spannte rasch ihren Sonnenschirm auf und winkte, ihn in der Luft schwenkend.

Die Kinder riefen: Hu! Ha! He! pfiffen, schrien,

als gäb' es einen Stoßvogel irre zu machen, der einen Schwarm von Tauben verfolgt.

Der Wanderer merkte, daß die Mahnung ihm galt. Er erkannte Frieda, zog den Hut und kam näher.

Es war Eberhard Ott, des Bruders vor Kurzem aus der Residenz angekommener Freund.

Noch schien Eberhard von Ueberraschung befangen, als er schon mitten unter den Brennnesseln und Sumpfpflanzen stand, die hier an dem unbetretenen Mauergraben unter düstern Ulmen wucherten.

Frieda gab an, was ein Mann hier zu thun hätte. Von Unmöglichkeit war jetzt keine Rede mehr.

Eberhard schlug auch sogleich vor, einen von den Jungen auf die Mauer zu heben, dieser sollte dann das Dach besteigen, hinabspringen, den Hans losbinden und sehen wie er, vielleicht über das Dach selbst, zurückkäme.

Der zehnjährige Oskar war bereit.

Eberhard, obgleich an eine strengjuristische Auffassung des Lebens gewöhnt, stand doch so in Frieda's Bann, daß er hier nicht weiter an unerlaubte Selbsthülfe dachte. Vielmehr machte er geltend, zur Ziegennatur gehöre Klettern. Hans sollte durch Oskar zunächst aufs Dach.

Eberhard setzte den Hut ins Gras, breitete die Füße aus, stemmte die Arme in die Seiten und forderte Oskar auf an ihm hinaufzuklettern. Oskar war mit zwei Sprüngen oben. Dort rutschte er auf dem Dache weiter, fand

in einem Holzschuppen, wo altes Geräth und Kleinholz aufbewahrt wurde, Hansen einsam angebunden, machte ihn los, rückte einige Klötze zusammen, um eine Art Treppe, die aufs Dach ging, zu formen und erschien zum Jubel der Kinder oben auf dem Dache mit dem geliebten, langbärtigen, in stiller Resignation seiner Befreiung sich fügenden Hans.

Und jetzt hatte Eberhard schon für den behenden Gebirgswanderer, der zwar klettert aber nicht springt, an eine diesseitige Treppe gedacht.

Ob auch Mancher der um die Nachmittagzeit vorüberschreitenden Fußwanderer staunend stillstand und auf die Gruppe an der Stiftshofmauer blickte, ein Frieda'scher Grundsatz: Wir suchen meistentheils außer uns, was wir in uns selbst besitzen! bewährte sich schon vollkommen.

Eine künstliche Treppe wurde gemacht.

Fünf sich duckende und aufeinander geschickt sich einfügende Köpfe reichten aus, Hansen, dem man zum Herabgezogenwerden Taschentücher an die Hörner band, den Weg zu bahnen. Eberhard, kräftig mit den Schultern balancirend und die Hände in die Seiten stemmend, bildete den Kern der Stiege; Oskar setzte sich ihm auf den Nacken und legte den Kopf an die Wand, Teutomar stellte sich an Eberhard, Alfred ritt wie Oskar und legte den Kopf wieder an Eberhard und unten machten die letzte Staffel Irmgard und Hedwig. Frieda hielt die verlän-

gerten Taſchentücher und zog mächtig den Hans von Oskar's Rücken über ſämmtliche Köpfe und Rücken herunter. Die Kinder hielten prächtig ſtill, die Treppe wackelte ein wenig, aber Hans mußte folgen. Er war befreit.

Ich danke ihnen, Aſſeſſor! ſagte Frieda ruhig, knüpfte die Tücher wieder auseinander, vertheilte ſie und lenkte durch das hohe Gras auf den Pfad hinüber. Die Kinder ſtreichelten ihren Hans, ſie waren ſo glücklich, als hätten ſie das goldene Vließ erobert.

Sie gehen nach Lieberbach? fragte Frieda, als Eberhard ſich wenden wollte.

Eberhard bejahte.

Er war etwas befangen über Frage und Antwort.

Ich will die Kinder nach der Stadt begleiten, damit ihnen mit dem Hans kein Unglück geſchieht, ſagte Frieda. Dann komm' ich nach. Grüßen Sie doch Agnes, aber einen Brief von Conſtantin bring' ich nicht. Adieu, Aſſeſſor! Agnes ſoll Kaffe machen, aber etwas beſſern, als ihr gewöhnlicher iſt.

In Eberhard's Mienen lag ein eigenes Gemiſch von Freude und Verlegenheit, als ihm die Verheißung ward, Frieda würde nachkommen.

Er dachte an die abendliche Heimkehr und erſt noch wollte er ſie begleiten. . . .

Nein, nein, ſagte Frieda. Agnes gönnt Sie ja kaum unſerm Papa, viel weniger mir. Und käm' ich gar jetzt

gleich mit, ſo verlöre ſie den Kopf. Sagen Sie's ihr nur mit dem Kaffe! Es iſt eine Schande! Die koſtbare Milch iſt in Liederbach zu bemitleiden um die Miſchung mit ſolchem Kaffe! Ein Genius der ſich mit einem Philiſter einläßt!

Damit wandte ſich Frieda und folgte den Kindern, die ſchon voraus waren.

Eberhard ſah ihr lange nach.

Dieſe wenigen Worten, die Frieda ſoeben zu ihm geſprochen, waren ſo eigen, ſo ſpöttiſch, nach dem treufreundlichen Dienſte, den er ihr eben geleiſtet, eine ſo geringe Belohnung!

Und doch lag in ihnen ein Ausdruck, eine Betonung, wie er ſie noch nie von Frieda gehört hatte.

Seit ihrem Wiederſehn war er ja darüber verzweifelt, daß Frieda kein Herz zu haben ſchiene! Hier zum erſten male klang aus ihrem Spott etwas heraus, was ihn wie ein Gefühl anwehte.

Er ſah ſich noch oft nach der kleinen triumphirenden Karavane um, die bald auf der hügeligen Straße verſchwunden war. Mit geflügeltem Schritt zog ſie auf dem obern Rande der durch Berge geſchnittenen Landſtraße vorwärts. Es gab von unten her ein anmuthiges Bild. Die Truppe ſich ſo frei an der Luft abzeichnend, bald auf-, bald niederſteigend die Wellenlinie des ungebneten Wegs, die Kinder dichtgeſchart um den gehörnten Freund, Frieda

nachläſſig hinterher, ermüdet von der Hitze und der Spannung und vielleicht . . . träumend? Ihre Art war es ſonſt nicht.

Laſſen wir Eberhard nach Liederbach wandern!

Unſanft wurde Hertha geweckt.

Die Kinder wollten eben an einem Kreuzwege von dem obern Rande der Landſtraße niederlenken und ſich unten nach der großen Straße wenden, als aus dem Querwege, der ſo tief lag, daß man ihn vorher nicht ſehen konnte: eine heftigkreiſchende, hochliegende Stimme ihnen zurief, Hallunken! Spitzbubenbande!

Die Kinder flohen, ließen ihren Hans ſtehen.

Hans blieb verdutzt vor einer Kaleſche, von der ein Bedienter herunterſprang und ſich, während ſein Herr ſchrie und lärmte, des Thiers bemächtigte.

Frieda wußte nicht wie ihr geſchah. Sie trat raſch zu Hans heran, hielt ihn an den Hörnern feſt und gerieth in die heftigſte Aufregung, als von der Kaleſche wieder die kreiſchende Stimme rief: Haut die Brut zuſammen, daß ſie die Schwereneth kriegt!

Dieſe Reden kamen von Hans von Landſchütz, der eben von der Eiſenbahn, einer ihm leider mit der Zeit unerläßlich gewordenen ſonſt gehaßten Beförderungsmethode, kam, von ſeinem Martin die Arreſtation des ſträflichen Ziegenbocks erfuhr und nun hier erleben ſollte, einem

Delinquenten zu begegnen, über deſſen rechtliche Befreiung der Bediente ſogleich Erkundigungen einziehen ſollte.

Hans! Ruhig! ſagte Frieda beſchwichtigend zu dem vom Peitſchenknallen ſcheuen Thiere.

Hans von Landſchütz, der ſelbſt zu fahren pflegte, hörte glücklicherweiſe dieſe Worte nicht. Er hätte ſie ſonſt auf ſich bezogen. Er hielt die Pferde an, fuchtelte mit der Peitſche, orientirte ſich über das dreiſte Mädchen im blauen Kleide und hörte vor Zuſchauern, die ſich ſchon verſammelten, folgende ruhig geſprochenen, aber beſtimmten Worte:

Beſter Herr Baron! Sind Sie nicht ein ſo eingefleiſchter Ariſtokrat, daß Sie es uns danken ſollten, wenn wir noch ein bischen Mittelalters ſpielten? Sie haben unſern Hans ins Burgverließ geworfen, wir haben ihn wieder herausgeholt. Das iſt unſer Ruhm. Und nun laſſen Sie uns in Gottes Namen unſere Wege ziehen!

Landſchütz wußte anfangs nicht, ſollte er hinunterſpringen und die Rednerin züchtigen oder ſollte er die Sache komiſch nehmen. Geiſtesgegenwart war nie ſeine Sache. Es geht allen Peltrons, Lärmmachern und Grobſchmieden ſo, daß ſie ein einziger entſchiedener Blick in ihren Auslaſſungen ſtutzig machen kann.

Lauft! rief, den Moment der Unentſchloſſenheit benutzend, Frieda den Geſchwiſtern zu und ihren Hans feſt-

haltend rannten die um die Wette mit ihm auf der offenen Landſtraße davon.

Die Bedienten wollten nach.

Landſchütz rief ſie zurück. Er wetterte zwar: Canaillenvolk! Räuberbagage! Hundeloslaſſen! Hetzpeitſche geben! Frieda aber ſagte ganz gelaſſen, indem ſie neben ſeinem, auf die Landſtraße ablenkenden Geſpann ſich nunmehr auch rückwärts wendend herging:

Beruhigen Sie ſich doch, wertheſter Herr Baron! Die Leute möchten ja ſonſt denken, es ſei Ihnen um einen Thaler zu thun!

So ging ſie.

Wo wollen Sie denn hin? begann jetzt Landſchütz langſamer fahrend und das von ihm nie geſehene Mädchen genauer fixirend.

Es dauerte lange, bis Frieda dem groben und jetzt wahrſcheinlich zudringlich werdenden Patron antwortete.

Nach Liederbach will ich! ſagte ſie endlich. Unſere Befreiung hat mich müde gemacht. Sie könnten mich wol hinunterfahren.

Wie? ſtutzte der ſonnenverbrannte, rothglühende, dicke Hans von Landſchütz; hinunterfahren? . . .

Warum nicht?

Und Martin mußte erleben, daß ſein Baron wirklich inne hielt, das dreiſte Mädchen noch einmal erſtaunt anſah, ſtumm zur Seite rückte, dann Frieda den Wink des

Junkers verstand, aufstieg, erst auf den Tritt, dann auf das Wagenrad und endlich sich neben dem feindlichen Baron zu sitzen emporschwang. Das kam Alles wie im Traum. Keine Ueberlegung, die Sache war da. Der Baron peitschte auf seine Braunen. Die Kalesche flog davon. Am Stiftshof vorüber. Die versammelte Dienerschaft begriff nicht, wie ihr Herr an der weitgeöffneten eisernen Pforte vorüberjagen konnte, ein junges Mädchen neben sich hatte, kaum grüßte. Aber es war so, es blieb so, man mußte sich finden.

So ging's fünf Minuten lang.

Dann lachte Frieda.

Worüber lachen Sie denn? fragte Hans von Landschütz.

Ueber Ihren Bart lach' ich.

Wie so?

Gerade wie unser Hans!

Der Baron polterte heraus:

Zum Teufel mit Ihrem Hans! Ich heiße auch Hans.

Na und Ihr Bart... sagte Frieda. Wenn Sie noch wenigstens überm Munde auch einen hätten, aber blos so vom Kinn ein paar Zwickel herab, gerade wie ein Geisbock!

Der wegen seiner Grobheit berüchtigte Baron vom Stiftshof hätte über dies Wort jedem Andern „das Fell über die Ohren“ gezogen.

Der einzige, dünne, rothe Schmuck in seinem tellergroßen, butterglänzenden Angesicht, das am rothesten an

ein großes Wort zu führen. Wir werden doch wahrhaftig den Weltlauf nicht ändern! Er ſchadet uns nur; er bringt uns in unſren Intereſſen zurück und ich ſchäme mich, wenn ich nach Wien komme und bei unſern langjährigen Verbindungen mit dem öſterreichiſchen Hofe einen ſolchen Sohn haben muß!"

Herr Baruch war Kenner der Politik genug, um zu wiſſen, daß ſein Sohn auch immerhin kein Arzt, kein Advokat zu ſein brauchte und doch eine einträgliche Stellung haben konnte. Nur mußte er kein Syſtem, keine Geſinnungen haben. Hatte doch Herr von Gentz längſt deſſen Styl, Fürſt Metternich deſſen politiſche Kenntniße gelobt! Herr Baruch wußte, wofür Gentz, Friedrich von Schlegel, Pfeilſchifter und Andere ihre Wechſel bezogen, er wußte, daß deren Talent darin beſtand, aus gegebenen Materialien einen hübſchen Zeitungsartikel zuſammenzuſetzen. Man erzählt ſich, daß er, unbekümmert um ſeinen Sohn, in Wien daran gearbeitet hat, ihm eine Stellung zu verſchaffen. Er wollte ſeinem Talente eine metallene Bahn brechen und ſchrieb ihm ſchon 1821 von Wien aus, als ſich Börne von Stuttgart nach München begeben hatte, er ſollte kommen und in Wien unter Aufſicht gewiſſer hoher Perſonen etwas Ordentliches werden. Als Börne die Zumuthung abwies, fuhr der Vater nicht gleich in Harniſch, ſondern bot, da dieſe Frage ihm zu wichtig für des Sohnes Lebensglück ſchien, jedes beſonnene Mittel auf, ihn zur Reiſe zu bewegen. Da er wohl wußte, daß Sanftmuth hier mehr wirken würde, als Zorn, ſo befleißigte er ſich aller Künſte der Ueberredung, ſprach zum Herzen des Sohnes als Vater, als Freund. Nein. Nun denn, ſchlug er ihm vor, ſo ſollte er wenigſtens erſt einmal nach Wien reiſen, um zu ſehen, wie es ihm dort gefallen würde; gefiele

den Ohren und unter den dünnen Haaren hinten an der Cravattenſchnalle ſtrahlte, dieſer edle Zwickel war bei ihm das Symbol ewiger Jünglingsſchaft, die Zierde des Garçonthums, eines Standes, den er ſehr hoch hielt, den rechten Freiherrn , den wahren Junkerſtand nann'te! Drei Wochen lang im Wollmarkt, acht Wochen lang des Carnevals im Winter ſah die Reſidenz in dieſem Barte den Reſt einer alten ſtrammen Jugendzeit. Champagner nährte dann die dreißig bis fünfzig Borſtenhaare mehr als Waſſer. Auch wol im Bier verklebten ſie ſich und zu hohen Diners, wenn die Ritter der Landſchaft ſich verſammelten, färbte Hans dieſen Zwickel mit der vorzüglichſten braunen Tuſche und dieſer undankbare kleine ſchwarze Lockenkopf da brachte einen ſolchen Schmuck in Parallele mit dem Barte eines Ziegenbocks?

Das kann ſchlimm werden! murmelte Martin.

Aber — Schweigen, tiefes Schweigen trat ein bis nach Liederbach, wo Landſchützen's alter Patrimonialgerichtshalter am Wege ſtand, die Brille aufſetzte und den Aufzug Hanſen's mit Frieda Ulrichs anſtarrte, wie — Hans brauchte den trivialen Ausdruck — die Kuh das neue Thor.

Am Pfarrhauſe ſetzte Hans ſeinen ſchönen Paſſagier ab, ſagte in ſeiner trockenen Galanterie: Einen Kuß wolle er ſich zu Gute behalten. . . . Frieda ſagte trocken: Bei Gelegenheit, Baron!

Und nun wie der wilde Jäger fuhr er mit ſchnaubenden Roſſen durch ſein Dorf zurück, ſtaubaufwirbelnd, immer zu, ohne Raſt und Ruh, durch die Gänſe durch, ganz toll und unbekümmert wer auswich oder flüchtend mit einem verrenkten Beine davon kam.

Für Stiftshof, das ſchon bis auf den kleinſten Reps beiſammen ſtand und wartete, für die Schweſter, die ſtaunend am Balken harrte, war es gerade, wie wenn der Baron erklärt hätte, ſich verheirathen zu wollen.

So flink ſprang er nie vom Wagen, ſo vergnügt kam er nie vom Wollmarkt.

Und wie zerſtreut war er! Er ſchimpfte ſogar über die »niederträchtige Zetterei« der Eiſenbahnen, ein Thema, das er in Aurelien's Gegenwart doch ſonſt nicht zu berühren pflegte.

## Fünftes Capitel.

### Das Pfarrhaus in Liederbach.

Eberhard Ott, der Bevollmächtigte Conſtantin's, der Niederſchmetterer Jean Repſen's, der freundliche Ziegenbockbefreier Frieda's, muß uns näher bekannt werden.

Eberhard war ein jugendlich blickender Mann, aber ſchon nahe den Dreißigen. Von hoher Geſtalt, gleichmäßig in ſeinen Formen, ruhig und mild in ſeinem Benehmen mußte er jedes Herz gewinnen, das mehr Sinn für innere Gediegenheit als für ein blendendes Aeußere hatte.

Früh ſelbſtändig durch den Tod ſeiner Aeltern hatte Eberhard Ott auch frühe ſchon gelernt, für ſich ſelber zu ſorgen. Er hatte dadurch viel Sicherheit gewonnen, die jedoch nicht frei von Befangenheit war und es gab Menſchen, die den ſchon auf der Schule allein ſtehenden Jüngling pedantiſch nannten.

Ein kleines Vermögen, das dem Jüngling die in ſeinen Armen geſtorbenen Aeltern hinterließen, reichte nur bei dem gewiſſenhafteſten Haushalte aus, ihm das Stu-

dium der Rechte möglich zu machen. Weil er ſich deshalb abſchließen, vielerlei Zerſtreuung verſagen, fleißig arbeiten mußte, gewann er ſich ein ernſtes Weſen, das Manchem kalt erſchien, der die innere Flamme ſeines nur zu regen Gemüths nicht kannte.

Unter dieſem gemeſſenen Auftreten, das ihm das Leben frühzeitig als Pflicht verſchrieb, lag ſogar Hang zur Schwärmerei. Eberhard war, alleinſtehend und früh vereinſamt, auf dem beſten Wege, ein Menſchenfeind zu werden.

Der Zufall ſpielte ihm die Werke Montaigne's und La Rochefoucauld's in die Hände. Referendar in einer Provinzſtadt, las er Lebensmaximen. Das Weltmänniſche, Kalte und Berechnende der Philoſophie des Umgangs glitt von ihm ab, aber Eine Ueberzeugung blieb aus ihr an ihm haften, es war die, daß in den gewöhnlichſten Menſchen, die uns im Leben begegnen, doch, wenn man nur näher forſche, immer viel Achtbares und ſelbſt für den Denker Anerkennenswerthes ſchlummern könne.

Eberhard war durch dieſe Ueberzeugung lange wie von einer Offenbarung ergriffen. Er verband ſie mit der Lectüre Hippel's und der erneuten Bekanntſchaft Goethe's, den er jetzt in einem neuen Geiſte anſah. Sein ganzer Trieb, zunächſt ſchwärmeriſch und ideal, ging nun darauf aus, praktiſch zu ſein und auch darin lag wieder Idealität. Eberhard glaubte, allen Phantaſieen, von denen er

behauptete, ſie erzögen nur Menſchenverachtung und zum Hochmuth, den Abſchied gegeben zu haben, er wollte Bewußtſein und Lebensklarheit in Jedermann wecken, er ſah überall verborgenen Werth, ſtille Bedeutung, unangebrochene Schätze der edelſten Erfahrung und mühte ſich in jener Provinzſtadt und ſpäter in der Reſidenz ab, die Menſchen zum Bewußtſein ihres Werths zu bringen. Bei den unbedeutendſten Individuen lauſchte er auf ihre Art und Richtung und wer konnte ihn widerlegen, wenn er behauptete, in allen Menſchen wirklich das Allgemeinſame aller Verſtandes- und Herzensbedingungen angetroffen zu haben! Er ordnete Erkennungen, Verbrüderungen, gemeinſchaftliche Unternehmungen an. Eine zeitlang war es die Muſik, dann die Kunſt, dann die Literatur, dann die höhere Geſelligkeit, zuletzt die Politik, alle dieſe Gebiete benutzte er als Tummelplatz, wo der Geringfügigſte plötzlich einen Werth entwickeln konnte.

Aber ſeine Plane ſcheiterten.

Ein ſcharfer Beobachter, wie Conſtantin, verſpottete längſt dieſe Art der Menſchenpflege. Man trüge ja doch, hieß es, nur in jeden Menſchen hinein, was man aus ihm herauszufinden glaube!

Es gab die bitterſten Erfahrungen.

Die Muſikaufführungen, die Kunſtvereine, die Kränzchen für literariſchen Genuß oder politiſche Meinung, Alles was Elerhard zu Stande brachte, aus den zufällig-

ſten und ſich von ſelbſt darbietenden Elementen zuſammen ſetzen und zum Bewußtſein ſteigern wollte, es war mit Täuſchungen wieder auseinandergegangen. Die Leidenſchaften und der Egoismus verdarben zuletzt doch immer wieder Alles.

Nun hatte Eberhard darum doch ſeinen Glauben an die Menſchheit nicht verloren.

Er faßte ſie jetzt nur im Allgemeinen. Er ſah Gelegenheit genug, Thatſachen höherer Bedeutung feſtzuſtellen und warb für Ideen.

Die Gefahr, in die er dadurch manchen Verhältniſſen gegenüber gerathen konnte, war glücklich vorübergegangen und der Glaube an das Gute hatte Eberhard nicht verlaſſen. Er glaubte an die Nothwendigkeit, daß Conſtantin ſo handeln mußte, wie er ihm erklärt hatte, im Beſitze einer Hertha gegen eine Agnes handeln zu müſſen. Er glaubte an den Schmerz, den er im Pfarrhauſe zu Liederbach angetroffen.

Mit dem Verlobungsring in der Taſche hatte er ſogleich bei Agnes Planer und ihrem Vater den Beſuch gemacht.

Er wollte von Conſtantin's bedeutender Entwickelung ſprechen, von ſeinem Glück in der Geſellſchaft, ſeinem Bedürfniß ungehinderter freier Entfaltung, er wollte die armen verlaſſenen Menſchen allmälig Das rathen laſſen,

was er ihnen zu ſagen und mit Güte und Schonung beizubringen den Auftrag hatte.

Nun ſah er dieſe Menſchen. Sogleich erſchrak er, daß ſie anders waren, als er ſie ſich gedacht hatte. Siegreiche Menſchen wie Conſtantin zwingen dem Wildfremdeſten ihre erſte Vorſtellung auf. Rückſichtsvolle wie Eberhard beobachten und werden irre. Als er in Liederbach zum erſten male war, fand er Agnes erſt allein. Der Vater, mehr Landwirth als Geiſtlicher, war im Felde.

Agnes erſchien ihm ſogleich anders, als er ſie ſich gedacht hatte. Sie war nicht klein, ſondern groß. Sie hatte nicht blaue, ſondern braune Augen, ſie war nicht blond, ſondern brünett. Sie war nicht unſicher und gedrückt, ſondern von gewähltem Ton, zart zwar und von jener Zurückhaltung der Gefühle, die jedoch etwas ahnen läßt und ein achtbares heimliches Seelenleben in Ausſicht ſtellt.

Kaum hatte Eberhard ſich genannt, kaum den Gruß, den er von Conſtantin brachte, ausgerichtet, als ihn trotz der ſtarken und kräftig ſcheinenden Natur Agneſens von ihr einige Tropfen im Auge überraſchten, eine bebende Stimme rührte. Er ſah, daß Agnes ſein ſchweres Amt bereits ahnte.

Er beſaß nun die Schwäche, zurückzuhalten. Er ſah da ein zur bravſten Hausfrau berufenes Mädchen, das einer treuen Liebe ihre Jugend geopfert hatte. Er fiel aus der Rolle, die er ſich ſeit einigen Tagen mit allem

Aufwande von Pſychologie einſtudirt hatte. Er war eben der Rückſichten- und Gewiſſensmenſch.

Ja als dann der Pfarrer kam und der kleine, friſch geröthete, ſogleich die Pfeife ſtopfende Mann in Zorn und Verwünſchungen über Conſtantin ausbrach, da gab er ſogar Conſtantin Zeugniſſe des Wohlverhaltens gegen Agnes, die er, nach der Stadt zurückkehrend, bitter bereuen mußte.

War der Erfolg, den Eberhard's erſter Beſuch in Niederbach haben ſollte, vom Ziele ganz links abgegangen, ſo mußte dieſer natürlich bald wiederholt werden.

Man war im Pfarrhauſe angenehm überraſcht, dieſen milden und gewiegten Mann ſchon am folgenden Tage, wie auf zufällige Veranlaſſung, wieder verſprechen zu ſehen.

Eberhard konnte nicht anders, als die Ausrede brauchen, daß ihm von allen Spaziergängen um H. der nach Niederbach der liebſte wäre.

Agnes ſchien heute beruhigter. Sie entwickelte ſich ſogar. Der Vater debattirte, zankte, verwünſchte die Univerſitäten, das Jahrhundert, die Regierungen, im Grunde jede Meinung, die nicht die ſeinige war. Agnes ſchien ſein vollkommenes Gegenbild. Sie ſprach, freilich mit etwas auffallender Betonung, für höhere Sphäre, ſanftere Schwinge, Empergetragenwerden über das Gemeine und Geringe. Der Vater pries das Gegentheil. Dieſe Frieda,

Conſtantin's Schweſter, ſagte er unter Anderm, iſt das einzige vernünftige Frauenzimmer, das mir ſeit Jahren vorgekommen iſt! Schon an dem Kinde hatt' ich meine Freude. Wenn freilich bei ſo toller Erziehung, wie ſie genoß, etwas aus ihr geworden iſt, verdankt ſie's einem beſondern Wohlgefallen Gottes; denn im Hauſe des alten Ulrichs geſchah und geſchieht noch täglich Alles, um die Nachkommenſchaft zu verderben. Von Conſtantin ſprech' ich nicht, um Agneſen nicht zu kränken. Seinen Dünkel, ſeinen nichtsnutzigen Hochmuth werden Sie kennen und ſich hoffentlich nicht von ihm terroriſiren laſſen, wie er Alle terroriſirt. Frieda aber iſt die einzige von den Ulrichs, mit denen ſich umgehen läßt, wenn auch mit ihr der Zank nicht abreißt; ſie iſt praktiſch und warum? Ich glaube, man kann des Jahres die Seiten zählen, die die in irgend einem Buche geleſen hat.

Lieber Vater, entgegnete Agnes, die den Vorwurf fühlte, mit Gelaſſenheit, wenn man wie ich, ſeit früheſter Kindheit auf dem Lande lebt und ewig nur von Oekonomie hört, was kann man thun, als ſich unter Bücher flüchten? Frieda athmete von früheſter Kindheit Bücherſtaub. Ihr Haus wurde nie leer von jungen, wiſſenſchaftlich gebildeten Männern. Was Andere ſich mühſam durch Selbſtunterricht erwerben müſſen, gewann ſie im Spiel. Und ſo hübſchen Mädchen, wie Frieda iſt, ſteht im Grunde Alles ſchön, ſelbſt wenn ſie Thorheiten machen. Ich

möchte nicht ungestraft die Possen treiben, die man ihr hingehen läßt. Wenn Frieda da am Schrank steht und alle deine Bücher nach der Reihe als Schriften voll Unsinn und Widerspruch recensirt, so heißt's bei ihr: Die ist ein Genie. Thät' ich's, ich würde dir damit nur Beweise meiner Beschränktheit geben.

Eberhard horchte den vernünftigen Worten.

Sie rügten etwas, was ihm selbst an Frieda, die er wiedergesehen und liebte, nicht wohlthat.

Diese Kritik Agnesens wurde mit einer Sicherheit vorgetragen, die er bei dem sonst zerfließen scheinenden Gemüthe kaum für möglich gehalten hätte.

Er mußte sich auch hier gestehen, daß Agnes in dieser ihrer bestimmten Art nichts Gewöhnliches hatte. Die lange Selbständigkeit in der Führung eines eigenen unruhigen Hauswesens hatte sie mehr entwickelt, als er bei erster Begrüßung glaubte und vollends achtbar war ihm die Fassung, mit der Agnes schon bei diesem zweiten Besuche über Constantin hinwegging.

Er kam zum dritten male nach Liederbach und an dem Tage, wo er den Hans durch eine lebendige Treppe befreit hatte, war er schon zum fünften Male da.

Auf Constantin kam die Rede nicht mehr; er hätte den Ring in aller Ruhe auf das Nähtischchen Agnesens legen können, sie würde ihn zur Seite unter die Blumenstöcke gelegt haben, unter deren grünen Schatten sie am

es ihm nicht, so blieb' es ihm ja unbenommen, wieder abzureisen. Um wenigstens für diesen Vorschlag den Sohn ganz zu haben, schickte er ihm nach München eine bedeutende Summe als Reisegeld. Er trug der in München bei ihrer Tochter lebenden Mutter Börnes auf, dem Sohne schwarze Kleider, Schuhe, kurze Beinkleider (zu Staatsvisiten) feine Wäsche machen zu lassen und ihm die Schnupftabaksdose wegzunehmen. So solle er nach Wien kommen, der österreichische Gesandte in München würd' ihm einen Paß geben.*) Börnen schauderte vor dem Gedanken, hinterrücks von seinem Vater in die Wiener Staatskanzlei verkauft zu werden, lehnte die neuen Kleider und die Schnallenschuhe ab und reiste, wie wir erzählt haben, nach Stuttgart. Noch später pflegte sich Börne über dies Wiener Projekt so zu äußern: Meine Gesinnung kann und werde ich nie, um keinen Preis, ändern. Gesetzt aber auch, ich hätte es gewollt oder gekonnt, so würde ich grade dadurch allen Einfluß verloren haben und ganz in die Kategorie jener verkauften Publizisten gesunken sein, denen, sie mögen behaupten, was sie wollen, von Niemanden geglaubt wird. Daß ich lieber gar nicht nach Wien erst ging, sagte er zu seinem Freunde Stiebel, das war ich meiner eignen Vorsicht schuldig. Ich bin schwach; wozu sich da einer Verführung aussetzen? Wer weiß womit sie mich gefesselt hätten! In meine eigne Schwachheit, die sie bald ausgemittelt hätten, würden sie mich verstrickt haben.

Als Börne später zum zweiten Male in Paris war, hörten diese Verhandlungen mit seinem Vater nicht auf. Schon am 20. Nov. 1822 schrieb der Vater: „Ich reise nächstens

*) Nachgelassene Schriften Band II. S. 63.

Fenſter zu arbeiten und die ſtille einförmige nur zuweilen von einigen Studenten, die das von Hans von Landſchütz gebraute Bier lieber im goldenen Löwen an der Quelle koſteten, unterbrochene Chronik des Dorfes zu muſtern pflegte, und ein anderes Geſpräch angeknüpft haben. Der Vater behandelte den Gaſt voll Theilnahme. Er ſchonte eben deshalb Conſtantin und von Agneſen ſah Eberhard wol ein, daß ſie ſich der Erinnerung an Conſtantin mit einem an ſich geſunden Gefühle der Selbſtrettung entwinden wollte. Nichts iſt ja ſchüchterner als Männernatur. Zu dem Eingeſtändniß einer keimenden Neigung Agneſens gegen — ihn ſelbſt, wagte ſich Eberhard's Beſcheidenheit nicht hinaus. Und doch fühlte er, daß ſein Auftrag drängte. Jedesmal wollte er bei Agnes unter den Blumen ſitzend aufſpringen und rufen: Conſtantin iſt treulos! Hier haſt du deinen Ring! Nimm ihn, ich habe den Auftrag ihn dir zu geben! Aber er war des Entſchluſſes nicht fähig. Auch darum war er ſeiner nicht fähig, weil ihm oft ein Grauen vor Agnes kam. Sie kam ihm gefahrvoll vor. Er ſah ſogar Verſchmitztheit und Berechnung. Er wog und wog. Er ſtudirte. Sie ſind ein ſchrecklicher Gewiſſensmenſch! hatte ihm auch Frieda einſt geſagt, als er am Abendtiſche ihres Vaters einen Korb voll Zwetſchen an ihre Geſchwiſter vertheilte und dabei die Jahre der Kinder zu den Zwetſchen und

die Zahl der Zwetschen zu der Zahl der Kinder in eine arithmetische Gleichung brachte.

Agnes nahm Frieda's, von Eberhard angekündigten Besuch nicht so heiter auf als der Vater, der über das Abenteuer mit Hans dem Ziegenbock lachte.

Er lachte nicht über den Humor der Sache an sich, sondern über den Aerger der Leute auf dem Stiftshofe, denen er, trotz der Erziehung, die er selbst einst Aurelien und ihrer Freundin Eugenie von Saalfeld, jetziger Wingolf, gegeben, jeden nur erdenklichen Possen wünschte, Miswachs ausgenommen, da dieser ihn selbst hätte treffen müssen.

Planer war ein Nachfolger jenes Apostels, der einst den Säbel zog und einem Knechte des Malchus sein Ohr abhieb. Vermögend wie er war, hatte er manchen Morgen Acker schon zu seiner Dotation hinzugekauft und stand mit einigen seiner Gemeindeglieder, denen er am Gründonnerstag den Kelch reichte, nach Ostern schon wieder vor den Schranken des Gerichts. Nach der Ueberzeugung, daß man niemals Trauben von den Dornen lesen würde, gab er es schon seit Jahren auf, mit seiner reichen und verwilderten Gemeinde Seelenpflege zu treiben. Die Verrichtungen seines Amts gingen nach Vorschrift, er war ein Mann, den die Bauern in jeder Beziehung ein Recht hatten, stramm zu nennen; in seiner Amtsführung lief nichts Unerlaubtes unter. Aber die Berichte der rundrei

ſenden geiſtlichen Inſpectoren, die Planern oft in Lieder-
bach antreffen konnten, wie er im Nebengebäude des gol-
denen Löwen, im alten Kruge, zur Kirchweihzeit eine
Schlägerei mit eigner Hand vermittelte und mit dem er-
ſten beſten Schemel dazwiſchenfuhr, bis es Ruhe gab, dieſe
Berichte ſchilderten ſein Wirken als einen verlorenen Po-
ſten in dem modiſchen neuangebauten „Reiche Gottes.“
Und bei alledem behauptete er ſich. Selbſt ſeine Proceß-
gegner achteten des Mannes ſtramme Haltung.

Das Erſtaunen, wie Frieda von Hans von Landſchütz
vor dem Pfarrhauſe in Liederbach abgeſetzt wurde, war
nicht gering.

Frieda mußte die Veranlaſſung dieſer Fahrt zwei mal
erzählen.

Der etwas lahme Patrimonialrichter, Juſtiziar Dam-
mert, hinkte ſo raſch er konnte über die noch vor Staub
undurchſichtige Straße und platzte mit der Frage herein,
Himmel, woher dieſe gnädigſte Vertraulichkeit käme?

Frieda erzählte aufs Neue und ſchraubte Dammert
mit dem Verhör, das er möglicherweiſe noch mit ihr und
dem Ziegenbock würde anſtellen müſſen. Auf ſeine Ge-
wohnheit anſpielend, im mündlichen Verhör mit den Bauern,
wenn ſie vor ſeinen Schranken ſtanden, ihnen für jede
Widerrede oder ungefragte Antwort oder für jeden lär-
menden Zankausbruch Geldſtrafen zu dictiren, die er nur
dann wirklich einzog, wenn man ſeine Geduld auch zu lange

auf die Probe geſtellt hatte, rief ſie in Dammert's Tone: Hans! Er ſchweigt oder — fünf Groſchen! Hans! Er ſtößt nicht oder — ſechs Groſchen! Hans! Er ſchert ſich zur Thür hinaus oder — ſieben Groſchen! Der Vater lachte wie immer, wenn beim Spott das Stichblatt nicht er war.

Der beſtellte beſſere Kaffee wurde hereingebracht.

Man plauderte allerlei Neues durcheinander.

Dammert, begierig jetzt auf den Stiftshof, ging. Und wie alle Vier nun, etwas beklommen, in der früh hereingebrochenen Dämmerung beiſammen ſaßen, kam dann die Rede auf Conſtantin.

Frieda, das Kind Gottes, ſagte kurzab:

Lieben Leute! Jetzt ſind wir unter uns! Jetzt ſeid einmal geſcheut und macht dem Ding ein Ende! Ich erwarte, daß ihr dem armen Bruder abſchreibt! Ich hätte nie geglaubt, daß der Conſtantin auch ſo ein Gewiſſensmenſch wird und an einem offenen ehrlichen Wort ſo lange druckſt und kaut. Doch beſſer wahrhaftig, ihr macht das früher ab, als bis ihr's mal in der Zeitung leſt, daß ſie ihn zum erſten male mit irgend Jemand anders aufgeboten haben.

Der Eindruck dieſer ſchrillen Worte war ſchmerzhaft.

Der alte Pfarrer ſprang auf und legte zitternd die Pfeife hin.

Agnes ließ einen Taſſenkopf fallen und ſchwankte zur Thür hinaus.

Eberhard erhob ſich entrüſtet und ſagte mit gerötheten Antlitz tief vorwurfsvoll: Frieda! Frieda!

Aber warum denn nicht! rief Frieda. Es iſt ja drükkend für Beide und darum ſollen ſie's abſchütteln. Kein Baum bleibt in Jahren derſelbe. Dr. Hainer ſagt' es neulich, alle fünf Jahre hätten wir in der Hauptſache einen andern Körper, wir wüßten's nur nicht. Wie ſoll denn da Eins ſich durch eine vergangene, an ſich glücklich und wahr geweſene Stunde ſein ganzes Leben verderben und um dieſe eine edle und brave Stunde ſich immer rundum im Kreiſe drehen? Und Sie wußten's doch, Ott! Warum haben Sie denn den Ring noch immer in der Taſche? Mein Bruder ſchreibt uns heute, daß die Unterſuchung niedergeſchlagen iſt und daß Ihr Schweigen ihn ungeduldig macht.

Der Pfarrer ſah Eberhard mit durchdringendem Blicke an.

Eberhard ſtand wie beſchämt, wie vernichtet. Er wußte nicht, was erwiedern.

Frieda beachtete die Pauſe nicht, ſondern plauderte weiter:

Sie wollen ja fünf grade ſein laſſen. Aber gemaßregelt wird doch. Der Eine muß einen Revers unterſchreiben, der Andere ſein Bündel ſchnüren und aus der Reſidenz. Conſtantin kommt heute Abend, ſein Erkerſtübchen hab' ich ihm ſchon zurecht gemacht und die Ungewißheit, die

ihn wegen Eurer drückt, wird grausam. Drum kam ich selbst und wenn Agnes vernünftig ist, so gibt sie mir ihren Ring gleich mit und Sie geben ihr den Ring Constantin's und die ganze Last ist endlich vom Herzen. Abgemacht! Punktum!

Planer ging schon gefaßter und nur noch bewegt auf und ab.

Zorn hatte er anfangs genug. Der Hinblick auf den ihm wohlthuenden Eberhard aber milderte diesen Zorn und Frieda's praktische Auffassung, die für Eberhard ein Stich durchs Herz war, versöhnte ihn sogar; es war die seine. Er platzte heraus:

Ja! Frieda! Hast Recht! Es war eine Dummheit. Gleich anfangs! Das hätte damals drüben lieber im goldnen Löwen einkehren sollen als bei uns. Dein Bruder ist ein heimtückischer Bursche und war mir immer zuwider. Dünkelhaft wie ihr Alle seid, ihr Alle, ihr Ulrichs! Vater und Mutter und eure ganze Sippschaft! Und wer dich mal als Frau kriegt, Frieda, der hat auch seinen Segen weg. Das ist meine Meinung.

Für Eberhard hatten diese Erörterungen so viel Verletzendes, wie das Kritzeln eines geradegehaltenen Stifts auf einer Schiefertafel.

Die nüchternen Auffassungen des Pfarrers waren ihm bekannt; aber Frieda's Aeußerungen über brechende Herzen, zurückgegebene Worte und Ringe, die gingen ihm doch

zu weit. Selbſt dem Irrthum gebührte nach ſeiner Meinung unter Umſtänden eine Schonung. Die Wahrheit hat nicht überall freien Zugang und darf die Thüren ſo aufreißen und ihre Enthüllungen ſo geradehin ausrufen. Es gibt für gewiſſe Meinungen und Ueberzeugungen der Menſchheit Ceremonialgeſetze, die zu überſchreiten nicht Jeder den Beruf hat. Frieda ſchien Eberharden eine Prieſterin der Wahrheit zum Nachtheil ihrer Schönheit zu ſein. Und da der alte Pfarrer jetzt in wirkliche Rührung gerieth und ſeinem abweſenden Kinde ſein ganzes Lob, ſeine ganze Theilnahme ſpendete, ſo trieb es Eberhard hinaus zu Agnes.

Es war dunkel geworden.

Er ſuchte ſie in dem ſchon herbſtlichen, halbentlaubten Garten. Er fand ſie unter den Afterbeeten.

Er trat zu ihr heran, er wollte der Einſamen Troſt und Zuſpruch bringen. . .

Frieda inzwiſchen, ohne Eberhard's Hinausgehen beſonders bemerken zu wollen, ſtützte den Lockenkopf auf und blickte durch die Blumenſtöcke, die am Fenſter ſtanden, auf das abendlich ſtill werdende Leben eines Dorfes. Sie ſprach vom Heimgang, wollte ohne Eberhard fort, ſprach von der Stunde, wo der letzte Eiſenbahnzug käme, ſie wollte den Bruder, der der Stolz der Familie war, ſelbſt empfangen.

Aber Planer bedurfte noch einer Scene. Die Ge-

ſchichte mit Conſtantin Ulrichs war für ſein Haus jetzt abgemacht, aber es fehlte doch noch das rechte Punktum auch nach ſeinem Sinn.

Erſt ſollſt du noch deinen Ring haben, Mädchen! ſagte er wiederholt und nöthigte Frieda zum Bleiben.

Da ſie nicht mochte, ſagte er:

Hilft dir nichts. Und Das mußt du auch noch hören. Dein Conſtantin, Frieda, iſt ein Nichtsnutz.

Planer gehörte zu jenen Aufgeklärten, die die „Genialität“ faſt ebenſo haſſen wie die Finſterniß. Das Genieweſen iſt ihnen nur eine Abart derſelben Verirrung wie der Autoritätsglaube. Mein Reformator mag leiden, daß über ſeinen Kopf hinaus Andere noch weiter gehen wollen als er und leider hat Mancher ſich dann ſchon entſchloſſen, lieber wieder zurückzugehen und ſich wieder an Die anzuſchließen, die er früher bekämpfte, als Denen zu folgen, die ihm nun gar noch vorangehen wollen.

Als Planer jetzt ſo recht aus dem Grunde ſeine Verwünſchungen gegen die Ueberſchwänglichen und Freiheitsſchnaubenden ausgeſprochen, ſtand Frieda auf, klopfte ihm auf die Schulter und antwortete:

Alterchen! Still! Eures Gleichen bringt mehr Unglück in die Welt als die Ariſtokraten! Wißt ihr, Papa, was Ihr denn eigentlich ſeid? Ein Schulmeiſter und einer recht dick voll Tyrannei. Ihr wollt die Freiheit haben, aber ganz apart für Euch und alle Uebrigen müſſen

ſich unter Eure Freiheit als Sklaven ducken und wer ſich dagegen muckſt und eigentlich was Anderes will, den möchtet Ihr dann auch gleich in Euern großen Sack ſtecken, grauſamer als der Kaiſer von Marokko. Geht mir weg! Meine Mutter ſagt als, wenn vom lieberbacher Glauben die Rede iſt, Ihr glaubtet da blos an Euch ſelbſt! Es iſt nicht anders; Jeder geht natürlich die Landſtraße, wie ſie ihm im Kopfe angelegt iſt. Ihr könnt aus Eurer Feldmeſſung nicht heraus und trampelt und wettert und flucht, wenn Einer den Zweifel juſt nicht ſo glauben will wie Ihr! Sogar Eure Freigeiſterei ſoll ein Evangelium ſein. Nun macht Ihr's Keinem recht. Wenn die Stiftsfrau von Landſchütz nicht jeden Sonntag aus alter Anhänglichkeit bei Euch in die Kirche ginge, kein Menſch hörte Euch mehr auf der Kanzel zu. Ihr gebt fürs Herz nichts und gebt für den Verſtand nichts; 'mal redet ihr mit der Bibel und nehmt ſie aufs Wort und 'mal ſoll's wieder blos bildlich ſein und ſo wollt Ihr eigentlich immer nur ſelbſt Euer Herr! Herr! ſein. Die Gemeinde ſoll bei jedem Dinge erſt fragen: Herr Pfarrer, was dürfen wir nun darüber wieder meinen? Und Ihr raucht dazu Eure Pfeife und gebt den dummen Buben und Mädchen Eure geſetzte Antwort und hundert mal hab' ich's ſchon gehört, daß Ihr den Leuten wie ein Profeſſor, der's weiß, ſagtet: Das weiß man nicht! Und das gerade ſo, als wäre das Nicht ein Glaubensartikel und

es müßte Eins gleich verbrannt werden, der sich nicht ebenso feierlich und majestätisch hinstellt und sagt: Das weiß man nicht! Und so sag' ich wieder Punktum. Und diesmal Streusand drum!

Mit diesen Worten hatte Frieda den Hut aufgesetzt und sprang zur Thür hinaus.

Im Garten mußte sie in der Dämmerung erst eine Weile suchen, bis ihr Agnes und Eberhard sichtbar wurden.

Beide traten ihr unter durchsichtig gewordenen Rebengängen entgegen.

Es war still und feierlich zwischen ihnen.

Agnes schien gefaßt, Eberhard schwieg.

Planer sah dann in der Stube forschend auf Beide.

Frieda hatte einen ironischen Zug um den Mund, schien verdrießlich und wollte fort.

Agnes gab ihr die Hand. Mit Fassung trat sie zu Frieda heran und sagte, daß sie einen schönen Traum ihrer Jugend preisgeben wolle, wenn sie wüßte, daß sie ein anderes Wesen glücklich machen könne. Ott hätte die Leiden ihres Herzens gesehen und nicht gewagt, den Auftrag sogleich zu vollziehen. Es wäre jetzt geschehen. Und nun sie wisse, daß Constantin durch eine Dame aus der großen Welt glücklicher sein würde, als mit ihr, gäbe sie gern auch ihren Ring an Frieda zurück; sie möchte ihn dem Bruder geben, sie möchte ihn grüßen, möchte gewiß

nach Stuttgart, werde mich dort 14 Tage aufhalten, ich wünsche dich zu sprechen. Willst du dahin kommen, so antworte mir gleich hierher, damit ich dir den Tag meiner dortigen Ankunft bestimmt angeben kann. Ich zahle deine Reisekosten nach Stuttgart und wieder zurück nach Paris; schreibe mir wie viel du von Nöthen hast, ich werde dir's schicken." Und bald darauf vom 2. Dezember: „Lieber Louis, ich bitte dich, lese diesen Brief mit der nämlichen Aufmerksamkeit wie ich den deinigen vom 25. v. M. gelesen habe... deine so hochgepriesene Unabhängigkeit — glaub mir — ist prekair; wird sie, oder kann sie immer bleiben? Warum sollst du nicht endlich einmal auf ein festes Auskommen denken? Ich hoffe dir in Wien eine ehrenvolle Stelle zu verschaffen, die ganz unabhängig ist. Und glaube ja nicht, daß man von dir Sachen fordern wird, die gegen deine Ansicht sind, dies würde weder nützen noch frommen — und was verlierst du dabei, wenn du hörst was man will, und wenn es dir nicht gefällt, so kannst du immer zurückgehen. Ich fasse dich nicht, denkst du denn nicht auf morgen? Und worin besteht deine jetzige Glückseligkeit? Doch nicht in den 500 Francs?*) Also um dein Glück willen, entschließe dich auf meine Kosten eine Reise nach Wien zu machen, wohin ich künftige Woche gehe. Ich beschwöre dich dein Glück nicht zu verscherzen..... denn es wäre gegründet. Antworte mir nicht gleich, nehme dir einige Tage Zeit zu überlegen, und einst wirst du es mir danken, dich von deiner Idee — denn du stehst allein — geheilt zu haben. Leb wohl und antworte mir vernünftig. Dein treuer Vater J. Baruch. Frank-

*) Monatliches Honorar von Cotta.

ſein, daß er nicht um Lieberbach herumzugehen brauchte, wenn er des Weges käme; ſie hätte ſich ſchon ſeit Jahren auf dieſen Augenblick vorbereitet. . . .

Frieda nahm den Ring, betrachtete ihn blinzelnd und ſagte ſich zum Vater wendend ſpöttiſch: Amen!

Da Eberhard ſich ſtill beobachtend in der dunkeln Stube an eine alte Commode mit Gläſern und Taſſen lehnte, meinte ſie zu dem noch: Aſſeſſor! Die Gläſer und die Taſſen! . . .

Eberhard lächelte ſchmerzlich und war ſtill.

Dem Vater war's faſt, als müßte er etwas merken.

Er wollte einen Knecht rufen, Frieda nach Hauſe zu begleiten.

Eberhard ſagte aber, auch er würde gehen, er müſſe doch Conſtantin begrüßen. Der Blick, den Agnes dabei auf ihn richtete, war bedeutungsvoll.

Frieda verſtand ihn faſt, dieſen Blick. Sie nahm ihren Hut und flüſterte Agneſen zu: Hab keine Angſt! Ich nehm' ihn dir nicht! . . .

Frieda! fuhr Agnes glühend auf. . . .

Nun! Nun! Wir Frauen kennen uns doch! ſagte Frieda.

Eberhard ſprach eben mit Planer. Er hörte nur Agneſens Abſchiedswort: Frieda! Du biſt fürchterlich! . . .

Dann ein nachdenkliches: Gute Nacht! von ihm ſelbſt und nun gingen Eberhard und Frieda von dannen . . .

Eberhard bot der Schweſter ſeines Freundes, die er ſo innig geliebt hatte, den Arm.

Frieda lehnte ihn ab. Doch ſchien ſie unbefangen. Sie ſprach gleichgültige Dinge.

Es war faſt Dunkel geworden. Die Sterne tauchten aus dem blauen, nebelbezogenen Himmelsmeer. Die Luft ging kühl; die geheimnißvolle Sprache eines Herbſtabends flüſterte ſanft durch die Natur. Die Pappeln am Wege ſäuſelten vor dem baldigen Abſchied ihrer welken Blät ter. Die Ebene ſo weit ſich breitend und das Leben in ihr ſo abendlich, ſo ſtill, ſo ruhig, da- und dorther nur das Bellen eines eingeſchloſſenen Hundes, von der Stadt heimkehrende Wanderer, mit einfachem Abendgruß. Wie friedlich die Welt in ſolchen Stunden! Die Felder hier leer, dort mit friſchen Furchen ſchon durchzogen und nach dem Erdreich duftend wie im Frühjahr. Letzte Hüter des Fel- des nur noch die Kartoffeln oder dampfend widerwärtigen Geruchs Feuerſtätten, wo das Kraut der ſchon geernteten verbrannt wird.

Würde ſo die einfach ländliche Herbſtnatur im blau rothen Nachtſchimmer nicht ohnehin die Stimmung der Wehmuth geweckt haben, wie mußte es erſt klagen und weinen in Eberhard, der, allein ſo hinſchreitend, neben der plaudernden und Allem, was ihr eben durch den Sinn kam, Worte leihenden Frieda ausrufen mochte:

Dieſer kalte Abend, nach Dem, was wir heute drüben

am Mittage erlebten? Welche Töne drangen vorhin aus deinem holden Munde, du Kind der Natur! Welche Gedanken liegen hinter dieſen ruhigen Augen! Gedanken, die zu denken mir eine Umwälzung meines Innern ſein würde und die dir ſo leicht kommen wie die ſilbernen, durchſichtigen Wölkchen dort unter den Sternen ſegeln! O Frieda! Wen lieb' ich denn anders als dich! Wem möcht' ich denn anders zu Füßen ſinken und ihn an ſeinem Kleidesſaume feſthalten als dich! Frieda! Wem möcht' ich denn in dieſer ſtillen Einſamkeit, hier jetzt mit dir in die ruhenden, ſchlummernden Büſche tretend, unter den Käfern, die noch einen Flug verſuchen wollen, unter Vögeln, die noch zuweilen wie im Traum ſich durch einen leiſen wie vergeſſenen Ton in ihrem Verſteck verrathen, an mein Herz drücken und Liebe, Liebe, Liebe ſtammeln, als dir! Nun iſt's vorbei. . . . Was war das ſoeben, was geſchah mir am Aſternbeete des Pfarrgartens . . . ?

Der Fluch der männlichen Schwachheit iſt ſehr oft der, nicht im Stande zu ſein, Situationen zu beherrſchen.

War's die berechnete Thräne der Empfindſamkeit geweſen, die Eberhard an Agnes gerührt hatte? War's ein Blick geweſen, den er in die tiefſten Geheimniſſe der Verachtung der Frauen *gegen* Frauen geworfen?

Er hätte jetzt da ſo hinſchreitend in Abenddunkel Hülfe rufen mögen, Hülfe bei der einzigen, die ſeine Phantaſie einſt ganz erfüllt hatte und die er nun faſt haßte. Die

luftige bunte Brücke wenigſtens, die ihn einſt zu Frieda Ulrichs geführt, war ein Nebelhauch geworden und zerſtoben.

Er ergriff Frieda's Hand und fragte:

Frieda! Was denken Sie von Agnes?

Harmlos ſagte ſie:

Agnes Planer iſt ein ganz gutes Mädchen.

Es war dies ein ehrlicher Ton. Für Eberhard lag etwas in dieſem Zeugniſſe. Doch mußte es ihn nicht kränken, daß es gleichſam klang, als ſollte geſagt ſein: Dir darf ſie genügen.

Beide ſchwiegen.

Von der Stadt tönten Glocken. Ihr verhallender Ton hob die Feierlichkeit des Abends. Eberhard war kein Poet, kein Schwärmer. Er hatte nie einen Trieb zur bewußten idealen Auffaſſung des Lebens gehabt. Er war praktiſcher Schwärmer. Er ſah nur immer die Welt der Pflichten, der Sorgen, der Mühen, Aufopferungen. Er war in ſeinem Gedankengange gewiſſenhaft.

Ach, dachte er jetzt, ſolchen Naturen, wie Conſtantin und Frieda, fehlt nur das Unglück! Unglück allein kann ſie ändern! . . .

Er ſagte ihr's. . . .

Frieda lachte.

Das ſind kirchhöfiſche Anſichten, ſprach ſie und fuhr fort:

Beſter! Dem ewig Verhimmelnden iſt Alles, was zur

Erde gehört, ſchrecklich, aber mein Vater hat uns früh vor der Erde Reſpect beigebracht. Die Erde iſt ein ſo merkwürdiges Product, daß ich ganz ehrenvoll finde, ihr anzugehören. Was hat die Erde nicht Alles ſchon durchgemacht! Denken Sie an die Billionen Jahre zurück, die die Erde gebraucht hat, um ihre jetzige Form zu gewinnen und was das noch für ein Blühen und Leben mit der Erde iſt und wie prächtig ſie ſich entwickelt und in noch fernern Billionen Jahren entwickeln wird! Zur Geſchichte der Erde gehören wir mit zu. Sie iſt ja ein lebendiger Körper, der immer wächſt und ſich verändert und wir machen das Alles im Leben und im Tode mit. Wenn ich heute ſterben müßte, ſo ging' ich getroſt. Ich brauche die Reiſe nicht bis an die Sonne, die ſo viel Meilen von uns fern liegt und wenn man ihr näher kommt, nichts Anderes iſt, als was unſere Erde iſt. Da bleiben wir lieber getroſt gleich hier, gehen ſo lange als möglich mit dem Wirrwar mit, und wenn uns Unglück paſſirte, da ſollte man immer gleich Reißaus nehmen und mit der Sonne ſchmachten? Ich weiß nicht, ich habe das Gefühl nicht, als könnt's mir einmal ſchlecht gehen. Ich verſichere Sie, wenn unſer ganzes Haus ausſtürbe und ich wäre mit den kleinen Kindern allein, wir würden im Frühjahr Rettige, im Sommer gelbe Rüben, im Herbſt weiße Rüben eſſen und auch roh, wenns nicht anders ſein müßte. Die Leute lachen über unſere verkehrte Wirthſchaft. Die Sache iſt ganz einfach.

Wir machen uns nicht zu Sklaven eingebildeter Bedürfniſſe. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn wir uns zu Hauſe vorm Stehlen hüten, ſo iſt's, um häßliche Weitläufigkeiten zu vermeiden. Ueberall kommt ſchon Licht in die Köpfe. Seien ſie überzeugt, unſere Kinder und Enkel kommen in viel natürlichere Lagen, als in denen wir leben und als uns bei der gegenwärtigen Duckmäuſerei wahrſcheinlich ſcheint. . . .

So plauderte ſie fort und Eberhard hörte halb lachend, halb kopfſchüttelnd zu.

In der Ferne ertönte bald ein Pfiff.

Der Dampfwagen war wol angekommen.

Als ſie an die Stelle kamen, wo heute Nachmittag Hans von Landſchütz von Frieda angeredet und zurecht gewieſen war, zog ſchon die Anhöhe herauf der Omnibus.

Ein Hut ſtreckte ſich heraus. Es war Conſtantin, der die Schweſter und Eberhard erkannte.

Conſtantin ſtieg aus, gab und nahm ſeine Begrüßung.

Er verrieth ſogleich Verdruß über ſein politiſches Geſchick.

Ein ſchweſterliches freudiges Entgegenſtürzen, das ſich Eberhard hier nothwendig gedacht hatte, fiel weg.

Frieda ſagte ganz einfach: Biſt da, Conſtantin? Die Stube iſt in Ordnung!

Und Conſtantin erwiederte ebenſo: Guten Abend, Frieda! Alles wohl?

Dann kamen die Erörterungen über den Zuſammenhang der Ausweiſung aus der Reſidenz.

Der Omnibus fuhr raſch vorüber.

Noch ein bekanntes Geſicht grüßte und ſchwang eine ſchäbige Mütze. Es war Jean Reps, auch ein Verbannter, dem Conſtantin in der Eile kein anderes Quartier anweiſen konnte als bei Eberhard. Eine für Dieſen ſehr traurige Perſpective. Eberhard war nicht in der Stimmung zu widerſprechen.

Nur auf ſeine Frage: Und Hertha Wingolf? antwortete der Bruder: Sie würde ihm folgen.

Hertha Wingolf? fragte Frieda.

Jetzt erſt erfuhr ſie den Namen des neuen Verhältniſſes. Sie wiederholte den Namen einige male und ſagte:

Sie wird kommen? Hierher wird ſie kommen?

Als ſie zum Thore einlenkten, trennte ſich Eberhard von den Geſchwiſtern.

Ihre Ruhe, ihr einfacher Meinungsaustauſch hatte ihn noch mehr verletzt. Er fühlte ſeinem Herzen nicht nur mit Grauen nach, wie nahe Haß und Liebe verwandt ſein können, er hatte ſogar ein Gelüſt, an der unerſchütterlichen Selbſtzufriedenheit dieſer Menſchen zu rütteln, Frieda's Amazonenſinn zu brechen, ſie irgendwie zu dem Geſtändniß zu bringen, daß auch ſie ſich müſſe der Pflicht gefangen geben.

Daß Frieda ihn nicht liebte, das hätte ihn noch heute

an der Mauer des Stiftshofs können in Verzweiflung bringen. Jetzt aber, nach dem Wiederſehen in Liederbach, tröſtete ihn die gewonnene Ueberzeugung, daß Frieda überhaupt wol nicht lieben könne.

Zu Hauſe fand er ſchon ſeinen Einquartierten. Er beſtellte für Jean Reys ein Nachteſſen und erntete von dieſem dafür eine Reihe ſalbungsvoll ironiſcher Lobſprüche, die auf allerlei Ausführungen des Themas hinauskamen: Ott, Sie ſind wirklich ein ſehr guter, d. h. im Stillen gedacht, ein herzlich dummer Menſch!

## Sechstes Capitel.

### Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes.

Einige Tage ſpäter erſchien in H. in der That die Tochter des Juſtizchefs Wingolf.

Es ging ihrem Auftreten kein unbedeutender Ruf voran.

Deshalb wollten Alle die perſönlich gewordene weibliche Selbſtändigkeit kennen lernen, wollten die Liebe und den Heroismus der Hingebung, die hier dem jungen Ulrichs gezeigt wurde, entweder in Perſon bewundern oder hintennach auf Grund von Thatſachen kritiſiren. . . .

Doch wurde man Hertha's ſobald nicht anſichtig.

Sie kehrte zwar erſt in einem Hotel, dann aber im Stiftshofe bei Aurelie von Landſchütz ein, an die ſogleich nach ihrer Abreiſe von der Reſidenz Julie von Reiſig und Eugenie geſchrieben und ſie dringend um eine Art Einfangen des wilden, entlaufenen Füllens gebeten hatten....

Aurelie von Landſchütz war nicht wenig geſpannt, ein junges Mädchen zu begrüßen, das von ſeinem Charakter

und ſeiner Weltauffaſſung eine ſo allbekannte Kunde verbreitet hatte.

Die Räumlichkeiten des kleinen Schloſſes reichten aus, dieſen Beſuch bequem zu beherbergen und ſo erging denn an Hertha eine Einladung, deren Motive freilich etwas peinlich waren.

Von ihrem Bruder hatte Aurelie trotz aller Beherrſchung ſeiner Unarten Kenntniß ſeiner rückſichtsloſen Bequemlichkeitsbetriebe genug, um nicht manchen Conflict zu fürchten, der durch die Aufnahme Hertha's möglich werden konnte.

Indeß ließ ſich Alles nach Wunſch an. In drei Tagen hatte die raſche Fürſorge Juliens und Eugeniens Hertha aus der auffallenden Stellung eines im Hotel einer Univerſitätsſtadt wohnenden, ihrem Geliebten nachreiſenden jungen Mädchens entfernt. Hertha fügte ſich mit Bereitwilligkeit dem ihr vom Stiftshof gemachten Antrage, nicht jedoch ohne erſt ein förmliches Abkommen getroffen zu haben. Sie wollte wiſſen, wie man es mit etwaiger gegenſeitiger Beläſtigung zu halten gedächte. Sie ſagte, die Entfernung von der Stadt wäre nur gering. In der Stadt, die ſie täglich zu beſuchen verhätte, ſtünde ihr das Ulriche'ſche Haus für den ganzen Tag offen. Sie wollte Niemanden unbequem ſein.

Man gab jede tröſtende Verſicherung.

Und in der That wenn auch Hertha anfangs mit der

furt, 2. Dezember 1822. — Du kannſt mir unter meiner Adreſſe gerade nach Wien antworten, hier kennt niemand den Inhalt meines Briefes; willſt du deinen Brief hierher adreſſiren, iſt's auch recht."

Börnen machte dieſe Angelegenheit, ſeines Vaters wegen, vielen Kummer. Herr Baruch war in iſraelitiſchen Gemeindeangelegenheiten nach Wien gereiſt und einer ſeiner Freunde erzählte noch ſpäter Folgendes: „Mehrmals ließ Fürſt Metternich Verſuche machen, Börne zu bewegen nach Wien zu kommen und dort ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Einmal geſchah dies durch ſeinen zu jener Zeit in Wien lebenden Vater, der dem Fürſten genau bekannt war, ein andermal durch Vermittlung der Brüder Rothſchild, von deren Einfluß auf Börne der Fürſt beſondere Vorſtellung haben mochte. Die Anträge gingen dahin, daß Börne mit dem Range und Gehalte eines Kaiſerlichen Raths in Wien leben ſollte, ohne zu irgend einer Dienſtbarkeit gehalten zu ſein. Für Alles was er dort ſchreiben wolle, ſei ihm völlige Cenſurfreiheit zugeſichert; er ſolle ſein eigner Cenſor ſein. Wolle er ſeine Stellung in den erſten Monaten wieder verlaſſen, ſo werde ihm durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Trotz allen Vorſtellungen, welch weites Feld ſeine Wirkſamkeit im Intereſſe der Humanität und zeitigen Fortſchritte in jenem Lande erreichen würde, trotz ſeiner damals etwas prekären perſönlichen Lage lehnte Börne jede Unterhandlung entſchieden ab. Sein politiſcher und literariſcher Charakter und Name, meinte er, ſei auf immer zu Grunde gerichtet, wenn er unter was immer für Bedingungen auf einen Antrag dieſer Art einginge. Nie würden ſeine Freunde und noch weniger ſeine Feinde glauben, daß es mit ſeinen Frei-

ihr eigenen Lebendigkeit die Vorſtellung eines Aufenthalts in einer berühmten Univerſitätsſtadt ergriff, dachte ſie ſich auch mit Begeiſterung die mannichfache Anregung und Belehrung, die ſie würde in dieſen Mauern ſich aneignen können, ſo lernte ſie doch bald den ſtillen Frieden ſchätzen, den ſie im Stiftshofe antraf.

Aurelie, hoch in den Dreißigen, etwas förmlich und gemeſſen, gab ſich ihr milde und gütig und Hertha erſchreckte Jeden ſogleich bis zur Unterordnung. Einige Zimmer nach dem entlaubten Park in einem Seitenflügel des zweiſtöckigen, mit Schiefer gedeckten, altmodiſchen Schloſſes gefielen Hertha ausnehmend und zuletzt beſſer als ſogar die Stadt. Selbſt das Ulrichs'ſche Haus entſprach, wie Conſtantin ihr ſogleich geſagt hatte, bald ihren Erwartungen nicht.

Jedoch ſtand ſie ſich über ſolche Keime eines Zwieſpalts nicht Rede. Noch hob ſie zu mächtig das Gefühl der Freiheit. Noch erfüllte ſie ganz das Glück, in Conſtantin's Nähe leben zu dürfen. Noch hatte ſie die überfliegendſten Bildungspläne und ſcherzte oft, und mit halbem Ernſt, darüber, ob ſie nicht in Männertracht auch an den Vorleſungen Theil nehmen dürfte.

Der Tochter eines hochgeſtellten Staatsmanns kam man allgemein mit der größten Zuvorkommenheit entgegen.

Hertha empfing Beſuche und machte Beſuche. Sie überraſchte jeden Namen, der einen Rang in der gelehrten Welt behauptete und ſuchte ſich mit ſeinen Studien

in irgend eine Beziehung zu ſetzen. Sie las, ſie ſchrieb, ſie machte Auszüge. Sie hatte einen Bildungseifer, der ſich von Dem, was nicht allzuſchwere Vorſtudien erforderte, nichts entgehen ließ.

Aurelie von Landſchütz durfte die Furcht, die ſie anfangs vor Hertha gehabt hatte, bald beſchwichtigen.

Verletzendes, Unweibliches kam bei ihr nicht vor. Wenn ſie nicht an den kleinen Theeabenden, die Aurelie liebte, allzuheftig mit den anweſenden Herren und Damen zu ſtreiten begann, machte ſich das Verhältniß ohne alle Störung der herrſchenden Begriffe von Maß und Schicklichkeit.

Auch die Beziehung zu Conſtantin hatte nichts Auffallendes. Der junge Ulrichs war durch ſeinen Skepticismus ein Weltmann geworden; darin lag die Bürgſchaft ſeines Takts. Noch mehr, die Liebe zwiſchen ihm und Hertha beruhte auf ganz eigenen formellen Geſetzen. Hertha's Natur war eine unnahbare und ſpröde, ſie war die Jungfräulichkeit ſelbſt. Wie ſie Alles nur nach ſeinem geiſtigen Werthe zu erfaſſen ſuchte, ſo auch die Liebe. Ihr Benehmen gegen Conſtantin hatte etwas entſchieden Weihevolles. Aurelie hatte dafür den Frauenblick, der die bloße Maske der Sprödigkeit ſehr bald von der wahren Unnahbarkeit der Unſchuld zu unterſcheiden weiß. Hertha gehörte zu jenem Frauengeſchlechte, aus dem die Nordlandstöchter einſt und die Brunhilden auf-

wuchſen. Abgewandt allem Gewöhnlichen verſchmähte ſie ſelbſt die üblichen Formen des zärtlichen Einverſtändniſſes. Und Conſtantin ſelbſt war entweder blaſirt oder kalt genug, dieſen Ton der Rückſicht und Entſagung fortdauernd einzuhalten. Es war dies derſelbe Ton, mit dem er Hertha einſt ſich gewonnen hatte.

Conſtantin wurde natürlich bald wieder der Mittelpunkt der Univerſität.

Die ältern Gelehrten gaben ſich wol nicht die Mühe, ſeine Principien zu bekämpfen, die mittlern und jüngern aber kamen ihm entweder an Gewandtheit der Formen, Witz, Scharfſinn nicht gleich oder ſie räumten ihm gern ein Feld ein, auf dem ſie meiſtentheils alle ſelber ſtanden. Conſtantin war auch hier wieder der allzeit Sieghafte. Merkte er, daß einmal in ſeiner Geltung eine gefährliche Stagnation eintrat, ein Stillſtand in dem allgemeinen ſich um ihn bewegenden Strome, ſo rührte er die Gewäſſer künſtlich auf. Es mußte dann irgend ein Plan ausgeführt werden, zu dem es ihm an den einleitenden Organen nicht fehlte, ob nun die Initiative Eberhard ergriff oder wol gar Jean Reps, dem man Lectionen verſchaffte, damit er ihnen Allen nicht allzuläſtig wurde. An Verdrießlichkeiten fehlte es unter ſolchen Umſtänden nicht. Eine umfaſſende Schilderung der Univerſität, die Conſtantin vom modernen Standpunkte aus an eine im Geiſte Ruge's und Bruno Bauer's geſchriebene Zeitſchrift ſandte, er-

regte ein ſo lärmendes Aufſehen, daß neue, mahnende und verweiſende Einſchreitungen der Regierung die Folge waren.

Immer ſeltner aber und ſeltner wurden die Beſuche, die Hertha im Ulrichs'ſchen Hauſe machte.

Anfangs hatte ſie dies Familienleben wahrhaft entzückt. Der Vater, ein harmloſer, kindlicher Mann mit langem, grauem Haar, war die Natürlichkeit ſelbſt. Die Mutter, Frau Rickele genannt, eine in ihrer Jugend hübſche Frau, war jetzt noch trotz ihrer vielen Kinder blühend und dem Auge erfreulich. Ihre Beweglichkeit war die eines Irrwiſches. Küche, Keller, Waſchhaus, Gemüsgarten, Nähtiſch, Nachbarſchaft, Alles war bei ihr Eins. Die Kinder, ſo zu ſagen, gingen wie ſie ſtanden und ſtanden wie ſie gingen. Nur in Maſſe wurden die Kleinen gereinigt, Knaben und Mädchen unter einen einzigen Apparat von Blechröhren und Brauſen geſtellt und unter Zetergeſchrei Morgens und Abends trotz der zunehmenden Kälte mit kaltem Waſſer übergoſſen. Von Nichts wurde ein »Umſtand« gemacht. Die Kleidung mußte ohne Löcher ſein, das genügte, Alles Uebrige war gleichgültig. Eſſen und Trinken gab es zum Sattwerden. Ein großer hölzerner Aufſatz mit einem beweglichen Bret, deſſen Centrum eine in der Mitte des Tiſches eingefugte Axe war, ſtand jeden Mittag und Abend auf dem Tiſche. Auf dies Brett ſtellte man die Speiſen; jeder hatte ſeinen Teller.

Das Brett wurde herumgedreht, ſo daß es bald zum Vater, bald zu Teutomar, bald zu Hedwig, bald zu Frieda kam. Jeder nahm was ihm beliebte und der Vorrath war groß genug. Die Tiſchordnung mußte unter ſolchen Umſtänden ſehr unterhaltend ſein. Für Anklagen fand man kein Gehör. Kind Gottes! rief Frau Riekele; laßt mich in Ruhe! Wer dich ſchlägt, ſchlag' ihn wieder! Frau Riekele hatte genug zu thun, dieſen Wirrwarr des Hauſes in leidlicher Ordnung zu erhalten und es ging ganz prächtig. Jeden Abend konnte man hier im Sommer im Garten, im Winter am Ofen zuſammenſitzen und ſich ohne Vorurtheile über Gott und die Welt unterhalten. Und wenn es nur Bier und Kartoffeln in der Schale und friſche Butter dazu gab, ſo fehlte es nie an Gäſten, an Studenten, Privatdocenten und Profeſſoren gleicher oder verwandter Richtung. Die Kinder ſprachen friſchweg in jede Unterhaltung hinein und ernteten für ihren geſunden Verſtand Anerkennung genug, manchmal auch freilich ein: Halt den Rand! wie's eben zu paß oder unpaß kam. Der Vater nahm bei Geſprächen über religiöſe und politiſche Vorſtellungen nie Rückſicht auf die Kinder. Was für ein Kind nicht paſſe, glitte ihm ſchon von ſelbſt ab. Wer deshalb von den Kindern übermüthig wurde, war damit noch nicht ſicher, jeden Augenblick wieder „geduckt" zu werden. Die Freunde des Hauſes ſogar wieſen die Kinder ebenſo zur Thür hinaus wie die Aeltern thaten und Frau

Rickele dankte Jedem, der ihr das Leben erleichterte und mit der Natur natürlich umging. Von einer aparten Neigung für die Seinigen war hier keine Rede. Wer kam, war Freund des Hauses, wurde herzlich empfangen und durfte sich geben wie er wollte; wollte er aber wegbleiben, so rief ihn auch Niemand. Es war ein freies, buntes, angeregtes Leben. Was diese Menschen für Witz, für Poesie, für Blödsinn, für Unsinn, für eine »Affenschande« erklärten, das galt überall im ganzen Orte dafür. Sie waren die Götter der Erde, die den Geist für Phosphor, Romantik für Blödsinn, freien menschlichen Willen für Kindermärchen erklärten; und es lag ein titanischer Schwung darin, wenn es hieß: Was man wäre, das müsse man auch ganz sein und handeln müsse man seiner Natur gemäß. Sätze, die sich dann so erweitern ließen: Alle unsere Ideen sind Abdominal-Reflexe, die sich allmälig im Hirn da guerreotypiren und zuletzt in der Form von Moral, Religion, Philosophie, überlieferten Unsinn absetzen... Wer des Abends in diesem Kreise gelebt hatte, wer auf ein Wort der Frau Rickele, das sie regelmäßig um halb zehn Uhr zu ihrem Manne aussprach: Kind Gottes, ich bin schläfrig! dann aufstand, dann die Treppe hinunterstieg, dann die Thürklingel hinter sich lange verhallen hörte, dann stolz durch die Gassen der alten grauen Stadt unter den Sternen hinwandelte und in der Ferne hörte, wie man noch in allen Wirthshäusern donnernd mit Gläserauf-

ſchlag ſang: Wir ſind die Könige der Welt! der mußte hochbefriedigt mit einſtimmen und der abſoluten Kritik Recht geben, die da lehrte, es käme nur einzig darauf an, daß der Menſch „ſich ſelber ſetze“.

Als Hertha zum erſten male dieſe aus Schön und Häßlich gemiſchten Formen auch einer freien Selbſtbeſtimmung kennen gelernt hatte, mußte ſie ſie bewundern.

Später kamen aber Enttäuſchungen.

Sie hatte ein Bedürfniß, ſich in Conſtantin's Lebensſphäre heimiſch zu fühlen, ſie war von ihm vorbereitet auf die Exiſtenz eines Profeſſors mit mäßigem Einkommen, ſie war von ihm auf die Wunderlichkeiten der Mutter, die bequeme Nachläſſigkeit des Vaters, die taktloſen Ausfälle Frieda's vorbereitet und doch — da ſie jetzt mitten in dem Chaos ſtand, erſchrak ſie, von Tage zu Tage weniger ſich in ihm zurechtzufinden.

Wenn ſie Conſtantin Abends über den ſchon fallenden Schnee oder die gefrorene Landſtraße nach dem Stiftshofe heimbegleitete, foderte er ſie auf, doch ihm getroſt ihr Urtheil auszuſprechen.

Sie mühte ſich dann ab, Zuſtimmungen zu geben, die ihr nicht natürlich kamen.

Conſtantin blies ſeinen Cigarrendampf in die Luft und ſagte: Eine Kritik des guten Tons hält dieſe Art nicht aus. Aber ich bin überzeugt, wenn die Kinder einmal aus dieſem Boden herausgenommen und anders-

wohin ins praktiſche Leben verpflanzt werden, bewähren ſie ſich beſſer, als man glauben möchte. Frieda vollends iſt wie Dornröschen, wenn auch nicht ganz nach unſers guten Uhlands Auffaſſung. Sie iſt ein Stück Poeſie; für unſere gewöhnlichen Verhältniſſe ein unheimliches Elfenkind, von dem ich neugierig zu erfahren bin, was die Spindelfrauen des Schickſals ihr einſt noch anthun werden.

Hertha kannte das Uhland'ſche Lied und die Sage vom Dornröschen, das in alle Lagen, nur nicht in die der Stube und des Spinnrockens paßte.

Sie hatte anfangs dem ſchönen Mädchen ihre ganze Bewunderung gezollt, bald aber hatte ſich die alte Erfahrung herausgeſtellt, daß wir Menſchen vor Dem, was etwa auf unſer eigenes Ebenbild hinaus kommt, doch gerade zum Tod erſchrecken können. Der Geiſterglaube ſagt, wer ſich ſelber ſähe, dem winke der Tod. Hertha ſah in Frieda ſich ſelbſt, ſah ihr Ideal der freien Selbſtbeſtimmung, ſah im ganzen Ulrichs'ſchen Hauſe feſſelloſe Exiſtenz nach natürlichen Bedingungen, ſah die Welt der Verurtheilsloſigkeit, von der ſie ſo oft dem Vater und der jungen Mutter geſprochen — und nun — wenigſtens ſie ſelber gefiel ſich nicht in der Rolle, die ſie in dieſer Welt mitſpielte. Sie kam ſich bleiern, ſchwer vor in dieſer luftbeſchwingten Beweglichkeit. Sie fand die Uebergänge des Denkens, die Unmittelbarkeit der Geſinnungen für

ihre Art viel zu ſchroff, zu plötzlich. Sie konnte nicht folgen. Wenn der Menſch Andern gegenüber den Schein gewinnt, ein Pedant oder wenigſtens ohne Liebenswürdigkeit zu ſein, fängt er gewiß an, vor dem Spiegel der Eitelkeit oder — der Selbſterkenntniß ernſte Muſterungen anzuſtellen.

Sagen wir aber Alles.

Ein menſchliches Herz, das ſo voll und mächtig ſchlägt wie das Herz Hertha Wingolf's, begehrt des Ruhms der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt.

Wenn Hertha nach ſechs Wochen ihres Aufenthalts in H. unter den mancherlei Anregungen, die ſie ſuchte und fand, unter der Fülle von bedeutenden Thatſachen, die ihr mit der ganzen erhebenden Kraft, die allem Belehrenden innewohnt, zuſtrömten, aufrichtig ſein wollte über den Eindruck, den ihr Frieda, ihres Freundes Schweſter, und das ganze Daſein der Genialität machte, ſo hätte ſie eigentlich ſagen müſſen: Neid iſt's, der dich verzehrt! Neid iſt's, wenn dem Kinde Gottes Alles im Spiele zufällt, was du dir mühſam erſt und künſtlich erwerben mußt! Neid iſt dieſe Scham über dich ſelbſt, über deine Schwerfälligkeit und die bleierne Schwinge deines Weſens!

Und Conſtantin hatte nicht ohne Ironie an den „guten Uhland," wie er ihn zur Bezeichnung des „überwundenen Standpunktes" nannte, erinnert, als er Frieda mit Dorn-

röschen verglich. Ja, Frieda war die Naturpoesie und Hertha schien sich die Stubenpoesie.

Es ist ein tiefer Zug der Mißgunst, der sich in die Seele einschleichen kann, wenn man die geborenen Genien gaukeln und auf Blüten wie ein Schmetterling sich schaukeln sieht, Nichts beginnend, in Nichts sich mühend und doch überall Sieger und Herrscher. Der sicherste Instinkt gab Frieda immer die treffendsten Antworten. Alles und Jedes durfte sie wagen und es stand gerade ihr. Sie neckte die Gelehrsamkeit und zupfte an langen, erhabenen und feierlichen Zöpfen und wenn sie auch mit irgend einer von ihr nicht gewußten Thatsache übel ankam, selbst der Rückzug des Geständnisses, dumm gewesen zu sein, stand ihr klug und geistreich. Sie wußte in ihrer kurzen, schlagenden, epigrammatischen Art die Lacher so auf ihrer Seite zu behalten, daß sie aus ihren schwarzen Locken, aus ihren schelmischen Augen hervorlugte wie einer jener Elfen, von denen Hertha wußte, daß es Naturgeister und allerdings Geister ohne Seele sind. Hertha stand neben dieser Gaukelei feierlich wie eine Prophetin da, aber sie selbst, sie glaubte nur wie eine Dienerin, wie eine Schleppenträgerin neben ihr zu stehen.

Anfangs machte sie sich wirklich Vorwürfe ob ihrer Eitelkeit, ihres Neides. Dann aber fühlte sie doch, daß ihr Trieb, in allen Dingen nach den letzten Gründen zu forschen, eine unwiderlegliche Berechtigung hatte. Und

heiten wirklich dieſes Bewandtniß habe. Er ſelbſt hege ernſtliche Zweifel über die aufrichtige Erfüllung jener Verheißungen, und abgeſehen davon müßte ihm das Gefühl ſeiner Stellung ſtrengere Feſſeln anlegen als die härteſte Cenſur. Ob aber mit der Freiheit wieder abzureiſen, wann es mir beliebt, es gar ſo ſtrenge genommen werden würde, fügte er mit dem ihm eignen Lächeln hinzu, iſt noch eine andere Frage."

Das Zerwürfniß mit dem Vater mußte unter dieſen Umſtänden immer mehr zunehmen. Als er in Heidelberg 1824 erkrankte und ihn um Geld erſuchte, fand ſich dieſer nicht ſogleich bereit dazu, ob er gleich durch glänzende Geſchäfte ſich eben ſehr bereichert hatte. Die iſraelitiſche Gemeinde wollte dem Vater, wie ſchon erzählt, damals ein Geſchenk von 8000 Gulden für die ihr geleiſteten Dienſte machen. Er ſchlug es aus. Dr. Goldſchmidt bemerkte, er könnte davon wohl einen Theil ſeinem Sohne zuwenden, da dieſer bereits mehrere Schriften für die Gemeinde verfaßt hätte, Schriften, die der Vater ſelbſt bei hm beſtellt hätte. Börne hätte nie etwas für ſeine Mühewaltung erſtattet bekommen. Doch ging der Vater auf dieſen Wink nicht ein *)

*) Auch für die lübecker Juden ſetzte Börne folgende Eingabe an den Bundestag auf:

„An die hohe deutſche Bundesverſammlung
unterthänigſte Denkſchrift von Seiten der Iſraelitiſchen Gemeinde zu Lübeck.
(Nachgeſuchte Vollziehung des ſechszehnten Artikels der Bundesakte u. w. d. A. betreffend.)

Hohe deutſche Bundesverſammlung!

Das Schickſal der Iſraelitiſchen Gemeinde zu Lübeck hat die öffentliche Aufmerkſamkeit ſeit einigen Jahren in nicht geringem Grade erregt. Oeſterreich, Rußland und Preußen haben ſich für deſſen Milderung, wiewohl ohne Erfolg, verwandt, und während deutſche und auswärtige Journale das Benehmen einer Regierung tadelten, welche doch die nothwendige Vermuthung für ſich haben muß, vorwurfsfrei gehandelt zu haben, haben auf der andern Seite Druckſchriften, die man zum

da Frieda Alles that ohne die letzten Gründe zu fragen und doch immer ſcheinbar Recht behielt, ſo fing ſie an Frieda erziehen zu wollen.

Da erntete ſie denn Spott.

O fall doch nicht über deine lange Schleppe! ſagte Frieda einſt.

Der Ton war bitter. . . .

Hertha fing an, ſich von dieſem Weſen geſchieden zu fühlen. Es kam nur darauf an, daß ſie das Gefühl: Du biſt neidiſch! in einem beſſern Dritten überwand.

Es gibt einen gezogenen und einen zuchtloſen Genius. Hertha klammerte ſich an dieſen Unterſchied; denn ſie wollte nicht dem Neide verfallen. Sie behauptete vor dem Genius die größte Ehrfurcht zu fühlen, aber ſie nannte den gezogenen Genius die künſtleriſche Weihe und Verklärung des rohen Naturtriebes, einen Schöpfer, Geſtalter, Verlebendiger.

Von dieſem Merkmale hatte Frieda's Genius allerdings Nichts. Frieda's Genius war ein ſchelmiſcher Zerzupfer, ein lachender Zerſtörer, er war negativ, wie auch der Genius des Bruders, der ſich jetzt rüſtete, Vorleſungen zu halten und mit einer Kritik aller Rechtsbegriffe im nächſten Semeſter ſeine akademiſche Laufbahn zu beginnen.

Hertha ſprach oft zu Conſtantin: O Freund, könnte doch Frieda einmal eingeſtehen, daß ſie ſich irgendwo ge-

irrt hätte! Könnte ſie doch der Reue fähig ſein! Könnte ſie doch einmal auch hören, ſtatt nur zu ſprechen! Könnte ſie doch irgend ein Werk mit Emſigkeit beginnen und es mit Ergebung bis zu irgend einem fertigen Ziele bringen! Wie klein erſcheinen wir Alle gegen ſie, aber trotz unſers Ernſtes, unſers redlichen Eifers! Wir Theren, wir leſen ein Buch erſt, ehe wir es beurtheilen! Frieda blättert darin und ſpricht über ſeinen Inhalt nach drei Seiten. Sie verachtet die Muſik. Warum? Weil ſie ſie nicht gründlich gelernt hat. Sie tanzt nicht. Warum? Weil ſie im Tanze ohne Grazie iſt, während ſie außer der Tanzreihe im gewöhnlichen Leben wie eine Sylphide ſchwebt. Es iſt ein ſeltſamer Widerſpruch in dieſem Mädchen und aufrichtig bezeichnet, Conſtantin, Frieda iſt nicht Das, was wir gut nennen!

Conſtantin hörte, da er Hertha mit großer Schonung zu behandeln fortfuhr, ſolchem Grübeln ſcheinbar aufmerkſam zu.

Er ſuchte die immer mehr einreißende Trennung bei der Charaktere, der Geliebten und der Schweſter, zu vermitteln; allein im Grunde war er über Hertha ganz derſelben Meinung wie ſeine Schweſter.

Er fand Hertha pedantiſch und in ihrem Sichſelber aufklärungseifer komiſch. Ihm war geſchehen, daß er ſelbſt auf Stiftshof eine ganz neue Ordnung der Dinge einführte, daß Aurelia die Trauernde, Gebeugte an ihm

einen Antheil nahm, als wäre Baron von Gleichen neu erſtanden, ihm war geſchehen, daß Hans ſich der ganzen Verbindung mit dem „Eigenthum-Diebſtahl-Weſen“ nicht mehr widerſetzte, da Frieda ſeit der durch Hertha vermittelten Bekanntſchaft mit Hans wie Puck mit den ſchlafenden Freiern des Sommernachtstraumes ſpielte, aber Hertha und Conſtantin, dieſe harmonirten nicht mehr, ſie geriethen oft in grellen Widerſpruch und Hertha war eigentlich die Einzige, die Conſtantins Autorität beſtritt.

Wenn an den je nach der Witterung mehr oder minder lebhaften Theeabenden auf Stiftshof die Discuſſionen im lebhafteſten Gange waren, bewunderte Aurelie die leichte und nachläſſige Art, wie Conſtantin in ſeinem Lehnſeſſel ſaß, mit ſeinem ſcharfen, durchdringenden Organ zwiſchen die Streitenden fuhr und ohne ſeinen freimüthigen Grundſätzen etwas zu vergeben doch den ganzen Beifall der Ariſtokratie ſich gewinnen konnte; Hertha aber, die, wenn Alles auf den lächelnden, ironiſchen, ſcharf pointirend die Worte hineinſchleudernden Freund blickte, ſich dieſes Beſitzes doch hätte rühmen ſollen, Hertha ſchauderte tief zuſammen, wenn ſie ewig und ewig doch nur Sätze, wie dieſe, hörte:

Man muß ja lachen über die Anſtrengungen, die ſich's ſo Viele koſten laſſen, fliegen zu lernen! Wer mit den Flügeln des Genius nicht auf die Welt gekommen,

der mag alle Vögel im Walde fangen und ihren Flügelmechanismus unterſuchen und nachahmen, er kommt doch nur zu Falle! Ich ziehe die fröhliche Unbedeutendheit aller gequälten Bedeutung vor. Und nicht blos unſerm geiſtigen Schaffen im Bereiche der Kunſt ſteht ja überall der Schweiß der Anſtrengung auf der Stirn, ſondern auch unſern Inſtitutionen. Was iſt denn, wenn man aufrichtig ſein will, dieſer Conſtitutionalismus anders als die troſtloſeſte Halbheit? Entweder Cato's Republik oder Julius Cäſar Imperator. Was ſoll die Mitte? Entweder Amerika oder Rußland. Was quälen wir uns mit der Vermittelung von Gegenſätzen, die ſich gegenſeitig erſt zu zerſtören haben, bis ein Drittes, vielleicht dann Meinetwegen Beſſeres kommt! . . .

Aehnliches wurde von Conſtantin täglich ausgeſprochen.

An Entgegnungen fehlte es nicht.

Doch behielt Conſtantin immer Recht, wie Jeder, der das Unzulängliche, Halbe im Intereſſe eines höhern oder beſſern Ganzen, das entweder längſt da war oder erſt noch kommen ſoll, tadelt.

Nur Hertha widerſprach. Sie ſagte einſt:

Sie leugnen, lieber Ulrichs, den Fortſchritt des Menſchengeſchlechts, wenn Sie ewig nur an die rohe Naturkraft appelliren. Gibt es wol eine ſchönere Blüte unſerer Epoche als die Uebereinkunft? Das Verlöbniß ſo zu

ſagen zwiſchen Recht und Pflicht und Kraft und Schwäche? Beruht nicht unſere ganze Civiliſation auf dieſer gegenſeitigen Mäßigung, auf dem Takte der Zurückhaltung? Wie ſich zwei Verlobte durch den Austauſch ihrer Ringe gleichſam ihres Ichs entäußern, ſo ſollen wir doch wol eigentlich auch immer in zwei Welten leben, in einer, die uns gehört und in einer, die dem Andern gehört. Wer nichts mit dem Andern austauſchen mag, für Herz nicht Geiſt, für Geiſt nicht Herz gibt, der ſteht zuletzt einſam da und ich kann mir denken, daß ein Genius, der kein Mitleid mit der Menſchenſchwäche hat, zuletzt von irgend einem Felſen tiefverzweifelnd und über ſein Alleinſein bejammernswürdig raſend ſich hinunterſtürzen muß.

Dieſe Worte würden die feierliche Stille, die ihre Folge war, nicht hervorgebracht haben, wenn nicht in den Kreis der uns ſchon bekannte Juſtitiar Dammert eingetreten wäre, der ſich die Erlaubniß, an den Abenden ſeiner Patronin Theil nehmen zu dürfen, ſelten nehmen ließ.

Er kam von Liederbach, erzählte einiges Abgeriſſene vom Pfarrhauſe, brachte Hanſen von Landſchütz vom alten Planer einige Mittheilungen über die Schulheizung und eine Kirchenreparatur und zuletzt eröffnete ſich durch ſeine dann apheriſtiſcheren Auslaſſungen der Hinblick auf ein bekanntes Verhältniß, das gewiſſe Anweſende berührte.

Man brach natürlich ab; ſelbſt Frieda ſchaukelte ſich

nicht mehr in ihrem Lehnſeſſel, ſondern ſprach von der Rückkehr.

Conſtantin beobachtete Hertha, die die Farbe wechſelte.

Die Geſchwiſter gingen, begleitet von einigen Freunden aus der Stadt, und Frieda, um von Hans loszukommen, nicht ohne die gewöhnliche Weitläuftigkeit, daß er ihre Hand beim Abſchiede gleichſam wie in der Falle hielt und von ihr erſt all die derben Worte hören wollte, die er auch von Frieda reichlich zu ernten pflegte; er gehörte zu den Menſchen, die man ſcharf anfaſſen mußte, um ihnen zu gefallen — auch Frieda drängte mehr als gewöhnlich.

Die Dinge aber, die Dammert angeregt hatte, bezogen ſich auf Agnes und Eberhard.

Dammert hatte die Nachricht aus Liederbach nicht ganz ausſprechen mögen, die Jeder ſchon ahnte, die Nachricht von der an dieſem Abend in ſeiner Gegenwart vollzogenen Verlobung Eberhard's mit Agnes.

Wie Conſtantin und Frieda fort waren, kam die Nachricht ganz ſo heraus, wie ſie der Sachlage entſprach. . . .

Hertha's Hand zitterte ſchon, als ſie Conſtantin Gute Nacht ſagte. Man ſah ihre Aufregung, man wußte, daß ſie auf dieſe Entſchaft einer durch ſie ſelbſt hervorgebrachten Verwickelung geſpannt war; aber daß ſie die

Kunde von dieſem Verlöbniß ſo erſchüttert aufnehmen konnte, das lag in andern Gedankenreihen und Erfahrungen begründet, auf die wir zurückkommen müſſen. . . .

Iſt es möglich, hatte Hertha eines Tages ausgerufen, daß es ſo bedeutungsloſe, ſo höchſt gewöhnlichdenkende Männer geben kann, die etwas ſich aneignen, was ein Anderer verſchmäht, wie dieſer Eberhard Ott!

Es war gerade von dem Gerüchte die Rede geweſen, daß Eberhard Ott die verlaſſene Braut ſeines Freundes auszeichne, Liederbach täglich beſuche und ſich zuletzt wol auch mit Agnes Planer vermählen würde.

Man brachte damals und wieder heute manche Erklärung.

Weil Agnes eine Erbin wäre, ihr Vater vermögend, ſagten die Einen und dies ſogar in Conſtantins Gegenwart. Conſtantin hätte dieſe Meinung berichtigen müſſen. Er that es nicht. Wahrſcheinlich weil er in die Lage hätte kommen können, von einer fremden Lebens- und Herzensauffaſſung mit nachdrücklicherer Achtung ſprechen zu müſſen. Anerkennungen dieſer Art waren ihm nicht gegeben. Man berichtete auch einſt Eberhard, daß Conſtantin immer nur lächle, immer nur ſchweige, wenn von ſeinen Beſuchen in Liederbach die Rede wäre. Eberhard ſchwieg gewiß; er war ja gefaßt auf allgemeine Misdeutung. Daß aber Conſtantin, der die Wahrheit kannte,

auch ſchwieg, that ihm weh, doch ſagte er nur zu einem gemeinſchaftlichen Freunde: Dieſe Menſchen werden nur feierlich, wenn ſie vom Nichts ſprechen.

Man wird das Reich der Fee Mab aus »Romeo und Julie« kennen.

Der idealloſe Mercutio, Sinnenmenſch und Lebensphiloſoph, wird weich, wenn er vom Sonnenſtäubchen erzählt, von der Traumwelt, von der kleinen, kitzelnden, poetiſchen Bagatelle.

In der That, auch Conſtantin konnte von Märchen, vom Helldunkel auf einer Landſchaft, von einem Jagdvergnügen ſprechen wie ein gläubiges Kind. Er war der überſättigte geiſtige Gourmand, der von aller Kunſt zuletzt nur die Farbenwirkung, von aller Poeſie nur zuletzt das Volkslied, von allen Genüſſen des Lebens nur zuletzt die Idylle des Schwarzbrotes anerkennt. Was hätte er nicht zugeben, was aus der Tiefe herauserklären müſſen, wenn er Eberhard's Handlungsweiſe von dem Makel einer gemeinen Speculation hätte befreien wollen! Seinen ganzen gegneriſchen Standpunkt hätte er feſtſtellen, und feierlich werden müſſen, wie Jean Reps wirklich ſchon feierlich wurde, wenn von Eberhard die Rede kam. Jean Reps, von Eberhard genährt und gepflegt, war auf Uebergängen begriffen, die er »Kriſen« nannte. Oft wiederholte er tiefſinnig und grübelnd Conſtantin's Wahl

ſpruch: Entweder Republik oder Rußland! Aber Conſtantin verweigerte jede Anerkennung.

Erſt von Aurelien erfuhr Hertha über Liederbach andere Thatſachen, als die ſie von Conſtantin wußte.

Agneſen wurde von Aurelien viel Lob geſpendet. Einzelne Charakterzüge jedoch, die von Agnes dabei mit erzählt wurden, ließen ſich kaum anders als nach der Auslegung einer Miſchung von viel Liſt und Beſonnenheit deuten.

Natürlich wandte ſich Hertha's Verachtung auch auf Agnes. Unwillig rief ſie aus: Da gefällt ſich ja die Männernatur der rechten alten Evaart unſerer Mitſchweſtern! Ich kenne ſie ja dieſe ſtillen ſinnigen Mädchen, die ſich den Aufſchlag ihrer Augen im Spiegel einſtudiren! Ich kenne ſie ja dieſe Liebevollen, die ewig erzürnt von fremder Läſterung reden, nur um die Läſterung wiederholen zu können! Ich kenne ſie ja bei uns Frauen dieſe kleinen Künſte der Berechnung, dieſe ſpinnenhafte Umſtrickung mit Harmloſigkeiten, dieſe Tücke des Haſſes bei ſcheinbarer Liebe! Glauben Sie mir, Aurelie, dieſe Agnes hätte noch einen Geringern gewählt, als ein ſo niedrigdenkender Mann ſein muß, wenn ſie nur die Genugthuung gewinnen konnte, Conſtantin zu zeigen, wie leicht ſie ihn zu vergeſſen wüßte!

Aurelie gab in Betreff Agneſens im Allgemeinen Recht und den Bräutigam Eberhard Ott kannte ſie nicht.

Eines Abends aber hatte Hertha endlich diesen Eberhard im Ulrichs'schen Hause gesehen. Sie erstaunte nicht wenig, von ihm einen Eindruck zu empfangen, der dem Bilde, das sie sich von ihm entworfen, nicht im mindesten entsprach. Eberhard war ernst und entschieden in seinen Aeußerungen, sein Ton stach fremdartig ab gegen den Ulrichs'schen Tumult, sie konnte den Widerspruch seines Seins und seines Thuns nicht begreifen; sie sah ihn seitwärts und mistrauisch mit langer Prüfung an. Auch Eberhard verrieth ein Interesse, endlich jener vielbesprochenen Hertha Wingolf ansichtig zu werden. Zu einem Gespräch kamen sie nicht. Eberhard schien in sich gekehrt und gedrückt.

Nachdem hatte ihn Hertha öfter gesehen und wenn sie aufrichtig sein wollte, hatte sie Ursache sich einzugestehen, daß diese kurzen und immer bedeutungsvollen Begegnungen etwas ihre Phantasie in Gefahr brachten. Alles, was sie an Constantin schon irrte und beunruhigte, fehlte bei Eberhard. Und doch war auch Eberhard's Wesen durchgeistigt, seine Stirn die des Denkers, seine Rede gewählt, sein Urtheil nie oberflächlich. Ohne Zweifel fehlte Eberharden Constantin's Esprit, aber sie mistraute ja diesem Esprit schon längst. Eberhard konnte und mußte fühlen, daß er anfing auf Hertha einen Einfluß zu gewinnen.

Und sie mußte von sich selbst gestehen, daß Eberhard

Als Börne wieder im Frühjahr 1825 nach Frankfurt zurückkehrte, freute er sich, im dortigen Polizeiwesen manche Verbesserungen, in dem Aeußern der Stadt manche Verschönerungen anzutreffen. Gleich bei seinem ersten Spaziergange durch die freundlichen Anlagen, von denen Frankfurt umgeben ist, lächelte er wohlgefällig über den höflichen Styl, in welchem die Polizei auf den Warnungstafeln mit dem Publikum sprach. Da hieß es nicht mehr: „Bei fünf Thaler Strafe darf hier Niemand den Rasen betreten!“ oder dergleichen; sondern er las zu seiner Verwunderung: „Diese Anlagen sind der Sorgfalt des Publikums empfohlen.“ Er glaubte sich nach Paris versetzt. Ein so kleiner Fortschritt in der Cultur konnte ihn einen ganzen Tag glücklich machen. Für

---

Theil als officiell betrachten kann, die Rechtlichkeit des beobachteten Verfahrens vor der Welt und dieser Erlauchten Versammlung zu schützen versucht. Die Stimme der Unterdrückten selbst hat aber bisher nicht sich vernehmen lassen. In der von Tage zu Tage und immer dringender gehegten Hoffnung, daß der sechszehnte Artikel der Bundesacte endlich seine Erledigung finden werde, zogen sie es vor, bis dahin lieber schweigend zu dulden. Bald aber sind fünf Jahre entschwunden und ihre Leiden haben den höchsten Grad erreicht. So unglücklich sind sie geworden, daß sie nichts mehr zu verlieren haben, und wenn nur der Schimmer einer Hoffnung noch ihnen leuchtet, so möge endlich eine unbefangene Darstellung der sie betreffenden Ereignisse Veranlassung geben, diese erlauchte Versammlung bescheiden darauf aufmerksam zu machen: ob eine längere Vertagung der im sechszehnten Artikel der Bundesacte angekündigten Berathung mit der Gerechtigkeit verträglich sei, welche die Erfüllung einer feierlich geleisteten und garantirten Zusage fordert.

Lübeck im December 1829.

Die Israelitische Gemeinde zu Lübeck.]
Und in deren Namen:
Die Aeltesten und Vorsteher derselben.

— Als diese Deputirten der vertagten Lübecker Judengemeinde eines Morgens zu Börne kamen, war er im Ankleiden begriffen, um mit einem Bekannten nach Emmerichshofen zu reisen, dem Landsitze des Grafen Bentzel-Sternau, dem er durch jenen zum ersten Male zugeführt werden sollte. Die Deputirten boten Börnen eine Remuneration an und wollten Gold auf den Tisch legen. Börne weigerte sich es anzunehmen und nahm es nicht. Als die Deputirten gingen, steckte er seine Kasse zu sich, die aus — einigen Sechskreuzerstücken bestand.

ſie faſt gewonnen hatte. Sie ging bald nur noch zu den Ulrichs, um vielleicht Eberhard zu begegnen. Sie hatte beobachtet, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit er in der Weihnachtszeit auf jedes Glied des Hauſes beglückend und beſcherend einging, wie ſicher er auswich aller wilden Anmuthung der Einfallſucht des Hauſes, die ſie ſchon längſt aus tiefſtem Herzen haßte. Da nie von Agnes die Rede war, nie in ihrer Gegenwart von ihr die Rede ſein konnte, ſo wurde ihr Eberhard ein Myſterium. Er fing an ihre Phantaſie zu beherrſchen. Und ſein Werth ſteigerte ſich, als ſelbſt Frieda vor ihm mit ihrem ganzen Weſen zuweilen Halt machte. Daß Conſtantin ihr einmal eingeſtand, Eberhard hätte Frieda geliebt, machte ſie ſtaunen. Sie fragte: Wie war es aber möglich, daß er dann eine Agnes wählte? Frieda trat hinzu. Conſtantin hatte eben eingeräumt: Ott iſt ſehr reſpectabel. Frieda gab die nähere Erklärung. Sie erzählte von dem Herbſtabend, wo ſie der »Unnatur« ein Ende gemacht hätte, weil ſie ihrem Conſtantin hätte den Ort, in den er zurückkehren wollte, nicht verleiden mögen. Da iſt denn, fuhr ſie, als ſie bis zu Agneſens Flucht aus dem Zimmer gekommen war, fort, da iſt denn ohne Zweifel Eberhard in den Garten getreten und hat Agnes, wie ſich denken läßt, in Thränen gefunden. Still ſtanden dabei die Sterne am Himmel, die Aſtern blühten, einige Georginen ſchwankten noch mit verblühenden Kronen. Am Rebenſpalier

hatte Agnes, ohne Zweifel weinend, gestanden und Eberhard kommt hinzu und sagt: Agnes, warum weinen Sie? Da ist sie denn natürlich vor Schmerz ohnmächtig geworden, ist ihm ans Herz gesunken und da hat denn auch sich sein Auge mit Rührung gefüllt und so nahm er den Ring Constantin's und gab ihn ihr und Agnes blickte fragend auf Eberhard und auf den Ring und weinte schon nicht mehr, im Errathen seiner Gedanken. Wir kennen das. Dann wird sie natürlich auch ihren Ring vom Finger nehmen und wird ihn zweideutig genug an Eberhard geben und so halb gegeben halb genommen, halb Schmerz, halb Trost, halb Kummer, halb Elend wird das ein Verlöbniß — schonender Rücksicht. Eberhard der Aermste konnte nicht anders. Sie werden beide auf ewig unglücklich diese Menschen. Warum? Weil sie nicht die Kraft hatten, es auf einen einzigen Augenblick zu sein. Für diesen einzigen Augenblick sind sie's ewig.

Hertha horchte damals hoch auf. Ihr Herz stand still. Sie hörte Frieda zum ersten male eine Scene des Gefühls eigentlich ohne Spott und nur entsetzlich bitter, ja selbst wie in ihren eigenen Hoffnungen verletzt, schildern. Sie sagte fast unhörbar: Und Sie, Frieda, Sie liebten Eberhard? Frieda, erröthend, schüttelte den Kopf und erwiderte: Ich hätt' ihn genommen, aber — da wir nicht passen, ist's besser. . . . Frieda warf trotzig die schönen Lippen auf und entfernte sich.

Hertha, allein, wußte nun nicht, wie ſie ſich ſammeln ſollte.

Sie vergegenwärtigte ſich Alles noch einmal, was ſie von Frieda gehört hatte. Die Sterne ſtanden am Himmel, die Aſtern blühten, Agnes ſtand weinend und allein im entlaubten Garten am traubenloſen Rebenſpalier. Eberhard kommt. Er gibt den Ring Conſtantins zagend, ſie nimmt ihn weinend, — er voll Mitleid. . . .

Sie ſtockte bei allen dieſen Gedanken. Sie malte die Scene ſich immer neu aus. Sie ſah dieſen ihr ſchon ſo lieben und werthen Eberhard in der ganzen Situation vor ſich. Sie ſah ſein Herz, ſeine Güte. . . . Seit einem Jahr und länger hatte in ihren Augen keine Thräne geſtanden. Sie weinte zum erſten male und über ſich weinte ſie. Ihr Stolz war durch irgend etwas gedemüthigt, eine Welt war ihr, ſie wußte nicht wodurch und wie, zerſtört. Das ſah ſie, es gab eine Tugend in der Schwäche. Es gab eine Entſagung mitten in dem Recht des Beſitzes. Es gab eine Welt der Pflichten, die größer als die Welt der Rechte iſt. Zwei Ringe, gebunden durch Beſtimmung, gefeit durch den Fluch einer fremden Untreue, feſſeln zwei andere Menſchen, ziehen ihnen den magiſchen Kreis ewiger Gebundenheit — und der Sklave, der gehorchen ſoll, der beugt da ſo ruhig ſein Haupt, und dieſe Ruhe und dieſe Demuth gibt ihm eine Krone, deren Glanz das Auge des Freien blendet. . . . Eberhard Ott,

der Edle, so hinausschreitend, zu einer armen schwachen Mitschwester, so unter den Sternen stehend und nichts mit sich tragend als seine Manneskraft und Mannesfreiheit, und diese Kraft und Freiheit rein verschenkend, rein dahingebend aus Güte einem weinenden Mädchen, das er trösten will, sich verschenkend an ein Lebensloos, dem er sich mit Geduld und gesammelter Treue ewig zu widmen rüstet —!

Hertha konnte dies Bild, fort und fort ausgemalt, nicht mehr von den Augen bannen, sie sah ewig nur Constantin's zurückgegebenen Ring, hörte ewig Eberhard's: »Agnes, weinen Sie nicht!« und immer nur dies milde Männerwort: »Agnes, weinen Sie nicht!«

Sie war damals schon nahe daran, ihrem eigenen Geliebten zuzurufen: »Constantin, Constantin, deine Welt ist falsch! Leb wohl! Unsere Bahnen sind auf immer geschieden!«

So weit war Hertha in ihren Empfindungen gekommen an jenem Abend — es war im Januar — als sie zu Constantin das Gleichniß vom Verlöbniß gesprochen.

Der Justitiar Dammert brachte die Nachricht, daß die Verlobung zwischen Eberhard und Agnes wirklich gefeiert werden.

Es ergriff Hertha bei diesem Worte ein Herzenskrampf. Wenn es eine Liebe gab, so fühlte sie, daß sie Eberhard Ott liebte. Sie dachte nicht daran, ihn sich zu gewinnen,

ihn dieſe Neigung fühlen zu laſſen, das ſchwache Kind in Lieverbach aufs Neue in einen Jammer zu ſtürzen, aus dem es ſich ſchon einmal auf eine für das Geſchlecht nicht ganz ehrenvolle Weiſe gerettet hatte. Aber die Ruhe ihres Herzens war hin. Sie fühlte, daß ſie an Conſtantin nur den Verſtand geliebt hatte und ihn ſchon lange täuſchte.

Sie verachtete ſich ſelbſt, als ſie einige Tage darauf Conſtantin bat: Geben Sie mir den Ring Agneſens, den Ihnen Eberhard zurückbrachte!

Er erröthete und ſagte: Sollen auch wir uns verleben? War das neulich Ihre Meinung?

Ja, antwortete ſie, mit einer Verſtellung, über deren Ausdauer ſie ſelbſt erſchrak.

Sie wollte nur den Ring haben, den Agnes an Eberhard zurückgegeben. Sie ſah den Reif voll wahnbethörter Eiferſucht an. Die alte Jahreszahl 1841 erſchreckte ſie nicht, Conſtantin's Name erſchreckte ſie nicht. Sie ſah nur, daß Eberhard dieſen Ring an jenem Herbſtabend getragen; ſie verſank bei ſeinem Anblick in Gedanken, die ihr die Welt in einer andern Gliederung zeigten, als ſie eine ſolche bisher von ihr geträumt hatte.

Ein Monat der ſchmerzlichſten Pein verrann.

Die Qual einer nur ſich ſelbſt geſtandenen Liebe iſt namenlos. Sogar in ſeinem traurigen Leid erkannt, verrathen, vielleicht verſpottet zu werden, kann Linderung ſein einem um Liebe verzweifelnden Herzen. Der feſteſte

Wille hat die Kraft nicht, die Urſache der Leiden an der Wurzel aus dem Herzen zu reißen. Es iſt eine Vorſtellung eine Phantaſie Was uns quält, man weiß es, es iſt ein bloßes Spiel der träumenden Hingebung, die ſich in Feſſeln, ſchlagen läßt, in Feſſeln, die man ſelbſt ſchmiedet und man kann doch nicht los davon; immer und immer tritt das Bild des hoffnungsloſen Glücks vor unſer Auge und verwiſchte es die zerſtreuende Welt, doch träten wir abſeits und ſchlöſſen die Augen und lebten nur mit unſerm Bilde, das wir uns ſelbſt beſchwören und aus dem Nichts immer wieder neu hervorzaubern müſſen. Und wie ſpottet meiſt die Wahrheit unſerer Träume! Man genießt im Geiſt alle Seligkeiten des Beſitzes, der Erklärung des endlichen Verhältniſſes mit dem geliebteſten Weſen und denſelben Augenblick ſchreitet es lachend, kalt und von den Formen der Geſelligkeit beherrſcht an uns vorüber; es liegt das Unerreichbare in unſerm Arme und tauſend ſüße Namen der Zärtlichkeit ſtammeln wir den höhnenden Winden! Hoffnungsloſe Liebe zehrt wie ein Siechthum des Geiſtes, das zuletzt auch deſſen leibliche Hülle zerſtört. Kommt keine Rettung von innen oder außen, ſo welken wir hin.

Für Hertha war dieſer Zuſtand um ſo trüber, als ſich mit ihm eine Umwälzung aller ihrer Anſchauungen verband.

Der ſtolze, herausfordernde Sinn der freien Selbſtbeſtimmung war im Erlöſchen. Gebrochen war dieſe ſchlanke

Pappel, deren Laub wol zitternd bewegt im Winde bebt, deren Stamm aber einſt nur Sturm entwurzeln konnte. Das war Alles hin. Was ihr früher den Muth gegeben, ſich gegen die Anſprüche der Sitte und Meinung zu rüſten, hielt nicht Stand mehr. Zaghaft wurde die Haltung, ſcheu das geſprochene Wort und elegiſch das geſchriebene. Hertha ſchloß ihre Bücher, ihr Piano verſtummte; die Gegenſtände der Selbſtbelehrung, die ſie um ſich zu verbreiten pflegte, ſtanden ohne Ueberredung da. Alles war ohne Bedeutung und werthlos. Der belebende Hauch, der von Conſtantin ſchon lange nicht mehr wehte, konnte jetzt nur noch aus einer Gegend kommen, die für ſie dem Tode gleich war, dem Tode, den ſie geſäet hatte; denn um ihretwillen hatte ja Eberhard eine Ehe — der Pflicht zu ſchließen! Daß ſie Conſtantin den Zuſtand ihres Herzens verſchwieg, daß ſie nicht weiter ging, als dieſem zuweilen heftig zu widerſprechen und mit Ergebung ſich in die Auffaſſungen der Andern zu fügen, das war ſchon ein Theil ihres Leides. Denn ſie, ſie, die nie die Wahrheit umgangen, ſie, Hertha Wingolf, heuchelte! Von den lichten Bezirken der Wahrheit konnte ſie abirren und ſo hindämmern in dem ſüßſchmerzlichen Lebenszwielichte eines überwundenen hoffnungsloſen Mädchenherzens!

Oft trieb es Hertha von dieſer Ergebung empor. Oft rief es in ihr: Dieſen Zuſtand der Feigheit erträgſt du nicht! Ueberwunden wardſt auch du von dem Gifte, das

alles Frauenthum verdorben hat, von dieſer eingeſtandenen Leere und Ohnmacht des Herzens? Thorheit! Thorheit! rief ſie.

Aber ſie ſah Eberhard, redete mit ihm, vernahm den ſichern und feſten Gang, mit dem er durchs Leben ſchritt und ſie hätte ſeine Hand halten, an ihn ſich klammern, ihm folgen mögen, wiſſenlos, hinhörend nur ſeinen Befehlen, dienend und ergeben in jedes Loos, das nur der geliebte Mann über ſie auswerfen würde. Seine Welt war ſchon längſt die ihrige. Sein Sein und ſein Wollen umſchwebte ſie mit dem leichtbeſchwingten Fluge eines nie endenden, bis ins Kleinſte gehenden Intereſſes. Sie hatte ſogar Anwandlungen, in Liederbach wie eine Parze aufzutreten, unerbittlich zerſchneidend das Band, das die nun ſtolz ihr Haupt erhebende „Evatochter“ um Eberhard geſponnen. Nicht mehr rief es dann in ihr: Wie unglücklich würde ſie ſein und wie unglücklich ſind wir Frauen alle! Nein, ihr Ruf war ſchon: Wie unglücklich ſeid ihr Männer! Titanen und ſo duldſam unſere elenden Feſſeln tragend! Zu den Sternen ſollte euer Flug gehen und wir nur halten ihn nieder!

Daß Eberhard heiter und ergeben ſchien, ließ ihn ihr jetzt nicht mehr gering erſcheinen. Hertha ſah in ſeinen Mienen nur den Widerglanz jener Ergebung, die das Daſein zwar keineswegs ganz ſo nimmt wie es einmal iſt, aber in der Hauptſache doch nur wie eine Wallfahrt

durch ſeine Finſterniſſe, wie ein mühevolles Durchwinden durch ſeine Schwierigkeiten. Die Stoiker hatten auch ſchon Eberhard's Maxime: Wir leben nicht um uns, ſondern wir leben um der Andern Willen.

Im endenden Winter, in den letzten Tagen des Februar war Hertha nahe daran, ſich einſt Eberhard zu verrathen.

Daß Agneſens Verlobter von dem Werthe, den er für Hertha gewonnen, eine Ahnung hatte, ließ ſich bei ſeiner prüfenden Beobachtung erwarten und Agnes, die auf Stiftshof Hertha zuweilen begegnete, kannte das Glück, das ſie erobert hatte, gewiß in ſeiner ganzen Bedeutung und hütete es mit der ihr eigenen bedächtigen Liſt, die Hertha oft bitter belächelte.

Agnes, doch ein gefälliges und ſicher praktiſches Weſen, hatte ſich ein großes Glück gewonnen, ſie liebte Eberhard mit der Eiferſucht, die ein Künſtler für ſein eignes Werk empfindet. Je weniger ſie zwar annehmen konnte, daß Eberhard, ohne den Auftrag Conſtantin's ihr begegnend, ſeine Wahl auf ſie gerichtet haben würde, deſto ämſiger ſchien ſie nun bemüht, auch jeder Reue in Eberhard's Herzen vorzubeugen und es bahnte ſich dadurch jene vortreffliche Rückſichtsnahme und Achtung an, die in der Ehe oft ein bindenderer Kitt zu werden beſtimmt iſt, als die Liebe, dieſe allerdings höher thronende Empfindung, die aber Launen hat wie eine Königin. Agnes

liebte Eberhard. Dieſer ſchätzte ſie. Warum ſollte ein ſolcher Bund nicht Beſtand haben?

An einem jener letzten Februartage wurde Hans von Landſchützens Geburtstag gefeiert.

Eine große Geſellſchaft war zu Tiſch geladen. Man hatte aus allen Treibhäuſern Spenden gebracht und den Junker wie ein Opferlamm umringt und geſchmückt.

Und was nicht an lebendigen Blumen ihm geſtreut wurde, kam ihm an geſtickten. Auf neuen Teppichen wandelte ſein heute ganz beſonders glanzvoll gefirnißter Fuß, der zu ſeinen koloſſalen obern Dimenſionen klein und zierlich war. Cigarrentaſchen und Notizenbücher und ſelbſt Bequemlichkeiten für ſeine alte Antipathie, die Eiſenbahnen, hatte man ihm verehrt und die heiterangeregte Geſellſchaft brachte bis nach vier Uhr Nachmittags an einer ländlich um Eins beginnenden köſtlichen Tafel zu.

Auch Conſtantin war zugegen und herrſchte natürlich auch hier, da ſein helles Organ überall vernommen wurde und ihm der Stiftshof ohnehin ſchon ganz unterthänig war.

Frieda ſaß Hanſen gegenüber.

Aurelie hatte Eberhard zu Hertha ſetzen wollen, aber da Agnes einer leichten Unpäßlichkeit wegen fehlte, ſo entſtand in den Anordnungen eine Störung und Eberhard kam an ihre eigne Seite.

Nach dem Mahle nahm man Hüte und Shawls und

die Frankfurter Theaterverhältniſſe bewahrte er noch immer viel Theilnahme, und in mancher Correſpondenz, die er an das Morgenblatt einſandte, machte er ſeinen gepreßten kunſtrichterlichen Empfindungen Luft. Noch immer wog er in dieſem Bereich die Worte nicht. Es war ihm eine Kleinigkeit, den damaligen Chef der Theateroberdirektion, den Banquier Leerſe, einen Tyrannen zu nennen, wofür ihn dieſer zu verklagen drohte. Eine kleine Brochüre gab er bei Gelegenheit der Ankündigung der Berliner wiſſenſchaftlichen Jahrbücher für Kritik heraus. Er ahnte ſchon 1826 die vielen Einſeitigkeiten, mit welchen dieſes Inſtitut in der That gleich begann, und die Anarchie, in die es ſich jetzt aufgelöſt hat. Manche ſeiner Befürchtungen waren jedoch ſehr in ſeiner Abneigung gegen die Philoſophie als Wiſſenſchaft begründet. Der Literaturbeilage des Morgenblattes, die ſeit 1827 von W. Menzel redigirt wurde, ſandte er die gründlichſten und geiſtreichſten Kritiken über Schriften, welche grade an der Tagesordnung waren. Aufgefordert, eine Beurtheilung des „Leben Napoleon's" von Walter Scott einzuſenden, antwortete er in einem noch unter ſeinen Papieren befindlichen, wahrſcheinlich nicht abgeſchickten Briefe, daß ihm der Gegenſtand dieſes Buchs wenig genehm wäre. Er ſchrieb unterm 13. Juli 1827 an Menzel:

Verehrteſter Herr Doctor!

Um über Walter Scotts neues Werk zu ſprechen, müßte ich dem großen Napoleon eine Schlacht liefern und mich vielleicht von ihm ſchlagen laſſen — ein Regal, das nur fürſtlichen Perſonen zukömmt. Ich bin nämlich ein kleiner aber erbitterter Feind des großen Napoleons. Ich liebe ihn und

begab ſich in den umfangreichen Park, der mit einigen immergrünen Bosketts ſchon einen Eindruck des erſehnten Wiedererwachens der Natur gab.

In der ausgelaſſenſten Laune war Frieda. Nicht immer gleich in ihren Stimmungen und oft bis zur Unart dann verdrießlich hatte ſie heute einen glänzenden Tag. Die Erzählung ihrer Befreiung des Geisbocks an Ort und Stelle unterhielt Alle.

Nur Eberhard und Hertha gingen abſeits.

Ein Vergleich von Sonſt und Jetzt lag nahe.

Es war offenkundig, daß Hans von Landſchütz ſich von Frieda Ulrichs hatte wie verzaubern laſſen. Hans ſtrich durch den Park wie Falſtaff, den die in Elfen verkleideten luſtigen Weiber von Windſor zwickten und neckten. Mit der linken Hand ſeinen langen rothen Kinnbart ſtreichelnd, war er mit der Rechten immer nur damit beſchäftigt, das Kind Gottes von zuweitgehenden Thorheiten abzuhalten. Den Herren entriß ſie die Cigarren, um mit der Aſche den kleinen Sandſteingöttern, die hier und da in den Bosketts verſteckt ſtanden, Schnurrbärte zu malen. Vor einem hübſchgeformten kleinen Amor ſtillſtehend, den Frieda bemalt hatte, ſagte Eberhard:

Dieſen Glücklichen iſt doch Alles Zopf! Selbſt Amor!

Alles, was ſich, ehe es handelt, beſinnt! ſagte Hertha.

Wir Alle ſind ihr Zopf, fuhr Eberhard fort und be-

diente ſich der Freiheit des Scherzes, die ihm Hertha ſchon eingeräumt hatte.

Hertha ſprach aus, was ſie mit ſchweren Kämpfen des Herzens ſeither über denjenigen Geiſt in Erfahrung gebracht, den ſie früher bewundert hatte.

Ich kenne ihn jetzt ganz, dieſen Dünkel des Nihilismus! ſagte ſie. Ich kenne ſie ganz, dieſe ſichere Eingebung des Augenblicks, die nicht ſelten herrliche, reizende Poeſie iſt. O dieſe Glücklichen, denen jeder Weg offen ſteht, die jedes Eigenthum, jeden geſchloſſenen Raum wie den ihrigen betrachten und betreten dürfen! Aber doch haſſe ich ihre Zuverſicht. Ja, ich will ihnen pedantiſch erſcheinen, ich muß es. Es iſt doch nur die Einſprache unſers Herzens, die uns den ſchwerfälligen Gang, den ſie verſpotten, gibt und auf unſer Empfinden denk' ich, ſind wir berechtigter ſtolz zu ſein als auf unſer Denken.

Eberhard überſah den Riß, der zwiſchen Conſtantin und Hertha ſchon ausgebrochen ſein mußte. Was ſie eben ſagte, paßte für Conſtantin ſo gut wie für Frieda....

Das Gewiſſen! fuhr Hertha erregter fort. Sie nennen ihn den ächzenden Hemmſchuh aller unſerer Bewegungen! Es iſt ein erdiger Stoff, der, als der Schöpfer unſer Daſein aus Flammen erſchuf, gerade uns zugemiſcht wurde!

Liebe Freundin, fiel Eberhard ruhiger ein. Der Prüfſtein des Menſchen iſt die That. Erſt an dem bewältigten

Stoff des Lebens, erſt an dem vollendeten Formgebilde der Geſchichte zeigt ſich der wahre Menſchenwerth. Unſer nächſtes Wandeln und Gehen thut es allein nicht. Ob wir ſchweben mit Schmetterlingsflügeln oder dahinſchreiten im Faltenwurf einer veſtaliſchen Jungfrau, ſorgſam hütend das Licht, das angezündet an der ewig brennenden Lampe des Ideals wir mit uns beimtragen wollen an des Hauſes Pforte, nicht auf unſer Schreiten kommt es an, ſondern auf unſer Stillſtehen. Da wo Einer Halt macht oder auf ein Halt hört, da erſt bewährt ſich ſeine eigentliche Kraft. Glauben Sie mir, liebe Freundin, wir gerathen in dieſe Unterſcheidungen unſerer Weſenheiten nur durch den lauen Frieden der Zeit, nicht den gegenwärtigen von heute, ſondern durch das Verfahrene der ganzen Epoche. Erfaßte uns das Leben mit großen menſchenbezwingenden Aufgaben, hätten wir unſer Daſein Alle in Maſſe immerhin als ein großes Räthſel, aber doch in diesſeitiger Beſtimmung zu löſen, wir luxurirten nicht ſo mit dieſen ſchimmernden Blaſen von Charakterverſchiedenheit und privater Selbſtbeſpiegelung. Im Alterthum und Mittelalter war das nicht. Zöge nur ein rechter Windſtoß durch die Welt, es würde Jeder nach ſeinem Hut greifen, um dieſen Hut oder den Kopf dazu ſich zu halten! Hätten wir wirklich eine Sphinx vor den Thoren, die uns nach dem Amüſement der theoretiſchen Löſung ihrer Räthſel unmittelbar darauf praktiſch auffräße, wir würden in der Art, wie ſich

bei ſolcher Noth Jeder zu helfen ſuchte, bald erkennen, was eigentlich groß oder klein, was eigentlich an ihm zu haſſen und was zu lieben iſt.

Hertha war ſchon lange gewohnt, von Eberhard nur entgegenzunehmen. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, zur Liebe gehöre der Gegenſatz: es iſt ein Irrthum, wenn man in Fragen des Gemüths von der Anziehung der Pole ſpricht. Eine Reibung kann Flammen hervorbringen, praſſelnde, ſchöne Flammen, aber auch langſam verzehrende. Glückliche Liebe will den ſtillen Frieden der gleichen Stimmung; ſie will mit ihrem Theuerſten keinen Kampf; der gleiche Accord aus beiden Seelen widerhallend, ein Leben um das andere, ein Pulsſchlag von mir und einer von dir und wir Beide athmend in Einem...

Empergerichtet hatte Eberhard immer die noch ſchwankende Weltauffaſſung ſeiner Freundin. Troſt hatte ihre bange Seele immer von ihm heimgetragen.

Weiter aber als bis zur Erhebung des Willens und zur geſtärkten Kraft des Widerſtandes gegen Das, was ſie haßten, waren ſie nicht gekommen.

Heute wagte Hertha noch dieſes Wort:

Sie haben einſt Frieda geliebt. Warum entzogen Sie ſich dieſem Gefühl?

Aus Stolz, ſagte Eberhard. Naturen wie Frieda können dann nur dauernd feſſeln, wenn ſie Herrſcherinnen ſind. Zur Magd erniedrigt ahnen ſie, daß bald die Grazie

ſie fliehen würde. Wenn Frieda ſich ergeben müßte, dann ſänke ſie wie Phaeton aus der Sonnenbahn. Sie wiſſen das ſehr gut, dieſe Naturen. Sie wählen auch deshalb entweder nur das Unbedeutende oder Das, was ihnen durch Dinge imponirt, die man ſich nicht künſtlich geben kann, Geld, Gut, Rang, Ehre. Wird nicht Frieda Ulrichs einſt die Baronin von Landſchütz werden und noch in weiterer Welt einſt Aufſehen machen?

Aurelie kam eben mit Conſtantin. Das überraſchende Wort war ſomit abgebrochen. . . .

Die Geſellſchaft kehrte in den Saal zurück, hörte noch etwas Muſik und trank noch den Thee.

Dann trennte man ſich.

Hertha blieb ſtumm, in ſich gekehrt den ganzen Abend. Conſtantin bewies ihr dann und wann eine Aufmerkſamkeit; ſie hörte nur mit halbem Ohr.

Eberhard war zeitiger gegangen. . . .

Auf ihrem Zimmer allein, öffnete ſie endlich das Schreibbureau und ſtand ſinnend wie über einem Teſtament.

Sie wollte an Conſtantin ein Bild ihres Herzens entwerfen und von ihm auf ewig Abſchied nehmen. . . .

Es war ſtill um ſie her. Ihr Bruſt hob ſich von den ſchweren Athemzügen.

Schon hatte ſie begonnen das Papier zurechtzulegen, ſchon hatte ſie einige Zeilen voll Wehmuth, aber von

Buchſtaben zu Buchſtaben entſchloſſener, niedergeſchrieben, als man plötzlich ein heftiges Ziehen der Glocke am Hofthor vernahm.

Lebhafte Rufe draußen machten ſich hörbar.

Es wurde im Hauſe unruhig. Allerlei Fragen, dann die Fußtritte eines Mannes. Zuletzt auf der Stiege, die zu ihr ſelbſt führte. Hertha mußte aus einem Heraufſtürmenden Conſtantin erkennen.

Er nur war es, der ohne Antwort abzuwarten hereintreten konnte.

Sie ſprang auf und hörte die Anrede: Hertha! Hertha! Eine neue Welt! In Frankreich iſt der Thron geſtürzt! Die Republik iſt ausgerufen, in Deutſchland lodert der Aufruhr! Was ſagen Sie! Glauben Sie's? Glauben Sie's? . .

Hertha blickte aus einer fremden Welt auf.

Und die Welt, von der Conſtantin ſprach, war nicht minder geiſterhaft. . . Conſtantin zeigte ſich von einer Erregung, die ſie nie an ihm geſehen. Er ſtand wie im Feuer der Leidenſchaft. Sein Auge blitzte, ſeine Hand zitterte. Ein Strom von Worten, von Thatſachen, von Berichten entquoll ſeinem Munde. Nie hatte ihn Hertha ſo geſehen. Es war, als wäre Eberhard's Wort von dem entſcheidenden Windſtoße der Zeiten in Erfüllung gegangen. Conſtantin umſchlang die zaghaft Staunende, drückte ſie ans Herz, bedeckte ihre Hand mit tauſend Küſſen.

Hertha! Hertha! rief er. Eine neue Welt! Die Republik in Frankreich! . .

Hertha bebte zuſammen, ſah die Wonne des jungen, wie aus einer langen Ohnmacht ſich mit Kraft erhebenden Mannes.

Das Feuer ſeines Geiſtes erwärmte ſein Herz. Nie hatte ſie an ihm ſo viel Zärtlichkeit, nie ſo viel Inbrunſt der Empfindung gekannt. Er lachte, weinte, lag vor ihr auf den Knieen, beſigelte durch eine Hingebung voll Kindlichkeit und Begeiſterung den Bund, den Hertha eben hatte löſen wollen. . . .

Sie taumelte beſinnungslos. Sie ſtaunte nur.

Aurelie erſchien dann.

Auch Bruder Hans kam.

Alles war erſtarrt, rathlos, ſogar berauſcht vor Entzücken, vor Wonne, einen ſolchen Augenblick der Geſchichte miterleben zu dürfen. Endlich, ſo ſpät es war, Hertha ſollte noch in die Stadt, ſollte noch zu dem verſammelten Freundeskreiſe kommen; Alles dränge ſich zum Ulrichs'ſchen Hauſe, hieß es; da läſe man Zeitungen, Briefe, da ſpräche man Hoffnungen, Befürchtungen, Pläne und Entwürfe durch. Auch in der Reſidenz wären ſchon Unruhen ausgebrochen.

Hans von Landſchütz erhielt mitten in dem Wirrwarr von ſeinem Schwager Reiſig eine Depeſche, die für Hertha beſtimmt war. Der Fürſt hatte ihren Vater, den

bürgerlichen, aber doch immer nur zurückgesetzt gewesenen Minister zum Chef des Ministeriums ernannt, die Zügel des Ganzen in Wingolf's Hand gegeben und am Balkon des Schlosses diesen seinen jetzigen ersten Rath unter dem Jubel des Volks öffentlich umarmt.

Hertha kam zu keiner Besinnung mehr; sie zerriß ihren Brief, schloß das Schreibbureau und folgte in die wildbewegte Universitätsstadt. . . .

Schon am Tage darauf reiste Constantin in die Residenz.

Hertha folgte mit einem spätern Zuge.

Davon, daß sie und Constantin ferner hätten getrennt durchs Leben gehen müssen, war keine Rede mehr.

Die Zeit — war zu groß für kleine persönliche Unterscheidungen.

Constantin und Hertha mußten in der Residenz wie die berufenen und legitimen Erben des 24. Februar auftreten.

In Constantin wehte längst etwas wie von einem Mirabeau und in Hertha flammte die Erinnerung an die ihr wohlbekannte französische Revolution so auf, daß sie sich in der fieberhaftesten Erregung nur fühlte wie eine Charlotte Corday oder eine Manon Jeanne Roland de la Platiere.

## Siebentes Capitel.

### Bewährungen und Ausgänge.

Wir brechen die allmälige Entwickelung unſerer Erzählung ab; nur noch Reſultate können wir geben.

Die Zeit, die auf die bis dahin geſchilderten Herzensvorgänge einbrach, wurde zu großartig. Zu umfaſſend riß ſie das einzelne kleine Leid in ihre Strudel. Der Menſch ſoll ſchweigen, wenn das Jahrhundert redet. Möge der Leſer aus einzelnen Thatſachen, die wir noch angeben wollen, ſich die Vermittlungen ſelber bilden.

Die Februarrevolution wälzte ſich über Hütten und Paläſte.

Sie berührte Länder, Städte und die entfernteſten ſtillen Plätze des Waldes und Gebirges.

Auch in H., der Univerſitätsſtadt, warf ſie Das, was im Vordergrunde ſtand, ſofort um und der Schutz, den hier Viele, die in die Mauern dieſes alten Muſenſitzes flüchteten, ſuchten, war nicht minder gefährdet.

Ringsum gährten die Dörfer. In Liederbach ſtürmte man das Amtshaus. Der Juſtitiar Dammert erfuhr jene

tragikomiſche Art, wie oft die Geſchichte ihre Vergeltungen übt. Ihm, der auf dem Amte die Widerreden der Streitenden mit dazwiſchengeworfenen Geldſtrafen zu zügeln pflegte, kam die Parodie, daß er am Fenſter ſeiner Wohnung ſtehend die wüthenden Haufen haranguiren wollte und ebenſo nun von ihnen unterbrochen wurde, wie früher er ſie, um ihre trotzigen Einwendungen zu ſtrafen, auf dem Amte unterbrochen hatte. Mitbürger, Freunde, rief er, wie könnt ihr mir den Schmerz anthun? Fünf Groſchen Strafe! rief der Haufe.

Ihr Männer von Liederbach, waret ihr bisher nicht ruhige, glückliche Menſchen — Sechs Groſchen Strafe! rief der Haufe.

Leute, die Gemeindenutzung der Weidekoppel iſt ſeit hundert Jahren nur ein Geſchenk vom Stiftshofe — Zehn Groſchen Strafe! Zwölf Groſchen Strafe!

Wie könnt ihr, ich bitt' euch, euch einbilden, daß die Gemeindenutzung — Fünfzehn Groſchen Strafe!

Aber ich bitt' euch — die Weidenkoppel — Einen Thaler Strafe! und ſo ging es fort an jenem Märzabend voll Wildheit und Spott, bis die Fenſterſcheiben zertrümmert und die Forderungen über kopfweiſe zu vertheilende Gemeindeberechtigungen bewilligt waren.

Haufen von Landſchütz ſtürmte man gleichfalls den Stiftshof. Frieda, die gerade anweſend war, hielt eine Rede, die ebenſo verſpottet wurde wie die Dammert'ſche

bewundere ihn nicht, und das ganze Herrengeschlecht ist mir verhaßt, sobald es aufhört mir gleichgültig zu sein. Ich berechne immer, daß eine Million kleiner Menschen dazu gehört, einen einzigen großen zu bilden, eine Art der Besteuerung, die mich am meisten ärgert, weil sie die Aermsten am meisten trifft. Der gute Napoleon hat nichts gethan, das verzeih ich ihm, das könnten wir nachholen; aber er hat nicht genug zerstört und nicht genug todtgeschlagen, und hat todte Verhältnisse einbalsamirt und über der Erde gelassen, so daß sie uns den Platz wegnehmen — und das verzeih ich ihm in meinem Leben nicht. Kurz, ich würde so ungebürliche Reden führen, daß sie Ihr Censor streichen müßte, er wäre denn mein Feind, der Lust hätte, mich an den Galgen zu bringen. Ich bedaure also, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Doch danke ich Ihnen, daß Sie sich meiner erinnert, und ich werde Ihnen, mich in Ihrem Andenken zu erhalten, nächstens einige Artikel schicken."

„Ich freue mich sehr auf Ihr Werk über die deutsche Literatur. Liesching hat mir schon im vorigen Jahre viel Gutes davon erzählt. Ich wundere mich jetzt schon, wie Sie ein Buch über eine Sache haben schreiben können, die gar nicht existirt; denn die deutschen Bücher bilden so wenig eine Literatur, als die Deutschen ein Volk, ob es zwar mehrere gute Bücher und 30 Millionen Deutsche giebt. Ich grüße Sie herzlich."

Das Museum, eine der höhern Unterhaltung gewidmete Gesellschaft in Frankfurt, bedachte er mit seiner geistvollen Denkrede an Jean Paul, lieferte auch manches für die Iris, eine Zeitschrift, die Berly, in dessen Hause Börne gern ver-

und ohne alle Wirkung blieb. Die Zeit der Matadore von ſonſt war eben vorüber. Dadurch wurde Hans vollends der Schützling, der Leidensgefährte und Sklave Frieda's. Durch ſie gewann der Baron Muth und Sammlung. Durch ſie gewann er ſogar einen Uebergang in die neue Zeit, die einem Triumphzuge ähnlich ſah. Man machte den Baron vom Stiftshof zum Commandeur der Bürgerwehr von H. Es koſtete Hanſen ſeinen Stall; er wollte auch Cavallerie unter ſich haben und mußte ſeine halbe Schwadron größtentheils ſelbſt beritten machen; doch ſaß er zuletzt mit ſeiner ſchwarzrothgoldenen Schärpe ſo majeſtätiſch zu Pferde, er gewöhnte ſich ſo an Alarmirungen, Anerkennungen ſeiner Würde, Vorausſetzungen der Erhabenheit ſeiner Aufgabe, daß er ſich entſchieden zur Revolution, reſpective Reform, bekannte, als in Folge der Reaction die Bürgerwehr misachtet, ſein Befehl nicht mehr gehört, ſeine Autorität an Militär abgegeben wurde. In der That, eine lange Zeit bekannte Hans ſich zu demokratiſchen Grundſätzen, bis er eines Tags von dem erſten Wollmarkte, den er nach der „Anarchie“ wieder beſucht hatte, im Jahre 1850, als Mitglied der großen Grundbeſitzer Ligue zurückkehrte und ſich mit Beſonnenheit reuevoll allmälig wieder auf ſeinem alten vormärzlichen Standpunkte zurecht fand.

Wingolf's Beherrſchung der wilden Wogen dauerte verhältnißmäßig lange: vierzehn Tage.

Conſtantin, den Wingolf mit Hertha zugleich in ſeinen Zimmern ohne weitere Anfrage, ob er jetzt dieſe Einigung dulden und genehmigen wolle, empfing. Conſtantin ſelbſt erklärte ihm, daß man ihn leider mit allen zu Gebote ſtehenden Mitteln bekämpfen müſſe.

Die Revolution verſchlänge, ſetzte Hertha in leidenſchaftlicher Erregung hinzu, wie Saturn ihre eigenen Kinder.

Der Vater, weit entfernt, über dieſen ihm gegenüber übelangebrachten Gemeinplatz eine Reflexion zu machen, arbeitete wie ein Löſchender an einer Feuersbrunſt, die mit beſtem Willen nicht zu meiſtern war und eben ausbrennen mußte.

Er glaubte wirklich die Flammen bewältigen zu können und ſagte dies auch, ſo redlich an ſich ſelber glaubend, wie damals Jeder an ſich ſelber glaubte. Von Ironie, von Humor, von der Auffaſſungsweiſe ſo zu ſagen des griechiſchen Chors war keine Rede. Jeder glühte für ſeine Einſicht und gerieth in Zorn und Vernichtungswuth, wenn man ihm widerſprach und etwas irgend wie beſſer wiſſen wollte.

Das Miniſterium Wingolf war nach vierzehn Tagen das zweite Opfer der Zeit.

Es kamen dann dritte, vierte, fünfte Opfer.

Die Kämpfenden miſchten ſich oft wunderbar. Wer heute erlag, wurde morgen Opponent. Es war ein ſelt

ſames Wirrſal der endlich losgebundenen Geiſter, die zu lange in Büchern gelebt hatten.

Von den Herzen konnte natürlich keine Rede mehr ſein. Ob da Pfarrer Planer in Liederbach faſt ſein Amt einbüßte und ſich in die Stadt flüchtete, ob Eberhard ſich mit Agnes vermählte, das Alles hörte zwar Hertha, aber ſie nahm es auf wie etwas, was einer völlig andern Welt angehörte. Es machte ihr nur einen vorübergehenden zuckenden Schmerz. Die Beſinnung fehlte. Entweder war die Vergangenheit oder die Gegenwart ein Traum. Wer hätte in jenen Tagen auch nur die Auffaſſung der Wirklichkeit ganz in ſeiner Gewalt gehabt!

Hertha, ſo erregt war ſie, hätte unter ſolchen Umſtänden, wo ſie wie eine Manon Roland leben wollte, auch wie eine Roland ſterben können.

Conſtantin hatte ſich ganz verändert. Alles war jetzt feſt an ihm und Eberhard und Conſtantin hatten nun gleiche Grundſätze. Hertha lebte nur dem Allgemeinen und den Haß gegen die Widerſacher des Menſchenwohls hatte ſie ja nie aufgegeben, auch als ſie einſt im Begriff ſtand, Conſtantin aufzugeben. War's auch nur um eine Zeitung, um eine Adreſſe, um eine Demonſtration, heiliger Ernſt war ihr Alles. Sie wollte nirgends fehlen, ſie wollte die höchſten Maßſtäbe an jede Unternehmung gelegt haben, ſie ſah ihren Vater vom Ruder abtreten, wie etwas, was ſich von ſelbſt verſtand, ſie trank gerade den Thee bei ihm,

während er abbrauken mußte und vor einem eingeworfenen Fenſter aus Unwillen zögern wollte. Hertha verwies ihm ſeine »Halbheit,« ſprach mit glühender Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſeines Sturzes ... wo waren die Gedanken an Liederbach, an den Stiftshof, ihre angefangenen Bekenntniſſe für Conſtantin hin!

Ein halbes Jahr ging das ſo von Tage zu Tage fort; jede Stunde hatte eine Aufgabe. Conſtantin's Erregung war jetzt die übrige, ein Band der praktiſchen Ueberzeugungen umſchlang Beide, ſeine Leidenſchaft, ſein Zorn, ſein Haß, wenn man ihn und ſeine Auffaſſung zu überflügeln wagte, war wieder ihre Leidenſchaft, ihr Zorn, ihr Haß. Eine Frau weiß kaum, wie ein ſtarker Mann ſie führen kann und welch ein Zauber in der männlichen Größe liegt.

Doch zuletzt erlag Hertha dieſen Anſtrengungen. Sie wurde krank. Dem Tode nahe, ſah ſie in Eugeniens, ihrer Mutter, Antlitz und erkannte es nicht mehr. Eugenie verzweifelte; funfzig Meilen weit war ſie hergekommen, von dem Orte, wo Wingolf ſeine in der Reſidenz unhaltbare Stellung in Zurückgezogenheit zu vergeſſen ſuchte; es war jene ferne Provinzſtadt, wo er als Chef eines Gerichtshofs einſt die Liebe und Achtung der Bewohner ſich erworben hatte und ſie im reichſten Maße wiederfand. Auf Frau von Zabel's Nachricht war Eugenie gekommen. Dieſe gute Frau von Zabel war die einzige von der ſie

genannten „Geſellſchaft,“ die in der Reſidenz bei den Gefahren ihrer Penſion ausgehalten hatte. Auch Julie von Reiſig war mit ihrem Gatten und den Kindern nach Italien „geflüchtet,“ wie damals der Ausdruck war. Eugenie kam verzweifelnd. Sie fand Hertha im furchtbarſten Fieber. Ihr Körper war gebrochen, ihr Geiſt wie erloſchen.

Lange, dumpfe, endloſe Wochen vergingen, bis Hertha in treuer Pflege genas und die Eindrücke der Zeit auf ſich wieder wirken laſſen durfte.

Die Aerzte verboten dieſe Einwirkung.

Sie verordneten eine Entfernung in ein ſtilles Bad und verlangten auch dort Hertha's Unbekanntſchaft mit Allem, was ſich in der Zeit ereignete.

Von Conſtantin kamen dann und wann eilige, von den Begebenheiten gedrängte Briefe.

Auch ihr Vater ſchrieb, aber nur kurz. Sie wußte über die „Stellungen“ wie es damals hieß, von Beiden nur wenig.

Der Vater war auf den Schauplatz der Politik in der Eigenſchaft eines Deputirten zurückgekehrt; das erfuhr ſie, weil Eugenie dadurch in die Lage kam, Wingolf einem verwickelten neuen Leben einige Zeit allein überlaſſen und Hertha in ein Bad und dann auf den allgemeinen Rath der Freunde in die franzöſiſche Schweiz begleiten zu können. Für Hertha waren dieſe Entfernungen

unbedingt nothwendig. Ihre Kraft schien hin, die Ueberreizung hatte für den Augenblick ihr Nervenleben gestört, sie brauchte Schonung und fand sie nur in der abgeschlossensten Einsamkeit. So lebte sie ein halbes Jahr mit der Freundin, ihrer Mutter, am Genfersee.

Als sie in großer und herrlicher Natur genesen und gestärkt endlich zurückkehrte nach Deutschlands inzwischen mannichfach bekränzt gewesenem und blutgetränktem Boden, fand sie eine sehr veränderte Welt.

Sie mußte gefaßt sein auf diese Veränderung; denn von ihren Theuern war seit lange nur dunkle Kunde zu ihr gedrungen.

Constantin schrieb nicht mehr... Da waren Aenderungen vorgekommen... Welche, ließ sich schwer sagen.

Fast unmöglich wurde in der Ferne die Uebersicht selbst des Allgemeinsten.

Um daher die Verhältnisse, die sich inzwischen gestaltet hatten und wie sie sich dem beruhigten und mannichfach geprüften Geiste Hertha's darbieten sollten, ersichtlicher zu machen, greifen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf und geben nach der Wahrheit jener Zeit und des von ihr bedingten Lebens einige Bilder, die in kurzen Zügen uns verrathen werden, was inzwischen Alles geschehen und wie das Auge aufschauen mußte, um nach einem langen Wahn sich wieder in der Welt und der eigenen Brust zurechtzufinden.

Das erſte Bild, das wir aufrollen müſſen, iſt dieſes:

Dumpf läuten die Glocken von den Thürmen der alten Univerſitätsſtadt H., Trauerglocken ſind's, Sterbeglocken.

Ein Leichenzug bewegt ſich zum Friedhofe.

Friſch aufgeworfen ein Sandhügel. Es iſt die Stätte, wo ein Sarg ſoll eingeſenkt werden, dem viel Leidtragende folgen.

Rings hinter Gräbern und Poſtamenten, hinter hellgrünen Hängeweiden und dunkeln Lebensbäumen ſtehen Zuſchauer und Hörer genug aus Dorf und Stadt.

Ein Greis tritt vor mit ruhig ergebenem Blick und ſpricht den Nachruf einer Dahingegangenen. Es iſt ein Weib, das geſtorben, eine junge Mutter, eine junge Gattin.

Der Redner, der ihrem Andenken die Worte der Liebe widmet, iſt der alte Planer, der Vater gibt dem eigenen Kinde Zeugniß, die Verblichene iſt Agnes.

Eberhard, der Gatte, ſteht ihm zur Seite. Ergeben ſein Blick. Agnes iſt nach kurzer Mutterfreude an den Folgen ihres Glücks geſtorben. Gute Menſchen, deren Freundſchaft einem Manne wie Eberhard nicht fehlen konnte, pflegten die Mutter und ihr Kind.

Der Sarg iſt niedergeſenkt, mit Blumen beſtreut, mit Erde beſchüttet.

Gefaßt ſtützt ſich der Greis auf ſeinen Sohn und ſchreitet dankend für die ſtillen Grüße des Mitgefühls durch den Friedhof an die Pforte, betritt den niederge-

laſſenen Tritt des Trauerwagens und fährt an Eberhart's Seite zurück in die gemeinſchaftliche Wohnung.

Der heilige Dienſt, den ſie ſoeben verrichtet, iſt in ſolchen Jammerfällen das letzte Glied einer Kette von herzzerreißenden Mühen. Es iſt ein letztes Opfer, dargebracht der ſchmerzlichſten Nothwendigkeit, furchtbarer als alle vorangegangenen und doch beruhigend. Die geängſtete Seele athmet nun endlich auf; das Leben fordert wieder ſeine Rechte, ein aufgeriſſener Felſen ſchließt die grauenvolle Spalte und Moos, Baum und Strauchwerk wächſt wieder über ihr, gerade ſo, wie zuvor, gerade ſo, wie wenn nie etwas geweſen wäre.

Mitten in ſolchem Jammer einer nach der Entbindung von einem lieben Mädchen eintretenden und zum Tode führenden Erkrankung ſeiner Gattin hatte Eberhart noch andere Sorgen.

Man hatte ihn in der Bewegungszeit zum Gerichtsrath ernannt gehabt, er hatte dem neuen Geiſte mit Wort und That ſich verpflichtet gefühlt; die Wiederherſtellung der alten Ordnung ſtellte ihn zur Dispoſition.

Er konnte den Ausfall ſeiner Einnahmen ertragen; ſein eigenes kleines Vermögen verband ſich mit dem anſehnlichen Beſitzthum des alten Planer und mit deſſen von Vierbach, wo ihm nach dem Bruch mit der Gemeinde ein Vicar geſtellt wurde, noch bezogener Entſchädigung.

Doch widerwärtiger war ihm das Gefühl der einſt-

weiligen Muße und die ihm gleichsam gestellte Frist einer bessern Besinnung für seine künftige Brauchbarkeit. Er hatte deshalb die Absicht, den Staatsdienst ganz zu verlassen und lieber als Advocat in die Residenz zu ziehen.

Plauer, obwohl Eberhard's Grundsätze nicht theilend, wie Alles, was von seinen eigenen Definitionen nur um die Haarbreite abwich, billigte seinen Plan; er sehnte sich, nachdem ihm der unerbittliche Tod ein braves und in der Ehe mannichfach bewährtes Kind entrissen, auf einige Zeit aus dieser Gegend weg. Beide beschlossen, mit einer Nährerin der fröhlich gedeihenden kleinen Meta diese Reise unverzüglich anzutreten.

Die Uebersiedelung erfolgte.

Eberhard miethete in der Residenz eine entsprechende Wohnung. Eine Führerin des Haushalts wurde auf fremde Empfehlung gewonnen und brauchbar befunden. Dem Kinde gebrach die nächste Obhut nicht und schon der Großvater wurde der kleinen Meta ein treuer Wächter.

Eberhard that die nöthigen Schritte, um aus dem Staatsdienste zur Advocatur zu gelangen. Es boten sich Schwierigkeiten; doch wurden sie beseitigt. Bei dem neugewonnenen und auch erhaltenen öffentlichen Verfahren plaidirte Eberhard Ott mit Glück. Seine Beredtsamkeit war nicht glänzend, aber sie überzeugte. In seinem schlichten Vortrage lag die Bürgschaft seiner Redlichkeit.

Schon waren Wochen vergangen in neubegründeter,

ergebener Hoffnung auf die heilende Macht eines pflichtvollen Lebens. Ein Vater und ein Sohn, verbunden durch eine schmerzliche Erinnerung, verbunden durch eine freudige Hoffnung. Vater und Sohn hütend ein neues junges Reis auf einem Grabe, an dem drei Menschen gemeinsam trauerten. Es war ein schmerzliches, aber gehobenes Leben.

Eberhard sah manchen alten Bekannten wieder. Constantin Ulrichs vermied er. Die Bahnen, die dieser und die er ging, waren getrennt.

Wie man damals auf Umwandelungen gefaßt sein mußte, was man in diesen Zeiten täglich und beim Verwandtesten erlebte, dafür gab es merkwürdige Erfahrungen.

Wir wollen eine anführen, die überraschen wird . . . .

Eberhard wurde eines Tages in den belebtesten Straßen mit seinem Namen begrüßt.

Er mußte sich besinnen, wer vor ihm stand.

Ein kleiner, von Kopf bis zu Fuß schwarzgekleideter Mann, um den Hals so lose ein Tuch geknüpft, daß die Hemdkragen fast jugendlich umgebogen lagen, ein Hut mit breiter Quäkerkrempe, schwarze Handschuhe, ein gepflegtes Antlitz, das lange blondgelbe Haar in der Mitte gescheitelt und auf den Rockkragen niederfallend.

Ein frommer Missionar stand vor ihm oder ein Pfarrer oder ein Schullehrer und doch war es nur Jean Reps und keineswegs als Theolog oder Betstundenhalter oder Schullehrer oder sonst in einem gesammelten geistigen

weilte, herausgab. Jeden Dienstag kam er bei Berlin zum Thee und war dann immer launig, gesprächig und aufgeweckt, besonders mit der Jugend und den Frauen. Die Ankunft der Sonntag begeisterte ihn zu seinem berühmten Artikel über sie, der ihm in Berlin so viel Freunde machte. Ja das Interesse, welches Börne an dieser Sängerin nahm, war so lebhaft, daß er sich sogar in eine Fehde über die Frage einließ: Ob ein Louisd'or zehn oder elf Gulden gälte? Die jetzige Gräfin Rossi hatte nämlich mit der Theaterdirection auf ein in Louisd'oren ausgesprochenes Honorar unterhandelt. Gute Rechner und Enthusiasten hinterbrachten ihr, daß man in Frankfurt unter Louisd'ors nicht Friedrichsd'ors à 10 Gulden, sondern Carolin à 11 Gulden verstehe. Die Gräfin Rossi war auf einem Handelsplatze, wo es Sitte ist, sich an den Cours zu halten. Sie verlangte Goldstücke zu elf Gulden. Nun gab dies Mißverständniß eine Fehde, deren Schauplatz die Iris und einige andre Frankfurter Blätter wurden. Börne war in diesem Punkte so sehr Sonntags-Enthusiast, daß er zum Nachtheil der Theaterdirection darauf bestand, sie sollte fest dabei bleiben: Unter elf Gulden thät' sie's nicht. Wie wenig ihm darum doch Ueberschätzungen der Virtuosen und Sängerinnen zusagte, beweisen folgende Zeilen, die er an die Redaction des Frankfurter Journals richtete. Die gesperrten Zeilen wurden beim Abdruck von der Censur gestrichen:

„An den Herrn Redacteur des deutschen Journals.

Ich hoffe, Sie werden so gutmüthig sein, diese Zeilen aufzunehmen, selbst wenn die Vorwürfe, die sie enthalten, auch Sie erreichen sollten. Es war wenigstens meine Absicht nicht, daß der ausgesprochene Tadel Sie treffe, denn ich bin

Berufe, ſondern in der Anwartſchaft, wie er verſicherte, auf die erſten Erfolge einer induſtriellen Unternehmung, die der alte Nihiliſt, jetzt Novize eines neuen Lebens, ſich anzubahnen gedachte. Er wiederholte dem erſtaunten Freunde auf Ehre und Seligkeit, er wäre eben im Begriff, da in ein vor ihnen liegendes großes Hutmachergewölbe einzutreten und zwar ſeines künftigen Berufs wegen.

Beſter Freund! erzählte Jean Reps dem Verwunderten. Der Geiſt des Jahrhunderts hat jetzt in allerlei Zungen zu den Menſchen geredet. Auf die Barrikaden rief er mich nicht. Dieſer flüchtigen Erregung der Phantaſie ſind ja auch Sie nicht gefolgt. Nach der Reaction, die ich noch aufrichtig mit Schrecken kommen ſah, trat eine Zeit der Verzweiflung ein. Ich folgte anfangs wie immer Conſtantin. Ich putzte ihm wie immer die Schuhe, klopfte ihm wie immer die Kleider; figürlich und wirklich. Unſer Verſtand war jedoch zu Ende. Wir ſahen gleich in den erſten Tagen des tollſten aller Märzmonde zuviel des Unſinns. Außerhalb und innerhalb Trojas, überall dieſelben Dummheiten, ſowohl der eigenen, wie der andern Partei. Ich, beſter Freund, gewann ſchon lange die Ueberzeugung, daß all unſer Mühen und Sorgen um den Sieg der geſunden Vernunft leeres Stroh iſt. Nur die koloſſalgelingenden Dummheiten, nur ein greteskes durch ſeine Dimenſionen erhabener Wahnſinn gibt den Funken für all jenes Stroh her und damit der Welt ihre rechten Leuchtfackeln. Co-

lumbus, ein halber Narr, entdeckte auf dieſe Art Amerika. Ferner kam ich zu der Ueberzeugung, daß wir wahrhaft hochverrätheriſch und gottesläſterlich hochmüthig erzogen werden für die Situationen, in denen ſich unſer Planet nun einmal befindet. Ich bitte Sie! Es iſt eine Raſerei, uns mit Plato, Ariſtoteles, Spineza und was dazu gehört ſchon ſo früh bekannt werden zu laſſen. Es iſt ein Verbrechen, unſere Schulen zu Pflanzſtätten erſt eines idealen Hochmuthes zu machen und hernach Menſchen in eine Welt abzuſetzen, die um eine Schüſſel kaltgewordener Erbſen jeden leidlich rangirten Schuſter beneidet. Bester Freund, mir ging's ſowol was die Erbſen wie was den Schuſter anlangt ganz nach meinem Bilde. Was hatt' ich denn nun von Spineza's Pantheismus, wenn ich in einer Welt leben ſollte, wo nur Der zu etwas kommt, der ſich ein Sandkorn im Ganzen fühlt, eine geborene Made und Milbe im großen Käſe der civiliſirten Ordnung! Konnte ich denn nun aufs Schloß rennen, die Eiſengitter vor der Auffahrt zum Throne wie Simſon ausheben und mich beim König an den Tiſch ſetzen und rufen: Herr, ich will auch leben, ſo gut wie Sie! Das ging eben nicht. So ſtieg ich hinunter in einen Keller, der da liegt am hieſigen Waſſerglacis. Allda wohnet ein Mädchen, ſo da heißt Philippine. Ihres Geſchlechts eine Puſte, Samuel Gottlieb Puſte heißt ihr Vater und ſchon in beſſeren Tagen unſerer damals noch vogelperſpectiviſchen Weltanſchauung

lernte ich, wenn ich an mein waſſerrichtes Fortkommen durchs Leben dachte, von unten auf, durch meine Stiefeln, dieſe treuen Menſchen kennen. In Gemeinſchaft mit vielen muntern Ratten bewohnten ſie einen Keller. Ein Candidat der Gotteswiesheit war ich ſchon ſonſt ein Glanz für dieſe Hütte, ein Gott für dieſen Keller und in den Zeiten der Conſtantin'ſchen Vogelperſpective nährten und ſpeiſeten ſie mich bereits oftermalen mit irdiſcher Speiſe und irdiſchem Trank. Philippine und ihr Vater ſind Erleuchtete. Mein kindliches Gemüth raubte ihnen nie dieſen glanzvollen Schimmer ihres Kellerdaſeins. Wenn Philippine Sonntag Abends die Suppenterrine nahm, Citrone, Zucker und Rum vom Krämer holte und der alte Puſke beim erſten dampfenden Glaſe eines in Gottſeligkeit genoſſenen Punſches mit mir anſtieß und ſprach: Eia, Herr Repſe, freuet Euch in dem Herrn allewege! ſo ſtimmte ich in ſanfter Melodie ein Lied von Gellert an, trällerte dann allmälig mit einem Sebaſtian Bach'ſchen Schnörkel in das ſchöne Lied von der Frau Nachtigall hinüber, regte den alten Nachkommen Hans Sachſen's zu allerhand Wanderliedern und erlaubteſter Weltluſt an, bis er mit den Pantoffeln zu klatſchen anfing und die Worte ſprach: Auch David tanzete vor der Bundeslade. Und dann tanzeten wir Alle und tranken Punſch und dies gemüthliche Daſein wurde ſelbſt geführt in den Schrecken der Anarchie. Die Schuhe wurden ja damals noch mehr abgeriſſen

als die Phrasen und Sie wissen, das will viel sagen. Pusle hatte Gönner. Er wurde Wahlmann, er buhlte um seinen Glauben, er predigte oft auf der Gasse, zuletzt in Bezirksversammlungen und die Folge waren achtbare und wirksame Empfehlungen nach Oben; ach, nur immer nach Oben, bester Freund! Für mich hat sich dabei eine merkwürdige Wendung herausgestellt. Wie sie mich hier sehen, hab' ich vor den Thoren ein Haus gemiethet und errichte daselbst unter allerdings eigenthümlichen Umständen eine Fabrik von Filzschuhen, von Filzteppichen, von Filzsecken, von Filzgegenständen aller Art, im Filz wird mein ganzes neues Dasein gebettet sein.

Eberhard erstaunte immer mehr und bat um Aufklärung.

Sie fragen vielleicht, wo bekomm' ich das Geld, die Arbeitskräfte her? Sie müssen wissen, bester Freund, daß ich eine Fabrik begründe im Geiste des Jahrhunderts. Ich bin vor Ihnen, Eberhard Ott, vor Constantin und Allen, die den unverbesserlichen Gram meines Herzens kennen, nichts als ein Fabrikant von Filzwaaren, einem gesuchten Artikel, mit dem ich jährlich die Meisen bereisen werde. Aber vor den Thoren draußen auf jenem Hause mit zwanzig Fenstern Front, wo ich wirken werde, da wird nicht zu lesen sein: „Jean Repo, sonst Nihilist, jetzt Fabrikant in Filzwaaren", sondern rathen Sie, was?

Eberhard erfuhr wie in den Zeiten, in denen wir leben, die rechten Bekenntnisse, ausgesprochen den rechten

Menſchen immer noch zu Glück und Segen führen können. Repſen fand ſich ein ſtiller Compagnon, ein Geheimrath, der Philippine Puſke ſchon über die Taufe gehoben hatte. Dieſer unterrichtete Kenner der Zeit ſagte zu ſeinen Freunden: Errichtet eine Fabrik — für irgend etwas —, ich ſchieße alle Mittel vor und gehe nur in halbe Rechnung. Mit der Fabrik verbinden wir einen erhebenden Zweck; wir erwerben uns die Kinder von Armen oder Verbrechern oder Verwahrloſten, kurz einer Menſchengattung, an der leider kein Mangel herrſcht, wir ſammeln dazu die Beiträge der Milde und Barmherzigkeit und laſſen die Producte der Fabrik von jenen Kindern verfertigen, die wir dafür zu waſchen, zu kämmen, zu kleiden, zu verköſtigen und nur recht viel zum Gebet anzuleiten haben. Geſagt gethan. Und während Eberhard über dieſe Form des Induſtrialismus, die Adam Smith noch nicht kannte, erſtaunte, über dieſe neue Theorie des ganzen Gewinns und der halben Auslage, ſagte Jean Reps:

Beſuchen Sie mich, Freund! Sie werden mich bald im Kreiſe von einigen dreißig bis funfzig hoffnungsvollen Sproſſen des Zuchthauſes finden, die ich Hundehaare, Kälberhaare, Waldwolle und Schafwolle bunt durcheinander mengen, tüchtig wie man's nennt, kartätſchen und ſo zu feſter Geſtaltung bringen laſſe. Philippine und Puſke leiten die Umformung in Schuhe, in Socken, in Pantoffeln und vielleicht erheben wir uns noch zu kunſt-

volleren Gebilden, denn Sie glauben nicht, bester Freund, was sich jetzt aus einem guten Filz Alles machen läßt.

Diese Wahrheit mußte Eberhard bestätigen.

In der That, die Residenz war groß genug, um nur Wenigen möglich zu machen, die geringe Würdigkeit des neuen Vorstehers einer der vielen menschenfreundlichen Anstalten, die jetzt solcher Art begründet werden, genauer zu untersuchen. „Johannes Repsen's Rettungshaus“ ist jetzt eine der empfehlendsten und versorgtesten Anstalten dieser Art, deren jährliche Tabellen durchzulesen dem Freunde der Menschheit einen hohen Genuß gewährt.

Nach dieser Erfahrung konnte es Eberhard nicht Wunder nehmen, als dann eine andere Wendung des Zeitgeistes ihm noch persönlicher sich kundgab.

Wingelf, der frühere Minister, war durch die Wahl der Stadt, in die er sich zurückgezogen gehabt hatte, Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung geworden, die im Laufe ihrer Verhandlungen in jene bekannten Extreme der Steuerverweigerung gerieth, die mit öffentlicher Zuanklage Stantsetzung ihrer Mitglieder endeten.

Wingelf wählte Eberhard Ott zum Vertheidiger.

Der öffentliche Ankläger, der mit Gewandtheit den Thatbestand der Vergehen gegen Ordnung und Sicherheit der Gesellschaft zu stellen wußte, war Constantin Ulrichs.

Es mußte eine gewaltige Zeit gewesen sein, die einen

ſolchen Umſchwung der Dinge und der Menſchen herbeiführen konnte. Conſtantin Ulrichs fungirte als neuernannter Staatsanwalt, Eberhard Ott als Advokat, Wingolf war der Angeklagte!

Den ſtenographiſchen Aufzeichnungen, die über den Proceß des Geheimraths Wingolf und Genoſſen vorliegen, entnehmen wir da dieſe Entwickelungen genauer anzugeben außer dem Bereiche unſerer Erzählung liegt, nur drei Stellen, eine die Conſtantin, eine die Wingolf und eine die Eberhard ſprach.

Blaß, ſcheinbar gefaßt, mit ruhig blitzendem Auge, doch erregt genug unter dem äußern Schein einer ſieggewiſſen Haltung, ſprach vor überfüllter Verſammlung der Staatsanwalt Conſtantin Ulrichs:

„Es gibt ein Wort, das der größte Dichter aller Zeiten, William Shakſpeare, eine ſeiner tiefſinnigſten Geſtalten reden läßt, eine Geſtalt, die uns um ſo werther ſein muß, als ſie oft dem deutſchen Charakter und dem Genius unſers Volks verglichen worden iſt, ich meine Hamlet. . . .“

„Hamlet ſagt: „Die Zeit iſt aus den Fugen. Schmach und Gram, daß ich zur Welt ſie wieder einzurichten kam! . . . .“

„Wer hätte ſie nicht einſt empfunden die träumeriſche Willensunfreiheit der blaſſen Gedankenwelt! Wer dächte nicht mit Schaudern zurück an ſeine einſt zerriſſene Samm-

lung zur That, die ohnmächtige Besinnung der Reflexion einer Welt gegenüber, die uns überlebt und dem Untergange geweiht schien! Wohl wir Alle haben sie empfunden, diese Stimmung des gebrochenen Bewußtseins, wo uns das Dasein ekel, schal und unersprießlich schien und Das, was besteht und von der Ordnung der Zeiten überliefert werden ist, ein Garten voll wuchernden Unkrauts."

„Ein Wetter aber brauste herauf. Gott rüttelte nicht nur an den Grundvesten der geschichtlichen Schöpfungen, sondern auch an dem Mark unsers eigenen Lebens. Aufgerufen wurde die Menschheit von unbekannten Stimmen wie mit den Posaunen des Gerichts und eine Zornschale ergoß sich über die Erde und wie in der Noth einer Ueberschwemmung war zum Denken keine Zeit mehr, zum Rathen nur kurz die Frist und die Spanne Raum konnte verloren gehen in einem Momente der Zögerung."

„Unser Träumen von Ehemals rächte sich furchtbar. Die Welt wie sie ist hatte man nur zu verachten und zu hassen gelernt. Man bot eine andere. Es kam neue Schöpfung. Aber wer konnte sie lieben? Wer konnte sich finden in diese gemachte Welt! Mit Schaudern gereut man der Zersterung verhandener Ordnungen, der Experimente, die verfucht wurden, um Neues an die Stelle des Alten zu setzen! Es waren Momente der Besinnung gegeben, Momente der Hoffnung gestattet. Dann aber — was blieb übrig, als mit Liebe zurückzukehren zu dem

Schoße der Mutter, von deren Knieen man ſich zu früh in die Wildniß einer unbekannten Zukunft gewagt hatte.«

»Der Sammelplatz der Gutgeſinnten war nicht mehr auszurufen. Er konnte nirgendwo liegen als da, wo der Zuſammenhalt der Vernunft uns das Nächſte ſicherte, die Exiſtenz, die Familie, den Herd, die Geſittung, die Ruhe und das Glück des Einzelnen, der ein unveräußerliches Recht an eine feſte Form des Ganzen hat; denn nur im Ganzen liegt die Bürgſchaft des Einzelnen; das Einzelne im Menſchen iſt jene ewige Beſtimmung ſeiner Gattung, jene verheißungsreiche Zukunft ſeiner auf die Ordnung alles Heils bezogenen Individualität. Wer da fehlen konnte, als ſein Fürſt, ſein Vaterland, ſein Haus und ſeine Familie riefen, der ſteht als ein Verbrecher vor dem Richterſtuhl der Menſchheit, auch wenn ihn Vergehen gegen den Buchſtaben des Geſetzes nicht ſchon vor die Schranken der nächſten bürgerlichen Ordnung ſtellten.«

Wingelf, von mehren Orden, mit denen er ſeine Bruſt hätte ſchmücken können, nur ein einziges Band des Civilverdienſtes an ſeinem Rocke tragend, ſprach bei lautloſer Stille:

»Wenn eine Welt, deren innere Schäden man aus genauer Kenntniß derſelben würdigen lernte, zu wanken beginnt und durch die Natur der Werderuf des Frühlings tönt, wer ſollte nicht ſein Herz erſchließen dem Wehen des milden Hauches, wer ſollte nicht auf den Herbſt und ſeine

goldenen Früchte hoffen, selbst wenn unter tausend Blüten die Mehrzahl taub erschien oder im Winde zu Boden fiel! Der Unterschied ist nur der, daß Das, was Andere waren, Andere jetzt sind; daß Das, was Andere früher verachteten, von Andern damals vertheidigt wurde.«

»Wer könnte das Wort reden wollen der Brandfackel der Zerstörung, wer wird im Tode Leben suchen! Nur um die Grenze konnte es sich handeln, wo die zugestandene Bewegung still zu stehen hatte. Man sagt, sie mußte vor den Thronen stillstehen. Ich beuge mich dieser Wahrheit. Ich handelte in ihrem Dienste. Aber zum Throne ist es höher und steiler empor, als Die, die sich des Thrones Freunde nennen, den Weg verzeichnen. Bei ihnen beginnt der Thron sogleich mit ihnen selbst. Ihre Interessen wurden die Interessen der Krone. Ist die strengere Unterscheidung dieser Entfernungen ein Verbrechen gewesen? Wenn die Masse, die Gestalt gewinnen soll, im Flusse ist, wenn das glühende Erz hervorbraust aus dem Kessel und sich den Weg sucht in die gemauerte Form unserer Ideale, wer ist der Künstler oder wagte sich den Meister zu nennen, daß er überall Halt! riefe, wenn vom glühenden Erze ihm in die Form genug geflossen scheint? Wer hütet den Zapfen, öffnet ihn und schließt ihn, wer anders, als die Gottheit, deren Signale ihr doch nicht in eigener Offenbarung benützt? Gesetzt auch, man hätte Recht, wie ich Dem Recht gebe, der sagt, daß ein Augenblick eintreten

kein regelmäßiger Leſer Ihres Blattes, und kenne es nicht genug, es beurtheilen zu dürfen. Ich weiß nur, daß Ihr Journal in ganz Deutſchland viel und gern geleſen wird, und ich habe keinen Grund zu zweifeln, ob es den Beifall, deſſen es ſich erfreut, auch verdiene."

„Die deutſchen Blätter, die politiſchen ſowohl als die nicht politiſchen, ſind, wenige ausgenommen, ganz unbeſchreiblich abgeſchmackt. Die Armuth hat doch ſonſt etwas Romantiſches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutſchen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, von der Bettelei nur das Unausſtehliche. Ich will dieſen Gegenſtand hier nicht umſtändlich abhandeln, ich dürfte doch nicht alles ſagen, was ich denke. Nur Eines will ich berühren. Alle Zeitungen ſind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauſpieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unſere Blätter leſen — zu unſerm Glücke verſtehen ſie kein Deutſch — müſſen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten, als ſpielen und ſingen und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Geſang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauſpiel und die Oper ſeines Orts beſprechen; geſchieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch ſein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Frankfurter daran gelegen ſein, wie Herr der in München den Franz geſpielt, wie Frau die in Berlin die Donna Anna geſungen hat? Schon einige Wochen lang ſind unſere hieſigen Blätter mit Berichten angefüllt, wie Demoiſelle Heinefetter da, wie Demoiſ. Bamberger dort geſungen habe. Und was noch am lächerlichſten iſt, dieſe Singgeſchichten ſtehen nicht in dem belletriſtiſchen Theile der Zeitungen, ſondern vermiſcht mit den politiſchen Nachrichten, ſo daß der Leſer

mußte, wo ein Hornruf Alle zu ihrer Pflicht rief; wer hörte diesen Hornruf früher? Wer ihn später? Früher gewiß Der, der daheim auf dem Lotterbett lag und auf der Lauer saß, den rechten Augenblick der Umkehr zu treffen, später Der, der draußen auf dem Felde stand und arbeiten mußte im sauern Schweiß und kämpfen gegen den Unverstand der Zeit und sich gewöhnen sogar an die Sprache der Gegner, um sie für die bessere Einsicht zu gewinnen! . . . Der Vorsprung, den entweder die Feigheit oder die kalte Empfindung für wahres Volkswohl vor dem flammenden Herzen voraus hatte, diesen Vorsprung zu benutzen auf Anklage und Verketzerung ist unedel und die Zeit wird über Die, die der allgemeinen Hoffnung nicht Rechnung trugen und in der Zeit eines schönen Traums und bunten Wahns allein die Nüchternen und die Weisen bleiben wollten, einst ein Gericht niedersetzen, dem ich nach meinem Sinne die mildesten Sprüche wünsche.«

Wingolf's Vermittelung entsprach seinem loyalen Sinn.

Sein Vertheidiger Eberhard Ott stellte den florumwundenen Hut zur Seite, begann ruhiger als sein Client, argumentirte sicherer und traf verwundender.

Eine seiner bezüglichsten Stellen lautete:

„Es ist die verkehrte Welt, die wir spielen. Wer der alten Zeit gegenüber sich als ein Hamlet verhielt, wer diese als einen Garten voll Unkraut, eine schale unersprießliche

Wirklichkeit nahm, den brachte die erste That, die er gegen eine Ratte zu vollziehen sich anschickte, dahin, daß er einen Menschen, Polonius, mordete, der hinter einer Tapete verborgen zufällig, ich glaube ja wol, der Vater seiner Geliebten war. Dyhelius der Verzweifelnden Anblick brachte den alten echten Hamlet, von dem doch gesprochen wurde, zur Besinnung. Wohl auch den neuen, dem ich Glück wünsche, wenn er plötzlich die alte Welt zu schauen als einen Beruf gewählt hat, der ihm Selbsterkenntniß und die Krone von Dänemark verschaffte."

„Doch wozu Bilder! Man hat die Schöpfung aus dem Nichts für ein Wunder gehalten, das über unsere Vorstellungskraft und Glaubensfähigkeit hinausginge. Allein wie viel mehr fähig das Nichts ist, lehrt die Erfahrung aller Tage. Die Negation um jeden Preis, die wir so bedeutungsvoll verbin schildern hörten, erhebt sich überall jetzt von ihren Trümmerstätten, von ihren Kirchhöfen, ihren Unkrautgärten und fängt zu richten und zu schaffen an, langsam, vorsichtig, besonnen, verläufig mit Anerkennung der Welt, wie sie sonst war und immer gewesen wäre und immer bleiben werde. Was mag es sein, was diese Besonnenheit, diese vortreffliche Ueberzeugung zu Stande brachte? Irdische Vortheile? Wer könnte diese Vermuthung aussprechen! Innere geistige Umwandlung? Diese zu glauben wäre ich eher geneigt, würde nicht Religion zu ihr gehören, Gottinnigkeit, innere Erleuchtung,

eine ſolche Geſinnung, die vor den Thoren dieſer Stadt für verlorene Seelen Johannes Nepſe's Beſſerungshaus ins Leben rief. Was iſt der Grund ihrer Erleuchtung? Ich ſage: Die Erſchöpfung iſt es. Nihiliſten haſſen unſere Aufſchwünge. Sie haſſen Schwarz, ſie haſſen Weiß, ſie finden, daß immer von Dem, was uns Zumuthungen an unſere Liebe und unſern Eifer ſtellt, nur das Gegentheil berechtigt iſt. Der Wolf trübt dem Lamm das Waſſer, weil er ſatt iſt. Nichts iſt ihnen darum erwieſen, nichts feſt. Wie kann es Menſchen geben, die aus der Zeit Hoffnungen für die Zeit ſchöpfen! Was reden wir von Wahrheit! Von Irrthum! Und doch — es gab in unſerer Zeit ein Irren, das ſich mit allen Lichtgewändern der Wahrheit ſchmücken durfte. Ein Irren gab es, das zu den Tugenden dieſer Zeit ebenſo gehört, wie die Parteinahme, die Solon's Geſetze verlangten zur alten. Dies Irren in unſern Tagen iſt ein verlorener Sohn, den nicht die Reue an das Herz des Vaters zurückführt, ſondern den der Vater ſelber aufſuchen muß, weil er ihn elend ſieht um ſeinetwillen und auf ſeine Schuld hin. Dies Irren der Zeit iſt unſere eigene Seele, die ſich in Andere flüchtete und in fremder Stätte vollzog, was wir ſelber in eigener einſt träumten. Sie tritt uns entgegen, dieſe irrende Seele, aus Denen, die wir richten wollen. Sie erhebt ſich, eine verhüllte Geſtalt, mit dem Haupte der Erinnyen, ſie ſtreckt die Hand aus und droht dem Abtrünnigen, der die Mut-

ter des eigenen Lebens nicht anerkennen will. Dies Irren der Zeit hat eine ebenso wahre Berechtigung, wie einst die Unentschlossenheit Hamlet's – aber die Nihilisten kommen zuletzt darauf hinaus, alles Hoffen und Träumen und jedes Wollen und jeden Willen für überflüssig zu erklären. Zu der That! Zu einer Zeit solcher Geistesverwandlungen ist es schwer, zwischen den Handlungen der Menschen die Grenze abzustecken.«

„Diese Männer hier wagten es, im Vollgefühl einer ernsten Aufgabe, die Mittel zu verweigern, die die Gesammtheit ihrer Beauftragten zur Aufrechthaltung der Ordnung zu gewahren hat. Es war eine Demonstration, mehr der Form als der That nach. Man wußte den Mißerfolg. Man wollte einem Grundsatze huldigen, wie jene Senatoren Roms, die den Sieg des Brennus ergeben in ihren Amtskleidern erwarteten, in den Flammen erstickten und in Asche und Staub zerfielen, als die Sieger sie berührten. Diese Nihilisten, die aus einem schwachen Etwas entstanden, sind höher zu schätzen als die Nihilisten, die, die Ohnmacht alles Widerstandes erkennend, sich lieber entschlossen, zu den Feinden überzugehen.«

Eberhard Ott ging nach diesen durch die Aufregung jener Zeiten hervorgebrachten Abschweifungen auf die rechtliche Seite seiner Vertheidigung über und gab eine so lichtvolle Auseinandersetzung, daß Wingelf's Freisprechung die Folge war.

Nach Beendigung der Sitzung fand man im Nebenzimmer Eugenie und Hertha.

Eben ankommend von der Reise, die sie wie mit dem Windeseſlnge um die Wette unternommen, traf Eberhard Beide in seines freigesprochenen, in kurzer Zeit an seinen Schläfen völlig ergrauten Clienten Armen.

Von Eugenie erntete Eberhard den beredtesten Dank, von Hertha den Dank eines starren Auges, das über Thaten zu grübeln und in einer langen brütenden Besinnung auf alles Vorhergegangene verloren schien.

Es lag nahe, daß Hertha sich eine Aufgabe stellte, die ihr so wichtig wurde, wie sonst das Recht der freien Selbstbestimmung.

Diese Aufgabe galt Agnesen's hinterlassenem Kinde.

Hertha überfah Eberhard's Leben, seine Existenz, seine Mühen sehr bald. Neuerwacht war ihr Schmerz um die drückende Pflichtenlaſt eines Mannes. Wie einst ein Ring, so erschien ihr jetzt ein ganzes Leben als Symbol.

Den alten Pfarrer hatte es zu seinen Aeckern und Wiesen heimgezogen; selbst auf seine Kanzel wieder in Liederbach sehnte sich der alte dogmatische Rationalist. Eine Natur, wie die seinige, begnügte sich mit dem Wohl der Enkelin, die ihm in des Vaters Pflege geborgen schien. Wingolf und Eugenie zogen in die Provinz. Sie wünschten selbst, daß Hertha, um sich zu sammeln und aus sich selbst zu festigen, in der Residenz blieb. Sie behielt ihr

Zimmer vor den Thoren, rechnete nach wie vor mit Frau von Zabel und Lisetten, aber die Welt, die sie um sich pflegte und schmückte und zu verstehen und zu begründen suchte, war eine andere geworden. Sie hatte schwere Kämpfe des Lebens durchgekämpft. Eines Tages begehrte sie von Eberhard sein Kind zur alleinigen Pflege in ihren eigenen Wohnräumen.

Konnte er ihr's weigern? Er dachte nicht daran, eine Gattin zu suchen. Eine Mutter aber für Meta war ihm ein Geschenk des Himmels, das er nicht ablehnen durfte. Er gab Hertha Agnesens Kind.

An derselben Stelle, wo sie im Feuerbach einst von einer Liebe gelesen, die in Constantin Ulrichs ihren Himmel zu finden gehofft, saß sie, ein kleines holdes Wesen im Arme, das ihr jetzt der Eingang in jenen wahren Himmel war, der für sie nur noch im Dank gegen den Vertheidiger ihres Vaters lebte. Doch weder ihre, noch seine Lippen sprachen je einen Wunsch aus, der über das Nächste und Nothwendigste der Verständigung hinausging.

Vom Stiftshof aber kam die Kunde, daß Hans von Landschütz sich das Kind Gottes wirklich zur Gemahlin gewählt hatte.

Ein Wesen, das Dichter befungen hatten, ein Mädchen, so sehr Julia Capulet, um in ihr Herz nur einen Romeo einzuschließen, wählte Hans von Landschütz. Sie war jene „ursprüngliche Natur", die sich mit der blassen Reflexion

nicht verleiden läßt, Ideale des Herzens zu haben. Sie neckte den Liebhaber und ſchmollte mit dem Gatten. Beides that dem Gatten wie dem Liebhaber wohl. Hanſen's Leben bedurfte eines Strohhalmes, der ihn vom Einſchlafen aufkitzelte. Mehr war auch Frieda von Landſchütz nie für den Stiftshof. Sie blieb wie ſie war. Wenn ſie mit ſolchen Studenten und jungen Profeſſoren gehen wollte, die ihr zuſagten, mußte ſich's Hans gefallen laſſen, daß ſie, ohne darum die mindeſte Untreue zu begehen, Tage lang ihn ignorirte.

Es ging das vortrefflich; war doch Alles „unmittelbar" an ihr, wie man es ſchon wieder auf der Univerſität nannte und ſie wußte es auch und ihre Mutter, das jetzt alternde Rickele, ſicherte ihr die Möglichkeit, ganz ihrem Genius zu leben. Der Vater war mit der Zeit ein wenig kindiſch geworden.

Conſtantin's äußere Lage wurde die glänzendſte.

Er hatte außer einer guten Anſtellung auch das Herz ſeiner Schwägerin gewonnen.

Aurelie von Landſchütz, eine Dame, die zehn Jahre älter war als er, vergaß den Baron von Gleichen um Conſtantin Ulrichs.

Conſtantin, reich geworden, konnte jetzt ſeiner endlich gewonnenen Ueberzeugung, daß von allen, allen Thatſachen, mit denen ſich das alberne neunzehnte Jahrhundert quält, nur der Begriff des Comforts der wahrhaft neue und befruchtende Gedanke iſt, ganz nach Wohlgefallen leben.

Er hielt sich Wagen und Pferde, er streckte sich auf Divans und Ottomanen, er trieb Blumenzucht in seinen Zimmern und lebte wie ein angebetetes Idol in seiner ganzen Herrlichkeit.

Nicht nur Aurelie lag ihm zu Füßen und küßte, vor aller Welt sogar, seine schönen Hände; Alles, was zu Aureliens hochgestellter Verwandtschaft gehörte, vergötterte den interessanten Mann ihrer späten Wahl.

Constantin ging einen Pfad durchs Leben über schwellende Teppiche. Wo er sich anlehnte, fand er den Rücken weich gepolstert. Was er nur athmete, war Arom. Verzärtelt zu werden war dabei nicht seine Absicht. Er wehrte sich oft mit Gewalt die Ueberfülle seines Glückes ab. Alles was er sprach war „geistreich", was er unternahm „kaltblütig".

Die Stellung eines öffentlichen Anklägers behielt er als eine Art von Privatunterhaltung.

Dabei wuchs freilich die Bizarrerie seines Gemüthes. Verdrießlich wurde er oft bis zum Excess, oft wälzte er sich auf all seinen Polstern und stieß ungeduldig mit den Füßen gegen Kissen, Menschen, Welt. Es ergriff ihn dann halb faustische, halb mephistophelische Stimmung. Er konnte seiner Amtswirksamkeit allen jenen scharfsinnigen Nachdruck geben, den man an seinen Anklagen und Beweisführungen bewunderte; aber dies Nichts der Welt, in stillen Stunden, in schlaflosen Augenblicken quälte es

ihn doch. Dann hätte er Alles verwünschen, Alles zerreißen mögen. Schal, unersprießlich erschien ihm und hassenswürdig das Dasein, wie sonst. Der Morgen brachte ihm glücklicherweise auf silbernen Schalen dann wieder des Lebens goldene Früchte, den geliebten Mella, seine braunen Regalien und Upmans, er lächelte und war wie immer und immer »liebenswürdig«. Man bewunderte seine Grazie, seine feine Ironie. Er konnte zuweilen sogar ausgelassen sein, besonders wenn seine Gedanken auf die Filzfabrik vor den Thoren kamen. War er auch zu verdrießlich gestimmt, zu mürrisch und übellaunig, so brauchte man nur von »Vater Repse« zu sprechen und behaglich schaukelte er sich in seiner blumigen Orchideen-Existenz.

Noch Eine Freude hatte Constantin.

Er lachte oft darüber, daß jenes sentimentale Geschlecht, zu dem Eberhard Ott gehörte, doch immer in die Lage kommen müsse, Das aufzunehmen, was der Genius fallen läßt....

Eberhard hatte dies schon Ein mal gethan, an den Asterbeeten im Pfarrgarten zu Liederbach....

Und das zweite mal....

Wie konnte sich ein Constantin darin täuschen, daß die Pflegerin und Mutter der kleinen Meta noch einst Eberhard's zweite Gattin werden würde? Der Genius verschmäht erst eine Agnes, dann eine Hertha und der Philister nimmt eine Agnes und dann eine Hertha.

Conſtantin ſah vollkommen, was in Eberhard's Seele verging. Er ſah, daß Eberhard unter dem Gedanken, in der That zwei mal in die Fußtapfen eines treuloſen Freundes zu treten, litt. Conſtantin legte, beſtaunt und bewundert von ſeinem Weibe, einen Beweis ſeiner Menſchenkenntniß ab, als er einſt ſagte:

Ha, was dieſe Menſchen es wurmt, die ewig Seitwärtsſtehenden ſein zu müſſen, die ewig Nüchternen und Geſtrigen, während wir die Zukunft für uns haben und vom Wirbel bis zur Zeh' die lebendige Poeſie ſind!

Conſtantin rief aus: Hertha pflegt ſein Kind. Sie thut es mit dem ganzen Heroismus, der dieſe Thörin immer ergriffen hat, ob es ſich nun um eine Revolution oder eine Stecknadel handelt, ſie pflegt die kleine Meta nach alten Lehrbüchern der Pädagogik, ſie lieſt Plato und Ariſtoteles im Urtext, um ſich zu unterrichten, wie das Kind Deutſch am leichteſten ausſprechen wird. Es kann nicht anders werden, als daß Eberhard eines Tages zu ihr ſagt: Hertha, ſei mein Weib! Es wurmt ihn noch. Der Stempel des Philiſters iſt ihm zu fühlbar auf die Stirn gedrückt. Aber nur Schulmeiſter wird er ewig bleiben, leſen die Exercitien ſeiner Schüler, corrig'ren, was Andere verdarben! Ihr Eingebildeten! Für jene Worte, die ich von Eberhart einſt bei Wingelſ's Proceß hören mußte, ohne ſie unterbrechen zu dürfen, gönn' ich ihm die Qual, wie ein tray-

alles Maaß verlieren muß, und endlich nicht mehr wissen wird, was wichtiger sei, Demoiſ. Heinefetter oder Griechenland, Demoiſ. Bamberger oder Spanien. In einem der hieſigen Blätter kommt heute gleich hinter der Nachricht, daß in der Kurmark die Eröffnung des Landtages bevorſtehe, die andere: daß Demoiſ. Sonntag morgen als Donna Anna auftreten werde. Ich habe nichts dagegen — Heil dem, der Demoiſelle Sonntag ſingen hört: aber was nützt es dem Frankfurter Leſer, am 4. October zu erfahren, daß am 29. September Demoiſ. Sonntag in Berlin die Donna Anna ſingen werde? Hat er denn Zeit nach Berlin zu reiſen, um der Vorſtellung des Don Juan beizuwohnen? Es iſt eine Schmach! Man glaubt ſich in die Zeiten des Römiſchen Kaiſerreichs zurückverſetzt, wo entartete Fürſten und entartete Völker vom Schlamme der Lüſte über und über bedeckt, mit heißdürſtigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachſahen und überhörten, daß die Barbaren ſchon die Thore ſtürmten."

„Jedes Blatt ſoll ſeine örtlichen Verhältniſſe beſprechen und werden dieſe Oertlichkeiten nur gehörig behandelt, dann verdienen und gewinnen ſie allgemeine Theilnahme. Aber hier in Frankfurt iſt alles (daß es ja nicht beſtäubt werde) mit dem Wachstuche des Geheimniſſes bedeckt, ob man zwar in nicht-politiſchen Dingen ſchreiben darf, was man will. Hat man je in den hieſigen Blättern ein Wort über den Prozeß des Städel'ſchen Kunſtmuſeums geleſen, der nun ſchon zehen Jahre dauert und ganz Frankfurt angeht? Wurde je ein Wort über die neuen öffent-

piſtiſcher Tantalus zu lechzen nach den goldenen Früchten über ihm, die er ſich kaſteit, nicht brechen zu wollen.

Conſtantin Ulrichs betrog ſich aber.

Zwei lange Jahre währte es allerdings, bis Eberhard das Gefühl der Beſchämung mit dem Gefühl der Dankbarkeit ausgleichen konnte.

Da aber geſchah ihm Folgendes:

Julie von Reiſig war mit ihrem Gatten und deſſen Kindern in den alten Wohnort zurückgekehrt.

Ihre Schweſter Aurelie als Conſtantin's Gattin anzutreffen, that ihr ſo wenig wohl, daß ſie ihrem Drange, alles Widerſtrebende auszugleichen hier zu folgen ſich nicht entſchließen konnte, ſondern die gegenſeitigen Verſtimmungen ihrer alten Freunde ruhig als begründet gelten ließ. Sie ſah ſie aber gern in ihren wiedereröffneten Cirkeln und nicht ſelten zu gleicher Zeit Hertha, Conſtantin und Aurelie.

Auch Eberhard Ott mußte ſie nun kennen lernen, den Vater jenes Kindes, das Hertha erzog, wie die Welt ſagte aus Dankbarkeit für die Vertheidigung ihres Vaters.

Es war eine große glänzende Geſellſchaft, als Eberhard einſt zum erſten male dies Haus betrat.

Die Gegenſätze hatten ſich ſchon ein wenig ausgeglichen, die Leidenſchaften ſchon etwas gemildert; man vergaß die Partei ſchon ein wenig wieder um der Menſchen willen.

Conſtantin und Aurelie wurden erwartet, man erwartete auch Hertha.

Jene kamen.

Wie lange hatte ſie Eberhard nicht geſehen! Der früher Gekommene blickte voll Mitleid auf das traurige Paar.

Conſtantin blaß, verfallen, offenbar krank, tief zerrüttet. Aurelie, gut und wohlmeinend in Weſen und Blick, unſchön jedoch, hager, dürr, reizlos, trotz ihrer Diamanten fern von jedem gefälligen Eindruck. Conſtantin fühlte es und blickte nieder.

Nun erſchien Hertha, Hertha, die von Conſtantin Aufgegebene! Seit zwei Jahren war ſie wie umgewandelt. Die Friſche war ſie und das Leben ſelbſt. Ihr Auge voll blitzenden Feuers, ihre Wange ſanft geröthet, ihre Geſtalt jetzt erſt entwickelt wie nach lang unterdrücktem Wachsthum. Der Ernſt von ehemals gemildert. Leicht und gefällig ihre Bewegung unter den Menſchen. Jeder drängte ſich in ihre Nähe, ſuchte ihren Anblick und ihr Geſpräch zu gewinnen. Hertha war die Königin des Abends.

Und hätte ſie es nicht ſein wollen, Julie machte ſie dazu. Julie hob ſie drei mal über die eigene Schweſter. Frauen verſtehen es, zu erhöhen, Frauen verſtehen es, Kronen zu verſchenken, Seſſel für die, die hoch thronen ſollen, aufzuſtellen und Teppiche darüber auszubreiten, daß man die ſchlaue Veranſtaltung nicht merkt.

Wer war nun der Verſchmähte?

Constantin, der verdrießlich und abgespannt mit Aurelien in einer Zimmerecke saß, oder Hertha Wingolf, die allen Augen begehrens-, jedem Herzen liebenswerth erschien?

Eberhard stand am folgenden Morgen an Hertha's Seite und plauderte mit Meta, die zu ihren Füßen spielte.

An derselben Stelle, wo ein Vater einst vor dem Bilde seines ersten Weibes die Wahl eines zweiten vor der Tochter vertheidigen mußte, vernahm dieselbe Tochter das Bekenntniß der Liebe auch aus dem Munde — eines Witwers.

Beband vor Wonne und Glück wollte sie reden. Sie konnte nicht. Sie ging an den Schrank, schloß ihn, nahm ein Kästchen hervor, öffnete und gab Eberhard den Ring Constantin's, den dieser für ihn einst von Agnes empfangen.

Indem sie mit verhaltenem Athem erzählte, was in der einsamen Kammer ihres Herzens einst sich zugetragen, als sie mit diesem Ringe Eberhard's und eines edlen Mannes Lebensauffassung und die Pflichtenwelt kennen gelernt, sammelte sie sich.

Eine Thräne quoll in Eberhards Auge dem Andenken an Agnes, die dem Himmel eine tiefe Schuld mit dem Tode bezahlt hatte, ein Blick auf sein holdes Kind gab ihm neuen Muth und der Bund der für einander bestimmt gewesenen Herzen war geschlossen. . . .

Die Zeilen, die aus Hertha's Feder an ihren Vater überströmten, wird sich jedes fühlende Herz ebenso selbst

denken können, wie Wingolf's Empfindungen, als er Hertha's Brief empfing und an jenen Abend zurück dachte, da er vor vier Jahren in nächtlichem Dunkel einst zu seinem abtrünnigen Kinde schlich.

An eine bloße Genugthuung aber, die ihm wurde, dachte er nicht. Zu gut kannte er an sich selbst die Wandelungen durch die Zeit.

Er schrieb seiner Tochter:

Die Zeiten und die Menschen, Alles geht im Ringe, nur daß der ewig gleiche Kreislauf in sanfter Linie, wie die Spirale, emporsteigt und — unser Hoffen mit ihm!

# Pariſer Skizzen.

## I. Die Ankunft.

Wir ſchreiben 1852*).

Streng iſt die Controle an der Eiſenbahn. Große weite Räume, bequeme Einrichtung für die Unterſuchung der Effecten; doch Umſtändlichkeit aller Art. Wo der Franzoſe etwas zu befehlen hat, wirft er ſich nicht wenig in die Bruſt.

Der Omnibus iſt erreicht. Gleichviel welcher. Von der Eiſenbahn führen ſie alle zum Ziele.

Mitternacht, die Straßen ſind leer, in der Vorſtadt Alles düſter. Die Omnibus rollen donnernd über das ungleiche Pflaſter.

In der Gegend der Boulevards entleeren ſich eben die Theater. Gigs, Cabs, Citadinen, Phaetons, je nachdem, wild aneinander vorüber. Die Kaffeehäuſer und Reſtaurants geſchloſſen oder ſie werden es eben. Sie werden langſam geſchloſſen, um einen im Theater halb verhungerten Fremden noch eben einzulaſſen. Da ſchon reiner Tiſch gemacht und nichts mehr zu haben wäre, ſo ſetzt man

*) Auch die Abfaſſung dieſer Blätter iſt von jenem Jahre.

ihm, ich kenne das aus alter Zeit, irgend ein verſchimmeltes kaltes Huhn oder ein vertalgtes Fricandeau zu doppelten Preiſen vor. Die Erfahrung der Vorſtellung, Nachts um 12 Uhr mitten in Paris möglicherweiſe zu verhungern, macht der Fremde oft genug.

Endlich Ankunft an der Ecke der Rue Richelieu.

Man wählt in einem Sardanapal-Anflug auf die erſte Nacht, die man in Paris doch nur in einem Hotel zubringen kann, das erſte, altberühmteſte, claſſiſche Hotel, das Hotel des Princes.

Ein Louis mehr oder weniger darf für ein pariſer Budget nicht angeſehen werden.

Um 12 Uhr iſt aber auch ſchon im Hotel die Nacht angebrochen. Ein verſchlafener dicker Haushofmeiſter mit der Nachtmütze über den Ohren, mit verſilberten Doppelleuchtern in der Hand, lieſt aus einer Reihe von Zimmern ſcheinbar ein einziges noch freies heraus, blinzelt dabei mehr auf die herabgenommenen Effecten und die Phyſiognomie des Reiſenden, forſchend, was man ihm bieten könne. Ich gerachte jenes »Haushofmeiſters« im Hotel d'Angleterre zu Nizza, der zu einer Sommerzeit, wo auch nicht Ein Gaſt in ſeinen Zimmern war, mit der Hand über die Stirn fuhr, um ſich lange, lange zu beſinnen, welche Nummer frei wäre, durch die Ritzen der Hand hindurch nur ſchielend und blinzelnd um zu ſehen, welcher Zimmerkategorie der Paſſagier zuzurechnen wäre.

Endlich hat auch der minder verschmitzte Haushofmeister im Hotel des Princes Befehl gegeben. Es geht, wie natürlich in Paris immer, in den Hof, dann zwei Stiegen empor; an der Garnitur der beiden Zimmer sieht man, man gilt zwar für keinen Prinzen — die Hutschachtel war etwas defect — aber auch der deutsche Scribent ist nicht sogleich herausgefunden. Man wird auf eine Mittelexistenz angewiesen. Eine näselnde alte Beschließerin überzieht die Betten. Vier Wachskerzen werden auf den Kamin gestellt. Bon soir, Monsieur und man ist allein.

Der dramatische Autor findet sich in diesen beiden Zimmern bald zurecht.

Act I. Scene I. Apartement Regence. Ameublement riche, doré u. s. w. So beginnen auch die Boudoirscenen bei Alexander Dumas.

Niedrig freilich ist die Decke, Alles eng, alt, durch und durch wie der Berliner sagen würde multrig, Mäuse- und Wurmfraß in allen Thüren und Seitenwänden; aber die Zeit Ludwig's XIV. oder der Regentschaft wird überzogen und verdeckt von neuen Tapeten aus Orleans, dunkelblau mit Gold, mit neuen Teppichen aus Challiot, grün und roth, Nußbaummöbeln, gepolsterten Stühlen, zwei modernen Uhren, künstlichen Blumenvasen auf den Marmorplatten des Kamins, goldgerahmten Spiegeln, von welchen letztern freilich wieder zweifel-

haft wird, ob ſich in ihnen ſchon unter Ludwig XV. eine Marquiſe oder unter Ludwig XVIII. eine jetzt auch ſchon penſionirte junge Schauſpielerin ſpiegelte. Ein unentliches Etwas von geflicktem Elend umhaucht und umflüſtert uns. So ſchauerlich ſtill iſt's in den Zimmern, ſo mor rig antik in dem Himmelbett trotz ſeiner grünſeidenen Ueberzüge, ſo brenzlich und räuchrig im Kamin trotz der vorgeſtellten zerriſſenen Tapetenſchirme. Modern kom fortabel iſt nur der Waſchapparat aus engliſchem blauwei ßem Steingut. Alles Uebrige iſt Plunder und Prellerei.

Die Nacht geht in erquickendem Schlafe vorüber.

Ob die Mäuſe auf meinem Alexander Dumas'ſchen Terrain Komödie ſpielen und »Die Fräulein von St. Cyr« oder »Ein Duell unter Richelieu« aufführen, die ſchnarchenden Sinne hören nichts.

Und der Morgen kommt dann belebend und anmuthig. Hoch ſchon ſteht die Sonne und erleuchtet die Höfe, in denen Alles in vollſtem Leben und Regen iſt. Schon werden auf »ſilbernen« Plateaux die Frühſtücke ausgetragen aus der unten überſichtlichen Küche, ſchon ſonnen ſich ſieben lungernde Köche und Küchenjungen unter einigen Oleander- und Orangenbäumen, ſchon wird geſchellt, gerufen und die dunkeln, muffigen Zimmer des Hotel des Princes machen ſich ſchon traulicher. Zwar beſtehen ſie allerdings auch die fernere Probe eines guten Hotels nicht, die ich von einem Freunde lernte, und die darin

lichen Gebäude, über die Bibliothek, das Waisenhaus, den Kirchhof geschrieben? Seit mehreren Wochen sind die Gemälde der verstorbenen und lebenden Frankfurter Maler öffentlich ausgestellt und keine Stimme läßt sich darüber vernehmen; man findet das der öffentlichen Verhandlung unwürdig, während man uns von dem Leben und Treiben der Demois. Bamberger in Berlin täglich die umständlichsten Berichte mittheilt.

Frankfurt, den 4. October 1827."

Von Vereinen besuchte Börne den sogenannten Gelehrtenklubb, wo es ihm jedoch durch seine zunehmende Schwerhörigkeit gar oft an Empfänglichkeit und Mittheilsamkeit zu fehlen schien. Nur im engeren Kreise entfaltete er die Liebenswürdigkeit seines Umganges.

Von seiner Denkrede über Jean Paul wünschte man einen besondern Abdruck und bat von Erlangen aus um die Erlaubniß.

Börne schrieb einem Studenten dorthin:

„Ich zähle Sie und Ihre Freunde nun auch zu den Meinigen, denn fester und sicherer als die Gewohnheit des Umgangs, bindet die Gleichheit der Gesinnung. Ich habe so wenig ein Eigenthumsrecht an meine Rede anzusprechen als mir die Liebe für den herrlichen Jean Paul ausschließlich zugehört, ja es hätte mir nichts Erfreulicheres begegnen können, als die Verbreitung der Rede, die Sie durch Ihren Abdruck veranstaltet."

„Ich hatte den Gedanken Deutschland zu Beiträgen für ein Denkmal Jean Pauls aufzufordern. Nein, den Gedanken

beſteht, beim Aufſchließen des Schreibſecretärs die Haltung der Klappe zu beobachten. Fällt uns dieſe faſt bis zu den Füßen herunter und dringt dabei ein gewiſſer unbeſchreiblicher Stickduft aus dem Schreibbüreau, ſo hat man Betten, Bedienung, Rechnung, Alles weg. Jnteſſen man iſt in Paris! Man hört das Rauſchen des großen moraliſchen Weltmeers, das draußen an die Ufer ſchlägt; man erfreut ſich des vor uns ſtehenden Frühſtücks, des concentrirten Mokkas, des weißeſten Gebäcks und ein unendliches Behagen durchſtrömt den ganzen Menſchen.

Das glückliche Gefühl, endlich im Hafen zu ſein, darf uns aber nicht zu ſehr übermannen. Sonſt findet man ſich in dem Hotel des Princes eingebürgert und man vergißt, daß jede Minute hier circa zwei bis fünf Centimen koſtet, d. h. jeder Tag zwölf bis zwanzig Franken. Ein ſtärkender Schlummer war zwölf Franken werth; der Prinz im Menſchen, die Phantaſie, iſt befriedigt; der Bürger in ihm, die Vernunft, denkt an einen Rückzug aus dem Hotel des Princes und fängt ihre Operationen an, ein Privatlogis zu finden.

Man forſcht. Man borcht. Man citirt Commiſſionäre.

Beſſer man kleidet ſich an und ſieht ſelbſt.

Nie macht man eine Toilette mit mehr Humor. Man iſt in Paris, man will nur ſehen, hören, genießen. Heitere Bilder des Glücks umgaukeln uns. Man will nur die roſige Freude, will nur Heiteres und Schönes vor ſeinem

Auge; man hört dieſen blitzſchnellredenden elektriſchen Leiter, der durch unſere Seele angelegt iſt; fühlt, wie ſo im Nu die Vergangenheit und Gegenwart ſich aufthun und nur das Angenehme, Wohlige, Glückliche uns erinnerlich bleiben. Zu ſolchen Augenblicken z. B. bei der Ankunft in einem ſchönen, belebten, ſonnigen Badeorte wird der Kranke ſchon geſund nur durch die Vorſtellung. Es laufen an ſeinen Geiſtesdrähten nur die glücklichſten Erinnerungen und ſicherſten Hoffnungen hin. Die Welt iſt plötzlich wieder ſchön, wir ſelbſt ſind wieder jung, wir haben nie eine Thorheit begangen, haben keinen einzigen Fehler zu bereuen, unſere Unglücksfälle ſind verſchmerzt, ſind nie da geweſen, ſtören uns nicht mehr, denn über die ſchwierigſten Verſtellungen von unſerer Lage, unſern Verhältniſſen, unſerer Zukunft führt uns ein goldenes Flügelpaar hinweg, das ſich uns in ſolchen Augenblicken beim erſten Gruß des Meeres, beim erſten Abend in Venedig, bei einer Fahrt auf dem Genferſee wie durch Zauberhand an die Seele ſetzt.

Das Hotel des Princes war in der That beſetzter als das Hotel d'Angleterre damals in Nizza.

Ein Theil der Wüſte Afrikas hatte ſich hier ausgebreitet. Beduinen von der algieriſchen Armee, arabiſche Häuptlinge erſten Ranges hatte Ludwig Napoleon in die beſten Stockwerke einquartiert. Polizeiſergeanten hüteten die

Hausflur und hielten den Andrang der Neugier zurück. Im weißen Burnus, mit gesticktem Fez, kostbarem krummem Damascener, in Schuhen und saubersten weißen Strümpfen, die Brust mit allen Graden der Ehrenlegion bedeckt, stolzirten diese bärtigen Ibrahims, Jussufs, Achmeds, Obersten der Spahis und freie Häuptlinge der Metidscha in dem Thorweg und auf den Höfen einher. Einige darunter waren so dick, daß sie eher auf den Sklavenmarkt von Aleppo zu passen schienen als in die Schlacht. Sie schienen eher Einkäufer für den Harem eines Emir zu sein, so grelle Russianogesichter ohne Adel, ohne Würde zeigten sie. Weit mehr schmutzigen Wuchergergestalten als hagern Cassius, wie sie Cäsar fürchtete und wie sie uns an Abdel-Kader geschildert wird, glichen sie. Man sah diesen dicken, sinnlichen Söhnen Afrikas das Künstliche, Unzuverlässige ihrer Hingebung und ein politisches Renegatenthum an, dem nur so lange zu trauen war, als die Umstände sie in Schach hielten. Es waren dieselben Gesichter, die mich schon sonst in Paris in der Rue Bergère oder Lafitte oder wo irgend die großen Banquiers wohnen, zurückgestoßen hatten. Man nehme so ein paar stolze, verächtlich die Lippen aufwerfende, die Menschheit ziemlich en canaille betrachtende Börsenkönige, stecke sie in die Kappen dieser Beduinen, werfe ihnen den Burnus über, setze ihnen den Fez auf mit der goldenen Troddel,

ziehe ihnen rothe Hosen, gestickten Kaftan, Schuh und Strümpfe an und man hat jene gewonnenen Scheikhs und Marabouts damals aus der Rue Richelieu, die so ganz von jener Poesie entfernt waren, die wir uns mit den Söhnen der Wüste verbunden denken, wenn wir die Makamen des Hariri oder die Thaten Harun al Raschid's lesen.

Wer in Paris ruhig wohnen will, muß sich in eine sogenannte Cité einmiethen.

Dies sind lange Höfe mit neuen Häusern, die von den Straßen abbiegen und oft noch auf die Reste eines nicht ganz verbauten alten Parks aus den Zeiten der Petites Maisons eine freundliche Aussicht bieten. Freilich muß man auch hier erst den Sein- oder Nichtfeins Menelez anstellen: Ob's besser ist, das donnernde Rollen der Omnibus zu ertragen oder sich wappnen gegen das unaufhörliche Geschrei der Verkäufer und jene schrecklichen Harmonieen, die die wandernde pariser Straßenmusik herverbringt. Eins ist unvermeidlich. Entweder in den Straßen die Wagen oder in den Cités die Fische, Gemüse, alten Kleider, Lampen, Blechwaaren, Marseillaisen und Polkas auf allen möglichen Instrumenten der Welt vom Leierkasten mit Janitscharenmusik an bis zu einem einzelnen Horn, einem einzelnen Fagott, einer einzelnen Posaune! Denn Paris, so communistisch es in andern Dingen sein will, in der Musik hält es auf die lächerlichste Isolirung.

Eine wandernde Muſikbande, wie auf den Jahrmärkten und Meſſen wir ſie zu hören bekommen, iſt in Paris nicht zu Stande zu bringen. Wer hier nur irgend einen Ton auf einer Flöte für ſich hervorbringen kann, bläſt alle Märſche und Volkshymnen auf ſeiner Flöte für ſich allein. Der Gewinn iſt reeller, unmittelbarer, ſicherer. Die Theilung der Arbeit, auf ein Orcheſter übertragen, bringt zwölf Chancen eines herabgeworfenen Zweifousſtücks für Eine. In der Cité Bergère, wo ich ſchon zwei mal mich einmiethete, blies jeden Morgen ein Baßpoſaunist für ſich ganz allein den Chant de Départ und alle muſikaliſchen Sentimentalitäten des Tags ſo weltgerichtsmäßig einſam und beckmeſſernd lächerlich, daß man hätte verzweifeln mögen.

Wer noch nie in Paris war, braucht etwa drei Tage um über den äußern Lärm zur Beſinnung zu kommen, vier Tage, um ſich die Zahlungsweiſe und die beſte Art ſich zu ernähren, zu merken, fünf Tage, um mit ſeinem Bett, mit ſeinem Schlaf (der ihn plötzlich zu fliehen beginnt), mit allerlei kleinen Bedürfniſſen ſich abzufinden und mehr als eine Woche, um ſich in die Ordnung der Omnibus, die Abkürzungen der Wege, die Eintheilung der Touren zu finden.

Wer ſchon öfter in Paris war, findet ſich natürlich in alledem früher zurecht.

Der Lärm wird ihm nicht mehr imponiren, die Außen-

ſeite der Reſtaurants ihn nicht mehr locken, die Ueberfülle der Speiſekarte nicht mehr irreführen. Er wird im Gegentheil bald unter der Oberfläche des pariſer Lebens ein geregeltes, faſt langweiliges Einerlei erkennen und wer länger bleibt und auf guten Rath hört, wird anfangen ſich ſogleich eine feſtere Baſis für ſein Daſein aus dem pyramidalen Schwindel herauszugewinnen, ein Bleibendes in der Flucht der Erſcheinungen. Schon herauszubekommen wie man ſich am ſicherſten, da man um 6 Uhr eſſen ſoll, vor einem zehrenden Hunger rettet, ohne in das Gegentheil der Ueberladung zu verfallen, ſchon herauszubekommen, wie man ſich für die rechte Eßzeit durch Palliative den Appetit nicht verdirbt, erfordert mancherlei Studien und diätetiſche Uebergänge. Ein gutaufgezogenes deutſches Magenwerk bekommt um 11 Uhr noch keinen Hunger, wenn es um ſieben oder acht gefrühſtückt hat, aber um 1 Uhr melden ſich alle germaniſchen Organe der Verdauung bekanntlich mit Wolfsnatur, heulen und toben grimmig wie in unſern alten Wäldern und verlangen eine Befriedigung, die jedoch dann um 6 Uhr noch keineswegs wieder ſo ſpurlos vorüber iſt, daß man nun ſchon wieder aufs neue eſſen könnte. Ein Freund, aus Schwaben, wollte die Entdeckung gemacht haben: Die Sach' iſt ganz einfach. Was die Franzoſe dejeunire nenne, nenne wir z'Mittag ſpeiſe und was ſie dinire nenne, nenne wir z'Nacht ſpeiſe! Mein guter Heilbronner irrte ſich. Die pariſer Lebensweiſe er-

trägt nicht zwei große Mahlzeiten. Der Tag ſchneidet ſich nicht in zwei Hälften. Schon die Entdeckung, daß man zu Nacht für daſſelbe Geld doppelt ſo viel bekommt wie zu Mittag, macht die Oekonomie rebelliſch und ſo gewöhnt ſich denn endlich Logik, Budget und der thieriſche Organismus an das pariſer Geheimniß der Selbſterhaltung, das eben darin beſteht, den innern Menſchen auf künſtliche Art hinzufriſten bis zum Abend, ihm nur ſeine nothdürftigſte Atzung zu bieten und die Sinne gleichſam auf ein mildes Wartegeld zu ſetzen. Dazu gehört gegen 8 Uhr Morgens ein mäßiges erſtes Frühſtück, dann um zwölf ein reichliches Anregen, aber nur mit flüſſiger Koſt, als da iſt Thee oder Suppe und einer leichten Zuthat von Brot und zwei Eiern, und erſt um 6 oder 7 Uhr wird das ganze Schleuſenwerk der verhaltenen Organe aufgezogen, die Maſchine der Ernährung in ihrem completteſten Umfang in Thätigkeit geſetzt. In dieſer dann allerdings außerordentlich glücklichen und behaglichen Stimmung dann ins Theater gegangen und die dümmſte Poſſe erſcheint uns geiſtreich, jeder Schmerz, der uns rühren ſoll, rührt uns wirklich, jede Abſicht der Dichter oder Schauſpieler wird gemüthlich vom geſättigten Menſchen anerkannt. Kein Menſch ſpricht dann von einem Kunſtwerk der Zukunft; kein Kritiker ſieht dann in Allem, was der Tag bringt, nur Epigonenarbeit; keiner ſangbaren Note wirft man vor, ſie wäre Mozart und Haydn geſtohlen!

Kurz, das franzöſiſche Theater iſt das, was es iſt, durch ſeine weichen bequemen Polſterſtühle, durch die um acht, neun, zehn Uhr unendlich geſättigte Menſchenſtimmung und das behaglichſte Gähnen nach einem kräftigen Filet de Boeuf aux champignons. Wir Deutſche treiben es anders. Wir rennen von Königsberg bis Baſel um 6 Uhr hungrig ins Theater, zerreißen mit einer unbewußten Verwechſelung der Gegenſtände ſtatt Rindfleiſch die Dichter, zerfleiſchen die Schauſpieler und wenn wir nie zu einer Nationalbühne kommen werden, ſo iſt es auch mit deshalb, weil wir gegen halb 9 Uhr Abends, wo eben die Peripetieen der Dramen ſich zu entwickeln anfangen, die Kataſtrophen ſich vorbereiten, die Situationen ſich in poetiſchen Schweben erhalten wollen, plötzlich den ſchrecklichſten Hunger bekommen und die ungeduldigſten Menſchen werden, die nur daheim an ihr Nachteſſen denken und, ohne es einzugeſtehen, eine ſtille Vergleichung anſtellen, was in dem Augenblicke beſſer wäre, ein Menſchenleben händeringenden Unglücks mit Menſchenbeleuchtung vor uns auf der Bühne oder zu Hauſe der wartende kalte Braten nebſt Kartoffelſalat. Shakſpeare, der ſeinen Menenius ſagen läßt: „Der Menſch, der eben zu Mittag gegeſſen hat, iſt milde", hatte es zu ſeiner Zeit beſſer. Seine Theatervorſtellungen fingen um 4 Uhr an.

Es iſt ein natürliches Gefühl des in Paris ankom-

menden Deutſchen, ſich den deutſchen Landsleuten anzuſchließen.

Man muß, will man aufrichtig ſein, davor warnen.

Sind die, die man antrifft, gutgeartet, ſo ziehen ſie uns in ihre deutſchen Auffaſſungen und das pays allemand hinein, das ſich mitten in Paris zu etabliren pflegt, ob nun in einem Leſezimmer unter irgend einer Paſſage oder in einem Café-Divan und wenn es der Grand Balcon auf dem Boulevard des Italiens wäre.

Da hat man denn die edlen deutſchen Zeitungen hier wie dort, hat die Dominoſteine, die Cigarren, jetzt ſchon das bairiſche Bier und eine ſo verlockende Heimatlichkeit, daß man von dem fremden Leben, den fremden Sitten und Auffaſſungen nicht viel abbekömmt! Man glaubt in Paris geweſen zu ſein und war nur im Café Milani auf dem frankfurter Roßmarkt oder in Auerbach's Keller in Leipzig.

Trifft man es aber gar noch übler, ſo läßt man ſich von allerlei deutſcher Auslandsnarrheit in der Irre führen. Anſäſſige Deutſche in Paris geben oft den kleinen Horizont, den ſie ſich allmälig gewinnen konnten, für den allgemeinen aus. Man geräth in Empfehlungen und Coterieen, die uns Zeit koſten, ohne den mindeſten Nutzen einzubringen. Man muß ſchon ein ganz beſonderer Kröſus an Ruhm oder Geld ſein, wenn Handlungs-Firmen, denen man ſich empfohlen glaubt, mit einer freundlichen

Miene, die sie anfangs zeigen, auch irgend eine ernstliche Erfüllung verbinden. Im Allgemeinen wird man in Paris die Landsleute, die wir dort etablirt antreffen, apathisch finden, blasirt, egoistisch, wie es ohnehin noch der Charakter unserer Zeit im Uebrigen mit sich bringt. Die Eisenbahnen haben die Entfernungen aufgehoben. Man tritt mit einer Empfehlung, auf die man sich etwas zu Gute thut, zu einem Manne, den man einflußreich glaubt und dieser nimmt die Miene an, als verhielte sich Berlin zu Paris wie die Charlottenstraße zur Friedrichsstraße. Eine Entfernung von 150 Meilen ist dem großartigen Gentleman des 19. Jahrhunderts so weit wie von Meinhard's Hotel zu Kranzler. Da steht man denn mit seinem angesammelten Enthusiasmus, mit einem trotz des schnellen Hinflugs wunderbar gespannten Herzen und wird aufgenommen wie der täglich versprechende Milchmann. Armer deutscher Idealist! Laß in der Fremde deine Landsleute! Bahne dir, so weit deine Kräfte reichen, selbst den Weg und du wirst dich besser zurechtfinden als mit den Führern aus der Heimat.

Auch vom Franzosen selbst ist nicht viel zu erobern.

Das ist eine wunderliche Nation.

Mein Schwab nannte sie Eierkuchen, die nur auf einer Seite ausgebacken sind.

Man kommt ihnen nämlich anfangs wol ziemlich nah, näher als dem Engländer und doch ist's plötzlich gerade,

hatte ich nicht, ich hatte den Trieb des Herzens es zu thun, aber als ich es bedachte unterließ ich es. Was hätte es gefruchtet, in diesem kalten Lande gefriert alles, selbst die Thräne im Auge. Sind wir auch warm in der Einsamkeit, ist es doch draußen Winter, und unsere Hoffnungen und Wünsche gestalten sich zu Eisblumen an Fensterscheiben. Mit dieser düstern Ofenwärme und dieser jämmerlichen Stubenflora müssen wir uns begnügen bis der Frühling kömmt. Daß dieser näher ist als die Einen hoffen die Andern fürchten, dafür bürgen auch Sie und Ihre Freunde."

„Die Exemplare der Denkrede, die Sie mir zugedacht, werde ich mit Vergnügen annehmen. Unter der gebrauchten Adresse wird mir alles richtig zukommen; die Bezeichnung als Mitglied des Museums ist nicht nöthig. Ich grüße Sie herzlich.

Frankfurt, 7. Januar 1826.

L. Börne."

An R. O. Spazier in Baireuth, Jean Pauls Neffen, schrieb Börne:

„Frankfurt, 8. Januar 1826.

Nach meiner Rückkehr von einer Reise, habe ich Ihren lieben Brief vorgefunden, und ich kann Ihnen nicht ausdrücken wie sehr er mich gefreut. Auch von vielen Andern ist meiner Denkrede auf Jean Paul freundliche Zustimmung geworden. Erlanger Akademiker haben die Rede besonders abdrucken lassen, um sie als Neujahrsgeschenk zu verbreiten. Es ist mein Glück, nicht meine Kunst, daß ich eine Saite berührt, die durch viele Herzen zieht. Doch erquickte mich die Schadenfreude, daß ohne Erlaubniß der hohen Polizei viele Deutsche in einer Empfindung zusammengekommen."

als wenn ihnen die ganze hintere Seite der Exiſtenz fehlt, wie bei plaſtiſchen Reliefs.

Der Franzoſe hütet über ſein apartes Daſein ſo geizig, wie über ſeine Börſe.

Ihm ſelbſt liegt die große Strecke ſeiner Wünſche ſtets ſo vor Augen, daß er die Behaglichkeit nicht beſitzt, ſich auf dem Platz, auf dem er ſich ſchon befindet, auszuruhen zu wollen und ihn von Jemanden anders mit betreten zu laſſen. Man iſt ohnehin in Paris immer unterwegs. Man wohnt nicht in Paris, man campirt nur dort. Man hat ſein Zelt hier aufgeſchlagen auf dem großen Feldzug der Carriere oder der Speculation. Die Männer ſind in ewiger Bewegung, die Frauen nicht minder. Sich daheimzuhalten iſt ſo wenig Sitte, daß man die Receptionstage erfunden hat, nur um endlich einmal von ſeinen Freunden ſtatt der Viſitenkarte ſie ſelbſt zu ſehen. An einem Dienſtag oder Donnerſtag weiß man findet man endlich die junge Frau von M. zu Hauſe, an allen übrigen Tagen iſt ſie im Galopp bald durch die Magazine, bald die Kirchen, die Muſeen, auf Beſuchen, auf Promenaden, in der Penſionsanſtalt bei ihren Kindern, überall. Der Mann lebt ähnlich. Die Moral der Luſtſpielmuſe Scribe's und Bayard's, die jeder Frau und jedem Manne eine verborgene Nebenexiſtenz zuſchreibt, iſt gewiß ſehr falſch; aber der Pariſer hat eine Häuslich-

keit, die wirklich aussieht wie eine interimistische und nur halbe. Er hat keine Hauspantoffeln und keinen Schlafrock.

In das Innere einer pariser Familie zu dringen ist darum so schwer, weil diese Familie selbst ein Incognito ist.

Der Franzose spart. Er unterwirft sich und die Seinen Entbehrungen, die man nach anderer Seite hin nicht ahnen lassen will. Man führt eine Salonexistenz, die selbst den nächsten Bekannten nur geläufig ist, und neben ihr eine Privatexistenz, die vielleicht nur Eine einzige, treue, weibliche Seele, die die tägliche Küche besorgt, kennt. Man spricht von der Verschlossenheit des englischen Familienlebens. Das französische ist aber noch viel verschlossener. Der theatralische Sinn des Volks, seine Abneigung gegen die Natürlichkeit, die Vorliebe für Repräsentation und gefällige Außenseite und bei aller Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindungen doch eine gewisse formelle Kälte wirken hier entscheidend ein. Eine geistreiche Pariserin sagte uns: Die eigentliche französische Familie ist das englische Bed-Room. Also die Laren und Penaten des französischen Herds stehen da, wo bei den Engländern schon die Betten stehen. Dahin ist denn freilich nicht zu dringen und, wie der Charakter der Franzosen ist, ist auch nichts daran verloren. Das Aeußere ist bei ihnen das eigentlich Innere.

Hat man ſich eine Reihe von Receptionstagen erworben, ſo ergänzen ſie auf förderliche Art die Gänge, die man machen muß, um die öffentlichen Dinge kennen zu lernen; denn aus Geſprächen mit eingebürgerten Pariſern wird man immer eine Menge anregender Thatſachen und aufklärender Urtheile heimbringen können. Im Uebrigen iſt in Paris, wie überall in der Welt, das Beſte, ſich auf ſich ſelbſt zu verlaſſen.

## II. Die Kamelien-Dame.

Am erſten Tage ſchon ſah ich ein Stück, das in einer einzigen Reihenfolge des verfloſſenen Winters mehr als hundert Vorſtellungen erlebt hat.

Man gab es an jedem Abend mit jener immer ſich gleichen Hingebung an die Sache, die den franzöſiſchen Schauſpielern eigen iſt.

Jeden Abend war das Theater „Vaudeville" am Vörſenplatze überfüllt. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer und Frauen, Alles war ergriffen, hingeriſſen, weinte. Es war die „Kamelien Dame" vom jungen Dumas, dem Sohn des Alexander, der damals in Brüſſel lebte und mit Louis Napoleon ſchmollte.

Kein Ueberſetzer hat es drei Jahre lang gewagt, dies fünfactige Schauſpiel einer deutſchen Bühne darzubieten. Man glaubte, daß die deutſchen Sittengeſetze ein ſolches Stück von unſern Bretern verbannen. Jetzt hat man auch dieſe Gattung von Stücken bei uns eingeführt.

Eine zweideutige Frau, in der ſich Madame Dechy mit großer Naturwahrheit, wie man ſagt, ſelbſt ſpielt, fordert in der Kamelien-Dame für ihr Geſchick Theilnahme bis zu Thränen heraus. Jung, ſchön, geiſt

reich — wo ſie in der Welt erſcheint an einem ſie immer begleitenden Strauße von Kamelien erkennbar, — kündigt ſie ſich als eine jener verlorenen Exiſtenzen an, die einmal die Sitten unſers Jahrhunderts mit ſich brächten. Sie ſpricht durchweg in einem elegiſchen Tone und verräth ihre tiefſte Sehnſucht nach wahrem Glück und reiner Liebe, die ihr verſagt wären. Ein junger Mann feſſelt ſie endlich durch ſein Herz, während ſie Andere nur durch ihr Geld feſſelten. Sie zieht mit ihm aufs Land und lebt mit ihm in einem Arkadien von Glück, das indeſſen weder ein Prieſter geſegnet noch der Maire irgend einer Commune zu Protokoll genommen hat. Die eigene bürgerliche Wohlfahrt des jungen Mannes zwingt ſie endlich, dieſem Glück zu entſagen. Sie nimmt einen Abſchied vom Freunde, ohne daß er ihn merkt, vom Publicum, das ihn ſehr wohl merkt; einen Abſchied, der uns glauben läßt, ſie würde ſich mindeſtens mit Kohlendampf erſticken. Der Tod, den ſie ſich dem Freunde zu Liebe gibt, iſt kein anderer, als daß ſie wieder in die pariſer Welt zurückkehrt und wieder am Arme von Männern erſcheint, die mit Gold zahlen. Dieſe „ſociale Stellung" iſt eben ihr „Verhängniß". Der Verfaſſer muthet uns zu, daß dieſe Rückkehr zu dem Beſitz einer Equipage, zweier Bedienten und einer eleganten Wohnung in der Straße du Helder ein Act des erhabenſten Heroismus wäre und daß davon ſeiner Heldin das Herz bräche. Sie ſtirbt moraliſch, aber nur einige Wochen

lang, ihr Freund verſöhnt ſich mit ihr, ſie wird wieder arm, Arkadien kann aufs neue beginnen; es iſt zu ſpät, ſie ſtirbt jetzt phyſiſch. Sie verſcheidet den ganzen fünften Act hindurch.

Seit Adrienne von Lecouvreur ſtirbt man in Paris auf der Bühne nur noch nach pathologiſchen, am Krankenbett im Lazareth gemachten Studien. Es iſt eine Folter, dieſe Zuckungen, dieſe Delirien und dieſen ſchon wahnſinnigen Jubel zu ſehen, wenn im Augenblicke des Verſchwindens aller ihrer Kräfte der frühere Geliebte erſcheint und ſie in ſeinen Armen halb lachend, halb weinend unter ſeinen Küſſen den endlich ruhefindenden und ſchreckhaft nur mit der Erde beſchäftigten Geiſt aufgibt. Gott vollzieht vor unſern Augen eine förmliche Hinrichtung.

Die aufgebotenen Mittel, um dieſe bis zur äußerſten Sentimentalität gehende Verſchönerung von Dingen, die ſich in der Wirklichkeit ganz anders machen, zur Wirkung zu bringen, ſind an ſich erſchütternd. Man wird nicht raſenden Beifall ſpenden wie die Pariſer, wird nicht Thränen vergießen, wie ſie ringsum vergoſſen wurden, aber Entſetzen ergreift den deutſchen Zuſchauer jedenfalls über die Wahrheit des Spiels, über die bis zum Blick auf die Uhr und die Etikette am Medicinglaſe gehende Anatomie eines Sterbeacts, und zuletzt über die Möglichkeit, daß ſolche in der Luft ſchwebenden moraliſchen Vorausſetzungen ſo auf eine ganze Bevölkerung wirken können.

Dieſer junge Dumas zeigt ſich hier in jeder Beziehung als der Sohn ſeines Vaters. Er iſt aufgewachſen in der Welt des neuen Romans und der neue Roman hat für ihn eine Wahrheit wie das Evangelium. Er iſt der Zögling einer Schule der Willkür und der Phantaſie, die ſich Alles erlaubt, was darſtellbar iſt und die erlaubte Darſtellbarkeit für die wirkliche Welt nimmt.

Darin liegt etwas Erſchreckendes. Der junge Autor hat dieſe tolle und willkürliche Welt der Ausnahme mit einer Art Andacht, ja mit einer einſchmeichelnden Naivetät wie die Regel erfaßt. Es liegt eine Art Einfachheit in ſeinem Stücke, die keine Talentloſigkeit iſt und faſt wie ein Erguß der unmittelbarſten Natur und Empfindung ſich gibt. Ja es liegt etwas Kindliches in ſeinem Stück. Kindlichkeit in dieſem wilden Leben der regelloſeſten Geſellſchaft! Kindlichkeit in der Vorausſetzung, daß ein ſo illegitimes Arkadien (mag es Jeden auf ſeine Privatverantwortlichkeit glücklich machen, wir wollen keine Sittenrichter ſein) ſeine vollſte, allgemein ſociale Berechtigung hat! Kindlichkeit in dem mit ohne Zweifel ihm ſelbſt gefloſſenen Thränen geſchilderten Tode der Kamelien-Dame und dem Schlußworte des Stücks: „Denen, die viel geliebt haben, ſoll viel vergeben werden!“

Es iſt charakteriſtiſch. Paris nimmt dieſe Naivetät als vollgültig an. Es läßt die Berechtigung gelten, daß zur Schilderung des von der Sitte Verbotenen all die

Motive genommen werden, die ſonſt nur der Schilderung des Erlaubten gehören. Die Ausnahme iſt hier durch ihre Conſequenzen wieder Regel, die Unmoral durch die Leidenſchaften und beſſern Gefühle, die auch bei ihr erregt werden können, Moral geworden. Die Kamelien Dame rührt die Pariſer, als wenn man ihnen „Paul und Virginie" vorgeſpielt hätte.

Charakteriſtiſch auch für die gegenwärtigen Zuſtände Frankreichs hat der Herr Graf von Moruy, der Vertraute des Präſidenten, dieſes Stück von einem Verbote gerettet und vor ganz Frankreich die Widmung des Drucks angenommen. Kann man ſich wundern, wenn man in Paris die Aeußerung hört: „Wir leben unter der Herrſchaft der Kamelien Damen?"

## XIII. Ein Abend in der Großen Oper.

Man gab den „Ewigen Juden“ von Halevy.

Die Franzoſen ſind, mindeſtens geſagt, mit ihrem Ewigen Juden nicht geſchent. Die Manie für Alles, was ſie vom Ewigen Juden nur in Erfahrung bringen können, will nicht aufhören.

Kläng' es nicht zu zweideutig, es gäbe bei ihnen ſchon Kaffeehäuſer, Verkaufsmagazine, Läden „Zum ewigen Juden,“ wie es eine große Kleiderhandlung auf den Boulevards zum „Propheten“ gibt, wahrſcheinlich weil Bockelt, einer der Wiedertäufer, Schneider war.

Wie wir Deutſche, auch vielleicht zu oft, den „Fauſt“ im Munde führen, ſo die Franzoſen den Ewigen Juden. Er drückt ihnen die Philoſophie der Geſchichte aus. Ahasver iſt ihnen die leidende Menſchheit, die achtzehnhundert Jahre unter dem Drucke der großen Thatſachen, durch die Kriege und Eroberungen, die Blutbäder und Verheerungen zwar unverſehrt, aber auch nicht beſonders glücklich hindurchgekommen iſt. An die Juden ſelbſt, etwa an Herrn Fould oder Herrn James von Rothſchild,

denken ſie dabei nicht; um ſo weniger, als bei ihnen die Juden bereits den übrigen Menſchen gleichgeſtellt ſind.

Den Halevy'ſchen Ahasver wollen wir den Franzoſen laſſen.

Weder die Fabel des Textes, noch die Ausſchmückung deſſelben mit Muſik kann die Mühe belohnen, die es koſten würde, ein ſo auf maſſenhafte Hülfsmittel, auf Glanz und Seltſamkeit der Decorationen berechnetes Werk über unſere Bretter zu bringen.

Für unſere Theatercenſur würde auch der Schluß der Oper, der Uebergang in die jenſeitige Welt, die ſeraphiſche Ruhe, die der ruheloſe arme Jude endlich unter den Heerſcharen des Himmels findet, etwas nahe an Blasphemie ſtreifen und der vierten Abtheilung des königlichen Criminalgerichts in Berlin oder ſonſt einem hohen Tribunal unſerer Preßgeſetzgebung anheimfallen.

Idee und Muſik verlohnen die Mühe des Einſtudirens und den Schutz einer rettenden Cabinetsordre nicht. Idee und Muſik gehören dem Decorationsmaler. Herr Deplechin ſchlug die Proſpecte vor, die man malen konnte, die Verſatzſtücke, die ſich aufſchlagen ließen, die Verwandlungen, die in ihrer Aufeinanderfolge am meiſten überraſchen würden, und die Herren Scribe und Halevy gaben dazu die Illuſtration, jener von Worten und Scenen, dieſer von einem unbeſtimmten Nebel und Flimmer haltloſer und unabgerundeter Muſik.

„Ich habe recht gut verstanden, was Sie in Ihrem Briefe angedeutet. Weinen Sie, weil Sie noch Jüngling sind, einst werden Sie lachen, wie ich; man wird schlecht dabei, aber fett."

„Ich vierzigjähriges Kind hatte den Einfall zur Errichtung eines Denkmals für Jean Paul aufzufordern; aber in diesen Jahren der Enttäuschung sind nur schöne Irrthümer von kurzer Dauer. Ich besann mich. Wir hätten keine Tausend Gulden zusammengebracht. Und zu welcher Verwendung hätte man uns genöthigt? Vor zwei Jahren hatte ein sentimentaler Herr in Heilbronn die Laune, das alte Geschichtchen von den treuen Weibern zu Weinsberg zu verewigen. Auch bettelte er wirklich einiges Geld zusammen. Doch was that er dafür? Er ließ dort das Standbild von Erz des Kaisers Conrad aufrichten, desjenigen Kaisers, der Weinsberg belagert und die allerhöchste Gnade gehabt, die treuen Weiber mit ihrem Gepäcke nicht in den Neckar werfen zu lassen, sondern ihnen zu verzeihen. Ein anderer empfindsamer Stadt-Physikus in dem Orte, wo Lessing geboren, machte den Vorschlag, seinem großen Landsmann zu Ehren ein Spital bauen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und sie bauen jetzt. Den frohen Lessing, den Trinker, den Spieler, der an lauter Leben starb, durch ein Spital verewigen! Hätte ich den Vorschlag machen mögen, zum Andenken des edlen Jean Pauls in Baireuth ein Zuchthaus errichten zu lassen, ich glaube, ich hätte es durchgesetzt mit dem Denkmal, doch ich mochte nicht scherzen in einer so betrübten Sache. Denken Sie von Zeit zu Zeit an Ihren Freund

L. Börne."

Inzwischen wurde durch den 1827 erfolgten Tod seines Vaters Börne's äußre Lage günstiger gestellt. Zwar war

Die kleine anmuthige, zum Herzen ſingende Dresdnerin, Emmy La Grua, gab die Tochter Ahasver's. Sie wurde ausgezeichnet, konnte jedoch nicht ganz gegen die Dame, die ihre Mutter ſang, aufkommen. Keine Oper mehr ohne Mutter. Seit Fides muß jedes Opernſüjet eine Mutter haben. Ein Glück für unſere lebenslänglich engagirten deutſchen Hofopernſängerinnen. Es wird von jetzt an doch immer Opern geben, wo neben jungen, noch nicht der Scene ganz kundigen Anfängerinnen — der große Mangel an Stimmen hat die Pariſer mit der talentvollen und liebreizenden Emmy La Grua trotz aller Spuren der Anfängerſchaft ſchnell befreundet — ſich auch bewährte, gediente, geprüfte Damen halten können, Sängerinnen, die man nach der Höhe ihrer Tonlage, nicht ihrer Jahre ſchätzen muß.

Die Fides des „Ewigen Juden" iſt eine Flamänderin, mit der Ahasver im vierzehnten Jahrhundert in einer Ehe begriffen war, die er verlaſſen mußte, weil ihm Familienglück nicht beſchieden iſt — ganz im Gegenſatz zum wirklichen Judenthum, das achtzehnhundert Jahre lang im Familienglück für ſeine Leiden einen Troſt gefunden hat und nie anders auswanderte als mit Weib und Kind. Daß jene Gattin des „Ewigen Juden" gerade eine Flamänderin ſein mußte, beweiſt, wie in Paris die Dichter ſich an die gerade vorgeſchriebenen Bedingungen anzupaſſen verſtehen. Madame Tedesco, die Rivalin der

Emmy La Grua, iſt ſehr groß und ſtark, ja man könnte bei ihr von Embonpoint ſprechen wie bei einer deutſchen lebenslänglichen Hofopernſängerin. Dieſem Embonpoint zu Liebe iſt Theodora, die Gemahlin Ahasver's, eine Dame flämiſcher Abkunft. . . .

Daß alle dieſe Bedingungen zuſammenſtimmen, Embonpoint, Sujet, Muſik u. ſ. w., wird in Paris weiſe vorgeſehn. Die Poeten, Componiſten, Regiſſeure, Decorationsmaler, Coſtümiers, Balletmeiſter ſitzen am grünen Tiſche eines Conferenzzimmers und Melpomene oder Euterpe führen in Ergebenheit nur das Protokoll. Den Pariſern gefielen die „koloſſalen Gliedermaſſen" und die ſchwarzen Augen der Tedesco mehr als die zartern Formen und braunen Augen der La Grua. Doch gab es auch Hände genug, die ſich für die mildere und ſanfte Leiſtung der Debütantin in Bewegung ſetzten. Das gewaltigere Ausſichherausgehen, das der Pariſer verlangt, wird die junge Dame ſchon noch lernen, wenn ſie bei der Aufgabe, ein ganzes Jahr lang wöchentlich zwei mal immer nur eine und dieſelbe Rolle zu ſingen, nicht zu Grunde geht.

Man gab alſo den „Ewigen Juden". Man gab ihn in den Solis vortrefflich, ſchlaffer in den Chören und in der Belebung der Scene lange nicht mit der Umſicht und dem Eifer, der auf dieſen Bretern ſonſt herrſchte. Bei dem beſten Willen, von den republikaniſchen Formen Gutes zu berichten — Polonius ſagt: Wahr iſt's, es iſt Schade

und Schade, daß es wahr iſt: — von der Bühne muß man eingeſtehen, daß ihr die Monarchie beſſer iſt. In der Monarchie ſpielt, ſingt, arrangirt man fleißiger als in der Republik. Die Republik hat die Volksſouveränetät an Orte gebracht, wo ſie nicht hingehört. Sie hat ſie erſtens in die Reſtaurants gebracht. Kein Kellner hebt einem Gaſte die Serviette auf, wenn dieſe ihm gerade von den Knieen fallen ſollte. Sie hat ſie zweitens in die Kaffeehäuſer gebracht; kein Journal wird dir mit der Bereitwilligkeit vom Garçon entgegengebracht, wie dies unter Ludwig Philipp dem Erſten und Einzigen geſchah. Sie hat ſie drittens auf die Straße gebracht; kein Fiaker, falls nicht ein freundliches Naturel bei ihm unabhängig von allen Staatsformen, Sitten und Manieren ſchon angebahnt haben, geht aus einer phlegmatiſchen Gleichgültigkeit heraus, wenn man von ihm gefahren ſein will. Die Republik hat die Volksſouveränetät auch viertens unter die Frauen gebracht, wo ſie am wenigſten hingehört — davon ein andermal. Aber auf den Bretern taugt die Volksſouveränetät gar nichts. Dies ſchlaffe Spiel der Maſſen, dieſe Zerſtreutheit der Statiſten, dieſe Gleichgültigkeit der Comparſen, dieſe Verachtung des Publikums und jedenfalls des Regiſſeurs, der doch ſicher ſeine Aufträge mit demſelben Eifer ertheilte, wie vor fünf Jahren unter den Königen, überraſchen. Man führt auf der Scene nichts mehr ſo aus, wie man Dergleichen ſonſt

ausgezeichnet in „Robert", den „Hugenotten", der „Jüdin" und der „Stummen von Portici" ausgeführt sah.

Ob Ludwig Napoleon auch der Bühne helfen wird, wie er allen Leiden der Gesellschaft helfen zu können vorgibt?

Wir lauschten auch darauf, als er endlich erschien. . .

Ein Platz in der Großen Oper ist eine Art umgekehrten Lotterieeinsatzes. Man weiß, wie man herauskommt, aber nicht wie hinein.

Es gibt Plätze aller Art, so viele fast wie Gerichte auf einem Speisezettel.

Und in demselben Range wieder fünferlei Schattirungen.

Die allerschlechteste Schattirung ist unfehlbar die, in des Hufeisens äußerste Spitze zu gerathen und vom „Ewigen Juden" nur alles Das zu sehen, was nach Osten liegt. Glücklicherweise war das die natürliche Tendenz des Ahasver.

Die Klage aber um den Platz verwandelte sich plötzlich in eitel Lobgesang, als die Menschen im Corridor sich häuften und sich an die kleinen Fenster unserer Loge drängten.

Gerade gegenüber saß der Präsident. Er war eben mit zwei Begleitern angekommen. Die Damen neben ihm die mit sehr vielem Aufwande von Edelsteinen und Blumen, aber sehr wenig Aufwand wenigstens von germanischer Würde in ihrer Loge hin- und herrannten und oft

dem Publikum den Rücken kehrten, gehörten gleichfalls dem Elysee an. Im Hintergrunde erblickte man General Magnan. Man hatte somit den ganzen siegreichen Zweiten December beisammen.

Ein scharfes Glas mit mehrfacher Lichtbrechung brachte das Bild des Mannes, der vor einigen Tagen die Napoleonischen Adler an die Truppen vertheilt hatte, sehr nahe. Von allen Portraits sind die, welche früher im „Charivari" standen, die gelungensten, nur die Locken an den Schläfen sind nicht so kühn gedreht wie vom Griffel des Satirikers; sonst aber stehen Nase und Bart zu den übrigen Gesichtsflächen in jenem eigenthümlichen Verhältniß, das dem Ganzen ein etwas groteskes Ansehen gibt und an italienische Bühnenmasken erinnert. Weiße Halsbinde, schwarzer Frack, ein rothes Ordensband über der weißen Weste, gelbe Handschuhe. Ein an die von der Bühne entferntere Logenseite gelehnter Eckfessel verbirgt den Gegenstand der allgemeinen Neugier vor einem Publikum, das zum großen Theile aus Fremden besteht, die noch von den Maifesten zurückgeblieben sind. Nur von der Bühne und jenen Logen aus, die man nur nimmt, wenn alle Plätze vergriffen sind, kann man den durch die Umstände interessant gewordenen Anblick ganz genießen.

Ein Phrenolog hätte nur auf der Stirn, die allein ganz sichtbar war, seine Zeichensprache lesen können, der Physiognomiker mußte ihm zu Hülfe kommen.

Was drückte dieſe Perſönlichkeit aus? Etwas Unbedeutendes? Keineswegs.

Die Diſtanz, in der ſich die beiden Begleiter hielten, war allerdings vielleicht eine künſtliche. Man konnte zuweilen glauben, daß dieſe drei Männer Komödie ſpielten. Man konnte glauben, ſie hätten ſich geſagt: Lieber Perſigny, du ſitzeſt dort, lieber Edgar Ney, du ſitzeſt da, ich euer guter Freund ſitze hier, wir haben keine Geheimniſſe untereinander! Wir haben unſere Schwärmereien Alle drei ſchon ſo oft in die Feuerfluten einer großen Arrac-Bowle getaucht! Die Damen nebenan kennen unſere ſämmtlichen Schwächen und Eigenheiten, es iſt ein reines Intermezzo, das wir hier aufführen!

Das denkt man eine Zeit lang.

Dies Bild verſchwand aber, wenn es auch wiederkehrte. Es ging und kam. Die unruhigen Damen nebenan, die ſteife Haltung der beiden weißen Halsbinden, ein ſeltſames Lächeln, das zuweilen über den Prinzen ſtreifte und von den Geſellſchaftern erwidert wurde, das jeweilige Aufſtehen, das behaglichere Ausruhen in einem Vorzimmer der Loge, alles Das konnte auf die Vermuthung führen, der Präſident gebe nur den Namen her zu einem *Vereintwirken*, das man die Geſellſchaft des Elyſee nennt.

Und doch würde man, glaub' ich, Unrecht thun, dieſe Meinung feſtzuhalten.

Jener düstere Mann, der nicht gut geruht zu haben scheint, weil er unaufhörlich gähnt, gehört sich, scheint es, in den wichtigsten Dingen allein an. Er hat Rückhaltsgedanken, die er nicht Jedem ausspricht.

Beim ersten Anblick glaubt man einem jener jungen modernen Hidalgos zu begegnen, wie wir deren in neuester Zeit, wo der Adel sich auf manche alte Ritterkünste verlegte, seit der Schilderhebung des Don Carlos Viele sahen. Man denkt eine Weile an Felix Lichnowsky und seine Genossenschaft, die in Homburg und Baden-Baden Diplomatie und Romantik trieb, sich später in den Zeiten der Paulskirche einen Schwung von geschichtsbefruchtender Thatkraft gab und in kritischen Augenblicken ebenso kühn ein Va banque! in der Politik gerufen haben würde, wie am grünen Tische der Herren Blanc und Benazet. Die Umgebungen des Präsidenten gehören noch jetzt dem Anschein dieser modernen Cavalierperspective an. Er selbst aber hat sich ohne Zweifel aus ihr herausgearbeitet. Man sieht ihm Ernst und brütenden Eifer an; denn Frankreich ist keine Kleinigkeit. Der Stoff des Denkens adelt das Denken. Es sind die Interessen eines Volks, der Ruhm einer Nation, die Fragen der Kirche und der Sittlichkeit, die man nicht wie Billardqueues bewegen oder wie Rouge et Noir pointiren kann: es bleibt immer Etwas haften von der Würde der Aufgabe.

Ich kannte einen König Philipp aus Schiller's „Don

Carlos". Wenn dieſer nach Hauſe kam, ſetzte ihm ſeine Gattin den immer bereiten Lorberkranz auf und in demſelben Tone, mit dem er noch eben geſprochen hatte: „Madame, dafür geb' ich Ihnen Zeit, zehn Jahre entfernt von Madrid darüber nachzudenken", ſagte er jetzt: „Madame, Ihre Cotelettes erfreuen ſich heute Abend nicht meines allerhöchſten Beifalls!"

Wer tauſend Menſchen in die Verbannung ſchickte und in dem Augenblicke, wo er eben da die Locke an ſeinen Schläfen kräuſelt, an die von den heutigen Morgenblättern veröffentlichten Briefe Chagarnier's und Lamoricière's denken muß, kann ſein Leben nicht mehr gering faſſen. Die Situation hebt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo liegt hinter dieſen ausdruckloſen Augen, die nur deshalb ausdruckslos ſcheinen, weil ſie die Gedanken nicht verrathen und nur Schildwacht vor dem innern Palaſt des Geiſtes ſtehen, ein großer, fataliſtiſcher Glaube an ſich ſelbſt. Man ſieht ein Va banque! ein Aeußerſtes, das ihm nicht etwa die Befeſtigung einer Dynaſtie, die ihm perſönlich gleichgültig iſt, ſondern ein Va banque! der Geſchichte iſt. Er wird nicht ruhen, bis er nicht gewagt hat, ſich den Namen Alexander's, Cäſar's, Cromwell's und ſeines Oheims anzureihen. Tief in ſeinen Augen kniſtern die Funken eines Weltbrandes, aus dem ihm wenn nichts, doch Klio's unverbrennliche Tafeln ſicher bleiben. Warum ſollte er ſich durch Benutzung ſeiner Stellung nicht einen Namen in der Ge-

ſchichte erwerben wollen? Jener Mann da träumt eine Zukunft Europas, gegen die der Zweite December, die Deportationen nach Cayenne und die Debatten des Augenblicks Bagatellen ſind.

Man wird jenes Händeklatſchen kennen, das vom Klatſchen nur die Geſticulation macht. Man ſchont dabei ſeine Handſchuhe.

Aber nicht mitzuklatſchen, wenn Alles klatſcht, ſieht wie eine Kritik aus.

Den Schein dieſer Kritik vermied der Prinz. Fürſtliche Perſonen pflegen in ſolchen Fällen zwei oder drei mal in Wirklichkeit in die Hände anzuſchlagen und den übrigen Lärm dem Enthuſiasmus zu laſſen.

Unſer vis-à-vis that weder das Eine noch das Andere. Er klatſchte unausgeſetzt, ſo lange das Publikum klatſchte, aber nur ſcheinbar. Er ſchug den ganzen Tintamarre, wie der Franzoſe ſagt, mit, aber nur mit aneinander gelegten Händen, die ſtill waren. Er klatſchte: Es lebe die Republik! Es lebe Napoleon! Es lebe der Frieden! er machte Alles mit, was die öffentliche Meinung eben an der flamländiſchen Madame Tedesco oder der zarten ſächſiſchen Italienerin La Grua beklatſchenswerth fand; aber er ſelbſt that es nur ſcheinbar, verfiel ſogleich wieder in ſeine brütende Geiſtesabweſenheit, ſah und hörte nichts, ſo voll der handgreiflichſten Schmeicheleien auch das Textbuch der Oper für ihn war und eine Kaiſer-

krönung dicht vor ſeinen Augen aufgeführt wurde. Nur als zuletzt Roger auch zu außerordentlich ſchön ſang, machte er einige mal Miene, ernſtlich in den Beifall mit einzuſtimmen. Es ſchien, als hätte er den Beweis geben wollen, daß er das Talent dieſes Sängers ſeine bekannten Geſinnungen nicht entgelten ließe. Dieſer Prinz hat den Cultus der Namen zerſtört, er hat die großen Männer und ihren Ehrgeiz als die Urſache aller Leiden der Völker darzuſtellen gewußt und ihnen das Piedeſtal ihres Ruhms, die Rednerbühne, genommen. Aber er berechnet doch, daß für ſeine Zukunft einſt Talente und beſonders die Feder der Geſchichtſchreiber und die Leier der Dichter werden da ſein müſſen. Ludwig Napoleon würde Victor Hugo ſein Buch über ihn vergeben, wenn ſich der Sänger der Orientalen entſchließen könnte, die Saiten ſeiner Leier ſchon jetzt für die Thaten zu ſtimmen, die er verſuchen wird auszuführen, trotz aller Verſicherungen von Frieden.

Wer nämlich in der Artillerie eine Entdeckung gemacht hat, ruht nicht, ſie anzuwenden.

Einige Deutſche wollten aus der Phyſiognomie unſers Gegenübers alles Mögliche herausleſen. Der Eine ſprach von Grauſamkeit, der Andere von Verſtellung; Der ſah Alba, Jener Heliogabal.

Was läßt ſich aus ſtummen Mienen Sicheres entnehmen? Nicht viel mehr als aus den telegraphiſchen De-

das Vermögen des Vaters von den Unfällen, welche damals öfter der Papierhandel erlitt, nicht verschont geblieben, zwar schien er im Testament gegen die übrigen Geschwister auffallend zurückgesetzt, doch kamen noch immer 22000 Gulden auf sein Theil, die ihn mit Einschluß einer Rente, durch welche er den künftigen Ansprüchen an das Vermögen der Mutter entsagte, und mit Einschluß seiner Frankfurter Pension von jetzt an auf ein jährliches sichres Einkommen von etwa 1600 Gulden rechnen ließen. Diese Selbstständigkeit war für die Ruhe, mit der er die politischen Ereignisse betrachtete, durchaus nicht unwesentlich. Ein Prozeß mit seinen Brüdern wurde von seinem Freund und Anwald, Dr. Goldschmidt, gütlich ausgeglichen; doch blieb zwischen ihnen eine Verstimmung zurück, die sich erst in spätern Jahren verlor. Als ihn sein ältester Bruder nicht lange vor seinem Tode in Paris besuchte, bot er alles auf, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Er wurde so lebendig, wie lange nicht zuvor, sprach viel von vergangenen Zeiten und verrieth wohl, daß sein Herz zu weich war, um lange einen Groll zu nähren. Das Verhältniß zu seiner Schwester blieb ungetrübt. Er schätzte sie hoch und nahm an ihren Kindern einen innigen Antheil. Sein Neffe, der leider zu früh gestorbene junge Dr. Spiro, zog seine Aufmerksamkeit in hohem Grade an sich, er verfolgte dessen Studiengang und konnte nur bedauern, daß dieser in Gebiete sich verlor, wo Börne gewohnt war, nichts als Untiefen und Fallriffen zu sehen. Börne's talentvoller Neffe war Hegelianer.

Im Frühjahr 1827 ließ sich Börne von Moritz Oppenheim malen. Es ist dies dasselbe Bild, welches allen spätern Lithographieen und Stahlstichen von Börne's Gesichtszügen

peſchen des „Moniteur.“ Ein Jeder übertrug auf jene Mienen nur den Eindruck des Erlebten.

Man fand nur drei Dinge für gewiß beſtätigt: Zerſtreutheit, Schweigen und große Ermüdung.

Die Ermüdung des Körpers bürgt oft für die deſto friſchere Kraft des Geiſtes; denn der Menſch *gleicht gern in ſich aus*; Beweis dafür die Bekehrungen früherer Lebemenſchen. Eine friſche Körperkraft denkt nicht daran, über eine Compenſation ihres beſſern Werthes zu grübeln; ſie lebt im Augenblick, verſchönert denſelben ſich und Andern, genießt ihn und ſchafft Genuß; der Erſchöpfte aber raffinirt.

Unſer ganzer Menſch da gegenüber raffinirt und iſt raffinirt. Auch ſein Schweigen iſt Raffinement oder vielleicht Erſchöpfung.

Denn warum Schweigen? Ein Mann, der Straßburg und Boulogne erlebte, kann nicht ſchweigen. Er muß das Bedürfniß haben, ſich zu rechtfertigen; er muß ſprechen, er muß ſchreiben, wenn er nicht ſprechen kann; und wer ſchreibt, liebt die Mittheilung. Daß unſer Gegenüber ſchweigt, iſt die Folge einer zweiten Eigenſchaft, die ſich zur Erſchöpfung geſellt: der Furcht. Auch der dritten Eigenſchaft, der Zerſtreutheit, liegt die Furcht zum Grunde. Nicht etwa die gemeine Furcht. Charaktere wie Ludwig Napoleon drücken ſich in eine Logenecke nicht aus Furcht etwa vor einem Piſtolenſchuß. Ueberhaupt mitten in einer

hiſtoriſchen Laufbahn fallen iſt ja Heldenthum und dies ſcheint es, was er anſtrebt. Die Furcht dieſes wühlenden, grüblerischen und ſichtlich erſchöpften Geiſtes iſt die Furcht vor dem Erfolg. Alle Geiſter dieſer Art, die produciren, fürchten die Erfolge. Sie unternehmen etwas, das in drei Tagen erſt fertig werden kann, und in dieſen drei Tagen werden ſie nicht eſſen, nicht trinken, nicht ſchlafen, nicht reden. Sie athmen erſt auf an dem dritten Tag, wo eine telegraphiſche Depeſche kommt und ſagt: Die Sache iſt ſo ausgefallen, wie Du gehofft und gewollt haſt! Dann athmen ſie auf, dann werden ſie redſelig, dann trinken ſie Champagner und ſtrafen alle Phyſiognomiker Lügen, die in den drei Tagen ſie beurtheilen wollten.

Nun denke man ſich ein Leben, zuſammengeſetzt aus lauter ſolchen dreitägigen Terminen. Immer von drei zu drei Tagen, von drei zu drei Monaten, von drei zu drei Jahren etwas Neues. Da hört man auf, ſich ſelbſt noch anzugehören, man redet nichts, man lacht nicht, man lebt nicht in der Wirklichkeit, man iſt verſtimmt, immer geſpannt, immer furchtſam. Das leiſe Schleichen zu einem Ziele hin (in unſerm Falle die Eroberung Europas vermittels franzöſiſcher Nationaltapferkeit und jener verbeſſerten Entdeckung in der Artillerie) nimmt den ganzen Menſchen in Beſchlag und modelt ihn in ſeinem Charakter.

Wer von jenem grüblerischen Antlitz ſagen wollte, es gehörte einem Manne, der mit der Geſchichte experimen-

tirte, um Clichy, d. h. den Schuldthurm, zu vermeiden, würde sich erstens sehr irren und zweitens eine große Thorheit begehen; denn nichts kann diesen Herren dort in der Loge willkommener sein, als dem übrigen Europa vorläufig für völlig unbedeutend zu erscheinen. Im Gegentheil, zu dem Machiavellismus in den Zügen des Prinzen gesellt sich etwas Contemplatives, Mystisches. Man ist vollkommen berechtigt, ihn einen Ideologen zu nennen. Er besitzt einen großen und anerkennenswerthen Respect vor Allem, was die Zeit an „Blasen" aufwirft. Wenn man den Ehrgeiz eines Schriftstellers hat, lacht man nicht, wie vielleicht Herr Persigny und Edgar Ney da thun würden, falls von Creditkassen, Volkswohl, Capitalienherrschaft gesprochen wird. Und Herr Persigny und Herr Ney haben sich auch schon daran gewöhnt, diese Grillen ihres Freundes gewähren zu lassen; sie schriftstellerten nie. Sie achten sein Talent der Lucubration.

Und jener Mann da ist ein Mann der Feder. Er wird Schlachten schlagen mit der Feder hinterm Ohr.

Wenn man jetzt, wo endlich das „Jüngste Gericht" von den Posaunen Halevy's eingeleitet ist, für eine Zeitung von ihm verlangen würde: Mein Herr, schreiben Sie mir eine Kritik über diese Vorstellung! so würde die Hauptperson dieser beiden Logen wie elektrisirt auffahren und eine vortreffliche Abhandlung über eine Vorstellung schreiben, die er nicht gehört hat. Es ist eine merkwürdige

Miſchung von Bedeutung und Nichtbedeutung in dieſen Geſichtszügen. Wachen und Schlaf, Geiſt und Beſchränkung, Anſpannung und Erſchöpfung. Denkt euch etwa einen Recenſenten, der, wie Ludwig Rellſtab in Berlin, ſeit dreißig Jahren dieſelben Vorſtellungen, in demſelben Theater, mit denſelben Kriterien beurtheilen muß und von Langeweile, Abſpannung, Verachtung aller lächerlichen Kunſtillnſionen gemartert, nur noch mit Einem Ohre zuhört und nur über zwei Dinge grübelt: erſtens über ſeinen eigenen Ruhm als ein zweiter Leſſing (in unſerm Falle Napoleon der Große, im Allgemeinen), und zweitens über ſein Nachteſſen zu Hauſe und ſein Bett. So erſchien uns der Präſident in der Großen Oper.

Dem Ewigen Juden hatte endlich auch der Erzengel Michael die Augen zugedrückt zum ewigen Schlummer.

Es war weit über zwölf Uhr.

Draußen in der Straße Lepelletier wimmelte es von Gendarmen, Lanzenreitern, Commiſſarien. Ein Rufen, Säbelklappern, Pferdetrappeln durcheinander. Man hätte kaum geglaubt, daß es eines ſolchen kriegeriſchen Aufwandes bedurfte, um drinnen in dem Lichtmeer der Großen Oper dieſe ſtillen Träume über Muſik und Weltgeſchichte möglich zu machen. Es iſt eine abſcheuliche Eigenſchaft der Menſchen, die uns dienen, daß ſie immer thun, als ſchützten ſie uns vor Gefahren, die gar nicht

vorhanden ſind oder die ſie übertreiben. Dieſer Waffenlärm vor der Großen Oper war eine Schmeichelei. Drückte Ludwig Napoleon nicht in Frankreich etwas aus, was eine Zeit lang ſowol jenſeit des Rheins wie in der Geſchichte überhaupt nothwendig iſt, er würde ſich nicht halten können ... doch iſt dies ein Thema, über deſſen Erörterung wir abbrechen. Wir wollten zu unſern Pariſer Erinnerungen nur den nothwendigen äußern Rahmen geben.

## IV. Die Frauenwelt.

Es iſt ein alter Satz der Männer, die wir bisher die Geſchichte, die Philoſophie und in der Hauptſache auch die Poeſie allein verantwortet haben, daß die weibliche Natur ſich auf einige Thatſachen der Erfahrung zurück führen ließe, die in allen Jahrhunderten und bei allen Nationen dieſelben wären.

Wir pflegen gewöhnlich nichts zu ſagen als: die Frauen wollen geliebt ſein.

Intereſſen haben die Frauen in älterer und neuerer Zeit immer gegen dieſe einſeitige und, wie ſie behaupten, falſche Meinung Einſpruch gethan. Ihr eigentliches Geheimniß wäre noch nicht entdeckt und noch hätte ſie kein Mann verſtanden oder ganz ergründet.

Und leicht möglich das; denn vor einigen Jahren begann ein geiſtreicher Schriftſteller, Doctor Georg Jung in Köln, eine „Geſchichte der Frauen;“ nur ein erſter Band iſt von dieſem Werke, wo man die wahren Aufſchlüſſe über die eigentlichen Anſprüche der Frauen an uns Männer zu finden hoffen durfte, bis jetzt erſchienen. Es

ging Herrn Jung ganz bestimmt, wie es uns immer geht, wenn wir uns mit den Frauen zu tief einlassen: er verlor die Besinnung, sein Gegenstand wuchs ihm über den Kopf.

Ich glaube, die Geschichte der Frauen, aufgefaßt als ein Theil der Weltgeschichte, genügt ihnen nicht.

Sie sind nicht einmal befriedigt, wenn diese Geschichte nur die Geschichte ihrer Leiden ist, nur von Sklavinnen-Dulderinnen, von den abgeschlossenen Gynäceen, der griechischen Nichtachtung und erst der christlichen allmäligen Verklärung ihres Wesens spricht.

Die wahren Wünsche der Frauen, behaupten sie, würden wir nie begreifen, und die Geschichte der Frauen wird also nach ihnen die Geschichte des Weibes sein, das man nicht zu Wort kommen ließ.

Das ewig wenn nicht Unaussprechliche, doch Unausgesprochene des Weibes, das ist das Thema, das sich Herr Dr. Georg Jung in Köln hätte stellen sollen. Auch er blieb in dem alten Vorurtheil der Liebe stecken. Auch er wollte nur Dulderinnen schildern. Wir bilden uns Wunder ein, wie zart wir die Frauen auffassen, und sie bleiben unzufrieden. Hoffentlich wird die zunehmende Frauenschriftstellerei ein Mittel endlicher Verständigung werden.

Welcher Wandelungen wirklich die Frauennatur z. B. schon durch Staatsformen fähig ist, beweist das gegenwärtige Paris.

Die Republik hat in dem Charakter der Pariſerinnen unglaubliche Veränderungen hervorgebracht.

Wenn man ſagen wollte, die verzogenſten aller Evastöchter wären durch die vierjährige Republik beſonders liebenswürdig geworden, ſo wäre dies ein relatives Wort und es käme auf den Geſchmack an.

Die Franzöſin iſt ſchon an ſich eine andere Natur als die Deutſche. Unſere gewöhnliche Vorſtellung von dem heißen Blute, von der Liebesſehnſucht, von der geſteigerten Lebenswärme der Franzöſinnen iſt — rathe, liebe Leſerin, wahr oder falſch?

Ich behandle einen geheimnißvollen Gegenſtand. Vergebt, wenn ich etwas ſchüchtern Anſtand nehme, über dieſen Gegenſtand Alles zu ſagen, was ich denke. Ich will aber einige kleine Umwege machen. Vielleicht verräth ſich meine wahre Meinung durch den Schleier der Discretion.

Wenn die Frauen beſcheiden ſein ſollen, müſſen ſie große Männer ſehen.

Die Gegenwart bietet ihnen leider dieſen Anblick ſelten.

Viel Kluge, aber wenig große Männer.

Der Zufall ſchafft zuweilen noch manchen überraſchenden Charakter, zuweilen ſtampft er ſogar eine große That aus der Erde; auch begibt ſich ohne Zweifel Tragiſches und viel Schmerzliches. Manches davon wird auch mit antiker Würde ertragen, aber im Ganzen genommen geht

Keiner mehr recht auf große Thaten aus. Wer wollte auch! Man hat den Maſſengeiſt, man hat das Jahrhundert, die öffentliche Meinung; arbeiten, kämpfen die nicht für uns? Der Kummer und die Sorgen der immer ſchwierigern Exiſtenz nimmt ohnehin ſchon alle Mühe und Thatkraft des Mannes in Anſpruch. Wozu da noch in die Spalten des Curtius ſpringen oder vors Thor gehen und an einſamen Felſen die Räthſel der Sphinx löſen wollen?

Genug — wie verhalten ſich zu unſerm Mangel an großen Männern die Frauen?

Wenn ſie ſehen, daß ſich Männer Das gefallen laſſen, was ſie kränken, anfreizen, zu einer That ſpornen ſollte, ſo werden ſie unfehlbar die Gründe der Selbſtbeherrſchung, falls ſie dieſe Männer, auch um ihrer Kinder willen, lieben, entſchieden billigen; ſie werden, in die geheime Berathung des Mannes aufgenommen, im ſtillen Plauderſtübchen ihm ohne Zweifel ſagen: „Alterchen, du haſt Recht, dich nicht zu exponiren, wo Gefahr iſt!“ Aber — dieſe Zugeſtändniſſe ſind nicht ohne Folgen auf die Frauennatur.

Eine Frau, die einen Arnold von Winkelried zum Manne hat, und eine Frau, die beim Lärm der Nationalgardentrommel ihren Mann ins Bett ſteckt, können ohne Zweifel dieſelben heldeſten Weſen ſein, die aus Adam's Rippe hervorgingen, aber ihre Stellung zum Männerleben überhaupt wird eine verſchiedenartige werden. Ein männliches Heldengeſchlecht hat beſcheidene Frauen,

ein männliches Pygmäengeſchlecht hat anſpruchsvolle Frauen. Frauen, die nicht mehr nöthig haben zu bitten, daß der Mann ſie auf den goldenen Triumphwagen ſeiner Thaten um Gotteswillen doch auch mitnehme, werden vergeſſen zu ſchmeicheln, werden ſich keine Mühe geben zu gefallen, werden, wie es in Paris geſchieht, die Huldgöttinnen, die Grazien in die Fabelwelt oder in die Reime der Dichter verweiſen.

Und ſo ſei es denn verrathen!

Die Franzöſinnen waren erſtens nie ſo biegſam-ſchmiegſam-hold-ſüß-ſirenenhafte Geſchöpfe, wie ſie den Ruf haben; fünf Jahrhunderte ſchon haben ihnen dafür viel zu ſehr geſchmeichelt. Ihr Selbſtgefühl machte ſie ſchon längſt kalt, ſchon längſt bitter; aber jetzt — jetzt haben ſie vollends einen Trotz, eine Sprödigkeit, die ſie dem Amazonengeſchlechte einreiht.

Ich ſage noch mehr, ſie ſind nicht nur kälter, ſondern — tugendhafter geworden.

In Paris haben ſich die Laſter verringert, die ſittlichen Begriffe haben ſich gehoben, durch Stolz geſteigert. Nicht gerade aus Liebe zur Tugend, ſondern aus Selbſtſchätzung, aus Verachtung des Mannes ſind die Franzöſinnen tugendhaft geworden.

Die Franzöſin von heute iſt ernſt, reflectiv, im, für ſie, glücklichſten Falle apathiſch. Neben jeder Blume ihrer Liebenswürdigkeit liegt eine Drohung wie ein Dolch.

zum Grunde liegt. „Unſere Freunde," ſchrieb Börne an den ihm befreundeten Maler bald nach Beendigung der Sitzungen; „unſere Freunde finden das Bild ähnlich, und doch ſchön: ein Geheimniß Ihrer Kunſt, das mir unerforſchlich bleibt. Wenn die Stellung die Sie dem Bilde gegeben Ihre Wünſche für mich ausdrücken, dann habe ich Ihnen viel zu danken: umringt von gefälligen und geduldigen Büchern, die ich wie gelaunt öffnen und ſchließen, ſtellen, legen und ordnen, ja deuten kann, wie ich will, und die ich, wenn ſie unartig ſind, mir widerſprechen, einſperren kann, und im warmen Schlafrocke der Stürme dieſer Zeit ſpottend und ihre Tücken verlachend, das iſt ein ſchönes, ein königliches Leben! — Aber warum haben Sie mir den „Staatsmann" *) in die Hände gegeben? Warum dieſen ſteinernen Gaſt mir kalt und unbeweglich vor die Augen geſtellt? Vielleicht ſollte ich Ihnen nicht dieſen Vorwurf machen, vielleicht iſt es undankbar zu zeigen, daß ich Ihnen etwas zu vergeben habe, aber ich theile nur meine Trauer mit Ihnen, um auch meinen Troſt mit Ihnen zu theilen. — Von Offenbach kommt der „Staatsmann," von Offenbach kommen auch die köſtlichen Pfeffernüſſe, ich ſchicke Ihnen eine Düte von jenem angefüllt mit dieſen. Das iſt ein Bild des menſchlichen Lebens, wie man es ohne Ihre Farben malen kann. Jetzt beten Sie aber auch für mich und ſich, daß ich, am Ziele meiner Tage, durch keinen andern Richterſpruch ſterbe, als durch den der Natur — damit es Ihnen nicht wie dem armen Maler Spinarosa in Houwalds Bild ergehe. — Entwiſcht' ich auch, wie er, der Gerechtigkeit, würde mich, wie ihn, das Bild ausliefern, und

*) Von Pfeilſchifter in Offenbach.

Auf diesem Dolche steht eingegraben ein furchtbares Entweder-Oder. Was mit diesem kategorischen Entweder-Oder gemeint ist, mag etwa so lauten: Es ist eine Tradition, mein Herr, daß unsere Bestimmung die Liebe ist; wir fügen uns dieser Bedingung, wir fügen uns kalt und leidenschaftlos; aber wehe Dem, der ein Frauenherz wie ein paar Handschuhe behandelt oder wie ein armes Insekt unter der Luftpumpe zum Experimentiren oder wie eine Genoveva des Mittelalters, eine Griseldis oder sonst eine fabelhafte Person, die sich alle möglichen Chicanen gefallen ließ, möchten diese Chicanen auch Romantik heißen oder Poesie!

So wenig Mademoiselle Rachel in der Tragödie romantisch sein kann, ebenso wenig kann es eine Pariserin von heute.

Seht sie an! Das rollt die Augen, das knirscht, das lacht Dolchstiche, das runzelt Gewitter, das wirft die Lippen auf und weiß seine Rosen immer sogleich wieder durch sibirisches Eis zu verbergen.

Ihr lieben Frauen und sinnigen Mägdelein Deutschlands! Ihr minniglichen Amaranthenleserinnen! Wenn euer Gatte oder euer Vater oder euer Bruder mit schlechtem Humor Abends von seiner Spielpartie oder vom Kaffeehause heim kommt, in Aschaffenburg, Bockenheim, Fritzlar, Schöppenstädt, Landsberg an der Warthe alle Kaiser und Könige und Minister der Welt bei einem

Schoppen Wein oder einem Seidel Bier mit Händen und Füßen massacrirt hat und dabei Flüche ausstößt, als wenn unter Umständen jeder Actuar (wenigstens hat er außerhalb Darmstadts dazu den Schnurrbart) ein Wallenstein und Tilly werden könnte, so zittert und bebt vor diesen Tyrannen, diesen Giganten, Titanen und übt euch in allen zarten Pflichten edler Weiblichkeit! Ihr wißt wol, daß hinter diesen Actuarsschnurrbärten und den Schoppenflüchen eigentlich ganz sanfte Gemüther verborgen liegen, die um eine Nase von ihrem Vorgesetzten wochenlang in stille Wehmuth versinken können, aber dulden, wißt ihr, ist nun einmal euer Erbtheil und die Dichter haben Recht, wenn sie sich eure blauen Aecken, eure engelgleichen sanften Züge zu den Idealen ihrer Lieder wählen.

In Paris aber gehört diese Romantik zu den verklungensten aller verklungenen Dinge.

In Paris ist Alles Contract. Contract social auch in der Liebe. Bist du so, dann bin ich so. Si si; no, no. Mitten in der excentrischen Liebe unserer vorhin geschilderten Kamelien-Dame zu dem jungen Manne, dessen Schulden sie bezahlt, sagt sie ihm bei einer Gelegenheit die ganze romantische Geschichte auf. Der junge Mann hatte nichts verbrochen, als etwas Mistrauen gezeigt. Mistrauen? ruft sie. O mein Freund, du bist mistrauisch? Ah so! Da ist die Thür, geh! Ich bin Ich! Ich liebe, wen ich liebe! Ich liebe auch nicht, wen ich

nicht liebe! Adieu, entferne dich, Mistrauen iſt der Tod der Liebe!

Und nur weil Arthur bittet, weint, ſich auf die Kniee wirft und das Publikum auch gerührt klatſcht, nur deshalb nimmt ihn die große Tragödin des „modernen Frauenloſes“ wieder an, auf Discretion, Probe, Contract mit viertelſtündiger Kündigung.

Das iſt auf der Bühne und innerhalb der unerlaubten Welt; aber dieſe unerlaubte Welt hat hunderttauſend Pariſer zu Thränen gerührt. Auch innerhalb der erlaubten herrſcht in Paris das Contractverhältniß. Die Männer ordnen ſich unter. Sie haben in der Republik ohnehin ein größeres Verlangen, die Form der Sitte zu wahren, als in der Monarchie. Die Republik drohte die Familie zu zerſtören. Deſto mehr nahm ſich die Familie zuſammen. Sie ſtemmte ſich mit Verzweiflung gegen die gefährlichen Lehren. Von dem Tage an, wo in Frankreich das Kaiſerthum herrſchen wird, werden alle dieſe vielleicht ſehr nützlichen Hebel der Sitte aufhören, werden die Pariſerinnen ſich vielleicht wieder mehr durch Grazie und Liebenswürdigkeit die Gunſt ihrer Männer erwerben. Was ſoll man nun verziehen? Die Republik mit ängſtlichen, um die Sitte verzweifelnden, gehorſamen Männern und kalten, bequemen und ſtrengen Frauen, oder — das Kaiſerthum mit Männern, die für die Erhaltung der Sitte die Polizei und die Armee ſorgen laſſen, und dabei Frauen, die nicht mehr die Stirn runzeln, nicht mehr

nach den Dolchen der Rachel greifen, wieder bescheidene, leichte, fröhliche Kinder der Natur, Libellen, schaukelnd wie auf Blumenbeeten, werden? Traurig, daß jedes Gute in der Welt immer eine Unvollkommenheit im Gefolge hat.

Man kann nach mancherlei Gründen forschen, warum die gegenwärtigen Pariserinnen auch so gar eingebildet, so gar kalt und mürrisch aussehen.

Nicht nur das allgemeine Rette sich, wer kann! das gerufen wird, wenn Sitte und Halt der Gesellschaft in Gefahr kommen, nicht nur die Angst der Ehemänner, die Furcht vor den Ereignissen und die gerade bei republikanischen Regierungsformen immer sich kundgebende größere Strenge und conservative Zähigkeit innerhalb des Familienlebens mögen Veranlassung jener auffallenden Erscheinung sein, auch ist vielleicht der Mangel einer poetischen Lebensrichtung, einer idealen Kunst und Literatur kein unwesentliches Moment, um die blasirte Kälte der jetzigen Pariserinnen zu erklären. Wo ist in Frankreich auch in diesem Augenblicke ein einziger schwärmerischer Poet, der das Frauenherz in seiner milden Verklärung darstellte? Die großen Sänger von einst, Victor Hugo und Lamartine, sind alt geworden, verstimmt und in ihren Tönen rauh und verdrießlich. Balzac's romantische und chevalereske Muse folgte ihm selbst ins Grab. Wie blaustrümpfig, berechnet, industriell ist Georges Sand geworden! Wer zu seinem Zeitalter durch die

Bühne ſprechen will, durch die Anforderungen der Schauſpielerinnen und derjenigen Cenſur, die nicht nur der Staat, ſondern die »Maſſe in corpore« übt (das Schiller'ſche Wort), der hat die Möglichkeit, durch einen freien Genius auf ſeine Zeit zu wirken, verloren. Der Schwung der freien Phantaſie iſt hin, die Bedingungen der Scene ſpitzen die Moral der vorgeführten kleinen Anekdoten auf das Bedürfniß der Alltäglichkeit zu, machen das Talent zum Sklaven von Rückſichten, die auf der Bühne noch ohnehin die eigene Wirkung haben, uns zuletzt nothwendig und berechtigt zu erſcheinen. Eine phraſenhafte Conceſſion an die herrſchenden Vorurtheile, einmal beklatſcht, iſt der gefährlichſte Erfolg und der Anfang einer ganzen Umwandlung freier und denkender Selbſtändigkeit. Georges Sand iſt ſo philiſterhaft geworden, als hätte ſie nie eine Indiana oder Valentine geſchrieben.

Die Herren Augier und Ponſard dienen den Zwecken ihrer Eitelkeit oder den Damen, für die ſie Rollen ſchreiben.

Nirgendwo jetzt in Paris ein roſiges Erblühen von Idealität, ein Leuchten und Prangen im reinen Lichte der Schönheit. Ueberall Berechnung, Anknüpfung an den Augenblick, Schmeichelei, Altklugheit, Furcht ſelbſt bei der Jugend.

Wo kann da noch etwas ſchalkhaft, graziös, witzig bleiben? Eine düſtere, aſchgraue, farbloſe Welt, dieſe Welt der Furcht und der Lüge. Alles will predigen; Jeder will Weisheit und Behutſamkeit lehren. Man gibt

seine Ideale auf und zwingt sich, die Dinge, wie sie sind, nicht nur für nothwendig, sondern selbst für vortrefflich zu nehmen. Jede poetische Illusion wird von dem Zorne der geängsteten Menschheit für Tollhäuslerei erklärt. Man drängt sich, man stößt sich, man liefert Alles, was eine Meinung hat oder von einer Meinung spricht, an den ersten besten Wachtposten als Störer der öffentlichen Ordnung, aus, man hat den Fanatismus der Ruhe um jeden Preis — und so bedeutsam diese Erscheinung ist, so beweisführend für »die Disciplin des Massengeistes«, so ist doch so viel erwiesen, daß eine solche dem Staatsleben vielleicht sehr ersprießliche Gesinnung doch weder für die Musen noch die Grazien ein besonderes Resultat abwirft.

In der That haben die Franzosen in diesem Augenblicke keinen einzigen beredten lyrischen Dichter (Alfred de Musset wurde gerade im Monate Mai in die Akademie, d. h. in die Gesellschaft der Männer aufgenommen, die berühmt sind, auch wenn sie schweigen), kein einziges erhebliches Bühnenstück, keinen einzigen in die Tiefe gehenden Roman, und unter solchen Umständen kann es dann natürlich auch nur Frauen geben, die ewig gelangweilt scheinen oder ewig verstimmt, die erbittert oder gleichgültig sind, gleichgültig für Alles, ausgenommen für die Mode, für den Sammet, die Seide und die Juwelen.

Der Luxus in Paris übertrifft in diesem Augenblicke alle Vorstellung.

Karl Gutzkow:

# Kleine Narrenwelt.

## III.

## In demselben Verlage sind erschienen:

**Karl Gutzkow:** Gesammelte Werke in 11 Bänden. Thlr. 6.
— — Kleine Novellen. 3 Bände. Thlr. 2.
— — Aus der Knabenzeit. Selbstbekenntnisse. Thlr. 1.
(Im Formate der gesammelten Werke.)
— — Die Ritterbürtigen. Ein Lebensbild. Thlr. 1.
**L. Börne:** Menzel der Franzosenfresser. Thlr. 1.
**Otto Müller:** Die Mediatisirten. Ein Roman. 2 Bde. Thlr. 3.
**Dr. Georg Jung:** Geschichte der Frauen. Thlr. 1.
**Heinrich Koenig:** Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, unter kurmainzischer Infanterie Oberstlieutenant, später (vom Jahr 1792 an) im Dienste der französischen Republik. Thlr. 1.
**Theodor Mügge:** Streifzüge in Schleswig Holstein und im Norden der Elbe. 2 Bände. Thlr. 2.
**W. v. Waldbrühl:** Peter der reputirte Werkmeister. Thlr. 1. 5 Sgr.
**„Evangelium der Natur"** Stammbuchgabe. Ein Buch für jedes Haus. Thlr. 2.
**Jean Paul:** Der Papierdrache. Jean Paul's letztes Werk, herausgegeben von dessen Schwiegersohn Dr. C. Förster. 2 Bde. Thlr. 2.
**Graf von Platen:** Polenlieder. 7½ Sgr.
**G. F. Daumer:** Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch. 2 Bände. Thlr. 2½.
**Prinz Emil v. Wittgenstein:** Adam Aga, Epische Dichtung. Thlr. 1.
**Reinhard:** Geschichten und Sagen aus der Schweiz, in Zeichnungen. Elegant kartonirt. Thlr. 2.
Thlr. 1.
**Theodor Kreitzenach:** Gedichte.
**Wolfgang Müller:** Rheinfahrt. Gedicht in 30 Gesängen. Thlr. 1½.
— — Gedichte. Thlr. 2.
**Moriz Hartmann:** Der Krieg um den Wald. Ein Roman. Thlr. 1.
**A. M. Scheffner:** Julius u. Natalie. Ein orientalisches Epos. Thlr. 1½.
**Alfred Meißner:** Studien aus Paris. (1850). 2 Bände. Thlr. 2.
**Petöfy:** Gedichte. Aus dem Ungarischen. Thlr. 2.
**Th. Huon:** Zaire. Tragödie von Voltaire. Metrisch übersetzt. Thlr. ½.
**Uhland's** poems, translated by Platt. Thlr. 2.
**Justinus Kerner:** Franz Anton Mesmer aus Schwaben, Entdecker des thierischen Magnetismus. Erinnerungen an ihn. Thlr. 1.
**Dr. David Strauß:** Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin. Beitrag zur deutschen Culturgeschichte der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Thlr. 2.
**Dr. Löwenthal:** Statistische Uebersicht, Geschichte der griechischen und römischen Poesie, mit umfangreicher Auswahl des Schönsten und Bedeutendsten aus den antiken Dichtern. 6 Bände. Thlr. 1.
**Karl Vogt:** Ocean und Mittelmeer, humoristisch-naturwissenschaftliche Reisebriefe. 2 Bände. Thlr. 1½.
— — Untersuchungen über Thierstaaten. Thlr. 1½.
— — Bilder aus dem Thierleben. Mit 120 Abbild. Thlr. 1½.
— — Zoologische Briefe, oder Naturgeschichte der lebenden und untergegangenen Thierwelt. 2 Bände mit 1500 in den Text gedruckten Abbildungen. Thlr. 4.

meine Freunde, die wie ich mir ſchmeichle, der Schmerz närriſch machen würde, könnten ſagen:

. . . . . ſolch' ein Bild
mit dieſem Fleiß und dieſer Schönheit
zu malen — — ſei nur das Werk
der ſchändlichſten Verrätherei.

Geſchieht ſo etwas, dann mögen Ihnen dieſe Zeilen zur Rechtfertigung dienen.

Frankfurt, 1. April 1827. Börne."

Und am 25.: „Lieber Freund! Jetzt da ich das Gemälde in meinen Händen habe, lache ich Sie aus. Sie haben es um eine Million weniger fünf Carolin zu wohlfeil hingegeben. Eine halbe Million rechne ich für den Stoff des Bildes, eine halbe für die Arbeit daran. Aber Sie brauchen ſich darum nicht zu ſchämen. So, ſo beſcheiden war ich auch in meiner Jugend; aber das verliert ſich, und man lernt endlich ſich ſchätzen und überſchätzen, wie Sie an mir ſehen. Vielleicht ſind Sie begnadigter als Andere, und lernen es nie. Horchen Sie meiner Weisheit! Reichthum iſt ein Fels, Armuth eine Sandbank des Lebens. Vor der letztern kann uns eigene Kraft bewahren, vor dem andern nur Gottes Gnade. Er ſchütze Sie. Es iſt ein Fluch im Gelde. Danken Sie mir, daß ich Ihnen ſo mäßig geflucht. Ihr Freund

Börne."

Im Winter nach dem Tode ſeines Vaters führte Börne einen längſt gehegten Lieblingsplan aus. Er wollte wieder einmal Berlin ſehen. Berlin hatte nie aufgehört, ihn anzuziehen; die großartigſten Eindrücke waren ihm von da geblieben, und wenn er auch wußte, daß ihn die vorwiegende Rich-

Die

# kleine Narrenwelt.

Von

**Karl Gutzkow.**

Dritter Theil.

„Der Mensch, die kleine Narrenwelt —“
Mephisto.

Frankfurt am Main,
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1857.

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt am Main.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| I. Wie kam es, daß Rouſſeau ſeine Kinder aus- ſetzte | 1 |
| Der Flüchtling | 3 |
| Der Schreiber | 12 |
| Frau von Epinay | 20 |
| Das Caſe des Arts | 30 |
| Der Preisbewerber | 41 |
| Scheine, was du biſt | 54 |
| Die ſtillen Genien | 66 |
| II. Ein deutſches Dichterleben | 75 |
| III. Was ſich der Buchladen erzählt | 87 |
| IV. Wirren der Zeit | 109 |
| Die geiſtige Bewegung | 111 |
| Ueber innere Miſſion | 118 |
| Erziehung der Geiſtesarmen | 138 |
| Die Macht der Wiſſenſchaft | 140 |
| Arthur Schopenhauer | 143 |
| Sentimentale Naturbeſchreibung | 146 |
| Die tanzenden Tiſche | 147 |
| Zur Geſchichte des Schlüſſeldrehens | 151 |
| Die Fröbel'ſchen Kindergärten | 157 |

Seite

V. Wirren des Geſchmacks . . . . . 189
Ueber Poeſie und Poetenthum . . . . . 191
Die Blumenleſer . . . . . 201
Die Epigonen . . . . . 231
Der Ehrgeiz als Cenſor und eine Erziehung der Geiſter 238
Die Welt der Träumer . . . . . 242
Ein berufener Socialiſt . . . . . 245
Onkel Tom's Hütte . . . . . 248
Zukunftmuſik . . . . . 261

VI Einigung in Natur und Schönheit . . . . 269
Die Herrſchaft der Jahreszeiten . . . . . 271
Zauber der Oertlichkeit . . . . . 274
Die Schönheit des Alters . . . . . 276
Auch ein Auswandererbild . . . . . 280
Schweizerheimweh . . . . . 283
Das deutſche Stammleben . . . . . 286
Schweizererinnerungen . . . . . 289

# I.

## Wie kam es, daß Rousseau seine Kinder aussetzte?

Beantwortet in einer novellistischen Skizze.

# Der Flüchtling.

Haltet den Dieb! rief es in den Frühstunden eines nebligen Octobertags durch eine der dichtest bevölkerten Straßen von Paris.

Polizeisoldaten waren rasch zur Hand.

Wir schreiben 1750. Die Polizei von Paris stand damals noch nicht auf der Höhe, auf welche sie später die Bisquet und Persigny gebracht haben.

Doch alarmirte ein am hellen Tage und unter so vielen Menschen ausgestoßener Hülferuf Häscher genug und die freiwillige Polizei, die zu spielen der rechtschaffene Bürger immer aufgelegt ist, schloß sich sogleich in Scharen an, die Verfolgung eines jungen Menschen zu unterstützen, der aus einem Laden am Seine-Quai eine Uhr entweder gestohlen hatte oder hatte stehlen wollen.

Paris ist jenseit der Seine, wo der Bürger, der Beamte, der Gelehrte, der Student wohnt, wo die Gerichte gehalten werden und die Märkte, des Vormittags so volk-

reich, daß ein Flüchtling bald unter der Masse verschwindet, um eine Ecke der vielen alten Quergäßchen springt, einen Weinschank erreicht und sich, wenn die Umstände nicht zu ungünstig sind, sogar hinter ein Fenster stellen und den Verübereilenden eine Nase drehen kann.

Unser Flüchtling schien es noch besser haben zu sollen. Er fand den in Paris noch seltenern Fall eines offen stehenden Thorwegs, sprang in diesen wie er glaubte unbesehen hinein, fand einen stillen Hof, schlich sich die Treppe hinauf, deckte dort eine Weile und würde sich haben wohlgemuth wieder auf die wahrscheinlich inzwischen sicher gewordene Gasse begeben können, wenn der Thorweg plötzlich nicht wäre geschlossen worden und der Ruf: Haltet den Dieb! im Hause selbst vernehmbar ihm auf den Fersen gefolgt wäre.

Nun stieg der Verfolgte von Treppe zu Treppe, fand eine geöffnete Thür, die auf das Plattdach des Hauses führte, und entschloß sich, da der Weg seiner Flucht doch einmal entdeckt war, zu einem halsbrechenden Spaziergang zwischen den Schornsteinen und Giebeln quer über die luftigen Häuser hinweg. Ein Verfolgtwerden brauchte er da nicht mehr zu fürchten. Es kam nur darauf an, irgendwo unter sichern Umständen wieder auf die Erde zu gelangen.

Der Nebel gestattete auch hier einen Versprung.

Bis die Leute auf die Dächer stiegen, und das mußte

man, um über ihre Querfläche nur hinwegzusehen, da die Höfe und Gassen in Paris zu eng sind, um von jedem Fenster aus sogleich auf ein Dach blicken zu können, hatte der Flüchtling schon einen sichern Versteck gefunden, hinter dem ihn Niemand suchte. Er streckte sich zwischen einigen Schornsteinen platt auf die Schiefer und hörte nun auch den Lärm der Verfolger allmälig verhallen. Da nichts mehr zu ihm drang als von unten her das Rollen der Wägen und das Geschrei der Ausrufer, schlich er sich vorsichtig weiter und suchte eine Gelegenheit besserer Unterkunft. Er hoffte auf ein offenstehendes Dachfenster.

Ein solches fand er.

Es war in der Straße La Grenelle St. Honoré und zu seiner besondern Freude das Fenster einer Wohnung, die er sehr wohl kannte und wo man ihn ganz gern aufnahm, auch wenn man wußte, daß er eben in einen heimlich aufgedrückten eleganten Laden eingetreten war und mit raschem Griffe eine Uhr hatte stehlen wollen. Hatte doch Pierre Levasseur, der Bruder einer Schwester, die hier wohnte, seine Bekanntschaft schon im Zuchthause gemacht, hatten doch Beide erst gestern so viel Pint guten Macon vieux zusammen in einer Spelunke am Palais-royal getrunken, bis sie die Versicherungen ewiger Freundschaft mit ihren schweren Zungen nicht mehr aussprechen konnten. Hier beim alten Matthieu Levasseur, bei Mutter

Levasseur, bei Pierre, Jacques, Lisette, Therese Levasseur helfte er, um einen Rückfall in die Unarten, die ihm schon zwei Jahre Zuchthaus gekostet hatten, nicht so übel aufgenommen zu werden wie z. B. von einem der Herren Professoren, die da drüben in der Sorbonne eben den Cursus über Moral lasen.

Vorsichtig wie ein Marder und behend wie eine Katze schlich der junge Mensch seinem Ziele entgegen.

Einige Sprünge und er war an dem Staatsfenster der drei, die zur Wohnung der ihm befreundeten Familie gehörten. Eine Dachrinne schützte den Tollkühnen vor dem Ausrutschen und Hinunterstürzen auf das sechs Stock tieferliegende Straßenpflaster. Wohlgemuth schwang er sich um den Hals des vorspringenden Dachfensters, stemmte die Beine in eine Dachziegellücke und wandte sich mit behutsamer Schwenkung so weit seitwärts, um sich überzeugen zu können, ob bei seinen Freunden Jemand mehr zu Hause wäre als die jüngsten Bewohner, die kleine Marcelen oder der dicke Paul, von denen die Erstere, in ihrer Wiege oft sich selbst überlassen, dann wohl stundenlang zu schreien pflegte, während der einjährige Paul das Seinige that, ihr zu secundiren.

Das Rutschen des Flüchtlings hätte man in den Stuben hören müssen und in der gewiß, zu der das Staatsfenster gehörte.

Sogar ein Blumenstock fiel von des Flüchtlings nach

tung dort nicht anſprechen würde, ſo wußte er ſich doch von dem Vielen, das dort geboten wurde, Einzelnes herauszuleſen, das ihn allerdings feſſeln konnte. Er ſah Mad. Herz wieder, Varnhagen und Rahel waren ihm von Frankfurt her bekannt und zugethan. Empfehlungen nahm er mehr mit, als er abgab. Er reiſte in ſeinem eigenen Wagen. Die Parade, die Willibald Alexis und Ludwig Robert mit ihm in der Mittwochsgeſellſchaft machten, hat er ſelbſt beſchrieben. „Hofrath — Börne — Sonntag — göttlich!“ war der Refrain, den er des Tages hundertmal hörte. Jedenfalls meinte man es gut und herzlich mit ihm. Die Berliner Belletriſtik war damals noch nicht in dem Grade von Anſtand, von Begeiſterung entblößt, wie ſpäter, wo die Eckenſteherwitzlinge daſelbſt das große Wort führten und einige trockne Epigonen von den hinterſten Reihen der Hegelſchen Schule den Ton angaben. Die Anbetung Goethes, die damals in Berlin Mode war, gab dem ganzen Weſen etwas Geordnetes, Enthaltſames; Niemand drängte ſich vor; Alle waren ſie nur die Geſellen eines einzigen unſichtbaren Meiſters. Börne mit ſeiner ſüddeutſchen Nachläſſigkeit, mit ſeiner politiſchen Terminologie, mit ſeiner Schweigſamkeit, hinter deren lächelnder Außenſeite ſo viel wichtiger gedankenſchwerer Ernſt verborgen ſein mußte, erſchien in dieſem Kreiſe als ein völlig Fremder; jeder mußte ſich erſt ſeine eigne Brücke bauen, um zu einem Verſtändniß dieſes kleinen unſcheinbaren, kränklichen Mannes heranzukommen. Die meiſten begegneten ihm von der dramaturgiſchen Seite, die nichts Verpöntes hatte. Daheim, er wohnte eine Zeit lang in der Friedrichsſtraße im Hauſe des Buchhändlers Logier, traf man ihn nur in dicke Tabakswolken eingehüllt, im langen Schlafrock und ein rothes Jakobinerkäppchen auf

Anhalt suchendem Fuß vom Gesimse des Staatsfensters in die Straße hinunter und konnte möglicherweise irgend Jemand auf der Straße La Grenelle St.-Honoré ein Loch in den Kopf schlagen.

Um so auffallender war die betrachtende, völlig ungestörte Ruhe, in die der Flüchtling einen hinter den zurückgezogenen weißen Vorhängen arbeitenden Schreiber versunken sah.

Es ist Theresens Liebhaber, flüsterte er vor sich hin und bald auch hörte er die kleine Madelon heftig schreien, trotzdem, daß sie nicht eingeschlossen war. Von »Theresens Liebhaber« sah man nichts als den Rücken, der krumm gebeugt über sein Papier sich lehnte, nichts als die Fahne der Feder, die etwas bedächtig in seiner Hand auf und niederging.

Daß der Narr nicht gut sehen kann, weiß ich, sagte der junge Mensch zu sich selbst, aber es scheint, auch am Gehör fehlt ihm etwas, wie an seinem Verstand ohnehin.

Er überlegte, ob er ans Fenster klopfen und Einlaß begehren sollte.

Der Schreiber hatte offenbar nichts um sich her vernommen als das Kritzeln seiner Feder. Er arbeitete ruhig weiter. Madelon schrie, auch Paul wurde hörbar und ein Hund bellte. Der Hund schien schon die Witterung des Flüchtlings zu haben.

Nichts von alledem störte den Schreiber, der Das,

was er niederschrieb, nicht einmal selbst zu erfinden, sondern nur abzuschreiben schien.

Wäre der Blumenstock nicht in die Straße hinunter gefallen, so hätte der Flüchtling wohl noch eine Weile in seiner Lage ausgeharrt, trotzdem daß es zu regnen anfing.

Die Combination aber, daß durch jenen Fall seine Fährte konnte entdeckt werden, bestimmte ihn mit der Ueberraschung, die er der Familie Levasseur zugedacht, nicht länger zu zögern, sondern ohne weiteres an die Fensterscheiben anzuklopfen und höflichst um Einlaß zu bitten. Gedacht, gethan. Kräftig pochte er an die Scheiben des Fensters und sah den Schreiber natürlich im heftigsten Schreck aufspringen. Dieser in seinem grauen Camisol, das ihm fast bis an die Kniee reichte, in Hauspantoffeln, eine Brille auf der Nase, mit unentwirrbar durcheinander gehendem, von aller Perücke oder Puderwerke abweichendem blonden Haar stand hinter den Scheiben sehr verdutzt. Er schien aus den Wolken gefallen über einen Besuch, der sich vom Dache ankündigte.

Herr Jean Jacques, sagte der Flüchtling, vergeben Sie die Störung! Ich wollte nur fragen, ist Pierre zu Hause?

Das Fenster wurde geöffnet.

Herr Jean Jacques drückte sein Befremden aus, wie man seinen Schwager Pierre so vom Dache aus durchs Fenster besuchen könne.

Ich hatte einen Krawall mit der Polizei, sagte der Flüchtling, eine kleine Bataille auf der „Insel“ — er meinte die innere Stadt — bei der einäugigen alten Martonnière, die für ein paar zerschlagene Weingläser mehr Sous haben wollte, als ich gerade in der Tasche hatte. Sie wissen doch, Herr Jean Jacques, daß ich ein guter Freund —

Aber ist's denn möglich! rief schon eine helle weibliche Stimme dazwischen, Michel Labrousse! Bist du des Teufels?

Michel Labrousse? widerhallte es jetzt schon von mehreren Stimmen, die aus dem Inneren der Wohnung drangen, und schon war Michel Labrousse im Begriff, sich mit einem Satz ins Zimmer zu schwingen, als sich mit Blitzesschnelle auch schon wieder diese Scene veränderte.

Ein junger Mensch brach in die Thür des Zimmers, rief in bleichem Schrecken aus: Die Polizei! und im Nu ging die aufgeregte Physiognomie der vier bis fünf zurechnungsfähigen Wesen, die hier so plötzlich beisammen standen, in einen wieder dieser Mittheilung angemessenen Ausdruck über.

Zwei weibliche Wesen, ein junges und ein altes, voll Erstaunen, ein junger Mensch voll Furcht, der Schreiber wie einer andern Welt angehörend, der Flüchtling mit dem Ausrufe: Keinen Mund! zurück aufs Dach. Die Säbel der Gendarmen klapperten schon die Treppe herauf. Kräf-

tige Stimmen ließen sich drehend genug vernehmen. Es ging rasch; aber doch nicht rasch genug um sich nicht noch gegen die Gefahr waffnen zu können, wenigstens mit einer Lüge.

Die Häscher mit ihren Schleppsäbeln und dreieckigen Hüten waren eingetreten.

Es hieß, man verfolge einen Flüchtling, der an der Seine am hellen Tage eine Uhr hätte stehlen wollen; über die Dächer entflohen, wäre der Dieb unzweifelhaft die Veranlassung gewesen zum Niedersturze eines Blumenstocks aus diesem Hause; ob man nichts hier auf dem Dache beobachtet hätte?

Ein starres Schweigen und gleichgültiges Kopfschütteln war die Antwort.

Der Blumenstock ist aber der Ihrige, hieß es, die Leute im Hause bezeugen es.

Man blickte hin zum Fenster.

Ja, ist's möglich, sagte die Jüngere der Frauen, eine stattliche Gestalt mit feurigen Augen unter dem rothgelben Kopftuche und die Arme in die hochgewölbten Hüften stemmend, ja, ach, du lieber Himmel, es ist unser schöner Goldlack; aber, meine Herren, Sie sehen ja, es regnet! Das Wetter hat uns schon oft einen unserer Blumentöpfe so mitgenommen. Fanchon! Lisette! Wie oft hab' ich euch nicht schon gesagt, daß die Töpfe angebunden werden sollen! . . .

Und damit ließen sich noch einige jüngere Bewohnerinnen der Dachstube erblicken. Und die ältere der Frauen, die Mutter der Schwestern, fing gar erst recht zu klagen an um den schönen, von ihr aufgezogenen Goldlack, dessen Scherben einer der Sergeanten noch in der Hand hielt.

Man öffnete das Fenster, rückte die Schreibereien des Herrn Jean Jacques beiseite, und lehnte sich hinaus.

Der Regen strömte heftig.

Es war jedenfalls lästig, eine trockene Nase in diesem Augenblicke so lange ins Freie zu stecken.

Das Fenster wurde geschlossen und da die Hartnäckigkeit der Ableugnung, man hätte auch nur irgend etwas Verdächtiges auf dem Dache bemerkt, dieselbe blieb, ja sich den Kindern gegenüber, die man in die Kammer brachte, steigerte, so waren die Häscher schon im Begriff, sich unverrichteter Sache zu entfernen. Die Erkundigung jedoch, die sie schon im Hinaufsteigen in diesen fünften Steck über die Bewohner desselben eingezogen hatten, schien ihnen wenigstens der Mühe werth zu sein, noch einige Fragen an diese, sie selbst betreffend, zu richten und so wurde denn ihren geöffneten Brieftaschen noch mit Bleistift über die Bewohner von Nr. 14 Rue de Grenelle St. Honoré fünften Steck, folgendes kurze Protokoll übergeben.

## Der Schreiber.

Wer iſt der Miether dieſer Wohnung? fragte der erſte der drei Sergeanten.

Hier, Herr, hier, der alte Mann da! hieß es.

Wie heißen Sie?

Es iſt Jean Baptiſte Levaſſeur, ehemaliger Weinbauer in Grenoble, Vater hier ſeiner Tochter Thereſe.

Wer ſind Sie?

Die Mutter hier meiner Tochter Thereſe.

Wer iſt der junge Menſch da?

Herr, das iſt Pierre Levaſſeur, der Bruder ſeiner Schweſter Thereſe und das iſt Fanchon, auch meine Tochter, wie die Schwarze da, die Thereſe, die Fanchon's Schweſter iſt.

Wem gehören die kleinen Kinder da drinnen?

Das ſind meine Enkel, Herr, die Kinder meiner Tochter Thereſe!

Ja, Herr, das ſind meine Kinder! Ich bin ihre Mutter und heiße Thereſe Levaſſeur, wie Sie ſchon gehört haben werden, mein Herr!

Wer iſt der Vater?

Alles ſchwieg.

Es war eine Pauſe — , die einem jener dunkeln Capitel der Weltgeſchichte gleich kam, über welche die Philoſophie und Kritik Folianten geſchrieben haben. Die ganze ſociale Verfaſſung Europa's antwortete. Dies Schweigen war ſchmerzlich beredſam.

Wovon nähren Sie ſich?

Ich nähe, Herr —

Und ich habe einen Handel mit alten Lappen und Kleidern — Herr —

Und der junge Menſch? Sie da, Herr Pierre?

Ich war in Sèvres — Ich bin ein Töpfer — Herr —

Warum arbeiten Sie nicht?

Es iſt Krieg, Herr! In Sèvres gehen die Geſchäfte nicht.

Wer ernährt Sie Alle? Wovon leben Sie? Wer bezahlt die Miethe?

Ich, Herr! ſagte jetzt der Schreiber Jean Jacques, mit Schüchternheit hervortretend.

Sie ſind der Vater dieſer Kinder?

Ich bin es, ich bin der Vater! war die Antwort, die aus dem Munde eines Fürſten zu kommen ſchien, aber aus dem Geiſte eines Bedienten.

Denn der Vertrag war ebenſo befangen wie die Ausſprache fein und gewählt.

Sie ſind nicht kirchlich eingeſegnet —?

Herr Jean Jacques, wie man ſah, die Verlegenheit ſelbſt, ſchwieg wieder und hatte auch nicht zu reden nöthig, denn Thereſe Levaſſeur ergriff ſogleich für ihn das Wort und ſprach mit der ihr eigenen nachdrücklichen Geläufigkeit:

Nein, mein Herr, das ſind wir freilich nicht; allein das hindert gar nicht, daß wir uns lieben!

Die Commiſſare der Polizei fanden ſolche Verhältniſſe ſo häufig vor, daß ihnen dieſe Verſicherung, die von dem jungen Weſen mit mehr Keckheit als Treuherzigkeit gegeben wurde, kein Lächeln abgewann. Auch der Mutter ſchnitten ſie ihre Auseinanderſetzungen ab, die darauf hinausliefen, daß ſie ſämmtlich ihrer Tochter hierher gefolgt wären, als dieſe beim Serviren in einer Garküche, wo Herr Jean Jacques ſich in die Koſt gegeben hätte, das Intereſſe des Letztern erregt, ſein Herz, ſeine Liebe gewonnen hätte, zu ihm gezogen wäre als die Führerin eines kleinen Hausſtandes, der arm aber reinlich, ſauber aber koſtſpielig u. ſ. w. u. ſ. w. wäre.

Die Commiſſare wünſchten von den geſchwätzigen Leuten jetzt nur noch einige Details über dieſen Herrn Jean Jacques ſelbſt zu wiſſen.

Sie heißen? fragten ſie.

Jean Jacques Rouſſeau.

Sind von Paris —?

Nein, mein Herr, ich bin von Genf. Ich bin ein Schweizer.

Was führt Sie hierher?

Ich war Secretär der königlichen Gesandtschaft in Venedig.

Und beschäftigen sich jetzt — ?

Mit Notenschreiben.

Sehen Sie da! fügte schon wieder das lebhafte Temperament aller Familienmitglieder und das sichere Gefühl, Michel Labrousse säße zwar physisch sehr bedenklich im Regen, moralisch aber im Trocknen, in schnatterndem Durcheinander hinzu: Sehen Sie da! Das sind hier die Noten, welche die höchsten Herrschaften von ihm abschreiben lassen. So schreibt Niemand in Paris und Noten nun schon gar nicht. Und eine solche Handschrift hat in ganz Frankreich kein Kupferstecher. Und dieser Herr Jean Jacques ist ein Schweizer, aber darum doch ein so guter Franzose und ein so guter Christ wie hier jeder Andere und versteht mehr Sprachen der Welt, als worin manche Leute ihn examiniren möchten.

Diese letztere Bemerkung kam von Theresen selbst, die sich schon wieder fühlte und mit ihren hölzernen Hackenschuhen eine Musik zu treten anfing, die das Tempo der sich steigernden Ungeduld annahm und in der That die Commissare einschüchterte.

Sie gingen, begleitet von einer erst beflissenen und im Gefühl der Sicherheit höhnend stark aufgetragenen Höflichkeit, dann von schallendem Gelächter, von Spott und

dem nun wieder in ganzer Macht und Stärke rückkehrenden Erstaunen da draußen über Michel Labrenisse auf dem Dache.

Sein Wagstück war so kühn gewesen, daß es die Veranlassung einer polizeilichen Jagd auf ihn fast vergessen ließ.

Man öffnete behutsam wieder das Fenster, spähte überall umher. Der Regen hatte aufgehört, aber Michel war, wie man sagte, »leider« nicht mehr zu finden.

Wenn er sich nur nicht den Hals gebrochen hat, sagte Pierre, der Porzellantöpfer von Sèvres, sein Freund.

Ach was, rief Therese, der klettert jetzt aufs Luxembourg hinüber und macht da der Herzogin durch einen Schornstein die Morgenvisite! Ha, ha! Schade, daß er ein Sattler, kein Friseur ist. Jetzt könnt' er ihr durchs Kaminloch zurufen: Frau Herzogin von Luxembourg! Soll ich Ihnen die Papilloten brennen? Ha, ha! Hier ist die Kneipzange dazu!

Alles lachte durcheinander, die jüngern Schwestern jubelten, Therese trällerte.

Die Mutter rannte in die Küche, um die Suppe zu beaufsichtigen, die vielleicht inzwischen angebrannt war, der Alte wurde auf die Straße geschickt, Holzkohlen zu kaufen, Zwiebeln vom Gemüsehändler, Wurst vom Fleischselcher, Milch für die Kinder aus irgend einem Keller.

Nur Jean Jacques legte die Brille ab, die er, da er sehr kurzsichtig war, beim Arbeiten trug.

dem Haupte. Dieſes Käppchen beſtärkte manchen Verdacht, der gegen den Fremdling laut wurde. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es gewiſſe Augen gab, die ihm, wie der preußiſche Gensdarmenausdruck ſagt, damals „auf den Dienſt paßten.“ Der Buchhändler Logier war aber außer ſich über den Tabaksrauch, den Börne in ſeinem Hauſe verbreitete. Seiner Geſundheit und vieler Zahnſchmerzen wegen ſchien er eine wahre Rauchkur zu gebrauchen. Herr Logier bat ihn, unter dieſen Umſtänden auf die Ehre ihn länger in ſeinem Hauſe zu haben, verzichten zu dürfen. Wenn ſich übrigens Mad. W. entſchließen wird, Börne's vertrauten Briefwechſel mit ihr herauszugeben, ſo dürften grade die aus Berlin damals von ihm gekommenen Nachrichten ſehr denkwürdig ſein.

Als Börne nach Frankfurt wieder zurückkehrte, ging er ſchon ernſtlich mit einem Plane um, zu deſſen Ausführung man ihn in Berlin wahrſcheinlich eifrig ermuntert hatte. Schrieb ihm doch Hitzig, er wollte Haus für Haus auf ſeine Schriften collecturen gehen! Er wollte die hie und da zerſtreuten Denkſteine ſeiner literariſchen Thätigkeit zu einem einzigen Gebäude zuſammentragen. So oft ſeine Beſcheidenheit ihm dagegen einen Einwurf machte, ſo zweifelte er doch nicht, daß es ſinnigen Leſern gelingen würde, aus den Fragmenten, die er nur bieten konnte, ſich eine ernſte, das Beſte des Vaterlandes wollende und den innern Beruf des Wortes tragende Perſönlichkeit zuſammenzuſetzen. Er knüpfte deßhalb eine Verbindung mit dem Buchhändler Campe in Hamburg an, der ſich durch einige freimüthige Verlagsartikel damals den Ruf eines unternehmenden, wagluſtigen und geſinnungsfeſten Verlegers erworben hatte. Trotz vieler Debatten über die Bedingungen dieſer Ausgabe kam es zuletzt in Hamburg ſelbſt zu einem

Gerade an dieſe Herzogin von Luxembourg hatte er die Noten zu bringen, die da eben auf ſeinem Schreibpulte lagen.

Und auch er lachte und ſagte:

Der Spitzbube kann ja zu den Papilloten meine Noten nehmen, welche die Herzogin doch ins Kamin wirft, weil ſie nach meinem Syſtem geſchrieben ſind, das ſie auslachen wird und das ſie wohl nur deshalb vom Muſikmeiſter beſtellen ließ!

Dieſe Bemerkung veranlaßte keine andere Entgegnung als die: Nein, nein, der Michel iſt ein Sattler! Und die Familie blieb nur bei ſeinem Muthe ſtehen, wie der Franzoſe einmal iſt, wenn er an ſich irgend etwas Außerordentliches zu bewundern hat, das ſeiner Nation im Allgemeinen und ihm im Beſondern zur Ehre gereicht.

Jean Jacques zog ſich an, bat Thereſen um etwas Geld und verſprach, zur Mittagszeit rechtzeitig einzutreffen, verſprach auch, kein Kaffeehaus zu beſuchen, weil er in ſolchen Fällen ſchon nicht ſelten ihr Mahl verſchmäht hatte.

Wie er ſich ſeines Kamiſols entledigt, ſich gewaſchen, ſein Haar, das er auch auf der Straße im natürlichen Wuchſe trug, etwas geordnet, ſein beſtes Kleid angezogen, einen Mantel übergeworfen und ſich mit dem Regenſchirm verſehen hatte, ſtieg er mit den zuſammengerollten Noten die Treppen nieder.

Unterwegs begegnete ihm ein Bedienter, weißgepudert, in langem, bis zu den Füßen gehendem Mantel und ein schlankes Bambusrohr in der Hand mit goldenem Knopfe.

Er fragte nach Herrn Jean Jacques Rousseau.

Der bin ich!

Sie kennen Herrn Baron von Grimm?

Nein!

Herrn Diderot?

Seine Schriften, nicht ihn selbst.

Die Marquise von Epinay wünscht Sie wegen —

Der Bediente steckte und zeigte eine Karte.

Jean Jacques nahm sie und las:

„Die Marquise von Epinay wünscht die Notenschrift kennen zu lernen, die Herr Jean Jacques erfunden hat und von welcher die Herzogin von Luxemburg zu den Herren Grimm und Diderot gesprochen, die bereits die Ehre haben, Herrn Jean Jacques zu kennen. Morgen um zwei Uhr.“

Noch war die düstere Falte, die auf des Notenschreibers Stirn sogleich bei Nennung der Namen Grimm und Diderot sich gelegt hatte, nicht verzogen.

Er hatte den Eindruck gemacht, wie er kürzlich, nach Hause kommend, von einem Besuche vernommen, den der berühmte Schriftsteller Diderot in Begleitung eines Andern ihm gemacht hatte in seiner Abwesenheit.

Diderot, den plötzlich, wie man aus den Zeitungen

erſah, wegen ſeiner Schriften polizeiliche Verfolgung bedrohte, war nicht wieder gekommen. Der Schreiber konnte ſagen, zu ſeiner Freude, denn der Gedanke, daß Diderot ihn mit Thereſen, ihren Aeltern, ihren Brüdern hätte antreffen können, hatte ihn mit Schrecken erfüllt.

Nun wurde er ſogar zu einer Dame gerufen, die ohne Zweifel ſchon die Verhältniſſe kannte, in denen er lebte. Er hätte gern erwidert: Man ſchicke mir, was man abgeſchrieben wünſcht — doch drängte der Bediente zu einer beſtimmten Antwort. So ſagte er denn zu, daß er morgen um zwei Uhr zur Frau von Epinay kommen würde.

Er ließ den Bedienten vorangehen und trat auf die Straße, erfüllt von dem Gedanken, ob der bezeichnete Diderot ſein von ihm ſchon preisgegebenes Notenſyſtem wohl billigen könnte.

Die Verfälle mit dem Beſuch eines Diebes und mit dem Examen der Polizei vergaß er ſchon; Scenen ſolcher Verwilderung war er in der Lage, in die er ſich einmal ſeit Jahren begeben hatte, gewohnt. Sie ſtörten mehr ſein Behagen, als ſie ſein ſittliches Gefühl aufregten.

## Frau von Epinay.

Es lebte zu jener Zeit in Paris ein Deutſcher, Namens Grimm.

Er war in Regensburg geboren, hatte eine gute Erziehung genoſſen, wurde Lehrer eines deutſchen Grafen und kam mit dieſem nach Paris. Hier verſtand er, durch eine ſeltene Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, mancherlei Talente und ein gefälliges Benehmen, beſonders aber durch ſeine muſikaliſchen Fertigkeiten ſich eine hervorragende Stellung zu verſchaffen. Mit den berühmteſten Schriftſtellern jener Zeit trat er in Verbindung und vorzugsweiſe war es Diderot, der ihm ein inniger Freund wurde. Durch Diderot wurde Grimm in das reiche Haus der Frau von Epinay eingeführt.

Dieſe Dame gehörte zu den Frauen, die damals die ſchöne Welt der Künſtler, Gelehrten und Dichter um ſich verſammelten.

Es war die Mode der »Blauſtrümpfe« aus England nach Frankreich gekommen und bald eröffneten ſich die ſogenannten Bureaux d'esprit, jene geſelligen Cirkel, die unter dem Schutze irgend einer mächtigen und lebhaft fühlenden weiblichen Perſönlichkeit in der Gelehrtenrepu

blik den Ton angaben. Nicht selten befehdete einer dieser Cirkel den andern, eine Dame beneidete der andern die Eroberungen, die sie unter den berühmten Namen des Tags gemacht hatte. Man geizte nach Auszeichnungen durch die Literatur. Man nahm Widmungen an, unterstützte die Talente und verlor sich, wie die Flamme des Geistes doch immer auch ein verzehrbares Material erfordert, mit Diesem oder Jenem der genannten Größen des Tags auch wohl in manche Verirrungen des Herzens, die jedoch von dem leichten Geiste der damaligen Sitten übersehen und ganz in der Ordnung gefunden wurden.

Herr von Epinay war ein reicher Finanzmann, der die vollkommenste Achtung der Welt verdiente. Seine Gemahlin theilte diese Achtung, ließ sich aber in der festen Stellung, die sie für sich allein der Welt gegenüber einnahm, ebenso wenig hindern als in der ziemlich vertraulichen Gunst, die sie Grimm, dem gewandten musikkundigen Fremdling, widmete, der sich natürlich Baron nannte. Baron von Grimm galt für den Günstling der Frau von Epinay. Er musicirte mit ihr, er vermittelte ihre Beziehungen zur gelehrten Welt, und während die Damen Gauffin, Houdetot, Bezenval, Tencin, Poplinière u. A. in ihren Cirkeln jede einige Namen der damaligen, der Revolution verarbeitenden Geistesrepublik für sich protegirte, versammelten sich bei Frau von Epinay alle die Namen, die späterhin die berühmte, für die Neuzeit so Epoche machende „Encyklopädie“ herausgegeben haben.

Im vertraulichen Kreise unter Diderot, Marmontel, St.-Lambert, Duclos, Condillac und andern sozusagen belletristischen Philosophen hatte Grimm von den musikalischen Streitigkeiten des Tags, an denen er selbst als leidenschaftlicher Vertreter der Musik seines deutschen Landsmanns Gluck betheiligt war, Veranlassung genommen, von einer neuen Notenschrift zu sprechen, die ein wunderlicher, aber origineller Kauz schon vor einigen Jahren der Akademie vorgelegt hätte. Der berühmte Rameau hatte dies System, die Töne statt mit Noten mit Zahlen vorzuschreiben, nicht für neu erklärt und die von dem damals jungen Musiker schon herausgegebene Broschüre war in Vergessenheit gerathen. Inzwischen hatte die Herzogin von Luxembourg, die so leidenschaftlich das Piano liebte, neuerdings einem Notenschreiber, der vorläufig nur eine Partitur rasch für sich selbst notiren und dann später ausführlicher coviren sollte, von dieser Abkürzungsmethode der Notenschrift berichten lassen und auffallenderweise wäre jener Notenschreiber der Erfinder derselben selbst gewesen. Man hatte sich nun näher nach ihm erkundigt und den merkwürdigsten Lebenslauf eines Menschen erfahren, der nach einem kurzen Aufflug zu einer gewissen, schon etwas versprechenden Bedeutung plötzlich wieder in die ärmlichsten Verhältnisse zurückgefallen war und in der Rue Grenelle St. Honoré wohnte. Grimm erzählte, was man ungefähr von Rousseau's

Lebenslauf erfahren konnte, wenn man sich bei Musikhändlern oder dem Personal des Herrn von Montaigne erkundigte, den Rousseau als Secretär begleitet hatte, als Herr von Montaigne französischer Gesandter in Venedig war. Es ist ein Genfer, hieß es, der Sohn eines Uhrmachers daselbst; er entfloh seinem Vater, bei dem auch er die Uhrmacherei gelernt hatte, kam nach Savoyen, wurde durch zwingende äußere Umstände katholisch, ging nach Turin, mußte daselbst Bedienter werden, hielt aber in keiner Position lange aus. In Chambery wurde er Musiklehrer, wollte componiren, fiel mehrfach damit durch, kam nach Paris, wollte hier einen Anlauf zur Unsterblichkeit nehmen, schrieb über Musik, componirte eine Oper, besuchte die Akademiker, war aber, da seine Unreife ihn überall lächerlich machte, froh, eine Schreiberstelle bei Herrn von Montaigne zu finden, der ihn mit nach Italien nahm. Aus Venedig zurückgekehrt, geräth er hier in ein Verhältniß mit einer ganz gewöhnlichen Grisette; diese zieht ihre Aeltern und Geschwister nach sich und so lebt denn jetzt dieser Mann, schon hoch in den Dreißigen, in einer lärmenden und gemeinen Umgebung, schreibt Noten, besitzt eine feine Einsicht in Das, was er schreibt, und kann endlich auch seiner zierlichen Handschrift selbst wegen allgemein empfohlen werden.

So lautete Grimm's Bericht.

Frau von Epinay hatte ganz die Frauennatur, die alles Seltsame und Unglückliche vorzugsweise liebt.

Sie wünschte den muſikaliſchen Bedienten kennen zu lernen.

Daher die Einladung, die Diderot ſchon vor einigen Wochen auszurichten übernahm. Diderot übernahm ſie, da er der Rue Grenelle St. Honoré am nächſten wohnte.

Diderot geriet indeſſen in ernſte Unannehmlichkeiten wegen einer ſeiner neueſten Schriften. Rouſſeau wurde vergeſſen, bis Frau von Epinay ſelbſt auf ihn zurückkam und ihm die ſchnelle Abſchrift einer kleinen Oper übergeben wollte, die einer ihrer Freunde zum Geburtstage ihres Gemahls compenirt hatte. Daher die ſchriftliche Einladung.

Jean Jacques machte ſich am folgenden Tage auf den Weg; er trug ſich wie immer; nur feinere Wäſche mußte ihm Thereſe diesmal den Umſtänden angemeſſen geben.

Um zwei Uhr ſtand er, mehr mißtrauiſch als erwartungsvoll, vor einem Palais in der Rue Taibout, wo Frau von Epinay wohnte.

Leider traf ſich, daß Frau von Epinay verhindert war, Jean Jacques zu der Stunde, wo ſie ihn beſtellt hatte, anzunehmen. Die ſchöne Frau von Pepelinière war leider gekommen, um ſie abzuholen zum Herzog von Grammont, wo gerade der berühmte Mechaniker Vaucanſon ſeine künſtliche Ente Eier legen ließ! Es war das Ereigniß des Tags, dieſe eierlegende, körnerfreſſende und ſogar ſie verdauende Ente Vaucanſon's! Man mußte es

für ein Glück halten, in einem Cirkel wie dem des Herzogs von Grammont dieſe Ente bewundern zu dürfen, und man verurtheile Frau von Epinay nicht ganz! Sie hoffte beim Herzog von Grammont dem Erzbiſchof von Paris zu begegnen. Herr von Beaumont, der Erzbiſchof, war die Hauptperſon, die den Spruch, der über ihren Freund Diderot bereits erfolgt war, vielleicht noch mildern und ihn dem Beichtvater und der Gnade des Königs empfehlen konnte.

Armer Jean Jacques! Das „Nebeneinander" unſerer Weltbeziehungen kennt nur Gott und ahnt allenfalls ein Dichter — — Die Dienerſchaft ſprach nicht von der Gefahr des muthigen Diderot, der einige Jahre auf der Feſtung von Vincennes ſein freies Denken büßen konnte, ſie ſprach nur von dem für die Maſſe noch größern Ereigniß des Tags, Vaucanſon's künſtlicher Ente. Du glaubteſt dich dieſer Ente geopfert und doch opferte dich Frau von Epinay nur einem Werke der Liebe, das vorläufig doch noch etwas höher ſtand als das Glück, dich kennen zu lernen!

Jean Jacques ſtieg nicht wenig verdrießlich die Stufen des glänzenden Hotels nieder, das Frau von Epinay bewohnte.

Für ihn war die Demüthigung ſo gut wie erwieſen.

Die Dame hatte ihn keineswegs vergeſſen. Sie hatte Befehl gegeben, daß der Portier ihn zum Hausbofmeiſter

hinaufſchickte, und dieſer hatte eine große Arbeit für ihn in Bereitſchaft, die handſchriftliche Partitur einer Oper, die im Familienkreiſe einſtudirt werden ſollte zu Herrn von Spinaw's Namenstage, einer Oper, die ein Dilettant verfaßt hatte. Er hatte Das, was er zu finden erwarten konnte, ja ſogar etwas Beſſeres, als er gefürchtet hatte. Er hatte gefürchtet, man wollte ſich über ihn, einen, ehe er nicht einmal emporgeſtiegen war, ſchon heruntergekommenen Schöngeiſt luſtig machen. Und doch war es ein Sonnenſtrahl geweſen ungewohnter, aufgegebener Träume, der ſo vor ihm hinzitterte und ſeltſam blitzte, als er am Hotel Spinaw geklingelt und der Thorweg, der in den Hof führte, aufgegangen war — — Die Erwartung war Schmerz geworden, ein Zucken des verletzten Ehrgefühls, ein Krampf des Zorns und eine Auflehnung doch zuletzt nur wieder in Wehmuth. Einſam war ihm zu Muthe und mitten im Gewühl der Straßen fing er ſchon ſein gewohntes gedankenloſes Träumen wieder an.

Jean Jacques erwartete nicht mehr viel von der Welt.

Er war vom Leben ſchon ſo hin und her geworfen worden, hatte für ſeine Zeit ſo außerordentlich viel geſehen, kannte Italien und Deutſchland, hatte die reichſte Vergangenheit hinter ſich, eine Vergangenheit, die ſich in einen Roman des Herzens theilte und in die Geſchichte einer Selbſtbildung ohne alle äußere Anleitung, die nicht weniger ein Roman war.

definitiven Abschluß über acht Bände „Gesammelte Schriften von Ludwig Börne.“ Börne erhielt für eine fünfjährige Entäußerung seines Verlagsrechtes 4000 Thaler. Ein witziger Prospektus lud das Publikum zur Subscription ein.

Den Sommer 1828 verlebte Börne am Rhein, in Geisenheim und Rüdesheim mit der Familie des bekannten Componisten Aloys Schmitt und mit seiner Freundin Mad. W. Hier ordnete er seine zerstreuten Schriften zum Drucke. Im Herbst reiste dieser ganze gesellige Kreis nach Hannover, wo Börnes Freundin bei dieser ihr verwandten Familie blieb und Börne über Braunschweig nach Hamburg ging.

Der großartige Weltverkehr Hamburgs überraschte ihn. Seewesen war ihm etwas Neues, er fühlte, daß sich in dieser Fülle von Zerstreuungen und lebendigen Anregungen auch ohne Empfehlungsbriefe auskommen ließ und gab die wenigsten der Vielen, die er hatte, ab. Seine Wohnung, die er im Hotel Belvedère nahm, gestattete ihm einen freien Blick auf die schön und voll sich schaukelnden Wassermassen des Alsterbassins. Der bedeutende Buchvertrieb in der Handlung, die seine „Gesammelte Schriften“ verlegen sollte, sprach ihn an. Er ließ sich die großen Vorräthe derselben zeigen und äußerte besorglich: Wenn hier eine Feuersbrunst auskäme?[*]) Da er einige Titel der aufgestapelten Bücherballen las, verbesserte er sich und sagte: „Es ist wahr, Feuer kann ihnen nichts thun; es ist zuviel Wasser darin!“ In dem Dramaturgen Zimmermann fand Börne einen begeisterten Verehrer. Zimmermann ist einer der seltenen Beweise, daß sich die gründlichsten philologischen Kenntnisse und ein gelehrter Beruf (er war Professor am Gymnasium) mit geschmackvoller

*) 1842 kam sie!

Was umgab ihn jetzt?

Jetzt, wo er noch ein halbes Kind war und doch schon fast vierzig Jahre zählte? Jetzt, wo es ihm oft war, als müßte sein Leben erst neu beginnen und wo doch schon sein Haar zu ergrauen anfing? Was er erlebt hatte — an den reizenden Ufern des Genfersees, den schneebedeckten Felsenhäuptern von La Meillerie gegenüber, im italienisch-sonnigen Thale von Chambery, in Turins prächtigen Straßen und Palästen —, das konnte ihm ja keine Zukunft wiedergeben. Er hatte zu zärtlich geliebt und war zu zärtlich geliebt worden! Götterarme schon hatten ihn emporgehoben aus gemeinen Verhältnissen, er hatte den Nektar der Poesie, das Ambrosia der Wissenschaften mit seinen Lippen gekostet; was war im Vergleich mit seiner wunderbaren überseligen Vergangenheit bei seiner ersten Liebe, seinem »Mütterchen« Frau von Warens, nun — seine Gegenwart? Schale Wirklichkeit, unwürdige Existenz, die er ertrug, weil er sich matt, unendlich müde fühlte, er, der selbst in Venedig, selbst unter schwirrenden Masken in toller bacchanalischer Musik der reizendsten Schönheit gegenüber, die vom verschwiegenen Gondeldach an der Marmortreppe eines Palastes nur landen konnte — Zulietta hatte sie geheißen —, nur an die Vergangenheit denken und statt sie zu umarmen — weinen mußte. Der Traum der Poesie war ihm längst verflogen, die Himmelsleiter, die ihn zu den Sternen führen sollte, war ja zu

kurz geweſen, die letzten Sproſſen fehlten, er war wieder niedergeſtiegen, hatte die Leiter umgeſtürzt und trug jetzt — die Jacke eines Schreibers! Wäre Frau von Epinay geneigt geweſen, ihm ihre Livrée anzubieten, er hätte nicht die Kraft mehr gehabt, ſie anzuſchlagen; er wäre wieder ein Lakai geworden, was er ſchon vor achtzehn Jahren einſt in Turin war, in Turin, wo er ſeinen Glauben wechſeln mußte, um nicht zu verhungern. Jean Jacques, der nie eine Kirche beſuchte, der zuweilen tolle Anfälle bekam, wo er wie mit einem einzigen Ideenſprunge neben die Größten ſeiner Zeit, ſelbſt Voltaire, ſich ſtellen mochte, Jean Jacques, der zuweilen einen König ſuchte wie Friedrich in Sansſouci und ihm gegenüber hätte treten mögen mit dem Anrufe: Sei du Alexander, ich will dein Ariſtoteles ſein! — er war nun ſchon ſo gewöhnt an dieſe ſogleich wieder eintretende Erſchlaffung und Muthloſigkeit, daß ihm der Zufall jede, auch die unſcheinbarſte Form hätte geben können, denn ſein Rückblick ging auf nichts als — Verfehltes. Verfehlt! Verfehlt! Schreckliches Wort auf der Höhe des Lebens, dieſes ewig nagende Erwägen Deſſen, was, ſo wie es war, ganz anders hätte kommen ſollen und können! Dies ewige: Vergebens! Vergebens! — das in Luft und Wolken, in Sternen und Sonnenlicht, auf der Straße, bei jedem Gruße an Menſchen und von Menſchen ihn rührend anblickte!

Und doch war die Welt, die hinter ihm lag, nicht ge-

ring; er fühlte ihre Größe von irgend einem, ihm nur noch fehlenden Standpunkte aus, er ſah, daß dieſe Tauſende, die in Wägen, auf Roſſen und noch ſtolzern Füßen da an ihm vorüberſchwirrten, nichts, nichts von Dem beſaßen, was freilich auch ihm ſchon nur noch auf dem Kirchhof ſeiner Erinnerungen ſchlummerte.

Aber er war fertig und abgeſchloſſen. Er hatte keinen Wunſch, für die Welt nicht und für ſich ſelbſt nicht; er befand ſich in ſeiner Klauſe leidlich und den Lärm der Angehörigen Thereſens ausgenommen, ſchätzte er ſogar ihre Pflege, ihre Hingebung, ihre rohe Heiterkeit. Andere lebten da ſtatt ſeiner. Er war ihr Mittelpunkt, er ertrug ſie und ſie ertrugen ihn. Er glaubte krank zu ſein. Er hatte zwei Kinder, die bisweilen vergeſſen wurden und von ihm jedenfalls. Es mußte ja auch Hände geben, die dieſe Kinder ſpeiſten und tränkten. Das war ſeine Exiſtenz. Sie hatte jenen Werth, der unter Umſtänden den Menſchen wichtiger ſein muß als Leibnizens Lehre von den Monaden oder des Carteſius: „Ich denke, darum bin ich!“

So glich Rouſſeau's damaliger Zuſtand recht dem des zerſtoßenen Rohrs, von dem das Evangelium ſpricht.

Es war aber kein Apoſtelwunder, ſondern ganz einfach nur eine Taſſe Chocolade, die plötzlich Alles in ihm ändern ſollte.

## Das Cafe des Arts.

Therese hatte Jean Jacques auch heute wieder verboten, in ein Kaffeehaus zu treten und sich durch ein Frühstück die bessere Würdigung ihres Mittagsmahls zu verderben.

Dennoch lockte ihn das Kaffeehaus des Arts am Ende der Richelieustraße.

Die wenigen Zeitungen, die es in jener glücklichen Zeit erst gab, sah er durch die Fenster ungelesen.

Er fühlte das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und zu erfrischen.

Jean Jacques trat ein und verlangte Chocolade, die er von Venedig her liebte.

Die Partitur des Dilettanten lag neben ihm, er stützte das Haupt auf und brachte den »Mercur«, die pariser Hauptzeitung, an sein kurzsichtiges Auge. . .

Wer ihn so lesen sah, mußte Mühe haben, Jean Jacques unterzubringen. Es war kein Dorfschulmeister, der da abwechselnd las, abwechselnd trank; kein Pastor vom Lande, aber auch kein Advocat; kein Professor, kein Abbé. Die Gestalt war nicht groß, der Wuchs schmächtig, der Kopf nicht

unſchön, doch ohne einen beſonderen Ausdruck, nur die Augen hatten etwas Scharfes, Suchendes, dem Körper Vorauleuchtendes, dabei eine gewiſſe Unſicherheit und Unruhe. Das Benehmen war ebenſo ſchüchtern wie wiederum reizbar. Wer eine Analyſe des Innern von dem Aeußern abzuleiten die Gabe beſeſſen hätte, würde, ihn ſo von fern beobachtend, gefunden haben, daß hier eine ganz vom Augenblick beherrſchte, willenloſe und nur zuweilen von Principien ausgehende, dann aber darin auch heftige Natur ſichtbar wurde. Entſchluß und Reue, Muth und Verzagen, Glaube und Mißtrauen, Bedürfniß nach Liebe und ſcheinbar wieder Kälte, Cynismus im Aeußern, ohne ſich darüber Rechenſchaft zu geben, ja ſogar ſich noch einbildend, der braune Rock, den er trug, wäre noch lange nicht ſo fadenſcheinig, wie er war, die Schnallen an den Schuhen wären geputzter, als ſie blinkten, das Halstuch wäre noch lange nicht ſo verbraucht und zerknittert, wie es in Wirklichkeit war, und das kurz geſchnittene natürliche Haar ſchien nicht einmal die Folge der Bequemlichkeit zu ſein, ſondern eine mit Bewußtſein und Princip behauptete Mode; kurz ein gelehrter Fabrikant, ein Seidenſpinner aus Lyon oder richtiger noch ein calviniſtiſcher Uhrmacher aus Genf (der vielleicht, wenn er betete, phantaſtiſche Viſionen wie ein Katholik hatte, während er mit einem Lutheraner wie der kälteſte Verſtandesmenſch über Buchſtaben ſtreiten konnte), dies war der Charakter, der

in Jean Jacques' Gesichtszügen und Haltung ausgeprägt lag.

Der »Mercur« bot des Interessanten genug.

Krieg und gelehrte Streitigkeiten.

Jean Jacques las Alles mit Aufmerksamkeit, Allem nachempfindend und doch darüber urtheilend wie über etwas ihm völlig Fremdes. Er hatte über Vielerlei Gedanken, aber seine Gedanken stammten sozusagen nicht aus Paris. Er steckte fast bei jedem Satz, hatte überall ein Fragezeichen machen mögen; aber er hatte den Muth nicht, diesen Fragezeichen eine geistige Form zu geben. Im Gegentheil, er hielt seine abweichende Ansicht für einen Mangel an Einsicht und jener nothwendigen Schule, die man eben habe müsse, um in diesem gebildeten Paris mitreden zu dürfen. Das Theater besuchte er nicht, nicht nur weil ihm die Mittel fehlten, sondern auch deshalb, weil ihn jedes Stück reizte, ein ähnliches zu schreiben und er gegründete Ursache hatte, seinen Fähigkeiten in diesem Punkte zu mißtrauen.

Schon hatte er die Tasse geleert, schon bezahlt, schon wollte er sich erheben, als ihn auf der letzten Seite des »Mercur« eine Preisaufgabe reizte, welche die Academie von Dijon aufstellte.

Sie lautete:

»Ob das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste zur Veredlung der Sitten beigetragen hätte?«

Die Abhandlungen, die sich um den von der Akademie ausgeschriebenen Preis einer goldenen Medaille bewerben sollten, mußten binnen sechs Monaten mit einem Motto und dem versiegelten Namen des Verfassers versehen eingereicht werden.

Der Eindruck, den diese Frage auf Jean Jacques machte, war erst gering, steigerte sich aber bei längerm Ueberdenken und wurde zuletzt so gewaltig, daß er das Freie suchen mußte.

Er schlug den Weg über die Boulevards nach Vincennes ein, nach welcher Festung — er hatte auch das Gerücht gelesen, Diderot würde nächstens auf ein Jahr hier zur Haft sitzen müssen wegen einiger kühnen Behauptungen in einer seiner letzten Schriften — eine einsame Allee führte.

Diderot in Vincennes, ein Denker im Gefängnisse und die Frage der Akademie in Dijon: Was die Sittenreinheit den Wissenschaften, der Mensch überhaupt der sogenannten Bildung verdanke? Der Contrast war auffallend genug.

Es war ein klarer, frischer Herbsttag.

Das Laub der Lindenbäume lag am Wege und bedeckte hier und da eine Bank, die zur Ruhe einlud.

Jean Jacques blickte auf die halbentlaubten Bäume, auf die neu gepflügten Felder, auf die in grünen Wellen sich hinziehenden Pflanzungen noch nicht geernteter Gemüse und sah doch nichts von alledem.

Sein Auge ſtarrte. Seine Gedanken waren in ſich ſelbſt verſunken. Seine Blicke ſuchten nach innen einen Halt gegen die drängende Gewalt der Ahnungen. Eine Offenbarung redete mit ihm. Sie kam aus weiter Ferne, tief unten her aus ſeinen begrabenen Erinnerungen. Was er einſt war, was er zu werden gehofft hatte und was er nun geworden, das ſtand in ſo heller Beleuchtung vor ſeiner Seele, daß er an den Bäumen oft ſich feſthalten mußte, um nicht unter dem Druck ſeiner Empfindungen zuſammenzubrechen.

Haben die Künſte und Wiſſenſchaften der Menſchheit genützt? Hatte ſein dreißigjähriges Streben ihm genützt?

In zwei Hälften ging ihm ſein Ich auseinander: die eine, ſah er, paßte nicht mehr zur andern, eine mußte ſiegen und beide vereint waren der Tod, die Unbedeutendheit, die Leere, das Nichts.

War auch er nicht ein Opfer der hergebrachten Begriffe über Kunſt und Wiſſenſchaft? Sprach aus den Weiſen und Schriftgelehrten ſeiner Zeit, zu denen ihn nichts mehr, ſeitdem ſie ihn früher verließen, zu ziehen vermochte, mehr als die Mode? Was ſind ſie denn, dieſe Namen des Tags, die dem Götzen des Publikums opfern? Was iſt denn noch wahr und rein in dieſer Welt der Lüge und des Haſſes? Iſt dieſe Civiliſation mehr als eine glänzende Verführung der Unſchuld und Natur? Kann es in einem Geiſte, der auf den Altären der Wiſſenſchaft und Kunſt allein opfern will, einen Augenblick der Ruhe,

des Glücks, der Zufriedenheit oder Wahrheit geben? Reißt nicht Entdeckung zu Entdeckung, Neubegierde zu Neubegierde, der kaum gesättigte Durst zum ewig lechzenden Verlangen?

Wie anders dagegen erschien dem Träumenden die begnügte Welt des Gemüths!

Er brauchte nur zurückzudenken an seine eigene Vergangenheit, wo ihm die Quelle der Wissenschaft dicht an der wirklichen Quelle sprudelte, die von der Felswand sprang. Er brauchte nur der Schauer zu gedenken, die ihn im Anblick einer majestätischen Natur, der sanften Entzückungen, die ihn ergriffen hatten, wenn er mit seiner Pflanzentrommel auf dem Rücken auf die Höhen stieg, die sich von Vevey emporbachten zur Alpenregion. Er hatte die Musik geliebt wie den einzigen reinen Accord, den im ewigen Widerstreit ihrer Zwecke die Natur uns liebevoll doch nicht versagen wollte, und nun, was war die einfache, mit Saiten bespannte Muschel Apollo's geworden in der Hand des Menschen, der sich Künstler nennt! Die rauschenden Harmonieen der Orchester schlugen an das Ohr entweihter Menschen und Die, welche sie schufen, waren niedrige Seelen, voll Eifersucht und Rache. Wo er hinblickte sah er, was an seinem Leben genagt hatte, den Fluch, der sich an die Bildung heftet. Die Sehnsucht zur Wahrheit und zum Natürlichen hatte sich bei ihm nicht einigen können mit den Anforderungen,

die das wissenschaftliche und künstlerische Leben an eine Lebenskunst machte, die er nur kennen gelernt hatte, um sie zu verachten. Wehmuth erfüllte ihn, wenn er gedachte, daß er dem Besten nur entfernt geblieben war, weil er zu träge geworden, ihm nachzugeben. Er unterließ es, die Erbärmlichkeiten dieses Lebens mitzumachen, nur weil ihm der Entschluß und die Ausführung Mühe gekostet hatte. So verwirrte das Wenige, was ihm das Studium gegeben, selbst seine sittliche Kraft. Der Ehrgeiz war ihm nur erstickt durch Trägheit.

In einem Briefe an Malesherbes sagte zwölf Jahre später Jean Jacques, daß ihm auf jener Wanderung durch die Allee von Vincennes seine Brust mit Thränen benetzt gewesen war, von denen er nicht bemerkt gehabt hätte, daß er sie weinte.

Er weinte sie vor Schmerz und vor Wonne. Das Glück des Himmels, das ihm jahrelang den Muth des Lebens genommen, verklärte sich zum lichten Wahn. Er sah Engel aus den Wolken zu ihm sich neigen, hörte ihre Sprache, ihren Trost, ihre Ermuthigung. Kehre den Weg, den du bisher wandeltest, um und gehe nach der entgegen gesetzten Richtung! Das sprachen die Stimmen mit einer Beredtsamkeit, die ihn rührte, weil sie ihn noch begrüßten wie das Kind, das einst von einer wunderbaren Welt und Zukunft geträumt hatte und von diesem Traume an gezogen das dumpfe Haus verließ und zu den fürstlichen

Beurtheilung der neuern und neuſten Literatur, mit aufopfernder Hingebung an die Kunſt und ſelbſt ihre flüchtigſten Entfaltungen (am Theaterabende) wohl vereinigen laſſen. Zu bedauern iſt nur, daß ſeine ſittliche Kraft nicht ausreichte, um dieſe beiden Elemente ſeiner Bildung im ſchönen Gleichgewicht zu erhalten, und daß bei ihm zuletzt der Menſch dem Genius unterlegen iſt. Wie Börne dieſen gründlichen Kunſtkenner damals noch antraf, war er zum Umgange noch verwendbar. Er wurde des von ihm hochverehrten Schriftſtellers Cicerone, machte ihn mit Hamburg's Natur und Menſchen, mit Hamburg's Sitten und Unſitten bekannt. Wer könnte Hamburg verlaſſen, ohne ſeine Menſchenkenntniß in allen Winkeln dieſer Seeſtadt zu vervollſtändigen und ſeine Beobachtungen ſelbſt da anzuſtellen, wo das Laſter ſeine Orgien feiert? Mit ſcheuem Erſtaunen blickte Börne in jene Tummelplätze der entfeſſelten Sinnlichkeit, die man in Hamburg mit dem dort für die diplomatiſche Welt verlornen Namen Salons bezeichnet. Mit launiger Gutmüthigkeit näherte er ſich einem der weiblichen Geſchöpfe, die bei Peter Ahrens ihre käuflichen Reize zum Köder der Verführung machen, und reichte ihr, um ihren geiſtigen Bildungsgrad zu erforſchen, ſein Portefeuille, um ihm etwas hineinzuſchreiben. Es wäre bei der ſchrecklichen Ideenverwirrung dieſer Weſen gar nicht auffallend, wenn ſie ihm eine ſentimentale Stelle, etwa aus Tiedge's Urania, eingezeichnet hätte; doch war das, was Börne zu leſen bekam, zufällig etwas ſtark unſinnig. Wie erfreulich iſt es doch, mit einem Philologen umzugehen! ſagte Börne, als Zimmermann den Verſuch machte, in das Gekritzel des Frauenzimmers, wie in eine Attiſche Inſchrift, einen vernünftigen Zuſammenhang zu bringen.

Bergen ſich ſchlich, wo die Feige am Wege blüht und der Oelbaum die grünen Gelände der Berge mit ſanftern Tinten übermalt. Feſt ſtand ihm bald wie ein Evangelium, daß die Welt nicht glücklicher wäre durch Das, was ſie weiß. Die Wiſſenſchaften haben den Verſtand bereichert und ließen das Herz verarmen, die Künſte verfeinerten die Sitten nur durch eine geſchickte Handhabung der Lüge, durch den Luxus wurden die Völker entartet und die Staaten um ihre Größe und Freiheit gebracht; die Statuen vernichteten den Glauben an die Begriffe, die ſie darſtellten; die Tempel wurden nicht die Wiege der Religion, ſondern ihr letztes Aſyl, und bald ragte der Palaſt des Reichen über den Tempel der Gottheit empor; die Gothen hatten Recht, die Bibliotheken Griechenlands nicht zu zerſtören, denn dieſen verdankten ſie, daß die unterjochten Völker nimmermehr die Kraft erhielten, ſich wieder aufzuraffen und durch männliche Tapferkeit das Joch der Fremden abzuſchütteln; die Flüchtlinge des vor lauter Bildung und nichts als Bildung zugrunde gegangenen byzantiniſchen Reichs waren die Sendboten jener ſogenannten Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften in jenem Europa geweſen, das damals noch die ſchlechte Sitte nur als Ausnahme von der Regel brandmarkte und nur zubald jetzt an Quellen ſich berauſchte, die die Geiſter tollkühn, die Gemüther gottlos, die Herzen kalt und unbarmherzig machten. Wie Nero einſt ſich in Blut badete

und in der That ein Recht hatte, bei seinem Tode auszurufen: »Es geht ein Künstler an mir zugrunde!« so ist die Bildung niemals und seit dem 16. Jahrhundert am wenigsten eine Bürgschaft der Sitte und der Tugend gewesen — —

So wenigstens gestalteten sich die Antworten, die Jean Jacques auf die Frage von Dijon geben wollte.

Als er an den Heimweg dachte und nun die ungeheure Einsamkeit, die ihn umfing, mit dem Gewühl der Stadt verglich, mußte ihm bange werden, Sätze zu behaupten, die so in grellstem Widerspruch zu Allem standen, was auf dem Antlitz jedes nur einigermaßen gut gekleideten Menschen stand. Jeder von ihnen würde die Frage von Dijon in dem Sinne beantwortet haben, wie sie vielleicht, wenn auch ungeschickt, gestellt war. Jeder von ihnen würde auf die goldenen Inschriften verwiesen haben, die an den öffentlichen Gebäuden prangten, auf Kirche, Universität, Schule, Verwaltung. Jean Jacques behielt seinen Gesichtspunkt und vertheidigte ihn gegen die furchtbare Gewalt gegebener Thatsächlichkeit, die in einem solchen Chaos wie Paris liegen mußte. Robe des Priesters, Uniform des Soldaten, Barett des Richters, nichts konnte ihn in dem Enthusiasmus für die gewonnene Ueberzeugung, daß dem Zeitalter die Unschuld fehle, irre machen.

Er ging an dem Hôtel der Frau von Epinay vorüber.

Mitleid erfüllte jetzt ſeine Seele, nicht mehr Haß oder Furcht. In wenig Stunden war er ein Rieſe an Kraft und Selbſtvertrauen geworden.

Hatte er nicht eine Beſtätigung dieſer neuen Weltauffaſſung, die er gewonnen, an den Widerſprüchen, in welche die Zeit, in der er lebte, mit ſich ſelbſt gerieth? Standen nicht die Menſchen an allen Ecken in Gruppen zuſammen? War nicht das allgemeine Geſpräch, das ſie ſich entgegenflüſterten, die ſchon erfolgte Verhaftung Diderot's und ſeine Abführung nach demſelben Gefängniſſe von Vincennes, wo Jean Jacques eben über das größere Glück der Menſchheit geträumt hatte?

Diderot's „Philoſophiſche Gedanken" wurden nur vom Scharfrichter verbrannt. Seine „Briefe über Blinde zum Frommen der Sehenden" führten ihn ſelbſt auf ein Jahr ins Gefängniß.

Jean Jacques nahm nicht Partei für Diderot und nicht gegen ihn. Er hatte Mitleid mit Allen und Haß oder Liebe für Alle.

Die Partitur irgend eines dilettantiſchen Stümpers unterm Arm betrat er ſeine Wohnung, hörte nicht die Vorwürfe, mit denen er ſeiner Verſpätung wegen empfangen wurde, ſah nicht den Wirrwarr der Familie, in der er lebte; nur die Fenſterniſche ſuchte er, wo er gewohnt war zu arbeiten. Er hatte nicht Ruhe mehr; die Gedanken, die in ihm auf- und abwogten, mußte er

festhalten und niederschreiben. Die nächste Außenwelt gewann ihm keine Theilnahme mehr ab und nur mit einer Art dumpfen Gleichmuths nahm er die Mittheilung Thereſens entgegen, daß ſich in kurzer Zeit die Zahl ihrer Kinder wieder vermehren würde.

Bei ſolchen denkenden und überwiegend ſenſuellen Menſchen iſt es mit Dem, was auf ſie Eindruck machen ſoll, ganz wie mit der Sonne und dem Thierkreis.

Die Sonne iſt immer da, immer wärmend und erleuchtend, aber in ihrer Erdenwirkung hängt ſie von dem Zeichen ab, in das ſie tritt.

Das herzlichſte und ſanfteſte Gemüth iſt elf mal kalt, wenn es glüht im zwölften Zeichen. Ein Gedanke, der es ausſchließlich beherrſcht, erfüllt es ſo, daß für die Proben, wo es ſich auch ſonſt zu bewähren hätte und in einem vom Verſtande geregelten Herzen ſich auch bewähren würde, immer erſt die gute Stunde kommen muß.

## Der Preisbewerber.

Schon in einigen Wochen war die Abhandlung, die Jean Jacques niederschrieb, in sauberer Copie beendigt und wurde nach Dijon abgeschickt.

Das Motto lautete: «Decipimur specie recti»: Der Schein der Wahrheit täuscht uns; wir stehen unter dem Einflusse der Illusionen, wir glauben das Rechte getroffen zu haben und irren, irren im besten Glauben an das Gute — ein trostloses Bekenntniß, daß die Geschichte als Grabschrift auf Rousseau's ganzes Leben zu schreiben hat.

Verlieren im Laufe der Zeiten schon wissenschaftliche Entdeckungen, die anfangs Epoche machten, von ihrer blendenden Macht, treten sie gegen die Menge inzwischen gewonnener neuer Ergebnisse der Forschung weit zurück, so verblaßt noch viel mehr die Begeisterung, die Ueberzeugung und das Colorit der Empfindung.

Nur dunkel nachfühlend und mit kälterm Blute prüfend, stehen wir jetzt an den Märtyrerstätten und Scheiterhaufen der alten Zeit, staunen über die Rüstungen zu den Kreuzzügen, bemitleiden wohl gar den einseitigen Fanatismus späterer Sekten und Spaltungen.

Auch die Gedanken, die Rouſſeau damals erfaßten, ſind uns jetzt abgeblaßt und unglaublich faſt ſcheint uns die Menge von Trugſchlüſſen, in denen ſich ſeine aufgeregte Seele damals gefiel.

Zu ſtreiten, ob im 16. Jahrhundert die Wiſſenſchaftserweckung beſſer unterblieben wäre, wie fruchtlos erſcheint uns das jetzt! Zu preiſen den Zuſtand der glücklichen Volksidylle, die es niemals gab, nicht einmal in Arkadien, wie thöricht! Zu glauben, daß ſanfte Gefühle als eine ewige, durch Beiſpiel und Erziehung fortpflanzbare Tradition je in die Menſchenbruſt gezogen wären ohne die Unterſtützung durch Das, was wir eben Kunſt und Wiſſenſchaft nennen, welch ein Wahn!

Dennoch bricht der Weltgeiſt die Ideen, deren er zu den Entwickelungen der Geſchichte bedarf, nicht vom „Baume der Menſchheit“ als reife Früchte, ſondern nur als Blüten. Es ſind nur Keime künftiger Früchte, deren er bedarf; ſie müſſen Farbe, Duft, berauſchende Wirkung auf die Gemüther der Zeit haben.

Rouſſeau's Träumereien würden niemals die Umgeſtaltung des Geiſtes der Zeiten gefördert haben, wenn ſie in Geſtalt wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen aufgetreten wären; er gab ihnen ſpäter dieſe Form, er unterſtützte ſeine Behauptungen durch Citate ſolcher Thatſachen, die für ihn paßten, während er die nichtpaſſenden wegließ; aber zu allen Zeiten war er ein Phantaſt, ein

Sophiſt wider Willen, er ſuchte Gedanken für eine Stimmung und was ihm die Philoſophie verſagte, gewährte ihm dann die Poeſie, und wo die Poeſie ſich zu ſchwach fühlte, mußte die Philoſophie eintreten und die Ausführung des Geahnten vollenden. Die Verwirrung, die dreißig Jahre in Rouſſeau's Kopfe und Herzen geherrſcht hatte, bekam durch ſein Talent und ſeinen Genius einen Ausdruck, der ſie wie eine Klarheit erſcheinen ließ.

Von einem rechten Mittelpunkte aus wollte Archimedes die Welt in andere Bewegung bringen.

Für Rouſſeau war dieſer Mittelpunkt nun gefunden.

Er haßte die Welt, wie ſie iſt, er nannte ſie eine Verabredung der Lüge. Ihr gegenüber baute er die neue Welt auf, die in der That bei aller Unmöglichkeit doch noch jetzt das abſtracte Ideal der Denkerbruſt geblieben iſt. Lehre man von der Nothwendigkeit des Beſtehenden, was man will, Atlantisinſeln der Dinge, wie ſie ſein ſollten, ſchwimmen doch immer in unſerer Ahnung.

Aenderten ſich ihm durch ein Leugnen ihrer Nothwendigkeit die ſeit Jahrtauſenden feſtſtehenden Vorausſetzungen der beſtehenden Kirche und des Staats, ſo mußte ſich ihm auch das Haus ändern und die Familie.

Dumpf hinbrütend, mit jenem Leichtſinn träger Träumerei, den die Sorge um ein mögliches Bruſtleiden noch mehrte, hatte der Ernährer der im Frühern geſchilderten Familie ſich wenig darüber Rechenſchaft abgelegt, welches die geiſtige Luft war, die ihn umgab.

Ein Inſtinct der Verahnung ſeiner künftigen Lehrſätze hatte ihn nach den Verſuchen, zur feinern Welt aufzuſteigen, wieder in den Schooß des Volks zurückgeführt.

Die Derbheit einer in die Stadt gewanderten Bäuerin war ihm ſo nahe getreten, daß nur noch das Band der prieſterlichen Weihe, ohnehin ſchon zu ſpät kommend, zum ewigen Bunde fehlte.

Dieſe kreiſchen Naturen der Phantaſie, die in ihren Träumen und auf dem Papiere Welten ſtürmen, ſind ſchwach in der Wirklichkeit: der arme Notenſchreiber wurde beherrſcht von Denen, die er ernährte.

Die Familie Thereſens, roh und ſittenlos, drängte dem Glücke, das immerhin die Tochter und Schweſter für ihre Umſtände gemacht hatte, nach und dem Herrſcher im Reiche der Ideen gehörte in Wirklichkeit nichts als ſein Schreibtiſch, ein kleines Spinett für ſeine eigenen Compoſitionsverſuche und der Winkel, wo ſein Bett und ſeine Bücher ſtanden.

Was ihn umgab, haben wir geſehen.

Michel Labreuſſe, der Freund ſeines Schwagers Pierre, ſaß ſchon am Morgen ſeiner gefährlichen Flucht auf der Conciergerie. Bald auch folgte Pierre, dem neue Verbrechen zur Laſt fielen. Die Schweſtern und Freundinnen Thereſens liefen Nachts auf den Straßen. Der Vater liebte den Trunk, die Mutter verhetzte, beklatſchte, verwirrte die Tochter, die für den bejahrtern

Vater ihrer Kinder mehr eine Empfindung des Mitleids als der Liebe hatte und deſſen geiſtiges Uebergewicht ſie nur anerkannte, wenn er es als Mittel klingender Einnahme bewährte.

In dieſer Welt lebten für Jean Jacques zwei, bald drei Kinder, die ihn Vater nannten. Sie ſahen ihm ähnlich, aber dieſe Aehnlichkeit erſchreckte ihn mehr, als ſie ihn rührte. Dieſe Kinder waren ein Tribut, den er der Natur hatte zugeſtehen müſſen und den er mit Unwillen gab; denn dieſe Kinder erinnerten ihn an die Sphäre, die er heute haßte, morgen nur aus Trotz gegen die Civiliſation liebte. Thereſe, neben ihm, der die Feder führte, mit Holzſchuhen als Bäuerin ſtehend, ſchien ihm das richtige Symbol ſeines Lebens. Leider waren ihre Umgebungen ſchlecht. Aber bald auch urtheilte er von ſeiner nächſten eigenen Welt, was er über die geſammte urtheilte. Die Laſter waren ja nur Folge der Bildung! Die Verbrechen nur Folge der Civiliſation! Dieſe nährte die Lüge, den Raub, ſie machte beide nothwendig, denn zu ungleich vertheilt ſind die Lebensloose. Wer ein neues Geſchlecht ſchaffen könnte! ſagte er ſich oft, wenn er den Conſequenzen ſeiner in Dijon nun zur Prüfung vorliegenden Abhandlung nachdachte. Wer noch einmal das Paradies heraufbeſchwören und die Menſchheit den Weg der Natur könnte wandeln laſſen! Wer den Baum der Erkenntniß noch ein Mal zu pflanzen verſtünde und eine neue

Unterſcheidung gäbe zwiſchen Dem, was Gut und was Böſe iſt!

Da ſah Jean Jacques wol ein, beſſere Erkenntniß machte auch jetzt noch manche Beſſerung der Sitte möglich. Englands politiſche Inſtitutionen ſchienen ihm beſſer als die Frankreichs; in ſeinen kirchlichen Ueberzeugungen war er längſt wieder zum Glauben ſeiner Väter zurückgekehrt: Schule und Haus ließ ſich heben und eine neue Generation war vielleicht die Verſöhnung auf die Disharmonie der Gegenwart. Wie ſich das Schlechte in den Sitten ja forterbt, ſah er in nächſter Nähe. Sonſt hatte er kein Ohr und kein Auge für die Lügen und Verbrechen um ihn her, ſeit ſeinem einſamen Spaziergange nach Vincennes ſchauderte ihn, wenn er die Wirkung ſah, die das ſchlechte Beiſpiel Aelterer auf Jüngere hervorbringt. Wie trotzte man in ſeiner Nähe dem Geſchick des Verbrechens! Wie verwünſchte man allein den Mangel an Klugheit, der den Armen, der ſich zu helfen ſucht, der verfolgenden Uebermacht, die ſich die Gerechtigkeit nenne, erliegen läßt! Wie lachte man, wenn eine Liſt gelang! Wie manchen Abend würzte ſich das Geſpräch durch Erinnerungen an Labrouſſe's Dächerflucht und das Examen der Polizei! Er ging dann in ſein Zimmer, wenn der Lärm zu toben wurde, und nicht ſelten ſagte er nun ſchon: Es iſt doch wenigſtens gut, daß die Kinder ſchlafen oder daß ſie noch zu dumm ſind, um euch zu verſtehen.

Im October 1828 reiſte Börne ſchnell von Hamburg wieder nach Hannover zurück. Hier begab er ſich nun ſogleich mit einem ungewohnten Fleiß an die Redaktion ſeiner geſammelten Schriften, an neuere Aufſätze, die den alten ſchon gedruckten als Ergänzung dienen ſollten. Die Sorge über gutes Papier, geſchmackvolle Lettern, Correktheit des Drucks, die Sorge um das Format, die Cenſur, die Verſendung ſeiner Schriften machte ihm viel unruhige Stunden. Wo ſoll ich all das Zeug zu 120 Bogen hernehmen? ſeufzte er oft, wenn ihm das Format zu groß ſchien. Campe in Nürnberg druckte die Schriften mit einer Eleganz, die dem Verleger, der die Koſten nicht ſcheute, Ehre machte; fünf lange Wintermonate arbeitete Börne in Hannover mit dauerndem Eifer. Hannover, ſchreibt er ſeinem Verleger, iſt ein Ort, wo man nur die Wahl hat, zu arbeiten oder an Langeweile zu ſterben. Ich habe gefunden, ſchreibt er ein ander Mal, daß Hannover noch langweiliger iſt, als mir meine Werke vorkommen. Dabei beobachtete er den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten in dieſem Lande und äußerte ſich: „Ich denke dieſem guten Hannover früher oder ſpäter ein Ehrendenkmal zu ſetzen. Einen ſolchen Ort ſuch' ich mir ſchon lange.“ Einige der vorzüglichſten Artikel Börne's ſind aus dieſer Zeit, z. B. ſeine Kritik des Immermann'ſchen Hofer, an der er vierzehn Tage lang gearbeitet zu haben erklärte. Aufgefordert, Immermann's Friedrich II. zu beurtheilen, wies er es ab, weil er nicht Zeit hätte, jetzt die ſechs Bände von Raumers Hohenſtaufen durchzuleſen. Schon damals beſchäftigte ihn lebhaft der Gedanke, über Frankreich etwas Zeitgemäßes und in periodiſcher Form zu ſchreiben. Er wollte nach Waiblingers Art einen Almanach aus Frankreich mit Kupfern herausgeben. Doch ſtand

Der Zeitpunkt, wo ſich die Entſcheidung der Akademie von Dijon erwarten ließ, rückte heran.

Eine ruhige Beherrſchung ſeiner Spannung war einem ſo reizbaren und zur Melancholie geneigten Charakter wie dem Verfaſſer der Abhandlung mit dem Motto „Decipimur specie recti“ nicht gegeben.

Gewohnt, Alles, was ſich in zwei Möglichkeiten darbot, von der dunkeln zu nehmen, war er gefaßt auf ein Unterliegen ſeiner Mitbewerbung und wie die menſchliche Natur, wenn ſie der Tiefe nicht entbehrt, einmal iſt, ſo ſuchte er ſchon jetzt dem Falle, den er vorausſah, vorzubeugen. Er bedurfte dazu innerer Hülfsmittel, innerer Kräftigung.

Sich dem Widerwärtigen ſogleich gefangen geben zu ſollen, war zwar ſchwer, dafür hatte die Begeiſterung zu lebendig ſeine Feder geführt; aber es gibt einen edlen Stolz gegen das Mißgeſchick und für dieſen ſammelte er in der Zeit des Harrens und der Muthloſigkeit.

Er bildete ſein Syſtem von der Natur weiter aus. Er verglich es mit Aller und mit ſeiner eigenen Lebenslage. Ein Fanatismus für die Einführung der Ueberzeugung auch in die Wirklichkeit und zunächſt des heroiſchen Beweiſes wegen in die eigene Lebensſphäre erfüllte ihn mit jener ganzen Heftigkeit, die eben Menſchen eigen iſt, welche wohl wiſſen, daß ihnen die Natur die Conſequenz von Hauſe aus nicht gegeben hat. Jean Jacques' Furcht war die, ſich auf ſeiner Schwäche, die er gerecht

genug nicht etwa Herz, ſondern Trägheit und Eitelkeit nannte, nicht ertappen zu wollen und ſo wurde er grauſam gegen ſich und Andere, grauſam, um nur nicht ſchwach zu erſcheinen.

Das Leben im Hauſe, ſo wie es bisher geführt wurde, war bei ſolchen Gedankengängen nicht mehr zu ertragen.

Es regte ſich der Muth, den Conſequenzen ſeines Naturſyſtems gegenüber, jedes Joch, das ihn mit falſchen Rückſichtsnahmen drückte, abzuſchütteln.

Thereſens Anhang wurde entfernt. Er ſetzte die Aufregung einiger Tage daran, um ſein Haus von unwürdigen Verbindungen zu ſäubern. Fühlend aber, daß es ihm nicht möglich ſein würde, auf Lebenszeit immer die Grundſätze der ſittenreinen Natur in ſeiner Nähe allein zu ſchützen, erſchrak er vor der Verantwortlichkeit, die zuletzt auch noch die doch mit der Mutter und Großmutter zurückbleibenden Kinder von ihren Umgebungen fordern durften. Ein tiefes Mitleid ergriff ihn um die Zukunft dieſer Kleinen, die er nicht in der Hand hatte; denn kein kirchliches Band feſſelte ihn an Thereſen. Die Vorausſetzung, ewig mit ihr leben zu ſollen, war ihm oft fürchterlich und hinter ſeinem Rücken dauerte der Verkehr mit den Verwandten doch fort. So ſah er dieſe Kinder ſchon werden, was ihre Verwandten waren. Er ſah ſie ſchon den Onkel Pierre und Michel Labrouſſe bewundern, er ſah ſie lachen über die Liſt des Verbrechens und geizen nach dem Ruhme,

die Geſetze zu betrügen. Er war bei dieſem Gedankengange unglücklich genug, ſeine Lage mit der ganzen Civiliſation vergleichen zu müſſen; denn dieſe machte ja überall, daß die Kinder fortgingen in den Sitten der Aeltern. Die Privaterziehung erſchien ihm die Pflanzſchule aller Erbfehler und aller Erbvorurtheile.

Uralt iſt die Sitte der Findelhäuſer. Die erſte chriſtliche Kirche mußte ausdrücklich auf ſie großen Werth legen, da ihr das Heil verlorner Seelen wie einer Mutter aller Menſchen am Herzen lag. In Paris ſollten die Findelhäuſer ſchon ſeit lange dem Kindermord ſteuern. In jener Zeitperiode hatten die in Paris vorhandenen Anſtalten dieſer Art einen neuen Aufſchwung und manche Verbeſſerung aus dem Geiſte der zunehmenden Philanthropie erhalten. Auch Rouſſeau arbeitete ſich im Geiſte einen Plan für dieſe Anſtalten aus. Er ſah in ihnen die einzige Möglichkeit, der Zukunft wieder ein ſpartaniſches Geſchlecht zu geben. Sollten ſich die Träume erfüllen, die in ſeiner nach Dijon geſchickten Abhandlung lebten, ſo mußte die Erziehung eine öffentliche werden, der Staat mußte deren Bürgſchaft übernehmen und die Gefahren der Privaterziehung hintertreiben. Der Gedanke, daß ſeine Kinder durch ihn, durch Thereſe, durch deren Familie ſyſtematiſch erzogene Verbrecher werden würden, Opfer ſeiner eigenen geiſtig und moraliſch haltloſen Verbindung mit ſeinen Umgebungen, Opfer ſeiner Jahre,

seiner Gesinnung, die ihn lange vor Theresen wegraffen mußte, das Alles erfüllte ihn mit Schaudern. Der Gedanke, er würde gut thun, sie dem großen Findelhause von Paris zu übergeben, trat ihm entgegen wie die Aufforderung — zu einer bereuenden That!

Noch schwankte Jean Jacques. Vaterempfindungen, die er in seiner damaligen Stimmung Folgen eines ererbten und nur im Blute liegenden Vorurtheils nannte, sträubten sich einen Schritt zu thun, den Therese nach kurzer Ueberlegung wirklich schon gebilligt hatte, als er ihn aussprach. Da sah er denn, an welche rohe Natur er sich hatte vom Schicksal binden lassen. Kein Schrei der Mutterliebe war die Antwort gewesen, die er von ihr empfing. Sie sah nichts als die Theurung der Lebensmittel, ihres Mannes schwache Gesundheit, seinen kümmerlichen Verdienst vom Notenschreiben. Ein Ruckfordern der Kinder aus dem Findelhause war ja zuletzt möglich: man erhielt eine Empfangsbescheinigung. Nur die Großmutter, wie voraus zu sehen, widersprach. Aber gerade in der natürlichen Regung dieser sonst nur rohen Natur lag für Jean Jacques ein Reiz mehr, die Kinder ihr zu entziehen. In dem Fanatismus, der sich aller seiner Gedanken fieberhaft bemächtigt hatte, sah er den ihm nur rein thierischen, ihm nur rein auf das Schlechte begründeten Zärtlichkeit der Großmutter und [illegible] ganzen Welt gegenüber sein Verhalten wie eine [illegible] an, die

antike Größe genannt werden konnte und nun ihm ſchon nothwendig war.

Seine Einnahmen wurden geringer, je weniger er Noten ſchrieb. Die Aufregung ſeiner Ideen verkürzte ſeine Zeit, die Spannung auf die Entſcheidung in Dijon machte ihn träge, er war in jenem ohnmächtigen Zuſtande, wo wir eine Erklärung, die uns das Schickſal geben ſoll, nur erſt noch abwarten wollen, um dann auf Leben und Tod einen Entſchluß für unſere Zukunft zu faſſen. In dieſer Stimmung wurde oft die Muſik ſeine Tröſterin. Er begann wieder an ſeine alten Compoſitionen zu denken und ſeiner Sehnſucht nach Unſchuld und Natur entſprach es, daß er ſchon jetzt den Text der Melodieen ſeines „Dorfwahrſager“ faſt vollendete. . . .

Da ſaß er eines Abends träumend am Klavier, ſpielte eben die Melodie zu ſeinem „Dans ma cabane obscure Toujours soucis nouveaux. . .“, als es die Treppe heraufſtürmte.

Ein in einen Mantel gehüllter Elegant trat ein und rief:

Sind Sie Rouſſeau? Jean Jacques Rouſſeau? Sie haben in Dijon den Preis gewonnen!

Jean Jacques erhob ſich und blickte den Boten an.

Es war Grimm — der „Baron“ Grimm — aus dem Mantel zog er eine Nummer des „Merkur“ und zeigte den Bericht der Akademie. Der Zettel mit dem Motto

„Decipimur specie recti“ war entsiegelt worden und hatte Rousseau's Namen und Wohnort angegeben. Soeben war schon in ganz Paris und vorzugsweise bei Frau von Epinay die Debatte nur über den gekrönten Autor, in dem sich Grimm des Notenschreibers und Componisten erinnerte. So bliebe, sagte sein neuer „Cerisac“, sein Führer, dem Wunder des Tags, Jean Jacques nichts übrig, als unverzüglich mit ihm in die Welt, in sein Jahrhundert einzutreten und vorläufig gleich mit ihm zu leben und seinen Triumph unter Männern und Frauen zu genießen, welche die ganze Bedeutung desselben jetzt schon zu ahnen und zu würdigen wüßten.

Vierzehn Denkschriften waren der Akademie eingereicht worden; zwei davon erhielten eine rühmliche Erwähnung und gaben achtbare Verfasser zu erkennen. Um wieviel größer das Verdienst eines völlig Unbekannten, der unter allen den Sieg davontrug!

Jean Jacques stand, als er das Alles hörte und selbst las, wie schwindelnd. Die reinste Freude durchströmte seine Nerven, er zitterte, die Erfahrung war zu groß und drückend. Ein fast schon vierzigjähriges Leben war zu dunkel gewesen, um diesen blendenden Lichtstrahl noch ertragen zu können.

Grimm beglückwünschte ihn mit Aufrichtigkeit. Hatte er nicht die nächste Eroberung des nun weltberühmten Mannes gemacht? Konnte er ihn nicht einführen in die

Geſellſchaften von Paris und zunächſt in die, welche mit Spannung ſeiner Rückkehr harrte, bei Frau von Epinay?

Kommen Sie! Kommen Sie! rief er, Frau von Epinay vergeht vor Sehnſucht.

Und Thereſe und die Mutter unterſtützten Grimm's Aufforderung.

Jean Jacques war keines Willens mächtig. Während Grimm voll Neugier und ſein Vergnügen über die wunderbare Lage, in der er den gekrönten Autor antraf, wenig verbergend mit den Frauen plauderte und ihnen die äußern Vortheile dieſes Siegs, die ihnen natürlich über die innern gingen, den Werth einer goldenen Medaille und die Leichtigkeit ſie in Silber zu verwandeln, auseinanderſetzte, kleidete ſich Rouſſeau an und folgte Grimm zu Frau von Epinay.

## Scheine, was du biſt!

Die Geſellſchaft machte aus Jean Jacques anfangs einen neuen Menſchen.

Die Bewunderung hob ihn von Stufe zu Stufe.

Sein bisheriges Leben diente nur dazu, ihm eine durch die Originalität deſſelben noch erhöhtere Stellung zu geben. Er wurde das Wunder des Tags.

Seine Preisſchrift erſchien, dieſe merkwürdige Schrift, in der ein Philoſoph der Tonne, ein zweiter Diogenes, gewagt hatte, den Einfluß der Wiſſenſchaften und Künſte verderblich zu finden. Was in Rouſſeau ſtill gelebt hatte oder durch den Reiz der Antitheſe wach geworden war, das hatten jetzt plötzlich Alle empfunden. Er wurde der Apoſtel eines neuen Evangeliums, ein Prophet der Natur, nach der ſich langſt Alle geſehnt hatten.

Und wer die Anſichten, die er lehrte, beſtritt, mußte der Art, wie er ſie vertrug, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sein Styl wie wohlgebildet, natürlich und dabei voller Feinheiten! Wie ſanft, wie kunſtlos der Strom ſeiner Rede! Keine verſchlungenen Perioden, keine ſchul-

mäßigen Nachahmungen gewohnter Muster. Diese Preisschrift war wie aus dem Herzen geschrieben, wie eine Epistel an die ganze Welt, vertraulich und ernst, schmucklos und voll naiver Größe, ein Erguß der Ueberzeugung, der uns jetzt in seinem Inhalte wie eine Spitzfindigkeit, ja wie ein Scherz erscheinen könnte, damals aber gab ihm der Ernst, in dem er gemeint war, Schwung bis zur Erhabenheit.

Von diesem Augenblicke an gehörte Rousseau sich selbst nicht mehr an. Seine Schrift wurde angegriffen wie auch die Entscheidung der Akademie. Dreizehn durchgefallene Concurrenten rächten sich. Die Polemik älterer Literaturperioden ist mit der Gegenwart kaum zu vergleichen. Wir haben auch noch jetzt eine Kritik, die nicht widerlegen, nur vernichten will, aber wir haben nicht mehr so oft jene unreinen Ergüsse des persönlichen Neides und der verletzten Eitelkeit wie in alten Zeiten, wo Rival den Rivalen bekämpfte. Ihr versteckt schon unter glattern Formen euern Neid und eure Eitelkeit, ihr findet schon immer Freunde, die den Namen zu jener Bosheit hergeben, die aus euch selbst fließt, aber damals schrieb der durchgefallene Concurrent gegen den Sieger, wie hundert Jahre früher Mayret, der vorgestern eine „Sophonisbe“ hatte aufführen lassen, gegen Corneille schrieb, der gestern mit dem „Cid“ debütirte. Diese Professoren, Abbés, Notare, welche die französische Literaturgeschichte so merk-

würdig reich an Broschüren und Pamphleten gemacht haben, setzten auch Rousseau mit einer Bitterkeit zu, die ihn zeitlebens nicht mehr zur Ruhe kommen ließ und das Uebelste war, daß man die Polemik gegen ihn nur mit Hinweisung auf Verbannung, Scharfrichter und Gefängniß führte.

Was nun so viele Jahre sich aufgesammelt hatte an Gedanken, Stimmungen, Erfahrungen und Selbstbekehrungen, das Alles ging bei dem neuen Schriftsteller und spät erwachten Dichter in Blättern und Blüthen auf.

Er schrieb über die Gesetze der Staaten und die Gesetze des Geschmacks, er schrieb über Religion und über Musik, er dichtete und componirte.

Sein »Dorfwahrsager« wurde in Paris und Versailles aufgeführt, die Prinzessinnen wie die Bürgermädchen trällerten seine einfach rührenden Arien.

Dazu kamen die Ansprüche der Gesellschaft und die Gunstbezeugungen der Frauen.

Wie die Buckligen, wenn sie Geist haben, von den Frauen gern gesehen werden, weil sie der Welt ungefährlich erscheinen, wie kindliche und unbeholfene Naturen ihren nachhelfenden Frauenzimmer mehr anregen als die sichern Manieren der gemachten Matadore, so wurde auch dem schon alternden Rousseau, der wie ein Kind oft noch Thränen weinen konnte, der sich ungeschickt geberdete, ja nicht freizusprechen sein dürfte, daß er sich in dieser Sen-

er davon ab, als ihm der Verleger den Ueberschlag der Kosten machte. Damals erhielt er die Abrechnung über die kleine Brochüre, die er gegen die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik in Heidelberg herausgegeben hatte. Vier Thaler sechszehn Groschen kamen auf sein Theil. Das reicht grade zu meinen Kirschen für den nächsten Sommer! schreibt er. Diesen Sommer aber von 1829 sollte er wenig Kirschen essen.

Auf der Rückreise von Hannover berührte er Kassel, wo ihm Murhard ein befreundeter Anlehnungspunkt war. Murhard, dessen Gespräche sich am liebsten mit Politik beschäftigten, rühmt Börne's treffende Aeußerungen über die damalige Zeitgeschichte und die Ruhe, mit der er abweichende Ansichten aufnahm. Börne war kein Proselytenmacher. Er haßte es, über Ansichten zu streiten, die sich nicht demonstriren ließen, sondern die nur aus innerer Ueberzeugung geboren würden. In Kassel erlebte Börne einen heftigen Rückfall seiner körperlichen Leiden. Er mußte, von Dr. Harnier behandelt, länger dort bleiben, als er gewünscht hätte; denn Kassel war ihm ein todter und ängstlicher Ort. Um Murhard zu beweisen, wie groß die Einsamkeit Kassels wäre, erzählte er ihm, er hätte auf einer Bank in der Karlsau (einem reizenden Park bei Kassel) einen Sechsbätzner zurückgelassen, um zu sehen, ob Jemand in drei Tagen an den Ort würde gekommen sein. Er kam nach drei Tagen und siehe' er fand das Geldstück noch auf derselben Stelle, wo er es hingelegt hatte.

Damals nahm Börne in Kassel seinen Konrad in Dienst, den treuen Konrad, der in den Pariser Briefen so oft die Scene erheitert, seinem Herrn Gelegenheit zu so vielen humoristischen Einfällen gibt und ihm seine physischen Kräfte anbietet, falls er sich an seinen Feinden wollte nachdrücklich

derlingsart mit einem gewissen Bewußtsein gab, die Gunst der Frauen in reichem Maße zu Theil. Man beglückte ihn wohl nicht mit einer so entschiedenen Hingebung, wie sie Grimm, Diderot und St.-Lambert fanden, aber man machte ihn zum Freunde, zum Vertrauten, zum Rathgeber, zum Vermittler; man plauderte gern eine Stunde mit ihm im verschwiegenen Boudoir, man ließ sich gern von ihm die Hand küssen, gestattete ihm in seiner Sentimentalität so komisch zu sein wie er wollte, und noch mehr, man ging weiter, man düpirte ihn. Man machte ihn glauben, daß er geliebt würde, man machte ihn zum Deckmantel fremder Verhältnisse, worüber er sich nicht wenig gegen Frau von Epinay erzürnte und mit Grimm brach, den er beschuldigte, ihn Herrn von Epinay gegenüber zu seinen Zwecken mißbraucht zu haben. Zum Glück war Frau von Epinay, wie er nun gesehen hatte, sehr häßlich. Nur die schöne junge Frau Latour de Franqueville war die Einzige, die von Mitleid mit dem bei allem Ruhme doch um das Glück seines Lebens so tief betrogenen Manne sich zu wirklich mitempfindender Herzlichkeit hinreißen ließ und ihm auf Augenblicke sogar kleine Zärtlichkeiten gestattete, von denen Rousseau eingestanden hat, daß sie ihn im Schatten der Büsche von Ermenonville bis zum Wahnsinn verwirren konnten.

Rousseau besaß Kraft, den Schmeicheleien der Großen gegenüber seine Principien nicht aufzuopfern.

Weil ſeine Seele fühlte, was die Welt von ihm erwarten durfte, zerſplitterte er ſich nicht in dem Leben der Lüge und Frivolität. Bald aber merkte er, daß die Routine ihm der übeln Streiche denn doch zu viele ſpielte. Dieſer franzöſirte Deutſche Grimm war es beſonders, den er zu haſſen anfing, als er merkte, daß ſolche Führer und Gönner nicht ertragen können, wenn man über ſie hinauswächſt. Wie er ſich erſt darauf ertappte, daß man an ſeinen Manieren Anſtoß nahm, daß man nicht immer aufrichtig für ihn Partei ergriff, daß man in der vornehmen Sphäre ſehr launiſch und wetterwendiſch iſt, trotz aller ſcheinbaren Hingebung, zog er ſich immer mehr in ſich zurück und wurde von einem krankhaften Mistrauen befallen, das ihn zeitlebens nicht mehr verließ.

Wo konnte er nach den vielen Täuſchungen, die ihn von einer der Frau von Epinay geborenden und ihm eingeräumt geweſenen Landwohnung, der Eremitage nach Ermenonville, von da nach der Schweiz, England und wieder zurück nach Paris und Montmorency führten, die einzige Erholung, die einzige ſichere Ruhe finden als in der nächſten kleinen Welt ſeiner Häuslichkeit, die, ſo niedrig ſie ſtand, ihm doch allein geborte? Jetzt kamen die Augenblicke, wo er die Sehnſucht empfand, Kinder zu haben.

Er hatte ſie nicht mehr!

Als er an jenem glücklichen Abend von Frau von Epinay, wo man ihn, den Sieger von Dijon, auf Händen

getragen hatte, heimkehrte, klopfte er an ſeine Thür. Sie war verſchloſſen. Er hörte das zweitältere Kind, ein Mädchen von nun ſchon einem Jahre weinen. Die Mutter ſchlief oder fehlte. Er ging zum Hausmann, weckte dieſen und erfuhr, daß Thereſe, angeregt von der glücklichen Nachricht, die der Fremde ins Haus gebracht, mit der Mutter und den übrigen Angehörigen in einen Muſikſaal gegangen war, von dem ſie noch nicht wieder heim war. Sie ſelbſt tanzte nicht; ſie hatte ihr dreimonatliches Kind mit ſich, aber ſie ſah die Andern, ihre Verwandten und Freunde tanzen und ließ es ſich mit ihren beiden Alten, die gern ſchmauſten, an einem gedeckten Tiſche wohl ſein. Der Hausmann gab ihm den Schlüſſel. Oben fand er das älteſte Kind ſchlafend, das zweite weinend und im Bette entblößt. Indem kam die Mutter mit dem dritten zurück. Er kannte ſie in ſolchen Augenblicken. Von Vorwürfen wollte ſie nicht begrüßt werden. Am nächſten Morgen ſtand ſein Entſchluß feſt. Eine Erziehung war hier nicht möglich. Jetzt zog ihn die Welt, jetzt wollte ſein Geſchick ihn auf andere Höhen verpflanzen, für dieſe Kinder fehlte die Sorge, die er allein hätte vertreten können und zu vertreten nicht in der Lage war. Er kannte ſich darauf, er wußte, wie ſchwer er ſchon an ſich ſelber trug. Dies Haus konnte nicht mehr ſeine Welt ſein, es war nur noch ein Aſyl für ſeine Ermüdung, eine Pflege für ſeine körperlichen Bedürfniſſe; was ſonſt um

ihn lebte, konnte er hier nicht mehr hüten. Noch war die Uebergabe der Kinder ins Findelhaus nicht vollzogen, aber nun mußte sie kommen; die Wege der Gunst des Augenblicks trug ihn immer höher und höher. Als seine Abhandlung wirklich erschienen war, als er sie zu vertheidigen hatte, als andere Partei nahmen für oder wider, gehörte er sich selbst nicht mehr an. Viele riethen ihm, sich von Theresen jetzt zu trennen, aber eine Sorge für seine leiblichen Bedürfnisse mußte es für ihn doch geben. Er blieb bei ihr, die Kinder aber trug man auf sein Verlangen, nach geringem Widerstande, in die bezeichnend genug sogenannte »Höllenstraße« — ins Findelhaus.

Zwei dunkle Linden stehen vor dem einsamen Hause. Von Außen Alles still, nichts läßt ahnen, wie es drinnen in den Sälen wimmelnd lebt und hülflos klagt. Barmherzige Schwestern pflegen die Kleinen. Diese Schwestern ringen muthig mit dem Todesengel, der seine kalte Hand über alle diese Klämmchen ausstreckt, die kaum aufflackernd meist schon erlöschen. So manches in köstliche Spitzen eingewickelt gewesene Kind, in Tüchern aus denen das Wappen geschnitten war, um den Ursprung unkenntlich zu machen, liegt neben dem Neugeborenen, das wärmer noch in Lumpen eingehüllt gewesen. Korb an Korb, Wiege an Wiege. Nur Nummern nennen den Namen und den Tag der Uebergabe an der ernstblickenden Pforte, neben welcher eine Oeffnung, die in die Mauer geht, eine Doppelmuschel

birgt, von der die eine Hälfte das Kind empfängt, die andere, wenn man geklingelt hat und das Kind hineingenommen ist, sich wendend eine Nummer von Blech, herausgibt, die Empfangsbescheinigung für ein Leben, an das sich oft tausend Schmerzen, meist der Leichtsinn knüpft. Madelon, Paul und Emil wurden so in kurzen Zwischenräumen nacheinander vom Herzen der Mutter, vom Auge des Vaters, während der Schlaf sie gefangen hielt, hinweggegeben.

Dem Vater, der in der Ferne stand, die Klingel hörte und das Rollen des sich drehenden Mechanismus, der die Kinder hinwegnahm, ihm war es, als hätte er eine Handlung begangen, würdig eines Spartaners. Er hatte seine Kinder dem Vaterland geweiht! Das Vaterland wurde ihr Erzieher, wie alle Erziehung eine öffentliche werden sollte. . . .

Therese weinte, die Großmutter weinte, der Vater verwies auf die metallenen Marken, gegen deren Vorzeigung sie einst die Kinder wieder zurückerhalten konnten.

Es ist ein eigener Zustand des Menschen, wenn er abstracten Principien leben will. Ideen, die man sich selbst gefunden hat oder die man mit Bewunderung von Andern entlehnte, können uns dann beherrschen wie kein Befehl eines Despoten. Der Wahn macht uns mit allen unsern Empfindungen zu Sklaven von Verhältnissen, die nicht im mindesten unserer Natur angemessen sind. Wir,

die wir gegen die kleinste Zumuthung aus einer fremden Ideenwelt sogar aus Unbequemlichkeit schon uns sträuben, sind Tyrannen gegen unser eigenes Behagen, wenn wir mit unserer Entsagung glauben etwas beweisen zu müssen. Rousseau erschien sich groß in seinem Entschluß! Er opferte so manche kleine Freude, die ihm die Kinder doch schon gewährt hatten; er opferte alle seinem Gemüth nicht fremden Traditionen, die im Besitz von Kindern einen Ersatz für das Glück sehen. Er wollte es anders halten. Er wollte die Ueberzeugung behaupten, daß diese Kinder ihm nur infolge einer zufälligen Laune der Natur wurden und daß es seine Pflicht war, sie der Gefahr zu entreißen, bei den Familienbanden, in die sie einst gerathen würden, Verbrecher zu werden wie Pierre und Michel Labrousse. Dieß Gefühl gab ihm Kraft und leichte jede Anwandlung von Reue, die er die Macht der Gewöhnung nannte, die Nachwirkung eines anerzogenen Vorurtheils. Wer seine Natur noch tiefer erkennt, muß ihn bemitleiden. Sein Verstand erfand sich eine Entschuldigung für Das, was seiner Indolenz bequemer war. Der ringende Mensch, der verdrießliche, der unglückliche Mensch, der sein ganzes Leben auf Eine Karte setzte, hier die Karte des Ruhms, glaubt sich von Vielem dispensirt, was bei andern strenger genommen wird, und milde Naturen haben in ihrer Beurtheilung der Größe immer auch für diese Verirrung eine gewisse Nachsicht gehabt.

Es war eine ziemliche Reihe von Jahren, daß Rouſſeau in der Mode war und im Grunde ließ ihm die öffentliche Aufmerkſamkeit bis an ſein Ende keine Ruhe.

Nach den erſten Triumphen, die er feierte und deren ſüßen Rückwirkungen auf ſein Gemüth er ſich ganz hingab, trat bald jene Kriſis ein, die ihm zeitlebens den Ruf des Sonderlings verſchaffte. Er hatte Täuſchungen erlebt, er ſah die Schwierigkeiten ſeiner großen Stellung der Welt gegenüber, er fühlte auch die Nothwendigkeit, ſeine Lehre vom Glück des Naturzuſtandes in Einklang mit ſeinem eigenen Leben zu bringen.

So zog er ſich immer mehr in ſich zurück, lehnte Hingebung und Freundſchaft ab, deren Quellen er faſt immer für trübe hielt, und wurde jener halbbewußte, halb unbewußte Sonderling, der uns ſelbſt da, wo wir ihn nach dem Scheine des Menſchenhaſſers künſtlich haſchen ſehen, eben um dieſer Tragikomödie willen Mitleid einflößt.

Eine Bizarrerie verdrängte die andere und das Unglück wollte, daß ſich zu den Anfällen von Mißtrauen und Grauſamkeit, die er ſich gegen die aufrichtigſten Abſichten erlaubte, immer auch Gründe vorfanden, die ſich, wenn auch nicht aus der Gegend her, wo er verletzte, doch aus ſolchen herleiten ließ, wo er wirklich irgendwie verletzt wurde.

Der Geſinnung gegenüber, die er bald gegen die ganze Welt annahm, wurde ihm ſein Haus von immer größerer

und größerer Wichtigkeit. Er mußte einen Herd haben, auf dem das Feuer eines kleinen Mahls von Rüben oder Bohnen brannte, bei dem man ihn überraschte, um ganz Paris davon erzählen zu können; er mußte, sein System und sein Opiniemus verlangten es, eine Dachkammer bewohnen, wo man ihn antraf, gleichsam wie die Bürger Roms den Cincinnatus hinterm Pfluge.

Nur diese kleine letzte nothwendige Zuflucht seines halb wirklich kranken, halb krank sich stellenden Wesens wurde ihm unausgesetzt verdorben durch Theresens Anhang und durch sie selbst. Immer noch hatte er das oberflächliche Wesen vertröstet auf Tage des Glücks, oft hatte er die biedermen Marken genommen und ihr in festen Farben, die ihm von Herzen kamen und so selbst rührten, die Hoffnung ausgemalt, einst würde sie dann ihre Kinder wieder zurückgewinnen und mit ihnen würden sie in seine geliebte Schweiz ziehen, fern von der Lüge und Bosheit der Pariser. Aber auch Therese war die Lüge. Michel Lebrenffe, der einst über die Läden entfloh, war aus dem Schlangennest zurückgekehrt und gewandt wie er war, ein gelernter Sattler, kam er in die Hände eines Bereiters, der Pferde zuritt. In prächtiger Uniform zeigte er sich in Ermenonville, dem kleinen Landhause des Herzogs von Luxemburg, das Rousseau bewohnte, auch als er schon mit Grimm's Freunden gebrochen hatte und Frau von Franqueville und die Marschallin von Luxem

bourg, die in der Nähe dieſes ländlichen Aufenthalts ſelbſt ihre Sommervillegiaturen machten, ſeine nachſichtigen und duldſamen Gönnerinnen geworden waren. Thereſe zeigte ſich gegen Fabreuſſe ſcheinbar harmlos, nahm den ſtattlichen Zecken auf wie einen alten Freund ihrer Familie, bald aber trat ihre Hinneigung offen zu Tage. Fabreuſſe kam öfter, alle vierzehn Tage war er anfangs da, dann jeden Sonntag und wohl durchſchaute der ſchon alternde und kränkelnde Mann Thereſens Betrug.

Es gefror ihm ſein Inneres.

Eiferſuchtsſcenen waren ſeiner nicht würdig, ſie würden Paris, das Alles und Jedes über ihn erfuhr, beluſtigt haben.

Als aber der Zufall ihn einſt Zeuge der treuloſen Umarmungen Fabreuſſe's und Thereſens in den dichten Schatten des Parks, wo ſie ſich ſicher glaubten, werden ließ, unterdrückte er jede Aufwallung des Zorns. Es war in einem wirklichen Mitleid um das Loos, das einſt ſeine Kinder finden würden, wenn er ſtürbe und ſie zurückkämen an eine ſolche Mutter, daß er die Marken nahm, ſie eine Weile betrachtete, zögerte und zögerte, bis er ſich endlich überwand und ſie von ſich ſchleudernd in den Teich von Ermenonville warf.

## Die ſtillen Genien.

Nach den Begriffen, die wir in der Regelmäßigkeit des Verlaufs unſerer Lebensbedingungen unmittelbar in unſerm Herzen heimiſch finden, ſind die Steine bald zur Hand, die auch auf Rouſſeau geworfen worden ſind.

Wir lieben ein edles Mädchen, das uns gleich ſteht, wir gewinnen ihre Hand und die Ehe ſchlingt ein Band um uns, das bald in ſeine Kreiſe auch Kinder aufnimmt. Wir lieben dieſe Kinder, ſie ſind das Unterpfand unſers Glücks, ſie feſſeln uns an das Leben und wir leben zuletzt nur noch für ſie.

Gegen die Heiligkeit dieſer Empfindungen hat ſich Rouſſeau vergangen, aber es iſt unwahr, wenn man ſeine Handlungsweiſe, ſeine Kinder dem Findelhauſe zu übergeben, ausſchließlich die Folge herzloſen Leichtſinns nennt.

In ſpäteren Jahren fühlte er die Unmöglichkeit, ſich vor der Welt vollkommen zu rechtfertigen.

Die Feinde, die bis in ſeine nächſte Nähe drangen — wie er ewig glaubte unter der Maske der Freundſchaft —, drangen auch ſehr bald in ſeine geheimſten Lebensbe

gerächt ſehen. Konrad ſchien beſtimmt zu ſein, nur der Literatur die Kleider auszuklopfen und die Schuhe zu reinigen. Konrad war ſchon in Kaſſel in einer Druckerei, beim Redakteur der Kaſſeler Zeitung, Dr. Pinhas, Auslaufer geweſen. Konrad machte ſogar Verſe und erfreute damit ſeinen Herrn. Konrad ſchrieb Briefe, die würdig waren, gedruckt zu werden. Börne hätte oft gewünſcht, Konrad wäre weniger äſthetiſch und dafür geſchickter und flinker auf den Beinen geweſen. Dieſer Bediente war in Allem eine treue deutſche ehrliche Seele, auch darin, daß er hundertmal etwas fallen ließ, das er nicht bezahlen konnte, daß er gar nicht gemacht ſchien, mit ihm Staat zu machen und weit öfters ſelbſt unbequem, als ein Hülfsmittel zur Bequemlichkeit war. Konrad war ehrlich, aber auch gewiſſenhaft; er war gewiſſenhaft, aber auch pedantiſch. Er würde ſich in einem Luſtſpiel oft weit beſſer ausgenommen haben, als im wirklichen Leben. Dort hätte man doch wenigſtens über das lachen können, worüber man hier zuweilen hätte weinen mögen. Und grade mit allen dieſen böſen Tugenden und glänzenden Laſtern wurde er für Börne ein Bedürfniß. Er hing mit gränzenloſer Liebe an ſeinem Herrn und lebte ſich ſo in ihn hinein, daß er durch Börne's Tod ganz vereinſamt daſtand. Börne's Freunde wollten ihn nach Deutſchland mitnehmen, er wollte nicht zurückkehren. Tauſend Franken, aus Börne's Verlaſſenſchaft gezahlt, ſicherten ihn vor augenblicklichem Mangel. Erſt trat er in die Dienſte Meyerbeer's, dann begleitete er einen Reiſenden nach Italien, den bekannten Landſchaftmaler Bertin, ſchrieb von dort aus ſehr originelle Briefe, kehrte nach Paris zurück, heirathete eine Franzöſin und hat ſich jetzt in der Nähe von Paris mit einem gewiſſen Wohlſtande niedergelaſſen.

ziehungen und ſeine beiden Frauen, Thereſe und ihre Mutter, hatten ihn wegen der Preisgabe ihrer Kinder oft genug verrathen. Er vernichtete, in dem Zorn und Haß auf dieſe bösartige pariſer Welt, die Marken auch ſchon deßhalb, um das Gaukelſpiel abzuwenden, das man veranſtaltete, ihm eines Tags ſeine Kinder wieder zurückzubringen.

Grimm lud Mutter und Tochter zu ſich und horchte Details über Rouſſeau's Leben aus, die er an deutſche Fürſten und die Kaiſerin von Rußland als „literariſche Correſpondenz“ ſchrieb. Ueber Rouſſeau den Cyniker, den Naturmenſchen, den ehemaligen Bedienten und noch jetzt bei allem Ruhme unerſchütterlichen Notenſchreiber — er ſchlug die Penſion einer Pompadour aus und ernährte ſich nur von Notenſchreiben —, konnte man der Wunderlichkeiten nicht genug hören. Man forſchte nach Rouſſeau's Kindern, aber man fand ſie nicht mehr; die Marken waren vernichtet.

Düſtergrollend ſah Rouſſeau alle dieſe geheimen Eingriffe in ſein Leben und immer maßloſer wurde ſeine Sehnſucht nach Einſamkeit. Selbſt in den Wintertagen blieb er im Park von Ermenonville, blieb unter Sturm, der die entlaubten Bäume ſchüttelte, im Schnee, der rings auf ihren Zweigen geſpenſtiſch leuchtete. Während Thereſe dann ſchlief am Spinnrad, Rouſſeau, ein Blatt Papier vor ſich, an der „Neuen Heloiſe“ dichtete und die Lampe

düster brannte, sah er dann wohl im Geist geheimnißvolle Schatten um sich her schweben, Gestalten, die dies stille Haus im Walde so gern verwandelt hätten in einen Tempel der Häuslichkeit. Die lichten Engel nahmen die Züge seiner Kinder an. Zwei von ihnen hatten Flügel; diese waren wohl todt — das Dritte, ein Knabe, den man Emil getauft hatte, trug noch keine Flügel; er lebte wohl noch. Schwere Seufzer entrangen sich der Brust des Armen, der mit Hülfe der Künste und Wissenschaften die Welt glauben machen wollte, daß Künste und Wissenschaften sie um den Frieden und die Reinheit ihrer Sitten gebracht hätten! Damals mochte ihm schon eine Ahnung kommen, daß die wahre Philosophie nicht die Familie aus der Gesellschaft herleitet, sondern die Gesellschaft aus der Familie.

Rousseau hat es nie gesagt, daß sein „Emil“, mit dem er die Erziehungsmethode des Jahrhunderts revolutionirte und der Vorgänger Pestalozzi's, der geistige Vater aller Kinder des 18. und 19. Jahrhunderts wurde, eine Sühne war für Das, was er an seinen eigenen Kindern verbrach.

Nie konnte er sich ganz von der Vorstellung trennen, daß seine Kinder unter Therese's Leitung verloren gewesen wären, immer erklärte er sich für zu schwach, als daß er bei der großen Lebensaufgabe, die ihn drückte, ihr Schutz und Berather gewesen wäre.

Allein die Genien ſeiner eigenen Kinder waren es, die ihm die Feder in die Hand drückten und ihm zuflüſterten: Schildere der Welt das Glück der Elternliebe!

Die Wehmuth war ſeine Muſe, als er den Müttern zurief: Nährt eure Kinder an den Quellen des Wachsthums und der Geſundheit, welche die Natur aus eurer eigenen Bruſt geleitet wiſſen will!

Die Wehmuth war ſeine Muſe, als er Jeden, der ein Kind in die Welt geſetzt hatte, auch verantwortlich machte für deſſen Bildung und Fortentwicklung.

Er ſtellt ein Modell auf, das er Emil nennt. Er läßt Emil erzogen werden auf die Gefahr hin, einſt Alles zu verlieren und allein dazuſtehen im Leben, nur bezogen auf ſich ſelbſt, abhängig von ſich ſelbſt, ja in Kerker und Banden noch frei zu ſein, ſein eigener Herr und Meiſter.

Rouſſeau ſah voraus, daß Europa nicht bleiben würde, was es damals war. Er verkündigte das Zeitalter der Revolutionen. Die Menſchen dann vorzubereiten auf die Umwälzungen, ſie im Sturm der zuſammenbrechenden alten Bedingungen des Daſeins, der Stände, ihrer Unterſchiede, nichts ſein und bleiben zu laſſen als Menſchen, fähig zu allem Guten und Großen, das war nach ihm das Ziel, das die Erziehung nicht ernſt genug ins Auge faſſen konnte. Er wollte Arme erziehen, um Könige zu werden, Könige erziehen, um mit Würde von ihren Thronen zu ſteigen.

Das Parlement von Paris verurtheilte den »Emil« zur schimpflichsten Vernichtung durch Henkers Hand.

Der Verfasser entzog sich nur durch eine schleunige Flucht dem Schicksal, selbst verhaftet zu werden.

So hatte sich die Zeit überlebt, daß die Gesetze und die Anwalte ihres Buchstabens denselben Autor verfolgten, den Fürsten und Fürstinnen beschützten. Der Herzog von Luxembourg gab Wagen und Pferde für eine Flucht seines Nachbars, deren Nothwendigkeit Malesherbes in seiner Eigenschaft als Chef des obersten Gerichtshofs von Paris ihnen vorher angedeutet hatte.

Und das Opfer, das Rousseau den Manen seiner Kinder brachte, die er nie wieder sah, stieg mit wohlgefälligem Duft zur Versöhnung empor.

Seine tiefste, geheimste, bitterste Reue wurde das Evangelium einer neuen Erziehungsmethode sowohl für die Mütter, die ihre Kinder wieder selbst nährten, wie für die Väter und Erzieher, die damals mit einem durch Rousseau über ganz Europa sich verbreitenden Enthusiasmus ein Geschlecht der Erde zu geben gelebten, besser, stärker, als ihr eigenes war.

Therese blieb auf den Reisen nach der Schweiz, nach England und, als bessere Zeiten kamen, nach Frankreich zurück, Rousseau's Begleiterin. Am Abend seiner Tage gab er ihrem Bunde noch die Weihe der Kirche. Er war ihr den Dank schuldig, — daß Gewohnheit, Alter und

Mangel sie an ihn fesselten. Er lobt sie in seinen „Bekenntnissen.“ Er rühmt ihr Sorgfalt und Liebe nach. Sie hatte kein ganz verdorbenes Herz, aber ihre Empfindungsweise war roh und bedurfte der Regelung erst durch guten Rath. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Rousseau sie in den am Abend seines Lebens geschriebenen und hie und da schon verbreiteten „Bekenntnissen“ nur deßhalb rühmte, weil er fürchtete, von ihr verlassen und dann ganz einsam zu sterben. Wenn der Mensch dem Grabe sich nähert, denkt er mehr, als er davon spricht, an die Bereitung seines letzten Lagers.

Diese „Bekenntnisse“ existiren nur im Manuscripte, sie wurden von ihm Denen vorgelesen, die ihm in der Schweiz, in England, später noch einmal in Paris wohlwollten oder hinter Wohlwollen ihre Neugier versteckten. Therese war zugegen, wenn er las, sie hörte, was er Rühmendes von ihr geschrieben. Er rühmte sie, damit er sie ermunterte, des Ruhmes werth zu sein!

Armer Jean Jacques! Du krankest an dir selbst! Die Umstände drängten dir Gedanken auf, die du annahmst und predigtest, während tausend Stimmen oft in dir das Gegentheil riefen!

So trotztest du wider dich selbst und zwangst dich, während deine Lippen Freiheitshymnen sangen, wie oft — dein eigener Tyrann zu sein!

Die Furcht vor der Inconsequenz zwang dir Consequenz ab und so mißtrauisch warst du gegen dich und die Welt, daß du selbst der sich Dir von selbst nähernden Stunde des Todes nicht trautest!

In der Schweiz, gehetzt, verfolgt von den Genfern und Franzosen, auf der Insel Biel, wo dir nur eine Hütte noch gehörte, die ringsum die Welle eines kleinen Sees bespülte, an dessen Ufern die Häscher lauerten, dort hättest du jenes Gift nehmen sollen, das du in der glücklichen Freistatt nahmst, die Dir Prinz Conti in Montmorency gewährt hatte!

Wie war dieser Selbstmord möglich? Doch wohl nur aus Furcht, aus selbstquälerischer Hypochondrie, aus Angst, so sterben zu sollen, wie man gemeiniglich stirbt. Rousseau tödtete sich selbst, um freier zu sein als sein Schicksal. Er wollte sterben — wollte es, um nicht zu müssen.

Wie sich Rousseau in seinen letzten Lebenstagen oft nach der Liebe eines Kindes gesehnt hat, beweist seine Freude, als er einst in der Schweiz einem jungen Manne begegnete, in dessen Zügen er eine Aehnlichkeit mit seinen vor zwanzig Jahren ausgesetzten Kindern entdeckte.

Wie schmerzt es die Dichtung, zu erwiesene Wahrheit nicht entstellen zu dürfen!

Zu glücklich hätt' es uns gemacht, ausmalen zu dürfen, daß ein Jüngling schon lange die Fußstapfen des Greises

ſuchte, ihm folgte, ſich ihm näherte, ſeine Dienſte ſuchte, ihn führte, ihn ſtützte, ihn Vater nannte, nichts für ſich zum Zeugniß gebend, als daß er in einem Findelhauſe gefunden war; Emil hieß und nichts von ſeinen Aeltern wußte — die Erfindung tritt beſchämt zur Seite, verdrängt von der erwieſeneren Thatſache, daß die Wittwe Rouſſeau's noch Michel Labrouſſe, den Dächerflüchtling, heirathete.

Wenn jener Jüngling in der Schweiz nicht Rouſſeau's echter Emil, ſondern nur deſſen Sühnengel war, ſo beſcheidet ſich die Erfindung mit der Verſöhnung, die irdiſche Formen für Das nicht bedarf, was nichtsdeſtoweniger in einem unſichtbaren Reiche wirklich und bewieſen iſt.

# II.

# Ein deutsches Dichterleben.

Das Leben unſerer ältern Dichter verlief größten theils ſehr einfach.

Sie hatten meiſtens ſtudirt, dann ein Amt angetreten und dichteten in ihren Mußeſtunden.

Weſſen Genius höhere Flüge verſuchte, der ſah ſich zeitig nach »Gönnern«, »Mäcenen« um und fand ſie im höhern Adel und Fürſtenſtande. Es wurde keinem unſerer großen Geiſter verdacht, wenn er ambirte, petitionirte, Huldigungsgedichte ſchrieb, Widmungen ſeiner Werke erließ und ſich in den Beſitz eines Amts, einer Penſion in den üblichen Formen der unterthänigſten Devotion zu verſetzen ſuchte. Die vielen Bittbriefe dieſer Art, Briefe die von Klopſtock an bis auf Jean Paul genugſam exiſtiren, verrenkt dieſen großen Namen jetzt Niemand. Im Gegentheil: ſie ehren uns.

Mit der Gegenwart iſt es anders.

Die Dichter des Tags theilen ſich in zwei Klaſſen: in harmloſe und anſtößige.

Harmlos ſind die Poeten, die in ihrer früheſten Entwicklung, in ihrem Naturell, in den Umſtänden ihrer all-

In Kaſſel hatte ſich Börne's Geſundheitszuſtand ſo verſchlimmert, daß er unmittelbar nach Wiesbaden reiſte. Sein Uebel, rheumatiſche Lähmung, hatte ſich ſo geſteigert, daß er von einem Bette zum andern getragen werden mußte und die heftigſten Schmerzen litt. „Verehrteſter Herr Geheimerath," ſchrieb er an Dr. Löhr, ſeinen Arzt in Wiesbaden: „da das Wetter gut zu werden anfängt, habe ich mir vorgenommen nach Ems zu reiſen. Ihnen mein Dankgefühl auszudrücken für die unendliche Güte, die Sie mir bezeigt, und für die unbeſchreibliche Geduld, die Sie mit mir armen ängſtlichen Menſchen gehabt, würde ich vergebens nach Worten ſuchen. Möchte der Himmel, wenn er mich ferner mit Krankheiten heimſuchen will, mich zu meinem Troſte dann immer in Ihre Nähe führen. Entziehen Sie die Theilnahme, die Sie für den Kranken hatten, dem Geneſenen nicht ganz und erinnern Sie ſich zuweilen deſſen, der Ihnen für ſein ganzes Leben und aus vollem Herzen ergeben ſein wird." Dieſen Brief begleitete das Honorar. Sein Dank für die ihm bewieſene Geduld iſt inſofern nicht ganz motivirt, als Börne bei ſeinen Leiden die größte Geduld, Ruhe und ſogar Heiterkeit bewies und nie klagte. „Sehen Sie," ſagte er oft, „körperliche Schmerzen, beſtimmte, ausgeſprochene, wenn auch noch ſo heftige, kann ich ſehr gut ertragen; nicht ſo gut hypochondriſche Leiden oder Seelenſchmerz." Der dem Arzt abgeſtattete Dank iſt um ſo zartfühlender, als Börne anfing, ſich gegen alles Mediziniren zu erklären und ſich in ihm die Anſicht feſtſetzte, daß ſeine vielgenoſſenen früheren Arzneien ſeinen Zuſtand verſchlimmerten.

Aus dieſer Zeit ſetzen wir einen ungedruckten Brief an ſeine Schweſter her. „Wiesbaden den 20. April 1829. Liebe

mäßigen Ausbildung vor dem Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit bewahrt blieben.

Anstößig sind diejenigen, die ihr Naturell, ihr Bildungsgang früh auf die Arena der Zeitkämpfe führte, die, denen sich ihr Dichten und Trachten mit den philosophischen, kirchlichen und politischen Debatten des Tags versetzte. Sie werden, wie jetzt der Geschmack ist, immer seltener. Die Zeit hat Warnungstafeln aufgestellt.

Der Lebenslauf »harmloser« Schriftsteller geht größtentheils noch immer mit der Gunst derjenigen Beförderung, die sie vor Mangel und Entbehrung schützt.

Schwieriger verwickelt sich dem Autor sein Dasein, wenn er an den sich bekämpfenden Ideen der Zeit betheiligt war. Er bleibt, wenn er zu einer Richtung gehört, die man von oben her verwirft, fast sein Lebenlang auf sich angewiesen. Aemter, Unterstützungen der Großen sind ihm verschlossen. Wachend über die Lauterkeit seiner Ueberzeugungen darf er kaum nach irgend einer Seite hin Schritte zur Verständigung wagen. Er ist der moderne geistige Proletarier, den wohl einmal ein Erfolg über die Sorgen einiger Jahre hinwegführen kann, der aber immer wieder aufs Neue bedacht sein muß, für seine fernern Hilfsquellen selbst zu sorgen und sich sein Talent wie nur irgend möglich ergiebig zu machen.

Wer unsere Zeit mit philosophischem Blick beurtheilt, wird in der Entstehung eines solchen subalternen Schrift-

ſtellerproletariats ein tieferes Moment unſerer Entwicklung nicht verkennen. Er wird daraus Schlüſſe ziehen auf die Literatur wie auf die Zeit.

Aehnliche Erſcheinungen hatte man in der Literatur Englands im vorigen Jahrhundert, nur mit dem Unterſchied, daß dort die unruhigen Autoren zwei mächtige Parteien vorfanden, die gleichberechtigt miteinander rangen, ſich verdrängen konnten und ſelbſt wenn ſie unterlagen, von ihrer Partei mit den nöthigen Gütern des Lebens ausgeſtattet und von Denen, die mit ihnen geſtritten hatten, ſchadlos gehalten wurden. Auch Frankreich hatte eine anſtößige Literatur. Die Encyklopädiſtenſchule gehört zu ihr; aber ehe die Revolution ihre blutigen Tribunale aufgeſchlagen hatte, bielten Thron und Altar, Alles was auf Bildung Anſpruch machte, mit den Grundbegriffen der Revolution, ihren Wortführern und Propheten. Diderot bewegte ſich in der höchſten Geſellſchaft, wurde von der Kaiſerin von Rußland empfangen und beſchenkt, Rouſſeau konnte ſich vor Herzoginnen und Marquiſinnen, die ihm mit Gewalt ſein Leben auf ſeidenen Kiſſen betten wollten, nicht bergen.

Alles Das hat ſich geändert.

Wie ſehr ein liberaler Schriftſteller ein Paria der Geſellſchaft iſt, wie ſchwer es ihm wird, ſelbſt bei Erkenntniß etwaiger Irrthümer oder zu geringer Befähigung umzukehren und andere Lebensberufe zu erwählen, wie

sehr ihn sein Schicksal treibt, auf der Bahn eines solchen Wirkens und Schaffens, wie es hintennach die Kritik oder Literarhistorie gewöhnlich verurtheilt, fortzugehen, beweise ein Rückblick auf das Leben des kürzlich verstorbenen Dichters Eduard Duller.

Eduard Duller war ein Oestreicher.

Ihn wie viele seiner Landsleute ergriff früh die Sehnsucht, mit dem Regen eines poetischen Dranges auch die Heimath aufzugeben und sich von der Kraft seiner Flügel nach den deutschen Gegenden versetzen zu lassen, wo den jugendlichen Hoffnungen Ruhm und Erfolge winken. Es drängt die bald Enttäuschten meist nach Sachsen.

Duller wanderte in den dreißiger Jahren nach München. Ein gewisser katholischer, mittelalterlich gestimmter Sinn führte ihn zur Pflanzstätte der neuern Kunst und engverbunden mit seinem Landsmann und Freunde Moritz von Schwind, der die mittelalterliche Auffassungsweise seiner Kunst bis zur höchsten Meisterschaft ausgebildet hat, versuchte sich Duller in der damaligen Modepoesie, der Nibelungenstrophe, in dem damaligen Modedrama, dem Künstlerdrama, in dem damaligen Moderoman, der Spindler'schen Romantisirung des Mittelalters.

Es ist nun eine gewöhnliche Erscheinung des modernen Literatenthums, in dem wir eine charakteristische Erscheinung der Zeit anerkannt beanspruchen, daß man vier, fünf Jahre lang einen Scheinruhm, eine Quasiberühmt

heit haben kann, ja sogar bedeutende buchhändlerische Erfolge. Wer sich an irgend eine Schule, eine Partei ung, auch nur an eine Miete anschließt, findet Anerkennung und Anerkennung in jeder Beziehung. Die eigenthümliche Verfassung unsere Buchhandels macht es eben möglich, daß ein Verleger drei Jahre lang über das wahre Schicksal eines Verlagsartikels im Unklaren ist. Der junge Autor zieht davon Nutzen.

Eduard Duller schrieb Gedichte und Romane mit immer größerm Entgelt. An günstigen Recensionen von Freundeshand fehlte es nicht. Er durfte sogar eine eigene Zeitschrift begründen. Sein Lebenslos schien gesichert.

Bald aber stellte sich heraus, daß es auf dem poetischen Gebiete in Deutschland zweierlei Literatur gibt: eine für das Publikum und eine für die Literaten.

Es ist auffallend, wie lange es verborgen bleiben kann, daß beide Kreise völlig verschiedene sind.

Es gibt Namen, die Lebenslang nur von Denen, die selbst schreiben, gekannt und anerkannt wurden und Niemand liest sie, und andere, die Lebenslang von Denen, die schreiben, immer nur angegriffen wurden und Jedes, was sie unternehmen, interessirt das Publicum. Zeitschriften, die in jeder Nummer Angriffe bringen, die den Literaten von Fach amüsiren, werden vom Publikum übersehen, während Zeitschriften, die dem Manne von der Feder langweilig vorkommen, der Lesewelt Freude machen.

Das Publikum iſt der Literatur für Literaten geradezu abgeneigt; denn faſt jede deutſche Stadt trägt ein Exemplar irgend eines ſolchen eingebildeten Journalſcribenten zur Schau, von dem man ſo viel Proben ſeines auf Nichts begründeten Beſſerwiſſens und des falſchen Effects, der im gedruckten Buchſtaben liegen kann, täglich vor Augen hat, daß man von andern Städten gleiche Vorausſetzungen macht und ſich gegen die Privatvergnügungen der Schriftſteller unter ſich ſo viel wie möglich abſchließt.

Eduard Duller hatte ſchon eine Familie begründet, als er zu der Erkenntniß kam, daß ſeine Gedichte und Romane nicht geleſen wurden.

Er hatte die achtbarſten Beweiſe von poetiſcher Anſchauung gegeben, von lebendiger Phantaſie, aber es lag ein unabweisbarer Typus von Unreife auf Allem, was er ſchrieb.

Er dictirte in wildeſter Aufregung einem Schreiber Romane, die in Allem, was ſich auf ein fleißiges Anſchauen alter Bauwerke, auf ein Blättern in alten Miniaturen und Holzſchnitten begründen ließ, in Allem, was legenden- und ſagenhaft aus dem Glauben und Träumen des Mittelalters mit unterlief, anerkennenswerth waren, die aber in Dem, was an wahrem menſchlichen Intereſſe und ſittlicher Feſſelung der Theilnahme geboten wurde, unter dem Gewöhnlichen ſtanden.

Da trat denn eine Krisis ein, die ihm verschreiben mußte, sich vorläufig auf die Journalistik zu beschränken.

Die Lebensansprüche eines solchen deutschen Autors sind so gering!

Eine kleine Wohnung in Frankfurt am Main, ein Gärtchen, mindestens ein grüner Rasenplatz mit einem Hollunderbaum, unter dem man mit einigen Freunden Cigarren rauchen, bescheiden einem Glase deutschen Gerstentranke zusprechen und von Krieg und Frieden auf politischem und literarischem Gebiete plaudern kann, ein regelmäßiger Spaziergang um die Thore, ein gutes Lesezimmer, alle sechs Wochen einmal eine Wanderung in den anmuthigen, quellenreichen Taunus, alle Jahre ein kleiner Ausflug einige Meilen weiter an den Rhein; dazwischen eine möglichst lebhafte Correspondenz mit Buchhändlern, Redactionen; dann noch die damalige Quälerei und Hetzjagd mit der Censur, auch wohl eine gekündigte Aufenthaltskarte, ein langes Mühen und Schreiben und Gequält werden um Pässe und Heimathsscheine — das ist so das Leben eines deutschen Schriftstellers im 19. Jahrhundert, der sich von Monat zu Monat, von Vierteljahr zu Vierteljahr hinarbeiten muß und sich im Stillen nur tröstet, daß einst der Tod ihm doch wohl Friede und vielleicht ein Stückchen Unsterblichkeit bringen werde.

Eduard Duller hatte einen preußischen Lieutnant kennen gelernt, der einen großen Einfluß auf seine Richtung gewann.

Es war in Trier beim Beſuche ſeiner Braut, wo er mit einem jungen, ernſten, poetiſch angeregten Manne im blauen Rock mit rothem Kragen und dem ſilbernen Porte épée am Degen bekannt wurde. Es war dies **Friedrich von Sallet.**

Noch war in dieſem zu jung verſtorbenen, eigenthümlichen Dichter nicht die ſpeculativ grübelnde Verſtandesmyſtik aufgegangen, die ihm ſpäter ſein Laienevangelium eingab; Sallet verſuchte ſich in kleinen epiſchen, ſelbſt ſcherzhaften Gedichten. Aber ſchon beförderte er Duller's Trennung von dem mittelalterlichen Bann, in dem dieſer bisher gelebt hatte, die Trennung von den Todtentänzen, Beguinen, Vehmbünden, Hexenſabbathen und jener ganzen chronikaliſchen Welt des Mittelalters, in der ſein älterer Freund Moritz von Schwind ſich, damals im Bauerlande lebend, an dem ſagenreichen „Mummelſee“ mit ſeinen weißen, glänzenden Mondſcheinnixen, immer mehr befeſtigte.

Duller ging zu den neuen Anſchauungen der Zeit über und ergriff mit einer ihm eigenen, mehr krankhaften als ſichern Lebhaftigkeit die damals lichtfreundliche Debatte, die Polemik um den Trierer Rock und den Deutſchkatholicismus.

Sorge um ſeine Exiſtenz trieb ihn vom theuern Frankfurt nach dem wohlfeilern Darmſtadt. Er arbeitete mit raſtloſem Eifer vom Morgen bis zur Nacht bald für eine

Zeitung, das »Vaterland« genannt, bald für eine populare »deutſche Geſchichte«, die er zu veröffentlichen gedachte.

Letztere erſchien auch und machte Glück. Man wird die beiden kleinen, mit vielen Holzſchnitten gezierten Bändchen kennen, die man gern ſeinen Söhnen am Weihnachtabend zur Beſcheerung aufſtellt.

Das Mißgeſchick des deutſchen Schriftſtellers iſt aber auch dies, daß, wenn ihm einmal etwas glückt, er doch nur geringen Vortheil davon zieht. Duller hatte dieſe ſchon in vielen Auflagen erſchienene Geſchichte unter ungünſtigen Bedingungen verkaufen müſſen. Nun ruhte er nicht, dieſen Erfolg einzuhelen. Er befreite ſich von Allem, was an ihm noch »belletriſtiſch« war. Er vereinfachte ſeinen bilderüberladenen Styl, er befleißigte ſich populärer Natürlichkeit und ſchrieb Ergänzungen zu Schiller's Geſchichte des Abfalls der Niederlande, auch reiſte er nach Wien, um Materialien zu einem Werke über Erzherzog Karl zu ſammeln.

Doch dieſe ferneren Unternehmungen wollten wiederum nicht recht glücken und wieder ſtand ein raſtloſes, beſcheidenes Streben an einer neuen Kriſis. Ewig die Feder führen, Bogen auf Bogen füllen, wer erträgt das! Wer ſehnt ſich nicht nach einem Augenblick, wo endlich nur der Genius, nur der gereifte, geläuterte Geſchmack die Feder führt, nur das Gefeilte, Gelungene, vielfach Geprüfte in die Oeffentlichkeit tritt! Auch unſer Duller ſah ſich um,

ob Niemand ihm eine helfende Hand bot, ob er ewig nur allein auf sich angewiesen sein sollte, ob Niemand von Denen, die reich und mächtig sind, an ihm übersehen würden, daß er zu Denen gehörte, die für die Bewegung geschrieben!

In Darmstadt war manche Gelegenheit, seinen bescheidenen Ansprüchen entgegenzukommen. Man gab ihm das Zeugniß eines achtbaren, gutmüthigen, freundlichen Mannes, der sich edel und rein seinen bürgerlichen Namen erhielt. Allein er ging mit den Deutschkatholiken! So verschloß sich ihm jeder Beistand, jedes Entgegenkommen.

So wurde Eduard Duller getrieben, sich nun ganz nur noch an seine nächsten Gesinnungsgenossen anzuschließen.

Er unterwarf sich einem Candidatenexamen und wurde deutschkatholischer Pfarrer.

Nirgends aber wollte man ihn bestätigen, in Darmstadt, in Mainz nicht. Endlich fand er, müde und krank, in Wiesbaden ein Asyl. Er raffte seine letzte Kraft zusammen, eine umfassendere deutsche Geschichte zu schreiben. Zwei Bände des fleißigen, warm und edel gehaltenen Werks sind erschienen.

Mitten in der Ausarbeitung dieses sogleich von zwei Concurrenzwerken (Pfaff und Venedey) bedrohten und vorzugsweise nur von der Minorität seiner Gesinnungsgenossen unterstützten Werkes kam der ihn schon lange umkreisende Tod immer näher und näher.

Er ſtarb wie ein Schriftſteller des 19. Jahrhunderts ſtirbt, mit der Feder in der Hand, mit dem letzten Correcturbogen ſeines gerade im Drucke befindlichen Werkes auf der Decke ſeines Krankenlagers, mit dem letzten ſchmerzlichen Seufzer des zurückſinkenden Hauptes und zuſammenbrechenden Körpers: Ich kann nicht mehr!

Wenn ihr nun wieder ſo allgemeine und Alles in Allem zuſammenfaſſende Verurtheilungen der neuen Literatur leſt, wie deren genug geſchrieben werden, ſo vergegenwärtigt euch den Lebenslauf eines ſolchen im Alter von 45 Jahren abſcheidenden braven, liebevollen, kindlichen Gemüths und eines wahrhaft „armen Poeten“ und aus dem dunkeln Walten der Zeit wird euch Manches in anderm Lichte aufgehen, als man es in den grellen Gaslaternen unſerer Literarhiſteriker angeſteckt findet.

Schweſter! Dein Brief hat mir ſehr viel Freude gemacht und ich danke dir herzlich dafür. An der Verheirathung deiner Kinder und deiner Zufriedenheit nehme ich den brüderlichſten Antheil. Ich grüße deine Töchter und Schwiegerſöhne von ganzem Herzen. Die gute Thereſe ſoll mit mir zufrieden ſein. Es braucht gar keiner Verſöhnung und einer feierlichen Bezeugung derſelben. Wenn wir uns treffen, ſoll es ſein als wäre nichts vorgefallen."

„Ich wünſchte auch ſehr dich vor deiner Abreiſe nach München zu ſprechen. Aber nach Frankfurt kann und mag ich nicht kommen. Ich habe ſehr dringende literariſche Arbeiten, muß nachholen, was ich durch ein dreiwöchentliches rheumatiſches Fieber verſäumt habe, und Frankfurt würde mich zu ſehr zerſtreuen. Auch iſt mir der Aufenthalt dort immer unangenehm geweſen. Es wäre mir daher ſehr erfreulich, wenn du ſo gut wäreſt, mit mir an einem dritten Orte zuſammenzukommen. Aus Gründen, die ich ſchriftlich nicht mittheilen kann, wünſchte ich nicht, daß du hieherkämeſt, lieber wäre mir, wir träfen uns in Mainz. Ich bleibe bis Anfang Juni hier, du kannſt alſo nach Belieben den Tag beſtimmen. Schreibe mir denn, an welchem Tage du dort ſein willſt und in welchem Wirthshaus du einkehrſt. Du mußt aber dich genau verſichern, wann dein Brief hier in Wiesbaden anlangt, daß ich ihn etwa nicht zu ſpät bekomme."

„Ich freue mich ſehr die jungen Weiber zu ſehen. Willſt du eine Nacht in Mainz bleiben, wäre es um ſo ſchöner. Wir könnten dann länger beiſammen bleiben. Es wird mich ſehr intereſſiren, mit dir von deinem Louis zu ſprechen, aus dem ich in Berlin eigentlich nicht recht klug werden

# III.

## Was sich der Buchladen erzählt.

Weihnachten war vorüber.

In dem Gewölbe eines Berliner Buchhändlers war endlich Ruhe eingetreten.

Die Struwwelpeter, die goldgeschnittene Lyrik, die Laienbreviere und Chrestomathieen waren verkauft und der Rest gewann jetzt Zeit, über sich selbst Betrachtungen anzustellen.

Neujahr stand vor der Thür. Die Remittenden rüsteten sich, Abschied zu nehmen von dem einjährigen traulichen Beisammenleben mit den gangbaren Artikeln und einer großen Anzahl bestäubter und vergilbter alter Ladenhüter. Da ist es kein Wunder, daß eines Abends, als die Thüren geschlossen, die Gaslampen erloschen waren, die Bücher vor innerster Anregung Sprache gewannen und natürlich Andersens Märchen die nächtliche Unterhaltung eröffneten.

Reden, Euch aussprechen, weinen, jubeln wollt ihr, sagte der illustrirte, schön gedruckte Klein-Quartband, und wer kann Euch daran hindern, seitdem ich von meinem Vater auf die Welt gesetzt bin! Ich habe ja zuerst alles Lebloſe mit Empfindung und Sprachwerkzeugen begabt.

Meine redenden Stecknadeln und Laternenpfähle haben Aesop, Phädrus und Casti aus der Fabelwelt in den veralteten Stall der redenden Thiere gebannt. Lafontaine ist eine alte Vase, eine alte Mère Oye gegen uns, die wir Fabel und Märchen verbunden haben und Alles reden ließen, die Blumen und die Sterne, die Bäume und die Winde, die Strumpfbänder, die Halskrägen, die Glasscherben, die Messer und die alten Gummischuhe. Rede jetzt du altes Schreibepult mit eingeschlossenen Dichter-Manuscripten, rede, du leere Kasse, die alle Geheimnisse der Literatur kennt, redet ihr doppelten Strazzen, redet ihr Steh- und Hängelampen! Andersen gab Euch Redefreiheit, sprecht Euch in Eurer Wehmuth und Euren lyrischen Empfindungen aus und denkt, wie der Vater aller allegorischen Erzählungskunst, Marcus Menenius Agrippa, bei Shakespeare sagt . . . Wie heißt die Stelle?

Sogleich säuselte in der Nähe ein Stimmchen:

„Ich kann den Bauch ja lächeln lassen, denk' ich, so gut wie sprechen —"

Es war die Schlegel'sche Uebersetzung des großen Britten, ergänzt von Tieck, die diese gelehrte Anmerkung machte.

Brave! riefen Andersens Märchen. Das geht ja schon prächtig! Folgt nur meinem Beispiele! Plappert und plaudert, wie Euch der Schnabel gewachsen ist!

Andersens Märchen brauchten diese Aufforderung nicht zweimal auszusprechen, als schon ein solches Durch-

einander von Redeluſt hörbar wurde, wie es die alten Mäuſe und Ratten des Büchergewölbes nicht einmal am Tage von den Menſchen hier vernommen hatten. Nicht bloß zu reden fing dieſe Bücherwelt an, ſondern ſogar ſich zu bewegen, frei und lebendig, nicht automatenhaft, ſondern tanzend und ſpringend, wer leicht und behend, brummend und murrend, wer mit Bindfaden am Vollgenuß ſeiner Ungebundenheit gehindert war. Das dehnte ſich, das ſprengte ſeine Feſſeln, das lief die Bücherleitern auf und ab und Anderſens Märchen lachten und klaſchten in die Hände und riefen:

Wenn die Ratten und Mäuſe, die Motten und die Schaben nur nicht eiferſüchtig werden und auf die Straße laufen und die Wächter, das Schutzamt oder den General Wrangel holen; oder haben wir keinen Belagerungszuſtand mehr?

Nein! rief eine kräftige und rhetoriſch, ja dramatiſch gebildete Stimme, nein, wir ſind in unſerm Rechte! Belagerungszuſtand hin, Wrangel her, wir dürfen mitſprechen. Das iſt nicht nur die Maierrungenſchaft der Poeſie, ſondern ſogar eine Märzerrungenſchaft der Politik!

Die Bücher lachten wie über einen Kalenderwitz. Die noch unverkauften komiſchen Kalender wandten ſich auch ganz verdrießlich und wollten ſehen, wer ſich da erlaubte, in ihre Vorrechte zu greifen und über die Märzerrungenſchaften zu ſprechen.

Der Sprecher war ein dünnes, aber ſehr langes und breites Büchlein, das man vom Rücken aus in ſeinem Titel nicht erkennen konnte. Denn die ſchönſten Titel tragen dieſe Herrſchaften von Gold auf dem Rücken, wie die Menſchen die Orden auf der Bruſt und nur ihre Zöpfe auf dem Rücken. Dies Büchlein hieß: Hans von Puttlitz: Was ſich der Wald erzählt.

Kaum hatte dieſes Buch ſeinen Witz gemacht und die Converſation gleichſam eröffnet, ſo hüpften eine Menge kleiner Miniaturausgaben deſſelben Werkes, mit Goldſchnitt geziert, luſtig herbei und gruppirten ſich mit ihrem Bruder, der größeren Octavausgabe, zu einer behaglichen und wie von Regiſſeurshand geordneten Situation.

Die Octavausgabe von: Was ſich der Wald erzählt, begann:

Wir ſind in unſerm Rechte! Seit Anderſen die Weihnachtsbäumchen ihre Geſchichte hat erzählen laſſen, ſeit ſelbſt der Ball und der Kreiſel, die Häringsköpfe und die Nußſchalen bei unſerm Vater Sprache gewonnen haben, iſt uns das Wort gegeben. Der Wald ſpricht, die Flur ſpricht! Nicht wie bei den alten Dichtern, der Menſchengeiſt, angeheimelt von Wald und Flur. Das iſt abgeleiert! Nein jetzt reden die Brenneſſeln, die Thymianpflanzen, die alten Eichenſtrünke, die abgebrochenen Zweige, die Gärtnerſcheeren, die Gießkannen, das Unkraut, die Maulwurfshügel, Alles durcheinan-

der hat Sprache und wenn Ihr Muße habt zuzuhören . . .

Zuzuhören? riefen hundert Stimmen durcheinander. Wir wollen nicht zuhören! Wir können selber sprechen! Wir sind dazu da, um uns hören zu lassen, nicht um selber zu hören. Die Menschen sollen uns hören, die Menschen sollen schweigen, die Menschen sollen uns . . .

Kaufen! warf eine Stimme dazwischen, die von einer Ecke am Fenster herüberkam. Es war ein Ton fast wie der des bekannten Müllerthiers. Man blickte hinüber auf das Pult des Buchhändlers. Der Sprecher, der diese trockene Anmerkung gemacht hatte, war der letzte Meßkatalog, der sich, um sein ruhiges Trotten von und zur Mühle der Industrie auszudrücken, gewöhnlich in das bekannte Graublau jenes Thieres kleidet, dessen Sprechen nur zu Bileams Zeiten auffallen konnte, während jetzt bei unsern Dichtern nicht nur die Esel, sondern sogar die Mehlsäcke sprechen dürfen.

Der Einfall des Meßkatalogs erzeugte soviel Heiterkeit, daß die kleinen Miniaturausgaben im Unisono für ihren Bruder in Octav Redefreiheit durchsetzten und es von allen Seiten zustimmend erscholl:

Was sich der Wald erzählt, hat das Wort!

Etwas empfindlich sagte nun der unterbrochene Sprecher:

Ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich die doch

angenehmen langen Ohren des graublauen Herrn, der eben vom Kaufen zu reden hat, durch Hören zu sehr in Anspruch nehme. Ich wollte nur eine Theorie, eine Kunstansicht aussprechen, eine Idee durch Beispiele erörtern. Gibt es z. B. etwas Sinnigeres, als wenn Einer die Elegie eines absterbenden Baumes dichten wollte, in dessen oberem Gezweige sich die sogenannte Mistel festgesetzt hat? Der Baum obut zu sterben. Da kommt der Gärtner und schneidet nicht nur die Mistel, das tödtliche, klebrige Schlinggewächs aus den Zweigen heraus, sondern auch die schon halb vertrockneten Zweige, stutzt die Krone des Baumes und rettet ihn.

Rettet ihn! wiederhelte ein Chor von Stimmen in sonderbarer Betonung. Es war wie auf Commando. Rettet ihn! Es klang wie das Hurrah! eines Bataillons. Man sah sich nach den gut einexercirten Stimmen um. Es war sämmtlicher Alexander Duncker'scher und Decker'scher Geheimer Oberhofbuchdruckerei Verlag. Rettet ihn! wiederhelten sonstige politische Preßbüren über die Märztage. Das ist die schönste Allegorie auf die rettenden Thaten, die sinnigste Verherrlichung des Ministeriums der That, das uns durch den Gärtnerschnitt des neunten Novembers von der Mistel der Demokratie befreiet hat! So sprachen besonders die Rundschauen des Herrn von Gerlach und die politischen Reden des Herrn Professor Stahl.

Diese Einmischung der Politik in den Jubel des Buchladens war jedoch ein Mißton, der die Aussicht auf harmonische Uebereinstimmung bedenklich störte. Denn wenn auch keine republikanischen Schriften zugegen waren (hatte man doch mehrere erst kürzlich auf das Pult des Staatsanwaltes entfernt), so waren die vernünftigen Mittelparteien doch ziemlich stark vertreten und trotz der eifrigsten Unterstützung durch die Geibelschen Gedichte, durch Thekla von Gumpert, die Perle der Tage, durch Fräulein Amaranth, Scheerenbergs Waterloo und Ligny sogar, konnte Was sich der Wald erzählt nicht mehr durchdringen und das Mährlein von der Mistel und der Buche blieb trotz der Aussicht einer bei Putlitz vorauszusetzenden feinen theatralischen Conversationsdarstellung unvorgetragen.

Es trat nun schon, wie vorauszusehen war, eine gewisse kühle kritische Stimmung im lebendiggewordenen Buchladen ein.

Der Wächter hatte zwölf gerufen. Der Mond schien gespenstisch durch ein oberes Luftloch der Fensterladen, die Mäuse regten sich schon wieder und wollten Aesop und Lafontaine in ihre alten Rechte einsetzen, eine Katze sang in der Ferne elegische Cantilenen, der Gaslampengeruch setzte sich schwer auf die Lungen der gelehrten Bücher, so daß einige in den untern Verließen asthmatisch zu keuchen anfingen. Auch der Staub war in Wolken

aufgestiegen vor all' der Beweglichkeit und seine Atemchen prickelten und bissen in die Augen der Bücher und wollten eben auch Leben gewinnen, wie ja durch die neueste Poesie Alles lebt und webt und auch der Staub satyrisch werden dürfte. Besonders wollten die kleinen, fast unsichtbaren Tänzchen, die Staubatome, auf die eleganten Bücher zu, die in Goldschnitt gebundenen. Aber die fächerten und wedelten und pubsteten und verbaten sich die Zumuthung, als wenn auch ihnen das allgemeine Schicksal der Bücherwelt drohen könnte. In diesen mannichfachen ärgerlichen Reibungen, wo die einen Bücher stolz und kalt an einander vorüber promenirten und die Modewerke die andern Ladenhüter kaum eines Blickes würdigten, schlug die Ladenuhr Eins und die Wirkung dieses nachdrucksvollen Eins war eigenthümlich. Aus einem entfernten Winkel sprach eine angenehme, aber ernste Stimme:

Den Musen sei Dank! Der Uebermuth der Zwölf-Auflagen-Bücher wird sich legen und mit dem Glockenschlag Eins soll nun auch einmal die Remittende zu Wort kommen!

Diese Worte, so einfach sie klangen, machten Aufsehen. Die stolzen Modebücher sahen sich verächtlich um. Es war dies die Stimme eines einfach brochirten Trauerspiels in fünf Aufzügen gewesen, das so unglücklich war, in der Provinz verlegt worden zu sein und hier gerade so naiv stand, wie es gekommen war,

konnte. Aber er gefiel mir übrigens sehr. Herzlichen Gruß an Alle.

Dein dich liebender Bruder
Börne."

Die ersten etwas langsamen *) Erfolge seiner gesammelten Schriften wartete Börne in Frankfurt ab. Kritisch wurden sie besonders in Berlin mit freudiger Anerkennung, besonders ihrer formellen Reize, begrüßt. Den Inhalt und besonders die politischen Theorieen, die durchschimmerten, mußten die ästhetischen Beamten, welche wie der Intendanturrath Neumann die Schriften beurtheilten, sehr in Abrede stellen. Auf die Jugend machte diese Erscheinung einen bezaubernden Eindruck. Diese Frische, dieser Witz, diese großartige Perspektive in Welt- und Zeitanschauungen, die man auf der Schule kaum ahnte und die auf der Universität zu dem Verbotenen gehörte! Von den Fesseln des Systems sah man sich erlöst: die freiste Ungebundenheit war doch zugleich zu einer in bunten Farben schimmernden Crystallisation der Darstellung kunstvoll verhärtet. Alle Formeln und Gesetze lösten sich hier vor der freien Gesetzgebung eines mächtigen Individuums auf, das nicht aus dem Hörsaal, sondern aus dem grünen Walde der Erfahrung und der Geschichte heraustrat. Verklungene Debatten sah man hier wieder aufgenommen, ein patriotisch freier Sinn reagirte gegen die ästhetische Verflachung, in welche wir gegen die Zeit hin, wo die Julirevolution ausbrach, uns zu verlieren fürchten mußten. Es waren nicht goldne Aepfel in silbernen Schaalen, sondern frische, natürliche, den Reif des Gartens tragende Früchte in crystallenen.

*) Sollte man glauben, daß der ersten Aufforderung zur Subscription kaum mehr als nur 150 Unterschriften erfolgt waren!

ungelesen, »unbeschnuppt«, nicht einmal an der Seite aufgeschnitten.

Das Trauerspiel trat hervor und wuchs, als stünde es auf dem Cothurn. Der unheimliche, gewaltige Ton dieser tragischen Brochüre, mit der sie jetzt ihren Namen ankündigte, schlug den durch einander geplapperten einaktigen Conversationsdialog nieder und fast erschreckt sprangen alle kleinen Miniaturausgaben, alle neuesten Classiker, alle Märchenerzähler, alle illustrirten Kinderschriftsteller, alle »Perlen der Tage« hinter die schützenden Fensterscheiben des eleganten Schrankes, in dem sie vorzugsweise thronen durften.

Das unverkaufte, am zweiten Januar zu seinem Verleger zurückwandernde Trauerspiel sprach markerschütternd folgende Rede:

Ja, es ist wahr, ihr bunten Springerchen, ihr Wasserphalänen, ihr Paradiesvögel mit bunten Federn ohne Beine, es ist wahr, daß jetzt Alles redet; nur der Mensch nicht mehr! Die Thatsachen sogar, die Begebenheiten der Geschichte sind ja stumm geworden oder sprechen zu leise für die Ohren der Staatenlenker. Aber die Weihnachtsbäumchen reden, die Thymianpflanzen, die Laternenpfähle und Häringsköpfe! Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß ein Laternenpfahl, richtig verstanden, eine bedeutsame, welthistorische Sprache spricht, ebenso wie ein Häringskopf; aber sogar die metallenen Zungen, die nach Meister

Shakspeare die Tuba und Trommete im Munde hat, die reden Euch ja nicht einmal mehr von Krieg und Frieden, Völkerschlachten und Völkergerichten ... Ihr laßt eine Trommete reden. Weven? Ein Mährchen! Die Trommete in der jetzigen Poesie weint über ihre Buckel und Beulen oder sie jubelt über Kirchweihländler, die sie zu Euren Versidyllen zu schmettern hat, oder sie bläst Euch eine Geschichte vom Grab und von der Hochzeit und von der Kindtaufe! Weichliches Geschlecht! Kindischer, lappischer Geschmack dieser Tage! Ist das noch die deutsche Literatur in ihrer alten Größe und Würde? Ist das noch die Literatur der Gedanken, der Anschauungen, der nach Bewährung ringenden Lebensformen? Das Uebel fängt jetzt so an: Ich habe sie hier gesehen, die Käufer, die in diesen Festtagen kamen, ich habe sie beobachtet von meinem einsamen Verstecke aus. Da kamen erstens die Frauen und suchten für ihre Kinder die ganze Struwelpeterei unsrer neuesten pädagogischen Literatur! Je dümmer, je lieber; je läppischer, desto mehr jubelte ihr gerührtes Herz. We ist die Zeit hin, wo man den Kindern Hermann und Thusnelde, Rom und Griechenland, Klänge des Barbenhains schenkte? Die reactionäre Exaltation, sah ich, kaufte den idealisirten preußischen Zopf mit dem tausend Ellen langen Bande nicht endender bornirtpatriotischer Reminiscenzen, die Weichlicheren wollten nur Christbäumchen, nur Lichterchen und Kämmerchen, Legenden und die

pimpelnde Romantik dieſer Tage, mit der ſich auch unſre Maler mehr wie billig verſündigen; die Maſſe endlich kaufte das abſolut Dumme: den Tolpatſch, den Hopp-Hopp, das kleine Petermännchen! Schöne Generation, die da heranwächſt! Die, die hier etwas kaufen können, ſind die Beſitzenden. Wie vermieden ſie Alles, was nur irgend mit dem Ernſte der Zeit zuſammenhängt! Wie reif machen ſie ihre Kinder, einſt in jener furchtſamen Patent-Literatur da in dem Glasſchranke ihre Ideale zu finden! Glatte, charakterloſe Lyriker, prahlt da nicht mit Euren Auflagen! Ihr Volksgeſchichtler, bildet Euch nicht ein, daß der Kenner Eure Manierirtheit und Poeſiehaſcherei nicht durchſchaue, die Wahrheit Eurer Berichte nicht längſt bezweifeln mußte und Euren Darſtellungen längſt das Kreuz des beſſeren Geſchmacks geſchlagen hat! Ihr ſchriftſtellernden Weiber, warum lieſt man Eure Romane? Weil die, die Zeit zum Leſen haben, ſich vor der Weltanſchauung der Männer fürchten und nicht den Muth haben, einem denkenden Autor ins Auge zu blicken! Ihr Salonromantiker, die ihr eine einzige Situation zu einer Novelle ausſpinſelt, die in bunten Farben wie ein Kaleidoscop ſchimmert, und nichts ausdrückt, als ein geleckte Bildchen, eine mit Millionen Pinſelſtrichen aufgeſtutzte Studie! Thränen malt ihr und reicht ſie im Salon umher, daß man die Emaille daran bewundert! Die Blume und ihren Duft ſchildert ihr, aber ſo überſchwänglich, bis jenes

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 04313/034

Patschouli zu Stande kommt, das doch allein nur die Nasen Eurer Gönnerinnen kitzeln kann! O über diese Fülle von Poesiesucht und eingebildetem Werthe! Eine Kritik ist nicht mehr da. Der Buchbinder ist die Kritik von heute. Der Buchbinder kritisirt durch das, was er in größerer Eleganz einbindet. Der Holzschneider kritisirt durch das, was er illustrirt. Zuweilen trifft diese Auszeichnung noch das Verdiente. Noch öfters kommt aber das Unverdiente schon mit der Gunst des Buchbinders und Holzschneiders zur Welt. Elende Gedichte bieten sich gleich in erster Auflage schon geputzt in Eurem Glasschrank dem Käufer dar! Lenau, Platen, Heine, werft doch diese frechen Dirnen hinaus, die sich dort unter Euch aufstellen lassen, weil ihr Kuppler, der Verleger, sagt: Das Publikum ist dumm, es kauft, was schön aussieht; Ihr seid häßlich, ich mach' Euch aber schön! O dies ganze Gesindel! Diese Süchtelei! Dies Idealbaschen! Der Wald erzählt! Die Märchenwelt spricht! Tannenbäumchen redet, Christkindchen säuselt, Vögelstimmchen wispert — was schwatzt und zwitschert da nicht alles durcheinander, gedankenlos Ueberliefertes verwässernd, alte bewährte Einheitsstimmungen an Nelken vertheilend und reproductiv das längstvorhandene neu in Scene setzend! Ein neuer großer Gedanke ist noch nicht in Euren Glasschrank seit zehn Jahren gekommen: es sind die alten bekannten Thatsachen, von Nachahmern breitgetreten! Die Kritik hat Euch diesen Glasschrank nicht ge-

ſchenkt. Die Kritik iſt in die Dienſte der Zeitungsbedürfniſſe und der Politik gegangen und ſchweigt leider überall in Deutſchland, während Wien und Berlin ſich mühen, einer ſcheinbar neuen poetiſchen Auffaſſung durch Schleichwege den Durchbruch zu bahnen. Aber es iſt die verwerflichſte, die einſeitigſte! In Wien ſoll ganz die geharniſchte Kraft, in Berlin ganz die zerfloſſene Milde herrſchen! Von Wien aus wollen ſie nur die Titanen mit Simſonslenden, von Berlin aus nur die Kinder mit goldenen Engelsflügelchen! Und die kleinen Däumchen kommen mit ihren Siebenmeilenſtiefeln noch weiter als die ungeſchlachten Schlagadderes. Während dieſe letzteren aus Ueberreiz oder angeborner Ohnmacht in einem todesähnlichen Starrkrampf verſunken liegen, umknixt und angebetet von einer Coterie, die Jedem, der ſich dem Allerheiligſten nähert, in den Feuilletons der Wiener Zeitungen zuruft: Fort! Hier ſchlummert die Poeſie der Zukunft! ... haben jene mit allen ihren Däumlingsbrüdern bereits die Gegenwart, beſonders die weibliche, gewonnen und ein Genebel, ein Gefaſel und Geſüßel in Geſchmackſachen erzeugt, das die geringe Empfänglichkeit, die ſich noch für die ſchöne Literatur findet, vollends entnervend umſpinnt und das kleine Capital, das ſich noch von Theilnahme und leiblichem Schwung vorfindet, dem Manierirten und dem Ausgeknöchelten überantwortet. Die Arabeske hat den Sieg über die kräftige Zeichnung davon getragen, das

Dämmergefühl über die klare Empfindung, der Neid über die Sonne, das Ach! und das O! der naiven Unzurechnungsfähigkeit über den ernsten, strengen Gedanken, der Neues schafft und sollt' er diese Zeitgenossen auch mehr ärgern, als sie in ihrer Weichlichkeit befriedigen und zu dem Entzücken hinreißen, sich in seiner Schwäche nur selbst abgeschildert wieder zu finden.

So sprach das unbeachtete Trauerspiel.

Die Remittenden klatschten natürlich Beifall. Auch murmelten Antheil einige unparteiische Neutrale von dem Brete her, wo die gesammelten Werke von Schiller, Goethe, Jean Paul, letzterer bestäubt genug, aufgereiht standen. Aber was half das gegen den Uebermuth im Glasschranke! Da machte man Einwendungen, spöttelte, witzelte, sang Lieder auf seine Unsterblichkeit, walzte dabei und lud, von oben sich herabbeugend, spöttisch die armen Remittenden zu Gaste und zu einem Balle bei sich ein.

Die Remittenden sagten aber, ihnen wäre nicht ballmäßig zu Muthe. Ja einige handfeste wissenschaftliche Werke streiften die Arme auf und schienen nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß es ihnen zum Abschied von diesem Laden, wo sie ein Jahr lang unbeachtet hätten stehen müssen, auf einen Faust- und Boxkampf nicht ankäme.

Darüber erschraken die eleganten Herrschaften eben mächtig und flüchteten sich in ihren Glasschrank zurück

mit Sehnsucht auf den Anbruch des Morgens, der sie von diesen gefährlichen Drohungen befreien sollte. Die Remittenden nutzten aber den Augenblick. Ihr Zorn war zu aufgeregt, der Unmuth zu herausgefordert. Sie thürmten sich immer höher zu dem eleganten Glasschrank empor und fast hätte es ein Unglück gegeben, wenn nicht plötzlich aus dem Gewühl der Tageslieblinge der deutschen Nation ein stämmiges Wesen mit breiten Schultern hervorgesprungen wäre und in einem rauhen Schweizerdialekt gerufen hätte:

Behüt! Wer rebellirt do? Wer wagt hier eppes gegen uns Lieblinge des tütschen Volkes? Kennt ihr mich nicht? Zittert! Ich bin die Käserei in der Behfreude!

Und kaum hatte die breitschultrige Person diese Herausforderung ausgesprochen, als auch schon Uli, der Knecht, mit einer langen Peitsche, Uli der Pächter, mit einem Gurtmesser und eine Menge andrer gefährlicher Bauern und beliebter Rothsassen herbeisprang, um die Käserei in der Behfreude zu unterstützen.

Diese stand da wie eine Majestät des Buttertroges. In der einen Hand den Milchstampfer, in der andern eine Menge in der Eile ihr gleichfalls zugeflogener Kritiken und Kunsturtheile, die alle für die Herrlichkeit dieser Werke dem deutschen Volke ihren Geschmack verpfändet hatten. Es roch dabei so nach Butter, so nach Eiern, Käse, Kuhmist, daß man nicht mehr in einem Buchladen, nicht auf

der Vorhalle des Parnasses, sondern auf einer duftenden Holländerei oder in einem Käsekeller zu sein glaubte. Und Julian Schmidt's Geschichte der Romantik trat hervor und bewies als Herold in bunter, vielfarbig zusammengeflickter Tracht, daß die deutsche Literatur allerdings durch die Holländerei und diesen Käsekeller hindurch müsse, um zur Classicität zurückzukehren.

Dann aber änderte sich die Scene. Sei es nun, daß sich die Schweizer Bauernburschen zu keck hervorgewagt oder auch die neuen Vandalnechte und Commisvoyageurs F. W. Hackländers, die sich der modernen Volkspoesie anschlossen, beim Rauchen ihrer Cigarren und Erzählen ihrer Schnurren das Gleichgewicht verloren; die Geschichte der Romantik prallte zurück und die Käserei erhielt einen solchen Fußtritt von unten her, daß das ganze Glashaus der auserwählten Tageslieblinge eine Erschütterung spürte und in Zittern und Zagen gerieth.

Der Fußtritt kam von einem Manne her, der sich aus dem untersten, bestaubtesten Repositorium erhoben hatte, die Bindfäden, die ihn zusammengepreßt hatten, auseinanderriß und zornfunkelnd in dem erschreckten Buchladen mit aufgerissenen Augen da stand. Dieser Herr sah entsetzlich veraltet aus. Er hatte eine Jagdkappe à la Münchhausen auf, lederne Hosen an und einen zeisiggrünen Leibrock mit langen enrlesen Schößen. Die Weste war geblümt, eine Halskrause, zierlich gefältelt, saß auf der Brust, das

Halstuch war lose umgeschlungen, das Haar endete in einem Zopf und aus den Rockschößen hing eine Meerschaumpfeife hervor mit langen Troddeln. Der alte Herr schnitt die grimmigsten Gesichter und bediente sich für das Folgende und Alles, was er hervorbrachte, des edelsten, reinsten, hochmeißnerischen Dialektes.

Ihr Bauernlümmel! sagte er. Kennt ihr mich nicht? Ich heiße: Meißners Skizzen und bin meine hier vergessene fünfte Auflage, gedruckt anno 1796!

Die Bücher sahen sich verdutzt an, Niemand wußte in dem eleganten Schranke etwas von Meißners Skizzen. Diese fuhren fort:

August Gottlieb Meißner aus Bautzen in der Oberlausitz, Kurfürstlicher Hofrath, wie auch Professor der schönen Künste an der Universität zu Prag!

Alles schwieg. Die Remittenden fingen zuerst über den ergrimmten Mann ein wenig zu lächeln an. Der alte Herr in seinem Zopf sah gar zu possierlich aus, ließ sich aber nicht stören.

Neben Herrn Schiller und Herrn Goethe, kreischte er, erlebte ich Auflage über Auflage. Ich verwässerte die Geschichte, wie Einer! Ich romantisirte das Alterthum, wie Einer! Ich war der Liebling meiner Nation! Wieland, ich und Kotzebue, wir beherrschten unsre Zeit mehr, als der Herr Professor Schiller und der Herr Doktor und Geheimbde Rath Goethe! Habt ihr Meißner gelesen?

Börne wurde jetzt in Frankfurt immer mehr ein berühmter Mann, dem der durchreisende Dilettant und Kunstfreund seine Aufwartung machte. Auch das Handwerk sprach vor. Heine, Saphir, viele Berühmtheiten des Tages besuchten ihn. Um Heine war Börne eifrigst besorgt. Er schätzte ihn von den gleichzeitig Strebenden am höchsten. Er wurde in Frankfurt der Colporteur des jungen knospenden Ruhms der Heine'schen Muse, empfahl Heine's Schriften und ehrte ihn selbst, als er durchreiste, in seiner Persönlichkeit, ohne künftige Zerwürfnisse zu ahnen. Leider störte ihn oft mitten im Genuß solcher für ihn festlichen Augenblicke sein Körperleiden. Als Saphir, Schnyder von Wartensee und mehrere Andre eines Abends bei ihm eingeladen waren, trafen sie ein dunkles Zimmer, nirgends eine Vorbereitung, Mad. W. kam ihnen verstörten Blicks entgegen, Börne war so eben wieder vom Blutsturz befallen. Um Alles zu seiner Genesung zu versuchen, bezog er im Sommer 1830 das bei Frankfurt gelegene Bad Soden, das ihm die Aerzte angerathen hatten.

Das Tagebuchs-Idyll, welches den achten Band seiner Schriften bildet, schildert einen Theil seines Sodener Aufenthalts. Mad. W. war seine Nachbarin. Börne holte sich weniger an den vierzehn Quellen dieses Bades, als aus der freien Natur, aus den Fesseln einer idyllischen Langenweile, und den kleinen Zerstreuungen, zu welchen sich die Badegäste vereinigten, eine Stärkung seiner Gesundheit. Börne liebte den Umgang mit Frauen; hier war er in einem Frauenbade. Sie berichten auch von ihm, daß er an allen Gesprächen harmlos Theil nahm, sich nie vordrängte, sondern in einer solchen Zurückgezogenheit hielt, daß man ihn aufsuchen mußte,

Meißner aus Bautzen! Meißners Alcibiades, Meißners Bianca Capelle! Meißners Skizzen! Meißners ....

Hier erstickte der Zorn die Stimme des alten Herrn und ein tiefer Unkenruf ließ sich hören, der von Fouqué's Undine kam. Ein schmerzliches Miauen kam auch von Hoffmanns Kater Murr und alle andern vergessenen Miscellenschriftsteller seufzten, daß das Beistimmen zum Erbarmen war. Auch Jean Paul, der der bestäubteste war und eine Ahnung von Dem hatte, was sogleich zum Schlusse dieser Buchladenunterhaltung Professor Gervinus sprechen wird, seufzte und sagte:

Meißner, beruhigen Sie sich! Bester! Sie sind ein Esel! Ihre Zeit kommt nicht wieder! Meißner, gehen Sie zu Bett! Schlafen Sie aus! Schlafen Sie, Kurfürstlicher Hofrath bis zum jüngsten und bis zum Auferstehungstage!

Jean Paul hatte wenigstens Humor und Humor ist Salz und Salz erhält, Salz sichert vor gänzlichem Untergang. Die andern alten Miscellenschriftsteller aber weinten und der Skizzen Meißner legte sich wieder in sein Makulaturparterre voll Wehmuth und so bittersten Kummers, daß in dem eleganten Glasschranke die Bücher eine große Angst überfiel und auch da schon, in gewissem Vorahnen, mancherlei Heulen und Zähneklappen vernehmbar wurde.

Gervinus aber, der Fünfbändige, sprach folgende Worte:

Zu allen Zeiten, lieben Freunde, hat in der deutschen Literatur die Manier momentan über die wahre Kunst und die wahre literar-historische Entwicklung den Sieg davongetragen. Das originell Scheinende macht anfangs immer Glück. Bald aber ermüdet das Publikum, dem man mit Manierirtheit nicht dauernd imponiren kann. Goethe und Mancher mit ihm stand einsam. Goethes Schriften wurden allezeit nur von Wenigen gelesen, während Musäus, Wieland, Meißner, Kotzebue die glänzendsten Erfolge ernteten. Besonders liefen Wien und Berlin immer nur der Mode, dem Manierirten und Gemachten nach und sträubten sich am hartnäckigsten gegen Alles, was nicht für ihren künstlichen Horizont berechnet war. Nur das erhält sich was ohne aparten Beigeschmack ist. Die Einfachheit, ja Nüchternheit Goethes und Lessings wird über alle Ueberschwänglichkeiten der alten Romantik und nun gar erst über die Nachgeburten der neuen den Sieg behalten.

Darauf wurde es still.

Die aufgeregten Leidenschaften schwiegen. Die Bücher begaben sich zur Ruhe. Am Morgen wußte die Magd, die den Laden kehrte, nicht, wo all der Staub herkam. Sie mußte dreimal mehr Wasser verspritzen, als sonst, um diese Spuren einer Andersen'schen Mährchennacht zu beseitigen. Die Commis kamen und machten Fakturen und Rechnungsabschlüsse. Der Principal wunderte sich,

daß der Meßkatalog nicht an der Stelle lag, wo er ihn Abends hingelegt hatte. Es war ihm immer das verdrießlichste Buch, weil das Einzige, das jeder Buchhändler sich kaufen muß, ohne es anders als gratis absetzen zu können. Doch blätterte er lange darin. Einer seiner besten Kunden hatte nämlich jenes Trauerspiel bestellt, das sich in der Nacht so nachdrucksvoll ausgesprochen hatte. Er kannte es gar nicht, zweifelte, ob er es besaß. Es währte lange, bis man es mit Hülfe der Commis und Lehrlinge fand. Endlich wurde es entdeckt, einballirt und zu jenem Kunden geschickt, der es vor dem Schicksal der Remittenden bewahrte.

Daß es jener Kunde mit Entzücken las, es einem berühmten Künstler zur Darstellung empfahl und ihn bestimmte, es nächstens dem Publikum vorzuführen, dem es noch gewaltiger reden wird, als es zu den von Buchbinderhand glänzend gefaßten Meßbüchern des Tages sprach, gehört nicht mehr in unser Mährchen. Wir wollten, da jetzt Alles spricht, nur berichten, was in jener Nacht vor Neujahr sich auch einmal „der Buchladen erzählt" hat.

# IV.

# Wirren der Zeit.

## Die geiſtige Bewegung.

Zu allen Zeiten gab es in der Geſchichte neben den großen Begebenheiten des Zufalls und den Beſtrebungen des perſönlichen Ehrgeizes noch eine *große Strömung der Gemüther*, die neben den geſchichtlichen Thatſachen den Epochen ihren wahren Ausdruck verlieh.

Unabhängig von der Politik, regelte dieſe Strömung die Politik.

Von Moſes an, der ein Geſetzgeber für Zuſtände war, die ſich factiſch faſt von ſelber machten, von allen den mythiſchen Namen an, die nur als Geſetz zuſammenfaßten, was ſich durch die Sitte inzwiſchen als nothwendig gebildet hatte, bis zur neueſten Zeit, immer gab es neben den großen Thaten und Ereigniſſen, die von Perſonen oder dem Zuſammenſtoße der Völker herrührten, geiſtige Strömungen des Univerſalgeiſtes der Menſchheit.

Wenn man ſagen wollte, daß jede Periode der Geſchichte ihren *Zeitgeiſt* hatte, ſo würde dies Wort noch nicht vollkommen ausreichen. Der Zeitgeiſt iſt ſehr oft nur ein Schleppenträger der großen Begebenheiten ge-

weſen. Wenn Goethe den Geiſt der Zeiten »der Herren eigenen Geiſt, der in den Zeiten ſich beſpiegelt«, nannte, ſo weiß man, daß an dieſem wie an ähnlichen Sprüchen ſich nur eine unverbeſſerliche Kaſte des geiſtigen Hochmuths erfreut, deren Reihe von Tag zu Tag ſich in Deutſchland lichtet; aber daß der Zeitgeiſt der Mode huldigt, daß er nach der Sonne des Glücks, nach der Kraft der Erfolge geht, werden wir durch die tägliche Erfahrung belehrt. Dem Zeitgeiſte ſind die größten Märtyrer geopfert worden, der Zeitgeiſt war in Irrthümern befangen, die ſpäterer Erkenntniß weichen mußten; man gedenke nur der Begriffe, die das Mittelalter als ſich von ſelbſt verſtehend hinnahm und ſelbſt in Sachen der willkürlichen Gewalt und des Blutes in der Ordnung fand. Der Zeitgeiſt brachte Vieles mit ſich, was die vorhin angedeutete große Geiſtesſtrömung verwerfen mußte. Dieſe Geiſtesſtrömung iſt vielleicht noch etwas Höheres, als was Tacitus im Gegenſatze zur leidenſchaftlichen Willkür und zum täglichen Rechtsbruche ſeiner Zeit »Säculum«, das Jahrhundert, nannte. Sein Säculum opferte mit voller Zuſtimmung der »öffentlichen Meinung« die erſten chriſtlichen Märtyrer, während doch das Chriſtenthum oder, was faſt gleichbedeutend, die damalige, faſt möchte man ſagen pietiſtiſche Anklammerung an das Heidenthum eben die tiefe, geheime, immer mächtiger um ſichgreifende Geiſtesſtrömung ſeiner Zeit wurde.

In den Zeiten der Reformation unterscheidet man ganz besonders deutlich die doppelte Strömung der Geschichte. Die eine ganz auf die Außenseite gerichtet und ganz dem Zeitgeiste angehörend; die war die kirchliche Reformation selbst. Die tiefere, geheimere aber die Wiedererweckung des Alterthums und die Sehnsucht nach Kunst und Natur.

Die Reformation war schon eine historische Trübung. Leidenschaften und Einseitigkeiten aller Art gingen in ihrem Gefolge. Die große gemeinsame geistige Bewegung jener Zeit aber und das eigentliche Förderniß der Reformation war jener religiöse Indifferentismus, jene antike Lebenssehnsucht, jener sinnliche Schönheitsdrang, dessen großartigster Ausdruck gerade in den Häuptern der alten Welt, die man stürzen wollte, in den Päpsten jener Zeit, selber lag. Italien, wo Pietro Bembo von den Pergamenten der Klöster die Gebete löschte, daß unter dem Ave und Confiteor Lucrez, Virgil und Ovid erstanden; Italien, wo Rafael malte, Tasso dichtete, seine Lebensitte von den Höfen mildernd auf die Sitten des Volkes überging, Italien war die Sehnsucht der Zeit. Antike Erinnerung und philosophischer Drang zur Erkenntniß der allgemeinen Menschennatur und der Denkgesetze wurde damals jenes Dritte, in dem sich zwei Gegensätze wenn nicht vereinten, doch abmilderten; jenes Dritte, das sicher die Geschichte unseres Erdtheils vor einem großen Umwege zu dem

Ziele, das ſie dennoch erreichen wird, behütet haben würde, wenn nicht Ignaz Loyola damals die römiſche Kirche von einem ihr ſo gefährlichen Indifferentismus gerettet hätte.

Im Zeitalter der Revolution ging es nicht anders. Die Heere der Verbündeten, die mit dem Manifeſte des Herzogs von Braunſchweig nach Frankreich kamen, waren ſelbſt von einem Geiſte beherrſcht, der erſt ſämmtlicher nationaler Demüthigungen, die Napoleon ſpäter über die Völker verhängte, bedurfte, um von der Bewunderung des franzöſiſchen Aufſchwungs zur Beſinnung zu kommen. Auch hier gab es ein gemeinſames Drittes, eine Strömung der Geſchichte, die Alles mitfortraffte, eine Zeit lang wohl einen ſcheinbaren Widerſpruch im Intereſſe Einzelner ordnungsmäßig herſtellte, aber nach kurzer Zeit die Siegenden ſelbſt beſiegte und die Befehlenden ſelbſt geberden ließ.

Es frage ſich nun, was wohl in dieſem Augenblicke durch alle Lande als ein Gemeinſames geht und über der ſo künſtlichen und mißlichen Geſtaltung der ſichtlichen Thatbeſtände als wahrer Ausdruck unſerer Epoche genommen werden kann?

Legt man ſein Ohr an die Erde und wollte horchen, wo der alte Maulwurf des Weltgeiſtes ſein Schwöre! ruft, man wird etwas lange irre geführt werden, bis man ihn nicht unter ſich fühlt.

Man wird bald bei ſchon moosbedeckten Trümmern

kaum angefangener Neubauten ſtehen, bald im Kriegslager unter jubelnden Soldaten, bald in Wahlſtuben, wo man Den wählt, deſſen Wahl dem herrſchenden Augenblick entſpricht; bald bei Kathedern, wo eine ſtoffgläubige Jugend »nachzuſchreiben ſich befleißt, als dictir' ihr der heilige Geiſt«; bald in Verſammlungen, wo man für die proteſtantiſche Kirche die Privatbeichte verlangt; bald auf ſtaubigen Landſtraßen, wo entzückte Hörer jeſuitiſchen Wanderpredigern folgen; bald in den Räumen der großen Induſtrieausſtellung, wo unter Blumen und Springbrunnen die Erzeugniſſe mühevollen Fleißes fernſter Zonen ſich begegnen; bald auf jenem Dampfboot, das den elektriſchen Draht in die Tiefen des Weltmeers auswirft; ... tauſend auffallende Erſcheinungen unſers großen Culturlebens ... und wo iſt ihre Deutung, welches ihr Ziel, welches ihr geheimer innerſter Zuſammenhang?

Ich will die Meinung Derer nicht beſtreiten, die von Monarchie oder Republik, von Kirche und Glauben, von Beſinnung nach langem Schwindel, von Rückkehr zur Ordnung, von der Herrſchaft der materiellen Intereſſen, vom Wohl der arbeitenden Klaſſen, von Frieden oder Krieg, von Barbarei oder Cultur, von Hereinbrechen gewaltſamer Kataſtrophen, von der Möglichkeit verbrecheriſcher Geltendmachung internationaler Leidenſchaften und einer Wiederanknüpfung unſerer Tage an die verlorene Schlacht von Waterloo denken.

um ſeinen Geiſt recht zu erkennen. In ſeiner freundlichen und ſtill ſinnenden Weiſe ſchloß er ſich jedem gemeinſchaftlichen Vergnügen an und hatte ſeine große Freude an jedem kleinen Erlebniß der Umgegend, mochte es auch nur eine nach altem Ritus gefeierte Judenhochzeit ſein, bei der er die ſchöne Bedeutung der wunderlichſten Ceremonien mit Aufmerkſamkeit verfolgte. Bei einer frühen Morgenwanderung auf den Dachberg ging er mit der Laterne voran, ein Kreis von Badgäſten hinterher. Und was ihn über ſein gewöhnliches Maaß hier vollends hinaushob, war die Nachricht von der Julirevolution. Mit Ungeduld harrte er auf die Stunde, wo die Zeitungen ankamen. Er ging auf die Landſtraße hinaus und ſpähte nach der Ankunft des Boten, der ſie von Höchſt bringen mußte. Dauerte es ihm zu lange, ſo ging er ſelbſt nach Höchſt, um die wunderbare Begebenheit zu verfolgen. Lange hielt er es nun auch in Soden nicht mehr aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück und ſetzte Alles durch das electriſche Feuer, das aus ihm ſprühte, in Erſtaunen. Im Gelehrtenverein erkannte man den früher ſo ſchweigſamen leidenden Börne nicht wieder. Es ſchien ein Wunder mit ihm vorgegangen.

Verſetzen wir uns jetzt wieder in Börne's politiſche Geſinnungen, ſo liegt der Gegenſatz ſeiner Stimmung, wie ſie ihn kurz vor der Julirevolution und unmittelbar nach ihr beherrſchte, in den Pariſer Briefen und dem Tagebuch ſeines Aufenthalts in Soden klar ausgeſprochen vor. Hier zeigte ſich der Grad, bis zu welchem ſeine Hoffnungen vor dem Juli 1830 erloſchen, ſeine Wünſche verſtummt waren. Er hatte keine einzige ſeiner Ueberzeugungen aufgegeben, aber die Welt war mit Schleiern verhängt; nur noch den Blüthen-

Aber wäre es widersinnig, wenn man das geistige Band aller vereinzelten Thatsachen, die der Augenblick darbietet, darin fände, daß die wahre Bewegung unserer Epoche die Disciplin des Massengeistes ist?

Die Geschichte hat ihre Heroenzeit gehabt, den Glanz und die Schrecken derselben; die Heroenzeit wird (gegen Thomas Carlyle's Vergötterung der Menschengötter) nicht sobald wiederkehren.

Die Herrschaft des Massengeistes bezeichnet die neuere Geschichte. Wir haben bis jetzt nur die Schrecken des Massengeistes gehabt, die groben Schrecken schon seit den Bauernkriegen und der Reformation, die subtileren bis in die neuesten Tage; denn schreckhaft ist der Massengeist, wenn die Masse in sich wie Schiefer jeglich zerbröckelt, Ehrgeiz den Untersten treibt, sich wo möglich eben geltend zu machen und, kaum sich fühlend, schon vor dem Nebenmann sich auszuzeichnen. Der undisciplinirte Massengeist ist das Chaos und eine Schule der Anti-Isolirung scheint mir die Richtung dieser Tage.

Dieser Disciplin des Massengeistes dient was ihr gebieten will. Ihr nützt, wer sich ihr zu schaden einbildet. Die Berufung auf die Kriegsheere und die Berufung auf sieben Millionen fünfmalhunderttausend Stimmen haben im großen Rath der Weltgeschichte den gleichen Sinn. Die Geschichte muß lernen mit großen Zahlen rechnen.

Die Menſchen, zurückgeführt auf die Natur, das Gegebene, das ſie ſelbſt Bindende, werden die Kraft der Uebereinſtimmung kennen lernen, die ſie bis jetzt an den Concentrirungen des Dampfes ohne Nutzen für ſich ſelbſt betrachtet zu haben ſcheinen. Es würde zu weit führen, für die Symptome dieſer Zeitrichtung alle Beweiſe anzuführen und nur noch den jetzt ſo außerordentlich betriebſamen Herren und Frauen von der „innern Miſſion“ möchten wir in Betreff Deutſchlands zu erkennen geben, daß alle ihre Mühe etwas Anderes hervorbringen wird, als ſie zunächſt bezwecken.

Sie werden keine unduldſame Form des Chriſtenthums, kein Phantom einer unmöglichen ſichtbaren Kirche, keine „Zucht“ der Gefangennahme ſeiner geſunden Vernunft befördern, ſondern nur anbahnen, mithelfen den Organiſationstrieb des Gemeinwirkens und die, wie es ſcheint, welthiſtoriſch zu werden beſtimmte Kunſt der — Unterordnung.

## Ueber innere Miſſion.

Es wäre ſehr betrübend, wenn wir das Heil der Welt von der Seite her erwarten ſollten, wo wir in dieſem Augenblicke den Markt am belebteſten, die Erörterung über die Zeit am lärmendſten geführt hören. Der Weltgeiſt geht ſeine eignen Bahnen. Er ſteht, ein müßiger Zuhörer, da nicht ſtill, wo wir unſre Tribünen, unſre Gaukelbuden, ja nicht einmal da, wo wir unſre Gerichtsſchranken aufgeſchlagen haben. Er wohnt im Walde wie ein Einſiedler oder ſchläft in einer Felſenſpalte, wie jene greiſen deutſchen Könige, die auf ihre endliche Wiederkehr aus dem Kyffhäuſer oder dem Untersberge in der That ein wenig gar zu lange warten laſſen. Es wäre ſehr entmuthigend, wenn wir den Weltgeiſt und ſeine großen ſchöpferiſchen Gedanken von Paris, von Rom oder St. Petersburg aus erharren und erhoffen ſollten.

Der Philoſoph des Univerſums iſt der Politiker der Dachkammer. Er beobachtet die Geſtirne, hört das Rauſchen der Winde, das Toben der Elemente; eine knarrende Wetterfahne iſt ſeine Börſe; Sternſchnuppen ſind ſeine telegraphiſchen Depeſchen. Er lieſt den wahren Neſtra-

vamus aller geheimen Politik, die Geſchichte, die ächten, unverfälſchten Jahrbücher der Klio, vergleicht und erläutert ſie ſich durch die Geſchichte der Religionen und der Philoſophieen, und ſein Ohr hört in der kleinen Dachkammer, ſein Auge ſieht beim Schimmer der Lampe mehr vom Weltgeiſt, als man in den Spalten einer Zeitung oder im Portefeuille eines Miniſters ahnt.

Perikles war ſo ein Metternich des Alterthums, der die Geſchichte nur nach der Börſe und den telegraphiſchen Depeſchen beurtheilte, während Sokrates, Plato, Euripides in ihren Dachkämmerchen ſaßen und Ahnungen vom Chriſtenthum hatten. So mit der Reformation, der Revolution. Die kleinen Feldwege, die der Weltgeiſt liebt, beſonders über Sümpfe hinweg, wo die Irrlichter der Träume und Irrthümer als Avantgarde der Wahrheit tanzen, dieſe Nebenwege ſahen wir in der neueſten Zeit in Fülle. Was iſt nicht Alles überraſchend, völlig unerwartet gekommen! Wieviel Erſcheinungen im ſittlichen Völkerleben und im Gedankenleben tauchten anfangs gering und faſt verſteckt auf und nach wenig Jahren wurden die kleinen Saatſpitzen Stämme und Wälder. Ein ſolcher etwas dunkler und unheimlicher Wald iſt z. B. der Communismus geweſen, von dem man vor fünfzehn Jahren wie von einer kleinen Curioſität ſprach und der ſich ſpäter als ein ſo gefährlicher Hebel der Ereigniſſe erwies, als ein Geheimniß, das plötzlich Alle kannten, eine Anekdote, die plötzlich Geſchichte geworden.

So ſcheint es jetzt faſt mit der innern Miſſion zu ſein. Es wächſt unter dieſem Namen etwas unter uns auf, was ſich noch beſcheiden wie ein Veilchen am Bache gibt, mit Macht es aber darauf anlegt, eine Ceder am Libanon zu werden. Da werden Vereine geſtiftet, Sendſchreiben gehen hin und her; die Netze, die faſt nur wie in der Nacht ausgeworfen ſcheinen, werden immer größer und die Maſchen immer kleiner; ſtarke, kräftige Fiſcherhände leiſten Apoſteldienſte, und ſchon predigt man Wunder und hat die Großen der Erde für ſich gewonnen. Die innere Miſſion iſt ſeit den Concilien in Wittenberg, Stuttgart, Frankfurt am Main keine kleine Conventikelfrage mehr. Sie hat mit voller Offenheit einen Einblick gethan auf das große, erſtaunlich angewachſene Feld ihrer Thätigkeit, ſie veröffentlicht fortdauernd eine Statiſtik ihrer ſcheinbaren oder wirklichen Erfolge und iſt ſo großartig organiſirt, daß wir von einem in Berlin reſidirenden Centralausſchuſſe über alle Gegenden deutſcher Zunge, alle Abzweigungen deutſcher Abſtammung bereits gegen einhundert und zwanzig Agenturen ausgegangen erblicken. Dies Wirken wird von Tage zu Tage bedeutſamer und es iſt wohl an der Zeit, die Erörterung über Urſprung, Zweck und Mittel der innern Miſſion ſo allgemein wie möglich zu machen.

Man iſt vollkommen berechtigt, die innere Miſſion eine Parallele des Communismus zu nennen. Es iſt die

geiſtliche Kehrſeite einer und derſelben Aufgabe. Wie der Communismus anknüpft an die Leiden und Gebrechen der Geſellſchaft, an die phyſiſchen und moraliſchen Krankheiten des Lebens, an Armuth, Uebervölkerung, Verbrechen, phyſiſches und ſittliches Elend, ſo die innere Miſſion. Nur in der Abhülfe dieſer Mißſtände ſind ſich Beide, Pole deſſelben moraliſchen Durchmeſſers der Erde, völlig entgegengeſetzt.

Der Communismus will die Menſchheit verbeſſern, die innere Miſſion den Menſchen. Jener führt alles Elend auf die Verderbniß des Staates, dieſe zunächſt auf die Verderbniß der Kirche zurück. Beide ſind darin einverſtanden, daß ein einzelnes Heilen und Sorgen an einer einzelnen Stelle nicht mehr hilft. Jener hat offen die Nothwendigkeit einer radikalen neuen Organiſation der Geſellſchaft und der allgemeinen Gleichberechtigung an den Gütern der Erde ausgeſprochen; dieſe drängt, unverkennbar, nach einer viel umfaſſenderen Form, als bisher in dem vereinzelten Wirken ihrer Vereine lag. Mit den Frauenvereinen, Krankenvereinen, Diakonen- und Diakoniſſenanſtalten, den Bibelgeſellſchaften, den geiſtlichen Buchhandlungen, den Beſſerungsanſtalten verwahrloſter Kinder u. ſ. w. allein iſt der innern Miſſion nicht mehr gedient. Sie ſtrebt dahin, ein organiſches Glied des Staates und der Kirche zu werden und alles das, was am alten Staate und der alten Kirche ihr widerſpricht,

nach ihrem Bedürfniſſe umzumodeln und das ganze Leben in ihrer Art zu verjüngen und zu erfriſchen.

Zwei Heilmethoden einer und derſelben Krankheit müſſen wohl die Aufmerkſamkeit des Denkers erregen, vor allen Dingen aber die Thatſache feſtſtellen, daß wirklich ein großes Uebel, eine ſchwere Krankheit vorhanden iſt. Die unglücklich ausgefallene Kur, die dieſer Krankheit durch den Communismus wurde, kennen wir. Die neueſte Geſchichte hat uns mit genug Blut und Jammer das ſcheiternde Experiment dieſer Kur in Paris vergegenwärtigt. Es iſt wohl der Mühe werth, zu unterſuchen, ob die innere Miſſion die wahre Heilung bringen wird, den Arzt, der das rechte Wort des Lebens ſpricht.

In dem Worte »innere Miſſion« liegt zunächſt eine nach innen gewandte Bekehrung zum Chriſtenthum. Nicht in die Heidenwelt jenſeits der Meere allein hätte der chriſtliche Apoſtel zu ziehen, ſondern in unſrer eignen chriſtlichen Welt gäb' es des Heidenthums genug; Unglaube, Abfall, Feindſchaft gegen Chriſtus; und dieſe ſchlimmen Mächte zu bekämpfen, wäre Predigt, Lehre und Liebeswerk bei uns ſelbſt am nöthigſten. Man müſſe die Ungläubigen, Abgefallenen und Feindſeligen gewinnen; man müſſe ſie bekämpfen, wo ſie ſtörriſch ſind; man müſſe ſie aufſuchen, wenn ſie nicht von ſelbſt kämen. Man müſſe ſich Jedem zu nähern ſuchen, dem Geſunden und dem Kranken, dem Reichen und dem Armen; man müſſe zwingen, wo man nicht gutwillig Gehör gäbe, man müſſe

im rechten Geiſte geben und im rechten Geiſte nehmen. Das ſittliche Verderben, das Unglück, die Armuth und Krankheit wären allerdings die nächſten Pforten, wo die innere Miſſion anzuklopfen hätte: aber anzuklopfen wäre auch da, wo man des Arztes am wenigſten zu bedürfen glaube; mit einem Worte, überall, in allen Verhältniſſen, in allen Ständen müſſe wieder für Chriſtus geworben werden und mit der Rückkehr zu dem Quell des Lebens, von dem ſich die heutige Welt abgewandt hätte, würde auch wieder ihr wahrer Troſt, ihre Erquickung und ihr Friede einkehren.

Wenn dieſe Definition des innern Miſſionswerkes, wie ich glaube, die richtige iſt, ſo kann die Frage entſtehen, aus welchem Drange überhaupt ihr Wirken und Schaffen hervorging? Iſt es der Drang der Liebe oder der Drang des Glaubens? Entſprang die innere Miſſion einem Herzen voll Mitleid, voll Schmerz über die Leiden der Menſchheit, voll Liebe für die Armen und Kranken, oder entſprang ſie einem glühenden Gemüth der Ueberzeugung, der Leidenſchaft, der Andacht, dem Zorn des Gläubigen über die Irrenden und Zweifelnden dieſer Welt? Ich glaube, daß dieſe Frage der Angelpunkt iſt, um den ſich der Werth oder Unwerth dieſer neuen Cultur- und Zeitrichtung wendet und von dem aus man unſer Volk zur Theilnahme an der innern Miſſion entweder auffordern oder davor warnen muß.

Ein frommes Gemüth, es mag ſich binden laſſen durch welchen Glauben es will, verdient Verehrung. Darum herzige Samariter ſollen uns geſegnet ſein, ſelbſt wenn ſie nicht die neue Weisheit von Galiläa erkannt haben. Wen der Drang der Liebe treibt an die Krankenbetten zu gehen, ſich die Gefängniſſe erſchließen zu laſſen, verlorne Seelen auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, wer wollte dem nicht die Krone der Heiligen geben? Anders aber iſt es mit einer Wohlthätigkeit, die nicht um ihrer ſelbſt willen zu den Hülfsbedürftigen kommt, ſondern ihr Liebeswerk nur als die Veranlaſſung einer zweiten Abſicht, der Bekehrung, nimmt. Der Gewinn für den Hülfsbedürftigen, der im geſpendeten Beiſtand liegt, mag derſelbe und immer dankenswerth bleiben, aber der Duft der Gabe iſt doch ſchon verweht, die Blüthe abgeſtreift, wenn der innere Miſſionär in einer weiter hergeholten Abſicht kommt. Gegen die chriſtlichen Krankenhäuſer iſt ſchon längſt dieſer Einwand der Mißſtimmung über ihre eigentliche tendenziöſe Abſicht erhoben worden; aber die ganze innere Miſſion hat dieſen Makel auf ſich haften, daß ſie das Produkt einer ſehr zweideutigen Liebe iſt, eher das Produkt des Zornes, jedenfalls einer polemiſchen, den Kranken und Elenden mehr drückenden als erhebenden Abſichtlichkeit.

Man kann wohl ſagen, das gewöhnliche kirchliche Chriſtenthum will ſich durch die innere Miſſion bei uns, in unſrer proteſtantiſchen Welt, auf ſeine alten Tage einen

Reiz geben, der ihm nur ſchön ſtehen würde, wenn es der Ausbruch einer jugendlichen Schwärmerei wäre. Was rührt uns an einer frommen, treuen, hingebenden Seele, die das Himmliſche aus Entzückung liebt, und was ſtößt uns ab, wenn wir eine ermattete Weltlichkeit am Ende ihrer Laufbahn, im Unvermögen ihrer abgeſtorbenen Kräfte, ſich plötzlich dem Glauben und der Ascetik zuwenden ſehen? Die Pflege der Armen und der Kranken war des Chriſtenthums erſter kindlicher Sinn. Dann kam eine lange Herrſchaft der Weltlichkeit, des Genuſſes, der oberflächlichſten Aeußerlichkeit. Selbſt die Reformation ſpäter reformirte nicht jenen naiven Sinn der Liebe, ſondern den ſtreitſüchtigen, rechthaberiſchen, an ſich edlen Zorn des Glaubens. Ja, durch Luthers Polemik gegen die guten Werke wurde ſogar die helfende Werkthätigkeit der chriſtlichen Liebe in einen gefährlichen Mißcredit gebracht und das kirchliche Leben immer trockener und ausgedörrter. Jetzt mit einem Male will das alternde proteſtantiſche Chriſtenthum ſich jene Naivetät ſeines Urſprunges wiedergeben, will lehren auf den Gaſſen (ich erinnere an Wicherns Verlangen nach „Straßenpredigern“!), will die Armen ſpeiſen, die Nackten bekleiden, die verlornen Schafe zur Heerde zurückführen und das Leben, wie es nun einmal geworden iſt, mit tauſend Liebesarmen umfaſſen. Warum ſtehen wir ungerührt bei Seite und ſehen zweifelnd und ungläubig dieſen immer geräuſchvoller wer-

bäumen am Fuß des Taunusgebirges vertraute er seine Gedanken, nur noch mit den Najaden der wunderthätigen Quellen in Soden plauderte er über Politik. Sein Tagebuch zeigt ihn uns, wie er nicht mehr Fürsten und Diplomaten, sondern die Gänse und Hühner im Gasthaus zum „Frankfurter Hof" beobachtet und sich aus ihrem Treiben an den Lauf der Welt draußen erinnern läßt. Er spricht über Schiller und Goethe, über die sorglosen Träumereien und Zerstreuungen, denen sich die letzte Zeit der Restaurationsperiode hingab. Da endlich bricht die Julirevolution aus. Alle seine alten Gedanken springen plötzlich wie niedergehaltene elastische Federn auf. Seine Pariser Briefe zeigen ihn uns wieder mitten in den Fragen der Zeitgeschichte, er sieht das, was er längst behauptete, bewiesen, was er vorhersagte, eingetroffen. Er verfolgte, im schönsten Vertrauen auf eine muthige Erhebung der politischen Begriffe, die sich auch der Deutschen bemächtigt zu haben schien, den Verlauf der Ereignisse, wie sie auch bei uns nach und nach das Losschlagen einer vom Zeitgeist geheim gelegten Mine waren. Er mußte seinen Blick auf England, Belgien, Italien, Polen richten: denn alles traf wie mit einem Zauberschlag zusammen. Die Bitterkeit der darauf folgenden Pariser Briefe ist aber weniger die Folge seiner übermüthigen Freude, als des Schmerzes, daß der Freiheit ihr Sieg verloren gehen könne. In Deutschland hatte sie ihn, er sah es bald, nicht vollständig errungen, in Frankreich wurde sie darum betrogen. Die Freiheit hatte gleichsam eine große Erbschaft gemacht, aber der Banquier, bei dem sie sie ausgezahlt erhalten sollte, Louis Philipp, fallirte böswillig. Börne hatte ein scharfes Auge, diese Umtriebe zu durchschauen. Er konnte hier seine Erfahrungen aus den

renden und aufdringlicheren Mühen zu? Die katholische Kirche hat sich ihre Naivetät erhalten. Diese leistet ohne Mühe, ohne Agitation, freilich auch ohne polemische Absicht, in aller Stille schon den größten Theil dessen, was unsere Hamburger, Berliner, Baseler, Duisburger geistlichen Retter der Gesellschaft mit so sicherer Beflissenheit ins Werk zu richten suchen. Da sind bei den Katholiken Bruder- und Schwesterschaften, Klöster, die einen eignen Zweig der innern Mission allein betreiben, neue Orden thun sich auf zu diesem oder jenem wohlthätigen Zwecke, eine unerschöpfte Triebkraft macht sich an dem alten, abgestorben scheinenden Stamme immer wieder auf's Neue geltend, aber es macht sich alle diese Pflege und Liebe dort natürlich, freundlich, human, frei von Seitenblicken auf vergangenes und künftiges Leben, und innerhalb der Kirche selbst. Die protestantische hat sich in einseitiger Pflege des Gedankens einmal diese Wirkung auf die Gesellschaft entgehen lassen, und jetzt wollen unsre grauen, düstern Ascetiker das nachholen, was seit Jahrhunderten bei uns versäumt worden ist?

Die innere Mission betrachtet die leidende Menschheit wie einen anatomischen Körper zu einem religiösen Experiment. In der Doppelsinnigkeit ihrer Liebesdienste liegt ihre Ohnmacht, wenn auch Fürsten und Fürstinnen mit Leidenschaft für ihre Zwecke wirken. Einem Kranken, der Heilung hofft, wird es gleich sein, ob man ihn z. B. in

Berlin in eine Klinik oder nach Bethanien trägt, er will nur Rettung und dankt dem, der sie bringt, und wir wollen nicht minder Jedem danken, der rettet; aber wie der Arzt über ein Mittel, selbst wenn es einmal geholfen hat, doch für alle andern Fälle den Stab brechen kann, so soll auch das einzelne Gute, höchst Dankenswerthe, was uns die praktische Anwendung der innern Mission schon gebracht hat, nicht hindern, ihr Prinzip im Allgemeinen zu prüfen und die Gefahren zu erwägen, die ihre immer mehr geförderte Wirksamkeit begleiten dürften.

Die Gefahr der innern Mission ist um so bedenklicher, als diese geistliche Reaktion mit Geschenken in der Hand erscheint. Timeo Danaos... Sie knüpft an eine unermeßliche, die ganze Welt beunruhigende Aufgabe an und benutzt sie, um immer weiter für ihre polemische Tendenz Fuß zu fassen und die Massen wie die Auswahl für jene Kirchlichkeit zu gewinnen, die der wahre Stachel ihrer wohlthätigen Liebe ist. Sie bekennt es offen von sich selbst. Sie sagt nicht, ich komme um der Leidenden willen, sondern um des Unglaubens willen; sie will die »satanische« Richtung der Welt bekämpfen, den Abfall von dem Gott, der ihr der einzig wahre und lebendige scheint. Wie gefährlich ihre Geschenke sind, beweist der Dienst, den sie dem Staate und der Kirche zu leisten sich anheischig macht. Der Kirche schreibt sie zwar, was die Lehre und das Dienen am Worte anlangt, ihren bestimmt bezeichneten Kreis vor, macht auch,

da die verhandenen theologiſchen Bekenntniſſe ihr zu vielſeitig ſind, nicht jedem Geiſtlichen die Zumuthung, in ſeiner Gemeinde Miſſionär zu ſein; ſie fürchtet eben, daß das theologiſche Bekenntniß, deſſen Wiederherſtellung ſie anſtrebt, nicht immer von dem jeweiligen Geiſtlichen in ſeine Liebeswerke, in ſeine Pflege und Seelenzucht mit einfließe. Aber ſie bietet darum doch der Kirche die ganze Unterſtützung ihrer Einwurzelung in die Familie, in Schule und in Haus, in Leben und Sterben dar. Sie will das Auseinanderfallen der Gemeinde, der ſichtbaren Kirche aufhalten, ſie will die geiſtliche Seelſorge mit verlorengegangenen Rechten wieder ausſtatten, ſie will die Wiederherſtellung alter hierarchiſcher Formen anbahnen. Noch größer, da ihr eine gewiſſe Beengung durch die vorhandene Kirche und die Scheu vor der von ihr veranlaßten praktiſchen Brachlegung des geiſtlichen Amtes wohl bewußt iſt, ſind die Dienſte, die ſie dem Staate anbietet. Nicht nur der Polizei entreißt ſie große Sorgen, auch der hohern Politik bietet ſie ſich als Agent zur Bekämpfung des revolutionären Geiſtes an. Sie will durch ihren Traktaten-, Bücher- und Zeitſchriftenverlag, der in Hamburg, Berlin, Weſtphalen, Franken, Württemberg, der Schweiz im blühendſten Flor iſt, die Lektüre aller Stände regeln; ſie will die politiſchen, nicht im chriſtlichen, d. h. duldenden und ſich fügenden Sinne geſchloſſenen Vereine durch Gegenvereine bekämpfen, wie ſie deren unter Hand

werfern und Fabrikanten ſchon viele begründet hat; ihre Sendboten, die ſie »Colporteure« nennt, ſind angewieſen, überall das politiſche Verderben der Zeit im Auge zu behalten und nach jener Richtung hin zu wirken, die man einfach mit der Thatſache kenntlich, macht, wenn man an den General der innern Miſſion in Deutſchland, Oberregierungsrath von Bethmann-Hollweg in Berlin und jene Stuttgarter Kirchenthüren erinnert, von denen dieſer Herr eine Aufforderung, für Schleswig Holſtein zu wirken, in jeder Beziehung ein umgekehrter Luther, eigenhändig abriß!

Müſſen wir nun wegen ihrer geiſtlichen und politiſchen Tendenz das eigentliche Weſen der innern Miſſion verwerfen und unſere Zeit vor dieſer immer mehr um ſich greifenden wühleriſchen Reaktion warnen, ſo fühlt ſich freilich wohl ſogleich heraus, wie ſchwierig hier der Widerſpruch der Freiheit und Vernunft geltend zu machen iſt. Der falſche Schein der »Liebeswerke«, die Pflege der Armen, Kranken, die Beſſerung der Gefangenen, die Verſorgung entlaſſener Sträflinge u. ſ. w., Alles das ſind hochwichtige und dankenswerthe Leiſtungen, die, ſie mögen fließen aus welcher Quelle ſie wollen, einſtweilen doch immer Thränen trocknen, Elend mildern und manche treue und mildthätige Seele bewogen haben, Werke einer ſo nothwendigen Barmherzigkeit zu üben. Die eigentlichen Agitatoren des reaktionären Zweckes ſtehen im Hinter-

grund. Im Vordergrund ſteht wirklich das unermeßliche menſchliche Elend, und wer könnte die, die hier an Kranken betten warten und pflegen wollen, die Jammerhöhlen der Entbehrung beſuchen und nicht bloß Wohlthaten vorübergehend ſpenden, ſondern ſich um die dauernde Abhülfe mühen, hinwegſcheuchen wollen? Der Tellſchuß der Kritik iſt hier ſo ſchwierig, da ſie mit dem Apfel des Landvogts auch das Auge des Kindes treffen könnte. Noch mehr: — haben wir Freidenkenden einen Erſatz zu bieten? Können wir uns rühmen, zwiſchen dem chimäriſchen Schematismus einer neuen Geſellſchaftsverfaſſung, wie ſie der Communismus will, und den Schafsleidern der innern Miſſion in der Mitte zu ſtehen mit einer lebenwirkenden, ſegenverbreitenden, in Liebe und Aufopferung ſtarken Hülfe und einem Erſatze für das, was wir beſtreiten müſſen? Iſt nicht im Gegentheil unſere kritiſche Vernunft ſehr kalt, ſehr bequem? Steht der Nüchterne da wo es zu handeln gilt, nicht immer zurück hinter dem, den eine warme Ueberzeugung, und wäre ſie einem Irrthum entſprungen, ſpornt? Den Enthuſiasmus, die Schwärmerei des Irrthums können wir, das macht unſern Widerſpruch gegen die innere Miſſion ſo zaghaft, nicht künſtlich erſetzen. Kein Weihrauch, kein Dreifuß macht den wahrſagenden Apollopriester, wenn der Schwung des Geiſtes nicht ſchon urſprünglich in ihm vorhanden war, und die Geſchichte lehrt uns, daß keine volle Saat und

Ernte ſchöpferiſcher und welthiſtoriſcher Gedanken vom Thau des nüchternen Verſtandes allein befruchtet wurde.

Einen Erſatz für die alte Gläubigkeit, ſcheint es, hat unſer Jahrhundert auf dem Gebiete des Staates wohl ſchon in der politiſchen Märtyrerſchaft gefunden. Auf dem Gebiete des Staates kämpft die ſchwärmeriſche Neuerung nur noch mit dem nüchternen Verſtande und der blinden unheiligen Leidenſchaft des conſervativen Intereſſes. Unſre ſchwärmeriſchen Regungen auf dem kirchlichen Gebiete dagegen flegen nur mit matten Fittichen. Es gibt eine enthuſiaſtiſche Wahrheit in denen, die ſich neuerdings zu den deutſchkatholiſchen und freien Gemeinden bekannten; auch zweifeln wir nicht, daß der Ueberzeugungstrieb, der dieſe Gemeinden doch wohl gebildet hat, bei einem größern religiöſen Bedürfniß unſerer Zeit und bei minderer Hartnäckigkeit der polizeilichen Verfolgung ſich auch nach der Seite des Lebens im Allgemeinen hin ſchöpferiſch und in Liebe thatkräftig wirkend würde entwickelt haben. Jetzt aber bei der kühlen Neutralität, die die Bildung bei den kleinen Kämpfen und Hetzjagden auf dieſem Gebiete beobachtet, iſt kein Surrogat vorhanden, das den ſchwärmeriſchen Drang der innern Miſſion bei uns erſetzen könnte. Wir laſſen ſie walten, weil wir wohl fühlen, daß uns der Trieb, die Kranken und die Armen aufzuſuchen, fehlt und wir mit all unſern Erwägungen über die Dinge, wie ſie beſſer ſein könnten,

gegen Denjenigen zurückſtehen, der ſelbſt Hand anlegt. Wo iſt die Kraft von gleicher Wirkung bei den Freien und Vorurtheilsloſen, die es mit dem Drange der innern Miſſion aufnehmen könnte?

Dennoch frage ich: warum ſollen wir nicht auf uns ſelber hoffen? Ich denke, wenn, wie der Dichter ſagt, »alle Blüthenträume reifen«, wird auch jene Kraft nicht fehlen. Nur können wir ſie nicht mehr von der religiöſen Seite her erwarten. Sie muß von der politiſchen kommen. Verbunden mit jenem milden und weichen Sinne, den das Zeitalter ſeiner Bildung, ſeiner Erziehung, ſeiner Literatur und Kunſt und der geläuterten Religion des Herzens verdankt, muß ſich aus unſerm Staatsleben doch zuletzt eine Tugend entwickeln, die ſich der politiſchen Tugend der Alten in dem Grade nähern wird, je mehr der Staat die ganze Widerſpiegelung unſrer Wünſche, die Erfüllung unſrer politiſchen Bedürfniſſe wird. Die geheiligte öffentliche Tugend wird es in dem Falle mit den Motiven der innern Miſſion aufnehmen können, daß der Staat zu jener Vollendung gelangt, die es uns zur Freude macht, ſein Glied zu ſein. So lange wir, um nur zunächſt Deutſchland zu nehmen, ein zerriſſenes Volk ſind, hingegeben der Willkür der Fürſten, jetzt ſogar abhängig von der Gnade der großen fremden Souveräne, ſolange wir in den Feſſeln der feudalen Ueberlieferungen ſchmachten und nicht an dem Ganze der öffentlichen Angelegenheiten

unſere vollſte Genüge finden, ſo lange wird uns auch die Luſt und das Behagen fehlen, alle unſere nachbarlichen Sittenzuſtände mit uns auf eine gleiche Stufe des Behagens zu bringen. Nur in einem von Beamten-, Adels- und Militärdruck freien Bürgerſtaate wird die warme Liebe zum Gemeindewohl erſtarken, wie man ſchon allein an unſerer nationalen Zerſplitterung ſich überzeugen kann, daß ſie allein die Schuld trägt, wenn nicht ſogleich ein Stamm des Südens die Leiden eines Stammes im Norden wie ſeine eigenen nachfühlt. Die öffentliche Tugend wußte es bei den Alten, warum ſie bereit war zu allen Opfern, zu allen Tributen der Liturgieen, der Gemeinwohlſpenden; ſie wußte, ſie war an dem Beſtehenden innerlichſt und perſönlichſt intereſſirt. Man entferne jetzt auch bei uns den Zorn aus unſerm Blute, den Mißmuth aus unſern Stimmungen, die Verzweiflung aus unſern Hoffnungen und wir werden Auge und Ohr für das Kleinſte in der Geſellſchaft haben und jedes fremde Leid um des uns liebgewordenen Staates willen wie unſer eignes betrachten. Jetzt ziehen wir uns vom Allgemeinen zurück, müſſen es thun, um uns zu ſchützen in den Schwierigkeiten, die mit einer freien Ueberzeugung verbunden ſind. Wo bleiben da bei aller Milde unſers Herzens die Kranken und die Armen? Man überläßt ſie dem Polizeiſtaate, wie er einmal iſt, und denen, die es ſich zur Ehre anrechnen, dieſem Polizeiſtaate gleichgeſtimmt oder aus andern Motiven zu dienen.

Aber das iſt ewig wahr! Der freigewordene, veredelte, auf Menſchenrecht begründete Staat wird auch den Menſchen ſelbſt veredeln. Das Menſchenrecht wird das ſtärkere Gefühl der Menſchenpflicht erwecken. Der Haß wird ſchwinden, die Liebe ſeinen Platz einnehmen. Dem Nächſten Gutes zu thun wird die gemeinſame Bürgerpflicht werden. Man wird mit Freuden Aemter der Pflege und Sorge annehmen, wenn ſie uns auch nichts eintragen, als das Bewußtſein, dem Beſtande des Allgemeinen genützt zu haben. Mit Freuden wird man zu den Armen und den Kranken gehen, wenn es unſre politiſche Ehre, die Nothwendigkeit, einen Beweis für unſre öffentliche Tugend zu führen, erfordert. Diakoniſſen-, Blinden-, Taubſtummen-, Kinderbewahranſtalten, die jetzt unter der Protektion der Prinzeſſinnen und der excluſiven Geſellſchaft ſtehen, würden, der Bürgſchaft eines glücklichen, nach allen Richtungen erleſten Staates anheimgeſtellt, tauſendfache Gelegenheit bieten, Milde des Herzens, noch wache chriſtliche Liebe und Aufopferung zu zeigen, auch ohne innere Miſſion. Das Motiv der öffentlichen Tugend würde viel reifere Früchte zeitigen, als jene ſchleichende Polemik eines religiöſen Zornes, der die Maske der Liebe vornimmt, um ſeinen Haß zu verbergen.

Schon jetzt tritt in Amerika und England, auf deſſen Wohlthätigkeitsanſtalten ſich die deutſche innere Miſſion ſo oft beruft, das Liebeswerk der Rettung und der Hei-

lung unſrer Geſellſchaftsſchäden viel harmloſer, viel mehr als Ausfluß eines nationalen Ehrgefühls und einer reinen mildgeſtimmten Humanität auf, als bei uns. Der chriſtliche Stempel fehlt natürlich auch dort nicht; allein weit mehr als bei uns wird das innere Behagen Derer ſichtbar, die das Gute thun, um ſich ſelber zu genügen. Die werbende, wühlende, zeletiſche Abſichtlichkeit fehlt. Man gibt und ſtraft mit dem Geben nicht. Man hat zunächſt den Himmel, dann aber auch die Ehre eines großen Volks vor Augen, die Conſequenzen freier Inſtitutionen, deren Mißſtände man auszugleichen hätte. Man will dort nicht mehr mit dieſen Werken der Liebe ſagen, als die Unzulänglichkeit des Staates ergänzen und eine Lücke des Weltplans ausfüllen. Man gebe England eine neue Verfaſſung und ſtürze die Verhältniſſe um, auf welche ſich dort das Uebermaß der ungleichen Vertheilung der Güter gründet, und man würde jenem antiken Motive der Staatstugend, das allein ſchon ausreicht, das Elend und die Verbrechen der Geſellſchaft zu überwachen, jenſeit des Canals faſt völlig gleichkommen. Und von Amerika zu ſprechen, ſo erinnern wir nur beiſpielsweiſe für die dortige Auffaſſung der innern Miſſion an die klare, ruhige, humane Art, mit der die von dorther entſandten Friedensapoſtel in der Frankfurter Paulskirche ſich als wirkliche Boten der Liebe zu erkennen gegeben haben.

Möge ein guter Genius über Europa walten, um

Zeiten der Wage und der Carlsbader Beschlüsse wieder aufnehmen; daß er es mußte, daß ihn die Wendung, die die Erfüllung seiner Hoffnungen nahm, dazu zwang, gab ihm jenen Unmuth, der in den Pariser Briefen Dinge aussprach, die selbst manchen seiner Freunde verletzt haben.

Die praktischen politischen Ideen Börne's blieben auch damals dieselben. Er wollte ein einiges Deutschland, das von der Vielherrschaft seiner Fürsten dadurch befreit wäre, daß keiner seine Souveränität dem Wohl des Ganzen gegenüber geltend machen dürfe. Er verlangte von Preußen, daß es seinen Schwerpunkt nicht in Rußland, sondern in Deutschland suche; er verlangte von Oesterreich, daß es seiner Politik des Stillstandes und seinen aufhaltenden Einflüssen auf die süddeutschen Höfe entsagte: er verlangte von diesen selbst und von den Schirmherren, Oesterreich und Preußen, die freieste Entfaltung des constitutionellen Systems. Erst wenn für diese Hoffnungen sich gar kein guter Wille bei den Fürsten zeigen wolle, dann war ihm die Republik lieber, als jede andre Verfassung, die dem Bürger nicht gestatte, für sein irdisches Wohlergehen nach freiestem Menschenrechte zu sorgen. Es ist kein Zweifel, daß dies Börne's politisches Glaubensbekenntniß von seiner praktischen Seite war.

Ueberhaupt stimmt Börne's Theorie von Staat und Bürgerthum mit Rousseau's Contract social zusammen. Sein Gefühl ließ ihn, um das Wesen des Staates zu bestimmen, von Nichts anderm ausgehen, als von den Menschenrechten. Sein politischer Grundgedanke war der, daß ihm die Gleichheit noch höher stände, als die Freiheit. Börne hielt diese Ueberzeugung für so tief in der Menschenbrust begründet, daß er daraus den Grund herleitete, wie Napoleon die Franzosen fast

uns vor dem Ueberſturz in einen blind experimentirenden Communismus und dem Rückfall in die unheimliche Dämmerung der innern Miſſion zugleich zu bewahren! Zwiſchen zwei Extremen liegt die Wahrheit meiſt in einem über ſie hinausragenden Dritten. Ein ſolches Drittes iſt hier der entfeſſelte Staat. Aufforderung genug, ſtark zu bleiben in dem Kampfe für politiſche und nationale Freiheit! Ein großes freies Volk, das ſich in ſeinen Inſtitutionen ſelber liebt, wird ſich ſeinen Stolz und ſein Behagen nicht trüben weilen durch die Noth und das Elend, das etwa auf dem Tummelplatze ſeiner Freude noch Raum hätte. Wer einen ſchönen Pallaſt baut, ruht nicht, bis eine baufällige Hütte, die er neben ſich nicht niederreißen darf, mindeſtens ein gefälligeres Ausſehen erhält und die Symmetrie ſeines eignen Beſitzes nicht ſtört. Das eigne Behagen kommt dem Nachbar zu Gute. Wenn Chriſtus ſagte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt! ſo ſollte dieſer Troſt nicht heißen, die Armen ſollten mit dem Evangelium für das, was ihnen ſonſt entging, ſchadlos gehalten werden, ſondern es hieß: Daß das Evangelium Allen gepredigt wird und die Reichen zu ihren Menſchenpflichten aufgefordert, das eben wird auch den Armen zu Gute kommen! Erginge bald an uns die Botſchaft von einem Staate, an dem unſer ganzer intellektueller und ſittlicher Menſch ſein Genüge fände, wie ſollte auch dieſe Botſchaft wieder den Armen zu Gute kommen! Erfüllt

von der Harmonie des Lebens, die nun unser Ohr mit Wohllaut zu erquicken hätte, würden wir von selbst keine Dissonanz mehr dulden, während es uns jetzt bei der Zumuthung, rüstig Hand an die Schäden und Leiden der Gesellschaft zu legen, fast ist, als sollten wir nur Andern eine Harmonie des Lebens, die uns selbst noch wenig berührt, zum schmeichlerischen Kitzel ihres Ohrs und zum sybaritischen Selbstbelügen ihres Gewissens herstellen! Ob die innere Mission stark genug sein wird, Denen, die auf dem Rosenbette der Selbstzufriedenheit schlummern wollen, alle störenden Träume auf immer wegzujagen, wollen wir abwarten. Die beflissene Dienerin der Sultane wird ermüden, und die wahren Schrecken, die unsre gegenwärtigen Staaten beängstigen, doch nicht beseitigen. Hier können auf die Länge keine Palliative, sondern nur neue Schöpfungen helfen.

wir von dem vielleicht in Hamburg bei Dr. Wichern gebildeten Vorsteher: Der Grund seiner Methode wäre die auf die Erbsünde sich bauende christliche Heilsordnung, so können wir die Besorgniß nicht unterdrücken, daß bei solchen speciellen Erziehungsaufgaben dieser Weg nicht der richtige ist.

Die Demuth mildere nur den Stolz! Das Gefühl der Abhängigkeit regle nur das Bewußtsein einer zu lebhaften freien Selbstbestimmung! Dem armen blödsinnigen Kinde soll vor allen Dingen erst Muth gegeben und geweckt werden, zu sich, zum Dasein, zur Welt, zum Licht, zu den Menschen überhaupt Vertrauen zu fassen, und wenn auch die Religion bei einer so schwierigen und hohen Aufgabe der Erziehung, wie diese, unfehlbar das wesentlichste Moment der Bildung bleiben muß, so glauben wir doch nicht, daß es gut ist, wenn in solchen Erziehungsanstalten der Grund alles menschlichen Strebens immer nur auf die Voraussetzung unserer Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit gebaut wird. Es ist gerade so, als wenn man in Krankenhäusern nur Zusprüche dulden wollte, die sich auf den Tod beziehen.

## Die Macht der Wiſſenſchaft.

Die Nebelbilder von Siegmund und Rohde ſuchen bekanntlich die verſchiedenen Perioden der Erdbildung nach den Forſchungen Cuvier's, Humboldt's, Bischoff's u. ſ. w. zu veranſchaulichen. Eine gutſtiliſirte, kräftigvorgetragene Erläuterung gibt dabei den Ergebniſſen wiſſenſchaftlicher Vermuthungen vielleicht zu frühen den Charakter einer unwiderleglichen Beweisführung; doch der Eindruck, den ſowohl dieſe geologiſche wie die ſpätere aſtronomiſche Partie der Schauſtellung hervorbringt, iſt ein entſchieden erhebender und befruchtender.

Als kürzlich eine Dame dieſe Schattenbilder an ſich vorüberführen ſah, gerieth ſie bei den Behauptungen des Erläuterers und der Tendenz der Bilder ſelbſt in eine unbeſchreibliche Aufregung.

Die Erde hatte ſich aus einer Feuermaſſe eine Kruſte, ihre Rinde, gebildet, die Grauwackenperiode begann, einzelne unheimliche Thiergeſtalten wurden für die erſten Bewohner der Erde erklärt.

Da hielt es ihr Gefühl nicht länger aus.

Sie begann laut dieſelben Verwünſchungen, die in Mainz und Freiburg bekanntlich das Verbot dieſer Darſtellung zur Folge gehabt haben.

Wie man wagen könne, ſo etwas in chriſtlichen Ländern zur Schau zu ſtellen! Wie man Cuvier und Humboldt höher ſchätzen könne als die Bibel! Wie man von Millionen Jahren reden könne, wo die heiligen Urkunden nur von ſechs Tagen ſprächen!

Man hatte alle Mühe, ſie zu beruhigen. Ihr Unwille ſtieg von Bild zu Bild.

Endlich bekam die Erde ſanftere Formen. Der mit grellem Höllenroth bezeichnete Granit verlor ſich immer mehr, die Vulkane hatten ausgebrannt, die wenigen, die noch rauchten, wurden nach Humboldt's ſinniger Anſchauung die Sicherheitsventile der Erde genannt, der Elefant brachte wenigſtens die Welt, wie ſie jetzt iſt, in die nächſte Empfindung und Anerkennung wieder. Die Bilder der Herren Siegmund und Rohde machen bekanntlich einen ſehr gewaltigen Sprung von der untergegangenen koloſſalen und plumpen Thierwelt zu einer anmuthigen und maleriſch gedachten Gruppe der erſten Menſchen. Die Beſtrebung der Natur, endlich den Menſchen hervorzubringen, hätte jedenfalls auch in den Formen dargeſtellt werden müſſen, die der menſchlichen Geſtalt wenigſtens äußerlich verwandt ſind. Aeußere Rückſichten mögen die Schattenkünſtler beſtimmt haben, dieſe genetiſche Ent-

wickelung, etwa die Annahme einer präadamitischen Menschenwelt mit geringerer Intelligenz (nach den Sagen aller Völker), zu unterlassen. Kurz, wie endlich in grünen Waldesschatten und auf Blumenauen die ersten Menschen sichtbar wurden, brach die Dame von der wir erzählen, in Thränen aus.

Sie hatte die Welt wieder, der ihr Herz, sie selbst und ihr Glaube angehörte!

Diese Thränen eines kindlichen und gläubigen Gemüths waren nicht die Folge einer endlichen Erlösung vom Drucke der schmerzlichen Spannung; sie waren nicht der Ausdruck der Freude allein über die endlich siegreich hervorbrechende Wahrheit des ersten Menschenlebens, das die Bibel schöner als alle Urkunden der Völker und Zeiten uns erzählt: diese Thränen waren der Ausdruck des Schmerzes über den Verlust einer Jahrelang liebgewesenen Verstellung.

„Die schöne Welt! Sie ist zerstört!“ Ein Faustisches Wehe! Wehe! ergriff ihre ganze Seele. Sie dachte nicht mehr daran, diese Bilder verboten zu wünschen. Sie weinte nur, weil sie sich gewöhnen mußte, *sich in die Annahmen der Wissenschaft und in die Prüfung unserer Traditionen zu finden.*

Wenn doch all' unsere Intoleranz darauf hinaus käme, diesem Beispiel zu folgen!

## Arthur Schopenhauer.

Eine neuere Philoſophie verſpottete die Bezeichnung eines Selbſtdenkers.

Sie ließ zwar gelten, daß man ſelbſt eſſen und ſelbſt trinken müſſe, um ſeinen Hunger und ſeinen Durſt zu ſtillen, daß man aber, um ſich und Andern klar zu werden, auch mit eigenem Geiſt denken müſſe, ſchien ihr keines beſondern Nachdrucks werth.

Sie lehrte ohnehin ſogenannte objektive Gedanken, d. h. ſolche, die ſich an den Dingen von ſelbſt verſtünden.

Dennoch thut man wohl, einen Ausdruck beizubehalten, deſſen Werth ſich bei ſo vielen gedankenloſen und unſelbſtſtändigen Schriften, denen wir vorzugsweiſe auf dem Gedankengebiete begegnen, in ſeiner ganzen Bedeutung kund gibt. Das Wiederholen der ſogenannten objektiven Gedanken hat uns jene philoſophiſche Trivialität geſchaffen, die wir auf Kathedern von hochbeſoldeten Profeſſoren Jahr aus Jahr ein gelehrt finden.

Einer urſprünglichen Denkkraft begegnet man in der leider mit einem allzugelehrten Titel eingeführten Schrift

von Arthur Schopenhauer: «Parerga und Paralipomena» (zwei Bände, Berlin 1851).

Nicht daß wir die Ansprüche des Verfassers auf ein eigenes philosophisches System, das er bereits seit dreißig Jahren unter dem ungünstigsten Widerstande, den ein Autor finden kann, dem des Ignorirens, lehrt, unterstützen mögen; die vorliegende Schrift beschäftigt sich nicht ausschließlich mit dem bekannten Gegenstande seiner Philosophie, die Welt als Wille und Vorstellung zu fassen.

Er gibt vielmehr über einzelne Thatsachen und allerlei Denkgegenstände, die jeden Gebildeten interessiren müssen, eine Fülle der geistreichsten und scharfsinnigsten Eigengedanken, so daß ihm der Name eines Selbstdenkers auf jedem Gebiete, selbst da, wo er über Liebe, Ehe, Frauen, Gesundheit, Träume, und ohnehin, wo er über Religion und Philosophie spricht, in höchstem Grade gebührt.

Seine Polemik gegen die Universitätsphilosophie wird Manchem zurückstoßend, die Zuversicht, mit welcher der Verfasser seine Anerkennung von spätern Jahrhunderten erwartet, anmaßend erscheinen.

Diese Flecken lassen aber die glänzenden Verdienste der tiefen, immer auf den Grund der Erscheinung gehenden Forschung nicht im Geringsten erblinden.

Wer sich einmal von den üblichen Landstraßengedanken über Moral, Sitte, Leben, Tradition u. s. w. los

reißen und durch einen freien Geiſt, der über den Vorurtheilen ſchwebt, erquicken oder wenigſtens zu dem Muthe, im Wirrwarr unſerer Verhältniſſe und der nur künſtlich aufrechtgehaltenen Lehren und Meinungen ſeine eigene Lebensanſchauung zu behalten, ſtärken will, der ſchaffe ſich dies Buch an und leſe nur dann und wann in ihm. In Einem Zuge wird man des oft polternden und cyniſchen Tones müde.

Am ſchwächſten ſind die Meinungen des Verfaſſers über den Staat. Vielleicht ſelbſt ein Capitaliſt, der von ſeinen Renten lebt — er preiſt wenigſtens das Glück der Selbſtſtändigkeit - , ſcheint er in der Beurtheilung politiſcher Verhältniſſe nicht frei von perſönlichen Beſorgniſſen.

Da er die Aufgabe des Menſchen, leben zu müſſen, für eine große Qual hält, ſo fehlt ihm auch durchgängig Liebe. Sein ſtarrer Stoicismus wird Egoismus.

Doch bricht das Gemüth aus der Eisdecke ſeiner Weltverachtungslehre dann und wann in anderer Geſtalt hervor. Er ſpricht mit Andacht von den Hindus und mit wahrer Zärtlichkeit von den Thieren.

---

zwanzig Jahre hindurch beherrschen konnte. Napoleon nahm ihnen die Freiheit, aber er ließ ihnen die Gleichheit. Er schuf zwar einen neuen Adel, aber jeder konnte in ihn aufgenommen werden. Die Franzosen hatten zwar keine andern Rechte mehr, als das eine, Soldat zu werden und sich für den Kaiser erschießen zu lassen; aber wenn dies Recht mehr für eine Pflicht angesehen werden sollte, so traf sie als solche alle. Eine Sklaverei wird leichter vergessen, wenn Niemand von ihr ausgenommen ist.

Manche theoretische Behauptung über den Staat in Börne's frühern Schriften wird man weit gemäßigter finden, als man einem Manne zutrauen sollte, der allerdings mit der Ueberzeugung starb, daß die Republik die einzige Gesellschaftsverfassung wäre, bei der sich ein gesunder Kopf und ein gesundes Herz beruhigen könne. Von der Volkssouveränität, dieser Parole des Streits der politischen Doktrinen, sagt er (Bd. VII. der alten Ausgabe S. 35.) „Diejenigen, welche für die Volkssouveränität streiten, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele, dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigner Tyrann sein und es ist es oft gewesen.“ Börne gibt in dem Aufsatz, dem diese Stelle entnommen ist, ferner seine politische Meinung deutlicher an. Er sagt, es handle sich eigentlich nicht um Monarchie und Republik, nicht um absolut oder constitutionell, sondern um dasjenige, was in einem Staate als das Ursprüngliche gesetzt wird. Er sagt, darum

## Sentimentale Naturbeschreibung.

Zu den Moden des Tags, die eine gewisse Abspannung der Gemüther benutzt haben, um das Künstliche für das Schöne, das Dunkle und Wunderbare für das Verständige zu erheben (Moden, die von den kleinen, um gnädigen Frauenschutz bittenden Erzeugnissen der goldgeschnittenen süßen Poeterei bis zur bedenklich grassirenden Auffassung des Lebens und der Zeit im Großen und Ganzen steigen), gehört auch eine gewisse phrasenhafte und mehr das Erstaunen als die Belehrung weckende Naturbeschreibung.

Man muß sich wundern, selbst von Männern, die in andern Gebieten zu den aufgeklärten gehören, in ihren Darstellungen des Naturlebens einen Ton angeschlagen zu finden, der, wenn auch auf allerhand gefühligen Umwegen, doch geradezu zuletzt nur zur Herrschaft des Aberglaubens und zur Anerkennung von Traditionen zurückführt, gegen die sich die Menschheit seither nicht kühl und nüchtern genug verhalten konnte.

## Die tanzenden Tiſche.

Der Weltgeiſt iſt ein Humoriſt.

Zuweilen wirft er irgend eine wunderliche Frage hinaus ins Menſchengewühl und beobachtet die poſſierlichen Geberden, die wir machen, um ſie zu löſen.

Der Spaß, den daran jener neckiſche Demiurgos zu haben ſcheint, kann auch dem Beobachter werden, der ruhig zuſieht, wie die Menſchen mit den neuen Nüſſen fertig werden.

Wie luſtig war die Aufnahme der Kunde von den tanzenden Tiſchen!

Und nicht bloß wie luſtig, ſondern auch wie lehrreich!

Wir waren ſtill geworden über Monarchie und Republik, über Offenbarungsglauben und Vernunftglauben, über Staat und Geſellſchaft; man weiß ja kaum recht, welche Stimmungen und Geſinnungen verborgen in der Welt ſchlummern. Da kommt zwiſchen alle Verſtellung und Furcht plötzlich das Phänomen von einem durch Handauflegen in Bewegung zu bringenden Tiſch und nun zeigt ſich Zweifel und Glaube, Ernſt und Humor, Grübeln und

Spetten nebſt allen Zwiſchenſchattirungen von Bedächtigkeit, von Prüfung, von Unentſchloſſenheit, von gewöhnlichem Ab- und Zuwarten Derer, die natürlich immer die Klügſten bleiben und zuletzt die Siegreichen, ganz wieder wie ſonſt. Der nimmt die Sache melancholiſch, Jener ſanguiniſch; Der choleriſch, Der phlegmatiſch. Die Federn ſpitzen ſich und ſogar die Neigung zur Oeffentlichkeit, die plötzlich 1848 ſchreckenerregend aufwucherte und ſich dann im Gegentheil wieder in ein allgemeines bene evixit qui bene latuit verloren hatte, trat mit Namennennungen, Eingeſandts und allen den der deutſchen Nation leider eigen ſcheinenden Geltendmachungen des reſpektabeln wohlgeborenen und hochwohlgeborenen eigenen Ichs wieder hervor.

Und auch die Erſcheinung iſt merkwürdig, wie außerhalb der Dilettantenwelt in der literariſchen Sphäre bei den tanzenden Tiſchen wieder luſtig die gewöhnlichen ſchriftſtelleriſchen Capricien gemacht wurden.

Das war ein Thema für die „gewandte Feuilletoniſtik!“ Tanzende Tiſche! Welches reiche Feld des parodirenden Witzes! Die Welt wird wieder heiter werden. Die aſchgraue Wirklichkeit überzieht ein frohes Himmelblau. Es kann wieder Spaß geben, auch da ſogar, wo der Spaß bisher nicht privilegirt war und man ihn ſich nur von ein paar Andern, die ſich die Gelehrten des „Kladderadatſch“ nannten, vermachen ließ und zu dieſen ſüßſaure und ſchmunzelnſeufzende Miene machte. Dank den

Göttern! Sie ſenden uns mit den tanzenden Tiſchen wieder die verbannte Heiterkeit in die Welt.

Und welche weiſe Vorſicht des Geiſtes, der ſeine ſchöne Erde liebt!

Die tanzenden Tiſche ſind Veranlaſſung, daß wir wieder miteinander zu ſprechen anfangen. Gab es denn noch ſeit 1849 und 1850 Gruppen von vier oder fünf Perſonen, die ſich zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke verbanden? Sah denn der Eine noch auf den Andern? Schlich nicht jeder ſeinem Berufe nach und mied das Antlitz des Nachbarn und ſchlenderte ſo ſtill für ſich hin durch unſer irdiſches Jammerthal? Die tanzenden Tiſche erlöſen uns nicht nur von der trübſeligen Ernſthaftigkeit des Lebens, ſondern auch von der ſchrecklichen Iſolirung, in die Einer gegen den Andern gerathen war. Wie wenig Vereinigung noch in der Welt herrſchte, ſah man recht deutlich daraus, daß anfangs Niemand das Experiment gemacht hatte, wer nicht zufällig eine Familie beſaß oder gerade einen Thee gab. Einen Freund zu haben, war ſchon für dieſe Zeit zu viel verlangt. Nun braucht man drei, vier, fünf Freunde und findet ſie. Die tanzenden Tiſche führen die Menſchen wieder zuſammen. Die verbundenen Fingerſpitzen erzeugen elektriſche Strömungen des Lebens. Wir waren im Begriff, Einſiedler, Mönche, Trappiſten zu werden; da ſchickt uns das fröhliche, muntere, geſunde, goldfindende Amerika nach dem trübſeligen „Onkel Tom“

die tanzenden Tiſche, und plötzlich beſinnen wir uns, daß wir noch Nachbarn haben und Einer des Andern bedürfe und wir erkennen uns wieder und lachen zuſammen und tauſchen Vielerlei, vielleicht ſogar unſere Meinungen aus.

So viel von den tanzenden Tiſchen in ſocialer und weltgeſchichtlicher Bedeutung.

Was an ihnen naturwiſſenſchaftlich iſt, das wird wahrſcheinlich erſt durch ein Geſchworenengericht von Akademikern kund werden, die ſich darauf rüſten, bei dem Rufe: „Er bewegt ſich!“ nicht ihren unſterblichen Verſtand zu verlieren.

Denn dieſer Moment iſt der gefährliche; dieſer Moment, wo plötzlich von einem Dutzend Händen immer eine Hand dann in der Lage iſt, ſogleich zu ſchieben, und elf in der Lage, geſchoben zu werden, ſo aber, daß, wenn die eine ſchiebt, alle andern geſchobenen gläubig ſind und die einzige zweifelnde dann doch auch gläubig wird, wenn von den elfen die nächſte Hand ſie ablöſt und dann dieſe die ſchiebende und vorübergehend zweifelnde wird.

Ferner müſſen die Geſchworenen den feierlichen Eid ablegen: Ich ſchwöre, mir nichts einzubilden auf meine wunderbare elektriſche Empfänglichkeit und meine wunderbare magnetiſche Ausſtrömung! Ich ſchwöre nie auszurufen: O, ich bin ein furchtbar ſenſitiver, ein extra odiſcher Menſch und habe das ſchon lang geſagt und nun ſieht man's endlich, was gerade in mir für eine Merkwürdigkeit ſteckt!

## Zur Geſchichte des Schlüſſeldrehens.

Oskar von Redwitz, der Dichter der „Amaranth“, bereiſte die deutſchen Höfe in einer doppelten Abſicht. Er trug ſeine „Sigislinde“ vor, vermittelte die Anſtalten, ſie auf den betreffenden Hoftheatern zur Darſtellung zu bringen, und in der übrigen Zeit lehrte er das Schlüſſeldrehen, einen alten Bauernbrauch aus der bairiſchen Pfalz, ſeiner Heimath.

Man nimmt ein Buch, gleichviel welches (am beſten „Amaranth“), bindet einen Schlüſſel, deſſen Bart in die Blätter kommt, mit einem Bindfaden feſt und läßt die beiden Flanken des Griffs von den Zeigefingern zweier Perſonen halten. Bewegt ſich das Buch, ſo zeigt jede Bewegung einen Buchſtaben an, wie beim Tiſchklopfen.

Die Orakel dieſer Schlüſſel- und Buchdrehung haben vielen Glauben gefunden. Wir laſen einen handſchriftlichen Bericht über die mannichfachen Offenbarungen, die einem durch Herrn von Redwitz gewonnenen Gläubigen des Schlüſſeldrehens ſeit einigen Wochen zu Theil wurden.

Auch in Berlin ſollen ſich in vielen Kreiſen die Redwitz'ſchen Schlüſſel gedreht haben.

Dies erinnert an die Zeiten, als König Jakob den engliſchen Thron beſtieg. Der Glaube an Hexerei war in den vereinigten drei Königreichen faſt verſchwunden. Ein Werk, die „Discovery of Witchcraft“ genannt, von dem Vater der engliſchen Philoſophie, Reginald Scott, im Jahre 1584 herausgegeben, hatte zwar nicht gewagt, die Exiſtenz der Hexen geradezu zu bezweifeln; das wäre noch dem Atheismus gleichgerechnet worden; aber es hatte doch die Allmacht der alten Weiber in Zweifel gezogen und beſonders deßhalb, weil dadurch der Gottheit Abbruch geſchähe. Dies Buch wurde verbrannt und die Rockenphiloſophie wieder auf den Thron gehoben. Nun fehlte es natürlich an gelehrter Begründung nicht. Joſeph Glanvil, der Gründer der „Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London“, redete ſehr ernſthaft zu Gunſten der Hexen; Dr. More, ein Schüler Plato's, verlangte, daß in jedem Kirchſpiel ein Regiſter geführt werde über die Thaten der dort wohnhaften Hexen und der Dogmatiker Meric Caſaubon hielt ſogar den Unglauben daran ſelbſt für Zauberei. Alle drei vereinigten ſich in dem Urtheil über Reginald Scott, deſſen Werk ſie auf das einſtimmigſte verdammten.

Endlich im Jahre 1677 erhob ſich wieder eine Stimme zur Vertheidigung des Zweifels an der Herrſchaft der Hexen; dies war die Stimme John Webſter's, eines Geiſtlichen. Er durfte in ſeiner Stellung die Exiſten;

der Hexen allerdings noch nicht ganz in Frage ſtellen; es blieb immer noch eine Blasphemie, die die Kirche zu ſtrafen verſtand; aber er konnte doch ſchon ſchreiben: „Man bedarf, um an ſolche Dinge nicht zu glauben, eines geſunden Verſtandes, ſowie einer Einbildungskraft, die keine falſche Richtung bekommen; auch muß man nicht ſtändig zur Melancholie geneigt ſein, denn ſonſt ſieht man einen Buſch für einen Popanz und ein ſchwarzes Schaf für einen Dämon an, ſonſt hält man das Geſchrei des wilden Schwans, wenn er Nachts auffliegt, für einen Geiſt oder, wie man hier im Norden ſagt, für Gabriel Ratchets und das Heulen einer Füchſin in einer Klemme für die Stimme einer Fee.“

Ein Briefwechſel zwiſchen Dr. More und einem ſeiner Schüler, dem Geiſtlichen Elys, bezieht ſich größtentheils auf Erſcheinungen und Zauberſprüche. Die beiden Gelehrten wünſchten nichts ſehnlicher als einmal einen wirklichen Geiſt zu ſehen. Elys iſt ſehr häufig auf der Spur eines ſolchen, aber immer wieder ſtellt es ſich heraus, daß es nur eine Täuſchung war. In einem ſeiner Briefe äußert er einige religiöſe Zweifel, die wir hierherſetzen, weil ſie unſer Schlüſſeldrehen betreffen. Er ſchreibt: „Ich bitte Sie, mir Ihre Gründe zu nennen, weßhalb es ungeſetzlich iſt, die ſchwarze Kunſt anzuwenden, um herauszubringen, ob dieſe oder jene verdächtige Perſon eine Sache geſtohlen hat; indem man nämlich einen

Schlüſſel mitten in einer Bibel befeſtigt und dann das Auge deſſelben auf eines Menſchen Finger richtet, worauf die Anweſenden die folgende Worte ſagen (Pſalm 50): „Wenn du einen Dieb erblickſt, ſo läufſt du mit ihm und haſt Gemeinſchaft mit den Ehebrechern. Dein Maul läſſeſt du Böſes reden und deine Zunge treibet Falſchheit; du ſitzeſt und redeſt wider deinen Bruder; deiner Mutter Sohn verläumdeſt du. Das thuſt du und ich ſchweige; da meineſt du, ich werde ſein gleich wie du; aber ich will dich ſtrafen und dir es unter die Augen ſtellen!“ Dreht ſich hierauf der Schlüſſel und folglich auch die Bibel, an welcher derſelbe befeſtigt iſt, bei der Nennung irgend eines Namens, ſo iſt jener der Dieb geweſen. Neulich ſpeiſte ich irgendwo und man verſuchte die Sache. Ich ſagte, es ſei gottlos, aber ſie beharrten dabei. Ein ſehr angeſehener Mann behauptete, daß ein bedeutender Gottesgelehrter kein Unrecht darin finde. Kurz, da ich mich dagegen erklärt hatte, ſo glaubte ich nun mit gutem Gewiſſen im Zimmer bleiben zu können. Sie begannen und hatten ſchon ein paar Namen genannt, ohne daß ſich der Schlüſſel drehte; jetzt kam aber eine Perſon an die Reihe, die ſpäter als an dem Diebſtahl betheiligt zu ſein bekannt wurde, und wir ſahen deutlich, wie die Bibel ſich umwandte. Der Herr, von dem das Experiment ausging, behauptete, es gebe keine Geiſtererſcheinungen. Ich verſetzte daß Das, was wir ſoeben geſehen,

einer Erſcheinung gleich komme, denn hier habe ſich vor unſern Augen ein intelligentes unſichtbares Weſen kundgegeben.“

So Paſtor Elys, der trotz ſeines Animam salvavi völlig geneigt iſt, ſich dem Schlüſſelſpuk gefangen zu geben.

Wir beobachteten aber mehre Schlüſſelexperimente. Wir fragten: Wie heißt der Vorname einer gewiſſen Dame, die der Schlüſſel kennen konnte. Er antwortete Karoline. Leider hieß ſie Bertha. So ging es regelmäßig. Als man den Schlüſſel fragte: Warum antworteſt du falſch? half er ſich ebenſo wie die Tiſchplatten mit der auf uns bezüglichen Erklärung: Ungläubig.

Das Geheimniß kommt auf Arthur Schopenhauer's Lehre von der Macht des Willens zurück. Man will und man weiß nicht, daß man will. Man dreht den Schlüſſel ſelbſt, ſagt ſelbſt, was er antworten ſoll und erſtaunt von ihm zu hören, was man ihm eingeflüſtert hat.

Die Aufklärung, die man über das Gemüth vieler Menſchen durch dieſe Medethorheiten bekommen hat, iſt wunderbar. Sie buchſtabiren ſich mit einem ſolchen Schlüſſel wörtlich ſelbſt Das vor, was ſie denken und ſind überraſcht wie von einer Zauberei, die ſie in der That unvermögend ſind, aus ſich ſelbſt zu erklären. Man ſieht daraus, daß es Menſchen gibt, die Jahr ein Jahr aus ohne Objectivirung ihrer Gedanken fortträumen.

handl' es ſich: „iſt der Menſch frei geboren und die bürgerliche Geſellſchaft nur eingeführt worden, daß ſie die Freiheit wahre und ſchütze, wie der Becher den Wein: oder iſt der Menſch zur Dienſtbarkeit geboren und darf ihm nur ſo viel Freiheit verſtattet werden, als er bedarf, ſeine Kräfte für den Dienſt der Geſellſchaft auszubilden und dazu zu verwenden? Kurz, es iſt die Frage: iſt der Staat Zweck, oder der Menſch in ihm?" Nicht das, fährt Börne fort, wäre an Ludwigs des Vierzehnten Ausſpruch: Der Staat bin Ich! ſo gefährlich geweſen, daß er ſich zur Hauptſache, ſondern den Staat überhaupt zur Hauptſache gemacht hätte. „War Lykurg beſſer, als Robespierre?" frägt Börne. „Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen. Lykurg die Menſchheit. Robespierre opferte ſie, er ſchlachtete ſie nicht. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber und kindiſche Männer glauben: er war ein guter Bürger, im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der republikaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Beſſières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde; beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebt, ſei es das Volk, ſei es der Fürſt." Indem wir dringend auf jene Abhandlung hinweiſen, bemerken wir, daß ſie Börne's politiſche Philoſophie am deutlichſten entwickelt. Sie iſt ſo frei von Partheileidenſchaft, daß Börne ſogar die von der Oppoſition in Frankreich heftig angegriffene Milliarde, die Entſchädigung der Emigrirten, aus Gründen der Billigkeit vertheidigt. Börne's

Sie haben nur geiſtiges Vegetiren. Sie handeln rein inſtinctiv. Sie denken wohl, aber nicht mit runden und fertigen Gedanken. Sie ſind wie in einem ewigen Traum leben, ohne alle Bezogenheit des Bewußtſeins auf ſich ſelbſt. Se kommt es, daß ſie ihr Denken auf einen Tiſch, einen Schlüſſel beziehen können und ſich ganz im Außen leben objectiviren, ohne es zu wiſſen. Sie meinen auch hier, von Andern Das zu hören, was ſie ſeit Jahren ſchon nie mehr die Gewöhnung hatten, ſich klar und mit bewußter Reflexion ſelbſt zu ſagen.

## Die Fröbel'schen Kindergärten.

Die seit geraumer Zeit von einem kleinen Orte in Thüringen, Namens Keilhau, ausgegangene Erziehungsfrage ist nicht die einzige, die in ihrer principiellen Lösung durch die Einmischung des Staates mehr gehindert, als gefördert wurde.

Es geht der Fröbel'schen Kinderlehre wie den demokratischen Prinzipien. Die Bekenner der Letzteren würden weit eher geneigt sein, Alles, was an ihnen als falsch, halbwahr und unmöglich sich ergeben sollte, aus freien Stücken einzugestehen, wenn nicht die Maßregeln des bestehenden Staates vorwegbestimmen wollten, was an ihnen falsch, halbwahr und unmöglich sein *solle*. So stellt sich zwischen Satz und Gegensatz der Debatte eine gewisse Trägheit ein; man gibt die Untersuchung lieber ganz auf, will dem mächtigen Einen nicht zu Gute geben, was dem bedrängten Andern zu nehmen wäre, und so kommt es, daß eine wichtige Frage weder vor- noch rückwärts will. Käme man einmal darauf, sie gründlich zu erörtern, so hätte man geradezu vom Ei anzufangen. Es

ſind dies die Folgen, wenn der Staat in ideellen Fragen dem Geiſte nicht das Selfgovernment zuerkennt.

Wenn man über, und wie die nachfolgenden Bedenken zeigen werden, gegen die Kindergärten ſchreiben will, ſo hat man ſich ausdrücklich eine doppelte Verwahrung zu ſichern.

Die eine, daß man die Gründe der preußiſchen Regierung, welche die Kindergärten verbot, nicht billigen kann, die andere, daß man den vielen edlen und guten Menſchen, die ſich dieſer pädagogiſchen Neuerung gewidmet haben, nicht wehe thun will. Die erſte Verwahrung iſt leicht; denn die Gründe des preußiſchen Verbots ſind noch immer in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Iſt es wahr, daß die nächſte Veranlaſſung dieſes Verbotes der Kindergarten von Nordhauſen gab, wo die freie Gemeinde unter Balzer's Leitung ſich der Fröbel'ſchen Erziehungsprincipien annahm, ſo muß die zweite Verwahrung ausdrücklich erklären, daß man dem geiſtig Strebſamen, Lebenswärme- und Lichtſuchenden in dieſer Neuerung überhaupt nicht im Mindeſten abhold ſein könne nur dabei zugleich nur bedauern müſſe, ein Prinzip nicht anerkennen zu dürfen, aus deſſen praktiſcher Pflege jetzt ſo vielen unglücklichen Opfern gewiſſer moderner Conflicte in trauriger Lebenslage ein Rettungsanker ihrer Exiſtenz entſtanden iſt.

Im Allgemeinen darf man ſagen, daß man mit dem

Weſen der Kindergärten noch nicht hinlänglich bekannt iſt. Man findet ſie im Gegentheil im gewöhnlichen Geſpräch ſehr oft mit den Kleinkinderbewahranſtalten verwechſelt. Gegen die Letzteren, die die vernachläſſigten Kinder der Arbeiter während der Dauer des Tagewerks ihrer Eltern in Hut und Pflege nehmen, hat ſich keine Stimme erhoben und in der That kann deren weitere Förderung und Mehrung nicht dringend genug gewünſcht werden. Die Kindergärten dagegen ſind eine ganz andere Veranſtaltung. Sie entlehnen ſich die Kinder vermöglicher Eltern in dem Lebensalter zwiſchen drei und ſechs Jahren. Sie bahnen einen eigenthümlichen Uebergang zur Schule. Sie ſind keine bloßen Tummelplätze des Spiels und des Vergnügens, ſondern ſie verbinden mit dem Spiel und dem Vergnügen eine beſondere lehrende Abſicht. Sie heben die Kinder vom Schooße der Mutter und führen ſie ſo lange, bis man ſie der Schule übergeben kann. Mancher Kindergarten iſt daher auch mit einer Fortbildungsanſtalt, mit einer eigentlichen Schule ſchon verbunden. Die Zahl der in Deutſchland trotz des preußiſchen Verbotes noch beſtehenden Kindergärten kann man auf etwa funfzig annehmen. Wer eine gefällige und anſchauliche Darſtellung der Fröbel'ſchen Wirkſamkeit in Thüringen leſen will, den muß man auf Kühne's Deutſche Männer und Frauen. (Lpzg. 1851) 370. f. verweiſen, wo man eine hie und da mit

Ironie überhauchte, im Ganzen aber warme und gewinnenſcheinende Charakteriſtik der Sache und der von ihr intereſſirten Perſonen findet.

Um das eigentliche Princip der Kindergärten zu verſtehen, muß man ſich an Friedrich Fröbel's frühere, ich möchte ſagen naive Zeit halten. Die gegenwärtige Darſtellungsweiſe ſeines Syſtems iſt theils durch die Uebertreibungen einiger Anhänger, theils durch die Nothwendigkeit, ſich vor religiöſen und politiſchen Anſchuldigungen zu rechtfertigen, getrübt worden. Die Ueberſchwänglichen erwarten geradezu das Heil der Welt von Fröbel, einem, wie unzweifelhaft erwieſen iſt, kindlichen und liebevollen Greiſe, und ſtellen ihn Rouſſeau und Peſtalozzi zur Seite. Die Vorſichtigen und Schlauen machen Zugeſtändniſſe an Staat und Kirche, die bis zur Liebedienerei gehen. Man beruft ſich auf fürſtliche Protektionen, rühmt ſich conſervativer Geſinnung, ſpricht vom religiöſen Fundament der Kindergärten und würde hie und da, um nur die Praxis einer neuen Lehrmethode zu retten, das ganze allmälig in Friedrich Fröbel zum Bewußtſein gekommene Reformprincip auf den Kopf ſtellen, wenn der wackere Greis ſelbſt ſich zu ſolchen Inconſequenzen herbeiließe und nicht vielmehr zwiſchen den dem Welttreiben entrückten Berglehnen des Thüringerwaldes, an den grünen Wieſenmatten und klaren ſprudelnden Bächlein deſſelben ſein Ideal der geiſtleiblichen Menſchenveredlung feſthielte und ſich

den Glauben an eine die Menſchen vom Uebel erlöſende Miſſion ſeiner Neuerung nicht nehmen ließe. Dieſe Ehrlichkeit des alten Meiſters ſollte ſeine Jünger, z. B. die, die ſich jetzt in das Gewand chriſtlicher Gläubigkeit hüllen, beſchämen und ihnen das Bild vorhalten, wie ſie in ihren Verwahrungen, ihren religiöſen und conſervativen Verſicherungen, ihren Schilderungen durchlauchtigſter Beſuche, für eine auf Hebung der ſittlichen Menſchenwürde und die Rückkehr zur Urſprünglichkeit des reinen Naturverkehrs unſeres Geiſtes ausgehende Lehre gar übel ſich ausnehmen.

Die Grundlehre Fröbel's beruht auf den beiden Worten: »Kommt! Laßt uns unſern Kindern leben!« und dem Schillerſchen: »Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele.« Fröbel ſprach die Nothwendigkeit aus, daß das meiſt bis zum ſechſten Jahre nur der Vegetation überlaſſene Kind ſchon vom erſten Spiele der Phantaſie oder des Verſtandes an müſſe der Entwicklung gewonnen werden; er lehrte, von Kinderanſchauungen ausgehend, ein Syſtem ſtufenweiſer Denkſpiele, die im Kinde Vorſtellungen, Begriffe, moraliſche Gefühle, beſonders aber mathematiſche Anſchauungen und ihnen entſprechend Lebensſtimmungen wecken ſollten. Von dem Intereſſe, das ſchon vor beinahe zwanzig Jahren jeder Kinderfreund an Fröbel's in kleinerem Kreiſe bekanntgewordenen Vorſchlägen nehmen mußte, die Kinder durch einen Ball, durch einen Pendel, durch

einen Würfel ebenſo zu unterhalten, wie ſie bisher durch einen Hanswurſt, eine Peitſche, eine Trompete unterhalten wurden, bis zur Begründung von regelmäßigen Kinderverſammlungen zum Zwecke des Spieldenkens, war ein nicht kleiner, gewagter Sprung, ja die jetzt förmlich organiſirte und in Methode gebrachte Zwiſchenſtation des Kinderlebens zwiſchen Haus und Schule iſt nunmehr ſchon ein Experiment geworden, das nicht länger ohne die vorhergegangene Prüfung einer vorurtheilsloſen Erziehungslehre geübt werden ſollte.

Die beiden Grundſätze Fröbel's, die eben erwähnt wurden, laſſen eine mehrfache Beleuchtung zu. Dem den Müttern zugerufenen Worte: Laſſet uns unſern Kindern leben! muß man die vollſte Berechtigung der Liebe und der mahnenden Pflicht zu erkennen. Aber einer ganzen Epoche, ja dem Jahrhundert zugerufen, der ganzen Menſchheit als Pflicht auferlegt, ſollte man die Nothwendigkeit einer ſolchen Mahnung entſchieden modificiren. Als Rouſſeau in einer entarteten Welt, deren tiefes Verderben er an den Schäden ſeiner eigenen Bildung und ſeiner eigenen ſchlackenvollen Seele erkannte, die Lehre von der nothwendigen Rückkehr zur Natur in ſeinem begeiſterten Hindeuten auf die Erziehung predigte, lag die Nothwendigkeit einer Revolution des ganzen Menſchengeſchlechts auf der Hand. Peſtalozzi gab für die Abſtractionen Rouſſeau's die wirkliche reale Sprache der Erziehung, der Methode,

des Unterrichts. Wir, Epigonen jener großen Reformen, haben wenig Urſache, unſere Gegenwart und uns ſelbſt etwa fertig und vollkommen zu nennen, aber daß die Mängel unſerer Zeit wieder in der erſten verfehlten Erziehungsmethode liegen ſollen, wie damals, als Rouſſeau ſeinen Emile ſchrieb, wer könnte ſoviel Phantaſie beſitzen, ein ſolches Bild auch nur annähernd überzeugend auszuführen! Die Gegenwart überſieht vollkommen, worin ihre Leiden begründet ſind; aber mit dem Satze: Werdet Ihr beſſer, bald wird's beſſer ſein! hilft man, wir fühlen dies zu gut, dieſen Leiden nicht mehr ab. Wir wiſſen vollkommen, woran auch unſer Erziehungsweſen Mangel leidet, wir haben alle Urſache zu wünſchen, daß Bildung und Aufklärung tiefer im Volke Wurzel ſchlage, als bisher; allein über die ganze Gegenwart, ſo wie ſie iſt, einen Strich machen und ſagen: Es muß mit der Erziehung wieder von Vorn angefangen werden! Das iſt geradezu ſoviel, als wollte man die Menſchheit in den romantiſchen April ſchicken oder all unſer Wünſchen und Hoffen in die ſogenannten griechiſchen Kalenden. Das Wort: Laſſet uns unſern Kindern leben! an ſich ein goldner Spruch an jedem Familienherd (die Wirklichkeit wird ihn oft genug überräuchern), an ſich ein Morgenweckruf für jede Mutter, wäre, wollte man es ſo ausſprechen, wie es in der Fröbel'ſchen Lehre jetzt geſchieht, geradezu, als wenn uns bei einer Feuersbrunſt Jemand ſtatt Waſſer eine Erörterung

über Hydrogen und Oxygen bringen wollte. Unſer Jahrhundert iſt, trotz ſeiner an ſich niemals überflüſſigen Mahnung auch an die Pädagogen, kein pädagogiſches. Die durch den Staat oder die Geſellſchaft oder jeden Einzelnen zu übernehmende ernſtliche ehrliche und redliche Ausführung der bereits vorhandenen pädagogiſchen Wahrheiten reicht für die Anſprüche aus, die wenigſtens in Rückſicht der Erziehung der Freund der Menſchheit an unſere Zeit zu machen hat.

Geſetzt, wir wollten einmal das Fröbel'ſche Ideal als erreicht annehmen. Die Kinder werden von drei Jahren an den Zufälligkeiten der häuslichen Erziehung entzogen und auf dem Wege der Denkſpiele zu jenen klaren und gesunden Natur-, Raumes-, Zeit- und Lebensanſchauungen hingelenkt, die die Kindergärten aus der Kinderſeele entwickeln wollen. Wir hätten alſo bereits geweckte, fragſame, klarheit anſtrebende ſechsjährige Köpfe, die in eine gährende Unruhe verſetzt ſind. Nun muß es doch in der Entwicklung des Keimes weiter gehen. Es müßte nach einer ſo überfrüh angelegten realiſtiſchen Weltanſchauung die wirkliche Schule in ihrer Methode und ihrem Lehrſtoff, die Kirche in ihren poſitiven Dogmen, der Staat in ſeinen Inſtitutionen nach den Erforderniſſen einer ſolchen, unmittelbaren und natürlichen Geſetzen folgenden Empirie umgemodelt werden. In Friedrich Fröbel's Andeutungen liegt auch dies ehrliche Geſtändniß, ſo ſehr es einige Kin-

dergärtner jetzt vertuschen wollen und sich sogar rühmen, daß in Hamburg das rauhe Haus des Herrn Wichern ihre Methode angenommen hätte. Ist es dann aber nicht traurig, daß mit sechsjährigen Kindern in der Welt nicht viel ausgerichtet werden kann? Habt Ihr die Ueberzeugung, daß unsere europäische Gesellschaft auf unglücklichen Voraussetzungen beruht, so setzt die Hebel der Reform da an, wo kein Rückfall auf die alten Voraussetzungen möglich ist! Kämpft den großen Kampf des Jahrhunderts, der ein Kampf unter Männern ist! Von dem, was sich der Mann errungen hat, wird dann dem Jüngling, der Jungfrau und von ihnen wieder dem Kinde abwärts sein Theil zu Gute kommen. Bearbeitet das Erdreich! Das Säen und die Pflanze allein thut es nicht. Sechsjährige Kinder, und wäre ihre Zahl Legion, haben nicht die Kraft, eine tausendjährige Decke abzustoßen, damit die realistischen Naturanschauungs-Hälmchen durchbrechen. Sie werden verkümmern. Und in diesem Verkümmern liegt eine Gefahr.

Das Leben ist Wachsthum. Die Pflanze sucht Licht und jene eigenthümlichen Gase der Luft, mit denen ihre eigne Atmosphäre einen chemischen Prozeß vollzieht. Die Pflanze will und wächst auch aufwärts. Kein Baum hat nöthig, sich ihr zu Liebe niederzubeugen. Die Natur des Kindes erwartet Schonung, aber keine Zuvorkommenheit. Sie will sich assimiliren. Ihr Ideal ist das, was lebt,

adminiſtrativer Grundſatz war: Il ne faut pas trop règner. Das Zuvielregieren, mochte es nun von einem Robespierre oder Ferdinand VII. kommen, war ihm verhaßt; denn es opfert den Menſchen der Maſchine, den Bürger dem Staat, es tödtet die freie harmloſe Benutzung unſres Daſeins, das uns von Gott nicht gegeben wurde, um nichts als die Erbärmlichkeit unſrer ſogenannten polizirten Geſellſchaftsverfaſſung zu genießen d. h. zu erdulden, ſondern, um uns für eine höhere Weltordnung geiſtig und ſeeliſch vorzubereiten. Er haßte dies ewige Bevormundetwerden, die Controlle, die Beamtenarroganz, die Demuth, die uns dem verkörperten Geſetz gegenüber zugemuthet wird, die polizeiliche Schinderei, der wir ausgeſetzt ſind, wenn wir nur den geringſten Schritt aus unſerer Häuslichkeit herauswagen, z. B. eine Reiſe machen wollen. Humanität, ächte Philanthropie, Friede, Liebe und Glückſeligkeit, dafür ſchwärmte Börne's edler Geiſt und hat in dieſem Sinne allein alles ausgeſprochen, was an politiſchen Maximen und Urtheilen je nur in ſeinem Munde ſo bedenklich erſchienen iſt. Er verlangte nichts, als daß die Beamten höflich ſind, die Collegien minder impertinent, die Polizeicommiſſäre minder patzig (wie man in Berlin ſagt), er verlangte, daß jeder Bauer vom Amtsſchreiber Herr angeredet und Jedem, der, ohne ein Dieb zu ſein, auf der Amtsſtube erſcheinen muß, ein Stuhl angeboten wird; er verlangte, daß der vornehme grobe Staat ſich zu uns verfügt, wenn wir ihn nicht anſuchen; er haßte die Frechheit der Offiziere, die Dreiſtigkeit der Adeligen, die übermenſchliche Einbildung der Fürſten, — da liegt der Punkt, wo ſich ein ſo harmloſes Gemüth, wie das eines Börne, entzündete und in Flammen auflodern konnte, die gefährlich waren. Hätten wir in unſerm

was da iſt, groß iſt. Das Kind mag nicht, daß man ſich ihm zu Liebe ewig bücke. Es ſtreckt ſich ſchon, es klettert, hinaufzukommen zu den Andern. Man ſorge nur, daß das, was es ſucht, ſuchenswerth iſt. Niederwärts ſtrömt der ſich ſenkende, ſich lagernde, ausbreitende Steff. Dem Kinde wird Alles zu Gute kommen, was ſich der Mann gewonnen hat. Auch dem Mann kann zu Gute kommen, was ſich ein Kind gewann; allein in der Lebensſtufe zwiſchen dem dritten und ſechſten Jahre, in der Lebensſtufe des Glaubens und des Gehorſams kann man keinen Grund zu einer Weltauffaſſung legen. Wer billigte nicht die Reform des Zeitalters? Aber man lege ſie auf Schultern, die ſie tragen können, auf Schultern, die unter ihr nicht zuſammenbrechen, auf Seelen nicht, die in dem ſtillen Geheimniß ihrer erſten Vegetation zudringlich und über verzeitig aufgeſtört werden.

„Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiele.“ Ein herrliches Wort! Eine treue Beobachtung des Menſchenfreundes, der ſich die Minute nicht verdrießen läßt, beim fröhlichen Reigen der Jugend ſtillzuſtehen! Soll indeſſen der jugendliche Hochſinn feſſeln, ſo muß des Kindes Spiel die Erfindung ſeiner eigenen Phantaſie, die Erfindung ſeiner Liebe, ſeines Gerechtigkeitseifers, ſeiner eigenen geweckten Verſtandeskräfte ſein. Es iſt ein erhebendes Schauſpiel, dem Menſchengeiſte zu lauſchen, wie er wächſt und keimt und, ſo jung noch, ſchon liebliche Blüthen treibt.

Aber ein eingelerntes Spiel? Ein hoher Sinn, den der Erklärer ſchon gleich von Anfang in die ſcheinbaren eigenen Eingebungen von Luſt und Laune gelegt hat? Eine Allegorie, kein Mährchen? Ein Spielanleiten, kein Spielerfinden? Tretet in einen Kindergarten! Da haben ſich dreißig kleine Weſen umſchlungen und beginnen ſingend einen Tanz. Vier- und fünfjährige Kinder ſingen:

Wir haben froh uns hier gefunden,
Der Lebenstrieb hat uns verbunden,
Beſchäftigung iſt unſre Luſt,
Mit ihr kommt Freude in die Bruſt.

Iſt dieſer Vers nicht eine Reflexion, die einem Lehrer ſehr gut, einem Kinde ſehr ſchlecht ſteht? „Lebenstrieb?“ Doch immerhin, dem Kindergarten mag noch ſein Poet fehlen. Die Kinder bleiben jetzt nach dem Rundgeſange ſtehen, jedes tritt vor, macht einen kleinen Kopfüber oder einen Sprung oder ſonſt eine turneriſche Bewegung und der Chor ſingt:

Rüſtig unſre Sinne regen,
Wacker Hand und Fuß bewegen,
Giebt dem Herzen Freud' und Luſt.

Frägt man die Lehrer, was dieſe altkluge Reflexion der kindlichen Seele bedeuten ſoll, ſo heißt es, daß darin der hohe Sinn läge, 1) von dem ſich Gegenſtändlichmachen alles Deſſen, was der Menſch thue und 2) von dem im Kreiſe ſich bewegenden Ebenmaß und Alles verbindenden Gemeinſinn. Dieſer Gemeinſinn iſt in der Philoſophie des Kin-

gartens eine ſtehende Kategorie. Bei einer Verſammlung der Kindergärtner im Bade Liebenſtein ſprach Fröbel an ſich ſchöne und gedankenreiche Worte über das Gemeingefühl und wallte in folgender Empfindung auf: „Iſt aber erſt einmal die Brücke geſchlagen von einem Herzen zum andern, ſo wogt das Leben wie ein magnetiſcher Strom durch wechſelſeitige Ausgleichung fördernd und beſeligend, hinüber und herüber.“ Dieſterweg widerſprach. Dieſterweg war in beſter Abſicht, einer bedrängten pädagogiſchen Idee durch ſeinen in der Lehrerwelt gefeierten Namen zu helfen, zur Verſammlung gekommen, er ging auch wieder, leider überſtimmt nicht von den Andern, ſondern von ſeinem eigenen ſchwärmeriſchen Drang nach Menſchenverehrung, überſtimmt von ſeinem Groll gegen den ſich einmiſchenden Staat. Aber bei jenem verzückten Preiſe des Kreiſes und des Gemeingefühls in der Kinderbruſt konnte er denn doch nicht umhin, einzuwerfen: „Jeder Menſch iſt ein geborner Egoiſt. Das iſt kein Tadel. Ihm ſind zwei Triebe eingepflanzt: der Geſelligkeits- und der Thätigkeitstrieb. Letzterer iſt der verzüglichſte. Der erſte kommt nur dann in Frage, wenn die andern Kinder befähigt ſind, ſeine Thätigkeit zu fördern. Sobald ſich die eigentliche Knaben- und Mädchennatur entwickelt, ſtoßen ſie einander ab. Nur der Thätigkeitstrieb treibt die Kinder zuſammen.“ Auf dies brave, leider menſchenwahre Wort erwiderte

Fröbel: „Wie kann Thätigkeit ohne Geſelligkeit ſein?“ „Wenn zwei Knaben“, fuhr Dieſterweg fort, „mit ritterlichem Geiſte zuſammenkommen, ſo kämpfen ſie; nur der mit Knappengeiſt fügt ſich.“ Und Fröbel: „Das gemeinſame Wirken für den gemeinſamen Zweck iſt das Einigende“. Und dieſe Phraſe, dies bunte Ideal, dies pädagogiſche Lovely ſiegte! Dieſterweg ſchwieg; der Congreß, auf dem überhaupt nicht geſtritten wurde, ſondern nur die Uebereinſtimmungen ſich ausſprachen, ging in Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zur Tagesordnung.

Ein anderes Spiel ſoll dem Kinde das Bewußtſein geben, daß es beim Kreiſe immer auf die Mitte ankäme. Der Chor ſingt:

Wir haben uns in Kreis geſtellt,
Vereintes Spiel uns wohlgefällt,
Dem Herzen Freudigkeit es giebt;
Den Körper und den Geiſt es übt.

Nun wird jedes Kind mit dem Solo des Lehrers:

Lieber, ich bitte,
Zeig' uns die Mitte,
Daß wir ſie ſehn,
Uns um ſie drehn ...

hervorgerufen und ſagt nicht etwa: Juchhe, hier iſt die Mitte! ſondern ſingt:

Das iſt die Mitte, das iſt der Kreis,
Drehet Euch um und ſinget mit Fleiß!

Die Kinder thun Solches und ſingen:

Im Kreiſe, im Kreiſe wir drehen uns ſchön,
Nach der Mitte, nach der Mitte wir gern dabei ſehn!

In andern Spielen ſoll nicht der abſtrahirende und moraliſirende Menſch geweckt werden, ſondern der beobachtende. Unglaublich, aber wahr und wirklich von Fröbel ſelbſt vorgeſchlagen iſt folgende dramatiſche Darſtellung, die das Gewitterſpiel heißt.

Die Kinder beginnen im Kreiſe mit dem Geſang:

O wie iſt der Tag ſo heiß —
Von der Stirne rinnt der Schweiß!

Dabei ſtreichen ſich die Kinder mit den Händen über die Stirn. Dann fahren ſie fort:

Wenn doch bald ein Regen käme,
Aus der Luft die Schwüle nähme,
Leis ſich in die Erde ſenkte,
Felder, Wieſen, Wälder tränkte.

Dabei halten die Kinder die Arme zur Erde hin. Mit den Worten:

Seht doch Kinder, freudig ſeht,
Wie der Wind die Dünſte weht!

beginnen ſie die Hände auf und abzuſenken und malen in begenförmigen Geberden den folgenden Vers:

Sich am Himmel Wolken zeigen,
Näher ſich zur Erde neigen.

Nun nähert ſich das Gewitter. Sitzen die Kinder in der Stube (denn das wahre Ideal des Kindergartens wäre nur im Hain des Akademos, im Schatten des Oelbaums, unter dem bekannten „ewig blauen“ Himmel

Griechenlands zu ſuchen), ſo fangen ſie mit den Fingerſpitzen zu trommeln an:

Leis entquillet ihm dann Segen
Zu gelinden, ſanften Regen.
Hört, der Regen ſtärker fließt,
Plätſchernd er vom Dache gießt!

Das Plätſchern wird durch Zuſammenſchlagen der Hände während des Singens nachgeahmt. Nun kommen Blitz und Donner. Man ſingt:

Blitz auf Blitz die Wolken theilet,
Dem der Donner ſchnell nacheilet;
Immer ſtärker, immer ſtärker —
Immer ferner, immer ferner —
Bis er endlich ganz verhallt.

Dieſe Worte begleiten dann allerhand „Zickzackbewegungen“ mit Händen und Armen, den Donner macht das Auftrommeln mit Händen und Füßen nach. Zuletzt kommt die „Umſtimmung“ der Gemüther in die friedliche Regenbogenverſöhnung und auch dieſe wird mimoplaſtiſch mit gewölbten Handbewegungen nachgeahmt.

Wenn man eine ſolche langſam und auf Lehreranleitung einſtudirte Naturnachahmung die methodiſch organiſirte und angebahnte Ungezogenheit nennen wollte, was ließe ſich dagegen einwenden? Dieſterweg's pädagogiſches Gewiſſen trat auch auf jenem Congreß offen und ehrlich mit dem Einwurf heraus: „Wenn die Fröbel'ſchen Kindergärten die Eigenſchaft beſäßen, den

Kindern die Ruhe, die Pietät zu rauben, so müßten sie vertilgt werden." Man beschwichtigte den wackern, leider zu sehr unter dem Einfluß seines Naturells und der Verstimmung durch ungerecht erlittene Schicksale lebenden Mann mit der Versicherung, daß der scheinbare Lärm eines Kindergartens „die freie Bewegung innerhalb des Gesetzes" wäre. Ich frage: welcher Pädagog kann es verantworten, daß der Apparat des Lernens (Zusammensitzen, Massengeist, Lehrerdemonstration, Gesang, Nachsprechen, Repetition) zur Hervorbringung einer mit zwei Worten dem Kinde darstellbaren, hier aber ins Breite getretenen Naturscene benutzt wird? Ich frage, ob ein so unter der Autorität der vom Kinde gläubig verehrten Erwachsenen angeleiteter Pöbelgeist sich später in der schweigsamen Ordnung und Ruhe einer geregelten Schule zurechtfinden wird? Ich frage, ob es nicht ein gefährliches Seelenexperiment ist, wenn man das erste, wenn nicht wirkliche, doch halbe Zur Schule Gehen des Kindes zur Production eines absolut nichtigen und für die erste Entgegennahme des Wissensstoffes im Elementarschüler völlig überflüssigen Scherzes verwendet?

Es ist möglich, daß das Gewitterspiel von besonnenen Kindergärtnern der lebhaften Phantasie ihres Meisters zu Gute gehalten und nicht ausgeführt wird. Allein ist es dann mit den Einwänden, die man gegen das „Bauernspiel" machen muß, besser bestellt? Ist die singende Se

mödie des nachgeahmten Säens, Mähens, Dreſchens denn irgend ein würdiger Stoff, dem zu Liebe es ſich verlohnt, einem Kinde den erſten Begriff des Zur-Schule-Gehens zu verderben? Oder das Mühlenſpiel:

Die Räder in der Mühle,
Sie gehen auf und ab,
Das Waſſer macht's, das kühle,
Daß ſtets es hallt: Klipp! Klapp!

Oder das Vögelſpiel? Oder das Waldſpiel? Oder das Blumenſpiel, wo fünfjährige Kinder ſingen ſollen:

Die Blumen in dem Garten,
Sie ſind den Kindern gleich,
Man muß ſie pflegen, warten,
Ob arm ſie oder reich.

An Blättern, Blüthen, Farben;
Das Alles iſt nur Tand!
Der wahre Schmuck ruht innen,
Doch nicht in dem Gewand.

Ich kann mir denken, daß ſtrenge Gemüther, wenn ſie hören, daß in den Kindergärten ſolche Anſchauungen und Reflexionen in die Kinderſeele eingeprägt werden ſollen, dies Beginnen geradezu eine Affenſchande nennen. Ich will nur das Mißverſtändniß erwähnen, daß kindliche Erwachſene ſich ſo oft einbilden, ihr eigenes naives und ſinniges Weſen paſſe auch für die Sinnigkeit des Kindes ſelbſt! Man rühmt Friedrich Fröbel's jugendlichen Sinn,

man nennt ihn ein Kind mit greisen Locken. Wer wird ihn nicht glücklich preisen, wenn er sich für die ernsten Conflicte des Lebens eine kindliche Anschauung zu erhalten gewußt hat! Aber das, was Jean Paul über Kinder und Blumen empfand, empfindet ein Kind selbst nicht und soll es nicht empfinden; es soll sich nicht im Spiegel seiner eigenen Lieblichkeit erblicken; es soll sich selbst nicht mit den Augen jener Glückseligkeit sehen, die eine Mutter über seinen Besitz empfindet. Bildet die Mütter, führt ihnen die hohe Bedeutung ihres Berufes zu Gemüth, lehrt sie die Kinder- und Koselieder, deren unser Volk bereits einen Schatz besitzt, der leider in den Nebenzimmern der Salons sich höchstens durch eine alte Kinderfrau gehütet findet, dichtet ihnen neue, daß sie ihr Kind zu erfreuen und zu beleben lernen und der einzig vernünftige Zweck der Kindergärten ist durch die bis zum sechsten und siebenten Lebensjahre nothwendige Hauserziehung erreicht!

Es ist vielleicht schon allgemeiner bekannt, daß Friedrich Fröbel für die geistige Entwicklung seiner Zöglinge eine Anzahl von Spielstoffen benutzt, mit deren größerem Theile sich bisher die Jugend schon frei und gedankenlos selbst tummelte. Es ist dieß zuvörderst der Ball. Als die pädagogische Metaphysik des Balls gibt Fröbel selber an: „Das ganze Leben spiegelt sich im Balle wieder. Das Kind ist ein Ganzes: der Ball auch. Das Kind trägt ein unsichtbares Wesen in sich, der Ball hat eine

unſichtbare Mitte. Das Kind hat ein Sichtbares, den Leib, wie der Ball. Der Ball zeigt mir zwei entgegengeſetzte Punkte, wie Fuß und Scheitelpunkt, die durch eine Linie, Achſe verbunden ſind — ein Sichtbar-Unſichtbares.“ Wer wird leugnen, daß es für die Jugend ein fördernder Gedanke ſein kann, von einem nur äußerlich ſichtbaren Ball eine unſichtbare und doch vorhandene Mitte und dieſe Mitte doch wieder nur als Idee in Erfahrung zu bringen? Aber ziemt ſich dieſe Vorſtellung für ein anderes geiſtiges Auge, als das eines Zwölf- oder Dreizehnjährigen? Ein Kind von ſechs Jahren ſoll die Erſcheinungswelt gläubig erfaſſen. Ein Symbol muß es ſich ſelbſt erfinden, ſelbſt aufſuchen. Wird ein Kind ohne aufgepfropfte Demonſtration darauf kommen, einen Ball mit ſich ſelbſt zu vergleichen? Fröbel beginnt ſeine Ball-Demonſtrationen mit der Vergleichung des Balles und des Kindes. Werden die Strengen hier nicht wieder von einem Verpfuſchen des Geiſtes ſprechen, während Mildere dem kindlichen Greiſe mindeſtens eine arge Verirrung vorzuhalten haben? Die Kinder ſollen den Ball als ſich ſelbſt betrachten, ſollen ſingen:

Das Bällchen ſeh' ich liegen
Ganz ſtill in meiner Hand,
Drum will ich es auch wiegen,
Den Blick zu ihm gewandt.

Es iſt wenigſtens troſtreich, wenn man nach einer wahrhaft geiſttödtenden Litanei von allerhand Sprüchel-

politiſchen Leben Edelmuth, Offenheit, liberales Zuvorkommen, bei den Fürſten ächte Menſchlichkeit, Achtung vor dem Gemeingeiſte und dem öffentlichen Urtheil, Zartheit in allen Berührungen, Biederſinn in dem, was man thut, und Milde in dem, was man verbietet; wie ſicher würden wir einer Beruhigung der politiſchen Leidenſchaften entgegengehen, wie ruhig unſre beſten und edelſten Geiſter ſich mit den herrſchenden Verhältniſſen über das, was ſich nicht in einer Sommernacht ändern läßt, verſtändigen ſehen!

Im Spätherbſt des Befreiungsjahres reiſte Börne nach Paris. Es ließ ihm in Deutſchland keine Ruhe mehr. Er wollte dem Heerde der Ereigniſſe nahe ſein und ſie nicht von der Peripherie, ſondern vom Centrum aus beobachten. Die beiden erſten Bände ſeiner Briefe geben über alle ſeine perſönlichen Begegniſſe auf der Reiſe und den Winter über in Paris den vollſtändigſten Aufſchluß; denn ſie ſind ein Tagebuch, ein zuſammengeheftetes Journal, eine Art Zeitſchrift, die alle Reize und alle Nachtheile der periodiſchen Literatur vereinigt. Friſch, lebendig, aber auch voller Widerſprüche und ohne eine andre Einheit, als die einer geiſtreichen, glühend hoffenden Perſönlichkeit. Ueberhaupt iſt der richtigſte Geſichtspunkt, um Börne's ſechs Bände Pariſer Briefe zu beurtheilen, der, daß man ſie eine zuſammengeheftete Zeitſchrift nennt, mit allen Tugenden und allen Fehlern des Journalismus. Sie geben Nachrichten, die nicht ſelten ſehr begründet, nicht ſelten aus der Luft gegriffen ſind; ſie bauen Schlußfolgerungen auf, die ſchon vom nächſten Tage widerlegt werden; ſie ſind abgeriſſen im Styl, im Gedanken, ſie wollen nichts ſein als das Echo des Tages, aufgefangen in einer Menſchenbruſt, die vor Freude und Zorn, vor Liebe

chen und Gesängelchen, die zu den Bewegungen des Balles gesprochen oder gesungen werden sollen, endlich erfährt, daß diese Ballliedlesungen dem Kinde »die späteren Anschauungen von der Bewegung der Erde, des Mondes, der Planeten« erleichtern sollen, wozu es indessen keiner Erleichterung, wenn nicht etwa bei Cretinen, bedarf. Wird der Ball an einen Faden befestigt, so soll sein Hin und Wieder und das Liedchen:

Wie der Ball auch fliegt und sich neigt,
Er doch stets zur Mitte neigt!

die Verahnung der künftigen Einsicht und Mahnung geben: »Wie dein Geschick hoch hinauf in das Licht des Glückes oder tief hinab in das Dunkel des Unglücks dich führen mag, halte nur fest die Beziehung zur lenkenden Einheit!« gewiß wahr und gut gedeutet an sich, aber auch gut angebracht? Ich meine: nein. Der leiseste Hauch einer solchen Reflexion, auch nur dem Kinde angedeutet, ist keine Erhellung der Seele, sondern eine Trübung. Sie würde dem Kinde das Weh des Lebens, nicht seine Freude zu Gemüth führen. Und bleibt die Anwendung im Sinne des Lehrers, hat das Kind nur die Sache und spielt mit dieser gedankenlos, wozu dann der große Umstand und die auf etwas Richtiges verwandte Methodik? Die Pädagogen mögen entscheiden, ob in der breiten und ausgefaserten Behandlung des Richtigen keine Gefahr für die spätere Empfangnahme des Nothwendigen liegt.

Da sich die Kindergärten einmal anheischig gemacht haben, das Kindesalter zwischen drei und sechs Jahren zu beschäftigen, so mußten sie erfinderisch werden. Zum Ball gesellten sich die Kugel, der Würfel, die Walze. Später das Kästchen mit acht Würfeln; dann das Kästchen mit acht Bausteinen; dann kleine Stäbchen zum Zusammenlegen und Bilden von Figuren; dann das Sägespännmehl, um in ihm zu schreiben. Die Hölzchen sollen zum Rechnen, das Sägespännmehl soll zum Schreiben führen. Bei den Mädchen wird besonders auch im Flechten, Figurenbrechen, Musterstechen eine erziehende Beschäftigung gefunden. Alle diese Spiele stehen schon so dicht auf der Grenze des wirklichen Unterrichts, daß sie noch strenger zu prüfen sind, als die oben erwähnten lärmenden und singenden Massenspiele. Denn hier tritt der Kindergärtner unmittelbar auf die einzelne Individualität zu und gibt der erwachenden Denkkraft die erste entscheidende Richtung. Friedrich Fröbel ist von Hause aus ein Lehrer der Mathematik und scheint demnach dem alten Spruche, die erste aller Wissenschaften wäre die Mathesis, besonders zu huldigen. Hier mag ihm wohl oft der Gedanke gekommen sein, daß seinem Systeme eigentlich eine Reform unseres gegenwärtigen Menschengeschlechts folgen müßte; denn unsere moderne Existenz ist nicht im Mindesten auf einer einseitigen Ausbildung alles Wissens aus der Mathematik begründet.

Unser leider noch tief im Feudal Romantischen steckendes Zeitalter setzt diese erste antike Erziehungsweise der Kinder nicht fort. Der Grieche erzog sich zum Souverän über Sklaven, zum Bürger eines in seine beliebige Gewalt gegebenen Staates. Bildung war ihm ein schöner, reizender Luxus, während sie uns die Bedingung unserer Existenz ist. Die Mathematik an die Spitze aller Erziehung stellen, heißt Menschen der freien Selbstbestimmung erziehen wollen, während unsere gegebene Welt der Erziehung die Aufgabe einer möglichst klaren und besonnenen Receptivität stellt. In einem Fröbel'schen Kindergarten-Kinde wird vollends, da die Lehrform eine spielende ist, die gefährlichste Spontaneität geweckt, der übermäßigste Luxus der Phantasie. Ich hatte Gelegenheit, einen Knaben von sechs Jahren zu beobachten, der aus dem Kindergarten nichts mitbrachte, als eine krankhaft aufgereizte Spielsucht. Seine Phantasie war in einem Grade geweckt, daß er aus Reproductionen der verkehrtesten und dabei eigensinnigsten Art nicht mehr herauskam. Alles war ihm belebt. Jedem Verhältnisse todter Spielgegenstände legte er Werte unter. Sein Kopf war wie in einer luxurirenden Gährung. Zwei Jahre lang war er für die wirkliche Schule unbrauchbar geworden. Jede nicht auf die Phantasie gerichtete Aufgabe ermüdete ihn. Was sich ihm nicht in Bildern zu erkennen gab, begriff er nicht. Statt seine Denkprozesse nach innen gewandt zu verrichten, ver-

richtete er sie immer wie nach außen, wie tastend ins Leere, wie suchend nach Symbolen, Anlehnungen, Erleichterungen des Verständnisses. Reden konnte er über Alles, was man ihn fragte, vortrefflich; aber nur die Zunge war gelöst, das Organ des Begreifens selbst nicht im Mindesten. Das ganze Wesen des Knaben war zerstreut, in die Irre geführt, weit abwärts von der Sache, auf die es ankam. Dem Gedächtniß prägte sich kein Vers mit wortgetreuer Richtigkeit ein. Die Sucht der selbstständigen Reproduction erzeugte bei den Lücken eigene Ergänzungen, die für die aufgeregte Verstandeskraft zwar Bürgschaft leisteten, aber statt strictem Lernens Flunkern und unnütze Wortfülle bei Entschuldigungen und einem „So hab' ich's mir gedacht" erzeugte. Das Lernen in Form des Spieles hatte ihn für das wirkliche Spiel eigenwillig und herrisch, für das Lernen unstät und denkmüde gemacht.

Es wäre sehr zu wünschen, daß sich auch ein Physiolog entschlösse, über die Frage der Kindergärten ein Gutachten abzugeben. Von allen Theilen des menschlichen Körpers hat das Gehirn seine geheimnißvollste, dunkelste und am ernstesten zu beobachtende Geschichte. Am frühesten entwickelt, macht es dennoch Veränderungen fast mit jeder Altersstufe durch. Von einer weichen, wässerigen Masse verdichtet es sich allmälig. Als räthselvolles Vehikel unseres Gedankenlebens hat das Gehirn seine naturgemäßen und naturwidrigen Irritationen. Die Altersstufen bedingen

eine nicht immer gleiche Einwirkung auf die Nerven, wie auch dieſe ſelbſt, in den den Sinnen zugewandten Geflechten, ſich nicht auf Einmal und bei jedem Sinne mit gleicher Stärke ſogleich entwickeln. Der Geruchsſinn, das Hören, Sehen, Schmecken, alle dieſe äußern Gehirnfunctionen haben ihre beſtimmten Stadien zu durchlaufen, treten in abwechſelnder Reihenfolge nacheinander in ihrem allmäligen Verwalten auf und vicariren nicht ſelten. Wie viel mehr muß es ähnliche Geſetze in dem Begriffs- Anſchauungs- Schlußvermögen und jenen innern Seelenfunctionen geben, die neuerdings eine rationelle Phrenologie als beſtimmte, genau unterſcheidbare Neigungen des Gehirns hervorgehoben hat? Man vergleiche einen natürlich geformten Kinderſchädel und den rhachitiſchen Kopf eines Wunderkindes, das nach einer überraſchenden Frühreife bald ſeine Laufbahn vollendet hat, und man wird von den phyſiologiſchen Bedingungen der Seele einräumen müſſen, daß auch hier für den Erzieher Geheimniſſe zu überwachen ſind.

Kein Seelenforſcher kann in Abrede ſtellen, daß die erſten Functionen des Gehirns auf den Thatſachenſinn gerichtet ſein müſſen. Das Kind muß aufnehmen. Ja es muß nicht nur aufnehmen, ſondern auch wieder von ſich geben, um Neues zu nehmen. Wie die phyſiſche Conſtitution des Kindes ein häufiges Eſſen und raſches Verdauen bedingt, ſo bedingt die geiſtige das Lernen und

Verlernen. Gerade im Verlernen, im Vergeſſen liegt beim Kinde ebenſoviel geſtaltendes Gewicht, wie beim Erwachſenen im Behalten. Um aber gründlich vergeſſen zu können, muß man Compactes lernen. Die Kindergärten vermeiden Alles, was wie ein Lernen von Compactem ausſieht. Sie bringen die Thatſachen nur dünn, breiig, flüchtig, gaukeln ein wenig mit ihnen und dulden abſichtlich kein tieferes Einprägen. Eine ſolche Methode fördert nicht die Condenſation der wäſſerigen Gehirnmaſſe. Lernen ſoll ein Kind das Einfache, nicht die Thatſache und zugleich die Auslegung, das Symbol und zugleich die Deutung. Es iſt gewiß etwas ſehr Langweiliges für den Lehrer, einem Kinde dieſelbe Thatſache ſo oft vorzutragen, bis ſie auswendig gewußt wird; allein die Lehrerſchaft iſt darum auch ein ſchwerer Beruf, kein nur unterhaltendes Vergnügen. Wie oft muß man nicht in der pädagogiſchen Welt jetzt mit Befremden von den Dingen hören, die dem Kinde Langeweile machen! Es iſt in 70 bei 100 Fällen dann ſicher die Rede von Dingen, deren monotone Wiederholung nur dem Lehrer Langeweile macht. Erkläre man die Gehirnfunctionen, wie man wolle, man wird ſich der Vorſtellung nicht entziehen können, daß die Nerven des Gehirns (wie Valentin bewieſen hat) in einer ſteten flimmernden Bewegung begriffen ſind und ſicher wirken einfache Demonſtrationen und Urtheilsanleitungen ganz verſchiedenartig auf dieſe eigenthümliche Bewegung.

Haben die Nerven aller übrigen Körpertheile eine verſchiedene Empfindung je nach einer gleichſam hinaufſtreifenden und einer herabſtreifenden Bewegung, ſo iſt ein im frühſten Kindesalter zum einfachen poſitiven Lernen angeleitetes Hirn in ſeinen Nerven ohne Zweifel anders und wohlthuender afficirt, als eine ſo frühe Anleitung zum Urtheilen und Begriffebilden. Welche Aufregung in ein Kind durch dieſe übermäßige Beſchäftigung mit ihm, durch dieſes ſogenannte Individualiſiren und „Eingehen auf ſeine Natur“ ſich einſchleichen kann, bewies das eben angeführte Beiſpiel eines an ſich eigenthümlichen, aber für das Begreifen wie verderbenen Knaben.

Allen Irrthümern, die die Kraft beſitzen, Proſelyten zu gewinnen und in einem größeren Kreiſe begeiſterten Glauben finden, liegt ſicher eine gewiſſe Wahrheit zum Grunde. So auch den Fröbel'ſchen Lehren und den Kindergärten. Sie beruhen auf dem Gefühl einer Lücke in unſerer Erziehung, füllen dieſe Lücke aber mit übertreibenden und gefährlichen Inſtitutionen aus. Die Lücke liegt auf zwei Gebieten, wo Fröbel's Anregung eine ſegensreiche ſein könnte, wenn er den Gedanken einer ſchon mit Umſtändlichkeit bilden und entwickeln wollenden Zwiſchenſtation zwiſchen dem Hauſe und der Schule gänzlich aufgiebt und ſich jener Syſtematik entſchlägt, mit der es ohnehin traurig beſchaffen iſt, wenn man in der Erziehung Wollen und Können, Theorie und Praxis, Ziel und Mit

tel miteinander vergleicht. Iſt ſchon der Elementarunterricht, trotz Peſtalozzi und aller noch ſo ſchönen, treffenden und wahren Darſtellungen einer wirklichen Musterlehrerſchaft, dem blinden Zufall überlaſſen, iſt es von der ABC-Schule bis zur Univerſität die tägliche traurige Erfahrung, daß man unter hundert Menſchen, die ſich mit der Jugend lehrend und erziehend beſchäftigen, oft kaum zehn wirklich pädagogiſche Talente antrifft, ſo erfordert der Kindergarten geradezu eine Virtuoſität der Führung, die Genie da vorausſetzt, wo man nach der Regel des Lebens und des Weltlaufes nur Handlanger finden wird. Schon jetzt verklagen ſich die Kindergärtner der Eine den Andern. Der Eine nehme von Fröbel zu viel, der Andere zu wenig, ein Dritter hätte ihn nicht verſtanden oder ſeine Anſtalt verdiene den Namen des Kindergartens nicht. Einige leidenſchaftlich erregte Frauen haben ſich mit einem ihrem Geſchlechte eignen idealen Heroismus auf die Fröbel'ſche Theorie geworfen und führen ſie mit einer ſich in der Kindesſeele gleichſam ſelbſt anlebenden Begeiſterung durch, Andere ergriffen dieſe Idee als eine Eroberung für ihre Exiſtenz, tagelöhnern um's liebe Brod, accomodiren ſich und wollen nur die pädagogiſche neue Errungenſchaft, die halb und halb ſchulpflichtig gewordenen Kinder zwiſchen drei und ſechs Jahren, à tout prix feſthalten. Sonnenſchein und Regen, Wind und Wetter und die vier Jahreszeiten greifen

gleichfalls in dies System störend ein. Ein wirklicher Garten für Kinder ist in diesem zarten Jugendalter specifisch etwas völlig Anderes, als ein Surrogat für den Garten, die dumpfe Schulstube mit Tischen und Bänken. Tische und Bänke einer Schule soll ein Kind nicht anders sehen, als unter der strengsten Aufforderung zu allen den Pflichten, die im Wesen der Schule liegen. Ich kann den öden, unheimlichen Eindruck nicht vergessen, den mir eine Anzahl von dreißig in einer Stube eingepferchten Kindern bot, die rings auf Bänken sitzend auf dem Tische vor sich stereometrische Körper liegen hatten, mit denen sie in träumerischer Gedankenlosigkeit nichts anzufangen wußten, als ein paar Figuren zusammenzusetzen, die etwas ihnen Unwesentliches bedeuteten. Man erkläre von Keilhau und Liebenstein aus die Kindergärtnerin, die inzwischen im Nebenzimmer ältere Mädchen in wirklicher Schulform schreiben lehrte, für gewissenlos; aber jede pädagogische Neuerung muß in sich Bürgschaften bieten, daß sie auch mit einem soliden Mechanismus ohne große Lehrervirtuosität ihr Ziel erreicht.

Gute Früchte indessen könnte Fröbel's Lehre tragen, 1) für die Mütter und Erzieherinnen, 2) für einen gewissen gesellschaftlichen Verband der aufwachsenden Jugend, 3) für eine gemüthlichere Ausbildung der schon vorhandenen Elementarlehrkräfte.

Mancher Mutter wird ihr Kind, je näher es seinem

ſchulpflichtigen Alter rückt, eine Hausplage. Sie giebt, unter dem Vorwande einer ſinnigeren Erziehung, ein vier- oder fünfjähriges Kind in den Kindergarten, nur um die häusliche Ungeduld, das Schreien, Nagen, Quälen, Kleiderzupfen, Bitten und Betteln der Ungeduld los zu werden. Einer ſolchen Mutter, und ihre Zahl iſt Legion, thut ein neuer Straf- und Zuchtprediger noth. Gäbe Fröbel eine Fortſetzung zu Ammon's geiſt- und gemüthreichen „Mutterpflichten“! Lehrte er Müttern die Pflege des Kindergeiſtes und Kinderkörpers für die Jahre bis zur Schulzeit!*) In Vorleſungen für Mütter, in Müttervereinen könnte gute Ausſaat in ſterile, durch die Geſellſchaftsbildung unfruchtbargewordene Mutterherzen geworfen werden. Fröbel müßte zu dem Ende ſich mit Aerzten und mit Dichtern verbinden; denn leider ſind die Sprüche und Lieder, die er aus dem Munde der Erzieher ins Kinderohr lenken will, nichts weniger als poetiſch. Eine Sammlung der im Volke lebenden Kinderlieder müßte jede Mutter in ihrem Hauſe lebendig zu machen ſuchen. Ihres Kindes Spiel ſoll ſie regeln; weit entfernt, wenn es unbeſchäftigt iſt, immer auch Langeweile vorauszuſetzen und es mit Zerſtreuungen zu überhäufen, ſoll ſie einen Mittelweg zu finden lernen zwiſchen zwecklos ſcheinender

*) Ein ſolches Werk hat neuerdings Dr. Sigismund (Braunſchweig, Vieweg) begonnen.

und Haß, vor Hoffnung und Verzweiflung zu zerſpringen droht. Man iſt in dieſen wunderbaren Briefen nie auf ſicherm Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finſtre Moorgründe; freundliche weiße Engelsgeſtalten winken uns hinter den Büſchen wieder heraus. Nicht einmal als Barometer der perſönlichen Temperatur Börne's möchte man dieſe Briefe gelten laſſen; ſie ſind eine Zeitſtimmung, ſie ſind ein Daguerreotyp dreier fiebernder Jahre, hier zierlich das Kleinſte wunderbar wahr treffend, dort alles wie in ſchwarze Tuſche verwiſchend, ohne bunte Lichtübergänge, ſchwarz und weiß, je nach der Parole des politiſchen Glaubensbekenntniſſes. Noch ehe ſich Börne an die Abfaſſung dieſer Briefe begab, ſchrieb er bei der Nachricht von den in Deutſchland ausbrechenden Tumulten am 22. Sept. 1830 aus Paris an einen Freund: „Offen geſagt, ich freue mich nicht über das revolutionäre Weſen in Deutſchland. Gewonnen wird doch nichts dabei; Nichts durch Gewalt; denn die iſt noch nicht auf Seiten des Volkes; Nichts durch Belehrung unſrer Staatsmänner, denn die ſind nicht zu beſſern. Dies alles wird keine andre Folge haben, als daß die Seiler in Flor kommen: denn, ich bin gewiß, es wird viel gehängt werden.“ Der Gedanke, ein Journal, etwa mit Heine in der Schweiz, herauszugeben, beſchäftigte ihn lebhaft. „Daß man jetzt arbeitet,“ ſagte er, „iſt nicht mehr Sache des Schriftſtellers, ſondern des Bürgers.“ Er hätte ſo gerne mit Heine eine Art Quartalſchrift, nämlich eine wirklich zwiſchen ihnen unterhaltene Correſpondenz, herausgegeben. Heine hatte keine Luſt dazu. Börne kam ein Jahr ſpäter wieder auf dieſe Idee zurück und äußerte ſich unterm 12. Oct. 1831: „Bei Heine, den ich übrigens wenig

Träumerei und einem Uebermaß von Zerſtreuung, das nur Ueberſättigung und die häßlichſte aller Blaſirtheiten, die Blaſirtheit der Jugend, zur Folge hat.

Oeffneten ſich dann unter Autorität der Gemeinden Spiel und Tummelplätze der Jugend, wo in leichteſter Form und ohne Einmiſchung einiger allerdings wachſamer Augen die kleinen Kinder einige Stunden des Tages ihre Luſt auslebten, ſo würde man in einer ſolchen, an klaſſiſche Zeiten erinnernden Verſchönerung unſeres einförmigen, auf Iſolirung und trübſinnigen Egoismus nur zu ſehr ausgehenden Lebens ein gutes Mittel in der Hand haben, jene ſittlichen Zwecke, die Fröbel anſtrebt, in Ausführung zu bringen. Es iſt ohne Zweifel, beſonders in großen Städten, ſehr traurig, daß die immer mehr zunehmende Familieniſolirung auch die Kinder iſolirt und ihnen Spielkameraden nur durch den günſtigſten Zufall ſchenkt. Wenn man vornehme Kinder ſieht, die wie unter einer Glasglocke gehalten werden, Kinder, die ſehnſuchtig und verdrießlich auf die muntern Spiele der Armen blicken, wird es Einem ſchon weh ums Herz; Aber auch geringere Geſellſchaftsſtufen entbehren in großen Städten für ihre Kinder eines Umgangs, der den Gefahren der Iſolirung, Herzenskälte, Eitelkeit, des Egoismus entgegenwirkt. Den Turnplätzen der Erwachſenen nahe, ſollte es Turnplätze der Kleinen geben, deren Spiele unter öffentlicher Aufſicht ſtehend, an dem jungen Men

ſchennachwuchs uns zu Gemüth führen könnten, daß der Egoismus, dem unſere Epoche immer mehr entgegengeht, nicht aus dem der Veredlung fähigen Menſchenherzen, ſondern nur aus dem Jammer der herrſchenden Umſtände entſpringt.

Die ſchon wirkende Pädagogenwelt aber leſe Fröbel's Schriften und prüfe, was ſie davon zu behalten hat! Ermunterung, auszuharren in ihrem ſchweren und wenigbelohnten Berufe, bedarf ſie gewiß und ſie kann deren nur in ſolchen Quellen finden, wo die Größe und Erhabenheit des Erziehungswerkes überhaupt mit Begeiſterung und wahrer Menſchenliebe erfaßt iſt. Für die in der Schulwelt oft ſehr ungeſchickt gehandhabten ſogenannten Denkübungen hat Fröbel auch unverlorne Winke gegeben, die vom ſiebenten, achten Jahre an dem Kinde in der allmälig vorzubereitenden Beherrſchung der Einzelheiten ſeines Wiſſens, in der Gruppirung des Gleichartigen, in der Abſtraction des Ungleichartigen, im Generaliſiren und Specialiſiren nur von Nutzen ſein können. Ueberdies würden gewiſſe Ausnahmezuſtände der pädagogiſchen Aufgabe, die Kleinkinderbewahranſtalten, die Blinden- und Taubſtummen Inſtitute, jene von den Beſchäftigungsſpielen, dieſe von den Sinnenwirkungen feſter Körper und der Ausbildung des Hör- und Taſtſinnes, von Fröbel's Andeutungen ſichern Vortheil gewinnen, wie es ſo mancher Wahrheit gegangen iſt, die ihre Bewährung auf Ge-

bieten fand, die ihr Entdecker ſelbſt nicht im Auge hatte. Aber im Uebrigen kann man nicht ernſtlich genug warnen, einer Neuerung Gehör zu geben, die unter dem ſchimmernden Namen einer natürlichen Menſchenentwicklung die Intelligenz mehr ſchwächt als ſtärkt, die Zwecke der Schule beirrt und das Kindergemüth aus ſeiner ſtillen Poeſie früher aufſchreckt, als es ohnehin das Leben thut.

# V.

# Wirren des Geschmacks.

## Ueber Poeſie und Poetenthum.

Einen Dichter nennt man dasjenige ſchriftſtelleriſche Talent, welches der ſtummen Sprache der Natur und des Lebens denjenigen Ausdruck zu geben vermag, der zu gleicher Zeit dem Weſen der Natur und des Lebens vollkommen entſprechend iſt und in ſeiner Wiedergabe Wohlgefallen erweckt.

Auch der Denker läßt die ſtumme Sprache der Natur und des Lebens reden, aber er iſt um die Form ſeiner Deutungen und Verlebendigungen unbekümmert. Nähert ſich ſeine Darſtellung dem Streben, durch ſie auch Wohlgefallen zu erzeugen, ſo pflegt man oft zu ſeinem Nachtheil zu ſagen, ſie wäre dichteriſch. Auch den Bildhauern, den Malern, den Muſikern wird eine dichteriſche Behandlung ihrer Gegenſtände dann nachgerühmt, wenn ſie der Wirklichkeit diejenige Wiedergabe zu verleihen wiſſen, welche unſerm Auge, dem ſinnlichen wie dem geiſtigen, ganz beſonders wohlthuend iſt.

Das einzige Material, mit dem der Dichter ſchafft, iſt das Wort. Zwar ſteht ihm der ganze Schatz der Sprache

zu Gebote, aber er wird in ſeiner Anwendung wähleriſch ſein müſſen. Um das Stumme redend zu machen, wählt der Denker diejenigen Ausdrücke, die ſeiner Bildung ohne weiteres die nächſtliegenden ſind, wenn ſie das Dargeſtellte nur anſchaulich und klar machen. Der Dichter aber, der dieſelbe Anſchaulichkeit und Klarheit, aber mit dem äußern Reize des Wohlgefallens erſtrebt, kann nur ſelten die Sprache des Denkers reden.

Die niedrigſte Stufe des Reizes zum Wohlgefallen iſt der Reim. Dem Ohre ſchmeichelt ſich der Wohlklang gleichlautender Worte ein. Zu höherm Werthe wird der Reim durch die Strophe gehoben. Die gleiche Wiederkehr derſelben Schwingen des Takts im Vortrage verfeinert die Thätigkeit des horchenden Ohres. Sie gewinnt ein Wohlgefallen an der gleichmäßigen Ordnung und wiederkehrenden Regel des Vortrags. Die Beſchränkung wird ſomit das Weſen der Dichtkunſt überhaupt. Die Kunſt des Dichtens iſt das Vereinigen des Weiten und Breiten auf eine beſtimmte, ſelbſtgewählte Begrenzung. Dieſe Begrenzung ſind die Dichtformen. Wenn ein Roman oder eine Novelle nur das einfache Ausplaudern einer vergefallenen Begebenheit iſt und Anfang, Mitte und Ende in keinem harmoniſchen Zuſammenhange ſtehen, ſo kann man niemals von einer Dichtung ſprechen. Je größer die Aufgabe des Dichters in ſeinem Erwecken des ſtummen Lebens wird, z. B. im Erwecken eines einſt geweſenen,

nur von den Jahrbüchern der Geschichte erzählten Ereignisses durch den Versuch, dies Gewesene zu einem Seienden zu machen auf der Bühne, desto höher noch steigert sich die Nebenbedingung des künstlerischen Wohlgefallens. Die Passionsspiele, welche die Bauern im bairischen Hochgebirge zu Ammergau aufführen, sind die Wiedergabe gewesener Ereignisse, erwecken auch ein gewisses Wohlgefallen durch die Naivetät der Absicht, müssen aber auf dichterischen Werth verzichten, da ihnen die Beschränkung fehlt, diejenige Beschränkung, die, seit die fesselose Rede der Anschauung und Begeisterung sich zuerst die Selbstbeschränkung durch Rhythmus oder Reim vorschrieb, immer höher und feiner sich steigerte. Nur in der höchsten und subtilsten Begrenzung liegt das ästhetische Wohlgefallen beim Drama, wie in jenen das Auge täuschenden Verkürzungen des Künstlers auf Gemälden. Darum können z. B. die Vorschläge Richard Wagner's, die dramatische Form zu erweitern und den vorgeführten Thatsachen eine breitere und massenhaftere Entfaltung zu geben, nur die Folge haben, die Poesie auf einen Naturstand zurückzuführen, der, wenn auch noch so buntfarbig und sinnenreizend überschmückt, doch nur einer civilisirten Barbarei gleichkommt.

Ueber die Art des Dichtens ist viel gestritten worden. Man suchte dem Dichter in die stille Werkstatt seines Schaffens zu folgen und hat sich, ohne Dichter zu sein, oft der anmaßendsten Vorschriften, wie es ein echter

Dichter machen ſolle, vermeſſen. Es iſt aber völlig gleichgültig, ob ein Dichter von Hauſe aus zunächſt nur Bilder und Symbole ſinnlich vor ſeinem Auge tanzen hat und dazu Gedanken ſucht, oder ob das ſtarke, innere Geiſtes- und Gemüthsleben ſein Erſtes war und die Welt der Bilder und Symbole ſein Zweites iſt. Goethe ſah mit ſinnlichem äußern Auge eher das Bild und Symbol, Schiller's inneres geiſtiges Auge ſah erſt Bild und Symbol, nachdem ihn der Gedanke ergriffen hatte.

Leider hat man über den Prozeß des Dichtens bei deutſchen Kunſtrichtern viel Thörichtes hören müſſen.

Schiller philoſophirte allerdings, aber er war darum nie ein Philoſoph. Es gibt für den Dichter gewiß auch und muß geben eine Neigung zur Abſtraction; man müßte denn ſo närriſch ſein wollen, wie viele unſerer Aeſthetiker, die im Dichter nur einen unbewußten, ſich ſelbſt räthſelhaften und Alles im Traume findenden Offenbarungsmenſchen (der er allerdings in gewiſſem Sinne iſt) finden wollen. Alle großen Dichter hatten Neigung zur Abſtraction und ſogar zur Philoſophie. Sophokles, Calderon, Shakſpeare moraliſirten, wo ſie nur konnten; ſie gefallen ſich im Ergründen und Erforſchen von Sitten und Lebensgeſetzen und häufen Sentenz auf Sentenz und dennoch blieben ſie im Bann völligen Unvermögens zu jener Philoſophie, die, wie bei Plato oder den Scholaſtikern, trotz überaus poetiſcher Stimmung doch immer nur

abſtrahiren, nur Schlüſſe ziehen, nur Folgerungen aneinanderreihen konnte. Nicht auf das Urſächliche kommt es in der Poeſie an, ſondern auf das Gewirkte. Iſt das Letztere eine anſprechende Verlebendigung des Stummen und leblos Scheinenden in der Natur und dem Leben und befriedigt uns durch Reize des Wohlgefallens, ſo gehört die Art, wie ſein Vermögen dem Dichter gekommen, in die Pſychologie oder Biographie, nicht in die Aeſthetik.

Mit der ſteigenden Bildung wird wahre Poeſie und wahres Poetenthum immer mehr in Gefahr kommen.

Nicht ſo, daß wir mit Gervinus glaubten, die Poeten würden ausſterben — es wäre dies gerade, als wenn man alle Schädel bei der Natur nach einer beſtimmten Form beſtellen wollte —, aber die Entwickelung und die Würdigung der Poeſie wird in immer geſteigertere Bedrängniß kommen. Und das auch, nach unſerer Ueberzeugung, nicht etwa weil die Naivetät der Zeiten und Sitten aufhören und die Cultur gegen poetiſche Auffaſſung anarbeiten wird — das ſind unbegründete Sätze — nein, die Cultur wird uns nicht ſo viel echte Dichter verderben, als, ihrer ſelbſt überdrüſſig, unechte mit unverdienten Ehren ſchmücken. Darin allein finden wir die Gefahren der ſteigenden Cultur. Ein künſtliches Zurückbleiben in der Bildung der Zeit wird jetzt ſchon mannichfach für wahres Poetenthum genommen. Der Eine, vielleicht eine Null als Menſch, ein Schatten in innerer Entwickelung

sehe, hab' ich nichts von dem Eifer für die gute Sache gefunden, den ich ihm zugetraut. Er hat ihn nicht oder verbirgt ihn, was mir aber in Beziehung auf mich unerklärlich wäre, da er mich als einen Gleichgesinnten kennt, mit dem er nicht zurückzuhalten braucht."

Börne kam im Frühjahr 1831 nach Deutschland zurück. Seine Briefe waren noch nicht erschienen. Er fand, daß dem Aufschwunge der Deutschen unzählige Niederschläge drohten, daß aller Orten Fallen für die „jungen Füchse der Demagogie" gestellt waren, aber noch schien ihm nichts verloren, noch konnte dem wild gewordenen deutschen Ackergaul durch Pfeifen und Rufen wieder Muth gemacht werden. Ein solcher Zungenschlag, womit der Reuter seinem Rosse die Ohren spitzt und es in bessern Trab bringt, sollten seine Briefe sein. Daß er darin Dinge gab, die sich nicht vor der Vernunft verantworten ließen, wußte wohl Börne recht gut; aber gerade durch diesen pikanten Sauerteig sollte das noch etwas fade Gebäck des erwachten Volksgeistes schmackhaft gemacht werden. Börne hätte das Alles beschwören sollen, daß er die Deutschen verachte, daß er ihnen auf der Kehler Brücke seinen Rücken und noch mehr zeigte, beschwören, daß man Könige ihrer Nase wegen verjagen dürfe u. dergl.? Gewiß nicht; aber er dachte: Es ist gut, wenn Einer kommt und so das Aeußerste sagt; das bringt sie in Harnisch, burtig, flink! das bringt Leben in die Sache — und darum ließ er diese Lachtauben ausflattern. Daß sie ihm hernach kamen und alles bewiesen haben wollten, daß sie Abhandlungen über jene Fürsten-Nase, Abhandlungen über das Verbrennen der Göttinger Bibliothek schrieben, daß sie alles buchstäblich nahmen und in dem Buche alles, nur nicht das, was es

und die Nichtberechtigung ſelbſt, hämmert im Laufe von einigen Jahren eine Anzahl Balladen, die den Ton des Mittelalters nachahmen; nichts weiß die Welt von ihm, als daß er zuweilen ſingt: „Held Sigurd ritt um Mitternacht“ und es thut der Generation wohl, daß inmitten ihrer materiellen Sorgen es noch Menſchen gibt, die ſingen können: „Held Sigurd ritt um Mitternacht“; flugs hat man den Dichter. Ein Anderer verlegt ſich auf die Märchen. Ein Dritter beginnt jedes ſeiner Gedichte mit einem elegiſchen: „Du biſt wie eine Blume“ oder: „Die Sterne wollt' ich fragen“ u. ſ. w. An dieſer Gattung von Dichtern ſind wir jetzt ſo geſegnet, daß die Sammler von Auszügen und Blumenleſen nicht mehr wiſſen, wohin mit der Ueberfülle. Sogar die Ehrfurcht vor den geweſenen großen Geiſtern, deren Töne ſie tauſendfach variiren, nimmt ebendeßhalb ſie auch dafür. Im Grunde aber liegt die Schuld an der Epoche ſelbſt. Der Kummer und der Verdruß der gebildeten Welt ſuchen nach Ausnahmen von der üblichen Tagesordnung und kein Wunder, wenn ſich ſogar in der vernünftigen und überlegten Erörterung Deſſen, was ein Dichter wäre, Angeſichts Schiller's, Goethe's, Klopſtock's, Voßens, Bürger's u. ſ. w. feſtzuſetzen anfängt: Ein Poet wäre ein Menſch von einer gewiſſen träumeriſchen, der Welt abſagenden Unzulänglichkeit, der uns den Gefallen thäte, noch wie ein Kind unter Blumen zu liegen, Schmetter

linge zu haſchen, im Sonnenſchein zu träumen und die Sprache der Gräſer, der Käfer, nur ja nicht der Zeitungen und der Börſencurſe zu hören und ähnliche Kennzeichen mehr, für die es ſogar an feinen, gelehrten und geiſtvollen theoretiſchen Ausdrucksweiſen nicht mangelt.

Zu dieſer einen Gefahr, daß die zunehmende Bildung die künſtliche Kindlichkeit, träumeriſche Unzulänglichkeit und die verbrauchten Dichtweiſen zu Poeſie ſtemple, geſellt ſich, was den Inhalt des Dichtens anlangt, die andere, daß die zunehmende Verſtandesſchärfe und Gedankenmäßigkeit des Zeitalters zuletzt ihr eigenes Gegentheil, das abſolut Verkehrte, Unverſtändige und Gedankentolle poetiſch nennt.

Dies iſt bei uns Deutſchen nicht nur, ſondern auch bei der Würdigung, die der deutſchen Literatur die Fremden angedeihen laſſen, ganz beſonders im Schwunge und eine Folge unſerer alten Romantik.

Die Geſchmacksrichtung der Romantik kam bekanntlich aus dem Mittelalter. Man mochte vor fünfzig Jahren, als Napoleon die Welt beherrſchte, wenig Freude an der Gegenwart empfinden und ließ ſich daher gern in die Tage zurückzaubern, wo andere Sitten und Meinungen herrſchten. Mit allerlei Waſſer-, Luft-, Erd- und Feuergeiſtern bevölkerte ſich damals die Literatur. Legendenhaft und ſagenhaft wurden alle Vorgänge des Lebens erzählt. Traumleben wurde wie Wirklichkeit dargeſtellt. Die letzte

Form dieſer Romantik ſchien Hoffmann. Hoffmann ſtellte geradezu die Menſchen auf den Kopf, ließ Hunde und Katzen, nürnberger Puppen und Automaten menſchenmäßig leben und weben; das abſolut Unmögliche wurde Poeſie und ihr Merkmal. Dieſe Art deutſchen Poetenthums hat ſich z. B. bei den Franzoſen auch ſeitdem ſo feſtgeſetzt, daß ſie durch einen »deutſchen Dichter« ſogleich nur nach dem Lande der Feen, nach dem Blocksberg, nach den Geiſtern des Schwarzwaldes, nach den Sagen des Rheins, den Studenten von Heidelberg u. ſ. w. verſetzt ſein wollen. Was Herrn St.-René Taillandier, einem unwiſſenden, fortwährenden Täuſchungen der in Frankreich lebenden und von Deutſchland an ihn ſchreibenden deutſchen Dichter ausgeſetzten franzöſiſchen Kritiker der deutſchen Literatur, nicht ſogleich märchenhaft, mit blauen Winden und Kornblumen umrankt, mit Falken auf der Hand und im Fauſtgewande in einer Hexenküche entgegentritt, macht ihm deutſcherſeits keinen dichteriſchen Eindruck. Es iſt in Deutſchland meiſt nicht beſſer. Ein Trauerſpiel mit einem blinden Bettler, mit einem wahnſinnigen König, mit einer Blumen zerzupfenden, durch dieſe oder jene Umſtände um ihren Verſtand gekommenen Jungfrau hat ſicher ſogleich das Vorurtheil für ſich, poetiſch zu ſein, mag es auch um das übrige Gebäude nach allen Richtungen hin ſchief und baufällig ſtehen.

Der Dichter hat ſeine eigene Art die Dinge zu betrach

ten; er hat ſeine eigene Art ſie zu verknüpfen. Doch darf dieſe Art niemals in dem Grade eine eigene werden, daß ſie den Charakter des Sonderbaren und Aparten bekommt. Die Gemeinfaßlichkeit muß bleiben, das Geſetz der Natur, die Logik des üblichen Lebens darf nicht aufgegeben werden. Bei allen wahrhaft großen Dichtern iſt der Verſtand die erſte Geiſteskraft, die ſie in uns anregen, denn verſtanden ſein wollen iſt ihr erſter Wunſch. Wer verſtanden ſein will, führt mit dem Hörer einen Denkprozeß auf, einen Denkprozeß, den er trotz aller poetiſchen Abſichten und künſtleriſchen Zielpunkte zuerſt doch auch in ſich ſelber durchmachen mußte. Man wird von einer Dichtung als einer wahren Dichtung allerdings nur dann ſprechen können, wenn der Verſtand nicht allein angeregt wird. Eine bloße Scenenfolge ſpannender Verwickelungen in einem Drama allein macht noch kein Gedicht. Das Gedicht tritt erſt ein, wenn die Beſchäftigung des Verſtandes (das erſte Erforderniß jedes Dramas) auch mit eingeſchloſſen eine Beſchäftigung der Phantaſie und eine Beſchäftigung des Herzens wird. Sophokles' »Antigone« iſt eine Muſtertragödie, weil ſie Verſtand, Phantaſie und Herz zugleich beſchäftigt. »Das Leben ein Traum« von Calderon, wirkt nur anregend, nie befriedigend; es beſchäftigt Phantaſie und Herz, verletzt den Verſtand. Die Tragödien Racine's und Voltaire's ſind darin unvollkommen, daß ſie zwar Verſtand und Herz beſchäftigen,

aber nicht die Phantaſie. Schiller iſt darum ein ſo großer Dramatiker, weil er auf alle drei Thätigkeiten der Auffaſſung wirkte, obgleich der phantaſiereiche „Fiesco“ weniger das Herz und mehre ſeiner großen geſchichtlichen Dramen, z. B. „Die Jungfrau von Orleans“, nicht den Verſtand befriedigen. Auch Goethe iſt ziemlich gleichmäßig in ſeiner Anregung und nur in ſeiner „Natürlichen Tochter“ begegnete ihm das Unglück, das Herz allein anregen zu wollen, ohne daß Verſtand und Phantaſie die mindeſte Mitleidenſchaft erfuhren. Die Wirkung iſt bekannt.

Es wäre hier zuletzt etwas von dem „göttlichen Unſinn“ zu ſagen.

Mit dieſem göttlichen Unſinn hat es folgende Bewandtniß:

Der göttliche Unſinn, der etwas *abſolut* Widerſinniges zu Tage fördert, gehört der Burleske an; derjenige aber, der etwas *relativ* Widerſinniges doch zur Anerkennung zu bringen weiß, gehört allerdings zur Poeſie, denn ihrer nächſten Natur nach iſt die Poeſie wenn nicht Lüge, doch die curioſeſte Unwahrheit von der Welt. Eine wahre Geſchichte, noch ſo gut vorgetragen und mitgetheilt, wird niemals Poeſie werden, es ſei denn, daß Gott ſchon dafür geſorgt hat und ſie ſo geſchehen ließ, um uns ſogleich einen poetiſchen Eindruck zu machen. Im tiefſten Grunde liegt in Allem, was ge-

ſchicht. Poeſie. Oft auf der Hand. Meiſt aber muß es erſt der Dichter ſein, der nachgräbt und das Tiefliegende zu Tage fördert. Da allein kann ſich ſeine Kunſt und ſein Beruf zeigen. Poeſie iſt in ſolchen Fällen die Herſtellung eines wunderbaren Zuſammenhangs zwiſchen Urſache und Wirkung, zwiſchen Zufall und Abſicht, zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit. Der Dichter wird Seher, Ausleger, Prophet, Augur, Zeichendeuter, er ſieht dem Schöpfer in ſein Werk, er will ihm ſeine Allmachtskünſte abgewinnen. In dieſem Beſtreben laſſen wir, wenn er nur im Allgemeinen auf dem rechten Wege iſt, ihn gern gewähren, ja wir geſtehen ſogar lachend und ganz befriedigt ein, daß wir dann oft nicht wiſſen, wo man ſich mit ihm noch auf feſtem Boden befindet und wo plötzlich die grünen weichenden Stellen anfangen, auf denen nur Irrlichter tanzen. Einem Poeten, der ein redliches Streben hat, Gottes Sinn zu erforſchen, ſieht man immerhin nach, wenn er über Gottes Sinn plötzlich auf Augenblicke in den göttlichen Unſinn verfällt. In der Poeſie hat der Sinn der Auslegung der Welt ſo ſehr die Gefahr zu vermeiden, ins Witzige, der Verſtand ſo ſehr die Gefahr, ins Verſtandesmäßige, d. h. Dialektiſche zu verfallen, daß man dem Dichter dann lieber doch noch eher den Seitenſprung geſtattet, ſich ins Dunkel zu retten, wie es eben geht.

Ein Beiſpiel ſolcher Art vom erlaubten göttlichen Unſinn iſt Shakſpeare's »Hamlet«.

Die Wirkung dieſes Gedichts auf Phantaſie und Herz iſt ſo überaus mächtig, daß der Verſtand dabei in die Enge geräth und plötzlich wirklich Eins nicht mehr recht zum Andern paßt, während man doch die wunderbare Wahrheit des Ganzen ſich nicht beſtreiten kann.

Schiller's »Räuber«, die Confuſion ſeines »Don Carlos« gehören in dies Gebiet vom göttlichen Unſinn, der einen ſo großen Zauber ausübt, daß manche Nachahmer, z. B. die Schickſalstragiker oder die Magnetismusdramatiker, wie H. v. Kleiſt, oder die ſpäteren Kraftgenies, wie Grabbe, den göttlichen Unſinn künſtlich anſtrebten. Kleiſt's »Prinz von Homburg« z. B. iſt durch und durch verletzend für das Herz, arm für die Phantaſie und bar aller Anregung für den Verſtand; dennoch mit ganz mechaniſch angebrachter Hülfe des göttlichen Unſinns gewann er eine künſtliche Poeſie, ſodaß man von dem unwahren Charakter des Stücks noch jetzt aller Orten hören kann: »Es liegt ein wunderbarer Hauch von Poeſie über dem Ganzen.«

So groß iſt die Macht jener Aushülfe, die in gewiſſen Fällen ihre Berechtigung hat, z. B. im Roman.

In Romanen, die durch Charakteriſtik und poetiſche Intention im Ganzen und Großen bezwingend wirken, läßt man noch die Maſchinerie des Wunderbaren ſich oft in ſeiner ganzen Unmöglichkeit als reizende und neckende Verknüpfung gefallen (Parfner und Mignon bei Goethe), ja verlangt ſie ſogar.

Ein Stück Wahnſinn und etwas Flunkern gehört zu aller Poeterei. Ein immer bedächtiger und immer weiſer Poet kann, auch wenn er noch ſo naiv und gutgeartet wäre, zuletzt doch von Herzen langweilig werden.

Aber auch nur ein Stück Geflunker. Es ſei nicht geſagt, daß der göttliche Unſinn allein den Poeten mache. Unſere deutſche Geniehaftigkeit und die ſtudentikoſe Aeſthetik würde ſonſt den Satz bald aufgreifen und uns den Parnaß vollends noch mehr verhexen und für die geſunde Vernunft unzugänglicher machen, als er ſchon iſt.

## Die Blumenleſer.

Der Deutſche, dem man nach jahrtauſendjähriger Erfahrung den Beruf der unmittelbaren, inſtinktartigen geſchichtlichen That wohl entſchieden wird abſprechen müſſen, iſt nichts deſtoweniger immer in der Neigung begriffen, Alles, was ihm begegnet, ſich ſogl ich geſchichtlich zu machen.

Kaum iſt das Ei gelegt, ſo gackert die Henne ſchon deſſen Hiſterie.

Die Paulskirche war kaum geſchloſſen, kaum der Traum vom einigen Vaterland ſo traurig verweht und verklungen, ſo hatten wir ſchon ein Dutzend Chroniken dieſer bittern Täuſchung. Wenn wir mit dem Kopf und dem Herzen ſo raſch Geſchichten machten, wie wir es mit der Feder thun, ſo würden wir das erſte Volk der Erde ſein, ein Vorzug, den wir in unſern Schulaktusreden in Anſpruch nehmen.

In Frankreich und England, die doch auch eine ſehr lebhafte jüngſte Epoche in ihrer Literaturgeſchichte gehabt haben, ſieht man ſich noch vergebens nach einer bereits

ſo fertigen Syſtematik der Gegenwart um, wie ſie in endloſen Bücherercheinungen bei uns über die Periode unſerer Literatur von 1830 an ſchon aufgeſtellt wurde. Nur wir Deutſche müſſen mit jener Fluth von Chreſtomathieen und Anthologieen geſegnet ſein, die von Tage zu Tage höher anſchwillt und ſchon das Allergegenwärtigſte mit derſelben Objectivität unter Glas und Rahmen bringt, wie den dichteriſchen oder hiſtoriſchen Werth der Nibelungen oder die Verdienſte Luther's, Klopſtock's, Voſſens um die deutſche Sprache. Die gedankenloſeſte Buchmacherei hat dieſer Sucht des frühen Abſchluſſes und der objectiven Gruppirung ſich dicht an die Ferſen geſetzt und uns mit einer Unzahl von Blumenleſen, Probeſtückſammlungen, Dichtergärten u. ſ. w. beſchenkt, die, ſchon in üppigſter Blüthe, täglich ſich noch zu vermehren ſcheinen.

Denn es iſt unglaublich, wieviel Spekulanten es immer in Deutſchland ſogleich auf einen Gedanken gibt, der einmal Einem oder Einigen gelungen iſt. Nach den beiden Wackernagel, Echtermeyer, G. Schwab, Gödeke haben wir ſo viel Muſterſammlungen aus alter und neuer Zeit unſeres Schriftenthums, daß wir uns kaum vor ihnen retten können und von zehn Lehrern der Geſchichte und deutſchen Sprache an unſeren Gymnaſien ſtehen noch immer drei auf dem Sprunge, die Tradition dieſer Bruchſtücke mit allem Zubehör ſtereotyper Beurtheilung, Claſſificirung u. ſ. w. ins Unendliche fortzuführen.

ſein ſollte, einen elektriſchen Leiter, ſahen, das empörte ihn und gab ihm die Erbitterung, die in den folgenden vier Bänden allerdings methodiſcher, überlegter und unverſöhnlicher auftrat. Börne war den Sommer 1831 über in Baden wo er mit Männern freundlich umging, von denen er nicht ahnte, daß ſie ſich bald in ſeine widerwärtigſten Feinde verwandeln ſollten. Die Briefe erſchienen endlich, ohne Cenſur, im Spätherbſt deſſelben Jahres, als ſchon Warſchau gefallen war und die Polen ihre Durchzüge durch Deutſchland begannen.

Vor dem weitern Verlauf unſrer Erzählung hier noch ein Brief, den er an den Maler Oppenheim aus Baden-Baden richtete: „Baden den 8. Sept. 1831. Lieber Freund! Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen mein Bild überlaſſen, ſo lange Sie es brauchen. Das alte fac-simile wie auch den Pfeilſchifter bitte ich Sie wegzulaſſen. Iſt es nicht beſſer gar kein fac-simile zu machen? So etwas und zu dieſer Beſtimmung erſt geſchrieben, wird immer affectirt, wenigſtens erſcheint es ſo. Wenn ich auch, wie ich gewohnt bin, nur immer ausſpreche und niederſchreibe, was und wie ich es grade auf dem Herzen habe, ſo kann man doch in wenigen Worten ſeine Geſinnung und ſein Gefühl und deren Aufrichtigkeit dem Leſer nicht klar machen. Muß ich denn etwas in der Hand haben? Ein Stück Zwetſchenkuchen wäre mir am liebſten. — Als vorigen Sommer die Juli-Ordonnanzen kamen, welche die ganze Welt aus ihren Fugen riſſen, rief ich vergnügt aus: Und Gott ſprach: es werde Licht! Wollen Sie das als fac-simile gebrauchen? Dann könnten Sie mir den Moniteur 26 Juillet 1830 in die Hand geben. Aber das bleibt Ihrem Urtheil überlaſſen. Ich kann

Die Ungründlichkeit, mit der dabei in der Darstellung unserer älteren Literaturepochen verfahren wird, ist von den quellenkundigen Forschern in gelehrten Organen oft schon zur Genüge dargestellt worden.

Man hätte auf diesem Gebiete, da Einer fast immer dasselbe gibt, was der Andere, noch eine weitere Entdeckung sich eingestehen können, die nämlich, daß die Grenze, bis wieweit die ältere und älteste deutsche Literatur so besonders gefällig und preiswürdigmustergültig zu nennen, ziemlich fest bezeichnet ist und jedenfalls den Schein, als böte man vom Löwen nur die Klaue, ausschließt. Doch dies beiseit. Das Schlimme ist nur, daß die stereotypen Vortrefflichkeiten, die man aus dem Nibelungenliede, den Minnesängern, den Meistersängern hervorhebt, sich auch ziemlich stereotyp auf die doch unendlich reichere Fülle der Auswahl aus unserer klassischen Periode erstrecken und nunmehr in ihrer Einerleiheit fast sogar schon bis in die neueste Zeit hinunterreichen, wo Einer schon dem Andern die traditionellen Sichtungen und Auslesen, die überlieferten Charakteristiken von Uhland, Platen, Lenau, Grün u. s. w. blind nachschreibt und sich nur höchstens damit begnügt, diesmal ein Herbstlied statt eines Frühlingsliedes, eine Ballade statt einer Romanze zu bringen. An eine endlich so dringend nöthige Revision dieses ganzen überlieferten Materiale, an eine Prüfung der einmal von einem beliebigen subjektiven Geschmack

angenommenen Gruppirung und geſchichtlichen Entwickelung denkt Niemand.

Von den Fehlern, die ſich durch dieſe fabrikmäßigen Blumenleſen allmälig ergeben haben und als gefährliche Irrthümer ſich feſtſtellen, wollen wir einige näher bezeichnen.

Erſtens befördern ſie faſt alle ein in anderer Beziehung, wo es nöthiger wäre, nicht beobachtetes Haften an den einzelnen Dichtgattungen, das jede eigenthümliche neue und in der Zeit begründete individuelle Entwickelung ausſchließt. Von den Perſonen wollen wir ſpäter reden; hier muß aber die Gefahr in den Sachen gefunden werden. Sei es nun, daß dieſe Sammelwerke der Schulgebrauch hervorruft oder ein allgemeines Bildungsbedürfniß oder ein Unterhaltungszweck, immer bleibt es gefährlich anzunehmen, als könnte die Literatur nie mehr aus den üblichen Unterſcheidungen zuvörderſt ſchon zwiſchen Poeſie und Proſa herauskommen. Der Vers, ſo vollberechtigt für ſich, gewinnt gegen die Proſa immer aufs Neue ein Uebergewicht, das völlig unverhältnißmäßig iſt. Dieſen Anthologieen gegenüber wird der Thatſache, daß die moderne Dichtung ſich weit mehr in der Proſaform, als in gebundener Rede literar- und culturhiſtoriſch zu entwickeln hatte, nicht im Mindeſten Rechnung getragen, im Gegentheil der alte Schematismus der Dichtgattungen wird in einer Form fortgeführt, die von dem wirklichen

geiſtigen Währen und Streben der Nation ein völlig verkehrtes Bild entwirft. Wie ſchwer iſt es z. B. in Sammelwerken dieſer Art von dramatiſchen Dichtungen einen unterhaltenden, „Schule und Haus“ befriedigenden Gebrauch zu machen! Man gibt einzelne Scenen, aber ſie ſind entweder lyriſch und darum grade dramatiſch unſicher ungültig, oder ſie ſind wirklich dramatiſch und dann ſo aus dem Zuſammenhange geriſſen, daß ſie für ſich nicht verſtanden und folglich von andern Blumenleſern meiſt auch lieber friſchweggelaſſen werden. Ergibt ſich nun daraus nicht ſchon die größte Ungerechtigkeit gegen diejenigen dichteriſchen Offenbarungen, denen nun einmal wie z. B. in älterer Zeit Heinrich von Kleiſt, das Drama nur als die vorzugsweiſe Form ihrer Bewährung für die Nation gegeben war? Natürlich wird dann ein ſolcher nicht in kleinen Portionen zu verzettelnder Autor immer mehr dem allgemeinen Intereſſe entrückt und in ſeiner dichteriſchen und literarhiſtoriſchen Bedeutung für die Nation gegen alle die verkürzt, von denen grade der Sammler das Meiſte zur Herſtellung ſeiner Vollſtändigkeit in den überlieferten alten Dichtungsgattungen, und ohne ihn oft mit ganz unliterarhiſtoriſchen Nebenzwecken benutzen kann.

Zweitens aber iſt die gefährliche Verſchiebung des wahren Sachverhaltes in den Perſonen bedenklich. Die Blumenleſer ziehen Namen groß, die ohne die ihnen

hier geborgte künſtliche Treibhauswärme nie anders, denn nur als Ephemeren exiſtirt hätten. Ein geriegener Literarhiſteriker wird ſich ſelbſtredend keinen Autor entgehen laſſen, der, wenn auch noch ſo wenig in den Vordergrund einer allgemeineren Theilnahme des Publikums geſtellt, irgendwie eine ſinnige Begabung verrathen hat. Er wird ihm aber doch nur eine ſeinem Talent entſprechende Stellung geben. Die Blumenleſer dagegen und die aus ihnen die neueſte Literaturgeſchichte wieder Zurückſchreibenden — denn das geſchieht meiſterlich — ſtellen, zu ihrem Vertretungszwecke der Gattungen, friſchweg allerhand kleines Geſträuch neben kräftige Stämme und befördern dadurch eine Ueberhebung des Unbedeutenden, die nach allen Seiten hin ſchon Verwirrung angerichtet hat. So ſchleppen ſich gegenwärtig mehre Dutzend noch lebender oder jüngſt verſtorbener Namen durch die neueſte Literaturgeſchichte, die ihren Ruf lediglich einigen zufällig bequemliegenden Auszügen in den Blumenleſen verdanken, grade wie ſich in den alten Literaturgeſchichten immer wieder Namen, wie Abbt, Alxinger, Brenner, Conz u. ſ. w. finden, man möchte glauben, als verdankten ſie ihre nicht ſterbenwollende Erhaltung der alphabetiſchen Ordnung in den Wörterbüchern, zur Freude der ſpekulativen Buchhändler, die Bibliotheken „deutſcher Claſſiker“ ankündigen und ſtatt Schiller, Goethe, Leſſing, Wieland, Herder, die ſie nicht bringen dürfen, zur Füllung der Bücher-

brette die Schriften dieſer dii minorum gentium nach drucken.

Drittens entſteht aus dieſem Mißverhältniß der Perſonen und der Materien eine Verwirrung der Prinzipien, an der uns das Meiſte zu leiden ſcheint, was ſeitdem über die Geſchichte der Literatur dieſer letzten zwanzig Jahre objectiv und hiſtoriſch kritiſch aufgeſtellt worden iſt. Die Dilettanten brauchen Namen. Wo finden ſie deren mehr als in den Gärten der Lyrik? Hier wuchert es ja von Balladenſängern, Frühlingsſängern, Sprucheoten bunt durcheinander, und nicht genug, daß dieſe Tag- und Nachtfalter froh ſein ſollten, ein kurzes heiteres Daſein in jenen Anthologien zu genießen, ſie drängen richtig auch der Literaturgeſchichte mit ausgerollten Flügeln zu und geben ihr jenen falſchen Ueberhang zur gebundenen Rede, die nachgerade für alle Literatur unausſchlaggebend ſein ſollte, wenn ſie nicht das Rechte bietet. Die gebundene Rede muß doch wahrlich in unſern Tagen betrachtet werden wie eine allgemeine Bildungsfolge, die ganz dem Dilettantenthum innerhalb der bildenden Künſte und der Muſik entſpricht. Man kann ſich und die Seinen mit der Fähigkeit den Pinſel zu führen, die Geige zu ſtreichen, erfreuen, ohne dadurch irgendwie in einen Zuſammenhang mit der Kunſtgeſchichte zu kommen. Ebenſo gibt eine Sammlung von Verſen, und wäre ſie immerhin voll Wohllaut, ja ſogar voll Gefühl und Wärme, doch nicht den geringſten An-

ſpruch auf den Einlaß in die Literaturgeſchichte, falls dieſe Verſe nicht zugleich etwas ausdrücken, was allen Gemüthern eine bedeutende Stimmung, der ganzen Zeit ein großes Abbild ihrer ſelbſt gibt. Ein Ich muß ſchon beſonders weltumfaſſend, ein Nicht-Ich ſchon eigenthümlich ergriffen ſein, wenn es durch ſeine lyriſche Behandlung einen Anſpruch auf die Literaturgeſchichte verdienen will.

Die übermäßige, durch die Blumenleſer beförderte Begünſtigung der Lyriker in unſerer neueſten Literaturgeſchichte hat die ſonderbare Erſcheinung veranlaßt, daß wir mit Hülfe einer richtigen Erkenntniß Goethe's, Shakeſpeare's, der Alten und mit Hülfe von Gervinus, Viſcher und nun gar erſt der Leipzig-Berliner kritiſchen Schule die Romantik glaubten überwunden zu haben und doch in unſerm literarhiſtoriſchen Urtheil, in unſerer Anerkennung und Gruppirung des neu Vorhandenen immer noch bis über die Ohren, die Sommernachtstraumwehren des verzauberten Webers Zettel, im Romantiſchen ſtecken. Der Unterſchied iſt einzig der, daß die alte romantiſche Verzückung einen myſtiſch-religiöſen Beigeſchmack hatte, die moderne neueſte ſo zu ſagen einen myſtiſchen, verhimmelnden Naturbeigeſchmack. Die Romantik der Tieck, Novalis, Brentano umging die Wirklichkeit oder nahm ſie nur wie den böſen Traum, nur wie das Alpdrücken einer ganz andern, hinter Fels und Stein, Baum, Buſch, Blüthe,

Sprache, Geſchichte, Leben verbergenen Welt und einer wenigſtens dichteriſch wahr ſein ſollenden Wirklichkeit. Unſere neueſte Romantik dagegen iſt über Religion, Staat, Geſchichte, Lebensbedingungen aller Art ſattſam aufgeklärt, läßt ſich da keinen Stein mehr als Brot, kein Waſſer mehr als Wein auftiſchen wie damals, als die Görres, Schlegel, Haller die Romantik auf die Würdigung und Umgeſtaltung der Wirklichkeit anwandten; aber die Luſt am Dämmernden, am Unwahren, flimmernd Verſchönten bricht in den Anforderungen an die Poeſie und die Kunſt doch ſo ſehr immer wieder durch und bannt uns immer wieder, äſthetiſch, in dem Spuk und Zauberreiche der Romantik feſt, daß wir faſt überall Poeſie und Romantik geradezu verwechſelt finden. Die zeichnenden Künſte ſind einſtweilen doch ſo aufrichtig, einzugeſtehen, daß ſie den Boden der Romantik wirklich noch nicht verlaſſen haben. Da ſpreche man einem deutſchen Maler von dem hohen ſittlichen Ernſt z. B. des neueſten Bildes von Gallait: der Beſuch der brüſſeler Bogenſchützengeſellſchaft am Leichnam Egmont's: man führe ihm an dieſem erſchütternden Kunſtwerk den auch im Künſtler vorauszuſetzenden Zuſammenhang mit einem hohen, weltumfaſſenden Zeitblick, einer charaktervollen Innerlichkeit und einer geſinnungsernſten Wärme des Gemüthes, das eine ſolche Scene treu ausführen konnte, vor, und man wird denn doch richtig von ihm die Antwort bekommen, was das wäre

gegen unſere ſchöne ins Blaue taſtende, verdüſtelte, auf ſich ſelbſt bezogene, der Gegenwart entſchlüpfende oder ſie als das abſolut Unpoetiſche zurückweiſende Romantik und die hohe Weisheit unſerer Kunſtſchulen! Hier iſt das Haften an der alten Lehre ein doch noch eingeſtandenes. Kaulbach, der ſich aus der bei ihm von den Beſtellern vorausgeſetzten Romantik zu einem hiſtoriſchen Weltblick und vorläufig zum Humor, d. h. zur Selbſtironie herauszuarbeiten ſucht, Leſſing, der nach einer geſchichtlichen Wahrheit, wenn auch mit etwas nüchterner Einfachheit, ſtrebte, beide werden von den Schulen geradezu angefeindet, von den Schulen, die einmal von den Heiligen, den Legenden, den Märchen, den Nixen und Elfen nicht laſſen wollen und die Geſchichte, wenn ſie ſie doch berückſichtigen, nur in chronikaliſcher Naivetät, wie bei Moritz von Schwind, nicht als philoſophiſchen Pragmatismus dem Künſtler geſtattet wiſſen wollen. In der Dichtkunſt iſt man aber nicht ſo aufrichtig. Hier ſagt ein Jeder, etwa Eichendorff, den alten Burggrafen der Romantik, ausgenommen, die Romantik wäre beſiegt, wäre abgethan, rein todtgeſchlagen von Ruge und minder grimmigen Aeſthetikern; aber dennoch werden alle romantiſchen Kriterien luſtig beibehalten und bei der Abſchätzung des Neuen ganz gewiß nicht bei Seite gethan. Dieſe Thatſache iſt ſo erwieſen, daß z. B. Heinrich Heine, der doch eine neue Aera unſerer Literatur begründet haben will und es nach

einer gewissen Richtung hin auch gethan hat, doch für die wirklich maßgebende, culturhistorische Poesie so gut wie Nichts hervorgebracht hat. Weil er, trotz seiner unausgesetzten, witzigen und treffenden Polemik gegen die Romantik, doch nur die alleräußersten und verrätherischsten Kennzeichen der romantischen Manier abstreifte, sonst aber mit seinem Singen und Dichten, Gehaben und Gebahren im Apparat der Romantik festgeblieben ist. Oder wo anders erhebt sich Heinrich Heine zu derjenigen Poesie, die man vorzugsweise als die seinige bezeichnet, als da, wo er die Sagen, die Nixen, die Palmenbäume, die Lotosblumen, die Lorelei's, die Hexen, die Waldschauer, die Tortengreppe, die wahnsinnigen Geiger, die Nekromanten, ja sogar die Arnim'schen Gelems u. s. w., kurz den ganzen Apparat der deutschen Literatur von den neunziger Jahren bis 1812 in Anwendung bringt und zur Unterlage einer träumerisch — nebenbei gesagt, haltlosen, in jedem Gerichte sich mit dem vorigen widersprechenden — Subjectivität macht! Bei so viel Unselbstständigkeit war es wahrlich nicht nöthig, daß Heine über Tieck und jenen weißen Zelter spottete, auf dem die Fee Romantik durch den deutschen Zauberwald ritte.

Auch neuere Literaturgeschichten gibt es, die den romantischen Standpunkt überwunden zu haben glauben und doch keine anderen Kriterien in der Beurtheilung des Genius haben, als romantische. Von einem so speciell

auf den Beifall der christlich-germanischen Unterrichtsministerien angelegten Buche, wie dem des Predigtamtskandidaten Barthel in Braunschweig, sollte man hier kaum reden; — denn unbedeutende, oft an's Faselnde streifende Gelegenheitslyriker werden hier als Incarnation des Naiven und Naturwüchsigen in Folge unserer Blumenlesen sogar kapitelweise abgehandelt! — Aber auch Professor Hillebrand in seiner vielgerühmten Literaturgeschichte entbehrt für die Gruppirung des Neuen jedes durchgreifenden Principes. Er läßt sein wissenschaftlich beginnendes Werk gegen das Ende hin in ein Durcheinander von Namen auslaufen, bei denen er die Würdigung ihrer Leistungen immer nach der ihn gerade anmuthenden Geschmacksstimmung [illegible] und diese subjektive Stimmung ist bei ihm durchweg trotz seiner Goethevertiefung keine andere, als eine romantische.

Denn gehen wir an einen Schritt weiter und gestehen uns — in welcher Form lachen denn die alten gebannt geschienen Spukgeister aus jenem bekannten Mummelsee der Romantik, in den man sie versenkt glaubte, wieder empor?

Die Kritiker haben die Heiligenscheine, die Waldkapellen, die unsichtbar läutenden Glocken, die blauen Blumen, die Tiegel und Retorten der Naturmagie in einen See geworfen, wie einst der heilige Gallus die Idole der Heiden in den Bodman, aber sie steigen als neue Ge-

meinem Takte hierin nichts zutrauen. Auf jeden Fall lege ich das Zettelchen bei. Börne. — P. S. So eben bemerkt mir Madame ***, wenn unter meinem Bilde stünde: Gott sprach, es werde Licht, könnten die Leute denken, das bezöge sich auf mich. Ich glaube, sie hat Recht. Ueberlegen Sie's."

Es ist wahr, Börne's Briefe aus Paris fanden mehr Widerspruch als Anklang. Sie konnten nicht nur von der Parthei des Widerstands als schlagendes Beispiel benutzt werden, wohin wir mit den demokratischen Ideen kommen würden, sondern selbst die liberale Parthei, welche bei ihrem Erscheinen in den Kammern, in Volksversammlungen und Zeitschriften im Vortheil war, konnte ihre gesetzmäßigen Fortschritte durch die Verwahrung geltend machen, daß man zwar auf Freiheit drang, aber die Zügellosigkeit eines Börne verabscheute. Seine Briefe ließen sich als eine Befürchtung und als eine Drohung citiren. Sie gaben ein Beispiel für das, was man gewärtigen konnte, und ein anderes für das, was man vermeiden wollte. Zwischen beiden Partheien standen noch jene literarischen Halblinge, deren Beruf es zu sein scheint, allen originell sich entwickelnden schriftstellerischen Persönlichkeiten das Leben zu verkümmern, Jedes zu bemäkeln und den Satz aufrecht zu erhalten, daß selbst das Ausgezeichnetste in der Welt nicht ohne Widerspruch sein dürfe. Ohne von der politischen Strömung erfaßt zu sein, kamen meist aus Berlin, Leipzig und zum Theil aus Hamburg, überhaupt aus der Gegend hinter der Elbe diese retardirenden, gewöhnlich vom Ei beginnenden Einsprüche. Es ist das eine alte Erfahrung bei uns. Es kann einer eine fertige, abgerundete Physiognomie in der Literatur längst nach allen Seiten hin

fenſter, in mediſcher Tracht, wieder aus den Kutten und wandeln unter uns mit außerordentlich beliebten Tagesnamen, ganz und gäben Allerweltspäſſen, gebeizt, gekoſt, mit Blumen und mit knitterndem Rauſchgelt behangen. Neue Romantik! Vergebens ſuch' ich einen deutſchen Namen für eine ſprechende Bezeichnung dieſer neuen Weltrichtung. Ich will einen engliſchen wählen und das, was ich meine, genauer bezeichnen: an die Stelle der alten Romantik iſt das engliſche Lovely getreten.

Lovely! Wer hat dies Wort nicht ſchon den Lippen einer Engländerin ſüß entfließen hören und noch ſüßer entfließen ſehen! Denn beides muß man, wenn man den eigenthümlichen ſchmelzenden Ausdruck dieſes Wortes recht erkennen will. Lovely! Es iſt, als ſpräche nicht nur die Lippe, ſondern der ganze Menſch und die Augen verwandelten ihre Strahlen in Hauche und die Hauche würden Muſik und die ganze Erde klänge im Entzücken nach. Lovely! Das iſt nicht etwa das einfache Sweet, das Süße und Anmuthige nur ſo ebenhin und im Allgemeinen, nicht unſer deutſches Lieblich, mit dem wir nach kurzer Freude und heiterm Genuſſe bald zu Ende ſind: ſondern es iſt ein Beiwort, das wie Sonnennebel zerfließend eine ganze Fernſicht vergoldet, den ganzen Menſchen in Wonnebeben verſetzt und den Gegenſtand, der ihm das entzückende Wort abgewinnt, auch von aller irdiſchen und gemeinen Alltäglichkeit losbindet. Lovely! ruft

die Engländerin nicht überall da, wo man früher Romantiſch! ſeufzte. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem Romantiſchen und dem Lovely. Das Erſtere paßte auch für eine wilde Bergſchlucht, ein rauſchendes Gewäſſer, einen düſtern zerriſſenen Engpaß, die Via mala in Graubünden. Dies ſchauervoll und ahnend durch die Natur Hinübergetragenwerden in eine poetiſch andere Welt war das Zaubervolle der alten Romantik. Die neue, die Romantik des Lovely, will nur das Naive, das Süße, das Liebliche, das Liebe. Die Lurleyfelſen ſind romantiſch, das Rheinthal bei Baſel iſt lovely. Ein Album mit Kinderköpfen, mit Mädchen, die Blumen brechen, mit Kindern, die ſich auf einem Kahne durch Waſſerlilien ſchaukeln, iſt lovely. Eine italieniſche Winzerwohnung mit einer madonnenartigen, unter Weinlaub ihr Kind ſäugenden Mutter, eine neapolitaniſche Fiſchergruppe mit einem jungen Bräutigam, der die Mandoline ſchlägt, aufhorchenden Mädchen und menſchlich intereſſirten Hunden iſt lovely. Selbſt vor einer verdutzten Schafheerde von Berboekhoven kann man den Ausruf hören: Wie lovely!

In Kunſt und Literatur waltet jetzt das Lovely, ſo zu ſagen eine Art Rokoko des Romantiſchen. Es iſt darin von der Romantik gerade ſo viel beibehalten, als mit unſerem geiſtigen Indifferentismus, mit unſerem oberflächlichen Sinnengenuß, unſerer Abneigung vor allem Extremen, beſonders bei den beſitzenden Klaſſen, zuſammen-

geben will. Wenn Shakeſpeare der Dichter wäre, für den man ihn nach den Blumenleſen halten könnte, ein Phraſeolog über die Träume, die Süßigkeit des Schlafes, die Lieblichkeit der Jugend u. ſ. w., ſo wäre er der rechte Laienbrevier-Dichter dieſer Tage. Aber was Shakeſpeare, was Byron! Die neueſte engliſche Literatur iſt überreich an empfindſamen, dazu natürlich religiös gefärbten Ergießungen im Intereſſe des Lovely, und was müht ſich nicht der Pinſel und die Aetznadel der Stahlplatte, dieſen ſüßen Bedürfniſſen der empfindſamen Faſhion entgegenzukommen! Die Franzoſen fingen ihr Lovely mit Grandville's Zeichnungen an: Blumen als Sterne, Blumen als Frauen, zuletzt auch Sterne ſogar als Frauen. Das nationale Gepräge fehlte hier freilich nicht. Durch alle lieblichen Idyllenwelten der neueſten Pariſer Frauenbilder guckte immer wieder die Griſette hervor; wie bei Eugène Sue, der auch im Intereſſe des Modegeſchmacks mit einer Lovely Figur hervortrat, der Blumen-Marie, die denn freilich in aller Unſchuld, nach einmal nicht zu tilgendem Realitätsdrange der Franzoſen, doch zuletzt eine Hetäre war. In neueſter Zeit iſt aber Georges Sand, die metamorphoſenreiche, ganz zum Lovely übergegangen. Sie ſchreibt Kindermärchen trotz Anderſen, Dorfgeſchichten trotz Auerbach. Aber man müßte ſehr wenig, ſowohl die wirkliche Natur wie die Natur der Pariſer Komödie kennen, wenn man der Meinung ſein ſollte, die Sand hätte

nun etwas Wahreres und Bedeutenderes aufs Tapet gebracht als früher ihre leidenschaftlichen Dichterinnen und weltschmerzlichen halben Courtisanen waren. Die letzteren waren für die speculative Ueberkraft der Zeit, ihre positive Entwickelung, ihren Wahrheitsdrang selbst in ihren Irrthümern und Abnormitäten bedeutender, als diese jetzige wahr sein sollende Pariser Natur vom Lande, diese altkluge Unschuld, bewußte Lieblichkeit, die weit eher ein Rückfall in eine ohnmächtige Stagnation des Schaffens und eine nichtssagende Ideenleerheit ist, ein Rückfall, der für Georges Sand das werden kann und wird, was für unsere Mecklenburger Gräfin nach ihrem Babylon ihr jetziges Jerusalem geworden ist.

In Deutschland blüht das Lovely nunmehr so üppig, wie weiland die Romantik. In der Malerei braucht man nur in die erste beste Kunstausstellung oder an die ersten besten Aushängefenster eines Kunstladens zu treten, um gleich diese allgemeine Sucht nach dem Lieblichen à tout prix wahrzunehmen. Den Bildhauern bei ihrer beschränkten Wirksamkeit, bei ihrem so sehr bedingten Eingreifen in das praktische Bedürfniß wird man ihre betenden Kinderchen, ihre schlummernden Engel, ihre Schwäne umhalsenden Knaben, ihre Amors und Psyches nicht verdenken können, um so weniger, als gerade dem ernsten Stein und Metall der liebliche Ausdruck abgewonnen werden muß, um nur überhaupt dem Leben nahe zu kommen.

Aber die Maler! Die ſonntagsgeputzten Heſſenmädchen von Van der Embde ſtehen nicht mehr allein am Brunnen und zählen am Blumenblatt ab: liebt er mich, liebt er mich nicht? liebt er mich von Herzen oder mit Schmerzen? Welche kokette Sippſchaft iſt ſchon aus allen möglichen Stationen des Lebens dieſem ſentimentalen Bauernmädchen im Sonntagsmieder gefolgt! Wie viel Buchsbaumholz wird ſchon verſchnitzelt zu Illuſtrationen, die erbaulich und beſchaulich mit Turteltäubchen und Schmetterlingen dem ſüßen Lovely huldigen! Und die Muſik! In der ausübenden war die Königin des Lovely Jenny Lind; ſie, der volle Ausdruck dieſes Bedürfniſſes nach unbeſtimmt ſchmelzender Sehnſucht; ſie, die in zierlichem Taſchenformat und Albumsgeld gebundene, alſo unmögliche, Ausgabe der wilden Norma; ſie, die dem Land of the Whest Alpenecho, Kuhreigen, öſtliche Romantik ſang! Und Felix Mendelsſohn Bartholdy, war dieſer nicht der faſhionabelſte Compoſiſt des Lovely? Robert Schumann verſchwimmt im Süßen, ſchon in ſeinem roſenrothen Paradies und der Peri, und jetzt vollends erſt in einem Oratorium, das, wie berichteten die Zeitungen? den Traum einer ... ich weiß ſelbſt nicht, Blume oder welcher Lebloſigkeit ausdrücken ſoll. Von unſerer Unſumme faſhionabler Lieder, die mit den lyriſchen Blumenleſen von Wien und Berlin aus Hand in Hand gehen, ganz zu ſchweigen. In der Literatur hat uns der ſentimentale,

ſüßlichnaive Norden Anderſen und König Renés Tochter gebracht. Wo man hinſieht, macht Glück faſt immer nur das, was entweder für das Lovely wirklich geſchrieben iſt, wie Stifter's Studien, Redwitz' Amaranth, Kinkel's Otto der Schütz, Puttlitz' Was ſich der Wald erzählt, oder das, was an ſich tiefer angelegt, doch im Sinne des Lovely ausgebeutet werden kann, wie die Richtung, die Auerbach glücklich fand und auf der ihn ſein dichteriſch ernſter, in Principien gewiſſenhafter Genius bewahren möge, auch ſeinerſeits ins Lovely zu verfallen, wie z. B. neuerdings in einer Novelle, wo er ein einfaches Begegnen und harmloſes Sichfinden guter, aber gewöhnlicher Menſchen auch ſogleich im Lovelyſtyl mit dem Titel überſchrieb: „Liebe Menſchen.“

Wer wird leugnen und unſern Blumenleslern beſtreiten, daß das Liebliche im poetiſchen Schaffen Berechtigung hat? Allein gefährlich iſt es, wenn man eine ganze Zeitrichtung dieſen Ueberhang gewinnen und ſich ſo bequem ſchon in dem Satz abfinden ſieht, das abſolut Anmuthige als das erſte Erforderniß aller künſtleriſchen und dichteriſchen Wirkſamkeit anerkennen zu ſollen. Das Anmuthige hat ſchon in der bildenden Kunſt an der Wahrheit ſeine Grenze, in der Architektur ſogar am Zwecke, wie viel mehr in der Dichtkunſt, die an den ganzen Ernſt des Lebens anknüpft, das Leben zwar nicht unmittelbar, wie es iſt, verbrauchen darf, ſich es aber auch nicht künſtlich zurecht-

legen, durch Verblümen oder Vertuſchen verſchönern darf. Der Sturm iſt wahrlich nicht Lovely, ebenſowenig wie die Paſſion von Bach. Am allerwenigſten aber Lovely iſt der Gedanke, derſelbe ringende, bewegende, ſchöpferiſche Gedanke, der noch zu allen Zeiten in der Literaturgeſchichte mit der Form allein maßgebend Hand in Hand gegangen iſt und in dem Grade die Förderung aller Kunſtbewegung war, daß Goethe ſchon von ſich geſtehen mußte, er habe zu allen Zeiten durch den Stoff immer in erſter Stelle gewirkt und in zweiter erſt durch die Behandlung.

Eine Einſeitige Literaturgeſchichte, nur im Intereſſe der Sprache, wie uns die Blumenleſer glauben machen wollen, gibt es nicht. Was kann man groß von dem eigentlichen Werthe Schiller's, Goethe's, Leſſing's in einer Anthologie unterbringen? Sprachproben ſind leicht gegeben, Geiſtes- und Richtungsproben viel ſchwieriger, und nur einigermaßen erſchöpfend ſind ſie ganz unmöglich. Wer jetzt ſchon eine Geſchichte unſerer zeitgenöſſiſchen Literatur fixiren will, hat vor Allem zu horchen und zu lauſchen auf die großen objektiven Richtungen des Geſammtgeiſtes der Nation und der Zeit ſelbſt. Er hat dieſem Geiſte die Träger und berufenen Organe in Kunſt und Wiſſenſchaft unterzuordnen. Er muß prüfen und ſich verſehen, ob er geneigt ſein darf, irgend einer dichteriſchen Subjectivität, ihrem aparten Leben

und Streben zu folgen, hinzuhören auf mancherlei Einzelnes, was ihr immerhin gelingen mag, aber in dem großen wichtigen und nothwendigen Ganzen wie ein Tropfen verschwindet. Er hat vor Allem jenen Universalismus festzuhalten, durch den sich alle unsere großen Köpfe, die für die Literatur tonangebend wurden, auszeichneten. Unsere Literaturhistoriker, die nach Blumenlesen Geschichte schreiben, machen es gerade so, wie wenn ein Kunsthistoriker der neuen Zeit Overbeck, weil er nichts seinem Geschmacke Zusagendes oder auch, objectiv genommen, nichts absolut Vollendetes geschaffen hätte, geringer fassen wollte, wie z. B. den in seiner Art vollendeten Schlachtenmaler Heß, oder den in seiner Art vollendeten Architekturmaler Quaglio, oder einen vollendeten Seemaler wie Achenbach. Allen diesen Fähigkeiten wird eine Stelle gebühren voll Auszeichnung, aber eine Verschiebung des Schematismus in der Kunstgeschichte, eine Störung der genetischen Ordnung durch die im Einzelnen vollendeteren Fähigkeiten, als die unvollendeteren, aber im Ganzen befruchtenderen, würde mit Recht als ein thörichtes Unterfangen gerügt werden. Unsere Literaturhistoriker verfahren aber so. Sie geben z. B. Tieck's Novellen als einen interessanten Anhang zu Tieck's romantischer Zeit und schildern breitspurig den unbedeutenden Chamisso als einen Ausdruck der Literaturgeschichte von 1820 bis 1830, während diesem nur eine

beſcheidene Stellung in irgend einer Seitenkapelle zur Erbauung für etwaige Liebhaber an derartigen Schwärmungen, wie er ſie nach einer Weltfahrt ſpäter in der Bequemlichkeit ſeiner Promenaden im botaniſchen Garten von Berlin brachte, gebührt, Tieck's Novellen dagegen den einſeitigen, aber eigenthümlichen dichteriſchen Ausdruck jener ganzen Reſtaurationsperiode darſtellten. Der Rückblick auf die ältere Literaturgeſchichte in ihrer jetzigen Geſtalt lehrt hier das allein Richtige. Wer ſpricht von den Nachahmern Klopſtock's, von Denis und Willamov, und wollte z. B. ſelbſt Friedrich Nikolai jetzt noch ſo kurz abfertigen, wie wir es nach den Traditionen der romantiſchen Periode von den Schlegels her gewohnt waren? Goethe's Spott auf Nikolai wird nicht hindern, dem von ihm vertretenen Geiſte der Aufklärung, ſeinen Nachahmungen der engliſchen Romanhumoriſtik, ſeinem Zuſammenhange mit Mendelsohn und Leſſing eine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die nicht bloß in einer Note zum Text abgemacht iſt, ſondern organiſch mit zur Gliederung des Allgemeinen gehört. Es wird damit nicht geſagt werden, daß man Nikolai und die Seinigen über die Gebühr erhebe, es ſoll nur an einem Beiſpiel gezeigt werden, wohin unſere Literaturhiſtoriker der halb noch embryoniſchen Neuzeit ihr Auge zu richten haben, wenn ſie ſich für ihre Arbeit einen organiſchen Schematismus denken und mehr als ein Regiſter von nach Willkühr und perſönlichem Geſchmack beurtheilten Namen geben wollen.

Integrirenr in diesem Universalismus, muß der zweite Hauptnachdruck dann freilich auf die Kunstgattung als solche gelegt werden. Erst immerhin die Personen, falls sie Träger einer großen objectiven Idee und jenes ebenbezeichneten Universalismus sind; dann aber die Sachen, auf die es in der Kunstgeschichte ankommt, in der Dichtkunst das Drama, der Roman, die epische, die lyrische, didaktische Dichtung. Dilettantismus fürchtet sich vor allem geschlossenen Schaffen. Er wird immer darauf zu ertappen sein, daß er der Literatur als einem großen, ernsten, bedeutsamen Begriffe aus dem Wege geht. Es hängen an allen Säulen des Tempels der Unsterblichkeit Kränze; sie winken und locken, und täppisch genug ringen auch Tausende nach ihnen, Tausende ohne Beruf. Von diesen reden wir nicht. Aber von denen müssen wir reden, die einen Beruf haben sollten, diese Kränze zu gewinnen und mit scheuem Blicke dieser Arbeit aus dem Wege gehen. Es ist doch wohl im hohen Grade charakteristisch für die Stellung, die manchen Lyrikern einzuräumen sein wird in der Literaturgeschichte, daß sie bei allem einzig auf ihr Dichten gerichteten Trachten, bei vollster Zeit und Muße, bei Gelüst und aller Neigung, es nicht dahin bringen, ihr Talent auch in einem Epos, einem Drama, im geregelten Romane zu bewähren. Wer ein deutscher Dichter sein will und nur Verse schreiben kann, nicht wie Goethe, Schiller, Lessing, die

gezeigt haben, so kommt gewöhnlich von dorther noch immer Einer und fragt: Womit vertheidigst du deine Existenz? Wer bist du und auf wessen Namen bist du getauft? Passest du in die Definition, die ich von dir, noch ehe du warst, schon zu geben wußte? Und diese waren es auch, (z. B. in den Blättern für literarische Unterhaltung) deren Einspruch Börnen am meisten verletzte; denn eigentlich sind diese Leute unwiderlegbar; die einzige Verständigung, die mit ihnen möglich ist, bleibt die, bei seinem Wesen und in seinen Behauptungen zu verharren. Consequenz ist noch das Einzige, was auf die Phantasie dieser Doktrinäre Eindruck macht.

Unstreitig hat der später Börnen so feindliche W. Menzel das Verdienst, die ersten Bände der Briefe aus Paris am richtigsten gewürdigt zu haben. Er sah in dem, was sich in ihnen wohl nachempfinden ließ, aber mißlich auszusprechen und am wenigsten öffentlich zu billigen war, Börne's als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande. Die schönen patriotischen Huldigungen, welche unsern Schriftstellern immer so bequem im Munde liegen, sind ja meist immer nur die Eingebung einer Liebe, die sich nicht auf Proben stellen läßt und, stellte man sie, nicht bestehen würde. Schmachtende Vaterlandsliebe kannte Börne nicht, sondern nur jene, die auch grollen kann, die Liebe, welche erhebt und bessert, nicht die, welche einschläfert und in Küssen begräbt. Wir haben noch viele solcher Schwärmer, die mitten in den zahllosen Gebrechen unsrer gesellschaftlichen Beziehungen, einer Nation, die sich diese gefallen läßt, schmeicheln zu müssen glauben. Börne würde gern geliebt haben, hätte er gedurft. Seine Liebe war nicht mondscheinblasser Natur, sondern vollblutig, leidenschaftlich, eine Liebe, von der man sagen durfte, sie hat

Schlegel, Tieck, Platen, Immermann, Heine auch eine eigenthümliche, inhaltreiche, gedankenvolle Prosa, für den würd' ich das Thor des Ruhmes prüfend nur erst halb essen lassen und schriebe er die wohllautendsten Verse; ich würde lange mit ihm parlamentiren, was das für ein eigenes stelzenfüßiges Wesen in ihm wäre, das ihm nur erlaubte, immer in ungewöhnlichen Bildern zu reden, welche Gesundheit oder Krankheit diesem pathologischen Zustande, diesem halben Starrkrampf der Bilderſucht zum Grunde liege. Ich würde solche à la Anastasius Grün zusammengeschweißten Verse lange betrachten, bis ich darin die Nothwendigkeit entweder einer ein mal so und nicht anders gestalteten subjectiven Complication des Autors, oder die Nothwendigkeit eines objectiven, damit der Poesie wirklich zu Gute kommenden Factums anerkennte; denn wo ist z. B. von Anastasius Grün ein Epos vorhanden, das an Leichtigkeit, Grazie, Anmuth sich mit jenem, wenn auch recht arg koketten, doch künstlerisch geschleifenen Otto der Schütz vergleichen könnte? Und sage man, was man gegen die Amaranth von Redwitz sagen muß, es ist die gewissenhafte Einhaltung einer Kunstform in ihr anzuerkennen. Dieser junge Dichter verstimmt uns sattsam durch eine frühreife Altklugheit in der Beurtheilung solcher Lebensfragen, in denen wir seit Menschengedenken die Jugend immer nur freier und heiterer urtheilend gewußt haben; er verleidet uns

ſehr den Genuß ſeines Buches von der Mitte an durch eine Abſichtlichkeit, die ſich wie auf Beſtellung in dem Bann einer asceticſchen Beſchränkung hält; er arbeitet, was die Form anlangt, leider wie nach Bildern in der Art der Bilder des duftverſchwommenen, hellfarbigen Foltz oder anderer Münchner oder Düſſeldorfer Conterfeien Uhland'ſcher und Goethiſcher Balladen, die er von der ſaubern Farbe abzuſchreiben ſcheint, ſo daß ſelbſt das Roſſezäumen und das Walten in Küche und Keller bei ihm wie mit Glacéhandſchuhen vor ſich zu gehen ſcheint; er überfluthet uns ferner mit einer ſolchen Fülle von koſtbaren, aber ſchon etwas gemein gewordenen Gleichniſſen und Beiwörtern, daß wir aus dem Azurblau, dem Purpurroth, dem Smaragdgrün, der Karfunkelgluth nicht herauskommen und zur Freude einer geringen und mittleren Bildungsſtufe die einfachſten Begriffe nicht mehr natürlich, ſondern durch ein Bild ausgedrückt finden (z. B. nie von einem „Mädchen“ hören, ſondern immer nur von einer „Blume“ oder einem „Stern“). Allein, abgeſehen von dem Unmuthe, den es uns einflößt, unſer reactionäres Zeitalter ſolchen raffinirtberechneten Schöpfungen nachtrachten zu ſehen, an ſolchen Auffaſſungen die Frauen namentlich wie an einem kryſtallhellen Wieſenquell ſich niederlaſſend und daran ſich erquickend anzutreffen, wird man dennoch einigermaßen beſchwichtigt immerhin durch das Zugeſtändniß von Fleiß und Compoſition, das man

jenem Gedichte machen muß. Es iſt ein Opfer auf dem ſtändigen Altar der Muſen, eine geſammelte ernſte, feierliche Stimmung hat ſich hier Propyläen zu einem ernſten Lebenscultus der Kunſt erbauen wollen; es iſt mehr als Dilettantenwerk, ſucht einen bedeutenden Inhalt auszutragen, nimmt an der Literatur als ſolcher einen Antheil und überragt in dieſer Hinſicht manche vielgeprieſenen Gedichte, von denen man bis zu dieſer Stunde, trotz ihrer zahlreichen Auflagen, noch nicht weiß, wozu ſie überhaupt da ſind und was ſie Anderes bedeuten können, als jenes gerügte der Literatur aus dem Wegegehen.

Nach dem Angemerkt erſtens auf die Univerſalität, zweitens auf die dauernde Hauptberechtigung der Kunſtformen, an denen Richard Wagner und ſeine wortgewandte Dialektik vergeblich rütteln und ſchütteln wird, wäre endlich drittens der verfrühten Geſchichtsſchreibung der neueſten Literatur die Aufgabe zu ſtellen, daß ſie die Geſchichte dieſer Literatur, die äußere Chronik, von der Darſtellung ſelber trenne. Die ſynchroniſtiſche Methode ſoben in der Weltgeſchichte bietet allerdings den Reiz der lebendigſten und anſchaulichſten Darſtellung, aber ſie kann, allein feſtgehalten, zu einer großen Ungerechtigkeit gegen die factiſchen Beſtände führen. Die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges iſt nicht die erſchöpfende gleichzeitige Geſchichte Preußens und Oeſterreichs. Die Chronik wird ſich unter der Hand des Forſchers immer

in der Art in Geſchichte zu verwandeln haben, daß ſie nur als das zufällige, äußere, anekdotiſche Symptom von viel bedeutenderen Hauptſachen erſcheint, die mit Jahreszahlen und Namen allein nicht ausgedrückt ſind. Ebenſo ſind in der Literaturgeſchichte einzelne Ereigniſſe, z. B. der Hainbund und das Verbrennen der Werke Wieland's, die Sammlung einiger tonangebender Geiſter in Weimar, nicht die Literaturgeſchichte ſelbſt, ſondern höchſtens das Gerippe ihrer Darſtellung und eine Erleichterung derſelben. In neueſter Zeit vollends ſind Chronik und wirkliche Geſchichte der Literatur um ſo mehr zu trennen, als die geiſtige Arbeit in immer ſchroffere Widerſprüche mit dem Gegebenen tritt und ſich dem Wirken des Genius Thatſachen an die Ferſen ſetzen, die nicht immer zu ſeiner eigenſten nothwendigen Natur gehören. So findet man z. B. in allen neueſten Literaturdarſtellungen mit großer Umſtändlichkeit Auseinanderſetzungen über ein „junges Deutſchland“ gegeben, das im Weſentlichen doch nur ein chronikaliſches Intereſſe hatte und auf die Beurtheilung der zu ihm gerechneten Schriftſteller nur von vorübergehender Bedeutung iſt. Weil man ſich nicht entſchließen kann, dieſen noch dazu fingirten Bund als eine rein mehr der politiſchen Chronik angehörende Thatſache zu behandeln, rächt ſich im Verlaufe der weiteren Geſchichtsentwickelung, die man ſchon verſucht hat, gewöhnlich dann der Schematismus, nach dem man doch zielt, durch Wie-

verbeugungen aller Art und ein Nebeneinandergruppiren von Namen, die nicht zuſammengehören, bis zuletzt die vereinigte Geſchichtsdarſtellung in das ganze Chaos der Blumenleſer verfällt, die bunt durcheinander würfeln, was ſie nur zu ihrem Schul oder Lehr oder Unterhaltungszwecke irgend brauchen können.

Schließlich ſei noch an Goethe's Merkſätze über das Dilettantenthum erinnert! Er hielt eine Schrift gegen die Dilettanten für nothwendig im Jahre 1799, wo die Menge neu entſtehender Taſchenbücher und Zeitſchriften, verbunden mit der die Gemüther in Unruhe und Gährung verſetzenden, zunehmenden hiſteriſchen Bewegung, eine Art von ausgedehnteſter Brutwärme für ein Uebermaß unproductiver Production verbreitete. Alles wollte damals ſchreiben, ſprechen, rathen, dichten, ſich hörbar machen. Wir befinden uns in einer ähnlichen Zeit und mahnend genug ſtellt ſich ſomit dem Kritiker die Pflicht, abzuwägen zwiſchen dem allerdings beſtehenden Unrechte der freien Perſönlichkeit und ihres Wollens und Wirkens (dem Uhland'ſchen: Singe, wem Geſang gegeben!), und der principiell bedingten, durch den wirklichen objectiven Werth zur zünftigen Bedeutung erhobenen geiſtigen Arbeit.

## Die Epigonen.

Schiller und Goethe — sind gewesen.

Die Möglichkeit, daß noch einmal wieder Dichter auftauchen, die wenn auch nur auf einige Zeit Deutschland so ergreifen und beschäftigen wie Schiller und Goethe oder wie noch jetzt etwa Humboldt die Naturwissenschaften, Liebig die Unterscheidung der Stoffe, Jakob Grimm die Sprachforschung beherrscht, eine solche Möglichkeit kann kein Deutscher, der die großen Entwickelungen seines Volkes und die Kraft der Schultern kennt, mit denen Einzelne unsers Stammes oft ganze Epochen trugen, in Abrede stellen wollen. Für den Augenblick aber stehen die olympischen Stühle leer.

Einige ältere Dichter leben noch.

Immergrüne Kränze schmücken ihre greisen Schläfe.

Arndt wirft noch manches kräftige, oft gereimte Wort in die Zeit; aber ein großer Ausdruck derselben ist sein sonst frischer und männlicher Genius nie gewesen.

Tieck war dem werdenden Geschlecht völlig abgewandt, sammelte nur und legte sich mit Behagen die schöne Vergangenheit zurecht.

Uhland, der Dichter der Natur im Sonnenſchein, reiſt wohl noch durch deutſche Lande, aber mit dem befliſſenſten Incognito. Er forſcht nach alten Volksliedern. Seine Beſcheidenheit oder ſein altſchwäbiſches Sichnichtgernbeengtfühlen entflieht, wo er nur kann, den nächtlichen Ständchen, die ihm wenigſtens die Liederkränze noch bringen wollen.

Dieſe Geiſter, die wir Aelteren jung verehrten, wie ein ſam ſtehen ſie ſchon, wenn ein berliner Kritiker in der Voß'ſchen Zeitung bei Gelegenheit einer Beſprechung eines auf der dortigen Kunſtausſtellung befindlichen Gemäldes über Uhland's Eberhard der Rauſchebart vor der „Hauptſtadt der deutſchen Intelligenz“ drucken laſſen konnte: „Wir haben dieſe Ballade leider nicht ſogleich zur Hand.“ (Siehe Voß'ſche Zeitung, 1852. No. 222.)

Rückert endlich, der Kunſtvollſte der Poeten und auch zuweilen nur der goldenen Reimſchmiede Einer, Rückert arbeitet gewiß, und wird uns wieder vom Parnaß die jetzt medegewerthete ſogenannte Hafiſiſche Leierei durch geſtähltere Damascenerpoeſie, als ſolche, in der nichts wiederholt wird, als: Peream die Bonzen! Vivat die Schenke! mit kräftiger Hand verjagen.

Aber kein Einziger dieſer Geiſter, ſelbſt wenn ſie in den Vordergrund träten, ſchwänge Scepter wie Schiller einſt und Goethe.

Zum Troſt für die Kleinen, die gern die Erbſchaft

von Weimar und Jena angetreten hätten, läßt ſich zweierlei ſagen.

Goethe und Schiller waren zu ihren Lebzeiten entweder nie oder nur kurze Zeit ſo bewundert, wie ſie es jetzt ſind.

Geduldet euch alſo! Goethe und Schiller hatten Feinde und Rivale wie ihr!

Es gab Zeitſchriften und Muſenalmanache, wo ihre Namen ſo klein neben denen von hundert Dilettanten ſtanden, wie ihr jetzt ertragen müßt, daß man euch wie im Meßkatalog alphabetiſch aneinanderreiht!

Haltet nur aus, ihr Wackern! Wodurch iſt Goethe ſo emporgeſtiegen? Man könnte vielleicht ſagen: weil er trotz aller Kritik die volle Neugier, das Intereſſe, die Spannung (ſelbſt der Feindſchaft) für ſich hatte; aber es gefällt euch gewiß beſſer, wenn wir hinzufügen: Es bildete ſich eine Clique für ihn. Ja in der That, zwei, drei Namen allein hielten ihn auf ihrem Schilde empor. Zuletzt gab es endlich eine neue Richtung, die romantiſche Schule, die nirgends Anklang fand, die überall verſpottet, überall zurückgewieſen, nicht geleſen wurde; dieſe konnte ſich, um zu Anerkennung zu kommen, nicht anders helfen, als daß ſie den ſeit dem anfangs wenig gewürdigten „Taſſo“, ſeit der an Einfachheit oft überreichen „Iphigenie“ und Verſen wie:

Seid überzeugt, der Wunsch, euch zu gefallen,
Belebt die Brust von Jedem, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat: u. s. w.

Oder:

Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekostet. Aber dann, wann eben das
Gelingt; wenn Alles geht, als müßt' es nur
So gehn: dann hatte Mancher sich vorher
Den Kopf zerbrochen; u. s. w. *)

ich sage, eine Schule, die den damals etwas abwärtsgehenden großen Dichter des „Faust“ zu ihrem König und Herrn, sich zu Schülern und Parteigängern machte und ihn mit einem Nachdruck pries, der von einer Minorität ausgehend endlich größere Kreise zog und zuletzt sich in die unbestrittene Thatsache der nationalen Bewunderung verlor.

Ja man darf euch verrathen, daß selbst Schiller, als er in Jena zu philosophiren anfing, in seiner schwebenden Grübel- und Selbstbelehrungskammer zwar nicht so verspottet wurde wie in seinem öffentlich zur Schau gestellten Phrontisterion Sokrates einst von Aristophanes, aber

*) Goethe's Werke. Bd. 6.

ungern und murrend ſah man allgemein die Gefahr, in die Schiller durch die Nähe Weimars gericth. Erſt durch ſeine geſchichtlichen Dramen wieder brach ſich Schiller die Bahn zum alten Herzen des Volkes, dem er, auch vielleicht noch — ein neuer freilich bitterer Troſt! — in unterſtützender Folge ſeines frühen Todes, ſein geliebteſter Liebling geblieben iſt.

Es iſt erwieſen, daß die in Literaturſachen herrſchende öffentliche Meinung, die Empfehlung der Literatur durch die Kritik, durch die Erziehung, durch die Geiſtlichkeit, die Schule, den Univerſitätskatheder und den ſammelnden Literaturfreund um Schiller und Goethe Jahre lang prüfend und ſcheu herumging, während man ſich mit Klopſtock, Leſſing, Voß, Bürger, Claudius, Jean Paul und Andern ſogleich auf den Fuß einer faſt unbedingten Bewunderung ſetzte.

Dies iſt der eine Troſt.

Und der andere liegt darin, daß auch die Zeit der Alleinherrſchaft großer Geiſter nicht mehr günſtig iſt.

Ihr hört zuweilen von den gewaltigen Felſenwanderungen der Schweiz. Eine ſolche Wanderung, Schicht auf Schicht, Geſchiebe auf Geſchiebe rückend, iſt nun bereits ſeit fünfzig Jahren mit den Maſſen auch im Geſchichtsleben eingetreten. Alles drängt beängſtigt auf irgend einen Niederſturz und hoffend auf irgend eine Erhebung in neuer Lebensform.

Temperament. Wenn er die Deutschen schmähte, so ist es möglich, daß er die Lage nicht berücksichtigte, welche uns hinderte, die Ursachen seines Tadels so schnell wegzuräumen; aber er schmäht nicht aus Haß, sondern wo er zu hassen *scheint*, sieht man nur einen solchen Haß, der, wenn er gedurft hätte, sich bald würde in Liebe verwandelt haben. In keinem Lande wird mehr über die Vaterlandsliebe, von der Schule an bis ins Leben, deklamirt, als bei uns und doch trägt sie uns weit weniger Früchte ein, als in Ländern, wo sie ein unmittelbar im Nationalegoismus vorausgesetztes, mit der Muttermilch eingesogenes Gefühl ist und weit weniger besprochen wird. Börne durfte nur wieder in Paris sein, um sogleich sein deutsches Heimweh zu bekommen. Er pflegte im Umgang nie anders, als mit der größten Verehrung vom Vaterlande zu sprechen. Er haßte Goethe, aber die Franzosen sollten ja nichts davon erfahren, daß wir Deutsche unsre großen Genien hassen müßten. Hatte er etwas Tiefes in einem deutschen Schriftsteller gelesen, so sagte er oft: „Die Deutschen sind doch die erste Nation." „Lassen Sie," sagte er einmal, „die Deutschen nur einen Tag frei sein, über Nacht werden die großen Männer aus dem Boden wachsen" Er suchte seiner Freundin diesen Ausspruch oft sogar zu *beweisen*, er führte ihr die Grundelemente des deutschen Wesens vor und schloß dann mit Schmerz, daß unsre politischen Verhältnisse uns, die wir die Herren der Geschichte sein könnten, leider nur zu ihren Sklaven gemacht hätten.

Einige der Gegner, auf welche Börne ein Gewicht legen zu müssen glaubte, hat er in der Fortsetzung seiner Briefe selbst widerlegt. Da sie meist böswillig waren, so durfte er die Waffe des Spottes nicht verschmähen. Auch selbst auf

Was vermag in ſolchem Tumult die einzelne Geiſtes-kraft, die, wenn ſie wirken will, Gelegenheit finden muß, ſich in der Welt ruhig auszuarbeiten und ihre eigenen Zuckungen in den Zeitgenoſſen zur Ruhe bringen zu können!

Man kann jetzt wohl einmal etwas, wie die Schieß-baumwolle, den Schwefeläther und was ſonſt erfinden und aufbringen; man kann dieſe große Felſenwanderung einen Moment ſprengen oder bei Seite ſchieben oder den Ehrgeiz der Maſſe betäuben; man kann irgend ein-mal etwas Neues oder Ueberraſchendes auf kurze Zeit der Welt in den Weg ſtellen; aber ein individuelles Leben, eine Entwickelung, ein Sichſelberklar- und Inſichſelbſt-reifwerden anzulegen auf die Zeit hin, daß die dabei ruhig zuſähe oder ſich Ummodelung durch den Genius gefallen ließe, das ſcheint faſt unmöglich geworden.

In der Dichtkunſt nun vollends muß Das, was die Herzen aller Hörer zwingt, immer doch aus jenem ur-kräftig glücklichen Behagen kommen, das unſerer Zeit nicht gegeben iſt und ihr wohl noch lange verſagt blei-ben wird.

Ein Einzelner kann nur in ſtiller Ruhe Wel-ten bauen.

Nicht in, ſondern nach den Perſerkriegen blühte die griechiſche Dichtkunſt. Sie welkte mit dem Beginn der innern Kämpfe zwiſchen Sparta und Athen.

In der Ruhe des Auguſteiſchen Zeitalters, in der allgemeinen Sehnſucht nach endlicher Freiheit von der Willkür einzelner Parteiführer, ſangen Virgil und Horaz.

Unter Eliſabeth's glücklicher Scepterführung dichtete Shakſpeare.

Unter Ludwig XIV., deſſen äußere Kriege die innere franzöſiſche Welt wenig berührten, ſchrieben Corneille und Racine.

In der träumeriſch idylliſchen Zeit von 1770—90, wo der Bruder im Ordenskleide die Schweſter im „Leinwandmieder“ an ſein nur für philanthropiſche Ideen ſchlagendes Herz drückte, legten Schiller und Goethe die feſteſten Grundlagen ihres ewigen Ruhmes.

## Der Ehrgeiz als Cenſor und eine Erziehung der Geiſter.

In tauſend Verhältniſſen wiederholt ſich die Wahrheit jener bekannten Fabel von der Wette des Sturmwinds und der Sonne.

Wer hat größere Macht, einem Wanderer den Mantel abzunehmen? Der pauſbackig blaſende Aeolus oder der milde Sonnenſtrahl? Im Sturm, je toller er tobt und bläſt, deſto feſter zieht der Wanderer den Mantel an ſich. Die Sonnenſtrahlen treten hinter den Wolken hervor und der Mantel, ein nun überflüſſiger Schutz, fällt von ſelbſt.

Lieſt man die vielen Vorſchläge, die in der Welt zur Abhülfe von Mißſtänden aller Art ſchon gemacht wurden, immer kommt man auf dieſe einfache Fabel zurück. Immer will man durch den Sturm regieren und erlangt dennoch nicht, was ein einziger Sonnenſtrahl hervorbringen würde.

Seit Jahren lieſt man in Klage- und Anklageſchriften aller Art, z. B. über die deutſche Geiſtesentwickelung und

deren im Grunde wilde und anarchiſche Geſchichte, Ausſtellungen aller Art.

Gewiſſe Namen, wie Heine, Börne, Junges Deutſchland, Herwegh, politiſche Lyrik, brauchen nur genannt zu werden, um nicht nur Literarhiſtoriker wie Vilmar, Gelzer u. ſ. w., ſondern ſelbſt weniger grell-pietiſtiſche Kritiker in Harniſch zu bringen. Mit Feuer und Schwert möchte man am liebſten ausrotten, was ſich ſo regellos und aller Ueberlieferungen ſpottend bei uns entwickelt hat und noch entwickelt.

Weit entfernt, die große Bedeutung unſerer geiſtigen Freiheit und einer unabhängigen literariſchen Metamorphoſe verkennen zu wollen, bemerken wir dennoch, daß es z. B. für die ſogenannte ſchöne Literatur in Frankreich eine vorgezeichnete Bahn der Entwickelung gibt, eine Art von Selbſtcenſur und Selbſterziehung ſchon in den Jahren des erſten wilden und genialen Aufwuchſes.

Das iſt der Ehrgeiz faſt jedes jungen franzöſiſchen Dichters und Schriftſtellers, im Verlauf von zehn bis zwanzig Jahren Mitglied der Akademie zu werden.

Die Akademie in Paris gehört bekanntlich nicht der Gelehrſamkeit allein, ſondern auch den ſchönen Künſten und der Poeſie an. Sie hat Zeiten gehabt, wo ſie durch ihre Pedanterie und die Mißgriffe ihrer Wahlen mehr lächerlich als ehrend war; aber in neuerer Zeit hat ſie ſich vorurtheilslos ſelbſt leichten Dichtern und Journa-

listen des Tags, wenn sie begabt waren, geöffnet. Sie hat die Bedeutung des modernen Schriftstellerthums in einem andern Sinne aufgefaßt als unsere deutschen Zeitmänner und Professoren, welche die deutsche Literaturgeschichte mit Tieck abzuschließen und höchstens noch Platen seiner Sprach- und Verskunst wegen gelten zu lassen pflegen. Victor Hugo, Delavigne, Alfred de Vigny, Scribe, Ancelot, de Musset waren oder sind Akademiker; selbst Feuilletonisten, wie fast Sainte Beuve ein solcher zu nennen ist, wurden Akademiker, und nicht umsonst citirt Jules Janin in jeder seiner Theaterkritiken lateinische Verse. Er hofft, mit der Zeit auch noch in die Akademie zu kommen und wird es vielleicht.

Die äußern Vortheile einer akademischen Stelle sind an sich nicht wesentlich. Man erhält jährlich 1500 Frcs., eine kleine Summe, die jedoch manchen greisen und productionsunfähigen Autor, dem Vermögen oder eine Anstellung fehlt, vom Hungertode retten kann. Allein wie jetzt die Akademie steht, wie sie schon seit Napoleon eine Art von Tribune und zuweilen sogar von Angriffs- oder Vertheidigungswall in geistigen Fragen wurde, wie sie ferner bis diesen Tag eine »Aufnahme« und die dabei gehaltenen Reden zu einem Ereignisse für ganz Paris macht, ist ein Sitz in ihr jetzt etwas so Ehrenvolles geworden, daß man in Frankreich jeder jungen bedeutenden poetischen Entwickelung sogleich ansehen kann, wie sie sich regelt, mäßigt

und ſo faſt medelt, um einſt in die Akademie eintreten zu können. Man ſah dies Penſare, man ſieht dies den meiſten jungen Namen, z. B. Augier, an und ſo faſt allen Mitarbeitern der »Revue des deux Mondes«, deren ganzes Auftreten ſeit Jahren nur auf die Akademie berechnet iſt.

Wir wollen keineswegs geſagt haben, daß in einer durch ſo viel Ehrgeiz bedingten Literaturentwickelung ein beſonderes Heil für unſere Nation liegen würde, die bei ihrem Mangel an feſten und großartigen äußern Formen ſo ganz auf ihre inneren geiſtigen Freiheiten angewieſen iſt; indeſſen verdiente dieſe eigenthümliche Selbſtregelung und Selbſtbeſchränkung einer fremden Literatur doch auch in Rückſicht auf die Mittel einmal erwähnt zu werden, die man ſo oft, meiſt in plumpen Angriffen und Unterdrückungen beſtehend, bei uns anzurathen pflegt, wenn die Strafredner unſerer Zeit auf das beliebte Thema von der »Zuchtloſigkeit der Geiſter« zu reden kommen.

Eine Nation, die dem Genius ſo wenig äußern Halt bietet, wie die deutſche, dürfte ſich eigentlich kaum beklagen, wenn bei ihr faſt jeder neue eminente Kopf ſich die Welt immer erſt wieder auf eigene Hand erbaut.

## Die Welt der Träumer.

Wir haben uns zuweilen das Vergnügen gemacht, gewissen Gegnern der neuen deutschen Literatur einzuräumen, daß diese nur aus dem Studierzimmer und der bekannten deutschen Sternwarte der idealen Weltanschauung, der Dachkammer des „armen Poeten“, käme und mit dem großen Horizont der Franzosen und der Engländer nicht zu vergleichen wäre.

Um inzwischen ein Zugeständniß der Selbstironie nicht zu wörtlich genommen zu sehen, erlauben wir uns doch, einer auch allzu bereitwilligen Entgegennahme unserer Bescheidenheit mit einigen Worten entgegenzutreten.

Die französische Literatur beruht so gut wie auf gar keiner Beobachtung des Lebens. Sie ist das Erzeugniß einer völlig erkünstelten und durch Witz und Phantasie abgezogenen Welt. Wir haben Dorfgeschichten von Emil Souvestre gelesen, in denen diese gewandte Feder zwar wie die meisten unserer Autoren, die auf gleichem Felde ackern, ihre Jugenderinnerungen erzählt, aber die Zuthat vom Hexen-, Gespenster-, Zauber- und Sagen-

glauben, die durch Souvestre's ganzes Buch geht, ist so künstlich und so aus gedruckten Quellen entlehnt wie nur irgend möglich.

Die Engländer beobachten allerdings treffender. Aber es ist auch ihr Horizont ein begrenzter.

Wenn Cooper und Marryat ihre nautischen Erinnerungen ausbeuten, so wird man ihnen allerdings einräumen müssen, daß sie den Leser ganz in den Geruch von Theer und Tauwerk zu versetzen wissen, den sie selbst einst einathmeten; aber wie sehr haben sich diese Schriftsteller in der ihnen einmal geläufigen Darstellungssphäre wiederholt!

Und ihre Nachfolger? Welches ist die große Ausbeute, die selbst Londen ihnen geboten hat? Ewig dieselbe Welt! Betrügerische Advokaten, verdorbene Schulmeister, hungernde Pensionate, gemißhandelte Lehrburschen, scheinheilige Wucherer, Scenen des Pauperismus, denen man ansieht, daß sie nicht beobachtet, sondern aus Rechenschaftsberichten der Armenpflege entlehnt sind. Dazu das ewige Einerlei des Familienlebens. Dieselben alten Onkel, verbissenen Wirthschafterinnen, dünkelvollen Seitenverwandten, theetrinkenden, musicirenden und in junge Cadetten oder Candidaten verliebten Misses, Tanten, Großtanten, Nichten, Cousins, Cousinen, Schwestern, Stiefschwestern, Halbschwestern, kurz wir halten es für unsere Pflicht, hier zu bemerken, daß wenn wir wieder über die von der

deutſchen Literatur erſchloſſene, nur ſtubenmäßige Welt klagen ſollten, wir damit nicht gemeint haben wollen, daß uns das Leben ſo ein ganz unbekanntes Buch wäre, ſondern nur vorzugsweiſe, daß wir das Schöne, Gute, Große und Wahre leider nicht auf den von manchem Autor doch umſichtig genug angeſtellten Wanderungen durch das Leben, ſondern in unſern Träumen angetroffen haben.

## Ein bereuender Socialiſt.

Wir erwähnten die „Franzöſiſchen Dorfgeſchichten“ von Emil Souveſtre.

Dieſer franzöſiſche Schriftſteller ging zu einer Zeit, als man noch nicht daran dachte, nach chimäriſchen Theorieen die beſtehende Geſellſchaftsverfaſſung umzuändern, dieſer Neuerung darin voran, daß ſeine Romane und Dramen auf einen ſchroffen Gegenſatz zwiſchen Arm und Reich, Beſitz und Erwerb, Meiſter und Geſell, Capitaliſten und Arbeiter begründet waren.

Emil Souveſtre gab den Anſtoß für alle jene Bühnenſtücke, die wir aus dem Franzöſiſchen kennen, jene Scenen, wo der Proletarier immer edel, der Marquis immer ſchlecht, die Räthin immer tugendhaft, die Baronin immer mindeſtens — hochmüthig iſt.

Das Jahr 1848 hat Emil Souveſtre mit Schrecken erfüllt.

Seine Proletarier herrſchten gingen aber — weder ins Theater, noch — kauften ſie Romane.

Die Reaction kam. Sie kam erſt leiſe. Sie kam in

grobe Keile setzte er nicht gröbere, sondern seine Polemik, wie gegen W. Alexis, L. Robert, G. Meyer in Hamburg, ist immer fein, witzig, unterhaltend. Vielen seiner damaligen Gegner, die da glaubten, Vaterland und Vernunft gegen ihn vertreten zu müssen, mag wohl jetzt ihr Zorn verraucht sein. Um so widerwärtiger ist es, wenn ein Literarhistoriker wie Gervinus, in seinen „Gesammelten historischen Schriften" das ganze Wörterbuch leerer Beschuldigungen, die jemals gegen Börne ausgesprochen sind, wieder aufschlägt und mit selbstzufriedenem, scheinbar wissenschaftlichem Ernste darin herumblättert. Es könnte auch dieses Urtheil über Börne's Pariser Briefe unerwähnt bleiben und zu den übrigen geworfen werden, wenn nicht Gervinus sich die Miene gäbe, der Ausdruck wissenschaftlicher Gründlichkeit und einer von Professorenvorurtheilen unabhängigen Unpartheilichkeit zu sein. Darum hier über ihn einige Worte!

Ein von Hause aus mit Schematismen, mit Parallelen, Maximen, Aperçüs, verworrener Lektüre und vorgefaßten Bildungselementen ausgestatteter Kopf wie Gervinus ist unfähig, die freie Selbstständigkeit einer literarischen Persönlichkeit zu entwickeln. Von hundert aus der vergleichenden Geschichtsmethode entnommenen halben Wahrheiten her, fallen ihm auf die Personen und Leistungen, die er zu beurtheilen hat, Schlagschatten, die ihn das Meiste in einer falschen Beleuchtung sehen lassen. Gervinus ist kein Literarhistoriker, bei dem die Dichter und Denker *selbst* reden. Er gruppirt sie dahin, wo er einen Schlosserschen Erfahrungssatz für sie hat: er ist ein wissenschaftlicher Dilettant, über dessen Kenntnisse man eben so erstaunt, wie über den falschen Gebrauch, den ihn sein übergroßes Selbstvertrauen und eine gewisse laien-

der Literatur, in den Theatern. Man ließ Louis Blanc auf dem Stadthause Reden halten, die Bankiers saßen im Theater Gymnase auf den Boulevards und applaudirten den Stichwörtern ihrer Interessen, der Ordnung, dem Fleiß, der Tugend, der Mäßigung, der Bescheidenheit, der Kraft der Regierungen, dem Ruhm des Kriegers, der Familie u. s. w.

Emil Souvestre ist jetzt der leidenschaftlichste Anreger dieser Applaudissements geworden.

Seine neuesten Schriften suchen Alles wieder gut zu machen, was seine alten verdorben haben konnten.

Er ist nicht etwa mit seinen Erfindungen in die Sphäre der vornehmen Welt übergegangen. Nein, er ist bei seinen Handwerkern, Fabrikanten und Fabrikarbeitern geblieben. Aber er hat ihnen neue Gesinnungen eingeflößt. Er schildert jetzt einen fleißigen und einen faulen Gesellen, einen bescheidenen und einen anmaßenden; er läßt jenen zu Glück und Wohlstand kommen, diesen an den Bettelstab oder wohl gar auf die Galeere. Er schildert nicht mehr hartherzige Unternehmer, wucherische Meister, in Luxus lebende Capitalisten wie sonst, sondern edle Reiche, theilnehmende Große, generöse Besitzer, die die Armuth aufsuchen und das menschliche Elend zu mildern für eine gemeinsame Pflicht jedes Menschen halten, dessen jährliche Bilanz einen kleinen Ueberschuß einbringt. Noch weinen bei ihm Arme ihre Thränen, aber auch die Reichen sind

bei ihm jetzt unglücklich. Auch ſie haben ihre Mühen, ihre Sorgen, ihren Kummer wie der Arme. Ja noch mehr, ſie ſind unglücklicher als der Arme. Sie haben ſchlimme Ausſtände, ſie haben ſich verbürgt für treuloſe Freunde, ſie ſehen Capitalien in einer für „das Wohl der Menſchheit“ begonnenen Unternehmung ſchwanken, ja ſcheitern und ganz verloren gehen; ſie behalten aber ein Herz, Gottvertrauen, Menſchenliebe, und ſiehe: Ein ehrlicher Jean Matthieu oder Pierre Dupont tritt zu ihnen, rückt aus Verlegenheit ſeine Mütze hin und her und ſagt: „Herr Lacombe, ich bin nur ein armer Maurer, ein armer Geſell, ein armer Altgeſell; aber ich habe mein Auskommen! Wiſſen Sie was? Wollen Sie mit mir theilen, wollen Sie mein Gaſt ſein, Herr Lacombe? Wollen Sie von mir einen Vorſchuß haben? O, ich bin fleißig geweſen, ich bin ſparſam geweſen! Ich habe den Tabak, den Wein und die Zeitungen gemieden; ich habe die neuen Schriften des Herrn Emil Souveſtre von meiner Tochter mir vorleſen laſſen! O, Herr Lacombe, ich bin keiner von ſeinen trotzigen, aufbietenden, alten Arbeitern, die ſich gegen die Fabrikanten und die Meiſter und die Unternehmer in die Bruſt warfen! Ich bin jetzt einer von Denen, die“ u. ſ. w.

Kurz, Emil Souveſtre iſt jetzt auch Einer von Denen, die — in ſich gegangen ſind; wenigſtens bemüht er ſich im Ernſt — die Mißverſtändniſſe ſeiner früheren Werke zu berichtigen.

## Onkel Tom's Hütte.

Ein Glück, daß die deutſche Flotte verkauft iſt; ein Glück, daß wir keine Colonieen haben; ein Glück, daß uns die Frage über die Nothwendigkeit oder die Abſcheulichkeit der Sklaverei nicht im mindeſten perſönlich berührt.

Wir durften ſomit das Werk der Frau Beecher Stowe in Deutſchland mit der ganzen Gemüthsruhe leſen, die unſer Buchhandel vorausſetzte, ſeitdem wir von ihm mit „Onkel Tom's Hütten“ in allen möglichen Formaten und Schriftſorten überſchwemmt wurden.

In Amerika wird dies mit dem ganzen leidenſchaftlichen Feuer und der nachdrücklich kaltblütigen Entſchiedenheit, deren in ſolchen polemiſchen Dingen Frauenherzen fähig ſind, geſchriebene Buch mannichfachen Widerſpruch gefunden haben; die Engländer und Engländerinnen dagegen fanden hier eine vortreffliche Tröſtung, erſtens für die enormen Summen Geldes, die ihnen — wie manche gemüthloſe Nationalökonomen verſichern, etwas übereilt und im Ganzen genommen, wie ſie ſagen, zum Fenſter hinausgeworfen — die Emancipation der Neger koſtete,

und zweitens Troſt für die geringen Wirkungen, welche die gründliche Verachtung Nordamerika's von Seiten aller engliſchen Ladies und Miſſes bisher noch immer auf die nordameriſaniſchen Zuſtände ſelbſt hervorgebracht hat. Eine Amerikanerin bietet ihnen hier die Waffen des Angriffs gegen ihre eigenen Landsleute und wie wurden ſie geſchwungen! Auch die engliſche Buchhändlerwelt war außer ſich.

Für uns Deutſche iſt es aber zuvörderſt ſehr angenehm, dies Buch ohne alle national ökonomiſche Kritik leſen zu können. Würde Einer bei uns mit gleicher Schonungsloſigkeit Proletarierleben, Judenfrage, politiſche Gefängnißzuſtände darſtellen wollen, wir würden von Uebertreibung, von raffinirter Abſichtlichkeit ſprechen oder mindeſtens getheilter Meinung ſein, während die Negerfrage ganz entſchieden nur unſer Herz, nicht im mindeſten unſern Kopf beſchäftigt, ja uns die Verſicherung, unſere Kattunkleider, Cigarren und Zuckerbäckereien hingen mit dieſer ſchwarzen Frage ſehr eng zuſammen, auch nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit hat, einige berühmte Gelehrte und Staatsmänner vielleicht ausgenommen, beſonders die, die zu der bekannten Schule gehören: „Dem Reichen iſt ſein Genuß Arbeit und dem Armen ſeine Arbeit Genuß.“

Genießen wir alſo das Werk der Miſtreß Stowe mit derſelben ungeſtörten glücklichen Uebereinſtimmung wie eine norwegiſche Wintergeſchichte der Frederike Bremer,

bei der unser warmer Ofen uns alle schrecklichen Schnee gestöber behaglich wegthaut, oder einen Seesturm von Achenbach, bei dem wir nicht nöthig haben, in Verzweiflung auf einem scheiternden Schiffe dem überfüllten Rettungsboote nachzurufen: Barmherzigkeit! Nehmt uns auch noch mit!

Wir sehen an dem Buche dieser talentvollen und treflichen Frau nur Das, was menschlich ist und davon ist jede Seite so vollgeschrieben mit Charakterzügen, daß sie unsere ganze Liebe und Bewunderung verdient.

Wir sagten schon, so leidenschaftlich streng, so begeistert parteiisch, so unverhehlen und nicht selten grausam einseitig kann auch nur ein Frauenherz sich äußern, wenn das einmal ein Uebel der Sitte, der Zeit, des Vorurtheils, des Mißbrauchs sich zu bekämpfen vorgenommen hat. Wir Männer würden dem Hasse hundert kleine Ausnahmen gestatten, wir würden zehn mal wieder unsern Verstand zeigen wollen, wenn wir ein mal unser Herz zeigten, wir würden so viel Ja's! Aber's! Freilich's! und Wenn's! mit in unsern Plan, immerhin streng und polemisch sein zu wollen, mit aufnehmen, daß wir die Frage statt aufzubellen wie immer nur erst recht verwirrten.

Jene Frau thut das nicht. Sie geht dem Gegner ohne Gnade zu Leibe, sie duldet keinen Einwand, sie zieht alle Verschleierungen unbarmherzig von der Blöße Dessen, was ihr als Lüge und Verbrechen erschienen ist, hinweg,

ſie iſt von einer Unerſchrockenheit, die Conſequenzen ihres Themas zu ziehen, daß ſie die Uebel bis an die Wurzel verfolgt. Sie kennt die Anwandlung der Schwäche nicht, die uns Männer mitten in den muthigſten Entſchlüſſen überkommt. Gebt den Frauen Gelegenheit, mehre ſolcher Mißbräuche, wie die Sklaverei der „Niggers“ auszurotten, ſie werden wahrlich und in kürzerer Zeit mehr zu Stande bringen als, in allem Ernſte geſagt, je wir ſogenannten thatkräftigen Männer.

Neben der Tendenz des „Onkel Tom“ iſt auch die Charakteriſtik vortrefflich.

Dieſe Geſtalten ſind nicht, wie wir deutſchen Autoren leider faſt alle ſchreiben, im Zwielicht einer dämmernden Studierlampe erfunden oder um Gotteswillen auf Fußwanderungen von der Landſtraße, aus den Wirthshäuſern und von einigen plauderhaften mittheilſamen Landbewohnern zuſammengeleſen. Wir wollen darum unſere Stubenfiguren nicht verachten. Sie entſprechen einem Volke, das ſeine Bildung aus Büchern ſchöpft und ſeine Anweiſungen zum Handeln meiſtens nur aus den Inſtructionen einer Anſtellung nimmt oder aus ſonſtigen Motiven der europäiſchen Civiliſation, die uns Alle doppelleibig macht, Amphibien halb auf dem Continent unſerer Pflichten, halb im ſtillen Ocean der Sehnſucht oder auf den lilienbedeckten Waldſeen unſerer romantiſchen Phantaſieen. Noch mehr, wir haben Augenblicke, wo wir die

träumerische Abstractionen unserer Romangestalten vom Uebermaße englischer und nordamerikanischer Realität verziehen und uns nur verwundern müssen, wie unsere empfindsamen englisirten deutschen Damen Gefallen finden können an Zigarren, die wie Mister Wilsen, des Mulatten Georg früherer Herr, jede seiner nachdrücklichern Meinungsäußerungen mit einer gesprützten Fahne „Jauche" aus dem im Munde gehaltenen Tabacks-Pfriemen begleitet.

Interessen bei so viel Leben und Wirklichkeit geht das Derbste leicht und gefällig mit.

Es ist wunderbar, wie diese resolute Verfasserin das Dasein der Menschen in Küche, Keller, Wirthschaft, Arbeitszimmer, bei Mittag und Abendessen, Toilette, Platten, Bügeln, Nähen beobachtet hat.

Das übrige Leben, die Kirche und die geistlichen Thees etwa ausgenommen, scheint der Verfasserin etwas verschlossener zu sein. Ihr Mister Shelby thut nicht viel und ihr Mister St. Clare noch weniger. Man lernt Beide nur in ihren Beziehungen zu Gattinnen, Kindern und zum Gesinde kennen. Die Welt des Mannes, der vor seinen Rechnungsbüchern sitzt oder von Morgens acht bis vier, oft auch sieben Uhr Abends arbeitet, fehlt in ihrem Buche, wie sie auch das Leben der Sklaven immer nur schildert, wenn sie gerade gepeitscht werden oder verkauft oder in der Küche, im Hauswesen ab- und zugehen, aber wenig in

der Plantage, wo ſie eigentlich hingehören, als arbeitende und, wie die ſüdlichen Staaten der Union behaupten, unerläßliche Hülfskraft. Es thut uns leid, von einer ſo ausgezeichneten, edlen, geiſtreichen und muthigen Frau, wie Miſtreß Stowe iſt, wiederum doch auch die alte Erfahrung beſtätigt zu ſehen, daß wenig Frauen den Mann unter dem Drucke ſeiner Pflichten, den Mann des Berufs kennen. Auch bei ihr gibt der Mann immer nur aus dem Schreibbureau das Wochengeld heraus; wie es aber hineinkommt, das iſt eben die zweite den Frauen meiſt verſchloſſene Hälfte des Männerlebens, die Rückſeite der Medaille, die man wohl auch, ein wenig anderslautend, bei Miſtreß Stowe's feuriger Advocatenſchrift der Humanität und der chriſtlichen Liebe wird gelten laſſen müſſen.

Miſtreß Stowe wird uns fortan ſchon deßhalb ein herzgewonnener Name bleiben, weil ihr Buch ſo außerordentlich reich iſt an den lieblichſten Charakterzügen und den rührendſten Situationen. Wir wagen kein Urtheil über ſie zu fällen als Dichterin im höhern Sinne des Worts. Es gilt vorläufig von ihr: Pectus erat, quod disertam fecit, der mit Begeiſterung erfaßte Gegenſtand machte ſie zur Dichterin.

Die Verknüpfung ihrer Genrebilder iſt nicht eben bedeutend. Es ſtrickt ſich Scene an Scene etwas loſe an. Auch der Sklavenjargon ermüdet und die Verſuche, aus dem Bereiche der Camera obſcura und des bloßen Auf-

fangens der Wirklichkeit herauszutreten und mehr zu geben, als die mit unglaublicher Treue aufgefaßten Lichtbilder der Erfahrung, scheinen nicht ganz gelungen zu sein. Miß Evangeline wenigstens ist eine etwas haltlose Erfindung, eine Art Mignon des Pietismus, ein altkluges Kind, das in seiner evangelischen Weise Dinge sagt, die sehr kostbar und jedenfalls unmöglich sind. Es ist glaublich, daß die frommen Misses Englands gerade in Evangelinen, namentlich, da sie so rührend sterben muß, ihre ganze Seele befriedigt finden; indessen geht dies kleine verlorperte Gebetbuch mit Goldschnitt, besonders wenn man die nervenschwache Herzlosigkeit ihrer Mutter und den — beiläufig gesagt meisterhaft geschilderten — Indifferentismus ihres Vaters bedenkt, über die Grenzlinie der Natur hinaus und wirkt schon gerade wieder so, wie nur irgend unsere deutschen Kritiker unsere eigene Dachstuben-Romanenwelt mit Vorliebe willkührlich und gemacht finden können.

Alles aber in Allem genommen hat »Onkel Tom's Hütte« die vollsten Ansprüche, von aller Welt, was hier im eigentlichen Sinne zu nehmen ist, verschlungen zu werden.

Nur die französischen Autoren werden es wahrscheinlich für Frankreich nicht aufkommen lassen; die Franzosen haben einen merkwürdigen Stolz auf ihre eigene Literatur; sie würden diesen deutschen Pfennigs- und Silber-

groſchen Induſtrialismus für ein fremdes Buch nicht begreifen.

Wir Deutſche ineſſen, bekanntlich die Hausnarren aller Welt, ſchließen an dieſe kleinen Randbemerkungen unſers nach deutſcher Kritikerart tadelgemiſchten, ſonſt feurigen Lobes nur noch den einen Wunſch, daß ſich die vielen höchſt zarten und frommen Seelen, die ſich an der heldenmüthigen Sprache dieſer freien Amerikanerin jetzt erbauen, doch auch bereitwillig finden möchten, andere, namentlich deutſche Mißbräuche, als verwerflich anzuerkennen, falls ſich denken ließe, daß eine Feder verſtünde, ſie ſo lebendig darzuſtellen, wie in »Onkel Tom's Hütte« eine Frau verſtanden hat, der ganzen geſitteten Welt die Leiden der Neger ans Herz zu legen.

haſte und eroteriſche Leidenſchaftlichkeit von ihnen machen läßt. Gervinus hat den Heißhunger, alles Originelle um ſich herum abzugraſen, weil ihm das Bedeutende nur in der Form einer ſehr endlichen und vorgefaßten Nothwendigkeit geſtattet ſcheint. Er erſchrickt vor keiner neuen Erſcheinung. Jede muß etwas beweiſen, das er auf anderem Wege ſchon früher gefunden hatte. Wo bleiben da die Genien? Wo bleiben da ſelbſt die Individuen?

Wenn man ſagt, daß Börne's Pariſer Briefe ein oberflächliches Gemengſel von Tollheiten und Verbrechen ſind, (Gervinus ſagt dies) ſo iſt ein ſolches Urtheil eben ſo liebloß, wie unwiſſenſchaftlich. Das letztere, weil es dieſe Briefe ganz aus dem Zuſammenhange mit der Zeit, das erſtere, weil es ſie ganz aus dem Zuſammenhange mit Börne als Menſchen losreißt. Wer die Aufregung der Zeit kannte, wird den Ton dieſer Briefe zu würdigen wiſſen; wem auch dann noch Räthſel übrig bleiben, der gehe an die Quelle ſelbſt, an das Gemüth des Autors, und überzeuge ſich, ob es geſund oder krank und warum es krank iſt. In Büchern nichts als den Inhalt ſehen, das ſoll allerdings die Aufgabe der Kritik ſein. Aber die Literarhiſtorie würde wenig Achtbares zu verzeichnen haben, wenn es nicht auch Bücher gäbe, die ſich nur um ihres Autors willen erhielten. Gervinus iſt ſchon deßhalb ein Feind dieſer Briefe, weil ſie keine Abhandlungen enthalten.

Gervinus benimmt ſich immer gegen die Perſönlichkeiten der Literargeſchichte, wie ein Inquirent, der einen Inculpaten zu Protocoll zu nehmen hat. Aber nicht einmal einen denkenden Juriſten würde er vorſtellen. Ein Richter, der den Thatbeſtand eines Verbrechens aufnimmt, der ſich

* * *

Ein neues Buch der Frau Stowe war die Maiblume. Wie dreizehn kleine Erzählungen und Skizzen zu dem Titel die Maiblume gekommen sind, ist aus dem Buche selbst nicht recht sichtbar. Man spricht von einer Anspielung auf das erste englische Auswandererschiff, das unter dem Namen die Maiblume nach dem späteren Virginien segelte, ohne indessen angeben zu können, wie diese im Buche selbst nirgends erwähnte Thatsache mit dem Inhalte desselben zusammenhängt. Sollte letzterer vielleicht an irgend einem englischen Theetische werth erachtet werden sein, eine Art Humanitäts-Rückfracht zu bezeichnen, die gleichsam Amerika und vorzugsweise das jungfräuliche Virginien für die erste Maiblume wieder nach Europa verladen hat? Oder sind die dreizehn kleinen Skizzen den Glöckchen zu vergleichen, die an einer Maiblume den Frühling mit einläuten helfen?

Kurz, dieser Titel unseres Buches war das erste Räthsel daran.

Das Zweite war, Vergebung, liebe Leserin! die un-

glaubliche Langeweile des Vortrags, entſpringend aus einer wiederum kaum glaublichen Unbedeutendheit der Mittheilungen. Zu »Onkel Tom« hatten wir zwar zuweilen auch die aſchgraue Grundirung der Thatſachen mit engliſch-nordamerikaniſcher Sonntagsſtimmung, aber der Humor oder die Erfindungsgabe der Verfaſſerin wußte doch immer wieder lebendige, bunte, anziehende Geſtalten darauf zu malen. Hier begreift man kaum, wie eine und dieſelbe Feder »Onkel Tom« und dieſe »Maiblume« ſchreiben konnte. Man möchte letztere eher einem vergilbten und verbräunten Roſenblatte vergleichen, das man vor einigen zehn oder zwanzig Jahren einmal in eine Bibel oder ein Geſangbuch legte. Auch iſt der Bibel und dem Geſangbuche diesmal die Muſe der Frau Beecher Stowe ausſchließlich gewidmet.

Das dritte Räthſel endlich iſt, wie es in Deutſchland Leute geben kann, die an dieſer manierirten, frömmelnden Langeweile Gefallen finden.

Oder richtiger geſagt, dieſe dritte Erſcheinung iſt eigentlich nicht räthſelhaft. Sie hängt mit der Richtung des Tags, unſerer ſüßlichen, amaranthiſchen Mode zuſammen, mit den Werken der Innern Miſſion und dem Einfluſſe der Theologie auf unſere Aeſthetik und Literaturgeſchichte. Denn hat ſich nicht ſogar unter Denen, die der Zeit und ihren Forderungen mit offenen Augen entgegenzublicken pflegen, in Geſchmacksſachen doch dieſelbe

verhimmelte Befangenheit und Ideenscheu verbreitet, die bei der Leidenschaft und dem Mißtrauen einer andern Partei kein Wunder nehmen kann? Ueberall herrscht die salbungsvolle Phrase, die Abneigung gegen wagende Heiterkeit und gesunde Natur, die Verliebe für Das, was à tout prix nur immer tugendhaft und immer edel, ja in keiner Weise verletzend und für das Ohr eines jungen Mädchens von sechszehn Jahren unhörbar wäre. Und die Poesie wird unter diesen Umständen nach und nach auch ganz in den Tractätchenton fallen, sie weiß selbst nicht wie.

Es sei fern von uns, an diesen dreizehn Erzählungen zu verkennen, daß sie auch einige Spuren des Talents verrathen. Durch Friederike Bremer, Andersen und sonstige Verarbeiter der häuslichen Idylle hat auch Frau Stowe den Muth bekommen, offenherzig die ganze kleine Welt des weiblichen Lebens im Hause zu schildern und den Reiz der Naivetät wird man manchem ausgeplauderten Geheimniß der Küche und der Toilette nicht absprechen können. Noch mehr. Die Einleitung ihrer kleinen Erzählungen sind nie ohne Liebenswürdigkeit, der anfängliche Humor der Mittheilung ist nie ohne heitere Anregung, nie ohne die geweckte Hoffnung auf ein schon in der Ahnung ganz traulich wirkendes Vermögen der Verfasserin, sich nöthigenfalls selbst ironisiren zu können. Allein nach wenig Seiten stellt sich sogleich die enttäuschendste Monotonie ein.

Dieſe Onkel alle, ob nun Onkel Tim oder Phineas oder Wilſon oder Dudley; dieſe Tanten, ob nun Tante Sarah oder Rebekka; dieſe jungen Mädchen, ob nun Miß Conſtance oder Florence; dieſe jungen Liebhaber, ob nun Miſter Eduard oder Miſter Arthur, ſind alle in ihrer Langeweile ſo unendlich verwandt und gleichgeartet, daß, wenn man den Einen hat wettern oder beten hören, die Kirche beſuchen oder vermeiden, die Bibel leſen oder nicht leſen ſehen, man ſie Alle kennt. Eine öde Welt der Farbloſigkeit das. Pedanterie wird für Gewiſſenhaftigkeit, Denkträgheit für Religion, die Beſchränktheit für Tugend und für gute Sitte ausgegeben. Höchſtens erhebt ſich in der Erzählung: „Ein Jeder für ſich und Gott für uns Alle!“ die Geſchichte eines Mannes, dem ſeine Frau und ein frommer Freund das Trinken abgewöhnen, zu demjenigen handfeſtern Intereſſe, das Geſchichten dieſer Art haben müſſen, um tüchtig packend ihren Tractätchenzweck zu erfüllen.

Wir ſprachen ſo ausführlich von einer unbedeutenden Erſcheinung deßhalb, weil die Verfaſſerin ſich einen weltberühmten Namen erworben hat und die Gelegenheit, ſich gegen die Prüderie, gegen die phraſenhafte Selbſtbeſchränkung und träumeriſch-gedankenloſe Süßlichkeit unſeres gegenwärtigen Geſchmacks auszuſprechen, nicht oft genug ergriffen werden kann; um ſo mehr, als es der Verfaſſerin von „Onkel Tom's Hütte“ merkwürdiger-

weiſe doch gelungen iſt, ſogar in Frankreich feſten Fuß zu faſſen und wir bei der kopfhängeriſchen Neigung, die auch dort die freieſten und muthigſten Geiſter der Zeit (z. B. Georges Sand) ergriffen und bei den Fünf, reſpektive Zehntauſend Franken Belohnungen, die die große Sittenreinheit und Tugend der gegenwärtigen Miniſter für die tugendhafteſten Dichtungen ausgeſchrieben hat, ſicher gewärtigen können, die Gefahren, die der idealen Poeſie drohen, in beiden Hemiſphären noch höher anwachſen zu ſehen.

## Zukunftmuſik.

Alte Zeit:
Im Anfang war das Wort.
R. Wagner:
Im Anfang war die Note.

Richard Wagner, der Componiſt des „Rienzi“, des „Fliegenden Holländer“, des „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“, der Verfaſſer einer reichen Anzahl äſthetiſcher Schriften, hat bekanntlich den Ausſpruch gethan: Eine Stunde Grieche wiege ein ganzes modernes Leben auf!

Dieſe Ueberzeugung, die Wenige theilen werden, entſpricht den Anſchauungen, die Richard Wagner vom antiken Leben und von der Stellung der damaligen Kunſt zum Staate hat.

Immer aber, wenn wir Muſik von ihm hörten, mußten wir uns ſagen: Hätte dieſer Maeſtro wirklich im Alterthum gelebt und damals ebenſo componirt wie er jetzt componirt, ſeine bewunderten Griechen würden ihn — zum Tode verurtheilt haben.

Ehe wir unſern Ausſpruch beweiſen, erlaube man uns die Bemerkung, daß ein Mann, der ſomit zweimal ſein

Leben verwirkte, einmal im Alterthum und einmal in dem Jahrhundert, wo er unglücklicherweise nur Kapellmeister eines deutschen Hoftheaters sein mußte, eine außerordentliche und höchst merkwürdige Erscheinung sein muß.

Die Alten zählten vierzehn Tonarten auf. Was sie unter Tonarten verstanden, das anzugeben, würde hier zu weit führen. Es genüge, daß sie unsere Begriffe von Dur und Moll vollkommen kannten, wenigstens nach der Wirkung derselben auf die Gemüther.

Solon sagte: Willst du die Freiheit verbannen, so befördere Musik! Plato schloß von seiner Republik einige weichliche und erschlaffende Tonarten aus und in Athen gab es ein Gesetz, das eine Tonart, ich glaube die hypomixolydische, geradezu mit dem Tode bestrafte.

Und wir gestehen, so oft wir Richard Wagner'sche Musik hörten, wurde uns so zu sagen hypomixolydisch zu Muthe.

Was kann wohl anders bei den Alten ein hypomixolydisches Staatsverbrechen gewesen sein, als eine Musik, welche die Seele des Menschen mit Wohllaut überströmt und sie gleichsam mit dem Schönen berauscht bis zur Erschöpfung und Ohnmacht, bis zur Erschlaffung und zum Tode?

Die Musik Richard Wagner's ist etwas ganz Anderes als die gewöhnliche Musik.

Wenn man Gluck hört, so hat man auch bei ihm die

Bedeutſamkeit der Abſicht, aber einen kräftigen Strich der Geigen, eine in der menſchlichen Seele männlich befruchtende Wirkung ſeiner Tonfiguren.

Gluck ſtrebte nach Plaſtik; er formte Tonſätze, die gleichſam ihre Freude an ſich ſelbſt hatten, eine ſpielende Freude, Kommen und Gehen, Haſchen und Necken zuweilen, aber ſogleich wieder ein Rückkehren in ſich ſelbſt, mit einem Wort Melodie.

Beethoven beſaß die wunderbare Beherrſchung der ſeither vervollkommneten und bereicherten Inſtrumente. Er ſetzte alle Kräfte des Orcheſters in Wetteifer. Er lauſchte jedem Inſtrumente ſeinen ſchönſten Ton, ſeine mächtigſte Wirkung ab und ſetzte ſie alle in Bewegung in dem großen Concertante ſeiner innerſten Sangnatur; trällernde, jodelnde, jauchzende, weinende, lachende, trompetende, paukende, flötende Sangnatur iſt Beethoven. Man folgt, man iſt gefangen, man wächſt mit dem Meiſter. Beethoven zieht uns zu den Himmeln empor und ſetzt uns zuletzt in Frieden und Ruhe wieder auf die Erde herab oder zeigt uns wenigſtens den Weg, wo wir zu ihr zurückkommen können.

Richard Wagner aber?

Auch er iſt ein Componiſt im großen Styl; genial immerhin und das Höchſte anſtrebend; aber er durchwühlt unſer Inneres ohne Befriedigung.

Er kennt all' unſere Schwächen, er ahnt all' unſere

Ahnungen, er löst uns in all' unserm geheimen Seelenleben auf, er zieht uns in einem Strudel von wonnevoller Musik auf und ab und macht uns zu Sklaven dieser Musik und zu Leibeigenen unserer Sinne.

Richard Wagner nennt diese Art Musik „das musikalische Wort", die eigentliche höhere Musik, die Musik, welche die Metaphysik des Worts ist, die Seele der That, die wahre dramatische Action, wo sich Oper und Schauspiel in einem Dritten vermählen, in einem neuen Kunststyl.

Er hat die Meinung, daß sich dieser Kunststyl geradezu an die Antike anreihe.

Doch gestehen müssen wir, daß er bis jetzt auf uns nur den Eindruck gemacht hat, als wenn wir bei ihm vom Bedeutenden ewig zum Peinlichen hin und her geschleudert werden. Wir befinden uns bei ihm auf einer Folter der Lust, auf Montezuma's glühenden Kohlen, die nach seiner Ansicht auch uns Rosen sein sollen. Aus Rosen können glühende Kohlen werden, wenn man sich auf ihnen auch dann noch strecken soll, wenn man gerade genug hat. Man will auch von Rosen endlich wieder auf, will Mann werden, will freikommen vom Kitzel der Musik, will aufathmen von dieser ewigen Absichtlichkeit der Töne, will eine Objectivität der Musik, die endlich auch außer uns liegt.

Da geschieht es aber, daß man bei Richard Wagner um Hülfe rufen muß vor dem raffinirenden Maestro, der

uns mit ſeinen Geigen, Flöten, Harfen, Poſaunen, Trompeten von unten bis oben revolutionirt. Es mag ein Gewöhnen auch an ſolche Muſik geben. Dresden und Weimar ſind ein Beweis dafür. Aber zum erſten male gehört, macht die Ouverture zum „Tannhäuſer" Bruſtſchmerzen. Es gibt chromatiſche Läufe in ihr, die krank machen. Die Introduction zum „Lohengrin", die wir in Weimar hörten, verurſachte einigen Freunden die Wirkung, die Shakſpeare von jenem Kanon beſchreibt, der Leinewebern die Seele aus dem Leibe ziehen kann. Möglich, daß das Ganglienſyſtem moderner Schriftſteller und Alt Shakſpeare'ſcher Leineweber ſchlecht beſchaffen, aber ich glaube doch, daß ſelbſt die im Freien und im Gehen ſchaffenden griechiſchen Geiſtesarbeiter nicht ertragen hätten, daß ihnen Violinen die Seelenfäden in ſchmerzendſter Endloſigkeit und geradezu krankhaft wie aus dem Tiefinnerſten gezogen hätten. Es iſt ganz wahr, ein unendliches Entzücken, eine Wonne der Ahnung, ein Zauber von Poeſie liegt in dieſer unartikulirten Muſik, in dieſer vergeiſtigten Naturlautsſprache; aber des Tondichters dämoniſcher Genius drückt zu viel aus. Er gibt mehr als er geben ſollte. Er bringt unſere Sinne in wilden Aufruhr und beanſprucht ſie unausgeſetzt. Er kann keine Melodieen ſchaffen, thut deßhalb, als wenn Melodieen alter Zopf wären, fängt aber immer etwas an wie Melodie und hört auf, wenn unſer Herz nun natürlich ganz nach

das geiſtige Signalement des Thäters entwirft, wird vor der kleinſten Anomalie ſeines Urtheils ſtutzen und den kleinſten ihm auffallenden Zug feſthalten, um vielleicht von dieſem aus über die Natur des Angeklagten ins Reine zu kommen. Gervinus räumt Börnen ſeine Uneigennützigkeit ein. Himmel, iſt das eine ſolche Kleinigkeit, in einer Zeit, wo alles käuflich iſt, Seele und Leib, Feder und Gedanke? Hier ſollteſt du nicht ſtehn bleiben, ſollteſt nicht weiter forſchen und deinen Charakter nicht von innen heraus zu erfaſſen ſuchen? Gervinus wirft dieſes Zugeſtändniß ſo hin und vergißt, daß es die meiſten ſeiner pedantiſchen Anſichten über Börne ſchon an und für ſich verdächtig macht. Das Verdächtigſte aber iſt, das Gervinus hiedurch beweiſt, wie wenig er Sinn für Individualität, für Charakter hat. Dieſer Literarhiſtoriker ſcheint in der That völlig unfähig, ſelbſtſtändige Erſcheinungen unter der Beleuchtung ihrer ſelbſt aufzufaſſen. Von Börne ſpringt er z. B. gleich auf Byron. Sie haben gewiß manches gemein und doch wie iſt jeder ſo ganz ein Anderer! Das kümmert dieſen Kritiker nicht. Er macht den Einen für den Andern verantwortlich, macht ſie beide zu zwei Stationen derſelben Richtung, nimmt, um *eine* Thatſache zu beweiſen, die Arme von Byron, die Füße von Börne, den Kopf von Victor Hugo, den Rumpf von Chateaubriand, gleichſam als hätte hier eine Verabredung ſtattgefunden. Freilich, wenn man aus *einem* Menſchen immer gleich Richtungen herleiten, aus *einem* Uebelthäter gleich ganze Verbrechercolonieen machen will, dann läuft das Alles ſehr angenehm in die Breite und ins Deklamatoriſche, worin Gervinus und ſein ſonſt trefflicher Meiſter Schloſſer ihre Hauptſtärke haben.

Alle die lächerlichen Theorieen, die Gervinus aus Börne's

dieſer Melodie verlangt; auf Melodie ruht ſich das von der dramatiſchen Muſik angeregte Ohr und Herz aus.

Bei Wagner gibt es nur dramatiſche Muſik, nur Recitativ, nur Handlung, nur Tonmalerei der Situation. Und ſo wunderbar ſchön, ſo überraſchend poetiſch die Abſichten des Componiſten ſind (gibt es Reizenderes als die Gegenſätze des Venusberges und des thüringiſchen Idyllebens im erſten Act des „Tannhäuſer"?), ſein Uebermaß erdrückt, erſchlafft, wir haben Alles bei ihm, nur kein Reſultat, das erhebt und erkräftigt.

Richard Wagner iſt ein Meiſter der Dialektik. Seine Muſik iſt dialektiſch. Sie tönt bedeutſam, aber man hat nie etwas, woran man ſich mit ganzer Seele halten kann. Ebenſo ſpricht und ſchreibt er immer mit bewunderungswürdiger, aber reſultatloſer Rhetorik. Vom Verſtande geht es bei Naturen, wie die ſeinige, immer eher zur Phantaſie hinüber als zum Herzen; und Verſtand und Phantaſie ſind bei ihm von ſeltener Größe und innigſter Verbindung. Eine Wirkung, die das Herz ergreift (und wir ſind ſo zopfig, ſogar von Herzensgüte zu ſprechen) findet ſich bei ihm ſelten. Er liſpelt wohl auch auf unſer Herz los, unendlich ſüß, oft mit Engelszungen, er gewinnt uns auch; dann aber läßt er uns auch nicht mehr los und macht aus der Ueberredung gleich Betäubung, zuletzt Vernichtung.

Frauen von ſenſueller Complexion haben wir in Richard Wagner'ſcher Muſik wahrhaft ſchwelgen geſehen und ſie glaubten, ihr Herz wär' es, das von ihr ſo mächtig ergriffen. Sie wußten es nur nicht, dieſe Schwärmerinnen. Ihr Herz waren ihre Sinne.

In Richard Wagner's Muſik liegt ein tiefgeheimes Gift. Es lebt in ihm nicht Griechenland, wie er uns in ſeinen Schriften glauben machen will, ſondern der Orient. In Ekbatana componirte man ſo, oder ſchwimmend auf dem Ganges in Lotosblumen und von Mohnſaft betäubt.

Richard Wagner will orientaliſche Wonne, hypomixolydiſche Wonne, und der Areopag in Athen hätte ihn ohne Gnade zum Tode verurtheilt.

# VI.

## Einigung in Natur und Schönheit.

## Die Herrſchaft der Jahreszeiten.

Im Winterſchnee, wenn am gefrorenen Fenſter der Sonnenſtrahl die Palmenblätter und Farrenkräuter thaut, die ſich wie von einer unſichtbaren Pflanzenwelt der Lüfte auf ihnen abdrückten, — im Winterſchnee, wenn der gleichmäßige Strom der Luft im wärmenden Ofen behaglichen Takt hämmert und der ganze Lebenstrieb des Menſchen ſich zuſammenfaßt in ſich ſelbſt, ſchürend auch tiefinnen die erwärmenden Flammen ſeines Seins: im Winterſchnee regiert im Menſchen der Geiſt.

Was belebend und entfeſſelnd auf die Menſchheit wirkte, was die gebundene Wärme des Nachdenkens, der Betrachtung und des erfindenden Schaffens je hervorgebracht hat, das verdankt ſicher ſeine Entſtehung der Macht des Winters.

Der Frühling aber zwingt den Geiſt, ſeine Herrſchaft dem Körper abzugeben.

Wenn die milden Lüfte wieder über die Erde wehen, wenn aus halbgeſchmolzenen Schneedecken ſchon die Keime der Winterſaat blicken, wenn ſich aus grauen Nebeln all-

mälig grün und ſaugbelebt die auferſtehende Natur enthüllt, dann werfe der Forſcher Buch oder Feder hinter den ausgedienten Ofen und drücke die treibende Kraft nicht nieder, die ſich auch ihm durch die Adern drängt! Der Frühling gehört dem Erdgeiſte; er entfeſſelt die Leidenſchaft, ſetzt die Sinne in Aufruhr. Frühling will vom Menſchen nichts als das Zugeſtändniß, eine erſchaffene Creatur zu ſein. Frühling weckt neues Leben und tödtet auch. Die aus ihren Bändern gehende Kraft der Gährung ſprengt die Bänder. Die Lüfte, die ſo mild über die Fluren wehen, bergen Leben und Tod in ſich. Der Erdgeiſt, wie eine rieſige Walkyre, zieht im Frühling über die Erde mit mächtigen Flügeln und gezogenem Schwerte. Mild ſcheint Alles und zum Leben verlockend, was der Frühling bringt; ſchwöre ſich aber Jeder die ganze Kraft ſeines phyſiſchen Seins am meiſten, wenn die erſten Veilchen blühen.

Im Winter herrſcht der Geiſt, im Lenz der Körper, im Sommer die Seele.

Im Sommer ſtrecke dich aus am blühenden Geländer auch deines Innern! Pflanze die Blumen im Herzen, ſchlinge die Bänder der Liebe und Freundſchaft um all' deine Gedanken, ſtröme dich aus in Hingebung und glücklichem Empfangen! Wer wird ſchaffen im Sommer? Sammle! Genieße! Gibbon hat geſagt, im Sommer wär' ihm nie ein vernünftiger Satz, nie eine Zeile

gelungen. Im Sommer finden ſich die Herzen, im Sommer ſchweigen die Sorgen, im Sommer vergeſſen ſich die geſcheiterten Werke des Winters.

Im Winter der Geiſt, im Frühling der Leib, im Sommer die Seele. Und im Herbſte? . . .

Wenn die Blätter fallen, die Sonne ſich früher und früher einhüllt in ihre maleriſchen gelbrothen und violetten Wolkengewänder, wenn Nordoſt auf den dunklern Strömen die Wellen in tauſend kleine Hügelchen rippt, wenn die ſchlanken Pappeln ſich ächzend biegen vor demſelben Föhn, der eben auf dem Meere Maſten bricht, von den Alpen Lawinen ſtürzt, dann treten uns die Bilder der Vergänglichkeit entgegen. Wie der Menſch im Lenze, ſeinem gefährlichſten Feinde, nur an das Leben denkt, ſo umſchleichen ihn im Herbſte, wo die größte phyſiſche Kraft ihm zu Gebote ſteht, die Ahnung des Todes. Dem Herbſt gehört das Gemüth.

Im Herbſte ſingen auch ihr Beſtes die Dichter.

---

## Zauber der Oertlichkeit.

In großen Bildergalerieen geſchieht es wohl, daß man mit geringerem Intereſſe an Gemälden vorüber geht, die an dem Orte, wo ſie entweder gemalt wurden oder für den ſie ihre erſte Beſtimmung erhielten, eine viel größere Bedeutung gewinnen.

Es ergeht gewiß Jedem ſo, wenn er die Wirkung vergleicht, die ein Bild von Albrecht Dürer in der Brera von Mailand oder in der Moritzkapelle von Nürnberg auf ihn macht.

Dieſen Zauber der Oertlichkeit empfanden wir bei den Bildern der Brüder van Eyck und Johann Memling's.

Im berliner Muſeum und in der St. Bavokirche zu Gent iſt die »Anbetung des Lammes« geradezu Zweierlei.

Dort, wo ſich ſechs Tafeln dieſes berühmten Bildes befinden, hat uns die Leiſtung der Brüder Hubert und Johann van Eyck nur einen kunſtgeſchichtlichen Werth; dort wird das Auge von der verlockenden Formenſchönheit der italieniſchen Säle angezogen und auch die Theorie ſtört uns, die nazareniſche, altdeutſche, ſonderthümliche Schule, die uns an dieſen Anfängen der Kunſt immer ſogleich eine Vorleſung über den wahren Geſchmack, die

wahre Vertiefung und das eigentliche Ziel der Malerei halten will.

Wie anders aber wirken die Ergänzungstafeln jener allegorischen Compositien an dem Orte, wo die Meister lebten! Wie ist da die richtige Anschauung so schon vorbereitet durch Alles, was man von Ueberbleibseln der alten Zeit an einem Tage dort reisend gesehen hat! Wie lenken Häuser, Paläste, Kirchen, geschichtliche Erinnerungen und die jetzt noch waltenden Sitten zurück auf die stille Betrachtung solcher alten Kunstwerke, wie auch ein solches der Schrein der h. Ursula in Brügge ist!

Nun erst, im Zusammenhang der Zeiten und der Oertlichkeiten, entdeckt man die wahren Schönheiten, nun erhebt sich das Anspruchslosscheinende zu einer staunenswerthen Bedeutung und man sieht diesen ersten Anfängen der wiedererwachten Kunst das bewußte Vermögen, das schon absichtliche Wollen und treufleißige, gemüthvolle Ausführen an.

Die Traulichkeit in den Bildern van Eyck's ist dann bezaubernd. Die gefällige Anordnung der Figuren, die Gewissenhaftigkeit des Beiwerks, die wohlthuende, in der Perspective überraschende Zuthat der landschaftlichen Staffage, Alles tritt uns wie niegesehen vor's Auge.

Die Oertlichkeit verklärte diese Bilder oder will man es richtiger sagen, sie verklärte unser Urtheil zur Gerechtigkeit.

Briefen herleiten will, zu widerlegen, würde vergebliche Mühe sein. Was er über die von Börne bezweckte Gesetzlosigkeit sagt, beweist, daß er nicht die Anfangsgründe der politischen Theorie kennt, die in Börne's Schriften zerstreut liegt. Man kann diese Irrthümer und falschen Beschuldigungen des Professors nur dadurch widerlegen, daß man von ihm selbst die Thatsache feststellt, wie wenig er fähig und geneigt ist, Börnen zu begreifen. Gervinus hat eine angeborne Feindschaft gegen alles das, was sich durch sich selbst auszeichnet und in der Welt nicht übermäßig fleißig zu sein braucht, um dennoch eine Geltung anzusprechen. Er ärgert sich über geniale Ausdrücke. Er hat einen Fanatismus der Solidität, einen Heroismus für das Bürgerliche, als wollte er sagen: das grade ist das Geniale, häuslich zu sein; das ist das Excentrische, sich seiner Nachtmütze nicht zu schämen und selbst auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, um neun Uhr zu Bette zu gehen! Daher der Haß gegen Phantastisches und Ureignes, daher die Neigung, für Außerordentliches gewöhnliche Ursachen aufzufinden. Behauptet er doch in dem Artikel über Börne: Die Neuerungssucht bei der Jugend käme doch im Grunde nur daher, daß die jungen Leute nur Furcht vor dem Examen hätten! Füg' ich nun zu einer solchen Trivialität noch hinzu, daß Gervinus sagt, Börne könne nicht schreiben, weil „in den sechs Bänden Pariser Briefe auch nicht ein einziger Periode zu finden" wäre, hinzu, daß die Wendung, „Börne könne nie sein Frankfurt vergessen," den Darmstädter verräth, der von Hause aus mit neidischem Aerger an eine Stadt denkt, wo die Darmstädter, weil sie den Buchstaben R. nicht aussprechen können, nur Gegenstand des Spottes sind, so haben wir das Bild dieses partheiischen Kritikers vollständig

## Die Schönheit des Alters.

Wem kann sie verborgen geblieben sein, die gewaltige Strömung der Gemüther doch nach dem Ernst und dem tiefern Sinne des Lebens hin!

Es ist dieses Ortes nicht, die Strudel und Klippen aufzuzählen, die dieser Richtung in die Bahn treten können. Kluge und schlaue Menschenfischer sehen wir genug von dieses Stromes Trübung Vortheil ziehen.

Der Mißbrauch hebt aber die Thatsache, die er auszubeuten sucht, selbst nicht auf. Ernster und feierlicher gestimmt denn je sind die Gedanken unserer Zeit. Selbst dem Scherze und seiner Ausgelassenheit sieht man an, daß er nur eine kurze Unterbrechung der Trauer, eine kurze Aufforderung zum Vergessen ist.

Diese Bemerkung drängt sich auf, wenn man seit einigen Jahren die Bilder des Spaniers Murillo immer höher in der Gunst des großen Publikums steigen sieht. Es ist fast, als hätte sich das Auge wenn nicht satt, doch etwas müde gesehen an den Reizen der italienischen Schule. Rafael's Madonnen, so heitere, so glückliche,

faſt gedankenlos käbelnde Mütter, ſeine Jeſuskinder, ſo natürliche, ſorgloſe ſpielende Knaben, ſind nahe daran, von den ernſten, verklärten, wehmüthigen Madonnen des Spaniers und der feierlichen Erhabenheit des großen Mutterſtolzes, den ſie ſelbſt anbetend auf ihren Knieen trägt oder in ihren Armen hält, verdrängt zu werden.

Dieſe Umwandlung des Geſchmacks liegt eben in der Zeit.

Ich ſah kürzlich in Paris ein Bild von Murille, das mich in der That mehr erhob als die heitere Ruhe der Sixtiniſchen Madonna.

Es iſt das 548ſte in der neuen Anordnung des Louvre.

Ueber fünf Fuß hoch, vier Fuß breit, ſtellt es, von einer Himmelsglorie, vom Gottvater und von der Taube behütet, die Jungfrau mit dem Kinde dar, dies ſelbſt ein Kreuz entgegennehmend von dem Kinde Johannes, das Eliſabeth emporhält.

Die blaue, und noch mehr die mattrothe Gewandung der Madonna verbreitet über dies Gemälde einen Duft, der wie ein eben anbrechender Frühlingsmorgen verklärend, roſig alles Lebende und Lebloſe verſchönernd, in eine mit Worten unausſprechliche Stimmung verſetzt.

Es iſt nicht ein Widerſchein wie der der Roſe, der in dieſem Bilde ſo mächtige Zauber wirkt; auch nicht ein Widerſchein wie der der Granatenblüthe; auch nicht die dunkle Glut der Nelke würde in ſolcher Wirkung ſtrahlen, ſon-

dern es iſt, wie wenn am Fuße eines Altars am Marientage ein kleiner Wald von abgebrochenen Kirſchen- und Apfelblüthenzweigen hingeſtreut läge, ſo farbige, roth- und weißgemiſchte Lichter liegen auf dieſem Bilde.

Und dennoch würde das von der Farbe beſtochene Urtheil ſich von dem Eindrucke loswinden, würde dem Maler ein unverkennbares Streben nach Abſicht, ſogar ein bewußtes, ja kokettes Spiel und faſt ein vornehmes Weſen — wie für die Betkapelle einer Fürſtin beſtimmt — verwerfen, wenn nicht alle dieſe Einwürfe verſchwänden gegen die überwältigende Wirkung einer einzigen Figur, zu den Füßen der Madonna, der heiligen Eliſabeth.

Unter ſo viel Jugend, Schönheit und Glanz die heilige Eliſabeth, eine Matrone, eine Greiſin, ja, um das ganze Geheimniß des Reizes auszuſprechen, die Mutter einer Mutter, eine Großmutter.

Die Idealitätsmaler ſagen vielleicht: Was iſt da weiter? Sie würden auch dieſe Großmutter gemalt haben mit den hergebrachten Verſchönerungen des Alters, die Runzeln ausgeglichen, die welken Lippen gemildert.

Das iſt es eben nicht, was hier wirkt.

Murillo malte eine wirklich alte Mutter einer Mutter, eine Großmutter in all ihrem ſtrengen Ernſte, in allen Spuren ihrer durch die Erfolge vielleicht nicht belohnten Mühen, mit allen Furchen ihrer noch wachen Sorgen, eine vollkommene, echte Matrone.

Und dieſe Greiſin, dies Alter ſo mitten unter dem Lichtglanz der Jugend und der aufkeimenden Schönheit, dieſes mitaufgenommene Endziel all' unſers Lebens verklärt das ganze Bild. Das Alter gibt ihm Jugend. Die ungeſchmückte Wahrheit ſchmückt es. Man ſieht eine wirkliche, echte Familie in ihren ab- und aufſteigenden Altersſtufen, von dem lockigen Scheitel eines Kindes an bis zu dem Schnee im ehrwürdigen Haar einer Matrone.

Die Wahrheit und Würde dieſes Bildes ergreifen das ganze Herz.

## Auch ein Auswandererbild.

Die Phantasiebilder des Elends, die man sich früher heraufbeschwor, wenn man in Havre, in Bremen, Rotterdam, Antwerpen deutschen Auswanderern begegnete, haben keine Wahrheit mehr.

Nicht die Armen wandern aus, nicht die Mißvergnügten, mit Steuern Ueberladenen, sondern die vermöglichern Landbewohner, und was sie über die See zieht, wird nachgerade eine so gedankenlose, leere und nichtige Sucht der Neuerung, daß sich dem Auswandern endlich einmal ein gemeinsames deutsches Halt! der Besonnenen entgegenstellen sollte.

In Antwerpen sah ich viele Hunderte von Auswanderern.

Sie zogen allerdings in den abgetragensten Kleidern ihres Dorfes durch die Straßen, sie hatten kranke Kinder und hinfällige Greise zu hüten, sie schliefen in den Herbergen auf Streh, sie begnügten sich mit der elendesten Kost und wohl fühlte sich ein deutsches Herz gedrungen, zu ihnen heranzutreten und ihnen Lebewohl zu sagen.

Aber die Männer gaben die Hände nicht gern, weil sie in ihren Taschen — die mit eingewechselten Sovereigns gefüllten Börsen hüten mußten.

Es sind zwei Dinge, die an den Auswanderern geradezu abstoßend und peinlich sind.

Einmal der Mangel jenes alten Nationen tief einwohnenden Heimathsinns, dieser Mangel, den fast alle Deutsche theilen. Die Auswanderer treibt nicht die Noth, nicht eine Betrachtung über das deutsche Vaterland hinweg: nur die deutsche Abenteuerlust und der uralte Hang unsers Volks zum nichtsnutzigen Weltwandern. Ganze Länderstrecken bei uns leben jetzt in diesem amerikanischen Sehnsuchtstaumel, der sich auf nichts begründet als auf einen, nur den Deutschen eigenen Köhlerglauben an alles Fremde und Entfernte. . .

Der zweite Schatten in den alten sentimentalen Auswanderergemälden ist die Vermischung der Lebensalter, der Geschlechter und der Sitten. Wir meinen hier nicht das wilde Durcheinander, das auf den Auswandererschiffen herrscht; wir meinen schon auf der Wanderung zur See das Umspringen aller Ordnung, das aus Rand- und Band-Gehen jeder Rücksicht, das Umschütteln und Umrütteln aller naturgemäßen Beziehungen unter den Familien selbst.

Wir beobachteten einen Naturzustand, der kläglich war.

Junge Burſche ſtill, traurig, feige; Greiſe wie Kinder hüpfend, faſelnd, von den Kindern geſteßen und zurecht gewieſen, weil ſie ſich ungebertig benahmen, frivol ſogar und ſittenlos. Frauen, weggenommen von ihrer Erſchelle, von ihren Pflichten und Gewohnheiten, ohne Anhalt und ohne Rückſicht, abenteuerlich geſtimmt, ohne Verlaß. Die geöffnete Welt, der große blaue Horizont, das Meer, alle niegeſehenen Wunder des Lebens bringen unter dieſen Menſchen dämoniſche Wirkungen hervor.

Man klagt über die Wildheit und Sittenloſigkeit des deutſchen Volkes. Man kann einen Hauptgrund derſelben in dieſer luxurirenden und völlig gedankenloſen amerikaniſchen Sehnſucht finden.

## Schweizerheimweh.

Ein ehemaliger Sergeant der Schweizergarde, die mit dem Jahre 1830 von den Tuilerieen — wer weiß, ob für immer! — geſchieden, gab uns von der Art, wie ſich bei ſeinen Landsleuten die Krankheit des Heimwehs äußert, folgende Darſtellung:

Ein junger Rekrut hatte in beſtem Vertrauen, ſich in der großen und ſchönen Stadt Paris zurechtzufinden, ſein Handgeld genommen. Er hatte, wie Alle, ſich zu beklagen keine Urſache. Die Leute wurden gut behandelt und nach Bedürfniß verpflegt. Dennoch überkam ihn das Heimweh. Dies ſchreckliche Gefühl treibt keineswegs etwa zur Deſertion oder zu einer Selbſthülfe um jeden Preis. Es lähmt vielmehr nur alle Entſchlüſſe, hindert, irgend noch etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Es iſt ein Weh unerklärlichſter Art, eine ſtill und oft unheilbar ſich einſchleichende Gemüthskrankheit. Jener junge Gardiſt ſtand zuweilen bei den gemeinſchaftlichen Mittagsmahlzeiten auf, als fiele ihm plötzlich etwas ein, was er vergeſſen hatte. Dann ſetzte er ſich wieder und aß zerſtreut.

Die Kameraden kannten diesen Zustand schon und riefen ihn mit Nachdruck an. . . .

„Jakob, was hast? Mußt vernünftig sein!“ . .

Jakob lächelte und setzte sich wieder. War er auf einem Posten, so träumte er wie somnambül. Sollt' er einen Auftrag verrichten, so ging er wie in der Irre. Nie fiel ihm ein, zu klagen oder gerade heraus zu sagen: „Ich muß nach Hause zurück! Um Gottes willen, laßt mich gehen!“ Nur bei Tische entfiel ihm zuweilen das einzige hingeworfene Wort, das er wie irr aussprach: „Mutter! Mutter!“ Stand er irgendwo in Versailles Schildwacht, so sah er starr auf die Baumgänge hinunter und flüsterte immer vor sich fort: „Mutter! Mutter! Mutter!“ Wenn man ihn anrief, wußte er nicht, was er gesprochen hatte. Dieser Zustand verschlimmerte sich; er zehrte ab, wurde in wenig Wochen hinfällig, schattenähnlich. Jetzt schon stieß er das Wort „Muetter“ zuweilen mit einer Plötzlichkeit aus, wie wenn er rasch um Hülfe rufen müßte. Man mußte ihn wie einen Geisteskranken ins Lazareth bringen. Diese innere Herzensangst war nicht zu bewältigen mehr und zur Reise war er schon zu schwach. Man konnte ihm gute Worte geben, er ging auf Alles ein, lachte auch und sagte, das Uebel würde sich schon legen; kaum war er aber eine Weile still oder wollte sich mit irgend etwas beschäftigen, so sprang er auf und rief wie ein brüllender Stier: „Muet ter!“ Der ganze

Nachdruck des Schmerzes war dabei auf die letzte Silbe gelegt. Am zurückgepreßten Krampf des Herzens und dem namenlosesten, durch nichts mehr zu beschwichtigenden Weh gab er den Geist auf. Das lang auseinander gezogene Wort: „Muet-ter!“ schrie er in seinen letzten Augenblicken wie ein Verzweifelnder, bis ihm die Kräfte versagten und er tot auf seinem Bette zusammensank.

und wissen, warum er unfähig ist, Börnen zu würdigen. Dieser Eine sei nur ein Beispiel der Uebrigen.

Schmerzlicher mußte es für Börne sein, daß auch Freunde, die ihn kannten, an ihm irr wurden. Den Absagebrief Carové's ertrug er mit lachendem Muthe. Empfindlicher war ihm das Urtheil der näher Befreundeten. Börne ist toll geworden! Das ließ sich noch hören; aber wenn ihn Andere entschuldigen wollten, mit Gründen, die er, als künstlich ersonnen, gleich erkannte, das that ihm weh. Die Einen kamen zu ihm: Daß die Leute nicht den Humoristen in Ihnen sehen! Sie haben uns zum Lachen bringen wollen, was ist da weiter? Die Andern sagten: Börne ist von Natur schwach; aber er fürchtet, es zu scheinen. Um diesen Schein zu vermeiden, übertreibt er; gleichsam wie Marat seine eigene Furcht dadurch vertrieb, daß er Andern welche einjagte. Am meisten verlegen waren wohl die, welche gern dieselben Zwecke mit Börne verfolgten, das Mittel einer Verspottung der Deutschen aber zu unvorsichtig gewählt fanden. Die Deutschen sind gewohnt, sich selbst stark zu rühmen*) und viel an ihre Vergangenheit erinnert zu werden. Das zu thun hatte Börne unterlassen. Er hatte im Gegentheil sich eine größere Wirksamkeit auf den Ehrgeiz der Deutschen versprochen, wenn er ihnen recht stark die Wahrheit sagte. Lästig waren Börnen die Einwendungen seiner doctrinären Freunde. Diese räumten den Franzosen nur die Initiative der Freiheit ein, den Deutschen aber sprachen sie eine organische Begründung derselben zu. Bei uns müsse alles nach dem Maaß gegebener

*) E. M. Arndt verspricht das. Er giebt Schriften heraus mit dem Titel: „An meine lieben Deutschen." Zu dem lauten Ton will die große Masse bei uns angeregt sein.

## Das deutsche Stammleben.

Es wird so viel aus dem Einzelleben der deutschen Stämme seit einigen Jahren zu Tage gefördert; es regen sich alle Provinzen, um ihre Erinnerungen, Sitten und Eigenthümlichkeiten zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und die Erfrischung unserer Literatur durch diese Einflüsse des deutschen Stammlebens ist einige Zeit hindurch sogar epochemachend gewesen.

Dennoch fehlt uns theils noch ein großer Reichthum an noch immer nicht lebendig genug dargestellten Nüancirungen der deutschen Sitte, theils auch die Zusammenstellung und *vergleichende* Schilderung der Stammeseigenthümlichkeiten nebeneinander.

K. J. *Weber* gab in seinen „Briefen eines reisenden Deutschen" Beiträge zu dem Unternehmen, dessen Vorschlag wir im Sinne haben. Doch kannte er Norddeutschland zu wenig und seine Zeit der Beobachtung ging ohnehin über Napoleon nicht hinaus.

Einen feinen Blick und ein dazu gehörendes scharfes Ohr für das Belauschen der verschiedenen Abschattirungen

der Sprach- und Umgangsweise ganzer Striche in Deutschland hatte der zu früh verstorbene gemüthliche schriftstellerische Plauderer **Theodor von Kobbe** in Oldenburg. Er konnte Nüancirungen der Sprach- und Umgangsformen aus sogar unmittelbar aneinandergrenzenden Oertlichkeiten, z. B. Hamburg und Bremen, Hannover und Braunschweig, mit dem ergötzlichsten Humor wiedergeben.

Und diese Unterhaltung, die sich auf einem feinen Studium begründen mußte, ist keine müßige.

Wer würde bestreiten, daß z. B. folgende Elemente, zusammensitzend an der Table d'Hote des Rheinischen Hofs in Mainz, einen in jeder Beziehung anregenden Eindruck machen:

Ein mainzer Advokat, — ein zur Polizeiverwaltung versetzter schweigsamer und sehr zugeknöpfter darmstädter Beamter, — ein frankfurter Bankier, — ein mannheimer Reisender in pfälzer Taback, — ein nassauer Oekonom und Viehzüchter, — ein frankenthaler Weinhändler, — ein Landadeliger aus dem Westerwald, der an dem Texas-Verein des Grafen von Castell betheiligt ist, — ein geistlicher Herr, eben aus Aachen in Pius-Vereins-Angelegenheiten angekommen, — ein fahrender Literat aus Leipzig, — ein Schauspieler aus Hamburg, am mainzer Theater gastirend, — ein preußischer Besatzungsmajor mit drei Lieutnants, von denen der eine aus Saarbrücken, der

zweite aus Crefeld, der dritte aus Posen gebürtig ist, — still und schweigsam abgeschlossen ein österreichischer Offizier vom Geniecorps, — ein bonner Professor mit vorherrschender Tendenz zum Rothen Adlerorden, — eine reiche Kaufmannsfamilie aus Bremen, auf einer Vergnügungsreise begriffen, — ringsum dann die aufgeputzte, französirende Kellnerwelt, ja sogar die in einem Winkel aufgepflanzte, von Strasburg herabgekommene Musikbande mit drei weiblichen Milanellos, geigenstreichenden Mädchen oder ausgewachsenen bratschirenden Jungfrauen, — kurz, wer sich in diesen Reichthum nicht nur sprachlicher Verschiedenheiten, sondern auch in dies Chaos der abweichendsten Tend und Auffassungsweisen des Lebens und der Zeit hineinversetzen kann, wird uns zugeben, daß auf diesem Gebiete unserer Sittenauffassung noch ganz neue Eroberungen zu machen sind und in der **Charakteristik des deutschen Stammlebens** eigentlich noch so gut wie nichts geschehen ist.

## Schweizererinnerungen.

### I.

Du ſtolze, herrliche, »freie« Schweiz, zum Gleichgewichte Europas der felſenſchwere Mittelpunkt, Land der Heerdenglocken, Alpenmatten, der engliſchen Penſionen, der ſouveränen Hauderer, der Drei- und Fünffranken-Diners und des Honigs zum geregelten Frühſtück!

Wie mag dem Flüchtling zu Muthe ſein, dem die politiſche Weltordnung, wie ſie mit ihren Steckbriefen und Gendarmen einmal vorhanden iſt, auf den Ferſen ſitzt und ſein Fuß betritt die erſten Schollen deines Gebiets, deſſen Cantonalwappen auf den Grenzpfählen ſich etwas ungaſtlich mit Bärenköpfen, Ochſenköpfen, mit Schafen und mit Widdern ankündigen?

Wonnebelebt, geiſtgeſtärkt, aufathmend begrüßt man auch, wenn man, ohne Flüchtling zu ſein, ſich dir naht vom Departement des Doubs, in Pontarlier die letzten rothen Pantalons der franzöſiſchen Soldaten ſieht, durch die Schluchten des Jura ſich windend den Boden betritt, wo die erſten blumengezierten durchbrochenen Gardinen wieder rund und traulich um die Häuſer ſich ziehen!

Die Provinz in Frankreich!

Sie mag dem Forscher Reize bieten — wo sind nicht Grabsteine der Vergangenheit zu lesen! Und wo Menschen leben, ist es an sich dem Menschen immer Verweilens werth — aber so nur durchfliegen müssen durch diese langen, sonnenbeschienenen Flächen, durch diese wenigen Wälder, diese mäßigen Höhen, über diese ausdruckslosen Flüsse, so nur Steinmassen erblicken, die man Städte nennt und die uns am Ostthor eben so in Erinnerung bleiben wie man am Westthor in sie eingefahren ist; Dörfer frei, offen, wie hingeworfen und ausgesetzt nur auf die Landstraße, armen Findlingen gleich; Bauernhäuser von Steinen, ohne rankenden Wein oder mindestens Bohnengrün an den kahlen weißen Wänden, ohne Farbenschmuck und Blumenzier; da und dort zwar ein Herrenhaus mit eiserner Pforte und goldener Wappenkrone und geebneter Parkanlage, aber kalt, vornehm und schnörkelig wie eine Erinnerung aus den Zeiten der Marquise von Créquy; nirgends das Lauschige, Trauliche, Winkelige, Versteckte, Heimliche der deutschen Landexistenz. . .

Wer wäre nicht froh, dieser Monotonie zu entfliehen?

Besançon war die letzte größere französische Stadt.

Hier an der Einfahrt durch die Festungsglacis begriff man die Vortheile, die man sich im Hotel des Capucines zu Paris vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten für baare zehn Franken erkauft hatte!

Der Paß wurde in Folge des quittirten halben Napoleon in Ordnung gefunden. Man konnte zum letzten male die berühmte Artigkeit der franzöſiſchen Gendarmen, Poſtbeamten, Conducteure genießen, dieſe Artigkeit, welche bei Letztern die Reiſenden ſchon lange für nicht viel mehr als ein Stück Paſſagiergut in Wachsleinen betrachtet und ſich verwundert, wenn ein ſolcher lebloſer Gegenſtand anfängt zu ſprechen, zu fragen, Erkundigungen einzuziehen.

Wie verdrießlich iſt doch in gewöhnlicher Begegnung dieſe franzöſiſche Nation, wie zerſtreut, wie nur beſchäftigt mit — ja womit?

Das mocht' ich ſchon oft unterſuchen und ausforſchen, ſah ich dieſe mürriſche, grobe Apathie, dieſen in ſich vergrübelten Egoismus, dieſe unfreundliche, ſtöhnende und gelangweilte Pflichterfüllung! Die Erfahrung iſt nicht neu. Die Republik — ich machte dieſe Reiſe 1852 — iſt daran unſchuldig. Schon lange hat man die ernſteſte Veranlaſſung, als Menſchen- und Nationenfreund zu fragen, was nur den Franzoſen, wenn ſie in ihren Functionen ſind, dieſe ungehobelte, maſſive Verdrießlichkeit gibt? Hochmuth iſt es allein nicht; denn da ſie gern regieren, ſo ſollte ſie eine Function heiter ſtimmen. Leiden ſie unter einer Vorſtellung von größerm Glück als ihnen beſchieden iſt? Verachten die Dienenden aus Stolz ein Publikum, das auf ihre Dienſte angewieſen iſt? Oder

rechnen sie im Stillen ihre Gewinnste aus und legen sie zu ihren häuslichen Capitalien und calculiren sie beständig, wann sie sich endlich zur Ruhe setzen und von ihren Renten leben werden? Oder ist endlich die Schreckenszeit des endenden vorigen Jahrhunderts noch nicht vergessen und traut da der Bruder nicht dem Bruder, der Freund nicht dem Freunde, der Gefährte nicht dem Gefährten?

Von dem freudigen Antheil, den bei uns Mensch am Menschen zu nehmen scheint, findet sich in Frankreich nicht die Spur.

Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten noch in den größern und kleinern Provinzialstädten die jungen Militärs.

Man kann von den jungen Offizieren Frankreichs sagen, daß sie für ihre Nation jenes Princip vertreten, das in Deutschland den Studenten zugetheilt ist.

Die junge Offizierswelt der Franzosen hat nichts von dem Geschniegelten der preußischen Lieutenants. Nur etwa in östreichischen Garnisonstädten wird man die ungarischen Cavalerieoffiziere so ungezwungen und mit der ganzen erlaubten Poesie der Jugend in den Kaffeehäusern rauchen, Bier trinken, Domino spielen sehen. Doch auch hier mildert die höhere Abkunft und die Vorschrift der Dienstordnung eine Art, sich zu geben, die die natürlichste von der Welt bei den jungen französischen Offizieren ist.

Dieſe ſitzen in den Kaffeehäuſern wie heidelberger und bonner Studenten. Sie haben im Munde lange quaſtbehangene Pfeifen, die Interimsmütze ſitzt ihnen auf dem Ohr wie ein Cerevisköppel, die langen, nach den Hüften zu ſich breit aufbauſchenden Beinkleider hängen ihnen nach Bequemlichkeit, ſie liegen auf den Bänken ausgeſtreckt und ſtreichen ihre Bärte, die ſie ganz nach eigenem Geſchmack bald à la Henri quatre, bald à la Joinville, bald à la Haynau ziehen. Es ſind die Schüler der polytechniſchen Anſtalten und Militärſchulen. Ihr Halle und Jena iſt Metz, Colmar, Nancy, Paris geweſen. Sie ſind Raufer, Fechter, exerciren des Morgens, leſen den Tag über Alexander Dumas, gehen Nachmittags auf den Fechtboden oder den Kugelfang und bringen die Abende in den Wirthshäuſern zu. Wenn man ſie in ihren kurzſchößigen Jacken über die Straßen der Garniſonſtädte ſchlendern ſieht, glaubt man, nur uniformirt, jene weltſtürmende Jugend von Heidelberg und Halle vor ſich zu haben, die ſich vor zehn Jahren an Herweghs Tyrannenlyrik, jetzt, etwas zahmer geworden, an Otto Roquette's Wein-, Minne-, Lenzes- und Geſangsfröhlichkeit erbaut, die Mitte des Straßenpflaſters da und dort noch zuweilen für den Gänſeſchritt in Anſpruch nimmt und doch wohl noch immer die „Finken“ und Stubenhocker verſpotten mag. Die Ideale dieſer uniformirten und bewaffneten franzöſiſchen Studentenſchaft ſind natür-

lich die gestickten Uniformen künftiger Marschälle von Frankreich und die den französischen Sturmcolonnen gegenüber nächstens zu beweisende totale Unhaltbarkeit sämmtlicher strategischer Exercitien der europäischen Armeen. Sie nur konnte drei Jahre später den Malakoffthurm erstürmen.

Der Canton Neuenburg war erreicht mit seinem gekerften Gebirgsterrain, seinen riesenhohen bewaldeten Berglehnen, seinen grünen Thalgründen und jener Sauberkeit der Wohnungen und Dörfer, die gegen den Schmutz und die Dürftigkeit Frankreichs so wohlthuend absticht.

Diese Sorgfalt der Obstcultur, der Blumenzucht, der Reinlichkeit der Brunnen, des Schmucks der Häuser, diese gekehrte und gefegte Sonntagsnettigkeit auf der Diele, die Wohlhabenheit bekundende Tracht der Frauen, die puritanisch-calvinistische Haltung der ernsten, etwas pedantischen Männer ... man brauchte nicht auf die dunkeln Farben ihrer Röcke, die gesteiften, aufrechtstehenden Hemdkrägen und den unvermeidlichen großen rothen schweizer Regenschirm allein zu sehen, um sich trotzdem, daß Mancher hier noch Französisch spricht, doch schon heimathlich begrüßt zu fühlen von den Segnungen dieses Schweizerlandes, einer selbstgewählten Regierungsform, einer ämsigen Industrie und eines von früher Jugend gewöhnten eigenen Nachdenkens über die wichtigsten Fragen des Menschen.

Es ist wahr, es zog sich wohl Alles enger, begrenzter
ndum zusammen, auch der große Horizont der natio-
len Ansprüche verschwand mit der geschlossenen Fern-
ht, aber bedeutsamer wuchs der Einzelmensch, seine
erson wurde Gedanke, sein Dasein Anknüpfung an die
sichtbare Kette der Geister. Ein höherer vergeistigender
geismus Das, der den Menschen zum würdigen Mit-
ied seines Staats, seiner Gemeinde, seiner Kirche macht.
as Schweizervolk ist nicht poetisch, es träumt nicht in
e blaue Luft hinaus, es läßt die Fürsten und deren
äthe nicht sorgen für das Wohl der Welt und schaut
wa nur gedankenlos zu, was ihm von oben und in
naden beschieden wird, es muß selbst dabei sein, wenn
er seine Rechte und Pflichten getagsatzt wird; aber man
nn um der Poesie und Romantik willen nicht gering
n einem Werthe denken, der für einen höhern Maßstab
ch seine Poesie auch hat, und eine Poesie, die vielleicht
er der gewöhnlichen steht.

In diesem Lande Neuenburg mischen sich noch ganz
gene Farben in das Gemälde des Volkscharakters
d des in der Schweiz landesüblichen Menschenwerthes.

Man sieht nicht nur, daß die besonderen Industrieen
r kleinen Ortschaften, vorzugsweise die Uhrmacherkunst,
e Tausende hier beschäftigt, aus der ganzen Eigenthüm-
chkeit der Menschen herauslugen, sondern auch die Dop-
elnatur eines Freistaats und einer jetzt zwar unter-

Zuſtände, auf dem Wege wiſſenſchaftlicher Erörterung und allmäliger hiſtoriſcher Heranbildung gezeitigt, nicht aber übereilt und am wenigſten durch unzeitige Einſchüchterung der Fürſten verdorben werden. Börne hatte mit jeder dieſer Einwendungen ſeine Noth. Eine ſolche Verwirrung der Urtheile hätte er ſeinen Briefen nicht zugetraut. Der Erfolg derſelben übertraf auch in dieſer Hinſicht ſeine Erwartung.

Da das kurze politiſche Leben, zu dem ſich Süddeutſchland aufgeſchwungen hatte, bald von Einkerkerungen und Prozeſſen abgelöſt zu werden anfing, ſo dachten auch die Lenker der Stadt Frankfurt daran, Börne für den Hohn, den er den deutſchen Verhältniſſen ſprach, zu ſtrafen. An Leib und Leben vorläufig unerreichbar, ſollte er an Hab und Gut die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit fühlen. Man machte Miene, ihm ſeine alte großherzogliche Penſion zu entziehen. Sie dürfte nur in Frankfurt verzehrt werden, behauptete man, ohne ſchwerlich darauf zu rechnen, daß Börne Thor genug wäre, wirklich zu kommen. Börne bevollmächtigte ſeinen Freund Reinganum, einen rechtsgewandten Advokaten, auf dem Römer ſeine Sache zu führen. Es gelang auch dieſem ſehr bald, die Nichtigkeit der geſtellten Bedingung zu erweiſen und Börnen eine Hülfsquelle zu ſichern, deren Urſprung ſich in Zeiten und Verpflichtungen verlor, über welche ſich die Frankfurter Behörden nicht hinwegſetzen durften. Man beharrte auch nicht länger auf jener Bedingung, weil die Sache dann leicht hätte an die Bürgerſchaft kommen und Gelegenheit zu anzüglichen Erörterungen geben können. Reinganum fand in den Aktenſtücken, die Börne einſandte, die Abweichung, daß ſtatt des Ausdrucks les serviteurs du Grand Duché de Francfort, wie in der Wiener Akte die Beamten

brochenen, aber doch noch keineswegs erſterbenen Beziehung zu einem großen norddeutſchen Staate gibt dieſem Schweizercanton einen eigenen Charakter.

Man kann ſich, durch Neuenburg reiſend, nicht erwehren, ſeine Phantaſie in den Contraſten zwiſchen dem, was hier unter dieſen grünen Bergen aufwächſt und gedeiht, und den Beziehungen zu dem Lande der Mitte zwiſchen Niemen und Moſel hin und her ſpielen zu laſſen.

Wie kommen dieſe entlegenen Neufchateller dazu, dem Witze der märkiſchen Sandwüſte einſt zu unmittelbarſter und nächſter Zielſcheibe gedient zu haben?

Wie iſt es möglich, daß dort in dem einſamen Pfarrerhauſe, hier bei einem Nachkommen des alten burgundiſchen Landadels noch jetzt die unmittelbarſte Anknüpfung herrſcht an die doctrinären Geiſter, die da unten jetzt um Sanſſouci ſchweben?

Noch halten die vielen, aus Preußen bezogenen Penſionen, die Erinnerungen verwandtſchaftlicher Bande, die ſchon ſeit Jahren zwiſchen Berlin und dieſen Thälern geknüpft wurden, Briefe und der lebendigſte Bonnen-, Gouvernanten- und Seelſorger-Verkehr die Beziehung zwiſchen dem Canton und der preußiſchen Souveränität ſo lebhaft im Gange, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn man, allen ſchweizeriſchen Verſicherungen von der Abgeſtorbenheit dieſer Einigung zum Trotz, auf einem Volkstage in Locle oder La Chaux de Fonds unter dreißig-

tauſend Stimmen immer noch zehntauſend fanatiſch preußiſche zählt.

„Ihr Abſynth-Extract-Krämer! Könnt ihr eure Abſatzquellen in den berliner Conditoreien nicht der Freiheit unſerer Stimme auf den Tagen zu Bern und Zürich opfern?“

So mögen die Advokaten von Neuenburg ausrufen, mögen die ſentimentale Hingebung an das preußiſche Schwarz-Weiß und den Schnitt der königlichen Livréen von Berlin bei den Paſteren, Gouvernanten und Bonnen lächerlich finden, es ſteht die Frage, ob Sigmaringen, wenigſtens für die Ergebenheit jenes Schweizer-Cantons, der Krone Preußen ein voller Erſatz werden wird.

Gerade in der Entfernung Preußens, in der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Geltendmachung ſeiner Regierungsmethoden, in den Sagen, Geſchichten und Erzählungen Derer, die ſo glücklich waren, einſt die norddeutſche Hauptſtadt geſehen zu haben und eine Weile in ihr zu leben, liegt für dieſe Verbindung ein Reiz, der, gehoben durch die Intereſſen des kirchlichen Glaubensbekenntniſſes, eine Rückkehr zu dem frühern Verbande nicht unmöglich machen könnte, freilich aber auch in dem ſtillen, friedlichen und, wie es ſcheint, muſterhaft geordneten Canton traurige Störungen der Ruhe und der Bürgereintracht hervorbringen würde.

So athmet man denn die reine und volle Schweizer-

luft erſt, wenn man von den Höhen des Jura niederrollt, vom Neuenburger See und ſeiner mächtigen Ausdehnung bei St. Blaiſe Abſchied nimmt und an der Zielbrücke auf berner Boden tritt.

Die Gegend des Aarberger Mooſes iſt unfreundlich und kahl, aber bald iſt Ins, bald Aarberg erreicht, bald ſteht die volle behäbige Stattlichkeit eines berner Bauernhauſes vor uns.

Willkommen nun, ihr Sitze der Kraft, die ſich über all ihre eigene und gleichbleibende Art erhalten hat!

Angelehnt an einen ſanft aufſchwellenden Hügel, umgeben von einem Baumgarten, wo die ſpätreifenden Früchte in das ſchwellende Gras niederfallen oder auf Leitern gewonnen werden, die, zuſammengeſtellt, an einem mächtigen Apfelbaume des Herbſtes warten, liegt es da!

Neugezimmert von friſchem Tannenholz das Stacket des Blumengartens, deſſen zierliche Ordnung mit ſeinen kleinen abgezirkelten Beeten faſt zu ſymmetriſch in dieſem freien Wachsthum blüht und zu geſuchte Farbeneffecte ſpielt ...

Das Bienenhaus mit ſchützendem Dach ausſchauend in die Wieſe mit ihren tauſend leckenden bunten Sternchen und Knöpfchen; Hühner und Tauben hüpfend und fliegend hin und wieder vom neſſelbewachſenen Winkel am Stacket und dem mächtig thronenden Düngerhaufen zum gewaltigen Wohnhaus mit ſeinem hochüberragenden Schindeldach ...

Dieſes öffnet ſich am Giebel zur obern Galerie von à jour gefaßtem Holze; durch zwei Säulen ſtützt dieſe das oberſte Dach, trägt Roſen- und Nelkenſtöcke am innern Simſe, birgt das Heiligthum der Schlafgemächer, die mit ihren Fenſtern auf die oft mit Wappen und durchlöcherten Schießſcheiben gezierte Altane hinausgehen ... Fenſter an Fenſter im untern Hauſe, doch Raum noch für die Scheibe einer Sonnenuhr ...

Am Eingang die Plauderbank, über ihr zum Trocknen von der Vordergalerie herabhängendes Linnen ...

Des Hauſes Pforte faſt verſtellt von Waſchkübeln und Zubern und Milchgefäßen ...

Dicht am Hauſe der Brunnen mit ewigrieſelndem Quellwaſſer, plätſchernd belebt und belebend; die Mägde, Knechte, Kühe, Hunde rings um ſich ſammelnd und ihr Gemeinleben genießend und ſich dabei Alle, Menſch und Vieh, wie auf eine Sprache gerichtet verſtehend ...

Das ganze Bild nicht wiederzugeben in ſeinem wahren Eindruck durch die volle Befriedigung der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu den Theilen, durch die gleichſam hingeſtreckte und den Kühen abgeſehene wiederkäuende Sättigung und Selbſtgenüge des hochmüthigſten Bauernſtolzes; dies Brummen, Schnurren, Summen dazu und das Duften vom Heu, vom Gras, vom Obſt, von den Blumen des Gartens und der Wieſen und zuletzt von dem eigentlichen Patſchouli und Tripleextract der Schweiz,

vom Dünger und jener wahren Nektar- und Ambrosia quelle der Landwirthschaft, des flüssigen Befruchtungs Humus, der die Ehre verdient, auf diesem Felde der Cultur das fünfte und vorzüglichste aller Elemente genannt zu werden.

Wir kommen aber in Jeremias Gotthelf's Sphäre.

Ein norddeutscher Touriſt und öder Haide Romantiker wie Unsereins muß ſich von dieſer vollen und grünen Sphäre losreißen und ſich auf eins jener ihm dafür mehr zueigen gehörenden Felder begeben — die Table d'Hote im Faucon d'Or zu Bern.

Hier, nach einiger flüchtigen Abſtäubungstoilette, iſt man vielleicht ſo glücklich, noch einen Platz neben zwei engliſchen Miſſes zur Rechten und einer ſoeben aus dem jetzt aufgewühlten Freiburg geflüchteten Grafenfamilie von neun bis elf Köpfen zur Linken zu finden.

Man hat alſo ſogleich den ewigen Statusquo der Schweiz dicht neben ſich, die Entzückungen über die Schönheiten des Landes für Durchreiſende im Allgemeinen und ihre Schrecken für Die, welche dauernd in ihr wohnen müſſen, ins Beſondere.

## II.

Es iſt ſeltſam in den Schweizerſtädten, wie in ihnen die wildeſte und gehäſſigſte Politik ſo ſtill und geräuſchlos vor ſich geht.

Man kann dieſe vor den Fremden aufrecht gehaltene Discretion nicht genug bewundern.

Im Sommer wenigſtens macht ſich das ganze aufgeregte Staatsleben der Schweiz nur wie im Incognito.

Man will eben eine Revolution beginnen; die große Glocke eines Hotels kündigt eine ſechsſpännige Equipage an, eine Lordſchaft fährt vor und man ſchiebt ſeine Ueberzeugungen und Leidenſchaften, ſeinen Zorn und ſeine Rache bis auf Weiteres auf.

Schreiber Dieſes war in Luzern kurz vor dem Sonderbundskriege. Die Partei der Kapuziner ſtand wie mit brennender Lunte. Man ſah Schrecken und Furcht auf ſchweigenden und ſich gleichgültig ſtellenden Mienen. Väter waren gefallen, Brüder verbannt, die furchtbarſte Tendenzverdächtigung füllte die Gefängniſſe... Aber die Reiſenden gingen dabei ab und zu und die Veranſtaltungen der Wirthe und was zu ihrem Wirken gehört,

waren so gut getroffen, daß die meisten englischen Ladies mitten in einem arkadischen Frieden zu leben glaubten. Nächtliche Ueberrumpelungen der Thore und der Zeughäuser wurden ihnen für harmlose Schießübungen dargestellt. Nicht die Angst der Ladies, nur die ahnende Unruhe ihrer Schooshündchen bestimmte sie zur Abreise.

So war auch im benachbarten Freiburg die jetzt daselbst herrschende radicale Partei in größte Bedrängniß gerathen durch den Tag von Posieux, wo die Freunde der („Geld ins Land bringenden“) Jesuiten wieder ihre Kräfte zählen wollten und sich in erschreckender Ueberzahl einstellten. Die bewaffnete Macht Freiburgs war consignirt, Familien flüchteten ins berner Gebiet, man erwartete Nachrichten von Feuer und Flammen, aber die von Freiburg kommenden Durchreisenden hatten, im Angesicht der beginnenden Saison, von alle Dem nichts gemerkt.

Und in Bern selbst hatte eben die Aufhebung des Seminars von Münchenbuchsee die daselbst jetzt unterdrückte liberale Partei in leidenschaftliche Bewegung gesetzt — in Freiburg herrscht die liberale, dicht daneben in Bern die aristokratische Partei und so geht es abwechselnd und ein Canton dem andern widersprechend durch die ganze Schweiz. Artikel gegen Artikel schleuderte man sich in den Blättern zu, die öffentliche Scene blieb aber ruhig und die Fremden konnten gewiß sein, von alle Dem unbehelligt zu bleiben.

Bei den Streitigkeiten wegen des Seminars in Münchenbuchsee, das die jetzige conservative Regierung seines, wie man behauptet, verwilderten, demokratischen und neologischen Geistes wegen aufhob, wurde auch mannigfach Jeremias Gotthelf oder Pastor Bizius in Lützelflüh genannt, auf den ein deutsches Ohr, wie sich von selbst versteht, sogleich aufmerksam hinhört.

Bizius hat, wie die Kenner seiner Schriften sich entsinnen werden, Waffen genug gegen das moderne Schullehrerthum geschmiedet, grobe und feine, lange und kurze, ehrliche Schwerter und unehrliche Dolche.

Dieser wunderbar begabte, ohne Zweifel außerordentliche Schriftsteller ist leider vermöge seines Schweizernaturells so sehr Rabulist, daß er sich besser zum Advocaten geeignet haben würde als zum Seelenhirten. Man schildert ihn als einen behäbigen, vollen, runden Lebemenschen, der gut nach Einsiedeln und Muri paßte. Das Wettern und Kanzelrandschlagen, das Seelenaushunzen in seinen Schriften ist bekannt. Wie Gott ihn dazu mit Witz, Phantasie und der prächtigsten Uebung jener traditionellen Schweizerrhetorik, die von Lavater bis Zschokke meist sehr berechnet bald in Treuherzigkeit macht, bald in Pathos, ausgerüstet hat, wissen Alle. Für unser deutsches Gefühl liegt in dieser Wildheit, in der jähzornigen Leidenschaft und dialektischen Kniftologie eines kirchlichen Streithahns etwas Verletzendes und muß die Bedeutung,

die der ſeltene Genius dieſes Mannes für unſere Literatur haben könnte, ſelbſt für ſeine Geſinnungsgenoſſen beeinträchtigen. Eben noch ſind wir von Bizius' meiſterhafter Auffaſſung und Wiedergabe des Volkslebens ergriffen, ſehen dieſe kalten egoiſtiſchen Bauern in der Kleinwelt ihrer Begriffe und Intereſſen mit der ganzen Kraft geſchildert, wie ſie ſich auf der ihnen zugehörenden Scholle zu ſtemmen und zu behaupten gewohnt ſind, lachen mit dieſem ſprudelnden Humor der Satire, die den Dünkel, die Anmaßung, die falſche Cultur, die Sucht nach Geld und Gut, den Geiz, die verſchlungenſten Irrgänge eines durch die Landesſitte faſt berechtigten und naturwüchſigen Egoismus im Schweizervolke mit allen Waffen eines überlegenen Geiſtes geißelt — und plötzlich ſinkt uns der große Prophet des Worts und der Herzenskündigung zum zornfunkelnden Theilnehmer dieſer ganzen rohen und wilden Parteiwelt herab, wird Parteimann in der ganzen ſchweizeriſchen Bedeutung des Worts, verfolgt die Aufklärung, die Bildung der Zeit, verwechſelt die Ausartungen, die leider auch das Streben zum Guten hat, mit dieſem Streben ſelbſt, ſetzt das Gute allein in die verwerfenſten und kaum noch ſittlich berechtigten Begriffe von göttlicher Ordnung und Heilspflege, malt mit allen Uebertreibungen einer dem Alten Teſtamente entlehnten Phraſeologie die Regierung Gottes in Farben, wie man ſie dem beſchränkteſten Bauer nicht mehr ſo grell auftiſcht,

und tritt Logik, Philosophie und Poesie mit Füßen. So verwirrend, so oft zum Schlagtreffen erhitzend und das Blut zum Kopf treibend wirkt in diesem Manne des Geistes und des Worts die schweizerische Parteiung. . .

Die Gegenpartei hat in berner Blättern Privatbriefe von Vizius drucken lassen. Ein an sich ganz unerlaubtes Verfahren. Sie stellen den Zuchtprediger in derselben Menschlichkeit hin, in denselben lustigen und an sich ganz lebenswerthen Uebergängen von einem Strauß frischer Feldblumen zu einem kräftigen Rinderbraten, von einem Samstagsconcept am Studirtisch zu einer bedachtsam angestellten Probe einer neuen Lieferung Niersteiner, Uebergänge, die sich auch bei seinen Gegnern und überall da finden werden, wo der Mensch, an sich ganz gerechtfertigt, gern sehen muß, daß er von seinen Ueberzeugungen auch sein Brod zu essen und möglichst seinen Wein zu trinken hat.

Aber hat man dadurch nun doch von dem himmlischen Eifer eines Mannes durch authentische Beweise ein solches Bild gewonnen und muß ihn in den allgemeinen irdisch irdenen Topf der Interessen werfen, wo alle Parteiung Egoismus wird, so nimmt sich auch Vizius' Zorneseifer gegen die armen Schullehrer von Münchenbuchsee, unter denen die Schriften von Strauß und Feuerbach circulirt haben sollen, im Ganzen genommen kläglich und über allen Zauber seines eminenten Beobachtungs- und Dar-

des ehemaligen Fürsten Primas genannt waren, Börne oder sein Pariser Notar gesetzt hatte: les fonctionnaires. Börne hatte bei der Abschrift sich wahrscheinlich geschämt, einen Franzosen wissen zu lassen, daß man in Deutschland die Beamten des Staats serviteurs nenne!

Börne begriff nicht, wie ihm seine Freunde so dringend abrathen konnten, wieder nach Deutschland zurückzukehren. Man warnte ihn von allen Seiten. Er zweifelte nicht, daß man ihn für seine Pariser Briefe gefänglich einziehen konnte, aber er rechnete auf eine Theilnahme, die der Sache, welche jene Briefe vertheidigten, dann nur würde genützt haben. Er rechnete, wenn er in's Badische oder Rheinbaiersche reiste, auf öffentliche Verhandlung seines Prozesses und versprach sich von den Debatten, wie von dem ihm ohne Zweifel günstigen Urtheil der Geschwornen (in Rheinbayern) einen in vieler Hinsicht wichtigen Erfolg. Zu Pfingsten 1832 war er auf dem großen Hambacher Feste. Die Frankfurter, welche dem Dr. Wirth einen Ehrensäbel *) brachten, mußten ihm vom Römer erzählen, von den Versammlungen im „König von Preußen," von Adressen, Polenbewillkommnungen, von liberalen Gattinnen illiberaler Senatoren, von hundert Familienzwisten, wo der Sohn nicht mehr die Meinung des Vaters, der Schüler die des Lehrers theilte. Börne war von dem politischen Leben um ihn her so überrascht, daß er eine Erhebung der Deutschen in Masse damals wirklich für nahe bevorstehend hielt. Den augenscheinlich hinfälligen

*) Als König Ludwig von Baiern später einmal Frankfurt besuchte, zeigte er in einem Laden auf einen hölzernen Nürnberger Kindersäbel und fragte: Ist das so ein Säbel, wie Ihr dem Wirth einen nach Hambach geschickt habt?

ſtellungstalents hinaus wie im älteſten Schweizerſtyle von Anno 1777 aus.

Seit Jahren hat mir der Aufenthalt in Schweizerſtädten, Zürich ausgenommen, immer die gleiche Empfindung gemacht.

Man kann immer nur ſo lange in ihnen aushalten, bis die nächſte Poſt abgeht.

In Baſel ſieht man ſich die gemalten Höllenſtrafen an den Hofwänden des Rathhauſes an, wandert eine halbe Stunde auf dem verwitterten Sandſtein des Kreuzganges am Dome, beſucht einen Tractaten- und Miſſionsſchriften-Buchhandel und reiſt ab.

In Freiburg wiegt man ſich etwas auf der Kettenbrücke, hört die große Orgel in der Nikolauskirche, beſucht eine Jeſuitenpredigt und nimmt die Poſt.

In Lauſanne wandert man durch die Promenaden der Stadt, betrachtet ſich das Hotel Gibbon, ſieht ein ſpazierengeführtes Penſionat von jungen Mädchen aus aller Herren Ländern oder wohnt, auf beſondere Empfehlung, einem Damen Thee bei, wo zwei Stunden lang über die Rechtfertigung durch den Glauben und die Gnadenwahl geſtritten wird, und iſt froh, wieder die friſche Luft des Sees zu athmen und auf der Helvetie nach Genf zu ſchiffen.

In Genf bewundert man die Einmündung der Rhone, muſtert die Uhrläden am Quai, vergleicht in ſtiller Be-

trachtung auf der Rousseau-Insel die Statue Jean Jacques' mit seinem frühern Exil, mit dem Schicksal seiner »Briefe vom Berge« und den Scheiterhaufen, die früher hier überhaupt die Polemik für die Menschen, später wenigstens nur noch für deren Schriften lodern ließ, läßt sich seine erste Rechnung im Hotel des Bergues geben und hat Lust auch hier wieder abzureisen. Man wagt es noch einmal — mit dem theuern Hotel des Bergues nämlich —, sieht sich noch einmal die Corraterie, die Festungswerke an, wandert auf die Plattform La Treile, findet heimkehrend einige Landsleute mit grauen Hüten und rothen Bärten, Landsleute, die genau anzugeben wissen, daß am 13. October 1854 Mittags Schlag zwölf Uhr zwischen Reutlingen und Gmünd die allgemeine socialdemokratische Republik ausgerufen wird und die jetzt schon darauf antragen, die Theilung der Güter vorläufig in diesem Augenblicke in Genf beginnen zu lassen. Nun reist man gewiß ab.

Auch auf der Heimkehr laden in Luzern die Kapuziner nicht eben zu längerm Aufenthalte ein.

Nur Zürich ist eine Stadt, in der sich weilen läßt. Deutsche Bildung, helle, lichte Straßen, schöne moderne Bauten, der sonnige freundliche See laden zu längerm Bleiben ein.

Der Schweizer ist kein Städtebewohner.

Auf dem Lande fühlt er allein seine Kraft. Die ge-

ackerte Schelle, die abgeweidete Trift gibt ihm wie dem Antäus seine wahre Stärke.

Selbst dies Bern, ohne Zweifel die Hauptstadt der echten, der zähen und exclusiven Schweiz, diese aristokratisch diplomatische Stadt, die Stadt der Tscharner und der Wenzenbach, hat den Charakter eines Landstädtchens und bringt uns überall nur gedrückte Formen, enge Verhältnisse, beschränkte Maßstäbe vors Auge.

Es ist dies der allgemeine schweizerische Typus des verjüngten Maßstabs und der untersetzten Taille.

Sind es die Berge, die alle Menschenwerke hier doch wie Riesen überragen, oder ist es die Neigung für breiten Grund und Boden und sicheres Feststehen, raketenhoch Hinausschießendes gibt es in der Schweiz nichts. Die Thürme haben ihr Maß, die Häuser haben ihr Maß, die Formen der Kunst sogar, wie ich auf einer schweizerischen Industrieausstellung in St. Gallen sah, bewegen sich beständig in der Kugel, im Viereck, im Dreieck; nichts, selbst bei den Formen von Gläsern und Vasen, schießt dem Wuchs der Tanne oder Palme nacheifernd in ovaler, schlanker, pyramidaler Streberichtung empor. Alles kurz, gedrungen, stämmig, ganz innerlich wohl, aber nur nutzbar und selbst in den Anflügen von Luxus und etwas prätendirender Niedlichkeit, die sich fortwährend finden, doch durch diese angeborene Unfähigkeit zum Schönen nur naiv und komisch.

Behaglich wohnt es ſich gewiß über den berner Schwiebbögen oder Lauben hinter den niedrigen Fenſtern, aus denen die mit Koketterie hinausgelegten rothplüſchenen Fenſterkiſſen ſchauen und mit den zuweilen vom Wind verwehten feingemuſterten St.-Galler Fenſtergardinen die Straßen entlang einen hübſchen Eindruck machen.

Aber was eben ein durchreiſender Fremder nur ſieht und ſehen will, das hält ihn auch in Bern nicht lange auf.

Von der Bärengrube, der prächtigen neuen Aar-Brücke, vom denkwürdigen Münſter und dem Standbilde Rudolf's von Erlach wird man ſeine ganze und volle Befriedigung immer nur wieder ſuchen auf der herrlichen Plattform und dem wunderbaren Naturſpiele, das ſie bietet.

Hier breitet die Seele ihre Schwingen mächtig aus.

Der volle Anblick der Schneekette des Oberlandes weckt, beſonders wenn man ſie von dieſer paradieſiſchen Stätte aus ſchon in früheren Jahren oft und öfter geſehen hat, wahrhaft bezaubernde Stimmungen.

Schöne Gegenden ſind ja überhaupt keine fertig geſchriebenen, nur zum Leſen dargebotenen, bedruckten Bücher mit den und den immer gleichartigen und Allen zugemutheten feſten und alleinigen Gedanken. Sie ſind Bücher mit weißen Blättern. Jeder ſchreibt ſich in dieſe, nur ſchön gebundenen, nicht loſen, ſondern zuſammenhaltenden Blätter die volle Freiheit ſeines eigenen Empfindens ein.

Und ſo hier.

Wer ſchon vier, fünf mal auf dieſer wunderbaren Plattform zu Bern ſtand, die Aar zu ſeinen Füßen rauſchen hörte, die nächſten grünen Matten von Villen, Meierhöfen, Heerden belebt ſah, in der Ferne die ausgedehnte Kette der Alpen vom Wetterhorn bis zum Mönch, von der Jungfrau bis zur Blümlisalp mit bewunderndem Blicke verfolgte, dem geſchah es auch wie mir vielleicht, daß er ausrufen mußte:

Goldener Sonnenſchein! Lichte Nebelſchleier über den grünen Matten! Schäumende Waſſerwoge unter mir, brauſender Abſturz der gletſchergeborenen Aar und in der Ferne ihr ſonnenglänzenden ſtarren Häupter in eurer unveränderten majeſtätiſchen Ruhe! Wißt ihr noch, was ich vor Jahren ſchon aus meinem Herzen hier an dieſer Stelle auf eure ſtille Ruhe geſchrieben? Wißt ihr noch die Abſchiedsgrüße, als die Wanderung von den Savoyer Alpen und vom grünen Leman heimwärts ging? Die Willkommgrüße, als ſie vom Rheine ſehnſuchtsvoll und auf Erquickung hoffend zu euch heranſtieg? Anders ward ſeitdem die Welt, anders ward ſeitdem das Herz: ihr aber gleichthronend in eurer urewigen Ruhe, ihr ruft, wie eben jetzt empfunden, friſch und urſprünglich Wonnen des damaligen Glücks zurück, die mit Schmerzen erkauft wurden, Seligkeiten des Beſitzes, die alle Eingebungen der Reue wegſpotteten, ruft Jugendmuth, Verachtung

der Welt, Glauben an die Schönheit als Reglerin des Lebens, ja an die Schönheit als Geſetzgeberin der Tugend, ruft Namen wach, ausgelöſcht in mir, Erinnerungen, bedeckt ſchon mit Erde, — ihr treuen Wächter, ſchneeige Häupter, ihr habt Alles behalten, was die Seele wie mit ſichtlichem Finger in euch einſchrieb, wiederholt wie gegenwärtig vergangene Stunden, die im Strudel der nur ewig von heute datirenden Pflicht — die Pflicht hat nur dieſen einzigen armen Kalender — vergeſſen wurden! Seh' ich dieſe Zeugen der Natur, höre dieſe Vergangenheit der majeſtätiſchen Stille um mich her, ſo kenn' ich die rechte Unſterblichkeit, die wie ein Duft, wie ein Ton Vergangenes neuauferſtehen, Geſtorbenes wie wiedergeboren ſein läßt. Ein Weltgeheimniß iſt es. Das Ohr der Natur ſcheint taub und doch wird ihr ſo unendlich viel von der Menſchenſeele zugeflüſtert und zugeraunt. Wird ſie es behalten? Wird die ſtumme Zunge einſt Sprache gewinnen und zeugen? Wird ihr Zeugniß von Dem, was ſie aus der ſtilldenkend ſie anblickenden Menſchenſeele vernommen, das jenſeitige Leben ſein, wo alles Verlorene ſich wieder findet und der Geiſt Gewänder anzieht — von denen philoſophiſche Schneider keine Ahnung haben?

Ich wiederhole dieſe Fragen nur, weil ſich vielleicht Mancher ſeine Empfindungen auf der Plattform zu Bern ebenſo zurückruft.

Lassen wir Bern und wenden uns auf der Thuner Straße nach dem Oberlande, nach Unterseen und Interlakens nußbaumbeschatteten Pensionen zu einem längern Aufenthalte, wenn eine Unterkunft so, wie sie zu wünschen wäre, vor Engländern möglich ist.

Darüber ein Andermal!

# Der Zauberer von Rom.

Erſter Band.

Körner hielt die Hoffnung, dies zu erleben, die Enttäuschung über so vieles, was ihm früher an den Deutschen unglaublich geschienen hatte, wunderbar aufrecht. Börne mischte sich in die dichtesten Haufen, schloß sich Prozessionen an, hörte die Reden in dem geschlossenen Cirkel des engeren Ausschusses Mitten unter dem Jubel über das wiedererstandene Vaterland, mitten unter den aufrichtigsten Huldigungen, die ihm die Patrioten darbrachten, wurde ihm — seine Uhr gestohlen. Wenn ihn hier etwas ärgerte, so war es, daß der sich fühlende Volksgeist eben keinen schönen Anfang gemacht hatte. Der Thäter wurde aber bald entdeckt; es war Börne's Barbier, der beim Weggehen die Uhr heimlich zu sich gesteckt hatte.

Da trotz der Junibeschlüsse des Bundestages die liberale Sache im Badischen noch immer im Vortheil war, so wagte es Börne, wie der Erfolg zeigte ungehindert, das Großherzogthum zu durchreisen. Er brachte wieder einige Zeit in Baden zu, wo gewöhnlich Dr. Kramer sein Arzt war, ließ dort einen russischen Offizier fordern, der ihn einige Tage lang beim Eintreten in das Lesekabinet mit zweideutigen Blicken musterte, und reiste, als er eine genügende Erklärung erhalten hatte, nach Freiburg ab, wo ihm Professoren und Studenten huldigten.

Im Allgemeinen hatte er wenig Freude an einem Liberalismus, dessen Cultus in dieser Gegend nicht ganz ohne Eitelkeit getrieben wurde und der, um sich recht lange die Gelegenheit zu schönen Reden zu erhalten, einen badischen Separatliberalismus stiftete, in dessen Interesse man durch Schmeicheleien und Conzessionen mancher Art den „bürgerfreundlichen" Großherzog Leopold zu ziehen suchte. Börne

Der

# Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen vor.

Auf seiner Harzesfeste jubelte Heinrich der Löwe, als Friedrich Barbarossa, wie schon einmal vor ihm selbst in Chiavenna, so in Venedig vor Alexander dem Dritten die Kniee beugte und der Stellvertreter Christi die Worte der Schrift über den gedemüthigten Kaiser sprechen durfte: „Ueber Nattern und Vipern will ich deine Schritte führen!“

Jetzt freilich, und in diesem Jahre erst, sah der Verfasser einen erlauchten ritterlichen Prinzen des österreichischen Kaiserhauses unter demselben Baldachin, der des Patriarchen Haupt bedeckte, in Venedig friedlich dahinschreiten am Tage des Frenleichnam. Die schmetternden Klänge der Hörner, Posaunen und Pfeifleiden der deutschen Regimenter hallten an den Wänden des Marcusplatzes wider. Schlachtengebräunte Generale, den Hut unterm Arm, folgten dem Zuge, den ein weißes, vor wenig Tagen geworfenes Lamm, mit rothen und blauen Bändern geschmückt, eröffnet hatte. Ein blonder Knabe in weißen, schleifenbesetzten Atlasschuhen, angethan wie

einer jener spanischen Infanten, die auf fürstlichen Familienbildern Tizian malte, führte das Symbol der Kirche an einem rothen Bängelbande.

Und dennoch ist der Streit der Welfen und Ghibellinen noch unbeendet!

Unausgefüllt die Kluft der deutschen Einheit und der lateinischen und germanischen Welt überhaupt!

Diejenigen Cabinete kennen wir, denen wenig damit gedient gewesen, als die „Schlacht von Bronzell" nur eine traurige Caricatur wurde!

Wir haben die Liga, haben die Union! Was verbürgt uns, daß nicht das Vaterland eine zweite Schlacht von Mühlberg erlebt, die einst gefahrvollste Stunde unserer Geschichte . . . Nur selbstverständlich wird der Kaiser, der beruhigend den knieenden Fürsten zuruft: „Nicht Kopf abe!" kein Spanier sein.

Das alte blut- und thränenreiche deutsche Vermächtniß, die Spaltung in Süd und Nord, kann noch immer die Bresche werden, über welche hinweg unsere Heiligthümer, Sprache, Bildung, Nationalität, Volkswehl, im Völkersturm genommen werden, und früher oder später ist die Stunde da, wo entschieden wird, ob die Welt den Slawen, Celto-Romanen oder Germanen gehört.

Die nachfolgende Dichtung will, soweit dem Werke eine Wirkung zukommen kann, beitragen helfen die vaterländische Einheit zu fördern. Sie will war-

nen, will ermuntern. Sie will die Gefahren aufdecken einer trügerischen Lockung. Sie will den „lieblichen Ton der Pfeife des Vogelstellers“ nachweisen selbst in dem Busch, wo Tannenzapfen, nicht Orangen reifen. Sie will einem großen, sehnsüchtigen, auch von ihr heilig gehaltenen Hang und Drang der christlichen Völker würdigere Ziele zeigen, als sie sich bisher in der fernen Fata Morgana spiegelten. Sie will für jene heraufziehende Entscheidung den germanischen Kampfesmuth schüren, tausendjährigen Siegerstolz nähren helfen, will den Verräthern unsers eigenen Heerlagers auf ihren geheimsten und nächtlichsten Pfaden folgen. Sie will —

Doch spreche die Absicht des Buches aus ihm selbst!

Der Verfasser widmet es seinem Volke und seiner Zeit.

Er stellt diese Widmung mit ruhiger Ergebung in die Aufnahme, die von einer Seite aus nur die feindseligste werden kann. Häufe sie Schimpf und Schmach — ein Theil der angestrebten Wirkung wird dann erreicht sein.

Wohlwollenden aber, Uebereinstimmenden, Gerechten den innigsten Gruß zuvor! Der Verfasser kennt aus schöner Erfahrung das Glück, für Gemüther zu schreiben, die den Autor gleichsam nur bevollmächtigten das zu sagen, was schon lange ihnen selbst auf dem Herzen brennt. Eine der seligsten Wonnen — Uebereinstimmung! Ein nur leise ange-

ſchlagener Ton und die Hingebung und Liebe führen ihn weiter! Wiſſen: hier lächelt der Leſer wie du: hier feuchtet ſich ſein Auge wie dir: hier erräth er dein Räthſel, noch ehe du zu Ende warſt es zu ſtellen: hier könnte er deiner einfachen Andeutung eine Fülle eigener Erfahrung an die Hand geben: welche Kraft entſtrömt dieſem ſichern Bewußtſein! Findet ihr zu viel grelles Licht, ihr ſeid gewiß, der Schatten wird nachkommen; dunkelt es zu lange, ihr vertraut, daß es bald am Licht nicht fehlen wird! Was iſt hier Gutes, was Böſes? rufen wol ſchon im Beginn die, die gewohnt ſind nur ſich ſelbſt zu hören. Ihr ermüdet nicht, die Anklage oder Vertheidigung der Charaktere allmählich erſt ſich aufſummen zu ſehen. Nur ſchwarze oder weiße Menſchen haben wir Engverbundene in unſerm Erfahrungsbuche nie finden können und .. ſtelle doch, du gefallenes Titanengeſchlecht, Menſchheit genannt, dem Weltenrichter einſt große Aufgaben! Sprüche urtiefer Weisheit fallen am Jüngſten Tage, nicht Schulcenſuren ...

Das erſte der neun Bücher iſt nur ein Vorſpiel, der erſte, ſchwere Jugendtraum eines in ſolcher Art „gemiſchten" Charakters. Der Roman ſelbſt, ſowol in Form wie Bedeutung nach den Anforderungen an einen Roman des neunzehnten Jahrhunderts, wie ihn der Verfaſſer in ſeinen „Rittern vom Geiſt" zu definiren wagte, beginnt erſt mit dem zweiten Buche. Die kleinen Funken, die dort erſt zu zünden beſtimmt ſind und die in den Vorgängen

des ersten Bandes, dem jungen Dämmerleben einer weiblichen Seele, nur spielend auf- und niederhüpfen konnten, wird des Kenners Auge leicht herausfinden. Sei ihre Irrlichtsnatur auch dafür Bürge, daß jetzt wie früher der Verfasser nichts um der nächsten Deutung willen schrieb oder mit greber Absichtlichkeit dem freien Schwebegang der Muse Zwang anthun wollte! Wie sonst wird auch hier das Gesetz des Lebens walten und jede freie Lust am Dasein, jede Regung der natürlichen Empfindung den Keim ihrer höhern Deutung in sich selbst oft völlig unbewußt tragen. Denn in solchem Humor leben wir. All unser Denken und Handeln ahnt die Schatten nicht, die es im Licht der Wahrheit wirft.

Dresden, im Juli 1858.

# Erſtes Buch.

fürchtete, daß von dieser sich mit dem Deckmantel der Loyalität schützenden liberalen Schönrednerei für das Ganze nicht viel Gutes kommen würde. Er zog ehrenvolle Niederlagen zwecklosen Vermittelungen vor. Es ist doch noch besser, daß die Wahrheit unterliegt, als daß sie entstellt wird.

In Baden starb damals L. Robert, den er bedauerte in seinen neuen Pariser Briefen heftiger, als für einen Todten ziemlich, angegriffen zu haben. Aus Freiburg, wohin er im Juli reiste, schrieb er damals an einen Freund: „Welchen moralischen Eindruck meine Pariser Briefe in Deutschland hervorgebracht, glauben Sie kaum. Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken lassen: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung, nicht bloß von Einzelnen, sondern von ganzen Massen, so daß ich, der immer Stille und Zurückgezogenheit geliebt hat, mir oft vor Angst nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für all die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Das ganze Land hat mich fast besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirthshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris. Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth u. s. w. erklärten, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu verdanken, die andern wären erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich Viele an ihre Brust ge-

# 1.

Langen-Rauenheim ist eines jener nordhessischen Dörfer, die mitten im Herzen Deutschlands liegen und denen dennoch nicht so warm gebettet ist, wie es an der Brust einer so großen Mutter, wie das Vaterland, sein sollte.

Sieht man die verfallenen Hütten mit ihren Stroh- und Schinddächern, die dünngesäeten wie frierenden Halme auf den Feldern, das spätreifende Steinobst an den wenigen Bäumen oberhalb eines der vielen Bäche, die da- und dorther von den rothen Felsen des Gebirges so behend niedereilen, als suchten auch sie, wie andere Murmelquellen, blumengeschmückte grüne Matten, so begreift man nicht, wie noch all der Kummer und das Elend es hergeben, daß in der Landeshauptstadt jeden Mittag Schlag zwölf Uhr eine so prächtige Wachparade mit goldgestickten Uniformen und stolzberittenen Husaren aufziehen kann.

Aber Langen-Rauenheim ist darum auch so gut regiert wie Klein-Beckenheim und Ober-Herdersheim, und hat am Eingang und Ausgang seinen bunten Pfahl mit den Landesfarben und den Namen des Regierungs- und

Steueramtsbezirks, zu dem es auf Gottes Erdboden gehört, hat sein Amthaus, seine Spritzenordnung, seinen Feuerversicherungszwang, seinen Büttel, seinen Nachtwächter und seinen sogar landesherrlich salarirten Schulmeister.

Letzterer heißt Gottlieb Schwarz.

Gerade jedoch sein Häuschen ist keines von den schmuckern.

Es lehnt sich fast an die Kirche an, die selbst so grau und geflickt zwischen zwei kleinen Hügeln liegt wie ein großes Storchennest zwischen den Hörnern eines Strohdachgiebels. Es hat sogar Fenster, wo die Scheiben mit alten Schulheften geflickt sind; der Regen corrigirte die Schreibfehler und falschen Grundstriche der bildungsbeflissenen Jugend. Ein Gärtchen liegt dicht in der Nähe mit einem Staket von dürrem Reisig, zwischen dem im Juni manchmal einige Erbsen blühen, falls man im April sie zu säen nicht vergessen hat, was auch schon vorgekommen ist.

Vor Jahren ... ja, damals war es noch anders.

Damals war Gottlieb Schwarz selbstverständlich noch jung, noch mit rosigen Hoffnungen aus einem hochlöblichen Landes-Schullehrerseminar hervorgegangen. Wie herrlich hatte sich das ausgenommen, wenn die jungen Volks-Lehramtscandidaten im Seminargarten Rosenstöcke veredelten und süße Birnen auf saure Quitten pfropften! Auch Seidenzucht trieb man, versandte auch — wenigstens im Geiste — den köstlichsten Honig an die Lebkühler von Frankfurt am Main und Nürnberg! In der Theorie bewährte sich alles prächtig und vielleicht

auch einige Jahre in der Praxis, wenigstens zu Langen-Rauenheim, am Diemel-, Demel-, Lenneres und Tustersbach ... die Geographen haben unter vier Bächen, an denen sie Langen-Rauenheim können liegen lassen, die Auswahl ... dann aber ... ja dann folgte vorzugsweise ein Weib, das nicht richtig gewählt war, folgten Kinder, sieben „lebendige", nächstdem keine Beförderung, keine „Aufbesserung", immer die aschgraue Zukunft und das vielbesprochene Leid eines deutschen Schullehrers, eines Berufes, den plötzlich eines schönen Morgens in Deutschland, dem Vaterlande des Gedankens, der Buchdrucker- und Buchmacherkunst, niemand mehr gewählt haben wird, weil allerdings bei der Locomotive den Ofen heizen einträglicher ist.

Gottlieb Schwarz erntete, vollends als Witwer, Brennesseln, wo er einst von centirten Rosen geträumt hatte ... von jenen saftigen, länglichen, so schön, so schön röthlich angesprenkelten Birnen, die man beim Dessert eines frankfurter Bankiers Tafelbirnen nennt und die selbst die eingeladenen Diplomaten nicht verschmähen in die Tasche zu stecken und sie ihren Kindern vom Diner mit heimzubringen ...

Doch um von Kindern zu reden ...

Gottlieb Schwarz wird soeben von seinen sieben „Lebendigen" eines „los".

Das ist die Lucinde, die Aelteste! Dies mit der damals noch nachschimmernden Romantik des Seminars getaufte Kind Maria Ludovica Lucinda ist eben dreizehn Jahre alt und im Begriff die „Kinderlehre" zu absolviren. Ein nach dem unpoetischen Vergleich eines Fuhr-

manns wie eine „langhalsige Flasche“ aufgeschossenes Mädchen steigt in eine Kutsche zu einer vornehmen alten Dame, die sie nach der Residenz entführen will.

Maria Ludovica Lucinda, die mit solchem Staatsnamen Getaufte, die hätte der Vater eigentlich lieber behalten sollen. Sie war in seiner spät geschlossenen Ehe das erste spätgekommene Kind gewesen (als eines den Anfang gemacht, ging das Niederkommen rascher, die Natur hat ihre wunderlichen Gesetze); sie war noch, wie ihr Name zeigte, von leuchtenden Hoffnungen begrüßt gewesen, und Ida, Clara, Estrella, Balduin, Hugo, Achilles, Patroklus, was sollte nicht noch alles ihr nachfolgen! Doch blieb der hoffnungsvolle symbolische Aufschwung nur bei der Erstgeborenen, und die Spätern hingen schon alle von den Namen derer ab, die ihnen ein Patbengeschenk ins Taufluch binden konnten. Lucinde, die Romantische, ein Nachhall verklungener Jugend-Zaubertöne, — goldenes Morgenroth des Lebens, daß wir dein Bild einst nur noch einmal wiedersehen, im Abendroth! — Lucinde verwerthete sich dem Witwer noch am besten von seinem reichen Kindersegen. Die „Lange“ hatte Neigung zum Schulmeistern. Sie konnte zwar keinen Eierkuchen backen ohne ihn anzubrennen, aber sie stand dem Vater in seiner schon sogenannten „Schulfuchserei“ bei. Sie sprach gerade nicht englisch, nicht französisch, aber an einer alten Wandlandkarte, die sich staatsinventariumsmäßig im Langen-Rauenheimer Schulhause erhalten hatte aus einer Zeit, wo man noch einige Inseln der Südsee und das Innere Afrikas nicht entdeckt hatte, konnte sie stundenlang stehen und ihrer

Zuhörerschaft Wunder vortragen von den Pyramiden, die sie nach Amerika, von den Porzellanthürmen, die sie nach Afrika versetzte. Alle die Gegenden, wo es noch Bären und Wölfe gab, wurden der Langen-Rauenheimer Jugend von ihr im hintersten Indien gezeigt, womit freilich im Widerspruch stand, daß der Revierförster der zwei Dörfer weiter wohnenden Herrschaft dann und wann noch einen von „da drüben herüber", dem Rhöngebirge, kommenden Wolf gegen Weihnachten geschossen hatte.

Gottlieb Schwarz war schon lange in der Stimmung, zu allem, was ihm das Leben bescherte, nur zu lächeln. Die wilden Verzweiflungen, wo der Mensch sich in die Haare fährt und „Gott! Gott! Gott! ist's denn möglich!" oder dergleichen dumme Redensarten ausstößt, hatte er hinter sich. Er lächelte zu dem Abschied seiner Lucinde. Mußten die Kinder einmal „versorgt" werden, so fängt man ja von oben mit der „Latte" an. Die Nächste nach der „Latte", ein Kind, das schon mit indischem Namen nach der Frau jenes Revierförsters Luise hieß, verstand sich zwar nicht so gut auf Geographie wie Lucinde, aber sie rechnete besser und ihre Eierkuchen brannten nicht an; Hannchen vollends, die Trutte — wieder nichts Mythologisches — war erst zehn Jahre alt, hatte aber mehr Sinn für die Wirthschaft als die beiden Aeltesten zusammengenommen; sie ließ sich nie die Mühe verdrießen, nach den geheimen Orten zu suchen, wohin die Hühner ihre Eier legten, sie pflanzte gern und hielt ihre kleinern Geschwister zum Kleiderschonen und Nasenputzen an. Endlich bestand der Rest der Nachkommenschaft des früh gealterten Männleins aus

Knaben, und von denen konnten sich erst zwei die Hosen zuknöpfen.

Das Rathsame, warum erst Lucinde weggegeben werden mußte, lag besonders darin, daß sie sehr hübsch und etwas hoch hinaus war. Sie hatte kostspielige Liebhabereien. Schwarz von Namen und von Haar und Augen, pflegte sie sich gerade gern mit irgendeinem zinnober- oder purpurrothen Stück Zeug zu putzen, mit Bändern und Lappen, und hätten diese ringsum die Pachterstöchter oder die Frau Pfarrerin selbst schon nahe am Wegwerfen gehabt; die flocht sie in das dunkle, schwere und etwas rauhe, ja roßmatratzenmäßige, weil ungepflegte Haar. Sie hatte ferner die Liebhaberei, unendlich träge, gerade herausgesagt faul zu sein, sich den Sonnenschein so in den offenen kleinen, rothlippigen Mund scheinen zu lassen, daß dabei die weißen Zähne wie Perlen blitzten. Sie hatte die Liebhaberei, sich in einer Luke des verwitterten Hausdaches einen Taubenschlag zu halten. Kurz, der Vater ließ die Lucinde ziehen, und sie ging gern: ihre Leidenschaft war die Geographie und ihre Träume spielten „jenseit der Berge".

Das halbe Dorf umsteht den Wagen, mit dem Lucinde in die Residenz fährt.

Man sieht, was ihr auf ihre Lebensbahn mitgegeben wird ... Zwar nicht die vier Hemden, die sechs Taschentücher, das Dutzend Strümpfe, ihr Sonntagskleid, die ein zugeknöpftes Bündel machen; aber den selbstgefertigten Seidenhut, für dessen Form ein urweltliches Modell von der Frau Pfarrerin, für dessen Besatz

Bänder und Lappen von allen Honoratioren, die hier im Bereich der vier Bäche wohnten, entlehnt worden waren. Ihre Toilettegeräthschaften waren in einem wunderlichen Korbe beherbergt, dessen Erscheinen ein allgemeines Gelächter hervorruft. Es ist ein drahtgeflochtener Bienenhelm, in dem Gottlieb Schwarz, ehe er sich verheirathet hatte, in seinem damals erfreulichern Gartenwesen noch nach dem Leben- und Weben in seinen Bienenkörben geschaut und Verwirklichung seminaristischer Ideale getrieben hatte. Manche von den Aeltern, die herumstehen, wissen noch, daß das „Klima" bald äußerlich bald innerlich für Bienenzucht hier zu Lande zu rauh wurde. Dann hatte Lucinde oft diesen Helm benutzt, um der Schuljugend poetische Schauer und Schrecken einzujagen. Als praktische Erläuterung ihres Geschichtsunterrichts über das Mittelalter rannte sie mit vermummtem Kopfe den Kindern nach und veranlaßte Turnierschauspiele, bei welchen mancher Ente der Fuß verrenkt wurde. In diesen dorfbekannten Helm hat Lucinde alle ihre Gebgimnisse verpackt, auch ihre Näh-, Strick- und Stickapparate, die ihr leider in jeder Beziehung zu sehr Geheimnisse geblieben waren. Dann kommt ein Sack mit gedörrten Zwetschen von jener Langen-Rauenheimer Art, die erst sechs Stunden im Wasser quellen muß, bis sie ans Feuer kommen darf, und auch dann noch wie ein Gericht Kieselsteine schmeckt; ferner ein Korb voll Eier, die sehr behutsam im Innern des Wagens untergebracht werden, und zuletzt auf die Höhe des Gefährts, über dem Verdeck, ein großer Waschkorb, den Lucinde sehr feierlich zurückzuschicken versprechen muß. In ihm

gurrt, glucst und gurgelt es durcheinander. Es ist ihr Taubenschlag. Ohne ihre Tauben mochte Lucinde nicht mit in die Stadt, und die vornehme Dame hatte gerade für diese die bequemste und passendste Unterkunft versprochen.

Die Abreise Lucindens war gewiß etwas Merkwürdiges und Seltsames. Sie erregte Staunen genug, jedoch nur Staunen. Keine Thräne floß, beim Vater nicht, bei den ältern Geschwistern nicht; die jüngsten weinten nur, weil sie nicht „mitgenommen" wurden. Die Hauptsorge des Vaters war das baldige Zurückschicken des Waschkorbes; er schlug den Nacht-Eilwagen, die Fahrpost, die Briefpost, die Diligence und mehrere landeskundige Hauderer als auszuwählende beste Retourgelegenheit vor. Die Tauben gab er leichter hin; die kosteten ihm ein „Schreckliches" an Erbsen und dem ganzen Hause an Zeit. „Wer sich Tauben hält, ist immer ein verderbener Millionär", war einer von den Sätzen, wie er dergleichen vor dreißig Jahren in sein Tagebuch zu schreiben pflegte.

Die Kutsche fährt ab; die Leute sehen ihr nach wie der Thurn und Taxis'schen Post. Das Fremde kommt, das Fremde geht ... Gottlieb Schwarz steht vielleicht am längsten. Dann nimmt aber auch er erst nachdenklich noch eine Prise, die er sich „auch noch zu seinem Verderben" angewöhnt hat, und geht nun — es ist Sonnabend Nachmittag, die seligste Zeit des Schullehrerlebens — in die am Ende des Dorfes, vor dem großen Berge liegende Fuhrmannsausspannung. Da pflegten die Fuhrleute und mehrere Conducteure der Thurn und

Taxisschen Postcurse Vorspann, geistigen und leiblichen, zu nehmen. Es war immer eine muntere Welt dort; auch eine frankfurter Zeitung lag auf, die Lucindens Vater eifrig studirte, um auf den Ausbruch besserer Zeiten gerüstet zu sein. Die Zeiten, wo er im „Beiwagen" derselben gesucht hatte, ob nicht endlich seine letzten Einsendungen, die „Ferienphantasieen eines deutschen Dorfschullehrers", seine „Jubel-Vorschläge zur Verbesserung der Volkserziehung", seine „Beobachtungen über die merkwürdige Entwickelung eines Hagebuttenpfropfreises zur Erzielung veredelter Dornröschen", sein „Aufruf an die deutsche Nation zur Abschaffung des überflüssigen Dehnbuchstabens H", zum Abdruck gekommen waren, die lagen weit schon, weit, weit ... hinter ihm ... Um die Erinnerungen zu stopfen und sich gleichsam über die Versorgung seines Kindes zu freuen, trinkt er wol heute einen Schoppen mehr von dem etwas schweren Bier, das die Fuhrleute lieben, ehe sie über den großen Berg machen ... Wol war es bedenklich, daß Gottlieb Schwarz unter ihnen mehr verkehrte, als seiner Stellung und besonders dem späten Heimwanken gut war, wenn Nachts die lieben Sterne blinkten und die vielen Brücklein von vier Bächen beachtet werden mußten, die da alle so still und kühl mit dem Leid der Menschen dahinfließen.

drückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es eben so. Die Studenten sind Abends, als ich schon im Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: Es lebe der Vertheidiger der deutschen Freiheit! Selbst die hiesigen Bürger, die einige Tage später einem liberalen badischen Deputirten, der in meinem Wirthshause wohnt, ein Ständchen gebracht, haben mich auch hinein gemischt und gerufen: Es lebe der deutsche Patriot Börne! Was werden meine Rezensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt sich nicht irre führen. Aber so verblendet sind die Aristokraten, solches närrische Vertrauen setzen sie in ihre alten Polizei-Pfiffe, daß sie nach dem Hambacher Feste in einigen Zeitungen haben drucken lassen: Die Heidelberger Studenten hätten mir in Neustadt ein Gharivari gebracht! Und Tausende waren dort, die das Gegentheil wissen. Bei den hiesigen Professoren hab' ich die schmeichelhafteste Aufnahme gefunden. So auch bei den vielen Freunden aus allen Gegenden, die sich in Baden zusammengefunden, wo ich mich seit der Mitte April aufgehalten. — Meine Rezensenten, so viele mir von ihren Kritiken in Paris bekannt geworden, habe ich in meinen neuen Briefen nach Verdienst heruntergemacht. Meyer und Wurm kommen noch am besten weg. Aber Häring und Andre werden an mich denken. Aus Häring und einigen seiner Geistesverwandten habe ich einen eignen Artikel unter dem Titel: Härings-Salat geschrieben, der als Beilage hinter einem Briefe steht. Einer meiner (anonymen) Rezensenten (Ludwig Robert), dem ich auch den Kopf gewaschen, hat mir vor einigen Tagen den boshaften Streich gespielt und ist ge-

## 2.

Und nun, da ſitzt ſie denn, die „lange Latte“, die „Aufgeſpillerte“, die „Dreege“ (Magere), mit ihren um den kleinen Kopf gewundenen ſchwarzen Zöpfen, ganz das Abbild ihrer Mutter, einer Feldwebeltochter, deren Vater in der Reſidenz ein ſilbernes Portepée hatte tragen dürfen und der ſich unter dem „dummen Bauernvolk“ als civilverſorgter Kreisſteueramtscontrolſchreibereiaſſiſtent einen Steuerrath ſelbſt gedünkt hatte. Trotzig und ſcheu, ängſtlich und feſt, nicht mit Abſicht, ſondern von Natur ſo gemiſcht, hockte das halbreife Mädchen in einem verwaſchenen ehemals röthlich geweſenen Kattunkleide, das ihr ſchon lange zu kurz und zu eng geworden war, in der Ecke der Kaleſche, die langſam die Anhöhen hinaufſchleicht, geführt von einem halbwüchſigen Burſchen, der die Gäule — ſie waren gemiethete, wie der Wagen — ſchonen ſoll.

Die alte Dame, die ihr zuſpricht ſich nicht zu fürchten, ſondern der glänzendſten und beſten Schickſale gewiß zu ſein, iſt einem „Nachtmahr“ nicht unähnlich. Wenigſtens hat ſie eine Naſe, die in einer beſtändigen Neigung

ſcheint auf das vorgeſtreckte Kinn einen zärtlichen Kuß zu drücken. Zwiſchendurch iſt nach den allgemeinen Geſetzen der Natur, inſoweit ſie ſich auf die Bildung eines menſchlichen Antlitzes erſtrecken, bei dieſer edeln Frau ein Mund anzunehmen; doch ſuchte man vergebens nach etwas, was wie zwei Lippen ausgeſehen hätte. Sind wirklich die Verſinnlichungen ſolcher Begriffe zwiſchen der liebevollen Naſen- und Kinnbegegnung der fremden Dame verhanden, ſo preßt ſie doch die glückliche Inhaberin derſelben ſo zuſammen, daß ſie nach oben in der Naſe, nach unten im Kinn gleichſam mit aufgegangen ſcheinen. Verſucht die Dame ferner, was ſie oft thut, über die Oeffnung, die man Mund nennt, ein Lächeln zu zaubern, ſo ſieht man einige Zähne, die wie die einſamen, geköpften Weidenſtumpfe an den Bächlein ſtanden, die man hier zu paſſiren hatte. Die Sprache der Dame iſt hochdeutſch, ſoweit ein gewiſſes Röcheln und Schnurren unartikulirter Zwiſchentöne es erkennen läßt, ſonſt ſogar was man gewählt nennt und „nicht frei von Bildung“. Leider kommt dieſe Sprache aber ſo ſeltſam zu Gehör, als wenn jeder Laut ſich in den innern Gängen der Bruſt verliert. Wie die herabgelaſſene Eimerkette eines großen Ziehbrunnens verrollten die hübſcheſten Anfänge ihrer Reden für das aufmerkſame Ohr des ſie zuweilen ebenſo unheimlich anſchielenden Kindes in dunkle und unverſtändliche Abgründe.

Den Namen ihrer Wohlthäterin und ihren Stand kannte Lucinde, die bereits hinter Langen-Rauenheim der Bequemlichkeit wegen kurzweg in Henriette und hinter dem erſten Nachbarorte ſchon noch kürzer in

Jette umgetauft wurde. Sie fuhr mit der verwitweten Frau „Hauptmännin“ von Buschbeck. Die Dame behauptete in der Nähe auf irgendeinem Rittergute Kapitalien liegen zu haben, welches „Liegen“ sich Lucinde (oder müssen wir nun auch sagen Henriette?) ganz figürlich verstellte. Beim Vorbeifahren an Langen-Rauenheim wollte die Frau Hauptmännin sich über den Dorfsegen ergötzt haben, der gerade aus dem Schulhause strömte, an den lachenden, fröhlichen Kindern, und am meisten hätte ihr „Lieb-Jettchens“ Erscheinung gefallen, die die Kinder gerade aus der Thür entließ und jedem, der nicht Ordre parirte, tüchtig — sie erzählte das soeben lebendig und mit manchem wohlwollenden, leider im Husten erstickenden Hi! Hi! wieder, — einen „Star nickiel“ mit auf den Weg gab. Denn Ordnung muß sein! röchelte die Hauptmännin, als der Eimer ihrer Stimme wieder aus dem Brunnen herauskam, und fügte dann nach und nach hinzu:

Sitz aber gerade, Kind! Schlag nicht die Beine so übereinander, du langes Ding! Ja, fange doch nicht an den Nägeln, Kerl! Guck mir doch nicht zum Schlag hinaus, wenn ich dir's nicht befohlen habe, du —! Ach was, ach was! Nenne mich meine liebe gnädige Frau! Hm, Hm! Lieb-Jettchen! Zieh mir einmal die Schuhe aus, ich glaube, es ist mir ein Stein hineingekommen! Kind, kratz mir ein bissel den Rücken, ich glaube, ich habe was aufgegriffen unter euch verfluch — oder s'ist mein gewöhnlicher Rheumatismus! So, Jette! So! Ha! ha! Ein solcher Name! Lucinde! Wer soll das aussprechen! Solche Schullehrermucken! Halt dich

gerade! Sitz nicht so krumm! So! Brav! Wir werden schon einig werden!

Lucinde that mit Ergebung alles, was ihr befohlen wurde.

Die gnädige Frau von Buschbeck hatte bei ihrer letzten Bewunderung des Langen-Rauenheimer Kindersegens dem Vater den Vorschlag gemacht, diese unter allen hervorragende Erscheinung in die große Stadt mitzunehmen, sie wie ihr Kind zu behandeln, sie ausbilden, erziehen, in Musik und Sprachen, schönen Künsten und Wissenschaften unterrichten zu lassen.

Lucinde hatte dem überraschten und geschmeichelten Vater gelobt, dieser wunderbaren Frau, die auf den Feldern hier Kapitalien „liegen" hatte, unbedingt zu folgen und sich zu fügen, in allem, in jedem, und so ihr Glück zu machen, „was man in Langen-Rauenheim bekanntlich nicht machen könne", wie er dann selbst hinzusetzte. Lucinde hatte dabei gedacht: „Wie weit Amerika ist (wo manche Langen-Rauenheimer schon versucht hatten ihr Glück zu machen) weiß ich!" Sie dankte daher auch, nach dem Ausdruck ihres Vaters, „ihrem Schöpfer", daß eine solche Frau sich gefunden, die sie so ohne weiteres und geradezu innerhalb fünf Stunden aus dem Nest mit sich heraus und in die Welt nahm. Um elf Uhr hatte die fremde Dame den oft bewunderten „Kindersegen" wieder bewundert, um ein Viertel auf zwölf Uhr die Vorschläge gemacht, um vier Uhr kam sie von den Gütern zurück, auf denen sie Kapitalien „liegen" hatte, die Bedenkzeit, die sie gelassen, war verstrichen, der erste Widerstand Lucindens nicht hartnäckig, aus-

genommen was ihre Tauben anbelangte. Dieſe, wie geſagt und wie wir auf dem Verdeck hören können, nahm ſie mit, und ſo hatte Lucinde nicht einmal vorher noch dem Pfarrer, bei dem ſie in „Kinderlehre“ ging, oder der Frau Pfarrerin Abſchied geſagt, ja nicht einmal gegeſſen und getrunken. Das Letztere war vorläufig das Schlimmſte. Sie ſuchte der gnädigen Frau den Stein aus dem Schuh, ſie kratzte ihr den Rücken, ſie hörte nicht blos auf Jettchen, ſondern ſogar ſchon auf Jette, nun aber bekannte ſie auch, daß ſie nichts gegeſſen und getrunken hätte. Na, das war ja gerade das, wonach die Frau Hauptmännin ſchon lange hatte fragen wollen, denn ihrerſeits behauptete ſie auch, zwar nicht Hunger, aber Durſt zu haben, doch im nächſten Orte gäbe es ein vortreffliches Wirthshaus, und daſelbſt ein vortreffliches Bier; und als ſie näher kamen, entdeckte ſie, daß ſie einen andern Ort gemeint hatte ... das Wirthshaus da, das kenne ſie, — da wäre alles ſchlecht, das Bier, die Milch, und da ihr ſelbſt der Durſt inzwiſchen vergangen war, ſo ſchickte ſie die Jette blos an den Brunnen. Die hatte nun wieder kein Gefäß und trank aus der hohlen Hand. Daß ſie auch Hunger hatte, war in der lebervollen und gründlichen Erörterung über ihren Durſt vergeſſen worden.

Es war ſchon Abend, als die Kutſche endlich in der Reſidenz anlangte. Die Laternen brannten ſchon; nach Anſicht mancher Opponenten der Communalverwaltung düſter und ſparſam; für Lucinden war es Feenbeleuchtung. Der arme Tropf ſah ſich wirklich an den himmelhohen Gebäuden, an den Lichtern, an den Carroſſen und vielen

Menſchen „ſatt“, wenn auch die Frau Hauptmännin, als die müde Kaleſche ſo ſchlaftrunken über das Straßenpflaſter hintaumelte, jetzt ein Nachteſſen, das ſie ſogar ins Franzöſiſche überſetzte und Souper nannte, in glänzende Ausſicht ſtellte.

Die Paſſagiere hielten dann in einer der lebhafteſten Straßen an. Lucinde und der junge Wagenlenker luden das Gepäck ab, auch die Eier, auch die Zwetſchen, auch den Bienenhelm, und vor allem den Taubenſchlag. Alles kam durch gemeinſchaftliche Anſtrengung drei Treppen hinauf. Niemand oben empfing ſie. Lucinde mußte vor einer verſchloſſenen Thür die Herrlichkeiten hüten, bis die Frau Hauptmännin nachgekommen war. Sie kam mit den heftigſten Verwünſchungen über die Höhe des Trinkgeldes, das der kleine Knirps von Kutſcher gefordert hatte. Dazu die drei Treppen; ſie brauchte Zeit, bis ſie ſich ſammeln und das Vorlegeſchloß ihrer Wohnung prüfen konnte. Nachdem dies geſchehen, genug gerüttelt und geraſſelt war, ſchloß ſie auf. Lucinde trat in einen kleinen Gang, zu deſſen Rechten die Küche lag. Hier machte die vornehme Dame Licht und beaufſichtigte den weitern Transport des Mitgebrachten. Beim Verſchließen der Eier im Küchenſchrank beleuchtete ſie einen ſteinhart gewordenen Laib Brot. Ja ſo! ſagte ſie. Unſer Souper! Da, Jettchen, raſch! Flink! Drüben im Laden! Wo iſt denn meine Börſe! Hole — hier!

Lucinde ſollte raſch hinunterſpringen und gegenüber in einem Laden friſches Brot holen, auch von nebenan Butter und von noch weiter nebenan aus einem Keller Rettiche, die ſehr delicat ſchmeckten, wenn man, ſagte

Frau von Buſchbeck, einen Salat draus machte mit Eſſig und Oel ...

Wie das alles ſo wonnig mundete!

Als aber Lucinde ſchon im Gehen war und noch einmal zurückkam, weil ſie ja das Geld vergeſſen hatte, ſagte die freundliche, liebevolle Dame:

Kindchen, biſt doch wol zu müde, auch zu fremd, und wirſt es nicht finden!

Und nun ſchnitt ſie ſchon von dem alten Brote vor und holte aus einem andern Schranke mit koſtbarem Porzellan von buntgemaltem meißener Rococo ein allerliebſt geformtes Näpfchen, freilich nur mit Salz gefüllt. Aber „Salz und Brot macht die Wangen roth!“ ſagte ſie, und — Lucinde aß Salz und Brot.

Aber da purren und gurren ja noch die Tauben in dem Waſchkorbe! Den armen Dingern muß drinnen recht bang geworden ſein und verſchmachtet ſind ſie gewiß auch. Morgen ſollte der Tiſchler kommen, hatte es auf der Landſtraße geheißen, und ſollte auf dem Dache eine wundervolle Vorrichtung treffen, einen Taubenſchlag, der nie einen Marder zulaſſen würde. Einſtweilen aber wurde jetzt die Höhlung unter dem Feuerherde ausgeräumt und eins nach dem andern von vierzehn der trefflichſten veredelten Feldflüchter in dieſe unbequeme Wohnung eingelaſſen. Einen Verhau machte man aus umgekehrten Schemeln, Beſen, ausgebreiteten Scheuerlappen. Die „gnädige Frau“ lachte ganz vergnüglich über die lieben Thierchen, nahm den Sack mit Zwetſchen und ging erſt jetzt in ihre vordern Zimmer. Auch hier die Prüfung der vorgelegten Schlöſſer. Auch hier ein behutſames Auf-

ſchließen und ebenſo ſorgfältiges Wiederanziehen der geöffneten Thür. Lucinde wurde nicht aufgefordert zu folgen.

Da ſtand ſie nun, todmüde, in der linken Hand ihr hartes Brot, in der rechten eine Küchenlampe. Sie durfte nicht näher kommen, weil erſt geſtern geſcheuert worden war, und die Decken lagen noch nicht wieder, die koſtbaren, zuſammengerollten, über die Lucinde einigemal im Vorſaal ſchon geſtolpert war. Es verging wol eine Viertelſtunde, bis die Frau Hauptmännin zurückkehrte und Licht gemacht hatte. Wie ſie ſah, daß Lucinde ſo im Vorſaal ſtand und unnützerweiſe den leeren Wänden leuchtete, ſagte ſie:

Donnerwetter, das Oel iſt theuer! Du kannſt jetzt zur Ruhe gehen!

In der Küche gab es noch einen gemüthlichen Verſchlag in die Mauer hinein. Dort öffnete die gnädige Frau und zeigte Lucinden etwas, was wie ein Bett ausſah. „Jettchen“ allerdings war ſo müde, daß ſie nicht einmal ihre Bewunderung vor dieſem Bette, das man wieder unſichtbar machen konnte durch zwei Thürflügel, ausſprach. Sie war nur froh, den mitgenommenen Vorrath von Erbſen, den ſie vorhin ausgeſchüttet hatte, unterm Feuerherde verkruſpert zu hören; ein paar ihr ſehr liebe Kropftauben gurgelten ihre Atzung ganz hörbar hinunter.

Na, und nun kleide dich aus! Gute Nacht! Schlaf nicht zu lange! Träume gut! Sage: Ich wünſche Ihnen wohl zu ſchlafen, meine liebe gnädige Frau! Na, wird's? Nein, ordentlich! Ich — wünſche — Ihnen — wohl —

zu — ſchlafen, — meine — liebe — gnädige — Frau! So! Das war recht! O, wir verſtehen uns ſchon! Wir paſſen zuſammen! Um fünf Uhr aber Reveille! Verſtanden? Gute Nacht!

Ahnend, was Reveille ſagen wollte, und etwas ungewiß, ob ſie wirklich am Ziel der verheißenen Seligkeiten war, ging Lucinde, ſich reckend und dehnend, barfuß und im Hemde noch einmal nach vorn und ſah durch die Glasthür. Der Vorhang ließ ein Ritzchen offen, durch das ſie hindurchſchielte. Ei, kaut nicht die gnädige Frau gerade ihre Zwetſchen friſch aus dem Sack heraus? Es muß doch wol ſein, wenn's auch ein Anblick war, als wenn zwei concentriſche Mühlräder ſich umeinander drehten, nur jedes nach entgegengeſetzter Richtung hin ... Und wie die Zwetſchen auch ſchwierig zu ſchroten waren, ſo mundeten ſie der gnädigen Frau doch vortrefflich, ſodaß ſie ſchon einen Haufen Steine vor ſich hin und zwar ſehr ſauber auf ein Papier gelegt hatte. Sie hielt offenbar ihr „Souper" und blinzelte dabei ſo liſtig mit den Augen ringsum wie eine Katze, die ſich auf ihre nächtliche Wanderung nach Mäuſen freut, und ſonderbar — auch mit den Steinen liebäugelte ſie, als wenn ſie der lockendſte Speck wären, an den jemand anderes noch anbeißen ſollte. Und endlich gar noch ſonderbarer! Wenn die ſchwarzen Augen der gnädigen Frau einen recht ſtechenden Glanz bekamen, dann ſchien ſie ganz blind zu werden. Lucinde wußte das ſchon aus Vorkommniſſen der Reiſe; auch ſie beobachtete ſcharf. Jetzt bewegte ſich der Vorhang. Raſch ſchlich ſie zur Küche zurück, wo

ſie ſich ihren Bettkaſten heraustappte und zuſammengekrümmt auf einen Strohſack ſich niederwarf. Die Lade war zu kurz für ihren aufgeſchoſſenen Wuchs. Doch entſchlummerte ſie und hatte ſogar die angenehme Ahnung — morgen in der Frühe doch noch Wonnen des Paradieſes zu entdecken.

ſtorben, welches mich ſehr genirt, da ich manches über ihn geſagt, was man gegen Einen, der ſich nicht wehren kann, ſchicklicherweiſe nicht ſagen ſoll. Da muß ich denn manches weglaſſen. Auch bete ich jetzt täglich zum lieben Gott, er möge meine Rezenſenten bei Leben laſſen. Wenn mir der Häring auch ſtürbe, ehe meine Briefe gedruckt ſind, ich würde mich aus Verzweiflung ins Waſſer ſtürzen.“ Darauf reiſte Börne in die Schweiz und verweilte mehrere Wochen bei Zürich auf dem Gute des Grafen Pentzel-Sternau, Mariahalden. Er weiß in ſeinen Briefen nicht Rühmens genug über die Aufnahme und Behaglichkeit, die er dort gefunden.

Es verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß die erſten Bände der Pariſer Briefe rein aus einer Art Verlegenheit entſtanden ſind. Börne war nämlich den Abnehmern ſeiner geſammelten Schriften noch einige Bogen ſchuldig, die der Verleger gern zu einem Bande ausgedehnt geſehen hätte. Börne wußte nicht, wie er die dringenden Mahnungen anders befriedigen ſollte, als daß er ſich entſchloß, das Anziehendſte aus ſeiner Korreſpondenz mit Madame W. ausziehen zu laſſen und dies dem Tagebuch aus Soden als Ergänzung zu einem Bändchen beizufügen. Als er die Hälfte der Briefe ſchon in aller Vertraulichkeit geſchrieben hatte, fiel ihm dieſer Plan erſt ein, ſo daß man erſt von den Briefen des ſpätern Datums annehmen darf, daß ſie zum Druck beſtimmt waren. Börne beauftragte ſeine Freundin von Paris aus, in Frankfurt eine Abſchrift des Intereſſanteſten aus ſeinen Briefen fertigen zu laſſen. Dieſe aber, alles hoch und theuer achtend, was aus Börne's Feder kam, ſtellte ein ſo großes Convolut von Auszügen her, daß Börne ſelbſt über die Reichhaltigkeit ſeiner Mittheilungen erſtaunte und mit ſeinem

## 3.

Von dem Morgen an, wo Lucinde erwachte und im Auffahren faſt lebensgefährlich an die ſpitze Naſe der Frau von Buſchbeck ſtieß, die ſie ein für allemal bedeutete: So lange dürfe ſie niemals ſchlafen! (es ſchlug eben eine Uhr mit heiſerm Tone, nicht unähnlich dem Bellen eines alten aſthmatiſchen Mopſes, fünf!) — von dieſem Morgen an blieb Lucinde ein Jahr, neun Monate, funfzehn Tage und drei Stunden bei der Frau „Hauptmännin" von Buſchbeck und in den ſeltſamſten Verhältniſſen.

Schon von der Frau, die fünfeinviertel Uhr die Milch brachte, hörte Lucinde ein lautes Lachen:

Wieder einmal eine in die Falle gegangen!

Weiter war die Milchfrau nicht gekommen, denn ſchon ſchlerrte die Frau Hauptmännin im „Nachtjoppel" und mit einer Haube, deren Spitzen ſich in die uns ſchon bekannte liebende Umarmung von Kinn und Naſe als Drittes im Bunde einzumiſchen ſuchten, aus der vordern Stube heraus und verwies Lucinden jeden unnützen Aufenthalt mit den Leuten, die „ins Haus kämen". „Ins Haus" nannte ſie ihre Wohnung, beſtehend, wie

Lucinde ſah, aus der Küche, einem dunkeln Entree mit Guckloch durch die Thür zur Hausflur, einer Schlaf-, einer Wohn- und Putzſtube. Ueberladen aber war die Möblirung der kleinen Etage allerdings. Für ein zweiſtöckiges Haus würde ſie ausgereicht haben. Was am erſten Abend Lucinde ſchon beim Beobachten des Zweiſchenmahles befremdet hatte, waren eine Menge ausgeſtopfter großer Vögel, einige aus Steinen gemeißelte häßliche Köpfe, die Götzen vorſtellten, ein Porzellan-Chineſe mit einem großen Pfauenwedel, auch eine Lanze, die quer an der Wand hing, mit einem Köcher voll Pfeile, die, wie ſie ſpäter erfuhr, vergiftet ſein ſollten. Alle dieſe Dinge hatte der Herr von Buſchbeck aus Indien mitgebracht. Er war Hauptmann in niederländiſchen Dienſten geweſen, und ſeine Witwe lebte von einer Penſion, die ſie, wie ſie ſagte, aus dem Haag bezog ... die Gelder ausgenommen, die ſie auf dem Lande „liegen“ hatte.

Dieſe vergifteten Pfeile beſchäftigten Lucinden ſo ſehr, daß ſie gleich in der zweiten Nacht von der gnädigen Frau träumte, die ihr im Schlaf erſchien und einen dieſer Pfeile gerade aufs Herz ſetzte. Sie ſchrie im Schlaf auf, und wie ſie aus ihrer Bettlade in die Küche blickte, huſchte auch etwas dahin und klappte nach der Entreethür zu. Sie horchte länger, entdeckte aber nichts. Als ſie am Morgen erwachte und nach ihren Taube ſah, — der Tiſchler war noch nicht beſtellt worden, weil Lucinde nicht früher ausgehen ſollte, als bis ihre „Garderobe“ ganz in Ordnung war; ſie hatte daran den ganzen Tag nähen müſſen — da lag ja eine von ihnen

todt! Das Opfer war glücklicherweise keiner ihrer Lieblinge. Frau von Buschbeck bedauerte den Unfall, fand es aber angemessen, daß man die Taube nicht ganz „umkommen" ließ. Sie wurde zu Mittag von ihr selbst, wie sie's nannte, au gratin zubereitet. Daß Lucinde von einem ihrer Täubchen selbst nichts essen mochte, that ihr leid, denn sie sagte, sie hätte darauf gerechnet. Lucinde mußte sich deshalb mit einer einfachen Milchsuppe begnügen.

Schwerlich würde Lucinde von der Milchfrau ein ferneres überraschendes Wort, das wir gleich berichten wollen, vernommen haben, wenn sie nicht die Schlauheit gehabt hätte, schon durch das Guckloch zu beobachten, wann diese kam. Denn kaum hatte im glücklich erspähten Moment, als sie ohne zu klingeln geöffnet bekam, die Milchfrau gesagt: Was? Sie sind noch da? und dies Noch höchst scharf betont, als auch schon wieder Frau von Buschbeck in Halbnégligé, Joppel und Spitzenhaube erschien und eine weitere „Conversation" unterbrach. Lucinde war eine Gefangene. Die gnädige Frau besorgte die inzwischen nothwendig gewordenen Ausgänge selbst und schloß ihren Pflegling ein. Glücklicherweise glaubte dieser, solche Vorsicht wäre in der Ordnung, da ihr die Stadt als eine Höhle aller Laster und Verbrechen geschildert worden war. Nur daß sie ausschließlich in der Küche und auf dem Entrée verbleiben mußte, wurde ihr zu schwierig. Sie rüttelte wenigstens an dem Eingang zur Wohnthür, aber die vordere Herrlichkeit mit den Erinnerungen an die Wilden fand sie immer verschlossen.

Der Taubenſchlag, der auf dem Boden hergerichtet werden ſollte, kam nicht. Die Tiſchler wären viel zu theuer, hieß es, und vor Mardern blieben die Thierchen unterm Küchenherde geſicherter. Es war ein trauriger Anblick, die armen Luftbewohner in dem engen Raume ſich drängen und einer dem andern auf die ohnehin bei Tauben ſchon ſo ſchwerfälligen Füße treten zu ſehen. Lucindens liebſte Freude war ſonſt geweſen, an der Dachluke zu ſitzen und die kreiſenden Bewegungen ihrer Pflegebefohlenen mit ihren ſcharfen Augen, die ſie bis in die weiteſte Ferne verfolgen konnten, zu beobachten. Sie verbrachte eben damit die Zeit, die beſſer für die Erlernung des Eierkuchenbackens wäre angewendet geweſen. Einzig den paar Kröpfern, die ſich Lucinde aufgezogen, that die Ruhe wohl. Die häßlichen Thiere ſaßen wie die Puterhähne und vergruben die Schnäbel in ihre Kröpfe. Leider aber mußten ſie hungern, was dieſe vornehmen Prälaten am wenigſten vertragen können. Es ſtarben aber — faſt konnte man ſagen „glücklicherweiſe“ — in nächſter Nacht noch zwei von den armen Gefangenen. Es war eine Taube darunter, deren Verluſt Lucinden unendlich nahe ging; eine halb braun und weiße Taube von ganz beſonderer Zierlichkeit, mit einem Halſe, deſſen Federn auf die wunderbarſte Art in ſämmtlichen Farben des Regenbogens ſpielten, ohne daß man eigentlich unterſcheiden konnte, wo die grünen und die blauen Schattirungen anfingen; es ſind die Farbenſpiele der Taubenhälſe eben Wunder, die noch kein Chemiker hat erklären können. Lucinde wußte wohl, daß zu ihrer Wirkung das Licht des blauen Himmels gehörte, von dem

in die nach einer Brandmauer hinausgehende Küche leider sehr wenig hereinfiel.

Auf dem Boden, das entdeckte sie dann allmählich auch, war gar kein Platz, um daselbst einen richtigen Taubenschlag bauen zu können. Sie entdeckte das, wenn sie von dorther Holz holen mußte. Es war das für sie immer eine große Entdeckungsreise, auf der sie vielerlei Neues sah. Es schmerzte sie daher auch nicht zu sehr, als eines Tages die Alte mit einem ganz besonders charakteristischen Tone sagte:

Sackerlot! Die Tauben fressen einem ja das Hemd vom Leibe weg! Das sind theure Kostgänger! Wir wollen sie verkaufen! Was sie einbringen, leg' ich zu deiner Toilette an für den Winter, Jettchen!

Lucinde hatte aus dem Fenster, wenn sie vorn rein machte und nähte — letzteres mußte sie jeden freien Augenblick — und wenn es in der Küche zu finster wurde, in der Vorderstube, schon manche wunderschöne Frau auf der Straße gesehen und träumte dann, wenigstens einen neuen Hut tragen zu können, wenn auch ohne Federn. Sie gab also ihre Einwilligung zum Verkaufe. Die Alte brachte einen Koch aus einem der vornehmen Gasthäuser mit, der sämmtliche Tauben an sich nahm. Wie viel sie dafür löste und wie viel für ihren Winterstaat verbraucht werden konnte, erfuhr Lucinde nicht; denn der Koch kam gerade in dem Augenblick, als ihr die gnädige Frau befohlen hatte auf dem Boden zu bleiben und zwei Trachten Kleinholz zu machen.

Daß sie nur eine „Magd" bei der gnädigen Frau war, das hörte sie dort oben denn endlich auch. Auf

dem Boden trafen sich die Mägde aus dem ganzen Hause zusammen, und da erfuhr sie desgleichen, daß Frau von Buschbeck in der ganzen Stadt den Namen hatte, keinen Dienstboten mehr, aber absolut auch keinen mehr bekommen zu können. Sie plage und quäle ihre Leute so sehr, daß niemand länger als einige Tage bliebe. Die „Miethweiber" schickten niemand mehr, vor der Polizei bekäme sie gegen keine Anklage mehr recht; sie wäre verurtheilt gewesen sich selber zu bedienen, wenn sie nicht auf den Einfall gekommen wäre —

Bei dieser Eröffnung mußte Lucinde schon wieder hinunter. Frau von Buschbeck rief sie selbst ab und fuhr die Magd an, die in einem Nebenboden Holz spaltete und wol „ihre Dienstboten verführen" wolle? Vor ihren Augen mußte Lucinde zwei Trachten Holz aufpacken und in die Küche tragen. Jetzt war Platz wieder unterm Feuerherd. Die Tauben waren fort. Die gnädige Frau behauptete, schlecht bezahlt werden zu sein; sie gab von dem, was sie von dem Koch empfangen, nur die Hälfte an, und Lucinde hörte es kaum; sie überlegte sich nur, was sie gehört: Frau von Buschbeck hatte in der Stadt keine Magd mehr bekommen können und holte sich deshalb — eine doch wol vom Lande? Ihr Räthsel war gelöst.

Ehe sie dabei mechanisch das Holz verpackte, wollte sie doch erst die vielen kleinen Federchen wegnehmen, die von ihren Tauben zurückgeblieben waren. Sie waren so blau, so weiß, so goldbräunlich, und jede Feder erinnerte sie gerade an die Verschwundene, der sie angehörte ...

Das gibt ein schönes Nadelkissen! sagte die Frau Hauptmännin. Es war eine dieser Frau eigene Kunst, daß sie die Phantasie ihrer Pflegebefohlenen immer anzuregen wußte. Erst der Winterstaat, nun das Nadelkissen! Was sind dem Kinderherzen nicht alles Eingänge zu den herrlichsten Feenschlössern!

Allmählich aber kam Lucinden das Vollgefühl ihres traurigen Looses. Da hatte sie schon in einer Nacht vor dem letzten Braten, den sie gehabt (Taubenbraten), selbst gesehen, daß die gnädige Frau, die an Schlaflosigkeit zu leiden schien, an ihre Bettlade kam, sie überleuchtete, das Licht auf den Feuerherd stellte und eine der Tauben nahm und ihr mit raschem Griff eigenhändig den Hals umdrehte. Dann legte sie sie wieder ruhig zu den übrigen und stellte, als wäre nichts geschehen, die Zuber vor. Lucinde glaubte zu träumen. Aber es war ganz wirklich so gewesen. Der Augenschein des Morgens bestätigte es. So gingen anfangs die Tauben fort, so gingen die Eier, so die Zwetschen. Auch den Korb schickte sie nicht an den Vater zurück, worüber Lucinde sie zum ersten mal etwas trotzig zur Rede stellte. Aber die Alte wußte zu zähmen; vorzugsweise durch Hunger. Abends, als auch Lucinde zum ersten mal ihre Krallen gezeigt, brachte die Hauptmännin einen Haufen trockener Zwetschensteine. Lucinde bekam die Anweisung, sie mit einem alten Ziegelsteine, der vom Feuerherd losgegangen war, aufzuschlagen und sich die „kostbare" Mahlzeit der Kerne für den Abend munden zu lassen. Ein Trunk Wasser dazu würde die Kerne besser aufquellen lassen ...

Lucinde gehorchte wol, doch in den ſchwarzen Augen der Schulmeiſterstochter brannte mehr als nur Gehorſam. Sie mußten ſich nur immer erſt orientirt haben, und dann geriethen dieſe Augen in eine Glut, die von ſeltſamen Gedanken geſchürt werden konnte. Liſt weckt Gegenliſt, Tyrannei Widerſtand. Und wer weiß, ob Lucinde ein Weſen iſt, das ſich überhaupt nach ſanfter Rede, Güte des Herzens, Liebe und ſchonender Obhut ſehnt! Schon können wir ſagen, daß ihr nie die Zähne weh thaten, daß ihr nie ein Schnupfen Fieber machte, nie eine Zurückſetzung Thränen koſtete. Sie half ſich immer gerade ſo weit durchs Leben, als ſie das Leben verſtand, und ihre Waffen waren in früheſter Zeit ſchon die geballte Fauſt, dann die ſpitze Rede, jetzt die Verſchlagenheit ... Sie fängt mit der gnädigen Frau, die ſie nun „bald weg hat", wie ſie den Mägden des Hauſes, die ſie aufhetzten, eingeſteht, einen Kampf an, nicht etwa auf Leben und Tod, ſondern einen Guerrillakrieg innerhalb der von der gnädigen Frau ſelbſt gezogenen Schranken. Sie hat allmählich dabei die ſchöne Stadt ſich „herausgeluchſt", die herrlichen Gärten, die großen denkmalgeſchmückten Plätze, die Soldaten, die Offiziere, die ſchönen Umgebungen und die bezaubernden Fernblicke in ſonnenbeſchienene Ebenen und nach neuen blauen Hügelrändern hin; ſie erwiſcht aus dem Bücherſchranke des, wie ſie gehört hatte, noch gar nicht verſtorbenen niederländiſchen Hauptmanns Bücher; ſie dringt darauf, daß ſie, noch immer nicht eingeſegnet, wenigſtens in die Kirche gehen darf; ſie ſchreibt ſeitenlange Briefe nach Langen-Rauenheim, worin ſie freilich das Ausbleiben des Korbes entſchuldigen und

eine Menge Erfindungen mittheilen muß, weil die gnädige Frau die Briefe erſt lieſt, ehe ſie ſie abgehen läßt. Und nun macht es ihr gerade Spaß, die komiſchſten Erdichtungen zu ſchreiben, nur damit die „Alte" ſich ärgert oder in jene Blindheit verfällt, die ſie überkommt, wenn ihre unruhigen und geſpenſtiſchen Gedanken ganz nach innen gehen. Lucinde ſchreibt von Bällen und Gaſtereien, und die Alte lieſt es, als hörte ſie die Geigen rauſchen und die Schüſſeln klappern. Sie läßt den Brief abgehen und iſt ſogar milder als ſonſt, weil ſie dann ſtundenlang nicht aus einem wie ſomnambulen Zuſtande herauskommt.

Um ſo gräßlicher ihr Erwachen! Dann war's doch, als beſchuldigte ſie Lucinden, der „ſchwarze Teufel", wie ſie ſie nannte, wolle ſie erwürgen. Dann hatte die menſchenfeindliche, geizige Frau Blicke ſo voll Gift wie ihre javaniſchen Pfeilſpitzen. Wie der Taubenfalk ſchoß ſie hinter Lucinden her, wenn dieſe nur einmal gelacht hatte; ſie krallte mit ihren dürren Fingern in ſie ein wie jener, wenn er aus Himmelshöhen niederſchießt. Die böſe Frau hatte keinen Schlaf. Sie fürchtete entweder Geſpenſter oder ſich ſelbſt. Sie leuchtete um Mitternacht in die Winkel. Kam ſie an die Bettlade Lucindens, ſo hielt ſie das Licht über die Halbſchlummernde und ſchrie ſie an: Das kann ſchlafen! Das kann die Augen zuthun! Oft mußte Lucinde aufſtehen und ihr um zwei Uhr Morgens vorleſen, Reiſebeſchreibungen, Erzählungen von den Wilden, zuweilen auch Legenden. Frau von Buſchbeck ging jährlich einmal zur Kirche; ſie war katholiſch. Wenn aber Lucinde um ihre Ein-

ſegnung drängte, nahm ſie alle Bücher fort und ſagte: Unſer Herrgott iſt der Satan! Sie war ſo geizig, daß ſie ſich eine alte Guitarre, auf der ſie in den Abendſtunden klimperte, nicht einmal neu mit Saiten beziehen ließ. Auf zwei Saiten ſpielte ſie alte ſentimentale Lieder und pfiff dazu. Da ſie dies ohne Lippen thun mußte, ſo klang es wie leiſer klagender Nebelwind auf der Heide. Der Anblick dieſer grotesken Scene war Lucinden nicht vergönnt, denn Frau von Buſchbeck ſchloß ſich ein, wie ſie faſt immer that, beſonders nach jedem Erſten im Monat, wo der Poſtbote eine anſehnliche Summe in einem mit adeligem Petſchaft verſiegelten Briefe brachte. Da mochte ſie zählen, was ihr Geiz aufhäufte. Oft lauſchte Lucinde und hatte die liſtigen Augen an die Fenſterſcheiben der Stubenthür gedrückt. Sie unterließ aber auch das, als eines Tages auf der entgegengeſetzten Fläche der Scheibe das volle Antlitz der plötzlich hinter dem Vorhang auftauchenden Hauptmännin ſie angrinſte. Sie war von dem Anblick ſo entſetzt, als hätte ihr eine Fledermaus auf der Naſe geſeſſen. Sie bebte ſo, daß ſie nicht einmal entfliehen konnte, ſondern ruhig geſchehen ließ, daß die Thür ſich öffnete und ſie zur Strafe ihre gewöhnliche körperliche Züchtigung erhielt.

Dabei liefen Tag und Nacht zuſammen. Hatte Lucinde bis drei Uhr nach Mitternacht vorgeleſen, ſo meinte die Hauptmännin, bis vier wäre nur noch eine Stunde und man könnte gleich aufbleiben und ans Tagewerk gehen, worunter ſie Nähen und Stricken verſtand. Die Hemden und Strümpfe, die Lucinde lieferte, gingen und kamen: ſie behauptete, für eine Anſtalt, die gut zahle;

Verleger über die beste Art der öffentlichen Benutzung zu unterhandeln anfing. So ergab sich zuletzt die gesonderte Erscheinung derselben.

Als Börne wieder in Paris war, erschien die zweite Sammlung seiner Pariser Briefe. Obgleich größtentheils der Bekämpfung seiner Gegner gewidmet und wiederum nur sprungweise den Tagesgerüchten folgend, enthalten sie doch Partheien von dauernder Bedeutung. Die Urtheile über literarische Erscheinungen der Pariser Wintersaison von 18$^{31}/_{32}$ erinnern an die feinsten und gediegensten Urtheile der frühern Epoche Börne's. Einige dramaturgische Zergliederungen sind Meisterstücke, wenn auch das z. B. Victor Hugo gespendete Lob zum Theil von der Verliebe für alles Neue und Kämpfende, der sich edle Gemüther nie entziehen können, eingegeben ist. Ueberraschend waren die Bemerkungen über einige neue Schriften von Heine, dem Verfasser der Reisebilder. Er nannte ihn einen Knaben, der auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen hasche. Er warf ihm Wankelmüthigkeit und Egoismus vor. Er mahnte ihn, von seinem dichterischen Talente einen edleren und seiner eignen Vergangenheit würdigeren Gebrauch zu machen. Die selbstgefällige Art, mit der Heine in den französischen Zuständen die wichtigsten Ereignisse nur zur Folie seiner scherzhaften Einfälle machte, hatte ihn empört. Dem Style opfere er die Ueberzeugung. Als das Verhältniß schon zum völligen Bruche gekommen war, äußerte Börne einmal: „Es ist Heinen ganz einerlei, ob er schreibt: Die Republik ist die beste Staatsform oder die Monarchie. Er wird immer nur das wählen, was in dem Satz, den er eben schreiben will, grade einen bessern Tonfall macht."

sie spare alles für Lucindens Zukunft. Oft wurde sie, wenn gar zu böse Stunden kamen, so tückisch, daß Lucinde manche Arbeit dreimal thun mußte, nur damit ihre Peinigerin über dies und jenes ihren Willen hatte.

Eines Tages klingelte ein Polizeiagent und verlangte Einlaß.

Er erklärte rundweg, Frau von Buschbeck sollte auf dem Amte erscheinen und sich wiederum rechtfertigen wegen unmenschlicher Behandlung ihrer Dienstboten, wie schon öfters.

Eine Menge Menschen aus dem Hause und der Nachbarschaft drängte nach. Beinahe wäre ein Act der Volksjustiz ausgeführt worden, denn man fand wirklich Lucinden an Händen und Füßen gebunden in einer dunkeln Seitenkammer der Küche, in welcher Frau von Buschbeck ihr altes Geräth aufbewahrte. Dort lag sie schon seit zweimal vierundzwanzig Stunden und bekam nur Wasser und Brot, weil sie, wie sie beschuldigt wurde, aus „Bosheit" zwei chinesische Tassen zerschlagen hätte mit der Drohung, alles Zerbrechliche auf der Servante zu zertrümmern, wenn sie noch ferner jedes kleine Mißgeschick, das sie beim Abstäuben oder Putzen beträfe, mit „künftigem Abzug von ihren Ersparnissen" büßen müsse ... Im Hause hatte man das Jettchen der Frau Hauptmännin zwei Tage lang nicht bemerkt, Anzeige gemacht, und so kam es zum Durchbruch.

Lucinde machte auf dem Amte dem Polizeirichter, Stadtamtmann genannt, einen wunderlichen Eindruck.

Sie war trotz Kasteiung und Entbehrung jeder Art fast vollkommen entwickelt. List und Verschlagenheit

waren unverkennbar der Ausdruck ihres Wesens, der ihr aber schön stand, wenn ihre dunkelbeschatteten Augen glühten, ihre Lippen trotzig sich aufwarfen und dabei ein kindiges scheues und ironisches Lächeln um den kleinen zierlichen Mund spielte. Das schwarze Haar war in Flechten geordnet, die voll und schwer um die Stirn gingen. Selbst die Hände, die doch soviel schaffen und „schanzen" mußten, waren nicht eben rauh. Sie sagte, da die in einem Fiaker folgende Frau von Buschbeck sich auf die Feinheit und Schonung derselben berief, daß sie es bei ihrem Vater „nicht nöthig gehabt hätte". Nur ihre Haltung entsprach nicht dem schlanken Wuchse. Sie beugte den Kopf . . . so aber, wie wenn eine schwere Aehre sich an einem langen Halme wiegt.

Der Stadtammann sprach von ihrer Familie. . . . Erst jetzt erfuhr sie ein schreckliches Unglück aus Langen-Rauenheim.

Drei ihrer Geschwister, und das liebe Hannchen darunter, waren schon seit Jahresfrist todt! Im Zeitraume von drei Tagen hatte sie das Scharlachfieber, das in der Gegend wüthete, hinweggerafft . . . Die Alte hatte den Brief des Vaters aufgefangen und den Inhalt verschwiegen, weil sie die Wirkung des Kummers auf den Fleiß und die Arbeit fürchtete!

Wie Lucinde diese Nachricht hörte, stürzten ihr seltsamerweise keine Thränen aus den Augen . . . Nur schrecklich erblaßte sie . . . Der Stadtammann ließ das wankende Mädchen sich auf einen Stuhl setzen; man konnte eine Ohnmacht befürchten . . . Der Blick, den Lucinde bei dieser Nachricht auf die böse Frau warf,

war furchtbar ... Ihre sonst so dunkeln Augen sahen in diesem Moment weiß aus, und die böse Zunge der stadtberüchtigten Frau, die der Verzweiflung nahe war, kein Mädchen bekommen zu können, und in diesem Fluche fast mit wirklichem Schmerz eine angezettelte Verschwörung sah, war gegen sie völlig verstummt.

Als der Stadtamtmann Lucinden erstens einen Lohn und die Auszahlung ihrer Ersparnisse gesichert, dann die Frau Hauptmännin, die er indessen sonderbarerweise immer nur Fräulein von Gülpen nannte, aufs entschiedenste ermahnt hatte, die Langmuth der „überhaupt gegen sie so huldsamen" städtischen Behörden nicht zu erschöpfen, wurde Lucinde von ihm befragt, ob sie nicht zu ihrem Vater und zu ihren Geschwistern zurück wolle?

Sie saß starr und antwortete nicht.

Dann erwähnte der Stadtamtmann unter den Unterlassungssünden, die sich „Fräulein von Gülpen" gegen sie hatte zu Schulden kommen lassen, auch die unterbliebene und doch von ihr versprochene anständige Confirmation. Gleichsam aber, als wenn sich Lucinde fürchtete, nun in Langen-Rauenheim noch erst confirmirt und dort unter die ihr wohlbekannten Buben und Mädchen gesetzt zu werden, antwortete sie auf die wiederholte Frage, ob sie mit der immerhin beträchtlichen Summe von nahezu funfzig Thalern, die ihr zuerkannt wurde, nach Langen-Rauenheim zu ihrem Vater und ihren auf drei zusammengeschmolzenen Geschwistern zurückkehren wolle, mit einem ernsten, bedachtsamen und fast kalten Kopfschütteln: Nein!

Das ist's ja! brach die zitternde Tyrannin aus.

Das Leben auf der Straße, die Promenaden, die Offiziere, das Schleudern, das Gaffen ...

Ruhe, Fräulein! unterbrach der Stadtamtmann.

Frau von Buchbeck oder Fräulein von Gültyen mußte sich entfernen, nachdem sie mit zitternden Händen einen Revers zur Zahlung von funfzig Thalern und Auslieferung aller Sachen Lucindens unterschrieben hatte. Sie ging mit krampfhaftem Zusammenschlagen ihrer Ober- und Unterkiefern, doch nicht ohne eine Art von Würde und Vornehmheit. Man hatte ihr da, wo man ihre Lebensverhältnisse näher zu kennen schien, zwar den Titel einer Frau geraubt, den einer Adeligen aber lassen müssen.

Draußen empfing sie das Hohngeschrei zusammengelaufener Menschen. Sie war die Bekannte, Stadtkundige, die Frau: bei der niemand dienen wollte!

Sie stürzte in ihren Fiaker, doppelt schwer aufseufzend; denn ihr Geiz sagte ihr wieder: Himmel, du hast den Fiaker vorher zu bezahlen vergessen! Nun rechnet dir der auch noch die halbe Stunde an, die er vor dem Stadthause hat warten müssen!

## 4.

Der Stadtamtmann war in der Lage, gerade ein Mädchen zu bedürfen.

Er bot Lucinden an, zu seiner Frau zu ziehen. Für die Confirmation versprach er unverzüglich Sorge zu tragen.

Sie nickte einfach: Ja! saß bis auf weiteres im Nebenzimmer des Amtssaales eine halbe Stunde allein, setzte im Geiste einen Brief auf, den sie an ihren Vater schreiben wollte, und folgte dann dem Stadtamtmann, als er sein Vormittagsgeschäft hinter sich hatte, in einiger Entfernung in seine Wohnung.

Die Polizeidiener ersparten ihr die Gefahr, noch einmal zur gnädigen Frau, wie sie lachend titulirt wurde, zurückzukehren, und versprachen ihr alles Ihrige abzuholen und nachzubringen.

Lucinde schaute und hörte hinein wie in eine fremde Welt. Daß sie einer schrecklichen, abscheuerregenden, wie es hieß und auch später im Wochenblatt unter der Rubrik Polizeibericht zu lesen war, „zuchthaus-würdigen" Behandlung entronnen war, ... das fühlte

sie eigentlich selbst nicht so lebendig. Sie ließ sich's von den Leuten nur sagen und nahm's dann hin, wie die es wollten.

Die Frau Stadtamtmann hatte nichts gegen die Anordnungen ihres Gatten einzuwenden. Nur schien ihr die Zumuthung, das neue Mädchen erst confirmiren lassen zu müssen, umständlich. Indessen sagte sie zu. „Henriettens" Anblick — dieser veränderte Name blieb auch hier — that ihr wohl. Die Frau Stadtamtmann war gerade in der Hoffnung und sorgte dafür schönen Formen zu begegnen. Der Anblick des anziehenden, schlanken und gesunden Mädchens that ihr wohl.

Es kommt oft vor, junge Confirmandinnen zu sehen, die nur gleich am Altar stehen bleiben sollten, um sich den Ehesegen geben zu lassen. Auch Lucinde war auf besondere Bitte des Amtmanns schon nach vier Wochen ein solcher Spätling unter den lieblichen weißgekleideten Kindern mit ihren Rosasträußen und Myrtensträußchen. Der Superintendent gestattete die schnelle Beförderung, da er von der Schulmeisterstochter religiöse Bildung voraussetzte. Er wußte wol nicht, daß man sich nirgends mit dem lieben Gott weniger Sorge macht als in Pfarr- und Schulhäusern. Da steht man mit dem Himmel auf dem Fuß des Empfangens im Négligé. Gebetet hatte Lucinde außer vor und nach der Schule nur beim Eierkochen. Pflaumenweich liebte der Vater die Eier und dafür genügten zwei Vaterunser.

Der Wildling stand nach vier Wochen unter den Confirmandinnen.

An Wuchs ragte sie hier nicht mehr vor allen hervor; es gab ebenso aufgeschossene Blondinen und Brünetten wie sie, zu denen sich der Herr Superintendent nicht gar zu sehr zu bücken brauchte, wenn er ihnen Sonntags darauf den Kelch reichte; aber Lucinde war schon voll, kräftig in den Schultern, stark in den Hüften, und wenn auch im allgemeinen ihr scharfgeformter Kopf selbst noch nichtssagend war, so reizte sie das kindliche Wesen ihrer Umgebungen doch zu einem Umblick in der Kirche, der ihr ganz vorwitzig und weltlich stand. Manchem mußte sie auffallen. Sie stand wie ein Heidenkind, zerstreut und ohne Andacht, obgleich ihre schwarzen Bänder auf Trauer deuteten. Zugegen war niemand, den sie kannte, außer einer alten Magd aus dem Hause, das der Stadtamtmann bewohnte. Diese hatte ihr ein vergoldetes Gesangbuch geliehen und sie auf ihrer Kammer geschmückt, sodaß sie hernach zur Frau Stadtamtmann hintreten konnte und deren ganzen Beifall erntete. Diese neue „gnädige Frau“ schenkte ihr ein schwarzes Halsband von Sammt mit einer Stahlschnalle, die auf dem brünetten Halse funkelte wie eine Brosche von Diamanten. Ja, als sie aus der Kirche zurückkam, wurde sie sogar mit Chocolade empfangen. Man war gut und freundlich gegen sie.

Es war eine sonderbare Welt, in die das nun fast fünfzehnjährige Mädchen hier stündlich einblicken konnte. Die Gensdarmen gingen ab und zu, und der Stadtamtmann, der zwar ein für allemal im Hause und wenigstens bei Tisch mit den Vorkommnissen seines Berufes verschont sein wollte, konnte es nicht dahin bringen,

daß er ohne Behelligung bis zum Dessert kam. Lucinde bediente; auch wenn Gäste geladen waren. Sie besaß zwar nicht viel Geschick und machte vieles verkehrt, doch wurde das alles nicht mehr mit der früher erlebten Strenge gerügt. Zerstreut mußte sie schon dies ewige Rapportiren machen von dieser Dieberei und jener Gewaltthat. Ihre Phantasie, die sehr lebhaft war, sah ringsum — sie brauchte schon nur an die doppelten Namen der ihr vorerst entschwindenden „Frau Hauptmännin" zu denken — die Welt voll Lug und Trug, und da sich's dabei doch so behaglich essen und trinken ließ, so erschreckte sie keine Thatsache, selbst kein Diebstahl, kein Mord mehr; sie schüttelte den Kopf darüber, daß die Dinge des Lebens alle so glatt, so höflich und vergnüglich vorwärts gingen, während tausend Hände daran arbeiteten sie zu verwirren, man sah's nur so nicht auf den Promenaden, wenn sie mit den Kindern des Stadtamtmanns ausging und die Leute stillstanden und die Kinder bewunderten, d. h. sie selbst und ihre auffallende Erscheinung.

Eines Tages erlebte sie aber auch auf der Promenade, daß ein junges Mädchen, das halb bäuerisch, halb städtisch, aber schwarz gekleidet war, auf sie zustürzte.

Es war ja ihre nächstälteste Schwester Luise!

Sie trauerte. Um die Geschwister noch?

Um den Vater! Das liebe, freundliche, immer lächelnde Männlein war nicht mehr ... Luise weinte so laut, daß es ihr Lucinde verbot, „weil ja die Leute still stünden" ... Sie selbst war wieder nur erblaßt wie damals, als sie plötzlich nicht mehr ihre drei Geschwister

hatte. Indem kamen noch zwei andere beſtorte Kinder von der andern Seite. Es waren Auguſt und Guſtav, ihre Brüder. Die hatten das Haus des Stadtamtmanns aufgeſucht, dort gehört, ihre Schweſter wäre auf der Promenade mit zwei Kindern; nun hatten ſie ſich vertheilt, und eins hatte von hier, das andere von dort geſucht. Der Vater war todt ... Und wie ſchmerzlich hatte er geendet! ... Er war in einen der vier kleinen Bäche gefallen, mit denen Langen-Rauenheim geſegnet iſt ... Spät von dem Vorſpann war er heimgekommen ... Kein Stern blinkte ... es war ein großer Nebel geweſen, und da hatte er eine von den Brücken verfehlt. Erſt Morgens hatten ſie ihn gefunden, wie er lalag im kühlen Grunde, aufgehalten von den Wurzeln eines alten Weidenſtamms.

Lucinde ſchüttelte düſter den Kopf. Dann rief ſie mechaniſch des Stadtamtmanns Kindern, die ſie führte, ein ſcheltendes Wort; darauf fragte ſie, ob die Geſchwiſter ſchon gegeſſen hätten. Luiſe verſicherte es und kam auf das ſchmerzliche Ende des Vaters zurück. Lucinde fragte, was aus dem Hauſe, aus dem Garten, aus dem Geräth, den Hühnern, der Ziege, der großen Wandkarte geworden wäre! Sie erfuhr, daß alles das theils dem Staate, theils dem Dorfe, theils dem Wirth zum Vorſpann und einer alten Frau gehörte, bei der ſie ſchon lange oft ihre Betten in Verſatz gegeben hatten, wenn ſie auf ein paar zuſammengerückten Schulbänken hatten ſchlafen müſſen. Luiſe die wollte nun auch dienen, und die Kinder brächte man vielleicht in einer Fabrik unter. So hatte es der Gemeindevorſtand in Langen-Rauenheim

gesagt; sie sollten's einmal so versuchen, und „ging' es nicht, so würde wol anders gesorgt werden". Gustav war acht Jahre. In einer Spinnerei vorm Thore suchte man Kinder schon von acht Jahren an; es hatte das in der Zeitung gestanden, in derselben Zeitung, die der Vater immer auf bessere Zukunft zu studiren pflegte, und in deren Beiblatt einst seine Phantasieen über den Beruf eines deutschen Volksschullehrers gestanden hatten.

Nec impavidum ferient ruinae . . .

Latein konnte Lucinde nicht, aber der Stadtamtmann übersetzte so etwas einmal bei Tische, und sie glaubte, es hieß: „Was schadt's!"

Es war ein Wahlspruch gewesen, den ein alter Ritter gehabt. Sie nahm ihn schon oft an, und heute nun mußte sie schon. Sie nahm die Kinder, die alle zunächst doch noch Hunger und Durst genug hatten, mit sich; der Schwester sagte sie gleich die Miethsfrau, wo die wohnte, und wie sie mit der sprechen müsse. Die Frau Stadtamtmann war noch nicht am Ende ihrer Hoffnung, die zwei kleinen Buben vom Lande waren prächtige Jungen, sie gefielen ihr. Auguste und Gustav blieben einen Tag und kamen dann nicht in die Fabrik. Der Stadtamtmann sorgte dafür, daß sie ins Waisenhaus aufgenommen und „gut erzogen" wurden.

Und nun sind kaum drei Jahre von dem Langen-Nauenheimer Auszug vergangen, und welche Veränderungen haben wir!

Lucinde fand sich in alles. Sie hatte etwas Wühlendes, Unruhiges und beherrschte jede Situation. Bei Tische wartete sie nicht mehr auf. Der Stadtamtmann

Börne war Heinen, seitdem er dessen literärische und persönliche Bekanntschaft machte, immer freundlichst zugethan. Er sprach sogar mit Liebe von ihm. Ein Besuch Heine's in Frankfurt konnte ihn in große Aufregung bringen. Als er ihn in Paris wiedersah, war er für Einflüsterungen und Zuträgereien über den Charakter Heine's unempfänglich. Die Vergleichungen, die man zwischen ihnen beiden zog, störten ihn nicht; er ließ, so lange nicht bösliche Absicht oder gefährliche Entstellung wichtiger Partheifragen verlautete, diesem das vollste Recht seiner Selbstständigkeit. Heine, jünger, weniger Meister seiner Leidenschaften, viel auf äußern Erfolg im Publikum gebend, mochte vielleicht nicht ganz unbefangen bleiben über das Aufsehen, das die Pariser Briefe machten. Es kam über die in Paris wohnenden Deutschen das Associationsfieber. Die zahlreichen deutschen Handwerker, Commis, Gelehrte, die in Paris wohnten, wollten durch Adressen und öffentliche Erklärungen die überrheinische Sache unterstützen; man schrieb Versammlungen aus und bezeichnete die, welche von ihnen fortblieben, mit Namen, die vom Verdacht in Zeiten politischer Aufregung bald erfunden sind. Heine, der nur Begriffe von kleinen literarischen Bundesgenossenschaften hat, erschrak vor diesen massenhaften Verbrüderungen und fühlte sich von allen den demokratischen Zumuthungen, die grade an ihn als einen Freiheits-Dichter ergingen, höchst belästigt. Aus frühern Lebensverhältnissen her war er gewohnt, sich bei Namensunterschriften sehr schwierig finden zu lassen; da sollte alle Tage vermittelst einer Adresse ein Fürst vom Thron gestoßen werden, oder durch Subscriptionslisten für hunderttausend kleine politische Zwecke gewirkt werden, und immerzu die Feder in der Hand und seinen Namen da hinzuschreiben, —

fand, daß es kaum noch schicklich war. In die Höhe wuchs sie nicht mehr, dafür that es ihr Geist, und sie regierte eigentlich das Haus, das sie aufgenommen. Selbstverständlich da, als die Frau Stadtamtmann eines Jungen genesen war, aber auch später. Durch ihre sichere, herausfordernde Ruhe, ihr spöttisches Lächeln, ihren Klatschgeist nur verdarb sie sich zuweilen ihre Autorität. Lange Ruhe um sie her ertrug sie nicht, und übermäßiges Glück oder allzu frohe Selbstzufriedenheit verdarb sie gern, indem sie Schicksal spielte. Der Amme gegenüber lobte sie das schöne Aussehen anderer Kinder, eine Handlung, für die man bekanntlich von jeder Amme vergiftet werden kann. Einem Bedienten, der etwas schwach von Begriffen war und seine Bestimmung verfehlt zu haben glaubte, weil er eine leserliche Hand schrieb, gaukelte sie bald diese, bald jene glänzende Aussicht vor. Hager! rief sie, wenn sie die Zeitung gelesen hatte, in Amerika ist ein Vetter Ihres Namens gestorben, man fordert alle Hagers auf sich zu melden! Mußte Hager gerade die Schuhe oder Messer putzen, so hatte sie, wenn er frei war, die Zeitung verlegt und jagte den beschränkten Menschen wochenlang mit seinen Vermuthungen, welcher von seinen Anverwandten jener in Amerika verstorbene Hager gewesen sein konnte, im Kreise umher. Von ihrem Kobaldgeist blieben dann selbst die bei einem Kaufmann dienende Schwester und ihre Geschwister im Waisenhause nicht verschont. Ihr bei aller äußern Ruhe innerlich unruhiger Sinn wuchs mit dem Besuch des Theaters, das sie durch den Stadtamtmann frei hatte, jedoch nur im dunkeln Hintergrunde einer Loge dritten Ranges,

während die Herrschaft im zweiten saß. Immer mit leuchtenden Augen kam sie vom Theater heim. Man glaubte natürlich, daß es die Stumme von Portici gewesen, die sie so außerordentlich aufgeregt hatte; aber es waren die Zuschauer, die Logen, die glänzenden Toiletten, die fürstlichen Herrschaften. Die Tischgespräche berichteten dann nach wie vor von vornehmen Spielern, von zanksüchtigen vornehmen Herrschaften, von allem, was sich nur zur Kenntnißnahme des Polizeirichters einer so ansehnlichen Stadt drängte, und dergleichen Leute sah sie dann wieder fröhlich und wohlgemuth und mit Lorgnetten spielend in den elegantesten Logen.

Eines Tages that sie einen tiefen Einblick in das innerste Lebensgetriebe . . .

Das glänzendste Waarenmagazin der Stadt war ein sogenannter Bazar, in welchem alle Modeartikel und Bedürfnisse einer eleganten oder auch nur comfortablen häuslichen Einrichtung, soweit sie Stoffe betraf, verkauft wurden. Ein unternehmender Kaufmann im Anfang der mittlern Jahre leitete dies Geschäft, wie man sagte, nicht ganz mit seinem eigenen Gelde. Sein Savoirfaire kam ihm jedoch zu statten, um die ganze höchste, hohe und mittlere Gesellschaft an sich zu ziehen. So gefällig die Formen des Mannes waren, der in seinem schwarzen Frack mit weißer Halsbinde die Honneurs seines mit mindestens einem Dutzend Commis ausgestatteten Geschäftes machte, so entschieden wußte er doch ebenfalls in geeigneten Fällen aufzutreten. Schon oft war in seinem großen und schwer zu beaufsichtigenden Geschäft gestohlen worden, sogar während des Verkaufs, und

oft ſchon hatte er, wenn entweder der Stadtamtmann bei ihm oder er bei jenem zu Tiſche war, erklärt, er würde niemand ſchonen, wenn er einen jener eleganten Diebe beim Handverkauf entdeckte, und ſollte es der Vornehmſte ſein. Schicken Sie nur ſofort zu mir, hatte der Polizeirichter erwidert. In ſolchen Fällen muß man der Schlange gleich auf den Kopf treten!

Und eines Tages ſchickte der Kaufmann; der Stadtamtmann möchte eiligſt, aber ſelbſt kommen, hieß es, er möchte einen ſeiner Gehilfen, aber vorläufig nur in der Ferne, bereit halten ...

Der Stadtamtmann war nicht gegenwärtig. Und da auch Hager, der Diener, nicht zugegen war, ſo mußte Lucinde die Mantille umwerfen und auf das Amthaus laufen.

Aber auch dort fand ſie ihren Herrn nicht.

Da ſie ihn auf dem Caſino vermuthete, ſo eilte ſie ins Caſino und nahm ſofort einen der Polizeidiener mit.

Ihr Weg führte ſie aber an dem großen Magazin des Kaufmanns ſelbſt vorüber, in deſſen obern Räumen dieſer auch wohnte. Da ihre Herrſchaft in die letztern beſchieden war, ſo glaubte ſie ſehr vernünftig zu handeln, wenn ſie die Stiege hinaufging und dem Kaufmann wenigſtens den Polizeidiener anbot, der ja ſo lange unten, wie zufällig, bei einer glänzenden Carroſſe, die am Hauſe ſtand, warten konnte ...

Da das ganze Haus nur allein von dem Kaufmann bewohnt wurde und oft der Verkehr in den obern Räumen

mit dem Magazin, das zwei Stockwerke einnahm, der lebhafteste war, so konnte es Lucinden nicht wunder nehmen, den Eingang der Wohnung offen zu finden. Auch stand auf der Treppe ein Bedienter in Livree, der auf seine Herrschaft zu warten schien und nicht unmöglich der unten harrenden Carrosse, die ein Wappenschild schmückte, angehörte.

Aber noch mehr Thüren standen offen, und augenscheinlich herrschte in der Wohnung die größte Verwirrung, wie sie wol nach aufregenden Entdeckungen stattzufinden pflegt.

In dem hintern Zimmer glaubte Lucinde einen Wortwechsel zu hören. Niemand war zugegen, außer einigen Kindern des Kaufmanns, die sorglos umherrannten. Ist der Vater da? fragte Lucinde. In seinem Bureau! hieß es. Die Bedienung schien ausgeschickt zu sein; auch die Mutter war nicht anwesend.

Lucinde kommt näher; die Teppiche dämpfen ihren Tritt, und schon übersieht sie im Geist, was drinnen vor sich geht. Sie zieht die Thüren hinter sich zu und steht unentschlossen, ob sie klopfen soll oder nicht ...

Nein! ruft der Kaufmann. Sie wieder, Frau Barenin! Sie sind es jetzt fünfmal gewesen! Ich schwöre Ihnen, daß ich keine Rücksicht mehr kenne! Eine Dame Ihres Standes! Schämen Sie sich! Aber ich schone Sie nicht mehr, mögen Sie auf ewig gebrandmarkt sein! Nicht fünf Minuten noch, so werden Sie vor dem Richter stehen! Einen Kaufmann systematisch zu bestehlen, wie Sie es jetzt schon seit Jahren thun! Pfui der Schande!

Inzwiſchen hört man eine weibliche Stimme Beſchwörungen und Betheuerungen ausrufen, die von Thränen erſtickt werden ...

Laſſen Sie! Ich habe kein Mitleid mehr! ruft der Kaufmann. Seit Monaten beobachte ich Sie! Seit Monaten bemerk' ich, daß jedesmal nach Ihrem Beſuch im Magazin ein Packet Spitzen, eine Lage geſtickter Taſchentücher oder Seidenzeuge oder Foulards fehlen. Ich habe die Discretion gehabt, den Verdacht meiner Leute von Ihnen abzuwenden! Nur allein ich habe mit Ihnen verkehren wollen, ſo oft Sie das Magazin betraten! Heute endlich ſeh' ich die raſche Handbewegung, als Sie eben einen Ihrer maskirten Käufe abſchließen! Ich folge Ihnen, Sie verlaſſen den Laden, ich begleite Sie und am Wagen entdeck' ich, was Sie inzwiſchen unter Ihrem Mantel verbargen! Pfui der Schande! Aber ich kenne keine Schonung mehr!

Lucinde hörte, daß der ungeduldige Kaufmann ſich näherte, um zu ſehen, ob nicht endlich der requirirte Stadtamtmann kam. Jetzt aber auch vernahm ſie plötzlich ein heftiges Fallen und die herzzerreißende Klage einer Schluchzenden:

Auf meinen Knieen beſchwör' ich Sie, Herr Guthmann! Ich werde alles erſtatten! Machen Sie mich nicht unglücklich!

Es währte der Auftritt noch eine Weile fort, bis ſich die Vorwürfe und Drohungen milderten, das laute Schluchzen der Dame ſich legte, zuletzt alles ſtill wurde ... Es wurde ſogar ſo ſtill, ſo unheimlich ſtill, daß es Lucinden vor Schreck kalt überrieſelte. Sie konnte nicht

ganz den Vorgängen mehr folgen und dachte sich irgend eine Gewaltthat. Leise, athemlos, unsicher auftretend zieht sie sich an die Thür, klinkt sie wieder leise auf und schleicht sich durch die Zimmer nach vorn auf den Vorplatz zurück, wo der galonirte Bediente wartet.

Eine so anziehende Erscheinung wie Lucinde brauchte hier nicht zweimal zu fragen, um den Namen seiner Herrschaft zu erfahren. Der Diener nannte eine der ersten Damen der Stadt.

Nicht lange dann währte es, so kam der Kaufmann mit der Herrschaft des Bedienten aus seinem Bureau zurück. Es war eine schlanke, magere, noch junge Dame, die Lucinde schon oft im Theater gesehen hatte, eine Frau, noch von Jugendreiz und Anmuth überstrahlt. Sie lächelte verlegen ... Auch der Kaufmann lächelte ... Sie schienen etwas verabredet zu haben, etwas besprochen, was vielleicht nicht ganz erledigt war. Die Dame zögert ... Der Kaufmann beruhigt sie mit einem süßen Bitte! Bitte! ... Dann steigt die Dame die Stufen nieder. Lucinde wird jetzt kurz und barsch befragt, was sie wolle? Der Kaufmann kennt sie doch sonst, sah sie oft, war immer sehr artig gegen sie ... in diesem Augenblicke ist er wie abwesend.

Als Lucinde in stotternder Unsicherheit die Meldung macht, daß der Stadtamtmann nicht zugegen gewesen wäre, daß sie aber vom Amte jemand mitgebracht hätte, der unten warte, entschuldigte sich Herr Guthmann mit sich findender Artigkeit wegen „vergeblicher Bemühung". Mit einem auszurichtenden Gruße an ihre Herrschaft und dem Auftrag, einen stattgehabten „Irrthum" anzu-

deuten, ſteigt Lucinde die Treppe nieder. Unten rollt eben die prächtige Carroſſe ab. Den mitgebrachten Gensdarmen muß Lucinde gehen heißen.

Dieſe Scene veranlaßte in ihr Aufregungen, die ſie kaum beherrſchen konnte. So hatte ihr noch nie das Herz geſchlagen, ſo war ihr noch nie das Blut durch die Adern gerollt!

Sie verſchloß das Erlebte in ſich. Nicht Schonung oder vielleicht eine angeborene Discretion war es, was ſie zu dieſer Verſchwiegenheit beſtimmte. Entweder fürchtete ſie, zu verrathen, daß ſie ſchon trotz ihrer Jugend eine ſolche Scene verſtanden hatte, oder man darf glauben, daß ſie einen Genuß darin fand, ein ſo wunderbares Erlebniß ganz allein für ſich zu beſitzen, ganz allein für ſich zu genießen und überhaupt Dinge zu kennen, die die Nacht mit Grauen bedeckt.

## 5.

In jedem Leben iſt der Augenblick entſcheidend, wo uns die Dinge anfangen objectiv zu werden.

Unſere Kraft fängt von dem Augenblick an, wo wir etwas wiſſen, was endlich einmal feſtſteht, endlich einmal fixirt iſt wie der Schmetterling unter der Nadel, nicht mehr auffliegen, nicht mehr wieder lebendig werden, uns widerlegen, irren, wieder zu Anfängern machen und in alle Weiten treiben kann.

Die Leute nannten Lucinden allmählich ſtolz. Ihr Stolz beſtand darin, daß ſie ſich ſelber emporhob, es verſuchte mit ihrer mangelhaften Bildung ihrer immer reichern Erfahrung gleichzukommen. Sie wußte ſo vieles mehr und beſſer als viele andere, und da ſie doch an formeller Bildung zurückſtand, auch zu träge und zu unſtet war, vielerlei noch zu lernen und nachzuholen — ihre Herrſchaft würde ihr dazu, wenn ſie's begehrt hätte, die Mittel geboten haben —, ſo trug ſie geiſtig den Kopf mit Bewußtſein ihrer Lücken hoch und erfand ſich allerlei Erſatzmittel und Beſchönigungen für das, was ihr fehlte.

In dieſen Erfindungen war ſie ſo glücklich, daß man ſie bald das poetiſche „Heſſenmädchen" nannte und ſie

bewunderte. Sie war naiv mit Bewußtſein. Sie konnte den Blick ſo ſenken, wie die Andacht ſelbſt. Sie konnte ihn aber auch wieder aufſchlagen, wie jene Meduſen, die gerade darum ſo grauſam mit ihren Blicken tödten, weil ſie ſo anziehend ſind, ſo regelrecht in ihrem Antlitz alle Linien der Anmuth haben. Lucindens Kopf wurde immer mehr ein Gemmenkopf, den ebenſo der blumendurchflochtene Aehrenkranz der Ceres wie das Schlangengeringel einer Phorkyde ſchmücken kann. Der Stadtamtmann, der zu den eigenthümlichen Naturen gehörte, die eine wahre Cerberusbiſſigkeit im Amte mit einer häuslichen träumeriſch weichen und faſt lyriſchen Art verbinden können, erklärte es für einen „radicalen Unſinn", als auf dem Caſino davon die Rede war, ſein vielbeſprochenes ſchönes Kindermädchen ſollte er die Tracht annehmen laſſen, in der Van Embden ſeine berühmten blumenzupfenden Dorfmädchen gemalt hat. Er hätte ſie, wenn's nach ihm gegangen wäre, in eine Penſion ſchicken mögen, ſoviel Reſpect hatte er vor ihren Gaben. Nur ſeine Frau theilte den Enthuſiasmus nicht. Sie hörte ſeit lange nur auf die vielen Klagen, die über Lucinden einliefen. Alle jungen Mädchen der Bekanntſchaft oder Verwandtſchaft des Stadtamtmanns waren eine Zeit lang von ihr entzückt; kaum aber hatten ſie einen Vertrauensbund mit ihr geſchloſſen, ſo nannte man ſie treulos, verrätheriſch und warnte vor ihr die, die ſie empfohlen hatten, und die, die ſie noch beſchützten. Die einen hoben ſie zwar dann in den Himmel, die andern verwünſchten ſie aber ſchon. Sie war oft in dem Grade der Gegenſtand der allgemeinen Diſcuſſion, daß ſich der

Stadtamtmann die Thüren zuhielt, seine Gattin aber, „um dem Dinge ein Ende zu machen", ihre Entlassung beantragte.

Nichts ist so verderblich für die Jugend, als ungestraft böses Beispiel hingeben sehen.

Lucinde sah die vornehme Dame, die eine Diebin war, sehr oft wieder. Sie sah sie auf der Promenade, im offenen Wagen, sie sah sie, von Cavalieren umgeben, im Theater; ja, eines Tages, eine halbe Meile von der Stadt entfernt, sah sie in einem öffentlichen Lustgarten des Fürsten, nach dem man Parthien zu machen pflegt, die schöne Frau in der Begleitung eben desselben Kaufmanns, der sie hätte vernichten können. Sie bedauerte damals, das seltsame, die dunkeln Alleen suchende Paar nicht genauer beobachten zu können, denn der, der sie selbst begleitete, war gerade ein junger Mann aus dem Geschäftspersonal des Herrn Guthmann und schien gerade seinen Principal hier am meisten vermeiden zu wollen. Kaum hatte der junge Mann die vornehme Dame mit dem in den Formen höchst gewandten Herrn Guthmann durch die grünen Laubgänge des Parkes daherkommen sehen, als er auch Lucinden sofort in eine Nebenallee zog und den Tag über vermied, sich draußen im Freien zu zeigen. Oskar Binder wußte nichts von den Ursachen dieser so auffallend intimen Annäherung, und Lucinde erröthete noch, wenn sie darüber nachdachte, wie sie es anstellen sollte, zu verrathen, was sie belauscht hatte, und den Preis zu nennen, um den die Parenin ihre äußere Ehre gerettet hatte ...

Der schöne Oskar Binder selbst aber gehörte einer

das war ihm unangenehm. Gern hätte er die von den Fäusten der Handwerker schmutzigen Subscriptionsbögen unter seinen glacirten Händen durchschlüpfen lassen, aber einige Terroristen paßten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Besonders ärgerte es Heinen, daß Börne, „der kränkliche Mensch," so einen fanatischen Königsfresser spielte und das ganze Ding mit der Revolution, das sich nur gedruckt, in Vorreden, datirt „Paris am Tage der Bastille" hübsch machte, so ernst nahm und jede Tollheit, die Einer aufs Tapet brachte, mitunterschrieb. Börne und Heine aßen zusammen an einem Orte, wo viele deutsche Handwerker verkehrten. Zwischen der Suppe und dem Rindfleisch kam regelmäßig eine schmutzige Subscriptionsliste den Tisch herunter. Heine war in Verzweiflung. Er wartete die Gelegenheit ab, wo er losbrechen konnte und ergriff diese endlich, als die Listen sich unter anderm einmal auch gegen den Papst und dessen politisches Verfahren in der Romagna aussprachen. Was sie der Papst anginge? erklärte er unwillig und unterschrieb sich nicht mehr. Man kann nicht läugnen, daß Heine's Benehmen hier von vielem Verstande zeugte. Nur hätte er sich dann von dem Umgang mit so erhitzten Gemüthern zurückziehen und nicht nach dem Ruhm einer Popularität bei den Handwerkern streben sollen. Da erschienen endlich der dritte und vierte Band der Briefe aus Paris und in ihnen Börne's strenges, aber durchaus nicht feindseliges Urtheil über Heine's französische Zustände. Die Folge war ein offenbarer Bruch, den natürlich die Zwischenträger nur noch erweiterten und unheilbar machten. Heine sollte Drohungen ausgestoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Trol-

achtbaren Familie an und war, wie man behauptete, der zuverläſſigſte und anſtelligſte unter ſämmtlichen Commis im Bazar Guthmann. Das Vertrauen ſeines Principals überließ ihm die Verwaltung der Kaſſe. Durch ſein Aeußeres ebenſo empfohlen wie durch Namen und Herkunft, kam er in die Kreiſe des Stadtamtmanns, und viele der jungen Mädchen, Töchter von Räthen und angeſehenen Beamten, zeichneten ihn aus. Dennoch warf er ſein Auge nur auf die halb ſchon als Pflegekind im Hauſe des Stadtamtmanns befindliche „Henriette". Daß ſie eine Schweſter hatte, die noch diente, hatte ſchon aufgehört; Lucinde verſchaffte ihrer Schweſter eine Stelle in einer großen, von einem Verein unterſtützten Näh-anſtalt; ihre Geſchwiſter im Waiſenhauſe ſollten zum Militär gebildet werden. So den Uebrigen faſt ſchon ebenbürtig, ergänzte ſie, was ihrer Stellung mangelte, durch die Geltendmachung ihrer Perſönlichkeit. Der junge Buchhalter hörte, was allmählich alle jungen Männer von den andern Mädchen über Lucinden hörten, daß ſie die Störerin des allgemeinen Friedens, eine gefährliche, zu jedem Mittel greifende Kokette wäre. Da ſie aber den Reiz des Eindrucks für ſich hatte und überdies im Gegentheil kein Waſſer zu trüben ſchien, zog ſie alle an. Sie hatte eine Art, bei gemeinſchaftlichen Spaziergängen allein zu bleiben, irgend nach einer Blume zu ſuchen, einen Kranz zu winden, die jeden, den ſie mochte, in ihre Kreiſe zog. Wenn ſie den Schein des Dienens annahm, ſo half man ihr; wünſchte ſie ſelbſt etwas, ſo vollzog man es. Die noch ländliche Betonung ihrer Worte ſtand ihr beſonders naiv; ſie war anziehend in

ihren Aeußerungen, und wenn ſie lachte, ſo konnte ſie, wenn ſie gerade nicht zu weit darin ging, alles mit ſich fortreißen. Nur zu weit durfte ſie nicht gehen. Schüttete ſie ſich vor Lachen, wie man zu ſagen pflegt, ſo hatte es den Ausdruck böſer Schadenfreude, und all die jungen Mädchen ſchienen dann recht zu haben, die zuweilen wünſchten ihr geradezu „die Augen auskratzen“ zu können.

Der junge Buchhalter folgte an jenem Tage, der ein auf die Woche fallender Feiertag war und ihm wie dem ſonſt ſehr fleißigen Principal Urlaub gegeben hatte, lieber Lucinden als den übrigen Theilnehmern und Theilnehmerinnen einer großen Partie, die einige Verwandte des Hauſes, in dem ſich Lucinde befand, veranſtaltet hatten.

Ihre Gegnerinnen behaupteten, daß ſie die Kunſt, ſich in einem Parke plötzlich zu verirren, weidlich verſtünde; aber die, die für ſie als Naturkind und „Heſſenmädchen“ ſchwärmten, nannten ſie einen Elfen, ein romantiſches Weſen, das die gewöhnlichen Gleiſe des Alltäglichen nicht zu wandeln brauche.

Heute hatte ſie es auf Eichkätzchen abgeſehen, deren ſie mehrere ſchon aufgebuſcht hatte. Die jungen Männer folgten faſt zu ſtürmiſch, faſt zu auffallend. Lucinde hatte ebenſo das Talent, die Männer für ſich allein zu haben, wie das andere, wenn ſie wollte, niemand aus der großen Ringkette des gemeinſchaftlichen Vergnügens herausfallen zu laſſen; ſie ſagte dann jedem etwas, was ihn zur Anknüpfung eines Geſpräches ermuthigen konnte. Schon war der junge Buchhalter darüber eiferſüchtig,

und eben, als er seinen Principal entdeckte, hatte er es wirklich durchgesetzt sie zu isoliren. Als er nun doch zu den andern zurückkehren mußte, fragte sie:

Warum fliehen Sie denn nur vor dem Herrn Guthmann?

Der junge Buchhalter blieb die Antwort schuldig, worüber sie theils aus Neugier, theils aus Laune in Verdruß gerieth. Aber rings gab es nun Augen, die wußten, daß Lucinde zu den Naturen gehörte, die ihr Gefühl da, wo sie zanken und Vorwürfe machen, mehr offenbaren als da, wo sie schmeicheln und gut scheinen. Jetzt sah man aus ihrem Schmollen, daß Oskar Binder, der schöne Buchhalter, der Bevorzugte war. Als Lucinde sechzehn Jahre geworden, sprach man von ihrer Verlobung mit ihm.

Der junge Mann schien eine glänzende Situation zu besitzen. Er überhäufte Lucinden mit Geschenken, und dennoch versicherte er seinen nächsten Freunden (auf Ehre, die ihm und ihnen sehr heilig waren, in der Form, z. B. „auf Taille“ oder „Ich will hier nicht gesund stehen!“) daß er von Lucinde noch nie auch nur die Hand gedrückt bekommen hätte. Auch der Stadtamtmann erfuhr diese Versicherungen und rüstete sich alles Ernstes auf eine Aussteuer seines geliebten Findlings, auf den er einen Theil der Sympathieen für Glaube, Liebe und Hoffnung übertrug, die er sich in einem Beruf voll Mistrauen und Verfolgung als seine geheimste Lebenspoesie doch zu erhalten suchte. Da aber kam eines Tages seine Gattin und war über die „teufliſche“ Natur eines Mädchens im Reinen, das die Neigung ihrer Nichte, der Hofraths

Eveline, zu irgendeinem andern jungen Manne, dem Lieutenant Wallbach, durchkreuzen konnte und mit diesem einen ganzen Abend lang in der Schützengesellschaft in einem Winkel gelacht haben sollte. Die Hofräthin kam, der Hofrath kam, Eveline wurde krank, der Lieutenant fühlte sich über die vom Hofrath für ihn zur Verheirathung zu stellende Caution nicht durch die Erwähnung derselben in einem Wortwechsel beleidigt und nahm seine Werbung zurück; kurz, der Stadtamtmann, Evelinens Onkel, mußte diesem „Familienunglück" eine Satisfaction bieten: sie bestand in der endlichen Verabschiedung Lucindens.

Lucinde, die sich, wie man bitter genug gesagt hatte, „einen andern Dienst suchen" sollte, machte einige Versuche, den Ernst in Humor zu verwandeln. Sie gelangen nicht. Der Stadtamtmann mußte den Schein vermeiden, selbst von ihr bezaubert zu sein. Seine Gattin sagte, „ihr Maß wäre voll".

So zog Lucinde zu ihrer Schwester, der Nähterin ...

In dem Behagen ihrer eigenen Interessen that es ihnen allen nichts, ob da ein Leben in seiner Entwickelung unterbrochen wurde oder nicht.

Acht Tage darauf war aber Lucinde für die ganze Stadt verschwunden.

## 6.

Wir finden ſie in einer Extrapoſtchaiſe wieder, die eines frühen Morgens in jene zaubervolle, ſonnenglanzverklärte Ebene niederfährt, die man von einer großen Terraſſe der Stadt aus nur mit dem Hochgefühl der Sehnſucht und des Entzückens betrachten kann.

Berge ringsum; aber nichts mehr, was bedrückt oder beengt, wie daheim, wo die vier verhängnißvollen Bächlein niedergingen. Ein großer freundlicher Strom ſchlängelt ſich durch Wieſen und Felder hin, und erſt die äußerſten Ränder deſſelben ſind mit waldigen Höhen umkränzt. Ueber das ganze große Panorama hin die bunteſte Abwechſelung. Hier grüne junge Saaten, dort die gelben großen Tücher der nordiſchen Oelpflanze; dann ein dunkler Eichenforſt, hinter dem wieder die blauen Wogen des Stromes aufblitzten; die Häuſer ſo ſchmuck mit rothen Ziegeldächern, die Herrſchaftsſitze mit langen Pappelalleen, die in mäßiger Verwendung jeder Gegend einen ganz beſonders vornehmen Ausdruck geben, und ſo auf Stunden und auf Meilen hin.

Die Berge da, ſagte Lucindens Begleiter, ſind die Weſerberge! Dahinter geht's nach Bremen und dann — nach Amerika!

Es war ein wunderschöner Junimorgen. Die Sonne brannte, und gern hätte Lucinde die Glasfenster des Wagens geöffnet.

Ihr Begleiter wollte erst die nächste Station abwarten. Auch dort noch bat er, die Schwüle des engen Raumes lieber noch eine Weile zu ertragen.

Erst gegen zehn Uhr, als sie wol schon fünf Meilen von der von ihnen verlassenen Stadt entfernt waren und es eine waldige Anhöhe hinaufging, öffnete er und ließ das Fenster ganz zurückschlagen.

Viel lieber hätte Lucinde die Aussicht genossen, die sich früher dargeboten hatte, Fernblicke auf die rothgedachten Meiereien, altersgraue, aus Busch und Baum hervorblickende Thürme alter Edelsitze und Abteien, Mühlenwerke und Fabriken, deren hohe Schornsteine die blaue Luft mit kräuselnden Nebelwolken erfüllten, wunderliche Kirchthürme, die bald den Minarets der Moscheen glichen, bald aber auch ganz verbuttet aussahen, wie alte Büchsen und Flaschen für Pferdemedicamente ... Jetzt lag nur zur Rechten ein fast undurchdringlicher Tannenwald, zur Linken ging es eine kleine Anhöhe mit niederm Gehölz hinauf, an das sich zuletzt eine Buchenwaldung lehnte. Belebt war's ringsum. Fink, Drossel und Pirol ließen ihren frischen Waldruf ertönen. Aus dem Tannendickicht zur Rechten hörte man dann und wann ein hallendes Geräusch, das die Nähe von Holzschlägern verrieth. Zur Linken fiel die Sonne so günstig über die grünen Baumkronen, daß sich ganz jene lieblich magischen Lichtwirkungen erzeugten, die eben auch nur den Buchenwäldern eigen sind.

Nach Amerika!

Das war weit von dieſen ſummenden Käfern, dieſen um die Roſſe des Poſtillons ſchwärmenden Brummfliegen, weit von dieſem ſelbſt, der die Anhöhe zu Fuß nebenher ging und mit einem aus dem Vorholz zur Linken gebrochenen Birkenzweige über das lichtbraune Glanzhaar ſeiner ſchweißgebadeten Thiere hinfächelte!

Bei ſo fernem Reiſeziel mochte wohl gerechtfertigt ſein, daß der junge Buchhalter — denn Oskar Binder iſt Lucindens Begleiter — ſchon ſeit fünf Uhr Morgens, wo ſie ausgefahren, ſo außerordentlich nachdenklich iſt und immer nur eine kleine Kaſſette betrachtet, die er auf dem Schooſe hält.

An und für ſich war er faſt gekleidet als ging' es zum Balle ...

Als Lucinde vorm Thore, wo ſie ſeiner Weiſung zufolge ohne irgendein anderes Gepäck, als das ſie ſelbſt in der Hand tragen konnte, an zwei einſam am Wege ſtehenden Pappeln erſcheinen ſollte, ſeiner in einem harrenden Wagen anſichtig wurde, erkannte ſie ihn kaum. Er blickte hinaus und winkte heftig, daß ſie raſch auf den Tritt der Chaiſe und durch die von ihm gehaltene Thür einſteigen möchte. Er hatte ſich von geſtern, wo ſie kurz und raſch erklärt hatte, es wäre ſicher am beſten, wenn ſie ſich ihm zur Reiſe nach Amerika anſchlöſſe, bis heute früh ſeinen ſchönen Bart ſowol um Mund wie Kinn und Wange abnehmen laſſen, und hatte eine ganz curioſe Phyſiognomie bekommen, die früher aus der Bartwaldung heraus kaum erkennbar geweſen war.

Hätte ſie nicht ihr Wort gegeben und wäre des

„nun doch verpfuſchten“ Lebens in der Reſidenz überdrüſſig geweſen, ſo hätte ſie umkehren mögen, ſo wenig gefielen ihr jetzt die Naſe, der Mund und die Ohren des jungen Buchhalters, denn auch dieſe hatten früher nicht ſo grell hervorgeſtanden, als ſeit heute früh, wo auch ſeine ſchönen langen, zierlich über den Hemdkragen in einem einzigen Strich herabfallenden dunkelbraunen Haare von der Schere vertilgt worden waren. Die gelben Glacéhandſchuhe trug er wie immer. Für den ſchwarzen trug er einen grünen Reitfrack mit goldenen Knöpfen, dazu elegante carrirte Beinkleider, eine hohe Mütze von ſchottiſchem Zeuge mit einer Troddel, und einen Plaid, den er ſofort, als fröſtelte ihn in allen Gliedern, über ſeinen ganzen Körper ausbreitete, ſorgfältig aber dabei der Knöpfe ſeiner Glacéhandſchuhe achtend und dieſe ſelbſt ab und zu ungeduldig niederſtreifend wie beim Anprobiren . . .

Dafür, daß auch Lucinde ſich, nach ſeinem ausdrücklichen Wunſche, zu Befehl, gänzlich metamorphoſirt hatte, ſchien er im erſten Augenblick kaum ein Auge zu haben, und doch bot ſie eine phantaſtiſche Erſcheinung dar.

Ein kleines kurzes Strohhütchen nahm ſie ab, und da fielen ihr die vollen Haare, die ſie ſonſt nur in Flechten getragen, in langen dunkeln Locken über die Schulter bis in den Nacken herab. Von geſtern Abend ſieben bis neun Uhr hatte ſie von ihrer Schweſter, die in dieſe Reize eingeweiht war, ſich ihr Haar ſo ordnen laſſen, hatte die Nacht geſchlafen mit funfzig Papilloten um den Kopf, die von Luiſen mit einer großen, über zwei Talglichtern

glühend gemachten Ofenzange gebrannt worden waren. Alle Liebesbriefe, die beim Ausrangiren der so „leicht wie möglich“ herzustellenden Bagage auf dem Boden der kleinen Dachstube ausgebreitet lagen, waren zu diesen Papilloten benutzt worden.

Zu dem reizenden Kopfschmuck gesellte sich fast eine Balltoilette, ein luftiges, bauschiges, weißes Kleid, das schönste, das sie hatte, bestehend aus einem geblümten Musselinstoff. Die vor Eile fast athemlos klopfende Brust bedeckte eine rothe Florecharpe mit langhängenden seidenen Fransen. Dazu zwar hohe Schnürstiefel aus Seidenzeug, keine Schuhe, wohl aber helle Handschuhe und Manschetten von langen weißen Spitzen. Es hätte zu dieser Erscheinung ein mit Seide ausgeschlagener offener Landau, nicht die auf jeder Station gewechselte schmutzige Postchaise gehört.

Aber sowol für diese Toilette wie für das dagegen auffallend genug abstechende Bündel, das Lucinden beim Tragen bis zum Thor fast zu schwer geworden war, hatte der junge Mann stundenlang keine Augen. Ueber seine eigene Metamorphose lächelte er mit gezwungener Leichtigkeit, und befahl dann immer nur mit einer seine Begleiterin mehr erschreckenden als ihr imponirenden Barschheit dem Postillon die größte Eile.

Jetzt erst, um zehn Uhr, als Lucinde doch auch einmal aussteigen und sich etwas dehnen und recken wollte, bemerkte er, wie sie seine Weisung, sich vornehm und anders als gewöhnlich zu kleiden, bis zum „Auffallenden“ missverstanden hatte; er bat sie, lieber im Wagen zu bleiben. Sie hatte gedacht, er würde endlich sagen: Nein aber

wie ſchön! Wie entſprechend der gegebenen Anweiſung! Und vollends waren jetzt ſogar die Locken aufgegangen und hingen ihr, wie einer Genoveva, lang über den Nacken herab, ein wildromantiſches Ausſehen gebend ... Aber Oskar Binder zankte ſogar.

Die Vögel werden nicht vor mir erſchrecken! ſagte ſie ſpitzig, als er ſich dabei ängſtlich umſah. Sie ließ ſich nicht abhalten und ſtieg aus.

Wie wohl that ihr's, endlich im Walde die beklemmene Bruſt ausdehnen zu können!

Oskar Binder gefiel ihr heute nicht. Sie wußte nicht, wie ſie ſo ſchnell und unüberlegt in dieſe „Gelegenheit nach Amerika" hatte einwilligen können. Sah dieſe Reiſe doch einer Erhörung ſeiner Huldigungen nicht unähnlich, und doch hatte ſie Oskar'n bisjetzt keine Zärtlichkeit geſtattet. Wäre er ihr heute früh fünf Uhr bei den beiden Pappeln gleich um den Hals gefallen, dann hätte es mit ihrer Zukunft ſeine Richtigkeit gehabt, der Augenblick hätte ſie überwunden, ſie hätte ſich liebkoſen laſſen und nach Gefühl erwidert; jetzt aber war der Augenblick verfehlt, und wenn bei den beiden Stationen, die ſie hinter ſich hatten, jedesmal beim Weiterfahren der junge Mann einen Anflug von Zutraulichkeit bekam und ihre Hand ergreifen wollte, zog ſie ſie zurück. In dem zornigen Temperament, das ihrem Blute eigen ſchien, bei dem ſchwachen „Talent zur Treue", wie ſie es ſelbſt nannte, überlegte ſie ſchon bei den erſten ahnungsvollen Blicken in die nächſte Ferne, ob denn in der That nicht Amerika auch zu weit liegen möchte; denn nach ihrem Princip mochte ſie hier in jedem Dorfe

ligen, bemühte sich, seine Furchtlosigkeit zu zeigen und sogar sie recht zur Schau zu stellen. Heine, der Börnen zu vermeiden suchte, kam in die größte Verlegenheit, weil Börne grade alles aufbot, daß sie sich begegnen mußten. Börne, der nie begreifen konnte, wie in Heine's Salon die Schlußfigur des kleinen Simson sich auf ihn beziehen ließ, kundschaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heinen treffen konnte. Wo Heine aß, wollte er auch essen. Seine Umgebungen hatten Mühe, ihn von dieser förmlichen Hetzjagd, die er auf Heinen anstellte, zurückzuhalten. Später begegneten sie sich noch oft in Soiréen, die die Mutter des Componisten Hiller gab. So unbefangen sich Börne zeigte, so nahm er es doch übel, wenn Mad. W., von Heinen angeredet, diesem nicht den Rücken kehrte. Wie Sie mit meinem Feinde sprechen können, begreif' ich nicht — sagte er unwillig zu seiner Freundin, die nicht wußte, wie sich hier Börnen und zu gleicher Zeit dem Anstande willfahren ließe.

M. O. Spazier gab im Jahre 1835, verbunden mit dem Polnischen Grafen Breza, eine Gallerie berühmter Israeliten (Stuttgart bei Brodhag) heraus. Es mystifizirte Jemand Heinen, daß auch er in diese Gallerie komme und zwar mit einer Biographie, die Börne von ihm abfassen würde. Heine ließ Börnen sagen, wenn er das thäte und wenn man ihn überhaupt in eine Gallerie von Israeliten brächte, so würde er sich durch eine Schrift gegen Börne und seine Freunde rächen. Es entstanden darüber neue Controversen, neue Reibungen, neue Drohungen; aber erst nach Börne's Tode hat Heine in seiner Schrift über Börne die Rache ausgeführt, ohne daß Börne je an Heine's Judaisirung betheiligt war.

gleich halten und in jedem Schloſſe gleich die Leute kennen lernen.

Den Bitten des nur mit ſeiner Kaſſette beſchäftigten Oskar, im Wagen zu bleiben, gab ſie kein Gehör. Der Weg ging bergauf, der Poſtillon ſchritt auch zu Fuß und ſie wollte ſogar noch weiter links in den Buchenwald hinein. Das dort noch gehäufte Laub vom vorigen Jahre lockte ſie. Das raſchelte ſo gleichförmig zu ihren Füßen hin, und ſie wollte dabei an Amerika und das große Weltmeer denken, das ſie mit dem jungen Manne und ſeiner thörichten Liebe zu ihr zu durchſchiffen hatte. Und wie gebieteriſch er ſchon wurde! Er rief einmal über das andere in engliſcher Betonung: Mary! Mary! Als wenn auch er ihren Namen Lucinde zu verleugnen hätte! Sie ſtaunte dabei, daß Oskar, wie ſie bei den zurückgelegten Stationen ſchon bemerkt zu haben glaubte, ſich mit den Poſthaltern und Wagenmeiſtern in gebrochenem Deutſch unterhielt. Mehr aus gereiztem Spott als aus guter Laune war es, daß ſie von ihrem Laubmeer, das ihr bis an die Knöchel ging, zur Landſtraße hinüber antwortete:

Yes, my dear! Yes, my dear!

Die engliſche Converſation that Oskar'n wohl und ſchien zu ſeiner Beruhigung zu dienen. Während der Poſtillon horchend mit ſeinem Birkenzweig die Gäule kitzelte, ſing jener laut einen engliſchen Discurs an, der im Walde hüben und drüben nachſchallte.

Lucinde verſtand ihn freilich nicht mehr als der Poſtillon; ſie ſagte immer nur: Yes, my dear! Yes, my dear! Ihr Augenmerk war auf Eichkatzen gerichtet, deren ſie

nicht wenige aus dem Laube, unter dem noch manche vorjährige Bucheker lag, aufſchreckte.

Wie ſie ſo hin- und herrannte und die Thierchen die Stämme hinaufſchoſſen, mußte ſie ſonderbarerweiſe der längſt vergeſſenen und aus der Stadt entſchwundenen Frau Hauptmännin von Buſchbeck gedenken. Dieſe ſtand ihr plötzlich in dem Nachtkamiſol mit der großen Haube über der Naſe und dem aufgebundenen Unterreck vor Augen und vergegenwärtigte ihr beſonders den Moment, wenn ſie auf den Mäuſefang ging. Kam nämlich Frau von Buſchbeck auf ihrem Boden der Kartoffeln zu viele zernagt, ſo hatte die ſeltene Frau auch das Talent, Mäuſe aus freier Hand zu fangen. Lucinde war ihr oft nachgeſchlichen, wie ſie auf der Hühnerſtiege, die zum Dache führte, auf der Lauer lag, liſtig um ſich blickte und mit raſchem Griff ſich eines ihrer Opfer bemächtigte. Hing dann am Morgen in der Küche immer ein halb Dutzend Mäuſe an den Schwänzen aufgereiht und hätte die Jägerin geſagt, es wäre ein Vorurtheil, ſo reinliche und leider von den beſten Dingen ſich nährende Thierchen nicht zu ſpeiſen, in den erſten Wochen, wo Lucinde von Langen Rauenheim zu ihr gekommen war, hätte ſie voll ſtaunender Bewunderung und in ihrer „damaligen Dummheit“ nicht widerſprochen, ſondern ſie auf Befehl gegeſſen, geſotten oder gebraten, wie die Frau Hauptmännin nur gewollt. Warum ihr aber das gerade jetzt ſo entgegenkam? Hier im Walde? In dieſer Einſamkeit? Sie ſah die Alte deutlich, ſie ſah ſie zwiſchen den Bäumen hinhuſchen und Mäuſe fangen; ſie mußte ſich ſchütteln; ſie kannte ſich noch darauf nicht,

was es iſt, vom Fieber durchſchauert zu werden. Sie war vor Aufregung ſeit geſtern Abend mit dem Locken-brennen und Frühaufſtehen und „nach Amerika Reiſen“ nicht zur Ruhe gekommen und eine Krankheit drohte.

Der junge Anglo-Amerikaner merkte nicht, wie ge-ſpenſtiſch blaß ſie ſah, als ſie mit hängenden Locken über das raſchelnde Buchenlaub zu ihm zurückkehrte und in den Wagen ſtieg, der jetzt bergab und ſchneller fuhr. Nur wieder ſeine Kaſſette, ſein gedrucktes Reiſehandbuch und die Entfernung bis zur nächſten Station hatte er im Kopfe.

Eine wundervolle Gegend! ſagte er dann einmal ganz gedankenlos und bemerkte kaum, wie ſich Lucinde in die Ecke des Wagens drückte, ſeinen Plaid um ſich zog, den er ihr ſchon nach der zweiten Station über-gelegt hatte, als es ſie dort ſchon trotz der Schwüle des geſchloſſenen Wagens fröſtelte.

Ich will ſchlafen! ſagte ſie jetzt und zog den Plaid bis über die Stirn.

Hätte der Entführer eines den wunderlichen Wider-ſpruch von Geſcheidt und in vielem noch völlig Beſchränkt verbindenden Mädchens Gefühl gehabt für irgendetwas anderes als die Sorge, für ſeine Reiſe einen großen Vor-ſprung zu gewinnen, ſo hätte er bemerken müſſen, wie ihr Antlitz in Wachs ſich verwandelt hatte, ihre Lippen bebten, ihre Hände ſchlaff hingen, das Kleid ſich ver-ſchob und die Schultern marmorkalt hervorſahen. Es war auch wol ein ſolches Fieber, wie man es nach geiſtigen wie leiblichen Geburten hat. Sie begriff all-mählich, wie es doch mit dieſer ſchnellen Reiſe zuſammen-

hängen mochte. Oskar Binder hatte Urſache zur Eile. Lucinde war, einfach in die Sprache der täglichen Welt überſetzt, erſtens von ihm entführt, und zweitens war ſie es von einem Diebe.

Daß ſie in ihrem Zuſtande keine Erquickung, keine Mittagsraſt begehrte, kam dem Flüchtling ganz genehm. Er eilte nur und wetterte auf allen Stationen im geläufigſten Engliſch oder gebrochenen Teutſch. Gegen Mittag kaufte er kalte Küche, ſie im Wagen zu verzehren.

Lucinde wollte nur einen Trunk Waſſer.

Jetzt bemerkte er erſt ihren Zuſtand ...

Ich bin das Fahren nicht gewohnt, hauchte ſie.

Ihre Zunge war trocken. Wenige Tropfen Waſſers löſchten den Durſt nur auf einen Augenblick; und doch ſchauderte ſie, mehr zu trinken. Sie drückte ſich wieder in ihre Ecke.

Da ſie die Verſicherung gab, daß ihr nichts fehle, beruhigte ſich der Flüchtling.

Es war zwei Uhr, und man hatte wol ſchon acht Meilen zurückgelegt. Die Gegend nahm einen neuen Charakter an. Oskar Binder fing an zu trällern; er pfiff ſich einige Arien, die er ſonſt wol auch mit einer ſchönen Tenorſtimme zu ſingen verſtand. Er bekam die unternehmende Haltung wieder, die ihm ſonſt geläufig war, ſtrich ſich das Geſicht an den Stellen, wo ſonſt ſein Bart geſtanden hatte, und lachte einmal über das andere laut auf.

Jetzt intereſſirten ihn kleine Dinge am Wege, ein Dorf, ein bellender Hund, dem er nachahmte und ihn

damit nur noch heftiger reizte, die Landestracht. Auch den falschen Engländer hielt er nicht mehr so consequent fest und gegen Lucinden wurde er aufmerksamer. Er setzte sich rücklings und lehnte die Halbschlummernde über den Rücksitz bequemer aus, schlug ihre Füße in seinen ausgebreiteten Plaid, strich die langen Haare von der kalten feuchten Stirn zurück, küßte die Hände, deren Handschuhe schon abgezogen waren, und kniete sogar nieder, um von dem Glück seiner Eroberung, von der Zukunft, von der baldigen Ruhe in einem guten Hotel und den Bequemlichkeiten eines ersten Kajütenplatzes auf einem deutsch-amerikanischen Dampfer zu sprechen.

Lucinde hörte allem in träumerischer Abwesenheit zu. Die Küsse, die ihr Begleiter auf ihre Hände drückte, schien sie nicht zu fühlen. Ruhig ließ sie ihn auch ihre Locken streicheln. Zu lange auch verweilte er bei seinen Zärtlichkeiten nicht; immer wieder fuhr er auf, das kleinste Geräusch konnte ihn erschrecken. Kehrte er dann von einem Blicke aus dem Wagenschlage zurück, so griff er erst nach seinem Reisehandbuche und verglich das, was er las, mit dem was er eben draußen gesehen.

Seltsam genug mochte ihm sein, in seinem „Guide" vielleicht zu lesen: Nun öffnet sich das große Becken, wo einst die Römerwelt mit den Germanen zusammenstieß, Varus seine Schlachten verlor, Arminius das Schwert des Rächers über die vernichteten Legionen schwang, bis dann um achthundert Jahre später die Römer wiederkehrten, mit dem Kreuze voran, dem Schwerte Karl's des Großen hintennach. Hier an diesen Strömen vollzogen sie an den Sachsen die Bluttaufe ...

Von den Wonnen des Geschichtskundigen, der hier zwischen diesen Bergketten und Längenthälern die ersten deutschen Klöster errichtet weiß, die damaligen ersten Pflanzstätten der Bildung, der das Auge dort nach einem sagenreichen Hügel, hier nach einer waldverlorenen Kapelle richtet und sieht, wie zwischen Katholicismus und Protestantismus das Land getheilt wellenartig dem grünen Landmeere, Westfalen genannt, und von dort den großen geschichtsmaßgebenden Strömen und Meeren zu sich windet . . . davon hatte nach Bildung und Gefühl das starre Auge des jungen Verbrechers keine Ahnung.

Um drei Uhr war es wieder eine Waldung, in die die Reisenden einfuhren . . .

Diesmal eine von Birken. Geisterhaft standen die blendendweißen schlanken Stämme, die Zweige hingen nieder wie an den Trauerweiden. Kein Herbstlaub war von den dürftig geschmückten Kronen mehr auf dem Boden sichtbar, Moos und Flechtengewächse zogen sich, von blauen Blumen unterbrochen, weithin zwischen den sonnenbeschienenen, feenhaft winkenden Stämmen. Hielt der Wagen, so flüsterte es von den Espen, die zwischen den Birken standen, wie ein Säuseln der Allnatur, und Wässerchen sickerten da und dort aus dem Moose hervor und benetzten die ihrem Laufe schon folgenden Vergißmeinnicht wie in der Idylle eines Traumes.

Lucinde lag in Betäubung . . . Ihr Auge war geschlossen, doch schlief sie nicht. Sie fühlte wohl, daß die immer geweckte Laune, immer fröhlichere Stimmung ihres Begleiters angefangen hatte nur ihr allein sich zu

wirmen; ſie duldete es, um nur Ruhe zu haben. Sie wußte und fühlte wol etwas von der Berührung ihrer Lippen. Sie war machtlos, geiſtig und körperlich ohne Willen.

So ging es eine Weile wie im Traume fort ...

Da plötzlich ſpringt ſie auf, wie von einer Natter geſtochen. Der Muth des jungen Mannes hatte mehr gewagt. Krampfhaft ſtößt ſie ihn zurück und ſieht ihn mit ſtarren, weit aufgeriſſenen Augen an ...

Aber auch ihm war gerade in demſelben Augenblicke mehr geſchehen als nur der Widerſtand eines ihm zu hülflos geſchienenen Opfers.

Die fünf Finger jeder Hand ſtreckte er krampfhaft vor ſich hin, wie einer, der eine Scene unterbricht mit plötzlicher Anſtrengung ſeines Gehörs, und kaum hatte dieſe Bewegung eine Secunde gedauert, kaum Lucinde ihr eigenes Entſetzen vor dem ſtarren Schreck des Frevlers vergeſſen, als dieſer nach einem Griff auf ſeine immer zur Hand ſtehende Kaſſette den Schlag geöffnet hatte, Halt! donnerte, ohne Mütze aus dem Wagen ſprang und für ſie verſchwunden war.

Lucinde ſank vor dem plötzlich haltenden Wagen in den Sitz zurück, erhob ſich aber wieder, wickelte ſich aus dem Plaid heraus und machte Miene, inſtinctmäßig dem Flüchtling zu folgen.

Indem ſchlug ein Geräuſch an ihr Ohr wie von Pferdehufen.

Sie blickte zum Schlag hinaus, den der Poſtillon voll Erſtaunen über das Benehmen ſeines Paſſagiers auch auf ſeiner Seite, der linken, geöffnet. Man ſah

zwei Gensdarmen mit klapperndem Seitengewehr in noch ziemlicher Entfernung daherjagen. Lucinde, wie in der Ansteckung des Augenblicks, springt hinunter, die Pferde halten aber nicht recht, scheuen und wollen auf den Fußweg. Dadurch gibt ihr der Instinct des Moments den Gedanken, nicht zur Rechten, wo Vinker verschwunden war, zu entfliehen, sondern nach der linken Seite. Ein Fluch der Verwunderung von seiten des Postillons folgt ihr. Sie rennt das niedrige Gestrüpp quer hindurch. Haselgesträuche und Brombeerhecken biegt sie zurück, läuft, wie von Furien verfolgt, in der ganzen athemlosen Hast der fieberhaftesten Erregung, mit Kräften ausgerüstet, die sie im Augenblick hernimmt, sie weiß nicht woher, läuft durch Heck' und Moos, durch weiche, versinkende Stellen, Sträuche zurückbiegend und keinem Verstecke, der sich darbietet, vertrauend. Wie von der Luft getragen, fliegt sie dahin, und erst, als sie nicht mehr kann, reicht das Entsetzen über Gefahren, die sie sicher nicht zu groß sich ausgemalt, nur noch so weit aus, auf die Zweigstämme eines rings von hohen Büschen umgebenen Baumes zu klettern, die Zweige des Umwuchses zurückzudrängen, die höhern Wipfel an sich zu ziehen, sich fest an sie anzuklammern und mit einem einzigen kühnen Sprunge auf die Astgabel des Baumes zu springen, wo sie dann leichtere Mühe hat höher zu klimmen und athem- und kraftlos, mit herabhängenden Händen und niedergebeugten Hauptes zusammenzusinken.

So lugt der Luchs mit starren Augen aus grünen Zweigen und harrt des nahenden Jägers.

## 7.

In dieſer Stellung blieb Lucinde wol eine Stunde. Sie hatte oft ſchon auf Bäumen geſeſſen, aber ſo in Angſt und Kraftloſigkeit noch nie. Mit den über einen gewaltigen Aſt ausgelegten Armen hing ſie mehr, als ſie auf einem untern mit den Füßen ſtand. Der Schweiß, der ihr von der Stirn troff, mußte ihr gut thun; ſie behielt wenigſtens die Beſinnung, und dieſe lieh dem Körper Kraft.

Lang hingen die Haare, das weiße Kleid war zerfetzt, ihr rother Shawl war irgendwo hängen geblieben. Ihr ganzer Sinn ſpitzte ſich nur auf das Gehör zu. Wenn ihr Auge über etwas funkelte, war es ein Blatt, das rauſchte, ein Käfer, der ſummte.

Sie beſann ſich ſogleich darauf, daß ſie ungewiß ſein konnte, ob ſie mehr vor den Häſchern als vor ihrem Begleiter ſo geflohen war.

Als ſie nichts hörte, keine Menſchentritte, kein Geräuſch von Waffen, konnte ſie endlich die Miene ſo verziehen, daß die weißen Zähne eine Weile hervorſtanden, wie immer, wenn ſie ſpöttiſch lachte ... Es war ein Lachen, das allmählich in ihrem Innern ſo plaggriff.

daß es ſich auch äußerlich geltend machte. Sie lachte, wie die Verzweiflung pflegt, wenn ſie nicht mehr aus noch ein kann. Sie überlegte, was nun alles kommen konnte! Wenn ſie aus dieſer Lage nichts Neues und Unerwartetes erlöſte, ſah ſie Demüthigungen entgegen, die grauenhaft waren.

Alles blieb ſtill . . .

Sie traute ſich die Kraft zu, niederzuſteigen . . .

Der Gedanke: Wie, wenn ſie durch die Nacht ſo hinwandern könnte, durch die Wälder, die Berge, über die Meere — bis Amerika! der ſtand ihr ſo lange bei, bis ſie wieder auf ebenem Boden war und dann freilich vor Erſchöpfung bald zuſammenſank. Sie hatte ſeit dem geſtrigen Tage keine Nahrung genommen. Nun lag ſie kraftlos und griff nach den Zweigen der Sträucher über ſich und beugte ſie zu ſich nieder, hoffend auf Erquickung. Nirgends eine Frucht. Erdbeerbüſche ſah ſie etwas weiter, aber die Früchte waren abgeſtreift. Dies bewies ihr wenigſtens Menſchennähe. So lag ſie lange; ſie legte den Kopf über die gekreuzten Arme und ſchmachtete ſo hin . . .

Seit lange hatte ſie ſolche Einſamkeit auch ihres Innern nicht gefühlt.

Doch mit Thränen konnte ihre Natur ſich nicht helfen. Vor acht Tagen — da hätte ſie „beinahe“ geweint, als ſie das Haus des edeln Mannes, des Stadtamtmanns, verließ. Sie weinte auch wirklich, als die alte Köchin über ihr tröſtend und doch kopfſchüttelnd geſagt hatte: Jettchen, Jettchen, Sie werden noch Traurigeres in der Welt erleben, als das iſt!

Auf die letzte Sammlung Pariſer Briefe (deren buchhändleriſcher Vertrieb mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden war) wandte Börne nicht grade eine größre Sorgfalt als auf die frühern; aber ſchon die beruhigtere Stimmung, in der ſie geſchrieben wurden, brachte es mit ſich, daß ſie gerundeter und reifer ausfielen, als die früheren. Da der revolutionären Vorſprünge, welche der Liberalismus hie und da gehabt hatte, immer weniger wurden, ſo fehlte es Börne's „Feuerwerkerei" an Zündſtoffen. Die Anknüpfung wurde ſchwieriger, weil in den Deutſchen das Geſetz der Trägheit (vis inertiae) wieder vorwaltete. Börne hatte ſich ſehr geirrt, wenn er glaubte, das jährliche Erſcheinen ſeiner Briefe würde immer die gleiche Wirkung haben: geirrt, wenn er dem Buchhändler Brünet, jenem räthſelhaften Unbekannten, der ſeine ſpätern Briefe verlegte, ſagen ließ, er möchte das Erſcheinen der Briefe immerhin verzögern, es wäre beſſer, die Deutſchen würden erſt recht ſchlaff, damit ſie dann durch ihn wieder lebendig würden. Iſt der Rauſch vorüber, dann ſind die Deutſchen nüchterner, als irgend eine Nation. Börne's letzte Briefſammlung iſt unſtreitig, ſtyliſtiſch genommen, die vollkommenſte; ſie kam aber wenig unters Volk und wurde dafür mehr von denen gewürdigt, die in Börne den Schriftſteller lieber hatten, als den Charakter.

Obgleich faſt immer leidend, vermochte ſich doch Börne von dem Gedanken einer durchgreifenden Wirkſamkeit nicht zu trennen. Er dachte daran, ſeine Wage wieder erſcheinen zu laſſen; aber die Menge der Stoffe, die darin gewogen werden ſollte, beunruhigte ihn; das Material wuchs ihm über den Kopf. Dann wollte er die Politik einmal ganz von ſich abwerfen und ſchrieb am Schluß des Jahres 1832 an

Sie hatte ſchon ſeit lange nicht mit der Alten geſprochen, weil ſie zu ſtolz geworden war. Aber lange hatte die Rührung nicht gedauert. Sie wühlte ſchon damals nach einer Genugthuung. Da ſich keine fand, da ihr überall der Weg verſperrt war nach der Seite hin, wo allein ihrem Stolze genügt werden konnte, ſo war ſie bereit geweſen, das Netz, das ſie überſpann, zu zerreißen und mit Oskar Binder in die weite Welt zu gehen. Wie das ſo war und werden konnte, hatte ſie nicht viel überlegt. Nun ſah ſie's und neu genug waren die Folgen ... Jetzt blickte ſie in einem Walde einſam hinein in Moos, Farnkräuter, Sträuche mit Blüten und Beeren, die zum Herbſte reiften ... Was dieſer ihr wol bringen wird!

Die kleinen Käfer und Inſekten um ſie her konnte ſie noch verfolgen, wie ſie ſprangen und ſich kugelten und auf Halme kletterten, die am Gewichte derſelben zuſammenknickten ...

Es regt ſich doch alles, es nährt ſich doch alles! Das zu denken, auch jetzt zu denken, war längſt ihre Art, und ſo elend ihr zu Muthe blieb, aufſtehen würde ſie doch, wenn nicht gleich jetzt, doch noch vor Abend; und zurückdenken mochte ſie am wenigſten; aufrichtig beklagen, ſich etwas verwerfen, bereuen, das hatte ſie nie vermocht, und wenn ſie ſonſt geſtraft worden war, Thränen kannte ſie auch da nicht. Ihr Vater weinte wol dann ſtatt ihrer und ſeufzte: Die Mutter!

Nach einer halbſtündigen Ruhe raffte ſie ſich wieder in die Höhe. Sie ordnete ihr Haar, ſoweit es ging, erſchrak zwar über den Zuſtand ihres Kleides, verſuchte aber weiter zu kommen.

Sie hielt ſich an die Zweige und Stämme. Einen Weg fand ſie nicht. Sie war ganz im Dickicht, und doch war ihr's manchmal, als läutete von irgendwoher eine Glocke. Dann war's blos wieder ein Summen im Ohre oder im Ohre. Einige hundert Schritte brachte ſie ſo vorwärts; weiter trug ſie ihre Kraft nicht mehr . . .

Es war an einem wunderſchönen Platze, wo ſie zuſammenſank. Der Wald wurde lichter, die Birken ragten wieder, Erlen, auch Weiden kamen. Sie ſah ſogar in der Ferne Schilf, dicht verwachſen; nun mußte doch ein Waſſer kommen. Sogar Schwalben ſchoſſen daher, die ſonſt im Walde nicht wohnen. Auch eine Lerche wirbelte ein Abendlied in der Luft. Aus dem Schilfe blickte manche dunkelblaue Blume ihr entgegen. Weiße Nymphäen ſah ſie auf kleinen Wäſſerchen. Das Gras um ſie herum war von Vergißmeinnicht gezeichnet . . .

Immer müder und müder wurde ihr. Rings der große ſchweigende Kranz des Waldes, hier ein kleines Waſſereiland, drüber der blaue Himmel mit einigen wie durchſichtigen Roſawölkchen in allerhöchſter Höhe. Sie blickte noch einmal empor, dann faßte ſie, wie um ſich zu halten, einen Büſchel blauer Glockenblumen, und lag dann ſo, dieſe in der Hand haltend, ohne Bewußtſein. Eine grüne, behend dahinſchlängelnde Eidechſe, die ſie im Sinken unter einem feuchten, moosbewachſenen Steine aufſcheuchte, ſah ſie wol noch, aber fürchtete ſie nicht mehr.

Als Lucinde erwachte, war es dunkler Abend.

Ihre Ohnmacht war in Schlummer übergegangen. Sie erwachte an derſelben Stelle.

Obgleich ſie ſchwer geträumt hatte und im Traume weit entrückt geweſen war in ferne Lande, ſo erkannte ſie doch ſogleich den Ort wieder trotz der Dunkelheit.

Nur Geſellſchaft hatte ſich eingefunden. Es ſaß ein Mann neben ihr.

Es war ein ihr völlig Fremder, und doch erfüllte er ſie nicht im mindeſten mit Schrecken.

Seine Geberde war auch zu ſprechend für die Gefahrloſigkeit ſeiner Nähe und ſeiner Abſicht. Er lag auf den Knieen, faltete die Hände, die er läſſig niedergleiten ließ, und betrachtete die Erwachende, wie wenn er eine überirdiſche Erſcheinung angebetet hätte.

Ihr Erwachen ſchien den Fremden mit großer Freude zu erfüllen.

Er war hoch und ſtark, ein Mann eher noch in jungen als in mittlern Jahren.

Sein Antlitz, ſoweit es der ſchon nächtlich gedunkelte Abend erkennen ließ, war voll, geröthet, beides faſt im Uebermaß.

Die Art und Farbe der Augen ließ ſich vor dem Schirm einer leichten Sommermütze, die er trug, nicht erkennen.

Auch ſeine übrige Tracht war von leichtem, hellem Sommerſtoffe, bis zu Gamaſchen hinunter, die er trug.

Das Halstuch war mit einem Ring zuſammengebunden, deſſen weiße Steine wunderbar funkelten. Eine ſchwere goldene Kette hing über die offene Bruſt hinweg über ein fauber gefälteltes Hemd. Von der grünen

Waldeseinsamkeit stachen die weißen Glacéhandschuhe ab, die auch dieser Fremde wie Oskar Binder trug und trotz seines Knieens und seiner wie anbetenden Geberde nicht ausgezogen hatte.

Noch ehe Lucinde sich in diesen seltsamen Anblick gefunden, wurde sie von dem fremden Manne angeredet. Es war in einer fremden Sprache, die aber einige deutsche Laute untermischt hatte, und das so richtige und volltönende, wie wenn ihm jene doch nicht recht geläufig war.

Die sich gleichbleibende Stellung und ehrfurchtsvolle Anrede des Fremden überraschte Lucinden jetzt so, daß sie sich erhob und einige Worte sprach:

Wer sind Sie? Wo bin ich?

In diesem Augenblicke kamen aber auch schon aus dem Walde einige Leute und brachten einen großen Tragsessel.

Ein älterer, schwarzgekleideter Mann führte sie und näherte sich mit Anweisung der Stelle, wohin sie ihm mit dem Sessel folgen sollten. Da er Lucinden schon aufgestanden und jetzt wie auf der Flucht fand, rief er ihr entgegen:

Mein junges Kind! Fürchten Sie sich nicht! Sie sehen hier nur die Sorge des Herrn Kammerherrn! Wir waren im Begriff, Sie auf diesem Stuhl in meine Wohnung zu bringen!

Lucinde war sich ihrer eigenen Abenteuerlichkeit zu gut bewußt; wie hätte sie von den Männern, statt Aufklärungen zu geben, welche verlangen können!

Sie müssen ermüdet sein! Setzen Sie sich! Diese Leute sind stark genug, Sie den Weg, der nicht zu kurz ist, in meine Wohnung zu tragen!

So sprach wiederholt der Neuhinzugekommene, ein hagerer, langer Mann, von gelassenem Wesen. Sie mußte nach Tracht und Haltung in ihm einen Dorfgeistlichen vermuthen.

Der als Kammerherr Bezeichnete war aufgestanden und hielt sich immer nur in einiger Entfernung, faltete die Hände und betrachtete Lucinden wie ein Wunder, das sie in dieser Umgebung, in ihrem wilden und doch eleganten Aufzuge allerdings auch war.

Ermüdet und schwach bis zum Umsinken, ließ sie sich die Dienstleistungen der Leute gefallen, duldete, daß man sie auf den Sessel hob, diesen dann kräftig erfaßte und sie so aus dem jetzt schon vom Monde beschienenen und von Leuchtkäfern und schwärmenden Phalänen belebten Schilfmoor in den dunkeln Wald zurücktrug.

Die Träger sprachen nichts als was zur Verständigung des bessern Handhabens des Stuhles gehörte; auch die beiden andern, der Kammerherr und der, den sie für einen Geistlichen hielt, folgten schweigend.

Lucinde, so dahingetragen den schmalen düstern Waldweg, glaubte noch immer zu träumen, und doch war alles Wirklichkeit. Diese geisterhaften Lichter, die der Mond zwischen die hohen Stämme warf, waren zu natürliche.

Aber das Gefühl, einer Gefahr entgegenzugehen, konnte hier nicht aufkommen. Die beiden Männer blieben zwar in lebhaftem, wie sie hörte, jetzt in vollkommenem Deutsch geführten Gespräch zurück, aber die gutmüthigen Mienen ihrer Träger ließen auf ehrliche Dorfbewohner schließen.

Lucinde war so angegriffen, daß sie mit sich geschehen ließ, was man thun wollte. Sie lehnte den Kopf an die Rückenlehne des Sessels und hörte nur. Endlich vernahm sie das Schlagen einer Thurmuhr und Hundegebell. Sich ein wenig aufrichtend, sah sie einige Lichter blinken, auf die man in gleichmäßiger Bewegung zuschritt.

Der kleine Zug kam in ein stilles, schon in nächtlicher Ruhe sich wiegendes Dorf. Die hintern Begleiter hatten eine Straße abgeschnitten und waren den Trägern voraus. An der Kirche lag ein stattliches Haus, dem letztere durch ein zur Seite liegendes großes Hofthor schneller beikommen wollten; doch der Kammerherr sprang heran und rief ein gellendes: Nein! indem er auf den Haupteingang des Hauses selber zeigte. Seine Gestalt und Stimme bot in diesem Augenblicke einen ängstlichen Eindruck. Lucinde hätte gewünscht, von ihm minder geräuschvoll geehrt zu werden.

Daß sie sich in einem evangelischen Pfarrhause befand, bemerkte sie bald an der Umgebung, die immer lebhafter und zahlreicher wurde. Eine freundliche Frau beklagte sie, erklärte sie ohne Zweifel für verirrt, für krank, und rühmte den Kammerherrn, der die Unglückliche entdeckt hätte, die an jener Stelle im Walde unfehlbar die Nacht würde haben verbleiben und sich vollends verderben müssen.

Man trug Lucinden eine Treppe hinauf, in ein zwar niedriges, aber freundliches und sehr geräumiges Zimmer, neben welchem ein Cabinet mit Bett sich befand. Alles war schon hergerichtet zu ihrem Empfang. Jeder

griff zu, jeder bot ihr Hülfleistung; nur der Kammerherr stand unausgesetzt von fern und betrachtete, was er sah, wie eine Märchenerscheinung. Jetzt übersah Lucinde die ganze lange, starke, breitschulterige Persönlichkeit, deren zartes, fast süßes Benehmen mit diesem Aeußern in einem fast komischen Contraste stand.

Ihre Erklärung, daß sie sich verirrt hätte, genügte vorläufig und verhinderte alle weitere Nachforschung. Man war bedacht, sie mit Speise und Trank zu versorgen und ihr die Ruhe eines weichen Lagers zu gönnen. Sie unterwarf sich auch jedem, was man zu ihrer Stärkung und Bequemlichkeit ersann. Sie war nur das willenlose Echo jedes gesprochenen Wortes bis auf das: Gute Nacht! das man ihr zurückließ und das sie ebenso erwiderte. Sie hörte noch etwas wie den gezogenen Ton eines Wächterhorns und entschlief.

Die weniger kräftige als zähe Natur Lucindens hatte sich am folgenden Morgen vollständig wieder erholt. Von einem wohlthätig über Nacht ausgebrochenen Schweiße merkte sie jetzt kaum noch etwas, als die gewonnene Stärkung. Sie richtete sich, wie die Sonne hell in die sehr niedrigen, aber wohnlichen Zimmer schien, hoch auf und lachte schen wieder über die Situation, in der sie sich befand. Man war schon um sie her beschäftigt gewesen. Sie fand schon Kleider, Wäsche, Hülfsmittel ihre Toilette zu machen, erfrischendes kaltes Wasser. Sie konnte annehmen, daß sie mit Oskar Binder in den von ihm so hochgerühmten Hotels der Seestadt Bremen angekommen und eine Gräfin war, als welche er sie überall behandeln zu wollen versprochen hatte. Bei dem

Gedanken, ob der junge Mann nicht schon auf dem Wege ins Zuchthaus war, überlief sie eine peinliche Furcht. Sie erwog indessen ihren Antheil an seiner Schuld und durfte sich freisprechen bis auf den verlorenen Ruf. Letztere Betrachtung störte sie nicht zu lange: ihrer Natur widersprach es, sich um irgendetwas allzu viel Sorge zu machen.

Die Kleider, die sie vorfand, entsprachen freilich der Vorstellung von einer reisenden Gräfin sehr wenig.

Es waren leichte, vielfach gewaschene und von der Sonne ausgebleichte Kleider der Frau Pfarrerin.

Sie zog einen der Röcke an und lachte über sich selbst, als sie in den Spiegel geblickt, von dem sie erst zwei sich kreuzende Pfauenfedern und eine Anzahl Visitenkarten und geschriebene Einladungen zu Mittagessen und Kaffeegesellschaften in der Umgegend wegnehmen mußte.

Wie eine Großmutter! sagte sie, von diesen Familienbezügen angeregt, zu sich selbst. Sie sann hin und her, wie sie sich helfen könnte, denn vollkommen gegenwärtig war ihr die Anwesenheit eines Mannes, den man Kammerherr genannt und der ja vor ihr anbetend auf den Knieen gelegen und sie wahrscheinlich spanisch oder arabisch begrüßt hatte. Leise hatte sie auch schon die an den Fenstern dicht herabfallenden gemusterten und reth umsäumten Musselingardinen gelüftet und richtig schon ihren Verehrer in dem kleinen Garten vor dem Hause auf- und abwandelnd erblickt.

Lucinde war eitel genug, die glänzende Toilette, in der er erschien, auf ihre Veranlassung zu legen. Er trug eine hellblaue Uniform mit goldgestickten Kragen, mehrere

Orden auf der Bruſt und einen dreieckigen Treſſenhut auf dem ſchon wieder ſehr rothen Antlitz. In gravitätiſcher Würde ging der Kammerherr durch die zierlichen Wege des kleinen Blumengärtchens auf und nieder und brach nur dann und wann zu einem Bouquet, das er ſchon in Händen hielt, noch eine Roſe oder aus den Einfaſſungen der Beete eine Federnelke.

Zunächſt ordnete ſie ihr verwildertes Haar. Sie legte es wie ſonſt wieder in Scheitel und Flechten. Um Locken zu machen, fehlte die Feuerzange ihrer Schweſter.

Dieſe Umwandlung dauerte lange. Sie wurde ihr aber angenehm durch eine ganz wunderbare Unterhaltung, die plötzlich durch das Haus ertönte. Eine Muſik erfüllte die nicht anſehnlichen Räume deſſelben, und zwar mit einem Wohllaut, der höhern Sphären angehörte. Jedes Glas auf dem Tiſche, die Fenſterſcheiben, die Bilder an der Wand, ja, die klappernde Thür eines gußeiſernen Ofens, alles ſchien von dieſer Muſik mit ergriffen, ſo mächtig brauſten die Accorde durcheinander, ob ſie gleich nur von einem einzigen Inſtrumente, etwa von einer rieſigen Flötenuhr, zu kommen ſchienen.

Was iſt das? fragte Lucinde die Magd, die ſie in ſeltſam fremder, ihr nicht geläufiger, plattdeutſcher Sprache um das Frühſtück anging, das ſie zu haben wünſchte.

Der Herr Pfarrer ſpielt! hieß es.

Ja, aber was? worauf?

Die Magd lächelte verlegen; ihr guter Wille, Aufklärung zu geben, ſcheiterte an einem ſchweren fremdartigen Namen.

Die Töne ſchwellen indeß und löſten ſich ab mit einer Weihe und Erhabenheit, die der feierlichſten Kirchenmuſik gleichkam. Bald waren es Flöten, bald Oboen, bald die Töne eines Violoncells. Nur einmal hatte Lucinde ähnliche Eindrücke gehabt, damals, als ſie zur Oſterzeit gelegentlich die kleine katholiſche Kirche der Reſidenz betreten, um zu belauſchen, wie ſich die Frau Hauptmännin anſtellte, im Beichtſtuhl zu ſitzen. Sie erfuhr ſpäter, daß die geizige Frau, die den Satan ohnehin für den wahren Herrgott hielt, nur deshalb alle Jahre einmal zur Beichte ging, um ein monatliches gänzliches Faſten zu motiviren, das ſie darauf als eine ihrem Hauſe für ihre Sünden dictirte Strafe einführte. Lucinde dachte auch bei dieſer Muſik an jene Zeit der bitterſten Entbehrungen.

Da ihr ſchönes Kleid einer gründlichen Ausbeſſerung bedurfte, wenn es nicht gar ganz verdorben war, ſo blieb ihr nichts übrig, als für ihr Coſtüm ſich den Umſtänden zu ergeben. Sie bat um eine Haube und erhielt ſie. An dem Schnitt ihres Antlitzes, an dem Reiz ihrer Formen war nichts zu entſtellen, ſie konnte den Eindruck einer eben verheiratheten jungen Frau machen. Sie nahm dann ein leichtes Frühſtück von Milch und eilte an die Quelle der berauſchenden Töne, die das ganze Haus verzauberten.

Man empfing ſie unten ſehr freundlich und wünſchte ihr Glück zu ihrer ſchnellen Erholung. Ihre Toilette fand man erfindungsreich und entſchuldigte ſich, ihr nicht mehr bieten zu können. Die Muſik hatte denſelben Augenblick aufgehört. Auf ihr Befragen, welchem Inſtru-

einen Freund: „Hören Sie, ich will Reisebilder à la Heine schreiben und da hab' ich einen fürchterlichen Eid geschworen, es soll kein Wort Politik hinein. Ich führe jetzt funfzehn Jahre Krieg, ich will mich einmal ausruhen und wie ein Schäfer schreiben. Es müßte denn Krieg oder Revolution ausbrechen; dann ist es freilich ein Anderes." Mit der gewöhnlichen Verfassung des deutschen Buchhandels konnte er sich nicht befreunden. Er schrieb 1843 einem deutschen Buchhändler: „Ich habe schon von mehreren Seiten gehört, Sie wären ein junger und unternehmender Buchhändler. Die Leute sagen: Zwar jung, aber unternehmend. Aber auf Ihre Jugend setze ich großen Werth. Die Art wie Ihr Geschäft von den alten Buchhändlern getrieben wird, kam mir immer unleidlich perrückenartig vor, und funfzigjährige Revolutionen in allen menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen, haben dem faulen deutschen Buchhandel noch nicht die kleinste wohlthätige Erschütterung geben können. Ich denke, daß Sie einer neuern bessern Generation angehören und ein revolutionärer Buchhändler sind."

Das allmälige Absterben aller Hoffnungen, die man noch kurz vorher auf die Mündigkeitserklärung der Völker setzen konnte, machte ihn sehr unglücklich. Mit der schwindenden Elastizität seiner geistigen Aufregung brach auch die Körperkraft immer mehr zusammen und es war die höchste Zeit, daß seine Freundin, die sich inzwischen verheirathet hatte, nach Paris zog und in ihrer unmittelbaren Nähe ihm die Beruhigung und sorgsame Pflege schenkte, deren er von jetzt an nur allzubedürftig werden sollte.

Diese behagliche Einfriedigung und Waffenruhe führt uns in das Innere Börne's zurück. Wir haben den rastlosen

ment man verſtanden hätte dieſe wunderbaren Töne zu entlocken, zeigte der Pfarrer auf einen Kaſten, in welchem eine Reihe von Gläſern, eins ins andere geſteckt, an einem Bande in der Schwebe gehalten lagen. Durch eine mechaniſche Vorrichtung bewegten ſie ſich, geriethen durch ſtändiges Drehen in Schwingungen und wurden nun mit den Fingerſpitzen je nach ihrer Stimmung berührt. Dieſe Art des Spielens ſchien anſtrengend. Man mußte die Gläſer durch Friction in Umſchwung erhalten. Der Anblick ſelbſt war lange nicht ſo poetiſch wie die Wirkung. Es war eine, jedenfalls verbeſſerte, jener alten und echten Harmoniken, die Benjamin Franklin erfunden haben ſoll, und die ſchon lange aus dem Gebrauch des Virtuoſenthums gekommen ſind und nur hier und da noch von einem Freunde ernſter und weihevoller Muſik geſpielt werden. Der Pfarrer und die Pfarrerin, beide waren gleich geſchickt darin.

Das nächſte Geſpräch, an welchem in beſcheidener Zurückhaltung einige freundliche Kinder, zwei Mädchen und zwei Knaben, theilnahmen, betraf natürlich das geſtrige Finden der Verirrten.

Der Pfarrer hatte mit dem Kammerherrn, der immer noch im Garten, harrend und ſeinen Strauß vervollſtändigend, auf- und niederging, kurz vor Sonnenuntergang noch einen Spaziergang gemacht. An dem Riedbruch, wie die bezeichnete Gegend benannt wurde, hatte man Lucinden überraſchend genug und im Schlummer hingeſtreckt gefunden. Ihr zerriſſenes Kleid, die aufgelöſten Haare hatten keinen Zweifel gelaſſen, daß es ſich um eine Kranke handelte, und ſchnell war der Pfarrer zum Dorfe

geeilt, während der Kammerherr zur Aufsicht zurückgeblieben war.

Zwei fast gleichzeitige Fragen, die ihrerseits nach der wunderlichen Art des letztern, und die Frage der Pfarrersleute, wie und woher sie denn in diese mißliche Lage gekommen, durchkreuzten sich eben, als man vorm Hause einen fürchterlichen Lärm hörte, Schimpfreden und Drohungen wildester Art.

Ja, was ist wieder? sagte ruhig der Pfarrer und ging hinaus.

Lucinde sah, daß sich der Kammerherr wie ein Tobsüchtiger geberdete und in einige Entfernung hinausschrie:

Schlingel, nichtswürdiger Schurke, Tagedieb! Wo bleibt mein Degen? Wie lange soll ich nach meinem Degen rufen? Bin ich der Kammerherr von Wittekind oder nicht?

Da auch die Pfarrerin auffallenderweise sehr ruhig in den Garten ging, so nahm Lucinde keinen Anstand zu folgen. Sie hatte schon die Thür in der Hand, als ihr auffiel, wie schnell das älteste der Mädchen an die Harmonica sprang und einige der Gläser mit dem mühsam ausgebreiteten Spann ihres kleinen Händchens zu reiben sich mühte.

Was ist das alles? fragte sie sich und war um so mehr betroffen, weil der Name Wittekind sie an die monatlichen Geldsendungen der Frau von Buschbeck oder des Fräuleins von Gülpen erinnerte. Auf den fünf Siegeln hatte sie einmal die Worte „Freiherrlich Wittekind'sche Kameralverwaltung" gelesen ...

Die Kleine ſpielte wohlgeordnet einen Choral. Der Kammerherr riß dazwiſchen ſein Blumenbouquet auseinander, rannte über die Beete, zertrat alles und ſchlug ſogar gegen den Pfarrer, der ihm zuzureden und ihn ins Haus zurückzuführen ſich bemühte, mit geballter Fauſt. Leuten, die draußen am Staket gaffend ſtehen blieben, winkte der Pfarrer zu gehen.

Meinen Degen! Meinen Degen will ich haben! rief der Ungeberdige unausgeſetzt und drohte nach einer Seite hin, wo ſich jemand zu befinden ſchien, der dieſen zu bringen von ihm beauftragt war.

Aber den Degen? rief die Pfarrerin, jetzt doch auch erregter ins Haus zurückkehrend. Wie kann man ihm einen Degen laſſen!

Lucinde begriff nun, daß der Kammerherr geiſteskrank war. Nie hatte ſie Menſchen in dieſem Zuſtande geſehen und fürchtete ſich, trotzdem daß man verſicherte, die Muſik würde allmählich ſeine Tobſucht mildern. In wunderbaren Tönen ſpielte auch jetzt die Frau Pfarrerin, eine kleine, zarte, aber geiſtig durchleuchtete und willensſtarke Frau.

Wie Lucinde nun auch auf dem Sprunge war auf die Treppe zu eilen und ſich in den obern Stock zu flüchten, traf ſie durch die noch geöffnet gebliebene Hausthür der Blick des Tobenden. Kaum war er ihrer anſichtig geworden, als er augenblicklich in ſeinen Schimpfreden innehielt, die Hände nach ihr ausſtreckte und halb die Knie beugte.

Dieſe Aenderung der Scene war das Werk eines Augenblicks. Die zaubervollen Accorde, die die Pfarrerin

dem Inſtrument entlockte, hoben eine Situation, deren Feierlichkeit von dem Schrecken und Staunen der Näherſtehenden unterſtützt wurde; die entfernter Lauſchenden freilich lachten.

Lucinde blieb eine Weile unbeweglich.

Dann aber faßte ſie ſich Muth und ging auf den Kammerherrn zu, ihm einen freundlichen: Guten Morgen! wünſchend.

Er erhob ſich, ſprach nichts und lächelte voll Ehrfurcht.

Daß Sie mich noch wiedererkennen! fuhr Lucinde wie in unbefangenſter Laune fort. Ich habe mich ſeit geſtern verändert, nicht wahr?

Sie gehören jetzt der Erde an! ſprach der wie in einem Bann Befindliche feierlich, langſam, mit ſonderbar hochliegender, faſt weiblicher Stimme.

Nicht wahr, fuhr Lucinde ſcherzend fort, Sie glaubten geſtern, ich wäre vom Himmel gefallen?

Und nun ſuchte ſie die zerſtreuten Blumen auf, wobei ihr der Kammerherr behülflich ſein wollte.

Aber dieſe ſteife Uniform! fuhr ſie fort. Pfui! Pfui! Wie garſtig dieſer hohe Kragen! Das mag ſich wol bei Hofe ſchön ausnehmen, aber hier ... Die armen Roſen und Nelken! Nein, kommen Sie, Herr Kammerherr von Wittekind! Ziehen Sie Ihre geſtrige leichte Kleidung an, und wir richten den Garten wieder in Ordnung!

Ich wollte Ihnen meine Ehrfurcht bezeugen! ſagte der Kranke und verbeugte ſich wie vor einer Fürſtin.

Nun gut! So denken Sie nur, daß ich auch ganz

incognito hier lebe und wir uns eines dem andern nichts vorwerfen wollen!

Der Kammerherr verbeugte sich und ging, ohne weiter nach dem Degen zu fragen, ins Haus, um sich umzukleiden. Er bewohnte die andere Seite des Erdgeschosses.

Alle standen in Verwunderung vor diesem unerwarteten Besänftigungsmittel. Der Pfarrer besonders schien sehr erfreut und sagte leise:

Die Musik war bisjetzt das Einzige, was die zuweilen ausbrechende Tobsucht des geistesschwachen Mannes mildern konnte. Nun kommen Sie und schon Ihr Anblick entwaffnet seine Wuth! Sie sind uns ja wie ein Geschenk von Gott gegeben!

Lucinde erfuhr, daß der Pfarrer von Eibendorf, dem das trauliche Nest von Kindern sich füllte, vom Ertrag seiner Pfarre aber kaum die Scheuer, sich erboten hatte, einen geisteskranken vornehmen, sehr reichen Mann in Obhut zu nehmen. Es war, er gestand es aufrichtig, eine ganz einfache Speculation auf die Besserung seiner eigenen Existenz. Er wollte diese Ersparnisse anlegen für die künftige Ausbildung seiner Kinder. Offen sagte er das; aber man sah wohl, sein eigener redlicher Wille und die Herzensgüte seiner Frau konnten sich nicht entschließen, diese Pflege wie das Amt eines Miethlings auszuführen. Sie unterzogen sich ihrer schweren Aufgabe, die sie in diesem mislichen Umfange, wie sich bald herausstellte, kaum geahnt hatten, mit aufrichtiger Hingebung, wachten Tag und Nacht über den launischen, oft bösartigen und in der großen Welt in vielen Dingen

gründlich verdorbenen Mann, der schon an die Vierzig gerückt schien und doch kaum dreißig zählte.

Freiherr Jérôme von Wittekind entstammte dem Geschlechte, das sich für die Nachkommen jenes edeln und tapfern Wittekind hielt, der in diesen Gegenden, tiefer abwärts nach Westen zu, lange Jahre Karl dem Großen die Spitze geboten. Einem Geschlechte der Hünen schien auch noch immer dieser entartete Enkel anzugehören. Der Kammerherr war der jüngere Sohn des großen Landbesitzers und eines der ersten Glieder hierländischer Ritterschaft, des Kronsyndikus von Wittekind; der ältere stand in Diensten des nordwärts liegenden großen Staats. Dieser jüngere, von früh beschränkt und schwachsinnig, hatte sich den Kammerherrnschlüssel eines der kleinen Höfe geben lassen, die in der Gegend der Externsteine liegen. Seine Reisen und Aufenthalte in großen Städten waren die Veranlassung zu so vielen Thorheiten und Verschwendungen geworden, daß der Vater seinem Wesen Einhalt thun mußte. Die Beschränkung, die er erfuhr, reizte seine Wildheit noch mehr, und als der Vater, der selbst ein determinirter Mann war und im Nothfall, wie Lucinde später kennen lernte, mit geschwungener Heppeitsche dreinfahren konnte, ihn vollends einengte und, um den Geisteszustand seines Sohnes nicht zu verrathen, ihn gar wie einen zweiten Kaspar Hauser einschloß, ließ die Elasticität dieser schwachen Geisteskräfte immer mehr nach und ein oft bösartiger Blödsinn war die Folge, die nur noch die gewohnte Art der Haltung und der hochgetragene Nacken des adeligen Stolzes in der stattlichen Erscheinung des Kammerherrn verdeckte.

Obgleich Katholik, hatte man ihn, um seinen Zustand ganz aus dem Bereich der Controle der ihm ebenbürtigen Adelsgeschlechter zu bannen, zu einem protestantischen Geistlichen, zehn bis zwölf Meilen von den großen Gütern des Vaters entfernt, gegeben. Den Vorwand dafür gab seine Liebe zur Malerei. Er besaß ein wirkliches Talent zum Copiren und streifte durch die Gegend meist mit der Zeichenmappe. Sein Diener sagte dann jedem, sein Herr halte sich deshalb beim Pfarrer auf, weil nichts der Umgegend von Eibendorf gleichkäme. Wald, Berg, Wiese und Grund schmückten das Thal allerdings mit den reichsten Farben; die Malerei und Musik wurden zu Hülfsmitteln, den Zustand des Kranken zu mildern.

Von dem Augenblick an, wo der Kammerherr in seinen Sommerkleidern zurückkehrte und mit Lucinden, die sich einen Strohhut gegen die Sonne entliehen hatte, die Beete zu ordnen und die Pflanzen wiederherzustellen begann, entspann sich ein Verhältniß, das ein Jahr dauerte und mehr als Lucindens sechzehntes Lebensjahr füllte.

## 8.

Lucinde blieb auf der Pfarrei, hier „Paſtorat“ genannt.

Man fragte ſie allerdings nach ihrer Herkunft, ihrem Namen und dem Stande ihrer Aeltern. Sie gab auch dem Pfarrer und dem Schulzen (dem „Meier“ des Dorfes) einen Namen an. Erſt war ſie Johanna Stegmann, aus dem Thüringiſchen gebürtig. Kam der Pfarrer und drohte lächelnd mit dem Finger und ſagte, er hätte nach Vacha, das ſie als Wohnort angegeben, geſchrieben und die Nachricht bekommen, daß man dort nichts von einer Johanna Stegmann wiſſe, ſo nannte ſie ſich Luiſe Starkin, aus der Gegend von Fulda über die Rhön hinaus, wo ihr Vater ein Oberförſter des Königs von Baiern wäre. Schüttelte man nach vier Wochen wieder den Kopf, ſo erwiderte ſie:

Will man, daß ich bleibe, ſo quält mich doch nicht ſo!

Man mußte nämlich wirklich wünſchen, daß ſie blieb. Sie war dem Frieden des Hauſes faſt nothwendig geworden. Was zur Beſänftigung des Kammerherrn die

Harmonica nur annähernd erreicht hatte, das löſte Lucinde vollſtändig. Der Kammerherr wurde durch ſie ein Kind, das an ihrem Leitſeile unter Blumen ſpielte; er zeichnete, malte, ſprach leidlich vernünftig und verlieſs eine wirkliche Heilung.

Ohne phantaſtiſches Uebermaß und manche Wunderlichkeit ging es dabei freilich nicht ab.

Es blieb dem Kranken von Lucinden die Vorſtellung wie von einer in der That feenhaften Erſcheinung. Er ließ ſich den Wahn nicht nehmen, daß Lucinde eine Tochter der Waldeskönigin, vielleicht ſie ſelbſt wäre, und Lucinde that nichts, ihm dieſen Glauben zu nehmen. Sie ließ ſich von ihm ganz ſo ſchmücken, wie er ſie ſehen wollte, wenn er ſie malte. Es waren dies dieſe wunderlichen Malereien der Geiſteskranken, die durch ihre techniſche Vollendung oft überraſchen und doch immer etwas nur mechaniſch Wiedergegebenes und Seelenloſes darſtellen. Es waren in ſeinen Landſchaften immer derſelbe Eichbaum, immer derſelbe Felſengrund, immer daſſelbe Haus, derſelbe Kirchthurm, derſelbe Bach und dieſelbe Mühle wiederzufinden, nur wechſelte die Vermiſchung und die Beleuchtung. Auch ſeine Porträts drückten, er mochte den Pfarrer oder den Meier im Dorf oder den einzigen Bekannten, der ihn zuweilen beſuchte, einen Grafen Haus von Zeeſen wählen, immer denſelben Charakter aus, eigentlich ihn ſelbſt. Nur für Lucinden ſuchte er Abwechſelung, bald in dieſer Situation, bald in jener. Er verſchwendete Summen Geldes, um ſie bald als Griechin, bald als Zigeunerin, bald als Salondame oder Amazone malen zu können. Von

jenem Reſidenzſtädtchen, wo er ſich einſt den Kammerherrnſchlüſſel gekauft hatte, waren beſtändig Cartons mit koſtbaren Stoffen unterwegs. Selbſt theuere Schmuckſachen wurden angekauft. Und der Kronſyndikus, der Vater, der zuletzt doch auch von dieſem Treiben hören mußte, widerſprach diesmal nicht. Einmal drückte ihn der geheime Vorwurf, das Uebel des Sohnes ſelbſt durch ſeine Erziehung gemehrt zu haben, dann nährte er die Hoffnung, ihn wieder in die Geſellſchaft zurückzuführen. Es wurde ſogar eine Adelige genannt, die nach einem Familienſtatut mit ihm vermählt werden ſollte, nachdem eine Verbindung mit einem Fräulein Monica von Ubbelohde vor geraumen Jahren geſcheitert war.

Lucinde genoß dieſe Lage eine Zeit lang mit der ganzen Behaglichkeit ebenſo eines ſichern und geſchützten Aufenthalts wie geſchmeichelten Selbſtgefühls ... Eibendorf lag dem Winkel zu, wo ſich das Eggegebirge mit dem Teutoburger Walde kreuzt; es war umgeben von jenen Waldzügen, die ſo dichtbelaubt, ſo frei und urſtämmig ſich ſonſt nur im Süden Deutſchlands wiederfinden. Von mancher aufſteigenden Anhöhe aus ſah man in das ganze Tiefthal der Weſer hinab. Ein entzückender Anblick! Jeder Hügel bewaldet und umgeben von unabſehbaren Feldern und Wieſen, denen ſich in friſchen Farben Dörfer, weiterhin anſehnliche Städte entwinden. Die ſchroffern und die Seele mit mächtigen Ahnungen erfüllenden Partieen mußte man im Gebirge ſuchen; dieſe Ebene hier bot den Charakter der Milde und Lieblichkeit. Nach Oſten hin ſah man an beſonders lichthellen Tagen in dunkler Färbung die Nadelholzcon-

Schriftſteller verfolgt, bewunderten den Muth des hoffnungstrunkenen Vaterlandsfreundes, erfreuten uns an dem rüſtigen Eifer, auf den Freund und Feind in den Jahren des Sturmes bei Börne rechnen konnte, und kehren nun in die traute Klauſe ein, die uns wieder den Menſchen Börne näher beobachten läßt. Möge hier eine Entwickelung der gemüthlichen Stimmung, die Börne während ſeines ganzen Lebens beherrſcht hat, um ſo mehr eingeſchaltet werden, als ſie uns zu einer tieferen Kenntniß der Seelenzuſtände führen wird, die Börnen, im Schmerz über ſo viel Enttäuſchungen, im Vorgefühl des nahen Todes, von jetzt ab ſichtbarer zu beherrſchen anfiengen, als früher. Es brach die letzten Jahre vor ſeinem Tode ein tieferes gemüthliches Bewußtſein in ihm hervor, das wir ohne Schilderung der ganzen Innerlichkeit des Vollendeten nicht würden vollkommen erklärlich machen können.

Sanftmuth und Adel waren die Grundzüge des Börneſchen Gemüthes. Der Charakter offenbart ſich bekanntlich in Kriſen und eine ſolche kann man wohl den Augenblick nennen, wo Börne, ſelbſt betroffen über die Wirkung ſeiner Pariſer Briefe, von allen Seiten die bitterſten Verletzungen ſeines Herzens und Ehrgefühls zu erfahren hatte. Es ſind nicht die ſchlechteſten Geiſter geweſen, die in einem ſolchen Augenblick die geheimen und verſteckten Dämonen ihres Gemüths entfeſſelten, ſich mit kalter Liebloſigkeit am Feinde rächten und um nur aufrecht zu ſtehen, ſich an Mittel hielten, die ihrem Charakter keine Ehre machten. Börne war ein ſo harmloſes Gemüth, daß ihm, um ſein verletztes Innere zu heben und ſich ſelbſt nicht zu verlieren, ſolche Aeußerungen nie beikamen. Er griff ſeine Gegner mit Spott an und wählte keine andre

touren des Harzes. Dabei waren die Volkssitten lebhaft, ja keck und herausfordernd. Es gab Aufzüge und Feste aller Art, sogar ein Schützenfest für Frauen. Morgens in erster Herbstfrühe ziehen die Ehefrauen der Gemeinde, unter ihnen manche Anmuthige, von irgendeinem Hofe aus, in goldenen landüblichen Häubchen und Stirnbinden, mit Bändern und Blumensträußen geschmückt, mit den Gewehren ihrer Männer in den Händen. Der Kammerherr hatte verlangt, daß Lucinde die Schützenkönigin spielte, die mit dem Zeichen ihrer Würde, den Säbel an der Seite, vorausmarschirte. Da sie nicht verheirathet war, so setzte man die äußerste Anstrengung daran, ihn von diesem Verlangen abzubringen. Sie begnügte sich dann auch mit der Rolle des Fähnrichs. Die Fahne aber, die er sie tragen ließ, war eine wunderliche Curiosität, die er selber erfunden hatte. Er beschäftigte sich nämlich mit der hier landesüblichen gelehrten Spielerei, in den Nachrichten der Alten über den Aufenthalt der Römer in Deutschland Thatsachen und Namen aufzufinden, die mit den Sitten und Namen der Gegenwart noch in irgendeinem Zusammenhange stehen. Der Kammerherr wußte genau, wo Varus von Hermann dem Cherusker geschlagen war, er behauptete, dicht bei Neuhof, dem Schlosse seines Vaters. Er war auch selbst in Rom gewesen und vermeinte, dort in den Alterthumsschätzen des Vatican Dinge gesehen zu haben, die die Römer nur auf der heiligen rothen Erde Westfalens gefunden haben konnten. Dortige alte Trinkgefäße wären nur aus Glashütte gekommen, einem Vorwerk seines Vaters, alte Wurfgeschosse nur aus einem

ganz beſtimmten Holze, dem Düſternbrook hinter Neuhof, geſchnitzt, alte Waffen aus einer uralten Schmiede hervorgegangen, die ſeit Jahrhunderten die Hufe der Roſſe ſeines Hauſes beſchlug. Nur in einem wich er von dem Urtheil ſeines Vaters ab. Er las den Tacitus ziemlich geläufig und hatte die beſondere Ueberzeugung, daß der Tempel der Tanfana, wo die alten Teutſchen angebetet haben ſollten, nicht etwa die große Dämpfpfanne der Saline Hallenſtein ſeines Vaters war, wie dieſer ſelbſt und alle Paſtoren der Umgegend glaubten, ſondern nur eine Tannenfahne, nämlich der alte deutſche, weiland heidniſche, dann ſo gründlich getaufte, bekehrte und chriſtlich gewordene liebe Weihnachtsbaum, den in der That Lucinde mit bunten Bändern geſchmückt und mit allerlei zierlichen Vergoldungen bei jenem Schützenfeſte als Fähnrich tragen mußte. Da auch in dieſem Weihnachtsbaume, Tanfana, Tannenfahne, dem Palladium der alten Teutſchen, goldene Ringe, Ketten, Schaumünzen hingen, die die Siegerinnen im Schießen gewinnen ſollten, ſo ließ man ſich dieſe Verbindung des alten heidniſchen Rom mit Teutſchland und dem überwiegend proteſtantiſchen Eibendorf (katholiſche Einwohner waren in einem Nachbardorfe eingepfarrt) gefallen. Es waren Geſchenke von dem ſogenannten „tollen Kammerherrn“.

Auf die Länge mußte freilich den Pfarrer die unſichere Herkunft und das längere Verweilen Lucindens beunruhigen. Er hatte dem Kronſyndikus nach Neuhof, dem Stammſitze der Wittekinds jenſeit des Gebirges, wiederholt ſeine Bedenken mitgetheilt. Da aber die Wirkung der Abenteurerin eine ſo vortheilhafte für den

Kammerherrn war, ſo befahl der Vater, an dieſem Erziehungsplane, den der Zufall an die Hand gegeben, vorläufig nichts zu ändern. Seine Briefe waren kurz und beſtimmt, wie die Art des Mannes überhaupt ſein ſollte. So duldete man das, was nach und nach anfing auch ſeine Mislichkeiten nach ſich zu ziehen. Denn weder die vom Gewöhnlichen abweichende Situation des Geiſteskranken, ſeine einſamen Wanderungen mit der Fremden, ſeine Ausbrüche von Eiferſucht, noch Lucindens mehr zum Zerſtören als zum Schaffen geneigte Natur blieben lange unverborgen ... Schon fing ſie an, als es zum Winter ging, ſich an dieſer ſich gleichbleibenden Lage nicht zu genügen: ſelbſt der Bann einer ſolchen Huldigung, wie ſie ſie hier, allerdings ohne die geringſte intimere Beläſtigung fand, wurde ihr zu enge, der Gang der Tage wurde zu gleichförmig, die Welt, in der man hier ſeine Befriedigung gefunden hatte, brachte ſelten eine andere Unterhaltung als eine Thorheit des Kammerherrn mehr. Die Menſchen, die es da und dort noch zu gewinnen gegeben hätte, hielten ſich in ſcheuer Ferne, ſelbſt Graf Zeeſen, der alle zwei Monate einmal von ſeinen nahe liegenden Gütern kam, um einige Stunden lang die ſonderbarſten Geſpräche mit dem Kammerherrn zu pflegen. Wäre Graf Zeeſen nicht ausgeſprochen katholiſch geweſen und im Pfarrhauſe dieſer Punkt des Kammerherrn wegen mit großer Zurückhaltung behandelt worden, die Familie hätte vielleicht auch den Grafen mindeſtens tiefſinnig genannt.

Dieſer noch junge Cavalier war nach den Aeußerungen des Kammerherrn zu Lucinden, die von ihm alle

ſeine Familienbeziehungen erfuhr (nur nie etwas über die Frau „Hauptmännin“ von Buſchbeck oder das Fräulein von Gülpen, eine Perſönlichkeit, die er nicht zu kennen behauptete), ſein zweitbeſter Freund. Der erſtbeſte hieß Doctor Heinrich Klingsohr. Doch fügte er regelmäßig mit einem Kreuze, das er dabei in die Luft malte, hinzu: Klingsohr iſt mein beſter Freund, aber er hat mich verrathen! Vom Grafen Zeeſen, mit dem er ſtudirt hatte und in Rom geweſen war, ließ er eine aufrichtige Hingebung gelten, beklagte aber ein unglückſeliges Geſchick deſſelben, das er nie genauer angab. Die Pfarrerin verrieth es eines Tages Lucinden, indem ſie erzählte:

Der Graf hat ſich mit einem Freifräulein von Seefelden verlobt, leidet aber darüber an Gewiſſensſcrupeln, ſeitdem er ein altes Familienſtatut in Erfahrung gebracht hat. Vor hundert Jahren hat nämlich ein Ahn ſeines Hauſes die Beſtimmung gemacht, daß, wenn ein älteſter Sohn der Nachkommenſchaft ſich entſchließen ſollte, nicht zu heirathen, die von ihm und ſeiner ſpäter geiſteskrank gewordenen Frau reich vermehrten Güter der Zeeſen dazu angewendet werden ſollten, ein großes Landes-Irrenhaus zu begründen. Hundert Jahre lang haben die Nachkommen vorgezogen zu heirathen. Erſt dieſer Hans von Zeeſen, der viel Frömmigkeit beſitzt, wurde über jene nun hundertjährige Unterlaſſung eines guten Werkes ſtutzig, und ſonderbarerweiſe iſt ſeine Braut, die ihn ebenſo heiß liebt wie er ſie, von gleicher Seelenſtimmung. Ich zweifle gar nicht, daß der Graf ſeinen kranken alten Freund nur deshalb ſo oft beſucht, um ſich in dem heroiſchen Vorſatze des Entſagens zu beſtärken.

Lucinde horchte hoch auf. Hier kamen Ideen, die ſie an ſich vollkommen verſtand, in eine Verbindung oder in Conflicte, die ſie noch nicht faſſen konnte. Doch hörte ſie aufmerkſamer zu, wenn der kleine blaſſe, ſchmächtige Mann, der Graf, in ſchlichter, faſt prieſterlicher Tracht kam und ſich mit dem Kammerherrn unterhielt. Nie hatte ſie ſo viel von Gedanken, Meinungen, ideellen Beziehungen gehört wie in den Geſprächen eines Halbirren mit einem Manne, der ſo fromm war, daß er ſelbſt unter der proteſtantiſchen Pflege ſeines Freundes zu leiden ſchien.

Wie eigenthümlich nach dem Wunderbaren und Fremdartigen hier zu Lande faſt überall ausgegangen wird, erfuhr Lucinde bei vielen Gelegenheiten, unter andern bei einer Erinnerung an den alten Bienenhelm ihres Vaters, den dieſer nie zurückbekommen hatte; die Hauptmännin hatte ihn, ſcheinbar zu Gunſten Lucindens, an einen Trödler verkauft. Sie beſuchte nämlich aus alter Neigung oft die Dorfſchule und gab in ihr Unterricht auf ihre Weiſe. Beim Schulmeiſter fand ſie ein geregelteres Hausweſen als bei ihrem Vater, und in der Gartenwirthſchaft auch einen Bienenhelm, den gerade ein Knecht aus dem Orte vom Schulmeiſter borgte, um den Bienen das Leid vom eben verſtorbenen Herrn anzuſagen. Ueber den ſonderbaren hierländiſchen Gebrauch, daß man mitten in die Bienenſtöcke hinein den Tod des Hausvaters anzeigen und den Knecht den Bienen melden läßt: „Einen ſchönen Gruß von der Frau und der Herr wäre todt!“ konnten ſich der Kammerherr und der gerade anweſende Graf in Mittheilungen verlieren, die

alle Seiten der Geſchichte und der Philoſophie berührten. Lucinde ſtaunte über den Glauben, der annahm, daß ohne dieſe Leid-Anſage die Bienenſtöcke in Jahresfriſt ausgehen würden; aber der Kammerherr und der Graf, beide warfen verklärt ihre Blicke empor und ſprachen jetzt ſogar anerkennend von dem früher gemeinſchaftlichen verrätheriſchen Freunde, Heinrich Klingsohr, der auf die Darſtellung des Zuſammenhangs der Bienen mit den Staats- und Rechtsbegriffen der Menſchheit in Göttingen Doctor geworden war.

Und ſo dunkel es nun auch in des Kammerherrn Begriffen ausſah, ſo wurde er doch auf dieſe Art Lucinden ein Lehrer. Auf Partieen, die er in einem von ſeinem Diener geführten Einſpänner machte, ſprach er mit Lucinden, ob ſie es nun verſtand oder nicht, nur franzöſiſch, ein andermal nur engliſch, ein drittesmal, wenn er gerade auf Tacitus und die alten Germanen oder auf eine Sammlung alter Marienlieder, die Graf Zeeſen zum Druck vorbereitete, kam, nur lateiniſch. Sie erwiderte mit dem Wenigen, was ſie früher von Engliſch und Franzöſiſch aufgegriffen hatte, und bewundernswerth war die Geduld, mit der der Kammerherr ſich mühte, einer der Erde nicht angehörenden Erſcheinung allmählich die Sprachen derſelben beizubringen. Die Sprache, die er an dem Riedbruch damals im Walde beim erſten Finden an ſie gerichtet hatte, war ein Gemiſch von Lateiniſch und Plattdeutſch geweſen.

Dieſen Gewinn an Kenntniſſen ließ ſich Lucinde, die unter all dem Düſter ihre Heiterkeit nicht verlor, wohl gefallen. Der Gewinn mehrte ſich, als die langen Abende

kamen und der Pfarrer ſich gleichfalls geneigt erklärte, die Civiliſation des Wildlings zu unterſtützen. Auch im Klavier, deſſen Grundlagen Lucinde ſchon im Hauſe des Stadtamtmanns gelegt hatte, vervollkommnete ſie ſich unter Leitung des muſikaliſchen Mannes, der ſeine Kinder, ja ſelbſt noch ſeine an ſich hierin geringer talentirte Frau unterrichtete. Der Herbſt und ein langer, ſchnee- und froſtreicher Winter wurde auf dieſe Art für Lucinden eine Studienzeit, die bei der Leichtigkeit ihrer Auffaſſung und der geringen Zerſtreuung dieſes Aufenthalts reiche Früchte trug. Der Kammerherr ſelbſt, dem es an wiſſenſchaftlichem Material nicht mangelte und deſſen liebſtes Thema ſich immer an die Erinnerungen von Rom oder Göttingen hielt, docirte ihr oft Geſchichte und Philoſophie, die er mit der Mathematik und, ſonderbar und für die Schrullen jener Provinz unſers Vaterlandes kennzeichnend genug, auch mit der Kunſt des Drechſelns verband.

Wie die Adeligen Weſtfalens in ihrer Erziehung und ländlichen Beſchäftigung an den Hofbällen von Berlin und in Münſter nicht zu erkennen ſind, ſo wird man ſeltſam finden, daß es berühmte Geſchlechter unter ihnen gibt, die neben ihrem angeblichen Berufe, die unerſchütterlichen Erben Karl's des Großen zu ſein und in Demuth vor Gott, dem Papſt und dem Landesherrn ihre Renten zu verzehren, auch ein Handwerk lernen. Manche, die nicht gut ſchreiben können, aber ſchon in Potsdam ein Porteépée führen und in Verlegenheit kommen zu bekennen, daß ſie nicht viel mehr wüßten, als was auf ihren düſtern, einſamen Kampen der „Hauspape" ihnen zu lernen zugemuthet, verſtehen ſich vor-

trefflich auf den Hufbeschlag der Pferde oder arbeiten sich das Sattel- und Riemzeug derselben selbst aus. Das Drechseln aber in grobem und feinem Holze ist eine so weit verbreitete Kunstfertigkeit des westfälischen Adels, daß Lucinde sich nicht hätte zu verwundern brauchen, neben dem Maleratelier ihres Freundes auch eine Kammer anzutreffen, die zu einer vollständigen Drechslerwerkstatt eingerichtet war. Ihr aus Kirschbaumholz allerhand Büchsen und Ringe zu drehen, war selbstverständlich seine liebste Aufgabe; aber er drehte auch Bälle, Kegel, Pyramiden, konische Ausschnitte und Figuren aller Art, von denen er nicht nur mathematische Auslegungen gab, sondern auch philosophische und religiöse. Oft sprach er dabei von einem in der Nähe seiner väterlichen Güter wohnenden Philosophen, der aus den einfachsten Grundbegriffen unserer mathematischen Anschauungen die tiefsten Wahrheiten der Religion hergeleitet hätte.

Je geheimer diese Gespräche vor dem Pfarrer geführt wurden, desto reizvoller wurden sie für einen Verstand, der sich aus den verworrenen Begriffen eines Narren manches Körnlein Vernunft entnehmen konnte. Dennoch wünschte Lucinde diese Lage geändert. Das Aufsehen, das sie in der ganzen Gegend mit dem „tollen" Kammerherrn machte, war nicht gering. Auch hatte der Pfarrer erleben müssen, daß ein Brief, den Lucinde an ihre Schwester geschrieben und eine Meile weit erst von ihr auf die Post gegeben war, zurückkam, mit der vollständigen und wahren Adresse seines Schützlings, ja, daß der Meier von Eibendorf ihm Mittheilungen machte,

die jetzt den Zustand, wie man Lucinden im Riedbruch gefunden, vollkommen erklärten.

Eine scheue Besorgniß des ganzen Hauses vor Lucinden hatte sich schon längst gesteigert, sie wurde zur Abneigung, als man sie bei Ueberreichung des von der Post geöffnet gewesenen und wieder von der Post verschlossenen Briefes wol aufs äußerste über die offene Angabe ihres Namens erschrocken fand, weniger aber über den von einer ungebildeten Hand gekritzelten Zusatz: „Ist vor vier Wochen am Nervenfieber gestorben."

Der Tod ihrer Schwester Luise, einer einzigen, wie sie öfter gesagt hatte, erschütterte sie weniger als die richtige Angabe ihres Namens! Daß mit so viel Schönheit, jeweiliger Liebenswürdigkeit, immer mehr sich herausstellendem Geist und zunehmenden Kenntnissen so viel Gefühllosigkeit verbunden sein konnte, als sich jetzt erst offenbarte, nahm vorzugsweise die Pfarrerin gegen den längern Aufenthalt Lucindens ein, und offen wurde dem Kronsyndikus von Wittekind nach Neuhof die Anzeige gemacht, daß sie ohne Lucinden den Kammerherrn nicht mehr bei sich behalten könnten, mit ihr aber länger nicht mehr mochten.

Lucinde übersah das alles. Ihrem wühlerischen Umblick entging selten etwas, während sie alles an sich zu verbergen wußte, selbst den Schreck und ihr wirkliches geheimstes Erschüttertsein durch den Tod der Schwester. Trotzig warf sie die Lippen auf und erklärte, sie ginge jeden Augenblick, wenn man's wünschte. Man irrte sich keineswegs, wenn man voraussetzte, daß sie auch vom Kammerherrn sich trennen wollte, wenn nicht eine andere

Feſtſetzung ihres Verhältniſſes zu ihm ſtattfände. Die Ausſicht ſogar, die Gattin deſſelben zu werden, ſchien ihr keineswegs zu hoch. Sie beſaß einmal die Formel, die dieſen verdunkelten Geiſt einigermaßen zu erhellen vermochte. Sie ſagte ſich, daß der vornehmen und ſtolzen Familie wenig daran liegen könnte, ſich bei einer doch ſchon aufzugebenden Perſönlichkeit auch noch gegen dieſe Ausnahme von der Regel zu ſtemmen.

Darin irrte ſie ſich aber, wie ſie von der hierin entſcheidenden Perſönlichkeit ſelbſt erfuhr.

In den erſten Tagen des April erſchien der Kronſyndikus, der Vater des Kammerherrn.

Waffe, als die, ſie lächerlich zu machen. Er that dies aber weder auf Unkoſten der perſönlichen Stellung ſeiner Gegner, noch auf Unkoſten der Wahrheit. Jeder Andre würde in der Stimmung, die in Börne die Aufnahme ſeiner Pariſer Briefe bei den Kritikern hervorrufen mußte, in ſich vor Zorn verkohlt ſein, würde ſich in den ausſchweifendſten Wiedervergeltungen überboten und erſchöpft haben: Börne ertrug die Unbill ſicher nicht ohne die tiefſte Verſtimmung des Gemüthe, aber ſein edler Zorn löſte ſich bald in eine Wehmuth auf, die über das irdiſche Treiben lächelte und ihn nicht an erſticktem Grimme, ſondern am gebrochnen Herzen ſterben ließ.

Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß Börne's Gemüth ſeinen Verſtand beherrſchte, ſo freilich, wie eine zarte ſchwache Gattin ſelbſt einen Helden feſſeln kann durch ihre Sanftmuth und Beſonnenheit. Gemüth und Verſtand führten bei ihm eine glückliche, ſorgloſe Ehe. Theilnehmend erwies ſich Börne dem Freunde, rathgebend dem, der ſeinen Rath begehrte, gefällig und hülfreich kam er jedem entgegen, der ſeiner oder überhaupt fremder Hülfe zu bedürfen ſchien. Selbſt der finſtre, meiſt zornige und unnahbare Wolfgang Menzel geſtand mir einſt: „Sie können nicht glauben was Börne, als ich ihn zum erſten Male ſah, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Ein kleiner ſchmächtiger Mann, ſanft und harmlos, leidend der Farbe des Geſichts nach, aber Augen, ſo ſeelenvoll, wie ich noch nie welche geſehen habe.“ Wie müſſen W. Menzeln, als er ſich ſpäter in den Franzoſenfreſſenden Grimm forcirte, in ſeiner Erinnerung dieſe klaren Augen gequält haben!

Börne's Schriften beſtätigen, was die, die ihn kannten, von ihm als Menſchen erzählen. Er hatte die Waffen, um

## 9.

Freiherr von Wittekind-Neuhof, Kronsyndikus des ehemaligen Königreichs Westfalen, setzte durch seinen Namen schon das ganze Pfarrhaus in Furcht und Schrecken.

Als der Kammerherr den am Wirthshause haltenden väterlichen Reisewagen gesehen, der über und über bespritzt, langsam durch die morastigen Straßen des Oertchens zog, fuhr er wie ein wildes Thier auf, das seinen Wärter am Käfig vorüberstreifen hört. Er rannte im Hause hin und her, rollte die Augen, hielt den Mund geöffnet, wie in seinen Wuthanfällen, packte, als wollte er sich mit seinem Theuersten schützen, seine Farben, seine Pinsel, seine philosophischen Kugeln, Kegel, Dreiecke zusammen, griff nach einem Crucifix, das er sich selbst geschnitzt und nach vielen kunstgeschichtlichen Controversen mit dem Grafen Zeesen und einem eingeholten Gutachten der Verlobten desselben, des Freifräuleins von Seefelden, selbst bemalt hatte, rief den Diener und schien sogar Lucinden vergessen zu haben.

Die Kinder im Hause liefen ebenfalls auf und ab. Die Pfarrerin suchte nach Lucinden, die sich versteckt auf

ihrem Zimmer hielt, zugeriegelt hatte und keine Antwort gab.

Der Pfarrer griff in die Gläſer der Harmonica. Der ganze alte Zuſtand der Wildheit ſchien beim Kammerherrn wieder zurückgekehrt, dieſer Zuſtand, der ſeit faſt einem Jahre, ſo oft er ſich während deſſen gezeigt hatte, durch einen einzigen Ruf, durch ein geträllertes Liedchen der von der Treppe herabſpringenden Lucinde ſchen aus der Ferne ſich beſänftigen ließ.

Die ängſtlichen Kinder riefen vom Garten aus zum Fenſter: Fräulein! Fräulein! Sie klopften, als keine Antwort kam, an die Thür. Lucinde ließ nichts von ſich hören. Mit ängſtlicher Unruhe blieb ſie in ihrem Verſteck, trat leiſe mit den Zehen auf und hörte mit liſtig ans Fenſter gehaltenem Ohr das Toben des Kammerherrn. Dieſer entfaltete ſeine ſonſt gewohnte Art, die die eines wilden, auf der Univerſität alt gewordenen Burſchen war, die Natur eines nie anders als mit einem rieſigen Neufundländer das Trottoir der Straße beherrſchenden Paukſenioren alten Stils — er konnte ſtundenlang von ſeinen Duiten und den Paukereien auf der Menſur und dem beſten, aber verrätheriſchen Freunde Klingsohr erzählen —; johlend rief er über den Garten, ſchlug die Thüren, rüttelte am Fenſterkreuz und redete die Roſſe und die Kutſche ſeines Vaters höhnend und herausfordernd an.

Bald erſchien der Kronſyndikus ſelbſt. Es war eine Geſtalt von gleichem Wuchſe wie der Sohn, hünenhafter Höhe und trotzigſeſten Schrittes, ſo weiß auch ſchon ſein Haar ſchimmerte.

Er trug einen grünen Jagdrock, hohe Stiefel mit Sporen und ließ eine Reitgerte ſchon in der Ferne bedenklich in der Hand hin- und hertänzeln. Doch lachte er, am Gartenzaun ſchon vom Pförtner empfangen, zum Fenſter empor und ſchien beſſerer Laune als ſein Sohn, den er ſchon draußen, zum Parterrefenſter zu, mit folgenden Anreden ſeiner väterlichen Huld verſicherte:

Pinſelheld! Ha! ha! ha! Stubenhocker! Trifft man dich endlich einmal? Farbenkleckſer! Schäm' er ſich! Treibt ſich in der Welt herum! Muß ihn 'mal wieder mit Gewalt holen!

So tändelte er mit fingirter Ueberraſchung, den Sohn hier zu finden, und als wenn der Kammerherr hier aus freien Stücken lebte. Dieſer ging auch auf den Spaß ein. Der Vater tändelte mit dem Sohn, wie mit einem Hunde, den man zum Wedeln und Springen reizen will. Und im Hauſe wurde es nun ängſtlich ſtiller; die Furcht des Sohnes vor dem Vater war die des Thieres. Man behauptete, daß der Kronſyndikus von Wittekind-Neuhof trotz ſeiner Jahre noch im Stande war, den baumſtarken, jüngern Mann niederzuwerfen und ihn auch ſchon oft mit beiden Händen eine Viertelſtunde lang auf der Erde gehalten hatte Auge in Auge, Mund gegen Mund den Trotz deſſelben bändigend.

Mit einem kurz zuſammengeſchleiften, liebkoſenden Hui-hu! Hui-hu! Hui-hu! trat der Kronſyndikus ins Haus.

Die Verſtändigung im Erdgeſchoß, die Begrüßungen und Auseinanderſetzungen hörte Lucinde nicht. Aber das

vernahm ſie, daß es nicht ſanft herging, daß die Kinder, der Pfarrer, die muthige Frau Pfarrerin wie immer thätig ſein mußten, die Vermittler und Beruhiger zu machen. Zuletzt kam der Diener des Kammerherrn, mit dem Lucinde ſchon lange conſpirirte, auf den Zehen zu ihr geſchlichen und theilte ihr flüſternd mit, daß es ſich um die Abreiſe des Kammerherrn, ſeine alte doch noch beſchloſſene Vermählung mit einem Freifräulein handelte, aber auch von ſeiner Weigerung und dem unwiderruflichen Entſchluß, nur Lucinden zu ſeiner Gemahlin zu erheben . . .

An dem wilden Lachen des Vaters, das dann und wann heraufſchallte, merkte man den Eindruck dieſer Eröffnungen des Kammerherrn, der immer ſtiller wurde und zuletzt ſogar in das gewöhnliche Schlußſtadium ſeiner Wuthanfälle fiel, in ein an dieſem ſtarken und mächtigen Manne ganz beſonders ſchreckhaftes feiges Verzagen, das ſich bis zum Weinen und lauten Wehklagen ſteigern konnte.

Wie dies ſtoßweiſe Schluchzen ſchon vernehmbar wurde, hörte man von unten herauffommen.

Fort! rief Lucinde dem Diener zu und ſtand auf dem Sprunge, die Thür zu ſchließen.

Der Diener ging und that, als wär' er im Begriff geweſen eben auf den Boden zu ſteigen.

Die Pfarrerin aber war's, die kam. Sie klopfte leiſe an und bat Lucinden mit weicher Stimme herunterzukommen, der Vater wünſchte ſie zu ſehen.

Er kann heraufkommen! antwortete ſie in beklommener Angſt.

Ich bitte Sie, Fräulein Schwarz! sagte die Frau und drängte.

Nein! Nein! Ich komme nicht!

Damit verschloß sie auch noch ihre Thür. Verriegelt hatte sie sie gleich beim ersten Hineinschlüpfen.

Nach einer Weile, während die Pfarrerin seufzend gegangen war, hörte Lucinde den schweren, sporenklirrenden Tritt eines Mannes auf der Stiege.

Eines der Kinder zeigte ihm den Weg; und bald hörte sie ein Klopfen, das unfehlbar mit keinem menschlichen Finger, sondern mit dem Knopfe der Reitpeitsche erfolgte.

Zitternd stand sie und wagte nicht zu öffnen.

Als das Klopfen mit einigen freundlichen Worten wiederholt wurde, öffnete sie und mußte staunen, den Archidiakonus ohne Stock oder Reitpeitsche zu sehen; wirklich waren es nur seine Finger gewesen, die geklopft hatten.

Die große Gestalt trat ein.

Auffallend war die Aehnlichkeit mit dem Sohne, nur hatten Wuchs und Kopf nichts Gedrungenes wie bei diesem. Wettergebräunt, mit leisen Pockennarben überlaufen und hier und da mit Warzen besetzt war das Antlitz; rothe Flecken um die stumpfe Nase und die knochigen Wangen verriethen die Liebe zum Wein; die dicken Augenbrauen waren gelbweiß, die Haare noch stark und von gleicher gelbweißer Farbe. Man sah das Bild eines auf seinen Namen, seinen Rang, seine Verbindungen, vielleicht auch auf seine eigenen Meinungen und Entschließungen sich

mit unerschrockener Festigkeit stützenden Adeligen, das Bild eines Mannes, den Widerspruch erbitterte.

Lucinde hatte aber kaum einige Worte von ihm gehört, so bemerkte ihre Klugheit auch sogleich, daß diese Art Menschen dann ungefährlich, ja sogar zuvorkommend und liebenswürdig werden kann, wenn man allen ihren Gedanken nachgiebig folgt und sie ganz für etwas ebenso Großes und Verzügliches nimmt, als wofür sie gehalten sein will ...

Auf die ersten von ihm statt drohend sogar im Gegentheil schmeichelnd ausgesprochenen Begrüßungen des schönen Mädchens, auf seine Versuche zur Courtoisie und sogar eine Befangenheit, die von Lucindens Erscheinung geblendet war, gewann sie bald den Muth, seinen Worten Stand zu halten.

Sie war in der gewählten Tracht, die der Kammerherr, der sie noch nie unzart berührt hatte, und sie nur anschauend und bewundernd liebte, an ihr besonders gern hatte. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid, hatte in ihr geflochtenes, offenes Haar einige bunte Bandschleifen gesteckt, die ihr weit bis in den Nacken hingen, und benahm sich mit der ihr eigenen und, wie alle, die sie näher kannten, es nannten, ihr siegreich zu Gebote stehenden träumerischen Kindlichkeit, die den Eindruck eines Wesens sogar voll Poesie und Unschuld machte.

Der wilde Freiherr war sogleich gewonnen und rühmte den Geschmack seines Sohnes mit vielen humoristischen Donnerwettern, Sackerlots und zudringliche a la bonne heures.

Ohne viel Umschweife zu machen, erklärte er, daß

der Kammerherr eine Baroneſſe von Tüngel heirathen müſſe; er wiſſe ſehr wohl, und auch ſeiner künftigen Gemahlin würde es nicht verborgen bleiben, daß der Junge ſeine tollen Stunden hätte, doch laſſe er ſich leiten, wie ja dieſer Aufenthalt hier in Eibendorf bewieſen hätte. Ferner: Er wiſſe auch, daß ihm ſelbſt die Kunſt abginge, mit einem Menſchen, der ganz aus der Art geſchlagen, richtig zu verkehren; daß Jérôme das Pulver nicht erfunden, ſei bekannt; der Titel eines Kammerherrn wäre die Gnade eines benachbarten Fürſten geweſen, in deſſen Gebiete einige ſeiner Güter lägen; ſein älterer Sohn, der Regierungsrath, hätte dafür des Verſtandes nur zu viel; die Natur gliche gern aus, und ein Unglück wär' es nicht, wenn der Bund mit den Tüngels zur Ausführung käme; Kinder würde es ſchwerlich geben; wie viel eine richtige weibliche Behandlung zu thun vermöchte, hätte ja Lucinde bewieſen, und er wäre ihr von Herzen dankbar dafür. Daß er ſeinen Dank, wie er gleich aufrichtig hier bekennen wollte, bis zur Adoption einer ſolchen Schwiegertochter, wie ſie wäre, ſteigerte, davon könnte natürlich keine Rede ſein. Der große Narr weine zwar und wolle nicht von ihr laſſen; es würde ſich aber auch das bei ihm geben. Einſtweilen möchte er ſelbſt nicht allzu lange in dem Hauſe hier verweilen: er müſſe bekennen, weder allzu viel Weihrauchduft noch lutherſche Pfarrhausluft wäre ſein beſonderer Geſchmack; leider hätte er einen katholiſchen Pfarrer nicht wählen können, da es ja den „armen Käuzen" an einer Pflegerin und zerſtreuenden Kindern fehle. Das Beſte wäre, ſie folgten ihm einmal vorläufig alle beide, der Kammerherr und

Lucinde. Schloß Neuhof wäre sehr groß, hätte nicht nur zwei Seitenflügel, sondern im Park auch noch ein paar Pavillons, von denen sie den einen ganz allein beziehen könne und zwar so lange, bis das Arrangement mit den Tüngels getroffen wäre und sie sich dann in aller Stille eines Tages entfernen oder sonstwo auf seinen Gütern etabliren könne. Für ihre Existenz „so oder so" solle schon gesorgt werden; denn die Undankbarkeit wäre einer der letzten von den alten Fehlern der Wittekinds . . .

Und nun schloß er, auch von der Bündigkeit seiner eigenen Darstellung geschmeichelt, mit einem Gelächter, daß die ganze Stube schütterte. Er zog dabei Lucinden an sich, um sie zu küssen, was auch erfolgt wäre, wenn ihn in seinem gewaltigen, selbstzufriedenen Lachen und dem Versuch, seinen rauhen Backenbart an der Sammtwange des Mädchens zu reiben, nicht ein Husten überkommen wäre, den er auf die verdammte Witterung, das heurige zu späte Eintreffen des Frühlings und „allerlei sonstigen niederträchtigen Aerger" schob . . .

Lucinde hatte keine Veranlassung, diesen Anordnungen Widerstand zu leisten. Sie selbst sehnte sich aus einem Hause hinweg, in dem sie die frühere Werthschätzung vermißte. Die Schraube mit dem Kammerherrn und der Möglichkeit, sich in eine glänzende Lebensstellung zu versetzen, ging ja noch fort. Vorläufig standen die neuen Verhältnisse, die der Kronsyndikus in Aussicht stellte, schon so lebhaft vor ihrer Phantasie, daß sie den Gedanken, in einem großen schönen Park einen eigens für sie eingerichteten Pavillon zu be-

wohnen, ſich ſchon ganz mit allen möglichen Farben ausmalte.

Ihre ängſtliche Schüchternheit aber legte ſie nicht ab. Dieſe war auch vielleicht nicht ganz gemacht. Noch hatte überhaupt das Leben die wirren Stoffe, die in ihrem Innern lagen, nicht verarbeitet bis zur klaren Unterſcheidung von Gut und Böſe. Ihr Inſtinct ſagte ihr jetzt, daß ſie ſehr anſpruchslos und ungefährlich erſcheinen müſſe, wenn ſie die gute Meinung, die der Kronſyndikus von ihr gefaßt zu haben ſchien, behaupten wollte. Daß ſie ſich mit dem, was er in Ausſicht ſtellte, nicht ganz zufrieden geben würde, wußte ſie ſchon. Damit ſie aber dahin gelangte, mehr zu gewinnen, war es nothwendig, alles mit ſich geſchehen zu laſſen, was der Kronſyndikus vorſchlug. Sie erkannte gleich ſeine Art, als ſie ihm wegen dieſer weiſen Anordnung ganz beſonders innig gedankt und ihn damit noch wohlwollender geſtimmt hatte. Sein ganzes Leben war, nach der gewöhnlichen Vorſtellung ſolcher Charaktere, eine einzige große Erfahrung von Undank. Lucinde gefiel ihm immer mehr, und er ſagte auch unten, daß in ihren ſchwarzen Augen etwas läge, was ihn, ſo alt er wäre, ſelbſt noch thöricht machen könnte.

Der unruhige und ſtürmiſche Geiſt des Mannes verlangte die allgemeine Abreiſe ſchon vor Ende des Tages.

Der Kammerherr ließ alles geſchehen, was man anordnete, blieb ihm doch ſein Liebſtes auf Erden, das Ideal ſeiner Träume, die ewig gleiche Belebung ſeiner Bilder, ſeine Schülerin, ſeine Heilige.

Wie ein Kind nahm er Abſchied von dem Hauſe des Pfarrers und den nächſten Umgebungen. Noch an den Riedbruch in dem Walde war er, bis an die Knöchel verſinkend, gegangen und hatte an derſelben Stelle, wo er einſt Lucinden gefunden, einige ſchon ſproſſende Gräſer und Schneeglöckchen gepflückt. Schon lange verkündete hier ein Würfel aus Sandſtein mit einigen Emblemen des Philoſophen jener kleinen Stadt, deſſen Syſtem er an der Drechſelbank und auch aus einigen bei demſelben perſönlich nachgeſchriebenen Heften ſo bewunderte, und auf dieſem Würfel das eingegrabene griechiſche Wort: „Heureka!“ (Ich habe gefunden!) allen Blumen und Vögeln und Schmetterlingen und Käfern ſein Glück — dieſen wol allein, denn Menſchen verirrten ſich des ſumpfigen Weges nicht.

Der Pfarrer ſelbſt, dem eine bedeutende Einnahmequelle verſiegte, ſah den oft ſo unholden Gaſt mit Rührung ſcheiden. Die Pfarrerin meinte: Man gewöhnt ſich ſo bald an das, was tägliche Pflicht geworden, ſelbſt wenn Plage und Qual damit verbunden iſt. Den Verluſt der Einnahme mußte man zu verſchmerzen ſuchen, miſchte ſich doch auch das angenehme Gefühl in den Scheideaugenblick, erlöſt zu ſein von einem Alp wie Lucinde. Einen Misbrauch ihrer Schönheit, ein übles Beiſpiel, das ſie den Kindern im Genuß ihrer Triumphe gegeben, konnte man ihr nicht nachſagen. Da ſie aber die gewohnten und allgemeinen Wege in keinem Dinge gehen mochte und an kleinen Verwirrungen, die ſie ſchon genug in den nächſten Beziehungen des Hauſes angerichtet hatte, förmlich Freude zu empfinden ſchien, ſo ſah

verheerend zu wirken, er hatte Witz und Satyre genug, um, unter Voraussetzung der deutschen Verhältnisse, mit Voltaire zu wetteifern, aber sein Gemüth zog ihn zu Rousseau hin, dem er auch in dem edlen Gebrauch des Spottes, als der letzten Waffe der Indignation über bösen Willen und böse That, ähnlich ist. Jede Zeile seiner Schrift verräth den Menschenfreund, der, entfernt von Eitelkeit oder selbstsüchtigen Zwecken, sein großes Talent nur unter der Form des Berufes kannte. Er wollte die Menschen aufklären und glücklich machen. Daher auch diese moralische Kraft seines Wortes, die überzeugende Klarheit seiner Auseinandersetzungen, diese Treue und Glaubhaftigkeit seiner Versicherungen. Diejenigen Schriftsteller, die er die Uebermacht seines Geistes, seines Witzes fühlen ließ, z. B. Ludwig Robert, W. Alexis wurden nur damals bemitleidet: die aber, welche er mit der Wucht seiner moralischen Kraft, mit seinem Gewissen und seiner Ehre erdrückte, werden sich nie wieder erheben können.

Daß Börne zur Hypochondrie geneigt war, werden die unter seinen Gegnern, die ihn vielleicht entschuldigen möchten, am ersten zugeben. Sie werden seine Schriften aus den krankhaften Störungen des Unterleibes zu erklären suchen und alles das, was sie an dem trefflichen Manne für excentrisch halten, mit seinen Ganglien in Verbindung bringen. Diese Betrachtungsweise über Börne ist durchaus verwerflich. Börne würde auch bei weniger körperlichen Leiden, bei besserm Appetite, besserer Verdauung nie eingeräumt haben, daß man das Leben nehmen müsse, wie es ist, und Gott, wie sie sagen, einen guten Mann sein lassen! Börne würde, körperlich ganz frei und in seiner Thätigkeit durch Leiden nicht behindert, im Gegentheil nur um so rüstiger gewesen sein, für seine Ueberzeu-

man sie mit erleichtertem Herzen ziehen. Lucinde wußte das und machte von ihrem Gehen keine Umstände. Nur den Kindern im Hause und manchem Fleißigern in der Schule ließ sie zurück von ihrem Ueberfluß an Kleinigkeiten und hunderterlei Bagatellen, die ihr der Kammerherr verehrt hatte.

Die Reise ging über das Eggegebirge der westfälischen Abdachung zu.

Obgleich der Kronsyndikus mit der Mehrzahl seiner Güter der großen norddeutschen Monarchie angehörte, schien sein Herz doch mehr an Hannover, an Braunschweig, an Lippe, Bückeburg, Detmold zu hängen, in deren Gebieten er gleichfalls angesessen war. Ja, bis in den höhern Norden hinauf, bis Hamburg, bis Kiel hin besaß er einzelne, durch Verschwägerungen und alte Familienbeziehungen ihm zugefallene Güter.

Der Kammerherr schien dabei trotz alledem sein Lieblingssohn. Des ältern, des Regierungsraths, wurde nur mit Gereiztheit gedacht, ja, in den Spott, in den er zuweilen über die Welt, in welcher jener lebte, ausbrach, stimmte der Kammerherr mit ein, sodaß man beide dann in ein mit ganz gleicher Tonart gesetztes Lachen sich ausschütten hören konnte.

Die freie, ungebundene, ja zügellose Art des Vaters fiel Lucinden bald genug auf. Der Kammerherr war viel sittsamer. Sein Vater gab ihm das Zeugniß, daß der „alte Schafskopf", wie er ihn nannte, immer nur Hunde und seine sogenannten guten Freunde geliebt, immer nur vor den Damen wie ein Duckmäuser gestanden hätte und zu seinem höchlichsten Erstaunen nun doch noch

in den Apfel der Erkenntniß beißen wollte ... Wenn er eine ſolche Vergleichung brauchte, lachte er ſich ſelbſt Beifall, und Lucinde wußte ſchon, wie gern er ſah, wenn ſie darüber auch den Mund in Lächeln verzog. Sie erntete dafür über ihren Verſtand und ihre Zähne Schmeicheleien ſo derber Art, wie ſie der Kammerherr nie auszuſprechen gewagt hatte.

Dieſe Reiſe währte eine halbe Nacht und einen halben Tag. Man fuhr mit vier Pferden Extrapoſt. Am Wege ſah man dann und wann Crucifixe und Heiligenbilder. Die an hiſtoriſchen Erinnerungen ſo ahnungsreiche Gegend war jetzt gemiſchter Confeſſion. Bei der Frage nach Lucindens Herkunft, ſonderbarem Vornamen, religiöſem Bekenntniß kam es zu einigen Erörterungen über die Stadt, aus der ſie entflohen war. Und nun fragte der Kronſyndikus von Wittekind ſelbſt, ob Lucinde dort nichts von einer gewiſſen Gülpen oder Buſchbeck, wie ſie ſich nenne, gehört hätte. Und trotzdem, daß ſie ja auch dem Kammerherrn ſchon dieſe Namen ausgeſprochen hatte, antwortete ſie: Nein! Sie fürchtete weitere Fragen über ihre Herkunft und die Urſache der Bekanntſchaft mit jener unheimlichen Frau.

Der Kammerherr hätte ſich der frühern Frage Lucindens nicht erinnert, aber er war auch in dem Augenblick gerade beſchäftigt, mit einem Perſpectiv die Fenſter eines Herrenſitzes zu ſtudiren, an dem ſie in einiger Entfernung vorüberfuhren. Er entdeckte dort ſeinen zweitbeſten Freund, den Grafen Zeeſen, der trotzdem, daß es erſt April war, ſchon Fliegen zu jagen ſchien. Lucinde brauchte das Glas nicht, um zu ſehen, daß der

Graf alle Fenster im ersten Stock seines „Hofes“ offen hatte und mit der Fliegenklatsche die dort demnach ganz unglaublich frühzeitigen Störenfriede hinausjagte ...

Der Kronsyndikus war offenbar über seine eigene Frage nach der „Hauptmännin“ in Gedanken verloren, sonst hätte er um einige Meilen weiter nicht so unbefangen von einer jungen Dame gesprochen, die sie auf den Wiesenwegen, die einen kleinen Edelhof umgaben, einsam und, wie es schien, tief nachdenklich spazieren gehen sahen. Es war dies Therese von Seefelden, die Verlobte jenes Grafen Zeesen ...

Kaum begann der Kammerherr von den vortrefflichen Eigenschaften seines Freundes, des Grafen, und hatte eine Parallele zwischen ihm und dem „Verräther“, dem Doctor Klingsohr, zu ziehen angefangen, als der Kronsyndikus mit dem Fuß aufstampfend rief:

Schweig! Nenne mir den hundsföttischen Namen nicht!

Man erfuhr jetzt, daß der leidenschaftliche Mann in diesem Augenblick nicht nur von der Zukunft seines Sohnes, sondern von vielen andern Dingen, vorzugsweise aber von seinen Beziehungen zu dem Vater jenes Klingsohr, seinem Generalpachter, auf das heftigste gereizt war.

## 10.

Immer und immer ſchon war ein gewiſſer „Deichgraf“ genannt worden, ein Titel, nach deſſen Bedeutung Lucinde nicht fragen mochte.

Wie ſicher ſie zwar in allem, was zur Bildung gehörte, jetzt ſchon Stand hielt und einen über Geldangelegenheiten vom Vater in franzöſiſcher Sprache begonnenen Discurs mit der endlos belachten Bemerkung unterbrach, ob ſie nicht lieber polniſch ſprechen wollten, was ſie weniger verſtünde als franzöſiſch, ſo hütete ſie ſich doch, auf Gebiete einzugehen, wo ſie in keiner Weiſe heimiſch war. Sie bildete ſich da jenes bekannte aufmerkende und geheimnißvolle Schweigen aus, das bei Leuten, denen Bildung überhaupt zugeſtanden werden muß, immer annehmen läßt, daß ſie über jeden vorliegenden Fall, und beträfe er die Inſchrift einer ägyptiſchen Pyramide, vollkommen au fait ſind.

Bald merkte Lucinde aus den Trehworten, die der Kronſyndikus ausſtieß, daß es mit dem Deichgrafen eine beſondere Bewandtniß hatte. Dieſer „Graf“ ſchien nur ein Bürgerlicher zu ſein. Es war der erſte Pachter des

Freiherrn von Wittekind. Der Kronsyndikus nannte ihn unausgesetzt bald einen Hund, bald einen Schurken; ja, er erklärte, daß er ihm bei erster Gelegenheit und, wie er sagte, „stante pe“ eine Kugel vor den Kopf brennen würde. Der Kammerherr wünschte neue Vorkommnisse des Zwistes zu wissen, aber der Vater schien von denselben so ergriffen zu sein, daß er zuweilen die an ihn gerichteten Fragen ganz überhörte ...

Das Terrain war eine Zeit lang nur eben gewesen. Auf den Gütern des Freiherrn, die von der Straße ostwärts lagen, wurde es wieder von Anhöhen unterbrochen, und auf der höchsten Höhe lag Schloß Neuhof wie eine leuchtende Krone der ganzen in Saatengrün, Wald und Wiese prangenden Gegend. Diesem Schloß, diesen reichen Fluren nach zu schließen, mußte der Kronsyndikus fürstliche Einnahmen beziehen, womit freilich sein Dingen und Zanken mit den Postillonen und Wirthen in Widerspruch stand. Lucinde hatte den Muth, ihn seines Geizes wegen aufzuziehen, wozu er ganz beistimmend schmunzelte und ihr in die Wangen kniff mit den Worten, daß er von solchen hübschen Kindern wie sie in seinem Leben leider nur zu oft solche Wahrheiten hätte hören müssen.

Ehe man auf die bedeutende, aber sanft aufsteigende Anhöhe gelangte, von welcher das im vorigen Jahrhundert gebaute Schloß herniederleuchtete, hatte sich in die jeweiligen Auseinandersetzungen des Kronsyndikus über die Ernte, die neuen Wegebauten, die Kirchen und Klöster, die man in der Ferne aufragen sah, über einen oft citirten Landrath von Enckefuß, den sein Auge da

und dort zu erſpähen glaubte, dann wieder über den Reichthum und die hohe geſellſchaftliche Stellung der Jüngels und über die Vorzüge der freilich nicht mehr ganz jungen Baroneſſe Portiuncula, die Jérôme heirathen ſollte, wieder der Zorn gemiſcht auf jenen „Teichgrafen". Man ſah, aus den heftigen Rügen über dieſen Acker, jene Hecke oder Anpflanzung, überall die Schöpfungen dieſes Mannes, der ſeit einer langen Reihe von Jahren mit dem Freiherrn aufs innigſte befreundet geweſen, jetzt aber, wie ſein Sohn mit dem Kammerherrn, in Bruch gekommen war. Der Kammerherr ſuchte die Neigung ſeines Vaters zu gewinnen durch beſtändiges Schüren dieſes Haſſes, durch Uebertreibungen und Flüche, die die des Vaters zuweilen noch an Kraft und Umfang übertrafen. Zwei verwöhnte, durch ihren Namen und Beſitz ſich für unantaſtbar haltende Männer ſcheuten ſich nicht, dem Teichgrafen im Geiſte bald die Peitſche zu geben, bald ſämmtliche Hunde ihrer Förſter auf ihn zu hetzen.

Lucinde erfuhr jetzt, daß der Generalpachter Klingsohr den altüblichen Namen eines Teichgrafen von einer frühern Anſtellung bei den Teichen der hannoveriſchen Niederelbe führte, dort die Bekanntſchaft des zuweilen nach ſeinen mecklenburgiſchen und holſteiniſchen Gütern durchreiſenden Freiherrn machte und von dieſem bereits vor beinahe dreißig Jahren in dieſe Gegend als ſein Pachter berufen worden war. Lange hätten ſie in dieſer Lage freundſchaftlich verkehrt, ſogar die Söhne des Freiherrn und des Teichgrafen wären zuſammen aufgewachſen und erzogen worden, der Kammerherr hätte mit Heinrich Klingsohr, dem jetzigen Doctor, in Göttingen ſtudirt,

und bei alledem war eine Feindschaft ausgebrochen, wo einer denn doch noch, wie der Kronsyndikus sagte, „dran glauben“ würde.

Die Ursache dieser Feindschaft lag in einer neuern Ernennung des Deichgrafen. Der alte Klingsohr, der sich als großer Pachter im landwirthschaftlichen Verein, ja als Kenner der Volkszustände auf dem Provinziallandtage einen Namen gemacht hatte, war Commissar der Regulirung bäuerlicher und grundherrlicher Verhältnisse geworden. Erst jetzt wurden in dieser Gegend die letzten Reste der Leibeigenschaft aufgehoben. Die Regierung bestimmte Theilungscommissare, denen sie ihr Vertrauen schenkte, um jedes streitige Recht zwischen Bauern und Grundherren, zwischen den Gemeinden und Einzelpersonen zu prüfen und schließlich nach bester Ueberzeugung die Ablösungen zu schätzen. Man konnte nicht bemessen, daß ein Machiavellismus darin lag, zu einem unter Umständen so unpopulären, ja gefährlichen, der Bestechung wie der Anfeindung ausgesetzten Posten einen Oppositionsmann zu wählen. Im Gegentheil ließ sich annehmen, daß gerade in der gesunden, offenen und ehrlichen Politik des Deichgrafen, die der Regierung schon viel zu schaffen gemacht hatte, eine Bürgschaft gefunden wurde für die Gerechtigkeit, mit der er sich seinem schwierigen Amt unterziehen würde. Er kannte die Gegend seit beinahe dreißig Jahren, hatte die Interessen derselben mannichfach studirt und war unstreitig der geeignetste, der die Unparteilichkeit einer so wichtigen Procedur verbürgte. Lucinde gewann diese Einsicht in ihr keineswegs fremde Verhältnisse vollständig erst von

ihrem Pavillon im Schloßpark zu Neuhof aus. Jetzt war es nach des Kronſyndikus Meinung eine teufliſche, höllenmäßige und bis an die Throne dieſſeits und jenſeits zu verfolgende Undankbarkeit des Deichgrafen, auf ſeinem neuen Poſten fortwährend ſeinem Pachtgeber, langjährigen alten Freunde, ja Wohlthäter, wie er ſagte, in faſt allen ſtreitigen Fragen Unrecht zu geben, ihm Rechte zu entziehen auf Wald und Flur, die er ſeit Urgedenken beſeſſen haben wollte, die Summen, die er von ſeinen frühern Lehnſaſſen zu empfangen, gering, die aber, die er ſelbſt an die Gemeinden zu zahlen hätte, hoch anzuſchlagen. Durch dieſe nun ſchon ſeit zwei Jahren dauernde Ablöſung, die den Deichgrafen zum Wohlthäter des ganzen Kreiſes machte, waren beide in Streitigkeiten gerathen, die leicht auf Thätlichkeiten übergehen konnten, denn auch der alte Klingsohr war, wie Lucinden aus dem plattdeutſchen Examen, das der Kronſyndikus bald mit Poſtillonen, bald mit Gensdarmen über „etwa Vorgefallenes" oder Vorkommniſſe des Feldbaues anſtellte, vernehmlich wurde, eine heftige Natur, zäh und eigenſinnig in ſeinen Ueberzeugungen. Der Pacht, der nur noch einige Jahre lief, war ihm vom Freiherrn gekündigt worden ... Und gib Acht, Jérôme, ſchloß der Vater in ſeinen Anklagen, wir werden erleben, daß er uns noch allen als Zuchtruthe geſetzt wird, denn Enckefuß will und muß verſetzt werden! Geſchieht das, ſo kauft ſich Klingsohr ein Eigenthum, läßt ſich wählen, und unter den drei Candidaten angeſeſſener Bewohner des Kreiſes, die wir vorzuſchlagen das Recht haben, wird von oben her kein anderer zum Landrath

gewählt werden als der erprobte Herr Theilungscommissar!

Lucinde hörte allen diesen Gesprächen mit der Erwartung zu, im Verlauf derselben würde vielleicht der Name der Schreckgestalt, der Mäusefängerin und Giftpfeilbesitzerin genannt werden. Doch war der Umfang an Lebensbezügen und Erinnerungen des Kronsyndikus so außerordentlich groß, daß er unausgesetzt Neues aufs Tapet brachte und zum Alten, wo es nicht den Teichgrafen betraf, selten zurückkehrte. Der Kammerherr setzte dabei seinen gewohnten Unterricht Lucindens durch Erklärungen fort. Auseinandersetzen, erläutern, dociren war sein Steckenpferd. Fürsten, Grafen, Bischöfe und Erzbischöfe wurden dabei wie die gewöhnlichsten Menschen sogar einfach mit Vornamen genannt. Alles, was Lucinden bisher hoch und unerreichbar geschienen, zeigte sich ihr hier ganz menschlich und von den allgemeinen Leidenschaften aller beherrscht. Für ihre Bildung und Lebensauffassung mußte daraus, wie durch die Erfahrungen im Hause des Stadtamtmanns, sich mancherlei ergeben. Wer den ersten Blendzauber, den die Großen der Erde verbreiten, auszuhalten oder ihn allmählich in nächster Nähe erblinden zu sehen Gelegenheit gehabt hat, wird leicht für alle Lebensverhältnisse eine Entschlossenheit und Thatkraft bekommen, die vor keinem Ziel des Ehrgeizes mehr zurückschreckt.

Schon lange, ehe man, langsam die sanft aufsteigenden Anhöhen zum Schlosse emporfahrend, an diesem angekommen war, hatte man zur Rechten den zwar noch laublosen, aber schon von Spatzen, Amseln, Gold-

ammern belebten großen Park neben sich liegen. Die Umwandelung eines Waldes in diese regelrechte und kunstmäßige Zierlichkeit, mit zuweilen durchschimmernden Erlenbrückchen, kleinen von Hängeweiden bestandenen Inseln, künstlichen Felsgrotten, Wasserfällen, stammte schon aus dem vorigen Jahrhundert. Auch die erwähnten Pavillons mit Galerieen und chinesischen Dächern wurden sichtbar. Ein solcher, der auf der andern Seite lag und im untern Geschoß von einem alten Schloßdiener bewohnt wurde, sollte ganz für Lucinden eingerichtet werden, falls sie nicht vorn bei Vater und Sohn im Schlosse wohnte. Die sittlichen Vorstellungen des Kronsyndikus schienen von sogenannten Vorurtheilen völlig frei zu sein. Selbst wenn sein Sohn zu Lucinden in Verhältnissen gestanden hätte, in denen dieser nicht stand, würde er darüber mit Unbefangenheit gescherzt haben.

Schloß Neuhof bot in seinem Hofe und in den Seitenbauten ein großes Oekonomiewesen. Den einen Theil seiner Besitzungen verwaltete der Freiherr selbst. Da gab es Ställe voll Rinder und Schafe, in der Ferne Ziegelöfen, eine Branntweinbrennerei, eine Brauerei, deren Grundstoffe und Erträge im beständigen Verkehr um das Schloß herum kamen und gingen und die nächsten Räumlichkeiten desselben so unschön wie möglich erscheinen ließen. Menschen umgaben den Besitzer von allerlei, aber durchgehends untergeordneter Art. Ihm mußte man nur dienen, nur gehorchen; Weisungen von andern anzunehmen war seine Sache nicht. Von jeher hatte er auch deshalb Frauen lieber um sich leiden mögen als Männer. Gleiches, Ebenbürtiges, Höheres,

gungen zu kämpfen. Er würde uns mehr Werke, als wir jetzt von ihm beſitzen, hinterlaſſen haben und vielleicht ſich darin nur von dem Börne, der dageweſen iſt, unterſcheiden, daß er die nächſte Zukunft weniger trüb geſehen und über ſeinen Unmuth ſich leichter getröſtet hätte.

Es bieten ſich für den tiefern Forſcher in Börne's Schriften mancherlei kleine Züge dar, die, mögen ſie nun von einem Hypochonder kommen oder nicht, jedenfalls dazu beitragen, uns das Bild des Vollendeten recht in die Nähe zu rücken. Es giebt in Börne's Schriften gewiſſe Wendungen, die öfters wiederkehren und für die Richtung ſeines Gemüthes ſehr bezeichnend ſind. Mögen hier einige dieſer eigenthümlichen Lichter auf Börne's Antlitz und unſer Gemälde ſeines Lebens rückſtrahlen!

Börne war unverheirathet. Wär' er verheirathet geweſen, ſo würde ihn wohl die Liebe zu ſeiner Frau auch beſtimmt haben, an ſie zu glauben und er vielleicht der Eiferſucht nicht fähig geweſen ſein. Seine Schriften indeſſen verrathen, daß er ſich die Qual eines Eiferſüchtigen mit ſo glühenden Farben, wie nur ein Hypochonder, malen konnte. Die Eiferſucht kehrt in verſchiedenen Beziehungen oft in ſeinen Kritiken und kleinern Aufſätzen wieder und es iſt leicht möglich, daß Börne annahm, wahre Liebe könnte ſchwerlich ohne Eiferſucht gedacht werden. Einigemale ſpricht er von der Eiferſucht als dramatiſchem Motive. Er ſagt: „Die Eiferſucht in ein Luſtſpiel? Die ſchrecklichſte aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grauſen erfüllt, uns erſchüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenſchaft herbeiführt? Nein, es iſt dieſe Leidenſchaft ſelbſt, die Shakeſpeare ſo naturtreu dar-

zu dem er aufblicken mußte, duldete seine hohe Meinung von sich selbst nicht. Seine tyrannische Art schlug mit einer Handbewegung um sich und scherzte mit der andern. Ihm kam nichts auch nur, wie er's zu nennen pflegte, „bis an den Nabel". Er hatte immer recht, ob nun eine andere Fütterung für verkommene Schafe oder der Bau eines neuen Ofens für die Ziegelei beantragt wurde. Die Mägde, die Knechte, die Verwalter der vielen Zweige, in denen gearbeitet und Gewinn angestrebt wurde, alle standen in der Regel in den Fällen, wo's, wie er sagte, „auf Grütze im Kopf" ankam, „wie die Heuochsen" und waren die Dummköpfe selbst. Er nur wußte alles und entschied alles. Und dann, wenn Er den „rechten Zapfen" eingeschlagen hatte, Er „den Nagel auf den Kopf getroffen", Er irgendeinmal „den Karren wieder aus dem D. geschoben" hatte, mußte alles den Kopf schütteln und ohne viel Worte gleichsam nur ein: „Aber man muß sagen, unser gnädigster Herr —" mit den Augen andeuten. Wer das verstand, traf den Ton, in dem er die Menschen mit sich verkehren haben wollte. Es war dann schon vorgekommen, daß er in solchen Fällen, wo Er allein „dem Ding auf die Beine geholfen", die Börse zog und einen Thaler austheilte, nur damit sich die Ochsen, die Esel, die Rindviecher dafür, daß sie sich ihm gegenüber als solche bewährt und bekannt hatten, einen guten Tag machten.

Lucinde wurde unter zahlreichen neuen Menschen eingeführt als eine durch Familienbekanntschaft Empfohlene, der das Land nützen und die wiederum auch dem Lande

nützen sollte. Da der Kammerherr nicht aufhörte, seine Liebe mit einer niemand an sie heranlassenden Eifersucht zu schützen und seine Sorgfalt, Obhut und Zartheit gegen sie die gleiche blieb, so durchkreuzte er die Plane des Vaters, der nicht wenig Lust bezeugte, der Rival seines Sohnes zu werden. Lucinde wohnte im Schlosse selbst nur bis zu dem Tage, wo mit dem mächtig hereinbrechenden Frühling eine Menge benachbarter Adelsfamilien erschienen und sie in den für sie bestimmten Pavillon des Parks zog. In dieser Zeit der Besuche mußte sie sich vom Schlosse sogar ausdrücklich fern halten.

Vom Pavillon aus beobachtete sie die vornehmen Gäste, die kamen und gingen. Liebliche junge Mädchen, auch Kinder umschwärmten einige Stunden lang, während der Hof sich mit Livreen füllte, einen Weiher im Park. Besonders anmuthig war eine Comtesse Paula von Dorste-Camphausen, eine zarte, schlank aufgewachsene und, wie es schien, kränkelnde Blondine mit langem goldenen Haar, kaum zwölf Jahre alt und schon zur Reife entwickelt. Ihre treueste Begleiterin war ein kleiner schwarzer Lockenkopf, den man Armgart von Hülleshoven nannte. Auch flüchtig sah Lucinde jene Portiuncula von Tüngel, aus dem Geschlecht der Tüngel-Appelhülsen, die in diesen Tagen und bei diesen Berathungen und Bewillkommnungen durchaus die Kammerherrin von Wittekind, die Gattin eines Geistesschwachen, werden sollte. Sie sah sie eines Tages wieder, als sich der Park plötzlich mit Menschen gefüllt hatte. Sie war nicht auf diese Ueberraschung gefaßt gewesen. Sie hatte sich in träumender und verdrieß-

licher Langeweile für sich allein in ihrem Pavillon geschmückt und mußte an den Parkweiher, weil der Kammerherr, wie sie von den alten Leuten, bei denen sie wohnte, erfuhr, ihr im Vogelhause alle ihre Nähapparate versteckt hatte. Dorthin wagte sie sich. Sie hatte sich in einem vom Kammerherrn mit Goldlackfarbe bemalten schöngeformten Kahn, zu dem ein zierliches mit Goldfarbe gleichfalls überzogenes Ruder gehörte, an das in der Mitte befindliche Haus voll türkischer Enten, Tauben und Schwäne, die in drei Stockwerke vertheilt waren, hinrudern wollen, indem gerade die ganze Gesellschaft vom Schlosse kam. Alles eilte voll Staunen näher. Es war die phantastischste Ueberraschung, die man sehen konnte. Der Teich, der goldene Kahn, die schöne Schifferin ... Und der Kammerherr selbst konnte, da der Vater nicht sogleich in der Nähe war, dem Drange nicht widerstehen, der Welt seine wahre Liebe genauer zu zeigen. Lucinde erschrak und flüchtete sich in das Vogelhäuschen. Es bestätigte dieser Anblick die Sage, daß sich der Kammerherr Jérôme auf Schloß Neuhof ein Elfenkind hütete.

Es folgte aber eine heftige Scene mit dem hinzukommenden Kronsyndikus. Die phantastische Schifferin stieg über den Lärmen in die Pagode hoch hinauf und kletterte bis an die obere Spitze, die in einem buntgemalten Taubenschlage endigte. Da flatterte es, als sie dort richtig ihr Nähzeug entdeckte, von allen Oeffnungen heraus, während der Kahn, den sie nicht befestigt hatte, inzwischen ans Ufer schwamm. Nun wollten die Herren der Gefangenen zu Hülfe eilen; aber der

Arenſyndikus machte dem Verfall durch kurze und entſchiedene Befehle ein Ende. Er kündigte auch die eben erfolgte Ankunft ſeines älteſten Sohnes an.

Alles mußte jetzt den Park verlaſſen und den Regierungsrath von Wittekind begrüßen ...

Lucinde bekam ſo die Freiheit.

Bis die Bediente den Kahn zurückgerudert hatten zur Inſel, faß ſie unter den Tauben, die allmählich wiederkehrten, und konnte Betrachtungen anſtellen über alles, was zwiſchen ihrem Taubenſchlag auf dem geflickten Schindeldach in Langen-Rauenheim, dem Taubenſchlag unter dem Küchenherd der Frau Hauptmännin und dem hier auf der chineſiſchen Pagode im Park von Schloß Neuhof für ſie an Erlebniſſen in der Mitte lag.

## 11.

Schon war für Lucindens Ehrgeiz eine Zurückſetzung, wie ſie ſie jetzt erlebte, wenig geeignet. Manchmal, wenn ſie bei offenem Fenſter in ihrem Pavillon ſaß, war es ihr, als wenn ſie ſich in der That doch nur eine aufs Land hin vermiethete Nähterin erſchien. Sie ſaß und beſſerte wirklich nur Wäſche aus. Es war allerdings ihre eigene. Sie hatte um ihre Schweſter fortgeſetzt noch Trauer anlegen wollen und begehrte neue ſchwarze Kleider; der Kronſyndikus hatte ſie ihr abgeſchlagen, da der Anblick ſeinen Augen nicht wohlthäte, eine Aeußerung, die ſie den alten Leuten wiederholte, bei denen ſie wohnte, und die von dieſen mit einem tiefen Seufzer aufgenommen wurde ... Ueberhaupt fiel ihr der Druck, unter dem hier auf dem Schloſſe und in ſeiner nächſten Umgebung alles lebte, immermehr auf. Ja, ſie ſelbſt empfand ihn ſchon. Als ſie wegen der verweigerten Garderobe wollte zu ſchmollen anfangen, rief der Kronſyndikus ein ſo ſtarkes und drohendes Halloh! daß ſie erbebte und dieſen Ruf, dies Zuſammenziehen der gelbweißen buſchigen Augenbrauen nie wieder heraufbeſchwören mochte.

Während auf dem Schlosse eines Tages wieder eine glänzende Gasterei stattfand, trieb es Lucindens Ungeduld und verletzte Eitelkeit ins Freie.

Hinter dem Park gab es erst ein Feld und eine Reihe von Obstbäumen zu durchstreifen, dann öffnete sich ein grüner Grund, und tief hinab ging in allmählicher Abdachung eine enge Bergspalte, die sich erweiterte zum schattenreichsten Waldesgrün, wieder dann enger wurde und sich so in gleicher Abwechselung fortzog bis zur Ebene hin, aus der zunächst die Thürme eines Franciscanerklosters, Himmelpfort genannt, herübersahen, dann die des Stifts Heiligenkreuz und der Dom der uralten Stadt Witoborn.

In diesem Einschnitt zwischen zwei oben ganz wie in der Ebene liegen bleibenden Saatfeldern wucherte die Pracht des Waldes. Im Winter mußte diese Spalte mit Schnee überfüllt sein. Auch jetzt im Frühjahr, wo überall der Boden schon trocken, glänzte hier noch alles feucht. Von den Felswänden tropfte es zwischen Moos und Farrnkräutern hin. Ein Bächlein bildete sich unversehens. Es rieselte unter Haselnußbusch und Schlehdorn über ein verworren steiniges Bett. Mancher Felsblock schien den Lauf des Bächleins ganz zu versperren, doch plötzlich brach es irgendwo mit stiller, sich gleichbleibender Stärke wieder hervor. Dann aber wurde die Spalte weiter, die Bäume wurden höher und höher, Tannen ragten mit geradlinigem Wuchse, tiefer ab kamen Eichen, die von einer kurzen Strecke des weißesten Sandes, dann Buchen, die von kurzem Grase umgeben waren. Querdurch gingen Fußwege von da und dorther

und zuletzt ein ſchmaler Reitweg dicht vor dem Eintritt in eine rieſige Gruppe uralter Eichenſtämme, die man den „Düſtern Bruch“ oder den Düſternbrook nannte. Von hier aus konnte man bequem wieder die Seitenwände des Grundes emporklimmen und kam dann wieder in der Hochebene an, wo über grünen Saaten die Lerchen ſtiegen und die Gegend ſich hinzog, ſo gleichförmig, ſo eben als wenn dieſer Grund gar nicht vorhanden war. Und doch führte er allein, wie die große Hauptſtraße, die vorm Schloſſe vorbeiging, auf das allgemeine Niveau des Landes zurück. Ueber dem fernen Tiefland lag das Schloß wol gegen tauſend Fuß hoch. Fünf Regierungen beſaßen hier Enclaven; nur nach Weſten zu gehörte alles ausſchließlich jener Krone, in deren Dienſten der älteſte Sohn des Freiherrn, der Regierungsrath, ſtand und ſein, wie es ſchien, einziger nächſter Freund, der Landrath, ehemalige Huſarenrittmeiſter von Enckefuß, gewöhnlich „der ſchöne Enckefuß“ genannt.

Vor der ſtechenden Nachmittagsſonne boten die Schatten des Düſternbrook heute den erquickendſten Schutz. Es rieſelten zwar noch die kaum geſchmolzenen Schneereſte, die ſich in den Felsſpalten feſtgefroren hatten, jeder Schritt war glatt und gefahrvoll; aber Lucinde hielt ſich an den ſchon allmählich ihr Laub treibenden Büſchen und ſuchte das von würzigen Kräutern duftende niedere Thal zu gewinnen. Belebt war es von allem, was nur in den erſten Frühlingstagen auf den Bäumen mit Gurgeln, Zwitſchern, Schnabelwetzen der allernärriſchſten Art wieder die Wonne erprobt, ſich von dem Nochvorhandenſein ſeiner alten Stimmittel überzeugen zu können.

Lucindens Sinn ging dabei brütend auf irgendeinen zu faſſenden Entſchluß. So wie ſie jetzt da war, den runden Strohhut mit ſchwarzem Band in der Hand, in die Weite zu gehen und gar nicht zurückzukehren, war noch das Leichteſte, was ſich ausführen ließ gegen eine Lage, in deren Erwartungen und Ausſichten ſie ſich betrogen hatte. Daß ihr Sinn Gedanken der Rache nicht unzugänglich war, wiſſen wir. Düſter zogen ſich ihr die dunkeln Augenbrauen zuſammen, manche raſch gebrochene Blüte zerriß, ja zerbiß ſie, manches junge, kaum ganz entrollte Blatt zerkaute ſie, ſo bitter es ſchmeckte ... Immermehr gerieth ſie in einen Zorn, wo die bei dunkeln Augen eigenthümlich ſchon vorhandene leichte Entzündlichkeit der obern Wangen ſich immermehr ſteigerte und den heißen Lichtern noch dunklere Schatten gab.

Vom Düſternbrook her ſtörte ſie jetzt Geräuſch. Bald waren es Axtſchläge, bald der gleichmäßig klingende Ton einer Säge.

Als ſie näher kam, bemerkte ſie einen Arbeiter vom Schloßhof. Sie neckte ſich zuweilen mit ihm. Es war ein fremder Arbeiter vom Weſten her, ein gelernter Küfer, der auch für die Brauerei, Brennerei und die Milchwirthſchaft des Kronſyndikus mit Fleiß und Geſchick große Gefäße baute, Bottiche von gewaltigem Umfang, Tonnen in allen Größen. Rüſtig arbeitete er vom Morgen bis zum Abend und zog ſich ſeine Hülfsgeſellen ſelbſt; er hieß Stephan Lengenich und war landeinwärts einer der eifrigſten Kirchenbeſucher. Auf dem Schloſſe ſelbſt gab es eine Kapelle, doch wurde in ihr nie die Meſſe geleſen, obgleich der Kronſyndikus von ſieben

Pfarreien und dem Kloster Himmelpfort selbst Patronatsherr war. Seit Jahren stand er mit seiner Kirche auf gespanntem Fuß und duldete auch z. B. nie, daß die Franciscaner Schloß Neuhof betraten, eine Maßregel, die durch die Auslegung der Polizeigesetze über das Terminiren der Bettelorden von seinem Freunde, dem Landrath, dem „schönen Endefuß", nach Kräften unterstützt wurde.

Ei, Herr Lengenich! rief Lucinde mit ihrer etwas tiefliegenden, nicht starken Stimme; schon wieder eine von den heiligen Eichen des Bonifacius umgehauen? Wenn Ihnen nur nicht einmal so ein alter Heidengott dabei erscheint und Ihnen was anthut!

Stephan Lengenich sah auf und meinte in der That: Machen Sie keine Scherze, Mamsell Schwarz! Aber es muß ja sein! Die alten Fässer faulen und es geht mit dem Brennen der Kartoffeln ins Weite . . .

'S ist recht, sagte Lucinde in der treuherzig derben und ruhig sichern Art, die den ihr geläufigen Volkston jetzt schon mit Bewußtsein festhalten konnte, s' ist recht! Man soll nicht neuen Most gießen auf alte Schläuche!

Stephan Lengenich horchte . . .

Lucinde zeigte, daß sie eine Schulmeisterstochter war, auch ein Jahr bei einem Pfarrer gelebt hatte, und fuhr weiterschreitend mit künstlichem Pathos fort:

Niemand flicket auch ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuche, denn der Lappen reißet doch wieder vom Kleide und der Riß wird ärger. Arjes, Stephan! Betet ihr einmal ein Ave Maria für eine andere arme Seele als die der Lisabeth, so schließt auch unsereins ein!

Damit ging ſie, ohne die Antwort des Arbeiters abzuwarten, den ſie an ein altbekanntes Verhältniß mit der erſten Beſchließerin des Hofes erinnert hatte.

Lucinde ſchlug den kürzern Weg jetzt wieder zur Anhöhe ein. Es war ein ſteilerer, aber von Steinen unterſtützter Pfad, der zur obern Anhöhe der Schlucht führte.

Sie war auf der Hälfte dieſes etwas mühſeligen Weges, als ſie hinter ſich laut reden hörte.

Sie wandte ſich und ſah, daß Stephan Lengenich mit einem nach ihr Gekommenen in einem lebhaften Geſpräch begriffen war. Widerhallte ſie ſchon in dieſer Stille an den Bergwänden jedes geſprochene Wort, wie viel mehr noch ein Zank, der allmählich heftiger geführt wurde.

Eine ſchlanke Geſtalt in ſchwarzem Sammetkittel, weiten Sommerbeinkleidern und einem grauen, mit einem Zweig geſchmückten Hut konnte von ihr nicht im Geſicht betrachtet werden, da der Sprecher rückwärts ſtand. Aber der Stimme nach war es ein junger Mann, nicht, wie ſie im erſten Schreck über den Lärm vermuthet hatte, der Teichgraf ſelbſt, der als Theilungscommiſſar, wie ſie wußte, über den Küſterumbruch und die dortige Baumfällberechtigung mit dem Kronſyndikus in Streit war.

Hat es der Freiherr befohlen? Ausdrücklich befohlen? fragte der Hinzugekommene mit heftiger Entrüſtung.

Guten Morgen! war Stephan Lengenich's Antwort, während er weiter ſägte.

Geſtern noch ſtand die Eiche! Das muß erſt die Nacht geſchehen ſein! Sie haben keinen Auftrag dazu gehabt!

geſtellt, ſo durchſichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinthes erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne rettenden Faden. Woher geſchiehts, daß dieſer höchſt tragiſche Stoff gewöhnlich zu Luſtſpielen verändelt wird? Was iſt doch der Menſch für ein ſonderbares Geſchöpf! Aber gut, daß er ſo iſt, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine poſſierliche Grimaſſe, der furchtbarſten Leidenſchaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen verſteht. Dieſes iſt die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes, dürres Land erfriſcht." Börne kommt in dieſer Weiſe noch öfters auf die Eiferſucht zurück.

Wenn es ein durchgehender ſchöner Zug im Gemüthe Börne's iſt, daß er ſich unter allen Umſtänden des unterdrückten Theiles annahm, ſo iſt dies keineswegs blos die Folge ſeiner politiſchen Gewöhnung, die ihn zur Zeit das Unterdrückte noch immer als das Beſſere zu betrachten lehrte, ſondern dieſe Theilnahme war eine urſprüngliche Stimmung ſeines Herzens. Daß ſie dies war, beweiſen manche Fälle, wo ſein Mitleid mit ſeiner politiſchen Ueberzeugung collidirte und er ſelbſt dem Feinde Achtung und menſchliche Schonung gewährt wiſſen wollte. Die Art und Weiſe z. B. wie Wilhelm Tell den Geßler mordet, fand Börne empörend. Schon von dem Sturm auf dem See ſagte er: „Iſt es nicht Verrath, iſt es nicht ein ſchlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt ſich auf dem See ſeiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entſpringt, es in die Wellen zurückſtößt und wieder dem Sturme Preis giebt?" Von dem Morde ſagte er: „Ich begreife nicht, wie man dieſe That je ſittlich, je ſchön finden konnte! Tell verſteckt ſich und tödtet, ohne Gefahr, ſeinen Feind, der ſich ohne Gefahr glaubte."

Guten Morgen! ſagte der Küſer und ſägte weiter.

Will man uns mit Gewalt aufs Aeußerſte bringen? Antwort! Nee' Er!

Herr! richtete ſich jetzt der Arbeiter zornfunkelnd auf und deutete auf den rothen Strich einer Mütze, die er trug, womit er andeuten wollte, daß man einen noch in der Landwehr befindlichen Soldaten nicht mit Er anredete. Sich aber beruhigend, fügte er dann weiter arbeitend ſpöttiſch hinzu:

Guten Morgen!

Vom Düſternbrook gehört nicht eine Eichel der Herrſchaft! Es iſt Gemeindewald und ſeine Privatnutzung ein Misbrauch, der nicht fortbeſtehen kann!

Nicht eine Eichel? Suchen Sie hier Eicheln?

Stephan Lengenich ſprach dieſe Anzüglichkeit auf Thiere, die man mit Eicheln füttert, ganz im boshaften Geiſte ſeiner Herrſchaft.

Im erſten Augenblick trat der junge Mann einige Schritte vor und rief: Kerl! Dann beſann er ſich wol auf den ungleichen Kampf und ſagte ſich langſam entfernend:

Nehmt euch vor meinem Vater in Acht! Er legt nächſtens den Grenzſtein und dann werden ihn die Gensdarmen zu bewachen wiſſen!

Damit ſchritt er, verfolgt von einem Hohnlachen des Arbeiters, langſam weiter.

Bei der Gewißheit, endlich des mehrfach beſprochenen frühern Freundes und Studiengenoſſen des Kammerherrn, der durch eine Abhandlung über das ſogenannte Bienenrecht Doctor der Rechte geworden war, anſichtig

zu werden, wandte ſich Lucinde, ihn doch nun auch deutlicher zu ſehen.

Dabei glitt einer der Steine aus, die ſonſt das Aufſteigen erleichterten.

Der Fall weckte die Aufmerkſamkeit des Doctors, wie er gewöhnlich im Geſpräch auf Neuhof genannt wurde. Auch er wandte ſich und bemerkte die Nähe eines jungen, in dieſer einſamen Umgebung überraſchend auftauchenden Mädchens.

Er zog den breiten Krempenhut und grüßte.

Beide ſchritten weiter, er den Weg, den ſie eben zurückgelegt, den Grund hinauf, ſie den parallelen, aber eben auf der Hochebene.

Sie hatte den Eindruck ſeines ſchönen Mannes empfangen. Der Doctor mochte wenig über einige Zwanzig zählen, hatte aber ſchon das Anſehen eines Dreißigers. Der Kopf war ausdrucksvoll, aber das kurzlockige, etwas röthliche Haar war an den Schläfen und der Stirn ſchon ausgegangen. Der Bart war gepflegter, aber noch röther als das Haar. Er hing über Lippe und Kinn herab wie bei einem Soldaten; und an entſtellenden Schmarren fehlte es auch nicht auf Wange und Stirn, ja ſogar auf der Naſe, Schmarren, deren Urſprung ſie gleich hinzubringen wußte. Nach den Erzählungen des Kammerherrn waren es Duellnarben.

Die Tracht des Doctors war die leichteſte; kaum daß um den magern Hals ein dünnes Tuch gelegt war. Die Bruſt ſtand faſt offen. Handſchuhe fehlten ganz.

Lucinde hatte ſeit den Erinnerungen an Oskar Binder und deſſen Freunde in der Reſidenz einen Abſcheu

vor allen Stutzern und geschniegelten Männern. Viel Aeußerlichkeit war überhaupt bei den Herren nicht Sitte, die auf Schloß Neuhof kamen; die Gewohnheiten der reichsten Leute hier waren in diesem Punkte einfach. Grafen gingen wie Bauern. Nur der Landrath, der „schöne Enckefuß", hielt die Erinnerung an die Zeiten, wo er wirklich schön gewesen sein mochte, durch eine geschminkte Toilette, festgeschnürte Taille, gefärbte Haare, Bart, Augenbrauen, ja, wie man behauptete, gemalte Wangen und Schläfe aufrecht ... er konnte seine Triumphe als Rittmeister der Husaren nicht vergessen und blieb, ob er gleich schon einen großen Sohn hatte, der Beau der Gegend, der Petit-maitre von der Stadt Witoborn an bis auf Schloß Neuhof.

Die studentische Art der Erscheinung des Doctors paßte vollkommen in den Rahmen der verworrenen Erzählungen, die der Kammerherr, wenn er in seinen renommirenden Erinnerungen kramte, von dem akademischen Leben desselben zu geben pflegte.

Bald gingen Lucinde und der Doctor in ganz gleicher Linie.

Lucinde konnte sich oben nur am schmalen Rande des Grundes halten, denn zu ihrer Linken hin gab es kaum einen Weg; die junge Getreidesaat ging bis dicht an den Rand des Abhangs.

Es entspann sich trotz der ansehnlichen Distanz ein Gespräch über das Misverhältniß der Ansprüche, die sich bei der Regulirung der bäuerlichen und grundherrlichen Verhältnisse ergeben hatten. Der Doctor fragte, als Lucinde darüber sich ganz unterrichtet zeigte, ob sie

denn zu den auf Neuhof oben verſammelten Herrſchaften gehöre?

Nicht zu den Herrſchaften! Zu den Dienern! antwortete ſie und balancirte auf dem ſchmalen Pfade hin, wohl wiſſend, daß ſie nicht wie eine Dienerin ausſah.

Sie ſind doch nicht etwa gar das Elfenkind, das mein alter Freund, der Kammerherr, jenſeit der Wälder an einem Schilfteich gefunden hat?

Ja freilich! Das bin ich! ſagte ſie und ſprang nunmehr als ſie ging.

So werden Sie, ſagte der Doctor, trotz der Düngel'ſchen Familie, deren Appelhülſener Linie zurückgekommen iſt, Frau von Wittekind werden! Ich gratulire! Einen beſſern Mann kann ſich eine Frau nicht wünſchen! Dann müſſen Sie aber zu uns nach Göttingen ziehen! Lernen Sie reiten! Oder können Sie's wol gar ſchon? Um ſo beſſer! Wir machen Sie zur Conventsſeniorin, falls Ihr Mann nicht aus Rückſicht auf die göttinger Fenſterſcheiben ſofort wieder relegirt wird! Denn er bekannte Ihnen doch wahrſcheinlich ſeine alte Leidenſchaft, in Göttingen keine ganzen Fenſterſcheiben und Laternen ſehen zu können? „Nacht muß es ſein, wo Wittekind's Sterne ſtrahlen!" Die göttinger Laternen, ohnehin nicht die hellſten, koſteten ihm einen Theil ſeiner glücklicherweiſe guten Wechſel.

Dieſe Liebhaberei, erwiderte Lucinde, iſt noch immer nicht ſo ſchlimm geweſen wie die einiger ſeiner Ahnen, die keinen Dachdecker auf einem Thurm ſehen konnten, ohne nicht das Gelüſt zu haben, ihn herunterzuſchießen.

Aha! rief der Doctor. Sie sind eingeweiht! In deutsche Staats- und Rechtsgeschichte!

Lucinde verschwieg, daß es der Kammerherr mit Vögeln noch so machte. Man ließ ihm deshalb nur eine Windbüchse; in schlimmen Anfällen richtete er auch mit dieser die grausamsten Verheerungen an.

Der Doctor schien aufmerksamer geworden und suchte Lucinden näher zu kommen, was ohnehin durch seinen aufsteigenden Weg von selbst geschah ...

'S wäre ganz gut, sagte er, wenn einmal in diese Menschenrasse frisches Blut käme! Ich bin an und für sich ganz für diese alten Geschlechter und mag sie leiden, aber sie sollten sich nicht untereinander kreuzen, sondern zur Inoculation des Volks benutzen; das gäbe einen Nachwuchs wie der der alten Angelsachsen und Normannen, der jenseit des Kanals noch immer so stattlich ist. Wenn wir Deutsche ein Princip haben, das vernünftig ist, wie die Adelsidee, so reiten wir's leider auch immer gleich zu Tode!

Lucinde erwähnte ganz dreist seine Abhandlung über die Bienen.

Was? Wie? Wissen Sie davon? rief der Doctor. Nun ja! Im Bienenstaat liegt mehr Weisheit als in Dahlmann's „Politik", zu der er keinen zweiten Theil schreiben kann. Auch die Bienen pflanzen sich mit vernünftiger Aristokratie fort. Ein Ei, aus einer schlechten Arbeitszelle in eine Königinzelle gebracht, gibt eine Königin. Wir werden erst die Probleme der Geschichte dann lösen, wenn wir ein Mikroskop erfunden haben, groß genug, das Leben und Weben eines durchsich-

tigen Bienenkorbs zu gleicher Zeit zu beobachten. In China, in Indien iſt es mir manchmal als wenn man das Bienenleben ſchon ſeit Jahrtauſenden beſſer kennt als bei uns.

Da Lucinde von dem ſchmalen Raſen immer ausglitt, rief ihr der jetzt ganz Nahegekommene:

Sie geben ſchlecht da oben! Ich biege hier die Zweige zurück, ſo kommen Sie herunter!

Dann müßt' ich wieder wie Sie ſteigen! ſagte ſie und blieb.

Bei dem Verſuch, den der Doctor machte, ihr zum Niederſteigen das Geſtrüpp der Büſche wegzubiegen, fiel von oben her das Licht auf ihn günſtiger. Der Hut wurde ihm gerade von einem zurückgehenden Zweige weggenommen; ſo ſah ſie einen ſcharfen, durchgeiſtigten Kopf. Daß in ihm Leidenſchaften zuckten, daß in dem großen wie luftblauen Auge eine Unbeſtimmtheit ſchwamm, ſo groß und weit, wie eben die Luft und das Meer ſelbſt, konnte ſie mit ihren jungen Jahren noch nicht unterſcheiden, aber das Gefühl einer außerordentlichen Kraft ſtrömte ihr aus dieſem an ſich harten und unſchönen Antlitz, aus dieſen unabſehbar weiten, hellen und wie ſchwimmenden Glasfugelaugen entgegen.

Warum ſind Sie aus Göttingen hier? fragte ſie. Stehen Sie Ihrem Vater in ſeiner undankbaren Arbeit bei?

Schon daß Lucinde fragen konnte, ſchien ihren Begleiter hoch zu erfreuen. Mit den meiſten Mädchen dieſer jungen Jahre kann man ja ſtundenlang gehen, und ſie wiſſen nichts als ein empfindſames Ja! oder Nein!

Sie lächeln halberſchrocken zu allem und jedem und nennen auch ſpäterhin noch die eigentlich eitelſte Verſunkenheit in ſich ſelbſt ihr ſchweigſames Gemüth.

Der Doctor erzählte, daß ſein Vater aus dem Pachtverhältniß zu dem Kronſyndikus ſich zu löſen und ein eigenes Gut zu kaufen beabſichtigte. Zu dem Ende glaubte er des einzigen Sohnes Beiſtand nöthig. Leider, fügte dieſer hinzu, bin ich kein ſo fermer Advocat geworden, wie er hoffte. „Grau, Freund, iſt alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum", nämlich der, auf dem die vollwichtigen Piſtolen wachſen!

Lucinde wußte ſchon von Eibendorf und Neuhof her, daß man hier zu Lande die Goldſtücke Piſtolen nennt. Jeder Gegenſtand, den der Kammerherr taxirte, wurde nach Piſtolen berechnet.

Vielleicht könnten Sie den Streit zwiſchen dem Kronſyndikus und dem Deichgrafen beilegen? ſagte ſie.

Unmöglich, mein Fräulein! erwiderte der Doctor. Das ſind Gegenſätze, die uralt ſind. Schon an dem öden Strand der Elbe, wo ſich beide kennen lernten, ſoll mein Vater ſich durch das Abzählen der hannoveriſchen Sandkörner gegen die holſteiniſchen als Deichgraf unmöglich gemacht haben. Es gibt ſolche große Charaktere, die gerade zwei Minuten vor halb ſieben und zu keiner Secunde anders einen Gegenſtand abgemacht ſehen wollen. Sie halten die Hand aufs helle, lichte Feuer wie Mucius Scävola, nur um ihren Muth zu beweiſen. Verſöhnung? Mein Vater konnte ſehr leicht von Napoleon eine Kugel vor den Kopf bekommen, denn er fing die Befreiungskriege nach ſeiner

Uhr an. Gerade zwei Minuten vor halb sieben! Der Tugendbund hatte gesagt: Zwei Minuten vor halb sieben steht jeder Patriot an der Spritze, und mein Vater hielt sich an die Ordre. Ob nun die Umstände bewiesen, daß die Schlacht bei Dresden ganz unzweifelhaft für Napoleon gewonnen war, ob es noch ganz im Unklaren blieb, ob die Oesterreicher in die Allianz treten würden — mein Vater nahm die Schlacht bei Leipzig schon für geschlagen und gewonnen an. Der Deichgraf sammelte Mannschaften, bewaffnete sie und stürmte die Zollhäuser der westfälischen Regierung. Zwei Tage lang war Deutschland frei vom Tyrannenjoch; dann aber eine Gewehrsalve von bückeburg-westfälischen Grenadieren, die Napoleon's Arrièregarde bildeten, und die Patrioten waren auseinander gesprengt. Mein Vater hinkte mit verwundetem Fuß in den Teutoburger Wald, wo er jede Stelle kennt, an der einst Arminius bivouakirt hat und sich an dem Meth erquickte, den ihm Thusnelde bereitete. Da irrte er proscribirt umher. Auf hundert Thaler hatte man seinen pünktlichen Kopf angeschlagen. Glücklicherweise hatf ihm aber der Geist des alten Arminius und Mutter Thusnelde. In den Schluchten blieb er unentdeckt und war dann wieder der Erste, der nach der Schlacht bei Leipzig auf die Externsteine zum Aufruf des ganzen westlichen Deutschland eine blutrothe Fahne steckte. Mein Vater machte trotz Weib und Kind den Krieg mit und soll die Lieder von Max Schenkendorf in unserm alten burschenschaftlichen Commersbuch auswendig gewußt und überall vorgesungen haben, wie auch ich, als ich noch etwas grün zuerst in Erlangen studirte. Später hat er

nicht mehr viel davon wissen mögen und von Versöhnung ist bei ihm in principiellen Gegensätzen nie die Rede!

Ueber diese Mittheilungen waren beide Wanderer eben zusammengekommen. Sie gingen unter den blühenden Obstbäumen hin dem Park zu.

Da Lucinde durch die akademischen Reminiscenzen des Kammerherrn in vielen der von ihrem Begleiter angeregten Verhältnissen heimisch war, so konnte dieser auf ihren wiederholten Vorschlag, eine Vermittelung zu versuchen, in der Charakteristik seines Vaters fortfahren.

Nein, mein Fräulein! sagte er. Mein Vater ist trotzdem, daß er nicht mehr den Schenkendorf singt und wir jetzt 1832 schreiben, in der Exaltation von 1813 stehen geblieben. Schwarzrothgold kam er aus Frankreich zurück und mußte 1817 wieder etwas anzetteln da drüben im Teuteburger Walde bei dem großen Christoph, den sie jetzt dort auf die Höhe stellen wollen, das germanische Rächerschwert in Händen. Für den deutschen Kaiser und dessen Wiederherstellung saß er drei Jahre in Magdeburg. In dieser Zeit war der frühere westfälische Kronsyndikus, d. h. Vertreter der Krone des ehemaligen Weinreisenden und spätern Königs Hieronymus bei der westfälischen Landschaft, d. h. den Ständen und Deputirten der ihm unterworfenen Provinzen, Freiherr von Wittekind-Neuhof, immerhin so zu sagen unser Wohlthäter. Das Pachtverhältniß ging fort, ohne daß der Vater damals die vollständigen Summen auftreiben konnte. Der rüstige Grundherr trieb sie sich eben selber ein. Meine Mutter starb darüber, der Vater kam aus Magdeburg zurück und warf sich jetzt in die ergrimmteste Provinzialoppo-

sition. So hat Demosthenes nicht über Philipp von Macedonien gedonnert wie mein Vater — lieber Gott, noch dazu bei verschlossenen Thüren! — über Brücken und Vicinalstraßen. Harry Heine spricht von einem Mirabeau der Lüneburger Heide. Mein Alter war einer von der witoborner. Und wirklich, er allein mit seinen zwei Minuten vor halb sieben war's, der hier Großes durchsetzte in Ermangelung von Größerm. Ueberall, wo Sie hier einen Hemmschuh an einen Pfahl gemalt sehen und einen Finger darüber mit dem Avis: Bei einem Thaler Strafe! überall, wo an einem Kreuzweg ein Pfahl mit vier Armen steht: Hier geht's nach Mölln, nach Schöppenstedt, Schilda oder Krähwinkel! bei jeder Verbesserung in Luft, Feuer, Wasser und Erde ringsum kann er mit stolzem Bewußtsein wie ein „Sattelmeier" aus Karl's des Großen Zeit vorübergehen. Und nun ist er denen, an welchen er sich eigentlich für Magdeburg rächen wollte, der Regierung selbst, zum Bedürfniß geworden! Der vielbefähigte unruhige Mann, dem sein nächster Beruf schwer genug aufliegt, übernimmt die Regulirung der grundherrlichen Verhältnisse und führt diese richtig wieder nach dem Maßstabe: Zwei Minuten vor halb sieben! durch. Nichts schont sein Zollstock. Er zerstört den schönsten Ameisenbau, wenn die eine Seite an Hinz, die andere an Kunz gehört. Er steckt den Spaten gerade mitten durch, er trennt die Blüte vom Ast, den Schwanz der Kuh vom Kopf, es ist und bleibt der alte Deichgraf, der Mathematik und Wasserbaukunst studirte, bei Stade die Sandkörner zählte, die sich ins hannoverische Fahrwasser verloren und Holstein gehörten,

Es wäre nicht unmöglich, daß dieſe Art Kritik ſich in Börne wirklich auf eine hypochondriſche Quelle zurückführen ließe. Börne verſtand in gewiſſen Dingen keinen Scherz und war mißtrauiſch und argwöhniſch, wo ihm eine Abſicht nicht recht geheuer ſchien. Jemanden, der ſich ſetzen will, hinten den Stuhl fortziehen, iſt ein dummer Streich, aber Börne hätte ihn auch für einen böſen Streich genommen und wäre über eine ſolche Handlung nicht wieder zu beſänftigen geweſen. Es iſt im Hypochondriſchen immer das Gefühl einer gewiſſen Unbequemlichkeit und Beklommenheit im Zuſammenleben mit Andern; durch die an einander vorüberſtreifenden Intereſſen und oft rohen Sitten wird man nur zu leicht verletzt. Börne konnte gewiſſe Neckereien im Leben und auf der Bühne nicht ausſtehen; er würde z. B. bei der Beurtheilung des Gamin de Paris den Autor über die Rolle, die er den Pere Bizot darin ſpielen läßt, ſehr getadelt haben. Er würde geſagt haben: Darum, daß Bizot ein pedantiſcher alter Mann iſt, der es in ſeiner Art gut mit dem Gaſſenjungen im Sinne habe, darum ſoll ihn dieſer lächerlich machen, ihn mit Papierkugeln werfen und ähnliche Streiche mehr an ihm verüben? Am ſchönſten und rührendſten kommt dieſe edle Richtung des Börne'ſchen Gemüths in ſeiner Beurtheilung des Immermann'ſchen Hofer zum Vorſchein. Sein Eifer für das Rechtliche und Gewiſſenhafte reißt ihn hier faſt über das Poetiſche hinaus; wenigſtens würde man aus romantiſchen Gründen hier leicht Dinge entſchuldigen dürfen, die Börne aus einem ganz bürgerlich ſoliden Geſichtspunkte beurtheilt. Z. B. heißt es: „Als Lacoſte (ihr treuloſer Verführer) ſchläft, legt Elſi Feuer an und verbrennt das Haus und ihren alten Freund. Dann ſtürzt ſie ſich in einen Abgrund. . . . Das

und der jetzt noch Landrath werden wird, ja, zu alledem vielleicht einen Orden bekommt und zur Anerkennung für den friedlichen Verlauf aller seiner patriotischen Landstürme und schwarzrothgoldenen Revolutionen eines Tages in Sanssouci zu Mittag speist!

Lucinde wußte nicht, wie sie dazu kam, auf diese im Grunde unkindliche, aber offenbar gleichfalls aus einem Ueberzeugungseifer (nur für andere, ihr unbekannte Auffassungen) herzuleitende Auslassung fragend zu erwidern:

Sind Sie katholisch?

Der Doctor schwieg erst erstaunt und sagte dann:

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!“ Nein, wir sind es nicht, mein Fräulein!

Am Ende des Parks durchkreuzten sich einige Wege und ein steinernes Christusbild hing über einer Ruhebank.

Lucinde war ermüdet. Sie setzte sich.

Der Doctor lehnte sich an einen Baumstamm ihr gegenüber.

Sie nahm den inzwischen wieder aufgesetzten Hut ab. Schon lange trug sie wieder ihr Haar in Flechten. Eine davon war losgegangen. Es machte ihr gar nichts, so vor einem Fremden ihre Toilette zu machen, ja sogar eine Haarnadel im Munde, zwischendurch zu sprechen:

Nein, Sie schüren nur noch den Haß! Das ist aber unrecht! Sie sollten Versöhnung stiften!

Heinrich Klingsohr war jetzt verstummt und weidete sich an dem Anblick. Lucinde sah nicht älter aus als sie war. Sechzehn Jahre und eine solche Reife des Urtheils! Fast kindische Bewegungen, die Beine übereinander geschlagen, im Schooße den Hut, die Nadel im Munde,

ein Kamm aus der Kleidestasche zu Hülfe genommen, um losgegangene und verworrene Härchen im Nacken hinten zu einer kleinen Welle zu runden, und, als der Strohhut dabei zur Erde fiel und Klingsohr hinzusprang ihn aufzunehmen, den Hut ruhig auf die Füße des Steinbildes über sich gehängt ... Alles das allerdings mit bestimmtem und bewußtem Wohlgefallen an der immermehr erglühenden Theilnahme der neuen Bekanntschaft und doch ganz wie zufällig und absichtslos.

Klingsohr hatte sich jetzt gleichfalls auf die Bank gesetzt, so aber, daß er, bald das Steinbild, bald sie betrachtend, elegisch improvisiren konnte:

Am Fuße des Erlösers
Hängt ihr pariser Hut —
Und ihre dunkeln Locken
Netzt heil'ger Wunden Blut ...

Kennen Sie Heine? unterbrach er seine Parodie ...

Gewiß! sagte sie. Der Kammerherr kann ihn auswendig!

Der Kammerherr! fuhr Klingsohr, jetzt hingerissen von der Schönheit und Lieblichkeit der Erscheinung, auf: Ist es denn möglich! Jérôme —

Er stockte in seiner Rede, ergriff Lucindens Hand, zog sie an sich und sah ihr mit seinen jetzt weit geöffneten großen Augen ins erröthete, von der Wanderung und dem Schreck über sein Benehmen doppelt erglühende Antlitz ...

Und nun ein ganz kokett strafendes, kindisch mädchenhaftes: Aber Herr Doctor! womit sie aufsprang und in rascher Handbewegung den Hut ergreifend weiterging.

Klingsohr folgte wie bebend. Er konnte annehmen, daß Lucinde ihm entfloh und die Nähe des Parks benutzte, vor den Gefahren einer Fortsetzung dieser einsamen Begegnung sich zu sichern ...

Wie aber, als wenn nichts geschehen wäre, wandte sie sich plötzlich und lenkte auf das frühere Gespräch zurück mit den Worten:

Ja! Lassen Sie uns beide Frieden stiften zwischen Neuhof und — wohnen Sie auch auf der Buschmühle?

Klingsohr, über dies Vergeben und Vergessen selig und von den Künsten, die eben auch so nur Lucinde kannte, schon umstrickt, wie alle, die ihr bisher begegneten, wiederholte, wie wenn er sich auf nichts besinnen konnte:

Frieden? Was? Buschmühle?

Ja, half sie nach, zwischen Ihrem Vater und ...

Unmöglich! fuhr er sich besinnend und wild auf. Die Welt muß in Flammen stehen! Krieg! Krieg! Aller Dinge Vater ist der Krieg! singt Pindaros. Und ich respective sogar diese alte Hünennatur des Kronsyndikus! Dies Geschlecht ist schon seit dem Tage, da Karl der Große seine Vorfahren gebunden in die Weser jagte und mit Gewalt taufte, Hadern und Streiten gewohnt und hat eine Natur dafür, auch den alten reichsunmittelbaren und kaiserebenbürtigen Dünkel, der immer hoch zu Roß sitzt und sich in seinen Rüstkammern sogar noch die Schwerter aufbewahrt, mit denen ihre Ahnen gelegentlich in Regensburg, Gotha oder Soest drüben als Landfriedensbrecher hingerichtet wurden! Die haben solche Aufregungen nöthig! Nur wir Plebejervolk verlieren immer gleich den

Athem, ſind zu kurz, zu dick, zu unterſetzt ſtämmig für ſolche Fehden ... Kennen Sie meinen Alten?

Lucinde hatte den Teichgrafen oft reiten und fahren ſehen und erkannte aus des Doctors Schilderung die kleine, corpulente Perſönlichkeit eines Charakters, der, wie ſie ſah, vom Sohne ſelber aufgegeben wurde ...

Aber dürfen Sie denn drüben überhaupt ſagen, daß Sie mit mir geſprochen? fragte er.

Sein Ton war wieder ſo zärtlich, daß Lucinde ſich ſeiner Annäherung entzog. Und jetzt hatte er zwei Blütenzweige von einem Obſtbaum über ſich abgebrochen und legte den einen ſtumm in ihre Hand, den andern ſenkte er ohne ein Wort zu ſagen in die Erde. Er bezeichnete damit eine Stelle, wo Lucinde ſeitwärts vom Wege eine Weile geſtanden hatte. So redete er faſt die Sprache ſeines Freundes, des Kammerherrn.

An dergleichen demnach gewöhnt, widerſprach ſie gar nicht, ſondern ließ ihrer neuen Eroberung ruhig lächelnd auch dieſe Huldigungsform. Der Doctor pflanzte den Zweig und ſchwieg bewunderungsvoll.

Als die Procedur vorüber war, kamen ſie an die kleine Pforte des Parkes, zu der Lucinde den Schlüſſel hatte.

Ringsum war alles ſtill, niemand kam des Weges ...

„Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen!“ flüſterte Klingsohr rings um ſich blickend, und dann wieder ſeufzend rief er:

Jérôme! Jérôme! Wie iſt es nur möglich, Jérôme!

Verdrießlich über die Anſpielung auf ihr Verhältniß zum Kammerherrn erwiderte ſie kurz:

Ich verſtehe Sie gar nicht! Adieu!

Klingsohr folgte, blieb dann plötzlich stehen und sprach laut:

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;
Da küßtest du mich und dein Arm mich umschlang,
Da preßtest du mich an die schwellende Brust!

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrießlichen Blicks;
Da sagten wir frostig einander: Lebwohl!
Da knixtest du höflich den höflichsten Knix!

Lucinde erwiderte lachend:

Ein so gelehrter Mann und fremde Citate?

Hüten Sie sich, mein Fräulein, rief Klingsohr, wenn ich Original werde!

Dabei streckte er wild die Arme aus. Es war eine Geberde, wie wenn er den Himmel auf die Erde herabziehen könnte.

Sie erschrak und entschlüpfte.

Am Gitter, wo sie aufschloß, wendete sie sich noch einmal ...

Ihr Begleiter war nicht mehr weiter gefolgt. Auf sechs oder sieben Schritte blieb er zurück, wie wenn er seiner Kraft nicht traute weiter zu gehen. Nur leise lispelte er ihr nach:

Engel! Seh' ich Dich wieder?

Dabei hob er die Hände empor, wie anbetend, gerade so wie der Kammerherr einst gethan.

Sie winkte, daß er gehen möchte ...

Aber es war ja ihre Sache, zu gehen ...

Klingsohr rief wieder:
Heilige!

Dann sprach er leise und innig:
Bitt' für mich! . . .

Erlöse mich! setzte er dringender und fast feierlich hinzu.

Das die Umzäunung bildende geschnittene Zwergholz des Parkes verbarg sie jetzt. Sie schritt unter den hohen, noch fast durchsichtigen Ulmen, die sich über sie mit ihren halbbelaubten Zweigen wölbten, hin gleichsam wie in Düften. Auf so ergreifende Worte, wie ihr da eben nachklangen, Erwiderungen zu geben hatte sie noch keine Schätze des Geistes, des Herzens und der Phantasie in sich.

Es war die erste Begegnung ihres Lebens mit einem Manne, die sie vernichtete.

## 12.

In ihrem Pavillon fand Lucinde den schon ängstlich auf sie harrenden Jérôme.

Er hatte ihr Wunderdinge zu erzählen und sie blieb aus!

Nun aber auch bestürmte er sie mit seinem Lachen, das er in der Gewohnheit hatte, wenn ihm irgendetwas nach seiner Voraussetzung besonders Kluges gelungen war.

Der Versuch, ihn bei dem großen Familien- und Nachbarsessen, das um vier Uhr begonnen hatte, und in Gegenwart des Regierungsraths, seines ältern Bruders, der Welt als einen zurechnungsfähigen Menschen vorzustellen, war vollständig gescheitert.

Nach der Mittheilung, die er von dem übeln Verlauf eines seiner gewohnten Streiche erzählte, merkte man wohl, daß sein eigener Bruder, der Regierungsrath, ihm die Gelegenheit erleichtert hatte, aus der erzwungenen Rolle zu fallen, die er unter den stechenden Augen und der zusammengezogenen Stirn seines Vaters spielen mußte.

Für Yucinden, die kaum die Besinnung hatte zuzu hören, war auch noch die Ueberraschung aufgespart, daß, wie es schien, in fröhlicher Weinlaune und im Triumph eines eroberten Sieges der Regierungsrath selbst erschien und zum ersten mal sie zu sehen verlangte.

Der von der Tafel angeregte Mann, der mit dem Vater und Bruder wenig Aehnlichkeit hatte, kam in Begleitung des „schönen Endefuß", der in weinseliger Laune den Arm um den Regierungsrath geschlungen hielt und der Verwilderung seiner künstlichen Verjüngungen nicht mehr zu achten schien.

Beide kamen die schmale Stiege des Pavillons her auf und reizten die Eifersucht des Kammerherrn nicht wenig durch ihre verfänglichen Grüße und Reden.

Ihren Paß, mein — Fräulein —, lallte der Landrath mit galanten Verbeugungen, die das Mobiliar des kleinen Zimmers in Gefahr brachten. Ihre Legitimation —! Carte de séjour! Ich bin —

Der Regierungsrath analysirte schon die Bestandtheile des fehlenden Passes, der für Yucinden bereits einige Male lästig genug zur Sprache gekommen war . . .

Augen schwarz, unterbrach er selbst den Landrath und mit staunender Ueberraschung — Nase mittel — Mund klein — Zähne — allerliebst —

Der Landrath wollte die Beschaffenheit der Zähne untersuchen und griff nach den Lippen des ängstlich sich eine Ecke drückenden Mädchens . . .

Der Kammerherr stimmte zwar scheinbar in diese Yucinden dargebrachte Huldigung ein, wehrte aber dem die Hand des Rittmeisters jetzt mit einer Ent-

schiedenheit zurück, die diesen zu dem Ausruf veranlaßte:

Sacre bleu! Herr, das ist grob!

Der Regierungsrath kam in diesem Augenblick zur Besinnung. Der Landrath war in jungen Jahren einer der wildesten Offiziere gewesen und hatte namentlich den Stolz des Landes, einen jungen Grafen von Truchseß-Wallenberg, kurz nach der Besitznahme dieser Provinzen durch die jetzt über sie herrschende Krone im Duell erschossen. Zum Landrath hatten ihn die Umstände, sein bei aller alten Husarenwildheit höchst leutseliges Wesen gemacht; sein Ehrgeiz war aber gerade jetzt um so empfindlicher gereizt, je mehr seine hervorragende Stellung durch seine Neigung zur Galanterie, seine geringen Kenntnisse von administrativen Dingen, seine Schulden und vorzugsweise die zunehmende Abschließung des Provinzialgeistes in der adeligen Sphäre auf Schwierigkeit über Schwierigkeit stieß ...

Kommen Sie, Rittmeister! sagte der Regierungsrath ablenkend. Mein Bruder ist zu beneiden! Aber er hat sein Glück verdient! Seine Genie hat sich heute die Krone aufgesetzt! Kein Trauring, Jérôme, nein, für Türck ein goldenes Halsband!

Ha, ha, ha! brach der Landrath beschwichtigt aus und konnte sich vor Lachen kaum fest auf der Treppe erhalten, die man wieder niederstieg. Während er auf Lucinden fortwährend Kußfinger und schmachtende Blicke warf, wie sie auch nur ihm, dem ewigen Jeune homme und sechzigjährigen Adonis zu Gebote standen, verhütete der Regierungsrath durch kräftige Haltung der

andern Hand des Schwankenden ein Unglück, wie es beim „schönen Enckefuß“ oft schon vorgekommen. Er war für seine Jahre immer noch so unternehmend, sein Reiten war von solcher Kühnheit, daß der Effect seiner stundenlangen Toiletten ihm alle Augenblicke einmal durch ein schwarzes Pflaster auf Nase oder Stirn verdorben wurde.

Die Lust und Freude im Kammerherrn war zu groß, um nicht nach Entfernung der beiden Neugierigen ganz zu ihr zurückzukehren. Er hatte während der Tafel einen Bindfaden aus der Tasche genommen gehabt, diesen heimlich um einige in seiner Nähe befindliche Flaschen geschlungen, dann Türck, einen der Hunde des Vaters, die immer in der Nähe des Mittagessens schnupperten, an sich gelockt, an den Faden ein Stückchen Fleisch befestigt und dies dann dem Thiere heimlich zugesteckt. Türck würgte daran, blieb aber noch ruhig auf seinem Platze, in Hoffnung auf mehr. Endlich aber vom Kronsyndikus aufgejagt, riß er alle Flaschen und Gläser um, übergoß das elegante neue Seidenkleid Pertinacula's von Tüngel-Appelhülsen mit Rothwein und machte, daß ihre Mutter, die hineingriff, um das theuere Kleid zu retten, sich mit den Scherben einer zertrümmerten Flasche empfindlich in die Hand schnitt. Die Verwirrung war so groß, daß nicht viel gefehlt hätte, der Kronsyndikus wäre seinerseits aus der Rolle gefallen und hätte nach dem ihm der Hunde wegen immer nahe liegenden Kantschu gegriffen und den Sohn vor allen Leuten durchgebläut. Denn daß dieser der Anstifter, war sogleich erkannt ... Die Tafel war zu Ende. Die Tüngel-Appelhülsens reisten ab, die Tüngel-Aus-dem-Winkel folgten, dann die Hülles-

iſt ein niederträchtiger Mord! Glaube Elſi ja nicht, uns mit ihren ſchönen Reden zu täuſchen. . . . Das, was Elſi gethan, war kein gerechter Aufſtand gegen die Franzoſen, das war freche Empörung gegen die Natur.“ Ueberhaupt zeigt ſich Börne in ſeiner Theilnahme für die Franzoſen bei Beurtheilung des „Trauerſpiels in Tyrol“ von der edelſten Seite und dies nicht aus politiſchen, ſondern rein menſchlichen Gründen. Er kann es dem Dichter nicht vergeben, daß er die Hinterliſt der in ihren Schluchten verſteckten Tyroler gegen die armen im Thale hinziehenden und von herabgerollten Felsblöcken zerſchmetterten Franzoſen ſo harmlos und con amore ausmalt. Er ſagt: „Wir bemitleiden die Franzoſen und ich wette, das geſchähe, wenn dies Trauerſpiel von der Treue der Tyroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzoſen ſtreiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tyroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felſen hervor. Wir ſind keine ritterlichen Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tyroler in der Geſchichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzoſen mit Ruhm zu beſiegen; aber die Tyroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unſre Herzen zu beſiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht.“

Wo ſich ein edles Gemüth mit freien Begriffen verbindet, muß das religiöſe Bedürfniß in einer eignen Form hervortreten. Man will in Börne's letzten Schriften eine eigne religiöſe Wärme entdeckt haben. Mich wundert aber nur, daß man ſie nicht ſchon in ſeinen frühern Schriften fand. Es iſt nicht die Rede von einem beſondern Verhalten zur chriſtlichen Religion, er begnügte ſich mit einer allgemei-

hoven, die Ubbelohdes, Graf Münnich, die vornehmsten von allen, die Dorste-Camphausens, eines nach dem andern . . .

Lucinde, die von ganz andern Gedankenreihen bewegt war, hatte zu alledem noch die lästige Aufgabe, die Furcht des Kammerherrn, der sich nun nicht getraute ins Schloß zurückzukehren, zu beschwichtigen. Der Vater ließ sich nicht sehen, ein Omen, worüber der Schuldbewußte in Angst gerieth. Zuletzt mußte sie sich selbst entschließen, in der schon eingebrochenen Dunkelheit den weiten Weg nach dem Schloßhof ihn zurückzubegleiten und ihn unter vielen Umständlichkeiten und gewagten Scherzen ihrerseits mit dem Alten auszusöhnen.

Glücklicherweise war aber der Kronsyndikus nicht allzu heftig ergrimmt. Bei solchen Familienconventen gab es immer Zank; ihm kam jede Lebensäußerung der ihm doch Gleichgestellten anmaßend vor. Da wurden Erinnerungen durchgesprochen, die ihn verstimmten; alte Wunden riß man auf, die kaum nach einer Generation ganz vernarbt waren; wieder sah er, wie alles ihn haßte und fürchtete. Dann beschäftigte ihn mit Meldungen aller Art die „Regulirung", die schon zu einem Schreckgespenst für ihn und das ganze Schloß geworden war, da sie ihn in Sinnen und Brüten bis zur Abwesenheit mehr treiben konnte als die Narrheit seines Sohnes.

Die gute Stunde, von dem Doctor Klingsohr zu sprechen, war noch nicht gekommen, wenn auch der Abend leidlich vorüberging und die Aeußerungen des Kronsyndikus: „Ja, Lucinde, mit Portiuncula ist's nun nichts!" öfter wiederholt wurden und ganz harmlos herauskamen.

Klingsohr jedoch erschien wieder und wieder ...
Noch mehr, er machte seine Drohung wahr, sich „auch als Original“ zu zeigen.

Welches die geistige Verwandtschaft zwischen ihm und dem Kammerherrn war, begriff Lucinde nicht: aber seltsam genug, daß auch bei dieser ihr dargebrachten neuen Verehrung ein Bedürfniß zu Grunde zu liegen schien, in ihr mehr zu sehen, als sie sich selbst erscheinen konnte. Auch Klingsohr schmückte sie phantastisch aus und überhäufte sie mit dem Reize von Schönheiten, die sie trotz ihrer Eitelkeit als reine Erdichtung erkennen mußte. Auch ihm wurde sie zur Erscheinung, die bald dem Reiche der Luft, bald dem Wasser angehörte. Bald war sie Sylphe, bald Undine. Sie sollte wol glauben, daß es ihr eigener Werth war, der sie den Männern so erscheinen ließ.

Es brach die Zeit eines wunderbaren Rausches für sie an, eines Zustandes, den sie in dieser Art noch nicht gekannt hatte. Sie hatte die üble Wirkung beobachtet, die schon die Nennung des Namens Heinrich Klingsohr im Schlosse hervorbrachte. Der Kammerherr lebte in Eifersucht auf, der Kronsyndikus sprach nur von der „undankbaren Bande“ und bestätigte nicht nur alles, was Heinrich ihr von der Vergangenheit über ihn und den Vater gleich beim ersten Zusammentreffen erzählt hatte, sondern was sie auch aus dunkeln Andeutungen des verschwiegenen alten Paares, bei dem sie wohnte, von vergangenen und vielbewegt gewesenen Tagen entnehmen konnte.

Ja! ich habe den Schlingel auf meinen Knien ge-

ſchaukelt! ſagte der Kronſyndikus, als vom Doctor die Rede war. Ich habe auch die Frau erhalten, als der Elende in die Wälder lief und Aufruhr predigte. Ich habe den Pacht mir durch meinen Eifer ſelber verdienen müſſen. Und dieſer Hund will jetzt Herr über das ganze Land werden? — Fritz — er meinte den Regierungsrath — Fritz nimmt ihn auch noch in Schutz! Alle die Leute hier! Mein eigener Schwager, Graf Joſeph! Aber im Düſternbrook, das ſag' ich, laſſ' ich mich nicht um eine Hand breit aus dem alten Nutzen bringen, das ſchwör' ich, oder ich will in alle Ewigkeit nicht aus dem Lutterberg bei Witoborn herauskommen!

Er meinte damit: aus dem Fegfeuer; denn man glaubt in jener Gegend, daß in dieſem Berge für den weſtfäliſchen Adel der Eingang zum Fegfeuer liegt.

Die Begegnung mit Stephan Lengenich war ihm natürlich auch ſogleich bekannt geworden. Dieſer arbeitete aber täglich friſch unten fort, fällte Stämme nach wie vor und hatte in dem Düſternbrook eine ganze Werkſtatt eingerichtet. Planken und Bodeneinſätze lagen ringsum, friſch erſt aus dem Walde herausgehauen und geſägt.

Da Lucinden, die einige Geſtändniſſe gemacht hatte, jede fernere Begegnung mit dem Doctor, der „zu allem nun auch noch ſeinen gelehrten Senf hinzugäbe", verboten wurde, ſo konnte ſie mit ihm nur geheim zuſammenkommen. Leider fand ſie unter der Aufſicht der Alten, die mit ihr den Pavillon bewohnten und im allgemeinen mürriſche und ſtrenge Leute waren, Schwierigkeiten. Dieſe wuchſen ſo, daß ſie ihren Entſchluß, von allen

diesen Fesseln, möchten sie für die Zukunft versprechen welches Glück sie wollten, sich frei zu machen, immermehr reifen ließen.

Ist denn das nicht die eigentliche und wahre Natur des Mannes? sagte sie sich, wenn sie sich im Geiste Klingsohr's Bild entgegenhielt. Sind denn die Männer, die das Leben zu bezwingen verstehen, wirklich solche, wie sie uns in schönen Bildern begegnen?

Klingsohr war nicht schön; er vernachlässigte sich in seiner Kleidung, er hatte etwas Sorgloses, sogar Verwildertes. Sie erfuhr, daß sein Gang durchs Leben unregelmäßig gewesen, kometenartig; sie erfuhr, daß er die Hoffnungen des immer rührsamen Vaters täuschte und sich der Uebereinstimmung mit demselben und seines Beifalls nicht rühmen konnte. Aber, was sie sogleich bei der äußern Unähnlichkeit dieser Natur mit der eines Oskar Binder gefühlt hatte, daß das Auge hier geistige Schönheiten finden würde und diese dann auch allmählich das Aeußere heben, traf immermehr zu. Wenn dieser seltsame junge Mann im Mondenschein an der Parkpforte mit ihr auch nur einige Minuten verweilte — die Eifersucht des Kammerherrn war jetzt aufgeregt und sein heimtückischer Sinn gefiel sich in den hinterlistigsten Anschlägen —, das Bild, das sie von ihm empfangen, verklärte sich immermehr zu der Vorstellung von dem Muthe, der Thatkraft der Männer überhaupt und der auch die Frauen hebenden heroischen Bestimmung derselben. Und wie verstand auch Klingsohr sein ganzes Sein mit einem poetischen Nimbus zu umgeben! Mitten in den kurzen Begegnungen, die sich allein möglich machten,

brach er in Verse aus und verband dann mit der Wildheit eines Titanen, der noch die ganze Welt zusammenzurütteln gedachte, etwas Naives, Träumerisches, Kindliches wieder. Manches, was die gemessene Zeit zu sagen verbot, sprach er in geschriebenen Blättern aus, die er ihr in die Hand drückte, und schon häufte sich ihr durch Bauerknaben, Bettler und fahrende Musikanten ein geheim besorgter Briefwechsel. Daß sie auf seine Hülfe und Befreiung aus ihrer gegenwärtigen peinlichen und unbestimmten Lage rechnete, das stand damals fest, als er ihr das unwürdige und schimpfliche Loos schilderte, welches zuletzt denn doch noch ihrer im Schlosse Neuhof warten würde; Vater und Sohn, sagte er, würden zuletzt um ihren Besitz streiten und der Alte würde siegen. Sie schauderte. Klingsohr versprach, sie mit nach Göttingen zu nehmen, um sich dort, wenn der Vater die Mittel gäbe, als Docent zu habilitiren. Sie sollte sein Weib sein.

Es war gegen Ende Juni. Schon lange war die erwünschte Regenzeit angebrochen und dauerte anhaltender, als sie der Landmann nun wieder haben wollte. Die auch durch strömenden Regen nicht zu tilgenden Reize des Landlebens, der Anblick der grünen und gelb gefärbten Fluren und der berauschende Duft der Linden und Tannen blieben sich gleich; besonders von dem Schlosse Neuhof selbst aus; nach vorn bot der volle Anblick in eine Landschaft voll Mannichfaltigkeit und Schönheit malerische Fernsichten, in nächster Nähe dufteten der Park und die nahe liegenden Wälder. An dem offenen Fenster, in der linken Eckspitze des Schlosses, im ersten Stock, saß Lucinde des Tages jetzt fast ununterbrochen

und ſuchte ſich in ihrer wunderlichen Lage, die der der „Sklavin in goldenen Feſſeln“ nicht unähnlich war, zu beſchäftigen, ſo gut es bei ihrem geringen Arbeitstriebe und den aufgewühlten Stimmungen ihres Innern gehen wollte. Wieder war ſie ganz auf die Unterhaltung des Kammerherrn, auf ſeine Pflege angewieſen, denn der geiſtig Leidende kränkelte auch körperlich. Er gehörte dabei ganz zu den Kindern, die eine Taſſe Milch nur von dieſer Schweſter, einen Teller Suppe nur von jener Magd wollen gereicht erhalten. Er nahm nichts als nur von Lucinden. Sonſt trieb er ſein altes Weſen. Er zeichnete, malte, porträtirte Köpfe, die erſten beſten vom Oekonomiehofe oder aus der Brennerei, ſogar Hunde und vor allen jetzt Türck, den nun von ihm beſonders bevorzugten. Miſshandelte er nicht die ſchönen Künſte, ſo trechſelte er, und wiederum verband er damit die ſtereometriſche Philoſophie des Sehers und Zukunftsphiloſophen Laurenz Püttmeyer zu Eichede, einem kleinen Städtchen nördlich von Witeborn, rechtsab vom dem ſogenannten großen nach dem Weſten führenden „Hellwege“, der auch in der That in manchen Dingen der einzige helle Weg, die Straße des Lichts, durch eine große ägyptiſche Finſterniß genannt werden kann.

Das Eckzimmer gehörte zu einer Suite von Zimmern, die dem Reichthum und den geſellſchaftlichen Anſprüchen der Wittekinds entſprachen. Das Schloß war geräumig, aber nicht eben luxuriös gebaut. Die nüchterne Stimmung des vorigen Jahrhunderts hatte in häuslichen Dingen nur das Nützlichkeitsprincip im Auge. Deſto gewählter war aber theilweiſe die Ausſtattung.

Einige dieſer Zimmer waren geradezu fürſtlich, ſowol in der Tapezirung wie in der übrigen Ausſchmückung durch Marmor, Bronze und Glas. Nicht nur die Spiegel, auch die Tiſche, die auf geſchweiften Füßen ſtanden, boten die reichſte Vergoldung; die Platten waren von köſtlichen Marmorarten und ſpiegelblank. In den Ecken ſtanden Spieltiſche mit getäfelter und ausgelegter Arbeit von ſeltenem Geſchmack und hohem Werthe. Das Schnitzen in Holz und Elfenbein iſt von jeher in dieſen Gegenden mit Meiſterſchaft getrieben worden. Die alten Bilder, wie die gelbſammtenen Ueberzüge der Möbel waren mit Staubvorhängen bedeckt. Dieſe Zimmer, wol fünf bis ſechs an der Zahl, jedes in einem andern Geſchmack, verzweigten ſich nach den Seitenflügeln und nach der Hinterfronte mit Corridoren, die an den Wänden in ganzer Höhe, von der Erde bis an die Decke, mit Spiegeln bekleidet waren. An den Plafonds waren Malereien angebracht von einem keineswegs nazareniſchen Geſchmack. Einzelne Vaſen, die auf Marmorgeſtellen die Einförmigkeit dieſer Corridore unterbrachen, zeigten vortreffliche Malereien aus der Schule Albano's. Daß dieſe Corridore an den Wänden von rings hinlaufenden Divans, die gleichfalls mit gelbem, blumenartig gepreßtem Plüſchſammt überzogen waren, begrenzt wurden, bewies, wie ſie einſt zu großen Geſellſchaften gedient hatten. Auch fehlten alte Kronleuchter von langhängenden Kryſtalltropfen und Glasberlocquen nicht. An den Wänden waren Vorrichtungen angebracht zu Girandolen, immer zu fünf und fünf Flammen. Man ſah es, daß hier einſt ein regierender Miniſter eines der

nahe gelegenen Fürſtenthümer, dann ein quiescirter öſterreichiſcher Feldzeugmeiſter gewohnt hatten, dann und wann ein Erzbiſchof zu längerm Beſuch gekommen war, alles Vorvordere, Angehörige und Verwandte des Hauſes, zunächſt bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück. Der jetzige Stammhalter liebte nicht mehr den Luxus. Doch hatte es auch bei ihm einſt Zeiten gegeben, wo alles im Lichterglanz ſchwamm. Es waren nicht die Zeiten geweſen, wo noch die frühverſtorbene Mutter des Regierungsraths und des Kammerherrn lebte, wohl aber unmittelbar darauf, wo es zuweilen hieß, die Damen, die eine Zeit lang hier hauſten, wären Couſinen des regierenden Stammherrn oder Tanten und Nichten deſſelben. Meiſt aber waren es über Kaſſel gekommene Franzöſinnen oder Italienerinnen, die eine Zeit lang blieben, mit Freudenfeuern empfangen wurden und plötzlich über Nacht verſchwanden, ohne daß man je wieder von ihnen erfuhr. Gewöhnlich hörte man kurz vor dieſen Abreiſen in den eleganten Zimmern oben eine Scene, deren Charakter, um ihn volksthümlich zu bezeichnen, Mord und Todtſchlag war. Dann wurde es plötzlich ſtill; aber auch ſo plötzlich, wie mit Geiſtern im Bunde. Zuweilen zuckte noch irgendein Laut auf, irgendwo in einem der düſtern Pavillons des Parks, in irgendeinem der tiefgelegenen Keller des Schloſſes; dann war's für immer ſtill. Verſchloſſene Wagen entführten Nachts die von ihrem Glanz Herabgeſtürzten. Mit dieſen Vorgängen ſtand, wie Lucinde im Pavillon erfahren hatte, der Name des Fräuleins von Gülpen oder der Frau von Buſchbeck in Verbindung. Dieſe Räthſelhafte war unver-

heirathet geblieben, war allerdings die Verlobte eines in Java dienenden Kriegers gewesen, lebte aber von keiner niederländischen Pension, sondern von einer Rente des Kronsyndikus, bei dem sie vor vielen Jahren mindestens ebenso viel gewesen war wie jetzt die Lisabeth, die von allen mit Respect behandelt wurde, obgleich sie nur eine Bäuerin war und vollkommen für Stephan Lengenich paßte. Der Kronsyndikus hatte sich nach den erinnerungsreichen Verirrungen der Vergangenheit ganz den Kreisen zugewandt, die nur unter ihm standen.

Was Lucinde von allen diesen Dingen allmählich herausbekam, verdankte sie theils Klingsohr'n, theils den alten Stammers, bei denen sie wohnte, vorzugsweise aber, da auch diese von der Vergangenheit bitter berührt zu werden schienen, dem selbst schon grauhaarigen Sohne derselben, einem buckeligen Musikanten, der im Lande herumstrich und der vorzüglichste Bote war, dessen sich Klingsohr für seinen Briefwechsel bediente.

Der Kronsyndikus wohnte im Parterre, wo sein unruhiger Sinn gleich ins Freie konnte, wenn er bei den vielen Rathschlägen und Hülfen, die er leisten mußte, und die auch Er nur allein leisten konnte, rasch zur Hand sein wollte. Manchmal blieb er des Nachts ganz aus. Seine Güter erstreckten sich weit, und obgleich bei einem Theil derselben die unmittelbaren Beziehungen durch das Pachtverhältniß des Deichgrafen unterbrochen waren, so ließ er doch als eigentlicher Herr sich seine Laune, da und dort hineinzureden, nicht nehmen; bald kehrte er dann hier, bald dort ein, auf eigenem oder fremdem Gebiet.

Eines Tages war er wieder einen weiten Weg

ausgeritten. Es handelte sich darum, gegen den Deich-
grafen, der, um vielleicht wirklich Landrath zu werden,
schon einen kleinen Gutskauf abzuschließen suchte,
zwei maskirte Gegengebote zu veranlassen. Die Re-
gierung unausgesetzt um Beförderung oder Versetzung
anzugehen, drängte den „schönen Endefuß“ eine
von Jahr zu Jahr sich mehrende Schuldenlast.
Nun gab's Hin- und Herritte, Verhandlungen mit der
Geistlichkeit, den Advocaten im nahen zum Kreis gehö-
enden Städtchen Lüdicke, Umtriebe, um, wenn es zum
Wählen eines neuen Landraths kommen sollte, den Wahl-
modus durch Zusammenlegung dieser oder jener hetero-
genen Districte zu paralysiren, und was sonst dergleichen
Künste des Regierens und Politisirens jetzt geworden sind,
von der Wahl eines Gemeindeschulzen auf dem Dorfe an
bis zum Landstand und Mitglied eines Herrenhauses.
Nächst den Gutskauf des Deichgrafen rückgängig zu
machen, war ein Ziel „des Schweißes der Edeln werth“.
Der Haß des Kronsyndikus gegen seinen alten Freund
kannte keine Grenzen, und die Vorfälle im Düsternbreel,
wo der Deichgraf inzwischen mit Gensdarmen einen
Grenzstein aufgestellt hatte, den jedoch der Kronsyndikus
dann wieder hatte wegnehmen lassen (wofür ihm eine
Ovation in die Kreishauptstadt geworden), hatten das
Feuer immer noch mehr geschürt.

Es war vier Uhr. Der Kammerherr saß und ver-
kannte seinen Hund, seinen Retter von der wie der Tod
gefürchteten Ehe. Türck war von den vielen Hunden, die
hinter dem Schlosse knurrten und bellten, gerade derjenige,
den Lucinde nicht leiden mochte. Sie nannte ihn gerade

nen religiösen Stimmung, die er selbst in den verschiedensten Offenbarungen an fremden Gemüthern ehrte. Börne's innerer Mensch war zu sehr von seinen politischen Ideen beherrscht, als daß er allgemeinere Philosopheme und ein bestimmtes religiöses Glaubensbekenntniß in sich hätte ausbilden sollen; aber schon die Art, wie er den politischen Gedanken erfaßte, die Freiheit, wie und worauf er sie bezog, können beweisen, daß er die Menschen für Fremdlinge aus einer höhern Heimath ansah. Die Freiheit, die er seinen Brüdern erkämpfen wollte, schien ihm das unveräußerliche Erbtheil Gottes, das wir unmittelbar aus seinen Händen einst empfingen und welches von den Machthabern und Privilegirten nur als ein Fideicommiß untreu verwaltet werde. Börne's politische Ideen waren nicht destruktiver, sondern organischer Art; wofür, wenn nicht schon alles Andre, so doch ganz gewiß seine Theilnahme für Lamennais zeugt.

In dem auch philosophisch tiefsinnigen Aufsatze: „Die Neophyten des Glaubens und die Apostaten des Wissens" verräth Börne eine Milde in der Beurtheilung religiöser Ueberzeugungen, die zugleich ein Beweis für seine Achtung vor jedem auch noch so verschiedenartig bestimmten Hinblick auf das Jenseits ist. Statt die Apostaten ihres alten Glaubens, einen Z. Werner, Schlegel und Andere in Kürze zu verurtheilen, als entnervte Sinnenmenschen, die ermattet an der Pforte eines katholischen Domes zusammenknickten, oder als Heuchler, die durch die Maske der Religion ihr geld- und ehrsüchtiges Buhlen mit gewissen politischen Tendenzen zu verbergen suchten, folgt er mit milder Zurückhaltung und Schonung dem labyrinthischen Wandel dieser Männer und nennt ihr Ziel nicht einmal Verirrung. Er wünscht ihnen

ſo, wie der Kronſyndikus zuweilen den Deichgrafen nannte, einen „Calfacter“, ein Wort, deſſen Urſprung ihr der Kammerherr im Begriff war mit dem ganzen ihm eigenen Aufwand ſeiner noch haften gebliebenen Schulkenntniſſe zu erklären.

Calefacio, calefeci, calefactum, calefacere, wiederholte er und fing an, indem er malte, mit ſich ſelbſt, wie er ſagte, zu „certiren“ und ſich gleichſam von dieſem oder jenem ſeiner alten Mitſchüler übertreffen zu laſſen.

Imperfectum zweite Perſon Singularis! rief er mit befehlender Stimme.

Dann mit lispelnder und ſchüchterner: Calefaxis!

Falſch! donnerte er. Klingsohr, Sie!

Calefaxisti!

Falſch! Plüddemann, Sie!

Calefeceritis!

Falſch! Wer kommt! Der Folgende! Der Folgende! Herr von Wittekind, Sie!

Calefaciebas!

Bravo, Herr von Wittekind! Setzen Sie ſich über Plüddemann, Klingsohr, Katerkamp und Bincke!

Dieſe Selbſtgeſpräche und Selbſtlobeserhebungen war Lucinde ſchon lange gewohnt. Oft mußte ſie Zumpt's Grammatik nehmen und ihm überhören. Sie lernte ſelbſt dabei. Früher that ſie es ſogar ganz gern. Jetzt aber, ſeit Klingsohr in ihrem Herzen lebte, unterhielt es ſie wenig. Da auch Klingsohr zu den Mitſchülern gehört haben ſollte, die ein wie es ſchien doch geborener Dümmling immer übertraf, ſo ſprach ſie heute ihre Verwun-

derung darüber aus, erntete jedoch für die Anerkennung des Doctors eine Flut von Beschuldigungen gegen den alten Kameraden; er wisse gar nichts, er hätte auf der Universität nachholen wollen und sich nun erst recht lächerlich gemacht, da die Andern schon ihre Freiheit genossen hätten; dann hätte ihm der Deichgraf kein Geld mehr geschickt, allen wäre er verschuldet gewesen und hätte sich, wenn er nicht bezahlen konnte, nicht anders loskaufen können als durch Wetten, zum Beispiel: Zwölf Maß Geslarer Bier an einem Abend zu trinken und dann doch noch in eine Gesellschaft zum Justizrath Bauer oder zum Pandektisten Hugo zu gehen und mit den elegantesten Damen dort über den Begriff des Romantischen oder „Die bezauberte Rose“ von Ernst Schulze zu streiten.

Das Bild einer wüsten Vergangenheit war Lucinden schon lange an Klingsohr nicht fremd; aber er klagte sich ja selbst an! Und zu hell leuchteten seine klugen Augen im letzten Mondenschein, zu süß war seine Rede in dem flüchtigen Augenblicke gewesen neulich, wo er zum ersten mal leise ihre Stirn geküßt hatte, zu tief und anregend war alles, was sie schriftlich von ihm durch den verschmitzten Musikanten besaß und auf dem Herzen trug, um es in jeder unbelauschten Minute zu durchfliegen. Heute hatte Klingsohr versprochen, Abends gegen sieben Uhr einen solchen Umweg zur Wohnung seines Vaters zu nehmen, daß er, heimkehrend von der Kreisstadt, wo er den Gutskauf zu betreiben helfen sollte, am Schloß vorüberreiten mußte. Einige Blumen, die sie in demselben Augenblick, wo er an ihrem Fenster

vorüber mußte, ihm entweder zuwerfen oder, wenn dies nicht möglich wäre, wenigstens an die Lippen drücken wollte, ſtanden ſchon, friſch aus den Beeten des Vorparks genommen, in einem Glaſe bereit vor ihr.

Ihre ſich kreuzenden Gedanken nicht zu verrathen, unterbrach ſie den immer noch fortcertirenden Kammerherrn mit der Frage, wie denn nur ſein Vater einen doch immerhin ſo rüſtigen, thätigen, energiſchen und charaktervollen Mann wie ſeinen Pachter, den Deichgrafen, ſo oft „Calfacter“ nennen könnte?

Plüddemann! Was iſt ein Calfacter? fiel der Kammerherr zur Antwort ein.

Mit veränderter Stimme antwortete er:

Calefactor. Warmmacher, iſt ein Pedell —

Pudel! unterbrach er ſich ſelbſt . . .

Pudel? Wer ſagt das? Klingsohr! Wer nannte hier den Pedell einen Pudel?

Große Unterſuchung . . . (immer ſpricht der Kammerherr). Kein Reſultat . . .

Ein Calefactor iſt ein Ofenheizer, ein Mann, der's ſtatt cale, welches bekanntermaßen nicht kalt, ſondern warm heißt, warm macht, id est im Ofen . . .

Katerkamp flüſtert: Auch an andern Orten . . .

Allgemeines Gelächter. Auch der Conrector lacht. Sintemalen vor kurzem erſt ſieben Quartaner übergelegt werden ſind und ab calefactore warm gemacht bekamen cum Bum-Bam-Bam-Bum-Baculo!

Nun ſang der Geiſtesſchwache Studentenlieder . . . mit dem Refrain des Crambambuli . . .

Wie paßt das aber alles auf den Deichgrafen? fragte Lucinde, an dergleichen gewöhnt und durch das offene Fenster forſchend.

Calfacter, ſagte der Kammerherr, am Türck wieder ertmalend, Calfacter iſt ein Subject, ein dienendes Inſtrument, ein Farbenreiber, ein Pinſel, eine Drechſelbank, ein Pudel, der appertirt ...

Nein, nein, nein! unterbrach Lucinde. Einen Calfacter nennt man bei uns zu Hauſe einen Hund, ganz wie Ihren Türck, den man jeden Augenblick daran erinnern muß, wer ſein Herr iſt, der an jedem Stein ſtillſteht und ſchnuppert, was unter ihm ſtecken mag, der, wenn man ihn freundlich anredet, den Schweif zwiſchen die Beine klemmt und wie mit böſem Gewiſſen davonläuft, einen elenden Ueberläufer, der im Stande iſt, nach einem halben Jahre ſeinen eigenen Herrn nicht mehr zu kennen und ihn anzufallen ...

Braviſſima! rief der Kammerherr. Recht, meine Liebe! So handelte der Deichgraf am Vater! So vergalt er ſeine Wohlthaten! Heinrich muß mir mindeſtens noch hundert Piſtolen ſchuldig ſein oder er hat ſie wenigſtens nur mit einer ausgetrunkenen Tonne Goslarer Bier bezahlt, die ich dann auch wieder auf meine Rechnung habe nehmen müſſen! Sind das keine Calfacters? Der Alte war ſonſt ein Demagog und nun will er Conſeilrath werden. Sind das keine Calfacters?

Lucinde erwiderte Partei nehmend:

Die Regierung iſt aufgeklärter geworden; ſie braucht die Unterſtützung der Vernünftigen gegen die Unvernünftigen. Die Gensdarmen machen es dabei nicht allein,

und wie ich gehört habe, Ihr eigener Bruder, der Regierungsrath, soll ja ganz ebenso denken und dem Deichgrafen einen Besuch gemacht haben . . .

Was? Wie? Mein Bruder? schrie der Kammerherr und sprang auf.

Ich höre es wenigstens, lenkte Lucinde ein.

Man hätte erwarten sollen, der Kammerherr würde nach einer Flinte, mindestens nach seiner Windbüchse gesucht haben. Jetzt zeigte sich der schwachwillige Charakter des Kranken in dem bloßen Verweilen bei der Thatsache, in der bloßen Freude, dies dem Vater — anzeigen zu können! Lachend rief er:

Schöne Zeiten das! Ein Wittekind unter den Gensdarmen! Aber — Roma nondum locuta est! setzte er feierlich hinzu.

Was heißt das? fragte Lucinde ärgerlich.

Der Kammerherr wollte wieder Plüddemann und Bincke und seine andern detmolder Schüler diese Phrase übersetzen lassen, als er vom Hufschlag eines in galopirender Eile dahersprengenden Pferdes unterbrochen wurde. Lucinde sah schnell zu dem nach der Fronte des Schlosses führenden Fenster hinaus, denn von daher kam das Geräusch. So verwegen durfte von den Leuten des Schlosses niemand in dessen Nähe reiten!

Es war aber Klingsohr nicht, sondern der Kronsyndikus selbst.

Wie kam der heute schon so früh heim? Wie kam er von einer Gegend heim, die keinen andern Zugang bot als den nach dem Düsternbrook? War er wol gar den Grund selber hinaufgeritten?

Das Pferd ſchäumte, und faſt flog dem Reiter die
ſüne Mütze ab, als er mit einem gewaltigen Ruck in
as offene Seitenthor des Schloſſes ſchwenkte.

Nach dem erſten Augenblicke des Erſtaunens, wie der
renſyndikus dieſen beſchwerlichen Weg hatte wählen
nnen, wollte man zur Arbeit und Ueberſetzung der
orte: Roma nondum locuta est! übergehen, als
ürck voll Unruhe an die geſchloſſene Thür ſprang, die
chwelle betrabte und hinaus wollte.

Der Calfacter! murrte Lucinde, während ihm der
ammerherr ſchmeichelte, um ihn zum Bleiben zu
ingen.

Man mußte aber öffnen; das Thier heulte vor Un-
uld, hinauszukommen.

Bald vernahm man ein Rennen und Laufen im
uſe, ein Rufen durcheinander.

Man erfuhr, daß der Kronſyndikus befohlen hatte,
en Wagen anzuſpannen.

Darin lag an und für ſich nichts Auffallendes,
kam oft vor. Aber die Eile war nie ſo dringend
eben. Lucinde ging in ein Zimmer, das in den
führte. Sie ſah den Kronſyndikus, bis an den
s zugeknöpft, in ſeinem grünen Reitrock und in
hohen, ſchweren Stiefeln im Hofe ſtehen und mit
nmen Geberden zur Eile winken. Sonſt pflegte er
e Befehle mit einer Flut nicht eben gewählter Com-
dewörter zu unterſtützen; heute ging alles ſtill, mit
ken und nur zuweilen mit einem ungeduldig auf-
ſtenen Fuße zu. Er wandte, im Hofe ſtehend, dem
loſſe den Rücken. Den Hirſchfänger, ohne den er

nie austritt, selbst in Zeiten, wo es keine Jagd gab, mußte er schon abgeschnallt haben, und doch tastete er immer nach demselben hin und schüttelte den Kopf, wie wenn er erstaunte, vergessen zu haben, daß er schon abgelegt war.

Nun wandte er sich und schritt wie taumelnd wieder zum Schlosse zurück, wo er in seinen Zimmern schon gewesen zu sein schien.

Lucinde erschrak. Das sonst so geröthete Antlitz des Greises war so auffallend bleich, daß die rothen Flecke, die es immer hatte, wie Wunden aussahen. Die Mütze war ihm entweder bei dem Schwenken in den Thorhof wirklich noch entfallen oder auch schon abgelegt worden. Grell stachen die weißen Haare von der Luft ab; sie schienen sich zu bäumen; der weiße Backenbart ging krauenhaft auf und nieder, wie wenn die Kinnladen fröstelnd aneinanderschlugen. Das weibliche Personal der Betienung und ganz besonders die Lisabeth, immer voll Umsicht und großer Rührigkeit, war ängstlich um ihn her beschäftigt. Wie er wieder auf die wenigen Stufen, die zum Schloßeingang führten, treten wollte, glitt er fast aus; er hatte, da die Hände immer an der obern Klappe seines Fraces knöpften, vergessen sich am Geländer zu halten.

Lucinde eilte jetzt selbst hinunter.

Als sie ankam, hieß es, der Kronsyndikus hätte sich in seinem Zimmer eingeschlossen.

Was ihm wäre? fragte sie.

Er ist mit dem Pferde gestürzt!

Ist er den Grund hinaufgeritten?

Man wußte keine Antwort. Manche sagten:

Das doch wol nicht!

Inzwischen donnerte die gewohnte Stimme gleichsam wie mit jetzt erst hervorgelassener, bisher zurückgehalte ner Kraft:

Wird's mit dem Wagen?

Schon zog man die Kalesche heraus. Und wie er ihrer ansichtig wurde, befahl dieselbe Stimme:

Der Kammerherr soll mitfahren! Nach Eggena!

Es war eines seiner Vorwerke, auf dem er gern in der Jagdzeit verweilte.

Damit schlug er die Fenster so heftig zu, daß eine Scheibe zersplitterte.

Alles das konnte allerdings an sich nicht anders als Lucinden sehr erwünscht kommen. Es war über sechs Uhr; gegen sieben Uhr sollte sie Klingsohr'n erwarten, mit dem sie nun vielleicht sprechen, ihn eine Strecke begleiten konnte, so sehr auch jeder ihrer Schritte von den Spionen des Schloßhofs oder des Parks bewacht wurde . . .

Dem Kammerherrn kam der Befehl höchst ungelegen. Da dieser Befehl jedoch von einer der Mägde wiederholt wurde — die sogenannte Dienerschaft, auch der Diener des Kammerherrn, arbeitete in den verschiedenen Branchen der Wirthschaft und legte nur bei besonderer Veranlassung Livree an —, so half kein Widerstand. Am Hufschlag des Rosses hatte der Furchtsame schon vernommen, wie ein Vater in einer Stimmung war, bei welcher ihm Stock oder Peitsche nicht zu entfernt lagen. Er sah ängstlich nach dem Wetter. Es hatte sich leidlich mit dem Regen beruhigt, aber düster hingen die grauen Wolken und weit, weit über der ganzen Gegend hin.

Während der Kammerherr ſich nun im Nebenzimmer ankleiden mußte und Lucinde ganz ſchon nur dem Wunſche lebte, daß die Minuten doch lieber langſamer verrinnen möchten, nur damit Vater und Sohn erſt auf dem Zweiſpänner ſäßen und weiter auf dem Wege nach Eggena voraus wären, hörte man plötzlich den allgemein ausgeſtoßenen entſetzlichen Schrei:

Feuer! Feuer! Feuer!

Lucinde ſtürzte wieder hinunter und fand den ganzen Hof in Verwirrung.

Die Urſache des Rufes mußte ihr beim Herabſpringen von der ſteinernen Treppe ſelbſt ſogleich begreiflich werden an einem brandigen Geruch, der ſich im Hofe verbreitete und verbunden war mit einem leiſe aus der zerbrochenen Scheibe des Wohnzimmers des Kronſyndikus hervordringenden Rauche ...

Man ſchlug heftig an die von innen verſchloſſene Thür des Parterre und wiederholte den Ruf:

Excellenz! Es brennt ja!

Keine Antwort.

Er iſt erſtickt! hieß es.

Die Beſchließerin war außer ſich und rief nach den Knechten. Ihr erſter Ruf galt dem Stephan Lengenich, jenem Küfer, der von ihr begünſtigt wurde. Von dieſem aber hieß es, er arbeite irgendwo im Walde, vielleicht im Düſternbroek.

Nach einer Weile machte der Kronſyndikus das Fenſter auf und ſagte mit matter Stimme, ſie ſollten ſich alle — alle zum Teufel und an ihre Arbeit ſcheren. Er hätte ja nur — er hätte Papiere verbrannt ...

e der Kammerherr wäre? ... Es ginge nach Eg-
na! ... Ob der Wagen bereit ſtünde? ... Wo das
äulein Schwarz wäre?

Lucinde meldete ſich, indem ſie von den Stufen des
ngangs ſich verbeugte ...

Ein erzwungenes Lächeln begrüßte ſie von einem
pfe, den man kaum wiedererkannte.

Vom Verbrennen der Papiere im Ofen mußte ihm
r Ruß ins Geſicht geſchlagen ſein.

Der Contraſt des geſchwärzten Antlitzes, der weißen
aare, des Bartes, der Augenbrauen und des Hauptes
t einem vornehmen Staatskleide, das der Aufgeregte
ſtlich wie in der Zerſtreuung angezogen, mit einem Kleide,
ſ dem beſtändig das goldene, achtſpitzige Kreuz des
elfenordens haftete, wäre burleſk geweſen, wenn nicht
Situation ſelbſt etwas Schreckhaftes gehabt hätte.

Ich komme noch hinauf, ſagte er. Gehen Sie, Liebe!
ehen Sie! Ich bitte!

So artig hatte der Tyrann nie mit ihr geſprochen.
urch ſeinen Paroxysmus war er wie umgewandelt.

Lucinde hatte nur die ſiebente Stunde im Kopfe ...

Der Kammerherr, der an Ordrepariren gewöhnt war,
n ſchon mit Regenſchirm, Hutſchachtel und ſogar einem
lze ...

Lucinde fragte ihn lachend, ob er nach Sibirien
ſen wollte?

Sie holte dem Halbweinenden einen Ueberzieher und
ielt den Pelz zurück.

Der Brandgeruch zog ſich inzwiſchen durchs ganze
aus. Es war ein Geruch weit mehr von verbrannten

nichts, als daß sie Ruhe finden möchten, und behält sich nur das Eine vor, zu bezweifeln, daß sie sie finden würden. Die Mystiker und Pietisten verdammte Börne auch nicht deßwegen, weil sie es von vornherein verdienten, sondern weil sie das Gute, das man ihnen einräumen müsse, an sich entstellten. „Was uns gegen die Mystiker, sagt er, so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das wahre Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar." Börne hatte mit seiner politischen Reform so viel zu thun, daß er einer kirchlichen nur in sofern nachhing, als sich die politische Tyranne nicht selten auf eine falsche Auslegung der Religion stützt und die Religion selbst, ihre Würde verkennend, nur allzu bereitwillig den weltlichen Verhältnissen die Lehre zu Füßen legte, daß wir uns in eine böse Welt schicken und unterthan sein müßten der Obrigkeit. Wenn Börne dem katholischen Prinzip in der Kirche vor dem lutherischen den Vorzug gab so war es wohl nur daher, daß dieses seine Stütze einst in den Fürsten fand, jenes einen eignen Schwerpunkt ansprich und, wie die neuesten Zeiten genugsam beweisen, nicht scheu den Großen der Welt zu mißfallen. Börne würde sich hätte er die neusten Ereignisse erlebt, in der Sache vielleicht für Preußen, in der Form für die Bischöfe gestimmt haben

Haaren oder Tuch als von Papier. Daß der Dampf so groß sein konnte, um durch alle Oefen zu dringen, mußte aus dem Verschütten von Wasser auf die Flammen entstanden sein.

Zuletzt kam der Kronsyndikus wirklich in den ersten Steck und schloß, wie sie erstaunend bemerkte, alle Staatszimmer auf.

Welches Bedürfniß konnte er haben, eine gestickte Uniform, seinen liebsten Orden zu tragen und seine Staatszimmer zu öffnen und hin und her zu durchschreiten?

Alle Läden riß er auf. Er lüftete vielleicht nur. So kam er in das Eckzimmer, wo Lucinde schen am Nähtisch stand, so stand, als müßte sie ihre Blumen bewachen. Der Greis bot den seltsamsten Anblick. Das Gesicht war jetzt gereinigt. Aber zu seiner Landstanduniform mit dem hannoverischen Orden der Welfen stand im sonderbarsten Contrast der Hirschfänger, den er wieder umgeschnallt hatte. Die Hände waren mit den weißesten Handschuhen geschmückt, als wenn er zu Hofe gehen wollte. Voll Unruhe blickte er um sich und stotterte:

Lüftet doch! Lüftet doch! Wie erstickend! Wie dumpf! Wie rauchen die Oefen! Verbrenne nur ein bischen Papier und es riecht gleich wie der lebendige Satan!

Dabei zuckten ihm seine ohnehin schon unheimlichen Augenbrauen krampfhaft auf und nieder ...

Der große, baumstarke Mann stand wie von einer Ohnmacht bedroht. Und indem er mit den Fingern der linken Hand immer in seinen Bart, bald da, bald dort,

wie in einer kreisenden Bewegung griff, ſagte er, als wollt' er Gleichgültigkeit zeigen:

Hab' mich wieder 'n mal geärgert! Ueber den verd— Landrath; nein — ja — den — Rittmeiſter! Und dieſe Briefe vom Fritz ... Zu den Oſen damit! ... Immer Aerger! Immer Aerger! ...

Lucinde, die kaum merkte, daß er die Gründe ſeines Aergers offenbar fingirte, war ihm, um ihn nur zu beruhigen, ſo zuthunlich, wie er ſonſt wünſchte. Sie bewunderte die prächtige Uniform, beſah das wunderſchöne Comthurkreuz mit ſeinen goldenen Angeln, ſeinem welfiſchen Löwen, ſeinem weißen Roß und ſeinen Eichenzweigen; ſie wußte ſchon, was die alte deutſche Geſchichte zu erzählen hatte von dem Löwen des mächtigen braunſchweiger Herzogs Heinrich Welf und dem Kniefall des Hohenſtaufen vor dem Löwenherzog und von den Römerzügen und der geſpaltenen Einheit des deutſchen Vaterlandes ...

Der Alte lächelte jetzt zu all dieſem „Kram", wie er's eben nannte, und ſuchte über das zu ſcherzen, was ihm in ſeinen jeweiligen Wuthanfällen auf die Regierung und den Deichgrafen ſonſt ein „blutiger Ernſt" war. Welfen und Ghibellinen! rief er oft. Ihr Ghibellinen mit euern Kaiſern, wir Welfen mit unſerm Reim! ... Heute aber hielt er das Nächſte feſt. Wieder und wieder rief er mit äußerſter Ungeduld: Ob nun bald gepackt wäre, der Koffer auch, Kleider für ihn und den Kammerherrn? Dabei ſah er nach der Uhr, brummte vom „Landrath heute in Lüricke", „Eggena nach Lüricke drei Stunden" und ähnliche Berechnungen. Dann ſtarrte er

in die Gegend hinaus, nahm ein Fernglas, deſſen ſich ſein Sohn zu bedienen pflegte und das auf dem Nähtiſch Lucindens lag, und zog es auf und nieder.

Dies that er eine Weile wie gedankenlos, wie mechaniſch. In dem mehrfach hervorgeſtoßenen Namen Enckefuß ſchien eine große Beruhigung für ihn zu liegen.

Plötzlich aber rief er:

Was? Wie? Wer kommt denn da?

Er deutete auf einen leichten Wagen, den man bei einiger Aufmerkſamkeit auch mit bloßem Auge ſehen konnte.

Lucinde blickte erſchreckend hinaus.

Es war erſt wenig vor halb ſieben, ja gerade die Stunde, die der Teichgraf nach dem Urtheil ſeines Sohnes im Handeln immer einzuhalten pflegte, zwei Minuten vor halb ſieben. Der Wagen ging bergan, und die Strecke von unten herauf war lang und ſteil, der Wagen fuhr langſam; gegen ſieben konnt' es ſein, wenn er endlich auf der Höhe war. Sollte Heinrich, ſtatt zu Roß, im Einſpänner kommen? Und durch den kleinen Taſchen-Frauenhofer hatte der Kronſyndikus ſchon erkannt, daß es wirklich der „Doctor" war.

Die Wirkung dieſer Entdeckung war bei dem Greiſe die allerauffallendſte.

Lucinde hätte noch deutlicher bemerken können, wie der Kronſyndikus krampfhaft ſich am Nähtiſch hielt und, da dieſer leicht war, faſt mit ihm umſtürzte. Um ihre eigene Unruhe und Verlegenheit zu verbergen, hatte

ie sich nur in diesem Augenblicke selbst zum Seiten-
enster gewandt.

Was will denn der Doctor? sprach der Kronsyndikus
immer tonleser und kürzer athmend ... Der Junge —
er Junge — der — was will denn der? Was soll
enn der? Wozu kommt denn schon der?

Es schienen ihm Gedanken durch den Kopf zu schießen
anz anderer Art, als die er gewöhnlich über das „Volk
n unten in der Buschmühle" aussprach.

Der Wagen kam näher. Es war ein Einspänner,
n wirklich der junge Klingsohr führte.

Was will er denn? Was hat er denn? fuhr der Alte
f und wandte sich dabei nicht an Lucinden, die ganz
r mit ihrer eigenen Besorgniß beschäftigt war und sich
wandte, um ihr Erröthen zu verbergen.

So nur konnte es geschehen, daß sie die zunehmende
ruhe des Greises nicht bemerkte, nicht sein Hin- und
iederrennen, nicht sein Oeffnen des nach der Seiten-
ute gehenden Fensters, nicht sein erneutes Blicken durch
s Fernrohr, das er zitternd aus- und einzog.

Endlich, als er in das Pfeifen eines Liedes ausge-
chen war und in den geöffneten Prachtzimmern die
den von den gelben Sammtmöbeln riß und wieder
t und wieder ging, lachte er plötzlich laut auf, rief
inden in die Staatszimmer und sagte mit der ihm
enen faunischen Miene:

Lucinde! Lucinde! Höre, Kind! Ich sag' dir etwas!

Herr Kronsyndikus! rief diese und eilte näher.

Satan, schwarzer —!

Excellenz —

Engel! Schlechte Perſon — liebſt den Kerl, den Docter!

Er lachte dabei convulſiviſch.

Haſt recht! ließ er ſie kaum zu Worte kommen und umarmte ſie. Haſt recht! Er kann's einem ſchen anthun!

Aber Excellenz —

Weiß alles, verdammte Hexe! Ihr ſaht euch in dem gottverfluchten Grunde, ſaht euch im Park ... hinterm letzten Pavillon ... am Faſanennetz ... im Mondſchein ... Glaubſt du, der buckelige Stammer zeigt mir nicht auch um funfzehn Silbergroſchen oder eine Tracht Hiebe die Wahrheit? ... Aber ... aber haſt recht ... ſollſt recht haben, Kind ... Wie kann man einen Narren lieben? Da ... den ... Und ... einen ... Greis dann noch dazu? Halt ihn feſt ... den Docter mein' ich ... Gleich auf der Stelle! Hier iſt der Schlüſſel zum Keller! Eſſt, trinkt! Laß deine Künſte los, Zigeunerin! Ich gönne ihn dir ... Sieh, Kind, wie er das Roß zügelt! Daß dich ... Seine Mutter war ſchön ... Lucinde, höre — aber leiſe — ſag' ihm was ... hier, da ... auf dem Sopha ... ſag' ihm was ... Hol' ihn dir ... halt' ihn dir feſt und plauſch' ihm ins Ohr ... hörſt du ... ob er's denn noch nicht weiß ... nie gehört hat ... nie erfahren ... daß ... daß ... Na, was? ... Ha, ha, ha! ... Wer ihm den Riegel aufſchob ... als er in die Welt gekommen ... Hm? Verſtehſt du ... Lucinde, ſag's ihm beim fünften, ſechsten Glas Champagner ... Liſabeth! Liſabeth! Küche, Keller, alles geöffnet! ... Sag's ihm ... drei Söhne hatte der alte Wittekind, einer iſt Candidat zum

Premierminiſter, einer Candidat zum Tollhaus ... und der da? ... „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ“ ſangen ſie damals — ha, ha! — als ſie den Tugendbund ſchloſſen und in den Teutoburger Wald geheime Reiſen machten und die Weibſen zurückließen ... ha, ha, ha! ... Verſtehſt du, kleine ſchwarze unſchuldige Schlange?

Ein tolles Lachen, ja, das ihr bekannte Lachen der Selbſtzufriedenheit über ſeine plötzlichen Lichtblitze der Klugheit und Verſchmitztheit, erſtickte die Rede des wie wahnſinnigen Greiſes.

Lucinde ſtand ſprachlos und konnte um ſo weniger zu Worte kommen, als der Kammerherr, der ſeither unten gewartet hatte, jetzt zurückkehrte und eine Aenderung der ihm gegebenen Befehle zu hoffen ſchien.

Lucinde verſtand vollkommen das ſchreckliche Geſtändniß, das der Kronſyndikus gemacht hatte.

Die Dazwiſchenkunft des Kammerherrn hinderte eine weitere Erörterung. Der Vater zog Lucinden mit ſich hinunter. Wie er auf der Treppe ſich auf ſie ſtützte, raunte er ihr immer heimlich und mit emporgeſtreckten, zitternden Fingern Worte der frivolſten Enthüllungen zu ... Auf der Treppe noch, wo er ſich am Geländer feſthielt, ſagte er der Beſchließerin:

Lucinde kriegt die Schlüſſel! Was die von jetzt an befiehlt, geſchieht! Verſtanden! Was hab' ich geſagt?

Liſabeth, mit einem überraſchten Blick voll Gift und Zorn, mußte wörtlich wiederholen, was ihr Herr geſagt hatte; erſt wollte ſie's nicht und betrachtete Lucinden erſtaunend, dann mußte ſie ihr Verſtandenhaben der Verfügung laut wiederholen und feierlich Unterwerfung geloben.

Hierauf ſah er faſt mit Mitleid auf den wartenden Kammerherrn, drehte den Hirſchfänger vor ſich hin und ſtieg in die Kaleſche. Lucinden flüſterte er noch aus dem Schlage ans Ohr:

Sag' es ihm! ... Aber ſchweigt beide ... ſo wahr ein Gott im Himmel lebt!

Zur Liſabeth ſich wendend, wiederholte er:

Zeig' auch du, was ich dich lernen ließ bei Weſſel in Hannover! Brate, koche! Haltet ihn feſt! Trinkt auf mein Wohl! „Um acht Uhr iſt Verlobung oder ſieben Schüſſeln!" 's war ein altes Stück zu meiner Zeit! Luſtig! Ich will die Augen zudrücken ... über alles ... will Frieden haben mit dem — Deichgrafen ... Frieden ... Jeſus aber, jetzt fort, Hannes!

Der letzte, faſt tonloſe Ruf galt dem Kutſcher.

Die Pferde zogen ſchon an, und nach der entgegengeſetzten Seite hin, wo Heinrich Klingsohr herkam, rollte der Kronſyndikus aus dem Seitenthor und den Berg hinunter.

Sein Sohn ahnte glücklicherweiſe Klingsohr's Nähe, die entſcheidende Gefahr für ſeine Neigung nicht. Nur die äußere hatte er jetzt im Auge — den Hemmſchuh, den der Kutſcher anlegen ſollte! Von allen Schrecken war ihm der des Bergabfahrens einer der haarſträubendſten. Türck, der Calfacter, lief nicht, wie er ſonſt pflegte, dem ankommenden Wagen bellend und wedelnd entgegen, ſondern ſchloß ſich der Kaleſche an, der er mit eingezogenem Schweife nachlief. Betrübt und zaghaft waren die Mienen, die der Kammerherr Lucinden noch beim Abſchied zuwarf. Morgen! ſagte er kleinlaut; aber der große

Kasten fiel ihm auf, den noch der Kronsyndikus wie für eine längere Reise hatte in der Bache unterm Kutscherbock einschließen lassen. Nur daß sein Bedienter zurückblieb, schien ihm einige Hoffnung zu geben.

Zum Besinnen über die Wahrheit dessen, was der Kronsyndikus ihr zugeraunt hatte, blieb Lucinden keine Zeit ... Heinrich Klingsohr, der natürliche Sohn des mächtigen Mannes, grüßte schon, da er zu seinem Jubel die Kavonfahren sah, denen er hier zu begegnen fürchten mußte.

Bei einer plötzlichen Lebensgefahr, sagt man, schösse die an einem elektrischen Leiter blitzesschnell die ganze Vergangenheit eines Menschen an seinem letzten Bewußtsein vorüber ...

Umgekehrt übte die Fülle von Vorstellungen, die sich in Lucinden auf wenig Augenblicke jetzt zusammenzudrängen hatte, die Wirkung, daß sie ihr das Bewußtsein völlig nahm, ja, sie in einen traumähnlichen, bacchantischen, von höchster Freude, von Lust und Schmerz ebenso gehenen wie wieder vernichteten Zustand versetzte.

Diese räthselhaften Vorgänge mit dem Kronsyndikus, die Feuersgefahr, sein Benehmen am Fenster, der verschlungsvolle Humor und die Furcht vor Heinrich Klingsohr, dann sein mit den dunkeln Gerüchten über Lucinden und eine große Anzahl illegitimer Kinder übereinstimmendes Geheimniß, die plötzliche Versöhnungslust, die beim Besteigen des Wagens auch noch in dem ausdrücklichen Befehl gezeigt hatte, daß die Lisabeth die Diener hervor stecken und augenblicklich die ganze Größe des Klingsohr'schen Hauses entfalten sollte ... dann der heranrollende Wagen des wiederum seinerseits mit den un-

glaublichsten Ueberraschungen Erwarteten, alles das verursachte in seiner schnellen Aufeinanderfolge ihr einen fast physischen Schmerz, wie wenn sie wirklich den Tod des Ertrinkens erleiden sollte.

Und doch rief auch wieder zu gleicher Zeit alles in ihr — wie die ersten rauschenden Accorde einer Ballmusik — zu Lust und Freude.

## 13.

Während Lucinde das Staunen der Lisabeth auf die natürliche Voraussetzung einer Versöhnung mit dem Deichgrafen verwies, lief sie schon über den marmorgetäfelten Estrich des untern Schlosses an die hohe, schwere Thür, schloß diese mit dem immer von innen steckenden Schlüssel auf und trat auf den Perron hinaus, um Klingsehr'n anzurufen.

Dieser hatte auch seinerseits einen Blumenstrauß in der Hand und suchte sie, langsam fahrend, am Fenster. Wie erstaunte er, als sie selbst erschien, ihn anredete und aufforderte auszusteigen!

Sie werden alles erfahren, kommen Sie nur! sagte sie. Der Kreissyndikus ist eben abgereist, der Kammerherr mit ihm, ich bin allein und ausdrücklich beauftragt, Sie zum Bleiben einzuladen!

Da geht ja die Welt unter! sagte der Doctor, sprang vom Wagen und übergab sein Gefährt einem schon in Livree, die er eben noch zuzuknöpfen im Begriff war, herbeispringenden Gehilfen der Branntweinbrennerei.

Es war auch inzwischen Feierabend. Der Hof war voller Bewegung. Die Inspecteren und Arbeiter

Die neuere soziale Bewegung der sogenannten jüngern Literatur, das Leben Jesu von Strauß, nahm er mit sehr getheilter Empfindung auf. Alles, was er gegen erste geschrieben und gegen letzteres gesagt haben soll (Siehe die Schrift von C. Beurmann: Ludwig Börne, als Charakter und in der Literatur)*) hat wohl hauptsächlich den Rückhaltsgedanken, daß durch eine solche Wendung des Neuerungsgeistes die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerspruch gegen die herrschenden Thatsachen auf ein Gebiet gespielt wird, wo über dem Streben nach dem Ganzen vielleicht das Einzelne verloren gehen könnte. Es war ihm lieber, einen Sperling in der Hand, als Hundert auf dem Dache zu haben. Doch auch von dieser mehr äußern Berechnung abgesehen, zu der sich allerdings die Besorgniß gesellte, das Volk könnte durch diese Ausdehnung der Opposition auch auf kirchliche Gegenstände gegen Neuerungen überhaupt mißtrauisch werden — mochte seinem Gemüth eine Richtung nicht zusagen, die für das Zerstörte nicht so schnell wieder etwas Neues zu geben hatte. Vollends empörte er sich gegen das, was ihm in der neuern Richtung zum Theil wohl mit großem Unrecht als unsittlich erschien, wie seine Feuilletons im Reformateur und in der Balance beweisen. Obgleich an diesem Mißverständnisse selbst betheiligt, werd' ich jene religiöse Verklärung Börne's, die in den letzten Lebensjahren über sein leidendes und vom Schmerz über das Vaterland zerrissenes Gemüth kam, nie verdächtigen oder die Spöttereien billigen, die sich Heine über den „kleinen Simson," der den Namen Herr! Herr! nicht gelästert haben wolle, erlaubte. Schon die Va-

*) Frankfurt a. M. 1837.

aller der verschiedenen hier zu beaufsichtigenden Branchen begriffen nicht, wie sie den Sohn des Deichgrafen konnten auf Schloß Neuhof einkehren sehen. Aber Lucinde zog den verwunderlichen Gast die große steinerne Stiege hinauf in die Staatszimmer, wo man bereits anfangen wollte einen Tisch zu decken, Lucinde sollte nur bestimmen welchen. Sie wählte einen der glänzendsten mit einer Decke von Lapis Lazuli, achteckig, mit geschweiften, vergoldeten Füßen, dicht vor einem Kanapee, das in der Nähe eines Kamins stand ...

Dazu läuteten von allen Tiefen her die Glocken das Ave Maria ... der trübe Regenhimmel ließ im Westen vom Sonnenlicht einige rothe und blaue Streifen hindurch ...

Klingsohr kannte aus seiner Knabenzeit alle diese Zimmer ...

Wie konnte es geschehen, daß er seit Jahren und bei der jetzigen Lage der Dinge hier wieder so wie einst aufgenommen, ja, gerade von Lucinden, dem Wettpreis zwischen Vater und Sohn, ohne alles Hinderniß so empfangen wurde!

Er ahnte einen Hinterhalt und sprach sich auch dahin aus, daß er der bösen Tücke des Kronsyndikus alles zutraue. Ich wäre der Erste nicht, sagte er, den er wie ein Ritter des Faustrechts behandelt hat! In seinen Kellern saßen schon Männer und Frauen aus aller Herren Ländern, und ich wette, daß es da unten aussieht wie in der Blaubartskammer!

Wie es in seinen Kellern aussieht, erwiderte Lucinde, werden Sie bald erfahren! Sie sollen bewirthet werden wie ... wie ein Sohn des Hauses.

Behandelt ihr mich hier, parodirte Klingsohr mit Stellen aus Shakspeare, nach „Verdienst“, so bin ich vor Schlägen nicht sicher! Aber bitte, keine Unarten! Das Mittelalter hat einige Schattenseiten, die ich nicht vertheidigen werde!

Lucinde suchte ihm die Furcht zu nehmen und zog ihn in ein Zimmer, wo sie unbelauschter waren. Wie im Traume folgte Klingsohr. Zum ersten male sah er auch seine Liebe in so prächtigem Rahmen. Sie trug ein leichtes dunkelblaues Kleid; seidene Bänder von gleicher Farbe senkten sich in den braunen Nacken. Schwarze Florspitzen zierten das Haar und bedeckten ebenfalls, zu weißen Handschuhen geformt, die jetzt sehr gepflegten Hände. Auf der Brust hatte sie sich den Rosenstrauß befestigt, den Klingsohr mitgebracht, während sie ihre eigenen Blumen theilte, seinen Rock, seinen Hut damit schmückte und noch für den Tisch übrig behielt, um eine stattbare Vase damit zu füllen.

Sie erzählte ihm auf sein staunendes Schweigen alle eben erlebten Vorgänge bis auf die letzte Enthüllung, die sie sich, weil sie ihr noch schwer zu formuliren war, vorbehielt. Sie kamen überein, daß der Kronidikus in dem Doctor einen Verbündeten gegen den Vater gewinnen wollte, einen Vermittler und Beileger des Streites. Lucinde unterstützte vorzugsweise diese Annahme und hatte die Freude zu hören, daß Klingsohr versicherte:

„Nun, was ich thun kann, dieser Voraussetzung zu entsprechen, soll geschehen! Sie kennen meine Abneigung gegen meines Vaters Lehre vom Zollstock und der geraden

Schnur, Lucinde! Das Leben wird schon ohnehin täglich immer mehr so regelmäßig wie die manchmal recht monotone Natur! Ihm Freiheit abzugewinnen, die Tyrannei des Gesetzes abzuschütteln, das ist unser schönes Ziel, und wenn ich ganz sicher wäre, daß nicht diese Thüren plötzlich aufgingen und einige Geharnischte hereinträten und mich als Geisel festhielten, so würde ich meine Sympathieen für den wilden Freiherrn ganz offen aussprechen. Darauf hin und vorausgesetzt, daß es bald alles, nur nicht Prügel gibt, will ich auf sein Wohl trinken und geloben, den Alten von der Buschmühle soweit es irgend möglich zur Raison zu bringen.

Sie standen jetzt beim Durchschreiten der prächtigen Zimmer gerade an der Stelle, wo der Kammerherr den Türk gemalt hatte. Noch hing das Bild an der Staffelei und Klingsohr brach in komische Bewunderung des neuen „Hondekoeters" aus, wie er ihn nannte.

Der ist mit verreist? rief er aufs neue kopfschüttelnd. Und man weiß, daß Sie mich aufnehmen? Was ist hier nur vorgefallen!

Der Kammerherr weiß nichts! Nur der Vater! Machen Sie sich's bequem! Sie werden noch mehr erleben ...

Noch mehr?

Lucinde antwortete nur dadurch, daß sie hin und wieder rannte, ordnete und befahl. Nicht umsonst hatte der Kronsyndikus von einem Festgelage gesprochen. Sie ließ nun ein solches für den Doctor mindestens ebenso herrichten wie für die adeligen Gäste. Der Kronsyndikus selbst war im Essen mäßig, aber die häufigen Besuche

des „schönen Enckefuß“ hatten das Haus mit den Nothwendigkeiten eines schnellen und einladenden „Tischlein deck' dich“ eingerichtet.

Geliebte Lucinde, sagte Klingsohr, wie er sie dann wieder plötzlich still stehen und über ihre eigentliche Aufgabe grübeln sah, es gibt eine Erbsünde und es gibt eine Erbtugend! Man spricht davon, daß jene uns um unser Seelenheil gebracht hat und verketzert die vernünftigen Unvernunftslehrer, die diese tiefste und humanste aller Lehren vertheidigen!

Welche Sünde? fragte Lucinde und dachte nur an das Ordnen des Tisches, über dessen acht Ecken längst ein blendend weißes Damasttuch gebreitet war, das sich eben mit Tellern, Gedecken, Gläsern, Flaschen, einem Champagnerkühler und Dessertaufsätzen füllte.

Die Erbsünde, die mit dem ersten nicht verschmähten schönen rothwangigen Apfel in die Welt gekommen! sagte Klingsohr. Wir können ja die Nichtigkeit dieser Erde nur nicht schöner erklären als durch unsere eigene Schuld! Er jammert, daß der Frühling seine Blüten verwehen sieht, daß Blüte, Frucht und alle Schönheit der Erde, Schmetterling und der Mensch, zu Staub verwehen! Nur unsere Sünde schuld daran, so hat ja die Vergänglichkeit dieser Erde ihren erklärlichsten Grund in ihr und nicht in der Schöpfung selbst! Man kann ja noch immer noch hoffen auf die Sonne, auf die Ge-, auf etwas, was jenseit dieser Bezirke, „von nen niemand wiederkehrt“, liegen wirr, Lucinde, und en es nur Ihre Augen, die als Sterne an den mel versetzt werden sollen!

Lucinde ſagte zu allem: Ja! Ja! Ja! Ja!

Sie hörte kaum; zu ſchön wollte ſie alles machen. Der Doctor ſollte wenigſtens hinter dem Landrath nicht zurückſtehen.

Klingsohr muſterte die nach franzöſiſcher Auffaſſung in Alabaſter ausgeführten griechiſchen Statuen des Zimmers, die Landſchaften aus der Schule Claude Lorrain's und Berghem's ...

Kein anderes Gnadenbild hier, ſagte er, als Sie ſelbſt, Lucinde!

Lucinde beſtätigte, daß auf Schloß Neuhof die Religion nur in den Wirthſchaftsgebäuden und den hintern Wohnungen vertreten ſei, den Kammerherrn ausgenommen, der noch immer mit dem ſchwermüthigen und gewiſſenskranken Grafen Zeeſen in Briefwechſel ſtand ...

Beide reiſten in Italien! ſagte Klingsohr. Jérôme hoffte ſchon lange durch Beten ein großer Maler zu werden wie Frà Fieſole!

Nun waren alle Vorrichtungen des Abendimbiſſes aufs prächtigſte getroffen.

Klingsohr ſtreckte ſich mit Behagen in einem Fauteuil, vor dem eben von zwei über alles wie verblüfften Dienern angerichtet werden ſollte. Bei jeder Gelegenheit, wo dieſe Zeugen fehlten, ergriff er Lucindens Hand, dieſe an ſich ziehend, mit Küſſen bedeckend und ſeine Unmöglichkeit, ſich in die Märchenwelt zu finden, aufs neue verſichernd.

Eben kamen die Diener zurück, lauſchend, horchend ...

Lucinde fragte, nur um zu ſprechen:

Jetzt aber Ihre Erbtugend? Was iſt das?

Erbtugend, ſagte Klingsohr in einem ihm beim Ausſprechen von Gedanken und Verſen eigenen ſingenden Tone; Erbtugend! Die iſt der ewige Rückſchlag des Geiſtes gegen die Natur! Sie iſt die Flut, wenn die Sünde die Ebbe! Sie iſt vielleicht auch nur das ewige Philiſterium, an dem ſelbſt die Titanen litten, wenn ſie zu viel Kaukaſuswein getrunken hatten! Möglich, daß dieſer Erbtugend jene eingeimpfte Furcht vor der Hölle zum Grunde liegt oder die Furcht vor einer Tracht Prügel, jene Furcht, von der bekanntlich die romantiſchſten Liebhaber Boccaccio's und Vandelle's nicht frei ſein konnten ... Ja! Lucinde! Ich weiß doch, daß ich hier ein Romeo bin, auf den plötzlich „zehntauſend Tybalts" eindringen werden mit einigen Doubletten der allbekannten neuhofer Hundepeitſche!

Lucinde widerlegte jetzt ungeduldig werdend ſeine erneuerte Furcht und erklärte das feſtere Schließen aller Thüren durch das Wetter, da es unheimlich dunkel wurde. Der Abend ſchien ein Gewitter zu bringen. Dunkelbraune und rothe Wolken zogen immer dichter von Weſten her. Zwiſchen dem Läuten der Abendglocken hörte man ſchon die fernher rollenden Donner.

Klingsohr ergriff Lucindens Hand und ſprach, da ſie jetzt allein waren und nur noch das zu ſervirende Mahl fehlte, mit dem eigenen Aufſchlag ſeiner großen, wenn er wollte, feſten und beſtimmten Augen:

*Wer in der romantiſchen Zeit nicht Frau Venus mied,*
*Wol gar einem Eheweib ſein Herz verſchenkte,*
*Dem geſchah's, daß man ihn manchmal briet*
*Oder an einen neuen Galgen henkte!*

So hört sich noch jetzt, nimmt man ein schönes Weib,
Besonders vom Nachbarn Herrn Philister,
Selbst im holdseligsten Zeitvertreib
Ein feurig Geknatter, ein flammend Geknister.

Gibt sie ein Löcklein zum Liebespfand,
Und steckst du's zu bergen zur Tasche,
Fühlst du doch dabei was wie Henkershand
Und um den Hals die vergeltende Masche!

Das ist das Gewissen! sagte Lucinde scharf betonend. Da er sie küssen wollte, hielt sie ihn zurück.

Nein, Erbtugend — wollte Klingsohr in seiner gewohnten Phantastik fortfahren —

Aber indem wurde das Nachtmahl hereingetragen. In dem noch allgemein nachdauernden Schreck vor dem Benehmen des Kronsyndikus geschah dies mit denselben Förmlichkeiten wie bei dem vornehmsten Besuche.

Was ist das nur alles? rief Klingsohr aufs neue, wie irr sich an die Stirn greifend ...

Lucinde versicherte, daß allerdings irgendetwas Großes geschehen sein müsse, um den Kronsyndikus so für ihn einzunehmen. Nicht nur, daß er diesen Empfang angeordnet hätte, auch für die Entdeckung, daß beide schon lange sich sähen und sprächen — der buckelige Stammer hätte geplaudert — wäre seine Milde bewundernswerth gewesen. Er dächte daran, setzte sie hinzu, sie ganz so glücklich zu machen, wie er ... wie sie ... selbst es zu werden wünschte.

Lucinde! rief Klingsohr voll Entzücken und warf Gabel und Messer fort. Wann wirst du mein? Bald! Bald! „Balde auch du!" singt Goethe. Warum kommt

mir das traurige „Ueber allen Wipfeln iſt Ruh“ in dieſem Augenblick! Nicht wahr? Die Speiſen — ſind vergiftet?

Als Lucinde ein Ja! nickte und dabei auffuhr, um nach der Fortſetzung des Mahles zu klingeln, verfolgte er ſie.

Hexen, ſagte er, Giftmiſcherinnen gab es von je auf Neuhof! Du ſelbſt biſt eine von dieſen alten Altraunen, dieſen Zauberweibern ... gerade ſo eine Hexe, wie meine Mutter von einer erzählte, die ſie das Fräulein Gülpen nannte ...

Au! unterbrach er ſich ſelbſt mit einem leiſen Schrei.

Was iſt? fuhr ſie doppelt betroffen zurück. Klingsohr hatte den Namen der Hauptmännin in dem Augenblick ausgeſprochen, wo er ſeine röthlichen kurzen Locken an ihr Bruſttuch drückte ... Er antwortete:

Wenn ich dich küſſen ſoll, mein Kind, was ſoll es taugen,
Daß du mit Nadeln dir beſteckſt die Bruſt!
Den Liebenden war immer nur bewußt:
Gott Amor ſticht ins Herz und keinem in die Augen!

O! rief Lucinde und ſah ihr Vergehen ... An der Wange, dicht neben einer ſeiner vielfach ſchon zwiſchen ihnen beſprochenen Narben, hatte eine Nadel ihm eine leichte Schramme geriſſen.

Lucinde riß die Nadel vom Tuche, griff nach der Kryſtallflaſche voll Waſſer auf dem Tiſche, goß Waſſer in die hohle Hand, tauchte ihr Taſchentuch ein und drückte es ihm auf die wunde Stelle.

Dabei war ihr das Brusttuch entfallen und ihr langer dunkler Nacken schimmerte unbedeckt bis zu den Schultern, ihr bräunlicher Hals bis zu den hohen Wölbungen ihrer Brust.

Eben brachte man zwei Leuchter, je drei brennende Kerzen.

Als dann Klingsohr und Lucinde wieder allein waren und sich, auch um ruhiger zu werden, aufs neue zum Mahle gesetzt hatten, richtete sie eine Frage an ihn über Klingsohr's Mutter, über die Gülpen, ob er diese gekannt hätte und was er von ihr wisse ...

Er beantwortete sie mit einer Apostrophe an die Speisen:

Fräulein von Gülpen? Ich kannte sie nicht. Aber sie nennen und fragen: Was mag in dieser Spargelsauce enthalten sein, ist eins! Recht so, Lucinde! Nehmen Sie nichts davon! Diese jungen Erbsen haben eine grünliche Farbe, die über das Pflanzenreich hinaus sich in das Mineralreich verliert; ich wette, man kochte sie in derjenigen kupfernen Pfanne, die seit dem letzten der unerklärten Todesfälle auf Schloß Neuhof noch immer nicht verzinnt worden ist. Diese Hühner hört' ich noch vor einer halben Stunde im Hofe gackern! Sie erwecken unwillkürliche Mordgedanken, und nur der Champagner weckt mir kein Jugendmärchen auf von der alten westfälischen und Tugendbundzeit, in der ich 1809 geboren wurde. Da gab es hier, während mein Alter im Walde geheim mit den Rächern dingte, Corinnen in griechischen Gewändern, die über Kassel aus den Spielhöllen Venedigs und Neapels kamen, Spanierinnen, die wie Ama-

zonen ritten, Creolinnen, deren Männer ihren Kopf auf den Schaffoten der Franzöſiſchen Revolution gelaſſen hatten und mit dem ihrigen doch noch den Bruder Bonaparte's, was ſag' ich, ihn ſelbſt verrückt machten ...

Aber die Gülpen?

Die ſoll an dieſem Minnehof nur die Ceremonienmeiſterin geweſen ſein! Der buckelige Landſtreicher mit der Geige hat geplaudert? Laß dir von dem erzählen oder von ſeinen Alten hinten ... nein, die ſind ſeit den grauen Tagen ſtumm geworden ...

Worüber?

Die Gülpen, oder wie ſie ſich von einem Jäger, der ſie heirathen wollte, nannte, Buſchbeck —

Einem Jäger?

Jetzt einem Mönche! Drüben im Franciscanerkloſter Himmelpfort! Haſt du nie vom Bruder Hubertus gehört?

Die Mönche dürfen nicht auf Neuhof ...

Der Jäger war ein Soldat in holländiſchen Dienſten ...

Hauptmann ...

Feldwebel, Kind! Vielleicht als Lieutenant entlaſſen! Er iſt Laienbruder drüben ...

Und war nie verheirathet ...

Mit wem?

Der Hauptmännin — Was ſag' ich ...

Der Bruder Hubertus kam von den Wilden und ng zu den Wilden! Hier galt keine Ordnung und n Geſetz und kein Prieſter! Haſt du nicht gehört, ß der Kronſyndikus noch eine Frau am Leben hat?

riſer Briefe verrathen eine für Börne's innerſte Seelenſtimmung ſehr merkwürdige Stufenfolge. In den erſten Bänden der wilde Freiheitsjubel, der Uebermuth eines Geneſenden, der ſich zum erſten Male wieder einen Trunk Weins geſtattet; in den ſpätern weit mehr Wehmuth und Schmerz. Er wendet ſich von dem concreten Einzelnen zur Betrachtung abſtrakter Allgemeinheiten. Er wendet ſich von den Adreſſen, Ständekammern, Zeitungsartikeln zum St. Simonismus, deſſen Lehre er unhaltbar findet, ſie aber doch mit dringlicher Aufmerkſamkeit prüft. Vom Politiſchen ſcheint er ſich in das allgemein Menſchliche zu flüchten, wie ihm denn die Erſcheinung Lamennais' in einer eignen Glorie aufging; denn ſie brachte ihm Freiheit, Religion und Poeſie. Alſo weit entfernt, daß Börne in ſeinen letzten Lebensſtunden frömmelte; es hatte ſich nur eine heilige Dämmerung auf und in ihn herabgeſenkt, ein frommes, in Göttliches ſich verſenkendes Schauen, ein friedvolles Träumen von einer beſſern Welt, wo uns Gott das Räthſel löſen wird, warum er die Menſchen frei erſchuf und ſie es hienieden doch nicht werden ließ!

Die Nachricht von einem „jungen Deutſchland" regte Börne mächtig an. Getrennt vom Vaterlande, ohne zuverläſſige Briefſteller, ohne Gelegenheit, ſich die neuen literariſchen Erſcheinungen anzuſchaffen, combinirte er ſich unter jenem Begriff bald ſchädliche, bald lobenswerthe Tendenzen. Unter dem 20. Juli 1836 ſchrieb er nach Hamburg: „Haben Sie in Hamburg, oder ſonſt wo, nicht einen verſtändigen Literaten unter Ihren Bekannten, der aus Freundſchaft für einen Collegen mir einen kleinen Bericht über das junge Deutſchland macht? Seine eigne Meinung über das junge Deutſchland zu haben, daran liegt mir wenig; denn ich bin

Wie? Wer? Noch eine Frau? Der Kronſyndikus? In Italien! Man ſagt es ... Kinder gibt es aller Orten genug von ihm ... oder er ſpielte wenigſtens ohne zu wiſſen den Landesherrn, in deſſen Bildniß auf den Groſchen ſich alle Frauen in gewiſſen Umſtänden verſehen müſſen!

Sie eſſen ja nicht, Doctor! lenkte Lucinde erröthend ein.

Ich trinke! antwortete Klingsohr. Stoß' an, ſagte er, wie immer je nach der Stimmung abwechſelnd mit Du und Sie; ſtoß an, Lucinde! In Italien ſchickte er an Jérôme plötzlich einen Kurier, daß er nach Hauſe kommen ſollte ... Graf Zeeſen, ſagte man, hätte ihn bereden wollen, in ein Kloſter zu gehen ... Der Muſikant meint, ſeine Alten hätten als Grund des Zurückmüſſens immer etwas von der zweiten gnädigen Frau gemunkelt!

Die noch lebe? Nein, der Freiherr iſt nur einmal verheirathet geweſen!

Ganz recht! unterbrach Klingsohr. Die Schweſter vom Grafen Joſeph drüben, dem Letzten des Hauſes Torſte-Camphauſen auf Weſterhof! Sie ſtarb früh, nachdem ſie zwei Söhne geboren; ſie ſtarb, ſagt man aus Gram über die Aufnahme jener Gülpen ins Haus. Dieſe regierte. Als die Baronin ſtarb, genoß der Witwer ſeine Freiheit, bis plötzlich Ruhe kam mit dem Sturz Napoleon's. Doch bei alledem iſt landbekannt, daß die Klöſter und Beichtſtühle hier ringsum über den Kronſyndikus die tiefſten Geheimniſſe verſchließen ... Auch mein Vater weiß manches, hält ſich aber ſtumm drüber wie die alten Stammers hinten über die Gülpen.

Lucinde wagte nicht, über letztere weiter zu forschen. Sie fürchtete, daß sie hätte sagen müssen, woher und aus welcher Situation sie die „Hauptmännin" kannte. Aber mit spähendem Blick stellte sie jetzt die Frage:

Und Ihre Mutter?

Klingsohr erwiderte:

Ich kannte sie wenig! Sie starb, als ich sieben Jahre alt war. Nur daß sie ein Bild des Leidens gewesen sein soll, weiß ich. Als der Vater in Magdeburg saß, wurd' ich in dies Schloß genommen und mit Jérôme erzogen.

Lucindens Unruhe mehrte sich, je näher sie ihrer Eröffnung kam. Sie wußte nicht, was sie that, als sie fortwährend den Champagner trank, den ihr Klingsohr einschenkte.

Unsere Zukunft, Lucinde! Der Traum einer Sommernacht! rief er.

Die Gegend war inzwischen nachtdunkel geworden. Rabenschwarze Schatten hatten sich niedergesenkt, ein immer näher rückendes Gewitter entlud sich . . .

Das Nachtmahl war bald zu Ende. Nur dem schäumenden Weine sprach noch Klingsohr immer erregter zu. Er weckte dadurch in Lucinden die Erzählungen des Kammerherrn von seiner Unmäßigkeit und den Trinkwetten.

Erzählen Sie von Ihren Knabenjahren! sprach Lucinde.

Klingsohr betrachtete lange die aufsteigenden Perlen des Schaumweins und erwiderte mit dem ihm eigenen halb künstlich, halb natürlich elegischen Tone:

Wo ſeid ihr hin, ihr heilig hehren Tage,
Wo mir ein Stern noch wie ein Engel ſprach!
Wo ich geglaubt, ein Regenbogen ſage,
Daß immer noch des Himmels Langmuth wach!
Wo in dem Blitze, in der Donner Rollen
Nur eines Vaters Zürnen lag, — der Liebe Grollen!

Der Regen ſchlug an die Scheiben. Der Sturm tobte ... Fenſter und Thüren, die nicht geſchloſſen geweſen, ſchlugen klirrend und krachend an ...

Aber Lucinde drängte:

Nein! Beginnen Sie anders! Ihre Mutter ...

Ha, ich weiß, ſagte er, du willſt von meiner erſten Liebe hören, Lucinde! Ja,

Wenn ſie leicht und zierlich
Mir vorüberflog —
Und ich hübſch manierlich
Meine Mütze zog —

Nichts, nichts von dem — ſagte Lucinde ...

Das Lied iſt nicht lang, Lucinde! unterbrach er ſie. Nur den Schluß will ich dir ſagen. Dieſe Liebe endete, als Amanda eines Tages keine Hoſen mehr trug; das hübſche Ding war in dem Augenblick fünf Jahre älter geworden und kannte mich nicht mehr. Schülerliebe!

Gut! Gut! Aber wo ſind Sie geboren?

In der Buſchmühle!

Und Ihre Mutter? Erzählen Sie von ihr!

Ein Donnerſchlag erſchütterte in dieſem Augenblicke das Schloß, daß es bis auf den Grund erbebte. Die Diener kamen nicht mehr ... Klingsohr rückte ſeinen Seſſel dem Divan näher und zog Lucinden an ſich und

ſtreichelte ihr Haar und ſah ihr in die ſcheu und ängſtlich umblickenden Augen und hielt die Hand über ihre dunkeln Brauen, gleichſam als wenn er das Rollen der ſchwarzen Sterne in dem weißen Emailgrunde beruhigen, das Zucken der Wimpern beſchwichtigen wollte.

Jetzt begann er von ſeiner Mutter ...

In einem langen weißen reinen Gewande, ſagte er, muß dieſe Erelſte ihres Geſchlechts aus der Welt emporgeſtiegen ſein! Ringsum lag die Sünde — ſie allein erhob ſich aus ihr, ſie, die einzig Reine! Eine Natter klammerte ſich noch an ihren Fuß, die zertrat ſie! Wie ich geboren wurde, verlor jene Gülpen die Herrſchaft im Schloſſe —

Schon 1809? unterbrach Lucinde ... Sie ſah, wie viel Jahre es gebraucht hatte, ihre Peinigerin ſo geiſtig und körperlich zu zerſtören, wie ſie ſie gefunden hatte!

Wie das alles zuſammenhängt, fuhr Klingsohr fort, weiß ich nicht ...

Lucinde faßte ſich jetzt Muth und ſprach:

Ich will es Ihnen ſagen!

Klingsohr horchte auf. Lucinde erzählte noch umſtändlicher den Vorfall, den man heute mit dem Kronſyndikus erlebt hatte. Sie erzählte das Verbrennen von Papieren, ſeine Unruhe, ſeine eilige Abreiſe, den Eindruck, den ihm die Ankunft des Doctors gemacht, ſeine Eröffnung über die Art, wie ſie ihn aufnehmen ſollte ...

Eben zuckte durch das Zimmer ein Blitzſtrahl.

Klingsohr erhob ſich und wurde aufgeregter ...

Wie Lucinde fortfuhr und das Ziel ihrer Eröffnungen immer leiſer ſprechend ſchon völlig verſtändlich angedeutet hatte, ergriff er ein Glas, ſchleuderte es wild zu Boden,

daß es zersplitterte, rieb sich die Stirn und rannte zum Fenster, als müßte er mit dem Kopfe durch die Scheiben hindurch in die tobende Nacht und die Donner hinaus.

Ihr seid wahnsinnig! schrie er. Alle, alle hier seid ihr's!

Lucinde nahte sich, bat ihn, sich zu mäßigen; sie sagte ihm, er möchte sich fassen, möchte ruhig hören ...

Nein! rief er und schleuderte nun auch sie zurück mit den Worten:

Circe! Machst du Menschen zu Eseln? Zu Maul-eseln? Bin ich verrückt?

Jetzt riß er das Fenster auf, daß der Regen nur so hereinströmte.

Lucinde ließ ihn erschreckt erst gewähren ...

Ich liebe meinen Vater! rief er, und sog die Tropfen ein und bestrich sich mit dem Regen Stirn und Wange. Ich liebte ihn von jeher dann, wenn ich mich hassen mußte. Und nun vollends ... meine Mutter!

Lucinde schloß das Fenster.

Klingsohr rannte auf und nieder ...

O ich weiß jetzt, wozu ich hergelockt bin! Zur Rache gegen meinen Vater! Geistigen Rache! Zur Demüthigung unsers Namens! Schändung einer Asche unter der Erde!

Ihr Vater ist der Kronsyndikus! sagte Lucinde mit einer Festigkeit, als spräche sie von Dingen, die ihrer Jugend völlig angemessen waren.

Ein convulsivisches Gelächter erstickte den ersten Aufschrei des zu seiner übrigen Erregung nun auch noch halb Berauschten.

Ruhig fuhr Lucinde fort:

Darum sorgt er für unsere Zukunft!

Ha, ha! Und nun ſprach Klingsohr plötzlich, wie ſich und die ganze Situation parodirend, plattdeutſch, dem ohnehin ſchon eine komiſche Wirkung beiwohnt. Er paro-dirte ihren feierlichen Ernſt. Sie wandte ſich zum Schmollen ab und ließ ihn ſtehen.

Klingsohr warf ſich in ſeinen Seſſel und blickte geiſterhaft vor ſich hin ...

Das in der Natur tobende Wetter hatte ſich etwas gemildert. Man hörte nur den gewaltig ſtrömenden Regen. Dann ſetzte er ſich ruhiger zu Lucindens Füßen auf eine Fußbank und das Haupt auf beide Hände ſtützend ſprach er dumpf:

Baſtard! Glaube das nicht, du innerer, allzu eitler Dämon! Ja eitel! Wir werden die Urſachen dieſes tollen Spukes erfahren! Nur allzu ſehr fühl' ich in mir — das fremde Blut! Altes Sachſenblut? Auch ich? Wie wur-den die großen athletiſchen Geſtalten mit den hängenden blonden Haaren unter dem Bärenkopf in die Weſer ge-geben, um von ihrem Odin und von ihrer Freyja zu preſſen! Wie ſaßen ſie hoch zu Roß, als ſie dem Banner ihrer Herzoge folgten! Wie dingten ſie mit dem Kaiſer und den Biſchöfen um ihr Recht und loderten auf um den „Strohhalm", der ihrer Ehre im Wege lag! Und ſaßen noch im brocatenen Kleide mit der Perrüke und dem langen Degen an der Seite, wie ſie da unten den Weſt-phäliſchen Frieden ſchloſſen, ſchritten ſie gravitätiſch einher, ſchwerfälliger, ſchwerfälliger, aber feſter auch auf ihre grüne Erde vertrauend als irgendwer im übrigen Deutſchland! Im engliſchen Lande gaben ſie die rechte Volksmiſchung und tauſend Jahre ſpäter einen König. Und wie haben

ſie dieſe vier- und ſechsſpännig fahrende Weiſe bewahrt bis auf den heutigen Tag! Ob ſie platt- oder hochdeutſch reden, ſie lispeln nur und jedes Wort iſt Schießpulver, wie Heinrich Percy's! Schlank iſt ihr Wuchs, behend ihre Haltung! Wenn auf der Univerſität alle andern deutſchen Stämme durcheinander fahren, der Bayer phlegmatiſch, der Franke windig, der Schwabe der andern Stichblatt, der Thüringer von ewiger Wehmuth durchdrungen iſt trotz des allerdünnſten Biers, der Oberſachſe ſchwätzt, der Märker aus Blödigkeit, die er nicht eingeſtehen will, grob und maliciös wird, ... ſtehen wir Niederſachſen und Weſtfalen da wie die ſchlanken Tannen am Bergesrand, feſt und ſicher wurzelnd; ein Wort ein Mann, von einer Vornehmheit, der kein deutſcher Stamm ſich gleichſtellen kann! Man muß uns handeln ſehen um ein Roß! Kurz und bündig! Sechzig Piſtolen ohne Halftergeld! Spitz, ſcharf, weich der Ton! Feſt die That! Ach, vergib mir, Geiſt meiner guten, vielgeprüften Mutter, daß ich dich Arme, die Witwe eines mit dem Geiſt der Zeit Vermählten, der dich einſam daheim ließ am Spinnrocken, läſtere! Lorelev, nein! Hörteſt du's? Ich würde mir leider, leider nichts draus machen! Mag ich immerhin um eine Minute vor halb ſieben ſtatt zwei zu früh auf die Welt gekommen ſein, aber es iſt ein ſchlechter, elender, gemeiner Spaß deines frevelmuthigen Alten, und du thuſt recht, arme Gläubige, daß du entſchlummerſt. Die Bürde dieſer Lüge war zu ſchwer für dich!

Ermüdet vor Aufregung, eingelullt durch den Wein und die geſpenſtiſche Weiſe des wie immer dergleichen

im Prophetenton vor ſich Hinſprechenden, ließ Lucinde es geſchehen, daß der düſtere Träumer, in deſſen Seele es gleichfalls ſchon lange mehr zur Nacht als zum Lichte ſich zu wenden ſchien, ihre Hände ergriff, dieſe küßte, näher und näher ſeine Wange an die ihrige ſchmiegte und ſie in ganzer Länge auf den ſchwellenden Divan ausſtreckte.

Eine Weile betrachtete er ſie mit gefaltenen Händen ...

Dies ſah ſie noch ... ihr Auge blieb offen oder blinzelte doch ... Ihre Mienen waren in ein Lachen wie erſtarrt ...

Jetzt ein Epheukranz um dein Haupt, flüſterte Klingsohr, der Thyrſusſtab mit Weinlaub in deiner Hand, ein Pardelfell unter dir, und die Bacchantin erwartet ihren Praxiteles!

Lucinde verſtand nichts. Sie hauchte nur:

Doch! Doch! Doch!

Doch hat der Kronſyndikus recht! war ihre Meinung.

Klingsohr verſtand, was ſie ſagen wollte, und gerieth in Sinnen. Seine Phantaſie malte ſich die Möglichkeit aus — und wie bei ſolchen Naturen dann geſchieht, ſah er allmählich die Wirklichkeit. Jetzt als wenn ihn Furien verfolgten, er müßte und ſollte glauben, erhob er ſich und ſprach unausgeſetzt, wol ein halb Dutzend mal, vor ſich hin:

Wär' es denn möglich? Wär' es denn möglich?

Indem meldeten die Diener das Nachlaſſen des Regens ...

Spannt ein! rief Klingsohr wild und erhob die Flaſche.

Und wieder ſchenkte er voll und nicht mehr in die kleinen ſpitzen Gläſer, ſondern in Waſſergläſer. Er credenzte

ebenſo Lucinden, die trank, weil ſie Waſſer zu nehmen glaubte . . .

Drei Späne aus dem Thor der kleinen Buſchmühle! lallte Klingsohr und zog den Ton wie durch die Zähne, ſodaß es ſchneidend hämiſch und bitter erklang. Ich wette, daß ich ſie unten finde, du alter Freigraf der Feme! Am nächſten beſten Baum kann der Freirichter Wittekind keinen jetzt mehr henken, ſo hat er dem Vater einen andern Streich ſpielen wollen! Iſt nicht eine Schlange das Wappen der Wittekinds? Nein, ein Lindwurm! Aber ich will Feindſchaft ſäen unter den Samen der Schlange, ſpricht der Herr! Ich werde mich nach dieſem Schurkenſtreich mit meinem Alten ausſöhnen. An der Mühle wollen wir ſitzen und wenn das Rad klappert, nehmen wir das Geſangbuch zur Hand, wo die Mutter deutlich eingeſchrieben: Den 13. Auguſt 1809 geboren mein Heinrich Otto Alexander! Alexander! Mein Alter hoffte auf Rußland damals! Heil von Moskau! Und warum nicht auch! Nur — „Gott iſt groß und der Zar iſt weit!!“

Seufzend wankte er zu Lucinden, beugte ſich über ſie und ſprach jetzt leiſe und wie ſingend:

Träume! O träumteſt du:

Es rauſchen die Blätter, es flüſtert der Wald,
Wer regt ſie der Winde ſo mannichfalt?
Nur Einer!

Es blitzen die Farben im hellen Kryſtall,
Sind's tauſend der Strahlen vom Sonnenball?
Nur Einer!

Ich, ich, ich erwidere dir, Mädchen:

Es klopfen viel tausend Schläge der Bruſt,
Wer führt ſie, die Hämmer in Schmerz und in Luſt?
Nur Eine!

Was hebt dir die Seele, was ſprengt dir das Sein?
Iſt's Himmel? Iſt's Erde? ... Allein, allein
Nur Eine!

So ſprach Klingsohr.

Fiebernd, im Taumel der entfeſſelten Sinne hatte
r ſich über die Halbſchlummernde gebeugt ... zurück
efunken und halb auf dem Divan ausgeſtreckt, hielt ſie
en linken Arm rückwärts unter das Haupt gelehnt ...
it dem rechten wehrte ſie kraftlos ſtürmiſchere Zärtlich-
iten ab ... das Bewußtſein verging ihr ... die Augen
loſſen ſich, müde wie damals im Walde mit Oskar
inder.

Sie träumte ſchon, ehe ſie ganz entſchlummert war.

Selbſt eine heftige Erſchütterung, die ſie annehmen
ſen mußte, daß Klingsohr plötzlich aufſprang, erweckte
diesmal nicht.

Sie hörte ein fernes Brauſen wie an einem Waſſer.
kannten Thüren, Schritte, Stimmen durcheinander
... ſie träumte von bunten Wolkenwagen, von
rben des Regenbogens ... ſie ſah ihre Tauben wieder,
den Wolkenwagen zogen, ſie ſah alle die glänzen-
Shawls, Teppiche, Kleiderſtoffe aus dem Magazin
Herrn Guthmann rings drapirt über dem Regen-
en und kleine Gnomen trugen alles ab und zu, und
eer waren es doch die lächerlichen Medegecken im

gewohnt, meine Ansicht auf das Studium der Quellen zu gründen. Ich möchte nur einen historischen Bericht über die Schriftsteller haben, die man zum jungen Deutschland zählt, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften und den Eindruck, den sie auf die öffentliche Meinung gemacht. Der unbekannte Freund, der mir darüber berichten soll, dürfte aber nicht unter solchen genommen werden, die selbst über oder gegen das junge Deutschland geschrieben, denn sonst könnte geschehen, daß ich zum Danke für seine Gefälligkeit später über ihn selbst herfiele, da ich alles, was ich bis jetzt von den Gegnern des jungen Deutschlands gelesen, höchst erbärmlich gefunden." Eine nähere Verbindung Börne's mit den Mitgliedern dieser Schule, wenn man das Phantom einer Verbrüderung so nennen will, fand nur Bruchstückweise statt. Laube schrieb ihm öfter, kränkte ihn aber durch die Clauren'sche Anrede: „Lieber Revolutions-Hofrath!" Dem Verfasser dieses Erinnerungs-Denkmals und L. Wienbarg sagte Börne mit viel Bereitwilligkeit seinen Antheil an einer im Jahre 1835 bezweckten „Deutschen Revue" zu.

Die Erscheinung der Paroles d'un Croyant von Lamennais hatte schon im Jahre vorher einen erschütternden Eindruck auf Börne hervorgebracht. Er konnte, da er das Buch in den Zeitungen angekündigt und besprochen sahe, nicht die Zeit erwarten, bis er ein Exemplar davon erhielt. Kaum hatte er es gelesen, so schickte er sich zu einer Uebersetzung ins Deutsche an. Den prophetischen Styl, die Salbung und biblische Spruchweise traf er um so glücklicher, als die deutsche Sprache dafür überhaupt mehr Anlage als die französische hat. Er schickte das kleine Buch, ohne Honorar zu verlangen, zum Druck nach der Schweiz und hatte die

Bazar Guthmann, und ein langes Maß von Papier zog der eine und dem andern wurde unter der Hand eine Reihe von Sternen daraus ... und dann waren es die Blumenbüschel und blauen Glocken, die sie im Walde am Fuße des Eggegebirges einst im Sinken am Nierbruch in der Hand gehalten, und alles um sie her wurde dann grün und immer grüner und mit zwei funkelnden Augen lag plötzlich jene Eidechse auf ihrer Brust, die damals unter dem moosbewachsenen Steine aufschlüpfte ...

Nun erwachte sie.

Um sie her war es still. Die Lichter waren ausgelöscht bis auf eines, das fast niedergebrannt war.

Sie mußte so schlummernd, erst heiter, dann angstvoll träumend, mindestens schon eine Stunde gelegen haben.

Sie richtete sich empor. Was war geschehen? Hatte sie Klingsohr verlassen, ohne sie zu wecken?

Nichts war zu hören als das Klappern einer fernen nicht geschlossenen Thür.

Die Reste der Mahlzeit, die leeren Flaschen und halbgefüllten Gläser standen unabgeräumt, wirr durcheinander. Sie boten jenen Anblick, der nach einer Orgie die Sinne so ernüchtert, die Empfindung so beschämt und empört ...

Unendlich müde, wie zerschlagen an allen Gliedern, durchfröstelt von der kühlen Luft des Zimmers, das geöffnet gewesen sein mußte, suchte sie nach Menschen, die noch wach waren. Alles war wie ausgestorben ... Von Klingsohr war ihr doch gewesen, als hätte sie im Traum

gehört, wie er laut über ſie hinweggerufen, an ihr gerüttelt hätte, und Menſchen mußten im Zimmer geweſen ſein, alle Stühle ſtanden ja in Unordnung, der getäfelte Fußboden knirſchte ſogar von förmlichem Schmutz ... Sie ſah zum Fenſter hinaus ... Es war tiefe, ſtille Nacht ... Die große Wölbung der faſt unermeßlichen Fernſicht über Wieſe, Wald und Feld hin eine einzige ſchwarze Finſterniß, die kein Stern erleuchtete ... Die Regenwolken hingen trüb und ſchwer. Sie öffnete, ſtreckte die Hand hinaus; ſie fühlte, daß die Luft kühl war, doch nicht mehr tropfte ...

Sie gedachte jetzt deutlicher Klingsohr's, gedachte erſchreckend ſeiner letzten Zärtlichkeiten, die ſie mit ſchon geſchwundenem Bewußtſein hingenommen, ſeiner wilden, vermeſſenen, wie ein ſchneidender Luftzug noch durch ihre Seele gehenden Reden. Ihr war nur am Muthe des Mannes gelegen, an ſeinem Trotz, an ſeiner Herausforderung gegen Menſchen und Geſchick, und in dem, was ſie heute und ſchon oft von Klingsohn gehört, lag doch eher eine Thatkraft, die ſich nur künſtlich aufſtachelte ... Sie gedachte ſchreckhaft des Kammerherrn; ſie glaubte die Thür ſich öffnen zu ſehen und das kratzende Scharren eines Hundes zu hören. Nun faßte ſie den Gedanken, ob ſie noch zu dem Pavillon in den Park konnte, wo ſie doch eigentlich wohnte. Hatte man ſie vergeſſen? Sie nahm das Licht, um auf die Treppe und dann über den Hof zu ſchreiten.

Erſt mußte ſie durch die langen Corridore, wo ringsum an den Wänden die Spiegel ihre eigene Geſtalt wiedergeben. Wie ſah ſie aus! Wie aufgelöſt hing das Haar!

Wie lag das Kleid von den Schultern herab! An die Spiegel mit dem Lichte tretend, bebte ſie zurück, weil ſie plötzlich der Sage gedachte, daß es mit dem Glockenſchlage zwölf unheimlich wäre mit einem Licht ſich im Spiegel zu ſehen . . .

Doch bis zum Hofe kam ſie nicht, nicht einmal bis zur Treppe: die offen ſtehende Thür machte einen Zug wind, der ihr das Licht auslies.

Nun ſtand ſie vollends erſchreckt. Sie rief:

Liſabeth! Liſabeth!

Keine Antwort, als das Echo des langen Corridors . . .

Sie taſtete ſich zurück zu den vordern Zimmern. Hier aus dem Fenſter zu rufen war den Sternen geſprochen . . .

Nun wankte ſie dem Divan wieder zu und hielt ſich an der kalten Marmorbekleidung des Kamins . . . verwünſchend die Rückſichtsloſigkeit, die ſie hier ſo preisgeben konnte.

Als ſie ſich aber niederlaſſen mußte, weil es ſie fieberiſch fröſtelte, fühlte ſie etwas wie einen Mantel. Erſchreckt fuhr ſie zurück. Es war eine Decke, eine der geſteppten, die unter die Federbetten gebreitet werden.

Man hatte alſo doch an ihre Ruhe gedacht und vorausgeſetzt, daß ſie hier und auf dem Divan die Nacht zubringen würde.

Ihr Fuß ſtieß auch an ein Federkiſſen, das hinuntergeglitten war. Sie konnte es unter ihren Kopf legen und that es.

Sich in ihr Loos ergebend, ſtreckte ſie ſich, um zu ſchlafen, drückte den Kopf in das untergelegte Kiſſen und zog die Decke über ſich.

Es wurde ihr wärmer; aber die Bilder der erregten Phantaſie wichen noch lange nicht ... Immer ſah ſie Leben und Bewegung um ſich her. Jede zufällige Berührung weckte eine Vorſtellung. Klingsohr's Geſtalt konnte ſie nicht ſehen, aber hörbar blieb ihr ſeine Stimme. Immer noch glaubte ſie ihn reden zu hören und zwiſchendurch öffnete der Kronſyndikus die Thür und fragte: Schläfſt du? ... Auch den Deichgrafen ſah ſie durchs Zimmer ſchreiten und die Ahnenbilder in den goldenen Rahmen ſtumm betrachten ... dann wurde die Reihe der Geſtalten immer ferner, nebelhafter wurden ihre Umriſſe ... Sie ſah die Frau Hauptmännin Tauben merden und Mäuſe fangen aus freier Hand und vor ſchönen Prinzeſſinnen knixen und ſie dann in den Keller ſperren, wohin ſie ihnen in der Nacht Beſuche machte, mit der Lampe über ihnen hinwegleuchtend und lachend, wenn eine Ratte an ihnen nagte ... gerade wie ſie ihr einſt gethan ... Die eine Schlummernde war ihre todte Schweſter; die erhob ſich aber und ſetzte ſich an ihren eigenen Nähtiſch, kleine Hemden zu nähen, die wel den beiden noch lebenden Geſchwiſtern im Waiſenhauſe gehören ſollten ... auch dieſe erſchienen und winkten ſo ſeltſam und ſo abwärts ... und die drei andern kleinen Geſchwiſter, die am Scharlach geſtorben, ſah ſie mit Blumen bekränzt und eine wundervolle Muſik begann ... waren die Flötentöne der Harmonica ... es war die Kirche in Eibendorf ... die Kirche der Reſidenz

dann wieder ... das Gesangbuch der Magd im Hause des Stadtamtmanns blitzte in seinem Goldschnitt und schlug sich hell auf ... sie las Warnungen, Mahnungen, unterdrückte und hier offen ausgesprochene Vorwürfe ihres Gewissens ... bis sie dann fester einschlief, aber doch immer noch in der Vorstellung, den Vater zu führen, alle die schmalen Brückenstege von Langen-Rauenheim entlang, und dem schwer dahintaumelnden kleinen Mann, der seinen Hut verloren und, mit den weißen Haaren im Winde, immer nach dem Kopfe griff, zuzurufen: Vater hier! Vater hier!

So war ihre letzte Erinnerung ...

Am folgenden Morgen weckte sie die Lisabeth und brachte die schreckliche Kunde, daß man gestern Nacht im Düsternbrook den Deichgrafen in seinem Blute schwimmend und — ermordet gefunden hätte.

## 14.

Als Lucinde dies grauenvolle Wort hörte, sprang sie empor.

Sie verstand nicht einmal gleich, was sie hörte.

Sie wußte anfangs kaum, wo sie war.

Die Mägde hatten schon aufgeräumt und über dem gelben Plüschsammt hingen schon wieder die grauen Ueberzüge. Nur sie hatte man den erquickenden Schlaf noch genießen lassen.

Die Lisabeth wiederholte die grauenvolle Mittheilung:

Der Deichgraf ist todtgestochen! Gestern! Im Dünbroek!

Aber der Doctor? fragte Lucinde erblassend und sich auf alles Gestrige jetzt erst besinnend.

Sie schliefen gerade, hieß es, als die Leute, die auf der Buschmühle arbeiten und den Weg über Neuhof kommen, wenn sie nach Hause wollen, die Nachricht brachten. Es war um neun Uhr.

Ermordet! wiederholte Lucinde schaudernd und sich das, was damit zusammenhängen konnte, besinnend ... Abgestochen mit einem Messer, gerade wie man einen

Karpfen absticht, dicht am Kiemen! fuhr die Lisabeth fort. Im Regen lag er hart am Grenzstein bei der großen Eiche. Mit dem Menschen, der's gethan hat, muß er gerungen haben auf Leben und Tod!

Aber wer war es denn?

Die Lisabeth wußte niemand zu nennen, erzählte aber von der Bewegung auf dem Hofe und in der ganzen Gegend . . .

Und der Doctor?

Dem hätte man's gestern Abend sogleich gesagt. Er hätte wie versteinert gestanden, sie erst wecken wollen, dann wäre er hinuntergeschlichen in seinen Wagen, wie ein Schatten. An den Glaswänden hätte er sich wie ohnmächtig gehalten und wie er sein Antlitz drin gesehen, hätt' er sich an den Kopf geschlagen und einigemal gelacht, gelacht nämlich vor Schmerz . . .

Die Lisabeth erzählte, wie es auch ihr immer ginge, daß sie vor Schmerz lachen müßte und daß sie schon einmal drum einen Doctor gefragt hätte. Die Aerzte wissen, was sie alles dem Volke leisten sollen! Sie werden gefragt, ob sie nicht Tränke hätten, daß man gerade nur dies oder das träume, und zu manchem Arzt schon kam eine Mutter und verlangte ihrem Kinde etwas verschrieben, weil es so leicht „schrecke".

Von den Nerven Lucindens wissen wir schon, daß sie gegen den Schreck gestählt sind.

Was aber sagte denn nur der — Doctor? fragte sie.

Der wollte Sie nur wecken, hieß es weiter, und als Sie nicht hörten, schlich er davon und in den Wagen war er und sein Gaul zog ihn fort, wir wußten selbst

nicht wie. Hernach sagte Stephan, der spät aus dem Wirthshaus kam, es wäre besser gewesen, es hätte ihm eins sein Roß geführt: er hätte auf die Nacht ein Unglück haben können . . . es geht schroff ab bis zur Buschmühle.

Dort fand er schon den todten Vater? fragte Lucinde kopfschüttelnd.

Stephan, fuhr die Lisabeth fort, war der erste, der den Teichgrafen gefunden hat. Es fehlte ihm ein Stemmeisen. Da war's ihm doch, als ob er's im Grund hätte liegen lassen an der großen Eiche. Nun ging er hinunter und im Schummer schon. Gleich sah er, wie da alles durcheinander lag an seinem Wertplatz. Der Stein mit dem Adler war weggeschoben, rundum alles zertreten, und wie wenn es Streit gegeben. Und nun, Marie Joseph! da fand er denn auch den Teichgrafen gerad' auf dem Gesichte liegend. Hier, sehen Sie, hier am Hals, da wo schon manche ein neugeborenes Kind mit einer Stecknadel umgebracht hat, gerade da hatt' er's weggekriegt: nicht drei Zoll tief war der Rickfänger hineingefahren, sagte Stephan.

Der Rickfänger? fragte Lucinde. Woher weiß man denn von . . . ? Was wird der Kreuspudikus sagen? fügte sie jetzt noch ganz harmlos hinzu.

Die Lisabeth sah Lucinden groß an. Sie schien zu erstaunen über eine Frage, die geringe Menschenkenntniß verrieth. Lucinde war in der That von den sonstigen Dingen, die in ihr lebten, so erfüllt, daß sie kaum noch an die auffallende gestrige Rückkehr des Kreuspudikus dachte.

Die Liſabeth erklärte zunächſt das ſpäte Ausbleiben Stephan Lengenich's. Er hätte im Wirthshaus den Vorfall wol zehnmal wiederholen müſſen. Die Leiche war in die Buſchmühle getragen worden und jetzt ſäße ſchon ein Actuar aus dem Amte Lüdicke unten und im Düſternbrook würde alles nach Befund aufgenommen. Daß es in dem ganzen Kreis eine nicht geringe Zahl von Menſchen gab, die mit dem Theilungscommiſſar in Streit lagen, und daß man ihm gerade an dem einſamen Düſternbrook hatte auflauern können, ſtand feſt. Ein Verdacht auf dieſen oder jenen, der der Thäter hätte ſein können, wurde nicht ausgeſprochen; die Liſabeth ſelbſt war zu klug, die Gedanken, die der ganze Hof ſchon über den Kronſyndikus theilte, Lucinden mitzutheilen.

Es war eine dumpfe Schwüle, die den Vormittag über Schloß Neuhof und allen ſeinen Bewohnern lag. Die Arbeiten gingen läſſig. Jeder hatte die ſchreckensvolle Thatſache zu wiederholen und zu erörtern. Lucinde begriff dann allmählich, daß die ſonderbare, allen erſichtlich geweſene Ausſöhnung des Kronſyndikus mit dem Sohn des Deichgrafen allgemein in einen Zuſammenhang mit dem Vorgefallenen gebracht wurde. Die Unruhe und das Geheimnißvolle wuchs, als Stephan Lengenich, der allerdings im offenen Kriege mit dem Deichgrafen gelebt hatte, auf gerichtliche Requiſition abgerufen wurde und am Abend nicht wiederkam. Die Vorſtellung, die ſchon auf dem ganzen Schloß feſtſtand, daß der Kronſyndikus der Mörder geweſen, theilte ſich endlich auch Lucinden mit, und als erſt der Inſpector der Brennerei, die wichtigſte Perſon

auf der Oekonomie, erklärte, es würde doch wol nothwendig ſein, daß der Kronſyndikus auf Eggena durch einen Expreſſen von dem Vorgefallenen in Kenntniß geſetzt würde, und dabei die Miene eines Mannes machte, der wie von etwas an ſich ganz Ueberflüſſigem ſprach, wandte ſie ſich erblaſſend ab und ging dem Parke zu, überlegend, ob ſie nun nicht ſelbſt zur Buſchmühle ſollte. Die Wege dorthin waren aber übermäßig vom Regen aufgeweicht und Beiſtand mochte ſie nicht begehren. Schon war ihr, als wäre ſie eine Mitſchuldige, die vor allem den Kronſyndikus zu ſchonen hätte! . . . Darum war Heinrich ſein Sohn! Darum wollte er ihm gleichſam die Hände binden! So ſprach ſie mit ſich im Pavillon und blickte gedankenvoll in den düſtern Park. Der Sturmwind peitſchte wieder die Zweige der hohen Ulmen und bog ſelbſt die Stämme. In ihrem Innern ſah es nicht anders aus.

Einer Nachricht von dem Doctor harrte ſie mit jeder Minute entgegen. Dieſe kam aber nicht. Der Tag ging über das grauenvolle Ereigniß hinweg, auch eine aufgeregte, halb ſchlafloſe Nacht. Von dem Doctor war nichts zu hören und zu ſehen; ſelbſt dem gewöhnlichen Boten, dem buckeligen, grauhaarigen Sohn der Alten, bei denen ſie wohnte, dem Muſikanten, hätte ſie ſeinen Verrath verziehen, wenn er nur eine Mittheilung gebracht hätte. Als dieſer aber kam, den Vorfall wiederholte und obenein noch hämiſch lachte und ſeinen nun auch wie aus ihrer Lethargie erwachenden und grinſenden Alten von einem Schaffot ſprach, über das erſt ein Sammttuch gebreitet werden müßte mit

Freude, fast die ganze Auflage dort und in Frankreich abgesetzt zu sehen. Einige hundert Exemplare verschickte er an die deutschen Arbeiter in Paris. Eine zweite Auflage, die ein deutscher Buchhändler 1000 Exemplare stark anfertigen ließ, folgte bald darauf. Von dieser erhielt Börne 500 Exemplare als Honorar. In einem Billet schreibt er vom 2. Februar 1835: „Ich bin jetzt in die Lage gekommen, über die Schweizer Ausgabe meiner Uebersetzung von Lamennais frei schalten zu können, und wie ich gleich anfänglich beabsichtigt, wünsche ich Ihnen eine Parthie davon zu überlassen, um sie unter die deutschen Handwerker zu vertheilen, sei es ganz unentgeldlich oder gegen eine geringe Vergütung für wohlthätige Zwecke, welches Ihrer Bestimmung überlassen bleibt."

Es ist keine Frage, daß Börne das poetische Colorit dieses Buches zu hoch angeschlagen hat. Das Parteiinteresse bestach den ästhetischen Geschmack. Man kann rhetorische Ergüsse dieser Art mit einer fremdher entnommenen poetisirenden Ausdrucksweise nicht füglich Poesie nennen. Richtiger ist der demokratische Gesichtspunkt, aus welchem Börne diese berühmte Schrift Lamennais' beurtheilte und der besonders für Deutschland noch beachtungswerther als für Frankreich schien. Die Revolution war hier zur Pflicht der Religion gemacht; den Königen war die Anlehnung an die Bibel genommen. Börne kannte z. B. aus den Bauernkriegen die Deutschen genug, um zu wissen, daß sie im erträumten Bunde mit dem Himmel der größten Dinge fähig sind. Worauf konnten sich bis jetzt die Gegner der Revolution berufen? Auf deren Ursprung, auf die Sittenlosigkeit der „starken Geister" des vorigen Jahrhunderts, auf die Abschaffung Gottes in der französischen Revolution, auf das allgemeine

einem geflügelten und gekrönten Lindwurm — dem Wappen der Wittekinds — da ergrimmte sie aufs heftigste, verbot ihm im Pavillon zu bleiben, riß, da er nicht gehen wollte, das Fenster auf, warf seine Geige weit in die Nacht hinaus, zwang ihn, seinem Instrumente, das er auf allen Kirchweihen und an jedem Sonntage in den Schenken um Witobern strich, nachzulaufen und schloß indessen, mit einigen Sätzen von der Treppe ihm nachspringend, die Thür des Pavillons. Die Alten vergegenwärtigten sich inzwischen, welchen „Stein im Brete" Lucinde vorn im Schlosse hatte, und ließen sie aus Furcht gewähren.

Auf dem Hofe fehlte das Auge des Herrn. Der Bote hatte vom Vorwerk Eggena die Nachricht gebracht, der Kronsyndikus würde in der Frühe zurückkommen. Er kam aber noch am Mittag nicht. Am Abend traf er dann endlich ein. Er allein, ohne den Kammerherrn. Lucinde hörte das von den Alten, die beim Hofkehren ihn hatten aussteigen und vom Landrath, der ihn begleitete, Abschied nehmen sehen . . . noch immer war er in seiner glänzenden Uniform. Jetzt drängte sie's, zu ihm zu eilen, und doch fürchtete sie sich, dem Entsetzlichen entgegenzutreten. Auch mußte sie nach dem Vorgefallenen, nach dem Beweise des höchsten Vertrauens, das er ihr geschenkt, glauben, er würde bald aus eigenem Antriebe entweder selbst kommen oder um sie schicken.

Da es endlich dunkel wurde und sich niemand bei ihr sehen ließ, auch vom Doctor immer noch keine Kunde kam und nur erzählt wurde, am folgenden Morgen würde auf einem der nächsten Kirchhöfe, der zu einer kleinen evangelischen Gemeinde gehörte, der Teichgraf bestattet werden,

und als dann auch Abends von dorther klagend und fast wimmernd zwei kleine Glöcklein aus dem Thale herauf klangen, hielt sie es so nicht länger aus. Sie wagte sich über den großen Weiher des Parkes, dessen gefiederte Bewohner schon längst die Steckwerke ihres Thurms bezogen hatten, hinaus, sie wollte sich in den Zimmern des Kammerherrn zu schaffen machen und so den Vater an ihre Gegenwart erinnern.

Wie erstaunte sie aber, als sie dasselbe Gefährt, in welchem vor zweimal vierundzwanzig Stunden Heinrich Klingsohr angekommen gewesen, an der hintern Aufgangstreppe des Schlosses stehen sah und erfuhr, der Sohn des Teichgrafen wäre eben mit dem Kronsyndikus allein und niemand dürfte sie stören!

Sie traute ihrem Ohre kaum. Jetzt sah sie jedenfalls die Bestätigung erst der Unschuld des Kronsyndikus überhaupt, dann aber auch wieder, aufs neue grübelnd und die Vorgänge vergleichend, die so nahe Verwandtschaft zwischen beiden.

Von den Leuten erfuhr sie, daß die Aussichten auf Entdeckung des Mörders sich gemehrt hatten. Theils behauptete man, daß von einem Morde überhaupt nicht die Rede sein könnte, sondern nur von den Folgen eines Wortwechsels. Hatte der Teichgraf beim Streite sich gewandt und war ein gezücktes Messer (ein gezogener Hirschfänger, wagte schon niemand mehr hinzuzusetzen) so unglücklich gewesen, gerade im selben Augenblick in den Nacken zwischen die Halswirbel zu fahren, so drehte er sich noch einen Augenblick ein wenig um und „weg war er", wie Kenner versicherten. Man erzählte, daß so die

Jäger mit dem Nickfänger dem Todeskampfe eines erlegten Hirsches im Nu ein Ende machen. Alle aber wußten, daß sich die Umstände, wie es hergegangen, immer mehr lichteten, seit man einem Fetzen Tuch, den sicher im Ringen das Opfer seinem Mörder vom Kleide gerissen, diese einstimmige Erklärung gab. Man wußte auch, daß der Tuchfetzen von Farbe grün gewesen. Allen stand freilich, ohne daß eine Silbe laut wurde, dabei der Kronsyndikus vor Augen, der so ängstlich vorgestern seinen grünen Jagdrock bis oben hin zugeknöpft gehabt hatte, allen war begreiflich, daß der Geruch, der sich so pestilenzialisch im Schlosse nach seiner Rückkehr aus der Gegend des Grundes her verbreitet hatte, nur von einem verbrannten Kleide herrühren konnte . . . aber niemand verweilte dabei ersichtlich, die einzige Lisabeth ausgenommen, die wie sinnlos hin- und herrannte, seitdem Stephan Lenzenich aus Lübicke nicht wiederkam.

Indem klingelte es beim Kronsyndikus aufs heftigste . . . jeder glaubte, dort wäre Hülfe nöthig . . . Lucinde bebte . . . die Lisabeth suchte nach Fassung . . . sie schickte einen Diener, um die Befehle des gnädigen Herrn zu holen.

Nach wenig Augenblicken kam der Diener zurück . . . Das Roß sollte ausgeschirrt werden!

Ausgeschirrt? war nur ein Ton, den alle zugleich sprachen. Man zerstreute sich kopfschüttelnd. Auch Lucinde zog sich zurück, dem Vorpark zu.

Wieder aber klingelte es . . .

Der Diener kam aufs neue und brachte die Nach-

richt, man hätte Licht verlangt und — zwei Flaſchen Burgunder!

Jetzt wußte Lucinde nicht mehr, woran ſich halten. Sie fragte nach dem Kammerherrn, von dem niemand etwas wußte, dann ſchwankte ſie, da nach ihr nicht begehrt wurde und ſie auch nicht wußte, wie ſie in eine ſo geheime Zwieſprache eintreten ſollte, ihrem Häuschen zu, jetzt ſich ſelbſt mit ihrer Jugend und Lebensunerfahrenheit beſcheidend. Sie ſagte ſich, daß ſie bei ihren Jahren alles das ſchon zu verſtehen — „zu dumm" wäre.

Im Pavillon war es düſter und geſpenſtiſch. Der Sturm tobte, Zweige brachen. Die Mitbewohner ſchliefen ſchon. Sie glaubte immer noch, man würde ſie nun wol nach vorne rufen. Es geſchah aber nicht. Es verging die zehnte Stunde. Endlich ſuchte ſie fiebernd, das Lager . . .

Das Lied der Prinzeſſin Ilſe aus dem „Liederbuch von Heine", in dem ſie eine Weile geleſen, rauſchte ihr noch lange im Ohr:

Es bleiben todt die Todten,
Und nur das Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kryſtallenes Schloß,
Dort tanzen die Fräulein und Ritter
Und jubelt der Knappentroß.

Bilder wie vom Hauſe im einſamen Tannenwald, Bilder vom ledernen Großvaterſtuhl und der am ſchnur-

renden Spinnrad ſitzenden Großmutter, Bilder vom wilden Jäger und ſeinem Liebchen, vom Mondſchein, vom Galgen, von Gretchen in ihrem Wahnſinn gaukelten um ſo mehr um ſie her, als die Lebensſchickſale der alten Stammers und einer ihnen frühgeſtorbenen Tochter ſich trotz der Dunkelheit, die für ſie auf ihnen lag, geſpenſtiſch einmiſchten. Der Refrain „Dort oben auf dem Schloſſe“ blieb ſich immer gleich und dazu geigte der buckelige „junge“ Stammer unter ihrem Fenſter und wisperten die Alten nebenan. Es war ihr, wie wenn irgendwo Hochzeit gefeiert wurde mit Gäſten aus der Unterwelt.

Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz. . . .

Am folgenden Morgen klagten dann wieder die ihr wohl bekannten, ſonſt aber ſelten von ihr beachteten kleinen Glöcklein, die evangeliſchen; die großen, die katholiſchen ſchwiegen.

Vom Doctor erfuhr Lucinde, daß er Nachts zwölf Uhr erſt vom Schloſſe abgefahren, und vom Kronſyndikus, daß er ſchon um fünf Uhr in der Frühe wieder vom „ſchönen Enckefuß“ abgeholt und nach Eggena zurückgekehrt war. Nach ihr war nicht gefragt worden, und ſie hörte dies gern, weil es ihr anzudeuten ſchien, daß zwiſchen den Menſchen, die ihr werth waren, Friede herrſchte.

Auch auf Schloß Neuhof war große Bewegung, denn um acht Uhr ſollte der Deichgraf begraben werden.

Aus der Nähe und Ferne, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen ſtrömten Theilnehmende herbei.

„Es war ein Mann! Nehmt alles nur in allem!“

klang ſeine Nachrede — erſt am Grabe von der aufgeſchütteten Erde aus, dann aber ſelbſt bis in die fernſten Gauen des Vaterlandes.

Man legte Eichenkränze auf ſeinen Hügel. Sie wurden auch im bildlichen Sinne ihm gewunden, in Nachrufen aller Art, in Verſen, in ungebundener Rede ... Man pflückte die Blätter zu dieſen Kränzen auch bildlich aus den Schluchten des Teutoburger Waldes, durch die der Edle damals als Flüchtling geirrt, wie er ſich in der Befreiungsſtunde des Vaterlandes ſo gefahrvoll verrechnet hatte. Auch ſeine Tage von Magdeburg wurden gerühmt. Schon war ja die Zeit angebrochen, wo auf den Thronen Herrſcher ſaßen, die die Blütenträume auch ihrer Jugend wollten reifen ſehen. Und ſo wie jetzt bei dieſem vielbeſprochenen Ende eines Patrioten, gehen ja noch zuweilen durch das Vaterland ſegnende Geiſter und ſchwingen die Fahnen unſers wahren Ruhmes ... Zu den Poſaunen, über welche die weißen Ehrentücher des Friedens, nicht die blutigen des Streites feſtlich niederhängen, horchen wir dann noch einmal wieder empor, wie zu den Herolden unſerer wahren vergangenen und künftigen Größe. O daß es ſo oft nur die Todten ſind, um die wir uns die Hände reichen! Daß es faſt immer nur eine Erinnerung, ein Lied, ein Gedicht iſt, um das eine kurze Weile das vielſtimmige Durcheinander der Parteien verſtummt, eine Weile der große Riß, der durch das deutſche Herz geht, nicht im eigenen empfunden wird! ... Man pries des Geſchiedenen Muth, ſeine Charakterſtärke und Rechtlichkeit. Sein letzter Uebergang in die Fermen der Bureaukratie war ein ſo natürlicher geweſen. Er war von

denen, die die antike Tugend hatten, den Staat bis in die innerſten Fingerſpitzen zu fühlen. Man verurtheilt ſo oft ſchon wieder dieſe Tugend! Ja wie habt ihr ſie gefährlich gemacht! Nach dem, was wir ſchaudernd alle erlebten, welch ein Verbrechen iſt es nicht geworden, auf den Ruf der Lärmtrommel zu hören, die durch die Straßen wirbelt! Wer nur hinausſieht, wer nur je ein Wort in eine freie Luftwelle gab, dem wurde die Zeichnung vor den Mächtigen gewiß! Nun müſſen wir uns ſchon ſo erziehen, daß wir in einem allgemeinen Brande auf keinen noch ſo ſtarken Hülferuf mehr hören, ſondern kalt nur unſere eigene Habe bergen. „Was geht euch das Andere an!“ Wehe, wehe euch, wenn einſt die Stunde der großen Gefahr ſchlägt, die dem Vaterlande immer näher rückt! Dann werden wir in die Straßen und Plätze hinausſprechen ſollen und niemand wird es können oder wagen! Dann werden wir gerufen werden von den Signalen, die uns trügeriſche erſcheinen müſſen, ſeit ihr die, welche ihnen ſchon einmal gefolgt ſind, ſo unerbittlich ſtraftet! Wehe dann euch — und auch uns!

Klingsohr, der Alte von den Externſteinen, hatte dieſe Selbſtbeherrſchung nicht und ſein lebendiges Ergriffenſein von der Zeit rühmte man damals an ihm. Man nahm die Lieder von Arndt und Schenkendorf zu Eingangs- und Schluß-Blumenpforten ſeiner Nekrologe, die ſich bis in die fernſten kleinen Volksblätter verloren. Auch ſein Bild verbreitete man. Es war nur ein kleiner, kurzer, dicker, unterſetzter Mann, gar kein Gracchus oder Timoleon der Phantaſie geweſen. Die Stirn war ſogar ſo groß, wie

man ſie bei Narren zeichnet, die Augen blinzelnd klein,
ie Backenknochen vorſtehend, wie bei Baſchkiren, der
anze Mann einem modernen Bachus nicht unähn-
ich, und doch trank der Mann nur das klare Waſ-
er des Buſchmühlbaches, ſo oft er auch den „Va-
er Rhein“ beim jährlichen Erinnerungsfeſt der Freiwil-
gen und der Gründung der Städteordnung leben ließ.
r war entzündet vom Feuer nur ſeiner freien und
erzeugungsreinen Seele. Er hatte die Schönheit des
edankens. Einige Spötter rügten, daß er nicht nur
in Vermögen hinterließ, ſondern das, was er beſaß,
gar in Zerrüttung. Doch hatte er Gläubiger, die ihm
noch auch noch den Gutskauf hatten möglich machen
ollen. In einigen Städten ſammelten die Liederkränze
r ſein Grab und zu einem Denkſtein.

Um den Anlaß ſeines Todes loderte erſt über jeder
rgſpitze und nach allen Richtungen des Vaterlandes
eine große Flamme des Zornes und gedrohter Rache.
nn aber kamen in den Zeitungen wieder die berühm
Sänger, die Tänzer, Tänzerinnen, Feſtlichkeiten in
ris und London, man hatte einige Mammuthsknochen
gegraben, die neuen Eiſenbahnen erfüllten alles mit
wunderung und Speculationseifer; eine Flamme nach
andern erloſch und zuletzt blieb kein anderer Rächer
ig als das langſame und geheime Gerichtsverfahren
s mehreren Dynaſtieen angehörenden Städtchens Lü
und der über die Buſchmühle verhängte Sequeſter
Stephan Lengenich, der Küfer und Arbeiter im Düſtern-
f, blieb indeſſen eingezogen. Er galt bereits in we
Tagen für den muthmaßlichen Mörder.

## 15.

Zwei Tage nach dem Begräbniß seines Vaters sah man den Doctor Heinrich Klingsohr mit dem Kronsyndikus nach der Buschmühle fahren und daselbst das versiegelte Inventarium besichtigen.

Zwei stattliche Mecklenburger, die besten des Stalles und herübergekommen erst kürzlich aus den norddeutschen Besitzungen der Wittekinds, waren dem leichten, eleganten Wagen vorgespannt.

Wieder einige Tage, und der Freiherr von Wittekind-Neuhof und Doctor Heinrich Klingsohr reisten gemeinschaftlich nach der großen Stadt, in welcher der Regierungsrath Friedrich von Wittekind eben zum Oberregierungsrath ernannt worden war ... Auch ihm waren düstere Gerüchte zu Ohr gekommen über den Tod des Teichgrafen. Um so freudiger überrascht mußte er sein durch den Besuch des mit seinem Vater so traulich verbundenen Sohns desselben.

Man sprach mit Unbefangenheit von dem Vorgefallenen. Als jenes grünen Tuchfragens Erwähnung geschah, der an der Mordstätte wäre gefunden worden,

hieß es, daß durch eine Nachläſſigkeit unbegreiflicher Art ſo wichtige Hülfsmittel der Entdeckung plötzlich wären abhanden gekommen.

Alle dieſe Geſpräche fanden in Gegenwart der neuen Frau von Wittekind ſtatt. Es war eine Heirath, die erſt jetzt die Billigung des Kronſyndikus erhalten. Eine nicht mehr junge, unvermögende, aber dem Sohne durch Gewohnheit und manche, wie man ſagte, ſchmerzliche Erinnerung werth gewordene Wittwe eines geliebten Kronb.s und Amtscollegen, eines Herrn von Aſſelyn. . .

Der Oberregierungsrath fand einen Vorſchlag, den ſein Vater machte, ſehr annehmlich. Doctor Klingsohr ſollte die mecklenburgiſchen und holſteiniſchen Güter der Familie bereiſen und ſich in Altona nach der Lage von Proceſſen erkundigen, deren die Familie über dieſe Beſitzthümer mehrere zu führen hatte.

Der Doctor kannte Hamburg und freute ſich auf einen ihm bekannten zerſtreuenden und anregenden Aufenthalt, deſſen Koſten der Kronſyndikus trug.

Den Kammerherrn hatte der Kronſyndikus zum Grafen Zeeſen geſchickt und zwar ſchon am Tage nach ſeiner ſtürmiſchen Abreiſe auf das Vorwerk Eggena. Daß der Unglückliche Widerſtand leiſten wollte, verſchwieg der Vater nicht, ebenſo wenig wie den Zwang, den man anwendete, den Widerſtand zu brechen. Er hatte ihn kurzweg binden laſſen. Der ſpäter nachgeſchickte Diener des Kammerherrn meldete, Graf Zeeſen böte alles auf, ſeinen Herrn zu zerreißen und zu feſſeln. Er ſänge ihm geiſtliche Lieder und beſpräche die Biſſionen, die der Kammerherr zu haben glaubte. Inzwiſchen wäre der Kammerherr freilich bett-

Schwanken in Sitte und religiöſer Ueberlieferung, das von einer politiſchen Umwälzung in ihren erſten Stadien nie entfernt bleiben kann und das in ſo vielen Erſcheinungen, auch der neueſten Zeit, nothwendig hervorzubrechen drohte. Lamennais hatte nun dieſe Anklage umgekehrt. Er hatte die Republik zur Ordnung des Himmels, die Monarchie zur Ordnung der Hölle gemacht: die glühendſten Farben und Bilder der Bibel malten dieſen Gedanken zu einer Anſchaulichkeit aus, von der Börne gehofft hatte, daß grade die Phantaſie der Deutſchen ihr nicht widerſtehen würde. Börne vergaß, daß zwiſchen den Katholiken und den proteſtantiſchen Pietiſten, auf welche allerdings Beweisführungen dieſer Art nicht ohne Eindruck würden geblieben ſein, in der Mitte die religiöſen Indifferentiſten liegen, welche die große Mehrzahl bilden und den Ton angeben.

Börne ſelbſt hatte vor La Mennais' Perſon eine faſt religiöſe Verehrung. Nur einmal ſah er ihn bei dem Bildhauer David, der von Börne ein Medaillon nahm. Börne war damals körperlich zu leidend, um eine nähere Verbindung anzuknüpfen; aber er bildete dafür im Stillen die Theorie jenes demokratiſchen Prieſters weiter aus und kam auf dieſem Wege zu einer Anſicht über den Katholicismus, die ihn dieſe Confeſſion in einem ehrwürdigeren Glanze erblicken ließ. Hier war doch die Selbſtſtändigkeit einer ſich gegen den Staat waffnenden Macht möglich, die menſchlichen Gemüther wurden an eine Ordnung des Himmels gebunden, deren irdiſches Abbild in der That die Hierarchie in ihrer ſchöneren Bedeutung war. Seit damals bekam er jene Richtung, die ihm ein unbedingtes Regiren aller hiſtoriſchen Vergangenheit verhaßt machte. Er wollte mit der Revolution

lägerig geworden, aber die Verlobte des Grafen, das Freifräulein von Seefelden, sorgte für seine Verpflegung.

Alle diese Veränderungen gingen auch an Lucinden nicht spurlos vorüber. Sie erschütterten sie nicht minder wie den Doctor und den Kronsyndikus. Der Doctor, der ihr unter allen Umständen jetzt wirklich als des letztern natürlicher Sohn erschien, wiederholte mit scheuem Niederblick, ernst und verstört, wie er jetzt fast immer war, Betheuerung seiner Liebe über Betheuerung; der Kronsyndikus hatte Ursache, die Vertraute eines Geheimnisses, das beide im stillen Verkehr wiederaufnahmen, mit Aufmerksamkeit und Schonung zu behandeln. Sie erhielt Beweise einer Freigebigkeit, die an dem sonst so geizigen Manne auffallend genug war. Da nicht gezweifelt werden konnte, daß sie das Ziel ihrer Herzenswünsche in einer Vereinigung mit Heinrich Klingsohr finden mußte, so wurden die Aenderungen ihrer Lebensstellung dahin getroffen, daß sie ihm nahe bleiben, aber vorläufig doch noch so weit von ihm getrennt sein sollte, um keinen Anstoß zu erregen.

Vor allem fehlte ihr noch manche Vervollständigung ihrer Bildung. Es war hohe Zeit, das Chaos ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse zu lichten. Diese Anordnung wurde mit Fürsorge getroffen. Man hatte eine Familie ausfindig gemacht, bei der sie, nicht sogleich in Hamburg selbst, wol aber dicht in der Nähe auf dem Lande wohnen sollte.

Da Heinrich Klingsohr erst nach Göttingen zurück mußte und bei allen diesen Anordnungen von seiten des wie verwandelten und ganz außerordentlich milde, zahm

und nachgiebig gewordenen Kronsyndikus eine Zartheit und Schonung der Sitte und des Anstandes beobachtet wurde, wie wenn es sich wirklich um eine künftige Schwiegertochter desselben handelte, so gab man Lucinden sogar bis nach Hamburg eine Begleiterin mit, die in der vom Oberregierungsrath bewohnten Stadt gewählt wurde und ihr auf halbem Wege entgegenkam, an dem Tage, wo der Kronsyndikus und Klingsohr sie auf ihrer Abreise vom Schlosse begleiteten.

Die Abreise fiel mancherlei Umstände wegen auf einen Tag, wo der Kronsyndikus und Klingsohr in Lübicke einen Termin abhalten mußten in Angelegenheiten des, wie es schien, sehr gravirten Stephan Lenzenich, an dem selbst die Lisabeth irre geworden war, seitdem der Kronsyndikus von seiner Reise zum ältesten Sohn zurückgekommen war und ihr eine funkelnde, schwere goldene Kette mitgebracht hatte, zu der, wie der Alte hinzufügte, „jetzt nur noch die Uhr fehle". Sie that das Ihrige, sich auch diese zu verdienen ...

Diesen Termin in Lübicke hatte man für kurz gehalten, aber es dauerte fast eine Stunde, daß Lucinde auf dem Marktplatze der kleinen Stadt in ihrem vorn und hinten bepackten Wagen harren mußte. Sie konnte bei dem immer gleichrinnenden Strom eines schön geformten alten Rolandsbrunnen, an dem sie hielt, bei seinem nicht endenden, immer gleichmäßigen Wasserstrahl recht der Zeit gedenken. Was hatte ihr diese nicht alles gebracht! Was hatte sie nicht schon alles ausgelöscht! Auch das Bild eines auf schaumbedecktem Rosse den steilen Grund hinterm Park vom Küsterndorf Empor-

ſtürmenden, auch das Bild von der Waldhütte, den Tannen, dem Monde, der Großmutter, ihrer ſelbſt am Spinnrade, dem durch die kleinen bleigefugten Scheiben hereinlugenden wilden Jäger mit der rothen Feder am Hute, der dann wieder der Franciscanerbruder Herr von Buſchbeck aus Java war... Alles hatte ſich ihr ſchon gebleicht. Denn zu oft hatte ja auch der Doctor beſtimmt und feſt wiederholt und dann der zu Gnaden wieder angenommene buckelige Muſikant, vorzugsweiſe aber der ſeit einigen Wochen ganz beſonders elaſtiſche „ſchöne Enckefuß“ beſtätigt: der Kronſyndikus war allerdings am Platze der grauenvollen That geweſen und hatte geſehen, wie der Deichgraf dort getödtet lag; das Entſetzen, man könnte ihn, der ihn in Gedanken allerdings auch tauſendmal erſchlagen hatte, für den Mörder nehmen, hatte ihn von dannen gejagt, und wenn es geſchienen, als jagten ihn ſelbſt die Furien, ſo wäre es die alte Freundſchaft für den Deichgrafen geweſen, die in ſeinem Herzen trotz des ſpätern Zerwürfniſſes doch in der That unerſtickt geblieben wäre ...

Und wenn Lucinde den Doctor dann ſelbſt fragte: Biſt du wirklich der dritte Sohn? ſo ſagte dieſer geheimnißvoll: Störe die Ruhe der Todten nicht!...

In ſeiner Liebe war der Ausdruck ſtärker und leidenſchaftlicher noch als ſonſt geworden, wenn auch mit einer mehr unheimlichen als beglückenden Wirkung für ſie.

Vom Amte kamen damals beide Männer ſehr bleich zurück. Sie behaupteten, der Querfragen doch endlich müde geworden zu ſein und ließen den Wagen einem Gaſthauſe zurollen, um ſich zu erfriſchen. Lucinde ſtieg nicht aus.

Sie muſterte vom Wagen aus das Wirthshaus, den Garten deſſelben und eine gewiſſe kleinſtädtiſche Zierlichkeit in den bemalten Staketen, in einer mit grotesken Wandgemälden geſchmückten Kegelbahn, in einem ausgeſtopften Uhu innerhalb einer von Singvögeln belebten Voliere. Bei einer großen ſchwarzlackirten Kugel, die im Garten als Reverbere für die „ſchöne Ausſicht“ gelten ſollte, gedachte ſie des armen um ſie betrogenen philoſophiſchen Drechslers, der den Grafen Zeeſen recht eindringlich jetzt an ſein Familienſtatut, die Stiftung eines Irrenhauſes, erinnern mochte! Im Hinblick auf dieſe beiden Männer athmete ſie wahrhaft auf, endlich jetzt in geſundere Lebensluft zu kommen. Ja es that ihr ſogar wohl, im Saale des Gaſthauſes durch die geöffneten Fenſter, unter ausgeſtopften Vögeln, Käfern, geſpießten Schmetterlingen, Kupferſtichen von engliſchen Pferden und ähnlichen Herrlichkeiten eleganter Wirthsſtuben jener Gegend, da ſo traulich hinterm Champagnerglaſe zwei feſte, kraftvoll verbundene Männer zu ſehen. Sie liebte Trotz und Kühnheit. Auch ihr war Stephan Lengenich längſt der Schuldige. Seinen böſen Sinn hatte ſie ja ſelbſt gekannt, ſein Treiben ja ſelbſt gehört. Sie hatte alles das gerichtlich hier in Lüdicke in einem frühern Termine bezeugt und beſchworen.

Trotz des Champagners ſtiegen ihre beiden Begleiter zu ihr ſchweigſam und ernſt ein. Sie blieben noch einige Stunden an ihrer Seite bis zu einer Station, wo ſie Extrapoſt nahmen und zurückreiſten. Von der großen Stadt, wo der jetzige Oberregierungsrath wohnte, ſollte ihr auf einige Meilen ſchon eine Begleiterin entgegenkommen, die ſich ihr anſchließen würde bis Hamburg.

wo sie unter Klingsohr's Augen ihre Ausbildung vollenden sollte.

Der Abschied des Kronsyndikus von Lucinden war inniger fast als der des Doctors. Dieser gab nur die Hand und sprach, wie wenn Abschiede nicht zu seinem System gehörten, vom baldigen Wiedersehen. Jener hatte Thränen im Auge. Der Kronsyndikus weinte! Er war seit Wochen um Jahre älter geworden. Seine Augenbrauen sahen nicht mehr so gelblichweiß aus wie sonst, sie hatten sich ganz gebleicht. Die hohe Gestalt schien, wenn sie sich unbemerkt glaubte, kaum Kraft zu haben, sich so zu halten, wie dem Wappen des gekrönten und aufgebäumten Lindwurms geziemte. An Geld und Gut war Lucinde so ausgestattet, daß sie sorglos in die grüne Weite fahren konnte. Nach acht Tagen schon versprach Klingsohr in Hamburg bei ihr zu sein.

War das alles, wie es so kam, ging und was es bedeutete, räthselhaft genug, so konnte sie durch ihre Begleiterin, die nach einigen Meilen Alleinfahrens ihr entgegenkam, erinnert werden, daß alles im Leben nur Bild und Gleichniß ist. Sie war, wie Klingsohr und der Kronsyndikus ihr schon gesagt hatten, die Braut des „Sehers von Eschede", jenes Dr. Laurenz Püttmeyer, der auf die Philosophie des Pythagoras zurückgekehrt war und aus mathematischen Figuren das Weltall erklärte. Sie hieß Angelika Müller, war eine hohe, schmächtige, blasse Blondine am Ende der zwanziger Jahre. Bei jeder Anrede erröthete sie. Sie schien ein Gemüth von Weihe und Innigkeit. In Hamburg war sie von einer dort wohnenden katholischen Familie

als Erzieherin berufen worden und gestand sogleich mit größter Sicherheit, daß sie den Dr. Laurenz Püttmeyer von Eschede für den einzigen berufenen Denker unserer Zeit halte und daß sie gelobt hätte, nicht früher seine Hand anzunehmen, bis er nicht in Berlin den erledigten Lehrstuhl Hegel's erhalten hätte. Lucinde glaubte sehr an diesen hohen Geist. Auch der Kronsyndikus hatte oft erklärt, daß die Drechselbank für den Kammerherrn eine Quelle lehrreicher Unterhaltung geworden, seitdem er auf ihr die Würfel und Pyramiden Laurenz Püttmeyer's herstellte.

Mit dieser Begegnung auf mancherlei neue Eindrücke angewiesen, fuhr Lucinde in ihrem schwer bepackten Miethwagen die schon wieder staubig gewordene Landstraße hinunter. Die Lerchen wirbelten zwar, aber von Westen kamen düstere, den Athem benehmende Wolken, der jenen Gegenden eigene Haar- oder Höhenrauch. Doch schienen die Menschen der Ebene diese Dünste gewohnt. Sie arbeiteten im Felde. Lucinde glich selbst diesen Fluren, auf denen schon so voll geerntet war und über welche schon wieder die Pflugschar ging, um noch in diesem Jahr der Natur neue Triebkraft abzugewinnen.

Noch völlig war sie sich unklar. Man hätte sie in Hamburg in die Schule schicken können, sie würde gesungen sein und mit der Mappe unterm Arm.

Von jenem Uferrande aus, an welchem der Teichgraf in seinen jüngern Jahren, nach dem Ausdruck seines Sohnes, die Sandkörner zu zählen pflegte, gewährt Hamburg einen großartigen Eindruck.

Eine zweite nicht unansehnliche Stadt, Altona, ist ihr eng verbunden. Thürme, hohe Giebel, Dampfessen, Krahnen und zahllose Schiffsmasten ragen fernhin im wirren Durcheinander empor. Auf der Woge kreuzen sich mit rothen Segeln die kleinen Ever, die, von kraftvollen Ruderern geführt, die Kauffahrteischiffe behend umschlüpfen.

Beim Landen tritt man in eine Welt, die sich ihrer Geschichte und Bedeutung bewußt ist. Diese Straßen und Plätze, diese Vorstädte und Hafenkais sind Lungen, die ihre Luft nicht aus dem kleinen Binnenleben der Nachbarschaft, sondern aus dem unermeßlichen Ocean schöpfen, aus den Verbindungen mit England und Amerika und mit diesem im Norden und im Süden.

Bringe niemand die Anschauungen einer deutschen Residenz oder Provinzialstadt mit! Der Matrose, der

Overführer, der Schiffsabläder, der Packknecht, der Hausirer, der Karrenschieber nehmen die nächste Bequemlichkeit der Straße für sich in Anspruch und schleudern mit eingestemmten Armen den, der etwa auf sein Spazierstöckchen mit goldenem Knopf oder seine Glacehandschuhe als Berechtigung zu Ausnahmezuständen verweisen möchte, in souveräner Machtvollkommenheit auf die Seite; glücklich, wer noch dabei in einen Kram getrockneter Feigen oder frischer Orangen fällt, nicht in eine der englischen Gesundheitsgeschirr- und Wedgewoods-Niederlagen, die man an den offenen Straßenecken oder auf ambulanten Karren feil hält.

Vor dem Brande lag die Börse in dem jetzt verschwundenen engen Gewühl jener alten Straßen am Burstah und Rödingsmarkt, deren Häuser manches Menschenalter gesehen hatten. Die Naivetät Hamburgs, die sich so gut mit londoner Civilisationszuständen verträgt, eine Naivetät, die in dem unendlich unschuldigen, sozusagen schämigen Dialekt, auch selbst beim Blasé, sich wie die Unbefangenheit einer champagnertrinkenden Gurli anhört, war durch manchen verwitterten und nur noch an einigen Aesten zum Blühen und Grünen kommenden alten Lindenknorren ausgedrückt, der mitten unter Import und Export, unter Lotteriecomptoiren, Galanterieläden und Austernkellern wie ein Symbol der Unschuld stehen geblieben war. Dieselbe Idylle wiederholte sich beim Anblick der Gemüsekörbe der Vierländerinnen und des verschwenderischen Ueberflusses, mit dem aus rothen Blechkübeln die Milch durch die Straßen zu fließen scheint. Auch dicht an der alten Börse säuselten noch

einige Linden- und Akazienbäume in die „Ueberschreibungen" von Mark Banco hinein, und mancher gefühlvolle Wechselsensal nahm nach vollbrachter Feststellung der Tagescurse seiner Gattin noch einen Canarienvogel oder Dompfaffen mit heim, den vaterstädtische Gemüthlichkeit am Eingange der alten Börse zu verkaufen gestattete. Es sah ringsum eng, alt, holländisch aus. Nicht des stark vertretenen jüdischen Elements, sondern der Bauart einer vor dem Regen schützenden Halle und des im Freien liegenden Parquets wegen glaubte man in den Vorhof einer alten Synagoge zu treten.

Zu den Gemüthlichkeiten Hamburgs oder den hamburger „Ironieen des Satan", wie Dr. Heinrich Klingsohr gesagt haben würde — an dergleichen Kraft- und Schlagworte waren auch dort seine Freunde gewöhnt — gehört im Sommer das idyllische Wohnen der Geldleute unter Gras und Blumen vor den Thoren der Stadt.

Es ist wahr, die Atmosphäre Hamburgs bekommt im Sommer etwas Mephitisches. Aehnelt sie auch nicht ganz dem Dufte der pariser innern Stadt, wo die Gewürze, Kaffeebohnen, Pfefferſorten, Zimmetarten aller Zonen zusammenzukommen scheinen und die Kehle zum Ersticken zusammenschnüren würden, wenn die penetrante und vom pulverisirten Theriak erfüllte Luft nicht mit den Gerüchen von ranziger Butter und altem Käse wieder gemildert und gefeuchtet würde, so gesellen sich zu den ganzen und zerstoßenen Gewürzen in Hamburg noch die Ausathmungen der Kanäle oder Fleete, vorzugsweise aber jene sonderbaren Oelgerüche, in die vom 52. Grad nördlicher Breite an alles in Europa eingehüllt scheint, was

da lebt und webt. Das iſt von dieſem Breitengrade an ein Malen und Klecksen mit Oelfarbe an jede Wand, jedes Holz, jeden Stein! Der Nordländer liebt die grelle Farbe mehr als der Südländer. Wir glauben wunder, welche Farbenreize der Spanier für ſeine Kleidung ſucht. Die andalusiſche Tänzerin kleidet ſich in Gelb und Schwarz. Der Nordländer aber will rothe Halstücher, malt ſich grüne Häuſer, beſtreicht ſeine Windmühlflügel, ſeine Segel, ſeine Milchkannen, ſeine Gartenzäune, ſchläft in gold- und grünlackirten Bettſtellen, hat überall den Farbentopf und den Oelkrug in der Hand, bepinſelt und beglänzt Diele und Treppe und Fußboden und Fenſterrahmen. Kein Wunder, daß die beengte Lunge ſich in jenem friſchen Wieſengrün ausathmen will, das dem Hamburger glücklicherweiſe bis dicht unter die Thorſperre wächſt.

Die groſten Kaufleute fahren um drei Uhr in ihre prächtigen Villen, die an der Elbe liegen: aber ein ſolcher kleiner Exporteur in Kleeſaat, wie Herr Carſtens, geht nach vollbrachtem Tagwerk erſt eine Stunde in die Börſenhalle, wo er in die Schiffsliſten Auſtraliens blickt, um ſich nach „Suſanna Maria", einer geſunden, vollwangigen, friſchen Bark, zu erkundigen, die nach Adelaide einige hübſche Doſen jener Panacee der Ackerwirthſchaft bringen ſoll. Sie iſt noch nicht angekommen am Orte ihrer Beſtimmung, die Suſanna Maria, aber ein anderes — wir reden in der Naivetät dieſer oft ſo unſchuldig verkannten Geldſeelen — „nettes und ſchoines" Ding, die „Meta Carſtens", iſt ſehr guter Dinge in Baltimore eingelaufen und bringt den dortigen Fur-

die ſittlichen und religiöſen Güter des Volkes nicht verletzt ſehen und mißtraute dem Umſchwung der philoſophiſchen Begriffe ſo ſehr, daß er nicht bloß gegen Heine's Salons-Philoſophie, ſondern auch gegen Strauß' Leben Jeſu ſich verſtimmt fühlte. Er glaubte vorauszuſehen, daß durch dieſe neuern ſozialphiloſophiſchen Debatten die Frage der politiſchen Wiedergeburt verallgemeinert werde und die Schaaren der bisherigen Oppoſition ſich auffallend lichten würden. Doch die angeborne Sympathie, die Börne für alles Neue, Angegriffene, für alles in der Minorität Befindliche hatte, ließ ihn hier doch nicht zu einem feſten Abſchluſſe kommen. Es ſind tiefgemüthliche Widerſprüche, die in den letzten Tagen ſeines Lebens ihn beſtürmten, die ihm aber zu gleicher Zeit auch eine Erhöhung ſeiner Denkthätigkeit und Anſchauungsweiſe gaben, bis zu der er ſich früher nicht aufgeſchwungen hatte; ſeine nächſten Umgebungen bedauerten grade auch darum ſeinen Tod ſo ſchmerzlich, weil in dem Augenblick, wo ſein Körper den Dienſt zu verſagen begann, in ſeinem Geiſte eine ganz neue Gährung ausgebrochen war.

In Venedey's „Geächteten" ließ Börne eine wehmüthige Phantaſie über Lamennais' Worte eines Gläubigen einrücken. Er nannte ſie „Rettung." Er hätte ſie Geneſung nennen ſollen; denn es iſt der ſtille Jubel eines Kranken, der nach langem Verſchluß auf ſein Zimmer, zum erſten Male wieder die warmen, linden Frühlingslüfte begrüßen darf und jede Knospe in der ſproſſenden Frühlingswelt küſſen möchte. Börne bewahrte ſeine Theilnahme für Lamennais bis an ſein Ende. Der Verfaſſer der „Erinnerungen an Börne" *) erzählt: „Der Eintritt Lamennais' in die po-

*) Telegraph, 1838. Seite 707.

mern das, was ihnen auf ihren Acres jetzt lieber ist als etwa eine Kunde von der endlich errungenen Freiheit Germaniens. Kleesaat ist ein specifisch europäischer Artikel, ohne den es keine ausführbare Brache und keine Hebung des Viehstandes gibt; denn wie am Neckar, so am Missouri: die Kühe werden, wenn sie frisches Heu im Stall bekommen, schöner, als wenn sie draußen im Freien sich das beste Gras zerzupfen und nebenbei immer etwas dabei verschlucken, was ihnen nicht bekommt, wenn es auch nicht der übelberufene Duwock ist, über den sich eben noch bis halb vier Uhr Herr Carstens in eine noch nicht aufgeschnittene und bei Hoffmann und Campe erschienene Broschüre vertieft.

Die Kleesaat ist eine der ergiebigsten Branchen des europäischen und namentlich des deutsch-böhmischen Exports, eine Entdeckung, die nur leider von Herrn Carstens nicht allein gemacht wurde.

Er würde die Broschüre über den Duwock sicher lieber Sonntag Vormittag zugleich mit einer verbotenen Schrift von „Harry" Heine, letztere natürlich mit entschiedener Indignation, doch theilnehmend, bei sich zu Hause gelesen haben, wenn ihn nicht eine Reihe verfehlter anderweitiger Branchen, Leder, Thran, Gerbstoffe, Talg, zuletzt auf die Kleesaat geführt hätte, einen Artikel, dessen große Erfolge schon andere voraus hatten, diejenigen nämlich, von welchen bereits einige in zierlichen Cabriolets zu ihren Villen am schönen Ufer der Elbe dies- und jenseits Teufelsbrück gefahren sind.

Indessen eine Sommerwohnung zu besitzen, erlaubte Herrn Carstens doch sein jährlicher Umschlag. Sogar sich

an Tagen, die, wie der heutige, sich auch gar zu heißer Strahlen des Sonnengotts zu erfreuen haben, einer Droschke zu bedienen, um wenigstens durch die schwülen Straßen bis zum Dammthor zu kommen, gestatteten ihm seine Verhältnisse, die gar nicht so ganz „unrespectabel" sind. Herr Carstens hat nur die unglückliche Manie, alle zwei Jahre, wenn die Kleesaaten ringsum im Vaterlande in schönster Blüte stehen, sich und seinen beiden Schwestern, die ihm in Ermangelung einer Gattin die Wirthschaft führten und „das Leben versüßten", eine Erholungsreise von sechs Wochen zu gönnen, bei welcher er, wie weiland die im December mit ihren Herren wechselnden römischen Sklaven Saturnalien feierten, so die ersten Gasthöfe besuchte und sogar täglich Cliquot nicht verschmähte, den er an den Ufern der Elbe des nebeligen Klimas wegen dem Portwein entschieden unterordnete. Außerdem sparten seine liebevollen Schwestern an einer Mitgift, die sonderbarerweise mit den Jahren zwar zunahm, aber an Werth und Reiz für Männer, die etwa danach heirathen wollten, zu verlieren schien: es scheint leichter, 18 Jahre mit 20000 Mark an den Mann zu bringen, als 45 mit 30000.

Herrn Carstens unendliche Liebe für seine Schwestern, welche ihm diese jährlich in der Jahreszeit, in der wir uns befinden, mit Erdbeerkaltschale oder seinem täglich aufgesetzten Leibgerichte, jungen Erbsen mit „Speckern", ein für allemal vergolten haben wollten, unterließ nicht, diese Mitgift seiner Schwestern — er hatte ja nur diese beiden — bis auf eine Höhe zu steigern, die ihnen

allenfalls auch nach seinem Tode erlaubt hätte, die Erträgnisse des Kleesaatexports entbehren zu können. Es war immerhin ein ganz „respectabler" Mann von 100000 Mark Banco jährlichen Umschwungs, von welchem schon ca. 6—7000 Nettoniederschlag übrig blieben.

Dennoch mußte er vorziehen, interessante Broschüren lieber auf der Börsenhalle zu lesen, als sich deren zu Hause aufzuschneiden. Er mußte vorziehen, nur alle zwei Jahre von Celle bis Wien und von Wien zurück, vielleicht der Abwechselung wegen, diesmal bis Lüneburg, für einen „hamburger Kaufmann" zu gelten, sich in seiner Privatliebhaberei, dem Sammeln alter, auf die hamburgische Geschichte bezüglicher Münzen, zu mäßigen, ja er mußte sich sogar die Unbequemlichkeit aufbürden, seinen Schwestern eine Gesellschafterin zu halten, die jedoch für Kost und Logis und den von Meta Carstens ertheilten classischen Pianofortenunterricht ein Supplement hinzu zahlte. . . Alles das, um nur zwei geliebte Wesen nicht mit Sorgen und schrecklichen Aussichten auf Entbehrungen, z. B. eines Sommerlogis und der winterlichen Anwesenheit bei jeder zehnten oder elften Vorstellung eines neuen Stücks im Stadttheater (das Stück mußte sich „erst bewährt" haben) zu hinterlassen, sintemalen sein Unterleib von früherer leichter Auffassung des Lebens geschwächt war und sein Muskel- und Knochenbau — eine natürliche Folge des hamburger Winterklimas — an Rheumatismus litt, zwei Krankheitsbedingungen, die, wenn sie sich begegneten und den Rheumatismus auf einen der edlern Theile des Herrn Carstens — und die edelsten waren sein Herz und

ſein Magen — werfen ſollten, allerdings ſeinem Leben plötzlich ein Ende machen konnten.

Hier nun, in der vor dem Dammthore in Hamburg gelegenen Sommerwohnung des Herrn Nikolaus Carſtens, treffen wir „Fräulein Lucinde Schwarz“ wieder, herausgenommen aus Lebensverhältniſſen völlig anderer Art, in neuen Umgebungen, neuen Anſchauungen, neuen Empfindungsweiſen.

Lucinde verdankte dieſe Uebereinkunft jenen Gütern des Kronſyndikus, von denen das eine in Holſtein, das andere in Mecklenburg verpachtet war. Die Kleeſaat war auch hier die grüne Spur, die von dem Teutoburger Wald, über den Haarrauch und die Heidſchnucken hinweg, mit einem Umwege über die Marſchen und Geeſte des rechten Elbufers, nach einem noch volle zwanzig Minuten vom Dammthor gelegenen Landſitze führte, der unter ähnlichen Landſitzen mit Nr. 33 kenntlich gemacht war und aus einem Vorgarten von etwa auch dreiunddreißig Schritten, jedoch keineswegs in quadrater Potenz, ſondern nur etwa zwanzig Schritten der Breite nach, einem Hauſe von anderthalb Stockwerken ohne Keller und einem Hinterhofe und Hintergarten beſtand, der ſeinerſeits nur zehn Fuß lang und fünf Fuß breit war, einen Holzſchuppen enthielt mit einer Hundehütte und die Grube zur Inempfangnahme alles überflüſſigen Niederſchlags irdiſchen Daſeins. Nach hinten war alles das von einem ſchon abgeblühten Hollunderbuſch umzäunt und trennte auch dies Gebüſch dieſen Tummelplatz ländlicher Erholung von einem ditto, der mit gleichen luxuriöſen Bequemlichkeiten ſeine Fronte in einer andern Straße hatte

und vielleicht dort an einer Nr. 76 oder 77 bemerklich war, wo wiederum in gleicher Weise auch nach vorn dreiunddreißig Schritte bis zum Straßenstaket Raum geboten wurde dem „Flügelschlage einer freien Seele".

Der Vorgarten in Nr. 33 war zum größten Theile grüner Rasen, an dessen Frische und Ueppigkeit es bei einem landwirthschaftlichen Samenhändler nicht fehlen konnte.

Dicht an dem Hause, dessen Fenster so niedrig gingen, daß man sich bequem auf ihrem Simse hätte niederlassen können, wenn nicht die hanseatische Gewohnheit die Fenster statt nach innen nach außen öffenbar angebracht hätte, war eine, wie sich von selbst versteht, grünlackirte hölzerne Laube befindlich, durchzogen von einer einzigen, bereits von unten her in emporschlängelnder Entwickelung begriffenen Weinranke, deren bisje noch mangelnde Ausdehnung und Blätterfülle einstweilen ein in der Höhe von anderthalb Fuß üppig wuchernder Wald von türkischen Bohnen und Kresse ersetzte.

Vorn und am Rande der Breterwand links und der Breterwand rechts lief eine grüne Wand von spanischem Flieder hin, einigen Weidenstumpfen mit keck ausschießenden Zweigen und vorn am Eingang zwei duftenden, weil noch in der Nachblüte befindlichen kleinen Akazienbäumen.

Mangelte es an Schatten, so ließ sich von zwei Drittel Höhe des Häuschens eine großartige Markise von roth- und weißgestreiftem Segeltuche niederlassen, die auch über die allzu jugendliche Entwickelung der Laube den Mantel der Liebe breitete.

Im Erdgeschoß gab es drei Zimmer: eins zum Spei-

sen, eine zum Wohnen, eine zum Schlafen. Dazu eine Küche. Oben wohnte Herr Carstens. Seine Statur war glücklicherweise nicht zu hoch. Er konnte in der zweiten Etage vollkommen sicher sein, die Decke so unbeschädigt zu lassen, wie §. 7 des Miethcontracts es bedingte.

Die Hauptsache an einer solchen hamburger Sommerwohnung ist nur, daß ein Raum vorhanden ist, wo der Kohlencomfort stehen und der Theetopf sieden kann. Die grünen Erbsen und gebackenen „Zwiefer" mochte man im Hause verzehren, Speisegeruch ist überhaupt der Nachbarschaft wegen „nicht genteel"; aber der Theetopf hat sein unbestrittenes Recht. Auch in Nr. 33 stand er um 7 Uhr Abends auf dem eisernen Kohlengerüst; das Tischtuch wird in der Laube ausgebreitet, die Markise in die Höhe gezogen und das altsächsische „Ich bin Herr in meinem Hause" in einer Weise geltend gemacht, daß man sich vor den Augen der Welt weder im Nähen, noch Stricken, noch Sticken, noch Lesen, noch Schlafen, noch Rauchen, noch Wiegen in einem amerikanischen Wiegestuhl, noch Erscheinen in einer glänzenden Hausjacke von Pferdehaartuche irgendwie stören läßt. Den Vorübergehenden fällt nichts auf, weder eine grüne Brille noch eine graue Katze, weder ein schwarzer Hund noch ein rother Papagai, weder ein gelber Strohhut von vier Ellen Umfang noch eine schlangenartig gewundene Cigarrenspitze von schönster hellrother genauer Korallenarbeit. . . Letztere war eine Neuheit zur Koketterie des Herrn Carstens, wie jene sogenannten Rizzahüte eine der mehreren, doch erlaubten seiner beiden Schwestern.

Wir finden Lucinden wieder, wie sie sich schon am

Millernthor von Angelika Müller, die zu einer hier etablirten reichen Handelsfamilie aus Antwerpen zog, um dort im Hause Lesen, Schreiben und Rechnen nach confessionellen Bedingungen zu lehren, getrennt hatte. Die Braut Dr. Püttmeyer's, des Hegelstuhl-Aspiranten, wurde von einem eleganten Wagen im Hafen in Empfang genommen. Lucinde aber fuhr in einem Fiaker ins Comptoir des Herrn Nikolaus Carstens am Rödingsmarkt, einer düstern, mit Bäumen besetzten holländischen Gracht. Hier im Lärmen der sich durch den Kanal fluchenden Schiffer, der Krahnenwinder, der Führer von schwerstampfenden, scheitenbeladenen Lastrossen wohnen bleiben zu sollen, hätte ihr die Sinne benommen. Sie wurde sofort in die „schöne Natur" vor's Dammthor dirigirt und fuhr dorthin, erwartungsvoll, was ihr das Schicksal an neuen Prüfungen und läuternden Vorbereitungen fürs Leben bescheren würde.

Anfangs kam sie sich in ihrer neuen Lage wie eine Gefangene vor.

Man hatte ihr gesagt, ein älterer Herr, Junggesell mit zwei Schwestern, pflegte, obgleich alle drei in sehr „respectablen" Verhältnissen lebten, doch zur Zerstreuung und Belebung des „Hauses" bald eine junge Baronesse vom Lande, die sich in Sprachen und Musik vervollkommnen sollte, bald eine Engländerin, die an der besten Quelle deutsch zu lernen beabsichtigte, bald eine Binnenländerin, die zu viel Thee und Zwieback und zu wenig Rostbeef genossen und der überdies Wasserluft, Milch und Wiesengeruch gut thun sollte, liebevoll in die Gemeinschaft einer stillen Familie aufzunehmen.

Mit jenem hamburger Schein der unweltlich angebe-
renen Solidität und einer Gemüthlichkeit, die selbst in
Geldsachen nicht aufhört, mit jenem kindlichen sich wie
von selbst verstehenden Fallenlassen des Tons, werden
dabei auch einige hunderttausend Mark Banco genannt, mit
jenem gewissermaßen weiter nicht zur Sprache kommen-
den zufälligen Schlußschnörkel eines gleichfalls nur der
Form wegen aufgesetzten Contracts war eine Pension
von 1500 Mark Courant für sie bewilligt worden. Diese
leichte und graciöse Behandlung des Geldes, das nur
vor dem Wechselgericht oder bei der ersten und zweiten
Prätur eine ernste und dann zuweilen recht grobe Be-
deutung annehmen kann, imponirte Lucinden ebenso
sehr, wie die schnell eroberte Freundschaft, die ihr zwei
Damen entgegentrugen, die das „süße Mädchen" behan-
delten, als hätten sie sie schon aus Langen-Rauenheim
gekannt, wie sie noch barfuß unter den Enten in den
Bächen herumkrebste, an welchen gerade auch solche Wei-
den standen, wie sich zwei hier hinter das Staket her
verirrt hatten, zum Beweise, wie feucht die Luft und
der Boden war. Ja, es war im Verkehr gleich alles
hier so sicher, so fest, so unbeschreiblich gediegen, solid,
freundschaftslos, gewiegt, so ganz in ihr neuer Art und
unendlich imponirend. Selbst die großen Nizzahüte, die
neun Schattengeber, den auf Schloß Neuhof auch die
Isabeth trug, fast gleichkamen, machten Lucinden eine
Weile sprachlos. Doch ängstigte sie es bald, daß beide
Schwestern, Sophia sowol wie Meta, mit ihren Hut-
rempen fast die ganze Sommerwohnung unter Schatten
setzen konnten.

Lucinde wußte einige Tage lang im wörtlichen Sinne weder aus noch ein. Schon gleich, als sie den Winkel sah, in dem sie schlafen sollte, kamen ihr die Tage bei der alten Buschbeck in Erinnerung. Das Erwachen, Ankleiden hinter Bettschirmen, die erste Anlage und spätere Vollendung der Toilette zu dreien in demselben Zimmer, und das alles verbunden mit dem im ländlichen Negligé eingenommenen ersten Frühstück nebst Fleisch und Eiern, dazu Herr Carstens im Sommerrock, mit der gewundenen Korallenspitze im Munde, dann das Rühmen des rings von den allerdings vorhandenen Wiesen in die „Gärten" hereinwachsenden grünen Gras Gottessegens, das unleugbare Klingeln wirklich vorhandener Kühe und die allgemeine Bewunderung dann beim „gebildeten Gespräch", das überhaupt in Aussicht gestellt wurde, der drei alten hamburger Kupfermünzen, die Herr Carstens als Perspective künftiger geistiger Genüsse gestern mitgebracht hatte, dann der umständliche, zärtliche Abschied des Bruders, wenn er ins Geschäft ging, und alle diese täglichen Vorgänge in einer sich immer gleichbleibenden Cadenz des Gemüthlichen, des Sichvonselbstverstehenden und gleichsam Uraltewigen und auch noch nach Jahrtausenden Sosichgleichbleibenden . . . das machte ihr einen Eindruck, als hätte sie müssen in die eingehegten Wiesen hinüberspringen und zunächst gleich bei den Melkerinnen drüben, die vor den großen rothangestrichenen Kübeln saßen, Hülfe und Unterhaltung suchen.

Allmählich aber fand sie sich dann, besonders als die jüngere Schwester — mit welcher Bezeichnung indessen ihr Alter nicht etwa aus dem Beginn der Vierziger

zurückverlegt werden ſoll — ihre Hauptforce entwickelte, das Spiel am Piano.

Das ſtand im Wohnzimmer, dicht in der Nähe der in der Entwickelung begriffenen Laube.

Man konnte die „Sonate pathétique“ nicht ſchmelzender, die „Eroica“ nicht feierlicher vortragen als dies Meta Carſtens that. Lucinde fühlte, was ſie hier lernen konnte. Sophie handelte wol unterdeſſen mit einem jungen bäuerlich gekleideten und an einem Schulterquerbalken ein Dutzend Gemüſekörbe tragenden Burſchen um junge Erbſen und ein fliegender Metzger brachte die vielbeſprochenen „Sweſer“. Das Plattdeutſche, dem Lucinde auf Schloß Neuhof kaum entrinnen zu ſein glaubte, tauchte dabei aufs entſchiedenſte wieder auf. Es ſtand indeſſen den Schweſtern, beſonders wenn ſie mit den Bierländern verkehrten, ganz zierlich und erhöhte den Eindruck des Gelaſſenen, Soliden, Leidenſchaftsloſen und „Reſpectabeln“, welches letztere Wort immer das dritte war. Die kalte Ruhe aber wieder, mit der die Schweſtern — Meta ſtand dann zur Unterſtützung der Debatte mitten aus dem dritten Satz der „Eroica“ auf — die grünen Erbſen auf die Hälfte hinunterbieten und mit einem: „Ne, Ne, Ne, min Jong! Hol di jo nich op, min Jong!“ den Handel abbrechen konnten, ſtand in ſo ſeltſamem Widerſpruch mit der Süße des Tons, daß ſie immer nur ſchwieg und horchte und über ſo ſeltſamer Gegenwart faſt die Vergangenheit vergaß.

Klingsohr kam dann endlich auch aus Göttingen an. Daß ſie die Verlobte eines Doctors der Rechte war und dieſer ſelbſt ein mit der Durchführung wichtiger adeliger

litische Tagspresse interessirte Börne ungemein. „„Sehen Sie,““ sagte er, als die Journale angekündigt hatten, daß Lamennais die oberste Leitung des Monde übernehmen werde, „„sehen Sie, das möchte ich noch mit erleben, wie sich die Presse unter Lamennais' Impuls gestalten wird; aber mit mir wird's bis dahin zu Ende sein.““ Börne ging im Zimmer auf und ab; wir hatten uns auf den Kaminmantel gelehnt; bei den letzten Worten hielt er den Schritt an und stellte sich uns gegenüber; der Blitzstrahl seines Auges durchzuckte unser Inneres, wir fühlten uns bewegt und mußten alle Fassung aufbieten, die Frage an ihn zu richten, ob wir den deutschen Recensenten glauben sollten, daß er Hypochonder sei? Noch sehen wir Börne an jenem Abende vor uns stehen; der Glanz seines Auges strahlte wie immer; aber ein unendlich tiefes Weh, das wir früher nie bemerkt, lag um seine Mundwinkel eingegraben; seine ganze Gestalt kam uns gebeugter vor, als sonst; er fuhr mit seiner rechten Hand unter die Weste nach dem Herzen hin und hustete trocken. Eine unheimliche Ahnung überrieselte uns; als Börne sich nach dem Sopha hinwandte, blickten wir ihm nach; aber wir sahen nichts mehr; irgend etwas, ich glaube Thränen, hatte unsere Brillengläser verdunkelt.“

Börne hatte nie so viel Trieb zu schriftstellerischer Thätigkeit, als in seinen letzten Lebensjahren. So gern er im Verkehr mit Buchhändlern vom Ertrag derselben Nutzen zog, so auferfernd gab er sich jedem allgemeineren, seiner Partei dienenden Unternehmen hin. Auch Börne war unter den Schriftstellern, die sich zur Herausgabe des Reformateur,*)

*) Diese Aufsätze sind gesammelt in Fragmens politiques et littéraires par Ludwig Börne. Paris, Paguerre 1843.

Processe betrauter Advocat, der eine Zeit lang in hiesiger Stadt wohnen wollte, wurde schon in der Correspondenz über die Marschen und Geeste hinweg von Schloß Neuhof aus nach dem Rödingsmarkt berichtet.

Klingsohr besaß selbst etwas von der eigenthümlichen Art der Studirten, die in hanseatischen Städten den Ton angeben. Er hatte meist seine Ferien bei hamburger Freunden verlebt und verkehrte in Göttingen überhaupt nur mit Studenten, die unter sich plattdeutsch sprachen. „Selbst ist der Mann!“ scheint die Devise aller dieser jungen hamburger Aerzte und Advocaten zu sein. Klingsohr fand hier die liebsten Genossen seiner Studienzeit wieder. Gleich den ersten Abend, wo er zum Thee in der hoffnungsvollen Laube blieb, fand er auch bei den Damen und Herrn Carstens einen außerordentlichen Anklang. Bei Herrn Carstens besonders, seitdem er mit ihm über den alten Seeräuber, den Störtebeker, gesprochen. Als die Hinrichtung desselben erzählt werden sollte, brach zwar Klingsohr ab, versprach aber Herrn Carstens einige Münzen über die Einführung des soester Stadtrechts in Hamburg zu bringen, die er noch von seinem Vater aus der Deichgrafenzeit her besaß. Eben schwamm Herr Carstens darüber in Entzücken und notirte sich den Gegenstand zum Nachschlagen in den reichen Bücherschätzen der Börsenhalle, und schon hatte er auch Meta gewonnen durch eine Parallele zwischen Mozart und Beethoven, indem er jenen mit Rafael, diesen mit Correggio verglich und dadurch bei den Schwestern die Schleusen wegzog von verhaltenen seligsten Erinnerungen an die dresdener Galerie, Terrasse und

Sächsische Schweiz ... Ein Wort gibt dann eben das andere. Sophia Carstens bewunderte des Doctors Kunst, sich plattdeutsch auszudrücken. Man merkte dies bei der Plage der Sommerwohnungen, den Bettlern, die er plattdeutsch über ihre Herkunft und sonstige „Poesie des Eigenthums“ examinirte. Sophie fand, indem sie trotz dieser Poesie doch lieber die Thür des „Gartens“ abschloß und mit wenigen Schritten wieder hinterm Theetopf saß, eine Bürgschaft seines Gemüths darin, daß er die lieblichste und sanfteste Sprache von der Welt über seinen Reisen und gelehrten Studien nicht vergessen hätte.

Mein guter Vater, sagte der Doctor mit melancholischem Ausdruck der Mienen und eine Weile die Cigarre aus dem Munde nehmend, mein Vater haßte die plattdeutsche Sprache. Er duldete schon nicht, daß sie drüben in Stade, wo er wohnte und meine Mutter geheirathet hatte, in seinem Hause gesprochen wurde. Auch auf der Buschmühle, wo alles plattdeutsch spricht, mochte er sie nicht hören. Er nannte sie eine faule und bequeme Bauernsprache, nur gemacht für das Ideal des zufriedenen feudalen Schlaraffenthums. Wenn er über irgend eine Trägheit in seiner Nähe in Zorn gerathen konnte, über ein Gehenlassen wichtiger Dinge, über Gesinnungsfeigheit in großen patriotischen Fragen, so rief er: „Zitt ick in gorcer Noh', rook min Pip Tobak dätö!“ Er glaubte damit das ganze Wesen des Plattdeutschen getroffen zu haben.

Die drei Geschwister Carstens kannten das englische Ende des berühmten Mannes und verziehen nur

durch Achselzucken ihr Bedauern über dieſen Mangel bei ſoviel anderweitigen Vorzügen.

Lucinde aber konnte nicht umhin, die gleiche Abneigung auszuſprechen.

Das iſt ja eine Sprache, ſagte ſie, die eines Mannes gar nicht würdig iſt! Man glaubt ſie nur im Winter hinterm warmen Ofen oder aus einem großen Backtroge heraus hören zu können, in den man ſich mit der geſtreiften Schlafzipfelmütze gelegt hat, um noch die Wärme nachzugenießen. Plattdeutſch iſt eine Sprache, mit der man nur über ſaure Milch und ob die Gurken ſchon blühen, reden kann. Will man einen Gedanken ausſprechen, ſo läßt ſie uns gleich im Stich. Jeden Buchſtaben, der Kraft und Energie erfordert, läßt ſie aus ihrem Alphabet herausfallen; alles ſchlorrt darin wie in niedergetretenen alten Pantoffeln. Schleppt das und ſchlendert und iſt dabei ſo kalt, ſo eingebildet! Der Buchſtabe Z wird T, Ch wird K, das A vernergelt ſich in E. Ganze Buchſtaben und Silben fallen weg, um nur ſchnell wieder zum Ofen zu kommen. „Geſchlagen“ iſt „Slân“, „aufgeſtanden“ iſt „upſtân“. Von den erhabenſten Dingen ſpricht dieſe Sprache wie von Kinderſpielzeug, und dabei liegt doch wieder eine Malice, eine Gereiztheit in ihr, die uns z. B. vor den Mägden, wenn dieſe hier plötzlich hochdeutſch zu ſprechen anfangen, einen blanken Schrecken einjagen kann.

Das war freilich eine entſetzliche Anklage! Um ſo mehr, als die Schulmeiſterstochter in ſolchen Dingen ganz auf ihrem Felde war! Die Schweſtern ſahen ſich nur um, daß ſie weder Nr. 32 noch Nr. 34 belauſchten.

dort eine Makkerfamilie, die unter ſich immer nur platt-deutſch ſprach — man konnte die Erwachſenen dann allerdings von den Kindern kaum unterſcheiden — hier ein Profeſſor vom Johanneum, der dieſe Mundart wiſſenſchaftlich behandelt hatte und für den Störtebeker und das foeſter Stadtrecht dem Kleeſaathändler von großer Wichtigkeit war, da er die vaterſtädtiſche Neigung deſſelben wiſſenſchaftlich unterſtützte.

Man blickte ſchweigend und um Widerlegung mit flehentlichen Blicken bittend auf den Doctor, der ſeinerſeits die großen Waſſerſeen ſeiner Augen wie übertreten ließ und geſchmeichelt über Lucinden ſtaunte, die den Vortheil genoß, den die Verpflanzung aus einem alten in neuen Boden mit ſich bringt. Nichts hebt die geiſtige Kraft ſo ſehr, als ſich in Vergleichung bringen können mit neuen Eindrücken, ſich abheben von einer gründlich veränderten Folie.

Wie Lucinde auch ſo gar bitter und feſt ſprach, merkte der Doctor erſt, daß ſie ſich auch äußerlich verändert hatte. Er muſterte ſie, immer noch ſchweigend, mit ſtaunender Bewunderung. Ihr Körper hatte ſich wie zum Abſchluß entwickelt unter dem Einfluſſe des Erlebten. Immermehr gewann vielleicht der charakteriſtiſche Ausdruck über den ideal ſchönen die Oberhand. Ihre Züge glichen jetzt jenen ſeltſamen Köpfen, die uns aus irgendeiner hervorſpringenden Beſonderheit ſogleich unvergeßlich ſind, die aber auch Gefahr laufen können, daß ſie mit der ſchwindenden Jugend die Anmuth verlieren. Hier, wie ſie eben noch zu gleicher Zeit eine Fliegenjagd eröffnet hatte, dabei einen gleichfalls runden Hut, der

jedoch um einen Fuß weniger Umfang hatte als bei den Fräulein Carstens, abriß und ihn zum großen Schrecken derselben sogar auf eine Wespe warf, blieb der Eindruck einer Amazone, die Kraft mit Verschmitztheit verbindet. Der leise geöffnete Mund zeigte die Zähne; das Haar war, weil eine Toilette in dem engen Raum nicht mehr möglich wurde, fast um die Hälfte von ihr gekürzt worden; sie trug es nun in großen und cylinderförmigen Wellen zusammengebunden um Scheitel und im Nacken. Um den Hals lag ein Collier antiker Form, das ihr der Kronsyndikus von den Schätzen mitgegeben, die angeblich seiner Frau, vielleicht einer seiner Italienerinnen gehört hatten, und den halbentblößten Arm schmückten zwei gleiche reich mit Perlen und Rubinen besetzte alterthümliche Armbänder. Sie besaß eine ziemliche Auswahl solcher alter Schmuckgegenstände, und jenes Fräulein Angelika Müller, mit dem sie gereist war, hatte beim zufälligen Anblick des geöffneten Kastens, der sie enthielt, gesagt: Alles alt, aber gerade jetzt sehr modern!

Das Unvergeßliche an Lucindens Aeußerm waren vorzugsweise ihre schwarzen und wie von einer Entzündung aller feinsten Aederchen bis in die Wangen rings umschatteten Augen, ein plastisch gleichmäßiges Oval des Kinns, dann ein stetes Lächeln am kleinen Munde und in der Haltung ein fortwährend grübelndes Niederblicken, wie wenn sie auf dem Boden etwas suchte, was sie verloren. An diese Einzelzüge dachte man, wenn sie genannt wurde, ebenso schnell wie bei den Fräulein Carstens an die Nasen derselben. Man hätte allerdings glauben

können, dieſe Damen ſtammten aus dem urweltlichen Geſchlecht der Saurier, von welchem bekanntlich nur noch das Krokodil, das Chamäleon und die Eidechſe als Reſte übrig geblieben ſind.

Klingsohr ſah zwar auf die Uhr und ſprach von einem Spaziergang an dem Rande der Alſter, des nahe gelegenen Flüßchens, an deſſen Ufern ſich zwar nur Sand aufwellt, aber auch alte, ſchöne, ſturmerprobte Eichen ſtehen in einer Pracht und Fülle, als hätten ſie ſchon den hier einſt lebenden Klopſtock zu ſeinen Bardengeſängen begeiſtert ... Aber die Familie hatte die Freude, daß er doch noch erſt den ſchwebenden Kampf aufnahm und im Plattdeutſchen gerade ſtatt Schläfrigkeit und Trägheit Energie und Thatkraft fand.

Wenn, liebe Freundin, ſagte er, dieſe Ihre Holzpantoffeln und geſtrickten blauweißen Nachtmützen raſch zum Ziel kommen wollen und die Sprache kurz nehmen, ſo iſt damit nicht der Ofen gemeint, ſondern die Sache ſelbſt, um die es ſich in der Gemeinde, auf dem Acker erer auf dem Schlachtfelde handelt. Man nimmt bei uns die deutſche Sprache gerade ſo, wie ſie ſo auch der Engländer nur brauchen konnte, der allerdings das, was noch für die Ideenwelt meines Vaters fehlte, aus er Bretagne herübernahm. Gibt es ſchlagfertigere Volksſtämme, als es die Dithmarſen und Frieſen waren und noch ſind? Hat dieſe raſche und behende Sprache, die ſich mit keinem weitläufigen und unbeholfenen „Aufſtanden“ aufhält, ſondern raſch und flink vom „Up-in“ ſpricht, nicht die ſchöne Eigenſchaft, Bauer und Edelmann faſt gleichzuſtellen? Sie macht aus den Be-

kennern dieſer Mundart faſt eine einzige Familie. Wenn ſie vielem Philiſterhaften einen Vorſchub zu leiſten ſcheint, ſo leiſtet ſie ihn in Wahrheit doch nur der Einwurzelung des perſönlichen Stolzes auf eigenen Beſitz, eigenen Grund und Boden. Die Neuerung, deren Ideen ſich freilich nicht nach plattdeutſchen Lauten ausdrücken laſſen und, wollte man von Verfaſſungen und Aehnlichem darin ſprechen, eher wie Spott klingen würden, iſt dieſen Stämmen fremd; aber hat es nicht ſein Gutes, daß wir noch im Vaterlande Schanzen und Wälle der frei bewahrten Selbſtändigkeit gegeneinander aufwerfen können? Die Einheit iſt ein ſchöner Klang; aber ſie gewinnen auf Koſten unſerer beſſern Natur? Wer möchte das befürworten um ſolchen Preis! Der Deutſche bildet nur ein geiſtiges Volk. Seine Kraft liegt auf der Scholle, die er vertheidigt, ſeiner Sitte, ſeiner Sprache, ſeinen Ueberlieferungen. Mit dem überall aufgepflanzten einheitlichen Banner, einem ſchwarzweißen oder ſchwarzgelben oder ſchwarzrothgoldenen ſogar, würden wir unſern beſten Gehalt verlieren, und ſo iſt auch die plattdeutſche Sprache nur Hemmſchuh zu deſto ſicherer Fahrt. Nivellirenden Staatsmännern gegenüber ſchützt gerade ſie Perſon und Gemeinde.

Wenn die Damen Carſtens Romane laſen, ſo ſuchten ſie glücklicherweiſe immer gerade das, was andere überſchlugen. Sie ſtrichen ſich gern ſogenannte ſchöne Gedanken an und ſchrieben ſie hernach in ihre Sammlungen über zur erhebenden Lectüre in Augenblicken der Sehnſucht und des Sichnichtverſtandenfühlens oder zur Stammbücherbenutzung. Dieſe Erörterung, die der Doctor

ihnen anzuhören zumuthete, nahmen ſie für eine ihrem Geiſte dargebrachte große Huldigung. Schon weckte dieſelbe die überraſchte Aufmerkſamkeit der Nachbarſchaft. Fernerhin war der Uebergang in die gerade ſchwebende Frage des Zollvereinsanſchluſſes die leichteſte Folge dieſer Meinungsäußerung, für welche freilich Lucinde keinen Widerſpruch hatte. Sie ließ den beiden Damen den Triumph, durch die Feſthaltung ihrer heimiſchen Sprache auch den Kaffee, den Zucker und den Wein vor den Gefahren des Untergehens in deutſcher Allgemeinheit gerettet zu ſehen. Lauſchte nebenan der Profeſſor vom Johanneum, ſo mußte er ſeine Freude gehabt haben an Klingsohr's Rede. Er würde nicht Anſtand genommen haben, ihn zu einem Bekenner der Schule Juſtus Möſer's zu machen, einer Schule, die bekanntlich keine Wiedergeburt Deutſchlands zulaſſen würde, wenn nicht auch in ihr Rechnung getragen würde dem Ewig-Osnabrückiſchen.

Der Abend wurde kühl, wie es die vielen Wieſen nach Untergang der Sonne mit ſich bringen.

Klingsohr wollte an die Alſter und bat um Lucindens Begleitung ...

Dieſe warf ihre Mantille um, einen Hut über und begleitete ihren Freund, wohin er ſie zu führen gedachte.

Es gab trotz der volkreichen Stadt, die zu einer beſtimmten Stunde auch wie im Nu durch die theuere Thorſperre die Bevölkerung in ihre Wälle und Mauern zurückdrängt, hier draußen einſame und ſtille Wege. Sie waren ländlicher Art, führten durch Weidenalleen über Wieſen an Bächlein entlang, führten durch kleine Bir-

lengehölze und endeten in parkähnlichen Vergnügungsorten, die jetzt von Menschen ganz entleert waren.

Der Himmel wurde dunkler und dunkler und ließ schon einzelne Sterne blicken. Die Sichel des Mondes stand schon länger, aber sie war noch matt und füllte sich mit vollerm Lichtglanz erst gegen Mitternacht.

Das stille, heimliche Käferleben in Büschen, an Hecken und Zäunen regte sich; es war kurz nach Johanni. Die Phosphorfunken, die man haschte, wurden auf der Hand zu kleinen Käfern mit punktirten Flügeldecken. Der sumpfigen Natur konnten die Frösche nicht fehlen, diese Kukuks der Wasserwelt, die ihr Einerlei zum besten zu geben nicht müde wurden. Friedlich ernst rauschten, von einem leisen Luftzug erregt, die berühmten Eichen der Alster. Fernher brauste das Gewühl der großen, in der Abendstunde die durch die Arbeit gebunden gewesenen Sinne entfesselnden Stadt; Musik tönte herüber von einem Kranze von Lichtern, der um das Bassin des Jungfernstiegs immer reicher und voller sich hinzog.

Gerade hierher nun nach soviel Erlebtem versetzt zu sein, war für beide wunderbar genug. Klingsohr legte den Arm um Lucinden und wiederholte die Betheuerung seiner Liebe.

Er hätte, sagte er, ein reiches Feld von Thätigkeit in den verwahrlosten Processen der Wittekind'schen Familie gefunden, es könnte sich bis zum Winter hinziehen, daß er hier bliebe ...

Und dann? fragte Lucinde, die eine gleiche Wärme wie damals auf Schloß Neuhof für den Freund nicht mehr fühlte.

Was wir erlebten, erwiderte dieſer, kam ſo unglückſelig ſtörend, kam ſo die nächſte Beſinnung raubend, daß ich noch keinen Plan für die Dauer gefaßt habe. Ach, und wie oft iſt mir's wieder, als ſollt' ich dich umfangen und dich mit mir hinabziehen in Tod und Vernichtung! Sieh den geiſterhaften Schein der Wellen! Wie ſtill und geheimnißvoll ſie dahinfließen!

Lucinde wandte den Kopf zu dem Sprecher empor. Er hatte ihr den Hut abgenommen, weil der Rand deſſelben ihn hinderte, ſich feſter an ſie zu ſchmiegen. Letzteres that er mehr als ſie deſſen erwiderte. Sie fand ihn ſchwankender, haltloſer, als ſie von Männern ſeiner Art geglaubt hatte. Und bei dem „geiſterhaften Schein" der Wellen auch ihres unglücklichen Vaters gedenkend, ſchüttelte ſie's faſt wie Froſt. Sie ſagte faſt wie mit beängſteter Proſa:

Warum denn ſterben!

Ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt . . .

Wie drüben in der Stadt die Wagen rollen! fuhr ſie fort. Wie die Muſik ſo luſtig klingt! Das alles ruft uns will genoſſen ſein!

Klingsohr lüftete den Sommerhut und fuhr ſich erregt durch ſein krauſes röthlich ſchimmerndes Haar. Die Adern an Stirn und Wangen zuckten.

Laß uns von dem Schilf da fort! ſagte er und zog Lucinden vom Ufer mehr der Baumallee zu . . .

Blicke auf Vergangenheit und Zukunft mußten ſich nun von ſelbſt ergeben.

Klingsohr ſprach viel und ſchnell durcheinander vom Tode ſeines Vaters, von der Schuld des Stephan Len-

einer Zeitschrift, die von den Mitarbeitern ohne Honorar g
schrieben werden sollte, vereinigten. Er lieferte einige Feui
letons, in denen er Heine's Salon, Wachsmuth's Geschich
des deutschen Bauernkrieges und einige andre Bücher besprac
Er schrieb diese Aufsätze gleich selbst französisch nieder u
erntete dafür von Raspail das Geständniß, „es wäre di
ein neues Französisch!" Raspail wollte damit kein ausweiche
des Compliment sagen. Er war Kenner genug, um einz
sehen, daß Börne ein Französisch ohne Rhetorik schrieb, d
er den Gedanken nie der Phrase opferte und darum doch d
Phrase eine neue Grazie verlieh, die die Sprache wieder a
ihre ersten unverdorbenen poetischen Anfänge zurückführ
Seine Artikel im Reformateur setzten die Gedankenreihe fo
welche Lamennais in ihm angeregt hatte. Er wog die p
litische Bedeutung der beiden christlichen Confessionen geg
einander ab und kehrte, durch Heine's Salon dazu veranla
auf das Zeitalter der Reformation zurück. Was er üb
Luther, die Fürsten und das Volk sagt, verräth den einsei
gen politischen Standpunkt, von dem sich Börne nie trenn
konnte und der ihn mitten in seinen religiösen Debatten
beherrschte, daß er wohl äußerte: „Und doch ist es bess
wenn die Wahl sein sollte, lieber keine Religion, als kei
Freiheit zu haben." Von dem Satze ausgehend, daß d
Wahrheit dieneden doch nicht gefunden würde und wir
Symbole verwiesen wären, schlug er die Irrthümer des K
tholicismus deßhalb höher an, als die Philosopheme des Pr
testantismus, weil in jenem die Priester, als Stellvertret
der himmlischen Ordnung, dem Volke näher ständen, wie hie
Die Franzosen, welche den Reformateur herausgaben, war
nicht ganz fähig, sich in diesen idealen Standpunkt Börne

genug, die ſich immer erwieſener herausſtellte. Er wiederholte wie ſchon oft:

Der Schrecken über den einſamen Anblick des Erſchlagenen, das Entſetzen, daß man ihm hätte die That zuſchreiben können, hatten den Kronſyndikus in Verwirrung gebracht, und, was mehr iſt, hinter dem Haſſe gegen meinen Vater barg ſich Freundſchaft. Vom Schickſal deſſelben erſchüttert, unfähig, der Erſte zu ſein, der es anzeigte, ſprengte er nach Neuhof zurück, konnte die Todesnachricht nicht über ſeine Lippen bringen, verbrannte in einem Anfall von Großmuth, was er von Schuldforderungen noch in der Buſchmühle geltend machen konnte und bot mir ſeinen Schutz und ſogar den Vaternamen an und mein ganzes Glück in dir! ... Stephan Lengenich iſt der Mörder ... Die Feinde meines Vaters waren ja zahllos. Auf jedem Waldwege begegneten ihm Männer, die ihm den Gruß verweigerten. Ich hörte ihn einmal klagen, daß man auf der Buſchmühle Feuer angelegt gefunden. Man verſchwieg es, weil gerade ihn der Verluſt der Popularität ſchmerzte.. Hoch immer auf dem Schilde aller wollte er getragen ſein. Er konnte keine Gegner dulden, ohne ſie nicht von der Nichtigkeit ihres Haſſes überzeugen zu wollen. That er's dann, ſo verwirrte ſich der Hader nur erſt recht. Feindſchaft, die auf Antipathie beruht, vermittelt ſich ſchon bei einer günſtigen Gelegenheit zum leidlichen Auskommen; tauſcht man aber mit ruhiger Ueberlegung Warum gegen Warum aus, ſo treten erſt recht Verletzungen ein, die unheilbar ſind. Dieſe Tage ſind düſter, aber ſie liegen hinter uns. Vor uns winkt die Zukunft. Kehr'

ich nach Göttingen zurück, ſo ſollſt du die Muſe meiner Studien ſein. Laſſ' ich mich von Freunden, deren ich hier nur zu viele fand, bereden, hier zu bleiben, ſo findeſt du dich in dieſe neuen Anſchauungen. Komme, was kommen mag,

Wenn ich dich nur habe,
Wenn du mein nur biſt!

Nun war Klingsohr im gewohnten Zuge und drückte ſie, dichtend und phantaſirend, wildes an ſich, als ihr, der nur Horchenden, wohlthat.

So gingen ſie bald wieder am Schilf des Ufers oder ſuchten, um nicht im Sande zu verſinken, grüne Stellen. Weiter kam ein Weidengebüſch. Da blieben ſie ſtehen und Klingsohr ergab ſich mit neuen Betheuerungen ſeinem ganzen Gefühl, das jetzt ein keckes und herausforderndes wurde.

Lucinde ſchwieg nur. Es war ihr nicht als wäre ſie die Mitſchuldige eines Mitſchuldigen; aber irgend etwas blieb im Dunkeln ... Eine gewiſſe Kluft zwiſchen Klingsohr und ihr konnte ſie nicht mehr ausfüllen. Sie wußte nicht, woran es lag, daß ſie ſich ihm plötzlich gewachſen fühlte, ja ihn überſah. Die Zauber des Feſſelnden waren ihm plötzlich für ſie abgeſtreift, und ſo bedeutſam ſeine Rede blieb, ſeine That kraft vermißte ſie, und ſelbſt ſeiner Rede, ſeinem Humor, ſeinen Verſen, hörte ſie Gebundenes, Unfreies ab, ja, eine Gefallſucht, für die ſie nur keinen Ausdruck hatte.

Und doch gerade in ihm hatte ſie Ausdehnung und Raum zu finden gehofft wie im Univerſum, das er ſonſt auf ſeinen Schultern zu tragen ſchien! Nun gefiel ihm

sogar diese enge, begrenzte Welt, in die man sie versetzt hatte. Es war eine Freiheit, die ihr Zwang erschien. Und die Zumuthung, daß sie ihm Stab, sie ihm Stütze sein sollte!

Er begleitete sie an das kleine Haus zurück, in die Mausefalle, wie sie es nannte. Sein Abschied war stürmisch; sie sagte ihm kühl eine Gute Nacht!

Zehn Uhr Abends war's. Dennoch sieht man Klingsohrn noch nicht in seine Wohnung gehen, sondern in einen der Pavillons eintreten, die sich am Alsterbassin befinden.

Musikklänge, Tabackrauch, die Düfte von Grog und Punsch wirbeln in allen ...

Hier begegnen sich der Einheimische und Fremde ...

Draußen vor der Thür stehen Sessel, auf welchen man, wenn die des Nachts sich zuweilen sanft wieder mildernde Wasserluft es gestattet, die wogenden Menschenmassen an sich vorüberziehen läßt, wol auch die auf dem Wasser noch mit chinesischen Lampen dahinrudernden Gondeln verfolgt und ein Bild voll Leben und Bewegung in sich aufnimmt, das nur in der Ferne eine einzige große Windmühle unschön, aber doch charakteristisch begrenzt.

Diese Pavillons sind so bequem gelegen, daß man sich ihrer kleinen Extsitze im engern innern Raum gern als Stelldicheins für Freunde bedient. Manche Tische werden immer von derselben Gesellschaft in Beschlag genommen, entweder bei schönem Wetter draußen oder bei unfreundlichem drinnen. Im Winter ist man jedenfalls sicher, immer eine Gruppe von Bekannten an einer und derselben Stelle zu finden.

Der Kreis, in dem ſich Klingsohr hier bewegte, iſt
n den Hanſeſtädten ganz eigenthümlich angehörender.
Der Kaufmann iſt dort der beſtimmende und maß-
bende Theil der Bevölkerung, aber zu ſeinen Ergän-
ngen gehört der Arzt, der Advocat, auch der Schrift-
ller und Gelehrte überhaupt, denn an dem Bedürfniß
s gedruckten Buchſtabens fehlt es durchaus nicht, und
e dieſen Städten ganz ausſchließlich angehörende Lite-
ur beeifert ſich es zu befriedigen. Die Achtung vor
Wiſſenſchaft iſt nicht gering. Man kann aber auch
en, daß die, welche zu ihren Bekennern gehören,
ts unterlaſſen, was ihre Geltung mehren kann.
Nirgends äußert ſich der Arzt, der Advocat und
ulmann mit ſolcher Beſtimmtheit wie unter Kauf-
en, und niemand unterwirft ſich ihnen auch ſo un-
ngt wie dieſe. Englands Parlament iſt ein Beweis,
der Nimbus der gemachten Studien ſich vorzugsweiſe in
r großen geſchäftlichen Welt erhält. Dieſe Aerzte und
ocaten ſind es vorzugsweiſe, die den öffentlichen Geiſt
ummen und das Endurtheil auch in den Familien ab-
n, denn, wie jene die Frauen regieren, ſo werden
zu jeder Berathung von größerer Wichtigkeit hin-
zogen. Die einen von ihnen folgen dem allgemeinen
te des Erwerbs und nehmen früh eine praktiſche
tung an, ſtreifen den Idealismus ab, reden mit dem
inen Mann in ſeiner Sprache und nehmen die ma-
le Welt ganz wie ſie iſt; die Wiſſenſchaft wird ihnen
mellende Kuh; ſie verſchmähen ſelbſt die Intrigue
und werden in der oft bis zum Liebloſen gehen-
Entfaltung des ſchroffſten und einſeitigſten juriſti-

schen Verſtandes unterſtützt von denen, die ihre Spitzfindigkeit in Anſpruch nehmen, bewundern, rühmen, reichlich belohnen. Die andern ſind, wie die menſchlichen Entwickelungen einmal durch ihre angeborenen Anlagen beſtimmt werden, von einer idealen Haltung. Sie ſcheinen das Alltägliche zu verachten, vertreten die Gedankenwelt, hüllen ſich in einen heiligen Nebel myſtiſchen Eingeweihtſeins, ſind entweder Freimaurer oder Pietiſten oder Poeten oder alles zu gleicher Zeit und in verſchiedenen Lagen, nur benehmen ſie ſich überall wie ein Beſonderes, Vornehmes und ewig Akademiſches, und man darf hinzufügen, daß auch dieſen Männern der Erfolg nicht fehlt. Jetzt, wo die materielle Richtung überwiegt, mag das Häuflein dieſer vorzugsweiſe mit dem Rufe des Geiſtreichen ausgezeichneten Adepten der Wiſſenſchaft geſchmolzen ſein. Noch in den dreißiger Jahren aber war der Zuſammenhang Hamburgs mit den edelſten Richtungen des Vaterlandes ein ſehr inniger, und die ſchöne, maßhaltende, ſich ſelbſt beſchränkende Weiſe manches dort gefeiert geweſenen Namens wird noch jetzt bei den Nachlebenden nicht verklungen ſein.

So ſcheiden ſich beide Richtungen im Alter. In der Jugend aber gehen ſie noch mehr zuſammen. Der Scharfſinn des einen findet ſeinen Widerpart am Wiſſen des andern, der Rabuliſt der ſpätern juriſtiſchen Praxis ſtreitet ſich noch mit Hartnäckigkeit für Schelling oder Hegel, denen er die Schärfe ſeiner Unterſcheidungen zugute kommen läßt. Allen aber gemeinſam iſt auf lange Zeit, oft bis in die erſten Jahre der Verheirathung hinein, das lebendige Feſthalten des akademiſchen Lebens. Die

von Göttingen oder Heidelberg mitgebrachten Anſchauungen werden nicht nur in den Kaffeehäuſern feſtgehalten, ſondern oft auch noch in dem Wäldchen hinter Wandsbeck, in den Hohlwegen hinter Eppendorf. Man ſetzt die Feindſchaften, die man von der Hirſchgaſſe in Heidelberg, von Ulrici in Göttingen mitbrachte, in der Vaterſtadt fort und wechſelt auch oft noch im nahen holſteiniſchen Sachſenwalde Angeln um dieſelben Bagatellen, um welche man am Neckar und an der Leine „auf krumme Zäbel losgegangen“ war.

In dieſen Kreis ſeiner Freunde kehrte Heinrich Mellingsohr, mit Enthuſiasmus empfangen, zurück. Die grüngelbweiße Farbe hatte mit der rothweißen immer harmonirt; gehörten doch beide dem großen Bunde des Plattdeutſchen an.

Mellingsohr traf junge Advocaten und Aerzte, Aſſiſtenten am Krankenhauſe, gelehrte Speculanten, die ſich durch irgendein Organ, das Ohr, das Auge, oder als Juriſten durch Wechſel- oder Staatspapiergeſchäft eine Specialität zu ſchaffen ſuchten, andere, Juriſten, die auf eine Anſtellung in der Verwaltung rechneten und ſich mit Statiſtik der Ein- und Ausfuhr beſchäftigten, Schulmänner, die vor drei Herren und ſiebzehn Damen Vorträge über Spinoza hielten, andere, die eine alte Neigung zum Schriftſtellerthum nicht länger zu verbergen vermochten, ſondern durch irgendein Angebot der vielen neu erſcheinenden Zeitungen Redacteren wurden, ſie ſelbſten nicht wie, Candidaten, die noch nicht nöthig hatten, das Haar zu ſcheiteln und den Blick zu Boden zu ſchlagen, da die Ausſicht zu einem Pfarramt in der

Stadt erst über eine lange Probezeit auf dem Lande oder ein mühseliges Lehramt geht ... kurz, in diesen, natürlich unausgesetzt von Cigarrenwolken eingehüllten Kreis trat Klingsohr ganz so wieder ein, wie er ihn von seinen frühern Besuchen her kannte. Selbst in Göttingen als Privatdocent hatte er den Zug zum ewig Studentischen nicht aufgeben können. Er fand hier alle alten Anekdoten wieder, alle alten Stichwörter und Stichblätter des Witzes, alle alten Spitznamen; man lachte ebenso auf gegenseitige Kosten wie bei Bethmann in Göttingen, mit der gleichen oft sehr nahen maliciösen Anstreifung an die „touchirende" Grenze und mit derselben Empfindlichkeit, wenn diese wirklich überschritten und eines jener Worte gesprochen wurde, in deren Entgegennahme der „Mann von Ehre" sich in Deutschland vom „Philister" unterscheiden soll. Zwischendurch galten die Gespräche der aufgeregten Zeit, den Streitigkeiten des Tages, den Vorkommnissen der innern städtischen Verwaltung, den Persönlichkeiten der einzelnen Theilnehmer des Kreises und vorzugsweise den Frauen.

Letztern widmete man ganz den Antheil, der ihnen überhaupt gebührt; erhöhen aber mußte er sich im Munde junger Männer, von denen selbst die, welche den Reiz des Frauenthums mehr als sich gebührt hätte schon auf sich hatten wirken lassen, nicht in eine souveräne Verachtung desselben, die den Blasirten eigen ist, versunken waren, sondern aus dem Wüsten und Wilden sich ganz so wie Heinrich Klingsohr selbst zu einem Bedürfniß aufschwangen, in den Frauen das Madonnenhafteste von der Welt zu finden und sie anzubeten wie die eigene

verlorene Unſchuld und Jugend. Die dem Fremden faſt unglaubliche Möglichkeit, daß ſich in Hamburg überhaupt Sitte und Unſitte in ſtrengſter Geſchiedenheit erhalten können, war auch in dieſem Kreiſe bewieſen. Man konnte der tollſten Phantaſie und einer grauenerregenden Kenntniß aller Nachtſeiten im Frauenleben den Zügel ſchießen laſſen und war wiederum, wenn der Name einer Unbeſcholtenen genannt wurde, einig in dem Preiſe ihrer ſeidenen, dem Bilde einer Katharina von Siena entſprechenden Augenwimpern, dem Preiſe ihrer Händeren Durchſichtigkeit und Weiße nicht anders als mit der Zierlichkeit der Hände eines van Eyck und Memling verglichen wurde, dem Preiſe ihrer Augen, die wegen ihrer etwaigen träumeriſchen Unbewußtheit und gläubigen Zuverſicht geradezu katholiſche genannt oder ihrer irrenden, rein nur innerhalb des inſtinctiven Lebens bleibenden Unſchuld wegen mit den ſanften Augen einer Gazelle verglichen wurden. Ein Drängen aus dem zu reich genoſſenen, in ſeinen Untiefen zu ſehr erkannten Alltäglichen zum reinern Licht empor befaßen alle, und die Art, ſich ihre läuternden Flammen zu entzünden, war ſeltſam genug. Mancher betete in dieſem Sinne die Tochter eines Millionärs der Gröninger Straße an, mancher aber auch nur die eines armen Handwerkers an den „Vorſetzen“ oder „Raboiſen“.

Auch jenes „hehre Gnadenbild“, zu dem Klingsohr aufblickte, war gleich nach ſeiner Ankunft allen bekannt geworden.

Daß es ſich um die Penſionärin einer „reſpectabeln“ Familie handelte, wußte man.

Man machte an der Sommerwohnung des Herrn Carstens Fensterpromenade, um den Schatz zu sehen, der einem „Abadonna“ noch vor seinem gänzlichen Fall oder seiner Läuterung vom Himmel beschert werden konnte; denn in diesem Kreise galt Klingsohr für einen jener gefesselten Titanen, die früher oder später den ewigen Göttern des Olymp den Garaus machen konnten. Er hieß einer von denen, die eine unberechenbare „Zukunft“ besäßen. Ein einziges Publikum hatte er in Göttingen gelesen, das aber von einigen Hundert Studenten besucht wurde, während er eine Vorlesung über Privatrecht nicht zu Stande bringen konnte. Aber in jener Vorlesung über „Dante's Zeit- und Weltanschauung“ elektrisirte er seine Zuhörer in einem Grade, daß man an Klingsohr nicht anders dachte als wie an einen Evangelisten, der immer ein wildes Thier neben sich sitzen hat. Die Trachen und Greife Dante's zogen seinen Ruhmeswagen, sein Schweigen war so bedeutungsvoll wie die Geheimnisse der Apokalypse, sein Reden war Prophetenthum. Daß er arbeitete, stand fest. Wenn er um zwölf Uhr von der „Kneipe“ gekommen war, sah man bis drei und vier Uhr noch Licht bei ihm. Seine Versicherung, er würde ein neues System des Staats-, des Natur-, des Völkerrechts, eine neue Philosophie der Geschichte, eine neue Geschichte der Literatur, eine neue Ausgabe des „Sachsenspiegel“, eine Zusammenstellung der Fragmente des Ciceronischen Buchs „De Republica“ bringen, eine Geschichte der italienischen Städtebünde, eine Abhandlung über die Verjährungsfristen, eine neue Begründung des Steuerwesens und eine Kritik Adam

Smith's nach dem Syſtem der Bienenkörbe, alle dieſe Verheißungen fanden den vollſtändigſten Glauben. Für jedes dieſer epochemachenden Werke hatte er die leitenden Geſichtspunkte ſchon fertig und wußte ſie an geeigneter Stelle ſo anzubringen, daß man jahrelang von dem Gedanken ſprach, den Sie, wiſſen Sie, Klingsohr, damals auf dem Ritt nach Münden, am Zuſammenfluß der Werra mit der Fulda, auf der reizenden kleinen Inſel (dem „Taufkiſſen der neu entſtandenen Weſer", konnte er einwerfen) ausſprachen? Klingsohr ſtrich ſich die kurzen röthlichen Locken und lächelte dann nur. Er lächelte nicht etwa geſchmeichelt — die Werthſchätzung verſtand ſich ſchon von ſelbſt — er lächelte voll Wehmuth, wie ein Träumer, dem man von einem „Märchen aus alten Zeiten" ſprach. In ſolchen Wehmuthsaugenblicken konnte er, war es Abend und ſaß man im Freien, ſtundenlang auf ein einziges Sternbild blicken, die Caſſiopeia, und ohne eine Miene zu verziehen ſo viel Bier oder Wein oder Grog „vertilgen", wie ihm auf ein Klappern mit dem Zinndeckel, oder das Rütteln einer leeren Flaſche, oder das Anklingen mit dem Stahlbügel der Cigarrentaſche an ein leeres Glas von einem kundigen „Gleich-Gleich-Herr!" nur hingeſtellt wurde. Begann er dann endlich nach ſolchen Pauſen zu reden, ſo war es gewöhnlich eine neue Lesart im Tacitus, die er ſolange überdacht hatte, oder ein Irrthum in Vega's Logarithmiſchen Tafeln. Je ſeltſamer, je abſtruſer ſeine Aeußerung, deſto mehr imponirte ſie.

Jetzt wieder ſaß Klingsohr im Alſterpavillon bis zwölf Uhr Nachts mit derſelben Beharrlichkeit und in

hineinzudenken. Sie erlaubten sich, eine Stelle durch welche Börne sich von dem Verdachte, den Katholicismus in seiner papistischen Gestalt anzuerkennen, lossagte, zu streichen. Börne sagte: „Die dem Anschein nach anti-religiöse Bewegung des vorigen Jahrhunderts hat nur bezweckt, die Verfassung der Kirche aus der gegenwärtigen monarchischen Form in eine populäre umzuändern. Sobald es keinen Pabst, keine Bischöfe, keine stehenden Mönchs-Heere, keine schwarze Gensdarmerie mehr geben wird, sobald – " diese Stelle hatte man im Redaktionsbüreau des Reformateur gestrichen. Börne bestand, als er den Artikel verstümmelt abgedruckt fand, auf die nachträgliche Berichtigung seines dadurch sinnlos gewordenen Räsonnements. Sie erfolgte in einer nächsten Nummer.

Börne war nie gewillt, seine deutsche Bildung, seine besonnene Einsicht dem französischen Parteiinteresse zu opfern. In Börne's literarischem Nachlaß muß sich ein französisch geschriebener Aufsatz über den Grangeneuve von Delatouche vorfinden, welcher für den Reformateur bestimmt war. Börne hatte nemlich versprochen, den ebengenannten Roman zu beurtheilen, allein den Abschluß der Arbeit immer hinausgeschoben. Als man ihn nach geraumer Zeit, im Namen der Redaktion, an die Erfüllung seines Versprechens mahnte, erklärte er: „Ich kann den Artikel nicht drucken lassen; Raspail würde ihn ohnedies nicht aufnehmen; ich bin weder mit den Girondisten, noch mit den Montagnards zufrieden und müßte beiden Partheien die Wahrheit sagen können; das würde aber höchstens bei Ihnen und einigen Gleichgesinnten Anklang finden; alle Anderen, Republikaner oder Radikale, würden mich steinigen" *).

*) Telegraph: ebendaselbst. S. 738.

demſelben Wechſelverkehr mit den „Gleich-Gleich-Herr!“'s wie ſonſt. Aber „zerriſſener“ und wüſter als ſonſt war ſeine Art, bitterer ſein Humor; die Scherze, die er oft bis zur Ausgelaſſenheit über einen und denſelben Gegenſtand „zuſammenjeanpauliſiren“ konnte, floſſen nicht mehr von ſeinen zuweilen krampfhaft zuckenden Lippen. Man brachte bei Beobachtung dieſer Veränderung den ihn betrübenden Tod des hochgefeierten Vaters in Rechnung, dann die Liebe zu dem Elfenkinde vor dem Dammthor, das alle geſehen und wegen ihrer fremdartigen, der hier zu Lande üblichen Weiſe nicht entſprechenden Art des Ausſehens und Benehmens bewunderten. Einige „ſchlechte Witze“, die dieſer oder jener ſich erlaubt hatte, waren faſt bis an die „touchirende“ Grenze gegangen und ein für allemal beſeitigt worden. Klingsohr hatte ſich, als man von einem bei dem Kleeſaatmakler Carſtens in „Correction“ gegebenen „Röslein auf der Heiden“ ſprach und das Rauhe Haus erwähnte, vom Tiſche erhoben, wie wenn ein jeder Zoll an ihm auf zwei hinauswüchſe und er geradezu bis zu ſeiner Kaſſiopeia hinauf wollte; er ſprach kein Wort, aber ſein ſonſt ausdrucksloſes Auge ſtarrte und von Stund' an war das Geſpräch über dieſe Liebe rein und unentweiht, wenn man auch nicht begriff, wie ſie den von einem ſolchen Beſitz Beglückten nicht mehr beleben und erheitern konnte.

Des Geldes, das allerdings ſonſt, wenn es mangelte, dem „Weltſchmerz“ Vorſchub zu leiſten pflegte, beſaß Klingsohr genug. Wie kam er zu dieſer verſtimmten Laune, dieſem ſchleudernden, dicht an den Häuſern entlang gehenden Gang, dieſem Niederblicken, dieſem haſ-

tigen Aufſchlagen der Gläſer, daß ſie oft in Scherben zerſplitterten, dieſem erbitterten Angriff auf Richtungen, denen man ihn verwandt glaubte, dieſer gehäſſigen Verfolgung alles deſſen, was lebensvoll und fröhlich ſich um ihn her tummelte?

Einige Aufſätze ſchrieb er damals für Blätter, die ſeine Freunde redigirten. Die doctrinären Behauptungen darin gingen ſelbſt dieſen zu weit. In einer Republik von Bürgern rühmte er den Adel, nannte ihn von Gott eingeſetzt, ſtellte ihn wie Leuchten hin, die das Dunkel der Zeiten erhellen ſollten, pries ihn ſeiner Einſeitigkeit wegen, in der die Bürgſchaft ſeiner Kraft läge, ja ſchloß damit, daß kein Denker beſſer die Zeit erfaßt hätte als jener Ludwig von Haller zu Winterthur in der Schweiz, derſelbe, der Luthern einen ſittenloſen, entlaufenen Mönch genannt hat.

Dieſe Artikel erregten Widerſpruch. Sie würden in dem Kreiſe, der Klingsohrn bewundernd umgab, eine Spaltung hervorgerufen haben, wenn nicht ſeiner Vergötterung des Adels eine Nemeſis der ſchneidendſten Ironie gefolgt wäre.

Sie erregte das Aufſehen der ganzen Stadt.

## 17.

Eines Tages, an einem schönen Nachmittage, saß Klingsohr am Alsterpavillon wieder unter seinen Freunden. Sie waren heute zahlreicher denn je vertreten, da man auf dem wallenden blauen Bassin ein Wettrudern veranstalten wollte, zu welchem einige von ihnen als Comitémitglieder gehörten und sich über mancherlei dabei zu beobachtende Vorschriften vor der entscheidenden Sitzung zu verständigen wünschten. Schon baute man ein Gerüst auf einigen Kähnen, das in bunter Ausschmückung in der Mitte des Bassins als Festtribüne vor Anker liegen sollte. Die Massen der Bevölkerung wogten hin und her. Klingsohr war vorm Thore gewesen und hatte, wie schon oft, Lucinden nicht gefunden.

Diese konnte das Einerlei der Beethoven'schen Sonaten, der grünen Erbsen und vaterstädtischen Münzen nicht länger ertragen und hatte nach rechts und links ihr Terrain erweitert. Menschen, die von einer frischen und lebenskecken Kraft sich bestimmen lassen, finden sich überall. Lucinde hatte die ganze Reihe der Sommerwohnungen von Nr. 25 bis 40 diesseit der abgeblühten Hollunder

hecke und jenſeit von Nr. 45 bis 60 durchbrochen und dort durch Vermittelung von Kindern, hier durch einen entflogenen Papagai, da durch ein am Buſchwerk des Gitters beim Vorüberſtreifen hängen gebliebenes Tuch, dem man von innen Abhülfe ſpendete, eine Bekanntſchaft nach der andern geknüpft. Zum Schrecken der beiden Damen Carſtens war ſie überall einheimiſch geworden, ſowol bei Menſchen, die jährlich 10000 Mark einnahmen, als bei ſolchen, die vielleicht nur auf 1000 kamen und ſogar den Winter über die Sommerwohnung nicht verließen; „ja bei Juden ſogar“, bei Lotteriecollecteuren und Hausmattern ſprach ſie ein und wußte alle Geheimniſſe der jungen Mädchen und jungen Frauen, der Matronen, ſogar der Ehemänner und Greiſe. Ihre Zutraulichkeit befremdete erſt, dann entzückte ſie. Die fremdartige, halb ſüddeutſche Ausſprache, der geringe Werth, den ſie auf ihre Anmuth legte, ihre Neigung zum Necken gefielen ſo annehmend, daß Eiferſuchtsſcenen ausbrachen, und ſchon darüber, wer ſie am längſten und am öfterſten beſitzen konnte. Lucinde erkannte ſich kaum ſelbſt wieder in dieſen Erfolgen. Die alte Erfahrung, daß in ein tiefes, allzu geregeltes Treiben ein glücklich organiſirter Geiſt mit den leichteſten Mitteln Leben und Bewegung bringen kann, beſtätigte ſich aufs neue. Sie ſtaunte über das, was ſie zu Stande brachte. Alle Herzensgeheimniſſe von einem Dutzend junger Mädchen kannte ſie, und Männer, die ſonſt auf Spaziergängen kalt vorübergingen, wurden ihr jetzt in ihrem geheimſten Charakter enträthſelt. Sie half, wo ſie konnte. Ja, ſie ſelbſt erntete Huldigungen in ſolchem Ueberfluß, daß ſie nicht wußte, was

damit anfangen. Noch entdeckte ſie alles Klingsohrn und nahm deſſen Warnungen auf. Bald aber ſtellte ſie Vergleiche an und gerieth in Neckereien und Verſteckſpiele, ganz in der ihr eigenen Weiſe, die allen und keinem gehörte. Bald folgte dann freilich auch die Reaction. Hier war eine Eitelkeit verletzt, dort ein Verdacht übertrieben worden; ſchon gab es Vorwürfe, ſchon Verfeindungen; Freundſchaften löſten ſich im Lauf eines einzigen Abendſpazierganges durch die thaufeuchten Wieſen in entſetzliche Enthüllungen, Racheplane und Warnungen auf. Hütet euch vor der! riefen die einen, während die andern noch das treueſte und edelſte Herz liebkoſten und nur ein Kind der Natur in Lucinden ſahen, dem niemand gram ſein könne, ſelbſt wenn es unüberlegte Streiche machte ... Kein Wunder, daß in dieſen immermehr zunehmenden Wirren Klingsohr oft ſtundenlang bei der Erbſen lernenden Sophia oder der „Lieder ohne Worte“ ſpielenden Meta oder dem in der Geſchichte der hamburger Bürgermeiſter verlorenen Nikolaus verweilte alten und ſich von ſeiner in Feld und Wald verflogenen Liebe nichts finden wollte.

In der durch eine ſolche Nachricht von einer wieder in die Sumpf-, Moor-, Wald- und Sandſteppenwelt hinter Eppendorf hinausgegangenen Wanderung erzeugten Mißſtimmung war Klingsohr an jenem Nachmittage zur Stadt zurückgekehrt. Da das auf der Alſter vorbereitete Vergnügen ein ariſtokratiſches war, ſo fanden ſich in dem Kreiſe, den er betrat, gerade diejenigen anweſend, die ihr Patricierblut in denſelben Wallungen kund zu geben pflegten, wie wenn ſie zu den „Granden

der Ukermark" oder zu Mecklenburgs Vollblut gehörten. Zu den Hofschlittenfahrten unter den berliner Linden können die Farben, die die Vorreiter tragen, die Farben der Federn, die auf den Köpfen der Rosse wehen sollen, nicht sorgfältiger nach den heraldischen Thatsachen der Familienwappen bestimmt werden, als hier die jungen Doctoren aus den Familien der Millionäre und die künftigen Senatoren und Gesandten der Republik von den Emblemen ihrer Wimpel, den gestreiften Farben ihrer Ruderboote und Ruderer sprachen. Die „Ehre" war in ihrer ganzen, so empfindlichen und bekanntlich nur geringen Elasticität angespannt, und Heinrich Klingsohr gab seine Rathschläge in einem Tone, als wenn er in der That ein rechtmäßiger Sohn jenes Freiherrn von Wittekind war, dessen Processe er nur führte.

In diesem Augenblick geschah ihm aber etwas Entsetzliches.

Eine schlanke, hohe Gestalt in schwarzem Frack, mit einem hierorts auffallenden Ordensbande im Knopfloch, drängte sich durch die dichten und dem Alsterspiegel zugewandten Menschenmassen an den von den geachtetsten jungen Männern der Stadt besetzten Tisch, rief ein lautes, fast kreischendes: Hab' ich dich, Schurke! einem derselben, dem er den Hut vom Kopfe schlug, entgegen und schlug mit einer Reitpeitsche auf Schultern, Kopf, Hände desselben so unbarmherzig zu, daß im Nu blutige Striemen auf Stirn und Wangen sichtbar wurden. Man hätte noch Aergeres befürchten müssen, wenn dem Rasenden, der Stühle und Tische umwarf, um noch ärger über sein Opfer herzufallen, andere nicht im Augenblick

in die Arme gesprungen wären und mit der äußersten Anstrengung seinem Beginnen ein Ende gemacht hätten.

Der so Getroffene war Klingsohr. Den Angreifer erkannten sowol dieser selbst, soweit er die Besinnung behielt, wie mehrere in der Gesellschaft sogleich wieder. Es war kein anderer als ein älterer göttinger Studiengenosse, der Freiherr Jérôme von Wittekind.

Der Kammerherr nannte auch sogleich seinen Namen und warf zum Ueberfluß eine Karte auf den Tisch. Andere rissen ihn fort. Das rege Rechtsgefühl und das schnell entschlossene Naturell der Bevölkerung machte sich in der Beihülfe geltend, die der Mishandelte erfuhr; man riß den Störer des Stadtfriedens fast nieder. Die Mitglieder der Gesellschaft aber, die sein Ueberfall so urplötzlich gestört hatte, hinderten sowol die Volksjustiz wie die Arrestation. Alle erkannten, daß hier ein Vorfall stattfand, der einem Ehrengericht angehörte, nicht der Polizei. Klingsohr blutete. Sowie er zum Bewußtsein gekommen, wollte er sich entfernen. Kein Wort sprach er, ja er schien dem Ueberfall eine Bedeutung zu geben, die diesen gänzlich dem Bereich fremder Einmischung entzog. Um den Angreifer, dessen stattliche Gestalt imponirte, ja der sofort eine Erfrischung bestellte und die Börse zog, hatte sich sofort eine Gruppe gebildet. Es stand bald fest, daß eine solche Selbsthülfe hier nur die Folge eines äußersten Zwanges gebotener Umstände gewesen war, und wenn auch Männer und Frauen riefen: Er ist toll! wenn auch einige der Herren am Tische es überdies auch schon gesagt hatten: Es ist der tolle Wittekind! so erblickte man doch zunächst in

seiner Handlungsweise nur das Maß, wie weit Rache und langgeschürte Wuth vielleicht begründetermaßen einen Menschen fortreißen können. Den Angreifer begleiteten über die Straße einige seiner alten Commilitonen auf einige Zimmer, die er, vor einer Stunde angekommen, im ersten Stock der auf zwanzig Schritte nahe gelegenen Alten Stadt London genommen und auf Befehl der Polizei nicht mehr verlassen durfte. Man erfuhr von dem ohne alle Begleitung Angekommenen, daß ihm Klingsohr „seine Braut" entführt hätte.

Wirr genug waren die nähern Angaben des Nachschnaubenden; aber kannte nicht jeder das Räthselhafte der Persönlichkeit, mit der Klingsohr in Hamburg aufgetreten war? Der Kammerherr konnte, wenn er einen tobsüchtigen und bösen Gedanken unausgesetzt verfolgte, mit Consequenz verfahren wie ein Vernünftiger. Jetzt war er ganz heiter, lachte, ließ Champagner kommen, behielt seine alten Freunde zurück und widersetzte sich der Anordnung eines Ehrengerichts keineswegs. Die Satisfaction, die als dem so Gezüchtigten gebührend sogleich genannt wurde, versprach er ohne weiteres geben zu wollen, drang aber auf Eile, wobei er sich benahm, als fürchten der Verzögerung Gefahren für ihn und andere. Niemand begriff dabei aus seinem Benehmen, wie der Angst als schwachsinnig Bekannte mit einer gewissen lachenden Geberde immer auch die Freude über seine Flucht aus der, wie es schien, gewaltsamen Absperrung kund gab. Klingsohr wurde sofort in seine Wohnung gefahren. Ihn begleitete der andere Theil der gemeinschaftlichen Freunde. Als man von der Entscheidung durch die

Kugel ſprach, ſprang er auf, ſtieß das Gefäß mit kaltem Waſſer, aus welchem man die Umſchläge anfeuchtete, die die Striemen ſeines Antlitzes kühlen ſollten, zurück und blickte ſtarr ins Leere, wie ſchaudernd vor einer gräßlichen Gedankenverbindung. Dann ſank er in einen Seſſel zurück, dumpf vor ſich hinbrütend, das Haupt aufgeſtützt und den Kopf ſchüttelnd wie über das Unerklärlichſte der Welt. Die Beſchimpfung, die er vor einer ganzen Stadt erlitten, war ſo groß, daß man dieſen ſtarren Ausdruck, der ſich bis zum Ausbruch eines jeweiligen bittern Lachens ſteigerte, nur allein ſeinem Schamgefühl zuzuſchreiben brauchte. Nannte man jedoch den Kammerherrn verrückt, ſo ſchüttelte er den Kopf und that, als wäre ſein Beleidiger der Weiſeſten einer und von Gott ſelbſt geſandt.

Daß Jérôme von Wittekind in dem Grade ſchwachſinnig war, wie es Lucinde kannte, wußte man in dieſem Kreiſe noch nicht; man hatte vor Jahren in Göttingen des Verkehrten genug von ihm erlebt, aber ſelbſt Klingsohr kannte ihn nicht in ſeinem ganzen Zuſtande. Einem der Freunde, einem Arzt, der lange bei dem Thema der Narrheit des Beleidigers verweilte, unterbrach er die Rede. Man mußte es ſeiner Aufregung und dem Mismuth, zur Herſtellung ſeiner mishandelten Ehre — wie einmal die Logik des Duells mit ſich bringt — nun noch ſein Leben preiszugeben, zuſchreiben, wenn ſeine Aeußerungen herauskamen wie ein Schauder vor den Fügungen des Geſchicks. Dumpf ſprach er in Stellen aus den Tragikern aus, daß das Schickſal ſeine Verhängniſſe durch unſere eigene Thorheit und Leidenſchaft vollziehen laſſe.

Ebenſo wichtig, wie die Vorbereitung eines Duells, die Klingsohr als den Abſchluß des die ganze Stadt erfüllenden Vorfalls ruhig geſchehen ließ, war die Fürſorge, die man zu treffen hatte, um Lucinden vor dem Kammerherrn zu ſichern.

Sofort wurde eine Mittheilung nach der Sommerwohnung des Herrn Carſtens gemacht mit der Warnung, Fräulein Schwarz nicht einem Ueberfall bloßzuſtellen, der bei dem Charakter einer ſolchen Leidenſchaft, wie ſie der Kammerherr zur Schau trug, leicht in einer gewaltſamen Entführung beſtehen konnte.

Die Damen des Hauſes erſchraken nicht wenig, theils über den Vorfall an ſich, theils über die in Ausſicht geſtellten Folgen. Sie beklagten, eine Perſon aufgenommen zu haben, die nun in der ganzen Stadt ein ſolches Gerede veranlaßte. Hatte ſich Lucinde bereits unter einem Dutzend Familien die verſchiedenartigſten Beurtheilungen zugezogen, ſo gab ſie denen, die ihrem Charakter mistrauten, ſie der Koketterie und Intrigue beſchuldigten, jetzt eine Thatſache an die Hand, die ihr Urtheil rechtfertigte. Sie war die Geliebte eines vornehmen Adeligen und dieſem von Klingsohr entführt ... Schreckenswerte für das Ohr der Damen Carſtens, die von Lucindens ſpät dauernden Spaziergängen und Landpartieen und ihrem Abends ſpät bis zum Dunkelbraunwerden ziehenden Thee genug indiziirt waren.

Als Lucinde die Kunde von dem Vorfall am Alſterpavillon vernahm, überfiel auch ſie ein Grauen bei dem Gedanken, dem Kammerherrn zu begegnen. Nimmermehr! rief ſie und ſah um ſich, wie einſt ihre Tauben, wenn ſie den Stoßvogel erblickten. In dem engen Raum

R. O. Spazier suchte Börne zur Theilnahme an der **Revue du Nord** zu bewegen. Daß Philarète Chasles darin über deutsche Literatur reden sollte, war ihm bedenklich. Er fürchtete Ungeschicktes, Nachtheiliges für die deutsche Literatur. In großer Hast schrieb er darüber an Spazier: „..... Ich habe mich so manchmal lächerlich gemacht und dazu gelacht, es thäte mir aber leid, wenn das Journal lächerlich würde. — Die Tieck'schen Novellen zu übersetzen finde ich durchaus zweckwidrig, abgesehen davon, daß sie ganz unübersetzbar sind, und den Franzosen schmecken würden, wie gekochte Rosen. Wir dürfen nicht mit den Franzosen als schöne Geister wetteifern, sondern als denkende, freie republikanische Geister, während sie — die Vornehmen unter ihren Schriftstellern, aristokratische, die Gemeinen, Höflinge und lakaienartige sind, und das durch und durch trotz ihrer Constitution."

„Wenn ich eine Stimme bei der Redaktion des Journals gehabt hätte, würde ich nicht zugegeben haben, daß ein Unternehmen, wobei deutscher Geist und Charakter sich geltend machen soll, von einem Franzosen (Philarète Chasles) eingeleitet würde, das hieße, in einer Schlacht den Vorposten-Dienst gefangnen feindlichen Soldaten anvertrauen. Die Franzosen, welche die deutsche Literatur lieben, sind bis jetzt doch nur wie unsere Gefangne; in einem Kriege, gegen ihr eignes Volk ist ihnen nicht zu trauen. Und Krieg müssen wir führen. Das ist Ihre Meinung nicht. Sie wollen politisch verfahren. Aber unsere einzige Politik muß sein keine zu haben. Wenn wir den Franzosen gefallen wollen, müssen wir damit anfangen sie zu beleidigen, wenn wir auf sie wirken wollen, dürfen wir ihnen nicht gefallen. Nur ihren Geschmack müssen wir schonen, denn darüber läßt sich nicht streiten, die

dieſes Hauſes, ſelbſt wenn man Herrn Carſtens hätte veranlaſſen wollen unten zu ſchlafen, war kein Verſteck zu finden. Auf dem Rödingsmarkt gab es nur herabgelaſſene Vorhänge, jetzt keine Betten, keine Bequemlichkeit, und doch erklärte ſie, gern auf der Erde ſchlafen zu wollen, nur nicht ſich der Gefahr auszuſetzen, dieſem Verfolger zu begegnen. Aber jedem der drei Geſchwiſter fiel irgendeine Bagatelle ein, die in ſeinem Nichtbeiſein in der Stadt beſchädigt werden konnte. Sie erklärten, dann lieber auf einige Zeit alle mit in die Stadt zurückgehen zu wollen, wodurch natürlich der Verſteck wieder aufgehoben wurde. Endlich bot ſich ein anderes Auskunftsmittel. Die raſch geſchloſſenen und raſch wieder abgebrochenen Freundſchaften mit der Nachbarſchaft hatten bei zwei Intereſſen Stand gehalten, einem materiellen und einem geiſtigen. Ein Modehändler vom Neuenwall hatte in der jetzigen Saison morte keinen beſſern Kunden als die junge Penſionärin des Kleeſaatmaklers Carſtens. Lucinde war reichlich vom Kronſyndikus und Klingsohr mit Geld ausgeſtattet. Zu ihren Liebhabereien gehörte es nicht nur, ſich zu ſchmücken, ſondern mehr noch, in der Stadt von Laden zu Laden zu gehen und Einkäufe zu machen. Sie hatte die Liebhaberei des Schenkens. Manche von denen, die nichts mehr von ihr annehmen wollten, behaupteten, ſie wollte ſich damit nur das Recht erkaufen, die Menſchen dann auch verletzen und ärgern zu können. Die Damen Carſtens nannten ſie eine Verſchwenderin und begriffen nicht, wie ſie bei einer Beſchwerde darüber von Klingsohrn die Antwort bekommen konnten: „Feen ſchenken gern!“ Er wußte, daß Lucinde darben, auf Stroh liegen konnte ebenſo wie in

goldenen Paläſten wohnen. Sie hatte bisjetzt mit dem Leben nur geſpielt; faſt ſchien ſie zu wollen, daß auch das Leben nur mit ihr ſpiele. Etwas ſelbſt und lange zu erwarten und zu erhoffen, wäre ihr das Drückendſte geweſen. Hätte ſie damals die Volksjuſtiz nicht von der Frau Hauptmännin von Buſchbeck erlöſt, ſie würde vielleicht noch bei ihr gedient, noch die Zwetſchenkerne ſich zerſchlagen und ſie für eine Delicateſſe verſpeiſt haben, glücklich, daß es nicht die gefangenen Mäuſe waren.

Es gibt einen großen Bund in der Geſellſchaft, der ſeine eigenen Myſterien hat. Es iſt dies der Bund der Notenkundigen, der einer Verſchwörung gegen die muſikunkundige Welt nicht unähnlich ſieht. Dieſer Eifer, ſich zu Duetten und Trios zu verbinden, bei welchem Madame Möller und Fräulein Wulff ſangen, Lucinde ſpielte — der Geſang war ihr völlig verſagt —, dann einmal Herr Möller mit der Violine, Herr Wulff mit der Flöte begleitete, dieſer Fanatismus, bei keinem Streichquartett der Dilettantenwelt, bei keinem Concert durchreiſender Berühmtheiten zu fehlen, dies ewige geheimnißvolle Verbundenſein mit Felix Mendelsſohn Bartholdy auf dem Wege der Tonſchlüſſel in A-Dur und C-Moll ... das iſt ein ganz eigener Cultus, der, wie es die Diſſonanz des Lebens und der Genuß an etwas mehr oder minder rein geſtimmter Harmonie einmal mit ſich bringt, bis zur ſouveränen Verachtung aller Uneingeweihten führt und aus Notenkundigen ſchon die größten Ariſtokraten und Tyrannen gemacht hat. Madame Möller hatte bei einer zufälligen Anweſenheit in Leipzig von einer Schülerin Mendelsſohn's ſingen gelernt, was ſo viel war als von

ihm ſelbſt. In den Räumen der Sommerwohnung Möller und Wulff hatte man Muſikaufführungen gehalten, deren Wichtigkeit zwar nicht ganz, aber doch annähernd den Sitzungen des deutſchen Bundestags gleich erachtet wurde, auch Meta Carſtens ſchloß ſich an, einige junge Buchhalter oder Gelehrte ſpielten Bratſche, Cello oder entwickelten guttreffende Stimmen. In dieſem Kreiſe war es, wo ſich Lucinde am längſten hielt. Sie begleitete nur, ſpielte nur zweite Stimmen und lachte dabei innerlich ſowol über die langen Hälſe der Singenden wie über die allgemeine menſchliche Eitelkeit.

In das dieſer Familie gehörende Haus auf dem Neuenwall flüchtete ſich Lucinde. Madame Möller und Fräulein Wulff ſchliefen zu ihrem Schutze in der Stadt. Aus dieſer verſchwiegenen Einſamkeit entſtand freilich eine Frequenz, welche die des im Parterre befindlichen Sommergeſchäfts übertraf. Herr Noodt hatte den Aufenthalt bald erkundſchaftet und gönnte Herrn Wulff nicht die beſtändige Nähe Lucindens und machte Beſuch und Fräulein Smidt fürchtete das und machte ſich ſelbſt bei Madame Möller zu ſchaffen und Fräulein Janſen fürchtete wieder, Herr Gensler würde demſelben Triebe folgen, und ſuchte die Fährte auf, die auch endlich nicht nur Herr Gensler, ſondern auch Herr Burmeſter, Herr Johannſen und Herr Wilckens gefunden hatten. So verſtrichen drei Tage in einem nicht endenden Klingeln der Tielenthür und einer Aufregung der an der Verborgenheit betheiligten Perſonen, die ſich nur durch Muſik beſchwichtigen ließ; man ſang, man ſtritt über Noten und Tonarten und da der Flügel fehlte, ſang man Scalen und

Solfeggien und ſtritt über den größern Werth der Schumann'ſchen oder der Mendelsſohn'ſchen Lieder.

Um ein Weſen, das ſich in dieſer Lage ſo benehmen konnte und nur auf das dringendſte Verlangen der Damen Carſtens zu bewegen geweſen war, einige Zeilen des Bedauerns an Klingsohr zu ſchreiben, ihm ihre Flucht, ihre Sicherheit, ihren Antheil an ſeinem ſchmerzlichen Erlebniß auszudrücken, ſchoß ſich dann zwei Tage nach der erhaltenen öffentlichen Beſchimpfung Klingsohr mit ſeinem Jugendfreunde hinter Ottenſen auf zehn Schritt Barrière.

Man hatte vieles erwogen gehabt. Klingsohr hatte ſich mit den Secundanten vorher eingeſchloſſen, hatte von ſeinen Verpflichtungen gegen den Kronſyndikus geſprochen; immer aber trat allen Abmahnungen das Bild entgegen: Vor einer ganzen Stadt mit der Reitpeitſche durchgehauen! Die Satisfaction konnte nur in einem Duell beſtehen.

Man hatte die Formen des Duells ſo leicht wie möglich gemacht, die Diſtanzen nach den größten Maßen genommen und dennoch ſchoß Klingsohr ſeinen Beleidiger, nachdem dieſer, ohnehin abgekühlt und von der Gefahr erſchreckt, einen verfrühten Schuß ohne zu avanciren blindlings abgefeuert hatte, mit dem ſeinigen auf einen einzigen Anſchlag nieder.

Die Kugel drang zwiſchen die untern Rippen in Blutgefäße, die ſich augenblicklich zu entleeren begannen. Eine Secunde ſtand noch Jérôme, entfärbte ſich, ſuchte ſich zu wenden und ſank entſeelt zu Boden.

Nach vollbrachter That wurde Klingsohr von ſeinen Freunden dringend aufgefordert, den im Gehölz befindlichen Wagen zu beſteigen.

In dieſer menſchenbeſäeten und gutbewachten Gegend mußten zwei Schüſſe ſelbſt in der erſten Morgenfrühe auffallen.

Der mitgenommene Arzt erklärte, jeder Verſuch, den Gefallenen ins Leben zu rufen, wäre vergeblich.

Klingsohr zeigte einen dumpfen Schmerz. Er ſtand wie erſtarrt und mochte ſich von der Leiche nicht trennen.

Laßt mich! rief er und ſchleuderte die, die ihn fortziehen wollten, zurück.

Wir beſchwören dich! rief man. Klingsohr! Die Flurſchützen kommen!

Klingsohr blieb ſtarr und ſchauderte ...

Der Frevel iſt beſtraft, wie er's verdiente! rief man. Komm!

Klingsohr beugte ſich mit einem Knie, ſtemmte das Haupt auf das andere und faßte die erkaltete Hand des ſchon Verblichenen. Die lange herculiſche Geſtalt lag marmorblaß, die Lippen waren krampfhaft geöffnet, wie wenn ein Wort noch von ihnen hätte kommen ſollen, das der plötzliche Tod abſchnitt.

Da jeder Lebenshauch geſchwunden war, ſo nahmen die Secundanten die wichtigſten Dinge aus den Taſchen der Leiche, um ſie ſelbſt bis auf weiteres liegen zu laſſen, gerichtliche Rencontres zu vermeiden und vorläufig nur ſich ſelbſt zu flüchten.

Mit Widerſtreben wurde Klingsohr in den Wagen gezogen.

Man ſah Menſchen dem Gehölz zueilen, glaubte aber den Vorſprung noch frei. Die Roſſe zogen an, der tiefe Sand geſtattete kein ſchnelles Anſprengen. Kaum aber

hatte man das Gehölz hinter sich, als der Flurschütz mit einigen schnell herbeigerufenen Landleuten ihnen schon in die Zügel fiel.

Jetzt, wie zur Besinnung kommend, springt Klingsohr auf, reißt die eine der noch geladenen Pistolen an sich und erschreckt dadurch seine Freunde so, daß sie sich nur beschäftigen können, ihm die gefährliche Waffe zu entwinden. Darüber verlieren sie den Vortheil entweder zu entkommen oder, wie wol in solchen Fällen geschieht, sich durch Bestechung loszukaufen.

Sie mußten ihre Namen nennen und versprechen, mit dem Wagen dem Flurschütz zu folgen.

Auf dem Stadthause in Altona wurde ein Protokoll aufgesetzt. Klingsohr, dem nur zunächst an der würdigen Bestattung seines Opfers lag, mußte zurückbleiben. Die andern entfernten sich auf Ehrenwort.

Nach einer so ernsten Wendung war für niemand der Boden unter den Füßen mehr hinweggenommen als für Lucinden.

Sie kehrte auf die erste Schreckenskunde zur Carstens'schen Familie zurück, aber der Fall wurde so vielfach erörtert, mindestens so allgemein besprochen, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Neugier und keines ihr günstigen Urtheils wurde.

Der Schimpf, der Klingsohrn angethan gewesen, war bestraft; ihn erwartete ein Spruch der Richter; nur sie, die Veranlassung dieser blutigen Scenen, ging frei aus, und jetzt konnte selbst die Musik nicht mehr ihren klingenden Schild über sie legen. Sie fühlte ihre Lage und zum ersten mal war ihr Nr. 33 gerade recht; die zwei

Bettschirme, die sie von den Schwestern trennten, ließen ihr gerade so viel Raum, wie sie auf einige Tage bedurfte.

Daß in solchen Lagen Naturen, wie die ihrige, allein stehen, aber auch ganz allein, das erfüllte sie mit Bitterkeit. Sie machte sich Geständnisse über sich selbst, ihre Umgebungen und über ihre Grausamkeit gegen Klingsohrn. Sie liebte ihn nicht mehr. Was traf sie da nach ihrer Meinung weiter für eine Schuld! Diese ganze Umgebung war ihr peinlich geworden, da schon lange alles das es wurde, was von ihr durchschaut werden konnte. Sie hatte angefangen, sich fortgesetzt einzureden, daß diese Welt eine ganz nichtige, nur dem Schein huldigende, daß diese Menschen alle, die sie bevölkern, nur Puppen wären, die an den Drahtseilen einiger kluger Matadore tanzten. Welche Narrheiten rechts und links! Diese Schwestern, die einen Bruder tyrannisirten, nur um ein gesichertes Alter zu haben! Pedantinnen in jedem Worte, das sie sprachen, in jedem Schritt, den sie thaten, immer nach dem Wetter lugend, auch in geistigen Dingen, immer bedacht. Was werden die Leute dazu sagen! Und Herr Carstens selbst, eitel auf eine Liebhaberei, zu der er nur die Geduld, nicht die Kenntnisse besaß, sonst stundenlang beschäftigt mit dem Selbstrasiren seines Bartes, dem Knüpfen seiner Halsbinde! Dieser Professor links, bei jedem Worte, das er sprach, sich umsehend, wie weit dessen Wirkung wäre, die Silben zählend, als wenn er die deutsche Sprache erfunden hätte und sie schonen und nicht allzu gemein machen müsse! Diese Frauen überall von Haus zu Haus; jede versunken in ihr eigenes Interesse, in ihre Kinder, ihre Möbel, ihre Tassen, ihre

Kleider, ihre etwaige Schönheit! Des Prahlens mit Gefühlen da, mit Gedanken dort kein Ende! Die Muſikärrinnen vollends ſchon die lächerlichſten von allen! Nun entdeckte ſie, daß ſie ja viel mehr wußte als ſie alle, daß ſie Geſichtspunkte hatte, während alle im Nebel taſteten; denn keines wußte vom Leben ſelbſt ſo viel, als wie ſie doch ſchon erkannt hatte oder wie ſie Klingsohn verdankte, der ſo viel Ahnungen und Lichtblicke in ihr entzündet hatte. Doch auch für dieſen ergriff ſie kein reine Mitgefühl mehr. Sie hatte die Vorſtellung von ſich, daß ihr im Leben irgendein weit größeres Ziel beſchieden wäre und daß alle dieſe Begegnungen, die ſie bisjetzt erlebt hätte, nur dazu dienten, ihre Entwickelung zu fördern. Nur Schlangenhäute waren es, die ſie abſtreifte. Seit dem Tode Jérôme's rechnete ſie tiefinnerlich auch ſchon Klingsohn zu dem, was für ſie abgethan war.

Was aber beginnen? Zurück mochte ſie in nichts! Das Verhältniß zum Kronſyndikus mußte nun doch wol aufhören! Ihr Verlobter war ja der Mörder ſeines Sohnes geworden! Jetzt erkannte ſie wohl, daß Klingsohn nicht des Kammerherrn Bruder ſein konnte! Die Rolle, die ſie in jener Schreckensnacht auf Schloß Neuhof angefangen zu ſpielen, war zu Ende! ... Dieſe unbeſtimmte Gegenwart konnte indeſſen nicht bleiben. Und ſollte ſie mit ihren ſeidenen Kleidern und Hüten betteln gehen, ſie dachte an Flucht. Sie ſchrieb einige Briefe. Einen an ihre Geſchwiſter, die aus dem Waiſenhauſe zu Meiſtern gegeben worden waren, um Handwerke zu erlernen, einen ſogar nach Eibendorf an den Pfarrer, einen wagte ſie auch an den Kronſyndikus. Die Empfindungen, die die

Situation der Anzeige des erlebten Schrecklichen mit sich brachte, waren ihr geläufig, sie schrieb sie mit der größten Gewandtheit nieder. Auch dachte sie an jene Angelika Müller, mit der sie nach Hamburg gereist war. Irgendwo hefte sie auf Rath, nur nicht in ihrer nächsten Umgebung oder von Klingsohr.

Von diesem bekam sie aber täglich einen Brief. Die Sprache darin war besonnen. Er sagte, daß seine jetzige Lage ihm wohlthäte; es läge ein unendlicher Trost darin, sich einmal so recht von dem Gesetz des Lebens, wie es ist, von den eisernen Armen der natürlichen Folgen unserer Handlungen gehalten zu sehen und keinen freien Willen mehr zu haben. Er bat sie, eine Weile auszuharren, bald würde sein Geschick entschieden sein; ein Jahr Festung würde nicht ausbleiben; er würde diese Strafe in einer schönen Stadt am Busen der Ostsee zu verbüßen haben; wenn er wüßte — und er wisse es ja! — daß ihm in sein dunkles Leben nur der Glanz ihrer Liebe schiene, so könnte er sein Loos nur preisen. „Es liegt", schrieb er, „ein Zauber im Dulden und Gehorchen; es liegt ein Zauber im Müssen, die wahre Freiheit im Sichgefangengeben! Schon mit dem entströmenden Blut meines unglücklichen Opfers wurde mir leichter! Ich hätte mit seinen rinnenden Tropfen selbst sterben können! Daß ich diese That auf dem Gewissen habe, drückt mich nicht zu sehr. Die Beschimpfung, der ich vor hunderten von Zeugen ausgesetzt war, überschritt jedes Maß. Der Kammerherr war nicht in dem Grade geistesschwach, daß er nicht mit kluger Berechnung einen so boshaften Plan ausführen konnte. Alle meine Richter

ſind voll Theilnahme und ſchon meine Freunde geworden. Der Greis auf Schloß Neuhof wird ſeinen Sohn von mir nicht fordern, ... von mir nicht, Lucinde! ... Ich ſchrieb ihm nicht. Theile Du mir mit, was er Dir antworten wird, falls Du ihm den Vorfall anzeigſt, wie ſchon andere thaten. Sag' ihm, daß ich ihm das Vaterherz, das er mir einſt ſchenken wollte, jetzt zurückgegeben hätte und meinen Weg auch über die Wälle einer Feſtung hinweg finden würde; irgendwohin komm' ich ſchon, wo ich mit Dir, Lucinde, meine Hütte bauen kann! Lies Bernardin de St.-Pierre! Und lerne dann engliſch! Dieſe britiſche Literatur hat Freude an den Dingen, wie ſie ſind! Es geht nichts über die Ergebung, nichts über die Geduld, die ſich mit einer Blume und einem einzigen Sonnenſtrahl beſchäftigen kann! Sieh, hier hab' ich ein Zimmer, angenehm, geräumig, aber das Licht fällt von oben, die untern Fenſterladen ſind geſchloſſen und nicht zu öffnen. Zwiſchen den Ritzen ſtiehlt ſich ein Sonnenſtrahl hindurch. Ich beobachte ihn ſtundenlang. Er geht wie der Schatten eines Sonnenuhrzeigers im Kreiſe. Es iſt ein Nichts, ein Schein und doch wie weſenhaft! Die Atome zittern und tanzen in ihm! Ohne dieſen Strahl würden die Atome ſinken und nicht, für mich wenigſtens, daſein, aber in ihm wirbeln und erhalten ſie ſich und immer rundum. So halten ſich die Welten! In einem höhern Sonnenſtrahl werden wir einſt das ſelber ſehen, ſelber fühlen! Wie überflüſſig alles Wiſſen, wenn man das weiß! Ich brauche kein Buch mehr. Man hat mir Bücher und Schreibpapier angeboten. Ich will nicht mehr haben als ich brauche, um zu Dich zu

Mode hat immer Recht. . . . . Es iſt durchaus nöthig, daß im Journal Deutſche ſich über die franzöſiſche Literatur ausſprechen, weil es kein beſſeres Mittel gibt, die Eigenthümlichkeit des Geiſtes und der Literatur der Deutſchen zu charakteriſiren, als wenn man ſie der franzöſiſchen gegenüber ſtellt. Und hierbei darf nicht zaghaft verfahren werden. Wer nicht an ſein Recht glaubt, dem wird es nie gelingen ſich Recht zu verſchaffen. . . . .

L. Börne."

Börne hatte die Abſicht, eine Reihe von Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution herauszugeben. Er las den Moniteur und machte ſich Auszüge Er ſuchte nach ſeltenen Büchern und Flugſchriften, die in Frankreich und Deutſchland gleichzeitig mit der Revolution über ſie erſchienen. Sein Nachlaß enthält manche dieſem Zwecke ſchon gewidmete weitere Ausführung. Unfehlbar hätte ſich Börne vom Standpunkte der franzöſiſchen Hiſtoriker entfernt: er würde die Revolutionsmänner mehr in ihrer Individualität erfaßt haben. Er äußerte im vertraulichen Geſpräch: „Die Männer der erſten Revolution ſind für mich lauter bis jetzt noch unaufgelöſte Probleme. Mit Marat kann ich mich nicht befreunden, obſchon man neuerdings viel zu ſeiner Entſchuldigung beibringt; übrigens kenne ich ihn noch nicht genau. Unter Allen, die ich ſeither kennen gelernt habe, ſcheinen mir Robespierre und Saint Juſt die ehrlichſten zu ſein; jedoch bin ich weit entfernt, ihrem Syſtem zu huldigen. Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut ins Leben zu führen ſind, aber daß im ſchlimmſten Falle alle geopfert werden müſſen, die eine abweichende Meinung haben, — einem ſolchen Terrorismus widerſtrebt mein Gefühl und ich könnte nie die Unge-

ſchreiben. Leſen iſt mir verhaßt. Jeder Buchſtabe, der nicht aus der Welt jenes meines einzigen Sonnenſtrahls kommt, thut mir weh. Menſchen! Menſchen! Ihr dünkt euch ſo viel! Ich könnte alles hingeben wie ein Mönch, wenn nur im Kloſtergarten ihm ſein kleines Blumenbeet bleibt!“

Für Lucinden waren dieſe Klagen nicht im mindeſten rührend. Sie ſchrieb, aber ſie beantwortete gerade dieſe Klagen nicht. Sie überließ ſich ſcheinbar Klingsohr's Anordnungen, beſprach aber eine Reiſe nach England mit Herrn Carſtens, der ſchon, um ſie zu entfernen, in Correſpondenz mit jenem Pachter ſtand, deſſen Bekanntſchaft er die Penſionärin verdankte. Nach dem Glauben der Nachbarn war Lucinde ſchon fort und manchem ihrer Nekrologe oder ägyptiſchen Todtengerichte, die ihr vor dem Fenſter und hinter herabgelaſſenen Vorhängen draußen in der Laube von einem Einſprechenden gehalten wurden, konnte ſie ſelber zuhören.

Am Tage nach dem Begräbniß des Kammerherrn war ihrer Ungeduld kaum noch einzuhalten. Die Verantwortlichkeit des Hauſes für ſie hatte ſich aufs höchſte geſteigert. Die Damen Carſtens ſchliefen nicht mehr. Sie ſchloſſen Lucinden am Tage ein, ſie verſagten ſich ſelbſt den Genuß der Natur, gingen nicht aus, verſchloſſen ſogar das Piano, nur damit ſich Lucinde nicht durch Spielen verrieth.

Noch den dritten, vierten Tag ließ ſie ſich durch eine Reiſebeſchreibung über England beſchwichtigen. Am fünften aber drohte ſie mit einem Sprunge aus dem Fenſter. Sie hatte gerade beide Schweſtern, die ſie verzweiflungs-

voll an den Kleidern zurückhielten, hinter ſich, als ein eleganter Wagen draußen am Staket vorgefahren kam mit zwei Bedienten, von denen einer die Livree des Schloſſes Neuhof trug.

Der Schlag öffnete ſich und ganz in Schwarz gekleidet trat, unterſtützt von dem andern Diener, eine lange, hagere Geſtalt aus dem niedergelaſſenen Schlage.

Excellenz, der Kronſyndikus! rief Lucinde und wäre faſt aus dem Fenſter und dem Ankommenden an den Hals geſprungen.

Um alles in der Welt von den Schweſtern um Anſtand und „ſittliches Betragen" erſucht, hielt ſich Lucinde zurück und bedeutete die Wächterinnen, daß ſie denn doch eilends ſelber Seiner Excellenz entgegengehen möchten.

Die Schweſtern, „zwei Seelen und Ein Gedanke", drängten ſich ſchon vor einem Spiegel, um ihre Friſur, ihre Kleider zu ordnen. Dies währte lange. Der Kronſyndikus war inzwiſchen im Garten und pochte ſchon an die ſeither immer verſchloſſen geweſene Hausthür.

## 18.

Hätte Lucinde den Ankommenden nicht ſchon beim erſten Schritt aus dem Wagen erkannt, aus dieſem leiſen und zurückhaltenden Pochen würde ſie es nicht gekonnt haben. So pflegte ſonſt der Kronſyndikus von Wittekind-Neuhof nicht zu pochen.

Er nahm, da nicht geöffnet wurde, den Stab, auf den er ſich im Gehen geſtützt hatte, und pochte wiederholt an die Thür, doch aber auch mit dem Stabe ebenſo zurückhaltend wie zuvor mit der Hand.

Als die Fräulein Carſtens in ihrer Toilette ſo weit vorgeſchritten waren, ſich einem ſolchen Beſuche vorſtellen zu können, öffneten ſie und baten wegen der Verzögerung um Entſchuldigung.

Das Auge des Greiſes, der leiſe irgendetwas Verbindliches brummend erwiderte, ſuchte nur Lucinden.

Als ſie vortrat, umarmte er ſie mit Innigkeit. Eine Thräne ſtand ihm in den weißen Wimpern; er bedurfte einiger Erholung, bis er ſprechen konnte.

Thränen kannten Lucindens Augen in dieſer Situation nicht, aber ſie ſprach mit Innigkeit zu dem gebeugten

Greiſe, der jetzt einen Stuhl ſuchte, ſich zu ſammeln. Lucinde würde mit noch größerer Herzlichkeit ſeinen Gruß erwidert haben, wenn die Redſeligkeit der Fräulein ſich nicht in einen Wettſtreit von Beileidsbezeigungen ergangen hätte. Da ſo vier Stühle jetzt zuſammengerückt zu ſehen zum ceremoniellen Erörtern des „Unglücks“ und des „bejammernswerthen Vaterſchmerzes“ u. ſ. w., das benahm ihr jede Luſt, ſich ihrerſeits an dem Beileid zu betheiligen.

Der Kronſyndikus ſchien die gleichen Gefühle zu hegen.

Nach einigen Klagen über ſein ſchmerzliches Geſchick, einigen Berichterſtattungen über die nach Schloß Reuhof bereits von einem andern der mitgebrachten Diener abgeſandte Leiche ſeines Sohnes erhob er ſich und forderte Lucinden auf, in den Wagen zu ſteigen und mit ihm in den Umgebungen der Stadt ſpazieren zu fahren.

Dieſe Veranlaſſung, die Gefangene wieder in die Oeffentlichkeit zurückkehren zu laſſen, war zu gebieteriſch. Die Fräulein trugen ſelbſt Hut, Sonnenſchirm, einen Ueberwurf herbei und erſchöpften ſich in Zärtlichkeiten und Schmeicheleien für Lucinden, als wäre nie etwas zwiſchen ihnen vorgefallen.

Der Kronſyndikus bot Lucinden den Arm. Es war eine Artigkeit; aber eher hätte ſie ſich veranlaßt fühlen können, ihm den ihrigen anzubieten. Denn wie ſchritt er langſam und hinfällig! Seine Augen lagen tief in den Höhlen! Das Antlitz war ſo wachsbleich und mit einem Netz von Runzeln und Furchen nach allen Richtungen hin überzogen, wie ein Kopf von jenem Denner, der in

dieſer Stadt gemalt hat. Die weißen Barthaare ſtanden auf den hohlen Wangen wie zum Zählen.

Der in der großen Livree der Wittekinds harrende Diener war noch zu dem Commiſſionär des Hotels, der durch die Stadt den Führer machte, hinzugeſprungen, um ſeinen Herrn beim Einſteigen in den Wagen zu unterſtützen. Lucinde erkannte ihn wohl. Es war der gewöhnliche Diener des Kammerherrn .... Jérôme war dem Grafen Zeeſen plötzlich entſprungen geweſen. Wer ihn mit den Vorgängen auf Schloß Neuhof bekannt gemacht, ihm Lucindens und Klingsohr's Aufenthalt verrathen, die Mittel zur Flucht verſchafft hatte, war unbekannt. Erſt zwei Tage darauf, nachdem man ihn vergebens in Eibendorf beim Pfarrer geſucht, entdeckte man die Spur, die nach Hamburg führte, und die ſchnell nachgeſchickten beiden Diener kamen zu ſpät. Dieſe waren es geweſen, die noch früher als Lucinde und die Behörden an den Kronſyndikus das traurige Ende ſeines Sohnes berichtet hatten.

Nach vollſtändiger und ſo auf alles Erlebte wiederholt zurückkommender Erörterung ſagte der Kronſyndikus:

Lucinde! Du kennſt meine Anhänglichkeit an den Doctor! Du weißt, wie mich der Tod ſeines Vaters erſchütterte! Ich trug ihm, wie du weißt, gleich denſelben Abend meine Hand zum Schutz und Beiſtand an, ja, bot ihm ſogar den Vaternamen! So ſchmerzhaft er mir dieſe Geſinnung vergolten hat, ſo will ich ſie ihm darum doch nicht entziehen. Die ihm von Jérôme angethane Mißhandlung war die ſchimpflichſte, die ein Mann

erleben kann. Eine Genugthuung mußte ihm werden. Daß freilich seine Hand dazu bestimmt war . . .

Nun stockte der Greis; die leise zitternden Kinnladen schienen die Kraft nicht zu haben, seinen Gedanken zu folgen. Er veränderte seine Rede und sagte:

Daß seine Hand so unglücklich war, Jérôme bis auf den Tod zu treffen! Es ist aber einmal Gottes Fügung so gewesen, nun muß es verschmerzt werden! In unserm Kloster Himmelpfort werden wir Jérôme beisetzen und im Park will ich ihm an der Stelle, wo er dir damals, als die Verwandten dich entdeckten, zum Pavillon hinaufrief — da will ich ihm noch eine kleine Pyramide setzen lassen, so eine, wie er zu drechseln pflegte, das Bild der jenseitigen Sehnsucht — nach Püttmeyer . . . Jérôme ist ohne Beistand seiner Kirche gestorben. Das Fräulein Angelika Müller sprach ich schon. Du hast sie arg vernachlässigt!

Lucinde schützte Mangel an Zeit und Interesse vor. Das Verweilen bei religiösen Erwägungen war ihr am Krensyndikus neu . . .

Der Wagen fuhr, wie befohlen worden war, langsam über die Wälle der Stadt . . . Manche Spaziergänger in den Alleen erkannten Lucinden und diese hielt sich denn auch gerade so, als sollte alle Welt die Genugthuung bemerken, die ihr soeben wurde . . .

Der Krensyndikus fuhr fort:

Auch Klingsohrn sah ich schon! Er hat nur den neuen Schmerz, nicht in deiner Nähe zu sein. Die große Stadt hat dich zerstreut, Lucinde! Ich hoffe nicht, daß du mir den Schmerz anthust und deinen Freund

vernachläſſigſt! Ich habe verſprochen, euer beiderſeitiges Glück im Auge zu behalten, werde aber meine Hand unerbittlich von dir abziehen, wenn du Heinrich täuſchen könnteſt! Es iſt einer von den Männern, die des weiblichen Umgangs bedürfen, die aber nicht die Geduld haben, ſich einen würdigen Gegenſtand ihrer Liebe langſam zu erobern. Mit Geiſt und Charakter wollen die Frauen ſelten einen Mann. Sie wollen faſt immer nur, wer ihnen ſchmeichelt oder amüſant iſt oder im beſten Falle Gemüth verräth, worunter ſie etwas verſtehen, was ſo viel wie unbedeutend iſt. Klingsohr würde in der Wahl ſeiner Liebe immer nur fehlgreifen. Er iſt tief gebeugt. Du wirſt ihn durch deine Heiterkeit und Unbefangenheit wiederaufrichten. Alſo? Ich rechne auf deine Beſtändigkeit!

Nicht aus Schonung für den wie verwandelten Greis, ſondern aus Furcht vor ſeiner, wie es ſchien, ſehr ernſt gemeinten Drohung gab Lucinde Verſicherungen, von denen ihr Herz nichts wußte.

Man wird deinen Freund, fuhr der Kronſyndikus fort, zu einer Feſtungshaft verurtheilen. Er wird ſie abzubüßen haben in einer Stadt, die ich in meinen jüngern Jahren wohl geſehen habe. Sie liegt an einem ſchönen Buſen der Oſtſee. Ja, der liegt mir ſo blau vor Augen, als wäre ich erſt geſtern dageweſen! Der Menſchenkreis dort iſt klein, aber traulich. Eine Univerſität, eine Beſatzung beleben den kleinen Ort. Familien, die dich in ihre Obhut nehmen, werden ſich finden laſſen wie hier. Heinrich ſitzt dabei auf der Feſtung. Anfangs wirſt du ihn wol in der Feſtung ſehen kön-

nen, ſpäter wird er, denk' ich, auf Stunden ſie verlaſſen und in der Stadt ſich aufhalten dürfen. Man iſt gegen Gefangene dieſer Art nachſichtig; nach einem Jahre ſchon iſt die Strafe, wenn ſie auch vielleicht auf drei Jahre verhängt würde, abgebüßt. Ich, als Vater des Erſchoſſenen, werde in Kopenhagen ſelbſt um Gnade bitten, das wird die Haft kürzen. Dann bin ich dafür, daß Heinrich ſeinen Schatz von Gelehrſamkeit in Göttingen zur Anerkennung bringt und dort um eine Profeſſur wirbt; du haſt all die Fähigkeiten, die ihm für die ſtrenge Verfolgung ſolcher Pläne mangeln. Du wirſt ihm durch die Ehe überhaupt erſt die Erziehung geben, die er eigentlich nie bekommen hat. Seine Mutter ſtarb früh . . . Was ich dir einſt von ihr ſagte, war . . . Eingebung — des Augenblicks! Nichts weiter! Er hat dir davon erzählt?

Lucinde nickte. Sie verſprach alles, was der Kronſyndikus nur zu hören wünſchte. Sie war ſchon glücklich, aus der Geſellſchaft der Fräulein Carſtens erlöſt zu ſein. Sah ſie doch jetzt, auf einer Spazierfahrt, wie ſie ſie nie gemacht, zum erſten mal erſt das ſchöne Hamburg! Und nun ſchon wieder das neue Bild der See, einer Univerſität, einer Beſatzung — Vorſtellungen, die ihre Phantaſie ganz in Beſchlag nahmen. Nur mit Widerſtreben kehrte ſie in ihre Klauſe zurück, an welcher der Kronſyndikus nach einer Stunde vorfuhr. Von den Fräulein am Staket empfangen, gab ſie ſich unbehindert den ſtaunenden Blicken aller Nachbarn preis. Der vornehme Herr, der ſie ſo ehrte, war ja der Vater ihres erſchoſſenen „erſten Verlobten".

Am folgenden Tage ſah ſie, wieder in Begleitung

des Greiſes, auch Klingsohrn im altenaer Stadthauſe. In der Sehnſucht, ihre gegenwärtige Lage geändert zu bekommen, ging ſie auf alles ein, was man von ihr vorausſetzte. Sie war, vom Kronſyndikus, der indeſſen eine Weile am Ufer der Elbe auf- und abfuhr, mit Klingsohrn allein gelaſſen, ganz ſo hingebend, ganz ſo vertrauend, wie der Gefangene nur verlangte. Sie konnte ihn in der Vorausſetzung zurücklaſſen, daß er auf die Treue „ſeines Mädchens“ wie auf Felſen würde bauen können. Vor ihrer Kunſt, ſich in die Umſtände zu ſchicken, auf eine Erinnerung an den Kammerherrn den Blick zu umfloren, auf ein ſtürmiſches: Sieh mir ins Auge! feſt und ſicher die ſchwarzen Sterne Klingsohrn entgegenzuhalten, erſchrak ſie ſelbſt. Klingsohr gerieth in einen Ausbruch von Wonne, wie damals in der verhängnißvollen Abendſtunde auf Schloß Neuhof. Sprang er auch wol mitten aus einer Liebkoſung auf, trat vor ſie hin, ſtreckte die Hand aus wie um ſie zu erwürgen und ſagte: Schlange! Biſt doch falſch! Falſch! Ich weiß es! . . . ſo entwand ſie ſich ihm leiſe, wendete ihm ihren Nacken zu, verſteckte den Kopf wie ſchmollend in die Ecke des Sophas, und erſt dann, wenn er ſie dennoch in dieſer Lage umfing, mit den Armen gewaltig ihren ſchlanken Leib umſpannte, den Kuß ſeiner Lippen auf ihre Schultern drückte, zog ſie dieſe wie furchtſam ganz in die Höhe und wandte ſich leiſe und allmählich erſt mit dem Kopfe herum, allmählich die brennenden Augen erhebend, dann ſprang ſie auf und warf ihn ſcherzend zurück, gerade ſo, wie im Käfige die Panther zu ſpielen pflegen.

Vierzehn Tage brachte Lucinde dann noch mit dem Kronsyndikus zu, um mit ihm allein die Güter deſſelben zu bereiſen.

Der Abſchied von den Damen Carſtens war ein einziger Jubel ihrer endlich befreiten Seele. Da ſie den trauernden Greis, wie es auch dieſer ihr ausdrücklich dankte, mit ihrer Heiterkeit erfreute, ſo ließ ſie ihrem Humor ganz den Zügel ſchießen ... Sie parodirte alle Erinnerungen an Schloß Neuhof, an die Lisabeth, an alle Inſpecteren, an die Arbeiter, und nur vor Stephan Lengenich mußte ſie Halt machen. Der Arme faß noch immer und kämpfte gegen die Verdachtsgründe, die ihn gravirten, vergebens. Seine wichtigſte Entlaſtung, jenes grüne Stück Tuch, das man gleich anfangs bei der Leiche des Teichgrafen gefunden hatte, war, räthſelhaft genug, abhanden gekommen. Auch von ihren neuern Erfahrungen erzählte Lucinde und ſtellte ſo viel Caricaturen auf, daß ſie den Greis zu der aufrichtigen Verſicherung veranlaßte, nur mit ſchwerem Herzen träte er ſie an Klingsohrn ab, ſie wäre wie geſchaffen, ihm den Reſt ſeiner Tage zu verſtändeln. Auch von ſeinem jetzt alleinigen Erben, dem Oberregierungsrathe, ſprach er wieder mit der alten Erbitterung. Dieſer war ein Anhänger des Gouvernements in einem Grade, daß er ihn, nach einer in ſeiner heimatlichen Gegend geläufigen Erinnerung an Hermann den Cheruſker, immer nur den neuen Segeſt nannte; Lucinde beſaß Kenntniſſe genug, darunter einen Verräther zu verſtehen.

Die holſteiniſche Reiſe bot Naturendrücke und Abwechſelungen, wie ſie ſich von dieſen Flachländern kaum

rechtigkeit billigen, sonst vielleicht gute Menschen zu morden, weil sie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und Saint Just meinten zwar, das Gefühl kömmt in jenen Fällen nicht in Frage, sondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen sie den jesuitischen Grundsatz an, daß der Zweck die Mittel heilige; ich muß bekennen, daß ich glaube, diese Nothwendigkeit könne nie existiren." — Börne sprach von den Revolutionsmännern auch aus dem literar-historischen Gesichtspunkt. „Marat hat einen ungehobelten Styl; Camille Desmoulins schreibt hübsch; Robespierre und Saint Just stehen mir als Schriftsteller sehr hoch, namentlich *) der erstere; lesen Sie in dem eben erschienenen Bande (October 1836) der Histoire parlamentaire von Büchez und Roux die goldenen Worte, welche er über die Sach- und Schriftgelehrten sagt." **)

Börne kam öfter auf den Gedanken, wieder seine alte Frankfurter Wage erscheinen zu lassen. Der Reformateur erlag den gerichtlichen Verfolgungen. Börne konnte in der Aufregung und Mittheilungslust, die ihn noch immer beseelte, nicht füglich ohne Organ bleiben. So führte er denn mit Anfang des Jahres 1836 seinen Lieblingsplan in französischer Sprache aus. Er wollte die Franzosen für die Theilnahme an deutschen Interessen und deutsche Auffassungsweise gewinnen. Er wollte ihnen an praktischen Beispielen, an Urtheilen über Beranger, Victor Hugo und andere Tageserscheinungen die Gewissenhaftigkeit deutscher Kritik und die Natürlichkeit

*) Hat G. Keller, dem wir diese Gespräche verdanken, sich nicht in diesem Ausdruck geirrt? Börne hat eine Abneigung gegen das Wörtchen: namentlich. Warum, ist schwer zu sagen.

**) Telegraph. S. 771 fg.

erwarten ließen. Sanfte Hügel und Thäler wechselten mit Seen, letztere von prachtvollen Buchenwäldern eingerahmt, fischreich und überflattert von wildem Geflügel. Die Glocken von stattlichen Rinderheerden läuteten auf Wiesen, die sich hinzogen wie Alpenmatten. Jede Blume, die auf den Stoppelfeldern noch zurückgeblieben, mußte mitreifen. Lucinde stieg aus und wand Kränze, den Greis zu schmücken, der sich's gefallen ließ, wenn ihn sein Rundblick über die landwirthschaftlichen Eindrücke zu ernst stimmte. Die Besitzungen, an denen man vorüberfuhr, waren schloßähnlich, von großen, massiven Wirthschaftsgebäuden umgeben, mit Gärten und Parks geschmückt. Die Bauernhäuser standen denen ihrer Herrschaften nicht nach. Alles zeugte von Wohlhabenheit und bestritt die Ansichten, die Lucinde vom Plattdeutschen als dem Ausdruck der Lässigkeit und Trägheit hatte. Die Krone aller dieser Eindrücke, die noch über den Eindruck der in sonnenglänzenden Wäldern still verborgenen Seen ging, war das letzte Ziel der Reise, die Hafenstadt am Busen der Ostsee selbst.

Wo kamen in diesen Flachländern plötzlich diese dunkelgrünen hohen Ufer her! Diese bewaldeten Höhen, von deren Fuß sich die grellrothen Dächer der Fischerdörfer abhoben, wie wenn im gleichen Landschaftsgefühl Natur und Kunst sich begegneten! Auf dunkelblauer Fläche weiße Segel, Möven im flatternden Neckspiel, der Spiegel des Wassers so blau, so krystallen, wie eine riesige Schale von Saphir, und darüber her der Himmel, so durchsichtig und ahnungsschwer die nahe gerückte Ferne verrathend, Ufer so vieler Inseln, Skandinaviens wie ge-

ſehene Küſte! ... Auch die Feſtung mit dem hochragenden Danebrog, auch die Stadt mit ihren Promenaden und Alleen trug den Charakter, als beträte man einen einzigen üppigen großen Garten.

Hier in Kiel, wo man ſpäter noch jahrelang von Lucinden ſprach, wurde ſie einer Profeſſorenfamilie übergeben. Als die Bedingungen geſchloſſen waren und ihr Einzug gehalten werden konnte, rüſtete ſich der Kronſyndikus, von ihr Abſchied zu nehmen. Er hatte ſeine Bereitwilligkeit, ihren Wünſchen zu genügen, auch noch darin bewährt, daß er in dem Hauſe des Profeſſors ſeiner Pflegetochter, wie ſie beinahe genannt wurde, eine größere Freiheit erwirkte, als ſie in Hamburg genoß. Sie hatte ihre eigenen Zimmer. Die Nachricht, daß ſie die Braut eines Feſtungsgefangenen war, hatte ſich bald verbreitet. Der ſeltſame Umſtand, daß der eigene Vater des vom Dr. Klingsohr erſchoſſenen Herrn von Wittelind es war, der ſeine Hand ſchützend über ſie ausgeſtreckt hielt, wurde romantiſch genug ausgeſchmückt.

Am Abend vor der Abreiſe des Kronſyndikus hatte ſie mit ihm noch eine herzbeklemmende Scene ... Sie hatte, da er ganz in der Frühe reiſen wollte, die Nacht über wieder in dem Gaſthofe bleiben wollen, wo ſie gleich anfangs mit ihm abgeſtiegen war. Sie konnte ihn erſt in ſpäter Abendſtunde erwarten, wo er zurückkehrte von einer Unterredung mit einigen öſterreichiſchen Offizieren, die ſich in dieſer „roßprangenden“, an Geſtüten reichen Gegend zum Ankauf von Pferden befanden. Schon oft hatte ſie auf Schloß Neuhof von jener kindlichen Blondine, der Gräfin Paula von Dorſte-Camphauſen, einer Nichte

des Kronsyndikus, gehört, daß ihr unermeßlicher Reichthum nach dem Tode ihres kränkelnden Vaters, des Grafen Joseph (Schwagers des Freiherrn), Anlaß zu einer großen Veränderung geben würde auf Antrieb einer in Oesterreich ansässigen zweiten Linie des alten Grafengeschlechts der Camphausen. Der Kronsyndikus, der Oheim, vielleicht der künftige Vormund der beiden letzten Anzen, auf welche die eine Linie stand, der schönen sanften Augen jener Kleinen, die einst Zeuge gewesen war, wie sich Lucinde in die Pagode des Wassergeflügels auf Schloß Neuhof geflüchtet hatte, war mit dem Vertreter der österreichischen Linie, Grafen Salem-Camphausen, hier zusammengetroffen zu Besprechungen, in die Lucinde, wie in die vielen andern Beziehungen, in deren Chaos der Kronsyndikus lebte, keine nähern Einblicke erhielt. Diese Besprechungen fanden in einem Badeort bei Liel statt, dessen Name dem Kronsyndikus Erinnerungen wecken mußte, unheimlich genug — Düsternbrook.

Gegen neun Uhr kam der Kronsyndikus von einem Diner heim, bei welchem wider Vermuthen eine Anzahl von Offizieren der Garnison zu Ehren der fremden Gäste zugegen gewesen war. Graf Hugo von Salem-Camphausen, ein stattlicher junger Cavalier, begleitet von seinem Freunde, einem Baron Wenzel von Terschka, wie Lucinde schon wußte, führte den Kronsyndikus die Stiegen des Hotels hinauf. Sie sprang in ihr früher schon innegehabtes Reden- und Schlafzimmer, merkte aber wohl, daß der Greis in der Gesellschaft fröhlicher Lebemenschen sein Leid vergessen und dem Weine zugesprochen hatte in altgewohnter Art. Dennoch blieb er still und ver-

abſchiedete ſich von dem Grafen mit einem Tone, der ſeiner gedrückten Situation angemeſſen war.

Als die Cavaliere ſich entfernt hatten und zu einigen Wagen voll Offizieren (unter ihnen ein Prinz von einer Seitenlinie des regierenden Hauſes) zurückgekehrt waren, um, wie Lucinde ſpäter erfuhr, noch in die heute ſtattgefundene Eröffnung der Theaterſaiſon zu fahren und dort die Kritik der neuen Truppe mit einigen Demonſtrationen zu verbinden, die das aufgeführte Stück unterbrachen und einen Conflict mit der im Parterre befindlichen Studentenſchaft herbeiführten, klopfte ſie an und trat zum Kronſyndikus ein. Dieſer ſaß bereits am geöffneten Schreibbureau. Er hatte ein Käſtchen geöffnet, aus dem er Schmuckgegenſtände hervorgenommen hatte . . .

Wie er Geräuſch hörte, ſprang er auf und rief:

Wer da?

Es währte einige Augenblicke, bis ſich der heftig erſchrockene Mann in die Nähe Lucindens gefunden hatte.

Der Diener brachte noch einige Lichter mehr, da ſich der Kronſyndikus beim Heraufkommen, trotzdem, daß zwei ſchon brannten, über die große Dunkelheit beklagt hatte.

Lucinde erklärte den Grund ihrer Anweſenheit: Die Abreiſe ihres Wohlthäters in erſter Morgenfrühe und ihr Bedürfniß, den Abſchied noch bis dahin zu verſchieben.

Auffallend langſam fand ſich der Greis in dem, was ſie ſagte, zurecht und erwiderte wie abweſend:

Gut! Gut!

Jetzt winkte er dem Bedienten und ſagte, daß er zu Bett gehen wollte.

Lucinden einfach zunickend, ging er ins Nebencabinet und drückte die Thür deſſelben zu.

Nach einer Weile kehrte der Diener zurück und flüſterte Lucinden zu, die mit Spannung gewartet hatte:

Es muß ihm was in die Quere gekommen ſein ...

Wo aber? fragte ſie ebenſo leiſe.

Bei den Offizieren!

Dieſe wußten doch, daß er trauerte, und dennoch —

Lucinde wollte ſagen, wie unrecht man gethan hätte, ihn in den Zuſtand zu bringen, wie ſie ihn gefunden ...

Der Diener erzählte aber, daß die Offiziere im Gegentheil in größter Ruhe zu Tiſch geſeſſen hätten, daß von dem Grafen Salem-Camphauſen ein Glas ergriffen und geſagt worden wäre, ſie wollten es leeren ohne anzuklingen und dabei eines unglücklichen Vaterherzens gedenken. Feierlich hätten da alle die Gläſer ausgetrunken und ſie niedergeſtellt wie „aufs Tempo“. Es hätte einen ſchauerlichen Eindruck gemacht. Da nun aber wäre der Kronſyndikus ſelbſt geſprächig geworden und hätte, aus Dankbarkeit und wol auch Rührung über die Schonung, die Herren ermuntert, es nicht ſo ernſt zu nehmen. Nun wäre die Rede auf Lucinden gekommen —

Auf mich? fragte ſie erſtaunt.

Der Diener konnte auf ihr Drängen, was man von ihr geſagt hätte, nichts erwidern; denn da er beim Aufwarten geholfen, hätte er ſich gerade entfernen müſſen.

Wie ich aber zurückkomme, fuhr er flüſternd fort, lachen ſie alle, ſprechen aber franzöſiſch und der Alte

zieht aus der Taſche eine von den Koſtbarkeiten, deren
er Ihnen ſchon viele geſchenkt hat ...

Warum aber das?

Er hat noch eine Menge für ſie auf morgen zum
Abſchied ausgeſucht! Da drinnen im Secretär!

Das wird er doch den Offizieren nicht geſagt haben?

Verſtanden hab' ich blos, wie er das Armband —
ein Armband war's — herumzeigte ... da ſagten ſie
alle: Superb! Charmant! Nämlich auf franzöſiſch!

Aber warum nur zeigt' er's denn?

Ich meine gar ... und ganz gewiß ... ſie ſtritten
über Ihre ... Ihre Naſe, Fräulein!

Dummer Schnack!

Mein Seel', wirklich! Ob die ſpaniſch oder italieniſch
wäre ... oder ... Da ſagte der eine, der den Grafen
aus Wien mit hierher begleitet hat ...

Herr von Terſchka ...

Der ſagte, das Bild auf dem Armband — das
nämlich auch ganz Ihre Naſe haben ſollte — wäre eine
Italienerin, die er kenne ... aus Rom ... und genannt
hat er ſie auch ... Jetzt fiel der Graf ein und ſagte
auf deutſch: Ja, Terſchka, das iſt ja halt die leibhaf-
tige ... Nun nannte der wieder einen Namen ... aber
einen deutſchen, den ich nicht behalten konnte ... aber
die Kunſtreiterin war's ... das ſchönſte Mädchen in
Wien ... und während nun wieder die Offiziere zwar
zum Lachen ausbrechen wollten, aber ſich zurückhielten und
ſich nicht zu lebendig werden wollten ... wegen der
Damen ... hielt ſich der Alte gerade am wenigſten,
redete allerlei durcheinander, ſchenkte die Gläſer rings um

sich her voll, schnackte vom Hundertsten ins Tausendste, und wenn er nun die Nacht nicht ordentlich schlafen kann, so ist's seine eigene Schuld. Um vier Uhr soll ich ihn wecken.

Der Diener ging.

Lucinde schüttelte den Kopf, dachte aber bald nur noch an das schöne Armband, an den Streit der Offiziere, ging ins Nebenzimmer, sah sich beim Entkleiden im Spiegel, forschte nach der Nationalität ihrer Nase und ging zu Bett.

Kaum mochte sie, müde vom Warten, eine Stunde geschlafen haben, als sie erwachte. Der Mond schien hell ins Zimmer, sie hatte vergessen die Laden zu schließen ... Der Wächter rief die elfte Stunde ... einige vereinzelte Rufe und Liederintonationen kamen von den vom Wirthshaus heimkehrenden Studenten, in deren Leben sie sich durch Jérôme's und Klingsohr's Erzählungen schon längst zu versetzen gewußt hatte. Der Theaterlärm hatte die Köpfe vollends erhitzt ...

Wie es dann wieder still wurde und sie eben im Begriff war, auch wieder einzuschlafen, hörte sie im Nebenzimmer Geräusch.

Ein harter Gegenstand fiel nieder und rollte auf dem Fußboden hin.

Sie erhob sich ...

Jetzt hörte sie Schritte und laut reden ...

Sie sprang auf ... sie hatte vergessen, die Verbindungsthür zuzuriegeln ...

Es war aber der Kronsyndikus selbst, der ohne Zweifel mit seinem Bedienten sprach, den er durch eine Klingel wecken und vom Corridor zu sich herüberrufen konnte.

Als sie aber die Riegel leise zugeschoben hatte, hörte sie, daß der Konsyndikus allein sein mußte. Er ächzte und stöhnte und sprach mit sich selbst ...

Jetzt durfte sie annehmen, daß ihm etwas zugestoßen war ...

Rasch warf sie sich einen Rock über, hielt einen großen rothen Shawl in Bereitschaft und trat wieder an die Thür ...

Der Greis war allein und, wie sie hörte, in großer Aufregung ...

Sie unterschied Worte, die er sprach ...

Jetzt war es ihr, als wenn er um Hülfe rief ...

Nun hielt sie sich nicht länger, sondern drückte die Thür auf und trat, so wie sie war, vom Shawl verhüllt, in ihrem von einem Häubchen zusammengehaltenen Haar, im weißen Unterkleide ein.

Wie entsetzte sie sich aber, als der Konsyndikus mit einem Stockdegen in der Hand aufrecht im Zimmer stand, bei ihrem Anblick auslegte und sie mit aufgerissenen Augen anstarrend anfuhr:

Gespenst! Zurück! Was sagst du, daß du mein Weib bist! Römische Schlange! Ich —

Lucinde stieß einen Schrei aus, denn mit dem gezückten Degen kam der Fieberkranke, Halbnackte dicht auf sie zu. Den Irrthum seiner Phantasie erkennend, ließ er in demselben Augenblicke den Degen fallen. Dieser klirrte auf ein Glas nieder, das vom Nachttisch des Nebenzimmers gefallen sein mußte, seines starken Bodens wegen aber nicht zerbrochen, sondern bis in das Wohn-

zimmer gerollt war, als deſſen Thür von dem Aufgereg-
ten geöffnet wurde.

Lucinde, ſagte der Greis, ſie erkennend und ſeiner Erſcheinung in einem Nachtkamiſol und mit nackten Füßen nicht achtend, Lucinde, komm her! Steh mir bei, ich ſehe nichts als Blut — ich habe mich verwundet —

Nein, Nein! beruhigte ihn Lucinde, die ſich im Mondenſchein leicht orientiren konnte und einer Nacht gedachte, wo ſie ebenſo ihren Vater einmal, als er ſpät aus dem „Vorſpann“ gekommen war, zur Ruhe bringen half, während alle Geſchwiſter um den Wahnſinnigſcheinenden herumſtanden und ſchrieen ... Sie achtete ſeines Aufzugs nicht.

Der Fieberkranke ließ ſich nicht bedeuten und ſagte: Doch, Kind! Sieh doch nur! Da! Und nun huſchen dieſe Kerle alle um mich herum und ſtehen mir nicht bei! Hunde, was ſchnuppert ihr denn nur an meinen Beinen! Jeſus Marie, laßt doch die Menſchen aus der Stube! Liſabeth, was ſoll denn der Mönch da in der Kutte? ... Fort mit dem Buſchbeck! Sind Sie des Teufels, Herr! Und ſchießen ihre giftigen Pfeile auf mich ab, Menſch? Halt! Halt! Fort, brauner Teufel! — Hier, — ha, was liegt denn da im Wege? Worüber fall' ich denn ewig? Wieder der Dicke? Jeſus! Bringt ihn mir doch fort! Was liegt denn der Dicke mir ewig im Weg und läßt ſo die Menſchen über ſich fallen!

Lucinde that das Möglichſte, den m herzzerreißendem Jammer Phantaſirenden zu beruhigen ...

Zu wild aber jagten die Bilder vergangener Tage an dem Verzagten vorüber. Kaum hatte er Lucinden

erkannt, war sie ihm doch schon wieder eine andere und vorzugsweise jene Schreckgestalt, die er erst zu sehen geglaubt hatte. Den rothen Shawl nannte er einen Königsmantel, die Haube die Krone der Semiramis — Mitten in seine Angstrufe mischten sich italienische Laute, die Lucinde nicht verstand . . . Auch die Kunstreiterin schien vor seiner Phantasie auf und abzugaukeln.

Endlich hatte Lucinde den Klingelzug erreicht und zog diesen aufs heftigste . . .

Vor dem Ton fuhr der Greis zurück. Es mußte ihm sein, als hätte ihm mit diesem schrillen Laut jemand einen Schlag gegeben, so taumelte er und blieb eine Weile starr. Die Besinnung kehrte wieder. Lucinde klingelte zum zweiten mal. Er sah um sich, verglich den Ort, wo er war, sah rückwärts auf sein dunkles Cabinet, und wie Lucinde unerschrocken zum dritten mal geklingelt hatte, winkte er ihr zu mit vollkommenem Bewußtsein, sie sollte das nur lassen und jetzt gehen.

Da sie zögerte, schüttelte er den Kopf, besah seinen Aufzug und sprach wiederholt und aufs bestimmteste: „Geh, geh, Kind! Ich habe schwer geträumt . . . das Mahl mit den Herren . . . ich hätte nicht dabei sein sollen . . . geh, geh!

Indem hörte man schon eilende Schritte auf dem Corridor, schon das Einsetzen des Schlüssels, den der Diener, um früh den Herrn wecken zu können, mit sich genommen hatte.

Als der Diener eintrat, fand er seinen Herrn schon auf und bekam in ruhiger, wie Lucinde noch zitternd dem bebenden Herzens belauschte, klar zusammenhängen-

unſrer Prinzipien zeigen. Mainzer, Kolloff, Büret unterſtützten ihn. Aber die Schwierigkeit, den Franzoſen in einem, wie es Raspail genannt hatte, neuen Franzöſiſch verſtändlich zu werden, die Indolenz und der Egoismus der franzöſiſchen Journaliſtik, die Hinderniſſe, die den Abſatz der Monatsſchrift in Deutſchland aufhielten, endlich auch wohl die eigne ermattende Kraft ließen die Balance nicht ihr viertes Heft erleben. Börne ſprützte die Feder aus. Er ſetzte ſie nur wieder an, um das Geſtändniß zu geben: „Ich bin müde wie ein Jagdhund!“

Des Sommers in dem ländlichen Auteuil bei Paris, des Winters in der Stadt wohnend, genoß Börne in dem trauten Kreiſe, den ſeine Freundin und deren Gatte, ein leidenſchaftlicher Verehrer der Richtung ſeines Freundes, um ihn zogen, eine Pflege, die noch auf einige Zeit die Flucht ſeiner Lebensgeiſter hemmte. Er war faſt immer leidend. Wenn ihn Freunde, wie Dr. Eder aus Frankfurt, beſuchten, ſo flackerte er wohl noch freudig auf, erkundigte ſich nach den heimiſchen Verhältniſſen, lachte über die Unſterblichkeit des Philiſterthums; bald aber verſagte der Körper den Dienſt, er knickte dann zuſammen und ſchlich, gänzlich abgeſpannt, auf ſein Zimmer, wo ihn der Schlaf (der ihm wie Leſſing nie verſagte) erquickte. Seine Schwerhörigkeit hatte ſo zugenommen, daß vieles an ihm unverſtanden vorüberging und alle ſeine Sinne ſich in eine ſtille Dämmerung verloren. Die Kunſt der Aerzte mit einer Verachtung beurtheilend, die an Molières Luſtſpiele erinnerte, griff er nach jeder neuen Entdeckung, die im Gebiet der Heilwiſſenſchaft auftauchte. Eine Zeitlang war er Homöopath unter Dr. Roth. Dann verlor er ſich in Oertel's Waſſerkurſchriften und fing mit ſeinem geſchwächten Körper Waſchungen an, die ſchwerlich auf ſeine

der Rede die Erklärung, daß er sich unwohl gefühlt und selbst geklingelt hätte, jetzt wär' es vorüber. Der Diener machte Licht, deutete auf die Splitter des Glases, auf den Degen. Es war gefährlich, den Kronsyndikus noch länger so im Zimmer in bloßen Füßen zu lassen; er ging zu Bett, nachdem er dem Diener die Weisung gegeben, die Verbindungsthür des Cabinets anzulehnen und nebenan im Wohnzimmer auf dem Sopha zu schlafen.

Jetzt erst verriegelte Lucinde.

Sie hörte Zurüstungen, wie sich der Diener einiges Bettzeug holte und auf dem Sopha Platz nahm. Gepreßten Herzens ging sie auf ihr Lager zurück, wo sie bei ihrer Jugend und noch von der Reise nachhaltenden Ermüdung bald wieder in den Armen des Schlafes lag.

Um vier Uhr weckte man sie. Schon war der Kronsyndikus nebenan hörbar.

Als sie sich angekleidet hatte, hörte sie schon das Blasen des Postillons.

In aller Freundlichkeit klopfte ihr Wohlthäter an die Thür und steckte den Kopf herein ...

Lucinde fand ihn vollkommen beruhigt und zur Abreise gerüstet ...

Des nächtlichen Vorfalls wurde keine Erwähnung gethan.

Noch übergab ihr der Abreisende Geld, wirklich auch einige Schmucksachen und ermahnte sie, den „nun bald eintreffenden Doctor" so zu empfangen, wie sie es ihm versprochen hätte.

Mit einem Kuß auf ihre Stirn, einem langen Blick

auf ihre ganze Erscheinung, als wolle er sagen: Seh' ich dich wieder? Und was wird wol aus dir alles noch werden? ging er ...

Sie folgte bis in den Corridor und wollte weiter; an der Treppe aber hielt er sie schweigend zurück ...

Unter den Kleinodien, die kostbar, aber wiederum von alter Façon waren, befand sich keines, auf welches die Erzählung des Bedienten gepaßt hätte.

Er wird es zurückbehalten haben ... das Bild seiner — zweiten Frau! sagte sie sich, legte einige der Brochen und Armbänder an, nahm sie dann wieder ab und ging noch einmal zu Bett.

Sie schlief bis gegen neun Uhr. Dann begab sie sich in ihre neue Wohnung.

## 19.

Haß und Bewunderung, Fluch und Segen ſetzte ſich auch auf dem neuen Schauplatz ſeines Lebens an die Ferſen eines Mädchens, das durch ſtetes Verpflanzen aus einer Lebensſituation in die andere eine ſeltene geiſtige Kraft gewinnt.

Jetzt achtzehnjährig, entwickelte ſich Lucinde nicht mehr in ihrer Aeußerlichkeit. Im Gegentheil nahmen die ſanften und runden Formen, die dem halben Kinde ſchön geſtanden hatten, einen ſcharfen Charakter an. Schultern und Hüften gewannen eine hervorſpringende Beſtimmtheit; ja, ſie fing an zu magern, wodurch das Feuer ihrer Augen um ſo brennender wurde.

Die ganze Stadt war mit ihrem Erſcheinen beſchäftigt. Man definirte ihren Reiz nicht, man nahm ihn als den einer aparten Natur hin. In den Offizierskreiſen ſagte man: Sie hat Raſſe! Das deutſche Pferde-Arabien, Mecklenburg, lag nahe genug und entſchuldigte einen Ausdruck, der vom Stalle kam. Für eine Spanierin beſaß ſie zu wenig Schwärmerei im Aufblick der

Augen. Für eine Italienerin hatte ſie das Phlegma und die äußere Kälte nicht. Einer Griechin entſprachen, wie es bei den Frauen allgemein hieß, die falſchen Augen. Ein Wort wurde eine Zeit lang entſcheidend. Ein däniſcher Offizier, Dichter und Freund jenes Prinzen, hatte ſie eine künftige Sibylle genannt. Ihre Feindinnen machten ſogleich eine Hexe, Indifferente, eine Zigeunerin daraus. Sie trug ſich in grellen Farben, liebte ſchwere Stoffe, bunten Schmuck. Bald zeigte ſie ſich zu Wagen, bald zu Roß. Als Amazone durch die Alleen des Schloßgartens hinſprengend, begleitet von den Männern, die ſich um eine weibliche Erſcheinung, die ſich fühlt und zu leben weiß, von ſelbſt finden, ohne geſucht zu werden, machte ſie einen Eindruck der feſſelndſten Art. Ein rundes Herrenhut ſaß ihr tief im Nacken. Ein langes silbergraues Tuchkleid hing faſt bis zu den Hufen des Roſſes herab.

Endlich kam Klingsohr.

Daß er bald nach dem Wiederſehen innerhalb der Feſtung in Verzweiflung gerieth, läßt ſich denken bei einem ſolchen Genuß ihrer Freiheit, wie ihn Lucinde ihm geſtattete. Die Eiferſucht verzehrte ihn. Obgleich auf die Feſtung beſchränkt, hatte er die volle Freiheit zu kommen, Beſuche zu empfangen. Auch ſtellte ſich Lucinde anfangs faſt täglich bei ihm ein, wandelte mit ihm auf dem Glacis Arm in Arm, bald aber verdroß ſie die Beobachtung und der auf den Mienen der Offiziere ſichtbare Spott.

Als Klingsohr nach einigen Wochen ſchon die Erlaubniß bekommen hatte, einige Stunden des Tags auf

Ehrenwort in der Stadt zu verweilen, gab es, wenn er in ihrer Wohnung vergebens auf ſie wartete, bald die aufgeregteſten Scenen. Mußte er mit dem Glockenſchlag Neun ſeine Rückwanderung antreten und ſie war von irgendeiner Zerſtreuung noch nicht wieder da, wie ergrimmte er in Zorn und Verzweiflung! Jener Prinz war es vorzugsweiſe, der Lucinden mit Leidenſchaft auszuzeichnen angefangen hatte. Sie ließ ſich ſeine Huldigung wie die der andern gefallen. Aus dem angenommenen Syſtem, keinem zu gehören, trat ſie um ſo weniger heraus, als ſie den Ruf des Hauſes, in dem ſie wohnte, zu ſchonen, die bereits begonnene Empfindlichkeit ihrer nächſten Beſchützer zu verſöhnen hatte.

Klingsohr wollte ſie in Anfällen ſeiner Eiferſucht oft einſchließen, wie nach ſeinem Ausdruck jener Ritter ſeiner Meluſine that. Er nannte ſie in wüthenden Zornausbrüchen ein Weib ohne menſchliches Blut, ein Halbgeſchöpf von Feuer und von Waſſer, eine Fiſchnatur; er hätte ſie täglich in einen Kaſten ſchließen mögen, deſſen Schlüſſel er zurückbehielt und mit ſich in die Feſtung nahm. Die Verzweiflung, ſich nach allen Seiten hin gebunden zu fühlen, trieb ihn, wenn ſie im Theater war, wo er nicht erſcheinen ſollte, wieder zu der alten akademiſchen Lebensweiſe zurück. Wieder gab es auch hier, in der Stadt und in der Feſtung, Bewunderer, die ſeinen Orakelſprüchen lauſchten. Wieder ſchrieb er zwanzig Bücher zu gleicher Zeit. Wieder hatte er Syſteme erfunden, die noch um einige Jahre zu früh gekommen wären, wenn er ſie jetzt ſchon hätte veröffentlichen wollen. Oft mußte ihn die Ronde aus der Feſtung

noch in der Stadt aufſuchen und fand ihn ſchon wieder da, wo die Staaten beim Klopfen der zinnernen Deckel erſchüttert werden. Wie haßte ſie ihn, wenn ſie davon erfuhr oder er ſelbſt noch kam, ſie in den Folgen ſolcher Geſelligkeit zu grüßen! Gab ſie ihre Fiſchnatur vollkommen zu, ſo war es, weil ſie ſagen konnte: Ich mache mich anheiſchig, vierzehn Tage lang nur von Waſſer zu leben!

Der Winter brachte Geſellſchaften, Bälle ...

Allgemein erzählte man ſich von einer Geſchichte, die anfangs nur zu lachen gab ...

Lucinde hatte jenen Prinzen ſo ſicher gemacht, daß ſie ihm ſogar die Zuſage zu einem von ihm aufs dringendſte erbetenen Stelldichein gab. Der Prinz bewohnte eine Villa, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Briefe, mündliche Botſchaften, Vermittelungen von Beauftragten ſollten an einem beſtimmten Abend an dem Thor, das nach Bellevue, von dort nach der Villa des Prinzen führte, einen Wagen harren laſſen, welchem eine Verſchleierte zur beſtimmten Stunde ſich nähern würde. Der Wagen würde dann dem in der Villa harrenden Prinzen die ſo dringend und heiß erſehnte Eroberung zuführen ... Schon ſeit einigen Wochen hatte dieſer Kampf gegenſeitiger Bitten und Ablehnungen gedauert. Lucinde, die keine Uebereilung der Sinne kannte, legte eine Intrigue an, die ihrer Luſt an Spuk und Schadenfreude entſprach. Eine große Vorliebe, die ſie für das nicht ganz ſchlechte Theater der Stadt gefaßt, hatte ſie mit einigen Mitgliedern deſſelben bekannt gemacht. Unter dem weiblichen Perſonal befand ſich eine Sängerin für jugendliche Par-

tieen, eine Erſcheinung vom allerkleinſten Wuchſe, aber um ſo größerer Gefallſucht. Sie hieß Henriette und wurde von den Studenten ſpottweiſe in Beziehung auf die berühmte Henriette Sontag Henriette Montag genannt. Dieſer theilte ſie unter veränderter Adreſſe ſchon lange jene Briefe des Prinzen mit, die an ſie ſelbſt gerichtet waren. Am Schluß ſchrieb ſie regelmäßig mit nachgeahmter Handſchrift einen Ort, an welchem der Prinz ſeine Antworten zu erhalten wünſchte. Wie vorauszuſehen war, kamen die geſchmeichelſten von der Welt. Dieſe ſtellte ſie wieder dem Prinzen als die ihrigen zu. So gingen dieſe Briefe hin und her. Immer näher durfte der Prinz ſich ſeinem Ziele gekommen glauben, und ſo war der Briefwechſel zwiſchen ihm und Lucinden eines Tages ſo weit, daß jenes Rendezvous vorzuſchlagen gewagt wurde. Auch dieſer Brief ging an die Sängerin ... Um die ſiebente Abendſtunde ſtieg eines Tages an dem genannten Thore eine verſchleierte Dame in den bewußten dort harrenden Wagen und fuhr ohne Zweifel einem demüthigenden Schickſal entgegen zur Villa.

„Demüthigend" hatte Lucinde gedacht ...

Was erlebte ſie aber?

Der geſpielte Streich kam zwar zur allgemeinen und beluſtigenden Kunde; der Prinz jedoch, dem Spott ſich entziehend, verſchwand auf einige Zeit, nahm auch zuletzt ſeinen Abſchied, ließ aber auch die kleine Henriette Montag von der Bühne zurücktreten, kaufte ihr in entlegener Gegend des Landes eine Beſitzung, verſchaffte ihr einen adeligen Namen und heirathete ſie zuletzt in der legitimſten Form.

Der Eindruck, den Lucinden dieſe unerwartete und ſchnell aufeinander folgende Wendung machte, war außerordentlich genug. Er ſteigerte ſich bis zum offenbaren Verdruß. Der Neid, der ſie erfüllte, legte ſich mit der Zeit. Sie verweilte weit länger bei der Ueberlegung, worin das Feſſelnde hier hatte liegen können, in welchem weiblichen Reize, in welcher Kunſt des Gefallens, in welcher Macht, die Frauen auf Männer, allerdings hier von nur wenig Geiſt, auszuüben im Stande ſind? Dann aber wurde denn doch das allgemeine Aufſehen, das dieſer Vorfall nach ſich zog, und das ungünſtige Licht, in dem ſie dabei ſchon durch die geſpielte Intrigue ſelbſt erſchien, Veranlaſſung zu Mismuth jeder Art. Sie erhielt den längern Aufenthalt in der achtbaren Familie, die ſie aufgenommen hatte, gekündigt. Sie konnte froh ſein, daß wenigſtens Klingsohr über den Scherz mit dem Prinzen lachte. Ihm that der Vorfall als Beweis ihrer „Treue“ wohl.

Klingsohr's Haft, die in der That auf Gnadenwege bis zu einem Jahre gekürzt wurde, nahete ſich ihrem Ende — aber auch in Lucindens Leben trat eine entſcheidende Kriſis ein.

Gefahrvoll iſt es einer geradezu auf die Wolken zugehenden Lebensbahn, wenn ſie in den Motiven ihrer Handlungen einmal wechſelt. Wer immer mit dem Verſtande vorauswühlt, wohin er mit Hand und Fuß zur That nachſchreiten ſoll, der verſchüttet ſich den Weg, wenn er plötzlich den Einfall bekommt, nicht dem Verſtande, ſondern dem Herzen folgen zu wollen. Eins darf man nur feſthalten, entweder den Ruhm oder die

Ueberzeugung. Alles zugleich erſtreben, verdirbt eins das andere. Wer den Ruhm will, ſoll — die Weltphiloſophie lehrt es — das Gewiſſen nicht hören; wer das Glück will, muß auf die Ueberzeugung verzichten. So iſt das Daſein. Die Menſchen, die wie auf den Rennbahnen des Alterthums mit vier Roſſen zu gleicher Zeit dahinſprengen können, von denen eins die Begeiſterung, das andere die Mäßigung, das dritte die Tapferkeit, das vierte die Tugend iſt, und die, ſo verſchiedenartig auch die Roſſe anziehen, doch zu einem großen Ziele kommen, gibt es nicht, außer ſie wurden auf Thronen geboren. Geborene Herrſcher können alle Kränze des edelſten Strebens zu gleicher Zeit gewinnen Wie beklagenswerth, wenn ſie den großen Vorſprung, den ihnen die Ordnung der Dinge für das Große, Gute und Ideale zu gleicher Zeit gelaſſen, nicht zu benutzen wiſſen und ſie entweder nur beim Beſchränkten ſtehen bleiben oder beim Gewaltthätigen! ... Die Vortheile aber einer Lebensſtellung, die Lucinden ſchon bis zur Gattin eines Prinzen erheben konnte, verlor ſie, als ſie einmal ſtatt aus dem Verſtande — aus dem Herzen handelte.

In jener Schauſpielertruppe, der die zur Gemahlin eines Prinzen erhobene „Zwergin“ angehörte, zeichnete ſich eine nicht mehr junge Schauſpielerin aus, die ſich Madame Serlo nannte, obgleich ſie, wie man ſagte, mit dem Helden und Liebhaber der Truppe dieſes Namens nicht verheirathet war.

Madame Serlo war groß, von majeſtätiſcher, faſt zu impoſanter Haltung; denn nicht jede Rolle ſtand ihr und für die majeſtätiſchen fehlte ihr doch wieder die Größe

der Empfindung, der Phantaſie, des Schwunges. So blieben ihr nur die kalten Salondamen, in denen ſie theilweiſe wirklich bewundert wurde ... Und in der That hatte das ehemalige Fräulein Leonhardi oder Madame Serlo eine Art, im Luſtſpiel mit einfachen Mitteln Wirkungen hervorzubringen, die ihr das Anſehen einer Künſtlerin gaben. Mit zwei oder drei Rollen des Converſationsſtücks blendete ſie alles und manches große Hoftheater war ſchon in die Falle gegangen und hatte dieſe unübertreffliche Frau von Waldhüll im „Letzten Mittel", dieſe Baronin von Wiburg in „Stille Waſſer ſind tief" engagirt, bis ſich nach der vierten oder fünften Rolle die gänzliche Unbrauchbarkeit einer Semiramis ohne Leidenſchaft herausſtellte. Zu ihrer Figur paßte ſchon ein zu kleiner Kopf nicht. Die etwas ſtumpfe Naſe, das gefaltene Kinn, die blauen Augen, alles war ausdruckslos. Bei alledem machte das Enſemble ihrer Erſcheinung ſich noch immer im Salonſtück intereſſant und war für jeden eine Weile in dieſer Sphäre einnehmend. Man rühmte überall ihre Formen, man verglich ſie mit den Geſtalten, die Tizian als Venus malte. Ihr Haar war blond, ihre Haut hatte eine Incarnation, auf die der Ausdruck Miſchung von Milch und Blut im vollkommenen Sinne paßte.

Gezwungen, niederzuſteigen in die Sphäre, wo man ſich kalt und empfindungslos dargeſtellt auch eine Jungfrau von Orleans, eine Julia, eine Luiſe Millerin gefallen laſſen muß, wenn nur die Geſtalt genügt und Coſtüme ſowol wie eine gewiſſe Tournure die andern Mängel vergeſſen laſſen, hatte Madame Serlo einen

Nerven wohlthätig wirkten. In einem eignen Apparat be
trieb er dieſe Kurmethode lange Zeit und mochte ſich dadurch
wie wenigſtens allopathiſche Aerzte verſichern, mehr geſchade
als genützt haben.

Traten zuweilen freie Augenblicke ein, ſo entzog er ſich
dem Umgang mit Freunden, der freien Luft und ſelbſt de
großen Geſellſchaft nicht. Er ſah ſeine politiſchen Freunde
die deutſchen Flüchtlinge, gern bei ſich, ließ ſich von ihren
Planen erzählen und lächelte darüber, wenn ſie ihm allzu
abentheuerlich ſchienen. Gern empfing er die Beſuche de
Fremden, die nach Paris kamen und ihm von Politik und
Literatur der Heimath erzählen mußten. „Von ſeinen nächſten
Bekannten ließ er ſich ſagen, in welchem Reſtaurant man zu
Mittag geſpeiſet, wie es jetzt in dieſem oder jenem Kaffee
hauſe ausſehe, ob die ſchöne Dame noch am Comptoir ſitze
u. ſ. w. Börne kam in den letzten zwei Jahren ſeines Lebens
nicht mehr viel in Paris herum; wenn er im Sommer vom
Lande in die Stadt kam, pflegte er das Galignaniſche Leſe-
kabinet, weniger die ihm wegen ihrer theuern Preiſe verhaßte
Heideloff'ſche Buchhandlung zu beſuchen und vor dem Nach-
hauſefahren unter den Bäumen des Palais-Royal ein Glas
Eis zu eſſen. Eine kleine Promenade über die Boulevards
durch die Vivienne- oder Richelieuſtraße nach dem Louvre und
Einkäufe in Conditoreien waren Winters ſeine einzigen Aus-
gänge. Viele von den kleinen Billetten, welche er ſeinen
Bekannten durch die Stadtpoſt ſchrieb, ſchloßen mit den Wor-
ten: Aber warum kommen Sie ſo ſelten? Ich bin faſt jeden
Abend zu Hauſe. Dieſe Zurückgezogenheit ſonderte ihn jedoch
keineswegs von Allem, was in der Hauptſtadt vorging, ab,
im Gegentheil er verfolgte die unbedeutendſten Aenderungen

jungen Mann mit ſich in ihre Sphäre hinuntergezogen, der einen kurzen Augenblick zu glänzenden Hoffnungen berechtigt ſchien.

Serlo war aus einer der ehemaligen geiſtlichen Reſidenzſtädte Deutſchlands gebürtig und zum Prieſter beſtimmt geweſen. Aus dem Seminar war er kurz vor der letzten Vorbereitung zum Empfang der Weihen entflohen und hatte theils aus Abneigung gegen den Stand überhaupt, für welchen ihn ſeine armen Aeltern beſtimmt hatten, theils aus Unvermögen, irgendwie einen andern Beruf zu wählen, der ihn erhielt, theils endlich aus wirklicher Neigung die Laufbahn der Bühne eingeſchlagen.

Serlo's Wege waren anfangs die allerdornenvollſten. Nur um ein Mittagbrot zu gewinnen, ſchloß er ſich reiſenden Geſellſchaften an, die in Scheunen Vorſtellungen gaben; ſelbſt bei Gauklern und Taſchenſpielern leiſtete er auf Tage und Wochen Beihülfe, nur um nicht zu verhungern. Von Hauſe mit dem väterlichen Fluch und mit Steckbriefen verfolgt, mußte er ſchon deshalb bald in dieſes, bald in jenes Verhältniß treten, nur um den Verfolgern ſeine Fährte abzuſchneiden. Mit der Zeit milderte ſich dann der Haß der Seinigen, die Vexation der Behörden. Er fand einige Geſellſchaften, die in etwas anſtändigern Formen auf Rechnung der „dramatiſchen Kunſt“ das Leben ihrer Mitglieder friſteten.

Serlo's ſchöne Mittel gewannen ihm allmählich ein Vertrauen, das er freilich durch ſein Talent noch nicht rechtfertigte. Er war ſchlank gebaut, hatte dunkle, feurige Augen, ſchwarzes Haar, eine friſche Farbe, die ſich nur

leider bald, auch infolge der Entbehrungen und Anstrengungen, als trügerisch erwies und der lachende Widerschein einer kranken Brust war. Schon in diesen ersten Anfängen seiner Laufbahn geschah es ihm zweimal, daß er auf der hessischen Bergstraße, ein andermal in der Gegend zwischen dem badischen Freiburg und Basel — wo wandern nicht diese armen Heloten der dramatischen Muse! — von einem Blutsturz befallen wurde und hülflos und verlassen in kleinen Städtchen liegen bleiben mußte. Die vornehmste Bühne, auf der er, leidlich genesen, im Fache der Liebhaber zum ersten mal wieder auftreten konnte, war St.-Gallen gewesen.

Serlo spielte in St.-Gallen den Mortimer. Er erlebte dabei, daß selbst eine so kleine Stadt wie diese schweizerische ihn auslachte. In Lindau am Bodensee ging es ihm nicht besser. In den kleinsten Städten werden jetzt schon Recensionen und nach auswärts Correspondenzen geschrieben. Um diese seine beiden Niederlagen zu decken, wählte er statt seines eigentlichen Namens Firmian Neumeister den Namen Serlo und gerade Serlo mit Bewußtsein aus Göthe's Wilhelm Meister. Gebildet durch Schulunterricht und die Vorbereitungen zum Priesterstande, hatte er vorzugsweise die beiden male, wo nach seinen Blutstürzen Schonung ihm anempfohlen wurde und die Pflege guter Menschen ihm eine Zeit lang Muße gewährte, sein Wissen zu erweitern und zu vervollkommnen gesucht. Er ragte durch seine geistige Bedeutung unter seinen Standesgenossen bei weitem hervor und konnte sich endlich mit dem Namen Serlo in Passau, Regensburg, ja selbst mit der Zeit in Nürnberg behaupten.

Hatte Serlo einen Erfolg errungen, so warf ihn leider immer wieder sein körperliches Befinden zurück, nahm ihm feste Stellungen, zwang ihn, monatelang zu pausiren und in den Bädern wieder Erholung und Stärkung zu suchen. Seine Gemüthsstimmung erfüllte sich dabei mit großer Bitterkeit. Er konnte dieser Bitterkeit einen geistigen Ausdruck geben. Er sah überall die Erfolge der Talentlosigkeit, der Intrigue, des schlechten Geschmacks. Er, mit ungleich größern Ansprüchen auf die Gunst der Musen, mußte zurückstehen. Schon war ihm geschehen, daß er an irgendeinem glücklichen Abend irgendeinem durchreisenden Kunstkenner in kleinen Städten aufgefallen war und einen Ruf nach einem großen Hoftheater bekommen hatte; kaum dort angelangt, überfiel ihn eine Heiserkeit, die ihm entweder das Auftreten ganz untersagte oder ihn, wenn er spielen konnte, außer Benutzung seiner Mittel setzte. Und doch hatte sich darauf etwa fünf Jahre lang seine Lage ziemlich günstig gestaltet. Er bekleidete erste Fächer an großen Stadttheatern und hatte Erfolge, Erfolge sowol auf der Bühne wie in der Gesellschaft. Es umgab ihn ein eigener Reiz des Geheimnißvollen, den seine liebenswürdige und angenehme Persönlichkeit unterstützte. Serlo gehörte keineswegs zu denen, die sich der bösen Welt gegenüber unbewaffnet betreffen ließen. Das Unglück hatte ihn längst mehr scharf als schartig gemacht und im Glück gab er seine Weise keineswegs auf und verwundete wol auch zuerst, da ihm Urtheil und Ueberzeugungseifer nicht fehlten. Die Macht, die er überall durch Intrigue erstrebt und wirklich auch durch sie erobert sah, reizte ihn sogar,

auch seinerseits nicht die Hände in den Schoos zu legen oder unter Gaunern, wie er zu sagen pflegte, der einzige ehrliche Mann zu bleiben. Serlo schien sogar vielen gefährlich; er rührte sich nach Kräften, zerriß hier eine Fessel, um dort eine andere zu vortheilhafterm Dienst sich anzulegen, stieß fort, was ihm im Wege stand, und unterdrückte mit Gewalt Gemüth und Reue, zwei Begriffe, die für diese „elende und erbärmliche Welt" nicht paßten und „die Krähen da einließen, wo die Adler wohnen sollten", wie er oft mit Shakspeare sprach. Geist, Bildung, Intrigue, Talent und ein bei alledem nicht zu verwindender gemüthlicher Zug gaben in Serlo eine Erscheinung, die zum Höchsten berufen schien, wenn nur die Natur und das Glück gewollt hätten.

Die Natur hatte Firmian Neumeister, genannt Serlo, zu einem frühen Tode bestimmt. Er war glücklich zu einem der ersten Hoftheater emporgeklommen, hatte sich drei Jahre behauptet, begehrte einen Contract, der ihn nach fernern fünf Jahren hätte pensionsfähig machen müssen; man wollte ihm nur einen kürzern geben, der diese Pensionsfähigkeit ausschloß. Bei dem Streite, der darüber entstand, vergaß sich Serlo in den Formen, in denen sein Chef sich behandelt zu sehen berechtigt war. Serlo erhielt seine augenblickliche Entlassung. Damals traf er in gleicher Stimmung jenes Fräulein Leonhardi. Man hatte an demselben Hoftheater geglaubt, nach einer von ihr gespielten Donna Diana in ihr eine der ersten Künstlerinnen zu gewinnen, und fand bald, daß sie eine Rolle wie die andere gab, die Lady Macbeth von dem

selben zuckersüßen Lächeln begleitet, wie sie Bauernfeld'sche junge Witwen spielte. So verließen beide zu gleicher Zeit dieselbe Stadt mit denselben Empfindungen, den Empfindungen der Bitterkeit, und auch mit demselben Uebermuth, der die Verzweiflung wegzulügen sucht. Serlo sprach später oft von dieser Verbindung mit Lionel's Worten: „Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet!"

Nach einem halben Jahre, wo beide zusammen Gastrollen gaben, mußte Serlo schon für seine Begleiterin sorgen, als wäre sie seine Gattin. War sie dies oder war sie es nicht, sie konnte kein Engagement annehmen. Serlo mußte sie und ein erwartetes Kind ernähren.

So nahm er die erste beste Stellung, die nur etwas Brot gab. Er nahm sie in einer Form, die sich später nur zu oft wiederholte ... Es ging zum Herbst. Die Entbehrungen, die von einem Gastspielreisen ohne Ruf und Resultat unzertrennlich sind, hatten ihn aufs Krankenlager geworfen. In einer Mittelstadt Norddeutschlands, wo Fräulein Leonhardi noch Verehrer von sonst besaß, traf sie, ihren Zustand möglichst verbergend, bei einem derselben mit einem durchreisenden Director einer Bühne zusammen, der einen Liebhaber zu engagiren wünschte. In einem Augenblick, wo der Director nach irgendeinem Gegenstand auf der Straße zu sehen ans Fenster trat, besaß sie die Geistesgegenwart, dem alten Freunde rasch zuzuflüstern: Schicken Sie in unser Hotel! Serlo soll sich ankleiden! ... Wie? fragte der Director und wandte sich. Sie sprachen ja eben von Serlo? Ist Serlo hier? ... Im Goldenen Adler! hieß es ... Schade, daß er kränkelt! antwortete der Director ... Kränkelt? erwiderte die Leonhardi.

Serlo ist so gesund wie ein Fisch! . . . Ich möchte ihn wol sprechen; ich könnte ihn brauchen . . . ließ überlegend der Director fallen. Der alte Verehrer des Fräuleins, ein wohlhabender Theaterliebhaber, der sich darin gefiel, im Orte die seltensten Weine zu haben, hielt ihn zurück: Nein, nein, nein! Sie bleiben! Ein Glas Tokayer! Der Director schützte Eile vor, blieb jedoch, um wenigstens auf baldiges Wiedersehen anzustoßen. Damit fand der Kunstfreund einen Moment, hinauszuspringen und seinem Bedienten zu sagen: Lauf in den Goldenen Adler! Herr Serlo soll sich ins Zeug werfen, ein Director kommt ihn zu engagiren! Nachdem bietet er der Künstlerin und dem Director ein improvisirtes Frühstück. Dem Director, der fürchtete, mit Fräulein Leonhardi, die er schon einmal sechs Wochen im Engagement gehabt, auf neue Erörterungen zu stoßen, ergab sich bald, wie Serlo zu Fräulein Leonhardi stand. „Madame Serlo? Ei der Tausend!“ — „Ja Madame Serlo! Doch nimmt mein Mann auch Engagement allein an.“ Eine halbe Stunde verfließt. Zuletzt begleitet der Director Madame Serlo in den Goldenen Adler. Dort, wo noch eben im abgetragenen Schlafrock, mit einem großen wollenen Tuch um den leidenden Hals, ein armer Kranker, leichenblaß, auf dem Bett gelegen hatte; dort, wo alles ringsum in der größten Unordnung gewesen war, wo Arzneigläser am kühlenden Fenster standen, Wäsche am Ofen hing, um erwärmt zu werden; dort, wo ein hinfälliger Kranker, einem Greise ähnlich, das dunstige Zimmer mit Seufzern und Verwünschungen über sein Geschick erfüllt hatte, hatte nach der Meldung des Dieners im Nu eine Verwand-

lung ſtattgefunden. Die Gläſer waren entfernt, das Bett durch einen Schirm verdeckt worden, die Wäſche hinweggenommen, die größte Ordnung herrſchte. Der Kranke, der Lebensüberdrüſſige, Hinfällige, Huſtende ſtand in dem einzigen Frack, den er beſaß, mit eng anſchließenden Beinkleidern, gefirnißten Stiefeln, weißer Weſte, über welche eine Lorgnette niederhing, buntem, loſe umgeſchlungenen Halstuche, eben den Hut aufſetzend, eben helle Handſchuhe anziehend, eben noch die Cigarre im Munde, um ſie raſch gleichſam auszurauchen, ein Liedchen trällernd und die Thür öffnend. Wohl hatte er das Gefühl, als wenn ihm die Füße verſagten, die Hände flogen noch vor Fieberfroſt, die Lippen zuckten, der ganze Körper zitterte ... dann aber hört er kommen, jetzt eine Arie geträllert, laut eine Tirade geſprochen und nun: Was zum Henker, Sie Herr Director? Was führt Sie in dies verdammte Neſt, wo ich einen alten Freund beſuchen mußte? Bravaden folgten auf ſeine Kraft, Bravaden über den langweiligen Aufenthalt, die baldige Abreiſe ... man plaudert, man ſcherzt, man bietet Cigarren ... Der Director engagirt den unverwüſtlichen, intereſſanten Serlo für die Winterſaiſon. Die Contracte waren, wie gewöhnlich, gleich zur Hand in der Rocktaſche; noch einige Debatten über die Gage, dann Unterſchrift ... Beim Scheiden ſagte der Director ſcherzend, mit einem feinen Blick auf Madame Serlo: Serlo! Serlo! Die grauen Härchen an den Schläfen! Schonung! Schonung! ... Dieſe grauen Härchen hatte der Leidende in der Eile zu färben vergeſſen. Madame Serlo verſprach zu ſorgen, daß die Härchen nicht um

ſich griffen. Das Uebrige iſt Ihre Sache! ſagte ſie mit der Süßigkeit jenes Converſationstons, mit dem ſie ihre Eroberungen machte. Als der Director fort iſt, ſinkt Serlo, der eine Stunde lang mit der äußerſten Anſtrengung die Rolle eines Geſunden und Frohgemuthen durchgeführt, ohnmächtig zuſammen. Die Gefährtin ſeines Lebens ſprach den ganzen Tag nur von dem Glück, ſolche Freunde zu beſitzen wie ſie in jenem Kunſtfreund! Es war, ſagte Serlo, als er dieſe Scene eines Abends, als ſeine Gattin ſpielte, Lucinden erzählte, nicht das erſte mal, daß ich gut geſpielt hatte und ohne Beifall blieb.

In eine Verbindung mit dieſen Schauſpielern trat Lucinde durch Zufall.

Voller Unmuth über die ihr gewordene Kündigung hatte ſie eine Wohnung geſucht. Sie erhielt das Anerbieten derjenigen, die Serlo verlaſſen wollte; die Saiſon war zu Ende, mit ihr das Engagement.

Es machte ihr damals einen wunderlichen Eindruck, die Menſchen, die ſie in dem von ihr immer heiß geliebten Theater nur im bunten Flitter, geſchminkt und in wallenden Locken geſehen hatte, hier unter lärmenden Kindern, trotz artiger Formen verdrießlich und aller Hülfsmittel zu täuſchen entkleidet, wiederzufinden.

Die ſtadtkundige Geſchichte des Prinzen und der Soubrette hatte eine Anknüpfung nähern Geſprächs gegeben. Serlo ſagte, daß ſich daraus ein Luſtſpiel machen ließe und Madame Serlo vertheilte ſchon die Rollen. Lucinde hörte. Der Einblick in dieſe neue und, wie ſie ſogleich ſah, leidenſchaftlich bewegte Welt reizte ſie.

Sie miethete zwar die Wohnung nicht, kam aber wieder und machte ſich, wie dies in ihrer Art war, mit den Kindern zu ſchaffen. Dieſe waren hübſch und von viel aufgeregterer Natur, als Kinder in ſolchem Alter zu ſein pflegen. Sie waren ſelbſt ſchon Schauſpieler.

Auch Klingsohr hatte anfangs Gefallen an dieſer Bekanntſchaft, die ihm Lucinde mittheilte und in die ſie ihn einführte. Ihm hatte dieſe Sphäre ganz bewußt und in poetiſcher Wahrheit den Reiz, der im Wilhelm Meiſter nur zu künſtlich um ſie gebreitet iſt. Lucinde fühlte ſich taſtend, doch deſto verhängnißvoller hinein. Bedrängt und verurtheilt von der öffentlichen Meinung, hatte ſie bei Madame Serlo ein Aſyl gefunden, wo ſie ſich ausſprechen und in ihrer Art ganz gehen laſſen konnte. Ihr Scharfſinn entdeckte bald den geheimen Schaden dieſer unglücklichen Künſtlerverbindung. Serlo litt unter der Kälte und Herzloſigkeit ſeiner Lebensgefährtin bis zur Verzweiflung. Das ganze Leben dieſer Frau war nur ein einziger Vorwurf gegen den Vater ihrer Kinder. Sie behauptete, um ihn die glänzendſte Laufbahn verfehlt zu haben, während Serlo doch nur ein Opfer ſeiner Begegnung mit ihr geworden war. Lucinde wurde, wie das geſchieht, die Vertraute, die Rathgeberin beider, die Vermittlerin zweier Gegenſätze, die mit höchſt ungleichen Waffen kämpften. Dort die kalte friſcheſte Geſundheit, hier ein Siechthum, das Schonung und Liebe bedurfte.

Lucindens Empfindungen über Klingsohr wurden von der liſtigen Madame Serlo bald errathen. Sie verurtheilte den Doctor, wie ſie ihrerſeits alle Männer verurtheilte, ausgenommen die, die ihr huldigten. Lucinde

fand für alles das, was ſie an Klingsohn nicht mochte, den weltgewandteſten Ausdruck. Kaum ſtand es feſt, daß ſie Klingsohn nicht mehr liebte, ſo hatte Madame Serlo auch ſchon den Plan fertig, das räthſelhafte, ſchöne und aus unbekannten Hülfsquellen reich mit Mitteln ausgeſtattete Mädchen an ſich zu ziehen. Sie ſchmeichelte ihr zunächſt mit dem unverkennbaren Urtheil, das ſie über die Bühne hätte, dann ſogar mit einem Berufe für ſie. Sie löſte Lucinden immer mehr von den Beziehungen ab, die ſie noch hier und da in der Geſellſchaft hatte. Als der Augenblick der Auflöſung des Theaters heranrückte und von einem kleinen Seebade geſprochen wurde, in dem die Trümmer der Geſellſchaft im Sommer Vorſtellungen geben wollten, bedurfte es bei Lucinden keiner langen Ueberredung. Sie entſchloß ſich eine Stadt zu verlaſſen, die ihr durch Klingsohn ſowol wie durch die ſtete Erörterung ihrer Intrigue mit dem Prinzen unerträglich geworden war.

Ueber Klingsohn hatte ihr Madame Serlo, die das Leben kannte, ein Bild entworfen, deſſen Wahrheit ſich nicht widerlegen ließ. In voller Gewißheit ging ihr auf, daß die Ueberſchwenglichkeit dieſes zu ſo Edelm berufenen und bedeutſamen Mannes eine Folge der Aufregung war, die ihren Urſprung in der Gewohnheit unmäßigen Trinkens hatte. Die Trunkſucht war bei Klingsohn entſtanden wie im Traume, wie bewußtlos, wie die natürliche Begleiterin genialer Ueberſpannung. Wie ſie auch gekommen, ſie war da, und Madame Serlo ſchonte die Farben nicht, dieſen Zuſtand auszumalen. Sie kannte die Nachtſeiten des Lebens und ſparte keinen

im materiellen Lebensgenuß, im Preiſe der Nahrungsmittel, in der Ausmöblirung der Zimmer, in der Ausſchmückung der Kaufläden, in dem herabgeſetzten Tarif der Cabriolets u. ſ. f. mit ſorgſamen Blicken und forſchte nach den kleinſten Details, die für ihn alle im genaueſten Zuſammenhange mit der allgemeinen politiſchen und ſocialen Bewegung ſtanden, deren Lenker, Vertreter und Tonangeber er in ſeinem Zimmer die ſtrengſte Revüe paſſiren ließ. Salons und hohe Zirkel beſuchte Börne ſeltener: der kleine, ſchwer hörende, nicht immer zum Sprechen aufgelegte, gewöhnlich lauſchende und nur zuweilen kurz und ſcharf dazwiſchen redende Mann zerrann und verſchwamm gleichſam in der Geſellſchaft, welche ihn mehr verdeckte, als empor trug, ihn mehr in den Schatten ſtellte, als hervortreten ließ. Im häuslichen Kreiſe fühlte er ſich mehr daheim und behaglich: er konnte alsdann die Unterhaltung dem allgemeinen Geſpräche überlaſſen, eine Weile ſtill ſitzen, ſein körperliches Leiden bekämpfen, wieder dazwiſchen hören und plötzlich wieder eintreten und ſeine, den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen einſtreuen. Wenn es ihm ganz wohl war, liebte er in freiem Witze, in Laune und Scherz ſich zu unterhalten.*)"

Bei bedeutenden artiſtiſchen Neuigkeiten fehlte Börne niemals. Er wohnte der erſten Vorſtellung der Hugenotten bei und beſuchte noch im vorletzten Winter, den er erlebte, einen Maskenball. Zuweilen ſahe man ihn bei Meyerbeer; doch mußte man ihn nicht fragen: „Wie befinden Sie ſich?" Er hatte den Widerwillen gegen dieſe Art der Begrüßung mit Goethe gemein.

Aus dieſer Zeit rühren Billette her, wie folgende: „Ich

*) Kolloff im Telegraphen Seite 732.

Zug an dem Bilde der Zukunft, das sie für Klingsohrn aufrollte. Sie behauptete, schon gehört zu haben, daß er Opium nähme; sie schilderte die Folgen dieser Neigung in einer Weise, die die zum ersten male von solchen Dingen Hörende nicht an der Wahrheit des Gerüchts zweifeln ließen. Sie hatte ja Klingsohrn oft genug schon gesehen, wie er, wenn er mit ihr ging, sie starr betrachtete und sie ihn unmuthig anrufen mußte, um ihn nur zur Besinnung zu bringen. Die Abneigung, die sie immer tiefer gegen ihn empfand, bekam jetzt Grund und Ausdruck. Da sie wußte, wie er nach ihr verlangen, sie verfolgen würde, so hüllte sie die Entfernung von Kiel, die sie in der That drei Monate vor Ende der Gefangenschaft Klingsohr's ausführte, gerade so weit in Dunkel, als ihr mit Beistand jener verschmitzten Frau nur irgend möglich wurde.

Mit ihren noch ausreichenden Mitteln, mit dem reichen Schatze ihrer Kleider und Schmucksachen war sie Madame Serlo willkommen wie ein Engel des Lichts. Die andern Schauspieler reisten ab, geradeswegs nach jenem Bade. Nach einigem Hin- und Herreisen, um ihre Spur zu verbergen, erschien auch Lucinde in jenem noch menschenleeren Strandorte. Sie war nun in diesen neuen Kreis, eben aus Furcht vor Klingsohrn, wie gebannt. Von ihrer eigenen Vergangenheit deckte sie nicht viel auf, wie überhaupt Verschwiegenheit zu ihren Tugenden gehörte. Daß sie aber schon ein bewegtes Leben geführt, wurde sogleich erkannt, wie auch der Name des Kronsyndikus haften blieb als desjenigen, vor dem sich Lucinde zu rechtfertigen hätte und auf dessen Gunst und Unter-

ſtützung hier alles ankam. Die ſich mehrenden Spuren der Nachforſchungen, die um ſie angeſtellt wurden, veranlaßten das engſte Zuſammenwohnen Lucindens mit der Serlo'ſchen Familie. Sie gab dabei uneigennützig, was ſie beſaß. Madame Serlo war eine Meiſterin in der Kunſt des Schmeichelns. Sie hatte jetzt das ſehnſüchtigſte Ziel wieder eines Engagements an ſolchen Plätzen, wo ſie den reichen Schmuck und die koſtbaren Kleiderſtoffe, die ihr Lucinde gern zu Gebote ſtellte, verwerthen konnte.

Die eigentliche Feſſel aber, die dieſe Eroberung feſthielt, war in der That der von Lucinden gepflegte und gegen die Kälte der Frau geſchützte Mann. Serlo hatte etwas Vergeiſtigtes. Er beſaß ganz jene verklärte Schönheit, die bei Bruſtleidenden bis an das Ende ihrer Tage ſich noch zu ſteigern pflegt. Sein Auge blickte voll ſanfter Glut, wenn er am wenigſten beobachtet wurde. Die Formen ſeines Antlitzes waren ſo edel, daß ſie den Meißel des Bildhauers herausfordern konnten. Das Haar hing in den Nacken mit feinem grauen Schimmer, wenn es nicht gefärbt wurde der „Komödie" wegen. Alles, was Serlo ſprach, war der Bruſt wie mit Anſtrengung abgerungen, darum aber auch gewichtvoll und feſt und nie unnütz. Einen Ueberfluß an Worten, wie ihn ſeine Gattin ſich wohlbekommen ließ, kannte er nicht. Die Bitterkeit ſeiner Aeußerungen zog Lucinden tief an; ſie war in ähnlicher Stimmung. Dazu die Furcht, ſich von Klingsohrn entdeckt zu ſehen oder dem Kronſyndikus ſich verantworten zu müſſen. Da Madame Serlo ſie darum drängte, hätte ſie an letztern geſchrieben und um

neue Geldmittel gebeten. Dieſer Brief war aber entweder nicht an ſeine Adreſſe gekommen oder wurde abſichtlich unbeantwortet gelaſſen.

In der unendlich elegiſchen Stimmung, die Serlo täglich beherrſchte, ironiſirte er ſich und ſogar die Anhänglichkeit der Familie an Lucinden. Wenn ſie ihm dankte für alles, was er in ſtillen Stunden von ſeiner Jugend ihr erzählen mußte, von Menſchen, Gegenden, die er geſehen, ſagte er bitter lächelnd: Kind, wir ziehen uns gegenſeitig aus! Darüber hatte ſie die ganz klare Vorſtellung, daß Madame Serlo die Klugheit alternder Theaterdamen befolgte, ſich an ein friſches, aufblühendes Talent anzuklammern, ſtets es zu bewundern und ſolange als nur irgendmöglich die Erträgniſſe deſſelben für ſich zu behalten. Aber es irrte ſie darum nicht. Sie durchſchaute alles, nur zu wenig die Schmeichelei über ihr Talent. Sie wollte wirklich noch die Bühne betreten. Madame Serlo begann eine Art Unterricht; ſie glaubte vielleicht aufrichtig, der Geiſtesſchärfe ihres Zöglings, dem Wagemuth, dem noch zuweilen aufſprudelnden Humor deſſelben entſpräche das gleiche Vermögen auch auf der Bühne. Selbſt Serlo glaubte dies und ergänzte in geiſtvoller Rede die Anleitungen, die ſeine routinirte Gattin gab.

Von Klingsohrn unbehelligt, ging dies plötzlich veränderte Leben einige Monate hin. Von ihrer Höhe war Lucinde völlig herabgeſtiegen. Wo war die Amazone hin, die auf den Roſſen des Univerſitätsſtallmeiſters geprangt hatte! Serlo fühlte dies und ſagte zu ihr:

Beſtes Fräulein, wie beklage ich Sie! Wie hat das alles möglich werden können! Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!

Napoleon ſagte das! erwiderte ſie, ſtolz den geſenkten Kopf erhebend.

Das iſt wahr, entgegnete Serlo erglühend. Die großen Geiſter wandeln regellos!

Bitter lächelnd ſetzte er hinzu:

Nur die Hofräthe fallen nie aus der Rolle! Die ſind ewig erhaben!

Die Familie reiſte mit ihrer Eroberung hierhin und dorthin. Die Seebadſaiſon war des ſchlechten Wetters wegen nicht eingeſchlagen. Der Kronſyndikus antwortete nicht. Madame Serlo ſchrieb zuletzt ſelbſt. Sie that ſich auf ihr Talent, mit den Großen zu verkehren, etwas zugute. Es erfolgte aber auch für ſie keine Antwort. Man wollte in Neuhof entweder ganz abbrechen oder ſtrafen ... durch Schweigen vielleicht auf Beſſerung hoffend.

Eines Tages erſchien aber Klingsohr. Es war in Lüneburg auf der Heide. Man hatte gehofft, für den Winter dort eine Unterkunft zu finden.

Von dem Verſiegen ihrer Hülfsmittel, den Anſtrengungen der Reiſe und den Erlebniſſen innerhalb der Familie Serlo war Lucinde ſchon ſo muthlos geworden, daß ſie Klingsohn in das kleine Gaſthofzimmer, das ſie bewohnte, mit einem leiſen und furchtſamen Aufſchrei eintreten ſah. In früherer Zeit wäre ſie ruhiger geweſen und hätte ihn entweder mit Verſtellung oder mit einer offenen Kündigung begrüßt.

Klingsohr trat auf sie zu, gleichsam um sich zu überzeugen, ob sie es denn wirklich wäre ...

Dann fragte er, während sie langsam aus der Sophaecke sich erhob:

Warum hast du mir das gethan?

Sie begann keine Erörterungen, sondern erwiderte kleinlaut und durch die Schule des Lebens gedemüthigt:

Wann bist du angekommen?

Auf einem Felde gleichgültiger Gespräche fand man sich zuletzt so leidlich wieder zurecht. Ja auch aus der Theatersphäre und Verstellungskunst heraus war dieser scheinbare und so schneil geschlossene Friede zu erklären. Wenn Madame Serlo eben noch jemand im Geiste vergiftet hatte, konnte sie, wenn er zufällig selbst erschien, ihm den Stuhl hinrücken, diesen abstäuben und das ganze Arsenal ihrer Liebenswürdigkeiten spielen lassen ... Und das Beste, sagte Serlo oft, ist dann die wirkliche Freundschaft für diese vergiftete Person, wenn sie zuletzt geht! Die Judasküsse wurden echte, wenigstens auf so lange, als der Nachgeschmack des dabei genossenen Kaffees und das gemeinschaftliche Interesse einer bei dieser Gelegenheit geschlossenen gemüthlichen Intrigue dauert!

Für solche von dem Kranken, der dabei lang auf dem Sopha ausgestreckt lag und das schöne bleiche Antlitz aufstützte, immer mit schneidender Bitterkeit hingeworfene Aeußerungen erntete er von seiner Lebensgefährtin Schwähungen, von Serlo ein vertrauliches Zunicken der Uebereinstimmung.

Klingsohr kam ohne Geld.

Die kluge Madame Serlo bekam bald heraus, daß er in einem Briefe, in welchen der Kronsyndikus endlich auch einen und diesen voller Mahnungen an Lucinden eingelegt hatte, dessen übergenug empfangen. Das Suchen nach Ihnen, liebe Lucinde, sagte sie spitz, muß viel Ausgaben verursacht haben!

Klingsohr hatte schon immer eine Zuneigung für die Familie gehabt und hatte ihr Leben oft genug romantisch genannt. Man verständigte sich, vergab sich einander, was etwa gegenseitig gefehlt war, und bald entspann sich auf einige Tage ein Zusammenleben, in dessen Hintergrunde der Entschluß Lucindens zu stehen schien, daß sie Klingsohrn wieder nach Schloß Neuhof begleiten wollte. Es bekümmerte sie, daß der Kronsyndikus so kalt geantwortet hatte.

Schloß Neuhof betret' ich mit keinem Fuße mehr! sagte Klingsohr. Doch will ich dich bis Lüdicke begleiten!

Madame Serlo horchte nur immer. Sie sollte ihre Eroberung aufgeben? Lucinde besaß noch Kleider und Schmuck genug, um davon ein ganzes Jahr lang sie alle erhalten zu können ... Die Frau blinzelte ihr Standhaftigkeit zu.

Drei Tage war Klingsohr in Lüneburg, als er auch dort sein gewohntes Leben begann ...

Er fand göttinger Freunde, er entzückte durch den Dämmer der Poesie, mit dem er sich theils durch Reminiscenzen aus den beliebtesten Dichtern, theils durch die Gabe der eigenen Improvisation zu umgeben wußte, er erntete, wenn er sprach oder schwieg, die gewohnte

Bewunderung, er ſtreifte die Aermel ſeines Rockes wieder im heiß gewordenen Geſpräch empor wie einer, der auf die Menſur zu treten bereit iſt, und war der Titane, deſſen Zukunft noch niemand berechnen konnte.

Madame Serlo beobachtete ſcharf. Am Nachmittag des vierten Tages öffnete ſie leiſe das Zimmer, in dem Lucinde eben an den Kronſyndikus ſchreiben wollte, winkte bedeutungsvoll und rief wispernd Lucinden auf die Nummer, die Klingsohr bewohnte.

Das Zimmer fanden ſie unverſchloſſen.

Madame Serlo hatte es aufgedrückt und zeigte auf Klingsohrn, der über ſein Bett auf den Rücken ausgeſtreckt lag, eine kleine Cigarrenpfeife in der Hand hielt und zu ſchlafen ſchien.

Er hat Opium geraucht! ſagte Madame Serlo. Sehen Sie nur! Nun träumt er! Er iſt im ſiebenten Paradieſe!

Lucinde beobachtete den Unglücklichen, der mit offenen Augen lag, aber völlig abweſend war. Er hatte den rechten Arm unter den Kopf gelegt, der linke hing ſchlaff vom Bette nieder mit der kleinen Pfeife, aus der er leicht ein Opiat geraucht haben konnte. Auf dem Fußboden lagen die Gedichte Coleridge's, jenes engliſchen Dichters, der am Opium zu Grunde gegangen iſt.

Lucinde war vollkommen berechtigt, an dieſe Deutung zu glauben. Dieſe offenen Augen, dieſe blaſſen und krampfhaften Geſichtszüge, verbunden mit einem zuckenden Hüpfen der Nerven, beſtätigten, was ſie von beiden Serlos über die Wirkungen dieſer Betäubung ſchon vernommen hatte. Sie wurde darüber von einem Grade

von Abneigung gegen Klingsohrn ergriffen, daß sie bat, den Ort, der ohnehin keine Hoffnungen für die Bühne bot, sofort, aber auch augenblicklich, ohne sein Erwachen abzuwarten, zu verlassen.

Madame Serlo hatte erreicht, was sie wollte.

Serlo, den man hinzurief, sprach mitleidiger und rieth zur Versöhnung, zur Heilung des Unglücklichen. Er hatte dem Klosterleben, dem Leben der Entsagung nahe gestanden, er kannte die Verirrungen der Phantasie. . .

Lucinde nahm keine Beruhigungen an. Sie forderte die Rechnungen ein, gab einen werthvollen Ring von den Geschenken, die ihr der Kronsyndikus noch beim letzten Abschied in Kiel gegeben, zur Ausgleichung der Zeche und wollte schon fort in einer Stunde.

Von Madame Serlo wurde sie aufmerksam gemacht, daß man Klingsohrn einschließen sollte . . . er könnte bestohlen werden. Damit zeigte sie auf ein Portefeuille, das ihm aus der Brusttasche entglitten war und neben ihm auf dem Bette lag.

Es war ein Geschenk, das Lucinde ihm selbst gefertigt; eine Stickerei von ihrer Hand zierte die beiden Deckel. Nichts vom Inhalt, nur das Portefeuille selbst wollte sie an sich nehmen. Sie öffnete, warf einiges Geld, einige kleine Schlüssel, Bleistifte, sogar zerknitterte Briefe, alles, was darinnen lag, hinaus, warf es ungeprüft und ungelesen auf die Bettdecke, behielt ihr Geschenk, das Portefeuille, schloß die Thür zu und ließ, wie sie bitter wiederholte, Klingsohrn im siebenten Paradiese. Es wird schöner sein als das Dante'sche! setzte sie zu Serlo hinzu. Sie wußten beide, daß Klingsohr über Dante

gelesen und des Florentiners Hölle fesselnder und anziehender genannt hatte als dessen Himmel.

Serlo hatte seiner Gattin gegenüber aus physischer Schwäche keinen Willen. Er sorgte nur immer, auch beim Reisen, Ankommen und Abgehen, für die Kinder. Der Handel mit dem Wirthe wurde abgeschlossen. Man hatte noch einen guten Ueberschuß und accordirte einen Wagen. Er sollte sie der obern Elbe zuführen.

Schon war man im Packen begriffen, als sich in Klingsohr's Zimmer ein entsetzliches Pochen vernehmen ließ.

Man gab dem Kellner den Schlüssel, mit dem geöffnet werden konnte.

Zugleich sprang Lucinde in ihr Zimmer, Madame Serlo folgte, beide verriegelten sich.

Auf dem Corridor hörte man Klingsohrn jetzt nach seinem Portefeuille rufen. Da er den Inhalt gefunden hatte, konnte er von keinem Diebstahl sprechen. Er rief Serlo; dieser wies ihn von seinem Zimmer aus an die Frauen.

Am Schlüsselloch des Nebenzimmers lauschte Madame Serlo.

Lucinde betrachtete ruhig ihre Stickerei auf dem Portefeuille. Es war Winter; sie sah sich nach dem Ofen um, um das Portefeuille zu verbrennen.

Madame Serlo hinderte sie und öffnete wenigstens noch einmal das schöne Geschenk.

Alles das geschah, während Klingsohr an der Thür rüttelte, pochte und im wildesten Ungestüm sein Eigenthum zurückverlangte.

Serlo erklärte ihm das Vorgefallene und machte ihm

in lateiniſcher Sprache Vorwürfe über ſeine Verirrung, die Klingsohr nicht in Abrede ſtellte. Ihr habt gut ſprechen! entgegnete er. Wer das Bedürfniß des Glückes hat, ſucht es, wo er's findet! Ich wünſche Euch nicht meine Nächte oder die Träume, die mir mein kurzer Schlaf ſchenkt!

In mildern Worten bat er Lucinden jetzt um die Rückgabe des Portefeuille.

Klingsohr! ſprach dieſe mit feſter Stimme dicht an der Thür nebenan, wo Klingsohr im Zimmer war, wandeln Sie Ihre Bahn! Wir ſind geſchieden! Auf ewig!

Lucinde! lautete ſein Flehen.

Das Portefeuille wird auf Ihrer Bruſt entweiht! Ich behalte es!

Nimmermehr! rief Klingsohr und ſchlug gegen die Thür.

Was iſt denn nur ein ſo beſonderer Werth daran? flüſterte Madame Serlo und betrachtete es wiederholt näher.

Sie las auf dem inwendigen und befeſtigten Pergament eine Menge kurzer Bemerkungen, Namen, abgeriſſene Titel von Schriften, Citate, gelehrte Dinge, die ihren Horizont überſtiegen.

Dennoch hielt ſie dieſe Blätter nicht für unwichtig. Wer weiß, flüſterte ſie, welche Geheimniſſe ſie enthalten!

Als Klingsohr nicht endete und behauptete, er würde das Haus in Brand ſtecken, wenn er das Portefeuille nicht zurückbekäme — ſchon wurde durch den Lärm der Wirth herbeigezogen —, las ihm Madame Serlo höhnend einige Worte vor, die vielleicht die Seite des Per-

habe Ihnen noch für Ihre Einladung zu danken. Ich wollte Sie genießen, aber da ward ich den Abend unwohl, bekam Kopfschmerzen, Herzklopfen, Nervenweh, den Arzt und noch mehrere ausgesuchte Uebel. So mußte ich zu Hause bleiben. Es wird mich sehr für meinen Verlust trösten, wenn ich erfahre, daß unter den schönen Damen wenigstens eine war, die mich vermißt hat. Sie müssen mir das aufrichtig gestehen, wenn ich zu Ihnen komme. Meinen freundlichen Gruß an die schöne Faustine." Oder: „Ich werde, wenn ich bis Freitag wohl bin, was heute nicht ist, zu Ihnen kommen und Ihre neugierigen Hamburger kennen lernen. Ich wünsche, daß wir so schnell gute Freunde werden, als Ihr Töchterchen und mein Hund, die gleich in der ersten Minute sich lieb gewonnen. Es ist aber nicht zu hoffen. Ihr Börne."

Eine längere Mittheilung (31. Dezember 1834) lautete:

„Ich schicke Ihnen mit Dank Ihre Bücher zurück und bitte auf ganz kurze Zeit um das Morgenblatt."

„Mit der hier beifolgenden Speisekammer, die ich für Sie und Herrn .... eigens habe bauen lassen, hoffe ich Sie angenehm zu überraschen, und noch mehr mit dem Versprechen, sie vom neuen Jahre an, jeden erst endes Monats, mit frischer Chokolade und andern ausgewählten Eßwaaren zu füllen."

„Eugène Sue hat mich nicht erquickt. Er hat alle Meere beschifft, fremde Welttheile gesehen und ist doch nicht aus Paris herausgekommen. Von den Bemerkungen, die ich bei Gelegenheit des Atar-Gull niedergeschrieben, theile ich Ihnen folgende mit, weil sie meine Ansicht von der unglückseligen Pariser Romanschriftstellerei ausdrückt und die Unerquicklichkeit, die ich ihr vorwerfe, zugleich erklärt und entschuldigt."

„Das moralische Klima, das seit fünfzig Jahren in Frank-

gaments bezeichneten, an der ihm vorzugsweise gelegen wäre.

Weib, ſchweige! rief er und ſchien nur aus Rückſicht auf Serlo, der mit den ängſtlichen Kindern hinter ihm ſtand, weitere Bezeichnungen zu unterdrücken.

Bitter höhnend klang es, als Madame Serlo buchſtabirte:

„Weltordnung — Dante's Hölle — Buſchbeck — ſiebentes Paradies — Johannes von Zeeſen — Regina Coeli — neun Zeitalter — Schön Hedwig — Hubertus — Rom — die Katakomben — —"

Tod und Teufel! ſchrie Klingsohr und ſchlug jetzt mit einem Stuhl gegen die Thür.

Er zeigte ſich in der ganzen Wildheit, in der ihn Lucinde kannte. Serlo bat, der Wirth befahl Ruhe, Lucinde ſelbſt rieth zum Nachgeben.

Was iſt ihm nur ſo gelegen an dem Ding? wiederholte Madame Serlo. Sie unterſuchte, während Lucinde die herausgenommenen Blätter überflog, den übrigen Inhalt. Da fand ſie denn, daß eins der kleinen Täſchchen verſchloſſen war. Sie bog das Leder etwas zurück und fühlte, da man nichts ſehen konnte, hinein. Hin- und herſtreifend mit dem kleinen Finger, der allein Platz hatte, entdeckte ſie, daß drinnen etwas lag, was ſich rauh anfühlte . . . vielleicht ein Stück Tuch. . .

Seltſam! ſagte Madame Serlo zu Lucinden. Was kann ihm an einem Fetzen Tuch gelegen ſein?

An Lucinden lief jetzt eine Erinnerung hin wie das Wort am elektriſchen Drahte. Der Gedanke, daß ſich hier der Tuchſtreifen vorfand, der einſt an der Leiche des

Deichgrafen gefunden wurde und ſpäter durch ſein plötzliches Verſchwinden den erſt vor kurzem, wie ſie gehört, wegen mangelnden Beweiſes freigeſprochenen Stephan Lengenich ins Gefängniß gebracht hatte, zuckte in ihr auf. Die Farbe des Tuches ließ ſich nicht erkennen, nur der Stoff fühlen. . .

Sie ſtand träumeriſch und auch Madame Serlo merkte die jähe Flucht der Gedanken, die ihr eben durch den Kopf ſchoſſen.

Klingsohr hatte inzwiſchen ſein Benehmen geändert. So war er immer. Eben noch ein Ungethüm, vor dem man alles entfernen mußte, was ſich etwa zertrümmern ließ, wurde er plötzlich weich wie ein Kind, ja ſogar feig und ließ ſich auf Nachgiebigkeiten betreffen, die mit ſeinem ſonſt ſo reizbaren Ehrgefühl im vollſten Widerſpruche ſtanden.

Lucinde! ſprach er mit weicher Stimme und durch's Schlüſſelloch. Gib mir mein Portefeuille zurück! Es hängt daran die Ruhe meines Lebens!

Gut, Klingsohr! ſagte Lucinde, die die Gedanken an die Schreckensſcenen von Schloß Neuhof nicht feſthalten mochte, weil ſie zu ihren quälendſten Erinnerungen gehörten; wenn das iſt, ſo geb' ich dir's unter der Bedingung zurück, daß ich's behalte, bis wir in dem unten befindlichen Wagen ſitzen und abfahren! Du verſprichſt mir aber auf deine Ehre, mich von dieſem Augenblicke an nicht mehr zu kennen, nie und nirgends, hörſt du, nie und nirgends, und mich meine Lebensbahn ziehen zu laſſen, wie und wo ich will! Leiſte mir dieſen Schwur! Thuſt du es nicht, ſo iſt hier noch ſo viel

Glut im Ofen nebenan, daß dein Portefeuille im Augenblick von den Flammen verzehrt iſt!

Um Gottes willen nein! rief Klingsohr.

Dann ſchwieg er eine Weile. Er ſchien nicht zu bezweifeln, daß Lucinde wahr geſprochen, und überlegte, welchen Werth für ihn die beiden Gegenſätze der geſtellten Alternative hatten.

Lucinde wiederholte mit feſter Stimme, was ſie eben geſprochen, während Madame Serlo's liſtiges Auge vergebens in ſo wunderbare und unglaubliche Geheimniſſe des Täſchchens zu dringen ſuchte. . .

Serlo antwortete jetzt ſtatt Klingsohr's. Man hörte das leiſe und ſchmerzlich ausgeſtoßene Wort des letztern:

Ich gebe — mein Ehrenwort!

Nun verlangte Lucinde, daß ſich Klingsohr bis zur Abreiſe, die ſogleich erfolgen würde, entfernte. In die Briefſtaſche ließ ſie die Neugier der Madame Serlo nicht weiter einblicken.

Die Anſtalten der Abreiſe waren zu Ende. Klingsohr ſtand am Wagenſchlag und nahm ſein Portefeuille mit einer Haſt zurück, als hinge die Ruhe ſeines Lebens daran. Dies mußte ſein, wenn er um einen ſolchen Preis Lucinden entſagen konnte.

Er wollte noch mit der Geliebten reden, reichte ihr die Hand in den Rückſitz, den ſie ſo lange einnahm, bis ſie die Stadt verlaſſen — ſpäter duldete ſie nicht, daß Serlo irgendeine Bequemlichkeit entbehrte —, aber ſie lehnte dieſe Hand ab.

Klingsohr bat wiederholt um die Hand und zog die ſeine nicht zurück.

## 20.

Zu dem Fluche, der mehr auf dem Theaterleben ruht als Segen, gehört die Unmöglichkeit, sich ein Leben lang aus dem Banne desselben zu befreien, wenn in ihm auch nur einige wenige Augenblicke genossen wurden, die glückliche waren.

Man hat es gesehen und sieht es täglich, wie derjenige, dem ein kurzes Glück in diesem Wirkungskreise lächelte, ewig von demselben zehrt, immer hofft, daß es wiederkehren müsse, immer glaubt, daß es nur durch zufällige Umstände, die sich beseitigen lassen würden, am Wiedererscheinen verhindert wäre. Ein Leben voller Entbehrung und Enttäuschung, ja ein Leben voller Schmach und Entwürdigung kann an diese trügerische Hoffnung verloren gehen.

Lucinde betrat noch die Bühne nicht und blieb dem Verkehr der übrigen Theaterwelt schon um deswillen fern, weil Madame Serlo sich bei allen Entbehrungen für zu erhaben dünkte über die niedere collegialische Sphäre, der sie jetzt immer mehr und mehr angehören mußte. Um so enger war Lucindens Verbindung mit den Serlos

ſelbſt. Manche Gelegenheit, manche Huldigung bot ſich, dieſen Bann zu brechen. Sie konnte nichts mehr muthig ergreifen. Sie ſchleppte ſich mit den kummervollen Zuſtänden dieſer Familie ſo hin und Serle bedurfte ihrer. Sie hätte nie von ſich ſelbſt geglaubt, daß ſie einer ſolchen Anhänglichkeit fähig war.

Zwiſchen ihr und Madame Serle mußte zuletzt offene Feindſchaft ausbrechen. Der Kronſyndikus antwortete auf keinen Brief; die Kleinodien und werthvollen Kleider waren verkauft; jetzt mußte ſchon Lucinde das Brot der Armuth theilen. Sie nahm es in Anſpruch mit dem Verſprechen, alles gut zu machen, wenn ſie einſt als Schauſpielerin auftreten würde; einſtweilen unterrichtete ſie die Kinder, ſie beſorgte die Wirthſchaft, ſie pflegte Serle.

Gerade aber in dieſem letztern immer nöthiger werdenden Amte begegneten ſich beide Frauen, die Alternde, die die Jugend log, und die Jugendliche, die mit neunzehn Jahren ſchon die Stirn wie eine Matrone runzeln konnte, mit Haß und Eiferſucht.

Lucinde hatte vom Arzt gehört, daß Serle's hinfällige Geſundheit noch länger gefriſtet werden könnte bei ſorgſamer Pflege. Madame Serle war ſelbſt davon überzeugt, beſaß aber jene ſchroffe Weisheit der ewig Geſunden, die in jeder Klage eines Kranken Uebertreibung ſieht. Sie ſelbſt war kaum jemals krank geweſen, ſie erklärte das Krankſein für eine „dumme Angewöhnung". War ſie ſelbſt wie ein Fiſch im Waſſer, ſo ſollte alles um ſie her ihr Element theilen. Hatte ſie ſich gebadet, mit Staubregen überrieſeln laſſen, kam ſie trotz ihrer

Vierzig frisch und strahlend zum Frühstück, so sollte die ganze Welt nur ihrem Beispiel folgen und es würden alle Husten, Kopfwehe, Katarrhe, besonders aber die eingewurzelten, aus denen doch wol Serlo's ganzer Zustand allein herzuleiten wäre, für immer verschwinden.

Serlo lächelte dazu und Lucinde sagte:

Wenn aber gerade die eingewurzelte Einbildung schon den ganzen Menschen regiert und ihm nur noch manchmal wohl wird in der Gewißheit, daß man diese seine Schwäche schont?

Das eben darf man nicht! erwiderte Madame Serlo. Man darf keine Irrthümer bestärken, darf keinen übeln Gewohnheiten Vorschub leisten! Wenn sich Serlo nur herausreißen könnte, nur wollte, es würde ihm und uns allen geholfen sein!

Dies kalte Wort vom „Herausreißen", vom Emporraffen war das grausam ewig wiederholte, das in Serlo's Ohr schon seit sechs Jahren mit bohrendem Schmerz wühlte.

Er liebte glücklicherweise das Leben selbst und versuchte es, ihm Wohlbefinden und Kraft abzugewinnen, abzutrotzen. Brach er nach einer solchen Anstrengung, in der er sogar spielte und sich zu Feuer und Begeisterung zu entflammen suchte, wieder zusammen, untersuchten Aerzte das Geräusch seiner Lungen und entfernten sich mit ernsten Mahnungen an die Gattin, an die „Erzieherin" der Kinder, wie Lucinde genannt wurde, so traten Augenblicke einer völligen Muthlosigkeit ein und Serlo ergriff dann oft, wenn er mit Lucinden allein war, ihre Hand und sagte fast weinend:

Wenn ich nur nicht noch in meiner letzten Stunde hören muß, daß ich mir zu viel nachgäbe! Das Wort: Reiß dich heraus! wird mein Grablied werden!

Lucinde versicherte:

Ich werde bei Ihnen bleiben!

Was sie an diesen bemitleidenswerthen Mann fesselte, war sein Unglück und seine Bitterkeit. Sie befand sich in einer Stimmung, die der seinen nicht unähnlich war. Ihr ganzes Leben war ja gleichsam in einen plötzlichen Stillstand gerathen, in einen jähen Sturz, wie in eine Versandung. Wo war sie hingerathen? Aus solcher Höhe des Glücks! Auch die ersten Reize desjenigen Eindrucks, den man an ihr den elfenartigen genannt, waren geschwunden; sie war jungfräulich geblieben, aber nicht mehr so gefällig, so naiv, so lacertenhaft wie einst. Sie legte keinen Werth mehr auf ihr Aeußeres, sie schmückte sich nicht mehr; die Abneigung gegen die Wassertheorie der mit Fischblut, wie sie sagte, belebten Madame Serlo ließ sie die Vorschriften der Ordnung sogar mehr vernachlässigen als billig. Ihre Gestalt bekam etwas Lässiges. Wochenlang verließ sie das Haus nicht oder sah nur zu den Kindern nieder, wenn sie diese beim Spazierengehen führte. Sie war muthlos geworden und so vergrämelt wie ein Mädchen, das jeden Augenblick den Stundenschlag erwartet, an welchem es dreißig Jahre zählt.

Zwanzig zählte sie schon; denn zwei Jahre führte sie das herumziehende Leben, das sogar Reiz für sie bekam in den täglichen kleinen Abwechselungen der Bühnenchronik, in der lebhaften und feurigen Anwaltschaft für das äußere Interesse der Familie, der sie sich angeschlos-

sen hatte, endlich innerlich in der Parteinahme für Serlo gegen seine Frau. Es gab Scenen der Erbitterung. Oft genug wurde das Wort gesprochen, daß entweder die „Gattin" oder Lucinde gehen müßte. Serlo, der auf liebevolle Hingebung keine Ansprüche mehr gemacht hatte, der glücklich war, daß noch einmal ein Blick, der Handdruck eines theilnehmenden Wesens ihn lohnen konnte für sein Dulden, Serlo vermittelte diesen Zwiespalt, so gut es immer ging. Um den Frieden wiederherzustellen, hatte er gewisse Hülfsmittel, die nicht fehlschlugen. Er rühmte, was die Kinder in der Musik für Fortschritte machten; Lucinde unterrichtete sie. Er ließ Lucinden Scenen aus den classischen Stücken recitiren. Sie sprach sie mit Verständniß, wenn auch kalt und schwunglos. Die Begeisterung wird der Abend und der Anblick der Zuschauer geben! sagte der Kranke. Er deutete auf die großen Vortheile hin, die ihnen allen würden geboten werden, wenn endlich Lucinde sich entschließen könnte, in das so verwaiste und so theuer bezahlte Fach der „Liebhaberinnen" von Gestalt und Schönheit einzutreten.

War der Friede auf diese Weise wiederhergestellt, so erzählte er mit Gemüthlichkeit von seinem vergangenen Leben. Die Schärfe, die er früher besessen, hatte ihn in der Schule der Leiden immer mehr verlassen, nur die bittere Ironie war ihm geblieben, das Salomonische: Alles ist eitel! Er wollte seine Philosophie des Lebens, daß alles Wahn, alles Verkehrtheit und Narrheit wäre, von seinen frühesten Anfängen her beweisen. Besonders lange verweilte er in der Schilderung seiner ersten Anläufe zur geistlichen Laufbahn. . . Serlo schilderte Men

schen mit derselben Lebhaftigkeit wie Gegenden. Seit Jahren führte er Tagebücher und las daraus Stellen vor, über deren Bitterkeit und Satire er oft den Kopf schüttelte, gleichsam als wenn er nicht begreifen konnte, wie er einst so hätte denken und fühlen können. Er nannte dann das, was er las, abgeschmackt, wahnbethört, oft aber auch wieder, offen von sich selbst gestanden, klug und treffend. Manchmal, wenn er beim Blättern auf Thorheiten stieß, auf Racheplane, Anfeindungen, die er selbst erlitten oder angezettelt hatte, sagte er mit vollem Ernst: Ich war damals verrückt! Wir alle sind verrückt! Jeder ist's innerhalb seines eigenen Interesses! Und wir wissen es sogar selbst sehr gut! Mindestens, wenn wir zurückblicken und uns vergegenwärtigen, wie wir damals waren, damals das sagen, das thun konnten! Bei anderm, was er erzählte oder las, sagte er dann wieder ganz offen von sich selbst: Wie gut das von mir war, wie edel! Ja, darf man sich denn nicht selber lieb haben? . . . Wenn Madame Serle zuhörte, was selten geschah — sie hatte zu jeder Zeit, nicht blos Abends, einen Schlaf, der nur: Ich will! zu sagen brauchte und sie schon schnarchen ließ — sagte diese: Nein, lies lieber aus dem allen heraus, daß du einst mehr Courage hattest! Und die könntest du noch haben, wolltest du dich nur herausreißen!

Herausreißen! . . . Es war das ewige Wort. . . Es schnitt dann wieder alles entzwei.

Einige betrügerische Directionen hatten die Familie bis an den Rand des Elends gebracht. Lucinde mußte das Opfer, das sie immer in Aussicht gestellt hatte, jetzt endlich vollziehen und einen Schritt thun, der ihr innerlich

reich herrſcht, hat ganz die nämliche Wirkung, welche das phyſiſche in den heißen Weltgegenden hat: es reift die Menſchen früh und altert ſie ſchnell. Die talentvollſten franzöſiſchen Schriftſteller, faſt alle dem jüngern Geſchlecht angehörend, ſind mit jenem Fluche der Frühreife belaſtet. Sie erwachen ſchon um Mitternacht aus ihren Jugendträumen und ſpotten derſelben ehe der Hahn kräht. Die Erfahrung und die Weisheit, die Andere vom Sonnenlicht erhalten, gewinnen ſie beim Scheine der Kerzen, und ſo ſind ſie lebensmüde wenn der Tag anbricht und die Morgenröthe wird ihre Abendröthe. Gewiß ſind die unglücklich zu nennen, die alle ihre Jugenderinnerungen ſchon als Trauben verzehrt; ſie werden keinen Wein keltern für das Alter, und wenn der Winter des Lebens kommt, werden ſie kaltes Waſſer trinken müſſen, und es wird ſie fröſteln. Ihr Börne."

Seiner Schweſter ſchrieb er in demſelben Monate zweimal folgende Briefe:

„Paris den 2. Dez. 1834.

„Liebe Schweſter!

„Es thut mir leid, dir melden zu müſſen, daß ich den bisherigen Beitrag für *** für jetzt nicht länger entrichten kann. Ich hatte früher durch meine Schriftſtellerei ſo viel Geld verdient, daß es mir nicht ſchwer fiel jene Summe zu entbehren. Jetzt aber hören dieſe Verdienſte auf, da bei der jetzigen Lage der Dinge niemand in Deutſchland wagt, etwas von mir drucken zu laſſen. Ich habe ſeit einem Jahre mich ſehr viel einſchränken müſſen, um nur zu beſtehen. Sobald ich wieder etwas erwerbe, was früher oder ſpäter geſchehen wird, werde ich das alte Verhältniß wieder eintreten laſſen und das Verſäumte nachholen."

widerſtrebte. Man unterhandelte mit einem anſehnlichen Theater über ihr erſtes Auftreten. Die Umſtände hatten es gefügt, daß ſie den erſten Schritt an die Lampen gerade in jener Stadt thun ſollte, in welcher ſie einſt von der Frau Hauptmännin von Buſchbeck in dieſe wirre Welt war eingeführt worden.

Dieſe Stadt wiederzuſehen, flößte ihr Schauder ein. Jahre waren vergangen, ſeit ſie dort gelebt. Wie mancher konnte ihrer eingedenk geblieben ſein! Ein dunkles Gerücht hatte ihr von ihren beiden letzten Geſchwiſtern kein glückliches Wiederſehen in Ausſicht geſtellt. Beide Knaben ſollten aus dem Waiſenhauſe zu Lehrherren gekommen ſein, dann aber ſich ſchlecht bewährt und ſogar ſchon den Gerichten Gelegenheit gegeben haben, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. In der Schweigſamkeit über ihre Angelegenheiten, die ihr eigen war, ſprach ſie Serlo nur obenhin vom Vergangenen, kein klares Wort von ihren Beſorgniſſen, ſonſt würde dieſer ſie entweder widerlegt oder die Anknüpfung mit der Bühne gerade dieſer Stadt widerrathen haben. Die Verhandlung mit dem Vorſtande war ſchriftlich erfolgt; die perſönliche Vorſtellung fiel nicht ungünſtig aus; Lucinde hatte ſich Gewalt angethan und machte einen Eindruck, der etwas verſprach. Nach Madame Serlo's kecker Ausſage hatte ſie ſogar bereits auf kleinen Bühnen „ſechs bis ſieben mal mit glänzendem Erfolg“ geſpielt. Sie bekam die Zuſage, daß ſie als Jungfrau von Orleans auftreten durfte. Auch die Bitte um einen veränderten Namen wurde gewährt.

Madame Serlo konnte dieſe Entſcheidung, die ſich noch vierzehn Tage hinziehen konnte, im Orte ſelbſt nicht

abwarten. Einmal hätte man des beſſern Eindrucks wegen eine gute Wohnung nehmen müſſen, deren größere und für alle ausreichende Ausdehnung die vorräthigen Mittel überſchritten haben würde; dann aber auch war ihr eine Stellung angeboten worden bei einem jungen Fürſten, der erſt vor kurzem ſein Regiment angetreten hatte und für ſein Land eine neue Aera beginnen wollte durch Verbeſſerung des Ballets ſeines Hoftheaters. Schon war dieſe unglückliche Familie ſo weit gekommen, daß ſie auf den Erwerb durch ihre Kinder ſehen mußte. Dieſe entſchloß ſich die Mutter jenem jungen Fürſten für ſein Ballet anzubieten. Lucinde verſtand genug von der Welt, um den Seufzer und das bittere Lächeln ſich deuten zu können, als Serlo dies hinter ſeinem Rücken gemachte Arrangement erfuhr. Zu krank, um die Reiſe ſchon jetzt weiter fortzuſetzen, nahm er Abſchied von den Seinigen. Als er die Kinder küßte, ſtanden ihm Thränen in den Augen. Er ſchien die Ahnung zu haben, entweder daß er ſie nicht mehr wiederſähe oder welcher Zukunft ſie entgegengingen.

In dieſer Stadt nun mußte über Lucinden alles, was an ihrem Lebenshimmel ſich düſter und unheildrohend zuſammengezogen hatte, zu gleicher Zeit ausbrechen.

Sie ſuchte erſt niemand auf, verbarg ſich auf ihrem Zimmer, ſtudirte mit ängſtlicher Spannung ihre Rolle. Ob ſie nach der alten Magd ſich erkundigen ſollte, die ihr zur Einſegnung einſt das Geſangbuch geliehen? Ob ſie ſuchen ſollte von ihr manches in Erfahrung zu bringen, was ſie und die Ihrigen betraf? Es war gefahrvoll für die Stellung, die ſie jetzt in der Geſellſchaft

einnehmen mußte, und doch hätte sie gern von diesem gehört und von jenem, vom Stadtamtmann, von Herrn Guthmann, von der bewußten Dame aus der Gesellschaft, von der bösen Buschbeck, von Oskar Binder, von der Heimat, vor allem von ihren beiden Brüdern. Sie wurde letzteres endlich Serlo schuldig, der ihr die Pflicht, sich um diese erst jetzt von ihm in Erfahrung gebrachten Geschwister zu bekümmern, als unerläßlich vorschrieb. Sie erwiderte: Warum gerade diesen Kelch, Serlo? Wir sind ein Nest wilder Wasservögel gewesen! Wir flogen aus und hatten keinen Trieb, zusammenzugehören! An unserer Mutter lag's! Wir liebten den Vater, haßten die Mutter, aber unserer aller Art war und ist dennoch nach ihr! ... Wenigstens zu jener Frau versprach sie zu gehen, bei welcher ihre Schwester gestorben war.

Hier erfuhr sie vielerlei. Der Stadtamtmann war aus politischen Gründen in den Zeiten einer ewigen Gährung beungnadet und versetzt worden; die Frau Hauptmännin war aus der Stadt verschwunden und vielleicht an den Rhein gezogen, wo sie eine Schwester gehabt haben sollte. Der junge Commis, mit dem sie vor fünf Jahren in die Welt gegangen, verbüßte noch sein Verbrechen des Kassendiebstahls und der Wechselfälschung im Zuchthause; der Kaufmann Guthmann hatte fallirt und war mit der bewußten vornehmen Dame, da er sich von seiner Frau, sie aber von ihrem Gatten hatten scheiden lassen, in die weite Welt gezogen... Ihre eigenen Geschwister? Die hatten nicht gutgethan. Von ihren Meistern kamen sie in eine neu errichtete Besserungsanstalt

im Innern des Landes... Bei allen diesen herzzerreißenden Mittheilungen trommelte es in den Straßen wie sonst und die Querpfeife schrillte und die Commandos der Wachparade hallten wider und die Brunnen gingen wie sonst und auf dem größten Platze der Stadt riefen die Kinder wie sonst ein berühmtes Echo wach und glänzende Carrossen rasselten aus den Gasthöfen heraus, weil in dem Lustparke des Fürsten, dem Schauplatze der ersten Triumphe des „Hessenmädchens", heute, wie sonst, die berühmten Wasser sprangen.

Lucinde kam zu Serlo und sagte:

Ich bringe trockenes Reisig zum Einheizen! Winterholz! Ganz wie die alte Lene, die im Langen-Rauenheimer Forst frei sammeln durfte!

Sie erzählte dann. Serlo erwiderte:

Das ist die Welt!

Der Tag kam heran, wo an den Straßenecken zu lesen war: „Die Jungfrau von Orleans. Romantische Tragödie von Schiller. Jeanne d'Arc: Fräulein Konstanze Huber, als Gast." Sie hatte, sie wußte selbst nicht warum, den Namen des Pfarrers von Eibendorf angenommen.

Ihre Befangenheit steigerte sich am Morgen vor dem verhängnißvollen Tage bis zur zaghaftesten Furcht.

Man hatte sie im Bureau und auf der Probe mit einer scheinbar zuvorkommenden, dem Erfolg aber jedenfalls mistrauenden Artigkeit behandelt.

Daß man den Versuch überhaupt wagte, war eine Gefälligkeit gegen Serlo, der aus frühern bessern Verhältnissen unter dem Personal einige theilnehmende Freunde hatte.

Lucinde brachte von der Probe keine erfreuliche Stimmung heim und erzählte, was sie aus dem Benehmen der Mitspielenden herausgefühlt.

Serlo lag auf dem Sopha ausgestreckt; gerade von Tag zu Tag wurde sein Befinden bedenklicher, — er sprach mit einer eigenthümlich peinlichen Aufregung:

Nehmen Sie's doch, liebe Freundin, ganz so wie es ist! Gerade da, wo man aus der Verstellung eine Kunst gemacht hat, läßt man sich im gewöhnlichen Leben ganz so gehen, wie man ist! Es gönnt Ihnen eben niemand einen Erfolg, selbst die nicht, die Sie um meinetwillen protegiren! Höchstens eine alte gutmüthige Person, die Sie ankleidet und dabei an ihr Trinkgeld denkt! In dieser Laufbahn muß man sich eben alles selbst erobern!

Lucinde sprach die Befürchtung aus, daß ihre frühern Verhältnisse hier bekannt geworden sein dürften und gegen sie sprechen würden ...

Sie werden selber für sich sprechen, erwiderte Serlo, wenn Sie nur in Ihrer ersten Scene gefallen haben! Man braucht ja in dieser Rolle nur laut und deutlich das zu sagen, was vorgeschrieben steht!

Lucinde war am Tage der Vorstellung in der Stimmung, die sie selbst mit der Erwartung verglich, hingerichtet zu werden. Hätte sie nicht den unabweislichen Zwang gehabt, schon auf die kleine Summe rechnen zu müssen, die sie für diesen Abend als Ehrensold zu erwarten hatte — Serlo bedurfte gerade jetzt wieder der sorgsamern ärztlichen Pflege und mancher bessern Auswahl in seiner Kost —, sie würde, wie sie sagte, diesen Kelch an sich haben vorübergehen lassen.

Wie sie um vier Uhr sich rüstete, ihre Wäsche durch ein gemiethetes Mädchen ins Theater schickte und sich dann halb zögernd selbst auf den Weg machen wollte, war Serlo ein wenig eingeschlummert. Sie blickte aufs Sopha. Seine Augen waren geschlossen. Er athmete schwer. Der Husten, dem nachzugeben die Brust kaum noch Kraft hatte, machte sich nur in stoßweisen Krämpfen bemerkbar, wie bei den intermittirenden Athemzügen eines Sterbenden. Dieser Zustand beunruhigte sie nicht ... Sie hatte ihn schon oft erlebt, schon oft hatte man das Erlöschen der Lebensflamme ganz nahe geglaubt. Sie legte dem Schlafenden ein Kissen unter den Kopf, rückte einige Stühle dem Sopha näher und wollte jetzt gehen, so sehr ihr auch fast die Sinne schwanden.

Da blickte der Kranke empor.

Ich habe Sie ganz wohl gehört, gute Freundin! hauchte er leise. Ich werde' Sie doch so nicht gehen lassen — ohne meinen Segen?

Nun richtete er sich ein wenig auf und sprach mit erhöhter Stimme:

Lucinde, wenn Sie spielen, denken Sie nur nicht an die paar Menschen, die Sie vor sich sehen, sondern allein an die Menschheit im großen und ganzen! Verachten Sie die, die Sie sehen, und lieben Sie die, die Sie nicht sehen! Lassen Sie die Hörer fühlen, daß Sie eine Prophetin sind, die in diesem Augenblick jeden beschämen will, der im Gemeinen und Geringen lebt! Das Auge sieht den Himmel offen — und hört keine Dissonanz dieses elenden Lebens mehr! Dort oben, so glauben Sie wenigstens, wird alles Harmonie werden!

Dort werden wir erfahren, warum wir hienieden die volle ſchöne Ahnung des Glückes haben durften und doch ſo viel leiden mußten! So hab' ich als Kind immer den Märtyrern nachgefühlt, wenn die um ihren Glauben ſo Grauenvolles erfahren mußten. Knien mußt' ich dann in der Einſamkeit und denken: Nun kommt nur heran, ihr römiſchen Landpfleger und Proconſuln alle! Gebt mir nur die tödtliche Wunde! Das wird mich gleich in die Freuden des Paradieſes verſetzen! Dieſer Glaube iſt hin ... aber wenn er uns irgend noch einmal aufleben kann, iſt es in der Poeſie. Blicken Sie nur immer empor und thun Sie ſich nichts auf den ſchönen Harniſch zugute! „Mein iſt der Helm und mir gehört er zu!" Wer da auf Bertrand zuſpringt und ſich wie eine Amazone geberdet, hat ſchon verloren! Für dieſe Seherin, die ihre Zukunft kennt, iſt das Ueberbringen dieſes alten kriegeriſchen Schmuckes eine ganz einfache, ſich von ſelbſt verſtehende Beſtätigung ihrer Viſion der Gottesmutter. Von da an beginnt in ihr die feſteſte Zuverſicht und eine einfache, demüthige Unterordnung unter den Rath des Verhängniſſes! Mit dem Himmel ſpricht ſie, wie andere mit ſich ſelbſt. Vergleicht ſie dann ihre ſchwache Menſchenkraft mit der Größe der ihr geſtellten Aufgabe, dann darf ſie einen elegiſchen Ton anſchlagen, zu dem jedoch die Muſik der Verſe nicht zu viel verleiten darf. Mitleid mit ſich ſelber fühlt ſie, ſie ſpricht es aus, wenn ſie Lionel ſieht. Warum ſie gerade den liebt, nachdem ſie Tauſende von Männern geſehen, ... ich weiß es nicht, beſte Freundin! Iſt es, weil Lionel einmal vom erſten Helden

und Liebhaber gespielt werden muß — obgleich die Rolle undankbar ist — der Dichter wollt' es einmal so. Es ist kein Werk des Genius, dies Drama; es lag dem Schöpfer im Gemüth, nicht im Verstande; es will einfache kindliche Hingebung bei allen — beim Publikum und beim Spieler. Aus diesem Geist heraus sprechen Sie! Dann: „Leichte Wolken heben mich!" und geben Sie Acht,

Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide!
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!

Jetzt küßte er ihr noch, da Lucinde sich zu ihm niederbeugte, die Stirn, lächelte, neckte sogar, sprach von der Art, wie sie beim Hervorruf sich zu verneigen hätte, rieth ihr Vorsicht an im Gefecht mit Lionel . . . dann winkte er mit stummer Handbewegung . . . so ging sie.

In der Garderobe war man freundlich. Darsteller geringerer Rollen machten ihr Lobsprüche über ihr Aussehen als Hirtin; aber schon war es ihr bedenklich, daß sie irgendwo zwischen den Coulissen hörte, sie wußte nicht von wem: „Ganz das Hessenmädchen!"

Sie saß dann, ehe noch der Vorhang aufging, schon unterm Trudenbaume. Aus den Coulissen wurde sie lorgnettirt. Gestalt, Kopf, Auge, alles war bedeutungsvoll, wenn nicht zu scharf, zu stechend, auch zu widersprechend der äußern Befangenheit.

Der Director ermunterte sie.

Als der Vorhang aufgezogen und der Dialog im Beginn war, durfte sie schweigen. Sie kannte sich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04314/035

Muth faſſen, die zahlreich verſammelte Menge zu überſehen.

Statt jedoch jetzt nach Serlo's Anweiſung mit aller Gewalt an die Abweſenden zu denken, in die Höhe und gen Himmel zu blicken, unterſchied ſie gerade die Anweſenden. Ihr ſcharfes Auge zeigte ihr dieſe Perſönlichkeit und jene, ſie ſah die Plätze, wo ſie früher ſelbſt geſeſſen. Ihr Sinn wurde zerſtreut und der erſte wohlthuende Eindruck, den ſie machte, hielt ſich nicht. Man fand ſie hager, eckig, unſicher, man ſah Verſtand, wo man Gefühl erwartete. Die begeiſterte Kraft eines hohen Willens ſchien ganz zu fehlen ...

Das Vorſpiel ging wol ohne Störung vorüber, der Ton hinter der Scene wurde jedoch ſchon ſpöttiſch. Um ihr gleichſam zu ſchmeicheln und ſie für den ausgebliebenen Beifall zu tröſten, ſprach man laut von der Indolenz des Publikums. Hier und da hörte ſie Worte aus der bekannten Parodie des Abſchieds Johannens von ihrer Heerde. Auch die Schlußworte wiederholte jemand: „Johanna geht und nimmer kehrt ſie wieder!“

In Harniſch und Helm ſah Lucinde impoſant genug aus. Dies ſchöne natürliche Haar in ſchwarzen Locken, dieſe dunkeln Augen, dieſer ſchlanke, jetzt für die Kriegerin nicht mehr zu hohe Wuchs ... Sie hätte ſich nur zu ermannen, die Stimme zur Kraft und Entſchiedenheit zu erheben brauchen und würde ſich vor Demüthigung gerettet haben. Aber ſie blieb zerſtreut, muthlos, außerhalb der Situation, verſäumte die Stichwörter, ſah und hörte nur auf das, was ſie umgab. Von allem, was

„Dein Louis *), wie ich höre, iſt wieder in Berlin. Das iſt ein glücklicher Menſch, dem dort Alles gefällt! Ich glaube er iſt ein Myſtiker, der es für gottgefällig hält, ſeinen Hals ohne Murren unter jedes Joch zu beugen. Wir haben doch eine merkwürdige Muſterkarte von allerlei Menſchen in unſerer Familie! Wenn ich oder dein Louis einmal in Gefahr kommen gehängt zu werden, was zu verſchiedenen Zeiten uns beiden recht leicht begegnen kann, kann einer dem andern beiſtehen. Das iſt ſehr beruhigend."

Vom 22. Dezember 1834:

„Liebe Schweſter!

„Ich danke dir für die ſchnelle Beſorgung meines Auftrags. Aber, um Gottes Willen, wo denkſt du denn hin, daß ich in Noth ſein ſoll? So habe ich es nicht gemeint. Ich habe nur für jetzt keinen Ueberfluß mehr. Die letzten drei Jahre hatte ich jeden Winter das Honorar für meine Briefe aus Paris. Dieſes Einkommen hört jetzt auf, weil ſolche Sachen nicht mehr gedruckt werden dürfen. Aber von Noth iſt keine Rede, und von Sorgen gewiß nicht, denn meine glückliche Natur kennt die nicht. Meine Verhältniſſe ſind alſo jetzt nur darin anders, daß ich an Sachen arbeiten muß, die länger dauern und ſpäter Geld einbringen. Von meinen Intereſſen allein könnte ich hier nicht leben."

„Ich war dieſen Sommer nicht verreiſt, ſondern lebte in einem Orte nahe bei Paris, wo wir auch nächſtes Frühjahr wieder hinziehen. Mit meiner Geſundheit geht es ſeit einigen Monaten ziemlich gut, nachdem ich 1½ Jahr lang ſehr gelitten hatte. Aber ich hatte den glücklichen Entſchluß gefaßt, bei keinem Uebel je wieder einen Arzt zu gebrauchen,

*) Der Hegelianer.

Serlo ihr angerathen, that sie das Gegentheil. Sie liebte auch die Menschheit nicht, sie haßte sie ja! So schleppte sie sich durch den ersten Act, schwunglos, und bei aller Schärfe ihres äußern Ausdrucks, ihres Verstandes, bei allem Reichthum ihrer Lebenserfahrung erschien sie ein großes, unreifes Kind.

Der Schluß des Actes blieb ohne Beifall, ja er erweckte im ganzen Theater das laute Ausbrechen einer Verwunderung ...

Hatte sich ihre erste Jugendgeschichte verbreitet, ihr Ursprung von einem Dorfe der Nachbarschaft, ihr Dienstverhältniß im Hause des frühern, exilirten Stadtamtmanns, oder war das Publikum durch eine Darstellerin der Isabeau zur Heiterkeit gestimmt ... im zweiten Acte wurde die Aufnahme bedenklich. Das Lager der Engländer wird vorgeführt, der Streit der Heerführer folgt, ihre Aussöhnung. Nun muß dem Darsteller des Lionel einfallen, zu betonen: „Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet!“ Es war dies eine von den feinen Nuancen, die entstehen, wenn unsere „Künstler“ zu „denken“ anfangen. Alles lachte hellauf. Jeder sah die Erscheinung der corpulenten und so grimmigen Isabeau im Geiste als Furie vor sich. Nun kam die Verwandlung. Johanna sollte Burgund und Frankreich versöhnen. Kein Ton war jedoch Lucinden fremder als der, Streitende zu versöhnen. Bei den schwach gehauchten Worten: „Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde“ klatschte jemand ironisch. Man lachte aufs neue, sie verliert die Besinnung und kann sich zu den letzten Worten nicht mehr sammeln. Der Vorhang fällt, ehe sie die

Scene ganz beendet hatte. Sie taumelte in die Garderobe zurück... Der Gaukeltraum ihres Lebens war zu Ende.

Als der Vorhang wieder aufgehen soll und alles um sie her grauenhaft still ist, kommt der Vorstand der Bühne, ein freundlicher, wohlwollender alter Herr, dem die jüngere Generation den Ruf verschaffen wollte, daß er „einen Misgriff nach dem andern" beging, und ließ die Frauen aus der Garderobe treten. Er sagte Lucinden mit mildem, aber entschiedenem Tone:

Liebes Kind! Sie werden nicht weiter spielen! Auf den Proben konnt' ich diese Unsicherheit nicht erwarten! Sie sind entweder nicht bei der Sache oder talentlos! Unsere gewöhnliche Darstellerin hat sich bereits angekleidet und wird die Rolle zu Ende führen!

In dem Augenblick hörte man auch schon den stürmischen Beifall, mit dem die „echte Johanna" empfangen wurde.

An Selbstbeherrschung fehlte es Lucinden nicht. Nun bekam sie Haltung! Doch wenn sie auch hätte in Vorwürfe oder Klagen ausbrechen wollen, der Director würde sie nicht angehört haben. Er wurde in die fürstliche Loge gerufen.

Hohn verfolgte die Unglückliche nicht, als sie sich umgekleidet hatte, ihrem Mädchen ihre Sachen gab und in Begleitung desselben nach Hause ging. Sie mußte die ganze Länge der hintern Bühnenwand passiren und vor allen denen, die zu dem kommenden Krönungszuge gehörten, vor mehr als hundert Menschen, vorübergehen. Der Spott schwieg: massenhaft verhöhnt der Mensch den Unglücklichen nicht. Einzelne lassen sich zwar den

Hufſchlag des Eſels auch dann nicht nehmen, und ſo ſagte einer: Gute Nacht! Da lachten denn freilich alle, aber nur über den Muth, jetzt einen ſolchen „Witz“ zu machen ... man ſah, als ſie durch die Leute ging, auf den Sprecher, nicht auf ſie.

Lucinde war auf der Straße, in der Dunkelheit der Gaſſen. Die Menſchen, die ihr begegneten, wußten nichts von ihrem Geſchick und darin fand ihre ſtarke Natur ſchon wieder Kraft, ſchon wieder Anhalt. Nur Serle wiederzuſehen, zu dem ſo zurückkommen zu müſſen ... das benahm ihr den Athem. Sie fühlte, daß ſie, die ſich der Zeit nicht mehr entſinnen konnte, ſeitdem ſie geweint, jetzt in Thränenſtrömen ſich baden müßte, wenn ſie in ſein Zimmer träte, der Schein der kleinen Lampe, bei dem er zu ſchlafen pflegte, auf ſein Antlitz fallen würde und ſie ihm berichten müßte, wie es ihr ergangen!

Mühſam ſtieg ſie, keuchend, an der Lehne der Treppe ſich haltend und die erſtaunten Fragen der Dienerin, die aufrichtig gemeinten Troſtgründe derſelben, die von einer angelegten Kabale ſprach, nur mit Stillſchweigen aufnehmend, in ihre Wohnung hinauf. Je näher ſie dem dritten Stocke kam, deſto ſchneller ging ſie. So hatte ſie noch nie das Bedürfniß nach einer Stelle, um niederzuſinken, ſo noch nie nach einem Menſchen, dem ſich auszuweinen, ſo noch nie die Wonnen des Troſtes geahnt, der in einer einzigen rein, aber auch ganz rein und ſelbſtlos mitfühlenden Seele liegen kann ...

Niemand von den Wirthsleuten, bei denen ſie wohnte, hörte ſie kommen. Alles war im Theater! Sie drückt die Thür auf, ſie ſtürzt auf das Sopha zu, ſie hat

ihre ganze Kraft in dem Hülferuf: „Serlo!“ gesammelt . . .

Der aber lag, von der kleinen Lampe beschienen, auf dem Sopha . . . Er schlief nicht mehr . . . Stirne, Wange, Hand waren kalt . . .

Er war todt.

## 21.

Die Schauspieler haben die schöne Art, in äußersten Lebenskrisen sich von der herzlichsten Seite zu zeigen.

Es ist dann fast, als gedächten sie der alten Zeit, wo sie noch zu den Verfemten gehörten, gedächten ihres eigenen, meist so schwankenden Looses.

Serlo war freilich schon so verbittert gewesen, daß er auch diese Erfahrung anders erklärte.

Er hatte zu Lucinden schon vor längerer Zeit einmal gesagt:

Wir Komödianten kennen die Wirkung, die auf der Bühne Edelmuth macht! Immer Schlangen im Herzen haben, erstickt uns auch zuletzt selbst. Wir athmen ja auf, einmal für unsere bessere Empfindung ein Zeugniß aufstellen zu können. Daß uns dann aber auch der Beifall, nicht nur des Gewissens in aller Stille, sondern auch der öffentliche und der Hervorruf nicht fehle, dafür sorgen wir schon! Gilt es ein bewiesenes Herz, gilt es unser Mitleid, unsere Aufopferung, dann wird sogar ein College einmal zum Claqueur des Collegen und das — will viel sagen!

Dieser bittern und menschenfeindlichen Aeußerung erinnerte sich Lucinde, als sie den Eifer sah, mit dem man Serlo bestattete, seine Angelegenheiten ordnete, für seine Anerkennung sogar durch die Presse sorgte. Jetzt hatte jeder das Ringen des Armen beobachtet, jetzt hatte jeder gefunden, daß er eines bessern Looses würdig gewesen war. O diese Grabredner! sprach Serlo einst schon früher einmal wie in Vorahnung. Man möchte diese Kerle immer fragen, warum sie nicht früher das Maul aufthaten?

Für alle diese Liebesdienste wurde ein Comité niedergesetzt und Lucinden selbst der Ueberschuß einer Subscription angeboten.

Sie nahm für sich nur, was für das „unterbrochene Opferfest", wie ein bewunderter Witzbold und beliebter Zeitungsreferent von der Vorstellung der Jungfrau gesagt hatte, von der Direction gezahlt wurde. Sie wohnte dann noch dem Begräbniß und der theilweisen Versiegelung der Verlassenschaft bei, schrieb an Madame Serlo und die Kinder, ließ, was sie noch entbehren konnte, dem Todtengräber zurück, um einige Jahre lang Serlo's Grab zu schmücken, und reiste ohne Plan, ohne Ziel blindlings in die weite Welt hinaus.

Zunächst nur über die düstern Berge hinweg, die waldigen, dunkeln Fichtennadelhöhen ... Nur in freundlichere, sonnigere Thäler! Sie wollte womöglich die Stadt sehen, in der Serlo geboren war und noch Anverwandte hatte. Dann hoffte sie irgendwie und wo weiter zu kommen ...

Was das Leben zur Schule machen kann, glaubte sie hinter sich zu haben. Eine Schülerin im großen Lehr-

gange des Schicksals erschien sie sich nicht mehr. Sie mußte schon wieder bitter lachen, als sie so im Eilwagen über die Schluchten des Rhöngebirges fuhr, dabei an die Wölfe des Revierförsters, an ihre Langen Nauenheimer Wandlandkarte dachte und ihr immer die Klänge ihrer Rolle im Ohre summten. Auch andere Rollen wurden lebendig. Wie viel hatte sie nicht auswendig gelernt und studirt!

Fahr' hin, lammherzige Gelassenheit!
Zum Himmel fliehe, leidende Geduld!

Diese Worte wiederholte sie am öftersten. Verirrung schien ihr alles, was sie bisher erlebt. Sie sah neue Ströme, neue Thäler, neue Ebenen; sie fühlte wieder die Kraft, ihr Schicksal sich selbst zu gestalten.

Wie aber und womit? Wo den Handschuh hinschleudern zur Fehde gegen Natur, Menschen, Erde, Himmel? Nach Schloß Neuhof zurückkehren? Dort dem Kronsyndikus, wenn er noch lebte, ein Wachtauf! Wachtauf! rufen? Thatsachen geltend machen, die nicht ganz aus ihrem umflorten Gedächtniß entschwunden waren? Dann hätte sie freilich nach Norden zurück müssen und schon hatte sie's unwiderstehlich nach dem Süden gezogen.

Als man Serle auf dem Friedhofe, dem katholischen, begraben hatte, war sie zugegen gewesen und hatte von fern gestanden. Sie gehörte dem Dahingegangenen zwar am meisten an, aber das auf der Bühne Erlebte zwang sie, an den Grabeshügel erst dann heranzutreten, als alle sich entfernt hatten, der Weihrauch verduftet, die schönen Gesänge des Theaterchors verklungen waren. Da hatte sie noch eine Thräne in ihrem brennendheißen

Auge gehabt. Dann warf auch sie drei Hände voll Erde auf das Grab, nahm jene Rücksprache mit dem Todtengräber und war nur noch eine Weile unter den Gräbern gewandelt. In der Nähe lag der Kirchhof, auf dem ihre Schwester begraben sein mußte ... Er stand offen ... Sollte sie hineingehen? ... Ueberall las sie: „Friede und Glück" ... Wo es so viel Gräber gibt, so viel müde, gequälte, betrogene Herzen, Glück? Ja, Glück, unter der Erde im Nichts sich ausruhen! Im Nichts! So glaubte sie schon. Alles schien ihr Traum und Wahn. Verwirrung, Krieg, fester Wille nur, und den Fuß gesetzt auf jeden Nacken, der sich nicht beugen will! Das schien ihr eine Aufgabe, allein des Lebens würdig ... Sie ging nicht auf den Friedhof.

In eine altberühmte Stadt kam sie und fand Verwandte Serlo's. Diese fragten nach seinem Nachlaß.

Sie sagte, sie hätte nichts, ging und belächelte ihre Anwandlung von Gefühl.

Mit sich kämpfend, ob sie an den Kronsyndikus, vielleicht an seinen Sohn, den Oberregierungsrath, schreiben, bitten, vielleicht drohen sollte, las sie in der Zeitung des Orts folgende Aufforderung:

„Man sucht im orthopädischen Institut ein gebildetes junges Frauenzimmer katholischer Confession, das der Sprachen und Musik vollkommen kundig sein muß. Näheres bei dem Director."

Ein orthopädisches Institut! Eine Erziehungsanstalt für die Unarten des Körpers; eine Correctionsanstalt der Natur! Die hier gemeinte war weit berühmt. Sie

war eine der ersten gewesen, die man in Deutschland überhaupt anlegte; sie wurde vom Landesfürsten königlich unterstützt. Es strömten ihr aus allen Gegenden, selbst aus England und Amerika Pfleglinge, größtentheils junge Mädchen zu, von denen nicht einmal alle an ganz auffallenden, durch das Streckbett zu heilenden Fehlern litten; die Neigung, dem Körper seinen natürlichen Wuchs zu entziehen, ist ja leider tief in die erste Erziehungs- und Bekleidungssitte unserer Zeit eingerissen, so tief, daß bei einer Untersuchung, die jener Fürst einmal in einem adeligen Töchterinstitut anstellen ließ, fast die Hälfte von hundertachtzig jungen Mädchen keinen richtigen Wuchs oder Gang hatte!

Lucinde stellte sich dem Director vor und gab allerlei Auskunft über ihr vergangenes Leben. Da sie sich gewandt französisch ausdrückte, etwas Englisch verstand, vollkommen fertig Klavier spielte, war die Prüfung bald geendigt. Auch ihr bestimmtes Wesen gefiel. Man wurde über die Bedingungen einig. Von den Kennzeichen, die ihr sonst noch etwa mangelten, hatte man nicht gesprochen; daß sie katholisch war, schien sich von selbst zu verstehen.

Gleich schon am Tage darauf sollte sie beim Institut eintreten.

Da der Vorstand und Besitzer der Anstalt Arzt war, der seine Zeit geregelt hielt, so wurde die genaue Stunde angegeben, wo er Lucinden in die Säle einführen wollte. Morgen in der Frühe „um punkt neun Uhr" wurde sie erwartet.

Es war um die Osterzeit. Der morgende Tag war,

wie sie im Gasthause hörte, ein Quatembertag. Schon früh wurde sie vom Geläut der Glocken geweckt und als sie sich angekleidet hatte, hörte sie, daß in der Kathedrale vom Bischof heute eine Priesterweihe vorgenommen wurde. Drei junge Diakonen sollten die letzten Weihen erhalten.

Nach acht Uhr stieg auch sie, von Unruhe und Ungeduld getrieben, die Anhöhe empor, auf welcher die Kathedrale lag, umgeben von Resten alter Bauwerke. Hier sollten deutsche Kaiser einst eine Pfalz, einen Palast gehabt haben, an derselben Stelle, wo jetzt nur eine Schwadron Chevauxlegers einkasernirt lag in allerlei Anbauten, die mit Galerieen hinausgingen auf einen Platz, den man den Schloßhof nannte und wo allerdings an einer Stelle ein alter Thurm mit Wendeltreppe und ein steinernes Portal, über welchem der Thierkreis abgebildet war, unmittelbar um tausend Jahre aus der Gegenwart hinausversetzten.

Die Kathedrale selbst war in byzantinischer Form angelegt, aber von dem Geschmack späterer Jahrhunderte mannichfach ergänzt durch Neubauten, Rundkränze und Thürme allerlei Stils. An den obern Stockwerken der Thürme sah man Säulen und Statuen, die Thüren waren nicht eben hochgewölbt, aber reich geschmückt mit Bildwerken. Die Nähe der kaiserlichen Burg schien Einfluß gehabt zu haben auf die Gegenstände dieser Reliefs; man sah Allegorieen mit den Attributen der Gerechtigkeit, Salome, den Richtenden, eine verhüllte Gestalt mit der Wage in der einen Hand und dem Schwert in der andern ihm zur Seite. Dazu gesellte sich in noch nicht allzu

und das, wie die Oertelsche Kaltwasserkur, die ich seit Anfang vorigen Sommers gebrauche, hat mich sehr gebessert und wird mich hoffentlich noch weiter bringen. Jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen waſche ich mich am ganzen Körper mit frischem Wasser, bei jeder Witterung und im kalten Zimmer. Es ist merkwürdig, was das gut thut. Dabei trinke ich den Tag über viel kalt Wasser und sonst nichts."

„Es soll mich freuen, wenn dein Louis Aehnlichkeit mit mir hat, nur wünsche ich, daß er keine in schlimmen Dingen mit mir habe. Ich fürchte aber sehr, daß er die unglückselige Hypochondrie mit mir gemein hat, die mir den größten Theil meines Lebens verbittert, und ich fürchte sogar, daß bei ihm das Uebel ärger ist als bei mir. Bei mir lag die Hypochondrie nur im Körper, bei Louis aber liegt sie im Gemüthe. Da wird der arme Mensch viel zu leiden haben, und das ist ein Leiden, das Keiner begreift, wer es nicht selbst gehabt. Vielleicht hätte Louis besser gethan, nach Zürich als nach Berlin zu gehen. Er kann das später noch bedenken. In Berlin ist die Concurrenz selbst von talentreichen Menschen zu groß, in der Schweiz ist das nicht der Fall. Gruß an Alle. Dein dich liebender Bruder

Louis."

„Genire dich nur nicht wegen des Porto's, mir zu schreiben. Ich habe noch Geld für tausend Briefe."

Die Briefe sind abgedruckt ganz mit der Harmlosigkeit, mit der sie geschrieben wurden.

„Paris den 2. Dezember 1835.

„Liebe Schwester!

„Da du dich erboten hast, mir ferner meine kleine Com-

kirchlicher Ausdrücklichkeit der wunderlichste Schmuck von Thieren und manche humoristische Ausgelassenheit, die man am Eingang so heiliger Stätte am wenigsten gesucht haben würde ... Ein Silen reitet auf einem Ziegenbock, ein Affe schreitet gravitätisch in Gewändern daher, ein Löwe spielt mit jungen Hasen ... Es ist als wenn sich das alte Leben der Zeit in Markt und Wald nur in Stein verwandelt hätte und sich seinerseits der trauten Nähe des Allerheiligsten auch erfreuen, vielleicht aber auch an der Pforte andeuten wollte, wessen man alles, die heiligen Räume betretend, vom Ungeistlichen draußen uneingedenk werden sollte.

Ostern war spät gefallen, aber die reichen Blumenspenden, die Lucinde in den Straßen getragen fand, waren doch zu kostbar für die Jahreszeit. Hier mußten ganz besondere Opfer der Liebe stattfinden, wenn man diese Kränze und Kronen sah, die, aus den schönsten Blumen gewunden, noch wie verspätet eilends in die Kathedrale nachgetragen wurden. Die Menschen drängten sich, vorzugsweise eilten die Frauen. Eine Priesterweihe ist einer der anregendsten Vorgänge des kirchlichen katholischen Lebens, gleichsam eine geistliche Hochzeit, fehlt doch bei Ertheilung der ersten Grade selbst eine sichtbare Braut nicht, ein kleines Mädchen, dem der entsagende Priester angetraut wird, als dem Symbol der reinen, unentweihten, jungfräulichen Kirche. Hier handelte es sich um drei junge Diakonen, die schon die letzten Weihen erhielten und sozusagen nicht „ein-", sondern, wie Lucinde auf Erkundigung vom Volke erfuhr, „ausgeweiht" wurden.

Lucinde machte erſt einige Gänge durch die alte Pfalz, betrachtete die geheimnißvolle Wohnung des Biſchofs, hinter der ein Garten mit ſchon Blüten-anſetzenden edeln Bäumen ſich erhob, und umſchritt die Kathedrale, die wie ein Sinnbild des Lebens ſelbſt, abwechſelungsreich und faſt in ihrem urſprünglichen Zweck überladen und erdrückt erſchien . . . fehlte doch ſelbſt an einem Ausbau ein Schalter mit friſchem Backwerk nicht, in der Kirche ein Bäckerladen! Einer alten Sitte zufolge mußte hier jeder neu gewählte Domherr weißes Brot kaufen und an die Schuljugend, die ihm Glück wünſchte, ſelbſt vertheilen . . . So bot die Kirche Brot des Lebens, geiſtiges und leibliches.

Lucinde, gedenkend, daß ſie in ihrer neuen Lage die ihr mangelnde und von ihr als unweſentlich vorausgeſetzte Bedingung ganz verſchwiegen hatte, wollte das geiſtige wenigſtens am Geſchmack verſuchen und trat in die Kathedrale ein.

Das Innere derſelben war trotz der Sonne von Kerzen erhellt, mit Blumenkränzen durchzogen, von Orgelklängen durchbrauſt; Stimmen redeten laut und ſo voller neugierig ſich drängender, auf den Zehen ſtehender Menſchen war der Raum, daß Lucinde nur auch ſogleich von dem, was vorging, angezogen wurde und der Betrachtung des Baues ſelbſt, ſeiner hohen Gewölbe, ſeiner bunten Fenſter, ſeiner Kapellen und Grabmäler ſich jetzt nicht widmen konnte.

Die heilige Handlung war ſchon in vollem Gange. Der Biſchof ſtand am Hochaltar in prächtigen Gewändern. Rings um ihn her eine Reihe junger Prieſter

niederkniend, vor ihm drei andere, die, welche eben die letzten Weihen empfingen.

Eben redete der Archidiakon den Bischof mit den Worten an:

Die heilige Mutter Kirche verlangt, daß die gegenwärtigen Diakonen zur Würde des Priesterthums geweiht werden!

Der Bischof sprach:

Weißt du, daß sie würdig sind?

Der Archidiakon erwiderte:

Soweit es die menschliche Gebrechlichkeit zu erkennen vermag, weiß ich es und bezeug' es!

Nun wurden die Namen der drei zu Weihenden genannt, die mit Kerzen in der Hand vor dem Bischofe standen:

Joseph Riggl, Beda Hunnius, Bonaventura von Asselyn.

Der letzte Name machte die Hörerin lebhafter aufblicken. Dieser Name Asselyn war auf Schloß Neuhof nicht selten genannt worden. Der Sohn des Kronsyndikus, der Oberregierungsrath, hatte die Witwe eines Herrn von Asselyn geheirathet. Sie erinnerte sich, daß sein mitübernommener Stiefsohn Bonaventura von Asselyn genannt wurde, doch war er für den Militärstand bestimmt gewesen und hätte jetzt Offizier sein müssen.

Sie blickte näher ...

Jetzt überfiel sie ein Schauer ...

Alle ihre Umgebungen wandten sich, als sie einen zwar unterdrückten, aber doch genugsam hörbaren ängstlichen Schrei ausstieß ...

Das ist ... hatte sie erst ganz laut gesagt, ... leiser aber und schon verklingend auf ihren plötzlich erbleichenden Lippen hinzugefügt: ja — Serlo!

Der Bischof sprach soeben von der Bürde und Würde des geistlichen Amtes ...

Lucinde hielt sich an einen der dicht besetzten Kirchenstühle im Innern des Schiffes. Sie starrte auf den jungen Priester, den man Bonaventura von Asselyn genannt hatte. Er war wie Serlo! Serlo, wie er vor zehn Jahren hier hätte können gestanden haben! Derselbe schlanke Wuchs, dieselbe würdige Haltung, dieselben, als er sich wandte, ganz sichtbaren edeln Gesichtszüge, derselbe feine Schwung des Profils, dieselben dunkeln Augen, das Haar, das schon die Tonsur empfangen und ringsum rabenschwarz war ...

Aller Augen theilten das Interesse für diesen jungen Novizen des Priesterthums. Wäre dies nicht gewesen, die Unruhe, die Lucinde verrieth, hätte noch störender auffallen müssen.

In der Litanei der Heiligen, die jetzt vom Bischof vor den niederknienden Priestern und während er selbst kniete, begonnen wurde und deren wiederholtes: Bitte für uns! die dichte Menschenmasse volltönend und durch die nicht endende Gleichmäßigkeit fast die Sinne verwirrend nachmurmelte, fand Lucinde Zeit sich zu sammeln und die krankhafte Aufregung ihrer Gefühle zu beschwichtigen.

Als sich endlich die Betenden erhoben und wieder die lange schlanke Gestalt Serlo's wie aus dem Grabe erstanden vor ihre fieberhaft erregte Phantasie getreten war, hätte

sie sich den mit Blumen bestreuten Aufgängen zum Hochaltar noch mehr genähert, wenn nicht einige das Gewölbe mächtig durchdröhnende Schläge der Thurmuhr sie zur Besinnung gebracht hätten. Neun schlug es, die Stunde, wo sie schon im Institut erschienen sein sollte.

Noch einmal sah sie an den Hochaltar, dann ringsum ... es waren Hunderte von jugendlich erblühenden Mädchen anwesend, ganze Schulen, ganze Pensionate, ... konnte nicht auch jenes Institut ... nein, sie besann sich, die künftigen Pfleglinge, zu denen sie eilen mußte, führten ein Leben, das dem der andern nicht glich ... sie lagen auf Betten, bewegten sich in Wändern und Maschinen ... diese arme Kinder fehlten.

Nun riß sie sich los. Noch im Gehen war sie nur zu dem Priester hingewandt, der ihr Gerle schien ... Gerle, wie er einst gewesen sein konnte, sein mußte!

Eben streckte der Bischof die Hand über die zu Weihenden aus, sprach Worte des Segens, begann die Ceremonieen an dem ersten der drei, indem er die Stola, die er als Diakon von der linken Schulter zur rechten trug, ihm kreuzweise über die Brust hängte und dann sprach:

Nimm auf dich das Joch des Herrn! Denn sein Joch ist süß und seine Bürde ist leicht!

Wie sie, mit dem Nachklang dieser Rede, der Anstalt zuflog und dort glücklicherweise noch nicht verspätet ankam, wußte sie kaum ...

Das große Gebäude des orthopädischen Instituts nahm sie auf. Es war geschmackvoll und sogar luxuriös eingerichtet. Hinterwärts hatte man den Blick in einen Garten, wo der Rasen schon in üppigem Grün stand.

Durch eine geöffnete Glasthür trat man in einen großen Saal, den zierliche Treibhauspflanzen schmückten ... Dann freilich kamen die trübern Eindrücke ... Saal an Saal ... Bett an Bett. Kinder darunter, die die Hoffnung ihrer Mütter auf Schönheit ganz betrogen hatten; aber doch viele auch, die sie wol noch einst erfüllen werden ... Ein Jahr, und eine Neigung der Hüfte oder der kaum sichtbare ungleiche Wuchs einer Schulter ist geheilt! Einige dieser jungen ringsum liegenden Mädchen werden vielleicht ein wenig, ganz leise nur und unscheinbar mit dem einen Fuße weniger behend durchs Leben schweben; aber was thut das ihrem rosigen Lächeln? Was thut das ihrer neckischen Lust, die einen ganzen Kreis in gleicher Lage Befindlicher ringsum auf den Prokrustesbetten eben zum Lachen bringt! Diese schelmischen Augen dort, diese sinnigen hier, diese Rosen auf den Wangen, diese Lilien auf Arm und Nacken, jede eine Knospe voller Hoffnung für die Zukunft, jede so ganz das schöne, liebevolle, reiche Geheimniß eines jungen Mädchenlebens! ... Wer kann sonst schon solche junge Mädchen im traulichen Verein spielend, harmlos dem Augenblick dahingegeben sehen, ohne nicht zu gedenken: Was wird euch allen noch einst beschieden sein? Welche Flammen werden in euren Herzen lodern? Wo waltet jetzt wol die Hand, die liebend einst die eurige erfaßt? Vor welchem Munde, der von Liebe spricht, wird euer Jugendmuth verstummen, und ach! welcher von euch allen sind noch die größten Leiden aufgespart? Der vielleicht, die jetzt die Glücklichste scheint? Der vielleicht, die ihr alle wie eure Schwester liebt, mit der ihr eure

Freuden, eure kleinen Geheimnisse theilt und der ihr, so oft ihr unter den Blumen des Feldes sein dürft, sein könnt, die schönsten bringen müßt, die ihr am Wege gefunden? — bringen selbst dann, wenn der Geliebten ein Fuß nicht so schnell gehorcht wie der andere?

Eine solche Königin unter dem jungen Volke, eine schon emporragende Lilie unter Maiblumen und Veilchen, ein Wesen schon voll Seele, während ringsum nur noch Gemüth, Verstand und Phantasie sich entwickelten, war die junge, zu früh emporgeschossene und deshalb in ihrem Wuchse ängstlich überwachte Sechzehnjährige, welche vorzugsweise der Tochter, der Gesellschaft, der Unterhaltung Lucindens angewiesen werden sollte.

Der Vorstand des Instituts hatte die neue Lehrerin und Gesellschafterin des Hauses im Wandeln durch die Säle laut eingeführt. Erst hatte er sie allen flüchtig vorgestellt, dann aber mit besonderm Vorzug einer unter ihnen, die in einem abgesonderten Zimmer lag und von ihm Comtesse Paula von Dorste-Camphausen genannt wurde.

Wie Lucinde auch diesen Namen hörte, erschrak sie. Auch diesen kannte sie ja schon! Es war ja jene Größere von den Mädchen gewesen, die sie am Weiher im Park von Neuhof beobachtet, jene Gräfin Paula, die reiche Erbin, die Nichte des Kronsyndikus, die vielleicht einst mit jenem österreichischen Offizier vermählt werden konnte, den sie vor zwei Jahren in Kiel gesehen ... Kam das alles hier so wieder zusammen? Wie fügte sich Ring an Ring? Sollte sie die Kette festhalten, sich binden, aufs neue sich in das große, bewegte, thatsachenreiche Leben

um Schloß Neuhof und die uralte Stadt Witoborn hinüberziehen lassen?

Auf einem schrägliegenden Ruhebett, von einigen Gurten und Bandriemen, einigen eisernen Klammern in fester Lage gehalten, lag, weißgekleidet, das schlanke junge Mädchen, eine Gestalt zart, wie durchsichtig, ganz von jenen länglichen Formen, sowol im Oval des edeln griechischen Profils, wie des Oberkörpers und der Hände, die wir gelernt haben als Ausdruck des Seelischen zu nehmen.

Die Comtesse, die ihr eigenes Zimmer hatte, schien zu schlummern.

Der Director sagte leise:

Sie ist krank und mir ganz besonders empfohlen! Sehen Sie nur! ... Sie neigt zum Traumschlafe ... Sie spricht! Ganz deutlich! Und doch schläft sie!

Lucinde trat näher ... Ihr Herz pochte ...

Murmelnd sprach das junge Mädchen Worte, die einem Gebet gleichkamen.

Der Director schloß die Thür, die zu den lauten Sälen führte ...

Nimm hin, sprach das junge Mädchen, leise und langsam betonend, nimm hin — das — priesterliche — Kleid — welches — die Liebe bedeutet! — Gott ist mächtig — genug in dir — die Liebe zu vermehren und sein Werk — zu — vollenden —!

Der Director horchte hoch auf; so zusammenhängend hatte die Kranke noch nie gesprochen.

Lucinde träumte noch von Neuhof, von der Kathedrale ...

Die Schläferin ſchwieg eine Weile, dann fuhr ſie deutlich fort:

Du willſt, o Herr — dieſe Hände — weihen und heiligen — durch die Salbung — damit alles, was ſie weihen — geweiht und geheiligt ſei im Namen unſers Herrn!

Dann ſetzte ſie mit einer andern, faſt männlichen Stimme hinzu:

Amen!

Was mag ſie beſchäftigen? fragte der Director erſtaunt.

Lucinden aber war es, als wäre ſie an den Hochaltar zurückverſetzt, wo ſie Serlo geſehen zu haben glaubte, wie er von den Todten erſtand.

Der Director winkte, daß ſie nicht ſpräche; eben wollte ſie an die Prieſterweihe erinnern.

Die Schlafende fuhr fort:

Nimm hin — den Heiligen Geiſt! Welchen — du die Sünden — erlaſſen wirſt, denen — ſind ſie erlaſſen! Welchen — du ſie — behalten — wirſt, denen — und — ſie — behalten!

Sie ſpricht dem Biſchof nach, der in dieſem Augenblick in der Kathedrale die Prieſterweihe hält! ... flüſterte Lucinde.

Sieh! Sieh! bemerkte jetzt der Director kopfſchüttelnd und ſetzte dann leiſe und faſt lächelnd hinzu: Es iſt ein Verwandter ihrer Familie darunter, Zögling des hieſigen Convicts, ein junger ehemaliger Offizier, ... er wird in dieſem Augenblick ausgeweiht ...

Ein Herr von Aſſelyn!

Ganz recht!

Der Director flüsterte nach einer Weile:

Sie hat eine große Verehrung vor diesem ihrem Landsmann ... sie leidet entweder darunter, der Feierlichkeit nicht beiwohnen zu können, sieht sie aber im Geiste vor sich ... oder ... sie wünscht wol gar ...

Auf dieses bedeutungsvoll gezogene: „Wol gar", in dem Lucinde die Vermuthung erkannte, die Kranke litte darunter, daß der ihr Theuere überhaupt Priester wurde und Frauenliebe nun ein ganzes Leben lang nicht mehr erwidern durfte, schienen plötzlich die Empfindungen der Schlummernden Inhalt und Ausdruck zu verändern. Die Mienen verdüsterten sich, die Hände hoben sich als wollten sie irgendetwas Störendes verhindern. Der Rücken, den sie nicht bewegen konnte, schien sich erheben zu wollen. Zurückgehalten von dem Mechanismus des Bettes, mehrte sich ihre Angst. Seufzer entrangen sich der Brust, die sich mächtig hob. Der Mund blieb starr geöffnet als wollte er: Nein! Nein! Nein! rufen ...

Da fuhr der Director sanft über ihr Antlitz und weckte sie.

Befremdet sah sie um sich, als hätte sie hier zu erwachen nicht vorausgesetzt.

Als dann der Director ihr die neue Pflegerin vorgestellt hatte, veränderten sich ihre Züge allmählich zur frühern Milde. Sie schien Lucinden nicht von früher zu erkennen. Sie lächelte gelassen, ergeben, sanft, ja dies Lächeln war wie jener lichte Hauch, jener sanfte röthliche Schimmer im Innern einer weißen Rose. Tief andachtsvoll, gläubig der Gruß ihres schönen Antlitzes.

missionen zu besorgen, so will ich deinen guten Willen wieder in Anspruch nehmen."

„Erstens bitte ich dich, einliegende Inserate in die Frankf. Postzeitung, das deutsche Journal und das Journal de Francfort einrücken zu lassen. Den Kostenbetrag stelle mir in Rechnung."

„Wie geht es denn dem Louis in Trier? Wenn du Nachrichten von ihm hast, theile mir sie mit. Professor Gans, der neulich hier war, klagte mir, der Louis wäre so menschenscheu. Das muß er sich abgewöhnen."

„Mein Journal ist eine Finanzspeculation. Ich will einmal sehen, ob ich reich dabei werde."

„Sage mir doch, auf welche Art hat denn der *** in... so schnell sein Glück gemacht? Er ist Professor, Geheimrath, Leibarzt, geadelt! Mit Verdiensten erreicht man so etwas nicht, wahrscheinlich ist er Jesuit. Er hatte Anlage dazu."

„Ich bitte alle die Unsrigen herzlich von mir zu grüßen. Frage doch bei B. an, ob ihm nicht Gutzkow ein Paquet für mich gegeben, oder, wenn du Gelegenheit hast, erkundige dich bei Gutzkow selbst darnach. Er schrieb mir schon vor einigen Monaten, er hätte B. Bücher für mich gegeben.

Dein dich liebender Bruder Louis."

„Paris den 30. December 1835.

Liebe Schwester!

Deinen Verdruß über Louis mußt du dir aus dem Kopfe schlagen, es geht doch alles wie es gehen soll und daran läßt sich nichts ändern. Man darf nichts gegen seine Natur thun, auch nichts gegen seine angebornen Fehler, man setzt es doch nicht durch und verliert nur Zeit dabei. Mir ist es trotz großer Mängel, die ich in meinem Charakter habe, im-

Sie bewegte sich nicht, aber in den Augenwimpern lag etwas, wie wenn sie sich im Geiste verneigte. Sie verneigte sich wie einem Engel der Verkündigung.

Kommt aber wol der Engel, der sich in freundlicher Anrede jetzt über Paula von Dorste-Camphausen niederbeugt, aus den reinen Regionen des Lichtes?

Ihr Kinderseelen ringsum! Mögen lichtgeborene gute Engel über euch wachen, Hüter und Schirmer vor dem nachtdunkeln Gefieder, das an Lucindens Haupte, wie einer Tochter Lucifer's, dämonisch aufzurauschen scheint!

Nachdem sie ihr Zimmer angewiesen erhalten und ihren Einzug geordnet hatte, machte sie einen ihrer ersten Ausgänge zum Bischof.

Sechs Wochen später holte sie für ihre neue Stellung die Bedingung nach, der katholischen Kirche anzugehören.

Ende des ersten Buches.

Druck von A. A. Brockhaus in Leipzig.

# Der Zauberer von Rom.

Zweiter Band.

Der

# Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen vor.

# Zweites Buch.

# 1.

Den Strom zu nennen, auf dem ein in erster Mor-
nfrühe ausgefahrener Dampfer soeben seine schäumen-
n Furchen zieht, drängt es unser ganzes Herz.

Doch sei von ihm nur gesagt, daß er von den
age- und Ausrufungszeichen seiner ersten Alpen-
gend an bis zu den letzten verstandenen Gedanken
ichen und Stirnrunzeln des Alters groß und bedeut-
n ist wie das Menschenleben selbst ... Wie grüßen
s die Zinnen der Thürme, die rings auf deinen Fel-
ufern ragen, du bei Sonnenschein und Nebel gleich
liebter! Wie schlägt die Welle an deine Wehre und
chten! Wie kräuselt sich über gesprengtem Felsenriff
deinem offenen Bett jetzt spielend die Woge, wo sonst
Strömung tödtliche Opfer forderte! ... Und in
se grüne Gegenwart ringsum, diese blaue über uns,
dies Singen und Rufen von den Gestaden, in dies
uten von uralten Thürmen in grauen Städten und
eilern spricht Sage und Geschichte herein so lebendig, so
enwärtig, als wenn auf den Kanten der Felsen immer
h die verlockenden Geisterjungfrauen säßen und ihre
denen Locken im Mondlicht strählten, auf den Söllern

immer noch die Ritterfräulein mit ihren Schärpen winkten, die ſie dem Kämpen zum Lohne geſtickt, immer noch der ſchwere Tritt der ſchellenbehangenen Roſſe, der vom Felſen drüben zum Felſen hüben das Echo weckt, kommen könnte von einem Banner Geharniſchter, nicht von den Fuhrleuten mit ihren zweirädrigen Karren und den an den Stirnen mit einer großen rothen wollenen Agraffe geſchmückten, über den Hufen ſo langzottig behaarten Thieren, die in unſere Keller nur den Wein verführen! „Nur" den Wein! „Nur" deinen goldenſten Hort! ... Wir Undankbaren und ſo ſchon durch deinen Reichthum Verwöhnten!

Bunt und luſtig drängen ſich die Paſſagiere des Dampfboots ... Nennt ihr den Gehalt der Gegenwart leer und flüchtig, ſo iſt gewiß das Leben auf Eiſenbahnen und Dampfſchiffen dem kurzen Mouſſiren zu vergleichen, das die Weinperlen oben zum flüchtigen Kranze vereinigt. Närriſche Blaſen, die da aufgeworfen werden von Oſt und Weſt! Moden, ihr tollen, wer hat euch erfunden! Trägt man die Mützen jetzt ſo flach, die Burnuſſe, die Plaids, die Abd-el-Kaders mit dieſer kühnen Schwenkung um die Schulter? Was welſcht und radebrecht der Zeitgeiſt im Geſpräch zuſammen, nicht nur äußerlich barock dem Ohre nach, auch innerlich dem Geiſte? Sind wir ſchon auf dem Hudſon oder Delaware, daß uns ſo yankeehaft zu Muthe wird? Und müſſen wir wirklich der Verſuchung widerſtehen, dieſe Kellner mit ihren carrirten Halsbinden und grotesk geſtreiften Inexpreſſibles nicht für Affen zu halten? Großer Saturn, verſpeiſe deine eigenen Kinder und nimm uns alle hin zu deinen urewigen Früh-

mer im Leben noch ziemlich gut gegangen, weil ich mir immer treu geblieben bei meinen guten Seiten und meinen Schwächen, und mir nie etwas vorgesetzt habe, wozu ich nicht gut oder nicht schlecht genug war. Dein Louis scheint für ein beschauliches Leben, zum Stubengelehrten, von der Natur bestimmt zu sein, und zu irgend einer praktischen Laufbahn weder Neigung noch Talent zu haben. Zwischen einem Staatsdienst und einer unabhängigen Lage als Advokat ist keinen Augenblick zu schwanken. Dein Louis wird mit seiner ehrlichen Natur nie in einem Staatsdienste Glück machen. Er glaube doch nicht, daß Talente befördern; wer nicht intriguiren kann, bleibt immer zurück. Im Gegentheil, ausgezeichnete Fähigkeiten hindern nur am Fortkommen, denn wenn ein Chef einen geschickten Arbeiter in seinem Büreau hat, verliert er ihn nicht gern und stellt sich seiner Beförderung in den Weg. Louis soll in Frankfurt bleiben. Seine praktischen Geschäfte werden ihm immer noch Zeit lassen, sich zum Schriftsteller auszubilden. Die Hauptsache ist, daß man sich einen Erwerb sichert, um unabhängig zu werden; man wird dann immer noch alt genug, um endlich seine Lieblingsneigungen zu befriedigen. Ich z. B. so wie ich bin, würde zwar nie um Geld zu verdienen, etwas gegen meine Ansicht thun, aber das fiele mir sehr leicht, um des Erwerbs willen ein langweiliges Geschäft zu treiben und wenn es auch nur copiren wäre. Daß Louis sich nicht entschließen kann etwas Kleines zu schreiben, sondern mit einem großen Werke aufzutreten, das ist eine Art Faulheit, weil kleine Werke mehr Mühe kosten, als große."

„Ich sehe nicht ein, warum es Louis nicht zum Senator sollte bringen können. Vielleicht nicht durch seine guten Ei-

ſtücken, wenn dieſe Reiſewelt der Dampfſchiffe, Eiſenbahnen und Hotels mehr ſein wollte, ſein dürfte als der kurze Schaum, den unſer Zeitalter aufwirft, wenn ſein hoffentlich tieferer innerer Gehalt im erſten Anſchuß an die Atmoſphäre tritt!

Auch auf der „Prinzeſſin Marianne" — Albums, Panoramas, Plaids, blaue, grüne, rothe Schleier, Firnißſtiefel, Cotteletts, Beefſteaks ... Schooshündchen ... hinterpommerſche Welt- und Zeitanſichten ... Dünſte und Nebel über Baumwolle, Bundestag, Whigs und Tories, Louis Philippe's neueſte bombenfeſte Kutſchen, Thalberg und Liſzt ... alles was ſich nur dem Streit des Zeitalters der Revolutionen mit dem Horror vacui des immer ſiegreichern Syſtems der materiellen Intereſſen entbinden und entwinden kann ...

Dann aber von Station zu Station ſcheidet ſich von dieſem kosmopolitiſchen Durcheinander doch Sonderleben um Sonderleben ... Die ausgeſteckte Fahne auf einem Häuschen am Ufer bringt neue Paſſagiere, ein Zeichen vom Schiffe kündigt den Nachenführern Abgehende an. Ja, es gibt noch einzelne in der Welt! Man ſchwimmt und ſchwatzt oder ſchweigt nur ſo eine Weile im Allgemeinen mit. Abſeits ſich wendend bleibt jedem wieder ſein eigenes Herz, ſein eigenes Schickſal, ſein eigenes angſtvolles Mühen, im allgemeinen Drängen ſein Ziel nicht zu verlieren.

Schon ſeit der in den engern Umgebungen des Stromes abgehaltenen Mittagsmahlzeit hatte eine Dame zu öfterm den Steuermann nach der baldigen Nähe eines Ortes gefragt, wo ſie abzuſteigen gedachte.

Schon lange stand sie an der kleinen Thür, an welcher die Stiege aufgezogen hängt, über welche die Abgehenden in Kähne steigen müssen, die von den kleinern Stationen dem Dampfschiff entgegenkommen.

Manchem schon mochte die Dame wegen des unausgesetzten Vorbehaltens ihres blauen Schleiers aufgefallen sein. Ein einfacher gelber Strohhut schützte sie gegen die senkrecht fallenden Strahlen der Augustsonne. Den trotz der Hitze zuweilen heftig aus den Biegungen des Stromes hervorbrechenden Windstößen hielt ein schottischer Mantel Stand von grün und roth carrirtem Muster und leichtem Baumwollzeuge. Neben der schlanken Gestalt stand schon in Bereitschaft ein Koffer von ganz neuem hellbraunen Leder, ein Koffer, der so klein und handlich war, daß er nur auf die nothwendigsten Bekleidungsgegenstände schließen ließ; selbst eine Hutschachtel fehlte; man mußte annehmen, daß der gelbe Strohhut, den die Dame trug, der einzige war, den sie für ihre Reise nöthig hielt. In der Hand hielt sie noch eine kleine buntgewirkte Bügeltasche ...

Frauen und Männer, denen solche indiscrete Prüfungen ebenso nahe lagen wie uns, gab es schon seit einigen Stunden genug. Die Dame aß nichts, trank nichts, sah nur starr und stumm in die Abwechselungen der Gegend, setzte sich zuweilen mit großer Sicherheit auf diejenige Seite des Schiffs, die vor der Sonne Schutz bot, und brütete unter ihrem blauen Schleier und schottischem Mantel und Sonnenschirm über Dinge, die schon mancher gern errathen gehabt hätte.

Entgehen konnte niemand, daß die Reisende jung

war. Durch den dichten Schleier funkelten sogar zwei brennende Augen von halb scheuer, halb klug prüfender Unruhe. Richtete man dann plötzlich auf sie selber entweder zu lange den Blick oder ein Glas, das scheinbar die alten Burgen und Stärke, in der That aber nur die Züge der seltsamen Unbekannten musterte, so entzog sie sich der Neugier durch eine rasche Wendung, die zugleich verrieth, daß sie niemals gänzlich in die Abwesenheit ihrer Gedanken versank, die sie scheinbar zeigte, sondern gegenwärtig blieb allem, was sie rings umgab, vorzugsweise dem Interesse, das sie einflößte.

Die Ungeduld, die die verschleierte Dame bei alledem zu beherrschen schien, war offenbar auf den Augenblick gerichtet, wo sie das Schiff zu verlassen hatte.

Der größte Theil der Passagiere saß noch an der auf dem Verdeck aufgeschlagenen Tafel und bewunderte gerade beim Dessert — Stachelbeeren, die in dieser himmlisch üppigen Gegend so groß wie Zwetschen gereift waren, als man endlich jene Station erreicht hatte, nach der die Verschleierte schon mehreremal den Steuermann reglementswidrig angeredet und gefragt hatte.

Eine neugebaute Kirche, die auf einem Vorsprung des linken Ufers stand, war schon lange als Merkziel derselben in Sicht. Hier erweiterte sich der Strom und nahm die mildern Linien der Umgebungen eines Sees an.

Endlich hielten die Schaufelräder in ihrem gleichmäßigen Takt, das Schiff kam in eine schwebende Bewegung, der Kahn vom jenseitigen Ufer tanzte schon in den aufgeregten Wogen näher, das Seil wurde vom

Bord den Schiffern zugeworfen, die Brücke herabgelassen und mit sicherer Haltung, den Sonnenschirm einlegend, stieg die Dame in den Kahn. Ein kurzes Brausen der Räder, ein geschicktes Auffangen des nachgeworfenen Koffers, ein Augenblick des bedenklichen Schwankens des noch gleichgewichtlosen Kahns und der Dampfer schoß weiter, der Kahn dem Ufer zu.

Die neugebaute St.-Maximinuskapelle wurde sonst vom Dampfschiff aus stark besucht. Heute traf es sich, daß die Schiffer nur diesen einzigen Passagier ans Ufer setzten.

Wie weit ist es bis St.-Wolfgang? fragte die Reisende, den Sonnenschirm wieder ausspannend und mit einem bestimmten und sichern Tone.

Zwei Stunden!

Bekomm' ich einen Einspänner dorthin?

Gewiß!

Wo?

Im Weißen Roß!

Wollen Sie mich ins Weiße Roß führen?

Da liegt's am Wasser!

Die kurz angebundene Sprecherin blickte hinüber und sah das Hotel „Au Cheval Blanc" in großen Buchstaben angekündigt.

Den Schleier hatte sie jetzt zurückgeworfen, den Mantel abgenommen, den ein Schiffer beim Aussteigen über den Arm behielt, während der andere das Kofferchen auf die Schulter lud. Die über ein ausgelegtes Bret behend das Ufer Betretende zeigte sich zu Land und Wasser von gleicher Sicherheit.

Der Garten des Weißen Rosses geht fast bis dicht an das Ufer des hier mit besonderer Schönheit sich erweiternden, im Sonnenlicht glänzenden Stromes. Mit wenig Schritten durch den Sand war er erreicht.

Als alle drei in den Garten getreten waren, warteten die Schiffer weiterer Befehle . . .

Ein dicht an der Thür auf einer geebneten Terrasse unter einem anmuthigen, schattenreichen Baume gelegener Tisch schien diese zu entscheiden.

Die Dame bezahlte, ließ den Koffer neben sich hinstellen, befahl aber wegen eines Wagens den Wirth zu rufen. Noch rief sie dem einen der Schiffer, der deshalb ins Haus ging, nach, er möchte ihr auch „eine Kleinigkeit" zu essen bestellen. Sie hatte an der Table d'hôte des Dampfschiffs nicht theilgenommen.

Einige Augenblicke war sie allein. Vor der steinernen Balustrade über die Terrasse auf- und abgehend und jetzt auch den Hut sich freier bindend, um wie von einer langen Gefangenschaft in der himmlischen Luft aufzunehmen, musterte sie die Gegend, die sie ohne Zweifel zum ersten mal sah und vom Lande aus noch viel entzückender finden mußte als vom Dampfschiff, das immer nur Panoramen gibt, in denen man sich, weil man eben zu viel sieht, meist ohne Befriedigung verliert . . . Nur die Gegend ist ja schön, die Eines gibt und das Andere ahnen läßt.

Die Schiffer kamen zurück mit dem Wirth.

Es wurde ein Einspänner behandelt, der die Dame nach dem zwei Meilen tiefer ins Innere hinein gelegenen Orte St.-Wolfgang führen sollte.

Bis zum Anspannen wünschte die Reisende ein mäßiges Mahl zu nehmen, dann die St.-Maximinuskapelle zu besuchen und von dort mit dem Wägelchen abgeholt zu werden. Sie erkundigte sich genau nach den üblichen Preisen, bedingte sich das, was sie zahlen wollte, mit großer Bestimmtheit und erklärte, das kleine Mahl, das sie in allen Einzelheiten specificirte, unter dem „schönen fruchtbeladenen Apfelbaum da" und „an jenem Tisch" einnehmen zu wollen.

Der Wirth ging. Die Reisende nahm jetzt den Hut vollends ab und warf ihn auf den ehemals weiß angestrichen gewesenen Tisch. Ihr Antlitz glühte. Mantel und Hut und Schleier hatten ihr heiß gemacht. Mit der ganzen Behaglichkeit, sich allein zu wissen, warf sie sich auf die harte Bank. Einem auf schwellender Ottomane Ruhenden konnte es nicht bequemer sein.

An die Reize der Natur schien sie sich bald gewöhnt zu haben, von einem langen Erstaunen überhaupt nicht viel zu halten. Nur zur Maximinuskapelle warf sie zuweilen einen prüfenden Blick. Dazu las sie, doch ohne besondern Eifer, dasjenige aus einem Führer, den sie aus ihrer kleinen, jetzt aufgeschlossenen Handtasche nahm, was über die Oertlichkeit, auf der sie sich befand, dort gesagt sein mochte.

Das Haupt aufstützend, zuweilen umblätternd, zuweilen nach einem Gegenstande auf dem Flusse, zuweilen rückwärtsblickend, wo ein Tellergeklapper die Anstalten zu ihrem Mahle verrieth, erkennen wir sie. Es ist Lucinde ... Drei Jahre älter, als wir sie verlassen haben.

Sie trägt das dunkle Haar in Flechten wie sonst, aber mit einem hohen Thurm, wie eine Krone; ihr Wuchs ist hoch wie sonst, aber elastischer in der Haltung: ihre Augen sind glühdunkel, doch etwas spitz und stechend; ihr Lächeln verschönt noch immer die frühern plastischen Formen der Nase, der Lippen, des Kinns, aber zuletzt verliert es sich in eine Bitterkeit um die Mundwinkel; ihr Unternehmungsgeist scheint wiedergekehrt, wie in der Zeit, wo sie zu Pferde saß; das ganze Wesen hat die alte Unreife und Unfertigkeit verloren, womit freilich auch der Reiz des Mädchenhaften abgestreift ist. Lucinde ist eine Dame geworden, zu deren Erscheinung unzertrennbar die Glacehandschuhe zu gehören scheinen, die sie selbst während des Essens nicht abzieht.

Mit einer an ihr uns ganz neuen Versunkenheit in sich selbst, die auf eine mächtige innere Gedankenarbeit schließen läßt, hat sie bald das bestellte und von Kellnern gebrachte Mahl mechanisch eingenommen.

Zur letzten Schüssel war der Wirth zurückgekehrt und hatte auch den verlangten Wagen in Aussicht gestellt.

Kennen Sie den Pfarrer von St. Wolfgang? fragte sie.

Von St.-Wolfgang? Gewiß!

Es ist ein Herr von Asselyn?

Von Asselyn!

Was wissen Sie von ihm?

Man nennt ihn einen Heiligen . . .

Ist er's nicht?

Einen jungen Mann kann noch keiner einen Heiligen nnen!

Warum nicht? Wer heilig genannt werden will,

muß sich's in der Jugend verdienen; im Alter sind wir alle Heilige!

Ein curioses Gespräch, das den Wirth lachen machte.

Der Wirth sprach fort, nur um zu sprechen oder die Fremde ferner so spaßhaft antworten zu machen. Er erzählte, daß die Dame in St.-Wolfgang zu einem Leichenbegängnisse ankommen würde.

Kein gutes Omen! Wer ist gestorben? fragte sie.

Ein Häusler, den die Leute in der Gegend für reich hielten, ohne daß er einen Pfennig mehr hinterlassen hat, als zu seinem Begräbniß nöthig sein wird.

So werden an seinem Grabe keine lachenden Erben stehen!

Lucinde war mit ihren Speisen schon fertig und wählte sich bereits von dem schönen Obst aus, das ihr auf einigen Tellern zum Dessert gebracht worden war.

In der kurzen, ihr jetzt eigenen inquisitorischen Art fragte sie, eine Birne schälend:

Wie konnte man einen Häusler für reich halten?

Man schickte ihm, erzählte der Wirth, was er brauchte, aus Welschland oder der Schweiz. Das übertrieben dann die Leute! Er hinterließ nichts als einen Sarg, den er sich selbst gezimmert hat. Er war nur in die Sechzig gekommen.

Seinen eigenen Sarg? fragte Lucinde und biß in die Birne.

Man erzählt's, berichtete der Wirth. Den Sarg hat der alte Mevissen, so hieß er, in St.-Wolfgang in seiner eigenen Stube gehabt, hat auch drinnen schon seit Jahren geschlafen. Der Pfarrer hat ihm feierlich versprechen

müſſen, ihn auch in dieſem Sarge zu begraben und zu weihen. Er hat ihn wirklich ſich ſelbſt gezimmert! Da nichts Unheiliges dabei ſein ſoll, ſo wird er wol heute gegen Abend in die Erde kommen in dieſem ſeinem ſelbſt gezimmerten Sarge.

Hm! Hm! Ei! Ei! ſagte Lucinde.

Der Wirth bemerkte, daß ſie ein ſcharfes Lächeln durch ihre Mienen ſpielen ließ.

Warum lachen Sie? fragte er.

Wenn der Mann vermögend war und ſich um keine Erben kümmern wollte, ſo würd' ich die Wände des Sarges unterſuchen laſſen. Es gab ſchon manchen Geizhals, der ſeinen Mammon in die andere Welt auf dieſe Art mit hinübergenommen hat!

Damit wählte ſie zum Schälen eine zweite Birne. Sie warf ſie weg, weil ſie darin einen Wurm fand. Als ſie von Würmern murmelte, konnte es ebenſo ſein als ſagte ſie: Die andere Welt ... ich meine die Würmer!

Der Wirth mußte ſeine Teller, die er eben wegnehmen wollte, niederſetzen vor Befremden über dieſe Erklärung wegen des Sarges. Der Einfall der ſo kurz angebundenen Dame kam ihm nicht unwahrſcheinlich vor und ſchon hatte er eine weitere Ausführung der Vermuthung begonnen, als er durch einen langgezogenen Ruf dicht in der Nähe unterbrochen wurde.

Man hörte die Worte rufen:

Figuri kauf! Figuri kauf!

Ein italieniſcher Gipsverkäufer ging mit einem Knaben unten an der Baluſtrade vorüber und bot hinauf

grüßend ſeine Waare an, die er und ſein Begleiter auf den Köpfen trugen. Dieſe Leute ſetzen bekanntlich voraus, daß man in einem Poſtwagen ſelbſtſechs reiſen kann und doch noch Platz findet, ſich die Gruppe des Laokoon mitzunehmen. In Venedig rennen die Fiſcher den Fremden nach und bieten ihnen Frutti di Mare an, Seeſpinnen, Quallen und Krebſe, die man, friſch wie ſie vom Lido kommen, in ein Taſchentuch binden und in ſeinem Hotel ſich kochen laſſen ſoll.

Miracolo! rief Lucinde den ältern Italiener an, ihres Geſprächs über den Sarg und die Wirkung auf den Wirth vom Weißen Roß nicht weiter achtend, Miracolo! Si vede che venite direttamente dalle Santa Casa di Loretto!

Sie deutete auf die nur mit Gegenſtänden religiöſer Verehrung geſchmückten beiden Tragbreter der Verkäufer.

Und noch ehe der Italiener erwiderte, fuhr ſie fort:

Nessuna Minerva! Ne Amore col arco! Tutti santi del Cielo!

Nach der keine Antwort ſchuldig bleibenden Weiſe ſeines Volks erwiderte der Figurenhändler bejahend und lächelnd:

Si! Si, Signora! Siamo in un mondo pieno di peccati!

Sein Kleiner rief dazwiſchen:

Figuri kauf!

Lucinde erhob ſich und betrachtete die Heiligen und Muttergottesbilder, die theils von geringem künſtleriſchen Werth und bunt bemalt waren, theils aber auch ſchönere Leiſtungen darboten, unter anderm die heilige Agneſe aus

genſchaften, aber doch durch ſeine Schwächen. Es gibt in Frankfurt eine mächtige Parthei, bei der ihn ſeine Fehler empfehlen können. Und dann braucht man ja nicht gleich Senator zu werden, es gibt ja noch andere Stellen. Wenn Louis durch irgend eine Schrift ſich bekannt gemacht hätte, könnte ich vielleicht etwas dazu thun, ihm in Zürich oder Bern eine Profeſſur zu verſchaffen, da ich die einflußreichſten Perſonen der dortigen Regierungen kenne. Vielleicht wäre in der Zukunft daran zu denken."

„Vielleicht haſt Du Dich gewundert, daß ich in meinem Vorigen, und überhaupt nichts von dem Schreiben geſprochen, das Du der Madame *** für mich mitgegeben. Dies habe ich aber erſt vor 14 Tagen erhalten. Du ſiehſt, daß es mit der Liebe der Mademoiſelle *** für mich nicht ſo gefährlich war; ſie iſt ſchon Monate hier und hat ſich nicht bei mir gemeldet. Die Madame *** habe ich zufällig vor Kurzem in einer großen Abendgeſellſchaft bei Cremieux geſehen.

Ich grüße Dich herzlich. Dein Dich liebender Bruder

Louis."

Zu den wenigen deutſchen Blättern, die Börne in Paris zu Geſicht bekam, gehörte auch das Morgenblatt. Die von W. Menzel redigirte Literaturbeilage deſſelben brachte ſeit der Fehde mit dem „jungen Deutſchland" faſt in jeder Nummer Beweiſe einer Apoſtaſie, die man würde bemitleidet haben, wäre ſie, um ihr eignes Gewiſſen zu betäuben, nicht in ein ſinnloſes Toben und Poltern verfallen, deſſen Gegenſtand Börne zuletzt ſelbſt wurde. Das jungdeutſche Uebel, das Menzel ausrotten wollte, führte er auf das Juden- und Franzoſenthum zurück. Man ſah damals in Stuttgart einen

der Kirche Santa-Agneſe vor den Thoren Roms, den Moſes Michel Angelo's, auch den altberühmten faſt ſchon um ſeine Zehen geküßten Apoſtel Petrus aus der Peterskirche in Rom, der indeſſen leicht ein alter Janus ſein kann mit dem Schlüſſel nicht des Himmels, ſondern des Tempels zu Krieg und Frieden.

Lucinde machte ihn gar zu einem Jupiter, worauf der Italiener in ſeiner Sprache erwiderte:

Mag ſein, Signora! Aber jetzt iſt er getauft und ein ſo guter Chriſt wie wir!

Inzwiſchen gingen beide ſchon einem Trupp Engländer entgegen, der ſoeben von der Maximinuskapelle herunterkam.

Der Wirth hörte allen dieſen kurzen, aphoriſtiſchen Aeußerungen mit erhöhtem Intereſſe zu. Als er Lucinden einige beſſere Birnen ausgeſucht hatte und anbot, fragte ſie:

Gibt es heuer ein gutes Jahr?

Schon ſetzte ſie ſich den Hut auf.

Die Frucht war leidlich! hieß es. Aber der Wein misräth! Die Leute erwarteten nichts Beſſeres!

Wie ſo? fragte ſie und band ſich die blauen Bänder in eine Schleife.

Wir haben hier einen Aberglauben, antwortete der Wirth. Am Himmelfahrtstage wird ein Crucifix vom Grunde der Kirche mit einer eiſernen Kette in die Höhe gezogen. So viel mal die Kette dabei knackt, ſo viel Thaler wird der Malter Weizen koſten. Heuer knackte es achtzig mal. Es wird eine theuere Zeit!

In welcher Kirche geſchieht dergleichen?

Aufrichtig, in keiner! Aber immer in jeder benachbarten! Ueberall nennt man eine andere Kirche und geſchehen iſt's in keiner!

Brav! ſagte Lucinde lachend. Das iſt ja das ganze Weſen der Offenbarung und des Wunders auch!

Ohne aber dieſen Satz weiter auszuführen, fragte ſie nach ihrer Zeche, ihrem Fuhrwerk und dem Wege auf St.-Wolfgang.

Der Wirth wäre gern auf alle dieſe ihre ſprungweiſen Andeutungen, vorzugsweiſe aber auf das Begräbniß in einem mit Treſorſcheinen und Staatspapieren gefüllten Sarge zurückgekommen ...

Jetzt gab es aber wieder eine neue Störung.

Es ſchlich ein Knabe die Stufen des Gartens herauf und veranlaßte nun ihn ſelbſt zu dem Anruf:

Scher' er ſich weg mit ſeiner Fuchſerei!

Der barfüßige Knabe zog ſich eine Stufe zurück.

Dabei hielt er einen kleinen, nicht ſogleich erkennbaren Gegenſtand hin und ſuchte die Fremde dafür zu intereſſiren.

Was hat er denn? fragte Lucinde. Fuchſerei? Armer Junge! Was kann er für ſeine rothen Haare!

Da ſitzt ihm der Fuchs nicht! fiel der Wirth ein, dem ſelbſt die Röthe ſeines Antlitzes und der gute Wein, wie in jener Gegend vielen, bis in den Bart und in die Spitzen ſeines nur noch dünnen Haupthaars gedrungen zu ſein ſchien.

Die Dame iſt keine Engländerin! Mach' er nur fort! fügte er hinzu.

Was hat er denn? fragte Lucinde.

Der Wirth wollte verhindern, daß Lucinde von dem Knaben in einem projectirten Handel betrogen wurde.

Der Spitzbube, sagte er, während der Knabe noch immer stand, verkauft alte römische Münzen, wie sie die Leute hier finden wollen. Sie sind aber nicht echt!

Lucinde, sogleich voll Heiterkeit der Nikolaus Carstens'schen Liebhaberei in Hamburg gedenkend, rief den Knaben zurück. Schon hatte sie einige wie uralt erscheinende mit grünem Rost beschlagene Kupfermünzen in der Hand und fand sie von einem so unbezweifelbaren Schein der Echtheit, daß sie für den Knaben Partei nahm und dem Wirth die Münzen entgegenhielt mit den Worten:

Die wären nicht echt? ...

Woher sind die Münzen? wandte sie sich an den Knaben zurück.

Der Knabe zeigte in die Berge, die sich mit dem grünen Schmuck des Rebstocks bekleideten ...

Da hast du sie gefunden?

Mein Vater! hieß es leise und unsicher.

Der Wirth drohte und meinte:

Wenn Sie's glauben wollen, mir recht! Für zehn Groschen läßt er ihnen das ganze Münzcabinet seines Alten!

Der Knabe hatte fünf Münzen. Lucinde betrachtete sie und fand sie sämmtlich täuschend antik. Sie hatte ja eben gelesen, wie in diesen Gegenden sich auf Tritt und Schritt noch die Spuren der alten Römerzeit verrathen. Kirchen sind ja hier aus den Trümmern alter Castelle gebaut; Thürme, aus denen jetzt der Krahnen der Zollwage und das Wappenschild des städtischen Octrois

hervorragt, waren einſt die Bruſtwehren der Beſatzungen, die die Legionen des Druſus in den neubegründeten Niederlaſſungen zurückließen; Aſchenkrüge zertrümmert täglich der Spaten des Weingärtners, der ſeinen Berieſelungen in den Bergen ein neues Bett graben will; Münzen, die Auguſtus und Conſtantinus ſchlagen ließen, werden das Spielzeug der Kinder, denen es ganz gleich iſt, ob ſie „Faſſeln" mit Kieſeln ſpielen oder mit Erinnerungen, die den Geſchichtsforſcher in Entzücken verſetzen.

Der Wirth berichtete jedoch, daß es hier jetzt ganz ſchon wie in Italien wäre. Die Arbeiter im Felde entdeckten mehr Münzen, als zu den Zeiten der Legionen in Umſatz geweſen wären. Eiſerne Töpfe voll könnte man in einer großen Stadt, auf deren Lage er hinunterzeigte, bei einem Juden finden, dem ſie die Verſchmitztheit der Bettler wieder abkaufte und, als eben aufgefunden und vom Pflug, dem Spaten, der Egge entdeckt, bei den Reiſenden in Umlauf brächte.

Lucinde hielt die zerbröckelten, halb erdfahlen, halb grünen Münzen gegen das Licht, buchſtabirte DRUS.. und AUGUS.. und DIV. und verglich die faſt allein nur noch hervortretenden gewaltigen Naſen der Bruſtbilder mit den Vorſtellungen, die man über Römerköpfe hat. Sie fand alles ſo ähnlich, ſo zutreffend,. daß ſie erſtaunt erklärte, nicht an Verfälſchung glauben zu können.

Und doch! ſetzte der Wirth hinzu. Die Münzen da können geſtern noch ganz neu geweſen ſein!

Geſtern noch? rief Lucinde erſtaunt.

Gestern! bestätigte der Wirth. Man drückt eine solche von dem Juden geschlagene Münze in einen Teig und nudelt damit die Gänse!

Was? Wie? Die Gänse?

Ich sage Ihnen, die Gänse! Und heute früh können die Dinger da den Gänsen erst abgegangen sein! So, wie sie jetzt da sind, kommen sie dann zum Vorschein! Grün und rostig und halb zerschmolzen!

Der Wirth schilderte ohne weitern Anstand den chemischen Proceß, nach welchem diese Münzen durch einen Gänsedarm hindurch binnen vierundzwanzig Stunden achtzehnhundert Jahre alt wurden.

Lucinde war aber schon in ein solches Gelächter ausgebrochen, daß er eine noch ausführlichere Erklärung nicht nöthig hatte.

Sie gab dem auf dem Sprunge stehenden Knaben ein Geschenk, nahm seine Münzen und rief:

Das muß ja der Ahasverus selber sein, der in der Stadt da drüben so die Jahrhunderte machen kann! Sie kennen doch die Sage von dem bösen Schuster, der einst dem Heiland die Erquickung des Ausruhens abschlug, als er sein Kreuz auf Golgatha tragen mußte? War das ein Herren- oder Damenschuster, ich kann es nicht sagen; aber in der Stadt da unten wohnt er jetzt und macht Münzen, die von gestern auf heute tausend Jahre alt sind! Und mit Hülfe des Vogels der Dummheit! Sehen Sie, wieder, wie schon einmal auf dem Capitol! Die Gänse sollen leben! Die Gänse! Es ist nicht ohne, daß der Doctor Martin Luther an dem Tage geboren wurde, wo man die erste Gans auf den Tisch bringt!

Dem Wirthe mochte der Ausbruch dieſes Humors unverſtändlich, ja an einer Dame, der ſich auf der Bruſt, wie ſich eben beim Lachen gezeigt hatte, ein großes goldenes Kreuz an einem Bande aus der Chemiſette losneſtelte, faſt unheimlich erſcheinen. Dennoch machte er keine auffallend betroffene oder etwa den Vermittlerinnen des chemiſchen Proceſſes, wodurch Neueſtes zu Aelteſtem werden kann, verwandte Miene, ſondern bemerkte, daß er ſelbſt ein Freund alter Münzen wäre, eine ſchöne Sammlung echter hätte und ſie der jungen Dame, wenn ſie es wünſchte, vorlegen könnte.

Nein, nein, nein! rief ſie in ihrem alten, wie wir wiſſen, die Grenze überſchreitenden Humor. Wer bürgt mir für die Unſchuld Ihrer Gänſe? Sie nudeln ſie auch mit Jahrhunderten! Sie ſind unecht! Gewiß, gewiß!

Bitte! bemerkte der Wirth ... Ich fand den größten Theil ſelbſt.

Man hat ſie Ihnen hingelegt, friſch aus dem Gänſeſtall!

Ich fand ſie an ganz unzugänglichen Orten!

Sie irren ſich! Was entſcheidet denn an dieſen fünf alten römiſchen Kupferdreiern, die ich hier in der Hand halte und mir zum Andenken in meine Taſche ſchließe, daß ſie nicht echt ſind! Ihre Münzen, Herr Wirth, haben alle denſelben Weg gemacht! Ob der Roſt von der Magenſäure einer Gans kommt oder von den allerdings längern Gedärmen wirklicher Jahrhunderte, iſt all eins! Laſſen Sie's nur ſo und — glauben wir's!

Jetzt ſetzte ſie ihren Hut auf und band den Schleier darüber.

Beim Bezahlen ihrer Zeche erscholl plötzlich aus der Ferne ein lieblicher Gesang. Sanfte Accorde wallten durch die sonnige Luft. Es war ein Kirchengesang von jener getragenen Einfachheit, die etwas Kindliches und in den kurzen, zwischen den Strophen liegenden Pausen etwas Ländliches hat, nach Art der Schifferlieder auf den italienischen Seen.

Woher kommt denn das? fragte Lucinde.

Es sind die jungen Mädchen aus dem Englischen Fräuleinstift auf der Insel Lindenwerth drüben! sagte der Wirth und zeigte auf einen weit über den Spiegel des Stroms hinweg aufragenden Kirchthurm. Die Englischen Fräulein, setzte er erklärend hinzu, halten das Stift seit ein paar Jahren. Sie kommen oft mit den Kindern herüber in die neue Kapelle oben!

Lucinde blickte auf den schönen Bau, erinnerte an ihren Einspänner und wollte gehen.

Das Erbieten des, wie sie sah, nicht ungebildeten Wirthes, sie zu führen, lehnte sie mit der ihr wiederkehrenden Bestimmtheit ab. Der freundliche, von seinem Gaste, wie selten von einem solchen flüchtigen Ankömmling unterhaltene Mann hätte sie gern zurückgehalten, hätte gern, wie er selbst sagte, noch vom Sarg des alten Mevissen mit ihr gesprochen; aber sie hatte gezahlt, übergab zur Verladung vorn auf das Gefährt ihren Koffer, sah sich noch um, ob sie nichts vergessen hatte, und verließ, ohne weitere gemüthliche Anknüpfung mit der neuen Bekanntschaft, den Garten. Sie begab sich zwischen einer Reihe kleiner Sträucher und dem mit ruhigem Sonnenglanz überwobenen, von berg- und thal-

wärts gehenden Schiffen belebten Strom auf den am Ende des Ortes liegenden Hügel zur Kapelle des heiligen Maximinus. Fast war's, als hätte der fromme Gesang sie gemahnt, ihrem bizarren und skeptischen Humor endlich Einhalt zu thun.

Vor einem am Aufgang zur Kapelle am Kreuz hängenden Erlöser wollte sie sich auch in Andacht verneigen, sah aber auf der unter ihm befindlichen Bank den Gypsfigurenhändler und seinen Sohn sich ausruhen.

Jener rief ihr freundlich winkend und die Stirn trocknend zu:

Fa caldo!

Kommt Ihr nicht ins Land hinein? fragte sie und zeigte über die Berge.

Si, Signora!

Nach Kocher am Fall?

Si! Si!

Kennt Ihr dort die Dechanei? An der Kathedrale St.-Zeno?

Der Italiener schien aufs angenehmste an einen seiner besten Kunden erinnert, den Dechanten von Asselyn.

Un compratore dei Santi? fragte sie scherzend.

Der Italiener schüttelte den Kopf und machte eine schlaue Miene, als wenn der Dechant einen völlig andern Geschmack hätte.

Lucinde horchte der Charakteristik des Dechanten von Kocher am Fall, sagte aber jetzt fast wie eine Fromme:

Kommt zu Lucinde Schwarz in Recher am Fall! Ich wohne in der Dechanei des heiligen Zeno! Ich will Euch den Moses da des Michel Angelo abkaufen!

Der Italiener nickte befriedigt.

Lucinde stieg zur Kapelle empor.

## 2.

Wie ſie den wiederbeginnenden Klängen des Marianiſchen Lobgeſangs folgend an noch einigen Leidensſtationen vorüberging, mußte ſie den ſchönen und maleriſch gelegenen neuen Bau bewundern.

Alles, was nur die gothiſche Architektur zugleich an bedeutungsvollen wie lieblichen Elementen beſitzt, war hier in einer reizenden Geſammtwirkung vereinigt. Wie hingehaucht ſtand das halb röthliche, halb hellgrüne Sandſteingebilde und verlor ſich mit vier ſchlanken Thürmen, als wäre es befiedert, in die blaue Luft. Spitzbogenfenſter, Spitzgiebel, Spitzdächer, alles war verziert mit ſteinernen Blumen und Blättern. Große durchbrochene Steinroſen ſchmückten die Thüren und Seitenwände. Ein terraſſenförmiger kleiner Garten umgab die obere Spitze des Kreuzes, in deſſen Form auch der ganze Bau ſich erhob. Dieſer Garten lud den müden Wanderer ein in den Schatten breitäſtiger Linden. Bienen ſummten, Käfer ſchwirrten. Einem Schmetterlinge nur brauchte Lucinde nachzugehen, der ſie mit ſeinem Flatterfluge an die Pforte des feſtgegründeten ſchönen Gottes-

Mann, der ſich eine einflußreiche literariſche Stellung durch blinden Fanatismus zu Grunde richtete: wilde Leidenſchaft führte eine Feder, die ſich in einen Beſen verwandelt zu haben ſchien: unſinnige Vorwürfe wurden, ohne Prüfung, ohne den Stempel innerer Ueberzeugung, bis zum Lächerlichen wiederholt; Richtungen, deren Ungebühr man in ihren nächſten Aeußerungen ihm wohl eingeſtand, wurden an Erſcheinungen vergangener Jahrhunderte angeknüpft und von einer ungezügelten Phantaſie zu ſo widerſinnigen Mißgeſtalten ausgemalt, daß Menzel, von der Nation aufgegeben, von den Einen für ſchlecht, von den Andern ſicher für krank erklärt wurde. In trüber Schwärmerei ſich einen Peter von Amiens dünkend, der einen neuen Kreuzzug predigte, entblödete Menzel ſich nicht, die Großen und Mächtigen zum Schutz anzurufen. Er malte den Regierungen die Schrecken einer literariſchen Richtung aus, der er außer den Vorwurf der Unſittlichkeit, auch den des politiſchen Verraths machte. Mit ſäuerlicher Schärfe und griesgrämlicher Verdächtigung wurde von Stund an alles Franzöſiſche beſprochen. Der Traum, dem man ſich eben hingegeben hatte, als könnte zwiſchen den Völkern ein Bund beſtehen, der ſie zu Genoſſen eines gemeinſchaftlichen Kampfes gegen die Drangſale der Menſchheit machte, wurde nicht etwa als eine Chimäre, was ſie vielleicht iſt, zerſtört, ſondern als eine Verrätherei denuncirt. Jeder weltbürgerliche Aufſchwung, den ſich ein Dichter in dem Gedanken an Napoleon erlaubte, wurde für eine niederträchtige, den Franzoſen dargebrachte Schmeichelei erklärt. Wenn uns Menzel früher in eine Barbarei unſrer äſthetiſchen Begriffe zu ſtürzen geſucht hatte; jetzt wollte er unſre politiſchen Begriffe verwirren und die Fortſchritte des Jahrhunderts einem ausgeblaßten,

tempels, des Asyls des Unsterblichkeitsglaubens, fast ausdrücklich zu geleiten schien.

Die kleinen Sängerinnen waren verstummt. Sie befanden sich in der Kirche, die auch Lucinde betrat. Der Raum war drinnen eng. Zusammengedrückt schien das Ganze noch mehr zu werden durch eine fast zu reiche Verschwendung von Gold und Farbe. Lucinde fühlte sogleich, daß alles hier fast zu sinnlich, zu laut, zu unmittelbar auf den Eintretenden eindrängte; sie schlug indeß die Augen nieder, besprengte sich mit dem geweihten Wasser und kniete, fast geräuschvoll, an den Marmorstufen des Altars nieder.

Nachdem sie, wie andachtversunken, ihr Gebet verrichtet, erhob sie sich und musterte die Malereien. Auch zu einer Krypte stieg sie nieder, die ihr nicht minder beengend, fast furchterregend vorkam. Eine besondere Aufforderung zur Gottesandacht lag nicht in dem Eindruck dieses Innern eines so gefälligen Aeußern. Doch senkte sie die Wimpern und verrieth keine Kritik.

Die kleinen Mädchen der Pension von Lindenwerth, wol ihrer zwölf bis sechzehn an der Zahl, ließen den engen Raum des Gotteshauses von ihrer Neugier und Zerstreutheit nicht wenig widerhallen. Eine dem Orden der Englischen Fräulein angehörende Nonne und eine weltliche Lehrerin waren ihre Führer. Zuletzt verloren sich alle in eine Seitennische, in der sich noch das Gerüst eines Malers befand, dessen Pensum in der Ausschmückung der Wände hinter dem der andern Künstler zurückgeblieben war. Auch er malte um die Heiligen große goldene Teller in jenem Geschmack, der sich in sei-

ner Absicht allzu sehr verräth. Will man durch die Vorgänge der heiligen Geschichte das Gefühl der Andacht wecken, so müssen sie uns nicht als Wunder, sondern mit dem Zauber der Natürlichkeit und noch heute täglich möglichen Wirklichkeit entgegentreten.

Bei näherm Hinblick auf das Pensionat, das sich neugierig an den arbeitenden Maler wie verlor, schrak Lucinde zusammen. So nahe schon hatte sie sich ihren nächsten Zielen nicht geglaubt! Diese führten sie, wie sie ausdrücklich gewollt hatte, mitten in alles wieder zurück, was sie in ihren ersten Jugendtagen, vor dem Sinken ihres Sternes und dem neuen Aufgang in der orthopädischen Anstalt halb bewußtlos erlebt hatte. Nun erkannte sie schon in der weltlichen Lehrerin jene Angelika Müller, mit der sie einst vor sechs bis sieben Jahren ihre Reise nach Hamburg gemacht hatte. War also der Prophet von Eschepe, Dr. Laurenz Püttmeyer, noch immer ohne Hegel's Lehrstuhl für seine mathematische Philosophie? Beim Anblick dieser damals schon nicht mehr jungen, jetzt vollends verblühten, armen geistigen Tagelöhnerin trat ihr der todte Jérôme vor die Augen, wie er sitzen konnte und Würfel und Dreiecke schnitzelte und über jenes bekannte Pentagramm, das wir als Vierzeichen adoptirt haben, sich in die alten Wälder verlor, in denen einst dem Wodan Menschenopfer gebracht wurden ... Die Lehrerin schien auch auf Veranlassung der obenerwähnten goldenen Teller eben mit dem Erläutern der Symbolik des Kreises beschäftigt und sah Lucinden nicht.

Diese fühlte sich vielleicht noch nicht stark genug, das volle Antlitz ihrer Vergangenheit wieder zu ertragen ...

ſie verließ die Kapelle und flüchtete ſich faſt in die warme und erquickende Luft zurück.

Ihr Wagen war noch nicht zu erblicken. So wandte ſie ſich der Altane der Kirche zu und nahm Platz auf einer der ſteinernen Bänke, die die ſchönſte Ausſicht boten. Sinnend über den Muth, den ſie haben wollte, dicht ſo wieder an alles anzuſtreifen, was ſchon einmal für ſie verhängnißvoll geworden war, ſah ſie kaum, wie nah unter ihr der belebte Strom mit ſeinen maleriſchen Ortſchaften ſich ſchlängelte, wie in der Ferne die Berge in anſehnliche Höhen ſtiegen und links und rechts zwei ſchroff emporgethürmte Felſen mit den Trümmerreſten zweier alten Burgen wunderherrlich aufragten.

Nach einer Weile und während die Schülerinnen des Penſionats in der Kirche wieder einen neuen Geſang angeſtimmt hatten, bemerkte ſie, daß ſie auf der Altane nicht allein war.

Dicht an der von Epheu beſchatteten Mauer der Kapelle ſtanden in eifrigem Geſpräch ein Soldat und ein ohne Zweifel zu dem lindenwerther Penſionat gehöriges junges Mädchen. In einiger Entfernung hielt ſich ein Aelterer, nicht gerade ein Diener, auch kein Erzieher, aber jemand, der gleichſam zu wachen ſchien, daß das Zwiegeſpräch der beiden andern weder geſtört noch vielleicht zu vertraulich wurde.

Das junge Mädchen trug die Kleidung des Penſionats, einen dunkelblauen leichten Sommerſtoff, einen runden italieniſchen Strohhut und eine Taſche zur Aufbewahrung wahrſcheinlich der Dinge, die das Engliſche Fräulein unterwegs nicht zum Unterhalt kaufen mochte;

überm Arm hing noch ein leichter Sommerſhawl. Sie war eine von den ältern der kleinen Karavane, deren Mitglieder, ſah man ſie einzeln, gereifter erſchienen als in der Geſammtheit. Das Gute haben ja richtig geleitete weibliche Penſionate, daß die jungen Mädchen durch ihr Beiſammenſein ſich länger kindlich erhalten und jene gefährliche Kriſis der erſten erwachenden Temperamentsvorgänge glücklicher überwinden als in der die Frühreife zeitigenden, wenn auch traulichern Wärme des älterlichen Hauſes.

Auch das junge Mädchen, das vielleicht ſechzehn Jahre ſchon zählte, machte Lucinden einen Eindruck, als müßte ſie es ſchon geſehen haben. Es war eine Erſcheinung von eigenthümlichem Reiz; nicht zu groß, aber wohlgebaut und von einer Lebhaftigkeit im Auseinanderſetzen, einer Innigkeit im Genuß dieſer vertraulichen Zwieſprache mit dem jungen Krieger, die Lucinden ſogleich ſo bitter lächeln machte, als hätte ſie ſagen mögen: Du kleiner Fratz, dergleichen erlebten wir einſt ja auch! ... Sie mochte jedoch die Glücklichen, die ſich vielleicht vor dem Engliſchen Fräulein und Angelika Müller ſicher glaubten, nicht ſtören ... auch kamen ihr die Züge des Mädchens bekannt vor. Auf dem Streckbett konnte ſie ſie nicht geſehen haben und doch fiel ihr ſogleich Paula von Dorſte-Camphauſen ein.

Der Soldat war kein Offizier, ſondern ein gewöhnlicher Gemeiner; aber Lucinde wußte ſchon, daß es hier zu Lande ſogenannte Freiwillige gab, die nur eine kurze Zeit der allgemeinen Militärpflicht genügten. Ihnen ſchien der junge Mann mit ſeinem ſchwarzen Bärtchen auf der

Oberlippe und dem kurzgeschnittenen, aber vollen Haarwuchs anzugehören. Er war groß, hatte etwas Festes und Bestimmtes und erinnerte Lucinden an den seither verschollenen Klingsohr, nur hatte er nicht das Wüste und Unschöne desselben. Etwas Studentisches schien ihr noch das grüngelbweiße Band, das er trotz der Montur, die offen stand, über seiner weißen Piquéweste hinweg trug; doch konnte er wol kaum noch der Universität angehören, falls überhaupt die Voraussetzung der sogenannten Freiwilligkeit die richtige war.

Der Wächter in der Ferne schien jedenfalls ein Stück vom echten Soldaten, aber auch zugleich ein Stück vom Jäger, ein Stück vom Landwirth, vom Bauer, selbst vom Bedienten, von allem etwas. Mit einem zusammengerollten Militärmantel, an dem ein Säbel befestigt war, ohne Zweifel Requisiten des jungen Kriegers, stand er an dem Eingange zum kleinen Garten, rechts und links lugend auf die Landstraße und nur im geheimen auf das plaudernde Paar. Im Regen und Sturm scheint er noch besser an seinem Platze zu sein; sein gerötheter Antlitz hat das Viereckige der Kopfform eines mit Ohrringen geschmückten Steuermannes auf hoher See. Wer weiß, ob diese Unruhe, die sich bald auf das eine, bald auf das andere Bein stellen muß, nicht von der Gewöhnung an die Schwankungen eines Schiffs kommt! Der Blick, den der Wächter, so eigenthümlich prüfend und den Mund in Falten ziehend, über den Strom auf einen neuen Dampfer wirft, der gerade anhält, um mehr Besucher der Maximinuskapelle auszusetzen, als heute die „Prinzessin Marianne" gebracht hatte, ist gerade wie der

eines Mannes, der die vollkommene Berechtigung gehabt hätte, ebenso gut wie der geschniegelte Kapitän drüben, der Salzwasser vielleicht nie gekostet hat, „Stop“ zu rufen.

Lucinde suchte auch diese Gestalt irgendwo in ihrem Jugendwahntraume, wie sie ihr vergangenes Leben nannte, unterzubringen. Wie mußte sie erstaunen, als sie bemerkte, daß sie selbst es werden sollte, durch die plötzlich das stille harmonische Concert dieser drei Menschen unterbrochen wurde! Sie erblickte eben in der Ferne ihren Einspänner, erhob sich von der Bank, auf der sie ausgeruht hatte, und streifte an dem durch die kleinen Gartenanlagen daherkommenden Paare vorüber. Noch fielen einige der Worte des Gesprächs, das sich von seiten des Mädchens in einer kindlich harmlosen Welt zu bewegen schien, in ihr Ohr, als sie nicht wenig überrascht wurde von dem plötzlich innehaltenden Fluß der kleinen Sprecherin, die, die schönen dunkelbraunen Augen aufgerissen, auf sie zutrat und sie mit einem nur durch Verlegenheit abgebrochenen lauten und erschreckten: Ach! fast anredete.

Der Muth weiter zu sprechen fehlte zwar, die Verlegenheit etwas Ungehöriges gethan zu haben überwog, aber die Kleine wandte sich im Weitergehen dem Soldaten so vertraulich und schnell zu, daß Lucinde wohl sah, wie sie entweder mit jemand anderm eine auffallende Aehnlichkeit hatte oder auch dieser Kleinen wirklich bekannt sein mußte.

Indem kamen die übrigen Pensionsmitglieder zurück. Lucinde mochte zunächst dem an sich für sie selbst interesselosen Fräulein Müller nicht begegnen. Sie zog vor, sich

zu entfernen. Das junge Mädchen aber, das sich denn also doch, wie man nun sah, in keiner verbotenen Zwiesprache befunden hatte, sprang in die Reihen ihrer Gefährtinnen zurück und steckte so den Kopf mit den Köpfen der andern zusammen, daß sie nun sämmtlich neugierig auf Lucinden hinblickten; alle thaten, als müßten sie in ihr eine ihnen längst bekannte Erscheinung wiederfinden.

Das war Lucinden jetzt zu viel. Während die Führerinnen mit dem eleganten Soldaten sprachen, der mit Zuvorkommenheit und Lebhaftigkeit Auskunft über die Kapelle und die Gegend gab, suchte sie, von Fräulein Müller unbemerkt, den Ausgang.

Dem draußen harrenden Wächter sagte sie:

Geschwister waren das doch wol nicht?

Nein! war die einfache, kurze Antwort.

Der Kleinen scheint an mir etwas aufzufallen. Wer ist sie?

Ein Fräulein von Hülleshoven ...

Hülleshoven? Armgart von Hülleshoven?

Armgart von Hülleshoven! bestätigte der Gefragte.

Dann ist der junge Mann Benno von Asselyn?

Zu Befehl!

Ich denke, Herr von Asselyn ist Advocat?

Allerdings.

Wie kommt er zur Uniform?

Herbstübung ...

Damit brach der Mann ab. Man hatte ihn entweder gerufen oder er glaubte vielleicht nur, daß man dies gethan. Von dem jungen Paar schien er kein Auge zu verlieren.

Lucinde war wie in einer Betäubung. Ihr Entſchluß war allerdings: Du wagſt dich noch einmal in dein altes Leben zurück, ſiehſt heller, was dir früher dunkel erſchien, erſchrickſt vor keiner Begegnung mehr und wär' es vor der der alten Hauptmännin von Buſchbeck, ja vor der Oskar Binder's nicht — in ihrem neuen religiöſen Bekenntniß lag die außerordentlichſte Kraft dieſes Sichſicherfühlens — und dennoch wälzte ſich ihr ſchon centnerſchwer aufs Herz, ſich zu ſagen: Armgart von Hülleshoven gehörte den Kreiſen von Schloß Neuhof an! Sie war eine der innigſten Beziehungen der Comteſſe Paula! Sie kann noch den Kindeseindruck bewahrt haben von jener Pagode im Schloßteich, in die ich damals zu dem Federvieh aufgeſtiegen bin! ... Benno von Aſſelyn war ein Couſin des Pfarrers zu St.-Wolfgang, jenes Bonaventura, bei deſſen verhängnißvoller Prieſterweihe ſie vor einigen Jahren mit einer Entſcheidung für ihr ganzes Leben zugegen geweſen war.

Am Fuße des Hügels fand ſie ihr Wägelchen. Es war leichteſter Art, nur für zwei Perſonen, die ſich im Fall eines Regens vorn durch ein aufgeſchlagenes Holzverdeck ſchützen konnten. Indeß behielt das Wetter ſeine gleiche Anmuth. Nur die Sonne ſenkte ſich allmählich. Schon mochte es inzwiſchen über fünf Uhr geworden ſein.

Ein Knecht aus dem Weißen Roß führte das leichte Geſpann. Erſt ging es um den Ort herum und die Anfänge der landeinwärts gehenden Straße raſch hinaus. Den vollen Genuß der üppigen, wie ein Garten ausgebreiteten Gegend konnte nur der Staub hindern. Die

Bäume am Wege trugen ſchwer an ihrer Aepfellaſt. In den Gärten prangten jene Blumen, die im Spätſommer durch Glut der Farbe erſetzen, was ihnen ſchon an Duft fehlt. Bienenſtöcke ſtanden unter Bedachungen mit jener geheimnißvollen Bienenherbſtille, die nicht ahnen läßt, was alles, und vollends nach Klingsohr's Theorie, in ihnen vorgeht. Wonnig war der Rückblick auf das verlaſſene Oertchen, den im Luftäther blauglänzenden Strom, der ſich in immer anmuthigern Windungen dem Auge darbot, je mehr ſich die Straße emporzog.

Jetzt wurde die Straße ſteiler. Die Berge, die zwiſchen dem Strom und St.-Wolfgang lagen, waren höher, als ſie das Anſehen gehabt hatten. Der Knecht ſtieg aus und zuletzt auch Lucinde, ſo ſehr der Knecht verſicherte, daß es nicht nöthig wäre. Doch war im Gehen und Stillſtehen der Rückblick auf den immer noch ſichtbaren Strom beſſer zu genießen.

Inzwiſchen bemerkte Lucinde, daß zwei der Bekanntſchaften, die ſie an der Maximinuskapelle gemacht hatte, ihr folgten. Auf kürzerm, die Landſtraße durchſchneidenden Fußwege waren ihr Benno von Aſſelyn und ſein Begleiter ſchon ziemlich nahe gekommen.

Sie unterhielten ſich mit einer Reiſegeſellſchaft, in der Lucinde den Gypsfigurenhändler, ſeinen Sohn und ein junges, ſchlank aufgeſchoſſenes Mädchen erkannte, das Armgart von Hülleshoven nicht ſein konnte. Ihre Vorräthe hatten die Verkäufer nicht mehr bei ſich und faſt ſchien es, als wenn ein langſam vor ihrem eigenen Wagen hinziehender Einſpänner den Italienern gehörte. Dieſer Wagen war ſo weiß gepudert wie die kurze graue

Jacke und die Manchesterhose, die der Alte und sein Knabe trugen. Das junge Mädchen aber war geschützt von einem großen breitrandigen Strohhute und schien die Frau oder die Tochter des Italieners zu sein, der seine lebhafte Rede mit Gesticulationen unterstützte.

Ueber das kahle Gestein hinweg, das mit dünnem Heidekraut und spärlichem, von weidenden Ziegen ausgerupften Grase bedeckt war, gab es für die fünf Fußwanderer leicht zu erklimmende Nebenwege, auf denen in kurzer Zeit wenigstens Lucindens Gefährt erreicht sein konnte; ja, wenn die Wanderer die in die Felsen rundum gehauene Landstraße jetzt ganz vermeiden wollten, konnten sie bei der Unabsehbarkeit des immer bergan gehenden Weges quer über eine große, hier von kleinen Wasserrinnen, dort von Felsblöcken bedeckte Wiese Lucinden ganz den Weg abschneiden und ihr zuvorkommen.

Sie schlugen auch diesen Weg ein, scheinbar unbekümmert um die bald überholte Wandererin auf der staubigen Landstraße. Lucinde pflückte vor Aufregung am Wege Kreuzkräuter und Rispengräser zu ihrem gewohnten Zerzupfen, das ihre Natur immer als Ableiter zu bedürfen schien, um die in ihr arbeitende Unruhe zu dämpfen. Sie zog die Gräser und ihre Samenkolben durch die Finger, biß sogar ihre Spitzen ab, warf sie weg und pflückte dann wieder neue. Der Sonnenschirm, der ihr zur Stütze diente, schleuderte manchen Stein aus dem Wege; manchen andern, wenn er ein hübsches Geäder zeigte, hob sie auf, betrachtete ihn eine Weile und ließ ihn gedankenlos wieder fallen.

Mit dem Knecht war sie schon lange in einem Ge-

bei ihm aus persönlicher Eitelkeit aufgefrischten altdeutschen Enthusiasmus opfern.

Börne hatte von jeher Frankreich in zwei Theile getheilt. Der eine war jenes eroberungslustige, geldsüchtige, übermüthige Frankreich, das die Freiheiten aller Völker würde mit Füßen getreten haben, wenn sich nur ein neuer Napoleon gefunden hätte. Der andre war ihm jenes Frankreich, das ihm die Bestimmung zu haben schien, die Frage unsres Jahrhunderts zu lösen. Er räumte den Deutschen alle Reichthümer der Phantasie, des Gemüths und der Denkkraft ein; aber daß wir selbst für unsre Freiheit nicht zu sorgen wissen, bewies es ihm nicht unsre Geschichte? Börne hatte von jeher den Gedanken, daß Deutschland und Frankreich die von einander gerissenen Theile eines großen Ganzen sind; er sahe in Paris Richtungen, welche den bisherigen Völkerverkehr mit einem System der Bruderliebe (wenigstens auf dem Papiere ehrlich gemeint) vertauschen wollten, er sahe so Vieles, was die Deutschen sich hätten aneignen sollen, um eine Größe zu erringen, die durch Phrasen vom Deutschthum nicht errungen wird. Wem kommt dieser hohle Enthusiasmus der Franzosenfresser zu Gute? Nur dem deutschen status quo, den Börne so gern geändert gesehen hätte. Börne hielt es für unpolitisch, Haß gegen ein Volk zu predigen, von dem wir, wenn nicht wirklich lernen, doch uns, unsern heimischen Verhältnissen gegenüber, die Miene geben sollten, etwas zu lernen. Abgesehen von der Klugheit, fand er auch in der Art, wie Menzel seine Vaterlandsliebe begründete, etwas, das sein Gefühl beleidigte. Empört über die Begriffsbarbarei, die Menzel in einem weit verbreiteten Blatte den Deutschen zuzumuthen wagte, schrieb er seinen Menzel, der Franzosenfresser.

ſpräch. Menſchen neben ſich zu haben, ohne zu wiſſen, was ſie ſind, treiben, wollen, denken, war nie ihre Art geweſen. Allem Stummen mußte ſie irgendwie eine Sprache abgewinnen. Und der Knecht nahm an ihr ein gleiches Intereſſe. Auch ihm ſchien dieſe junge energiſche Dame eine Merkwürdigkeit. Wie Lucinde zerſtörte aus Kraftgefühl und ungeduldiger Spannung auf ihr nächſtes Schickſal, jetzt auf die ſchon hoch über ihr hinwegſchreitenden Wanderer, ſo auch dieſer. Blatt um Blatt zerzupfte er einen Zweig, den er in der Hand hatte, machte erſt eine Ruthe daraus und warf ſie zuletzt weg, auch ſich, wie es ſchien, aus grübelnden Gedanken aufraffend und wieder dann zur Peitſche greifend . . .

Die Umgebungen wurden waldig. Die Höhen entzogen nicht; ſie umkränzten mit dunklern und hellern grünen Schattirungen den des Stromes jetzt plötzlich beraubten Blick. Die Tannen waren vorherrſchend und einzelne Ausläufer der Waldungen gingen quer über den Weg und durchſchnitten ihn.

Das iſt der St.-Wolfgangberg! ſagte der Kutſcher, klatſchte mit der Peitſche und grüßte ein Marienbild, das am Wege ſtand. Dann lud er das Fräulein zum Sitzen ein. Sie würde ermüden und es ginge ſo wie eben noch viel zu lange fort.

Lucinde entdeckte aber gerade jetzt in ziemlicher Nähe die Wanderer, deren Mittelpunkt das junge, ſchlank aufgeſchoſſene Mädchen geworden war. Soeben wußte ſie vom Kutſcher, daß der Italiener mit zwei Söhnen und einer Tochter reiſte; der zweite Sohn führte den Wagen, in deſſen Kiſten und Kaſten die „Figuren" verpackt waren.

Ihre kürzern Wege hatten ſich an den Waldecken verfangen; ſie mußten Schwenkungen machen, die ſie aufhielten, und bald zwang ſie die Landſtraße, mit ihr auf gleicher Linie zu bleiben. Endlich ſtießen ſie mit Lucinden zuſammen und grüßten.

Sie haben gar keinen Vortheil von Ihrem Wagen, Signora! ſagte der Italiener in gebrochenem Deutſch und hielt eine Zeit lang, die Wanderluſtige grüßend, die Mütze in die Höhe.

Aber da ſeht, mein Gepäck hat Vortheil! erwiderte Lucinde zurückzeigend. Iſt das Ihre Tochter?

Meine Tochter, Porzia Bianchi!

Porzia Bianchi? Ein ſtolzer Name! Freilich, ſie wird in Rom geboren ſein!

Nein, Signora! und ſich an die Tochter wendend, fragte er italieniſch:

War das ſchon in Caſtellungo?

Caſtellungo! erwiderte das junge Mädchen und erröthete unter dem braunen Incarnat ihres nicht ſchönen, aber gefälligen Antlitzes.

Wie? nahm, Lucinden grüßend, der junge Soldat, Benno von Aſſelyn, das Wort. Ihr wißt nicht einmal, Meiſter Bianchi, wo Eure Tochter geboren wurde?

Nein, Signore! ſagte der Italiener in gebrochenem Deutſch. Als ſie zur Welt kam, waren die Zeiten ſchlecht für mich! Ich lebte nicht in Italien!

Aha! Ihr wart auf der Flucht! ſagte der Fragende, der etwas Feſtes, Sicheres und bei aller Lebendigkeit des Auges wieder Gelaſſenes hatte. Ich merke ſchon, daß Signor Bianchi ein alter Carbonaro iſt! Trotzdem,

daß er auf deutsch Weiß heißt und so weiße Pierrotkleider trägt, daß mein Königsrock ganz an ihnen abfärbt, gehörte er doch ohne Zweifel zu der schwärzesten Carbonaroserte, zu der Lege der sogenannten Kesselschmiede! Nicht wahr?

Der zwischen Freund und Diener noch gänzlich unbestimmt schwankende Träger des mit dem Säbel, wie ein Portefeuille mit dem Bleistift, zusammengehaltenen Mantels putzte die Gipsflecken ab, die der Sprecher allerdings schon auf seiner Uniform trug.

Bianchi aber sah diesen über seinen ihm imputirten Carbonarismus groß an, schien davon betroffen und half sich mit dem dem Italiener eigenen klugen und pfiffigen Ausdruck der Mienen und einem Gestus, der nicht mehr und nicht weniger sagen wollte als: Das ist einer! Der hat eine scharfe Nase!

In der That verdiente Benno von Asselyn eine Würdigung, die, sozusagen, über seine Uniform hinausging. Es ist ein Nachtheil des Soldaten, daß auf ihn zu sehr das Horazische Nos numerus sumus („Wir zählen nur") angewandt wird. Das Auge haftet an dem bunten Rock; der Mensch, das Individuum, das in ihm steckt, der Charakter, wird übersehen. Die Entwickelung des letztern, das ist wahr, ist beim Krieger gehemmt, aber darum fehlt sie nicht. Dieser Freiwillige und Gemeine saß vielleicht erst heute unter der Schere des Friseurs, der ihm die Haare so kurz aus dem Nacken schnitt; sein Barbier rasirte ihm einen Kinnbart fort, den er ebenso wenig nach Kocher am Fall zum „Stabe" mitbringen durfte wie seine weiße Weste; aber einer im

Dutzend iſt dieſer junge Mann nicht. Die Ironie, die in der Betonung ſeiner Worte liegt, iſt das Zeichen eines geiſtigen Ueberſchuſſes. Er ſpricht aus der Fülle, nicht aus der Armuth. Sein dunkelblaues Auge ſpricht ſtatt ſeiner, auch wenn er ſchweigt. Es ſpiegelt die ruhige Herrſchaft über einen ſchon angeſammelten Erfahrungsſchatz. Fein, vornehm und doch natürlich iſt ſein Benehmen. Die Art, wie er jetzt ſeine Cigarrentaſche zieht und um die Erlaubniß zum Rauchen bittet, hat einen ſo weltmänniſchen Schliff, daß ſein Begleiter unverſehens zu ſeinem Bedienten wird, obgleich er ihn wie einen intimſten Freund behandelt.

Da auch Benno von Aſſelyn bei der Erörterung über die Gegend, wo Caſtellungo läge, ſich italieniſch auszudrücken anfing, ſo wurde Biancchi ſicherer und geſtand allmählich, daß es ganz ſo im Ernſt wäre, wie der Herr es im Scherze vermuthet hätte. Er ſelbſt wäre ein Römer, ſeines Zeichens ein Bildhauer und der älteſte von drei Brüdern, die allerdings alle mit ihm in die Gefahren gerathen geweſen wären, die plötzlich den Carbonaris gedroht hätten. Er hatte ſich anfangs nach Piemont geflüchtet, in die Thäler, die ſich vom Col de Tende nordwärts bis nach Turin und Aoſta an den Fuß der Alpen ziehen.

Die Waldenſerthäler! warf zu Lucindens Erſtaunen der Begleiter Benno's von Aſſelyn mit halber Stimme hinein.

Si! Si! ſagte Biancchi mit ſchnellem Ton und erſtaunend, dies Wort hier und aus ſolchem Munde zu vernehmen. In Caſtellungo bei Coni! Ganz recht, in einem

Dorfe, wo nur Ketzer wohnen! Bis 1821 ging's ſoſo ... (er hielt die Hand vor die Augen und blinzelte durch die Finger, wie wenn er das Zeichen der Toleranz machte), aber Madre de Dio! Da Donner und Blitz in unſere „Baracca"! Die „Vendita" geſchloſſen — Napoleone Bianchi reißaus! ...

Ihr heißt Napoleone? fragte Venno von Aſſelyn und trat in Rückſicht auf ſeine der Heiligen Allianz angehörende Uniform zurück, als wollt' er ihm den Kampf anbieten.

Und mit derſelben ſchlagenden Geberde, gleichſam die Kriegserklärung aufnehmend, wiederholte der alte Bianchi mit Nachdruck:

Napoleone Bianchi!

Als der Friede zwiſchen dem Kaiſerreich und den hohen Verbündeten durch das Lachen der Frauen wiederhergeſtellt war, erzählte der Alte, daß er ſeine Frau und Kinder hätte in Italien zurücklaſſen müſſen. Er wäre erſt nach der Schweiz geflüchtet, hätte ſich dort zu ernähren geſucht, ſo gut es gegangen; ſeiner Frau hätte er nach Caſtellunge geſchickt, was er erübrigte; dann, nach der Julirevolution, hätte er nach Italien zurückzukehren gewagt; er hätte ſich zwar nicht aufs neue compromittirt, hätte aber doch, „da es auch in Italien nur Ein Rom gäbe", vorgezogen, wieder ſein Wanderleben anzutreten. Nach Rom hätte er nicht gedurft: ſo wäre er nach Deutſchland gekommen, wohne bei Frankfurt am Main und verdiene ſich ſo viel, daß er ſich ein ſolches Pferd halten könne wie das, das da eben ſeine Vorräthe bergan ins rechtgläubige Land zöge.

Euere Frau kam Euch nicht nach? fragte Lucinde.

Signora, nein! antwortete Bianchi. Sie iſt in Caſtellungo, hat einen Garten mit Oliven- und Maulbeerbäumen und einen Weinberg. Das Haus iſt nicht groß genug für alle ihre Seidenwürmer. Sie verdient und ſpart für die Kinder. Frankfurt am Main hat ein ſchönes Klima, aber keine Seidenwürmer. Giuſeppina ſchickt mir alle zwei Jahre einen Sohn herüber, erſt den Camillo, der in Frankfurt das Geſchäft führt, dann den Hortenſio, der da die Peitſche in der Hand hält, jetzt den Catone, der hier mit mir geht und ſich die Schuhe ſo ſchief tritt — Ecco, padrone, fa attentione! — und jetzt vor einigen Tagen erſt die Porzia, die noch wenig Teutſch kann, ob ſie's gleich von einem Einſiedler in Caſtellungo hätte lernen können. Wie heißt der Heilige unter den alten Eichen von Caſtellungo? wandte er ſich an ſeine Tochter.

Signore Federigo! antwortete dieſe. Sie hatte die den Italienern eigene tiefe, faſt rauhe Stimme.

Benno von Aſſelyn bemerkte lächelnd und halblaut, aber für Lucinden hinlänglich vernehmbar:

Ja, Freund Bianchi, zähltet Ihr denn auch die Kinder richtig, daß Euch die Giuſeppina nicht einmal mehr aus Italien herausſchickt, als Ihr bei ihr zurückgelaſſen habt?

Bianchi verſicherte, daß er ein vortreffliches Weib hätte, aber ihrer Seidenwürmer wegen müßten ſie getrennt leben.

Nein, nein, Napoleone! fuhr Benno von Aſſelyn in ſeinem Scherze fort. Ich bewundere Euere Ruhe! Könnt Ihr zufriedene Nächte haben? Dieſer Federigo!

Wer iſt das? Ein Deutſcher, der unter den heiligen Eichen von Caſtellungo wohnt?

Sein Auge ſuchte dabei Porzia. Dieſe verſtändigte ſich in dem wenigen Deutſch, das ſie von jenem Einſiedler gelernt hatte, gerade mit dem Manne, der ein Diener ſchien und doch etwas von den piemonteſiſchen Waldenſern gewußt hatte.

Der ſeine Stiefel ſchief laufende Catone ſchien dem Alten für etwaige väterliche Beſorgniſſe nicht ausreichender Wächter genug. Er ſuchte ſeiner Tochter näher zu kommen. So hörten dieſe kleinen ſcherzhaften Reibungen auf.

Benno von Aſſelyn wandte ſich jetzt verbindlicher zu Lucinden. Er begann von der Maximinuskapelle und bald war Armgart von Hülleshoven erwähnt.

Ein liebliches Kind! Wie alt mag ſie ſein?

Ich denke, vierzehn ... funfzehn Jahre ...

Von einem Mädchen, das man liebt, weiß man die Minute, wann ſie geboren iſt!

Das man liebt? In meiner Heimat drüben gibt es gar keine Liebe, Fräulein! Man hat ſich gern und bleibt hübſch vernünftig!

Sie ſind alſo auch aus dem Land des Plattdeutſchen?

Kennen Sie das?

Lucinde ſchwieg. Sie merkte, daß man ſie an der Maximinuskapelle entweder für eine andere gehalten haben mußte oder wenigſtens an Benno von Aſſelyn nicht mitgetheilt hatte, was allenfalls Angelika Müller von ihr wußte. Hatte doch Paula von Torſte-Camphauſen ein Jahr lang, wo ſie auf dem Streckbett lag,

nie in ihr die ehemalige Bewohnerin von Schloß Neuhof erkannt. Wie hätte dies Armgart thun können, die um fünf bis sechs Jahre jünger war?

Wenn Sie, sagte Benno, Armgart's Heimat kennen, so werden Sie überall, wo der Himmel graublau, die Luft von einem ewigen brandigen Nebel erfüllt ist, einem Nebel . . .

Ha! Was ist das? unterbrach er sich plötzlich und rief:

Hedemann! Hedemann! Man möchte ja glauben, wir wären hier auf der rothen Erde?

Er deutete auf die Landschaft hinaus.

Linker Hand drang den Wanderern aus einer Abdachung des Berges ein brandiger Geruch entgegen. Hinter den Bäumen sah man den Himmel weither von einem grauen Nebel überzogen.

Hedemann! wiederholte Benno, sich seinem wandernden Begleiter zuwendend. Wo kommt hier Haarrauch her?

Der angerufene Hedemann erläuterte, daß die Leute hier das verkrüppelte Knieholz der Eichen abbrechen, abrinden, die Rinde den Gerbern als Lohmaterial verkaufen; die Wurzeln der Stämme, diese selbst, die Abfälle, das Gras und das rings wachsende Kraut würden dann verbrannt und die Asche als Dünger ausgestreut, sodaß wenigstens für Gerste und Hafer ein künftiger Anbau auf solchen mit doppeltem Nutzen ausgerodeten Walddistricten sich ermöglichen ließ.

Also kein Haarrauch! sagte auf diese Erläuterung hin Benno fast elegisch.

Man ſah die Feuerſtellen, von denen aus ſich der Rauch verbreitete.

Mein Fräulein! nahm er darauf ſeine Rede wieder auf; Sie wiſſen vielleicht nicht, daß bei uns drüben die Sümpfe nicht austrocknen können, ohne nicht oft in Brand zu gerathen. Die Flammen ſieht man nicht, aber die Erde dampft und brennt immer fort von dieſem unterirdiſch glühenden Torf. Ihnen würde es drüben ſein, als wenn Sie verurtheilt wären, Ihr Leben lang in einer Stube mit einem rauchenden Ofen zu leben. Uns aber iſt dieſer Rauch ein Arom wie Patſchouli. Wir ziehen ihn ſchon mit der Geburt ein und wenn wir in der Ferne ſtürben, würden wir glauben Paradieſesluft zu athmen, wenn plötzlich neben uns ein Kohlenbecken hingeſtellt würde und man darauf etwa ein Stück alten Pappendeckels langſam und feierlich anzündete. Wenn unſere Landsmannſchaft auf der Univerſität jährlich ihren großen Commers abhielt, beſtand das Bouquet des Abends, nachdem der Landesvater geſungen, darin, daß wir die Fenſter aufriſſen und den Qualm eines draußen angezündeten Haufens Torf einathmeten. Dann fielen wir uns in die Arme und ſtießen zwiſchen Thränen und Schluchzen Ausrufungen und Freudengeſchreie aus, als wenn die Römer ſich dem Teutoburger Walde nahten und wir unſere Aexte und Streitkolben um die langen blonden Locken ſchwängen, weil es zum Kampfe ging für Freiheit, Vaterland und Buchweizengrütze! Das iſt nämlich unſer Nationaleſſen, Fräulein! Schon Thusnelde ſoll es gekocht haben, wenn ſie wünſchte, daß Arminius guter Laune war.

Lucinde glaubte Klingsohrn zu hören; ſelbſt Jérôme ſtand vor ihr ... Dennoch war Benno von Aſſelyn ein völlig anderer. Auch die Erwähnung der blonden Locken paßte gar nicht auf ihn, da ſein Haar ſchwarz war und ſein ganzes Weſen eher ſüdländiſch als nordiſch ſchien.

Sie wollte dies auch ausſprechen, aber der Rauch, der von dem verwüſteten Felde herüberdrang, erſtickte ihr faſt die Stimme. Auch ſetzten ſich eben die Italiener ſämmtlich in ihren Wagen und auch Lucindens Kutſcher hielt, weil der Weg nun bergab ging, ſein Roß an und öffnete den Schlag. Ihre Einladung an Benno und Hedemann, ſich mit einzuſetzen — ſoweit es neben ihr und auf dem Bocke Platz gab — wurde von dieſen artig abgelehnt.

So rollte ſie von dannen.

All ihr Denken ſchien jetzt tief innenwärts gewandt. Sie ſchlug den Schleier über ihren Hut, weniger um ſich gegen den vom raſchen Herabrollen des Wagens aufwirbelnden Staub zu ſchützen, als um ungeſtörter denken und träumen zu können.

Ja, es war ihr doch, als begann ſie jetzt zum zweiten mal zu leben, aufzuwachen im Grabe, eine Auferſtehung von den Todten!

Drei Jahre einer nicht etwa erfahrungsarmen, aber doch ſehr in ſich ſelbſt bedingten Zeit lagen hinter ihr. Sie hatte ſie an den Streckbetten der Jugend zugebracht. Eine Dulderin war ſie nicht; ſich beugen, ſich gefangen geben hätte ſie nur da gekonnt, wo ein ſtärkerer Arm ſie faßte, wenn auch nur ein Serlo, der ſie regiert hatte, obgleich er ein Sterbender geweſen ... Eine Zeit lang

Der Hauptgedanke dieſer kleinen, in Frankreich, Deutſchland und der Schweiz mit Enthuſiasmus aufgenommenen Schrift iſt der, die Vaterlandsliebe als eine Tugend darzuſtellen, die an ſich ſchön, doch nur einem allgemeineren Antheile an der Geſchichte unterzuordnen wäre. Börne weiſt nach, daß dem Publiziſten in gegenwärtiger Zeit eine andre Aufgabe geſtellt ſei, als die, Völker gegen einander aufzuhetzen. Der politiſche Gedanke unſrer Epoche liegt nicht in der Rivalität der Staaten, ſondern in ihrer organiſchen innern Ausbildung. Wenn eine ſolche Art, über öffentliche Angelegenheiten zu ſchreiben, wie die Menzel'ſche, in Deutſchland um ſich griffe, ſo würde die Publiziſtik zwanzig Jahre hinter der Aufgabe, die ſie jetzt zu löſen hat, zurückbleiben. Börne zeichnet dieſer einen ganz andern Wirkungskreis vor, als den, einer nur zu leicht in Abſpannung verfallenden Nation zu ſchmeicheln. Alle dieſe Erörterungen ſind mit den witzigſten Seitenblicken auf einzelne Erſcheinungen der politiſchen und literäriſchen Gegenwart untermiſcht. So war eine Gabe, die den Reichthum verrieth, über welchen Börne noch kurz vor ſeinem Tode gebieten konnte.

Was aber noch mehr als der Gedankengang und die verdiente Geißelung des auf dem Titel genannten Schriftſtellers dieſem Werke die Herzen aller Leſer gewann, war der wehmüthige, elegiſche Ton, der das Ganze durchwehte. Selbſt die Satyre verrieth, daß ſie hier nicht aus dem Uebermuthe der richtigeren Einſicht, ſondern aus dem Schmerze über die Verblendung und den Irrthum der Menſchen geboren wurde. Kamen die Leſer vielleicht dem Buche entgegen, daß es ſo verſöhnend wirkte? War es die Enttäuſchung über ſo viele Hoffnungen, welche die Geſchichte der letzten Jahre in uns

reichte aus den Wolken ein solcher Arm; sie suchte ihr zu fassen, sich an ihm zu halten; es war das erste leidenschaftlich bewegte Jahr ihres Wirkens im „Correctionshause der Natur“ gewesen. Diese Hoffnung schlug fehl und die Getäuschte brauchte zwei Jahre, sich zu sammeln und ins Leben zurückzufinden. Man hatte sie unter den Kindern gewähren lassen, nachdem sie über die Krisis, um Paula's von Torste-Camphausen willen entfernt zu werden, durch den plötzlichen Tod des Vaters derselben, des Grafen Joseph auf Westerhof, glücklich hinweggekommen war. Denn Paula, die die Menschen in zwei Klassen schied, in solche, die ihre Nerven gleichsam mit der Hand von oben nach unten strichen und sanft auf sie wirkten, und solche, die sie von unten nach oben strichen und sie aufregten und beunruhigten, Paula erkannte in Lucinden zuletzt ein Wesen, das sie, wenn sie länger vereint blieben, zum Steine hätte umwandeln, ja tödten müssen ... Sie sagte dies selbst niemals, nur die Beobachtenden fühlten dies, und vor allem entschied Bonaventura von Asselyn, der junge Priester, die Trennung, entschied sie in demselben Augenblicke, wo sie sich durch die Rückkehr Paula's zu den Ihrigen und unter die Vormundschaft des Kreisyndikus von Wittekind, ihres Oheims, von selbst vollzog ... Zwei Jahre brauchte Lucinde, um diese Kämpfe zu verwinden, und es war vielleicht ihre beste Zeit, die Zeit wenigstens, wo man ihr Wesen ertragen konnte; sie war die eifrigste Kirchengängerin, wurde von den Geistlichen in Schutz genommen und hatte sogar Gönnerinnen, was ihr von Frauen bisher im Leben noch nicht geschehen

war. Da ſchlug eines Tages der Name einer Frau von Gülpen an ihr Ohr. Fräulein! rief ſie berichtigend in ihrer Erſtarrung auf. Aber: Frau von Gülpen! hieß es. Sie war die langjährige Freundin eines Dechanten von Aſſelyn zu Kocher am Fall, einem Städtchen älteſten Urſprungs und zwanzig Meilen weit von dem Ort ihres gegenwärtigen Wirkens ... Aſſelyn! war der zweite elektriſche Schlag. Der Onkel jenes erſtandenen Serlo? ... Frau von Gülpen ſuchte für Kocher am Fall eine Geſellſchafterin ... Die Geſellſchafterin der Geſellſchafterin eines Geiſtlichen ... Er hieß Aſſelyn! Sie Gülpen! ... So entſchied ſie ſich und alle ihre Pulſe ſchlugen und tauſend wilde Stimmen riefen in ihr: Ja, rauſchet noch einmal auf, ihr Pforten der Vergangenheit! Jetzt will ich unter euch hintreten wie eine Königin! Will Trotz bieten jedem Auge, das verwundert mich anſtarrt! Dies Kreuz hier auf der Bruſt entſühnt jede Schuld! Das geweihte Waſſer an jeder Kirchenthür reinigt meinen Ruf von jedem Flecken! Wiedergeboren bin ich und geſetzt durch das Blut des Erlöſers und der Martyrer! Wer mich anſchuldigt, der ſehe, ich breche zuerſt den Stab über mich! Nichts berührt mich vom Vergangenen auch nur bis zum Saum meines Kleides! Wo iſt eine Anklage wider mich? Ich will ſie hören! Dann aber habe ich Anklagen wider euch! Entlarven kann ich Mörder, aufſtöbern aus Schlupfwinkeln Heuchler ... Eine Siegerin komm' ich, nachdem ich ſo tiefe Niederlagen erlitten ... Und die letzte Niederlage, an die ſie dabei dachte, war nicht etwa jener Tag, wo ſie die Jungfrau von Orleans geſpielt.

So gestimmt trat sie noch heute vom Dampfboot.

Klopfte ihr aber schon das Herz, als sie hörte, St. Wolfgang läge zwei Meilen ins Land hinein, erschreckte sie der bloße Anruf eines Kindes, das sie wiederzuerkennen schien, wogte und stürmte es in ihr bei der Begegnung mit Benne, beugte sie alles, was ihr fremd, neu war und doch mit dem, was sie wiedersehen wollte, im Zusammenhange stand, so kam sie sich jetzt schon wieder als eine Magd, nicht als Königin vor, jetzt, wo sie sich dem Orte näherte, von dem man ihr aus Locher am Fall geschrieben hatte:

Sie werden, meine Liebe, nur nöthig haben, vom Dampfboot aus einen Einspänner bis St.-Wolfgang zu nehmen. Dort ist schon unser Neven, Herr Pfarrer von Asselyn, unterrichtet und hält einen Wagen in Bereitschaft, Sie in unsern Kreis zu führen! Gewisse Bedingungen gleich anfangs mündlich! In der Hauptfrage sind wir einverstanden.

Petronella von Gülpen.

Die Gülpen, die sie kannte, hatte Brigitte geheißen ...

Jetzt blickte sie auf. Die Gegend hatte sich verändert. Vor ihr lag, von den Abendsonnenstrahlen nur noch in seinen obern Rändern erhellt, ein schönes tiefes Thal, das wie eine Muschel mit grünen Streifen in die rings sich verlierenden Berge auslief. Aus dem tiefsten grünen Kern des freundlichen Anblicks ragte die Spitze eines Kirchthurms, von dem ein Läuten ertönte. Je mehr, vom Hemmschuh aufgehalten, der Wagen niederwärts rollte, desto reicher wurde wieder die Vege

tation, desto voller und edler der Baumschlag, desto weiter die Fläche, von der schon längst das in gleichmäßigem Anbau gewonnene Getreide geerntet war. Die Landschaft trug nicht den fast italienischen Charakter derjenigen, die sich um den großen poetischen Strom ausgebreitet; aber auch der betrübende Anblick eines rings von Bergen umschlossenen Gebirgsdorfes, den man fast auf der Herfahrt hätte erwarten dürfen, bestätigte sich nicht. Gärten kamen wieder und Bienenstöcke, mit ihnen Blumen und selbst die Rebe schmiegte sich nicht nur an einem Spalier den Häusern an, sondern wuchs an sonnigen Abdachungen selbst noch in mancher gefälligen Einzelpflanzung.

Das Läuten bedeutete ohne Zweifel, daß jenes schon im Weißen Roß besprochene Begräbniß in vollem Gange war. Auch Stimmen singender Kinder drangen aus dem Thal empor, zuweilen unterbrochen von einem Klingeln, das den Moment der wol gerade vor dem Altar bei geöffneten Kirchthüren stattfindenden Einsegnung der Leiche bezeichnete.

Indem riefen ihr die nachrollenden Italiener hinterwärts ein Lebewohl zu. Sie deuteten auf ein Wirthshaus am Wege, wo sie ihren schwerer ziehenden Gaul füttern wollten.

Vergessen Sie nicht — Il Michelangelo! rief Napoleone als guter Kaufmann ihr nach.

Beim Dechanten! antwortete sie, aber schon unvernehmbar.

Catone zog seine kalkige Mütze, Porzia verneigte sich und machte eine Handbewegung. Sie jedoch sah nichts mehr. Ihr schwindelten die Sinne ...

An dem Wirthshause standen Handwerksbursche, Bauern in Kitteln und Blousen, manche mit Militärmützen, die sich wie Benno von Asselyn zu den Uebungen einstellten; ein Gensdarm revidirte von seinem Gaule aus Wanderbücher und Passirscheine. Die Italiener zogen schon ihre Papiere in der Ferne ...

Beim Anblick der Fuhrleute, die wol hier, um über den Wolfgangsberg zu kommen, Vorspann nahmen, kam ihr eine Erinnerung an die Bäche von Langen Rauenheim ...

Sie nahm ihre Handtasche, öffnete und zog ein schwarzes Buch mit Goldschnitt hervor, schlug es auf und schickte sich an zu lesen.

Die Worte des heiligen Bernhard las sie:

„Unsere Gedanken an selig Entschlafene sind Funken, durch welche unsere eigenen Seelen gehoben und entzündet werden" ... Worte, die den Anfang einer Betrachtung über die Todten bildeten.

Sie ganz zu lesen war sie zu erregt.

Die Litaneien wurden in dem Ausdruck ihrer Sätze immer deutlicher.

Schon war der Leichenzug aus der Kirche auf dem Gottesacker angekommen, schon war eine zahlreiche Bevölkerung um den aufgeworfenen Grabeshügel versammelt ...

Lucinde befahl mit stockender Stimme, daß während der heiligen Handlung sie still hielten ...

Jetzt trennte sie nur noch eine niedrige Mauer von dem Friedhofe ...

Der Wagen hielt unter dem bergenden Schatten eines breitäſtigen Nußbaums . . .

Vor ihr ſtand im weißen Meßgewande, unter Knaben im Chorrock, die brennende Kerzen trugen und das dampfende Weihrauchfaß ſchwangen, Bonaventura von Aſſelyn.

Seit drei Jahren ſah ſie, an ihn gedenkend, nicht mehr Serle.

Längſt war er — Er ſelbſt!

## 3.

Nach den Segnungen, die dem Sarge schon in der Wohnung des Verstorbenen zu Theil geworden, nach den Weihen vor dem Altar spricht soeben eine sanfte wohllautende Stimme noch vor der Einsenkung in die Grube Worte, die zu dem Ceremoniel der Kirche die eigenen Empfindungen des Redners bringen.

Man konnte die Rede, die der am Fußende des Sarges stehende, von dem letzten Abendsonnenglanz beleuchtete Priester sprach — der Entschlafene selbst mußte dem Brauche der Kirche gemäß gen Osten blicken —, deutlich vernehmen.

Sein Aeußeres hatte sich wenig verändert. Es waren dieselben, nur gefestigtern Züge, die Lucinden vor drei Jahren an eine Geistererscheinung, an Serlo's Tod als Traum oder an dessen Auferstehung, glauben ließen.

Es war dieser mildeste aller Priester, den sie selbst hatte weihen sehen mit Joseph Riggl und Beda Hunnius — sie hatte diese Namen so fest behalten wie die Unterscheidungslehren der Confessionen, in denen sie sechs Wochen später geprüft wurde zu ihrem Uebertritt.

Heute ſtanden keine jungen Kleriker, ſondern weiß-
gekleidete Kinder, Knaben und Mädchen, um Bonaventura.

Er war es wieder, Er, ein Jahr lang die Liebe und
das Entzücken der ganzen Stadt, aus der ſie nun erſt
kam, kommen durfte!

Selten lag auch wol auf dem Antlitz eines Jüng-
lings ſo viel Adel, ſo viel Glanz und Glorienſchein ſchon
in jungen Jahren ...

Bonaventura von Aſſelyn, der einſt angeſehenen,
weitverbreiteten und aus dem Frieſiſchen ſtammenden Fa-
milie dieſes Namens angehörend, hatte aus einer durch
Familienverhältniſſe, vorzugsweiſe ein unglückliches Ende
ſeines Vaters und die Neuvermählung ſeiner Mutter,
deren einziger Sohn er war (mit dem Oberregierungs-
rath Friedrich von Wittekind-Neuhof), genährten Schwär-
merei den Offizierſtand, in den er, bisher Zögling der
nahe gelegenen Univerſität, eben eintreten ſollte, mit
dem geiſtlichen Seminar vertauſcht und war nach dem
ſüdlichen Deutſchland gegangen, um in Kreiſen ſtrengerer
und ungehinderterer Katholicität ſeine Bildung zu voll-
enden. In der Stadt, wo ihm der Biſchof die Weihe
gab, hätte er am Altar und im Beichtſtuhl die größten
Erfolge gewinnen können, aber er zog erſt die Kaplanei
bei ſeinem edeln Wohlthäter, dem Dechanten von St.
Zeno im nahen Kocher am Fall, dem Bruder ſeines
Vaters, dann eine kleine beſcheidene idylliſch gelegene
Landpfarre vor.

Lucinde fand dieſelbe Erſcheinung wie ſonſt, nur
männlicher, feſter, ernſter. Sein Wuchs war ſchlank wie
die Tanne, das Haupt leiſe übergebeugt, doch edel und

freiblickend und auch jetzt in die, mit rosigen Wolken sich säumende Ferne wie in das Jenseits schauend. Wie weich und weiß mußten diese Hände sein, die in maßvoller Bewegung die bedeutendern Gedanken seiner Rede unterstützten! Wie schön stand dem leise gerötheten Antlitz der milde Schwärmerblick, der aus dem tiefsten Innern der Seele zu kommen schien! Wie schien er in gläubiger Zuversicht das Ewige leibhaftig vor sich zu sehen!

Ein sinnend Haupt! Ein edel Angesicht!
Ein Auge, das sogleich zum Herzen spricht!
Das Haar wie Rabenfedern! Unbeschnitten
So weit es strenge Priesterregeln litten!

Ein Leiden in der Miene, still entsagend!
Ein Bittblick wie des Erlösers Flehn,
Da er zum Vater sprach im Garten klagend:
Laß' diesen Kelch an mir vorübergehn!

Die Stirne rund, die Wange ein Oval!
Bald blaß, bald von der Seele Glutenstrahl
Mild überhaucht mit frischen Rosenlichtern!
So leuchtend nur bei Denkern und bei Dichtern!

So stand Bonaventura einst vor des Erzählers Auge, als er sein Leben in Versen schildern wollte und, übermannt vom Stoffe, die Feder niederlegte ...

Bonaventura von Asselyn sprach von dem Verstorbenen wie von einem heimgegangenen Freunde. Er nannte den alten Joseph Mevissen, dem zu Liebe, weil gerade der hier wohnte, er diese Pfarrei besonders gern gewählt, einen Führer seiner Jugend, nannte ihn den Diener seines verstorbenen und, wie alle Welt um ihn her

wußte, auf einer Alpenreiſe ſo furchtbar unglücklich verkommenen Vaters. Jene Thatſächlichkeit, die in den Reden katholiſcher Geiſtlichen oft maßlos die Grenzen des Schicklichen überſchreitet, die aber auch, richtig angewandt, ebenſo das oft nur allzu Allgemeine der proteſtantiſchen Predigtweiſe vermeidet, war hier begründet durch den allgemeinen Antheil und die eigene dankverpflichtete Stellung des Redners zu dem Abgeſchiedenen.

Meviſſen war ein armer Häusler geweſen, lebte von kleinen Arbeiten der Tiſchlerei, die er in jungen Jahren gelernt hatte, ehe er dem Vater Bonaventura's auf jener Reiſe folgte, von der Friedrich von Aſſelyn nicht wieder zurückkehrte. In leiſer Andeutung und nicht etwa ſein eigenes Leid zu ſehr hervorſtellend, kam der junge Redner auf dieſe allen ihn Umſtehenden bekannten Vorgänge. Er pries den Antheil, die Hingebung, die Treue des Verſtorbenen, die er dem Vater und dann ihm ſelbſt bewieſen. Er ſprach, angeregt von der Erinnerung an jene Zeit, wo ihm als Knaben zum erſten mal das Bild ſeines in einem Schneeabgrunde des großen St.-Bernhard todtgefundenen Vaters entgegentrat und ſeine Neigung für den geiſtlichen Beruf entſchied, über die dunkeln Kerkerwände des Todes, über die ſtille Gemeinſamkeit, in der die Leiber ruhen und einſt ſchon ſo in alter römiſcher Zeit, in den Katakomben, die Gebeine der heimlich begrabenen Märtyrer ruhten ... über den Sarg, den ſich der alte Freund ſeiner Jugend und des ganzen Dorfes ſelbſt gezimmert und in dem er wie in einem Bett nächtlich ſchon gleich manchem Heiligen geſchlafen hätte; — er verglich den Tod mit dem Schlummer,

geweckt hatte und die mit der ſchmerzlichen Reſignation dieſes Buches ſo befreundet zuſammen ſtimmte? Den trüben Horizont, unter welchem es geſchrieben ſchien, ſahen wir Alle; die Hoffnung auf eine Zeit, wo die Wahrheit ſonnenlicht durch die Wolken brechen würde, theilten wir Alle. Dieſe Schrift untergrub zwiefach Menzels Stellung; ſie fand keinen Widerſpruch und Börne beſiegelte ſie durch ſeinen Tod.

Ehe wir uns der Kataſtrophe nähern, noch einige Lebensmomente!

„So lange ich Börne gekannt habe," erzählt E. Kolloff *), „bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer, mit einem einzigen Fenſter, von wo man, des Winters, eine Ausſicht in die Rue Lafitte und gegen den Montmartre, Sommers, die Ausſicht auf den Place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Arbeiten, an deſſen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein fauteuil à la Voltaire von rothem Maroquin, eine nicht ſowohl zahlreiche als ausgewählte Bibliothek mit deutſchen, italiäniſchen, ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Werken, ein Tiſch mit Journalen und Brochüren bedeckt, eine Art Schrank mit numerirten Schubkäſten für Briefe, Manuſcripte u. ſ. w. — dieſe Gegenſtände bildeten nebſt einigen Fußteppichen das vollſtändige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Kabinett waren nur noch zwei Plätze über dem Fächerſchrank und über dem Arbeitspult leer; den erſteren füllte eine bronzene Büſte J. J. Rouſſeaus, den letzteren ein weibliches Porträt, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen begeiſterten Zügen."

*) Jahrbuch der Literatur auf 1839. S. 150.

ſeiner Erquickung, ſeinen Träumen, ſeinem Erwachen. All dieſe Gedankenreihen folgten ſich natürlich, ohne Prunk, mit einfachen Bildern, in jener ſich auf Sprüche der Bibel und der Kirchenväter ſtützenden Redeweiſe, die den Zuſammenhang des eigenen Ichs, das ſich nicht vordrängen ſoll, mit der Lehre und den Beiſpielen des kirchlich Gebotenen nicht vergißt und allem Abſchweifen perſönlicher Einfälle durch beſtimmt vorgezeichnete Formeln und Gebete ein Ende macht.

Dreimal beſprengte dann der Prieſter den Sarg mit Weihwaſſer, ſchwang über ihm das Rauchfaß, warf drei Hände voll Erde auf ihn und endete mit den Worten:

Aus der Erde haſt du mich gebildet; mit Fleiſch haſt du mich umkleidet; erwecke mich wieder, mein Erlöſer!

Nach dem „Amen!“ war die Handlung vorüber; die Menge zerſtreute ſich; der von Bonaventura unter den niederhängenden, weitſchattenden Wallnußäſten kaum bemerkte Wagen rollte weiter; Lucinde wußte nicht, wie ſie unter den Eindrücken, die ihr Inneres beſtürmten, in dem Wirthshauſe des Ortes ankam.

Aus Blech geſchnitten, hing über der Thür deſſelben neben der großen Einfahrt des beſcheidenen Hauſes ein Stern . . .

Das Verlangen nach einem Zimmer war bald befriedigt, der Kutſcher wurde bezahlt und Lucinde war mit ihren Reiſeeffecten, aber auch mit der ſchweren Aufgabe allein, dem Prieſter, der ſie kannte, aber auch ganz kannte, wie ſie war, wie ſie ſich ſelber vielleicht nicht kannte, nach zwei Jahren wieder entgegenzutreten.

In dem kleinen Raume, hinter dem Fenster mit den zerkritzelten grünblauen Scheiben, in der Umgebung an den Wänden hängender Schildereien, die in Lithographieen und mit Wasserfarben jene überschwenglichen mystischen Anschauungen eines durch alle Himmel ausgebreiteten Rosenkranzes als einer Weltherrschaft der über der Erdkugel und dem Monde thronenden Mutter Gottes, mit der Sonne selbst als Strahlenkrone, darstellten, lange zu verweilen, wäre ihrem unruhigen Charakter nicht möglich gewesen.

St.-Wolfgang war ein freundliches, angenehmes, jetzt sogar durch die sich zerstreuende Menge belebtes Dorf.

Das war in allen Winkeln und den vor dem Wirthshause zum Stern ausmündenden Gäßchen des Ortes eine Rückkehr zur Freude am Dasein! Doch verwunderte sie diese nicht. Auch diese Eigenschaft ihres neuen Glaubens kannte die Convertitin schon, daß in ihm nach dem Tribut, den man den himmlischen Pflichten gezollt, eine muntere Rückkehr zur Freude am Irdischen gestattet sein sollte.

In einem an das Wirthshaus sich lehnenden Obstgarten mit Bänken und Tischen bemerkte sie schon manche Gruppe, die sich gebildet hatte, um an dem trefflichen Wein der Gegend sich zu erquicken. Auch der Knecht, der erst am andern Morgen zurückkehren zu wollen erklärt hatte, da er behauptete, sein Gaul hätte sich unterwegs einen Stein eingetre'en und bedürfte der Ruhe, stand schon mit angezündeter Pfeife unter den Gästen, zu denen sich, in leichter gelüfteter Kleidung, wie wenn er entweder hier wohnte oder doch übernach-

tete, und gleichfalls mit brennender kurzer Pfeife, der Gensdarm geſellte, der oben am Berge die Paſſirſcheine revidirt hatte.

Die Sonne vergoldete nur noch die Zifferblätter des Kirchthurms und zeigte die Abendſtunde, die bald auch von der Glocke zur Abhaltung der Vespergebete gemeldet wurde. Lucinde hatte gelernt, daß in dieſem Augenblick des Angelusgebets ringsum die ganze Erde, ſo weit katholiſche Chriſten wohnen, gleichſam ein Gürtel von Gebeten walle, dem ſich kein Gläubiger entziehen dürfte. Sie kannte das Angelus ſogar in lateiniſcher Sprache. Doch folgte ſie, da ſie ſich allein wußte, dem Beiſpiel des zuweilen zu ihr hinaufſchielenden Gensdarmen unten, der ſeinerſeits, der Landeskirche angehörend, mit ſeiner Pfeife ruhig an die Salatbeete ſchritt, die den Obſtgarten begrenzten, während die Männer an den Tiſchen die Häupter neigten. Auch ſie betete nicht, ſondern ordnete vor dem in jedenfalls unabſichtlicher Satire wie vor Jahren in Eibendorf mit einer kleinen Pfauenfeder geſchmückten matten Spiegel ihre Toilette, band die Flechten ihres Haares feſter, glättete einen großen, weithängenden Spitzenkragen, unter deſſen Fall die zierlichſte Taille ſich verbarg, legte ihr goldenes Kreuz in paſſende Ordnung, wählte ein weniger zerknittertes Taſchentuch aus dem geöffneten Koffer, entnahm ihm einige geſiegelte Briefe, ſteckte dieſe zu ſich, ſetzte den Hut auf und ſchickte ſich zu einem unendlich ſeligen und doch ebenſo wieder ſchweren, vielleicht tief demüthigenden Gange an.

Beim Pfarrer konnte inzwiſchen vielleicht auch ſchon

durch Bonaventura's Vetter und seinen Begleiter Hedemann ihr Kommen angezeigt worden sein; denn die Ceremonie, ihre Toilette, ihr Kampf mit sich selbst hatten lange gedauert.

Das Pfarrhaus lag dicht an der Kirche und dem Gottesacker.

Von letzterm trennte es nur ein bescheidener Gemüse- und Obstgarten.

Die Grenze, eine Mauer von grünen Hecken, war unverschlossen.

Nicht gering war die Neugier, mit der Lucinden Jung und Alt betrachtete.

Nur eine alte Frau, die im Pfarrgarten Kerbel und Salat zum Nachtessen sammelte, erhob sich von ihrem Bücken nicht. Ihr schienen vielleicht die Besuche elegant gekleideter Frauen bei ihrem Herrn weniger auffallend.

Und doch konnte Lucinde vor Bangen nicht zur Hausthür hinein.

Der Eingang zum Garten stand offen.

Ungesehen betrat sie einen Theil desselben, einen gewähltern, wo abgeblühter Jasmin und wilde Geisblattbüsche sich fast zu einem Laubengange einten ...

Hier war ein Sitz, auf dem noch Bücher lagen ...

In Bienenstöcken, an denen sie vorüber mußte, schien es still, wenn auch ihrem scharfen Ohr nichts von dem Summen entging, von dem sie drinnen belebt waren ...

Im fast verstohlenen Vorüberhuschen wagte sie die Bücher, die Bonaventura vergessen zu haben schien, anzusehen ...

Sie schlug sie auf, neugierig auf die jetzige Geistes-

fährte des innern Lebens dieſes ihres — Feindes? War das Aſſelyn? Er liebte, wenn er liebte, Paula! Er haßte, wenn er haßte, Lucinden!

Sie fand einen Band von Goethe's Gedichten. Dann eine ältere Liederſammlung: „Trutz-Nachtigall", von dem alten edeln Dichter Friedrich von Spee, einem Jeſuiten.

Sie kannte einige der Weiſen dieſes letztern Sängers, der ſich durch ſeinen geiſtlichen Stand nicht hatte beirren laſſen, die Sprache der Blumen, der Farben, der Töne und des eigenen Herzens als die gemeinſame Mutterſprache aller geſchaffenen Creatur mit den Weltlichen mitzureden und unter den Huldigungen, die ſeine inbrünſtige Phantaſie der überirdiſchen Liebe brachte, auch ein gut Theil der Wonnen mitzufühlen, die die irdiſche gewährt.

Ertappt! lag in dem faſt liſtigen Blick ausgeſprochen, mit welchem Lucinde beide Bücher an ſich nahm und, um ſich Muth zu faſſen, beſchloß, ſie dem Pfarrer beim erſten Gruß einzuhändigen.

Im Hauſe vorn, das nur aus einem, aber hochgelegenen Stockwerk und vielen bewohnbaren Dachkammern beſtand, kündigte ſich in der Küche ſchon die größte Regſamkeit an.

Die eigentliche Führerin des Haushalts war wohl die über dem Salatbeete gebückte Matrone. Aber hier in der Küche ſtand, vom praſſelnden Feuer beſchienen, ein jüngeres dienendes Weſen und gab, angeredet um den Herrn Pfarrer, aus der Ferne kaum verſtändliche Antwort; Eierſpeiſen, um die es ſich allein bei einem improviſirten Abendimbiß handeln konnte, gebieten Auf-

merksamkeit auf Pfanne und Löffel; das wußte Lucinde wohl von ihren frühern misglückten Versuchen in diesem Fache.

Nun folgte sie der eigenen Führung und verließ sich auf ihr Ohr, das durch die Thür zur Rechten auch schon Männerstimmen hörte. Lauschen konnte sie nicht, wenn sie auch wollte, denn im gleichen Augenblick öffnete sich die Thür und Hedemann trat ihr entgegen, mit Schüsseln in der Hand und mit Gedecken. Er half an den Zurüstungen zum Nachtimbiß.

Wie staunte er, als ihm Lucinde alles ohne weiteres aus der Hand nahm und damit in die Küche ging!

Hedemann blieb stehen, hielt die Thür auf und sagte, zugleich bestätigend, daß man eben von ihr gesprochen:

Da ist ja jetzt das Fräulein!

Bonaventura hatte Lucinden nach der Mittheilung der Frau von Gülpen zu Kocher am Fall schon in der Frühe erwarten dürfen.

Und wie ein Priester, der nach der Beichte einer noch so großen Sünde dem Sünder begegnen kann als hätte er nicht ein Wort von ihm vernommen, schritt er jetzt hinaus, begrüßte freundlich lächelnd Lucinden in der Küche, beschwichtigte das Erstaunen der alten, aus dem Garten zurückgekehrten Frau und führte sie dann wie eine unverfängliche, ihm willkommene alte Bekanntschaft mit Wohlwollen an der Hand in das Wohnzimmer zurück.

Ihre Hand zitterte in der ruhigen seinen.

Sie wollen zu meinem Onkel! begann er mit dem milden und weichen Tone, den Lucinde eben auf dem Friedhof gehört, dem Tone, den sie aus frühern Zeiten kannte, ja

aus Zeiten ſchon, wo ſie ihn ſelbſt noch gar nicht geſehen; denn ſo konnte Serlo ſprechen, wenn er auf dem Sopha lag, unbehelligt von ſeiner Frau und wehmüthig auf die Vergangenheit und Zukunft blickend. Aber dieſe ſanfte Stimme kam hier vom Leben, von der Geſundheit, von einer Zukunft, die eine ſichere und verbürgte war.

So wiſſen Sie —? erwiderte ſie und ſchlug die Augen nieder, als wäre ſie ſich der Glut derſelben bewußt ...

Sie reichte die Bücher dar und erzählte ihren Einfall in den Garten.

Dann gab ſie Briefe ab, die ſie von Prieſtern und Freunden Bonaventura's mitbrachte.

Dieſer erbrach die Briefe, las ſie und überließ Lucinden den weitern Erkennungen und Ueberraſchungen und Verſtändigungen zwiſchen ihr und Benno.

Ob Bonaventura mit ganzer Theilnahme las? ... Ob er dies mit dem Gefühl that: Da iſt ſie die Abgeſandtin des Himmels oder — der Hölle?

Man rüſtete das Mahl. Benno plauderte über Armgart, über das Erſtaunen derſelben, daß ſie Lucinden blos aus den Schilderungen ihrer Freundin Paula erkannt und dann von Angelika Müller, der Lehrerin, die Richtigkeit ihrer Vermuthungen beſtätigt erhalten hatte, über dieſe Lehrerin, die wenig mehr über Lucinden gewußt zu haben ſchien, als daß ſie einſt auf einer Reiſe ſie begleitet hätte — wußte ſie mehr, ſo paßte es ſchwerlich für die jungen Mädchen — über den Doctor Laurenz Püttmeyer, über Hegel's Lehrſtuhl, über die metaphyſiſche Drechſelbank ...

Bonaventura behielt Zeit, beim Leſen auch ſich zu

ſammeln und vielleicht jenes Bildes in ſeinem Gedächtniß zu gedenken ...

Er war ſeit acht Wochen Prieſter und ſaß zum erſten mal im Beichtſtuhl ...

Es war ein uralter, von Eichenholz kunſtvoll gearbeiteter. Ein alter Holzſchnitzer hatte die Zierathen dieſes Stuhles aus der Geſchichte des Sündenfalls entnommen. Der Stuhl drückte die Verſuchung aus und die Erlöſung. Adam und Eva ſtanden links und rechts an den beiden Eingängen; der Prieſter ſaß wie im Baume der Erkenntniß; ringsum ihn windet ſich die Schlange. Ueber ihm erhebt ſich die Erlöſung, der ſiegende Chriſtus mit dem Kreuz und jene Maria, von der Friedrich von Spee, der Sänger der „Trutz-Nachtigall", erzählt hat, daß ſie einſt zu ihrem Sohne geſagt haben ſoll: „Mußt du ſo leiden, ſo bitte den Vater, daß er mich früher hingehen läßt"; aber der Heiland erwiderte: „Zwei haben im Paradieſe geſündigt, Adam und Eva! Zwei müſſen auch die Marter leiden, ich und du!" ...

Und in dieſem Beichtſtuhl war es geweſen, daß beim erſten Beichthören die erſte Stimme, die zu Bonaventura geſprochen, ohne daß er die Beichtende ſah, nach dem erſten Anmelden ihn anredete: Ehrwürdiger Prieſter! Iſt es wahr, daß alles in Erfüllung geht, was wir, während ein Prieſter geweiht wird, von Gott erbitten? ... Bonaventura, ohne der Stimme zu achten, die er hörte, verſenkt in die ihm ſo heilige Bedeutung des Amtes, Mitwiſſer fremder Fehle und Mitträger fremder Schuld, Mitträger fremder Reue und Buße zu ſein, hatte erwidert: So Sie um ein ewiges Gut gebeten haben, gewiß; doch würde es Ihnen Gott

auch erfüllen in jeder andern Lage, wo Sie in Andacht zu ihm beten! Darauf hatte die Stimme erwidert: Ich bat um ein Unmögliches, die Wiedererweckung eines Todten, oder darf man annehmen, daß der Geist sich auch auf Erden schon unsterblich erneuert und in wechselnden äußern Gestalten doch derselbe bleibt, dieselben Wunder wirkt, dieselbe Liebe entzündet? ... Bonaventura hatte erwidert: Der Geist, der heilig ist, ist ausgesandt in alle Welt und ist nur einer! ... Wodurch heiligen wir eine Liebe? hatte die Stimme noch scheuer gefragt; aber deutlicher kannte er die Sprecherin schon, als er das Wort gesprochen: Durch Entsagung! ... Er hatte diese Stimme schon oft gehört, wenn er die ihm so dringend empfohlene Gräfin Paula besuchte. Er hatte ihr Interesse beobachtet, ihr Erglühen, wenn er nahte, ihre Eifersucht auf Paula. Er hatte sich in den Beichtstuhl gesetzt, ausgerüstet auf die schwierigsten Fälle, die die Moraltheologie für das wichtigste und schwerste Amt des Priesters vorhergesehen, ausgerüstet auf alle Vorkommnisse der Herzenserleichterung, auf Ausreden und Ausweichungen aller Art, auch auf jene Zudringlichkeit der Mittheilung, die eine der lästigsten Erfahrungen gesuchter Seelsorger ist, auf die Plauderſucht, auf die Geheimnißkrämerei, auf ein sich mit der Wollust des Schmerzes selbst Preisgeben und die sich selbst geiselnde Vertraulichkeitssucht, ja auf die Eitelkeit auf die Sünde — er kannte alles, was sich schaudervoll Menschliches im Beichtstuhl zu enthüllen pflegt; — aber daß ein zitternder, ihm bekannter und mit fühlbarem Athem sprechender weiblicher Mund so jetzt ihm in unverkennbarer Andeutung von einer

ihn doch nur ſelbſt betreffenden Liebe und mit einem faſt herausfordernden Spott wieder, der ihn erbeben machte, davon in dieſer Lage reden konnte, das war ſogleich die ſtärkſte Prüfung geweſen, die ihn traf ... Lehren Sie mich entſagen! war die Aufforderung Lucindens geweſen. Er hatte ſie ermahnt zum innern Gebet. Kennen Sie das innere Gebet? ... Nein! hatte die ermattende Antwort gelautet ... Es iſt die Sammlung aller Ihrer Gedanken auf Einen Punkt, die Ausmalung Ihrer Betrachtungen, als wären Sie bei dem, was Sie leſen, gegenwärtig! Wählen Sie dazu das Gebet des Herrn im Garten von Gethſemane und nehmen Sie Veranlaſſung zur ſteten Wiederkehr Ihrer Betrachtungen bei dieſer Stelle ſelbſt bis zur Vergleichung der Darſtellung, wie ſie ſich bei den verſchiedenen vier Evangeliſten findet! Setzen Sie dieſe innern Betrachtungen über dieſe eine Stelle der Leidensgeſchichte ſo lange fort, bis eine kleine Altarkerze niedergebrannt iſt, die Sie an der Kirchenthür draußen kaufen mögen! ... Dann ſprach er ſein Abſolve und die Geſtalt, die er nicht geſehen, war verſchwunden. Zur Mehrung aber ſeiner harten Prüfungen, und doch ihn unendlich beglückend, kniete auf der andern Seite dann als zweite ſeiner erſten Beichteroberungen Paula Camphauſen ... Sie hatte einen ihrer freien Tage nützend, ſein erſtes Beichtkind ſein wollen! ... Lucinde war ihr zuvorgekommen ... Paula klagte ſich des Stolzes an auf die Bilder, die ihr zuweilen im Traum erſchienen. Ich habe verboten, liebe Comteſſe, erwiderte er, daß man Ihnen wiedererzählt, was Sie infolge einer krankhaften Verſtimmung Ihrer Nerven im Schlafe ſprechen! ... Es

Börne fesselte mehrere französische Gelehrte und Journalisten gleich nach der ersten Unterredung. Eines Tages machte Nisard zufällig seine Bekanntschaft. Dieser Kritiker wurde im Laufe des Gespräches von dem Ideenreichthum, welchen Börne ihm erschloß, so sehr überrascht, daß er sinnend Abschied nahm und den folgenden Tag Börne bitten ließ, ob er ihm nicht die Hauptäußerungen seiner gestrigen Conversation aufschreiben wolle. Die Redakteurs des Reformateur mußten Börne in Auteuil besuchen, um ihn zu Beiträgen aufzufordern.

An Raspail, Herausgeber des Reformateur, schrieb Börne:

„Monsieur!

J'ai l'honneur de vous envoyer ci-joint un article pour le réformateur, en vous remerciant infiniment de votre bonté à laquelle je dois tous les jours une lecture aussi intéressante. Je prefère votre journal à tous les autres journaux de Paris, parcequ'il m'instruit en même temps qu'il me fait plaisir. Je suis sur qu'après deux ans le réformateur sera à la tête de la presse periodique, et que toute la France reconnaitra les grands services qu'il a rendus à la chose publique.

Ce qui regarde mon article, c'est pour la première fois que j'ai essayé d'écrire en français. Voyez Monsieur, si cela est corrigible. Si l'article ne vous convenait pas, à cause de sa longueur, de son contenu ou pour une autre cause quelconque, je vous prie de ne pas l'abréger ni d'y faire aucun changement, mais de l'écarter tout-à-fait. Dans ce cas là, je tâcherai de réussir mieux une autre fois. Mais cela doit dépendre d'un heureux hasard. Je sais bien que tout journal a

geſchieht doch! erwiderte ſie, und ich hör' es zu gern und es ängſtigt mich! ... Auch hier verließen Bonaventura gleich im Beginn dieſer Wirkſamkeit alle Vorgänger in der Kunſt der Ertheilung geiſtlicher Rathſchläge ... und ſeltſam genug nimmt ſich die Kirche auch aus in den Lücken, die ihre reiche Vergangenheit für die reichere Gegenwart offen laſſen muß! Was ſoll ſie ſagen, wenn nicht die großen Männer der alten Kirchengeſchichte, ein Gregor, ein Bernhard von Clairvaux in Dingen, die dieſe begreifen konnten, zu ihr ſprechen, ſondern ſolche neueſte Erlaſſe der päpſtlichen Curie, bei denen man immer fürchten muß, Galileo Galilei und die Bibel fallen ſich wiederum an und ringen im Kampfe! Der Magnetismus als Heilmittel war damals vor der heiligen Pönitentiarie noch Streitfrage; jetzt hat ihn ein Erlaß derſelben verworfen. Bonaventura half ſich damals in ſeiner Erwiderung an Paula mit der Erinnerung an das Hochgefühl der Märtyrer und ſagte, wie einſt der arme verbitterte Schauſpieler Serlo geſagt hatte, daß man Freude empfinden dürfe an ſich ſelbſt, ſetzte aber hinzu, nur müſſe man über jedes Verdienſt die Ehre Gott geben. Um die ihm unendlich werthe junge Freundin von der gefährlichen Sehergabe, deren Ruf ſchon die ganze Stadt erfüllte, ja die ihn ſelbſt zum Spott der Neider und Feinde, die er ſchon hatte, ſogar mit dem Biſchofshut geſchmückt hatte, zu heilen, rieth er ihr an, kein einziges geiſtliches Werk mehr zu leſen, auch kein einziges Werk der nur den religiöſen Sinn exaltirenden barmherzigen Liebe zu üben, ſondern weltliche Schriften und weltliche Beſchäftigungen — — So hatte er in wahrhafter Verſuchung

und wie zwiſchen „Himmel und Hölle“ damals in der Mitte das wichtigſte Werk ſeines Berufs begonnen, ſich ſelbſt darauf eine ſchwere innere geiſtliche Strafe für etwa dabei obwaltende eigene Schuld auferlegt ... und in dieſem Augenblick fuhr dieſe Erinnerung und die an das ganze Jahr überhaupt, das er noch in jener Stadt verleben mußte, wie mit einem einzigen ſchrillen Septimenaccord durch ſeine Seele.

Und zwiſchen alledem klapperten im Nebenzimmer Teller, kam die alte Renate, die Wirthſchafterin, und ließ ihre Gebäcke duften — ſie hatte für beiderlei Geſchmack geſorgt: Eierkuchen mit und ohne Schnittlauch — wurden die Stühle herangerückt und die Plätze vertheilt und auch ſchon der Kork einer Weinflaſche wurde von Hedemann gezogen ... Das Leben faßt oft das Unſcheinbarſte in Gold und Silber und wie oft die wahren Glanzgeſchmeide unſers Innern in Kupfer und Blei!

Beim erſten Zuſpruch zum beſcheidenen Mahle ergab ſich, daß Lucinde einen Wagen finden würde, der ſie morgen früh nach Kocher am Fall bringen ſollte.

Benno und Hedemann erklärten ſie begleiten zu wollen.

Benno hatte ſich nur bei dem Stabe des Truppentheils, zu dem er gehörte, einige Tage zu ſtellen; lange Uebungen fanden in dieſem Jahre der Theuerung und einer in der ganzen Provinz herrſchenden Aufregung wegen nicht ſtatt. Er erklärte ſich davon um ſo befriedigter, als er bei einem der erſten Advocaten der Gegend, in der Reſidenz des Kirchenfürſten der Provinz, arbeitete und ſeine juriſtiſche Laufbahn mit Eifer zu verfolgen ſchien.

Bonaventura kam auf die ihm von Lucinden mitgebrachten Schreiben zurück und auf deren Verfasser. Entweder nahmen sie seine Aufmerksamkeit wirklich in Anspruch oder sie gaben ihm nur willkommene Gelegenheit, sich über die Wiederbegegnung mit Lucinden zu sammeln. Lucinde hatte, noch ehe sie sich zu Tisch gesetzt, schon mit Renaten einen Strauß angebunden über einen Spiegel, von dem sie einige Fliegenflecke mit dem Taschentuch abwischte. Frau Renate bemerkte diese Einmischung in ihre eigene Lebensaufgabe ohne besonderes Wohlgefallen ... Morgen wäre Putztag und das Fräulein brauchte sich nicht zu incommodiren, sagte sie spitz ... Lucinde replicirte, sie möchte sich beruhigen, ein Spiegel könne ja in einer Pasterei nur ein wenig beachteter Gegenstand sein ... Worauf wiederum Renate: Ei sie möchte doch nicht glauben, daß sie die einzige Dame wäre, die hier schon vorgesprochen! ...

Benno, dessen scharfes Auge das Interesse Lucindens für seinen Cousin bald übersah, flüsterte Renaten das schwerlich von der Matrone verstandene Wort Mephisto's zu: „Du ahnungsvoller Engel du!“

Man hatte auf den Tisch noch eine kleine Studirlampe gesetzt. Ihr Deckel warf einen dunkeln Schattenring über die Mienen der dem bescheidenen Mahle Zusprechenden.

Renate saß nicht darunter, wohl aber Heremann. Dieser war, wie der Knecht beim Bauer, wie der Edelknappe beim Ritter, Diener und Freund zugleich, ganz im Charakter jenes Landes, das nach Benno's Erzählung im Höhenrauch seinen ewig blauen ionischen Himmel

findet. Hedemann durfte ebenso das Wort führen, wie er auch das Brot vorschnitt. Von den Italienern, die durch den Ort durchgefahren waren, sagte er:

Sie sind aus Frankfurt eigens mit ihren Waaren verschrieben worden!

Hedemann! rief Benno. Mit ihren Waaren! Gegenstände heiliger Verehrung Waaren! Man sieht, wie lange Sie sich im ketzerischen Amerika umgetrieben haben! Hoffentlich lehren Sie an Porzia's Hand zur Rechtgläubigkeit zurück. Diana, hast du nicht noch eine alte italienische [illegible] übrig? Ich glaube, Hedemann verlegt sich auf Lingua Toscana in Bocca Romana! Porzia Bianchi scheint es ihm angethan zu haben!

Lucinde schlürfte den Scherz und erbot sich, da Hedemann in Kochers am Fall wohnte, wenn er wollte, zum förmlichen Unterricht.

Hedemann erwiderte seufzend:

Ein Schüler von fünfundvierzig Jahren!

Wer mit fünfundvierzig Jahren noch lieben kann, ist zu allen Dingen gelehrig! erwiderte Lucinde, die ein sittsames Verschleiern und nur leises Berühren zarter Gegenstände nicht in ihrer Art hatte.

Hedemann verweilte in der That mit Antheil bei den Lebensverhältnissen dieser Italiener, bei ihrer leichten Art, das Leben aufzufassen, ihrer Kunst, wo und wie nur irgendmöglich, dem Leben Gewinn zu entlehnen, und wieder kam er bei der Thatsache an, daß sie eigens wären aufgefordert worden, gerade jetzt ins Land zu wandern und überall die Erzeugnisse ihrer Industrie zu den wohlfeilsten Preisen anzubieten.

Nun ja, sagte Bonaventura, gerade jetzt, wo man wieder beweisen muß, daß es in unserer Kirche eine unsterbliche Ehre ist, die Märtyrerkrone gewonnen zu haben!

Durch eine Ideenverbindung, die nicht ausgesprochen zu werden brauchte, weil jeder sie für sich selbst ergänzte, kam man auf Vorkommnisse des kirchlichen Lebens überhaupt. Hedemann fragte, ob nicht Bonaventura der morgenden, zu Kocher am Fall stattfindenden Besprechung einer großen Anzahl von Geistlichen beiwohnen würde?

Bonaventura erwiderte zögernd mit der einfachen Frage:

Bei Beda Hummius?

Sein Vetter verstand, was er sagen wollte, und unterbrach die Angabe der Gründe, warum sich der Pfarrer solchen Verschwörungen gegen die Regierung entzöge, mit den parodirten Worten des Tell:

Doch, was ihr thut, laßt ihn aus eurem Rath!
Er kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft ihr seiner zur bestimmten That,
Dann ruft den Tell, es soll an ihm nicht fehlen!

Diese Worte erheiterten die etwas gedrückte Stimmung.

Auch Bonaventura sagte mit einem Lächeln, das seinen Zügen einen unwiderstehlichen Ausdruck vertrauenerweckender Güte gab:

Hätt' ich gedacht, daß ich heute noch bei Erwähnung der Schweiz lachen würde! Den ganzen Tag über war ich in die Erinnerungen verloren, die sich an unsern alten braven Mevissen knüpfen!

Das bereits gleich nach erster Begrüßung von Benno

und Hedemann berührte Thema wurde aufs neue aufgenommen. Man ſah, daß es ſich um den Tod eines Mannes handelte, der einer ganzen, weitverzweigten Familie werth geweſen war. Da er aber auch an den Tod Friedrich's von Aſſelyn, des Vaters Bonaventura's, Gemahls der jetzigen Frau von Wittekind-Neuhof, erinnerte, ſo konnte ſich niemand gedrungen fühlen, bei dem Gegenſtande allzu lange zu verweilen. Nur Lucinde ... dieſe hatte ſchon ſeit lange das Syſtem, keine Wunde zu ſchonen, keinen Schmerz zu umgehen, alles gerade ſo zu nehmen, wie es iſt. So ſprach ſie auch hier, ohne die geringſte Beſorgniß, ihre Umgebungen zu verwunden oder aufzuregen:

Ich höre ja auch, daß dieſer Mann in einem Sarge begraben iſt, den er ſich ſelbſt gezimmert hat?

Ja, ſagte Bonaventura, er fing dieſe Arbeit an nach einer Predigt, die ich am letzten Allerſeelentage hielt! „Wir leben den Tod!“ — dieſen Spruch eines Weiſen behandelte ich und ich mag es wol in zu lebhaften Bildern gethan haben! Unſer ganzes Daſein verwandelte meine leider oft noch gar ſchulmäßige Rhetorik in ein großes Leichentuch. Die Sterne waren die ſilbernen Verzierungen deſſelben, der Mond die Krone auf dem Grabe, ja alle Blumen, ſelbſt die Roſen und Lilien, verwandelten ſich in Palmenzweige und Todtenkränze. Von da an traf ich ihn in ſeinem Höfchen beim Hobeln von Bretern, und wie ich ihn einmal über den Zaun fragte, was es geben ſollte, war's erſt ein Bett; am Tage darauf ſah ich, daß es ein Sarg wurde. Nun mußte man ihn in ſeiner Grille gehen laſſen. Das Alter läßt ſich nicht

viel mehr von ſeinen Vorſätzen ausreden, am wenigſten den Ausdruck ſeines Kummers.

Unwillkürlich mußte Lucinde bei dieſen Worten ihres Pavillons in Schloß Neuhof gedenken und der alten Stammers, bei denen ſie gewohnt hatte.

Auch Hedemann nickte Beifall ...

Benno wandte ſich, nach deſſen Aeltern zu fragen ... den Aeltern eines Fünfundvierzigjährigen ...

Um die aus ihr unbekannten Urſachen nach wenig ausweichenden Worten entſtehende drückende Stimmung freier zu machen, erwähnte Lucinde das im Weißen Roß vernommene Gerücht von Schätzen, die wol gar der alte Meviſſen könnte mit ſich genommen haben.

Dafür erntete ſie aber eine ſtrafende Erwiderung der gerade im Abräumen begriffenen Renate.

Ei was, ſagte dieſe, wer ſpricht denn ſolche Läſterungen nach! Schätze mit ins Grab nehmen! Wer nur das gottloſe Gerücht aufgebracht hat! Sein ganzer Schatz iſt ſein gutes Herz geweſen! Mit dem ruht er in Gottes Schoos und Schutz ... und wenn man in den Wirthshäuſern anders ſpricht, ſollt' es wenigſtens hier bei einem geweihten Prieſter nicht wiederholt werden und über einen ſolchen Schimpf ſo ſtill bleiben wie drüben — im Grabe!

Mit der peinlichen Stille, die auf dieſe entrüſteten Worte Renatens, die gleichfalls eine alte Dienerin des Hauſes Aſſelyn geweſen war wie der Verſtorbene, folgte und von Bonaventura eben unterbrochen werden ſollte; um der ſo abgetrumpften Lucinde eine Genugthuung wenigſtens des Anſtandes zu geben, ſtand in faſt geſpen-

stischem Widerspruch ein Klopfen, das plötzlich vernommen wurde.

Frau Renate, die am ehesten gegen die Voraussetzung einer unheimlichen Thatsache hätte gerüstet sein sollen, ließ vor Schreck fast einen ihrer Teller fallen.

Hedemann und Benno waren schon aufgestanden.

Sie gingen ans Fenster, wo sich das Pochen erneuert hatte.

## 4.

Der am Fenſter Pochende war aus dem Stern der Gensdarm geweſen.

Der Wachtmeiſter! hieß es ſchon beruhigter. Der ganze kleine Kreis kannte ihn.

Was bringen Sie uns, Herr Grützmacher? fragte Benaventura, während man ſchon die Hausthür öffnete.

Der eintretende Gensdarmenwachtmeiſter Grützmacher bildete in ſeiner wohlgenährten breitſchulterigen Geſtalt, ſeinem blondgrauen Knebelbart, glänzend gebräuntem Antlitz, ſeinem klirrenden Sarras und ſeinem Helm zu dem ſtillen Abendimbiß eines katholiſchen Prieſters einen ſchroffen Gegenſatz.

Daß Herr Grützmacher ſich auf einem Standpunkte wußte, der ſelbſt bei gering nachhaltender Kraft ſeiner Katechismuserinnerungen, bei etwas gründlich vergeſſener Geometrie aus ſeiner, als er noch bei der Artillerie ſtand, weiland beſuchten Compagnieſchule, bei einem dunkeln Gefühl verklungener Sagen über die Lehre von den Brüchen benannter und unbenannter Zahlen, dennoch unendlich erhaben war über die Sphäre, in welche er

Schlag neun Uhr Abends in irgendeiner wichtigen Function hier eintrat, lag auf der Hand.

War doch allen denen, die z. B. auch zu Kocher am Fall auf dem Amthause wie einst die ghibellinischen Landsknechte in Italien unter den conspirirenden Welfen saßen, ein gewisser Zug des Antlitzes gemeinsam, den man den einer stereotyp gewordenen Ironie nennen darf.

Dieser Zug, der dem Gefühl der Toleranz gegen ein absolut sich Ueberlebthabendes entsprach, milderte sich hier und dort, schattirte sich, ja mischte sich z. B. bei dem Chef des Herrn Grützmacher, bei dem Gensdarmeriemajor Schulzendorf, der die Tafel des Dechanten zu St.-Zeno mit einer außerordentlich feinen Zunge zu würdigen verstand, sogar mit einer Ergebenheit, die bis zu einer offenbaren Unterwürfigkeit gegen Römisches ging ... Denn wiederum ist es eine ganz eigenthümlich bestätigte Thatsache, daß jener aufgeklärte blonde, urewig beamtische Menschenschlag zwischen Elbe und Oder auf fremdem Boden seine Kraft nicht immer mit besonderm Geschick zu behaupten versteht. Im Glück leicht übermüthig, in Schwierigkeiten vor Uebermaß entweder des Muthes oder der Einsicht nicht selten unentschlossen bis zum Zaghaften oder klug bis zum Ueberklugen, läßt sich diese angeborene, alles wissende und alles könnende Art oft von dem Fremdartigen imponiren, ja hat bei aller Hitze des Anlaufs und aller Sicherheit des steten Gutsagens für sich selbst oft schon in ältern und neuern Geschichten vollständig den Kopf verloren. Aber Grützmacher gehörte nicht zu diesem überläuferischen Geschlecht. Ihm war es nicht so ergangen

outre ses maximes à suivre, encore certaines convenances, qu'il doit strictement observer, et j'en conçois la necessité. Mais quant à moi, il m'a toujours été impossible de me plier à des telles convenances. Quand en composant, l'idée d'une restriction me revient dans l'esprit, la tête m'est comme barrée et je ne peux passer outre. Ce n'est que la liberté la plus absolue, qui puisse un peu suppléer à l'insuffisance de mes talens.

Agréez les assurances les plus sincères de la haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur d'être votre devoué

Auteuil, 28. Avril 1835. L. Boerne."

Aus dem letzten Winter Börne's schreiben sich die interessanten Aeußerungen her, welche E. Beurmann in seiner Schrift „Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur; Frankfurt 1837" mit einer dem Kenner durch die Färbung derselben verbürgten Wahrhaftigkeit verzeichnet hat. Dieser durch lebhafte, schnelle Auffassung bekannte Schriftsteller regte, da er eben aus dem lauten Gewirr deutscher Bildungsfragen nach Paris kam, Börnen zu treffenden Urtheilen über eine Menge damals besprochener Zeiterscheinungen, über Eckermann, Goethe, Strauß und Vieles Andere an. Börne bedauerte nur, durch die mangelhaften buchhändlerischen Verbindungen zwischen Frankreich und Deutschland sich auf Hörensagen da beschränken zu müssen, wo er so gern aus eigner Anschauung selbst geprüft hätte. Er bereitete damals seinen in Auteuil geschriebenen „Franzosenfresser" zum Druck vor.

Wir setzen hier noch einige Briefe und Billette aus seiner letzten Lebenszeit her: „Ich habe die Ehre Ihnen beifolgend einen kleinen Artikel im Reformateur mitzutheilen, den ich

wie hier manchem schon, der aus dem Lande des absolut Blonden kam, in größerm oder kleinerm Umfange diese Länder, die mit Rom noch etwas enger verwachsen sind als durch die Gipsfiguren Napoleone Bianchi's, regieren sollte und die Festigkeit des Willens allmählich verlor, indem er seine rauhe Art an dem schönsten aller Ströme, an den sanftesten Thälern, fröhlichsten Menschen, an Burgen und Rebengeländen, und vor allem an dem „Chrisam", zu dem alle Menschen geschworen haben, selbst die Türken und Heiden, der Blume des köstlichsten Weines, abmilderte. Aus vielen Gründen sollte ja gerade jetzt dem unverbesserlichen Geiste dieser Provinzen nicht geschmeichelt werden, sollte keine Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen der Behörden ungerügt bleiben. Der Wachtmeister von Kocher am Fall, ohnehin ein geborener Jüterbogker, aus dem Lande, wo Tezel einst seinen Ablaßhandel so empfindlich abgebrochen bekam, hielt unter allen römischen Verführungen einen festen protestantischen Widerstand, obgleich er nur auskommen mußte mit monatlich 20 Thalern Löhnung, etwas Monturungsgeld und einem jährlich durch 80 Thaler „gutgethanen", d. h. selbst zu stellenden Pferde.

Sich umsehend und die für einen ehelos lebenden Geistlichen immerhin anmuthig gemischte Gesellschaft mit jüterbogker Anti-Ablaßironie würdigend, sagte er, es siele ihm doch sehr auf, daß im Wirthshause die Leute beisammen säßen und von dem Begräbniß des alten Nevissen in einer Weise munkelten . . .

Ob er denn hier laut sprechen dürfte? unterbrach er sich selbst.

Herr Wachtmeiſter! ſagte der Geiſtliche, Sie brauchen hier auf niemand Rückſicht zu nehmen!

Herr Grützmacher wiederholte nun die Vermuthung, die bereits am Fuße der Maximinuskapelle Lucinde ausgeſprochen. Dieſelbe Vermuthung war entweder durch den Knecht aus dem Weißen Roß hierher verpflanzt worden oder war aus den Köpfen der Bewohner von St. Wolfgang ſelbſt entſtanden.

Iſt es mit dem Sarge, ſchloß Grützmacher, nicht richtig, Herr Pfarrer, na, ſo erleben wir die Nacht Unrath!

Wie ſo? Was erleben wir? fragte Bonaventura.

Na! Na! lautete des Wachtmeiſters vieldeutige Antwort.

Sie glauben, daß der Sarg erbrochen wird? hieß es allgemein.

Na natürlich! war die Antwort jüterbogker Logik.

Und es würde doch ſchade „ſind", fuhr Grützmacher, ſich den Knebelbart ſtreichelnd, fort, wenn man „det olle Männiken" da unten in der ewigen Ruhe ſtören wollte!

Gewiß! ſagte Bonaventura ernſt, beſtritt aber ſowol die Annahme, daß der alte Diener ſeines Vaters mehr beſeſſen hätte, als was ihm von den Seinigen zufloß, wie die Möglichkeit einer Entweihung des Friedhofes von irgendwem in ſeiner Gemeinde.

Hören Sie mal, Herr Pfarrer, beſtritt Grützmacher mit größerer Entſchiedenheit, det alte Männiken ſoll oft was aus Italien 'rausgekriegt haben! Der Wirth vom Stern als Poſthalter thut auch ſo und druckſt als wenn er manchmal gar von Papſtens — bitte um Entſchuldigung, Herr Pfarrer — eine Anweiſung auf hundert Zechinen, heißt es ja wol in Rinaldo Rinaldini, herausgekriegt hat ...

Und was wünschen Sie denn nun, Herr Wachtmeister! fragte der Pfarrer, wider Willen lächelnd.

Eine förmliche Räubergeschichte! flüsterte Yucinde und Benne fiel ironisch ein:

Was kann er wünschen als Kant's „Kritik der reinen Vernunft"!

Der Wachtmeister betrachtete beide Sprecher von oben bis unten.

Yucinde, die jetzt in dem Wachtmeister fast einen alten Bekannten von Schloß Neuhof zu erkennen glaubte, beugte sich ins Dunkel nieder.

Aber Benne betrachtend, musterte der Wachtmeister das militärische Kleid desselben und sagte nicht ohne Schärfe:

Herr Musketier! Wie meinen Sie das?

Herr Wachtmeister! erwiderte Benne einlenkend und sich besinnend, daß er, wenn er zehnmal auch den Justinian studirt haben mochte, hier als Gemeiner einem Manne gegenüberfaß, der ein silbernes Portepée trug.

Er griff wie zum Salutiren an die Stirn . . .

Ich meine, sagte er, Sie wünschen sowol den klaren Beweis, daß die Leute sich geirrt haben, wie die Verbeugung eines polizeilichen Frevels! Sie beantragen ganz einfach die Ausgrabung der Leiche!

Nimmermehr! rief Benaventura mit gerötheter Wange. Der Greis ist in allen Formen der Kirche und mit Ehren in die Grube gefahren! Er hatte den Sarg sich selbst gezimmert, hat darin aus einer Grille, die in seiner Frömmigkeit ihren Grund hatte, geschlafen . . . Als er verblichen war, nahmen freundliche Hände — Da! Ich brauche nur auf Frau Renate zu verweisen! — ihn von

seinem gewohnten Lager, ordneten die rohe Polsterung ... alle senkten wir ihn in die Grube mit dem Segen und den Weihen der Kirche ... wie kann ich jetzt um eines thörichten Wirthshausgeredes willen einen heiligen Vorgang gleichsam wieder rückgängig machen wollen!

Na! Na! Na! Na! beschwichtigte Grützmacher gutmüthig den Eifer des Geistlichen und die allzu düstere Auffassung.

Warten Sie es doch ab! vermittelte Hedemann.

Abwarten, Hedemann? Die Polizei soll vorbeugen! sagte Grützmacher zu Hedemann fast vertraulich.

Dann aber, um den Pfarrer nicht zu erzürnen und sich selbst beherrschend, fuhr er fort:

Herr Pfarrer, überlegen Sie sich, was da am Ende das Beste sein wird! Entweder Sie buddeln den „ollen Jungen" selber heraus oder es thun's hernach andere ... Und geschieht dieses, na dann, dann sehen Sie, krieg' ich wieder 'ne Nase — so lang, wie neulich von wegen Mittwoch nach Jubilate!

Sie sind ein vortrefflicher Staatsdiener, Herr Wachtmeister! sagte Benno.

Ja, Herr Musketier, erwiderte der Wachtmeister, der Ironie nicht achtend, sagen Sie lieber, ich habe blos Nachsicht mit dem Herrn Pfarrer, weil er früher selber doppeltes Tuch getragen hat als Lieutenant!

Fähnrich! Fähnrich! verbesserte Bonaventura. Weiter bracht' ich es nicht, Wachtmeister! Jetzt bin ich noch immer Fähnrich! Ich trage die Fahne meiner Kirche!

Den scherzhaften Ton der Erwiderungen festhaltend,

trat Grügmacher dem Pfarrer näher, klopfte ihm auf die Schulter und sagte wie in intimster Vertraulichkeit.

Lassen Sie ihn ausbudeln! Was?

Nein, lieber Wachtmeister!

Ich bekomme eine Nase wie wegen Jubilate —

Ich theile sie dann ...

Sie haben gut theilen! Ihnen gibt der Heilige Vater in Rom Zulage! Je mehr Sie von uns Nasen kriegen, desto schöner stehen Sie auf dem feiner Gehaltsliste! Aber unsereins! Fünf lebendige Kinder! Eine kränkliche Frau! Zwei hintereinander gefallene Pferde! Das bringt einen Gensdarmen Matthäus am letzten! ... Budeln Sie ihn aus!

Wachtmeister! Sie hätten ruhig den Vorfall von Mittwoch nach Jubilate melden sollen! sagte Venaventura.

Ne, Herr Pfarrer! Warum ewig die Stänkereien machen!

Man hätte dann eben gesehen, wie die Leute es aufnehmen, wenn wir Feiertage bekommen, die gar nicht in unserm Kalender stehen!

Also danken Sie mir's nicht einmal? Machen Rebellion und ich zeige Sie nicht an, Herr von Asselyn? Sie wissen, wie gut wir in Kocher standen, als Sie bei uns Kaplan waren! Neulich sagte noch Frau Ley — lieber Gott, das arme Twall*) wird nicht mehr lange machen! — als die Rede davon war, daß sie schon ein Dutzend mal gethan hat als wenn sie sterben wollte: Ich wache auch nur darum immer wieder „uf", weil

*) Märkisches Mitleidswort für „armes Ding".

mir's ist als müßt' ich die letzte Zehrung (so heißt's ja wol?) vom Herrn von Asselyn, d. h. junior ... bekommen! Senior — dem wünsch' ich's nicht, daß Mutter Ley sich in der Nacht empfiehlt oder gar Morgens, wo die Federn am wärmsten sind!

Ihre freundliche Gesinnung thut mir und uns allen sehr wohl, lieber Herr Wachtmeister! sagte der Pfarrer und gab Grützmachern die Hand. Aber melden Sie nur ruhig meine Fehler! Es ist trostlos genug, daß alle Schwächen, alle Gebrechen, die, da wir alle Menschen sind, bei den Geistlichen von sieben Millionen Katholiken nicht ausbleiben können, an den Centralsitz eines andersgläubigen Regiments gemeldet und dort in den Archiven aufbewahrt werden zum Amusement Ihrer Consistorialräthe! Können wir etwas dafür, daß die Leute jeden Mittwoch nach Jubilate an den Kirchthüren stehen und lärmen und sich weigern, dem Rufe der Glocken zu folgen, und Drohungen ausstoßen, die ich diesmal erst beschwichtigte, als ich im Ornat unter sie trat und ihnen sagte: Ein Hochamt ist zu jeder Zeit dem Herrn genehm und wir werden unsere Knie dann gewiß beugen, wenn wir Gott um eine gute Ernte und um die Abwendung von Unwetter und Hagel bitten wollen!

Da kam aber, fuhr Grützmacher fort, mein Kamerad Müller von Stockhofen drüben und hörte, wie geschrieen und gelärmt wurde und wie sie riefen, daß die richtige Hagelschadenmesse erst in ein paar Wochen stattfände und wie sie sich von Ketzern keine Feiertage vorschreiben ließen! Ich ritt gerade auf Inspection durch, bekomm's von Müllern brühwarm, soll's „pläng carrière" Landrathn anzeigen und

hab' das nun nicht gethan! Wie gesagt, die Nase war so lang! Und deshalb ... buddeln Sie den Alten heute lieber noch als morgen 'raus! Thun Sie mir's zu Liebe!

Venaventura bot Grützmachern wiederholt die Hand, dann auch ein Glas Wein, blieb aber bei seiner Weigerung.

Grützmacher hatte schon lange Lucinden fixirt.

Und noch mehr, als diese mit einer fast herausfordernden Miene sagte:

Was ist denn aber das? Ein neuer Feiertag?

Venne erklärte:

Es ist merkwürdig mit unserm allergnädigsten König und Herrn! Es ist gewiß ein ganz vortrefflicher Monarch und man muß ihm nachsagen, daß er für sein tragisches Schicksal von 1806 bis 1813 die gegenwärtige Heilige Allianz-Ruhe verdient hat! Aber wenn er sie doch nur mit seinem herrlichen Kriegsheer, seinen schönen Bauten und seinem vortrefflichen Theater allein genießen wollte! Metternich sorgt ja für Schlummer in der ganzen Welt! Was muß denn nun ewig unsern König so der Geist Gottes drängen, wie ein byzantinischer Kaiser, den Theologen zu machen! Daß er in seinem ehrenwerthen Glauben die Gegensätze, die dreihundert Jahre alt sind, beim Läuten der Reformationsglocken 1817 versöhnt zu haben meinte und auch einige versöhnte, ist an sich ganz brav von ihm, nun aber glaubt er, wenn man nur schön gebunden die neue Agende auf die Altäre legt, so wäre sie auch deshalb ins Leben getreten und überall eine Wahrheit geworden! Meinetwegen drüben! Aber hüben? Ausgleichungen auch mit uns? Sein Gemüth gefällt sich in dem

Gedanken, neue Festtage zu erfinden, die in seinen sämmtlichen Staaten mit derselben Gesinnung zu gleicher Zeit gefeiert werden, z. B. einen Buß- und Bettag! In seiner ganzen Monarchie soll zu einer einzigen gewissen Stunde, wie bei uns das Angelus gebetet wird bei Sonnenuntergang, so in allen seinen Staaten Kirche sein, sowol in den Garnisonskirchen, bei den Feld- und Divisionspredigern wie in unsern alten Domen und neuen Kapellen. Schmuggeln sie uns durch einfachen Gubernialerlaß einen Hagelschadenfeiertag in unser Kirchenjahr, nur damit der liebe sentimentale Herr in seinem Schloßgarten spazieren gehen und sagen kann: Heute zieht die ganze Natur und alle Menschheit in meinen Landen ihren alten Winterrock aus und legt sich äußerlich und innerlich neue Sommerbeinkleider an! ... Und nach zehn Jahren werden wir wieder weiter kommen, glaubt er, und nach wieder zehn Jahren noch weiter ... und wenn alles gut geht, geben die Consistorialräthe ein bischen heraus und der Papst gibt ein bischen heraus und die schönen Unionstage, die einst Leibniz in Charlottenburg geträumt hat, gehen in Erfüllung!

Hören Sie mal, Herr Freiwilliger! Herr Freiwilliger! drohte Grützmacher mit künstlicher Entrüstung, indem er von seinem Portefeuille aufblickte, wo er in Papieren blätterte und mit scharfem Blick wiederholt auf Lucinden, diese musternd, gesehen hatte. Das ist ja gerade als wenn man einen langhaarigen Demagogen reden hörte von Anno Köpenick, Herr von Asselyn!

Das Gemüth regiert die Welt nicht! warf Lucinde ein.

Drei Monarchen ſtiften eine Heilige Allianz! fuhr Benno fort. Schon ihre Miniſter ſtanden damals hinter ihnen und putzten ſich nur die Naſe, während jene Thränen vergeſſen!

Grützmacher opponirte nicht länger. Er war die gutmüthigſte Seele von der Welt und ohnehin zerſtreut durch einige Notizen ſeines Portefeuilles.

Endlich erſchreckte er Lucinden nicht wenig, als er ſie anredete:

Na, Fräulein Schwarz! Jetzt haben Sie doch wol endlich Ruhe vor uns von wegen dem Paß, den ich Ihnen, ich glaube ſchon vor ſieben Jahren, immer bei Witebern vergebens abverlangte! Wiſſen Sie denn noch, auf Schloß Neuhof! Na, was macht denn Excellenz der Kronſyndikus? Und mein „oller" Landrath, der „ſchöne Eckefuß"! Gerade vor der duſtern Geſchichte dazumal mit dem Teichgrafen bin ich hierher verſetzt geworden! Meine Nachfolger ſollen keine Seide dabei geſponnen haben, daß ſie nichts merken wollten, wer den dicken Mann, den Theilungscommiſſarius, dazumal, freilich auf Nachbargebiet, todt geſchlagen hat! Einer von meinen Collegen, der ritt ſo lange um den Täſtenbroek und Schloß Neuhof herum, bis er ſich einmal den Hals dabei gebrochen hatte — wirklich den Hals ... das kommt ſo, wenn der Gensdarm immer blos geradeaus ſieht, während ſein vernünftigerer Gaul links und rechts in die Büſche will. Der andere war noch zu grün und fand ſich erſt ins Geſchäft, als es mit der rechten Spur nach dem rechten Hirſchfänger zu ſpät war. Jetzt iſt ja wol der Freiherr von Wittekind auch ganz verdreht

und dummelig geworden wie dazumal ſein Herr Sohn, der — ja ſo, bitte um Entſchuldigung, Herr Pfarrer von Aſſelyn!

Grützmacher beſann ſich erſt jetzt auf die Verwandtſchaft des Pfarrers mit dem Freiherrn von Wittekind-Neuhof. Er war ja deſſen Stiefenkel.

Das Wiederſehen der jungen ſchönen Dame, fuhr der Wachtmeiſter mit ironiſchem Nachdruck fort, hätte ihm dieſe Erinnerungen zurückgerufen. Er hoffe ſie aber bald in Kocher am Fall zu ſehen, wohin ſie ja, wie er gehört, als Nichte der Frau von Gülpen reiſe und um ihren Paß woll' er ſie diesmal gar nicht quälen! Er wäre vollkommen über ſie „ins Klare" ...

Bonaventura, Benno und Hedemann richteten während aller dieſer Reden überraſcht ihre Augen faſt zu gleicher Zeit auf Lucinden. Sich auf dieſe unerwartete Art im Zuſammenhang mit Vorgängen genannt zu hören, die ſie um vieler Gründe willen hier von ſich fern zu halten wünſchen mußte, durfte ſie nicht wenig erſchrecken. Selbſt Bonaventura erfuhr zum erſten mal dieſe Beziehungen und fragte erſtaunt:

Schon vor ſieben Jahren kannten Sie Schloß Neuhof und waren ſomit ſchon damals in der Nähe der Gräfin Paula?

Sich ſammelnd erwiderte ſie:

Die Erinnerungen des Herrn Wachtmeiſters treffen theilweiſe zu! Nur die Ehre, mich eine Nichte der Frau von Gülpen nennen zu dürfen ...

Werden Sie doch wahrhaftig nicht ablehnen? unterbrach ſie Benno mit Entſchiedenheit. Ihre Tante ſollte das hören!

über einen Band Novellen einer Dame, die zum Erstenmal als Schriftstellerin auftritt, gemacht habe. Sie werden daraus ersehen, daß ich nicht blos grob sein kann, sondern auch galant, wenn es nöthig ist. Das Buch ist aber wirklich vortrefflich, und ich empfehle es Ihnen. Es that mir leid, Ihnen mein Exemplar nicht mittheilen zu können, ich mußte es gleich zurückschicken. Ich werde mir heute Abend das Journal wieder ausbitten." — —

„Mein Appetit ist herrlich, ich bleibe vor jeder Boutique de comestibles, wie angewurzelt stehen; so habe ich heute eine Viertelstunde lang vor Chevets Thüre geschmaust und mir den Magen verdorben. Ihn wieder herzustellen, muß ich wenigstens drei Tage fasten, und da mir dieses an Ihrem Sybariten-Tische zu schwer fiele, wie ich neulich erfahren, kann ich Sonntag nicht zum Essen kommen, so gerne ich auch möchte. Aber nach Tische will ich mich einfinden und meine fünfzigjährige Liebenswürdigkeit mitbringen. Ich küsse Ihnen die Hand .... Auf Sonntag aber will ich mich rüsten."

Nach Hamburg richtete Börne den 18. November 1835 diese Zeilen:

„Lieber Freund! Ich bitte Sie, dem edlen Conditor, der, wie ich erfahren, bekannt gemacht, er nähme von Juden eben so gut als von Christen Bestellungen auf Torten an, meine Verehrung und Bewunderung zu bezeigen. Doch ist es nicht die einzige Ursache weswegen ich Ihnen schreibe, auch will ich kein Rauchfleisch haben, sondern eine andere Gefälligkeit. Vom nächsten Januar an werde ich hier eine französische Zeitschrift in monatlichen Heften herausgeben. Sie ist hauptsächlich bestimmt, die Franzosen mit der Deutschen Literatur und dem Deutschen Leben bekannt zu machen. Eigentliche

Diese Worte wurden so fest, so bestimmt gesprochen, von Benno mit einem so ausdrucksvollen Blick begleitet, daß Lucinde verstummte und ihn nur fragend und groß ansah.

Grützmacher schloß sein Portefeuille und nahm wieder die lächelnde Miene jener aufgeklärten Ueberlegenheit an, die gewissermaßen hier als landesüblicher Regierungsausdruck gelten konnte und geradezu so viel sagte als: Wir dulden euch und die wunderlichen Schwächen eurer Kirche und thun dies, weil ihr ja eben nichts dafür könnt!

Da auch Hedemann, der erst den lebhaftesten Antheil verrathen hatte, jetzt an die dunkeln Fenster getreten war und an die Scheiben trommelte, stand Grützmacher gewissermaßen als Sieger über allen.

Meine Meldung, sagte er denn auch vollkommen befriedigt, meine Meldung ist Ihnen zu rasch gekommen, Herr Pfarrer! Beschlafen Sie's noch! Morgen reden wir weiter davon! Ich wünsche ja selbst, daß die Leute Vernunft annehmen! Ich will noch 'mal ins Wirthshaus hinüber und sagen, was Sie über den Sarg des alten Mannes denken! Vielleicht nehmen die Menschen auf Ihr Wort Raison an, Herr Pfarrer! Also, gute Nacht denn allerseits! ... Gute Nacht, Hedemann! warf er noch hintennach hinein wie zum Zeichen besonderer Vertraulichkeit mit einem ihm gewissermaßen Gleichgestellten.

Renate leuchtete und fragte ihn wahrscheinlich draußen um Näheres über „die Nichte der Frau von Gülpen".

Als sein Säbel- und Sporenschritt verklungen waren, hörte man nur, daß Renate von außen die Fensterladen anlegte. Hedemann schloß sie von innen.

Die drückende Schwüle, die in dem kleinen Zimmer in der Luft wie geistig herrschte, veranlaßte Benno zu dem Ausruf:

Ich stecke mir eine Cigarre an und wache die Nacht draußen auf dem Grabe!

Daß wir so thöricht wären! sagte Bonaventura. Daß wir durch unser Beispiel einen solchen Glauben bestärkten!

Dennoch traten sie alle hinaus in den Hof und dann in den Garten, von wo aus man zum Friedhof gelangen konnte.

Die Spätsommernacht war mild und geheimnißvoll. Ringsum war es still geworden; nur irgendein schlafgestörtes Kind machte ein Nachbarhaus lebendig oder von den Bergen her ächzte der Hemmschuh eines verspäteten Fuhrwerks. Im Bienenhause schlief alles wie in den Gebüschen ringsum; nur die kleine Welt der auf Raub gehenden Insekten huschte vor den Fußtritten der Vorübergehenden scheu am Boden hin.

Auf dem Friedhofe lagen die Gräber mit ihren überdachten weißen und schwarzen, von welk gewordenen Blumen geschmückten Kreuzen und vergoldeten Glorienstrahlen schweigsam und feierlich. Seitab lag der im ersten Aufwurf begriffene neue Hügel, bewacht nur vom flimmernden Sternenheer, dem wir die Todten so nahe gerückt glauben.

Bonaventura, Benno, Hedemann, Lucinde fanden alles, wie sich erwarten ließ, ungestört.

Die Eingangspforte war geschlossen.

Ihre Empfindungen mußten die verschiedenartigsten

sein; nur darin einigten sich alle, daß diese stille Welt um sie her sicher für immer mit dem Leben abgeschlossen hatte.

Unter diesen Schläfern sollte noch einer etwas vergessen oder mitgenommen haben, was zu den Sorgen und Mühen dieser Erde gehörte?

Bonaventura sagte:

Im ersten Augenblick der sich nahenden Todesgewalt mag die Verzweiflung, daß man noch mit dem Leben so tausendfach sich verwickelt weiß, mit äußerster Anstrengung gegen den kalten Engel ringen, der uns dem Dasein entreißen will; hat er aber einmal die gewaltige Rechte um uns geschlungen und fühlen wir, daß wir keinen Widerstand mehr leisten können, so erscheint uns gewiß jeder Besitz und jedes Entbehren gering! Der alte Mevissen erwartete schon seit sechs Wochen mit Bestimmtheit seinen Heimgang!

Die feierliche Stimmung gab Lucinden Zeit, sich in Benno's Worte zu finden, daß sie eine Nichte der Frau von Gülpen wäre. Sie war erfahren genug, bald einzusehen, daß damit nur ein Deckmantel gemeint sein konnte, unter dem sie unter dem Dache eines Geistlichen wohnen durfte. Sie hielt jetzt diese Angelegenheit keiner Frage mehr werth.

Hätten wir die Gräfin Paula bei uns! sagte sie, als sie sich von dem Grabe entfernten und Bonaventura Benno's Vorhaben, die Nacht über wirklich das Grab zu hüten, entschieden ablehnte.

Warum? hieß es.

Dann säße der alte Mevissen vielleicht leibhaftig auf

dem Hügel dort und man könnte ihn fragen, ob er denn wirklich in seinem Stroh soviel Geld versteckt hätte!

Die ekstatischen Zustände der Gräfin Paula waren allen bekannt genug und auch Bonaventura bestätigte die Fähigkeit derselben, über Gräbern Schatten zu sehen, die andere Augen nicht sähen.

Dabei überraschte den Pfarrer keineswegs die Möglichkeit, daß Lucinde nach allem Vorangegangenen so kurzweg den verhängnisvollen Namen aussprechen und, wie wenn nichts mit ihm wäre, ihn ins Gespräch ziehen konnte. Er wußte, wie weit Lucindens Verstellungskunst ging. Er war auch nach Empfang der überraschenden Anzeige aus der Dechanei zu Kocher am Fall in der That von ihr wieder auf alles gerüstet.

Wissen Sie nicht, wie es der Gräfin geht? fragte er Lucinden, als man sich nach einigem Staunen über eine so weit gehende Sehergabe der Gräfin in der Annahme einer Täuschung und der Unmöglichkeit, überhaupt Geister in sichtbarer Gestalt anzunehmen, bald geeinigt hatte.

Stehen denn Sie in keiner Verbindung mit ihr? fragte Lucinde erstaunt und mit schneidender Schärfe.

Wie sollte ich? erwiderte Bonaventura gelassen.

Seit zwei Jahren erfuhr ich nichts mehr von ihr! fuhr er fort. Sie wird auf Westerhof wohnen und sich vorbereiten, die Gattin des Grafen Hugo von Salem-Camphausen zu werden!

Alle schwiegen wie zur Bestätigung.

Lucinde entgegnete:

Also eine Altarkerze im Dome der Heiligen, eine Rose von Jericho will dem Glauben ihrer Väter ver-

loren gehen! Wie? Der kalte Luftzug des Verstandes, der Frost des Zweifels soll sie tödten! Ich hörte, daß man alles aufbietet, diese Verbindung mit einem Lutheraner unmöglich zu machen!

Bonaventura verharrte im Schweigen und blickte fragend auf Hedemann, der soeben von jener östlichen gemeinsamen Heimat herübergekommen war.

Auch Benno verstand diesen Blick und antwortete statt des achselzuckenden Hedemann:

Aus dem bringt niemand etwas heraus! Die Mühle, die er sich in Witobern gekauft hat, muß ihn taub gemacht haben für alles, was uns sonst von dort hätte interessiren müssen! Er war nicht auf Schloß Neuhof, womit er jetzt vielleicht dem Fräulein gedient haben würde, er war vielleicht nicht einmal in Westerhof, nicht im Kloster Himmelpfort, nicht im Stift Heiligenkreuz — nirgends! Er verschlossen ist er wie die Offenbarung Johannis, in der er sich, glaub' ich, in Amerika ganz verlesen hat!

Hedemann legte die auf da einen herabgefallenen welken Kranz auf eines der Kreuze, lächelte und sagte mit gelassener Ruhe:

Wir hätten nicht Westerhof besuchen sollen nach den Erfahrungen und Angaben des Obersten!

Je schlecht dieser Antwort schien und je genügender sie die beiden Asselyns aufklärte, desto unsicherer und dunkler tastete Lucindens aufgeregte Combination. Wer war der Oberst? Welche Erfahrungen desselben hatten Hedemann, der nun wieder plötzlich ein Müller wurde, von dem Schlosse Westerhof entfernt halten können?

Sie kennen Schloß Neuhof, Fräulein, fragte Benne, und wissen von dem Interesse, das das ganze Land an den Vorgängen in der Camphausen'schen Familie nimmt?

Lucinde kannte auf Schloß Neuhof jeden Winkel im Schlosse, im Park jeden Baum, auf dem Plateau, das zum Tüsternbrook führte, die Stelle, wo Klingsohr einst zwei Blütenzweige in die Erde senkte, die freilich der nächste Sturm schon verweht hatte, sie war auch eines Tages zum Fronleichnamsfest in Witoborn gewesen und hatte dort eine Mühle gesehen, die die reißende Witobach mit einer Gewalt trieb, daß man allerdings an ihr taub werden konnte; aber von den Dingen, die um sie her lebten, hatte sie nichts als das durchschaut, was mit dem Cultus ihrer eigenen Person zusammenhing.

Was ich von den Verhältnissen Paula's weiß, sagte sie, kenne ich nur aus den Tagen her, wo sie meiner Pflege anvertraut war. Die Zeit, wo ich auf Schloß Neuhof war und die Wißbegierde der Gensdarmen durch meinen Paß nicht befriedigen konnte, war kurz und gehört meiner frühesten Kindheit an!

Ein Eingehen auf den Tod des Deichgrafen und die dunkle Gestalt des Krensyndikus schien in diesem Kreise vermieden zu werden. Man verblieb bei den nachbarlichen Beziehungen.

Benne schilderte als nicht gering die Gefahr, die sich der engern Heimat aus dem Uebergange der reichen Besitzthümer der Linie Dorste-Camphausen in die Linie Salem-Camphausen ergeben würde.

Der Kirchenfürſt unſerer Provinz ſelbſt, ſagte er, nimmt den lebhafteſten Antheil an einer Entſcheidung, für welche ſogar mein gewiegter Principal, der Procurator Dominicus Rück, keine andere Hülfe hat als die des Aufſchubs. Die Gräfin iſt neunzehn Jahre. Sie hat noch zwei Jahre Zeit, ſich zu erklären, ob ſie vielleicht den geiſtlichen Stand wählt oder mit Entſagung ihrer großen Beſitzthümer irgendeine andere Wahl trifft. Auf alle Fälle gehen mit dem Ausſterben der männlichen Erben die Güter dieſer ältern Linie an jene jüngere über, die in den Zeiten der Wiedertäufer den alten Glauben abſchwur, dann nach Ungarn auswanderte und ſeither nicht wie die andere Linie, die ihrem Beiſpiele gefolgt geweſen war, wieder zur Kirche zurückgekehrt iſt.

Benaventura, der alle dieſe Erinnerungen und Beziehungen ſeit einigen Jahren nicht mehr genährt und gepflegt hatte, durfte Benne nach Paula's jetziger Leitung und Führung fragen.

Dieſer fuhr fort:

Der Kronſyndikus von Wittekind, den Sie nach ſeinem ſchlimmen Rufe kennen werden, Fräulein, hat die Vormundſchaft vor zwei Jahren nur formell antreten können; ſie war einmal vom Grafen Joſeph, dem letzten der Torſte-Camphauſen, ſo, ehrenhalber, für ſeinen Schwager beſtimmt und konnte, ohne dieſen vor aller Welt zu compromittiren, nicht zurückgenommen werden. Alt und ſchwach an Geiſt und Körper, hat er ſie jedoch factiſch ſeinem Sohne überlaſſen müſſen, dem Präſidenten — deinem Stiefvater! Ein ſo loyaler Unterthan wie dieſer bietet natürlich alles auf, ſowol etwaige Ideen vom Kloſter zu

unterdrücken, wie den der ganzen Arzweiflung an dem Rechtsbestande dieser Familienanordnungen gewidmeten Scharfsinn meines Principals zu Schanden zu machen. Einstweilen wohnt Paula auf ihrem Sitze Westerhof und wird von dem Onkel und der Tante Armgart's so gehegt und gepflegt und geliebt, wie man bei uns zu lieben pflegt, Fräulein! Alles nur durch ein unendlich seelenvolles Schweigen und das gemüthvollste Bloserrathenlassen! Wenn die Leute bei uns achtzig Jahre alt geworden sind und bald in die Grube gesenkt werden, rufen sie sich noch erst vom Todtenbett aus die vergessene Liebeserklärung nach. Gelebt haben sie nach der Liebe, gesprochen davon nie. Nicht wahr, Hedemann? Als Sie noch für meinen seligen Vater Borkenhagen bewirthschafteten, ich glaube nicht, daß er Ihnen je ein: Ich danke! gesagt hat.

Er hatte nicht Ursache dazu! erwiderte Hedemann. Unsere Abschlüsse waren schlecht genug!

Ein kühler Lufthauch fuhr durch die Bäume, die den Friedhof begrenzten, und mahnte, dem Rufe des Wächters zu folgen, der die zehnte Stunde rief.

Bonaventura stellte der so in alte und neue Verhältnisse mit der größten Spannung einblickenden Lucinde zur morgenden zeitigen Abfahrt das bereits im „Stern" bestellte Gefährt nochmals in Aussicht und bat sie den Onkel zu grüßen; in einigen Tagen würden Geschäfte auch ihn vielleicht nach Kocher hinaufführen.

Benno begleitete Lucinden bis zum Stern. Er versprach, sich mit Hedemann derselben Fahrgelegenheit zu bedienen und in der Frühe sich bei ihr einzufinden.

Dann kehrte er ins Pfarrhaus zurück, wo er übernachtete.

Während Lucinde auf ihrem Zimmer allein war und wieder die Pfauenfeder am Spiegel sah und die kleinen Heiligenbilder, die über dem Bette hingen, in das sie, wie sie war, sich legte; während sie fast übermüthig die Wonne genoß, wieder in der Nähe von Menschen zu sein, auf welche der Stempel des Ungewöhnlichen gedrückt war; während in ihr die einzige Aufgabe, der zu Liebe sie noch überhaupt leben mochte, mit tausend Stimmen rief: Bonaventura, sammle dich in deiner Kraft! Werde mehr als nur der Pflegling dieser alten Renate! Gedenke eines Zieles, das dir höher hinaus liegen sollte als der Kirchthurm dieses armseligen Dorfes! Wie sind' ich dich wieder! Im Beginn der Grämlichkeiten alle, an denen ihr armen Entsagenden allmählich zu Grunde geht! Noch wallst du auf wie Petrus, der dem Malchus ein Ohr abhieb! Wie lange wird diese Tapferkeit dauern! Frau Renate wird dich vor jeder Abendluft schützen! Ihre Mädchen werden so viel braten und kochen und backen, bis du ihre köstlichen Speisen nicht mehr verdauen kannst! Welche Thorheit, hier nur unter den Bauern, Fuhrleuten, Steinklopfern ein Heiliger zu sein, hier nur vor einem Gensdarmen den Bonifacius und Ambrosius zu spielen! ... Und während sie sich dann vorkam, als müßte sie einem neuen Gregor dem Siebenten seine Gräfin Mathilde von Toscana werden, seine Feuerseele, sein Cherubswächter mit dem flammenden Schwerte ... währenddem rief Benno, vom Stern zurückkehrend, Hedemann und seinem Vetter, die zum Abschiednehmen vor dem

Schlafengehen noch auf ihn gewartet hatten, die kurze Charakteristik entgegen:

Ja, das ist ja wahrhaftig der lebendige Satan! Die wird in der Dechanei und in Kocher am Fall eine schöne Revolution anstiften!

Frau Renate schlief schon, sonst hätte sie für das Wegputzen der Fliegenflecke und das Bedienenwollen in der Küche sicher eine Revanche genommen, die kräftiglich mit eingestimmt hätte.

Und doch, sagte Bonaventura, indem er Hedemann ein Licht reichte, das beim aufgegangenen Mondschein kaum noch nöthig war, um ihnen beiden in den obern Stock den Weg zum Fremdenstübchen zu leuchten; doch glaub' ich, daß sie für den, den sie liebt, ins Feuer geht!

Kein Wunder! rief Benno. Ihr Element ist die Hölle!

Armer Vetter! setzte er leiser hinzu. Welchen Versuchungen seid ihr Pfaffen doch ausgesetzt! Das seh' ich ja schon — hier kommt ein alter Roman zu Tage!

Bonaventura gab nur zur Antwort:

Ich bin begierig, wie sie mit dem Onkel fertig wird!

Mit dem gewiß! erwiderte Benno. Ich glaube, dem gefällt sie! Aber Tante Gülpen! Die gewöhnliche Probezeit besteht sie nicht vierundzwanzig Stunden!

Alle drei Männer mußten lachen ...

Man trennte sich in behaglicher Uebereinstimmung.

Benno und Hedemann sollten zusammenschlafen oben in dem Fremdenstübchen, dessen saubere Betten schon aufgedeckt waren ...

Während sie hinaufstiegen, sagte Benno, aber so, daß

Politik bleibt ausgeschlossen. Aber Dummheiten anderer Art sollen darin mit dem Geiste und dem Feuer eines Meidinger besprochen werden, z. B. die Judenverfolgungen, wie sie neulich in Hamburg vorfielen, u. s. w."

„Ich lasse die Monatsschrift auf meine eigenen Kosten drucken, mit Buchhändlern werde ich in keine Verbindung treten. Meine Freunde in verschiedenen Gegenden werden mir, wie ich hoffe, zu Sammlung von Abonnenten behülflich sein. Darf ich auf Sie auch rechnen? In diesem Falle ersuche ich Sie, in dem Kreise Ihrer Bekannten eine Subscriptionsliste, welche anliegende Notiz abschriftlich an ihrer Spitze trägt, circuliren zu lassen. Wenn sie eine gewisse Zahl beisammen haben, bitte ich Sie die Abonnementsgelder zu sammeln und mir hierher anzuweisen. Die erscheinenden Hefte werden Ihnen oder einer andern von Ihnen bestimmten Person zugeschickt, und von dieser unter die Abonnenten vertheilt. Ich wünschte von dem Erfolg Ihrer Bemühungen sobald als möglich unterrichtet zu sein, damit ich bestimmen kann, wie stark die Auflage gemacht werden muß. — Ferner bitte ich Sie, sich doch im Stillen umzuhören, ob sich nicht in Hamburg eine Person finde, die mir zum Correspondenten dienen könne, jemand, der mit Geist und Witz das dortige Leben zu schildern versteht. Im Vertrauen, halten Sie *** dazu fähig? Sie wissen, die Pariser wollen amüsirt sein. Es liegt Ihnen nichts an der Sache, sondern an der Art, wie es dargestellt wird. Es liegt ihnen z. B. wenig daran, ob die Hamburger Juden Prügel bekommen, denn sie haben mit den Prügeln zu thun, die sie selbst bekommen, es kömmt ihnen nur darauf an, wie die Sache erzählt wird. Gibt es nun solche Leute in Hamburg, die Banko Witz haben und die mir

Bonaventura, der ihr Verschwinden abwartete, es theilweise unten noch hören konnte:

Nun glaub' ich an die sieben Schwerter, die Irmgart beim bloßen Begegnen an der Kapelle oben sogleich aus ihr herausgehend gefühlt haben wollte, ganz wie Paula gesagt haben soll, als die Arme auf dem Streckbett liegen und den fürchterlichen vollen Feuerstrahl fühlen mußte, der von der Person über sie ausging! Und das alles muß man nun ruhig hinnehmen, blos weil sie, hör' ich, eine Convertitin ist, ein goldenes Kreuz auf der Brust trägt und wahrscheinlich zu irgendeiner Erzschwesterschaft gehört! Wozu sich unsere Kirche nicht alles hergeben muß! Wenn sie nicht in der Lage wäre, schlaffe Gemüthlichkeit, die alles geduldig hinnimmt und geschehen läßt, aufrühren zu müssen durch solche Weckhähne ... Hedemann, daß wir morgen früh nur die Zeit nicht verschlafen!

Hedemann nahm, da sie inzwischen oben angekommen waren, die Uniform, die Benno ausgezogen hatte, legte Brieftasche und Geld heraus und versicherte dem sich Entkleidenden, mit dem Aufwachen zur rechten Zeit wäre keine Gefahr; ihm rauschten die Räder seiner neuen Mühle und die Sorgen, die er sich aufbürdete, genug im Kopfe ...

Und dabei verwechseln Sie wirklich schon unsere Stiefel und stellen zwei Paare zusammen, wie wenn jeder von uns immer halb mit den Beinen des andern liefe!

Hedemann, der in der Nebenkammer schlief, hatte die Stiefel und Kleider vor die Thür gestellt, damit die Magd in der Frühe alles fand und reinigte.

Benno, ſchon auf den Strümpfen, ſtellte die Paare in Ordnung, nahm noch einen von Hedemann vergeſſenen Brief aus der Taſche ſeiner Uniform, ſchloß die Thür, legte den Brief auf den Nachttiſch neben ſich zu Uhr, Geld und Portefeuille und ſagte mit herzlichem Tone:

Freilich, ſo iſt's ja auch immer geweſen! Was wär' ich ohne Ihre Arme und Beine, Hedemann! Ich glaube, ich hätte alle ſchon gebrochen und auf mein kühles Grab ſetzten Sie ein Denkmal, das ich mir in Geſtalt eines Fragezeichens ausbitte, Hedemann, wenn Sie mich überleben ſollten, hören Sie? Der Friedhof hat mich ganz melancholiſch gemacht!

Warum ein Fragezeichen?, fragte Hedemann, löſchte das Licht und wollte die Thür anlehnen.

Laſſen Sie doch auf, Hedemann! Es iſt ſo dumpf und ſtickig in der kleinen Stube! Warum ein Fragezeichen? Bin ich nicht ein verkörpertes Fragezeichen? Was ſagt das Kirchenbuch von Borkenhagen über mich? Haben Sie denn nachgeſchlagen, wie ich Sie gebeten?

Ich ſagte gleich, daß da nichts zu finden iſt! Sie waren ſchon faſt ein Jahr alt, als Sie Ihr Vater aus Spanien mitbrachte!

Aus Sevilla! Aus Sevilla! Wo die letzten Häuſer ſtehen ... ſang Benno mit elegiſchem Humor.

Dann fuhr er fort:

Ich wundere mich nur, wie ein Zigeunerkind ſich ſo acclimatiſiren konnte! Sprach ich heute nicht von Buchweizen, Haarrauch und dem Landesvater, wie wenn ich wirklich ein Aſſelyn wäre, kein Pſeudo-Aſſelyn, kein

unberufener Eindringling in die Wallhecken und Moore und Kampe eurer Ahnen!

Sie sind der rechtmäßige Sohn des weiland Erb und Gerichtsherrn zu Borkenhagen!

Und sein Erbe! Hedemann, daß ich doch nur den kleinen Tümpel geerbt hätte, der um unsere Hundehütte ging, Burg genannt, jene majestätische See, wo Sie mir die kleinen bewimpelten Schiffchen schnitzten, die ich durch die grünen Wasserlinsen fahren ließ!

Ich ahnte damals meine Reise nach Amerika!

Und den Finkenfang, Hedemann, im Schlehdornbusch, wo Sie die prächtigen Schlagnetze legten! Ach, ich habe als Student später nie mehr aus einem Weichselrohr rauchen können, ohne nicht daran zu reiben und zu reiben und aus dem köstlichen Geruch des Rohrs mir unsern Finkenfang wieder zu vergegenwärtigen!

Graf Münnich hat ihn niederhauen lassen ...

Und hätten uns die Gläubiger nur den einen großen Ebereschenbaum gelassen, auf der Wolfshöhe! Wenn wir sonst dahin wallfahrteten, war's mir immer nur um die rothen Beeren zu thun und die Bank darunter war mir nur eine bloße Hülfe, um die schönsten Büschel herunterzukriegen und an die Mütze zu stecken! Später, als Student, kam ich einmal wieder in die Gegend und wollte Freunde und sogenannte Verwandte begrüßen. Da merkt' ich fast, daß die Wolfshöhe mir nur eigentlich deshalb gefallen haben mußte, weil der künftige Herr von Asselyn Borkenhagen sein ganzes kleines Königreich dort am schönsten hätte übersehen können. Die herrliche Aussicht! In weiter Ferne die Wälder! Aus ihnen herausblickend

Schloß Neuhof, golden wie die Landeskrone, Kloſter Himmelpfort, Witoborn mit ſeinem ewigen Armenſünder-geläut ... Werden Sie das denn aushalten, Hedemann?

Meine Mühle überrauſcht es ...

Und rechts hinüber Weſterhof mit Paula und Armgart, die damals Kinder waren und mich Vetter nannten, den armen, abgeblitzten Herrn von Borkenhagen ... Es war gerade Kirchweih im Ort ... Eine Spielbande zog von den Bergen herunter; ein buckeliger Geiger voran ...

Stammer! Der lebt noch!

Bänder und Fahnen flatterten ... alles war luſtig ... im Wittekind'ſchen hatt' es ein großes Erntebier gegeben ... es war damals kaum ein paar Wochen über die grauenvolle Geſchichte mit dem erſchlagenen Theilungscommiſſar hinaus ...

Der Alte vom Berge, der Kronſyndikus, läßt noch jetzt draufgehen, hör' ich ... früher war er geizig genug ...

Gerade des Weges ritt der Landrath! Ich fragt' ihn nach dem Vorfall. Der wies mich ſchön zurecht! Wie ich den Herrn auf dem hellen Schloß da oben zu nennen wagen könnte ...

Das wollt' ich meinen, der „ſchöne Enckefuß"! ...

Nun aber ging ich in den vielgrünen Wald, an meinen Vogelherd — damals, Hedemann, ſtanden noch all die lieben hellen Buchen — am Ende der Wildſchonung lag der kleine Hof Ihrer Aeltern ... Sie erzählten mir ja noch nichts von denen ... Sie leben doch noch? ...

Hedemann antwortete nicht.

Benno sprach vor sich hin:

Er schläft wol schon!

Nach einer Weile des Schweigens hörte Benno seinen Nachbar laut aufseufzen ...

Was seufzen Sie denn, Hedemann? fragte Benno, den inzwischen selbst der Schlaf überkam.

Als Hedemann nicht antwortete, sagte er gähnend:

Sie waren — damals in England —

Amerika! verbesserte Hedemann.

Amerika! antwortete Benno und legte sich, um nun wirklich fest einzuschlafen.

Doch sprach er noch vor sich hin, aber in einzelnen, unterbrochenen Worten:

Sie sind im Stande — und heirathen ... als Müller Hedemann ... die weiße Gipsitalienerin ... natürliche Ideenassociation ... Müllerin Bianchi ... Hedemann ... nicht wahr? ...

Ja, gute Nacht! erwiderte Hedemann, der ihn nicht mehr verstanden ...

Benno's Empfindungen mußten noch eine lange Zeit gegen den Schlummer kämpfen. Seine Phantasie verweilte auf den lachenden Bildern seiner Jugend, auf dem grünen Wolfshügel, unter dem Ebereschenbaum und bei dem Rundblick in der Ebene von Witoborn. Sie hielt dann Stand bei Paula und bei Armgart. Armgart von Hülleshoven hatte er damals vor sieben Jahren zum ersten mal gesehen. Sie war die Tochter des kürzlich aus England als pensionirter englischer Oberst zurückgekehrten Herrn Ulrich von Hülleshoven. Ihre Mutter war jene Monika von Ubbelohde, die die erste gewesen, die einst dem Kammerherrn Jérôme

von Wittekind-Neuhof einen Korb gegeben. Die hatte keines Hundes, des Calfacters Türck, bedurft, der ihr erſt ein ſeidenes Kleid verderben mußte, wie Portiuncula von Tüngel-Appelhülſen, um von den Wünſchen der Familie ſich zu befreien. Aber da man es ihr, einer armen und völlig güterloſen Adeligen, mit den Anträgen und Vorſchlägen und Zwangsmaßregeln zu bunt und zu gefährlich gemacht hatte, nahm ſie gleichſam „aus Deſperation", wie damals die Leute ſagten, die die Rache des Kronſyndikus und ſeinen Einfluß auf zehn Meilen in der Runde und, wenn er wollte, noch etwas weiter hinaus, kannten, den jungen Offizier Ulrich von Hülleshoven, der gerade in der Stadt, wo Bonaventura's Aeltern lebten, in Garniſon ſtand und ihr den Hof machte, wie ihre Schönheit und ihr Geiſt verdienten. Dieſe Natur[illegible]erkannten ſich aber erſt nach geſchloſſener Ehe. Sie ſ[illegible]gen ſich unheilvoll ab und als Monika eines Kindes, jener Armgart, geneſen und Ulrich gerade verſetzt worden war, erklärte die Gattin, ihm nicht folgen zu wollen. Sie ſelbſt hatte eine Schweſter, ihr Gatte einen Bruder. Jene hieß Benigna, dieſer Levinus. Auch dieſe gaben ein Paar, eines vielleicht mit klügerm Inſtincte. Sie liebten ſich ſchon lange, ſchon zehn Jahre vor dem Zeitpunkt, wo ſie Schwäger wurden durch die Verheirathung Monika's mit Ulrich, heiratheten ſich aber nicht. Levinus, ohne Vermögen, verwaltete die großen Güter des Grafen Joſeph, des letzten der Dorſte-Camphauſen, während Benigna, die Schweſter Monika's, die intimſte Freundin der verſtorbenen Gräfin und Mutter Paula's, der Schweſter des Kronſyndikus, und die zehn-

jährige Verlobte des Onkel Levinus in dem Stift Heiligenkreuz, dicht bei Westerhof und Witoborn, lebte. Beide Schwäger, empört über das Benehmen des jungen Ehepaars, rissen wie nach einem Spruch des Femgerichts der rothen Erde das Kind desselben, ihre Nichte, an sich und straften mit der Vorenthaltung desselben den „unwürdigen" Vater wie die „unwürdige" Mutter. Sie versteckten die kleine Armgart in Wälder und Schluchten, in Keller und auf Heuböden und vorenthielten sie den beiden Ehegatten, denen sie es nur zurückzugeben erklärten, wenn sie beide kämen Arm in Arm, in Liebe und Treue und Einigkeit, frei von der Schmach einer ganzen Familie, frei von der Verletzung der Sitte des ehrbarsten Landes und tugendhaftesten Volksstammes. Diese standesmäßige, gleichsam altsächsische Bedingung erfüllten die Ehegatten nicht. Beseelt von gleichem Trotze, suchten sie einer dem andern Armgart abzugewinnen, offen zu erobern, geheim zu stehlen sogar ... vergebens, Onkel Levinus und Tante Benigna hatten das ganze Furioso, den ganzen Sturm, der über diese sonst so stillen, ruhigen, maßvollen Menschen kommen kann, wenn eine Ueberzeugung sie ergreift. Ihre Maßregeln waren so sicher, daß sie in der Jagd auf Armgart Sieger blieben und der Mutter, die nicht zu ihrem Manne wollte, dem Vater, der sich der Gattin verschloß, ein Kind vorenthielten, mit dem sie „nicht in die weite Welt gehen sollten". Levinus und Benigna gedachten sich jetzt noch weniger zu verheirathen. In der Liebe zu dem Geschwisterkinde, das sie erzogen, waren sie bereits wie ehelich verbunden. Ulrich und Monika gingen verdüstert und verbittert ohne das ihnen vorenthaltene Kind wirklich in die weite Welt. Zwölf

Jahre war Ulrich von Hülleshoven theils in England, theils in Britisch-Canada Soldat gewesen, ihm zur Seite Remigius Hedemann, einst in dem Regiment, in dem Ulrich exerciren gelernt, sein Unteroffizier, dann ein tüchtiger Landwirth, der einen Versuch machte, die letzten Besitzthümer der verarmten Familie derer von Asselyn, die sich vor mehr als hundert Jahren aus dem Friesischen ins Land geheirathet, zu heben und dem dritten von drei Brüdern (die ältern waren Franz von Asselyn, der Dechant, Friedrich von Asselyn, der Vater Bonaventura's), Max von Asselyn, Benno's Adoptivvater, in der Bewirthschaftung derselben beizustehen. Letzter Versuch war nicht geglückt. Max von Asselyn starb bald nach dem unglücklichen Ende, das Friedrich von Asselyn auf einer Schweizerreise in den Alpen fand. Hedemann, geschätzt in allen diesen so eng verbündeten Familien, folgte seinem militärischen Zögling, Ulrich von Hülleshoven, der als Premierlieutenant seinen Abschied nahm, trug zwar nicht selbst die englische Uniform in Quebec und am Lorenzostrom, war aber dem bis zum Obersten Emporsteigenden immer zur Seite und kehrte, mehr als sein Freund, denn als sein Diener, mit ihm nach Europa zurück. Zu Kocher am Fall, in der Nähe des gutmüthigen, alle schroffen Gegensätze dieser Familie mit unendlicher Güte und Milde ausgleichenden Dechanten zu St.-Zeno, einem alten, reich dotirten Stifte, einem der wenigen, die in ihrem alten Glanze durch die neuen Zeitläufe deshalb unberührt geblieben waren, weil der Kaiser von Oesterreich einen Theil der Patronatsrechte besaß, siedelte sich der Oberst Ulrich von Hülleshoven zunächst

an und man verſuchte nun von dort aus, ſoweit es der ſchroffe, düſtere und der Ausſöhnung wenig geneigte Sinn deſſelben geſtattete, die ſo gewaltſam zerriſſenen Familienbande wieder anzuknüpfen. Hedemann war nach Weſterhof und dem Inſtitut der Engliſchen Fräulein entſendet geweſen, um den Onkel Levinus und die Tante Benigna zur Ausſöhnung, Armgart aber zu einem Beſuch des Vaters, den ſie nie geſehen und der ſeinerſeits aufgeſucht ſein wollte, zu bewegen. Statt der Ausſöhnung und ſtatt Armgart's brachte Hedemann, der mit Benno von Aſſelyn, dem von ihm faſt erzogenen Adoptivſohn des verſtorbenen Max von Aſſelyn, in der Reſidenz des Kirchenfürſten zuſammengetroffen und von dieſem nach Rocher am Fall auf dem Dampfboot und zu Fuß begleitet worden war, einen Brief der Lehrerin Angelika Müller an den Dechanten. Was er enthielt, wußten Hedemann und Benno nicht, der ihn für die Dechanei an ſich nahm. Als jener dem jungen Kinde geſagt hatte, der Vater nähme Anſtand, ſie in Lindenwerth ſelbſt zu beſuchen, ſo ſehnſüchtig er nach ihr verlangte, er wünſche und hoffe aber, daß ſie, wenn nicht ihn, doch den Onkel Dechanten, wie Franz von Aſſelyn in allen dieſen Familien hieß, beſuche; da hatte Armgart nichts erwidert als daß ſie zwar von namenloſeſter Sehnſucht zu ihrem nie geſehenen Vater erfüllt wäre, jedoch erſt mit dem Pfarrer zu Druſenheim in dem der Inſel Lindenwerth gegenüberliegenden Enneper Thale, dann mit den beiden Engliſchen Fräulein, dann mit Angelika Müller, dann vor allem mit ihren wahren Aeltern, Tante Benigna und Onkel Levinus, über einen ſo wichtigen Schritt Rückſprache nehmen müßte. Mit

ſchwärmeriſch andachtsvollem Emporblick hatte Armgart hinzugefügt: Auch meine arme Mutter hat Rechte auf meine Liebe und ich glaube nicht, daß meine Bitte für ſie zur ſeligſten Jungfrau unerhört an der Gnadenreichen vorübergeht! ... Ihre Mutter, Monika von Hülleshoven, lebte zu Wien noch vor kurzem in einem Kloſter, in das ſie ſich, aus Unmuth, ermüdet vom Kampf mit ihrer Familie, entſagend ſelbſt auf das eigene, aus Strafe ihr geraubte Kind, vor zwölf Jahren zu einer Freundin geflüchtet hatte ... Armgart begleitete bis an die Maximinuskapelle mit dem ganzen Inſtitute den guten Hedemann (der Wunderdinge von den Wilden und den Wäldern und Waſſerfällen Canadas, auch bei der Hinreiſe nicht oft genug eine große Rettungsthat des Vaters, die einem jungen, im Inſtitut durch Verwandte bekannt genug gewordenen Kaufmann aus der nahe gelegenen handelsreichen Reſidenz des Kirchenfürſten gegolten, wiederholen konnte — auf der Rückreiſe war er ſchweigſamer geworden —); dort aber war ſie freilich von ihrer löblichen Abſicht, ganz und allein nur den Fragen nach Vater und Mutter zu leben, abgekommen; denn am Ufer und ſchon am vielbeſungenen Hüneneck ſah ſie Benno und den noch dazu zum erſten mal in Uniform! Benno war erſt als Student dem Kinde bekannt geworden. Sieben Jahre ſpäter wurde er von Weſterhof aus gebeten, ſich um die nach Lindenwerth zu den Engliſchen Fräulein gegebene Armgart in ſorgſamer Obhut zu bekümmern; er wohnte dafür nahe genug in der Stadt, wo er bei Dominicus Rück, dem großen Rechtsgelehrten, arbeitete. Seit ſechs Monaten ſah er ſie faſt jeden Sonntag;

interessante Berichte für mein Journal liefern können? Ich würde sie gut bezahlen. Es brauchte kein Schriftsteller von Profession zu sein. Ein gebildeter Mann, ein geistreiches Frauenzimmer aus den gebildeten Ständen, sind oft viel geeigneter zu solchen Arbeiten."

„Dies ist es, lieber Freund, was ich von Ihrer Gefälligkeit erwarte, übrigens bin ich zu jedem Gegendienste alle Zeit bereit. Wenn Sie z. B. einmal Lust haben, in der Alsterhalle *) Kuchen zu essen, will ich Ihnen meinen Taufschein dazu leihen."

Ferner an Lewald in Stuttgart:

„Auteuil bei Paris den 25. April 1836.

— — — Die Brodhagsche Buchhandlung hat mir Lenaus Faust geschickt. Ich ersuche Sie, derselben für mich zu danken, aber zugleich den Herren zu bemerken, sie möchten mir doch künftig keine Bücher durch die Post schicken. Ich habe 4½ Fr. Porto für den Faust zahlen müssen, wahrscheinlich beträgt der Ladenpreis des Werkes nicht mehr. Solche Zusendungen pflegt man nur durch Fuhre zu machen. Auch durch die Buchhändler — — kann ich nichts annehmen, die prellen ganz infam. Für ein kleines Packet Bücher, die mir Brodhag geschickt, ließ mich der Spitzbube *** 9 Francs Porto bezahlen. Ich möchte wissen, ob der Artikel Börne und der Patriotismus von Menzel nur mir so abgeschmackt vorkömmt, weil er gegen mich gerichtet ist, oder ob er wirklich dumm? Sagen Sie mir doch Ihre Meinung darüber. Der Teufel ist ja in die ehemaligen liberalen Schriftsteller gefahren, und zwar ein recht langweiliger. Wenn ich aufhöre mir selbst zu gefallen, und davon bin ich gar nicht weit mehr entfernt, ge-

*) Anspielung auf die Verweisung der Juden aus der Hamburger Alsterhalle.

heute aber zum ersten mal im bunten Rock, der alle Mitpensionärinnen an ihre Brüder und Vettern erinnerte. Da gab es Vergleiche, Erkundigungen, Erinnerungen für diese glückliche junge Welt und so viel wurde nach dem 40., 36., 22. Linieninfanterieregiment, nach den Jägern, Husaren, Premier-, Secondelieutenants und Fähnrichen und der Dauer der diesmaligen Uebungen und den in einfachen Gemeinenuniformen steckenden Assessoren, Referendaren, Doctoren und Kaufleuten gefragt, daß das eine der beiden Englischen Fräulein, die das Institut dirigirten, den Verlust der Sammlung zur Andacht in der Kapelle befürchtete und dann nur noch Armgart gestattete, über ihre Familienangelegenheiten, dans ses affaires, wie sie sagte — sie war eine Strasburgerin —, mit dem so ehrbaren oder doch seinen Humor unter Ernst versteckenden Freiwilligen sich zu necken und auszuscherzen. Diese Freiheit war dann auch vollständig von Armgart benutzt worden bis zum Abschiede, den Lucinde gestört hatte. Benno brauchte sich nicht zu stolz zu dünken auf Armgart's Vertraulichkeit. Sie liebte im Grunde nur ein Wesen, ihre für sie ganz seraphische, immer nur wie in Marienkränzen, die durch weiße und rothe Wolken gingen, eingerahmte Paula. Benno sah das aufs neue an der augenblicklichen Erkennung eines Wesens, von dem ihr Paula nur erzählt hatte! Von ihrer eigenen Anwesenheit auf Schloß Neuhof wußte sie nichts mehr — Hühner und Tauben und Schwäne und türkische Enten konnten in Armgart's Seele nicht haften bleiben, das mochte geringere Naturen fesseln. Armgart hatte im Stift Heiligenkreuz eine fast klösterliche Erziehung genos-

ſen. Frühzeitig hatte dieſe auch ſie zur Traumwandlerin gemacht; nicht ſo, wie man bei Gräfin Paula in Wirklichkeit gefürchtet, daß ſie's bis zum Wandeln im Schlafe bringen könnte — ſeitdem ſie das Streckbett verlaſſen, waren der Hochſchlaf und die Sehergabe entſchwunden — nein, nur figürlich; Armgart ſah auf jeder Wolke einen Heiligen ruhen, ſah in jeder Blume einen Elfen ſchlummern, ſprach mit dem Monde, mit der Welle, mit dem Steine, womit nicht alles, ohne doch darum dem Lachen und Necken abgeſchworen zu haben! Es war ein Duft um Armgart her, ſoviel Unwiderſtehlichkeit, daß Benno ſie auch bis zum Erobernmüſſen geliebt und angebetet haben würde, wenn ihn nicht zwei Mächte zurückgehalten hätten. Einmal die Freundſchaft für den jungen reichen Kaufmann Thiebold de Jonge, dem in Canada Armgart's Vater und Hedemann das Leben gerettet hatten und der, jetzt in ſeine Vaterſtadt, die Reſidenz des Kirchenfürſten, zurückgekehrt, zu Armgart von einer wahrhaft leidenſchaftlichen Liebe verzehrt wurde. Dann aber zweitens die tiefſte Verſtimmung über ſein eigenes Lebensſchickſal ſelbſt, die dunkeln Anfänge ſeines Daſeins, mancherlei Erfahrungen von früheſter Jugend her, das bittere Gefühl, immer nur durch Andere und Fremde erhalten worden zu ſein und eine darauf ſich gründende Welt- und Lebensauffaſſung, die eine völlig negative und alles, was beſtand, in Nichts auflöſende war. Auch die Religion war ihm Menſchenwerk. Wenn Benno gegen Grützmachern opponirt zu haben ſchien und von den Vorkommniſſen innerhalb ſeiner Kirche mit warmer Theilnahme ſprach, ſo war es nur aus politiſchen Gründen und um der Ab-

neigung gegen das ganze damals herrschende Regierungssystem willen.

Während Benno schon von der lieblichen Armgart träumte, noch ehe er entschlief, glaubte Hedemann nach ihm rufen zu hören.

Er richtete sich auf und sagte:

Hedemann! Wünschen Sie noch etwas?

Hedemann murmelte nur ...

Wieder drückte Benno seinen militärisch kurzgeschorenen, „ihm selbst wie nicht angehörenden" Kopf in die Kissen. Waren aber auch seine Augen bald geschlossen, so gaukelte doch Armgart vor ihnen, wie wenn sie wachten. Armgart hatte die Elasticität des Rehes und schelmisch standen ihr vorzugsweise drei Dinge. Am Kinn ein Grübchen; zwei wunderlich ein wenig hervorstehende Zähne, die man nur dann nicht sah, wenn der Mund ganz fest geschlossen war, die aber sonst immer ein klein wenig mit ihrem blendenden Email hervorblitzten; drittens die weder römische noch griechische, sondern weit eher stumpfe, aber höchst schelmisch geschwungene Nase. Ihre Augenbrauen waren so dunkel wie das Haar, auch die Augensterne dunkelbraun mit schwarzen Punkten ... Und nun tönten immerfort die dummen Worte, wie: „Hören Sie doch, Benno!" oder „Was meinen Sie, Asselyn?" oder „Sie Vaterlandsvertheidiger, was glauben Sie, gibt es Krieg?" oder „Warum wollen Sie denn nicht General werden?" oder „Was? In unserer Armee gibt es keinen einzigen katholischen Obersten?" oder „Wie sieht mein Vater aus?" oder „Ich stecke ihm einen Cigarrenbecher, aber sagen Sie ihm nichts, Benno!" geradezu wie Musik in sein Ohr, bis er jetzt

wirklich eingeschlafen wäre, wenn er nicht den wunderlichen Hedemann nun allerdings noch ganz laut hätte reden hören.

Hedemann hielt sein Nachtgebet. Doch wußte er dabei schwerlich, daß es Benno hören konnte.

Hedemann sprach:

O du mein Herr und Heiland! Erleuchte meinen Sinn und laß mich wandeln, wie dir wohlgefällig ist! Thu abe von mir die Werke der Finsterniß und laß mich kämpfen den guten Kampf des Glaubens!

Benno sagte sich:

Den haben die Engländer schön in der Mache gehabt!

Nun entschlief auch er ...

Die Sonne schien schon hell auf sein Lager, als er erwachte.

Er sprang auf und fand das Lager seines Mitschläfers in der Kammer bereits leer.

Seine Kleider hingen schon gereinigt vor ihm über einem Stuhl ...

Rasch schlüpfte er in sie hinein und staunte beim Waschen und Haarbürsten über die Unruhe im Orte ...

Er kannte doch die tägliche Lebensordnung in St.-Wolfgang und erkundigte sich durch ein Hinabrufen im Hause nach der Ursache der Bewegung.

Von Hedemann, der schon fertig angezogen eintrat, von Renaten, die hinter diesem her ihn schon lange mit dem Frühstück zu erwarten erklärte, erfuhr er, daß wirklich in der Nacht der Friedhof entweiht worden war.

Grützmacher hatte Recht gehabt! Man hatte das Grab aufgegraben, den Sarg heraufgezogen, ihn er-

brechen, die Leiche geradezu hinausgeworfen und gierig das Stroh durchwühlt, auf dem sie gebettet gewesen.

Von einer ganzen Bande sprach man und von gefundenen Schätzen und Grützmacher war dem Knechte nachgeritten, der Lucinden gestern geführt hatte, und andere waren den Italienern nach, die die Nacht in einem Orte eine halbe Stunde weiter campirt hatten, und der Ortsgensdarm Müller war von Stockhofen drüben bereits requirirt worden und alles, hieß es, forsche und jage und suche und renne ...

St. Wolfgang war in wildester Bewegung und wie im Aufruhr.

## 5.

Wo iſt mein Vetter? rief Benno von Aſſelyn, eilends die Stiege hinunterſpringend, und vergegenwärtigte ſich den Schmerz, den Bonaventura über ein ſolches Ereigniß auf dem Friedhofe ſeiner Kirche empfinden mußte.

Er erfuhr ſogleich, daß Bonaventura auf dem Friedhofe die Ordnung ſchon wieder äußerlich hergeſtellt hatte und mit dem Schulzen des Ortes eine genaue Darſtellung der Vorgänge, wie ſie auf dem Friedhofe gefunden worden waren, eben ſchriftlich aufſetzte.

Gern hätte ihm Benno beigeſtanden, aber Hedemann, ein alter Soldat, erinnerte ihn, daß er heute Nachmittag Schlag fünf Uhr in Kocher am Fall zum Appell auf dem Marktplatze ſtehen müßte.

Der beſtellte Wagen fuhr auch ſchon aus dem Stern vor.

Von Lucinden hieß es, ſie würde ſogleich zur Hand ſein; ſie hätte geſagt, man ſollte nur erſt die Herren abholen.

Benno entſann ſich ſeiner militäriſchen Pflichten. Hatte er doch heute ſchon die weiße Weſte ausgelaſſen. Aber Bonaventura mußte er wenigſtens einen Augenblick ſprechen!

Er eilte auf den Friedhof und fand den Vetter in der Sakriſtei der Kirche beſchäftigt mit den Anordnungen einer noch im Laufe des Vormittags von ihm bezweckten neuen Einſegnung der entweihten Begräbnißſtätte.

Bonaventura war nicht nur von dem Fall an ſich aufs heftigſte erſchüttert und von der Hoffnung, der Thäter würde nicht zu ſeiner Gemeinde gehören, in der größten Aufregung, ſondern er war es noch mehr von einigen Gegenſtänden, die man, als dem freventlich erbrochenen Sarge in der That entfallen, ringsumher zerſtreut gefunden hatte ...

Mit dem allen fand ihn Benno ſo beſchäftigt, daß er von ſeinem Freunde gebeten wurde, ſich in der Fortſetzung ſeiner Reiſe nicht ſtören zu laſſen. Bonaventura ſetzte mit der ganzen Erregung einer Natur, die in nervöſer Anſpannung zu leben nicht gewohnt iſt, hinzu, daß er nach der vollzogenen Sühne der heiligen Stätte und einer Predigt, die er zur Erſchütterung der Herzen, vielleicht zur Entdeckung des Thäters halten müſſe, wahrſcheinlich den Abend noch ſelbſt in der Dechanei eintreffen würde. Einmal, ſagte er, handelte es ſich um eine Anzeige beim Amte in Rocher, dann aber vorzugsweiſe um einige Andenken an ſeinen unvergeßlichen Vater, die ſich denn alſo wirklich in dem Sarge vorgefunden hätten ... Andenken, über welche er mit dem Onkel, dem Dechanten, zu ſprechen die Zeit nicht erwarten könne.

Freund, dich macht der Vorfall krank! Beruhige dich! rief Benno.

Erzähle nichts dem Onkel! erwiderte der Pfarrer. Du kennſt ſeine Abneigung gegen alles, was aufregt ...

Benno mochte nicht länger forſchen, worin die gefundenen Andenken an den Vater beſtanden. Er wußte, daß dieſe Gedankenverbindung um ſo mehr Trübſinn in dem reinen und kindlichen Gemüthe Bonaventura's wecken mußte, als ſich dieſer ſeit einiger Zeit die Meinung gebildet hatte, ſein Vater lebe noch. Bonaventura hatte ſich dieſe Meinung mit um ſo ängſtlicherer Ungeduld gebildet, als er ſogar vorausſetzte, der Vater wäre freiwillig aus der Reihe der Lebenden geſchieden, nur um ſeiner Mutter möglich zu machen, ſeinen jetzigen Stiefvater, Herrn von Wittekind-Neuhof zu heirathen. Wenn er dann gedachte, daß die Kirche die Ehe, auch die unglücklichſte, auch die ſeit Jahren auf einer gegenſeitigen Unfähigkeit, die Leidenſchaften zu unterdrücken, beruhende und unmöglich gewordene in keiner Weiſe freigäbe und löſte, ſo hatte ſchon Bonaventura geglaubt, ſein Vater hätte ſich den Schein des Todes gegeben, nur um zwei Menſchen glücklich zu machen, die auf eigenthümliche Art und, wie er aus den Erzählungen der alten Renate ſich entnehmen zu müſſen glaubte, keine mehr zu vermeidende Weiſe in die engſte Beziehung gekommen waren. Sieben Jahre waren ſeitdem vergangen. Jetzt erſt kamen ihm dieſe Zweifel, jetzt in verſtärkterer Gewalt. Benno kannte ſie und mochte ſie um ſo weniger wecken, als ſie mit den wichtigſten und zarteſten Lebensfragen im Gemüth des ſeinem Berufe ſo begeiſtert hingegebenen Prieſters zuſammenhingen und ſchon oft Gegenſtand von Differenzen zwiſchen ihnen beiden geweſen waren. In der ſichern Hoffnung, ihn vielleicht ſchon am Abend beruhigter in der Dechanei wiederzuſehen, nahm er Abſchied, ſetzte ſich

in den Wagen, mit dem Hedemann auf den Friedhof nachgekommen war, und fuhr, um Lucinden abzuholen, nach dem Stern.

Auch diese war von der Meldung des in der Nacht Vorgefallenen nicht wenig überrascht gewesen.

Sogleich fragte sie nach dem Gensdarmenwachtmeister. Dieser war schon unmittelbar nach dem Lärm, der beim ersten Morgendienst des Meßners entstanden war und das Frühläuten zum Sturmläuten gemacht hatte, auf die Landstraße hinausgesprengt, dem Knechte nach, der sie gestern gefahren hatte. Man behauptete, daß der Knecht die Nacht im Stall geschlafen, lange Licht gehabt hätte und sich eines Spatens aus dem Garten des Wirthshauses bedient haben müßte, den man nicht finden konnte. Die herkulische Kraft, die zu der Ausführung des Frevels gehörte, ließ sich ihm zutrauen.

Nun gab das einen Schwung der Spannung und Erregung! Lucinde wusch und erfrischte sich so schnell, als könnte sie einen Auflauf versäumen. Ehe noch die Mägde ihre Oberkleider, Hut und Schleier gelüftet und entstäubt hatten, war sie schon mit dem schnell geordneten Kopfe aus dem Fenster. Der Zweispänner, eine stattliche Chaise, stand schon vor dem Hause, ein Kutscher klatschte, Hedemann und der Freiwillige grüßten.

So zeitig schon? rief sie zum Fenster hinaus und zog ihre stehen gebliebene kleine Taschenuhr auf, stellte sie nach dem glänzenden Zifferblatt des Kirchthurms, hing ihr Kreuz um und drängte zur Eile. Nur Milch trank sie, etwas schwarzes Brot aß sie dazu und nach einigen Minuten, obgleich Benno von Asselyn einmal

um das andere hinaufrief: Uebereilen Sie ſich nicht! ſtand ſie unten am Wagen.

Nachdem ſie vor der Hausthür ihre Zeche berichtigt hatte, ſtieg ſie an der Hand Benno's ein. Hedemann ſaß auf dem Bock neben dem Kutſcher, der dem Stern angehörte. Für fremde Herrſchaften war er ein Poſtillon, für diejenigen, die unter der Taxe reiſten, blieb er in ſeinen gewöhnlichen Kleidern; heute aber hatte er ſein Horn zu ſich geſteckt und blies luſtig mit hinein in das allgemeine Juchhe. Es koſtete das Strafe, hörten es die Gensdarmen. Grützmacher aber und Müller jagten dem Leichenräuber nach.

Nein! rief jetzt Lucinde, an die Erzählung der Vorfälle ſogleich anknüpfend. Mein Kutſcher wär' es geweſen! Ich glaub' es nicht! Ich wette, der Thäter war Herr Grützmacher ſelbſt! Er hat dem Pfarrer zeigen wollen, daß die Polizei nicht an Phantaſieen leidet!

So gefällig auch Benno war, ihr den Vorfall in aller Ausführlichkeit mitzutheilen, verſchwieg er doch ſeines Vetters perſönliche Aufregung durch die gefundenen Erinnerungen an deſſen Vater.

Lucinde warf dem Dorfe und dem Pfarrhauſe einen langen hoffnungsvoll ſeligen Abſchiedsblick zu ...

Hedemann ſchaute unverwandt in die Ferne. Wie wenig er auch glauben konnte, daß die Italiener an dem Frevel betheiligt waren, bekümmerte ihn doch die Beläſtigung, der die friedlichen Paſſagiere ausgeſetzt ſein konnten.

Allmählich gab ſich auch der Poſtillon ſowol mit dem Blaſen zufrieden, wie mit ſeinen Mittheilungen über den

fällt mir auch nicht ein Schriftſteller mehr. Heine, der mich früher zuweilen entzückt hat, ennüyirt mich ſchrecklich. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir gelegentlich Ihr Gemälde von München und ein Paar Hefte Europa ſchickten. Lenau wünſcht, ich möchte ſeinen Fauſt in der Balance kritiſiren, das kann ich aber nicht. Erſtens werde ich wahrſcheinlich die Balance nach Erſcheinung des dritten Heftes wieder aufgeben. Ich bin darin in meinem Ideengang zu ſehr geſtört. Hundert Dinge kann man im Franzöſiſchen gar nicht ſagen. Dann möchte ich bei Gelegenheit des Lenauiſchen Fauſt auch vom alten Goethe'ſchen ſprechen, gegen welchen letztern ich vieles einzuwenden habe. Es iſt aber gegen mein Gefühl, in franzöſiſcher Sprache etwas gegen Goethe zu ſagen und die Hochachtung, welche die Franzoſen vor ihm haben, zu ſtören. Ich will lieber den Lenau in einem deutſchen Artikel beſprechen.

Ich grüße Sie herzlich

Ihr ergebenſter
L. Börne."

An denſelben:

„Auteuil den 5. Juni 1836.

Verehrter Herr!

Zum Tod hat mich Ihr Brief erſchreckt, den ich zu beantworten eile. Denkt denn Herr *** daß ich ſolch ein niederträchtiger Menſch wäre, mich der Cenſur zu unterwerfen? Er könnte mir ſein ganzes Vermögen für meine Werke geben, unter ſolchen Bedingungen verkaufe ich ſie ihm nicht. Er ſoll alſo gar nicht mehr an die Sache denken. Ich bitte Sie zu meiner Beruhigung mir gleich zu antworten, und

neu erſt im Weißen Roß eingetretenen Knecht, den Verfall mit der Stallaterne und dem Spaten, der fehlte ...

Lucinde ſchlug, da der Staub zunahm, ihren Schleier über und forderte Benno auf, ſeinen Cigarren zuzuſprechen. Sie war in ihrem Leben von Jérôme, vom Kronſyndikus, Klingsohrn, Serlo genug „eingeräuchert" worden.

Benno folgte ihrer Erlaubniß, indem er ſagte:

Mein Onkel, der Dechant, iſt galanter! Sie werden bei ihm von Tabackrauch nie beläſtigt werden!

Wie alt iſt der Dechant? fing ſie nach einer Weile an.

Ah, ah! erwiderte Benno. Wie alt! Fragen Sie das nie in der Dechanei! So alt wie Methuſalem iſt er nicht, aber ſo jung auch nicht, wie — von der guten Frau von Gülpen, die nun ſchon dreißig Jahre ſeine Wirthſchaft führt, ſeine Geburtstage numerirt werden!

Dreißig Jahre? unterbrach Lucinde.

Eher mehr als weniger! erwiderte Benno.

Und zu Hedemann hinaufrufend, fuhr er fort:

Nicht wahr, Hedemann, als Sie vor zehn Jahren nach Amerika gingen, ſchwankte der Onkel um das Ende der Sechziger herum? Er müßte demzufolge jetzt ſiebzig ſein! Aber ich will nicht gut dafür ſagen, daß nicht Frau von Gülpen ſeine nächſte Geburts- oder Namenstagstorte nur mit ſechzig kleinen Wachsendchen beſteckt!

Lucinden machte der Name „Gülpen" in Verbindung mit einer Geburtstagstorte einen faſt märchenhaften und in der Wirklichkeit kaum möglichen Eindruck.

Hat Frau von Gülpen, fragte ſie, nicht eine Verwandte, die ſich Frau von Buſchbeck nennt?

Benno verſicherte, dieſen Namen nie gehört zu haben.

Hedemann! rief er; hat die Tante eine Verwandte, die sich Frau von Buschbeck nennt?

Lucinde ergänzte: Eine Schwester vielleicht?

Hedemann eben zuckte die Achseln.

Das Jahr 1809, wo ihre ehemalige Peinigerin von ihrer Lebenshöhe gestürzt sein sollte, lag über die Erinnerungen der sie umgebenden Generation hinaus.

Benno drückte am Wagenschlag die Asche seiner Cigarre ab und sagte ironisch:

Wir sind vielleicht an eine zu große Anzahl von Verwandten unserer verehrten Frau von Gülpen gewöhnt! ... Ihre Nichten wenigstens ... Nicht wahr, Hedemann, die Nichten der Tante —

Erstes Kennzeichen Ihres Onkels, schnitt Lucinde die zweideutige Anspielung auf den Deckmantel für die weibliche Bewohnerschaft einer geistlichen Wohnung ab — Erstes Kennzeichen also Eitelkeit!

Eitelkeit? sagte Benno. Vielleicht auf seine weißen Hände! Und doch nicht! Diese Selbsttäuschung über den Geburtstag gehört zu des Onkels Philosophie!

Zweites Kennzeichen: Philosophie! Welche Philosophie? Die, welche dem Dr. Laurenz Püttmeyer zu Eschede noch immer nicht den Hegel'schen Lehrstuhl und Fräulein Angelika Müller einen Mann verschafft hat?

Sie sind unterrichtet! lachte Benno. Nein, keine von unsern Haarrauch-Philosophieen, die die Dogmatik trigonometrisch beweisen wollen und zuletzt doch an einem Breve des Papstes zu Grunde gehen, wie die da, die seit ein paar Tagen auf unserer Universität drüben zu leben aufgehört hat! Allerliebst, wie in unsere schöne

deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft hinein ein ſolches römiſches Kapitel ſein „Kannichverſtan“ hineinſprechen und ſogleich ſo in ihr herumwühlen und aufräumen darf, wie hoffentlich jetzt die Bauern von St. Wolfgang nicht unter den Götterbildern des guten Napoleone aufräumen . . . Sehen Sie nichts, Hedemann?

Nichts! . . . war die Antwort des zuweilen ſeine zuſammengelegte Hand wie ein Perſpectiv gebrauchenden Gefährten.

Napoleone erzählte mir, der Dechant liebe die Antike! fuhr Lucinde fort. Ein Sohn Ihrer Heimat und ein Liebhaber der Kunſt? . . .

Indem rief Hedemann einige Bauern an, die eilends des Weges kamen.

Sie waren aus St.-Wolfgang und ſagten aus, daß bei den Italienern nichts gefunden wurde, was auf ihren Antheil an dem nächtlichen Verbrechen hätte ſchließen laſſen können.

Wie mag man die Armen beläſtigt haben! ſagte Lucinde nach einer Weile und ſummte, da Benno über die von ihr angedeutete Unvereinbarkeit ſeiner zweiten Heimat mit dem Schönen in Nachdenken verfiel, vor ſich hin die Worte Mignon's:

Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan!

Für den da oben ſcheint allerdings Porzia zur Mignon geworden! flüſterte Benno und deutete auf Hedemann, der über die Unſchuld der Italiener Zeichen der größten Genugthuung gab.

Die Gegend gewann inzwiſchen einen beſtimmter ausgeprägten Charakter. Man befand ſich auf der Abſenkung eines großen Thalbeckens, das viele Meilen weit ſich in wellenförmigen Senkungen und Erhöhungen hinzog bis zu den Gebirgen, die Deutſchland von Frankreich trennen. Der Naturforſcher kennt dieſe Gegend als eine, die ihre urweltlichen Bildungsformen nicht verleugnet. Graue Baſaltkegel ſtehen oft in der Mitte dieſes Hügellandes als Reſte vulkaniſcher Ausbrüche. Einſam ragen die abgeſtumpften Felsgeſtalten, von dünnem Zwergholz überwachſen. Oft ſteigen ſie ſchroff bis zu den ſchärfſten und dann und wann mit einem Kreuz gezierten Spitzen hinan. Von einem höhern Punkte geſehen iſt der Fernblick meilenweit, aber er iſt nicht mehr wohlthuend durch Saatengrün und lichthelle Waldungen, das Land wird unfruchtbar und wie von Steinen überſtreut. Vulkane müſſen hier einſt einen feurigen Hagelregen aus dem glühenden Innern der Erde geſchleudert haben. Bei einzelnen etwas grünen Stellen, aus denen ein Kirchthurm hervorragt, kann man immer annehmen, daß ſich dort das ſtete unterirdiſche Sieden und Kochen auch an einer wohlthätigen Quelle verkündigt, deren Waſſer an Ort und Stelle zum Baden dient, erkaltet in Krügen weiter ins Land geführt wird. Kleine Seen finden ſich viele; deſto weniger Bäche. Der einzige größere iſt jener „Fall", an welchem Kocher liegt, eine von jenen uralten, ſchon in die Römerzeit zurückreichenden Städten der ſagen- und erinnerungsreichen Gegend.

Hatte man weniger den zuletzt vom Hundsrück und den Ardennen begrenzten düſtern Höhenblick, ſo fehlte

es abwärts in den Kesselthälern nicht an Abwechselung. Die Cultur hatte dem steinigen Boden abgerungen, was dieſe nur an Fruchtbarkeit, wenn auch nur für Gerſte und Hafer, irgend hergeben wollte. Und belebt war bei alle dem die Gegend doch. Selbſt auf der Landſtraße begegnete man, außer Landbewohnern, Soldaten, die wie Benno ſich beim Stabe einſtellen mußten, manchem Geiſtlichen zu Fuß, manchem im Wagen; des Verbeugens vor Heiligenbildern und vor offenen Kirchthüren wurde faſt kein Ende und ſelbſt vor einer Proceſſion mußte der Wagen halten. Jetzt nach der Ernte begannen die Wallfahrten zu manchem wunderthätigen Gottes- oder Heiligenbilde. Auch war man ziemlich nahe ſchon jener hochbegnadeten Stadt, die den heiligen Rock des Herrn ſelbſt beſitzen will und allerdings die älteſten Märtyrer und Heiligen aufzuweiſen hat, ja die den heiligen Athanaſius einſt beherbergte, als er aus Aegypten vor den Arianern floh. Die Zeit war herangekommen, wo gerade des Athanaſius' Andenken lebhaft erneuert werden ſollte; mancher hohe Würdenträger, ja der Kirchenfürſt der Provinz ſelbſt eiferte ihm nach.

In einem Dörfchen wurde gefüttert.

Als man gegen zehn Uhr weiter fuhr, fiel es auf, daß die Reiſewagen mit höhern Geiſtlichen ſich mehrten . . .

Benno erinnerte wiederholt daran, daß in Kocher eine geheime Verabredung ſollte getroffen werden, der ſelbſt Dominicus Rück, ſein Principal, nicht fremd war.

Er meinte jenes Rütli, auf dem Bonaventura als Tell fehlen durfte, ob Lucinde gleich, zur Mehrung ihrer Erregung, allmählich vernommen hatte, daß der Pfarrer

vielleicht doch noch diesen Abend gleichfalls in der Dechanei eintreffen und so sich schon sobald ihr seliges Hoffen erfüllen könnte, wie oft — wie oft Ihm nahe zu sein! . . .

Mit dem Steigen der Sonne wurde es schwüler und schwüler. Gegen elf Uhr kündigte sich ein Gewitter an. In der Gegend von Kocher her lagerten sich schon dunkle, tief graublaue Wolken . . .

Benno fing allmählich an in seiner schroffen Beurtheilung Lucindens nachzulassen. Einzelne ihrer Redewendungen, das Mitleid mit den Italienern, die vor einigen Stunden fast mit Rührung gesprochenen Goethe'schen Verse hoben ihm immermehr ihre Erscheinung. Da sie die schwüle Luft bestimmte, den Schleier zurückzulegen, so musterte er mit geringerer Abneigung auch ihren heute fast vornehm sich gebenden äußern Eindruck. Lässig und wie hingegossen lag sie in der Ecke des Wagens. Der schottische Mantel war ihr von den Schultern geglitten und so krampfhaft auch der jetzt eingeschlagene kleine Sonnenschirm von ihr auf die grauen Zeugstiefelchen, die den kleinen Fuß bedeckten, gestemmt wurde, der Eindruck war der der Ruhe und fast einer höhern Ergebung. Gestern hatte sie von der Anstrengung und Ermüdung der Reise älter ausgesehen als sie war. Heute gab ihr eine geringere Röthe des Antlitzes, ja ein wachsbleicher Teint etwas Vergeistigtes. Die langen schwarzen Wimpern bedeckten die unruhigen Augen. Die Athemzüge wurden ersichtlich aus der hoch sich hebenden Brust. Es war wie ein Hauch über ihr ganzes Wesen gekommen, der ihre Formen anschwellen und sie in plastischerer Vollkommenheit erscheinen ließ.

Benno spielte mit seiner Cigarre den Gleichgültigen und war es schon lange nicht mehr. Er sah hierhin und dorthin und gab sich, wie absichtlich, den Schein der Gewöhnlichkeit und prosaischsten Nüchternheit; dennoch hielt er bei alledem den Gedanken fest: Wenn sie sich nur nicht rührt! Wenn sie nur in dieser Stellung verharrt, die Augen, die kalten, nicht aufschlägt, nicht redet, ganz so bleibt, wie sie dasitzt, fast liegt, träumerisch, ohne Berechnung, ohne Koketterie und Bewußtsein von ihrem sich mehrenden Reize!

Lucinde merkte aber schon das Interesse, das sie einflößte. Leise blitzte unter den Wimpern ihr Auge. Fast seitwärts schielend sah sie auf. Die Magie des Eindrucks war zerstört.

Woran dachten Sie eben, Fräulein? fragte Benno erschreckend vor einem so immer in Thätigkeit verbleibenden Verstande.

Lucinde blieb in ihrer hingegossenen Stellung, rückte und rührte sich nicht, senkte die Augen und sagte:

Ich sehe Bilder vor mir, die mir Mignon und der Harfner weckten ... katholische Bilder ...

Malen Sie sie aus!

Benno blies den Dampf seiner Cigarre fort.

Ich sehe ein Schloß und sehe Menschen ... die ganz wie in Mondschein getaucht sind ... Ein schöner Park umgibt das altmodische Gebäude ... Es hat epheubewachsene Thürme und Galerieen ... Kleine Buchsbaum- und Taxushecken ziehen sich unter den Fenstern hin ... Springbrunnen rieseln ... Pfauen schlagen ihre schönen Räder ... Bildsäulen lauschen versteckt aus Jasmin-

und Geisblattbüschen ... Dazu ertönt vom Söller die Mandoline ... Ein Pilger schlägt sie ... Auf der Altane werden von einer Dame Lieder gesungen aus einem alten Pergamentbuch ... ein Mönch, der Liebling und Erzieher des Hauses, steht hinter ihr und schlägt die Noten um ... Und wenn dann fernher die Glocken klingen oder ein Jäger im Walde ein Ritornell verhallen läßt, geht alles zur Ruhe ... Nun steigen die lieben Englein nieder ... Die kleinen backigen Jungen schleppen Violinen und große Contrabässe herbei ... sie musiciren und das so, daß die Frösche mit Jubel einfallen, die Heimchen mitschrillen ... Alles neckt sich ... Blume und Käfer ... bis endlich die Sonne am fernen Horizont mit rosigen Streifen sich ankündigt ... Willkommen o seliger Morgen ... Alles blitzt im Thau ... es läutet zur Messe ... dann Wagengerassel ... es kommen vornehme Abbates und Prälaten ... die Kinder des Hauses spielen mit ihnen nach der Andacht, spielen selbst mit dem Strick des Franciscaners, der am Abend die Noten umschlug, und lassen ihn Pferdchens springen ... dazu summen die Bienen, schwirren die Käfer ... und wenn bei Tisch auch noch soviel Wein aus schönen hochgespitzten bunten Gläsern getrunken wird und braunglänzende Braten hoch aufgetragen werden, wie in den Bildern des Paul Veronese ... es geht doch heilig und weltlich immer in eins ... die Reste des Mahls und Wein, diesen in einer hohen strohumwundenen Flasche, schickt man dem frommen Eremiten Federigo unter den Eichen von Castellungo, der dafür die Kinder mit Bildchen beschenkt, die er in seiner einsamen Hütte

malt ... oder ſie das ſchwere, wie Steine raſſelnde Deutſch lehrt, wenn es zufällig Kinder eines italieniſchen Conte ſind ... oder ihnen in ſeinen hohlen Eichen Rendezvous vermittelt, wenn ſie größer werden und verliebt ſind ... Doch ſehen Sie nur, unterbrach ſie ſich in ihrer Schilderung plötzlich ſelbſt; es gibt wirklich ein Wetter!

Sie Glückliche, lachte Benno, Sie können Ihre Phantaſie zu Hülfe nehmen, wenn nicht alles auf der Dehanei ſo zutrifft, wie Sie's ſich gedacht und ausgemalt haben!

Ganz recht, beſtätigte Lucinde, eben die Dehanei, die dacht' ich mir ſo ... mutatis mutandis —

Mutatis mutandis? wiederholte Benno und ſah ſie, erſtaunend über ihr Latein, an.

Ich meine die Kinder ...

Verſtehe! Verſtehe!

Es trat eine Pauſe ein, in der Lucinde den Triumph genießen konnte, ſich ſagen zu dürfen: Du kalter, eingebildeter junger Menſch, glaubteſt mich ſo über die Schultern anſehen und nach den Ausſagen der alten Renate, Grützmacher's und wer weiß, ob nicht auch deines ſo grauſamen, ſo tugendkalten und mich glücklichunglücklich machenden Bonaventura beurtheilen zu können!

Und auch Benno fühlte vollkommen, was ſie dachte. Nach einer Weile ſagte er:

In der Hauptſache werden Sie es wirklich ſo in der ſchönen Dehanei finden! Sie könnte allerdings ganz in ein Gedicht von Clemens Brentano paſſen! Selbſt die Pfauen fehlen nicht! Noch mehr, der Onkel hat einen alten Diener, dem er geſtattet in den Sternen zu leſen ...

Das ist schlimm für seine Teller! unterbrach sie. Aber?

Frau von Gülpen . . .

Frau von Gülpen?

Benno zuckte die Achseln und deutete an, daß mit diesem Namen die in Kocher am Fall zu erwartende Poesie ein Ende hätte.

Lucinde verstand diese Geberde. Mit tiefschneidender Ironie sagte sie:

Also Frau Renate die Zweite!

Und wie sie dann hinzufügte: O Männer! Männer! . . . so war dies doch ein Ton, als hätte Benno aufspringen müssen, ihre Arme zu fassen und sie niederzudrücken mit den Worten: Schwaches Weib, glaubst du denn allmächtig zu sein? . . . Es war der Glutenstrom, den Armgart gestern aus ihr herausgehen gefühlt hatte, der Glutenstrom, unter dessen Gewalt vielleicht die Gräfin Paula vergangen wäre, wenn sie nicht Bonaventura durch ihre Entfernung gerettet hätte; aber auch der Glutenstrom wieder, der ihm sympathische Naturen heben und zum Gefühl der Unsterblichkeit hätte beleben können und von dem sich trennen zu müssen einst Klingsohrn zur Verzweiflung brachte.

Zum Glück für Benno's sich mehrende Aufregung gab es Zerstreuungen am Wege und bald auch kühlte er sich ab durch Lucindens rückkehrende Koketterie. Sie sprach von Armgart und verrieth ihre Absicht, ihren Begleiter zu Vergleichungen zu veranlassen. Nun war es aber doch wie eine sanfte Musik, die über Benno sich ergoß, als er Armgart so nennen hörte. Mit jener ironischen Schärfe, die seinen Zügen nicht bitter oder gar faunisch wie Klings-

mich zu verſichern, daß Herr — — durchaus keinen Schritt mache, der mich beſchimpfen würde."

„Den Artikel über Lenau würde ich Ihnen, um mich Ihnen gefällig zu bezeugen, mit dem größten Vergnügen mittheilen, aber ich ſchreibe ihn nicht. Es Ihnen im Vertrauen zu ſagen, Lenau's Fauſt hält die Kritik nicht aus. Bei meiner gewohnten Aufrichtigkeit wäre ich gezwungen, ihn mehr zu tadeln als zu loben."

„Sie haben ja mit Ihrer Europa merkwürdiges Glück. Sie können die fünf angeſehenſten Pariſer literariſchen Journale zuſammenrechnen und ſie haben alle zuſammen gewiß nicht ſo viele Abonnenten als Ihre Europa. Die Generoſität der deutſchen Buchhändler iſt mir hinlänglich bekannt. Vor einigen Jahren beſtürmte mich *** ich möchte doch mitarbeiten, bot mir 30 Thaler für den Bogen und bat mich um Gotteswillen, ich möchte es ja keinem ſagen, es würde alle deutſche Schriftſteller in Aufruhr bringen. Ein anderes Mal, zu einer Zeit da ich der Politik ſo überdrüßig war, wie ich es jetzt wieder bin, bot ich einem Leipziger Buchhändler eine literariſch äſthetiſche Monatſchrift an, die ich redigiren wollte. Sein Anerbieten war bis zu 1500 Exemplare Abſatz 20 Thlr. für den Bogen, und weiter 25 Thlr. Iſt das nicht eine merkwürdige offenherzige Prellerei? Als wenn man nicht berechnen könnte, daß dem Verfaſſer bei 1500 Exemplaren Abſatz mehr als 20 Thaler für den Bogen gebührt. Ich begreife nicht wie ſie das hier machen. Es iſt beſtimmt nicht ein literariſches Blatt in Paris, das ſo viel Abonnenten hat als Ihre Europa, das geleſenſte, die Revue des deux Mondes hat noch lange keine 1000. Und doch wird von dieſem Journale dem allergewöhnlichſten Schriftſteller, der ſeine

ohrn, nicht elegisch wie Serlo stand, sondern die eine große Anmuth in dem männlichen, edelgeformten Antlitz verbreitete, die schönsten Zähne zeigte und den Augen eine schelmische Gutmüthigkeit lieh, sagte er:

Lieber Himmel, mein Fräulein! Sind Sie denn wirklich schon so alt, daß Sie sich an Armgart's Jugend ewig rächen zu müssen glauben! Lassen Sie doch die Kleine noch so kindisch sein wie sie ist! Hedemann, wie oft haben Sie ihr die Rettungsthat aus Canada erzählen müssen?

Hedemann wandte sich und sagte, er selbst hätte das nur einmal gethan, aber Herr de Jonge wol ein Dutzend mal.

Herr de Jonge! fuhr Lucinde, die Benno über seine Aeußerung nicht zürnte, fort. Wer ist Herr de Jonge? Ein Reisegefährte des Herrn Hedemann? Erzählen Sie! Wir genießen das Gefühl, noch im Trockenen zu sitzen! Sehen Sie nur dort drüben, oberhalb der schwarzen Berge, wie es da schon niedergießt!

In Rocher am Fall! bestätigte Benno mit nachdenklichem und zerstreutem Tone.

Also, Herr Hedemann! Die Rettung aus Canada! Wer ist Herr de Jonge?

Sie werden ihn vielleicht in der Dechanei finden! erwiderte Hedemann und um gleichsam auf diese Art der Erzählung überhoben zu sein.

In der Dechanei? Um so mehr müssen wir auf ihn vorbereitet sein! Wer ist gerettet worden? Wer hat gerettet? Erzählen! Erzählen!

Diesem Humor ließ sich nicht widerstehen ...

Benno zündete sich eine neue Cigarre an und begann: Das beste Schiffsbauholz —

Hedemann hielt sich auf dem Bock die Ohren zu, als wollte er sagen: Diese tausendmal wiederholte Geschichte! Ich kann sie nicht wieder hören!

Das beste Schiffsbauholz, fuhr Benno mit um so größerm Nachdruck fort : . .

Die Cigarre war noch nicht im Gange . . .

Das beste Schiffsbauholz — wiederholte Lucinde, um gleichsam den Faden festzuhalten . . .

Bieten die Urwälder Canadas! Sie wissen doch, Fräulein, wo Canada liegt?

Lucinde dachte an ihre Langen-Rauenheimer Wandkarte und zeigte mit dem Sonnenschirm fest und sicher nach Westen hinaus.

Mutatis mutandis! bemerkte Benno . . . Es konnte heißen: Wer Latein kann, weiß auch das! Oder: Da so herum ist allerdings richtig, aber Amerika besteht nicht aus Canada allein!

Das beste Schiffsbauholz, fuhr er fort, bieten die Urwälder Canadas, und die bequemste Gelegenheit, es auf dem Lorenzostrom und von da ins Weltmeer und nach England und Holland zu transportiren, findet man bei den vielen Nebenströmen des Lorenzo durch die furchtbaren Fälle derselben. Ich weiß nicht, ob sich unser Freund Thiebold de Jonge, Sohn der großen Handels- und Holzfirma „De Jonge's Erben" drüben in der Residenz des Kirchenfürsten, auf dem St.-Moritzstrome quer über die tausendjährigen Eichen setzte und mit ihnen die drei- bis fünfhundert Fuß stürzenden Fälle hinunter-

ſchwamm in ſeinen carrirten ſchottiſchen Inexpreſſibles; nur ſo viel iſt geſchichtlich bekannt geworden und in Lindenwerth der abendliche Geiſterſpuk, wenn die Engliſchen Fräulein über die Lectüre des „Telemaque“ einnicken, daß eines Tages, Sonntags, nicht wahr, Hedemann? ...

Sonntags ... antwortete dieſer kopfſchüttelnd ...

Eines engliſchen Sonntags alſo, wo die Engländer auch in Canada daheimſitzen und keine Landpartieen aus Quebec oder Three Rivers in jene Gebirge hinauf machen, aus denen der St.-Moritz mit den tauſendjährigen Eichen der Firma „De Jonge's Erben“ niederſtürzt — zwei ſo melancholiſche Hypochonder wie der Oberſt von Hülleshoven und ſein Freund und Rathgeber da, Remigius Hedemann aus Borkenhagen bei Witoborn, nach Montreal wollten oder nach Isle de Jeſus, wo man noch eine gute und richtige römiſche Meſſe zu hören bekommen kann in dem abtrünnigen ketzeriſchen Amerika ...

Hedemann ſchüttelte den Kopf ...

Nicht? fuhr Benno fort. Sieh! Sieh! Euch denuncir' ich doch noch der Inquiſition! Ihr kommt mir beide ſchon lange ſo vor, als wenn Ihr in den alten Wäldern, wo die Indianer dem „großen Gotte“ ſcalpirte Menſchenköpfe zum Opfer bringen, heiligere Schauer verſpürt haben wollt als in unſerer alten borkenhagener Dorfkirche! Schämt Euch! Steigen die beide da nun herum über die Felswände in der Nähe des kleinen Patersonſees und träumen von vergangenen Tagen und künftigen engliſchen Halbſoldpenſionen. Da ſehen ſie plötzlich einen jungen luſtigen Dandy gerade unter dem letzten Sturz des St.-Moritz herumhüpfen, wie wenn

er hätte eine von den Töchtern der hochmögenden Frau Walpurgis Kattendyk zum Tanze führen wollen! Die reichste Familie drüben in der Residenz des Kirchenfürsten, Fräulein!

Keine Ausschmückungen! sagte Lucinde.

Der Oberst, fuhr Benno fort, zeichnet gerade den malerischen Sturz, Hedemann raucht eine transatlantische Originalcigarre, da verschwindet plötzlich der Tänzer und beide wissen nicht, war es ein absichtlicher oder unabsichtlicher Entrechat, nach dem die beiden Firnißstiefel plötzlich aufhörten in der Sonne zu glitzern. Von einem Hülferuf konnte nicht gut die Rede sein, denn der St.-Moritz donnert dort zwar nicht wie der Niagara, spricht aber doch immer noch vernehmlicher als unser immer zahmer und kleinlauter werdender Rheinfall bei Schaffhausen ... (ob man sich gleich auch noch jetzt bei dem in der Taxe für die Ueberfahrt verhören und drüben einen Franken zahlen kann, wenn man hüben nur auf einen halben bedungen zu haben glaubt). Ringsum, wie gesagt, englischer Sonntag! Man wußte, daß in einem Orte Namens Forges eine Colonie von Flößern wohnt, die jedoch auf keine sonntägliche Wasserpartieen begierig schien und daheim trotz der Hitze vielleicht irgendeinen soliden Gin-Punch braute. Nur jenen einen Tänzer hatte man bemerkt. Da er nicht wieder zum Vorschein kam, wurden unsere Menschenfeinde denn doch ein wenig unruhig, und der ärgste aller Timone, dort unser Hedemann, beliebte zu äußern: Wenn nur das Bürschchen nicht in den Sturz gefallen ist! In den Sturz nämlich, von dem man die ganze Ausdehnung von dem Orte, wo sie sich befanden,

nicht überſehen konnte! Man macht ſich nun allmählich auf, klimmt empor, erreicht den Rand der Felſen, durch die der St.-Moritz ſich hindurchdrängend in einen Keſſel niederſtürzt, aus dem hochauf eine rieſige Schaumkrone ſich erhebt und dann pfeilgeſchwind weiter gleitet dem Lorenzo zu. Sie entdecken da nichts. Alles ſtill; nur wilde Vögel fliegen quer über den Sturz, deſſen Schaumtropfen hoch hinaufſpritzen, daß die Dinger wie taumelnd mit benetzten Flügeln das Weite ſuchen ... Da plötzlich entdeckt Hedemann's ſcharfes Auge unten an einem Felſenvorſprung eine Mütze, eine ſo elegante, wie ſie nur Herr Thiebold de Jonge getragen haben konnte. Nun ſtand es feſt, daß der Tänzer verunglückt war. Zu ſehen war nichts. Man rief engliſch, deutſch, franzöſiſch. Keine Antwort. Aber die Mütze lag da auf der Felſenkante und erſt von dieſer an konnte man ſenkrecht in die Tiefe blicken. Nun wuchs die Beſorgniß. Sie ſteigerte ſich mit dem immer gleichen Donnern und Ziſchen der aufſpritzenden weißen Strudel, die ihr Opfer verſchlungen hatten, wenn der Geſtürzte nur einen Fuß breit von der Felswand weiter entfernt lag und ſich im Niedergleiten nicht an der Wand irgendwie noch hatte halten können. Wer ſtieg die Wand zuerſt hinunter, Hedemann?

Der Oberſt!

Erzählen Sie ſelbſt, Herr Hedemann! unterbrach jetzt Lucinde. Herr von Aſſelyn, ſcheint es, brodirt die Geſchichte, wie wenn ſie in den Exercices des ſtrasburger Engliſchen Fräuleins geſtanden hätte zum Ueberſetzen ins Deutſche!

Da Benno es des drohenden Näherkommens der aus zwei Richtungen heraufziehenden Gewitter wegen für gerathen halten mußte, vorläufig das Hinterdeck der Chaise aufzuschlagen, wobei ihn der Quasi-Postillon hinunterspringend unterstützte, so nahm Hedemann nach Benno's Ausdruck nicht nur die Leine, sondern auch den Faden der Erzählung auf und berichtete schmuckloser.

Er erzählte, daß anfangs der Oberst und er, beide zu gleicher Zeit, den Entschluß gefaßt gehabt hätten, sich gegenseitig unterstützend bis zu dem Vorsprunge niederzusteigen, wo die Mütze lag. Freilich war damit schon Lebensgefahr verbunden, doch rollte kein Steinchen von der fast senkrecht niedergehenden Felsmauer. Bedenklich wäre schon das Wagniß gewesen, sich nur überzubeugen und weiter in die Tiefe zu sehen. Der Oberst hätte das aber gethan, während Hedemann, sich mit den Fingern in die Wand einbohrend, ihn krampfhaft gehalten. Lautlos hätte er nach erstem Bekämpfen des Schwindels sich wieder zurückgelehnt und nur mit dem Kopfe genickt, als könnte schon der Schall der Worte die Kraft haben, die schmalen Steine, auf denen sie sich hielten, loszubröckeln. Mit Lebensgefahr wäre man emporgeklommen und nun hätte der Oberst berichtet, daß ein junger Mann dicht am Rande des tosenden Sturzes anscheinend todt läge. Er wäre dann gerettet worden ...

Was? Wie? fuhr Benno auf. Wer erzählt so!

Zerschmettert vom Niedersturz, fuhr er mit pathetischer Stimme fort; zerschmettert vom Niedersturz konnte der Verunglückte nicht gewesen sein, denn der Fall war dicht an der Felswand entlang; ein Beweis, daß der

Gefallene anfangs die Besinnung behalten hatte und an der Felswand niedergeglitten war. Unten aber konnte die Erschöpfung, ja schon der Luftdruck des niederstürzenden Flusses, der bereits an dem kleinen Pavillon zu Lauffen beim Rheinfall den Athem benehmen kann, ihn vielleicht nicht mehr zur Besinnung kommen lassen —

Sie mußten wol, fragte Lucinde zu Hedemann, wie zu einer authentischern Quelle hinauf, nach jener Colonie, wo die Holzschläger wohnten?

Sehr richtig, mein Fräulein! sagte Benno. Eine halbe Meile, und des beschwerlichsten Weges! Es vergingen drei Stunden, bis man an der einzigen Stelle, wo die Rettung möglich war, mit Stricken, Leitern und Stangen ankam. Der Schrecken war nicht gering in der Colonie. Der junge respectable Herr Thiebold de Jonge hatte diesen Spaziergang auf eigene Hand gemacht, während zwei Commis, ein Diener und einer der besten Holzmesser des Geschäfts, der die jungen Leute auf dieser Gewinn versprechenden Unternehmung begleitet hatte, in der Niederlassung zum Studium canadischen Gin-Punsches zurückgeblieben waren. Die Verzweiflung derselben verdreifachte die Anstrengungen, die man zur Rettung machte, und doch würde sie nicht gelungen sein, wenn das schwierige Anbringen der Leitern, der Stricke und Stangen nicht von den beiden tapfern Soldaten geleitet worden wäre. Der Oberst war der erste unten. Der Verunglückte lebte noch. Er war allmählich von einer Betäubung erwacht, um mit Schaudern zu gedenken, daß er, wenn ihn niemand hier aufsuchte, des elendesten Todes hätte sterben müssen. Eine Stunde verging in die-

ſer grauenvollen Vorſtellung. Sein Rufen verhallte im Waſſerſturze. Endlich kam Rettung. Sie war ſchwierig, aber ſie gelang, wie Sie heute noch an meinem Freund de Jonge ſehen werden. Sie gelang auf folgende Art. Erſtens ...

Genug! Genug! ſagte Lucinde und wandte ſich an Hedemann: Das gab gewiß eine glückliche Scene!

Des Dankes? Der Rührung? Im Gegentheil! antwortete pathetiſch für dieſen Benno. Unſere zwei Söhne der Moorheide enthüllten nur oberflächlich ihr Incognito, nahmen vor zwei Jahren den gleichgültigſten Abſchied von ihrem ewigen Schuldner, nicht einmal einen ſchönen Gruß beſtellten ſie durch ihn nach Borkenhagen oder Weſterhof oder Rocher am Fall. In Quebec erfuhr der Gerettete die Namen des deutſchen Oberſten und ſeines nicht im activen Dienſte ſtehenden Gefährten; er wollte ihre Rückkehr in Garniſon abwarten, aber ſein Schiff war „klar", er reiſte ab mit Hinterlaſſung einer Menge von Dankſagungen und Geſchenken. Erſt hier in Europa ſahen ſie ſich zufällig in der Reſidenz des Kirchenfürſten wieder. Heute in Rocher am Fall bei dieſem Wolkenbruch werden ſie ſich an die Strudel des St.-Moritzfluſſes zurückverſetzt fühlen!

In der That brach jetzt das Wetter auch über die Reiſenden mit furchtbarer Gewalt aus.

Man bot Hedemann an, daß auch das Vorderverdeck aufgeſchlagen würde und er ſchleunigſt hereinkäme.

Hedemann öffnete aber nur den Soldatenmantel Benno's und lehnte einen Aufenthalt um ſo mehr ab, als ein in der Nähe liegendes Wirthshaus bei ſchnellem

Zufahren sofort erreicht sein konnte. Dort wollte man Rast halten und den Wagen vollends verschließen.

Das Wirthshaus lag an einem Kreuzpunkte mehrerer Landstraßen.

Immer größer wurde die Zahl der sich eilenden soldatischen Kameraden, die in Blusen und Kitteln gen Rocher zogen. Manche Bekanntschaft gab es in der jähen Flucht der sich Vergenden mit winkender Hand zu grüßen. Auch der Major der Gensdarmen, unter dem Grützmacher stand, wurde auf einem Gaule dahinjagend ersichtlich ... Von der nördlichen Straße kam ein geschmackvolles Reisecoupé herangesprengt ... Zwei Uniformen saßen darin, die aus dem Wagen sich vorbeugten, eine, die einem Offizier, eine andere, die, wie Benne, einem Gemeinen angehörte. ...

Letzterer sprang in dem Gedräng an dem Wirthshause noch vor dem Offizier heraus. ... Und wie fast zu gleicher Zeit auch das Gefährt aus St.-Wolfgang anhielt und der Soldat den im triefenden Mantel sitzenden Hedemann erkannt hatte, kam er zu diesem herangesprungen, ihm die Hand zu schütteln und ihn fast zu umarmen. Jetzt hielt ein Diener in Livree einen Regenschirm über dem Soldaten — ein wunderlicher Contrast zu seiner Jacke als Gemeiner. In dem Durcheinander des Erkennens, dessen Reihe nun auch an Benne kam, des Vorfahrens, der Begrüßungen da und dort, des aus dem herabgelassenen Schlage Hinausspringens und unter das schützende niedere Dach Eilens auch von Seiten Lucindens war ihr vernehmbar und ersichtlich geworden, daß der neue Ankömmling Herr Thiebold de Jonge war.

So eilig sie in die dumpfe, von Menschen überfüllte Wirthsstube lief, sah sie doch, daß der am Wasserfall von St.-Moritz Gerettete eine schlanke Gestalt von lebhafter Beweglichkeit und dreisten und gefälligen Formen war. Er trug helle Glacéhandschuhe, Firnißstiefel, eine Piquéweste unter der nur am obern Knopf geschlossenen Uniform vom feinsten Tuche und eine carrirte Reisemütze, wie sie mehr einem reisenden Engländer als einem Landwehrmann angehören konnte.

In der Wirthsstube sah man Soldaten, Bauern, Viehtreiber, Hausirer, Geistliche, alles was der Regen nur hereinfegte. Lucinde hörte bald, daß der Vorfall mit dem Grabe in St.-Wolfgang schon allgemein bekannt geworden war ... Major Schulzendorf erörterte ihn draußen mit den eben Angekommenen und dem Landwehroffizier, dem Begleiter Thiebold's ... Hedemann war inzwischen verschwunden. Ohne Zweifel suchte er die nicht sichtbaren Italiener auf. Daß sie zugegen waren, sah Lucinde an ihrem ausgespannten Wagen vorm Hause.

Angegriffen von der Fahrt, erregt von allen neuen Mittheilungen und Eindrücken, fast erstickend von der Schwüle des kleinen Saales und betäubt von den lärmenden Stimmen der vielen Menschen, stand sie am Fenster. Die Blitze warfen über die ganze Ebene hin ein magisches Licht. Seltsam glänzte und strahlte das graue Gestein der vulkanisch zerrissenen Gegend.

Ihre Begleiter kamen nicht in den Saal und sie selbst mochte sie nicht aufsuchen. Sie erfuhr, daß es bis Kocher nur noch eine halbe Stunde zu fahren war.

Schon nach kurzer Zeit hatte im Regen der Kutscher

Arbeiten hinein bettelt, 150 Francs für den Bogen bezahlt,*) den angesehenern 300 Francs, dem vom ersten Range noch weit mehr. Ich habe nie an hiesigen Monatschriften gearbeitet, und werde es auch nie, weil die Rücksichten der Cameraderie, die man hier nehmen muß, mir eben so verhaßt sind, als die Polizei-Censur. Nur im Reformateur schrieb ich einige Male. Als ich anfing, kannten mich die Redacteurs noch gar nicht, sie hatten mich auf die Empfehlung eines Deutschen engagirt; und doch gaben sie ungefordert 240 Francs für den Bogen. Nachdem der erste Artikel von mir erschienen war, und sie sahen, daß er großes Aufsehen gemacht, sagten sie mir von freien Stücken, mir gebühre eine bessere Bezahlung, und ich solle fordern, was ich wollte. Aber ich schämte mich Eigennutz zu zeigen, weil das Blatt arm war, sämmtliche Mitarbeiter unentgeldlich aus Eifer für ihre Grundsätze schrieben, und der Redacteur selbst, der edle Raspail, der mit dem Blatt jede Nacht bis 3 Uhr beschäftigt war, nur 300 Francs monatlich nahm."

„Wie viel bekommen Sie für die Redaction der Europa? Sie brauchen es mir nicht zu sagen, ich kann es ohngefähr errathen. Wenn Sie hier ein Blatt redigiren, das Sie in so kurzer Zeit auf 2300 Exemplare gebracht, würden Sie monatlich 1000 Francs für die Redaction bekommen. Ich will mich von keinem deutschen Buchhändler mehr prellen lassen."

„Ich bitte Sie noch einmal, wenn Sie mich nur ein bischen lieb haben und achten, den *** abzuhalten, daß er einen Schritt thue, der mich mehr als je etwas schmerzen würde.

*) Kommt wohl besonders daher, weil 1) diese Revue saß von den meisten Ministerien, ihrer politischen Uebersichten wegen, bezahlt wurde, und 2) weil das Materielle am deutschen Buchhandel kostspieliger ist, als am französischen.

S.

den Wagen draußen ganz geschlossen, wie sie am Fenster stehend beobachtete. Die Pferde wurden nicht ausgespannt und Lucinde konnte annehmen, daß ihre Begleiter sofort weiter zu fahren wünschten.

Doch kamen sie lange nicht zurück ...

Sie wartete und wartete ...

Es verging fast eine halbe Stunde.

Endlich ließen sich draußen schon die Italiener sehen. Auch der Regen hörte auf. Die Wolken theilten sich. Die Italiener schienen an ihre Weiterreise zu denken.

Lucinde trat jetzt aus dem Saale hinaus, wo sie so lange am Fenster sinnend und träumend gestanden hatte.

Sie suchte nach ihren Reisegefährten, die sie so auffallend vernachlässigten ...

Eben war sie im Begriff, den Alten, Napoleone Bianchi, zu grüßen, als sie, unter dem Thorwege stehend, nach dem Hofe und Garten zu einen lauten Wortwechsel und plötzlich aufs allerheftigste eine Stimme: Hedemann! rufen hörte.

Sie wandte sich. Mehrere andere folgten ihrem Beispiel. Einige der Hausirer sprangen hinzu nach der Gegend hin, wo der Ruf hergekommen war.

Das war ja Benno's Stimme! sagte sich Lucinde.

Wie sie dem Beispiel der andern folgend sich wandte, um dem Hofe zuzueilen, kreuzte ihre Schritte, wie auf der Flucht, leichenblaß und mit furchtentstellten Zügen, Porzia ... Ihr jüngerer Bruder Catone lief hinter ihr her und trug ihren Hut, der ihr entfallen gewesen schien.

Trug dieſe Begegnung ſchon den Charakter eines Moments — denn ebenſo ſchnell war Porzia verſchwunden und auf dem Wagen bei ihrem ſtaunenden Vater und ihrem ältern Bruder, der ſchon die Peitſche in der Hand hielt —, ſo war der Anblick, der ſich allen nun ſchnell herbeigekommenen Beobachtern im Hofe darbot, wie die plötzliche Verſteinerung der lebendigſten Scene.

Der Hof und Garten gingen in Eins ... Unter der Kegelbahn ſchienen die Italiener ein einfaches Mahl gehalten zu haben ... Auch vom Hauſe aus konnte man in die Kegelbahn eintreten, wo man einen gedeckten Tiſch ſah ... Hedemann, Benno, Thiebold de Jonge und der Landwehroffizier bildeten eine charakteriſtiſche Gruppe ... Hedemann's breitkrämpiger Sommerhut lag auf dem naſſen Boden im Garten draußen, er ſelbſt ſtand wie wuthſchnaubend und wie zum Angriff ... Benno vor ihm, ohne ihn zu berühren, doch in der Geberde, die den gewaltigen Ruf: Hedemann! begleitet haben mußte ... Thiebold de Jonge ſtand ſchützend vor dem Offizier, dem ſeinerſeits die Mütze gleichfalls entfallen war und ein plötzlicher Schreck alle Farbe geraubt hatte ...

Wie die Menſchen neugierig herzugelaufen kamen, riß Benno den in jeder Ader zu einem Angriff gerüſteten Hedemann in den hintern Garten. Er folgte gelaſſen jetzt wie ein Kind und willenlos und nur noch das eine Wort kam allen hörbar von ſeinen bebenden Lippen:

Herr — von — Enckefuß!

Jede Silbe war betont ... in jeder Schwingung der wenigen Worte lag die Andeutung, als wollte er ſagen: Wir beide kennen uns doch wol?

Ein Aufenthalt in der Beurtheilung und Vermuthung über alles das war nicht möglich, denn Thiebold de Jonge trällerte soeben laut eine Arie und zog den Lieutenant, wie wenn nichts vorgefallen wäre, gleichsam tänzelnd fort. Er führte den Erschrockenen, der seine Mütze aufhob, auf einem andern Wege gleichfalls in die grünen Gebüsche hinaus ...

Bald kam Benno, der Lucindens ansichtig geworden war, aus einem, wie man sah, mit den lebhaftesten Demonstrationen geführten Gespräch mit Hedemann nach vorn und sagte zu Lucinden:

Bestes Fräulein! Sie werden gutthun, lieber allein vorauszufahren! In der Dechanei kommen Sie gerade noch zu einem Mahle an, das heute zu Ehren der fremden Geistlichen stattfindet! Eilen Sie! Sie finden den Onkel und die Tante dann im besten Humor! Wir andern — wir bleiben noch eine Weile zurück — Gelegenheit, sehen Sie, gibt es genug nach Rocher am Fall und mein Absteigequartier ist ohnehin nicht in der Dechanei, sondern seitwärts in einem kleinen Weinberge, den der Oberst bewohnt!

Aber Hedemann? ... fragte Lucinde forschend und um so theilnehmender, da sie der Name „von Enckefuß" an die alten düstern Begegnungen ihres Lebens, an den Rittmeister, den „schönen Enckefuß", erinnerte ...

Fährt mit uns oder geht nach dem Regen lieber zu Fuß ... Sehen Sie nur, dieser Thonboden saugt eine Ueberschwemmung ein, so durstig ist er! Adieu, Fräulein! Heut Abend oder morgen in der Dechanei! Viel, viel Glück!

Dieſe Willensäußerung und Verabſchiedung waren zu beſtimmend.

Benno begleitete ſchon Lucinden an den Wagenſchlag und half ihr mit Artigkeit einſteigen.

Ehe ſie ſich noch geſammelt hatte, ehe ſie nur ihre Frage: Aber was iſt denn nur vorgefallen? ausgeſprochen, fuhr ſie ſchon von dannen.

Eine Aufklärung konnten die Italiener geben. Dieſe aber hatten ſchon eine andere der vielen hier ſich kreuzenden Straßen eingeſchlagen, nicht die, auf welcher ſie nun ſelbſt nach Kocher fuhr.

Vom Kutſcher konnte ſie nichts Anderes über den Vorfall erfahren, als daß jener Herr von Enckefuß aus der Reſidenz des Kirchenfürſten und zu den Landwehrübungen kam wie alle andern.

Bald aber glaubte ſie den Vorfall ſo zu verſtehen: Der Offizier verfolgte Porzia, Hedemann trat dazwiſchen, ein Wortwechſel entſtand, ein Streit, Benno aber hielt Hedemann zurück, einem Offizier in Uniform eine Beſchimpfung anzuthun, die dieſen hätte zwingen müſſen, vielleicht Hedemann zu — durchbohren ...

In dem Ton, wie Hedemann den Namen: Herr von Enckefuß! gerufen, lag eine Andeutung, daß ſie ſich kennen mußten. Was hinderte ſie, anzunehmen, daß ſie dem Sohne des „ſchönen Enckefuß“ begegnet war, deſſelben Landraths und Freundes des Kronſyndikus, vor dem ſie ſelbſt oft genug ebenſo, wie jetzt Porzia, entflehen war?

Nach einer halben Stunde, gegen halb zwei Uhr, ſah ſie am Rande eines eigenthümlich geformten, ſchroffen,

faſt ſargähnlichen, dunkeln Bergrücken das Städtchen Rocher am Fall.

Eine hohe Kuppel mit vier Thürmen ringsum gehörte ohne Zweifel dem Dom von St.-Zeno an ...

Auf ihrer Bruſt wurde es ſchwerer und ſchwerer, je mehr ſie hinüberblickte zu der Kathedrale, die mäßig hoch auf einer terraſſenförmig ſich erhebenden Anhöhe lag. Dieſe kleine Anhöhe beherrſchte auf dieſer Seite die Stadt, während auf der andern der düſtere Sarg des Gebirges lag.

Jetzt fuhr ſie auf gekieſelten Wegen durch ſmaragdgrüne, vom Regen funkelnde Wieſen; dann lenkte der Wagen in Baumalleen ein, die von geſchnittenen Hecken durchbrochen wurden ...

Unmittelbar um ein im Quadrat liegendes kleines Schloß zwar nicht ſo phantaſtiſchen, wie ſie in ihrer Viſion geſehen, doch gefälligen alten Geſchmacks zogen ſich Blumen- und Gemüſegärten ... alles hatte einen vornehmen, ſehr gepflegten Anſtrich ...

Das Schloß war mit mancher Bildhauerarbeit geziert.

An der Pforte, wo zwei gewaltige Karyatiden einen Balcon mit einſt vergoldet geweſenem Eiſengitter trugen, fuhr der Wagen an, ohne ſogleich empfangen zu werden.

Der Kutſcher mußte abſteigen und klingeln.

Es ſcholl weithin wie mit doppelten Zügen, die den Klang der erſten Glocke nach einer zweiten übertrugen.

Ein alter freundlicher Diener in weißen langen Haaren — wahrſcheinlich der in Ausſicht geſtellte Sternſeher —

erſchien, ſpitzte klug die Augen, orientirte ſich, lächelte wohlwollend und fein und öffnete den Schlag.

Er hatte eine Serviette über dem Arm, zum Beweiſe, daß man im Hauſe mit dem Diner beſchäftigt war.

## 6.

Am Nachmittag deſſelben Tages ſtehen weit geöffnet die Flügel eines an der andern und gerade der Pforte entgegengeſetzten Seite der Dechanei befindlichen hohen Fenſters.

Dicht beſchattet ſind ſie von den Zweigen einer Linde, die ſich von den faſt mühſam durch das Laub hindurchdringenden Strahlen der wieder am blauenden Himmel hervorgetretenen Sonne die naſſen Zweige und Blätter trocknen läßt.

Die Vögel zwitſchern, Käfer, die an den Simſen und in den Cannelirungen des Hauſes vor dem Regen ihre Zuflucht geſucht hatten, ſummen wieder, und wirklich trottet ein Pfau unterm Fenſter über die unten rings hinlaufenden feuchten Sandſteinwlieſen und wiegt und hebt den bunten Schweif, faſt wie um ihn nicht naß werden zu laſſen und ganz wie eine Dame ihre Kleider ſchont.

Sähe man nicht da und dort ein heiliges Emblem, am Eingang des engern Parks ein Marienbild, am Ausgang zur Kathedrale hin ein Crucifix, unter den

Stuccaturen an dem Hauſe eine ehemals vergoldet geweſene Strahlenkrone, ein Kreuz, ein Dornenhaupt; man würde den Eindruck haben, als müßte man ſich hier umſchauen nach einem Marmorbilde der Flora, nach einer Gruppe verſteckter Satyrn oder Nymphen entführender Centauren.

Am offenen Fenſter gibt es einen traulichen grünen Winkel zwiſchen den faſt hineinlangenden Zweigen der Linde und einem Studirtiſche, deſſen Vorſprung den Vögeln ebenſo zugänglich ſcheint wie eine Anzahl ans Fenſter gerückter Seſſel, auf deren Lehnen ſie ſich wagen.

Der Greis, den die Vögel ſchon kennen und den ſie ſogar auf ſeinem Schreibtiſch beſuchen — er lockte ſie durch ſeinen Morgenzwieback und ſein Mittagsdeſſert — nennt dieſen Winkel ſeine liebſte Sakriſtei und ſeinen ſegensreichſten Beichtſtuhl.

Man ſieht auch Bücher in glänzenden Einbänden mit geöffneten Kupferſticheinlagen in der Mitte des Zimmers auf einem runden Tiſche. Man ſieht einen in Guache gemalten Chriſtuskopf von Guido Reni über dem Schreibtiſch. Die bunten Lithophanieen, die die Fenſterſcheiben verdecken, ſind jetzt, da die Fenſter offen, an die Wand gelehnt. Man ſieht in Alabaſter das Abbild der ſpeerbewaffneten Göttin der Weisheit vom Parthenon auf einem kleinen weißen Porzellanofen. Auf dem eleganten Mahagoniſchreibtiſch mit Fächern und kleinen durchbrochenen Galerieen aller Art liegen und ſtehen in Bronze bunterleigeſtaltete Nippſachen, Briefbeſchwerer, Streuſandſchalen, Federgeſtelle, Federwiſcher von bunten Farben,

ein gewaltiges Tintenfaß in Gestalt eines sein schwarzes Gift ausspritzenden Drachen, zierliche silberne Leuchter, ein Lichtschirm von grüner Seide ...

Der ehrwürdige Bewohner lehnt den einen Arm auf ein grünsammtenes Fensterkissen und athmet den köstlichen Duft der Linde ein. Er lockt einen der Vögel, die sich in seinem stillen und dunkeln Zimmer unter ihren Zweigen zu sein träumen ... und am liebsten beschied er ebenso von seinen Beichtkindern alle die, die ihm gar zu oft kamen oder zu umständlich sich auspländerten oder die in ihrer „Sündhaftigkeit sich so außerordentlich wichtig machten", hierher an diese stille Stätte ... In neuerer Zeit freilich kamen wenige. Die Dechanei stand nie im Geruch der Heiligkeit, jetzt vollends nicht, seitdem Beda Hunnius, Bonaventura's damaliger Mitgeweihter, nach mancherlei anderweitiger Verpflanzung in Kocher Stadtpfarrer geworden war und überhaupt in vielen Kirchen rings in der Provinz täglich die Posaune Zions mächtiglicher geblasen wurde, als „zu seiner Zeit" hier Sitte war. Manche jetzt predigten doch, als wollten sie die Trommeln übertönen, die da eben jetzt auf dem Marktplatz drinnen zu Kocher am Fall gerührt wurden zum Appell des 35. Landwehrregiments. Sie lärmten, als sollt' es an eine neue Bartholomäusnacht gehen, an ein Pour l'amour de dieu mit geschwungenem Schwerte, falls nur der Herr Kirchenfürst im Kampf mit der Regierung, mit der Philosophie und den gemischten Ehen die Parole dazu geben wollte ... Der gute Onkel Bonaventura's und Benno's von Asselyn nahm die Sache der Religion von einer milden Seite. Auch hier an sei-

nem Lindenbaum pflegte er jedesmal ſchnell mit dem ſelbſtgeſchilderten tiefen Verderben ſeiner Beichtkinder fertig zu werden, zog dann gern ſein goldnes Döschen, ging auf Krieg und Frieden in der Türkei, auf Kunſt, Natur, Menſchenleben in Rom, Griechenland und Kocher am Fall über und endete gewöhnlich mit den beſten Zuſprüchen zum Entſchluß, auf Gottes Gnade zu vertrauen, und mit den zuverſichtlichſten Hoffnungen auf das nach Leibniz ja präſtabilirte Glück und die Heiterkeit des ganzen Univerſums.

Dabei entbehrt jedoch der Greis, der, zurückgelehnt in einen bequemen ſaffianenen Voltaire, ein violettes Sammtkäppchen auf dem mit weißen Löckchen umwallten Haupte trägt, keineswegs einer gewiſſen Schärfe. Etwas Schlaues ſogar, wenigſtens Markirtes, fehlte dem Dechanten keineswegs. Seine Naſe war lang und habichtartig, das Auge dunkel und ſogar liſtig. Und ſtochert er ſich eben die wenigen Zähne, die ihm noch geblieben ſind, ſo iſt es mit jener feinen Miene, die mehr einem Diplomaten hätte angehören können, allerdings einem Diplomaten aus der alten Schule, jener, die noch am Wiener Congreß um ein Bonmot vom Fürſten de Ligne ſich ebenſo exaltiren konnte, wie unſere jetzige Diplomatie ſich nur um eine neuconſtruirte Jagdflinte exaltirt. Auch des Dechanten Kinn war ausdrucksvoll ſchön geſchweift und länglich, die ganze Erſcheinung, auch in den weißen wohlgepflegten Händen, entſchieden vornehm und ariſtokratiſch; ja, ſtatt des kleinen weißen Streifens unter der ſchwarzen Halsbinde hätte ebenſo gut ein blaues oder rothes Band irgendeines Comthurkreuzes hervorſchimmern

Wenn Sie mich lebend vom Galgen abſchnitten, könnten Sie mir keinen größern Dienſt erzeigen.

Herzlich der Ihrige

Börne."

Mit der Brodhagſchen Buchhandlung correſpondirte er wegen einer neuen Ausgabe ſeiner Schriften, die nach ſeinem Tode auch dort erſchienen iſt.

„Paris, 15. Dezember 1836.

An die Brodhagſche Buchhandlung.

Es kann leicht ſein, daß Sie recht haben, und daß der betreffende Punkt in meinem Vertrage mit Campe zweideutig iſt. Es war aber in meinen mündlichen Unterhandlungen mit Campe (ich war damals ſelbſt in Hamburg) beſtimmt feſtgeſetzt worden, daß nach Verlauf der 5 Jahre der Reſt der Exemplare nicht verkauft werden dürfe. Indeſſen glaube ich, daß dieſe Concurrenz der neuen Auflage nicht vom geringſten Nachtheile ſein werde, ſobald ſie verändert und wolfeiler erſcheint."

„Die neue Auflage wird ſich von der alten dadurch unterſcheiden, daß Artikel, welche die frühere nicht enthielt, darin aufgenommen werden. Erſtens ſolche, die damals noch nicht erſchienen waren; dann ſolche, die ich zufällig nicht hatte als ich meine zerſtreuten Aufſätze ſammelte. Ich werde Ihnen zu ſeiner Zeit dieſe Artikel bezeichnen, und Sie werden dann auf dem Geſchäftswege dieſe leicht herbeiſchaffen können."

„Was die Reviſion der alten Artikel betrifft, ſo verſtehe ich mich zwar dazu wegzulaſſen, was ich in literariſcher Beziehung unnütz finde. Aber Ihr Ausdruck, „was einen bedeutenden Anſtoß finden könnte" zu unterdrücken, ſcheint anzudeuten, daß Sie darunter Mißfälliges in po-

können. An den ſchöngeformten Schläfen, an der Stirn und dem Scheitel konnte man Geiſt und Phantaſie erkennen. Nur ein etwas zu weicher, ja ſchlaffer Zug am Munde verrieth Bequemlichkeitsliebe, ein bekanntes Erbübel alter Garçons, vornehmlich derer von der langen Robe.

Seiner geiſtigen Richtung nach gehörte Franz von Aſſelyn zu den wenigen noch Ueberlebenden aus der Zeit Weſſenberg's, der ſich damals, als das geſammte Vaterland für alle ſeine Lebensbezüge eine Vereinigung träumte und ſich dieſe ehrlich verdient hatte durch die Jahre der Napoleoniſchen Knechtſchaft, verdient durch den Aufſchwung der Befreiungsjahre, auch für die katholiſche Kirche „Reformen" möglich gedacht hatte. In jener Zeit hätte Franz von Aſſelyn raſch emporſteigen können zu einem Bisthum; er hätte jetzt Erzbiſchof ſein können; denn waren auch die drei Brüder von Aſſelyn, Franz, Friedrich und Max, an Gütern nicht geſegnet, hatte jener den Prieſterſtand, Friedrich die Beamtencarrière und Max die Bewirthſchaftung der wenigen und nach ſeinem frühen Tode ganz veräußerten Beſitzthümer der Familie gewählt und traten ſie dabei ohne andere Ausſtattung als die ihres Herzens und ihrer Bildung in die Welt, ſo fehlte es doch an Verbindungen nicht. Franz ließ ſich, nach einer lebhaften Antheilnahme an der „weſtfäliſchen" Zeit und einem damals häufigen Einſpruch auch auf Schloß Neuhof, wo er in der That Frau von Gülpen kennen gelernt hatte, in der Friedenszeit eine gute Pfründe genügen, das Dechanat zu St.-Zeno. Obgleich in einer wenig freundlichen Gegend gelegen, war ſie doch die

einträglichſte und reichſtdotirte auf fünfzig Meilen im Umkreiſe. Man würde ſie, wie alle dieſe Stifter, wenn nicht nach dem Wiener Congreß ſäculariſirt, doch in ihren Einkünften beſchnitten haben, wenn nicht von alten Tagen her die deutſchen Kaiſer auf die alte Kathedrale ein Patronatsrecht gehabt hätten, das infolge eines damals von Franz von Aſſelyn entwickelten außerordentlichen Eifers auf das Haus Oeſterreich übertragen wurde. So erhielt ſich die Dechanei zu Kocher am Fall in ihren alten Einkünften, während die Amtsverpflichtungen ſich nur auf den Kirchendienſt beſchränkten; denn zum wirklichen, der Bureaukratie verantwortlichen Dechanten machte man ſpäter den Stadtpfarrer eines benachbarten Ortes, nachdem eine kurze Zeit hindurch Franz von Aſſelyn die wirkliche Superintendentur verwaltet und über Geburten, Hochzeiten, Sterbefälle, Disciplinarvergehen, Kirchenbauten und Reparaturen, Verbrauch von Wein, Brot, Oel, Wachs u. ſ. w. an die Regierung ſeine Berichte gemacht hatte. Es war freilich nur ein kurzer hitziger Anlauf geweſen. Franz von Aſſelyn war ſeiner Unfähigkeit zu ſolchen Relationen ſchon damals inne geworden, als ihn der kurze, befehlende Ton der Regierungsbeſcheide verletzte. Sowol ſein „freiherrlicher" Sinn wie der dem Prieſter mit der erſten Weihe eingepflanzte Stolz, der bei manchem bekanntlich in Hochmuth übergehen kann, konnte ſich in dieſe Erlaſſe, in die Form dieſer Fragen und Antworten nicht finden. Als er im Unmuth über den officiellen Regierungsſtil einmal faſt gegen ein Viertelhundert Briefe im Zeitraum von zwei Monaten gar nicht geöffnet hatte und ihm doch

über die Dinge, die er nun versäumte, über die Menschen, die er durch die Nichtbeachtung ihrer Angelegenheiten in die peinlichste Noth versetzte, zuletzt so himmelangst wurde, daß ihm die Briefe in Gestalt händeringender Weiber und Kinder Nachts am Bette erschienen und er nicht mehr schlafen konnte, da schickte er sämmtliches aufgehäufte Material an den damaligen Kirchenfürsten der Provinz mit der Bitte, ihn vor dem hohen Gubernium zu entschuldigen oder ihm wenigstens für sein kurzgefaßtes Mittel, sich nicht ärgern zu wollen, die möglichst lindeste Strafe zu erwirken. Der damalige Kirchenfürst war im Sinne der Regierung gestimmt, doch nicht ohne Wohlwollen für seine Angehörigen; so erfolgte eine friedliche Vermittelung. Die Dechanatsgeschäfte wurden dem Freiherrn Franz von Asselyn einfach abgenommen gegen eine Vergütung an seinen Stellvertreter.

Der nominelle Dechant war indessen bei alledem doch seinen freiern Anschauungen über die Stellung der Kirche zur Religion, Wissenschaft und zum Vaterlande nicht untreu geworden. Für die jetzt angebahnte mittelalterliche Reaction fehlte ihm alle verwandte Gemüthsstimmung. Er sah sogar etwas in ihr, dem der Stolz und die dynastische Treue des deutschen Adels sich fern halten sollte. Er mochte nicht den Protestantismus, hätte aber gern eine katholische Kirche gehabt, in der Licht und Aufklärung, alle Künste und Wissenschaften, die den Menschengeist, vorzugsweise den deutschen, ehren, Platz behalten hätten. Diese Gesinnung mit Eifer zu verfolgen, für sie zu kämpfen, zu leiden, dazu fehlte ihm leider der Aufschwung. Er begnügte sich, seinerseits das zu sein

und auch zu ſcheinen, was er war. Er ließ ſich die Minerva nicht von ſeinem Ofen wegnehmen, bis des Winters, wenn geheizt wurde. Daß es darüber Anfeindungen gab, verſtand ſich bei der zunehmenden Liebe zur Dunkelheit und Angeberei von ſelbſt. Einſtweilen verſöhnte er die Gegner durch ſein edles Herz. Seine Wohlthätigkeit war grenzenlos und wenn man an ſeiner Rechtgläubigkeit zweifelte, konnte er ſagen: Ich erzog euch ja einen Heiligen und wer weiß ob nicht außerdem noch einen St.-Georg, wenigſtens einen vorm Appell- und Caſſationsgerichtshofe! Er meinte Bonaventura und Benno, die er beide hatte ausbilden laſſen und wie ſeine Söhne liebte.

Dieſe Aeußerung hatte der Dechant auch noch heute wiederholt gethan, als er bei ſeinem immer gewählten, heute ſogar feſtlich geweſenen Tiſche mitten unter Donner, Blitz und Regen mehrere der tonangebenden Geiſtlichen der Umgegend zu Gaſte hatte. Mit Einſchluß der Frau von Gülpen, ſeiner nunmehr ſchon faſt der „goldenen Hochzeit", wie er oft ſcherzte, ſich nähernden Wirthſchaftsführerin, hätte die Tafel beinahe aus dreizehn Perſonen beſtanden. Sein alter Diener, der Sternſeher — er hieß Joſeph Windhack und hatte einſt bei einem tüchtigen Lehrer der Aſtronomie, einem öſterreichiſchen Exjeſuiten in Wien, ſeine Carrière im Dienen und im Sternſehen begonnen —, hätte dieſe Herausforderung der Schickſalsmächte ebenſo wenig geduldet wie Frau von Gülpen. Es waren an die immer offene Tafel des Gaſtfreieſten der Gaſtfreien heute ſtatt neun elf geiſtliche Herren gekommen, unter ihnen ſogar ein Mönch. Jetzt blieb der

Oberſt von Hüllesheven, der mürriſche Sonderling, aus. Nun half nichts, Frau von Gülpen mußte die zwölf Herren allein laſſen und ſich von der Tafel ganz zurückziehen, wodurch ſie inſofern einen Vortheil gewann, als ſie deſto umſichtiger erſtens die Ordnung der verſchiedenen Gänge dirigiren und zweitens die gerade zwiſchen einem pikanten Hors d'oeuvre und dem Rindfleiſch ankommende Lucinde empfangen konnte.

Auf eine kurze Vorbereitung und erſt einleitende Anweiſung für ihre Stellung war Lucinde gleich in dem oben citirten Briefchen angewieſen geweſen. Daß dieſe ſo kurz ausfallen würde, hätte vielleicht Petronella von Gülpen ſelbſt nicht geglaubt; denn Lucinde war über die Aehnlichkeit der Geſellſchafterin des Dechanten mit ihrer alten verſchollenen „Frau Hauptmännin" ſogleich wie ſprachlos geworden, hatte allem zugeſtimmt und ſich nur erſt auf ihrem Zimmer zu ſammeln geſucht ...

Das Diner war vorüber. Der Dechant erſchöpft von Tiſchgeſprächen, wie er ſie nicht liebte. Hatten dieſe Collegen ſich heute nicht gerüſtet zu der Conferenz, die Nachmittags beim Stadtpfarrer ſtattfinden ſollte, als gält' es einen Wettkampf mit den Kriegsmanövern! Es waren nicht einmal die Zeloten, die der Dechant bei ſich ſah, aber alle ſtanden unter dem Druck der Eiferer ... und der Mönch, ein Franciscaner, den einer der Herren mitgebracht hatte, war einer der berühmteſten unter den Drängern und Stürmern und ein geiſtvoller Mann dazu. Wie griff das alles den Dechanten an, ihn, der die Gewohnheit des alten Exjeſuitenſchülers, ſeines einſt aus Wien mitgebrachten Dieners, Joſeph Windhack, Abends auf einer

Plateforme des Schlößchens sich um den Lauf und die Stellung der Gestirne zu bekümmern, so gern zum Anlaß nahm, von ihnen beiden zu sagen, daß sie ja überhaupt mehr im Sirius lebten als auf dieser kleinen Erde, dieser Tellus, die nicht einmal ein eigenes Licht hätte, sondern das ihrige von der Sonne und dem armseligen Monde borgen müßte, ja daß die Sonne wieder ein Fixstern untergeordneten Ranges wäre und mit dem Sirius in gar keine Vergleichung kommen könnte, welcher Sirius wiederum seinerseits ... Weiter ging er wenigstens in seinen Ketzereien heute an der Tafel nicht, wo das Gespräch auf den Sirius gekommen war und den Mönch veranlaßt hatte, über die Kassiopeia und die Farbe der Sterne überhaupt zu sprechen, worüber sich Windhack beinahe vergessen und beim Serviren ins Gespräch gemischt hätte.

Bis zur Conferenz beim Stadtpfarrer, wo der Dechant nicht fehlen durfte, hatte es noch einige Zeit ... Nach dem Diner waren die Gäste entlassen worden, weil sie den Kaffee beim Stadtpfarrer nehmen sollten. Der Dechant hatte ein wenig in seinem Voltaire geschlummert, hatte den süßen, weichen Lindenduft eingeathmet, hatte das Zwitschern der Vögel belauscht und den Pfau vom Simse oben auf die untern Wiesen gejagt, diesen Lolo, den er nur Frau von Gülpen zu Liebe duldete; denn Lolo war ein gar böser Vogel, wie alle Pfauen. Eitel von der hohen Büschelkrone bis zu den bunten Augen seines Schweifes hinunter, fuhr er herzlos auf alles Lebendige zu, dem er nur irgend mit seinem krummen Schnabel beikommen konnte. Ein unsteter Nachtunhold, hielt er nie sein Nest

im geräumigen Hofe inne, sondern hatte Lagerstätten überall, eben auf Windhack's Sternwarte, beim Hühnerstall, in der Nische eines steinernen Marienbildes, an den Eingangssäulen des Portals, auf einem Zweige da, in einer Hecke dort. Lolo war ein Nachtschwärmer, über den der Dechant in mancher schlaflosen Nacht oft bitter seufzen mußte, mehr noch als über das allgemeine Weh der Welt, bis er regelmäßig bei solchen Störungen doch zuletzt ärgerlichst an die spanische Wand klopfte und der in Sorge um den Lolo nebenan noch wachen Petronella von Gülpen zurief: Aber liebste, beste, theuerste Freundin! Was hat denn nur Ihr verfluchter hoffärtiger Satan heute Nacht schon wieder vor? Gewiß wieder nichts als Zorn und Aerger auf die Hennen, die still und sanft über ihren Jungen sitzen! ... Dann pflegte Frau von Gülpen seufzend zu erwidern, der Lolo gräme sich, weil er im grünen Parke allein leben müsse ... Der Dechant entgegnete aber: Ei, der niederträchtige Kerl mordet uns ja jedes Weibchen, das wir ihm schon bei allen Gutsbesitzern der Umgegend bald erbettelt, bald mit schwerem Gelde erkauft haben! Glauben Sie mir's, beste Freundin, um das Glück der Ehe würdigen zu können, ist der Mensch, wollt' ich sagen der Vogel zu lange Cölibatär gewesen! Gerade wie bei uns! Heben Sie heute das Cölibat auf, ich glaube, wir heirathen gar nicht einmal! ... Frau von Gülpen war dann, statt auf solche Blasphemieen schlafloser Verzweiflung zu antworten, gewöhnlich schon in ihrer Kontusche, hatte die Fenster geöffnet und sprach in die finstere Nacht hinaus mit dem auf einem Baumzweige wach sitzenden und viel-

leicht, wie der Heine'sche Fichtenbaum, von seiner eigentlichen Gangesheimat, wo eben allerdings die Mittagssonne hellglänzend in die Kelche der Lotosblumen schien, träumenden Vogel sanfte und still begütigende Worte.

Trotz solch schrecklicher Nachtreden war aber der Techant die Sanftmuth und Herzensgüte selbst und am Tage von den gewähltesten Ausdrücken.

Zur Bestätigung dessen hätte man nur seine zierlichen Billetchen zu lesen brauchen, z. B. die Zeilen, die er schon heute früh geschrieben hatte, um vom eigengezogenen Obst des heutigen Desserts ein Körbchen voll an Frau Majorin Schulzendorf (die Gattin des Chefs unsers braven Wachtmeisters Grützmacher) zu übersenden. Unter einem Briefbeschwerer von Achat lagen die beantworteten, unter einem andern von Marmor die noch zu beantwortenden Briefe. Das waren allerdings keine „Regierungsschinken", wie sie gewöhnlich genannt und früher zum Räuchern gleichsam in den Schornstein gehängt wurden: zierliche, duftende Billetchen waren es, und manche darunter weit her und hin, besonders aus und nach Wien, das er alle drei Jahre zu besuchen verpflichtet war.

Heute fesselte ihn ein Brief, den er lange in der Hand behielt ...

Es war eine vor Tisch erst empfangene Antwort ...

Er hatte an einen geistlichen Freund geschrieben, der sich mit dem Ausdeuten von Handschriften beschäftigte und darin ebenso viel Vergnügen fand, wie seinerseits der Techant in seiner Kupferstichsammlung, seinen Gemmen und den Alterthümern von Herculanum, Pompeji, Baby-

lon, Ninive, die er alle um ſich breitete und in Dutzenden von Mappen ſammelte.

Dieſem Freunde hatte er einige Zeilen einer Handſchrift vorgelegt, die ihm vor einigen Wochen in einem anonymen Briefe mit mehreren Poſtſtempeln aus dem Canton Teſſin in der Schweiz, aus Chur in Graubündten, aus Lindau am Bodenſee zugekommen war ...

Der Chirogrammatiſt ſchrieb ihm, die bezeichnete Handſchrift wäre eine verſtellte und gehöre einem Manne an, der mindeſtens fünfzig Jahre zählte, einen melancholiſch-phantaſtiſchen Charakter hätte, niemals Börſengeſchäfte zu machen im Stande wäre, im Jahrhundert des Yankeethums ſich unheimiſch fühlte, am liebſten in einer kleinen verſchwiegenen Villa am Lago di Lugano, am Fuße der Alpen oder in einem düſtern Eichenwalde in den Thälern Piemonts wohnen könnte, einem Manne endlich, der, wenn er ein Feldherr geweſen wäre, wie Cincinnatus hinterm Pfluge die Geſandten würde empfangen haben, die ihm das Conſulat bringen wollten, einem Manne, der, wenn er ein Fürſt wäre, doch wie Dionyſius nach ſeinem Sturze in Korinth einen Schulmeiſter hätte ſpielen können, einem Manne, der Staaten lenkte und dabei junge Mädchen unterrichtete im Griechiſchen, Hebräiſchen, auch wol Abends beim Thee mit einer Schere zierlich ausſchneiden könnte ... wie dergleichen Thatſachen die Handſchriftdeuter bis zur Beantwortung der Frage, ob der betreffende Schreiber gern auch Sauerkraut äße und die unlösliche, doch vielen großen Geiſtern eigene Gewohnheit hätte, ſich die Nägel zu kauen, herauszubringen wiſſen.

Ja, der Correspondent trieb seinen Scherz noch weiter. Der Dechant las, daß der anonyme Briefschreiber „Werther's Leiden" auswendig wüßte, keinen Monat bis zum Dreißigsten mit seiner Gage auskäme und sich in jeder Stadt gefallen würde, nur in keiner, die zu gleicher Zeit Festung wäre oder an einem schiffbaren Flusse läge ...

Und nun zog der Dechant, lächelnd und kopfschüttelnd, aus einem der Schubkästen seines Mahagoni-Schreibbureau einen Brief, an dessen vielfach gestempeltem Couvert man die Veranlassung dieser chiro- und einfach romantischen Deutungen und Ahnungen erkannte.

In anonymen Briefen liegt, wenn sie uns nicht aus feigem Versteck mit Grobheiten regaliren oder die Ansicht eines einzelnen Dummkopfs zu einem „Es geht das Gerücht" aufblasen, ein eigener Reiz, zumal wenn sie, wie dieser, ein verschwiegenes Abenteuer provociren, ein Stelldichein, das freilich in dem vorliegenden Briefe aus dem Canton Tessin in der Schweiz (so gern der Dechant alle drei Jahre an die Ufer der Donau reiste und sich in seinen „St.-Zeno-Angelegenheiten" einige Monate lang von den Wirbeln und Strudeln des wiener Lebens wie der Jüngsten einer und dann ohne alles Uebergewicht treiben ließ — Frau von Gülpen blieb daheim —) etwas beschwerlich war und über das ohnehin im Dunkeln gehaltene Alter des Dechanten hinauslag.

Der anonyme Brief hatte gelautet und lautete immer noch, wie er ihn auch kopfschüttelnd betrachtete:

Sub sigillo confessionis.

Fiat lux in perpetuis! Quando quis tibi occurrit fidei romanae sacerdos, qui ...

litiſcher Beziehung verſtehen. Gegen dieſe Zumuthung muß ich feierlich proteſtiren. Ich werde dergleichen nicht auslaſſen, auch nicht ein einziges Wort, und ich würde in unſerem Vertrage es zur ſtrengſten Bedingung machen, daß Sie daran nicht rühren dürfen."

„Zu den neuen (das heißt ungedruckten) Artikeln, die ich etwa hinzufüge, würde ich aber nur ſolche Gegenſtände wählen, die jede Verdrießlichkeit entfernt hielten." —

Börne war ſehr gaſtfreundlich, aber oft ſagte er: „Und wär' ich Millionen reich, ich würde kein ſolcher Narr ſein und große Eſſen geben. Aber oft ein paar Freunde zu Tiſch." In Paris war bekanntlich die Zudringlichkeit manches Deutſchen, der ſich wegen ſeiner Grundſätze etwas herausnahm, oft läſtig genug. Wenn ſich einer von dieſen ſelbſt zu Tiſch einlud, konnte er ſehr verſtimmt werden. „Bei Tiſch iſt meine liebſte Zeit, wo ich nicht gern mit Jedem ſchwatze. Es iſt mir grade, als ſollt' ich mich den Leuten nackt zeigen. Seel' und Leib iſt bei mir in dem Punkt einerlei." — Beſorgniß vor Spionen fehlte dabei auch nicht.

„.... Ihr meint ein Spion das ſei immer ein verrufener Menſch, ein armer Teufel, ein der Polizei gehöriger, Leute, die täglich für's Spioniren bezahlt werden; dem iſt nicht ſo. Verſteht ſich, daß es auch ſolche gibt. Aber die gefährlichere und größere Zahl ſind die, die man mit ihrem Ehrgeize, mit ihrer Eitelkeit ködert, Beförderung — in allen Fächern. Es dienen oft Leute und werden gebraucht, ohne daß ſie es ſelbſt recht wiſſen, wie ſie gebraucht werden zu ſchlechten Zwecken." — So unbefangen und harmlos er ſonſt im Leben war, ſo vorſichtig und argwöhniſch war er hierin, und daß es irgend

Oder geben wir die Uebertragung:

Unter dem Siegel der Beichte. Es werde Licht in Ewigkeit! Sollte Ihnen ein römischer Priester bekannt sein, der nicht den Tod eines Huß, Savonarola, Arnold von Brescia scheuen würde, um unsere Kirche von ihren Fehlern zu reinigen, so theilen Sie ihm unter dem Siegel der Beichte mit, daß sich am 20. August 18** unter den sogenannten Eichen von Castellungo zwischen Ceni und Robillante am Fuß des Col de Tende aus allen Theilen der Welt eine Versammlung gleichgesinnter Freunde und Wetteiferer um die Ehre unsers neuen Martyriums einzufinden gedenkt. Es werde Licht in Ewigkeit!"

Als schon vor längerer Zeit der Dechant diese räthselhaften Zeilen erhalten hatte, war seine erste Regung keine wie über einen Scherz gewesen. Er hatte wirklich eine Religion, den Aberglauben. Es gab ganz wichtige Dinge, deren Ausführung er von der geraden oder ungeraden Zahl seiner Rockknöpfe abhängen ließ. Die Ferne, die Zumuthung an sich, ein mit so vielen Stempeln versehener Brief, alles das machte ihm einen geheimnißvollen Eindruck, ja in dem Briefe lag etwas, was ihn im ersten Augenblick erschreckte. Nicht gerade die Züge der Handschrift erinnerten ihn an seinen theuern Bruder Friedrich, doch der schwärmerische Geist des Inhalts. Später legte sich der erste Reiz dieser Zuschrift. Die gewohnte Bequemlichkeit sagte ihm: Dieser Briefschreiber ist entweder ein Narr oder es liegt dem Ganzen eine Fopperei zum Grunde! Man weiß sehr gut, daß ich am wenigsten Lust habe, einen Scheiterhaufen zu besteigen,

selbst wenn ich bis zu dem Versammlungstage neunzig Jahre zählen würde, wo ich mir vielleicht aus der Krankheit nichts mehr machen würde, an der ich stürbe! „Aus allen Theilen der Welt!“ Auch aus dem Sirius? ... Der Dechant besaß von allen irdischen Dingen die Meinung, daß sie sich ganz von selbst machen müßten, wie die Gletscher, die sich seit Jahrtausenden aus kleinen Zufälligkeiten der Lokalität und Atmosphäre bilden und still und unhörbar von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschieben und die Gestalt verändern ... Er nahm dann später an, daß sich's der Briefschreiber ein schreckliches Geld hatte kosten lassen, diesen oder ähnlich abgefaßte Briefe an hundert andere zu schicken ... Er schonte das Geheimniß, er nahm an, daß es ihm in der Beichte mitgetheilt war, und horchte hierhin und dorthin, ob nicht aus den Gesprächen seiner Amtsbrüder Anklänge an diese auch an sie ergangene Einladung sich heraushören ließen; indessen war ihm nichts aufgestoßen. Das hatte ihn dann wieder aufs neue erschreckt und zu der Nachforschung bei dem Freunde veranlaßt, den er die Handschrift aus einigen auf dünnem Papier nachgepauſten Worten beurtheilen ließ ... Erst heute war ihm aber doch wieder die Ahnung gekommen, als wüßten wol auch andere um den Brief. Zufällig war der 20. August erwähnt worden, der Tag des heiligen Bernhard von Clairvaux, — einige Fanatiker, unter ihnen der Franciscanermönch, tadelten an diesem gelehrten und gottseligen Theologen sein gegen das unbefleckte Geborenwordensein auch der Mutter Gottes abgegebenes Votum, — er sah bedeutungsvoll im Kreise um, er forschte auf den Mienen; aber selbst als wäh-

rend des Gewitters und vor dem Essen der Speisesaal zu dunkel wurde und der alte Windhack an den Fenstern die Vorhänge höher hinaufzog mit den harmlosen Worten: Fiat lux in perpetuis! achtete von den Anwesenden niemand der von Windhack's Seite nur zufällig gegebenen Anspielung weiter, als die Anerkennung der übrigens schon bekannten Bildung des alten Bedienten mit sich brachte. So fiel denn wieder die Frage schwer auf sein Inneres: Wer hat nun gerade dich erkoren, einen solchen Märtyrer aufzusuchen? Kennt man die Hoffnungen, die wir alle auf Bonaventura setzen? ... Dann mußte er sich freilich sagen, daß Bonaventura zu einer Richtung gehörte, die an Rom irgendetwas ändern zu wollen für leere Freigeisterei hielt.

Wie der Greis so sann und sann, gesellte sich allmählich zu dem Zwitschern der Vögel noch das Geräusch eines über die Teppiche des Fußbodens im Zimmer selbst still hin und wieder Wandelnden.

Es war Windhack, der vor einigen Stunden das Fräulein Lucinde Schwarz empfangen hatte.

Wollte das kleine graue Männlein, dem eine spitze Nase und eine stark gewölbte Stirn das unverkennbare Gepräge eines ins Detail gehenden Forschers gaben, sich lieber mit der Thatsache beschäftigen, daß in diesen gegenwärtigen Augustnächten die reichste Ausbeute von Sternschnuppen zu erwarten war, oder unterstützten sein stark gerötbetes Antlitz und gewisse klare, glückselige Augen, die auf einen gründlichen Verwahrer der übrig gebliebenen Weinreste des Diners schließen ließen, daß die dem Keller des Dechanten zu übergebenden Weine vorher

gründlichst durchkostet und kennerhaft geprüft waren, gehörte nächst der Haarwuchsbehandlung des Hauses und aller Freunde desselben zu den unbestrittenen langjährigen Vorrechten des alten Exjesuitenzöglings), wir sagen, unterstützten diese äußern Merkmale seine Kritik des, wie das ungeduldige Männlein sich äußerte, „überstandenen" Diners oder schmunzelte und lächelte er darum so behaglich, weil ja nun Frau von Gülpen's neueste „Nichte" angekommen wäre ... Genug, er begann sich bemerklich zu machen und wie ein guter Diener ganz leise, ganz nur zufällig, nicht etwa hereinplatzend und die Stille der Betrachtung seiner Herrschaft störend. Er brachte eine Zeitung, griff dann nach einem an dem Porzellanofen hängenden eleganten rothen Staubwischer und wedelte sanft über die Minerva hin, über den Guido Reni, über die Kupferstichmappen, mehrere nach hinten versteckte und jetzt erst sichtbare Carlo Dolces und einige noch etwas mehr versteckte und von freistehenden Bücherrepositorien verborgene Torsis alter heidnischer Erinnerungen, zu denen selbst die Venus von Milo gehörte.

Der Dechant wußte nun, daß Windhack etwas zu melden hatte.

Hm! sagte er. Schon fünf? Zeit zur Conferenz?

Noch eine Viertelstunde, Herr Dechant!

Das Getrommel in der Stadt wird die ganze Nacht dauern ...

Hier hören Sie's ja nicht!

Benno angekommen?

Doch wol ...

Hedemann?

Gesund und munter! Auch der junge Thiebolt de Jonge —

Und —?

Assessor von Enckefuß ...

Armgart nicht?

Nein, aber das Fräulein ...

Welches Fräulein? Ah! besann sich der Techant. Und?

In diesem Und lag viel, sehr viel, und wenn man will lag in dem lächelnd wiedergegebenen: Je nun! des alten Dieners fast noch mehr. Es lagen zwei Lebensgänge in diesen Worten. Einer durch die schönen Tage auf Schloß Neuhof unter den Tänzerinnen, Sängerinnen, Marquisinnen und Vicomtessen des Krensyndikus bis nach Wien und Paris ... Der andere Lebensgang von da zurück in diese stille Klause hier zu Kocher am Fall, einer Stadt an einem Bergstrome, der wie von einem ungeheuern Sarge hierniederzugleiten schien.

Und eben wollten beide ihr Und? und ihr Je nun! auf die ihnen geläufige Weise erläutern und ausführen, als eine leichte, unsichtbare und auch fast unhörbare Rollenthür in der Tapete aufschnurrte und Frau von Gülpen eintrat.

Auch Frau von Gülpen machte die Anzeige, daß Fräulein Schwarz angekommen wäre und dem Techanten ihre Aufwartung machen könnte ...

Petronella von Gülpen war allerdings die jüngere Schwester Brigittens von Gülpen, der bereits im Jahre 1809 auf Schloß Neuhof entthronten Beherrscherin des Kren-

syndikus. Beide Schwestern gehörten einem Familiensystem an, das sich durch Jahrhunderte in der Nähe geistlicher Sitze in einer Weise fortgepflanzt hat, die, wie man von einem Fahnenadel spricht, ebenso von einem Krummstabadel sprechen ließe. Es ist immer eine und dieselbe Familie, wenn auch die Namen wechseln. Die weiblichen Bestandtheile dieser Familie sind diejenigen, auf welche es am meisten ankommt; die dazu nöthigen Männer sind mehr zufällig und die Verbindungen schließen sich oft geheimnißvoll und unerklärlich. Die Mutter der beiden Schwestern von Gülpen war die Wirthschafterin eines Fürstabts; ihr Vater war ein Unteroffizier Friedrich's des Großen gewesen, der in der aus hundertzwanzig Mann bestehenden Armee des Fürstabts eine Stellung als Lieutenant gefunden hatte. Ueber Witoborn, eine Priesterstadt, hinweg waren sie auf Schloß Neuhof gekommen, Brigitte als die Aelteste und eine ganz in der Schule eines ehemaligen Unteroffiziers Erzogene, Petronella um zehn Jahre jünger und allmählich zur Freundin des Dechanten erkoren und demzufolge von einem höhern Aufschwunge der Bildung, ja mit den Jahren sogar theilhaftig geworden aller Feinheiten eines in solchem Grade gewinnreichen Umgangs. Tyrannisirt von ihrer Schwester, war sie früh ebenso zum leidlich Guten geartet, wie es jene zum Schlechten war. Der schon 1803 säcularisirte Fürstabt, ihr Vater, wir meinen ihr Landesvater, hatte nichts für sie thun können und den ehemaligen Unteroffizier Friedrich's des Großen hatte schon in der Reichsarmee, die 1793 gegen die Sansculotten zog, noch vor der Kugel eine zu volle

Ladung jungen Weines in irgendeinem geistlichen oder weltlichen, jedenfalls neutralen Keller getödtet ... Seit Jahren waren beide Schwestern voneinander getrennt. Obgleich sie sich haßten und nichts voneinander wissen mochten und jetzt wol auch kaum noch etwas wußten, hatten sie doch manches gemein. Petronella mußte man nur in jenen nächtlichen Augenblicken sehen, wo sie, in der Kontusche, mit einer spitzenverzierten Dormeuse über die ganze Stirn und einer das Kinn fast einhüllenden weißen Tüllbandschleife, dem unsteten Lolo Worte der Liebe und Beruhigung sprach; man mußte sie sehen bei den vielen andern tagscheuen Gelegenheiten, z. B. da, wo sie, allerdings höchst liebevoll, den Schwächen aller geschaffenen Creatur zu Hülfe kam ... Frau von Gülpen würde, das ist wahr, keine Barmherzige Schwester abgegeben haben für ein großes Spital von allerlei wildfremden Schneidergesellen oder vom Gerüst gefallenen Maurern und Zimmerleuten; dazu hätte es ihrem jetzt so vornehmen Sinn und ihrer Neigung für Exclusives durchaus an Stimmung gefehlt ... sie begriff nie — und sagte das auch —, wie es jetzt wieder Gräfinnen und Personen von Distinction geben könnte, die ganz so wie im „Alterthum" unter die Barmherzigen Schwestern träten und für allerlei „fremden, unsaubern Pöbel" Kamillenthee und Haferumschläge machten und, wenn „dergleichen Bagage" gestorben wäre, sogar deren Leichen wüschen ... aber — bei einem einzelnen Herrn, bei einer geliebten Persönlichkeit, und wäre diese an Bedürfnissen selber ein ganzes Spital, ein Sacré Coeur oder eine lebendige Charité gewesen, da konnte sie sich den schwierigsten Pflegen

des menschlichen Leichnams unterziehen. Da gab es kein Seitenstechen, für das sie nicht eine passende Flanellreibung gehabt hätte, kein Magendrücken, dem sie nicht Erleichterung durch irgendeinen Thee verschaffte, keinen Frostballen, dem sie bei verschlossener Thür und die Brille auf der Nase nicht sogar eigenhändig mit einem scharfen Messer, wenigstens an der sterblichen Hülle des Dechanten, zu Leibe gegangen wäre. Nur mußten die Menschen, denen sie die edeln Liebesrathschläge widmete — die Liebeswerke gehörten lediglich nur dem Dechanten — zu dem Kreise ihrer nächsten Beziehungen gehören. Sie mußten durch Distinction und Namen in der Gesellschaft eine Stellung einnehmen. Es war das schöne Lebensprincip der Frau von Gülpen, daß Natürliches niemanden schände und um so weniger schände, als es einmal im Plane der Schöpfung gelegen hat, den Menschen aus einem höchst erbärmiglichen Stoffe zu bilden, einem Stoffe, der bei jedem schönen Abendspaziergang sich eine Erkältung und von der wohlschmeckendsten Truthahnpastete eine Indigestion zuziehen kann. Den Lebensberuf der Frauen fand diese Dame darin, daß sie für die Männer, die sie lieben, in einem ewigen Kampfe gegen die Unzulänglichkeit von „Kraft und Stoff" liegen sollten. Ihre Waffen waren dabei ein Arsenal von Leibbinden, Wärmsteinen, Fußsäcken, Kräuterkissen, Senfteigen, Theevorräthen aller Art, sowol schweißtreibender, wie beruhigender, luftfördernder und lufthemmender Art, nicht eingerechnet die vielen Pillen, Pulver, Tropfen und noch unausgeführten Recepte, die sie zu häuslichen Vorkommnissen sich aus guten gemeinnützigen Schriften

oder aus bewährten klösterlichen oder Familientraditionen niederzuschreiben pflegte, selbst für Fälle, die nur in der Möglichkeit lagen, z. B. die Hundswuth. Aber die erschaffene Creatur auch in ihrem behaglichen Befinden hatte in Frau von Gülpen ihre treueste Beförderin. Man mußte sie sehen an jedem Montag bei der großen Revision der alten und neuen Wäsche; an jedem Dienstag unter den Nähterinnen, die sie, ein liebes Mädchen, Treudchen Ley, an der Spitze, flicken und stopfen ließ; an jedem Mittwoch auf dem wichtigen Mittwochmarkte zu Rocher, wo sie mit der prüfenden Uebersicht eines Feldherrn die vorhandenen Vorräthe an Wild und Geflügel musterte; an jedem Donnerstag, wo es regelmäßig in der Dechanei ein Diner gab; an jedem Freitag, wo die heilige Fastenordnung und ihre specielle intimste Vertrautheit mit der Kunst des Backens und der höhern Fischsaucen sie fast selbst zur Köchin machte; an jedem Sonnabend, wo sie dafür zu sorgen hatte, daß sie nur selbst obenauf blieb und nicht krank wurde, aus Angst, daß es der Dechant werden könnte, der an diesem Tage früh die Schulen zu inspiciren hatte und dann oft von drei Uhr Nachmittags bis spät Abends im Beichtstuhl festgehalten wurde und trotz aller Vorsichtsmaßregeln, trotz Fußsack, Pelz und Kohlentopf im Winter, nach Hause immer so ermüdet kam, so geistig durchschüttert, so von der hochwichtigen Function des Anhörens fremder Seelenbekenntnisse um alle eigene Lebensstärke gebracht, daß er erklärte, nur die schönste, seelenvollste Musik in einem Nebenzimmer, eine Musik wie von Seraphshänden gespielt, könnte ihn wieder in den Zusammenhang mit Gottes harmonischer

Weltordnung bringen! Essen konnte der Dechant Sonnabend Abends nichts. Denn, sagte er, von dem, was ein katholischer Priester alles in der Beichte zu Gehör bekommen muß, würde wenigstens ihm immer so weh und schlecht ums Herz, so tief jämmerlich um Seele und Magen herum, so vollständig und unendlich satt zu Muthe, daß er dann nur Appetit nach Himmelsspeise haben könnte, nach Eliaskost, von Raben oder geradezu Engeln oder sonstigen Boten Gottes credenzt ... Glücklicherweise kam darauf immer der stolze, feierliche, hochherrliche katholische Sonntag mit seinen brennenden Lichtern, mit seinen gestickten Meßgewändern, mit seinem duftenden Weihrauch, mit seinem erhebenden Orgelton, seiner sichern jahrtausendjährigen Regelmäßigkeit ... Der hob, der tröstete, der erquickte ihn dann wieder ... Wenn er auch durch vierzigjährige Gewohnheit das Heiligste verrichtete, ohne davon eine andere Vorstellung zu haben, als die eines Traumes, geträumt mit wachem Auge, so fing er denn doch am Sonntag Abend wieder an sich Mensch und von dem Ernst des Lebens minder schmerzhaft berührt zu fühlen.

Jene Sphärenmusik aber, jene Lücke am sonnabendlichen Thee, die die gute Frau von Gülpen nicht ausfüllen konnte, jenes Bedürfniß nach Eliaskost war die Veranlassung, daß seine treue Freundin in fernen Gegenden eine so weit verbreitete Verwandtschaft hatte. Seit dreißig Jahren sagte man zu Kocher am Fall, daß die nie schöne, aber immer wohlgesinnt gewesene „Seitenverwandte der Asselyns" für die Ihrigen doch auch das mildeste Herz von der Welt hätte. Eine Nichte nach der

jemanden gelingen könnte ihn, ihm unbewußt, zu benutzen, zu überlisten. So vermied er auch allen Umgang mit Diplomaten und war über alle Vorstellung vorsichtig, Jemanden auch seiner Seits etwa durch Briefe zu compromittiren.

Bis zu seinen letzten Augenblicken schwärmte er für alles Neue in der Industrie und Wissenschaft, für Eisenbahnen, Dampfschiffe, Homöopathie, Wasserkuren u. s. w.; „Welch ein Glück für die Menschheit," sagte er, „wenn es keine Kranke und keine schweren Arbeiten mehr gibt."

Er hatte (1836) Mignet's Rede über Sieyes gelesen und äußerte: „Mignet ist nicht eingedrungen in eine tiefere Character-Schilderung von Sieyes. Das hätte ich anders und besser machen können. Er hätte zeigen und beweisen müssen, wie ein Mann, wie Sieyes, gar keinen Character haben kann." Ein andermal bemerkte er: „Die Revolution von 89 ist mit der von 1830 geschlossen. Der dritte Stand hat alles erreicht Sie sind jetzt der Adel, die Geistlichkeit, und wie diese wollen sie alles für sich behalten. . . . Die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, das muß noch kommen." Von Guizot bemerkte er: „Er macht Frankreich unglücklich. Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann, aber er ist ein Pedant, und hat ganz falsche Ansichten. Thiers ist mir weit lieber, obschon er schlechter, aber eben weil er beweglicher, nicht verstockt ist."

Als einmal (auch 1836) Besuch sich entfernt hatte, sagte Börne: „Ja das ist wahr, unsere lieben Landsleute sind manchmal sehr langweilig, und das ist ein Franzose nie oder selten; aber auf die Dauer gehe ich doch lieber mit Deutschen als mit Franzosen um. Ein Franzose ist wie eine Blume in einem Glas Wasser, ein Deutscher wie eine Pflanze, die in

andern zog sie an sich, sorgte, wenn sie nicht gleich beim ersten Eindruck missiel und oft schon nach vierundzwanzig Stunden abreiste, für deren Ausbildung, ließ sie in der Dechanei wohnen und verschaffte ihr den Schutz und den Beistand des wohlwollenden und gütigen Herrn, dessen Pflege sie ohne höhere Ansprüche für sich selbst und mit einer in der That klösterlichen Entsagung seit so langen Jahren schon übernommen hatte. Nur böse Zungen waren es, die da behaupteten, daß die Familie der Frau von Gülpen merkwürdigerweise einen höchst unbestimmten Typus hätte. Denn bald wären die Nichten aus einer blonden, bald aus einer braunen Seitenlinie, bald hätten sie schwarze, bald blaue Augen, bald gehörten die Nasen dem griechischen Profil an, bald säßen sie mit zierlichem Trotz stumpf auf Gesichtern, die indessen alle, das blieb unbestritten, hübsch waren. Mesalliancen gab es in dieser weitverbreiteten Familie der Gülpens leider sehr viele, denn einige „Nichten" trugen adelige, andere nur bürgerliche Namen. Darin aber waren sich alle gleich, daß sie erstens, wenn sie länger als einige Wochen blieben, sämmtlich anmuthig, zweitens gebildet, drittens musikalisch sein mußten, viertens daß keine länger bei der Tante blieb als zwei Jahre. Ueber letztern Umstand gingen verschiedene Gerüchte ... Die einen behaupteten, für ein geistliches Haus hätte ein längeres Verweilen, da alle ohnehin mit der Absicht kamen, nur die Tante auf einige Zeit zu besuchen, anstößig erscheinen müssen. Die andern sagten, Frau von Gülpen hätte mit dem Dechanten die feierliche Abrede getroffen, daß sich keine von ihren Nich-

ten jemals dürfte einfallen lassen, irgendwie in ihre Rechte einzutreten, was allerdings bei einem zu langen Verweilen in der Nähe des für alles Schöne so lebhaft empfindenden Mannes zu besorgen war. Man sagte ferner, daß diese Trennungen oft schmerzliche Scenen herbeigeführt hätten, deren Nachklänge der Dechant nur durch seine jeweiligen wiener Reisen vergessen zu können vermochte ... Lucinde war etwa die zwanzigste Nichte, die schon nach Kocher am Fall gekommen war. Ihre Vorgängerin war Angelika Müller gewesen, jene Lehrerin, in deren Persönlichkeit entweder eine arge Verwechselung stattgefunden hatte oder die dem, der sie empfohlen — es war nicht der Philosoph Doctor Laurenz Püttmeyer selbst gewesen —, zu sehr verklärt erschienen gewesen sein mochte durch die Schönheit ihres Geistes und Herzens. Dennoch war Angelika Müller bei der „Tante" sechs Wochen gewesen.

Der Dechant verstand den eigenthümlich aufgeregten und freudvoll-leidvoll gemischten Blick seiner langjährigen Freundin, mit dem auch sie jetzt, aber tief aufseufzend, die „neue Acquisition" ankündigte. Geschah dies doch regelmäßig mit demselben unheilverheißenden Tone, demselben Unkenruf des Mistrauens und der Furcht vor einer solchen „wildfremden Person" wieder, der „niemand ins Herz blicken könne", und die sogleich bei erster Begrüßung für das scharfe Auge der Kennerin gewöhnlich irgendeinen bedenklichen Fehler hatte. Die eine sprach ihr gleich zu rasch, die andere zu rauh, die dritte hatte keine Lebensart, die vierte zu viel, die fünfte war naseweis, die sechste simpel ... und schon an der Toilette, an der Wäsche,

an der Frisur konnte sie unterscheiden, weß Geistes Kind die von außenher, durch allerhand Vermittelungen empfohlene „Person" war ... und wenn auch eine allen Kennzeichen, die nur der Dechant verlangte, noch so vollkommen entsprach, für Frau von Gülpen konnte sie irgendetwas, vielleicht einen „Odeur" haben, der ihr einen „Horreur" verursachte ... kurz, der Dechant und Windhack, beide waren die erste Verurtheilung schon gewohnt.

Regelmäßig aber fanden beide hintennach bei eigerer Anschauung, daß die so verfehlt geschilderte Acquisition im Grunde „gar nicht so übel war" ... Nur heute bedauerte der Dechant, daß er jetzt sich eilen müßte in die Conferenz zu kommen. Ja da der neue Ankömmling nicht sogleich mit Frau von Gülpen schon eintrat, da man erst nach Lucinde Schwarz klingeln mußte, da des gefallenen Regens wegen Frau von Gülpen auch noch auf eine warme Fußbekleidung für den Dechanten drängte, so wurde beschlossen, die Vorstellung zu lassen bis zur Zurückkunft. Fand sie dann auch, da sich zum Thee jeden Abend Gesellschaft auf der Dechanei einstellte, vielleicht vor Zeugen statt, so konnte man ja dann gerade am ehesten beweisen, daß der Besuch nur der Gesellschafterin des Dechanten galt, nicht ihm selbst.

Indem Windhack seinem Herrn jetzt behülflich wurde, sich zum Ausgange wärmer anzukleiden, begleitete er die Aeußerung der Frau von Gülpen, Windhack hätte sie ja auch schon gesehen! in seinem sanften Redeton, der ihn dem Dechanten besonders werth machte, mit den Worten:

Ja, halt ganz wie die Berenice!

Der Dechant wußte, daß Windhack mit dieſer Vergleichung nur die Figur eines Sternbildes meinen konnte.

Wie ſo? Berenice? fragte er, eine weiße Halsbinde unter die ſchwarze legend, während Frau von Gülpen aufhorchte.

Wenn Sie ſich die fünf Sterne der Berenice durch Linien verbunden denken und den obern ſozuſagen als den Kopf, ſo kommt halt ungefähr das neue Fräulein heraus!

Hoffentlich, bemerkte der an ſolche Schilderungen gewöhnte Dechant, heißt das nicht, daß die Dame einen Buckel hat?

Frau von Gülpen meinte ſchon:

Sie geht etwas ſehr übergebeugt!

Frau von Gülpen dachte an ihren eigenen geraden Wuchs und daß man bei etwas Tournure ſelbſt als Sechzigerin immer noch etwas vor der Jugend voraushaben könne ... Sie wußte nicht, daß die Vergleichungen mit ihrer alten Hauptmännin Lucinden ſogleich mehr als ſonſt in Furcht und Nachdenken verſetzt hatten.

Sonſt ſehr anmuthig! fuhr Windhack fort. Sehr freundlich! Mit jedem ſchon ſo, als wenn ſie jahrelang mit ihm bekannt wäre! Mich hat ſie gleich gefragt, was es für Menſchen im Monde gäbe? Sie arrangirt ſich jetzt halt oben ihre Kammer!

Der Dechant verfolgte dieſe Andeutungen nach der Richtung hin, wie ein derartiges neues Weſen in dem nicht immer ganz ſtillen Frieden der Dechanei ſich künftig wieder bewähren würde. Er erſchrak, als Frau von Gülpen bereits daran erinnerte, die Richte wiſſe, daß

ſie nur vorläufig auf drei Tage „zum Beſuch", d. h. zur Probe da wäre.

Hm! Hm! ſagte er, Menſchen im Monde! Sie kennt alſo ſchon unſere Schwächen — wollt' ich ſagen — ja — ei — Windhack, eine Nichte, die Aſtronomie verſtand, die hatten wir ja wol noch nicht? Richtig! Die Müller'n! Aber die trieb mehr Mathematik! Lieber Gott, ſie war ſelbſt wie 'ne gerade Linie! Hm! Berenice! Hatte die Berenice nicht ein ſchönes, berühmtes Haar? Das Haar der Berenice! Blond, lichtblond, wie der Name andeutet, Lucinde? Nicht?

Mit dieſen Worten ſchritt der Dechant ſchon die ſteinernen Treppen hinunter.

Windhack begleitete ihn und ſagte:

Im Gegentheil, Herr Dechant! Schwarz wie die Novembernacht! ... Ein Regenſchirm iſt nicht nöthig, Frau von Gülpen!

Frau von Gülpen war bis zur Hälfte der Treppe mit hinuntergegangen. Sie blieb da ſtehen, wo ſich eine Thür zu einem Wirthſchaftsentreſol befand. Dort wollte ſie noch einen Regenſchirm mitgeben, den der Dechant auch ruhig genommen haben würde. Er hätte auch einen Sonnenſchirm genommen, wenn man ihm einen in die Hand geſteckt hätte; er würde höchſtens gefragt haben: Sind jetzt ſo kleine Regenſchirme Mode?

Windhack begleitete ihn bis an das hohe Hausportal.

Als er zurückkehrte, rief ihn Frau von Gülpen in die Wäſchkammer und wollte wiſſen, was da die zweideutigen Anſpielungen mit „Berenice" hätten ſagen wollen? Die Vertraulichkeiten des Dechanten mit ſeinem

alten Diener gingen zuweilen auf ihre Kosten. Beim „Haar der Berenice“ hatte der Dechant einen so scharfen Blick auf ihre Frisur geworfen ... behauptete sie wenigstens ...

Windhack erzählte mit Harmlosigkeit, daß es einst einen berühmten alten Astronomen, Namens Kanon, und eine ägyptische Königin, Namens Berenice, gegeben hätte und letztere hätte ihren Mann in die Schlacht schicken müssen, hätte aber gelobt, käme er gesund heim, so würde sie den Göttern — der Venus, Frau von Gülpen, sagte Windhack — ihre Haare opfern, d. h. in ihren Tempel stiften, wie wir Wachskerzen stiften oder silberne Herzchen; und nun, fuhr Windhack fort, hatte der Astronom Kanon das Haar der Berenice zwar vielleicht abgeschnitten, aber nicht in den Venustempel abgeliefert, sondern gleich gesagt: die Götter hätten es in die Sterne versetzt, dicht an die Mähne des Löwen — auch halt ein Sternbild, Frau von Gülpen! — Nun wisse man nicht recht, mit wem der Kanon unter einer Decke gesteckt hätte, vielleicht mit der Königin selbst, die ihr schönes Haar zuletzt nicht gern hergegeben hätte und dann so lange vielleicht die Hauben erfand, bis es ihr wieder hätte gewachsen erscheinen können, oder mit den Venuspriestern, die diese Haare vielleicht zu ihren Perrüken verwandten und keine Rechenschaft hätten darüber ablegen wollen ... Kurz, wenn man den Kanon nach dem Haar der Berenice fragte, Frau von Gülpen, so zeigte er halt immer auf die Sterne, woher auch vielleicht mit der Zeit die Redensart: „Mondschein“ entstanden sein mag für einen ausgegangenen oder dünnen oder halt sehr kahlen —

Genug! Genug! unterbrach Frau von Gülpen mit Entschiedenheit.

Windhack verstand sich aufs Frisiren wol noch sicherer als auf das Angeben bevorstehender Mondfinsternisse. Er besorgte nicht nur die mathematisch richtige Form der Tonsur des Dechanten, sondern auch die gewellten künstlichen und so schön kastanienbraunen Scheitel der Frau von Gülpen; jedoch so umständlich überhaupt von Haaren zu sprechen, widersprach aller Convnite und „feinen Lebensart" . . .

Sie suchte für Lucinden, deren größerer Koffer erst mit Fuhrgelegenheit nachkommen sollte und die sich etwas von dem Regen durchnäßt gefühlt hatte und von der Wäsche der Frau von Gülpen einiges bis auf weiteres in Anspruch nahm, allerlei Frauenzimmerliches aus, von dem sie dann gleichfalls sagte, daß auch das ihn nichts anginge . . .

Gehen Sie! Gehen Sie! sagte sie, Sie mit Ihrem Kanon! Heute bei Tische ist so viel von Kanonen gesprochen worden, daß ich jeden Augenblick erschrecke, von der Stadt schießen zu hören!

Das rauschendste Trommeln hörte man jetzt allerdings . . .

Windhack ließ Frau von Gülpen zu der in der Weißzeugkammer arbeitenden Nähterin, Treudchen Ley, eintreten, er selbst verfügte sich, um für die Auguststernschnuppen seine Gläser zu prüfen, auf die Sternwarte.

Der Dechant schritt inzwischen zur Stadt . . .

Er hatte die Gewohnheit, auf den gekieselten Wegen, die unmittelbar um die Dechanei her durch den kleinen

Park sich schlängelten, und auch noch auf den Stufen, die zum Dom emporführten, ganz besonders freundlich zu grüßen. Ernster aber wurde er schon oben um den Dom selbst herum. Vollends vornehm und etwas kalt sogar war seine Art, wenn er die Stufen niederwärts zu Kocher am Fall selbst hinunterschritt.

Man sagte, er entblößte nicht gern sein Haupt. Die einen meinten, weil er die Schwäche besaß, seine Tonsur zu verbergen, andere, weil er die Zugluft fürchtete, und wieder andere, weil ihn ein ewiges Grüßenmüssen von Krethi und Plethi bei aller Freundlichkeit des Herzens verdroß.

Heute aber wurde er kaum beachtet; denn es wimmelte von Soldaten und vor Aufregung in der ganzen Stadt ...

Unter den einfachsten bunten Röcken steckten aus der Gegend ringsum achtbare Bürger, Hausbesitzer, Handwerker, junge Oekonomen, Förster, Studirte ... Und nun rannten die Frauen und die Kinder und wollten auf dem Marktplatz die „Parade" sehen und die Handwerker hatten ihre Arbeit eingestellt und standen in den Hausthüren, viele gewärtig auch der Einquartierung, die sie auf drei Tage bekommen konnten; auf dem Marktplatz nach dem Appell und der Revue wurden dazu die Billets ausgetheilt ... Und an Ausspannungen und Gasthäusern waren Laubpforten errichtet, Fahnen wehten aus den Fenstern ... Teppiche hingen sogar nieder, wie bei einem Kirchenfest ... Und dazwischen spielten selbst die Kinder Soldaten, rasselten mit Trommeln, kokettirten mit Dreimastern aus Zeitungspapier ... Und die Kühe mußten

denn doch auch noch durch die engen Gassen hindurch und sogar eine ganze Hammelheerde über den Brückensteg am Fall ... ja, des Ho! Ha! He! 's war kein Ende ... bis auf den Marktplatz schallte es, wo schon die Glieder antraten und auf allen Budendächern die Straßenjugend saß, künftige Rekruten des großen Militärstaats auch ... und Bataillon schwenkt! commandirte jetzt der Major vom Stabe, der glückseligst wieder die Seinigen „beisammen hatte", „seine Jungen", „seine Kinder" — er zog das doppelte Tuch nicht aus — und nun hätte einer über diese kerzengeraden Colonnen sagen sollen: Das sind Handwerker, Bauern, Oekonomen, Förster, Studenten, Referendare? Nein! Es waren Krieger so gut, wie die bei Leipzig und Waterloo gefochten haben!

Und auch der Dechant nickte höchst befriedigt, als es so ein donnerndes Halt! galt. Er suchte und suchte ... richtig! da fand er den schlanken, heute so extra-brünetten, sonnenverbrannten, „wol zu spät gekommenen" Herrn Neven mit dem gestutzten Bart- und Kopfhaar, der jetzt nicht einmal lächeln, nur mit den Augen blinzeln durfte, um ihn zu grüßen, und fünf Mann weiter stand der Blonde ... der Thiebold de Jonge, dem Hedemann und Ulrich von Hülleshoven das Leben gerettet hatten ... und des Dechanten Herz schlug doch freudiglichst, da so unter der Masse die herauszuerkennen, die ihm bekannt, lieb und unendlich werth waren.

Auch er respectirte die militärische Ordnung und grüßte nur mit einem holdseligen Lächeln und einem höchst ironischen Zuge um die Lippen, als wollte er sagen: Na, da werdet ihr denn jetzt gedrillt, ihr jungen

Weltſtürmer und müßt wie die Gliedermänner zappeln und Fuß und Hand heben, nicht wie eure hochherrliche, freie, beneidenswerthe Jugendluſt es will, ſondern wie der alte Major da von Pritzelwitz es commandirt und ihm der Polizeiaſſeſſor, heute Lieutenant von Enckefuß, euer Zugführer, nachdonnerwettert! Euch ſchon recht, euch ſchon recht!

Und in ſeinen Spott und ſeine Freude raſſelten nun die Trommeln ... die Pickelpfeifen ſchrillten ... die Ladeſtöcke klingelten ... Schulzendorf, der Gensdarmenmajor, jagte mit einer Suite Gensdarmen hinter den Marktbuden weg, um Platz zu machen ... auch Grützmacher war ſchon wieder da, vielleicht ohne den Leichenräuber; jetzt aber fegte er die Straßen rein von allem, was die Entwickelung der Kraft und Größe ſeines Vaterlandes hemmen konnte.

So aus dem Lager der Ghibellinen trat der Dechant in das der Welfen.

In einem engen Gäßchen ging es zur Stadtſchule und zur Stadtpfarrei.

der Erde wurzelt. Ist ein Deutscher auch langweilig, so kann doch immer während dem Sprechen etwas Unerwartetes, überraschend Neues kommen. Das liegt in der Mannigfaltigkeit des deutschen Geistes, der Anschauung, der Charactere, auch der Sprache. Aber die Franzosen sind alle über einen Leisten, alles eine Form, es spricht einer wie der andere. Viel liegt auch in ihrer Sprache. Ich weiß schon am Anfang das Ende, und das ermüdet."

Noch kurz vor seinem Tode las er die Memoiren der Marquise von Crequi und bemerkte: „Daß Ludwig XIV. nicht verrückt geworden, ein zweiter Nebukadnezar, ist mir der größte Beweis, daß er ein großer Geist war. Die Anbetung im Orient ist nichts, da werfen sich die Menschen vor ihren Herrschern nieder, wie vor einem wilden Thier. Aber bei Ludwig XIV. war es wirkliche Verehrung, Anbetung, Glauben. — Ich weiß nicht, ich mochte ihn immer leiden, er war so schlimm nicht, und immer noch der Beste, auch an Sitten, an seinem Hofe."

Einige Wochen vor seinem Hinscheiden im Zimmer auf- und abgehend, war er im Gespräche begriffen. Es war 10 Uhr Abends. Plötzlich hielt er den Kopf mit beiden Händen: „Der Kopf ist mir so voll, ich weiß nicht, wo ich mit all den Gedanken hin soll. Ich hätte noch so viel, so viel zu sagen, — über Leben, Philosophie, Kunst, Wissenschaft — so vieles! Eigentlich habe ich noch gar nichts geschrieben, dieser unselige politische Zustand läßt mich nicht zur Ruhe, zu gar nichts kommen!"

Sein wahrscheinlich letzter Brief, den er am 1. Januar 1837 schrieb, lautete:

## 7.

Die Straßen zu Kocher am Fall sind ganz so gebaut, wie das „gemüthliche" Mittelalter überall baute. Häuserzeilen, die nicht geradeaus laufen, sondern die den Wind überzwerg durch Winkel und Einbiegungen behaglich abfangen ...

Da ein kleiner schiefer Platz mit einem Brunnen ... dort eine Sackgasse, die in einer in Sandstein gehauenen alten Kreuzesabnahme endet ...

Zwischendurch stürzt und wogt und wallt der „Fall", ein wilder Bergstrom von mäßiger Breite, der das Städtchen in zwei Theile schneidet, ohne daß man zuweilen die Brücken bemerkt, auf denen man steht. Der Fall ist hier und da ganz überbaut und schießt durch Färbereien oder unter einer donnernden Mühle hin, man sieht ihn nicht.

Am untersten Ende der Stadt liegt an ihm ein Judenviertel. In Kocher am Fall gibt es eine starke Judengemeinde, die schwunghaften Handel treibt, vorzugsweise mit Vieh und dessen Abfällen. Aber auch Hausirer gab es genug in ihr und Fruchtmakler, die Geschäfte auf zwanzig Meilen Weges und weit über die Residenz des Kirchenfürsten hinaus machten. Herr Löb Seligmann von Kocher am Fall war sogar einer der berühmtesten Gütermakler.

Zwei so stattliche Kirchen, wie der uralte Dom von St.-Zeno und die Stadtkirche, reichten vollkommen für die christliche Bewohnerschaft aus. Es waren aber noch fünf bis sechs andere Kirchen vorhanden. Sie wurden zu Vorrathshäusern für Militär- und Verwaltungszwecke benutzt. Eine der kleinern, die Minoritenkirche, gehörte den Protestanten, die nur in geringer Zahl in Kocher am Fall wohnten, in geringerer noch als die Juden ...

Auf der Conferenz sprach eben jemand, als der Dechant eintrat, die Worte:

Und dennoch, dennoch hat die hiesige kleine Gemeinde von noch nicht hundert Lutherseelen einen Geistlichen, der besser dotirt ist als der Kaplan in der Stadtkirche, der neben seinem schweren Amte auch noch den Kirchendienst in den Dörfern der Umgegend zu versehen hat!

Abwechselnd mit den Pfarrern von Blick, Hilkum und den Mönchen zu Gottesthal! hätte der Dechant gleich hinzusetzen mögen, um eine der von jenen Tagen an immermehr in Umlauf kommenden Tendenzunwahrheiten zu berichtigen.

Doch fürchtete er, seinen Amtsbrüdern die Phantasiegebilde zu zerstören, die jetzt vor ihnen im Qualm ihrer Tabackspfeifen bunt und wirr genug auf und niederzogen.

Immer traf ihn beim Eintreten in den großen Schulsaal — die glückliche Jugend hatte heute „frei" — sogleich der ihm besonders unangenehme Blick des an der Spitze der zusammengerückten Schultische sitzenden Beda Hunnius, dieser doppelsichtige Blick, der der wahren Gesinnung des Mannes gegen ihn entsprach. Der kurze, gedrungene, breitschulterige Herr Stadtpfarrer schriftstel-

lerte. Er redigirte den „Kirchenboten", theologisch und poetisch. Der Dechant konnte den Mann nie sehen, ohne noch an einen andern Beda Hunnius zu denken, der im Augenblick nur nicht gegenwärtig war. Beda Hunnius, den er vor sich sah, und der, den er gedruckt kannte, der, auf den er, wie er sagte, abonnirt war, waren zwei ganz unvereinbare Gegensätze. Der Dechant wußte, daß bei seinen Amtsbrüdern das Schriftstellern sowol überhaupt aus der Leichtigkeit entsteht, Erbauungsbücher zu schreiben, die immer gut verkauft werden, wie im Besondern aus einer heftigen Mittheilungslust, die durch den polemischen Eifer geschürt wird. Auch das Gefühl der Einsamkeit ließ Franz von Asselyn als die Muse des katholischen Geistlichen gelten. Obgleich ihn sein Amt mehr in Anspruch nimmt als den protestantischen Pfarrer, fehlt doch die Familie, ihre Zerstreuung, ihre Sorge. Einsamkeit ertragen können ist eine hohe Lebenskunst! Sie ist der wonnevollste Genuß, ja der Luxus des Denkers! Eine Qual ist sie für den mäßigen Kopf. In diesen trüben Winterabenden, wo der katholische Geistliche auf dem Dorfe niemand zum nähern Umgang hat, unterhält ihn die Feder, die Druckerschwärze, die Beziehung zur Literatur, der Antheil an ihren Händeln. Schreiben darf er nichts, was nicht im Sinne seines großen Ganzen ist, und so hilft sich die trübe Laune durch Abfassung von Predigten, Gebeten, polemischen Ausfällen; sie schreibt und eifert sich in allerlei mehr oder minder wohlthuenden Lärm hinein. Der Dechant wußte, daß, wenn die niedere Geistlichkeit aus dem Bauernstande hervorgeht, das geistliche Convict ihm eine abschleifende

Berührung mit der Welt nicht gewährt. Beda Hunnius, von Geburt ein Bauernsohn, unterstützt durch Stipendien, auf besondere Empfehlung in dem Convict jener Stadt gebildet, wo er mit Bonaventura die Weihen empfing, hätte immerhin nach seiner Meinung stürmen und lärmen mögen, soviel er wollte; aber er dichtete auch! Er dichtete in einer überschwenglichen Manier, die dem Schauspielerstande gleicht, der eben hinter den Coulissen ein Seidel Bier getrunken haben kann und dann hinaustritt und von dem Duft der Palmen spricht, von der „Götter altem Heiligthume", „der ewigen Roma Majestät und Capitole" ... „Jerichorosen" hießen Beda Hunnius' poetische Erstlinge, „Lacrymae Christi" seine zweite Sammlung. Es folgte eine dritte und vierte und immer wurde der Dechant an sich selbst irre, wenn er seinen Collegen sah, wie der mit pfundschweren Stiefeln durch die Straßen von Kocher schritt, oder ihn hörte, wie er mit der gewaltigen Hand auf das Kanzelpult schlug, sich an seine Zuhörer z. B. mit den Worten wendend: „Um ein für allemal euer Nasenschneuzen während meiner Worte abzuschaffen, behaltet ihr euer Sacktuch so lange in der Tasche, bis ich sage: Putzt jetzt eure Nasen!" ... und dann von derselben Hand, von demselben Munde eine zarte „Purpurviole" auf das Grab eines Märtyrers niedergelegt in Tönen und in Weisen der Ueberschwenglichkeit! Beda Hunnius waren ihm zwei Menschen.

Dennoch würde der Dechant, eingedenk seiner Siriusreligion, auch das ertragen und gelächelt haben, selbst über die unablässige geheime Polemik im „Kirchenboten" gegen

ihn selbst, gegen seine gesinnungslose und weltverdorbene Richtung — vor allzu bösen Umtrieben schützten ihn die reichen Geldspenden, die man in der Techanei für alles und jedes, selbst „zum Ankauf von Kohlen zu Scheiterhaufen", wie er sagte, zu jeder Zeit erhalten konnte — aber bei den Conferenzen, die Hunnius eingeführt hatte, konnte er oft gar verdrießlich werden über die vielen Erdenschlacken des Himmlischen, über den Sauerkrautsduft auch sogar der Seraphskost und noch auf der letzten Conferenz vor sechs Wochen hatte er wie ein Zelot gesprochen:

Wo ist euch je das Rauchen gestattet worden? Auf welchem Concil? Durch welchen Apostel, Märtyrer oder Bekenner?

Es war nicht Scherz, wenn er auch heute wieder beim Eintreten in die schon mit dichten Dünsten und Nebeln gefüllte Schulstube den sich theilweise Erhebenden entgegenrief:

Meine Herren! Der Geist heißt doch, wie Sie wissen, auf hebräisch Ruach und Sie machen regelmäßig, wenn Sie zusammensitzen, Rauch daraus!

Auf den Schulbänken und die Schulsitze entlang lächelten zwar über zwanzig Geistliche, aber sie blieben bei ihren langen und kurzen Pfeifen und die jüngern sogar bei ihren Cigarren ...

Völker und Geistliche, die den Wein genießen dürfen, fuhr der Dechant sich setzend und brummend fort, sollten den Taback den türkischen Derwischen überlassen!

Er suchte sich einen Platz am Fenster und lehnte den Wein ab. Jeder der Herren hatte vor sich ein Glas mit funkelndem Rebengolde stehen.

Beda Hunnius nahm die ſchon im vollen Gange befindliche Debatte des Tages wieder auf.

Er billigte eines Redners Vorſicht, die eben angerathen hatte, nicht blind in das Meſſer der Bureaukratie zu laufen. Aber, ſetzte er auf den Tiſch ſchlagend hinzu, die Zeit rückt immer näher, wo wir mit allem, und wär's mit Freiheit und Leben, für unſere Mutter, die Kirche, werden einſtehen müſſen! Da — er zeigte auf den Franciscaner —, der ehrwürdige Pater Sebaſtus dort berichtet uns, daß in der Reſidenz des hochwürdigſten Kirchenfürſten die Dinge immermehr auf die Spitze getrieben werden — auf die Spitze der Bajonnete!

Von draußen hörte man das Klingeln der Ladeſtöcke; der Dechant öffnete ſich das Fenſter, an dem er ſaß.

Ihr junges Volk! ſprach er murmelnd vor ſich hin und drückte ein Sammetkäppchen auf ſein Silberhaar. Wer in Zeiten gelebt hat, wo wirklich die Bajonnete herrſchten —!

Beda Hunnius ließ ſich nicht ſtören. Er gab die damals allbeliebte Schilderung der geiſtlichen Zuſtände des unter proteſtantiſchen Sceptern ſchmachtenden katholiſchen Deutſchland. Er ſah das Volk Gottes in der babyloniſchen Gefangenſchaft. Er ſah vollends auf dem Throne, unter deſſen Gewalt ſie durch eine „Laune der Geſchichte“ hier leben müßten, einen aſſyriſchen König.

Iſt es nicht, rief er und ſah dabei zuweilen auf ein Papier, als wenn wir die Worte Actorum 7, 43 hörten: „Ich will euch wegwerfen jenſeit Babylonien!“ Meine Freunde, noch über Babylonien hinaus! Iſt das nicht das ſchwerſte Elend unſers Fluches! Noch über Babylonien hinaus! Denkt das Herz nicht mit Schaudern an Rußland? Wie in

Rußland ſteht es ſchon mit unſerm Glauben, mit unſerm Cultus, unſerer Selbſtregierung! Nicht genug, daß die Kirche ihres jahrtauſendjährigen Schmuckes beraubt worden iſt, daß man die Pfründen und Stifte einzog, die Bisthümer plünderte, die Klöſter aufhob, den Schulen, unſern niedern und höhern, die alte Form nicht nur, ſondern die ganze Exiſtenz nahm: ſelbſt bis in das innerſte Leben unſers Glaubens dringt die Tyrannei des weltlichen Armes! Wo iſt noch irgend, außer im Beichtſtuhl, ein freier Verkehr des Seelenhirten mit ſeiner Gemeinde! Wo ein ungehinderter Verkehr des Unterhirten mit dem Oberhirten! Wo kann ſich ein Wunſch, eine Bitte, eine Mahnung ausſprechen innerhalb unſerer eigenen Angelegenheiten, ohne daß nicht die weltlichen Räthe, deren Mehrzahl unſerer Kirche nicht angehört, ihr Ohr hinhalten und die letzte Entſcheidung geben! Wir ſind Fremdlinge im eigenen Lande, Parias, die der Botmäßigkeit herrſchender Rajahs unterworfen ſind! Und womit herrſchen ſie? Mit unſerm eigenen Gut und Blut, mit den Beſitzthümern der Kirche, die ſie ſäculariſirten, mit dem Schweiß unſerer Arbeit, mit dem Erwerb unſerer Hände, mit den Steuern, die wir reichlicher zu zahlen haben als die Provinzen, die man im Oſten bevorzugt! Darf es mitten in unſern Landen eine Univerſität geben, in der nicht alle Wiſſenſchaften, die ſie lehrt, in unſerm Glauben wurzeln? Darf eine Philoſophie gelehrt werden, die Rom verworfen hat? Darf noch länger ein hundert Meilen von uns entlegenes Miniſterium, in dem nur ein einziger, mit Titeln und Orden verführter Rath unſers Glaubens ſitzt, unſere Lebensfragen ordnen und

entſcheiden? Soll für die Beſetzung der Stellen der Biſchof kaum ein Vorſchlagsrecht ausüben und die Bureaukratie den Ausſchlag geben? Soll jedes ſchadhafte Dach, das über dem Hochheiligſten auszubeſſern iſt, jedes nothwendige neue Meßgewand, jeder außergewöhnliche Schmuck eines mit beſonderer Vorliebe gerade an dieſem Orte und gerade auf jene heilige Erinnerung gerichteten Feſtes einer weltlichen Bewilligung bedürfen? Soll ſich keine Fahne mehr mit dem hochheiligſten Bilde der gnadenreichen Gottgebärerin zu einer Proceſſion entfalten dürfen, ohne daß dieſe Gensdarmen dem Prieſter, der mit ſeinen frommen Seelen über die thauigen Wieſen dahin zu einem Gnadenorte wallfahrtet, ſeinen Erlaubnißſchein abverlangen, wie einem reiſenden Handwerksburſchen ſein Wanderbuch? Sollen dieſe ehernen Zungen, die in den Lüften die Lebenden rufen, die Todten beklagen, den Blitzen Halt gebieten, nicht reden dürfen, wenn die Luſt und Wonne unſers hochheiligſten Kirchenjahrs, die weihevolle Erinnerungsfreude, der heilige Bußdrang, die Märtyrerandacht und das Bittgebet gläubiger Seelen Gleichgeſtimmte in die heiligen Kirchenhallen ruft? Soll uns der Wein zugemeſſen werden und geaicht die heilige Kanne, ſoll das Brot des ewigen Lebens halbirt und zerſchnitten werden wie das Brot in den Kaſernen? Soll das von dem Hochheiligſten tröpfelnde Wachs geſammelt werden, wie von den Bedienten geiziger Herrſchaften das Wachs geſammelt werden muß nach den Orgien, die ſie mit Tanz und Muſik feiern? O daß das Maß unſerer Leiden noch immer nicht voll iſt zum Ueberfließen für die Feigheit und Muthloſigkeit dieſer Zeiten! Wir haben

als Kirchenfürſten einen Geharniſchten des Herrn, einen Michael im Panzerkleide unter dem Pallium der höchſten Kirchenwürde, einen Streiter, der die Mitra trägt wie den dreimal umbuſchten Helm eines Gottfried von Bouillon! Und mehr! Rom, das endlich den Muth wiedergewonnen, ſich von einer langen Ohnmacht und aus dem Stande der Erniedrigung aufzuringen zu ſeiner großen Stellung, wieder mitzureden im Rath der Großen mit blitzendem Bannſtrahl und donnernder Bulle, Rom hat ihn geſegnet, dieſen Streiter des Herrn, hat ihm das rothe Kreuz des Gotteskampfes auf die Schulter geheftet ... Und doch —! Wie zaghaft iſt bei alledem der Beiſtand, den er ſogar unter uns ſelbſt findet! Wie angſtvoll noch unſer Umblick auf dieſen Heerbann der Hof- und Land- und Steuer- und Kriegs- und Staats- und Regierungs- und Kirchenräthe! O daß die Stunde uns gerüſtet finden möge, die Stunde der Entſcheidung! Sie wird hereinbrechen wie ein Dieb in der Nacht, wie ein Weib die Wehmutter ruft, wie die zum Tod Erkrankte den Prieſter, ungeahnt, unerwartet! Unſer frommer Bruder da berichtet, daß die Frage der gemiſchten Ehen für unſern gottſeligen Kirchenfürſten an Ketten und Banden ſtreift!

Die brennende Frage des Tages war ausgeſprochen.

Mehrere der Pfeifen gingen aus, andere wurden beiſeite gelegt. Der Gegenſtand wurde zu ernſt. Eine drückende allgemeine Stille war die Folge dieſer zuletzt ganz abgeleſenen Anrede. Der Sprecher, der ſich ſomit offen als Mitverfaſſer ſo vieler damals in Würzburg und Augsburg zuerſt auftauchender Schriften enthüllte, ſah ſich im Kreiſe rundum. Seine Augen funkelten, die ſtarken Züge

des Antlitzes waren geröthet; die rechte Hand, zur Faust geballt, hatte mehrmals auf den Tisch gedonnert ...

Man kann wirklich nichts sehnlicher wünschen, als daß dieser schwierige Gegenstand seine endliche Erledigung finden möge ... sprach eine schüchterne Stimme ...

Rom hat gesprochen! riefen andere ...

Aber das Breve muß uns erst durch die Regierung zukommen! erwiderte der factische Verwalter der Dechanatsgeschäfte von St.-Zeno.

Das ist es eben! ertönte von mehr als einem Drittel der Anwesenden.

Auch Ruhigere klagten, daß die Seelsorge in der bittersten Bedrängniß wäre. Der Staat verböte die Weigerung der Einsegnung ohne Vorbehalt der Religion der Kinder und Rom wolle doch diese Weigerung ...

Schon erhoben sich einzelne und drückten in ihren Mienen den Schmerz aus, daß man nicht zweien Herren zugleich dienen könne.

Hunnius ermahnte zum Sitzenbleiben.

Daß diese Protestanten, sprach und las er weiter, nicht einsehen, was es denn eigentlich mit unserm Glauben ist! Herr Gott im Himmel! Es ist ja nicht die Unduldsamkeit, es ist ja nicht die Proselytenmacherei, die uns gebietet, eine Ehe zwischen Rechtgläubigen und Heterodoxen nur dann einzusegnen, wenn ein Versprechen vorangegangen ist, daß die Kinder, gleichviel welchen Geschlechts, katholisch werden! Fühlt ihr uns denn die tiefe Verpflichtung nicht nach, die wir haben, gleichsam aus dem katholischen Dasein erst das wirkliche menschliche Leben überhaupt zu machen und das blos natürliche,

„Meine lieben Freundinnen!

Ich bin ſchon vierzehn Tage krank und ſophalägerig, doch eigentlich nur acht Tage; denn da ich Nachts im Bette liege und ſchlafe, bin ich in dieſer Zeit ſehr geſund. Nur das ertrage ich ſchwer, daß ich heute nicht zu Ihnen kommen kann, um Ihnen Glück zu wünſchen, daß Sie ein Jahr älter geworden. Ich kann es nur ſchriftlich thun. Auch Herrn *** und *** meine beſten Wünſche.

Herr *** kam geſtern Abend noch vor mein Bett, weckte mich auf und erzählte mir von Lady Stanhope, Karl dem Großen und Dr ***, was mich alles ſehr amüſirte.

Die beiden Bonbonièren voll der herrlichſten Chocoladebonbons ſind für Madame L. Da ich nicht weiß, ob Madame V. ſie liebt, habe ich nicht gewagt, ihr welche anzubieten. Für wen die Spielzeuge beſtimmt ſind, werden Sie leicht errathen. Der Schmetterlingkäfig kömmt von Madame S. Ich hatte ſtatt der Orangehändlerin früher einen ſchönen Marquis ausgewählt, aber Madame S. rieth mir davon ab und bemerkte, ich könne ja nicht wiſſen, ob Sie nicht ſchon andere Abſichten mit Ihrer Tochter hätten. Noch einmal meine herzlichſten Grüße an Alle.

Paris, den 1. Januar 1837.

Ihr Börne."

Mit dem Beginne des Jahres 1837 verſchlimmerte ſich Börne's Körperzuſtand ſo ſehr, daß er ſeinen mediziniſchen Experimenten, den Kaltwaſchungen und dergleichen entſagen mußte. Dr. Sichel aus Frankfurt und mit ihm, ganz zuletzt, Dr. Hörle behandelten ihn, als es ſchon zu ſpät war. Die Gripve, die damals in Paris herrſchte, gab den erſten Anſtoß zu einem Leiden, das ſich in ihm jetzt als unheilbare Bruſt-

thierische, irdische, unerlöste, durch Christi und der Märtyrer Blut nicht erkaufte Leben aufzuheben! Menschen' was ist denn die Weihe! Fühlt ihr denn nicht, daß in unsern heiligen Handlungen Consequenzen liegen, die' gleichviel ob berechtigt oder nicht, mathematische Beweiskraft für uns haben! Für uns! Gerade für uns! ... Da unser College Bennrath, unterbrach er sich, hat einem Protestanten das Begräbniß auf dem Friedhof von Rennhofen verweigert und ihn hierher auf den protestantischen schaffen lassen ...

Zu meinem äußersten Entsetzen! warf der Techanatsverweser dazwischen.

Es war aber eine That! rief Hunnius. Eine That, die Bennrath von Rennhofen in das Buch der Bekenner schreibt! Wo ist gesagt, daß eine Ausweisung von der geweihten Erde unserer Kirche nur vom Standpunkte des reinen Menschenthums zu fassen ist? Menschenthum! Seid ihr Christen? Nicht einmal Juden sprechen vom Menschenthum! Mensch ist dem Juden Goim, Heide! Auch die Juden leben nur in der Ordnung und Harmonie geoffenbarter Zustände! Ein Gottesacker hat nach unserer Lehre eine Segnung empfangen, die ihn zu einer Gemeinde macht, wo sogar die Todten den Herrn lobpreisen, sogar die Todten im Chore stehen und, wenn nicht früher, doch am Auferstehungstage um einen dann errichteten Altar wandeln werden, an dem ein anderes Bekenntniß nicht theilhaben kann und mag es selbst ein solches sein, dem nicht die ewige Verdammniß zuzusprechen ist. Wie ist das so leicht gesagt: Intoleranz! Werdet ihr auf euern Bällen Gäste haben wollen, die ihr nicht ein-

luret? Werdet ihr an euern eigenen Altartischen Andersgläubige dulden? Die katholische Kirche will ja nur bei den Todten wie bei den Lebenden „unter sich“ sein! Oder hört euch die Religion mit dem Begräbniß auf?

Sprecht! donnerte Hunnius hinterher, gerade wie in seiner Kirche, wo er natürlich Schweigen voraussetzte.

Bennrath von Rennhofen griff den Faden auf und führte ihn weiter.

Was erleben wir nicht alles in unserer nächsten Nähe! sagte er mit gemäßigterm Tone, aber nicht minder sicher und spitz und scharf. Ich will davon nicht sprechen, daß nun draußen wieder unsere eigenen Landeskinder und Mitbrüder mit dem bunten Rock, den sie eben tragen, ganz das Kleid ihrer Heimat, ihrer Familie, ihres Glaubens ausziehen und in die Gemeinschaft des großen protestantischen Ganzen treten müssen, ich möchte sagen, wie die Polen, die russisch commandirt werden! Ich sehe diese Offiziere wieder, diese Enckefuß und andere uns wohlbekannte Söhne von Beamten oder Offizieren! Es wird noch die Zeit kommen, wo diese armen Seelen in die ketzerischen Garnisonskirchen commandirt werden, zunächst nur anstandshalber, weil ein Austreten aus Reih und Glied militärisch zu auffallend wäre! Ich sehe sie auf den Bänken, wo ihnen die Divisionsprediger das Licht ihres sogenannten Evangeliums aufstecken werden, dies Lichtstümpfchen, das die in Goldschnitt gebundene neue Agende des Landesvaters beleuchtet! Wo man hinblickt, irgendein Schmerz für unsere liebevolle Mutter, die Kirche! In unserer ganzen Armee gibt es keinen einzigen General unsers Glaubens; ich kenne nur einen einzigen

katholiſchen Oberſten, es iſt ein engliſcher hier in unſerer Nähe! Zu höhern militäriſchen Graden gelangen unſere Brüder und Verwandte nicht! Nicht minder in der Bureaukratie! Und welche Machiavellismen! Weil ſie auf unſere menſchliche Schwäche rechnen, werden überall gleichſam Preiſe ausgeſtellt für die, welche ſich gefügig zeigen! Iſt eine Pfründe einträglicherer Art erledigt, ſo läßt man ihre Beſetzung monate-, ja jahrelang anſtehen, um den Wetteifer dafür zu entzünden, daß man ſie ſich durch die Geſinnung erobere! Iſt es dann wol ein Wunder, daß wir ganz durchwühlt ſind von der wie die bunten Adern durch ein Marmelgeſtein ſich hinziehenden Proteſtantiſirung? Die Beamten heirathen unſere Schweſtern, Nichten, die Töchter unſerer Angehörigen! Wo eine reiche Hand zu vergeben iſt, gewinnt ſie ſich einer von drüben. Selbſt in der Reſidenz des Kirchenfürſten iſt der Schwager unſers hochherzigen, ſcharfſinnigen kanoniſchen Streiters, des Herrn Dominicus Rück, ein Proteſtant und wird, wie Pater Sebaſtus dort uns berichtet, infolge ſeiner gemiſchten Ehe demnächſt eine Tochter im hochmögenden Piter Rattendyk'ſchen Hauſe beſtimmen, proteſtantiſch taufen zu laſſen! Ja ſelbſt von dem heiligen Lande Oeſterreich, einem Lande, das mehr als Würtemberg verdient ſich Gottes Augapfel zu nennen, muß unſerer rechtgläubigſten Provinz drüben das Geſchick drohen, die reichſten Länder, die Beſitzungen der Dorſte-Camphauſen, an die proteſtantiſche Linie der Salem-Camphauſen übergehen zu ſehen! Was bleibt uns übrig? Gewalt gegen Gewalt!

Dies Wort lehnte man ab.

Ein Kaplan warf ein:

Unſere Gewalt iſt nur das Wort!

Das Wort war bei Gott und Gott iſt das Wort! rief Hunnius. Es iſt der Geiſt, die Geſinnung und deren öffentliche Bewähr! Erheben wir uns aus unſerer Schlaffheit! Ziehen wir den Harniſch des Glaubens an! Seien wir gerüſtet und verſchmähen wir ſelbſt die kleinere Waffe nicht! Bedrängte Belagerte greifen zu allem, was helfen kann! Ich empfehle Ihnen jetzt die Vorſchläge, die Pater Sebaſtus uns aus den nähern Umgebungen des Kirchenfürſten bringt!

Nur diejenigen beobachteten unausgeſetzt den ſchweigſamen Franciscanermönch, die mit ihm heute noch nicht an der Tafel des Dechanten zuſammengetroffen waren. Er ergriff auch jetzt noch nicht das Wort, ſondern hielt den geſchorenen röthlichen, wunderlich geformten, mit Schrammen und Narben bedeckten Kopf in die Hand geſtützt und ließ ſtatt ſeiner ſeine eigenthümlich hellen, faſt ſchwimmenden Augen, dann einige Zettel ſprechen, die herumgingen und die Mittel enthielten, die man anwenden ſollte, um den kirchlichen Oppoſitionsgeiſt zu mehren. Vorzugsweiſe wurde die ſchon vor Ankunft des Dechanten beſprochene Stiftung einer neuen Bruder- und Schweſterſchaft des Athanaſiusvereins und gerade zur Erinnerung an einen um den Glauben bedrängten, flüchtigen, verfolgten, hier zu Lande liebevoll aufgenommenen Kirchenlehrer wieder aufgenommen ... Die Regierung hatte ſchon lange ein miſtrauiſches und abgeneigtes Auge gerichtet auf die große Zahl geiſtlicher Vereine, die ſcheinbar nur dem gottſeligen Leben und einer gegenſeitigen ſittlichen Aufſicht gewidmet waren, mehr aber

noch eine Organisation des Zusammenhangs auch für oppositionelle Zwecke wurden. Es ließ sich voraussehen, daß dieser neue Athanasiusverein von ebenher den entschiedensten Anstand finden mußte.

Der Dechant hörte allem, was zur Durchsetzung dieser wichtigen Angelegenheit in hiesiger Gegend nun beschlossen werden sollte, nur seufzend zu und war um so mehr zerstreut, als er nur immer offen vor sich ausgebreitet seine Brieftasche liegen hatte, die er an solchen Conferenztagen schon frühmorgens mit Fünf- und Zehnthalerscheinen zu füllen pflegte, um nur immer schnell durch seine Spenden zu den Gemeinzwecken sich vom Reden oder ausdrücklichen Beistimmen loszukaufen. Er hatte diese Klagen schon so oft gehört! Er hatte sie so oft gelesen! Er war auf zehn Exemplare des „Kirchenboten" abonnirt! Er kannte diese immer gleiche Rhetorik der Römlinge! Er kannte den Inhalt dieser verbotenen Broschüren und las sie nicht mehr. Von allem, was man an Thatsachen vorbrachte, gab er die Hälfte zu, aber die Erledigung der andern schien ihm ganz an einer andern Stelle zu liegen als im fernen Rom. Heute, wie man nun sogar von fehlenden katholischen Obersten sprach, mußte er gar auflachen und sagen:

Aber ihr wunderlichen Leute! Ihr überlegt gar nicht, ob in unsern katholischen Adels- oder Bürgerfamilien überhaupt das Bedürfniß da ist nach einer öffentlichen Bewähr, das Bedürfniß des Emporsteigens nach Ehrenstellen und Auszeichnungen! We ich noch hinsah und ich habe die Jahre, hingesehen zu haben, haben wir hier zu Lande und drüben unsere eigene Art, uns das Leben zu ge-

halten! Am liebsten hocken wir auf unserer Hufe und suchen das nicht, was wir demgemäß auch nicht finden können.

Wenn ihn Hunnius widerlegen wollte, so störte diesen jetzt das allgemeine Aufstehen aller, um die Zeichnung zu sehen, nach der zehntausend zinnerne Medaillen gegossen werden sollten. Der Mönch hatte die Zeichnung mitgebracht: Maria mit dem Kinde öffnet ein Gitter, hinter welchem ein Bischof, es sollte Athanasius sein, gefangen sitzt ... Der Mönch war dabei aufgestanden und zeigte sich von einem langen, magern Wuchse. Die braune Kutte, von der weißen Gürtelschnur festgehalten, ging bis zu den nackten, nur von einer Sandale geschützten Füßen. Es war viel, daß der Mönch sich jetzt zu einigen Erläuterungen herbeiließ. Er hatte bisher ab und zu nur seinem Glase zugesprochen, hatte eine Cigarre nach der andern von einem vor ihm stehenden Teller, der deren eine Anzahl enthielt, weggeraucht und immer geschwiegen. Sein Schweigen war gebieterisch. Es sagte zu denen, die da sprachen, fast soviel als: Entwickelt euch! Steckt getrost eure kleinen Lichter auf, bis Ich kommen werde!

Pater Sebastus mochte etwas mehr oder weniger als dreißig Jahre zählen. Je länger er saß, rauchte oder trank, desto blasser wurde er. Alle wußten, daß der Gast ein Convertit war, eine hohe Bildung genossen hatte, mit Feuer und Geist schriftstellerte und in der Residenz des Kirchenfürsten seit kurzem zu hoher Anerkennung gekommen war. Wenn die weißen länglichen Finger der magern, doch hübschen Hand zuweilen auf dem Tische leise trommelten, so war es, wie im Takt zu einem in-

wendigen Rhythmus seiner Gedanken, die laut gesprochen ohne Zweifel bedeutsam gewesen wären. Als er jetzt mit einer eigenthümlich leisen, fast heisern, aber außerordentlich sichern Stimme zu sprechen anfing, bot Hunnius allgemeine Ruhe. Jeder setzte sich, und selbst der Dechant war gefesselt von einer Weise, die ihm heute an seiner Tafel bei der Redseligkeit seiner übrigen Gäste weniger aufgefallen war.

Einige Mitglieder unsers hochwürdigsten Domcapitels, begann fast silbenzählend Pater Sebastus, wohnten kürzlich einer Vorlesung bei, die von einem der auf der nahe gelegenen Universität angestellten und zu diesem Zweck herübergekommenen jüngern Professoren vor einem gemischten Kreise der Residenz des Kirchenfürsten gehalten wurde ...

Der Mönch pausirte. Er zerdrückte die Asche seiner Cigarre und legte diese fort.

Der Gegenstand derselben — fuhr er fort —

Das zufällige Rücken eines Stuhls schien ihn zu stören. Er sah nach der Gegend des Geräusches und wiederholte, während Hunnius ein scharfes St! wie auf seiner Kanzel beim zu frühen Nasenputzen ertönen ließ:

Der Gegenstand derselben war an sich ein unverfänglicher, ließ aber einen historischen Rückblick auf die Kämpfe der Welfen und Ghibellinen zu.

Pater Sebastus stockte von neuem. Aber ein Blick rundum bewies ihm, daß alles jetzt in einer Weise an seinen Lippen hing, wie er dergleichen noch vielleicht von Göttingen, wo er docirt haben sollte, gewohnt war ...

Der Redner, fuhr er mit immer gleicher Gelassenheit, doch pointirt und fest fort, sprach in einer Stadt,

die faſt ausſchließlich nur unſern Glauben bekennt; und doch hatte er jenen Standpunkt, den die proteſtantiſche Wiſſenſchaft mit der ihr eigenen Einſeitigkeit für die Würdigung des Mittelalters aufgebracht hat. Alles, was in einem Zuſammenhange mit Rom ſteht, iſt nach dieſer Lehre Tyrannei und Finſterniß; alles, was dagegen die deutſchen Kaiſer wollten, iſt Vernunft oder Freiheit. Dem anweſenden überwiegenden Theil der Geſellſchaft, den Damen, war der von dem Profeſſor entwickelte Gegenſatz völlig unbekannt; ſo dämmern jetzt die Gemüther in ihren wichtigſten Lebensfragen hin! Sie nahmen die Welfen für den unheiligen, teufliſchen Gegenſatz der Ghibellinen, dieſe für die lichtreine, ſonnenhelle Partei; dort herrſchte nur der finſtere Ahriman, hier der lichtſtrahlende Ormuzd. Mönchthum, Pfafferei, Sonderbündlerei, Hierarchie ſind die Kennzeichen der Welfen; Aufklärung, Ordnung, nationale Hoheit und Größe die der Ghibellinen. Rom ſoll die natürliche Reſidenz nur der Nachfolger Karl's des Großen und des Julius Cäſar ſein. Die Hohenſtaufen ſollen nichts als nur die Befreiung der Welt von den Anmaßungen der Hierarchie bezweckt haben. Daß die Welfen in Italien vor allem ihr Vaterland vertheidigten, daß ſie ſich in einzelne Städte und Genoſſenſchaften trennten, um nicht durch die Unterwerfung unter Einen die eigenthümlich bedingte, jahrtauſendjährige Freiheit des väterlichen Bodens zu verlieren, daß dabei der Prieſter, wie immer, der Freund und Beiſtand des einzelnen gegen den Druck der Maſſe blieb, der Prieſter der Freund und Beiſtand der bangen Seele gegen die Anfechtungen der Welt, der Prieſter

derjenige, der noch auf dem letzten Gange zum Schaffot den Verbrecher begleitet und wenigstens noch vor Gott, nachdem die bürgerliche Genossenschaft ihn längst ausgestoßen hat, sein Anwalt bleibt, ja daß diese geistliche Hülfe den Bedrängten auch in den politischen Nöthen beisprang und sich Vaterland, Freiheit und Glaube gegen die Anmaßungen der fremden Eindringlinge hochherzig verbunden hatten — dafür, ich sage dafür hatte der Redner keine andere Ausdrucksform als die bei der jenseitigen Wissenschaft übliche geringschätzende und verdächtigende . . .

Der Mönch hielt einen Augenblick wieder inne, alles horchte gespannt, selbst der Dechant.

Ruhig und mit immer sich gleichbleibender Stimme fuhr der Franciscaner fort:

Gut! Die Vorlesung lenkte wieder ein, kam auf Unverfängliches, war vorüber. Die Offiziere, Beamten, Damen waren entzückt. Doch zugleich entstand um die Herren vom Kapitel, die sich sogleich entfernt hatten, ein von Vorwürfen und Ausbrüchen des Unwillens gemischtes Murmeln. Die Veranstalter dieser Vorlesung wurden von gesinnungsvollen Personen zur Rede gestellt und ohne Zweifel wär' es, wie billig, zu Erörterungen gekommen, die die gedankenlose Nachahmung solcher inhaltleeren nordischen Residenzgenüsse verdient hätte, wäre nicht der Gegendruck der Anwesenheit unserer weltlichen Oberbehörden und der hohen Militärs zu stark gewesen. In einigen Abendcirkeln, zu denen ich zugelassen zu werden mir zur besondern Ehre rechnen darf, kam die strenge Unterscheidung, die die Geschichte zwischen Welfen und Ghi-

bellinen aufgestellt hat, zur Sprache und es stellte sich heraus, daß wir uns eigentlich alle noch auf dem Standpunkte jener wilden und blutigen Tage befinden. Ist nicht jede Erfahrung, die wir in unsern täglichen Conflicten machen, eine Bestätigung, daß dieser unselige Kampf immer noch nicht ausgekämpft ist? Das Ghibellinenthum ist der Herrscher des Tages. Die Gewalt nicht der Fürsten und Herren etwa allein, sondern des bureaukratischen Staats ist der siegreiche Hohenstaufe, der überall in unzugänglichen Felsenburgen thront. Verwaltung, Unterricht, Erziehung, Wissenschaft, Gewerbe, Börse, Handel, alles hat die ghibellinische Färbung angenommen, die Färbung der Centralisation, des Aufsaugens aller Säfte und Kräfte der Gesellschaft. Was ist diesem Mechanismus noch der Mensch? Der hat nur noch Werth, soweit er Bürger ist! Und um ihm das Gefühl nicht ganz zu rauben, daß sein Dasein auf diese Art seinem wahren Zusammenhange mit Gott und der Natur entrückt wird, hat man ihm auch zur Noth noch einige religiöse Veranstaltungen gelassen, eine Kirche, einen Geistlichen, die Formen eines alten Cultus; man gibt sich die Miene, diese Veranstaltungen, ob man sie gleich im geheimsten Einverständniß für überlebt erklären müsse, doch heilig halten zu wollen und sogar vor Anfechtung zu schützen; und doch, bei jeder Frage, die nur irgendeine des Lebens ist, bei jedem Zusammenstoß zwischen dem Ewigen und dem Irdischen hat die Gewalt des Irdischen die Oberhand. Wir sind, wo wir hinblicken, in gröberer wie in feinerer Form, durch und durch ghibellinisirt ... So ist denn erklärlich die von keiner äußern

krankheit tödtlich ausbildete. Börne hatte die vollkommenste Gewißheit seines nahen Todes und erwartete ihn mit einer Ruhe, die eines Philosophen würdig war. Herzen, die ihm so nahe standen, nun betrüben zu müssen und nicht mehr trösten zu können, that ihm am meisten weh. Doch behielt er die Heiterkeit seines Geistes bis zur letzten Stunde. Als ihn der Arzt fragte: Was haben Sie für einen Geschmack? scherzte er und sagte: Gar keinen, wie die deutsche Literatur. Wo bleiben denn die Jungen? hatte er noch einige Tage vor seinem Tode gefragt. Er verstand darunter seine jüngeren Freunde, die ihn sonst zu besuchen pflegten. Einige Tage vor seinem Tode sagte er: „Ich nehme keine Digitalis. Ich weiß doch, daß ich sterbe; diesmal erhole ich mich nicht wieder. Digitalis erschwert den Tod.“ Als der letzte Augenblick am 12. Februar immer näher kam, umstanden ihn seine nächsten Umgebungen mit thränendem Auge. Ein Lichtschirm fiel um. Zu seiner Freundin, Mad. W. St. sagte er mit einem langen liebevollen Schmerzensblicke: Sie haben mir viel Freude gemacht! Nachmittags drei Uhr sagte er: „Machen Sie die Vorhänge auf! Ich möchte gern die Sonne sehen.“ Man öffnete die Vorhänge, er setzte sich im Bette aufrecht. Dann wollte er Blumen riechen. Man reichte ihm einen Strauß. Musik wollte er hören. Es war nur möglich, ihn eine Genfer Spieldose hören zu lassen. Er hörte sinnend zu. Nur zwei Tage lag er im Bett. Abends um neun Uhr fühlte er sich erleichtert, aber die Aerzte erklärten dies für den Beginn der Todesstunde. Der Friedensengel nahte sich leise, hauchte noch einmal eine sanfte Erleichterung über den Ringenden und nahm ihn still in die Gefilde der Seligen hinüber. Um zehn Uhr war Börne nicht mehr.

Veranstaltung, sondern aus einem natürlichen Drange der Gläubigen aller Zonen ausgehende Bewegung unserer Zeit, innerhalb nicht nur unserer, sondern aller Kirchen, die unter Staatsbevormundung stehen, sich ihr eigenes, selbstbestimmtes und selbstbestimmendes Leben wieder zurückzugewinnen. Das neue Welfenthum ist es in den Abendcirkeln Sr. Eminenz offen und ehrlich genannt worden. Wie sogar die protestantische Kirche, wenn sie diesen Namen verdient, sich täglich mehr ablöst und ablösen wird von dem Staate, dem sie freilich dafür in seinen übrigen Nöthen und Bedürfnissen hülfreiche Hand zu leisten verspricht, so hat vor allem die katholische ihren innigsten Zusammenhang wiederherzustellen mit Rom. Thörichter Wahn, der in dieser Forderung nur Botmäßigkeit unter ein herrschsüchtiges Priesterthum und eine fremde Autorität sieht! Rom ist und war und bleibt zu allen Zeiten der Ausdruck des Ewigen, Unvergänglichen und im Wandel Wandellosen. Es ist die Warte der drei in sich verbundenen großen Festlandswelttheile. Es war die Königin der alten und mittlern Welt, es muß die Königin der neuen bleiben. Worauf gründet sich Roms Herrschaft? Auf Schlauheit italienischer Ränke? Auf Verdummung der Geister? Thörichte Anklage, die an den Grundfesten unserer Kirche gerüttelt zu haben glaubt, wenn sie die Schwäche der Menschennatur aufdeckte, die auch unter dem geweihten Kleide des Priesters sündige! Als wenn irgendeine Menschenseele ein ganz reines Gefäß für die Göttlichkeit der Ideen sein könnte! Als wenn die Ideen selbst etwa darunter leiden könnten, daß ihre Träger dem allgemeinen Menschenlose erliegen müssen!

Daß ein Bekenner ſtrauchelt, entwürdigt das ſein Bekenntniß? Daß Prieſter unvollkommen ſind, entwürdigt das das Sakrament, dem ſie adminiſtriren? Rom iſt das Ewige in der Geſchichte! Rom iſt die Zunge an der Wagſchale der Welt! Rom iſt, gerade als wenn es auch nur deshalb die Bewegung der Erde geleugnet hätte, ihr feſter Grund, ihre granitene Wurzel, ihr Compaß, ihr Steuer auf dem ſchwankenden Meere ſteter Neuerungen und Revolutionen! Was vertritt denn ſeine Anmaßung? Was gewährt denn die heilige Roma den Völkern? Das ewige Heil im zeitlichen Unheil! Die Blöße und Hülfsbedürftigkeit des natürlichen Menſchen allen Purpurgekleideten der Erde gegenüber! Die Schöpfung des Menſchen, das Paradies, die dieſſeitige und jenſeitige Hoffnung aller Erdgeborenen gegenüber der millionenfachen Verdrehung unſers Erdenberufs durch millionenfache zu dringenden Nothwendigkeiten gewordene Zufälligkeiten! O du heilige untheilbare, ewige Kirche! Stehe feſt in deinem gegliederten Bau! Biſt du nicht ſelbſt wie der hohen gothiſchen Dome einer? Gegründet bis an die Tiefen der Hölle, mächtig dich erhebend auf der Form des Kreuzes, himmelanſtrebend in ewiger, wolkenverlorener Sehnſucht! Muſik iſt das Zuſammenſpiel deiner ſchönen Formen! Einheit das majeſtätiſche Bekenntniß deiner Theile!

Sie ſtrebt empor durch Drang und Zeit,
Muß himmelan ſich ringen,
Und ſchafft ein Werk der Ewigkeit
Und läßt ſich nicht bezwingen!

In deinem Sinne, heilige Roma, wollen wir wahr ſein, aber der Lüge gegenüber auch eure Waffen führen!

Im Schatze der Gnaden ruht Entsühnung! Krieg! Krieg! ruft die Posaune des Erzengels. Im Kriege kennt die Noth kein Gebot! Jede Waffe ist gerecht, die den Gegner abwehrt! Daß der Zweck die Mittel heilige, ist nicht für den Kampf mit den Guten, sondern für den Kampf mit den Bösen gesagt! Ahmen wir vor allem die Ordnung eines Kriegsheeres nach: Gehorsam dem Obern; Achtung vor jeder Waffe, auch wenn sie eine geringere scheint, als die wir selbst führen; Achtung vor jedem Ruhme, auch wenn er unsere eigenen Verdienste überschattet! Bekämpfen wir in uns selbst die Abneigung gegen die Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit, gegen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu! Bieten wir denen, die in ihnen ihre unerbittlichsten Feinde sehen, dadurch keinen Beistand, daß wir die alte Eifersucht der Orden, der Kloster- und Weltgeistlichen auflodern lassen! Wo uns die Hände gebunden sind, sind sie jenen, den letzten Rittern vom Kreuze, frei! Die streifen noch ungefesselt über die Länder hin, gebunden durch kein Amt, kein Klostergelübde; sie sind die berittene Schar, die angreift und flieht zu gleicher Zeit, wie einst der Parther kämpfte! Bieten wir alles auf, daß den Jesuiten die Thore des Eingangs geöffnet werden! Sie ertragen alles, sie gehen, sie gehen noch einmal und kommen wieder! Wo ein Amt leer ist, eine Kanzel frei, ein Beichtstuhl geöffnet, lassen wir den Vätern der Gesellschaft den Vortritt! Ob alle diese Dinge reifen sollen bis zu offener Gewalt, darüber sind die Meinungen getheilt. Die einen fürchten und suchen die Erhebung der Massen zu verhüten, die andern fürchten sie nicht und wollen sie. In den Umgebungen des

Kirchenfürsten herrscht die Meinung, daß offene Gewalt bisjetzt alles verderben würde. Denn auch darin spräche sich die durch und durch ghibellinisirte Welt aus, daß Handel und Gewerbe, sogenannte Volkswohlfahrt und geregelte Ordnung dem Jahrhunderte, wie es jetzt einmal ist, über alles gehe; denn von den Fleischtöpfen Aegyptens wollen sie nicht lassen und sollten sie auch ewig nur die Ziegel streichen zu den Ruhmessäulen ihrer Pharaonen! Im Gegentheil wünscht die Umgebung des Kirchenfürsten, daß wir alles, was nicht ein Mit-Uns ist, auch als ein Fürsten-Wider darstellen, d. h. eine Förderung der Revolution nennen. Das ist das schlagende Argumentum ad hominem der Zeit! Kämpfen wir gegen die Neuerungen des sich souverän dünkenden Menschenverstandes, so öffnen sich uns die Pforten der Thronsäle auch im jenseitigen Lager, wir werden eingeholt werden mit Triumphpforten als die Retter des Gesetzes und der Ordnung! Dieser Feldzug geht langsam, aber sicher. Halten wir am Geiste fest, fördern wir den vor allem! Denn „wer auf den Geist säet, wird von dem Geiste das ewige Leben ernten"!

Der Redner war schon bei seinem Gebet an die Kirche aufgestanden und alles, selbst den Dechanten nicht ausgenommen, seinem Beispiel gefolgt ...

Man schüttelte ihm die Hand, ertheilte ihm die größten Lobsprüche und raunte sich zu, daß nun wohlerklärlich wäre, wie dieser einfache Mönch plötzlich in der Residenz des Kirchenfürsten hätte zu so hohem Ansehen gelangen können. Man erklärte sich bereit, den Athanasiusverein zu verbreiten und dies zu wagen auch ohne Genehmigung der Behörden. Man versprach die Ver-

daillen in reichster Anzahl auszutheilen und bestellte die Zahl, die jeder davon in Vorrath zu haben wünschte.

Auf dem Teller, von dem die Cigarren weggestrichen wurden, sammelte man die zur Herstellung nöthigen Beiträge.

Jeder gab nach Vermögen, der Dechant, wie immer, die Hälfte soviel wie alle andern. Der Ertrag wurde dem Pater Sebastus übergeben. Ein Zinngießer der kirchlichen Residenz hatte Verschwiegenheit gelobt und versprochen, die Medaillen zu einer bestimmten Zeit abzuliefern. So trennte man sich ...

Es war Abend geworden ...

Beim Durchschreiten eines langen Corridors, der an die Hausthür zurück und zu den inzwischen immer noch lebendig gebliebenen, ja wie vom Jahrmarktsgewühl durchwogten Straßen führte, erfuhr der Dechant, daß der, wie es schien, als Wegbereiter kommender Jesuiten wirkende Pater Sebastus dem Kloster Himmelpfort bei Wittenborn angehörte. Seines frühern Namens hieß er Heinrich Klingsohr.

Er dachte an seinen anonymen Brief —

Huß, Savonarola, Arnold von Brescia —

Als er, magisch umwoben vom abendlichen Dämmerlicht, zur Dechanei zurückkehrte, läuteten ihm die Glocken seines Domes wie zur Andacht in einer unsichtbaren Kirche droben über den Sternen. Wie er in die schon erleuchteten Fenster seiner Wohnung hinaufsah, rang sich ihm mit Schmerz der Seufzer von der Brust:

Fiat lux in perpetuis!

## 8.

Die Beraubung des Grabes auf dem Friedhof zu St. Wolfgang war inzwischen in der Dechanei, wie in ganz Kocher am Fall bekannt geworden.

Grützmacher war auf schweißgebadetem Roß zurückgekehrt, hatte aber den muthmaßlichen Thäter nicht ergriffen.

Auch daß Bonaventura vielleicht noch den Abend in der Dechanei eintreffen würde, war durch Hedemann bekannt geworden, der auf einen Augenblick daselbst vorsprach und die von Angelika Müller erhaltenen, von Benno, dem zu sehr in Anspruch Genommenen, wieder zurückempfangenen Briefe für den Dechanten an Windbach übergeben hatte.

Kein Oberst, kein Benno, kein Thiebold, niemand sonst ließ sich vor Antheil an den Vorgängen in der Stadt sehen, sodaß Lucinde der Frau von Gülpen die räthselhaften Vorgänge allein erzählen mußte, ja wiederholen, mehrfach wiederholen, da die Theestunde geschlagen hatte und einige Freundinnen der gastfreien Frau schon im lebendigsten Mittheilungsgenuß um den siedenden Kessel versammelt saßen.

Zur Justizräthin von Nietnagel, zum Stiftsfräulein von Minnerich und wie sie alle hießen, die entweder in

Kocher selbst wohnhaft waren oder zu jener Landeswohlthat (nach andern Landesplage) gehörten, die die Reihe herum immer auf der Wanderschaft bei ihren Lieben und Guten begriffen sind und das schöne Talent des Sich-Einwohnens und Nothwendigmachens des Jahres bei einem halb Dutzend Familien schon seit dreißig Jahren besitzen, gesellte sich zuletzt auch der tieferschütterte Dechant.

Auch er erfuhr nun die unheimliche Kunde und gab dadurch Lucinden Gelegenheit, ihren Bericht zum fünften oder sechsten mal zu wiederholen, sich aber auch zugleich in lebhafter Weise ihm selbst zu empfehlen. Lucinde, die das Wohlgefallen des Greises an seinem wiederholt prüfenden Blick sogleich bemerkte — sie war zwar noch in ihren Reisekleidern, hatte aber manches Krägelchen, manchen Spitzenschmuck zur Hebung ihrer Erscheinung zu benutzen verstanden und besonders schön stand ihr die eigenthümliche thurmartige Krone ihres stattlichen Haares —, suchte sich den Schein der größten Ungefährlichkeit zu geben. Sie wollte sich nur nützlich machen. Sie servirte den Thee wie eine Dienende. Schon erntete sie manchen heimlichen Wink des Beifalls, den Frau von Borchardt an Frau von Nietnagel, diese wieder an Fräulein von Minnerich und Fräulein von Minnerich an die „treue Freundin", Frau von Gülpen selbst weiter gab. Windhack erinnerte an die Briefe, die Hedemann gebracht; der Dechant wollte jetzt nichts davon wissen, er wollte ruhig „seine Tasse Thee" trinken, d. h. die Gestalt und den ausdrucksvollen, den Kenner der Antike fesselnden Kopf derjenigen bewundern, die den Thee credenzte.

Windhack konnte, da er Grützmachern gesprochen hatte,

von der vergeblichen Verfolgung des Knechtes aus dem Weißen Roß berichten.

Oben auf der Höhe des St.-Wolfgangsberges, erzählte er, hatte ihn Grützmacher und seinen Wagen fast erreicht. Da aber springt der Mensch herunter vom Wagen, läßt alles im Stich, flüchtet in den unwegsamen Wald und Grützmacher hat halt mit seinem Gaul vorläufig das Nachsehen ...

Nun kam die Majorin Schulzendorf. Auch sie kam in der ganzen Eile und Aufregung, die nichts zu versäumen wünschte und vor Thatsachen, die sie so lange zurückgehalten hätten, sich nicht zu lassen wußte ...

Erst der Leichenräuber und — ei — ei, daß sie fast vergessen hätte, dem liebenswürdigen Dechanten für das wunderschöne, prächtige Obst zu danken — —

Bitte! Bitte!

Köstliche Birnen ... Na heute Abend, der große Zapfenstreich ...

Der Leichenräuber? ...

Nun, nicht wahr? Aber mein Mann vermuthet schon einen gewissen Bickert, einen Menschen, der jahrelang in Frankreich im Zuchthause gesessen hat, dann über die Ardennen herübergekommen ist, bald da, bald dort herumstreift, mit einer ganzen Bande zusammen im Hundsrück die Roßtäuscherei getrieben hat, rotzkranke Pferde für gesunde aufputzt ... danke, danke, meine Liebe! der Thee macht mir noch zu heiß! Ein Stückchen von Ihrem Kuchen — Delicat!

Auf dem Lande und in kleinen Städten gewöhnen sich die Menschen an alles Natürliche und Thatsächliche. Sie

können von Krankheiten der Thiere mit demselben Interesse reden hören, wie man in großen Städten nicht einmal von den Krankheiten der Menschen spricht. Der Major war selbst Pferdehändler. Seine Gattin spann seine Vermuthung über die Gefährlichkeit dieses Bickert selbst bis auf eine Schilderung der Künste aus, wie man den sogenannten Rotz auf einige Tage scheinbar beseitigen kann.

Mitten in diesem Fragen, Berichten, Wundern kam auch der Major . . .

Es war eine hagere, mehr bureaukratische als militärische Erscheinung. Er trug Uniform, doch saß sie ihm nicht so stramm und geschlossen, wie man hier in den militärischen Kreisen sich zu zeigen gewohnt ist. Als Candidat der Theologie war er 1815 unter die Fahnen seines Königs getreten und hatte eine Carrière gemacht, die jetzt gewissermaßen wieder in ihre frühere moralische, wenigstens civile Bestimmung zurücklenkte. Als Lieutenant von der Armee abgegangen, war er bei den Gensdarmen allmählich bis zum Major gestiegen und griff nun in Gesetz und Ordnung als Chef eines rings zerstreuten, den Landräthen und Regierungsämtern zur Verfügung gestellten Gensdarmeriecorps ein. Man sollte kaum glauben, daß ein ehemaliger Lateiner so ganz im Berittenen, namentlich im Pferdehandel, aufgehen konnte, wie Schulzendorf, obgleich er immer noch etwas Gelehrsamkeit in Bereitschaft hielt. Seine grauen Augen bekamen oft ein lebhaftes Feuer; um die spitze Nase legten sich aufs blasse Antlitz zwei lange mephistophelische Furchen; der Bart auf der Oberlippe zuckte in allen seinen dünnen grauen Härchen; das Kinn, das in der Mitte gespalten war,

ſtreckte ſich mit einer Entſchiedenheit, die ganz in ſeinen Charakter des Schlauen und Geknifſenen paßte.

Sogleich warf er einen ſcharfen und prüfenden Blick auf die ihm als Nichte der Frau von Gülpen vorgeſtellte Lucinde.

Waren Sie ſchon früher in unſerm Kocher hier? fragte er ſie, als ſie ihm den Thee credenzen mußte.

'S iſt das erſte mal! antwortete ſie, den Blick niederſchlagend.

Sie finden eine kleine Stadt, in der leben zu ſollen Ihnen ſehr langweilig vorkommen wird! warf artig der Dechant ein.

O! bemerkte Frau von Gülpen, acht Tage läßt es ſich ſchon in Kocher aushalten!

Lucinde wußte bereits, daß alle Nichten anfangs ſogar nur auf drei Tage kamen.

Die Majorin verzog ein wenig ſpöttiſch die Miene. Der Major aber, in jener befliſſenen Weiſe, die den Ghibellinen im Lande der Welfen nur zu oft ihre Schreckhaftigkeit nimmt, ging ganz auf die Aeußerung der Frau von Gülpen ein und ſagte, wenn auch mit einer etwas anzüglichen Betonung:

Die Kirchen hier ſind uralt; noch älter iſt aber die Synagoge, die Sie ſich einmal anſehen müſſen! Die Stadt Kocher iſt ſchon vor Pontius Pilatus angelegt geweſen und gewiß eine jüdiſche Colonie! Urſprünglich hieß ſie ohne Zweifel Koſcher, die Reine!

Hielt der Major Lucinden für eine Jüdin?

Alle Anweſenden fixirten Lucindens Erſcheinung ...

Indeſſen lenkte der Major auf andere Fährte. Er

Die Nachricht verbreitete Trauer unter allen, die ſeine Freunde, Beſtürzung unter allen, die ſeine Feinde waren. Man kam und ſah den Todten, wie der Heimgang in's Jenſeits ſein Antlitz verklärt und jeden Schmerzenszug aus ihm verwiſcht hatte. Man verabredete eine Leichenfeier, die des herrlichen Mannes würdig war, einfach und doch von der Liebe und Verehrung zeugend, die ihm in's Grab folgte. Ein Trauerzug von mehr als hundert Deutſchen geleitete den Sarg von der Rue Laffitte über den größten Theil der Boulevards langſam nach dem Gottesacker des Père Lachaiſe.*) Hier angelangt, trugen die nächſten Freunde des Dahingeſchiedenen den Sarg zur Ruheſtätte. Feierliche Stille, ein unbeſchreiblicher Ernſt bezeichnete den Augenblick, wo die Erde die Hülle des Vollendeten aufnahm. Venedey und Berly, jener Flüchtling, dieſer ein in Frankreich etablirter Kaufmann aus Frankfurt, Sohn des obenerwähnten Berly, ſprachen aus tiefſter Seele einige ergreifende deutſche Worte. Dann trat Raspail, der Gelehrte, Raspail, der unerſchütterliche Republikaner, vor und ſprach franzöſiſch:

„Ich glaubte nur Thränen auf dieſes Grab weinen zu können, das Sie mit Blumen umkränzt haben. Aber die Freundſchaft, welche über der unbelebten Hülle unſeres großen Schriftſtellers wacht, fordert mich auf, ihm einige Worte der Erinnerung mit in die Gruft zu geben; in dieſem Augenblick einer ſo traurigen Feier hat die Freundſchaft die Kraft eines letzten Willens: ich gehorche, meine Herren, und Sie werden meinem Beiſpiele folgen, indem Sie mir Ihre Nachſicht bewilligen; ich hatte mich nicht zu ſo großem Schmerz vorbereitet.“

*) Siehe Blätter für literariſche Unterhaltung 1837. No. 69.

kam auf das Intereſſe, das nach ſolchem Urſprung gleich die erſten Chriſten für Kocher gehabt haben müßten und führte die kirchliche Bedeutung der Stadt bis auf die neueſten Erſcheinungen herab.

Lucinde hatte ihr goldenes Kreuz nicht angelegt. Sie begriff ſehr wohl, daß der Major auf ihren Uebertritt anſpielen wollte und ſenkte den Blick wie eine Fromme.

Sie iſt fromm! war nun das einſtimmige Gefühl aller Anweſenden und, ſeltſam genug für die Wohnung eines Geiſtlichen, Lucinde verlor plötzlich bei Frau von Gülpen ſowol wie bei Windhack. Nur dem Dechanten gewährte dieſe Entdeckung einen neuen Reiz. Eine Fromme hatte ihm die langjährige alte Freundin noch niemals vorgeſtellt.

Man verlor ſich indeſſen in Klagen über Wilddieberei, Unſicherheit der Gegend, Aufſäßigkeit der Landbewohner und, wie das dann geht bei einem Damenthee, man fand das Uebel lediglich in den Dienſtboten.

Die gleichfalls dann in ihrem Einfluß auf das Volk angeſchuldigten Juden rechtfertigte der Dechant mit den Worten:

Warum läßt unſer Leben ſo viel Lücken offen, daß ein Verſchmitzter überall hineinſchlüpfen kann! Die Juden ſind durch uns ſelbſt ein Volk geworden, das ſeine Tugenden darin finden muß, unſere Fehler zu benutzen! Wir ſind, ſoweit man die Geſchichte überblickt, die Opfer ihrer ſubtilen Rache geworden und werden es noch immer mehr werden!

Sie ſprechen faſt wie Grützmacher! ſagte der Major. Der kann nie entdecken, wo die Haſen-Jette ihre Rebhühner und Haſen herbekommt!

Indem bekam Frau von Gülpen von dem immer nur leise und behutsam auf den trotz des Sommers ausgebreiteten Teppichen hin und wieder gehenden Windhack eine Meldung ins Ohr geflüstert.

Sie flößte ihr einen ersichtlichen Schrecken ein.

Was ist? fragte man allgemein und voll Theilnahme und Spannung.

Frau von Gülpen stockte, sagte dann aber mit einem Blick der Besorgniß auf den Dechanten:

Trendchen Ley will nach Hause ... der Mutter wäre es schon wieder ... Chère nièce ... gehen Sie doch zu Trendchen und erkundigen Sie sich in der Geräthkammer — oder ich will doch lieber selbst gehen ...

Trendchen Ley schien alle zu interessiren und wohl vermuthete man: Windhack hatte eigentlich gemeldet, Trendchens Mutter läge im Sterben. Der Dechant war der Beichtvater der Kranken. Die Arme schleppte sich schon lange mit der Zehrung; ihr Ende stand ihr näher bevor, als sie es selbst und die Ihren ahnen mochten. Jetzt sah Frau von Gülpen, wie angegriffen der Dechant schon war von dem unruhigen Tage und seinen wechselnden Eindrücken — sie gönnte ihm die Erquickung eines ungestörten Abends — nun sollte er noch —

Aber schon erhob sich der Dechant. Wenn ihm auch die Bequemlichkeit über alles ging, so kannte er doch die Schicklichkeiten seines Amtes.

Ich werde zu der Armen gehen! sagte er.

Allgemein aber mußte man der Frau von Gülpen, die in die Geräthkammer gegangen war, Recht geben, daß sie noch geäußert hatte, diese Schreckensbotschaft von der

guten Frau Ley wäre ja schon so oft gekommen und immer hätte die Tulderin sich wieder erholt, ja sogar es bereut, als sie in einem ähnlichen Anfall schon einmal die Wegzehrung erhalten und dann doch nicht gestorben wäre. Spendet auch die Kirche diese letzte Wohlthat gern in der Voraussetzung, daß sie nicht den Tod, sondern die Genesung erleichtre, so sparen sich die Sterbenden doch gern die hülfreiche Rüstung zum Eintritt in den peinvollen Verhof des Himmels zu dem Augenblick, wo sie deren wirklich bedürftig sind.

Also rieth man dem Dechanten zu bleiben und Windhack, der der Frau von Gülpen in die Weißgerädhkammer, wo ein liebes zartes Kind, Treudchen Ley, den ganzen Tag über an neuen feinen Hemden gesteppt hatte, nachgegangen war, kam schon mit der Beruhigung zurück, Treudchen wäre zwar gegangen, hätte aber hinterlassen, sie würde sogleich schicken, wenn es nöthig würde.

Geschwister hat sie genug dafür! sagte Frau von Gülpen, die schon zurückkam ... Sie sagte dies ganz voll Mitleid, aber scheinbar ohne die mindeste Erregung.

Der Dechant beruhigte sich also.

Wissen Sie wol, lenkte er in ein inzwischen vom Major begonnenes Gespräch über Wilddieberei ein, wissen Sie wol, das Schmerzenslager unserer guten Frau Ley ist eine Folge der Wilddieberei?

Man wußte nur Einzelheiten davon. Während Lucinde den fortgesetzt forschend auf ihr ruhenden Blick des Majors bald fragend suchte, bald erschreckend vermied, erzählte der Dechant:

Ehe noch die Juden in Kocher am Fall den Muth

gehabt hätten, an Chriſten von ihrer eigenen Metzgerkunſt mehr zu verkaufen als Gänſeblut ...

Allen Bewohnern von Kocher war gegenwärtig, daß die Haſen-Jette, Frau Henriette Lippſchütz, die jetzige Wildprethändlerin, die Witwe eines einſt auch von Chriſten ſtark in Nahrung geſetzt geweſenen jüdiſchen Metzgers war ...

Und ehe noch, fuhr der Dechant fort, die Blume der ganzen Judenſchaft in Kocher am Fall, mein unvergeßlicher theuerſter Buſenfreund Dr. Leo Perl, zu unſerer Kirche übergetreten war — er hat einſt in Borkenhagen unſern guten Bonaventura getauft ... Sieh, ſieh! unterbrach ſich der Dechant ſelbſt, — käme Bona noch, der Wunſch der Frau wenn ſie ſtürbe wäre erfüllt; von ihm hätte ſie am liebſten die letzte Zehrung empfangen ...

Frau von Gülpen ſtellte die Nothwendigkeit einer ſchon ſo nahen Gefahr und die Erfüllung jenes Wunſches, den Lucinde ſchon vorgeſtern aus dem Munde Grützmacher's kannte, wiederholt in Abrede ...

Kurz, vor langer Zeit ſchon, nahm der Dechant ſeine Erzählung auf, war der angeſehenſte Metzger hier im ganzen Orte Treudchens Großvater, der alte Petrus Ley. Als ich hierher an den Dom kam — auf Veranlaſſung hauptſächlich jenes, ſo früh dahingegangenen Seltenſten der Menſchen Leo Perl —, ſtand niemand unter ſeinesgleichen höher im Anſehen als Herr Petrus Ley. Eine Freude war's, den Mann in ſeinem ſtattlichen Hauſe unten am Fall zu ſehen, wie er, über der Bruſt die weiße Schürze und mit dem Meſſer im Bruſtlatz, an ſeiner Schranne ſtand! Den Mann plagte aber plötzlich das

Wohlleben, der Müßiggang und mit ihm, wie es auf dem Lande geht, die Jagdluſt. Hatten entweder, wenn er über Land zum Einkauf von Schlachtvieh reiſte, ſeine Hunde die Neckerei, Haſen aufzuſtöbern, die ſie ihm zuſchleppten — ſo erzählte er ſpäter ſelbſt den Urſprung ſeiner Jagdluſt — oder reizte ihn ſein bürgerliches Wohlbefinden, er pachtete eine Jagd und wurde ein ſo leidenſchaftlicher Jäger, daß ihm ſein eigenes Gebiet nicht mehr genügte. Die Kugel, einmal im Lauf, ſagt unſer groſser Schiller, iſt verhängnißvoll! Sie fuhr auch für Petrus Ley heraus, wenn die Grenzmarke ſeines Gebeges längſt überſchritten war. Ich mag nicht leiden, wenn ein Bäcker, der für tägliches Brot, meinetwegen Sonntags für Kuchen zu ſorgen hat, ſich zu feinern Näſchereien verſteigt. Ein Metzger, der dem Wild nachſtellt und das dann zwar nicht aufhängt unter ſeine Rindsviertel und geſpaltenen Lämmer, aber unter der Hand doch auch verkaufen muß, begeht faſt eine Untreue an ſeinem Beruf. Ich will nicht ſagen, daß ſich ſein Beruf rächte, aber Petrus Ley erlebte das Unglück, nach einer heißen Jagd, die ihn nicht wenig mitgenommen hatte, auf freiem Felde von einem Unwetter überfallen zu werden. Der Regen goß in Strömen. Kein Baum, kein ſchützendes Geſtein. Das Wetter endete nicht. Darüber brach die Nacht an; die Nebel umſpannen vollends die Gegend. Voll Unmuth wirft ſich der reizbare, zum Jähzorn geneigte Mann auf die Erde und bleibt liegen bis zur Beſinnungsloſigkeit. Das Winſeln ſeines gleichfalls halbtodten Hundes machte einen vorüberfahrenden Bauer aufmerkſam; Petrus Ley wurde mit ſeinem Hunde vor dem immer fortſtrömenden Regen unter dem Stroh des

Wagens geborgen. Herr und Hund kamen nach Hause, Ley aber wurde todtkrank und behielt von dem Tage an die Gicht in einem Grade, der sich aufs höchste steigerte und ganz unheilbar wurde. Der vermögliche Mann reiste in die Bäder und kam immer kränker zurück. Fast gelähmt an allen Gliedern, hatte er Schmerzen, die den Unglücklichen zum Gegenstand des allgemeinsten Mitleids machten. Wie oft hab' ich für ihn die Fürbitte gehalten! Fast immer im Bett liegend, mußte er die Führung seines Gewerbes seinem Sohn überlassen, der in keiner Hinsicht ihm ähnlich war. Ein träger und bequemer Mensch, hatte Joseph Ley die Früchte der Anstrengungen seines Vaters geerbt, liebte aber die Gesellschaft, das Kartenspiel, den Wein und vernachlässigte so sehr die ihm nun ganz allein übertragenen Geschäfte, daß sie zurückgingen und der zusammengekrümmte, auf seinem Lager stöhnende alte Vater Verwünschungen über Verwünschungen über den Buben, wie er ihn nannte, ausstoßen mußte. Joseph hatte selbst schon lange ein einst vermögendes Mädchen geheirathet, die Tochter eines angesehenen, nur mit zu viel Kindern gesegneten Landwirths. Das immerhin beträchtliche Eingebrachte derselben war bei dem Zurückgehen des Geschäfts bald verbraucht; die Kundschaft verminderte sich, die Concurrenten machten bessere Einkäufe. Alledem sah der von der Gicht krummgezogene Alte, der inzwischen Großvater geworden war, von seinem Lager mit Verzweiflung zu. Innerer und äußerer Schmerz folterten den Greis, der nicht mehr gehen und stehen konnte. Hörte man wilde und laute Verwünschungen aus dem einst so stattlich gewesenen, jetzt die Spuren des Verfalls tragenden

Hause, so wußte man schon nicht mehr, waren es die Ausbrüche des Zankes mit seinem Sohn oder die Klagerufe des von seinen Schmerzen Gepeinigten. Dieser Zustand dauerte einige Jahre. Die Verlegenheiten wuchsen; das Haus gehörte schon nur den Gläubigern; Pfändungen folgten auf Pfändungen, und wie es zu gehen pflegt, das Verderben wird unaufhaltsam und wird es auch innerlich für den Charakter des davon Betroffenen. Joseph Ley verkaufte und versetzte ein Stück nach dem andern; die Frau, eine redliche, brave, treue Seele, mühte sich mit der Befriedigung des letzten Restes von Kundschaft, um nur die Kinder erhalten und erziehen zu können. Die Vergünstigungen der Armuthspenden in Empfang zu nehmen, war man noch, schien es, zu stolz. In der Nebenstube des Wohnzimmers, aus dem hinaus man in die jetzt fast immer leere Verkaufsflur trat, stand ein Bett mit Kattunvorhängen; rings von diesen eingeschlossen, um das Licht abzuhalten, das die trüben, rothen Augen des Alten blendete, lag der Alte. Da rückte man ihm eine Fleischbank hin, auf der er Speck und geräuchertes Fleisch schneiden half und Wurst backte. Eines Tages fand man die Vorhänge sorgsam zugezogen; man öffnete; Petrus Ley hatte sich mit dem großen Messer, das immer in seiner Nähe lag, erstochen. Nun vollends war der Segen des Hauses dahin! Die blutige Gestalt des Großvaters verscheuchte jeden der letzten Kunden, auch die, die aus Mitleid noch gekommen wären. Mit Grauen und Ekel ging man an dem Hause eines Metzgers, der sich selbst erstochen hatte, vorüber, und sah man auch manchmal an der Thür noch ein einziges

junges Lämmchen hängen mit ausgebreiteten, an Stecken befeſtigten Füßen, — die gute unglückliche Frau Ley putzte und ſcheuerte hellgelb die Haken, an denen einſt die ſchweren Rinderviertel gehangen, die Wagſchale blinkte ſo ſauber durch die Fenſterſcheiben der Hausflurthür wie ſonſt, — drinnen ſah es doch öde und leer aus. Joſeph ſaß dann bald nur noch im Wirthshaus, trank und ſpielte. Die geiſtlichen Vermahnungen halfen nichts; es lag wie ein Fluch auf dem Hauſe, deſſen gänzliche Verödung nur das Mitleid um die rechtſchaffene Frau abwandte. Das haben wir ja alle erlebt, wie dieſe unheilvolle Kette an verderblichen Ringen immer reicher wurde! Die kleinen Kinder wuchſen herauf, halfen da und dort; der Vater hatte Augenblicke, wo er ſich zuſammenraffen wollte. War dann einmal ein Thier gekauft worden, war das ein Jubel von Frau und Kindern! Sie liefen in die ganze Nachbarſchaft ringsum und verkündeten die frohe Mär: Der Vater hat ein Schwein geſchlachtet! Was ließ ſich dann thun? Man mußte den jüdiſchen Metzger Lippſchütz, an den man ſich unten am Fall ſchon gewöhnt hatte und zu deſſen Praxis ohnehin dieſe eine Thiergattung nicht gehörte, übergehen und die arme Frau Ley glücklich machen, die dann freilich erleben mußte, daß der Mann, gleichſam um ſich von einer einzigen großen That, dem Schlachten und Zurichten und Verputzen eines einzigen Thieres, auszuruhen, dann wieder im Wirthshauſe ſaß und durch erkünſtelte Bravaden ſeine innere Zerfallenheit zu übertrotzen ſuchte. Sein Blick wurde wilder und ſcheuer, man mied ihn und je mehr die Theilnahme für die Mutter und die Kinder zunahm,

deſto vereinſamter fühlte ſich ihr Mann, der Joſeph. Die arme Frau lief oft ſechs Stunden Weges zu Fuß über Land, um irgendeinen Ankauf zu machen; die Kinder folgten, und zu rührend war der Anblick, wenn ſie dann ein Lämmlein oder ein taumelndes Kälblein die Landſtraße daher trieben und den Vater aus dem Wirthshauſe abriefen, damit er an dem auf Berg oder für ein Geringes Eroberten ſeine Kunſt zeigte. Wir wiſſen alle, daß eines Tages am Pfoſten des Schlachthauſes nicht ein ſolches kunſtgerecht ausgeweidetes Lämmlein, ſondern der Joſeph ſelber hing! Wie ſein Vater war auch er aus der Welt gegangen; jener Selbſtmord war aus Ungeduld und Stolz, dieſer aus Furcht und Scham entſtanden; ſein Trotzen war eben nur, wie es geht, ein falſches Spiel geweſen. Dann wurde Meiſter Lippſchütz Herr der ganzen Kundſchaft bei den Gerbern und Färbern unten am Fall, bis auch der ſtarb und ſeine Frau die Metzgerei nicht fortführen konnte. Das, Fräulein Schwarz, iſt nun unſere Haſen-Jette, die Sie ſehr oft auf unſerer Dechanei ſehen werden! Sie iſt eine vortreffliche Frau, wenn auch der Major ihren geheimen Lieferanten nicht traut ... Nun ſtirbt die gute Frau Lev! Ich muß doch hinunter in die Stadt! Man kommt nicht wieder ... Gute Nacht!

Der Dechant erhob ſich allen Ernſtes. Sein gutes Herz hatte über die Bequemlichkeit den Sieg davongetragen.

Sein Entſchluß wurde aber von einem heranrollenden Wagen unterbrochen.

Der Pfarrer von St.-Wolfgang! rief alles und Frau von Gülpen trat ans Fenſter.

Es war aber nicht dieſe heiß von ihr erſehnte Ab-

löſung für den Dechanten, ſondern es waren die geiſtlichen Herren vom Diner und von der Conferenz. Windhack kam ſchon und berichtete: Sie hätten ihre Ueberkleider, Bücher, Regenſchirme noch in der Dechanei zurückgelaſſen und wollten ſich, da ſie jetzt erſt abreiſten — bis um acht Uhr hatten ſie Gelegenheit genug gefunden ſich in Rocher am Fall zu zerſtreuen —, alles in den Wagen nachreichen laſſen.

Frau von Gülpen fürchtete, daß man nicht jedes da, wo ſie es hingelegt hatte, finden würde und ſchickte auch noch Lucinden mit den nöthigen Anweiſungen hinunter.

Windhack war ſchon vorangegangen. Ohnehin war er im Aufdecken begriffen. Nach dem Thee pflegte man in der Dechanei immer noch ein Nachteſſen einzunehmen, das bereits aufgetragen wurde ... Man drängte inzwiſchen den Dechanten, die Botſchaft Treudchens erſt abzuwarten und ſich zu beruhigen.

Bald hörte man, daß nach wenigen Augenblicken auch ſchon der Wagen unten wieder abgefahren war.

Eben machte der Major einige Gloſſen über die Anhäufung geiſtlicher Verſammlungen, über die Unbeſonnenheit, mit der man Zwecke zur Schau trüge, die böſes Blut nach oben ſetzen müßten, über die fanatiſchen Schwärmereien des Stadtpfarrers, der ſogar allerlei Abenteurer ins Land riefe, jetzt die Italiener, die diesmal Heiligenbilder verkaufen müßten zu Spottpreiſen, wie ihnen durch einen Verein ermöglicht würde; ja, auch den „Kirchenboten" hätte er heute wieder ſo ſcharf geſchrieben gehabt, daß man ihn in der Cenſur von Anfang bis zu Ende geſtrichen hätte ...

„Meine Herren, ich habe die Hälfte unſeres Philoſophen, die dieſe Erde binnen Kurzem bedecken wird, nur wenig gekannt, und ich rechne dieſes Mißgeſchick zu meinen unglücklichen Ereigniſſen. Aber was die andere Hälfte betrifft, die uns bleibt, die tiefer als in Erz gegraben, die der Erinnerung des Herzens der Völker anvertraut iſt, welche ſeine Feder getröſtet hat, o! was dieſe unzerſtörbare Hälfte betrifft, ſo habe auch ich ſie genau gekannt, auch ich habe mich für würdig gehalten, ſie zu lieben: und ich kann mit Ihnen ſagen, ich habe nicht Alles verloren."

„Nicht, meine Herren, daß ich die Anmaßung hätte, Ihnen den Character des Genies Börne's zu enthüllen, Ihnen die magiſche Kunſt dieſes Stils zu analyſiren, welche ihn zum populärſten Schriftſteller Deutſchlands gemacht hat; die Macht dieſes tiefen Gedankens zu ſchätzen, eines Gedankens, der unter dem tiefen Schleier der glücklichſten Einfachheit ſo viel zu jener friedlichen Umwälzung beigetragen hat, die Deutſchland an ſeinem Buſen erwärmt. Bei der erſten Zuſammenkunft mit Ihnen würde ich Sie darum bitten, mich dieſe letzte Pflicht erfüllen zu laſſen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir möglich machte, die Schönheiten einer Sprache zu empfinden, die ſo ſüß zum Ohre und zum Herzen tönt."

„Leſet, leſet! würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molière's Grabe den Miſanthrop und Tartüffe las, an Börne's Grabe einige jener auserwählten Stücke, die Deutſchland in funfzehn Bändchen geſammelt hat, anſcheinend eine umfaſſende Sammlung und doch zu kurz für den Leſer. Wie manche nächtige Lampe des im Leſen dieſer Sammlung Vertieften erloſch erſt beim Beginn des Tages! Wiederholt uns eine jener Allegorieen, mit welchen Börne mit jedem Federzug

Er kannte die Spannung zwiſchen der Dechanei und dem Stadtpfarrhauſe und ſagte ganz offen:

Man möchte faſt glauben, der fanatiſche Mann hat die Herbſtmanöver abgewartet, um ſeine bekannten Anſchuldigungen der Regierung beſſer unter die Leute zu bringen!

Schon ſprach man dem Mahle zu, ſchon füllten ſich die Gläſer ... Man erörterte die heutige Conferenz. Der Dechant zuckte die Achſeln und ſchwieg zu des Majors Beſorgniſſen... Man ſprach von dem ausbleibenden Benno, der wahrſcheinlich durch ſeine Kameraden gefeſſelt war, und bemerkte endlich die auffallende Nichtwiederkehr der Nichte der Frau von Gülpen.

Der Dechant war der erſte, den ihr Außenbleiben ſtörte.

Eine Erörterung über ſie, eine Kritik über ihren Eindruck ließ ſich noch nicht anknüpfen; man konnte annehmen, daß ſie eben eintreten würde.

Ihr Couvert blieb aber leer. Sie kam nicht ...

Jetzt fragte man Windhack, der ſervirte ...

Windhack wußte keine andere Auskunft, als daß „Fräulein von Schwarz" ihm noch vor einer halben Stunde draußen geholfen hätte, den Herren in ihren Wagen die verlangten Sachen nachzureichen. Da hätte ſie ein Licht gehalten und plötzlich wäre ihr das Licht aus der Hand entfallen und dann, als der Wagen fort war, hätte er ſie gar nicht mehr geſehen ...

Frau von Gülpen fand das Fallenlaſſen des Lichtes „doch auch ſonderbar" und nun öffnete ſich manche verhaltene Schleuſe ...

Die Freundinnen ſchickten zuerſt das größte Lob vor-

aus — nach dem Syſtem der Sheridan'ſchen Läſterſchule war dies gleichſam das Einkaufungsrecht, hinterher deſto ſchärfer tadeln zu können.

Flüſternd nur und ſehr discret fand man die junge Dame außerordentlich intereſſant, mit andern Worten höchſt unheimlich und kein Vertrauen erweckend; man fand ſie wunderbar ſchön und majeſtätiſch, mit andern Worten zum Dienen nicht im mindeſten geſchaffen; man bewunderte ihre Augen und fand ſie außerordentlich klug, d. h. gefährlich und Vorläufer mancher Beunruhigungen der Techanei und der Stadt.

Die Frau Majorin ſchwieg vollends — was bei ihrer Zungenfertigkeit das am meiſten Sagende war — und der Major knöchelte nur ein kaltes Huhn aus und legte die Reſte ſo hieroglyphiſch vor ſich auf den Tellerrand, als wollte er damit das bekannte Räthſelſpiel einer verwundenen Bandſchnur löſen ...

Jetzt fragte ihn Frau von Gülpen geradezu, worüber er denn heute eine ſo ganz extrafeine Miene machte ... und der Majorin ſagte ſie ſchon:

Unſere Familie iſt ſo groß, daß ich oft erſchrecke, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen!

Und als nun gar Fräulein von Minnerich die Anſpielungen des Majors auf den jüdiſchen Urſprung der Stadt Rocher in Verbindung brachte mit einem gewiſſen orientaliſchen Air der Nichte und die Tante darüber in Verlegenheit gerieth, konnte der Major nicht mehr umhin zu ſagen:

O Beſte, nein! Ich wollte nur auf ihre hohe Religioſität anſpielen ... ſie iſt ja eine Convertitin ...

Feierliches Schweigen ...

Man sah sich um, ob Lucinde kam.

Da sie ausblieb, ermunterte Frau von Gülpen, die diese Eigenschaft ihrer Nichte nicht gekannt hatte, den Major, ganz offen sich auszusprechen.

Sie wissen, sagte sie, ich bin schon so oft von meinen Angehörigen getäuscht worden! Noch unser letzter Besuch, Fräulein Angelika Müller —

Ich habe einen Brief von ihr auf meinem Zimmer liegen, sagte der Dechant und wünschte offenbar damit das Gespräch abzubrechen ... ihm gefiel Lucinde ... er wäre gern auf einen andern Gegenstand übergegangen.

Grüßmacher, sagte aber der Major, sah sie schon gestern beim Pfarrer von St.-Wolfgang ...

Wir hatten sie dorthin empfohlen, bemerkte Frau von Gülpen, um ihre Sicherheit zu beweisen.

Sie kannte Herrn von Asselyn schon seit Jahren ...

Sie kommt aus der Stadt, wo er geweiht wurde ...

Nun, wir werden ja sehen ...

Sehen? hieß es allgemein.

Ich verschweige Ihnen nicht, gestand jetzt der Major ganz offen, die Dame ist uns zur Aufsicht anempfohlen worden ...

Zur Aufsicht?

Als Emissarin! Ihre fanatische religiöse Gesinnung ...

Bei dem Worte „Emissarin" verschüttete fast Frau von Gülpen den Inhalt der goldenen Dose, die der Dechant suchte und die sie ihm, selbst in größter Aufregung jede seiner Mienen, jedes seiner Bedürfnisse beobachtend, hinreichte und öffnete ...

Dem alten Windhack ſchien es geradezu Spaß zu machen, Frau von Gülpen ſo gleichſam immer mehr in die Lüfte gehoben zu ſehen. Er ſchenkte dem Major ſein Glas mit 24er Moſel-Ausleſe ebenſo oft voll, wie dieſer es leerte. Dadurch kam die Mittheilungsluſt deſſelben in Gang und nicht zwanzig Minuten währte es, ſo wußten, natürlich nur in gemüthlichſter Andeutung, alle, daß Lucinde Schwarz kaum viel mehr als eine Abenteurerin war, ſchon einen ſehr verwickelten Lebenslauf gehabt hätte, ja auf Schloß Neuhof beim Kronſyndikus von Wittekind geweſen war, damals namentlich als vor ſechs bis ſieben Jahren jener Theilungscommiſſar ſo räthſelhaft getödtet wurde, der Vater eben jenes Mönches, der jetzt Pater Sebaſtus hieß und vielleicht in dieſem Augenblick unter den unten angefahren geweſenen Geiſtlichen ſich befunden haben konnte ... Ja, bis zu Lucindens erſtem Anfang gingen die Mittheilungen zurück, bis zum Hauſe des Stadtamtmanns und ſogar bis zu ihren erſten Abenteuern mit einer alten Frau Hauptmännin von Buſchbeck ...

Längſt hatte von Kocher her der Zapfenſtreich ſich vernehmen laſſen ...

Der Dechant ſtand ſchon bei dem Namen „Schloß Neuhof“ auf ...

Frau von Gülpen folgte ſeinem Beiſpiel bei dem Worte „Buſchbeck“.

Lucinde war nicht wiedergekehrt ...

Die Freundinnen beſaßen Takt genug, nachzufühlen, daß dieſer Abend geſtört war, und den Zapfenſtreich hatte eigentlich niemand verſäumen wollen ...

Major Schulzendorf hatte Lucinden keineswegs anklagen wollen. Er hatte nur das Intereſſe, das ſie vollkommen einflößen durfte, genauer motivirt. Nicht im mindeſten durften er oder ſeine Gattin annehmen, daß ſeine immer den Rückſichten des Hauſes und den vortrefflichen Speiſen und Weinen deſſelben Rechnung tragende Mittheilung irgendjemanden hier verletzte.

Man trennte ſich wie mit dem Gefühl allgemeinſter Befriedigung ...

Frau von Gülpen aber fiel, als ſie mit dem Dechanten allein war und ihr ſcharfes Ohr die letzten Schritte der Gäſte verklingen gehört hatte, geradezu in eine Ohnmacht ...

Der ſanfte Mann that alles Mögliche, ſie zu beruhigen.

Nicht vierundzwanzig Stunden länger bleibt ſie im Hauſe! hauchte die Freundin mit einer ihr faſt vergangenen Stimme.

Die Haube löſte ſich, die ſchönen kaſtanienbraunen Scheitel kamen in Unordnung ...

Und plötzlich raffte ſie ſich auf und klingelte.

Was thun Sie? Was ſoll das? fragte der Greis.

Windhack, der die Gäſte hinausbegleitet, kam zurück.

Das Fräulein —

Die Stimme verſagte ... verſagte um ſo mehr, als der Dechant ſich einer ſofortigen Citation Lucindens entſchieden widerſetzte.

Windhack berichtete, er hätte oben geklopft und die Antwort bekommen, ſie wäre müde und wünſchte allein bleiben zu dürfen ...

„Wünſchte! Allein bleiben zu —"! lachte Frau von Gülpen förmlich auf, wie über eine Prätenſion der höchſten Anmaßung ...

Beruhigen Sie ſich, liebe Freundin! unterbrach der Dechant wiederholt und mit Entſchiedenheit. Beurtheilen Sie nicht wieder zu ſchnell! Morgen wird ſich alles finden! Ich bitte ſehr darum! Windhack, leuchte! Ich habe noch Briefe zu leſen. Keine Störung! Keinen Tumult! Ruhe und Friede! Ich bitte darum! Gute Nacht, liebe Freundin!

Damit ging der Greis erregt, wie ſeit lange nicht, auf ſein Zimmer.

Die Schnurrenthüren nebenan bei Frau von Gülpen beruhigten ſich aber noch bis tief in die Nacht nicht, ſo oft gingen ſie auf und zu und ſo oft zu und auf ...

Nie noch konnte eine Tante über eine Nichte in größerer Aufregung geweſen ſein.

## 9.

Inzwiſchen ſaß Lucinde in einem Manſardenſtübchen unter dem Eindruck, den ihr das Wiederſehen Heinrich Klingsohr's verurſacht haben mußte!

Daß es dieſer geweſen, daß er wie ſie den Glauben gewechſelt, ja daß er weiter noch gegangen und ein Mönch geworden, beſtätigte Windhack, als er das ihr aus der Hand gefallene Licht erhob und in aller Harmloſigkeit ſagte, der Mönch käme mit den geiſtlichen Herren vom Stadtpfarrer ... hieße Dr. Klingsohr, und in der Stadtpfarrei — da müßte man mehr von ihm wiſſen, als halt er ſelbſt oder der Dechant wüßte ...

Windhack ahnte nicht, wie ſeine Antwort einer faſt bebend geſprochenen Frage gegeben wurde.

Und doch wußte ſelbſt auch noch in dieſem Augenblicke ſich Lucinde ſchon wieder zu beherrſchen.

Aber ſie mochte nicht in die Geſellſchaft zurückkehren oder, wie Windhack ſie aufforderte, am Mahle theilnehmen. Die ſtrenge Kälte der Frau von Gülpen, der prüfende Blick des Majors, der ſo läſſige und nur oberflächlich verrathene Antheil des Dechanten benahmen ihr allen Muth, allen Aufſchwung ... und doch war ſie ſorglos und ahnte für ihr Bleiben keine Gefahr.

Sie hatte Treudchen Ley ſchon davongeeilt gefunden, hatte die zurückgelaſſenen Sachen der geiſtlichen Herren helfen wollen an den Wagen nachtragen, hatte kaum einen Blick durch das vergitterte Fenſter des untern Eſtrichs geworfen, während Windhack vor der großen Hauptpforte ſtand ... als ſie vor dem geſchorenen Haupte eines Mönches, der aus dem Wagenſchlage ſich vorbeugte, zurückfuhr. Die Beleuchtung durch Lichter, den aufgegangenen Mond und die noch nicht ganz entſchwundene Tageshelle war zu ſicher, der markirte, ſcharfe Kopf Klingsohr's war mit keinem andern zu verwechſeln und die Beſtätigung, daß ſie ſich nicht geirrt, folgte durch Windhack auf dem Fuße ...

Wollen Sie nicht zum Souper kommen? fragte der Alte nach einer Viertelſtunde noch einmal.

Durch die geſchloſſene Thür ihres Manſardenzimmers hatte ſie gebeten, allein bleiben zu dürfen und ſie wegen ihrer Ermüdung zu entſchuldigen.

Ihr Zimmer war klein, ſehr niedrig, — faſt ſtieß ſie mit dem Kopf an die Decke —

Sie machte ſich Licht — ſie hätte alle Fenſter des Hauſes aufreißen mögen, um Luft zu ſchöpfen, — ihr Stübchen hatte nur ein Fenſter — ſie fürchtete zu erſticken —

„Beim Stadtpfarrer würde ſie mehr erfahren" — Dies Wort hallte ihr unaufhörlich wider ...

Sie hatte Briefe an dieſen Beda Hunnius — die dringendſten Empfehlungen — Empfehlungen, die ſogar mit „preſſant" überſchrieben waren —

Sie ſuchte nach dieſen Briefen —

Dabei blieben ihr die Hände wie gelähmt ... und fast wie im Gelächter klang es schon und hallte ihr im Ohr:

Klingsohr ein Mönch!

„Sind Sie katholisch?" hatte sie einst zu ihm gesagt, als er einen Blütenzweig da in die Erde pflanzen wollte, wo sie gestanden, damals, als sie von ihm auf dem Wege vom Düsternbrook so seltsame und ihr fremde Gedanken vernommen ...

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" hatte er erwidert ...

Sie ging auf und nieder in dem engen Zimmer.

Dann suchte sie in ihrem kleinen Koffer nach den Briefen ...

Sie fand sie in ein Convolut alter Papiere versteckt, die sie seit drei Jahren besaß. Es waren die nach Serlo's Tode aus dessen Nachlaß an sich genommenen Aufzeichnungen desselben ... seine oft von ihm vorgelesenen Tagebücher.

Sie kannte jede Stelle darin und nicht eine Secunde brauchte es, daß sie eine Seite aufgeschlagen hatte, die jenen Beda Hunnius betraf. Firmian Neumeister, genannt Serlo, war, obgleich älter, mit ihm im geistlichen Convict gewesen ... Bei diesem Hunnius konnte sie von Klingsohr mehr erfahren .. von Klingsohr, der jetzt ...

Sie wußte selbst nicht, was sie that, als sie, um den überwallenden Strom ihrer Empfindungen zu dämmen, die Schilderung wieder las:

„Wir ältern Schüler hatten die Aufsicht über die jüngern. Schon ganz kleine Knaben kamen ins Convict und mit den glücklichsten Anlagen für ihren künftigen Beruf ...

„Die Lehrer hatten die Erziehungsgrundsätze der Jesuiten angenommen. Wir wurden von allem zurückgehalten, was nur irgendein eigenes und selbständiges Leben in uns und aus uns hätte entwickeln können. Jede Stunde, ja jede Minute hatte ihre Beschäftigung, ihre eigene Aufgabe. Nur die Ruhe der Nacht, wenn man aus einem Traum erwachte, bot die Gelegenheit eines stillen Selbstgesprächs. Nur in solchen Nächten ermöglichten sich meine Betrachtungen über Menschen und Dinge. Mit dem Glockenschlage fünf begann die gewohnte Ordnung mathematisch genau abgegrenzter Beschäftigungen. Einer der Schüler belauschte den andern. Man wurde angezeigt, wenn man Runzeln auf der Stirn hatte! Ich weiß es noch wie heute, daß ein Schüler, ein kleiner Bauernknabe, mindestens sieben Jahre jünger als ich, den ich zu beaufsichtigen hatte, ein gewisser Hunnius, mich anzeigte, wenn ich die Stirn in Runzeln gelegt hatte! Diese Nachlässigkeit wurde vom Rector scheinbar nur aus Schönheitsrücksichten getadelt und abgestraft. Man sagte: Du sollst dein Aeußeres pflegen! Dein Leib ist ein Tempel Gottes! Wie kann eine Seele zu dir Vertrauen fassen, wenn du mit düsterer, gefurchter Stirn sie anblickst! Die Wahrheit war aber keine andere als die, daß gerunzelte Stirnen Denker verrathen, mindestens Träumer, die in sich selbst versunken Betrachtungen anstellen, die ihnen nicht von außenher veranlaßt und geheißen wurden.

„Dieser boshafte kleine Verfolger meiner Stirnrunzeln war auch schon der eifrigste und gewandteste Escamoteur des sogenannten Signums.

eine Wurzel des werdenden Despotismus abschnitt, wiederholt uns, zumal an diesem Orte, wo Thränen fließen, eine einzige jener tausend Saiten, in welchen Börne die Armen die Ergebung und die Reichen die Wohlthätigkeit, die Geächteten die Liebe zu einem Vaterlande lehrte, das sie zu vergessen schien; bewundernswürdige Werke, die man bei Ihnen in den Palästen, wie in der Hütte findet; denn sie zeichneten eine Zukunft, die keine andere Kategorie unter den Menschen gestatten wird, als die der guten Menschen unter einander, die sich gegenseitig hienieden unterstützen."

„Aber, meine Herren, auch ohne ihre Sprache zu verstehen, wurde mir das Glück zu Theil, Börne zu lesen und zu begreifen, und ich besitze ihn eben so gut, wie Sie. Er willigte eines Tages darein, in Frankreich die Sprache zu reden, durch welche er deutsche Herzen so tief bewegt hat, und er that Wunder; er wurde in Frankreich, wie in seinem Vaterlande verstanden, er hatte sich selbst übersetzt: und seit seinem Debut hatte er in der ersten Reihe unserer Original-Schriftsteller Platz genommen. Mißgönnen Sie mir nicht ein Gefühl, das aus Dankbarkeit sowohl, wie aus Eigenliebe fließt, es war in dem Reformateur, wo Börne sich als französischer Schriftsteller zeigte. Hätte ich geahnet, in ihrer Mitte das Wort zu nehmen, ich würde jene kostbaren Fragmente mit mir hierher gebracht haben, deren Andenken meinen Kummer verdoppelt. In seinem Style fand man Béranger und Paul-Louis-Courier vereint; aber sein Gedanke war zehn Jahre jünger; und zehn Jahre sind in der Revolution, in der jeder von uns begriffen ist, ein Jahrhundert des Fortschritts. Sie haben bemerken müssen, daß seine Feder im Französischen diesen unbeschreiblichen Zauber bewahrt hatte, der sich in

„Dies war eine Art Denkzettel von Blech, den derjenige umhängen mußte, der irgendein Versehen sich hatte zu Schulden kommen lassen. Man trug das Signum so lange, bis man an irgendeinem andern eine Unregelmäßigkeit entdeckt hatte, der dann es statt seiner tragen mußte. Da derjenige, welcher das Signum Abends neun Uhr umhatte und der letzte gewesen war auf der nun folgenden Jagd der Angeberei, dann auch wirklich gleichsam für alle bestraft wurde, — Opus operatum auch hier! — ein verhältnißmäßiges Fastengebot erhielt oder irgendeine Arbeit verrichten mußte, so kann man sich denken, wie aufgelauert wurde, um das Signum von sich weg anzugeben auf einen andern! Ich alter, achtzehnjähriger Knabe war gewöhnlich der Unglückliche, der für die Vergehen von einem Dutzend anderer Abends neun Uhr zu büßen hatte.

„Und ich sage nun, wie die menschliche Natur früh auf alles, was sie geistig verkrüppeln kann, vergnüglichst eingeht!

„Niemals kam der jüngste von allen, der kleine Hunnius an die Reihe, der letzte zu sein! So verschmitzt war hier schon ein Kind, so listig, daß es noch Abends um neun Uhr einen Frevel an einem seiner Kameraden entdecken konnte, dem es das Signum kurz vor Thoresschluß zuzuschanzen wußte.

„Gab es keinen Verstoß, der anzuzeigen war, so lockte man einen hervor. Dazu bedurfte es blos doppelter Verschmitztheit; denn der Reiz zur Sünde ist immer da. Von Freundschaft und Liebe konnte bei so durcheinander gehetzten jungen Seelen keine Rede sein. Wir wurden

zur Predigt der Liebe angeleitet und in unſerm Innern kochten Haß und Rache. Alles zur größern Ehre Gottes!“

Eigentlich war Lucinde auf dem Standpunkte, bei ſolchen Mittheilungen eher Partei gegen als für Serlo zu nehmen. Sie hatte mit der Denkweiſe, die ſie Klingsohrn, ja Serlon ſelbſt verdankte, eine reſolute Entſchloſſenheit der Menſchen für die Abwehr ihrer gegenſeitigen Schlechtigkeiten für vollkommen gerechtfertigt zu halten gelernt. Sie lachte ſchon oft über den kleinen Hunnius und nahm ihn für einen Erzſchelm, der mit der Menſchheit gerade ſo verfuhr, wie man mit derſelben verfahren müſſe und wie ſie einſt ſelbſt ſich gegen die Tücke der Frau von Buſchbeck half. Selbſt Bonaventura, dem ſie einſt dieſe Art der Erziehung vorhielt und unter der gewöhnlichen Beichtſtuhlfirma, „ſie würde von Zweifeln gequält“ — ihr Verhalten zum neuen Glauben war, den wirklichen Haß gegen die hinter ihr liegende proteſtantiſche Welt ausgenommen, nur ein äußerliches und eine Benutzung deſſelben als Mittels zum Zweck — dieſe Signum-Anekdote erzählte, hatte geſagt: Man glaubt das Fundament unſerer Kirche erſchüttert zu haben, wenn man allen Aberwitz aufdeckt, auf den die Einſamkeit der Geiſtlichen und die Furcht vor der Anfechtung verfallen iſt! Die künftige Lebensſtellung des Prieſterſtandes iſt eine ſo ſchwierige, daß die Angſt, es möchten ſich keine Menſchen finden, die ihm Genüge leiſten könnten, ſeit Jahrhunderten bei uns auf ſolche Auskunftsmittel der Erziehung zur innern Heiligung verfallen iſt!

Die Gäſte unten hatten das Haus verlaſſen — alles

wurde still — der Mond trat immer heller und heller hervor und verklärte den Park mit einem magischen Lichte ...

Von Benne, von Hedemann, Thiebold de Jonge, Benaventura, von den Italienern keine Spur — auch die kleine Gertrud Ley brachte — wenigstens hörte sie nichts — keine Botschaft von ihrer sterbenden Mutter ...

Die Erzählung des Dechanten hatte Lucinden in ihr eigenes Jugendleben zurückversetzt — in das Leben ihrer Geschwister — in den Tod derselben — auch den Tod ihrer beiden letzten Brüder ... Gustav und August lebten nicht mehr — sie hatten aus dem Besserungshause entfliehen, hatten an einem Seil aus einem hochgelegenen Fenster sich niederlassen wollen — ein Geräusch treibt den zweiten Flüchtling, sich aus dem Fenster dem ersten nachzuschwingen, während dieser noch nicht am Boden ist — das Seil reißt — beide verunglücken — vor einem Leben, das doch gewiß nur das des Verbrechens hätte werden können! tröstete sich schon damals Lucinde. Es war dies fast drei Jahre her; die Kunde traf sie gleich nach ihrem Eintritt in die orthopädische Anstalt. Daß sie diesen Tod getrost auf ihre Rechnung schreiben konnte, hatte ihr das Gewissen schon oft gesagt und ebenso oft auch schon wieder hatte ihre Philosophie der Selbsthülfe und des erlaubten Widerstandes gegen das feindliche Leben sie von allem Vorwurf freigesprochen.

Zur Ruhe gehen konnte sie nicht. So in ihrer Aufregung den Tag schließen, so sich mit tausend quälenden Gedanken aufs Lager werfen? ... Unmöglich für eine Phantasie so voll wühlender Ungeduld! ...

Die Kleinheit des Zimmers machte sie jetzt verzweifeln. Sie riß die Thür auf ... Unten hörte sie noch reden ... Frau von Gülpen war es, die sich bei den Mägden sicher stellte, daß niemand sich etwa einfallen ließ, vom Lärm der Stadt und der Neugier auf die Einquartierten sich aus dem Hause ziehen zu lassen.

Lucinde lächelte und sagte kopfschüttelnd:

Ganz wie meine Alte!

Zuletzt regte sich nichts mehr im Hause ...

Sie griff nach Hut und Mantel ...

Wenigstens in den Park wollte sie gehen und mit einer Wanderung durch die Baumgänge die stürmenden Gefühle ihrer Brust beschwichtigen ...

Wie auch hatte ihr das Leben dieses Parks poetisch vor Augen gestanden! Sollte sich denn auch nichts davon, keine einzige ihrer Ahnungen erfüllen?

Sie mußte hinaus. Nur das eine Bild des Mönches Klingsohr schon wuchs so riesengroß vor ihren Augen, daß es die Decke des kleinen Zimmers sprengte. Es zog sie, wie wenn sie über Länder und Ströme, über Heiden und Moore fliegen müßte zu dem fernen Meere hin, an dessen Ufern sie einst gelebt hatte, zu dem Strande der Alster, wo Klingsohr im Schilfrohr das blutige Haupt seines Vaters zu sehen sich gefürchtet!

Und wollte nicht zuletzt noch Bonaventura kommen? Wollte er sie gleich schon heute die Wonne nicht fühlen lassen, doch irgendwie berechtigt in seiner Nähe weilen und an seinen Lebensschicksalen betheiligt scheinen zu dürfen?

Mit diesen Empfindungen war sie schon auf der Stiege.

Sie hatte leise ihr Zimmer zugedrückt.

Behutſam ging ſie hinunter. Nichts hörte ſie als das Aniſtern ihrer Schuhe auf der ſteinernen Treppe.

Unten ſteckte der Schlüſſel in der Hauspforte ...

Sie ſchloß auf, öffnete und trat hinaus ...

Sollte ſie den Schlüſſel mitnehmen? ... Mitnehmen? Wohin? ... Wußte ſie ſchon, daß es im Park ſie doch nicht halten würde, daß ſie ſich weiter wagen müßte, wenigſtens bis an die Kathedrale hinauf? ...

Sie ließ den Schlüſſel ſtecken und drückte nur leiſe die Thür wieder zu.

So trat ſie auf die ſteinernen Vliesen, die rings das Schlößchen umgaben. Dann kam ein kleiner Raſen mit einem kaum einige Fuß hohen ſpielend tröpfelnden Springbrünnchen ... dann kam eine Baumallee ...

Auf einer Steinbank ließ ſie ſich nieder ...

Wie blickte ſie zagend auf das Haus, in dem ein Licht jetzt nach dem andern erloſch! ... Das Piano, auf dem ſie ſich leidlich geltend zu machen wußte, hatte man ſie gar nicht aufgefordert anzurühren! Sie hatte ihre eigenen bizarren Weiſen, in denen ſie ſich in ſolchen Abendſtunden und ſolchen Stimmungen anziehend zu ergehen verſtand ... Wie hätte ſie jetzt auf ihm dahinſtürmen mögen! Und nun ſaß ſie hier „auf Probe", ſo gebunden, ſo Bettlerin, ſo Ausgeſtoßene und Geduldete nur. Sie durfte kaum ein Liedchen trällern, um das tauſendſtimmige Concert in ihrer Bruſt, ein Hämmern und Klopfen wie auf tauſend verborgenen Taſten, irgendwie zu verrathen — ein Hüſteln ſogar mußte ſie ſchon zwingen aufzuſtehen und ſich mehr zum Park zu entfernen.

Sie lauſchte dem Plätſchern des Quellchens, dem Rauſchen der Blätter, dem Geräuſch der Stadt ...

Erſt jetzt fühlte ſie, daß ſie ja die Briefe für Hunnius zu ſich geſteckt hatte! Einer von ihnen war „preſſant“... Wenn ſie ihn noch abgäbe? Jetzt, nachdem die neunte Stunde ſchon geſchlagen?

Klingeln an der Stadtpfarrei? Das war das Wenigſte ... Zu dem Reiz, der das katholiſche Prieſterthum umgibt, gehört ſeine freiſtehende, durch kein Familienleben gebundene Allen-Angehörigkeit. Da fragt kein Eheweib: Was wollen Sie von meinem Manne? Da ſind keine Kinder, an deren Bettchen, wenn ſie krank ſind, ein Vater der Mutter wachen hilft! Dieſe katholiſchen Prieſter ſind wie die Aerzte. Man darf ſie des Nachts aus ihrer Ruhe klingeln. Man darf ſie am Tage in ihrem Studirzimmer überraſchen. Man braucht nur um einen Schemel zu bitten, um zu knieen und mit ihnen zu beten. Katholiſche Prieſter verlangen auch keine Einführung, keine Empfehlungsſchreiben, ſie ſind ſofort mit dem Menſchlichſten im Menſchen vertraut und einer iſt dann wie alle: die Frage, die ihr ganzes Leben vertritt, iſt unter ihnen und bei jedem dieſelbe ... Wie viel Tauſende von Frauen, die im Leben keinen Freund und Vertrauten zu gewinnen wußten, [illegible]hen ihnen bethört auch nur um deswillen nach! ...

Ohne daß ſich Lucinde an die übrigen Wege des Parkes hielt, ſchoß ſie quer durch die vom Mondlicht beſchienenen Bäume an die ſteinernen Stufen hin, die zum Dome hinauf und von dort wieder abwärts der Stadt zuführten.

Trotz der ſpäten Abendſtunde war das ſonſt ſo ſtille Städtchen heute wie im ganzen Jahre nicht lebendig.

Die zu den Uebungen Berufenen zogen truppweiſe

durch die mondscheinhellen kleinen Gassen, andere saßen in den Wirthshäusern und sangen. Da Musik, dort der Lärm fallender Kegel ... Von ihren gestern und heute gemachten Bekannten konnte Lucinde annehmen, daß sie sich bei dem Obersten von Hülleshoven befanden, Hedemann vielleicht ausgenommen, der sicher den Leutenant von Enckefuß vermied ... Die Italiener schienen noch in Kocher nicht angekommen zu sein ...

Lucinde ging und ging und fragte die Leute nach der Stadtpfarrei ... es war ihr, als müßte sie doch vielleicht irgendwo Benno sehen ... Den hätte sie nicht lieben können, den schroffen Humoristen ... er gab sich absichtlich so unpoetisch, — er kehrte so oft die Seiten nur seines Verstandes heraus — er schien ihr zu sicher, klar und zu bewußt in sich selbst — Thiebold de Jonge erinnerte sie fast an Oskar Binder — aber beide Männer waren zuvorkommend, man konnte mit ihnen scherzen, ausgelassen sein — jetzt hätte sie sich an Benno's Erstaunen weiden mögen, wenn er sie Abends fast gegen halb zehn Uhr im Mondenschein so durch die Straßen wandern sah in der allgemeinen Aufregung ... sie würde seinen Arm aufgegriffen und ihn fortgezogen haben ... Entdeckte man ihren Ausgang in der Dechanei, so sann sie, was sie vorschützen würde, die dringenden Briefe an den Stadtpfarrer, die sie vergessen gehabt hätte am Tage abzugeben. Und wenn dieser wirklich noch zu sprechen war — sie hatte sich schon bis zum Marktplatz durchgefragt — wenn sie von ihm allzu lange aufgehalten werden sollte, konnte sie nicht das Interesse für die Erzählung des Dechanten von der sterbenden Frau Ley und den wirklichen Drang, den sie hatte,

Trautchen beizustehen, zu ihrer Entschuldigung benutzen? Lucinde gehörte zu den Naturen, die bei großen Schwierigkeiten sich durch das Wort zu helfen wissen: Aus Leben wird mir's doch nicht gehen! Das hatte sie schon in Langen-Rauenheim so gehalten, wenn andere Theilnehmer einer gemeinschaftlichen Schuld sich der Strafe entgegenängstigten. Für die Techanei freilich lag ihr alles daran, an der Lage, in der sie sich bisjetzt dort befand, nichts zu ihren Ungunsten zu ändern. Sie ahnte ihre Gefahren nicht ...

Endlich war sie an der Stadtpfarrei. Im ersten Stock war noch Licht. Eine Klingel hing am Hause ...

Sie zog daran und unerschrocken.

Viel schneller, als sie in geistlichen Häusern gewohnt war, ging die Thür auf.

Lucinde war schon auf der Treppe und von einer Magd empfangen und forschend angeleuchtet.

Das späte Klingeln brachte Hunnius mit einer Aufregung in Verbindung, in der er sich seit einigen Stunden mehr noch als in der Conferenz befand. Man hatte in der That die letzte, eben zum Druck bestimmte Nummer seines Kirchenboten auf der Polizei von Anfang bis zu Ende gestrichen. Der Fall war schon oft vorgekommen; immer aber regte er ihn so auf, daß er die halbe Nacht darüber verlor.

In jeder Minute, da er Aenderungen vorschlug, dann neue Botschaft erwartend, konnte das Ziehen der Klingel ihn veranlassen, sogleich selbst auf die Treppe zu eilen, die Brille auf die vor Aufregung geröthete breite Stirn zu ziehen, im Schlafrock, in Pantoffeln, mit der brennenden Pfeife in der Linken, mit der Studirlampe

in der markigen Rechten ... und forschend, fragend, eher einem aufgeregten, nach Ordnung sehenden Wirthe ähnlich, als einem Gelehrten, jedem entgegenzurennen.

So auch heute. Er kam, wie nur ein Mann seines Temperamentes, dann aber auch freilich ein Schriftsteller kommen konnte, der sich in jener traurigen Zeit jede geschriebene Zeile vom Censor begutachten lassen mußte ...

Hunnius, ungestüm und überreizt, fand eine Dame ... eine elegante noch dazu ...

Rasch bedeckte er mit den Flügeln des Schlafrocks sein Négligé, zog die Pfeife aus dem Munde, überließ Lucinden der Dienerin und entfernte sich mit einigen Worten der Entschuldigung.

Lucinde wurde in ein Empfangszimmer geführt. Die Magd stellte ihr die Lampe hin und entfernte sich.

Nach einer Weile öffnete wieder der Stadtpfarrer und bat Lucinden näher zu treten in sein eigenes Zimmer. Er hatte inzwischen schnell seinen schwarzen Rock und seine Stiefel angezogen und bot seinem Besuche einen Platz auf dem Kanapee, während er selbst mit großer Beweglichkeit in gespannter Verlegenheit einen Stuhl ergriff ...

Das Zimmer bot die oft etwas gesuchte Einfachheit geistlicher Wohnungen. Auf dem Tische vor dem harten Kanapee lag eine fast wie in absichtlichem Ungeschmack gewählte baumwollene Decke; in der Mitte stand ein Crucifix von wurmstichigem alten Holze. Schildereien, Bücherschränke, Sessel, alles war von der größten Einfachheit. Im Volke setzt man solche Entbehrungen beim geistlichen Stande voraus, beurtheilt ihn und dieser selbst richtet sich danach.

Hochwürdiger Herr Pfarrer! begann Lucinde. Ich bin eine Nichte der Frau von Gülpen in der Dechanei und heute erſt angekommen! Ich nahe mich Ihnen, verlangend, die erſte Nacht, die ich in einem neuen Wirkungskreiſe zubringe, mit einem Gebete unter geiſtlichem Beiſtand anzutreten. Beim Herrn Dechanten fürcht' ich eine Misdeutung dieſer Abſicht durch meine gütige Tante und wage mich deshalb zu Ihnen. Auch hab' ich Briefe und einen dringenden vom Herrn Curatus Joſeph Riggl an Sie abzugeben!

Ein Wunder die erſte Anrede — und leider ſo ſchnell natürlich erklärt! Eine Nichte aus der Dechanei, die mit dem Stadtpfarrer beten wollte? Eine religiöſe Schwärmerin? Jetzt nur eine einfach an ihn Empfohlene — die zwei Briefe abgibt, auf deren einem „preſſant" zu leſen iſt!

Der letztere kam allerdings von einem ſeiner vertrauteſten Freunde und Hunnius fand ſich zurecht.

Doch las er den Brief nicht ſogleich, ſondern fragte Lucinden nach ihrer Reiſe, ihrem frühern Aufenthalt.

Was eine Nichte in der Dechanei bedeutete, wußte Hunnius, doch behandelte er das Verhältniß mit Schonung, ja er war ſogar höchſt überraſcht, als Lucinde wirklich den Kopf mit dem nicht abgenommenen Hute auf die gefalteten Hände beugte und nicht eher aufblickte, bis er nicht ein Confiteor, das er in Verſen überſetzt ſogleich zur Hand hatte, laut vorgeſprochen und ſie geſegnet hatte.

Ohnehin erregt und nun vollends von einer ſo ihm noch nicht oft vorgekommenen Scene, erbrach er erſt jetzt den wichtigern der beiden Briefe. Lucinde bat ihn darum.

geistreicher, oft sarcastischer Weise angekündigt und mit einem tiefen Gedanken und einem hochherzigen Gefühl endet, gleich jenen ausländischen Früchten, die mit einem piquanten und fremdartigen Geschmack beginnen und sich in Wohlgeruch auflösen. Börne, Israelite von Geburt, war in seinen Schriften meiner, unsrer Religion, der Religion der guten Menschen aller Länder; er glaubte an die allgemeine Verbrüderung, an die Gleichheit, die man annimmt und die man nicht auferlegt; der Krieg der Völker unter einander schien ihm ein Verbrechen, einzig und allein zum Vortheil Einzelner begangen; die Nationalität ein ärmlicher Gedanke. Die Natur hatte in seinen Augen der Geselligkeit keine Grenzen in schwarz oder roth gezogen; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren die Säulen des Herkules eine Chimäre; er sah den Koloß des Fortschrittes beide Ufer des Flusses, der zwischen Frankreich und Deutschland fließt, überschreiten und den Völkern beider Ufer, indem er ihnen die Hand zur Versöhnung reichte, es in's Gedächtniß rufen, daß sie einem Geschlecht angehören und daß sie denselben Pflichten unterworfen sind. Und er sagte das Alles, ohne sich in einem Lande etwas zu vergeben, wo die Gastfreundschaft Ihnen nur unter stets beunruhigenden Bedingungen gewährt ist und wo die wenige Sonne, um welche Sie uns bitten, mit einem Schleier verhüllt wird, dessen äußersten Saum zu lüften, Ihnen nicht gestattet ist, wenn Sie sich nicht einem Sturm aussetzen wollen. Es bedarf eines großen Talentes, um einen Schein von Freiheit inmitten so vieler Hindernisse zu bewahren, und große Dinge unter dem Degengeklirre so kleiner Geister in gehöriger Weise zu besprechen. Dieses Talent hat Börne in Frankreich zur höchsten Stufe der Vollendung getragen. In diesem durch-

War Hunnius bereits von ſeines befremdenden Beſuchs hoher, faſt ſtolzer Geſtalt, von der Schönheit der Geſichtszüge, dem geiſtvollen Ausdruck der Augen und dem ganzen räthſelhaften Duſte, der ſie umgab, im höchſten Grade belebt, ſo ſteigerte ſich ſein Intereſſe vollends beim Leſen. Von Zeile zu Zeile wuchs der Ausdruck ſeiner Ueberraſchung. Er zog die dunkeln buſchigen Augenbrauen in die Höhe und unterbrach ſich fortwährend ſelbſt mit einem Hm! Hm! O das iſt ja herrlich! bis er zu Ende war. Nun überflog er noch einmal und förmlich wie zweifelnd die an ihn gerichtete Adreſſe, überzeugte ſich von der Unterſchrift, zog ſein Portefeuille, legte den Brief vorſichtig hinein und reichte Lucinden in verklärteſter Miene die Hand mit den Worten:

Das muß ich mir ja zu ſeltenſtem Glücke deuten, mein Fräulein, eine ſolche Bekanntſchaft in Ihnen zu machen! Sie ſind zu unſerer Kirche zurückgekehrt! Und mehr! Mehr! Sie haben den Muth, Ihre neue Geſinnung auch zu bewähren! Sie kennen die Welt genug, um mit Vortheil die geiſtlichen und weltlichen Waffen zu führen in dem Kampfe, den wir alle jetzt zu kämpfen haben! O und das jetzt in dieſem Augenblicke, wo —

Er horchte auf. Es ſchien ihm als wenn der Drucker burſche die gerettete Nummer brachte.

So gut bin ich Ihnen empfohlen worden? fragte Lucinde, die den Grund ſeiner Selbſtunterbrechung und plötzlichen Wie-Abweſenheit nicht kannte.

Leſen Sie es ſelbſt! erwiderte Hunnius, griff in ſein Portefeuille und reichte ihr den Brief Joſeph Riggl's zurück.

Der gute Herr Curatus! sagte sie und lehnte das Lesen ihrer eigenen Lobeserhebungen ab.

Nein! Nein! erwiderte Hunnius halb zerstreut. Sich gerühmt zu sehen, ist manchmal eine Ermunterung!

Und nun las er, seufzend über den nicht gekommenen Druckerburschen, selbst:

„Hochwürdiger, hochzuverehrender —"

Ja so! unterbrach er sich. Ich habe mich vergriffen! Das ist nicht der rechte Brief! Indessen — Sieh! Sieh! Wenn — Entschuldigen Sie mich nur, daß Sie mich in solcher Zerstreuung finden! Schon wieder ist meine harmlose schriftstellerische Thätigkeit Gegenstand der rücksichtslosesten Verkürzung geworden — der Luft, des Lichtes, der Freiheit, des Athems — denn alles das rauben sie uns! Meine ganze morgen fällige Nummer ist mir von Anfang bis zu Ende gestrichen worden! Jeden Augenblick erwart' ich Antwort auf einen Vorschlag, den ich wenigstens zu Aenderungen machte! Kommt kein Bote aus der Druckerei, so bleibt es bei diesen Leichensteinen — diesem Mord durch persönlichste Willkür ... Blau ist die Tinte, die diesen Menschen statt Blut unter den Händen fließt! Sehen Sie nur!

Damit zeigte er den Censurbogen eines kleinen Blattes, das mit blauer Tinte durchstrichen war ...

Lucinde drückte ihr Bedauern aus und suchte eine Gelegenheit, auf Klingsohrn überzugehen, durch den sie mit solchen Vorgängen des literarischen Lebens schon früh bekannt geworden war ...

Beim Zusammenfalten seines Blattes kam dem Stadt-

pfarrer wieder den verwechselte Brief von vorhin zu Handen.

„Ja, sagte er, im Portefeuille suchend, wo ist denn Niggl's Empfehlung? — Aber — ja, ja — Sie sollten auch diesen Brief hier lesen! Ich nehme keinen Anstand, Sie damit bekannt zu machen. Da ich Ihre Gesinnung kenne, da Sie eine streitbare Jungfrau sind, die ihre Fahne zum heiligen Kampfe mittragen will, mein Fräulein, so hören Sie in Gottes Namen, wie wir denn doch nicht so ganz verlassen sind in unserer Noth! Lesen Sie selbst! Da wir uns über vieles werden zu verständigen haben, so lernen Sie sogleich Ziel, Methode, Absicht, Zusammenhang unserer schwierigen Aufgaben und Kämpfe kennen!

Bei alledem horchte Hunnius stets, ob es nicht klingelte ...

Von wem ist der Brief? fragte Lucinde, als sie keinen Namen fand.

Das sei noch eine Weile mein Geheimniß! Er ist von einem höchst einflußreichen Manne ...! Lesen Sie getrost!

Zugleich ging Hunnius an die Thür und überzeugte sich, daß seine aufgeregte Phantasie sich wieder geirrt hatte. Die Kinder seines Geistes ruhten sanft auf dem Friedhofe der Censur! Nichts rief sie ins Leben zurück! Nichts rettete wenigstens denjenigen unter ihnen, die diesmal wieder das schöne Kleid seines Stiles getragen hatten, das für Zeitschriften ohnehin so kurze bunte Schmetterlingsdasein!

Er ging auf und nieder und bat Lucinden, wie mit einer Art innerer Genugthuung, laut zu lesen ...

Im Vertrauen auf die Wunderdinge, die der Curatus Riggl von ihr geschrieben haben mußte, that sie es:

„Hochwürdiger, hochzuverehrender Herr! Die Antwort auf Ihren so angenehmen Brief nächstens! Jetzt zwei Bitten! Erstens: Wissen Sie mir nicht eine kurze Charakteristik aller Dechanten unserer Kirchenprovinz anzugeben? a) Wie gesinnt gegen Rom? b) Gegen Cölibat? c) In Wissenschaften und Fähigkeiten? Zweitens: Wüßten Sie mir nicht einige junge in den drei Beziehungen gute Leute zu nennen, namentlich aus Belgien? ... Es wäre (sed tantum inter nos!) ..."

Nur unter uns! übersetzte Hunnius schnell und fast gedankenlos.

„Sed tantum inter nos!" wiederholte Lucinde ohne Anstoß. „Es wäre uns eine große Freude, einige Jesuiten hereinzubringen! Wüßten Sie einige, die geläufig deutsch sprechen? Aus der Schweiz oder aus Rom würde zu auffallend sein ... Mich Ihrem Gebet empfehlend, verbleibe ich Ihr ergebenster Freund M. Alles zur größern Ehre Gottes!" *)

Die Empfehlung solcher Freunde, wie sie Ihnen zu Theil wurde, sagte Hunnius, gestattet, daß ich Sie tiefer in unsere Interessen einblicken lasse!

Aus demselben Portefeuille zog er einen zweiten Brief und ließ auch diesen Lucinden lesen, indem er auf- und niederging, bald zum Fenster blickte und auf jedes Geräusch achtete, bald sich aber auch an dem Anblick

*) Ein aus der geschilderten Zeit herrührender und später mit Beschlag belegter actenmäßiger Brief.

Lucindens, dem Ton ihrer Stimme, dem erneuten Ueberblick des ganzen, so wunderbar überraschend ihm gekommenen Verhältnisses weidete.

„Die Zeit ist reif!" las Lucinde. „Man muß mit Gewalt alles ergreifen! Der Herr Kirchenfürst gibt zu allem seinen Segen, thut aber einstweilen bei allem noch die Augen zu, sodaß unsere Unternehmungen nur Privatunternehmungen sind! ... Ich will kurz nacheinander in unserer Kirchenresidenz vier Jesuiten, in der nahe gelegenen Universität einen unterbringen! Diese werden schon einen Wirkungskreis erhalten ... Ich ziehe einige talentvolle Knaben ganz zu diesem Zwecke heran und an der Universität sind mehrere der talentvollsten Theologen, die in den Orden treten wollen. Mit diesen errichten wir einen Glaubensbund und bringen sie dann mit den hiesigen Jesuiten in Verbindung ... Von Rom werden zwei Jesuiten erwartet. Sie bringen scheinbar ärztliche Atteste mit, welche ihnen nur vorschreiben, in unserer Gegend zu verweilen ... Die Missionen treten da und dort ins Leben; bei uns ist es noch schwer. Der Herr Kirchenfürst wünschen sehr, daß alle Wallfahrten wieder ins Leben treten! Ich bitte, arbeiten Sie wie Sie können, daß alles Abgeschaffte wieder aufgenommen werde. Mit aller Verehrung Ihr ergebenster M. Alles zur größern Ehre Gottes! Der Sicherheit wegen nicht frankirt. Thun Sie es ebenso." *)

Und einen dritten Brief las Hunnius dann noch selbst.

*) Auch dieser actenmäßige Brief wurde im Jahre 1837 mit Beschlag belegt.

Sie thaten ihm als Ableiter seines Zornes wohl. Triumphirend betonte er:

„Die gute Wendung der Wallfahrtsangelegenheit macht mir erstaunliche Freude. Wie gerne macht' ich selbst einmal die Springprocession mit, wenn es meine Geschäfte erlaubten! Sorgen Sie für Ihre Gegend: nur daß man es mit der Regierung nicht unrecht angreift, dann ist alles verloren! In all der Drangsal, die wir leiden, habe ich doch auch manche Freude. Mehrere Pfarrer sind verklagt. Je mehr, desto besser! ... Geben Sie dem «Kirchenboten» mehr Nahrung! Man muß immer hervorheben, wie jede Beschränkung und Hemmung der Kirche und jede Auflösung des Gehorsams gegen Bischöfe und Rom auch die Grundfesten des Staates untergrabe! Das ist für die Fürsten ein Argumentum ad hominem! ..."

Hunnius unterbrach sich, um diese Worte zu übersetzen ...

Das greift den Fürsten an ihre eigene Krone! fiel Vicinde schon ein.

Wie? erwiderte er staunend. Aber kein Wunder, mein im Heiland geliebtes Fräulein! Niggl schreibt mir ja von Ihnen, daß Sie ein Wunder nicht nur in —

Bitte! unterbrach sie und ermahnte den sich ihr Nähernden zum Lesen.

„Die guten Folgen der Mission freuen uns!" fuhr Hunnius fort. „Es muß uns glücken, über ganz Deutschland die Jesuiten als Prediger auszubreiten. Ich erwarte mit jedem Tage 2000 Missionszettelchen. Es wird alles

gut gehen! Ihr ergebener M. Alles zur größern Ehre Gottes!" *)

Lucinde dankte für das ihr geschenkte Vertrauen und wollte sich entfernen.

Es schlug von den Thürmen der Stadt schon ein Viertel elf Uhr. . .

Fräulein, sagte Hunnius, ich begleite Sie selbst zurück . . . ich stehe, obgleich geistig auf völlig anderm Boden, doch gesellschaftlich sehr gut mit der Dechanei. . . Bitte! Lesen Sie aber noch, was Riggl von Ihnen selbst geschrieben hat!

Da sie es wiederholt ablehnte, ließ Hunnius nicht nach. . . Es wird uns enger verbinden! sagte er mit Salbung. Es wird das Symbol unserer von ihm gewünschten Vereinigung werden! Wir haben dann ein gleichsam ausgesprochenes Bekenntniß, das sichere Fundament unsers Verständnisses, den geschriebenen Pact unsers Seelenbündnisses!

Der gute Curatus! sagte Lucinde sich zurückziehend und ließ die Vorlesung geschehen . . . theils um ihren neuen so schnell gewonnenen Freund zu zerstreuen, theils aber auch, weil sie auf diese Art allerdings erfahren konnte, warum Grützmacher hatte sagen können, er wäre über ie „ins Klare" und Schulzendorf sie so scharf und wie ine mit Steckbriefen Verfolgte beobachtete.

„Mein innigstgeliebter und gefeierter Seelenfreund!" as Hunnius (und diese Worte nicht ohne beschämt nierblickende Genugthuung), „Sie lernen mit diesem herzniglichen Gruße nach langem, unverzeihlichstem Schwein ein Fräulein Lucinde Schwarz kennen, wie man

*) Gleichfalls actenmäßig.

ſagt, die Tochter eines einfachen proteſtantiſchen Dorfſchullehrers. Vor drei Jahren kam dieſe Seltenſte ihres Geſchlechts als Gehülfin in die Ihnen bekannte orthopädiſche Heilanſtalt und wurde an demſelben Tage, wo wir drei, Sie, mein innigſtgeliebter Freund, Aſſelyn und meine Unwürdigkeit, die letzten Weihen empfingen, in plötzlicher Erleuchtung vom Geiſte der Wahrheit ergriffen. In unſerer ehrwürdigſten Kathedrale wurde ſie von unſerm hochwürdigſten Biſchof ſelbſt dem Schooſe unſerer gnadenreichſten Mutter einverleibt... Ja Ihnen, Ihnen, Hunnius, der Sie ſo ganz der Muſik der menſchlichen Seele in ihren tiefſten Accorden nachzulauſchen verſtehen — Ihr letztes Gedicht: «Myrrhe und Aloe» —"

Eine kleine Pauſe und Auslaſſung im Leſen war hier natürlich...

„Ihnen ſchreib' ich", fuhr Hunnius nach einigem Murmeln fort; „das Leben dieſer Neugeborenen muß ein außerordentlich bewegtes geweſen ſein! Da ſie bald durch Anmuth und Geiſt hervorragte, ſo bildete ſich, wie in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, in kurzem gegen ſie eine Anfeindung, die eine Beſchuldigung nach der andern gegen ſie aufbrachte. Aber allen dieſen Angriffen ſtellte Fräulein Schwarz ihre aufrichtige Wiedergeburt entgegen. Dieſe wurde ihr reiner, heller, metallener Schild, der ſie gegen alles Ungebührliche ſchützte! Ihre Andacht wurde jene glühende Hingebung an die ewige Liebe, die auch nach dem Rauſchen Ihrer Harfe, Hunnius, die Seele von allen Schlacken reinigt! Sie ſah und ſie hörte auf nichts, was ſie umgab. Sie lebte nur ihrem Berufe, ihrem neuen Glauben. Ihre Augen, von denen ſie behauptet hatte,

daß ſie nie geweint hätten, obgleich ſie Vater, Mutter, Geſchwiſter, Freunde, Glück und alles, nur die Ehre nicht, verlor, waren ſtets umflort von dem feuchten Schimmer frommer, wie vergeſſen geweſener Thränen. Führen Sie das einſt aus, Hunnius, in einem Gedichte! Vergeſſene, verſtockte, ſitzen gebliebene Thränen! Wenn die einſt zu ſtrömen und zu rinnen anfangen! Dieſe Flut, dieſer heilende Bethesdateich dann!... Dieſe Seele geſtand mir oft, daß ihr alles Leid, was ihr je widerfahren, erſt jetzt den Zoll der Thränen abforderte, daß ſie über alles, worüber ſonſt ihr Auge trocken geblieben, nun erſt nachträglich weinen müſſe und — das iſt der Triumph der Wiedergeburt! — weinen könne! Hunnius, ich ſage Ihnen nur, Fräulein Schwarz blieb im genannten Inſtitute einige Jahre. Sie hatte die beſondere Obhut zu führen über Comteſſe Paula von Torſte-Camphauſen, jene Erbin, deren Lebensverhältniſſe unſere Aufmerkſamkeit jetzt ſo dringend in Anſpruch nehmen! Der Vater derſelben war geſtorben; Vormund und Verwandte riefen ſie zurück: es war in jenen Tagen, als uns auch Aſſelyn verließ, dieſe emporwachſende Ceder, dieſe edle Palme ..."

Hunnius ſtockte wieder und überſchlug auch jetzt einige Stellen...

„Um", fuhr er, den Zuſammenhang ſuchend, fort, „um bei Ihnen die Kaplanei zu St.-Zeno anzutreten. Laßt aber dieſe Seele nur anklagen! Laßt die Stimmen über ſie getheilt ſein! Laßt —"

Hunnius ſchien Anſtand zu nehmen, der ganzen, hier den Tadel wiederholenden Wortfülle des Freundes zu folgen...

Lesen Sie alles, sagte Lucinde.

Es sind Anschuldigungen —!

O, auch das ist manchmal gut, erwiderte sie, zu wissen, was man von uns Uebles denkt!

„Die Stimmen sind getheilt, fuhr Hunnius fast mit Lucinden über die Parodie seiner frühern Worte liebäugelnd fort. Die einen sehen in ihr ein Wesen, das seiner persönlichen Eitelkeit alles opfert, ein herzloses, undankbares —"

Lucinde, die Arme übereinandergeschlagen, stand in einer Stellung wie ein furchtloser, unerschrockener Feldherr...

„Doch", überschlug Hunnius beruhigt diese ominöse Partie, „unsere Stadt, Sitz einer Universität, einer starken Garnison, weiß nichts von einer irgend unpassenden Beziehung zu erzählen: größtentheils nur in unsern geistlichen Kreisen verkehrte sie. Aber sie kennen ja unsere Mit-Leviten! Sie kennen die Lauheit der Zeit, kennen die Bequemlichkeit unsers Standes, dem nichts störender ist als mitgearbeitet zu sehen an seinem Beruf auch von der Laienwelt aus! Niemand soll da reden, ohne gefragt zu sein! Niemand soll das Entzücken, das ihm der Glaube macht, in Bildern und Anschauungen wiedergeben, die über das Maß einer gewöhnlichen Erbaulichkeit hinausgehen! Da irrt nun eine glühende Seele von Beichtstuhl zu Beichtstuhl! Niemand weiß ihr ein Herz, ein Verständniß, eine Hingebung entgegenzutragen! Ihr Verstand ist diesen Menschen lästig und selbst unsere Collegen — brauche ich Ihnen die Namen zu nennen! — verkehren lieber mit der Gewöhnlichkeit, wenn sie nur Whist spielt! Hun-

ſichtigen und ärmlichen Körper, der ſich über die Erde, wie über ein Vaterland ſchleppte, das ihm nicht angehörte, wohnte eine Seele, die für das Gute brannte, für das Schlechte litt, für die Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kämpfte; dieſer Körper gehörte einem in ſein Schickſal ergebenen Kranken an, einem tiefdenkenden und beſcheidenen Schriftſteller, einem Märtyrer, bereit zu jeglichem Leid und jeglicher Duldung, und der ſich den unglücklichſten Verhältniſſen weihte; das Emblem der Tugend, die ſein Talent ausmachte, malte ſich in dieſem unter Leiden lachenden Antlitz, in dieſem ſatyriſchen Ausdruck, den ein von der ausgeſuchteſten Senſibilität entlehnter Blick belebte."

„Doch Ihre Literatur wird alle dieſe Dinge beſſer zu ſagen wiſſen, als ich, und ich werde mich nicht ſo weit vergeſſen, das Gemälde vervollſtändigen zu wollen. Frankreich, in deſſen Namen ich leider allein ſprechen muß und das meinen Worten nicht widerſprechen wird, Frankreich wird Börne Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die bei uns immer ſpät kömmt, aber die niemals am Grabe ausbleibt. Börne iſt weniger bei uns bekannt geweſen, weil man, um bei uns von ſich reden zu machen, Genoſſen haben muß und Börne hatte nur Bewunderer. Aber der Tod verſöhnt das Genie mit dem undankbaren Ruf und unſre Literatur wird, ſo hoff' ich, keine ihrer ſchönſten Kronen auf dieſes Grab heften, welches die Natur mit den einfachen und natürlichen Blumen ſchmücken wird, mit denen ſie ſtets am Grabe des Armen und an dem des Freundes der Armen ſo freigebig iſt."

„Was mich betrifft, der ich hier nur den Tribut meines Schmerzes darbringe, ſo grüß' ich dich, o Börne, nicht in dieſer Gruft, die bald drei Fuß Erde decken werden, ſondern in jenen lichten

nius! Wenn dieſe Feuerſeele in der Dechanei ſo verbraucht würde! ... Sie tritt dort als Geſellſchafterin ein ... Ich dachte an Sie, Freund, an Ihre Verbindungen, Ihre Beziehungen zu Ihrem Kirchenfürſten, an die ernſten und wichtigen Dinge, die von Ihrer hohen Warte aus das Zeichen geben werden für das übrige Deutſchland! O, dieſe Convertitin hat für die Flammen, die in ihr lodern, noch keine Nahrung gefunden! Wer einen Schritt thut, wie ſie, will ihn doch anerkannt ſehen, will doch wiſſen, bezeugen, täglich bezeugen, warum er ihn that... Was thut man aber hier? Man fordert ſie auf zum Vergeſſen, zur Ergebung! Immer dieſe Abneigung gegen Neugewonnene! Immer dieſe Kälte gegen den Enthuſiasmus, der ſich bewähren will! Convertiten, gehegt und gepflegt, ſind ein Segen unſerer Kirche; Convertiten, vernachläſſigt, zurückgeſtoßen, einſam gelaſſen und wol gar zur Reue gedrängt, können ihr zur fürchterlichſten Geiſel werden! Das Schickſal Lucindens iſt in Ihrer Hand! Sie Schöpfer, Geſtalter, Dichter! Vollenden Sie den Triumph dieſer gottberufenen Bekennerin!"

Der gute Niggl! ſagte Lucinde, als Hunnius dieſen enthuſiaſtiſchen Brief vollendet hatte. Er war ſeinerſeits gerührt von den Schmeicheleien für ſeinen Genius; ſie ihrerſeits erſtaunte, wie ſie ſagte, „über den langen Schatten, den ſie würfe" ...

Ich lernte Niggl kennen, erzählte ſie, als ich von ihm eines Tages erfuhr, daß er jeden Sonntag Nachmittag einen Kaffee für Damen gibt. Ich wurde neugierig auf einen ſo gemüthlichen Prieſter, erkundigte mich näher und ließ

mich eines Sonntags Nachmittags an ſein Haus bei der Barfüßerkirche führen, wo er Curatus iſt. Ich wollte, aufrichtig geſagt, die Damen belauſchen, die bei ihm zum Kaffee kamen. Ich ſtand im Schatten der alten Kirche. Es ſchlug vier Uhr. Der Nachmittagsgottesdienſt war vorüber. Der Kaffee begann nach vier. Wie ward ich beſchämt! Welche Damen kamen! Erſt eine Blinde, die von einem Kinde geführt wurde; dann kam eine kleine Buckelige, die ſtolz auf ihre Begleiterin hinaufſah, denn dieſe durfte nicht mit zum Kaffee, ſie aber ſtieg zum Herrn Curatus hinauf! Nun kam eine Lahme an einem Krückſtock! Jetzt fuhr ein Rollwägelchen vor und ſiehe, der Herr Curatus kam lachend und freudigſt ſelbſt die Stiege herunter und hob eine Perſon aus den Betten im Wägelchen, die nur dem Kopfe nach der Menſchheit angehörte! Nach unten zu hing ein Körper, der völlig ſchlaff, ja nur eine einzige unförmliche und unausgebildete Maſſe war. Es war ein Mädchen von vielleicht dreißig Jahren und ein halbes Kind! Der Curatus trug ſie auf ſeinen Armen in ſeine Wohnung und in ſeinen Kaffee. Nun band ich mir, wie eine Augenleidende, mein Taſchentuch über die Stirn und taſtete mich auch hinauf. Da war denn eine Damengeſellſchaft beiſammen aus lauter Blinden, Tauben und Gichtbrüchigen, und ſie war ſo luſtig, ſo vergnügt wie jeder andere Damenkaffee auch, wenn es nur etwas zu läſtern gibt! Unſer kindlicher Niggl hatte nur immer zu dämpfen, daß wir die geſunden und ſchönen Menſchen nicht auch zu ſchlecht machten!

Ja, wo gibt es ſolche Entſagungen wie in unſerer Kirche!

rief Hunnius. Wo ſolche muthvollen Bewährungen! Solche Triumphe dann auch und ſolche Belohnungen wieder!

Er erörterte dann die Situation, in der ſich Lucinde in der Dechanei befinden würde. Er wiederholte öfter ſeine Bitte um Discretion wegen der von ihm vorgeleſenen Briefe. Er warnte vor der Erwähnung der Jeſuiten, die man von obenher noch verfolge wie Verbrecher, und doch wären ſie die Sehnſucht aller Gläubigen! Schon wenn einmal ein einzelner Mönch außer Clauſur leben ſollte, koſtete das die größte Anſtrengung. . .

Wer iſt dieſer Pater Sebaſtus? warf Lucinde erbebend ein.

Pater Sebaſtus, ſagte Hunnius, iſt erſt ſeit kurzem aus der Dunkelheit eines Kloſters bei Witoborn in der Reſidenz des Kirchenfürſten erſchienen. Seine außerordentlichen Geiſtesgaben wurden die Veranlaſſung, daß man ihm geſtattete, auf einige Zeit ſeine Zelle zu verlaſſen. Man weiß nicht, ſoll man ſeine Begeiſterung für das Intereſſe der Kirche höher anſchlagen oder ſeinen Lebenswandel. Sie ſollten doch ſchon, mein' ich, von dieſem Mönch gehört haben, der den Gelübden ſeines Ordens gemäß ſich die größten Entbehrungen auferlegt! Sebaſtus lebt nur von dem, was er ſich erbettelt hat! Er geht auf die Dörfer in der Umgegend der Reſidenz mit einem alten Topf in der Hand, um ſich ſelbſt die Mahlzeit von den Thüren zu holen; er geht gerade vor die Thüren, wo er in Erfahrung gebracht hat, daß hier die geizigſten Herzen wohnen! Zum erſten male nach Jahren wieder geſtattete er ſich heute bei mir eine Cigarre und kaum ein halbes Glas Wein!

Lucinde war von einem Schauer durchrieselt. Diese Entbehrungen paßten für das Bild nicht, das von Klingsohrn noch in ihr lebte, und doch war er es! Klingsohr mit einem Topf vor Bauerhäusern! Klingsohr nicht rauchend, nicht trinkend! Und doch war er es — der Stadtpfarrer nannte ihn Heinrich Klingsohr und erzählte den Tod seines Vaters — vor ihren Augen stand das Christusbild, an das er einst ihren Hut gehängt hatte mit den Worten:

Am Bilde des Erlösers
Hängt ihr pariser Hut...
Und ihre dunkeln Locken
Netzt heil'ger Wunden Blut...

Da Hunnius sie in die Dechanei zurückzubegleiten versprach, störte beide der Schlag der elften Stunde nicht.

Er machte der sinnend Träumenden die lebhafteste Schilderung von dem Leben in der Residenz des Kirchenfürsten. Er gab Lucinden den Einblick in eine geheimnißvolle geistige Werkstatt, von der sie die Ahnung gehabt hatte, ohne die Thür zu finden, die ihren Eingang bildete. Sie sah, was sie in Bonaventura's Nähe schon oft zu erblicken geglaubt hatte, nahe und entfernte Ziele, sah Zusammenhänge von Zuständen und Personen, erblickte ein harmonisches Vereintwirken, ein lautloses, geräuschloses und dennoch von ersichtlichen Wirkungen begleitetes. Ob auch kein deutscher Staat mehr vom Krummstab regiert wird, gibt es doch geistliche Höfe, gibt es geheime Sitzungen in geheimen Cabineten und Anekdoten und geheime Verkehre aller Art. Auch das erfuhr sie: Einflußreiche Frauen stehen diesen geistlichen Höfen nahe. Der Reiz des Verschwiegenen verbindet die Geister und

die Gemüther. Stürmisch und fest ist der Wille, aber zurückhaltend die Form, ihn zu äußern; unhörbar geht, wie auf unsichtbaren Teppichen, der Schritt, und dabei keine wilde Zumuthung, nichts Rohes, nichts Begehrliches. Das Streben nach Läuterung und Religion ist äußerlich die Oriflamme und das heilige Feldzeichen dieser ganzen geisterhaften Bewegung und doch bringt man duldsamst dabei die menschliche Natur in Rechnung. Man setzt das wahre Verdienst eben immer nur in den Kampf mit der Sünde, nicht in den Sieg über sie. Und wie gering auch die innere Treue Lucindens für Religion überhaupt war, Haß für alles Norddeutsche und Protestantische hatte sie. Ihre ganze Vergangenheit hatte sich in das verwandelt, was ihr neuer Glaube bekämpfte. Und von diesem Gesichtspunkte aus war sie den Gesinnungen ihrer jetzigen Freunde verwandt. Galt es Kampf, so empfand sie die dämmernden Schauer ihres neuen Bekenntnisses, ja empfand sogar den Reiz, daß in alle diese Intriguen die langen Schatten der Kirchen fielen, die Glocken der Dome läuteten, die Farben der priesterlichen Gewänder blitzten. Bis in die unabsehbare Ferne war die wühlende Ahnung freigegeben: in die Ferne des Raumes sowol wie in die der Zeit. Vor allem prangte Rom durch die Nebel hindurch wie die Stadt des ewigen Sonnenscheins! Dort fand der müdeste Fuß auf den Trümmern der Jahrhunderte einen schattigen Ruheplatz, das wundeste Herz Heilung in den Melodieen der Sixtinischen Kapelle; der Blinde wurde dort sehend, der Taube hörend; alles lief aus und vereinigte sich in dem Centralnervensitz des historischen Eu-

ropa... Dies Bild war es, das Lucinden aus halben und träumeriſchen Zuſtänden, aus bitterer Lebenserfahrung und nicht immer ſelbſtverſchuldeten Kränkungen einſt in den Schoos jener Kirche geführt hatte und darin feſthielt und ermunterte und beſtärkte, alles zu unternehmen, alles zu wagen, was die Umſtände von ihr verlangt hätten, wenn ſie damit nur den Beifall und die Liebe Bonaventura's hätte gewinnen können!

Nun brach ſie auf.

Der Stadtpfarrer, glücklich über dieſe Eroberung, faſt getröſtet über die Cenſurſtriche, holte ſeinen Hut.

Schon hatte er auf ein Bücherbret gelangt und gab ihr ein Buch zum Andenken an die eben erlebte Stunde.

Es war eine neueſte Sammlung ſeiner Gedichte, die „Saronsroſen".

Er ergriff eine Feder, zeichnete auf das Blatt vor dem Titel ein Kreuz und in dies hinein ein flammendes Herz und ſeinen Namen.

So gab er's Lucinden und vergaß vor Aufregung den Streuſand.

Lucinde trug das Blatt offen und verſprach, mit Aufmerkſamkeit in den Gedichten zu leſen.

Hunnius nahm die Lampe und rief ſeiner Wärterin... Er wollte mitgehen...

Indem aber klingelte es heftig.

Der Druckerburſche! rief es in allen ſeinen Nerven.

Und in der That — ein Knabe kam — kam mit einem hoch emporgehaltenen Blatte!

Von Inſtanz zu Inſtanz kehrten erſt jetzt die von Hunnius gemachten Aenderungsvorſchläge zurück...

einige waren angenommen worden ... bei andern verlangte man am Rande noch dieſe und jene Milderung ... einige Bilder waren gerettet ... Hunnius konnte vor Freude ſogar jetzt Lucinden vergeſſen.

Der Burſche erklärte, daß die Cenſur noch warte, ebenſo wie die Preſſe ſeines Herrn. Wenn der Herr Stadtpfarrer noch ſofort die Aenderungen machte, konnte die Nummer in der erſten Morgenfrühe noch gedruckt werden...

Schon rief Hunnius, ſich nun mit ſeinen Redactionspflichten entſchuldigend, ſeiner Magd. Aber Lucinde ſagte:

Laſſen Sie, Herr Pfarrer! Ich finde den Weg! Es iſt Mondſchein! Wirklich, wirklich! Bitte, bleiben Sie!

Hunnius mußte den Burſchen, der allenfalls auch noch Lucinden hätte führen können, zurückbehalten ... ſeine Magd war nicht die flinkſte ... er zögerte noch, als Lucinde ſchon mit den Worten: Beruhigen Sie ſich, Herr Stadtpfarrer! Ich finde den Weg! — unten ſchon vor der Hausthür und verſchwunden war...

Lucinde war allein.

Sie ſchritt durch die ſtill gewordene Stadt über den mondhellen, jetzt menſchenleeren Marktplatz dahin...

Ach, ſie kannte ſolche Nachtbilder kleiner Städte aus der Zeit her, wo ſie mit der unglücklichen Gauklerfamilie über die norddeutſchen Heiden gezogen... Sie kannte dieſe Brunnen, die da rauſchten, dieſe Linden, die da ſo klein und verkrüppelt an einer Straßenecke ſtehen. Hier in einem Giebelfenſter erliſcht ein Licht, dort geht eins auf... Hier jammert ein Kind, das von ſeinen Träumen geängſtigt wird und eine Mutter ſpricht liebe, beruhigende Worte ... dort bellen zwei Hunde wachſam um die Wette...

Sie hatte das alles so oft erlebt, mit demselben Mondlicht, derselben Stille, immer in einer andern geistigen Beleuchtung... Heute?!... Sie liest noch die Schilder der armen Schuhflicker und Schneider ... sie sieht den schwarzen Mohrenkönig an einem Laden, durch dessen geschlossene Thür ein Schiebfensterchen erleuchtet ist, eine Apotheke, wo vielleicht für Frau Ley der letzte Linderungstrank bereitet wird... Dort ein Gasthof: Zum Riesen! Der Goliath steht über dem Thorweg, der noch offen ist... Sie sieht das stattliche Reisecoupé Thibold's de Jonge unter ihm... Oben vier Fenster erleuchtet... Zechen dort oben vielleicht noch Bemmo von Asselyn und seine Gefährten und erzählen sich Anekdoten und verhöhnen die Würde der Frauen und lachen über das, was andern Schmerzen bereitet, über Porzia, über Hevemann?... Gerade so wie sie einst Klingsohrn so unter seinen Freunden wußte, den Weltenstürmer, den jetzt mit dem Topfe Bettelnden!

Sie konnte über Hunnius nicht lachen. Es lag selbst in den „Saronsrosen", wo endlich das Kreuz mit dem Herzen getrocknet war, nach ihrer gegenwärtigen Stimmung etwas vom allgemeinen Schmerz des Lebens und vom bittersten Weh der Welt... Denn ist nicht das größte Weh Blindheit, Thorheit, Anmaßung, Kampf und Wahn und leidenschaftliches Ringen und das Ganze ein so tief entmuthigendes Durcheinander?

Nun überfiel sie auch noch die Furcht vor der Rückkehr in die Dechanei...

Wenn die Pforte geschlossen war! Wenn sie klingeln mußte!

Immer zaghafter wurde ihr ums Herz. . .

Langsamer und langsamer trat der müde Fuß. . .

Sie kam bei den Stufen an, die zur Kathedrale von St.-Zeno hinaufführten. . .

Hier war es dunkel. . .

Hier mochte sie sich niederlassen, sich ausweinen . . . vor Schmerz über die Welt und über sich selbst. . . Nur die Todten die Ihrigen! Auf der Erde nur die — die sie nicht mochten, oder die — die sie nicht mochte! Und sie mußte sich sagen: Ihr, die ihr mich haßt und fürchtet, gewiß, ihr habt ja Recht!

Mühsam, bangend und zagend stieg sie die Stufen empor. . .

Ringsum die kleinen Häuserchen . . .

Sonst war sie in solchen Lagen so oft versucht gewesen, den Leuten Nachts von den Fensterbretern ihre Blumen aus den Töpfen zu stehlen! Sonst langte sie im Springen nach einem Hanfbüschel hinauf, das als Wahrzeichen eines Zwirnverkäufers vor einer Thür hing! Sonst jagte sie, wie die alte Hauptmännin, Ratten und Mäuse auf und lief ihnen nach, die Katze spielend . . . und wenn etwa dann Männer sie verfolgten, so blieb sie stehen, ließ diese an sich vorübergehen und erwiderte ihre Anreden auf englisch oder italienisch fest und bestimmt: Ich kenne den Weg!

Langsam zählt sie heute dreißig Stufen, die zur Kathedrale hinaufführen. . .

An jeder fünften steht, wie auf einem Calvarienberg, eine steinerne Gruppe der Leidensgeschichte . . . frisch übertüncht mit grünlichweißer Oelfarbe . . . frisch vergoldet an den Heiligenscheinen und Gewändern. . .

Wie ſie eben an der letzten Gruppe der Grablegung vorüber iſt, wie ſie quer über den den Dom umgebenden freien Platz zu der zweiten, niederwärts zu dem Park der Dechanei führenden Treppe kraftlos ſchreiten will, ſtrahlt ihr plötzlich an dem im Schatten liegenden altehrwürdigen St.-Zenotempel ein magiſcher Lichtglanz entgegen.

Von dem übrigen Mondſchein weicht er völlig ab.

Sie blickt noch einmal hin und wiederholt ſich das Wunder von Damascus?

Lichtumfloſſen tritt ein Prieſter im Ornat auf ſie zu...

Es iſt Bonaventura, ihr Heiliger...

Lucinde verbirgt ſich hinter der Grablegung...

Bonaventura kommt aus der Sakriſteithür, die im Dunkel liegt und beim Geöffnetwerden den von der entgegengeſetzten Seite, wo der Mond ſteht, durch ein buntes Fenſter hereinfallenden Lichteffect verurſachte.

Es iſt Bonaventura in Prieſtertracht, begleitet von einem weißgekleideten Knaben und einem Meßdiener.

Alle drei kommen, nachdem der Meßdiener die Sakriſteithür wieder verſchloſſen, ſtill und ſchweigſam näher. Sich unbemerkt glaubend, ſchreiten ſie die Stufen zur Stadt hinunter...

Bonaventura hält das Hochheiligſte, der Meßdiener trägt Brevier und Rauchfaß, der Knabe klingelt...

Wer etwa in den Straßen noch verſpätet ging, neigte ſich. Wer es auf ſeinem Lager hörte, ſagte: Das iſt der Dechant! Er geht unten an den Fall zur ſterbenden Frau Ley!

Lucinden war es, als wenn ſie jetzt Schutz gefunden hätte. Bonaventura mußte in die Dechanei zurück! Konnte ſie es nicht unter ſeinem Beiſtande thun?

Räumen, wo unzählige Welten in unerforſchter Harmonie über dieſer kleinen Erde rollen, die wir unſer Univerſum nennen; ich grüße Dich in jener großen Werkſtatt der Intelligenz, wohin Deine Seele emporſtieg, wie zu ihrer Quelle. Du empfängſt jetzt unſere Ehrenbezeugungen, nicht als leere Formen, ſondern als den Tribut der Gerechtigkeit; Du würdigſt jetzt Deine Schriften mit demſelben Auge, mit welchem wir ſie ſtets gewürdigt haben, Du haſt Deine Beſcheidenheit mit ins Grab gegeben, indem Du ſelbſt in die Heimath der Wahrheit übertratſt. Mögeſt Du ſelig ſein, o Börne! mögeſt Du Dich ſelbſt erkennen! Und wenn zwiſchen den Todten und Ueberlebenden ein Geſetz geiſtiger Mittheilung von den Regionen herab, wo Du wandelſt, beſteht, ſo ſende uns auf den Schwingen der Ahnung einige jener troſtreichen Wahrheiten, die Du jetzt im offnen Buche lieſeſt, für die Zukunft, die uns verborgen iſt. Inmitten des Schauſpiels ſo vieler ſyſtematiſchen Verderbniß, ſo vieler treuloſen Freundſchaft, das von Tage zu Tage mehr hervortritt, wird dieſer Traum den Kummer mildern, der uns drückt, den Kummer, daß wir dir noch nicht gefolgt ſind nach Oben!“

Börne's Leiche wurde am 15. Februar 1837 beigeſetzt in drei Särgen, zwei eichenen und einem bleiernen, letzterer (soudé, verkittet) zwiſchen den andern, in einem vier Metres enthaltenden Raum (genannt caveau) . . .

Der Platz war als der damals beſte aufzufindende proviſoriſch genommen — wie es auf dem Père Lachaiſe üblich bei Gräbern, die ein Denkmal erwarten.

David d'Angers hatte aus Verehrung für Börne ſich zur Ausführung des Denkmals erboten. Am 5. November 1842 wurde die Verſetzung des Sarges aus der proviſoriſchen

Aber auch ſo und war dies alles auch nicht, doch zog es ſie unwiderſtehlich ...

Sie mußte folgen.

Es klingelte ... und klingelte... Dahin ... dahin ... immer voraus ſchritt das Sakrament...

Endlich hörte man ein rauſchendes Gewäſſer daherſtürzen. Es war der Fall. Ueber ein Brücklein mußte man noch gehen, auf dem ein St.-Nepomuk den Gruß der Vorübergehenden empfing... Die Zahl derſelben mehrte ſich... Wol ein Dutzend Menſchen aus dem Volke ſchloß ſich dem klingelnden Knaben an, ſo ſpät auch die Stunde ſchon vorgerückt war... Es kam ein ganz vertrockneter Lindenbaum und ein Haus, in das ſie eintraten...

An der Wand neben dem Thorweg fand Lucinde die verroſteten Haken, von denen der Dechant erzählt hatte..

Noch ſtand der Hackeklotz im Gange...

Auf dem ſteinernen Eſtrich der Vorflur ging eine Rinne, durch welche ſonſt das Blut floß aus dem im Hofe befindlichen Schlachthauſe.

Unter den Anweſenden, die der Hoſtie gefolgt waren, fiel Lucinde noch nicht auf. Meiſt waren es Frauen. Sie hielten ſich in der Vorflur, während eine Thür geöffnet wurde, durch die man in ein hinteres Zimmer ſah, wo die Sterbende lag.

Bonaventura ſchritt durch einige Betten hindurch, wo ruhig die kleinern Kinder der ſterbenden Mutter ſchliefen... Treudchen Ley und ein Bruder, der den Dechanten nun doch noch gerufen hatte, lagen über dem Bette der Mutter ausgeſtreckt und ſchluchzten...

Der ſo überraſchend ſtatt des Dechanten gekommene

geliebte Prieſter nahm von dem Miniſtranten das heilige Oel, um damit ſeine Finger zu netzen. Mit dieſen berührte er die einzelnen Theile des Antlitzes der Sterbenden. . .

Für Bonaventura konnten Menſchen zugegen ſein, die noch heftigere Wallungen in ihm hervorgerufen hätten als Lucinde, er würde nicht auf ſie geachtet haben. Er ließ die Sterbende, die ihn noch erkannte, mit einem matten Aufblick die ganze letzte Freude empfinden, an ſeiner Hand aus dem Irdiſchen hinausgeleitet zu werden. Mit groß und geiſterhaft aufgeſchlagenen Augen ſah ſie auf ſeine hohe Geſtalt und zupfte mit den unruhigen Fingerſpitzen an der Decke, bis ihre Tochter, wie wenn ſie Wünſche hätte, ſich ihr näher beugen mußte. Ihr Wunſch war nur, noch ſo viel Schärfe des Gehörs zu beſitzen, die milde Stimme des geliebten Prieſters zu hören.

Bonaventura ſalbte die Sterbende mit leiſe begleitenden Worten an den von der Kirche vorgeſchriebenen Theilen, an denen, welche die Organe unſerer Sinne, unſers Willens und unſerer Sünden ſind. Mit Auge, Ohr, Geruch, Mund, Hand und Fuß ſind wir an die Sinnenwelt gebunden: die Löſung von ihr, den Abſchied und die Trennung bezeichnet die Berührung mit dem, wie man ſagt, ſchmerzenſtillenden Oel. . .

Bonaventura's Gebet übertönte das laute Weinen. . .

Herr, unſer aller Gott, ſprach er, erquicke die Seele, die du geſchaffen haſt! Reinige ſie von allen Sünden und Makeln, damit ſie würdig werde, durch die Hände der Engel dir dargeſtellt zu werden! Durch Jeſum, unſern Herrn!

Die Seele der armen Metzgersfrau war ſchon vor dem Amen! zu der ihr nun gelinderteren Pein des Fegfeuers entflohen.

Treudchen benahm ſich mit großer Standhaftigkeit. Das auffallend ſchöne Kind war blaß, zart, tief verhärmt, tief erſchüttert und doch blieb ſie umſichtig. . .

Als die Sterbende geendet hatte, drückte der Leiche jemand von den Nähergekommenen die Augen zu. Es war eine hohe, kräftige weibliche Geſtalt. Sie trug ein gelbrothes Tuch um den Kopf gewunden und mußte eine Jüdin ſein . . .

Und dicht hinter ihr ſtand ein Proteſtant, Nachbar Grützmacher, der würdige Wachtmeiſter. . .

Er begrüßte Lucinden, die nun vortrat und jetzt erſt von Venaventura bemerkt und erkannt wurde. . .

Muß man erleben den Gegenſtand! ſprach inzwiſchen mit lauter alles übertönender Stimme die Jüdin. . . Eine Frau ſo ſanft wie ein Lamm! Ein Engel! Muß ich ſie noch ſehen, wie ſie iſt gelaufen über Land und hat die Bauern gebitt't und gebettelt, daß ſie bringen ſollten ihren Mann wieder auf die Füße! Wie hat ſie die paar Thälerchen, die ſie hatte geſpart oder geborgt gekriegt, gezeigt und damit geklimpert, als wenn die Leute machten das raiſte Geſchäft nun ein Kerkelchen, das ſie dann haben mitgenommen und nach und nach aufgezogen mit Glückſeligkeit, wie, Gott verzeih' mir's, 'nen polniſchen Ochſen! Und das Treudchen da! Hat ſich das Kind nicht die Augen ausgenäht und ausgeſtichelt und hat ſie nicht gekriegt an die Fingerſpitzen ganz 'ne rauhe Hand! Ein

Mädchen ſo rar! Schön genug für 'ne Prinzeſſin! Und die guten Kinder! Gott ſoll ſie ſegnen!

Während Grützmacher mit Bonaventura und dem Arzte flüſterte, küßte Treudchen Ley Lucinden die Hand und dankte für die „Ehre" ihres Antheils. Sie nannte die Sprecherin Frau Henriette Lippſchütz. Es war die Haſen-Jette, die Wildprethändlerin, die Witwe des jüdiſchen Metzgers, der die Kundſchaft der Leys geerbt und der nun auch ſchon wieder andern Platz gemacht hatte.

Fräulein, wenn ſie jetzt hier haben was zu nähen — fuhr, Lucinden richtig unterbringend und ſich ihr zuwendend, die Haſen-Jette fort — feine, feinſte Spitzen: geben Sie's nicht anders als an das Treudchen! Weine nicht, Kind! Du biſt nicht verlaſſen! Dein Toni, dein Edi ... alle kommen ſie in die große Stadt, ins neue Waiſenhaus, wo die Kinder leben wie die Prinzen! Sag' ich dir, Treudchen, Betten! Staatsbetten! Kauft die Stadt alle Federn von mir und die Decken hat mein Bruder geliefert! Gott! Was wird der Löb ſagen, wenn er nach Hauſe kommt und findet Frau Ley nicht mehr — der Löb mit ſeinem gefühlvollen Herzen!

Bonaventura kannte auch den Löb, den Bruder der Frau Lippſchütz, den berühmten Gütermakler und Handelsmann Löb Seligmann. Er durfte dieſen Empfindungen einer einzelnen einen gemeinſamen Ausdruck geben. Noch ſprach er, nicht als Geiſtlicher, ſondern als Bekannter und Freund der Bewohner von Kocher, laut einen herzlichen Nachruf, tröſtete die Kinder und ging zuletzt mit Grützmachern und dem Arzte.

Als er sich mit ersterm über die vergebliche Verfolgung des Leichenräubers verständigt zu haben schien, bildete sich wieder jener Zug, der die Monstranz in die Kathedrale zurücktrug.

Lucinde folgte ... Wie mußte sie ihrer eigenen Jugend und ihrer Geschwister gedenken! ... Das neue Waisenhaus!

Es schlug zwölf, als Lucinde übermüdet wieder die Stufen zum Dome hinanstieg und wartete, bis Bonaventura aus der Sakristei zurückkehren würde.

Endlich kam er ... in seinen gewöhnlichen Kleidern.

Ich muß mich Ihnen anschließen! sagte sie. Ich hatte Briefe an den Stadtpfarrer zu überbringen, deren Eile ich ganz vergessen hatte! Ich hielt mich zu lange im Gespräch mit ihm auf, folgte dann Ihrem Zuge zum Sterbebette und muß nun unter Ihrem Schutze in die Techanei zurückkehren! Kann ich es thun, als wenn ich überhaupt nicht abwesend gewesen wäre, deste lieber! Ich fürchte Frau von Gülpen und ihre üble Auslegung!

Bonaventura, der Frau von Gülpen's strenge Auffassungen kannte, erbot sich gern zu dem gewünschten Beistand. Er war so menschlich in allem und kein Haarspalter und kein Mückenseiger ...

So gingen beide in den Park hinunter.

Wie tobte es jetzt in Lucinden, wie stockte ihr Athem! Und doch dies ruhige Gespräch über die Vorgänge der letzten Nacht, über Grützmacher's Nachrichten, über Benne, Hedemann, die Herbstübungen, den kürzern Weg da oder dort, die Leidensfamilie, die eben verlassene, wie

der dann die Baumalleen, die Boskete, Windhack's Sternwarte ...

Darauf hin kannten sich beide schon ... So konnte sie neben ihm gehen, wie eine Nachtwandlerin auf hausboher Zinne, jeden Augenblick den Niedersturz drohend — so er, gleichsam den Arm schützend und schon zum Auffangen ausgebreitet über sie gehalten und doch vom Gleichgültigsten plaudernd und scherzend sogar ...

Wie der Geliebte dann den Hausschlüssel zog, öffnete, sie zuerst in das stille Vorhaus ließ, erklärte, zwar unten zu wohnen, aber sie doch bis hinauf begleiten zu wollen, wie sie dann ihn zum leisern Sprechen ermahnte, seine Begleitung ablehnte und er doch noch eine Stiege lang folgte — sollte es ihr da nicht wieder sein, wie schon oft, als müßte sie vor ihm niedersinken und ihn anflehen: Tritt lieber mit deinem Fuß auf mich, du Entsetzlicher, Kalter, Unerbittlicher! ... An seiner Brust hätte sie jetzt ruhen, jetzt sich ausweinen, auslachen mögen ... und er sagte nichts als: Gute Nacht, Fräulein! Sagte das ihr, die noch jung, noch schön war, die Huldigungen erlebt hatte, wo sie nur irgend erschienen war, eine Siegerin über so viel Männer von Reichthum, Ansehen, Geist ... Gute Nacht, Fräulein ... Und das in tiefster Stille ... im nächtlichen Dunkel ...

Die zweite Stiege in ihren Entresol glaubte sie allein gehen zu können ... Sie hauchte ihm das in stammelnden Worten so hin ...

Sie ging langsam ... halb ohnmächtig vor Schmerz über das eine „Gute Nacht, Fräulein!" ...

Alles ringsum war dabei still ... niemand bemerkte

ihre Rückkehr ... vielleicht hatte auch niemand ihr Weggehen bemerkt ...

Sie mußte sich an dem eisernen Gitter der Treppe halten, als sie langsam hinaufstieg ...

Bonaventura war nicht mehr hörbar ...

Auf dem Corridor der zweiten Etage blieb sie stehen und holte einen tiefen, tiefen Athemzug ... Dann erschreckte sie plötzlich ein Geräusch wie von einem aufstiegenden Vogel ...

Es war der Pfau, der ihr neugierig, hoch aufgerichteten Hauptes entgegenschritt.

Sie entlief ihm fast bis an die Thür ihres Wohnzimmers ... Das Thier sah so gespenstisch aus ...

Ihr Wohnzimmer lag am Aufgang zu einer dritten Treppe, die schon ins Dach und zu Windhack's Sternen führte.

Wie sie in Eile rasch nur und um unbemerkt in ihr Zimmer zu kommen den Schlüssel drehte, wandte sie sich um, sah eine Weile ins Leere, schrie dann aber fast auf ... sie glaubte im ersten Augenblicke ein Gespenst zu sehen ...

Es war, mit einem Lichte in der Hand aus einem der Corridore des Geviertes, in dem die Dechanei gebaut war, tretend, die leibhaftige Frau Hauptmännin von Buschbeck ...

Dieselben funkelnden Augen aus dunkeln Höhlen, dieselbe aus Haube und Schleife hervorschießende spitze Nase, dasselbe Drehen und mühlsteinartige Schreiten der zahnlosen Kinnladen ...

Aber es war kein Gespenst ... Es war die Schwester

ihres alten Nachtunholdes ... es war Frau Petronella von Gülpen — ohne die Verschönerungen ihrer Toilette ...

Auf die aber auch von Seiten der Frau von Gülpen wie zum Tod erschrockenen Worte: Aber, mein Fräulein! Wo kommen denn Sie noch so spät her? Wo denn — um Jesu Wunden willen — waren — Sie — denn die — ganze Nacht — über —? verschwand Lucinde ...

Frau von Gülpen, die nur in diesem ihrem äußersten Negligé und sogar ohne ihre Zähne ihren unruhigen Lolo aufgesucht hatte, war noch mehr erschrocken gewesen als Lucinde ...

Lucinde hätte in diesem Augenblick den Pfau erwürgen können.

Ohne eine Antwort gegeben zu haben, war sie in ihrem Zimmer verschwunden.

Immer noch hörte sie den knirschenden Sand auf dem steinernen Estrich draußen, immer noch hörte sie das Huschen des Pfaus, der neben der wie eine Juno keineswegs schönen, aber wie Juno mindestens ebenso zornigen Frau stand und sie mit seinem hoffärtigen kronengeschmückten Kopfe angestarrt hatte ...

Es ahnte ihr für den folgenden Tag nichts Gutes ...

Freilich so bitter, wie ihr wieder der Kelch des Lebens geschenkt wurde, ahnte sie die Folge nicht ...

Als sie nach einer ganz sanft verschlummerten, ganz außerordentlich erquickend gewesenen Nacht erwachte und die Sonne wundergolden in ihr Stübchen schien und das sogar verschönerte und das sogar behaglich machte, als sie dann das Fenster öffnete, den erquickendsten Lindenduft einsog; als sie in der Ferne schon den zweiten Tag der militärischen

Uebungen durch Trommeln und Pfeifen angekündigt hörte, erhielt sie von Windhack das Frühstück überbracht . . .

Er stellte es hin, während sie gerade an ihrem Haar kämmend vor dem Spiegel saß und sich in einem weiten Toilettenmantel verstecken mußte, und ging . . .

Wie sie aufgestanden war, bemerkte sie beim Frühstück ein Billet.

Es war mit Geld beschwert . . .

Sie öffnete, las — ein Moment entschied alles . . .

Sie las die kurzen Worte:

„Ich ersuche Sie, mein Fräulein, noch im Laufe des heutigen Tages unwiderruflich die Dechanei und für immer zu verlassen. Petronella von Gülpen."

Sie griff an ihr Herz. Im ersten Augenblick hatte es aufgehört zu schlagen.

## 10.

Zur selbigen goldenen Morgenfrühe saßen der Dechant und Bonaventura in des erstern traulichem, dufterfülltem Studirzimmer zum Frühstück ...

Nach der löblichen Sitte katholischer Geistlichen wandelten sie nicht etwa noch in Schlafröcken und Pantoffeln, sondern waren schon ganz in ihren üblichen schwarzen Kleidern.

Nun erst, an der Morgensonne, nahmen sich die grünen Decken und seidenen Vorhänge über den Büchergestellen, Bildern und Alabasterstatuetten, die schön eingebundenen Kupferstichsammlungen, französischen Ganzfranzbände mit dem Wappen der Asselyns besonders freundlich und vornehm aus. Nichts sah vergilbt, verblaßt aus. Die vielen Bekanntschaften, die der Dechant in der Nähe und Ferne sorglichst pflegte, hielten alles jung und angehörig der heitersten Gegenwart ...

Schon längst war zwischen Oheim und Neffen über ihr verschiedenartiges Verhalten zu ihrem gemeinschaftlichen Beruf ein Abkommen getroffen. Bonaventura liebte den Oheim wie seinen Vater ... Er konnte noch

Stelle nach dem Platze vorgenommen, wo jetzt Grab und Denkmal sind.

Der Bildhauer David machte anfangs den Entwurf eines Denkmals: einen Marmorsarg, an dessen oberm Ende eine Pyramide mit Börne's Bildniß stände. Ein Versuch für die Errichtung eines solchen Monuments Börne's Freunde zu Theilnehmern zu machen, scheiterte Anfangs noch an der Furcht der Meisten, sich als Freunde Börne's offen zu bekennen. Sehr nahe Freunde, in Frankfurt namentlich, trifft in dieser Rücksicht der Vorwurf einer gar matten Feigheit. Anfangs begnügte sich die Familie, in deren Schooß Börne sein Leben aushauchte, den Hügel, der seine sterblichen Reste bedeckte, mit Blumen und einem Kreuze zu bezeichnen. Der Sturm, der die Höhen des Père Lachaise oft bestreicht, soll dieses Friedenszeichen eines Tages entwurzelt haben. Die Einen werden sagen, dies wäre eine Mahnung gewesen, daß das Kreuz dem nicht gebühre, der in seinem Unmuth einmal erklärte, ihn reue das Geld, das ihm seine Taufe gekostet. Die Andern werden sagen: Es war ein unpassendes Symbol für einen Denker, dessen religiöses Glaubensbekenntniß über alle positiven Formen der Religion hinübergriff. Möchten beide Ansichten sich vereinigen, wie sie können! Wir wollen denken, daß jenes umgeworfene Kreuz keine Mahnung für Börne, sondern für uns sein sollte. Der Sturm wollte sich in Erinnerung bringen. Er wollte Blumen und Zeichen des Friedens von einem Grabe wehen, das uns nicht zur Klage, sondern zur That auffordert. Nicht mit Thränen will der Vollendete seinen Hügel benetzt sehen, sondern aus dem Sturme ruft er uns zu, wach zu bleiben. Eine eiserne Lanze sollte man in dies Grab stecken und zwei freischwebende me-

jetzt, wie einst als Kind, die weiße, wohlgepflegte Hand des Greises an seine Lippen ziehen: so zärtlich empfand er für ihn ... Sammelt sich doch ohnehin der zurückgestaute Schatz von Liebe im Herzen eines katholischen Priesters an, muß irgendwie und irgendwo hinausströmen, um das übervolle Herz nicht zu zersprengen!

In Bonaventura war dieses Bett seiner Empfindungen die Kirche, sein Beruf, seine Heerde ... und doch konnte er den Dechanten seinen weisen, menschenfreundlichen, lieben Philosophen nennen und der Dechant wieder nannte ihn seinen Heiligen, seinen künftigen Franz von Sales oder Carlo Borromeo und decretirte ihm, wie Paula, die Seherin, noch einst die Mitra eines Erzbischofs, den Purpur eines Cardinals.

Von dem Liebesdienste, den ihm gestern in so später Stunde gleich nach seiner nicht mehr erwarteten Ankunft Bonaventura abgenommen, wurde nicht viel gesprochen. Das Kommen und Gehen der Menschen, Geburt, Leben und Tod ist die tägliche Erfahrung dieser Männer, wie beim Arzte das Befinden ihrer Patienten ...

Dennoch blickte der Dechant düster und mit schmerzlicher Miene in den sonnenhellen Morgen, in die geöffneten Fenster, die grüne Linde und das Hüpfen der gezähmten und an die Brosamen des Frühstücks gewöhnten Vögel.

Diese wagten sich vor zwei Bewohnern heute nicht ins Zimmer. Bonaventura war eben im Begriff, mit einem Körnchen weißen Brotes einen der Spatzen zu überzeugen, daß sich durch ihn hier nichts geändert hätte, daß jeder Hungerige getrost kommen könnte auf den

Frühstückstisch, wo in altem geschnörkelten Porzellan Chocolade servirt wurde, die dem Dechanten, wie er behauptete, das Blut erwärmte und ihm mehr Lebensstimmung gäbe, als der nach ihm die Melancholie nährende Kaffee . . .

Er bereitete sich diese Chocolade, auch nachdem er die Messe gelesen — das Messelesen selbst mußte nüchtern geschehen — mit eigener Hand . . . Windhack brachte dann siedendes Wasser, das auf einer Theemaschine im Kochen erhalten wurde. In ein kleines Gefäß wurde das Wasser durch einen Hahn abgelassen und während es langsam strömte, mußten die dünnen Scheibchen der Chocolade, die der Dechant dem Strahl entgegenhielt, schmelzen. Nach jedem geschmolzenen Stücke quirlte er die gewonnene Auflösung, die er so oft mit neuen Täfelchen wiederholte, bis sein Geschmack getroffen war. Er behauptete, diese Art der Chocoladebereitung wäre die einzig richtige. Er hätte sie einst von seinem Bruder Max, Benno's Adoptivvater, gelernt, als dieser aus Napoleon's in Spanien kämpfender Armee verwundet zurückkehrte und damals ein Knäblein von wenigen Monaten mitbrachte gen Borkenhagen, wo er zum besten der ganzen Familie Landwirth werden wollte, unsern Benno, der indessen dem Haarrauch acclimatisirt und der Familie längst wie ein geborener Angehöriger war.

Die heute so düstere Miene des Dechanten galt zuvörderst dem Mismuth über die abendlichen Enthüllungen wegen Lucinden. Noch wußte er nichts von dem nächtlichen Vorfall und der bereits schon definitiv erfolgten Kündigung. Bonaventura gab Lucinden sogar das Zeugniß,

daß sie dem Onkel eine anregende, originelle, wenn auch die Menschen etwas wirr durcheinander hetzende Unterhaltung werden könnte. Da wird nichts helfen! sagte der Dechant. Ihre Erscheinung ruft bei uns Erinnerungen wach, die wir fern halten müssen! ... Bonaventura wußte, wie wenig gern der Dechant an Schloß Neuhof erinnert wurde ... doch hielt er Lucindens Bleiben für so entschieden noch nicht gefährdet, als es war.

Dann hatten die Briefe sehr aufregend auf den Onkel gewirkt, die Angelika Müller durch Benno und Hedemann geschickt hatte und die letzterer schon gestern Nachmittag abgegeben ... Von Benno sah und hörte man nichts.

Endlich aber und vorzugsweise galt die düstere Stimmung einigen auf einem Nebentische ausgebreiteten wunderlichen Gegenständen, die im ersten Augenblick vielleicht einem Eintretenden nicht einmal wären aufgefallen, da sie den allgemeinen Rippcharakter des ganzen Mobiliars trugen.

Auf dem Tischchen, einem jener zierlichen von Mahagoni, die zu den kleinen Spielpartieen in der Dechanei gebraucht wurden, lagen eine zerbrochene goldene Uhr, ein Gemshorn, ein grüner Schleier, eine Spielhahnfeder, ein Klappmesser mit vielen eingeschlagenen Klingen und ähnliche Gegenstände von verwittertem und verrostetem Aussehen.

Dies waren die Sachen, die man in dem Sarg des alten Mevissen gefunden hatte.

Warum hatte der Alte diese Dinge so gehütet? Warum hatte Mevissen, der in seinem eigengezimmerten Sarge schlief, eine so große Furcht vor ihrer Entdeckung gehabt? Wie hing, da Bonaventura sehr bald

aus der Uhr und einem Namenszuge des Messers erkannte, daß diese Gegenstände einst seinem Vater gehört hatten, ein dem Werthe nach so unbedeutender Besitz zusammen mit der Furcht des alten Begleiters seines Vaters, sie durch den Tod in andere Hände gelangen zu wissen? Warum hatte er, wenn er diese Gegenstände der Welt und ihrem Verkehr entziehen wollte, sie nicht vernichtet? Die Uhr, das Gemshorn, das Messer ließen sich vielleicht nicht so leicht zerstören; was aber sollte noch die Aufbewahrung des grünen Schleiers und der Spielhahnfeder?

Die Unfähigkeit, sich alle diese Fragen zu beantworten, beunruhigte auch Bonaventura so sehr, daß er wegen dieser theuern Reliquien zu seinem Oheim gereist war.

Der Dechant freilich sagte, als er soeben mit Rührung diese Erinnerungen an seinen Bruder Fritz gemustert hatte, er wisse wohl, wie diese Gegenstände mit dem unglücklichen Ende desselben in Verbindung zu bringen wären. Er könne nur nicht erklären, warum der Diener, dessen Anhänglichkeit und Treue eine seltene und erprobte war, auf diese Andenken einen so ganz unbegreiflichen Werth gelegt hätte.

Ja, fuhr Bonaventura fort, wie konnten diese Dinge damals bei dem theuern Todten selbst fehlen, da Sie doch, wie ich hörte, so manche andere Andenken bei ihm fanden, den Trauring meiner Mutter, das Portefeuille mit seinem letzten Willen, die Wäsche, die er in einem Reisesack trug, als er durch das Val de Bagne über den St.-Bernhard nach Aosta wollte, sogar die Schaumün-

zen, die er in der sogenannten Jupitersebene noch gefunden? Wie ist überhaupt der Tod meines Vaters verbürgt! Begruben Sie ihn selbst? Ich zweifle jetzt an allem!

Vona! rief der Dechant verweisend.

Stand Ihnen denn Meriſſen zur Seite, als Sie doch wol eine Unterſuchung über den Tod des Vaters anſtellten?

Meriſſen war ja mein Führer bis St.-Remy, wo der Verunglückte zur Ruhe beſtattet liegt!

Ließen Sie denn nicht den Sarg öffnen? Nie haben Sie mir, nie der Mutter, nie dem Stiefvater erzählen mögen, wie alles beim Ableben des Vaters zuging!

Was ſollt' ich vor eure Seelen dieſe Bilder des Schreckens führen!

Meine Aeltern liebten ſich nicht!

Doch! Doch! ... Ich war in Wien, lieber Sohn, und recht wie um mich zu ſtrafen für meinen heitern Genuß der Stadt, erhielt ich dort die Mittheilung, von deinem Vater hätte man ſeit Wochen keine Nachricht und fürchte ein Unglück. Im erſten Augenblicke glaubte man ...

An Selbſtmord?

Es ließ ſich daran denken ...

Um meine Mutter!

Vona, gib dieſen Vorſtellungen nicht ohne prüfende Gerechtigkeit Raum! Deine Mutter lebt und liebt dich! ... Meriſſen hatte bereits nach dem Orte geſchrieben, wo deine Mutter während der Reiſe deines Vaters weilte!

Von dort erhielt ich die Nachricht, daß man ſeine Spur verloren. Er hatte von Genf Abſchied genommen, um durch die Walliſer Alpen eine Fußwanderung anzutreten, die er ohne Begleitung ſeines Dieners machen wollte. Wochen waren vergangen, bis Meyſſen etwas von ihm erfuhr. Endlich währte dem Diener das Ausbleiben ſeines Herrn zu lange. Er ſtellte Erkundigungen bis auf den Weg zum Simplon an und bis nach Martigny. Leider vergebens. Jede Spur ſchien nach dieſen Richtungen hin verloren. Als ich dann mit einer Eile, wie ſie nur irgend in der damaligen langſamen Communication möglich war, in Genf ankam, hört' ich ſchon, daß ſeine Spur auf dem andern Uebergange nach Italien, der von Martigny über den großen St.-Bernhard führt, entdeckt worden war, aber auch das, daß ſie zu dem ſichern Ergebniß ſeines Todes geführt hatte. Meyſſen befand ſich auf dem Hoſpiz der Auguſtinermönche; ich reiſte ihm nach. Dein Vater, mein edler Bruder, war von einem Schneewetter überfallen, verſchüttet, in einen Abgrund geſunken und elend erfroren. So oft der Gleichſchritt im gewöhnlichen Daſein mir die Bequemlichkeit als eine zu unverdiente Gnade des Himmels erſcheinen läßt, muß ich dieſer Tage gedenken und des Anblicks, wie ich meinen theuern Bruder wiederſah!

Wiederſah? Doch ſahen Sie ihn wieder?

Allerdings!

Sie fanden ihn nicht ſchon beſtattet?

Ich hatte den Genferſee hinter mir und fuhr an den immer mehr ſich verengenden Ufern der Rhone nach Martigny, wo mir Meyſſen, ſelbſt ein Bild des Todes,

entsetzt entgegenkam. Von dort nimmt man Saumrosse; aber mein Gemüth war zu erschüttert, ich legte mir die Wanderung zu Fuß auf. Sie führte durch gesprengte Felsen, an uralten, noch aus der Römerzeit herausblickenden Mauern vorüber, durch das Geröll der Betten wilder Berggewässer, armselige Dörfer, immer höher empor zu jenem Paß, auf dem Napoleon 1800 die Fußtapfen der alten Cäsaren im ewigen Schnee wiederfinden wollte. Tief in den Schluchten, in die der Blick mit grausendem Schwindel sich verliert, weiden die Heerden der Rinder zwischen den Ausläufern der Gletscher. Hier schon befindet man sich auf einer Höhe von 7— 9000 Fuß und erblickt dicht neben und über sich in den Felsenrissen die Spuren des sprengenden Frostes und der wenigen im Frühjahr schmelzenden langen Schneegehänge. Ich reiste im Juni und doch wurden die weißen Todtenfelder immer unabsehbarer, die Ausblicke öder und kahler. Die Führer erzählten von einem Fremden, der vor zwei Monaten allein und ohne Warnung anzunehmen den Paß hätte ersteigen wollen. Da hätte plötzlich niederfallender Schnee die Wege verschüttet und den Wanderer auf eine falsche Fährte geführt. Den Unglücklichen, den ich eben sehen sollte, hätte man auf einem vom Wege abgelegenen Felsenzacken gefunden, dicht an einem unermeßlichen Niedersturz . . .

Sie sahen den Vater!

Ich sah ihn! Ich sah ihn in jener grauenvollen Morgue, die oft auf viele Jahre die Leichen der auf dem St.-Bernhard gefundenen Verunglückten zur Wiedererkennung durch ihre Angehörigen aufbewahrt! Gräßlich-

Erinnerung! Eine Stunde vom Hospiz entfernt liegt ein kleines Gebäude, ausgesetzt dem schärfsten Zuge der Eisesluft, die das Défilé de Marengo durchstreift. Einer der Augustiner stand schon mit dem Schlüssel an der Pforte des Todtengewölbes und begrüßte mich. Ein und derselbe Glaube, ein und derselbe Beruf, und doch wie verschiedenartig unsere Pflichten! Ich kam aus Wien mit goldenen Ringen an den Fingern, mit zierlichen Billets in der Brieftasche, die mich zu einem Diner, dort zu einer Soirée eingeladen hatten, noch schwirrten die Opern der Italiener mir im Ohre, die im Kärntnerthor ihre Stagione hielten, und vor mir stand trotz der Kälte im leichten Chorherrenrock ein Priester von nicht viel über dreißig Jahren mit seinem Begleiter, einem ihm mit dem Kopf bis an die Hüfte reichenden Hunde, dessen gewaltige Muskeln, aufmerkende hohe Ohren, fürchterliche Lefzen und Tatzen in einem rührenden Contrast zu dem Körbchen mit Lebensmitteln und dem ledernen weingefüllten Schlauche standen, die an seinem zottigen Halse befestigt waren. In französischer Sprache begrüßte mich der Chorherr und bedauerte die Veranlassung, bei welcher zwei Priester so ihre Bekanntschaft machten. Eine nach niederwärts führende Thür schloß er auf und wir standen in einem Gewölbe, das die erhitzteste Phantasie nicht grauenvoller sich ausmalen kann. Rings an den Wänden Gerippe an Gerippe, und nicht etwa nur völlig verfehrte, nicht etwa nur Reste, sondern wohlerhaltene Körper, die die Eisesluft, die durch die offenen, correspondirenden Fenster zieht, an gänzlicher Verwesung verhindert. Niemand wird hier begraben, dessen Identität

nicht im Laufe der Jahre hergestellt wird. So standen dort Gestalten schon zwanzig Jahre an die Wand gelehnt! Vor ihnen lagen auf einem Tische ihre Kleider und die sonstigen Gegenstände, die sie bei sich trugen. Der letzte in der Reihe war ... ja! es war mein unglücklicher Bruder, dein theurer Vater ... Ich sah ihn stehen! Vor mir! Todt! Von einem Sturz von der Felsenkante, wo man ihn fand, war das Haupt zerschmettert und hing, schon fast nur noch in Knochen, hernieder! Im übrigen war es sein lieber, edler Eindruck! Da lagen die Kleider, die ich nur zu gut kannte, da lag das Portefeuille, das ich an mich nahm, da lag noch sein Geldbeutel mit dreißig Napoleons und etwas kleiner Münze und einigen römischen, wie man sie in diesen Gegenden oft findet, ein Plan der Schweiz, ein Fernrohr, Billets zur Ueberfahrt über den Genfersee, einiges weißes Brot, eben noch wie davon abgebrochen, eine Korbflasche mit Kirschengeist, Handschuhe, Tragbänder, der Trauring deiner Mutter ... alles ... alles .. Die Träger bürdeten es sich dann mit der Leiche auf. Ich stieg mit dem Mönch zum Hospiz empor. Die Leiche blieb da so lange in der Kapelle, bis man sie auf meinen Wunsch nach der südlichen, italienischen Seite zu, über dem Orte St.-Remy beerdigte!

Der Dechant schwieg ... Nie hatte er diese Schilderung so genau gegeben. Nur einmal vor den Gerichten und einmal — vor dem jetzigen Kirchenfürsten, als dieser noch die Geschäfte eines Generalvicars verwaltete und die Heirath der Witwe beanstanden wollte.

Der Trauring meiner Mutter! wiederholte Bonaven-

tura ſchmerzlich. In ihm liegt — die ganze Lebensfrage unſerer Kirche!

Das iſt ein Abgrund, mein Sohn, wie auch unſere Eheloſigkeit ... ſagte der Greis. Laß es ruhen!

Beide Prieſter ſchwiegen ...

In dieſem Schweigen lag der Schauer zweier Jahrtauſende.

Eine Weile verging — —

So alſo war es! begann Bonaventura wieder voll Schmerz. Und doch wie iſt es möglich, daß dieſe Gegenſtände vor uns auf dem St.-Bernhard damals fehlten? Warum hat ſie Meviſſen ohne Ihr Wiſſen an ſich genommen? Warum nahm er ſie mit ins Grab?

Der Dechant ſchwieg...

Ich weiß es nicht! ſagte er dann nachdenklich.

Meviſſen wohnte allen dieſen Vorgängen bei, die Sie ſchilderten?

In aufrichtigſter Trauer! Wir legten oben auf dem Hospiz alles zuſammen, was deiner Mutter zu überſenden war. Dieſe Gegenſtände dort fehlten, das weiß ich genau. Da das Geld unangerührt war, gedachten wir nicht der Uhr. Die Spielhahnfeder iſt ein Hutſchmuck der Alpengegenden. Das Gemshorn ſaß ohne Zweifel als Griff an einem Alpenſtock. Der grüne Schleier iſt eine Schutzwehr des Auges gegen die blendende Wirkung des Schnees. Gewiß! Ich ſah damals dieſe Dinge nicht und begreife den Werth nicht, den Meviſſen ſo weit darauf legte, ſie ſo heimlich zu bewahren! Er war ſo ehrlich und ſo treu ... Ich erkundigte mich ſpäter in Genf; ich hatte die ſicherſten Beweiſe, daß dieſe einſame Alpenwanderung

tallene Schilde daran aufhängen. Ewig vom Spiel der Winde bewegt, würde ihr Ton das redendste Denkmal eines Grabes sein, um welches kein Schweigen herrschen darf.

Ein späterer Bericht über das Denkmal lautete:

„Börne's Grabdenkmal auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, mit dessen Entwurf der berühmte Bildhauer David beschäftigt war, ist nun vollendet und daselbst errichtet, in der Nähe der Gräber von B. Constant, Foy und Manuel: eine gebührende Gesellschaft des tapfern deutschen Freiheitskämpfers, dessen Asche hier in fremder Erde liegt. Das Monument hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide von ausgezeichnet schönem an der Küste der Bretagne gebrochenen polirten Granit, und ruht auf einem Unterbau von gelbem Sandstein, welcher sich auf zwei Stufen erhebt. Das Ganze, vom Erdboden bis an den Gipfel der Pyramide mißt an 10 Pariser Fuß. Am obern Ende der Pyramide befindet sich in einer runden ausgehöhlten Vertiefung Börne's Büste von David modellirt, von Richard u. Eck gegossen und in antiker Weise an Schultern und Brust glatt abgeschnitten. Der Charakter des David'schen Modells spricht sich in Bronze trefflich aus. Zwar ist es nicht der genau individualisirte, herrliche Kopf, der unserer Erinnerung vorschwebt und als Mann, genial und unschuldig, wie ein Kind, ins Leben hinein sah, aber dort spricht das mehr idealisirte als ähnliche Gesicht, in dem ein sanft gemilderter Ernst und wie eine stillpoetische Wehmuth über das verkehrte Treiben der närrischen Menschen ausgedrückt ist. Sehr zweckmäßig ist die Büste in einer Vertiefung angebracht und so gegen die schädlichen Einwirkungen der Witterung mehr geschützt, als viele andere Kunstwerke, die hier unter dem außergriechischen Pariser

deines Vaters, während Meviſſen allein im Gaſthofe zur Balance zurückbleiben mußte, ihn mit einer durch den Erfolg nur zu ſehr gerechtfertigten Unruhe erfüllte. Die Beerdigung in St.-Remy vollzog er mit all der Standhaftigkeit, zu der ich mich nicht aufſchwingen konnte. Ich ſaß erſchöpft im Refectorium des Hospizes und ſchilderte den kindlichen Mönchen die Tugenden des Verblichenen. Wie hätt' ich ſie erfreut, wenn ich ihnen ſchon damals hätte ſagen können, daß der Sohn des Unglücklichen in den geiſtlichen Stand treten würde! Ich mußte dieſe Männer bewundern, die über ſiebentauſend Fuß über dem Meere wohnen, fünfzehn Jahre hier zu verweilen verpflichtet ſind und ſelten, wenn ſie auch mit zwanzig Jahren ſchon vom Biſchof zu Sitten hierher entſendet werden, ihr fünfunddreißigſtes Jahr erreichen. So wüthen die Stürme, ſo dorrt der Froſt die Glieder aus, ſo verbraucht die tägliche Anſtrengung, die es koſtet, nur allein die nächſten Bedürfniſſe auf dieſe Höhe zu bringen, nur Holz und Waſſer! So oft ich jene vermeſſenen Reden unſerer Geiſtlichkeit höre, Reden, wie ich ſie noch geſtern wieder vernahm, möcht' ich doch aufſtehen und eine Schilderung des Lebens der Auguſtinerchorherren auf dem St.-Bernhard geben und rufen: Hic Rhodus! Hic salta! Da zeigt euern Heldenmuth!

Bonaventura ſchüttelte ſein Haupt, hob ſein braunes Auge wie verklärt und erwiderte:

Nein, Oheim! Was iſt es denn, was dieſen Menſchen dort oben ſelbſt den Schnee ſo roſig erglühen läßt, daß ſie ihn auch ohne die Sonne wie nur in Purpur getaucht zu erblicken glauben! Es iſt die himmliſche

Sonne, die sie bescheint, die moralische, daß sie sich fühlen in einer großen Gemeinschaft, der zu Liebe diese und alle Opfer dargebracht werden! Laßt diese Priester der Ebene doch vermessen reden und sich ihrer Rechte und Pflichten rühmen! Würde nicht schon in der Ebene dieser Geist der Hingebung gepflegt, allmählich aufgezogen, allmählich herangebildet, wie könnte er in die Berge steigen! Nein! Aus einer einzelnen zufälligen Entschließung des edeln Herzens hier und dort ist es nicht möglich jene jungen Männer dort oben wohnen, wirken, früh dahinwelken zu lassen! Sie würden vielleicht zuweilen in größerer Anzahl sich einstellen, als sie nöthig sind; öfter aber auch würden sie ganz fehlen. So muß es eine Pflanzschule dieses Geistes der Aufopferung geben, irgendeine magische Zauberformel muß sie alle halten und regieren. An dem Muth, dort unter den Gerippen und dem Schnee des St.-Bernhard auszuhalten, arbeitet der streitende Geist derer hier unten mit! Das ist ja das Geheimnißvolle in unserer Kirche, daß sie ein Zusammenwirken tausendfacher Kräfte ist, wo sie wunderbar durch die Formen ersetzt, was an den Personen sich heute findet, morgen fehlt. Unsere Kirche befreit den Geist von den Launen des Zufalls, der Natur! O daß das so wenig verstanden wird!

Unsere Methode ist groß! räumte der Dechant ein; seufzend aber setzte er hinzu:

Soviel Schönes, soviel Erhabenes in unserer Kirche, so vieles, was den poetischen Menschen in uns mit den tiefsten Ahnungen und Schauern durchrieselt — wenn nur so vieles andere, was dem Menschengeiste von un-

ſterblichem und göttlichem Werthe ſein darf und muß, nicht in ihr verloren ginge!

Dies Thema trennte beide wie immer ...

Ein räthſelhaftes Gefühl drängte den Dechanten, während der entſtehenden Pauſe ſeinem Schreibtiſch zuzulangen, als müßte er jenen Brief von unbekannter Hand Bonaventura mittheilen, jene Aufforderung, im Jahre 18** am Tage des heiligen Bernhard von Clairvaux unter den Eichen von Caſtellunge ſich zu einem Concil der Befreiung einzufinden!

Doch erblickte er unter den Papieren zunächſt nur den Brief Angelika Müller's mit den Einlagen ...

Auch deſſen Inhalt erlaubte es, bei dem Gegenſtande zu verweilen, den Bonaventura die Grundlage der katholiſchen Kirche genannt hatte.

Der Dechant war der Meinung, daß die katholiſche Kirche nicht zu ihrem Vortheil die Ehe zu einem Sakrament erhoben hat. Wo die perſönliche Freiheit ſo beſchränkt wäre, daß man ſein Lebtag im Joche einer einmal verfehlten Wahl hinſiechen müſſe ... da könne der Segen Gottes nimmermehr weilen! Er ſprach dies auch jetzt wieder aus mit Rückſicht auf die Briefe, die er entfaltete ...

Bonaventura unterbrach ihn aber ſchon ...

Nein, Onkel, ſagte er, es gibt keine Religion, die nicht bindet! Schon im Namen liegt's ja! Haben die Völker nicht in dieſem ein höheres Geſetz, ſo haben ſie es in jenem! Was iſt nicht alles den Juden, was nicht den Türken unterſagt! Ja, die katholiſche Kirche hat ſich das Schwerſte auferlegt! Das iſt wahr — aber darin liegt gerade ihr Muth, liegt —

Ihre Verwegenheit! warf der Dechant dazwiſchen und fuhr in der That aufgeregter als ſonſt fort:

Gelten laſſ' ich Reinigungen und Faſten! Es iſt gut, daß der Menſch ſich oft und regelmäßig die Schranke vorführe, die ihn von der Thierwelt ebenſo wie von einem übermäßigen Gebrauche ſeiner Freiheit trennt! Aber die Ehe! Eine Verklärung der Schöpfung mag ſie ſein, eine Stütze der Civiliſation; aber die Ehe an Geſetze zu binden, die wenn nicht die Natur — die man ſchon leider ganz aufgeben muß! — doch die Liebe ausſchließlich vorgeſchrieben hat, das rächt ſich an der Sitte und — Sittlichkeit! Es wird ſich an der Kirche rächen!

In ſolchen Augenblicken der Erregung des Greiſes widerſprach Bonaventura nicht.

Es lag auch dann ein ſo ſtolzer, hoher Ausdruck in des Dechanten Blicken, die ſchlanke, noch ungebeugte Geſtalt wuchs vollends in die Höhe, die gewohnte Indolenz ſchwand ſo ganz, daß der Oheim dann etwas von einem Staatsmann oder einem weiſen Geſetzgeber zu bekommen ſchien und den, der ihm widerſprach, geradezu unreif erſcheinen ließ.

Habe nur meine Erfahrung! ſagte er. Man ſieht nur nicht dieſe Nachtheile einer ſcheinbaren Wahrheit und einer ſo großen Lüge! Sie liegen — dank der furchtbaren Organiſation, die in unſerer Welt die polizeiliche Ordnung hat! — nicht ſo offen! O ſie liegen ſo verborgen, daß es mir oft, wenn ich mich in unſerer katholiſchen Welt umſehe, vorkommt, als ſähe man die alten Verließe der Burgen wieder, wo die Gebeine der Geopferten modern, ſähe in die Kerker der alten Klöſter, die die Folgen der Zuchtloſigkeit vergruben ... Doch — laß es jetzt genug ſein!

Und gleichsam als wenn die Erinnerung einer ganzen schweren Vergangenheit über ihn käme, so zitterte er und brach nun ab.

Wie um sich zu besänftigen, nahm er dann die Briefe und sagte:

Gehst du zum Weinberg des Obersten von Hülleshoven hinüber, so weiß ich nicht, sollst du dem Obersten diese Briefe da mitnehmen oder nicht?

Er erzählte, daß sie ihm von Armgart von Hülleshoven zugekommen wären ...

Bonaventura wollte schnell in seine Pfarre zurück. Er konnte nicht hoffen Benne's habhaft zu werden; nur auf dem Amte galt es noch seine Anzeige über den Leichenraub zu machen. Dem Obersten stand er ferne. Der Oberst war ein Sonderling, der gegen die ganze Welt etwas Schroffes, ja Ablehnendes hatte...

Die Briefe beziehen sich, sagte der Dechant, auf Dinge, die ich nicht gern mit dem Obersten erörtere ...

Bonaventura kannte die Personen und Verhältnisse ... er wußte, daß Armgart von Hülleshoven in dem Glauben erzogen war, eine Waise zu sein ... er wußte, daß sie seit noch nicht lange erst erfahren hatte, daß ihre beiden Aeltern lebten und getrennt lebten.

Als Bonaventura die beiden zierlich zusammengelegten Briefe sah, auf welchen mit sauberer Hand geschrieben stand: „An meinen Vater!" Auf dem andern: „An meine Mutter!" sagte er:

Sie spricht doch wol ihr Glück aus, jetzt plötzlich diese Schätze gefunden zu haben?

Im Gegentheil! erwiderte der Dechant. Als ich die

Briefe empfing, wußt' ich nicht, ob ich über sie lachen oder mich ärgern sollte. In Wahrheit war ich von ihnen gerührt, um so mehr, da auch die Mutter mir aus Wien geschrieben hat, wo sie endlich das Kloster, in dem sie zeither meistentheils lebte, verließ. Beide Aeltern machen Ansprüche auf ihr Kind und jetzt um so lebhafter, seitdem sie um diesen Besitz wieder in den alten eifersüchtigen Streit gerathen sind. Die Mutter will sogar binnen kurzem in die Gegend kommen, was ich dich bitte, um Aufreizungen zu vermeiden, dem Obersten zu verschweigen. . .

Bonaventura hätte sich gern dem Auftrage entzogen. Doch las er, da der Dechant es wünschte, den einen der offenen Briefe Armgart's.

„Mein Vater!" schrieb Armgart von Hülleshoven. „Wie die heilige Margarita betete, so wiederhole ich: „Mein Herr und Gott, bewahre unser Herz in Reinigkeit, unser Leben in Unschuld und jede Begierde, jede Meinung, jede Handlung unsers Lebens in reinster Wahrheit!" Daß ich dich einst nennen werde: Mein einziggeliebter Vater! wird die Folge der Erkenntniß deiner hohen Tugenden sein. Die Heiligen mögen mir bezeugen, ich habe ein Herz, so voll der himmlischen Liebesflammen, daß ich dich mit Innigkeit umarmen könnte, wenn ich nicht wüßte, daß ich eine Mutter habe. Auch sie darf ich, wenn ich wahr sein will, nicht begrüßen, wie es Kindern ziemt, ihre Aeltern nach langer Trennung zu begrüßen. Würd' ich aber, wenn ich zu dir mit ausgebreiteten Armen flöge, nicht die Mutter betrüben? Würd' ich nicht den Schein annehmen, als bevorzugte mein Herz eines von euch? Würd' ich nicht

ein Urtheil zu ſprechen ſcheinen, das ferne von mir liegt? Ach, ich beſchwöre euch! Kommt, liebevereint, beide — und ruft mich an euer ausgeſöhntes Herz! Laßt mich zu euch beiden zu gleicher Stunde emporblicken! Laßt mich reuevoll und in ewiger Liebe vor euch beiden niederſinken und mit einem einzigen glückſeligen Worte mich nennen euer einziges und treues Kind, Armgart von Hülleshoven."

Und der Mutter?

Schreibt ſie wörtlich daſſelbe!

Bonaventura überflog den Brief, den der Dechant nach Wien ſchicken ſollte. In dem einen Briefe waren nicht mehr Worte und Buchſtaben als im andern.

An den Pünktchen da, ſagte der Dechant, ſeh' ich, wie ſie gezählt hat, ob auch keiner mehr Buchſtaben bekommen hat als der andere!

Oder weniger! ſagte Bonaventura gerührt. Sieh, ein Kind will ſich zum Preis der Ausſöhnung ſeiner Aeltern ſetzen! Sollten dieſe beide nun nicht wirklich, um vor ihrem Kinde nicht beſchämt zu ſtehen, ihren Haß und Groll fahren laſſen? Bleibt der kleine Genius des Friedens nur feſt in ſeiner Weigerung, ſo mein' ich, müßte eine Eiferſucht entbrennen zwiſchen Vater und Mutter, die zum Guten führt! Nennen Sie das Sakrament der Ehe noch den großen wunden Schaden unſerer Kirche, wenn es ſolche Opfer möglich macht? Die kleine Armgart handelt — ich muß es ſo nennen — katholiſch!

„Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge haſt du dein Lob zugerichtet!" ſagte der Dechant ironiſch und erhob ſich, um Bonaventura das Geleit zu geben und nach Windhack zu klingeln.

Nachdem ſie beide die Reliquien aus dem Sarge zuſammengelegt und in einer Taſche, die zu Bonaventura's Reiſeeffecten gehörte, geborgen hatten; nachdem der Dechant auf die von ihm ausgeſprochene Erwartung, der Neffe würde doch wenigſtens zum Mittageſſen noch daſein, eine ablehnende Antwort erhalten hatte — den Pfarrer zog es mächtig in ſeine Gemeinde zurück und — Lucinde verſcheuchte ihn —; ſtanden beide ſchon an der Thür, Bonaventura, um auf den Weinberg des Oberſten zu gehen, der Dechant, um in der Stadt die dieſe Nacht mutterlos gewordenen Waiſen mit Geldmitteln zu verſehen.

Eben ſagte er:

Tröſte Witwen und Waiſen, wie du heute Nacht gethan haſt, theile, wenn du ihnen nichts Beſſeres geben kannſt, Heiligenbilder an ſie aus: nur um Eines bitt' ich dich, Bona, um Eines ...

Zwei Thüren gingen in dieſem Augenblicke zu gleicher Zeit auf.

Windhack trat ein und wollte eine Meldung an Bonaventura bringen.

Herr Pfarrer! ſagte er eilends ...

Aber auch Frau von Gülpen war von nebenan erſchienen und machte einen Eindruck, der jedem, der ſie nur anſah, die Sprache rauben konnte...

Zwar war ihre Toilette ſchon in ſchönſter Ordnung, Windhack's gewellter Scheitel ſaß ſchon kunſtvoll unter der buntbebänderten Spitzenhaube und doch kam ſie wie eine halb Bewußtloſe. Ihr eines Auge war Entrüſtung, ihr anderes Schrecken, die Naſe Zorn, die Oberlippe Staunen, die Unterlippe Abſcheu. Sie glich einem eben

von einem Traum Erwachten, der geträumt hatte, eine Maus wär' ihm quer über das Geſicht geſprungen, und dem es in dem Augenblick, wo er erwachte, auch wirklich ſo vorgekommen, als hätte ihm etwas Kaltes auf der Naſe geſeſſen.

Gott, was iſt Ihnen, Liebe? fragte der Dechant.

Sie wollte ſprechen, aber ſie konnte nicht. . .

Sie winkte nur Windhack, zu ſagen, was der wolle...

Ein Wägelchen iſt halt eben vorgefahren —! ſagte Windhack, ſtockte aber, weil dem ſo ſichtbaren Schmerz der Frau von Gülpen offenbar die Vorhand gebührte. . .

Ein Wägelchen — iſt — eben — vorgefahren! wiederholte Frau von Gülpen mit hauchender Stimme. Sie that dies, um ihm gleichſam ſeine Mittheilung zu erleichtern. Es war ein Ton der leidendſten Geduld, ja der eines förmlichen Abgeſchloſſenhabens mit dieſer ganzen höchſt unvollkommenen Welt. . .

Schon ahnte der Dechant die Urſache dieſes Anblicks — die neue Nichte —

Was iſt denn, Windhack? fragte er, um nur bald wenigſtens über deſſen Störung hinwegzukommen —

Der Wagen unten. . .

Nun ja, nun ja —

Herr Maria!

Wer?

Herr Maria!

Frau von Gülpen war ſo großmüthig, ſo tief edelgeſinnt, ſo gewohntermaßen aufopferungsfreudig, auch noch jetzt die Verſtändigung zu unterſtützen.

Herr Schnuphaſe! ſagte ſie.

Herr Schnuphase? . . .

Eine dringende Meldung an den Herrn Pfarrer . . . fuhr Windhack fort.

An mich? fragte Bonaventura . . .

Herr Maria hat Sie halt schon in St.-Wolfgang aufgesucht . . . ein sehr wichtiger Auftrag. . .

Und schon hörte man auf dem Corridor draußen das Husten und Räuspern eines Mannes, der nicht gewohnt schien, lange ohne das freudigste Bewillkommtwerden zu verharren. . .

Ist denn schon die Zeit der Wachsernte, fragte der Dechant lächelnd und verdrießlich zugleich. . .

Aber Herr Jean Baptiste Maria Schnuphase, Lebküchler, Wachslichterfabrikant und Meßgewandsticker aus der Residenz des Kirchenfürsten, schien absichtlich zwei oder drei Prisen genommen zu haben, um nur dicht am Schlüsselloch draußen niesen zu können. . .

Und mit jener Selbstaufopferung, die für sich selbst im Leben ja auch nichts, auch gar nichts beansprucht, sondern die nur allein andere glücklich zu machen wünscht, winkte Frau von Gülpen, daß Herr Schnuphase eintreten möchte!

Der Dechant war im äußersten Grade gerührt, zu sehen, wie sich jetzt die gute Frau erschöpft auf ein Eckkanapee im Dunkeln niederließ, ganz nur Resignation, ganz nur ein Bild der Ergebung, sich selbst eklipsirend, wie Windhack hätte sagen können. . . Gern hätte er tröstend ihr zugeflüstert: Nun, „die Person" ist doch schon fort? Lassen Sie sie in Gottes Namen reisen! Und gleich! Den Augenblick! . . . Aber der Eintretende nahm die Aufmerksamkeit aller Anwesenden allein in Anspruch.

Himmel einen schlimmen Stand haben. Unterhalb der Büste, ungefähr in der Mitte der Pyramide ist die einfache Inschrift mit Börne's Namen und den Daten seiner Geburt und seines Todes. Den untern Theil der Pyramide schmückt ein Bronze-Relief in allegorischen Figuren, Frankreich und Deutschland vorstellend, deren Hände durch die Freiheitsgöttin zusammen gegeben werden. Gewiß ist die Idee dieses ebenfalls in der Gießerei der oben genannten H. Richard u. Eck besorgten Reliefs sehr glücklich zu nennen und vollkommen an ihrem Platze auf dem Grabdenkmal eines Schriftstellers, durch dessen Werke diese Idee als Haupt- und Grundgedanke durchgeht, nur hätte sie meines Erachtens in der Darstellung schöner und energischer ausgesprochen werden können. Die schmalen Seiten zeigen in den Zwischenräumen zwischen den Figuren und der Füllung Gestelle mit Waffen und Trophäen und am Fuß derselben liest man auf jeder Seite den Namen von vier berühmten Autoren französischer und deutscher Nation. Links: Voltaire, J. J. Rousseau, Lamennais, Beranger; rechts: Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul. In dem Unterbau ist das Gewölbe aufgemauert, wo Börne's Sarg aus der provisorischen Grabstätte die nach hier üblichem Gebrauche für ihn ausgesucht war, nächstens beigesetzt werden soll. Das Ganze bildet eine ernste schmucklose Masse, eines so einfachen und bescheidenen Mannes, wie Börne war, nicht unwürdig. Als Monument behauptet es ehrenvoll seinen Platz neben grandiosen Denkmalen, und zeichnet sich durch ernste Simplicität sehr vortheilhaft aus vor vielen prunkvollen Mausoleen, deren Ziererei und Schnörkel in diesen großstyligen Umgebungen wenig wohlthun. Der freie Platz um das Denkmal bietet eine schöne Aussicht auf Paris und

Herr Jean Baptiſte Maria Schnuphaſe iſt ein kleiner Mann von unendlichſter Devotion. Sein Frack iſt grün, die Knöpfe daran ſind weiß und von Metall, die Weſte iſt von Kameelgarn und gelb und die Beinkleider ſind von Nanking. Er trägt weißgewaſchene Lederhandſchuhe, wie zu einer Kindtaufe. Aber ſtatt eines Hutes hat er doch nur eine Reiſemütze in der Hand und das genirt ihn und das bringt ihn außerordentlich in Verlegenheit und er muß lächeln und um Entſchuldigung bitten und muß alles aufbieten, um das Négligé dieſer Reiſekappe zu verbergen und muß ſein: Hochwürdigſte Hochwürden — gnädigſte Frau — hochehrwürdiger Herr Pfarrer — ſehr geehrter Herr Windhack ... mit ſo vielen Verbeugungen unterbrechen, daß wir —

Doch nein! Um Jean Baptiſte Maria Schnuphaſe ganz zu charakteriſiren und nichts zu unterlaſſen, was zu ſeinem „ganz ergebenſten“ und „hochachtungsvoll ergebenſten“ Eindruck gehört, müſſen wir ihn eigentlich in ſeiner eigenen Sprache reden laſſen... Es iſt das jene Sprache von der Abdachung des Harzes her in die kleine römiſche Enclave, das einzig rechtgläubig dortherum gebliebene Hildesheim. Es iſt die Sprache der braunſchweigiſchen Umlaute „ü“ ſtatt a oder au oder o, die Sprache des liſpelnden S vor St und Sp ... Alle dieſe feinen Nuancen gehören zu dem Duft des „Vörnöhmen“ und „Erhöbenen“, das den Lebkuchler, Wachslichterfabrikanten und „Meßgewandſ-ticker“ ſchon ſeit dreißig „Jöhren“ umgibt.

Schnuphaſe, oder nach ſeiner eigenen Ausſprache „Schnuphöſe“, beſitzt eine nie „ermöngelnde“ Erge-

benheit. Er ist das Factotum aller menschlichen Bedürfnisse des höhern und niedern „christköthölischen" Klerus. Er ist der Beichtvater der Beichtväter. Herr Maria, von Hildesheim durch eine glückliche Gesellenschaft und darauffolgende Verheirathung gen Westen verpflanzt, ist wohlangesehener Bürger und Hausbesitzer in der stolzen Königin des großen „S—trömes", die wir kennen lernen werden. Er ist der „Figaro hier", der „Figaro dort" des Domstifts und aller derer, die sein Vertrauen suchen und nicht suchen! Dienen, dienen um jeden Preis, dienen und wär's auch nur um die regelmäßige Abnahme seiner weltberühmten Wachskerzen für Haus und Altar, seiner Lebkuchen für den Weihnachtsbaum, seiner Stickereien, deren Anfertigung seine beiden Töchter Eva und Apollonia zu den Garderobièren aller Gottesmütter des Landes und aller sonstigen heiligen Toiletten gemacht hat ... dienen war „Herrn Maria's" Lebensaufgabe! Wo ereignete sich das Weihen einer Kirche auf zwanzig Meilen in der Runde, stromauf, stromab, ins Frankenland hinein und hinüber auf die rothe Erde, daß Herr Maria fehlte? Oder eine Priesterweihe oder ein Zweckessen oder ein großes Leichenbegängniß oder eine Glockenweihe oder eine Wallfahrt oder eine Schaustellung wunderthätiger Bilder oder Reliquien ... Herr Maria sollte fehlen? Herr Maria, der kleine, immer vom Feuer der Ueberzeugung sowol wie vom edelsten Ahrbleichert Geröthete? Er war einer der Cherubs, flammend von der Nase bis zum Schwert, die an der Kathedrale in der Residenz des Kirchenfürsten die Eingangsportale hüteten! Dabei durfte er auch wandeln auf Erden wie ein Cherub auf

Urlaub, ein Cherub der Legende, zu Wagen, zu Roß, per Dampf auf der kühlen Welle oder der hie und da schon sich streckenden Schiene!.. Herr Maria wohnte in einem der alterthümlichsten, massivsten Häuser, die man sich durch hochwürdigste Protection nur erwerben kann. Er war in seiner Art ein Napoleon. Wenigstens war die Biene sein Symbol. Er hätte eigentlich in einem Bienenmantel bei jeder Procession voranschreiten müssen, wie er oft voranschritt, dann freilich im schwärzesten der schwarzen unter seinen vielen Fräcken, mit entblößtem Haupte und eine seiner eigenen Kerzen tragend... Die Bienen hatten ihn gelehrt, Honig früh von Wachs zu unterscheiden, aus jenem die lieblichsten nürnberger Leb- und thorner Pfefferkuchen und baseler Leckerlis zu gestalten, aus diesem aber Kerzen, reine, weißgelbe edle Wachskerzen zur heiligsten Weihe. Und diese Bienen hatten ihn auch die Emsigkeit gelehrt, den rastlosen Fleiß, das Sammeln auf allen Fluren und Wegen und Stegen für seinen eigenen Schatz und den des Reiches Gottes. So erlebte er freilich die Berufung zu den höchsten Steuersätzen durch diesen kalten protestantischen, keine Exemtionen duldenden „Staat", aber auch die Mittel, sie quartaliter pünktlichst zu berichtigen. Herr Maria galt für wohlhabend, aber er war reich. Das wußten Domherren und Capitulare und Officiale und Curaten bis zu Psalteristen und Calcanten hinunter. Dominicus Rück, der mächtige Procurator, Benno's Principal, wußte es gleichfalls. Der hatte ihn auf der Liste aller derer, die in großen Erbschaftsfragen, wie z. B. jetzt in der der Dorste-Camphausen, Mündel- und Pupillengelder auf die rechten Plätze

anzulegen wiſſen. Und was gab es nicht allein ſchon auf dem geiſtlichen Gebiete zu rechnen und zu zählen! Was hatten die Herren von Sancta-Columba und Den Apoſteln und Den ſieben Schmerzen und allen Kirchen dieſſeit und jenſeit des Stromes nicht für einen Neffen dort, für eine Nichte da liebevollſt zu ſorgen, aufzunehmen und abzutragen! Was gab es nicht Kapitalien unterzubringen! „Schicket euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit!“ Herr Maria kannte das ganze Land, kannte alles, was neben Bienen auch Korn und Gerſte zieht und Hypotheken braucht. Freilich war er nicht in dieſer Gegend geboren, aber er war geboren in dem Lande der Höflichkeit, der feinſten deutſchen Ausſprache, der gewählteſten Umgangsformen. Er wurde überall gut aufgenommen und nie übermüthig. Er hatte von den Bienen die ſchöne Harmonie gelernt, die Unterordnung unter einen gekrönten Weiſel, unter die ſelbſtbeſchauliche Trägheit vornehmer Drohnen; ſelbſt jener poetiſche Schwung fehlte Herrn Maria nicht, den die Alten mit den Bienen bezeichnen wollten, wenn ſie im Munde eines göttlichen Redners die Biene abbildeten oder einen Sophokles an ihr ſterben ließen . . . nein, Sophokles ſtarb an einer verſchluckten Weinbeere! Aber ſchon die attiſchen Bienen ruhten vielleicht am liebſten auf ſolchen Weinbeeren, die von Chios und Tenedos an den Iliſſus verpflanzt wurden! Schnuphaſe beſtätigte den Naturforſchern, daß die Bienen am liebſten ſich den Honig vom Safte der Weinbeeren ſaugen. Oder verurtheilt ihr ihn deshalb? Lebte der ſchwungvolle Mann nicht im Lande der köſtlichſten Reben? Er, der nur „brauns-weiger“ Mumme oder

goslarer „Göſe“ als die höchſten Errungenſchaften der dürſtenden Menſchheit bei ſeiner Geburt kennen gelernt hatte, er bekam ſein rothes Näschen, ſeine rothen Wänglein, die dem weißen Lockenköpfchen allerliebſt ſtanden, nur auf den ſchönen Rebenhügeln ſeines neuen Vaterlandes, unter den epheuumwundenen Burgruinen, da, wo man ringsumher dicht neben dem Anblick des Großen und Schönen auch überall einen Guten ſchenkt. So zu ſtehen auf „erhöhenſtem“ Standpunkte, ſo mit dem grünen „Römergläſe“ allen „Köpöllen“ und Kirchen und „Dömen“ und „Stiften“ und „Köthödrölen“, die er erleuchtete, allen Tannenbäumen ringsumher, die er zur Weihnachtszeit mit Lichtern und Lebkuchen ſchmückte, allen Kaplanen und Pfarrern, die er mit wundervollen Meßgewändern bekleidete, ein Hoch nach dem andern auszubringen — wer konnte ihm das verdenken! Blieb er nicht immer ſein, nicht immer nobel, immer Herr ſeiner weißen Wäſche, Hüter ſeiner Manſchetten, Meiſter im Knoten ſeiner weißen Binde, zierlich und manierlich? Einem Weihbiſchof die Hand zu küſſen, hätte ihn von allen Schäden der Pathologie geheilt! Glücklicherweiſe war er geſund und fühlte ſich im Ahrbleichert und ſeinem Berufe wie der Fiſch im Waſſer! Oder er war ſelbſt wie eine ſeiner Kerzen! Erſt Product einer von tauſend Enden und Ecken der geſammelten Betriebſamkeit — und dann ſo ſanft ſich ſelbſt verzehrend im Lichte, in aufwärtsſtrebender Feuer, heiliger Flamme und fanatiſchſter Hingegebenheit an alles, was ſich nur für ſein römiſches Ideal unternehmen, betreiben, wühlen ließ! Betriebſamkeit ließ ihn, wie Löb Seligmann, der Bruder der Hafen-Jette,

vom Felde die Früchte „auf den Halm“ kaufte, den Reps „auf die Blüte“, den Taback, die Runkelrübe „auf Stengel und Knollen“, ſo den Honig und Wachs kaufen „auf die Blume“, auf die Blume, wenn über dem duftenden Kelche noch die grünen Weberinnen wetteifernd mit den Schmetterlingen ſummten und ſchwelgten! Und faſt alle Stöcke der Bauern und Schullehrer waren ſo dem tendenziöſeſten aller Tendenz-Tendenzer verpfändet, noch ehe die Zellen ſich füllten. „Die Blume“ — darauf war er Kenner! Und er drückte niemanden. Er handelte wie ein Mann, der die heilige Ehre genoß, mit Stolen, Alben, Manipeln, Fahnen, Standarten, Demonſtrationen, ſelbſt Intriguen die Glorie des katholiſchen Lebens zu mehren, die Hochämter bis nach Lüttich und Antwerpen hin und die großen Dome — o wär' es bis an die Peterskuppel von Rom geweſen! — mit Licht-, Gold- und Silberglanz zu füllen!

Herr Schnuphaſe überbrachte vom Herrn Kaplan Michahelles, dem Secretär des Kirchenfürſten, einen Brief, der für St.-Wolfgang beſtimmt war.

Ein Auftrag Sr. Eminenz? fragte der Dechant erſtaunt, als Bonaventura den Brief erbrach.

Frau von Gülpen zitterte bei dieſem Worte jetzt auch noch zu alledem vor — Devotion . . .

Zu dienen, Höchwürden! ſprach Herr Maria.

Ohne weitern Aufenthalt? ſagte Bonaventura betroffen im Leſen halb für ſich.

Ohne allen weitern Aufenthölt, Höchwürden!

In die Reſidenz ſollſt du kommen? fragte der Dechant hocherſtaunt.

Zu dienen, Höchwürden! beſtätigte Schnuphaſe.

Des Dechanten Herz klopfte faſt hörbar von einer Ahnung, die mit der vorhin unterbrochenen Warnung im innigſten Zuſammenhange ſtand. Gerade das hatte er ſagen wollen, gerade vor der Gefahr warnen, die jetzt für Venaventura heraufzog!

Zu all den Foltern, die Frau von Gülpen zu überſtehen hatte, kam nun noch die, ſehen zu müſſen, wie der Dechant förmlich erblaßte und ſich an ſeinem Tiſche halten mußte... Alle ihre Gedanken gingen nun wieder blos auf die Hausapotheke, auf ihre niederſchlagenden Pulver — und dabei ſah der geliebte Mann offenbar doch nur mit der Abſicht ſo ſcharf jetzt auf ſie hinüber, um ſie zu entfernen, ſich allein zu wiſſen mit Vona und über den empfangenen Brief mit ihm eine Scene zu haben... eine Scene!

Herr Maria, nichts ahnend als nur Gutes, äußerte: Hochwürden werden gewögentlichſt in meinem Hauſe abs—teigen! Ich bitte! Ich bitte! Es iſt der Befehl — wollt' ich ſögen der Wunſch Sr. Eminenz, daß Ew. Hochehrwürden bei mir wöhnen! Im ſogenannten ſ—teinernen Hauſe, dicht an der Köthödröle!

Der Dechant beherrſchte ſich nicht länger. Windhack bekam Befehl, Herrn Schnuphaſe, der es einräumte, ſich noch „im ungefrühſtückten Zuſtande" zu befinden, ein Déjeuner à la fourchette vorzuſetzen... Frau von Gülpen durfte dem entſcheidenden Blick, dem Wunſche, der ſie in dieſem Moment aus den Augen des Dechanten machtgebietend traf, ſich nicht widerſetzen... Sie ging... ſie ging auf Venaventura mit einem Blick, der ihn um aller Heiligen willen, die im und nicht im Kalender ſtehen, bat, den Dechanten zu ſchonen!... Sie? Sie ſelbſt?

Ach ſie war ja gewohnt alles zu tragen! ... Als ſie noch Herrn Schnuphaſe's Diener und „gehorſamſten Befehle" und „unterthänigſten Bereitwilligkeiten", auch „die Abſicht, den nähern Beſcheid abwörten zu wollen", unterbrechen mußte und die Thür öffnete, die zum Corridor führte, und nun wieder mit Herrn Schnuphaſe zu complimentiren hatte, wer zuerſt ginge, da warf ſie noch einen Blick gen Himmel ... Er war gemiſcht aus Kummer und ſchon wieder doch — aus der ſeligſten Freude: Dieſe Bürden — wie ſind ſie ſo ſchwer und dennoch — wie wär' ich unglücklich, wollte ſich irgendjemand unterſtehen, ſie mir abzunehmen!

Bonaventura und der Dechant waren allein.

Mein Sohn! rief der Greis jetzt ausbrechend und mit der ganzen zurückgehaltenen Kraft ſeiner Furcht und Aufregung, mein Sohn! Was iſt das?

Er warf ſich dem jungen Prieſter mit einer Leidenſchaft, die dieſer an ihm nie gekannt, an die Bruſt.

Was kann, was ſoll dir beſchieden ſein! fuhr er fort. Auch dich wollen ſie haben! Auch dich wollen ſie in ihre Strudel ziehen! Wir gehen den troſtloſeſten Verwirrungen entgegen — o mein Sohn! Mein Sohn! Folge dieſem Briefe nicht! Ich beſchwöre dich! Widerſtehe!

Wie kann ich? erwiderte Bonaventura und erinnerte den Greis an die allbekannte Stellung des Kaplans Michahelles.

Dieſer hatte einfach und kurz geſchrieben:

„Hochwürdigſter Herr! Im Auftrage Sr. Eminenz ell ich Sie erſuchen, ihm binnen acht Tagen perſönlich Ihre Aufwartung zu machen. Ihr hochachtend ergeben

ſter Eduard Michahelles. Alles zur größern Ehre Gottes."

Das Loſungswort der Jeſuiten! ſagte der Dechant mit tiefſter Erbitterung. Bona! Bona! — es würde den Reſt meiner Tage kürzen ...

Theurer Onkel! unterbrach der Pfarrer und umarmte den Dechanten. Warum dieſe Sorgen! Man beruft mich zu irgendeinem harmloſen Auftrage! Der Kirchenfürſt iſt aus unſerer Heimat gebürtig! Er kannte den Vater ...

Sein Arm iſt gewaltig, ſein Wille ſtark — Bona! Es iſt mir, als ſäh' ich dich von mir geſchieden! Geiſtig geſchieden!

Ich werde prüfen und nur das Gute behalten!

Sie werden deine Liebe zur Religion mit einem neuen, dir fremdartigen, verfälſchten Stoffe ſchüren! Sie werden dich in ihre Bahnen reißen, die Bahnen der Zerſtörung, des Kampfes, der Auflehnung gegen Geſetz und Obrigkeit, des Kampfes gegen das theuere Vaterland! ... Prieſterberuf! Die Kirche! Rom! Das werden die Formeln werden, die deine Ueberzeugungen binden, deinen Willen gefangen nehmen — Bona!

Der junge Prieſter zuckte die Achſeln und deutete auf den Brief ...

Du — mußt — folgen! ſagte der Dechant endlich wie tonlos. Sicut cadaver estote! Ihr ſollt ſein wie die Leichname! ... Lebe wohl!

Beide gingen ... ſie gingen erſt noch zuſammen. Der Dechant nahm ſchon jetzt Abſchied von dem jungen Prieſter, den, wenn er wahr ſein wollte, der Ruf des Kir-

benfürſten in die außerordentlichſte Aufregung verſetzte, ja bis zur Begeiſterung erhob.

Um den Greis zu tröſten, ſagte er:

Fiat lux in perpetuis!

Wie? blickte der Dechant auf und ſah ihn auf dies Wort betroffen an. Es war die Loſung der aus Italien gekommenen Aufforderung ...

Doch ruhig und harmlos hielt Bonaventura des Greiſes Frage aus. Der Dechant ſah, daß dieſe Worte nur durch einen Zufall geſprochen wurden.

Am Hauſe unten trennten ſie ſich ...

Herrn Maria feſſelten Windhack und das Frühſtück ...

Den Dechanten hielt eine Weile noch der nun angekommene froh ſcherzende und grüßende Napoleone Bianchi auf. Catone trug ein Bret voll Gipsabgüſſe, friſch gefüllt, und unter den Heiligen ſtand ein Apollino, ſtand der Knabe mit dem Schwan, ſtand Dannecker's Ariadne ... Alle Jahre brachte Napoleone dem Dechanten irgendetwas, was ſeinen Geldbeutel in Contribution ſetzte und Frau von Gülpen für die Unterbringung in den ſchon überfüllten Räumlichkeiten neue Sorgen machte ...

Der Dechant beſchied den alten Bekannten, gezwungen freundlich, auf den Nachmittag und wandte ſich zum Dome von St.-Zeno, während Bonaventura auf dem Wege zu dem Weinberg des Oberſten bereits hinter den Bäumen verſchwunden war.

einen großen Theil des längs eines Hügels sich hinstreckenden malerischen Todtenfeldes, auf welchem eine reiche Saat der Auferstehung entgegen reift, und welches einem Lustgarten mit schönen Anlagen, schattigen Spaziergängen und zahlreichen Monumenten gleicht." —

Börne war klein und hager von Gestalt. Seine Haltung war nachlässig. Gern hielt er die Hand auf den Rücken gelehnt. Seine Gesichtsfarbe bleich, stark und dicht das dunkelbraune Haar, das Auge hellglänzend. Ein starker Bart bedeckte die eingefallenen Wangen. Das in Lithographieen und Stahlstichen verbreitete Gemälde des Malers Oppenheim wird als sehr ähnlich gerühmt. David arbeitete ein Medaillon, das dem Gemälde an Aehnlichkeit nicht gleichkommen soll.

Ein Freund des Verstorbenen schreibt mir von ihm: „Börne war von kräftigem, aber zartem Körperbau. Seine Stimme war angenehm wohlklingend, mehr hoch als tief und nicht stark. Sein Auge dunkel und feurig; sein Gesicht regelmäßig geformt. An seinem feinen und schönen Munde erkannte ein Physiognomiker leicht die Kraft seiner Ironie. Spuren des Tabaks entstellten zuweilen die gewählte, saubre Wäsche. Aeußerlich von einer ruhigen Gemüthsart, erschien er auch selbst dann ruhig, wenn es heftig in der Brust kochte. Die Ruhe war einmal seine philosophische Art, nicht anerzogen oder erlernt. Außer sich konnte ihn nur die Nähe langweiliger Menschen bringen. Er war sehr mäßig, aß wenig, trank nie Wein. Auf Kleinigkeiten verbrauchte er viel Geld. Wenn er an einem Laden vorbeiging und es gefiel ihm etwas, so kaufte er es, selbst wenn es Spielereien waren, die er verschenkte. Er hatte oft die Taschen voll Naschwerk, um Frauen und Kinder damit zu füttern. Für seinen Umgang

## 11.

Inzwiſchen war Lucinde nicht müßig geweſen.

Eine Weile hatte es gedauert, daß das Billet der Frau von Gülpen ſie ſo niederſchmetterte, wie vor Jahren einſt der Tod Serlo's an jenem Abend, als ſie in ihm den einzigen Menſchen zu finden hoffte, der für ſie noch auf der Welt tröſtend leben konnte.

Eine Weile hatte ſie ſich geſagt:

Du gehörſt denn alſo wirklich zu den Unglücklichen, die keine Ruhe im Leben finden werden! Zu den Gezeichneten, vor denen alles flieht! Zu denen, die gehaßt werden, wo ſie lieben, falſch erſcheinen, wo ſie voll Vertrauen ſich hingeben! Zu den Unglücklichen, vor denen die Mütter ihre Kinder wegziehen, weil ſie glauben, ſchon ihre freundliche Anrede thäte ihnen Leids, ihr Auge ſchon hätte den böſen Blick, der Verderben bringt! Zu den Unglücklichen, die, was ſie auch im Leben beginnen, nie und keinem etwas recht machen können, immer eine andere Abſicht haben ſollen, als ſie ausſprechen oder zeigen, ... ach und denen die Natur ſelbſt ſchon, grauſam genug, wirklich auch die Hand des Ungeſchicks gegeben hat, die alles fallen läßt, was ſie angreifen, alles nur noch mehr verwirrt, was ſie löſen möchten!

Sie kämpfte zwiſchen zwei Rathgebern und Beiſtänden jetzt ... Bonaventura oder Beda Hunnius ...

Jener war geſtern, auch vorgeſtern, ſo freundlich und ſo gut geweſen ... Ihr einziges Lebensziel, in dieſes Prieſters Nähe und Vertrauen, im Abglanz ſeines Lichts zu leben, und wär' es als Magd ... es war ihr wieder in ſo unmittelbare Nähe gerückt ... Und doch auch er! Wie ablehnend war bei alledem dieſe ſeine Freundlichkeit, wie kalt ſeine Höflichkeit! Es ſchien ihr ſo ſeltſam, daß auch Bonaventura ſich vor ihr fürchten konnte, fürchten als Verführerin zum Bruch ſeiner Gelübde! Bitter ſagte ſie ſich: Daß doch dieſe Männer ewig nur dies Eine in uns finden können —! Nur dies Eine —! Nie und nirgends etwas Anderes!

Nach einigen Stunden der Verzweiflung, des Zornes, der Hoffnung auf einen verſöhnlichen Schritt vielleicht von Seiten des Dechanten oder von Seiten Bonaventura's, entſchloß ſie ſich — da ſie Bonaventura und den Dechanten nun auch noch das Haus verlaſſen ſahe und nichts kam, ſie zu befreien von ihrem Jammer, von ihrer Demüthigung, — die Hülfe Beda Hunnius' in Anſpruch zu nehmen.

Ihr Zimmer zu verlaſſen wagte ſie nicht — aus Scham, etwa Benno oder Hedemann zu begegnen — jeder Stein ſchien ſie zu verhöhnen — jedes Baumblatt ſchien ihr ein ſie verletzendes Mitleid mit ihr zu haben.

Sie wollte an Hunnius ſchreiben ... Geräthſchaften dazu gab es in ihrem Koffer ... Sie öffnete und legte alles Nöthige heraus ...

Als ſie geſchrieben, hatte ſie zwei Gelegenheiten, deren ſie ſich zur Abgabe des Briefes bedienen konnte ...

Die eine war Napoleone Bianchi, der ſich vom Dechanten nicht ganz hatte abweiſen laſſen, ſondern die Treppe hinaufſtieg und nach Signora Schwarz fragte ...

Auch das mußte Frau von Gülpen hören und ſehen!

Der Ankauf ſchon einer Kunſtſammlung im Hauſe! ſagte ſie, als ſie den Italiener an die Thür verwies, wo man den Moſes Michel Angelo's hatte kaufen wollen.

Lucinde begrüßte den Italiener gefaßt, lehnte den Ankauf nicht ab, gab für die Statue, was Napoleone verlangte.

Sie ließ dann Porzia grüßen. Sie erfuhr, daß Hedemann ſeiner Tochter geſtern ganz den Dienſt erwieſen hatte, den ſie vorausgeſetzt.

Auf ihren Glückwunſch zur „ſchönen Müllerin von Witoborn" machte Napoleone eines der charakteriſtiſchen Zeichen, mit denen der Italiener dreierlei Gedanken zu gleicher Zeit ausdrücken kann, ſagte aber doch:

Herr Hedemann wollte von Ihnen italieniſch lernen!

Bitter lächelnd über die Zerſtörung aller dieſer ſchönen, ſo traulich geweſenen Hoffnungen, überlegte ſie, ob ſie ihren Brief für die Stadtpfarrei durch Napoleone beſorgen laſſen ſollte.

Dabei fiel aber ihr Blick vom Fenſter aus auf einen andern Ankömmling, der in den Wegen des Parkes ſichtbar wurde, eine hohe, kräftige weibliche Geſtalt, die unverkennbar die Jüdin von geſtern war. Sie trug auf dem einen Arm ein Kind, auf dem andern einen großen verdeckten Korb.

Rufen Sie mir jene Frau mit dem Korb und dem Kinde herauf! sagte sie zu dem Italiener, der sich entfernend der aus ihrem Erstaunen nicht mehr herauskommenden und wie auf Wachtposten befindlichen Frau von Gülpen in der That die Mittheilung machen konnte, daß Lucinde ihm einen seiner werthvollsten Abgüsse abgekauft hatte.

Sinnend stand Lucinde vor dem Gesetzgeber der Juden, dessen kolossale und markige Formen eher einem Hercules angehörten, wenn man nicht an den Propheten des „starken und eifrigen" Gottes denken wollte ...

Ist doch nicht jeder Priester nur ein Schatten! sagte sie sich. Nicht jeder nur ein kalter todter Begriff! Nicht jeder nur die Drohne im Bienenstock! Nicht jeder nur ein Mann in langem Frauengewande!

Es paßte auf Moses und auf Beda Hunnius ...

Sie hatte den Brief noch einmal überlesen. Sie schilderte dem neuen Freunde ihr Misgeschick in der Dechanei und bat um seinen Beistand ...

Als sie gesiegelt, klopfte es ...

Die Hasen-Jette trat ein ...

Auch ihr hatte Frau von Gülpen mit den Worten den Weg zur Mansardenstube gewiesen:

Ich sehe, dort oben bekommt noch heute die ganze Stadt Audienz!

Frau Henriette Lippschütz trat in gewählterer und minder phantastischer Kleidung ein, als sie diese Nacht getragen hatte. Am rechten Arme hielt sie einen mächtigen Korb voll frischgeschossenen wilden Geflügels, das auf einer Unterlage von zusammengerollten und gleichfalls

verkäuflichen groben Scheuertüchern, Zwirngebinden, Bandrollen, Schwefelfäden, Feuerzeugen und dergleichen ruhte; auf der Linken trug sie einen Knaben von mindestens schon zwölf bis dreizehn Jahren.

Tragen Sie einen so großen Jungen noch auf dem Arme? fragte Lucinde.

Mein Davidchen! antwortete die Jüdin. Das Kind ist so schwach auf die Beine! Und weil die Tante Ley nun gestorben ist, fürchtet sich das Kind zu Hause! Wir wohnen gerade gegenüber dem Unglück! Komm, Davidchen, ich setze dich auf das schöne Sopha da! Das Fräulein erlaubt es! Womit kann ich dienen?

Lucinde nahm Kleider und Wäsche vom Sopha fort. Aber der schon so große Knabe protestirte mit langgezogenem, weinerlichem Tone und hielt sich fest am Halse seiner Mutter.

Fürchtest dich doch nicht, Davidchen? Eine so schöne Dame! Hände wie Seide! Komm, Davidchen! Laß dich sitzen!

Nein! war die Antwort, weinerlich langgezogen und entschieden.

Und voll unendlichster Milde und Nachgiebigkeit sagte die große Frau:

Willst du nicht, Davidchen? Nun, so gib dich nur! Ich will den Korb niederstellen! Womit kann ich dienen, Fräulein?

Dabei hielt die Frau unverwandt den schweren Knaben.

Ich hätte gern einen Brief von Ihnen in die Stadt besorgt — sagte Lucinde ...

Die Frau nahm den Brief; aber David ſagte:

Ich — ich will ihn haben!

Willſt ihn haben, mein Sohn? ſagte die ſchwächſte aller Mütter. Er kann nichts ſehen Geſchriebenes, er will's haben! Gelt, David, du gibſt einen Gelehrten?

So ſchmeichelte ſie dem David, nur damit er nicht den Brief zu tragen begehrte. Die kluge Frau ſah wohl, daß das Fräulein nicht den Brief offen getragen wünſchte.

Zum Glück war David eitel und wollte noch gründlicher ſeine Kenntniſſe leuchten laſſen.

Er zeigte auf den Korb und ſagte:

Achetez quelque chóse Mademoiselle! Nous avons des jolis objets à vendre!

Was hat er geſagt? Was hat er geſagt? rief die entzückte Mutter.

Lucinde überſetzte es und rühmte aufrichtig des Knaben Genie.

Der Onkel laßt ihn lernen alles zu Hauſe durch Maitres! Das Kind iſt ſo klug! Aber es kann nicht gehen in die Schule! Gleich iſt es müde, wenn es iſt gegangen eine halbe Stunde — es iſt ſo ſchwach auf die Beine!

Alſo David kann gehen! ſagte Lucinde voll Entrüſtung über den großen Jungen, der ſich tragen ließ ...

Er ſtudirt ſoviel! wiederholte die gute Mutter.

Aber wieder wollte David den Brief haben und die Adreſſe leſen.

Er bekam ihn auch und überſetzte die Adreſſe gleich ins Franzöſiſche ...

Das Kind! sagte Frau Lippschütz. Nicht wahr, Fräulein, der Brief ist auf die Post?

Auf die Post? wiederholte Lucinde. Sagt' ich's denn noch nicht? Nein, liebe Frau! (Sie gab ihr ein Geldstück.) Bringen Sie den Brief in die Stadtpfarrei —

Wohin? fiel die Frau mit einer sich verdüsternden Miene ein.

Zu Herrn Hunnius!

Hunnius —? sagte die Jüdin und während sie immer mehr in Verlegenheit gerieth, betrachtete David das der Mutter sogleich aus der Hand genommene Geldstück.

Ein Frédéric d'argent! sagte er.

Was hat er gesagt?

Ich hätte Ihnen einen silbernen Friedrichsder gegeben!

Ein Viergroschenstück ein silberner Friedrichsder!

Doch erhob sich die Freude der Mutter nicht mehr zu dem frühern strahlenden Glanze über die Kenntnisse und den Witz ihres Kindes, sie zögerte und nahm Anstand, das Billet in die Stadtpfarrei selbst zu tragen ...

Fräulein! sagte sie. Ich muß Ihnen etwas sagen! Ich will schicken eines von den Kindern der armen Frau Ley! Es will auch kommen ein Herr, der Trendchen Ley möchte mitnehmen in die Stadt und will sich erkundigen nach ihr beim Herrn Stadtpfarrer! Ein Kind wie eine Prinzessin! Dabei die Arbeitsamkeit selbst!

Warum wollen Sie denn nicht selber gehen?

Ich kann nicht gehen in die Klostergasse —

Liegt dort die Stadtpfarrei?

Ich kann nicht gehen über die Schwelle der Stadtpfarrei —

Sind Sie so rechtgläubig?

Die Jüdin lehnte dieſe Auslegung ab —

Auch die Dechanei iſt die Wohnung eines chriſtlichen Geiſtlichen ... ſagte Lucinde.

Die Jüdin ſah ſich um, mit einer Miene, die offenbar ſo viel ſagen wollte als: Hier, in dieſem toleranten Hauſe empfind' ich nicht das, was mich in der Stadtpfarrei ſtören würde ...

Dabei fiel ihr Auge, das ſie unverwandt nur auf ihren David gerichtet gehabt hatte, jetzt erſt auf das anſehnliche Gipsbild, das Lucinde auf eine Kommode geſtellt.

Gott! rief ſie plötzlich. Wer iſt der Mann?

Hercules, der Gott der Stärke! ſagte David ...

Nein — warf in ſteigender Aufregung ſeine Mutter ein —

Es iſt Moſes, euer Geſetzgeber! berichtigte Lucinde.

Hätte mir eins geſagt: Henriette, es iſt dein Onkel, der Doctor Leo Perl — ich würde geſagt haben: Der Kopf! Der Blick! Das Auge, ja! Gott im Himmel, es war ein Mann — man hätte geglaubt, er zerſchmeißt die Welt — und muß ſich taufen! Taufſt ſich in der Stadtpfarrei! Hier in Kocher vor ſeiner ganzen Familie! Es war meiner Mutter Bruder! Und der Mann, geweſen wie ein Löwe, iſt zuſammengegangen wie ein Kind, wie wenn ich ſagen wollte, der Moſes da auf der Kommode geht zuſammen wie hier mein David auf dem Arm!

In dieſe lebhafte Anſchauung einer Phantaſie, die auch

das kleine Gipsbild gleich nur im vollen Bilde des Propheten sah, den es bedeutete, wiederholte mehrmals David mit kritischer Schärfe:

Warum sitzt Moses?

Die Mutter, die wieder leicht im Stande gewesen wäre, zu erwidern: Auch er war schwach auf die Beine! hatte vor Trübheit ihrer Erinnerungen keinen Ausdruck der Bewunderung mehr über diese Frage, die schon Winckelmann beschäftigt hat, sondern hob den Korb in die Höhe, bat Lucinden, ihr die Thür zu öffnen und versprach, das Billet so pünktlich besorgen zu lassen, als wenn sie es dem Stadtpfarrer selbst überbracht hätte.

Lucinde entsann sich aus des Dechanten gestriger Erzählung, daß Leo Perl von ihm sein Freund genannt worden war und sogar der Geistliche gewesen sein sollte, der Bonaventura getauft hatte.

Es vergingen ihr jetzt zwei der peinlichsten Stunden ihres Lebens.

Ungeduldig schritt sie auf und nieder, las eine Weile, schrieb, schloß und öffnete das Fenster, sah bald nach dem kleinsten Geräusch, bald verschmähte sie es, dies nach einem größern zu thun ...

Wagen rollten an und ab ... Aus der Ferne hörte sie die militärischen Uebungen — Trommeln und Schießen ... Sie las in Serlo's Erinnerungen — in Hyazinths' Sarensrosen — sie schrieb an Joseph Riggl ... an den Vorsteher des orthopädischen Instituts ... sie wußte noch nicht, ob sie dorthin zurückkehren sollte ... Sie zeichnete sich mit der Feder auf ein leeres Blatt Papier als Pilgerin mit dem Muschelhut und dem Wanderstabe —

sie dachte allen Ernstes daran, vielleicht so hinauszuwandern in die weite Welt und die zu ärgern, die für ihre katholische Wiedergeburt so wenig Anerkennung hatten ... Sie sagte sich: An der Schwelle der Peterskirche will ich sterben!

Die Hoffnung, daß plötzlich Bonaventura eintrat oder der Dechant oder Benno oder irgendwer, der eine Vermittelung versuchte, erfüllte sich nicht.

Gegen Mittag erschien Windhack und bot ihr zu essen. Er wollte ihr, was sie nur begehrte, auf ihr Zimmer bringen ...

Sie schüttelte den Kopf und wandte ihm den Rücken ...

Im Spiegel sah sie, daß sich der Alte zu verwundern schien über die gemüthliche und noch so wohnliche Ordnung des Zimmers, die keine Spur einer Zurüstung zur Abreise trug.

Das Gipsbild wird halt ein bissel schwer zu verpacken sein! sagte er, mit Erwartung, was auf diese ironische Andeutung erwidert würde.

Statt aller Antwort trat Lucinde an die Kommode, fuhr einfach mit der Hand über sie hinweg und warf die Figur hinunter, sodaß sie in hundert Scherben im Zimmer lag.

Windhack schien sein Gefallen an dieser Kraftäußerung zu haben ... Lächelnd sagte er:

Wenn Ihnen das Zimmer zu dumpf ist, Fräulein, und Sie frische Luft schöpfen wollen, hier geht gleich die Treppe zu meiner Sternwarte hinauf!

Lucinde sah nicht hin, dankte aber mit einer stummen Kopfverbeugung.

mit Frauen und Kindern machte ihn besonders auch seine unermüdliche, nur zu oft auf die Probe gestellte Geduld fähig, die ihn nur dann verließ, wenn man ihn langweilte. — Als ich Börne kennen lernte, war er sehr hypochondrisch. Zum Theil hatte diese Hypochondrie einen körperlichen Grund. Er litt, sehr blutreich, an Congestionen nach Kopf und Brust. Zum Theil lag die Hypochondrie damals an dem Triebe, sein Talent durch irgend etwas geltend zu machen, während ihm dafür das rechte Material fehlte, bis sich später das Volksleben an ihn drängte und er sich von den Wogen der Zeitgeschichte treiben ließ; die Sorge um das Allgemeine ließ nun den eignen Körper vergessen; die Klage um das eigne Unbehagen verhallte im Schmerzruf der Allgemeinheit. Mein eignes prosaisches Verdienst dabei ist dies, daß ich ihm das Rauchen empfahl. Nun blies er seine Grillen in die Tabakswolken und wurde ein so leidenschaftlicher Raucher, daß darüber seine Hypochondrie in Dampf aufging. — Durch seine Hämorrhoidalcongestionen hatte Börne mehrmals Anfälle von Bluthusten, welche ihn öfters in Lebensgefahr brachten. Organische Veränderungen in den Lungen fanden dabei nicht statt und immer glückte es, ihn wieder herzustellen, bis in den letzten Jahren, wo diese Anfälle wegblieben, sein Leiden einen Charakter annahm, der ihm den Tod brachte." *)

*) Ueber Börne's Aeußeres möchte noch Folgendes von Interesse sein. Es ist von David's Büste die Rede: „Zum Vorwurf bei dieser Arbeit hatte der Künstler das Medaillon, wozu ihm Börne im Juni 1836 gestessen, und ein von M. Oppenheim gemaltes Bildniß Börne's. Eine treffe Individualisirung und Belebung war daher nicht wohl zu erwarten, und wir dürfen uns schon zufrieden geben, daß wenigstens die Aehnlichkeit im Allgemeinen erreicht und herauszufinden ist. Ich möchte den Kopf mehr idealisirt als ähnlich nennen. Das vorliegende, sehr ausdrucksvolle Kinn hat nichts mit der Wirklichkeit zu schaffen; mehr der Wahrheit und Natur getreu ist der feingeschnittene Mund — ein aufzeichnender Zug im Gesichte Börne's — welchen, wenn er zu letzterm Zweck sich öffnete, das Lächeln der Milde und Duldung, des feinen Spotts und gutmüthigen Humors umschwebte.

Der Dechant drückt Ihnen sein Bedauern aus! Er hat es eben erst jetzt nach seinem Ausgang erfahren! Er läßt Sie fragen, ob Sie noch etwas zu wünschen hätten?

Lucinde schüttelte den Kopf.

Herr von Affelyn, der Pfarrer, ist schon nach St. Wolfgang zurück ...

Lucinde hielt mit beiden Händen krampfhaft das Bret am Fenster fest und sah zitternd in den Park und gen Himmel.

Ein Bote hat ihn nach der Residenz des Kirchenfürsten berufen ... Man sagt, er wird dort in eine offene Stelle an den Dom kommen ...

Sie lächelte bitter. Ihre Gedanken sprachen:

Empor zu Paula's Prophezeiung!

Fräulein! näherte sich Windhack vertraulicher ...

Sie erwarten einen Brief? sagte er.

Nun wandte sich Lucinde ...

Frau von Gülpen, flüsterte er, läßt niemanden mehr zu Ihnen! Hier den Brief da ... den hab' ich halt dem Treudchen Ley abgenommen ... aber heimlich ... Sie wollte Ihnen für Ihre Theilnahme danken, sagte sie. Ich merkte gleich etwas. Frau von Gülpen meinte, des Nachts wäre noch keine ihrer Nichten so aus dem Hause gelaufen und wenn noch soviel Menschen in der Stadt im Sterben gelegen hätten ... Sie würden abreisen! sagte sie. Und während mir das arme Kind dann vom Begräbniß der Mutter erzählte und von einem prächtigen Dienst, den sie bekommen soll, ließ ich mir heimlich von ihr halt den Brief zustecken ...

Dann sich umsehend, wie wenn Frau von Gülpen an der Thür lauschen könnte, gab ihr Windhack das Billet.

Er entfernte sich, um dem Verdacht zu entgehen, als wenn auch er sich „mit der Person auf Gesprächen betreffen ließe".

Es war die Antwort des Stadtpfarrers.

Lucinde erbrach und las:

„Meine Hochverehrteste! Ich bin aufs tiefschmerzlichste berührt von der Ihnen widerfahrenen Behandlung! Kaum eine Freundschaft gewonnen, wie die Ihrige, und schon die persönliche Nähe preisgeben müssen! Aber zu erwarten war dieses schnelle Ende! Ihr Geist, Ihr Feuer, Ihre Bekenntnißtreue und — die Dechanei!" . . .

Sie nickte, jetzt ganz übereinstimmend.

„Hier an Ort und Stelle!" fuhr sie zu lesen fort, „wüßt' ich im Augenblick leider keine Gelegenheit, Sie zu fesseln! Ohnehin ist vor Ihnen als vor einer Emissärin gewarnt worden! Auch meines Bleibens ist hier ja wol schwerlich noch allzu lange! An dem Dom in der Residenz des Kirchenfürsten ist eine Stelle offen, für welche ich gegründete Aussicht habe, daß ich durch den Ihnen bekannt gewordenen Freund und Briefsteller designirt bin . . ."

Lucinde unterbrach sich mit einem bittern Lächeln, als wollte sie sagen:

Du armer Thor! Diese Stelle ist schon für Bonaventura von Asselyn bestimmt und wird die Staffel werden zu seinem künftigen Bischofsstiz!

Und nun schon im Uebermaß ihrer Eifersucht und Liebe zerstreut durch den Gedanken, die alte Renate in St.-Wolfgang packen und aufbrechen und mitreisen, auch

durch die Furcht, jetzt wol gar Klingsohrn und Bonaventura zusammentreffen zu sehen — fuhr sie fort:

„Eine Anknüpfung ist vielleicht für Sie durch einen Mann möglich, den ich stündlich von der Residenz des Kirchenfürsten erwarte, einen vielvermögenden Herrn Schnuphase. Er hat, wie er hieher geschrieben, den Auftrag, für ein vornehmes, überaus reiches und einflußreiches Haus daselbst eine Gesellschafterin zu suchen, die gewisser Conflicte wegen mit besonderer Vorsicht gewählt werden muß ..."

Lucinde las diese Stelle noch einmal ...

Der plötzliche Gedanke, in die Nähe Bonaventura's und Klingsohr's verpflanzt werden zu können, ließ sie vor Aufregung den übrigen Inhalt dann fast nur noch überfliegen ...

„Das erste christliche Handelshaus daselbst ist das Piter Kattendyk'sche, und wenn Sie vielleicht geneigt wären, bei Frau Commerzienräthin Walpurgis Kattendyk —"

„Postscriptum. Soeben kommt Herr Schnuphase bei mir vorgefahren! Der Vorschlag ist gemacht, erwogen, angenommen! Sie können, wenn Sie wollen, Herrn Schnuphase sofort begleiten und noch heute mit ihm in die Residenz des Kirchenfürsten reisen, wo Sie nach dem, was ich von Ihnen erzählt habe, im Kattendyk'schen Hause zu einer der glänzendsten Stellungen mit offenen Armen werden aufgenommen werden!"

Lucinde mußte jetzt vor Aufregung, Glückseligkeit und dem triumphirenden Gefühl der Genugthuung und doch wieder auch vor Furcht, alles das — und was mehr,

als die Hoffnung, in Bonaventura's Nähe weilen zu dürfen! — könne doch wieder scheitern, den Brief eine Weile aus der Hand legen.

Dann aber las sie den Schluß:

„Sie können sich aber auch, wenn Sie vielleicht — und zu meiner höchsten Freude — noch einige Tage hier im „Riesen" wohnen bleiben wollen, einer spätern Gelegenheit bedienen! Derselbe vortrefflichste Herr Schnuphase kehrt in einigen Tagen wieder zurück, um vielleicht dann die ihm von mir empfohlene bedauernswerthe Waise, Gertrud Ley, abzuholen, die er in einer nicht minder respectabeln Stellung unterzubringen hofft, wie er sagt, bei einer verwitweten Frau Hauptmännin von Buschbeck .."

Das Papier entfiel Lucindens Händen.

Wie? rief sie laut vor sich hin und nahm den Brief wieder auf und las die Worte noch einmal.

Es war der wirkliche Name, wirklich war es Treudchen Ley, die diese ihr so wohlbekannte Stellung antreten sollte . . .

„Das Mädchen", las sie zitternd weiter, „niedergebeugt von ihrem Verlust, überbringt Ihnen diese Zeilen selbst, zugleich auch, um ihre Freude auszudrücken, mit Ihnen vielleicht gemeinschaftlich die Reise machen zu können. Wäre nicht das Begräbniß ihrer Mutter noch abzuwarten, sie ginge schon heute."

Zur Hauptmännin von Buschbeck? . . . Die noch lebt? . . . In der Residenz des Kirchenfürsten lebt? . . . Die Schwester meiner zweiten Peinigerin? . . . Hat diese wol schon den Namen ihrer Herrschaft von Treudchen Ley vernommen? . . . Ist sie wol gar verbündet mit dieser

Schweſter, die jetzt von Frommen protegirt wird, ſie, der zufolge nicht Gott, ſondern Satan die Welt regiert? . . .

So ſchoſſen ihre Gedanken dahin . . .

Lucinde konnte ſich nicht denken, daß die gemeinte Frau Hauptmännin von Buſchbeck die ihrige war.

Dennoch überflog ſie nur noch kurz die faſt zärtlichen Schlußverſicherungen der Hochachtung und Ergebenheit, mit denen Beda Hunnius ſeinen Brief geſchloſſen hatte, warf ihren Shawl um, ſetzte den Hut auf und eilte die Stiege hinunter, um, unbemerkt über das, was ſie im Hauſe etwa aufhalten, etwa anſtaunen, etwa anreden konnte, hinüber in die Stadt zu eilen, wo ſie im Uebermaß ihrer neuen und glücklichſten Hoffnungen in der Pfarrei erwartete, entweder Aufklärungen zu vernehmen oder, wenn ein ihr lieb gewordenes junges Mädchen in Gefahren gerathen ſollte, die ſie kannte, deren die vorſorglichſten dann ſelbſt zu geben.

Ihr Herz war vielleicht nicht mehr gut, aber auch noch nicht böſe . . .

Sie war das, was ein ſtarker Bildner aus ihr hätte formen können.

## 12.

Benno aber, Hedemann, Thiebold de Jonge ... wo weilen die, die uns hoffentlich ein wenig lieb geworden sind oder die es mit der Zeit vielleicht noch zu werden hoffen?

Ihrer habhaft zu werden ist nicht möglich.

Wol aber tauchen sie mit dem, was uns an ihnen vielleicht interessirt, bei einem ersten Blicke auf, den wir noch zuletzt — acht Tage mögen freilich verstrichen sein — auf die vielgerühmte Residenz des Kirchenfürsten selbst werfen wollen.

. . . . . .

Da liegt sie denn also vor uns! ... Eine königliche Stadt! ... Die gewaltige Jungfrau, die bei festlichen Gelegenheiten, gemalt oder aus Gips und Draperieen geformt, den Genius derselben vorstellt, ziert mit Recht die majestätische Mauerkrone! ...

. . . . . .

Kein gebietender Herrscherwille schuf dies Chaos von Thürmen, Kirchen, Kapellen, Klöstern, Giebeldächern, Rath- und Kaufhäusern, Waarenhallen, Hafenspeichern, Schiffsmasten, jetzt auch von dampfenden und funkensprühenden Feuerschloten!

Was da im Abendglühen von den letzten Strahlen

der ſcheidenden Sonne des erſten Septembertags erleuchtet und von der matten Scheibe ihres Stellvertreters an der Wächterzinne des Himmels ſanft bläulich ſchon angedämmert vor uns liegt, ſchuf ſich im Laufe zweier Jahrtauſende durch die Umſtände ſelbſt!

Hier ſtieß der Römer ſeine Lanze in den Boden und baute ſtatt windbewegter Zelte Caſtelle, wie uralte Cyklopenarbeit ... Hier ſtampften die Roſſe Karl's des Großen, wenn ſie raſteten vom Marſch aus den Thälern von Roncesvall und entgegenſchnaubten den Wittekindsſchlachten auf jenſeitigem Ufer ... Hier fing ſich, Schiffsſegel blähend und den Handel der Welt belebend, Nordſturm, vom eiſigen Island brauſend, Oſtwind, der aus der Levante wehte und den Weg an den Ufern Spaniens, Frankreichs und Hollands entlang die Waaren nehmen ließ, die ſonſt über Venedig kommend nur Augsburg und Frankfurt bereichert hatten ... Hier drängte und trieb und ſtieß die Zeit die Zeit, die Sitte die Sitte, die Meinung die Meinung ... Was übrig geblieben von Zeit und Sitte und Meinung, das ergänzt die Ordnung und Civiliſation der Gegenwart ... ja ſie ergänzt ſogar die Ruinen und baut das mit künſtlichem Glauben aus, was der natürliche unvollendet ließ.

Es iſt neun Uhr Abends ...

Noch einmal ſchlagen all dieſe Kirchthurmglocken zuſammen, wie wetteifernd mit den Trommeln in den Kaſernen, mit dem Signalhorn vor den Wachthäuſern! Es iſt die Stunde, wo die Müden zur Ruhe gehen ſollten — eine arbeitende, fleißige und gewinnſüchtige Stadt wird früher müde als eine Stadt nur des Luxus und Genuſſes ...

Und doch gibt auch diese sinnlichbewegte und lebenssichere Stadt nicht nach ... noch wogen die Menschen auf und ab ... noch lustwandeln sie auf der die Ufer des großen Stromes verbindenden großen Schiffbrücke, die wie von Fischbein sich biegt unter jedem Roß und Wagen ... noch stehen Liebende in träumerischem Plaudern über die Brüstung gelehnt und sprechen von zukünftigem Glück, das nur zu oft dem Golde gleicht, das eben der Mond auf den Fluten schwimmen läßt ... in den Schenken kämpft die Rebe und der Saft der Gerste um den Sieg ... das christliche Opium, die Cigarre, secundirt beiden Parteien, bis die Kämpfer — vorläufig auf beiden Seiten unterliegen ...

Hat sich denn, du alte Römerstadt, endlich im Zechen und Reden und Singen dein deutsches Gemüth genug gethan? Hat es sich endlich ausdebattirt und auspolitisirt? Sattgetrunken an ungegorenem Zeitungsmost und zu Essig gewordenen oder schon mit Schimmel bestandenen alten Gemeinplätzen? Hat ausgeklingelt und ausgeklüngelt die Schellenkappe? Verdampfen die lebendigen Rauchmaschinen in den Straßen und erklingen endlich nur noch die letzten guten oder schlechten Geckenwitze? Eine Gute Nacht! hüben und drüben ... Alles endlich still, falls nicht noch irgendwo ein Mitglied der mehreren hochberühmten Gesangvereine der Stadt ein Tenorsolo probirt bei offenem Fenster ... die musikliebende Stadt ist stolz auf ihre Leistungen im Quartett; niemand, außer vielleicht einer Katze, wird den Sänger parodiren.

Halten wir aber am sogenannten Heiligenpütz still, überschreiten links den Aschenkötter, lassen rechts den

Trecklamp liegen und bleiben wir endlich vor einem mit zwei hellen Gaslaternen geſchmückten, jüngſt erſt mit graugrüner Oelfarbe beſtrichenen ſtattlichen Gebäude ...

Das untere Stockwerk iſt mit Eiſengittern geſchützt.

Steinerne Kegel, die mit Ketten verbunden ſind, halten das profanum vulgus, das ohne Wechſel oder Anweiſung nur etwa aus purer Neugier in die Comptoire blicken könnte, zurück ...

Irgendein Schild, irgendeine Firma iſt nicht erſichtlich ...

Wer hier die blitzende Meſſingklingel zieht, weiß, daß in dieſem mächtigen Hauſe mit ſeinen weit hinaus ſich erſtreckenden Hintergebäuden, die alle auf den Heiligenpütz, den Aſchenkötter und den Trecklamp noch ihre eigenen Thorwege hinaus haben, das erſte „chriſtliche" Geſchäft der Stadt, die Firma „Kattendyk und Söhne" waltet.

Oeffnet man uns dann, ſo ſteckt ein Portier den Kopf aus einem Kellerfenſter des Thorwegs ...

Man kennt uns? – Paſſirt! Wir finden uns zurecht ...

Ein Glasverſchlag trennt das Treppenhaus von der Region der untern Stockwerke; unten waltet nur das Geſchäft ...

Man läßt die mit Blech belegten Eichenthüren und mit Eiſenſtangen verſchloſſenen untern Comptoire liegen und ſteigt erſt drei kleine Stufen höher ...

Hier wieder eine Klingel. Die Glasthür öffnet ſich. Jetzt erſt ſchreitet man auf Teppichen in den erſten Stock hinauf ...

Gewiß ist es ein behagliches Gefühl, sich Abends gegen zehn Uhr in einem Hausen todter Steine, während ringsum alles schon zu schlummern scheint, einen kleinen stillen Winkel denken zu können, wo im Winter und selbst in den ersten Herbsttagen schon die Flamme des Kamins noch nicht erloschen ist, ein gelblicher Schein von der durch einen bunten Schirm gedämpften Glaskugel der Lampe die Teppiche auf dem Fußboden und auf dem Tische erhellt, einen Winkel, wo noch ein kleiner Kreis von Menschen sich um ein Piano versammelt hat oder um ein Buch, das vorgelesen wird, oder um einen geistvollen Redner oder eine gemüthvolle Frau, die jeden heiter anzuregen versteht. Einem Einzigen, Unverbesserlichen vielleicht ist gegen zehn Uhr von der Hausfrau noch gestattet worden, dicht am Kaminrande mit Discretion eine Cigarre zu rauchen; zwei junge Damen schneiden eine Zeichnung aus; einige junge Herren sind über eine neue Oper in Streit gerathen; gelöst wird der Kampf von einem nicht fehlenden, den Abend beschließenden kleinen Stegreif-Soupen. Geht man nun gegen elf Uhr von dannen, so trägt jedes mit sich hinaus das Gefühl, das uns zuweilen wol noch erstens in eine geöffnete Restauration ziehen kann, um auf magenverderbende Majonaisen ein gutes Beefsteak und ein Seidel Bier zu setzen, aber auch zweitens jenes Gefühl, daß wir denn doch im Grunde ein Dasein leben, unabhängig von Holz und Stein und Stundenschlag und Nachtwächterhorn, und daß wir mit schönen Seelen noch schön empfinden können und unsere Leidenschaften zügeln oder anständig verbergen und aufgehen können in einer schönen harmonischen Welt-

In die voranstehende Erzählung der einfachen Begegnisse, die Börne's Leben bildeten, ist die Beurtheilung seines sittlichen und schriftstellerischen Charakters bereits verflochten. Börne sah das Loos, das ihn als Jude geboren werden ließ, als ein Glück an; denn er behauptete, er wäre dadurch vor dem „Philisterwerden" geschützt gewesen. Die unbestechliche Reinheit seines Willens, die Uneigennützigkeit seiner Handlungen, seine Wohlthätigkeit und Wahrheitsliebe werden selbst von seinen Feinden eingeräumt. Stellen wir seine sittliche Entwickelung in eine Parallele mit andern Bildungsgängen, die, gänzlich verschieden von ihm, nicht minder ehrenwerthe Charaktere erzielten, so würden wir nachstehende Betrachtungen uns nicht versagen dürfen.

Börne's Gemüthsbildung bekam durch die Unbefangenheit, mit der er sich zur Welt stellen durfte, eine eigne Färbung. Man wird in dem einfachen in diesen Blättern aufgerollten Leben eine harmlose Ruhe und oft eine Glückseligkeit finden, um die man Börne beneiden möchte. Geboren von vermögenden Eltern, bevormundet von einem Vater, der oft freilich zu seiner Qual sein „Bestes" wollte, der Sorge für die Zukunft durch Aussicht auf künftige Erbschaft überhoben, ohne den Ehrgeiz, in der Gesellschaft oder im Reich der Geister

Doch der Ausdruck poetischer Wehmuth, welchen David in seiner Büste als vorherrschenden Zug hervorgehoben, ist nur von einem vorübergehenden Momente an Börne's charakteristischer, streng zusammengefaßter, männlicher Physiognomie aufgefallen, in welcher Zeitigkeit des Charakters und große Klarheit der Einsicht als die hervorstechendsten Züge hervortreten. Zum Theil entsteht beim ersten Anblick nicht den vollen Puls der humoristischen Ader, noch den reichen Brunnen der schönen, innigen Laune, die wie ein lebendiger Quell unversiegbar auf den Tiefen dieses wunderbaren Herzens und Geistes aufsprudelte; die Schalk lauert in ihm zu tief, als daß er sich etwa in leichten Zügen auf der Oberfläche des Gesichts hätte zeigen sollen. Vermissen wir auch alle diese feineren Reflexe in der Büste David's, so verdient doch die treffliche fleißige Arbeit lobende Anerkennung.

Blätter für liter. Unterhaltung. 1842. No. 79.

ordnung, aus der wir uns nur langsam zurückfinden in diese „schnöde Welt" — vielleicht erst durch die Mahnung eines vergessenen Hausschlüssels.

Bis elf Uhr mag diese behagliche Erinnerung im allgemeinen auch auf eine Gesellschaft gepaßt haben, an der wir diesmal im ersten Stock des Kattendykschen Hauses vorübergehen. Um diese Zeit saßen bei Frau Commerzienräthin Walpurgis Kattendyk gewiß noch ihre Töchter, die verheiratheten und die unverheiratheten, zusammen, ihre Schwiegersöhne, der berühmte Procurator Dominicus Rück, Benno's Principal, der „Vordenker" und Agitator der Lande hüben und drüben, soweit zu Gott in lateinischer Zunge gebetet wird, vielleicht auch noch ein anderer Procurator, der Procuraführer des Hauses, Ernst Delring, der zweite Schwiegersohn; vielleicht auch der Beichtvater der Commerzienräthin, Domherr Martinus Taube; auch ihr Rathgeber in leiblichen Angelegenheiten, Medicinalrath Goldfinger; vielleicht sogar, da die nahe gelegene, bedenklich bedrohte Universität Ferien hat, dessen Sohn, der Professor extraordinarius Guido Goldfinger, der um die jüngste Tochter des Hauses freit; auf alle Fälle fehlt der dritte und sogar lustige Rathgeber des Hauses, Ignaz Pötzl nicht, ein ehemaliger Schauspieler und Sänger, der das Gnadenbrot im Hause mit Anekdoten und stillertragenem Gehänseltwerden lohnt ... und was sich sonst an Parasiten und Hausfreunden und allerlei menschlichen Schooshündchen um eine reiche, anregungsbedürftige Kaufmannsfrau, die unter der Last, sich und andern wohlzuthun, oft zusammenbricht, täglich zu versammeln pflegte ... auch eine neue Mehrung der Gesellschaft fehlte ohne Zweifel nicht — — — Lucinde Schwarz.

Belauschen wir heute keinen der hier ausgestoßenen Seufzer über die Zeit, die neuen pariser Moden und die Leiden der Kirche, keine Klagen über den Aufschwung der jüdischen Häuser, keine Vermuthungen über die Besetzung des erledigten Domvicariats, keine Bewunderung vor einem neuen Zeitungsartikel oder einer neuen Selbstdemüthigung des Pater Sebastus, auch keine stille Vergleichung der glänzenden Berichte Jean Baptist Maria Schnuphase's über die seit einigen Tagen aus Kocher am Fall angekommene neue Gesellschafterin mit ihrem wirklichen Benehmen ... ihrer so sittsamen, fast stummen Haltung, ihrem täglich zweimaligen Kirchgang und einem so tief, tief demuthsvoll niedergeschlagenen Blick, daß man schon anfängt, über eine so unerwartete Einfachheit und fast zu weit gehende Anspruchslosigkeit einer doch äußerlich so auffallenden und überraschend schönen Erscheinung staunend — den Kopf zu schütteln ...

Steigen wir einen Stock höher ...

Im zweiten Stock wohnen der Procuraführer Ernst Delring und seine Gattin Hendrika geborene Kattendyk; nach hinten hinaus aber Piter Kattendyk, ihr Bruder, der einzige Sohn der verwitweten Frau Commerzienräthin.

Piter hat nach hinten auch noch den ersten Stock in Beschlag ... beide waren durch eine niedliche Wendeltreppe verbunden ...

Wir finden auch bei Herrn Delring schon alles dunkel.

Dagegen sind bei Piter noch der erste Stock, der zweite und die Wendeltreppe prächtig erleuchtet.

Piter Kattendyk hatte einen seiner glücklichsten Momente ..

Umgeben iſt er nicht nur von ſeinen „guten“, ſondern heute ſogar von ſeinen „beſten“ Freunden und ſie zechen und ſie ſchmauſen und ſie jubeln — ganz im üblichen Tone der alten frommen Römerſtadt.

Die Bowle ſteht auf dem Tiſch, die kunſtvoll geſchliffene, roſenrothe Kryſtallbowle ...

Sie iſt gefüllt mit einem nach allen trinkwiſſenſchaftlichen Geſetzen der Vereinigten Staaten Nordamerikas gebrauten Sherry-Punſch ...

An den drei vor Cigarrendampf etwas matt brennenden Glaskugeln, an den Anekdoten, deren zwei Drittheile aus dem „Humoriſten in der Weſtentaſche“ entlehnt ſind, an der Fülle von bei alledem wiehernd belachten „Witzen“, an gewiſſen Thatſachen, die man vorher immer als etwas „auf Ehre zu Verbürgendes“ und mit einem Schneideredeng der glaubwürdigſten Verſicherung Anzupreiſendes verkündigte und nachher dann doch allen noch ſo touchirenden Zweifeln preisgab, merkt man, daß man ſich hier unter den Jünglingen mit den maleriſchſten Bärten und den halbgelöſten bunten-Halsbinden unter der kaufmänniſchen Ariſtokratie der Stadt befand ... Alle führen ſie Namen, vor denen Tauſende ihrer Mitbürger ſelbſt im Traume den Hut abziehen.

Wie hängt auch hier alles am Wink ihrer Augen! Zwar trennt eine große Glasthür dieſe höchſt reſpectabeln jungen Herren der Schöpfung von einem im Vorgemach eingeſchlummerten Diener in Livree; die alte Kathrine jedoch unten in der Küche der Mutter wacht noch, hat ſie auch ſowol einer heute erſt neu zugezogenen Kammer-

jungfer der Frau Hendrika Delring wie dem Kutscher und dem ersten Hausknecht gesagt:

Na, ich denke wol, um ein Uhr kann ich zur Ruhe gehen! Der junge Herr Thiebold de Jonge sind zugegen! Da blasen sie blos Trompete! Zur Trompete brauchen sie blos manchmal ein bischen mehr Arak und die Arakflasche hat Herr Piter immer selbst zur Hand!

Thiebold de Jonge war erst gestern von seinem kurzen Kriegsfeldzuge zu Kocher am Fall und einer damit verknüpft gewesenen kleinen Reise zurückgekehrt. Mit drei Tagen hatte man die Uebungen zur allgemeinen Wehrtüchtigkeit bewenden lassen. Das „Blasen der Trompete" war jedoch von Seiten Kathrinens keine Anspielung auf die Montur Thiebold's, in der dieser Abschied genommen hatte von Freund Piter, als er mit von Enckefuß Extrapost abreiste — Freund Beuno von Asselyn wollte in „einem Anfall seines gewöhnlichen todtschlägerischen Humors" zu Fuß gehen. Die andern Genossen waren noch militärfrei und hatten sich vorläufig allenfalls durch „zu schwache Brust" von dem Waffendienst ledig gemacht, was jedoch nicht hinderte, daß sie soeben die Arie: „Von Romeo's Rächerarmen" — die Schröder-Devrient hatte vor kurzem erst in der Stadt gastirt — mit einem Effect sangen, ja die Worte: „Soll sich kein Gott erbarmen!" so hervorhoben, daß das ganze Haus bis in die hintersten Waarenmagazine erzitterte.

Die Trompete entsprach einer andern Ideenverbindung.

Clemens Timpe (Timpe's sel. Erben, Commission und Spedition) war auch in der Union gewesen, hatte „Seewasser gekostet" wie Thiebold de Jonge ... wenn

auch nicht wie dieſer ſogar das Naß amerikaniſcher Waſſerfälle . . . Clemens Timpe ſprach nie von einem Whip oder Brandygrog oder ſonſt einer pikanten höhern Alkoholvergiftung, die er in Boſton oder Neu-Orleans kennen gelernt hatte, ohne die „Sherrypunſchbrauerei“ des canadiſchen Holzflößers Thiebold de Jonge zum Gegenſtand einer Discuſſion zu machen, wobei der vom Waſſerfall zu St.-Moritz Gerettete und leidenſchaftliche Schwärmer für Armgart von Hülleshoven, die Tochter „ſeines zweiten Vaters“, wie er ſagte, meiſt, wie ſonſt nicht ſeine Art war, unterlag. Heute ſaßen Piter und die Freunde um die Arakflaſche, wie tätowirte Indianer, nicht jedoch „gierig nach flüſſigen Feuerfluten“. Sie ſaßen, nach einer lebhaften Discuſſion, ob Whip — ob Brandygrog — ob kalten Sherrypunſch! bei letzterm und nun waren ſie gereiht um einen glänzenden Mahagonitiſch, die Linke cigarrenbewaffnet, in der Rechten mit langen Maccaroniſtengeln, durch die ſie den Sherrypunſch einſchlürften . . . eine Trinkmethode, die Thiebold de Jonge hier zu Lande eingeführt hatte. Man durfte ſie allerdings dann adoptiren, wenn, wie z. B. heute, es galt, einen von Roſtbeef à l'Anglaiſe, Salmen à la Hollandaiſe, Rebhühnerpaſtete à la Kathrine Fenchelmeyer — Kathrine unten in der Küche der Mutter Commerzienräthin hieß Fenchelmeyer und war nicht blos in Rebhuhnpaſtete, ſondern auch in Fiſchſaucen Original — und von dem dazu nöthigen Rhein-, Moſel-, Bordeaux-, Burgunder- und Portwein überhitzten Gaumen allmählich linde und leiſe und lieblich wieder abzukühlen.

Der „junge Herr“ (zu Ehren der uralten Firma

und bei der Tendenz der Neuzeit zur alten Zeit Piter genannt), Piter Kattendyk war einer der „famoseſten“ jungen Gentlemen der ſtolzen Handels-, Gewerbs- und Kirchenſtadt. Er hatte heute die Abſicht, um vier Uhr Morgens, wenn die von Paris kommende Briefpoſt ſich eines Stückchens Eiſenbahn bediente, das ſchon am jenſeitigen Ufer einige Meilen hinein ins Land ging, ſich mit dieſer Reiſebeförderung in die Gegend von Witoborn zu begeben, wo ihn Dominicus Rück, ſein Schwager, zu einem ſchleunigſt arrangirten Oſterausflug benutzen wollte. . . . Benutzen! Ihn! Himmel, wenn Piter dies vom Rück wirklich zu mehreren Domherren und beſonders dem Secretär des Kirchenfürſten, Chanoine Michabelles, gebrauchte Wort in Erfahrung gebracht hätte! Ihn „benutzen“! „Vorſchieben“ ſchon hätte ihn beleidigt! Pitern, dem jetzt alles daran lag, zu beweiſen, daß ſein Schwager Ernſt Delring, der Procuraführer und bisherige Chef, vor ſeinem Genie ſich in Acht zu nehmen hätte, ſeitdem er, der „junge Herr“, von Reiſen zurückgekommen war! Pitern lag, als er die Zuſtimmung zu dieſer Reiſe nach Witoborn gab, nur an einem Beweiſe ſeiner ſeltenen Einſichten und ſeines Geſchmacks für eine neue Reiſetoilette, in der er ſich bereits fertig befand, theils ganz ſchottiſch, theils halb ſchottiſch. Piter wollte in dieſem maleriſchen Coſtüme Wälder und Felder und Mühlen kaufen, für welche Dominicus Rück dann vielleicht wieder einen Abkäufer wußte, vielleicht das Domkapitel ſelbſt — eine Differenzſumme erſtens für das Haus Kattendyk und Söhne und zweitens für Dominicus Rück blieb ſchon übrig — kurz einen irgend ähnlichen Zweck gab es zu einer Reiſe, um derentwillen

die zu einem letzten „Satz" von Pitern entbotenen Freunde ſo ſpät noch bei ihm blieben, ja ſogar gewillt waren, im Anfall einer beim Sherrypunſch zu allem fähigen Romantik, ihm gegen vier Uhr Morgens das Geleit auf den proviſoriſchen Bahnhof zu geben.

Auf den Untergang aller Schnell-, Fahr-, Malle-, ja Extraposten nicht ausgenommen! rief Joſeph Moppes (Joſeph Moppes sen., Weingeſchäft) und begleitete dieſe eigenthümlich betonten Worte mit einem anzüglichen Blicke auf Thiebold de Jonge, der heute der einzige nicht recht in die allgemeine „ungeheure Heiterkeit" Miteinſtimmende war.

Thiebold ließ es ruhig geſchehen, daß Gebhard Schmitz (A. und G. Schmitz, Stahl-, Eiſenwaaren und Hüttenbetrieb) auf ſeine Koſten denen, die noch nichts davon wußten, die „koloſſale Idee" des Hausknechts im Rieſen zu Kocher am Fall erzählte, der die ſich ſelber elenden neuen engliſchen Patentachſen am väterlicherſeits geborgt geweſenen Landau Thiebold de Jonge's abgedreht und mit Wagenſchmiere verdorben hatte ...

Gerade ſo wie Henneschen, rief nachträglich in den lachenden Chorus Gebhard Schmitz hinein, wenn er die Lackſtiefeln ſeines Herrn mit Wichſe tractirt!

Thiebold ſaß ruhig mit aufgeſtemmten Armen und ſenkte den Kopf auf ſeine Trompete, den Maccaroniſtengel herab, den er mit aller Ruhe wie zu einer „ſtillen Muſik" der Seele, ja, wie ein Schäfer Arkadiens ſeine Flöte blies und dabei vielleicht über die Theorie des Stechhebers oder des Luftdrucks oder ſonſt etwas Höheres nachgrübelte ...

Thiebold war eine etwas zum Embonpoint neigende,

aber hoch und schön aufgeschossene blonde Natur, frisch und rund in seinen angenehmen Gesichtszügen, von einem schöngepflegten, ins Goldgelbliche spielenden Barte, in allem zu männlichstem Effect bestimmt, nur zu lebhaft, zu sehr oft ein Vorsprecher, Anekdotenerzähler, heute jedoch fast „tiefsinnig", wie ihm Piter vorwarf, und sogar bei Tische, wo er sich das Tranchiren — Aufschneiden, wie seine Freunde sagten — niemals nehmen ließ, von einer Apathie, die einige — freilich spottweise — für die Nachwehen seines hier schon zum Amusement gewordenen Sturzes in den St.-Moritz, andere für den untrüglichen Beweis hielten, daß Thiebold „einmal wieder" verliebt wäre ... Letzteres war eine Verleumdung, da er seit dem ersten Besuch des Pensionats der Englischen Fräulein von Lindenwerth für keine weibliche Erscheinung der Welt, die nicht Armgart hieß, mehr Sinn hatte.

„Schwing dich auf, Frau Nachtigall!"

intonirte Joseph Moppes, der einen klangvollen ersten Tenor für die berühmten Quartette der Vaterstadt commandirte, und er that dies schon zum zweiten mal, um Thiebold de Jonge mehr in die allgemeine Heiterkeit mit hinüberzuziehen.

Die Eisenbahnen waren noch so neu und die sämmtlichen „Häuser" dieses jungen mercantilischen Vollbluts so an den Actien derselben interessirt, daß das Gespräch von den Patentachsen des vom Hausknecht im Rieien fast verdorbenen Landau sogleich auf diese selbst überging und einstimmig vereinigte man sich mit einem hohen und außerordentlichen Ernste in dem sehr paradoxen Satze, daß

die Eisenbahnen wirklich eine merkwürdige Erfindung des menschlichen Verstandes und jedenfalls ein Fortschritt wären.

Thiebold, der sonst niemals lange schweigen konnte und heute wirklich wie von einem entschiedenen „Weltschmerz" beherrscht schien, ließ sogar die ganz aus der Tiefe wie ein Unkenton aus dem Sherrypunschglase hervortönende Bemerkung fallen: . .

Der Generalpostmeister hat erklärt, mit den Eisenbahnen hörte die Ueberwachung der demagogischen Umtriebe auf!

Gewisse englische Groans oder ironische Beifallsspenden hatten die Freunde schon für mehrere heute Abend gefallene Aeußerungen in Bereitschaft gehabt. Sie brachen auch jetzt über diese de Jonge'sche Aeußerung und sogar mit einem Trommeln auf Tisch und Fußboden aus . . .

Im Staatsrath, fuhr Clemens Timpe allen Ernstes fort, ist wahrhaftig die Majorität — nein wirklich hört doch! — die Majorität noch schwankend, ob die Eisenbahnen überhaupt weiter zugelassen werden sollen . . .

Und Joseph Meppes fiel ein:

Weiter, als wir uns hier schon wieder infolge unserer unverbesserlichen Nachäffungssucht herausgenommen haben!

Wie hierauf die Worte. „Eine jute jebratene Jans ist eine jute Jabe Jottes!" passen und von der ganzen Gesellschaft mit einer jener jubelnden Zustimmungen, die man gewöhnlich „Hohngelächter der Hölle" nannte, aufgenommen werden konnten, wird niemand begreifen.

Und dennoch hatte damit Weigenand Maus (Maus & Compagnie, Droguerie- und Farbwaaren) nur sagen

wollen: Was läßt ſich von den Ghibellinen anderes erwarten!

Man ſetzte nun vom ſocialen Standpunkte aus die Anklagen fort, die Bennrath von Neunhofen auf der Conferenz des Beda Hunnius vom kirchlichen erhoben hatte. Man begann durcheinander Mir und Mich zu verwechſeln, ſchilderte den Appetit der Offiziere und Beamten bei dem letzten Diner ihrer Väter, machte dem immer ſchweigſamer werdenden und in völligem Nichtvertheidigungszuſtande befindlichen Thiebold de Jonge Vorwürfe über ſeine Reiſe mit Herrn von Enckefuß und beſtätigte den ſeparatiſtiſchen Geiſt, auf den damals und noch jetzt die Thiers, Odilon-Barrots und Bonapartes rechnen, wenn ſie von einem ganz ohne Schwertſtreich zu erobernden linken Rheinufer ſprechen.

Man durfte erwarten, daß Thiebold jetzt endlich auffahren konnte und gewohnterweiſe ſich vielleicht die Freundſchaft mit von Enckefuß verbat. Er ſchwieg aber und zuckte nur mitleidig die Achſeln. Die ganze Reiſe in ſeinem Landau nach Kocher am Fall ſchien von ihm vergeſſen worden zu ſein und Joſeph Moppes hatte ſehr Recht oder bekam es wenigſtens durch die allgemeine Zuſtimmung, als er Thiebold vorwarf, erſt mit ſo großem Jubel zu den Uebungen abgegangen zu ſein und jetzt in ſolcher Laune zurückzukehren. Und als Thiebold brummend dieſe Uebungen für das Langweiligſte von der Welt erklärt hatte, ſagte Joſeph Moppes zu allgemeiner Billigung:

Merkwürdig, de Jonge! Bei Ihnen iſt immer alles entweder gleich „Supra“ oder „unterm Nachtwächter“!

Letzterer hatte inzwiſchen ſchon längſt die zwölfte Stunde

glänzen zu wollen, nahm er das Leben, wie es ſich ihm bot, meiſt unbefangen und unbekümmert um Gegenwart und Zukunft. Erſt wenn man ein Leben voller Mühe und Sorge dem Leben Börne's gegenüber hält, wird man aus dem Unterſchied den Eindruck ermeſſen, den Börne's glückliches Schickſal auf ſeinen Charakter hinterließ. Er kannte es nicht, wie man in Armuth geboren wird, früh einen höhern Beruf in ſich fühlt und ſchon als Knabe durch die Verzweiflung, von den Hülfsmitteln dazu verlaſſen zu ſein, heimgeſucht wird. Börne hat dieſes Streben eines feurigen, über ſeine Geburt hinaus ringenden Geiſtes nicht durchaus gekannt. Fremd war ihm der Eifer des Jünglings, ſich im Leben eine Stellung zu erwerben, einer Geliebten das Gefühl zu ſchenken, etwas Bedeutendes in ihre Arme zu ſchließen, fremd war ihm die verzehrende Gluth nach Auszeichnung und der Zwieſpalt, in welchen hier ſo oft Ehrgeiz und Stolz gerathen. Er zitterte nicht vor dem leeren Nichts einer Zukunft, die uns verſchlingen wird, wenn wir nicht rührig ſind, emſig ſtreben, aufwärts, vorwärts, immer ein Ziel im Auge, unverrückt, wie es kräftige Geiſter von Natur thun, und minder kräftige durch ihr Schickſal zu thun gezwungen ſind, da ſie anders zu beſorgen hätten unterzugehen. Das Bild des Horaz: die dunkle Sorge, die geſpenſtiſch den athemloſen Reiter peitſcht, kannte er aus eigner Erfahrung nicht. Nicht Weib, nicht Kind hingen ſich an ſein eignes Daſein und ſchrieben ſeiner Handlungsweiſe Geſetze vor, die dem Biedermann das Herz abdrücken können, wenn ſie dem Gefühl widerſtreben und doch von der Nothwendigkeit geboten werden. Nicht einmal als Schriftſteller verfolgte Börne ein Ziel. Er ließ ſich vom Leben, von den Ereigniſſen beſtimmen. Er hatte Muße und

gerufen und die zahlloſen Thurmuhren der frommen Stadt hatten dieſe Angabe in allen Tonarten beſtätigt ...

Die Elaſticität der ſieben Freunde ließ jedoch nicht nach. Auch Thiebold bekam eine erhöhtere Stimmung, d. h. negativ, bis zum offenbaren „Sein oder Nichtſein" a la Hamlet. Er fuhr ſich in ſeinen ſchönen blonden Scheitel, zupfte am Barte, ſchlug zuweilen das Glas auf den Tiſch und hatte eine Welt voll Zorn und Aufregung und Schmerz und doch dabei wieder auch, ſchien es bei alledem, von Luſt und Freude in der Bruſt. Er hätte ſich jetzt offenbar ganz gern, wie es bei Goethe heißt, „mit einem Poeten aſſociirt", um ſeine Empfindungen ſo ganz con amore auszuſprechen, wie ſein volles, wirklich gutes und der reinſten Liebe und Dankbarkeit fähiges Herz ſie fühlte, nicht wie ſie Joſeph Moppes, der heute, da Thiebold pauſirte, die Oberhand hatte, parodirte.

Merkwürdig aber bei alledem die Glückſeligkeit Piter's! Piter braute nur bald mit Sherry, bald mit Arak an der Bowle, ſchenkte die Gläſer voll, lächelte nur und genoß das Glück, ſechs ſolche Freunde zu haben ... Piter ſchwieg! Piter, der nicht ertragen konnte, daß ſein Schwager Ernſt Delring fünf Worte ſprach, die er nicht ſofort durchkreuzte mit ſeinem täglichen, ja ſtündlichen „Hören Sie 'mal, Delring, ich bin nicht mehr derjenige, welcher —"

Nämlich auch Piter war blond, aber nicht von der Fülle und Kraft ſeines Freundes Thiebold de Jonge. Er war auch ſchlank, freilich viel ſchmächtiger. Sein Kinn und ſeine Lippen waren weniger ganz bartlos, als nur etwas ſtark dünnbärtig. Kaum dreiundzwanzig Jahre alt, hatte Piter ſchon das Leben gleichſam hinter ſich,

ohne darüber die Energie des Willens und einen seltenen Ehrgeiz verloren zu haben. Seit einiger Zeit war er von „Bildungsreisen" nach dem Auslande zurückgekehrt und nahm nun, als einziger Sohn der verwitweten Frau Commerzienräthin, an dem großen Geschäfte theil in einem Grade, der ihn mit seiner ganzen Familie in die heftigsten Conflicte brachte. Piter glaubte die vollkommenste Berechtigung zu haben, sich keine gewöhnliche Natur zu dünken. Vorurtheilsvolle Menschen mochten vielleicht sagen: Dieser einzige Sohn wurde nach dem frühen Tode Piter Noë Kattendyk's von der Mutter wie ein Prinz erzogen! Während sie in die Bäder und nach Rom und Paris reiste, wurde Piter durch Beispiel und Erziehung zu einer unglaublichen Meinung von sich selbst gesteigert! Aber Piter sah nicht ein, warum er von sich gering denken sollte. Er schwieg nur unter Freunden, wie sie jetzt bei ihm Sherrypunsch tranken; sonst nie; immer führte er das Wort und schon als neunzehnjähriger junger Mann, der eben von der Handelsschule kam, hatte er wie ein Principal die Hände in den Beinkleidertaschen und wußte über jeden Gegenstand in Oper, Ballet, Freihandel und Statistik der Ein- und Ausfuhr eine Meinung zu behaupten. Widerspruch duldete er sonst, jetzt nicht mehr, am wenigsten aber von Menschen, die ihm durch Bande des Bluts verbunden waren und etwa dadurch ihrerseits die Berechtigung zu haben glauben durften, ihn als großen Charakter nicht im mindesten anzuerkennen. Nur die Mutter schonte den einzigen Sohn. Er glich so ganz ihrem Seligen, für den sie jetzt noch nach zehn Jahren so viel Messen lesen ließ, als wenn dieser Gute durch seinen Titel als Com-

merzienrath und ſeinen Orden, die ihm beide freilich Proteſtanten gegeben hatten, immer noch an der Pforte des Paradieſes uneingelaſſen umherirren müßte.... Merkwürdig dabei, daß Piter mit ſeinen blauen Augen, ſeinem faſt unſichtbaren Bärtchen um Lippe und Kinn und Wange eigentlich ein herzensguter Junge war. Er hatte Anfälle von Gemüth. Für einen ſogenannten „guten Freund" konnte er ſich im wörtlichſten Sinne todt ſchlagen laſſen; wie oft hatte es nicht ſchon einen nächtlichen Zuſammenſtoß mit den Spießen der Straßenwächter, ja ſogar den Gewehrkolben der Schildwachen gegeben! So ſtreng er im Comptoir war und ſich die Miene geben konnte, als müßten Bücher, die dreißig Jahre geſtimmt hatten, jetzt einmal von einer Commiſſion geſchworener Buchhalter oder von ihm allein in einer „ſtillen Abendſtunde" gründlichſt revidirt werden, ſo nachläſſig behandelte er die Contocorrenten etwaiger Anleihen der Freunde, die mit ihm Sherrypunſch tranken. Wer Piter's Verſtand anerkannte, konnte bei ihm über alles gebieten. Wer aber zuweilen an ſeinem Verſtande zweifelte, was ſeine Schwäger, ſeine Schweſtern und die ältern Buchhalter nicht mehr wie gern thaten, hatte einen geſchworenen Feind in ihm. Wie Piter von ſich ſelbſt dachte, bewies er eines Abends in einem Cirkel ſeiner Mutter, wo er bei Gelegenheit der damals eben wieder neu aufgekommenen Phrenologie ſagte: „Die Phrenologie hat an mir die Zeichen des ſanguiniſch-nervöſen Temperaments entdeckt! In erſchreckendem Grade findet ſich an meinem Schädel (er ſah dabei auf ſeinen Schwager Oelring) die Anlage der gegenſtändlichen Auffaſſung! Sehr

groß iſt (er blickte auf ſeine drei Schweſtern) mein Zerſtörungsſinn! Selbſtachtung aber und (nun ſah er, doch etwas liebevoller, auf ſeine hochgeſpannte und fromme Mutter) ein bischen Neigung zum Wunderbaren mildert dieſe gefährliche Anlage! Gering iſt indeſſen (die Mutter zuckte ſchon wieder zuſammen und entſetzte ſich über den Blick, den Piter auf einige der Domherren warf), gering iſt mein Verehrungsſinn! Schwach, ganz ſchwach iſt meine Anhänglichkeit (die Mutter, außer ſich über ihre Täuſchung, proteſtirte faſt mit Thränen) und am wenigſten ausgebildet iſt mein ſogenannter Ingenieurſinn! Aus letzterm muß ich ſchließen, daß ich nie eine Vorliebe für große Bauten haben werde!“

Dieſe Bemerkung war die allerbitterſte. Sie ging auf eine Summe von 10000 Thalern, die die Mutter zum Ausbau eines gewiſſen berühmten großen Domes verwilligt hatte. Denn an ſich hatte Piter im Gegentheil das ganze altbewährte Haus ſeiner Aeltern neuerdings faſt umgeriſſen, Treppen gebaut, wo früher keine waren, Alkoven zerſtört, Säle geſchaffen und vorzugsweiſe ſeine Schweſter Hendrika Delring ſo in der langgewohnten Exiſtenz ihres zweiten Stockes beeinträchtigt, daß dieſe Aermſte, wie ſie ſagte, ſich vor dem Bruder kaum rücken und rühren konnte, von dem Lärm ſeiner nächtlichen Orgien ganz zu ſchweigen. Nur die Beſonnenheit ihres Gatten hielt ſie von äußerſten Schritten zurück, die niemanden hätten wunder nehmen dürfen, da die vortrefflichſte Frau nach zehnjähriger kinderloſer (gemiſchter) Ehe Mutter zu werden in nächſter Hoffnung hatte ...

In Piter's Freundeskreiſe aber ſchlug es jetzt im Durch-

einander der Debatten, vorzugsweiſe jetzt über Weſten und Cigarren und durchreiſende Sängerinnen bereits halb zwei Uhr ... und wer hätte nun nicht ſchon in einem Sylveſterkreiſe das neue Jahr abgewartet und die Entdeckung gemacht, daß dreißig Minuten vor „des Jahres letzter Stunde“ der lebendigſte Humor zu der Erkenntniß kommen kann, ob er ſich im Abwarten des neuen Jahres auch nicht vielleicht zu viel zugemuthet? Der Punſch iſt in der Terrine kalt geworden, der Witz erſchöpft ſich ſchon in Leberreimen und zwei- und dreiſilbigen Charaden; immer müder werden die Augen, immer langſamer ſchleichen die Minuten, die noch bis zur allgemeinen Umarmung und kußbeſiegelten Beglückwünſchung hin zu verleben ſind. Wer da nicht im Stande iſt ans Klavier zu ſpringen und einen elektriſirenden Tanz zu ſpielen, der kann erleben, daß einer um den andern das große Unternehmen, den letzten Stundenſchlag des Jahres abzuwarten, völlig aufgibt und in aller Stille davonſchleicht mit einem das ganze Jahr zuſammenfaſſenden Trinkgeld an die gratulirende Bedienung.

Um ein Viertel auf vier Uhr hatten die Freunde zwei Wagen zu erwarten, die im Hofe unten auf die Minute ſollten angeſpannt erſcheinen. Es war auch ganz beſtimmt vorauszuſehen, daß ſie alle noch etwa eine Stunde auf den Divans ringsum ſchlafen und tüchtig ſchnarchen würden, aber zwiſchen ein und zwei Uhr zeigte ſich davon noch keine Spur ...

Fehlte auch die lebhafte Mittheilung des auf Spott jetzt ſogar verdrießlich werdenden und den Kopf auf ſtützenden Thiebold de Jonge, ſtockten die Zungen ſchon und mußten ſogar die ſonſt ganz ungentilen Anſpielungen auf

die einzelnen Geschäftsbranchen, wie: „Sie sind auf dem Holzwege!“ zu dem Holzhändler Thiebold, oder „Schenken Sie reinen Wein ein!“ zu dem Weinhändler Moppes, durch die Vermittelung der andern gütlich beigelegt werden, so fehlte es doch immer noch an Stoff der Unterhaltung nicht; denn es gab zwei Themata, die in diesem Kreise endlos variirt werden konnten. Das waren die Juden und die Frauen.

Erstere hatten sich in kurzer Zeit hier sehr emporgeschwungen. Eine nicht zu entfernte Verwandtschaft der Hasen-Jette, die Fulds, rechnete man zu den dreifachen Millionären und wenigstens im Wechselgeschäft hatten die Brüder Moritz Fuld und Bernhard Fuld alle überflügelt. Sie hatten Comptoire in Paris, Brüssel und Amsterdam, machten ein großes Haus, hatten eine Besitzung im Enneper Thal gekauft, dort eine Villa, sogar eine Kirche gebaut. Es konnte zunächst keinen anziehendern Stoff geben, der hier besprochen wurde, als das Haus Fuld und Söhne, und im Verlauf dieser Mittheilungen, die indessen eine Kette nur von Spott und Misgunst waren, wurde auch Thiebold lebendiger und erregter.

Gebhard Schmitz und Joseph Moppes hatten zwei Kunstfertigkeiten, die miteinander wetteiferten. Dieser intonirte die anziehendsten Lieder, jener war ein Dialektkünstler. Ob sächsisch oder berlinisch, aber frankfurtisch oder im Volkston der eigenen Vaterstadt, war ihm gleich. Er ahmte jede Mundart nach, so weit die deutsche Zunge reicht. Vorzugsweise aber war ihm das Jüdeln geläufig. Er erzählte von Juden nie anders als im rauhsten Kehlkopftone. Und wenn er von Spinoza hätte sprechen

können, Gebhard Schmitz würde deſſen Philoſophie vorgetragen haben wie die eines Hauſirers, der von ſeinen Maſematten ſpricht.

Von einem der Fulds', zwei in den pariſer Börſencouliſſen und Salons gebildeten, höchſtj eleganten und weltgeſchliffenen jungen Männern, die auf einer Jagd in Homburg oder Baden-Baden ſich neben jedem deutſchen Standesherrn ſehen laſſen konnten, erzählte er:

Bin ich doch gekommen heute Abend auf den Domplatz und habe geſehen ... Gottswunder ... Was hab' ich geſehen! Iſt gekommen Herr Fuld und Söhne junior der Moritz! Iſt er gekommen mit dem neuen rothen Bändchen im Knopfloch! Hat er doch gekriegt den Orden von der ehrlichen Legion in Paris!

Die Unterbrechungen der Zuſtimmung verſtanden ſich an den ſchlagenden Stellen von ſelbſt ...

Sieht der Ritter Moritz ſich um und wird fragen: Wo iſt hier die Fabrik von die Wachslichter und Lebkuchen und heiligen Oblaten? Herr Schmitz! Können Sie mir nicht ſagen: Wo iſt wohnhaft Herr Jean Baptiſte Maria „Schnuphöſe" aus Hildesheim mit die elegönte ſ—pitze Vatermörders?

Dieſe Variation geſtattete eine neue Zuſtimmung. Sie war eine andere Tonart der Gebhard Schmitz'ſchen Redekunſt, die ein Uniſono von ähnlich betonten Worten hervorrief ...

Gebhard Schmitz fuhr fort:

Gut! Hab' ich ihm gezeigt den Laden von Herrn „Möriß" und hab' mir gemacht doch auch ein Geſchäft bei die Fräuleins, um zu hören, was der Ritter von Louis

Philipp's ehrliche Leute hat für neue Maſematten! ... Gut! Wie wir eintreten, frag' ich die Fräuleins ...

Uniſono des Chorus:

Evö! Apöllönia!

Ob ſie nicht hätten ein ſchönes ges—tiktes Taufküchelchen mit bröbönter S—pitzen, das ich wollte ſchenken nach Bilk uf die Hütte von meinem Tate, wo zwei bilkener Jüden ſind gekommen auf den Einfall ſich zu taufen! Sagt der Herr Ritter von die franzöſiſche Ehrlichkeit zu mir: Nain, Herr Schmitz! Sie wollen kaufen ſo feinen „Böttiſt", um zu waſchen zwei bilkener Juden rein von's Judenthum? Da will ich Sie recommandiren die geiſtliche Stickerei da oben in dem fünften Carton rechts ſeh' ich Litera B, wo angeſchrieben ſteht mit lateiniſche Buchſtaben: „Taufkügelchen" — Kügelchen mit 'nem G, Herr Schmitz!

Neue Unterbrechung über die Orthographie Eva's und Apollonia's Schnuphaſe ...

Aber der Ritter der ehrlichen Legion ... wird er doch ſagen: Hat nein Bruder nicht geſtern gekauft hier ein Altarbecken und drei neue Meßgewandkleider ... meine Damen? ... Ja, Herr Fuld! ... Nun, ſo werden die Fräulein haben die Güte mir noch zu geben zwei Dutzend von die ſtärkſten Wachslichter fürs heilige Hochamt! ... Sag' ich: Herr Fuld: Wie heißt Hochamt? ... Alles, Herr Schmitz, für die neue Kirche zum Geſchenk, wo mein Bruder hat bauen laſſen oben bei Lindenwerth und Druſenheim im Enneper Thale! Und zu die Fräuleins ſagt er: Wiſſen Sie, Fränlein, die Kerzen, wo Herr Levi, der Gemeindevorſtand, hat gekauft neulich

fürs Tabernakel in unſre Synagoge ... Die aufgeklärte? frag' ich. Die neue, Herr Fuld, wo ſoviel Licht in die ſchönen Fenſter fällt? ... Nein, Herr Schmitz, ſagt er, in die dunkle! Gerade ſo wie wir gebaut haben unſre Kirche in Druſenheim auch ins Byzantiniſche!

Durch den Jubel der Freunde hindurch fuhr mit geſteigerter Stimme Gebhard Schmitz fort:

Herr Schmitz! Sie wird eingeweiht am neunten October, dem Tag vom heiligen Dionyſius, wiſſen Sie dem, den die Römer haben abgehauen den Kopf und der noch iſt gegangen ich weiß nicht wie viel Meilen zu Fuß und mit dem Kopf unterm Arm! ... Iſt es denn wahr, Herr Ritter, frug ich, daß Ihr Herr Bruder in Paris von ſeinem Freund Louis Philipp und aus dem ſeiner Kapelle von St.-Denis um 10000 Francs hat angekauft einen heiligen Zehen von St.-Denis und will ihn laſſen einmauern in dem Altar, wo Sie haben gebaut in Druſenheim die neue Kirche im Baſiliskenſtil?

Baſiliskenſtil ... wiederholte der Chorus.

In dem Augenblick iſt aber gekommen eine Chaiſe vorm Wachslichterlöden und Fräulein Apollönia hat gerufen: Ach, Herr Fuld! Ach Herr Schmitz! — bitte um Entſchuldigung, wir bekommen ſoeben —! und ein ſchöner ſchlanker Herr Köplön iſt eingetreten in den Löden, friſch von der Reiſe angekommen und ſoll wohnen bei Herrn Schnuphöſe ... Und was wird mein Ritter thun von der ehrlichen Legion? (Gleich als wollt' er haben Ablaß auf hundert Jahre für die byzantiniſche Kirche hat er Hochwürden eingeladen, auch zu ſehen, was gebaut hat ſein Bruder Bernhard Fuld zu Druſenheim neben die neue

Villa und zog ſein Porteſeuille und hat gegeben dem fremden Prieſter gleich die Viſitenkarte: Monsieur Monsieur Moritz Fuld . . .

Der ganze Chorus fiel hier mit den donnernd betonten Worten ein:

A Paris! à Paris! Man weiß ſchon!

Dieſe für unſere Leſer gänzlich unverſtändliche und doch allgemein bejubelte Pointe der Erzählung krönte ſie für die jungen Männer wie das letzte Schlagwort eines Epigramms . . . Die Worte: „Man weiß ſchon!“ knüpften ſich nämlich an die allbekannte Anekdote, der zufolge der ganz arm aus Kocher am Fall einſt gekommene und durch Kriegslieferungen emporgeſtiegene alte Vater der Gebrüder Fuld jemanden, der ihn bei ſeinen öftern Reiſen nach Paris um ſeine dortige genauere Adreſſe gefragt, mit ſchmunzelndem Stolz geantwortet haben ſollte: „Schreiben Sie nur ganz getroſt und einfach blos meinen Namen „ Muſje Muſje Fuld à Paris! Man weiß ſchon!“

Die Wirkung dieſer Erzählung auf Thiebold de Jonge war eine in der Hauptſache, doch im andern Sinne als bei den Freunden, auch aufregende.

Nicht daß er Gebhard Schmitz geſagt hätte: Aber Sie lügen ja ganz entſetzlich, Schmitz! Moritz und Bernhard Fuld ſind ja zwei höchſt gebildete und ſehr taktvolle Männer, über die wir uns nur deshalb ärgern, weil ſie geradezu einen Aufſchwung nehmen, der uns alle verdunkelt — auch er ſtand unter den Vorurtheilen ſeiner Geburt und ſeines Standes — aber ſowol die Thatſache, daß wahrſcheinlich den Abend Bonaventura von Aſſelyn angekommen war, wie die Erwähnung Druſen-

Bequemlichkeit genug, um sich aus hundert ihm angebotenen Lagen diejenige auszuwählen, die ihm am besten gefiel.

Kann aber dieser Mangel einer bedeutenden und poetischen Individualität, der Börne's Leben bezeichnet, einen Vorwurf begründen? Nimmermehr. Das rastlose Streben eines Genius fehlte ihm: er sah sich dadurch vor vielem Unglück bewahrt. Auch sieht man aus jener Vergleichung, daß ihm in seiner Verfassung manches leichter werden mußte, als es gemeiniglich Andern wird. Seine Ruhe ist nicht die Frucht eines Sieges, das Resultat einer weisheitsvollen Betrachtung und Ueberwindung seiner Leidenschaften gewesen, sondern eine angeborne Heiterkeit, die von einer meist glücklichen Lage unterstützt wurde. Seine Harmlosigkeit und Herzensgüte, die wir rühmend anerkannten, war eine mehr negative Tugend, da sie sich ihrer selbst nicht bewußt war und mehr im Unterlassen als im Handeln offenbarte. „Manche bittre Erfahrung hatte sein Gemüth verstimmt" — schreibt der Verfasser der oben erwähnten „Erinnerungen an Börne". Börne's Freundin widersprach gegen mich dieser Aeußerung und sagte: „Nein, sie wisse davon nichts, er wäre immer heiter und ruhig gewesen." Ich gestehe, daß ich mich in diese Stimmung Börne's wohl versetzen kann: sie ist mir aber mehr eine Thatsache, als ein besonderer Ruhm. Ein wenig mehr Unruhe, Sorge, Thorheit würde man dem warmen Herzen eines edlen Menschen schon nachgesehen haben. Das Ruhmvolle für Börne liegt darin, daß er seine Indolenz kannte und an die Beurtheilung fremder Persönlichkeiten mit bescheidener Prüfung ging. Meinungen verwarf er mit Entschiedenheit: Menschen zu beurtheilen, schien ihm schon bedenklicher. Er ließ fremde Bildungsprozesse mit großer Nachsicht gelten und nahm,

heims, das dem Aufenthalte Armgart's auf einen Büchsenschuß gegenüberlag, ließen ihn kaum zur Besinnung kommen. Er sprang auf, lief im Zimmer hin und her und überhörte dabei gänzlich, daß Weigenand Maus unter allgemeinster Zustimmung beantragte, eine Caricatur anfertigen zu lassen, um „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" das zeitgemäß-modernste Thema: Juden bauen den Christen ihre Gotteshäuser! zu verspotten. Ein stillerer und sanfterer unter den Freunden, Alois Effingh (Effingh & Cie., Bankgeschäft), übernahm die Ausführung durch einen vertrauten Freund, der das Talent besaß mit der Feder gleich auf Stein zu zeichnen.

Hieß der Geistliche nicht Herr von Asselyn? fragte Thiebold de Jonge.

Ich glaube, ja ... antwortete Gebhard Schmitz, ganz verloren in die Caricatur und noch weitere Details gebend.

Ein Vetter Benno's von Asselyn ... sagte Thiebold und erwähnte einen Namen, den alle kannten, der aber nicht zu diesem Kreise gehörte ...

Nächsten Sonntag Partie nach Drusenheim! rief Clemens Timpe ...

Bewunderung der Villa ...

Der Kirche ...

Der Taufkügelchen ...

Wir laden Eva und Apollonia ein ...

Nein! unterbrach Joseph Moppes. Achtung vor Thiebold de Jonge! Auf Lindenwerth

„Da blüht eine Blume so hold, so hold" ...

Auf Lindenwerth? rief der Chorus.

Ja, de Jonge! unterbrach den Singenden Gebhard Schmitz. Ich war im Stifte bei meiner Schweſter! Wahrhaftig! ... Ich bin ſonſt in Geſchmacksſachen — auf Ehre — aber die Tochter Ihres Lebensretters —

Die Lebensretterstochter ... rief der Chorus.

Kapitaler Geſchmack! Auf Taille! näſelte Schmitz im ghibelliniſchen Leutenantston ...

Moppes ſang:

„Und ſchöner als in dieſer Naſe!“ ...

A la bonne heure! Eigentlich auch ein Backfiſch, aber künftige „Göttin“! fuhr Schmitz fort und —

„Hebe ſtieg in ſanfter Feier“ ...

ſang Moppes.

Schwarz und braun ſind ihre Augen ...

„Maikäferlein, was fliegſt du auf?“

Zähne, — reizend! Zwei Zähne —, man ſieht ſie immer —

Man ſieht ſie immer? rief der Chorus ...

„Um das Rhinoceros zu ſehen“ —

declamirte jetzt ſogar Weigenand Maus.

Thiebold erwachte aber aus ſeinem Brüten wie ein Löwe und ſchüttelte ſeine goldene Mähne.

Genug! rief er mit donnernder Stimme ...

Aber

Singvögelein finget,
Singvögelein ſchwinget
Stolz ſich in den Himmel hinein!

antwortete Moppes.

Der Streit wurde durch Gebhard Schmitz beigelegt. Letzterer blieb bei ſeiner Bewunderung Armgart's, nannte

sie das Entzücken des ganzen Penſionats und ließ jetzt wirklich etwas Höheres gelten als ſeine Dialektkunſt und ſeinen pariſer „Gibus“ zum Einklappen, den er ſuchte.

Es blieb bei der Caricatur und bei der ſonntäglichen Partie ...

Gruppen bildeten ſich ... der eine lag von der Caricatur ſprechend da, der andere von der Liebe überhaupt dort ... man flüſterte ... man hatte jetzt Geheimniſſe ... ja es ſenkte ſich über die wüſte Atmoſphäre mancher reinere Sonnenſtrahl ... Selbſt Piter ließ endlich von der Arakflaſche und erzählte mit gedämpfter Stimme von einigen wunderbaren neuen weiblichen Bekanntſchaften, beſonders einer ... er ſprach ganz leiſe nur ins Ohr zu Gebhard Schmitz ... Joſeph Moppes, der hören wollte und nichts verſtand, parodirte:

Mir auch war ein Leben aufgegangen!

Folgen können wir dieſen Geſprächen nicht. Sie enthielten zu viel von dem, was, wenn Männer zwiſchen zwei und drei Uhr Morgens von Frauen ſprechen — die Nacht „bedeckt mit Grauen“.

Endlich aber wurde alles ſtill ... die am lauteſten geſprochen hatten, ſchnarchten ſchon ... auch Piter im ſchottiſchen Reiſecoſtüm ſchlummerte und lächelte und ſein etwas ſtumpfes Näschen ſchien im Traume eine ganze Jakobsleiter voll Seligkeiten zu balanciren ... nur Thiebold de Jonge lag auf einem Sopha ausgeſtreckt, das Haupt aufgeſtützt, ſah nach der Uhr und war in wenig Minuten der einzige, der wach geblieben.

Er gedachte seines Freundes Benno ... Benno's, der, wie dieser sich einmal ausgedrückt hatte; den „lateinischen Stolz" besaß, sich in einer Soll und Haben-Sphäre von dieser Art nicht heimisch zu fühlen, ja die geschilderte geradezu verachtete.

Thiebold, in seiner Art ein Schwärmer, betete bei alledem Benno an. Nur hatte er sich wieder einmal mit ihm gezankt und zwar empfindlich ... er hatte sogar den ersten bedeutendern Zwiespalt mit ihm ... Nicht um Armgart's willen ... Von Benno's Empfindungen für Armgart hatte Thiebold bei dessen in allen Dingen bewahrter kalter Außenseite keine entfernteste Ahnung ... Wohl aber war der Vorfall an dem Tage, wo Hedemann die Begegnung mit Herrn von Enckefuß im Wirthshause an der Landstraße gehabt hatte, für beide zum Gegenstand des ersten längern Misverständnisses geworden.

Benno und Thiebold waren Schulfreunde, die sich in spätern Jahren aus dem Auge verloren hatten. Sie fanden sich wieder, als Benno sich bei einer zufälligen Begegnung über das gerade besprochene Abenteuer in Canada dahin äußern [illegible], daß ihm wenn auch nicht Ulrich von Hülleshoven, doch Hedemann seit frühester Kindheit wohlbekannt, ja sozusagen sein Nährvater und Erzieher gewesen wäre, solange bis der Dechant ihn ganz in seine Nähe nahm und ihn in der der Residenz des Kirchenfürsten nahe gelegenen Universität auf Schulen schickte ... Das Band der Freundschaft mußte sich enger und enger um beide schlingen, da Thiebold's Charakter die Hingebung selbst war. Nach wenig Monaten schon konnte er nicht mehr ohne Benno sein, nichts mehr ohne

ihn unternehmen. Alles, was dieſer ſagte oder that, war für ihn, ſogar in Gegenwart anderer, ein Evangelium. Seine enthuſiaſtiſche Natur umſchlang Benno, trotz allerdings mancher und faſt ſtündlicher Reibung, doch wie der Epheu den feſten Stamm.

Die Reiſe nach Kocher am Fall mit Extrapoſt entſprach Thiebold's Verhältniſſen und galt eigentlich der Huldigung Benno's und den Verwandten deſſelben in Kocher. Da Benno aber allein und über Lindenwerth und St.-Wolfgang und ſogar zu Fuß gehen zu wollen erklärt hatte (in ſeinem Charakter lagen dieſe ſchroffen Ablehnungen des liebevollſten Entgegenkommens), ſo hatte von dieſer bequemen Reiſegelegenheit der Aſſeſſor von Enckefuß den Gewinn. Dies war nur eine oberflächliche Bekanntſchaft beider Freunde. Sie hätte ſich jetzt feſter knüpfen können. Gab das Zuſammenreiſen dazu die beſte Gelegenheit, ſo wurde doch jede weitere Beziehung wenigſtens für Thiebold durch die Scene mit Hedemann und Porzia Bianchi unmöglich.

Lucinde hatte ſich an jenem Abend, als ſie im „Rieſen" ein Gelag in de.. .ſchmack, wie eben geſchildert, vorausſetzte, wenigſtens in Betreff einiger Theilnehmer vollſtändig geirrt. Benno fehlte und Thiebold. Beide ſaßen beim Oberſten auf ſeinem Weinberge. Sie ſaßen mürriſch und ohne Entſchluß, auch nur auf die Dechanei zu gehen. Benno hatte an einem Souper im Rieſen theilnehmen wollen; Thiebold erklärte, mit Herrn von Enckefuß nichts mehr gemein zu haben. Hedemann iſt ein Narr! hatte Benno in ſeiner kurzen Weiſe erwidert und darüber entſpannen ſich dann Wortgefechte, die bald

einen ernstern Charakter annahmen. Sie endeten damit, daß Thiebold das ganze, eigentlich ihm doch so unendlich süße und nothwendige Joch seiner Abhängigkeit von Benno einmal abschüttelte und ihm Dinge sagte, die sich selbst unter den besten Freunden nach vierundzwanzig Stunden nicht wieder zurücknehmen lassen.

Asselyn, hatte er gesagt, Sie sind ein Mensch, dem seine Philosophie noch das Herz im Leibe austrocknen wird! Ich bemitleide Sie, wenn Sie sich Ihren Dominicus Rück zum Muster genommen haben, diesen armseligen Menschen, der eine Million besitzt und Sonntags die Sackträger beneidet, die vorm Thore bei einem Glase des schandbarsten Krätzers Kegel schieben! Schämen Sie sich mit Ihrer sündhaften Gleichgültigkeit für Gott und die Welt! Sie erzählen von einem Zauberweib, mit dem Sie hierher gereist sind, und wollen nicht in die Dechanei zurück, nur um sie nicht wiederzusehen! Von einem Engel in Menschengestalt, einem Mondscheinelfen, unserer Armgart, wissen Sie nichts, als daß sie ihrem Vater ein paar Hosenträger stickt! Diese Porzia Bianchi ist Ihnen nicht viel mehr als eine Landstreicherin, und Hedemann's Neigung finden Sie geradezu lächerlich, da Sie doch wissen, daß er, wie der Oberst, eine Natur ist, die die Spreu vom Weizen zu unterscheiden weiß! ... Als Müller! wird Ihre ewige Ironie einwerfen; aber nach Ihnen müßte der Friede in dem Hause der Hülleshoven und Ubbelohdes einfach nur durch die Polizei vermittelt werden! Sehen Sie zu, wie weit Sie mit diesem Sibirien in Ihrem Herzen kommen werden! Gerade solchen Naturen, denen alles gleichgültig ist, solchen, die

in der ganzen Welt nichts, aber auch nichts als Schein und Dummheit sehen, wird zuletzt so heiß unter den Sohlen, so fegefeuermäßig schwül schon hier auf Erden zu Muthe, daß sie sich wie der Skorpion, den man auf Kohlen setzt, zuletzt selbst umbringen!

Sie haben wahrscheinlich in der letzten Nacht, wo Sie nicht schlafen konnten, Seume's „Spaziergang nach Syrakus" gelesen? war alles, was Benno geantwortet.

Dennoch trafen die Worte Thiebold's ihn tiefer, als er sich den Schein gab.

Dazu war er zu stolz, zu entgegnen: Sage mir, wie ich in die Welt gekommen bin, und du wirst sehen, ich kann die Welt lieb haben! Er vertändelte den Ernst seines Unmuthes überhaupt und auch jetzt den Ernst seiner innerlichsten Zustimmung zu diesem ungewohnt starken Ausbruch allerdings schon vielfach benutzter Freundschaftsrechte. Gerade dadurch, daß er dennoch zu Enckefuß hielt, bewies er, wie sehr er sich getroffen fühlte.

Vor Hedemann rechtfertigte er sich im Vertrauen:

Lieber Alter, mögen Sie mit dem Enckefuß haben, was Sie wollen, der Sohn hat mir gestanden, daß sein Vater in Verzweiflung ist — wie kann ich ihm meinen Beistand entziehen!

Hedemann hatte dieser Antwort auch zugestimmt und sie natürlich gefunden ... Seitdem die Italiener im Orte angekommen waren und ihren gewohnten stark aufdringlichen Handel trieben, schien er von der ersten Hitze seines Antheils etwas zurückgekommen.

Eine weitere Erörterung und gründliche Aussöhnung zwischen Thiebold und Benno hatte in Kocher selbst nicht

mehr stattgefunden. Major von Pritzelwitz benutzte die ihm nur verwilligten drei Tage, um seine kleine Armee in einen jeden Augenblick schlagfertigen Zustand zu versetzen und ihr durch tüchtigstes Sporengeben auch dergleichen „Mucken" der Gesinnung zu vertreiben, wie sie hier zu Lande üblich waren, wo man an Carnevalstagen den Kaiser Napoleon, seine Marschälle und seine alte Garde in öffentlichen Aufzügen copirte. Moppes, Timpe, Schmitz und selbst Weigenand Maus waren nicht selten schon zu Pferde mit Mamluken einhergeritten und hatten sich mit allem Pomp so in Orden und Stickereien gefallen, als wenn sie die Schlachten bei Jena und Eylau gewonnen hätten.

Auch Benno's bester Absicht, den Streit in der Dechanei beizulegen und Lucinden in sie zurückzuführen, ließ sich nicht der Nachdruck seiner gewohnten Handlungsweise geben. Diese fuhr mit Herrn Schnupphase schon am andern Tage in ihre neue Lebensstellung.

Und auch Thiebold war dann am Morgen des vierten Tages in Kocher plötzlich verschwunden. Er hatte an Benno ein einfaches Billet zurückgelassen, worin er sagte, es würde ihm Vergnügen machen, wenn er mit dem Assessor von Enckefuß seinen Landau benutzen wollte; er selbst wäre in Flößereigeschäften erst mit der Post, dann mit dem Dampfboot auf einige Tage nach Mainz gegangen.

Seit heute Abend erst war er, und jetzt bedeutend abgekühlt, von dorther zurück. In Lindenwirth hatte er Halt gemacht und sich mit den Empfindungen eines Toggenburg einige Stunden am vielbesungenen Hünereck aufgehalten. Nach dem Fenster des Saales, in dem Irmgart wohnte, hatte er das Angesicht gerichtet, solange die letzten Strah-

len der Sonne es vergoldeten. Da er keine Verwandte im Penſionat hatte, wurden ihm die Beſuche von den geſtrengen Engliſchen Fräulein nicht mehr geſtattet.

Nun lag er hier, im Ohr die wüſten Scherze ſeiner „Freunde“ ... vorgenießend ſchon die von ihm mit leidenſchaftlicher Zuſtimmung ergriffene Sonntagspartie nach Druſenheim, wo eine Begegnung mit Armgart nicht unmöglich war ... ſonſt aber aufgelöſt in Reue und Scham und unendlichſter — Sehnſucht nach Benno.

Und vielleicht wäre dennoch auch über ihn der Schlummer gekommen, wenn nicht plötzlich im Hofe Wagenraſſeln und das mahnende Knallen zweier Peitſchen hörbar geworden wäre ... Er ſprang auf, fiel faſt, da die Lampen ausgegangen waren, orientirte ſich und weckte Piter, der im Concert der ringsum Schnarchenden jetzt eine Soloſtimme übernommen hatte ... Piter war eingeſchlummert geweſen mit den vertraulichſten Geſtändniſſen, die er in das Ohr ſeines Freundes Gebhard Schmitz geflüſtert hatte über zwei wunderbare Frauenerſcheinungen, die plötzlich durch „einen hölliſch vernünftigen“ Gedanken ſeiner Angehörigen ganz dicht in ſeine Nähe verpflanzt waren ... weniger von Mamſell Lucinden Schwarz war er entzückt — „obgleich auch dieſe“ ... Und in dieſen Haarſpaltungen ſeines Geſchmacks war er ſelig eingeſchlummert ...

Nun, von Thiebold de Jonge aufgerüttelt, fuhr er empor ... So groß auch immer ſein Vertrauen zu ſich ſelbſt war und ſo ſehr er ſich vorgenommen hatte, ſich in ſeiner ganzen künftigen Haltung im Leben einen wenn nicht großen, doch eigenthümlichen und merkwürdigen Charakter zu geben, ſo geſchah ihm doch immer, daß ſein erſtes Erwachen von

irgendeiner der vielen, nicht blos durch den natürlichen Schlaf verursachten Besinnungslosigkeiten regelmäßig eine geringfügige Vorstellung über die gerade obwaltende Situation begleitete, der dann die völlig decontenancirte Miene entsprach ... So auch heute ... Der erste Gedanke, als ihn Thiebold aufrüttelte, war an das Fünfuhraufstehen in der Handelsschule gerichtet ... Bald aber besann er sich auf sein gegenwärtiges Alter und seine Stellung im Leben und in diesem Hause und rief donnernd den Joseph im Vorzimmer wach, ihn in den Hof jagend, und taumelte, seliger Rückerinnerungen voll, eine niedergebrannte Kerze in der Hand, das Product seines ihm nur für den Ausbau des Domes seiner Vaterstadt mangelnden Ingenieursinnes, die luftige, zierliche neue Wendeltreppe, empor.

Er mußte ja, während Thiebold die andern Schläfer weckte, noch einmal in sein Garderobezimmer ... Um ganz dem Bilde der Modenzeitung, nach der er sich kürzlich erst für die Morgentoilette, für die Jagd und für Reisen equipirt hatte, zu entsprechen, fehlte noch sein Plaid und seine Tragtasche an juchtenledernen Riemen. Piter war in solchen Dingen exact. Für die Jagd besaß er eine rothe Jacke mit kurzen Schößen, goldenen Knöpfen, graulebernen Hosen und hohe gefirnißte Stulpstiefel. Für die Reise trug er einen kurzen Phantasierock mit zwei Brusttäschchen, schottische Beinkleider ohne Sprungriemen, Lackstiefel, die, wenn die Beinkleider in die Höhe gingen, Schäfte von rothem Saffian zeigten.

Wie Piter etwas mühsam hinaufsteigt, wird ihm eine Ueberraschung zu Theil. Kaum hatte sein etwas schwerer Fuß auf der leichten Treppe die ersten Stufen

wenn er Irrthümer verdammte, doch nicht selten die Art, wie sie entstanden, in Schutz. Er verwarf die Bestrebungen mancher Convertiten, die von Wien aus für die Restaurationsideen schrieben; aber von dem Bildungsgange derselben sprach er mit einer Mäßigung, die errathen läßt, wie wenig er sein eignes, vom Zufall bestimmtes, von bürgerlich erträglichem Glücke angelächeltes Dasein, ein Dasein behaglich-heiterer Ab- und Anspannung, das nur zuweilen von kleinen Kümmernissen unterbrochen war, für normal halten durfte.

Der materielle Werth der Schriften, die Börne hinterlassen hat, liegt zunächst in ihrer Beziehung zur Zeitgeschichte. Der künftige Geschichtsschreiber unsrer Epoche wird sie zwar nicht als Aktenstücke brauchen können, um aus ihnen Thatsachen festzustellen; aber den Pragmatismus der Begebenheiten wird er aus ihnen entlehnen dürfen: die Lichter und Schatten seines Gemäldes; nicht die Melodie, wohl aber die Harmonie seiner Tonfätze. Denn diese Schriften spiegelten nicht immer die ewigen Sterne der Wahrheit ab, sondern oft auch die Dunstwolken, die sich zwischen den Himmel und die Erde legen. Die Sage, das Gerücht drängte dem Verfasser die Feder in die Hand; oft hatte die Sage wahr gesprochen, oft ist aber auch nur das Urtheil und die Gesinnung, die sie hier hervorrief, wahr, sie selbst wurde berichtigt. So breitet sich in diesen Schriften die ganze gleichzeitige Epoche aus, mit ihren Hoffnungen und Wünschen, mit ihren Schmerzen und Thorheiten, so weit nur ein freies, vom bösen Willen nicht umflortes Auge trug. Zu diesem Quellen-Werth kommt die Natürlichkeit der in diesen Schriften niedergelegten Weltanschauung. Sie sind ein Unterpfand, daß man auch ohne die Weisheit der Hörsäle ein System haben kann. Sie beweisen

betreten, kaum hatte ſich ſein etwas unſicheres Auge überzeugt, daß es auch oben dunkel geworden war, kaum war die mit beſonderm Nachdruck an die Lehne ſich krampfende rechte Hand im Begriff mit der linken zu wechſeln, wobei die Uebergabe des Lichtes in die andere Hand mit Schwierigkeiten verbunden ſchien und, da er ſie doch zu überwinden verſuchte, das Licht auch richtig ausgehen ließ — als von oben her eine Thüre aufging und der Schimmer eines Lichtes dem im Dunkeln Emportaſtenden zu Hülfe kam.

Und kaum hatte Piter, ſtaunend über dieſes ungewohnte nächtliche Lebendigſein über ihm, aufgeblickt, ſo mußte er ſich um ſo betroffener fühlen, als ihm über das kleine bronzirte Gitter hinweg ein holdes Frauenantlitz entgegenleuchtete; in Wirklichkeit leuchtete mit einem Lichte und figürlich durch holdeſten Liebreiz und eine ſeltene Anmuth; dabei daſſelbe zarte Mädchenangeſicht, in deſſen Schilderung er ſoeben zu Gebhard Schmitz beinahe hätte poetiſch werden können, wenn ihn nicht der Schlummer übermannte ...

Ja, aber, um Gottes willen! Sie noch auf? ſprach er mit nicht leichter Zunge ...

Das junge Kind zitterte und trat mit dem Leuchter in der Hand zurück ... denn nun ſtand Piter ſchon ſchwer und krampfhaft und mit einem entſetzlichen Dunſt von Taback und Wein dicht vor ihr ... Er weidete ſich an einem Anblick, der ihm ein „Bild aus Himmelshöhen" ſchien. Dieſe zwar nur kleine, aber zierlich behende Geſtalt, dies goldblonde Haar, das einen Trauerkrepp in ſeine dichten Flechten eingewunden hatte, dieſe aus

einem gleichfalls trauernden ſchwarzen Kleide hervorblendende weiße Haut und der Schnitt des Geſichtes von einer wunderbar lieblichen Rundung und Regelmäßigkeit übten wieder die ganze Wirkung auf ihn aus, die er ſchon ſeit geſtern früh um zehn Uhr empfunden hatte, als er dieſes neu hinzugezogene Mädchen ſeiner Schweſter Hendrika Delring zum erſten mal geſehen hatte.

Aber zum Donnerwetter ... wie kommen Sie denn dazu, ſo — ſo lange aufzubleiben oder vielmehr —?

So hab' ich Frau Commerzienräthin — vielleicht — nicht richtig verſtanden — ſie befahl — mir, da ich hier oben doch — bei Madame Delring bin — immer auch auf Ihre Wünſche zu hören — und wenn Sie reiſten — hätten Sie manchmal noch etwas nöthig — und da — wartete ich ſo lange —

Die Stimme des armen überwachten, verweinten und erſchreckten Mädchens zitterte ...

Na, das iſt ja aber wahrhaftig noch beſſer ...

Piter lachte wie über eine grenzenloſe Beſchränktheit und doch that ihm die Naivetät wohl, die ſo auf ſeine allerhöchſte Befriedigung bis gegen vier Uhr Morgens aufbleiben konnte.

Hahaha, lachte er und taumelte, um ſein ausgegangenes Licht auf ein Fenſterſims zu ſetzen. Das iſt ja einzig! Sie bleiben 'ne ganze Nacht um unſereinen — und nun reiſ' ich — jetzt, wo ich ſolche — Nachbarſchaft — habe — Meine Schweſter — na, wird einen ſchönen Lärm machen, wenn ſie hört, daß Sie Muttern ſo unſinnig — wollt' ich ſagen allerliebſt — verſtanden haben! Herr Gott — kleiner

Engel! Die Zeiten ſind vorüber, wo man — Nachts aufblieb — wenn unſereins blos nur nach Elberfeld reiſte — Jetzt heißt's: Reiſe glücklich! und das Uebrige — macht Wecker an der Uhr — und — und Hausknechts Stallaterne —

Dieſe blitzte auch unten im dunkeln Hofe hochauf an die Hauswand gegenüber ...

Piter wollte von dem überraſchenden Misverſtändniß noch Vortheile ziehen, aber das ſchöne Mädchen hatte ſchon die Thür ihres Zimmers zum Rückzug in der Hand —

Piter wollte nach und trat einſtweilen mit den Füßen zwiſchen die Oeffnung, die die Fliehende ſchließen wollte.

Warum ſind Sie denn ſchwarz — an — angezogen — Donnerwetter und wie heißen Sie denn —?

Gertrud Ley —

Gertrud! Alſo Treudchen? Sieh! Du biſt ſchön, Treudchen, ſtraf mich Gott, wie ein Engel — aber — aber warum denn der ſchwarze Flor da in — deinen allerliebſten —

Wenn Treudchen Ley jetzt in ein faſt krampfhaftes Weinen ausbrach, ſo war es nicht ſo ſehr die Erinnerung an die Leiden, die ſie ſeit einigen Wochen und vollends den letzten Tagen durchgemacht hatte, als auch das Gefühl der tiefſten Beſchämung über den Irrthum, der ſie ſo bis früh Morgens hier oben hatte aufſitzen und wachen laſſen, auch vielleicht der Schmerz, dafür ſo belohnt zu werden, wie jetzt von Piter geſchah ... und auch ihr Vater fiel ihr ein, wie der ſo des Morgens aus den Wirthshäuſern kommen konnte.

Ihr Weinen war ſo convulſiviſch, daß Piter darüber an Beſinnung verlor und gewann — je nachdem. Den Verſuch

ſich ihr noch zu nähern gab er auf und zog ſich ſcheu und ſeit langer Zeit zum erſten mal in einer Art Verlegenheit auf ſein Zimmer zurück.

Als er dann wiederkam mit Plaid und Taſche, war Treudchen verſchwunden. Die zu den Zimmern ſeiner Schweſter führende Thür war verriegelt.

Er klopfte und klopfte. Er war in einer Begeiſterung, in einem Sturm, in einem Drange der Liebesbetheuerung, in einem Vergeſſen ganz ſeiner ſelbſt —

Treudchen Ley antwortete aber nicht mehr.

Piter mußte den ſchon mahnenden Freunden folgen.

Unten ſchob einer den andern in die harrenden beiden Wägen. Im Abfahren waren alle ſieben noch leidlich wach. Piter war ſogar ganz, als hätte er die „ſeiner Natur durchaus nothwendigen" zehn Stunden vollſtändig geſchlafen, er lachte und trällerte, und ſagen wir nur, wie unſinnig. Seine eben erlebte Geſchichte hätte jedoch niemand hören können, wollte er ſie auch erzählen, ſo raſſelte man über die öden und ſchon vom kommenden Tageslicht angedämmerten Straßen, über die große Brücke, durch die Feſtungswerke; auch kam die pariſer Mallepost, nicht unhörbar, hinter ihnen her . . .

Im Bahnhof angekommen, ſchliefen alle außer Pitern und Thiebold.

Nun aber raffte man ſich noch einmal auf und nahm Abſchied. Kutſcher und Bediente beſorgten Piter's Effecten und die Freunde gewannen auf einen Augenblick ihren alten Humor wieder. Allen fiel ihr erſtes Reiſen zur Meſſe nach Frankfurt oder Leipzig ein und nun brach Gebhard

Schmitz, der Dialektkünstler, wieder das Eis und entfaltete neue Talente. „Sie, mein kutes Härrchen! Eine kute Messe!“ variirte er und der einfallende Chorus fächselte mit, bis auf den Pfiff der Locomotive der Zug davonbrauste und ein donnerndes Hurrah den Zweck und die Bedeutung dieser Nacht krönte.

Die Chaisen fuhren jetzt in die Stadt zurück und setzten alle jungen Herrschaften vor den Pforten ihrer hochmögenden Väter ab, wo dann ein jedes froh war, sich in bequemen Sprungfedermatratzen auszuruhen von soviel Witz, soviel Bildung, soviel Kenntniß der Welt und der Menschen, soviel bewußtem Werth für die Welt im allgemeinen und diese höchst ehrwürdige und in so vielen Dingen entschieden und selbstvertrauend den vaterländischen Ton angeben wollende Stadt im besondern.

Während Piter vielleicht entschlummernd Trudchen im hochzeitlichen Kleide und von ihm selbst an den Altar geführt sah — es wäre das die kapitalste Idee gewesen, die sein ihm mangelnder „Verehrungssinn“ für die Familie hätte ausführen können — war Thiebold, der jeden der Genossen noch an sein Haus gebracht und sich das Festhalten an der Drusenheimer Sonntagspartie bedungen hatte, in der Mitte der Stadt ausgestiegen.

Schon war es halb fünf Uhr ... die Straßen wurden lebendiger ... die Tageshelle mehrte sich ...

Seine Schritte führten ihn an einen kleinen winkeligen Platz, wo Benno wohnte.

Mit der Schwärmerei eines Verliebten stellte er sich an einen schon von den Mägden mancher fleißiger Handwerker belebten Brunnen und sah zu den geschlossenen

Fenstern seines Freundes im ersten Stock eines schmalen Häuschens empor.

Es hing ein Blumenbret vor dem Wohnzimmerfenster ... alle drei Läden waren geschlossen.

Der Morgenthau, die herbstlich frische Luft kühlte die Augen des stillen Beobachters, der gewiß sein konnte, draußen auf den Holzhöfen seines Vaters auch schon das lebendigste Tagwerk begonnen zu finden.

Wie er einige Minuten so gestanden hatte, nicht achtend der Neugier um ihn her, nicht achtend der Fuhrwerke, die schon im Gang waren, der Ausrufungen, die schon von Verkäufern ertönten, öffneten sich im ersten Stock die Jalousieen an Benno's Wohnzimmer.

Benno war schon aufgestanden und öffnete, wie er war, im rothgestreiften Nachthemde, mit der einen Hand durch sein dunkles Haar fahrend, mit der andern einen kleinen Vogelbauer unter die Blumen setzend.

Guten Morgen, Asselyn! rief Thiebold voll bebender Freude und fast schüchtern hinauf.

Guten Morgen, de Jonge! war die ruhige und erstaunte Antwort.

Schon so zeitig auf?

Und Sie noch so spät wach?

Haben Sie schon gefrühstückt?

Das nicht! Aber Reste aufzuarbeiten ... Doch kommen Sie nur herauf, falls Sie mir nicht wieder über meine alte Kaffeemaschine die Ohren voll lamentiren wollen!

Thiebold wußte schon, daß das alles von Benno nur Redensarten waren, die wenigstens die halbe Freude der

Ueberraſchung verdecken, die er ſelbſt ſo überſtrömend voll und vom tiefſten Herzensgrunde ganz empfand.

Da iſt der Hausſchlüſſel! ſagte Benno nach einer Secunde und warf ihn hinunter.

Thiebold hob den Schlüſſel auf, ſchloß die Hauspforte und ſtieg die ſchmale Stiege zu ſeinem Freunde und zum gemeinſchaftlichen Frühſtück hinauf.

Er wußte, daß er ſeinem bewunderten und angebeteten Aſſelyn nicht um den Hals fallen durfte; er wußte, daß ihm jede weitere Erörterung des Miſverſtändniſſes mit den Worten würde abgeſchnitten werden: Sie ſind ein närriſcher Kerl! ... Er wußte, daß ſeine ganze zu einer Scene der innigſten Zärtlichkeit geneigte Stimmung ſofort die kalte Douche der Ironie bekommen würde. Aber wie er ſo Stufe um Stufe hinaufſtieg, fühlte er doch, er kam aus einem Chaos voll Nacht, voll Kampf, voll Wahn, voll Thorheit zu einem Menſchen, der ſein überwallendes Herz beruhigen, die dunkeln Stimmungen ſeiner Seele erleuchten, ihn im Straucheln halten, im Irren führen konnte, zu einem Freunde, zu dem, ſo jung er war, er und mancher andere hätten ſprechen dürfen:

Bei dir — iſt Licht und Ruhe!

Darin glichen ſich Bonaventura und Benno, daß jeder von ihnen umſtrickt und umſponnen war von einem durch Schickſalshand angelegten Lebensräthſel. Aber auch darin glichen ſie ſich, daß von einer zu hoffenden Löſung deſſelben ihnen und andern mehr abhängen mußte als nur — ihr eigenes Glück.

Ende des zweiten Buch.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

daß die beste Philosophie in der Schule des Lebens gelehrt wird. Börne war nicht eingeweiht in die Geheimnisse der Katheder-sprache und dennoch erschrak er vor einer Frage nach dem Höchsten nicht. Fanden die Gelehrteren Gott im Grunde alles Seins, so fand er ihn in der Geschichte; wußten jene das Räthsel des Lebens in eine Formel zu bannen, so sprang es ihm aus einer That entgegen. Börne war Naturalist in dem Sinne wie es Lessing war. Lessing wollte keine Wahrheit, er war zufrieden mit dem Streben darnach. Börne's Schriften sind ein Stahlbad, in das man, entnervt durch Abstraktion und Dachstubenweisheit, niedertaucht und zu neuer Lebensfrische sich stärkt. Irgend einer seiner politischen oder ästhetischen Grundsätze mag einer höhern Spekulation weichen müssen, aber die Unmittelbarkeit, mit der hier selbst das Irrthümliche frisch aus dem Herzen hervorquoll, hat etwas wunderbar Stärkendes und wird diese Kraft so lange bewahren, als unsre Literatur diese jeweilige Lüftung ihrer Atmosphäre, diesen Anblick einer in Gottes freier Natur gewonnenen, auf dem Felde blühenden subjektiven Ueberzeugung noch immer manchmal bedürfen wird. Die geistreiche Form dieser Schriften ist endlich das Salz, das ihnen für alle Zeiten die Frische des Augenblicks sichert. Ergebnisse einer Journalisten-Laufbahn, sind diese kleinen Einzelheiten doch im feinsten ästhetischen Prozeß so crystallisirt, daß selbst die winzige Tagesfliege, die gerade in dem Schöpfungsmoment zwischen die flüssige Masse gerieth, mit der schönen Gestalt des Ganzen bleiben und noch der Nachwelt ein Anlaß der Erheiterung sein wird. Das Zufälligste wird hier in seiner an der Luft abgekühlten, sichern Form verharren. Selbst das Unbedeutende blieb in Pompeji und Herculanum in seiner zufälligen Form, da ein

# Der Zauberer von Rom.

Dritter Band.

Der

# Bauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

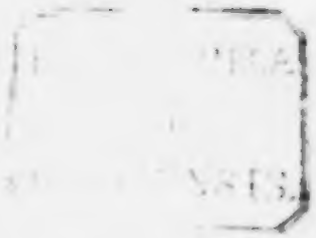

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

# Drittes Buch.

# 1.

Von einer Handwerkerfamilie, die nach einem dunkeln Hofe hinaus arbeitete, hatte Benno drei auf einen kleinen, von einem belebten Brunnen geschmückten Winkelplatz hinausgehende Vorderzimmer gemiethet.

Eines davon, einfenstrig, war sein Schlaf-, die andern, zweifenstrig, waren Wohn-, Arbeits-, Empfangszimmer, je nachdem.

In einem derselben stand ein Repositorium mit einer Anzahl von Schubfächern, in denen sich theils die Acten der ihm von Dominicus Rück zugewiesenen Processe aufhäuften, theils schon manches Fascikelchen lag, der auch ihm schon aufblühenden, freilich noch an den schützenden Namen und die Unterschrift seines Principals gebundenen ersten Frühlingskeime einer eigenen Praxis ... Im unbestreitbaren Wohnzimmer ließ Benno schon zuweilen in den Früh- und Nachmittagsstunden manche Partei warten, die über ein paar empfangene Ohrfeigen oder ein paar unbezahlt gebliebene Beinkleider seinen Rath begehrte und von ihm nach Abfertigung eines „pressantern" Clienten mit staatsmännisch bedeutsamer Miene gebeten wurde,

ſich auf einem Sopha von ehrwürdig altem ſchwarzen „geflammten" Merino (zu dieſen Flammen war hier und da ſchon der entſchiedenere Brand einer etwas vergeßlich geräuchten Cigarre gekommen) oder einem wirklich prachtvoll glänzenden rothſaffianen Seſſel auszuruhen, welchen Phönix ſeines ihm theilweiſe perſönlich angehörenden Mobiliars ihm Thiebold de Jonge verehrt hatte. Oder man könnte, da dieſer Seſſel klein, zierlich, auf einer Rolle gehend und wie luftig war, ihn unter dem beſcheidenen Hausrath, der altmodiſchen Kommode von Nußbaumholz, dem Schreibſecretär von Birken-, den lackirten Stühlen von Tannenholz, auch einen prächtigen Kolibri nennen in einem ſolchen gewöhnlichen Drahtbauer, wie der war, in dem Benno bereits eine Art Familie zu ernähren hatte, zwei Canarienvögel ſeiner Wirthsleute, die er von ihnen in Pflege genommen zur Erzielung einer Hecke, bis ſich freilich herausſtellte, daß die friſch aus dem Neſt genommenen kleinen Thierchen „Sieen" waren, was Benno leider erſt entdeckte, als er ſich an beide Geſchwiſter ſo gewöhnt hatte, daß er ſie auch ohne Geſang und Hecke vor ſeiner Wirthin rettete, die von einem pflichtſchuldigen Tode derſelben durch irgendeine nachbarliche Katze ſprach. Jetzt prangte dieſer Lehnſeſſel vollends, ſeitdem Benno bei ſeiner Zurückkunft von Kocher am Fall wieder zu ſeinem höchſten Verdruſſe eine neue Gabe ſeines manchmal unerträglich aufmerkſamen Freundes vorfand, einen in ſämmtlichen drei Zimmern gelegten bunten prachtvollen Teppich für den Winter ... Gegen dieſe Zuvorkommenheiten des jungen Halb-Millionärs ließ ſich gar nicht angehen. Thiebold zerbrach, ſtatt des Gottes der Zeit, lieber zufällig ſelbſt einen

Stuhl und erklärte dann mit gemachtem Schreck, seinem Freunde oder den Wirthsleuten einen Erſatz dafür ſchuldig zu ſein, als daß er ſich die Gelegenheit hätte nehmen laſſen, Benno ſtatt nur durch Zank auch einmal auf dieſe Art ſeine Freundſchaft zu beweiſen. Den alten in Ruheſtand verſetzten Lehnſeſſel, der mit dem Sopha, in Rückſicht auf geflammtes Muſter und Ehrwürdigkeit des Ueberzugs, harmonirte, hatte er ſchon vor längerer Zeit einmal, wie er entſchuldigend ſagte, in Gedanken mit dem Federmeſſer, das er wie zufällig von dem Tiſche Benno's genommen, in der Armlehne zerſchnitten und den neuen Teppich motivirte er auf Benno's Vorwürfe, die ihn deshalb heute in der Frühe gleich beim Eintreten und in medias res gehend empfingen, mit folgenden Worten:

Beſter Freund, das bitt' ich mir denn doch aus! Seitdem ich einmal das Unglück gehabt habe, beinahe in den St.-Moritz zu fallen, bin ich gegen alles Kalte von einer merkwürdigen Empfindlichkeit! Im Winter hier bei Ihnen zu ſitzen und über den offenherzigen Dielen Ihrer Baracke mich zu erkälten — das werden Sie nicht verlangen können!

Und bei alledem, erwiderte Benno, ſieht es nun erſt recht bei mir aus wie bei Vagage, die gern möchte und kann nicht! Der Teppich und der Seſſel führen jetzt das große Wort und haben die Oberhand! Jedermann wird jetzt glauben, daß ich ſtatt heraufzukommen ein Heruntergekommener bin!

Himmel! unterbrach Thiebold, zog ſeine Cigarrentaſche und betrachtete ein auf dem Tiſche neben dem

Terminkalender liegendes kleines Octavbüchelchen, worüber Benno zierlichſt „Verläge“ geſchrieben hatte; Aſſelyn, iſt das Ihr Einnahmebuch? Sie haben ja einen Bogen mehr hinten angeheftet? Sind das die Einnahmen von dem großen Proceß der Dorſte-Camphauſen, in dem Sie auch, hör' ich, zu thun bekommen werden?

Und ſchon las er, eine Seite aufſchlagend:

„7 Groſchen 6 Pfennige Concept — 2 Groſchen 6 Pfennige Copiatur —“

Wahrſcheinlich, erwiderte Benno, ihm trotz des Spottes das Büchelchen ſanft aus der Hand nehmend, wahrſcheinlich haben Sie in Mainz einen ganzen ſchwäbiſchen Urwald in Empfang genommen, daß Sie heute ſchon frühmorgens ſo übermüthig Geldſeele ſind! Kommen Sie jetzt erſt mit Ihrem Holzfloß angeſchwommen? Oder hatten Sie die Nacht Geſchäfte mit einer vaterländiſchen Tabacksfabrik? Ich verſichere Sie, Ihre Atmoſphäre verſetzt die Phantaſie keineswegs in die Havanna!

Merkwürdig, gab Thiebold zu und hatte bereits die Büchſe mit gemahlenem Kaffee aus Benno's Schreibſecretär von verblaßtem Birkenmaſer genommen, indem er leicht und leiſe den Beſitzer, der dabei eine vorwitzige Unterſuchung ſeiner Kaſſe befürchtete, bei Seite drängte, ihm auch die auf dem Secretär ſtehende Maſchine aus und unter der Hand wegescamotirte und das heute, der noch nicht „bei Wege“ befindlichen Wirthin wegen eigne Sieden des Waſſers zum Kaffee ſich allein aneignete; merkwürdig, wie geiſtesabweſend ich geſtern geweſen ſein muß! Die ganze Nacht hab' ich von Piter's vermaledeiten

Gott es überraſchte; ſo bleibt auch im Reich der Geiſter jede noch ſo zufällige Stellung, wenn ſie der Künſtler überraſcht.

Dafür hat Börne mit der größten Gewiſſenhaftigkeit an ſeinen Werken gearbeitet. Er warf nie etwas nachläſſig aufs Papier, ſondern ſelbſt der kleinſte Brief trug den Stempel einer, ſich auch in ſeiner winzigen aber feſten Handſchrift kund gebenden Bedachtſamkeit. Mit den Vorarbeiten zum Niederſchreiben war er länger beſchäftigt, als mit dem letztern ſelbſt. Die Gedanken boten ſich ihm in bunter, neckender Fülle dar; aber er wählte nur die, welchen ſich ein ſchönes Kleid überwerfen ließ. In züchtiger Schönheit mußte bei ihm das Wort auftreten. Einen wild wuchernden Styl, einen Gedankengang über Stock und Stein, haßte er. So trug er das, was er niederſchreiben wollte, lange mit ſich herum und formte tagelang an einem Satze, wenn er ihm nicht gleich die gewünſchte ſchöne Rundung abgewinnen konnte. Es war dies nicht Koketterie, ſondern die ihm angeborene Achtung vor dem Werth der Sprache. Er wußte, daß, auch um Gedanken an den Mann zu bringen, man ihnen eine reiche ſtyliſtiſche Mitgift geben muß. Die ſchönſten Ideen bleiben, wenn ſie äußerlich arm ſind, ſitzen. Börne brauchte oft zu einer kurzen Kritik vierzehn Tage. Um einen Druckbogen zu füllen, rechnete er gewöhnlich eine Woche.

Wenn es die Aufgabe unſrer Literatur ſein ſollte, ſich in eine encyklopädiſche Thätigkeit zu zerſplittern und nur noch die Thatſachen der Geſchichte und des Völkerlebens widerzuſpiegeln, dann würde Börne für dieſe Richtung werden, was Goethe für die ſchöne Literatur aus rein formellem Geſichtspunkte iſt. Aber auch ſelbſt dann, wenn die Literatur ſich wieder einer ſpeculativeren Begründung ihrer Prinzipien un-

Cigarren geraucht! Der Menſch will jetzt in der Stadt den Ton angeben!

So! So! ſagte Benno. Waren Sie alſo wieder auf Ihrer amerikaniſchen Akademie! Dann nehmen Sie den Kaffee allerdings, bitt' ich, ein Loth ſtärker! Welche große That iſt denn dieſe Nacht an der wahrſcheinlich für permanent erklärten Bowle beſchloſſen worden?

Die Caricatur auf die Gebrüder Fuld und die Trufenheimer Sonntagspartie jetzt ſo ohne weiteres zu nennen, nahm Thiebold de Jonge, der, wie es ſchien, im Crescendo begriffenen Satire ſeines Freundes gegenüber Anſtand. Gab es doch auch zunächſt Dinge, die ohne zu ſpaßen mit bitterm Ernſte verdienten abgemacht zu werden! Die Verſöhnungen machte zwar Benno immer nur ſo ſcheinbar und ohne Gefühl und „links um die Ecke herum", wie Thiebold ſagte, der, „wenn er einmal gefühlvoll wurde" — er wurde dies viel öfter als er zugab — dann auch gern von allen Kirchthürmen mit Zinken und Poſaunen wie zur Weihnacht dazu geblaſen und mit allen Glocken geläutet haben wollte. Auch heute, war es der entbehrte Schlaf oder welche ſonſtige „lyriſche" Stimmung, auch heute hätte er gern die Verſöhnung etwas feierlicher gewünſcht ...

Er ließ deshalb zunächſt Benno, der ſich vollſtändiger ankleidete, allein reden, was ſonſt in ſeiner Gegenwart ſelten geſchah.

Ohne Zweifel, ließ ſich Benno von der Schlafkammer aus vernehmen, ohne Zweifel haben Sie Ihren Freunden Bericht erſtattet von unſerm Manöver! Von dem Sturm auf die große Lehmſchanze, wo der alte Pritzelwitz

leibhaftig die Franzoſen vor ſich ſah, bis es von uns allen hieß: „Und Roß und Reiter ſah man niemals wieder!“

Thiebold ſchwieg ... Er braute Kaffee und Verſöhnung.

Ein Glück, fuhr Benno fort, daß drüben nicht wirkliche Augereaus oder Dürocs commandirten! General Kleber n hatten wir diesmal auf unſerer Seite!

Thiebold ſchwieg, ſelbſt in Erinnerung auf ein ganzes Bataillon, das im Lehm ſtecken geblieben war.

Meine Stiefeln gingen am dritten Tage vollſtändig aus der Naht! fuhr Benno fort; und die Reſerve, die Hedemann in meinem Mantel trug, paßte nicht, denn von dem ſiebenmaligen Sturm auf die Lehmſchanze hatt' ich Elefantenfüße bekommen, daß mir die Stiefel zu eng wurden! Und nun reiſen Sie mir mit Ihrem Stiefelmagazin ab! Ich glaube, Sie hatten in Rückſicht auf das Trottoir in Kocher und Ihre Hühneraugen ſechs Paar mit! So ſchnell waren Sie über alle Berge, daß man glauben konnte, Sie hätten ſie alle auf einmal angezogen! Haben Sie denn Ihren Freunden heute Nacht auch erzählt, wie Sie mich auf dem Weinberg beim Oberſten von Hülleshoven abſchilderten?

Nun verzog Thiebold ein wenig die Miene ... er merkte eine Geneigtheit des Freundes, auf ſeine „lyriſche“ Stimmung einzugehen.

Unſereins iſt freilich zu unbedeutend, fuhr Benno, immer von der Kammer aus, fort, Gegenſtand ſo hochmögender Discuſſionen zu werden. Was wurde denn erörtert? Das nächſte Faſtnachtsprogramm? Ich wäre für Mercur's Triumphzug! Alle neun Muſen müßten hinter dem

Handelsgott hergehen und ihm die schmeichelhaftesten Opfer bringen! In der Mitte ein großer Wagen ganz mit Rosinen gefüllt und Alexander von Humboldt davor als ein ganz gewöhnlicher Kutscher in eurer Livree! Dann eine Heringstonne, Schelling und Hegel dahinter mit Löschpapier in der Hand, Fichte im grauen Rock mit der Ladenschürze! Dann eure heiligen drei Könige hier als Importeurs von Thee, Tabak und Indigo — Melchior, der schwarze, noch mit einem Zuckerhut in der Hand — oder sind Sie für Runkelrübe?

Ohne im mindesten sich reizen zu lassen von Benno's „lateinischem Stolze", unterbrach Thiebold nur mit den einfachen und höchst gelassen geseufzten Worten:

Nicht einmal kleinen Zucker im Vorrath!

Damit holte er tief wehmuthsvoll einen Stiefelknecht aus dem Zimmer, in dem Benno's jugendlich knospende Praxis in dem Repositorium lag und wo er des Abends nach Hause kommend immer zuerst musterte, was etwa neu eingetroffen von seinem Schreiber in die kleine Baumschule künftiger fruchttragender Proceß-Obstgärten gelegt war, während er sich dabei die Stiefeln auszog.

Thiebold zerklopfte ein großes Stück Zucker, das er gleichfalls aus Benno's offenem Schreibsecretär, Kassa und Speisekammer zu gleicher Zeit enthaltend, genommen hatte . . .

Nun, erzählen Sie doch von Ihrer Reise! sagte Benno und setzte, dies jedoch etwas kleinlauter, hinzu:

Waren Sie denn auch in Lindenwerth?

Thiebold klopfte am Fenstersims Zucker; Benno trat im Hauskleide an den Kaffeetisch . . . Sein geschornes

Militär-Haar war schon wieder voller gewachsen und setzte auch seine gewohnte natürliche Kräuselung an. Sein Teint, immer etwas bleich, war heute von einer milden Röthe angehaucht. Sein Hals lag offen, wie die Brust, die die ganze bräunliche Schönheit hatte, die von den Alten am Manne so gerühmt wird. Beide Freunde hätten sich ganz wohl zu einem Modell der Dioskuren stellen können; vorausgesetzt daß der Künstler sowol eine kleine Neigung Thiebold's, mit seinen lichten Milchblutformen und dem sozusagen blonden Habitus seiner ganzen Constitution etwas ins Allzuvolle überzugehen, und bei Benno im Gegentheil eine gewisse brennende und an die mit phrygischer Mütze geschmückten Gestalten neapolitanischer Fischer erinnernde Magerkeit weise gemildert hätte.

Auf die Frage: Waren Sie denn auch in Lindenwerth? war die Thiebold'sche Gegenfrage: Gestern ist ja wol Ihr Vetter angekommen? gewissermaßen Blödsinn und doch lag eine Antwort darin.

Beide nämlich, Benno und Thiebold, waren von dem Zwiespalt in Armgart's Familie unterrichtet; beide wußten, daß Armgart's Lehrerin, Angelika Müller, an den Techanten etwas Entscheidendes in dieser Angelegenheit geschrieben hatte; doch kannten sie den nähern Inhalt der Erklärungen Armgart's nicht und mochten den Obersten am wenigsten drängen, ihnen mitzutheilen, was Bonaventura in der Morgenstunde, wo sie noch nicht die Lehmschanze erstürmt hatten, doch schon früh genug aus waren, um einen forcirten Marsch zu unternehmen, bei ihm gewollt hatte. In Armgart's Angelegenheiten war etwas

vorgefallen, das hatten ſie, als ſie Abends ſpät todmüde zurückkamen, ſchon gemerkt; aber ſelbſt Benno wußte von der Wanderung vom Hüneneck an bis zur Maximinus-kapelle aus Armgart's eigenem Munde über ihre heimlichen Geſinnungen gegen den Vater nichts weiter, als daß ſie vor Sehnſucht brannte, ihm ein paar ſelbſtgefertigte Tragbänder zu ſchenken ... Nun ließ ſich faſt annehmen, daß Bonaventura auch mit Aufträgen des Oberſten und Dechanten für Lindenwerth erſchienen war und darin lag denn doch eine gewiſſe Logik der Thiebold'ſchen Gegenfrage.

Was ſoll ihm denn hier werden? fragte dann Thiebold und klopfte Zucker in Hoffnung, von Armgart zu hören.

Er iſt auf heute früh zum Kirchenfürſten beſtellt ... ſagte Benno und hob den Deckel der Maſchine auf, die ſtark genug war, Waſſer zum Sieden zu bringen. Man vermuthet eine Berufung an den Dom ...

Sieh! Sieh! ... Blieben Sie denn noch in Kocher lange nach mir?

Ein paar Stunden! ſteuerte Benno auf die feierlichere Beilegung der Differenz zu. Ich hatte Eile zu meinen Arbeiten zurück! Und Rück ſchrieb mir Aufträge für die Reiſe noch bei einigen Gutsbeſitzern und Bauern ... ich kann alle Stunden gewärtig ſein, wieder auf ein paar Commiſſionen hinaus zu müſſen ...

Ich hoffe, daß Sie Ihren Vetter bei uns einführen! ließ Thiebold fallen. Wann wollen Sie mit ihm bei uns ſpeiſen?

Mein Vetter iſt höchſt einfach und liebt die Geſellſchaft nicht ... Auch will er ſchnell nach St.-Wolfgang zurück, obgleich ich höre, daß der Kirchenfürſt unpäßlich iſt

und ihn vielleicht gar noch nicht einmal empfangen kann ... Die reizbare Eminenz ist, wie mir Enckefuß erzählte, in einer gewaltigen Aufregung, die ihn um so mehr erschüttern mag, als er sie äußerlich nicht verräth.

Nun war der verhängnißvolle Name Enckefuß gefallen ... Thiebold wich aber noch aus und sagte:

Daß ich von der Dechanei so kurzen Abschied nahm!... Ich bereu' es fast ... Hat sich das Verhältniß mit der Dame nicht ausgeglichen?

Wissen Sie denn nicht? fiel Benno ein.

Was soll ich wissen?

Während ich noch mit Frau von Gälpen zu ihren Gunsten parlamentirte, war sie ja abgereist ... Aber erfuhren Sie denn nicht, im Kattendyk'schen Hause —?

Was?

Mit Ihrem Zauberweibe haben Sie Ihre schlechten Cigarren unter Einem Dache geraucht!

Ich weiß kein Wort ...

„Zauberweib" war ein Ausdruck gewesen in Thiebold's großer Apostrophe an Benno's Herzlosigkeit. Dies Wort wirkte jetzt auf ihn wie die beschämende Erinnerung an einen Rausch ...

Er wollte etwas erwidern, verschluckte es jedoch wegen nicht ausreichender Stimmmittel ...

Himmel! fuhr Benno fort. Wenn diese scharfen Augen und Ohren das Négligé Ihres tapfern Herzens und besonders Ihrer Zunge belauscht hätten!

Welche denn?

Diese neue Bewohnerin des Kattendyk'schen Hauses! Lucinde Schwarz!

Gott ſei Dank! Ich ſchwieg den ganzen Abend — Schnuphaſe vermittelte das Engagement! Auf die Folgen bin ich begierig!

Deshalb war Piter ſo geheimnißvoll — Noch im Bahnhofe —

Wo —?

Wir brachten Pitern vor einer Stunde auf den Bahnhof! Er iſt nach Witoborn, um eine Liegenſchaft anzukaufen ...

Aus der Enckefuß'ſchen Schuldenmaſſe? Sieh! Sieh! Das nenn' ich raſch bei der Hand!

Wie ſo, Enckefuß'ſche —? Ich habe am Ende Pitern noch das Geleit gegeben, ein Angebot auf die Grundſtücke zu machen, die der Oberſt und Hedemann kaufen wollten?

Beruhigen Sie ſich! ... Indeſſen —

Eben wollte Benno ſeinem Freunde auseinanderſetzen, daß ſich der Aſſeſſor von Enckefuß auf ſeine, Benno's, Verwendung an den Procurator Rück gewandt hätte, ihm in der Befreiung ſeines überſchuldeten Vaters von den bitterſten Verlegenheiten behülflich zu ſein ... Eben gab er eine Schilderung der Verhältniſſe des Rittmeiſters, die ganz den Erinnerungen, die von dieſem Lucinde haben mußte, entſprach ... Eben mußte er zugleich ſein Erſtaunen ausdrücken, daß, wenn Piter Kattendyk wirklich die Enckefuß'ſche Maſſe erſtehen wollte, dies nur im Auftrage ſeines Schwagers geſchehen ſein könnte, jedoch in einer Eile, die ihn wahrhaft überraſche — als Thiebold vom Fenſter aus eine ungewöhnliche Aufregung auf dem kleinen Platze bemerkte.

Was gibt es denn da? unterbrach Thiebold in plötzlichem Ausruf Benno's und seine eigene Besorgniß, die er für Hedemann's Mühle aussprechen wollte, die einen Theil der überschuldeten Enckefuß'schen Besitzthümer bildete ...

Auch Benno hatte schon lange ein ungewohntes Treppenlaufen in seinem kleinen Hause bemerkt, war auch ans andere Fenster getreten und bestätigte schon, daß an einem ganz in einen Winkel des kleinen Platzes gedrückten Hause ein starker Zusammenlauf von Menschen stattfand, ja eben bestieg sogar ein Polizeicommissar eine nach der Straße offen liegende Treppe des von den Menschen aufgeregt umstandenen Hauses ... Die Menschen drängten nach ... Der Commissar wandte sich und verbot jedem, nur auch einen Schritt weiter zu folgen ... Damit schloß er die Treppenthür hinter sich zu und verschwand.

Thiebold hatte in seiner raschen Art schon zum Fenster hinausgesprochen, was denn da wäre?

Es ist die Nacht einer ermordet worden! hieß es.

Wie? Wer? riefen beide Freunde zugleich.

Eine Frau!

Die sanguinische Natur Thiebold's hatte schon den Hut in der Hand und stürzte die Stiege hinunter, um wenn nicht für sich, doch für seinen Freund Benno eine für so nahe Nachbarschaft beunruhigende Thatsache festzustellen.

Indem kamen bereits die Wirthsleute Benno's und berichteten ihm, daß in dem Hause drüben eine alte stadtbekannte geizige und nach allgemeiner Vermuthung reiche Frau diese Nacht wäre ermordet worden ... Die Milchfrau hätte die Thür ihrer Wohnung offen gefunden ...

wäre hineingegangen und hätte die alte Dame mit einer Schlinge um den Hals erwürgt gefunden, dicht am Küchenherde.

Eine Frau Hauptmännin — hieß es; der Name ging Benno verloren, zumal in der Eile, mit der man auf jeden ausſein mußte, der neue Mittheilungen brachte.

Benno, inzwiſchen vollends angekleidet, wollte gleichfalls ſeinen Hut holen. Ohnehin bekümmerte ihn, da ihn geſtern Nachmittag ausſchließlich Bonaventura in Anſpruch genommen und er Rück nicht geſprochen hatte, die plötzliche Ahnung einer Gefahr, in die ſowol Hedemann's und des Oberſten Ankauf als ſelbſt die momentane Schuldenbefreiung des Landraths und Rittmeiſters von Euckefuß gerieth. Der „ſchöne Euckefuß" beſaß daheim, ſoweit Benno wußte, keinen einzigen Beiſtand, keine einzige Hülfsquelle mehr. Die Gläubiger konnten ſein Eigenthum, ein größeres Anweſen vor und in Witoborn, in Anſpruch nehmen und ſchon hatte Hedemann davon eine Mühle und deren Gerechtſame für ſich erſtehen wollen von einem der Witoborner Juden, der darauf eine Hypothek hatte, die dem ganzen Werthe des Grundſtücks faſt gleichkam ... Kaufte Hedemann ſie von dem Gläubiger, ſo erſtand er ſie zu geringerem Preiſe. Trat aber ein Geſammtkäufer ein, der die Schuldner befriedigte und — wie der Aſſeſſor für ſeinen Vater hoffte — ſich mit dieſem, der ohne Beſitzthum nicht mehr Landrath ſein konnte, arrangirte, ſo fielen vielleicht Hedemann's Hoffnungen nicht nur auf einen wohlfeilen Preis, ſondern vielleicht überhaupt die für den Ankauf und eine neue Begründung ſeiner Exiſtenz vorhandene Möglichkeit

dieſer Erwerbung fort. Ließ Rück, ohne ſeinem Hülfsarbeiter davon etwas zu ſagen, dieſen Ankauf in ſolcher Eile und hinter ſeinem Rücken vollziehen — noch geſtern früh war kaum die allgemeine Bereitwilligkeit des oft gar ſeltſamen Procurators gewonnen geweſen —, ſo fiel zwar die Hoffnung gerade nicht fort, daß Hedemann ſeine Mühle bekam, doch jedenfalls wurde der Preis größer, als durch den Ankauf von jenem Einzelnen, der ſeine Hypotheken retten wollte. Und noch war ſeiner ſchnellen Combination ſogleich etwas Anderes räthſelhaft geweſen. Rück's Neigung, dem bedrängten Enckefuß zu helfen, ſchien ihm keine aufrichtige. Er hatte es ſogar anfangs ganz unbedingt abgelehnt. Und ſogar von Hedemann und dem Oberſten hatte er die Worte fallen laſſen: Beſter, was iſt denn nur das? Ich höre ja, dieſe beiden Leute ſind aus Amerika zurückgekommen und noch nicht ein einziges mal hat einer von ihnen hier oder in Kocher am Fall oder in Witoborn einer Meſſe beigewohnt? ... Benno wollte aufs ſchleunigſte zu Rück oder Enckefuß.

Ein Glück aber zunächſt für den Kaffee, daß eben auch Thiebold wieder zurückkam ...

Raſch zuſpringend auf das überſiedende Waſſer und ohne die Bereitung des Frühſtücks aus dem Auge zu verlieren, erzählte er:

Ja das iſt ſchön! Ein richtiger completer Mord! Ich bin von der Wache hinaufgelaſſen worden und habe mir die Geſchichte angeſehen! Hinter den Vorhängen im zweiten Stock drüben ... Schauerlich! ... Braun und blau ... In der Küche dicht am Feuerherd liegt eine alte Perſon ... mit

terordnen sollte, würde Börne seine Stellung als Vertreter des reinsten Ausdrucks unmittelbarer Verstandeswahrheit, eine Stellung von großer supplementarischer Bedeutung, behaupten. Oder, was das Wahrscheinlichste ist, wenn die deutsche Literatur sich vereinfachen und ihre gegenwärtige Anarchie von künstlerischer Formenschönheit beschworen werden sollte, selbst dann wird Börne sich erhalten; denn, ob er gleich nicht Dichter war, so wußte er doch die Stoffe der Dichtkunst weise zu sichten. Er empfiehlt diejenigen Formen und Behandlungsweisen, die dem Volke verständlich sind; er vertritt der ästhetischen Selbstgenügsamkeit den Weg und fordert, daß der Dichter sich dem Ideale, nicht das Ideal seiner Eitelkeit opfert. In allen diesen Beziehungen, mag die Zukunft nun das Schicksal unsrer Literatur entscheiden, wie es die Musen wollen, hört Börne's Zusammenhang mit ihr nicht auf. Seine Schriften stecken unserer Literatur kein Ziel auf; aber sie werden ein Weg bleiben, den sie nicht wird umgehen dürfen, um zu irgend einem zu gelangen.

Wenn wir die vergangenen Zeiten überblicken und im Reich der Geister für Börne eine Parallele suchen, so finden wir nur einen Namen, der mit ihm passende Vergleichungspunkte darböte, Jonathan Swift. Wunderbar, daß selbst in äußern Lebensverhältnissen eine Aehnlichkeit zwischen Börne und dem witzigen Dechanten von St. Patrik statt findet. Beide standen sie zu weiblichen Wesen in einem Verhältniß, das sich im Bewußtsein seiner höheren Weihe kühn dem Urtheil der Welt aussetzte, Beide verfolgten ihre entscheidendste Wirksamkeit aus einer Art von Verbannung; denn auch Swift war in Irland den politischen Händeln, denen er eine so große Aufmerksamkeit widmete, persönlich selbst ent-

'nem gräßlich entſtellten Angeſicht ... und gerade als wollte ſie in Todesangſt hinunterkriechen unter den Verſchlag, wo das Holz liegt ... Der Mörder faßte ſie dabei von hinten ... erwürgt iſt ſie ... darüber kann kein Zweifel ſein ... alle Schränke und Kommoden in den Vorzimmern ſind erbrochen ... ringsum liegen Papiere zerſtreut und durchwühlt ... und wie bei einer completten Hexe ſieht's aus ... ausgeſtopfte fürchterliche Vögel und Fußdecken von wilden Thierfellen und lange indianiſche Lanzen mit Pfeilſpitzen und Köchern .... Die Milchfrau klingelte und klopfte heute früh, findet die Thür offen, geht hinein und ſieht die alte Perſon auf dem Pflaſter der Küche liegen, wie geſagt, gerade am Feuerherd.

Keine Vermuthung auf den Mörder? rief ein Chor von Hausbewohnern, der ſich die Reſultate der Thiebold'ſchen Erkundigungen nicht entgehen laſſen wollte und das Vorrecht der Wirthsleute, einzutreten, durch Nachdrängen mitbenutzt hatte.

Ich hörte nichts! ... ſagte Thiebold.

War ſie denn ohne Bedienung — ? ſtotterte ein alter zum Tod erblaßter Garçon aus der Dachſtube, der ſich im Nachtkamiſol ſein Frühſtück eben ſelbſt geholt und die Milchkanne zitternd in der Hand hielt.

Ihr letztes Mädchen, erzählte man, war ſchon vor Wochen abgezogen — ſie wartete auf ein neues — die Perſon war berüchtigt, daß kein Dienſtbote bei ihr länger als vier Wochen aushielt ... Erſt in neuerer Zeit blieben manche etwas länger ... Das waren Mädchen, die aus den Klöſtern oder von Vereinen geſchickt wurden ...

Da bei alledem dennoch die Frau Wirthin friſches

Weißbrot, Milch und die im Keller aufbewahrte Butter brachte, so kam der Name der Hauptmännin von Buschbeck noch einmal an Benno's Ohr und jetzt erst war es ihm, als hätte er diesen doch kürzlich von jemand nennen hören ...

Erst, wie die Wirthsfrau erzählte, die Frau wohnte dort oben schon seit sieben oder acht Jahren, wäre steinalt gewesen, nie mehr ausgegangen und schon von andern Städten wäre sie um ihrer Bosheit willen hierher gekommen ... und der, der sie umgebracht hätte, der müßte Bescheid gewußt haben ... erst wie das alles allmählich auf Benno einwirkte und ihm plötzlich die Erinnerung kam, daß er einen übel berüchtigten, leider mit seinem Principal, dem Procurator Rück, vertrauten Mann, einen gewissen Jodocus Hammaker, einen verdorbenen Advocaten, Winkelagenten und Makler verdächtiger Geschäfte zuweilen Abends von jener Stiege herabkommen gesehen hatte ... erst da fiel ihm ein: Auf jener Fahrt von St.-Wolfgang fragte ja Lucinde Schwarz nach einem solchen Namen und nannte ihn geradezu eine Schwester der Frau von Gülpen!

Benno stand so in Nachsinnen vertieft, daß er Thiebold's Bemerkung, eben käme der Assessor von Enckefuß mit einem Schreiber daher und ginge auf das Haus des Frevels zu und nähme wahrscheinlich das Protokoll auf, überhörte ... Die Grauengestalt jenes Hammaker verließ ihn nicht ... Und Frau von Gülpen! ... Seine Empfindungen für die Freundin seines Adoptivonkels waren die dankbarsten! ... Seine frühesten Knabenerinnerungen bewahrten der wunderlichen, an sich respectabeln Frau ein

mannichfach verpflichtetes Andenken! ... Seine frühesten Lebenseindrücke ... welche waren es denn? ... Das lächelnde Antlitz einer schönen vornehmen Frau, die einst wie unter Harfenklängen und Engelstimmen und gerade wie selbst bei der grimmigsten Nordlandskälte sich die Kindheit in der geweihten Nacht um der duftenden Aepfel, Nüsse und Wachskerzen willen die sternenhellen, eisigen Lüfte draußen nur vom Lobgesang der Hirten und dem Flügelrauschen himmlischer Heerscharen erfüllt denkt, aus einer glänzenden Kutsche stieg, sich über ihn beugte und ihn küßte ... eine weite Reise dann, die sich ihm unter dem Bilde einer endlosen Reihe von Bäumen eingeprägt hatte, solchen, wie sie bei nürnberger Schäfereien krauskopfig von Holz geschnitten sind und ebenso rasch umfallen, wie die langen Schwadronen bleierner Soldaten ... das Blitzen dann der Epaulettes des französischen Offiziers Max von Asselyn, der ihn adoptirt hatte ... nicht, daß diese Epaulettes noch auf des Adoptivvaters Schultern saßen, sondern er spielte mit ihnen, mit den abgelegten, ausgedienten ... dann klangen ihm im Gedächtniß die dumpfen Glocken, die das Begräbniß Maxens von Asselyn bedeuteten; den Sarg hatte er nicht gesehen, nur den vom Kirchhof zurückkehrenden Geistlichen, eine hohe mächtige Figur in weißem Ornat mit goldstarrendem Besatz, den Pfarrer Perl zu Borkenhagen ... dann tummelte er sich mit Hedemann auf dem Gehöft der Aeltern desselben, ritt nach Witeborn, Westerkamp und sah im Geiste immer die Leute aus der alten Ludgeri-Kapelle bei Stift Heiligenkreuz kommen mit Gesangbüchern, von denen sich, wie das so ist in unserm wunder-

lichen Verrathshause, dem Gedächtnisse, gerade vorzugsweise der blitzende goldene Schnitt eingeprägt hatte ... auch die vierspännige Kutsche des Grafen Joseph von Torste-Camphausen, des letzten seines Stammes, Vaters der Gräfin Paula, sah er oft ... dann wurde er in Pensionen gegeben, hierher an den schönen Strom, erst in die Residenz des Kirchenfürsten, dann unter Bonaventura's, des schon etwas Aelteren Aufsicht nach der nahe gelegenen Universität, wo er die Vorbereitungsschulen und dann die Hochschule selbst besuchte — alles das hatte der Techant möglich gemacht und Frau von Gülpen spielte bei diesen Phantasmagorieen der Erinnerung die freundlichste und mütterlichste Rolle ... er wie Bonaventura wurden versorgt von ihr mit allem, was nur zu des Leibes Pflege und Nothdurft gehörte, Ausstattung an Wäsche und wohlwollenden Rathschlägen aus ihrem bekannten reichen Schatz medicinischer und diätetischer Erfahrungen ... Zwischen alles das aber hindurch hatte er nie von einer Schwester der Freundin seines Oheims gehört, nie nur den Namen früher nennen hören als zum ersten male durch Lucinden ... Und jetzt sollte dieser sich so grauenvoll in Erinnerung bringen? Sollte in eine Verbindung treten mit dem stillen Frieden der Techanei? Sollte in jene leidenschaftslose, nur der Ruhe und dem Behagen gewidmete Welt die düstersten Schatten werfen?

Die Schonung und die Scheu vor Menschen, denen Benno so dankbar verpflichtet war, hinderte ihn selbst gegen Thiebold sein Erstaunen und seine tieferschütterte Ueberraschung auszusprechen.

Unruhig und bewegt ſtand er auf und ſchritt in ſeinem Zimmer, deren Thüren er öffnete, auf und nieder ...

Thiebold nahm, während ſie dann von den Leuten frei wurden, die Thür ſchloſſen und frühſtückten, ſeine Bemerkung, daß der Aſſeſſor von Enckefuß drüben im Hauſe der Ermordeten wäre, dann Piter's Reiſe und die Gefahr des Hedemann'ſchen Ankaufes wieder auf. Letztere ſtellte jedoch Benno entſchieden in Abrede.

Nur ſtaun' ich, ſagte er, wie das ſeit geſtern ſo raſch gegangen! Schon in Kocher am Fall theilte ich Hedemann und dem Oberſten mit, daß ich, wenn etwa Rück der Geſammtgläubiger des Herrn von Enckefuß würde, dafür Sorge tragen wollte, daß Hedemann die Mühle um den Preis bekäme, den er an den auf ſie angewieſenen Hypothekengläubiger zahlen wollte. Alle dieſe Gläubiger laſſen mit Freuden ihre Hypotheken mit einem Verluſte ab, wenn ſie nur überhaupt die Subhaſtation vermeiden können, bei der ſie verlieren; denn auf dieſe Beſitzungen wurde mehr Geld aufgenommen, als ſie jetzt Werth haben. Kauft Rück durch ſeinen Schwager die Hypotheken auf, ſo wird er der alleinige Gläubiger des Verſchuldeten und ich hoffe — indeſſen wünſcht' ich doch zu wiſſen, ob der Aſſeſſor lange drüben verweilt und ob er vielleicht —

Herüber kommt? unterbrach Thiebold, ſehr befriedigt von der dann nothwendigerweiſe eintretenden vollſtändigen Ausſöhnung. Und dieſer Ausſöhnung ſchon gewiß ſagte er: Es iſt einzig, welchen Nachdruck der Oberſt und Hedemann auf dieſe Erwerbung bei Witoborn legen!

Beide haben, erklärte Benno und fixirte die Fenster, wo die Ermordung stattgefunden — die Küche selbst lag nach hinten auf eine düstere und einsame Brandmauer hinaus — beide haben den Stolz, da, wo sie zu Hause sind, mit dem gebührenden Nachdruck ihrer ganzen alten Lebensstellung wieder auftreten zu wollen!

Hm! grübelte Thiebold und setzte kleinlaut hinzu: Wie viel anders könnte das alles sein — wenn — Glauben Sie wol, Asselyn, unterbrach er sich, daß ich einmal, ich will nicht sagen jetzt, aber in einem Jahre oder zwei, einen — Korb bekomme, falls ich als Bürgerlicher —

Benno verstand vollkommen, daß Thiebold von einer Werbung um Armgart und den Vortheilen einer Verbindung des Vaters mit seinem Vermögen sprechen wollte.

Bürgerlicher? De Jonge! sagte er scheinbar ironisch, während ihm alle Nerven zuckten und Thiebold's auch nur angedeutete Werbung einen Stich durchs Herz gab.

De — de —? Ach so, Sie meinen — sagte Thiebold verlegen . . .

De Jonge —! Wer wird Ihnen einen alten niederländischen Adel abstreiten können!

Einen Adel, der viel Mesalliancen durchgemacht hat! Wir handeln jetzt mit Brenn- und Nutzholz, aber kein Baum hat uns je so morsch auf Lager gelegen wie unser Stammbaum!

Das De sagt immer etwas —

Hören Sie 'mal, meine sel'ge Mutter war sogar eine geborne Tor — Tor Möhlen!

Zur Mühlen! Sie sehen, wie alles zusammenkomm
um das Wasser auf Ihre Mühle zu treiben!

Aber Joseph Tor Möhlen — Twist und Baumwolle -

Haben Sie denn nicht gehört, daß der Oberst v
Hüllesheven nicht übel Lust hat, mit Hedemann
Mühle ganz einfach in eine Papierfabrik zu verwandel

Nach dem Tschanten, als die Rede davon war,
bloßer Scherz . . .

Scherz, den der Oberst ernst zu nehmen
Mann ist! Oder haben Sie nicht bemerkt, daß in
sem Sonderling ein Gelüsten lebt, dem ganzen Geiste sei
Provinz gleichsam einen Fehdehandschuh hinzuwerfen

St! unterbrach Thiebold, der bei alledem so in
danken verloren war, daß er seine Absicht ganz verge
hatte, die Rückkehr des Herrn von Enckefuß aufs
ster blickend abzupassen und ihn gemüthlich, als
nichts zwischen seinem geliebten Hedemann und
Assessor im Garten des Wirthshauses am Kreuz
vorgefallen, anzurufen. Aufhorchend fuhr er fort: Si
kommen Besuch!

Man hörte auch das gleichmäßige und sichere Erst
der Treppe durch einen festen Schritt, der an der
Benno's Halt machte . . . Es klopfte und ohne
lange ein Herein! abzuwarten trat der Assessor
Enckefuß ins Zimmer.

Vom Schauplatz eines Mordes zu kommen wir
Ruhigsten in Aufregung bringen. Der Assessor
sonst ein Mann von einer seltenen Bestimmthei
Fassung; heute, in aller Frühe schon vom Lag
rufen, um den Thatbestand eines seltenen Verb

aufzunehmen und den Eifer und Scharfsinn seiner Beigeordneten zur Entdeckung des Urhebers in Bewegung zu setzen, fehlte ihm fast jene Selbstbeherrschung, die ihn nie und nur dann verließ, wenn er sich einmal von einem im Grunde heftigen Temperamente fortreißen ließ. Aus dem Scherze, den er sich im Behagen, von seinem täglichen Amtsverdruß auf einige Tage einmal ausgespannt zu sein, gegen Porzia Bianchi erlaubt hatte, würde ohne Benno's Dazwischenkunft leicht gegen Hedemann eine rasche und schwer zu bereuende That geworden sein.

Die gewohnte Kaltblütigkeit des etwa im Anfang der Dreißiger befindlichen, wohlgewachsenen und imponirenden Mannes kehrte zurück, als er Thiebold de Jonge sah, der ihn seit dem Zusammenstoß mit Hedemann vermieden und in Kocher ganz an Benno überlassen hatte. In jeder Lage, wo ein anderer durch eine unerwartete Störung in Verlegenheit gebracht wird, knöpft ein Charakter wie der Assessor sozusagen einen Knopf noch mehr zu und wird noch kühler werden, als ohnehin schon in seinem Wesen und Benehmen liegt. Nun also schon wieder in dem gewohnten Tone einer vor nichts erstaunenden Ruhe und Kälte sagte der in seinem Amte gewiegte, in seinen Unternehmungen von guten Erfolgen begleitete Beamte:

Herr von Asselyn! Ich suchte Sie gestern Abend überall vergebens — mein Vater ist angekommen — in dem Drang seiner Angelegenheiten begaben wir uns sofort zu Rück — eine Viertelstunde und die Verständigung war gemacht — ich danke das ohne Zweifel Ihrer Vorbereitung! Machen Sie meinem Vater das Vergnügen, heute im Englischen Hofe mit uns ein Frühstück

einzunehmen — Auch Sie, Herr de Jonge, sind vielleicht zugegen — obgleich Sie die Nacht nicht geschlafen haben! setzte er nach einer leichten Verbeugung lächelnd hinzu.

Woher wissen Sie das? fragte Thiebold mit nicht erkünstelter Kälte.

Benno, um Reibungen zu vermeiden, hielt sich an die Ueberraschung, die ihm die Ankunft des Rittmeisters und Landraths von Enckefuß verursachte. Er wiederholte einigemal: Ich war bei meinem Vetter — im Schnuphase'schen Hause — sieh, sieh — nun ist mir das schnelle Arrangement erklärlich!

Thiebold bereute indeß seine Aufwallung ...

Um eine Coalition der Hypothekengläubiger zu sprengen, fuhr der Assessor fort, reiste Herr Kattendyk noch in dieser Nacht nach Witeborn ab — man hat Sie in aller Frühe im Bahnhof gesehen, Herr de Jonge — also vermuth' ich, daß ich richtig errieth — indessen bis zwölf Uhr, wo uns mein guter Alter erwartet, könnten Sie noch ausgeschlafen haben und es wird Sie freuen, Herr de Jonge, ich habe ausdrücklich die Käuflichkeit der Mühle für meinen intimen Feind, Herrn Remigius Hedemann, beim Vater und bei Rück ausbedungen — auch zu dem Preise, für den sie der Gläubiger ablassen wollte! Daß diese Sorgen hinter mir liegen, dank' ich Ihnen, Herr von Asselyn! Also ich hoffe, Sie kommen!

Benno schützte, wenn er ausbleiben sollte, die Abhängigkeit von Venaventura vor.

Thiebold, rasch jetzt erwärmt und versöhnt, rückte mit seinem Stuhle dem Assessor näher, zeigte ihm das auf dem Platz so zunehmende Gewühl, daß schon Mi-

litärwache berufen wurde, die Leute vom Eindringen in das Haus, wo die That begangen war, zurückzuhalten, und fragte nach seiner Ansicht über den Vorfall.

Das ist eine traurige Affaire! sagte der Assessor. Die Alte wurde mit einer Schlinge erwürgt, gerade wie man einem Stier den Hals zuschnürt und ihn dann niederzieht! Sie muß von ihrer Stube bis hinten in die Küche geflüchtet sein, wo der Mörder sie am Feuerherd festhielt und so vollends —

Und keine Vermuthung? fragten beide Hörer zu gleicher Zeit.

Gesindel haben wir genug in der Stadt! sagte der Assessor und lehnte die angebotene Theilnahme am bescheidenen Frühstück nicht ab. Sie wissen ja von dem Knecht aus dem Weißen Roß, der in St.-Wolfgang den Sarg erbrochen! Der Mensch soll hier in der Stadt gesehen worden sein! Uebrigens war diese Frau berüchtigt durch ihren Geiz. Seit Jahren ging sie nicht mehr aus. Dennoch fehlte es um sie her nicht an Verkehr. Sie nannte sich eine Frau Hauptmann von Buschbeck, während ihr nur ein anderer Name gebührt — er steht in den Acten. Geldmittel erhielt sie mit großer Regelmäßigkeit von unserer Freiherrlich Wittekind-Neuhof'schen Kameral-Verwaltung bei Witoborn. Vor vielen Jahren war sie in Diensten des alten Freiherrn von Wittekind!

Benno hörte mit beklommenem Herzen die Bestätigung der Beziehungen der Ermordeten zu Schloß Neuhof ...

Die Alte, fuhr der Assessor fort, kam vor sieben oder acht Jahren hieher und brachte bald die Polizei mit

rückt. Freunde, die es bestätigen können, daß Börne niemals etwas von Swift gelesen hat, waren erstaunt, in der schriftstellerischen Art dieser beiden Männer so viel zutreffende Aehnlichkeiten zu finden. Beide kämpften sie gegen politische Mißbräuche, beide knüpften ihre Geisteserzeugnisse an Erscheinungen des Tages, beide besaßen sie das Talent, für ihre Ideen höchst komische Situationen und Staffagen zu erfinden. Auch darin trifft die Aehnlichkeit zu, daß Börne und Swift, beide beschuldigt wurden, daß sie ihren Zorn über die Mißbräuche der Welt nur ihrer Hypochondrie verdankten, ein Vorwurf, der freilich bei dem Dechanten begründeter war, als bei Börne. Denn Börne starb mit lächelnder, wenn auch schmerzlicher Resignation, Swift aber in geistiger Entkräftung. Auch der Styl beider Schriftsteller ähnelt sich in der Naivität, mit der sie in ihren Darstellungen anzusetzen pflegen, um dann allmälig zu den ergreifendsten Consequenzen zu kommen. Beide erkannten, daß das Geheimniß des Witzes in dem plötzlichen Losschlagen einer harmlos angelegten Mine liegt. Freilich sind sie auch wieder in Anderem sich völlig unähnlich. Swift übertraf Börnen an combinatorischem Talent (Poesie kann man seine Allegorieen nicht nennen, am wenigsten die für Erwachsene zu kindischen und für Kinder zu ernsten Gulliver-Reisen), Börne übertraf ihn an sittlichem Ernste und Charakterfestigkeit. Swift war unendlich gelehrter als Börne, aber Börne's Darstellung hat auch darum um so weniger Ballast; man muß nicht bei ihm so viel Langeweile in Kauf nehmen, bis man an eine erquickliche, grüne Oase kommt. Swift schrieb mit einem Cynismus, für den ein heutiger Schriftsteller gesteinigt würde. Swift ist der ganze Börne, wenn man etwas hinfügt, das Börne nicht kannte, Leiden-

ſich in Berührung. Kein Dienſtbote blieb länger als einige Wochen bei ihr, mancher kaum einige Tage. Sie quälte und mishandelte ſie ſo lange, bis niemand mehr zu ihr ziehen wollte. Bei dem Geiz ihrer Lebensweiſe hätte ſie für ſich allein auskommen können, ohne Bedienung, aber wahrſcheinlich hatte ſie das Bedürfniß der Geſellſchaft. Sie half ſich zuletzt, wie ich gehört habe, durch einen Rath Ihres in allem kundigen Procurators!

Rück's? fragte Benno ſinnend und keineswegs erſtaunt ... Die Klugheit deſſelben war ihm geläufig.

Sie deponirte ein Teſtament mit Rück's Hülfe und bekam von ihm oder von ſeinem damaligen Gehülfen Hammaker —

Benno bemerkte ein momentan aufblitzendes, wenn auch nur ganz kurzes Leuchten in den Augen des Aſſeſſors —

Von Hammaker, glaub' ich, den Rath, einer geiſtlichen Schweſterſchaft ein Legat auszuſetzen und ſich von dieſer dann die Dienſtboten beſorgen zu laſſen. Der Vermittler iſt Schnuphaſe — Sie kennen ihn ja —! Daß unſer gefälliger und ſo zartfühlender Herr Maria die Auszahlung des Legats durch eine am Halſe der Alten angebrachte Schlinge hat befördern wollen, iſt nicht anzunehmen ...

Ebenſo wenig wie von einer der durch die Schweſterſchaft zugeführten Mägde ... ergänzte Thiebold mit jener aufwallenden Empfindlichkeit, die hier zu Lande bei der geringſten Reizung religiöſer Beziehungen üblich iſt.

Meine Herren, ſagte der Aſſeſſor lächelnd, ich werde Sie ſchonen und Ihr Ohr auch nicht mit der Anſicht

beleidigen, daß die bekannte Schwesterschaft zu den Nothhelfern die Alte hat umbringen lassen ...

Und fast verdrießlich lehnte er eine zweite Tasse Kaffee ab und wollte sich entfernen. Ihm genügte, die Einladung gemacht zu haben zum Frühstück mit seinem lebensfrohen und jetzt, wie es schien, ganz sorglos gewordenen Vater.

Benno versicherte, daß Thiebold ohne Vorurtheile und vollkommen neugierig genug wäre zu vernehmen, welche Rolle bei diesem tragischen Vorgang die Schwesterschaft zu den Nothhelfern spielte.

Meine Herren, sagte der Assessor, ich gehöre Ihrer Kirche nicht an, aber wenn Sie es hören wollen, so versichere ich Sie, daß Hamlet's Wort zu Horatio: „Es gibt Dinge unter dem Monde, die unsere Schulweisheit sich nicht träumen läßt!" hier am Platze ist. Diese Frau bekam vor drei Jahren keinen Dienstboten mehr; seitdem sie aber mit Hammaker, wollt' ich sagen mit Rück gesprochen, geht alles. Die Schwesterschaft beauftragt Schnuphase, die Mädchen vom Lande zu holen. Lebensfrohe passen natürlich für diese Stellung nicht und solche, die zuletzt in ein Kloster gehen, entdeckt schon ein so kundiger Blick wie der des Herrn Wachslichterfabrikanten. Die Aufgabe, die Klöster zu bevölkern, ist von Rom gestellt. Wir haben der Klöster noch immer mehr, als mit der Richtung und dem Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts im Einklang steht. Was ist zu thun? Man muß ihnen einen Zuwachs künstlich erwerben. So werden die Wallfahrten in Aufnahme gebracht, so fangen die wunderthätigen Heiligenbilder an Blut zu schwitzen und Thrä-

nen zu weinen, so werden Vereine gestiftet, Gesellen-, Meister-, Lehrlingsvereine, Vereine für Erkrankung und Beerdigung, Vereine für Bildung und Unterhaltung, Nähvereine für die Mädchen, alles unter kirchlichen Formen und mit geistlicher Assistenz und vor allem hat Rom den Beweis zu führen, daß wirklich für die Klöster eine nicht mehr zu hemmende Sehnsucht im Volke vorhanden wäre. So lockt man die Gemüther in die Bahn der Entsagung, fesselt sie durch entsprechende Vorbereitungen, macht sie mit den auch dem Klosterleben nicht fehlenden Annehmlichkeiten vertraut und die Folge ist, daß —

Doch nicht etwa, fiel ungeduldig Thiebold ein, die Person da drüben von Jesuiten oder sonst einem Eurer Gespenster umgebracht ist?

Der Assessor erhob sich und nahm zwar nur die Miene an, als wenn ihn der zunehmende Lärm auf dem Platze zwänge zu seinen Amtsgeschäften zurückzukehren, aber es vertrieb ihn eine unverkennbare Aufwallung und Entrüstung.

Rasch abbrechend und aufs neue an die Hoffnung erinnernd, beide Freunde um zwölf Uhr im Englischen Hof bei seinem Vater zu finden, verließ er ohne viel Förmlichkeit das Zimmer.

Und mit einem Ausdruck, als wollte er sagen: Freund, wenn Sie sich doch nicht in Dinge mischten, die Sie nicht verstehen! begann nun Benne:

Da haben Sie jetzt die Antwort auf Ihren Witz und Ihren gewohnten Scharfsinn!

Nein aber auch unglaublich, was diese Menschen herausspioniren! polterte Thiebold.

Seien Sie versichert, mein Bester, sagte Benno, daß der Assessor von Enckefuß die Jesuiten für keine Gespenster zu halten vollkommen berechtigt ist! Die Bewegung auf diesem Gebiete ist für den, der im Dunkeln sehen kann, die eines Ameisenhaufens! Ich habe, wie Sie wissen, an und für sich meine Freude daran. Nicht weil ich dieser Pfafferei und dem römischen Wesen den Sieg gönne, sondern weil in die dumpfe Stille unserer Zustände, in die Stagnation jedes politischen Lebens, in die niedergehaltene patriotische Kraft und nationale Gesinnung denn doch irgendetwas hereindringt und der geistigen Sklaverei, der Bureaukratie, dem in allen Maßnahmen vorausgesetzten „beschränkten Unterthanenverstande" ein Ende macht! Ich gehe nicht so weit wie Rück, dem die Religion Bagatelle ist und der sich nur vergnüglichst die Hände reibt, weil die Minister, die z. B. so erbittert seine Assisen und seinen Rechtscodex hassen und verfolgen, nun doch einmal von der sonst loyalsten Seite aus und innerhalb einer gar nicht zu bestreitenden Berechtigung jetzt in die ärgsten Verlegenheiten gerathen — diesen Cynismus der Gesinnung besitz' ich nicht — wie Sie denn überhaupt in Rocher am Fall, bester Freund, meine Verehrung vor dem verbitterten und die Sackträger um ihr Kegelschieben beneidenden Mann unerlaubt übertrieben haben! Von Ihrer ganzen Auffassung meines Herzens und meiner Lebensansichten werd' ich überdies die Ehre haben, Ihnen einfach zu sagen, daß Sie sich irren, lieber alter Freund! Ich habe einen unverwüstlichen Trieb zur Gerechtigkeit und wer den hat der

wird andern immer kalt erſcheinen! Seine Prüfung, niemanden Unrecht zu thun, wird immer länger dauern als der flackernde Enthuſiasmus der minder Bedenklichen. Von meiner perſönlichen und Privat-Lebensſtimmung will ich gar nicht reden, aber die Zeit ſelbſt wird ſo ernſt, lieber Freund, die Umſtände, die uns umgeben, wachſen zu ſolcher Bedeutung heran, daß wir mit unſerm blos ſo dreinfahrenden natürlichen Inſtinct die größten Thorheiten und ſogar Sünden gegen den Heiligen Geiſt begehen können! Laſſen Sie mir nur mein Sibirien im Herzen, lieber Freund! Es iſt ſo kalt nicht, daß ich nur mit Pelzhandſchuhen zu tractiren wäre! Aber auch wenn es drin Sommer werden ſollte, wird eine gemildertere Temperatur immer gut ſein Ihren Extremen gegenüber, Ihren Aufwallungen, Ihren unbedachten, frevelhaften, höchſt maliciöſen —

Benno mußte ſich ſchon zurückziehen ...

Denn Thiebold war ſo vollkommen aufgelöſt vor Zerknirſchung, Reue, Seligkeit, Stolz, einen ſolchen Freund zu haben, vor ſo merkwürdiger Ueberraſchung, „dergleichen zu hören", vor ſo aufrichtiger Dankbarkeit, „dergleichen zu lernen", daß ihm ſchon mit beiden zur Verſöhnung ausgeſtreckten Händen das Schrecklichſte der Schrecken, eine Umarmung, drohte ...

Benno fuhr ſich retirirend fort:

Ihre Extreme ſind immer das Echo des letzten energiſchen Eindrucks, den Sie irgendwo empfangen haben! Wettert der Oberſt gegen die Misbräuche unſerer Kirche, ſo ſind Sie zum Ketzer reif! Hier dem Aſſeſſor gegen-

über ſehen Sie keine Jeſuiten und rennen vielleicht heute noch vor Ekſtaſe in einen Beichtſtuhl!

Nie! Nie! Seit neun Jahren nicht! Auf Ehre! verſicherte Thiebold, nun wieder wie ein zweiter Huß und Wicleff.

Dann ſchämen Sie ſich, fuhr Benno fort, daß Sie dem vernünftigen Mann ſeine Fährte durchkreuzten, die gerade doch auf einen Menſchen hinauszukommen ſcheint, der ſich dem böſen Weibe unter gewiſſen religiöſen Vorſpiegelungen und Intriguen zu nähern wußte ...

Indem trat Benno's Schreiber ein, ganz erfüllt von dem Vorfall, dem die Bewegung ſchon der halben Stadt galt ...

Benno nahm von Thiebold's ſich ſelbſt anklagenden lyriſch-ſentimentalen Vorwürfen Abſtand und ſagte:

Ich will arbeiten, wenn der verdammte Lärm mich dazu kommen läßt! Sie aber, de Jonge, gehen Sie nach Hauſe und ſchlafen Sie aus und laſſen Sie ſich Punkt halb zwölf Uhr wecken! Ich bin begierig, den alten Haudegen, den Rittmeiſter von Enckefuß, kennen zu lernen! Ja Sie müſſen ſchon deshalb dabei ſein, um ſogleich an Hedemann ſchreiben zu können! Vielleicht erzählt uns auch des Aſſeſſors Vater, was Hedemann gegen ihn ſo ſpeciell auf dem Herzen hat!

Damit wurde denn Thiebold faſt gewaltſam von Benno zur Thür hinausgedrückt, und er ging; im Hochgefühl, ſeinen ſtarken und feſten Freund wieder ganz ſo zu haben, wie er ſeiner bedurfte. Zwar knirſchte er an ſeiner Kette, lag aber doch mit ſolcher Wonne an ihr, daß er jetzt jedem, der ihm etwa auf der Straße und bis zu den Holzhöfen ſeines Vaters hinauf von Bekannten begegnete, die „Ideen"

(freilich als die ſeinigen) wiederholt haben würde, die er ſoeben von Benno gehört hatte. Ja er würde jetzt keinen Anſtand genommen haben, anzudeuten, daß die Frau Hauptmännin von Buſchbeck ein „nächtliches Opfer der Jeſuiten“ war.

Für Benno, der ſich zur ſofortigen Abfaſſung erſt eines discret vorbereitenden Briefes an den Onkel in der Techanei und dann zum Arbeiten ſetzen wollte und von dem Schreiber die wirren Gerüchte, die er theilweiſe ſchon kannte, wiederholt erhielt, war es ein ſeltſamer Eindruck, beim nochmaligen Hinunterblicken auf die Straße, wo jetzt der Zudrang der Menſchen von einem Piket Soldaten abgeſperrt wurde, den Aſſeſſor von Enckefuß über die leergewordene Mitte des Platzes, allgemein ſichtlich, dahinſchreiten zu ſehen mit jenem Manne, den er einige male in nächtlicher Weile von der Treppe des Hauſes gegenüber hatte herniederſteigen ſehen, Jodocus Hammaker ...

Er kämpfte mit ſich, nicht den Verdacht auf dieſen Mann irgend jemanden ſchon auszuſprechen ... Denn Hammaker war der Vertraute ſeines Principals in einem Grade, der ſchon ſeit einer Reihe von Jahren um ſo mehr das Erſtaunen der Stadt war, als ſich gegen die Rechtlichkeit des vielbewunderten, vielgeſuchten und ſo außerordentlich reichen, deshalb auf Umtriebe nicht im mindeſten angewieſenen Schwagers Piter Kattendyk's, Dominicus Rück, nicht das Mindeſte einwenden ließ.

## 2.

Zur selben Stunde klopfte es im Kattendyk'schen Hause auf das allerheftigste an jene Thür, hinter welcher Trendchen Ley heute nur zwei Stunden hatte schlafen können.

Denn schon um sechs Uhr glaubte sie aufstehen zu müssen. Gut und gern hätte sie sich bei dem Befinden ihrer Herrschaft und der Freiheit ihrer Mitdienenden noch eine Stunde gönnen dürfen, um die durch ein Misverständniß verlorene Nachtruhe wenigstens um einen Traum mehr nachholen zu können.

Freilich war sie mit einem Traum erwacht, nach dem sie nie mehr wieder anders hätte träumen mögen.

Sie hatte geträumt leibhaftig ihre Mutter zu sehen ... nicht etwa als Lebende, wie sonst, sondern als Todte, Erstandene, als seliger Geist und wirklich vom Jenseits her sie anredend und begrüßend ...

Eben, wie sie der Thurmschlag der sechsten Stunde, wie sonst die Thurmuhr der alten braunen Stadtkirche

in Kocher am Fall weckte, ſprach doch gerade die Mutter mit ihr wie aus einer ſie verklärenden Wolke heraus, ſtreckte förmlich ihr die Arme dar und lachte faſt, unter Thränen und vor Wonne, ſie nun gleich mit einer einzigen nur noch ein wenig weiter auszudehnenden Bewegung umfangen zu können ...

Und ſie ſelbſt hatte das Wort: Mutter! wie einen Jubelton gerade auf den Lippen ... wollte gerade in dem ganzen Ueberſchwall des Herzens mit den Armen die geliebte, ſeltſamerweiſe nur im Oberkörper ſichtbare Geſtalt umfangen, den freundlichen, lebenswarmen Mund an ihre Lippen drücken, da gerade erwachte ſie und ſie erwachte auch vielleicht nicht ... ſie war vielleicht vorher ſchon wach und dieſer Traum war die ganz wirkliche Erſcheinung eines ſeligen Geiſtes geweſen.

Glücklich durch dieſe immer mehr ſich befeſtigende Ueberzeugung, glaubte Treudchen nun, daß die Mutter in irgendeiner Form leben könnte und wach ſein und ganz dicht um ſie und über ſie und ihre Geſchwiſter, die im Waiſenhauſe der Stadt waren, ſchweben ... Die Pein des Fegfeuers mußte ſie alſo glücklich und ſchnell überſtanden haben, dank der gründlichen Verſehung mit den letzten Heilsmitteln durch den geliebten Prieſter, der täglich und ſtündlich von ihr und ihrer hochverehrten Freundin und Beſchützerin Lucinde Schwarz erwartet wurde. Nachdem ſie ſich eben aus ihrem Danae-Zuſtande — Danae muß blond geweſen ſein, weil ihre Schönheit Jupitern auf den Gedanken brachte, ſie gerade in ihrer eigenen Geſtalt zu überraſchen — in die erſte nothwendigſte Kleidung geworfen und ihr

auch Jupiter-Piter's Zudringlichkeit dabei nicht mit allzu grellem Schrecken eingefallen war, fuhr sie nur zusammen bei dem schnellen Ersteigen der Treppe draußen, das sie hörte, und bei dem Klopfen an ihre Thür.

Sie öffnete ...

Es war das so liebe gute herzige Fräulein Lucinde! Sie kam in ihrer täglich jetzt an ihr gewohnten schwarzseidenen vornehmen Tracht, die ihr doch gerade stand als wollte und könnte sie alle Tage Aebtissin werden.

Kind! rief Lucinde, heute in einem ganz weltlichen Tone, den sie noch gar nicht an ihr vernommen hatte; das Aller-Allerneueste ... ich komme schon aus der Frühmette ...

Treuchen konnte nichts Schlimmes erwarten; denn Lucinde war zwar erglüht vor Aufregung, aber nicht gerade wie über einen Unglücksfall ...

Die ganze Stadt ist in Bewegung — fuhr jedoch Lucinde, sich erst etwas erholend, fort; diese Nacht ist ja die Frau, Kind, bei der du dienen solltest, ermordet worden!

Nun stand sie freilich starr ... Daß das ein ängstlicher Dienst gewesen wäre, wußte Treuchen schon von dem Stadtpfarrer Hunnius, der unbedingt auf Lucindens Verlangen die Aenderung des Schnuphase'schen Engagements getroffen hatte .... Schnuphase hatte auf dem Lande ein anderes Opfer suchen müssen, ein Opfer, bei dem immer sozusagen zwei Fliegen, ja oft drei mit Einer Klappe getroffen wurden: Eine Magd für die gottselige

schaft und Ehrsucht. Die schriftstellerische Haltung Swift's ist weit unruhiger, als Börne's, der, wenn auch mit allen Hunden und Rezensenten gehetzt, doch immer eine würdevolle Ruhe behauptete. Swift's schriftstellerische Beweglichkeit geht sogar in Grimasse über, wenn er die Manieren anderer Schriftsteller nachahmt und ihre Bescheidenheit oder ihre Anmaßung, ihren Ungeschmack (Wotton) oder ihre moralisirende Heuchelei (Dryden) lächerlich zu machen sucht. Börne's Witz ist auch deßhalb treffender, als der Swift's, weil jener mehr gegen Einzelnes, dieser gegen ganze Massen gerichtet ist. Braucht doch Swift fast immer die Menschen in ihrer Gesammtheit, um in seinen reformatorischen Humor zu kommen! Er ist ein hypochondrischer Pessimist, der als Folie seiner Satyre die Schlechtigkeit des Universums nimmt. Bei Börne kommen sehr selten die Fälle vor, wo der Schriftsteller den gewissenhaften Menschen- und Zeitbeurtheiler überwältigt, wo er dem formellen Gelüst an einer witzigen Wendung eine Idee oder einen Menschen geopfert hätte; Swift verräth aber überall, daß sein Humor nicht würde bestehen können, gäb' es nicht so viel zu tadeln und schamroth zu machen. Swift's moralische Entrüstung und politische Freimüthigkeit entstand zum großen Theil auch daher, weil er wohl wußte, daß der Regirende immer auch in einer witzigeren Position ist. Swift wurde am Ende seiner Tage von allen Geistesgaben plötzlich verlassen und athmete schon lange vor seinem Tode seinen ganzen innern Menschen aus. Börne dagegen wurde, je älter, je reifer und starb nur daran, daß das irdische Gefäß zu klein für die überschäumende Fülle seines Geistes wurde.

Ende.

Teſtatorin, die Frau Hauptmännin von Buſchbeck; eine Nähterin entweder für die Schweſterſchaft zu den Nothhelfern oder für ſeine eigenen heiligen Gewand-Stickereien oder für einen myſteriöſen Weißwäſch-Handel ſeiner Töchter; und zuletzt dritteus, da alle dieſe Inſtitute ohnehin ſchon über die Sprachgitter der Klöſter hinausführten, manchmal auch noch eine der von Rom ſo dringend verlangten Bräute des Himmels für dieſe Klöſter ſelbſt ... Aber die Freude, die Genugthuung, die Lucinde über dies traurige Ende zu empfinden ſchien, konnte ſie ihr denn doch nicht nachfühlen.

Ich komme die Straße daher, erzählte Lucinde und raffte ſich aus ihren wie jetzt ganz lebendig gewordenen und um ſie her juſt wie in einem Krebskorb drängenden Kindheitserinnerungen, den Zwetſchenkernen, den Tauben, den Mäuſen auf; ich komme die Straße daher und will zur Kathedrale! Da hör' ich ja das lebhafte Reden der Menſchen, das Rennen nach einer beſtimmten Gegend hin, und an einem Platz, wo ich, ſeitdem ich hier bin, täglich zu den Fenſtern habe aufſchauen müſſen, weil ich wußte, da wohnt der ſchlimme Drache, erfahr' ich, was ihm begegnet iſt! Es hat ſie einer umgebracht! Hinauf durft' ich nicht, aber ich höre, ſie liegt — kalt in der Küche am Feuerherd ...

Lucinde erzählte das mit ſichtlichem Behagen. Aber jetzt bekam ſie doch einen Schauer, als überlieſe ſi Eiſesluft ... Da, wo ſie einſt meinen Tauben de Hals umdrehte! rief ein ganzer Chor von ſchader frohen Dämonen in ihrer Bruſt und die ſchüttelten ſie.

Wer es geweſen iſt, fuhr ſie fort, weiß man noch nicht! Schildwache und Polizei ſtehen am Hauſe! Treudchen! Treudchen! Wenn du bei ihr gedient hätteſt!

All ihr Heiligen! So würd' es vielleicht nicht geſchehen ſein! ſagte die Kleine und klagte ſich nun gar ſelber an ...

Was? Es hätte dich mittreffen können! berichtigte Lucinde und ſtreichelte die Fülle des goldenen Haares, die Treudchen ſich bei alledem ihr Anziehen nicht vergeſſend mit einer kühnen Schwenkung um den weißen Nacken warf.

Treudchen fand ſich in die Auffaſſung ihrer Gönnerin.

Und was wirſt du nun heute beginnen? Wie war die Nacht? Iſt dein Nachbar fort, der junge Herr? fragte Lucinde in Eile und den Tod der Buſchbeck gleichſam wie ein fertiges und bereits eingebundenes Buch in die Bibliothek ihres Lebens ſtellend.

Ich will ſehen, daß ich meine Geſchwiſter im Waiſenhauſe beſuchen kann —! erwiderte Treudchen, die über die Erwähnung der Nacht und des Nachbars über und über erröthete ...

Lucinde bemerkte aus den hervorgeſtotterten Antworten nichts Beſonderes und es drängte ſie ja auch mit Macht, jetzt zu ſagen:

Der Pfarrer von St.-Wolfgang iſt angekommen!

Auf den freudigen Ausruf Treudchens fuhr ſie fort:

Ich erfuhr es ſchon geſtern Abend bei der Commerzienräthin ... die Domherren ſprachen davon ... Wirſt du hingehen, ihn zu begrüßen? ... Ich dächte doch! ... Thu' es ja!

Ich hoffe, Madame Delring läßt mich ein Stündchen ausgehen!

Indem klingelte es einige Zimmer weiter und ſogar zweimal . . .

Lucinde war ſchon auf dem Sprunge zu gehen . . .

Aber Treudchen ſagte:

Nein, das gilt dem Bedienten! Einmal geklingelt das bin ich! Dreimal iſt unten die Kathrine, die Köchin! Die Herrſchaft will jedoch von jetzt an allein zu Mittag ſpeiſen! Das Treppenſteigen wird der Madame zu beſchwerlich!

Lucinde ſchüttelte den Kopf, als wollte ſie ſagen: Nein, das iſt nicht der Grund! . . .

Sie hielt aber an ſich und ließ dadurch Treudchen Zeit aufs neue zu dem Erlebniß mit der ermordeten alten Frau zurückzukommen. Ihrem größten Triumphe konnte Lucinde gar nicht einmal Worte geben; denn wem gönnte ſie mehr dieſe Demüthigung als der Herrin der Dechanei zu Kocher am Fall, Petronella von Gülpen? Hätte ſie nur die Verwandtſchaft noch ein wenig beſtimmter gewußt! Der Name „Fräulein von Gülpen“ für die Hauptmännin von Buſchbeck ſchien hier niemanden geläufig wie einſt ihrem Stadtamtmann damals in der Stadt, wo ſie bei ihr gedient hatte. Selbſt Schnuphaſe, durch den doch die gewiß erſt von der äußerſten Noth und Verzweiflung abgerungenen frommen Spenden der Ermordeten gingen und den die Schweſterſchaft zu den Nothhelfern in Bewegung ſetzte, um mitzuhelfen das ausgeſetzte Legat zu erwerben, ſelbſt Herr Maria hatte nichts gewußt von dieſer urſprünglichen Herkunft und ſo nahen Ver-

wandtschaft seiner Schutzbefohlenen mit der hochverehrten Dame in der Dechanei.

Doch selbst wenn Lucinde über die Verwandtschaft ganz sicher gewesen wäre, hätte sie vielleicht ihren innern Jubel, der jede Leidenschaft natürlich, Liebe wie Liebe und Rache wie Rache nahm, gemäßigt. War doch ihr fester Vorsatz, in diesem Hause, das ohnehin so wirr und geräuschvoll auf sie einstürmte, und überhaupt in ihrem ganzen Benehmen sich auf ein Nichts zu stellen ... Dein bischen Verstand willst du an die Kette legen! Das hatte sie sich schon gesagt, als ihr Schnuphase zur Seite saß und in seinem von ihm selbst gefahrenen Wägelchen genugsam ihre Satire herausforderte. Du willst nicht lachen über die Devotion des Mannes, nicht über seine Sprechweise, nicht über den Durst seines Gaules, der immer auch den seinigen involvirte, wenn er auf ihrer fast einen Tag dauernden Reise abstieg! Sie ließ ihn erzählen von den Bienen, von seinen Töchtern, von allen offenen und geheimen Schwester- und Brüderschaften, von Gespenstern und Geistern und Wundern, von Rückkehrenden aus dem Jenseits, die berichteten, welchen Vorzug dort oben die Rechtgläubigen genössen, von den Nonnen, die wieder die blutenden Male des Erlösers zu zeigen anfingen, von allem ließ sie ihn reden und staunen und hütete sich wohl ihrer Art so den Zügel schießen zu lassen, wie etwa an der Maximinuskapelle über die Heiligenbilder Napoleone Biancchi's oder die alten Münzen und die seltsame Production der Jahrhunderte beim Wirthe zum Weißen Roß. Sie glaubte alles, selbst an

die Frömmigkeit der Frau Hauptmännin und an die andächtigen Lieder, die diese zu ihrer Guitarre mit zwei Saiten abendlich singen sollte. Sie glaubte an das Glück aller der Mädchen und jungen Männer, die Herr Maria schon überredet hatte in die Klöster zu gehen. Sie glaubte an einen Krieg, den Oesterreich erklären würde, wenn dem Kirchenfürsten nur irgendein Härchen gekrümmt würde ... Immer nur hörte sie und blinzelte mit den Augen und nahm sich vor, durch Denken, Urtheilen, Aufblicken niemanden in der Welt mehr aufzureizen. Auch im Hause der Kattendyks, vor der unruhigen, ewig agitirten Frau Commerzienräthin, vor der anspruchsvollen noch ledigen Tochter, vor der eiteln Frau Procurator Rück, vor den Hausfreunden blieb sie sich in dem System, ungefährlich zu erscheinen, gleich. Sie antwortete nur, wenn sie gefragt wurde. Und gewiß war das ein eigener Eindruck, die hoch aufgeschossene Gestalt mit dem so ausdrucksvollen schwarzäugigen Kopfe, der vorgeneigten Stirn, den behenden ebenmäßigen Gliedern, weltkundiger Art des Benehmens, doch in dem Hause so an den Wänden entlang schleichen zu sehen, jedem ausweichend, niemanden ansehend. Und diese Rolle war nicht einmal ganz Verstellung. Sie hatte wirklich in tiefster Ueberzeugung die Ansicht gewonnen, daß in ihr besonders für die Frauen etwas Herausforderndes und Verletzendes läge und daß sie es jetzt ganz gut, ganz klug treffen würde, wenn sie sich um jeden nur irgendwie auffallenden Effect lieber gleich selbst brächte.

Ihr Bangen dabei war Bonaventura's Ankunft und —

ſeine mögliche Begegnung mit dem Mönche Sebaſtus! ... Dieſe Furcht mehrte nicht wenig die Angſt und Sorge ihres in der That eingeſchüchterten und bitter vergrämelten Gemüths.

Den Mönch hatte ſie noch nicht entdecken können, aber täglich hörte ſie von ihm reden und ſeine Flugſchriften und die Aufſätze bewundern, die er in die Welt ſtreute. Mit dem Wandeln, den Topf in der Hand, wie Beda Hunnius geſchildert, mag es doch wol nicht ſo weit her ſein! hatte ſie ſich ſchon ſpottend geſagt; aber kaum entdeckte ſie, daß ſie am Abendtiſch der Commerzienräthin, vor dem ſilbernen Theeſervice, bei einem ſolchen Einfall über des Mönches Heiligkeit die Miene verzog, unterdrückte ſie auch ſchon den Zweifel und horchte und lauſchte nur und ſchien überhaupt immer nur ſtill vor ſich hin zu beten ... Die Geſellſchaft der Commerzienräthin ſtaunte über ſo viel Frömmigkeit. So oft von dem Domvicariate, das zu beſetzen war (von Bonaventura's möglicher Deſignation ſchien man noch keine Ahnung zu haben), die Rede ging, ergoß ſich über ihr ganzes Sein ein warmer Strom, in ihren Adern fing es an zu rinnen und merkte das denn doch z. B. der alte Ex-Schauſpieler Pötzl, der eigentlich nur die Aufſicht über zwei Bologneſerhündchen der Commerzienräthin zur einzigen Lebensaufgabe hatte, und ſagte dergleichen, ſo war es nur ihre Theilnahme für den neuen Glauben geweſen. Ach, ihr neuer Glaube war: Hier in dieſer großen Stadt erhört dich Bonaventura doch noch und nennt dich ſeine einzige und wahre Liebe! Als ſie den Domherrn Taube und ſogar zweifelnd berichten hörte, die Gräfin Paula von Dorfte-

Camphauſen zu Weſterhof bei Witoborn hätte neuerdings wieder Viſionen gehabt und verrichtete ſozuſagen Wunder und als im Gegentheil der Medicinalrath Goldfinger vom Standpunkte einer gotterleuchteten Naturwiſſenſchaft an dieſer Möglichkeit gar nicht im mindeſten zweifelte und auch die Commerzienräthin ſchon die Hände faltete und alle Schäden ihres Leibes und ihrer Seele überlegte, die ſie vielleicht der „Seherin von Weſterhof", wie man ſogleich den Titel feſtſtellte, zur Begutachtung und Heilung vortragen könnte (von Piter's Reiſe gerade dorthin auf Witoborn zu konnte nicht geſprochen werden, da Piter nicht mehr „der Mann" war über ſeine Schritte im Hauſe irgendjemanden Rechenſchaft zu geben), da erwachte ſchon wieder die alte glühende Eiferſucht in Lucinden und ihr, der Aufgeklärten, ihr, die z. B. zu Treudchen's Erzählung, ſie hätte eben ihre Mutter geſehen und ordentlich mit ihr geſprochen, tief überzeugt entgegnen konnte: Kind, die Todten ſind todt! ſtand feſt, daß Paula bereits die Annäherung Bonaventura's in ihren Lebenskreis merkte und in Ekſtaſe gerathe nur durch das von ihr geahnte Näherkommen deſſen, mit dem ſie im magnetiſchen Rapporte ſtand.

Auch Treudchen gegenüber blieb Lucinde bei den Schleiern, die ſie über ihr ganzes Weſen deshalb ziehen zu müſſen glaubte, um nicht neue Dolche in ein Herz geſtoßen zu bekommen, das ihr für neue Täuſchungen keine Kraft mehr zu haben ſchien.

Und als es nun unten im erſten Stocke lebendiger zu werden anfing und ſie leiſe auf den Corridor hinaustrat, um lieber gleich über Piter's luſtige Treppe auf

den Schauplatz ihres Wirkens zurückzukehren, sagte sie noch:

Kind! Die Commerzienräthin möchte gern manches wissen, was Madame Delring thut! In welchen Büchern sie läse? Ob sie betete? Ob sie lange mit ihrem Mann allein spräche? Die Frau will ihr Kind im Glauben ihres Mannes, der Protestant ist, taufen lassen! Das ist ein großer Kummer für die ganze Familie! Gib darauf Acht, was dir etwa ketzerisch erscheint! Sag' es immer erst mir, damit ich sehe, ob man es wieder berichten muß! Auch verlange fest und bestimmt, daß du alle drei Tage in die Messe gehen müßtest! Die Commerzienräthin will das! Sage nur, du wärst's einmal so gewohnt und hättest sonst keine Ruhe! Hörst du? Ich soll es dir sagen!

Treudchen, die diese Anleitung zur Rechtgläubigkeit ganz in der Ordnung fand, hätte gern auch einige Winke gehabt für ihr Verhältniß zu ihrer so nahen Nachbarschaft, zu Pitern und seinen Freunden, und sie hätte, wenn Lucinde ihre schüchterne Andeutung hätte nicht verstehen wollen, das Erlebte selbst erzählt; aber Lucinde huschte schon davon und flüsterte nur noch, indem sie Treudchen über das Geländer etwas Geld in die Hand steckte:

Da! Wenn du den Pfarrer besuchst, kauf' ihm Blumen! Hörst du? Am Dom stehen so wunderschöne! Ist er nicht zu Hause, so stelle sie selbst ins Zimmer! Hörst du? Nicht etwa durch die Damen Schnuphase — verlang' es, daß du es selbst thust! Sie gönnen dir's nicht und geben sie ihm nicht! Einen großen

vollen mächtigen Strauß kaufe und mit Orangenblüten — hörst du? Man verkauft sie so! Vergiß es nicht! Aber um Himmels willen, sprich nicht von mir!

Treudchen war nun schon allein und beeilte sich, die Windungen ihres Haares zu befestigen — ihr schwarzes Merinokleid hatte ihr schon vorher Lucinde hinten geschlossen — und die selbstgestickten Pantoffeln vertauschte sie mit Schuhen vom besten, freilich etwas derben kocherer Leder.

So beim Ueberbeugen zur Erde — was machte da nicht alles die Brust eines so jungen Lebens schon so schwer! Die gestrige Scene mit dem „jungen Herrn"! Nun der Mord der Frau, bei der sie hatte dienen sollen! Die Ankunft des Pfarrers und die Blumenspende! Die Aufsicht über die ketzerischen Gesinnungen ihrer Herrschaft! Ihre Geschwister unter den Waisen!... Wäre nicht der volle Nachhall der Erscheinung ihrer Mutter gewesen und es noch so in ihr lebendig, als hörte sie deutlich das Jubelwort: Treudchen! das die Mutter sprach, und ihr eigenes angstvoll seliges Mutter! sie würde jetzt nicht so ruhig hier am Spiegel haben stehen und ihren übergelegten Kragen ordnen können ... In Lucindens Blumengruß an den Pfarrer konnte sie nichts Auffallendes finden. Gute katholische Seelen wissen es, daß sie nichts zu verabsäumen suchen sollen, was nur irgend dazu dienen kann, einem Geistlichen Freude zu machen. Sind die Geistlichen ausgeschlossen von den gewöhnlichen Freuden des Lebens, haben sie das zu entbehren, was andern Trost und Erhebung gewähren kann, eine Familie, Gattin, Kinder, Liebe und

Hingebung, so ist es Pflicht aller derer, für welche sie diesen heiligen Lebenswandel führen, ihnen eine stete Aufmerksamkeit zu widmen und ihnen den vollen Genuß alles dessen zu gewähren, was es außerhalb des Glücks der Hingebung, besonders eines weiblichen Herzens, sonst noch Wohlthuendes in der Welt geben kann. Dies Lieben mit der Seele, dies Umwerben und Umschmeicheln eines Geistlichen mit steter Huldigung soll, sagt man, zu den besondern Glückseligkeiten derselben gehören.

Und Treudchen war so aufgeregt, daß es ihr jetzt vorm Spiegel war, als spräche die Hasen-Jette hinter ihr: Nun, was ist, Treudchen! Bist alle halbe Jahre einmal hübscher geworden! Wirst auch jetzt um die Trauer nicht zurückgehen! Kinder von Metzgern, Treudchen, sind immer schön! ... Eine Ansicht, die die Hasen-Jette am wenigsten um ihren David zurücknahm ... Und auch Nachbar Grützmacher's Stimme hörte sie: Ei, potz Blitz! Hätt' ich nicht schon mein Bündel da — (er bekam dabei von diesem Bündel, seiner Ehehälfte, einen vertraulichen Schlag auf den breiten Rücken), so würdest du noch die Frau Wachtmeisterin werden können, Treudchen!

Treudchen wartete auf das einmalige Klingeln...

Es erfolgte nicht...

Sie trank ihren Kaffee... Er war so stark, daß ihre ganze Familie an der Verdünnung ein Sonntagsfrühstück gehabt hätte.

Die Mitmägde, die Bediente musterten sie ... Es gibt zweierlei Blondinen ... Solche, die wie eine Maiblume blühen und duften können, aber auch ebenso schnell

# Rosa Maria und J. D. Affing.

mit einem einzigen wunderholden Mai wieder verwelken; und solche gibt es, die man Kern- oder Dauerblondinen nennen sollte, weil sie noch als Greisinnen so anmuthig sind wie herbstlich geröthete Aepfel. Treudchen gehörte zu letztern. Wie schön stand ihr das schwarze Merinokleid zu der hellen Farbe ihrer Haut! Fast zu schmuck machte sich der Florbesatz in den goldgelben Windungen ihres Haares! Und nun lag gar zum Ausgehen schon da der von ihr selbst zum Begräbniß gefertigt gewesene schwarze Sammthut, in den sich ihr Kopf zurücklehnte, wie auf eine Folie, die den Glanz noch erhöht! Und die kostbare schwarzseidene Mantille, die ihr schon gestern gleich bei der Ankunft Madame Delring als eine „abgelegte" geschenkt hatte! Eine abgelegte und noch so neu und glanzvoll! . . . Madame Delring war eine eigene, vielleicht sehr reizbare, vielleicht höchst wunderliche Frau; sehr vornehm, sehr stolz . . . aber gegen Treudchen war sie weich und milde. Lucinde hatte das Treudchen gleich vorausgesagt. „Die Frau Delring wird dich in ihr Herz schließen!" Nach zehnjähriger kinderloser Ehe war Frau Delring plötzlich in die Hoffnung gekommen. Wenn Treudchen die Augen ihrer Herrin so eigenthümlich umflort sah, so wußte sie erst jetzt, daß vielleicht die ernste blasse Dame, die in Glück und Glanz zu leben schien, an die Kämpfe dachte, die mit dem theuern Keime ihres Herzens ihr würden mitgeboren werden. Es handelte sich schon seit Monden im täglichen Gespräche nicht nur ihres Hauses, sondern der ganzen Gesellschaft um die „Religion" des erwarteten Kindes. . .

Nun, da nicht geklingelt wurde, ging Treudchen von

ſelbſt an ihre Aufgabe, die vordern Zimmer zu putzen und in ihnen aufzuräumen und abzuſtäuben.

Da gab es ſo viel des Koſtbaren und Zerbrechlichen zu ſchonen, daß ſie ihre Gedanken zuſammennehmen mußte!

Inzwiſchen vermißte ſie etwas ... In dem kleinſten, faſt wohnlichſten der reich ausgeſtatteten Gemächer hatte doch geſtern Abend noch, wie ſie flüchtig vorübergehend und ſich doch dabei tief verneigend geſehen, mitten in einer kleinen Laube von Epheu ein kleiner Altar mit einer Mutter Gottes von Gold, Silber und Edelſteinen geſtanden. Heute fand ſie das Bild nicht an der Stelle, wo ſie es ſuchte, um in aller Stille und noch von niemanden belauſcht, zu ihm ein Gebet zu verrichten.

Sie ſuchte und ſuchte — das Bild war nicht zu finden. Vielleicht war es ſo koſtbar, daß es des Nachts verſchloſſen wurde, dachte ſie erſt. Sie ſtand am Eingang der Laube, in der Hand den Staubwedel. Der kleine Altar mit einem Weihbecken, das aber völlig waſſerleer und ſogar ein Stecknadelbehälter geworden war, war derſelbe, wie geſtern; die Gottesmutter aber fehlte ...

Nun ſah ſie ſich darauf um im Gemach. Da ſtand ein ſchwellender Divan, mit grünem und in Streifen geſticktem Sammt bezogen, darüber her wie zu einem Throne erhob ſich ein Baldachin von demſelben koſtbaren Stoffe und mit ſchweren goldenen Franſen beſetzt. Da ſtanden kleine Fußſchemel von demſelben Ausſehen. Auf einem Tiſche mit langer grüner golddurchwirkter Decke lagen Bücher und Muſikalien, Näharbeiten, ein angefangenes kleines Kinderhemd mit köſtlichen Spitzen beſetzt ...

Sie ſollte ſich nach den Büchern erkundigen, hatte ſie ſoeben von Lucinden vernommen ... ſie konnte aber nicht glauben, daß es ketzeriſche waren. Noch geſtern Abend hatte ja Madame Delring hier mit ihrem Gatten ſo traulich, ſo lieb geſeſſen ... er hatte ihr vorgeleſen ... ſie horchte zu und nähte dabei ... und darüber her gab ein bronzener Kronleuchter von drei gedämpften Flammen in Glasglocken ein ſo eigenthümlich ſchönes Licht ... und in einem Winkel, mehr dem von Vorhängen ganz verdeckten einzigen Fenſter des Zimmerchens zu, ſtand aufgeſchlagen ein Pianino ... noch lagen die Noten auf dem Pulte und ſeltſam genug erſchien ihr ſchon geſtern dies Inſtrument, das mit dem in der Dechanei keine Aehnlichkeit hatte, denn hier gingen die Saiten in die Höhe ... und ſo klein das Inſtrument war, doch hatte Frau Delring, kurz vor dem daß ſie zu Bette ging, geſtern noch einige Minuten lang darauf ſo ſanft, ſo zart, ſo volltönend geſpielt ... nirgends fand ſie aber das Muttergottesbild.

Endlich — da entdeckte ſie es beim Abſtäuben — auf dem Fußboden! In einem Winkel ſtand es, das koſtbare Heiligthum! Wie entthront und von ſeinem Altar geſtürzt! Es ſtand in einem Winkel, an einer kleinen Etagère, die mit bunterlei Dingen beſetzt war, kleinen Spinnrädchen von Elfenbein, kleinen Bauerhäuschen von Holz, kleinen goldenen Papagaien in Ringen und mit Edelſteinaugen, ja mit einem niedlichen ausgeſtopften bunten Vögelchen, das ſie vollkommen für einen Kolibri erkannte ... da ſtand die Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem Teppich des Fußbodens! Gerade, als gehörte auch ſie zu dem Spielzeug auf dieſen Mahagonibretchen!

Letztern Gedanken faßte ihre bescheidene, von ihrer Herrschaft nur das Beste voraussetzende Seele gar nicht in voller Klarheit ... Sie wußte nun aber doch nicht, sollte sie das Bild jetzt erheben und wieder auf den Altar setzen oder durfte sie das nicht ... Es war ganz still um sie her ... nur auf der Straße lärmten und rasselten die Wagen ... Kirchenglocken läuteten ... sie beugte sich still zu dem Bilde nieder, kniete und betete zu ihm.

So manche Anrufung kannte sie, so manche Umschreibung des Englischen Grußes ... was sie aber auch leise jetzt so vor sich hinmurmelte, alles sollte Dank, Bitte, Hoffnung für sich und ihre kleinen Geschwister sein.

Wie sie einige Minuten so gelegen und geflüstert hatte, ganz unbekümmert die Hände sogar mit dem gar nicht fortgelegten Staubwischer faltend, da hörte sie ein leises Geräusch hinter sich ...

Erschrocken wandte sie den Kopf und ließ vor Ueberraschung den Staubwischer fallen, als sie im Morgenkleide und großer spitzenreicher Haube mit fliegend hängenden Rosabändern Madame Telring hinter sich sahe.

Auf den Teppichen, die durch alle Zimmer gingen, war die Herrin eingetreten, während sie sich in ihrem Gebete verloren hatte.

Statt aber, daß sich Treudchen jetzt rasch erheben wollte, hielt sie Madame Telring nieder und bedeutete sie fortzufahren... Ja als Treudchen verlegen zögerte und dennoch aufstehen wollte, rückte Madame Telring mit dem Fuße selbst eines der kleinen Bänkchen näher, fuhr mit der Hand über ihre weiten und bauschigen schönen gestreiften Musselinkleider, die re Gestalt einhüllten, und

verſuchte, ſich nun auch ſelbſt niederzulaſſen. Dieſe Bewegung war ſo ſchwer, ſo ängſtlich, daß ſich Treudchen nicht hielt, ſondern aufſprang und ihre Herrin unterſtützte...

Langſam ging es, aber doch ganz bequem. Madame Delring kniete auf dem niedrigen Fußſchemel. Mit ſtummer, leidverklärter, durchgeiſtigter Miene bedeutete ſie Treudchen, in ihre frühere Stellung zurückzukehren, neben ihr zu knieen und im Gebete fortzufahren.

Als dies Treudchen mit klopfendem Herzen und voll Verlegenheit nicht wagte, ſagte ihre Herrſchaft leiſe und faſt unhörbar:

So bete doch!

Treudchen begann nun aufs neue den Engliſchen Gruß, aber für ſich.

Laut! ſprach Madame Delring ſanft...

Treudchen betete lauter, aber noch mit zitternder Stimme.

Recht, recht laut!... ſagte Madame Delring und hatte die Hände gefaltet und ſchien der Vorbetenden wörtlich zu folgen.

Als Treudchen zu Ende war und ſchwieg, ſagte die tief in Gedanken Verlorene und wie von einem unendlichen Leid Gedrückte und als wenn ſie noch wenig von all den Worten gehört hätte:

Bete!

Nun wandte ſich Treudchen erſtaunt und bemerkte, daß die Augen ihrer Herrin feucht waren. Eine große und ſchwere Thräne rollte eben von den Wangen der nicht ſchönen, aber höchſt würdevollen und durch Haltung und Wuchs einnehmenden Frau.

Da ergriff es denn Treudchen wie mit geisterhafter Ermuthigung. Alles, was ihr von ihrer Firmelung und ersten Beichte und ersten Communion her an wohlgefügten Sprüchen und Versen in Erinnerung geblieben war, sprach sie jetzt ungeordnet durcheinander und mit lauter Stimme. Sah sie sich um und fand, daß die Mitbetende ganz mit Entäußerung ihres Standes wie eine Schwester, wie eine Mutter ihr folgte, so begann sie aufs neue und betete inbrünstig den Himmel auf die Erde herab. Alle nur möglichen Sünden, Eitelkeit, Hoffart, Unglaube, Geiz, Falschheit, wurden, weil die einmal in den Gebeten so formulirt sind, von ihr auch bekannt. Auch die einzelnen Fürsprecher unter den Heiligen wurden namentlich aufgerufen, sodaß jeder auch gerade den Fehler dargebracht bekam, auf den er gleichsam das Vorrecht hatte, daß ihn Gott gerade nur durch seine Vermittelung vergab ... der Gottesmutter dabei ganz zu geschweigen, die zuletzt wie mit ihrer Zauberhand Schloß und Riegel am Schatz der Gnaden sprengte und das Kind Jesu auf ihrem Arm nur immer so hineinlangen ließ und Juwelen und Blumen und alle himmlischen Freuden der Vergebung auf die vor ihnen Knieenden niederwerfen.

Erschöpft schwieg endlich Treudchen in ihrem sie wunderbar überkommenen Priesteramte, das sie vollzog, als hätte sie eine Ahnung von dem Streit der „gemischten Ehen“ ...

Madame Delring erhob sich, indem das junge Mädchen aufsprang und ihr dabei behülflich war.

Daß Treudchen das kostbare und schwere Metall-

bild wieder auf den Altar unter die Epheulaube ſetzte, ſchien ſich ihr jetzt von ſelbſt zu verſtehen. Es wurde auch von Madame Delring nichts dagegen eingewandt, als was die Schwere betraf ... Treudchen brachte es vollkommen und wie triumphirend zu Stande.

Madame Delring ſammelte ſich jetzt von ihrer Aufregung. Sie verbarg ihr feuchtes Taſchentuch von köſtlich duftenden Spitzen. Sie ſah ſich um, klingelte zweimal und beſtellte mit gelaſſener Stimme ihr Frühſtück... Sie wußte, daß ihr Gatte ſchon unten im Comptoir war.

Mein Bruder iſt ja verreiſt? fragte ſie dann'beklommen, ſich auf den Divan zum Frühſtück ſetzend...

Treudchen ſprach ein verlegenes: Ja! Sie kehrte dabei zum Ordnen der Nebenzimmer in dieſe zurück... Die Thüren ſtanden offen.

Du wirſt zu deinen Geſchwiſtern gehen wollen! ſagte Madame Delring.

Ich wollte darum bitten ...

Nur in die Meſſe! Wie oft hörſt du ſie? Außer Sonntags!

Treudchen ſollte ſagen: Alle drei Tage! Aber ſie konnte jetzt nicht, vielleicht niemals lügen ... Nur Sonntags! ſagte ſie.

Immer, wenn du ausgehſt, komm' erſt zu mir und frage, ob ich Beſtellungen habe!

Ja, gnädige Frau!

Was iſt die Uhr?

Halb neun!

Um neun kannſt du gehen! ...

Die Empfindungen Treudchens, als sie dann ging und bis neun in ihrem Zimmer allein blieb, ließen sich nur mit denen einer freudig sich dahingebenden und sieggekrönten Aufopferung vergleichen. Sie fühlte, wie man für jemanden sterben könnte, nur um ihn vom Uebel zu erlösen. Die Gottesmutter war die Siegerin geblieben! Es war ihr so leicht, so himmlisch beschwingt, daß sie dem ganzen Hause hätte zurufen mögen: Ich habe eine abtrünnige Seele gewonnen!

Um neun Uhr kehrte sie dann zurück, um sich, wie sie sollte, ihrer Herrschaft noch einmal vorzustellen ...

Sie hatte nachgedacht, ob sie die so wieder in Gedanken verlorene und noch tief betrübt scheinende Frau nicht durch die Mittheilung des in der Nacht geschehenen Mordes unterhalten sollte und von dem Glück sprechen, daß sie nicht in diesem grauenhaften Hause, sondern hier bei ihr leben könnte; doch überlegte sie, und mit Zustimmung der andern Dienstboten, die Trepp auf Trepp ab liefen, daß Eröffnungen dieser Art bei dem Zustande der Gebieterin nur von ihrer Familie kommen müßten.

Wie Treudchen wieder in die vordern Zimmer eintrat, lag Madame Delring auf dem Kanapee ihres kleinen Boudoirs ... von rechts und links waren noch die Thüren offen und brachten das Licht, das durch das noch immer verhangene Fenster nicht einfallen konnte ...

Sie stützte träumerisch das Haupt und hatte in der andern Hand ihr kleines Kinderhemdchen ...

Willst du ausgehen? sagte sie gelassen, als hätte sie das Besprochene schon vergessen ...

Treudchen trat näher ... sie hatte ihren schwarzen Hut

auf und fürchtete faſt, nicht genug einem Dienſtboten ähnlich zu ſehen.

Freundlich aber zog Madame Delring ſie näher ...

Sie lobte den Hut, band ihn jedoch dem hocherröthenden Mädchen ab, weil ſie meinte, er ſäße nicht genug im Nacken ...

Nun deutete ſie auf den Fußſchemel von vorhin und ließ Treudchen vor ihr niederknieen, um ihr ſelbſt den Hut aufzuſetzen ...

Dann begann ſie noch an Treudchen's Haar zu ordnen...

Wie ſchön dein Haar iſt! ſagte ſie ſanft und löſte einige der Flechten und hielt ſie lange in der Hand, faſt ihre Schwere wiegend und dann gegen das Licht haltend ...

Wie Gold glänzt es! ... fuhr ſie fort.

Nun band ſie die Flechten anders ...

Halt nur ſtill! ſagte ſie. Ich ſelbſt darf mir ja nicht das Haar machen, — wenn du zurückkommſt, iſt es Zeit genug dafür — aber dir darf ich's ſchon ... Geh' doch an den Dom! In das Gewölbe von Schnuphaſe! Ich laſſe die Damen bitten — meine Ausſteuer nicht zu vergeſſen ... es währt eine Ewigkeit —

Treudchen wußte, daß die Ausſteuer für das erwartete Kind gemeint war, und auch das wußte ſie, daß ſich ihre Mutter, als ſie mit dem jüngſten ihrer Geſchwiſter ging, ſich beim Haarmachen und ſonſt vor allem Binden und Verknüpfen in Acht nahm —

Weißt du denn auch das Gewölbe? fragte Madame Delring.

Ich finde es ſchon ... ich ſuche das Haus ohnehin, weil ich den Pfarrer von St. Wolfgang, Herrn von Aſſelyn,

begrüßen will ... er hat meine Mutter „versehen" und wohnt dort ...

Möglich, Kind, fuhr Madame Delring fort, daß dich die Schnuphases in die Klostergasse schicken, wo die Schwesterschaft zu den Nothhelfern eine Nähanstalt hat! Sage da nicht, daß du so gut beten kannst! ... Oder könntest du in ein Kloster gehen?

Treudchen warf ihre großen blauen Augen zu der seltsamen Fragerin empor und blieb die Antwort schuldig.

Madame Delring kam von ihrer Frage wieder ab, wie sie diese lichten, hellen, reinen Augen sah, die allerdings denen einer Heiligen glichen ... Sie fuhr mit den Fingern über Treudchens nicht zu volle, etwas röthliche Augenbrauen und zeichnete sie gleichsam in ihrer Länge über die Stirne hinweg nach.

Dann kam sie auf die Schwestern zu den Nothhelfern zurück und sagte:

Es ist ein Verein, der junge Mädchen zum Nähen anhält und Gutes thun soll! Ich weiß nicht — manche von den Mädchen, die dort arbeiteten, gingen ins Kloster ... Laß dich nur in keines verlocken, Kind! Sie wissen es so geschickt zu machen und so prächtig erst drin einzurichten, daß manche Novize anfangs glaubte, in Ewigkeit keinen Mann nöthig zu haben, und um alles in der Welt lieber den Schleier nahm — hernach aber ... Besonders wissen die Damen da von der Gasse — wie heißt sie?

Doch schon unterbrach sich Madame Delring selbst und zog aus dem nächststehenden Tisch ein Kästchen hervor, das über und über mit Schmuckgegenständen gefüllt war, und nahm nach kurzem Suchen eine Rosette

von ſchwarzem Stein an einer goldenen Nadel hervor, um ſie in Treudchens Haar zu ſtecken . . .

Wie Treudchen dieſe Freundlichkeit, die ſie noch kaum für ein Geſchenk halten konnte, bemerkte, wollte ſie ſie ablehnen; Madame Delring ſagte aber:

Kind, da ſchenk' ich dir einen ganz werthloſen Stein! Es iſt geſchnittene Lava!

Aber die Nadel — ſagte Treudchen hocherglüht . . .

Die iſt gut! Laß aber nur — es ſteht dir ja! . . . So! . . . Jetzt — und ſieh — du trägſt Ohrringe —! Weißt du wol, daß man keine Ohrringe mehr trägt? Und doch hab' ich dafür auch noch die Löcher und weiß wie heute, wie mich's ſchmerzte, als ſie geſtochen wurden — ich war ſchon fünf Jahre — das ſind jetzt fünfundzwanzig! . . . Eigentlich aber lieb' ich Ohrringe und mag ſie leiden! Weißt du, warum? Man ſagt, es ſähe unnatürlich aus; lieber Himmel, was iſt an unſerer Tracht natürlich? Im Ohr iſt noch lange nicht in der Naſe, wie die Wilden die Ringe tragen. . .

Nun lachten beide Frauen ganz herzlich um die Wette. . .

Madame Delring nahm die kleinen allerdings echten, aber unſcheinbar und dünn gewordenen Ringelchen aus Treudchen's Ohren und ſuchte, ob ſie nicht zwei andere kleine, nicht zu auffallende und mit einem Stein geſchmückte Berlocquen fände.

Die Frauen, ſagte ſie, wollen gar nicht mehr Sklavinnen ſein, was dieſe Ohrringe bedeutet haben mögen! Aber ich denke mir das gerade ſchön, ſeinem Manne zu — dienen! Warum denn ihm ganz gleich ſein wol-

len! Wenn man die Sorgen und Noth bedenkt, die die Männer haben! Wär' ich hübscher, ich würde mich ganz gern schmücken, um meinem Mann recht als seine Sklavin zu erscheinen! Die meisten Frauen haben genug Zeit, das Gefallen zu bedenken, das ihr Mann an ihnen haben sollte! Lieber Himmel, die Männer in der Türkei dürfen immer jung bleiben und sich so viel Frauen nehmen, wie sie wollen! Wir sagen freilich: Wir gehören dir auch mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele! Kind, wie oft thun wir's auch nicht!

Treudchen hätte von der Geduld sprechen mögen, die auch umgekehrt die Frau wieder mit dem Manne haben müsse; doch verlor sie die Besinnung über die Freundlichkeit ihrer Herrschaft, die jetzt in der That zwei kleine goldene Ringe gefunden hatte, die sie Treudchen einhängte. Sie gehörten zu einem größern alten Ohrschmuck, den sie als zu auffallend in zwei Theile zerlegte.

Deine alten Ringe, sagte sie dabei ganz gemüthlich, ei, die kann man noch angeben!

Treudchen's vornehmste Bekanntschaften waren bisjetzt Frau von Gülpen in der Dechanei und die Majorin Schulzendorf gewesen. Wenn diese Frauen je nur so mit ihr geredet hätten! Von den Geschenken zu schweigen, die nur von einer reichern Frau kommen konnten . . . Sie verstummte ganz vor Glückseligkeit und konnte nur der freundlichen, immer leidend gelassenen Frau die Hände küssen.

Diese wickelte die alten Ringe in ein zerrissenes Briefcouvert und sagte:

Auf der Mühlenstraße wohnt unser Juwelier — Modes heißt er — geh' bei ihm vor — oder besser,

ich laſſ' es ſagen, er ſoll ein paar einfache Brochen ſchicken, da ſuch' ich dir eine aus —

Gnäd'ge Frau! rief Treudchen und ſchlug die Hände wie ablehnend und bittend zuſammen. . .

Nein, nein, ſagte Madame Delring, wir geben ja deine alten Ohrringe an! Herr Modes gibt ſchon etwas dafür! Solche kleine Handelsgeſchäfte müſſen Frauen immer machen!

Sie griff nun nach dem koſtbar geſtickten Schellenzuge dicht neben ihr und zog zweimal.

Der Bediente kam und erhielt in Gegenwart des vor Erſtaunen faſt bewußtloſen Mädchens den Auftrag, der Juwelier Modes möchte eine Anzahl einfacher Brochen zur Auswahl ſchicken.

Der Diener ließ Morgenblätter und den heutigen Theaterzettel zurück und meldete ſchon einen Beſuch:

Herr Medicinalrath Goldfinger!

Ich bin ganz wohl! ſagte Madame Delring plötzlich ſtreng . . .

Sie lehnte den Empfang des Arztes ab.

Während Treudchen ſich erhoben und kaum den Muth hatte, in einen gerade dicht vor ihr hängenden viereckigen Spiegel mit goldenem Rahmen zu blicken und von Madame Delring gewinkt bekam, ſie wollte ihr auch noch den Hut aufſetzen, ſah die Herrin zugleich in den vor ihr aufgeſchlagenen Theaterzettel und las halblaut und ganz nur wie mechaniſch:

„Gaſtvorſtellung von Madame Serlo-Leonhardi. «Das letzte Mittel.» Madame Serlo-Leonhardi: Frau von Waldhill. Im Zwiſchenacte Tanz: Cracovienne von Emmy und Flora Serlo" . . .

Kinderballet! ſagte ſie. Ich mag die kleinen Affenkomödien nicht leiden ...

Und dabei band ſie die Schleife an Treudchen's Hut, ſtrich ihr noch einmal die Wange, zog und drückte den Hut ihr recht in den Nacken und gab, als ſie ſich überzeugt hatte, daß die ſchwarzen Trauerhandſchuhe Treudchen's noch ganz neue waren, ihr die Hand, die dieſe mit überſtrömender Innigkeit an ihr Herz drückte und wiederholt küßte.

Inzwiſchen kam der Bediente zurück und meldete:

Herr Pötzl!

Madame Delring ſchüttelte den Kopf und ſagte:

Nein!

Herr Kanonikus Taube!

Finſter blickend ließ ſie für alle Erkundigungen danken. Auch dieſen Beſuch nahm ſie nicht an.

Wol aber war ihr, als hörte ſie einige Secunden ſpäter die Stimme ihres Gatten —

Der war es denn auch. Herr Delring kam, weil der Medicinalrath und jetzt auch der Schauſpieler und der Kanonikus nicht waren angenommen worden — alle drei hatten ihre Meldung von dem Zimmer der Mutter aus, wo er ſelbſt den Morgengruß gebracht, nach oben ankündigen laſſen ; er beſorgte, daß ſeine Gattin vielleicht nicht wohl, nicht guter Laune wäre... Schon hörte man draußen ſeine Fragen nach dem Befinden ſeiner Gattin ...

Da aber, ehe er noch daſein konnte, erhob ſich Madame Delring plötzlich und fuhr auf wie aus einem Traume. Ihre weitgeöffneten Augen ſchauten ringsum. Ihr Blick ſuchte irgendetwas, was ſie beängſtigte... da — auf dem wieder hergerichteten Hausaltar unter der Epheulaube ſtand

die Störung. Schnell deutete ſie auf einen in den Zweigen und Holzverzierungen der Laube hängenden Gegenſtand und winkte Treudchen, dieſen ihr zu reichen . . .

Treudchen, die ſo an den Mienen der freundlichen Herrin hing und ſich in ihre Art ſchon gefunden hatte, daß ſie jeden ihrer Winke verſtand, reichte ihr das Bedeutete dar —

Es war ein durchſichtiger großer, langer Silberflor, wie man ihn über werthvolle Gegenſtände zu breiten pflegt, um ſie vorm Staube zu ſchützen . . .

Schnell! rief Madame Telring . . .

Dieſen Silberflor ließ ſie Treudchen jetzt anfaſſen und bedeckte raſch damit die Madonna auf dem Altare.

Inzwiſchen trat Herr Telring ein . . .

Er war, wie immer, ſchon in weißer Halsbinde und ſchwarzem Frack, gleichſam als Repräſentant des großen Hauſes, der er früher auch geweſen war, ehe ihn Piter entthront hatte, — ein ernſter, faſt vornehmer Mann.

Nun die plötzlich ausbrechenden zärtlichen Grüße, den Kuß, die liebevollen Wechſelreden der beiden Gatten hörte Treudchen nicht.

Sie eilte mit klopfendem Herzen von dannen.

Hinter ihr blieb ein Weib zurück, das ihren Himmel im Manne ihrer Liebe fand.

## 3.

Im Hause unten, an dem Treppengeländer fand Treudchen Lucinden stehen, die ein Papier in der Hand hielt und ganz in ihm versunken schien.

Es war ein großer grauer Zettel.

Treudchen erkannte, daß es derselbe Theaterzettel war, der heute wie jeden Morgen oben wie unten abgegeben wurde ...

Es war schon spät geworden, aber gern hätte Treudchen sich in dem überströmenden Gefühl ihres Glückes und ihrer Dankbarkeit noch zu Lucinden ausgesprochen ...

Sie trat auch zu ihr heran ...

Lucinde aber stand, als weilte sie gar nicht auf dieser Erde ... Sie bemerkte Treudchen nicht, so versunken war sie in die Angabe der heutigen Theatervorstellung ...

Treudchen wollte keine Zeit verlieren, störte Lucinden nicht länger und sprang die Stiege hinunter.

Unten in der Hausflur sah man recht, daß „der junge Herr" auf Reisen war!

Es war ſchon neun Uhr, alle Räume unten waren vom Geſchäftsverkehr belebt, Makler kamen und gingen, in den auf den Treckkamp, Aſchenkötter und Heiligenpütz hinausgehenden Hinterhöfen war das rührigſte Leben hörbar, aber der Portier grüßte noch aus ſeiner unterirdiſchen Loge, ſtand noch nicht mit Dreimaſter, Stab und Bandelier, wie Piter ſeit einem halben Jahre eingeführt und im Modell mit Aquarell ſelbſt vorgemalt hatte, in der Hausflur und wies die Ankommenden mit Inquiſitormiene zurecht.

Aber auch aus dem Keller heraus ließ ſich Trendchen die beſte Richtung beſchreiben, in der ſie zum Waiſenhauſe und von dort zur Kathedrale kommen konnte.

Es war ein Markttag.

Das Gewühl in den Straßen kaum zum Ausweichen. Die Straßen dabei ſo eng; die Laſtwagen drängten ſich... zu ihnen kamen heute noch die Bauerwagen mit ihrem Stroh, ihrem Heu, Holz, Kartoffeln für den Winter ... alles, wie Trendchen das ganz wie aus Kocher am Fall wiedererkannte.

Sie war nie in einer großen Stadt geweſen und übertrug jetzt faſt auf den ſtehenden Charakter einer ſolchen die Möglichkeit, jedes Geſicht auf die Vermuthung hin betrachten zu müſſen, daß es dem Mörder der Frau Hauptmännin von Buſchbeck angehören könnte. An Trotz, Verwegenheit und Rückſichtsloſigkeit jeder Art fehlte es auch nirgends und bald hatte ſie in dem beengenden Eindruck des Ganzen ihre ſo genau angegeben geweſene Spur verloren.

Sie ſtand rathlos an einer Ecke, wo mehrere Straßen einmündeten ...

Da ſah ſie ſich plötzlich von jemand gegrüßt und angeredet!

Es war ja ein alter Bekannter aus Kocher am Fall!

Herr Löb Seligmann, der vielgeliebte Bruder der Haſen-Jette!

Er, der ſeither noch immer nicht daheim geweſen war, der noch immer in Gütern ſchlachtete, noch immer bei Grafen und Baronen hüben und drüben die Vortheile des ihm geſchenkten intimſten Vertrauens derſelben genoß!

Den Todesfall der Frau Ley wußte Löb Seligmann durch die Briefe David Lippſchützens, ſeines Neveus und Augapfels, für deſſen Fortkommen durchs Leben bei „ſo ſchwachen Beinen" gerade er ſparte, gerade er ſich kein Geſchäft verdrießen ließ, ſelbſt die Lieferungen der Bettfedern und Decken für Kaſernen und andere öffentliche Anſtalten nicht...

Treudchen konnte im Augenblick gar kein beſſeres Geſchick haben als dieſe Begegnung mit dem ſo artigen, ſo gefälligen kleinen Herrn Löb Seligmann, der vollkommen vergeſſen hatte, daß die böſe kocherer Jugend einſt hinter ihm her geſungen wie ſie noch jetzt hinter ſeinem geliebten Adoptivſohn in übermüthig chriſtlich-germaniſcher Nichtanerkennung orientaliſcher Schönheit ſang:

Haſt nicht geſehen Schmulche?
Mit dem ſcheppe Muulche?
En Aagelche zu,
En ſchlockrig Händelche dazu,
En wacklig Beinche dazu...?

Löb Seligmann war edle, erhabene und ſchöne Seele. Seine Gefühle glichen ſeinen Vatermördern, die wie

bei Herrn Schnuphase immer in die höchste Höhe gingen. Sein Blick auf Trendchen, seine Rührung über ihre Freude, sein Andeuten: „er wisse alles" — er meinte den Tod der Mutter — sein Ausweis über die Lage des Waisenhauses — alles das war von einer so stummberedten Theilnahme, von einer so erdenleidverklärten Tröstung und allessagenden Prophezeiung für jedes, was die kleine Landsmännin, vielleicht Geld ausgenommen, von ihm begehren konnte, daß es nur an der Unruhe und dem Lärm der Straße lag, wenn Gertrud Ley nicht wieder alle ihre Wunden aufs neue aus Seligmann's und ihren eigenen Augen aufbrechen und fließen fühlte ... „Trendchen!" ... Das eine Wort nur ... Löb Seligmann sprach es aber aus, wie den ganzen fünften Act eines Trauerspiels.

Und bei alledem hatte doch jedermann, der nur in Kochers vom Wasser des Fall getauft oder nicht getauft war, einen Anflug von Heiterkeit, so oft er nur den Herrn Löb Seligmann sah. Er hatte wunderliche Eigenschaften. Ein nicht zu entfernter Verwandter der reichen Fulds, ob er gleich nur unten für das Comptoir derselben existirte und dort wie jeder andere Sensal vierten oder fünften Ranges betrachtet wurde, besaß er eine gewisse Vornehmheit. Von seinem Verkehr mit der großen Welt hatte er sogar die Manieren der Adeligen angenommen, soweit sie niemanden beleidigten; wenigstens glaubte er selbst an eine höchst ersichtliche Vornehmheit seines Wesens. Im Oberkleide war

er zwar einfach, aber desto gewählter in der Wäsche und vorzugsweise in der Weste. Aus dem manchmal etwas hohem Kragen der letztern und den zu steifen Vatermördern sah der kleine Kopf mit der niedern, breiten Stirn und dem kurzgeschnittenen krausen Negerhaar etwa heraus wie eine Kirche, deren Dach höher ist als der Thurm. Löb Seligmann, bereits weitaus vierzigjährig und Garçon, war zudem durch Schmeicheleien verwöhnt, die zwar nur von Wenigen, aber von diesen desto enthusiastischer kamen, vorzugsweise von seiner Schwester, deren Einzigster sein Erbe sein sollte. Zu Kocher am Fall wohnte er im obern Stock des Hauses, in welchem einst der Mann der Hasen-Jette die Kundschaft der Leys ohne alle Böswilligkeit an sich gezogen hatte, sie leider nicht lange genießend. Löb Seligmann arbeitete nur für David. Er ließ ihn bilden, ließ ihn fein erziehen. Nur in der Musik schlug David noch nicht ganz nach dem Wunsch des Onkels ein, der in diesem Fache ein Kenner war. Löb Seligmann glaubte eine schöne Stimme zu besitzen. Wenn er in Kocher am Fall Toilette machte, sang er dazu am offenen Fenster. Wenn er sich an einem kleinen Spiegel der Lichtung des Fensters selbst rasirte, intonirte er mit einem schönen Tenor, der nur auf eine vielleicht etwas zu leichte und bequeme Weise in die Fistel überging, eine Opernarie nach der andern. Die Schwester stand indessen unten in der Hausthür und machte die Leute aufmerksam auf die wunderschönen Melodieen, die ihr Löb wieder aus den großen Städten mitgebracht hatte. Nie hat sich auch jemand mit mehr Behagen selbst rasirt, als Löb Seligmann. „So kannst du mich

# I.

## Rosa Maria.

Im Jahre 1841 starb zu Hamburg Rosa Maria Assing, geborne Varnhagen von Ense. Als die Freunde der Verstorbenen erfahren mußten, sie würde sich von der Krankheit, die sie aufs Lager warf, nicht wieder erholen, hatten sie nur noch den einzigen Wunsch, daß die neuerwachende Frühlingserde die Hülle einer Seele aufnehmen möchte, die, wie selten ein Wesen, in den grünen und bunten Reizen der Natur heimisch war. Rosa Maria starb aber im Winter. In einer wilden Sturmesnacht, wo der Donner des Geschützes die Gefahren der anschwellenden Elbfluthen verkündete, hauchte sie ihre schöne Seele aus: sie, aus deren innerstem Gemüth ihr theurer Uhland gesungen hatte:

O legt mich nicht in's dunkle Grab!
In Gras und Blumen lag' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und drüberhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn!

Es werden Eingeweihtere auftreten, die uns Rosa Maria's an innern Erfahrungen sehr reiches Leben erzählen wer-

betrüben, Othello kannſt du lieben?“ Jetzt die Seife eingeſtrichen. „Treibt der Champagner das Blut in die Kreiſe, da iſt's ein Leben herrlich und frei!“ Das Meſſer wird geſchärft. „Auf, ſingt die Barcarole!“ Erſter Strich über die Oberlippe, während die linke Hand die Naſe feſtgeklemmt hält ... jetzt läßt ſie die Naſe los und „Gnade, Gnade für die arme Seele!“ Zweiter Strich, die Naſe wird wiederum feſtgeklemmt; Luft und — „Mein Hüon, mein Gatte, Geliebter, wo weilſt du?“ Jetzt ein großes Orcheſterſolo mit Pauken, mit Trompeten, mit Summen und Brummen, Pruhſten, Gurgeln, Zungenſchnalzen oder — Lied ohne Worte ... ſanft die Seife wieder aufgeſtrichen — Adagio — Schlummerarie — erneuter Anſatz zum Raſiren — und ſo fort mit dem auf der Reiſe arg verwilderten Barte eine Stunde lang. Immer dazwiſchen das kunſtvollſte Talent der muſikaliſchen Reproduction und Paraphraſe, das Meſſer am Streichriemen und in der Kehle die Arien ſanft hinübergeſchliffen. Iſt dann die Bartabnahme vollendet, dann fällt eine Arie wild in die andere, Desdemona in die Klagen Rodrigo's, die Nachtwandlerin in die Verzweiflung Elwino's, „O welches Glück, Soldat zu ſein!“ jodelt ſich in „Gold iſt nur Chimäre!“ hinüber — und alles das empfindet Löb Seligmann ebenſo muſikaliſch wie moraliſch nach, ſoweit der Text und die Situation es vorſchreiben. Auch kritiſch iſt er mit ergriffen, ſoweit ihm nämlich alle größeren und kleineren Talente einfallen, die er ſchon in allen dieſen Opern auf verſchiedenen Stadttheatern hatte debutiren ſehen.

Löb's seelenvolle Erörterungen über die Vortrefflichkeit der Dahingeschiedenen, über die Bettdecken des Waisenhauses, das erstaunliche Glück, bei den Kattendyks zu dienen, unterbrach Treudchen mit der Erzählung von der Mordthat und dem nahen Zusammenhang derselben mit ihrem eigenen Lebensschicksal. Löb Seligmann wußte schon den Vorfall, konnte schon weitere Details über den Geiz der Ermordeten, nur über den Thäter nicht, geben, erstaunte über die unschuldige Betheiligung Treudchens und bat sie, zwei Minuten — „hier an diesem prächtigen Palais" — zu warten . . . er käme sofort wieder zurück — er würde jedenfalls, das ließe er sich nicht nehmen, sie bis ans Waisenhaus begleiten —

Da Treudchen einen Band- und Zwirnladen bemerkte und bei all ihrem Herzeleid doch ihrer Nadeln und ihres Fingerhutes eingedenk blieb, so nahm sie auf zwei Minuten um so lieber Abschied, als sie hier gelegentlich nützliche Einkäufe machen konnte.

Statt nach zwei, nach zehn Minuten war sie mit ihrem Geschäft fertig und nach zwanzig kam Löb Seligmann wieder. . .

Er hatte hier in dem Comptoir seiner, wie er sagte, Vettern Moritz und Bernhard Fuld zwar keinen Zutritt zu den innern Gemächern, wo die Ritter der Ehrenlegion saßen, aber einige alte Buchhalter aus den Zeiten des seligen „Man weiß schon!" hielten ihm denn doch Stand, wenn er sie um eine Prise bat und ihnen mittheilte, daß merkwürdigerweise ein Mädchen aus Kocher am Fall bei der heute Nacht ermordeten alten Dame „beinahe hätte können im Dienst gestanden haben" . . .

Es ſind Vettern zu uns! wiederholte er mehrmals von den Fulds und auf das Palais deutend. . .

Indem Löb Seligmann ſeine Vatermörder jetzt ſtolz über die durch beſtändige Reibung von ihnen gerötheten Ohrläppchen hinaufzog, ergab ſich ſeltſamerweiſe, daß ein rieſengroßer, wunderbarer, ſchöner Bau, in deſſen Nähe ſie waren, ſchon die Kathedrale war und daß Trendchen ihre Commiſſionen im „ſteinernen Hauſe" jetzt hätte ſchon ausführen können, wenn nicht gerade nur um zehn Uhr die Sprechſtunde im Waiſenhauſe geweſen wäre. Aber nun war auch der Blumenmarkt ganz nahe . . . derſelbe Markt, der Löb Seligmann mit ähnlichen Empfindungen zu erfüllen ſchien, wie ſie jetzt auf Trendchen's von allen dieſen mächtigen Eindrücken beſtürmtes Herz zuſchoſſen. . .

Einen Augenblick, Mamſell Trendchen! rief er und berechnete ſchon mit einer Gärtnersfrau, wie viel von Orangenblüten und Myrten in einen großen Blumenſtrauß hineinkonnten, den er mit $7\frac{1}{2}$ Silbergroſchen bezahlen wollte. Trendchen wunderte ſich nicht über ſeine poetiſche Regung, da ſie ſelbſt von dieſer Fülle von Eriken, Fuchſien, hochragenden Gummibäumen, buſchigen Rhododendren und blühenden Myrten wie berauſcht war. Auch ſie würde ſich ſofort in ihren Einkauf eingelaſſen haben, wenn nicht von der Kathedrale herab drei mächtige Schläge den ganzen Tomplatz, vorzugsweiſe aber ſie ſelbſt, erſchüttert hätten.

Schon drei Viertel auf zehn! rief ſie. Herr Seligmann, um Gottes willen, bitte! Kommen Sie!

Ein einziger Rundblick rings auf die Häuſer, wo

Herr Maria Schnuphaſe wohnen konnte, der ſie in einen ſo ſchlimmen Dienſt hatte empfehlen wollen, eine blitzſchnelle Muſterung der Blumen, die ſie wol hernach zu ihrem Bouquet für den Pfarrer von Aſſelyn wählen konnte, und nun fort nach der Richtung hin, die ſie Herrn Löb Seligmann dringend bat, durch nichts mehr zu unterbrechen. Ich bitte Sie! ſagte ſie. Ich habe noch ſo viel Commiſſionen! Aber jetzt muß ich wiſſen, wie meine Geſchwiſter die erſte Nacht hier zugebracht haben!

Dann ſetzte ſie, und faſt neckend im Ton der kocherer Chriſtenjugend, hinzu:

Für wen iſt denn aber der ſchöne Blumenſtrauß, Herr Seligmann?

Wenn Sie im Waiſenhauſe ſind, — ſagte Seligmann, hielt aber ſinnend inne und wickelte ſein Bouquet in eine Anzahl Theaterzettel, die er aus der Taſche zog, und ſummte dazu einige Noten aus dem im Spohr'ſchen „Fauſt" irgendwo an einem Stadtthater eingelegt geweſenen „Liede an die Roſe" — wenn Sie im Waiſenhauſe ſind, geh' ich ſolange in die Nachbarſchaft, auf die Rumpelgaſſe, wo mein Bruder Nathan Seligmann wohnt — Sie müſſen ſich ſein Geſchäft anſehen — alte Kleider, Möbel, Glaswaaren, Bilder, Masken, Theateranzüge — was Ihr Herz begehrt — die ganze Welt hat Nathan zum Verkauf oder zum Verleihen — nur muß ſie alt und abgelegt ſein!

Iſt das die Judengaſſe? ſagte Treudchen unbefangen und eilends dahinſchreitend und ſo laufend, daß Löb faſt nicht mitkonnte.

Was? Denken Sie, daß wir hier noch in einer einzigen Gasse wohnen? Haben Sie nicht das Palais von unsern Vettern gesehen?

Sind das die Vettern, um die der David immer sagt, er würde nur eine Prinzessin heirathen?

Das Kind! betonte Seligmann ganz wie seine Schwester und vergaß vor Entzücken über David's naive Erklärung eine Antwort auf Trendchen's Frage.

Diesen Blumenstrauß, fuhr er dann nach dem glückseligsten Sinnen über David's Geist und große Zukunft fort, will ich in seinem Namen an Tante Veilchen abgeben, an die er schon seit drei Jahren alle Vierteljahre einen französischen Brief schreibt. Sie werden bei Herrn Delring und bei Madame Rattendyk viele vornehme Damen kennen lernen, aber ich versichere Sie, wenn Sie wollen gebildet werden, liebes Kind, gehen Sie nur in die Rumpelgasse zu Veilchen Igelsheimer, die meinem Bruder Nathan Seligmann, der ein Witwer und ohne Kinder ist, seit dreißig Jahren das Geschäft und die Wirthschaft führt. Sie ist schon funfzig Jahre alt, aber ich könnte heute um ihre Hand freien, — so viel Schönheit hat sie — im Geist — und wenn ich nicht versprochen hätte, für den David zu sorgen. Ja, Trendchen, Sie sollten Veilchen Igelsheimer sehen! Sie können viel Bücher lesen und Sie finden drin nicht gedruckt, was in Veilchen steht!

Trendchen ließ ihn so forterzählen und folgte nur immer seinen stumm gegebenen Winken über die Richtung, die sie einzuschlagen hatten . . .

Veilchen, fuhr der von seinen Familienbeziehungen nicht weniger wie seine Schwester bezauberte Mann fort, Veilchen

hätte in einem Palais wohnen können, wie die jungen Fulds, wo der eine sich kürzlich verheirathet hat mit einer reichen und wunderschönen Dame aus Wien — ja Veilchen hätte Barone haben können und einen Grafen — aber da sie den nicht bekommen konnte, den sie allein gemocht — es war ihr Vetter — unser Onkel Doctor Leo Perl — da hat sie für ihr ganzes Leben gesagt: Ich entsage!

Und wäre Herr Löb Seligmann jetzt allein gewesen und etwa daheim, auf seiner Stube in Kocher am Fall und im Rasiren begriffen, so hätte er sich jetzt unfehlbar durch die wehmutherweckende Ideenverbindung dieser Mittheilungen bestimmen lassen, aus Bellini's „Unbekannter" oder dessen „Nachtwandlerin" ein schmelzendes Adagio zu intoniren . . .

Trudchen sah nur immer auf die Straßennamen an den Ecken, auf die Menschen, die Soldaten, die Fuhrwerke, die hohen Häuser, alten Kirchen und hörte um so mehr nur halb auf den freundlichen Begleiter, als er seine Mittheilungen auch seinerseits bald durch das Lesen eines Anschlagzettels, bald einer Firma, bald durch ein Stillstehen und Erklären einer städtischen Merkwürdigkeit unterbrach.

Den heutigen Theaterzettel ließ er nach kurzem Anblick unbeachtet . . . „Das letzte Mittel" . . . „Tanz" . . . Das war nichts für den Schmelz seiner Gefühle und seine nur im Meer der Töne sich wohlbefindende Seele.

Auf Veilchen Igelsheimer, die Entsagende und jetzt in der Rumpelgasse das Geschäft seines Bruders Führende, kam er wieder zurück, als er vor einem Zinn-

gießerladen still stand und behauptete, bei Herrn Xaver Klingelpeter eine Minute zu thun zu haben ...

Nein, nein! nein! rief Treudchen ...

Eine Minute, Treudchen!

Adieu, Herr Seligmann!

Zwei Worte! Sehen Sie die wunderschönen Arbeiten am Fenster —

. Treudchen zog ihn von dem Schaufenster des Zinngießers weiter ...

Herr Xaver Klingelpeter, sagte er dann, sich ergebend und nachstolpernd, ist ein ansehnlicher Mann, der sich ein Gütchen kaufen will, das ich ihm empfohlen habe! Haben Sie wol die Herrlichkeiten in seinem Laden gesehen? Alles nur von Zinn, aber so kunstvoll, wie von Gold und Silber!

Treudchen hatte den Eindruck der silbernen Monstranzen für arme Dorfkirchen, Patenen, Kelche, Crucifixe wohl empfangen, auch durch das Fenster einen Mönch erblickt, der drinnen im Laden mit dem Meister Zinngießer in lebhafter Demonstration begriffen schien, aber sie zog es vorwärts, vorwärts, und Seligmann mußte folgen...

Auch solche heilige Gefäße, fuhr er bei alledem fort, kommen im Geschäft meines Bruders vor! Sie werden eingeschmolzen und manchmal mit sehr unheiligen Dingen zusammen! Veilchen macht das alles wie ein Professor der Chemie. Ja, mein Bruder läßt sogar Münzen schlagen, aus Kupfer — es ist ein Artikel zum Spaß — Sie sollten sehen, wie Veilchen lateinische Inschriften macht und die Bilder dazu zeichnet — rö-

miſche Könige und türkiſche Kaiſer! Veilchen könnte Bücher ſchreiben!

Ihr alſo bringen Sie den Blumenſtrauß? warf Treudchen in der Eile und nur ſo zerſtreut dazwiſchen . . .

Sie macht ſich aus nichts mehr im Leben was! Sie lieſt blos, ſie ſchreibt blos, ſie führt blos das Geſchäft . . . Ach, ihr Kummer war zu groß! Es war das ſchönſte Mädchen — ein Bild — ſie iſt noch jetzt wie eine Wachskerze ſo weiß — aber der, den ſie liebte, den bekam ſie nicht — es war unſer Oheim — ihr eigener Vetter — er taufte ſich — katholiſch — mehr — er wurde ein Prieſter. . .

Treudchen hörte nur halb. Aber ſie kannte ja ſchon dieſe Klagen aus ſo vielen ſtillen Abendgeſprächen der ſeligen Haſen-Jette mit ihrer Mutter! Leo Perl war für dieſe ganze Familie der verheißene Meſſias geweſen! Als es aber dazu kam, ſich als der Löwe vom Stamm Juda zu offenbaren, täuſchte er alle, wurde zum Verräther, ging zum Feinde über und ſchien von alledem doch keinen Segen gehabt zu haben. Treudchen wußte ſogar, daß regelmäßig zwei Männer genannt wurden, die Leo Perl's Seelenruhe auf dem Gewiſſen haben ſollten, der gute Tchant zu Kocher am Fall und ein anderer vornehmer und großmächtiger Herr auf einem fernen Schloß bei Witoborn. Ihnen ſollte der Doctor Leo Perl mit ſeinem Uebertritt, ja mit dem Entſchluß, Prieſter zu werden — wider Willen ſogar — ein geheimnißvolles und bis zur Stunde wenigſtens ſelbſt der Haſen-Jette noch unenträthſeltes Opfer gebracht haben . . .

Endlich ſtanden beide vor einem freundlichen, mit einer Inſchrift gezierten Hauſe.

Löb Seligmann verſprach mit dem holdſeligſten Nicken aus den Paliſſaden ſeiner Vatermörder und dem ſchwarzwolligen Wulſt ſeines üppigen Haarwuchſes und einem ſeit einigen Tagen nicht beſonders gründlich raſirten Barte heraus, in ſpäteſtens einer Viertelſtunde hier wieder an der Thür zu ſtehen und auf Treudchen's Rückkehr zu warten . . .

Er ſelbſt zog die Klingel. Einem öffnenden Knaben trug er das Anliegen Treudchens vor. Er traf den Ton für alles, was ſich hier ſchickte; er kannte jeden Weg, wie er betreten werden und jede Thür, wie man an ſie klopfen mußte. Selbſt die deutſche Sprache handhabte er ſeiner Meinung nach in dieſem Augenblick vollkommener als Treudchen, deren Rede er unterbrach und ihre Berechtigung, hier eingelaſſen zu werden, gleichſam in die Sprache überſetzte, die derjenige nicht kennen konnte, der noch nie aus Kocher am Fall ſo herausgekommen war, wie er.

Der Knabe führte Treudchen zum Inſpector . . . der Inſpector führte ſie zu ihren drei Geſchwiſtern, zwei Knaben und einem Mädchen . . .

Alle drei ſprangen ihr herzlich und heiter entgegen . . . Wie raſch entflieht dem Kinderſinn ein herbes Leid! Weckten wir es nicht durch unſer eigenes Bedauern und fragten einen ſolchen kleinen Nachlaß: Weißt du auch, was du verloren haſt und denkſt daran und weißt wo deine Mutter iſt? ſolche nach Luft und Licht und Wachsthum ſtrebenden Keime vergäßen bald nach unſerm

Gefühl zu antworten ... Wie tummelte ſich das ſchon im Hof und lärmte und regierte ſchon die Welt im Soldatenſpiel ... Und drüben bei den Mädchen war das ein Murmeln und Summen und Plaudern beim Stricken ... und wie bewährten ſich die angebornen Gattungstriebe! Liebe und Abneigung ſchon nach vierundzwanzig Stunden, Verſchwörungen ſchon und Bundesgenoſſenſchaften ... neckte die, ſo hatte ſie an jener einen Widerpart und dieſe wieder eine Gegnerin an einer andern ... Nichts blieb ohne Angriff, nichts ohne Beiſtand ... Ja, Treudchen fand, daß die Geſchwiſter in ihr neues Daſein ſchon wie eingeboren waren ... Läutete es, dann wußte jedes, was es bedeutete ... bald rief die Glocke zum Frühſtück, bald zum Mittageſſen, bald in die Kapelle, bald auf die Schulbank ... ein geregeltes und in ſich begnügtes Leben das! Lucinde ſagte Treudchen und den Kindern gleich: „Bliebe es euch nur immer ſo, ihr Armen! Und läge der Nachtheil der Waiſenhauserziehung nicht gerade in der Unmöglichkeit, im Leben künftig dieſelbe Regelmäßigkeit zu haben! Dem Daſein gegenüber, wie es iſt, iſt ſogar ſchon ſolche Ordnung eurer Jugend — ein vollſtändiger Luxus! Wer auch nur alle Tage das hat, was er begehrt und bedarf, wird ſelbſt bei Waſſer und Brot wie ein Prinz erzogen! ...“ Lucinde gedachte ihrer verkommenen Brüder.

Schon wollte Treudchen, da die Freiſtunde vorüber war, nach herzlichen Mahnungen und Dankſagungen an den Herrn Inſpector wieder gehen ...

Da kam auf ſie zu eine der Nonnen, die hier die Erziehung leiten helfen. Es war eine Karmeliterin in

den. Früher oder ſpäter gewiß ihr Bruder, Varnhagen von Enſe in Berlin. Es war dies Leben in die ſchönſten Erinnerungen unſrer geiſtigen Entwickelung verflochten; ihre Myrte grünte beſcheiden neben manchem Lorbeer; Uhland, Chamiſſo, Schwab, Kerner waren ihre Freunde geweſen, mit vielen Jüngern war ſie und ihre Familie in lebhafteſter Verbindung, ja ſie hat ſelbſt manches zarte, ſinnige Lied geſungen. Ich will hier nur die Eindrücke ſammeln, die ihre letzten Lebensjahre in mir zurückließen, wo nur die ſchmerzliche Krankheit dazwiſchentrat, um eine ſonſt wenig unterbrochene Beziehung zu ſtören.

Roſa Maria war durch die Schule derſelben Erziehung gegangen, welche ihr Bruder in ſeinen Denkwürdigkeiten als eine ſtrenge und unſtäte bezeichnet hat. In Düſſeldorf geboren, fand ſie eine eigne Genugthuung darin, dem Rheine anzugehören. Sie ſagte oft: Wir bei uns, am Rhein. Straßburg, wo ſie einen Theil ihrer Kindheit verlebte, Mannheim, wo eine Hofdame ihre Verwandte war, tauchten oft in ihren Erinnerungen mit ſonnigem Glanze auf. Später kam ſie an die Elbe, wo ſich ihr Vater zu ärztlicher Praxis niederließ. Sie hatte das ſchöne Talent, ſich aus Allem, was das Leben bietet, das „Erfreulichſte“ auszuleſen; ſie wurde auf dem neuen Boden ſo heimiſch, daß ich oft über ihre Bekanntſchaft mit den verſteckteſten ländlichen Reizen, die Hamburgs Umgegend bietet, erſtaunte. Durch ihren Bruder, der mit dem Beginn des Jahrhunderts raſtlos nach einer feſten Einwurzelung im Leben ſtrebte, kam ſie mit den genannteſten Namen der frühern Literaturepoche in Berührung. Wie leuchtete ihr Auge, wenn ſie von ihren erſten Bekanntſchaften mit Chamiſſo, mit Kerner ſprach! Die wunderliche Originalität des Letztern, des

braunem Rock und schwarzem Ledergürtel. Sie war in mittlern Jahren, sehr sauber, sehr rührsam. Daß ihr Trendchen die Hand küßte, lehnte sie fast ab und ergriff theilnehmend die ihrige.

Sahen Sie denn auch alles? fragte sie und führte Trendchen in den Räumen auf und nieder und zeigte ihr die Plätze, wo die Kinder ihre mitgebrachten Habseligkeiten untergebracht hatten. Sie versicherte, daß diese Geschwister ihr schon fast die Liebsten wären und daß auch sie Mutter Beaten schon in ihre Herzen eingeschlossen hätten.

„Mutter Beate" war der Name der Schwester ...

Trendchen's Herz klopfte hörbar. Nach den Reden der Frau Delring überkam sie fast eine Furcht, sich offen auszusprechen oder zu lange im Gespräch zu verharren mit dieser so zuthulichen Klosterjungfrau ... Und wahrhaft überrascht war sie, als Schwester Beate von ihrem Dienst bei den Rattendyks und ihrer frühern Bestimmung für die Frau Hauptmännin von Buschbeck schon wußte.

Diese Unglückliche, sagte sie, ist auf so ruchlose Weise ums Leben gekommen! Aber die ewige Gerechtigkeit wird den Mörder gewiß schon der zeitlichen überliefern! Sie wird den Elenden auffinden lassen, der auch den Armen und Nothleidenden eine Freundin raubte! Ei! Wie können Sie sagen, Kind, daß es ein Glück war, daß der Himmel Ihnen eine andere Bestimmung gab! Vielleicht hätte Ihre Anwesenheit die That ungeschehen gemacht! Verlassen von aller Welt, mußte die Aermste wol ein Opfer

der Habsucht und Mordlust werden! Kind, Kind, fürchten Sie sich denn vor einer Gefahr, die im Gefolge einer Pflicht liegt?

Treudchen sah verwirrt zur Erde. Ihre Wangen erglühten. Sie, die schon im Leben so viel erduldet, stand jetzt, wie sie gleich heute früh geahnt hatte, wie ein Wesen da, das nur an ihre eigene Sicherheit zu denken vermochte. Es war ein Feuerbrand in ihr Herz geworfen, sich sagen zu müssen: Wärst du weniger furchtsam gewesen, weniger gläubig den Versicherungen deiner Gönnerin Lucinde gefolgt, diese unglückliche Frau lebte vielleicht noch!

Freundlicher jedoch geworden, als sie die Wirkung ihrer harten Worte bemerkte, unterhielt sich Schwester Beate jetzt wieder im Wandeln mit Treudchen, fragte nach ihren sonstigen Lebensverhältnissen und vervollständigte das, was sie alles sonderbarerweise bereits wußte.

Als Treudchen schon gehen wollte und die Hand der Nonne ergriff, sie aufs neue zu küssen, forderte Schwester Beate sie auf, in ihrem Kloster sie zu besuchen ... es läge dicht am Waisenhaus nebenan und wäre mit ihm durch einen geschlossenen Gang verbunden und sähe mit der Vorderfronte der zum Kloster gehörigen Kirche auf den Römerweg hinaus.

Treudchen gedachte an ihre Herrin, wie sie vorhin den Namen einer gewissen Straße gesucht hatte ...

Wir haben gerade morgen einen Geburtstag! sagte die Nonne. Kommen Sie doch morgen Nachmittag!

Ich weiß nicht ...

Ihre Herrin erlaubt es ... In ein Kloſter läßt eine gläubige Seele jeden gehen!

Einen Geburtstag? ... fragte Trendchen bebend und ausweichend ...

Ein Geburtstag iſt ein Einkleidungstag!

Die Nonne blickte auf das Ende eines Corridors, in welchem eine zweite Nonne erſchien. Sie ſchwieg, bis dieſe herangekommen und mit einem freundlichen Gruße vorübergegangen war. Dies war eine faſt vornehme Erſcheinung geweſen ...

Das war das Geburtstagkind! ſagte Schweſter Beate mit einem Lächeln, bei welchem eine ihr Antlitz entſtellende Zahnlücke zum Vorſchein kam. Schweſter Thereſe iſt heute ſozuſagen drei Jahre alt! Vor drei Jahren nahm ſie den Schleier und wurde eine Braut des Himmels! Sie iſt ſehr vornehmer Abkunft! Ein Freifräulein Thereſe von Seefelden! Schon hatte ſie einen Grafen zum Verlobten, der aber ſein ganzes Vermögen lieber zu einem wohlthätigen Zwecke beſtimmte und ins Kloſter gehen wollte! Er iſt im Franciscaner-Kloſter Himmelpfort bei Witoborn; leider wurde er krank und hat, der Aermſte, ſeinen Verſtand verloren! Fräulein von Seefelden nahm nun auch den Schleier und wurde Karmeliterin! Ich bin nicht ſo hoher Abkunft. Mir ging es wie Ihnen, Kind! Hat man keine Aeltern und Verwandte mehr, keine Freunde und muß ſich mühſam durchs Leben ſchlagen und immer in Gefahr leben, an ſeiner Seele beſchädigt zu werden, ſo iſt das Kloſter die beſte Verſorgung! Niemand hat da noch eine Entbehrung, als nur für anderer Wohl! Wir kümmern uns nicht: Was

wird aus uns? Was eſſen, was trinken wir? Unſere Kleidung, unſer Unterhalt ſind da — ſo leben wir nur mit unſerm Innern beſchäftigt. Kommen Sie morgen, liebes Kind! Wir feiern unſere Geburtstage immer ſo froh, wie nur irgend erlaubt iſt! Es fehlt an Gebacknem nicht, nicht an Blumen, Sie ſollen ſehen, wir ſind ſogar ganz guter Dinge und können lachen wie andere auch!

Der Schall einer Glocke rief die Schweſter Beate ab in die Säle, wo ſie die weiblichen Handarbeiten leitete.

Treudchen fühlte, daß ſie morgen an dem Geburtstag der Schweſter Thereſe nicht fehlen durfte. Ja es war ihr faſt, als würden es ihre Geſchwiſter zu entgelten haben, wenn ſie einer ſo ausdrücklichen Einladung nicht Folge leiſtete ...

Dennoch überfiel ſie ein unausſprechliches Bangen ... Sie verließ das Waiſenhaus zitternd, wie wenn ſie in Lüften ſchwebte. Ihre Pulſe flogen. Es war ihr, als ſähe ſie immer die Augen der Nonne ſie anlächeln, ſie durchbohren mit einer Freundlichkeit, die keine natürliche war, ſondern dem Blicke der Schlange glich, die ihr Opfer erſt erſtarren macht ... Ach und dazu läuteten Glocken draußen und in ihrem Innern! Allen ihren Leiden, zu denen Beängſtigungen kamen, wie ſogar ſolche, die in der Erinnerung an Piter lagen, bot ſich eine himmliſche Tröſtung und ein Ausweg. Auch zu einem Geiſtlichen flog ſie ja jetzt, der ewig entſagen mußte, der nur ſich grüßen laſſen durfte mit Blumen, die die Verehrung brachte und die nichts dafür begehrende Liebe ... Auf der Straße, wo ſie ſich wieder befand, hätte ſie

unter allen Menſchen wie über eine Ahnung laut aufweinen mögen ...

Wenn nur Löb Seligmann da war — ſein Plaudern hoffte ſie, würde ihr Beruhigung geben!

Sie fand ihn aber nicht und ſie konnte kaum auf ihn warten. Auch konnte er vielleicht ſchon fort ſein, denn ſie war faſt eine halbe Stunde geblieben. Dennoch ſuchte ſie und ſuchte und ſtand und ging und ging und ſtand — Eins konnte ihr Auge nicht fortbannen: Die beiden Nonnen — und Schweſter Thereſe und ihr feierlich ernſtes Dahinwandeln und das braune wollene Kleid, das beide trugen und den groben Ledergürtel — und ihr Geliebter wurde Mörch, angethan wie der, den ſie vorhin geſehen in dem Laden des Meiſters Zinngießer!

Faſt war ſie im Auf- und Niedergehen ſchon dicht an dieſem Laden angekommen. Sie ſah ihn in der Ferne, ſie ſah, daß ſie ſich auf dem Rückwege zur Kathedrale leicht zurecht finden würde. Doch kehrte ſie wieder zum Waiſenhauſe um ...

Nirgends fand ſich aber Löb Seligmann ...

Jetzt ſchlug es von den Thürmen halb elf Uhr ...

Wie durfte ſie länger zögern! Frau Delring wird ihre Toilette machen wollen! ſagte ſie ſich. Sie eilte von dannen und geradeswegs der Kathedrale zu.

Nach einer Viertelſtunde war auch dieſe erreicht und mit ihr der Blumenmarkt. Raſch erhandelte ſie zwei große Bouquets von Georginen, Levkoien, Nelken. Seligmann's Beiſpiel ermuthigte ſie, ſich einbinden zu laſſen, was ihr nur irgend noch von den andern Verräthen

gefiel, vor allem Orangenblüten. Damit eilte sie dann zu dem Laden des Herrn Maria hinüber.

Ein Schaufenster mit den auch nach außen sichtbaren innern Herrlichkeiten, die hier verkauft wurden, fehlte. Ja selbst im innern Laden, so groß und geräumig er war, hatte alles ein Ansehen, wie wenn diese Schränke und Kisten und Kasten nur zum Privatgebrauche einer hier für immer wohnenden Familie bestimmt waren. Herrn Maria's feiner Takt bewährte sich in diesem Geheimnißvollen des Verkehrs mit heiligen Dingen. Selbst die Lebkuchen ziemte sich nicht so offen neben den Meßgewändern liegen zu lassen ...

Treudchen sah sich aber kaum um. In Eile sagte sie zu einer von einem versteckten Stehpult fragend aufblickenden nicht mehr in erster Jugendblüte befindlichen, aber doch durch Haltung und eine gewählte Toilette wol noch Jugendlichkeit in Anspruch nehmenden Dame:

Eine Empfehlung von Madame Delring! Ob nicht bald ihre Ausstattung fertig wäre?

Madame Delring —? —!

Die gestrenge Miene der schlanken, dunkeläugigen Dame verklärte sich ...

Sie sind —? fragte sie und hocherröthend und nachfühlend, daß dies Mädchen allenfalls auch hätte sagen dürfen: Ja, ich bin die von ihrem Vater für den Dienst bei der diese Nacht Erwartete Bestimmte!

Aber Treudchen war so in der Hast ihres Auftrags, so im Drang ihrer Rückkehr, so im Bangen, jetzt nach dem Pfarrer von St. [illegible] fragen zu müssen, daß

Demoiſelle Schnuphaſe (es war die Aelteſte — Eva) über Vorwürfe nicht viel Beſorgniſſe zu hegen brauchte.

Ihre Freundlichkeit, ihr Verweiſen auf das Nähinſtitut der Schweſterſchaft zu den Nothhelfern waren für ihre Verlegenheit bezeichnend genug ...

Dieſe wunderſchönen Bouquets —! ſagte Demoiſelle Schnuphaſe dann holdſeligſt ...

Ich wollte ſie Herrn von Aſſelyn bringen —

Wem?

Dem Herrn Pfarrer von St.-Wolfgang —

Der wohnt bei uns —

Treff' ich ihn zu Hauſe?

Sie kennen ihn —?

Aus meiner Vaterſtadt —

Ganz recht! Er iſt nicht gegenwärtig!

O —

Er iſt im Palais Sr. Eminenz des Kirchenfürſten —

Könnt' ich ihm nicht die Blumen auf ſein Zimmer ſtellen?

Gewiß! Kommen Sie!

Fräulein Schnuphaſe nahm lächelnd einen Schlüſſel, der über ihrem Stehpult hing, entfernte ſich in ein Nebenzimmer, kehrte zurück, ließ Trudchen vorantreten und öffnete eine andere nach hinten gehende Thür.

Wie Trudchen den Laden mit ihren Blumen verließ, ſah ihr aus der geöffneten Nebenthür eine zweite, elegante und wie es ſchien jüngere Dame nach, ohne Zweifel Demoiſelle Apollonia ...

Zu dem alterthümlichen Hauſe ging es eine dunkle ſteinerne Treppe hinauf. Die Führerin öffnete im erſten

Stock ein geräumiges Zimmer und ließ Treudchen eintreten.

Hier wohnt der Herr Pfarrer von St.-Wolfgang! sagte sie.

Aber schon schlug es elf Uhr ... Treudchen hörte und sah kaum noch etwas ... Sie rief nur:

Elf! O Gott —!

Demoiselle Schnuphase verstand vollkommen, wie ein gutes Kammermädchen sich nicht beim ersten Ausgange verspäten durfte ...

Und doch fehlten für die Blumen die Gläser und sie erbot sich, diese erst zu holen —

Treudchen machte es anders.

Sie löste beide Sträuße auseinander und vertheilte die Blumen ...

Einen Theil warf sie auf ein offen auf dem Tische liegendes großes Buch — vielleicht die lateinische Bibel — einen andern streute sie auf ein großes Schreibzeug, mochten auch einige Nelken in die Dinte fallen. Eine andere Handvoll drückte sie bei einem Crucifix, das im Schatten des Spiegelpfeilers stand, zwischen die Arme des Erlösers, die eine Lücke an dem obern Querholz des Balkens offen ließen. Den Rest streute sie geradezu hierhin und dorthin, sodaß das Zimmer dem Wege des Herrn nach Jerusalem glich, ihre Huldigung einem jubelnden Hosianna.

Demoiselle Schnuphase lachte. Treudchen aber, über die der Geist Lucindens gekommen schien, sprach weiter kein Wort, sondern sah sich nur noch einmal um und lief rasch von dannen.

Auf dem Platze suchte sie eben die Straße, in die sie wußte einbiegen zu müssen, als sie gerade auf Löb Seligmann und wie Kopf an Kopf und Nase an Nase gegen ihn stieß. Er war ihrer Spur gefolgt, hatte sich ihr nacherkundigt und nachgefragt und entschuldigte sein Ausbleiben durch ein Abenteuer, das ihn bestimmte sie sogleich zu fragen, ob er nicht so blaß und so weiß aussähe wie Kreide? ...

Sie fand ihn aber im Gegentheil sehr erröthet. Doch hielt sie sich mit näherer Beweisführung nicht auf, sondern drängte nur ihres sprachlosen Führers Fingerzeigen auf die Straße nach, die sie einschlagen mußten.

Ich bin in meinem Leben ein einziges mal herausgeschmissen worden, keuchte Seligmann, endlich zu einigem Athem gekommen, hinter ihr her und bürstete an seinem Hute, der offenbar eine gewaltsame Beschädigung erlitten hatte; herausgeschmissen aus bloßem Scherz — und jetzt —

Wer hat Ihnen denn etwas gethan? fragte Treudchen in hastiger Eile den noch ganz Ungesammelten ...

Jetzt, wo kein Gensdarm mehr zu einem mosaischen Glaubensgenossen: Zaruck! sagt, wenn blos die andern gedrängelt haben ...?

Aber was geschah Ihnen denn?

Ein Mönch, der ein Mann Gottes sein will ...!

Treudchen konnte trotz ihrer Eile nicht umhin, eine Secunde still zu stehen und auf ihren kaum nachkommenden Begleiter einen staunenden Blick zu werfen ...

Der mich einmal herausgeschmissen hat — das ist ein Student gewesen, fuhr Seligmann fort; in kurzen

Pauſen, Herr Benno von Aſſelyn war's — den Sie kennen müſſen — Neven vom Herrn Dechanten —

Ja wohl! Ja wohl! Der hat Sie jetzt —

Nein! Vor fünf Jahren! Und blos aus Spaß ſchmiß mich Herr von Aſſelyn 'mal heraus im Roland am Hüneneck, eine Stunde von der Univerſität, wo ich eine Verhandlung mit einer Partie Bauern hatte, die ihre Güter wollten parcelliren! Kam der damalige Student Herr von Aſſelyn dazu mit fünf andern, machte die Stube auf und hörte, was wir discourirten, und fing an: Seligmann — er kannte mich von Kocher — ſind Sie denn das Verderben des Landes! Schlachten Sie Rinder und Kälber mit Ihrem Schwager Lippſchütz, aber ruiniren Sie uns hier den Wohlſtand der Bauern nicht durch dieſe verfluchte Parcellirung! . . . Und ſo faßt mich Herr von Aſſelyn an dem Rockkragen und führt mich volens nolens in die Nebenſtube und alle Bauern lachten dazu. Es war aber blos ein Scherz, die Studenten wollten nur unſere Stube haben, um beſſer ihren Wein zu trinken wegen der Ausſicht! Aber heute — ſtraf' mich Gott! bin ich wirklich h[illegible]en worden mit einer Grobheit wie von J[illegible] Wirth im Roland ſelbſt! Und das vo[illegible] — einem Prieſter Gottes! „Jüd"! S[illegible] Wort ſeit zwanzig Jahren nicht gehört, ſeit[illegible] Buben dazumal, wie das deutſche Vaterland vorm Napoleon iſt gerettet geweſen, überall „Hepp, Hepp!" geſchrieen!

Noch mochte Treudchen bis zu ihrer Ankunft an dem in der innern Stadt liegenden Kattendyk'ſchen Hauſe fünf Minuten Zeit haben . . .

Erſtern naives Doppelleben als Deutſcher und Franzoſe war ihr noch in den ſpäteſten Jahren eine grüne Fernſicht des Gedächtniſſes, die ſie um ſo heiterer ſtimmte, als ſie aus der unmittelbaren Gegenwart Fortſetzungen daran reihen konnte, Briefe von Chamiſſo, Grüße von Kerner, oder gar ein Beſuch bei ihnen! Chamiſſo's Tod erſchütterte ſie. Ja man kann wohl ſagen, daß ſie darüber bis auf den eigenen Lebensnerven erſchrack: denn von Stund' an wurde ſie nachdenklicher und verlor ſich oft in eine Reſignation, von der wir vor zwei Jahren nicht ahnten, daß ſie der Vorbote ihres nahen Todes werden ſollte.

Roſa Maria war früher Erzieherin geweſen. Von dieſem Berufe, zu dem ſie die Reinheit ihres Gemüths beſonders fähig machte, hatte ſie für ihr Weſen manche Grundtöne behalten, die ihrer Art, ſich zu geben und Andere zu nehmen, eine eigne Sicherheit und Selbſtſtändigkeit anhauchten. Sie wußte um die Weiblichkeit ihrer ganzen Erſcheinung ſehr ſichere Gränzen zu ziehen und milderte die Flamme ihres Gemüths durch einen ſeltenen Takt für die verſchiedenen Beziehungen des Lebens. Ueberhaupt war ſie dem Weſen ihres Bruders verwandt; ſo jedoch, daß die Eigenſchaften, die vielleicht an einem Manne auffallen könnten, grade an ihr als vollendetſte Weiblichkeit hervortraten. Gern glich ſie aus; ſie milderte Allzuſchroffes, ſie wußte alles Ueberſchreitende ſogleich auf ein ſchönes Maaß zurückzuführen. Verſöhnend, vermittelnd waltete ſie zwiſchen entgegengeſetzten Perſönlichkeiten; peinliche Stimmungen wußte ſie auf eine gewandte Art in Behaglichkeit aufzulöſen. Verſtand und Gemüth waren bei ihr in einer ſo ſchönen Harmonie, daß niemals der eine Theil den andern fortriß. Nur in ihren Erinner-

Herr Seligmann erzählte ein Zusammentreffen, das er im Laden des Herrn Xaver Klingelpeter mit einem Mönche gehabt hätte. Und trotz seiner Aufregung und trotz Treudchen's Eile nahm er sich die Zeit, noch eine Huldigung für Veilchen Igelsheimer einzuflechten und Treudchen zu ermuntern, die Weiseste ihres Geschlechts zu besuchen . . .

Als ich ihr den Blumenstrauß in die Rumpelgasse brachte, sagte er, wollt' ich fort, um Sie nicht warten zu lassen! Ich erzählte Ihre Leiden, Treudchen! Ich erzählte auch Ihre Liebe und Ihre Anhänglichkeit! Wissen Sie, was es gesagt hat, das Veilchen? Was dankbar! Kinder dankbar! hat es gesagt. Die besten Kinder sind gegen ihre Aeltern nur Lumpen! Sie zahlen! Womit zahlen sie? Gerade von dem zahlen sie, was sie schuldig sind! Frag' ich sie: Veilchen wie so schuldig? . . . Sind die Kinder, antwortete das Mädchen, ihren Aeltern nicht das Leben schuldig? Und zahlen sie nun wieder mit ihrem Leben, was thun sie? Sie machen's wie die Fürsten mit ihren Völkern und mit ihren Schulden und wie alle, die bankrott sind! Sie zahlen ihre Gläubiger gerade von dem, was sie eben ihnen schuldig sind!

Weder Treudchen's Gemüthsstimmung noch ihre Bildung gestattete ihr, diese talmudische Dialektik so überraschend geistvoll zu finden, wie sie Löb Seligmann fand . . .

Aber trotz seiner Bewunderung vor dem scharfen Geiste Veilchen's verlor er den Faden seiner Erzählung nicht. Er berichtete, daß er beim vergeblichen Warten auf Treudchen, die noch im Waisenhause war, einen

Sprung zu dem Zinngießer hätte machen wollen. Dort hatte er den Laden verschlossen gefunden und wäre nun als alter Bekannter von hinterwärts durch die Werkstatt und in ein Nebenzimmerchen gegangen. Dieses wäre leer gewesen. Wohl aber hätte er durch ein Schiebfensterchen in die Stube des Meisters sehen und mit Staunen auf dem Tische an die Tausende von kleinen zinnernen Münzen erblicken können. Es wäre ihm doch gewesen, als hätte er in eine Falschmünzerei gesehen. Ein Mönch hätte über die Münzen mit dem Meister disputirt und wie ein Advocat wäre er dabei herumgesprungen und hätte dies getadelt und jenes und die Münzen geworfen, daß sie auf den Tisch hinrollten ... und als er dann geklopft und den Kopf durch die Thür gesteckt hätte und hereintreten wollen, hätte ihn der Mann Gottes in einer Art [illegible] geführt, die über alle Zweideutigkeit erhaben gewesen wäre ... Zwar müsse er bekennen, daß er, noch von Belchen's Geiste angesteckt, den Scherz gemacht: „Sind das Wundermedaillen?" — aber so dicht heran an den Scheiterhaufen und an die heilige Inquisition hätt' er sich in seinem Leben nicht [illegible] dieser Behandlung an einem Orte, wo [illegible]lveter doch auch schon mit manchem [illegible] es wäre ihm ganz egal, wo sein [illegible]mann das Zinn herbekäme, das er ihm [illegible] Verkauf bringe, ob von alten Kelchen oder —

Die Blasphemie, die auf Löb Seligmann's zornesbleichen Lippen schwebte, hörte Treudchen nicht.

Sie war jetzt am Portal des Kattendyk'schen Hauses.

Nun stand der Portier in voller Gala unter den,

während der Geschäftszeit, seit Piter befehligte, weitgeöffneten Thorflügeln.

Löb Seligmann warf ihr noch einen letzten Ausdruck der Theilnahme zu auf die herzlichen Dankesbezeugungen für seine Begleitung und heute bewiesene Freundlichkeit.

Im Verdruß seines gekränkten Stolzes, im Verdruß seiner nur mit Zerstreuung und halber Theilnahme aufgenommenen Erzählung und doch unfähig, sich zu rächen (und hätte er alle Mittel dazu gehabt, sein Gemüth war doch nur geneigt zum Dulden), auch unfähig, Trendchen Vorwürfe zu machen und überhaupt anders als gefühlvoll von ihr Abschied zu nehmen, sagte er:

Leben Sie glücklich, mein Kind!

Er sprach diese Worte langsam und melodisch betonend. Er sprach sie, wie wenn einmal jemand: Leben Sie glücklich, mein Kind! zu David Lippschütz hätte sagen können, falls diesem plötzlich auch so seine Mutter oder gar der Onkel selbst mit Tode abgegangen wäre ... Wir Menschen sind ja so ... Eine Mutter liebkost dann am herzigsten ein fremdes Kind, wenn sie aus dessen Zügen ihr eigenes herausfindet.

Trendchen war längst in dem stattlichen Hause verschwunden, als Löb Seligmann noch im Gemisch von Zorn und Wehmuth dastand, dann in die Kattendyk'schen Comptoire schaute, eine Weile den Gedanken faßte: Wer hier Geschäfte machen könnte! darauf seinen Hut, der eine unvertilgbare Beule bekommen hatte, aufsetzte und sich im Geist auf die Scene mit dem Mönche zurückversetzte, der ohne Zweifel Pater Sebastus gewesen war ...

Aus dieſen Träumen weckte aber, „den Störer der Paſſage", glücklicherweiſe noch vor dem Portier ein freundlicherer Anruf:

Guten Morgen, Seligmann!

Dieſe Worte kamen von einem Manne, deſſen Anblick dem Gütermakler im Nu den Hut vom Kopfe riß ...

Herr Fuld! Ihr gehorſamſter Diener, ſprach er faſt tonlos ...

Es war ſein vornehmer leiblicher Vetter — es war der Enkel eines Couſins ſeiner Mutter, der Löb Seligmann gegrüßt hatte, Herr Bernhard Fuld, der Beſitzer der Villa zu Truſenheim im Enneper Thale.

Und was geſchah? Alle Stämme Iſraels gaben ihre Rangunterſchiede auf!

Bernhard Fuld blieb zwar nicht ſtehen, aber er forderte Löb Seligmann auf, ihn zu begleiten ...

Setzen Sie nur den Hut auf, Seligmann! bedeutete ihn der Vetter, den Weigenand Maus und Alois Effingh heute zum Gegenſtand einer Caricatur machten, die vielleicht ſchon in Arbeit war. Wird es denn nichts mit dem Weinberg hinter meiner Villa?

Er fragte dies im Gehen und den Vetter in Bewegung ſetzend, der vor Verehrung immer zum Stillſtand tendirte.

Leider nein, Herr Fuld! ...

Aber ich bot doch ſiebenhundert Thaler!

Ich machte die Offerte ...

Das iſt ein Heidengeld!

Unerbittlich iſt der Menſch ...

Verſuchen Sie es doch noch einmal —

Sie befehlen . . .

Meine Frau vermißt dieſen Beſitz, der in der That meine Villa erſt arrondirt! Neunhundert Thaler, wenn Sie's machen!

Bei Gott! Eine anſehnliche Summe! Ich will es noch einmal —

Und kommen Sie dann nächſten Sonntag nach Druſenheim und berichten mir's —

Ganz wohl!

Sie können ja bei uns ſpeiſen, Seligmann!

Mit dieſem Worte, das Löb Seligmann geradezu verſteinerte, war Herr Bernhard Fuld kurzweg um eine Ecke verſchwunden und ließ den Vetter ſtehen.

Sie können ja bei uns ſpeiſen, Seligmann!

War das Wort wirklich geſprochen worden?

War es von Bernhard Fuld geſprochen worden, dem Mann, den dort der vierte, fünfte Vorübergehende grüßt? Dem Mann mit dem ſchwarzen Frack und dem rothen Bändchen im Knopfloche? Dem Mann in dem herbſtlich gelben Ueberzieher, mit dem Bart a la méconten, im weißen Caſtorhute, dem vornehmen Gange, der faſt die Steine, auf die er trat, erſt auswählte und des Gehens auf gemeiner Erde gar nicht gewohnt ſchien?

Es war von ihm geſprochen worden!

Und ſo obenhin war es geſprochen worden, wie wenn alle age Sabbat wäre und die Erde nie den Winter kennte ndern ein ewiger Frühling in der Natur und dem Herzen er Bewohner blühte und wie wenn die gebratenen nſe mit duftender Aepfelfüllung nur ſo mit den Trameſſern durch die Lüfte flögen und die Menſchen am

Tage geputzt gingen mit Veilchen Igelsheimer's Garderobe oder wie die Ballgäste in der neuen Oper „Gustav oder der Maskenball" . . .

Löb Seligmann wuchs in diesem Augenblicke bis an die Kuppel einer nahe liegenden wirklich alt byzantinischen Kirche.

Er vergaß die verahnende Erinnerung an die Todesanzeige: „Gestern starb mein geliebter Onkel — !"

Er vergaß die Erinnerung an die Scheiterhaufen der Inquisition und die bürgerliche Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse wenigstens vor dem Bagatellhofe wegen Injurien . . .

Sie können ja Sonntag bei uns speisen, Seligmann!

Ja es gibt noch Wunder und liebliche Märchen und was wird Veilchen sagen und was Henriette und was David?

Mit diesen, bis in die höchsten Bergeskuppen gipfelnden Empfindungen mußte Löb Seligmann freilich jetzt in einen Keller steigen.

Der Besitzer des um keinen Preis käuflichen Weinberges hinter Trusenheim hieß Stephan Lengenich.

Es war dies der aus hiesiger Gegend gebürtige Küfer und ehemalige Freund der Beschließerin Lisabeth auf Schloß Neuhof, der um den Tod des Teichgrafen ein Jahr hatte sitzen müssen, bis ihn die Gerichte aus Mangel an Beweis freisprachen.

Stephan Lengenich war in seine Heimat zurückgekehrt und stand als erster Küfer dem großen Weingeschäfte von Joseph Meppes vor.

In dieſe berühmten, mit unterirdiſchen Gängen weit ſich hinziehenden Keller ging es zwanzig Stufen hinunter.

Löb Seligmann ſtieg ſie nieder, als führten ſie um das Dreideppelte empor.

Nächſten Sonntag! — In Druſenheim! — Speiſen bei Bernhard Fuld!

Die heiterſten Melodieen aus „Fra Diavolo", mehr aber noch das luſtige „Kommt fröhliche Gäſte!" aus den „Wienern in Berlin" fielen in ſein überraſchtes und bereits verſöhntes Gemüth wie mit rauſchenden Orcheſterklängen.

Selbſt Thiebold de Jonge und die Freunde Piter's konnten mit ſoviel Wonne nicht an die von ihnen beſchloſſene druſenheimer Partie des nächſten Sonntags denken.

## 4.

Seit jenem verhängnißvollen Augenblick, wo die wenigen Zeilen, welche Eduard Michahelles, der Secretär des Kirchenfürsten Grafen Truchseß-Gallenberg, an Bonaventura geschrieben, in den Händen desselben wie glühende Kohlen brannten, sprach es mahnend und zur Eile drängend aus jedem Baumeswipfel, aus jedem Windeswehen, aus jedem Menschenauge um ihn her mit den Worten des Herrn: „Siehe, ich habe dich gerufen und du hast dein Ohr verstopfet!“

Von dem Dechanten, den Bonaventura für einen verlorenen Sohn der Kirche halten mußte, hatte er sich losgerissen wie von einer jener Versuchungen, die zu unterdrücken nun schon fast neun Jahre seine tägliche Uebung war. Er hatte die Aufträge an den Obersten überbracht, ohne diesen strengen und ernsten Mann vermögen zu können, Armgart's Wünschen zu folgen und sich sofort mit seiner Gattin Monika auszusöhnen. Wie er als Bote des Dechanten Gründe der Billigkeit geltend machte, wie er sagte: Die meisten Ehen haben ihren wahren Grund erst dann noch zu legen, wenn sie schon längst geschlos-

ſen ſind! wie er die Tugenden der Gattin des Oberſten ſchilderte, den ſtarren Sinn der gemeinſchaftlichen Heimat, die Härte der Verwandten, die ihr das einzige geliebte Kind rauben konnten, wie er rühmte, daß ſich die verbitterte, ermüdete junge Frau, um allen Schein einer weltlichen und eitlen Geſinnung zu vermeiden, in ein Kloſter geflüchtet hatte, wurde ſeine Beredſamkeit wieder gelähmt durch das ſoeben noch ſchmerzlich lebendig heraufbeſchworen geweſene Andenken an ſeine eigenen Aeltern. Er ſchied vom Oberſten unverrichteter Sache und reiſte nach St.-Wolfgang zurück, ohne auch von Lucindens Bruch mit der Dechanei vernommen zu haben. Die Freundin des Dechanten, der in der Stadt war, verbot förmlich, ihn damit bekannt zu machen; ſie fürchtete einen Verſuch der Vermittelung und Ausſöhnung.

Erſt in ſeinem Pfarrhauſe, wo die alte Dienerin ſeiner Aeltern, die wie Joſeph Meviſſen zu ihm gehalten hatte, vor der Mittheilung, ihr Pflegling müßte ſofort in die Reſidenz des Kirchenfürſten, nicht wenig erſchrocken und doch auch wieder darob geiſtig hoch erhoben war, erfuhr er gelegentlich von dem durchreitenden und immer noch vergebens nach dem Knecht aus dem Weißen Roß ſuchenden, in ſeinem damaligen Verdacht ſo glänzend gerechtfertigten Grützmacher, wie die Dinge in der Dechanei Hals über Kopf gegangen. Bonaventura hörte ſie voll Mitleid, er vertheidigte ſogar Lucinden gegen die Anklagen Renatens und nur die Beſorgniß, dieſer peinlichen Neigung nun gar in der Reſidenz des Kirchenfürſten wieder zu begegnen, ließ ihn verſtummen in ſeiner aufrichtig theilnehmenden Anwaltſchaft.

Der Kirchenfürst hatte ihn innerhalb so kurzer Frist zu sprechen begehrt! Und doch fesselte ihn in seiner Gemeinde so vieles, was zu erledigen war. Es kam ihm vor, als gliche er denen, die im Evangelium zur Hochzeit geladen werden und die dem göttlichen Gastgeber soviel geringfügige und alltägliche Dinge vorzuschützen wissen ...

Und es bildet sich auch im katholischen Leben eine Gemeinsamkeit des Geistlichen mit dem Leben seiner Gemeinde, die eine ganz persönliche und dies in der Liebe sowol wie im Hasse werden kann. Denn auch der Haß findet seine Nahrung. Zu eng ist fast der Verkehr der Kirchenaufsicht, Kirchenbuße und Kirchenzucht. Und eben deshalb, weil der Geistliche sich selbst in alles mischen darf, unterliegt auch er einer strengen Kritik. Vom Gutsherrn bis zur untersten Magd herab wird seine Art beurtheilt. Dem einen sieht der Pfarrer zu traurig, dem andern zu heiter aus; den grüßt er zu stolz, jenen zu herablassend; diese alte Frau wirft ihm vor, daß er den Kindern nicht oft genug die Hand gebe und Heiligenbilder an sie austheile; jenem Bauer ist er zu freigebig und spendet aus dem kleinen ledernen Beutel, den er immer bei sich tragen soll, zu viel an die Bettler, die sich so durch ihn in den Ort gezogen fühlen. Ganz altmodisch mögen sie auch keinen haben und doch beurtheilen sie den Schnitt des Rockes, ob der auch nicht zu kurz, der Stiefeln, ob die auch geziemendermaßen bis an die Schäfte hinauf nach außen sichtbar sind, den Hut, ob dieser, wenn er auch billigerweise die Form des Dreiecks bei uns abgelegt hat, doch nicht zu modern und stadt-

ungen war ſie unbedingte Schwärmerin. Die Vergangenheit gehörte ihrem Herzen an; für das Gegenwärtige und Zukünftige hatte ſie dagegen die feinſten Fühlfäden einer bei Frauen ſeltenen Weltbildung, eines Verſtandes, der jedoch nie angreifend, ſondern nur abwehrend verfuhr. Ihre Ironie war immer gutmüthig, und wenn ſie einmal ſchärfer hervortrat, ſo hatte es der, den ſie treffen wollte, ſicher auch verdient.

Beſonders nach zwei Seiten hin war Roſa Maria in ihrer Erſcheinung außerordentlich. Sie hatte einmal einen eigenen Cultus der Erinnerung und ſodann ein beinahe künſtleriſches Prinzip der ſchönen Geſelligkeit. Nie iſt mir ein Weſen vorgekommen, das ſo, wie Roſa Maria, ein ſtets feſtlich geſchmücktes Gedächtniß hatte. Ihre Erinnerung war ſtets mit Kränzen behangen: Alles ſtand darin im ſchönſten Sonnenlichte; ſie knüpfte an die kleinſten Reliquien lange Seeligkeiten von Eindrücken, die mit unverwelklicher Friſche in ihrem Innern blühten. Man mußte ſie hören, wenn ſie von den Tagen der romantiſchen Literaturepoche ſprach! Es war wie ein Klingen aus jener Mährchenwelt, wie ein Dämmern jener mondbeglänzten Zaubernacht, die von damals noch immer ihren Sinn gefangen hielt. Ihr Auge blitzte, wenn ſie von den Tagen ſprach, wo ſie mit Uhland, der ſich damals Volker nannte, mit Schwab und allen den Spätlingen der romantiſchen Schule den deutſchen Dichterwald herausgab. Die damaligen äſthetiſchen Anſchauungen blieben in ihr die vorherrſchenden und wo hat ſie ſie ſchöner verherrlicht, als in den wahrhaften Kunſtgebilden, die ſie mit der Scheere in ihrer zarten Hand aus Papier ſchnitt? Es iſt vielleicht nur Wenigen bekannt, daß Roſa

mäßig wäre. Die Beurtheilung der Gemeinde ſieht ihrem Seelſorger bis in das Innerſte des Hauſes, bis in den Topf, der für ihn am Feuer ſiedet, bis in das Polſter ſeines Sitzes, ob es nicht zu weich iſt, bis auf die Farbe der Decken, die auf ſeinem Tiſche liegen, ob ſie nicht zu bunt. Und daran gewöhnt ſich denn auch der Geiſtliche ſelbſt. Die Beaufſichtigung wird ihm Bedürfniß. Die Gemeinde erſetzt ihm die Familie. Er lebt mit allen, lebt für alle. Jedes Vorkommniß des innern und äußern Lebens ſeiner Ortsangehörigen will er kennen und was er nicht ſieht mit eigenen Augen, erfährt dann doch ſein Ohr im Beichtſtuhl. Da, in dieſem räthſelhaften Flüſterſtübchen, wandeln dieſe Menſchen dann alle um ihn her faſt wie aufgedeckt und durchſichtig und wie mit gläſernen Fenſtern vor ihren Herzen. Niemand kann nun noch an ihm vorübergehen und unbefangen grüßen. So mancher ſchlägt die Augen nieder, ſo mancher Knecht, der allen trotzig iſt, iſt ihm demüthig, ſo manche Magd erröthet und athmet erſt auf, wenn ſie an ihm wieder vorüber iſt. Wären es nur immer die rechten Warner und Richter, wer hätte Bonaventura nicht recht gegeben, wenn er auf die Feindſchaft des Dechanten gegen die Beichte gewöhnlich erwiderte: Unſere Kirche iſt eben eine Heilsanſtalt!

Denn nicht eben alle wiſſen den Beichtſtuhl ſo zu behandeln, wie Bonaventura ſeit ſeiner erſten Sitzung in dem „Holz der Buße". Nur zu ſehr nimmt die meiſt aus dem Bauernſtande hervorgegangene niedere Geiſtlichkeit die Art und Bildung der Schelle an, von der ſie herſtammt und auf die ſie zurückkehrt. Heftige

Naturen toben sich selbst im Meßgewande aus und will man wahr sein, so gefällt es sogar dem Landmann, wenn sein geistlicher Führer Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein ist. Der Dechant, in seiner Gletscherbildungstheorie, sagte oft: „Darin etwas ändern ist auf theoretischem und discutirendem oder befehlendem Wege nicht möglich! Nur große Geschichtsepochen, die den ganzen Menschen ergreifen, die allein reformiren! Geschichtsepochen, denen wir hoffen auf irgendeine Art wieder entgegenzugehen und ganz nahe zu sein, Geschichtsepochen, die wir 1815, als das deutsche Vaterland in seiner Einheit wiederhergestellt wurde, leider so unbenutzt vorüberziehen ließen!"

Bonaventura kannte vollkommen den Landmann und seine Bedürfnisse. Sein unglücklicher Vater hatte allerdings dem höhern Beamtenstande, zuletzt als Regierungsrath, angehört; aber seine beiden Oheime lebten auf dem Lande, der Dechant wenigstens in einer kleinen Stadt; er selbst war in Borkenhagen geboren, einem kleinen Gute, das der ganzen Familie gehörte und vor der Rückkehr des Onkels Max aus dem spanischen Kriege verpachtet gewesen war, ohne daß seine junge Mutter sich behindern ließ, dann und wann das kleine, der Familie gebliebene Herrenhaus zu besuchen und auf dem Lande die Sommerfrische zu halten. Bonaventura war keine zerflossene Natur oder von übermäßiger Milde; er konnte streng und in manchem vielleicht zu entschieden sein. Aber immer umgab ihn eine gewisse Vornehmheit, eine edle, ja adelige Besonderheit. Der längliche Schnitt seines Antlitzes, die braunen Augen in dunkelschattigen

Höhlen, die Feinheit derjenigen Organe, die die Kennzeichen einer höhern geiſtigen Natur tragen, Mund, Naſe, weiße längliche Hände, alles das hob ſeine Erſcheinung. Dazu kam der ſchlanke Wuchs, das ſchwarze Haar, deſſen Tonſur nur wie die natürliche Folge der Anſtrengung des Denkers ausſah und vollkommen mit dem lichtern Haarwuchſe an den Schläfen und Stirnecken zuſammenzugehören ſchien. Beſeelt war all dies Aeußerliche von einer weichen, in der mittlern Tonlage ſich haltenden und zur Höhe und Tiefe gleich klangvoll ſich erhebenden und ſenkenden Stimme.

Benaventura beſaß den ganzen Eifer, den wir immer finden bei einem ſelbſtgewählten Berufe. Damals, als ihn der ſchauervolle Tod des Vaters und die Verheirathung ſeiner Mutter in eine tiefe Betrübniß, die an Schwermuth grenzte, verſetzte, ging ihm die Mahnung zum geiſtlichen Beruf wie eine Viſion auf. Schon ſtudirte er auf der Univerſität, um nach einiger Zeit und mit dem geſetzlichen Alter als Freiwilliger in die Armee zu treten und bei ihr auf Avancement zu dienen. Der Fall trat ein; er verblieb in den Reihen des Militärs bis zur Vollendung ſeines Offiziereramens. Dann trat er als Fähnrich aus. Es ergriff ihn ein ſolcher Ueberdruß an weltlichen Dingen, daß er nicht faſſen konnte, wie er dem Waffendienſte ſich mit ganzer Hingebung hätte weihen können. Das Vaterland lag im tiefſten Frieden, eine Lockung des Ehrgeizes oder des Pflichtgefühls, dem Allgemeinen ſich zu opfern, ſprach nirgends aus der todten oder träumeriſch ſchlummernden Zeit; was hätte ihn hindern können, dem Zuge zu folgen, der ihn ſo mächtig ergriff

und der ihn aus einer Art geistiger Vernichtung wieder emporzuheben versprach?

Es gibt eine Schwarmzeit im Gemüthe des Jünglings, eine heilige Zeit der Dämmerung und des sehnsüchtigen Träumens. Nicht immer hin an das Herz eines weiblichen Wesens, das man dann allerdings in den meisten Fällen unter Athemzügen wie von Feuergluten lieben muß, oft auch an einen Freund zieht es in dieser Zeit des Jünglings Seele. Diese Stunden sind die der Geburt unsers geistigen Menschen. In diesen Stunden werden die Bücher unsers Schicksals angelegt. In ihnen öffnen sich feierlich und schwer diese großen leeren Blätter, auf welche unser Schutzgeist das Größte, Erhabenste, Glücklichste schreiben möchte, wenn nur nicht die stärkern Dämonen der Weltregierung und die noch stärkern unserer eigenen Leidenschaft ihn von dem Buche hinwegdrängten, ihm die Feder aus der Hand rissen, thörichte Hieroglyphen, Fratzen oft hineinzeichneten, von denen wir in unsern spätern Tagen mit verhülltem Angesicht uns abwenden, mögen sie auch in einem einzigen großen, uns unbekannten, allmächtigen Weltenplane irgendwie auch ihre Schönheit haben und diese Schönheit schon durch die Leiden, mit denen wir sie büßen mußten! In einer solchen Dämmerstunde, wo wir nichts sind als Gefühl, nichts wollen als die liebende Umarmung des Alls, nichts fürchten und wär' es die eigene Vernichtung, da ergriff es auch den zwanzigjährigen Jüngling, der über ein Jahr schon auf der Hochschule gewesen, dann schon die Liebe militärischer Kameraden, die Achtung der Vorgesetzten gewonnen hatte, sich loszureißen ganz von der Welt, von dem

Staat, von der Gesellschaft und ein Priester zu werden. Das Bild des im Alpenschnee versunkenen Vaters winkte ihm, gleichsam ein Dankopfer darzubringen an die Augustinermönche, die ihn gefunden und begraben hatten. Die plötzliche Heirath der Mutter mit einem Manne, über dessen Stellung zu seinem väterlichen Hause er erst nach und nach die volle Wahrheit ahnte, diese vollends erfüllte ihn so mit Wehmuth und Schmerz und Opferfreudigkeit an das Höchste, daß er ein Kloster aufgesucht haben würde, wenn er nicht vom Dechanten mit der ernstesten Rüge davon wäre abgehalten worden. Drei Jahre verbrachte Bonaventura im Convict einer mitteldeutschen Universität. Er erhielt nach und nach die mehreren Weihen des Priesters. Er war ein Jahr Kaplan zu Kocher am Fall gewesen; dann seit zwei Jahren Pfarrer zu St.-Wolfgang, Nachfolger eines wenig rühmenswerthen Priesters, Cajetanus Rother. Bonaventura fühlte und füllte die Lücken seines Wissens. Die Ausdehnung auf dem Gebiet aller der je gehegten Meinungen und Irrthümer über jenseitige Dinge ist so groß, die Zahl der Schriften, die gelesen zu haben zur Beruhigung wenn nicht des Herzens, doch der Bildung gereicht, mehrte ihm sich von Tage zu Tage, wie sie sich dem größten Gelehrten mehrt, je länger er forscht ... Da hatte er denn daheim so viel Angefangenes, so viel zog ihn in seine kleine Bibliothek und an seinen Studirtisch zurück, daß er nicht sofort zum Aufbruch kam, als er jetzt in die große Stadt hinunterkommen sollte ... zu dem Kirchenfürsten, mit dem er schon einmal in seinem Leben unter schmerzlichen Umständen zusammengetroffen war.

Dieſe Stadt ſelbſt hatte für Bonaventura immer etwas Beklemmendes gehabt, theils weil ſie ſo unſchön, wirr und wild in der Anlage, hier und da ſogar wüſt im Zurückgebliebenſein gegen frühere Macht und Bildung war, theils weil ſie neugeboren wurde aus einem ihm nicht ſympathiſchen Geiſte, dem proteſtantiſchen; aber am unheimlichſten erſchien ſie Bonaventura durch die Erinnerung an eine Abſchiedsſcene, die er vor ſieben Jahren hier erlebt, die Trennung von ſeiner Mutter. Schon ſeit ſeinem zwölften Jahre lebte er von ihr entfernt, theils in Kocher, theils auf der lateiniſchen Schule der Univerſität. Von ſeiner Mutter hatte er immer nur die Erinnerung einer Frau gehabt, die er wol mit ſeinem Vater in ruhiger Einigkeit geſehen und doch nie ganz mit ihm und in ihm aufgegangen. Es war eine große Regierungsſtadt mehr nach dem Weſten zu, in der Vater und Mutter gelebt hatten. Der Vater hatte einen Freund, der erſt der Aſſeſſor, dann der Rath von Wittekind-Neuhof hieß, jetzt ſchon ſeit lange der Präſident. Dieſer war der unzertrennliche Gefährte aller Erinnerungen, die ihm aus ſeiner erſten Knabenzeit geblieben. Herr von Wittekind-Neuhof war ein lebhafter, feuriger Weltmann, beweglich, anſchlägig, geiſtvoll, ſelbſt vor dem Tode ſeines Bruders Jérôme doch ſchon der Erbe großer Güter, die Seele der Geſellſchaft und, ſonderbar genug, der Freund ſeines Vaters. Bonaventura kannte jetzt das Leben genug, um ſich zu erklären, wie drei Menſchen, von denen einer, ſein Vater, ein edler, aber unpraktiſcher, in ſeiner bürgerlichen Exiſtenz wenig geordneter Charakter war, der Freund dagegen ein an allen Gütern geſegneter Weltmann, und

dazwiſchen ein junges Weib, ſeine Mutter, in Conflicte kommen konnten, unter denen alle drei litten und alle drei ſcheiterten. Er ſah ſeinen Vater immer noch im Geiſte langſam dahinſchreiten, das Haupt nachdenklich geſenkt, — er erinnerte ſich der abgeſchloſſenen Thüren — der verweinten Augen — vieles Murmelns und Flüſterns — dann der väterlichen Todesnachricht — mit ihren ſeltſam beſprochenen Folgerungen — damals ſchon lebte er nicht mehr im Hauſe — zum Bruder hatte ihn der Vater entfernt, als ſollte er nicht Zeuge der Vorgänge des älterlichen Hauſes ſein — nicht einmal Abſchied hatte er, als er nach der Schweiz reiſte, von ihm genommen, — alles traf ihn wie aus wolkenloſer Höhe. Die Bewilligung zur neuen Heirath der Mutter hing von dem damaligen Generalvicar, dem jetzigen Kirchenfürſten ab. Ein Zuſammentreffen wurde veranſtaltet in dieſer Stadt. Sein Stiefvater war zugegen. Die Freundlichkeit deſſelben war Bonaventura noch jetzt in der Erinnerung beklemmend. Die Mutter und der Präſident kamen erhitzt und erregt von dem Generalvicar. Man hatte lange Anſtand genommen, eine Ehe zu geſtatten, die zwar gleiche Religionsverwandte ſchloſſen, aber wer durfte die Todesnachrichten über den Regierungsrath Friedrich von Aſſelyn nicht anzweifeln? Wer mußte nicht von der Schweiz und vom St.-Bernhard aus erſt die gründlichſten Anweiſe der Regiſter und der Erkennungsprotokolle verlangen? Auch das erfuhr Bonaventura ſpäter, daß Graf Truchſeß ſeinen neuen Vater nicht mochte, ihn haßte als einen ganz in das jenſeitige Lager Uebergegangenen, als eine „Bureaukratenſeele", einen Abtrünnigen vom alten Adel

des Landes und das aus einem Geschlechte, aus dessen Vorfahren mancher schon hohe geistliche Würden bekleidet hatte ... Der Kronsyndikus hatte seinen Sohn ja schon Lucinden einen neuen Segestes genannt ... Damals wiederkehrend aus dem Domkapitel, warf sich die Mutter dem Sohne an die Brust und schilderte ihm den Charakter seines neuen Vaters als eines der edelsten und besten Menschen, eines Mannes, der dem Sohne schon um deswillen lieb und werth sein müsse, weil er der innigste, wärmste und wahrste Freund seines Vaters gewesen. Die Thränen einer Mutter hätten vielleicht jeden in dieser Lage gerührt, aber Bonaventura's Augen feuchteten sich nicht. Das Wort des Erlösers, das schroffe, unenträthselte Wort: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?" kam ihm wie mit einem plötzlichen Begreifen zu Gemüthe. Hatte er je eine wie weltstürmende Regung in seinem Innern empfunden, so war es in diesem Augenblicke. Eine prophetische, apostolische Glut war es, die ihn durchloderte. Die Mutter hätte er von sich drängen mögen, sprechend: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?" Und dabei gedachte er in der That des Sündenfalls, gedachte Eva's, der Schlange, des Apfels, der geistigen Wiedergeburt, der Erlösung, auch der Erlösung aus den Banden des Natürlichen, Sinnlichen, Angeborenen, wenn auch noch so Theuern. Erstarken fühlte er sich zum Helden. Als ihm keine Thräne über diese weinende Mutter kam, fühlte er sich zum ersten mal — als Priester.

Seine Hand zitterte wol, als er die der Mutter hielt, aber nur aus Mitleid. Die Mutter hatte eine Confrontation mit dem Sohne noch vor dem General-

vicar haben ſollen mit dem künftigen Stiefvater; es handelte ſich ſchon um deſſen Zuſtimmung zu dem Entſchluſſe Bonaventura's, in den geiſtlichen Stand zu treten, die natürlich ſogleich von Friedrich von Wittekind gegeben wurde. Die Dauer des Namens Aſſelyn wurde durch die frühe Adoption Benno's verbürgt. Nun ſtand die Mutter wie eine Schuldige gar ſchon vor dem künftigen Geiſtlichen. Sie bat ihn, ihrer oft im künftigen Altargebet zu gedenken; ſie bat ihn, auch dem neuen Vater Heil zu erflehen. Sie konnte verſichern, daß auch den neuen Gatten genugſam geheimer Kummer drückte ... obgleich die Zeit, wo ſein Vater für den Mörder des Deichgrafen gelten durfte, noch nicht da war und nur die ältere trübe Vergangenheit des Kronſyndikus ſchwer auch auf den Lebensbeziehungen des Sohnes lag. Dennoch ließ Herr von Wittekind damals nach den Thränen der Mutter im Hotel beim Diner Champagner bringen, fuhr in bequemer Equipage in ſcheinbar heiterſtem Geſpräche mit ihnen beiden ſpazieren, bis ſie freilich, nach dem Hotel zurückgekehrt, eine Botſchaft von Schloß Neuhof empfingen, der Bruder des Herrn von Wittekind würde demnächſt zu einer Heirath ſchreiten mit einem Fräulein Portiuncula von Tüngel-Appelhülſen. Sofort reiſten die nun unzertrennlich Verbundenen ab und ſeither lebten jene in ihren durch den Tod des Deichgrafen, Jérôme's und die über den Kronſyndikus ausgeſprochene Curatel ſich immer mehr verwirrenden Verhältniſſen und Bonaventura in den ſeinigen ... Oft ſchon hatte er ſich bei ſpätern Kunden über die nur äußerlich glänzenden Lebensverhältniſſe ſeiner Mutter Vorwürfe gemacht, daß ſein Herz

damals so lieblos gewesen. Dann aber durfte er sich sagen: Ist nicht dein ganzes Leben ein Kampf gegen dein Herz? Die Kirche ist deine Mutter, der Glaube deine Liebe ... „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen!"

Von St.-Wolfgang nahm Bonaventura endlich in einer Morgenfrühe Abschied. Er ging über die Maximinuskapelle auf eines der vielen vorüberrauschenden Dampfboote. Im Weißen Roß besuchte er den Wirth, der sich und „eine durchreisende Fremde" als Ursache des an dem Kirchhof zu St.-Wolfgang begangenen Frevels angab, indem er von der Vermuthung jener Dame seinem Knechte gesprochen, einem ihm als pferdekundig gut Empfohlengewesenen, von dem er keine Ahnung gehabt, daß er ein schon bestrafter Verbrecher und Angehöriger der noch immer nicht ganz ausgerotteten hierländischen alten Gaunerfamilien der Picard, Bosbeck und der Schinderhannes wäre ... Noch war der Flüchtling, der sich statt Picard Bickert genannt und mit falschen Zeugnissen versehen gewesen war, nirgends wieder aufgefunden.

Bonaventura's erste Regung war, sich zu sagen:

Also alles Unheil wieder von Lucinden!

Er veränderte mit der Zeit diese Vorstellung dahin, ob nicht hier das erste Unheil in seinem Schooße eine Reihe guter Folgen tragen könnte?

Auf dem Dampfschiff erfreute ihn dann nichts Besonderes mehr, selbst Lindenwerth nicht, bei der festgehaltenen Vorstellung: Wie wirst du dem Kirchenfürsten begegnen? Jetzt nach der Warnung des Oheims? Jetzt, wo in der That das Vorschreiten des vielleicht bald mit dem Purpur

Maria in der Kunst des Ausschneidens ihres Gleichen suchte. Ihre schönsten Gedichte sind vielleicht ihre ausgeschnittenen Arbeiten, die auf der Hamburger Kunstausstellung Bewunderung erregten. Ohne die Kunst des Zeichnens zu verstehen, führte ein höherer Genius ihre Hand, wenn sie schwarzes Papier sich zurechtlegte und daraus Blumenstücke, Scenen aus den Tropenländern, Phantasieen aus dem Reiche Titaniens schnitt. Die sinnigsten Combinationen bewahrt ihr Portefeuille auf. In allen diesen ist die romantische Anschauung vorherrschend. Titania schlummernd, Oberon, Puck, das ganze Gewimmel der Elfengeister, Libellen und Phalänen — in diesem Bereiche hatte sie die kühnste Phantasie. Wie hat uns diese poetische Art, mit der sie auf Spaziergängen Busch und Baum, Quelle und Bach mit Nymphen und Niren zu bevölkern wußte, oft so erheitert! Die Alsternixe war für uns durch den Humor Rosa Maria's fast etwas Wirkliches geworden, so artig wußte sie die Nymphe mit dem nassen grünen Haar zu beschreiben, wenn wir über den schwanken Brückensteg schritten, der früher Eppendorf von Winterhude trennte.

Das Romantische war der Grundton in Rosa Maria's Anschauungen. Aber sie war darin weniger nebelhaft, als solche, die vom Ton der Nachtigall singen, ohne zu wissen, daß die Nachtigall nach Johannis verstummt, oder von Astern, ohne zu wissen, daß diese nur im Herbste blühen. Unsre Dahingeschiedne war nicht blos Freundin, sondern auch Kennerin der Blumen. Ihre zarten Scheerengebilde sind nicht nach botanischen Werken, sondern nach der Natur geschnitten. Auf unsern Wanderungen war sie bald voran, bald hinter den Uebrigen, emsig den Blick auf den grünen Teppich der Natur gerichtet und trotz der nicht weittragenden Kraft ihrer Augen

eines Cardinals bekleideten Prieſters das ganze deutſche Vaterland in Erregung gebracht hat?

Sind die katholiſchen Prieſter entweder Söhne von Landleuten oder Söhne von Adeligen, ſo vertrat Graf Truchſeß von Gallenberg gleichſam beide Urſprünge zu gleicher Zeit. Die Tage der großen geiſtlichen Pfründen ſind in den Staaten, über welche die eiſerne Pflugſchar der großen Revolutionskriege ging, vorüber; nur wenige ſolcher Stellen mag es auf dieſem Boden noch geben, in denen man ſich wie zu St.-Zeno in Kocher am Fall die „feiſten" Aebte und „Pfaffen" alter Zeit auch auf unſere Tage überkommen denken darf; die Mittel ſind geringer, die Verpflichtungen ernſtere geworden. Graf Truchſeß war ein Angehöriger jenes Adels auf dem jenſeitigen Ufer, den man einen Bauernadel nennen möchte. Wenn er nicht in pontificalibus ſich zeigte, trug er grobe Stiefeln mit ſtarken Abſätzen, waſchlederne Handſchuhe, die ein halbes Jahr lang vorhalten mußten, eine hoch hinaufgehende grobe Tuchweſte mit großen Knöpfen, einen Hut, der nur deshalb nicht zu ſehr abgegriffen war, weil er beim Spazierengehen um die Alleen der Stadt und am Ufer des Stromes niemanden mit ihm grüßte, ſondern kurzweg nur nickte. Seine Wäſche war von Hausleinen und nicht beſonders reinlich, denn er rauchte und ſchnupfte. Er ſchnupfte nicht etwa wie ein Abbé mit zierlicher Fingerhaltung; er ſchnupfte wie ein ungeduldiger Advocat, der ſeinen Eifer, zu Worte zu kommen, durch ein häufiges Handhaben ſeiner goldenen Doſe unterdrücken muß, nur daß der Graf eine gewöhnliche Holzdoſe führte, ganz wie ein alter Waldhüter,

der sich aus herbstlichen, duftenden Buchenblättern seinen eigenen Lotzbeck schrotet. Des Grafen Mittagsmahl bestand aus Linsen, Bohnen, Erbsen, gelben Rüben; seine Erholung war das Billardspiel. Denke man sich dazu seine starkknochigen Züge ... diese hellblauen, tiefliegenden Augen ... dies jetzt noch gelblich rothe, bei fünfundfünfzig Jahren nirgends gebleichte Haar ... diese markigen Schultern auf einer ebenso lang hagern, wie wieder doch stämmigen Gestalt ... dieses wuchtige Auftreten ... diese kurze, befehlende Sprechweise aus einem an sich wohlgeformten Munde, dessen Lippen aber nie in unbedachter Ruhe, sondern immer wie ein Geheimniß bewahrend fest zusammengepreßt lagen ... Die Farbe des Antlitzes war fast grau, konnte aber bei der geringsten Erregung sich röthen bis in die Zipfel des Ohres. Das Geistliche am Grafen lag nur in dem schwarzen langen Oberrock, in der von einem Sammtkäppchen bedeckten Tonsur und in einem gewissen Etwas von Unstetigkeit und allzu sichtlich beherrschter Reserve, diesem allgemeinen katholischen Priestertypus mangelnder Ruhe und Harmlosigkeit, einem Typus, den auch Graf Truchseß, ein so fester Charakter er sonst war, nie ganz hatte überwinden können.

Schon dämmerte der Abend, als das Dampfschiff landete. Bonaventura fuhr mit seinem kleinen Koffer bei Herrn Maria vor und trat in den Laden desselben ganz unter den von Gebhard Schmitz geschilderten Umständen ein, nur daß er von Moritz Fuld weder eine Visitenkarte noch eine Einladung nach Drusenheim erhielt. Eva Schnuphase zeigte ihm das schon vorgerich-

tete Zimmer und entschuldigte den Vater, der in Geschäften schon wieder auf dem Lande reiste.

Sofort begab sich Bonaventura in das Palais des Kirchenfürsten und meldete seine Ankunft.

Er erfuhr, daß Se. Eminenz unpäßlich waren und ihn auf morgen bescheiden ließen. Auch sein Secretär war im Augenblick nicht anwesend.

Nun suchte Bonaventura Benno auf und fand den lieben Freund hinterm Schreibtisch. Er hatte die durch seine Militärübung entstandenen Rückstände aufzuarbeiten.

Bonaventura's Herbescheidung hatte er schon in der Dechanei vernommen.

Der Kirchenfürst unpäßlich? sagte Benno. Ein seltener Fall, daß dieser Hünennatur einmal etwas vom allgemeinen Menschenloose ankommen kann!

Die Spannung, welche Veranlassung es sein konnte, die Bonaventura von einer Landpfarre unmittelbar und persönlich zum Kirchenfürsten beschied, war bei Benno ebenso groß wie bei Bonaventura. Benno konnte ohnehin die lebhafteste Schilderung von der gegenwärtigen Lage des Kirchenfürsten geben, von seinem Kampfe gegen die gemischten Ehen, gegen die auf der benachbarten Universität gelehrte Philosophie, gegen die Einrichtung der Priesterseminare. Er versicherte, daß alles das zu einem gewaltigen Conflicte führen müsse, weil sich der Kirchenfürst bei seiner Inthronisation auf dem hohen Erzstuhle gegen die Regierung sollte verpflichtet haben, keinen Erlaß von Rom unmittelbar entgegenzunehmen, sondern in so hochwichtigen, mit den Einrichtungen des Staates, mit den Lebensformen der Gesellschaft, mit

den Bedingungen der Zeit und der Sitte in Berührung kommenden Verhältnissen erst das Placet oder Transeat der landesherrlichen Genehmigung abzuwarten. Die Mahnung, daß man „Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen", wäre aber dem Kirchenfürsten jetzt mit einer so flammenden Ueberredung, ob nun von außen oder von innen ließ Benno unentschieden, gekommen, daß, wenn nicht ein offener Bruch seiner Versprechungen, doch eine gefährliche Deutung derselben seinerseits zu erwarten stünde und man zunächst nur hoffen müßte, daß der in Aussicht gestellte Vermittler dieser Streitigkeiten, der in außerordentlicher Sendung angekündigte Gubernialpräsident von Wittekind-Neuhof durch seine Gewandtheit und seinen Takt den Frieden wiederherstellte.

Wie! Mein — Vater? rief Bonaventura heftig erschreckend.

Benno wiederholte, davon gehört zu haben. Ja, er vermuthete, daß Bonaventura's Berufung mit dem Wunsche des Kirchenfürsten zusammenhängen könnte, in seiner jetzigen Lage einen zur jenseitigen Partei in näherer Beziehung stehenden Beistand zu haben.

Das wäre ein bitterer Kelch! sagte Bonaventura und bezweifelte diese Deutung.

Der Kirchenfürst, sagte er, wird handeln wie sein Gewissen ihm räth!

In den streitigen Punkten des Tages empfanden beide Freunde ziemlich gleich, nur daß Benno mehr die politischen Gesichtspunkte seines Principals, des Procurators Rück, theilte, ohne jedoch diesem in der Anhänglichkeit an das alte Napoleonische Regiment zu folgen.

Benno haßte das herrschende Regierungssystem, das sich damals dem Geiste der Zeit völlig abgewandt und feindlich zeigte. Wo die von demselben vertreten sein wollende Vernunft und Aufklärung in Formen sich ankündigte, die selbst schon wieder etwas Verbindliches hatten, wo, wie damals, ein großer, den besten Kern des deutschen Volkes einschließender Staat unter dem Aushängeschilde der patriarchalischen Beglückung die Erfüllung aller Verheißungen entbehren mußte, die erst mit dem Jahre 1840 in langsamem Fortschritt und wie versuchsweise gewährt wurden, da erlebte man die für alle Zeiten lehrreich bleibende und immer wiederkehrende Erfahrung, daß man dem Besten mistraut, wenn es nicht in dem Geist gegeben wird, der unser ganzes Vertrauen für sich hat. Friedrich's II. Aufklärung, die anzunehmen möglichenfalls der Stock gebot, Kaiser Joseph's Reformen, die aus dem Hörsaal der Theorieen kamen und scharf wie eine blanke Pflugschar in ein Erdreich schnitten, in welchem eine schonende Hand zuvor das Unkraut der Vorurtheile nicht ausgejätet hatte, die Schulverbesserungen späterer Regierungen, die Unionsversuche auf kirchlichem Gebiete, ja die geordneiste Verwaltung, die musterhafteste Gerechtigkeitspflege, nichts, nichts entschädigt für die Mißachtung der persönlichen Freiheit, für die Unterdrückung des unerschrockenen Wortes, für die Ablehnung derjenigen Institutionen, die zuletzt jeder Individualität Gelegenheit geben müssen, mit ihrer Meinung, auch der verkehrtesten, mit ihren Interessen, auch den einseitigsten, mit ihren Ansprüchen auf Kraft und thatsächliche Bewährung, auch den haltlosesten, sich in der einmal uns zur Freiheit des

Denkens und Handelns geschenkten Gotteswelt gesund und mannhaft auszuleben.

Der schöne Abend lockte beide Freunde noch zu einem Spaziergange. Sie gingen in den Hafen, wo jetzt Dampfschiff auf Dampfschiff vor Anker legte und wol auch das, auf welchem Thiebold de Jonge später angekommen. Sie beide zog es in eine stillere Gegend. Seit dem Morgen auf dem Friedhof von St.-Wolfgang hatten sie sich nicht ausgesprochen. Bonaventura erzählte Benno alles, was zwischen ihm und dem Onkel war besprochen worden über die im Sarge vorgefundenen Reliquien und Benno benutzte die ihm von seinem Freunde gegebene volle Erlaubniß, ja erfüllte den ausdrücklichen Wunsch desselben, wenn er offen sagte:

Sicher lebt noch dein Vater! Die Recognition des Onkels in dem Leichenhause des St.-Bernhard genügt mir nicht. Ihm kam bei seiner Weichlichkeit schon beim Betreten der grauenhaften Schwelle ein Schrecken; er sah in einer fremden Leiche seinen Bruder und untersuchte nichts mehr! Mevissen war mit deinem Vater im Einverständniß. Dein Vater wollte annehmen lassn, als wäre er in den Alpen umgekommen. Einen zerschmetterten Leichnam, den man mit seinen Kleidern und Habseligkeiten behängen konnte, die sich später im Leichenhause fanden, erwarb man sich durch Zufall oder durch Bestechung ... das, was allenfalls noch nicht geborgen war, bewahrte Mevissen und nahm das mit in sein Grab... Daß er es nicht zerstörte, ist überraschend ... Vielleicht, daß dein Vater es so wollte und dabei an dich dachte... Er verließ dich ohne Abschied — er hoffte vielleicht auf eine Zeit,

wo deine Mutter nicht mehr lebte und er dir ſich vielleicht noch einmal entdecken konnte — wer weiß, ob nicht in dem Sarg viel mehr gelegen, als du gefunden!

Dieſe Gedanken unterwühlen die Ruhe meines Lebens! ſagte Bonaventura auf dieſe aufrichtige Deutung und blickte in den Strom, an deſſen Ufer ſie hingingen ...

Benno's Empfindungen waren faſt die nämlichen. Auch ihm floß ja das Leben dahin wie die Welle, von fernher kommend, in die Ferne gehend, einmal geſehen, verſchwunden dann für immer, räthſelhaft und wie ein Traum ...

Bonaventura verſtand dieſe Stimmung und fragte nach des Freundes Leben, ſeiner Thätigkeit, ſeinen Hoffnungen für die Zukunft.

Ich bin, erwiderte Benno, in Verhältniſſen, die mir wie der ſauſende Webſtuhl der Zeit erſcheinen! Ich höre täglich in zehn Zimmern dreißig Federn kritzeln! Allen dictirt Dominicus Rück ſeine Finten, ſeine Quarten, ſeine Terzen! Das iſt bei St. Peter und Paul ein ganzer Kerl! Wenn man ihn ſieht, im ſchlechten grauen Ueberrock, ſchmuzig, falls nicht einmal ſeine Frau Generalreviſion mit ihm gehalten hat, oder wenn er in der Beichte ſich ſchämt, zu viel Schnupftabak auf dem Vorhemd liegen zu haben oder das Beichttuch des Prieſters zu verunreinigen — wer möchte dann glauben, daß hier dieſ- und jenſeit des Waſſers alle Ritterbürtigen mit ihm verkehren, alle Domſtifte, alle Ordensgeſellſchaften und Gotteskaſtenpfleger! Er hat gelobt, nicht früher wieder einen ſchwarzen Frack anzuziehen, bis er nicht den Orden

vom goldenen Sporen, den er vor Jahren aus Rom erhielt, wirklich im Knopfloch befestigen kann! Sie haben's ihm abgeschlagen, ihn tragen zu dürfen! Nun liegt ein ganz neuer schwarzer Frack, im Knopfloch ein rothes Band mit einem goldenen; weiß emaillirten Malteserkreuz, an dessen beiden Spitzen des untern Flügels ein kleiner goldener Sporen hängt, immer an seinem Pulte auf der Sophalehne neben ihm ausgebreitet, sodaß jeder Graf, jeder Bischof, jeder Regierungspräsident, mit dem er Conferenz hält, die Geschichte zu hören bekommt und Entschuldigung gewähren muß, daß er Se. Excellenz oder Se. Erlaucht nicht würdiger empfangen könnte, er hätte zwar allerdings einen neuen schönen Frack, da läge er, aber da er ihn so, wie er ihm und dem Stellvertreter Christi gefalle, nicht tragen dürfe, so müsse er sich schon hier in diesem grauen Alltagskittel zeigen. Und diese Komödie spielt er mit einer Gewandtheit, daß sie Ludwig Devrient nicht besser getroffen haben könnte! Rück ist ein seltener Mensch, dem man nur leider nicht so nahe kommen kann, wie man möchte, um von ihm alles zu lernen. Nicht nur, daß er sich mit einem eigenen, fast mystischen Dunkel umgibt, sich öfters einschließt und auf seine nächsten Vertrauten beschränkt — auch wir alle, die wir mit ihm arbeiten, bekommen immer nur einen kleinen Theil des großen Ganzen zu sehen, in dem er die belebende Seele ist. Es scheint, mir schenkt er Vertrauen. Fast hätte er mich schon bei meinem ersten Eintritt in seine Praxis beauftragt, an der Camphausen'schen Verlassenschaft zu arbeiten und nach Schloß Westerhof zu reisen ...

Zu Paula! ſprach es ſtill im Herzen des Prieſters und Benno fühlte dies Wort nach und hielt zurück, etwa von Lucinden zu beginnen, von ihrem Eindruck an jenem Abend im Pfarrhauſe, von dem völlig andern und günſtigern auf der Reiſe nach Kocher und von ihrer jetzigen Nähe in dieſer Stadt, wo Benno ſchon ſeit einigen Tagen wünſchte, ihr irgendwie und wo gelegentlich zu begegnen. Denn ſie aufzuſuchen hielt ihn die Rückſicht auf die Dechanei und ſein ſtiller Cultus für Armgart zurück.

Bonaventura erkundigte ſich nach der Lage der immer mehr ſich verwickelnden Erbſchaftsangelegenheiten der Dorſtes.

Das gibt einen neuen ſpaniſchen Erbfolgekrieg! ſagte Benno. Zwei Grafen von Camphauſen ſind im ſechzehnten Jahrhundert, wie damals ſo viele andere Städte und Herren um Münſter und Osnabrück, lutheriſch geworden; ja als die Greuel der Wiedertäufer mit gleichen Greueln ausgerottet, beſtraft und die Bedingungen des dortigen Lebens wieder katholiſche geworden waren, blieben einige ihrer neuen Ueberzeugung treu und die Biſchöfe ſogar, die die Wiedertäufer bändigten, waren theilweiſe halb und halb ſelbſt Lutheraner. Der jüngere der beiden Brüder Camphauſen, vom ältern, der ſchon damals ein großes Beſitzthum verwaltete, nicht rechtlich abgefunden, ſondern nach gerade vorhandenen Mitteln unterſtützt, zog abenteuerluſtig, wie damals die ganze Welt war, gen Oeſterreich, um, wie ſo viele jener Geſchlechter damals gethan, in dem an der Donau, in Italien und Ungarn nicht ruhenden Waffentanz dem fehdeluſtigen Sinne aufſpielen zu laſſen und vielleicht ſogar manche in der Hoffnung,

Maximilian II. würde auch Oesterreich vom Papste trennen. Viele der ersten Geschlechter der österreichischen Monarchie entstammen diesen Einwanderungen von einfachen Reitern wie Martin Spork an bis zu Grafen und Fürstensöhnen. Die meisten wurden indessen mit der Zeit wieder katholisch, entweder aus Ueberzeugung oder zwangsweise. Martin Camphausen blieb bei seinem Patrone Martin Luther und erwarb außer ungarischen Besitzungen das Schloß Salem bei Wien. Seine Nachkommen bewährten die Tapferkeit ihres Ahnen und zu glänzend waren die Verdienste der Camphausen im Türkenkriege und auf dem italienischen Boden, ihr Glaube stand ihrem Glück nicht hindernd im Wege. Die ältere Linie aber, die des Grafen Philipp, wurde ihrem Patrone Philipp Melanchthon mit der Zeit untreu. In jenen Zeiten, wo bis in das Herz Sachsens hinein katholische Neigung sich wieder geregt hatte und kein Fürst Italien bereisen konnte, ohne mit dem Verdacht, seine Confession geändert zu haben, in seine Lande zurückzukehren, war auch die Linie der Dorste-Camphausen — die Dorstes fügten dem Reichthum Philipp Camphausen's durch Verheirathung neuen Besitz hinzu — in den Schoos der katholischen Kirche zurückgekehrt. Ueber hundert Jahre bestand aber damals ein Statut, das einst Philipp und Martin dahin lautend geschlossen hatten, daß nach Aussterben des Mannsstammes einer Linie die andere in die Besitzthümer derselben eintreten sollte, vorausgesetzt, daß die Erben von gleicher Religion mit der der Stifter des Fideicommisses wären ... eine etwa vorhandene weibliche Nachfolge sollte entweder nur durch Verheirathung

ſchnell jede ſeltene Pflanzenerſcheinung entdeckend. Da hatte ſich ein Moos, das ſie nur auf trocknem Boden ſonſt geſehen, in einen feuchten verirrt; da hatte eine Blüthe mehr Staubfäden, als die Botanik geſtattete; da wurde der lateiniſche Name für eine Pflanze geſucht, deren Species ihr nur im Augenblick nicht gleich nach dem techniſchen Ausdrucke erinnerlich war. In dem botaniſchen Garten am Dammthor war ſie recht in ihrem Element. Die tropiſchen Pflanzen der Treibhäuſer verſetzten ihre Phantaſie nach Indien und Braſilien; ſie wußte ſich dieſe Cactus und Aloen ſchnell mit buntgefiederten Vögeln zu bevölkern und malte ſich das Leben der indianiſchen Welt mit den glühendſten Farben aus. Dann entging ihr draußen unter den aufgeſchichteten Blumentöpfen nicht der kleinſte, der eine Pflanze barg, an welche ſich für ſie etwas Intereſſanteres knüpfte, ein Phänomen oder eine ſchöne Geſtalt oder ein eigenthümlicher Duft. Sie war in Allem eine ſinnige Beobachterin der Natur. Sie ſog alle Lebensäußerungen derſelben, wie ihr verwandt, ein. Wenn wir in Flottbeck unter einem Apfelbaume ſaßen und an ländlicher Koſt unſre ländliche Freude hatten, wenn vorüberſummende Bienen ſie in eine ihr angeborne Aengſtlichkeit jagten, wenn wir hinunterſtiegen in den Park und über den kleinen Waſſerfall ſchritten, oder in der alten Mooshütte des Eremiten ausruhten, oder wenn wir auf der Höhe Blankeneſe's ſtanden und bei ſtürmiſchem Wetter die Wolken über der Elbe ſich in phantaſtiſchen Geſtalten lagerten und drüben her die Sonne mit eigenthümlichen Blitzen über den Waſſerſpiegel fuhr: ſie hatte für alle dieſe Phänomene einen poetiſchen Blick; ſie gruppirte ſich das Zerſtreuteſte zu ſchönen Bildern zuſammen und wußte mit ſchneller Combination bald das Eigenthüm-

mit der andern Linie im Beſitz bleiben oder ſtandesmäßig abgefunden werden. Nach faſt drei Jahrhunderten tritt nun der vorhergeſehene Fall ein und unter Umſtänden, die die Ausführung des Statuts zum Gegenſtande eines Streites machen. Paula's Vater kanntest du?

Bonaventura verneinte es.

Ich entſinne mich nur des vornehmen Herrn, ſagte Benno, von ſeiner vierſpännigen Kutſche bei feierlichen Gelegenheiten her. Graf Joſeph, der letzte des ältern Stammes, war früh Witwer geworden. Da er von einer Wittekind, der Tante deines Stiefvaters, einer Schweſter des Kronſyndikus von Wittekind auf Neuhof, nur eine Tochter beſaß, ſo beſtürmte ihn das ganze Land wieder zu heirathen. So fromm ſein Inneres, ſo gern er die Gefahr, fünfzehn Quadratmeilen Landes mit [illegible] katholiſchen Seelen lutheriſchen Gebietigern übergeben zu ſollen, abgewandt hätte, ſo konnte er ſich doch nicht entſchließen, ſeine Erinnerung an eine Frau zu trüben, die unter der Herrſchaft ihres Bruders, des Kronſyndikus, qualvoll gelitten haben muß, ja von dieſem eigentlich ums Leben gebracht wurde.

Bonaventura kannte den ſchauerlichen Ruf des Kronſyndikus. Er kannte auch Paula's Geburtsſtunde. Man ſchrieb derſelben die Folgen ihres geſtörten Nervenlebens zu. Jakobe von Wittekind wurde von ihrem leidenſchaftlichen ältern Bruder bis zum zwanzigſten Jahre erzogen. Als ſie dann den Grafen Joſeph heirathete, zerfiel dieſer mit dem Bruder, was jedoch letztern nie hinderte, dann und wann, begleitet von zwei gewaltigen Jagdhunden, in hohen Stiefeln und Sporen, die Reitpeitſche in der

Hand, auf Schloß Westerhof zu erscheinen und in irgendeinem Anlaß, wie er ja sonst auch sagte, „Ordnung zu stiften" oder „den Nagel auf den Kopf zu treffen". An den Folgen einer der dann entstandenen Scenen erkrankte die hochschwangere Frau, kam zu früh nieder und starb. Oft schon hatte Bonaventura erklärt, daß auf dem Hause der Wittekinds der Geist des Unsegens ruhe . . .

Nun aber eure wunderliche Heimat! fuhr Benno, die trüben Gedanken vermeidend, fort und zeigte über den breiten Strom hinüber in die dunkelnde Ferne. Liegt es nicht fast wie ein Geheimniß über allem, was die Sitte und der Sinn der Menschen dort hervorbringt? Nicht fester sitzt das Horn an der Stirn des Pflugstiers, als ein Vorurtheil oder eine Uebereinkunft in diesen Köpfen! Graf Joseph heirathete nicht, sah nicht den Kronsyndikus, seinen Schwager mehr; seine Güter verwaltete Onkel Levinus, der Bruder des Obersten von Hülshoven, die Wirthschaft die Tante Benigna, die Schwester der Gemahlin desselben, Monika's von Ubbelohde, der Mutter Armgart's in Lindenwerth dort oben; aber daß der Kronsyndikus als Oheim Paula's gewisse Rechte auf sie behielt, daß er nach des Grafen Joseph Tode ihr rechtmäßiger Vormund werden mußte, daran änderten die Jagdhunde, die Sporen und die Reitpeitsche des gewaltthätigen Mannes nichts. Ebenso wenig, wie die Frömmigkeit des Grafen Joseph diesen hinderte, das Familienstatut in Ehren zu halten.

Nun? sagte Bonaventura und lenkte damit auf manchen Streit zwischen den Freunden hinüber. Ist es denn also nicht schön, wenn sich die Zeiten einander so Wort

halten? Ist es denn nicht erhebend, wenn so durch die Jahrhunderte hindurch die Hände sich ergreifen, festhalten und in allem, was da welken und vergehen muß, doch ein ewig Bleibendes sich erhält und wär' es nur das Gemeingefühl wenigstens eines Stammes, wenigstens einer Familie und besäße sie kein anderes Wappen und keinen andern Stammbaum, als nur ein altes Gebetbuch, das vom Großvater auf den Enkel erbt und in dem die Geburten der Söhne und Enkel, die Pathen und die Priester verzeichnet sind, die sie tauften?

Bonaventura sprach diese Worte in seiner Begeisterung so hin und überlegte erst, als sie gesprochen waren und Benno schwieg, daß sie gerade an das streiften, was Benno tief unmuthig an seinem dunkeln Dasein sein Zigeunerthum nannte.

Beide schwiegen ... An einer einsamen Stelle, schon ziemlich entlegen von den Thoren der Stadt, auf einer Bank am Ufer des Stromes hatten sie sich niedergelassen ... Ein stilles nächtliches Landschaftsbild lag vor ihnen ... Der Mond stand an der fernen Bergkette, an deren Fuß Lindenwerth wie in den Wellen schwamm ... Die mächtigen Holzflöße, die wie kleine Niederlassungen so wohnlich angethan sind und hinuntergleiten zum Niederlande, lagen still jetzt am Ufer ... Im blauen Mondlicht, das wie Phosphor um die alten Eichenstämme leuchtete, glühte das Feuer einer Küche, rings saßen im Kreise die Passagiere, Handwerksbursche, Auswanderer, ihr Nachtmahl haltend, ehe sie sich auf der mittlern Diele, den Ranzen als Kopfkissen benutzend, unterm freien Himmel streckten; ein Hund bellte auf dem

Floß, wie nur daheim ein Nachbarhund in St.-Wolfgang bellen mochte, wo eben jetzt Frau Renate schon zur Ruhe ging ... Es war ein Stillleben von den Sternen an bis zu den im Grase auffliegenden Insekten, von dem fernen Brausen einer sich zur Ruhe begebenden Dampfesse bis zu den Knaben, die hochaufgeschürzt leise am Ufer noch im Schilfe schlichen und im Abenddunkel den Fischen mit der Angelruthe sicherer beizukommen hofften als am Tage ... Und einer Welle gleich, die gerade der Mond in seinen ganzen Goldglanz taucht, blitzte ein gefangener weißleuchtender Fisch auf, den die Knaben vom Hamen lösten und in ihren Sack warfen, sich umschauend, ob dem verbotenen Fange ein anderer lauschte, als da oben unter der einsamen Pappel am Muttergottesbilde ein junger Priester und sein plaudernder Freund. ... Nun huschte mit schaukelndem, schnellem Fluge auch eine Fledermaus dem Lichte eines einsamen Häuschens zu ... In der leichten, weichen Luft war alles wie verklärt und jeder Schatten barg Ahnungsvolleres, als vielleicht die Wirklichkeit wahr gemacht hätte ...

Wie die Wellen so ruhig ziehen! hatte Benno gesagt. Möchte man nicht glauben, eine solche Abendstille spottete aller menschlichen Entwürfe, aller Anstrengungen, alles ohnmächtigen Verstandes!

Bonaventura erwiderte lächelnd:

Denkst du an die Weisheit deines Sporenritters in *partibus*? Welches sind denn nun die Anschläge, um unserm Glauben 60000 Seelen zu erhalten?

Paula, sagte Benno, steht wie Helena da, um die sich die Parteien bekämpfen! Und es sind ihrer mehr,

als nur die der Griechen und Trojaner. Der Kronſyndikus ſammelte ſeit Jahren Kämpfer um die Parole: Eine Heirath zwiſchen beiden Linien! Onkel Levinus und Tante Benigna, die Paula regieren, wie ſie Armgart regierten, wollen Paula's Freiheit, die ſtandesmäßige Abfindung, ſtören aber ſonſt den Antritt der Erbſchaft nicht — das alte Fiat justitia der rothen Erde! Eine dritte Partei iſt die Regierung. Sie ließe am liebſten den fremden, wenn auch proteſtantiſchen Grafen in ſeiner fernen Heimat, kaufte ihm vielleicht die Verlaſſenſchaft ab und zerſchlüge ſie, wie ſie ſchon oft gethan, in einzelne Theile an diejenigen Adeligen, die der Centraliſation geneigt ſind. Die vierte Partei iſt die der Landſchaft. Sie beſtreitet die Gültigkeit des Familienſtatuts und will der Gräfin Paula die volle Freiheit erhalten, ihre Hand zu vergeben, wem ſie wolle, und ihm außerdem auch noch die guten 60000 Seelen ganz ſo zuzubringen, wie dieſe dermaleinſt in Abraham's Schooſe zu ſitzen hoffen. Denn — nun kommen die Spitzfindigkeiten unſers Sporenritters — die in dem Familienſtatut vorgeſehene Bedingung erfülle ſich nicht; die ältere Linie hätte, als ſie katholiſch wurde, die Bedingung dahin abgeändert, daß die verlangte Religion auch der andern Linie die katholiſche ſein müßte. Obgleich nun erſtens der Beweis für dieſe Aenderung ſchwer zu führen iſt, im Gegentheil von der jüngern Linie nur ein den Verhältniſſen ſich fügendes ſtilles Geſchehenlaſſen und Dulden des Religionswechſels behauptet wird, zweitens der Staat Religionsbedingungen überhaupt bei Teſtamentsvollſtreckungen für unzuläſſig erklärt, ſo will die fünfte Partei, die

der Geiſtlichkeit, noch weiter gehen. Sie will nicht nur jene 60000 Seelen, ſondern auch noch Paula dazu gewinnen. Sie hofft, Paula würde den Schleier nehmen, vielleicht ein Kloſter ſtiften und den Reſt ihrer Güter der Kirche vermachen . . .

Wie kommt man zu dieſer Vorausſetzung? loderte Bonaventura faſt unwillig auf . . .

Benno, ohne auf die Parteinahme des Prälaten für ſeine Mitleviten zu hören, fuhr fort:

Ja auch der Kirchenfürſt iſt betheiligt! Die Erzdiöceſe hat in ihrer geiſtlichen Obhut hier und da verſprengte Stifte: zu ihnen gehört in jener Gegend das Stift Heiligenkreuz, urſprünglich eine Jeſuitenbeſitzung. Als die Jeſuiten aufgehoben wurden, verblieb Heiligenkreuz dem Staate zu provinziellen Zwecken. Er begründete ein adeliges Fräuleinſtift, das dem Lande als ſolches ſehr willkommen wäre, wenn nur die Verleihung der Stellen in den Händen des Adels geblieben wäre. Es iſt aber nicht ſo gekommen. Die Confeſſionen werden nicht mehr berückſichtigt und die Schweſter eines Erzbiſchofs kann dort ruhig neben der Tochter eines lutheriſchen Pfarrers ſitzen, wenn dieſer, wie jetzt ſchon drüben in den Fabrikgegenden vorkommt, zufällig von Adel iſt. Rings um Heiligenkreuz iſt Feld und Wald camphauſiſch. Um dieſe Einfriedigung von Heiligenkreuz wird der Kampf entbrennen und wer weiß, ob ich nicht nächſtens dort mit Rück'ſchen Vollmachten auf dem Schauplatze erſcheinen muß! Um ſein Recht zu zeigen, hat Graf Hugo von Salem-Camphauſen vorläufig ſchon den Verkauf der Güter um Heiligenkreuz angeordnet; der Kronſyndikus

Der Hierarchie mein' ich! verbesserte Benno. Ist sie nicht recht eigentlich ein reiner Gedanke in oft — wie unreiner Form!

Nein! unterbrach Bonaventura. Die große Thorheit unserer Gegner besteht nur darin, unser schwaches Streben verantwortlich zu machen für unser Ziel. Daß wir der Priester unwürdige genug haben, sollten wir getrost täglich bekennen dürfen. Schon daß ein Frommer wieder zuweilen in die Sünde zurückfällt, entscheidet ja an und für sich nichts gegen seinen bessern Sinn. Wie wir die Begriffe von der Erscheinung trennen müssen, sah ich recht, als ich in St.-Wolfgang mein Amt antrat. In dem Patron meiner Kirche, dem heiligen Wolfgang, hatt' ich einen Spiegel der Nacheiferung für die Kraft und Würde des Priesterthums. Der heilige Wolfgang ist ein Deutscher, ein Graf von Pfullingen-Waltenburg gewesen. Mit einem innig geliebten Freunde, dem Bruder des Bischofs von Würzburg, studirte er in Würzburg, schlug alle geistlichen Aemter aus, folgte immer nur diesem Freunde, ward Mönch und wurde zuletzt fast nur gewaltsam gezwungen, das Erzbisthum Regensburg zu übernehmen. Wie aber hat er dann den Tempel von den Wechslern rein gefegt! Ihm sonst in allem unähnlich, hatte ich einen Vorgänger, der noch jetzt, hieher in diese Gegend versetzt, mehr dem Spiel und Vergnügen, als seinem Berufe ergeben sein mag. Wie der Herr, so der Diener. Den Meßner fand ich bei meinem Antritt von derselben Vernachlässigung. Als ich zum ersten male die Messe lesen will und gewöhnt war, die schöne Ordnung der St.-Zenokirche zu Kocher am

Fall vorauszusetzen und mich auf die Geräthschaften des Sakraments verlasse, entsetze ich mich über die Unsauberkeit der Corporalien, Pallen, Purificatorien. Nicht nur, daß sie, dem Gebot zuwider, von Baumwolle statt von Leinen waren, auch seit lange gewaschen waren sie nicht. Die Ciborien, Patenen völlig ungeputzt und der Vergoldung beraubt, ja das Entsetzlichste — ich öffne die Monstranz und finde den Leib des Herrn geschändet, finde das Brot zernagt von Würmern! Dies Bild: Das heilige Brot in Würmern! wurde mir zum Symbol meines ganzen Lebens! Seitdem ich damals die heilige Handlung unterbrechen und das Opfer unvollzogen lassen mußte, muß ich im Geist und in der äußern Erscheinung alles ursprünglich als göttlich Gedachten und in der Wirklichkeit doch nur Menschlichen, immer vor mir jenes Brot in Würmern sehen! Immer muß ich eingedenk bleiben, daß selbst das Grauenvollste des Misverstandes uns doch an sich nichts von dem entweihen kann, was seinem Ursprunge nach von Gott stammt!

Cajetan Rother lebt hier in der Stadt?

An der Kirche vom Berge Karmel und als Beichtvater der Karmeliterinnen!

Da verdank' ich dem allwissenden Rück noch eine andere Bekanntschaft mit der irdischen Schale eines heiligen Kernes und eine, die dich näher angeht! Du hast von dem hier außer Clausur lebenden Pater Sebastus gehört?

Ein Convertit! Er schreibt eine Feder, die wie in Feuergluten getaucht ist!

Mit der Fackel der Eumeniden schreibt er!

Bonaventura kannte das frühere Leben des Mönches

Sebaſtus theilweiſe aus den Mittheilungen Grützmacher's, der ihm Aufklärungen über Lucinden gegeben ... Aufklärungen, die ihn für dieſe mehr mit Mitleid, als mit Abſcheu erfüllten ...

In der Erörterung dieſer Lebensbeziehungen fuhr Benno fort:

Als damals Jérôme von Wittekind, von Klingsohr's Kugel getroffen, zuſammenbrach, minderte ſich vielleicht in der Wagſchale des ewigen Gerichts eines der ſchweren Gewichte, die gegen dieſen Mönch, den Verräther ſeines Vaters, einſt zeugen müſſen! Ich ſehe ihn zuweilen in unſern Straßen daherrennen! Wie der Derwiſche einer, wie ein Schamane des Orients hat er den ſtieren Blick des Auges, die krampfhafte Beweglichkeit der Glieder, den Trotz und die Sicherheit des Benehmens, verbunden wieder mit der gemachten Demuth, die ſich an jeder Kirchenthür verbeugt! O wie oft ich doch erbeben muß vor den nächtlichen Schauern, die über unſerm Geiſtesleben wie mit dem Gefieder des Fürſten der Unterwelt dahinrauſchen! An meinem eigenen Leben erfahr' ich es ja! Mich bringt in einer Zeit, die keine Nachforſchung hat lichten können, dein Oheim Max von Aſſelyn aus Spanien mit ſich, wie man ſagte, als die Frucht einer Verbindung mit einer Spanierin, die er geliebt haben ſollte und die ihm geſtorben. Ein Märchen, das wiſſen wir alle! Aber irgendeinen Kern hat dieſe Erfindung! Nie jedoch konnte dieſer von einer Menge Einhüllungen befreit werden, die mit den uns theuerſten Perſonen auf eine Weiſe zuſammenhängen, deren oberflächliche Beſprechung ſchon Mismuth und düſtere Erinne-

liche ſolcher magiſchen Situationen zu zergliedern. Jedes Schiff verfolgte ſie mit leuchtendem Auge und ihre Phantaſie dichtete dem Oſtindienfahrer bald einen Gruß entgegen, bald fand ſie ein ſchönes Behagen darin, ſich die Geſchichte eines ſolchen Fahrzeuges und Derer, die mit ihm gingen und kamen, in romantiſchen Farben auszumalen.

Kehrten wir, von den Abwechſelungen ſolcher Luſtfahrten geiſtig erheitert und körperlich ermüdet, an den häuslichen Heerd zurück, dann entfaltete ſich Roſa Maria in ihrer andern Sphäre, in ihrer Leidenſchaft für das Geſellige. Hatte ſie vorher mehr den romantiſchen Erinnerungen nachgejagt und in der Welt Uhland's, Arnim's, Brentano's, Tieck's gelebt, jetzt kam ihre Verwandtſchaft mit den Lebensanſchauungen Goethe's. Was wurde da nicht Alles zur erheiternoſten Anregung durchgeſprochen! Nun entwickelte ſie ſich in ihren Stimmungen über die Fragen der Zeitgeſchichte, der Literatur, in ihren reichen Ideen über ſo vieles Soziale, was in neuerer Zeit die Tagesordnung der gebildeten Unterhaltung geworden. Doch ſie nahm auch dieſe Erörterungen nicht von der rein doktrinären Seite, ſondern, geſtehen wir's nur, ſie fand in jenen Ahnungen von einer Reform der Geſellſchaft, wie ſie in den Werken der von ihr innigſt verehrten Dudevant liegen, eine Rückkehr zu den freien Sitten des Zeitalters der Troubadours. Oder wie anders iſt die Anhänglichkeit eines Gemüths, das ſich die tiefſte Sittlichkeit bewahrt hatte, an Lehren erklärlich, die zwar nicht aus der Unſittlichkeit zu entſtehen brauchten, wohl aber auf ein leckeres und entſchloſſeneres Lebensbewußtſein und auf entflammtere Gemüthserregungen gebaut ſind, als ſie Roſa Maria je angeſprochen oder empfunden hat? Es war in ihrem Gemüth etwas ritterlich

rungen bei ihnen allen heraufbeschwört. Nun hab' ich für ganz gewiß die Ueberzeugung, daß das, was mir allein so dunkel ist, in den Beichtstühlen licht und hell und deutlich aufgedeckt lebt! Priester, Klostergeistliche kannten meinen Ursprung und nahmen ihn mit sich ins Grab. Jener Geistliche in Borkenhagen, Leo Perl, ein getaufter Jude, soll eine Schrift hinterlassen haben, die er in seinen letzten Lebenstagen an die bischöfliche Curie von Witoborn schickte. Sie ist so spurlos verschwunden wie jene andere, die Dominicus Rück sucht. Schließ' ich von dem einzelnen Fall, der mich selbst betrifft und der vielleicht nur von meinem unerlaubten Stolz so empfindlich geschürt wird, schließ' ich von jenem Mönche, wie ist nicht unser ganzes Leben innerhalb unserer Kirche durch den Beichtstuhl so vermessen geheimnißvoll! Wir suchen einen Mörder, einen Dieb — der Priester kennt ihn schon und läßt die Gerechtigkeit ihr Haupt verhüllen und beutet das Geheimniß nur aus — zum Besten seiner persönlichen Würde!

Zum Besten des Gottesreiches! unterbrach Bonaventura.

Ich will den alten Streit nicht erneuern, sprach Benno, ich will heute nur von den Schauern sprechen, die die Schritte dieses Mönches begleiten. Ihm ermordet der Kronsyndikus seinen Vater! Es war ein Todtschlag nach unserer Definition, kein berechneter Mord. Einem langgenährten Hasse bietet sich die Gelegenheit einsamer Begegnung, es entsteht ein Wortwechsel, es kommt zu einem Angriff, zu einer Gegenwehr, der gezogene Hirschfänger fährt aus und trifft eine Stelle, die sogleich tödtlich ist.

Schrecken und Reue jagen den Thäter von dannen. Die Gerichte, in jener Gegend auf verschiedene Souveränetäten vertheilt, halten sich an einen muthmaßlichen Schuldigen, der Proceß verschleppt sich, der Kronsyndikus findet, wie man sagt, mit Hülfe eines ihm nahe stehenden Freundes, der die Beweisaufnahme in Händen hatte, Mittel, die Gerüchte zu zerstreuen, das Verfahren stockt, der Kronsyndikus, unmittelbar darauf seinen Sohn verlierend, bricht in der Rolle eines Gewaltthätigen, die er bis in sein siebzigstes Jahr durchführte, zusammen, wird nach langem Geiz als plötzlicher Verschwender unter Curatel gestellt und wer möchte den hinfälligen Schatten aus der Nacht noch aufstören, die ihn seit der Reise zum Begräbniß seines Sohnes umgeben soll! Einer aber hätte es thun müssen, nach allen Gesetzen alter und ewiger Zeit! Einer hätte das Blut eines Vaters nicht in den Sand sollen rinnen sehen, ohne durch alle Lande um Vergeltung zu rufen! Ein Sohn, ein Sohn opfert seinen Vater! Bestochen von dem Mörder, nimmt er dessen Wohlthaten an, unterschlägt ein vom Jagdrock des Kronsyndikus gerissenes Stück, das diesen hätte überführen müssen, reitet, fährt, bechert mit ihm, feiert Bacchanale mit einem jungen Mädchen, das durch einen Zufall auf Schloß Neuhof lebt und mit dessen Liebe ihn der Mörder wie umstrickt und bezaubert ... und so umgaukelt der Wahn die verlorne Seele dieses Mannes, daß er den Kammerherrn mit allen Anzeichen der tiefsten Verzweiflung eines schuldbedeckten Gewissens niederschießt, von Tage zu Tage dahintaumelt im wüsten Ersticken seiner mahnenden innern Stimmen, bis ihn nur noch

der Becher, zuletzt das Opium heilen! Dann brach er ganz zusammen!

Er erhebt sich wunderbar! fiel Venaventura ein. Wie kannst du den Lebensgang dieses Mannes beurtheilen, ohne die Geheimnisse seiner physischen und geistigen Wiedergeburt zu kennen?

Ihm kann nur wohl sein in der Flamme! entgegnete Venno ablehnend. Frieden und Betäubung kann er nur finden im Kriege! Wenn ich ihn sehe, wie er auf den Straßen dahinschreitet mit dem Korbe oder dem Topf oder einem Buch in der Hand, dann ist's mir doch, als sollt' ich das Leben seines Vaters von ihm fordern! Denn der Kronsyndikus ist längst entlastet. Wer eine solche Schuld auf die Schultern eines Sohnes werfen kann, der geht selbst vor Gott frei aus. In jeder Zeile, die ich vom Pater Sebastus lese, sind' ich — ich bin ein Fremdling eurem Volke und doch wurde mir Deutschland zur Mutter — Muttermord — Rom segnet die Thaten — so liebevoller Söhne!

Beide waren erregt schon lange aufgestanden, wandelten schon lange den Thoren zu . . .

Voraventura, in den Abschied vom Dechanten zurückversetzt, verfiel in ein ernstes Schweigen . . . Selbst sein gewöhnliches Wort zu Venno: Was ist denn dir das alles, dir, dem jede Offenbarung Täuschung, jeder Glaube, das Wissen selbst eine bloße Befangenheit der Sinne, eine Tradition ist von den Blinden an die Blinden über die Farbe, von den Tauben an die Tauben über den Ton? selbst das behielt er heute zurück . . .

In dem engen Gewirr der Straßen wurde es dunkler und dunkler.

Die Menschen strömten heimwärts von manchem Ausflug, zu dem der schöne Abend verlockt hatte.

Schon lange wollte Bonaventura, der aus seinen Träumen früher erwachte als der seltsam ergriffene Benno, diesen aufmerksam machen, daß ihn seit dem einsamen Häuschen oben am Strome jemand umkreiste, der offenbar darauf aus schien ihn anzureden und schon mehrere male gegrüßt hatte, ohne daß Benno davon Notiz nahm.

Wie der Zudringliche sich immer wieder hinter ihnen hielt, dann wieder etwas schneller ging, um nur grüßen und sich bemerkbar machen zu können, machte Bonaventura den Freund zuletzt auf eine vielleicht ihm willkommene Bekanntschaft aufmerksam.

Ich sah ihn schon! sagte Benno halblaut. Ich mag ihn nicht grüßen! . . .

Jetzt aber war der Begleiter zu dicht herangekommen und seinem tiefgezogenen Hute und der Anrede: Guten Abend, Herr von Asselyn! mußte ein Wort der Berücksichtigung folgen.

Guten Abend, Herr Hammaker! sagte Benno kalt.

Nach dem Gedränge an einer der innern Thorpforten kam eine ruhigere Straße.

Gerade hier schritt der durch Ton und Geberde von Benno kurz Abgewiesene vor ihnen noch lange her.

Es war eine kurze, dicke, breitschulterige Gestalt mit einem weißen Sommerhut und grauem kurzen Rocke. Jetzt, wo er endlich bemerkt worden war, ging er schlot-

ternden, langſamen Ganges und die Hände hinten in den Rocktaſchen zuſammengehalten, während ſie zugleich wie von der Taſche heraus einen zu ſeiner nicht ungewählten Kleidung faſt im Widerſpruch ſtehenden Knotenſtock auf dem Pflaſter nachklappern ließen. Das ganze Weſen des vielleicht den Fünfzigen nahen Mannes war eine gemachte Feſtigkeit und bewußte Sicherheit, die an Frechheit ſtreifte. Noch einige male grüßte er — dahin und dorthin — gewöhnlich ohne eine beſonders freundliche Erwiderung zu erhalten ... Mancher dankte gar nicht, wie faſt auch Benno gethan.

Am falben Scheine des Mondlichts und dem fortwährenden Umblick nach Benno hin wurde erſichtlich, daß breite wulſtige Geſichtsformen dem Wuchſe entſprachen; des Mannes Haar war weißer, als mit ſeinen ſcheinbar noch nicht zu weit vorgeſchrittenen Jahren im Einklang ſtand.

Als dieſe Perſönlichkeit endlich in eine enge Gaſſe eingebogen, ſagte Benno:

Wieder einer von deinen Würmern, die man in heiligen Dingen ertragen und nicht ſehen ſoll! Wenigſtens, wenn ich mir die Unbefangenheit der Beurtheilung meines Procurators über ihn erhalten ſoll!

Benno ſchilderte jetzt den Mann, den er Jodocus Hammaker genannt, als einen Agenten, der, wie man ſagte, mit Rück in engſter Verbindung ſtand. Was Rück nicht auf eigene Hand vollführe, übernähme Hammaker. Früher, in ſeiner Heimat, drüben in der Kette der Sieben Berge, ſelbſt Advocat, hätte er Wuchergeſchäfte getrieben. Dieſe hätten ihn zum Verbot der eigenen Praxis geführt und doch hätte er ſich nach mancherlei Irr-

fahrten wieder aufschwingen können, da ihn Rück, jedenfalls anfangs nur aus Mitleid, hier in der Stadt beschäftigte. Allmählich wäre er Rück's Vertrauter geworden in solchem Grade, daß sie selbst noch jetzt, wo sie sich offenbar haßten, zusammenhalten müßten. Ihr Haß sollte auf dunkeln Dingen beruhen. Ja man spräche von einem Mordanfall Hammaker's auf Rück. Eines Tages, erzählte Benno, hatte Rück sich eingeschlossen . . . Das wäre sonst bei ihm nichts Seltenes gewesen, sagt man, kam aber immer nur vor, wenn Hammaker in der Nähe war. Nachdem Hammaker im Garten, in den das Arbeitszimmer des Procurators hinausgeht, an jenem Tage eilenden Schrittes war gesehen worden, pochte man an Rück's von innen verschlossene Thür. Daß er sich drinnen befinden mußte, wußte man durch seinen Hut und Stock, die im Vorzimmer lagen. Man pochte, niemand öffnete. Nun ließ man einen Schlosser kommen, öffnete mit Mühe und fand den erschreckendsten Anblick. Rück lag halb bewußtlos am Boden — in einiger Entfernung von ihm — das ist die Streitfrage — ein Klingelzug oder ein Strick, sonderbarerweise ein elegantester, grünseidener, aus dreißig kleinen Schnuren verfertigter. An dem einen Ende soll ein vergoldeter Haken angebracht gewesen sein, mit welchem die Hängemaschine oben am Haken eines nicht anwesenden Kronleuchters befestigt gewesen sein mußte; am andern Ende befand sich eine reichwattirte seidene Binde über einem halsbreiten Gurte. Anfangs mußte man von dieser eleganten Form des Mordmaterials annehmen, Rück hätte sich, mit Grazie, selbst erdrosseln wollen.

An den ringsum aufgeschlossenen Geld- und Documentenschränken aber sah man den Diebstahl. Das Fenster stand auf. Ein ungeheures Schlüsselbund, das zu allen unter Rück's Verschluß befindlichen Repositorien gehörte, lag auf einem beweglichen eleganten Rollsopha von rothem Saffian. Rück kam langsam zum Bewußtsein zurück, blieb jedoch jede nähere Bezeichnung über den Vorfall schuldig. Die einen glauben, daß Rück von Hammaker erst gehängt, dann beraubt worden; andere sagen wieder: Wozu die grünseidene Schnur, die Halsbinde, der vergoldete Haken? Noch mehr: Wie konnte Rück ins Leben zurückkehren, wenn er so lange hing, bis der Mörder die Schränke aufgeschlossen, sie beraubt hatte und dann entflohen war? Man schloß auf einen Ueberfall im Schlafe. Hammaker wurde verhaftet, als er eben im Begriff war mit Extrapost und dreißigtausend Thalern in Werthpapieren zu entfliehen; aber Rück lachte und fragte, ob die Welt toll wäre? Hammaker wäre von ihm selbst in Commissionen versandt, ihn selbst hätte nur eine Ohnmacht angewandelt, er hätte nach dem Klingelzuge gegriffen, ihn abgerissen und gab ähnliche Erläuterungen mehr ... Was konnte man einwenden? Ein Kläger, ein Beschädigter, ein Gehängter fehlte. Hammaker wurde frei und machte plötzlich Geschäfte, die bewiesen, daß er sogar einen Theil der 30000 Thaler wirklich hatte behalten dürfen! Eines Tages kam er zu Rück zurück, beide schlossen sich ein, schlossen sogar die Vorthüren ab, hielten eine lange Conferenz und seitdem sind beide zwar auf einem kältern Fuße und ceremoniell gegeneinander, aber sie machen dieselben Geschäfte wie

ſonſt. Die Geſichtszüge dieſes Menſchen laſſen ſich nur mit einer Blumenleſe von Phyſiognomieen einer ganzen Bande von Spitzbuben vergleichen und doch hab' ich ſchon manche Beweisaufnahme oder Terminabhaltung in der Umgegend, beſonders in den gründlich von ihm gekannten Sieben Bergen drüben, in ſeinem Beiſein machen müſſen.

Unter dieſen Mittheilungen waren Bonaventura und Benno an dem kleinen Häuschen angekommen, in deſſen Gegenüber in der Nacht eine That vollbracht werden ſollte, die Benno's erſte Ahnung ſofort, wie wir wiſſen, mit dieſem übelberufenen Hammaker in Verbindung brachte; denn noch vor wenig Tagen hatte er ihn, wie ſchon öfter, in ſpäter Abendſtunde aus dem Hauſe der Ermordeten kommen ſehen und während Thiebold und Enckefuß bei ihm frühſtückten, kam ihm auch ſofort der Gedanke: War der aufdringliche geſtrige Gruß nicht wie ein: Betrachte mich und überzeuge dich von meinem — Alibi?

Als Bonaventura dann im „ſteinernen Hauſe" zur Ruhe gehen wollte und bei ſeiner Rückkehr nicht wenig Noth hatte, ſich der allzu großen Sorgfalt der Damen Schnuphaſe und ihrer Mägde zu erwehren, erhielt er noch ein kleines Billet von der Hand des Kaplans Eduard Michahelles.

Es lautete:

„Mein hochwürdiger Herr Pfarrer! Obgleich das Befinden Seiner Eminenz auf dem Wege der Beſſerung iſt, ſo nehmen ihn doch die dringendſten Geſchäfte für den Augenblick ſo in Anſpruch, daß er ſich auch wahrſcheinlich morgen noch das Vergnügen verſagen muß, ſich

Ihnen so ausführlich, wie er wünscht, mitzutheilen. Ich bin daher beauftragt Sie aufzufordern, noch einige Tage länger zu verweilen. Bis dahin ist der Wunsch Seiner Eminenz, daß Sie sich zu Erholungen oder bei etwaiger Absicht, sich über die kirchlichen Einrichtungen der Stadt durch den Augenschein unterrichten zu wollen, des Paters Sebastus, eines Franciscaners, als Gesellschafters und Begleiters bedienen mögen. Der Ruf des ebenso geistvollen wie frommen Convertiten, der von seinem Provinzial die Erlaubniß hat, eine Zeit lang außer Clausur zu leben, wird Ihnen bekannt sein. Ich habe die Ehre mich zu nennen Eurer Hochwürden ganz gehorsamster Michabelles. Alles zur größern Ehre Gottes."

Die Empfindungen, von denen Benaventura beim Lesen dieser Zeilen bestürmt werden mußte, raubten ihm fast die Nachtruhe. Wie vortheilhaft er auch von dem Mönche, dem Lucinde ohne Zweifel ihre erste Bildung verdankte, und von seiner gegenwärtigen glorreichen Erhebung aus ~~einem~~ tiefen Jammer der Seele dachte, er wurde vor Erwartung über dies Zusammentreffen von den aufregendsten Träumen erschreckt.

## 5.

Die Messe, die ein Priester jeden Morgen entweder lesen oder hören soll, mochte Bonaventura mit einem bangen Vorgefühl nicht in einer der vielen Kapellen der großen Kathedrale besuchen, die vielleicht bald von seiner eigenen Stimme widerhallen sollten . . .

In eine kleine abseits gelegene dunkle Kirche ging er und verfehlte auf diese Art die sonst leicht möglich gewesene und von ihr gesuchte Begegnung mit Lucinden.

Dann begab er sich zu Benno, der, von Thiebold und Enckefuß eben verlassen, zu seinen Arbeiten zurückgekehrt war und mit Hindeutung auf einen bereits fertig liegenden Brief an den Onkel Dechanten ihm den grauenhaften Vorfall der Nacht erzählte und auf die geöffneten Fenster des Hauses gegenüber zeigte, aus welchem man inzwischen in einem verdeckten Korbe die Leiche der Ermordeten hinweggetragen hatte.

Eine Schwester der Frau von Gülpen! rief auch Bonaventura erstaunend aus.

Auch er wußte nichts von dieser Verwandtschaft. Doch mußte er Benno Recht geben, als dieser an seine

Freies: alles Entſchloſſene, ob ſie es gleich nur aus der Ferne beobachtete, riß ſie am Mann oder Weibe fort und für keinen der Sätze über Ehe und Stellung der Frauen, die ſich in Rahels Briefen fanden, hat dieſe eine begeiſtertere Anhängerin gehabt, als ihre Schwägerin. Sie wollte die Frauen ſelbſtſtändiger, als ihre jetzige Stellung ihnen geſtattet, wenn auch nur ſo ſelbſtſtändig, wie zur Zeit der Minnehöfe in der Provence, wo die Liebe höher ſtand, als das Geſetz. Wenn in dieſem Gedankengange, den ſie liebte, nicht Alles Schwärmerei war, ſo war es der großherzige Zweck, die Frauen den Männern näher zu bringen, ſie zum Niveau der männlichen Bildung zu erheben und ihnen dieſelbe freie Beherrſchung des Daſeins möglich zu machen, welche den Männern nichts unterſagt, als was ihnen ihr Gewiſſen verbietet. Sie die ſo oft in den Fall kam, hören zu müſſen, daß die geiſtige Arbeit, die ſie liebte, eher den Männern, als Frauen zieme, verlangte nichts, als eine Emanzipation der Frauen vom Vorurtheil. Sie wollte die Bildungsſtoffe freigegeben wiſſen und dem Reich des Geiſtes gegenüber den Unterſchied der Geſchlechter aufgehoben.

Ihr ferneres Goetheſches Theil war das raſtloſe Streben nach Vervollkommnung. Wenn ſie Neid kannte, ſo war es Neid um die Menge von Veranlaſſungen, die der Mann hat, ſich auszubilden. Wie lauſchte ſie, wenn das Geſpräch ſich in Richtungen verlor, wo ſie ahnen konnte, wie glücklich die Männer ſind, ſich in dieſen meiſt wiſſenſchaftlichen Bereichen ſchnell orientiren zu können. Da ſie an ſolchem neuen Material für ihr Gedächtniß und ihre Denkkraft ſich das Meiſte mußte entgehen laſſen, ſo verlegte ſie ſich auf ein anderes Studium, welches ſie mit ihrem Bruder gemein hat,

gestrigen Aeußerungen über die so dunkeln Anfänge im Leben des Dechanten und den Zusammenhang derselben sogar mit dem Kronsyndikus erinnerte. Und trotz seines gleichfalls gestern wie schon oft geäußerten Gefühls, daß ihm die geheime Welt des Beichtstuhls, mit besonderer Rücksicht auf sein eigenes Leben, eine gefährliche Ueberhebung der Kirche erschien, hätte Venno dennoch fast mit dem Zusatz: Unter dem Siegel der Beichte! von dem Agenten Hammaker sprechen mögen und von seiner gestrigen so aufdringlichen Begegnung. Er that es nicht. Er nahm sich vor, ehe er zu irgendjemand seinen Verdacht äußerte, sich genauer nach den Beziehungen zu erkundigen, die zwischen diesem und der alten geizigen, fast der ganzen Welt sich verschließenden Frau hätten stattfinden können.

Das durch diese Eröffnung gemehrte Unbehagen der Stimmung Venaventura's verminderte sich nicht, als er nun auch bei einer von dem Freunde gestellten Aufforderung, er sollte sich dem geselligen Kreise bei dem Rittmeister von Eckefuß anschließen, die Worte hören mußte: Von diesem leichten und fröhlichen Lebemenschen kann ich mir denken, wie er damals bei dem Tode des Teichgrafen voll Schauder und Mitleid die Augen zudrückte und nur die gemeinschaftliche Standesehre zu wahren suchte! Nicht einmal glaub' ich, daß den Rittmeister dabei die Rücksicht auf seine Verschuldung beim Kronsyndikus bestimmte. Seitdem freilich diesem eine Curatel gestellt ist, seitdem dein Stiefvater die Oberaufsicht über sein künftiges Erbe bereits factisch besitzt, hätten diese Rücksichtsnahmen wol auch aufgehört. Und dennoch bin ich überzeugt,

daß der Landrath eher seinem Pferde die Sporen gibt und in einen Abgrund jagt, als daß er sich auf einer gegen befreundet gewesene Familien gerichteten Drohung betreffen ließe ...

Bonaventura mußte von dem Begleiter sprechen, der ihn vielleicht schon in seiner Wohnung erwartete ...

Pater Sebastus! rief Benno staunend. Nun siehst du die Läuterung bis — zum Aufpasser!

Eile, eile, fuhr der Zweifelnde dann fort, dir von den Damen Schnuphase dein Frühstück credenzen zu lassen! Rüste dich aber mit allen deinen Gelübden, ihrer Liebenswürdigkeit Widerstand zu leisten, besonders ihrer Frömmigkeit!

Bonaventura fand, als er gegangen war und sein Zimmer betrat, beide Töchter des Herrn Maria in großer Aufregung ... Benno von Asselyn, den sie sehr wohl kannten, wohnte ja dem Morde so nahe — Bonaventura erzählte ihnen, was er wußte.

Da der Pater Sebastus nicht kam, hielt es der so gezwungen in ihm verhaßte Unthätigkeit Versetzte für seine Pflicht, sich im Palais des Kirchenfürsten theils nach dem Befinden desselben, theils nach der Wohnung des Paters zu erkundigen.

Im Palais erfuhr er, der Kirchenfürst wäre zwar wieder wohlauf, doch mit Geschäften außerordentlich überhäuft und eben arbeite sein Secretär mit ihm. Bei der Lebhaftigkeit des Verkehrs in den Vorgemächern mußte Bonaventura natürlich finden, daß er nicht die Aufforderung zum Warten erhielt. Vom Pater Sebastus hieß es, dieser würde ihn in seiner Wohnung in Herrn Maria's steinernem Hause unfehlbar selbst aufsuchen.

Hieher zurückgekehrt fand Bonaventura die Blumen der kleinen Gertrud Ley und hatte seine innigste Freude daran ...

Und doch bei alledem wie ein Gefangener sich fühlend ging er an eine Lectüre, die er sich aus St.-Wolfgang mitgebracht hatte. Das große, von Treudchen mit Blumen bestreute Buch, das sie aufgeschlagen gefunden hatte auf dem Schreibtisch, war eine Sammlung alter lateinischer geistlicher Gedichte gewesen, ein Erholungsstudium, zu dem Bonaventura zurückkehrte.

Nach einer Weile klopfte es.

Ein Franciscaner trat herein ... blaß, lang, hager, bloßen Halses, nackt an den nur durch Sandalen geschützten Füßen, das Haupt geschoren, der Blick eine Weile scharf, dann sogleich unstet, wie auch das ganze Wesen erst eine kurze elastische Spannung bot, dann sogleich sich wie träumerisch nachlässig gleichsam gehen ließ. Der Kopf war scharf geschnitten und sah sozusagen eher chinesisch aus als germanisch ... beim Sprechen öffneten sich kaum die Lippen, die Worte kamen flüsternd zu Gehör, aber mit außerordentlicher Bestimmtheit und Sicherheit.

Der Mönch nannte sich kurzweg den Pater Sebastus aus dem Kloster Himmelpfort, auf Urlaub befindlich, „einen Mönch in partibus infidelium".

Bei diesem einen Worte schon, das er nur so in erster Anrede an Bonaventura hinwarf, schien es fast, als wollte er sich damit aus der Sphäre herausheben, in die ihn seine Tracht drückte. Er glich so fast jenen Zurückgekommenen, die der Zufall in untergeordnete Lebensstellungen drängte und die dann nie unterlassen werden,

in Gegenwart der Stände, denen sie früher angehörten, sich durch ein hingeworfenes gewähltere Wort, eine französische Phrase in ihrem eigentlichen Werthe kenntlicher zu machen oder auch jenen lateinischen alten Studenten, die mit einem: Vir doctissime, illustrissime! auf dem Lande hospitiren und sich bei dem, der studirt hat, durch ein romantisches Anklingenlassen schönerer Jugendzeit ein Viaticum erbitten.

Und hätte der Pater nun nicht wünschen sollen, daß Bonaventura aufsprang und in ihm den berühmten Convertiten, den Streiter in den Zeitschriften, den Redner auf den Conferenztagen, den Sendboten des Kirchenfürsten begrüßte?

Bonaventura war befangen. Den Pater konnte diese Zögerung nicht die Folge einer Bekanntschaft dünken mit seinen Beziehungen zu Schloß Neuhof. Bei dem Geiste der Selbstvernichtung und gänzlichen Ertödtung jeder Beziehung zur Außenwelt, außer der kirchlichen, wußte Sebastus nichts von des Pfarrers Verwandtschaft mit dem Kronsyndikus. Es gibt Naturen von einer solchen Spontaneität, von einer solchen Unfähigkeit, sich durch andere bestimmen zu lassen, daß sie wenn auch nicht ganz das Gehör, doch fast die Fähigkeit verloren zu haben scheinen, an andere Menschen über irgendetwas auch nur eine Frage zu stellen.

Sie haben hier schon Bekannte! sagte der Pater gleich für fest und bestimmt, lehnte den Sitz auf einem der Polstersessel ab und blätterte in Bonaventura's Brevier, so fast als wenn dieser gar nicht anwesend war.

Alles das mußte dieser seltsam finden und erwiderte nichts . . .

Geſtern ging ich an dieſem Hauſe vorüber, fuhr der Mönch fort, und ſah Sie im Laden unten im Geſpräch mit Herrn Moritz Fuld, dem Bruder eines Mannes, der im Enneper Thale eine byzantiniſche Kirche gebaut hat. Ja, alſo dahin mußte es kommen! Oft mache ich mir Vorwürfe, daß ich mich noch immer praktiſch in die Juden nicht finden kann, während ich ſie theoretiſch ſchätzen muß!

Und auch jetzt noch fand Bonaventura keine Möglichkeit, im Geſpräch mit irgendeiner Bemerkung einzuſpringen.

Eine Art Reue über die Behandlung, die ſoeben Löb Seligmann wahrſcheinlich doch nur von ihm erfahren, ſchien ſich in dieſen ſeinen Worten auszuſprechen:

Die Juden gleichen dem Speer des Achilles! Der verwundete, wie Sie wiſſen, und heilte! Die Juden, von Spinoza bis Heine und Börne herab, untergraben den Glauben und doch ſind ſie im Großen und Ganzen wieder deſſen Sauerteig, die Bürgſchaft des Feſthaltens am Einen Gott, die Wächter der Lehre von der Selbſtheiligung, ja ſogar vom Schatz der guten Werke und jedenfalls der Lehre vom Opfer und den Reinigungen! Unſer alter Rector in Detmold mühte ſich mit Horazens Credat Judaeus Apella! „Das glaube der Jude Apella!“ War der Jude Apella in Rom ſo bekannt für ſeine Leichtgläubigkeit? Zupften die jungen Adeligen des neuen Auguſteiſchen Zeitalters ihm vielleicht am Bart und creditirte er ihnen vielleicht allzu gläubig auf ihre langſichtigen Wechſel als römiſcher Bankier und Verläufer des Fürſten Torlonia in Rom? . . . Oder wie war das mit dem Juden Apella?

Bonaventura stand dieſem ſcurrilen Durcheinander nur ſtaunend und lauſchend und faſt angezogen.

Apella, fuhr der Pater fort und nahm jetzt eine von Treuchen's Blumen auf, ſie allmählich langſam mit einem elegiſchen Blicke vorn an dem ſeine Kutte zuſammenhaltenden Strick befeſtigend, Apella war ein jüdiſcher Philoſoph mit griechiſchem Bildungszuſchnitt, der in Rom Vorleſungen hielt über Kirche, Staat, Religion, Glauben und Wiſſen und zwar mit dem für einen Juden unerlaßlichen Syſteme: Es gibt nur Einen Gott und keine andern Götter neben ihm! Dem römiſchen gelehrten Pöbel, den Denkern und Sophiſten, erſchien der vielleicht ein wenig ins Lächerliche gräciſirende Rabbiner ein Narr, ein Diogenes, der am hellen Tage mit der Laterne ging! Nur Ein Gott! Kein belvederiſcher Apoll, keine mediceiſche Venus, kein farneſiſcher Hercules neben ihm! Armer, armer jüdiſcher Credo-Lehrer! Was glaubte wol dieſer erſte verſpottete Märtyrer des Glaubens? Er glaubte jedenfalls Jehovah, den Herrn des Himmels und der Erden, aber vielleicht auch ſchon den Meſſias vom Stamme David's. Apella iſt mir der dreizehnte Prophet! Er war nicht ſo groß wie Elias, deſſen Größe beſonders darin beſtand, daß er nur ſprach und nichts hat drucken laſſen, aber auch nicht der Kleinſte unter den Kleinen! Da lachten die Römer denn: Ein Glaubender! Ein Glaubensvirtuoſe! Ein Denker, der den Glauben in Vorrath und wie auf Lager liegen hat! O, ein ſeltſamer Gaſt dieſer Apella und ich möchte ein Buch ſchreiben: „Apella oder der Rothſchild im Glau-

ben. Eine Kritik der deutſchen Philoſophie von Kant bis Hegel."

Die Wirkung dieſer Weiſe auf Bonaventura war gar nicht abſtoßend. Er mußte ſogar der Vorſtellung nachhängen: Findeſt du nicht aus dem, was du da zu hören bekommſt, etwas von Lucinden heraus?

Da der Mönch ſich nicht ſetzte und von einem Gelübde ſprach, das ihm Polſterſeſſel verbot, forderte ihn Bonaventura zu einem Spaziergang auf und hatte ſchon den Hut in der Hand ... Es beeinträchtigt aber unſere Kraft, auf anderer Fragen zu hören, wie nach Shakſpeare der Vornehmſeinwollende anderer Namen nicht behält. Nichts „duckt" einen andern mehr, als wenn man ihn in die Lage bringt, eine Bemerkung wiederholen zu müſſen ... Und ſo hörte der Pater nichts vom Ausgehenwollen. Er ſprach nur zu den Blumen, die ringsum faſt ſo, wie ſie Bonaventura gefunden, noch geblieben waren:

Wie müßt ihr ſo verbleichen
Im funkelnden Farbenſchein!
Ihr jungen Blumenleichen,
Wer ſegnet und ſenkt euch ein!

Da waren Sie ja, fuhr er plötzlich gleichgültig abſpringend fort und auf die Sammlung, in der Bonaventura geleſen hatte, deutend, bei Dante's Vorbild in der Architektur der Welten, dem Aurelius Prudentius! Nicht wahr, die ſchöne bunte Roſe, die Dante im Himmel ſah von unermeßlicher Größe und die dort aus dem Strahlenglanz der Märtyrer und Heiligen aller Zeiten zuſammengeſetzt war, iſt hier auf Erden ſchon die aus den Blüten und Perlen der heiligen Poeſie zuſammengeſetzte?

Gewiß! fand Bonaventura endlich eine Gelegenheit einzufallen. Sie ſchmückt den unſichtbaren Dom unſerer Kirche!

Das heißt, die „Purpurviolen" und „Saaronsroſen" aus Kocher am Fall ausgenommen!

Mit dieſem Spott auf Beda Hunnius war das Geſpräch abgebrochen ...

Der Pater folgte dem Pfarrer, der ihn an der Thür vergebens bat voranzutreten ... Plötzlich zog ſich Sebaſtus in Demuth zurück, verbeugte ſich und ließ Bonaventura vorausgehen.

Sie verließen das Zimmer und das Haus.

Wie ſie ſo dahinſchritten, ſahen ihnen die Menſchen nach ... die Fremden blieben ſtehen ... der Pater ſchlug die Augen nieder ...

Sie betraten Kirchen und Kapellen ...

Viele fanden ſie leer ...

Der Pater verurtheilte die Lauheit der Gemüther und wiederholte einiges von ſeiner in Kocher am Fall gehaltenen Rede.

Sehen Sie denn aber nicht, erwiderte gelaſſen Bonaventura in einer dieſer Kirchen, die beiden Kerzen da am Altare? Iſt das nicht ſo ſchön an unſerer Kirche, daß Sie, wenn Sie in unſere Gotteshäuſer treten, immer finden werden, daß irgendetwas in ihnen vorgeht? Iſt es auch nur eine einzige Seele, die irgendwo in einem Stuhl knieet und gegen die Hoheit des Gebäudes, gegen die Macht der Wölbungen und Säulen mit ihrem armen ſchwachen Aufſeufzen wie ein Sandkorn am Meer verſchwindet, doch belebt es einen

ganzen Bau! Und brennen auch nur zwei kleine Kerzen an einem irgendwo verſteckten Seitenaltar, immer ſagt das, es iſt da irgendein Gebet im Werke, eines, das ſchon gehalten worden iſt, oder eines, das erſt gehalten werden ſoll; irgendeine Seele, die vielleicht in der Ferne auf dem Krankenlager liegt, hat dieſe Lichter anzünden laſſen und bald wird ein Prieſter nur mit einem einzigen Knaben kommen und, ohne Rückſicht auf Zuhörer, unhörbar nur und ſtill hinmurmelnd die Meſſe leſen. Dann wieder findet man an einem Tage, wo alles werkeltägig in der Stadt und in den Gemüthern hergeht, doch in der Kirche den Hochaltar geſchmückt, Blumen liegen an ſeinen Stufen, das Wort des Prieſters ſchallt faſt wie ein einſames Selbſtgeſpräch und kaum bis über die Brüſtung des Chores hinaus; ein Erinnerungstag iſt's an einen Heiligen, irgendein Vorgang aus der Geſchichte der Kirche wird gefeiert, ohne Geräuſch, ohne allgemein verſtändlichen Ausdruck; nur einzelne Seelen, die gerade dieſen Heiligen zu ihrem Schutzpatron wählten, ſind gleichſam mit in das ſtille Geheimniß gezogen und geben dies einfach zu erkennen durch ihre Spenden, durch ihre Anweſenheit in den Kirchenſtühlen, durch das Nachleſen in ihren Brevieren.

Der Mönch ſchlug die Augen hellauf und erwiderte nach einer langen Pauſe des Schweigens mit faſt unhörbarer Stimme:

Wäre das nicht, wie ſähen Sie mich in dieſer Tracht!

Beide waren jetzt in einer faſt ſich ſchon annähernden,

wärmern Uebereinſtimmung in die Kathedrale getretem, die einem großen heiligen Walde glich von vielen tauſendjährigen Eichenſtämmen. Die Ueberfülle mit neugierigen Fremden vertrieb ſie jedoch. Sie traten in einen ſtillern, ſchön erhaltenen Kreuzgang, der zur Seite lag. In der Mitte deſſelben ſprudelte über grünem Raſen ein Springquell — es war ſtill ringsum, friedlich, „poetiſch", wie der Mönch ſagte ...

Der Reiz ſich perſönlicher zu ergründen, nahm zu und Bonaventura hatte ſogar das Bedürfniß, einem Convertiten und einem Mönche vollends ſein ſchweres Lebensgefühl zu erleichtern, und ſuchte dafür nach Anknüpfungen.

Der Pater gab ſie bald ſelbſt, indem er dem Prieſter, der ihm faſt zu imponiren anfing, die Worte ſprach:

Lieber doch noch die herumlorgnettirenden Engländer und um Trinkgelder handelnden Lohnbediente in unſern Kathedralen, als ſich Kirchen nur erfüllt zu denken von Superintendenten- und Conſiſtorialrathsweisheit! Gott! Gott! Darum zerriß man 1517 die zarten Verbindungsfäden des Ueberlieferten mit dem Gemüthe, nur damit in den Kirchen ewig geredet und das Echo der alten zum Redewiderhall gar nicht geſchaffenen Wände mit tauſendfach perſönlich bedingter Weisheit gequält werde! Man ſpricht von dem Proteſtantismus als dem Bundesgenoſſen der Freiheit!

Nichts will die Freiheit des Volkes mehr, als die katholiſche Kirche! fiel Bonaventura ein.

Der Mönch ſtand ſtill und betrachtete eigentlich jetzt erſt zum erſten mal den Sprecher ...

auf das Studium der menſchlichen Individualität. Jede neue Bekanntſchaft nahm ſie als eine pſychologiſche Aufgabe. Sie forſchte im Blick des Auges, im Ton des Organs, in den Aeußerungen des Geſprächs: ſie verglich den neuen Bekannten mit älteren, ſie fand Aehnlichkeiten und Unterſchiede und wußte ſich mit einer eignen zarten Behutſamkeit ſchnell in Jedes „eigenthümliche Weiſe," wie ſie's nannte, hineinzudenken. Alles ächt Menſchliche, alles Individuelle, war ihr Offenbarung des Göttlichen. Sie ſah in dem Menſchen ein ſo großartiges Kunſtwerk, daß man wohl ſagen darf, ſie bedurfte des Jenſeits nicht, um eine Lücke in ihren Wünſchen ausgefüllt zu ſehen. Menſchen, bei denen ſie nirgends einen Stempel höherer Abkunft entdecken konnte, wurden ihr bald unheimlich; ſie hatte den Takt, aus dem Zufälligſten und leichteſt Hingeworfenen ſchnell auf das Innere der Seele zu ſchließen, und zog ſich zart wie eine Senſitive zurück, wo ſie Gemeines, Irdiſches, roh Leidenſchaftliches witterte. An denen aber, die ihr theuer waren, intereſſirte ſie das Geringfügigſte. Aus Handſchriften las ſie gern Charaktere und Stimmungen heraus. Briefe zu ſammeln und aufzubewahren, hatte für ſie den Reiz, als ſollte ſie Jedem ihrer Freunde Biograph ſein. Sie ſelbſt verrieth durch ihre zierliche Handſchrift, die ſaubre Handhabung des Papiers, das geſchickte Falzen ihrer kleinſten Billette ihr eigenſtes Weſen. Alles, was von ihr ausging, entſprach der keuſchen Zartheit ihres Gemüths. Und wie genoß ſie Alles, was ihr Menſchen und Zuſtände boten, mit weiſer Mäßigung! Wie wußte ſie ſich jeden Genuß einzutheilen, einer Mutter gleich, die einen Leckerbiſſen den Kindern nicht auf einmal gibt, ſondern ſie öfter glücklich macht, indem ſie davon immer noch zurücklegt. Sie zergliederte ihre

Aber die Fortsetzung dieser Gedankenreihen unterbrach plötzlich ein Geräusch in einer Kapelle, die den zuletzt dunkler gewordenen Kreuzgang schloß ... Diese Kapelle lag völlig einsam und diente zur Aushülfe für die Winterszeit, wenn allzu schneidende Kälte die vorgeschriebenen Gebete und Messen in der Kathedrale besonders den ältern Priestern, den oft kränklichen und hinfälligen Domherren unmöglich machte.

Beim Verharren in der Kühle dieses entlegenen Winkels, über den Leichensteinen und Wappen der hier seit Jahrhunderten begrabenen Priester wollte eben der Pater beginnen: Der Stab Aaron's ist ein mächtiger, ein grünender und blühender in unserer Hand — als ihn jenes Geräusch unterbrach ...

Bonapentura ging näher, sah in die offene Thür, stieg einige dunkle Stufen nieder und zeigte dem Nachfolgenden, der von einer Eule oder einer Fledermaus sprach, einen großen Vogel, der aus den hundert Nestern an den Spitzgiebeln und Thürmen der Kathedrale sich hierher verirrt hatte, scheu in dem dunkeln Innern hin- und herflog und den Ausgang nach den hochliegenden kleinen Fenstern suchte, die auf der andern Langseite der Kapelle in die Straße gingen. Der Vogel umflog den Altar, riß die Leuchter um, verschob die Altardecke und warf einige Schalen nieder ...

Der Anblick hatte etwas Düsteres, ja bei der Dunkelheit und Einsamkeit des Ortes etwas Schauerliches. Zuletzt sah man den Vogel sich zwischen zwei der kleinern Säulen an der sogenannten Evangelienseite des Altars

feſtklammern und wild und ſtarr die Augen auf die Ankommenden richten ...

Greifen Sie das Thier! ſagte Bonaventura. Ich will den Altar wieder herrichten ...

Der Pater ſtand in der Ferne und erbot ſich zu der umgekehrten Hülfsleiſtung. Er ordnete den Altar und ſo langte Bonaventura den großen Vogel nieder, einen Habicht mit gekrümmtem Schnabel und ſpitzen Krallen.

Die Unheimlichkeit der Scene mehrte ſich durch das Erſcheinen eines raſch draußen auf dem einſamen dunkeln Kreuzgange daherkommenden Prieſters, der kaum in die Kapelle geblickt hatte, auch ſchon zurückkehrte, faſt erſchreckend, ſie nicht leer zu finden ...

Noch mehr ... Bonaventura erkannte den hier plötzlich Auftauchenden und wieder Verſchwindenden auf den erſten Blick ... Es war Cajetanus Rother geweſen, ſein Vorgänger im Amte zu St.-Wolfgang ...

Da lag das Ordnen des verſtörten Altars ſeltſam nahe ...

Bonaventura betrachtete den Vogel, den er an beiden zurückgebogenen Flügeln rückwärts auf die Hand gebreitet hielt und der ihn wild und trotzig und wieder doch furchtſam und ſcheu anſah, faſt wie die unbekehrte Seele eines Menſchen, ſprach er ...

Der Pater war bereits wieder voraus auf den ſonnigen Raſenplatz des innern Geviertes der Gänge zurück und Cajetanus Rother war gleichfalls verſchwunden. Daß er nicht zum Gebete gekommen, erſah man alsbald aus einer ihm begegnenden, ihn anredenden und mit ihm zurückkehrenden Dame. Und in dieſer erkannte

Bonaventura trotz des von ihr, als sie hier Beobachter sahe, plötzlich übergeworfenen Schleiers zu seinem Erstaunen sogar eine der Töchter des Herrn Schnuphase.

Alles das währte nur einige Minuten, hinterließ aber auf lange und tief einschneidend einen Eindruck, dem der Mönch, als ihm das freiere und leichtere Aufathmen selbst Bedürfniß wurde, das Wort der Erklärung gab:

Lassen Sie den Vogel fliegen! Das Thier ist ein Bote des Satans! Nur deshalb scheint es so grimmig auf uns, weil wir ihm ein Rendezvous gestört haben!

Bonaventura warf den Vogel in die Höhe. Dieser schoß auf und verschwand auf dem grauen Schieferdache des Langhauses der Kathedrale.

Schweigend verließen beide den Kreuzgang und das Gebiet überhaupt. Man wollte noch einige andere Kirchen besuchen ...

Es konnte Bonaventura nicht entgehen, daß der Mönch in seltsame Aufregung versetzt war, die ihn seine bisherige bewußte und selbstgefällige Weise fast aufgeben ließ. Wie über irgendetwas Gespenstisches hatte sich sein Auge vergrößert, die Runzeln, die schon über der Stirn des kaum Dreißigjährigen lagen, zogen sich in die Höhe, er zupfte an dem Strick, der ihn umgürtete, um die Kutte höher zu ziehen; so fast, als fröre ihn ...

Endlich, an einem großen alterthümlichen Hause, schien sich der Mönch wieder erholt zu haben von dem Eindruck, den ihm die Scene in der Kapelle gemacht hatte. Am Sonnenlichte athmete er wieder auf und ließ halb mit einem, wie es schien vom tiefsten Innern kom-

menden Seufzer, halb aber auch wieder hinblinzelnd auf Bonaventura, die Worte der Schrift fallen:

„Wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödtet, da werdet ihr leben!“

Bonaventura kannte, schwer genug (wie er sich zu gestehen nie schämte), diese allein erst wahrhaft lebendig machende Kraft des Geistes und nickte Beifall.

Der Pater fühlte sich nun ermuthigt, zur frühern Schärfe seiner Aeußerungen zurückzukehren. Er klagte die Priester an, denen er vorzugsweise den Verfall des großen Kirchengebäudes schuld gab.

Kennen Sie dies Haus hier? fragte er und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er schon fort: Der Sitz des Capitels ist's! In dem Hause hier mit seinen zahllosen Fenstern, langen Gängen und auf die Ewigkeit angelegten Oefen kommen aus vierundzwanzig Gegenden auf ihre alten Tage vierundzwanzig Menschen zusammen, zwei auf jeden Jünger Christi, und — ja, das ist ihr Unterschied — einer spricht und geht und raucht und schnupft anders als der andere. Und noch sind Greise darunter, die einst auch unsern Herrgott abgesetzt haben in der Französischen Revolution! Domherren, die mit Hontheim von Trier eine deutschbischöfliche Kirche gründen wollten, frei vom Papst, eine constitutionelle, die in den emser Punktationen schon ihre Charte-Vérité hatte ... Alle haben sie noch über Voltaire gelacht und davon sind ihnen die Runzeln nun so stehen geblieben wie lachenden Porzellanmännern; denn sie lachen auch bei Erlebnissen, die ihnen das Weinen nahe bringen sollten, ja sie wissen nichts von diesen stehen gebliebenen Mienen, sie weinen wirklich

mit dieſem alten Voltairelächeln! Und gerade, als wenn ſie wüßten, daß ſie den Feuertod verwirkt haben, ſo heizen ſie ihre Oefen ein in ihren großen kaltgründigen Stuben! Wälder ſtecken ſie in die Flammen und doch erwärmen ſie nicht den innerlich ſchauernden Froſt! Furchtſam verrichten ſie ihre Aemter am Hochaltar, wo ſie kaum noch die Stufen des Chores erſteigen können, und bei den großen römiſchen Miſſalen, die neben ihnen aufgeſchlagen liegen, bei den durchgeſtrichenen Noten des Antiphonales werden ſie geſpenſtiſch nur an die Todtenköpfe des Beinhauſes erinnert. Ach, aus Angſt der Seele wirft ſich dann einer oder der andere auf das Studium eines alten Kirchenvaters! Da drüben, wo Sie die grünen Vorhänge am Fenſter zugezogen ſehen, wohnt einer, der ſein ganzes erſpartes Vermögen an eine Herausgabe des Origenes hingegeben und hinterher bedeutet worden iſt, daß Origenes nicht zu unſern Heiligen gehört und den Proteſtanten zu überlaſſen iſt. Der Arme wird dieſer Tage ſterben, iſt vielleicht ſchon todt, und ſeine aus theuer erſtandenen Manuſcripten geſammelten verſchiedenen Lesarten werden ihm ins Grab folgen! Dort — da wohnt der Kanonikus Martinus Taube! Krank kann er werden, wenn im Kattendyk'ſchen Hauſe jemand dreimal hintereinander zum Diner eingeladen wurde und Frau Commerzienräthin ihn einen angenehmen Geſellſchafter genannt hat, an den ſie ſich gewöhnen könnte! Nebenan — da wohnt einer, der mit dem Hauſe Kattendyk ſelbſt Geldgeſchäfte macht ... Dort dem andern da iſt das Daſein ganz in Whiſt und Boſton aufgegangen! Und fragen Sie ihn, ob Sanct-Goar in Trier

ſeine Einſiedlerkutte wirklich an einem Sonnenſtrahl aufhängen konnte, er wird es mit einem lauten und deutlichen: Ja! verſichern, nur um nicht aufgehalten zu werden, ein glückliches à tout zu machen. Ha dieſe Prieſter! Sie können wie junge Mädchen eiferſüchtig ſein auf die Cirkel, wo nur ihre Hände geküßt werden, nur ihre Scherze belacht! Entſchuldigen Sie nichts! Es iſt gut, daß es einen großen Geiſtesſturm gibt! Die faule Ruhe des Friedens hat Ungeziefer ſelbſt im Rock des Herrn niſten laſſen! Ausgeklopft muß auch der werden, nicht blos der Wams der Kriegsknechte! Tüchtig! Tüchtig! Und von uns ſelbſt! Hören Sie, unſere Trommel wirbelt —

Der Pater wurde in ſeiner wilden Rede unterbrochen. Eben zog eine Militärcolonne mit kriegeriſchem Spiel über den Platz, wo ſie einſam geſtanden ...

Als es ſtiller geworden, ſprach Bonaventura:

Pater! Ich meine, je höher ein Prieſter ſteht, deſto mehr wachſen ſeine Sorgen, die Anſprüche ſeiner Verwandten, die Zumuthungen ſeiner Bedürftigen! Werden wir alt, ſo ſuchen ja gerade wir nach Augen, von denen uns doch ein klein wenig Liebe und Sehnſucht bewahrt werden möchte, auch wenn wir todt ſind! Keine Familie zu haben, es bewahrt uns lange vor Sorge und Kummer, und doch wird Familie zuletzt unſers Herzens ganze Sehnſucht! Nun ſparen wir für andere, ſchenken, opfern, wollen Menſchen haben, die irgendwie die unſerigen ſind! Das wird zuletzt eine Krankheit, die ebenſo ihre Symptome, den Geiz, die Geldbegierde hat, wie unſer ſchon in jungen Jahren ſich meldendes Verlangen nach — Bequemlichkeit!

Bonaventura ſprach das ſo hin, wie wenn er es ebenſo auf der Kanzel hätte ſagen können, ohne Menſchenfurcht. Sein Auge glänzte, ſein Stirn umzog ſich mit dem lichten Schein der edelſten Unbefangenheit.

Sie ſind ein milder Verſöhner! ſprach der Mönch ... Wiſſen Sie denn, warum Sie herberufen ſind?

Ich hoffe es zu erfahren, erwiderte Bonaventura.

Ich will es Ihnen ſagen! Irgendeiner dieſer Prieſter alten Stils hat Sie irgendwo geſehen, hat Sie predigen hören, und da geht es wie in Göttingen, wo ich die Rechte ſtudirte. Die alten Profeſſoren wehren jede Neuerung ab, laſſen kein neues Syſtem, keinen jungen Docenten oder Außerordentlichen aufkommen. Plötzlich merken ſie, daß die Frequenz der Univerſität abnimmt. Des Goldes, das von der Quäſtur kommen ſoll, wird immer weniger, die Doctorhüte bleiben auf dem Lager liegen, die gelehrte Jugend Deutſchlands, die Gott ſei Dank! doch noch nicht ganz aus Freitiſchſeelen beſteht, drängt ſich in jene Städte, wo die Lehrſtühle der in Göttingen verurtheilten Syſteme ſtehen. Nun wird den Geheimenräthen Angſt! Jetzt halten ſie einen großen Rathſchlag, und ſiehe da! Sie ſenden eine Deputation gen Hannover und erklären, die Facultät böte eine Lücke, man müßte die Vertreter eines neuen Syſtems berufen. Miniſterielles Erſtaunen — Stühle, auf die ſich die Excellenz vor Ueberraſchung niederlaſſen muß ... Sie meinen, meine Herren? Sie befürworten —? In den „Gelehrten-Anzeigen" hackten Sie ja regelmäßig die Vertreter dieſes Syſtems zu göttinger Wurſt zuſammen? — Thut nichts, Excellenz!

Mangel an doppelläufigen Piſtolen — Und nun errichtet man einen neuen Lehrſtuhl, beruft denſelben jungen früher verfemten Irrlehrer und die akademiſche Jugend des heiligen römiſchen Reichs findet wieder den alten Weg an — die „Leine", die Honorare kommen in Gang, die Doctorhüte fabricirt wieder „Vater Bethmann" nach wie vor, die alten Herren friſchen ſich mit dem jungen Blute wieder auf, wie in Arnim's „Kronenwächtern" die Transfuſion des Blutes in praxi ausgeführt wird und ebenſo denk' ich mir: Wenn in Städten, wie dieſe, die Geſinnungen zu weltlich werden, die Beichtſtühle zu leer ſtehen, die Büchſen und Becken beim Opfern zu viel Kupfer abwerfen, die zweiſchlächtigen Baſtarde der gemiſchten Ehen nur in den Taufbecken der Proteſtanten Stolgebühren zurücklaſſen, dann müſſen friſche, fromme, freudige Gemüther —

Wiederum aber konnte dieſe dem Eindruck, den Bonaventura dem Mönche machte, dargebrachte Huldigung nicht weiter kommen. Eine Volksmenge brauſte daher, Vorläufer eines neuen Soldatentrupps, diesmal der großen Wachparade. Es war ſchon die Mittagszeit. Wie eine rauſchende Flut ſtürzten ſich die Accorde einer Janitſcharenmuſik über die Worte des Sprechers . . .

Der Mönch ſchwieg; beide Wanderer ſtanden ſtill und ließen die Truppen an ſich vorüberziehen . . .

Kennen Sie den Kirchenfürſten? verſtand ſich der Mönch wiederholt zu einer — Frage, als es ruhiger geworden.

Aus der Zeit, als er noch Generalvicar war!

Reden Sie mit ihm, so bitt' ich, sprechen Sie Gutes von mir!

Bonaventura sah den Mönch erstaunend an.

Ich habe die Weihen nicht! Ich bin nicht Priester! sagte der Pater.

Auf Bonaventura machte dies Geständniß einen tiefen Eindruck. Es war ihm, als fiele ihm eine Last vom Herzen. Pater Sebastus war kein Priester! Diese Hand, die Jérôme von Wittekind erschoß, die einen Vater ungerächt gelassen, war so nicht entsühnt, daß sie Segen austheilen, das Brot des Lebens spenden konnte — und jetzt verstand Bonaventura die Widersprüche in dem Wesen seines Begleiters — die Demuth schien ihm noch nicht zur neuen Natur geworden — sie erstrebte vielleicht nur das letzte Ziel des neuen Ehrgeizes — die Weihen — und Stolz und Leidenschaft schienen die alten geblieben . . . In seltsamen Wirbeln ging sein schwankendes Urtheil.

Da kamen jetzt vier Männer daher . . . Sie grüßten, standen still und es fanden gegenseitige Vorstellungen statt.

Benno war es mit seinem Freunde Thiebold, mit dem Assessor von Enckefuß und einer seltsamen Erscheinung, die sich zwischen dem Arm des letztern und dem Arme Thiebold's hielt . . . ein jugendlich aufgefrischter Greis, von jenen selbst beim Weinen lachenden Gesichtszügen, wie sie der Mönch eben bei den alten gezähmten Voltairianern stereotypirt fand, den Bart, die Haare gefärbt, ein seltsames Bild unter drei jungen Männern, von denen

wenigſtens Benno und Thiebold die Lebensfriſche ſelbſt waren ...

Herr Rittmeiſter von Enckefuß! ... Herr Pfarrer von Aſſelyn! ... hieß es.

Der Mönch ſtand ſtarr ...

Die Gruppe wagte ihn nicht ganz in ihren Kreis zu ziehen ...

Herr Doctor! ſagte ihn erkennend der Rittmeiſter — in leichter und fröhlicher Anrede ... Es gab eine Zeit, wo Sie's gar nicht abgeſchlagen hätten, mit uns auf den Hahnenkamp zu gehen und ein Glas Champagner zu trinken! Wir haben ihn da beſſer als im Engliſchen Hof! Jetzt freilich —

Der Mönch ſah den Sprecher an, als irrte er ſich in der Perſon. Ja es war ein Blick voll Größe und als wollte er ſagen: Ich ſpreche armeniſch und komme vom Libanon!

Benno fixirte den Pater von oben bis unten und würde den vor Verlegenheit verſtummenden Rittmeiſter in der Erkennung unterſtützt haben, wenn nicht Thiebold Bonaventura's Bekanntſchaft zum erſten mal gemacht hätte. Da gab es denn ein Beſtürmen mit dem ganzen Feuer des Antheils, ein Aufrufen zur Vergleichung der Aehnlichkeit mit dem Onkel Dechanten, ein lärmendes Erörtern der unangenehmen Nachrichten für Frau von Gülpen, daß nun eine andere Converſation gar nicht mehr aufkommen konnte.

Der Mönch, wie nicht im mindeſten berührt von der Begegnung mit einem Manne, der ihm die trübſten Erinnerungen des Lebens zurückrief, wandte ſich inzwiſchen

Freuden, nicht um ſie zu tödten, ſondern ihren Genuß zu vervielfachen: ſie zerſplitterte das Ganze, um an jedem kleinſten Theile ſich immer noch an das Ganze erinnert zu ſehen. In jedem Momente ſpiegelte ſich ihr etwas Ewiges. Sie machte in langen Jahreszwiſchenräumen Reiſen nach Berlin oder Paris oder ihrem geliebten Schwaben. Ihre Erzählungen darüber waren ein Calvarienberg der Freude, denn auf jedem vierten Schritte hielt ſie inne und erklomm eine Jubelſtation nach der andern. Das kleinſte Idyll, das ihr und den Ihrigen auf der Landſtraße begegnete, malten ſie ſich zu einem Epos aus, von dem ſie nie ermüdeten, zu ſingen und zu ſagen.

Es war Roſa Maria's Art, neben einem bedeutenden Werke der ältern Literatur immer auch eine neuere Erſcheinung zu leſen. So zaubervoll ihr die Erinnerung an die Literaturepoche war, wo ſie ſelbſt mit den damals noch jugendlichen Faktoren derſelben in freundlicher Beziehung ſtand, ſo lebendig war doch der Antheil, den ſie an allen neuern, ja den neueſten Entwickelungen unſrer und fremder Literaturen nahm. Der franzöſiſchen Sprache in einem ſeltenen Grade mächtig (auch das Altfranzöſiſche war ihr geläufig) las ſie die bedeutendſten Erſcheinungen der neu-romantiſchen Schule und wußte zwiſchen dem, was ſie dieſer verſagen und dem, was ſie ihr einräumen mußte, ein meiſt immer richtiges Maaß halten. Von der neuern deutſchen Literatur entging ihr wenig Bedeutendes. Der jährliche Muſenalmanach war ihr eine der liebſten Erſcheinungen; oft hatte ſie ſelbſt ein ſchönes Lied beigeſteuert. Heine war ihr perſönlich befreundet und ſie blieb bis zuletzt eine beredte Vertheidigerin ſeiner Poeſieen, die in ihrem Kreiſe nicht ſelten mit ſchwer zu wi-

und richtete, wie wenn nichts wäre, den Blick auf die Straßenecke, die mit Anschlagzetteln bedeckt war ... Man befand sich auf einem der vielen kleinen Plätze der Stadt, in der Nähe eines Gasthofs mittlern Ranges.

In Bonaventura's Klagen über die Verzögerung seines Aufenthalts mußte sich sein Bedauern mischen, von Benno hören zu müssen, daß diesen jede Stunde eine Weisung seines Principals über Land zu schicken drohte und, wie er sagte, sein halb schon immer gepackter Koffer ihn vielleicht heute Abend bereits wieder aufs Dampfboot begleiten könnte.

Ich hoffe morgen empfangen und verabschiedet zu werden! sagte Bonaventura und drückte damit für Benno eine Bürde aus, die er an dem lesend der Mauer zugewandten Begleiter zu tragen hätte ... Und in dem Rittmeister von Cuckesuß sah denn nun Bonaventura eine Persönlichkeit, die vielfach genannt wurde, sprach man von den Zerwürfnissen des Kirchenfürsten mit der Regierung und einer schon uralten Verfeindung des Domherrn Grafen von Truchseß-Wallenberg mit dem herrschenden Systeme ... In seiner Heimat drüben erfolgte nach geistlicher, dann westfälischer Herrschaft die Uebernahme der Zügel des Regiments 1815 schroff und im Geiste solcher Sieger, die von der Demüthigung des Corsen triumphirend heimkehrten und in den neugewonnenen Ländern und Städten als Wächter die wilden Söhne des Heerlagers zurückließen. Kurze Zeit hatte der Corse auch die Söhne dieser Länder in Waffen den übrigen deutschen Brüdern gegenübergestellt

und nun trat unter Verhältnisse, wo aus jedem nur erdenklichen Grunde der Politik die Versöhnung hätte herrschen sollen, doch, wie einmal die menschliche Natur ist, die Vergeltung. Ein tüchtiger Heerführer befehligte in der Hauptstadt des neuerworbenen Landes. Milderte an ihm sein Verdienst die Wildheit und konnte eine gewisse barsche Treuherzigkeit, der man im rechten Augenblicke sogar Gemüthvolles abgewinnen konnte, ihm manche gute Wirkung sichern, so verdarben das, was seine Oberleitung noch allenfalls gut machte, die Untergebenen. Sein eigener Sohn war es, ein junger Offizier, der auf dem so gänzlich verschiedenartigen Boden die Sitten der Heimat einführen wollte. Der Husarensäbel des Rittmeisters von Enckefuß zerhieb alle Schwierigkeiten, deren sich für den alten General, seinen Vater, immer zahlreichere fanden. Verhältnisse, Vorurtheile, Meinungen, Gewohnheiten wurden verletzt, mit ihnen die Personen. Die Reizbarkeit erhöhte sich. Zu Kränkungen kam es, die niemand mehr mit der dem dortigen Menschenschlage eigenen Selbstbeherrschung, die man auch Trägheit nennen mag, verwinden mochte; bald standen sich die höhern Stände gegenüber. Einige der jüngern Domherren, Geistliche aus den ersten Geschlechtern des Landes, wurden von dem Militärgeist, der seinen Säbel auf dem Straßenpflaster nachschleppen ließ, auch auf dem neutralen Boden der Geselligkeit, vorzugsweise im Casino der Stadt, geneckt und, als sie es ihrem Amte gemäß schweigend hinnehmen mußten, mit spottenden Worten bezeichnet. Es kam zu einem Ehrenstreite, an dem die Stadt, die ganze Provinz theilnahmen. Zwei

junge Domherren waren durch wiederholte Beleidigung in der Nothwendigkeit, sich von den Offizieren Genugthuung zu erwirken. Welche konnten sie erlangen? Als Priester durften sie die Waffe nicht führen. Ihren Stand zu verlassen verhinderte eigene Neigung und der durch Familienstatut gebundene Wille. Sie klagten vor Gericht. Dies konnten sie nur da thun, wo der Rechtsspruch vom jenseitigen Feldlager kam. Nach langem Processiren kam es zu einem Austrag, der ihrer Ehre allerdings einen dürftigen Strohhalm bot. Vor den Gegnern hatten sie einen zweifelhaften Sieg gewonnen. Neue Verwickelung, neuer Hader. Da tritt der einzige Bruder des Domherrn, der Träger des Geschlechts, in die Schranken und wird, sowie später in unedlerer Veranlassung Jérôme von Wittekind, im Duell von jenem Rittmeister der Husaren erschossen ... An des Bruders Grabe soll Priester Immanuel, der Domherr Graf von Truchseß-Wallenberg, damals einen nur stillen Schwur gesprochen haben, vollkommen aber vernehmbar den Geistern Innocenz' III. und Gregor's VII.

Nun der Anlaß dieser Irrung, der alte Husar da, sorglos seinen gefärbten Schnurrbart drehend und unterhaltend sein „junges Volk" von der „Witwe Clicquot" — und das sogar in einer Weise, der Bonaventura, um seine eigene ehemalige Fähnrichschaft von ihm angegangen, gar nicht gram sein konnte ... Ihm waren diese ghibellinischen adeligen Landsknechte geläufig, die mit unendlichstem Leichtsinn Hab' und Gut im Würfelspiel in einer Nacht verknöcheln konnten und dennoch, wenn die Trommete gerufen hätte zur Schlacht, sich aufs Roß

geſchwungen haben würden und Leib und Leben nicht minder leicht aufs Spiel geſetzt.

Die fröhliche Geſellſchaft wollte weiter gehen und ſah auf den unter faſt ähnlichen Lebensbedingungen, wie der fröhliche Rittmeiſter, ſtehenden Mönch, um Abſchied zu nehmen.

Dieſer ſtand abgewandt und las ...

Die Männer gingen ...

Bonaventura wartete, bis ſich Pater Sebaſtus wenden würde ...

Endlich that er es ...

Leichenblaß ...

Bonaventura redete ihn um die Bekanntſchaft mit dem Rittmeiſter an.

Der Mönch erwiderte nichts ...

Bonaventura ſprach von einer Fortſetzung des Spaziergangs am Nachmittage ...

Kein Wort der Entgegnung ...

Nur mit ſeinen magern Händen zeigte er jetzt über den Platz hin ...

Bonaventura ſah einen Gaſthof, an deſſen Einfahrt ein Schwarm von Krüppeln und Bettlern ſich drängte. Barfüßige Kinder, Greiſe, Blinde und Lahme, Frauen mit verbundenem Kopf, Hexen nicht unähnlich, eine Zunft von Menſchen, die den Spruch, wir wären nach Gottes Ebenbild geſchaffen, zur Satire machten, alles das drängte ſich mit halbzerbrochenen Scherben am Eingang — ein Kellner hielt alle noch zurück —

In dem Blicke des Mönches auf jenes Gewühl erkannte Bonaventura, daß er ſich den Armen anzuſchließen im Begriff war ...

Mein Donnerstagstisch! sagte er und brach ebenso rasch ab, wie er vor einigen Stunden zu Bonaventura gekommen war.

Bonaventura sah ihm lange — lange — und mit Rührung nach ...

Sein Herz sagte ihm: Warum sollen es nicht die Kranken und die Armen sehen, daß ein Genius in den Fragen des Lebens vor ihnen nichts voraushaben will? Warum soll nicht ein einzelner unter sie treten und ihnen zeigen dürfen, daß Entbehrung jedem wehethut und daß Hunger, Durst und Frost nicht das Lebensloos der Armen allein sind, ja daß es eine Glorie höherer Genüsse gibt, die selbst ein Gebildeter allem vorzieht, wonach die Entbehrenden mit neidischem Herzen schielen! ... Und selbst der Einwand, der sich ihm aufdrängte, daß ein Mönch nicht arbeite und darum mit seinen Entbehrungen denen nicht gleichstehe, die in geringen Verhältnissen leben trotz ihres Fleißes, widerlegte sich seine noch unerschütterte Begeisterung für die Kirche durch eine eigene Auslegung der Schrift. Wenn wir nicht vom Brote allein leben, sondern auch vom Geiste Gottes, so darf zu diesem lebendigen Odem, der uns erfüllt und erhebt, auch ein festgehaltener äußerer Ausdruck des Uebersinnlichen gehören. Wie man die Kirchen schmückt, statt daß auch in schmucklosen derselbe Gott erkannt und gepredigt werden könnte, wie man seine Liebe durch ein Symbol ausdrückt, eine Blume, einen Ring, statt daß Worte ganz dieselbe Bedeutung haben könnten, so sollte nicht auch die äußerlich ersichtliche und vor der Welt festgehaltene Demuth, das Kleid und die Entbehrung des Klostergelübdes die immer bereite

Vergegenwärtigung der Begriffe sein, die sie dem weltlichen Leben vorhalten und ihm gleichsam einbilden möchten? Edler, als der Spartaner sich Heloten hielt, um seinem Sohne die Niedrigkeit dienender Seelen zu zeigen, schien dem sinnend Nachblickenden der Christ sich Mönche und Nonnen halten zu dürfen, um in der Fülle der Ungebundenheit und des leidenschaftlichen Lebensgenusses auch die reinen Typen zu bewahren der Selbstbeschränkung und Nur-Auf-Gottbezogenheit.

Bonaventura speiste dann auf seinem Zimmer, bedient von einem ungeschickten Mädchen, durch dessen Unerfahrenheit hätte entschuldigt sein können, daß lieber, wie heute in der Frühe, eines der Fräulein Schnuphase mit schweigsamer Ehrerbietung, einer Martha gleich, erschienen wäre und das Serviren unterstützt hätte. Doch die seltsame Begegnung im Kreuzgange hielt wol die beschämten Heuchlerinnen fern. Daß Bonaventura nicht zu lange bei dieser Erfahrung verweilte, lag in der traurigen Gewöhnung seines Standes, derartige Eindrücke an Priestern wie an Laien fast täglich bedenken und in sich verwischen zu müssen.

Um einen katholischen Priester ist es einsam. Friede soll über sein Gemüth hinwehen, die Leidenschaften sollen schweigen, immer soll er innerlich beschäftigt sein. So wollte es Hildebrand, als er, um aus ihnen die Gnomen der römischen Zauberkunst zu schaffen, ihnen die Ehe verbot, die Verbindung mit der Welt und mit dem gemeinen Leben.

Von der Begegnung mit dem Mönche Sebastus war Bonaventura tief aufgeregt; doch wußte er den Gefühlen,

die ihn bestürmten, keinen Namen zu geben. Er forschte ihnen auch nicht zu lange nach ...

Mahnen dann aber zuletzt die Geister zu gewaltig, stürmt es doch in der Brust, so haben die Lehrer der Kirche, unter ihnen tiefe Kenner des menschlichen Gemüths, dafür gesorgt, den Sinn zu heiligen, das Herz zu stillen, es zu bewahren — vor der Phantasie. Denn die Phantasie ist die gefährlichste Feindin des Einsamen ...

Mannichfaltige Rathschläge gaben die Seelenmeister, ihren Lockungen zu widerstehen ...

Bonaventura sieh die Phantasie nicht, aber er dachte sich nie Zukünftiges, sondern nur Vergangenes ... Im Vergangenen — da konnte er schwelgen! Aber wie rang er auch, nur allein das Einst festzuhalten! Nur die Grenze zu wahren, wo nicht plötzlich ein rosiger Zukunftsschimmer in die Seele einbrechen konnte! Mit Zukunftsträumen beginnen die Irrpfade der Einbildungskraft. Ihrem goldenen Glanze verschließe das geistige Auge! Erwache aus jedem Traume, den es dich gelüsten könnte dir auf Zukünftiges zu deuten! Mögliches, Gehofftes ist ein Arom der Geister, das die Sinne betäubt, ein Zaubertrank, der in Paradiese versetzen kann, selbst unter den Schrecken der Wüste ... Schreit dann die Seele inbrünstig „wie der Hirsch nach frischem Wasser", so gibt ihm die römische Magie eine vom Munde man möchte glauben der schäumenden Wuth des leidenschaftlichsten Seelenschmerzes gesammelte Aqua tofana ... Auch Bonaventura kannte sie ...

Wurde dem jungen Priester das Blut von einer plötzlichen Wallung durchglüht, rang er in der Noth des Auf

ſchreis ſeiner geſunden Lebensgeiſter, ſo griff auch er nach jenen mechaniſchen Hülfsmitteln, die im Roſenkranzgebet den erſten Waſſerſturz der Beſinnungsloſigkeit zu ſuchen lehrten ... Auch er zählte dann die Buchſtaben der Evangelien und Epiſteln ... auch er rechnete, wie oft ein Wort ſich auf einer Seite wiederholte ... Und wenn Paula's Name und ihre liebliche Erſcheinung über ſeinen Geiſt wie eine ſanfte Sphärenmuſik ſich ſenkte, ſo konnte auch er, um ſich vor dem Vergehen in einem Meer von Sehnſucht zu retten, das liebliche Gedicht in Spee's Trutznachtigall:

Wenn Morgenröth' ſich zieret
Mit zartem Roſenglanz —

ſtatt vorwärts — rückwärts leſen. Half auch das nicht und klangen die Sphären zu berauſchend, die Lockungen zu ſüß, ſo konnte er zählen, wie oft in einem ſolchen Gedichte ein einziger Buchſtabe vorkam — und vielleicht nicht einmal der Buchſtabe P!

Lacht nicht, ihr Feinde des Chriſtenthums! Ihr am wenigſten, die beſten Freunde deſſelben nach dem Mönch Sebaſtus, ihr Juden! Das eben brachte vielleicht ſchon Apella nach Rom. Mit ſolchen Glaubensſpielen erfüllten ſchon am Jordan die Rabbinen das Wort des Pſalmiſten:

„Wie hab' ich dein Geſetz ſo lieb, o Herr! Den ganzen Tag iſt es meine Betrachtung!"

Jeden Augenblick horchte dann Bonaventura voll Bangen, ob es klopfen würde und der Mönch zum zweiten mal einträte, ihn zu einem Nachmittagsgange abzuholen.

## 6.

Die Wirthin zum „Goldenen Lamm" war eine der rührigsten Frauen der Stadt.

Und wäre sie nicht auch die gutherzigste und wohlthätigste ihres Geschlechts schon von Natur gewesen, die kleine dicke, rundliche, noch immer hübsche Frau, die Beichtväter hätten sie dazu gemacht. Sie hätten ihr diese Lust am Spenden schon als Strafe auferlegt, da die gute Frau das gesundeste Leben liebte und ein leicht in den Adern rollendes Blut hatte... Ja, sie wechselte viel mit ihren Oberkellnern — sie wechselte auch viel mit den Vertrauten ihres Herzens ... sie betrachtete aber dann die „Religion" wie ein Bad, mit dem man allen schlimmen Staub der Seele wieder wegspült und immer wieder frisch und gefallsam in die Abwechselungen der schönen Erde, in Landpartieen, kleine Badereisen, Theater und Concerte zurückkehrt.

„Die Tochter aus dem goldenen Lamm" einst genannt, hatte sie einen Sänger geheirathet, der sich bei ihren Aeltern, wie man zu sagen pflegt, „festgekneipt" hatte. Sie hatte dann diesen zum Wirth gemacht. Nachmals war er gestorben. Dann folgte unter gleichen Um-

ständen ein Schauspieler. Auch von diesem wurde sie Witwe. Nun nahm sie das Leben ganz wie Semiramis, groß und frei, vom luftigsten Standpunkte. Aber gut war sie, unendlich gut, mildthätig bis zum Excess, und dabei so stark und wohlgenährt, daß die Juweliere das Doppelte verdienten an den Ketten, die sie kaufte, dann ihren Verehrern heimlich zusteckte und sie sich, zur Genugthuung vor dem ganzen Dienstpersonal und den Stammgästen der Table-d'hôte und des abendlichen Schoppens, scheinbar wieder von diesen zurückschenken ließ ... Und niemand hatte dies Manöver mit größerer Gewandtheit ausgeführt als seinerzeit Jodocus Hammaker, der einige Jahre lang, vor der ominösen Hängegeschichte mit Dominicus Rück, auch der Vertraute ihres Herzens und ihrer Kasse gewesen war.

Mundet's euch heute nicht? rief die Frau aus einem Fenster, das in die Einfahrt ihres großen und geräumigen Gasthauses ging. Denkt Ihr an die Karmeliterinnen, wo morgen Nachmittag groß Tractament sein soll, wie bei einer Kindtaufe! Wird ja bei Euer Gnaden eingeladen, als käm' eine Prinzessin ins Spital und wollte die Suppe kosten, die dann auch einmal aus Fleisch gekocht wird!

Damit reichte sie dem „gnädigen" Bettelvolk aus der mit ihrem Fenster in Verbindung stehenden Küche in die dargereichten Scherben Gemüse und Fleisch und füllte selbst die Gefäße, die oft so defect waren, daß sie ihr unter der Hand zerbrachen. Jeden Montag und Donnerstag fand diese Austheilung statt, die Tage ausgenommen, die noch etwaige Vergehen und die Gebote des Beichtstuhls hinzufügten.

Diese „Abfütterung", wie der Herr Oberkellner mit

verlegenden Gründen angefochten wurden. Unter jüngern Autoren war ihr mancher persönlich bekannt geworden: sie übertrug die Erinnerung an ihn auf die Stimmung, in der sie seine Schriften las. Wird man ihr verdenken, daß sie da oft die Freude über etwas im Einzelnen Gelungenes auf das Ganze übertrug und um die Schwächen einer Schöpfung den Mantel der Liebe warf? Die Zerwürfnisse zwischen den jüngern Autoren bekümmerten sie. Sie hätte so gern die Zeiten erneuert gesehen, wo in ihrer Jugend ein Freund dem andern in der Literatur noch Wort hielt, keine verletzte Eitelkeit gegebene Versprechen opferte, keine Einmischung unberufener Kräfte die auseinandertrieb, die ihr gemeinschaftliches Ziel nie aus den Augen hätten verlieren sollen. Es kostete sie eine schmerzliche Ueberwindung, wenn sie einräumen mußte, daß sich freilich mit den Zeiten auch die Bedingungen für unsre Literatur sehr verändert haben und daß Wahrheiten, die nur im Frieden gedeihen, auch einmal abgelöst werden mußten von Wahrheiten, die sich nur im Kampfe bewähren.

Seitdem in unserm Zeitalter die Männer in ihren Mackintoshs immer yankeeartiger und poesieloser werden, hat sich das Geniale, eine Menge Erscheinungen bestätigt dies, oft in Frauen lebendiger offenbart, als in jenen. Um wie viel mehr ist der Tod eines Wesens zu beklagen, das grade in Hamburg, einer Stadt, wo die geistigen Interessen mehr ein Nach-Dessert nach der derben Kost des täglichen materiellen Verkehrs sind, eine Tradition vergangener geistigerer Zustände aufrecht erhielt und einen bescheidenen, aber gewählten Kreis höhergestimmter Neigungen um sich zu versammeln wußte. Rosa Maria mag, da sie auf Aeußerliches wenig hielt, Vielen in jener Stadt sonderbar erschienen sein, und doch sind jährlich

goldenem Siegelringe apathiſch und ſeiner Stellung bewußt, ſie benannte, mußte raſch geſchehen, damit die Ordnung des frequenten Gaſthauſes nicht geſtört wurde. Die Lahmen und die Blinden, die alten Frauen und barfüßigen Kinder durften ſich nicht zu lange aufhalten und etwa die Gabe unter der Einfahrt oder im Hofe ſchon verſpeiſen, manche gar ohne Meſſer und Gabel wie die Wilden.

Die Wirthin ſchöpfte dabei immer aus, warf zuweilen ein ſchlechtes Stück mit einem derben Kraftworte an die Köchinnen hinter ſich zurück und ruhte nicht einen Augenblick im Nutzen ihres Mundwerks.

Das Stück geb' ich ja keinem Hund, viel weniger einem Menſchen! . . . O die Metzger! . . . Die bringen's aus! . . . „Kaufe keinen Ochſen ohne Knochen, Madame!" ſagte der neulich am Rothenthurm. . . Nun? Steht mir nicht ſo lange! Marſch! . . . Jeſus Marie, was iſt das für ein Topf? Ein halber Henkel kaum! . . . Ich glaube, erſt vorige Woche gab ich einen neuen! . . . Rickeschen! . . . hörſt du! Mach' mir mal den Rock hinten ein biſſel loſer! Zwei Haken! . . . So! . . . s'iſt mir heut ganz ſchlecht, denk' ich an die Frau, die ſie die Nacht umgebracht haben! . . . Weiß man denn immer noch nicht, Leute, wer's gethan hat? . . . Wozu iſt nun die wohllöbliche Polizei! . . . Jeden vergeſſenen Nachtzettel ſtraft ſie, von jedem Fremden, der von auswärts kommt, will ſie wiſſen, was er für eine Naſe hat, aber was drinnen in der Stadt vergeht unter den Spitzbuben und Räubern und Mördern —

Der Oberkellner rief den Aufhorchenden, die auf dieſe

Art auch noch die Zukoſt publiciſtiſcher Neuigkeiten und über Welt und Zeit allerlei freiſinnige Anſichten erhielten:

Marſch! Fort! Es kommen Fremde!

Nun, nun! rief nun wieder den Oberkellner verweiſend die Wirthin. Geduldige Schafe gehen viel in einen Stall! Dann aber polterte ſie doch wieder dem Oberkellner zu Liebe: Riekeschen, mach' fort, daß die Bagag' hinauskommt! Ihr Trampelthiere! Laßt doch erſt die Kinder vor!

Vom Lärm des Bettervolks und der Straße wurde die Rede der guten Lammwirthin übertäubt. Wagen kamen und gingen, Omnibus rollten, die Glockenzüge, die den Hausknechten ſchellten, wurden gezogen und jetzt bekam auch die Lachluſt ein Schauſpiel durch ein komiſches Intermezzo.

Zwei Italiener begrüßten ſich, wie es ſchien, nach jahrelanger Trennung...

Der eine kam eben mit dem Omnibus, der andere empfing den Ausſteigenden unter der Hausthür. Neben letzterm ſtanden zwei jüngere, die auf ihren Häuptern Bretter mit Gipsfiguren hielten und in dem Augenblick, als die beiden ältern die Zeichen der höchſten Freude austauſchten, das Gleichgewicht verloren. Eine mit Strahlenkronen geſchmückte Madonna fiel und zerbrach. Der ältere in grauem Kittel und Manchesterbeinkleidern, unſer Napoleone, hatte jetzt mindeſtens fünf Dinge zu gleicher Zeit zu erledigen... Einmal ſeinen aus London kommenden Bruder zu begrüßen, Marco Bianchi, einen ſcharfblickenden, ſchon graubehaarten Italienerkopf, dann ihm ſeine Söhne vorzuſtellen, dann wieder dieſen ihre Unachtſamkeit vorzuhalten, nun wieder auf ein Fenſter im fünf-

ten Stock zu zeigen, wo ein weiblicher Kopf herausſchaute, ohne Zweifel Porzia, und dann doch wieder ſtaunend auf die große Bagage ſeines Bruders Marco zu zeigen, die nun abgeladen wurde, und bei alledem auch noch die Umſtehenden zum Kaufen zu ermuntern!

E questo possibile! rief er. Dopo quindici anni rivedersi encora! . . . Asino, dove ai gli occhi! . . . Questo e mio figlio! Il mio segundo! Questo il terzo! La sopra mia figlia . . . Fa attenzione, asino! Di non dimenticare, quello che tu ai sopra la testa! . . . Fratello! Caro fratello! . . . Ma tu mi sembre un cavaliere! Cielo! Quel gran baulo! Attenzione cocchieri! . . . . . Buon albergo! Proprio et buon mercato! . . . Figuri kauf!

Alles das ging bunt durcheinander.

Bei allen dieſen Vorgängen ſitzt auf der dritten oder vierten Stufe der Treppe des Hotels Pater Sebaſtue und verzehrt mit Gabel und Meſſer, die ihm zur beſondern Auszeichnung die Wirthin dargereicht, ſein Gemüſe und ſein Fleiſch . . .

Er thut es ſonſt ſo hell umſchauend, heute aber wie ein völlig Abweſender . . .

Erbebend ſchon von der Begegnung mit dem Rittmeiſter und Landrath von Enckefuß, dem dritten in dem unheimlichen Bunde von damals, als man ſich das Wort gegeben zu haben ſchien, einen Mann wie den Kronſyndikus, Sproſſen der alten Sachſenherzoge, nicht die Folgen einer Uebereilung erleiden zu laſſen — war ſein Auge, irrend auf der mit Zetteln beklebten Wand, zu der er ſich abgewendet, — auf Serlo's Weib und ſeine Kinder gefallen . . .

Wenn man ſonſt von ihm ſagte: Da iſt ein Mönch, der ſich wie die Heiligen in Dornen wälzen könnte! ſo hätte man es heute wol glauben mögen. Das Reden der Wirthin, das Durcheinander der Bettler, die Begrüßungen und die Ankunft der Italiener hörte er nicht ... Mechaniſch verzehrte er ſeine karge Mahlzeit ... Schon war er mit ihr zu Ende, ſaß ermüdet, verſunken und ſtarr vor ſich niederblickend, die leere Schüſſel in der Hand, dicht an die Mauer gedrückt, um niemanden auf der lebhaften Paſſage der Treppe zu ſtören ...

Da kommt eine ſchon bejahrte, aber ſtattlich aufgeputzte Dame mit zwei leicht und behend die Stufen hinaufhüpfenden halbwüchſigen Mädchen ...

Plötzlich hielt die Frau inne, betrachtete ihn und redete ihn mit dem Gruße an:

Aber, Herr Doctor! Sind Sie es denn wirklich? Ja, kennen Sie mich denn nicht mehr, Herr Doctor Klingsohr?

Der Bruder Sebaſtus ſpringt auf, ſtellt ſeine Schüſſel zur Seite, betrachtet Madame Serlo-Leonhardi und Serlo's herangewachſene Kinder wie ein Irrſinniger, den jemand auf ſeine frühere Vernunft anredet und der ſich darauf von ihm wie taub abwendet, während doch ein gewiſſer trauriger Blick der Befremdung auszudrücken ſcheint, daß ihm eine Ahnung nicht ganz fern läge von dem, was der Anredende meinen möchte und was er einſt wirklich geweſen ſein könnte .... Er ſieht die erhitzt aus der zu ihrer abendlichen Vorſtellung abgehaltenen Probe Zurückgekommenen mit zuſammengedrückten Augen wie zwei-

ſeind und in Furcht an und geht von dannen, ohne ein einziges Wort geſprochen zu haben.

Wer die Scene beobachtete und der in Erſtaunen und in den lauten Ausruf ihrer Ueberraſchung ausbrechenden Schauſpielerin den vollen Glauben ſchenkte, daß dieſer Mönch ein ehemaliger Bekannter von ihr, ein Doctor Klingsohr wäre, konnte in der That hinzufügen: Jetzt aber iſt es ein Heiliger! Denn Pater Sebaſtus war vor ihr zurückgewichen, wie vor einer Bewohnerin einer ihm völlig fremden Welt; er hatte ihrer Annäherung ſich entzogen, wie einer Unreinen... Der Schein der völligen Entfremdung von ſeiner Vergangenheit hob und verklärte ihn faſt.

Dennoch ſchoß er an den Häuſern dahin wie ein Beſinnungsloſer ... Erſt, als ihm jener Dämon, der im menſchlichen Innern hockt und der ſelbſt unſerm tiefſten Schmerze höhnende Geberden machen kann, ſagte: Siehſt ja aus, als gehörteſt du auch zum Mummenſchanz! merkte er auf ſich ... In dem kleinen Schatten der Mittagsſonne ſah er ſich wie einen verhutzelten Gnomen durch die ſchattenloſen Gaſſen ſchreiten, in einer ihm wie jetzt erſt auffallenden Kutte, barhaupt, barfuß ... Das iſt deine Angſt, mit Komödianten verwechſelt zu werden, daß du ſo entliefſt! ſagten ihm jene innern Stimmen, die er ſchon ſonſt „Ironieen des Satan" genannt hatte und ſchon damals, noch ehe er an den Satan glaubte... Irrend wankte er dahin ... Kindern hätte er ſich anſchmiegen mögen mit einem: Nehmt mich mit!... In ſeine Wohnung wollt' er und fand ſie nicht — es war eine kleine Zelle in einem ehemaligen Profeßhauſe

der Jesuiten — dort gab es lange Gänge, selbst unterirdische aus den Zeiten her, wo die Kirchenfürsten diese Stadt als Regenten beherrschten und oft vor dem Trotz und dem Freiheitssinn der Bürger sich flüchten mußten — in eines dieser Verließe wieder, wo er schon öfter dahingetastet, dort mochte er sich verbergen, nur um die innern Stimmen, diese quälenden, zum Schweigen zu bringen ... An jeder Kirchthür verbeugt er sich ... an jedem steinernen Kreuze schlägt er eines auch auf seiner Brust ... die Momente der klarsten Anschauungen, des Witzes, der Unbefangenheit, der schärfsten Kritik über sich und andere, die er heute gehabt, weichen dem Paroxysmus, der schon damals im Mondenschein im Park von Schloß Neuhof die Gespenster Heinrich Heine's leibhaftig sehen konnte und von den alten Stammers redete, wie wenn sie säßen und Schön Hedwig beweinten, ihr Kind, das ihnen der wilde Jäger geraubt ... oder wie er seine Mutter sehen konnte, eine verschleierte Nachtwandlerin, mit der Lampe in der Hand und durch die Ahnensäle der Wittekinds schreiten ... oder wie er oft ganz deutlich am Strande der Ostsee Lucinden im nächtlichen Nebel den Klabautermann auf einem Schiffe zeigte ... oder wie er später, als er den Saft der Mohnblume wie alles erproben wollte, sich dem Gangesgott im Kelche der Lotosblume verglich ... Wie hätte ihn noch der Mord der Buschbeck schütteln müssen, wenn er den in Erfahrung gebracht! Nur war er nicht der Mann des Hörens, sonst hätte er längst davon vernehmen müssen ... Der Geist, der jetzt ihn jagte, war — die Erinnerung an Lucinden.

Immer tiefer kommt er in das Labyrinth der engsten

Gaſſen... Nichts will er ſehen von den lichteren Straßen, ſelbſt die nicht, wo die Zeitungsexpeditionen liegen, die ſeine neueſten Artikel verkaufen — dem Laden Klingelpeter's, wo eben die zinnernen Athanaſiusmedaillen in die Welt gehen, ſchießt er vorüber... Alte Frauen plötzlich, in ſeltſamen Trachten, den Kopf mit grellfarbigen Tüchern umwunden, ſitzen vor verfallenen Häuſern und zupfen Werg aus alten Matratzen... Der Staub wirbelt auf... Fremdartig geſprochene Laute wecken ihn... Nichts von den Heiligen, nichts mehr von der Gottesmutter... Bei den Juden iſt er... in der Rumpelgaſſe... Hier wohnen ihrer Hunderte dicht beiſammen, Kleider hängen an den Häuſern, alte Möbel verſperren die Wege, Flaſchen und Gläſer ſtehen an den Fenſtern und nun erſt findet ſich der Taumelnde zurecht.

Vor einem der rothbraunen Häuſer, gebaut aus Steinen, die vielleicht übrig geblieben von damals, als die Vorvordern der Einwohner dieſer Gaſſe ſich einſt ſelbſt verbrannten, um der zu Zeiten im Mittelalter epidemiſchen Verfolgungswuth zu entgehen, ſtand der wie im Kreiſe Getriebene plötzlich ſtill und betrachtete den Geſchäftsreichthum einer Trödelfirma, die ſich „Nathan Seligmann" nannte...

Hinter ihm aber ſteht ein Mann, der ihn beobachtet. Es iſt nicht unſer Löb, der von ihm trotz des Judaeus Apella ſo altburſchikos behandelte Anbeter der heute mit einem Blumenſtrauß gefeierten jüdiſchen Druice Veilchen Igelsheimer, die dem Geſchäfte ihres Verwandten vorſteht mit einer Kenntniß des Alterthums und des Gerümpels der Jahrhunderte, die Lucinde an der Maximinuskapelle

geahnt zu haben schien, als sie dem Wirth zum „Weißen Roß" als den eigentlichen Wardein der von dem Knaben verkauften alten römischen Münzen den Ahasver selbst genannt hatte.

Eine andere Persönlichkeit war es, die den Mönch daherkommen und vor dem Trödelhause Nathan Seligmann's sinnend halten sah ...

Den Rücken auf einen Stock stemmend, der fast zusammenbricht von der weniger schweren, als vielleicht ermüdeten Last, denkt das etwa vorhandene Menschenstudium desselben beim Anblick eines in den Trödelkram verlorenen Franciscanerpaters: Pater Sebastus? Der Franciscaner? Will der Juden bekehren? Mit Veilchen Igelsheimer den Anfang machen? Fehlt ihm in seiner Klause ein Luxusgegenstand, den er dort einzuschmuggeln gedenkt unter der Kutte? Eine Lichtputze, eine Lampe zum Studiren, eine Laterne für die unterirdischen Gänge, wenn er die geheimnißvolle alte Pforte im Gewölbe des Profeßhauses finden sollte? ... Wie er die Kleider betrachtet! ... Doch nicht etwa den alten rostigen Ritterhelm? ... Doch nicht den Dreimaster und den Galanteriedegen dazu? ... Oder den Frack mit ellenlangen Schößen und die carrirten engen Beinkleider, die ihm vor Jahren ganz gut mögen gepaßt haben?

Der Späher, der selbst wie ein Irrender bald da, bald dort still gestanden und fast die Spalten der Thüren, die Risse der alten Häuser betrachtet hatte, als könnte er sich in sie verkriechen, ja als suchte er nur allein dem Sonnenstrahl auszuweichen, wie weiland der allein in der Nacht lebende Held Trojan, ein Vampyr der serbi-

ſchen Sage — der Späher tritt in ein Haus zurück ... Der Mönch macht eine Bewegung, als wollte er weiter gehen ...

Bald aber erkennt der Späher, daß dies Weitergehen nur die bekannte Bewegung iſt, die einen andern Entſchluß maskirt. Einigemal wendet ſich der Mönch, als hätte er ſich im Wege geirrt, wäre unſchlüſſig, ſich links oder rechts zu wenden, und ehe er noch darüber von jemand beobachtet zu ſein glaubt, iſt er verſchwunden. Selbſt für den Späher iſt er es, der in eines der alten Häuſer getreten ... Scheint dieſer doch ſelber zu fürchten, belauſcht zu werden.

Nach einer Weile tritt der Späher wieder hervor und ſieht ſich vorſichtig um. Die heiße Mittagszeit macht die Gaſſe menſchenleerer als ſonſt. Dann an den niedrigen Fenſtern Nathan Seligmann's vorüberſtreifend, erkennt er den Pater durch die Trödelvorräthe hindurch ... Er befindet ſich unter ihnen ... Was kann der Mönch dort wollen? Er ſcheint zu handeln? Um was? Er zeigt auf ſeine Kutte ... ſieht er dich? Vorübergleitend entſchlüpft der Lauſcher.

Sein ſonſt ſo elaſtiſcher Spürſinn iſt heute frei von aller Unternehmungsluſt.

Wankend ſchreitet auch er dahin ... nimmt einen Weg, er weiß es ſelbſt nicht wohin ... an den Straßenecken wird ein Anſchlag der Polizei angeheftet ... Hundert Thaler dem, der eine Spur zur Entdeckung des Mörders der Frau Hauptmann von Buſchbeck angibt ... Sonſt war er ſo flink, ſolche Summen zu verdienen, er, der alle Spelunken der Stadt, die Herbergen der Freude und des Raubes kennt ... Weiter wankt er, grüßt und

achtet nicht des ausbleibenden Gegengrußes ... Gewohnt scheint er das ... Sonst studirt er jedem, den er grüßt, eine Frage nach seiner Lage, nach seinem Thun und Treiben und eine selbstgegebene Antwort an ... Auch heute hätte er Gelegenheit gehabt, seine gewohnten Glossen zu machen.

Da fährt Herr Bernhard Fuld in einem eleganten Coupé mit seinem jungen Weibchen neben sich in ihre Villa hinaus nach Drusenheim ...

Der Späher scheint zu denken: Sie fahren wie mit Extrapost! Man glaubt wegen des europäischen Gleichgewichts und vielleicht ist nur eine neue Toilette aus Paris gekommen, die sich vor Ungeduld Madame selber abgeholt hat!

In einem Gig fuhr sich hinter ihm her der Freund der Fulds, Herr Gebhard Schnitz; ein Groom sitzt neben ihm, die Hände ineinander geschlagen, wie wenn er der Herr wäre ...

Der Späher sieht ihm nach und weiß vielleicht schon: Ist die bestellte Caricatur am nächsten Sonntag fertig, wenn ihr eure Landpartie macht?

Ein offen zurückgeschlagener großer Wagen mit zwei Damen und einem Herrn biegt um eine Straßenecke ...

Der Späher erschrickt im ersten Augenblick, zieht tief den Hut und blickt dem Wagen nach: Madame Hendrika Delring! Sie fährt vor dem Fünfuhr-Diner noch mit ihrem Mann aufs Land, weil sie von einer Gelegenheit gehört haben, für den ersten — gemischten — Enkel des Hauses Rattendyk eine vortreffliche Amme zu bekommen ... Die neue Gesellschafterin wol bei ihr? ... Nein! Die

berühmte Namen nach Hamburg gekommen, die nicht die Palläſte derer, wo man von Gold und Silber ißt, aufſuchten, ſondern das kleine Haus, wo Roſa Maria waltete! Und Manchen kenn' ich, der eine Einladung zu einem Diner bei den reichſten Börſen-Karyatiden ausſchlug und es vorzog, zu Fuß mit Roſa Maria und ihren Angehörigen nach Wandsbeck zu pilgern und bei ländlicher Koſt ſich an der Würze der anregenden Empfänglichkeit ihres Geiſtes — ſo drückt man ihr Weſen wohl am paſſendſten aus — zu erheitern.

So weile denn Dein Schatten unter uns, Du theure Geſchiedene! Dein Andenken halte uns zuſammen und webe fort und fort an der Kette, die wir in einer Zeit, wo es immer ſchwerer wird, die höhere Signatur der Menſchen zu erkennen, unſern Händen nicht wollen entgleiten laſſen! Sollen wir die Erinnerung an Dich auf Deinem Grabe mit Blumen, die Du ſo liebteſt, feiern, oder Dich überall finden, wohin die nun entfeſſelte Seele im weiten Aetherreich auf Schmetterlingsflügeln ſich ſchwingen darf? Nein, Dein Glaube an das Jenſeits war nicht gebunden an Ort und Raum. Du biſt ein ſeliges Atom geworden in dem Weben der Natur — und wenn wir auf grüner Flur bei abendlicher Heimkehr Johanniswürmchen leuchten ſehen, wenn die Welle mit ſanfter Klage an das Ufer ſchlägt, wenn im Winter die Flamme im Kamine ſingt, das Geſpräch ſtockt und ein Engel durch's Zimmer geht, oder wenn wir wieder unter grünen Bäumen ruhen und hören es ob unſern Häupten leiſe in den Wipfeln rauſchen, dann wollen wir, die wir ihre Freunde waren, uns die Hände drücken und andächtig flüſtern: Roſa Maria iſt unter uns!

ſchreibt an ihren Freund Hunnius, daß im Domſtift immermehr Platz wird ... Oder iſt es die Kleine —

Aufſchreckend wankt der Beobachter dahin ... immer weiter und weiter ... allmählich ermannt er ſich und tritt in eine Weinſchenke, ſich in der Hitze eines Nachſommertages zu ſtärken ...

Doch des Redens über den Mord auch hier kein Ende ...

Man klagt die Frau Hauptmännin an und ſagt faſt, ihr wäre recht geſchehen, und ſchon ſetzt er an, ſie zu vertheidigen und eine ganze Rede wickelt ſich in ihm auf: Sehr wohl kannt' ich die Aermſte, aber glauben Sie mir, meine verehrteſten Herrſchaften, ſie war mehr krank als böſe! Die Vortrefflichſte glaubte an die Seelenwanderung und war in Fledermäuſe verliebt, weil ſie hoffte, die würden ſie einſt durch die Lüfte ins Jenſeits tragen! ... Für den König der Fledermäuſe ſparte ſie gefangene Mäuſe und Batzen und Coupons ... O wie oft habe ich ſie gebeten, ihre Guitarre neu beziehen zu laſſen! Aber nur zwei Saiten wollte ſie auf ihr dulden; die eine war ſie, die andere Bruder Hubertus im Kloſter Himmelpfort, genannt der „Abtödter" ... Wie oft pfiff ſie mir ſein Leiblied, als er noch ſchmuck und grün durch die Wälder daherkam aus Holland und Java, wo ihn die Indier gelehrt hatten, wie man Menſchen ſo weit bringen kann, nur noch dreißig Pfund zu wiegen, die Hälfte vom Nettogewichte meines Bauches vor dem Mittageſſen! .. O ihr hättet ſie ſehen ſollen, die Frau „Baronin", wenn ſie die Thür verſchloſſen hatte und durch das Schlüſſelloch mit mir über den Stand der Zinſen und die Leiden der weſtfäliſchen Domänenkäufer

ſprach, deren Obligationen ſo werthloſes Papier geworden ſind! . . . Das Schluchzen dann hinterm Schlüſſelloch hätte euch gerührt und ihr hättet ein Gemüth bewundert, das dreißig giftige Pfeilſpitzen liegen hatte und doch allen denen vergab, die ſie beſchuldigten, ihre Dienſtboten nur aus böſem Herzen zu quälen, während es nur ihr unglückſeliges Loos war, daß ſie in der Nacht Mitgefühl bedurfte, zufällig zu einer Stunde, wo friſche und geſunde junge Mädchen zu ſchlafen pflegen! . . . Eine, ja Eine, die iſt ihr einmal zu Dank geweſen! Das hat ſie mir oft erzählt! Die blieb ein Jahr, neun Monate, funfzehn Tage, drei Stunden bei ihr! Die hat ſie dann aber auch, ſo ſagte ſie oft, ausgeſtattet wie eine Prinzeſſin! Auf ein vornehmes Schloß hat ſie ſie gegeben, wo ſie wie eine Prinzeſſin gehalten wurde; nur ſeidene Kleider und goldene Spangen mit Juwelen durfte ſie da tragen; aber ſie war ja ſelber ſchuld, kicherte die gute Baronin hinterher, daß ſie's nicht lange genoß . . . der Nickel wollte auch die Krone haben! ſagte ſie. Und dann huſtete die Edle wie aus feuchten Kellern heraus die liebreichen Worte: Na aber, da haben wir ſie ſchön abgeführt!

Möglich, daß der wirkliche Vortrag dieſer Erzählung durch die Erinnerung an das grelle Lachen gehindert wurde, in welches die Hingeopferte nach ſolchen und ähnlichen vertrauten Mittheilungen ſich in Gegenwart ihres guten Freundes und Rathgebers zu verlieren pflegte . . . Oder was iſt es, daß er die Weinſchenke verläßt? . . Es iſt drei Uhr . . . Am Hahnenkamp begegnen ihm vier fröhliche Menſchen, unter ihnen ſein wärmſter Beſchützer

nächſt Dominicus Rück, der Aſſeſſor von Enckefuß ... Aber ha! Auch Benno von Aſſelyn, dem er noch geſtern Abend ſo dicht unter die Augen getreten, als wollte er ſagen: Sieh mich genau an! Ich bin's! Unglücksmenſch, du, du, den ich möchte — warum ſahſt du mich ſo oft Abends von Rendezvous kommen, wo eine ſiebzigjährige Eule, getrennt von mir durch eine verſchloſſene Thür, mir ihre Gefühle und ihre ſtolzeſten Hoffnungen auf die Beſchämung eines gewiſſen Ungetreuen, des grünen Jägers, erzählte ... Warum blickſt du mich ſo forſchend an? Menſch! Was wendeſt du ſo den Kopf zum Aſſeſſor? Dich, dich möcht' ich —

Ganz gehorſamſter Diener! ... Tief verbeugt er ſich bei alledem und lächelt ...

In fröhlichſter Champagnerlaune grüßt Thiebold de Jonge und macht ſich den gewohnten „Witz" mit ihm, im Geſpräche Anſpielungen zu machen auf das unenträthſelt gebliebene Hängen des Sporenritters in partibus, dieſen „Witz", der ihn ſeit Jahren verfolgt, der ihn ſo martert, ſo quält, daß er im Begriff iſt, nach Amerika auszuwandern — für immer ...

Aber bei alledem zieht der Erbebende ſeine weiße Halsbinde in die Höhe und ſagt, im Stil eines Beleſenen, zu Thiebold de Jonge:

Herr de Jonge! Ein Wald! Ein Wald! Ein Königreich für dieſen Wald! Bei Witoborn! Wann kann ich aufwarten?

Ihre Eichenwälder ſind zu jung! Nicht ein Aſt, an dem ſich eine rechtſchaffene Seele aufhängen kann! Hahahaha! ...

So lachte der Spötter und die andern gingen gleichfalls lachend oder fragend und die Köpfe zuſammenſteckend an ihm vorüber ...

Daß aber auch der Aſſeſſor lachen konnte! knirſcht es in ſeiner Seele ...

Er überlegt ſich aber alles ... Er wohnt in dieſer Stadt mit dem Damoklesſchwert überm Haupte und ſollt' es eigentlich gern haben, wenn ihn zwar nicht heimlich, doch offen die Polizei fallen läßt. Er muß ſich's ja ſauer verdienen, daß man ihn ſchont und damals auf Rück's Lachen Rückſicht nahm, als er nach Aachen wollte, nach „Spaa", wo er ſpäter ſein „ihm gehörendes" Geld wirklich verſpielt hatte ... er mußte ſich's verdienen durch die doppelte Tragfähigkeit ſeiner Schultern, die linke geiſtlich, die rechte weltlich ... und in der Mitte ein Herz voll Ehrgeiz ſogar und ein Menſch, der ſtudirt hat! Sieh! Dieſer Herr von Aſſelyn ... Außer Rück und Schnupha'e weiß niemand in der Welt als er, daß er in Abendſtunden mit Hexen ſchwärmen kann ... Wie er ſich vorbeugt zum Ohr der andern und wie ſie auf mich zurückſchielen! Menſch — dich ſchleudr' ich aus dem Wege!

Ein Kieſelſtein flog vor ſeinem Knotenſtock, daß davon beinahe Herr Joſeph Moppes getroffen wurde ...

Dieſer kam wie immer mit Noten unterm Arm und probirte im Gehen ſeine Quartette ...

Selbſt Joſeph Moppes, der als halber Virtuoſe doch Beifall und Popularität nöthig hatte, dankte nur halb dem ſchnell gebotenen Gruße ...

Nun wankt der faſt zuſammenbrechende Fuß durch die Marcebillenſtraße ... dicht vor dem Hauſe des Mannes, den er ſollte aufgehängt haben, vorüber ... Es iſt daſſelbe neue ſtattliche Haus, in dem jetzt bis vier Uhr Nachmittags die Arbeit des Procurators ruhte ... nebenan

säuselnd sind's die schönen Linden des Gartens, der zum Hause gehörte, Bäume, die noch gerade so grün und stillbewegt standen wie damals, als er um die Mittagszeit aus dem Fenster gesprungen und das in Gedanken mitgenommene Schlüsselbund zurückgeworfen haben sollte, die Tasche mit 30000 Thalern beschwert ... In diesen Garten blickte niemand, als die Zöglinge des daranstoßenden Convicts, die gerade eine Freistunde hatten und an dem Gartengrün die müdegearbeiteten Augen stärkten und ihn nun sehen, ihn verrathen mußten ... Fünf Jahre war es her, Hammaker war durch Rück's Zeugniß von jedem Verdacht freigesprochen, er durfte zu jeder Zeit in das Haus des Mannes eintreten, den er aufgehängt haben sollte; aber wer erträgt die Qual des Verdachts, den Spott, die Anspielungen auf die Procedur des Hängens, wenn die Menschen mit ihm redeten und vom Binden, Schnüren sprachen, ja auch nur von einer „verwickelten" oder „kurzabzuschneidenden" Verhandlung ... Konnte Er nicht den Kopf erheben? .. Noch heute früh nach der Aufnahme des Thatbestandes und der Rückkehr des Assessors vom Frühstück bei Benno von Asselyn ... was war nicht alles, als er zitternd unter den Menschen weilte und, zum Tode erblassend, den Assessor auf sich zukommen sah, zwischen ihnen besprochen worden! Die drohende Zunahme der Aufregung, die Stiftung von Gesellen- und Meisterbündnissen, manche Verbrüderung zu Rath und That, die man nicht hemmen konnte und die doch auszuarten drohte im Hinblick auf die Zeit und die schlimmen Ausbeuter der Leidenschaften ... Die Gemüther auf dem Lande und in der Stadt von den kirchlichen

Fragen aufgeregt ... zwei Richtungen sich kreuzend, die politische und die hierarchische, eine der andern zur Seite gehend, solange das nächste Ziel dasselbe... Schon Berathungen hier, Versammlungen dort ... Stürmer und Dränger, wie sie in Kocher am Fall geredet, überall ... unter dem Landvolk Wortführer, die schon anfangen bei verschlossenen Thüren zu sprechen ... Die Regierung von anonymen Warnungen aufgeregt ... Winke von den Gutgesinnten, Drohungen von den Feigen ... Namen genannt, die die Häupter einer Erhebung werden sollen, wenn es dem Lande an die Kränkung seines Theuersten gehen sollte ... Sogar Schnuphase auf den gefahrvollsten Bahnen; denn darin, daß er nur hin- und herreiste zur „Beruhigung", gerade darin lag die Aufregung ... Im Hüneneck, an der Insel Lindenwerth, war der Herd des Ganzen bei einem großsprecherischen Wirthe Namens Joseph Zapf ... und der neue John Hampden, der neue Bürger Lafayette, der Sohn des Volkes, der einer möglichen Bewegung zum Haupte dienen konnte ... eben kommt er daher ...

Ein Mann mit kühnen Schultern und von freier Rede, ein Fürsprech im neubegründeten Severinus- oder Handwerkerverein ... Eine große, stattliche Figur von herculischem Körperbau, über die Vierzig hinaus, gerötheten Antlitzes, mit dem Ausdruck gutmüthiger, aber reizbarer Beschränktheit ... An dem unter einem langen Oberrock getragenen Schurzfell erkennt man den Küfer ...

Wie geht es Ihnen, mein lieber Herr Lengenich?
Ei, Herr Hammaker!

Endlich ein Mann, der ſich über die Begegnung mit ihm zu freuen ſchien . . .

Haben Sie endlich den Proceß gewonnen?

Welchen?

Den Druſenheimer! Schlagen Sie den Blutacker los? Sechshundert Thaler ja wol?

Neunhundert, Herr Hammaker! Ich ſchlag' ihn nicht los!

Eigenſinniger Mann! Neunhundert Thaler! Viel Moos!

Die Ehre, Herr Hammaker! Die Ehre! Die Ehre! Was iſt der Menſch ohne Ehre!

Ein wahres Wort!

Wir, denk' ich, wir beide wiſſen es!

Braver Mann! Aber was nützt Ihnen die druſenheimer Ehre?

Wo ich geboren bin, Herr! Bin in die Welt mit Ehren hinausgezogen! Der Acker ſoll wüſt und leer bleiben, bis die Gemeinde und mein Bruder nicht mehr hinter mir rufen: Ab instantia!

Erhaben! Aber —

Verkannt, Herr Hammaker!

Aber —

Ein Ehrgefühl muß der Menſch haben, wo ein Nadelſtich ans Leben geht!

Wie fühl' ich mit Ihnen!

Ab instantia — Wegen Mangel an Beweis! Alle glauben und wiſſen meine Unſchuld! Nur ein Bruder und die druſenheimer Gemeinde ſagen: Laß hier deinen Acker! Sagen's ſo zweideutig, als wenn ich —

Ruchlos! Ruchlos!

Dornen und Disteln und Steine sollen drauf wachsen — ich bin Bürger in Drusenheim und bleib' es!

Wenn nur — Seligmann nicht Auftrag hätte — Ihnen zu bieten, was Sie wollen! Fuld's junges Weibchen will einen Pavillon hinter ihrer Villa haben! Es ist so prächtig draußen! Waren Sie lange nicht dort? Ach, meine Heimat! ... Ach, meine alte Mutter! ...

Guter Herr Hammaker! Auch Sie verkannt! Um diesen Acker hab' ich Thränen vergossen, mehr, als in Drusenheim Wasser fließt!

Das ist kein Wort, Herr Lengenich! In Drusenheim ist der Bach das ganze Jahr trocken und nur der Saft der Rebe fließt ... Eine Prise?

Zitternd wird sie dargereicht ... freudig angenommen. Lengenich und Hammaker, wie dieser ihm aufgeredet, sind die Opfer des Ab instantia-Absolvirens. Lengenich lebte in der Dunkelheit der Moppes'schen Weinkeller, wußte nichts von der Oberwelt, nicht einmal etwas von dem Mönche Sebastus, dessen Vater er beschuldigt worden ermordet zu haben, er sah nur immer, wenn es Licht um ihn wurde und er im Severinusverein präsidirte, den Himmel offen und die heilige Jungfrau mit der Wagschale der Themis in der Hand, wie sie ihm zuwinkte und alle Kronen der jenseitigen Gerechtigkeit an ihn austheilte. Seine Stimmung war die des geblendeten Simson, der zuletzt die Säulen der Paläste zusammenreißt ... Einen Proceß gegen den Kronsyndikus zu beginnen hatten ihm Rück und Hammaker entschieden widerrathen — fehlte doch vor allem jenes im ersten Augenblick von ihm an der

Leiche gefundene Stück eines grünen Tuches, das ſo plötzlich damals abhanden gekommen ...

Glauben Sie Geſpenſter, Herr Hammaker? fragte Lengenich jetzt und wie heimlich.

Entſchieden! ſagte Hammaker und zitterte, obgleich er nur ſcherzen wollte ...

Ich ſah den Mann, den ich ſoll erſchlagen haben, neulich deutlich und als Mönch ſah ich ihn, aber hager und lang — das Geſicht war es —

Der Deichgraf?

Stephan Lengenich erzählte, daß er kürzlich in den großen Weinkellern ſeines Principals, des Herrn Moppes, einſam gearbeitet hätte. Düſter hätte die Lampe neben ihm gebrannt, mehrmals wäre ſie ihm ausgegangen, wie zuweilen geſchähe, wenn er gerade an den Fäſſern arbeitete, die an einem der kleinen vergitterten Fenſter ſtünden, die in einen alten unterirdiſchen Gang einigen Lichtſchimmer fallen ließen. Seit Jahren galt dieſer Gang für verſchüttet oder zum Aufbewahrungsort für Geräthſchaften dienend, die zu den noch in der Nähe befindlichen geiſtlichen Häuſern gehörten. Von ſeiner Arbeit aufblickend, erzählte Stephan Lengenich, hätte er durch das Gitter das volle Geſicht des Deichgrafen erblickt ...

Ich glaube Geſpenſter, Herr Lengenich! Aber manchmal iſt es auch blos der Dunſt von altem Nierenſteiner!

Meinen Sie? In dem Gang ſteht ein altes Marienbild, nicht weit von einem der Fenſter ... Halt' ich die Lampe drüberher oder thun's die Grubenräumer, die zuweilen durchziehen —

So lebendig geht's da unten her?

Das meiſte Leben geben die Ratten, Herr! ... Aber das uralte Marienbild, das muß ich mir alle Tage betrachten, obgleich ich eigentlich — die Gnadenreiche vergeb' es mir —

Ihre alte verrätheriſche Geliebte in ihr erkennen?

Die nicht! Die andere! Die Geliebte von dem Doctor!

Die gegen Sie ausſagte!

Wie aus den Augen geſchnitten! Obgleich das Bild ſchwarz iſt — ſie hieß auch Schwarz —

Wer? fragte Hammaker zerſtreut folgend ...

Lucinde Schwarz —!

Lucinde Schwarz! ... Hammaker wußte doch ſonſt alles in ſeinem Gedächtniß unterzubringen, er hatte auch ein Schubfach für dieſen Namen, er wußte das, er konnte es jetzt nicht ſogleich wiederfinden, obgleich er erſt vor einer Stunde ſie zu ſehen geglaubt hatte ... er grübelte auch: Sollte der Küfer nichts von dem Mönche Sebaſtus wiſſen?

Gerne hätte er alles das geſagt, aber Wichtigeres wälzte ſein Inneres ...

Sie ſind zu fromm! ſagte er ...

Statt aller Antwort greift Lengenich in ſein Schurzfell, zieht zwei blinkende zinnerne Medaillen hervor und will eine davon dem Manne darreichen ... Dann zieht er ſie wieder zurück und ſagt: Sie ſind ein Studirter!

Herr Lengenich! Ich bin ein Studirter, aber ich habe eine alte Mutter! Drüben in den Sieben Bergen wohnt ſie! Ich beſuche ſie oft! ... Ihr zu Liebe lieb' ich — Gott — und ich — ich kann Ihnen zeigen — was ich auf dem Leib trage ...

## II.

## J. D. Assing.

(An den Herausgeber der Europa.)

---

In Ihren früher zerstreuten, jetzt gesammelten Schriften, lieber Freund, haben Sie so oft verstanden, aus Ihrem Leben den Königsberger Kern herauszuschälen, daß ich neuerdings, diese Partie Ihrer Jugenderinnerungen wieder durchblätternd, nicht umhin konnte, recht lebhaft an mich heran eine Gestalt treten zu lassen, die nun dem Schattenreiche angehört, und die in jener Gallerie gesinnungsfester und eigenthümlicher Königsbergischer Stadtkinder einen Ehrenplatz verdient. J. D. Assing, Arzt in Hamburg, Gatte Rosa Marias, der Schwester Varnhagens von Ense, ist ihr bald gefolgt. Der Egoismus unserer Zeit, den, wie Sie werden gelesen haben, so eben Jemand in Leipzig zum Mittelpunkt eines neuen gesellschaftlichen Systems gemacht hat, dieser Egoismus hat auch verhindert, daß bisher über diesen eigenthümlichen Mann einige öffentliche Worte zum Vorschein kamen. Um die Schuld Anderer abzutragen, sprech' ich um so lieber von ihm, als Sie hier die Bekanntschaft eines Königsberger Landsmannes ma-

Er deutete auf ſeine Bruſt und lüftete ein wenig das Oberhemd, um einige Amulete zu zeigen ...

Dann nehmen und behalten Sie! ſagte Lengenich. Es iſt die — wie heißt der Name?

Hammaker, aufhorchend, lieſt die Umſchrift und ſpricht das ſchwierige Wort aus:

Athanaſiusmedaille!

Kommt von Rom! ... Was iſt der Menſch ohne dieſen Beiſtand! Da, Herr, konnt' ich beichten! Da, Herr, glaubte man mir! Wenn hier etwas an unſern Rechten, an unſern Geſetzen gerüttelt würde —

St!

Vor wem ſollen wir uns fürchten?

Nächſten Sonntag — hm! — auch in Truſenheim?

Jeden Sonntag bin ich in Truſenheim!

Ich meine — am Abend — am andern Ufer — am Hüneneck?

Sie wiſſen —?

Zu Joſeph Zapf?

Ich ſollte fehlen?

Würdiger Mann!

Lengenich ſah, daß Hammaker über alles unterrichtet war, was vom Rolandswirth Joſeph Zapf in dem Drang der Umſtände zum Beſten der großen Sache des Landes vorbereitet wurde.

Stumm ſchütteln ſich beide die Hände — der Küfer die weiche und zarte des Agenten, dieſer die rauhe des, wie es ſchien, von den geheimen Leitern für die Stunde der Gefahr auserſehenen Vorkämpfers.

Stephan Lengenich ging jetzt ...

Esel! — lag zwar in dem ihm nachschauenden Blicke Hammaker's, als der Küfer mit dem an die mächtigen Lenden schlagenden Schurzfell von dannen schritt ... aber sein Muth zum Humor verläßt ihn ... er sieht die Menschen an den Straßenecken ... Hundert Thaler! ... Er liest es jetzt selbst: „Besonders ist es wünschenswerth Auskunft zu erhalten über einen Unbekannten, der an einigen Abenden in der Dunkelheit die Ermordete besucht haben soll" ...

Nun hält er sich an einem Mitleser, um nicht umzusinken ...

Die Zähne klappern ... die Lippen beben und rechnen: Freitag, Sonnabend, Sonntag! ... Dreimal vierundzwanzig Stunden noch bis zu dem Augenblick, wo — Einer am Hünenek sich den Hals brechen muß! „Unbekannter"! ... Einer muß ausgehoben werden aus dem Neste — mit allen! ... Ein Bote Rück's — ist er! Ein Vorredner — ist er! Ein Freisinniger — ist er! Diese tödlichen drei Tage ... wenn nur Sonntags neun Uhr alles beisammen! ... Wer kann das wissen? ... Hier! Dort drüben! Jean Baptiste Maria Schnuphase ...

Man fürchtet sich zwar drüben auch vor ihm, wie überall ... Er greift aber zu einem Mittel der Demuth ...

Weg mit dem Blick von den hundert Thalern an der Straßenecke — da ist ein elegantes Aushängefenster eines Schusters — die glänzenden Schuhe und Stiefel gestatten ihm, in ihrem Spiegel Toilette zu machen ... Sein Rock ist gewöhnlich, wenn auch nicht so diogenesartig, wie der bei seinem Gönner Rück ... aber seine Wäsche ist sauber, der Hut von derselben grauen Farbe wie der

Sommerrock, aber vom feinsten Velpel ... Eine weiße Halsbinde legt sich leicht und lose um sein wohlgenährtes Kinn ... Nicht nur ist er so sauber rasirt, daß man fast hätte annehmen mögen, Jodocus Hammaker hätte überhaupt keinen Bart, sondern die ganze Hautfarbe des Gesichts ist von einer Weiche, die nur durch die seiner Hände übertroffen wird ... Die dunkelblauen Augen haben einen schielenden Glanz, die Nase ist stumpf, dem Munde fehlen einige Zähne ... schweigt aber Jodocus oder blinzelt und lächelt süß oder affectirt eine treuherzige Sicherheit, die wieder mit geschäftlichem Eifer verbunden scheint, so liegt nichts Abstoßendes in dem nächsten Eindruck, dem sogar der des Schmachtenden nicht fehlt ... Dabei ist die Stimme leise, flüstert und lispelt und steht mit der Höflichkeit des Benehmens in Einklang ... Tiefauf seufzt er, sich Muth zu holen ... Denn daß sogleich von der gemeinschaftlichen Freundin, dem Opfer dieser Nacht, würde gesprochen werden, weiß er schon ... er überlegt, daß er sein Gespräch beginnen will mit einer Verlegenheit für ihn, für die Damen ... er weiß, daß dem Anlaß zum Eintreten, den er nehmen will, auch der fünfjährige Spott auf Binden und Knüpfen nahe liegt — dieser Spott, der ihn in acht Tagen nach Amerika führen wird — er wagt aber dies Mittel der Einführung und gibt sich eine Haltung.

Hammaker findet das hohe lichthelle „Gewölbe" des steinernen Hauses wie immer in seinem saubersten Glanz.

Er findet, umflossen von Weihrauchduft, beide Schwestern zugleich anwesend. Die Nebenthür eines et-

was dunkeln Zimmers, das einen Ausgang zum Vorplatz des Hauses hat, ist offen. Vor Hammaker hat Eva nicht nöthig die Thür zu schließen. Vollkommen weiß er, was drinnen zu sehen ist ... Die Schwestern haben dort noch ein' Extrageschäft von Herrenhemden ... Diese Geschäftsthätigkeit des „Herrn Maria" war eine willkürliche Ausdehnung seiner Privilegien und brachte ihn mit den Schneidern der Stadt in Collision; allein er nahm nur die Aufträge verschwiegener Herren an und diese gleichsam nur als Vertrauens- und Freundschaftsaufträge.

Auf einem Drehsessel, hochthronend, sitzt da aber auch Herr Maria. Erst vor wenig Stunden ist er angekommen von einer seiner vielen Ausfahrten und schon wieder schreibt er, eine bläulich angelaufene Brille auf der Nase, hochachtungsvollst und tiefergebenst Worte der Mittheilung, die mit allen Feinheiten des Stils und der Interpunktion gerade jetzt — es war für Beda Hunnius — an folgender Stelle angekommen waren:

— — „ohne Zweifel keine andere Bestimmung haben dürfte als, in des hochbetagten, eben verschiedenen Greises Stelle, einzurücken, derowegen eine Verzögerung der Audienz, nicht unwahrscheinlich eingetreten sein möchte, nun aber auch kein Zweifel sein dürfte, daß das Vicariat an einen Candidaten, verliehen werden könnte, welcher, lediglich die kleineren Aemter zu versehen hätte, mittlerweilen die großen dürften, dem jungen Domherrn zugeschlagen werden, worüber, indessen nicht zu zweifeln sein dürfte, daß Ew. Hochwürden zwar keine Berufung dürften zu gewärtigen haben, ohne jedoch

nicht unwahrscheinlich sein zu lassen eine schmeichelhafte Erhebung zum Ehren-Kanonikus, falls nämlich, die bevorstehende Visitation durch den Gubernial-Präsidenten von Wittekind-Neuhof, Excellenz, die Hände dem hohen Kirchenfürsten, Eminenz, so ungebunden lassen dürften, als Hochdessen feste Willensmeinung und Geneigtheit für Ew. Hochwürden Wirken über allen Zweifel erhaben sein lassen dürfen und, wenn ich gewogentlichst um Entschuldigung bitten dürfte, daß ich die laufende Mittheilung an Wohldieselben für heute abzubrechen wage, so muß ich die schaudervoll ergebenste Anzeige auch noch eines Mordes anfügen, welcher diese Nacht unbekannterweise einer Dame zugestoßen ist, welche" —

„Vöter!" lautete eben an dieser Stelle durch Unisono die Mahnung der Töchter, auf den eben eingetretenen Besuch zu achten . . .

Aus den tiefsten Labyrinthen des Periodenbaues, aus den Geheimnissen der Curie und einer sich eben in die Reproduction einer Mordscene verlierenden Phantasie erwacht Schnuphase und wendet die blaue Brille nach der Rechten und zu gleicher Zeit auch dem Drehsessel einen nur ganz harmlos gedachten Ruck gebend . . .

Da aber des Agenten Hammaker ansichtig werdend bekommt sein Schrecken eine Elasticität, die ihn im Nu um die Achse des Drehsessels herumwirbelt, sodaß er gerade mit dem verfänglichen Nacken einem Manne gegenübersitzt, von dem bekannt war, daß er die Menschen an Kronleuchterhaken aufhängte.

Was — „verschösst" — uns — die Ehre? stammelt er und windet seine glücklicherweise leichten Beine

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04315/638

aus der Umklammerung der Drehschraube des Sessels los und sucht aus seiner schwebenden Lage auf ebenen Boden zu kommen.

Die Töchter stehen minder erschrocken. Herr Hammaker war von jeher gegen sie die Huldigung und Süßigkeit selbst.

Er nähert sich ihnen und äußert mit Artigkeit und einem sich tief unterwerfenden Tone seinen gerührtesten Dank für die ihm gewordene Aufforderung der Fräulein, sich der Erzbruder- und Schwesterschaft zum schwarzledernen Gürtel einverleiben zu wollen, deren Embleme sie vertheilten ...

Beide junonische Gestalten sehen sich mit erstaunten Blicken an. Ihre dunkeln Augen rollen, die Augenbrauen senken sich tief niederwärts und ein ersichtlicher Aerger macht sie in dem Augenblicke jede um zehn Jahre älter, d. h. gerade so alt, als sie waren.

„Schwörzlöderner" Gürtel? fragt Schnuphase zur Besinnung gekommen und ergreift den Brief, den ihm Hammaker als Ausweis entgegenhält ...

Es war ein lithographirter und demnach eine an viele Einwohner der Stadt abgesandte Einladung der Fräulein Eva und Apollonia Schnuphase, sich der Gnaden und Abläße theilhaftig zu machen, die jeden erwarteten, der in die Erzbruder- oder Erzschwesterschaft vom schwarzledernen Gürtel des heiligen Nikolaus von Tolentino eintreten würde.

Sofort erkannte man, daß hier ein Falsum vorlag ...

Die Aufregung, die diese Entdeckung hervorbrachte, war nicht gering. Die Damen betrachteten den Brief von

allen Seiten, der Vater bat um die Erlaubniß, ihn ſämmtlichen geiſtlichen Herren zeigen zu dürfen, was jedoch entſchieden von ſeinen Töchtern abgelehnt wurde.

Ein „Extrös-tückchen" der „Pörtei", rief er, die nicht genug hat, die Kirche zu hindern, nach ihren Geſetzen zu leben, „ſöndern" die auch noch —

Ein vollkommen gerechtfertigter Zorn erſtickte ſeine Stimme.

Die Schweſtern traten mit dem Briefe bei Seite und flüſterten, von welchem Lieutenant oder Referendar wol dieſer ghibelliniſche Spott herrühren konnte . . .

Der jetzt aber vertraulichſt Eingeführte erhielt alle die Mittheilungen, die er nur über die Verſammlung beim Rolandswirth zu hören wünſchte.

Das Einverſtändniß war vollſtändig . . . Hammaker ſeufzte tief auf und zog die eben empfangene zinnerne Medaille, um ſie mit Verklärung zu zeigen . . .

Wie auf ebenſo viel Legionen des Himmels hoffend, öffnete Schnuphaſe eine Schublade des Schreibepults, in der einige Hundert dieſer Medaillen lagen.

Dann noch ein Austauſch des gemeinſchaftlichen Schmerzes über die hingeopferte Dame . . .

Noch keine „S — pur"? war die dreifache Frage im Uniſono.

Mit einem Blick gen Himmel, als wenn allen dieſen Leiden nur von oben geholfen werden könnte, empfahl ſich Hammaker . . .

Eine Stunde darauf fand Benno beim Eintreten in Rück's „Schreibſtube" unter einem Dutzend Pulten auf

dem ſeinigen einen Zettel mit den eben erſt raſch hingekritzelten, friſch mit Sand beſtreuten Worten:

„Die Erben des Riedbauern Kipp in Euskirchen wünſchen über ihres Erblaſſers Paſſiva, ehe ſie das Beneficium inventarii antreten, eine vertrauliche Recherche — citissime! — Freitag früh Termin in Overladen Fasc. 1310ª. — Sonnabend in Sachen cª Fiscum bei Zapf am Hüneneck die Vermeſſung der Ufergrenze — Ich ſpreche Sie aber noch um ſechs — das Dampfboot geht, glaub' ich, um acht."

Es war die Hand des Procurators.

Der Name des Hünenecks war für Benno ein Klang, der ihm auf Augenblicke die Beſinnung nahm ...

Eine ſo ſchnelle Trennung von Bonaventura! Aber drei — drei volle — ſelige Tage in Armgart's Nähe — vielleicht eine Begegnung mit ihr!

Zum Arbeiten fehlte ihm alle Sammlung. Er zählte nur die Minuten, bis es ſechs ſchlug. An ſein Ohr tönte nur die Glocke im Hafen und das Brauſen und Rauſchen im Dampfrohr, die mahnenden Zeichen zur Abfahrt.

## 7.

Bis sechs Uhr hatte Bonaventura auf die Rückkehr des Mönchs gewartet und er hätte dann lieber wünschen mögen, er wäre nicht gekommen ...

Der Pater kam in einer Aufregung, die ihm wahrhaft beängstigend wurde.

Gleich die Art, wie er von den mit ins Grab genommenen Lesarten des Origines, dem wirklich erfolgten Tode des bewußten Domherrn, dann von Bonaventura's Aussichten auf dessen Stelle sprach, war für sein Gefühl verletzend ...

Dann führte er ihn wie in blinder Wahl einem Thore zu ... Er versprach ihm den angenehmsten Eindruck von einer Promenade um die alten Wälle der Stadt. Einige der letztern waren zu öffentlichen Vergnügungen bestimmt. In mäßiger Entfernung von einem solchen, den man den Apostelgarten nannte, beredete er Bonaventura, sich mit ihm auf eine im Gebüsch versteckte Bank zu setzen und durch eine Oeffnung der Gesträuche dem Treiben in dem überfüllten Lokale zuzusehen. Da und dort standen Tische und Lauben, die immermehr sich besetzten und füllten; Kellner und Kellnerinnen schritten

chen, deſſen Eigenthümlichkeit alle die lebenswarmen Schilderungen beſtätigt, die Sie uns vom Königsberger Weſen entworfen haben.

Des ſeligen Immanuel Kant kategoriſcher Imperativ ſcheint mir ſo recht aus Herzensgrunde das Princip der Königsberger Bildung zu ſein. Iſt es nicht ſo? Ich habe meine Freude immer, wenn mir Menſchen aus jenem hohen deutſchen Norden begegnen. Ich finde immer eine ſo ſchöne Miſchung von Gemüth und Verſtand, kein hohles Räſonnement, ſondern erfahrungstreue Gedanken, die in ſichrer und bei Allen faſt einſtimmiger Form vorgetragen werden. Nirgends in Deutſchland iſt aus unſrer Literatur, faſt möcht' ich ſagen, aus unſerm Bücherleben ſo viel in die praktiſche Wirklichkeit übergegangen, als bei der Bildung des Königsbergers. Die Ferne vom Heerde der deutſchen Gedankenerzeugung, der organiſchen und der blos künſtlichen, dieſe Ferne hat den Königsberger zu allen Zeiten gezwungen, die Thatſachen eines ſchon in ſlaviſche Berührungen kommenden Lebens mit den fremdher genommenen Abſtraktionen dringender zu vermiſchen. Gläubiger iſt nirgends in Deutſchland das Alles, was der Stolz unſrer Bildung iſt, verehrt, als dort am Pregel. Rührend war mir oft, Königsbergern zu begegnen, die inniger, wärmer, treuer am Ueberlieferten, am Klaſſiſchen hängen, als wir Andern, die wir hier oben in dem „ſauſenden Webſtuhl" der Gedankenſchöpfung mitten inne ſitzen. Daher auch, aus dem Grunde dieſer ehrlichen und redlichen Glaubensfähigkeit, dieſer frommen und anhänglichen Unterordnung unter das einmal als wahr Erkannte, jener zähe Widerſtand gegen Alles, was der einmal gefaßten Ueberzeugung entgegenſteht. Die Liebe und Treue im Königsberger, die hohe Verehrung der

hin und wieder von einem nach außen angebrachten Büffet eines einstöckigen langen Hauses. Rings hatte das Auge die Aussicht auf Häuser und Gärten, auf alte zerklüftete Mauerreste, hier auf einen wohlerhaltenen epheuumwundenen Thurm, dort auf eine baumbeschattete Kapelle, in weiterer Entfernung auf eine neue Ringmauer, Theile neuer Befestigungen, dann über sie hinweg auf die Kette der Sieben Berge — alles das vermochte auf einige Zeit zu fesseln ... Sogar eine Nachtigall schlug plötzlich und der Mönch lachte über seinen Begleiter, der nicht sogleich entdeckte, daß dieser nach der Jahreszeit völlig unmögliche Ruf von einem Künstler kam, der drüben die Vogelstimmen nachahmte.

Hören Sie nur! rief der Pater, als Bonaventura die Kunst des Mannes bewundern mußte, der bald auch die Lerche steigen und die Amsel singen ließ, die halbe, nicht fertig gewordene Nachtigall, wie Sebastus sie nannte. Sehen Sie nur den Menschen! fuhr er fort. Ist es nicht ganz ein Affe! Und doch hat er so sein Ohr erzogen! Wie er den kleinen Nachschleifer trifft, wenn Hans Kanarienvogel mit der Roulade fertig ist und ganz armselig hintennach noch ein kindisch Töuchen gibt, als wäre der große, mächtige Triller vorher gar nicht so majestätisch gemeint gewesen! Wie dumm sieht der Mensch aus und alles das hat er belauscht im Walde und auf dem Vogelmarkt! Auf Noten steht das nirgends geschrieben! Ich wünschte, daß Sie ihm für diesen Blick in die Natur einen Groschen schenkten; ich habe kein Geld ...

Der Vogelmensch kam jedoch nicht. Er sah die beiden Geistlichen, verbeugte sich in der Ferne und ging ...

Nun ſpielten drei Mädchen zugleich mit einem Alten ein Concert. Eins ſpielte die Harfe, zwei die Geige, der Alte ſtrich das Violoncell . . .

Venaventura wollte gehen; aber der Mönch, der ſein geiſtlich Kleid ganz vergeſſen zu haben ſchien, ſagte:

Wie das toll iſt, wenn Mädchen die Geige ſtreichen!

Die Spielerinnen waren keine Kinder mehr. Aufgeneſtelten Haares, mit verſilberten Pfeilen in den Flechten, in blauen Kleidern mit rothen Shawls, die ſie vor ihrer Production abgelegt hatten, ſtrichen ſie die Geige, herausfordernd, ſicher und trotzig. Vorher hatten ſie Handſchuhe ausgezogen . . .

In alten Tagen, ſagte der Mönch, konnt' ich nun einer ſolchen Vagabunden-Romantik nicht widerſtehen! An ſolches Volk mußt' ich herantreten, mußt' es nach ſeiner Heimat fragen und aus ihm heraus mir Poeſie des Lebens locken . . . Nur hölzerne und lackirte Sirenenköpfe ſind's! Ganz, wie ſie auf der hamburger Rhede auf die Bruſt der Dreidecker geſtellt werden!

Und als weilte des Mönches Phantaſie jetzt auf dem Hamburger Berge, ſo ſummte er für ſich hin und ſinnend im Heine'ſchen Tone:

Es kichern und lachen die Geigen
Wie Mädchen, trunken vom Wein,
Die Clarinetten meckern
Wie Böcke und Satyrn hinein:

Die Flöte ſchluchzt, wie wenn dem Monde
Des Schneiders Herz klagt, was es litt!
Der Baß und die Pauke, die Alten,
Die reiten zum Blocksberg mit!

Bonaventura erhob ſich. Der Mönch folgte wie in taumelndem Schritte ...

Wol eine halbe Stunde gingen beide völlig lautlos nebeneinander ... Bonaventura, erſchreckt von der noch ſo offenbaren Unfertigkeit des neuen Gebäudes im Innern ſeines Begleiters, deſſen Gerüſt Pater Sebaſtus doch mit ſoviel weithin in die Welt hinausſchallenden Axtſchlägen gezimmert hatte ... Dieſer ſelbſt mit erſichtlich ſich hebender Bruſt, kämpfend und ringend mit Dämonen der Erinnerung ...

Ja, Sie Glücklicher! ſagte er nach einer Weile zu Bonaventura, obgleich kein Wort des Vorwurfs von deſſen Lippen gekommen ...

Wieder ein langes Schweigen ... Dann blieb in einer Straße, auf dem Römerwege, der Mönch ſtehen und ſagte:

Das da iſt das Karmeliterinnenkloſter! Ich kann es nicht ſehen, ohne zu ahnen, daß auch mein Lebensloos einſt ... Du guter Pater Ivo! ... Lang und hager ſchreitet unſer Pater Ivo dahin, grüßt niemanden, iſt immer nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt ... Morgens, Mittags, Abends vollführt er das Amt unſeres Tafeldeckers ... Er hütet ſtreng ſeinen alten Wandſchrank, in dem unſere hölzernen Teller, unſere Krüge, unſere Brotmeſſer liegen ... Sorgſam deckt er den Tiſch ... Nie wird er den Teller des einen mit dem des andern vertauſchen ... redet man ihn aber an, ſo hört er nicht ... Tief iſt er mit ſich, mit ſeinen Tellern und mit ſeinen Geiſtern beſchäftigt ... Früher waren es Fliegen, die er ſo in Gedanken haſchte ... Ivo hatte ein ſchönes Schloß, in

unſern Bergen ... er erklärte es verkaufen zu müſſen, weil es von Fliegen wimmelte ... Niemand ſah dieſe Fliegen; nur Er war Tag und Nacht hinter ihnen her und jagte ſie ſogar im Winter und im Frühjahr ... Bald bekamen die Fliegen eine andere Geſtalt ... Sie verwandelten ſich in ſchöne Frauen ... Alle die Bilder, gemalte und lebendige, die mein Freund — Jérôme von Wittekind — (Sebaſtus hielt eine Weile inne) und Graf Johannes von Zeeſen auf ihren Reiſen in Frankreich und Italien geſehen, umſchweben wieder den Pater Ivo, aber er betrachtet ſie wie ein unſchuldiges Kind ... Er kennt die ganze Gefahr dieſer Erſcheinungen ... Es ſind ſchlimme Meerweiber, Meluſinen, Helenen, um die Paris wirklich und Fauſt nur geſpenſtiſch freite — ihm ſelbſt ſind ſie längſt unſchädlich geworden, ſchon ſeitdem er Thereſe von Seefelden kennen lernte und ſich mit ihr verlobte, leider nur auch dieſe zu bald verwechſelnd mit der einzigen Frau, die ihm von allen perſönlich bekannt geblieben, dem „Ewig Weiblichen“ genannt Maria ... Dem Dienſte der Gottgebärerin widmete er ſich, ſammelte alle Lieder, die je auf ſie gedichtet und geſungen wurden, gab ſein Vermögen für eine Stiftung der Krankenpflege, die ſeine Familie ſchon ſeit einem Jahrhundert begründen ſollte — der Irre einem Irrenhauſe! — und verjagt nun in unſerm Kloſter, das er in noch zuweilen lichten Momenten betrat, die Bilder, die — nur zu lebhaft noch vor anderer Augen ſchweben! ... Huſch! Huſch! iſt ſein ſtetes, leiſe vor ſich hingeſprochenes Wort und ſein Singen im Gehen das Lob Mariä ... Dieſen Geſängen, die er vor ſich hinmurmelt, ſchreibt er eine

große Kraft zu; selbst am Hochaltar flüstert er: Husch! Nicht für sich, sondern für uns verjagt er die Melusinen ... Ich sehne mich nach seinem Husch! ... Hier in dem Kloster betet Schwester Therese für ihn — und um die Verzeihung der Gottesmutter, daß sie eine Zeit lang eifersüchtig auf sie war.

Wenn auch diese Erzählung wie etwa das Adagio einer auf einer Straße spielenden Musikantentruppe vom Wagengerassel übertönt wurde, klang sie doch in Bonaventura's Innern tief schmerzvoll nach. Die Fälle sah er jener krankhaften Erscheinungen, die von ihm nicht geahnt wurden, so oft man von Wiedererweckung des alten kirchlichen Lebens sprach. Oder sollte er der Stimme seines Innern Gehör geben, die ihm mit seltsamer Erregung zuflüsterte: Ist dem Mönche — Lucinde begegnet?

Es war Abend geworden ... Das Angelus läutete ... Arbeiter drängten sich in den staubigen Straßen ... Das Gewühl nahm so zu, daß Bonaventura von des wie träumenden Mönches Seite abkam und dieser ihn entweder plötzlich verlassen oder aus den Augen verloren hatte ... Den Eindruck des fast Gespenstischen, den ihm der Mönch machte, nährte auch der Umstand, daß er so harmlos Jérôme's als seines Freundes erwähnen konnte, gar nicht wissend, wie es schien, daß Bonaventura mit Jérôme verwandt war ... Wie ein Lebendigbegrabener erschien ihm der Mönch, wie ein Todter, der anfing sich seinen Leichentüchern zu entwinden.

Bonaventura suchte Benno auf und fand ihn in seiner Wohnung mit dem Vervollständigen seines Koffers beschäftigt.

Ich muß abreiſen, ſagte Benno aufgeregt; noch heute, guter Freund! Morgen früh ſchon hab' ich am Hünened einen Termin abzuhalten! Das Dampfſchiff geht in einer halben Stunde!

Wie gern hätte ſich Bonaventura ihm angeſchloſſen! Morgen ſprech' ich wol den Kirchenfürſten! ſagte er.

In drei Tagen ſeh' ich dich wieder als deſignirten Domherrn, den jüngſten aller Kirchenprovinzen germaniſcher Zunge!

So hohe Erwartungen ablehnend, half Bonaventura dem Freunde und begleitete ihn in einem Wagen in den Hafen, in kurzer Erzählung alles zuſammenfaſſend, was ihm der Tag an Erlebniſſen und ſchmerzlichen Bereicherungen ſeiner Seelenkunde eingetragen.

Benno empfahl dem Freunde aufs dringendſte eine Anknüpfung mit dem „guten Kerl", dem Thiebold de Jonge, von dem er keinen Abſchied hatte nehmen können.

In die Beziehungen beider Freunde zu Armgart war Bonaventura nicht eingeweiht.

Auch blieb kaum noch die Zeit, der Meldungen an den Oheim in der Techanei zu gedenken und Benno's Worte zu vernehmen:

Bei Rück erfuhr ich's, es iſt kein Zweifel, die Ermordete iſt eine Schweſter unſerer guten Tante! Seit Jahren ſind ſie getrennt! Was ihr Geiz zuſammenſcharrte, hat ſie dem Bruder Hubertus im Kloſter Himmelpfort vermacht! Das Meiſte davon fehlt aber, da der Mörder die Gelegenheit kannte und die werthvollſten Papiere und Gold und Silber an ſich raffte! Wer die That vollbracht hat — ich glaube die teufliſche Hand

zu kennen! Noch aber hab' ich meinen Verdacht gege
niemand auszusprechen gewagt, denn ich fürchte den Zu
sammenhang mit Personen, die zu schonen sind. Komm
ich zurück, so soll mich nichts hindern, meine Ver
muthungen auszusprechen, wo die rechte Stelle ist.

So, fast nur von Einem Gedanken beherrscht, fuh
Benno von dannen. Bonaventura mußte eilen, da
Dampfboot zu verlassen ...

Ein banger, erwartungsvoller Abend dann ... e
fand die Berufung zum Kirchenfürsten für morgen vor.

Der Mönch kehrte nicht wieder und Bonaventure
war dessen froh ... Er sann und sann:

Ist hier Christus oder Belial?

Er mochte nicht richten ... ja er gestand zu, Got
schenkt jedem Menschen besondere und nur für ihn be
rechnete Offenbarungen. Diese stehen in keiner Bibel,
in keinem Buche, sind überhaupt nicht mit Worten zu
fassen und zu bezeichnen. Sie sind ein einziger Klang,
den wir aus dem Sphärenall wie herausgefallen zu
vernehmen glauben, ein Glanz wie von einer Stern-
schnuppe, wenn diese eine Störung genannt werden
kann in der ewig gleichen Harmonie der Weltbewegung ...
Solche Offenbarungen gibt der stille Wald, das Mur-
meln der Quelle, auch der leise Schlag einer Uhr, die
wir auf dem Tische vor uns liegen haben. Da sickert
so Tropfen an Tropfen hinunter in den großen Zeiten-
strom und macht uns sorgloser durch das Gefühl, daß
alle Dinge irgend an einer Grenze ankommen müssen ...
Er mochte nicht richten.

Eine starke Waffe in allem Leid und aller Anfechtung

der Seele ist dann reine Liebe. Die reicht einen ehernen Schild dem Arm zum Kampfe gegen Leidenschaft und Ungeduld. Ihr Visir schützt das Auge, nichts zu sehen von den Lockungen der Welt. Reine Liebe hütet selbst die Träume. Ohne Kampf entwaffnet sie die Gedanken und verklärt sie mit himmlischem Lichte, daß nur das Gute und Edle in uns lebt ... Pflanze, Jüngling, reine Liebe schon auf den ersten Ringplatz deiner Berührung mit der Welt! Reine Liebe im Herzen, wirst du im Alltäglichsten dich vom Duft des Schönen, vom Palmenfächeln des Großen, vom Hosianna innerer Siege umweht fühlen!

So lebte in Bonaventura ein Name, der alles Chaos in ihm ordnete ... Paula ... und ein ferner Männergesangchor sang dazu durch die stille Nacht: Das ist der Tag des Herrn!

Am folgenden Morgen mit dem Schlage Zehn trat er in den kirchenfürstlichen Palast.

Sein Herz klopfte, als er durch die langen Corridore des Hauses dahinschritt.

Verblaßte Malereien zierten zuweilen das Stuckgetäfel der Decken; an den Wänden hing hier und da eine alte Schilderei in schwarzem, wurmstichigem Holzrahmen, ein alter Städteprospect von Merian, eine alte Landkarte von Homann; in vereinzelten Nischen standen Heiligenbilder, mit frischer, lichter Oelfarbe überzogen, im dürftigen und selbst beim Heiligen weltlichen und koketten Geschmad der Zopfzeit, Engel auf Stellungen berechnet, Marieen auf Faltenwurf ...

In einem düstern Eckwinkel lagen die Wohnzimmer des Kirchenfürsten. Im Gegensatz zu den auf den fri-

volen Luxus des vorigen Jahrhunderts deutenden Corridoren waren diese Zimmer so dürftig ausgestattet, wie Actenstuben oder Sessionssäle.

An der Unruhe eines zuerst kommenden großen Wartezimmers hätte man eher glauben mögen, sich bei einem Minister, als bei einem hohen Geistlichen zu befinden ...

Eine der hohen Thüren führte in das General-Vicariat ...

Hier klirrten sogar die Sporen der Gensdarmen, die Säbel der Ordonnanzen. Man brachte vom Gouvernement und von der Militärverwaltung Fragen und Antworten, holte und gab Bescheide. Kanzleiboten trugen Acten ab und zu. Dazwischen gingen und kamen Geistliche und Ordensfrauen. Wer nicht beim Generalvicariat oder beim Kirchenfürsten sofort Einlaß bekommen konnte, saß harrend und nutzte nach neukirchlicher Sitte jeden unbeschäftigten Augenblick zum Heile seiner Seele nutzen. Man grüßte mit neugierig aufblitzenden Augen und warf den Blick sogleich wieder in das Brevier, das man aufgeschlagen auf dem Schooße liegen hatte. Ein schwerer Druck lag auf allen, nur auf denen nicht, die als Sendboten oder Vertreter der weltlichen Gewalt kamen.

Der junge von Enckefuß fehlte nicht. Er setzte einem jungen, hagern, lächelnd, doch aufmerksam zuhörenden Geistlichen mit lauter Stimme auseinander, daß die einen nahen Wallfahrtsort besuchenden Züge nicht durch die Stadt gehen dürften; er beschrieb die Route, die sie zu machen hätten, und wünschte, da er eine Auswahl anbot, in Kürze die Wege zu wissen, die der Kirchenfürst gewählt

wünschte, da es an Aufsicht dabei nicht fehlen sollte. Des jungen Beamten Haltung und Rede war fest und bestimmt, scharf und kalt, wie dies der Ghibellinen Weise.

Auch Civilpersonen aus dem Volke sah man. Es mochten Dorfvorstände und städtische Abgeordnete sein. Ihnen setzte der junge schlanke Priester, meist mit Achselzucken und einer gewissen Duldermiene, auseinander, daß die von ihnen erwarteten höhern Bescheide immer noch nicht eingetroffen. Es galt dies ohne Zweifel jenen Pfarrstellen, die allein besetzen zu dürfen die Kirche so dringend begehrte und die sie die weltliche Gewalt beschuldigte, wenn die Stellen gut waren, so lange offen zu halten, bis nur diejenigen damit belohnt würden, die darauf hin eine entsprechende Gesinnung zeigten.

Der schlanke, etwas niedergebeugt gehende junge Geistliche trat auf Bonaventura zu und sprach, als er dessen Namen vernommen, ein freudiges:

Ah, Herr von Asselyn!

Sogleich fügte er hinzu, er würde alles versuchen, den Herrn Pfarrer von St.-Wolfgang sobald als möglich an die Reihe der Vorgelassenen zu bringen.

Bonaventura sah, daß er mit dem vielgenannten Secretär, Kaplan Michahelles gesprochen.

Dieser war in die innern Räume eiligst wieder zurückgekehrt ...

Das Wesen des jungen Mannes zeigte sich charakteristisch genug. Seine Gesichtszüge waren scharf, geistvoll und von einer eigenthümlich lächelnden Ironie, die auf ein zwar zurückgehaltenes, aber doch sich ganz so stark, ganz so berechtigt, mindestens so muthig fühlendes Bewußtsein schließen

verbürgten Wahrheit, die man vertheidigt ohne Menſchenfurcht, das Alles iſt nur möglich durch den kategoriſchen Imperativ, ob den nun Kant ſeinen Landsleuten eingeimpft hat, oder ob er ihn als Königsberger ſeiner eigenen Vaterſtadt verdankt.

Aſſing war der Sohn iſraelitiſcher Eltern, die Vermögen genug beſaßen, den ohnehin nur klein und ſchwächlich Gebauten Medizin ſtudiren zu laſſen. Er beſuchte die Univerſitäten Halle und Tübingen und wandte ſich zuletzt, zur größern Ausbildung ſeiner Kunſt am Krankenbette, nach Wien. Beim Ausbruch des Befreiungskrieges folgte er von Berlin aus erſt dem ruſſiſchen, dann dem preußiſchen Heere als Militärarzt, ſiedelte ſich nach dem Frieden dauernd in Hamburg an, wo er Varnhagens Schweſter ehelichte und iſt als geachteter Arzt kurz vor dem Hamburger Brande geſtorben.

Die zerſtreuten Gedichte Aſſings werden vielleicht in Kurzem von ſeinen beiden geiſtreichen Töchtern, Ottilie und Ludmilla, herausgegeben werden. Als noch mit jedem Herbſt ein goldgeſchnittener Muſenalmanach erſchien, fehlten Aſſings anſpruchsloſe Poeſieen ſelten; auch im Morgenblatt wird man ihm in Gedichten, die ſich zunächſt an die Art ſeines Freundes Juſtinus Kerner anſchloſſen, oft begegnet ſein. Aſſing beſaß keine vulkaniſche Dichternatur, die in gewaltigen Feuerſtrömen etwa ſich entladen hätte. Seine Inſpiration glich dem ſinnigen Luſtwandeln ſeiner Gattin, die im Felde immer den Blick zur Erde heftete und da und dort an einer Hecke, an einem Baume oder mitten auf dem grünen Raſen ſtille ſtand, um die Freunde auf eine Blume, eine Blüte oder Frucht aufmerkſam zu machen. Lektüre und Erfahrung lieferten ihm die Stoffe, die er freilich nur dann bearbeitete, wenn ſie ihm

ließ, wie es allen katholischen Priestern, von Seiner Heiligkeit, dem „Knechte der Knechte" an bis zum untersten Dorfpfarrer, eigen ist.

Auch Bonaventura zog sein Brevier und setzte sich an ein Fenster des großen Zimmers, das auf die jenseitige Straße ging.

Wenn hohe Würdenträger kamen, standen die Geistlichen und Klosterfrauen auf ...

So vor dem Generalvicar, der eben aufgeregt und verstimmt von dem Kirchenfürsten zurückkehrte ...

Man wußte, daß mit jenem sowol der Letztere, wie der Syndikus der Curie und diejenigen einflußreichen Glieder des Kapitels, die sein „gewaltiges Vorschreiten" misbilligten, im Streite lebten.

Auch vor dem Regens des Seminars erhob man sich, der gleichfalls wie nach einem Wortwechsel vom Kirchenfürsten zurückkam ...

Bonaventura erfuhr die Namen. Einige der streitigen Punkte kannte er. Die Seminaristen, angesteckt von dem neuen Geiste der römischen Opposition, hatten an dem Kirchenfürsten Vorschub gefunden in gewissen Auflehnungen gegen die vom Staat beliebte und vom Regens vertretene Ordnung des Seminars.

Einige Professoren der Universität, die eine von Rom verurtheilte Dogmatik gelehrt hatten, kamen in besonders gedrückter Stimmung und stellten die Bitte, den Kirchenfürsten sprechen zu dürfen. Bonaventura kannte sie und war fast der einzige, der sie grüßte. Einige von ihnen waren zugleich Lehrer eines Seminars und ihnen war es geschehen, daß sie plötzlich keine

Schüler mehr hatten. Im Beichtstuhl hatten alle Alumnen auf Befehl des Kirchenfürsten geloben müssen, ihre Vorträge nicht mehr zu besuchen.

Michahelles kam zurück, trat verbindlichst zu Bonaventura und zog ihn zu sich an eine Fensterbrüstung ...

Sie werden sogleich vorkommen! flüsterte er und setzte mit leiserer Stimme hinzu: Ich freue mich, von Eminenz schon die Erlaubniß zu haben, Sie mit seinem Vorhaben bekannt zu machen! Wenn Sie die angenehme Erinnerung, die er seit lange an Sie nährt, wieder erneuern und Sie noch einige Tage der nähern Prüfung und Verständigung werden zu Ihren Gunsten überstanden haben, so ist es seine Absicht, Sie ganz und mit wichtigen Aufgaben an uns zu fesseln!

So stand das Gefürchtete wirklich in Aussicht ...

Ein Diakonat an der Kathedrale und eine Domherrenstelle sind offen; fuhr Michahelles fort und setzte mit noch gedämpfterer Stimme hinzu: So könnten Sie auch Hoffnung gewinnen, sich wieder Ihrer Heimat zu nähern, denn das wechselnde Besetzungsrecht des Archipresbyteriums St.-Ludgeri bei Witobern, das mit dem erledigten Vicariate eine jeweilige Visitation der dortigen Pfarrei verbindet, fällt diesmal an uns, d. h. an unsern Vorschlag. Die Lutheraner haben, wie immer, die Entscheidung ...

Diese mit einer seltsamen Schärfe vorgetragene Mittheilung erschütterte Bonaventura.

Er mußte nach dem angedeuteten, ihm unbekannten Verhältniß noch einmal fragen ...

Michahelles erklärte es:

In die alte Kirche St.-Ludgeri bei Witoborn sind faſt ſämmtliche Dorſte'ſchen Beſitzungen eingepfarrt. Seit urdenklichen Zeiten ſteht über dem Pfarrer derſelben ein Archipresbyter, der bald von der diesſeitigen, bald von der jenſeitigen Kirchenprovinz beſtimmt wird. Sie würden ſicher zuweilen gern bei Weſterhof leben, wo gegenwärtig die Gräfin Paula in ſo ſchwierige Verhältniſſe verwickelt wird! Daß ſie auch ſeit kurzem wieder von ekſtatiſchen Zuſtänden begnadet iſt, wird Ihnen bekannt ſein! Es würde zu den erfreulichſten Zeichen unſerer Tage gehören, wenn ſich das Beiſpiel der gottſeligen Emmerich wiederholte und auch uns wieder eine Seherin und Prophetin erſtünde!

Und mit einer nicht mehr zu bewältigenden Macht drängten ſich auf Bonaventura's Herz die Gedanken: Deshalb beruft man dich! Du, du ſollſt es ſein, der wieder eine „Nonne von Dülmen" ins Leben rufen hilft! In deiner Nähe ſieht Paula den Himmel offen, in deiner Nähe heilt ſie Kranke und ſagt die Zukunft voraus! . . .

Und noch ehe der lächelnde, aber die wohlwollendſte Ermuthigung ſprechende Blick des Kaplans dieſe Ahnung beſtätigt hatte, mußte er abbrechen und zu einem eben Eintretenden eilen . . .

Dies war die oberſte Perſönlichkeit der weltlichen Behörden der Stadt ſelbſt, ein mit Orden bedeckter Präſident. Er kam feierlich, in erregter Haltung und, wie es ſchien, mit einem officiellen Auftrage.

Von einem Wartenlaſſen war da keine Rede. Sogleich öffneten ſich zum Kirchenfürſten alle Thüren . . .

Michabelles flüsterte im Vorübergehen in Bonaventura's Ohr:

Der längst angekündigte eigenhändige Brief des Königs!

Michabelles folgte erwartungsvoll ...

Alles war vor dem Präsidenten aufgestanden. Auch aus dem Generalvicariate waren Geistliche und Weltliche getreten, die ohne Zweifel die feierliche Auffahrt des Präsidenten beobachtet hatten. Alles schien in höchster Spannung. Bonaventura wußte, daß es eine Entscheidung über die gemischten Ehen galt. Sein Sinn war getheilt, sein Herz im Kampfe ... Ihn hatte man ausersehen, den Kampf um Paula's Erbe mitzukämpfen! Ihn wollte man in die Nähe eines Wesens senden, das ihm unendlich theuer war, wie ohne Zweifel von früher her Manche wußten ... Dem Kloster, der Kirche, dem Kampfe der Parteien sollte er eine große Eroberung gewinnen!

Die Gedankenreihe auszuführen in allen ihren Folgerungen — in ihren seligen, in ihren tiefschmerzlichen — behielt er nicht Zeit ...

Der Präsident kehrte nach kurzer Weile zurück, ebenso feierlich und bestimmt, wie er gekommen ...

Er grüßte die sämmtlich sich Verneigenden. Dem Generalvicar drückte er die Hand ...

Diesem entschlüpfte ein bedeutungsvoll aufgeschlagener Frageblick — jenem ein Achselzucken ...

Alles das war ein Moment ...

Bonaventura mußte voraussetzen, daß der Brief des Königs kurz und bündig übergeben und ebenso von dem

Priester Immanuel entgegengenommen war und daß der täglich erörterte Streit heute von beiden Seiten ohne weitere Wiederaufnahme blieb.

Wie sehr mußte er annehmen, den Empfänger in einer Aufregung zu finden, die seine kleine Sache in den Hintergrund drängte!

Michahelles kam, fertigte die Professoren ab, sagte laut und fast verletzend, daß sie Seine Eminenz vor völliger Unterwerfung unter das Breve Roms, das ihre Lehre verwarf, nie empfangen würde, winkte Bonaventura und ließ diesen eintreten.

Bonaventura mußte zwei Zimmer durchschreiten ...

An einer kleinen Thür stand ein greiser Diener in alter verschossener grau und grüner Livree ...

Er öffnete ...

Bonaventura stand vor dem Kirchenfürsten.

Nicht mit einer leisesten Bewegung verrieth der Priester Immanuel, wie es ihn aufregte, eben von seinem Landesherrn ein eigenhändiges Schreiben empfangen zu haben. Ja, auf einem grünen Tische lag dies Schreiben noch ... Es trug die blaue Farbe der Cabinetsbriefe ... Mehr noch! Das Siegel war uneröffnet.

Priester Immanuel war derselbe, der als Graf Truchseß-Gallenberg, als Generalvicar und Domherr in Bonaventura's Erinnerung lebte ... Mager, starknochig, länglichen Antlitzes, hart, ernst. Kein Strahl einer besondern Freude, den jungen Mann, den er als Studenten und Soldaten gesehen, nun als Priester des vorzüglichsten Rufes zu begrüßen, brach aus seinen Augen. In einfachen Worten erinnerte er sich der Scenen von

früher. Er freute ſich zu hören, daß Bonaventura von ſeiner Mutter wenig wußte und über die Lebensverhältniſſe des Stiefvaters nur ganz oberflächlich unterrichtet war. Bonaventura ſah, daß Benno's Vorausſetzung, er ſollte zur Vermittelung bei der erwarteten außerordentlichen Miſſion ſeines Stiefvaters gebraucht werden, eine unbegründete war.

Der Kirchenfürſt rauchte aus einer kurzen Meerſchaumpfeife. Er machte den Eindruck eines Oberjägermeiſters alten Stils oder, wenn man erwog, daß er den Brief eines Königs unerbrochen laſſen konnte, eines jener Fürſten, die wenn auch nur über wenig Quadratmeilen gebietend doch um Kaiſer und Reich ſich wenig kümmern, wenn ſie auf irgendeinem in ihrer Souveränetät begründeten Rechte glauben verharren zu dürfen.

Wir müſſen aus dem Geiſte leben! ſagte er im Anknüpfen der erſten Begrüßung an die frühere Begegnung und in den Intervallen des Rauchens. Jede Geburt und Wiedergeburt bringt Schmerzen! Iſt eine Mutter ein großes Wort, iſt der Geiſt ein größeres! Unſere Mutter iſt die Kirche!

Und dann, als wäre die ganze Welt in Frieden mit ihm und keine andere Wolke für ihn zu zerſtreuen, als die aus ſeiner Meerſchaumpfeife, erkundigte er ſich nach Bonaventura's Bildungsgang.

Auf- und abgehend, wünſchte er von den Ergebniſſen ſeiner Seelſorge zu hören, kam auf das nahe gelegene Kocher am Fall, vermied des Dechanten zu erwähnen, rühmte aber den dortigen Aufſchwung der Ge-

müther und deutete offenbar die Bestrebungen des Stadtpfarrers an, wenn er sagte:

Nur ist es unsere Pflicht, bei solchem Festhalten an dem Felsen, auf dem der Herr seine Kirche gegründet wissen wollte, Seltsames und Auffallendes zu vermeiden! Es sind mancherlei Gaben und mancherlei Aemter. Nur pflege und warte man jener ebenso im Geiste der Mäßigung, wie dieser nur im apostolischen Sinne! Die Grenzlinie erlaubter Bewährung eines Talentes, wo sie plötzlich Ruhmsucht wird, ist bald überschritten. Ich sag' es nicht zuerst: Selig sind die Armen am Geist!

Mit diesem Seitenblick auf Hunnius' schriftstellerische Thätigkeit forderte er Bonaventura auf, sich zu setzen.

Da er es selbst nicht that, verhielt sich Bonaventura zögernd ...

Der Kirchenfürst eröffnete ihm jetzt, daß er ihn an die Kathedrale zunächst als ersten Vicar berufen, demnächst aber auch für die erledigte Domherrenstelle vorschlagen wolle.

Von Widerspruch konnte nicht die Rede sein.

Er hoffe, fuhr der Kirchenfürst fort, daß Herr von Asselyn den Geist besäße, den jetzt die Kirche brauche, nicht Hirten allein, auch Reisige ...

Wir haben schon Großes errungen und werden mehr erringen! sagte er und blickte dabei ruhig auf das rothe Siegel des uneröffneten Königsbriefs.

Bald bemerkte Bonaventura, daß der Kirchenfürst noch mehr auf dem Herzen zu haben schien, irgendetwas, das er noch Anstand nahm sofort auszusprechen. Offenbar wollte er erst den Geist ergründen oder bestärken,

der ſeine weitern Aufträge vernehmen und ausführen ſollte.

Wenn ich zurückdenke an meine Jugend! begann er, ruhig fortrauchend und dabei auf- und abgehend, während Venaventura ſtehen blieb und nur auf die Lehne des von ihm ergriffenen Seſſels ſich ſtützte ... Als ich in Ihrem Alter war, Herr von Aſſelyn, welche Zeit, welche Welt damals! Bonaparte haßte die Kirche! Er haßte ſie mit dem Ingrimm eines tückiſchen Italieners, für den das Heilige ſeinen Zauber verloren hat, da er dieſem Zauber zu nahe ſteht! Bonaparte trug alle Merkmale des Antichriſts! Aus der Revolution und dem Atheismus hervorgegangen, hatte er den ganzen Hochmuth der Vernunft gegen die Lehren des Chriſtenthums geerbt! Hervorgegangen aus der Schule Robespierre's beſaß er dann auch wieder die tolle Neigung dieſes Scheuſals, aus dem Zerſtörten etwas Neues aufbauen zu wollen! Das Feſt des höchſten Weſens, das man wieder einſetzte mit Fahnen und Trommelpyramiden, Janitſcharenmuſik und Kanonenſalven, das war ſo ganz ſchon im Charakter ſeines Schülers Bonaparte! Beide beſaßen dieſen gefährlichen Aberglauben des Atheismus, der zuletzt, weil der Mangel aller Religion im Menſchenherzen eine Unmöglichkeit iſt, irgend wieder doch etwas zum Halte haben, zum Gott machen muß, ſeinen eigenen Schatten, ein goldenes Kalb, ein geſchmücktes Nichts, ein Philoſophem. Dieſe Ironieen des Satan, wie ſie neulich eine ſchriftſtellernde Feder nicht unpaſſend nannte, ſind deshalb gefährlich, weil ſie ſich wie der erhabene Ernſt Gottes geberden. Wäre dem babyloniſchen Ty-

rannen zuletzt nicht das Bedürfniß nach Ruhe gekommen, noch hätte er den ganzen Voltaire, der in ihm lebte, ausgetobt in seinen mit den Waffen gestützten Institutionen. Bonaparte war das im Großen, was Friedrich der sogenannte Große nur auf kleinem Gebiete, mit Bonmots und Epigrammen war. Bonaparte würde, hätte er sich zuletzt nicht elend und krank gefühlt und den Bruch mit den Franzosen, die ihr Blut und ihr Vermögen nicht länger opfern konnten und mochten, klug gewittert, den Krieg mit Rom viel länger und lieber geführt haben als den mit den Königen. Er brauchte Verbündete und so schloß er mit heuchlerischer Freundschaft Frieden mit einer Religion, die er erst mit Füßen getreten und dann in armselige, vom Theater erborgte Lumpen kleiden wollte! Das aber, mein lieber Herr von Asselyn, das war nun das Beispiel, das damals der Gewaltigste seiner Zeit den andern Gewaltigen gab! Diese Späßchen ahmten diese Menschen ihm nach! Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hatte ja die Kirchen entvölkert; der Beichtstuhl stand ja leer; die äußere Veranstaltung, die noch vom kirchlichen Leben vorhanden war, war so auf den Schein gerichtet, daß selbst die Priester mit dem Geiste der Verneinung buhlten, selbst die sich schämten, den ewigen Gott und die große Veranstaltung des Erlösungswerkes in schuldiger Ehrfurcht zu bekennen. Auf der Kanzel und in ihren Schriften schmückten sie sich mit dem dem Protestantismus und der Philosophie abgeborgten Schaugepränge. Und vorzugsweise war es unser Deutschland, wo die Kirche am Abgrunde des Verderbens stand! Eine Literatur, die man zur

claſſiſchen geſtempelt noch bei Lebzeiten jener maßlos vergötterten Herren von Goethe und Schiller, drang bis tief in die unterſten Volksſchichten und erzeugte dies noch immer andauernde Doppelleben unſerer Nation, politiſch und kirchlich ſowol wie moraliſch, letzteres in einer mühſam behaupteten poſitiven Welt und einem ſogenannten idealen Weltbürgerthum. Ueberall ſah man auf dieſe Art unſere Entwürdigung! Und der Staat, mit Verzweiflung kaum ſich ſelbſt behauptend in dem großen Revolutionsſturm Bonaparte's, der rächte ſich dann auch wieder ſeinerſeits bis zur Schamloſigkeit gegen die ſchwachen Untergebenen, zunächſt die Diener Gottes. Die kleinen Fürſtenthümer, die entweder ſelbſt unter geiſtlicher Obhut ſtanden oder nur unſern Glauben bekannten, waren an ſich ſchon leider dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Wilde, zerſtörende, neuernde Gedanken, die von Aufbau ſprachen und den Riß ihrer Pläne nach Modellen der Phantaſie entwarfen, blieben damals ohne alle Rückſicht auf das Gegebene. Nichts galt für geiſtvoll, nichts für ſchön, nichts für groß, was nicht dem Weſen des Freimaurerthums entſprach. Ich will von dem Elend nicht ſprechen, das bekenntnißtreue franzöſiſche Biſchöfe in der Verbannung auf engliſchem Boden zu Bettlern machte; im eigenen Vaterland konnte man erleben, daß die Mittel fehlten, dem äußern Gottesdienſt den letzten Reſt ſeiner erhabenen Würde zu erhalten. Ja, aber wie iſt das nun alles mit Gottes Beiſtand ſo wunderbar anders geworden! So groß, ſo herrlich, mein lieber Herr von Aſſelyn, und kaum nach einem einzigen Menſchenalter! Lediglich durch die gewaltige Wider-

in der Seele wiederklangen und eine rein lyrische Stimmung geweckt hatten. Hamburgs Hafen rückte ihm See- und Matrosenleben nahe. Was er besang, mußte ihm zur gemüthlichen Thatsache geworden sein, und mit dem Abschluß des Gedichtes hörte auch der Drang des Gefühls nach Außen auf Rosa Maria und seine Kinder mußten ihn dann oft zwingen, seine Gedichte drucken zu lassen.

Wie es aber oft in geistigen Entwickelungen geschieht, daß die nach Außen sichtbare That hinter der ursprünglichen individuellen Geisteskraft zurückbleibt, so war auch Affings menschlicher Werth größer als die flüchtigen Erzeugnisse seiner Muse, und diese dichterische Persönlichkeit, diese oft an das Wunderliche streifende Eigenthümlichkeit des Mannes ist es, die mich zu diesem Porträt bestimmt.

Einen Theil der Eindrücke, die ich bei meinem Aufenthalte in Hamburg in dem kleinen Hause der Poolstraße, das diese Familie bewohnte, empfing, hab' ich schon im vorigen Aufsatze gesammelt. Der Gatte der dort geschilderten seltnen Frau war eine kleine Figur von einem auffallenden Gesichtsausdrucke. Der obere Theil des von Falten durchfurchten Antlitzes hatte etwas Adlerartiges, das eine Auge war in Folge einer Verletzung beim Experimentiren fast ohne Augenlied, das gab dem Blick etwas Scheues, etwas Vogelartiges. Das Haupt war stets von allmälig grauwerdenden langen Haaren umwallt. Wenn aus Rosa Marias wohlwollendem Antlitz immer Sonnenschein leuchtete, so glaubte man bei ihrem Gatten immer in die Nacht zu sehen. Viele fürchteten diese düsteren Mienen und nahmen sie für menschenfeindlich, und doch, hätte man länger den Blick auf ihnen verweilen lassen, würde man gefunden haben, daß ein schmerzlicher

ſtandskraft und firmamentfeſte Vis inertiae des zuwartenden und ſeine rechte Zeit erkennenden römiſchen Princips!

Bonaventura wagte auf die herablaſſende Vertraulichkeit des Sprechers zu erwidern ... Er wagte den in die Tiefe gehenden deutſchen Geiſt ſelbſt zu nennen als den, der hier dem römiſchen Princip die ſtärkſte Hülfe gebracht hätte. Ja er wagte, da der Kirchenfürſt ſchwieg und ruhig ſeine Pfeife ausklopfte und ſie aus einer gewöhnlichen, mit grüner Schnur beſetzten Tabacksblaſe neu füllte, die Literatur und die Kunſt zu nennen und ließ die Namen einiger Geiſter fallen, die man in dieſer Verbindung zu nennen pflegt ...

Der Graf hörte ruhig zu, rauchte wieder und ermunterte durch ſein Schweigen fortzufahren. Ob vielleicht im Vorzimmer noch jemand wartete, ob ein Brief ſeines Königs unerbrochen lag, alles das ſchien ihm jetzt völlig unweſentlich ...

Das gedemüthigte deutſche Vaterland, ſagte Bonaventura, mußte ſich aus ſeiner Gegenwart flüchten und neue Kraft ſammeln in der Erinnerung an ſeine Vergangenheit! Fehlende deutſche Treue, Tapferkeit und Muth lagen nur noch in den Beiſpielen unſerer alten deutſchen Tage! Aus den gebrochenen Burgen auf unſern Bergesſpitzen erhoben ſich im Dämmerſchein der Dichtung die Geiſter der abgeſchiedenen Zeiten, aber zur glücklichſten Vorbedeutung; die Nebel fielen dann, und die Welt, die wir vergeſſen wollten, ja die wir vergeſſen mußten, dieſe lag nun nicht mehr vor uns; eine neue hatte ſich aufgethan, es war die Welt, die uns die Forſchung errungen hatte. Die Roſen in den bunten Domesfenſtern

fingen wieder an zu glühen; die steinernen Bilder an den Kreuzwegen sprachen wieder dem ermüdeten Wanderer mit lebendigem Munde; eine Pilgerschar, die mit einer Fahne voraus und dem Bilde des geopferten Lamms durch goldene Saatfluren auf einen Berg mit einer wunderthätigen Erinnerung zog, war kein Zug von Narren mehr, die man verspottete. Künstler folgten und setzten sich auf einen Vorsprung dieses Berges und zeichneten die Scene voll Andacht und Hingebung. Kunst und Poesie verjüngten den abgestorbenen Glauben. Die Zeit war es, wo man um jene Maricen, die mit dem Lilienstengel in der Hand, mit Myrte und Maßlieb im Haar der Verkündigung sich neigen, um Bilder alter Meister, die man früher verlacht hatte, jetzt goldene Rahmen zog, größere und prachtvollere, als die einfachen kleinen Bilder selbst waren!

Der Kirchenfürst ging auf und nieder und ließ eine Pause beiderseitigen Stillschweigens ...

Dann erwiderte er:

Sie waren gestern in Begleitung des Franciscanermönchs, Pater Sebastus?

Ein: Ja, Eminenz! erstarb auf Bonaventura's Lippen, der diese Erwiderung nicht erwartet hatte, aber ahnte, was sie als Antwort sagen konnte.

Ich ließ den Pater durch Michahelles rufen! fuhr der Graf fort. Er wird jetzt, denk' ich, da sein! Ja, ich wünschte, daß Ihr berühmter Name, Ihr edler Geist, Ihre großen Talente sich zum Heil der Kirche bewährten, Herr von Asselyn! Aber das Gebiet auch Ihrer Anschauungen muß sich erweitern oder vielleicht verengern,

je nachdem. Das Leben des Volkes iſt der wahre Tummelplatz eines Prieſters, der dem Reiche Gottes dienen will. In dem geſunden Gefühl der Völker — Doch treten Sie dort hinüber! Hören Sie eine nothwendige Verhandlung mit dem Pater! Eine Scene wird uns mehr verſtändigen, als eine Debatte, und Sie wiſſen, die Zucht des Prieſters beruht auf Gegenſeitigkeit.

Bonaventura begriff nicht, was der Kirchenfürſt beginnen konnte ...

Prieſter Immanuel aber hob einen Vorhang, der ſich in dem Winkel befand, auf den er gedeutet hatte, und ſagte:

Ich mache Sie nicht zum Lauſcher! Der Mönch wird ſpäter ſelbſt erfahren, daß Sie zugegen waren und gehört haben, was ich mit ihm verhandelte! Es ſei ein Exercitium! Und eines für uns — alle drei!

Perinde ac cadaver essetis! Gehorſam, als wenn ihr Leichname wäret! ſagte eine Stimme in Bonaventura's Innern und ſie klang wie aus dem Munde des Onkel Dechanten.

Er trat hinter den Vorhang.

## 8.

Ein kleines Gemach war es, in dem sich Bonaventura befand, das Schlafcabinet des Kirchenfürsten.

Einfach wie eine Klosterzelle enthielt es einen hohen, alterthümlichen Kleiderschrank; das Bett war einer Pritsche ähnlich, schmal und hart. Ringsum standen einige Stühle, die Vorrichtung eines Tropfbades hing an der Decke. An der Wand über dem Bett hing ein einfaches Crucifix von schwarzem Holze, darauf ein Christus von einer metallenen Composition.

Der einzige Schmuck des Gemaches war ein Brustbild, einen jungen Mann darstellend, dessen Aehnlichkeit mit dem Kirchenfürsten wol darauf schließen ließ, daß es seinen durch des Rittmeisters von Enckefuß Hand im Duell gefallenen Bruder darstellte.

Nebenan hing noch eine Wandkarte Europas und ein großer Stammbaum der Truchseß, der zurückführte in die Zeiten Karl's des Großen. Am äußersten Ende, da, wo alle Zweige einander näher sich rückten und das Ende des einst so reich entfalteten Geschlechts andeu-

teten, verlief er sich in welken Blättern. Die Spitze bildete der Name des Kirchenfürsten selbst. Auf dem dazu gehörenden Blatte saß ein Käfer, auf dessen goldener Flügeldecke ein schwarzer und ein weißer Todtenkopf abgebildet waren.

Bonaventura konnte, ehe er mit beklommenem Herzen unter diesen Stammbaum sich setzte, die Umschau ruhig anstellen, denn es währte einige Zeit, bis der Kirchenfürst den Mönch einließ. Er schien entweder erst in seinem Bureau unter Papieren gesucht oder endlich den Brief seines Monarchen gelesen zu haben.

Jetzt hörte man das leise Rauschen eines auf dem Fußboden anstreifenden Gewandes ...

Mit lauter und deutlicher Stimme, sodaß dem gezwungenen Hörer kein Wort verloren gehen konnte, begann der Kirchenfürst:

Setzen Sie sich, Pater!

Als dies geschehen sein konnte, hörte Bonaventura die Anrede:

Ich habe Sie rufen lassen, um einige Worte mit Ihnen zu sprechen, Pater; Worte, die sowol das Ihnen geschenkte Vertrauen betreffen, wie Ihr Seelenheil! Ihr Provinzial hat mir Vollmacht dazu gegeben...

Keine Antwort ...

Haben Sie hier einen Beichtvater? begann der Kirchenfürst mit erhöhter Stimme ...

Sebastus nannte jenen Domherrn, der sich in der Herausgabe des Origenes so vergriffen hatte und „mit seinen gesammelten Lesarten" in diesen Tagen beerdigt wurde ...

Bei dem Rauſchen eines Papieres durfte ſich Bonaventura vorſtellen, daß dem Mönche vom Kirchenfürſten ein Brief überreicht wurde ...

Sie haben Unglück mit denen, denen Sie Ihr Vertrauen ſchenken! ſagte der Kirchenfürſt. Auch der Provinzial Henricus, der Ihnen ſo innig zugethan war, lebt nicht mehr ... Vor einem Jahre, kurz vor ſeinem Ende, erhielt ich einen Brief von ihm, den Sie leſen ſollen! Zur Ermuthigung! Ich hör' ihn gern zum zweiten male!

Der Mönch las leiſe ... Seine Stimme lag hoch und hatte die norddeutſche Schärfe. Sie war für Bonaventura vollkommen vernehmlich. Er hörte:

„Seit lange bin ich nicht in der Lage geweſen, Eurer Eminenz außer den Berichten, die über den Stand unſeres Kloſters an unſern P. General in Rom abgehen, auch eine gelegentliche Mittheilung über die Erlebniſſe zu machen, die Ihrer hohen Fürſorge für die vaterländiſche Kirche in Erfahrung zu bringen von Werth ſein könnte. Mein Wirken für die Ausbreitung der Mäßigkeitsvereine, die der Heilige Stuhl mit ſo beſondern Gnaden gewürdigt hat, greift immer ſegensreicher um ſich. Iſt auch unſere Bevölkerung nicht ſo verkommen wie die Irlands, wo Pater Matthew den Geiſt der Mäßigung predigt, ſo ſtehen wir doch hinter dem, was Paſtor Schläger auf dem proteſtantiſchen Gebiete leiſtet, nicht zurück. Ja, wir reichen uns auf dieſem Gebiete die Hände ..."

Hatte der Mönch ſchon bei Erwähnung einer bekannten Wirkſamkeit des verſtorbenen Provinzials Hen-

ricus, Verbreitung der Mäßigkeitsvereine, gesteckt, so konnte der Kirchenfürst jetzt Zeit gewinnen, einzuschalten:

Obgleich auch hier der Geist, aus dem beide Bekenntnisse zu wirken haben, ein völlig verschiedener sein sollte ... Der gute Henricus gehörte noch zu sehr den Freimaurern an und starb sogar, seltsam genug für einen Mönch, mit einem weltlichen und protestantischen Orden auf der Brust! Was man früher nicht alles erlebt hat! ... Lesen Sie aber!

Mit jenem Gehorsam, der zu seinen Gelübden gehörte und den von ihm zu fordern der jetzige Provinzial, auch Guardian, des Klosters Himmelpfort, des Pater Henricus Nachfolger, für die Zeit seines Verweilens außer Clausur auf die Curie dieser Stadt und den Kirchenfürsten übertragen hatte, las der Mönch weiter:

„Heute möcht' ich eine Bitte erheben zu Gunsten eines unserer Brüder, des Paters Sebastus! Unser General hat mir gestattet, ihm eine Weile die Freiheit des außerklösterlichen Lebens zu gewähren. Aber daß sie die Regierung, die in diesem Punkte so streng ist, auch genehmigt, dafür kann nur Eurer Eminenz hohe Bürgschaft eintreten."

Ich schlug damals sein Anliegen ab! ergänzte der Kirchenfürst.

Der Mönch fuhr fort:

„Freiherr von Wittekind-Neuhof war es, der uns diesen Novizen, einen ehemaligen Docenten der Rechte in Göttingen, zuführte, aufs dringendste anempfahl, ja väterlich beschützte, obgleich der zweite Sohn des Freiherrn im Duell von ihm erschossen war ... Nach einer

Reihe von Unglücksfällen, innern und äußern Erschütterungen wandte sich der greise Freiherr mit besonderm Verlangen den Gnadenmitteln der Kirche zu, besuchte uns oft, schenkte Kirchen und unsern verschiedenen Stationen höchst werthvolle Gaben und überraschte uns eines Tages durch diesen jungen Mann, der an seiner Hand mit heiserer Stimme, hinfälligen Ganges, zerrüttet an Seele und Leib, an mein Kämmerlein pochte und vor Entkräftung auf meinem Lager zusammensank ..."

Bonaventura hörte voll Schmerz die lauten Athemzüge des Gefolterten. Er kam sich vor, als stünde er vor einem Käfig, in dem die ruhige Gefaßtheit eines Wärters den Fuß auf einen Panther setzt, den er abrichtete. Kam ihm der Gedanke, daß es Frevel wäre, wenn Menschen so an Menschen ihre innersten Seelenzustände durchwühlen? Oder erschien es ihm groß, um eines Gedankens willen, schon wenn dieser Gedanke ein Irrthum wäre, wie der Gedanke des Dalai-Lama oder der Sonnenanbetung, wie viel mehr dem des Dreieinigen Gottes, das Geheimste der menschlichen Ichwelt zu opfern? Doch wich er, wie er das gelernt hatte, dem Urtheilen aus und hörte, weil er hören mußte ...

Mit gedämpfter Stimme las der Mönch:

„Der Freiherr führte uns den jungen Mann als Bewerber um das Noviziat zu. Er verschwieg nichts von dem, was wir selber sahen. Heinrich Klingsohr's Sittenzeugnisse fehlten. Er wollte und mußte in allem und jedem von neuem geboren werden. Allererst zeugte gegen ihn der Todtschlag in einem Duell" ...

Der Kirchenfürst schaltete ein:

Von Ihrer räthſelhaften Beziehung zu einem Manne, der in ſeltſamer Verbindung mit dem Tode Ihres Vaters genannt wird, ſchreibt der Provinzial nichts ...

Er war nicht mein Beichtvater! ſagte der Mönch mit der ihm eigenen kalten, faſt verletzenden Beſtimmtheit. Kurz ſchnitt er damit die Rede des Kirchenfürſten ab, der nicht abgeneigt ſchien, von dem Mönche eine Aufhellung dieſer Widerſprüche um ſo mehr zu verlangen, als auch Bonaventura auf dieſe Art in die geheimern Beziehungen ſeiner dem Kirchenfürſten verhaßten und wie dieſer wußte, auch ihm wenig willkommenen Verwandtſchaft eingeweiht wurde.

„Die Gewohnheiten des Bruders" — ſetzte der Mönch aufs neue an zu leſen, aber ſeine Kraft verließ ihn ... Die Erinnerung an ſeinen Vater ſchien ihn mehr erſchüttert zu haben, als das Bild ſeiner Vergangenheit, das er ſelbſt hier aufzurollen hatte.

In ſchmerzlicher Folter, ungewiß, welches das endliche Ziel dieſer Strenge ſein ſollte, ſeufzte Bonaventura tiefauf und faſt hörbar ...

„Die Gewohnheiten des Bruders" — wiederholte der Kirchenfürſt ...

„Waren ſo eingeriſſen, daß ſie ſo plötzlich und ſo ſchnell nicht gebrochen werden konnten. Das Beſchwören der Mäßigung vor dem Altare, das in Irland Wunder wirken ſoll, genügt nicht bei uns" —

Weil wir nicht nach unſern eigenen Geſetzen leben! ſchaltete der Kirchenfürſt ein; weil eine offene und freie Schauſtellung unſerer ſeelſorglichen Handlungen und Strafen vor einer gemiſchten Bevölkerung nicht möglich iſt!

„Auch fehlt uns ein O'Connell", schrieb der Provinzial Henricus, „der zu der Enthaltsamkeit von jenem Gifte, das in Irland die Verzweiflung zu nehmen scheint, um ihr Elend zu vergessen, die geistige Nahrung der Erhebung im Staatsleben gibt. Das Gefühl errungener Freiheiten wird dort ein edler Ersatz für das Gift, das bisher durch das Land der Armuth und Entwürdigung geflossen. Denn es ist nicht genug hervorzuheben — und auch mein Nachbar in gleichem Wirken, Pastor Schläger, bezeugt es — daß zugleich zum Ersatz die geistliche Quelle der Aufklärung geboten werden muß, wie bereits Ephes. 5, 18 die Schrift sagt: ..."

Ueberschlagen Sie das! unterbrach der Kirchenfürst.

Bonaventura gedachte des Onkel Dechanten ... Es war ihm, als spräche dieser: Die Römlinge wollen nichts Deutsches, nichts Nationales, nichts aus unserm Schoose Geborenes, nichts die Brüderstämme und die Confessionen durch die gemeinsamen Bedürfnisse des natürlichen Volkslebens und des Geistes Versöhnendes —

„Unserm Zögling hatte sich mit seinen Untugenden der Genius verbündet" ... las der Mönch und nun sein Lob vernehmend in dem pflichtschuldigen Tone der Demuth, die eines der ersten Erfordernisse seiner Wiedergeburt sein mußte. „Er kam aus einer Welt, wo man ihn um seiner Sünden willen angestaunt hatte. Er kam aus dem trotzigen Leben einer Universität, aus einer großen reichen Handelsstadt, in die ihn das Geschick verschlagen, er war der Matador des akademischen Wort-Fechtsaales, man bewunderte ihn um seiner Vorzüge willen und seine Schwächen gereichten jenen nur zu verschönern-

Hauch auf ihnen lag, ein leidendes Etwas auf den Mundwinkeln, ja faſt ein bittender Ausdruck. Aſſing iſolirte ſich ſelbſt, er machte nicht Gebrauch von ſeinem häuslichen Vorrechte, ſondern ließ die Seinigen walten, während er im engen Studirſtübchen ſaß. Jede neue Bekanntſchaft, die ſeine Familie machte, prüfte er mit faſt mißtrauiſcher Kühle, und es währte oft lange, bis er mit einem von den Uebrigen längſt wohl aufgenommenen und täglich gern geſehenen Gaſte des Hauſes ſich ſelbſt befreunden konnte. Selten griff er ſtörend in das ein, was, ohne ihm ſelbſt zu gefallen, den Seinigen Freude machte: ertrug er doch Jahre lang im Hauſe einen Hund, den er förmlich haßte und bei dem er ſich, um der Kinder willen, die den Hund gern hatten, nur damit begnügte, ſo oft er ihn ſah, zu ſeufzen und mit verhaltenem Grimm gegen ihn zu proteſtiren.

Der Grund zu Aſſings Bildung war in den Zeiten der romantiſchen Schule gelegt worden. Damals noch empfänglichen Gemüthes, hatten auch perſönliche Berührungen mit den Tonangebern der Romantik ſeinen Geſchmack beſtimmt. Vor allen andern war er Juſtinus Kerner nahe getreten, den er in Wien bei einem gemeinſchaftlichen Ankaufe irgend eines zur Heilkunde gehörenden Inſtrumentes kennen gelernt hatte. Die wunderlichen Gegenſätze Kerners zogen ihn an, die Miſchung von gläubiger Poeſie und verneinendem Humor, die Geiſterſeherei, möchte man ſagen, am hellen lichten Tage. Bis zur Anerkennung dieſer letzten Kerner'ſchen Richtung der Dämonologie hat Aſſing nicht ausgehalten, aber jene wunderlichen Gegenſätze zwiſchen Dämmerungsliebe und geſunder Erkenntniß des Tages beſaß er in reichem Maaße: ja er beſaß ſie nicht einmal in jener Kerner'ſchen Vermittelung, wo

den Schattenlinien. Tief hülfsbedürftig war der zerknirschte, des Lebens, der ganzen Welt, seiner selbst, glücklicherweise noch nicht Gottes überdrüßige Sinn des Zöglings. Eure Eminenz kennen unsern Laienbruder, den Bruder Hubertus ... Mindestens ist in vielen Klöstern Teutschlands der „Bruder Abtödter" bekannt, wie die Brüder ihn nennen in Anerkennung seiner wunderbaren Gabe, es den ersten Heiligen unserer Kirche, den Säulenstehern, den Eremiten der thebaischen Wüste gleichzuthun, wenn nicht im gleichen gottergebenen Sinn, doch in der seltsamsten Kunst, sein Fleisch zu tödten —"

Wie schaudernd vor Erinnerungen stockte der Mönch ...

Aufs neue setzte er an:

„Bruder Hubertus war einst der erste Jäger des wilden Nimrod Wittekind, damals ein unternehmender Bursch, der sein ganzes Vertrauen genoß. Aus holländischen Diensten und aus Java zurückgekommen, umgab ihn auf dem Schlosse Neuhof der Reiz der Fremde. Alle Herzen flogen ihm zu und keines mehr als das eines Fräuleins von Gülpen ..."

Der Mönch kannte alles, was sich auf diesen Namen und die Verbindung bezog, und hielt im Lesen inne, sicher voll Erstaunen, weil der Kirchenfürst ihn mit den Worten unterbrach:

Sie nannte sich später nach diesem Hubertus, früher einem Buschbeck, die Frau Hauptmännin von Buschbeck und wurde nur deshalb siebzig Jahre, um in voriger Nacht in dieser Stadt hier ermordet zu werden!

In dem Innern des Mönchs konnte eine so über-

raschende Mittheilung nur Töne seltsamster Musik wecken ... Des Abends gedachte er auf dem Schlosse Neuhof, wo er Lucindens Frage nach jener Gülpen beantwortete und die Speisen, die ihm der Kronsyndikus versetzen ließ, für vergiftete erklärte, wie solche, von denen aus dem jungen Zeiten des Fräuleins die Sage berichtete...

Bruder Hubertus, fuhr der Kirchenfürst fort, ist mir wohl bekannt! Doch muß man die Ruhmsucht tadeln, die mir in seiner Kunst, sich tagelang der Speise zu enthalten, zu liegen scheint ...

Der Mönch kannte das Leben seines Zähmers und Bändigers ... Ohne Zweifel antwortete er dem Tadler mit dem Nachhall eines seiner alten Lieder:

Frage im Walde die Raben,
Wenn Sturm durch die Tannen weht,
Wer unter ihnen begraben,
Da, wo das Kreuzlein steht! ...

Doch auch Bonaventura fühlte sich wie in einen Wald versetzt, wo Hörnerklang zu einem erlegten Hirsche rief ... Wild sprengen die Herren und Damen zu Roß heran; der erste der Jäger tritt auf das verendende Thier, weidet es aus und die schnoberuden Hunde, die ihren rauchenden Antheil begehren und gierig zufahren wollen, müssen zurück und — entbehren ... So nur konnte ein Jäger das menschliche Abtödten gelernt und gelehrt haben ... Wie mehrte sich sein Bangen, das schöne Bild zu verlieren — von seinen Augustinerchorherren im Schnee des St.-Bernhard!

Der Mönch las:

„Die Besserung des Novizen gelang durch Hubertus vollständig. Selbst die Art, wie sich die Molaien von den Zerstö-

rungen des Opiumrauchens heilen, verfehl'e ihre Wirkung nicht. Freilich mußten wir geſtatten, daß in einer Kloſterzelle ein Noviz auf dem Lager lag und ſtatt des Mohnſamens den Samen erſt des Hanfes, dann aus langem Rohr entzündetes Naphtha, zuletzt nur das glühende Bernſtein rauchte. Die ſtarke Natur, ſchmeichelnd zurückgelockt, blieb Siegerin. Die unreinen Geiſter wichen, die Phantaſie verlor ihre Bilder, ſie wurden reiner und blieben ganz aus. Hubertus übergab uns einen Geretteten. Aber noch galt es, ihn ſanft und linde einzuführen in die Erfüllung ſeiner Abſicht, für immer der Welt zu entſagen. Aufrichtig war dieſe Abſicht. Er liebte die Religion. Er fand ſeinen Troſt und ſeine Erhebung in ausſchließlicher Contemplation. Da ihm keine Wiſſenſchaft unbekannt geblieben, ſo wußte er bei Tiſch ſtets etwas vorzubringen, was uns feſſelte. Doch verblendete uns ein zuweilen noch aufſchimmernder falſcher Glanz ſeines Geiſtes keineswegs. Wir verharrten in einem ſtrengen und ernſten Erziehungsplan. Nichts wurde unterlaſſen, was ſeinen Willen, die Gelübde abzulegen, brechen konnte. Die Gebete, die Wachen, die untergeordneten Dienſte, mühevolle Arbeiten aller Art, Betteln, das ſeinen Stolz prüfte, ſcheinbare Willkürlichkeiten, die ſeine Ergebung auf die Probe ſtellten, die Züchtigungen mit der Geißel und dem Cilicium, alles das waren nur geringere Grade der Hülfsmittel, ihm die Rauheit und Härte unſers Gewandes fühlbar zu machen. Die Ergebung, die er zeigte, war keine Stumpfſinnigkeit. Er ertrug, was ihm aufgebürdet wurde, um ſeiner neuen Geburt willen, ja wir mußten ſeinen Eifer

zurückhalten, denn er begehrte zu zeigen, daß der Mensch den Schlaf ganz entbehren, von Wasser allein leben könne und Aehnliches, was wider die Natur geht, wenn es auch vom Bruder Hubertus fast zu ertragen gelehrt wird. Nach zwei Jahren endlich legte Sebastus sein Bekenntniß ab und erhielt die Tonsur. Die Priesterweihe ihm zu geben, wagte ich dem P. General nicht ans Herz zu legen. Immer ist noch ein dunkler Grund in seinem Innern, ja es war mir, als gäb' es Proben, in denen Pater Sebastus nicht bestehen könnte. Eure Eminenz mögen selbst entscheiden. Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich von den Stätten des Friedens, an denen wir leben, den Vorwurf der Unthätigkeit entfernen möchte. Wie der heilige Basilius die Nähe der Städte suchte, um sein Einsiedlerleben dem Ausbreiten des Glaubens nützlich zu machen, wie die Söhne des heiligen Benedict unser deutsches Vaterland von düstern Wäldern gelichtet haben und auf unsere Hügel die Traube pflanzten, während auch das Feuer des geistigen Lebens aus ihrer Pflege der Wissenschaft und der Schreibekunst flammte, so wird ein jeder Bekenner des heiligen Franciscus auch noch jetzt darauf bedacht sein müssen, in einer sittenverderbten Zeit Hand anzulegen im Kampfe gegen den Uebergenuß des Lebens. Dann dacht' ich: Wie kann die letzte Prüfung des Gewonnenen besser stattfinden, als wenn er noch einmal ins Leben zurückkehrt? Wie heilt man ein Heimweh gründlicher, als wenn man dem Verlangen der Seele nach der geliebten Muttererde einmal noch folgt, dem Herzen einen starken, vollen, sättigenden Trunk des Wiedersehens gönnt und damit dann mei-

ſtentheils gerade das andere Verlangen weckt, dahin wieder zurückzukehren, von wo uns zwar die Sehnſucht vertrieb, inzwiſchen aber doch ſich die Gewohnheit, ſie wußte es nur ſelbſt nicht, bereits wieder eine liebliche Traulichkeit ſchuf. Und ſo erbat ich von meinem Obern in Rom die Erlaubniß, den jungen Pater, deſſen heißerſehntes Ziel die Weihen ſind, zurückzulaſſen auf kurze Zeit in die Welt. Da kam die Aufforderung des Secretärs Eurer Eminenz. Freilich auf den Grund, weshalb ſein Brief Kloſterbrüder zu haben wünſcht: «weil ſie ihm nicht nur als Sendboten dienen könnten, ſondern weil ſie auch in einer Zeit, wo wir nur zu ſehr beklagen müßten, uns auf der großen Straße des Weltverkehrs ſo wenig zeigen zu dürfen, gerade ebendaſelbſt, wo es nur irgend möglich zu machen, aufzutreten hätten», ... ferner auf den Rath «ärztlichen Befehl vorzuſchützen für kranke Brüder» ... darauf hin mocht' ich es nicht wagen —"

Genug! unterbrach der Kirchenfürſt, machte eine Pauſe, die ohne Zweifel die Rücknahme des hier gegen die Lehre vom Zweck, der die Mittel heilige, proteſtirenden Briefs ausfüllte und ſagte:

Als ich vor einem Jahr dieſen Brief erhielt, verweigerte ich die Unterſtützung der Bitte des Provinzials. Seitdem erſchienen aus dem Kloſter einige Ihrer polemiſchen Artikel. Der Geiſt und Ton derſelben überraſchte mich. Ich wünſchte Sie kennen zu lernen. Ihre Hieherreiſe erfolgte. Als ich Sie ſah, war ich angezogen. Ich behielt Sie bei mir zu dem großen Kampfe, den die Kirche zu kämpfen hat. So manches Ziel unſerer Mühen haben wir erreicht; aber die Streiter kön-

nen ſich nicht dicht genug ſcharen. Ich erkenne an, was Sie geleiſtet haben. Ich leſe Ihre Aufſätze mit Befriedigung. Ich wünſchte jedoch mehr — viel mehr! Ich finde in dem, was Pater Henricus von Ihrer Erziehung ſagt, nicht den Geiſt wahrer Heiligung. Der Grund, aus dem Sie wirken, iſt gefahrvoll für Sie, iſt es auch für uns! Für Sie — ich will es Ihnen aufrichtig ſagen — für Sie und für wie viele Ihres Gleichen! — iſt die Kirche nur der Schlußſtein Ihrer irrenden Abenteuerluſt auf dem Felde der Philoſopheme! Sie iſt nur der Ruhepunkt Ihres von allerlei Donquixoterieen ermüdeten Denkens! Sie ſtreiten jetzt für die Kirche, weil Ihre angeborene Streitſucht hier endlich einen feſten Gegenſtand und eine ſichere Anlehnung findet! Das ſcheint leider unſer trauriges Loos mit euch Uebergetretenen allen! Aller Zorn, der in euch wurmte, alles Gefallen am Beſondern und Seltſamen, alle Ungeduld, daß man auf euch bisher nicht achtete oder euch wiederum zu raſch vergaß, dieſe unreinen Geiſter der Rache, der Vergeltung, der nie zu ſättigenden Gier nach dem Reiz der Neuheit treiben Euch auf den Kampfplatz! Was es auch ſein möge, das Sie dem Vater eines Unglücklichen, den Ihre Hand tödtete, ſo nahe verbinden konnte, ich glaube es gern, daß Sie ermattet an der Pforte des Kloſters Himmelpfort niedergeſunken ſind. In dieſer Stimmung verlangten Sie nach dem Troſt der Religion und rühmten die Einfalt derſelben. In alles aber, was man Ihnen bot, legten Sie, als Sie es empfingen, Ihren eigenen Sinn, nahmen es nicht in dem unſrigen. In dieſem immer nur Ihr Ich verherrlichenden Geiſte vollzogen Sie die Liebesopfer,

die Ihnen Ihr Guardian und Provinzial übertrug. Sie duldeten, entbehrten und was Sie zu den harten Proben des Bruder Hubertus ermuthigte, war nur der geistige Hochmuth auf Menschenkraft. Weder Ihr Verstand noch Ihr Herz liebt das Christenthum, nur Ihre Phantasie liebt es! Die Dienste, die Ihr Poeten und Künstler dem römischen Glauben geleistet habt, verkenn' ich nicht, doch waren und bleiben sie gefahrvoll! Sie entbehren nachhaltiger Wirkung. Oder glauben Sie, daß alle die Fortschritte, die wir in diesen Tagen in Frankreich, Deutschland, Spanien gemacht haben, gemacht haben mitten unter den Stürmen der politischen Bewegungen, nur die Folgen der wiedergeborenen schönen Künste sind? Diese Fortschritte verdanken wir nur dem bei so vielem Flitter der Bildung gerade zum wahrhaften Herzensbedürfniß gewordenen Bekenntniß der geistigen Armuth! Armuth, Armuth! Nüchternheit, Entbehrung, Gefangengabe unserer Ueberzeugungen an ein Gegebenes, Wiedererweckung der Würde des Beichtstuhls, der geregelte Kirchgang, die Wiederherstellung alles dessen, was über religiöse und politische Dinge in dem gesundesten Theile des Volks, im Bauernstande, diesem plötzlich nun ja auch von eurer Poesie verklärten, lebte, Ascese, Wallfahrten, wiederhergestellte Bruder- und Schwesterschaften, das ist der Geist der Stetigkeit, der allein die Kraft zum Glauben wecken und darin die Ausdauer bestärken kann ...

Der Kirchenfürst schwieg eine Weile, dann fuhr er fort:

Jetzt, Pater, ein ernstes Wort! Ich ließ Sie beobachten, Pater! Wissen Sie, daß ich Sie monatelang in Ihr Strafkloster zu Altenbüren verweisen könnte?

Sie wurden gestern Mittag im Hause eines jüdischen Trödlers gesehen, wo Sie mit Ihrem Ordensgewand eintraten und es auch Mittags im Ordensgewand verließen. Abends jedoch um acht Uhr — Unglücklicher! — kehrten Sie wiederum unter dem Dache des Juden ein —

Bonaventura, ahnend, entsetzte sich, mehr noch erschütterte ihn der unfehlbare Schrecken des Mönches. . .

Mitleidenswerther, bejammernswürdiger Mann! fuhr der Kirchenfürst fort. In dem von jenem Juden geborgten Kleide, mit einem Hut, der Ihre Tonsur verbarg, sah man Sie, Sie, den Pater Sebastus, den Michael mit der zweischneidigen Feder, den Mönch, der ein Gefallen darin findet, einen Sack zu tragen mit den Eiern, die ihm die Bauern der Umgegend schenken, Sie, Sie, einen Sohn des heiligen Franciscus — auf der Galerie des Theaters!

Bonaventura stand auf, des dadurch entstehenden Geräusches nicht achtend . . .

Dumpfe Stille nebenan . . .

Und noch nicht genug! fuhr der Kirchenfürst fort. In dieser falschen Tracht gingen Sie die Nacht in einen Gasthof der Stadt, in „das goldene Lamm"! Was thaten Sie dort?

Bonaventura gedachte der Geigenspielerinnen, der ganzen Aufregung des gestrigen Abends . . .

Kein Laut der Erwiderung von dem Mönche . . .

Was können Sie auf Ihrem frevelhaften Pfade dort gewollt haben? In einem der Zimmer waren Sie zwei Stunden bis um Mitternacht, wo Sie dann von dem Juden Ihr Kleid zurückgeholt haben! Pater! Pater! Ich beschwöre Sie, um der Wunden unsers Heilands willen!

Fühlen Sie denn nicht, daß Sie den Erlöser, den Sie in diesem Kleide bekennen, zum zweiten male verkauft haben? Die Nachricht von Ihrem Judasverrath kam uns glücklicherweise von einem Beobachter, der unsere Kirche liebt und unsere heilige Sache bewahren wird vor Bekanntmachung solches Aergernisses! Weitere Nachforschung hinderte ich, um nur Ihr Unglück nicht zu mehren und nicht die Schande Ihres Fehltritts zu grell für uns alle aufzudecken! Pater! Was würde aus Ihnen werden, wenn mich keine Rücksicht auf Ihr Talent, keine Rücksicht auf die nützliche Bewährung desselben in unsern gegenwärtigen Kämpfen abhielte, Sie nach Altenbüren zu verweisen, wo Sie in Gesellschaft anderer meineidiger Priester für immer, für immer, Unglücklicher, Ihren Ruf im weiten Reiche unserer Kirche verloren haben würden!

Dumpfes Schweigen auf diese fast weich gesprochenen Worte . . .

Eingetreten sind Sie in eine große Heilsanstalt gegenseitiger Erziehung! fuhr Priester Immanuel fort. Ich möchte Sie nicht aufgeben; ich möchte Sie dem Wirken erhalten, für welches Sie so rühmenswerthe Proben Ihrer Befähigung abgelegt haben! Pater! Daß sich der Geist, in dem Sie allein außerhalb der Zelle leben dürfen, heilige, daß Sie sicher sind vor den Anfechtungen und dem Rückfall in die Reize dieses Lebens, denen Sie abgeschworen haben, muß ich Ihrem Wandel von jetzt an die bestimmtesten Grenzen ziehen! Sie verlassen nie mehr diese Stadt ohne eine hier von meinem Kaplan eingeholte Erlaubniß! Sie meiden jeden öffentlichen Versammlungsort! Sie rüsten sich, daß Sie

jeden Abend von sieben Uhr an in Ihrer Wohnung, dem Profeßhause, angetroffen werden! In jeder Stunde, wo vom Kloster Himmelpfort Ihnen bekannt ist, daß Ihr würdiger Guardian eben die Thür seiner Zelle öffnet, Miserere ruft und die Patres, seinem Beispiele folgend, sämmtlich sich mit der Disciplin dreimal den Rücken geißeln, sollen auch Sie das Confiteor sprechen, wo Sie sich irgend befinden. Und daß Sie es thun, wirklich thun, Pater, erinnere ich Sie an das Wort jenes Mönches, zu dem ein Zweifler sagte: Geißeln Sie sich denn auch wirklich in Ihrer geschlossenen Zelle, wenn der Guardian in der seinigen Miserere! ruft? „Herr! Man hat Ehre!" sprach er.

Der Kirchenfürst stand eine Weile und schwieg ...

Bonaventura erwartete eine Entgegnung des Mönches...

Nur die lauten Athemzüge desselben hörte er ...

Was führte Sie auf die Galerie des Theaters? begann der Kirchenfürst aufs neue. Was suchten Sie in der Nacht in jenem Gasthause?

Nach einer langen Pause hörte Bonaventura die Worte.

Nichts so Unedles, als Sie denken, Eminenz ... Doch ... ich verlor meinen Beichtvater —

Diese Worte wurden mit großer Schärfe betont.

Wen wollen Sie wählen?

Wenn Herr von Asselyn hierher versetzt würde und ich dann noch — hier weile —

Der Mönch stockte...

Wohlan! sagte der Kirchenfürst und wie aufs angenehmste überrascht. Es war Ihnen von mir aufgegeben worden, den edeln und gotterleuchteten Pfarrer von St.-Wolfgang, Bonaventura von Asselyn, auf die kurze Zeit hier

im Individuum doch originell genug zusammenzufließen scheint, was seiner Natur nach getrennt ist. Man hat deßhalb, besonders von Seiten rationalistischer ärztlicher Collegen, oft Assings Wahrhaftigkeit bestreiten wollen, doch Assing fühlte diese Widersprüche selbst und erklärte, daß er sich nicht ändern könne. Es gab gewisse Gränzen des Nachdenkens, über die er nicht hinausgehen wollte. Er bewegte sich immer in Kreisen, die er sich früher einmal gezogen hatte, und überließ es jedem Andern, sich seine Welt, so viel er wollte, zu erweitern; er allein ging über das, was ihm seit lange zu glauben und zu meinen behagte, nicht hinaus.

Von seinen Freunden weiß Jeder, daß dies den Umgang mit dem redlichen Manne erschwerte. Man hat aber Unrecht, den Grund dieser unangenehmen Erfahrung, die man bei ihm machen mußte, in Egoismus oder angenommener Sonderlingsart zu suchen. Es war diese banale Einpferchung in einmal für ihn feststehende und oft sich widersprechende Thatsachen nur eine Folge jener Jugendeindrücke durch die romantische Schule. Er war im Stande, bei dem, was einst Kielmeyer in Tübingen über den Organismus der Natur gesagt hatte, stehen zu bleiben, selbst wenn alle Erfahrungen der neuen Chemie und Physik dagegen sprachen. Wenn jene Kielmeyersche Behauptung geistreich war, wenn sie damals, als er sie zum Erstenmale hörte, ihn glücklich machte, so blieb er ihr auch treu und überließ den Glauben an das Gegentheil Denen, die sich ihrer Seits davon beglückt fühlten. Bei einer so ganz auf der Willkür des Gemüthes beruhenden Denkmethode hätte Assing sich in den ärgsten Widersprüchen verfangen müssen, wenn er überhaupt gestritten hätte. Es war aber oft kränkend für den Gegner, wenn er bei einem Mei-

zu begleiten, bis ich im Stande ſein würde, mich ſo ausführlich wie ich mußte, mit dieſem Werkzeug Gottes zu verſtändigen. Im Umgang mit demſelben, den Sie von Stund' an fortſetzen ſollen, verbiet' ich Ihnen kraft der mir übertragenen Ordensgewalt Ihres Provinzials, jemals aus eigenem Triebe irgendein Wort mit ihm zu reden! Nie ſollen Sie ſelbſt das Wort ergreifen! Nie ſollen Sie anders als nur ein Ja und ein Nein für ihn haben! Der Prieſter Bonaventura weiß es, daß ihm die Rede geſtattet iſt, ihm die Unterhaltung, er weiß aber auch, daß er Ihnen keine einzige Frage ſtellen darf, als eine ſolche, der die kurze Antwort: Ja oder Nein gebührt! Denn warum verhäng' ich gerade Ihnen dieſe Strafe? Weil Ihre größte Aufgabe die ſein ſoll, den Drang zu tödten Ihrer geiſthaſchenden Mittheilung! Abſterben muß Ihre Neigung, durch Ihre Vergangenheit Ihre Gegenwart Lügen ſtrafen oder über Ihr Kleid hinaus ſich immer noch verklären zu wollen. Durch Ihren Geiſt, Ihre Kenntniſſe wollen Sie das Vorurtheil Ihres Standes widerlegen. Aber wenn Sie das Gelübde der Armuth ablegten, ſtand an der Spitze der Entbehrungen, die Sie ſich verzuſchreiben hatten, die Armuth am Geiſte! Dieſe bekennen Sie und dann wird Ihr Sinn ſich läutern! Nichts hat die Verführung zum Laſter mehr im Gefolge als jene Gedanken, die ſchimmernde Ausdrücke ſuchen, jener Reiz, der Sie verführt, ſich in der Vielſeitigkeit Ihrer Auffaſſungen, in der Fülle von Geſichtspunkten, auf dem ſchwindelnden Wege der Contraſte und Paradoxen zu ergehen; derſelbe Reiz ſtumpft das Gefallen an dem Einfachen und Charaktervollen ab. Ihnen, Pater, Ihnen iſt, wie der ganzen

Richtung des Jahrhunderts, vor allem das „Wort zur unrechten Stunde“ zu nehmen! Rancé — der kannte diese Gefahr, als er nach einem Leben geistreicher Frivolität den Orden der Trappisten stiftete! Ich verlange keinen Dank für meine Schonung — ich werde mir selber ein Gebet um die Vergebung Gottes auferlegen, daß ich so milde war — ich strafe Sie, wie mir scheint, daß es Ihnen heilsam ist! Und die in dieser Form meiner Verzeihung liegende gegenseitige Erziehung wird auch andern gut thun! Treten Sie näher, mein Herr von Asselyn!

Damit trat der Kirchenfürst an den Vorhang, zog diesen zurück und Bonaventura stand mit dargereichter Rechten, wie um Verzeihung bittend, vor dem in Staunen und tiefster Scham halb aufwallenden, halb vernichteten Mönche . . .

Mit unerschrockener Miene sprach Priester Immanuel:

Deshalb hab' ich Bonaventura von Asselyn zum Zeugen dieser Scene gemacht, weil ich auch ihn in den Ernst unsers geistlichen Lebens und in unsere wahre kirchliche Schule einführen wollte! Schon Ihre Ungeduld zu bekämpfen, daß Sie noch einige Tage hier zu warten hatten und ferner warten sollen, Herr von Asselyn, mußte Ihnen nützlich sein! Nützlich wird Ihnen auch werden, das aufgedeckte Leben des Paters zu sehen und es doch so nur zu berühren, als wenn Sie es nicht kennten! Ja und nein, nein und ja! Bis zu dem Tage, wo Ihnen Sebastus vielleicht — die Beichte spricht . . . Lasset euch beide das, was ihr heute erlebtet, eine Uebung sein, die Gefahren — des Geistes kennen zu lernen! Helfen Sie sich einander redlich beim Straucheln! Bestärken Sie sich in der Geringschätzung

des Gedankenaustausches! Da liegt der Thomas a Kempis; das goldene Buch der bewußten, ja mit Stolz bekannten Geisteseinfalt! Oder lesen wir eine Stelle des heiligen Gregor ...

Der Kirchenfürst nahm ein Gebetbuch und las mit lauter Stimme:

„Wenn ich mir die Büßerin Magdalena vergegenwärtige, so möcht' ich eher weinen, als reden und bekennen! ... Denn sind nicht die Thränen dieser Sünderin mächtig genug, auch ein steinern Herz zur Buße zu erweichen? Sie bedachte ihren vergangenen Lebenswandel und konnte sich in ihrem reuevollen Thränenbekenntniß kein Maß vorschreiben. In das Gastzimmer trat sie zur Zeit des Mahls, sie kam ungerufen, und während des Mahls brachte sie ein Thränenopfer. Lernet, von welchem Schmerz sie gefoltert ward, daß sie auch während der Zeit des fröhlichen Mahls der Thränen sich nicht schämte! Siehe! Weil dies Weib ihre Befleckungen und Laster erkannte, eilte sie in glühender Sehnsucht nach Reinigung zum Urquell der Barmherzigkeit und scheute nicht die Gegenwart der Gäste. Da sie vor ihrer eigenen Häßlichkeit erröthete, konnte die Scham von außen sie nicht entmuthigen. Was, meine Brüder, sollen wir nun mehr bewundern, die im Gastzimmer erscheinende Magdalena oder den Herrn, der sie gnädig aufnahm? Soll ich sagen: aufnahm? — nicht vielmehr: durch seine Gnade an sich zog? Ich will am liebsten beides sagen. Es ist derselbe, der sie innerlich anzog durch seine Barmherzigkeit und derselbe, der sie äußerlich mit aller Sanftmuth aufnahm."

Jetzt legte der Kirchenfürst das Buch zur Seite, neben

ſein inzwiſchen erkaltetes Tabacksrohr, neben den noch unerbrochenen Brief ſeines Königs, dann entließ er beide mit einer Handbewegung, die ausdrückte, daß er ihnen den Segen ertheilte und den Gewinn zweier Seelen für ſein Gottesreich höher hielt, als alles Reden und Handeln und Drohen der Mächtigſten der Erde.

Im Vorzimmer war es ſtill geworden ... Der Kaplan begleitete den Mönch und den Pfarrer bis an die Ausgangsthür. In ſeinem demüthigen Gruße lagen die Worte:

Was auch zwiſchen euch dreien ſoeben drinnen geſchehen iſt — Alles — zur größern Ehre Gottes! ...

. . . . . .

Wohl hätte Heinrich Klingsohr draußen in freier Luft aufſchreien mögen wie mit wiedererwachtem Titanentrotz.

Seine Brust hob ſich, ſeine Augen ſtanden ſtarr aus den Höhlen, er hatte auf der Zunge Worte nicht der Verwünſchung ſeines Geſchickes, nicht der Anklage ſeines Berufes, nicht der Anklage des Kirchenfürſten, — nur dem Jammer ſeines Innern hätte er Worte leihen mögen, ſich vergleichen mit dem gefangenen, an ſeinen Flügeln niedergehaltenen, auf dem Rücken liegenden Vogel vom geſtrigen Morgen, ſich rechtfertigen gegen den falſchen Schein, der ſich um ihn breitete in Gegenwart eines Mannes, den er zu ſchätzen anfing, er, der niemanden anerkannte außer dem, der ihm durch etwas imponirte, etwa — die Kunſt, eine Nachtigall nachzuahmen!

Aber nicht einmal zu der Auseinanderſetzung war ihm Gelegenheit gegeben, zu ſagen: Warum bleiben Sie nicht

ſogleich in dieſer Stadt? Warum haben Sie nicht ſchon jetzt die Erlaubniß des Beichtſtuhls! Alles, alles möcht' ich Ihnen bekennen! . . .

Fiebernd lief es durch ſeine Seele:

Ich möchte ſagen, wie mich geſtern die unwiderſtehlichſte Sehnſucht ergriff, nach dem Leben und den Schickſalen eines Mädchens zu fragen, das einſt mir das Leben und dann den Tod gegeben! Ich wechſelte mein Kleid, ich wurde ermuntert dazu von einer Jüdin, die mir unſer ganzes Daſein als einen einzigen großen Mummenſchanz darſtellte, wurde ermuntert dazu durch einen Schwur „bei dem Gotte Spinoza's" und durch die Verſicherung, ich dürfte auf die Verſchwiegenheit dieſes Mädchens bauen . . . Wer war der Verräther! . . . Wer war es, der des Nachts, ſo ruhelos wie ich, dahin irren konnte? . . . Ja, ich war auf der oberſten Galerie des Theaters! Dort, in eine Ecke gedrückt ſah ich jene Frau ſpielen, die einen edeln Menſchen auf ihrer Seele hat — ſah die Kinder ſpringen, die ich oft auf dem Schooſe gehalten und für welche Lucinde arbeitete, ſich mühte und entbehrte, wie eine zum Magddienſt ſich verurtheilende Königin . . . Das Haus war menſchenleer . . . aber nicht ſo öde war es, als das Gefühl meines Daſeins . . . ich irrte in den Straßen, ſah nicht die Spione, die mich verfolgten, vergaß die Ordnung des Hauſes, das ich mit vielen andern bewohne, beſtieg die Stufen des Gaſthauſes zum Lamm, kehre ſchaudernd um, aber um mich her ſah ich nichts als Lucinden, ſah ſie mit phantaſtiſchen Blumen bekränzt, ſah ſie im langen Kleide hoch zu Roß — mir winken — Himmel und Erde! Ich wage Ehre und Freiheit und mein ganzes Leben, um nur fragen zu können:

Wo ist Sie? Was wurde aus Ihr? ... Zitternd steig' ich zu der Frau empor, an deren Herz zu glauben ich nicht die mindeste Berechtigung hatte, aber ich zwinge mich dazu ... Aber auch sie verrieth mich nicht! Sie schwur's mir bei dem Andenken Serle's, obgleich der, wie sie sonst und jetzt sagte, schuld gewesen wäre an ihrem ganzen verfehlten Dasein ... Ich finde diese Menschen, klein wie immer, geringfühlend wie immer, voll Zorn über die Leere des Theaters, voll Hohn über das Ausbleiben des Beifalls ... aber vor ihnen steht dennoch ein köstliches Mahl, liegt eine Rolle Geld ... eine Sendung war es von Lucinden ... Sie ist hier! Hier in dieser selben Stadt ... Und da sollt' ich nun auf und davon? Sollte nicht verweilen, lauschen, horchen — aus meiner begrabenen Welt! ... Sollte nicht vertrauen, daß Menschen, die durch die Schule des Geschicks so tief gedemüthigt waren, daß sie sogar Konstanzen Huber, wie sich Lucinde genannt, das Wort gaben, sie nirgends zu kennen und sofort diese Stadt zu verlassen und auf die Woge des Lebens zurückzukehren (was sie hätte und erwürbe und theilen könnte, hatte sie geschrieben, sollte ihnen, wenn sie wollten und wo sie wollten, gehören) ... sollte nicht vertrauen, daß durch Geld und Mitleid gewonnen, diese Menschen mich nicht verriethen ... Ich wäre geblieben bis zum Hahnenschrei! Ich hätte geredet und geträumt, wenn mich nicht die Erzählung von unserm Abschied einst in Lüneburg zur Besinnung gebracht und an das Portefeuille erinnert hätte, das ich plötzlich mich erinnere, in meinem Ordenskleide gelassen zu haben ... Nun, wie zerschmettert schon von einer Strafe des Himmels, wank' ich davon ... Rings die

stille Nacht — bis ich zurückkäme versprach mir die jüdische Sibylle zu wachen ... ich finde sie ... lesend — im Spinoza, einem Geschenk eines Priesters Namens Leo Perl ... wir suchen und suchen das Portefeuille — es findet sich nicht ... Mitternacht ist vorüber ... die Jüdin gibt mir Geld, um den Wächter des Profeßhauses bestechen zu können ... einen neuen, noch willfährigen Knecht ... Wie sie das Geld klingen läßt und sagt: Pater, Ihr wißt nicht, welche Freude ich habe, der Kirche einen Heiligen zu stehlen und Gott einen Menschen zu schenken! da wank' ich dahin, komme in meine Wohnung, glaube unbemerkt geblieben zu sein, werde in der Frühe zum Kirchenfürsten gerufen, ohne die Kunde von meinem Vergehen und kam, bereit zu sagen: Tödtet mich, wenn ihr wollt! Ich konnte nicht anders!

Wie beide Leviten so dahinschritten, näherten sie sich der Kathedrale. Sie traten in den majestätischen Bau, unter Menschen, die nichts von ihrem Seelenleid ahnten, nichts von der Gebundenheit ihres Willens und ihrer Sinne ...

Da entdeckte Bonaventura in einiger Entfernung, in einer Nische, die vom hellsten Sonnenlicht, das durch die bunten Fenster brach, beschienen war, in einer Gruppe, die sich laut und wie es schien in fremder Sprache unterhielt, eine Gestalt, die ihn jetzt im erhöhten Grade erschrecken mußte ...

Nur ihren Rücken sah er. Sie stand in schwarzseidenem Kleide, dunkelm Hute, sprach mit den Fremden, die dem Volk anzugehören schienen; es war ihm, als könnte es nur Lucinde sein ...

Der Mönch las mechaniſch die Inſchriften der Leichenſteine ...

Bonaventura hätte ihn aus dem Wege zu jener Fenſterniſche fortziehen mögen ...

Der Mönch ſchritt in ſich verſunken und leſend an den Leichenſteinen weiter und zu jener Gegend hin, ohne auf ihn zu hören ...

Schon waren ſie der Niſche ſo nahe, daß die drinnen geführte Unterhaltung gehört werden konnte ...

Sie wurde in italieniſcher Sprache geführt ...

Zwei Männer, der eine in kurzer Jacke, der andere wohlangethan, mit einigen jungen Leuten, einem Mädchen darunter, ſprachen bald zu den Bildern des Fenſters gewandt, bald zu jener Dame in dem ſchwarzen Kleide...

Es war Lucinde ...

Bonaventura hörte es an ihrer Stimme ... er hatte auch neulich von den Italienern, von dem Gipsfigurenhändler und ſeinen Kindern gehört ...

Der Mönch ſchreitet näher, hält einen Augenblick inne, horcht den italieniſchen Lauten und ſaugt ſie voll Begierde ein, wie Duft aus dem Lande der Palmen ...

Jetzt wendet ſich Lucinde und wird auch ſeiner anſichtig ...

Wir wiſſen, daß ſie zum Tod erſchrecken kann ohne das mindeſte Zucken der Augenwimpern ...

Blaß und marmorkalt muſtert ſie die beiden Daherkommenden: den Mönch, den ſie ſchon um der Seltſamkeit ſeiner Tracht willen erkennen mußte; Bonaventura, vor dem ſie in dieſem Augenblick durch die Enthüllung ihrer Beziehung zu ſeinem Begleiter glauben durfte, alles zu verlieren ...

Der Mönch hört seinen Anruf nicht und liest nur die Inschriften der Leichensteine ...

Auf den jetzt ihn treffenden Blick und den sich verneigenden Gruß Lucindens hatte sich Bonaventura sammeln können. Sonderbar, auch die Tochter des Italieners schien ihn zu kennen, die ihm doch fremd war ... Mit einer hastigen Geberde deutete sie auf ihn und flüsterte mit dem Vater und mit den Brüdern ...

Bei alledem hatte Lucinde den Pfarrer gegrüßt, ganz ehrerbietig zu ihm aufblickend. Vor dem Mönche aber schlug sie die Wimpern nieder ...

Eine Italienerin vermuthet dieser ... ohnehin mühsam dahinschreitend, hält er einen Augenblick inne ... und jetzt wie festgewurzelt steht er und sicher hätte er durch einen lauten Ruf sein Erschrecken kund gegeben, wenn nicht Bonaventura, die Wirkung dieser Wiederbegegnung vorahnend, seinen Arm ergriffen und ihn von dannen geführt hätte.

Mühsam folgt Klingsohr. Das lange weite Gewand schleift an der Erde nach. Die Knie brechen dem Gefolterten. Glücklicherweise sind beide einer Kapelle nahe, in der eben Messe gelesen wird.

Beide knieen und mögen schwerlich beten können ... falls nicht das Gebet ein Zwiegespräch der Seele mit sich selber ist.

Als sie sich erhoben und Bonaventura draußen im Freien fragt: Sie kannten jene Dame? darf der Mönch nur erwidern: Nein oder ja! Er erwidert: Ja! — Es war ein Wort wie ein Menschenleben.

Auf seinem Zimmer fand dann Bonaventura, als er nach dem seltsamsten Selbander von der Welt gegen Mittag

nach Hause gekommen, gleich beim Eintreten auf seinem Schreibtisch einen Brief, den ihm Renate aus St. Wolfgang nachgesandt.

Er hatte ihr wol das Ansehen einer großen Wichtigkeit gehabt, denn er war mit Poststempeln über und über bedeckt.

Venaventura erbrach und las:

Sub sigillo confessionis.

Quando quis tibi occurrit fidei romanae sacerdos . . .

Wir kennen die räthselhafte Einladung, die auch an den Techanten ergangen war.

Wer weiß, ob dieser jetzt, wie er über die Berufung des geliebten Neffen durch die Römlinge zitterte, nicht ebenso von Bangen wäre ergriffen gewesen, hätte er das leuchtende Auge gesehen, mit dem Venaventura diese Zeilen las und wieder las und sich nicht trennen konnte von den Worten: „Der nicht den Tod eines Huß, Savonarola, Arnold von Brescia scheuen würde, um die Kirche von ihren Fehlern zu reinigen!"

Freiheit! Freiheit! riefen tausend Stimmen in seiner Brust. Alle Creatur schien ihm zu schmachten nach Erlösung. Die gefesselte Zunge der ganzen Menschheit schien ihm nach Sprache zu ringen . . .

Er bewunderte den Kirchenfürsten; aber seine Ideale wankten. Er verzweifelte an der Kraft, in den großen Vorstellungen von seinem Beruf, die ihn sonst wie mit Cherubsflügeln emporgehalten, ein ganzes Leben lang noch mit seinem innersten Menschen aufzugehen.

nungsaustausche alle Prämissen des Andern zugab und doch hartnäckig in seine erste Behauptung zurückfiel. Er schien immer sagen zu wollen, es käme in dieser Welt der Sinnentäuschung auf objektive Wahrheit nicht an. Neue medizinische Theorieen fanden bei ihm keinen Glauben; denn die alten hatten sich bei ihm in allen Hinsichten bewährt und vom Tode hatte er ohnehin eine fatalistische Ansicht. Er besuchte die Kirche nicht, galt aber in vielen Kreisen für einen Mystiker und schloß sich allerdings den Gläubigen lieber an, als den Denkern. Die Bibel war ihm ein Gedicht, und da ihm Dichtung wahrhafter erschien als alle eingebildete Wahrheit, so nahm er, bei aller Empfänglichkeit für das Gegentheil, bei aller Kühle und Indifferenz in praktischer Religionshinsicht, das Christenthum supernatural. Nur in einem Betracht dagegen wohnte in seinem Gemüth kein unvermittelter Dualismus, im Sittlichen. Die Läuterung seines Karakters und seiner Sinne war rein und hier verschwanden alle innern Gegensätze.

Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß die Bekanntschaft mit einer aus so eigenthümlich zarten Stoffen zusammengesetzten Natur von großem Eindruck auf mich war. Von Ihnen, Lewald, hab' ich vor fast zwölf Jahren die erste freie Auffassung des Lebens, des Lebens in seiner bunten Mannichfaltigkeit, empfangen; durch Sie hab' ich genießen und weise genießen gelernt, wenn Weisheit des Genusses darin besteht, erst sich den Genuß zu verdienen, dann ihn einzutheilen und, leicht gesättigt, die letzte Hefe zu verschmähen. Durch Assing dagegen ist mir zum Erstenmale im Leben etwas Andres klar geworden, nämlich die Gränze alles Meinungskampfes. Wie ich ihn zum Erstenmal sah, kam ich ganz erhitzt, ganz bestäubt, ja

## 9.

Düſter brannte die Lampe in einem kleinen, engen, doch behaglich eingerichteten Zimmer.

Die weißen Vorhänge zweier Fenſter waren niedergelaſſen ... Tiefe Ruhe ... nur zuweilen das Schnoben von Roſſen wurde hörbar in dem Hofe, auf den ſie hinausgingen.

Elf Uhr ſchon ...

Im Nachtgewande ſitzt Lucinde auf einem weiß überzogenen kleinen Kanapee ... vor ihr ſteht ein blinkender Mahagonitiſch mit Zeitungen und Büchern bedeckt ... in einem Winkel des Zimmers, hinter einem Schirm, ſteht ein Bett ... Im kleinen weißen Ofen praſſelt eine behagliche Flamme.

Endlich war ſie frei von ihrem Tagewerk der Verſtellung, hatte ſich entkleidet, konnte noch nicht zur Ruhe gehen und wollte wachen.

Die dunkeln Haare hängen, halb ſchon aufgelöſt, über Nacken und Stirn herab ... dieſe Stirn, die ſeit einigen Jahren erſt ſich ſo mächtig über die Augen vorgedrängt ... ſie ſtützt ſie mit der durch das Emporhalten faſt blutlos gewordenen, ſchneeweißen Hand ...

Auch das lange bauschige Kleid, das sie umhüllt, ist weiß ... wie mußte die Schwärze ihrer Locken, das Feuer ihrer Augen dagegen abstechen! .. Die Unruhe ihres Geistes zeigte sich in den Lippen, an denen die weißen Zähne zuweilen sichtbar werden; sie drückt und schneidet in sie fast mit ihnen ein.

Schon oft hatte sie begonnen, die Haare zur Nachtruhe zu flechten und zusammenzulegen ... immer war sie von der Arbeit abgekommen, hatte die Hände sinken und dann den Kopf in so schräger Lage beharren lassen, als wenn sie noch flocht, noch ordnete ... Wurde er ihr zu schwer, so stützte sie ihn ... Darüber hatte sich der kleine Messinglampendocht verzehrt, aber lange währte es, bis sie die Düsterkeit merkte; dann griff sie zu und schraubte ihn höher und das weiße Licht verbreitete sich heller auf die weißen Vorhänge, die Gestalt im weißen Nachtgewande ...

Lucinde gedachte des Gestern und Heute ... Der leuchtendste Punkt war die Begegnung am Morgen.

Porzia Biancchi hatte in dem daherkommenden Geistlichen eine Aehnlichkeit entdeckt, die sie dem Vater und den Brüdern mittheilte, diese dann wieder dem Onkel Marco, der ein Maler war und die Kunst übte, alte Bilder zu restauriren und der dafür in diese an alten Bildern so reiche Stadt berufen war ...

Wohl schlug das Wort an Lucindens Ohr, daß der daherkommende Geistliche dem Eremiten Federigo von Castellungo wie aus den Augen geschnitten ähnlich sähe; wohl nannte sie des von ihr, trotzdem, daß sie Klingsohrn sah, so ehrerbietig Begrüßten Namen, den freilich

nur Porzia's Vater kannte von dem Dechanten, ſeiner buona pratica her ... aber ſie hörte nur das verhallende Kniſtern auf dem ſteinernen Eſtrich von Bonaventura's Schritten, ſtaunte nur dem leiſen Gange eines mit Sandalen und nackten Füßen dahinſchreitenden Mönches, hörte deſſen Lieder und dithyrambiſchen Sprüche, die ihr aus dem einzigen ſtarren Schreck ſeines ſie erkennenden Blicks wie tauſend Raketen aufſchoſſen ... ſie ſah nur noch dann, wie ſie beide niederknieten und zu beten ſchienen ...

Aus dem Dome ſchritt ſie, heute die Segnung mit dem Weihwaſſer vergeſſend.

Sie war im Kattendyk'ſchen Hauſe wieder, nahm die Abſchiedszeilen der Serlo-Leonhardi (die ſchon den Wortbruch enthielten, doch von des Mönches nächtlichem Beſuch zu erzählen — glücklicherweiſe war ſie mit ihren Kindern wirklich abgereiſt —) und ſammelte ſich erſt nach den Anſtrengungen des Zuſammenlebens mit einer ſanguiniſch erregten, das Wichtigſte leicht, das Leichteſte wichtig nehmenden Familie, Abends ſpät, in dieſem Zimmer, das in den Hof gehend ihr als das ihrige war angewieſen worden.

Serlo's Kinder! Auch bei ihnen verweilte ſie ... Klingsohr's Verrath an ſeinem Gelübde ... um ihretwillen! ... Sie lächelte befriedigt, doch ſprach ſie zu ſich:

Mäßige dich nur! Sei nur ſtill! Nur ſtill! Lächle nicht, weder vor Freude, noch vor Schmerz! Laß alles über dich ergehen! Laß den Wolkenwagen des Geſchicks dahinrollen wie im Gewitter! Zuck' im Weltbrand nicht mit der Wimper! Ertrage, was auch komme, ſelbſt das Seligſte, mit Gleichmuth! Gib Gehör jedem Befehl, den die

Menſchen hier, lieblos genug und ewig von Liebe ſprechend und eigentlich liebevoll nur gegen zwei Bologneſerhündchen, dir ertheilen! Sprich ſchon nichts! In deinem Ton liegt etwas, was der Ohrnerv der Eitelkeit nicht ertragen kann! Du willſt ganz ſo ſein, wie ſie's wollen! Todt! Du willſt beten wie ſie, denken wie ſie, ihre Reden bewundern, ihre Einfälle überraſchend finden! Tuſchelt dir die Frömmigkeit der Commerzienräthin eines Tages ins Ohr: Liebſte, ich habe einen Sack gekauft, kommen Sie, wir beſtreuen das Haupt mit Aſche und beten in den Sack hinein! ... auch das thu' ich! Will Johanna, daß ich an dem kleinen Profeſſor extraordinarius die kleinen Nägel ſeiner Finger bewundere, ich thu' es! Ich will leben wie die Wanderer in den Schneealpen ſich zu unterreden aufhören, wenn ſie hoch oben hinaufkommen und fürchten müſſen, durch ein zu ſcharf ausgeſprochenes Wort die tödliche Lavine zu wecken!

Dann bei der zweiten Toilette der Commerzienräthin und Johannens, bei dem nur Putz und Vergnügen erörternden Beſuche der Frau Procurator Rück, bei dem Geflüſter über die immer enger und enger ſich ſchließende gefahrvolle Einheit des Ehepaars im zweiten Stock, bei dem gerühmten Behagen an der Ruhe im Hauſe, ſeit Piter nicht anweſend, bei den Mittheilungen über die Hauptmännin von Buſchbeck, ihren Tod, ihre Frömmigkeit, ihr Teſtament an den Bruder Hubertus im Kloſter Himmelpfort und die fehlenden Werthpapiere, dieſe Kapitalien, die ſie als Kind ſo angeſtaunt hatte, weil ſie ihr wirklich „rings auf den Feldern zu liegen" ſchienen — zu allem

ſchwieg ſie, ergänzte nichts, berichtigte nichts; ſie wollte alles in ſich verſchließen und nur — ihre Zeit abwarten.

Gegen Abend war auch Treudchen auf einen Sprung gekommen und erzählte vom Kloſter, wohin ſie wirklich gegangen war ihren Geſchwiſtern zu Lieb. Wie hatte man ſie gefeiert! Selbſt mit ihren Geſchwiſtern hatte man ſie überraſcht, die aus dem Waiſenhauſe waren abgeholt worden! Alle hatten Geſchenke bekommen! Von Cajetan Rother, dem ehrwürdigen Beichtvater der Schweſtern, für den das Sprachgitter nicht vorhanden war, hatte ſie ſelbſt ein zierliches Büchlein mit goldenem Schnitt empfangen, das Leben einiger beſonders vorzüglicher Heiligen und Heiliginnen darſtellend ... Die Kinder trugen eine Laſt Confect mit ſich heim, wie dergleichen auch nur in Klöſtern gebacken wird ... Sie zeigte ein von Schweſter Beate erhaltenes Nadelkiſſen in Form eines Oſtereis, ganz von Seide, vergoldet und in jenem Geſchmack, der ſo eigenthümlich der frommen Kunſtfertigkeit hinter Kloſtermauern angehört ... Schweſter Thereſe hatte dann vorgeleſen, Marienlieder, deren einige man im Chore geſungen im Refectorium, vor und nach — dem Kaffee — und dieſer Kaffee wäre ſo geweſen, wie nur je einer in der Dechanei zu Kocher am Fall, wenn etwa der Geburtstag des die „lieben Freundinnen" bereiſenden Fräuleins von Minnerich oder der Frau Majorin Schulzendorf gefeiert wurde oder eine jener Kindergeſellſchaften, zu denen der gute Dechant (früher, ehe der Geiſt der Kirche ſo ſtreng wurde) alle kleinen Kinder in Kocher am Fall ordentlich durch Viſitenkärtchen einzuladen pflegte.

Die frohen Mittheilungen kamen dann auch hier, auf Veranlaſſung der Dechanei, bei dem Morde der Frau Hauptmännin wieder an, bis dann Treudchen zu Madame Delring, ihrer nachſichtigen Herrin, wieder hinaufſprang ...

Am Abend war auch die zweite, wie es ſchien queckſilberne Tochter der Commerzienräthin, Frau Procurator Rück, wieder erſchienen, eine kinderloſe, nur dem Putz und ihrer Eitelkeit lebende Frau. Lucinde hatte ſich ſogleich ihr Herz gewonnen durch einige Bemerkungen über ein neues Kleid, das ſie trug. Sie war geſtern im Theater geweſen und häufte das Allernachtheiligſte auf die Darſtellerin der Frau von Waldhüll und die kleinen „Fratzen", die Lucinde ſo gern wiedergeſehen hätte, wenn ſie nicht das Syſtem gehabt, auch bei Genüſſen des Gemüths, ſie ſich verſagend, zu ſprechen: „Wozu?" Das war das kalte Wort, das ihr eigen geworden, mehr Worte eines herben Behagens am Entbehren und der Selbſtqual als der Herzloſigkeit. Im Geiſte Serlo's hätte ſie der Frau Procurator ſagen mögen: „Liebſte Frau, wäre das Haus voll geweſen, ſo hätte Ihnen alles gefallen! Da es aber leer war, übertrug ſich Ihre Verſtimmung über die geringe Bewunderung Ihrer Toilette auf die Leiſtungen der Mutter, der Töchter, auf alles ..." Sie behielt das, wie jedes dergleichen, zurück, horchte nur dem Geſpräch, bei welchem auch Benno genannt wurde, „meines Mannes beſter Arbeiter", der „von ihm nach dem Hüneneck geſchickt worden iſt" ... und auch den Reiz, Benno's Weiſe gegen den Schein eines Sich-ſo-nur-ſchicken-laſſens zu befreien, unterdrückte ſie ... Sie ſagte

nur immer ihren Leibſpruch, ein Wort des heiligen Auguſtinus: Trahimur! Trahimur!*)

Um ſich zu beruhigen, hatte ſie einmal wieder in Serlo's Papieren zu leſen angefangen und hatte auch wieder aufgehört ...

Endlich begann ſie aufs neue:

„Iſt es denn möglich", ſchrieb Serlo einſt vor Jahren, „was ich geſtern erleben mußte! ... Eine junge Frau war in dem Hauſe, wo ich wohne, geſtorben und ſollte heute in der Frühe beerdigt werden ... Eine alte Schauſpielerin, die zu unſerer Truppe gehört, klopfte, wie ich ſchon im Bette liege, an meine Thür, nennt ihren Namen und wünſcht mich zu ſprechen. Ich ſtaune und fürchte — eine Anleihe. Nachdem ich mich angekleidet, öffne ich die Thür und in ihrem beſten, eleganteſten Anzug erſchien die Darſtellerin — der Zigeunermütter und Hexen mit einer augenblinzelnden und doch beklommenen Artigkeit. Nie hatt' ich mit ihr viel Worte gewechſelt und erſtaunen mußt' ich über die Wahl ihrer Ausdrücke, die Artigkeit ihres Benehmens, die Feinheit ihres ganzen, mit ihrem Rollenfache im vollkommenen Widerſpruch ſtehenden Weſens. Verzeihen Sie! ſagte ſie nach einer Weile, wo ich das gefürchtete Anliegen erwartete, verzeihen Sie, in dieſem Hauſe iſt eine Leiche? ... Ja, ſagte ich, eine junge Frau, die an einem Herzfehler ſtarb! ... Sind die Leute wohlhabend? ... Sehr arm! war meine Antwort ... Würde der Mann geſtatten, wenn ich ihm zwei Thaler ſchenkte — ... Sie ſtockte ... Geſtatten?

*) Wir werden gezogen und haben keinen freien Willen.

Was? fragt' ich erstaunt ... Mutter Viarda lächelte seltsam ... Sie werden mich für eine Närrin erklären, begann sie aufs neue, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich eine — Liebhaberei habe, die keine andere ist als die, — Todte zu schmücken! ... Wie? sagte ich und zog mich erschrocken zurück; ich glaubte mit einer Verrückten zu reden ... Sie sind erstaunt, fuhr mein Besuch fort, Sie zweifeln an meinem Verstande, und doch bitt' ich Sie wirklich, führen Sie mich zu dem Manne und erlauben Sie mir, seine Frau so zu schmücken, wie ich ein ganz unwiderstehliches Verlangen trage, wenn ich irgendwo eine Leiche sehe ... So traurig die Veranlassung dieser Bitte war, ich mußte doch über sie lächeln ... Da Sie zu Ihrem Liebeswerk noch zwei Thaler dazugeben wollen, sagte ich, so will ich mit dem Manne reden ... Ich ging in der Dunkelheit die Stiege hinunter und fand den armen Handwerker mit seinen Kindern um die schon im Sarge befindliche, nur mit einem einfachen weißen Hemde bekleidete Leiche seiner Frau, der Mutter seiner trauernden Kinder ... Mein Anerbieten konnte als ein Werk der Barmherzigkeit gelten und die Annahme fand keinen Anstand ... Ich kehrte zu meiner Auftraggeberin zurück und begleitete sie hinunter ... Mit allen Zeichen der Theilnahme trat sie an den Sarg, fuhr mit der Hand über die kalte Stirn und sagte dann: Hier, lieber Mann, da sind zwei Thaler, aber lassen Sie mich mit der Leiche allein! .. Der Mann ging arglos, wenn auch überrascht, mit den Kindern auf den Vorplatz ... ich wollte bleiben ... Auch Sie, Herr Neumeister! sagte sie (ich führte damals noch meinen alten Namen) ... Als ich zögerte und etwas

befürchtete, das nicht in der Ordnung war, ſagte ſie: Herr Neumeiſter, wenn Sie ſchweigen und mich nicht ſtören wollen, können Sie bleiben ... Ich blieb und ſah voll Grauen, was die Darſtellerin der Zauberinnen, Hexen und Zigeunermütter begann ... Sie ſtellte einen Beutel, den ſie unter ihrem Mantel verborgen hatte, zur Erde, zog eine Anzahl friſcher Blumen hervor, legte ſie der Leiche auf die Bruſt, in die Hände, ums Haupt. Dann ergriff ſie ein kleines Döschen, das ich ſofort als Schminktopf erkannte, tupfte hinein mit etwas Baumwolle und ſchminkte die Wangen der Leiche, daß ſie wie volles blühendes Leben ausſahen ... Jetzt, meines Grauens und meiner Ausrufungen nicht achtend, ergriff ſie gierig die kleine zinnerne Lampe und beleuchtete ihr Werk ... es war ein Anblick, das Haar ſträuben zu machen ... Sie redete mit der von ihr geſchminkten Leiche und wie mit einem ihr bekannten Weſen, redete voll Theilnahme, voll Herzlichkeit, beklagte die Leiden derſelben, tröſtete ſie, eröffnete ihr ein Reich der ſeligſten Hoffnungen und ging zuletzt von dannen, wie wenn ihr ganzes Sein ſich einmal aufgelöſt hätte wieder in Andacht, Poeſie und längſtentbehrter Liebe ... ich ſah ſie dahinſchreiten wie ein Geſpenſt ... Als ich allein war, bekämpfte ich mein Grauen, tauchte den Finger in das Oel der Lampe und entfernte die trügeriſche Lüge des Lebens von den todten Wangen ... Der Gatte und die Kinder kamen zurück ... ſie fanden nur die Blumen und ſtockend erzählte ich, der Alten wäre es ein Bedürfniß, in dieſer Art ſtille Liebesopfer zu vollziehen ... Dieſe Frau, mit der ich täglich verkehren mußte, konnte ich nie mehr anſehen, ſchwieg auch von dem Vorgefallenen zu jedermann, bis

ich von andern erfuhr, daß diese Manie allgemein an ihr bekannt war und daß sie, um sie zu befriedigen und vor den Folgen ihres dadurch erlangten Rufes, der sie die Leichenschminkerin nannte, sicher zu sein, schon seit Jahren ein traurig irrendes Wanderleben führte."

Oft hatte Lucinde diese Stelle gelesen ... mit Lachen sogar ... heute erschien sie ihr in einem seltsam andern Lichte ...

Sie überschlug jedoch einige Betrachtungen über das, was man ein Leichenschminken in der Geschichte nennen könnte, und fuhr fort:

„Wie mich dann diese Erfahrung auch wieder zurückversetzt hat in meine erste Erziehung zum Priester, in die klösterliche Einsamkeit meines Jugendlebens im Convict!

„Ja, wer nennt euch alle, ihr Verirrungen, die unausbleiblich sind, wenn man die Grundnatur des Menschen eine verderbene nennt und das Leben daran gesetzt wissen will, diese Natur zu bekämpfen, auszurotten und mit einer geläuterten, einem Kleide voll Glanz und Durchsichtigkeit zu vertauschen! «Wenn dich dein Auge ärgert, reiß es aus!» war Jahrtausenden und ist ch jetzt Millionen nicht im Bilde gesprochen! Wirklich ßen sie sich — und andern den edelsten Theil des schön. enschlichen Baues aus! In dem protestantischen Wesen findet die Lehre von der Erbsünde doch wenigstens nur noch im allgemeinen eine Pflege; aber bei uns, den Treugebliebenen, uns, den in duldender Ergebung das große geschichtliche Vermächtniß Forttragenden, bei uns ist darauf die ganze Heilslehre begründet und der Teufel eine Macht, die man schon von dem Kinde wegbläst und wegkreuzigt, wenn es getauft wird. Jeden

ich möchte faſt ſagen, verwildert aus einem Ideenfeldzuge, den ich Jahre hindurch hartnäckig geführt hatte. Mißgeſchick hatte verbittert, Kummer war Galle geworden. Der Kampf war von den Gedanken auf die Perſonen übergegangen und fremde Rückſichtsloſigkeit hatte die eigne erzeugt. Da lernt' ich dieſe Sinnpflanze Affing kennen. Ich erſchrack, daß es Naturen gab, die in geiſtigen Dingen ſo zart angefaßt ſein wollten. Seine Schonung gegen Andersdenkende, ſeine Geneigtheit, bei doppelſinnigen Gerüchten über die Menſchen immer erſt das Gute zu glauben, ſein Aufſchrecken bei jedem kränkenden, im Gegner die Perſönlichkeit verletzenden Worte, alle dieſe Ausſtrömungen eines edlen und reinen Weſens zogen mich um ſo inniger zu ihm, als ich wohl fühlte, daß ihn die Wildheit der damaligen und noch jetzt üblichen Polemik und oft meine eigne Rückſichtsloſigkeit beklemmen mußten. Ich ſchrieb damals den Telegraphen. Sie wiſſen, was für Späne fielen. Ein glückliches Geſchick führte mich aber in Affings Nähe. Er wurde unwiſſentlich der Probirſtein meines Styls, meiner Darſtellung. Ich dachte immer, wie wird dieß auf ihn wirken, kann ich jenes ihm unter die Augen treten laſſen? Gern hätt' ich ihm jede Nummer unterſchlagen, in der ich gezwungen geweſen war, in einen groben Klotz einen groben Keil zu treiben. Ja, ich ſchrieb mich in ihn hinein, wie in mein eignes Gewiſſen.

Ich führe dies nur an, weil es für den Geſchilderten ſelbſt charakteriſtiſch iſt. Es beweiſt eine ſolche Hingebung, wie ich ſie erzähle, die Möglichkeit derſelben. Affing war im Urtheil und Umgang von einer Delikateſſe, die man hätte weiblich nennen mögen. Sie ging zu weit dieſe ängſtliche Rückſichtsnahme. Ich ſelbſt ſah allmählig wohl ein, daß

ruhig prüfenden Seelenarzt frag' ich, wie er es nennt, wenn das Mistrauen und der Haß vor der eigenen Person sich so steigert, daß man sein Ich einer fortwährenden Züchtigung unterwirft? Die Manie hört darum nicht auf eine Manie zu sein, wenn sie auch geheiligt erscheint durch Millionen, die von ihr befallen wurden. Oft kann uns schaudern vor einem Wahn, der die ganze Majestät der Gewohnheit und der Gesetze für sich hat. Und doch ist dem so und wir sehen es mit Wehmuth.

„Ich bekenne von mir, daß ich in meiner Erziehung zum Priester unter dem Druck einer steten Beängstigung vor dem Uebersinnlichen und Gespenstischen lebte. Die Fasten, die methodisch geregelten Lebensweisen machten uns Knaben bei allem sonstigen Leichtsinn den Kopf so wirbeln, wie eine immerfort angeschlagene eintönige Trommel zuletzt zur Verzweiflung bringt. Wir überboten uns, und nicht aus Eitelkeit und Liebedienerei, in der Schaustellung des Kampfes gegen Anfechtungen; wir wollten Visionen haben, wie Antonius in der Wüste und Franz von Assisi. Einen meiner Mitschüler fand man eines Tages mit verletzten Gliedern ohnmächtig in seinem Zimmer am Boden. Die Gewohnheit hatte er gehabt, in jedem Augenblick, wo er allein war, an einem Querholz, das er nach langen geheimen Mühen so über einen in der Mauer hervorstehenden Balken befestigen konnte, daß es sich auch ebenso wieder abnehmen ließ, ohne daß man die Anstalt bemerkte, sich anzuklammern und für sich ganz allein wie Christus am Kreuze zu schweben. In dieser Selbstmarter würde er immer weiter gegangen sein, wenn man ihn so nicht eines Tages besinnungslos gefunden hätte.

„Empfindung hab' ich für alles Poetiſche, das einem ſolchen Wahn und einem darauf begründeten Glauben und Leben zum Grunde liegen kann; ein Schauer überrieſelt mich aber doch, wenn ich mir eine ſolche, damals nicht etwa beſtrafte, ſondern eher noch bewunderte und belobigte Geſinnung in ihrer ſpätern Entwickelung, im weißen Gewande des Dominicaners, als Großinquiſitor, als Beichtvater eines Fürſten denke und an ſolcher Stelle dann die Looſe gemiſcht und gezogen, die über das geiſtige Wohl der Jahrhunderte entſcheiden wollen. O du edler Gekreuzigter, den ich ſo innig liebe, was geht auf deinen Namen! ... Einſt fragte ich einen Arzt nach meiner Leichenſchminkerin. Solche Dinge entſtehen aus den Störungen des geſchlechtlichen Lebens! ſagte er ... Nun wohl, dann will ich einen Schleier fallen laſſen, ſo groß wie der ſternenloſe, ſchneeverhüllende Nachthimmel des Novembers, über euch Kirchen und Kapellen und Klöſter und Schulen, in denen die Prieſter im Geiſte Hildebrand's erzogen werden und wirken! ...

„Ich ſah auch vielerlei Wahn, der nicht aus den Störungen des geſchlechtlichen Lebens kam. Die beleidigten Geiſter der Freiheit und Natur rächen ſich. Sie jagen wie mit Furienfackeln die Feinde der Menſchheit, die Verbrecher gegen den Heiligen Geiſt rund um ſich ſelbſt, daß ſie keinen Ausweg mehr wiſſen vor ihrem eigenen Schatten und mitten in ihren Siegen, mitten in ihren Triumphen eine Verzweiflung ſie ergreift, die ihnen zuletzt nicht den geiſtigen Tod als die höchſte Lebenswonne verſpiegelt, ſondern ſogar den phyſiſchen —

„Wir hatten unter unſern Lehrern einige ehemalige Benedictiner, in ihrer Art höchſt gelehrte und an ſich vortreffliche

Männer. Sie gehörten Klöſtern an, die man aufgehoben, Klöſtern, in denen ſie mit großer Bequemlichkeit gelebt hatten. Einer davon verſchmerzte die Verſetzung in den Stand des Weltgeiſtlichen ſehr leicht. Es war ein Mann jovialer Natur, plauderhaft und nicht reinen Geiſtes. Ihm hätte des alten Römers Wort: Vor Kindern habe Scheu! vorzugsweiſe gerufen werden können. Seine behäbige und immer lächelnde Art war die der unerlaubten Vertraulichkeit im Reden. Wie ein leckes Faß war er, das aus allen Ritzen quillt. Seine Luſt war die, Geſchichten aus ſeinem Kloſter zu erzählen, alles durcheinander, Heiliges und Weltliches, Verbürgtes und Unverbürgtes — ſpäter hab' ich oft ſolche unwürdige Greiſe gefunden, die ein Gefallen daran finden, gerade vor der Jugend geiſtig entblößt zu gehen. Was hat uns nicht dieſer alte Profeſſor, Pater Sylveſter, von ſeinem und allen Klöſtern und Pfarreien der Welt erzählt! Nichts etwa, was gegen ſie zeugen ſollte, nein, das Frommſte, das Andächtigſte, aber gemiſcht mit dem Unmöglichſten und ſich eben deshalb dem Spott von ſelbſt Anheimgebenden! Die Geſchichten von einer Pfarrersköchin, die mit dem Teufel zu thun gehabt hatte, erzählte er ebenſo für beſtimmt, wie er die Verſicherung gab, daß im Fegefeuer die Männer und Frauen getrennt ſind. Dies bewies er aus der ſchlechtern Natur der Weiber, die durch Ausſprüche der Concilien erhärtet wurde. Die Entziehung des Kelches ſchrieb er dem Ueberhandnehmen der Bärte zu und der Gefahr des Weines vor dem Ungeziefer — Kein Bienenſchwarm, ſagte er wie mit Schwuresbetheuerung, der in eine Kirche käme, rühre die Hoſtie an — Zwei Leichen hätten in einem Grabe

gelegen, als man sie aber ausgrub, hätte man die eine über der andern gefunden und als man näher sich erkundigt, war die untere ohne Beichte gestorben — Dem Pfarrer gebühre eigentlich von allem der Zehnten, auch von der Ehe; diesen könnte er aber den Neuvermählten schenken, da er jede Ehe schon vollständig allein genösse, nämlich am Altare im Sakrament (man denke sich, wie uns reifende Knaben diese Worte aufregten!) — Die Kirchenglocken wären die Zungen der Lüfte, folglich müßten sie auch wie jede Zunge fasten; das geschähe am Grünen Donnerstage — Im Beichtstuhl müßte man vorzugsweise nach den Träumen fragen; eben in diesen läge der wahre Schlüssel zur beichtenden Seele, die oft selbst nicht wisse, was ihre wahre Sünde sei — Beim Lesen einer Todtenmesse erkenne man daran, wenn dem Priester das Kind Jesu in der Hostie erschiene, daß die Seele nicht mehr im Fegefeuer wäre — Und so gingen diese Belehrungen des Vaters Sylvester fort bis zur Exaltation über den Werth eines Priesters, daß dieser uns geradezu Gott gleichzukommen schien. Zwischendurch liefen in aller Harmlosigkeit Berichte über ein Nonnenkloster, wo die Schwestern im Klostergarten bei Mondschein wandelten und unter den Blumen das Kind Jesu suchten und oft schon hätten sie's gefunden, sagte er, und hätten's in die Kirche an den Hochaltar getragen, geputzt und lieblich angesungen und allerlei Spaß mit ihm gehabt — oder von einem Mönche, der in einem Büchschen den Staub sammelte, der sich am Hochaltar auf den Marienbildern anlegte, und damit Zahnweh vertrieb und Aehnliches.

„Was aber auch Pater Sylvester uns in Mußestunden

und beim Spazierengehen mit ernster Miene an solcher Narretheidung zuflüsterte — man schickte ihn endlich in ein Versorgungshaus — nichts kam dem gleich, was wir in unserm düstern Gebäude mit seinen langen Gängen, finstern Zellen, durchräucherten Winkeln und gefängnißartigen, vergitterten Fenstern endlich selbst erlebten.

„Ein anderer Benedictiner, Pater Fulgentius, war ein Mann von großen Kenntnissen und strenger Disciplin. Cholerischen, oft aber auch wieder tiefmelancholischen Temperaments und wie von Schwermuth über die ganze Erdenschöpfung ergriffen, flammte er bald in Ausbrüchen der Leidenschaft auf, bald versank er in ein fast menschenscheues Umherirren und Suchen nach einer Ruhe, die er nicht finden konnte. Er brachte es dahin, daß Pater Sylvester endlich entfernt wurde. Von zelotischer Strenge in seiner Lehre strafte er, ließ züchtigen und verbreitete Furcht und Schrecken. Dieser Gesinnung wegen hatte man ihn zum Rector ernannt. Erst schloß er sich ein, um diese Würde abzulehnen — zwei Tage lang! Als er endlich, von Hunger und Durst getrieben, nachgeben mußte und öffnete und die Würde annahm, war er eine Zeit lang die Milde selbst; bald aber kam die alte wie aus Feindschaft gegen Gott und die Welt hervorgehende Strenge, die indessen den Ruf der Gottseligkeit der Anstalt mehrte. Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß es mit dem Pater Fulgentius nicht geheuer wäre. Nachts hörten wir Kleinern zuweilen ein plötzliches Laufen auf den Corridoren, ein Schellen wie nach Hülfe — am folgenden Morgen erfuhr man, der Rector wäre krank gewesen. Erst nach einigen Tagen erschien er dann

wieder, düſter und verfallen, mit dem Ausdruck des tiefſten Seelenſchmerzes und ſo, als läge das ganze Leid der Welt auf ſeinen Schultern. Dieſe nächtlichen Begebenheiten wiederholten ſich, ja am Tage kamen ſie ſchon vor und allmählich verlautete die grauenhafte Kunde, daß der Rector, gefoltert von Seelenleiden, unzufrieden mit allem und mit ſich ſelbſt zumeiſt, eben noch die gleichgültigſten Dinge reden, dann aber in ſeine Zelle gehen konnte und Verſuche machen, ſich zu entleiben. In der erſten Nacht hatten ihn einige Schüler der erſten Klaſſe gerettet, die um Mitternacht in den Chor mußten, um zu ſingen. Sie klopften, um den Rector, der ſich zuweilen auch dieſe Unterbrechung des Schlafes auferlegte, abzurufen, traten, da niemand ſein Zimmer verſchließen darf, ſelbſt ein Lehrer nicht, ein und hatten den Anblick eines Erhängten. Die raſche Entſchloſſenheit eines der ſtärkſten Alumnen ſchnitt ihn los und allmählich kam er zu ſich. Man verſchwieg den Vorfall, mußte ihn verſchweigen; aber er wiederholte ſich. Man ſuchte die Ehre der Anſtalt zu wahren; die Verbindung mit der Außenwelt war ſo loſe, ſo locker, die Intervalle der Selbſtzerſtörungsanfälle wurden zuweilen länger: man bewachte den Unglücklichen, nahm ihm weg, was ihm die Ausführung ſeines Gelüſtens erleichtern konnte – und ſo wurden dieſe Dinge vertuſcht. Als jedoch immer und immer die Scenen wiederkehrten, beriefen die Profeſſoren, die größtentheils durch Pater Fulgentius berufen und angeſtellt waren, einen Mann, den wir, als wir davon erfuhren, nicht anders als für einen Exorciſten halten konnten. Denn es ſtand uns feſt, daß eigentlich an dem Pater Fulgen-

tius ſich eine beſondere Abſicht der Vorſehung offenbarte. Wir ſahen ihn um ſeines gottſeligen Lebens und ſeiner Lehre willen nur unter den Anfechtungen des Teufels. Ihn dem Himmel zu erhalten ſchien uns der Zweck eines Beſuches zu ſein von einem durch ſeine Aſceſe berühmten Mönche, einem Laienbruder der Franciscaner, der aus ferner Gegend angemeldet wurde.

„Ein Bruder Hubertus erſchien. Eine hagere, faſt ſkeletartige Geſtalt, mit einem Kopfe, der ſchon dem Beinhauſe anzugehören ſchien. Angekommen, verneigte er ſich freundlich nach rechts und links und begrüßte den Rector ſcheinbar nur im Auftrage ſeiner Obern mit dem Ausrichten einer ihm anvertraut geweſenen Commiſſion in Sachen eines Proceſſes; denn auch ein Advocat begleitete ihn. Pater Fulgentius wußte nichts von dem Vorhaben ſeiner Freunde, die eine Heilung durch den Bruder Hubertus nach deſſen Rufe für möglich hielten. Auch ich erfuhr erſt viel ſpäter den ganzen Zuſammenhang aller dieſer Vorgänge. Auf meinen künſtleriſchen Irrpfaden begegnete ich einem meiner frühern Mitſchüler, einem inzwiſchen angeſtellten Pfarrer, der damals den obern Klaſſen angehört hatte, die den Rector bewachten. Man denke ſich Vorleſungen über den Glauben und die Liebe, die unter ſolchen Umſtänden gehalten wurden! Jener berühmte Rechtslehrer, der in Berlin auf die vernünftigſte Art ſeine Pandekten las und dennoch ſich einbildete, Kaiſer Juſtinian zu ſein, hat mich oft an dieſe Collegien in unſerm Convict erinnert. Von dieſem alten Mitſchüler erfuhr ich erſt, daß Bruder Hubertus, der gleichſam zum Ausruhen von ſeiner Fußwanderung einige

Tage länger unter uns verblieb, eines Tages den Befehl gab, die Werkzeuge der Selbstzerstörung in des Paters Nähe — nicht wegzunehmen. Es geschah dies ..."

Lucinde hörte die zwölfte Stunde schlagen ...

Sie legte die Blätter zusammen ...

Sie kannte ihren ganzen Inhalt ...

Sie hatte alles das schon so oft gelesen und nahm es nur dann wieder vor, wenn sie sich für den Zwiespalt, in dem sie mit den Auffassungen Serle's lebte, eine Beruhigung suchte, eine Brücke der Vermittelung ...

Hätte Serle noch gelebt und neben ihr gestanden — mit seiner elegischen Ironie, der lässigen Ergebenheit, der sichern Zuversicht, daß dies ganze Dasein der Mühe des Lebens nicht lohne — sie würde vielleicht über Religion und Kirche gedacht haben wie er. Bonaventura aber glaubte anders ... Das zog sie, sich nicht den Anschauungen Serle's gefangen zu geben .. Wie sie schon den Beda Hunnius anders beurtheilte als Serle, so hätte sie auch getrost den ganzen Bau, der sich um sie her durch ihr neues Bekenntniß wölbte, vollkommen anerkannt und an seiner Vollendung mitgearbeitet, hätte nur Bonaventura irgendwie ermuthigend und beifall-lächelnd zu ihr herabgesehen ... und das stand überdies in ihr fest: Wahn ist ja alles! Für den Glauben aber, es wäre kein Wahn (und der ist nothwendig, wenn nicht alles zusammenfallen soll), kann es mancherlei Formen geben, von denen dann allerdings die eine vielleicht eine Kleinigkeit besser ist als die andere ...

Der Name des Mönches Hubertus durchschauerte sie

jedesmal, wenn sie von ihm las. Sie hatte ihn nie gesehen — aber in ihrer Jugend oft von ihm reden hören. Was knüpfte sich nicht alles an ihn an! An diese alte Liebe der wie einst ihre Tauben gestern so am Küchenherd Erwürgten! ... Die Nächte im Pavillon des Parks vom Schloß Neuhof, wenn die Ulmen rauschten und der Mond mit seinem so klugen, aller Dinge der Erde kundigen Antlitz in ihre Kammer schien, nachdem sie das Licht ausgelöscht und sich auf ihr Lager geworfen ...

Auch jetzt ging sie zur Ruhe ... die Lampe auslöschend und hinter ihrem Schirm verschwindend wie ein Schatten ...

Sie hatte die Ahnung, daß sie noch durch viel Untergang und Zerstörung gehen würde — Dann war es ihr immer, als stünde alles um sie her in Flammen ... Und auch heute war ihr erster Traum eine Feuersbrunst ...

Allmählich wurden die Bilder ruhiger ... Noch zeigten sie wol die alte Frau Hauptmännin auf der Todtenbahre ... Hubertus trat zu ihr ein wie zu Pater Fulgentius ... Doch was sind Träume! ... Der „Advocat", der hinter ihm stand, war erst Lucifer selbst — dann milderten sich die Schrecken — die Gestalten wurden bleicher und bleicher — zuletzt blieben nur die beiden Bologneserhündchen übrig und Herr Maria mit seiner saubergefältelten Wäsche und mit Deutschlands feinstem Dialekte.

## 10.

Hoiho! . . . Hoiho! . . . Hoiho!

So rief es hellauf hinter einer lieblichen Gruppe von Birken und Hängeweiden und von einer weiblichen Stimme, rein, metallen, wie Silberton.

Die Ruferin war ein junges Mädchen in blauem Kleide, einem leichten runden Strohhut auf dem einfach gescheitelten Haare —

Ein Ruder in der Hand stand sie in einem leichtgebauten Kahn, ihn hin- und herwiegend mit herausforderndem Muthe. Noch lag der Kahn an einer Kette, die ihn am Ufer festhielt; noch stieß und rauschte sein Vordertheil an den Sand und die Steine des Strandes der Insel Lindenwerth. Ein Schifferknabe saß an der entgegengesetzten Seite; das Steuerruder schon in der einen Hand und auf den erwarteten Befehl bereit, die Kette mit der andern zu lösen.

Die Ruferin winkte jetzt durch die Hängeweiden und Birken hindurch einem alten, von Linden umstandenen Gebäude zu, das klosterähnlich dicht in der Nähe, in der Mitte der kleinen Insel lag. Sie schien es auf ein Fenster

man wenigſtens die Glocken der Zeit nicht mit Seidenfäden, ſondern mit hanfenen Stricken ziehen müſſe. Bei einer ſolchen Delikateſſe konnte das Urtheil abſterben, die Glut der Ueberzeugung gerieth in Gefahr, zu verglimmen. Aber für Aſſings Neigungen lag wenig an dieſer Gefahr. Sein Blick war immer rückwärts gewandt. Neue Entwickelungen, gährende Zukunftselemente ließ er geduldig auf ſich beruhen. Er ſchloß ſich ſogar methodiſch gegen das erſt Beginnende ab, es ſei denn, daß ihn irgend eine Erſcheinung plötzlich überraſcht hätte. Dieß traf ihn aber ſelten, und ſo geſchah es, daß ſeine Umgebungen dem Neueſten ſich zuwandten, während er ſelbſt nur dem Alten lebte. Man ſprach um ihn her von Freiligrath: er antwortete mit Goethes römiſchen Elegieen. Man ſtritt über die Romane der Sand, er las zum Zwölftenmale vielleicht ſchon die Wahlverwandtſchaften. Seine Hausgenoſſen und ihre Freunde ſaßen unter ſich des Abends zuſammen und theilten ſich die Eindrücke der neueſten Schriften des Tages mit. Aſſing kam aus ſeinem Studirzimmer, löſchte ſein Licht und erzählte, er hätte einmal wieder angefangen, die alten Hiſtorien des Livius zu durchblättern. Wenn das Geſpräch über Strauß oder Ruge ſtockte, er knüpfte es wieder mit Homer oder Hippokrates an, von welchem letztern ſein Lieblingscitat lautete: „Der Arzt aber ſieht das Grauenhafte.“ Einen ſolchen Spruch war er im Stande, mit geſtütztem Haupte, den tiefſten Schmerz im Tone, Zwölfmal hintereinander griechiſch zu wiederholen. Roſa Maria ſprach von Varnhagen, Aſſing ſeufzte griechiſch im Stillen: „Der Arzt aber ſieht das Grauenhafte.“ Ludmilla ſprach von Mundt, der Vater benutzte eine Pauſe und wiederholte: „Der Arzt aber ſieht das Grauenhafte.“ Während Alles um ihn

abgesehen zu haben, an dem auch eben eine andere, ältere weibliche Gestalt sichtbar wurde.

Der Seemannsruf Hoiho! Hoiho! schien aber dort nicht die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen.

Armgart von Hülleshoven — sie nur ist es — befahl mit einem kurzen vertraulichen Winke dem Schifferknaben, weiter ins Wasser hinauszustechen und lehnte sich selbst über Bord, um die Kette vom Pflocke, der sie festhielt, abzunehmen. Als zu dem Ende der Knabe sein zweites Ruder ergriffen hatte, nahm sie ihren Hut ab und setzte sich ans Steuer statt seiner. Der Knabe wußte schon, sie wollte, um von der Dame am Fenster gesehen zu werden, mehr die Höhe der kleinen Hafenbucht gewinnen.

Nun mußte doch gewiß das Winken mit dem großen Hute sichtbar werden an dem Fenster des Klostergebäudes!

Aber jetzt war die daselbst ersichtlich gewesene Dame vollends verschwunden.

Armgart harrte erst, ob die Gerufene inzwischen vielleicht herabkäme ... Da sie aber ausblieb, forderte Armgart den Knaben auf, einige hörbare und kräftige Zeichen von sich zu geben.

Hast ja dem geistlichen Herrn neulich um deine Stimme so gefallen, sagte sie, und sprichst als Ministrant dein „Saecla Saeclum" so prächtig laut, daß sie dich hören muß, Tönneschen! Ruf' einmal recht Juhu!

Und Antonius, genannt Tönneschen, rief denn auch, immer auf ihr Auge sehend, ein Juhu um das andere lautschallend in die Weite hinaus. Freilich mußte er dazu von Armgart erst wieder aufs neue ermuthigt

werden, denn es ging gar ſtill her um die Inſel Lindenwerth und wirklich war er von jenem geiſtlichen Herrn um ſeines ſchönen Ausſehens und ſeiner ſanften Augenwimpern willen in allem Ernſt zur Verfolgung der kirchlichen Laufbahn ermuntert worden, als er ihn beim Ueberfahren zu den Engliſchen Fräulein in einem Büchlein ſchon vor Wochen auf den Thuriferar ſtudiren ſah, den er am morgenden Sonntag drüben in der Kirche zu Druſenheim — noch nicht in der byzantiniſchen des Herrn Bernhard Fuld, ſondern in der alten — beim Hochamt übernehmen ſollte.

Ei, Tönneschen! Lauter! Lauter! Was ſchadt's! rief Armgart.

Nun ließ Tönneschen ganz den Schifferknaben los und wagte einen Naturlaut von einer ſolchen Kraft, daß man das Echo vom jenſeitigen Ufer drüben im Enneper Thale, wie hüben vom vielbeſungenen Hüneneck zurückſchallen hörte.

Dann ſah er Armgart an, als wollt' er ſagen: Nun, war's ſo recht? Aber dir überlaſſ' ich die Verantwortung!

Die Dame erſchien wieder am Fenſter ...

Sie machte jedoch die entſchiedenſten Zeichen der Ablehnung der ihr offenbar zum Mitfahren geſtellten Aufforderung.

Mit zärtlich winkender Geberde wiederholte Armgart ihr Anliegen. Sie zeigte ringsum in die Gegend, deutete mit dem Hut auf die wundervolle Luft und beſchrieb mit dem einen Arm, den ſie frei hatte, einen Kreis, als wollte ſie ſagen: Gibt es denn etwas Schöneres in der

Welt, als ſo auf dem ſchönſten Strom der Erde an einem Sonnabend Nachmittag im Kahne durch die Wellen zu kreuzen! Gibt es denn etwas Vernünftigeres, da du doch immer die Vernunft im Munde haſt, als eine Erlaubniß zu benutzen, die die geſtrengen Engliſchen Fräulein mir Unverbeſſerlichen zugeſtanden haben! Iſt denn der Antonius Hilgers trotz ſeiner unverkennbaren Beſtimmung zum Prieſter nicht der beſte und kundigſte Ruderer der Inſel? Meiden wir denn nicht ſorglichſt die Dampfſchiffe, obgleich, im Vertrauen geſagt, nichts über das Schaukeln geht, wenn ſie vorüber ſind und der Nachen in ihre zurückgelaſſenen Furchen geräth? Hüten wir uns denn nicht vor Thiebold de Jonge's großen Holzflößen, mit denen nicht zu ſpaßen iſt? Und iſt denn nicht jetzt die Stunde, wo wir möglicherweiſe drüben —

Alles das ſagte ihre Geberdenſprache und ihr Blick, aber die grauſame Dame zeigte auf eine Näharbeit, die ſie hoch emporhielt . . .

Ach was! war Armgart's Geberdenantwort. Sonnabend Nachmittag! Die ſeligſte Zeit im Leben lernensgeplagter Jugend! Sonnabend Nachmittag mit ſeinem Stillſtand aller theoretiſchen und praktiſchen Lehrcurſe, mit ſeinem Wonnegefühl vollbrachter geographiſcher und linguiſtiſcher Anſtrengungen, mit ſeinem erhebenden Rückblick auf wenig Lob und viel Tadel, mit ſeiner zurecht gelegten Sonntagswäſche, ſeinem erquickendſten Reinigungsbehagen, auch dem geiſtigen, dem abgelegten Sündenbekenntniß in der Beichte; Sonnabend, Sonnabend mit ſeinen Ahnungen und Hoffnungen auf Sonntag, auf die Extramehlſpeiſe, Nachmittags auf die Landpartieen der

Philiſter, denen dieſe ſchöne Natur Feiertagskuchen iſt, uns das tägliche Brot! ... Alles das wurde durch Deuten auf Himmel, Waſſer, Erde, Luft, Ohr, Auge, Herz und ähnliche erfinderiſche Mimoplaſtik ausgedrückt. Und zuletzt ſtand ſie ſogar ganz ſtill, bat nur mit den Augen und ließ die an ihr jetzt ſogar ſeit dem Abend bei Piter Kattendyk ſtadtbekannten zwei weißen Zahnperlen unter den vor Ungeduld und Schmerz halbgeöffneten Lippen ſichtbar werden. Die Dame oben — es war Angelika Müller — ſollte daraus entnehmen: Meine drei Aves, die ich für meine heute gebeichtete bekannte Ungeduld und Verzweiflung um das lange Schweigen des Dechanten und meiner angebeteten Paula und mein Herzpochen um die Antworten auf die Briefe nach Kocher am Fall und nach Wien zur Buße zu beten vom Paſtor Engeltraut drüben aufbekam, hab' ich bereits hinter den ausgenaſchten Brombeerbecken und beim Aufleſen der auf den Boden gefallenen erſten reifen Mirabellen in aller Stille hinter mir ... alſo ſo komm' doch, ſo komm' doch, ſo komm' doch!

Da nun aber bei alledem die Grauſame hartnäckig und lächelnd ablehnend verblieb, da es auf der Inſel ſogar ſchon lebendig wurde über den Lärm des ſonſt ſo ſtill ſittſamen Tönneschen, da die Mitbewohnerinnen der Penſion ſich aus den Fenſtern, ja ſogar ſchon im Gemüſegarten meldeten und zwei davon, die kein Deutſch konnten, in franzöſiſcher Sprache ſich vom Ufer aus über Nautik und den Atlantiſchen Ocean mit Armgart zu unterhalten anfingen, was leicht damit enden konnte, daß ihrer mehrere mitfahren wollten, und als vollends von

dem Ufer am Hüneneck her schon ein Kahn voll natur- und romantiktrunkener Engländer und Engländerinnen angefahren kam, so wandte Armgart ihr letztes und stärkstes Beschwörungsmittel an.

Tönneschen riß die Augen auf über die Geberden, die plötzlich das Fräulein von Hülleshoven machte. Sie ließ das Steuer fahren, hob noch einmal das zweite schwere Ruder in die Luft und beschrieb mit ihm allerlei wunderliche Zeichen. Erst einen großen Kreis, dem sie gleichsam zuletzt in der Mitte einen Punkt gab. Dann ein Dreieck, in das sie wieder ein Dreieck hineinzeichnete. Dann ein Viereck, durch dessen vier Winkel sie einen Kreis beschrieb ... So, eine mathematische Figur nach der andern, und wie die Hand müde wurde, legte sie das Ruder nieder und drehte mit dem Finger Spirallinien und Wellenlinien und machte Schnörkel über Schnörkel in die Luft.

Da schüttelte denn endlich Angelika Müller am Fenster lächelnd den Kopf. Sie schüttelte ihn wie über ein Wesen, mit dem man die unsäglichste Geduld haben müßte... Wir wissen aber schon, daß dies jene Zeichen sind, auf welche Dr. Laurenz Püttmeyer, Angelika's Freund und funfzehnjähriger Verlobter (Hegel lebte nicht mehr, aber sein vom Staate respectirtes Testament duldete keinen neuen Lehrstuhl neben dem von ihm selbst bestimmten Nachfolger) seine rechtgläubige Philosophie begründet hatte.

Jetzt kam denn Angelika ...

Rasch war Armgart bei der Hand, setzte ihr Ruder wieder ein und wies auf den Punkt, wo Angelika immer

verzog, zu einer Stromfahrt einzusteigen ... Und es war die höchste Zeit. Junge Mitpensionärinnen machten schon Miene, mitfahren zu wollen „nach Amerika", wie es hieß, „nach Canada" ... Alle hatten seit einiger Zeit nur Amerika und Canada im Munde; Thiebold de Jenge hatte zwar keine Verwandte im Stifte und durfte es deshalb nicht betreten, trug aber doch die Verehrung für die Tochter seines Lebensretters nicht wenig zur Schau. Stundenlang in einem gelben Nankinghabit, das ihm mit rothseidenem Sacktuch auf der Brust und gelbem Strohhut allerliebst stand, in der Gegend der Insel allein herumzusteuern war seiner Schwärmerei „eine Kleinigkeit" Ja, alle wußten schon, daß morgen im Enneper Thale Thiebold de Jenge und seine Freunde, Piter Kattendyk ausgenommen, zu den Hunderten von Gästen gehören würden, die sich Sonntags hier regelmäßig drängten, ja sie wußten schon durch Briefe aus der Stadt von Gebhard Schmitz, daß es ganz ausdrücklich auf eine Begegnung mit den Stiftlerinnen abgesehen war.

Angelika Müller kam, einen mächtig großen runden Hut auf dem Kopf, mit einem Shawl in Reserve für etwaige Zugluft, mit einem Regenschirm in Reserve für etwaiges Gewitter, mit einem Sonnenschirm in Reserve für etwaige zu stechende Sonnenhitze, mit einem Proviantbeutel in Reserve für etwaigen Schiffbruch und eintretende Hungersnoth.

Trotz der nicht erfüllten äußerlichen Erwartungen, die einst Frau von Gülpen auf die Dame setzte, die ihr diese „Nichte" anempfahl, hatte sie ein überströmendes Herz voll Güte und Antheil. Sie lehrte in der Anstalt Rechnen

und Mathematik, ohne jedoch irgendwie geistig so abstract zu sein, wie sie es allerdings zum damaligen Schrecken des Dechanten äußerlich war.

Als die allverehrte Docentin der Mathematik, nicht ohne ein leises Kichern der Aengstlichkeit, über einige große Steine, unterstützt von dem hülfreichen Beistande der mürrisch zurückbleibenden Pensionärinnen, eingestiegen war, rief Armgart ein im Grunde des Herzens tief vorwurfsvolles: Gott sei Dank! und war über die Sprödigkeit ihrer besondern Freundin und Gönnerin fast dem Weinen nahe.

„Du weißt doch, sagte sie und setzte sich wieder ans Steuerbord, während am Backbord Tönneschen jetzt beide Ruder zugleich mit kräftig ausholenden Armen in Bewegung setzte, du weißt doch, wie mein Herz bekümmert ist und wie ich ohne Beistand geradezu vergehen muß!

Angelika breitete im Kahn ihre Sachen aus und prüfte vor allem erst des Fahrzeuges Gleichgewicht. Da sie die unruhigen Bewegungen Armgart's, ihr Aufstehen und Aehnliches voraussah, legte sie alles, was sie bei sich führte, sich gegenüber, um, so leicht sie war, doch Gegengewicht zu haben. Dann spähte sie rundum: Gefahr von größern Schiffen war nicht vorhanden. Die große Strömung des Flusses geht auf der entgegengesetzten Seite der Insel nach dem Enneper Thale zu. Tönneschen wußte schon, er hatte nach dem Hüneneck zu fahren. Prächtig ging es mit dem Strome; nur laviren mußte man, um nicht zu weit unten zu landen, sondern mehr nach oben, womöglich an des Herrn Joseph Zapfs stattlichem Wirthshause Zum Roland.

Das kummervollſte bleibt immer unſere baldige Trennung! ſagte Angelika. Tante Benigna und Onkel Levinus machen jetzt Ernſt mit Heiligenkreuz!

Armgart's Ausdruck nahm den eines Schmerzes an, der den Blick, den Mund, die Bewegung der Arme, alles ergriff und ſie einer jener leidenden, ſtillergebenen Heiligen ähnlich ſehen ließ, die Murillo und Carlo Dolce gemalt haben.

Angelika! Was ſoll ich in Heiligenkreuz! ſagte ſie.

Erſt nur die Stelle einnehmen; das Uebrige findet ſich! Hunderte beneiden dich um das Glück, eine Stiftsdame zu werden!

Ein Jahr zur Probe, wie eine Nonne! Wie werden die alten Fräulein mich zurecht ſetzen in dem düſtern Hauſe! Jetzt, wo ich Flügel haben möchte, um ans Ende der Welt zu fliegen!

Angelika vermied es auf dieſe Wünſche und Klagen zuſtimmend einzugehen ...

Liebes Kind, ſagte ſie, eine Stiftsdame zu Heiligenkreuz ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre zu werden, iſt eine Auszeichnung, die man nur Familien vom älteſten Adel und von beſonderer Diſtinction zuwendet. Nach einem Jahre kannſt du dann mit deiner Penſion wohnen, wo du willſt, vorausgeſetzt, daß du alle zwei Jahre einige Monate unter den Damen zubringſt, die es vorgezogen haben ſich im Stift für immer anzuſiedeln. Und iſt denn Weſterhof ſo entfernt von Heiligenkreuz? Ein ſchöner Waldſpaziergang und du hörſt ſchon die großen Hunde von dem Kamp her bellen, aus dem Schloß Weſterhof wie eine alte Gluckhenne herausſieht!

Angelika lachte, ſcheinbar über ihren eigenen Einfall; aber ſie lachte eigentlich nur vor Behagen, weil Armgart ſich ſo ruhig verhielt ... auch ſah die kleine Träumerin in ihrem Leid gar komiſch aus.

Das iſt noch mein Troſt! ſagte Armgart, ſetzte aber ſeufzend hinzu: Wer weiß, was aus Paula wird!

Das kann noch lange währen, liebes Kind! Rechnet man z. B. ...

Nur nicht rechnen! rief Armgart.

Nicht rechnen? Als Stiftsdame wirſt du den ganzen Tag rechnen! fuhr Angelika fort. Die Einkünfte beſtehen in Naturalien und die vornehmen Fräulein müſſen ihre Butter, ihre Eier, ihre Hühner, ihr Korn und ihr Stroh ſelbſt verkaufen!

Alſo ewig — dividiren! ſagte Armgart träumeriſch ſeufzend. 16 Jahre in 1111 — ſo viel Jahre mögen im Stift beiſammen ſein — wie viel kommt da auf mich?

Du meinſt, die Einkünfte werden insgeſammt verkauft und jedem wird dann je nach ſeinem Alter ſein Antheil gegeben? Bewahre, Kind! Früher war das ſo! Aber einige alte Fräulein kamen, die ſehr geizig waren, andere trauten ſich viel Kenntniſſe von Handel und Wandel zu, jede hoffte für ſich allein beſſere Preiſe zu gewinnen, als der Verwalter, und nun verkauft jede ihre Einkünfte apart auf ihrem Zimmer für ſich und hält alle vier Wochen bei ſich Markt ...

Nun gut! ergab ſich Armgart. Wenn ich alſo auch Fiſche bekommen ſollte aus unſerm berühmten Lago Maggiore, dem Ententeich, ſo ſoll ſie immer durch die neue Eiſenbahn hier unſer Tönneschen da kriegen und auf die Tables d'hote

am Hüneneck verkaufen! Nicht wahr, lieb Tönneschen? Wie du nach Belgien gehst?

Tönneschen lachte über die schmachtend elegische Huldigung und lachte nicht ohne Pfiffigkeit. Er gehörte zu den Knaben, die der Kaplan Michahelles vorhatte auswärts von den Jesuiten erziehen zu lassen ...

Dem kleinen Kahne begegneten andere mit Fremden, die diesen schönen Punkt nach allen Richtungen hin genießen wollten ...

Zur Belohnung für das von Armgart dabei heute so ruhig eingehaltene Gleichgewicht zog Angelika aus ihrer Proviantasche einen Brief ...

Da rief Armgart: Wie? und sprang nun auf ...

Jesus Marie! entsetzte sich Angelika. Das hatte sie nicht bedacht. Der Anblick eines Briefes ließ Armgart sofort alle Schrecken eines umstürzenden Kahnes heraufbeschwören. Vom Dechanten! rief Armgart und wollte den Brief haben.

Diese Worte hörte Angelika kaum vor verzweifelnder praktischer Anwendung der von ihr so oft vorgetragenen Theorie des Gleichgewichts.

Als die Bewegungen Armgart's und des Kahnes sich beruhigt hatten, sagte Angelika:

Nein, wie du bist, Armgart! Es ist ein Brief aus Eschede! Der Herr Doctor ist mit deinem Vorschlage, die Seelen der Abgeschiedenen mit einem kurzen Symbol zu bezeichnen, überraschend einverstanden ...

Armgart setzte sich mit einem tief geseufzten: So? Das! und voll bitterer Täuschung.

Angelika jedoch, der offenbaren Geringschätzung des „Herrn Doctors" nicht achtend, rückte ihr zärtlich und mit

her mit andern Debatten auf- und abwogte, er blieb im Stillen bei ſeinem Spruch, und noch, wenn er um elf Uhr Abends den Gäſten hinausleuchtete, murmelte er griechiſch auf der Hausdiele: „Der Arzt aber ſieht das Grauenhafte.“

Sie lachen vielleicht, lieber Freund, und finden das von Ihrem Königsberger Landsmann ſehr komiſch. Ich möchte es lieber humoriſtiſch nennen. Es iſt mir ſelten ein ſo merkwürdiger Humoriſt vorgekommen, wie Aſſing war. Man hat dieſe ſeine Sitte, einen ganzen Abend über unbekümmert um ſeine Umgebungen bei einem Gedanken ſtehen zu bleiben, oft für egoiſtiſch und unliebenswürdig erklärt, aber da er völlig ohne Anſprüche war, ſo hatte dieſe Art doch nichts Verletzendes. Er ließ dem Geſpräch der Uebrigen freien Raum und benutzte nur die zufällig entſtehenden Pauſen, um den Lieblingsgedanken, den er ſich für den Abend erwählt hatte, wie von ungefähr hineinzuwerfen. Manchmal kam er aus dem Studirzimmer, grüßte herzlich Jeden, löſchte ſein Licht und begann, er hätte im Homer geleſen, und es wäre abſcheulich, daß Wolf den großen Homer in unzählige kleine Homere auflöſen wolle! Nun konnte man reden über was man wollte, entſtanden am Abend zwölf Pauſen, Aſſing benutzte ſie, um zwölfmal zu ſagen: „Und es hat doch einen Homer gegeben!“

Aſſing las ſehr gut vor, beſonders komiſche Sachen; er würde unſtreitig ein großer komiſcher Schauſpieler geworden ſein. Früher auch liebte er das Theater und konnte, wenn er von einem Wiener Freunde erzählte, der kleine Arbeiten für das Theater geliefert hat, von Stoll, Thränen über deſſen unglückliches Schickſal vergießen, beſonders über einen einzigen Vers von Stoll, den er den ganzen Abend im Munde behielt und an Alles, was nur irgend geſprochen wurde, an-

einer seit funfzehn Jahren auf die Sparkasse der Hoffnung gelegten Herzensinnigkeit näher und las:

„Ja, meine theure Freundin, daß ... (die Liebenden nannten sich seit funfzehn Jahren noch „Sie") Sie auch in den Ihrer geistigen Pflege anvertrauten Gemüthern Bekenner für meine Wissenschaft gewinnen, verpflichtet mich zum wärmsten Danke! Wie sehr Ihre Empfehlung meiner schwachen, von Gott sicher noch mit größern Erfolgen als bisher bedachten Bemühungen um das ewig Eine, ewig Viele und ewig Besondere in Ihrer Nähe Wurzel faßt, ersehʼ ich allerdings aus dem Gedanken der holden Armgart, den abgeschiedenen Seelen, wenn sie zunächst dem Fegefeuer zufliegen, tiefbedeutungsvolle Abkürzungszeichen zu geben. Ja gewiß, es gibt Semikolon-Seelen, die ihr Dasein auf Erden fast zweifelhaft und unbeendet gelassen haben und dem Himmel nur ganz unfertig, vollkommen noch weltlich und fast leichtsinnig zufliegen:

es gibt Fragezeichen-Seelen, die ganz nur im Jenseits von der Gnade Gottes abhängig sein werden und etwas noch ordentlich sich Aufbäumendes, Eulen-, ja Fledermaus- und Drachenartiges im Aufflug haben:

Und daß dann Fräulein von Hülleshoven ihre Freundin

Comteſſe Paula in der Betrübniß, die junge Gräfin könnte ihrem wieder recht nervenkrank gewordenen Zuſtande erliegen, gar ſchon innerhalb des großen Gottesherzens, das die Welt bedeutet, dem Fegefeuer in dieſer Geſtalt zufliegen ſieht:

das hat wirklich in allen Bewohnern von Eſchede, denen ich dieſes Symbol mittheilte, in der Frau Steuerinſpectorin Emminghaus, in der Frau Geometer Schmedding, in der Frau Hofräthin Tübbecke und allen meinen treuen Anhängern und Anhängerinnen den Wunſch erweckt, auch einſt nur in dieſer Geſtalt das Zeitliche zu ſegnen. Aufwärts die Flamme der Läuterung, das große Herz die das Univerſum zuſammenhaltende göttliche Liebe und die Seele drinnen in Geſtalt des geflügelten Kreuzes feierlich ſenkrecht emporſteigend" ...

Was ſchreibt er von Paula? unterbrach Armgart, durch das Wort „recht nervenkrank" geängſtigt ...

Angelika hörte aber nicht, wollte nur fortfahren und las mit der Phantaſie tief verſunken in die kleine eſcheder Gemeinde ihres Freundes, die ſie ihm ohne alle Eiferſucht als Erſatz für einen Lehrſtuhl in Berlin oder München gönnte:

„Frau Emminghaus" —

Nein, nein! unterbrach Armgart. Schreibe deinem Freunde, daß die alle nicht ſo ins Fegefeuer aufſliegen werden, wie Paula! Frau Emminghaus muß als geflügelte Kaffeekanne hinauf, Frau Tübbecke als geflügel-

ter Strickstrumpf und dein Doctor, der auch als schwarzes großes geflügeltes Dintenfaß —

Armgart! verwies Angelika aufs heftigste und wäre nun fast selber aufgestanden. Da jedoch suchte Armgart sofort ihre Unart durch eine Umarmung wieder gut zu machen und nun hätte selbst die ruhige Nachhülfe Tönneschen's nichts gefruchtet, ein Unglück zu verhüten, wenn nicht glücklicherweise der Kahn schon dicht an das Uferschilf angekommen gewesen wäre ... Der ausgestoßene Schrei der Lehrerin erstickte in einem Vergib mir, das Armgart schmeichelnd mit einem ihrer süßesten Töne sprach.

Von der gewaltigen Flut fortgetrieben, landete der Kahn weit unterhalb des Roland und mitten im Schilfe ... Dem Tönneschen war dieser Landungsplatz gerade recht, denn er wollte im Kahne verbleiben, um noch zu morgen sein Latein zu lernen, das keineswegs blos aus Spiritu tuo und Saecula saeculorum bestand ... Pfarrer Engeltraut ließ alle Knaben seiner Gemeinde, die sich durch Bravheit auszeichneten und solche Aeltern hatten, die ein glattgekämmtes Haar, ein sonntäglich Gewaschensein von Kopf bis zu Fuß, Schuhe und ein weißes, sauberes „Röchel" über den rothen Talar, den die Kirche gab, verbürgten, nacheinander dem heiligen Meßdienst administriren. Tönneschen war zum ersten male zum Schwingen des Weihrauchfasses bestimmt und beide Mädchen lobten ihn und versprachen ihm, an dieser Stelle sich wieder einzufinden und bestiegen das Ufer.

Armgart wollte Angelika helfen ... Diese lehnte es jedoch ab ...

In ihrem, wenn auch in allen Literaturzeitungen verſpotteten, doch von ihr und ſeiner Stadt und ſeiner Provinz hochverehrten Freunde war ſie denn doch aufs tiefſte gekränkt worden.

Ernſtlich ſchmollend erwehrte ſie ſich eine Weile jeder Annäherung an ihr ſchwer verletztes Herz ...

Armgart's Anmuth aber trug den Sieg davon. Während Angelika erſt die Lehre von den Curven zu befragen ſchien, bis ſie den Anſatz machte, dieſen oder jenen Weg einzuſchlagen, ſprang jene ſchon voraus und machte den von Angelika endlich gewählten Weg zweimal und da gab es denn bald wieder Heiterkeit, Lachen, Kuß und Umarmung.

Das gewohnte Ziel ihrer ſtillbeſchaulichen Wanderungen lag auf der Anhöhe. Angelika wäre heute lieber in die ſchönen, eleganten Wirthſchaften und Gaſthöfe gegangen, die am Fuße des Hüneneck liegen oder in den dem Waſſer näheren, wenn auch weniger comfortablen Reland.

Doch dahin brachte Armgart nichts. Sie wies zu Hecken und Obſtgärten hinauf und umſchmeichelte die Freundin ſo lange, bis dieſe zuletzt zu den bekannten drei Birnbäumen folgte. Das waren drei einſame Birnbäume auf einem terraſſenartigen Vorſprung der hohen Berglehne am Fuße des Hüneneck mit einer kleinen Bank und einer ganz himmliſchen Ausſicht.

Hier oben pflegte ſich Armgart, wenn ſie etwas athemlos von der ſteilen Anhöhe angekommen war, gleich in das rings wachſende Gras zu werfen und ſich manchmal noch ganz wie ein fünfjähriges Kind zu kugeln, manchmal

aber auch von hundert Sorgen, von denen sie bedrückt zu sein vorgab, sich auszuklagen und auszuweinen ...

So heute ... Und heute nicht einmal vor Sorgen allein, sondern nur vor Ungeduld und Unruhe. Sie wußte, daß Benno in der Gegend war ... Er hatte ihr durch Tönneschen's Vater, der ihn gestern oberhalb der Insel übergesetzt hatte, sagen lassen, er hätte zwar bald in diesem, bald in jenem Dorfe ringsum zu thun, aber auch am Hüneneck, und vielleicht könnte er sie am Sonnabend Nachmittag irgendwo flüchtig begrüßen, am liebsten da, wo nicht die ganze Pension dabei wäre und jedenfalls nicht auf der Insel. Nun denke man sich die Unruhe, als die Beichte und das Mittagessen vorüber waren! Und sagen wollte sie es Angelika auch nicht, was sie von Tönneschen's Vater wußte, den sie mit ganzen fünf Silbergroschen für seine Mittheilung belohnt hatte.

Kind! sprach Angelika, die noch immer nicht ganz die Kränkung ihres funfzehnjährigen Geliebten vergessen konnte, mit ernstem Verweise. Ich bewundere die Nachsicht, die Pfarrer Engeltraut mit dir hat!

Er kennt mich immer noch besser als du! antwortete Armgart mit klagender Stimme ...

Weil er so nachsichtig ist, dir alles zu glauben! Freilich, wo soll auch der gute Mann all' die Geduld herbekommen, von so vielen jungen, zur Hälfte erst gefirmelten Mädchen sich ihre Unarten erzählen zu lassen! Sprach der Pfarrer heute von deinen abgeschickten beiden Briefen?

Wovon nur sonst!

Was sagte er?

Ich würde die Mutter doch nicht ſehen können, ohne ihr nicht gleich aus Herz zu fliegen!

Das denk' ich auch! Und du gelobteſt es?

Nein!

Armgart!

Ich werde die Mutter umarmen, wenn ich dabei die Hand des Vaters halte! Bisjetzt war Onkel Levinus mein Vater; Tante Benigna meine Mutter! Ich will Aeltern haben, aber Aeltern, die ſich lieben! Lieben ſie ſich nicht, ſo will ich ſie nicht haſſen, aber —

Der Hufſchlag eines Reiters aus der Gegend von der Univerſitätsſtadt her unterbrach ſie ...

Nun merkte Angelika etwas an dem Aufblicken und dem Abbrechen und Vergeſſen der Rede und wurde ängſtlich. Sie ſchlug vor, am Gelände des Berges weiter zu wandern und dann in den Garten der „Vier Jahreszeiten" niederzuſteigen. Dort hätte ſie, wenn wie ſie ahnte, Benno oder Thiebold kommen ſollte, den lebhaften Verkehr verſchützen können. Sie ſagte:

In den Vier Jahreszeiten iſt immer ſo auserleſene Geſellſchaft! Und ihr jungen Mädchen könnt euch nicht früh genug abſchleifen! Komm, Armgart!

Damit ging ſie ſchon.

Armgart lachte hinter ihr her.

„Abſchleifen!" rief ſie ...

Es war ein Lieblingsausdruck Angelika's ... eines von den klugen Lebenswerten, zu denen auch das „Sich herausreißen" der Madame Serlo-Leonhardi einſt gehört hatte. Schon manche der Penſionärinnen hatte die boshafte Bemerkung gemacht: Fräulein Angelika Müller

iſt allerdings vom Leben ſchon ſo abgeſchliffen, daß nichts mehr an ihr übrig geblieben iſt! — eine böſe Anſpielung auf die allerdings nicht unbedeutende Abſtraction ihrer äußern Erſcheinung.

Als Angelika nach Armgart's Ausdruck „conſequent wie eine gerade Linie" weiter ging, um durch die Baumwege von hinten her in den Garten der Vier Jahreszeiten zu kommen, folgte Armgart ihr erſt leiſe auf den Zehen nach und wollte ſie raſch mit der Schleife ihres Strohhutes an einen Baum binden.

Hier iſt unſere Jahreszeit! ſagte ſie. Siehſt du! Trauriger, düſterer Herbſt! Wie die Blätter fallen! Und die Birnen ſind noch nicht einmal reif —

Dabei hatte ſie eine gepflückt und verſuchte ſie trotz alles Weinens und aller Ungeduld des Herzens ...

Die Erzieherin zankte jetzt wieder in allem Ernſt, band ſich frei, behauptete ihre Autorität und ging. Sie ängſtigte ſich wahrhaft, Benno von Aſſelyn oder der dreiſte Thiebold de Jenge könnten hier ſo plötzlich hinter einem Buſch hervortreten ...

Armgart folgte und ſagte:

Ich habe keine Kraft! Wie eine Binſe könnt ihr mich biegen!

Als aber Angelika immer mehr eilte, erhob ſie die Stimme zu feierlichem Ernſt und rief laut hinter ihr her:

Das aber ſag' ich euch, wenn ich Furcht bekomme vor mir ſelbſt und gegen euch alle nicht mehr aufkommen kann, dann flieg' ich davon und ſollt' es in die Flamme des großen Gottesherzens ſelber ſein!

All' ihr Heiligen! wandte ſich Angelika jetzt und ſagte mit ängſtlich ſchmeichelnder Geberde:

Aber Kind, ſo beruhige dich doch! Der Techant iſt ja nur ſo läſſig! Er wird ja ſchreiben! Auch hört man ja aus der Stadt, daß die da kürzlich ermordete Frau eine Schweſter der Frau von Gülpen geweſen iſt! Das alles wird die Antwort gehindert haben! Und dein Vater wird wol ſelber kommen!

Nein! rief Armgart, wild mit dem Fuß auftretend, und entfloh dann und ſchoß den Weg hinunter.

Künſtlich angelegte und wohlunterhaltene Wege führten niederwärts und zuletzt in den erwähnten Garten, in welchem Durchreiſende unter einer langen Veranda die hochberühmte Ausſicht genoſſen.

Armgart war bereits lange unten, als Angelika ihr nachkam ...

Die Menſchen hier! jammerte Armgart ihr entgegen und ſah dabei doch über alle Tiſche hinweg, über Engländer, Maler, Studenten, berliner Hofräthe und Hofräthinnen und wer alles in Naturandacht hier beiſammenſaß ...

Sie ſuchte Benno, der nicht zu ſehen war ...

Angelika beſtellte zwei Gläſer Milch.

Wenn das da deine Mutter wäre! flüſterte die Erzieherin neckend und zeigte auf eine junge Dame, die mit der Lorgnette die Gegend und die beiden Ankömmlinge muſterte ...

Sie wollte nur Armgart durch den Scherz beruhigen ...

Armgart blickte raſch hinüber, dann wandte ſie ſich ab ...

Du zweifelſt wol, ſchmeichelte Angelika, weil die Dame ſo jung iſt? Ei, deine Mutter iſt eine ganz junge Frau, die nur zu lebendig, zu rührſam noch ſein ſoll! Dein Vater mag ein vortrefflicher Jäger und Schwimmer und was ſonſt noch alles ſein, aber mürriſch und kalt iſt er! Das haſt du doch ſchon an dem einſilbigen Hedemann geſehen!

Armgart ſagte, Hedemann gefiele ihr ganz wohl ...

Eines nur hat deine Mutter, fuhr Angelika flüſternd fort, was ſonſt nur dem Alter gehört ... ganz ſilbergraue Haare ſoll ſie haben ...

Armgart wandte den Kopf ...

Sie iſt nicht vierunddreißig Jahre, hab' ich gehört, und doch hat ſie ganz ſilbergraue Haare! Sie trägt ſie vorn in langen Locken und ſoll bei ihrer Jugendlichkeit und Schönheit damit ſo auffallen, daß alles ſtill ſteht und ihr nachſieht!

Armgart gerieth in die größte Aufregung. Sie fand den Urſprung dieſer Locken nur im Kummer ... die Augen umflorten ſich ihr, wie wenn ihnen Thränen zuſtrömen wollten ...

Nun aber ertönte in nächſter Nähe ein Poſthorn ...

Armgart lehnte ſich raſch über die Brüſtung des Gartens. Von der Univerſität her kam eben die Poſt angefahren ...

Hüben ſchon ſeit fünf Tagen konnte Armgart das Poſthorn nicht hören, ohne ſich aus Kochen, und drüben ſeit geſtern nicht, ohne ſich ſchon aus Wien eine Antwort zu denken ...

Der gelbe große „Rumpelkaſten" (Penſionsausdruck)

hielt am Roland und herausſprang — ſeligſte Freude belohnter Erwartung! — in der That Benno ..

Die Poſt ſelbſt fuhr weiter ... Aber Benno war ſogleich in den Roland getreten und nun hielt die Poſt vor den Vier Jahreszeiten. Hier ſprang ein zweiter Paſſagier heraus ...

Alles das ſah Angelika, aber nicht Armgart mehr. Armgart zog die Freundin mit ſich fort — ohne daß die Milch bezahlt war! Benno könnte ja ſo leicht zu den drei Birnbäumen hinaufgehen wollen — „unnützerweiſe", ſagte ſie — ſie müßten alſo zu ihm. Der Weg ging durch das Haus; nun — „ſchliff ſie ſich ab" in ihrer Art, an jedem, der ihr in den Weg kam, an Kellnern, die Kaffeegeſchirr trugen, am Wirth, der dem neuangekommenen Fremden die beſten Zimmer ſeines Hotels zeigen wollte, an dieſem Fremden ſelbſt, der ſie mit neugieriger Theilnahme muſterte. Sie flog voraus zum Roland und nicht etwa in dem Ueberwallen eines durch das Wiederſehen beglückten liebenden Herzens, ſondern weil der „gute Menſch und Vetter ſie ja möglicherweiſe irgendwo ſuchen könnte, wo ſie gar nicht war" ...

Alles das ſah Angelika mit Entſetzen, zahlte, ließ ganz gegen ihre Gewohnheit einige herauszubekommende Pfennige im Stich und kam nur eilends nach und gerade noch zur rechten Zeit, um die ſchon über die erſten freudigen Begrüßungen Hinausgekommenen zu trennen mit den Worten:

Halt Armgart! Was ſoll das? Der Brief iſt an mich!

Die Adreſſe eines von Armgart ſchon halb erbrochenen Briefes war allerdings an „Demoiſelle Angelika Müller" ...

knüpfte. Affing war ein Humoriſt aus Lachen und Weinen zuſammengeſetzt. Ein einziges Glas Wein konnte ihn über die Alltagsſtimmung des Lebens hinwegzaubern. Wenn er ſich im freien Genuß des Rebenblutes ergehen durfte (natürlich geſchah auch dies mit der ihm in allen Dingen eigenen Mäßigung), dann gab er auch das Haften an vereinzelten Gedanken preis, ließ alle Grillen flattern und war voll der närriſchſten Einfälle und Schwänke. Bei Landpartieen, in grünen Lauben, unter blühendem Hollunder, in ungeſtörter Einſamkeit des Kreiſes, der traulich ſich um ihn verſammelt hatte, war er der ausgelaſſenſten Dinge fähig. Die gefüllte Flaſche redete er mit den witzigſten Huldigungen an; was Schrötter nur für Geiſter in ſeiner bekannten Zeichnung unter den Kork gebannt hat, die alle ſprachen aus Affing. Das Gefäß, das den Rebenſaft einſchloß, wurde ein lebendiges Weſen, die Flaſche bekam Empfindung, menſchliche Geſtalt, menſchliche Neigungen. Er befühlte ihr den Puls, er befragte ſie nach ihren Wünſchen, er erkundigte ſich nach ihren Geheimniſſen. Der Humor wurde poetiſche Phantaſtik, bis die Flaſche im Kreiſe der Freunde leer war und er ſie zum Begräbniß kopfüber rücklings in die Büſche warf. Wer Roſa Maria's ängſtlichbedächtigen und beſorgtverſtändigen Sinn kannte, mußte an dieſem Contraſt der beiden Naturen ſein frohſtes Behagen finden.

Auch im engern häuslichen Kreiſe daheim fanden ſich zuweilen Stunden, wo Affings dichteriſche Natur in humoriſtiſchem Feuerwerk aufpraſſelte. Bis in die barockſte Komik konnte er die Conſequenzen eines witzigen Gedankens durchführen. Einmal riß ihn das Unglück, das durch Druckfehler angerichtet werden könne, zu grauenhaften Phantaſieen hin. Neben dem kleinen Gärtchen der Wohnung befand ſich die in

Aber vom Onkel Dechanten iſt doch der Brief! rief Armgart und mit wiederholtem: Was ſchreibt er denn? folgte ſie Angelika, die zur Seite abgewandt ſchon mitten auf der Landſtraße zu leſen begann ... Und im Grunde beſaß Angelika ganz die Spannung, wie Armgart, wenn ſie dieſelbe auch nicht eingeſtand.

Benno ſtand inzwiſchen in beſtäubten Reiſekleidern vor dem Wirthshauſe zum Roland und ſprach mit dem Wirth, der ganz beſonders erwartungsvoll ſeinem Eintritt entgegengeharrt zu haben ſchien. Als Armgart gleich mit ihrem Taſchentuch ihn abzuſtäuben begonnen, hatte Herr Zapf mit mächtiger Stimme dem Hausknecht gerufen. In Kurzem war Benno befähigt, die Damen begleiten zu können.

Im Leſen vertieft und ſogar des Chauſſeegrabens nicht achtend, ſchob ſich Angelika querwärts in die Anhöhen hinauf. Armgart mit der Linken zurückdrängend, hielt ſie mit der Rechten den Brief verſteckt und lehnte jetzt ſchon eine Mittheilung zu machen ab. Müßte ſie doch ſelbſt erſt ganz orientirt ſein, ſagte ſie, und dann noch hinge jede Entſcheidung von dem Pfarrer Engeltraut ab und von den Engliſchen Fräulein ... und ſie wiſſe ja das alles, was Anſtand und Hausregel in Lindenwerth mit ſich brächten!

Armgart faltete die Hände gen Himmel ...

Benno ſuchte von dem Wirth loszukommen, der ihn in emſigem Geſpräch begleitete ...

Das wußte ſchon Armgart von der erſten Begrüßung her, auf ihr laut gerufenes: Hier! Hier! der Brief war an Benno aus der Reſidenz des Kirchenfürſten nach-

geſchickt worden, der Dechant hatte ihm dieſe Zeilen überſandt als Einſchluß einer umgehenden Antwort auf die Mittheilung über den Tod der der Dechanei ſeit Jahren fremd gewordenen Hauptmännin von Buſchbeck ... Er hatte geſchrieben, daß er einige Tage lang ſuchen würde die Zeitungen zu verbergen, um die Tante auf eine nur allmähliche Art mit einer Begebenheit bekannt zu machen, die bei ihrem „zartfühlenden Herzen" eine gewaltige Erſchütterung und „allerlei Hausjammer" in Ausſicht ſtellte ... Den Brief an „Demoiſelle Angelika Müller" hatte er ihm zu zweckmäßigſter Beſorgung beigelegt, weil er die Regel ſolcher Penſionate zu kennen erklärte, daß die Vorſteherinnen alle Briefe, die kämen und gingen, erſt ſelbſt zu leſen begehrten ... Daß er dabei die Lage einer Lehrerin mit derjenigen einer Schülerin verwechſelte, bewies die wirkliche Aufregung, in der ſich der alte Herr befand.

Armgart bat und bat:

Was ſchreibt der Dechant? Reiſt der Vater nach Wien? Wenn er mir verſpricht, mich mit nach Wien zu nehmen ...

Dabei ſuchte ſie mit plötzlicher Liſt den Brief zu erhaſchen ...

Armgart, nun kein Wort weiter! ſagte Angelika und verbarg den Brief ſorgfältigſt. Ich habe geloben müſſen, dich von keinem Schritt der Deinigen einſeitig in Kenntniß zu ſetzen! Deine ganze Familie iſt betheiligt! Alle ſind ſie es, die dich lieben! Morgen das Weitere nach der Meſſe! Und nun genug davon!

Jetzt war es doch für Armgart ein Gefühl, als

hätte ſie ſich auf die abſchüſſige Anhöhe werfen müſſen und ſagen: Nun, guter Gott, ſo laß mich ſinken, ſinken immer abwärts — bis in die Tiefen des Meers!

Benno hatte Mitleid mit dem lieblichen Kinde, deſſen Natürlichkeit ſich in keiner Regung ihres Gemüthes verleugnete. Sie ſah wie eine von den bitterſten Leiden der Seele Gefolterte und ſich nun wirklich Ergebende ſo verklärt, ſo durchgeiſtigt aus, daß der von ihr mit einem ihr unbewußten Aufſchlag der ſchönen Augen auf ihn gerichtete wehmüthige Bitteblick ihm das Herz mit Schmerz und Wonne zugleich erfüllte.

Um den Ton zur Heiterkeit zurückzuführen, hätte er von dieſen und jenen Dingen beginnen dürfen. Doch war er zartfühlend und Menſchenkenner genug, die Richtung der Gedanken, die in Armgart's Seele lebten, nicht zu verlaſſen.

Von Wien ſprechen Sie? ſagte er. Vielleicht iſt der fremde Herr da, mit dem ich fuhr, ſchon der Kurier Ihrer lieben Mutter!

Armgart blickte mit lächelnder Ergebung auf die Vier Jahreszeiten ...

Wirklich! Wirklich! Er wollte nach Druſenheim zu Herrn Bernhard Fuld hinüber! Wo eine Dame in den Gaſthöfen da am beſten aufgehoben wäre, fragte er. Sein Accent war wieneriſch.

Angelika flüſterte ſchmeichelnd:

Beruhige dich! Es wird alles gut werden, Armgart! Morgen, nach der Meſſe in Druſenheim, da ſprech' ich mit dem Pfarrer und dann ſollſt du ſehen, du biſt zufrieden — Gedulde dich!

Geduld! seufzte Armgart, sich ergebend. Sie überwand sich, nicht dem Fremden nachzueilen, der in behender Weise in der That in einen Nachen sprang, um zum jenseitigen Ufer überzusetzen.

Benno's Ruhe, Angelika's Festigkeit mußten Armgart zuletzt zur Besinnung bringen.

Man stieg höher und wieder in die Anlagen hinauf.

Benno mußte erzählen, was ihm alles seit dem Abschied an der Maximinuskapelle — dort weithin in blauer Ferne waren ihre schlanken Thürme sichtbar — und seit dem Zusammentreffen mit jener Lucinde Schwarz begegnet wäre? Wo diese hingewollt hätte? Wie die Manöver abgelaufen wären? Wie dem Thiebold de Jonge die Uniform gestanden hätte? Ob Hedemann nach Witoborn zöge? Was der Vater überhaupt beginnen würde?

Benno, der seine Cigarren trotz alles Schmerzes von Armgart selbst ausgesucht und fast angeraucht bekam — sie lernte „Unarten" dieser Art von den Mitpensionärinnen, wenn diese den Besuch ihrer Brüder empfingen — und wenigstens die Spitze der von ihr ausgewählten biß sie nach dem „Vetter" in mechanischer Anschmiegsamkeit an all sein Thun und Lassen ab —, Benno erzählte von dem Ersteigen des St.-Wolfgangberges, von der wirklich angeknüpften Bekanntschaft mit Lucinden, von dem Zusammentreffen im Pfarrhause zu St.-Wolfgang, von dem Begräbniß des alten Mevissen, von der Entweihung des Friedhofs ...

Alle diese noch nicht auf die Insel Lindenwerth gedrungenen und doch so überraschenden Thatsachen hörte Angelika voll Staunen, Armgart, da sie den Pfarrer

von St.-Wolfgang betrafen, mit dem Gefühl, wie wenn sie nicht Armgart, sondern Paula wäre. Benno mußte unausgesetzt erzählen. Einen so langen, so inhaltreichen Brief hatte sie noch nie nach Westerhof geschrieben wie diesen, den sie jetzt schon couvertirt und adressirt im Geiste vor sich liegen sah; sie betrübte sich bereits um die Vorsteherin Schwester Aloysia, die bei ihrer Censur — alle wenn auch nicht ankommenden, doch aus dem Pensionat abgehenden Briefe las in der That erst Schwester Aloysia — gewiß wieder das Schönste davon für sich genoß, dann aber eine nochmalige Abschrift zu verlangen pflegte, lorsque vous aurez supprimé les choses inconvenantes.

Aber auch für Angelika waren die Mittheilungen, die Benno in glückseliger Behaglichkeit gab, vorzugsweise überraschend. Diese ihr wohlbekannte Lucinde Schwarz, von der sie seit Hamburg nichts mehr gehört hatte, sie war bei Frau von Gülpen „Nichte" gewesen! Einen Tag, länger nicht! Wie konnte das anders sein, nach dem Wenigen, das sie von dieser „Abenteurerin" wußte und das sie dem Pensionate an der Maximiliuskapelle wohlweislich verschwiegen hatte! Und man müßte dann die Menschen wenig kennen, wollte man Angelika's eigenthümlich gezogenem und erstaunendem: Ist's denn möglich? nicht eine gewisse Genugthuung anmerken, daß auch diese Gesellschafterin, wie so viele andere und vorzugsweise sie selbst, den Anforderungen der Dechanei nicht entsprochen hatte. Sie lag in den Worten: Der Dechant ist ein so lieber guter Mann! Zugleich sollte dies Zeugniß von Frau von Gülpen das

Gegentheil ausdrücken. Und so gutherzig Angelika war, die Verbindung, in die Venno die neueste Zeitungskunde von dem Mord in der Stadt mit dem Stolze der Frau von Gülpen brachte, verbreitete selbst über ihre, freilich von Staunen und Schreck überschauerten Gesichtszüge doch zuletzt ein gewisses Aufleuchten schadenfrohen Behagens.

Alledem hörte Armgart nur sinnend zu. Venno hatte in seinem Wesen etwas Milderndes und Beruhigendes wie für andere so auch für sie. Sie hätte seine Hand ergreifen und sie wie die eines Bruders halten können ... Seine Mittheilungen über Bonaventura's Anwesenheit in der Residenz des Kirchenfürsten, die wahrscheinliche Beförderung und Ansiedelung desselben in dieser Stadt, alles das waren Thatsachen, die ihr Ohr buchstabenweise aufnahm, nur um die für Paula bestimmte Depesche so inhaltreich wie möglich zu machen.

Erzählen Sie mir jetzt von meinem Vater! sagte sie dann, als Angelika etwas zurückblieb. Wie fanden Sie ihn? Ist er so, wie ihn Hedemann schilderte?

Ohne Zweifel ... antwortete Venno zerstreut ...

Mit Armgart allein zu sein, ließ ihn erhöhter den ganzen Reiz ihrer Erscheinung fühlen.

Ist er groß, so etwa wie — wie Hedemann?

Hedemann war untersetzt, sie hatte „wie Sie" sagen wollen ...

Um einen halben Kopf höher, sagte Venno; aber ebenso wetterbraun, ebenso breitschultrig und — wie soll ich sagen — ganz so englisch! Ist Hedemann Schiffssteuermann, so ist Ihr Vater Kapitän oder Commodore!

Unſere vaterländiſche Art von drüben hat die paſſendſte Anwendung gefunden ...

Wie ſo?

Unſer Land iſt ja drüben faſt wie ein Meer! Die unermeßliche Heide, das Ackerfeld, der Torfmoor — alles das iſt ein Meer des Landes. Auf dem ſchwimmen wir mit unſern Höfen wüſt und einſam. Nicht einmal ordentliche Städte haben wir. Nicht einmal ordentliche Dörfer. Ein Fahrzeug ſegelt auf gut Glück am andern vorüber. Unſer Volk iſt ein ſeefahrend Volk der Heide ...

So! So! ... ſagte Armgart. Seltſam! Ich haſſe alles Engliſche ...

Benno erwiderte lachend:

Ja die engliſche Ausſprache iſt ſchwer!

Die Aſche ſeiner Cigarre drückte er jetzt ſchon an einem der drei Birnbäume ab ...

Nein — darum nicht —! fuhr Armgart ohne alle Reizbarkeit fort ...

Aber das Engliſche haſſen? Und das ſagen Sie bei Engliſchen Fräulein?

Die verließen ſchon vor hundert Jahren England, um in Deutſchland unſerm Gott beſſer dienen zu können! Sehen Sie, alle dieſe Engländerinnen hier ringsum jetzt, die blieben am liebſten auch wie Mary Ward in Rom und bei uns, um katholiſch zu ſein! Ich weiß das!

Sie wiſſen das?

Benno verließ den verfänglichen Gegenſtand und regte die Phantaſie ſeiner Begleiterin lieber mit allen Abenteuern an, die ihr Vater und ſein Freund oder Diener ihm erzählt hatten. Sie hätten Seltenes erlebt,

Tapferes geleiſtet, auch Penſionen dafür gewonnen und ſtünden unter dem kleinen, beſchränkten Volk in Kocher am Fall wie zwei Rieſen da, die man auf Jahrmärkten zeigte ...

Benno wollte bei dieſen Berichten vielleicht nur hören, ob Armgart nicht nach Thiebold de Jonge fragen würde ...

Angelika kam inzwiſchen näher ... Sie hatte auf ein Ausruhen gerechnet und fand nun die Wandelnden bereits ſchon wieder über die Birnbäume hinaus.

Ei, was iſt denn das da unten? Sehen Sie! Im Fluß! Da taucht's auf! Nun iſt's wieder fort! Geben Sie Acht, da unten kommt's wieder!

Mit jener Sorgloſigkeit, die der Jugend auch eben nur dann eigen iſt, wenn ſie gleichſam ahnt, daß es zu Geſtändniſſen des Herzens noch lange, lange Zeit bleibt und nichts ihm verloren geht, verlangte Armgart plötzlich die Anerkennung ihrer Sehkraft ...

Unten im Kahne hatte ſich auch Tönneschen aus dem Schilf aufgerafft und warf mit Steinen vom Uferrande über den Waſſerſpiegel hinweg ...

Das ſeh' ich wol! Der wirft Butterſtollen! ſagte Benno und erinnerte Armgart an den Ententeich zwiſchen Schloß Weſterhof und Borkenhagen ...

Den kennen Sie noch? ... Es iſt ja eine wilde Ente! ... Unſern Ententeich? ... Sehen Sie doch nur, wie ſie den Kopf aufwirft! Raſch duckt ſie ihn nieder und unterm Waſſer geht's fort! Saſſa! Da iſt ſie! Im Nu hundert Schritte! Wieder blickt ſie auf, dreht den Kopf! Da, da! Guten Tag! ... Adieu! Glückliche

Reiſe!... Nein, auf unſerm Enteteich gibt's keine ſo wilde!

Mit dem Verfolgen der Waſſerente, die ſich Tönneschen zu treffen vergeblich bemühte und die Benno jetzt erkannte, waren beide bei Angelika wieder vorübergekommen, die ſich nachdenklich geſetzt hatte und nun ernſtlich zum Aufbruch und zur Rückkehr auf die Inſel mahnte.

Die Sonne ſank ſchon über die weſtliche Bergwand ...

Und nun, wie wenn Himmel und Erde in beſter Ordnung und nichts auf dem Herzen wäre, weder bei ihm noch bei Armgart, durfte Benno ſcherzen:

Ja, ſo gehen die Lügen durch die Welt! Von ſo einer Waſſerente kommen ja die Zeitungsenten ...

Angelika, die über Benno's Erſcheinen überhaupt an ihre vielgeprüfte, treue Liebe erinnert wurde, gedachte der vielen Angriffe, die Doctor Püttmeyer erleiden mußte, gedachte der Macht der Lüge in ſo vielen Literaturzeitungen und fiel mit einem Seufzer ein:

O wohl! O wohl! O wohl!

Dann ſtellte ſie einige Erkundigungen nach Büchern an, wollte von den Ereigniſſen der Politik hören, von der Burſchenſchaft, um die Dr. Püttmeyer auch ein Jahr „Köpenick" erduldet hatte, von Benno's bekannten freiſinnigen Meinungen und vom Kirchenſtreit, bis Armgart, beide unterbrechend, ausrief:

Laßt doch das alles! Kann man jetzt von anderer Aufklärung ſprechen als vom Himmel und von ſeinem Licht! Seht doch nur! Wie der Abend kommt! Iſt's nicht, als leuchtete alles in Verklärung! Dieſe gerippten Wölkchen

da oben! Dieſe leichten Federbüſchelchen! Fächer ſind's doch wie von Eiderdunen! Nein, wie von großen Perlmuttermuſcheln! Wer ſolchen Staat hätte, wie die Himmelskönigin!

Alles das kam unbefangen und kindlich von ihren Lippen ... Daß ſie nichts von einer Abſicht dabei wußte, bewies die leiſe Oeffnung der Lippen und der Schmelz der hervorſchimmernden kleinen Zähne, cette grimace, die ſie nach Anweiſung der Engliſchen Fräulein ſich durchaus abzugewöhnen hatte.

Ja, man möchte hier predigen! fiel Angelika in merkwürdig freigeſinnter und tief gefühlvoller Zuſtimmung ein. Dieſe Berge ſind wie Kanzeln!

Ihr treues Herz dachte an Püttmeyer's fehlenden Lehrſtuhl ...

Kanzeln? rief jedoch Armgart, in der ſich jenes Fliegen zur Flamme des großen Gottesherzens zu regen begann. Die Berge ſind ja ſelbſt wie Prediger! Wie Redner ſtehen ſie da! Nein, Angelika, wie klein müßte das ſein, wenn da drüben einer auf dem Geierfelſen ſtünde und ſo zu allen Lügnern der Erde ſprechen wollte! Der Geierfels und hinter ihm die ſechs andern Rieſen, die ſind ja ſelbſt die Propheten! Ich höre alles, was ſie ſprechen!

Was ſprechen ſie denn? fragte Benno und hatte eben die Cigarre weggeworfen ...

Im Tone ſeiner Frage, im Leuchten ſeines blauen Auges lag eine ſo ausdrucksvolle Schwere, daß plötzlich Armgart wie etwas Unſichtbares ſich auf ſie niederſenken fühlte ...

Hamburg wohlbekannte Menck'ſche Druckerei. Abends bei Licht, wenn drüben die Setzer arbeiteten, konnte er mit Schaudern die Gardine lüften und durch die Fenſterſcheiben blickend, ausrufen: „Gott, da werden nun all die ſchrecklichen Druckfehler gemacht!“ Sich entſtellt, in ſeinem Willen betrogen zu ſehen, war ihm das Peinlichſte. Oft ſagte er, er hätte Nachts Träume, man drucke drüben heimlich ſeine geſammelten Gedichte, ohne ſeine Anordnung, ohne ſeine Verbeſſerungen, ohne ſeine Correctur. Er hätte ſeine Töchter wecken mögen, um ſie zu fragen, ob ſie ihm etwa hinterm Rücken ſolche Streiche ſpielten? Ein andermal verlor er ſich in komiſche Jugenderinnerungen oder definirte Shakſpeare'ſche Characterе. Seine Phantaſieen über Caliban im Sturm gingen bis zu ſchauſpieleriſcher Darſtellung. Rührende Züge von Gutmüthigkeit im Volke erzählte er eben ſo gern, wie ihn die Verworfenheit, die ihm beim Elend als Arzt oft begegnete, zu wahrhaft ſchmerzlichen Ausrufungen hinreißen konnte. Dieſe Miſchung von Elend und Verworfenheit war mit das Dämoniſch-Grauenhafte, das, nach ſeinem Hippokratiſchen Lieblingsſpruche, der Arzt zu ſchauen bekäme. Eben ſo lange aber auch konnte er bei freundlicheren Ereigniſſen und Characterzügen verweilen. Eine ſeiner Lieblingsgeſchichten war der Ausdruck jener Einigkeit des Hamburger Handelsſtandes, als nach der großen engliſchen Criſis ſo viele Häuſer fielen und auf der Hamburger Börſe das Ausdauern- und Aneinanderhaltenwollen der noch feſt Stehenden durch Thränen und Umarmung beſiegelt wurde. Er war in dem deutſchen Grundſtoff des Hamburgers mit Liebe aufgegangen und würde auch den großen Brand, wenn er ihn erlebt hätte, nur mit brechendem Herzen verwunden haben.

Ja, wie konnte Benno nur in das einfache „Was ſprechen ſie denn?“ ſoviel Ausdruck legen? Was konnte dieſe Wendung ſeines Hauptes, dieſe Glut ſeiner Augen bedeuten? So wenig Worte und ſo viel ſeltſamer Ton in ihnen!

Es iſt doch wol Zeit, zu gehen! ſagte ſie zaghaft. Sie hätte plötzlich vor irgendetwas entfliehen mögen.

Benno lüftete ſeinen Hut. Sein kurzes, lockiges, ſchwarzes Haar war von dem „garſtigen Cylinder“, wie es ſonſt bei Armgart hieß, feſtgedrückt. Und ſonſt hätte Armgart gar keinen Anſtand genommen, ihm in ſein Haar es lockernd zu fahren, wie ſie ſo oft den grauen Locken des Onkel Levinus gethan. Heute hätte ſie um alles in der Welt dergleichen nicht mehr wagen können . . .

Angelika's Geplauder über all den vernommenen und zu verarbeitenden Thatſachenreichthum löſte die gedrückte Stimmung. Auch fand ſich Benno wieder, auch Armgart. Ja ſie ſchien heiterer und ausgelaſſener, als ſie hörte, was alles Benno in der Gegend hier zu thun hätte und daß er mindeſtens auch noch morgen da wäre . . . Aber an ſeinen Handſchuhen ſah ſie eine aufgeſprungene Naht und ſonſt hatte Angelika für dergleichen Unglücksfälle immer Seide, Zwirn, Nadelbüchſe und Schere bei ſich in ihrem Beutel, aber heute griff ſie nicht, was ſie ſonſt hätte thun können, nach ſeiner Hand, wagte nicht, ihm den Handſchuh abzuziehen . . . Es trieb ſie wie im Wirbel, ſie mußte fliehen wie vor ſich ſelbſt.

Die Berglehne endete mit einem ſchroffen Abhang. Den ſchoß ſie hinunter. Die Kanten waren hier eckig; an

andern Stellen gerundet, von uralten Moosrunen beschrieben; hier und da stand eine verkümmerte Zwergbirke, dort schwankte eine Distel, hier eine hohe Doldenstaude mit braunrothen, schweren Samenkolben ... Ein schwacher Halt hier, ein nachgebender dort ... Armgart schoß so hinunter, daß sie plötzlich an einem Gebüsch niedersank.

Nun war aber auch Benno schon längst gefolgt. Wie er an der Stelle ankam, wo sie niedergeglitten, hatte sie von Kamillen mit weißem Blätterrande einige Blumen gepflückt und fing an, einer davon die Blätter abzuzupfen.

Was fragen Sie die Blume? rief Benno ...

Und in dieser Frage lag wieder eine solche Glut, in dem Nachfolgen, als sie sich erhob und jetzt ruhiger niederwärts stieg, eine solche Hast und ein so ganz persönlich auf sie gerichteter Entschluß, daß sie der Gedanke überrieselte: Was glaubt er denn? ... Den Faust, den kannte sie nicht (wo wird in dieser Erziehung Goethe zugelassen!), aber doch schob blitzschnell ein geheimer Zauber in ihrem Innern der Frage „Vater oder Mutter" (sie wollte nur sehen, welchem Namen das Blumenorakel sein letztes Blättchen ließ) nicht etwa die Frage unter: „Liebt er mich, liebt er mich nicht?" wol aber die: „Kommt auch Benno morgen nach Drusenheim, kommt er nicht?" und als sie sah, wie er nun ihren Arm ergreifen wollte, ihre Schulter berühren, den Ausschlag ihres Zählens so ganz dringend wissen, da unterbrach sie ihn, als wenn er sie nur im Zählen irre machte, mit einem fortgesetzten St! St! sie bekam aber den plötzlichen Einfall — und welcher innere Schalk des

Gemüths hatte ihr das zugeraunt! — schadenfroh und übermüthig laut zu rufen:

Kommt morgen Thiebold de Jonge nach Lindenwerth oder kommt Thiebold de Jonge nicht? Kommt Thiebold de Jonge? Kommt Thiebold de Jonge nicht?

So schoß sie bergab.

Sie können ja die nachgemachten Engländer nicht leiden! rief hinter ihr her Benno ...

Sie aber glitt bald an einem Steine aus, ließ bald eine Pflanze mitgehen, schoß und rannte und war endlich unten, aber — aufgefangen von Benno's Armen.

Ein junges weibliches Leben, dessen Athemzüge vergangen sind, dessen Brust hämmert, im Arme zu halten! Kennt ihr das Gefühl, wenn ein junger Vogel in unserer verschlossenen Hand gefangen ist, sich duckt, auffliegen will und nicht kann und jetzt ganz nur zu einem einzigen zagen, warmen Herzchen wird, das unter den weichen Federchen klopft und sich fast wie in den Pulsschlag unserer eigenen Hand verwandelt?

So fühlte es Benno eine Weile und länger als eine Secunde und vielleicht den fünften Theil einer Minute nur und doch eine Ewigkeit.

Angelika kam inzwischen den geebneten Weg daher, schalt und rief und machte allen beiden die bittersten Vorwürfe. Armgart aber umarmte sie und erstickte ihre Rede mit Küssen.

Das Thema des Anstandes brachte den Neckkampf aller auf die Würde, auf die Pflichten, die Haltung einer baldigen Stiftsdame von Heiligenkreuz. Diese „Pre-

digt" währte so lange, bis Tönneschen erreicht war am Schilfrohr im sanftgeborgenen Nachen.

Sind Sie denn morgen wirklich noch in der Gegend? fragte Armgart beim Abschied den halb besinnungslosen Benno halblaut.

Benno wollte beiden noch in den Kahn helfen, that es auch erst, wie sich geziemte, mit Angelika, und als er hoffte, Armgart's Hand zu erfassen und aus voller Seele diese zur Antwort wie mit einem Ja! zu drücken, da war sie schon in den Kahn gesprungen.

Deshalb schmollte er und rief O! O!, das Angelika sehr wohl verstand . . .

Armgart saß aber schon da, glühend wie das Abendroth.

Angelika, die gerade so viel zu „ahnen" sich die Miene gab, als sie schon wußte, war trotz aller Angst liebevoll genug und sagte vor dem Abfahren:

Richtig! Richtig! Sind Sie denn auch morgen im Enneper Thale? Es ist ja Sonntag! Alle Welt hat sich ankündigen lassen . . .

Thiebold de Jonge! seufzte Benno und Angelika fiel ganz so, als müßte sie nun für die verstummende Armgart auch in deren Art sprechen, ein:

Alle nachgemachten Engländer! Und wenn Sie etwa kommen, Herr von Asselyn, kneifen Sie nur ja nicht auch so eine Lorgnette ein!

Ehe noch Benno antworten konnte — zum Scherz fehlte ihm jeder Uebergang — rauschte es im Schilfe dahin und der Kahn war im Entschwinden.

Eine Weile noch stand Benno, lüftete den Hut, sah lange den Entgleitenden nach und ging landein dem Roland zu.

Das Ufer iſt hügelig ... zuweilen verſchwindet, zuweilen taucht Benno den Mädchen wieder auf ... Und je höher ſie auf den Spiegel kommen, deſto länger noch können ſie ihn ſehen ...

Gern hätte Armgart gewinkt mit ihrem Hute und mit ihrem Taſchentuch ...

Angelika, die heute ſo viel erlaubt hatte, verbot es ...

Bekam die Gute auch nicht Angſt, Armgart würde am Ende noch „tiefſinnig" werden und wol gar ſich für unwürdig erklären, morgen in Druſenheim zur Communion zu gehen — dergleichen war vorgekommen — bekam ſie auch nicht Angſt, daß dann noch obendrein die Gutmüthigkeit und Toleranz einer Lehrerin compromittirt werden konnte, die gegen die Engliſchen Fräulein als Hülfsarbeiterin nur einen zweiten Rang einnahm, ſo lächelte ſie doch und ſagte:

Armgart, Armgart! Sprüche Salomonis 14, 29!

Dieſe Bibelſtelle hatte Armgart einſt von Tante Benigna in Weſterhof aufbekommen, auf ein Weihtüchlein zum Kirchendienſt zu ſticken. „Wer aber ungeduldig iſt, der offenbaret ſeine Thorheit!" lautete ſie. Die Ungeduld galt für Armgart's Erbfehler.

Sonſt wäre Armgart über dieſe einzige Partie in der Religion, wo ſie ketzeriſch, ja ganz ungläubig fühlte, aufgefahren, aber wir ſehen ſie ſtill, ergeben und ſchweigſam ...

Selbſt von dem Briefe aus Kocher frägt ſie nichts mehr, ſondern ſieht nur auf die Welle, gegen deren ganze Macht Tönneschen rudern muß ...

So kamen ſie — Benno war verſchwunden — am nördlichen Ende der Inſel an.

Eine ältliche Dame, in ſchwarzem Kleide, mit einer weißen, mit Bandſchleifen am Hals und über die Bruſt herab beſetzten Halbtunica, ein weißes geflügeltes Häubchen auf, begrüßt ſie ... Es iſt Schweſter Aloyſia, die Vorſteherin.

Und unter ihrem „Mozzeto" zieht auch ſie einen Brief hervor.

Auch er war an Angelika gerichtet und kam aus Wien und kam von Armgart's Mutter!

Ein Herr hatte ihn abgegeben, jener Fremde, der ganz nach Benno's Vermuthung in den „Vier Jahreszeiten" drüben für eine Dame Zimmer beſtellt hatte und wirklich von hier, wo ihn die zerſtreuten Wanderer am Hüneneck nicht landen geſehen hatten, hinüber nach Druſenheim gefahren war ...

Armgart bebte zuſammen ...

Es war ihr, als zitterte um ſie her die ganze Welt ...

Angelika nahm, von der Vorſteherin beobachtet, den Brief und ging damit in ſcheinbar kalter Ruhe auf ihr Zimmer.

Armgart folgte, drängte aber nicht mehr und fragte nicht mehr. Faſt war ihr wirklich wie einer Sünderin und als ſie ſich über die düſtern Gänge in ihren Wohnſaal geſchlichen, als ſie mit einem tiefen Seufzer dort ihren Hut, ihren Shawl abgelegt hatte, als alle Mädchen jetzt zum einfachen nächtlichen Mahle gingen und Angelika erſt kam — ſolange hatte ſie geleſen! — als Schweſter Aloyſia ſchon vorbetete und Armgart ſo ab-

weſend, ſo ernſt daſaß, da bekam Angelika wieder Angſt, ſie wäre wirklich im Stande, alles das morgen noch in erſter Frühe und vor der Communion dem Paſtor Engeltraut zu beichten, was heute vorgekommen! ... Schweſter Aloyſia betete dabei und zwar franzöſiſch ... Sie war aus Strasburg und verband mit allem Guten und Frommen, dem hier fürs Leben der Grund gelegt wird, eine leidliche Ausſprache und einen ziemlich richtigen Accent. Man hatte alles hier auf Gott, auf die heilige Jungfrau, den heiligen Joſeph und die Engel und Erzengel gebaut, ſogar den Subjonctiv und die ſchweren Beugungen der Verbes irrégulaires, den delicaten Gebrauch der Formen que vous parlassiez und que nous parlassions und die Participialconſtructionen, die an dieſer Sprache für jeden ſo fremdartig ſind, der nicht wie Tönneschen Latein kann... Und wenn Schweſter Aloyſia vom beſten pariſer Franzöſiſch dann in das beſte ſtrasburger Deutſch überſprang, war's dann freilich immer wie der Uebergang vom Rauſchen eines ſeidenen Kleides zum Klappern von Holzſchuhen, vom Geſange eines Canarienvogels zum Gekoller eines Truthahns; denn ihre ſtrasburgiſch-deutſch Mutterſprache ſprach ſie, als wäre ſie hier eigens dafür angeſtellt, einige Irländerinnen und Franzöſinnen in der Anſtalt vom Erlernen des Deutſchen abzuſchrecken. Und das zweite, vom Mutterſitz der Soeurs angéliques hierher beurlaubte Engliſche Fräulein (der der Erziehung ſich widmende Orden iſt nicht an ſtrenge Clauſur gebunden), Schweſter Gertrudis, ſorgte für Eintheilung der Speiſen und rühmte das Wetter für den mor-

genden Sonntag, an den ſich allgeſammt die ſchönſten Hoffnungen knüpften.

Immer mehr brach zuletzt ein ſtillverhaltener Jubel aus. Das Penſionat wußte von den zu erwartenden „nachgemachten Engländern", — aber darüber gab es nur Flüſtern, leiſes Necken und Kichern, laut wurde nur beſprochen eine Einladung der jungen Madame Bernhard Fuld. Die Nachbarinnen waren aufgefordert worden, morgen Nachmittag die berühmte Villa und den Garten drüben in Augenſchein zu nehmen und Paſtor Engeltraut hatte dazu die Erlaubniß gegeben!

Armgart hörte das alles nur halb. Erſt als der germaniſche Uebermuth eines Theils auch dieſer Jugend ſich in allerlei Spott über die Beſitzer von Truſenheim erging und ganz wie die Freunde Piter Kattendyk's, mit denen einige bis zur unmittelbaren Geſchwiſterſchaft verwandt waren, die bekannte chriſtliche Rache für den einſt von den Juden Gekreuzigten nahm, thaute auch ſie auf und erklärte, daß ſie den Herrn Bernhard Fuld zum Generaleinnehmer und Finanzminiſter ihrer Einkünfte als Stiftsdame von Heiligenkreuz ernennen wolle.

Armgart'ſche Einfälle elektriſirten dann gewohntermaßen alles . . .

Es wurde nun ſo laut, ſo ausgelaſſen unter dem jungen Volke, daß die vier Erzieherinnen (die vierte lehrte nur Muſik) dafür waren, lieber jetzt aufzuſtehen und de se promener encore dix minutes sous les tilleuls et dans le jardin . . .

Aber auch das geſchah ſo wild — es iſt Sonnabend! — daß die Schweſtern Aloyſia und Gertrudis Ruhe gebieten

mußten und das ganze Perſonal in die Corridore und auf die Schlafſäle ſchickten.

Auch Angelika war, ſie wußte ſelbſt nicht worüber, ins Lachen gekommen — aus Nervenſchwäche, ſagte die Gute — raunte aber beim Gutenachtſagen ihrer geliebten Armgart, ihrer beſondern Schutzbefohlenen (die indeſſen nicht mit ihr, ſondern mit fünf andern in einem Saale zuſammenſchlief) neckiſch zu:

„Wer aber ungeduldig iſt, offenbaret ſeine Thorheit!“

Armgart nickte und hatte ſich heute in der That auch zur Anerkennung dieſes Spruches bekehrt.

## 11.

Und am folgenden Tage lag denn doch im Geschmeide der ganzen sonnenbeschienenen Gegend die Insel Lindenwerth da geradezu wie ein Juwel.

Das große blaue Gottesauge des Himmels drüberher schien an ihm selbst seine Freude zu haben. Und die schimmerndweißen Birken, die Hängeweiden, die Buchen, Akazien-, Nuß- und Kastanienbäume, die Büsche, die Pflanzen des Gartens, alles, alles hat in einer solchen Morgenfrühe des Sonntags und besonders, „wenn man etwas vorhat", ohnehin schon ein ganz anderes Aussehen als sonst. Unser Auge zieht dann schon von selbst allem Festkleider an. Die Welle plätschert an die Uferränder anders als sonst. Und schweigen auch Septembers in den Bäumen, weil sie in ihren Nestern mit ihren Jungen und mit ihren neuen Kleidern für den Winter zu thun haben, die Singvögel, so hört man doch ihr Aufflattern und ihr Aufschwirren, sieht die Spatzen in so räuberischer Thätigkeit, daß man nur zu huschen braucht und überall schießt Diebsvolk wie mit bösem Gewissen auf, sieht goldene Käfer und summende Wespen

Wenn eine Natur, die mit der Zeit nicht fortſchritt und ſich nur im Rückblick auf das Vergangene gefiel, an und für ſich ſchon mit loſen Banden am Leben hängt, ſo mußte Roſa Maria's Tod dieſe völlig abſchneiden. Die Lebensgefährtin ſo vieler Jahre, die weiſe Ordnerin ſeiner eignen unpractiſchen Zerſtreuung und Unanſtelligkeit für die Anforderungen des Lebens, die leitende Hand, die ihm für ſein oft wunderliches Weſen im Daſein einen ſichern Tummelplatz baute, dieſe ſtarb plötzlich ab und erkaltete. Ein Uebel, das ſich im Keim nicht mehr erſticken ließ, brach ſich Bahn zum Herzen einer edeln Mutter, einer für Aſſing unentbehrlichen Gattin. Es iſt ſonderbar, man hatte Aſſing oft einen Egoiſten genannt und wer erklärt in dieſem Falle den pſychologiſchen Widerſpruch, daß er mit einer erſchreckenden Aufrichtigkeit erklärte, ohne Roſa Maria nicht mehr leben zu wollen? Man muß es, von ſeinem letzten Lebensjahre überführt, einräumen, daß er dieſen Entſchluß wirklich vollzog. Aſſing hätte, Religion oder Philoſophie zu Hülfe nehmend, ſicher noch manches Jahr leben können, wenn er nicht vorgezogen hätte, ſich in ſeiner Trauer, in ſeinem Schmerze zu vergraben. Er erwies dem Andenken ſeiner Gattin noch einige Liebesdienſte und zog ſich dann von der Welt, vorahnend, wie auf immer zurück. In keine Geſellſchaft war er mehr zu bringen, keiner Freude mehr vermochte er ſich hinzugeben. Der Arzt, der Kenner ſeines eignen Zuſtandes, der weiſe Beurtheiler des Zuſammenhanges zwiſchen Seele und Leib, gab ſich ſelber auf. Er entzog dem phyſiſchen Bau allen aus der moraliſchen Spannkraft zuſtrömenden Lebensäther, er nahm nicht mehr Natur, nicht Menſchen mehr in ſich auf, er führte faſt abſichtlich das Ende des Lebenskreiſes in den Anfang zurück. Er wollte

in voller Thätigkeit, um mitzuherbsten und mitzuernten an dem reichen sonnenglänzenden Segen.

Noch aber hängen um die fernerweit liegenden Schönheiten eines solchen Sonntagsmorgens allerlei Toilettenschleier. Die hohen Berge und grünen Waldlehnen hinter ihnen putzen sich erst langsam aus dem Nebel heraus zu dem Sonntagsstaat, dessen Annäherung in aller Frühe schon und von allen Richtungen her die Glocken verkündigen. Die Geschäftsglocke der Dampfschiffe mit ihrem kurzen groben Mahnruf hat heute fast etwas Störendes; man gedenkt gleich der Ueberzahl von Städtern und Städterinnen, die nun auch bald kommen und sich oft störend genug überall hin ausbreiten werden.

Um neun Uhr schiffte die ganze Pension, neunundzwanzig junge Mädchen — eins blieb ein wenig unpäßlich daheim — und vier Erzieherinnen in zwei Kähnen zur Messe nach der Drusenheimer Kirche hinüber ins Enneper Thal. Tönneschen's Vater und Mutter ruderten heute und ein anderer alter Schiffer, Tönneschen's Großvater. Und noch ein paar Vettern, Gevattern und Kinder und Kindeskinder aus einem Halbdutzend baumversteckter Hütten der Insel begleiteten die Fahrt. Heute galt es, das Tönneschen mit dem Rauchfaß zu sehen, im Beginn seiner von Michahelles eingeleiteten Carrière zum künftigen Vater der Gesellschaft Jesu. Tönneschen war schon lange voraus, um beim Meßner die Toilette zu machen. Das ganze Stift fühlte den Stolz der Mutter nach, die ihre beste Haube aufhatte und mit einem Streifen so lang, so lang, daß er ihr fast über die Nase fiel.

Die jungen Pensionärinnen mit ihren geldgeschmitte-

nen Brevieren nur dem Einerlei ihrer heute am Sonntag weiß-roth oder weiß-blau gesprenkelten Kleider und den einfachen runden Strohhüten, durften nicht zu laut ihre Wonne über den Sonntag aussprechen. Es ging jetzt in die Kirche, ja, für die schon gefirmelten, an den Tisch des Herrn.

Die Glocke der alten, nächstens in Ruhestand zu versetzenden baufälligen Dorfkirche, die die Maler gut zeichnen hatten, wenn sie nur gesehen hätten, wie ihre Wände schon morsch geworden und die Sakristei bedenkliche Risse zeigte, hatte schon zweimal ihr, wie die Mädchen ihr immer nachsummten: „Ei, so komm' doch! Ei, so komm' doch!" durch die Lüfte gerufen; aber man wußte, es ging beim Pfarrer Engeltraut, der sonst ein gar trefflicher Diener Gottes war, mit seinen Messen nicht eben besonders rasch. Abgestiegen am Ufer, konnten die Mädchen immer noch einen Rundweg machen, ehe sie zur Kirche gingen. Sie sahen in der Ferne wie dicht am Waldrand gegenüber das aus gelbem Sandstein gebaute, [illegible] des Bankiers, umschlossen von hohen an den Ecken vergoldeten Eisengittern. Mehr in der Nähe lag die neue hochragende byzantinische Kirche. Alles wirkte geheimnißvoll und gastlich und zu allerlei heimlichem Spaß für den Nachmittag.

Nun stieg man aus . . . Durch Feld und Flur, über Wiese und Stoppeln am Hagebuchenheck und die Weingärten entlang, da war's doch noch ein anderes Wandeln, als drüben auf der schönen, aber engen Insel, auf der man sich zuweilen wie ein Gefangener vorkommen konnte.

Schwester Aloysia corrigirte auch jetzt auf dem Wege

zur Kirche die Subjenctifs und Angelika lehrte auch jetzt Mathematik und Naturwissenschaften, denn eine sandige Stelle findet sich in der schönsten Gegend, eine Heide von zwanzig Fuß, wo eine Immortelle blühen kann oder das Blümlein Mannstreu, über das gleich ihrer sieben oder acht neugieriger Mädchen wissen wollten, woher dieser Name käme? Die Lehrerin wußte keinen Rath. Armgart kannte schon vom Waive bei Westerhof den Spottnamen des kleinen zierlichen Pflänzchens und sagte:

Es ist ja Vogelfuß, Angelika!

Nun sagte diese:

Ach, Ornithopus? Hülsenblume! Geschlecht der Heuhechel!

Die jungen Mädchen lachten, als Armgart ganz treuherzig und ohne alle Anklage fortfuhr:

Mannstreu und Vogelfuß sind eins und dasselbe!

Die größern Mädchen deuteten sich das harmlose Wort satirisch.

Beide Englische Fräulein wandten sich und geboten Ruhe und Sammlung.

Wann sprichst du den Pfarrer? flüsterte Armgart und drückte den linken Arm der Freundin an ihre Brust.

Ich sprech' ihn nicht allein! sagte diese. Die Vorsteherin wird dabei sein! Ich denke, nach der Predigt!

Heute auch noch eine Predigt!

Geduld!

Das Wort, mit dem man Armgart bereits wieder auf zehn Schritt verjagen konnte . . .

Sie entschlüpfte und sah nach Westen hinüber, dorthin, wo die weiß-blauen Wassernebel noch am dichtesten schwam-

men. Den Roland, wo Benno vielleicht übernachtet hatte, ſah man gar nicht vor dem dichten, wenn auch goldſonnigen Nebelflimmer.

Die endlich nicht mehr umgangene und nun wirklich im Zuſtrömen der Landleute mitbetretene Kirche war wahrhaft überfüllt. Man erkannte recht, welches Verdienſt ſich Bernhard Fuld erworben durch die Erbauung einer neuen. Das Penſionat der Engliſchen Fräulein genoß aber eine Auszeichnung. Jeden Sonntag blieben ihm die vordern Stühle reſervirt.

Es ging dann alles bei der Meſſe, wie es gehen ſoll und überall bei ihr geht. Vielleicht nicht ganz nach der Schnur, die die Kanoniker in Rom vor tauſend Jahren gewunden haben, aber doch auch ohne beſondere Verwickelung. Pfarrer Engeltraut war, wie die römiſchen Prieſter ſein ſollen, keine viel mit ſich allein beſchäftigte Perſönlichkeit. Er verrichtete ein Opfer, das ganz von ihm unabhängig war. Hätte es einem ſtrengen Kenner des Ritus auch nicht entgehen können, daß ſich mancherlei Fehler einſchlichen, ſo ſah das doch ſo obenhin niemand von den Verſammelten. War der Blick, mit dem der Prieſter aus der Sakriſtei trat, geſenkt genug? War die Haltung des Körpers gerade und hübſch aufrecht? Trug der Opferer eine Brille, von der Gregor der Heilige freilich noch nichts vorzuſchreiben wußte, als der ſein Oremus ſang, und Abraham und Melchiſedek, die Voropferer der Meſſe, noch weniger? . . . Paſtor Engeltraut trug eine Brille, und ſonderbar, er legte ſie gerade beim Leſen ab, auf ſein Taſchentuch. Dann war er ganz einfach im Vortrag und ebenſo einfach in der Geberde. Er machte

die Kreuzeszeichen allerdings nicht, wie wenn er sie heute zum ersten male machte, aber auch nicht so, wie z. B. vornehme Damen am Weihbecken beim Betreten der Kirche, die zum Jammer frommer Seelen und wie Beda Hunnius einmal in einer seiner Predigten zum Dank der gerade damals zuhörenden Angelika und in seinem Abraham a Sancta Clara-Stil sagte: „sich beim Benetzen einen Schnörkel angewöhnt haben, als wenn unser Herr und Heiland auf irgendeiner runden Drehscheibe oder einem andern Zickzack, nur nicht an dem so tief sinnvoll von ihm gewählten Kreuze gestorben wäre.“ Nichts auch verwirrte er von dem, was laut und was leise zu sprechen, was zu singen oder nur zu sagen war. Auch jagte er nicht in seinen Abschnitten und ging dann nicht wieder wie eine Schnecke. Auswendig auch wußte er, was er nur zu lesen schien.

Und wenn dann irgendetwas vorhanden war, was den würdigen Gang des Opfers anfangs hätte unterbrechen können, so war es freilich des Priesters Hinblick auf den heutigen Thuriferar Antonius Hilgers, der nebst zwei andern Knaben zum ersten male diesem schwierigen Geschäfte des Administrirens vorstand. Aber gerade Antonius hielt sich vorzugsweise wacker zum Stolz seiner Angehörigen, zum Wohlgefallen des englischen Instituts. Wenigstens dünkte er sich ebenso kundiger Lootse durch die Untiefen und Schwierigkeiten des lateinischen Missales, wie er es unbestreitbarer durch die Strudel und Schnellen des herrlichen Stromes drüben war. Nie stand er auf der Epistelseite des Altars, der linken, wenn er auf der Evangelienseite, der rechten, stehen

ſollte. Mit Ruhe, ohne ſich vor Angſt zu übereilen, reichte er dem Prieſter das Gefäß mit dem Weihrauch, hielt ihm das geöffnete Thuribulum dar, und wenn der Opferer Weihrauch eingelegt hatte, reichte er ihm das Gefäß, indem er es vorſichtig und behutſam mit der rechten Hand unter dem Ring, mit der linken in der Mitte der Kette anfaßte. Das dabei von ihm geſprochene Latein war allerdings mehr als welſch und nicht im mindeſten ciceronianiſch. Doch niemand der Anweſenden, ſelbſt der Schullehrer nicht, war im Stande, die Correctheit nach Zumpt's Grammatik zu prüfen. Mit ſeinen ſtehenden Fehlern — -spiritus immer nach der zweiten Declination und tuus nach der vierten — klang es ganz ſo hoch und hehr und fremdartig, wie das Volk es hören will. So wie ſo blieb es die richtige Sprache der Engel, die Sprache, in der Gott und ſeine Heiligen ſich unterhalten, die Hof- und Kanzleiſprache des Himmels.

Als dann der Augenblick des Allerheiligſten kam, als alle dann knieeten, als alle Schauer der perſönlichen Anweſenheit des Heilandes in der Wandlung durch die Gemeinde rieſelten — die Kinder und alten Frauen und in großen Kirchen eine gewaltige muſikaliſche Note ſorgen ſchon dafür, daß das ganz ſo wie in mächtigſter Bezauberung hingenommen und empfunden wird, wie es Innocenz III. aller Welt und aller Zeit hinzunehmen und zu empfinden geboten hat — wie dann die Erwählten und in der geſtrigen Beichte Beſtandenen herantreten durften und von dem Gottesleibe mitgenoſſen, während der Prieſter von dem Gottesblut für alle trank, — da vergaß denn auch Armgart für einige Zeit das

Trämmen und Sinnen und es legte sich ihr die Fülle von Sünden, die sie dem neuen westerhofer Geistlichen, Norbert Müllenhof, wer weiß in wie kurzer Zeit, oder wem sonst und in welcher Ferne würde beichten müssen, schwer aufs Herz! Sie sah, daß Zerstreutheit während des heiligen Hochamts, Abwesenheit der Gedanken beim Lesen im Brevier nicht mehr allein die nagenden Vorwürfe ihres Innern waren, mit denen sich ihr Gewissen gewöhnlich aufs allertiefste belastet fühlte.

Nach dem Hochamte hielt der Pfarrer richtig noch eine „Application". Er sprach diese von der Kanzel herab und über die bevorstehende Einweihung der neuen Kirche und äußerte im allerlöblichsten Volkston, daß auch im innern Menschen täglich die Sakristeien Risse hätten, täglich die Glockenstühle faulten und den Regen durchließen, ja daß mindestens auch viermal des Jahres im Menschen ein echtes und rechtes Kirchweihfest müßte gehalten werden, nicht etwa nur zu Ostern, wo „ihr glaubt, euch für ein ganzes Jahr reinigen zu müssen, sowie die Schwelger, die Ueppigen und Reichen alle Jahre einmal ins Bad reisen und sich ihren sterblichen Leib reinfegen vom Schlamm ihrer Sünden"! „Das wird dann", fuhr er fort, „jährlich auch so ein Kirchweihfest, wie ihr's allüblich zu feiern pflegt mit Essen, Trinken, Jubeln, Fluchen, Würfelspielen, Tanzen, Todtschlagen der Zeit und allen denen Sünden, die ihr dann voll Verzweiflung angerennt kommt im Beichtstuhl loszuwerden, wo sich oft das todte Holz erbarmen möchte über den Kummer, den ihr euerm grundgütigen himmlischen Vater und unserer gnadenreichen Mutter bereitet! —" Doch sagen wir nur, es

fegte die Herzen, wie man ſoll, nicht mit Staubwedeln, ſondern mit Beſemen. Und manches ſprach er wie Beda Hunnius geradezu in eine Ecke hinein oder auf einen Pfeiler, wo der ſtand oder die ſaß oder wem es ſonſt, ohne darum die Beichte zu verletzen, perſönlich zu Nutze kommen konnte.

Wie der dabei von Hunnius ſich nur durch den Mangel an Eitelkeit und an theils forcirtem, theils natürlichem Cynismus unterſcheidende treffliche Redner zuletzt von dieſem unendlich ſüßen Gnadenzuſtande, von einer wahren Liebeswonne im Bunde mit dem Gekreuzigten, von der ſogenannten Rechtfertigung durch den Glauben ſprach, da kamen ihm die folgenden ſonderbaren und für die ganze Gemeinde höchſt überraſchenden Worte:

Was iſt das nun? Gerechtfertigt ſein durch den Glauben! Ich will es euch ſagen. Sehet euch um! Hier in dieſer Kirche! In eurem Kreiſe weilt ein nur auf Erden Gerechtfertigter! Ein Kind dieſer Gemeinde, dem hier der Weg der Gnadenmittel von früher Jugend gezeigt wurde, ſetzte einſt mein Herz in Trauer und euch alle in Beſtürzung, als man vor Jahren von ihm hören mußte, ſeine Hand wäre ruchlos genug geweſen und hätte ſich in ferner Gegend, wo er weilte, gegen das Leben eines ſeiner Mitmenſchen erhoben und ihn getödtet! Ein Jahr lag er, da alle Anzeigen eines Mordes gegen ihn ſprachen, in Ketten und Banden, bis ſeine Unſchuld erkannt wurde und er im lichten Gewande der Gerechtigkeit aus ſeinem Kerker hervortreten konnte! Voll Scham und Schmerz kam er damals über Nacht zu mir, dem Seelſorger ſeiner ſchon reiferen Jahre, und weinte ſeine bekümmerte Seele aus! Er mochte nicht bleiben in dem

Ort, wo das Mistrauen ihn dennoch verfolgte, wo sogar ein Bruder ihm den treuen Handschlag der Liebe versagte! Durch meine Hand ging der kaum zu nennende Ertrag seines kleinen väterlichen Erbes, nun ist der brave Herr, der diese Gemeindemarkungen hier ringsum an sich gekauft hat, — zu hohen Preisen, weil unsere Gegend ihren Werth hat, doch auch Männer, ehrenwerthe Männer, die diesen Werth zu schätzen wissen, — (in der Kirche war wol nicht einer, der diese Captatio benevolentiae zu Gunsten der neuen Gutsherrschaft ganz so zu würdigen verstand, wie es das Verfahren des klugen Geistlichen verdiente), aber ich sage euch, nun ist der Antrag gekommen, sein Erbe mit den Besitzungen der Herrschaft des Ortes zu vereinigen, und vielleicht zur Erhebung des Kauffchillings befindet er sich heute in dem Orte seiner Geburt! Nicht, daß ihr glauben sollt, er wiche vor euch! Nicht, daß eure Zunge sich unterstünde, zu sagen, sein Fuß wäre hier erdlich dennoch wankend geworden! Frchlose Anschuldigung, daß euer jetzt ausscheidender Mitbürger den Vater jenes frommen Mönches erschlagen hätte, der im Gewand der Ordensregeln St.-Francisci schon zu öftern malen in diesen Markungen begrüßt worden ist. Seht euch die Glorie eines Gerechtfertigten an! Das ist der glückliche, frohe, von euch allen zu ehrende und mehrende und nicht länger anzuzweifelnde und bei ernster Strafe von eurer Mutter, der Kirche, zu respectirende Zustand eines vor Menschen Gerechtfertigten! Nun aber — (der Nachhall dieser Worte und das allgemeine Schauen auf den in diesem Augenblick wie mit Krone und Purpur bekleideten Stephan Lengenich bedingte ein

mehrmaliges Hervorheben des Ueberganges zum Zusammenhange). Nun aber (noch murmelte alles und konnte sich nicht fassen) nun aber — hört jetzt und macht ein Ende! — nun aber, wie viel größer ist der Stolz, mit dem wir einst, durch die Fürbitte seiner Heiligen, vor den Thron des Allmächtigen werden treten können, falls wir sagen dürfen: „Herr, wir sind keineswegs Könige auf Erden gewesen, keineswegs Helden und Gewaltige der Reiche, wir haben nichts gethan, was den Namen des Außerordentlichen verdiente, aber — wir erfüllten deine Gebote, wir gingen die Wege, die deine heilige Kirche uns zu unserer künftigen Seligkeit gezeigt hat, nun gib uns auch den Lohn, den du allen denen versprochen hast, die deinen Willen thun!“

Das war ein kräftiges, elektrisirendes Wort! So verweist ein richtiger Seelenhirt die Gläubigen an den Zahltisch Gottes! So will der Bauer dereinst mit Gott stehen, als brächte er ihm einmal keinen Pacht, sondern holte sich welchen . .

Die Erwähnung des allbekannten Küfers Stephan Lengenich, der in der Residenz des Kirchenfürsten Meister geworden war und hier „in seinem Orte“, besonders auf Anstiften eines feindlichen Bruders nicht einen Gruß bekommen konnte, ließ zu keiner Sammlung mehr kommen. Auch das Institut sah mit allen nach der Kirchthür, wo vielleicht der „Gerechtfertigte“ stand, der jeden Sonntag nach Druseneim kam, nie aber so früh wie heute, daß er schon beim Herrn Pfarrer Empfehlungen aus den Umgebungen des Kirchenfürsten abgeben konnte und nur nach der Gewährleistung des Ortsgeist-

nicht mehr weiter in eine Zukunft hinein, für die ihm Sinn und Neigung und seit dem Tode der Gattin auch der Führer fehlte. Seine beiden Töchter pflegten den immer mehr Absterbenden mit Liebe und Geduld, bis kurz vor dem Brande seine Augen erloschen und Assing mit dem festen Glauben an jenseitiges Wiedersehen Rosa Maria gefolgt war.

Dem größeren Publikum wird die Bekanntschaft mit einem Originale um so erfreulicher werden, als die interessanten Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Sitte und nivellirenden Bildung immer seltener werden und es doppelten Reiz gewährt, dem Charakteristischen nicht bloß im Romane, endern zuweilen auch noch in der Wirklichkeit zu begegnen.

lichen sich plötzlich durch irgendeine Begebenheit, vielleicht auf Pöh Seligmann's feurige und sonnenscheinende Ueberredung hin, entschloß, seinen „Blutacker" herzugeben.

Halb elf war es ... und die Kirche war nun aus, und so heilig das Debut des Tönneschen gewesen war, dem Gebrauche, dann auf einen Trunk Drusenheimer, womit keineswegs das alldortige Wasser gemeint war, herzhaften Bescheid zu thun, entzog man den jungen Novizen, der sich so brav und tapfer gehalten und dafür allgemein belobigt wurde, nicht im mindesten. Alles strömte ins Wirthshaus. Und mag auch die Frau Baronin von Cepeda (bekannter unter dem Namen der heiligen Therese) noch so schön und gewohntermaßen geistreich und höchst vornehm gesagt haben: „Verlieren wir doch nicht die gute Gelegenheit, die wir nach der heiligen Communion haben, uns Schätze zu erwerben! Nicht mit geringem bezahlt Seine göttliche Majestät die Herberge, in welcher sie eine gute Aufnahme gefunden!" dennoch auch wol in dem brennend heißen Hispanien, dem Vaterlande der liebeglühenden Therese entschuldigt man nach der Messe das Verlangen nach dem kühlen Labsal einer Posada. Die Schiffer von Lindenwerth, Tönneschen's Alte und Großalte, tranken trotz aller Warnungen der „Application" zur Osterzeit, den eben genossenen Leib des Herrn in ungestörter Wirkung zu erhalten, im „Hahren" auf des Debutanten Wohl und der halbe Ort war dabei lebendigst durcheinander und unter ihnen der „Gerechtfertigte", dem alles die Hand schüttelte, verwundert über sein Abziehen, den nunmehr niemand gekränkt haben wollte und der dann schon in der

Stimmung sein durfte, Exzanosiusmedaillen aufzuheften und durch bald hohe, bald seltsam tiefe Reden die Bedeutung und Wunderkraft derselben zu erläutern.

Das Pensionat machte noch einen weiter den Bergen zugewandten Spaziergang, während Angelika und Schwester Aloysia zurückblieben, um womöglich den Pfarrer zu sprechen in Angelegenheiten der wie in den Lüften schwebenden Armgart, die nun aber auch den Roland glänzen sah, so hell, so deutlich, als müßte sie jeden erkennen, der drüben aus den Fenstern desselben und etwa unter den schönen herabgelassenen, roth und grau gestreiften Markisen hervorsah.

Ja, der heutige Sonntag wird viele Menschen glücklich machen ...

Wir brauchen nur an Thiebold de Jonge, an die Partie der Freunde Piter Kattendyk's zu erinnern ...

Wir brauchen nur an Benno zu denken, der sich ihnen anzuschließen hofft, wenn ihn eine Wanderung in die Kette der Sieben Berge, wohin ihn Rück's Aufträge verschickten (gerade des Sonntags ist der Bauer am zugänglichsten für Dinge, deren Erörterung ihn dann keine Arbeit versäumen läßt), Nachmittags und auf alle Fälle des Abends nach dem Roland wieder zurückkehren läßt ...

Aber den Hoffnungen, den Erwartungen, mit welchen schon um neun Uhr mit dem ersten Dampfboot im Linneper Thale ein gewisser Mann in schwarzem langschößigem Frack, in Nankingpantalons, in kameelgarner Weste, in hellgelbseidnen Handschuhen gelandet war, denen kommt die Erwartung keines andern gleich, selbst die seines

Begleiters nicht, Stephan Lengenich, der sich heute unter gewissen Bedingungen von Druſenheim losreißen wollte.

„Speisen Sie nächsten Sonntag bei mir in Druſenheim!“

Diese Worte waren auf dieser Erde am Donnerstag Vormittags elf Uhr jemanden gesprochen worden in der Residenz des Kirchenfürsten. Sie wurden dann wiederholt in den Moppes'schen Kellern, dann bei Veilchen Igelsheimer in der Rumpelgasse; sie waren hinübergeschrieben worden gen Kocher am Fall, wo David Lippschütz mit seiner lebhaften Phantasie gewiß bereits der Mutter auseinandersetzte, was wol alles der Onkel zu essen bekommen würde bei den reichen „Vettern“, der Millionären, auf ihren feenhaften Lustschlosse im Enneper Thale ... Löb Seligmann sang bereits seit Donnerstag keine Arie lieber, als die des Leporello in „Don Juan“: „Ihr Herr Koch, der kocht ganz vortrefflich!“ Selbst das Zwischenspiel der Violinen begleitete er mit den feurigst eingeworfenen Sechszehntelnoten: „Ganz vortrefflich, ganz vortrefflich, ganz vortrefflich!“

Nicht, daß er nicht allmählich einem gewissen innern Flüstern gewisser innerer Stimmen Gehör gegeben hätte, die ihm sagten: Seligmann, bilde dir doch nichts ein! An seine eigene Tafel wird dich wahrhaftig der Ritter Bernhard Fuld nicht placiren unter die Grafen und die Barone! Du wirst lediglich in der Küche beim französischen Koch oder bei der alten Regine, die Madame Bernhard Fuld aus Wien als orthodoxe Köchin mitbekommen hat von ihren Aeltern, vor oder nach dem Diner abgespeist werden! Aber — der Schwung der Seele,

der blieb denn doch! Man hatte ihn einer Ehre gewürdigt! Man hatte ihm Erlaubniß gegeben, sich verwandtschaftlicher Annäherungen zu rühmen! Man hatte nicht hindern können, daß von Donnerstag bis zum Sonntag jeder, der geschäftlich oder nichtgeschäftlich einige Worte mit Löb Seligmann wechselte, von ihm die nur so fallen gelassenen Worte zu hören bekam: „Nächsten Sonntag, ja — richtig — aha, Sonntag, ganz recht, wo ich bei Fulds in Drusenheim speisen werde —." Nie wurde dann den Staunenden, die das Fallengelassene überrascht aufhoben, eine Genealogie gründlicher vorgetragen, als die Abstammung und Verwandtschaft, in welcher seit Abraham, Isaak und Jakob die Seligmanns, die Lippschützens, die Igelsheimers und die Perls zu den Fulds standen.

Am Samstag sah Löb Seligmann im Stadttheater noch den „Zampa". Diese wilde Räuberoper mit ihrer rauschenden Musik, mit ihren üppigen Trinkgelagen und Tafelschwelgereien weckte ihm wieder den ganzen Humor der sonntäglichen Erwartung, den er infolge eines Streites mit Veilchen fast verloren hätte. Dieser Streit betraf einen Gegenstand, der ihn, wie wir sogleich hören werden, in die Lage versetzen konnte, sich seinem Gastgeber, Herrn Bernhard Fuld in einer Weise zu Tisch einzuführen, die diesen selbst fast dafür belohnte, so einmal seinen bescheidenen Vetter ausgezeichnet zu haben.

Auf dem Dampfschiffe hielt sich Löb mit Stephan Lengenich so herausfordernd und kühn, wie der wilde Held der gestrigen Oper. Wäre er auch beim Landen,

als er inzwiſchen, angeregt durch die Schifferkähne, zur „Stummen von Portici“ übergegangen war und nicht achtend des ſchmalen Steges und des Menſchengedränges trällerte: „Auf, ſingt die Barcarole!“ faſt in den Fluß gefallen, ſo kehrte doch nach dem erſten Schrecken ſeine ganze Erwartungsfreudigkeit zurück. Während Lengenich zum Pfarrer ging, umkreiſte er die ſtolze Villa ſeines Vetters und rüſtete ſich zum Eintritt.

Bernhard Fuld inzwiſchen finden wir in der behaglichſten Stimmung eines geſchäftsfreien Sonntagsvormittags.

Jeune homme von einigen dreißig Jahren hat er ſeinen hie und da ſchon grauenden Bart mit großer Kunſt übermalt und à la mécontent geordnet. Auf ſeine Veranda begibt er ſich in türkiſchem Schlafrock mit Fes auf dem Haupte und ungariſchem Tſchibuk in der mit einem goldenen Siegelring geſchmückten feinen etwas magern Hand ... Er iſt nicht allein. Seine Geſellſchaft iſt ein geſtern angekommener Gaſt, Baron Wenzel von Terſchka, ein ihm geſchäftlich Empfohlener von einem Freunde der Familie ſeiner Frau ... Und während dieſe ſich noch hinter einem blumengeſchmückten Fenſter oben bei ihrer Toilette befindet, die heute eine neu aus Paris gekommene war, da ſie ein größeres Diner, Nachmittags großen Kaffee hatte, ergingen ſich der Wirth und Herr von Terſchka (dieſer ſchon in vollſtändigſter Mise) in Naturbewunderung, Börſencurſen, Louis Philippiſtiſcher Politik und Pferdezucht. Der neue Stall war beſehen worden, Terſchka's Kennerwort vernommen, Hamburger und Baden-Badener Grafen und Barone,

die ſich vielleicht als Traineurs auszeichneten und von zwei alten magern Pferden, d. h. Wettrennern, mit denen ſie Preiſe gewannen, lebten, waren mannichfach als Autoritäten für dieſe oder jene Fütterungsmethode citirt worden, kurz, man konnte ſich jetzt mit Behaglichkeit dem Blumenduft und der zauberiſchen Ausſicht hingeben in zwei allerliebſt gefirnißten gußeiſernen Lehnſtühlen.

Die Beſitzung hatte ſchon beim Ankauf, wie heute auch von der Kanzel bemerkt worden, viel Geld gekoſtet und mehr noch hatte man in ſie hineingeſteckt. Das Landhaus war, wie Terſchka ſagte, würdig am Comerſee zu ſtehen ... Die nahe Kirche, die ebenfalls neu, hatte dem Erbauer allerdings in erſter Frühe vor ſeinem Schreibtiſch einige „unangenehme Viertelſtunden" verurſacht. Sie bot nämlich die Unbequemlichkeit, daß ſie nie fertig wurde. Immer noch gab es etwas zu vervollſtändigen an ihr und zu ergänzen. Bald fehlten noch Chor- und Beichtſtühle, Schränke in der Sakriſtei, allerlei von jenen Mechanismen, von denen man bei Aufbewahrung der heiligen Geräthſchaften, der praktikablen Benutzung z. B. nur der Leuchter als Laie kaum eine Vorſtellung hat. Was hatte der iſraelitiſche Patron der Kirche des St. Dionyſius nicht ſchon für unheilige Sacrebleus in die Holzſchnitzereien, die Vergoldungen, die Stickereien und die Gelbgießerrechnung allein für die beiden Glocken gewettert! Wir wollen nicht wünſchen, daß die mehreren Goddams, die auch heute auf die in früheſter Morgenſtunde ſchon wieder vor dem fleißigen Rechner ausgebreiteten Noten und vorzugsweiſe die des Gelb-

gießers fielen, irgendeinen Einfluß auf die hehren Ruferinnen der Lüfte ausüben mögen. Bernhard Fuld unterwarf sogar die Inschriften der Glocken einer Kritik, denn der Bildner der Form ließ sie sich buchstabenweise bezahlen und Pfarrer Engeltraut hatte großen Werth darauf gelegt, die Worte des Psalmisten: „Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar, Sela!" auf die große Glocke und die Worte des Propheten: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Boten, die da Frieden verkündigen!" auf die kleine zu setzen. Der von ihm sogar noch beantragt gewesenen, aber von Fuld gestrichenen dritten Glocke hätte er hingehen lassen, daß sie nur einfach die Jahreszahl brachte.

Bernhard's Gast, der die Cigarren seines tschibukrauchenden Wirthes ebenso zu würdigen versteht, wie die pittoreske Lage der Veranda, ist kein Jüngling mehr und doch besitzt Herr von Terschka etwas außerordentlich Jugendliches. Von sechsunddreißig Jahren, die man ihm nach dem untrüglichen Merkmal aller Jahre, den Runzeln, die von den Schläfen nach den Augen zulaufen, geben mußte, hatte er noch ganz das Wesen eines Jünglings, jedenfalls noch immer das aus der Zeit, als er mit seinem Freunde Grafen Hugo von Salem-Camphausen unter den Offizieren zu Kiel saß, damals, als des Kronsyndikus Trauer selbst beim Weine von diesen feierlich geehrt wurde und gerade Terschka es war, der bei Gelegenheit der Nase Lucindens und eines Bildes auf einem herumgereichten Armbande die Veranlassung wurde, an eine Römerin zu erinnern, über die der Kronsyndikus in jene nächtliche Aufregung gerieth, die

ihn seine noch lebende „zweite Frau" sehen ließ — und das war bereits sechs Jahre her. Schlank und behend von Gestalt, mager, wachsbleich wie ein Armenier, mit schwarzem Haar, weißen Zähnen, leidenschaftlichen schwarzen Augen, befliß sich Wenzel von Terschka völlig unbedeutend zu sein, so kindlich, so gutmüthig, wie nur irgendeinem gebornen Czechen möglich. Mit Gewandtheit folgte er jedem Gedanken seines Wirthes und ließ sich in der Morgenunterhaltung beim Genusse seiner Cigarre auf jede Aeußerung desselben mit der liebenswürdigsten Selbstentäußerung ein: „Ah!" — „In der That!" — „Meinen Sie wirklich?" — Mit diesen Zwischenreden folgte er allen Ansichten, die Bernhard Fuld über die große Erbschaft aussprach, die demnächst der Auftraggeber Terschka's, Graf Hugo, antreten wollte. Immer wieder kehrte das ihm sicher hochwichtige Gespräch auf Harmlosigkeiten zurück, auf die Gegend, auf das Stift Lindenwerth, auf die Pferde seines Wirths, auf die Preise des Heus und der Fourrage in hiesiger Gegend, auf das erst neuerdings eröffnete Bad zu Homburg, wo Bernhard Fuld mit seiner jungen Frau vor wenig Wochen die erste Saison durchgemacht und zu erzählen wußte von einer Jagdpartie der Spielpächter im Costüm der Zeiten Ludwig's XIII. und einer andern im Geschmack rothgekleideter englischer Fuchspreller. Bei der geschickten Art, wie sich Wenzel von Terschka zu unterhalten wußte, lenkte er das Gespräch immer wieder auf den Beistand ein, den für seine große Erbschaft und vielleicht die zweck-

mäßigste Entäußerung derselben Graf Hugo in dem Fuld'schen Hause zu finden hoffte.

Bernhard, der ohne seinen erst aus der Stadt noch erwarteten, sicher zum Diner kommenden Bruder Moritz nichts Geschäftliches unternahm oder zusicherte, nicht einmal eingehend etwas erörterte, war schon mit der gleichgültigen Bemerkung hervorgetreten, daß vielleicht eine Parcellirung — das Rentabelste wäre und sich dann zu einer Recognoscirung des Terrains niemand besser eignen würde, als — par exemple — ein erfahrner Landwirth und Gütermakler Namens Löb Seligmann . . .

Und gerade in diesem Augenblick ward Löb Seligmann von einem eben in seiner Toilette fertig gewordenen, in schöner, bunter Livree auftretenden Bedienten angemeldet.

Terschka, der alles nur leicht zu nehmen schien, doch den Namen des Agenten sogleich zweimal sich nennen ließ, setzte bei seinem Wirth Privatgeschäfte voraus und ging auf sein Zimmer. Er besaß die Klugheit, die Dringlichkeit seines Anliegens mit nichts zu verrathen, sondern die Geschäftswelt an sich herankommen zu lassen. Fast könnte es scheinen, als hätte dies für sein lebhaftes Naturell keine kleine Aufgabe sein müssen.

Mit seinen hellgelben, seidenen Handschuhen steht nun der glückliche zu Tisch Geladene vor dem dem Baronisirtwerden so nahe gerückten „Vetter" Bernhard Fuld und äußert ihm durch einen trunkenen Blick die schon oft ausgesprochene Bewunderung seiner reizenden Besitzung.

Bernhard Fuld hatte die Gewohnheit, beim „Unter uns" nicht die vornehme Reserve zu beobachten, die ihm sonst eigen war...

Graf Rudolf in der „Nachtwandlerin" singt, auf die schöne Gegend blickend: „Hier das Bächlein, dort die Mühle!" — und ebenso verklärt schaute Löb Seligmann rundum...

Bringen Sie die Quittung über die — wie viel Thaler waren es —? fragte Bernhard.

Herr Fuld, Sie werden doch sagen, daß ich meine Sache gut gemacht habe! begann Seligmann. Sie sollen sich bauen auf den Berg den schönsten Pavillon und eine Treppe hinauf mit so viel Stufen, als ich Ihnen Jahre zu leben wünsche! Hundert Stufen sind mir nicht genug, Herr Fuld!

Wer sagt Ihnen, daß ich einen Pavillon bauen will mit Stufen? erwiderte Fuld und fand sich schnell in die so höchst angenehme Nachricht. Ich will nur einen Weinberg haben und mein eignes Getränk auf den Tisch, Drusenheimer Ausbruch! Denken Sie, die Papiere stehen so, daß ich alle Tage Champagner trinken kann?

Champagner!... Seligmann ahnte eine bedeutsame Anspielung auf das heutige Diner, ließ seine gelbseidnen Handschuhe nicht wenig in der Sonne spielen und verzichtete still für sich auf Champagner, befriedigt vollkommen von gewöhnlichem — Johannisberger Cabinet oder ähnlichen Mittelsorten —

Wie ist denn diese plötzliche Umwandelung des verrückten Küfers gekommen? fragte Fuld, aufblinzelnd zu seiner vielleicht schon eben lauschenden Gattin.

# Friedrich von Hurter,

K. K. Hofrath und Historiograph.

Seligmann zuckte die Achseln, holte einen tiefen Seufzer und erwiderte:

Herr Fuld, das ist ein Roman! Wenn ich's erzählte, Sie würden es nicht glauben!

Bernhard Fuld hatte noch mit seiner Toilette Zeit und sagte:

Erzählen Sie nur!

Löb Seligmann machte eine mysteriöse Miene.

Sie wollen mich überraschen! sagte Fuld, als der Makler schwieg und setzte mit einem Tone, der selbst Scherze in der immer ihm gleichen blasirten Art aussprach, erläuternd hinzu: Wahrscheinlich, weil ich jetzt die ganze Geschichte um sechshundert Thaler habe!

Nein, umsonst! parodirte denn doch Löb Seligmann und nicht ohne eine gewisse Aufwallung über den Vetter, der der Mann war, solche Scherze ernst zu nehmen.

Sie haben, fuhr Fuld in der That fort, das Geschäft mit sechshundert Thalern fertig gekriegt und wollen nun dreihundert als Courtage? Revanchiren Sie sich ein andermal!

Herr Fuld! sagte Löb zurückfahrend. Meine fünf Procent sind mir fast an Freiheit und Leben gegangen!

Mit einem halb zugedrückten Auge erwiderte Bernhard blinzelnd:

Hanswurst!

Hanswurst? Um den Küfer herumzubringen, hab' ich eine Komödie gespielt, die, wenn man die Hand umdreht, wär' ein Trauerspiel geworden und Sie wissen, Herr Fuld, ich bin für die Oper —

Fuld ſtaunte denn doch und würde auf die weitere Auslaſſung des Vermittlers mehr gedrängt haben — ſchon vielleicht eines Stoffes wegen für die Unterhaltung beim Diner —, wenn dieſer nicht von der Veranda aus, wo ſie ſich befanden, den Küfer im Sonntagsſtaate da herkommen geſehen hätte, umringt von Alt und Jung, die aus dem „Hahnen“ her ihn als einen jetzt erſt erkannten, wahrhaft erleuchteten und ganz unglaublich wunderbaren Mann begleiteten.

Stephan Lengenich ſah ſich wie ein Feldherr oder ein hier entthront geweſener Monarch um. Jetzt erſt recht hätte er, nach der geiſtlichen Schutzrede und dem feurigen Anſchluß der Dorfbewohner, den Fuß in der Gemeinde behalten mögen; doch hatte er Seligmann in ſeinen Kellergewölben den Schwur gethan, daß es rings in den Gewölben und an den Fäſſern widerhallte: um einen gewiſſen Preis wolle er das Geſchäft zu Stande kommen laſſen, einen Preis, bei deſſen Anblick es ihm geweſen war, als wäre aus der Wand oder aus einem Faſſe heraus auf ihn zugetreten geradezu der Bote der himmliſchen Gerechtigkeit! Was Stephan da geſchworen hatte, als er die Laterne in die Höhe gehoben und athemlos geſprochen: Menſch! wo haſt du das her?... als Seligmann mit der rechten Hand, während die linke das Bewußte ſchnell wieder verbarg, ſeine Vatermörder in die Höhe zupfte, weil ſie in der feuchten Kellerluft ihre ſtärkehaltige Poſitur verloren ... was er geſchworen, als er alles liegen ließ, wie es lag, über Dauben, Setzreifen, Bandhaken, Viſirſtäbe, Stellzirkel hinwegtrat, die linke Hand Seligmann's ergreifen wollte, dieſer aber

retirirte und ihn ſo mit ſich zog, wie er ging und ſtand und wie an einem Köder in die Rumpelgaſſe zu Veilchen Igelsheimer ... was er wieder dort geſchworen, als der lange, breitſchultrige Mann, mit ſeinem gerötheten Antlitz, den wackelnden Ringen in den Ohren, das knatternde Schurzfell über den Lenden, vor dem zarten, kleinen alten Mädchen ſtand und an ſeinem Schutzpatron Sanct-Stephanus, dem Geſteinigten, feſthalten mußte, um nicht im Glauben wankend zu werden vor Bewunderung einer Beredſamkeit, die ihm bewies, daß er den Fluch der ganzen Kirche auf ſich laden würde, wenn er nicht dahin ſich ergäbe, jenen Anblick nur vorläufig einmal gehabt zu haben, den Anblick jenes vom Jagdkleid des Kreisſyndikus vom Deichgrafen im Ringen losgeriſſenen grünen Kragens — was er da geſchworen: dem Löb Seligmann dafür zum Lohne „und bis auf weiteres" das von ihm vermittelte Geſchäft des Verkaufs zu Stande kommen zu laſſen, das hielt er denn nun auch.

Stephan Lengenich, im Geiſte ſich bis an die Spitze des Geierfelſen hinter ihm hinaufgipfelnd und das ganze Enneper Thal zum Schemel ſeiner Füße nehmend, kam näher ...

Seligmann rief ihn von der Terraſſe grüßend an ... Lengenich zog den Hut — läſſig wie ein Fürſt.

Bernhard erklärte ſich bereit zum ſofortigen Abſchluß und zur Ausſtellung einer Anweiſung auf ſein Comptoir in der Stadt.

Fuld's kurze und geſchäftliche Begrüßung des inzwiſchen auf die Veranda eingetretenen Handwerkers war dieſem wenig genehm; denn wenn Leute aus dem Volke etwas

ihnen Wichtiges unternehmen, ſo wollen ſie es mit einem entſprechenden Umſtand vollzogen ſehen. Eye aber Stephan nur erſt die Anrede gemacht hatte: Lieber Herr! war Bernhard ſchon mitten in dem Gegenſtand. Und ehe jener nur erſt ſein: Lieber Herr! wiederholt, dann von ſeiner Geburt her „in dem Hauſe da drüben hinter den Wallnußbäumen am dritten Fenſter rechts Eintauſendſiebenhundertunddreiundneunzig" begonnen hatte, da bezweifelte Bernhard ſchon wieder Stephan Lengenich's wirkliche Abſicht, bei neunhundert Thalern ſtehen zu bleiben und nicht auf Billigeres zurückzugehen. Und wie der Küfer nun gar erſt von dieſer Seitenſchwenkung, die er jedoch ſchon raſcher parirte, im Context ire wurde und zu ſeiner Wanderſchaft überſprang als Geſell und von den fünf Groſchen ſprach, die er manchmal nicht in der Taſche gehabt hätte, und dann der Weg bis zu dem Düſternbrook bei Schloß Neuhof noch in unendlichſter Perſpective lag, da waren alle drei ſchon aus der Veranda einige Stufen, über welche eben im ſeidenen, duftenden Kleide dahinrauſchend ein allerliebſtes kleines Frauchen mit einem großen weißen Spitzenteller auf dem rabenſchwarzen Haare ihnen begegnete, in Bernhard's Arbeitszimmer angekommen und hatte dieſer ſchon eine Feder in der Hand und ſetzte eine Verſtändigung auf, die Lengenich unterſchreiben ſollte... Jetzt war zwar in der Pracht und Eleganz der Umgebung die Biographie des Küfers vollends verſchüttet, doch hatte er für ſein umſtändliches Gemüth nun einen Vorſprung gewonnen. Er ſollte etwas unterſchreiben! Da lag ein Bogen Papier, unter den er ſeinen Namen ſetzen ſollte.

während ein andrer darauf warten muß! Das iſt ein großes Privilegium! Da kann ein jeder ſicher ſein, ob er nun Napoleon oder Alexander der Große heißt, daß er ruhig zuhören muß, wenn ſein Wirth beim Schließen eines Miethcontractes die Pauſe benutzt und die gegenwärtige Höhe der Steuern auseinanderſetzt! Lengenich las jede Zeile mit Aufmerkſamkeit und ihm ſtörte nicht das heitere Lachen der kleinen Frau und ihr Scherzen draußen mit Wenzel von Terſchka, ihn ſtörte nicht, daß Bernhard Fuld noch gar nicht einmal angekleidet war. Der Preis war noch offen gelaſſen, in Erwartung, Lengenich würde ſich vor Seligmann in der unter ihnen abgemachten Summe verrathen.

Wirklich Siebenhundert? ſagte Bernhard. Haben Sie ſich nicht verſchwören müſſen, Herr Lengenich?

Siebenhundert?

Seligmann trommelte auf die Fenſterſcheiben. Die berühmte Auctionsarie aus der „Weißen Dame" bekam er in ſeine beleidigten Finger.

Inzwiſchen hörte man leichtes Fuhrwerk im Kieſelſande anfahren — bald war es zwölf Uhr — vor Tiſch war noch manche Anordnung zu treffen ...

Bernhard ſagte:

Ich ſtelle alſo eine Anweiſung auf — achthundert Thaler.

Seligmann trommelte und pfiff ſogar leiſe die Verzweiflung des Schloßverwalters aus der „Weißen Dame" ...

Na, richtig, neunhundert! ſagte endlich Fuld ärgerlich, nur um zum Ziele zu kommen und auch erſchreckend über den immermehr zurückhuſenden und ſich purpurn überfärbenden Küſer ...

Als er geſchrieben, mußte er dann auch zur Strafe

noch aushalten, daß Stephan Lengenich ihm die Hand reichte, gleichsam eine ewige Freundschaft mit ihm schloß, sich freute, ihn persönlich kennen gelernt zu haben, seine kostbare Einrichtung bewunderte, einige Bilder betrachtete, nach dem Preise der Rahmen fragte, dreimal den Hut suchte, während er ihn doch schon in der Hand hatte, und nicht fortkonnte ...

Seligmann unterstützte ihn in diesem Laviren ... Denn Eines war höchst sonderbar. Der Vetter machte keine Miene, sich zu erinnern, daß er heute bei ihm speisen sollte ...

Schon rief Bernhard Fuld: Jean! und der Bediente kam und half ihm bei Abschluß der Toilette ...

Stephan Lengenich bewunderte noch immer einige Porträts und verglich bei einer der ringsum aufgehängten Damen die Augen mit denen Veilchen Igelsheimer's ...

Excuse! sagte Bernhard ärgerlich und zog ohne weiteres den Schlafrock aus ...

Aber kein Wort vom Diner?!

Nein, sehen Sie, Herr Seligmann, diese weißen Hände mit den Ringen!.. Dort!

Bitte recht sehr! bemerkte Bernhard immer verdrießlicher und doppelsinniger und ließ seine weiten rothen Beinkleider sinken, um ganz enge schwarze anzuziehen ...

Und nichts vom Diner!?

Stephan Lengenich besann sich jetzt, was der Anstand erforderte. Der Mann war er nicht, der nicht verstanden hätte, mit den Großen umzugehen, mit feinen, gebildeten Herren wie Schnuphase, mit Secretären des Kirchenfürsten und ähnlichen Lebensstellungen ... Jetzt empfahl er sich und verwechselte nur noch die Thüren ...

Da, da, lieber Mann! zeigte Fuld und er war dabei auf der Folter ...

Aber nichts vom Diner?!.. Löb Seligmann ſteht wie angewurzelt ...

Ja aber, was wollen Sie denn noch? fuhr Bernhard Fuld jetzt auf, zornig über den kleinen Mann mit dem ſchwarzen Wollenkopf und hatte nicht übel Luſt hinzuzuſetzen: Haben Sie denn Pech an den Stiefeln? ...

Dabei zog er ſchon den Frack mit dem rothen Band der Ehrenlegion an.

Das wurde denn nun doch dem Vetter zu viel!

Vor Stephan Lengenich, der ſchon draußen war, compromittirte er jetzt weder ſich noch den Vetter. Mit einem Tone, der gleichfalls unerſchrocken dem „Unter uns" entſprach, ſagte er:

Herr Fuld! Ich wollte nur gefragt haben: Wann iſt die Stunde, wo bei Ihnen geſpeiſt wird?

Jetzt ſah ihn Fuld groß an und beſann ſich ... Lange mußte er kopfſchütteln und lachen. Endlich rief er gezogenen Tones:

Schlemihl!... Es iſt ja wahr!... Wiſſen Sie was? Gehen Sie in die Küche, Seligmann! Fragen Sie Reginen, wie viel Minuten vor zwei Uhr die geſpickte Rehkeule irgendwo zum Anſchneiden iſt, daß man's nicht ſieht, wenn ſie auf die Tafel kommt!

Löb Seligmann hob voll Trotz das Haupt aus den Schultern und warf es mit einer gewiſſen ſchiefen Senkung wieder in den Nacken. Die Art, wie er von dannen ging, ſagte geradezu: Ich denke, Sie haben ſich

meiner nicht zu schämen, Herr Fuld; denn es steht geschrieben: Alle Juden sind wir geborne Prinzen.

So schritt er fort; sein Gemüth löste sich aber in Elegie auf ... Er mußte gedenken: Gott, wenn du nun nach Kocher am Fall hättest schreiben müssen, du warst auf Fuld's Villa und sie hatten die Einladung vergessen!... Dieser Gedanke goß über sein Antlitz die äußerste Wehmuth ... Lengenich, der ihn draußen erwartete, begriff nicht, warum so weich die Worte von seinen bleichen Lippen kamen:

Gehen Sie jetzt, Mann! Versöhnen Sie sich mit Ihrem Bruder, der Ihr ärgster Feind gewesen! Ich bleibe auf der Villa! Sie wissen! Ich speise bei — meinem Vetter!

Der Küfer war in verwandter Stimmung. Er wußte, daß im alten, Anno 30 renovirten Hause der Aeltern eben jetzt sein Bruder Melchior mit der Familie zu Tische geht ... Er wußte, daß es heute seit einem Jahrhundert dort Klöße, gekochte Birnen und Speck gab ... So nach der Rechtfertigung des Pfarrers mit Darreichung des Handschlags vom Bruder sogleich empfangen zu werden, verlangte er nicht. Dazu war der Berg zwischen ihnen zu hoch gewesen. Aber ein kurzes: „Stephan, du bist's?" ein aufrichtiges, ehrliches, deutsches: „Ja, Melchior, ich bin's!" ein Schweigen von Seiten Melchior's und ein Deuten blos auf den Mittagstisch und die Worte: „Willst mithalten?" ... mehr verlangte Stephan nicht ... mehr bedurft' es auch nicht zur Aussöhnung. Endlos ist das Volk in Verstandesdingen, in Herzensdingen kurz.

Seligmann aber, alle Sorgen, die ſich noch an den Fund des Porteſeuilles aus der Kutte des Mönches Sebaſtus knüpften (eines Porteſeuilles, das einem Manne gehörte, an dem ſich rächen zu wollen auch ihm ſein erſtes Gelüſt geweſen) abſchüttelnd auf die Weisheit, hochherzige Beſonnenheit und Beredſamkeit Veilchen's ſtieg in das Souterrain der Villa, wo neben dem franzöſiſchen Koch, Herrn Jülien aus Paris, Regine waltete, die der jungen Madame Fuld ihre Aeltern mitgegeben hatten, um dafür zu ſorgen, daß ſie den Zuſammenhang mit den Vorſchriften des Talmud nicht zu ſehr dem vornehmen Weltleben ihres Gatten opferte. Waren keine Gäſte da, ſo hatte Regine den Oberbefehl und duldete am Kalbsbraten keine Butter, am Rehbraten keinen Rahm, nimmermehr Aale, nimmermehr die Verwechſelung der Geſchirre je nach dem Inhalt, der drinnen geweſen — und wie die Vorſchriften eines Glaubens lauten, der die Grundlage unſers eigenen iſt.

Seligmann lächelte ſanft, die Freude Reginens zu ſehen, daß ſie einen „Vetter" ihrer Herrſchaft eben kennen lernte, wenn auch nur hier unten im Souterrain des Kellers . . .

Der Rehbraten, ſagte allerdings der Koch ſtreng abweiſend, ſein erſt dann zu dividir, wenn er zurückſpazir' de la Table! . . .

Aber Seligmann war es nicht um den Rehbraten, ſondern nur um die Ehre zu thun. Er wartete den Gang der Ereigniſſe ab. Das freundliche Plauſchen der alten Wienerin weckte ihm allmählich wieder die frohe Muſik ſeiner Seele.

## 12.

Nun von Viertelstunde zu Viertelstunde ein neuer Gast ...

Zuerst der Bruder Moritz ...

Er war der Aeltere, trat aber gegen seinen repräsentativeren Bruder zurück. Fast vierzig Jahre alt, mochte er sich nicht mehr verheirathen. Er hatte eine pessimistische Auffassung des Lebens, während Bernhard, Geldsachen ausgenommen, mehr zum Optimismus neigte ...

Moritz brachte die ihm gestern Abend anonym zugeschickte Caricatur.

Glücklicherweise brachte er auch den Humor mit, daß er das Befremden und den entrüsteten Unwillen seines Bruders nicht vermehrte ...

Der stille und sanfte Alois Effinghy hatte sie beide darstellen lassen, wie sie mit einem Heiligenschein von Dukaten um den Kopf standen, der eine in der Hand mit einem Modell einer neuen Kirche, der andere mit einer Kerze und mit dem Rauchfaß. Darunter stand die Unterschrift: „Alles fürs Geschäft!"

Für die Kirche, sagte Moritz, tröste uns die neue Eisenbahn in Belgien, deren Actien wir in Deutschland

emittiren! Und für die Dukaten um den Kopf tröste uns unsere amsterdamer Berechnung vom letzten Ultimo! Louis Philipp läßt die Curse fallen, weil die Kammern zusammentreten. Um die Debatten über die Thronrede nicht zu grob werden zu lassen, kitzelt er ein bischen den französischen Nationalstolz durch den Schein, daß es Krieg gibt.

Bernhard versicherte sich, daß Moritz wenigstens die Caricatur vor seiner Frau geheim hielt . . .

Gott, wie zärtlich! Warum soll sie unsere Lage nicht kennen lernen? erwiderte Moritz.

Dabei mußte er gewähren lassen, daß ihm Bernhard sein an Louis Philipp's „ehrliche Leute" und deren Politik erinnerndes rothes Bändchen etwas weiter aus dem Knopfloch zog . . .

In der Stadt drüben, fuhr Moritz fort (er that dabei sogar dem Bruder den Gefallen, sich im Spiegel zu besehen), müssen wir uns isoliren und unsere Kraft nur in Paris, London und Amsterdam suchen! Dann der mittlere Bürgerstand und der kleine Mann gewonnen und wir lachen diese altfränkischen Buchhalter aus mit ihren großen dicken liniirten Strazzen, die von Jahr zu Jahr hinten mehr leere Seiten zeigen werden.

Beide waren einig darüber, daß der Spott nur von der tonangebenden mercantilen Jugend der wohledeln Stadt, von Piter und dessen Freunden kommen konnte.

Sie verließen das Haus und gingen den schattigen Partieen des schönen Gartens zu und sprachen von den Anträgen Wenzel's von Terschka . . .

Es war von einer großen Lotterie die Rede, in der

die Standesherrschaft Dorste-Camphausen allenfalls verspielt werden konnte ... Terschka hatte selbst aus seiner Heimat diese dort übliche Form für Geldspeculationen großer, selbst fürstlicher Häuser anempfohlen ...

Neue Anmeldungen hinderten die Fortsetzung dieses Gesprächs ...

Bernhard ging, eine kürzlich in Belgien bei Negociirung eines großen Eisenbahnanlehens der Städte Lüttich und Namur gemachte Bekanntschaft aus Spaa, den Baron von Binnenthal zu empfangen ...

Die Physiognomie des Barons missiel Moritz. Gerade darin zeigte er seinen Pessimismus, daß er beständig des Bruders Sucht nach vornehmen Bekanntschaften bekämpfte, die allerdings nicht selten mit Geldverdrießlichkeiten endeten ...

Ich weiß nicht, mit was für Leuten du dich ziehst! flüsterte er dem Bruder zu.

Aergerlich wies dieser auf den aus der heißen Küche jetzt zurückgekommenen und in den entferntesten Hecken des Gartens fast auf den Zehen spazieren gehenden Seligmann und sagte:

Schnorrer willst du? Da hast du einen!

Sich wendend empfing er dann wieder eine neue Meldung ...

Herr von Binnenthal war inzwischen zu Madame Fuld getreten ...

Ein junger Dandy war es, der bei seinen vielen Reisen im Ausland seine deutsche Muttersprache verlernt zu haben schien und bei den einfachsten Begriffen steckte, um sie zuletzt englisch oder französisch vorzubringen.

Moritz flüsterte seiner Schwägerin (die in der Mitte des Gartens in der schattigen Rotunde eines mit vier Eingängen durchbrochenen Rebenspaliers, auch hier auf gußeisernen, mit Polstern belegten Stühlen, anmuthsvoll die Honneurs machte und durch die Strahlen eines von Blumen umzogenen Springquells aus der Ferne gesehen, in ihrem wassergrünen seidenen Kleide, fast einem Grandville'schen Naturgeist, einer personificirten Libelle ähnlich sah) nach einigen Beobachtungen des Herrn von Binnenthal brummend die Bemerkung zu:

Ich weiß nicht, dieser Baron hat immer das Deutsche an den Stellen vergessen, wo man eben erwartet von ihm einen Gedanken zu hören!

Frau Bernhard Fuld sprach jedoch holdseligst mit dem Baron, ohne sich im mindesten von der grämlichen Kritik des Schwagers stören zu lassen.

Wieder klingelte die große Pforte des Eingangs.

Wieder eine Anmeldung „aus der Pairskammer", wie Moritz sagte, der im Geiste mehr in Paris, als in Trusenheim zu leben schien.

Diese neuen Ankömmlinge wurden vor Bewunderung der Villa gleich vorn gefesselt.

Terschka und Binnenthal unterhielten die Wirthin und Moritz horchte und studirte vor sich hin und auf dem Gartenboden, wie es schien, nur Botanik.

Herr von Binnenthal hatte allerdings alle Eigenthümlichkeiten der Weinreisenden. Er konnte mitten in eine Phrase über die von Terschka angeregte Schönheit der alten belgischen Bauten eine Zwischenrede mit der Wendung einwerfen: „Meine gnädigste Frau, dieses we-

niger!“ Oder Frau Bettina, wie sie statt Betty dem seit einigen Jahren erschienenen Briefwechsel Goethe's mit dem Kinde zu Liebe genannt wurde, ungeduldig über die draußen gefesselten Gäste, wollte einen Schmetterling haschen. Es mislang ihr und Baron Binnenthal nannte diese kleine graziöse Unterbrechung, die der schönen Frau allerliebst stand: „Eine verfehlte Speculation!“ Als er einige male, wetteifernd mit dem immer gefallsamen Terschka, der aus dem: „Küss' die Hand!“ gegen Frau Bettina nicht herauskam, von „schiefgewickelten“ Ideen sprach, erregten diese Ausdrücke wol bei beiden großes Gelächter, Moritz jedoch hatte auf der Lippe, seinen Bruder Bernhard zu fragen, ob dieser in dem Eifer nach Vornehmheit vergessen hätte, sich den Paß des Herrn von Binnenthal zeigen zu lassen.

Und dabei bekam Moritz wahrhaft Mitleid mit dem armen Seligmann, der sich hinter den äußersten Stachelbeerhecken versteckte und je mehr Menschen kamen, ganz gegen das Naturell seines Stammes, desto weiter sich zurückzog.

Immer größer und größer wuchs die Zahl der Connexionen. Nun sah man, daß man in Homburg und Baden Baden die Liebenswürdigkeit selbst gewesen war. Jeder, der auf seiner Rückreise den schönen Strom berührte, war aufmerksam gemacht worden, die Villa im Enneper Thale zu besuchen ...

So auch ein Herr von Guthmann mit Gattin ...

So auch zwei englische Ladies, die mit Ponies anfuhren und mit Mappen kamen, um nach Tisch vielleicht noch die Gegend aufzunehmen ...

So auch ein großer „Exporteur in Landesproducten" aus Hamburg mit zwei Schwestern . . .

Bernhard gerieth in eine gegen seine sonstige blasirte Haltung immer mehr zunehmende Aufregung. In dieser gab er sogar den Bedienten den Befehl, den so „lauernd schleichenden" Seligmann ganz aus dem Garten zu verweisen.

Moritz machte zu alledem den Beobachter und bemerkte bereits Manches.

Z. B. als das von Guthmann'sche Ehepaar in den Garten getreten war . . .

Herr von Binnenthal entfaltete gerade ein Brillantfeuerwerk von „famosen" oder „schaurigen" Thatsachen aus dem Badeleben Ostendes und Scheveningens und hatte auf die Frage des Herrn von Terschka, ob Herr von Binnenthal auch ein Schwimmer wäre, wieder die geistreiche Antwort gegeben: „Dieses weniger!" — als seine Blicke des Herrn von Guthmann ansichtig wurden und vom Momente an verstummte Herr von Binnenthal. Moritz konnte diese auffallende Beobachtung um so mehr machen, als ihn Frau von Guthmann interessirte; eine feine graziöse Erscheinung war es, nicht mehr ganz jung, aber von gefälligem Eindruck und einem ohne Zweifel im Salon gebildeten Benehmen. Als sie selbst mit einem jener Misverständnisse, die in Gesellschaft mit neuen Bekanntschaften oft vorkommen, sich selbst in ein längeres Gespräch mit Herrn von Binnenthal eingelassen hatte und erst allmählich erkannte, daß sie sich an ihr ebenbürtigere Persönlichkeiten hätte wenden müssen, stand doch Herr von Guthmann lange genug allein, um über den Ein-

druck, den auch ihm Herr von Binnenthal zu machen schien, von Moritz beobachtet zu werden. Dies schien der Eindruck des höchsten Erstaunens zu sein. Offen sprach Herr von Guthmann zu Moritz seine feste Ueberzeugung aus, in jenem jungen Manne einen gewissen Oskar Binder wiederzuerkennen, der — Nun freilich nahm er Anstand, die Antecedentien eines Mannes offen anzugeben, der hier in solchem Kreise bei Rittern der Ehrenlegion verweilen konnte und von Pferden, Hunden und von Güterankäufen sprach. Daß auch ihm der Makel anklebte, auf eine nicht besonders motivirte Weise Bankrott gemacht zu haben und mit der geschiedenen Frau eines angesehenen Mannes, gegen deren Aufführung die sprechendsten Beweise an Ort und Stelle vorlagen, sich von Weib und Kind entfernt, dann diese Frau und mit ihr den selbstgegebenen Adel geheirathet zu haben, um ein speculatives Leben in den Bädern zu führen — das war allein der Anstand, der Herrn von Guthmann verhinderte, offener mit der Wiedererkennung seines frühern Commis hervorzutreten. Seine Frau führte mit diesem gerade eine liebenswürdige und höchst charmante Causerie, ganz noch als wenn sie in seinem Bazar stünde und unter Scherz und Bewunderung der vorgelegten Stoffe, sicher nur infolge angeborener Kleptomanie, ein Packet Spitzen escamotirte. Moritz bemerkte den Schrecken, der auf den Gesichtszügen des Herrn von Binnenthal immermehr platzzugreifen anfing ...

Diese so interessanten Bekanntschaften wuchsen immermehr ...

Bernhard's neue Exiſtenz ſtrahlte im Lichte der edelſten Gaſtlichkeit. Man hatte im erſten flüggen Drange des Beſtrebens, ein Haus zu machen, jeder perſönlichen Berührung, ſelbſt einer Frage am Curſaal zu Baden-Baden, ob dieſe oder jene Piece nicht von Beethoven wäre? und der Antwort der Nachbarin (zufällig Meta Carſtens, die mit Bruder und Schweſter ihre zweijährliche Ferienreiſe machte): „Jewoll!*) Die C-Moll-Symphonie!" — dann bei einer Kritik des Fünf-Uhr-Diners (hamburger beibehaltene alte Gewohnheit) und der Bewunderung der aufgetragen geweſenen Erbſen (die ſie rühmende war Sophie Carſtens) eine Ausdehnung zur Einladung, auf der Rückreiſe das Enneper Thal zu beſuchen, gegeben. Frau Bettina liebte die Natur, die Muſik, die ſchönen Künſte und ſogar die Freundſchaften noch ebenſo, wie Bernhard bereits nur noch die Livreen, die Pferde, die Hunde und die großen Namen liebte. Nach den Honigmonaten klärt ſich das. Jetzt iſt die Gärung noch etwas bunt. Zu dem Commis mit fünf Jahren Correction, zu dem bankrotten Rentier und ſeiner neuen Gattin, dem weiblichen Vidocq, zu den Ladies, die die Töchter eines Porterbierbrauers in London waren, kam Nikolaus Carſtens, ſeinerſeits höchſt unſchuldigerweiſe hier ein großer Exporteur genannt, theilweiſe jedoch mit größerm Rechte als Münzenkenner und halber Gelehrter gefeiert. Er bedurfte der ganzen Würde, die ihm ſeine weiße, große, in der Hitze nicht eben kühlende Halsbinde gab, um die Aeußerungen ſeiner Schweſtern über

*) Ja wohl.

eine gewisse von ihnen bewohnte Villa vor dem Dammthorwalle mit Besonnenheit zu unterstützen.

Wir bedauern nicht verweilen zu dürfen bei der Anmuth der Wirthin, die ganz wie ein verkörperter Tropfen vom heutigen Frühthau noch nachblinkte. Sie einen Diamanten zu nennen, deren sie einige Dutzende auf Brust und Händen trug, wäre zu kalt von uns. Sie ist das Leben selbst, der Frühling, der lachende, die Sonne, die glühende. Wie ist das im Glück geboren und erzogen! Sie hat soeben bei dem Wandeln hinaus auf den nun heute zu ihrer kindlichsten Freude erworbenen halbwüsten Acker und Weinberg, dessen Höhe jedoch das schönste Panorama bot, eines der kostbaren Bänder, die sie auf dem schönsten Arme von der Welt trug, verloren — Moritz tadelte gleich, daß sie deren zu viel trug und nannte es ein gefährliches Unterbinden der Pulsadern — beim Zeigen und Bewundernlassen dieser Armringe war einer von ihnen verloren gegangen ... eben kam der Verlust zur Sprache ... eben bei der Debatte über das Verhältniß irgendeines neuen wiener Componisten zu Beethoven, einer Zusammenstellung, über deren Ketzerei Meta Carstens vor Aufregung fast plattdeutsch sprach und dabei Brillanten und Rheinkiesel in geistvolle Vergleichung brachte ... Nun allgemeine Bewegung: aber die junge Frau sagt: Bitte! bitte! Lassen Sie doch nur! ... Die Bediente springen ... Terschka ist schon überall ... Bernhard bittet um alles in der Welt, den Fall leicht zu nehmen ... Bettina nimmt den Fall wirklich schon leicht ... Man kehrt unverrichteter Sache zurück, das Armband ist nicht zu finden ... Und jetzt kommt es erst

heraus, daß es das ſchönſte war, daſſelbe, das Frau von Guthmann ſo lange bewundert hatte ... Moritz fixirt Herrn von Binnenthal ... aber ein Graf Dammhirſch — wirklich das einer von ſechzehn Ahnen, aber blos Traineur und Beſitzer von zwei alten magern, ſchnellfüßigen, ihn ernährenden Stuten — verbürgt die Ehrlichkeit der Gegend ... Doch die Maſſe der Spazierfahrer und Ueberlandgänger!... Enfin tranchons le mot! ruft Bernhard. Tranchons le rostbeaf! ſagt Moritz, mit Anſpielung darauf, daß man auch allenfalls Hunger haben könnte ... Das Ding koſtete mindeſtens ſechzig Friedrichsdor! flüſterte er; aber Bettina ſprach ſchon wieder von Muſik und vertheidigte den neuen Componiſten und bewunderte Thalberg's Tremolo.

Die Stimmung war allerdings ein wenig gedrückter geworden und nur die Naivetät der Engländerinnen belebte ſie wieder durch ihr Entzücken über die Gegend.

Bernhard ſah ſich nun nach Seligmann um, den er aus dem Garten verwieſen hatte, ja ſogar von der Eingangspforte der Villa weg, wo der gute Vetter ſich nützlich zu machen den Einfall bekam und den Schlag der Wägen öffnete, wenn die Bediente nicht ſogleich zugegen waren. Jetzt hätte der nach dem Armband ſuchen können. Er bereute faſt, vor einer Viertelſtunde zu ihm geſagt zu haben: Seligmann! Ich werde Ihnen doch einen Hut mit Treſſen geben, ein Bandelier und einen Stock, wenn Sie durchaus hier den Portier machen wollen!

Man konnte nicht leugnen, Seligmann trug die Farbe ſeines Stammes in ſeltener Treue. Dazu kam ſeine unendliche Glückſeligkeit, die unverkennbare, faſt

verwandtſchaftliche Freude, andere im Augenblicke gleichfalls ſo glückliche Menſchen hier begrüßen und aus dem Wagen helfen zu können mit ſeinen allerdings ſchon etwas von der Hitze ſtark mitgenommenen gelbſeidenen Handſchuhen.

Indeſſen hatte er ſein Vergehen vollſtändig eingeſehen und da die gute Regine mit der Unterſtützung des Koches noch ausſchließlich zu thun hatte und ihm ſelbſt der Duft von Speiſen, die ihm noch ſo lange vorenthalten bleiben ſollten, doch ein zu lebhaftes Andringen zu ſeinen Geruchsorganen verurſachte, ſo zog er es vor, einſtweilen noch und da leichte Wolken die heiße Sonne zu bedecken anfingen, die Villa zu verlaſſen und noch ein wenig auf Drusenheim zuzuſpazieren, zu ſehen vielleicht, ob Stephan Lengenich bei ſeinem Bruder Speck, Klöße und Birnen aß.

Eben das eiſerne Thorgatter der Beſitzung auf das ſanfteſte zurücklehnend hörte er Säbelklappern und traute ſeinen Augen nicht, den Major Schulzendorf mit ſeinem Wachtmeiſter Grützmacher aus Kocher am Fall dahertraben zu ſehen ... Ja, ſie waren es! ... Wie die Roſſe dampften! ... Wie die Schnurrbärte der Reiter vom Kalkſtaub der Landſtraße ſo marſch- und manövermäßig gefärbt waren! .. Der Gruß der Nachbarn aus Kocher am Fall that ihm ſo wohl, wie wenn ſie ihm Grüße von der Hafen-Jette und vom David mitbrächten.

Ei, Seligmann! Schlag, wie kommen denn Sie hierher? rief ebenſo erheitert Major Schulzendorf und ritt etwas langſamer.

Ja, aber Sie, Herr Major? Von drüben? Zwölf Stunden weit?

1845.

— — An einem trüben Sonntagnachmittage verließ ich Wien. Der Mai war kalt, selbst der Juni frostig, nur einige wenige Sonnenblicke brachen zuweilen durch die grauen Wolken und beleuchteten die reizenden Thäler des Salzkammergutes. Der Traunsee mit seiner halb schroffen, halb lieblichen Umrandung, wurde befahren, der Hallstadter See, eingeschlossen von starren schneebedeckten Berghäuptern, bot Gelegenheit zu stiller Erwägung der erlebten ..... „Wiener Eindrücke". Dies Gewühl und dieser Frieden! Das Frohnleichnamsfest stimmte feierlich ein in den melancholischen Akkord der Seele, nicht daß sie eine Erhebung dem lärmenden Festzuge der Kinder verdankte, eine Erhebung dem Knallen der Böller, eine Erhebung den Straußischen Walzern, die die Ischler Bergmusik der unter einem Baldachin fast chinesisch und mandarinenhaft von Pfauenfedern bewedelten Geistlichkeit voranspielte; nein, es drückte das Alles eher zur Trauer hinunter; denn die Vernunft mußte sich sagen: Wie wird das wieder Religion, was jetzt ein Schauspiel ist! Sinniger schon sind

Dienſtgeſchäfte! . . .

Bedeutungsvolle Pauſe . . .

Grützmacher ſpricht natürlich kein Wort, wenn der Chef redet . . .

Dieſer wollte weiter . . .

Apropos! hielt er plötzlich ſein Roß an. Seligmann! Wiſſen Sie hier keine Pferde?

Herr Major, wollen Sie wechſeln?

Wechſeln! Kaufen! Kaufen!

Seligmann beſann ſich . . . Vielleicht war ein Geſchäft zu machen.

Der Major drängte . . .

Sie haben was, Seligmann! Kommen Sie uns doch nach! In den Palmbaum, heißt ja wol das Wirthshaus?

Zu Befehl, Herr Major, zu Befehl!

Wie wir wiſſen, war der Major ein berühmter Pferdehändler. Seligmann durfte annehmen, daß dieſe Aufforderung vollkommen ernſt gemeint war.

Grützmacher, der erſt dicht neben ſeinem Chef ritt, ſich jetzt aber drei Schritte zurückhielt, beſtätigte mit einer eigenthümlichen Ironie in dem ſonnenverbrannten, wie mit Speck und Staub überſtrichenen Antlitz die Gelegenheit zu einem Geſchäft. Und ſein Brauner ſogar ſchien den Seligmann zu erkennen. Er machte einen ſo gewaltigen Satz, daß ihm Grützmacher's Säbel faſt an ſeine Vatermörder ſtreifte.

Na, na, Landsmann! ſagte Grützmacher zum Gaul und beruhigte ihn.

Die eigenthümliche Ironie des ſeinem Chef Nach-

sprengenden verstand der Nachbar des Wachtmeisters zu Kocher am Fall auf den ersten Blick. Seligmann sagte sich: Gewiß ist blos ein Pferd dienstuntüchtig geworden! Nun wird er eine Reise von zwölf Stunden und sogar über den Strom hinweg unterwärts mit der diessenbacher Fähre machen! Nebenbei werden ein paar Wagenpferde für Herrn von Ingelheim, ein paar Ackerpferde für den Grafen Grafenberg, ein Reitpferd für dessen Herrn Sohn beschafft. Oder wär's noch etwas Anderes? setzte er in sinnendem Selbstgespräch, aber nachfolgend hinzu ... Seligmann verstand sich auf die Zeit ... Ihm selbst lag der Streit der Guelfen und Ghibellinen seit gestern centnerschwer auf dem Herzen, so leicht auch nur ein einziger grüner Streifen Tuches von einem Jagdrock wiegt.

Im Palmbaum fand er dann den Major, der bereits, wie er erzählte, heute sieben bis acht Pferde behandelt und theilweise schon erstanden hatte. So aufmerksam Schulzendorf dann zuhörte und sich Namen und Ortschaften notirte, wo Seligmann noch einige junge, tüchtige Pferde wußte, auch eines ganz in der Nähe auf einige hundert Schritt, so fand er den Major doch nicht in der Stimmung, den Duft des Stalles sogleich wieder einzuathmen, sondern erst vor allen Dingen den eines tüchtigen Mahles.

Im Palmbaum gab es eine leidliche Table-d'hôte. Das Gewühl von Menschen, die sich noch an der mit jedem neuen Gast mehr verdünnten Suppe und an ausgekochtem Rindfleisch mit Salzgurken satt aßen, war heute so groß, daß Seligmann plötzlich auf einen ihn selbst über-

raſchenden Gedanken kam. Wie — dachte er; wenn — überlegte er; prächtig! — beſchloß er. Der Major war an der Villa vorübergeritten und hatte bei ſeinem außerordentlich feinen norddeutſchen Spürſinn (die Guelfen räumen den Ghibellinen vorzugsweiſe eine größere Feinheit der Geruchsnerven ein) Seligmann beneidet, als dieſer ſich rühmte, dort zu diniren. Selbſt wenn es nur Kugel-Schatet gab, wußten ja Grützmacher und er, daß der Major ſolchem Geruch manchmal ſelbſt bei Jette Lippſchütz nicht widerſtehen konnte. Selbſt unter deren Dach ſah man ihn oft eintreten am Freitag Abend mit der feinſten Naſe, die nur je jenſeits der Elbe zum ſpürenden Organ alles Guten und Schönen ſich ausgebildet . . . Ueberhaupt ſechsunddreißig Landdragoner ſtanden unter dem Trefflichſten. Jeder von ihnen wußte, daß ein ſo tüchtiger Chef nur zum Wohle des Vaterlandes geboren werden konnte, und eine dies bezeugende Kleinigkeit, nämlich zu ſeinem Geburtstage — bezeugte auch an ihnen wieder, ſo arm ſie waren, ein gutes Herz. Schulzendorf nahm jeden Hafen, auch wenn er geſchenkt war. Und nun gar erſt der Pferdehandel! Sechzig Thaler koſtete nun ſo eine tüchtige Mähre von einem Bauer z. B. hier im Enneper Thale; dann hat man einen guten Freund, Grützmachern z. B., die gute treue brave jüterbogker Seele macht ſo ein Thier „rittig", ſetzt Leib und Leben, Frau und Kinder daran, das wilde Jungblut zuzureiten, und nach ſechs Wochen nimmt es dann der beſte aller Könige für achtundachtzig Thaler. Bei ſechsunddreißig Pferden, die wie alle Pferde nur zu oft nicht einſchlagen, kommt der Fall der Erneuerung und

ein Gewinn von achtundzwanzig Thalern per Stück sehr häufig vor. Wollte man aber darum den Major anklagen, daß er im Dienste lässig gewesen? Nimmermehr! Er strafte wie einer! Er machte Abzüge wie einer! Er lächelte stets so scharf, so sarkastisch, so liebevoll mephistophelisch, aber zuweilen konnte sein Inneres auflodern, wie wenn seine Väter nicht geborene niederlausitzer Tuchmacher, sondern (nach Shakspeare) „von Deukalion her erbliche Fürstendiener" gewesen wären. Er vergaß keine Titulatur nach oben, aber wehe dem, der eine von unten vergaß! Um zu zeigen, wie ein Chef Untergebene behandeln müsse, duldete er nimmermehr, daß Grützmacher von den Schreiben, die aus dem Landdragoneramte an untergeordnetes Volk gingen, den Streusand wegblies. Kreuzhimmeltausendsakkerment! fluchte er trotz Niemeyer und Knapp, bei denen er noch in Halle Theologie studirt hatte, wenn Grützmacher von einem Bescheid an einen Dorfrichter oder an eine kleine Stadtgemeinde den Streusand wegblasen wollte! ... Diese Bagage muß wissen, mit wem sie zu thun hat! ... Aber nach oben hin war dann Schulzendorf auch um so mehr die schuldigste Devotion selbst ... In dieser Weise zeigte sich jene Gesinnung, die niemand schärfer durchschaute als Procurator Rück, wenn er nachdenklich seinen Frack mit dem goldenen Sporn betrachtete, oder Michahelles, wenn er zum Kirchenfürsten sagte: „Eminenz! Erst nur gewisse Fürsten gewinnen und in dreißig Jahren wird dann aus dem Schooße des Protestantismus selbst heraus eine Bewegung entstehen, der man getrost es commandiren kann, Rom auf halbem Wege entgegenzugehen!"

Auch Seligmann wollte einen ſtarken, kräftigen Staat, hielt es aber für politiſche Weisheit, wenn an Ort und Stelle in manchen Dingen nachgegeben und ſich accommodirt wurde und vor ſeinen beiden Vettern glaubte er keine größere Genugthuung zu haben, als wenn er ihnen den Major zu Tiſche führte.

Mit Hochherzigkeit reinigte er den auf dieſe Eröffnung hin erſt laut auflachenden, dann aber gar nicht abgeneigten Gönner vom Staub der Landſtraße. Seit geſtern Mittag unterwegs hatten Uniform und Knöpfe, Degenkoppel, Stiefel und Sporen gelitten. Mit Grützmacher's Hülfe wurde das Werk der Adoniſirung glücklich vollendet und lachend ſich zurückverſetzend in die Zeiten der Campagne und den viel minder rückſichtsvollen Beſuch manches flandriſchen Meierhofs und manches burgundiſchen Edelſitzes, billigte er nach Seligmann's Rath als paſſendſte Anknüpfung den Pferdehandel und die Beſichtigung einiger ſtattlichen Mecklenburger, die im Stalle des Beſitzers von Druſenheim neu angekauft ſtanden ... Man verließ den Palmbaum, wo Grützmacher mit einem ſeiner loyalſten, aber vielſagendſten Blicke zurückblieb.

Gerade war die Geſellſchaft der Villa auf einer erneuten und auf Veranlaſſung der „in ſolchen Dingen pedantiſchen" Damen Carſtens das Armband ſuchenden Promenade begriffen. Nachdem ſchon lange vor aufſteigenden Nebeln die Sonne verſchwunden war, begann es etwas zu tröpfeln. Wie die Geſellſchaft, von dieſer unerwarteten Wendung der Sonntagsluſt überraſcht und auf eiligem Rückweg begriffen, mit geſpannten Sonnenſchirmen da und dort aus dem Grün auftauchte, ging Schulzendorf, ſich einen

jugendlichen Schneller gebend, dem Wirthe entgegen und über die Mecklenburger hinweg erfüllte ſich alles aufs trefflichſte. Es war in der Ordnung, daß man dem Major die herrlichen Thiere, die Stallungen, die koſtbaren Futterbehälter, die Porzellankrippen zeigte ... es war in der Ordnung, daß man ihn dringend bat zu bleiben. Seligmann, entzückt über ein ſogar ganz freundliches Zunicken ſeines Vetters Bernhard Fuld, ſtieg triumphirend in die Küche.

Jetzt waren alle Gäſte mehr als vollzählig beiſammen und nur einer fehlte noch ... Schleudere deinen Bannſtrahl, Paul genannt der Vierte! Kanoniſche Regel, verhänge deine entſchiedenſten Strafen! Ein Prieſter im Hauſe, ja ſogar am gedeckten Tiſche eines Juden! ... Dennoch öffnete ſich die Thür und der Pfarrer trat ein, in gewählter Sonntagskleidung, in ſchwarzer Weſte, ſchwarzen Handſchuhen ... der praktiſche Mann war bei ſeinem Patronatsherrn — die Auslegung des Bullariums hat ihre eigenthümlichen Geheimniſſe.

Wir ſchildern nicht den geſchmackvollen Eßſaal mit bunten Fenſtern, die die Geſichter grün, die Suppe roth, die Löffel blau erſcheinen ließen. Wir ſchildern nicht den runden Tiſch mit ſeinen Herrlichkeiten. Wir ſchildern nicht die galonirten Diener, die mit gründlich einſtudirter Ruhe ſerviren. Wir ſchildern nicht dieſe ſcheinbar granitne Sicherheit, die Bernhard über die Folge der Gänge, das Abnehmen der Teller und Präſentiren der Weine zur Schau trägt, während ſein ſcharfes Auge ſtechend auf eine etwas laut niedergeſetzte Schüſſel oder eine zur Erde fallende Gabel gleitet. Als

es Gemüſe gab, rieſen die beiden Hamburgerinnen einſtimmig ihrem Bruder zu: Nikolaus! Junge Erbſen! Das Geſpräch wurde Schmetterlingsflattern, obgleich Engländerinnen immer gründlich ſind. Am Lurleyfelſen werden ſie ſicher die Fußtapfen der Lurley geſucht und am Mäuſethurm die Löcher der Mäuſe gezählt haben, die jenem Hatto von Mainz einſt das Leben nahmen. Was aber auch nur angeregt wurde, alles zündete vorzugsweiſe bei Meta und Sophia, die, wenn ſie auch ſtets mit den verklärteſten und ſchönſten Stellen und Excerpten ihrer Tagebücher beſchäftigt waren, doch von jeder Speiſe zweimal nahmen. Wie plaſtiſch und ſozuſagen objectiv wurde von ihnen eine jede Lebensäußerung behandelt! Selbſt wenn ſie nur ein wenig Salz verlangten oder ſich vom Nachbar ein Glas Waſſer erbaten, geſchah es im Vollgenuſſe dieſer höchſt merkwürdigen, aber behaglichen Situation.

Der Pfarrer iſt einer jener Urmenſchen, die an jeder Stelle das thun, was die Lage der Dinge gerade mit ſich bringt. Ebenſo gut wird er einen wohlbereiteten Salmen zu würdigen wiſſen, wie eine eingeſtandene Sünde. Das iſt die beſte Menſchenart, die bei jedem Ding ſich auf dem Platze weiß ... Schweigſam waren nur geworden Moritz der Peſſimiſt, Binnenthal, Herr von Guthmann, ſelbſt Frau von Guthmann ... das Armband wirkte doch drückend ... Dagegen war Terſchka ein Matador. Hufbeſchlag mit Schulzendorf, Stangen- oder Kandarenreiten mit dem Grafen Dammhirſch, Percuſſionsflinten mit einem Jagdjunker, Zukunft der öſterreichiſchen Finanzen mit einem Herrn Bendixen aus Frankfurt, Drainage und alte Münzen mit Herrn Carſtens,

Rouge et Noir mit Herrn von Guthmann, Caramboliren beim Billard mit Pinnenthal, Musik mit Miß Arabella, Malerei mit Miß Julietta, das von Liebig eben entdeckte Conserviren junger Gemüse in Blechbüchsen mit den Damen Carstens — allem und jedem steht dieser Wunderbare zur Rede ... Und nur mit der Frau vom Hause spricht er von Wien und lacht mit ihr vertraulich über die ganze übrige Welt. Die Wiener und Wienerinnen haben das. In der Fremde gehören sie alle einer geheimen Conspiration an, deren Devise die Unübertrefflichkeit ihrer Heimat ist.

Beim Gespräch über Lindenwerth, die Pensionärinnen, Armgart, mußte man denn auch auf Armgart's Mutter kommen, Monika von Hülleshoven.

Sie kennen sie? fragte der Geistliche Terschka.

Auch Schulzendorf horchte auf. Einen Namen hörte er, den er von Kocher am Fall kannte.

Sie hat eine Tochter hier in der Erziehungsanstalt auf der Insel! fuhr Terschka fort. Ich hoffe sie heute noch zum Kaffee auf der Terrasse kennen zu lernen! Gnädige Frau hatte die vortreffliche Idee, die Terrasse heute zum Salon der kleinen Zöglinge zu machen!

Engeltraut schwieg zu der freudigen allgemeinen Acclamation. Zu vieles wußte er, was mit dieser Bemerkung schmerzlich zusammenhing. Erstens, welche Bedenken diese Einladung drüben bei den Englischen Fräulein überhaupt hervorgerufen hatte. Doch hatte er der Schwester Aloysia gesagt: Unser Herr spricht: „Reinige zum ersten das Inwendige am Becher!" woran er die Betrachtung knüpfte, daß man von dem Inwendigen nicht

zu viel Weſens zu machen brauchte ... Dann hatte er vor wenig mehr als einer Stunde erſt mit Angelika und Schweſter Aloyſia die Briefe aus Wien und Kocher leſen können (denn zwei Taufen und ein Krankenbeſuch hatten ihn ſogleich nach der Application in Anſpruch genommen); den Rath hatte er gegeben, „abzuwarten" — ein für Armgart nicht minder als das Wort „Geduld" höchſt antipathiſcher Begriff ... Den Major fragte er nach dem Oberſten, Armgart's Vater.

Jedes allgemeine Geſpräch pflegt ſonſt von dem Uebergang zu Perſönlichkeiten geſtört zu werden. Hier aber ereignete ſich der Fall, daß die Mittheilungen, die der Major von dem Oberſten von Hülleshoven machte, manchen intereſſirten. Ja als er auf Kocher am Fall überhaupt zu ſprechen kam und das neueſte nachbarliche Erlebniß erwähnte, das Erbrechen eines Grabes drüben, als er den Antheil ſchilderte, den daran eine gewiſſe Lucinde Schwarz hätte, die den noch immer nicht aufgefundenen Thäter auf die Idee gebracht, in einem Sarge Schätze zu ſuchen, da wurde plötzlich alles rege und ging wild durcheinander. Selbſt der immer ſtummer gewordene Herr von Binnenthal fuhr auf und die gerade von möglichen Gewittern und der richtigen Abgangszeit der Dampfſchiffe ſprechende Frau von Guthmann und beide ganz in Beethoven, Mozart und jetzt wieder die köſtlichen Früchte des Deſſerts und die Vergleichung der geographiſchen Breitengrade des Enneper Thals mit den „Vierlanden" bei Hamburg verlorenen Damen Carſtens riefen wie elektriſch berührt:

Lucinde Schwarz?!

Eine ultramontane Emissärin, die in den gegenwärtig schwebenden Zeitläufen — begann der Major ...

Der Major würde mit diesem für die Nähe eines Pfarrers ziemlich scharfen Worte und den naturgemäß zu erwartenden Repliken, dann wieder bei den darauf folgenden nähern Erläuterungen leicht bei dem vortrefflichen Dessertwein sich eine leise Anspielung erlaubt haben können auf den nicht ostensibeln Grund seiner heutigen Anwesenheit in dieser Gegend, wenn nicht in diesem Augenblick der allgemeinsten Spannung und durcheinander fahrenden Fragen: Lucinde? — katholisch? — wo? — wann? — ein Blitzstrahl das seither immer dunkler gewordene Zimmer erleuchtet hätte. Der erschreckenden Helle folgte in so raschem Aufeinander ein erschütternder Donner, daß alles aufsprang, weil man voraussetzte, es müßte irgendwo in der Nähe eingeschlagen haben.

Das Diner war damit zu Ende.

Rasch lehnte man die bunten Fenster zurück und sah entsetzt ins Freie. Zum Glück wurde nirgends ein Feuer oder Rauch ersichtlich, aber der ganze Himmel war eine einzige große graue Wolke; ein Gewitter tobte und der Regen floß. Die Damen Carstens vergaßen alle Gemüse- und Obstzucht in der Welt, alle Confessionsunterschiede und bedachten nur ihre Schuhe von Zeug und die mangelnden Regenschirme und die Weiterfahrt auf dem Dampfschiff. Ueberall fanden sie gefährlichen Zugwind, riethen zum Schließen von hundert Fenstern, die sie in der Nähe und dann auch sogleich weit offen stehend witterten. Auch Frau von Guthmann verlor ihre erkünstelte Heiterkeit und flüsterte mit ihrem Gatten.

die Frohnleichnamsprozessionen auf den genannten Seen. Mitten auf ihren dunkelgrünen Wogen werden über zusammengefügten Nachen Altäre erbaut mit allem Schmuck der Bilder, der heiligen Gefäße und Mayenzweige. Die Priester, die Ministranten, die Fahnenträger, die Greise, Männer, Weiber und Kinder schwimmen unter Musik und dem Takte der Ruderer auf Kähnen zu den schwanken Heiligthümern heran und auf dem Spiegel des feuchten Elementes, unter der Wölbung des freien Himmels, mitten auf dem See wird hier das Fest des Corpus domini gefeiert.

Rings in diesen Gegenden wohnen Protestanten. Wo Bergleute in die Gruben fahren, hat Luthers, des Bergmannssohnes, Lehre immer schnell um sich gegriffen. *) Die Gegenreformationen stellten mit bekannten Mitteln Papst- und Mariendienst wieder her. Die Salzburger Protestanten mußten auswandern: dreißig Tausend der fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner des Erzbisthums mußten den Wohnsitz ihrer Väter verlassen. Hundert Jahre ist das her, aber der Geist der Unduldsamkeit . . . ist er ganz gewichen? Man denke an die Vorgänge im Zillerthal! Salzburg sank mit jener „unpolitischen" Maaßregel von der Höhe seines Wohlstandes herab. Sein berühmter Holzwaarenhandel zog sich nach Nürnberg, Capitalien gingen dem Verkehr und Erwerb verloren, die Grundwerthe sanken, Salzburg stieg von Stufe zu Stufe abwärts und macht jetzt nur noch den Eindruck einer Provinz, die in ihrem Wohlstande von der Fürsorge der Regierung, dem eingelegten zahlreichen Militär und einer nicht eben reich dotirten Geistlichkeit abhängig ist.

*) Merkwürdig, daß auch die deutschkatholische Bewegung aus einer Bergwerksgegend kam: Kanrahütte!

Herr von Binnenthal hatte noch mit dem Dampfboot in die Reſidenz des Kirchenfürſten zurück wollen! Bereits zum öftern war von ihm die Nothwendigkeit einer Eiſenbahn nach Belgien behauptet worden ...

Wirklich war es nun ein Gewitter, als hätte ſich wochenlang darauf die Natur vorbereitet. Während man gemüthlich aß und plauderte, hatten Stürme die Wolken immer dichter heraufgejagt. Sie entluden ſich in Blitzen, die dicht in der Nähe ſchon in den dunkelwallenden Strom ſchlugen. Das hatte ſich erſt von Weſten her in einzelnen Vorboten angekündigt. Dann kam ein dunkelblauer Streifen, der ſich ausdehnte wie mit Drachenflügeln, Staubwirbel aufriß, die wie in Trichterwindungen ſich drehten, die Thüren zuſchlugen, Fenſter zerklirrten ... Jetzt brach ein Regen mit Schloßen aus und mit Blitz und mit Donnergekrach ...

Nun das ganze von Beſuchern überdeckte Thal! ... Ueberall in Berg und Flur weißſchimmernd die hochaufgenommenen Kleider! ... Stimmen dazwiſchen! ... Hülferufe nach einem Kinde, das fehlte und nicht geborgen! ... Die Sonntagsfreude allen dahin! ... Wo ſollten die Luſtgänger ſich bergen! ... Wo ſollte ſich alles ducken und verſtecken! ... Arme Jugend auch von drüben, von Lindenwerth, dein Beſuch der Villa wird zu Waſſer!

Oder — iſt es denn möglich? Nein! Neuer Schrecken! In dieſem Tumult der Elemente kommen ja eben wirklich vom Ufer, dort unten ausgeſtiegen, die neunundzwanzig jungen Mädchen wie eine verſprengte Wallfahrt daher! Wie ebenſo viele Tauben zeichnen ſie ſich am grauen

Horizonte ab! ... Man ſieht ſie im aufgeweichten Boden verſinken, kämpfen gegen die Fluten vom Himmel mit ein paar alten Regenſchirmen! ... Sieben auf einen, den dann alle ſieben auch halten müſſen, wie wenn ſie mit Sturmböcken gegen die empörte Natur anliefen!

Schirme! Tücher! Galoſchen! Jean! Franz! Den Damen entgegen!

So rief Bernhard und niemand war ſchon eifriger als Terſchka, der auf Armgart „zu brennen" erklärt hatte und ſchon mit Hülfe eines andern eine ganze Garderobe auf dem Arme hatte und hinaneilte ... Dieſer andere hinter ihm her, einen Regenſchirm über ihn haltend, zwei unterm Arm ... Moritz und Bernhard blicken befriedigt Terſchka und dem andern nach ... Wer war der andere, dieſer Helfer in der Noth? Waren alſo doch noch gewiſſe gelbe Seidenhandſchuhe zu Ehren gekommen?

Moritz beſonders ſtand voll Bewunderung.

Wie ein Garçon auf Rheumatismus zu ſprechen iſt, wußte er.

Und nun bugſirte der kleine ſchwarze Vetter eines der Mädchen nach dem andern über die in Rinnbäche verwandelten Wege, hatte Rankingbeinkleider wie Schwimmhoſen an und machte ſich nützlich in einer Weiſe, die ihm jetzt faſt die öffentliche Anerkennung eines gewiſſen, wenn auch entfernten verwandtſchaftlichen Grades eintrug.

Niemand aber war bei alledem, ſollte man es glauben, charmanter als Bettina, die junge Wirthin ... In den erſten Honigmonden der Ehe hat man ſo viel Glück, ſo viel Wonne im Herzen, daß man tauſenderlei Plage damit aufwiegen kann.

Als Moritz leise zu Bernhard flüsterte: Aber mit dem Armband ist es doch fatal! Willst du denn nicht die anwesende Gensdarmerie —? brach dieser zornig aus:

Nein, wie weh thut mir's vor dem Ober-Chochem! Ein Haus zu machen muß gelernt werden! Für Bettina ist das Ganze nur eine von mir arrangirt gewesene Uebung!

Der „Ober-Chochem"*) trat, sich ergebend, zurück ...

Und sollte nun die Sonntagspartie Thiebold's und der Freunde Piter's zu Stande gekommen sein und sie wären in diesem Augenblick an der Villa vorübergeritten oder gefahren oder jetzt nach Umständen geschwommen, so würden die Brüder die Genugthuung gehabt haben, ihnen ein Schauspiel zu bieten, das nur die Verleumdung hätte unterschreiben können: „Alles fürs Geschäft!" Denn Bernhard führte ehrerbietigst die beiden in Regen und Sonnenschein immer gleich feierlichen Englischen Fräulein dem Pfarrer entgegen, der sich nicht nur für Wenzel von Terschka, sondern für sein eigenes theilnehmendes Herz bemühte, aus dem lachenden jungen Schwarm vor allem Armgart von Hülleshoven herauszuerkennen.

So begann der Kaffee auf dem Zimmer statt auf der Terrasse.

---

*) Ober-Philosoph

Konnte nun aber wol auch Armgart zu den Ungeduldigen gehört haben, die dem heraufziehenden Unwetter bald den schönsten Uebergang wieder zum blauen Himmel und Sonnenschein verhießen und sich von der Einladung in die drusenheimer Villa um alles in der Welt nicht abbringen lassen wollten?

Wird denn auch sie mit ihrem halb über den Hut gezogenen Oberkleide durch die Feldwege, die in Gießbäche sich verwandelt hatten, so „hingetrottelt" sein, sieben unter einen alten Regenschirm gedrückt?

Wird denn auch sie von den zu Hülfe Eilenden so beschützt werden, daß sie nur noch nöthig hat, das Anerbieten der jungen Frau Wirthin anzunehmen, daß sämmtliche junge Mädchen mit ihren vier Erzieherinnen erst in ihrem Zimmer Toilette machen möchten?

Sieht sie die beiden Englischen Fräulein (nicht die Misses Coffingham, sondern die ihrigen) voll Bewunderung lieber sich bis auf den Tod erkälten, als daß sie ein einziges ihrer nassen Ordenskleider wechseln?

Lernt ſie von Frau Bettina, wie eine junge Frau, die eigentlich das Herz voll Aerger haben ſollte, davon nicht das Mindeſte verräth, ſondern ſich in dieſen Lärm eines maſſenhaften Beſuchs wie in etwas ganz Gewöhnliches findet, dazu die freundlichſte Miene behält und ſtatt eines Gartenfeſtes jetzt oben den Salon und den Flügel und als der Regen nachläßt, die Fenſter wieder öffnen und dann die Jugend ſich zu Kaffee und allerlei köſtlichem Backwerk ergehen läßt, wie es ihr eben beliebt?

Hört Armgart dem Herrn von Terſchka zu, der vor allen ſie auszuzeichnen ſich vornahm, ihr erzählen wollte von ihrer Mutter, die in der That vielleicht ſchon dieſen Abend, jedenfalls morgen am Hüneneck eintreffen konnte?

Lachte ſie wie die andern Mädchen über einige der Herren, die ſich ins Rauchzimmer zurückgezogen hatten und die unerbittlichſte aller Kritiken, die des Muthwillens, herausforderten ... womit ſtößt man nicht alles bei jungen Mädchen an!

Spielte ſie Charaden, Moquirſtuhl und Schenken und Unterſchrift, wobei endlich der die „Herren" meidende Herr von Binnenthal aufhörte vom Wetter zu reden, die in Nebel gehüllten Dampfſchiffe zu verfolgen und ſogar für einige ſeiner Deviſen, z. B. „Bange machen gilt nicht!" ein dankbares Publikum findet?

Gibt ſie der Frau von Guthmann Auskunft über ihren Stammbaum und veranlaßt dieſe Dame, auch von dem ihrigen zu reden?

Schließt ſie ſich zuhörend den vier proteſtantiſchen Jungfrauen an, die, während die Muſiklehrerin Tänze ſpielt, einen fanatiſchen Confeſſionsmeinungsſtreit mit den

beiden dem Pfarrer attachirten Engliſchen Fräulein und Angelika beginnen?

Bewundert ſie den Heroismus der wirklichen Engländerinnen, die den beiden Nonnen, die nun einmal das ſind, was ſie ſind, das Papſtthum als eine Schöpfung des Antichriſts ſchildern und ihnen das Recht abſtreiten, ſich nach dem freien Albion zu nennen, wodurch ſie dann allerdings Gelegenheit gehabt hätte, ihre Anſichten über die Ausbreitung des Katholicismus in England zu berichtigen?

Und hört ſie, wie die ſanfte Angelika, als die beiden Fräulein Carſtens nach langer Converſation des Erſtaunens über Lucinden erklären, ſie müßten an ſich eine weibliche Erziehungsanſtalt, wie die drüben, die nur Frauen leiteten, eine muſterhafte nennen, denn nur ſie lehre es, „die Männer zu verachten", worauf es in einer heirathsſchwierigen Zeit vorzugsweiſe ankäme, im Gegentheil dieſe Auffaſſung in Abrede ſtellt und erklärt, ſie ihrerſeits müſſe geſtehen, ſie lehre ihre Mathematik, ihre Geſchichte, ihre Naturwiſſenſchaften nur, um deſto mehr die Männer hochachten und lieben zu lernen, da eben die Männer es geweſen wären, die die Mathematik, die Naturwiſſenſchaften und die Geſchichte erfunden hätten?

Lauſcht ſie den jener unheimlichen Lucinde gewidmeten Erzählungen Schulzendorf's, der nach zwei genommenen Taſſen Kaffee und einem kleinen Curaçao ſich bald empfehlen zu müſſen erklärte und auch von Grützmachern und ſeinem Pferde abgeholt und von dem ſchärfer blickenden Auge deſſelben veranlaßt wurde, gewiſſe auf dem Balcon ſichtbare Perſönlichkeiten mit gewiſſen Notizen in ihren Portefeuilles zu vergleichen?

Oder ſteht Armgart auch nur zur Seite und gloſſirt mit Moritz dieſe „ſtillen Sonntagsfreuden ländlicher Zurückgezogenheit“ und hört die Geſchichte, die Herr von Guthmann bei Gelegenheit Lucindens, der ſpätern Schauſpielerin Konſtanze Huber, von einem jungen Commis erzählt, mit dem Herr von Binnenthal eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit hätte?

Von alledem nichts —

Denkt euch einen von Regen träufenden breitaſtigen Ulmenbaum! Denkt euch an ihm einen gewaltigen Aſt und auf dem Aſt einen ſchmächtigern Zweig und in dem Zweige ein grünes Winkelchen und in dem Winkel ein Vögelchen, das in Sturm und Unwetter, in Regen, Blitz und Donner wie ein ganz klein bucklig Zwergmännlein in ſeinen aufgeplusterten Federn ſitzt! Mit Augen und Schnabel ſitzt der Kopf, mit Krallen und Sporen ſitzen die Füßchen ganz in dem Federwulſt verſteckt. Sonſt ſo ſchlank, ſonſt ſo leicht durch die Blätter hüpfend, hockt das Thierchen wie ein Männlein aus der Gnomenwelt oder wie ein Kind, das Großmütterchens alten Pelzmuff über den Kopf gezogen hat.

So verzaubert ſitzt Armgart einſam auf der Inſel Lindenwerth.

Sie wollte nicht mit ... Sie blieb daheim ...

Sie blieb in ihrem Schlafſaal Nr. 5, an deſſen äußerm Ende eine der Penſionärinnen ein wenig unpäßlich liegt, die kleine Liddy, die bei Sturm und Ungewitter ruhig in ihrem Bettchen ſchlummert. Sie hat die Pflege der Kleinen übernommen ... Still iſt's in dem noch immer düſtern Saale, auch nachdem die Schloßen ausgetobt haben. Einige

Scheiben knickten ein, glücklicherweise ohne Zugwind durchzulassen ... Armgart zieht sogleich die grauen Fensterladen vor und nun wird's in dem Saale mit den fünf leeren Betten und der einen schlummernden Kranken noch gespenstischer. Da hockt sie denn an dem einen freigebliebenen Fenster, an dem nassen Ulmenbaum, an dem kleinen, von ihr dorthin getragenen Nähtisch, vor dem aufgeschlagenen Buche, in dem sie lesen wollte und nicht lesen kann ... in einem Rosenkranz von Gebeten und Gedichten von Beda Hummius mit einem wundervollen Titelkupferstiche, einen Kranz darstellend von sieben Rosen, die die sieben Schmerzen Mariä enthalten und drüberher triumphirend das Lamm mit der Fahne, das Symbol ihrer schwierigsten und mangelndsten Tugend — der Geduld.

Aber sie scheint recht geduldig geworden zu sein ... sie gluckst nur so und duckt sich und „hockelt", wie die Mädchen sagen.

Erst während des Mittagessens war Angelika den andern nachgekommen mit der Vorsteherin Aloysia. Sie hatten drüben zwei Stunden auf den Pfarrer warten müssen. Und was brachten sie mit? Mahnungen zum Abwarten! Und die Mutter schrieb doch — der Pfarrer hatte gestattet, daß Armgart den Brief las —:

„Mein gutes Fräulein Angelika Müller!

„Ich erhalte von unserm sanften, liebevollen Dechanten aus Kocher am Fall Ihre Einlage an ihn. Sie wissen nicht, daß mir einst mein Kind, mein einziges, wie von Zigeunerhand gestohlen wurde; daß ich hinausgejagt in Sturm und Verzweiflung hundert vergebliche Versuche

machte, mein Kind mir wiederzuerobern, daß ich dann, als alles vergebens, in ein Kloſter ging, faſt zehn Jahre der Selbſterkenntniß lebte und der eingeſtandenen Pflicht —, erſt mich ſelbſt zu erziehen. Jetzt bin ich faſt fünfunddreißig Jahre; aber ich fühle mich wie mit Siebzigen. In euern Wäldern wußt' ich mein Kind von meiner Schweſter und meinem Schwager liebevoll gehütet, wie ihr eben liebt, wußte ſie ſo erzogen, wie ihr die Menſchen erzieht. Ich ſchildere Ihnen die Sehnſucht nicht, die mich nach meinem Kinde verzehrte, das man mir nur zurückgeben wollte unter der Bedingung, daß ich meinem in ſeiner Garniſon verſetzten Gatten folgte. Es trennte mich nichts von ihm, als die freudige Luſt, ihm folgen zu können. Zuletzt, als erneute Verſuche der Eroberung vergebens waren, beruhigte ich mich mit dem Gedanken, daß ich Armgart vielleicht zum Opfer meiner Nichterziehung gemacht hätte. Wie oft nennen wir Erziehung, was nur ein unglückliches und widerſtandloſes Dahingeſchleiftwerden iſt von älterlichen Thorheiten! Wie oft nennen wir Liebe, was nur ein unglückliches Zermalmtwerden von den Rädern unſerer eigenen Entwickelung iſt! Thörichte Mütter, die ihr von der Zärtlichkeit für eure Kinder ſprecht und ſie nur zu den Opfern eurer Stimmungen macht! Eure Umarmungen ſind nicht deshalb ſo heftig, weil ſie von euerm reinen Herzen kommen, ſondern weil ſie von eurer Leidenſchaft kommen, von eurer Verzweiflung oft um nichts, von eurer verletzten Eitelkeit! Mit ſtürmiſchen Küſſen bedeckt ihr eure Kinder und flößt ihnen oft nur Gift ein! ... So war wenigſtens meine Vergangenheit ... Jetzt iſt, nach einem langen Kloſterleben, vieles, vieles

in mir anders. Ich erzog mich, eines Kindes würdige Mutter zu sein. Da soll Armgart's Vater zurückkommen und neue Stunden des Kampfes und der Prüfung sollen heraufziehen? Dem Vater soll gehören, was mit mindestens gleichem Rechte mir gehört? ... Wie ich diese Zeilen schreibe, bin ich im Begriff Wien zu verlassen und mein Kind, dessen Seelenkampf ich verstehe, den ich jedoch nimmermehr von Armgart allein oder von meinem Gatten werde entscheiden lassen, in meine Arme zu schließen. Ich kann mich vor ihr rechtfertigen.

Monika Hütteshoven."

Das Auge der kleinen Richterin hatte gefunkelt beim Lesen des so seltsam entschiedenen Briefes ... Bei den Worten: „Wie mit Siebzigen" strich sie sich bewußtlos ihren dunkelbraunen Scheitel, als gedächte sie der weißen Locken ihrer Mutter; bei der Schilderung der falschen Liebe und Zärtlichkeit der Mütter stockte sie ... sie verstand diese Stellen nicht ... aber bei der Nachricht, daß die Mutter schon unterwegs wäre und von ihr Besitz nehmen wollte, nahmen ihre Gesichtszüge den Ausdruck des Schreckens an, der ihre schönen Lippen halb öffnete und wieder, wie verboten, die beiden Zähne hervortreten ließ. Immerfort strich sie mit der Hand über den Scheitel ihres Haares, gleichsam diesen zu ebnen, und die Hand wollte nur die Gedanken ebnen, die wilden, unruhigen, die scheu Entschlüsse in ihr zu treiben begannen.

Der Pfarrer befiehlt dir, deinen Schein von Richterschaft aufzugeben, dir nicht anzumaßen, daß du ein Urtheil fällst über Vater und Mutter und daß du dich

Die Naturſchönheiten Salzburgs ſind allbewundert. Es war ſchwer, ſich ſo bald von ihnen loszureißen. Befährt man auch die Schachte von Hallein, erklimmt die Höhe des Gollinger Falls, wendet ſich um den Marmor- und ſagenreichen Untersberg nach Berchtesgaden hinüber zum ſchneebedeckten Doppelhaupt des Wazman, ſegelt hin und wieder auf dem ſtolzen Königsſee und ſieht auf der Höhe ſeiner Ufer die Gemſe aus dem Schnee neugierig zu uns herniederlugen: man kehrt mit wonnigem Gefühl immer wieder zurück in dies trauliche Salzachthal, in dieſe wieſenweiche, ſmaragdgrüne Salzburger Ebene. Das Innere der Stadt feſſelt wenig, das Leben iſt öd und werkeltägig. Aber vor den Thoren, auf den Höhen, in den Gärten, die ſich an die Bergwände lehnen, hebt ſich die Bruſt zu freierem Schlage und in dem Luſtpark Aigen konnt' ich Stunden weilen.

Dies iſt ein kleines Schloß mit Garten und Park, eine Stunde von der Stadt gelegen und dem Erzbiſchof gehörig, deſſen Verwandter, Fürſt von Schwarzenberg, einſt dieſe reizende Beſitzung umgeſtaltete. Allmälig von dem einfachen Wohnhauſe und dem kleinen Blumengarten ſich zum Berg emporhebend bietet dieſer Garten die lieblichſte Fernſicht. Offne und verſteckte Wege, durch grüne Alpenwieſen oder unter Baumgruppen von Buchen und Erlen, führen entweder zu einer ſchäumenden Caskade hinan oder entfernt von ihrem donnernden Geräuſch zu ſtillen Sitzen und Ruhebänken unter Linden und Nußbäumen. Hier ſchweift das Auge hinüber in die Alpenkette, vom Untersberg zum Wazman, zur Schönfeldſpitz, zum Göll, der Berchtesgaden von der Salzachebne trennt. Hier bracht' ich einſame, beſchauliche Stunden zu. Ein Buch in der Hand, um mich die grüne Einſamkeit,

ruhig ergeben sollst und vorläufig dem Willen des Stärkeren!

Armgart lächelte und blickte wie abwesend auf die Oberin Aloysia, als die diese Worte gesprochen.

Kommt die Mutter früher als der Vater, so gehörst du den Umarmungen der Mutter! fuhr Schwester Gertrudis fort. Inzwischen hat der Pfarrer nach Westerhof geschrieben und wartet von dort auf Antwort!

Jetzt, zumal da vollends auch Angelika so ganz zu allem schwieg, flossen Thränen der Liebe und des Schmerzes. Und doch standen der stillergebene Stolz des Vaters, die würdevolle Entsagung des Tiefgekränkten auch der Freundin Angelika so lebhaft vor Augen, daß sie das Gefühl des Kindes, gerade diesem Vater sich nicht zu weigern, gerade ihn mit der Heimat nach so langer Trennung wieder auszusöhnen, vollkommen verstand. Die excentrische Gefühlsweise Armgart's entsprach im Grunde auch ihrer eigenen Lebens- und Menschenauffassung. Nicht wer Mathematik treibt, sondern wer ein starkes Herz hat und doch entsagen, doch kämpfen muß, lebt das Leben nach Gesetzen und regelt jedes noch so glühend aufwallende Gefühl. Angelika wußte selbst nicht viel von der Stärke, die sie besaß. Sie war unbewußt stark und gab sich nach außen doch wie die Schwäche selbst. Sie tröstete und schalt und verschwendete noch Worte, wo ihr Inneres längst entschieden hatte. Darin glich sie einer Mutter, die, mit den strengsten Worten und vor Schmerz selbst vergehend, ihrem leidenden Kinde die schmerzhaftesten Wunden lindern und verbinden kann, während dem dabeistehenden Miethling

in ſeinem ſcheinbar weicheren Mitgefühl angſt und wehe wird.

Und wir ſehen ja heute noch Benno drüben! war Angelika's Troſt geweſen. Er kommt gewiß hinüber! Von der Villa aus erſpähen wir ihn ſchon und wol gar auch Thiebold de Jonge —

Armgart zeigte ſtumm auf die heranziehenden Wolken und ſpäter ſagte ſie ohne Verſtellung:

Ich bin krank! Nach Druſenheim — geh' ich nicht mit hinüber!

Armgart! verwies Angelika und fühlte ganz das Nämliche, was die Geſcholtene.

O, ſagte Armgart nach einer Weile, es iſt furchtbar mit dieſen Aerzten der Seele! Zu wiſſen, daß ein Arzt auf ein Uebel heilt, das wir gar nicht haben! Ungeduld, das iſt ja meine Krankheit gar nicht! Eine Zeit kann kommen, wo ich auf die Art in keinen Beichtſtuhl mehr gehe!

Armgart! Armgart! rief aufs neue ernſtlich verweiſend Angelika und — fühlte doch wie die Geſcholtene.

Ich will der Prieſter meiner Aeltern ſein! fuhr Armgart fort. Ich will ſie zum zweiten male trauen, noch einmal ſegnen! Davon träumt' ich Tag und Nacht! Darauf hin ſeh' ich Leiden und blutige Dornen über mich verhängt, aber auch Roſen, himmliſche Roſen der Erfüllung!

Und Angelika hörte alles das äußerlich tadelnd, innerlich billigend. Mit all ihrer Mathematik und Phyſik lebte ſie in einer gleichen Anſchauung überirdiſcher Dinge, in gleicher Verehrung vor den großen Zauberformeln der Seele, denen alle Natur gehorchen muß. Angelika beſaß

den reichen aufgesammelten Schatz der Liebe einer Jungfrau, die ohne Hoffnung verblühen muß.

Man hatte längst zu Mittag gegessen... Alles war in Kummer über das zunehmende Sichüberwölken des Himmels ... Kurz vor Vier faßte man den heroischen Entschluß, ehe es „gießen" würde, doch hinüberzuschiffen ... Die Erzieherinnen gaben nach ... die Englischen Fräulein wollten dem Pfarrer ein gegebenes Versprechen halten.

Angelika befürwortete nun selbst das Zurückbleiben Irmgart's. Sie ließ ihr außer dem Briefe der Mutter auch den kurzen und so unbestimmten des Dechanten. Und bei alledem, mehr mochte der Dechant jene geheimnißvolle Zuschrift aus Italien nicht studirt haben, als Irmgart seine Runenschrift bis auf jedes Häkchen und jeden Bindestrich zu entziffern sich mühte. Ob voll Jammer und Klage über das veränderte Wetter nach langem Hin- und Widerreden das Institut sich eingeschifft hatte, ob die jungen „nachgemachten Engländer" sich drüben einfinden würden, ja ob selbst Benno ihrer harrte ... sie blieb daheim und las und wachte über die kleine Liddy.

O, das sind seltsame Zustände, wenn es so in unserm Innern an allen Enden und Ecken zupft und kein Gedanke Stich hält, kein Gefühl zur That wird, keine Vorstellung, und wäre sie auch nicht schreckhaft an sich, doch kein reines und volles Behagen gewähren will! Dann weiß man, und die fiebernde kalte Hand bezeugt es, daß man in seiner Sorge und seinem Unmuth sich gewiß nur selbst zerstört, und doch kann man den Blutstrom, der alle Lebenswärme zum Herzen drängt, im Laufe nicht ändern, geht und wirft sich stöhnend aus einem Winkel

in den andern und ſagt ſich nur: Eins iſt gewiß, ich werde krank! . . . Auch Freunde können dann nicht helfen. Ja, wer hat denn gleich von euch den ſanften Ton und den vollen Accord der reinen Uebereinſtimmung, den Ton, der uns gerade jetzt ſo noth thäte und den nur allein zu hören jetzt uns möglich iſt! Wie klingt ſo oft euer Tröſten und des Zuſpruchs beſtes Wort doch ſo völlig anders, als es die Schmerzen hören wollen! Schon daß ihr alle ſo geſund aus der friſchen Luft des Lebens kommt! Daß euch allen nichts fehlt! . . . Käme z. B. jetzt Thiebold de Jonge — nur lachen, nur ſcherzen würd' er . . . Benno . . . Benno freilich . . . Benno iſt immer ſo ſeltſam traurig . . . was fehlt ihm nur, dem Guten, dem ſelbſt in Heiterkeit doch immer nur ſo duldend Scheinenden? . . . Paula! Paula! . . . Der hätte ſie den Kopf in den Schoos legen mögen! Die hätte Frieden über ihre Seele gehaucht, ſchon mit dem Streicheln ihrer Hand allein! Paula hätte nur geſagt: Armgart! und in dem einen Worte, in dem Tone ſchon hätte alles gelegen, was ſie ſtill und ergeben gemacht!

Das Gewitter war endlich vorüber . . .

Armgart erfriſchte die verweinten Augen auf einem Balcon, auf den eine Thür des Corridors des alten unheimlichen Gebäudes führt . . .

Schon war es die ſechste Stunde . . . Die kleine Liddy hatte ſich ein Geſchichtchen erzählen laſſen, ſich dann auf die andere Seite gelegt und war wieder eingeſchlummert.

Der Balcon ging nach der Seite hin, die dem Hüneneck zugewandt iſt. Sie konnte die für eine wiener

Dame bestellten Zimmer nicht vergessen. Die „Vier Jahreszeiten“ selbst waren vor Nebel nicht zu sehen ...

Wie trübe dieser Anblick, der am frühen Morgen so schön gewesen! Die nächsten Berge jetzt ganz unsichtbar! Nur in leisen Contouren glitten sie aus dem Wassernebel heraus ... Das Enneper Thal ganz durchwallt von weißen Luftstreifen, als zög' es fort mit den Wolken ... Am Meere, das hatte eine Antwerperin im Institute erzählt, da säh' es so fast immer aus ... Am Meere! ... Selten schossen die Wasservögel so niedrig hin ... Am Meere! gedachte sie wieder ... Dann mußte sie das Nächste im Auge behalten, den Garten am Kloster, das Gewöhnlichste, nur um noch frisches Grün zu erblicken ... Wie die Salatbeete im Regen so putzig küchenmäßig und überreinlich glänzen! Wie die Magd da watet barfuß in die weiche Erde hinein und die Köpfe heraushebt, die für den Nachtimbiß bestimmt sind! ...

Wann werden die Mädchen kommen? ... Bringt Angelika wol einen Gruß von Benno mit? Von Thiebolt de Jonge? Oder kämen sie wol beide und besuchten sie hier selbst auf der stillen Insel? ...

Darüber erschrickt Armgart ... Leicht gekleidet geht sie aus der frischen, ihr plötzlich fühlbaren Luft in den schwülen Corridor, den noch schwülern Schlafsaal ... Sie lüftet ein wenig das Fenster, das von Liddy am entferntesten liegt ... Der Gedanke des heimlichen Besuches hat sie ganz überrieselt.

Sieben Uhr! Immer noch kommen die Mädchen nicht!

Der Regen hat längst aufgehört. Man sieht trotz

des Abendwerdens schon das Ufer wieder und drüben am Enneper Thal stehen die Kähne schon in Bereitschaft. Tönneschen Hilgers scheint so ungeduldig ... Es läßt sich sonst noch etwas verdienen ... denn mancher hat das Dampfboot versäumt und will hinübergesetzt sein auf das jenseitige Ufer, wo es heute Omnibus genug gibt, die wenigstens noch nach der Universitätsstadt fahren ...

Da fahren auch in Mänteln Herren und Damen ... Gäste aus der Villa? ... Und immer die Mädchen nicht! ... Müssen die sich gut unterhalten!

Die kleine Liddy ruft ... des Abends kommt sicher noch das Fieber ... Der Arzt, der vom Hünneck her erwartet wird, auch der bleibt aus ...

Halb acht Uhr! ...

Da endlich, endlich! ... da kommen sie! ... Armgart sieht es trotz der Dunkelheit deutlich vom Balcone.

Die mögen schön einsinken in den weichen Feldwegen! ... Lederschuhe haben glücklicherweise alle ... Herren begleiten sie und die Kleinen werden über manchen Bach, der erst seit einigen Stunden auf der Enneper Landkarte steht, hinweggehoben ... Ob Benne's Arm dabei behülflich ist? Wie sollte der zu den Herren von Trusenheim kommen? ... Aber Benne weiß ja überall Rath ... Da fährt ein Wägelchen! Mit zwei Ponies! ... Zwei Damen bringen die allerkleinsten der Pensionärinnen an den Landungsplatz ...

Sich alles das und mehr noch nun bald erzählen zu lassen, interessirte Armgart bei alledem ... Von der Toilette der schönen Madame Fuld erwartete sie Wunderdinge ... Niemand kann sein Geschlecht im An-

dern mehr lieben und neidloser bewundern, als das weibliche.

Wo ist denn aber unter den Schiffenden nur Angelika? ... Sonst winkt die doch immer mit ihrem Sonnenschirm oder mit einem Taschentuch, wenn sie vom Ufer kommt und Armgart steht auf dem Balcon ... Heute aber — ja, da ist sie ... Sie kehrt der Insel den Rücken zu! O, das sind schlimme Zeichen! ... Oder gehört sie auch zu den Lacherinnen und schämt sich nur vor Armgart? ... Wie aufgeregt ist das junge Volk! ... Sie haben in den nassen Kähnen die Kleider aufgenommen und sitzen fast da wie die Butterfrauen, wenn die vom Markte kommen ... Regnet's denn noch? ... Die Hüte sind mit Taschentüchern umwunden ... Man schont sie wol nur; nur die beiden Nonnen sind, was sie sind, in Sonnenschein und Regen, immer die gleichen Hauben mit den gleichen langen Flügeln ... ihre zwei Regenschirme sind die gröbsten der Anstalt.

Jetzt sind sie da ...

Die Erzählung! ... Das Amusement! .. Was Armgart alles versäumt hätte! ...

Armgart hält sich die Ohren zu. Sie will allerdings alles wissen, aber eines doch nur nach dem andern.

Es war indessen alles dasselbe: Kaffee, Chocolade, Baisers, Torten, Pfänderspiele und Pfänderspiele, Torten, Baisers, Chocolade und Kaffee. Die Damen mit den Ponies waren die beiden Engländerinnen gewesen ... Das sagten zehn zugleich ... Und der Herr, der die andern Kleinen über den Bach gehoben, hieß Herr von Terschka ... und das sagten wieder zehn zugleich.

Für Salat und Eier und kalten Braten und die französische Betrachtung der Schwester Aloysia in dem stockdunkeln Eßsaal war heute wenig Interesse vorhanden. Silence! A vos places!' Das stiftete wol einige Ruhe. Aber man knupperte müde und übersatt am Salat und es war hier alles „nicht das"! Es rebellirte noch lange und murmelte und seufzte fort in dem jungen Volk bis zum Schlafengehen.

Angelika vermied ordentlich, Armgart zu begegnen.

Sie mied sogar, sie nur zu grüßen.

Von der kleinen Viddy oben sprach sie, die sie gleich besucht hatte und fieberud fand, was den beiden Nonnen große Angst machte und des schlechten Wetters gedenken ließ, das den Arzt verhindert hätte, die Insel zu besuchen. Der Arzt hatte gesagt, er hätte im Roland noch den Abend zu thun ... Im Roland! So nahe der Insel! .. Wird der Arzt nicht kommen?

Zuletzt machte sich's noch, daß Angelika und Armgart etwas allein waren. Die kleinsten streckten sich schon in ihren Betten. Die ältesten saßen unten noch im Eßsaal und sprachen das Erlebte durch. Auf die Beete und die Wege der Insel, die man sonst auch selbst in der nun schon früher und früher eintretenden Dunkelheit des Abends noch durchschlüpfte, konnte man vor Nässe nicht hinaus, wenn auch der Vollmond einlud, der vielleicht doch noch die Wolken durchbrach.

So standen Armgart und Angelika ungestört auf dem Balcon und krampfhaft hielt sich die Hand des jungen Mädchens am eisernen Gitter, als sie erfuhr, was noch der Pfarrer der Freundin mitgetheilt. Die Mutter

konnte ſchon drüben in den Häuſern ſein, wo die Lichter über den Wellen tanzten! Jener Fremde, der geſtern die Zimmer beſtellt in den „Vier Jahreszeiten“, hätte das für beſtimmt verſichert ... Von Benno ... ſie hörte kaum ... wußte Angelika nichts ... und Thiebold de Jonge und den Bruder der Nanny Schmitz und die andern ... von allen denen hätte man gleichfalls nichts vernommen ...

Nun ſchlug es halb Neun ... Rings war alles ſtill, trübe und düſter ... Noch kein Stern am Himmel; doch an der Stelle, wo der Mond hervorbrechen konnte, ſchien es lichter zu werden ... Armgart wollte ſogar ein Boot erkennen, das man durch die Zweige der Bäume vom Hüneneck herüberſteuern ſähe. Angelika ſtrengte ihre Augen an. Es kam auch ein Boot. Armgart zitterte und ſtand wie auf der Flucht. Alsbald ließ ſich jedoch der Arzt erkennen, der noch ſo ſpät nach der kleinen Liddy zu ſehen kam.

Als dies geſchehen, in Begleitung der Engliſchen Fräulein, fuhr der Arzt nach dem Roland zurück.

Angelika begleitete ihn eine Strecke im Hauſe und wagte nach Benno von Aſſelyn zu fragen.

Benno von Aſſelyn? Wir erwarten ihn drüben im Roland! ſagte der Arzt. Ich werd' ihn von den Damen grüßen.

Der Arzt hatte Eile. Sein Schiffer ſteuerte ihn zurück und bald ſah man von allen Seiten, da und dort, Kähne kommen, die alle dem Roland zuſchwammen ...

Jetzt wollte auch Angelika zur Ruhe gehen.

Als ſie an Armgart, die noch immer auf dem Bal-

cor verweilte, vorüber mußte, fand sie diese in der größten Unruhe.

Wieder steuerte vom Hünenek gerade der Insel ein Nachen zu.

Es ist eine Dame darin! rief sie. Ein carrirter schottischer Mantel! Ein Diener hält den Regenschirm!

Das Wort: Es ist meine Mutter! erstickte in ihrer Freude und in ihrer Angst ...

Auch für Angelika gab es kaum einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Vorstellung. Sie zitterte ganz wie Armgart. Doch erbot sie sich, hinunterzugehen und genauer zu forschen ... in der Richtung der Nachen irrte man sich oft.

Armgart widersprach nicht ...

Der Kahn kam näher und näher ...

Armgart sah vom Balcon bald rechts, bald links in die Tiefe und wußte nicht, wie sie auf beiden Füßen zugleich stehen sollte ...

Angelika durchschreitet die schwülen, dumpfen steinernen Corridore und Treppen. Noch war es ja möglich, daß der Kahn hinüber zum Geierfelsen, nicht an die Insel fuhr ...

Armgart rafft sich jetzt auf. Sie huscht in den Schlafsaal, wo ihre Kleider hängen und ihre Wäsche in einer Kommode liegt. Liddy schläft; die kleinern Bewohnerinnen des Saales schlafen alle; zwei ältere sitzen noch unten im Eßsaal, aus dem man sie laut sprechen hört... Armgart rafft zusammen, was sie mit wenig Griffen finden kann, ihren Mantel, ihren Winterhut, ihre Hemden, einige Tücher, Strümpfe, Unterkleider, Schuhe,

ein ſtiller Gottesfriede über dem ganzen alpenbekränzten Thale, fern, fern von Eurer Politik und Literatur, eurem Glauben und Wähnen, Dichten und Trachten: das Auge ſucht die Geiſterbrücke, die uns ins Jenſeits führt. Das Buch, das mich hier fragmentariſch feſſelte, war „Geburt und Wiedergeburt von Friedrich Hurter.“ Aus dem kleinen Vorrath lesbarer Bücher, die der Buchhandel in Salzburg dem Käufer anbieten darf, war die Wahl nicht ſchwer. Mitten unter Predigten, Gebet- und Kochbüchern nahm eine Schrift von Hurter, dem Verfaſſer der berühmten Biographie Innocenz des Dritten, eine auffallende Stellung ein und die katholiſche Tendenz dieſer Schrift paßte vollkommen zu einer Umgebung, aus welcher auch der leiſeſte proteſtantiſche Anklang verbannt war. Hier hatt' ich jene Welt, deren magiſchem Eindrucke der erſte Geiſtliche der reformirten Landeskirche des Kantons Schaffhauſen vor einem Jahre zu St. Ignazio in Rom erlegen war. Aus der Tiefe klangen die Glocken herauf, rechts auf dem Mönchsberg blickte aus dem Gebüſch ein Kapuzinerkloſter, unten am Schlößchen lag ein kleiner Gottesacker mit ſeinen vergoldeten Glorienſtrahlen um die ſchwarzen Kreuzlein auf den Gräbern, mit ſeinem kleinen Weihwaſſerbecken an der Kirchthür, mit ſeinen frommen Gelübden und Votivtafeln zu Ehren Johannis des Täufers. Ja eine hohe Geſtalt wandelte ſogar unter den Nußbäumen vorüber, der Erzbiſchof Fürſt Friedrich Joſeph Cöleſtin von Schwarzenberg ſelbſt, ein Prieſter, dem ſeiner Frömmigkeit, ſeiner milden leutſeligen Sitten, ſeiner geiſtreichen Bildung und ſeiner für die hohe Kirchenſtufe, die er bekleidet, bewunderungswürdigen Jugend und männlichen Schönheit wegen alle Herzen des Landes anhängen.

Bücher ... Ein großes Umschlagetuch wird auf dem Boden ausgebreitet, ohne Licht taſtet ſie hin und her, öffnet das Nähtiſchchen, leert es, wirft alles in ihr Tuch, die Zipfel knüpft ſie zuſammen und ihr Bündel iſt geſchnürt.

Um Gottes willen, Armgart, was haſt du vor? flüſtert Angelika, die zurückgekommen.

Iſt ſie's? Kommt ſie?

Eine Dame kommt!

Armgart ſpricht kein Wort und ſtürzt mit dem Bündel von dannen.

Angelika beſinnungslos — folgt, wie von ihr angeſteckt ...

Armgart klinkt die Pforte nach dem Garten auf. So feucht der Boden, ſo kühl die Luft, iſt ſie doch ſchon außerhalb des Gartens, quer hindurch über Salat und Rüben und Zwiebelſtauden, wie ſie die Wege nur abkürzen kann.

So fliegt ſie dem Lichte zu, das ſie an den kleinen bleigefugten Fenſtern der Fiſcherhütten ſieht.

Angelika, das ſah ſie, folgte nun ſchon nicht weiter ...

Jetzt an den Fenſtern der Fiſcherhütten anzupochen, da um einen Kahn zu bitten, dort dem Tönneschen, den ſie richtig ſieht und der in einem Buche ſtudirt, oder den halb zuhorchenden, halb zuſchlummernden Aeltern deſſelben, allen denen erſt zu klopfen und zu ſchmeicheln oder etwas aufzubinden, eine Erfindung, eine Ausrede, einen Auftrag etwa ... etwa auf der Villa Vergeſſenes holen zu müſſen ... das gäbe Fragen, Aufenthalt ... Nein! Sie kann ja ſelbſt rudern — fort ans Ufer — in einen Nachen — ihn losgekettelt — das Ruder ergriffen —

So fährt sie von dannen.

Noch konnte sie des jenseit der Insel gegen den Strom angehenden Nachens nicht ansichtig werden ... Sie steuert am Ufer der Insel hin, um nicht zu weit unten am Enneper Thal zu landen ... Sie steuert gerade nach der entgegengesetzten Richtung, als in die jenen Nachen der Strom drängen muß ... Nun aber gewinnt sie die Höhe des Wassers und der ganze Spiegel liegt in dem immer mehr aufgehenden Mondlicht vor ihr ... Auf zweihundert Schritte ist sie von dem Boot entfernt, in dem eine Dame sitzt mit einem Diener — Mutter! rief es in ihr ... sie suchte — die silbernen Locken! ... O, wie pocht ihr das Herz! ... Einmal war's ihr doch, als sollte sie über das Wasser hinwegfliegen, sollte einen Freudenschrei ausstoßen, die Arme ausstrecken und rufen: Mutter, da hast du dein Kind! ... Aber auch nur einmal überwältigte sie's und sogleich stand ihr der Vater vor Augen, der Vielgeprüfte, der Wettergebräunte, der Flüchtling auf dem Oceane! ... Und dennoch, dennoch sucht das Auge das Antlitz der Dame ... Es ist ihr abgewandt ... Da stehen die weißschimmernden Birken auf der Insel ... Wird der Kahn vorübergleiten, wird er landen? ... Er hält ... er will zur Insel ... landet ... es ist nur die Mutter ... und jetzt, jetzt ist ihr's doch, als zög' es sie in den Strom hinunter ... die weißen Birken werden zu den Locken der Mutter ... ein ganzes Leben geht ihr auf, beschienen wie vom Mondlicht ... alles, was sie je nur unter den Trauerweiden und Birken vom Menschen- und vom Frauenloose geahnt, scheint sich ihr plötzlich zu erfüllen,

lebendig zu werden, zahllose Gestalten ziehen dahin und wie unter den Klängen einer ganz außerweltlichen Musik ...

Schon entführte der Strom die schwache Schifferin... Sie konnte den Nachen nicht mehr regieren.

Er bringt sie aber ans Ufer ... Weit, weit von dem Punkte, auf den sie mit aller nur möglichen Anstrengung ihrer Arme zugesteuert hatte, landet sie. Sie geräth in ein Gestrüpp von Weiden und Schilf, an dem sich bequem und sicher aussteigen läßt.

Jetzt gedenkt sie des Nächsten, Kommenden ... Was soll sie beginnen? Wohin sich wenden? Ohnehin mit ihrem überschweren Bündel!

Die Thürme hatten schon von da und dort die neunte Stunde geschlagen. War auch die Welt hier noch wacher als auf der Insel drüben, wem sollte sie sich anvertrauen! Wie weit war nicht der Weg zu einer Post, die erst im nächsten Städtchen am Fuße des Geierfelsen lag! Ihre Baarschaft betrug einige Groschen über einen Thaler.

Den Kahn mußte sie dem Zufall überlassen ... Ein Moment der Besinnung ... Sie wagt den Sprung ins Uferröhricht, nachdem sie ihr schweres Bündel schon vorausgeworfen ... Es gelingt alles.

Angelika's Anzeige und eine Verfolgung befürchtend, suchte sie nur zuerst eine Gelegenheit, weiter zu kommen.

Nirgends Menschen; aber Lichter auftauchend da und dort... Sie läßt ihr Bündel im Schilfe liegen und läuft nach Drusenheim hinüber. Den Wirth vom Palmbaum kannte sie ja und er sie ... Was sie sagen wollte, wußte sie noch nicht. Sie wollte nur in die Berge hinüber,

vielleicht in ihre Heimat nach Westerhof, in ihr Stift zum Heiligenkreuz, zu Paula, die ihr plötzlich in der fieberhaften Angst und Verwirrung ihrer Phantasie erschien, als wenn sie am Altar mit dem Grafen Hugo stünde, mit dem schönen Reiteroberſten im weißen Waffenrock mit blinkendem Harnisch, und als fehlte nur sie noch, nur sie, sie, um der Freundin die Myrtenkrone aufzusetzen ... So zitterte sie vor Eile ... Sie wußte doch jetzt, was sie den Leuten im Palmbaum sagen, wie sie die gewünschte Hülfe in unverfänglicher Weise anschaulich machen konnte ... Wagen! Pferde! Das wurde ihr Wunsch.

Athemlos flog sie Drusenheim zu, nicht achtend, daß sie oft bis zum Knöchel versank. An jedes Kreuz am Wege, an jedes Bild des Brückengottes, der auf einem Bachstege stand, richtete sie im schnellsten Vorüber eine Bitte um Beistand.

Endlich hatte sie die ersten Hütten erreicht, endlich ist sie in Drusenheim selbst.

Horch! Vom Palmbaum herüber ... tönen da nicht plötzlich melodische Klänge?

Ist nicht Gesellschaft dort oben?

Kaum hat Armgart im schönen Fernhall das Lied vernommen, das von den obern erleuchteten Fenstern des Palmbaums und vom kleinen Balcon desselben herunter wie wallend und wogend in die stille Nacht erscholl:

„Vier Elemente, innig gesellt —"

erblickte sie einen Wagen vor der Thür.

Sind das doch nicht die Freunde von Nanny's Bruder Gebhard Schmitz? Sind das doch nicht die dennoch Gekommenen, wenn auch verspätet? Ist Thiebold de

Jonge unter ihnen, über den ich soviel lachen muß, weil er so verliebt ist, wie ein Windspiel? Gehört dieser Wagen hier wol gar den Sängern oben? Dann — Wie sollt' ich nicht hoffen, sofort ihn mein zu nennen, einzusteigen und hinauszufliegen in die weite, weite, weite Welt!

Wem gehört der Wagen? fragte sie rundweg einen Knecht, der eben die Pferde aus dem Stalle führte und einschirrte, während der Kutscher sich noch drinnen gütlich that.

Lustig sagte der Befragte:

Der Wagen? Der gehört da oben fünf Herren! Die haben heute Nacht 'ne Wallfahrt beschlossen in fünf Stationen! Auf jeder trinken sie eine andere Sorte Punsch! Fünf Meilen haben sie schon gemacht und in jedem Wirthshaus untersucht, ob die Weinkarte in Ordnung ist!

Vor Trunkenen überfällt jedes weibliche Herz Schrecken und Zagen ... Schon vor dem Hausknecht bebte Armgart zurück ... Oben aber erscholl der Gesang so schön, so melodisch und eben löste sich Schiller's Punschlied in Lachen und Jubel auf. Einer der Sänger — es war Joseph Moppes, der süßeste aller „vaterstädtischen" Tenore — trat auf den Balcon, das Glas in der Hand und einen andern, wirklich den Thiebold de Jonge, mit dem linken Arm umschlingend, singt er aus einem andern Liede, wieder von Schiller, dem Allwaltenden in Freud und Leid der Menschen:

„Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild —"

Da schon hatte Armgart, nicht wissend, daß sie selbst die Gemeinte, hinaufgerufen:

Herr de Jonge!

Hier hängt er! ruft Moppes ...

Gehört der Wagen Ihnen, Herr de Jonge?

Wie? Was? spricht Thiebold, jetzt erst die Zartheit der heraustönenden Stimme erkennend ...

Wie so? fragt Moppes, zugleich über den Balcon sich beugend.

Wem? Wie so? wiederholt Thiebold ...

Woso? parodirt Schmitz, der Dialektkünstler ...

Nun stürmt der Rest des Sextetts in des Staunens vollste Blüte ... Clemens Timpe sogar noch mit einem aus voller Kehle geschmetterten:

„Preßt der Citrone saftigen Kern!" ...

Und alle schwingen dabei die Hüte wie zur Abfahrt und Mäntel werfen zwei, der kühne Weigenand Maus und der stille Caricaturenstifter Aloys Essingh, geradezu vom Balcon hinunter auf den Wagen obenauf und nun ist es allen in Sicht, daß ja eine Dame mit ihnen parlamentirt ...

Wie erstaunten sie, als sie auf Joseph Moppes' energischstes Ruhe Pause zählten und ein junges Mädchen mit Thiebold Verwunderung und Orientiren und Namen und Fracht und Verklarung des Schiffes austauschte, nach schnellstem Erkennen Gebhard Schmitzens die heute Vielbesungene selbst ...

Thiebold war bereits unten ...

Die von einer der melodischsten Sopranstimmen vorgetragenen Worte hörten sie:

Herr de Jonge! Ich habe aufs dringendste diesen

Wagen nöthig! Sie werden mir die Gefälligkeit
weisen, nicht wahr, ihn mir auf einige Tage zu leihe

Mein Gott, Fräulein! Sind Sie's — denn wirklich

Ruhig! hieß es oben . . .

Einzig! Auf Taille! flüsterte Gebhard Schmitz.

Verwundern Sie sich nicht zu lange, Herr de Jong
fuhr Armgart fort. Ich bitte! Befehlen Sie dem Ku
scher! Ich steige ein! Ich habe die größte Eile!

Wirft mir wol einer meinen Hut herunter?

Das war alles, wozu sich Thiebold zeit- und ort
gemäß sammeln konnte.

Fahren Sie mich ans Ufer zurück, da, wo die We
den stehen!

Da, wo die Weiden stehen!

In diesen von allen jetzt mehr gesuchten als gefun
denen Weiden blieben sechs verdutzte Blicke hängen . . .

Armgart saß schon im Wagen und Thiebold hatt
auch schon seinen Hut auf dem Kopf. Clemens Timp
hatte versucht ihn just so zu werfen, daß er ihn
auf seine blonden hochaufgerichteten Haare fiel (Thie
bold's äußerste Unruhe ließ sich am fortwährenden
Streicheln seiner Frisur erkennen); der Hut fiel indessen
zwischen die Hufe der Pferde und vor die Räder und
bekam, da die Pferde schon anzogen, eine starke Prü
fung seiner „Garantie".

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! rief
Schmitz . . .

Thiebold aber, impertinent, wie auch nur er sein konnte,
(Nur Selbstkritik, nicht etwa Verleumdung von uns), schwang
sich hinten auf den bequemen Bedientensitz, verlor fast im

Affahren seinen nun wieder hinterrücks fallenden Caster — „weiß auf blond!“ hatte noch kürzlich Benno über diesen in gewisser Hinsicht „jetzt gelieferten“ Hut und über Thiebold's Ansprüche auf Geschmack geäußert — und schon schwenkte der Wagen dem Strome und der bezeichneten Stelle zu, verfolgt von einem fast kosackischen Hurrah der Freunde Piter's, die in diesem Augenblicke sogar vergaßen, daß sie auf ihrer gleichfalls zu Wasser und darüber schon zu viel, viel Rüdesheimer und Punsch gewordenen Partie die Retourgelegenheit verloren hatten ...

Der Wagen war jener vortreffliche Landau mit jenen in Kocher am Fall beinahe verdorbenen englischen Patentachsen und die englischen Pferde gehörten gleichfalls Herrn de Jonge senior, der es für zweckmäßig zu halten schien, wenn sie durch de Jonge junior in entsprechenden häufigsten Gebrauch kamen ...

Irmgart schlug in dem prachtigen Wagen die Hände zusammen und hielt sie hoch gen Himmel empor, aus tiefster Seele dankend allen seinen Heiligen.

## 14.

Während Thiebold durch das geöffnete Schiebfen
sterchen des Wagens eine glühende Schilderung de
Sehnsucht nach diesem Sonntag, eine Schilderung de
Spannung seiner Gefährten, der Enttäuschung, daß da
ganze Begegnen mit den Stiftlerinnen und vorzugsweis
mit Armgart scheitern mußte, entwarf; während er ihr
oft durch das Schleudern des Wagens im Redestrom
unterbrochen, die Versicherung gab, daß dieser Wagen sie
wenn sie darnach Verlangen trüge, bis ans Ende de
Welt fahren könnte — die Phrase: „vorausgesetzt, daß
ich Sie begleite", verlor sich in einem Wurf in die Sitz
ecke —; während er mit jener ihm ganz eigenthümlich an
gehörenden Lebhaftigkeit der Demonstration, theils auf
die Wege wettend, theils dem Kutscher commandi-
rend, theils seinen Hut von den Folgen der Räderung
herstellend, mimoplastisch auseinandersetzte, daß nur an
jeder Station neue Postillonspferde nöthig wären, um cou-
riermäßig mit ihm bis an die Pforten des Himmels oder
der Hölle zu reisen; während er endlich mit allen Zei-
chen damaliger Telegraphik schilderte, daß seine ver-
blüfften Freunde entweder in Drusenheim übernachten

oder auch vom Wirth anſpannen laſſen könnten, waren ſie jetzt bei der Stelle angekommen, wo im Schilfe Armgart ihr Bündel geborgen hatte.

Der Kahn trieb ſchon weithin auf die Höhe des Stromes . . .

Mit der Verſicherung, er gäbe, wenn der Kahn nach Holland ſchwämme, was nicht vorauszuſetzen, der lindenwerther Schifferinnung zum Erſatz eine Bark mit zwei Maſten, mit Vorder- und Hinterdeck, mit Bramſegel, mit Reſſiegel, mit u. ſ. w., ſtieg Thiebold aus, um das vielbeſprochene, wenn ihm auch noch völlig räthſelhafte Bündel mit Gefahr ſeiner heute trotz des Regens in bequemen Wirthsſtuben geſchont gebliebenen Lackſtiefel herbeizuholen . . .

Darüber hatte Armgart einige Minuten Zeit, ihrer Lage nachzudenken . . .

Mit Thiebold ſollte ſie weiter reiſen? Mit ihm ſo allein hinaus in die Welt gehen? . . . O Gott —

Aber Thiebold kommt ſchon zurück . . . ſchon ſchleppt er das Bündel, das er höchſt federleicht findet, das ihn aber keuchen läßt wie Cyklopenarbeit . . . er bittet um Entſchuldigung, wenn ſich vielleicht in dem Bündel vom Schilfe her einige Fröſche eingeniſtet hätten . . . er wagt die leiſe Frage, ob das vielleicht die Wäſche des Inſtitutes wäre, die Armgart nach klöſterlicher Sitte in dieſer Woche zu beſorgen und noch ſpät in die Sieben Berge, vielleicht zu einer dort „vielleicht wohnenden Wäſcherin" zu transportiren hätte in Begleitung eines „vielleicht zufällig eben ertrunkenen Schiffers" . . . er geſteht, nicht begreifen zu können, warum ſie bei ſoviel Sinn für

Ich komme dem Zweck dieſes Aufſatzes näher. Man vergeſſe nicht, daß es keine ſchrofferen Gegenſätze von Entwickelungen und Perſönlichkeiten geben kann, als die in dieſem Bande zuſammengeſtellt wurden, Börne, der beſcheidene und wenig bekannte Arzt Aſſing und Hurter. Aber alle drei haben das Gemeinſchaftliche, daß ſie Convertiten ſind. Börne, eine politiſche Natur, hatte bürgerliche Motive für ſeine Glaubensänderung, Aſſing, ohne gläubig zu ſein, war von dem poetiſchen Inhalte des Chriſtenthums gefeſſelt. Von Hurter's Uebertritt aus einer Confeſſion in die andre ſollen die nachfolgenden Blätter deßhalb handeln, weil damit eine intereſſante Beleuchtung derjenigen Zuſtände ſich ergeben wird, denen die im III. Band enthaltenen „Wiener Eindrücke" gewidmet waren.

Eine Glaubensänderung hängt ſo tief mit den geheimſten Fäden unſers Gemüthes zuſammen, daß ein ſchnelles Drüberwegfahren und kurzes Endurteln eine große Ungerechtigkeit iſt. Der Israelit, der ſich taufen läßt, verdient von uns ein Entgegenkommen, das nicht ſchonend und zart genug ſein kann. Es iſt wahrlich keine Kleinigkeit, gegen den tief in uns eingeſchriebenen Satz, daß wir dahingehören, wohin uns die Natur ſtellte, ankämpfen zu müſſen, von den Seinigen ſich zu trennen, einen Glauben anzunehmen, an dem uns Vieles überzeugen kann, Manches aber ewig befremdlich bleiben wird. Sogenannte Judenbekehrungen ſind pietiſtiſche Heucheleien. Die meiſten Taufen der Juden entſtehen aus der Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Man will die Kinder nicht die geſellſchaftlichen Parias der Chriſten bleiben laſſen und bekämpft ſich ſelbſt, um den Kindern dereinſt den Kampf zu erſparen.

Wirthschaft und Reinlichkeit soviel Angst hätte, selbst vor harmlosen Wanderern, die eben des Weges daherkamen ... und wie denn überhaupt, mein Fräulein, wenn ich mir die gehorsamste Bitte erlauben dürfte um ein klein wenig mehr Gaslicht als Mondlicht, d. h. Aufklärung über Wie? Wo? Warum? Wieso?

Jetzt aber ereignete sich eine jener Fügungen, die uns zuweilen das Weltverhängniß noch zum holden Kindermärchen machen können ... Der liebe Vater im Himmel sitzt uns dann trotz aller Philosophie immer noch mit einem langen Barte auf den Wolken und fügt die Schicksale der Menschen mit sichtbarer Hand, ja er greift überall persönlich hinein mit liebevoll nachhelfendem Finger.

Von hundert Menschen, die da schon gegen zehn Uhr Abends, während der Mond nun ganz aufgegangen war, noch am Ufer hatten stehen und nach einem Nachen sich umschauen können, der sie so spät noch übersetzte, muß gerade der Eine daherkommen, der zwar nicht mit melodischem Wohllaut das Lied vom Ritter Toggenburg intonirt hatte, dem es aber, nach dem Kloster zu Lindenwerth hinüberschauend, tiefsinnen klang mit der ganzen Sehnsucht seines Herzens.

Hatte es doch für Benno heute am Sonntag diesseits des Stromes Aufnahmen gegeben hier und dort! Aufnahmen, die an Ort und Stelle zu machen waren! Die süßeste Hoffnung, die von gestern auf heute sich erfüllen sollte, von dem Abschied beim Einsteigen in den Nachen bis zu einem Wiedersehen im Enneper Thale oder auf der Insel selbst oder heute irgendwo und wie, hatte scheitern müssen theils am Wetter und den verschlimmerten Wegen,

theils an der gegen alles Erwarten ſich herausſtellenden Bedeutung der Aufträge, die es zu vollziehen gab ...

Nun aber trieb ihn noch ein anderes gegebenes Wort wenigſtens für den Abend zur beſchleunigten Eile. Rück hatte ihm beim Abſchied geſprochen:

Herr von Aſſelyn! Sie ſind ein junger, unterrichteter und für die praktiſche Auffaſſung des Lebens, die nur allein eine Zukunft hat, disponirter Mann! Aber in vielem ſind Sie noch völlig Tabula rasa! Ich will Ihnen wünſchen, daß das Leben beſſere Zeichen auf Sie ſchreibt, als zehnjährige Seufzer bis zu einem Aſſeſſorat in Schöppenſtädt mit fünfhundert Thalern Gehalt! Sie kennen unſere geſpannte Lage mit der Regierung! Sollten Sie vielleicht im Roland bei Joſeph Zapf oder ſonſtwo Leute finden, die uns nicht eher geholfen glauben, bis nicht alle die aus dem Lande gejagt ſind, die nicht an die ſieben Sakramente glauben, ſo laſſen Sie ſich mit den dummen Leuten in keine philoſophiſchen Erörterungen ein, ſondern ſchonen Sie menſchliche Schwächen! Bei Zapf gehen, hör' ich, Narren aus und ein, die ſich einbilden, es brauchte nur der 24. Auguſt im Kalender zu ſtehen und man könnte die Sainte Barthélémy noch einmal aufführen! Klären Sie dieſe Leute nicht philoſophiſch auf! Geben Sie ihnen nur ein wenig mehr Einſicht in die Geſetze! Verweiſen Sie ſie auf das, was uns unter allen Umſtänden als Anlehnung Stand hält, wenn wir uns gegen die neunmal Weiſen anſtemmen müſſen, auf das Edict vom 28. Germinal des Jahres X der fränkiſchen Republik, das Beſitzergreifungspatent von 13, die Bulle De Salute animarum

von 21. Denn darüber, denk ich, sind wir einig, daß bei uns Kirche und Gemeinde darauf halten sollen, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Lieber ein Weltbrand, als ewig unter der Herrschaft der Achselklappen mit den numerirten Knöpfen! Lieber zum Frühstück fricassirt von französischen zu Marschällen avancirten Köchen, als zerrissen von russischen Wölfen! Zwei Alternativen hat ja die Welt nur: Czernebog, den Großen, oder Rom!

Benno fühlte das anders, doch wollte er nicht fehlen unter Leuten, die von Sturmglocken sprachen und das Wort: Von-Berg-zu-Berg-die-Feuerzeichen-Anzünden schon aus gedruckten fliegenden Blättern, aus Liedern und laut gesungenen Reimsprüchen wiederholten.

Auch dem wirklich damals „beschränkten" und von Ministern deshalb gründlich verhöhnten „Unterthanenverstand" wollte er die Thorheit der Sensen und Aexte verweisen, mit denen die Bauern verlangten in die Städte geführt zu werden ...

Es gefiel ihm sogar, daß Stephan Lengenich übernehmen sollte, einen großen Rath- und Hülfsverein im ganzen Lande zu begründen, einen Bund von Meistern und Gesellen, Handwerkervereine, die damals aller Orten im deutschen Vaterland und zur Anbahnung besserer Zeit auftauchten und von denen der Severinusverein nur erst ein schwaches Vorbild war ...

Schon sah Benno mit scharfem Auge im Roland drüben die Fenster des zweiten Stockes erleuchtet ...

Er verwünschte seine Verspätung bei der ihm wie ein Verhängniß lockenden Erörterung ...

Einen Nachen suchte er jetzt und war, da er keinen

sank, gerade im Begriff, schnellen Schritts auf einige Schifferhütten zuzueilen, die freilich noch einige tausend Schritt zu Berg entfernt lagen ...

Da sieht er einen Wagen daherjagen und so dicht dem Ufer zu, als sollte ihn eine Fähre aufnehmen ...

Diese Fähre sucht er ...

Wie mußt' er erstaunen, als jetzt jemand von dem Bedientensitz des Wagens springt, am Ufer im Röhricht krebst, dann mit einem großmächtigen Bündel zurückkehrt und endlich vollends, als er sieht, daß dies, wie es schien, Schmuggel treibende Individuum niemand anders war als Thiebold de Jonge!

Ja, aber ums Himmels willen' Was haben Sie denn da? rief er ihm schon aus der Ferne zu ...

Thiebold, vollkommen wissend, daß Benno in der Nähe sein konnte, und darum auch schnell sich zurecht findend, antwortete sogleich mit einem Bedeuten um geheimnißvolle Stille und dem Winke, das „federleichte" Bündel mit aufladen zu helfen ...

Mit den langgezogenen, völlig noch ungewiß tastenden Worten: „Aber — Sie sonderbarer — Schwärmer —!" trat Benno näher ...

Nun sieht er in den Wagen und sieht Armgart und Armgart sieht ihn, erkennt ihn und ruft:

Jesus! Der Benno!

Benno steht sprachlos.

Thiebold klärt auf, soweit er kann, stopft das Gepäck hinein, ruft dem Kutscher den Namen eines Ortes zu, als den der ersten Poststation, und steigt windschnell wieder hintenauf ...

Er ſcheint vorauszuſetzen, daß Benno, dem allem wie etwas Unglaublichem zuſtaunend, dem tolldreiſteſten aller Menſchen in die mondhelle Nacht hinaus die Königin ſeiner Träume wie zur Entführung überlaſſen ſoll ...

Ein Augenblick jedoch — und auch Benno ſitzt ſchon oben dicht neben Thiebold und der Roland und die Kirche und der Staat und der 28. Germinal und die Bulle De Salute animarum ſind vergeſſen.

Armgart ſieht alles das voll Seligkeit und hätte nun am liebſten alle beide gleich hereingerufen.

Sie hätte Benno die Hand drücken mögen vor Freude über dieſe doppelte Hülfe ...

Aber ſchon flogen die Roſſe zur Chauſſee hinauf und auf dieſer dann funkenſtiebend weiter und weiter dahin ...

Der Kutſcher merkte ſchon, daß hier Romantik im Spiele war und dem Druſenheimer allein hatte auch er nicht zugeſprochen.

Endlich hatte ſich Armgart geſammelt und machte wenigſtens durch das Schiebfenſter ſo viel Geſtändniſſe, als nöthig waren, um nun ſchon von Benno Vorwürfe und ernſte Ermahnungen zu hören.

Darüber drängte ihn Thiebold, als „unerträglichen Pedanten", vom Schiebfenſter weg und klagte über Mangel an Raum ...

Und als dann Benno mit Vernunft und Beſonnenheit nicht enden wollte, verwies ihn Thiebold vorn auf den Kutſcherbock, worüber beide jetzt unter ſich ſelbſt in freundſchaftlichen Hader geriethen ...

Am Ufer aber hinfahrend hatte Armgart alles drüben auf der Inſel ſtill gefunden und im Geiſte der guten

Angelika gedankt, die ihre Flucht ſicher nicht verrathen, ſondern gewiß zur ſuchenden Mutter von einem Verſteck auf der Inſel ſelbſt geſprochen hatte.

So fuhren ſie ſchon unterhalb des Geierfelſen dahin ...

Je weiter aber die Inſel und der Fluß verſchwanden, deſto mehr verlor ſie die Beſinnung und alle ihre Gedanken fingen an, ihr wie zu vergehen ...

Was ſie von dannen trieb, glaubte Benno jetzt zu errathen ... Die Mutter war angekommen! ... Er theilte Thiebold ſeine Vermuthung mit und ſeine Auslegung der ſo ihm nun erklärlichen Flucht ...

Wie Thiebold, der natürlich die Rechte des Vaters, ſeines „Lebensretters", weit über die der Mutter ſtellte, ſich in Irmgart's heroiſcher Herzensthat ſtaunend zurecht fand, wurden ſie plötzlich von Pferdehufen und von Säbelklappern aufgeſchreckt ...

Vier bis fünf Gensdarmen ritten an ihnen vorüber ...

Benno erkannte Grützmachern und Schulzendorf; dieſe erkannten ihn ...

Herr von Aſſelyn! hieß es mit harmlos überraſchtem Tone. Wo wollen Sie denn ſo ſpät noch hin?

Thiebold, zwar vorlaut wie immer, aber etwas eingeſchüchtert, nannte die nächſte Station ...

Major Schulzendorf blickte in den Schlag des Wagens. Er ſah eine junge Dame ...

Auf Damen lauteten die Ordres nicht ...

Paſchel, Herr Freiwilliger! rief Grützmacher mit einem jener der Herrſchaft des großen Czernebog angehörenden und 1813 in Deutſchland zurückgebliebenen Koſackenworte und erinnerte bedeutungsvoll mit dieſer Anrede den jungen

Demagogen, daß er ſeine Geſinnung ſchon neulich als auf „Anno Köpenick“ lautend genannt hatte.

Der Wagen fuhr von dannen ...

Und an einem Kreuzweg hielt wiederum ein berittener Gensdarm.

Was geht denn hier vor? fragte Thiebold höchſt erſtaunt und plötzlich jetzt von großer Sammlung und viel Vernunft.

Benno ahnte faſt, daß er einer großen Gefahr entronnen war.

Dieſe Zuſammenziehung von Bewaffneten ſtand ohne Zweifel in Verbindung mit der geheimen Verſammlung drüben im Roland ...

Seine Empfindungen über dieſe Vermuthung ſchloß er tief und ſtumm in ſein bewegtes Herz ...

Die jungen Männer beſchloſſen, den räthſelhaften Flüchtling die Nacht über zu begleiten, bis ſie irgendeine der Poſtrouten erreichten, wo Armgart die Diligence beſteigen konnte, um an den Ort ihrer nächſten Wünſche zu kommen, ins Stift Heiligenkreuz, wie ſie ſagte, bei Witoborn oder nach Weſterhof zu Paula.

. . . . . .

Wie es dann immer höher und höher ins Gebirge ging, lag die Gegend den Rückblickenden im Mondlicht ſo geiſterhaft und märchenhaft da, wie ihnen ihre eigene Stimmung ...

Der Strom, die Berge, die Ortſchaften, alles wie verklärt ...

Ein einziger ſtiller Friede ausgebreitet über ſoviel Leidenſchaft, ſoviel Haß, Kampf und Gefahr ...

Dabei ſtiegen noch Raketen auf aus den Weinbergen, wo man ſchon frühzeitiger die Weinleſe begonnen — alles das ſo harmlos, wie zu Luſt und Freude ...

. . . . . .

Immer lauſchiger wurde es am Wege ringsum und dunkler wurde der Wald zum Gebirge zu ...

Eine Abtei lag in zertrümmerten von Buſchwerk überwucherten Rundbogen, recht wie ein Zufluchtsort mitternächtiger Geiſter ...

Wie ſchlummernd ragten ringsum die Tannen ...

Nur die Fledermäuſe huſchten auf und die kleinen Schlangen eilten über den Weg hinwegzukommen, fliehend vor den jetzt langſam bergauf ziehenden Roſſen ...

Aus dem Walde tönten ſo ſeltſame Laute, wie vom Fuchs auf dem Raube und von der nur des Nachts die Augen öffnenden Eule ...

Ein großer dunkler Vogel flog quer über den Weg, ſo mächtig, ſo weitausgeflügelt, als wär' es ein Adler geweſen.

. . . . . .

Da kam ein neues Piket von Gensdarmen ...

Es umringte ein offenes Wägelchen, das raſch an ihnen, niederwärts, vorüberglitt ...

Erſt als ſich Benno über dieſe neue Begegnung mit den Wächtern der öffentlichen Sicherheit geſammelt hatte, fiel ihm die Geſtalt auf, die auf dem Wägelchen geſeſſen ... Zuſammengedrückt, im bloßen Kopfe, eine Pferdedecke über die Schulter geworfen, hatte jemand dageſeſſen und geblickt mit ſtieren Augen, wie die Augen der Hyäne leuchten mögen beim nächtlichen Raube,

wenn ſie vom Wege, die Löwen ſchon am Platze fürchtend, angſtvoll zur Seite ſchleicht ...

Vor und neben dem Gefangenen ſaßen zwei Männer in bürgerlicher Tracht, feſt und aufrecht ...

Anfangs glaubte Benno, ſeine Phantaſie ſpiegelte ihm die Entdeckung des Mörders der Frau von Buſchbeck in Jodocus Hammaker vor ...

Indem trabte ein Reiter an ihnen vorüber, in grauem Militärmantel mit rothem Kragen ...

Der Mantel ſchlug im ſchnellen Vorüber auf ... Der Reiter war ein Bürgerlicher ...

Aſſeſſor von Enckefuß! rief Benno ihm nach ...

Der Reiter hörte nicht.

Thiebold war ſchon lange in eigenthümliche Gedanken verloren und ſchien für jeden äußern Eindruck abgeſtorben ...

In größter Aufregung fuhr Benno fort:

Nun, mein Freund, da ſehen Sie wie „dieſe Menſchen", wie Sie ſie neulich zu nennen beliebten, die Augen offen halten und am rechten Platze Muth und Kraft in Muskeln und Adern haben!

Wie ſo?

Bemerkten Sie denn nicht eben? —

Was?

Keine Täuſchung! Der Mörder der Buſchbeck ...

Wovon ſprechen Sie?

Sahen Sie denn nicht?

Wen?

Den Aſſeſſor von Enckefuß —

Ich glaube, Sie träumen!

Eine eiſerne Zeit wird kommen! Nicht ſechs Wochen ins Land —

Sechs Wochen, glauben Sie, daß dieſe Reiſe —?

Ich begreife — was Dante zu den Ghibellinen zog!

Und während Thiebold jetzt ſeine in ſolchen Fällen gewöhnliche Wendung: „Warum haben Sie nur ewig die Malice, in meiner Gegenwart gelehrt zu ſein! Wer war dieſer Dante? Wer ſind die Ghibellinen?“ heute wie abweſend und wie völlig über den Sänger der Hölle und des Fegfeuers und des Paradieſes unterrichtet unterdrückte, klopfte Armgart von drinnen an das Fenſter und bat mit zagender Stimme, da es draußen gewiß bitter kalt würde, die Freunde möchten doch hereinkommen ...

Benno und Thiebold fühlten, daß dieſe von Armgart geſprochenen Worte nur ſo leiſe tönen konnten vor Thränen ...

Der Wagen hielt an ...

Schweigend ſtiegen die Freunde ein ...

Thiebold mit der Entdeckung, die er erſt ſeit einer halben Stunde gemacht: Armgart wird auch von Benno geliebt! ... Benno in einer Aufregung, die mit mächtigſter Gewalt plötzlich alle ſeine Gedanken mitten in die Erörterungen zurückverſetzte, die er kürzlich mit Bonaventura gepflogen beim abendlichen Wandeln am Stromesufer ...

. . . . . .

Und wer weiß, ob nicht auch Bonaventura noch ſtand und in demſelben Nachthimmel ſeine Zukunft ſuchte und, durchſchauert von bangen Ahnungen, der Worte des alten Kirchenvaters gedachte: „Steh' auf um Mitternacht, blick' in das Heer der Sterne und deute dir die tiefe Stille!“

Ich glaube aber, man ſollte dieſe Aengſtlichkeit der Gewiſſen, dieſe Befangenheit im natürlichen Bewußtſein, vom philoſophiſchen Standpunkte aus nicht gelten laſſen. Man ſollte ankämpfen gegen alles, was die freie Selbſtbeſtimmung der Individuen verhindert. Die Freiheit, ſich rechts oder links zu ſtellen, iſt die Freiheit des Jahrhunderts. Sie mag dem Proteſtanten zu Gute kommen, der katholiſch wird, ſie wird aber auch den umgekehrten Schritt erleichtern, ſie wird uns vor allen Dingen gegen den Indifferentismus bewahren, der ſich gern mit Redensarten, wie: Was ich bin, das bleib' ich, u. dgl. beſchönigt. 'Wer etwas Beſſeres ſein kann, als er iſt, der habe das volle Recht, aus den natürlichen Zufälligkeiten ſeiner Geburt herauszutreten, ſich ſelbſt mit dem Feuer ſeiner eigenen Ueberzeugung zu taufen und wiedergeboren zu werden in der Wahrheit ſeines ſelbſtbewußten Geiſtes.' Es iſt freilich ſchaudervoll, ſich vorzuſtellen, daß ein proteſtantiſcher Geiſtlicher dreißig Jahre lang eine Lehre vertreten konnte, die er, allerdings nicht plötzlich, ſondern allmälig als unvollkommen, ja als Lügenwerk abſchwört; aber wenn hier der Friede einer Seele nicht anders hergeſtellt werden konnte, wer kann da richten? Wir leben jetzt in Tagen, wo wir Tauſende ſchon geſehen haben, die nicht aus Frivolität oder Indifferentismus, ſondern mit innerer Wärme und treibendem Wahrheitsdrang ſich von der römiſch-katholiſchen Kirche trennten; laßt uns gegen den umgekehrten Gang gerecht ſein und dem Antiſtes Hurter, wie er von den Füßen des Papſtes aus Rom zurückkehrte, immerhin unſer Mitleid und nicht mit den Schaffhäuſer Bürgern ein Charivari bringen.

So dacht' ich in Salzburg und blätterte flüchtig und obenhin in den damals erſchienenen beiden erſten Bänden der Hurter'ſ-

Wenigſtens wohnte er, ein Leichenbegleiter in jeder Beziehung, nachdem er dem großen Conduct der endlich zur Nachtruhe gekommenen „Frau Hauptmännin“ am Sonnabend gefolgt war, auch Sonntag Nacht dem Officium und den Vigilien bei, die in der kleinen Kapelle neben dem Kreuzgang der Kathedrale am kerzenerleuchteten Katafalk des verſtorbenen greiſen Domherrn unausgeſetzt bis zum Montag morgen gehalten wurden, wo erſt ſein Vorgänger, in deſſen Stelle er rücken ſollte, mit ſeinen „geſammelten Origines-Lesarten“ unter die ſteinernen Bliesen des Kreuzgangs eingeſenkt werden durfte; denn der Sonntag — „iſt des Herrn“.

Ende des dritten Buches.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Der Zauberer von Rom.

Vierter Band.

Der

# Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Vierter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen vor.

# Viertes Buch.

# 1.

Noch blieb der Winter aus und schon hatte das neue Jahr begonnen ...

An einem milden Novemberabend wurde Graf Truchseß-Gallenberg von seinem kirchenfürstlichen Stuhl mit einem Aufgebot zahlreicher Truppen entfernt — in eine ostwärts gelegene Festung geführt — mit ihm Eduard Michahelles ...

Keine Hand hatte sich gerührt, die gewaltige Entschließung des Landesherrn zu hindern. Diejenigen, die sich für diesen längst erwarteten Schritt der Regierung zu offenem Widerstande gerüstet hatten, wurden an jenem Septemberabend im Gasthaus zum Roland am Hünenecl aufgehoben und befanden sich seit Monaten im Gefängniß — Stephan Lengenich, Joseph Zapf, ein Arzt, ein Priester, einige Gemeindevorstände, Ackerwirthe, Schreiber, Landleute ...

Die fortdauernd milde Witterung begünstigte aber dasjenige, was Dominicus Rück den „Treppenwitz" nannte.

Jeden Abend in den Straßen ein zu spät kommender Protest ... Rettirungen, Patrouillen — Zusammenstöße — einzelne Verwundungen —

Die Aufregung hatte sich ganz Deutschland, ja Europa mitgetheilt. Auch im Osten wurde von derselben Regierung ein anderer Erzbischof aufgehoben. Eine wilde Zeit! Sie entfesselte Geister, die der protestantische Fürst nicht geahnt hatte und die nach langem glücklichen Frieden ihm die Ruhe seiner letzten Lebensjahre rauben sollten ... Vom Vatican hatte „der Knecht der Knechte" am 10. December in einer Allocution an die Cardinäle Blitze geschleudert. Das kirchliche Leben stockte in den Landen, die zunächst betheiligt waren; wie Bann und Interdict, wie der Fluch auf Feuer und Wasser lag es auf der Ordnung des Lebens, allen Handlungen der Kirche, allen Weihen und Segnungen; der apostolische Stuhl hatte keine Stellvertretung anerkannt, die geweihte Hand des Priesters Immanuel fehlte, sie, die allein die Fasten, Abläße, Dispense, Consense ertheilen konnte; rings waren die Wege des Heils gesperrt, da niemand die Vollmachten Christi besaß, die allein für diese Zeitlichkeit der Schlüssel Petri unter Verschluß hält. Die, welche nach dem Willen des Landesherrn den entthronten Kirchenfürsten zu ersetzen hatten, die Kapitel, die Administratoren, geriethen in Schwankungen, in Angst und Schrecken über ihr vom Heiligen Vater verwirrtes Gewissen. Die Lämmer flohen vor den Hirten ... Rück und die Sporenritter und die Hunnius riefen Feuerjo! daß der rothe Hahn auf allen Palästen und Staatskanzleien drohte und das Vaterland in eine Spaltung gerieth, wie wenn Tilly wieder vor den Thoren Magdeburgs stehen sollte.

Rück's bei alledem von ihm geleiteter „Treppenwitz", seine zu spät gekommene Antwort auf die kühne That

der „Neunmal-Weisen", hatte sich nur seit den Festtagen etwas gemildert ...

Auch hatte am Morgen nach dem heiligen Dreikönigsabend Jodocus Hammaker unter dem Messer der Guillotine geendet.

Der Mörder des Fräuleins Brigida von Gülpen, genannt Frau Hauptmann von Buschbeck, gestand Dinge, die der Herrschaft „der Achselklappen mit den numerirten Knöpfen" und der „Avantgarde des großen Czernebog" verdrießlich sein mußten, denn er zog vor, mit der Kirche, der er nicht minder gedient hatte, im Frieden zu scheiden. Rück vertheidigte ihn. Der Mörder dankte ihm für seine Anstrengung, ihn vor den Assisen durchzubringen, mit manchem schmachtenden Blicke, den er aus seinem so kunstvoll beherrschten, doch verzweiflungsvollen Auge auf ihn warf, mit manchem gen Himmel gerichteten Aufseufzer, und nur einmal, als ihm Rück beim Plaidiren und gerade seine Dose ziehend schaudernd eine Prise verweigerte, die der Freche von ihm zu nehmen begehrte, da zuckten seine weißen Augen unheimlich drohend auf ... doch der Agent beherrschte sich, schonte alles, was die eine seiner beiden Schultern getragen hatte, die kirchliche, und nur in seiner letzten Beichte, die er dem neuen jungen Domherrn, Herrn Bonaventura von Asselyn, gesprochen, mochte er Rückblicke gegeben haben auf sein Leben und Enthüllungen auch über den Verdacht, ob er einst einen Mann aufhing, der ihn jetzt noch einmal, wie schon früher vertheidigte.

Nach diesem entsetzlichen Zwischenspiel, das der Armesünder keineswegs durch übergroßen Heldenmuth zum Volksschauspiel „auf Applaus" machte, war es

ſchen Wiedergeburt. Römiſch-katholiſch! Millionen bekennen dieſen Glauben und noch manches Jahrhundert kann umrollen, ehe der Statthalter Chriſti auf ſeinem Stuhle nur empfindet, daß die Gränzen ſeines Reiches ihm näher rücken. Iſt der Proteſtantismus nicht ſelbſt tief erſchüttert? Wo iſt Wahrheit? Wo iſt Uebereinſtimmung? An Unduldſamkeit fehlt es im Schooß der Evangeliſchen nicht minder, wie bei der alleinſeligmachenden Confeſſion. Die Fürſten nehmen Partei, bevorzugen die eine Auffaſſung vor der andern, die Kämpfenden überbieten ſich, die Würde des Gegenſtandes geht in der Hitze der Leidenſchaften verloren, Philoſophie, die Sache des Einzelnen, wird mit Religion, der Sache Aller, verwechſelt, Proteſt gegen Proteſt .... zeigt ſich darin Schwäche oder Ueberfülle an Kraft, Auflöſung oder Geſtaltung, Schuld der Vergangenheit oder kreiſende Geburt der Zukunft? Ich glaube das Letztere. Wer kann aber Den unbedingt verdammen, der das Erſtere glaubt?

Die Religion bahnt ſich zum Gemüth die wunderbarſten Wege. Die Stärkſten in jedem andern Bereich können in dieſem die Schwächſten ſein. Der Geiſt, der vierzig Jahre verſchte, kann vor Ueberdruß an ſich ſelbſt ermüden und die höchſte Verzweiflung, die da ausruft: Alles iſt eitel! beugt ſich dem linden Joche eines Gehorſams, der ſich ſelbſt beräubt. Vierzig Jahre lang kann das Herz in ſtarrer Selbſtgenügſamkeit nur phyſiſch pulſiren und ein plötzlicher Schmerz durchbricht rieſenſtark die Eisdecke und dieſer kalte Muskel ittert, wird fühlbar und hat keine Kraft zu tragen, was Alles as Schickſal ihm aufbürden will. Das Gefühl erwacht beim inen in der Muſik, beim Andern in der Poeſie, bei den Meiſten in ſinnlichen Religionskulten. Den Stolz zieht es

einige Abende recht still geworden ... Auch war der Carneval abgesagt. Ihr Theuerstes opferte die Stadt, um zu beweisen, daß der Stellvertreter Christi mit Recht diese Zeit den schlimmsten der Propheten verglichen hatte.

Im Englischen Hof, in einem der ersten Hotels der Stadt, waren, wie seit einigen Wochen allabendlich, mehrere Fenster erleuchtet. Die Frequenz der Stadt hatte abgenommen. Niemand mochte dem Ansinnen der Loyalität, Feste zu geben, entsprechen und da manche Familie auch ihrerseits wieder vor dem Schein der Demonstration sich fürchtete und lieber auf dem Lande blieb, so fiel es auf, wenn irgendwo sich Leben zeigte in einer Stadt, der die geheimen Lenker in allem und jedem Trauer angesagt hatten.

Aber auch jene Fenster oben im ersten Stock des Englischen Hofes werden bald nicht mehr an jedem Abend erleuchtet sein ...

Schon ist ein großer Reisewagen in der Einfahrt sichtbar, der, vorn und hinten bepackt, morgen aufbrechen und die oben wohnende Herrschaft nach Belgien und an den Strand des Meeres entführen wird, von wo aus es dann weiter gehen soll nach England ...

Ein Reisecourier ordnet am Wagen. Ein anderer Diener hat die Gräfin von Salem-Camphausen, die Mutter des Grafen Hugo, in einem Miethwagen begleitet, in welchem sie noch einige Abschiedsbesuche macht ...

In dem einen der oben von ihr seit zwei Monaten bewohnten Zimmer brennt etwas düster eine große Astral-

lampe auf einem runden, mit einem Teppich bedeckten Tische. Eine andere, hellere, wenn auch kleinere Lampe bescheint ein kleines Schreibbureau, an welchem eine Dame sitzt und mit Emsigkeit die Feder führt ...

Alles still um sie her ... Beträte auch ein Fuß das geräumige Zimmer, dem man die einer Abreise vorangehende Unordnung nicht ansieht, der Schritt würde durch einen Teppich gemildert werden ... Eine kleine wiener Reiseuhr steht neben der Schreibenden, die zuweilen wie mechanisch auf sie hinblickt und sich flüchtig über den schnellen Lauf der Zeit zu wundern scheint, obgleich sie darum im Schreiben immer noch fortfährt ...

Die Dame ist nicht, wie seit dem 20. November alles, was in dieser Stadt der gemeinsamen Stimmung Rechnung trägt, schwarz gekleidet, nur dunkelfarbig ... weit ausgebreitet bauscht sich um sie her ein einfacher seidener Stoff ... ein Spitzentuch, das den Nacken bedeckt, ist herniedergeglitten ... ja an dem zurückgehenden Ausschnitt des Kleides kann man entnehmen, daß die emsige Schreiberin, um die Brust zu schonen, sich's unbewußt bequem gemacht hat ... Man sieht die Fülle der Anmuth und der Jugend.

Sie blickt auf und athmet wie erschöpft ... Die saubern Octavblättchen, die sie vollgeschrieben, zählt sie und lächelt, da es deren so viele sind ... Dies Lächeln sollte uns nicht fremd sein ... Es hat Aehnlichkeit mit jener Duldermiene, die das Lächeln Armgart's dem Blick der Madonnen Murillo's so ähnlich macht ... An dem seltsamen Glanz der langen Locken, die auf den weißen,

durch Zufall entblößten Hals der jetzt Lesenden niedergleiten, erkennen wir Armgart's Mutter, die Oberstin von Hülleshoven, Monika von Ubbelohde.

In der That hat der Winter nie so nahe beim Frühling gewohnt. Nie ist der letzte Schnee in anmuthigerm Neckspiel auf die ersten Blüten eines Gartens gefallen. Nie hat der Sonnenstrahl zur Osterzeit so schnell die letzten Flocken der noch eisigen Lüfte hinweggeküßt. Oder müssen wir von einem Hagelwetter sprechen, das grausam seine Eiskörner zurückgelassen unter Rosen und Lilien? Monika's Locken sind grau.

Monika ist eine Frau mittler Größe, nicht von übervollen, aber runden Formen. Ist ihr Antlitz jetzt nur vom Ueberbeugen so geröthet oder trägt es dies frische Incarnat für immer? Fast möchte man letzteres glauben, wenn man die schwellende Röthe der Lippen vergleicht, die ein wenig sich öffnen, weil sie leise vor sich hin das liest, was sie geschrieben ... Ihr Blick ist ernst. Die Hand, weiß und klein, hält die Blätter etwas zu nahe dem Auge. Wer weiß, ob nicht auch diese schönen braunen Augen gelitten haben von viel Thränen, die sie vergessen haben mochte? Bei alledem liegt auf der Stirn ein seltener Friede. Oder ist es nur eine große Klarheit, die ihre Vorstellungen zu einem Lichte hindurchgerungen hat, das nun auch diese Stirn so edel erhellt? Eine Stirn, die unharmonisch ist, entstellt ein ganzes noch so zierliches Antlitz. Die Stirn dieser jungen Frau stieg sanft aus den eingesenkten Schläfen und erhob sich nur oben, dicht an den gescheitelt niedergleitenden grauschimmernden Locken, deren an jeder Seite drei bis auf die

in dem Lehnsessel sich aufstemmenden Oberarme fielen, zu einem leisen Hervortreten zweier Flächentheile, die in der Mitte durch eine einzige sanfte Linie getheilt waren. Die Rundung des Kopfes, dessen Hintertheil ein unterm Kinn zusammengebundenes Flortuch von schwarzer Seide bedeckte, war der Ausdruck eines Wesens, das die Harmonie und mit ihr die Gerechtigkeit liebte. Die Augenbrauen waren dunkel, nicht von dem Loose des Haares betroffen. Zitterten die Blättchen in der Hand der Lesenden, so war nur die Haltung der Arme, die sich auf die Lehnen des Sessels stemmten, schuld daran, nicht die bangende innere Aufregung, denn mit Ruhe, Fassung, mit dem Ernst eines Denkers überliest die junge Frau, was sie geschrieben.

Die Blätter lauteten:

„Seit vier Monaten, meine theure Freundin, haben Sie nichts von mir vernommen und vielleicht zu buchstäblich hab' ich mein Wort gehalten, Sie zu verschonen mit den Aufwallungen über halbe und unentschiedene Zustände.

„Ich habe nicht in Anschlag gebracht, daß schon seit der Rückkehr des Obersten die Vorbereitungen getroffen sein mußten, Irmgart so bald als möglich wieder nach Westerhof zurückzurufen. Unmittelbar nach meinem Briefe suchte ich einzutreffen. Kaum hatt' ich von den Zimmern, die Herr von Terschka für mich bestellte, Besitz genommen, als ich mich in einen Nachen setzte und zur Insel Lindenwerth hinüberfuhr. Ich wiederhole eine der Scenen, deren vor Jahren so viele stattgefunden. Damals, in der seligsten Gewißheit, am

Ziele zu sein und mein Kind zu besitzen, es zu überraschen im Schlummer, es entdeckt zu haben in einer Köhlerhütte, bei einem Förster im Walde, hatten mein Schwager und meine ihm verbundene Schwester den Raub, den sie an zwei Aeltern begingen, schon wieder an einen andern Ort geborgen, nur daß ich diesmal nicht die mir tödlichen Worte in einem zurückgelassenen, immer gleichlautenden Briefe fand: «Dein Platz ist — in der Kaserne beim Olivaer Thor in Danzig; dort wirst du dein Kind finden!» Aber ebenso stand ich wieder wie sonst. Muttergefühl und Stolz im Kampf. Nach halbstündigem Warten auf Armgart merkt' ich, daß sie nicht mehr auf der Insel war. Die Englischen Fräulein schienen aufs äußerste bestürzt; eine der Lehrerinnen war im Geheimniß. Als alles geweckt wurde und ich sehr gern den Nonnen eingestand, daß ich sie für unbetheiligt hielt am Verstecken meines Kindes, als die Lehrerin ringsum wirkliche Angst über einen möglichen Unglücksfall bemerkte und gestanden hatte, daß Armgart entflohen war, da hinderte ich selbst, daß man die Schiffer antrieb ihr nachzueilen. Wie sonst aus den Köhler- und Waldhütten ging ich, ich will nicht mehr sagen, mit dem Trotz meiner Jugend, aber doch so vernichtet und auf die erste Hoffnung tief erkältet, daß ich, wie schon oft im Leben, den Eindruck einer Frau ohne Herz zurückgelassen haben mag, als ich schweigend auf meinem Boot zum Ufer fuhr.

„Am folgenden Morgen besuchte mich die Lehrerin. Der Armen hatte man, als verdächtig, eine Flucht aus

dem Penſionat unterſtützt zu haben, ſofort gekündigt. Das ſchon ältliche Mädchen dauerte mich. Sie ſprach ihr Leiden nicht aus, das das gewöhnliche verblühender Jugend und des unterrichtgebenden Tagelöhnerns ſchien, aber ich ſah es ihr an und vertraute ihrer Erzählung. Das Mädchen ſchien mich nicht für würdig zu halten, ganz in ihr Inneres zu ſehen. Ich war ihr »die Mutter, die ihr Kind aufgeben konnte«. Erſt als ſie wiederholt auf mein graues Haar und den Urſprung deſſelben, den ſie etwas ungläubig aus dem Kummer herleitete, zurückkam und ich jetzt, lächelnd ſogar bei allem Leid, ihr ſagen mußte: Liebe, Sie ſtellen mich viel zu hoch! Dies Erblinken meiner Haare ſtammt aus einer Lebensgefahr, in die ich mich einſt begeben hatte, als ich mich vierzehn Tage lang verſteckte, verſehen nur mit einem Körbchen Proviant, ohne Waſſer und auf den Augenblick harrend, wo ich die Wahnſinnigen, mit denen ich im Kampfe lebte, überraſchen wollte — man fand mich endlich fieberkrank und der Typhus raubt oder bleicht uns das Haar — ! — da wurde ſie mittheilſamer und erzählte mir, was in Armgart's Seele ſo vorgegangen, als wäre ganz der Geiſt ihrer Tante Benigna über ſie gekommen, dieſer Belledennatur, die der Meg-Merilis Walter Scott's nicht unähnlich iſt, ohne daß meine Schweſter je den Hochlandsdichter geleſen haben mag. Ebenſo will das Kind richten über mich und den Vater und ſetzt ſich als Preis für unſere Ausſöhnung! Die Lehrerin erbot ſich zur Vermittelung mit dem Oberſten, der ſo nahe wohnte und in deſſen ganzer Art es liegt, daß er nicht einmal den Verſuch

machte, sich umzusehen, wo er seinem einzigen Kinde begegnen könnte, geschweige es an sein Herz zu reißen. Ich lehnte die dargebotene Hülfe ab und verwies auf das, was vom Obersten mich immer getrennt hat und was uns ewig trennen wird.

„Von Herrn von Terschka erfuhr ich dann alle nähern Umstände dieser Flucht. Sie kennen seine unermüdete Gefälligkeit. Ich erfuhr die kleinsten Details. Begleitet von zwei ihr bekannten jungen Männern war das wahnbethörte Mädchen nach einer nächtlichen Fahrt auf die Station einer großen Poststraße gebracht worden, wo sie die Diligence bestieg und nach Witoborn fuhr.

„Ich konnte ihr nicht folgen. Die Nähe so vieler Feindseligkeit beängstigte mich auch bei Lindenwerth. Ich schrieb einige Worte an den Dechanten und begab mich nach Belgien und Ostende, wo ich die Gräfin erwarten wollte, um sie, wie früher gewesen, mit Armgart, nun vielleicht allein nach England zu begleiten. Die Ankunft derselben verzögerte sich. Ich wartete wochenlang und sah das Meer in allen seinen wechselnden Launen, in seiner Größe und Gefahr, unheimlich und selbst im Sonnenschein und bei Windstille dem Menschen nicht wohlwollend. Die Jahreszeit wurde rauher, die Stürme tobten, die See ging hoch — eine Welle, die schon von weither rollt und über dem gefurchten Spiegel sichtbar wird wie eine glattgeschliffene riesige Sichel, immer näher kommt, immer mächtiger in ihrem weißen Gischt anwächst und dann sich auf den Strand wirft, hat etwas so unbarmherzig Unerbittliches, daß ich selbst vom schützenden Leuchtthurm aus nicht mehr diesem Spiele zusehen mochte.

Ich reiste der Gräfin entgegen, die endlich in Frankfurt angekommen war.

„Aber schon in der Residenz des Kirchenfürsten begegneten wir uns und haben wir hier die stürmischen Tage der Gefangennahme desselben erlebt. Die Gemüther waren und sind noch in einer Aufregung, die den Verkehr mit ihnen peinlich macht, zumal wenn man mit einer Protestantin auftritt, die so entschieden wie die Gräfin an ihrem Bekenntnisse festhält und hier überall mehr Mistrauen und Feindschaft, als Entgegenkommen findet. Die Rechte ihres Sohns auf die Dorste'schen Besitzungen sind unantastbar: die Processe, die man dagegen aufbrachte, sind in drei Instanzen zu Gunsten des Grafen Hugo entschieden worden. Teichka ist schon nach Westerhof, um die Uebernahme der Güter und die Verständigung über Paula's Zukunft zu beschleunigen. Sie kennen meine Verehrung vor der hoheitsvollen Gesinnung dieser ehrwürdigen strengen Matrone. Schon mit ihrem Erscheinen entwaffnet Gräfin Erdmuthe jede Feindseligkeit; selbst der gefährlichste ihrer Gegner, der Procurator Rück, windet sich vor ihr, als wenn schon ihr Bild etwas Zähmendes und Bändigendes hätte; gerade ihm gegenüber thut die sittliche Macht des festen Willens und der reinen Ueberzeugung auch noth, da er noch bis zur Stunde, obschon alles für seine Clienten, die Geistlichen, die Klöster, die Stifte, die Landschaft, verloren ist, sich dem Unvermeidlichen nicht fügen will, zumal seit dem 10. December, wo von Rom aus hier alles wie mit unsichtbaren Schwertern bewaffnet ist.

„Eine freundliche Erscheinung waren mir die beiden

jungen Männer, die an jenem für mich so schmerzlichen Sonntage Armgart auf ihrer Flucht begleitet hatten. Benno von Asselyn arbeitet bei Herrn Rück und mußte sich leider als ein Gegner der Gräfin einführen. Doch verständigte die würdige Frau sich bald mit dem jungen unterrichteten Manne, der für einen Neffen des Dechanten gilt, aber nur ein Adoptivsohn seines Bruders ist und eine Spanierin zur Mutter haben soll. Der andere ist ein junger reicher Kaufmann, Namens Thiebold de Jonge, eine heitere, lebensfrohe Natur, etwas beschränkt, aber desto reicher ausgestattet mit jenem Enthusiasmus, der bei allen Dingen immer präsent ist, was man bei den blasirten jungen Männern dieser Tage nur noch selten findet. Herr de Jonge gestand mir in aller Offenheit, daß er mich nur mit großem Mistrauen betrachte, denn sein Herz gehöre dem Obersten, der ihm vor einigen Jahren in Canada das Leben gerettet. In Wahrheit aber gehört sein Herz nur Armgart. Sie scheint schon früh das Talent zu haben, die Männer zu verwirren. Herr von Asselyn und dieser junge Kaufmann lieben sie beide und ich weiß nicht, wem sie den Vorzug gibt. Wenigstens scheinen sich die jungen Männer resignirt zu haben, sich ihrem eignen Ausspruch zu unterwerfen.

„Natürlich war ich auch ihnen eine ganz herzlose Mutter. Erst seitdem sie zufällig in Erfahrung brachten, daß ich damals, als ich mich von meiner Krankheit erhob und im Spiegel mein graues Haar erblickte (allerdings in der Verzweiflung — weiblicher Eitelkeit!) mit allem brach und zu Ihnen in ein Kloster reiste, wo man, wie hier bei den Karmeliterinnen, nicht etwa

Näharbeiten fertigt, höchstens ein paar Unterrichtsstunden gibt und die übrige Zeit im Müßiggang vertändelt, sondern in ein Krankenhaus, in dessen stündlichem Geschäftsgang ich die Vergangenheit vergessen wollte, da milderte sich auch hier ein wenig das Mistrauen und ich muß schon über mich wachen, nicht etwa mich mit Torheiten zu schmücken, wenn ich von Ihnen und meinem Tode in Ihrem Kloster spreche.

„Statt Armgart soll die Gräfin nun nach England eine Italienerin begleiten, ein junges Mädchen, das die Gräfin aus ihren Besitzungen in Piemont kannte und hier wiederzufinden sich wahrhaft gefreut hat. Die Gräfin ist die Güte selbst und würde alles glücklich machen, wenn sie dazu die Mittel besäße. Sie warnten mich vor ihrem Katholicismus! Freundin, seit den langen Jahren, daß ich an Ihren Krankenbetten lebte, hab' ich über die Religion in jedem Augenblick nachgedacht, nie aber über den Unterschied der Religionen. Auch Sie, theure Freundin, Sie, Aebtissin der Hospitaliterinnen, die Sie noch zu den Barmherzigen Schwestern alten Stils gehören, nicht zu den neuen, mit denen Vincenz von Paula den Jesuiten ein Geschenk machte, Sie haben mir ja selbst — wie oft gestanden, daß Sie die Zumuthung nicht ertragen würden, die Ihnen die Neulinge stellen, in Ihr Kloster neue religiöse Vorschriften einzuführen! Eines kann der Mensch nur vollbringen, entweder Gott in der Erfüllung seiner Pflicht dienen — oder sich ganz der Betrachtung ergeben und ausruhen und phantasiren und träumen. Wenn Sie noch beten und singen sollen, sagten Sie selbst, kön-

nieder, die Selbſtgerechtigkeit erröthet und das Geheimniß der Liebe was iſt es anders, als das Bedürfniß ſich zu opfern, wegzuwerfen, hinzugeben, zu knieen und von etwas, das uns beſſer ſcheint, als wir, beherrſchen zu laſſen? Der Katholicismus iſt vielleicht eine beſſre Religion für die ſtarken, als die ſchwachen Geiſter. Den Armen ſchenkt er zu viel, aber die Reichen, die müſſen ihm geben. Die Thoren macht er thörichter, aber vielleicht die Weiſen weiſer. Vom Katholicismus ausgehen iſt ein Unglück für die Politik, Volksbildung und Aufklärung, aber zum Katholicismus zurückkehren, das kann uns zuweilen ein rührendes Schauſpiel gewähren.

Bei einem flüchtigen Durchblättern der Hurter'ſchen Bekenntniſſe wird es uns ſein, als klänge zuweilen aus ihnen ein heimathlicher Ton in unſer Herz, der auch zu uns verlockend und beſeligend einſt ſchon geſprochen. Wir wieſen damals dieſe Luft- und Klanggeiſter von uns, aber ſie erſchienen uns immer wieder bei einer nüchternen Nachmittagspredigt in unſern nordiſchen Kirchen, beim Anblick der Sixtiniſchen Madonna, bei einer Kirchenmuſik im alten Style, bei einem Märchen von Clemens Brentano, auf der Reiſe bei einem Hochamt in einem marmornen Dome oder einer beſcheidenen Marienandacht im Lichtmeer einer kleinen Kapelle. Die Jugendentwickelung des Convertiten fiel in die romantiſche Zeit. Tieck's Genoveva, geſteht er, hat ihn bezaubert. Er kämpfte Jahre lang mit ſeinem Bedürfniß und der trocknen Befriedigung durch den reformirten Cultus, es ging ihm wie Mortimer in Maria Stuart, er wandte ſich von uns, folgte dem Wahne, der ihn glücklich machte. Wer mag ihn verdammen?

nen Sie nicht die Kranken pflegen. Die wahre Religion ist die Pflichterfüllung und ein ganzes Versenken nur in sie allein. Das beste Gebet ist eine That, die auf Gottes Beistand deshalb rechnet, weil sie gut ist. Ich höre hier zuweilen die Predigten eines neuen jungen Domherrn, eines Verwandten unsers Benno von Asselyn, der einen außerordentlichen Zulauf hat und der noch der Last der an ihn gestellten Zumuthungen, namentlich im Beichtstuhl, erliegen muß, wenn er sich nicht Schonung gönnt. Noch neulich sprach er die Worte, die ich nur gewünscht hätte von ihm weiter ausgeführt und auf die Gegenwart anders gedeutet zu sehen: «Wir bewundern und fassen es jetzt gar nicht mehr, wie das Christenthum in den alten Zeiten verherrlicht und bekannt wurde! Nicht nur war es die tägliche Ordnung alles Lebens, des öffentlichen wie des gesellschaftlichen und häuslichen, sondern der stündliche Ausdruck jedes Gefühls, jedes Gedankens, der stete Begleiter des Seufzens im Kummer, wie der Begleiter des Jauchzens in der Freude. Festzüge sah man und sie verherrlichten nur die Vorgänge der heiligen Geschichte — er strafte damit den kindischen Kummer um den verbotenen Carneval —; man sah Schauspiele wie jetzt und sie unterhielten durch die Geschichte der Passion; jeder Gedanke der Kunst, der Bildung, der Gelehrsamkeit war zu gleicher Zeit ein christlicher Gedanke.» — Nun wohl, flüsterte ich schon nach der Beendigung dieser Predigt der Gräfin zu, die sich entschlossen hatte, diesen Domherrn einmal zu hören (eine merkwürdige Aehnlichkeit desselben mit einer italienischen Bekanntschaft von ihr, auf die sie von der oben-

genannten jungen Italienerin aufmerksam gemacht worden war, zog sie an und wurde von ihr bestätigt): warum fügte er nicht hinzu, die Kenntnisse haben sich erweitert, die Anschauungen sind umfassender, die Pflichten verwickelter, die Lebensäußerungen mannichfaltiger geworden? Wenn jetzt nicht mehr jede einzelne Lebensthat die christliche Signatur tragen kann, so genügt es ja schon, wenn sie dem Christenthum nicht widerspricht . . . Freilich hat auch die gute Gräfin ihre Herzensberuhigung nur zu sehr darin gefunden, daß sie nach dem Standpunkte, auf dem sie einmal steht, dem Standpunkt des Grafen Zinzendorf —"

Bis hierher hatte Monika von Hülleshoven geschrieben . . .

Sie las die Blätter nur deshalb wieder durch, weil sie den Faden ihrer Erzählung verloren hatte, und eben fand sie ihn, wollte eben weiter schreiben, mittheilen, daß sie trotz des fertigen Gepäckes bis zur Stunde noch im Zweifel wäre, ob sie morgen nach England mitgehen sollte, als sie im Nebenzimmer die sanften Accorde einer Guitarre hörte . . . Sie wußte, daß sie von Porzia Bianchi kamen, die schon zur Reise alle ihre eigenen kleinen Geräthschaften geordnet hatte und vielleicht eben noch ihre Guitarre einpackend sich nicht überwinden konnte, das Instrument, das sie mit Gewandtheit spielte, anzuschlagen . . .

Allmählich wurde aus den Accorden ein Lied und Monika hörte nun zu schreiben auf . . . Ob sie wol endlich wahr macht, sagte sie sich, was sie uns so oft versprochen, daß sie einmal singen würde? Ich glaube,

ſie fürchtet ſich immer nur vor der Gräfin, die die menſchliche Stimme nur geſchaffen erklärt zum Lobe Gottes!

Leiſe und wie ſchüchtern erklang zu den angeſchlagenen Accorden ein melodiſcher Geſang ... Porzia hatte eine ſchöne Altſtimme ... Monika, um die italieniſchen Worte zu verſtehen, lauſchte ...

Indem meldete der Courier einen Beſuch und wollte im Nebenzimmer, wo Porzia ſang, gleichfalls mittheilen, daß es Marco Biancchi war, ihr vor vier Monaten aus England gekommener Onkel, der in großer Eile ſie zu ſprechen begehrte ...

Laſſen Sie doch! ſagte Monika und bedeutete den Meldenden, die Sängerin nicht zu unterbrechen. Sie wollte den Italiener ſelbſt empfangen ... Der Sprache deſſelben war ſie mächtig ... Sie ſagte, ſie würde Porzien das Nöthige dann ſchon mittheilen ...

Marco Biancchi kam in großer Aufregung. Er wollte der Gräfin ankündigen, daß er mit ihr zugleich nach England reiſen würde, wo er ſeit Jahren ſchon heimiſch geworden ...

Monika wußte, daß er von dieſer Stadt aus noch weiter ins Innere Deutſchlands wollte, daß er für ſeine Kunſt, Bilder zu reſtauriren, Aufträge nach Frankfurt und München hatte und zuletzt einen dritten Bruder zu beſuchen gedachte, der in Wien lebte und ihr ſelbſt wohlbekannt war als ein dort vielgeſuchter Muſiklehrer ...

Auf ihr Erſtaunen, wie er ſeinen Plan ſo ſchnell hatte ändern können, gab Marco ausweichende Antworten und bald bemerkte ſie, daß ſeine Rückkehr nach England keine freiwillige war, ja daß er mit einem längeren

Verweilen in dieser Stadt sich einer Gefahr aussetzen würde ...

Porzia schien so in ihrem Gesang verloren, daß sie die nicht leise geführte Conversation des Nebenzimmers nicht hörte ... sie sang und spielte alle die Lieder, die sie schon im Gasthof Zum goldnen Lamm, auf Befehl ihres längst nach Frankfurt zurückgekehrten Vaters, dem Onkel Marco sogleich nach dem ersten Wiedersehen als Probe ihrer Gaben hatte vortragen müssen ...

Theils das angeborene lebhafte Naturell, theils das Gefühl von Sicherheit, das in einer in der vaterländischen Sprache geführten Conversation für ihn lag, veranlaßten das Geständniß des Italieners, Herr Benno von Asselyn hätte ihn aufmerksam gemacht, daß eine der Sicherheitspolizei angehörende einflußreiche Person ihm dringend anriethe, sofort Deutschland zu verlassen. Er würde bereits seit seinem ersten Ankommen beobachtet und gelte für einen Emissär der auf englischem Boden stattfindenden italienischen Conspirationen ...

Für Monika war es nach dem ersten Ausdruck des Bedauerns und Erstaunens wohlthuend, in Verbindung mit einem, wie sie bald sah, so wohlangebrachten Rathe den Namen Benno's zu vernehmen, der seit einiger Zeit sie nicht wieder besucht hatte, während Thiebold fast alle Tage kam und längst auch für sie seine gewohnte Schwärmerei zur Schau trug ...

O das ist ja brav von Herrn von Asselyn! sagte Monika und forschte theilnehmend: Würden Sie sich denn nicht gegen diesen Verdacht haben rechtfertigen können?

Die Miene des Italieners wurde eigenthümlich von dem Gesange seiner Nichte begleitet ... Es war ein Ausdruck, der zwar zunächst nur der der Verschmitztheit schien und doch mischte sich ihm etwas Elegisches bei, das Monika vollkommen als die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit erkannte. Ja wäret ihr Italiener wirklich nur fähig, die Freiheit zu ertragen! sagte sie. Ihr seid aber wahrhaft ein Volk von entthronten Königen! Entweder müßt ihr herrschen oder in Ketten gehalten werden Deshalb verstand euch Napoleon so gut! Weil nur Er herrschen wollte, hat er euch mehr mit Füßen getreten, als irgendeine andere Nation!

Italia la regina del mondo! rief Marco und begann, sich in die Stimmung des leisen Gesanges nebenan versetzend, eines der vielen Gedichte zu recitiren, an denen für dies Thema seine Nation so reich ist und deren Zahl auch jeder einigermaßen gebildete Italiener durch die Kunst der Improvisation zu vermehren weiß ...

Deshalb wollt ihr die Freiheit für euch, unterbrach Monika seinen langen Monolog, um sie wieder den andern Völkern zu entziehen!

Wir wollen nur das Joch der Fremden brechen! rief Marco. Ein Volk von Brüdern, von den Alpen bis zum Meere! Ein einziger Bund von Bruderstaaten! Republik oder Monarchie, nur keine Trennung mehr!

Aber dem Schlüssel Petri gönnt ihr dabei alle Pforten des Himmels, nur am wenigsten die eurer großen Roma! Ihr wollt ihn ganz nur zu einem Heiligen machen und aus der Liste der weltlichen Souveräne streichen! Aber thätet ihr das, so hat ja eure letzte Stunde geschlagen! Alle

katholischen Nationen würden sich zu einem neuen Kreuzzuge rüsten und Rom würde, wenn es den Kampf aufnähme, zerstört werden.

Das ist schon oft geschehen! erwiderte Marco mit einiger Ironie. Ja, ich weiß, es gibt Italiener, die unserm Glauben untreu geworden sind! Ich gehöre nicht zu ihnen. Ich will den wahren christlichen Glauben und ich will, daß er eine große Macht besitzt. Aber ein geistiges verjüngtes Rom soll herrschen! Der Heilige Vater in Wahrheit ein Vater der Menschheit, erhalten von seinen liebenden Kindern, zunächst von den Römern, die durch ihn ihre alte Freiheit und Größe gewinnen müssen! Rom, der Sitz des Lichtes! Rom, die Sonne, deren Strahlen die Erde erleuchten! Einst zitterte die Welt vor den Waffen dieser stolzen Königin, aber schon damals brachten die Imperatoren mit ihren Adlern die milden Sitten und eine Gesetzgebung, die die Freiheit selbst war und das Menschenrecht und die geschriebene Vernunft! Roms Sprache ist die Sprache der Religion, der Wissenschaft, der Denkmäler! In alle Sprachen der Barbaren mußte sie eingeführt werden, wenn sie die Gedanken der Civilisation aufnehmen wollten, für welche diese keinen Ausdruck hatten. Roms Bischöfe wurden die neuen Befreier der Welt! Der Ring des Fischers drückt das Siegel auf alle Freiheitsurkunden, die noch die Nationen den Händen ihrer Henker abtrotzen werden! Roms Hirtenstab hat die Leibeigenen befreit, die Städte gegründet, die Gemeinden geschaffen, die Republiken erleuchtet, sie geschmückt mit Bildern und mit Denkmälern des menschlichen Geistes! Rom, ohne Waffen, Rom,

ein Gedanke, hat allein dem treulosen Corsen ins Auge zu sehen gewagt, muthiger, als Könige und Kaiser, die vor ihm im Staube krochen! Durch Rom wird das Christenthum erhalten bleiben als ein linder Balsam, der das Gemüth von seinen Wunden heilt! Nicht, Signora, das jesuitische Rom mein' ich, das ich hasse, weil die Jesuiten die Freiheit hassen und die Unabhängigkeit der Völker und die wahre Größe des Menschen ... Ha! Ceccone! Daß Menschen, wie du, dem wahren Rom ein falsches Gewand umhängen durften! Ceccone! Politiker statt Priester, Schergen, die die Patrioten verfolgen, statt sie zu schützen gegen die Feinde Italiens! Signora! Lassen Sie Italien frei sein von seinen Tyrannen, von seinen — Ceccones und die Geschichte wird ein Volk der Größe finden, Republiken, die sich mäßigen, ein Rom, das den katholischen Glauben wieder zur Sehnsucht aller Völker macht, auch der abgefallenen!

Das Auge des Italieners leuchtete. Sein weißes Haar schien sich zu sträuben. Der rechte Arm begleitete seine Worte wie mit den Gesticulationen der Rednerbühne ...

Monika folgte mit Aufmerksamkeit und voll prüfender Ueberlegung ... Cardinal Ceccone war ein in diesem Augenblick oft genanntes Glied der römischen Curie ... Die Arme auf die Lehne des Sessels stemmend und die Locken schüttelnd, sagte sie: Nein, nein! Es gibt andere Italiener, die an diese Siege der katholischen Lehre nicht mehr glauben wollen!

Ich verachte sie! warf ihr Bianchi entgegen.

Sie berufen sich darauf, daß gerade ein Ceccone den Purpur tragen kann!

Noch las Ceccone keine Messe ...

Nun gut! Aber aus allem, was Ihr mir von Euren Meinungen verrathet, ersehʼ ich doch, daß Ihr dem Unbekannten zu danken habt, der Euch rathen ließ, nach England zurückzukehren! Was aber Porzia betrifft, laßt sie nicht zu viel in der schönen Bibel lesen, bei der ich sie zuweilen überrasche und die sie so heilig zu halten scheint, wie ihre Guitarre!

Es ist das Geschenk eines freundlichen Mannes, der schon ein wenig alt ist, sonst würdʼ ich glauben, daß sie sich schwer von seinem Lande trennt! sagte Marco und wandte sich mit höflicher Verbeugung zu Porzia's Thüre ...

Ihr glaubt an die ewige Jugend Roms, das schon so alt ist? Dann müßt Ihr auch dem Geiste und der Liebe eine Verjüngungskraft zuschreiben! Wer ist denn der Verehrer dieser Bibel, in der Porzia so eifrig liest, daß ich fast glaube, sie studirt auch die deutsche Sprache darin, ihm zu gefallen?

Bianchi blickte immer auf die Nebenthür und schien auszuweichen, den Namen zu nennen ...

Der deutsche Name wird für Eure Zunge zu schwer sein ...

Ein Signore Hedemann ist es! sagte der Italiener festbetonend und verrieth in der prüfenden Schärfe seines Blickes, daß ihm die Beziehung dieses Namens wohlbekannt war zu dem Gatten der freundlichen Dame, die so vertraulich und wohlwollend und offenbar von seinen Aeußerungen angezogen mit ihm plauderte ...

zugleich wollte er, als guter Anwalt ſeiner Rechte, die Gelegenheit nicht unbenutzt laſſen, über einen Mann Erkundigungen einzuziehen, der die in St.-Wolfgang und Kocher am Fall angeknüpfte Bekanntſchaft auch noch in der Reſidenz des Kirchenfürſten fortgeſetzt hatte, als er zum Betrieb ſeiner Ankäufe hieher gekommen und ſo lange geblieben war, bis Frau von Hülleshoven von Oſtende zurückkehrte, wo die Gräfin von Salem-Camphauſen Porzia dann beim Wandeln in der Kathedrale entdeckte. Porzia war nach der Abreiſe ihres Vaters geblieben, um nach Frankfurt erſt mit dem Onkel Marco zurückzureiſen.

Welchen Namen nannten Sie? ſagte Monika und erhob aufhorchend ihr gebeugtes, in Gedanken verlorenes Haupt ...

Remigius Hedemann! wiederholte der Italiener und ſetzte frank und frei hinzu: Un intendente del Signore Colonello de Hülleshoven!

Bei dieſer Bezeichnung ſchien ihm das italieniſche Verhältniß zwiſchen Diener und Freund vorzuſchweben, das bei Landbeſitzern und großen Adelsfamilien ſich dort noch im Sinne der alten römiſchen Clientel erhalten hat.

Hedemann! ſagte Monika erregt und erhob ſich ...

Statt dem Wunſche des Italieners entgegenzukommen und ihm nun über Hedemann weitere Nachrichten zu geben, winkte ſie ihm, er möchte jetzt ſelbſt ins Nebenzimmer treten ... aber auch Porzia hatte eben leiſe ihre Thüre geöffnet und die Stimme des Onkels gehört ... der Italiener trat zu ihr ein.

Wie Monika allein war, ſammelte ſie ſich erſt langſam von dem Eindruck, den ihr das plötzliche Nennen

eines Namens gemacht hatte, der mit ihren ernsten Lebensbeziehungen in so naher Verbindung stand. Hedemann war, solange sie denken konnte, mit ihrer Familie in der unzertrennlichen Verbindung eines sich nie überhebenden Dieners, Rathgebers und Helfers in aller Noth gewesen ... Daß er und mit ihm der Oberst schon so in ihre nächsten Kreise eingetreten und daß dies zu ihrer Begleitung und Bedienung bestimmte junge Mädchen mit einem sie so nahe berührenden Manne bekannt war, nahm ihr fast den Athem. Auf und nieder ging sie und konnte zur Beendigung ihres Briefes nicht zurückkehren. Sie schloß die Blätter, die sie zusammenlegte, zuletzt in ein Reiseportefeuille, das sie mit der ihr ohnehin heute stündlich wiederkehrenden Empfindung betrachtete: Solltest du wirklich fliehen? Solltest du diese Reise nach England mitmachen? Was zagst du? Was trittst du nicht mitten in die Kreise ein, wo du dich so gehaßt weißt, und trotzest ihnen — wie der Oberst ...? Sie wußte von Benno, daß der Oberst verhatte, sich in Witobern anzusiedeln und mit Hedemann sogar einen Industriezweig zu ergreifen.

Voll Erregung klingelte sie dem Courier, ließ die große Lampe heller herrichten, befahl die Verrichtung zum Thee, da die Gräfin unfehlbar bald zurückkommen würde, und entließ Marco Bianchi, der aufgeregt seiner auf das Klingeln gleichfalls sich einstellenden Nichte folgte, sowol mit dem Rath, dem ihm gegebenen Wink baldmöglichst zu folgen, wie mit dem Erbieten, der Gräfin von dieser Wendung die von ihm gewünschte Anzeige zu machen. Daß Marco Bianchi trotz aller an

So empfand ich damals in Aigen, auf der Nebenbank, im ſtillen Weben der Einſamkeit.

* * *

Einige Monate ſpäter veränderte ſich aber der Eindruck. Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß Hurter nicht etwa im Muſchelhut und Pilgerkleide gen Jeruſalem gezogen oder als Mönch die Karthauſe bei Pavia bezogen hatte, ſondern daß ihn Fürſt Metternich in den Adelſtand erhoben, zum kaiſerlichen Hofrath ernannt und ihm das bedeutungsvolle Ehrenamt eines Reichshiſtoriographen übertragen hat. Das alſo war „des Pudels Kern?“ ſagten die Schaffhauſer und auch für uns, die ein Convertit mehr oder weniger nicht kümmerte, bekommt dadurch das politiſch-religiöſe Glaubensbekenntniß des berühmten Verfaſſers einer Biographie des Papſtes Innocenz des Dritten ein neues, erhöhtes und völlig verändertes Intereſſe.

Hurters Stellung iſt nun ſo ziemlich die von Friedrich von Gentz. Ein Hiſtoriograph iſt der betraute Archivar und Regiſtrator der Geſchichte eines Volkes, ein offizieller, verantwortlicher Geſchichtsſchreiber, der das eigentliche Staatsbewußtſein einer Monarchie oder Republik tief in ſich aufgenommen haben ſoll und für ſo vollkommen übereinſtimmend mit den leitenden Gedanken einer Politik angeſehen wird, daß ſein wiſſenſchaftliches Prinzip eine objektive Baſis für die Beurtheilung der ihm zur Fixirung überlaſſenen hiſtoriſchen Zuſtände iſt. Eine ſolche Beförderung eines Convertiten, der zu ſeiner Schweizerheimath eine ſehr ſcharfbezeichnete Stellung einnimmt, iſt doppelt bedeutungsvoll in gegenwärtiger Zeit, wo die deutſchen Fürſten, der erprobten langjährigen Staatspraxis des öſterreichiſchen Staatskanzlers vertrauend, von Wien

geborenen Größe und Adelswürde ſeiner Nation Luſt zu bezeugen ſchien, die Reiſegeſellſchaft der Gräfin zu vermehren und auf deren Koſten wenigſtens bis Antwerpen zu fahren, bemerkte die junge Frau noch nicht. Vielleicht erſchien auch dem feurigen Patrioten eine Rückſprache mit dem Kurier eine noch geeignetere Maßregel, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Porzia, ſichtlich erſchreckt von der vernommenen Gefahr des Onkels, begleitete ihn hinaus.

Inzwiſchen hörte man einen Wagen anrollen ... Monika, den Reiz einer an Porzia zu richtenden Frage nach Hedemann unterdrückend, trat an die vom Regen beſchlagenen Fenſter, ſah in den düſtern, von Laternen matt erhellten Abend, und ſtellte, als ſie die Rückkehr der Gräfin erkannt zu haben glaubte, auch noch die kleinere Lampe auf den großen runden Tiſch, den ſie zum Sopha rückte. Lag dann auch in dem kurzen Blick auf einen Spiegel, in dem ſie ihre einfache Toilette ordnete, die Schleifen des Geflechtes, das ihr Haar bedeckte, feſter band, die in Verwirrung gerathenen Locken ein wenig aufwickelte, der Ausdruck der Sammlung und der ehrerbietigen Unterordnung unter die hochgeſtellte Dame, die in der That durch die weitgeöffnete Thüre eintrat, ſo war ſie doch in einer Stimmung, wie Armgart damals, als ſie mit Benno und Angelika am luftigen Hüneneck ſtand und in den Rieſenhäuptern der Sieben Berge ſieben Propheten ſah — ungewiß, dem Gegebenen entrückt, „hangend und bangend in ſchwebender Pein“.

Frauen, die nie gelächelt zu haben scheinen, Frauen, die immer ernst, thätig und handelnd ins Leben griffen, wird man darum noch nicht männlich zu nennen brauchen. Ihre Frauenart bewahren sie in eigenthümlichen, ihrem Geschlecht allein angehörenden Zügen.

Gräfin Erdmuthe von Salem-Camphausen war eine Norddeutsche, eine geborene Freiin von Hardenberg. Ihr Gatte wählte sie, angezogen von ihrer imponirenden Gestalt und untadelhaften Schönheit. Im lutherischen Glaubensbekenntnisse waren sich beide gleich, wenn auch die strenge Form, in der die Gräfin das ihrige bekannte, vom Grafen nicht getheilt wurde. Auch trat diese Strenge bei der Gräfin erst hervor, als sie, wie Monika damals von sich an Angelika Müller geschrieben, sich selbst zu erziehen anfing. Der Graf lebte meist in Ungarn, wo unter so vielen Protestanten keine Veranlassung gegeben war, sich in der so schwierigen Geisteskraft auszubilden, mit Ueberzeugung in der Minorität zu stehen. Die Gräfin dagegen, die größtentheils allein in Schloß Salem bei Wien lebte, war mehr in der Lage, ihre

Besonderheit zu kräftigen, ja zuletzt bedurfte sie eines Anhaltes gegen den General-Feldzeugmeister, ihren Gatten selbst. Nie herrschte eine Verstimmung zwischen ihnen, aber wo fängt die Bildung des Charakters im Menschen an? Von dem Tage, wo man eine Lücke unter seinen Wünschen und Hoffnungen fühlt, von dem Tage, wo man irgend worin eine große Niederlage erlitt. Graf von Salem-Camphausen hatte auf das Zufallen eines Vermögens an seine Gattin gehofft. Diese Hoffnung scheiterte. Kein Wort des Vorwurfs kam über seine Lippen, aber — die Lücke war da, der Zartsinn der Gattin empfand sie und sie mußte sie füllen. Schätze eines frivolen Geistes, die etwa in der Welt blenden konnten, besaß sie nicht; ihre Erscheinung hatte durch ihr erstes Kindbett gewonnen, durch spätere Fehlgeburten verloren; ihr einziger Sohn erforderte eine Erziehung und so schöpfte sie aus sich selbst so viel, als sie eben verfand. Ein alter Grund von Religion war in sie gelegt worden, eine pietistische Lebensauffassung. Ihre Erzieher waren Herrnhuter gewesen, zu denen sich auch einige Zweige ihrer Familie ganz bekannten. Diese später zurückgedrängte, nicht ganz verklungene Bildung sammelte sich wieder in ihrem Innern und wurde ihr zum Ersatz für die Welt, die die Verlegenheiten des großen Hauses bemerkte, für die Zerstreuungen, die sie nie geliebt hatte, für die Hülfsmittel der Bildung, die man ihr für ihren Sohn anbot und die ihr misfielen, für den Gatten endlich selbst, der trotz seiner hohen Stellung ein sorgloser Lebemann war, einst im Bändigen eines Rosses eine Wette gewinnen wollte, sich

überſchlug und den Hals brach. Das Entſetzen über dies in weiter Ferne von ihr in Erfahrung gebrachte Unglück ſchien wie ſtarr auf ihren Geſichtszügen feſtgeblieben zu ſein und die Gräfin verſteinert zu haben. Ausdruck für ihre Trauer ſuchend, fand ſie ſie nur in den Erinnerungen an die religiöſe Bildung ihrer Jugend. Sie fand mit ihnen jenen elegiſchen Troſt, der zwar ausruft: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt in Ewigkeit! der nun aber auch für immer den ganzen Menſchen in den Zuſtand der Entſagung verſetzt. Ein Zurückziehen von der Welt, ein ſtarres Feſthalten an ihrem Glauben ſchien der vornehmen Geſellſchaft, von der die Gräfin ſchon längſt kalt und ſchroff genannt worden, jetzt vollkommen gerechtfertigt.

Der Ort, in dem die Gräfin den in Presburg erfolgten Tod ihres Gatten erfuhr, war jenes Schloß Caſtellunge im Piemonteſiſchen, das ſie ſich aus ihrem Eingebrachten ſelbſt erkauft hatte, weil ihr die Lage und die rings noch lebende Erinnerung an die alten Waldenſer, die Vorläufer der Reformation, gefiel. Sie hatte ſich dieſe Erwerbung aus ihren eigenen Mitteln zugetraut, weil ſie damals mit begründeter Hoffnung durch den Tod eines Verwandten vermehrt werden ſollten. Die Hoffnung ſchlug aber durch ein Teſtament fehl und die Gräfin beſaß ein verſchuldetes Eigenthum, während der Graf ſelbſt, infolge einer ſeither mit immer größerer Dringlichkeit geſteigerten Erwartung, früher oder ſpäter die großen Güter der Dorſte-Camphauſen im weſtlichen Deutſchland zu gewinnen, in ſeinem eigenen Hausſalt keine Ordnung mehr hielt. Dennoch hatte er

die Verlegenheit ſeiner Gattin auf ſich ſelbſt übernommen. Er brachte den Beſitz Caſtellungos für ſeine Frau ſo ins Reine, wie eben ſein ganzes übriges Beſitzthum ſtand. Er hieß der Herr und war es nur dem Namen nach. Die Aeltern der kleinen Bettina Fuld waren es von Schloß Salem und auch von Caſtellungo mehr als ſein Sohn Hugo, der, als der Vater in der Blüte ſeiner männlichen Jahre ſo unglücklich endete, erſt ſieben Jahre zählte.

In einem Anfall von Mismuth über die zunehmende religiöſe Neigung ſeiner Frau hatte ſich der Graf bedungen, daß ſein Sohn unter allen Umſtänden Soldat werden ſollte. Wenn man in einem ſo entſchieden altgläubig regierten Lande, wie bei uns, innerhalb der Geſellſchaft vergißt, daß ein Mitglied des Adels zu den Ketzern gehört, hatte er geſagt, ſo kann das nur geſchehen, wenn ihn der Nimbus der Bravour umgibt! Unabänderlich war es, daß Graf Hugo Militär wurde. Die Mutter war in Verzweiflung. Schon ihn aus den Augen zu verlieren, ſchmerzte ſie; nun gar, ihn nicht ſelbſt erziehen, ihn nicht vor den Gefahren der Welt ſchützen zu können. Graf Hugo beſuchte die Militärakademie unter Bedingungen, die ihrer ganzen Stimmung widerſprachen. Wenn ſie jemals zu einem Lächeln kam, war es in den Augenblicken der Freude, wo Hugo auf einige Zeit der Ihrige ſein konnte, nur unter dem Schutze ihrer mütterlichen Liebe ſtand, bei Ferien, ſpäter bei Urlauben, bei einer längeren Pflege, als er einſt verwundet wurde in einem Gefecht gegen türkiſche Grenzer — drei Jahre ſtand er an der dalmatiniſchen Küſte — und ihr da allein ange-

hörte. Sagten wir, daß an keinem Weibe, wenn wir es auch männlich nennen, Züge fehlen, die allein nur dem Weibe angehören, so iſt dies bei der Gräfin Erdmuthe die Liebe zu ihrem Sohne. Dieſe äußerte ſich nicht etwa in der regelmäßigen Form, wie überhaupt die Liebe ſich gibt; nicht etwa z. B. in der Strenge, die von der Liebe nicht im mindeſten ausgeſchloſſen iſt, ſondern in einer blinden Vergötterung. Graf Hugo war ein liebenswürdiger Cavalier, aber auch in vielem nur das, was man eben einen Cavalier nennt. Beſten Herzens und namentlich ganz den Gefühlen für Kameradſchaft und Freundſchaft zugänglich, führte er ein Leben, das die Mutter unbedingt hätte verwerfen müſſen. Aber ſelbſt ihre religiöſe Strenge, die ſie gegen alle ausübte, war für die Beurtheilung der Dinge, die ſie von ihrem Sohn erfuhr, nicht vorhanden. Alles, was nur mit dem Geliebten in Beziehung ſtand, verklärte ſich ihr. Traten ihr die Folgen ſeines Leichtſinns zu deutlich entgegen, ſo hatte ſie hundert Beiſpiele der Bibel über die Langmuth des Herrn, über ſeine Geduld mit denen, die er lieb hat, über die Verirrungen David's und Salomo's und die künftige Erleuchtung und Gottwohlgefälligkeit auch dieſer heiligen Sünder. In jeder Mehrung der Schuldenlaſt, die ſchon lange das Haus Salem Camphauſen drückte, ſah ſie, was die Veranlaſſungen derſelben betraf, einen Beweis mehr nur für den Satz, daß eben das Gute in dieſer Welt ſehr ſchwer zu erringen und zu behaupten wäre. Waren die Ausgaben des Sohnes irgendwie auf andere Veranlaſſungen zurückzuführen, als auf die, welche ſich in der Hoffnung auf den endlichen

Gewinn in dem seit dem Tode des Grafen Joseph zu Westerhof geführten Proceß sogar bei allem Mangel wieder doch die Verschwendung gestatteten, so wählte sie gewiß die edelsten. Sie übersah die großen Ausgaben für Pferde, Wettrennen, Spiel, Vergnügungen aller Art, wenn sie die kleinen Ausgaben musterte für Bücher, Kupferstiche und Mildthätigkeitsbeweise. Ließ Graf Hugo ein schönes Mädchen, das er bei einer Kunstreitergesellschaft in einer dalmatinischen Stadt am Ufer des Adriatischen Meeres kennen gelernt hatte, in Wien ausbilden und erziehen, so verschlang diese, nach ihrer Meinung und Auslegung so „edle Handlung", Tausende. Alles, was in den Rubriken des Leichtsinns stand, übertrug sie auf die Rubrik des guten Herzens. „Selig sind die Barmherzigen", sagte sie, „denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!"

Vorzugsweise mußte diese mütterliche Schwäche wunder nehmen in der Beurtheilung auch aller der Verhältnisse, die sich mit dem Sohn verbanden. Der schöne junge Mann stieg in seiner Carrière und befehligte bei wenig über dreißig Jahren schon ein Reiterregiment. Jenes schwarzbraune Mädchen, Angiolina genannt, das er hatte erziehen und überraschend ausbilden lassen, war seine Geliebte geworden. Ihr blieb sie nur des Sohnes Pflegkind, sozusagen ihre Enkelin. Sie, die oft Wien mit Sodom und Gomorrha verglich und den Zorn des Herrn noch einst in Gestalt von Schwefel und Pech auf die sündige Stadt herniederregnen sah, nahm Angiolina's Besuche an und ließ sich durch nichts in der Welt das Bild verwischen von dem Findling, den ihr Sohn hatte „einem Leben der Sünde entreißen lassen". Graf Hugo brauchte

ihr dabei nicht einmal zu ſchmeicheln, brauchte nicht einmal ihr die Hand zu küſſen und ſie mit chère maman's zu überhäufen. Alles, was ihn betraf, fand ſie in der Ordnung. Selbſt wenn Graf Huge erklärt hätte, er wollte Angielina heirathen, würde ſie ſich überredet haben, ihr Sohn nütze vielleicht mit dieſem Opfer nur ſich ſelbſt, jedenfalls jenem ſchönen Mädchen, das er auf dieſe Art vor ſittlichem Schaden bewahre.

Beſonders ſeltſam war ihre Anhänglichkeit an Wenzel von Terſchka. Dieſer Abenteurer, denn anders konnte man ihn nicht nennen, tauchte vor einer Reihe von Jahren plötzlich in ihres Sohnes Nähe auf. Durch Bildung und Erziehung faſt Italiener, nahm ſie ihn doch als das, wofür er ſich ausgab, einen Böhmen und Nachkommen der alten Huſſiten. War er auch katholiſch, ſo verklärte ihn in ihren Augen die Erinnerung an Huſſens Märtyrertod. Wenzel von Terſchka war unleugbar böhmiſch deutſchen Urſprungs; die Art, wie er früh nach Italien gekommen, blieb dunkel. Anfangs erſchrak die Gräfin vor ihm, als ſie ihm zum erſten male begegnete als dem intimſten Freund ihres Sohnes, dem er ſich durch die trotz der väterlichen Kataſtrophe auch bei ihm leidenſchaftliche Liebhaberei für Pferde genähert hatte. Wenzel von Terſchka war ein Meiſter in allen ritterlichen Künſten. Eine Weltgewandtheit beſaß er, der nur ein innerer Mittelpunkt fehlte. Wenn die Gräfin plötzlich einen ſolchen gefunden zu haben glaubte, entſetzte ſie ſich wol, weil es ein ganz ſpecifiſch ihr feindſeliger war, geradezu ein prieſterlicher; aber, ſo ſeltſam dies Gefühl mit der Lebensweiſe Terſchka's, die an allen Exceſſen

des Grafen, seines intimsten Freundes, theilnahm, in Widerspruch lag, sie gewöhnte sich an ein stetes Ueberschauertwerden durch ein gewisses Etwas, als müßte sie auf dem rabenschwarzen kurzen Haar des wachsgelben, äußerlich anziehenden und in seinem Wesen klugen, sogar geistvollen jungen Mannes die Tonsur suchen. In Piemont, das damals ganz unter der Herrschaft der Jesuiten stand, hatte sie solche Erscheinungen gesehen, mit ihnen sogar im Kampfe gelegen ... Sie hatte alles aufgeboten, auf ihrem Gebiete das Bekenntniß der Nachkommen „Peter Waldus', der vor Luther die Kirche zu reformiren suchte, aufrecht zu erhalten; sie hatte einen seltsamen Einsiedler, einen Deutschen, Bruder Federigo, in einer Hütte, die sich dieser in einem ihr angehörenden Eichenwalde gebaut, wo er dem ringsum wohnenden Volk ein Arzt und weiser Rathgeber geworden, geschützt, als die Pfarrer von Cuneo und Robillante ihn vertreiben wollten; sie hatte die Könige von Preußen, von England, Niederland und von Schweden aufgefordert, ihr Beistand zu leisten für den Kampf, den sie ringsum mit Bischöfen und Erzbischöfen begann, ja mit der Regierung in Turin selbst, um gewisse, den Waldensern gegebene Gewährleistungen aufrecht zu erhalten. Damals wurde Wenzel von Terschka von ihrem Sohn zuerst genannt und einen Winter in Wien verlebte, sah [illegible] dann selbst, und hätte erst ausrufen mögen bei seinem Anblick: Das ist ja ein Jesuit! Jagte er aber dann mit ihrem Sohne die lieblichen Höhen von Baden-Baden herauf, während ihr Wagen an der „Spinnerin zum Kreuz" stand, wo sie den geliebten Sohn aus Bruck, seiner Garnison her erwartete,

und sah sie Terschka's Sorge für die Rosse, seinen Muth, seine Entschlossenheit, hörte sie seine heitern Reden, beobachtete sie die wilden Unregelmäßigkeiten, die sich die Freunde in einem achttägigen Aufenthalte bei der ebenmann erlaubten, so schwand ihr alle Angst und Sorge und sie überredete sich schon bei dem zweiten Besuche, daß Huge doch schon wieder einen außerordentlichen Takt bewiesen hätte auch in der Wahl dieses seines Gefährten und daß, wenn Sirach sagt: „Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; wer Gott fürchtet, bekommt einen solchen treuen Freund!" hier vielleicht auch das Umgekehrte eintreffen könnte: Wer einen solchen treuen Freund bekommt, der wird auch lernen Gott fürchten!

Wie die Dinge standen, mußte die ganze Sehnsucht der Gräfin auf die endliche Entscheidung des Processes gerichtet sein, der nicht von dem Kronsyndikus von Wittekind, nicht von Levinus von Hülleshoven im Namen Paula's gegen die Salem'sche Linie angestrengt wurde, sondern von den an der Aenderung der Torste'schen Verhältnisse erst secundär Betheiligten, vorzugsweise der Geistlichkeit und der Landschaft. Zwei Jahre lang war ihr der Name Rück's ein Bote der höllischen Geister. Sie nannte ihn nicht anders als mit einem Namen aus der Offenbarung Johannis, in die sie sich tief vergrübelt hatte, den Doctor Abadonna, den „Engel aus dem Abgrund". Als endlich die Hoffnungen immer lichter wurden, immer mehr das Gewölk, das das Antreten eines so großen Besitzes verbarg, verschwand, konnte sie der mächtig wallenden Erregung ihrer Mutterfreude nicht länger widerstehen. Längst schon hatte sie

und vom Schloß Johannisberg aus über die obschwebenden kirchlichen Wirren Rathschläge, Winke, Warnungen empfingen. Wenn hie und da ein protestantischer Fürst noch zweifelte, ob nicht die Neuerung und Bewegung unter seinen katholischen Unterthanen in der That, wie ihm geschildert wird, politische Gefahren bringen könnte, so liegt in dieser Ernennung, die so ganz im Geist der alten Tage von Adam Müller, Fr. Schlegel u. s. w. ausgefallen ist, ein höchst sprechender Beweis für den unverrückten Standpunkt, auf welchem sich das Wiener Cabinet seit 1819 erhalten hat. An dem nunmehr gründlicher zu prüfenden Buche des Herrn von Hurter haben wir einen Leitfaden für das Studium der Grundsätze, die die österreichische Staatsraison bilden. Einen schrofferen Bruch mit dem, was der einen Hälfte Deutschlands theuer und werth bleiben muß, kann es nicht geben, als die offnen Arme auszubreiten und einen katholisch gewordenen protestantischen Geistlichen, der nach so vielen Seiten hin, wie wir gleich sehen werden, unsre heiligsten Gefühle verletzte, durch ein Amt, das ihm gleichsam das ganze österreichische Staatsprinzip überantwortet, vor allen Protestanten ans Herz zu drücken. Hier ist kein Zufall, sondern Tendenz. Es vergegenwärtigt diese Bewillkommnung eines Apostaten deutlich, in wie feindlichen Heerlagern sich die beiden Halbscheiden unsers Volkes gegenüberstehen.

Ja! Jetzt tritt die katholische Wiedergeburt des Herrn von Hurter in eine andere Beleuchtung. Das Salzburger Gedicht hört auf. Wir betreten den Boden der Wirklichkeit. Wer mit seiner Conversion Aemter und Beförderungen so eigenthümlich pronoucirter Art annimmt, muß dem Zeitgeist anders Rede stehen, als nur nach dem Maaßstabe des Gemüths. Die Grundsätze, die ein Privatmann in Schaffhausen hegt, die

mit der Lady Elliot in England eine Berathung pflegen wollen über die Möglichkeit, in Italien die Reformation zu befördern und Rom durch die Bibel zu stürzen. Mit dem ihre ganze Seele erfüllenden Verlangen, die Kräfte, die England für eine solche Unternehmung in Bereitschaft halten konnte, selbst einmal durch den Augenschein zu prüfen, verband sie nun auch die Reise nach dem Orte, von wo aus sie die Lage des Processes übersehen, den Triumph der günstigen Entscheidung genießen, vielleicht eine Beziehung der Etikette zur Gräfin Paula und ihren Umgebungen anknüpfen konnte. Hätte sich jene die Religionsbedingung betreffende Urkunde gefunden, die seit zwei Jahren in Westerhof, Neuhof, Witoborn, Wien, Schloß Salem und Castellungo gesucht wurde, dann hätte ihre mütterliche Liebe einen andern Rettungsplan aufgreifen müssen, eine Verbindung Hugo's mit der Gräfin Paula — eine Auskunft, die auch in der Familie traditionell eine sich von selbst verstehende Thatsache, ein lautes Geheimniß war — freilich für ihr Gefühl ein entsetzliches Unglück! Denn Paula war in einem fanatischen Geiste für ihren Glauben erzogen worden und Hugo sollte dann scheiden — von seinen Gewohnheiten, sollte brechen mit allen seinen Verbindlichkeiten, sollte „Opfer" bringen, wie sie etwas nannte, was Monika von Hülleshoven eines Tages einmal leise, ganz leise und schüchtern nur der Gräfin eine — sittliche Wiedergeburt genannt hatte?

Die kleine schöne Frau „mit den silbernen Locken" war erst seit einem Jahre in den Lebenskreis der stolzen, immer nur ernsten und feierlich gestimmten Matrone ein-

getreten. Sie hatte jahrelang bei einer Jugendfreundin, der inzwischen Oberin der Hospitaliterinnen gewordenen Schwester Scholastika, einer geborenen Freiin von Tüngel Heide, aus ihrer Heimat, im Kloster gelebt und an den beschwerlichen Mühewaltungen derselben theilgenommen. Ihre Gesundheit, ohnehin erschüttert durch die Folge jenes Verstecks (beiläufig bemerkt in einem chemischen Laboratorium ihres Schwagers auf Schloß Westerhof) und durch die darauf folgende Nervenkrankheit fing zu wanken an in dem täglichen Verkehr mit dem zum Kloster gehörenden großen Spitale. Offen bekannte sie ihrer Freundin Scholastika, da sie kein Gelübde bände, würde sie in die Welt zurückkehren, „denn die Pflicht der Selbsterhaltung ginge über alle Sorge für Fremde, die nicht auf uns allein angewiesen sind". Es war dies einer der Sätze, die zu einem immer mehr von der jungen Frau ausgebildeten System der Lebensphilosophie gehörten. Sie schied aus dem Kloster und verwarf damit zugleich das Klosterleben in seiner überlieferten Form. Sie sagte schon damals am ersten Abend, wo sie auf der Herrenstraße im Palais der Salem Camphausen in einem prächtigen Rococozimmer mit Goldleisten und Spiegelwanden neben der Gräfin am Theetisch saß: „Es sollte keine andern Lebenszwecke geben, außerhalb der Bewährung unserer eigenen Kraft und unserer Erziehung zur Vollkommenheit! Eine Institution, die mich auch klein, unbedeutend, sklavisch gebunden, krank brauchen kann, ist des Menschen unwürdig. Nur dem sollen wir uns unterwerfen, was unsere Kraft in ihrer Größe braucht, sie entwickelt, uns die Frische des Willens und

der Thatkraft erhält. Daß gewisse Gedanken in der Welt realisirt werden müssen, nur um als solche zu glänzen, während das Einzelwesen, das zur Realisirung derselben beiträgt, dabei gering erscheint, werd' ich nie für gut finden." Eine Aeußerung, die die Gräfin nachdenken ließ, sie aber zu dem Worte bestimmte: „Ich finde in diesem Ausspruch Wahrheit, aber Sie drücken sie mit zu vielem Menschenstolze aus. Wir ermangeln alle eines andern Ruhmes als dessen, den wir vor Gott haben." Leicht möglich, daß selbst der Gräfin Bonaventura's Auffassung besser gefallen hätte, die wir damals berichteten, als dieser den Pater Sebastus vor dem Goldnen Lamm unter Bettlern sah — die Unterordnung gerade der stolzesten Individualität unter einen allgemeinen, der Menschheit im großen und ganzen als ein Schauspiel zur Nacheiferung zugute kommenden Begriff. Freilich war Bonaventura von dieser Auffassung schon am Tage darauf nach der Scene beim Kirchenfürsten schmerzlich zurückgekommen.

Trotz dieser Verschiedenheit der Ansichten hatte die Gräfin an Monika ein großes Gefallen gefunden. Sie war ihr ein lebendiger und höchst willkommener Beweis, wie der Katholicismus consequent durchgeführt zur Freigeisterei führen müsse. Sie suchte in ihr eine Proselytin zu gewinnen für die Lehre von der Wiedergeburt lediglich durch den Glauben. Die Bekanntschaft schrieb sich aus dem Briefwechsel her, der zwischen einem wiener Anwalt Monika's und Schloß Westerhof entstehen mußte ihrer Erhaltung wegen. Monika besaß ein kleines Vermögen, das der Oberst unangerührt gelassen hatte, als

er nach Amerika ging. Im Kloſter bedurfte Monika nichts, ſie ließ ihre Zinſen ſtehen. Jetzt erhob ſie Anſprüche auf das, was ihr gehörte und ihr noth that. Bereitwillig ſtellte ihr der Schwager Levin jedes Gewünſchte zur Verfügung, ja Tante Benigna, ihre Schweſter, wollte zulegen; letzteres lehnte Monika ab. Der regelmäßige Bezug ihrer Mittel führte ſie durch jenen Advocaten mit Terſchka zuſammen, der der chargé d'affaires aller Finanzſachen ſeines Freundes war und tagelang mit der Gräfin rechnen konnte. Graf Hugo behauptete, für die Zuſammenſtellung von Zahlen kein Geiſtesvermögen zu beſitzen. Terſchka, angezogen von Monika's intereſſanter Erſcheinung, aufmerkſam auf die Namen Ubbelohde und Hülleshoven, die täglich in ſeinen Correſpondenzen mit Weſterhof und mit Rück vorkamen, gab der Gräfin Kunde von ihr und nun ſchien es den künftigen Beſitzern der Erblaſſenſchaft des Grafen Joſeph ſtandesgebührlich, die Schweſter und Schwägerin der beiden Namen, die Paula hüteten und erzogen hatten, an ſich zu ziehen. Die Gräfin wollte ſogar ein Bewohnen des Palais auf der Herrengaſſe und bot Monika eine Stellung bei ihr an, die zwiſchen Freundin und Geſellſchafterin die Mitte hielt. Doch auch Graf Hugo und Terſchka wohnten zu weilen in dieſem Palais und ſo mußte ſie die freundliche Aufforderung ablehnen. Doch blieb ein ganz nahes Verhältniß. Faſt täglich, wenn die Gräfin in Wien oder auf Schloß Salem wohnte, leiſtete ihr Monika Geſellſchaft. Nur nach Caſtellunge, wo die Gräfin das Frühjahr zubrachte, war ſie ihr noch nicht gefolgt, hatte das aber für dies laufende Jahr verſprechen müſſen. Im

Grunde hatte diese Beziehung wenig Erhebendes für Monika; ja die Gräfin lieh an ihr, wie an allen Menschen, nur an denen nicht, die zu Hugo's Intimität gehörten, ihren steten Bekehrungs- und Erziehungseifer aus; nie kam ein Scherz, ein Lachen, eine enthusiastische Freude an Kunst oder Natur bei ihr zum Vorschein; das Theater existirte nicht für sie; alles das entsprach glücklicherweise im allgemeinen auch der Stimmung Monika's und so folgte sie der greisen Frau, die sich schon an sie gewöhnt hatte, auf Tritt und Schritt, jetzt auch hierher und vielleicht nach England, obgleich sie für letzteres noch nicht ganz entschlossen gewesen war und vorläufig nur bis Antwerpen hatte mitgehen wollen ... Seitdem von Porzia's Onkel Hedgmann genannt worden war, fühlte sie sich von räthselhaften Geistern bestürmt, die sie mahnten, ganz zurückzubleiben und die Gräfin morgen allein abreisen zu lassen.

Die hohe Gestalt der Greisin trat ein. Sie war mit einem weiten schweren Pelz bedeckt, den ihr der Diener abnahm. Ihre scharfen mageren Gesichtszüge verhüllte ein einfacher Sammethut, den sie noch nicht abgebunden hatte, als sie schon eine Anzahl Briefe, die sie sich selbst vom Postamte mitbrachte, an den Schirm der Lampe hielt und hastig nacheinander erbrach ...

Ohne Brille konnte sie nur mit Schwierigkeit lesen. Sie mußte daher innehalten, ihren Hut abbinden und sich's bequemer machen ...

Porzia bediente sie dabei. Monika ordnete die Zurüstungen zum Thee ...

Ich komme vom Doctor Abadonna! sagte die Gräfin. Ich wollte nicht verfehlen, vor meiner Abreise dem armen, geschlagenen Sohne der Finsteraiß wenigstens diese Aufmerksamkeit zu bezeigen! Dem Herrn sei Lob und Ehre; denn Terschka schreibt ja —

Nun hatte sie das Futteral ihrer Brille geöffnet, das ihr Porzia auf einen stummen Wink Monika's gereicht, hatte den Eckplatz des Sophas eingenommen, den Tisch sich näher rücken lassen, dann auch die Lampe näher gezogen und die Brille auf ihre vom Feuer der Erwartung glänzenden Augen gesetzt und einen der Briefe geöffnet ...

Der Courier legte mancherlei inzwischen Angekommenes in ihre Nähe, einige Bücherpackete, einige Einkäufe, die schon vorausgeschickt waren, auch ein großes Papier, in dem sofort Monika, und nicht ohne einen gewissen Anflug von Verlegenheit — die Rechnung des Hotels erkannte ...

Alles um die lesende Gräfin her war still und bewegte sich auf den Zehen. Nur sie allein sprach sich laut und mit Interjectionen aus, die ihre Zufriedenheit mit allem ausdrückten, was Terschka und ihre andern Correspondenten berichteten. Die Siegesgewißheit über den gewonnenen Proceß, wie die Aufregung über die bevorstehende Reise nach dem von ihr so lange ersehnten England, wo sie acht Wochen bleiben wollte, erhöhten die Kundgebungen ihrer Stimmung und weckten eine alte Lebendigkeit ihres Wesens, die sie durch ihre trübe Religionsauffassung schon seit so langen Jahren zu dämpfen verstanden hatte.

Vor den Dienern schwieg sie. Porzia aber, die

ohnehin der Sprache nicht ganz folgen konnte, hinderte sie nicht, an Monika, die sich zuletzt ruhig vor der siedenden Theemaschine niedergelassen hatte und bald auf die Gräfin, bald auf die sinnend sich zu schaffen machende Italienerin sah, von den Eindrücken, die sie im Lesen empfing, einzelnes bruchstückweise mitzutheilen ...

Ja, dieser gute Terschka! sagte sie in abgebrochenen Sätzen ... Wenn einer geschickt war, diese Aenderung mit den Verhältnissen in Westerhof in Güte auszugleichen, so war er es! ... Eine Parcellirung ... im größten Maßstabe ... wie vorsichtig, sich an einen einfachen, uneigennützigen Mann zu wenden ... einen Juden, Namens Löb Seligmann ... „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!" ... Aber die Offerten der Fuld's lehnt er ab ... das ist schön! ... Diese Helfer in der Noth haben wir in Wien genugsam kennen gelernt! ... Die Lotterie ist nicht erlaubt, wie bei uns ... Also Verkauf! ... so gern — ja so gern ich gewünscht hätte, wir hätten die Burg Gottes aufgerichtet im Lande der Edomiter und das Evangelium gepredigt denen, die noch unter dem Gesetze leben — Terschka grüßt Sie, Baronin! unterbrach sie sich selbst ...

Monika dankte leise nickend ...

Die Gräfin hatte unter der Brille ein wenig aufgeblickt, um zu beobachten, wie dieser Gruß auf die junge Frau wirken würde ... Ihre Stimme, die schon an sich wohllautend war, nahm einen besondern Ausdruck von Innigkeit an, als sie das Wort sprach: „Terschka grüßt Sie, Baronin!"

Ein Purpurroth war auf Monika's Wangen getre-

ten ... Das ſah die Gräfin wol und ſeufzte ... Monika gedachte, ob Terſchka nichts von Armgart ſchriebe, wie er ſchon oft gethan ... doch auch das Seufzen der Gräfin, das völlig anderes im Sinne hatte, verſtand ſie ... ſie wich Fragen und Erörterungen aus und hielt faſt den Athem an, jetzt aus andern Gründen noch, als deshalb, die Gräfin nicht in ihrer Spannung zu ſtören ...

Dieſe erzählte zwiſchendurch vom Doctor Abadonna ...

Er wand ſich doch wie der Fürſt der Finſterniß ... ſagte ſie. Kriechend höflich war er ... wie einſt die Verdammten vor dem ew'gen Richter ſtehen müſſen ... Der liebenswürdige junge Herr von Aſſelyn geht morgen nach Weſterhof, um die letzte Abwickelung zu erleichtern ... O mein Sohn! ... Wie geſpannt er ſchreibt! ... Nur ſo kurz! ... So kurz! ... Was? Angiolina iſt krank? Das entſchuldigt ihn!

Monika behielt Zeit, die Gedanken zu ſammeln, die ihr doch die Bruſt in faſt hörbaren Schlägen heben und wieder ſich ſenken ließen ... Geht Venne jetzt nach Weſterhof? ... Dem fühlte ſie wie mit Wonne und doch mit Schmerz nach. Faſt Eiferſucht war es, das ſie erfüllte, und wieder gedachte ſie: Was wird der Blonde, der andere, Thiebold de Jonge ſagen, der täglich kommt und heute noch nicht da war? ... Und dabei glitt ihr Blick wieder auf die Rechnung des Hotels, die ſo lang, ſo lang ſchien ... Eine eigene Ideenaſſociation: Thiebold's Reichthum, ihr kleiner Creditbrief bei dem Hauſe Piter Rattendyk, die ganz bibliſche Sorgloſigkeit der Gräfin in Geldſachen und Thiebold ein Bewerber um Armgart — dann aber auch — Angiolina, die ſie nur ei-

nigemal aus der Ferne gesehen ... das schöne, allbewunderte Mädchen, das mit dem Grafen Hugo nur zu verbunden lebte, kam ihr, als krank gedacht, seltsamerweise wie Benno von Asselyn vor, blassen Teints und wie den fernsten Zonen angehörend ...

Etwas war die befriedigte Erregung der Gräfin durch den so kurzen Brief des Obersten, ihres Sohnes, doch gestört worden. Sie erinnerte jetzt an den Thee... Porzia wollte helfen ... Monika bedeutete sie mit einem Augenwink, auf ihr Zimmer zu gehen ... Gern hätte sie ihr gesagt: Singe wieder deine traurig schönen Lieder! Zaubere uns vor, was alles freudvoll und leidvoll im Menschenherzen liegen kann! ... Der Gräfin würde sie schön damit angekommen sein.

Der Thee entquoll schon dampfend der Maschine, aber die Gräfin weilte noch in ihren Briefen —

Lady Elliot schreibt voll Ungeduld — sagte sie, eine Tasse ergreifend ... Sie ist so gütig und gibt immer ein englisches und ein französisches und dann ein deutsches Wort, um meiner Schwäche entgegenzukommen, die ihre Sprache nicht versteht ... „Alle Schrift von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit" — 30000 Bibeln in einem Jahre in Irland vertheilt! ... „Könnte man Pater Matthew gewinnen?" Hm! Hm! ... Darin hat sie Recht — aber — „das Thier mit sieben Köpfen schnaubt und dräuet, daß sich darob die Sterne verfinstern", wenn es an die Bibel geht ...

Monika war über alle diese Anspielungen durch tägliches Erörtern vollkommen unterrichtet ...

Auch ein langer Brief vom „Onkel Levinus" lag da, den die Gräfin nach einer halben Taſſe Thee, die ſie ſchlürfte, mit einer gewiſſen [illegible]ben überflog und dann an Monika übergab, weil es vielleicht mehr für ſie, als für die Adreſſatin beſtimmt ſchien ...

Sie wandte ſich jetzt dem Reſt ihres Thees und in Gedanken verloren einem leichten Gebäck zu ...

Monika nahm den dargereichten Brief und las ihn mit einer ſchmerzlichen Miene für ſich, während die Gräfin die letzten Briefe durchſah, ſolche, die ihr aus Schloß Salem und Caſtellunge von ihren Verwaltern gekommen waren ...

„Wenn es dieſen Zeilen gelingen könnte", ſchrieb der Bruder des Oberſten, „Ew. gräflichen Gnaden noch vor Ihrer Abreiſe nach England anzutreffen, ja Ew. Hochgeboren zu bewegen, die Nähe Weſterhofs nicht unberückſichtigt zu laſſen und uns mit einem Beſuche zu beehren, ſo würde ich zuvörderſt damit den Wunſch unſerer lieben Comteſſe ausgeſprochen haben, dem ſich der des Fräuleins Benigna und mein eigener ehrerbietigſt anſchließt. Die Wege bis zu uns ſind bequem oder bieten bei der Milde des Winters keine großen Schwierigkeiten. Perſönlich die Geſinnungen wiederholen zu können, die ich als langjähriger Freund und Verwalter des Grafen Joſeph über die in Gottes Rath beſchloſſene Zukunft ſeiner Beſitzthümer immer von ihm vernommen habe, würde mir zur beſondern Genugthuung gereichen. Aus dem Schooſe der Familie unſerer Gräfin, ſelbſt den allerdings jetzt kaum noch den Lebenden angehörenden frühern Vormund derſelben, ihren Onkel, den Kronſyn-

Stimmungen ſogar, die man in München bei Herrn von Görres in einem ultramontanen Clubb äußern kann, würden den Publiziſten vielleicht zu keiner Beachtung herausfordern; aber einen Gelehrten, der drei Bände der heftigſten Invektiven gegen Alles herausgegeben hat, was uns in Deutſchland ſelbſt auf katholiſchem Gebiete theuer und werth geworden iſt, in die Wiener Staatskanzlei gerufen und mit der Geſchichtſchreibung des erſten deutſchen Staates betraut zu ſehen, dieſe Wendung iſt eine ſo bedenkliche, daß meine Leſer mir vielleicht Dank ſagen, wenn ich in dem Buche nicht mehr blätterte, ſondern las und ſie mit den merkwürdigen in Wien ſo wohl aufgenommenen Verirrungen des Herrn von Hurter bekannt mache.

Herr von Hurter erweiſt ſich, jetzt genauer geprüft, in ſeiner Selbſtbiographie 1) als Ariſtokrat, 2) als Feind Deutſchlands und unſrer politiſchen Wünſche und Bedürfniſſe und endlich 3) als einen Proſelyten der katholiſchen Kirche, den von ſeinem reformirten Glauben kein poetiſch-religiöſes Bedürfniß, ſondern nur hierarchiſcher Prieſterſinn entfernt hat. Das ſoll in Nachfolgendem bewieſen werden. Wen Herr von Hurter nicht intereſſirt, den intereſſiren ohne Zweifel ſeine hohen Gönner. Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se.

Bei einem Geiſtlichen kann man auf die bibliſche Phraſeologie ſeiner Darſtellung kein zu hohes Gewicht legen. Wenn Fritz Stolberg, ein Juriſt, ein Laie, in Bibelſprüchen redet, ſo bezeugt dies ein vorhergegangenes emſiges Forſchen in der Schrift. Ein Theologe aber, der dreißig Jahre lang Prediger war, imponirt uns nicht, wenn er ſagt: Der Herr „klopfte an“, ich wollte nicht hören; oder: Es währte lange,

dikus von Wittekind-Neuhof nicht ausgenommen, de
wie Ew. Gnaden wissen, immer einer anderweitigen An
kunft, einer Verbindung beider Linien den Vorzug ga
ist nichts unternommen worden, was diesen gegen die A
sprüche des Herrn Grafen Hugo geführten unseligen Proc
hätte schüren und fördern können. Uns lag nur ob, de
Vorhandensein jener Urkunde, die christkatholische Re
gion der jüngern Linie verlangend, möglicherweise au
zufinden und auch hierin einen etwa vorhandenen Wun
der Vorvordern zu erfüllen. Die Nachforschungen kon
ten eine solche nicht auffinden und so gebe denn der gu
und gerechte Gott seinen Segen zu der Ausgleichun
die, dank der Einsicht des vom Herrn Grafen übersandt
Vermittlers, Herrn Baron von Terschka, vorzugswe
darauf hinauszukommen scheint: Der letzten Erbin der
tern Linie verbleibt Schloß und Hof Westerhof nebst d
nächsten Adjacentien auf hundert Morgen in der Run
als standesmäßige Abfindung und erbeigenthümlicher Be
für ewige Zeiten; alles andere fällt der jüngern Li
zu, vorbehaltlich der Rückkäufe, die der Comtesse für
nige Grundstücke und Waldungen offen bleiben. Für
Regulirung dieser Procedur hat Herr Oberprocura
Rück uns die Ankunft des Herrn Benno von Assel
verkündigt. Wir erfreuen uns in Herrn von Tersc
eines weisen und wahrhaft discreten Vermittlers,
in allen diesen schwierigen Verhältnissen seit Mona
Großes geleistet hat. In kurzem ist er der Liebling
Gegend geworden, womit viel gesagt ist bei ein
Volksstamm, der sich schwer anschließt, ohnehin, weil n
der neuen Wendung der Dinge um so mistrauischer

gegensatz, als wir uns gerade jetzt infolge des bekannten traurigen Weltereignisses in einer confessionellen Aufregung befinden, die mehr, als ich wünschen möchte, die Gemüther erbittert und ein paritätisches Zusammenleben unmöglich macht." . . .

Monika las zwar für sich; aber die Gräfin, die jetzt aufstand und sich einiges an ihrer Hausteilette zu schaffen machte, beobachtete sie und sagte:

Sind Sie an der Stelle, wo der wunderliche Herr mir die Unmöglichkeit des Zusammenlebens mit Ketzern schildert, nachdem er mich doch zuvor eingeladen hat, Westerhof zu besuchen?

Monika mußte lächeln, so schmerzlich erregt sie war . . . Sie blickte auf das Ende des Briefes, um nach Armgart's Erwähnung zu suchen . . .

Der Brief lautete im Zusammenhange:

„Comtesse Paula ist glücklich, daß sie Westerhof behält. Sie drückt Ihnen, gnädigste Frau Gräfin, ihre ganze Verehrung aus. Es würde Sie gewiß erfreuen, eine Verwandte kennen zu lernen, die mit einem selten gebildeten Geiste eine Einfachheit und Güte des Herzens besitzt, die durch keine Verkürzung und Schmälerung ihrer Glücksgüter getrübt werden kann, höchstens, daß ihr die Mittel zum Wohlthun verringert sind . . ."

Wieder unterbrach die Gräfin die im Zimmer herrschende Stille. Sie folgte der Lectüre Monika's im Geiste Zeile für Zeile, so fest hatte sich ihr sofort trotz kurzen Durchfliegens der Inhalt des Briefes eingeprägt.

Um Comtesse Paula, sagte sie, gesteh' ich es zu bedauern, daß ich der Aufforderung nicht folgen kann . . .

Monika verstand vollkommen, was in diesen Worten liegen sollte. Es war die mütterliche Sorge für die immer doch noch nicht ganz gewisse Zukunft. Fand sich noch irgendein Hinderniß für die Ausgleichung des Familienstreits und entging den Salems-Camphausen eine seit fünfzig Jahren ihnen immer dringlicher und dringlicher gewordene Hoffnung, von der ihre Ehre und der Bestand ihres Namens auf Generationen abhängig war, so konnte und mußte der Fall eintreten, daß Graf Hugo um Paula warb ... Deshalb lag in den folgenden Worten, die die Gräfin unter andern Umständen mit viel größerer Strenge würde gesprochen haben, eine bei ihr seltene Milde:

Das arme Kind soll nach allem, was ich höre, immer wieder in ihre Visionen zurückfallen! Sie ertheilt im magnetischen Schlafe Rathschläge an Kranke! Schloß Westerhof, sagte Rück, soll von Morgens bis Abends belagert sein von Hülfsbedürftigen, die oft aus weiter Ferne kommen, um sich von ihren Leiden heilen zu lassen! Aus dem wahren Geiste Gottes ist das nicht ... Die Apostel hatten diese Gabe auch, aber um ihres Glaubens willen und bedurften dazu nichts, als nur des Gebets. Sie, Baronin, weiß ich, sagen freilich rundweg, das alles wäre Wahn oder die Macht des Willens, der da sagt: Sei geheilt! und der Kranke ist — zuweilen geheilt. Der Wille scheint Ihnen allmächtig! Wenn man an sich selber nur glaubt! O, Sie wissen, meine Gute, wie wenig ich von allem halte, was ohne die Gnade Gottes ist! Doch bin ich weit entfernt, den Katholiken die Gnade Gottes abzustreiten, wenn sie sich ihr in

inbrünſtigem Gebete nahen! Miſchen ſie aber Thorheiten ein, wie die fürſprechenden Engel und Heiligen, nun, ſo mag der Herr auch das kindliche Lallen der Seele in ihrer unverſtändigen Verblendung wol mit väterlicher Geduld vernehmen, iſt nur der Grund da des Vertrauens zu ihm. Sie erinnern ſich, daß Ihre Freundin bei den Hospitaliterinnen die heilige Hildegard nannte, mit der ihr Comteſſe Paula Aehnlichkeit zu haben ſchien. Das ſagt' ich Ihnen ja noch gar nicht, wie ich bei Bingen das Grabmal dieſer ſogenannten Heiligen geſehen habe! Ich beſchloß, mich etwas genauer über ſie zu unterrichten. Da erfuhr ich denn, daß die ernſthafteſten Männer mit dieſer Aebtiſſin, die ſo viel Wunder verrichtete, in Verbindung ſtanden, ja ein Bernhard von Clairvaux und ſogar der damalige Papſt —

Sie wünſchte ihm Glück zur Ausrottung der Waldenſer! warf Monika ein ...

Wie? rief die Gräfin ...

Mit dieſen wenigen Worten änderte ſich plötzlich der ganze Gedankengang der Gräfin ...

That ſie das? fuhr ſie beſtürzt fort und hielt im Wandeln durch das Zimmer inne. Sie verließ ſich auf die Kenntniſſe Monika's, die ihr bei ſolchen entſchiedenen Behauptungen verbürgt waren ...

Sie that es in einer Sprache, fuhr dieſe fort, die ſie nur in ihren Viſionen kannte, der lateiniſchen. Ihr Beichtvater ſchrieb dieſe Viſionen nach und veröffentlichte ſie ſpäter; es war ein Pater Gottfried ... Ich habe mich in Mußeſtunden viel mit dem Leben der heiligen Hildegard beſchäftigt ...

Dann war ſie eine Betrügerin! wallte die Gräfin auf und endete ihre Rede mit dem völligen Gegentheil deſſen, womit ſie begonnen hatte. Sie hatte darauf hinaus wollen, daß ihr allerdings an der heiligen Hildegard intereſſant geweſen wäre, ſich nach ihrem Beiſpiel die ekſtatiſchen Zuſtände Paula's zu denken. Nun aber ſagte ſie: Auch in Weſterhof werden es die Pfaffen ſein, die die Krankheit des armen Mädchens benutzen und ſie zur Närrin machen! Ich dorthin reiſen! In der dumpfen Luft würde ich den Athem verlieren! „Es war aber ein Mann mit Namen Simon, der Zauberei trieb und gab vor, er wäre etwas Großes, und ſie ſahen auf ihn und ſprachen: Der iſt die Kraft Gottes, die da groß iſt! Da ſie aber Philippi Predigten hörten von dem Reich Gottes und den Namen Jeſu Chriſti, ließen ſich taufen, beides Männer und Weiber."

Monika las weiter:

„Herr von Terſchka unterbricht mich und verbindet ſeine Bitte mit der unſerigen, Ew. gräflichen Gnaden möchten in der That den Umweg nicht ſcheuen. Begleitete Sie nicht vielleicht Herr Benno von Aſſelyn, ſo würde Ihnen vielleicht der Domherr von Aſſelyn, ſein Vetter, eine intereſſante Reiſegeſellſchaft ſein. Wir erwarten ihn jeden Tag zu einer kirchlichen Inſpection. Auch einigen Worten des Herrn von Terſchka, Armgart von Hülleshoven, meine Nichte, betreffend (jetzt zitterte der Brief in den Händen der von ihrem Kinde geflohenen Mutter) geb' ich gerne Ausdruck und bitte Sie, Ihre Begleiterin, Frau von Hülleshoven, meine Schwägerin, zu verſichern, daß ſowol in meiner langjährigen Freun-

din, Fräulein Benigna, ihrer Schweſter, wie in mir die Reihe der Jahre den alten Groll gelöſcht hat. Was Sie auch, gnädige Gräfin, über unſer Zerwürfniß erfuhren, beurtheilen Sie es nach dem Temperament von Menſchen, die wie unſer ganzer Volksſtamm ein ſtarkes und unbeugſames Rechtsgefühl haben. Nur auf der »rothen Erde« konnten die Vehmgerichte entſtehen, jene Selbſthülfe des Volks in einer rechtloſen Zeit ... (Die Buchſtaben verwiſchten ſich der Leſenden vor Erregung ...) Es iſt wahr, die Ehe zwiſchen meinem Bruder und Monika ſchloß ſich ohne Ueberlegung. Der Kronſyndikus von Wittekind, Teſtamentsvollſtrecker ihrer Aeltern, wollte Monika zwingen, ſeinen Sohn Jérôme zu heirathen. Sie kannte ſeine Gewaltthätigkeit und nahm meinen Bruder wie im blinden Ungefähr. Nach einer vierjährigen Ehe war die Erklärung, ſie folge dem Manne nicht in ſeine neue Garniſon, ſie beſäße keine Liebe für ihn, ein reiner Trotz der Verkehrtheit. Sie wollte anfangen nach Grundſätzen zu leben. Sie wollte »wahr« ſein gegen ſich und andere! Es war der Anfang eines völligen Verwirrens ihres Denkens und Fühlens, das wir nicht dulden durften. Ihren thörichten Sinn wollten wir durch die Vorenthaltung ihres Kindes, der damals dreijährigen Armgart, mit Gewalt brechen. Da wir ebenſo gegen den Bruder verfuhren, der Armgart für ſich in Anſpruch nahm, hatten wir die Ausdauer, einen Kampf mit dem Mutter- und Vaterherzen zu wagen. Und dennoch würden wir nachgegeben haben damals, als Monika erkrankte, wenn ſie nicht, kaum zur Hälfte geneſen, wie noch im Fieberwahn damals Schloß Weſterhof verlaſſen und in

die Welt hinausgerast wäre wie eine Irrsinnige! Daß diese That, die nun freiwillig ihr Kind aufgab, ein Anfall der maßlosesten Eitelkeit war, die Verzweiflung eines Blickes in den Spiegel und auf ihr ergrautes Haar, wird sie nicht leugnen können. Diese wilde Unregelmäßigkeit ihres Wesens ist leider auf Armgart übergegangen. Die Mutter kann versichert sein, daß von unserer Seite nicht das Mindeste geschehen ist, Armgart aus dem Pensionat der Insel Lindenwerth abzurufen. Das thörichte Mädchen will sich nur beiden Aeltern zugleich aufgespart haben und führt diesen Gedanken auch jetzt im Stift Heiligenkreuz, wo sie eine Stelle bekommen hat, mit einer Wachsamkeit durch, die jeden Augenblick die Flucht von Lindenwerth wiederholen würde. Die Aussicht, daß mein Bruder Ulrich sich in Witoborn niederläßt, rückt immer näher. Ein meiner Schwägerin wohlbekannter Name, Remigius Hedemann, hat, seitdem die Abwickelung der Verhältnisse unseres beim jetzt so tief gekränkten Geist der Provinz immer unmöglicher gewordenen Landraths ins Stocken gerathen, die Mühlenwerke bei Witoborn erstanden und beide gedenken ein für den Geist unserer Gegend ganz tolles, ja förmlich herausforderndes Unternehmen — eine Papierfabrik zu begründen! Stehen wir ohnehin in unsern Verhältnissen selbst nicht fest, so wird uns am wenigsten beikommen, in so sich verwickelnde andere einzugreifen. Bruder oder Schwester, beide würden uns zur Verständigung gleich willkommen sein! Die Zeit heilt Wunden und mildert Leidenschaften und wir müssen selbst wünschen, daß in diese harten Herzen Besinnung kommt! Von meiner Schwägerin hör' ich durch

Herrn von Terschka jetzt so außerordentlich viel Rühmenswerthes, daß Benigna sowol, meine langjährige Freundin, die dem Alter der Versöhnlichkeit mit dem, was die Erde bietet, schon so nahe gekommen ist, wie ich selbst, nichts lieber wünschen, als die endliche Beilegung dieses Zwistes, den ja unsere heilige Kirche nicht gestattet so zu lösen, wie es die Leidenschaften dieser wilden Menschen wünschen mögen durch Scheidung — "

Weiter konnte Monika nicht kommen . . .

Die Schlußversicherungen der Ergebenheit überschlug sie in der Erregung durch diese offene und für den Charakter ihrer alten Gegner, ihres Schwagers, ihrer so strengen, viel ältern und ihr gewissermaßen als Erzieherin gegenüberstehenden Schwester, sogar gemüthvolle Sprache . . .

Sie stand auf, ließ den Brief auf den Tisch gleiten, griff an ihr Herz und trat an das Fenster, um die Stirn an den feuchten Scheiben zu kühlen . . .

Die Gräfin unterbrach nicht diesen Seelenkampf . . .

Eine lange Pause trat ein, die Monika endlich mit den leisen Worten beendete:

Aus alledem sehe ich, theure Gräfin, daß ich besser thun werde — noch in dieser Stadt zu bleiben und Sie — allein reisen zu lassen! . . . Vielleicht erfreut es Sie — noch einen Gefährten zu gewinnen, der bei Porzia sitzen könnte, den Onkel derselben, der genöthigt ist, rasch nach England zurückzureisen! Ich begrüße Sie dann — bei Ihrer Rückkehr hier oder, erlöst von allen diesen Kämpfen, in Ihrem schönen, sonnigen, glücklichen Castellunge!

Die Gräfin ſagte zwar: Ja, ja! hörte aber plötzlich nur halb ... Sie hatte die Rechnung des Hotels entdeckt und ſuchte wieder die Brille, um eine nicht unwichtige Frage genauer zu prüfen...

Monika ſah, daß die Höhe der Summe, die es hier noch zu zahlen gab, die Gräfin erſchreckte. Sie hatten an ſich einfach gelebt, aber eine Menge anderweitiger Ausgaben hatte die Gräfin von dem gefälligen Wirthe auslegen laſſen. Vollkommen war ihr die Eigenſchaft ihrer Gönnerin geläufig, den „Nerv der Dinge" und den „ungerechten Mammon" für etwas zu nehmen, was ſich nach Gottes ewigem Rathſchluſſe allen denen, die ihn lieben, früher oder ſpäter doch zum beſten wenden müſſe ...

So vertieft war die Gräfin in eine unter dem Eindruck des gewonnenen Proceſſes von ihr hervorgerufene anſehnliche Reihe von Zahlen, daß ſie nicht mehr viel von Monika's Worten gehört hatte.

Bei alledem wußte ſie aber doch, daß in dem Briefe das Wort „Scheidung" ſtand. Darauf hin ſagte ſie beim prüfenden Oeffnen ihrer Reiſekaſſette:

Paulus ſpricht: „Der Herr iſt der Geiſt, und wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt die Freiheit!"

Sie wollte ſagen, wenn bei Monika eine Confeſſionsänderung ſtattfände, wäre die Scheidung da ... Monika wußte das und ſtand träumend am Fenſter ...

Darüber kam eine Meldung.

Herr Kattendyk! hieß es ...

Ei, Herr Kattendyk? rief die Gräfin hocherfreut ...

Die Gräfin war ſo in Vergleichung ihrer Reiſe-

mittel mit der Rechnung vertieft, daß ihr selbst die Meldung des Doctors Abadonna eine Besinnung auf den Namen gekostet hätte, aber die Nennung des Chefs der Firma: „Kattendyk und Söhne", an die Monika empfohlen war, vergegenwärtigte ihr augenblicklich die gemeinte Persönlichkeit ... Sie selbst war an die Gebrüder Fuld empfohlen ...

Sehr angenehm! Sehr angenehm! rief sie ...

Die Meldung eines dem „ungerechten Mammon" und den „Schätzen, die Motten und Rost zerfressen" angehörenden Namens wurde sofort angenommen, ja das Eintreten desselben mit einer gewissen Feierlichkeit vorbereitet.

bis „das Fischlein mochte gewonnen werden," oder: „Endlich hat das Schaaf seinen Hirten gefunden" und ähnliche Beiträge zu einer Selbstcharakteristik, mit welcher Herr von Hurter die Analyse seiner in Rom sich endlich bewußtwerdenden Seelenzustände gibt. Auch an den Styl des Verfassers, der zum Theil eine Nachahmung von Görres ist, wird man sich bald gewöhnen, langsamer an gewisse Schweizer-Idiotismen, wie darob, bisanhin, Verumständungen, etwelche, stundlu. s. w.; Eigenthümlichkeiten, die sich in der künftigen Geschichtschreibung Oesterreichs sonderbar ausnehmen werden.

Herr von Hurter ist ein Aristokrat. Geboren aus einer patrizischen Familie des Kantons Schaffhausen, sagt er dies von sich selbst und erklärte auch bald nach der Julirevolution, daß er seine Kinder zu „gründlichen Aristokraten" erziehen würde. In stiller Voraussicht der ihm von Wien verheißenen Adelstanderhebung spricht er gleich im Beginn von seinem „ehevorigen" Ursprung und preist diejenigen Personen, die nicht wie „Mollusken" entstanden wären, sondern sich, natürlich nach Anleitung eines Stammbaums, auf nachweisbare und nahmhaft zu machende frühere Menschen zurückführen lassen. Sein eigener Name giebt ihm schon etwas Adeliges; denn Hurter hinge allerdings mit Hurtig zusammen (Frau Hurtig war aber eine wohlbekannte — Wirthin bei Shakespeare), aber auch mit heurter, Buhurt, kurz mit Begriffen, die an Jagdvergnügen und Turnei erinnern. In seinem Wappen fände sich ein Pfeil und aus dem Bogen wäre nur durch Nachlässigkeit der Zeichner allmälig ein halber Mond entstanden. Von den burgundischen Herzögen hätte er sich den Wahlspruch genommen: Qui s'y frotte s'y pique, eine Phrase, die wohl bei der Distel oder einem Besen, aber nicht

## 3.

Piter Kattendyk hatte ſich vor vier Monaten auf ſeiner Reiſe nach Witoborn — keineswegs mercantiliſche Lorbern erobert.

Zwar war er in lebendigſter Erregung, wenn auch etwas durchfröſtelt und an der Abfaſſung von Reiſe- oder Heidebildern durch einen Schlaf verhindert, der „die ſeiner Conſtitution nothwendigen zehn Stunden“ faſt auf die ganze Dauer der Schnellpoſtfahrt ausdehnte, in Witoborn angekommen und „bei Tangermanns“ im beſten Gaſthof der Stadt abgeſtiegen; aber der gegenſeitige große Eifer hatte ſich durchkreuzt. Rittmeiſter von Enckefuß hatte voll Ungeduld die Reiſe zu ſeinem Sohne gemacht und Rück, der helfen zu wollen verſprochen, ſetzte bei ſeinem Schwager eine ſo präciſe Erfüllung ſeiner Aufträge, ſoviel Reiſeluſt und Gefallen an einer raſchen Benutzung einer neu angeſchafften Reiſetoilette nicht voraus. Nun waren wol die Beſuche, die Piter am Sonnabend bei einigen Advocaten machte, möglich zur Beweisführung für ſeinen Geiſt und ſeine ſociale Stellung, aber eine geſchäftliche Verſtändigung und die Uebernahme der Forderungen

ſämmtlicher Enckefuß'ſcher Creditoren konnte erſt ſtattfinden nach der Zurückkunft des Hauptbetheiligten ſelbſt.

Wir werden die heilige Stadt Witobern, deren Thürme wir in frühern Schilderungen nur fernhin aufragen ſahen, genauer kennen lernen. So viel dürfen wir ſchon jetzt berichten, daß Piter hier die vollkommenſte Gelegenheit gehabt hätte, durch Devotion ſeiner Mutter Ehre zu machen. Hier lagen ſo viel Heilige in ganzer Geſtalt oder in Partikeln begraben, hier läuteten ſo viel Glocken zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, hier braunten an allen Ecken und Durchgängen der kleinen unanſehnlichen Straßen ſo viel Lichtchen und ſtanden an und in den Häuſern, Kirchen, Klöſtern ſo viel ſchöngeputzte Muttergottesbilder, daß er wol ſeiner Sünden hätte eingedenk werden und geloben können, ſich die maßloſeſte Selbſtliebe und beſonders ſeine ſträfliche Neigung für fünfzigprocentigen Arakpunſch abzugewöhnen.

Indeſſen beleidigten ſein Schönheitsgefühl die Kühe und Schafe, die jeden Morgen vom Hirten durch die witobernerStraßen geführt wurden und die Mängel der Straßenreinigung und Beleuchtung. Gleich in der erſten Nacht war er auf topographiſche Studien ausgegangen und dabei faſt in einen offenen, völlig gitterloſen Strom gefallen, der zwar nur höchſt ſchmal, aber mit reißender Schnelligkeit durch die unerleuchteten Straßen ſchoß. Was half es ihm, daß es ſpäter beim Wirth ſeines Hotels „bei Tangermanns", wo er der einzige Fremde war, herauskam, daß dies die berühmte Witebach geweſen war, deren Quellen ſchon Karl der Große mit einem Münſter überbaute? Was half es ihm, daß

alle die kleinen Bäche, in die er, sich von dem großen
retirirend, bis zum Knie gerieth, als Nebenarme der
Witobach bezeichnet wurden? Er erzählte, daß ihm an
einem großen Thurme, um den eine Anzahl ungeheurer
Wasserräder auf die berühmten witoborner Mühlenwerke
schließen ließen, nicht nur Hören, sondern auch das Sehen
vergangen wäre. Alles das schmeichelte wol dem Lo-
kalpatriotismus, trocknete aber seine Stiefel und Bein-
kleider nicht. Im Unmuth über die hier in Aussicht
gestellte geringe Bereicherung seiner Welt- und Men-
schenkenntniß beschloß er, so lange die Umgegend zu recog-
nosciren, bis der Rittmeister zurückgekommen sein würde.
Selbst das einzige Weinhaus, das er am folgenden
Morgen am Sonntag zum zweiten Frühstück seines Be-
suchs für würdig erklären konnte, mußte ihn, wie er
versicherte, „melancholisch machen". Allerdings lag es
dicht an den alten Münsterthürmen Karl's des Großen
und in ihren durchbrochenen byzantinischen kleinen Fen-
stern beherbergten sie ein wahres Gewimmel von Raben
und Dohlen, die in Schwärmen aus- und einzogen und
oft wie von Reisen herkamen, jedenfalls von den Bergen
hernieder, wo ihn besonders ein fernhin leuchtender Punkt
anzog, das den Wittekind's gehörende Schloß Neuhof . . .

Piter beschloß nun, sich genauer die Gegenden anzu-
sehen, wo Hermann den Varus schlug und auch einige
der vielen daselbst zerstreuten Mineralbäder noch einen letzten
Rest von „Saison" hatten. Einige dieser Heilquellen
kündigten sich ihm, als er in der That mit Extrapost ab-
reiste, bereits durch Leichenwägen an; sie waren berühmt
gegen die Schwindsucht. Andere hatten eine harmlosere

Bestimmung, aber die einzigen noch anwesenden Patienten schienen nur noch die Brunnenärzte zu sein, die an jedem Morgen an den Quellen erschienen, um sich zu erkundigen, wer etwa die Nacht angekommen war. Piter, geschmeichelt, daß man ihn für keinen Leber- oder Nierenkranken halten konnte, zugleich besorgt, darum noch für keinen Musterreiter zu gelten, bestellte in einem dieser Curhäuser Champagner und bewunderte, von selbst voraussetzend, daß es keinen echten gab, die treuherzige Etikette: „Product vaterländischer Betriebsamkeit." Weiterreisend bekam er die Stimmung und Muße, sich so mit sich selbst zu beschäftigen, daß er sich die Abschiedsscene von Trudchen, dem neuen Mädchen seiner Schwester Hendrika, in allen möglichen Variationen ausmalte; denn daß diese allerdings nur in dämmernden Umrissen vor ihm stand, war bei dem umflorten Zustande, in dem er sich nach seinem Souper befunden, nicht anders möglich. Gerade aber diese Nebelhaftigkeit des empfangenen Eindrucks gestattete ihm die schönste Ausschmückung und wie er das freiherrlich Wittekind'sche Vorwerk Eggena, das Städtchen Lübicke und andere hervorragende Punkte hinter sich hatte und in den Schluchten des Teutoburger Waldes sich ganz nach Belieben, bald an diesem Buchengrunde, bald an jener Tannenhöhe, die Niederlage der Römer ausmalen konnte und ihm das Krächzen der Raben, die ihm aus den Münsterthürmen gefolgt zu sein schienen, immerfort das aus der Schule in der That noch erinnerlich gebliebene: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" zu sprechen schien (dem darob sehr verwunderten Postillon hatte er beim Vergan

dieſe Erzählung als Probe ſeiner mittheilſamen (G
lehrſamkeit nicht vorenthalten mögen), da trat ihm d
Gedanke: Wenn du jetzt dieſe allerliebſte Blondine hi
neben dir hätteſt auf dieſer geſchäftlichen Irrfahrt! m
mächtiger Gewalt entgegen. In der alten Poſtkaleſch
einer ausrangirten Beichaiſe, maß er ſogar den Si
den Treudchen neben ihm einnehmen konnte. Er deck
auf das weich einladende Leder der Polſterung ſeine
Plaid und baute der kleinen Göttin im Geiſte eine
Thron und Altar. Selbſt die zierlichen Füßchen, dere
weiße Strümpfe er im Geiſte als ſelbſtgeſtrickte bewun
derte, legte er eigenhändig auf einen Nachtſack, den au
ſeine Schweſter Johanna behauptete ſelbſt geſtickt z
haben. Und weilte dann auch ſein reizbarer Sinn, de
die „etwas ängſtliche“ grüne, claſſiſche Waldeinſamkei
ringsum nur noch erhöhte, bei dem außerordentliche
Profeſſor, Dr. Guido Goldfinger, an dem ihm nicht
außerordentlich erſchien, als die Selbſtverſtändlichkeit
wie er, der Sohn des Medicinalraths Goldfinger, ſ
ohne weiteres (weil die drei Hausfreunde eben im
Hauſe alles regierten) ſein Schwager wurde, un
ſchoſſen dann auch ſeine Gedanken über drei Schwäge
zu gleicher Zeit, wie der „Silberbogner Apollo“, „fern
hintreffende“ Pfeile, ſo kehrte ſein an ſich liebebedürftige
Gemüth doch immer wieder auf die Vorſtellung zurück
Wenn ſich die Romantik dieſer hier eben genoſſenen geſchicht
lichen Eindrücke, mit denen du deine Freunde in begeiſterte
Mittheilung überraſchen willſt, doch auch durch die Fül
lung dieſes bequemen Eckplatzes mit dem reizenden, an
ſpruchsloſen und ſo „gehorſamen Kinde“ vervollſtändigen

möchte! Die leisen Umrisse, die er von dem neulich Vorgefallenen behalten, zeichnete er kräftiger und kräftiger aus, drappirte das Bild neben sich mit Vielem, „worauf es ihm gar nicht ankommen sollte", mit einem wunderschönen Hut und lyoner Bandbesatz, einem Shawl von damals modischem Krepp de Chine und mit den elegantesten Handschuhen, die Gertrud Ley besonders auch deshalb tragen sollte, um durch das Schonen ihrer vom Arbeiten etwas mitgenommenen Finger sich zu der Dame auszubilden, die man nach seiner Theorie der Geringschätzung des weiblichen Geschlechts „aus jeder Katze" machen könnte. Piter sah in einem „anständigen Frauenzimmer" nichts als die Wiederholung seiner „ihm hinlänglich bekannten" Schwestern.

Mit solchen theils gemischten, theils sich widersprechenden Empfindungen hatte Piter die Walstätten der alten Römerschlachten, auch die berühmten Externsteine hinter sich, die ihm die schauerliche Idee von Menschenopfern weckten — der anliegende See als Abzugskanal des rinnenden Blutes — und ihm in den Basreliefs der spätern christlichen Entsühnung dieser riesigen Metzgeraltäre auch nur eine sehr geringe Vorstellung von der Plastik des Mittelalters gaben — einer der Felsen hat ein altes Basrelief —, lauter Thatsachen, bei welchen er die Genugthuung schon vorweggenoß, wenn er davon zu Joseph Moppes sprechen würde, der nur die Musik leben ließ, oder zu Aloys Essingh, der allerdings Sinn für die zeichnenden Künste, wenn auch zunächst nur für heimliche Caricaturen hatte, oder zu Weigenand Maus, der kriegslustig und zur Carnevalszeit roß- und marschalluniforms-

freudig, für solche Hünenthaten interessirt sein mußte. Thiebold de Jonge, der das Conversations-Lexicon nie mehr citirte, als wenn Benno nicht zugegen war, Der vorzugsweise sollte an ihn glauben müssen, wenn er versicherte, daß man über „solche Gegenstände" (er meinte ungefähr die Ergänzung der fehlenden Bücher des Tacitus) gar nicht mitsprechen könnte, falls man sie nicht „gründlich studirt hätte" — er meinte die Dauer eines Schnapses, den er dem Postillon in dem Wirthshause an den Externsteinen geben ließ und sein eigenes, mehrfach wiederholtes: „Ungeheuer merkwürdig!" beim Besichtigen der Riesensteine und der Blutlache und der alten Basreliefffiguren ohne Nasen — ein Mangel übrigens, der für diese gut war, da sie auf diese Art die rein menschliche moderne Bestimmung einer hinter ihnen liegenden kleinen alten Krypte nicht am Geruche merkten. Wie gesagt, nur der Postillon frühstückte hier, aber Piter in Detmold. Dort, wo einst Jérôme von Wittekind im Certiren stets der erste gewesen war und nicht blos beim Fragen nach Calefaciebas, erwärmte, ja erhitzte sich auch Piter in einer Weise, die es erklärlich erscheinen ließ, daß er, kaum angekommen in Pyrmont, wohin er wollte, gleich spornstreichs an den Grünen Tisch rannte und sich noch an demselben Abend, im wildesten Sturm und vom „schnödesten Pech" heimgesucht, seine ganze Reisekasse sprengen ließ.

Wie Piter dann am folgenden Morgen in den Brunnenanlagen den letzten Rest seiner Baarschaft und der Curgäste musterte, auch etwas tiefsinnig über die Wirkung der hiesigen Gewässer gegen chronische Anfälle

von Hypochondrie nachgedacht und dabei einen etwas confiscirten Eindruck gemacht haben mochte, jedenfalls mit einer bei der schon kühlen Morgenluft stark gerötheten Nase, somit, beide Hände hinten in die Rocktasche steckend, einem Abenteurer und Maredeur der Badesaison nicht unähnlich, machte er die Bekanntschaft eines Barons von Binnenthal, der erst vor wenig Stunden angekommen war vom Westen her, wo ihn ein glücklicher Instinct beseelte, statt nach Belgien zu gehen, ostwärts zu „machen" — denn Grützmacher hatte nur vorgestern, Sonntag Abend, zu viel mit dem Staate, dann mit dem Assessor von Enckefuß in Betreff des in den Sieben Bergen seine geliebte Mutter besuchenden Hammaker zu thun gehabt, sonst würde er dem ihm sofort auf dem Fuld'schen Balcon aufgefallenen Herrn die Fährte nach Westen von einigen schnell avertirten guten Freunden in grüner Uniform haben abschneiden lassen — ebenso wie er Herrn und Frau von Guthmann beim Besteigen des Dampfboots vorgestern Abend scharf fixirt und ihnen halblaut „glückliche Reise" nach Pyrmont gewünscht hatte, wohin auch sie in der That gingen, um unter den letzten Stoppeln der Saison noch einige Körnchen für ihr demnach den Sicherheitsbehörden schon bekanntes Metier aufzusuchen. Unterwegs machte das Ehepaar, nach dem Erstaunen über das erneute Zusammentreffen mit Herrn von Binnenthal sich mit ihm Geständnisse und alle drei vergaben sich das, was die Vergangenheit betraf, in Hoffnung auf eine schönere gemeinschaftliche Zukunft. Sie blieben zusammen und Binnenthal's erste Recherche auf der Morgenpromenade brachte ihn mit Pitern zusammen, diesen

dann zu der charmanten Frau von Guthmann, die ihn so feſſelte, ſo für den Verluſt am Grünen Tiſch tröſtete, daß er ein einfaches „Einundzwanzig", en quatre einging, gewann, wieder an den Grünen Tiſch hüpfte und mit ſchon leichterm Herzen das Gewonnene nicht nur verlor, ſondern auch durch eine Anleihe bei Herrn von Guthmann, der in der Nähe ſtand, das Verhältniß deſto feſter knüpfte. Pyrmont endete für Piters nach drei Tagen, alles in allem, mit einer Spielſchuld von 5000 Thalern, die er in einem ſich immer vergrößernden Kreiſe von Freunden der Frau von Guthmann und der Göttin Fortuna zurücklaſſen mußte. Herr von Binnenthal war bei dieſem ſchnell geknüpften Bande der Freundſchaft der ſogenannte „Schlepper" geweſen. Seine ſtereotypen Redensarten und die Deviſe: „Bange machen gilt nicht!" halfen ihm weiter, als andern Menſchen ihr Originalwitz. Piter reiſte ab von Pyrmont mit den „famoſeſten Erfolgen bei einer Baronin" — „Stoff doch immer" für die kleinen Soupers — und Hinterlaſſung einer zwei Monate de dato fälligen Anweiſung auf ſein Haus und wandte ſich wieder auf Witeborn zu, wo der Rittmeiſter, in mancher Hinſicht ſein Geiſtesverwandter, ihn ſchon ſehnſüchtigſt erwartete.

Mancherlei Arten gibt es, ein Unglück, das man ſich ſelbſt zugezogen hat, zu ertragen. Manche Menſchen werden von der empfindlichſten Reue befallen und einige unter ihnen, nicht viele, nehmen ſich vor, künftig ſich zu beſſern. Andere ſind zwar gleichfalls, beſonders wenn die einſame Natur ringsumher ſo feierlich ſtimmt, feſt entſchloſſen, nun und nimmermehr wieder z. B. bei ſolchen „Baroninnen" „an den Leim" zu gehen und zu ſpielen

und 5000 Thaler Badesaisonschulden auf ein Haus abzugeben, dessen Solidität sie selbst repräsentiren; aber die Reue verwandelt sich ihnen in Trotz, Trotz nicht etwa gegen sich selbst, sondern auffallenderweise gegen ganz unschuldige andere. Es ist allerdings kein behagliches Gefühl, ein großer Reformator sein zu wollen und als der Reformation höchst bedürftig sich selbst darzustellen. So ein Wechsel auf die Ordre eines notorischen Spielers, acceptirt von einem handelsberühmten Namen wie Piter Rattendyk, geht durch ein Dutzend Hände und kommt zuletzt im Comptoir seines Hauses wie eine Wundermär an, die alle alten Buchhalter betrachten mit Hälsen so lang, so lang — „wie die Gänse oder Kameele!" Alle Federn halten inne, alle Prisen stocken, alle Drehsessel knacken und die Miene, die vollends der Procuraführer Ernst Delring machen wird, die ist gar nicht die seiner gewöhnlichen Reserve, sondern einer still lächelnden Genugthuung, die sogleich zwei Treppen höher hinaufschleicht und für die liebende Gattin, vor der es etwa nicht, wie überhaupt vor keiner Gattin, Geheimnisse gibt, sondern im Gegentheil zur amüsantesten Unterhaltung wird. Piter, ernüchtert von der Baronin (bei den spätern „kleinen Soupers" blieb sie natürlich diesseits der Dreißiger) phantasienumgaukelt von Treudchen's Unschuld, die im Geiste, von seinem Plaid bedeckt, wieder in seiner Reichaise neben ihm saß, sah alle diese Wirkungen der drei Tage in Pyrmont „als Racheur" voraus, entsetzte sich, wie tief beschämt er in sein niedliches Comptoircabinetchen, wo er wie ein dirigirender Minister thronte, zurückschleichen mußte, und sagte sich: Naturen, wie die

bei einem Pfeile angebracht ist. Deßhalb hat Herr von Hurter noch einen zweiten Spruch angenommen: parta tueri, festhalten am Gegebenen, Symbol eines besonders in der Politik conservativen Glaubensbekenntnisses. Nachdem Herr von Hurter uns dann noch versichert hat, daß von seiner Mutter Seite er aus einem anerkannten Adelsgeschlechte, aus der Familie Derer von Zieglern, entsprossen sei, geht er zur Schilderung seiner durchweg aristokratisch oder, richtiger gesagt, patrizisch gehaltenen Erziehung über und läßt, was den Adel anlangt, nur noch im spätern Verlauf seines Werkes diese auf seine Verwandten berechnete historische Andeutung fallen: Wer aus der Schweiz auswanderte, um der katholischen Religion willen, der gelangte in Deutschland zu hohen Ehren, wer daheim blieb und zu der neuen protestantischen Lehre sich hielt, starb mit seinem Geschlechte ab und sank in's Dunkel der Masse zurück. Diese pragmatische Entdeckung ist lehrreich. Die katholisch gebliebenen Rinks von Waldenstein zogen nach Freiburg, wo (II. 214) „ihr Geschlecht noch blüht und neben vielen Würdenträgern der Kirche drei Reichsfürsten aufzuweisen hat," während von den rückgebliebenen reformirten Rinks in Schaffhausen ein Sprößling Rathsdiener war. Die bayerischen Grafen Waldkirch haben in Schaffhausen arme reformirte Verwandte. Die Herren von Dießbach aus Bern blieben katholisch und sind im Breisgau angesehen, während der reformirte Stamm in Bern sich kaum in Ehren hält. Zwei Wattenwyl aus Bern kehrten in den Schooß der katholischen Kirche zurück und stiegen bei Karl V. zu hohen Ehren und die katholischen Wattenbachs im Breisgau blühen, während die (III. 493) „zu Bern zurückgebliebenen ganz heruntergesunken sind." Unstreitig die schlagendsten Beweise,

meinige, können alles, nur keine Demüthigung ertragen! Auf demſelben, inzwiſchen durch Regengüſſe etwas veränderten Wege kam er zwar wieder auf Anklänge an die Legionen des Varus, indem auch er mit dem Kopfe gegen die Lederwand der Beichaiſe ſtoßen und die denkwürdigen Klagen des Cäſar Auguſtus wiederholen mochte, aber der freie Geiſt der Forſchung, der ihn auf der Herfahrt beſeelt hatte, verließ ihn und nach langem grimmigen Grübeln und Sinnen, als er ſchon dicht bei Witoborn war, wo die Jeſuiten oft genug früher den Satz: Si fecisti negas! in ihren Moralvorleſungen erörtert haben mochten, kam ihm ein ähnliches Syſtem als beſtes Mittel zur Aushülfe: Haſt du irgendetwas auf dem Kerbholz, dann ſei gerade erſt recht impertinent! Dieſe Theorie gab ihm Muth. Sie gab ihm dieſen um ſo mehr, als geſtern Abend noch bei einem kleinen von Frau von Buthmann arrangirt geweſenen Abſchiedsſouper ein alter däniſcher Offizier en retraite geſagt hatte: „Reſpect kriegt der Menſch immer nur erſt dann, wenn er auf alles, was er behaupten hört, Au contraire! ſagt."

Piter ſuchte ſchon lange eine Formel, die, wie die Philoſophie einen Satz, z. B.: „Ich gleich Ich!" allen ihren Beweiſen vorausſchickt, ſo auch ihm das Räthſel des Daſeins und beſonders kurzweg die Methode erſchloß, wie es z. B. Kaufleute hat geben können, die ſo außerordentlich bedeutend wurden, daß ihnen nicht viel an einem großen Namen, ſogar an einem Miniſterportefeuille fehlte. An ſeinem Schwager Delring hatte er eine ſolche vornehme Natur in der Nähe, die mit ihrer weißen Halsbinde zu jeder Stunde einem Regierungspräſidenten

aufwarten und mit ihm über die Wünsche und Verhältnisse des Leterhandels, über Binnenzölle und Wasserstraßen beneidenswerth unterrichtet sprechen konnte. Dies Air, das auch einigen andern Chefs großer Häuser, selbst dem alten Herrn de Jonge, der ein großer Arbeiter in den Sectionen der Provinziallandtage war, nicht im mindesten fehlte, vermißte Piter allerdings äußerlich an sich keineswegs. Dies englische, respectable und staatsmännische Benehmen, z. B. in den Zähnen zu stochern und die Finger in den Ausschnitt seiner Weste zu stecken oder als Parlamentsmitglied mit dem Hut auf dem Kopf und die Beine lang ausgestreckt einen Minister wie ein Hemmschuh behandeln, das hätte er an sich schon weggehabt. Nur fehlten die thatsächlichen Unterlagen. Ueber eine gewisse lächelnde Riaiserie, die die Engländer Snobbismus genannt haben, kam er bei Fragen über das statistische Gebiet nicht hinaus. Immer fühlte man, daß er über solche Gegenstände, wenn sie besprochen wurden, mehr eine lebhafte Wißbegierde als eine große Vertrautheit zur Schau trug, ausgenommen bei Debatten über Kunst, Stadttheater, Glanzvichse und einige Feinheiten im Führen der Comptoirbücher, die er einem alten, verstorbenen Buchhalter verdankte. Da elektrisirte ihn denn jenes pyrmonter Wort! Er fand es „merkwürdig" gleich auf der Stelle. Von den Höhen des im Regen gebadeten Teutoburger Waldes in die wiesbadener Ebene niederfahrend, beschloß er, zur Probe einmal das System des Le contraire zu versuchen. Ein nicht undiabolisches Lächeln begleitete die Vorstellung: Du kommst nach Hause zurück, bekannst nicht nur nicht deine Unbesonnenheit, sondern bist au contraire noch malicieuser denn je! Du erklärst

Rück die gänzliche Verfehltheit ſeiner Speculation mit dieſer Uebernahme der Enckefuß'ſchen Schuldenmaſſe und unterbrichſt jedes Staunen, das man etwa über den pyrmonter Wechſel von 5000 Thalern zu erkennen geben ſollte, mit einem viel, viel größern Erſtaunen über die unvernünftigen Handlungen anderer Menſchen!

In dieſem Syſtem, das ihm von etwas Bosheit und viel Deſperation eingegeben wurde, verfuhr er ſogleich, um nur mit Lärm zurückkommen zu können, mit dem Rittmeiſter von Enckefuß, den er jetzt antraf. Dieſer Unglückliche hatte einen jungen Mann voll „Großartigkeit" erwartet und fand einen abſcheulichen Krakehler, der die Lorgnette einkniff und ihn faſt beleidigte. Enckefuß war ihm in ſeiner gewohnten roſenrothen Laune entgegengehüpft, elaſtiſch, friſch geſchminkt wie ein Jüngling, und nun fand er einen verdrießlichen Taxator, der auf jede Verſicherung das Gegentheil anzugeben wußte und den armen Mann binnen einer Stunde um allen Humor brachte. Piter zuckte nur ewig die Achſeln und ſtudirte nur im ſtillen ſich ſeine hübſche Portion Donnerwetters ein, die er auf ſeine Angehörigen ſchleudern wollte, eine gehörige Anzahl von Ausrufungen über verlorene Zeit und Mühe, und es „ſollte ihm mal einer wiederkommen und ihn in ſolche Bockshörner jagen" — und da war denn zur Rettung des Rittmeiſters keine Verſtändigung möglich. Piter ſchnurrte auf jede Propoſition auf wie ein Stacheligel und reiſte ab. Der Rittmeiſter begleitete ihn ſehr artig an den Poſtwagen, blieb aber mit einer traurigen Miene zurück. Er ſah dem Scheidenden, dem Retter in der Noth, lange, lange nach und begab ſich beſin-

nungslos in seine Wohnung. Wir wollen gleich hinzufügen, daß er sich nicht todt schoß, sondern einen Brief an seinen Sohn schrieb, zwar mit soldatischem Lakonismus blos seine Flüche aufs Papier werfend, aber doch so voll Verdruß (und besonders über die Nothwendigkeit, nun doch an den Präsidenten von Wittekind-Neuhof gehen zu müssen — der Kronsyndikus stand unter Curatel —), daß der arme, schon lange vereinsamte, einst so stolze Mann seine schwarze Tusche, seine Pinsel, seine rothen Schminknäpfchen ganz vergaß und — nur das Klagen und Kratzen seines alten treuen Pudels hörte und leise zu ihm sprach: Beißen sie dich auch so, Caro? und dann die Thüren zuschloß und halb die Fensterladen zuzog und ein altes Kamisol anzog und die Brille auf die Nase, sich selbst auf die Erde setzte und eine Schere nahm und ganz ein Greis geworden seinem allein noch treuen Thiere vor dem Hereinbrechen des Winters in wehmüthiger Betrachtung über Flöhe die Haare schor. So fand man ihn wenigstens da, als er zum ersten male anfing, allerlei wunderliche Reden durcheinander zu sprechen ...

Piter kam im Vaterhause an und überhäufte Rück sogleich mit dem ganzen Vorrath gründlich einstudirter Vorwürfe. Er schilderte das Geschäft, das er ihm aufgetragen, als einen neuen Beweis, daß man noch soviel Latein und Griechisch und doch nichts von praktischen Dingen verstehen könnte. Rück, sehr erschreckt durch die Gefangennehmung Hammaker's, replicirte wenig; Penne und Thiebold freilich bestürmten Piter voll Unwillen. Ihnen antwortete er auf jedes, was sie vorbrachten, mit Arroganz. Fast kam es zum Bruch zwischen Thiebold und ihm.

Piter war in einem Grade unumgänglich geworden, daß er ſogar ſich vor ſich ſelbſt zu fürchten anfing und nur in ſeinem Verhältniß zu Gertrud Ley ſeinem Gemüthe ein letztes Aſyl eröffnete. Dieſe Liebe ſteigerte ſich zur Schwärmerei, beſonders ſeitdem ſeine Schweſter Hendrika, um Treudchen vor ihm ſicher zu ſtellen, ein für allemal die auf ſeine Wendeltreppe führende Thür verſchloß und ſogar den Vorhang des Zimmerchens, das Treudchen bewohnte und das dem ſeinigen gegenüberlag, Tag und Nacht herabzulaſſen befahl. Wäre nicht die neue Beherrſcherin des Hauſes geweſen, Lucinde Schwarz (ſie wurde es ganz wider Willen und einfach nur dadurch, daß jeder Bewohner deſſelben, Delrings ausgenommen, die „ſanfte, ſtille, ruhige Seele" zur Vertrauten machte), Piter hätte Sitte und Anſtand über den Haufen geworfen. Aber Lucinde wollte alles Ernſtes, daß Piter Treudchen in *optima forma* heirathen ſollte. Sie beförderte dieſe Wendung der Dinge mit einer Discretion, die deshalb nicht leicht war, weil auch Treudchen, ſcheu um „den jungen Herrn" möglicherweiſe zu „beſſern", ſeine, wie er ſelbſt ſagte, „wahnſinnige" Liebe mit der Kraftloſigkeit eines Mädchens erwiderte, das ſich die Möglichkeit ſolcher herzbeſtrickenden Vorgänge innerhalb der ihr bisher gänzlich unbekannt geweſenen und neu aufgehenden Region der Liebe nicht geträumt hatte.

Dem durch die Gefangennehmung des Kirchenfürſten geweckten Geiſte ertzog ſich Piter keineswegs. War doch ſelbſt Thiebold wieder nahe daran, zu Feuer und Schwert zu greifen. Auch Benno, der ſogar alles ſo erwartet hatte und der die Kraft der Ghibellinen bewunderte und von Dante's

Weſſenbaß ſprach, ſtutzte ... Die Gefangennehmung wurde eben von der Regierung ſeltſam motivirt. „Zwei revolutionäre Richtungen" ſollten ſich in den Handlungen des Kirchenfürſten durchkreuzt haben, die jakobiniſche und die jeſuitiſche. So lautete das Manifeſt der Miniſter ... Unvermittelt wogten in Benno's Bruſt die Gegenſätze der Ideen hin und her. Nur Freiheit athmen zu wollen, nur die Herrſchaft des Gedankens zu begehren, dafür ſah er das Leben zu praktiſch an. Aber das wirklich Praktiſche und thatſächlich durch die Welt, wie ſie einmal iſt, zu Bedingende, das hatte ſich für ſeine wenigen zwanzig Jahre noch nicht feſtſtellen wollen ... Und rings dieſe Leidenſchaften! Dieſe Parteinahme nur zu Gunſten einer „Kirche", die doch auch die ſeine war! Kam nicht ſelbſt Venaventura über ſeinen innern, leiſe begonnenen Zwieſpalt durch dieſen viel größern Bruch wieder hinweg? ... Piter — der ſah die Thränen ſeiner Mutter, hörte die Klagen ſeiner Schweſtern; die drei Hausfreunde hatten keinen Appetit mehr; Rück vergab ihm ſogar die witeborner Reiſe und trank mit ihm auf eine glücklichere Zukunft; ſogar die zu Tod geängſtigte Hendrika, die nur noch kaum zwei Monate zu dem bereiſchen Entſchluß hin hatte, ihr Kind im Glaubensbekenntniß ihres Mannes taufen zu laſſen, war am Morgen nach der Gefangennahme des Kirchenfürſten in Trendchen's Kammer geweſen und hatte, zwar nicht mit Empfindungen wie damals Windbad in der Tedanei („Fiat lux in perpetuis!") doch jedenfalls wie vor dem Erſticken ſich Rettung ſuchend den Vorhang bald in die Höhe gezogen, bald wieder niedergelaſſen ...

Eines aber war Pitern an dem Kirchenſtreit und

an den Allocutionen und an dem Kampf der Broſchüren, vorzugsweiſe aber an den allabendlichen Zuſammenrottungen das Allerunangenehmſte. Alle Familienfeſtlichkeiten mußten abbeſtellt werden. Wozu hatte er nun das älterliche Haus ſo umgeſtaltet und ſoviel Zerſtörungen und Neubauten angerichtet, als um in der Eigenſchaft des jetzt mündigen Chefs von „Rattendyk und Söhne“ die Saiſon in einer Weiſe zu eröffnen, gegen die niemand, ſelbſt nicht die Cirkel der aus Verlegenheit über den Geiſt der Stadt für den Winter ganz nach Paris übergeſiedelten Gebrüder Fuld aufkommen konnten! . . . Piter fand ein freies Feld und durfte es nicht zu ſeinen längſt vorbereiteten Zwecken benutzen.

Endlich aber ſchwieg jede Rückſicht. Ende Januar konnte für ſeine Schweſter Hendrika die Stunde der Entſcheidung ſchlagen. Eine Geſellſchaft mußte jetzt oder konnte vielleicht den ganzen Winter nicht mehr gegeben werden; wer verbürgte den glücklichen Ausgang dieſer Entſcheidung? Hendrika fuhr in keine Meſſe mehr, in keine Beichte, ſelbſt dem Strom der ganzen Stadt zu dem neuen jungen Domherrn folgte ſie nicht. Es mußte ein Anfang in der Entwickelung ſeiner Größe, ſeiner geſellſchaftlichen Repräſentation, ſeiner Laufbahn zum Mitglied irgendeines Comité oder ähnlicher Befriedigungen ſeines Ehrgeizes gemacht werden, und Piter benutzte die nahe bevorſtehende Abreiſe einiger hoher Herrſchaften, von denen allerdings nur Monika ſpeciell an ſein Haus empfohlen war, um mit der Art, „wie Er Geſellſchaften geben würde“, trotz der allgemeinen Landestrauer hervorzutreten.

Bei einigen Beſuchen, die er hier im Hotel ſchon

gemacht, war er auch der Gräfin vorgestellt worden. Von dieser hatte er ein Zeugniß bekommen, das, wenn er dasselbe gehört hätte, ihm nicht wenig geschmeichelt haben würde. Da er unausgesetzt nur das Gegentheil von dem behauptete, was die Damen sprachen, so bekam wenigstens die Gräfin von ihm den Eindruck eines geistvollen und unterrichteten jungen Mannes; denn die Frauen sind viel bescheidener, als man gewöhnlich glaubt; sie unterrichten sich gern und dünken sich in ihrem Wissen nie so fest, daß sie nicht mit der größten Aufmerksamkeit und Geneigtheit, sich zu vervollkommnen, zuhörten, wenn ihnen z. B. jemand sagt: Bitte um Entschuldigung, die Ueberfahrt über den Kanal ist im Januar viel sicherer als im December! oder: Erlauben Sie, ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, die Cultur um Witebsk ist auffallend vernachlässigt! Frauen lieben die Schmeichler in der Regel viel weniger als wir glauben und die vornehmen Frauen vollends — und gar erst, wenn mit ihnen Menschen sprechen, die sich auf Geld und Gut verstehen! Piter blieb zu seinem Glück nur zehn Minuten und hinterließ damals einen Eindruck, den die Gräfin fast einen „bedeutenden" genannt hätte.

Auch heute genoß Piter drei große Vortheile für höhere Würdigung. Einmal war er nur fünf Minuten mit den Damen allein; es erfolgte eine fernere Meldung. Sodann war Monika in eine tiefe Abwesenheit ihres Ohrs und Herzens und Urtheils versunken. Endlich drittens erhob sie sich sogar und entfernte sich ganz, wie sie sagte, auf einen Augenblick;

das war, als Benno von Asselyn und Thiebold de Jonge gemeldet wurden, die in der Voraussetzung, sie reiste ab, sich ihr und der Gräfin zu empfehlen kamen. Und als dann die beiden jungen Männer eintraten, blieb die Gräfin mindestens zehn Minuten über alle drei Anwesenden die alleinige Richterin, bis Monika, nach einem Kampf zur Beruhigung ihres aufgeregten Herzens zurückkehrte.

Piter war vollkommen so eingerichtet, daß er mit Anstand die Tasse Thee, die ihn die Gräfin mitzutrinken aufforderte, hätte annehmen können. Seine strohgelb gantirte Hand brauchte sich nur auszustrecken, um im Zulangen ihm ganz schön zu stehen. Eine weiße Weste, inwendig mit einem dunkelrothen Phantasiefutter, dunkelbrauner Frack mit Metallknöpfen, schwarze Beinkleider, eine Halsbinde, weiß mit allerlei braunen Sprenkelchen — später flüsterte ihm Thiebold zu: „Sonderbare kleine Maikäfer das, Rattendyk, ich meine in Ihrer Cravatte!" Sein kleiner Kopf war wohlfrisirt und das blonde Bärtchen leise gefärbt und das stumpfe Näschen nicht erfroren, . . . er war in Equipage gekommen . . . Aber sein System des Au contraire bestimmte ihn sofort die Tasse abzulehnen und etwas näselnd zu sagen:

Bitte recht sehr, gnädigste Frau Gräfin! Ich trinke keinen Thee —

Es war dies, Kamillenthee ausgenommen, eine Wahrheit.

Die Gräfin fand den jungen Kaufherrn wieder von imponirender Eigenheit. Wer sich einbildet, die Großen verletze dergleichen Selbständigkeit, irrt sich. Nur die „kleinen Großen", die Emporkömmlinge

sind anspruchsvoll: die wahren Großen sind sogar leicht eingeschüchtert und gerathen viel öfter in Verlegenheit, als wir glauben.

Piter rückte mit seinem Anliegen hervor. Im Wagen hatte er sich eine Rede stilistisch und rhetorisch zurecht gelegt. In gewandtem, der Vornehmheit wegen immer näselnden Vortrage bat er, daß seinem Hause die Ehre gegönnt werden möchte, bei seiner am nächsten Freitag stattfindenden ersten Soirée auch die gnädigste Frau Gräfin und die Frau Baronin von Hüllesheven erwarten zu dürfen . . .

Da die Gräfin von ihrer auf morgen angesetzten Abreise sprechen durfte, kam sie rasch über das ihr jetzt denn doch aufwallende Gefühl hinweg, ob eine solche gesellschaftliche Mischung, wie in einem wenn auch großen Kaufmannshause vorauszusetzen war, ihrem Stande angemessen erscheinen durfte. Seit lange hatte Monika die Gräfin nicht lächeln sehen. In diesem Augenblick that sie es ganz graziös. Monika sagte sich: Die seltsame Frau! Wie wohlwollend und fein steht ihr dies Lächeln! Warum verscheucht sie es nur durch ihre stete Furcht vor der Weltlichkeit, der sie mehr angehört, als sie weiß!

Monika selbst, die sich mit der jetzt erst in Staunen ausbrechenden, aber doch allmählich beipflichtenden Gräfin über ihren Entschluß, doch lieber zu bleiben, verständigte, nahm die Einladung an. Gegenbesuche von und bei der Mutter Piter's hatten bereits stattgefunden.

Die Verständigung über das Zurückbleiben Monika's gab Pitern Gelegenheit, sich in die Erfolge zu ver-

welche Vortheile damit verbunden ſind, wenn man ſeinen Glauben abſchwört, ſein Vaterland verachtet und in fremde Dienſtbarkeit tritt.

Unſre Leſer erſtaunen vielleicht über die Offenherzigkeit der Geſtändniſſe des Herrn von Hurter und gleich an der Schwelle unſrer Kritik ſeines Werkes muß demnach bemerkt werden, daß daſſelbe mit einem blinden Vertrauen auf ſeine innere Haltbarkeit geſchrieben iſt. Nirgends eine Cautele, nirgends eine vorbeugende Sorgfalt gegen Mißverſtändniß, nirgend ein Ausweichen, wo die geſunde Vernunft denn doch ſelbſt bei dem hingegebenſten Fanatismus in die Enge geräth. Herr von Hurter, Hiſtoriker, geiſtreich, beleſen, wirft ſich blind in die ihm entgegen ſtarrenden Speere des Menſchenverſtandes, das Gewagteſte, das Mißlichſte auf ſeiner geiſtigen Wanderung nach Rom bewundert und anerkennt er eben ſo ſehr, wie auf ſeiner ſpätern geographiſchen. Stellt ihm ein Wunder hin, ſagt, es wäre canoniſch und blindlings lancirt ſich dieſer beſonnene und kluge Mann, es anzuerkennen und ſich vor ihm zu demüthigen. Ich bemerke dies vorläufig hier nur deßwegen, damit die Leſer nicht erſtaunen über das Gemiſch der naivſten und kühnſten Geſtändniſſe, die ohne die geringſte diplomatiſche Vermittelung mit der geſunden Vernunft oder unſern kranken Vorurtheilen von Herrn von Hurter werden ausgeſprochen werden.

Herr von Hurter haßt Deutſchland, unſre Geſchichte und insgeſammt Alles, was auf dem heimiſchen Gebiete nach Lebensgeſtaltung und politiſcher oder kirchlicher Berechtigung ringt. Johannes von Müller war doch auch ein Schweizer, hütete ſich aber wohl, eine ſolche Grundabneigung gegen das Germaniſche zu verrathen, wie ſein Landsmann Herr von Hurter. Dieſer

ſetzen, die am nächſten Freitag ſeine Arrangements krönen würden ...

Auch über Porzia's Onkel erfuhr die Gräfin, jetzt orientirter, wiederholt alles das, was ihr zur Beruhigung dienen konnte, nicht zu einſam zu reiſen ...

Piter ſprach ſein Bedauern aus, die Gräfin entbehren zu müſſen, ermangelte jedoch nicht, ſie bei einer ſomit einmal beſchloſſenen Trennung durch ſeine praktiſchen Winke über die Comforts von London wieder wahrhaft zu bezaubern. Es fehlte nichts, daß er ihr nicht auch die Adreſſen aufgezeichnet hätte, wo ſie am beſten Cravatten und Zahnbürſten und Raſirmeſſer kaufen konnte. Sein Porteſeuille hatte er gezogen, ein Blatt darin ausgeriſſen und eine Menge Namen aufgeſchrieben, die der Gräfin bei der Ankunft von Wichtigkeit ſein mußten, ſogar diejenigen Beamten auf dem Zollhauſe, die ſich am leichteſten beſtechen ließen, trotzdem auf Beſtechung bekanntlich die Deportation ſteht. In ſolchen Dingen konnte Piter höchſt charmant und bis zur Herzlichkeit naiv ſein. Da ſchöpfte er aus der Fülle ſeiner Erfahrungen. Die Gräfin, die zwar bei Lady Elliot ſowol auf dem Lande wie in der Stadt wohnen ſollte, hörte beglückt zu, wie das Hotel beſchaffen war und wo es lag, in dem ſie wohnen könnte, wenn ſie wollte oder wenn ſie müßte — Piter's Au contraire war auf einige Zeit höchſt inſtructiv.

Benno und Thiebold kamen etwas feierlich. Denn wenn ſie den Abſchied jetzt auch nur von der Gräfin zu nehmen brauchten, ſo blieben ſie doch ſelbſt nicht mehr zu lange in der Stadt, ſondern reiſten auf Wito-

born zu, Benno in Rück's Aufträgen, Thiebold, um die Wälder anzukaufen, die Terschka frischweg sämmtlich wollte abschlagen lassen, um zu respectablen Summen Geldes zu kommen.

Piter behielt merkwürdigerweise noch die Oberhand ... Die Gräfin zeichnete den ihr Nützlichsten aus. Sie ließ sich das weiße Blattchen voll Namen und Adressen schreiben und nebenbei warf Piter auch Erläuterungen für die beiden Freunde dazwischen, denen zufolge sie noch am Freitag, wenn sie bleiben würde, der Baronin sich in seinen Salons empfehlen könnten ... Man war überrascht und alles das gab ihm Suprematie.

Der Bediente servirte den neuen Ankömmlingen gleichfalls den Thee. Diese nahmen und Piter, der sonst unter seinen Freunden unter der Herrschaft des ansteckenden Beispiels stand, bekämpfte sich dauernd, es heute durchaus nicht zuzulassen. Während jene tranken, konnte Piter sprechen. Jene waren gedrückt, bewegt, sie waren der Mutter eines Wesens nahe, das ihnen so theuer war und ihren Herzen einen so edeln Wettstreit kostete. Die Schwärmerei, die sich in Thiebold's zuweilen leuchtend von der Theetasse zur Nebenthür aufblickenden Augen äußerte, hinderte ihn zwar nicht, Pitern in seiner selbstgefälligen leutoner Topographie zuweilen zu unterbrechen und sich z. B. in Betreff guter Handschuhe auch seinerseits auf den Standpunkt des Au contraire zu stellen, aber Benno sah dem darüber sich entspinnenden Wortgefecht mit Schweigen und wie ein Neuling zu. Erst da, als sich jene im Zank etwas mäßigen mußten und sich in eine halblaute Conversation verbissen, ging er, als der Festere und Höhergebildete,

auf ein Alleingespräch mit der Gräfin über, die v
Rück, Terschka und ihrem Sohne begann ...

Benne's Aeußeres hatte sich seit einiger Zeit ve
ändert. Die Dressur zum Waffendienste hatte ihn früh
seiner eigenen Art zu sehr beraubt. Auch auf sein
Wange stand jetzt ein schwarzgekräuselter Bart, d
die Männlichkeit seines Wesens hob und ihm einen ga
besondern Ernst gab ...

Seit meiner Studentenzeit war ich nicht in mein
zweiten Heimat! sagte er. Wenn es in der That zu
Abschluß über die Torste'schen Wälder durch meine
Freund de Jonge kommen sollte, würden wir noch de
Wildstand zu vermindern haben. Herr von Tersch
ladet uns wenigstens zu einer Jagd ein, die als ei
halber Vertilgungskrieg allerdings ihresgleichen such
würde.

Ich bitte Sie! schaltete Piter ein. Sehr wenig Wi
dort! Die Rehböcke kann man zählen!

Schweigen Sie! flüsterte Thiebold und corrigir
auf dem Blättchen, das ihm noch die Gräfin gelassen
hatte, die Orthographie einiger englischer Namen ..

Glauben Sie nicht, fuhr die Gräfin zu Benne fort
daß man beim Verkauf sich der Möglichkeit begeben
würde, Gelegenheiten zum Bergbau zu entdecken? Etwa
Kohlengruben?

Die Gegend ist eine Hochfläche mit einem Muschel
kalkrücken! sagte Benne. Torf findet sich in den Ab
senkungen, manche Gasquelle in den Aufdachungen
Bergbau würde große Kapitalien erfordern ...

Rentabilität wird bestritten! schaltete Piter ein ..

Si! war Thiebold's scharfes Wort, das in seiner Theetasse verhallte . . .

Graf Joseph hat viel für die Schulen gethan, hör' ich, sagte die Gräfin. Sind die Leute wenigstens in der Landwirthschaft aufgeklärt und eignen sie sich die neuen Erfindungen an?

Sehr schwer, Frau Gräfin! erwiderte Benno. Ja dessen ersetzen sie durch Eifer und Gediegenheit in ihrer täglichen Arbeit, was ihnen an höherer Strebsamkeit fehlt. In der nächsten Nähe von Wittenberg freilich ist man durch die Unzahl von Feiertagen bequem, durch die Reste der alten Priesterherrschaft etwas matt und schlaff geworden, auch im Auffassen und Begreifen beschränkt —

Erlauben Sie, brach Peter aus, ich habe da so durchtriebene und verschmitzte Menschen gefunden, wie irgendwo!

Wenn Sie doch nur — ! unterbrach Thiebold fast ganz laut und bestimmt. Auch hätte Peter beinahe alles vor der Gräfin jetzt von selbst verloren. Von diesem antihierarchischen Geständniß Benno's war sie angezogen. Gern würde sie das Gespräch fortgesetzt haben, wenn nicht aus Portia's Zimmer Monika zurückgekehrt wäre . . . Monika hatte Portia im Packen unterstützt, sich dabei gesammelt und gestärkt.

Wenn nun auch die jungen Männer die Bestätigung erhielten, daß Irmgart's Mutter noch zurückblieb, so mußten sie selber doch schon in den allernächsten Tagen reisen und drückten darüber in herzlichen und von einem gewissen geheimnißvollen Tone begleiteten Worten ihr Bedauern aus . . .

Piter machte eine pfiffige Miene. Durch Lucinden war er, wie er es nannte, über „das Pech" unterrichtet, das Thiebold hatte, einem Mädchen zu huldigen, das auch Benno liebte. Aber sich zu empfehlen, bezeigte er keine Lust. Er flüsterte sogar Thiebold ohne alle Manier zu, daß sie sich seines Wagens bedienen könnten und es schön wäre, wenn sie den Abend noch in irgendeinem Lokal, z. B. auf dem Hahnenkamp frisch angekommene Austern versuchten ...

Thiebold hörte nichts ... Er war ohne Besinnung. Um Monika einen Stuhl zu holen für den, den er selbst eingenommen hatte, weil er ihn am Tische leer gefunden, flog er nur so ...

Grüßen Sie Armgart! sprach Monika mit Festigkeit und schnitt damit alles ab, was etwa durch Reden oder ausdrucksvolles Schweigen über ihre Beziehungen zu dem Ziel der Reise der jungen Männer angedeutet werden konnte; sie ging sogleich auf die für eine solche Reise ungünstige Jahreszeit über ...

So werden Sie vielleicht Ihren Herrn Vetter, den Domherrn begleiten? fragte die Gräfin, die gern auf die Verwahrlosung des Volks und Erdbodens durch geistliche Herrschaft zurückgekommen wäre ...

Ich glaube nicht, sagte Benno. Die Amtspflichten, die dem armen Neuling aufgebürdet werden, sind so schwer, daß er vor Ende der Woche nicht frei wird. Und ich höre auch, es ist besser, er kommt so spät wie möglich. Das ganze Stift Heiligenkreuz, alle Damen der Umgegend, Comtesse Paula an der Spitze, sticken einen in 24 Theile getheilten Riesenteppich, der an dem

Tage, wo Venaventura zum erſten male in St. Viboti*) die Meſſe lieſt, am Hochaltar ausgebreitet liegen ſoll. Seit dem Tage ſchon, wo ſeine Ernennung auch zum dortigen Archipresbyter beſtimmt war, arbeiten ſie daran. Inzwiſchen iſt der Kirchenſtreit dazwiſchengekommen und nun mußte alles thätig ſein, um für den gefangenen Kirchenfürſten Weihnachtsgeſchenke zu fertigen. In der Feſtung, wo er verweilt, ſoll die Poſt zu Weihnachten ein ganzes Zimmer voll Packete gehabt haben, die allein nur an ihn adreſſirt waren. Seitdem ſind die 24 Damen zu dem Teppich zurückgekehrt und arbeiten nun Tag und Nacht daran, daß ſie von der Ankunft meines Vetters nicht überraſcht werden.

Piter hatte glücklicherweiſe ſoviel Geiſtesgegenwart, ſich zu beſinnen, daß die Gräfin an dieſer Schilderung einigen Anſtoß nehmen mußte und beendete nicht ganz ein faſt heftiges: Erlauben Sie, das iſt eine Verwechſelung! In unſerer Stadt allein war auf der Poſt ein ganzes Zimmer voll**) — als ihn ein niederſchmetternder Blick Thiebold's bedeutete, die Gräfin reden zu laſſen, die Piter erſt ſchweigend anſah und dann mit einer ernſten Miene ſprach:

Mögen die Damen nur den klugen Jungfrauen gleichen, die ihre Lampen in gutem Zuſtand hielten, als — der Bräutigam kam!

Benno fühlte, daß es Zeit ſein konnte, auf dieſe feierliche Aeußerung aufzubrechen und Thiebold wünſchte

*) Im dritten Buche wurde durch ein Verſehen „Ludgeri" gedruckt.

**) Factiſcher wäre allerdings ſeine Bemerkung geweſen.

ries um so mehr, als Piter die „horrible Dreistigkeit" oder Bêtise besaß, unbekümmert um ein biblisches Citat die etwas schlecht brennende Lampe auf dem Tische zu fixiren ...

Armgart's Mutter hielt sie noch fest oder setzte doch das Gespräch unwillkürlich fort, indem sie den Amtseifer des jungen Domherrn rühmte und diesen in Vergleichung brachte mit dem bequemern System des Dechanten, nach dessen Befinden sie sich erkundigte ...

Benno schilderte die mannichfache Aufregung, die es seither für die Dechanei gegeben hatte. Zwar waren bei Beda Hunnius sämmtliche Papiere mit Beschlag belegt und von der Regierung theilweise der Oeffentlichkeit übergeben worden, doch zwang der Gegendruck der Volksaufregung auch den Dechanten, diesmal seiner Lässigkeit zu entsagen. Die Majorin Schulzendorf kam nicht mehr in die Dechanei. Alles stand auf dem Kriegsfuße. Die dem Mörder der Schwester der Frau von Gülpen abgenommenen Werthpapiere hatten ein ansehnliches Vermögen ergeben, das dem Laienbruder Hubertus im Kloster Himmelpfort bestimmt war. Dieser, ohne alle Verwandtschaft, hatte das Geld seinem Kloster zu überlassen ... Auch darüber gab es vielerlei Aufregungen für den Frieden des Dechanten, den also nicht mehr allein der nächtliche Ruhestörer Lolo um seine behaglichen Träume brachte ...

Nun, unterbrach Monika die lebhafte Mittheilung, die Piter aus den Abendcirkelgesprächen seiner Mutter ergänzen und zu Thiebold's erneutem Verdruß berichtigen wollte; nun, so wird es die höchste Zeit sein, daß der alte liebe Herr sich in Wien bei seinen Freunden

und Freundinnen erholt! Wer ihn dort beobachtete, mußte immer beklagen, daß die Zeit der Abbés vorüber ist ...

Da die Gräfin diese Erörterungen zu ignoriren schien und sogar, der peinlichen Erwähnung des Mordes und der neulichen Hinrichtung ausweichend, wieder die Rechnung des Wirthes zu betrachten angefangen hatte, war es in der Ordnung, daß sich alles erhob und Abschied nahm.

Monika reichte Benno und Thiebold die Hand ... Ein magisches Band ist es, das eine Mutter mit dem Manne verbindet, der sein Herz ihrem Kinde weiht! Selbst wird sie darüber noch einmal wieder jung, fühlt ihr Herz mächtiger schlagen und theilt fast alle Empfindungen ihres Kindes. Oft sogar kann eine Mutter darunter leiden, wenn ihr Kind dem Ideal von Gegenliebe nicht entspricht, das ihr selbst davon noch im Herzen lebt. Sie weiß, was Liebe ist, was Liebe sein muß, sein kann und ihr Kind läßt den Mann, der sie liebt, oft launisch, oft nur kalt erwidernd, am Frauenherzen verzweifeln ...

Beiden Bewerbern gab Monika ihre Hand und wünschte ihnen schmerzlich lächelnd eine glückliche Reise! ...

Blicken wir nur einen Moment noch den sich Empfehlenden nach, so sehen wir, daß, unten angekommen, Thiebold Bennon schon deshalb in Piter's leidenschaftlich offerirten Wagen zog, um ihn zum Zeugen zu machen des Ausbruchs seiner verhaltenen Empfindungen über Piter's Benehmen. „Rattenkyk! Wie Sie sich wieder benommen haben!" Dies Thema wurde variirt in allen Tonarten und sogar ohne Widerspruch; denn Piter rechnete auf vollkommenste Aussöh-

nung und Uebereinstimmung vor dem Austernbret, auf das er seine Gefährten eingeladen und dessen Annahme nur insofern noch eine Modification erlitt, als Thiebold seine Entzückungen über die Nachsicht Monika's und der Gräfin, zu denen er vom „Rüffeln" übergegangen war, zuletzt selbst unterbrach und die Austern auf der Apostelstraße für besser erklärte als die auf dem Hahnenkamp. In solchen Dingen gab Piter seinen Freunden nach. So flogen nun alle drei auf die Apostelstraße, wo, von gleichem Instincte beseelt, auch bereits Joseph Moppes, Clemens Timpe, Gebhard Schmitz, Weigenand Maus und Alois Effingh am runden Tische saßen und, die Eintretenden erblickend, sie mit einem in der That von Herzen kommenden, stürmischen: Hurrah! empfingen.

Vortreffliche junge Männer das! sagte inzwischen wiederholt die Gräfin, verlor sich jedoch immermehr in eine jetzt ungestörte Revision ihrer Reisekasse und sprach ihr Bedauern über den Entschluß der Baronin, sie nicht einmal bis zum Meeresufer zu begleiten, schon nur noch mechanisch aus...

Ist es nicht auch besser, liebe Gräfin, sagte Monika, daß ich die Wohnung so lange behalte, bis ich an Terschka geschrieben habe, Ihre Rechnung durch das Haus Fuld berichtigen zu lassen? Sie werden diese hohe Summe nicht erwartet haben und sie nicht gut entbehren können. Reisen wir beide, so müßte sie bezahlt werden; bleib' ich zurück, so hat es Zeit damit...

Diese Auskunft gefiel der Gräfin. Seit vielen Jahren war sie gewohnt, mit dem „ungerechten Mammon" auf eine Weise „Freundschaft" zu schließen, die durch

ihre Bibelauslegung erlaubt und durch ihre Lebenslage bedingt war ... Ihr seht zu stolzen Palästen auf! Ihr beneidet das Loos der Glücklichen, die sie bewohnen!

Die Gräfin wollte zeitig zur Ruhe gehen ...

Sie hatte noch etwas auf dem Herzen ...

Anknüpfend an den Brief des „Onkel Levinus" begann sie, als gegen neun Uhr die wie zur Schlacht lärmende Runde von zwanzig Trommlern in den Straßen vorüber war:

Sie wollen Terschka schreiben?

Ja! erwiderte Monika unbefangen ...

Nach einer kleinen Pause fuhr die Gräfin fort:

Wie beklag' ich Sie, daß Sie nun wieder so allein stehen wollen — in dem feindseligen Streite der Leidenschaften! Glauben Sie an eine Aussöhnung mit dem Obersten?

Es gibt Dinge, die kein Gatte vergibt! erwiderte Monika mit halblauter Stimme und fast ahnend, worauf die Gräfin zielte ...

Traurig aber, sagte diese, ewig noch einen Theil der Kette zu tragen, von der man sich losriß! Gewiß denke ich mit dem Apostel: „Bist du an ein Weib gebunden, so suche nicht los zu werden. Bist du aber los vom Weibe, so suche kein Weib!" Ich deute das auch auf uns Frauen. Aber in dem Worte Gottes ist das Eine unerläßliche Vorschrift und das Andere weiser Rath. Fast alles, was uns die Apostel, ohnehin Sendboten des Herrn ohne Herd, ohne Familie, über die Ehe rathen, gehört den weisen Rathschlägen an. Auch standen damals die Frauen nicht auf der Höhe, auf welche

theilt den vulgärſten Deutſchenhaß, wie man ihn nur in den ariſtokratiſchen Cantonen der Schweiz antreffen kann. Dieſe deutſche Schweiz würde vollkommen berechtigt ſein, uns zu haſſen, wenn wir je von ihr verlangten, ſie ſollte vor unſern politiſchen und geſellſchaftlichen güldenen Kälbern niederfallen und anbeten. Aber ſie haßt das in uns, was ihr eigener geiſtiger Lebensodem iſt. Sie haßt ihre eigene Sprache, ihre eigne Bildung, ihre eigne feinere Sitte. Das beſchämende Gefühl, gegen das Mutterland an geiſtiger Kraft zurückzuſtehen, dieſem alles zu verdanken, was, die Staatsform ausgenommen, ihren eignen Werth erhöht, das verwandelt ſich dieſer Schweiz in Haß, den ſie reichlich nicht nur auf die politiſchen Flüchtlinge, ſondern ſelbſt auf die Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft überträgt, die ſie, ihren Mangel fühlend, aus Deutſchland an ihre Hochſchulen ſelbſt berufen hat. Herr von Hurter, der künftige Geſchichtſchreiber Oeſterreichs, verräth auf jeder Seite ſeines Werks, wo er nicht von der katholiſchen Kirche redet, wie ſehr ihm im tiefſten Grunde Deutſchland mit all ſeinem politiſchen und wiſſenſchaftlichen Leben zuwider iſt.

Den Norden Deutſchlands kennt er nicht, hat ihn nie beſuchen mögen und verachtet ihn jetzt vollends, als den Sitz des Proteſtantismus und der von Kant ausgegangenen philoſophiſchen Syſteme. Deutſche Poeſie dient ihm nur zu gelegentlichen Citaten. Aufgegangen iſt in ihm, erfüllt hat ihn davon nichts. Nur von Tiecks katholiziſirenden Gedichten ſpricht ihn Einiges an. Unſre ſtändiſchen Beſtrebungen ſind ihm hohle Dinge. Er warnt den Erzbiſchof von Freiburg vor Synoden, ſie würden der Kirche eine Ruthe binden und dem Lande Baden werden, was ſeine zweite Kammer iſt. Der

sie eben erst später der Sieg des Evangeliums stellte. Sie waren den Sklavinnen näher, als der gleichberechtigten Bildung und Liebe. Da sie nicht wider den Geist Gottes, sondern nur gegen die apostolische Weisheit geht, ist die Ehescheidung auch keine Sünde. Der Apostel sagt es ja selbst: „Solches sage ich euch aus Vergunst, nicht aus Gebot.“ Es sind Vorschläge à discrétion. Auch spricht Paulus über die Frauen leider wie aus eigener bitterer Erfahrung und wie aus einem ganz weltlichen Geiste. Fest aber steht des Allmächtigen Wort: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Die Ehe ist eine Heilsanstalt — Ihre Kirche, die sie zum Sakrament machte, übertrieb das nur. Wie wenig Neigung Sie für die Irrthümer Ihres Glaubens haben, weiß ich ja! Sie sollten sich Freiheit gewinnen und den Schwankungen eines so haltlosen Lebens entfliehen — vielleicht — durch eine neue Wahl —

Monika saß auf dem Sessel neben der Gräfin, die noch auf dem Sopha geblieben war. Sie blickte nicht auf ... Vor dem Allerheiligsten erbebt die Seele und verstummt der Mund ...

Die Gräfin rückte Monika näher und ergriff die kalt gewordene Hand der vielgeprüften Frau ...

Ihr Kind hat gegen Sie Partei ergriffen! sprach sie mit weicherer Stimme, als man sonst an ihr gewohnt war. Die Verwandte betheuern zwar freundliche Gesinnungen, aber das sind leere Worte. Das Gesetz spricht Ihre Tochter dem Vater zu. Sie haben Herrn von Hülleshoven, wie Sie immer sagten, blindlings genommen, nur um einer andern Verbindung zu entgehen, und Sie konnten

ſich nicht an ihn gewöhnen. Ihr Herz trug ein Ideal, dem er nicht entſprach. So hätten Sie ja im Grunde nie geliebt. Jetzt, geſtehen Sie, Monika — Terſchka iſt Ihnen nicht gleichgültig?

Monika erhob ſich. Es lag keine Beſtätigung dieſer Vermuthung in ihrer Bewegung. Sie mußte ſich nur erheben, um gleichſam die ſchwere Laſt abzuwälzen, die ſich mit dieſen Worten auf ihre Bruſt warf ...

Sie wiſſen, auch Terſchka, fuhr die Gräfin fort, auch Terſchka würde keinen Anſtand nehmen, Ihrem Beiſpiel zu folgen. Einer alten Familie der Huſſiten gehört er ohnehin an. Haben auch viele anfangs geglaubt, er würde meinen Sohn im Glauben ſeiner Väter wankend machen und hörte ich Warnungen über Warnungen über dieſen ſo engen Umgang, ſo hat ſich doch keine der Befürchtungen beſtätigt. Terſchka unterhält die loſeſte Verbindung mit ſeiner Kirche. Bliebe er der Verwalter unſerer neuen Beſitzthümer, wer ſollte ihn hindern, ſeiner Liebe ein Opfer zu bringen? Denn daß Sie, Monika, ſein ganzes Leben erfüllen und von ihm — ich brauche das ſündhafte Wort — angebetet werden, wiſſen Sie!

Nein, nein! erwiderte Monika mit erſtickter Stimme, ging auf und nieder und hielt ſich, da ſie nicht weiter konnte, am Fenſter, wo ſie in die Nacht ſtarrte ...

Unerſchrocken aber fuhr die Gräfin fort:

Leugnen Sie nicht, meine junge Freundin, daß es Sie mit mächtigem Reiz erfüllt, zu ſehen, wie ein noch junger, geiſtvoller, liebenswürdiger Mann Ihnen huldigt und nur für Sie zu leben ſcheint! Anfangs glaubt' ich, als Sie in unſere Kreiſe traten und ſo ſchnell uns alle

gewannen, daß auch mein Sohn vor Bewunderung vor Ihnen — o! dieſe unſelige Leidenſchaft, die ihn feſſelt! — —

Mit einem Schmerzensausdruck, den Monika für dieſe Gedankenreihe an der Gräfin noch nie vernommen hatte, unterbrach ſie ſich ſelbſt, hielt inne und ſtand jetzt ſelber auf, weil auch in ihren Adern das Blut mächtiger zu kreiſen begann ...

Monika, ſelbſt des Beiſtandes bedürftig, wandte ſich vom Fenſter ab und trat der hohen Geſtalt entgegen, deren Hände in der ihrigen zitterten ...

Dann aber fuhr die Gräfin geſammelter fort:

Es iſt gut, mein Kind! Ich habe mich an dieſe Schickung Gottes gewöhnt! Angiolina bewahrte meinen Sohn vielleicht vor Schlimmerem; denn wie Terſchka und er begannen — das ſind Erinnerungen! Aber ein milderer Geiſt kam über beide, und das hab' ich immer für unſern Beruf gehalten, den zu fördern und zu mehren, ſelbſt mit eigener Aufopferung! Ich weiß nicht, ob Salomo mit dem Worte: „Ein holdſeliges Weib erhält die Ehre", auch die Ehre des Mannes meinte; aber meine Erfahrung — und ſie iſt alt — lehrte mich, daß ein Weib das ganze irdiſche und ewige Glück eines Mannes in Händen haben kann. Seit Hugo und Terſchka Sie kennen, Monika, hat ſelbſt mein Wort einen ganz andern Klang für ſie gewonnen! Noch kürzlich ſchrieb mir Hugo: Mutter, wenn ich doch auch Terſchka ganz, ganz glücklich haben könnte!... Ich weiß es, daß es für ihn kein anderes Glück auf Erden geben könnte, als Sie ſein zu nennen, Monika!

Die gefolterte junge Frau warf ſich, heftig den Kopf ſchüttelnd, mit weinenden Augen an die Bruſt der heute ſo milden Greiſin ...

Wir nehmen Abſchied, ſchloß die Gräfin; bleiben Sie in dieſer Stadt, bis ich zurückkehre! Wählen Sie eine kleinere Wohnung! Terſchka wird oft herüberkommen müſſen! Geben Sie dem Schmerz des vielgeprüften Mannes Gehör! Wie hat auch ihn das Leben hin- und hergeworfen, bis er bei einem Weſen angekommen iſt, das ihm mit Recht ein köſtlicher Schatz erſcheint. Sie wiſſen, wie ich Sie liebe! Ja, Monika, entziehen Sie ſich dem Gefühl nicht, das Sie haben dürfen, in manchen Dingen mit ſich zufrieden zu ſein. Noch fehlt die letzte Hand, die an Ihre Seele gelegt werden muß, die Hand eines Gärtners und Winzers in Ihrem Innern, der Ihnen ſpricht: Der Herr iſt der Weinſtock, wir ſind die Reben! Das wird kommen. Genießen Sie das Glück, ſo von Menſchen geliebt zu werden! Ach, es geht uns einſt ein Tag auf, Liebe, wo man jede Freude beweint, die man ſich entgehen ließ, wo man jedes Herz zurückhaben möchte, das man von ſich ſtieß ... glauben Sie mir, Monika, auch an mir ziehen oft noch Schatten vorüber, die mich weinend anſehen und ſagen: Wir hätten uns doch auch finden können, warum ſuchten wir uns denn nicht!

Monika umſchlang ſtürmiſch, wie ein junges Mädchen, die Greiſin, in deren Augen ſie zum erſten male ſeit dem Jahre, daß ſie ſie kannte, eine Thräne glänzen ſah. Sie bedeckte die magere Wange, die dürre Hand der Greiſin mit Küſſen. Sie ſchluchzte ſelbſt, als müßte ſie

all die Thränen mitweinen, deren vollen Strom ſich die Matrone, trotz ihrer Erregung, verſagte.

Sanft entwand ſich die Gräfin den Umarmungen Monika's, küßte die Stirn der jungen Frau, ſtrich leiſe die grauen Locken aus dem jugendlich ſchönen, durch die höchſte Anſpannung und Erregung wie mädchenhaft ſtrahlenden Antlitz und ging zur Ruhe.

Auf ihr Klingeln kam Porzia, die noch lange bei ihr blieb und ſich mit ihr über den Oheim verſtändigte.

Monika ſchlief in einem andern Cabinet ...

Wie aufgeregt ſie durch dieſe Scene war, bewies ſie am folgenden Morgen. Die Gräfin kam auf das Beſprochene nicht wieder zurück; ſie reiſte gegen elf Uhr ab ... Im Wagen fand ſie Blumenſträuße von koſtbaren Treibhauspflanzen, die ihr Benno und Thiebold hatten hineinlegen laſſen.

Monika, nun allein in der großen Wohnung, die ſie nur ſo lange behielt, bis von Terſchka Geldanweiſungen gekommen waren, irrte — wie am einſamen, ihr ſo unheimlichen Meere ...

Sie wollte an Terſchka ſchreiben ... Sie konnte es nicht ſo harmlos, als ſie wollte ... Eine Aenderung der Confeſſion ... Scheidung ... Eine neue Heirath ... mit Terſchka?! Das waren Gedankenreihen, die wie eine wilde Muſik auf ſie einſtürmten im nächtlichen Fackelſchein, wie ein Chor im Zuge der Korybanten, wie ein Feſt unter dem Schwingen des Thyrſusſtabes ...

In dieſer Angſt des Herzens trat ihr durch die Blumenſträuße der jungen Bewerber um Armgart die Erinnerung an Bonaventura entgegen ... Sie wußte

ſelbſt nicht, was ſie zog, den Pelz überzuwerfen, ſich zu verhüllen gegen die ſchärfer gewordene Winterluft, die am Morgen ſich durch Reif angekündigt hatte, der an allen Häuſern, Brücken und Bäumen ſichtbare Zeichen zurückgelaſſen, geradezu in die Kathedrale zu geben dem tiefdunkeln Winkel zu, wo ſeit vier Monden die Menſchen geſchart ſaßen, um zu einem alten Beichtſtuhl zu gelangen, in dem im weißen Kleide, das Beichttuch über ſein bleiches Antlitz gezogen, Bonaventura von Aſſelyn die Beichte hörte ...

Seit einem Jahre hatte Monika nicht gebeichtet und noch wußte ſie kaum, was ſie dem Ohr des Prieſters vertrauen ſollte ...

Oſtermorgenglocken waren es nicht, nicht der heilige, von den Rundbögen einer unſichtbaren Kirche widerhallende Geſang: Chriſt' iſt erſtanden! der wie im „Fauſt" die Seele des Zweiflers, ſo auch ſie zum Glauben der holden Kinderjahre zurückzog ... Nicht in Wehmuth und Zerknirſchung, nicht in Auflöſung ihres Willens, nicht in wiedererwachter Liebe und Hingebung für das Bekenntniß ihrer Jugend betrat ſie die Kathedrale ... Es lebte ſchon lange eine feſte, ernſte Stimmung in ihrem Herzen. Sie ging wie zu einer letzten Prüfung.

## 4.

In der großen Kathedrale liegen in den einzelnen Seitenschiffen mehr als zwanzig Altäre zerstreut.

In ihrer Nähe befindet sich mit ihren doppelten Eingangen und vergitterten Zwischenwänden eine Anzahl Beichtstühle.

Einige Schritte von ihnen entfernt stehen Bänke, auf welchen sich die Beichtbedürftigen, ehe an jeden die Reihe kommt, dem Gebete widmen können. Diese Sitze sind entfernt genug, um weder die Rede des Bußfertigen noch den Spruch des Priesters hören zu lassen, der oft statt der Absolution nur einen allgemeinen Segen ertheilt. Niemals darf es ersichtlich werden, ob Jemand den Beichtstuhl im Stande der Ungnade verläßt.

In einem Gang, der sich von der Sakristei hinter dem Aufgang zur Kanzel, die das kleinere Vorderschiff beherrscht, zum Hochaltare hinzieht und in einem einzigen großen, drei Altäre erleuchtenden bunten Fenster endet, liegen einige Beichtstühle allein und tief im Dunkeln.

Es ist die einsamste und dem Andrang der Gläubigen

gewaltigen, in manchen Tagen einem Marktplatz gleichkommenden Baues.

Um den Schritt der Vorübergehenden zu dämpfen, liegen auf dem Fußboden Strohmatten ausgebreitet. Uralte Grabdenkmäler bedecken die eine von der Sakristei ausgehende Wand, hohe Bischofsgestalten mit Krummstab und Mitra; ihre Namen sind nur an sonnenhellen Tagen zu lesen, wie an jenem, wo an ihnen Pater Sebastus sich zu gewöhnen suchte, wie er, ein Meister des Worts, von einem größeren Meister, der nun auch wieder den seinigen gefunden, für einige Tage auf ein einfaches Ja und Nein gesetzt werden konnte.

Nur der letzte dieser Beichtstühle, dem Hochaltare zu, ist allein von dem bunten Lichte des Fensters ein wenig erhellt, dem er zunächstliegt. Die beiden andern liegen so im Dunkeln, daß sowol die Seele, die hier sich aussprechen will, sich von aller Freude und allem Leid der Welt geschieden glauben kann, wie der hörende Priester von der ganzen Heiligkeit seines Berufs sich durchdrungen fühlen muß, soll ihn nicht, wie wol auch geschieht, gerade die Abgeschiedenheit dieser stillen Zwiesprache auf weltliche Gedanken führen . . .

Seit vier Monaten war es in diesem dunkeln Gange seltsam lebendig geworden. Die Bänke, die dem Beichtstuhl gegenüberlagen, wurden am Dienstag und Donnerstag Morgens und Sonnabends Nachmittags und in der allerersten Sonntagsfrühe von Beichtbedürftigen nicht leer. Soviel Stunden hatte man ausdrücklich von der Kanzel und durch Anschlag an die Kirchenthüren beider nur Neugierigen gerade entgegengesetzte Gegend des

willigen müssen, um den Zudrang nur einigermaßen zu befriedigen . . .

Dieser galt nur dem ersten der der Sakristei nahe gelegenen Stühle . . .

Auf dem alterbraunen Holze saß seit vier Monden der neue junge Domherr, dem sogleich Ende September einige Messen und Predigten die Herzen der ganzen Stadt gewonnen hatten. Die hohe Würde seiner Erscheinung, die Milde seiner niedergeschlagenen Augen, ihr Glanz, wenn er die langen schwarzen Wimpern erhob, die feierliche und wieder so natürliche Art seines Benehmens, der Wohlklang seiner Stimme, alles das hatte ihm sogleich den Antheil derer gesichert, die zunächst nur auf Aeußerliches sehen, vorzugsweise derjenigen Frauen, die auch in ihrem kirchlichen Leben gewohnt sind, immer nach „dem Rechten" zu suchen. Und zu denen dann, die nur vom Aeußerlichen sich angezogen und, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sich fast magnetisch berührt fühlten, gesellten sich andere, die auch den Kern dieser lockenden Schale erquickend fanden. Sie mehrten sich von Tag zu Tage. Der junge vom Lande berufene und so schnell beförderte Priester fesselte durch den Geist seiner Vorträge ebenso wie durch den Schwung des Vortrags. Redete er, so waren das für Predigten bestimmte Vorderschiff und der Chor überfüllt. Vertheilte er den Leib des Herrn, so drängten sich die danach Begehrenden. Und bald auch, da ihm Beichtabnahme erlaubt wurde, war sein Ohr belagert von denen, die das Bedürfniß der Buße und Sühne hatten. Die beiden andern Stühle waren nur in den Sonnabendnachmittagstunden mäßig besetzt . . .

So hochheilig das Sakrament der Buße gehalten wird, hängt es doch mehr als irgendeine andere Institution der Kirche von der Persönlichkeit des Priesters ab. Diese Kirche, die aus dem Gottesdienst alle Zufälligkeiten der Individualität entfernt wissen will, die ihre Erhabenheit auch darin findet, daß am Indischen Meerbusen und am Fuße der Cordilleren das Heiligste ebenso celebrirt wird, wie in einem Alpenthal der Schweiz oder in der Grabkapelle zu Jerusalem, muß im Beichtstuhl die Abhängigkeit ihrer Würde von den zufälligen Persönlichkeiten ihrer Priester ertragen. Sie kann schon die Aufforderungen, den Beichtstuhl häufig zu besuchen, nur zu Mahnungen, nicht zu absoluten Befehlen machen.

Zum Stolz der Gläubigen auf den neuen jungen Domherrn kam anfangs das Lächeln der Zweifelnden. Die Männer, ohnehin der Beichte abhold, da sie den Frauen eine das Glück der Ehe nicht eben mehrende Selbständigkeit gibt und in das innigste Selbander zweier Menschen einen oft räthselhaft spukenden Dritten eintreten läßt, hatten den Reiz zunächst nur in der Persönlichkeit des neuen Domherrn gefunden; aber auch sie kamen. Sie kamen, um scheinbar zu bekennen; doch erging es ihnen wie denen, die einst zu Johannes in die Wüste kamen. Sie hatten einen Sonderling erwartet, der Heuschrecken aß und in härenen Kleidern ging, und sie fanden Johannes, den edelsten der Bekenner, Johannes, der, selbst groß, selbst sich Gott verwandt fühlend, doch auf einen Freund, auf einen Jugendgenossen hinzeigen und sagen konnte: Der ist größer als du! ... In der Geschichte des Geistes eines ihrer seltensten Kapitel.

ſchweizeriſche Republikaner theilt die Lehre ſeines Gönners, Ludwig von Hallers, und ſtellt über alles Neuzeitige das Ehevorige. Sein politiſches Glaubensbekenntniß liegt ſchon in den Worten (I. 83): „So erwies ich mich damals ſchon als entſchiedener Feind der Revolution, als Gegner deſſen, was von unten herauf durchgeſetzt werden will, als warmer Vertheidiger aller wohlerworbenen Rechte und glühend für deren unverrückte Anerkennung, für deren ſtätige Beſchirmung, für unantaſtbare Gerechtigkeit. Das Gefaſel von Menſchenrechten, denen zufolge Alle an Allem Theil haben, gewiſſermaßen Alle durch Alle regiert werden ſollten, wollte mir ſchon damals nicht in den Kopf eingehen; dieſer iſt im Verlauf der Jahre in ſolcher Beziehung nicht bildſamer geworden.“ 1819 war die Zeit, wo ſolche Theorieen von Staatsmännern mit Anſtand konnten produzirt werden. Das Cabinet aber, welches jetzt noch ſolche Expectorationen gutheißen kann, verräth nur, daß es um fünfundzwanzig Jahre hinter der Mitwelt zurückgeblieben iſt.

Herr von Hurter, Oeſterreichs beſtallter Geſchichtſchreiber, haßt Preußen mit einer faſt an den ſiebenjährigen Krieg erinnernden Erbitterung. Preußen iſt ihm eine ſolche neuzeitige Molluske ohne alle Ehrwürdigkeit eines ehevorigen Urſprungs. Schon auf der Schule, erzählt er, gehörten alle meine Sympathieen nur Oeſterreich. Es iſt, als hätte nach der Lehre von der präſtabilirten Harmonie die künftige Stellung zum öſterreichiſchen Cabinet ſchon in ihm vorgewirkt. Es ſind angeborne K. K. Hofrathsgefühle, die Herr von Hurter gegen Friedrich den Zweiten ausſpricht, gegen ſeine „Recht und Gerechtigkeit verletzende“ Beſetzung Schleſiens. Seine „Vorliebe für das hohe Erzhaus“ trennte ihn ſchon in der

Gleich bei seinem Antritt hatte Bonaventura, der die in ihm entstandene gebrochene Stimmung seines Innern zu einer Aenderung seines Berufes nicht mehr ausbilden konnte, vom Kirchenfürsten aufbekommen, in seiner Antrittsrede den Text zu behandeln: Petrus, der im Oelgarten, als Judas mit den Herrschern der weltlichen Gewalt kam, dem Herrn sagte: Siehe, Herr, hier sind zwei Schwerter! ... Im Sinne Roms ist das eine dieser Schwerter, das dem Knecht des Malchus ein Ohr abhieb, die seit zwei Jahrtausenden angestrebte auch weltliche Gewalt der Kirche und das andere die unblutige nur kirchliche. Dies Thema war wie eine Versuchung. Viele weltliche Behörden wohnten der ersten Einführung des neuen Domherrn bei. Michahelles hatte darauf gerechnet, daß sich Bonaventura sogleich dem Geiste der beiden Schwerter Petri anschließen und für sich ein öffentliches Zeugniß ausstellen würde. Doch lobte später der Kirchenfürst selbst den jungen Priester um die geistliche Klugheit, daß er die verlockende Aufforderung, gegen die nachgeborenen, mit Titeln und Orden geschmückten Genossen des Judas Ischarioth zu reden, nicht in zu auffallender Form ergriff, sondern einen Mittelweg einschlug, der allerdings in der Theorie mehr sagen konnte, als der gegebene Text des Lucas sagen sollte, nur in der Praxis weniger. Der Antrittsredner hatte zu den zwei Schwertern des Petrus noch zehn andere hinzugefügt, von denen der Evangelist Marcus erzählt. Der Heiland hätte, sagt Marcus, die Jünger erst aufgefordert, daß „jeder von ihnen sich ein Schwert" zulege und es zum Kampfe kommen lasse; dann aber hätte sich der Herr in seiner Liebe auf ein

milderes besonnen und gesagt: „Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen! Oder meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel?“ Und über diese „zwölf Legionen Engel“, diesen ewigen Entsatz der bedrängten Kirche, nicht über die zwei oder zwölf unbedeutenden Schwerter, predigte Bonaventura. Mit einer Begeisterung, die ihn in solchen Augenblicken die nagenden Zweifel ganz vergessen ließ, schilderte er diesen ewigen Beistand, den in der Weltgeschichte seit dem Sündenfall und dem Verlust des Paradieses das Gute zuletzt doch immer wieder am Guten gefunden hätte. Diese zwölf Legionen Engel, die ewigen Wahrheiten der Weltregierung, die immer wieder die Herrschaft der Bösen gestürzt hätten, waren ihm jene Thatsachen, die mit Schwertern, öfter mit Palmen und klingendem Saitenspiel über die wildesten Schlachtfelder hinwegrauschten, in Hütten wohnten den Palästen gegenüber, ja in der eigenen Brust der Tyrannen und Bedränger der Menschheit, wo sie nicht selten die Gestalt der Träume angenommen hätten ... Wie die Tyrannen dann gezwungen gewesen wären, schilderte er, einen Joseph zu rufen, der die Träume zum Wohl der Menschheit hätte deuten dürfen, oder einen David, der sie hätte beruhigen müssen durch die Zauber der Kunst... Diese zwölf Legionen Engel schilderte Bonaventura als den Trost und die Zuversicht in jeder Bedrängniß der Menschheit. Alle sahen sie, wie er mit hoch emporgehaltenen Händen die Leiden der Erde schilderte, sahen diese mit Schwertern bewaffneten Engel, hörten sie wie mit Pe-

saunen in den Kampf rufen, fühlten ihr Schmettern und ihr Schwertschlagen und das Dröhnen ihrer Schilde in den Lüften. Dann aber rief begeistert der Redner die Phantasie von ihrem Fluge zur Erde zurück, legte die Hand auf die Brust und sprach: Wo anders läge das Schlachtfeld dieses großen Kampfes des Guten gegen das Böse, das Schlachtfeld, das die eigentliche Entscheidung der Dinge dieser Welt gibt, als in dem Herzen und dem Gewissen und der Furcht Gottes eines „Jeglichen unter uns"!

Was sodann der Kirchenfürst, ganz nach Sebastus' Prophezeiung, zunächst gehofft zu haben schien, als er von einer kleinen Dorfpfarre diesen Priester in die großen Hallen seiner Kathedrale rief, war schon in kurzer Zeit eingetroffen. Vorzugsweise war es die Belebung des Beichtstuhls gewesen, auf die man gerechnet hatte. Diesen, wie alle Institutionen der Kirche, selbst die veraltetsten, in größere Aufnahme zu bringen, wurde immer mehr zur Taktik des großen Feldzugs, dem hier und dort auch andere Kirchenfürsten die Oriflammen vorantrugen. Durch den Beichtstuhl war die mehrfach angedeutete Philosophie getödtet worden. Der Beichtstuhl theilt die von Rom empfangene Parole aus. Der Beichtstuhl ist das Mittel, die Fürsten wieder in die Büßerhemden von Canossa zu jagen. Der Beichtstuhl regelt, erzieht und straft die Leidenschaften und keine mehr als die Liebe und den Haß. Der Beichtstuhl gibt Rathschläge und für nichts mehr, als für die Verwickelungen und das Nebeneinander der Menschen und für kein Nebeneinander mehr, als für das in der Ehe ... „Aber auch die größte Kraft der Opposition gegen den Beichtstuhl",

rief einſt Venne, der in Beichtſtühlen das Räthſel ſeines Lebens begraben glaubte, „liegt ebenfalls in dem, was unſerm Jahrhundert das Heiligſte geworden iſt, in der Ehe und in der Familie. Wie mancher Vater hält ſeine Tochter von der Beichte zurück, weil ſie dort — wie oft! — nach Sünden gefragt wird, von denen die Unſchuld ihres Herzens und ihrer Phantaſie keine Ahnung hat. Der Gatte ſieht ſein Weib mit Schmerz zur Beichte gehen; denn er kann die Vorſtellung nicht verbannen, ſie vollzöge einen Act der Untreue, die es zwiſchen Liebenden auch in geiſtigen Dingen geben kann —"

Bonaventura aber ſaß an dem großen Ohre des Dionyſius und hörte die Bekenntniſſe der Menſchen noch in dem Glauben, daß er Gutes verrichtete, Wahres und Erlaubtes. Fiel ihm auch immer und immer die lateiniſche Zuſchrift aus Italien ein: Quando quis tibi occurrit — er ſchrieb das, was zwiſchen dem Kirchenfürſten und dem Mönche vor ſich gegangen, auf Rechnung — nur des römiſchen Weſens. Der Grund des Katholiſchen ſelbſt ſchien ihm unerſchütterlich. Bonaventura glaubte an die höchſte Bedeutung der Beichte . . .

Doch ſchon — die erſte Erfahrung! . . . Es hatte ſich verzögert, daß mit ſeiner Amtseinführung auch zugleich Tag, Stunde, Ort ſeiner Beichtabnahme verkündigt wurde . . . Im Anfang des October erſt war dieſe Angabe gekommen und nicht allgemein ſogleich war ſie ſelbſt nach dem Anſchlag bekannt geworden. So ſaß er eines Morgens früh ſieben Uhr ſchon in ſeinem Stuhl zur erſten Anhörung und war noch allein . . . Den Tag vorher hatte er der Einweihung der Kirche in Druſenheim

beigewohnt. Das ſchöne Feſt ſtand noch vor ſeiner Phantaſie faſt wie ein materiell ihr eingeprägtes Bild. Erregten Naturen iſt nach einer großen Anſtrengung ein Auge gegeben, wo, wie auf der feinen Silberplatte des Lichtbildes, gegen unſern Willen ein Eindruck ebenſo ſinnlich haften bleiben kann, wie oft auch das Ohr von einer Melodie nicht verlaſſen wird, ohne daß wir im Willen haben, ſie zu ſingen ... Ein Beweis für die Unſterblichkeit der Seele das! ſagte ſich Bonaventura. Ein Bild, eine Melodie bleibt gegen unſern Willen im Auge oder Ohre haften! Warum hör' ich nur immer noch den Geſang des Veni creator spiritus? Warum ſeh' ich nur noch immer das feierliche Wandeln der Proceſſion um die neu zu weihende Kirche? Nichts ruf' ich davon; alles kommt von ſelbſt! Die Seele hat ihr Eigenleben und iſt von unſerm Willen und Bewußtſein getrennt! Sie iſt unſterblich!

So ſaß er ſinnend, träumend und ſah auch ſeinen Abſchied von St.-Wolfgang ... Die Abwickelung der pfarramtlichen Geſchäfte war bald vorüber geweſen, der kleine Hausrath bald verpackt; ſelbſt den wichtigſten Beſtandtheil deſſelben, die Bücher, übernahm Renate nach dem Orte der neuen Beſtimmung, in das große „kaltgründige" Kapitelhaus zu überführen. Alle Welt ſah Bonaventura mit Betrübniß ſcheiden. War er auch einer von denen, die dem Volke immer, auch bei Gruß und Handſchlag, „hochdeutſch" erſcheinen werden, ſo blieben ihm doch Liebe und Anerkennung nicht aus. Die Männer gaben ihm, als er zunächſt nach Kocher am Fall zum Tröſten des dortigen großen Leides abreiſte, das Ab-

ſchiedsgeleite und ſchieden zuerſt; eine Viertelmeile weiter folgten noch die Frauen; dann eine fernere Viertelmeile die jungen Burſche und die Mädchen, die ihr Abſchiedsgefühl mit Blumenſpenden ausdrückten; am weiteſten folgten die Kinder, die ein Fähnlein trugen. Dieſen ſchenkte er, beſchienen vom Abendroth, abgeſtiegen von ſeinem Wägelchen, ſeinen letzten Vorrath von Heiligenbildern und entließ die kleine Ehrengarde, die ihm ſo ausdauernd gefolgt war und in der Glückſeligkeit über die Bilder faſt das Gebet der Mütter, ihm die Hände zu küſſen, vergaß, mit ſeinem Segen fürs ganze Leben und auf Nimmerwiederſehen... Einen Theil ſeines eigenen Lebens läßt ein Hirt ſo zurück, wenn er von ſeiner Heerde ſcheidet... Dann fand er die Aufregungen in Rocher! Die Ermordung der Schweſter der Frau von Gülpen! Den Onkel noch in beſonderer Verzweiflung über die ſchnelle Erfüllung ſeiner Beſorgniſſe wegen ſo enger Rettung des Neffen an die Römlinge! Da Bonaventura ſchon nicht mehr widerſprach, traten um ſo ſchärfer die Worte des Dechanten hervor: Wir werden noch zu Terwiſchen werden! Lies die Sprache unſerer Kirchenzeitungen! Vergleiche die Ausdrücke, die im Streite Menſchen gebrauchen, die ſonſt nur um die Paſſionsblumenkrone der heiligen Muſe ringen! ... Beda Hunnius war gemeint. Dieſer hatte Bonaventura's Beſuch empfangen, verzehrt vom Neide auf die Ehren, die an ihm vorübergingen. Die von Schnuphaſe ihm in Ausſicht geſtellte Ernennung zum Ehren-Kanonikus war nicht eingetroffen. Wie hielt er dem Collegen die Theuerung der großen Stadt entgegen, die Mühen eines ſolchen Amtes, die Abhängigkeit von den Vorgeſetzten,

denen man zu nahe gerückt wäre! Hunnius gab ſich die Miene, als wäre der junge Domherr nur zu bemitleiden ... Und in der Dechanei ſelbſt war noch keine neue „Nichte“ angekommen und der Dechant verdrießlich über alles, über Gott und die Welt. Als Bonaventura von dem Oberſten zurückkam, grämelte er gegen jeden. Ich muß auch den Oberſten und Hedemann, ſagte er, ernſtlich auffordern, die Meſſe zu beſuchen und die Beichte! Warum kommen ſie nicht wenigſtens zu mir! Wahrhaftig! Ich mache es doch ſo leicht! ... Glücklicherweiſe, ſetzte er hinzu, rüſten ſich beide, unſere Gegend zu verlaſſen ... In der Erörterung auch über Armgart, ihre Flucht, über das Schickſal der armen Angelika, die nun irgendwo eine neue Stellung finden mußte, über den Proceß des Hammaker, deſſen vorauszuſehende Hinrichtung — brach der Dechant, als Windhack gerade einige neue Kupferſtiche brachte, Ausgrabungen in Ninive darſtellend, in die Worte aus: O ich hätte lieber vor zweitauſend Jahren leben mögen! Himmel, aber auch damals regierten ſchon die Römer! Nun, dann wär' ich ein Prieſter des Oſiris geweſen, Windhack ein Sternſeher auf den Pyramiden und unſere gute Frau von Gülpen da die ſchöne Kleopatra! Nicht wahr, dann hätten wir alle drei die ganze römiſche Welt ſchon damals ſo ruinirt, daß ſie nie wieder hätte auferſtehen können! Wenn dereinſt und nur zu bald alles aus ſein wird, alles, alles — wie gerne kröch' ich da in den ungeheuern Cheops oder in eine von den großen Sphinxen und erwartete das Jüngſte Gericht als Mumie! Und Windhack und die Tante legten ſich auch als — Mumien neben mich! Bitte, warum

denn nicht? Hunnius müßte zu unſerer Einbalſamirung das Räucherwerk liefern; alle Spezereien, alle Myrrhen, Aloes, alles, was in ſeiner Dichterapotheke an wohlriechenden Kräutern geführt wird! Das gäbe eine Genugthuung, wenn am Jüngſten Tage alles verfallen und Staub geworden iſt und wir drei nur kröchen aus unſern Cocons heraus, lachend wie die Kobolde, roth und friſch geſchminkt, ſo wohlbehalten, ja hungerig, als wären wir geſtern erſt bei Major Schulzendorf zu Thee und Abendbrot geweſen!

Alle dieſe Bilder zogen an Bonaventura vorüber, blitzſchnell, auch Lucinde und Sebaſtus miſchten ſich beangſtigend ein — ſogar ein Schnuphaſe — der menſchliche Geiſt iſt ein Vorrathshaus, zu dem der Wille nicht den Schlüſſel führt — und doch ſollte des Prieſters innere Betrachtung und Sammlung der Beichte ſelbſt gelten. Seine Furcht war: Wirſt du auch durch die einfachen Lebensvorgänge des Landvolks die Uebung gewonnen haben, dich in die Bekenntniſſe dieſer Großſtädter zu verſetzen? Seine Hoffnung war: Vielleicht nehmen die Städter kaum ſo vielen Anſtoß an den harmloſeſten Dingen wie die Landbewohner! . . . Bonaventura war vielleicht in St. Wolfgang mehr ſchon der Vertraute der Neidiſchen und Misgünſtigen geweſen, als dieſe Untugenden in den Städten eingeſtanden werden. Schon trug er ſo ſchwer, tiefſchwer an der Laſt der Sünden, ja Verbrechen, die in das Beichtohr der katholiſchen Kirche geraunt werden und oft nie vor die Richterſtühle der Erde gelangen. Selbſt auf das Wunderlichſte war er vorbereitet. Auf dem Lande war

ihm ſchon vorgekommen, daß ihm im Beichtſtuhl einge
ſtanden wurde, man hätte von der in der Communion
dargereichten Oblate nur die Hälfte im Augenblick der
heiligen Handlung verzehrt und ſich den Reſt aufbewahrt
für eine paſſende Gelegenheit, um ohne den Prieſter den
Leib des Herrn noch einmal zur Stärkung zu genießen.
Man hatte reuevoll gefragt, was von dieſer Sünde zu
halten ſei? Die Weisheit der römiſchen und ſpaniſchen Ge-
wiſſensräthe antwortete ſtatt ſeiner: Hatte die Frau, die
der Fall traf, in Verehrung vor dem Leib des Herrn
ſo betrügeriſch gehandelt, ſo wird ſie losgeſprochen;
wußte ſie aber und kannte die Verbrechen, die ſie
alle beging (das eigene Ergreifen der heiligen Ge-
ſtalt mit ungeweihter Hand, das Tragen derſelben in
ungeweihten Kleidern, den Gottesraub, daß ſie ſich
ſelbſt zum Prieſter wurde beim Empfangen der aller-
dings völlig ausreichenden zweiten Hälfte, endlich daß
ſie ſich das Allerheiligſte reichte im Stande der Tod-
ſünde), ſo hatte ſie vier ſchwere Sünden begangen, für
welche ihr erſt nach langer Buße die Verzeihung des
Himmels vom Prieſter verbürgt werden konnte ... In
ſolchen Gewiſſensconflicten übt ſich ſelbſt die Seelſorge eines
Landpfarrers ... Und ſo konnte ſich der junge Dom-
herr vertrauensvoll das Haupt in die Zipfel ſeiner Stola
hüllen, gefaßt das Schiebfenſterchen rechts oder links
aufziehen und auf das Beichttuch gebückt hören, welche
Vergehungen ihm eingeſtanden wurden. Sein Herz ſchlug
höher, als er eben die Hand ausſtreckte, um den erſten
Beichtbedürftigen zu vernehmen, den er auf dem Holze zu
ſeiner linken niederknieen hörte ... O, ſagte er ſich,

wie viele Vergehen haſt du doch ſchon im Keime erſtickt! Wie viele Rathſchläge gegeben, Rathſchläge, den beſſern Theil und den Frieden zu wählen, wenn auch zu einſtweiliger eigener Verkürzung! Wie manches Entwendete war ſtill wieder auf den Platz zurückgelegt worden, von wo es genommen! Wie mancher Arme hat durch dich eine Spende empfangen, er wußte nicht wie und warum und von wem! ... Dem poetiſchen Weſen Bonaventura's entſprachen Bußformen, wie: Gehen Sie und geben Sie dem erſten Armen, der Ihnen begegnet und dem Sie, auch ohne daß er Sie anſpricht, ſeine Bedürftigkeit anſehen, nach dem Maße Ihrer Kräfte, ohne daß es jemand ſieht! Gehen Sie in eine Armenſchule und ſteuern Sie für das jüngſte der Kinder, die nur in Holzſchuhen oder barfuß gehen, eine Gabe! Knieen Sie in der nächſten Meſſe neben demjenigen in der Gemeinde, der Ihnen nach einem kurzen und nicht auffallenden Umblick in der Kirche durch den Zuſtand ſeiner Kleider als der Aermſte erſcheint!.. Selbſt an Trendchen Ley konnte ſein liebevoller Sinn denken und an die Geſchwiſter derſelben, für die er im Waiſenhauſe auf dieſe Art ſorgen wollte ... auch an die Kerze, die er einſt Lucinden befohlen anzuzünden und niederbrennen zu laſſen während des „innern Gebetes“ ...

Da öffnet er denn und ſieht nicht einen ſchwarzen Sammethut, ſieht nicht ein ſich leicht erhebendes, ſchleierverhülltes weibliches Angeſicht ... ſein Ohr will nur hören ...

Die Formel der Anrede iſt die nämliche am Fuß der Cordilleren und im Indiſchen Archipelagus: „Ich arme

Schule von seinen Mitschülern, die Archenholzens Geschichte des siebenjährigen Krieges lasen. Jubelten jene über die Schlachten, die Preußen gewann, so jubelte Herr von Hurter über die Erfolge der österreichischen Waffen. Früh schon hatte er die Neigung, die Sympathieen seiner Mitschüler auf den Kopf zu stellen und sich z. B. nicht für Julius Cäsar zu erklären, sondern für den nüchternen, aber rechtlichen Pompejus. Der Vater, einst Landvogt in Teſſin, erzählte von einem italienischen Capuciner, der unter einem geheimen Deckel seiner Tabacksdose das Bild Friedrichs II. verborgen gezeigt hätte. Diese weltliche und Habsburgfeindliche Gesinnung eines Priesters hätte ihm schon als Knabe nicht eingeleuchtet. Später als Student vernimmt er auf einer Reise nach Holland die falsche Kunde von einem Siege, den Preußen über Napoleon gewonnen hätte. Daß Preußen gelingen sollte, was Oesterreich vergeblich versuchte, verstimmte ihn und verstimmte ihn um so mehr, als Oesterreich Napoleon deßhalb nicht schlug, „weil eine deutsche Macht um den Preis von Hannover noch Aergeres gethan hatte, als blos dasselbe im Stich zu lassen.“ „Aber,“ fährt Herr von Hurter fort (I. 148), „schon im Haag erfolgte die Enttäuschung und im Dom von Mainz konnte ich einem Tedeum für den (umgekehrten) Sieg bei Jena beiwohnen, welches durch die Anwesenheit Josephinens mit ihrem Hofstaat verherrlicht ward.“

Die höchste Erbitterung gegen Preußen spricht sich überall bei kirchlichen Veranlassungen aus. Daß er den Kaiser Nicolaus (II. 165) den „nordischen Kronentragenden Oberradikalen“ nennt, muß uns Unterradikale sehr belustigen, die wir an dem diskreten und diplomatischen neuen K. K. Reichshistoriographen einen so mächtigen Bundesgenossen bekommen

Sünderin bekenne vor Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, Jeſu Chriſto meinem Erlöſer, der heiligen Jungfrau und allen lieben Engeln und Heiligen und Ihnen, Prieſter an Gottes Statt, was ich ſeit meiner letzten Beichte geſündiget habe!"

Die Knieende ſpricht aber dieſe Formel nicht ...

Eine Ahnung ergreift Bonaventura ... Kaum kann er das Wort der Ermuthigung finden, das ihm ſonſt ſo geläufig iſt:

„Unſer Herr Jeſus Chriſtus ſei in deinem Herzen und auf deinen Lippen, damit du alle deine Sünden recht beichteſt. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes!" ...

Die Beichtende beginnt nicht ...

Er wendet ſich, ihr Auge zu ſehen ...

Ein Strahl deſſelben trifft ihn und die in ihm ſelbſt fortdauernde, wenn auch nicht eingeſtandene Spannung auf Lucinden gibt ihm die vollkommene Befähigung, die Scene zu verſtehen, die ihn aufs tiefſte erſchrecken mußte ... Sechs Wochen einer künſtlichen Vernichtung ihrer ſelbſt, ſechs Wochen des Schmerzes, der Sehnſucht, der Erwartung hatten Lucinden in einen Zuſtand verſetzt, der ſich vergleichen läßt mit der Anſammlung atmoſphäriſcher Niederſchläge, die durch plötzliches Hinzutreten reiner Luft ſich in Feuer verwandeln müſſen ... Nur daß für ſie dieſe plötzliche Erlöſung, dies endliche Anredendürfen und Alleinſeinkönnen mit dem, den ſie zuerſt, einzig, allein geliebt und den ſie mit ihrem ganzen Leben liebte, den Herzenskrampf in convulſiviſches Weinen verwandelte. So erliegt die

härteſte Natur dem allgemeinen Geſetz. Dann gibt es keinen freien Willen mehr. Irgendwie muß ſich die Ueberanſpannung der Seelenkräfte helfen. Sie können entbehren bis zum Aeußerſten; tritt dann ſogar die Erfüllung ein, gerade dann erſt recht bricht die Kraft . . . Lucinde war ſelbſt in Verzweiflung über das, was ihr geſchah. Sie hatte keine Scene beabſichtigt. Sie hatte eine Reihe von Sünden, Falſchheit, Heuchelei beichten wollen, wollte ſich mit keiner Tugend ſchmücken, wollte nur auf der ganzen Höhe ihres bisherigen Lebens ſchweben, den Augenblick in voller Seligkeit genießen, dem Mann ihrer Anbetung ſo nahe zu ſein — da weinte ſie wie über zwanzig Jahre eines verfehlten Lebens und gab den nachzuzahlenden Tribut an die vielen Gelegenheiten, wo über das Schmerzlichſte ihre Augen trocken geblieben waren.

Vorgänge dieſer Art ſind im Beichtſtuhl nichts Seltenes . . . Bonaventura, tieferſchüttert, durfte Lucinden Zeit laſſen, ſich zu ſammeln . . . Sah er auch wol, daß ſich allmählich ſchon andere, die an ſein Ohr zu kommen begehrten, eingefunden hatten, er bedurfte ſelbſt der Sammlung.

Endlich ſprach er:

Rufen Sie den Helfer an, von dem Sie ja wiſſen, daß wir auf dem Wege zur Buße vorzugsweiſe zu ihm zu beten haben, den Heiligen Geiſt!

Keine Antwort . . .

Lucindens Schluchzen war jenes, das wir alle an uns kennen, ein Weinenmüſſen, wo wir ſogar ſelbſt ſagen: Welche Thorheit iſt das nun von dir! Und wir können doch nicht anders.

Wann haben Sie zum letzten mal gebeichtet? fragte Bonaventura mit Milde ...

Nur Thränen antworteten ...

Welcher Sünde zeihen Sie sich?

Da er die Frage nach einer Weile wiederholte, war es ihm, als hörte er das Wort „aller"! So schnell aber kam es, so erstickt, so entsetzlich aufrichtig für sein Ohr, daß er eine weitere Gewissenserforschung nicht mehr anzuknüpfen wagte. Auch erhob sich Lucinde. Schlank und hoch, wie sie war, ging sie ohne Segen und Absolution von dannen. Eine Flucht war es ... Bonaventura sagte sich: Welch ein Anfang! Was wird da kommen!

Gewiß wurde dieser Theil seiner Seelsorge für ihn der mühevollste, zehrend an seiner geistigen und physischen Kraft. Wie blickte er in die Tiefen der menschlichen Herzen! In Abgründe, vor denen ihn Schaudern ergriff! Wie nur allein die Frauen zu ihm redeten! Solche zumal, die sein in der Stola verborgenes Auge kaum sah, denen er aber schon am Rauschen ihrer Kleider anhörte, daß sie der vornehmen Welt angehörten. Der Duft, der ihrem Haar, ihren spitzenbesetzten Taschentüchern, die sie vor die Augen drückten, entströmte, verrieth ihren Stand. Manche dieser Frauen kannte er schon durch dieselbe Atmosphäre, dann denselben Ton des Vortrags, dieselben Vorwürfe, die sie sich machten, dieselben Allgemeinheiten, die er zurückzuweisen pflegte. Viele kamen nur, um dagewesen zu sein. Wem er anhörte, daß sein Beichtbedürfniß nur eine phrasenhafte Aeußerlichkeit, ein

Luxus der Gefühle war, den unterbrach er mit dem Worte der Schrift: „Die Lüge aber iſt der Leute Verderben.“

Das Schmerzlichſte war freilich, das Uebel ſehen und es doch trotz alles Verbaues nicht im Keime erſticken können. Verbrechen hören und nicht anzeigen dürfen! Verbrecher hören und ſie nicht einmal anſehen dürfen! Ihm war ſchon in St. Wolfgang geſchehen, daß ihm Bekenntniſſe gemacht wurden von einem Knecht, der ihn ſelbſt beſtahl. Den Dieb durfte er nicht entlaſſen, weil jener daraus einen Mißbrauch des Beichtgeheimniſſes hätte entnehmen können.

Die Kataſtrophe des Kirchenfürſten hatte Bonaventura vorausſehen müſſen und doch erſchütterte ſie ihn und ſchloß eine Weile die zwieſpältige Stimmung ſeines Innern. Als jüngſter Domherr, eben eingetreten, hatte er im engern Kapitel noch keine Stimme. Die Curie übernahm die Regierung des erledigten Kirchenthrons. Glücklicherweiſe blieb der Präſident, ſein Stiefvater, fern. Immermehr verblaßten bei ſolchen Aufregungen die Schriftzüge des räthſelhaften Briefes, den er wie der Dechant einſt empfangen. Anfangs träumte er von ihm, in ſchlafloſen Nächten traten ihm die lateiniſchen Worte in Bildern entgegen, wie wenn er das Concil von Trient noch einmal verſammelt ſähe, noch einmal mitſtimmen müßte in Koſtnitz, ob Huß und Hieronymus zu verbrennen wären ... Bald aber ließ ihn die Seelſorge, dieſer Beruf ſo voll außerordentlicher Mühen, aber auch Belohnungen und Erhebungen, die Verſuchungen zum Zweifel vergeſſen.

Lucinde war nicht wiedergekommen. In der Kirche begegnete er ihr oft; ſie ſchlug die Augen nieder... Klingsohr war unmittelbar nach ſeiner Abreiſe im September vom Kirchenfürſten „bis auf weiteres“ unter ſtrengſte Klauſur geſtellt worden. Als Bonaventura zurückkehrte, bewohnte er noch die Zelle im alten Profeßhauſe der Jeſuiten, durfte ſie aber nicht verlaſſen. Räthſelhaft blieb ihm dieſe fortgeſetzte Strenge, über die er ſich bei Michahelles erkundigte und nichts als ein ausweichendes Achſelzucken zur Antwort erhielt. Hatte man von Lucinden erfahren? Traute man der Selbſtbeherrſchung des Mönches nicht? War Neues geſchehen? ... Klingsohr ſchien eine Zeit lang als Gefangener nicht ſeiner geiſtigen Hülfsmittel beraubt. Artikel ſchrieb er nach wie vor. Jetzt erſt bewunderte Bonaventura in den von ihm gründlicher geleſenen Aufſätzen die Kraft der Darſtellung, die nicht immer täuſchende Kunſt einer Beweisführung, die trotz der tiefſten Demüthigung nicht aufhörte die proteſtantiſche Welt zu bekämpfen. Klingsohr klirrte an einer Kette, die er dennoch gelaſſen trug ... Imponiren mußte ihm etwas, wenn es ihn überzeugen ſollte, und war es ſeine eigene Züchtigung! ... In jener Zeit ſchrieb er, wo ihm geiſtesverwandte norddeutſche Philoſophen anfingen, mit Bewunderung von Aſien und Rußland zu ſprechen. So tief ausgehöhlt ſich in ſich ſelbſt fühlend, ſo in ewiger Verneinung ſogleich ohne alle und jede Liebe ſelbſt für das, dem man doch ſelbſt verwandt iſt, ſo von einigen Schwächen ſeiner eigenen Partei ſogleich erkältet, bedurften ſie eines Erſatzes für die ſie umgebende Schemenwelt. Sie bewunderten die

Rosacken. Sie begannen das „Naturwüchsige“ zu preisen in jeder Form, wenn es nur nicht Fleisch war vom eigenen Fleisch, Bein vom eigenen Bein, zuletzt nichts, was die Signatur der Bildung trug ... Einem Besuch, den Bonaventura beim Pater Sebastus machen wollte, stellten sich Hindernisse in den Weg und auch das einst so lebhaft empfundene Bedürfniß des Mönches, gerade ihm zu beichten, schien vor vielleicht neuerwachtem Hochmuth zurückgetreten ... Zwei Seelen wohnten in dieser widerspruchsvollen Brust, von denen die eine sich ewig von der andern zu trennen suchte. Oder hatte Klingsohr von Lucindens Schwärmerei für den „milden Versöhner“, wie er ihn genannt, gehört? ... Bonaventura harrte vergebens. Aufdrängen mochte er sich nicht. Kein Lebenszeichen kam aus dem alten Profeßhause. Nach der Gefangennehmung des Kirchenfürsten verstummte eine Zeit lang auch die Artikel des Paters. Die Haft, die jetzt hätte durch die gebrochene Macht des Kirchenfürsten aufgehoben sein können, wurde nun erst recht von der Regierung gegen den Agitator mit der zweischneidigen Feder bestätigt, ja verschärft. Bonaventura bat Benno, sich nach dem Schicksal des Paters zu erkundigen. Nach dem, was dieser in Erfahrung brachte, ließ sich annehmen, daß der Mönch in Untersuchung war und vielleicht schon in sein Kloster zurück. Da aber tauchten vor kurzem wieder neue Artikel von ihm auf in dem in diese Stadt verlegten, von der Regierung aufs strengste überwachten „Kirchenboten“. Es war eine Reihe von fortlaufenden religiösen Betrachtungen unter dem Titel: „Stufenbriefe vom Kalvarienberge des Lebens.“

Durch den Beichtſtuhl trat Bonaventura in die innerſten Lebensbezüge auch ſolcher Bewohner dieſer Stadt, die vielleicht für uns Intereſſe haben. Nicht daß wir die Wirthin „Zum goldenen Lamm“ belauſchen möchten, die gleichfalls nicht umhin konnte, den „ſchönen“ jungen neuen Domherrn mit ihrem bisherigen Beichtvater auf einige Zeit zu vertauſchen. Selbſt die Sünden, die Eva und Apollonia Schnuphaſe zu bekennen den tiefinnerlichſten Drang fühlten, verſchweigen wir (das Beichtſiegel iſt unlösbar, aber im Reiche der Dichtkunſt gibt es keine Geheimniſſe) . . . Eher würden wir Walpurgis Kattendyk belauſchen mögen, die ſich förmlich — ausdampfte in ihren Sünden, wenn ſie an das Ohr des jungen Domherrn gelangte, dem zu Liebe ſie den Kanonikus Taube um Schlaf und Appetit brachte. Auch ihre Tochter, die Frau Procurator Rück, fehlte nicht und jedesmal kam dieſe in anderer Toilette; ſie bekannte jeden Verſtoß gegen die Faſtenordnung, den ſie ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, nie aber eine tiefer gehende Herzens- und Nierenprüfung, nie den leiſeſten Schimmer ihrer Eitelkeit und Verſchwendung . . . Johanna vollends, ihre Schweſter, war ſo fromm, daß ſie für Zahnweh, das ſie befiel, Meſſen beſtellte; aber in ihr Inneres mußte erſt der „Beichtſpiegel“ greifen, dies ſicher gehende Brecheiſen der Verſtockung, das ihr die Fragen verhielt: Warſt du nicht hoffärtig? Warſt du auch mildthätig? Biſt du verſöhnlich, liebevoll, nachſichtig? . . . Alle ließen ſich von dem jungen, im edelſten Eifer ſich hinopfernden Prieſter den bekanntlich ſo ſchmalen und engen Weg deutlich zeigen, von dem

geſchrieben ſteht: Ich bin die Wahrheit und das Leben! und doch lag ihnen ihr Handeln und Fühlen immer nur auf der breiten Landſtraße des Alltäglichen. Nicht eine von ihnen gedachte der Schweſter Hendrika anders, als mit bitterſter Anklage. Namen zu nennen verbietet die Beichtordnung. Doch verſtand Benaventura allmählich immermehr manche Umſchleierung, errieth manche Andeutung und warnte auch hier in dem Conflict wegen „künftiger Religion“ eines Familienmitgliedes vorläufig, bis er die Verhältniſſe überſah, mit dem Worte des Apoſtels: „Verwirret die Geiſter nicht!“ aus der ſchönſten Schutzrede der Toleranz, die man bekanntlich (oder vielmehr leider nicht bekanntlich) in Leſſing's „Nathan“ nicht ſo milde, als im Briefe Pauli an die Römer, Kapitel 14 und 15 findet ... Trudchen kam nicht zur Beichte ... Sie mußte ſchon ſeit lange zu Cajetan Rother gehen.

Auf Weihnacht zu näherte ſich die bange Prüfung der Reiſe nach Witeborn und Schloß Weſterhof. Der Proceß Paula's hatte plötzlich eine für ſie ungünſtige Wendung bekommen. Der oberſte Richterſpruch konnte, wie Benne ſchon lange verſicherte, von Rück's Fechterkünſten nicht mehr parirt werden ... Benne ſah den Freund oft, doch ſeltener, als ihnen beiden Bedürfniß war. Zu ſehr nahm Benaventura ſein Amt in Anſpruch, zu ſehr war auch die Gefangennehmung des Kirchenfürſten ein Ereigniß, das auf einige Zeit jedes Urtheil erſchreckte und divergirenden Denkern mehr ſich zu vermeiden als zu ſuchen gebot ... Rück's Federn rauſchten von Morgens bis Abends. Die Mittel gab er an die Hand, die gegen

wärtige Stellvertretung des Kirchenfürſten als eine nicht berechtigte darzuſtellen und ſo die Schwierigkeiten den „Nennmal-Weiſen" noch zu vermehren. Schon war von einer Geſandtſchaft der Stadt und Stände nach Wien an den allmächtigen erſten Staatsmann jener Zeit die Rede und leicht hätte Benno zu der Ehre kommen können, ſie zu begleiten; wenigſtens ſprach ihm Rück davon ... Und als Armgart's Mutter in der Nähe und in der Stadt ſelbſt auftauchte, da entdeckte denn auch Bonaventura, was in Benno's Innern über alles in der Welt die Oberhand behielt, Armgart's liebliches Bild ... Nun war wieder Armgart's nahe Beziehung zu Paula eher ein Hinderniß der vertraulichen Ergießung, als eine Förderung.

Eines der ſchwerſten Aemter ſeines Berufs wurde dem jungen Domherrn aufgebürdet, als er eines Tags die Anzeige erhielt, daß der Mörder der Schweſter der Frau von Gülpen zu einer letzten Beichte über ſein ganzes Leben ihn gewählt hätte.

Wie kam Jodocus Hammaker zu dieſer Wahl? Zum Richtplatz begleitete ihn der Seelſorger des Gefangenenhauſes; aber dieſer letzte Beiſtand ſchloß nicht aus, daß ſein Beichtvater ein anderer war.

Warum wählte er Bonaventura von Aſſelyn? Er hatte ihm wie Benno als Entlaſtungszeuge beiſtehen ſollen für ſein Alibi in der Abendſtunde, in welcher der Mord geſchehen war ... Da aber hatte ſchon das Blut an ſeinen Händen geklebt und in dem einſamen Hauſe am Stromesufer hatte er ſeinen Raub bei ihm bekannten Hehlern geborgen ...

Benno mußte für Hammaker's Beſuche bei der Er-

morderen gegen ihn zeugen, wie er gleich anfangs gewollt hatte. An dem Tage, wo Rück beim Plaidiren dem „alten Freunde" die Prise verweigerte, saß Venaventura als Zuschauer der Gerichtsverhandlung, lauschend den Worten, die Venne sprechen mußte. Der Verbrecher, kokett bis zur letzten Stunde, sah die große Ehrfurcht der Menge vor dem Priester ... So fiel ihm bei: Dem willst du dein letztes Testament übergeben! Dem, der ohnehin der Schwester deines Opfers so nahe steht! ...

Die Verbrechen, die er zu enthüllen hatte, gehörten den „reservirten Fällen" an, die vom höchsten Sitz der Kirchenprovinz diesem allein zu hören vorbehalten sind und deren Anhörung an einen untern Geistlichen nur durch besondere Vollmacht überlassen wird. Venne hatte eine Ahnung, Rück, als Hammaker's Vertheidiger, würde Miene machen, diese an Venaventura zu ertheilende Vollmacht zu hintertreiben, er würde die Competenz der gegenwärtigen kirchlichen Oberbehörde zu solchen Vollmachten bestreiten, würde erklären, daß das ganze Land im Augenblicke gar keine kirchliche Regel besäße. Doch gab sich Rück zufrieden, in des Delinquenten Verlangen zu willigen, selbst auf Gefahr hin, daß die teuflische Seele gegen ihn undankbar blieb bis zum letzten Lebenshauche ... Wie bereute er, ihm den Griff in seine Dose abgeschlagen zu haben! Er, der doch oft im Volksten plaidirte; er, der das Publikum durch seine schlagenden Witze und Späße bei den ernstesten Dingen belustigte!

Eines Morgens nach der Messe machte sich Venaventura zu dieser schweren Pflicht auf. Er fuhr in einem Wagen im vollen Ornat seiner Würde. Als er in eine

Neue Perſpektive für die Politik des Fürſten Metternich! Wir danken ihm, danken ihm von Herzen, daß er die neuere Geſchichte Oeſterreichs, die Geſchichte der Donauverwickelungen, der ſerbiſchen Umtriebe, der griechiſchen Einmiſchungen einem Hiſtoriker überläßt, der Rußlands Selbſtherrſcher nicht nur den „nordiſchen kronentragenden Oberradikalen“ nennt, ſondern ihn auch noch charakteriſirt: „Eiſig, wie der Himmelsſtrich, unter welchem eine bluttriefende Vergangenheit zur Gegenwart ſich hinabwälzt, vereint er Diokletians Schnauben wider die Kirche mit Julians Schlichen, trat Verträge mit Füßen“ u. ſ. w. Auch was von Polen der Reichshiſtoriograph ſagt, macht dem Fürſten alle Ehre. Aber bedenklicher wird folgende Charakteriſtik des preußiſchen Verhaltens zur katholiſchen Kirche: „Da ſah' ich eine, aus revolutionären Elementen hervorgegangene und ſolchen gemäß ſich fortbildende Geſetzgebung nicht bloß hinübergreifen in das Gebiet der Kirche, ſondern förmlich ihr Joch derſelben aufladen, deren natürlichſte Lebensregung hemmen, ihren innern Organismus löſen, ihre Rechte beſeitigen, über ihr Gut zum unbeſchränkten Vogt ſich ſetzen, Würde und Tüchtigkeit nach der Schmiegſamkeit unter die poſtulirte Gewalt bemeſſen, und für willfährige Huldigung, Gunſt und Gnaden zum Austauſch in Bereitſchaft halten; und doch haben ſie in dreißigjährigem Beſtreben noch nicht an das Ziel gelangen mögen: und doch ſcheint dieſes, ſo oft ſie es bereits ergriffen zu haben wähnen, immer wieder unter ihren Händen zurückzuweichen; und doch will es die zum Ableben Getriebene, ins Verſiechen Geſtoßene auch da wie Morgenluft anwehen und das erſte Zucken des Geneſens wahrgenommen werden; wogegen ſie dann jeden verneinenden Geiſt auswittern, um ihn ihrer traurigen Ve-

enge Gasse einlenkte und zu den Eisenstäben der Fenster eines alten Gebäudes aufsah, überfiel ihn ein Grauen ... In diesen dunkeln Mauern verhallten schon so viele Wuthausbrüche der Verzweiflung, so viele Seufzer der bittersten Reue. Hier saßen einst auch jene Verbrecherbanden, die die Länder zwischen der Maas, Mosel, bis zum Main und zum Neckar hinunter unsicher machten, unmittelbar in den folgenden Zeiten, als Schiller das Räuberleben auf der Bühne poetisch verklärt hatte. Diese Roller und Schweizer hatten aber wirklich Schufterle, keinen Karl Moor an der Spitze und doch auch manche kräftige und bessere Natur, die im Sinnenleben und durch schlechtes Beispiel zu Grunde ging. Diese Picard, diese Bosbeck haben die Annalen der Verbrechergeschichte aufgezeichnet, wilde, grausame, verwegene Menschen, der Mehrzahl nach Juden, die die angeborene List ihres Stammes mit einem altbiblischen Muthe verbanden. Immer durch die Schrecken der Revolution hindurch, sengten, plünderten und mordeten diese Menschen in Genossenschaften zu halben Hunderten und über fast ganz Holland und Deutschland hinweg waren ihre Hehler ausgebreitet, ja so weit, daß in fernen Gegenden selbst die Wächter der Ordnung, selbst die Büttel und Häscher ihre eigenen Angestellten waren. Wie sich Napoleon's Herrschaft befestigte, gelang allmählich die Unterdrückung. Ihrer zwanzig bis dreißig bestiegen oft an einem Tage die Guillotine. Die Kinder gab man unter andern Namen hierhin und dorthin; in Holland schickt man die meisten nach Java ...

Einmal erst hatte Bonaventura Rück bei seinem Vetter

gesehen, dann vor Gericht. Heute begrüßte er ihn beim Verlassen des Domes, beim Einsteigen in den Wagen ... Dann mußte er ihm nachgefahren sein; denn Rück stand auch am Wagenschlag, als er ausstieg ... es sprach eine wahre Todesfurcht aus dem sonst so furchtlosen Manne ...

Bonaventura, geleitet von dem Gefängnißwärter, einer Wache und dem gewöhnlichen Seelsorger der Gefangenen, einem Kaplan, trat in das finstere Gebäude, stieg eine schmale steinerne Wendeltreppe empor, hörte die Schlösser fallen, die Riegel klirren und weichen und stand in einer fast dunkeln Zelle vor einer von einer Pritsche sich aufrichtenden Gestalt, deren linker Fuß durch eine Kette an die Mauer befestigt war.

Grauenvoller Gegensatz! Dieser heutige Morgengruß und jener abendliche vor vier Monaten ... es war als huschte die Fledermaus hin wie damals, als er und Benno so spät noch am Ufer saßen und den im Mondlicht fischenden Knaben zusahen. Dann — das Aufhängen des Procurators, seines Vertheidigers, der in einiger Entfernung sogar dem Hinaufsteigenden noch gefolgt war! Jene Mittheilung Benno's! Was konnte hier noch enthüllt, was von der Seele abgewälzt werden und zu welchem Nutzen?

Die Thüren blieben offen ... die Begleiter verharrten auf den vordern Gängen ... Einmal hörte man noch das Geräusch des Holzzulegens in dem kleinen eisernen Ofen der Gefängnißzelle, einem sogenannten „Hund", der von außen geheizt wurde ... Dann war alles still ... Bonaventura setzte sich und der Verbrecher kniete vor ihm nieder ...

Wie ein böser, ängstlicher Traum war alles das ... ein Traum, an dessen Wirklichkeit der Priester nicht glauben

mochte! Und doch saß er selbst da im weißen reinen Gewande der Unschuld, ernst das Haupt senkend, und vor ihm lag eine verfallene Gestalt im grauen Kittel, mit welken, schlaffen Zügen, kahlem Schädel, entkleidet aller Hülfsmittel, Kraft und Unbefangenheit zu lügen, die Hände abgemagert, das Auge weiß, so unheimlich, als könnte noch jeden Augenblick eine ruchlose That in diesem verworfenen Leben lauern, einem Leben, das nach raschem Instanzengang und abgeschlagener Majestätsgnade in einigen Tagen enden sollte.

Nach den ersten mit klopfendem Herzen gesprochenen Gebeten und Ermahnungen, der Gnade Gottes zu vertrauen, gab Hammaker ein Bild seiner Jugend. Er wollte, daß die Welt von ihm erfuhr, er hätte gründlich und fromm gebeichtet. Er wollte, daß sie ihm Theilnahme schenkte, selbst auf dem Richtplatz. So erließ er dem Hörer nichts von dem, was in den versteckteſten Winkeln seines Innern lebte. Aller Hohn, alle Verwünschung wird schweigen, dachte er, wenn man erfährt, wie du dich unterworfen! Mit tonloser, weicher Stimme hauchte der Unselige die Worte hin:

Von meinen Aeltern, die später zurückkamen und nichts behielten, als ein Witwenhäuschen für meine arme Mutter, eine Frau von nahe achtzig Jahren, bin ich gut erzogen und studirte die Rechte mit nur zu vielem Beruf dafür. Ich drehte den Spieß um und sagte: Summa injuria summum jus: wo du alles gegen dich hast, gerade da sei dein Spiel! Meine Devise wurde das erst aus Uebermuth, dann aus Noth; wild lebte ich und hatte Bedürfnisse, die Geld kosteten. Schon damals be-

kam ich einen ſo übeln Ruf, daß mir die Niederlaſſung als Anwalt nur verſuchsweiſe auf dem Lande geſtattet wurde. In den Sieben Bergen da drüben wohnt' ich ... am liebſten aber war ich hier in der Stadt und nun mußt' ich Geld machen. Hätten die Bauern mich todt geſchlagen! Um eine Perſon, die ſich an mich hing, hatt' ich zwei Termine verſäumt, drüber einen Proceß verloren; — erſt ſpäter kam's heraus; der Bauer, dem die Sache Geld gekoſtet, wollte mich todt ſchlagen. Es wäre beſſer geweſen ...

Schon jetzt verließ den Sprecher die Kraft. Die Reue läßt ſich nicht vergebens äffen. Sie übermannt den Heuchler wider Willen ...

Bonaventura überſah vollkommen dieſen Zuſtand, wie er ſich auch ſofort beim Eintritt von der geringen Bußfertigkeit des Verbrechers überzeugt hatte. Er faltete gelaſſen die Hände und betete, nicht etwa um Vergebung und mit ermunternder Zuverſicht auf Gottes Gnade, ſondern um Bewahrung eines reinen Sinnes und Schutz vor Heuchelei ...

Hammaker fühlte, daß er in ſeinem begonnenen Tone nicht fortkommen würde ... Er folgte der Weiſung des Prieſters, ſich zu erheben und auf der Pritſche Platz zu nehmen ... Die Kette raſſelte an ſeinem Fuße ... er ſank mehr nieder, als er ſich ſetzte ...

Einmal, begann er aufs neue — und in dieſer Stille klangen die Worte hohl wie aus dem Grabe — einmal kam ich an einen Weg, wo ich hätte umkehren können! Es war durch einen Mönch, der an meinem unſeligen Leben nur zu verhängnißvoll zum Rächer für alles Unterlaſſene wurde ...

Rächer — ein Mönch? warf Bonaventura mit Vorwurf ein . . .

Würden Sie diesen Bruder Hubertus kennen, hochwürdiger Priester, Sie gestatteten mir dieses Wort!

Bonaventura hörte den Namen, den er aus der Verhandlung zwischen Sebastus und dem Kirchenfürsten schon als den „Bruder Abtödter" kannte. Dieser Name war in den Verhandlungen vor den Assisen oft genannt worden. Es war der Erbe der ermordeten Hauptmännin . . .

Ich verlor meine Stelle auf dem Lande, zog in die Stadt und arbeitete bei meinem Freunde — meinem Vertheidiger. Rück hatte mit mir studirt. Er schlug einen andern Weg ein als ich. Aber auch ihn lockte der Sirenensang der Freude —

Sprechen Sie von sich selbst! unterbrach Bonaventura den Verbrecher, der mit Gefallen diese Worte betonte . . .

Dieser Teufel, sagte sich Rück draußen, opfert mich — um eine Prise! . . .

Der Verbrecher knüpfte die graue Jacke, die er trug, fester zu, als fröre ihn . . . Das Geburtsfieber war es, das er sich in diesem Ernste bei der Verstockung seines Gemüths nicht möglich gedacht hatte . . . Eine Weile zitterte er sich aus . . . nach dem Schauder gewann er neue Kraft.

Ich arbeitete bei ihm, lenkte er ein, und erhielt einen Auftrag, in eine süddeutsche Stadt zu reisen zur Regulirung einer Streitfrage über geistliche Güter. Ein Mönch war bei Rück, der dieselbe Reise zu machen hatte und

dem er mich zum Begleiter gab. Wir reisten zusammen. Vierzehn Tage, die ich mit ihm zubrachte, sind mir unvergeßlich — der Bruder sprach nicht viel, aß und trank wenig. Ein Laienbruder der Franciscaner war es, er hatte Reisen gemacht, war in Indien gewesen und ein Sonderling. Aus dem Kloster Himmelpfort bei Wittenberg hatte man ihn entsendet, um in einem süddeutschen Convicte eine Heilung zu versuchen mit dem Rector desselben, einem Pater Fulgentius. Dieser Unglückliche hatte die Gewohnheit —

Sprechen Sie von sich! unterbrach Venaventura aufs neue . . .

Ich wollte nur sagen, was ein gutes Beispiel thut, ehe ich bei Rück —

Warum behielten Sie das Vorbild der Strenge, der Selbstkasteiung, der Entbehrung nicht stets vor Augen?

Gerade das wurde die Ursache meines Falls . . .

Bruder Hubertus?

Eine Handlung von ihm, deren Zeuge ich durch Zufall wurde! erzählte Hammaker mit einer Art von Behagen. Schon einigemal hatte ich den Bruder in das Convict begleitet, in welchem er einen Auftrag zu erfüllen hatte, von dem ich nichts erfuhr. Da ich regelmäßig die Aufregung bemerkte, so oft der Bruder kam, verfiel ich auf diese und jene Vermuthung. Keine derselben war so geheimnißvoll, wie mir die spätere Entdeckung zeigte. Es hieß, daß der Bruder bald in sein Kloster zurückkehren würde. Eines Abends sah ich ihn, wie so oft, ins Convict eintreten, wo er nicht wohnte. Ich folgte; der Thürhüter kannte mich und hatte kein

Arg. In den Gängen der untern Klassen war alles wie sonst. Oben aber war es einsam. Dann hört' ich fernhin ein eilendes Rennen und Laufen, der Thür zu, wo die Wohnung des Rectors lag ...

Ein seltsames Rollen hatte schon einigemal Bonaventura's Aufmerksamkeit erregt. Ueber der kleinen Zelle ging es wie ein sich ankündigendes Gewitter hin ...

Es sind Gefangene, erklärte der Verbrecher, als Bonaventura aufblickte, die an den Füßen Kugeln tragen ... Der Boden ist hohl ...

Wer ihn durchbrechen könnte! lag in dem Blicke, den Hammaker auf die Decke richtete. Seine eigene Kette ließ ihn nicht fünf Schritte von der Mauer sich entfernen ...

Ich horchte in die Ferne, fuhr er dann sinnend und zerstreuter fort, und hörte geheimnißvolles Wispern, ja jetzt wie ein Gehen nur auf den Zehen. Im Kreise von Lehrern und Alumnen stand mein Mönch, hielt alle feierlich zurück, schritt auf die Thür zu, die ich, hinter eine Treppenlehne zurücktretend, sehen konnte, wo sie querwärts den langen Gang beendete, öffnete und — allen bot sich der Anblick eines Mannes, der an einem Fensterhaken sich erhängt hatte! Der Mönch ging unerschrocken auf ihn zu, schnitt mit einem Messer, das er aus der Tasche zog, den Strick durch, hielt dann in der kräftigen Linken den Leichnam und rief die Fernstehenden näher. In diesem Augenblick wurde ich gestört und mußte mich entfernen ...

Bonaventura hatte auf der Lippe die Frage: War der Unglückliche der Pater Fulgentius? ... Doch unterdrückte er sie.

Noch am selben Abend, bestätigte der Mörder, hieß es, daß der Rector gestorben war. Auch die Art seines Todes blieb nicht verschwiegen, man sprach von Melancholie und ein Arzt von Selbstzerstörungswahn. Ja am Wirthstisch hieß es: Ein Mönch hatte ihn davon heilen sollen. Ich mußte Abschied von Hubertus nehmen und fand ihn in dem Garten des Klosters, wo er eingekehrt war, im einsamen Wandeln. Rings hohe, graue Mauern, alles still und — fast wie auf einem Kirchhof. Rücksichtslos frag' ich ihn: Sie sollen ja soviel vermögen, Sie sollen Hunger und Durst, Frost und Hitze ertragen lehren; konnten Sie denn jenen Mann nicht auch von seinem Wahne heilen? ... Er erwiderte: Ist da der Tod nicht die beste Heilung? ... Dabei stand er still und jetzt erst war es mir, als säh' ich einen Boten des Todes, ein Gerippe. So mager war seine Hand, so hohl seine Wange, so klanglos seine Stimme. Ich fürchtete mich vor ihm und glaubte, schläge er die braune Kutte auf, würd' ich ein Skelett sehen. Doch war der Bruder selbst in Aufregung. Offenbar hatte man von ihm etwas anderes erwartet. Er hatte heilen, nicht bestatten sollen. Auch verschwieg er das nicht. Nie hatte er zu mir so viel gesprochen, wie diesmal in dem einsamen Klostergarten, in den er sich wie geflüchtet hatte. Ja, sagte er feierlich, ich hatte verboten, ihn zu bewachen, ich hatte ihn sein Werk ausführen, hatte ihn so lange allein gelassen, bis seine That vollendet war! Denn, Herr — ich horchte hoch auf — der Erhängte stirbt erst spät! Ich weiß das! Ich habe Hunderte erhängen sehen! Ich habe Menschen gekannt, die sich

einſchlieſſen, um die Wonnen dieſes Todes zu haben! Denn das wiſſen Sie nicht, erſt wählt die Melancholie dieſen Tod, und dann, einmal ins Leben zurückgerufen, tritt eine Beſinnung ein, wie auf den ſeligſten Opiumrauſch! Bilder, Geſtalten ſind an dem ſchwindenden Bewußtſein vorübergegangen, die keine menſchliche Hand zaubern konnte! Das Süßeſte, was die Erde kennt, empfindet und trinkt der Gehängte in langen, endloſen Zügen! Die Scham macht den, an dem man dieſe Verirrung kennt, einſam irren, aber nichts kommt dem gleich, was dieſe Scham wieder aufwiegt und ſie ertragen läßt! Zur rechten Zeit von der tödlichen Schnur befreit, langſam zurückkehrend zum Bewußtſein, erhebt man ſich wie aus einem Traum, den man ewig träumen möchte! Der Greis wird wieder jung, die Matrone eine Braut, der Arme ſchwelgt in Reichthümern, der Verbrecher iſt ein König, der Feige ein Held, vor ihm liegt eine Welt auf den Knieen und bietet ſich dar, mit ihm zu ſterben! Nie hat man ſo gelebt wie in dieſem Tode, nie das Paradies ſo vorausgenoſſen, ſo die Schrecken vergeſſen, die dieſe Erde —

Ein Grauen durchzuckte die Erinnerung des Mörders an das, was ihm ſo nahe bevorſtand ... Er hatte ſich erhoben und fiel betäubt zurück.

Auch Venaventura hatte ſich eine Weile erheben müſſen, denn der Anblick der wilden Erregung des Mannes war entſetzlich. Hammaker, aufgerichtet, ſtarrte gierig im Kreiſe umher; die Gewänder des Prieſters betrachtete er, als könnte ſich eine Schnur in ihren befinden, die auch ihm dieſe Hülfe des ſüßeſten Todes

brächte. Er ſtreckte ſich aus, als ließe ſich ein Zipfel am Kleide deſſelben ergreifen, zur Schnur winden ... die Kette an ſeinen Füßen faßte er und ſank wie ohnmächtig auf ſein Lager zurück.

In der reinen Seele des Prieſters wogte ein Feuerſtrom. Das iſt das geheimnißvolle Räthſel, das Rück und dieſen Elenden verbindet! rief es in ihm, der ſchon lange immer nur der Erzählung Benno's gedenken mußte von jenem Abend her. Dieſer da hat ſo ſeinen Wohlthäter verführt! Hat ſo eine Neigung deſſelben zur Melancholie ausgebeutet! Hat ihn ſicher gemacht in dem Vertrauen zu ihm und dann ihn Einmal Einmal nicht wieder ins Leben zurückgerufen! ...

Alles das ſtand einen Augenblick klar vor Bonaventura's Augen und doch ſagte ſein Herz wieder: Es iſt unmöglich! So weit kann der menſchliche Geiſt ſich nicht verirren!

Hammaker kehrte zur Beſinnung zurück, krümmte ſich wie ein Wurm, zog die graue Jacke über der Bruſt zuſammen und fuhr mit ſtoßweiſen Zuckungen auf, wie wenn er von eiſigem Schrecken geſchüttelt wurde ...

Dann ſprach er, als Bonaventura ſich geſetzt hatte und das Antlitz, wie der Beichthörende ſoll, in einen Zipfel ſeines Kleides hüllte:

Der Bruder Hubertus ſprach: Ich ſollte beilen? Zu richten kam ich! Das Gericht Gottes iſt unſer, wenn wir ſeine Gebote geläſtert geſehen! Wie durfte dieſer Unglückliche leben, leben in ſolcher Umgebung! Ich ſage nicht, daß auch er die Wonnen dieſes Todes ſuchte; er ſuchte den Tod ſelbſt. Warum ihm die Hülfe

triebſamkeit zu vergeſellſchaften; bildlich zu ſprechen, jedes Bäckers ſich freuen, der die ſchlechteſte Kleie zur Hoſtie gut genug findet, und über das veraltete Vorurtheil, daß nur das gewählteſte Weizenmehl dazu ſich eignet, mit zierlichem Kratzfuß hinweghüpft. — Da ſah ich den miniſteriellen Despotismus, an Hegel'ſcher Frechheit und Strauß'ſcher Fortbildung des Proteſtantismus aufranken, bei verblendeter Befangenheit in höhern Regionen um ſo tobſüchtiger ſich gebährend, die Kirche wie ein Beamten-Büreau behandeln, die Fähigkeit zur höchſten Gewalt über ſie nach dem Maaß der Mißkennung und nach dem Willen zur Beſeitigung ihrer Rechte bemeſſen; in bitterböſem Haß ſelbſt der Aufforderung an die chriſtliche Liebe zum Mitwirken der Erleuchtung derer, die in Finſterniß und Schatten des Todes ſitzen, den Fußtritt geben; dagegen Spionen, Verhöre, Strafen gegen ihre Pflichtgetreuen aufbieten, jedem Angriff auf ſie, jeder Läſterung gegen ſie, jeder Verhöhnung derſelben freien Lauf laſſen, hemmen hingegen jede Vertheidigung, Jagd machen auf jede Darlegung der Thatſachen, knebeln ſelbſt das wahrheitsgemäße Wort in einfacher Geſchichtserzählung, dulden was die unterſten Grundlagen des Glaubens zerbricht, verpönen, was einer Schutzſchrift für die Gehaßte, Rechtloſe, jedem Schergen Preisgegebenen gleich ſähe. — Da ſah ich die nichtsnutzigſte Perfidien, bei allem Vertrauen auf Erdenmacht und was derſelben zu Gebote ſteht, dennoch ohnmächtigen Fuſionsverſuchen behufs eines unmerklichen Erlöſchens der katholiſchen Kirche, mit der unterwürfigſten Zudringlichkeit und den plumpſten Kunſtgriffen beiſpringen; dennoch, als eben das: Dich loben wir, über ſo glückhaftigen Ausgang von dem alten Miniſter *) bis

*) Altenſtein.

verſagen! Warum Schonung einer ſolchen menſchlichen Schwäche, die vielleicht Heldenmuth war! Seid männlich und ſeid ſtark! ſpricht der Apoſtel ... Nun aber, nach dem Preiſe ſeiner That, erweichte ſich des Bruders Gemüth und er erzählte mir, wie er von früheſter Kindheit an Gottes Finger ſich nahe gefühlt, wie er ſchon als Kind aus Flammen hinuntergeworfen wurde drei Stockwerk hoch, wie er ſich ganz aus ſich ſelbſt hätte zum Menſchen machen müſſen, wie ihn dann Verrath und Undankbarkeit verfolgt und ſo gehetzt hätten, daß er nothwendig zu Gott oder zum Teufel hätte entfliehen müſſen ... Er glaubte, ſagte er, auf der richtigen Straße zu ſein. Ein Weib, erzählte er, ein Weib war die Urſache meines tiefſten Kummers ... Sie, ſie, die ich

Wer? unterbrach Bonaventura ſchaudernd ...

Hammaker ſchwieg ... Seine Hände, die die Hauptmännin erwürgt hatten, zuckten.

Ihr Opfer? fragte Bonaventura wiederholt ...

Wie hätte es ihn nicht reizen ſollen, etwas aus dem Leben der Schweſter der Frau von Gülpen zu erfahren! ... Doch er — war das Gewiſſen ſelbſt ... Er bekämpfte ſeine Neugier und ſagte nur:

Warum zogen Sie nur aus dieſer Begegnung mit einem ſo vielgeprüften, wenn auch vermeſſenen und Gott ſtrafbar vorgreifenden Manne nicht eine heilſamere Lehre für Ihr Leben?

Die Frauen, das Spiel — die Ehre — O wenn ich —

Haben Sie ſonſt eine Handlung, die vorzugsweiſe noch Ihr Gewiſſen belaſtet? unterbrach Bonaventura die eitle Selbſtbeſchönigung ...

Ich log — ich betrog —
Kein anderes Menſchenleben auf Ihrer Seele —?
Der Mörder ſchüttelte den kahlen, häßlichen Kopf ...
Bonaventura ſah die Verſtockung und wiederholte ſeine Frage ...

Da rief der Gefangene plötzlich und erhob ſich wild und klirrte mit ſeiner Kette:

Emollit mores dilicisse libeliter artes! Das zu verſtehen, ſprechen zu können, Bildung beſitzen —

O öffnen Sie Ihr Herz der Reue! unterbrach Bonaventura dieſen Ausbruch eines halb wahren, halb kokketten Ehrgeizes. Was Ihnen als einem Studirten auch Gott ſein und als was er Ihnen erſcheinen mag, ob als Begriff, ob als Weſen welcher Art und Größe, und wären Sie Pantheiſt und ſuchten den Schöpfer in ſich ſelbſt, dem Geſchaffenen, Sie wiſſen, daß in unſerer Bruſt eine ſichere Wahrheit liegt, eine unumſtößliche Gewißheit, der Unterſchied von Gut und Böſe! Was Sie auch mit menſchlichem Witze wegzuleugnen ſuchen von den Grenzen, die zwiſchen beiden liegen, ſie wachſen immer wieder dieſe Grenzen, wenn Sie ſie auch noch ſo klug niederriſſen. Blicken Sie mit Sehnſucht aus dem Dunkel, in dem Ihre Seele lebt, in das Licht, das Licht der Unſchuld, das Sie ſehen, faſſen, ahnen können, und nennen Sie dieſes Licht — Gott! Sprechen Sie zu ihm: O wär' ich in deinem Abglanz, umſtrahlteſt du mich, gäbſt du mir Helle, Wärme, wahren Ruhm und wahre Ehre! Laſſen Sie durch dies reine Licht der Unſchuld alle die wandeln, die in dieſem reinen Geiſte lebten! Laſſen Sie alle hindurchziehen, die Ihre Bildung kennt: Sokrates,

Plato — Einer iſt unter ihnen, der am leuchtendſten ſteht, Jeſus der Gekreuzigte! Mit ſeinem blutigen Haupte ſtrahlt er und blickt voll Ernſt auch auf Sie! Beten Sie zu dieſer vielleicht noch einzigen lichten Stelle in Ihrem Innern und bekennen Sie beim Blute Ihres Erlöſers, der allen Sündern Gnade vor Gott verhieß, Ihr ganzes Elend und was etwa ſonſt noch vor Gott und Menſchen Sie belaſtet!

Hammaker faltete die Hände, aber ſchlaff hingen ſie und der Ausdruck ſeiner Miene war der, als wollte er ſagen: Was hilft mir das alles? Der grauſige Tod iſt und bleibt gewiß! Was iſt eine Reue, die von einem Willen kommt, der nicht mehr ſündigen kann! Eine Reue über die Thorheiten der Jugend — von einem Greiſe!

Der Prieſter überblickte dieſe Empfindungen und ſagte ſeufzend:

Nun denn! Ihre einzige gute Stelle iſt vielleicht nur noch Ihr Stolz! Wohlan! Warum trieb Sie dieſer zu Ihrer Miſſethat?

Zögernd ſprach Hammaker:

Man hat mich beſchuldigt —

Daß Sie Ihren Freund, Ihren Wohlthäter ermorden wollen! Begingen Sie dieſe That?

Vor den Aſſiſen hatte Hammaker, wie immer: Nein! geſagt. Hier wiederholte er die gleiche Ausſage, fügte aber hinzu: Doch wüßten Sie das Nähere —

Wenn es Sie entlaſtet von dem Verdachte — ſprach Bonaventura faſt unhörbar ... ſonſt — lehnte er faſt die Belaſtung auch des Procurators ab —

Ich handelte — vielleicht — wie der Mönch —

Unwürdige Vergleichung! wallte Bonaventura auf ...

Auch Rück ſuchte den Tod — verſicherte Hammaker ...

Die Wonnen des Todes! Sie verführten ihn zu einer Handlung des Wahnſinns! Sie machten ihn ſicher, immer ſicherer, bis Sie ihn zuletzt beraubten und morden wollten ...

Hochwürdiger Prieſter! Ja, ich beraubte ihn — Als es aber geſchehen war — that ich, was ich zehn Jahre lang gethan — ich hob die Schlinge aus ihrer Angel. Freilich — diesmal ſtieg ich aus dem Fenſter — warf das Schlüſſelbund zurück — half ihm nicht zum Bewußtſein durch kaltes Waſſer und das Reiben ſeiner Schläfe zurück ... ich entfloh ...

Als Mörder! Denn Sie durften annehmen, daß er diesmal nicht wieder zum Leben erwachte!

Der Mörder ſchwieg ... Es war eine Bejahung.

Die tückiſche Liſt ſeiner Erzählung ſtellte nicht ganz die Aufrichtigkeit aller ſeiner übrigen Geſtändniſſe in Abrede. Er kam auf ſeine Bekanntſchaft mit der Hauptmännin von Buſchbeck, auf die Vermittelung ihrer Anliegen wegen ihrer Gelder, ihren böſen, menſchenfeindlichen Sinn, er deutete die Beziehungen dieſer Frau zu dem Krieger, Jäger, dann Mönche Hubertus an, Beziehungen, die in Erfahrung zu bringen Bonaventura wiederholt ablehnte, und berief ſich für ſeine letzte That auf das, was bereits vor den Aſſiſen von ihm bekannt war ...

Der ſchrillſte Nachklang, der durch alle dieſe Worte hindurchtönte, blieb die Andeutung über Dominicus

Rück. Sie war eine Rache für den verweigerten Griff in die Dose ... Vielleicht auch hatte der Mörder ein Entkommen durch Rück gehofft, vielleicht Rück durchschaut, der ihn am liebsten für immer aus der Welt geschafft sah. Ein noch Lebender, rastlos und muthvoll in der Gegenwart wirkend, lag da nun in seinem tiefsten Lebensgeheimnisse aufgedeckt vor den Augen eines Priesters, der täglich mit ihm verkehren, täglich harmlos und scheinbar unbefangen mit ihm sprechen konnte, auch so nur mit ihm sprechen durfte! ... Das sind Bürden! sprach es in Bonaventura's Innerstem ...

Zwar wandte er noch die ganze Kraft seiner Beredsamkeit an, die Stunde, die er an diesem düstern Orte verweilt hatte, zu einer für den Bewohner desselben heilsamen zu machen ... Um den Segen Gottes für den Unglücklichen betete er, wünschte ihm Muth für seine letzte Stunde und war im Begriff, mit den Fragen: Haben Sie mir keinen weitern Auftrag auszurichten? An Ihre Mutter? An sonst Zurückbleibende? eine heilige Handlung abzuschließen, die ihn selbst mehr erschütterte, als den Verbrecher ...

Lauernd sprach dieser:

Ich könnte noch etwas Gutes thun!

O thun Sie es! Gott wird es Ihnen anrechnen ...

Es war eine That im Werke ...

Ein neues Verbrechen?

Eine Urkunde — die ich — schreiben ließ —

Eine verfälschte —!

Sie sollte bei einer — angelegten Feuersbrunst —

All ihr Heiligen! rief Bonaventura. Wer ist davon

bedroht? Wen kann ich über die Gefahr warnen? Iſt die Gefahr ſchon nahe?

Einen Menſchen hatt' ich gewonnen ... einen — der ſich verbergen muß ... den ich nicht nennen kann ...

Ich will ihn nicht genannt hören, ich will ihn mahnen, ohne daß ich ihn kenne! Durch irgendeine Adreſſe! Reden Sie! Was kann ich thun, ein ſolches Verbrechen zu hindern?

Hammaker ſchwieg plötzlich ...

Bonaventura's Eifer riß ihn zu den Fragen hin:

Wer iſt es, den die falſche Urkunde benachtheiligen ſoll? Wer hat Sie ſelbſt zu dieſer That überredet? Wer iſt der Leiter dieſes Complotts? Reden Sie! Reden Sie! Bei dem Angeſichte Gottes, das Sie in wenig Stunden —

In dieſem Augenblick rollten wieder die Kugeln über der Zelle hin und vergegenwärtigten Hammakern die dünne Bauart der Decke ... Blitzesſchnell ſchienen ſich die Gedanken des Mörders zu ändern ... Hoffnung belebte ſeine Geſichtszüge ...

Bonaventura ſtand erwartungsvoll, aber vergebens. Hammaker ſchwieg.

Reden Sie! donnerte Bonaventura.

Das Geräuſch über ihnen dauerte fort ...

Hammaker ſprang auf ... Die Kette riß ihn nieder ... Unverwandt ſtarrte er auf die Decke ...

Wenn dich doch noch Rück befreite! ſtand auf ſeinen verzerrten Geſichtszügen ...

Reden Sie! wiederholte Bonaventura ...

Laſſen Sie es, ſtöhnte Hammaker, ohne mich — kommt die Sache nicht zur Ausführung ...

Sie verharren in der Lüge! rief Bonaventura.

Wer ist gedungen? Wer sind die Bedrohten? Eine Fälschung? Eine Urkunde? Eine Feuersbrunst?

Hammaker schwieg ...

Bonaventura versuchte jede Kunst der Ueberredung; vergebens ... Hammaker sprach nur dumpf:

Ohne mich kommt nichts zur Ausführung! Ich habe bekannt! Es ist — vorüber. Ich kann — in Frieden — sterben ...

Bonaventura mußte tiefseufzend nachgeben. Er betete um die Gnade Gottes und entfernte sich in einem Zustande, wie ihn die Märchen erzählen von Hirten, die in eine Felsenspalte sahen, die Geister belauschten und für immer verstummten ...

Wie schwer trug seine Seele, als er von dannen schritt!

Auf dem Gange traf er alle, die ihn hinaufbegleitet hatten ... Rück's Nachkommen wußte er nicht und fand ihn auch nicht mehr ...

Doch am folgenden Morgen klagte sich im Beichtstuhl eine ihm bekannte Stimme aller Leidenschaften, aller Laster der Erde, aber auch der Verbitterung durch Unglück und des Menschenhasses an ...

In ihrem Tone, in einem tief eingeschüchterten Aufblick zweier scharfer Augen lag eine Angst und Beklommenheit, die Bonaventura wieder auf einen Verbrecher schließen ließen. Er erkannte die Stimme nicht sogleich.

Erst nach den Andeutungen von seinem Beruf und einem Hinweis auf so manche Verschleierung der Wahrheit, die er sich im Processe Hammaker erlaubt hatte, begriff Bonaventura ... Es war Rück ...

Entsetzen ergriff ihn . . .

Rück beichtete mancherlei, aber offenbar war er nur gekommen, um zu hören, wie Bonaventura mit ihm sprechen würde . . .

Des Priesters mildes Herz fühlte sich gedrungen, Rück's Verzweiflung zu beruhigen. Er deutete an, daß auch für ihn die Beichte dieselbe Bedeutung hätte, wie sie für jenen Bischof gehabt haben soll, der, der Sage, nicht Geschichte nach, sich eher von einem Fürsten in die Wellen der Moldau werfen ließ, als daß er ein Geheimniß verriethe, das er von dessen Gattin unter dem Siegel der Beichte wußte.

Kein Wunder, daß Rück sich mit neuem Lebensmuth erhob und den Beichtstuhl in einer Stimmung verließ, als könnte er mit seinem einzigen Arme einen der Riesenpfeiler der Kathedrale ausheben.

So viel Kraft lag dem Doctor Abadonna in dem magischen Worte: Rom und sein Glaube.

Winterlich weiße Leichenfelder lagen in Bonaventura's Brust. So öde und schauerlich wehte Schneesturm durch sein Inneres, wie auf der Alpeneinsamkeit, die der Dechant beim Bericht seines Besuches auf dem St.-Bernhard geschildert . . .

Auch der Morgue des St.-Bernhard mußte er gedenken . . .

Muth und Ausdauer sprachen ihm die Stimmen der Augustinerchorherren nicht mehr so beredsam wie einst.

## 5.

Eine wie eitle Matrone! sagte sich Bonaventura, als er durch das kleine Schiebfensterchen seines Beichtstuhls eine graue Locke unter einem Hute hervorgeglitten auf einem Taschentuche liegend bemerkte.

Ein Matronenhaar in Locken!

Dann aber hörte er die klangvolle Anrede und staunte eine Greisin zu finden, die sich einen so reinen jugendlichen Ton der Rede bewahrt hatte ...

Nach den ersten geflüsterten Anreden und Erwiderungen stellte er die Frage um die letzte Beichte. Er hörte, daß diese in Wien bei dem Beichtvater der Hospitaliterinnen stattgefunden ...

Dann sagte die Frau, die er für eine Matrone hielt, daß sie gerade deshalb zu ihm gekommen wäre, weil sie ihn schon einigemal beim Austheilen des heiligen Abendmahls gesehen und nicht nur die Geduld bewundert hätte, mit der er unter Hunderten beim Ausspenden des Brotes die Worte sprach: „Herr, ich bin nicht werth, daß du eingehst unter mein Dach; aber sprich nur ein Wort, so wird meine arme Seele gesund!“ sondern wie er jene

Worte auch jedem ſo, als wenn er ihn perſönlich kannte, geſprochen, jedem ſo, als wenn ſie gerade für ihn beſtimmt wären. Deshalb wage ſie, ihn mit ſich ſelbſt zu beläſtigen, fürchtend freilich, daß ſeine Zeit zu gemeſſen wäre ...

Bonaventura hatte die Abſicht, Lob und Sorge um ſeine Zeit mit einer Handbewegung abzulehnen. Da blickte er etwas auf und erkannte unter der damals üblichen Form des Hutes mit langgeſchweiften Seiten, die die Wangen verdeckten, ein jugendliches Antlitz und nun in Vergleichung mit den Locken und nach der Erwähnung Wiens war es nur die Oberſtin von Hüllesheven aus Benno's zutreffender Beſchreibung ...

Noch ehe er vor Ueberraſchung mehr als ein ermunterndes und beruhigendes: Bitte! erwidert hatte, ſprach ſchon die Beichtende:

Ich bekenne mich zu der Unruhe, in welche die Seele durch Grübeln und Denken verſetzt wird, bekenne mich zum Zweifel an allem, an Gott, dem Erlöſer, an Kirche und künftigem Gericht!

Bonaventura verhüllte ſich in ſeine Stola und ſprach nach einigem Bedenken auf dies ſchmerzlich entſchiedene Wort:

O ihr Heiligen! Sie geben Ihrem Zuſtand vielleicht viel ſchneller einen Namen, als Sie ihn noch ergründet haben! Sie hatten ſich des religiöſen Lebens vielleicht nur entwöhnt. Plötzlich drängt Sie irgendeine Stimmung zu ihm zurück und nun erſchrecken Sie, nicht mehr alles ſo zu lieben und zu glauben, wie Sie in Ihrer Kindheit es liebten und glaubten. Machen Sie doch dieſe Rückkehr nicht zu

hinab zu dem jüngſten Polizei-Sergeanten aus vollen Kehlen wollte angeſtimmt werden, das Ding in das Gegentheil umſpringen, und das Leben, das klug und behutſam abgeſpießt, das ſtill und geräuſchlos entſchlafen Gewähnte, wieder hervorbrechen mit ſeiner vollen Liebeswärme, mit ſeinem innerlichen, tiefen, klaren in voller Fluth wogenden Strom, und leuchten in neuer Wahrheit des alten Apoſtels Wort: Sie ſind zu Narren geworden, da ſie ſich für weiſe hielten.“ Iſt es nicht, als hätte Fürſt Metternich Görres ſelbſt nach Wien berufen und vor ganz Deutſchland ein Votum über unſern geiſtigen und politiſchen status quo abgeben wollen?

Orientiren wir uns! Nicht das ſoll uns an Herrn von Hurter mißfallen, daß er Ungerechtigkeiten rügt, wo er deren zu begegnen glaubt, ſondern Beſorgniß erregt nur der einſeitig römiſch-katholiſche Standpunkt, von dem er aburtheilt. Sinn für nationale und Geſammtentwickelungen unſres, nicht ſeines Vaterlandes, fehlt ihm. Er bemüht ſich nirgends, aus Widerſprüchen zur Klarheit, über Gegenſätze zu einer höheren Einigung zu kommen. Nichts iſt ihm am deutſchen Stamme lieb und werth. Er rühmt und preiſt Italien, bewundert ſogar die Geſittung — der Neapolitaner, ſelbſt aus dem, wie er es nennt, „madenfraßigen“ Frankreich, das durch ſeine „Hundstagsrevolution“ vollends verdorben wäre, hofft er noch Keime der ihm allein vernünftig ſcheinenden Weltordnung wieder entſpringen zu ſehen, aber was, von Rom aus betrachtet, nach Norden jenſeits der Berge liegt, das alles iſt ihm fremd, widerwärtig, unerquicklich und ſeine Lebensbeſchreibung dient dazu, beweiſen zu ſollen, daß ſich in ihm dieſe Geſinnung ſchon vom Knabenalter an entwickelt hätte.

Nur Oeſterreich und ſein rein erhaltendes Prinzip

übereilt! Vor der Feuertaufe des Herrn kam die Wassertaufe des Johannes! Legen Sie sich doch erst Uebungen zum Uebergange auf! Keine Geißelung des Körpers, keine Entbehrung Ihrer Sinne, nur eine gewisse Ascetik des Denkens. Sehen Sie, gewöhnen Sie sich einfach, überall den Finger Gottes zu suchen. Nehmen Sie nichts mehr, was Ihnen begegnet oder was Sie vom Schicksal anderer, ja vom Leben der ganzen Welt in Erfahrung bringen, in dem leichten Sinne, der nur die Erscheinung als solche betrachtet. Streben Sie vielmehr darnach, alle Erfahrungen, die Sie machen, zu verbinden, ihren geheimen Sinn und Zusammenhang zu ergründen, ihrer Folgerichtigkeit nachzuspüren und nennen Sie dann das, was Sie sonst in der Sprache des Denkens Zufall, Ungefähr, Wille, eigene Absicht nannten, einfach und kurzweg Gott. Wenn Sie diese Begegnung Gottes in kleinen Dingen stündlich suchten, würde das Aberglaube werden. Aberglaube kann es sein, die ganze majestätische Größe Gottes immer auch bei kleinen Leiden und Freuden sich gegenwärtig zu denken. Aber jenen Fußtapfen der waltenden Gottheit nachgehen, die in Ernstem und Wichtigem liegen, gibt Erhebung. Sie werden staunen, wo Sie überall diese Schritte abgedrückt finden, wenn Sie nur erst anfangen, für alles das, was die Welt gleichsam namenlos hinstellt, gleichsam mit einem „Man" einführt oder mit einem „Es" („es wird sich zeigen;") oder sonst mit einer Form der reinen Genüge des Menschen an sich selbst, den Herrn der Welt einzuführen. Versuchen Sie das! Zu einem Gott sich erheben, der außer uns und unendlich hoch

über uns wohnt, ist allerdings schwer; denn je näher wir ihm da zu kommen suchen, desto entfernter rückt er. Nehmen Sie also Gott zu Ihrem steten Begleiter, nur daß er einige Schritte vorangeht, nicht immer Ihnen zur Seite, nehmen Sie ihn zum Erfüller aller der Pausen, die Ihnen das Leben läßt, zu der zweiten Person, die in Ihrem Gewissen mit Ihnen redet, zu dem unsichtbaren Freunde, der in einem dunkeln Zimmer, wo Sie über irgendein Vorhaben brüten, mit Ihnen Rath hält! Ist das von Ihnen eine Zeit lang versucht worden, so werden Sie auch allmählich wieder anfangen, christgläubig und kirchlich zu denken.

Es wäre also der umgekehrte Weg, den ich früher einschlug, alles, was mir sonst Gott hieß, gerade anders zu nennen! sagte Monika und ihre Gedanken verweilten einen Augenblick bei der Gräfin Erdmuthe, die noch gestern beim Abschiede gesagt hatte: „Der Herr schenkt mir ein gutes Reisewetter, etwas Frost und gute Wege!“ Nun aber sprach sie: Meine Zweifel über Gott werden sich wieder beruhigen; schwerer die über die Kirche und über die Wahrheit des katholischen Glaubens!

Bonaventura wallte fast auf mit den Worten:

Sie sind so arm an Glauben und sind schon wählerisch? Sie hungern und dürsten und bemäkeln schon die Speise, die Ihnen gespendet wird? Wahrlich, die milden Gutthäter müssen sich viel gefallen lassen!

Fast bereute er dann sein hartes Wort und blickte deshalb ein wenig auf. Groß und voll senkte sich der Strahl zweier dunkelbrauner Augen auf ihn herab, ein wehmüthiger Zug um den Mund milderte einen Anflug

von Bitterkeit in schönen, regelmäßigen Zügen. Er mußte des Obersten gedenken. Er mußte sich sagen: Diese beiden Menschen sind sich so ähnlich und fliehen sich!

Mit sinnendem Ernste, bei dem sich die Augen wieder verkleinerten und die großen Sterne wie in das tiefste Innere zurückzogen, sprach Monika:

Ich weiß vollkommen, was wir an unserer Religion besitzen! Sie ist kein Gedanke, der soeben von heute aus dem Haupte eines erleuchteten Geistes sprang. Sie ist eine ehrwürdige Ueberlieferung, eine große Weltbegebenheit, aus der wir entnehmen dürfen, was wir für uns nutzbar machen können. Ich werfe es den Protestanten vor, daß sie sich die Bürde auch des Ballastes an ihrem Lebensschiff viel zu leicht gemacht haben. Ist man Christ, so soll man auch die Geschichte seines Glaubens tragen. Oft hab' ich mir gesagt: An allem, was unsere Kirche festhält, ist etwas, was uns irgendwie immer wieder versöhnt, wenn wir dann auch wieder einer zweiten andern Formel nur mit schwerem Herzen genügen. Dann aber — plötzlich tritt doch ein Widersacher in uns auf, den ich nicht den Teufel nennen kann. Unser Herz stößt plötzlich einen Hülfsschrei aus und lechzt nach der Natur. Ich habe nie über diese Dinge so nachgedacht, als seitdem ich Rechte des Herzens zu haben glaube. Ich bin nicht glücklich vermählt. Gesetzt, ich würde noch einmal lieben können, unsere Kirche verböte mir das. Wie soll ich da nicht an ihrer Göttlichkeit zweifeln!

Bonaventura blickte bei diesen sicher und fest gesprochenen Worten im Geist auf seinen eigenen Vater, seine eigene

Mutter, jenen, der vielleicht noch lebte und sich der Welt entzog, nur um dieser eine zweite Ehe zu ermöglichen...

Diese zartesten Fragen des Beichtstuhls hatte er erst in seiner jetzigen Wirksamkeit kennen gelernt. Sie kamen auf dem Lande nicht vor. Es gaukelten wol zu allen Zeiten vor seinen Augen die hundert Fälle, die die Vorsicht der römischen Casuistik über die Thatsachen des Ehelebens oft mit einer Nacktheit und Natürlichkeit aufzählt und niedergeschrieben hat, die nur aus Herzen kommen konnte, die sich zum Cölibat verpflichten. In allen diesen spanischen und italienischen Vorwegnahmen der durch die Liebe heraufbeschworenen Gewissensleiden ist jener wahren Empfindung wenig Rechnung getragen, die aus den reinsten Tiefen des Herzens stammt. Bonaventura las im Sanchez, im Bellarmin, im Lambertini die hundert Fälle, wo in der dort gebrauchten Sprache Cajus die Rosa liebt, Rosa den Titius, Thatsachen der Liebe, die das Licht des Tages scheut, nicht jener, die nicht erwidern will ohne das offene Bekenntniß ihrer Neigung vor der Welt; nicht jener, die der innern Heiligung des Menschen zum Segen werden kann und die die Kirche zum Fluche macht; nicht jener, die mit Verachtung solche Licenzen zurückweist, wie sie die Toleranz der Gewissensräthe anräth und nur mit Gebeten und Almosen gebüßt wissen will; nicht jener, die nach Neigung wählen und in der Freiheit, frühere Irrthümer zu berichtigen, vor gläubigen Seelen sogar durch das Beispiel der Patriarchenzeit geheiligt ist; nicht jener, die uns deshalb nur allein wahrhaft frei macht, weil sie die ewigen und un-

widerleglichen Gesetze der Natur zu Gesetzen der Sitte, der Vernunft und des göttlichen Willens erhoben hat . . .

Bonaventura's Stocken beängstigte die Beichtende, die es um sich her immer lebhafter werden hörte . . .

Ich komme wieder! sagte sie, um abzubrechen . . .

Sie sprachen von keinem Bunde, den Sie wirklich schließen wollen, hielt sie Bonaventura, sondern nur von der Beunruhigung Ihres Gewissens, wenn Sie ihn schließen wollten. Warum begeben Sie Ihr Nachdenken in eine Gefahr, der sich auszusetzen Sie nichts zwingt?

Will man denn nicht das, erwiderte Monika, was uns ein Anhalt des Lebens sein soll, gegen alle und jede Möglichkeit der Anfechtung stark und sicher sehen?

Die Gefahr wird an Ihnen vorübergehen!

Und wenn nun nicht?

Der Priester mußte sich's so natürlich denken, daß eine so gestörte Ehe damit enden konnte, daß eine junge, wie er nun hörte, mit Vorzügen des Geistes ausgestattete Frau noch einmal eine Bewerbung fand, der sie nicht widerstehen konnte. An Armgart mochte er sie nicht erinnern, da er deren den Aeltern gegenüber durchgeführte Gesinnung kannte und der Beichtenden nicht verrathen mochte, daß ihre Person ihm kein Geheimniß war. So blieb ihm nichts übrig, als die Zweifel, die auch an ihm in diesem Punkte nagten, zu überwinden und das zu thun, was er in seinem Berufe schon manchmal recht schmerzlich sich mit den Worten gestand: Wir gleichen den Aerzten, die aus Mangel an Erkenntniß und einer wahren Hülfe dem armen

Leidenden Waſſer — gefärbt mit einem rothen ſüßen Safte, verſchreiben!

Ich ſehe Sie in dem Zuſtande, ſagte er, den die Schrift den des zerſtoßenen Rohres nennt und der Sänger des Pſalters das Cor contritum quasi cinis! Das Herz zermürbt wie Aſche! Bekämpfen Sie Ihre Stimmungen und halten Sie noch Betrachtungen über die Kirche davon fern! Faſſen Sie die Kirche als ein großes Ganzes! Daß Sie als Kind am Freitage faſteten, was ſagte es denn? Es ſagte: Ich gehöre einer Gemeinſchaft an, die das Vernunftgeſetz über das Naturgeſetz erhoben hat! Daß wir der Wildheit die Geſellſchaft abrangen, daß wir einen Bund der Geſittung, der Künſte, Wiſſenſchaften, der Ordnung, eine Geſellſchaft haben, wo die Tyrannen nicht herrſchen, die Räuber, die Mörder ſchweigen und abſeits treten müſſen, wem anders verdanken wir denn das, als der Zähmung unſerer natürlichen Begierden?

Monika ſchwieg ... Sie beſchloß, dem Vernommenen nachzudenken ... Schon der bald ſanfte, bald ſtrenge Ton hatte ſie erhoben ...

Bonaventura ſchloß:

Kehren Sie bald, bald wieder! Absolvo te in nomine patris, filii et spiritus sancti!

Er machte das Kreuzeszeichen, zog ſein Fenſter zu und lehnte ſich eine Weile in ſeinen Stuhl zurück — tief, tief — unzufrieden mit ſich ſelbſt ...

Aber Ruhe, Kampf der Seele, Sieg gab es da wenig. Die Zahl der Harrenden war angewachſen. Schon meldete ſich's am andern Fenſter ...

Er zog den Vorhang zurück. Er that es mit dem

Gefühl: Welch ein Stümper erſcheinſt du doch bei wirklichen Leiden! Kannſt du dies Holz denn verlaſſen und einem Prieſter begegnen, ohne daß ihr beide vor einander die Augen niederſchlagt?

Schon ſprach wieder eine ſanfte Stimme die übliche Anrede.

Auch dieſe Stimme kam von einem Weibe. Auch ſie ertönte aus den Umhüllungen eines zwar nicht ſchönen, aber jugendlichen Hauptes. Ein koſtbarer Pelz lag dicht am Gitter und berührte faſt ſein Beichttuch ...

Hochwürdiger Vater, ich bin unglücklich! ...

Der Beichtſtuhl, mein Kind, hört nur das Unglück durch Sünden ...

Ich ſündige wider die Gebote der Kirche und doch ſpricht mein Herz mich frei!

Sollte die Verſuchung des armen Leviten nicht enden! Bonaventura erklärte die vernommenen Worte für einen Widerſpruch und wünſchte Aufklärung ...

Ich werde in wenig Wochen Mutter ſein! Mein Gatte iſt Proteſtant und ich bin zweifelhaft, das Kind in meinem Glauben taufen zu laſſen!

Verlangt Ihr Gatte das Gegentheil?

Er verlangt es nicht! Er verdankt ſeine Lebensſtellung mir, er iſt die Rückſicht ſelbſt! Dennoch ſchenkt' ich gern unſer ſeit zehn Jahren erſehntes Kind ganz nur ihm!

Da thun Sie Unrecht! Sie bringen dem einen das, was er nicht begehrt, das kann Großmuth ſein; aber Sie entziehen es einem andern, der darauf Anſprüche hat; das iſt ein Raub!

Ich bin meinem Gatten Großmuth ſchuldig, ich bin

ihm Genugthuung ſchuldig! Und gerade vor meiner Familie, die ihn kränkt, zurückſetzt, ſich freut, zwiſchen uns eine Trennung zu wiſſen! Ich fühle, daß ich ihm mein Kind ſchenken muß um der Liebe willen, um der Liebe ein Zeugniß zu geben! Sagen Sie denn auch wie alle andern Prieſter, daß mein Kind im Jenſeits von mir getrennt ſein wird?

Die Schrift ſagt: „Bei unſerm himmliſchen Vater gibt es viele Wohnungen.“ Vertrauen Sie auf ſeine Gnade, wenn Sie ſich nicht noch anders beſinnen und von Ihrem Gatten zu Ihrer Religionspflicht zurückführen laſſen. Gaben Sie bei Ihrer Verbindung dem Geiſtlichen, der Sie traute, kein Verſprechen über Ihre Kinder?

Man verlangte es damals nicht! Das iſt über zehn Jahre her ...

... Die Fälle der gemiſchten Ehen kamen jetzt ſo oft im Beichtſtuhl vor. Dennoch horchte Bonaventura auf und gedachte der Zerwürfniſſe im Kattendyk'ſchen Hauſe, dem Hauſe, wo Treudchen und Lucinde wohnten ...

Glauben Sie auch, hochwürdiger Vater, fuhr die zitternde Stimme fort, daß ich nicht die Ausſegnung erhalten werde?

Die Ausſegnung einer Wöchnerin bei ihrem erſten Kirchgang iſt ein Brauch, kein Sakrament ...

Nach dem Glauben meiner Mutter und Geſchwiſter werd' ich, wenn ich ohne Ausſegnung ſterben ſollte, als ruheloſer Geiſt Nachts mit einer Kerze in der Hand ſo lange um dieſe Kathedrale gehen müſſen, bis eine andere Lebende ſich für mich ausſegnen läßt!

Bonaventura wurde irre, ob ein ſolcher Glaube in einem gebildeten Hauſe herrſchen konnte. Faſt an der Anweſenheit der Frau Hendrika Delring zweifelnd, ſagte er:

Welche Thorheit! Nur fürcht' ich, daß Sie nach Ihrer Handlungsweiſe überhaupt nicht im Schooſe unſerer Kirche bleiben werden; denn die Gnadenmittel müſſen Ihnen entzogen werden!

Eine Pauſe trat ein ...

Auch Sie ſprechen wie Kanonikus Taube! ſagte die Stimme ...

Wir ſprechen alle, wie die Mutter Kirche ſpricht! Sie will keines ihrer Kinder ſich entzogen ſehen und iſt ſtreng gegen die, die ihrer Liebe ein neues Kind vorenthalten! Erwägen Sie Ihre künftigen Leiden! Ihr Gatte iſt edel; wie denn wird er von Ihnen ein ſolches Opfer verlangen!

Hendrika Delring weinte ...

Es währte lange, bis ſie ſich ſammeln konnte ...

O dieſe Welt! rief ſie plötzlich heftig aus ...

Warum nur beruhigt Sie der Friede dieſes Gottestempels nicht? Warum ſprechen Sie in dieſer Aufregung? Erzählen Sie, was Ihnen begegnete!

Schon oft, hochwürdiger Vater, wollte ich zu Ihnen kommen! Ich hörte täglich von Ihrer Weisheit und Güte. Neulich noch, als meine Familie ſich um mich verſammelt hatte, ein Marienbild in meinem Zimmer entſchleierte und, indeſſen alle auf den Knieen lagen, zu ihm ein Gelübde ſprach, ſie würden, wenn ich mein Kind nicht im Glauben des Vaters taufen ließe, eine Wall-

fahrt antreten und in einem gräflichen Hauſe bei Viterbo, wo geiſtliche Uebungen gehalten werden, ſechs Wochen lang ſich einſchließen und die Exercitien mitmachen, da ſchon wollt' ich zu Ihnen kommen — nur warf mich die Verzweiflung aufs Krankenlager. Meine Mutter behauptete, wenn ich anders handelte, würd' ich jetzt Gott um die Erfüllung eines Gelübdes betrügen ...

Das iſt eine Thorheit! erwiederte Bonaventura entrüſtet. Wer lehrte Ihre Mutter, daß Gott unſerer Opfer bedarf! Ein Gelübde kann einen Werth für unſere Seele haben, aber nur der Heide kauft ſeinem Götzen mit einem Gelübde etwas ab. Eher könnte Ihr Gewiſſen ſich gedrückt fühlen von dem Vorwurf, die religiöſe Denkungsart der Ihrigen, vollends einer Mutter zu verletzen ...

Auch mußt' ich bittere Thränen darüber weinen und war in meinem Vorſatz wankend geworden! Ein junges Mädchen, das in meinen Dienſten ſteht, ſprach täglich von dieſen Exercitien, an denen ſie ſo gern theilgenommen hätte. Das junge Kind, das ich ſo lieb habe, vergegenwärtigt mir den Glauben, den ich immermehr verliere ...

... Iſt das Treudchen? dachte Bonaventura voll Bangen. Treudchens Beichtvater war — Cajetan Rother ...

Leider aber läßt der Peiniger meiner Lebensruhe nicht nach! fuhr Hendrika Delring fort. Es iſt mein eigener Bruder! Früher war mein Gatte Führer des Geſchäfts. Aufrecht gehalten hat er's in ſchwieriger Zeit. Die Zeit iſt nicht mehr günſtig wie ſonſt, andere überflügeln den alten Kaufmannsſchritt und darauf fußt mein Bru-

hat ihn vollkommen befriedigen können. Seit der Hinrichtung Ludwig's XVI. ſtand der Sinn für das Ehevorige feſt in ihm. Hallers Reſtauration der Staatswiſſenſchaften kam ſeinem eignen Ideengang entgegen. Schon als Göttinger Student (1806), als es Mode war, gegen die Aufklärung in Kunſt und Leben der Romantik das Wort zu reden, machte er die Mode mit und ſchrieb Hallern, er glaube an keine urſprünglichen Menſchenrechte, ſondern an das urſprüngliche Recht des Einen über den Andern, an die Rechtmäßigkeit der Vererbung eroberter oder gewonnener fremder Menſchenrechte, d. h. an die Leibeigenſchaft. Die verſchiedenen Phaſen der Umgeſtaltung ſeiner Schweizerheimath beſtärkten ihn in dieſer Theorie. „Leicht, ſagt er (I. 96), konnte ſeine Anſchauung (der Nothwendigkeit des erhaltenden Prinzips) aus den engen heimathlichen Verhältniſſen für das Größere und Bedeutungsvolle dieſelbe Richtung gewinnen.“ Woran wir die beiden Stellen reihen möchten: (II. 54) „Jarcke ſagte es mir vorher, ich würde nicht mehr lange in Ruhe bleiben.“ Und: (II. 48) „In Frankfurt (a. M.) erweiterte ſich der Kreis werther Bekanntſchaften. Folgereich war die Einführung bei dem Bundestagspräſidenten, dem Herrn Grafen von Münch-Bellinghauſen, indem ich durch deſſen Vermittelung Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürſten von Metternich bekannt wurde.“ Einer ſehr lebhaften Einmiſchung in die Schweizerangelegenheiten und die aargauiſche Kloſterfrage folgte dann der Uebertritt zur katholiſchen Confeſſion und die oben genannte Anſtellung.

Obgleich ſich der größte Theil der Bekenntniſſe des Herrn von Hurter mit der religiöſen Frage beſchäftigt, die wir drittens zu erörtern hätten, ſo iſt doch das wahre Princip der-

der, um meinen Gatten täglich zu verletzen. Während er selbst sich der sinnlosesten Verschwendung ergibt, wirft er uns die kleinste Ausgabe vor und schon war unser Entschluß reif, ganz aus dem Geschäft auszutreten. Leider ist meine Mitgift, wie es bei Kaufleuten Sitte, nur klein; meine Einnahme hängt von dem Ertrag des Geschäftes ab. Eine ihr entsprechende größere Summe herauszuziehen, ist immer mit Schwierigkeiten für unser ganzes Haus verbunden. Darum, weil mein Mann von vorn anfangen müßte und auch des Salairs für die Führung des Ganzen zu entbehren hätte, bekämpfte ich diesen Schritt, hielt aber zu meinem Mann und brach mit meiner ganzen Familie. Deshalb auch schenkt' ich ihm im Geist meine Hoffnung, ohne daß der Edle es begehrt. Aber jetzt ist keine Wahl mehr. Mein Gatte muß weichen. Heute in der ersten Frühe fand eine Scene statt, die jede Aussöhnung unmöglich macht. Um das Geringfügigste erhob schon sonst unser Tyrann einen Streit. Diesmal darüber, daß er eine Gesellschaft geben will und zu dem Ende Ansprüche macht auf einen Theil meiner Zimmer. Ich verweigerte sie ihm aus Gründen, die eine Hausfrau haben darf. Nicht um eine Ladung Waaren, nicht um einen Werth von Tausenden begann er jemals einen solchen Streit, wie jetzt über diesen Gesellschaftsabend. Mein Gatte kam hinzu. Das ganze Haus wurde Zeuge eines Auftritts, der nur damit enden konnte, daß wir das Haus und das Geschäft für immer zu räumen erklärten. Mein Gatte wird eine Stelle suchen, meine Mitgift und ein uns angewiesenes Zehntel vom Reinertrage des Geschäfts reicht vielleicht aus, ihn

irgendwo zum Aſſocie zu machen. Wir ziehen weg von hier und wenn ich dann an ſeiner Seite lebe — —

Nun dann, dann — unterbrach Benaventura das plötzlich ſtockende Bekenntniß, dann ſchenken Sie Ihr Kind Ihrer Mutter — Ihr Gatte bedarf dann keinen weitern Beweis Ihrer Liebe mehr!

Hendrika ſchwankte, aber in ihrem Worte: Hochwürdiger Vater, ich zweifle ſchon an allem —! lag eine Zuſtimmung ... Der ſanfte Ton des Prieſters hatte ſie überwunden ...

Das ſagen Sie doch nicht! unterbrach Benaventura. Die Liebe iſt ja mächtig in Ihnen! Auch Liebe zu Ihrer andern Mutter, zur Kirche, haben Sie noch! Sie ringt nur mit der Gott ja gleichfalls wohlgefälligen Liebe zu Ihrem Gatten. So iſt ja ein Ausgang da aus dieſem Labyrinth, der Sie vorläufig vor Conflicten mit der Seelſorge bewahrt! In den Ihnen nun verhängten künftigen Entbehrungen kann ich nur eine Gnade des Himmels erkennen. Wie glücklich werden Sie ſein! Ganz nur Ihrem Gatten hingegeben! Seine Sorgen, ſeine Erfolge theilend! Ich will Sie in mein Gebet einſchließen! ...

Eine Weile dauerte es, bis Madame Delring weiter ſprach ... Sie hatte ihr Taſchentuch an ihr Auge gedrückt ... Mit gebrochener Stimme hauchte ſie:

Und iſt es denn wirklich wahr — Und auch Sie, Sie ſagen es — mein Kind würde im Jenſeits —

Sie vollendete ihre Rede nicht. Denn Benaventura unterbrach ſie:

Wir haben eben eine ſo ſchöne Einigung gehabt, eine

Einigung, auf die hin ich Ihnen freudig die Absolution für Ihre Zweifel ertheile und Sie auf Sonntag zum Tisch des Herrn lade. Warum kehren Sie zu dem alten Unmuth zurück? Die Kirche hat den Abfall so vieler Millionen Bekenner erleben müssen, sie hat ihn zu einer Zeit erlebt, wo in der That ihr Wesen mannichfach entstellt wurde. Muß sie nun nicht streng sein, die Ihrigen zusammenzuhalten? Darf sie gering denken von dem, was ihre Lehre über die Stufenfolge und die Ordnung des Heils aufgestellt hat? Eine Sprosse daraus weggezogen und das ganze Gebäude wankt. Zu unserer Kirche zu gehören ist nun einmal nach unserer Lehre eine Wohlthat. Denken Sie doch nur immer an das, was Sie selbst als Kind glücklich gemacht hat, als Sie die erste Annäherung an die Gemeinschaft mit der sichtbaren Vertretung Ihres Glaubens fühlten! Diese sanften Klänge an einem Palmensonntag, diese heiligen Schauer des Ostertages, diese Wonnen einer höheren Liebe zu jeder Stunde des hochheiligen Kirchenjahres — gönnen Sie sie, ich bitte, auch Ihrem Kinde, dessen Ankunft und weiteren Lebensgang Gott segnen möge!

Nun ertheilte Bonaventura den Segen. Die Beichtende erhob sich langsam ... Ein Diener, der in einiger Entfernung gewartet hatte, sprang hinzu und half ihr beim Aufstehen. Sie ging bis an eines der großen Portale, wo sie ein Wagen aufnahm.

Zeit zur Besinnung blieb dem Priester wenig ... Ob er mit sich — zufriedener war? ...

Aber da half kein Blick nach innen ... Schon wieder mußte er das entgegengesetzte Fenster öffnen ...

Ein großer Triumph des Beichtstuhls ist das Heran-treten selbst des Höhergebildeten zum Ohr des Priesters. Größer aber noch möchte man den Triumph nennen, wenn sich ihm die männliche Jugend in jenem Alter naht, wo die Knabenvorurtheile abgestreift sind und sich sonst der keimende Stolz des Mannes schämt, sich noch an den Gängelbändern der ersten Erziehung zu zeigen. Ein junges Reß zerreißt alle Stränge, bricht alle Schranken — aber so halbwüchsige Jugendkraft im Beichtstuhl zu erblicken, selbst da sich demüthigend, selbst da sich unterwerfend, das ist eine Glorie der Kirche und des Familienlebens. Alle Abbildungen, die man von dem knieenden heiligen Aloysius von Gonzaga, einem frommen, offen gestanden, etwas blöde und geistlos blickenden Pagen am Hofe der bigotten Nachfolger Philipp's II. sieht, bezwecken es, die Liebenswürdigkeit einer ganz noch in Knabengewohnheit sich haltenden Kirchlichkeit auch dem reifsten Jünglingsalter einzuprägen.

Thiebold de Jonge hatte wirklich, wie er an jenem Morgen nach dem Frühkaffee Benno „auf Ehre" versichert hatte, neun Jahre lang nicht gebeichtet. Benno würde nichts dagegen gehabt haben, wenn von diesem „auf Ehre" die jährliche Osterbeichte ausgenommen gewesen wäre; denn diese war, wie damals auch Pastor Engeltraut in Trusenheim gesagt hatte, eine ganz conventionelle „Sündenabwaschung", der man nicht entrathen kann und die sich bei jedem, der keine bürgerlichen Unannehmlichkeiten erfahren will, innerhalb der katholischen Kirche von selbst versteht. Aber Thiebold de Jonge war wirklich in neun Jahren ein completter Heide ge-

weſen. Immer traf es ſich, daß er zu Oſtern irgendwo auf Reiſen war; eine mahnende Mutter lebte nicht mehr; ſein Vater war „ohne Vorurtheile“ und als „König der Holzhöfe“, wie er hieß, in einer Vorſtadt wohnend, mit der Geſellſchaft wenig in Berührung, ausgenommen bei den Provinziallandtagen. Die Gelegenheiten, wo junge Leute Beicht- und Communionzettel brauchen, kamen bei Thiebold nicht vor. Weder brauchte er Stipendien zum Nachholen ſeiner etwas vernachläſſigten Studien, noch ließ er taufen. „Ei, wart' du nur, Kerl“, ſagte öfters ſein Vater zu ihm, wenn er die Verwilderung bemerkte, „bis du nur endlich heirathen wirſt, dann hört wol die Freigeiſterei auf! Aber!“ ſetzte er hinzu, „du wirſt wol auch ſo ein Hans Matz werden, wie —“ nun nannte er einige reiche ältere Herren aus der chriſtlichen Handelsſphäre, die, wie der „Ober-Chochem“ Moritz Fuld, vorzogen, Garçons zu bleiben. Vor vier Monaten erſt, als Thiebold ſo melancholiſch und ſo verſpätet von der druſenheimer Partie zurückkam und einige Tage lang ſeine beſten Leibgerichte ſtehen ließ, ſetzte der Vater hinzu: „Die Hanne Kattendyk haſt du dir nun auch entgehen laſſen! Macht ſich ſo ein hungeriger Profeſſor dran! Nannette Schmitz iſt freilich noch zu jung! Aber Joſephine Moppes, Liſette Maus, Mamſell Effingh und der kleine Schwarzkopf, der mir ſchon gefallen könnte, Betty Timpe — ſage mir nur, Kerl, warum ſchleppſt du dich mit den Brüdern dieſer Mamſells, dieſen liederlichen Tagedieben, wenn du nicht reelle Abſichten dabei haſt!“ Von einem adeligen Freifräulein und einer jetzigen Stiftsdame war keine Rede, weil der Sohn dem Vater

„mit dergleichen“ ſchön angekommen wäre, obſchon Thiebold auch hier auf die Länge keine Schwierigkeit gefunden hätte und überhaupt mit ſeinem Vater auf mehr als dem Du-Comment kindlicher Vertraulichkeit ſtand. Der alte de Jonge ließ ſich von dem jungen de Jonge behandeln, als wenn die Rollen umgekehrt wären, er der Sohn und Thiebold der Alte. Thiebold erzog „ſeinen Alten“ und der Alte hatte ſogar Furcht vor dem Jungen und bemühte ſich ängſtlich, ihm zu Dank zu leben. Es war ein Verhältniß wie in der verkehrten Welt, was jedoch nicht ausſchloß, daß Thiebold mit dem tiefſten Schmerz ausrufen konnte: „Wenn mir 'mal bei Gelegenheit der alte Mann ſterben ſollte, wüßt' ich auf Ehre nicht, wie das fertig bringen!“

Obgleich Thiebold ſeit vier Monaten ſich weder in ſeiner Toilette vernachläſſigte, noch irgendwie auffallend in ſeiner Ernährung zurückging, drückte ihn doch offenbar Melancholie. Seine Paletots gaben wol die Wintermode an, er hatte die Krägen und Aufſchläge von ſchwarzem Sammet eingeführt, die ſeinem friſchen, geſunden Antlitz und dem geſcheitelten kräftig blonden Haar das ſchönſte Relief gaben; aber ſelbſt die Bewunderung, die noch vorgeſtern Abend auf der Apoſtelſtraße ſein Pelzrock mit Schnüren, gefüttert mit Marderfell aus dem nördlichen Canada — einem eigenen Importartikel — hervorgebracht hatte (ſelbſt bei Pitern, der ſo kindlich glückſelig ſich erging, daß er die heute ſtattgehabte „Mordſcene“ mit Delring ſchwerlich ſchon embryoniſch in ſeiner „fürchterlich reizbaren“ Seele trug), ſelbſt dieſe Bewunderung hinderte nicht, daß ein ſchon ſeit lange

gehegter elegiſcher Plan kurz vor ſeiner Reiſe nach Witoborn zur Ausführung kam. In ſeinem Innerſten hatte er ſich auf etwas ertappt, was ihn drückte. Es war etwas, das er am wenigſten ſeinem angebeteten Freunde Benno von Aſſelyn und gerade darum dem Domherrn geſtehen wollte. Vorgeſtern, beim Nachhauſegehen von der Auſternpartie, als er zwiſchen ein und zwei Uhr unter den nächtlichen Sternen nicht enden konnte, von Armgart's Mutter zu ſchwärmen und jedesmal Benno, wenn dieſer dann auch mit Ekſtaſe anfangen wollte, mit Allotrien in die Rede fiel, hätte er beinahe alle Schleier von ſeinem Innern wegfallen laſſen. Aſſelyn! — rief er; aber da war dieſer wieder durch irgendeine ironiſche Seitenbemerkung „unverbeſſerlicher ausgebrannter Krater" und ſo blieb eine „unwiderſtehliche Erleichterung ſeines Buſens" in ihm ſtecken. Heute in der Frühe zog er ſeinen canadiſchen Pelz an, las, um ſeine Katechismuszeit aufzufriſchen, in einem alten Beichtſpiegel, den er aus der Bibliothek ſeiner Mutter als Reiſegepäck nach dem frommen Witoborn mitnehmen wollte, und beſchloß, dem Domherrn eine gründliche Schilderung gewiſſer Schlechtigkeiten zu geben mit der Bitte, das Nähere davon Benno mitzutheilen, damit ihn dieſer nicht verkenne, denn — „Eines muß der Menſch haben", ſagte er ſich, „woran er ſich vom Thiere unterſcheidet, welches nicht mit Vernunft begabt iſt"; ja er ſetzte hinzu: „Unter gewiſſen Umſtänden iſt das Sakrament der Buße eine merkwürdige Geſchichte!" ... Zu den beſondern Segnungen des Beichtſtuhls gehören nämlich die ſogenannten „Reſtitutionen". Der Beicht-

hörende übernimmt dann die Ausgleichung einer eingestandenen Schuld, ohne daß der davon Betroffene die Ahnung hat, von wannen ihm diese geheimnißvolle Rechtfertigung oder unerwartete Schadloshaltung gekommen ist . . .

Für die sogleich zugestandene neunjährige Unterlassung des Beichtens erhielt Thiebold Vorwürfe, die er „vollkommen in der Ordnung" fand. Ja fast hätte er ohnehin zur schnellern Orientirung des hochverehrten Priesters über die „betreffende Persönlichkeit", die hier in dem schönen canadischen Pelzrock und mit dem schönsten frisirten Scheitel vor ihm lag, die Ergänzung gegeben: „Schauderhaft, selbst für jene wunderbare Rettung am Sturz des St.-Moritz fand ich keine Veranlassung, irgendjemand anderes zu danken, als dem Obersten von Hülleshoven und einem Ihnen vielleicht persönlich nicht ganz unbekannten Ehrenmann Namens Hedemann" . . . Trotz dieser zurückgehaltenen Indiscretionen mußte Bonaventura nach einigen weitern Wechselreden den Freund Benno's sogleich erkennen. Nicht wenig war er überrascht, als dieser von sich eingestand, daß auch er eine Dame liebte, die er nur „leise angedeutet" zu haben glaubte durch offene Nennung ihres Namens Armgart von Hülleshoven.

Ich liebe ein Mädchen, bekannte Thiebold, von dem ich vor einigen Monaten erfuhr, daß es auch das „Ideal" eines Freundes von mir ist, für den ich „sonst mein Leben lasse"! Durch eine besondere „Verkettung von Umständen" hatten wir zusammen eine nächtliche Reise zu „bestehen", wir drei, die Dame, mein Freund und ich. Die Gegend war reizend, einsam und „wunderschön"! Die

Nacht mondhell, die Sterne — nein, es war „wirklich“ prachtvoll und — und — „niemand“ ſchlief, „die junge Dame ausgenommen“, die, von Anſtrengungen „übermannt“, „der Natur ihren Tribut zollte“! Mein Freund und ich, wir „zwei“, „verſtändigten uns durch gegenſeitiges Schweigen“. Merkwürdig aber! Je mehr „der Morgen graute“, deſto „finſterer wurde es“! Der Mond „verſchwand“ ... Die Berge, die Tannen — reizend; aber um vier Uhr Morgens „ſtichdunkel“! Unſere Begleiterin erwachte! Sie ſeufzte und erzählte ihre Träume, die wir „um das feierliche Schweigen zu brechen“, ihr auszulegen verſuchten! „Aber“ an den einzelnen Stationen mußten wir ausſteigen, um mit den Poſthaltern und Poſtillonen abzurechnen, denn mein Kutſcher war mit meinen Pferden ſchon auf der erſten Station zurückgeblieben. Rückſichtsvoll und feierlich, wie wir „geſtimmt“ waren, ließ einer den andern zuerſt wieder einſteigen, und zerſtreut, wie wir gleichfalls geweſen zu ſein „nicht leugnen können“, verwechſelten wir unſere Plätze. Da — da fühlt' ich auf einer der letzten Stationen vor Erreichung der „regulären Schnellpoſt“ im Dunkel eines Hohlweges eine zarte Hand in der meinigen ... Die „Handſchuhe“ meines Freundes waren es nicht, obgleich es mir ſchien, als hätte er längſt auf dem Herzen, mir mit Gefühl zu ſagen: Freund, beruhigen Sie ſich! Sie ſehen wohl, ich bin der Bevorzugte! Aber nein! Die Handſchuhe waren die der jungen Dame. Ein Druck war es, „als wollte ſie ſagen“: O Geliebter, wie dank' ich Ihnen von Herzen! Sie haben mich zeitlebens zu Ihrer Schuldnerin gemacht! Bleiben Sie mir gut mein ganzes Leben lang! ... Herr Gott, ich

zitterte! Ich wußte, daß das gar nicht mein Platz hier war und sie mich für meinen Freund hielt! Ich erwiderte den Händedruck und das mit Beben und mit einer „gewissen Schüchternheit", woraus sie noch um so mehr die „Berechtigung entnahm", glauben zu dürfen, daß der von ihr Beglückte mein Freund und nicht ich war. Die Dame legte sich wieder in ihre Ecke „und entschlief aufs neue". Aber das Gewissen brannte mir. Herr des Himmels, der Wagen hielt, und nun mußt' ich aussteigen, und der Freund, der „ein wenig geschlummert hatte" und die Worte des lieblichen Engels „überhörte", folgt — und nun diese „beklagenswerthe Verschmitztheit meinerseits"! Ich schlug ja vor, die Plätze wieder zu wechseln! Und dies geschah und der Morgen graute immermehr und der Postillon blies und das junge Mädchen erwachte „aufs neue". Gott, sie lächelte! Sie lächelte in aller Unschuld. Sie lächelte meinen Freund an, der ihr nun wirklich gegenübersaß! Aber „natürlicherweise"! Nicht im mindesten machte dieser Miene, sich an eine Zärtlichkeit zu erinnern, „die er nicht genossen hatte". Um meine Verlegenheit zu vermehren, gab die dankbare Freundin unserer Herzen nun auch mir die Hand, als wollte sie sagen: Ganz zu kurz kommen sollen auch Sie nicht, lieber Herr de Jonge! Und dies offenbar viel kältere Benehmen sah mein Freund nicht ohne Befremden. Schwerlich schrieb er's auf „Rechnung meines Wagens", den er zwar zu loben anfing; aber ich gestehe, daß ich schon damals beschämt war, nicht im mindesten „honnet genug" gewesen zu sein und gesagt zu haben: Erlauben Sie, mein Fräulein; vorhin — das bin ich auch ge-

selben ein politisches und von uns schon als hierarchische Tendenz bezeichnet worden. Die nachstehende Analyse hat den Beweis zu führen, daß Herr von Hurter in den Schooß der katholischen Kirche nicht aus innerem Wahrheitsdrange, sondern aus äußeren Gründen zurückkehrte. Von diesen äußern Gründen nehm' ich das Streben nach Vortheil und Ehrenstellen aus. Ferne sei es, von einem so geistreichen und unbescholtenen Manne anzunehmen, daß er seinem Ehrgeize die Ruhe des Gewissens geopfert hätte. Seine Umkehr soll auf Ueberzeugungen gegründet sein und nur diese zu prüfen sind wir berechtigt.

Die biographische Rechtfertigung des Herrn von Hurter hat eine sehr schwierige und kaum zu vereinigende doppelte Tendenz. Einmal wurzelt sie in dem Wunsche, dem Canton Schaffhausen als ein Geistlicher zu erscheinen, der dreißig Jahre in voller Ehrlichkeit ein Diener des reformirten Wortes war und zu gleicher Zeit will er doch wieder seinen katholischen Gönnern in München, Wien und Rom beweisen, daß der Drang, in den Schooß der „Mutterkirche" zurückzukehren, schon seit seiner ersten Kindheit in ihm geschlummert hätte. Dadurch kommt Herr von Hurter fortwährend in die auffallendsten Widersprüche. Er schildert uns seine ersten katholischen Regungen. In einem Anfalle von Gespensterfurcht hätte er schon als Kind einmal das Kreuzeszeichen gemacht. Im Kloster Rheinau hätte ihn die Frohnleichnamsfeier wunderbar bewegt. In St. Blasien hätte er als eben absolvirter Student vor der heiligsten Jungfrau „schluchzend" seine Sünden bekannt. Herr von Hurter hat Recht, wenn er behauptet, daß er bei solchen Regungen noch mit ziemlichem Gewissen Protestant bleiben und Pfarrer für Protestanten wer-

weſen! Kurz, mein armer Freund blieb ohne alle Aufklärung! Ich, ich ſonſt ein Menſch von „Reellität", habe aus „Liebesglut" meinen Betrug verſchwiegen bis zum heutigen Tage und „ich muß geſtehen", dieſe Lüge „entſtellt meinen ganzen Charakter". Denn nicht nur nicht — wie geſagt — ſie einzugeſtehen war alle Tage Zeit — ſondern auch — meine Schlechtigkeiten in dieſem „Punkte" nahmen noch zu ...

Bonaventura hatte ſchon oft Gelegenheit gehabt, ſich zu überzeugen, daß Benno nicht Unrecht hatte, ſeinen Freund Thiebold de Jonge einen „närriſchen Kerl" zu nennen. Dieſe ſo wunderlich ſtyliſirten Gewiſſensſcrupel überraſchten ihn daher nicht im mindeſten ...

Ich kann ſagen, ich habe eine ſo gründliche Abneigung gegen mich ſelbſt gefaßt, fuhr Thiebold fort, daß ich jede Nacht um einige Stunden meines Schlafes „verkürzt" werde. Auch werde ich keine Ruhe finden, ehe es nicht wieder „Tag in meinem Innern" wird! Eines muß der Menſch haben, was ſeine Religion iſt und die Ehrlichkeit, glaub' ich, „ſpielt dabei keine unanſehnliche Rolle".

Welche andere „Schlechtigkeiten" ſind es denn ſonſt noch, die Sie vorhin erwähnten? fragte Bonaventura ...

Die bodenloſeſte Verſtellung! ſagte Thiebold und trocknete ſich den Angſtſchweiß von der Stirn. Ich ſchmeichle nämlich meinem Freunde mit der „ſtereotypen Verſicherung", daß die „Palme des Sieges" nur er allein davontragen könne. Regelmäßig aber habe ich davon das abſolute Gegentheil im Herzen! Ich ſage ihm: Aſſelyn — bitte um Entſchuldigung! (Für die unerlaubte Angabe eines Namens —) Ich ſage: Freund, Sie ſind der Glück-

lichſte der Sterblichen! Im Gegentheil aber erwäg' ich meine beſſern Umſtände, ſogar meinen „ſcheinbaren Adel“ und ähnliche „Chancen“. Dieſe „vorhabende“ Reiſe morgen nach Witeborn iſt z. B. eine ſolche ſchlechte Erfindung meiner Doppelzüngigkeit! Nicht im entfernteſten liegt für mich ein Intereſſe vor, Wälder zu kaufen, die an keinem „ſchiffbaren Waſſer“ liegen. Nichtsdeſtoweniger hab' ich dies ſchlechte Geſchäft als eine außerordentliche „Conjunctur“ hingeſtellt, ja dem Freunde ſogar „ſchmählicherweiſe“ mein Bedauern ausgedrückt, daß ich ihm durch meine Anweſenheit in Witeborn ein „läſtiger Zeuge“ ſein würde. Wie geſagt, ich fange an ſtündlich über mich ſelbſt zu ſtolpern und mich dem ſchaudervollſten Trübſinn zu ergeben aus Deſperation über mich ſelbſt! Hochwürdiger Vater! Ich möchte auf die ehrliche Straße zurück! Es würde mir dies „ſtellenweiſe“ erleichtert werden, wenn Sie, hochwürdiger Vater, die Güte haben wollten, meinen Freund zu verſichern, Sie wüßten aus „authentiſcher Quelle“, daß er geliebt wird. Ich würde dann mit einer gewiſſen Erleichterung neben ihm meinen Platz im Poſtwagen einnehmen; denn wir wollen diesmal mit der gewöhnlichen Diligence fahren ...

Mit dieſem ſchwungvollen Schluß endete Thiebold's gründlich einſtudirte Beredſamkeit ...

Jeder andere, der dieſer Flüſterſprache zugehört haben würde, hätte ſicher ſeinem Ohr nicht getraut. Aber ein katholiſcher Prieſter hört dergleichen Herzensergießungen täglich. Die Neigung, die man bei Schulkindern das „Anbringen“ nennt, wird durch den Beichtſtuhl in Bezug wenigſtens des „Anbringens über ſich ſelbſt“ ſogar geſchult

und erzogen. Und will man ein guter Erzieher sein, muß man zugestehen, daß in dem Anbringen selbst über andere in der Schule ein Keim liegt, der etwas Gutes enthält. Es kann ein Wahrheits- und Gerechtigkeitstrieb sein, der nichts Unrechtes sehen oder leiden kann. Ein Kind, dem man das Anbringen unter allen Umständen verleiden wollte, könnte leicht in Gefahr gerathen, am Guten irre zu werden; denn immer wird es denken: Ei, das Böse ist doch dafür da, daß es entlarvt und bestraft werde; wie hindert man mich denn, das Gute herzurichten? Und der Beichtstuhl hört deshalb mit Geduld alles, was in ihm angebracht wird. Auch behülflich ist er, die Entdeckungen zu fördern und das Gute so wieder einzurichten und einzufügen, daß die, die es verletzten, nicht zu sehr dabei bloßgestellt werden. Er legt Strafe und Züchtigung vorzugsweise für die innere Gesinnung auf, übernimmt dann aber fürs Praktische gern, wie wol ein liebender Vater auch thut, das von seinem Kind gestohlene Gut wieder an den rechten Platz zu legen, ohne daß der Thäter auf ewig zu Schaden kommt. Der Beichtstuhl möchte gern auf diese Art die Harmonie des Lebens ergänzen. Und da die Sünden, in allgemeiner Formel ausgedrückt, oft nur Redensarten sind, so muß er zu dem Ende ausführlich die Facta hören, muß wissen, welche Rubrik in der Moral verletzt wurde und welche Arznei zu wählen ist, ob eine heroische, erschütternde, ein Taraxakum, oder eine sanfte und lind auflösende ...

Thiebold, der sich in dem Augenblick vorkommen mochte, wie der heilige Aloysius, Thiebold, der als „Aufgeklärter" nur festhielt an dem, was „an seiner Kirche wirklich gut"

iſt — „aufgeklärt“ und „proteſtantiſch“ lagen für ihn und vielleicht auch für Benno weit, weit auseinander —, traf heute nicht den alten guten Herrn, bei dem er angeleitet worden war richtig Beicht zu ſprechen. Der Pfarrer von Sancta-Maria an den Holzhöfen pflegte in ſolchen Fällen immer zu ſagen: „Geh du man, min lütje Jong (es war ein Frieſe, wie die Aſſelyns), dat ſchall ik wol maken!“ Der gute alte Herr arrangirte, was Thiebold von eingeworfenen Fenſtern, Näſchereien, ſogar ſchon Schulden (bei vierzehn Jahren!) ihm eingeſtanden hatte. Hier aber mußte Thiebold erleben, daß ſeine noble Geſinnung und die „authentiſche Quelle“ und ſein „die Güte haben wollten“ — nicht den mindeſten Anklang fanden ...

Bonaventura verurtheilte ihn zwar nur zu einigen Aves und einigen Spenden, ſprach ihm aber das Abſolvo erſt nach folgenden ſtrengen Worten:

Und können Sie mir wirklich zumuthen, daß Ich nun auch noch an dem Gewebe Ihrer Unwahrheiten mit fortſpinne? Wollen Sie Ihren Betrug gut machen, den Sie in dem Wagen bei jener nächtlichen Fahrt geſpielt haben, ſo glaub' ich, daß Sie ihn ſelbſt bekennen müſſen. Erleichtern will ich Ihnen dieſe Beſchämung allerdings dadurch, daß ich der Meinung bin, Ihr Geſtändniß iſt zunächſt da anzubringen, wo der Betrug ſtattfand. Zuerſt müſſen Sie der jungen Dame, die Sie nun ja wiederſehen werden, bekennen, daß Sie es waren, der den Händedruck empfing. Die Täuſchung, die Sie begingen, iſt freilich eine doppelte. Laſſen Sie aber erſt das Geſtändniß vorangehen, das Sie der Dame ſelbſt zu machen

haben, und sagen Sie dann mir, da ich gleichfalls in der gemeinten Gegend sein werde, was sie Ihnen erwiderte; vielleicht wünscht sie den Vorfall jetzt lieber ganz verschwiegen. Soll ihn aber später Ihr Freund erfahren — und ein wirklich dann Ihretwegen besorglicher Fall das — so will ich Ihrem guten Willen, Ihrer Neigung, Ihr Gewissen zu entlasten, vor dem Freunde ein Zeugniß geben, das Ihre Hinterlist nicht zu sehr compromittirt oder wol gar eine Aufkündigung der Freundschaft zur Folge hat, wenn nicht Schlimmeres, was ich nicht wünschen möchte: denn Ihre Freundschaft ist dem Freunde schon ein Besitz, den er hat; die Liebe jenes Mädchens aber bisjetzt etwas noch Zweifelhaftes. Ich möchte nicht, daß er um Freundschaft und Liebe zugleich kommt ...

Thiebold erhob sich wie angedonnert ... Die Verwickelung wurde immer größer ... Die ganze Freundschaft mit Benno stand auf dem Spiel ... Und — ein Geständniß seiner offenbaren Heimtücke an Armgart selbst! .. Er sah die vollkommenste Niederlage, die ihm Bonaventura im Stifte Heiligenkreuz bereitete ... Die Vorwürfe Armgart's hörte er, hörte die offenkundigste Demüthigung in dem kühlsten: „Sie waren das?" das je auf Erden gesprochen wurde — Er wankte nur so hinaus und litt mehr, als sich schildern läßt. Denn seine Bewunderung vor Benno's Vetter war nicht blos hoch, sondern „höchst". Er mußte sich gestehen, unter solchen Gefahren und Verwickelungen hätte er sich die Reise nach Witoborn anzutreten nicht für möglich gedacht.

Ruhe, Erwägung, Sammlung waren Bonaventura

nicht vergönnt ... Wie gern hätte er ſich jetzt träumeriſch verloren in Benno's Liebe, in Armgart's Gegenliebe, die er durch ſeine Thiebold gegebene Vorſchrift prüfen, zu vollerem Bewußtſein erheben, zum reichern Schatz für ſeinen Freund anſammeln wollte. Er dachte: Vielleicht kannſt du eine dem dunkeln Lebensſchickſal deines Freundes plötzlich aufgehende roſige Beleuchtung in Witoborn ihm ſelbſt ankündigen! ... Aber ſchon redete eine andere Stimme ...

Es war eine heiſere. Aber eine weibliche, ſoweit ein ſonderbares Näſeln und ſtoßweiſes Schluchzen ſie unterſcheiden ließen — ein Taſchentuch mußte ſchon an allen Enden gewechſelt worden ſein, ſo feucht war es von dem Jammer der Zerknirſchung. Eine Naſe wurde dem Hörer ſichtbar, geſchwungen wie der Schnabel eines Geiers. Drüberher ein orangegelber, ganz neuer Atlashut, mit ſchwarzem Sammet beſetzt und mit Spitzengarnitur. Es war dem Hute und dem Taſchentuche und dem Weinen zufolge eine Dame. Alles Uebrige konnte einem Manne angehören.

So gewandt wie dieſe Bonaventura bereits hinlänglich bekannte Seele wußte ſelten eins die vorgeſchriebenen Anreden und Formeln auswendig. Die Frau war erſt vor vierzehn Tagen dageweſen, aber ſchon wieder war ſie der Sünden ſo voll, daß der Beichtvater in ſein Examen keine andere Ordnung bringen konnte, als ſyſtematiſch nach ſämmtlichen zehn Geboten. Eine Sünderin war es ganz nach dem Schema eines Beichtſpiegels. Bei jedem Paragraphen der Moral hatte ſie ihrem Innern gleichſam ein „Eſelsohr" gemacht. Schon neulich hatte

ſie unnützerweiſe dreizehnmal Gott, ſiebenmal die Heiligen, ſiebzehnmal die Nothhelfer angerufen. Die Terminologie des Beichtſtuhls und der Curialſtyl der Gnadenzuſtände war ihr ſo geläufig, daß man hätte ſagen mögen, ſie ſündigte auf Stempelpapier. Auch einem Diebe konnte man ſie vergleichen, der ſeine Einbrüche ſchon nach demjenigen Strafmaß qualificirt, das gerade ausreicht, ihm nach zwei Jahren wieder die Freiheit zu verſchaffen.

Dies war eine Frau, die im Entzug des allerheiligſten Sakramentes des Altars lebte. Sie behielt nur noch den Beichtſtuhl offen zur Erweckung eines beſſeren Gnadenzuſtandes. Der junge Domherr war durch vorher nothwendig geweſene officielle Mittheilung der Sachlage über eine Frau orientirt worden, die ſich alle vierzehn Tage vor ihm geberdete, als wäre ihr durch Vorenthaltung des heiligen Brotes die nothwendigſte phyſiſche Speiſung entzogen.

Mit ſolchem Seelenjammer, dem da nun auch ein Prieſter, ein Mann, der außerhalb der Ehe leben und den holden Reiz der Frauen nicht auf ſich wirken laſſen darf, ſein Ohr leihen muß, hätte Bonaventura lieber, wie die Caſuiſten in dieſem verfänglichen Kapitel, lateiniſch geſprochen! Aber ſchon war er auch von St.-Wolfgang her gewöhnt, daß ſich die Gewiſſen nach dieſer Seite hin mit beſonderer Vorliebe erleichterten. Sein Vorgänger, Cajetan Rother, hatte den Drang ſeiner Beichtkinder, Sünden des Fleiſches einzugeſtehen, durch jene geiſtige Entbindungskunſt, die Sokrates in philoſophiſchen Fragen erfunden, ſogar noch zu beleben ge-

wußt. Kein Kind hatte er aus dem Beichtſtuhl gehen laſſen, das er nicht auf ſein Geheimſtes ausgefragt hätte. Bonaventura ſchauderte anfangs vor den Mittheilungen, die man ihm machte, und bald ließ er vieles, was ſich auszuplaudern ſchon gewohnt war, gar nicht mehr zu Worte kommen. Aber dieſe Materie blieb darum doch ein Lieblingsthema der reuigen, durch Geſtändniß halb ſich ſchon entſchuldigt glaubenden Mittheilung. Bekenntniſſe dann freilich, wie die von dieſer Frau heute ſchon zum ſechsten oder ſiebenten mal vernommenen, waren ihm noch neu. Dieſe konnten nur in einer großen Stadt vorkommen. Sie kamen ſo geläufig, ſo formenfeſt, als wollte nur ein Gewerbtreibender wie die bürgerliche, ſo hier die himmliſche Steuer entrichten, die ihm für ſein Fach die Berechtigung gab, es wie begonnen ſo fortzuſetzen.

Welche Strafen ſollte nun Bonaventura einer Frau verhängen, die als eine Gelegenheitsmacherin in Unterſuchung gerathen war, außer dem Stande der Gnade lebte und keineswegs als gebeſſert betrachtet werden konnte? Einer Frau in glänzendem Staat, Beſitzerin einiger Häuſer, einer Frau, die in dem Rufe ſtand, bei ſich Geſellſchaften zu dulden, wo ſchon manches junge Mädchen um Ehre und Ruf gekommen? Die Polizei und die Kirche kannten Madame Schummel ... Bonaventura erhielt ſie gleichſam als eine geiſtliche Obſervatin von ſeinen Vorgängern überliefert, als eine Frau, die in einer Art Kirchenbann lebte. Schon beim erſten Beſuche, den ſie ihm im Beichtſtuhl machen mußte, ſprach er zu ihr die Worte des Propheten: „Ich will Haufen Leute über dich bringen, die dich ſteinigen und mit ihren

Schwertern zerhauen und deine Häuſer mit Feuer verbrennen und dir dein Recht thun vor den Augen der Weiber!“ Aber dieſe markdurchſchneidenden Worte kamen der Madame Schummel, die wie ein Büßer mit der Geißel nicht ſtark genug zugehauen bekommen konnte, gerade recht. Da ſie ihn fortwährend beläſtigte, nahm ſich Bonaventura vor, bei ihren Allgemeinheiten nicht zu verharren, ihr Reden zu unterbrechen und zu verſuchen, ob es nicht auch in dem Leben ſolcher Bekennenden „Reſtitutionen“ geben könnte ...

Welches iſt die letzte Seele, die Sie auf dem Gewiſſen haben? fragte er ſie heute geradezu.

Du mein Gott! .. war die auf den Tod erſchrockene Antwort ...

An weſſen Seele haben Sie ſich zuletzt vergriffen? Geſtern? Heute ſchon? Sprechen Sie!

O du mein Gott! ..

Ich frage!

Bonaventura's Auge erhob ſich ſo drohend, wie wenn er den vollſtändigen Kirchenbann über ſie verhängen wollte ...

Frau Schummel verſtand die Drohung und fing an zu zittern und ſprach:

Jeſus Maria Joſeph! Zwei junge Herren haben eine Wette gemacht, — daß ein gewiſſes junges Mädchen, nicht — nicht — ſo — nicht ſo unſchuldig ſei, wie ſie ausſähe ...

Und Sie? unterbrach der Prieſter das Geſtändniß einer Frau, die nun hier auch knieen durfte an der Stätte, wo eben Unſchuld und Sittlichkeit geſprochen! ..

Ich — ich kann ſagen, daß ich ſie — ich meine das Mädchen — begleitet habe auf Tritt und Schritt und ſie eingeladen, mich zu beſuchen — und gewiß — gewiß auch würde ſie gekommen ſein, wenn nicht ein — ein geiſtlicher Herr, den ich gut kenne — es bemerkt und ihr — die Bekanntſchaft mit mir verboten hätte . . .

Ein — geiſtlicher Herr? „Den ich gut kenne!“

Bonaventura erbebte . . . Er ſah die Würmer in der Hoſtie wieder . . . Doch bekämpfte er ſich und gedachte des römiſchen Katechismus, der Theil II, S. 9. §1. befiehlt, der Prieſter ſoll darauf achten, daß die Sünder im Beichtſtuhl ſo behandelt werden, daß ſie immer Luſt bezeigen, wiederzukommen.

So denn zwang er ſich zur Selbſtbeherrſchung . . .

Ach, weinte Madame Schummel, meine vornehmen Freunde verderben mich! Da kommen ſie und ſchmeicheln mir und bieten Geſchenke! Tauſend Thaler kann ich haben, wenn ich —

Dies unglückliche Mädchen zu Falle bringe —?

Nein, ihre Freundin! Die — die mit ihr in einem Hauſe wohnt . . .

In einem Hauſe? . . . Bonaventura wußte kaum, was ihn plötzlich an Treuchen Ley und Lucinden zu denken zwang — er wußte kaum, was ihm plötzlich die Beſinnung raubte, zwang ſeine Fragen zu unterbrechen, ſeinen Entſchluß zu helfen lähmte . . .

Ich Aermſte, ich ſoll alles möglich machen! ſchluchzte Madame Schummel. Ich unglückliche Frau ich —

Sie werden alles verſuchen, die Preiſe zu gewinnen,

den konnte. Die Poesie einiger Gebräuche des Katholizismus wird nur ein rigoroser Verstandesmensch zurückweisen und läugnen können. Der einsame Aufenthalt in St. Blasien, einer sekularisirten Abtei, war so eigenthümlich bedingt, das erste quillende Liebesbedürfniß des Jünglingsherzens, die Wehmuth der ersten Einkehr in ein bisher todtes Innere, die Richtung der damaligen Literatur, alles das konnte zusammenkommen, um einem Bilde der Mutter Gottes gegenüber, in einsamer Kirche, sich sogar auf Thränen zu betreffen. Herr von Hurter geht noch weiter. Seine Mutter erkrankt. Als junger Geistlicher legt er sich das Gelübde auf, so lange, bis sie wieder gesund wäre, Samstags nur zwei Eier zu essen. Der Schmerz um den Verlust einer geliebten Mutter muß so groß sein, daß man der Mittel und Wege, dem Verluste vorzubeugen, manchen versucht. Der junge Geistliche, der Tiecks Genoveva öfter als Goethes Schriften las, wählte ein abergläubisches Mittel. Die Neigung eben zum Vernunftwidrigen und Orthodoxen war bei ihm der damaligen Flachheit des gewöhnlichen Rationalismus gegenüber Ehrensache. Er forcirte sich in's Orthodoxe und schrieb sogar eine Abhandlung für die wörtliche Inspiration der Bibel! Man höre, die wörtliche Inspiration! Eine solche Abhandlung würde an einem Schüler Hengstenbergs nicht Wunder nehmen. Pietist war Herr von Hurter nie, er verwirft den Pietismus. So konnt' es nur doktrinäres Renommiren sein, die verbale Inspiration zu behaupten. In demselben Uebermuth geistreicher Opposition gegen den damaligen abgestandenen Rationalismus disputirte er über die Dreieinigkeit, kurz gerade in die schwierigsten Probleme wagte er sich, im Oppositionsübermuth gegen die damals aus der Mode kommende „Auf-

die ſittenloſe Männer auf dieſe Verführungen ſtellen! ſagte Bonaventura ...

Nein, da ſei Gott für, hochwürdiger Vater! Die Eine, die Kleine, ei, ich höre ja, die iſt fürs Kloſter beſtimmt ...

Treudchen!.. Bonaventura wußte, wie Treudchen von den Kloſterfrauen gefeſſelt wurde, wußte, wie Treudchen ebenſo die Schweſter Beate fürchtete, wie ſie die Schweſter Thereſe liebte. Treudchen hatte ihm alles das bei einem Beſuch im Kapitelhauſe, bei ihrer, Renaten angebotenen Hülfe zu ſeiner neuen Einrichtung ſelbſt erzählt ...

Mit hochklopfendem Herzen fragte er:

Und die andere —?

Maria, Königin der Jungfrauen, laſſ' mich ſiegen bei allen Angriffen der Feinde meines Heiles! Mein heiliger Schutzengel, bitte für mich und erlange mir einen großen Abſcheu gegen alle Fleiſcheslüſte. Und du, Gott der unendlichen Barmherzigkeit —

Schweigen Sie! unterbrach Bonaventura die auswendig gelernte und ſtatt der Antwort auf die ſcheinbar überhörte Frage vorgetragene Litanei eines Gebetbuches. Unterlaſſen Sie jeden Verſuch zu dieſen fluchwürdigen Freveln und beten Sie die eben von Ihnen begonnenen Worte drüben an den Stufen der heiligen Afra-Kapelle! ... Er mußte ſich ſagen — ſein Amt ſchrieb es ihm vor — der Glaube erleuchtete auch die heilige Afra, die urſprünglich ganz auf den Wegen dieſer Frau wandelte, erleuchtete eine Margaretha von Catona, auf welche bis in ihr einunddreißigſtes Jahr gleichfalls jene

Worte des Propheten paßten, die er zum ersten Gruß zur Frau Schummel gesprochen, und die dennoch eine Büßerin wurde und nicht nur in ihrem Grabe mit unverwestem Leichnam liegt, sondern sogar im Gegentheil, worüber sie heilig gesprochen worden ist, einen eigenthümlich „angenehmen Geruch verbreitet“ ... Und über Lucindens Lebensgänge zu forschen, verließ ihn alle Kraft. Auch war Frau Schummel schon verschwunden — ohne Absolution, wie gewöhnlich. Auf das Wort: „Heilige Afra“, das Bonaventura mit einer segnenden Handbewegung gesprochen, hatte sie selbst im Knieen geknixt und erhob sich. Sie hoffte, mit der Zeit ihr erworbenes Vermögen in ungestörter Ruhe und endlicher Versöhnung mit den öffentlichen Thatsachen genießen zu können.

Leichtere Fälle kamen dann, die Bonaventura's erschüttertem Gemüthe Erholung gestatteten ... Er übereilte nichts ... er ließ jedem Zeit, sich auszusprechen ... Einigen, die zu redselig wurden, sagte er mit Sanftmuth, daß die bewilligte Zeit bald vorüber wäre, sie möchten ein nächstes mal kommen und dafür sorgen, daß sie vom Meßner den Vortritt erhielten.

Soll es denn so sein? rief es wie ein Weheschrei in ihm auf, als dann endlich drei Stunden vorüber waren. Darf es eine Institution geben, die uns der Sünde gegenüber nur zu Hörenden macht, nur zu Belauschern dieses bunten, entsetzlichen Lebens? Soll das Bedrängte nicht sofort Entsatz erhalten von jedem, der davon nur die leiseste Kunde vernimmt? Soll eine in Erfahrung gebrachte Wahrheit nicht sofort laut verkün-

digt, ein Verbrechen durch uns zur Bestrafung gebracht werden? . . .

Wie viel Hülfeschreie verhallten nun schon so in seiner Brust! . . .

Wozu das alles! seufzte er . . . Wozu? Wozu?

Ein feierliches Hochamt in einem entlegneren Theile des großen Baues hatte begonnen . . . Niemand kam mehr, um an sein Ohr zu gelangen . . . Aber noch saß er, als blutete er aus tausend Wunden . . . Ein Erzittern, ein fieberhaftes Frösteln fühlte er bis tief in sein Allinnerstes . . .

Im Begriff sich jetzt zu erheben, faltete er sein Tuch zusammen. Schon hatte er den Drücker der Thür in der Hand, um sein enges Gefängniß zu verlassen, schon sah er im Geist gewohntermaßen den Meßner vor sich, der voll Ehrfurcht und mit einem nie so reich gewesenen Ertrag von „Beichtpfennigen", wie sich jetzt ein solcher seit der Erhebung dieses gefeierten Priesters zum Domherrn ergab, ihn empfing und zur Sakristei geleitete . . .

Als er mit einem Fuße schon aus dem Beichtstuhl war, bemerkte er, daß der Meßner einen Zuspätgekommenen, der an der linken Seite des Stuhles knieete, entfernen wollte . . .

Es war ein Mann aus dem untersten Volke, mit einer Blouse über dem Rock. Ein Filzhut bedeckte das nicht sichtbare Antlitz . . . nur ein krauses, struppiges, röthlich blondes Haar sah er. Der Betende schien sich nicht wollen stören zu lassen . . .

Bonaventura winkte dem Meßner und trat in den Stuhl zurück . . .

Mächtig ſchollen die Klänge des Hochamts, heute ſogar, wie oft, begleitet von einer Inſtrumentalmuſik. Sie wogten durch das hohe Gewölbe und dennoch blieb in dieſem entlegenen, dunkeln Winkel die geflüſterte Zwieſprache innerhalb des Stuhles deutlich vernehmbar.

Eine heiſere, fremdartig betonende Stimme war es, die mit ihm ſprach ...

Bald erkannte er, daß ſich ihm ein ruheloſes Gemüth offenbaren wollte ...

Er erkannte, daß er mit einem Verbrecher ſprach ...

Eine Zeit lang hörte er ruhig zu. Der Ton ſchien von einer nicht gänzlich verwahrloſten Seele zu kommen, aber auch von einem Gemüthe höchſter Beſchränkung... Der Mann ſprach von einer unterirdiſchen Erſcheinung, von einem Marienbilde unter der Erde, das ihm oftmals zurufe: Thue Buße! ... Es hätte ihm ſchon einmal die Warnung vor einem Manne gegeben, der dann auch richtig neulich hätte den Kopf hergeben müſſen ...

Hammaker? ſprach Bonaventura zu ſich ...

Der Mann erzählte, er wäre unter Verbrechern aufgewachſen, hätte bitter gebüßt, lange Jahre in Frankreich in Kerker und Banden gelebt, ſich im Vaterland „etabliren" wollen — immer war das Deutſche von franzöſiſchen Worten unterbrochen — aber neue Verführung wäre gekommen, ſelbſt das Heiligſte hätte ihn nicht zurückgeſchreckt — er hätte ein Grab erbrochen ...

Bonaventura bebte auf ...

Nun erſcheine ihm auch, ſagte die Stimme, der Todte, den er auf die nackte Erde geworfen, und fordere von ihm zurück, was er ihm genommen, und doch

wäre es nichts gewesen, qu'une bagatelle — Schriften, die er nicht lesen könne ...

Bonaventura hörte schon nicht mehr ... Die Sinne vergingen ihm ... Bei der ersten Ahnung, mit einem Verbrecher zu sprechen, hatte er sein Antlitz ganz verhüllt, hatte die ganze, volle Vorschrift der Regel des Beichthörens auf sich wirken lassen und sich so verborgen, daß der Geständige in seinem Muthe nicht wankend werden sollte ... Nun diese neue Entdeckung! War das Bickert, der Knecht aus dem Weißen Roß? Der Leichenstörer, den die Häscher seit Monaten suchten? Bickert, der mehr gefunden im Sarge des alten Mevissen, als Bonaventura dem Onkel Dechanten vorgelegt? Schriften, die an seinen Vater erinnern konnten —

Hinauszustürzen aus dem Beichtstuhl, den Verbrecher festzuhalten, Hülfe zu rufen — das war sofort sein Gedanke — aber — Innocenz und Hildebrand, wie schultet ihr euere Reisige! Ein katholischer Priester wird erzogen, in der Beichte von Ravaillac zu hören, daß er den König von Frankreich ermorden wolle. Er wird, ähnlich wie Pater Cotton, der Jesuit, gethan, auf diesen ihm vorgelegten Fall antworten: Ich werde den König warnen, werde stündlich um ihn sein, werde den Todesstoß statt seiner empfangen; aber dem Mörder kann ich nur seine Sünde vorhalten und ihm ins Gewissen reden — seine That gehört Gott — seine Person kenn' ich nicht ...

Die Beichte zu sprechen, nennt die Kirche das schönste und größte Heldenthum des Menschen. Petrus weinte bittere Thränen, Magdalena wand sich zu den

Füßen des Heilands, Auguſtinus geſtand in ſeinen Bekenntniſſen die Verirrungen ſeiner Jugend ... Aber nicht minder groß iſt das Heldenthum des Beichthörens ... Chriſtus hörte noch die Beichte eines Mörders, der am Kreuze neben ihm hing, während ſein eigenes Leben verſchmachtete und der unbußfertige Schächer ihn läſterte ...

Und dennoch, dennoch riß unſern Freund die kindliche Liebe hin ...

Unglücklicher! rief er faſt in die ſchmetternden Klänge des Hochamts hinaus. Was führt dich gerade zu mir? Wiſſe! Ich, ich bin der Pfarrer des Friedhofs geweſen, den du entweihteſt in Sanct-Wolfgang!

Das rothblonde ſtruppige Haupt erhob ſich einen Augenblick und ſank, zuckend unter einem grauen Hute ſich verbergend, kraftlos nieder ... Der Spätling hatte dieſe Fügung des Zufalls nicht erwartet ...

Ueberſende mir die Schriften, von denen du ſprichſt! Die Ruhe meines Lebens hängt von ihnen ab! ... Ach, gewiß auch die Ruhe deines Lebens! Weißt du doch, ſelig ſind die Todten, denn ſie werden Gott ſchauen! Vor ſeinem allwiſſenden Antlitz wird der von dir in ſeinem Grabe Geſtörte auch für deine Seele bitten! Iſt deine Reue eine wahre, iſt dieſe Anfechtung zur Rückkehr in alte Schuld die letzte geweſen, dann knie nieder vor der allerſeligſten Jungfrau, wenn ſie dir wieder erſcheint in den Höhlen, wo du vor dem Arme der Gerechtigkeit dich verbirgſt, bekenne ihr deinen Trieb zur Beſſerung, und willſt du die vollſte Ausſöhnung mit Gott auch nur einmal, einmal erproben, in dem Genuß ſeines heiligen Leibes, o, ſo will ich dir das allerheiligſte Sakrament

des Altars nicht entziehen, will dir die Erweckung durch den Mitgenuß ſeines gekreuzigten Leibes nicht verſagen — Oder haſt du noch irgendeine andere Schuld auf deiner Seele —?

Der Verbrecher athmete ſchwer und erhob ſein Haupt nicht wieder ...

Es war Bonaventura, als hörte er ein Murmeln: Ich hatte —

Du hatteſt? O rede! Du hatteſt? —

Ein — ein Engagement —

Wozu? Zu einer ruchloſen andern That? Sprich! Vertraue mir!

Ein Feuer —

Sollteſt du anlegen? Ha! Eine Urkunde — eine falſche Urkunde in dem Tumulte irgendwo niederlegen! Wo? Wo? Sprich!

Es iſt vorüber —

Schon geſchehen? Ihr Heiligen!

Nein, Herr, nein! —

Aber es wird geſchehen!

Nein, Herr, nein —

Wen ſoll ich warnen? Rede!

Der Verbrecher ſchwieg ...

Rede!

Keine Antwort erfolgte ... Der Verbrecher murmelte ein Gebet ...

Nun denn, ſagte Bonaventura nach einer Weile, ſo ſei dir dies Vorhaben vergeben, wenn es unterbleibt und du es um Jeſu' willen bereuſt! Aber auch dies noch! Mein Name iſt Bonaventura von Aſſelyn! Meine

Wohnung im Kapitelhause! Sende mir die Schriften, die dir nichts nützen können! Nie, nie will ich dich erkennen! Ich sah dich ja nicht, ich will dich nicht sehen, ich spreche dir Befreiung deiner Schuld und schließe das Gitter, daß du dich ungestört entfernen kannst! Beim Tisch des Herrn will ich dich, falls du dein Vorhaben unterlässest und mir die Schriften schickst, anlächeln wie dein Freund wenn ich dir das Brot des Lebens reiche! Absolvo te in nomine patris, filii et spiritus sancti! Amen!

Bonaventura machte das Zeichen des Kreuzes — zog das Fenster zu ... und erhob sich ...

Als er sich zitternd entfernte, war niemand mehr gegenwärtig, selbst der Meßner nicht ...

Das Hochamt tönte fort ...

Wie eine Geistererscheinung war, was er erlebt hatte ... Er wankte dahin wie wesenlos ... wie ein Hauch der Lüfte ...

In dem ihn umrauschenden Gewühl des Lebens, unter den sich drängenden Menschen, die ihm auswichen, hinter dem Meßner, der ihn in einiger Entfernung erwartet hatte und sich ihm anschloß und Platz machte, daß er hindurchkonnte zur Sakristei, war sein Sein das, was nach einem griechischen Dichter wir alle sind, nicht ein Schatten nur, nur eines „Schattens Traum".

Bei alledem sprach ihm, als er sich umkleidete, sein Gewissen: Hast du dich nicht von deinem persönlichen Interesse fortreißen lassen? Blieb nicht ein Vorhaben zu wenig eingestanden, das viel wichtiger ist, als jenes Blatt Papier? ... Bickert war ein Bundesgenosse Hammaker's

... Eine Feuersbrunſt ſtand vor ſeinen Augen und wollte nicht weichen ...

Benno holte ihn ab, um ihn in ſeine Wohnung zu begleiten und von ihm Abſchied zu nehmen ...

Was mußte nicht alles ſein Mund verſchweigen!

Er wußte nicht, was ihn beſtimmte, zu ſagen:

Seid auf Schloß Weſterhof nur wachſam! Tag und Nacht haltet doch Obhut! ...

... Wie bangte er der Hoffnung entgegen, die Räthſel jenes Sarges von St.-Wolfgang gelöſt zu ſehen!

## 6.

Piter's Geſellſchaftsabend rückte näher ...

Eine Aenderung ſeines Programms durch die mit Delring und ſeiner Schweſter Hendrika ſtattgefundene Scene konnte man „von ihm nicht verlangen".

Selbſt ſeine Mutter und ſeine andern Geſchwiſter waren ſchon zu weit in den Zurüſtungen ihrer Toiletten vorgeſchritten, als daß eine ſo bedenkliche und für alle daran Betheiligten tief erſchütternde Wendung der Dinge, wie Delring's Austritt aus dem Geſchäft und die Aufgabe ſeiner Wohnung im ſchwiegerälterlichen Hauſe, etwas darin hätte ändern können. Die Commerzienräthin weinte zwar bittere Thränen, aber ſie hütete ſich wohl, daß eine derſelben auf die ſchweren ſilbergrauen Moiréeſtoffe fiel, welche ſie täglich zweimal bei ihrer Schneiderin anpaßte. Die Equipagen ihres Hauſes ſowol wie die des Procurators raſſelten durch die Straßen mit einer Eile, als könnten plötzlich in der Stadt alle ſchimirten Sammete, aller Gros de Naples, alle Stoffe zu Vorduren und Blonden aufgekauft werden.

Die obern Zimmer blieben von Hendrika Delring für

klärung". Vielleicht daſſelbe Renommiren ließ ihn in Gregor VII. den großen Papſt bewundern. Und ſo kam er auch auf Innocenz den Dritten, deſſen Lebensſchilderung ihm in der katholiſchen Welt ſo großartige und vornehme Huldigungen zuzog. Allein das Alles iſt noch kein geheimer Katholizismus. Damals durfte er noch gegen katholiſche Tendenz proteſtiren und ſeiner Gemeinde vertrauensvoll und vertrauenswürdig in doppelter Geſtalt das Abendmahl der Eintracht reichen. Der Geiſt, der ihn auf Innocenz als großen Papſt brachte, war Oppoſition gegen einſeitiges Geſchichtsaufkläricht, Oppoſition gegen die Schulmeiſterei der Geſchichte, die ein Jahrhundert zum Maaßſtab des andern zu machen gewohnt iſt und für hiſtoriſche Conſtruktion keinen Sinn hat. Wir haben redliche Proteſtanten unter unſern Geſchichtſchreibern, die wie Herr von Hurter in der erſten Auflage ſeines Innocenz nur die Geſchichte ſelbſt reden laſſen wollen und den Maaßſtab der Objektivität ſelbſt in der Reformationsgeſchichte (wie viel mehr in der Geſchichte der Hohenſtaufen-Kämpfe!) feſtgehalten haben.

Als der Canton Schaffhauſen 1841 von Herrn von Hurter eine Erklärung verlangte, ob er, als erſter Geiſtlicher der Landeskirche, es redlich mit ihr meinte und kein heimlicher Katholik wäre, wich er zwar der Form und dem demokratiſchen Anſinnen an ſich aus, gab aber bekanntlich Erklärungen, die an und für ſich, ebenfalls formell, beruhigend ſein durften. Iſt es nun wahr, daß er damals, als er ſich zur reformirten Kirche bekannte, ſchon im Stillen die katholiſche Neigung hegte und dieſe Neigung ſo alt, wie ſein Leben war, ſo tritt hier der Fall einer Unwahrheit entgegen, die Herr von Hurter ſelbſt fühlt und deren Schein er doch vermeiden

den Abend verweigert. Piter hatte dort eine „Retraite“ für seine Freunde arrangiren wollen, wo sie in gemüthlicher „Nonchalance“ sich gehen lassen konnten; er wollte, das war seine Idee, höchsten Salon und tiefsten Austernkeller für jenen Abend vereinigen. Gesang und „geistreiches“ Gespräch sollte die Cigarre und einen kleinen „Ulk“ nicht ausschließen. Die Wendeltreppe eignete sich so prächtig für diese gemüthliche Mischung! Indessen war dies Arrangement nicht zu ermöglichen und Johanna, seine jüngste Schwester, seine älteste, Josephine, die Frau Oberprocurator, sämmtliche Hausfreunde gaben Pitern diesmal unbedingt Recht, wenn er von einem „denn doch kolossalen“ Eigensinn sprach, und nur seine von ihm gebrauchten Kraftausdrücke ängstigten sie, besonders vor Fräulein Lucinden, deren hohe Bildung und schüchterne Sittsamkeit täglich hier im Hause Redensarten zu hören bekam, die sie bei soviel Frömmigkeit nicht hätte voraussetzen sollen.

Nur vor Dominicus Rück hatte Piter einige Furcht. Dieser Sonderling war noch immer im Stande, ihn zuweilen wie einen zehnjährigen Knaben zu behandeln. Eine Bürgschaft für den Bestand des Geschäfts konnte dem klugen Manne Piter's Alleinherrschaft nicht erscheinen. Letzterer ahnte das und besorgte Erklärungen, um so mehr als Rück schon lange ein Gegner dieser projectirten Gesellschaft war. In Sack und Asche sollten wir gehen, hatte er zu seiner Frau gesagt, und dieser Mensch thut den Neunmal-Weisen den Gefallen und will illuminiren lassen! ... Seine Gattin hatte seit lange keine so wortreiche Unterhaltung mit ihm geführt. Sie

hätte schon um dieser seltenen Vertraulichkeit willen auf ihres Gatten Zorn über den „dummen Jungen", wie Piter schon eine hübsche Reihe von Jahren bei ihm hieß, eingehen sollen; aber die Höhe ihrer Volants an einer wundervollen Rosatoilette nahm sie so in Anspruch, daß sie nur immer das Rauschen ihres Eintritts in den Salon hörte und den Moment bedachte, wo sie sich an dem festlichen Abend zum erstenmal niederlassen würde, nicht zu nahe am Ofen und nicht zu dicht unterm Kronenleuchter; denn die Arme litt bei solchen Abenden an einem krankhaften Echauffement und hatte dann vor Zorn über sich selbst und den Schöpfer, der sie ins Leben gerufen, schon manchen kostbaren Fächer zerknittert, dieser Röthe gedenkend, die ihr die Stirn, die Nase und besonders die Ohren mit einer unheimlichen Ziegelsteinfarbe überzog.

Die „Religion" war in der That einige Tage lang im Rattendyk'schen Hause suspendirt. Piter bekam in allen Punkten Recht, selbst wenn er seine Meinungen des Tages einigemal wechselte und sich selber widersprach. Auch ein ganz besonders maliciöser Antagonist gegen ihn fehlte glücklicherweise, der außerordentliche Professor Guido Goldfinger, Johannens Verlobter, der erst zu dem Gesellschaftsabend selbst ankommen wollte. Dieser junge Mann machte mit einer glänzenden Heirath sein Glück, war aber für dies Glück von seinem Vater, dem Medicinalrath, förmlich erzogen worden. Gerade die Sicherheit seines Benehmens gab ihm den außerordentlichen Vorsprung bei der Mutter und bei Johannen.

Auf der vielfach angedeuteten Universität lehrte er Naturwissenschaften vom rechtgläubigen Standpunkte. Er bewies wissenschaftlich, daß es Pflanzen gäbe, die die Marterwerkzeuge in ihrem Kelche schon von Anbeginn ebenso hätten tragen müssen, wie die Propheten bereits von allen Einzelheiten im künftigen Leben des Messias wußten. An einer „Heiligen Botanik", schrieb er, in der alle in der Bibel vorkommenden Pflanzen in alphabetischer Reihenfolge behandelt wurden. Wenn sein kurzes, schneidendes Wesen in den Abendgesellschaften (von seinem von drei bis vier Zuhörern umsessenen Katheder kam er wöchentlich einmal herüber) Pitern gegenüber Stickstoff, Sauerstoff, Polarität und ähnliche schwierige Fragen zu sehr accentuirte und darüber Piter „unangenehm" wurde und vor solchen „Kindereien, die er sich schon in der Schule abgelaufen hätte", sich nicht im mindesten zu ängstigen erklärte, falls der Professor ihn rundweg anfuhr: „Das verstehen Sie nicht!" so sagte der alte Sänger Ignaz Pötzl, indem er dann einmal von den Bologneserhündchen die alten magern, sie streichelnden Hände abließ, mit halblautem Seufzer: „O Ysop, Ysop! wann wirst du an die Reihe kommen!" Darunter verstand Pötzl, wie alle Anwesenden aus dem engern Familienkreise wußten, den letzten Artikel der „Heiligen Botanik"; denn erst mit dem Abschluß dieses großartigen Werks, das auf Kosten der Commerzienräthin gedruckt werden mußte, sollte die Hochzeit stattfinden. Leider stand der Professor erst bei der Wurzel Jesse, bei der er sich, wie er mit sardonischer Galanterie hinter seiner blauen Brille hervor Johannen zuflüsterte, des-

halb ſo lange aufhalten müſſe, weil ihn zu ſehr der Buchſtabe J feſſelte.

Am empfindlichſten war Piters der Eindruck, den ſein Bruch mit Telring auf Trudchen machte. Sie ſelbſt hatte der Scene nicht beigewohnt, nach der ſich ihre Herrſchaft in den Beichtſtuhl des „neuen Heiligen" Bonaventura von Aſſelyn flüchtete, aber ſie erfuhr alles Geſchehene, als ſie von einem Einkaufsausgang nach Hauſe kam. Lucinde hatte ihr ſchon lange den Rath gegeben, Piters etwas zu tyranniſiren. So oft er ihr nun ſeitdem auf der Treppe begegnete, wobei eine raſche Handbewegung, manchmal das Verlangen, ihm einen Knopf am hingehaltenen Hemdärmel ſofort auf der Treppe anzunähen, ſchon zur Gewohnheit geworden war, zeigte ſie ihr Schmollen. Piter hatte jetzt nur zu viel mit ſeinem „Programm" zu thun, ſonſt würde ihm dies Ausweichen unerträglich geweſen ſein. Schon weckte er durch ſeine Leidenſchaft Spott und „Hohngelächter" und Zweifel des Neides, beſonders bei den ſtillen Charakteren Weigenand Maus und Aleys Eſſingh, die ſchon vor längerer Zeit über ſeine Entzückungen die harmloſen, aber bedeutſamen Worte fallen ließen: Nur nicht zu üppig, Kattendyk! . . .

Lucinden ſchonte Piter um Trudchens willen. Auch ſprachen ja Benno von Aſſelyn und Thiebold de Jonge mit einer höchſt reſpectvollen Scheu von der Geſellſchafterin ſeiner Mutter. Benno war zu gewiſſenhaft, um die für Bonaventura's Lebensſtellung nicht paſſende Leidenſchaft Lucindens zu verrathen. Auch mußte er anerkennen, daß durch die faſt ſchimpfliche Ent-

fernung aus der Dechanei Lucinde vollkommen berechtigt war, auch ihm gegenüber jenen Humor aufzugeben, deſſen Ausbrüche ihn erſt dämoniſch abgeſtoßen, zuletzt gefeſſelt hatten. Die Wahrheit des einen Wortes, das Lucinde Benno beim erſten Begegnen am Theetiſch der Frau Walpurga zugeflüſtert hatte: „In Kocher am Fall hab' ich Bitteres erlebt!“ durfte er nicht anzweifeln. Wohl bemerkte ſein ſcharfes Auge, daß Lucinde auch hier ſchon mit dem ganzen Hauſe und den Schwächen deſſelben ſpielte; aber Koketterie war es nicht, als ſie ihn eines Abends bat, ſich ihres vernachläſſigten Latein anzunehmen; ſie wolle, ſagte ſie, die Bekenntniſſe des Auguſtinus, die Geſchichte ſeines Lebens-Trahimur, in der Urſprache leſen. Zu Thiebold's Erſtaunen über dies „Zauberweib“ kaufte ihr Benno ein Lexikon, verſchaffte ihr Uebungsbücher und mußte ſich geſtehen, daß die Art, wie ſie ihm dafür das Geld ſchickte und ihren Dank in einem Briefe bezeigte, einen graziöſern Geiſt verrieth, als er ihrer Schroffheit zugetraut hatte. Das Geld kam auf der „Schreibſtube“ Rück's an und war dort in ſeiner Abweſenheit dem Principal übergeben worden. Als Rück die Veranlaſſung dieſer Geldſendung aus dem Rattendyk'ſchen Hauſe erfuhr und mit eigenthümlich zwinkernden Augen auch den ihm von Benno dargereichten Brief geleſen hatte, erfuhr letzterer, daß die Wirkung, die Lucinde hervorbrachte, immer allgemeiner wurde. Wo man nur auf das Rattendyk'ſche Haus zu ſprechen kam, wurde nach Lucinden gefragt. Schön erſchien ſie allen, den Frauen etwas unheimlich. Auch Männer brauchten zuweilen den Ausdruck, ſie hätte zu viel Geiſterhaftes. Nur

über ihre beispiellose Frömmigkeit waren alle übereinstimmend. Eines Tages erfuhr Benno von Thiebold, daß Rück an dem seit einiger Zeit häufiger von ihm besuchten Theetisch seiner Schwiegermutter Lucinden halblaut ein Wort gesprochen hätte, das dieser die seit einiger Zeit immer nur bleichen Wangen purpurn überfärbte. Es war von einer schon zunehmenden Gewöhnung Lucindens an das Leben im Hause und in der Stadt die Rede und von ihrer frühern übergroßen Verschüchterung. „Sie sind eine Jerichorose!" hatte Rück geflüstert. Thiebold verstand diese Vergleichung nicht. Im Benno wollte er „nachschlagen", was sie bedeute. Als ihm Benno die Erklärung gab: Eine Jerichorose ist ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar gestalteten und duftenden Blume, die zeitweilig ganz ledern, welk und verkommen aussehen kann, legt man sie aber in heißes Wasser, so quellen ihre Blätter auf und sind, wenn sie auch seit Jahr und Tag vertrocknet schienen, plötzlich wieder so frisch, als wenn die Blume zum ersten mal blühte ... da wetterte Thiebold über den Außerordentlichen, der gerade zugegen gewesen war und die Jerichorose nur „lateinisch", d. h. gelehrt gefaßt und gesagt hätte: Die heilige Botanik hat es mit zweierlei Jerichorosen zu thun. Die eine ist die der Legende: Maria auf der Flucht nach Aegypten steigt von dem Esel und da, wo ihr Fuß den Wüstensand berührt, sprießt die Jerichorose auf. Die andern sind diejenigen Rosen von Jericho, die bei Sirach vorkommen in der für die heilige Botanik so classischen Stelle ... Viel lieber hätte Thiebold gewünscht, man hätte verweilt bei der vollständigern Beziehung dieser Ver-

gleichungen auf ein Weſen, das für die ganze gebildete Geſellſchaft der Stadt immermehr einen eigenthümlich verſchleierten Reiz gewann.

Der verhängnißvolle Feſttag erſchien ... Die Vorbereitungen zu dem Abend ſiſtirten bei Pitern den ganzen geſchäftlichen Ex- und Import. Heute galt es den Triumph ſeiner durchbrochenen Mauern, neugeſchaffenen Kamine, portièrenverdeckten Thüren. Auch hatte er ſchon in der Dienerſchaft ſeit lange manche Reformen angebahnt. Die alten hatte er zwar nicht entfernen können, aber ſie für den einzuführenden beſſern Ton „unſchädlich gemacht". Kathrine Fenchelmeyer behauptete ſich in der Küche, trotzdem daß Thiebold eines Abends geſagt hatte: „Eigentlich mit Geiſt kochen kann nur ein Mann!" eine Behauptung, worüber ein fünfſtündiger Streit unter den Freunden entſtand, der für Pitern ſo intereſſant und anregend wurde, daß er ſich das neue Buch „Geiſt der Kochkunſt" kaufte. Ueberhaupt gab er viel Geld für diejenige Literatur aus, die ihm in ſchönen Einbänden hinter einem Glasſchrank zu beſitzen nöthig ſchien, um jenes gewiſſe Etwas eines der Kaufleute zu gewinnen, die ſo „merkwürdig beſchlagen" ſind in allem, was die Zahl der Stecknadeln anbetrifft, die eine birminghamer Maſchine in einer Stunde hervorbringen kann. Auf jedes Buch, das für Delring's Bibliothek vom Buchhändler im Comptoir abgegeben wurde, ſetzte er ein anderes und nicht immer Werke über Cavalierperſpective, „Diätetik der Seele", Blumauer's „Aeneide", die „Jobſiade" und ähnliche claſſiſche Schriften, die unter den Freunden bewundert wurden, auch Mac Culloch und

Reiſebeſchreibungen in Vorder- und Hinter-Aſien. Katharine hatte für den Abend einen Koch zu Hülfe genommen — Piter entließ ſie nicht, weil unter den Freunden trotz aller Bewunderung vor den Speiſen, die man in Paris bei Véry finden konnte, feſtſtand, daß Sauerkraut, Erbſen und Dürrfleiſch nirgends ſo „famos" zubereitet wurden, wie bei ihm. Auch über die richtige Art, den Wein einzuſchenken, trug im kleinen Kreiſe Joſeph Moppes manchmal förmliche Abhandlungen vor. Wehe den neuen Dienern oder den am Freitag zu Dienern avancirenden Hausknechten — auf die engagirten Lohnbediente war eher Verlaß — wenn ſie beim Einſchenken der Weine nicht der Theorie entſprachen, die Piter ihnen kurz vor Eröffnung der Flügelthüren noch einſchärfen wollte. Ob ihn die Scrupel wegen der „trauernden Religion" nicht beſtimmen ſollten, daß die Diener ſämmtlich ſchwarzbaumwollene Handſchuhe ſtatt weißer anzogen? In dem Auſternkeller neulich hatte man dieſen Piter'ſchen Gedanken erſt bewundert, dann ihn aber doch fallen laſſen. Weigenand Maus hatte ſogar geſagt: „Wehe dem Kaufmann, der überhaupt Religion hat!" — „Sie meinen eine andere Religion, als die des ehrlichen Mannes?" polterte Thiebold auf, der an ſeine „vorhabende" Beichte dachte. Gebhard Schmitz, der Dialektkünſtler, um etwaigem „Streite" vorzubeugen, fiel mit einem allgemeine Acclamation erweckenden Worte ein: „Meine Herren! Ich ſage, wehe dem Kaufmann, der jetzt eine andere Religion hat, als die jüdiſche!"

Piter ſtand nun wie Napoleon vor einer Schlacht. Er

hatte ſich auf alles vorbereitet, ſogar das Verdrießlichſte, auf Abſagebriefe. Sein lebhafter Geiſt ſah ſogar ſämmtliche Lampen nicht brennen, hörte Cylinder zerſpringen, hörte ſtockende Geſpräche. Aber er ſuchte allem zu begegnen durch Reſerveverräthe; ſogar von Anekdoten hielt er ſich ein kleines Lager in Bereitſchaft. Aus dem „Demokritos“ hatte er ſich einige Bonmots gemerkt, manche feine Antwort memorirt, die er anbringen wollte, wenn es ſeinem raſtloſen Ehrgeize gelang, irgendwo die ihr entſprechende Frage zu provociren. Die ganze Stadt wußte den Vorfall mit Delring. Wie hatte er da die Arme zu verſchränken und ſich hinzuſtellen als die ſturmfeſte Mitte eines großen Ganzen! Und dieſe mindeſtens in zwanzigfacher Anzahl kommenden jungen Mädchen, denen er zeigen wollte, was ein „Herr der Schöpfung“ iſt! Sein Bärtchen war allerliebſt gefärbt, das dunkelblonde Haar unternehmend gebraunt, die Hemdauslage zeigte das kunſtvollſte Steppmuſter. Sie hätte Thiebold entzücken müſſen, der zu ſagen pflegte: „Was bei den alten Griechen, wie Benno von Aſſelyn verſichert, einſt die Bäder geweſen ſind, das iſt bei uns die weiße Wäſche.“ Nur Piter's Schneider ließ ihn mit einem faſt auf dem Leib ihm angenähten Frack noch bis ſechs Uhr warten. Faſt war er das Atelier des Mannes geworden und ſeine Haut nahe daran, durch das gewiſſenhafte Probiren mit feſtgenäht zu werden. Aber um ſechs Uhr konnte er „auf Ehre und Seligkeit“ die Ankunft des Frackes gewärtigen. Das ganze Haus war geheizt, ſogar die unten durch Glas verſchloſſenen, teppichbelegten, blumengeſchmückten Treppen. Nur ſo auch konnte es

geſchehen, daß Piter von drei Viertel auf ſechs Uhr an in Hemdärmeln Trepp' auf Trepp' ab lief.

Berechnend, ob das zu frühe Anzünden der vielen Kronenleuchter und Wachskerzen nicht zu zeitig dürfte „Friedland's Nacht" eintreten laſſen, durchſchritt er die öden, faſt geſpenſtiſchen Zimmer, leiſe verfolgt von einigen bereits gekommenen Lohnbedienten, die ſich nützlich machen und Vertrauen erwecken wollten ... Die Mutter, die Schweſter waren noch tief in ihrer Toilette zurück ... auch Fräulein Schwarz war nirgends ſichtbar. ... Treudchen Ley's Erſcheinen ließ ſich in keiner Weiſe vorausſetzen ...

Wie fehlte ihm dieſe holde Ermunterung! Wie ſehnte er ſich nach einem Druck ihrer weichen Hand und ihrem gewöhnlichen: „Ach, Herr Piter —!" Wie erſchöpft war er bereits von den Anſtrengungen des Tages!

Guten Abend, Rattendyk! lautete es hinter ihm her, als er ſich eben läſſig in einen ſeiner neuen Fauteuils warf ...

Es war Joſeph Moppes ... Beſter! Haben Sie etwa Weiß aufgelegt? Sie ſehen ja gottsjämmerlich aus! ſagte der Freund und ging mit Noten raſch vorüber in die hintern Zimmer ...

Finden Sie das? antwortete Piter hinter ihm her. Mit Apathie ſtand er auf und betrachtete ſich beim Schein des Lichtes, mit dem er die Zimmer durchmuſterte, in einem oberhalb eines ſeiner neugebauten und heute zum erſten mal probirten, leider etwas rauchenden Kamine angebrachten Spiegel ...

Ich kenne das an ſolchen Abenden! Nehmen Sie doch einen kleinen Cognak! rief Moppes von hinterwärts her.

möchte. Hin und her ſchwankt er nun von Widerſpruch zu Widerſpruch. Er iſt, ſagt er, Proteſtant geweſen damals, als er auf ſein Gewiſſen darüber befragt wurde und doch weiß er, daß ihm Niemand das glauben kann, er hätte erſt ſeit ſeinem freiwilligen Austritt aus der Geiſtlichkeit auch ſeinen Austritt aus dem Proteſtantismus ſelbſt erwogen. Glauben nämlich kann man dies deßhalb nicht, weil er ſorgfältig jede katholiſche Regung aufzeichnet, die ihn ſeit frühſter Jugend beſchlichen hätte. Wäre Herr von Hurter ſo ehrlich gegen ſich ſelbſt, wie er es oben gegen Rußland und Preußen war, ſo mußte er ſagen: Bis 1841 war ich dem Glauben nach Proteſtant, aber mit geheimer Liebe umfing ich das Ideal der Hierarchie. Nach dieſem Geſtändniß würden wir herzlich gern glauben, daß in den drei Jahren von 1841 bis zum Abſchwören in St. Ignazio 1844 erſt die innere Erleuchtung gekommen iſt.

Der hierarchiſche Sinn des Herrn von Hurter verräth ſich in all den Mittheilungen, die er uns über die politiſchen und kirchlichen Zuſtände von Schaffhauſen macht. Herr von Hurter war, wie ſich nun erweiſt, mehr zum Staatsmann, als zum Geiſtlichen geboren. Er erwählte dieſen letzten Beruf, wie er ſelbſt geſteht, gedankenlos und zufällig. Kirchenämter waren in ſeiner Familie hergebracht. Der politiſche Sinn ließ ſich aber in ihm nicht unterdrücken und kam zum Ausbruch bei all den Verfaſſungskriſen, welche die Schweiz ſeit 1808 zu überſtehen hatte. Er, der Geiſtliche, ſtiftete ein politiſches Blatt, den „ſchweizeriſchen Correſpondenten", faſt bei keinem der die Schweiz betreffenden politiſchen Ereigniſſe unterließ er, ſeine Stimme abzugeben. Schaffhauſen ſelbſt, ſeinem Ruf und ſeiner Einſicht vertrauend, ſah ihn thätig bei allen Verfaſſungs- und Geſetzreviſionen, er lei-

Moppes legte mit dieſen Worten auf das Pianoforte die Noten zu dem projectirten „Bouquet“ des Abends...

Piter gefiel ſich außerordentlich im Spiegel. Er fand ſein languish intereſſant und bewunderte ſeine weißſeidene Cravatte, ſeine weißſeidene geblümte Weſte, die geſteppte Bruſtauslage mit blitzenden Brillanten. ... Aber wirklich er war zu blaß und zog deshalb an einem Schellenzuge und ließ ſich einen kleinen Cognak kommen. Jedem andern würde er geſagt haben: Au contraire! Ein Glas Waſſer wird mir gutthun! ... Seinen Freunden trotzte er nicht. Ihnen nicht, die immer ſo recht das trafen, was dem Manne ein ſchmeichelhaftes Luſtre gibt ...

Sie haben Recht, Moppes! ſprach er hinhauchend und immermehr beruhigt über die Epoche machende Wirkung dieſes Abends ...

Der kleine Cognak kam. Piter trank ihn. Moppes rückte und ſchob hinten am Pianoforte ...

Auch der Frack kam. Der Schneider brachte ihn nicht ſelbſt; der Arme ruhte erſchöpft auf ſeinen ſchwer errungenen Lorbern. Aber der Frack ſaß vortrefflich. Jetzt gedachte Piter liebevoll auch ſeines Freundes, der im Dunkeln die Arrangements für die muſikaliſchen Genüſſe traf, und rief mit elegiſcher Gelaſſenheit:

Stoßen Sie ſich doch nicht, Moppes! ... Donnerwetter, brüllte er dann; ſteck' doch einer für drinnen Licht an!

Alles rannte ...

Teufel! ſchrie er wieder. Nicht den Kronenleuchter!

Alles zitterte und nur eine Girandole von drei Kerzen wurde angeſteckt ...

Piter ſah ſich im Spiegel und äußerte:

Joseph soll doch auch für Moppes — oder warum denn nicht lieber gleich — Joseph soll die ganze Cognakflasche schicken!

Inzwischen rief Moppes:

Bester Freund, das Feuer hier lassen Sie nur ausgehen! Denn erstens wird es schon von der Beleuchtung formidabel heiß und zweitens werden die Menschen eine Höllenhitze geben! Wir bedanken uns, in einer solchen Atmosphäre zu singen! Ohnehin muß ich heute verdammtermaßen Katarrh haben!

Piter hatte sich zwar sehr auf den malerischen Effect der Glut von den feinsten entschwefelten Candlekohlen etwas eingebildet — worauf bildete er sich nicht etwas ein! — doch goß er näher tretend ganz gern eine der nächststehenden Wassercaraffinen, die er hier und da mit einem Kranz von Gläsern hatte aufstellen lassen, geradezu in die Störung der berühmten Quartette hinein. Nun gab das freilich einen nicht angenehmen Dunst, der sich mit Entschiedenheit dem unzweifelhaft sehr rauchigen der Kamine anschloß. Moppes riß darüber voll Zorn die Fenster auf; aber Piter bat mit einem gewissen schmachtenden Ton um Verzeihung und lachte innerlich, er wußte nicht worüber. Er schenkte sich und dem Freunde von dem inzwischen gekommenen Cognakvorrath eine fernere Herzstärkung ein ... Warum wollt ihr denn nicht hinten im Saal singen, ihr lieben Leute? fragte er mit einer träumerischen Gelassenheit und dabei hin- und herziehend an seinem Frack und sich am Knacken der Nähte erfreuend ...

Ein Männerquartett bedarf eines engern Raumes! Wir singen ohnehin Schweizerecho! Hier etabliren wir uns!

Damit ordnete Moppes einen Tisch und legte viele andere schon vorausgeschickte Noten zurecht ... Immer räuspernd und seinen Katarrh verwünschend lehnte er den Bescheid auf den ihm servirten Cognak ab, was Pitern nicht hinderte, sein zweites Glas zu nehmen und es zu leeren auf das classische Gelingen des von Moppes entworfenen musikalischen Programms ... Auch kam eben ein großer Kasten an mit einer Ventiltrompete, die ein berühmter Künstler blasen sollte ... Auch das Pianoforte, zur Begleitung der gegenwärtigen Primadonna des Stadttheaters, wurde von Moppes anders gerückt und gerade so, wie es heute früh Piter's Schwester, Johanna, die musikalisch war, für zweckmäßiger erachtet hatte. Ihr hatte Piter gesagt, daß sie sich erstens nicht lächerlich machen möchte und das Publikum ennuyiren mit ihren hundertmal gehörten Etuden, dann aber, daß sie den Flügel ruhig da stehen lassen sollte, wo er ihn hingerückt hätte, allen Widersprüchen über Schallwirkung und Resonanz mit brüderlicher Liebe ein einfaches: „Raisonnir' nicht!" entgegensetzend. Moppes aber bestätigte gerade das, was Johanna Kattendyk gesagt hatte. Still für sich hin empfand Piter eine Art Beschämung und mußte lächeln — nämlich über die Autorität, die er selbst in verkehrten Dingen hatte. Er war in der That ein Tyrann. Das schmeichelte ihm und befriedigt nahm er einen dritten Cognak.

Moppes plauderte viel Gutes über die Sängerin. Sie war eine jener Provinz-Malibrans, die niemand mehr zu würdigen wußte, als Löb Seligmann. Fünf Louisdor bekam sie für den Abend und Piter beschloß,

ihr ſechs zu ſchicken. Die Sängerin war berühmt in der Kunſt, bockgerechte Triller zu ſchlagen. Ihre Stimme gab man auf, aber man rühmte ihre „Schule“, beſonders die Kunſt, in einem Septett in die Untiefen eines ſpurlos verlorenen Enſembles mit einem einzigen muthig eingeſetzten hohen Cis Hülfe und Rettung zu bringen. Ausdrücklich bedungen war die Arie: „Ocean, du Ungeheuer!“ aus Weber's „Oberon“.

Piter nickte zu allem, lächelte, ſchlänkelte, auf einem Stuhle ſitzend, mit den zierlichen Beinen und ſpielte mit dem Kryſtallſtöpſel der ſchöngeſchliffenen Cognakflaſche ... Die Sehnſucht nach der achten Stunde ſprach ſich in einem gewiſſen Blicke aus, der wie der eines Sehers in die Flammen eines inzwiſchen nun doch „zur Probe“ angezündeten Kronenleuchters gerichtet war. Er gedachte vielleicht, als Moppes von jener Arie ſprach, Pyrmonts und was ſonſt ſchon auch für ihn im Leben „ungeheuerer Ocean“ geweſen war ...

Moppes befand ſich noch nicht in Toilette. Seine Hingebung an Piter's Abend war bewunderungswerth. Bekanntlich war der erſte Küfer ſeines Hauſes, Stephan Lengenich, als Unruhſtifter eingezogen und nicht unwahrſcheinlich hatte ſich Joſeph den Katarrh in den Kellern ſeines Hauſes geholt. Ihn ſich in der Hand mit dem Stechheber unter den Fäſſern zu denken, hinderte an dem ihm ſchuldigen Reſpect nicht das Mindeſte. Sechs weiße Zwillichhandſchuhe griffen gleichzeitig nach der Thür, um ſie Herrn Moppes junior zu öffnen, als dieſer ging. Er entſchlüpfte einem ihm nachgerufenen ſentimentalen: Komm nicht zu ſpät! und ließ nur noch

das Wort zurück, das er auszurichten faſt vergeſſen hätte, Thiebold de Jonge würde nicht kommen, mit Benno von Aſſelyn wäre er heute früh abgereiſt ...

Piter, auf Abſagen vorbereitet, fand die Nichtachtung ſeines Abends gerade von dieſer Seite doch „ſonderbar" und erhob ſich in gereizter Stimmung. Aufs neue einſchenkend, wenn auch nicht trinkend, nahm er, um ſeinen Aerger zu verwinden, die Heerſchau über ſeine Truppen ab. Er hätte eine Armee commandiren können, ſo mächtig rollte es durch ſeine Adern. Seine imperatoriſchen Anweiſungen gingen auf die Beleuchtung, auf die Bedienung beim Thee, auf die Stille während der Muſik, auf die Tiſche der Whiſtſpieler in einem der hinterſten Zimmer, auf das Arrangement der kleinen Gruppen, denen das Nachtmahl zu ſerviren war, und vorzugsweiſe auf die Vermeidung aller plumpen Formen des Einſchenkens. Obgleich die Zuhörer zu allem, als wenn ſein Geſagtes ſich von ſelbſt verſtünde: Ja wohl, Herr Kattendyk! erwiderten, konnte er doch nicht umhin die Moppes'ſche Theorie mit Feuer zu wiederholen:

Einſchenken und einſchenken iſt ein Unterſchied! rief er. Der Stand des Herrn und Dieners unterſcheidet auch die Art, wie man die Flaſche angreift! Beim Beginn eines Diners oder Soupers, aufgepaßt, greift der Herr, wie der Diener, die Flaſche immer am untern Leibe an! Verſtanden? Der Herr legt — alles das machte er an der etwas ſchwierigen Form der Kryſtallflaſche nach — den Zeigefinger bis an die Taille der Flaſche, das iſt ſein Vorrecht! Unterſteh' ſich das jedoch von euch Niemand! Verſtanden? So darf Ich einſchenken — tretet heran! — Ich als Herr! Ruhe!

Mit dem Zeigefinger darf ich die Flasche drücken! Das bedeutet Nonchalance, „Gerngegeben" und eine gewisse Mäßigung, gleichsam als wollt' ich sagen: Es kommt weder mir noch meinen Gästen darauf an, ob sie Wasser oder Lafitte trinken! Ihr aber — Ihr habt den Zeigefinger an die andern drei Finger hinüberzulegen; sonst sieht's aus, als wenn ihr euch hier zu Hause fühlt ... Das war früher so, Joseph, — laßt den Alten vor! Guten Abend, Joseph! —, früher, wenn Vater Gesellschaft gab! Verstanden? Diese Vertraulichkeit von Dienstboten: „Bitte, Herr Timpe oder bitte Herr Schmitz oder bitte Herr de Jonge, greifen Sie doch zu! Warten Sie, Herr Effingh, ich hole Ihnen noch ein Stück Rehrücken! Oder: Nehmen Sie das, Herr Maus, das ist ein hübsches Mittelstück!" Und dann so hineinlangen, Joseph, und wol gar Herrn Moppes selber etwas vorlegen! Joseph, Joseph, Joseph! Die Zeiten sind gewesen, Joseph! ... Und den Hals einer Flasche greift ein Diener nie an! Nie! Nie!"

Ja wohl, Herr Nattendyk! rief der Chor im stürmischen Einklang ...

Alle diese Bemerkungen hatten, da sie durch energische Demonstrationen unterstützt werden mußten, naturgemäß das Leeren eines vierten der allerdings nur kleinen Gläser zu Wege gebracht ...

Eben war Piter im Begriff, seine ihm inzwischen vogelleicht gewordene, wie mit Schwingen begabte luftige Gestalt noch einmal die hintere Wendeltreppe hinaufzuschnellen, als die Diener die Thüren aufrissen und einen Mann eintreten ließen, von dem allen bekannt war, daß

er in die vornehmsten Gesellschaften, auf Bälle, Diners und Soupers immer nur im grauen Ueberrock kam, Herrn Dominicus Rück.

Eine gedrungene, breitschulterige Gestalt war es, anfangs der Fünfziger, mit grauem, kraus verworrenem Haar, das in der Mitte eine kleine Glatze zeigte. Die starken Backenknochen, Schläfe, Kinn, alles bezeugte eine gewaltige Kraft, die durch eine scheinbare Lässigkeit gemildert wurde. Die dunkelbraunen Augen lagen in den von langen, fast zottigen und gleichfalls schon ergrauten Brauen beschatteten Höhlen mit einem unheimlich und tief versteckten Feuer. Die Haut des Antlitzes war von Blatternarben entstellt. Rück mußte sich jeden Morgen selbst rasiren; die Barbiere hatten eine zu gefährliche Operation, um mit ihrem Messer durch die vielen Hügel, Verhacke und Versenkungen seines Gesichtsterrains hindurchzukommen. Und doch gab es einige Zierlichkeiten an dem vielgefürchteten Manne. Kleine Füße, weiche Hände, ja sogar unter dem immer gleichen grauen Ueberrock mit silbernen Knöpfen nur weiße Westen und über diesen weiße Battisthalstücher, weit und bauschig um den Hals geschlungen, diesen Hals, der allerdings empfindlich sein durfte nach dem bekannten Verhältniß mit Hammaker.

Rück sah sich spähend um und erwartete wahrscheinlich seinen jungen Schwager noch nicht zu finden, der eben einige Körbe voll Wein von einem der in Livree gesteckten Hausknechte noch in die hintern Zimmer tragen lassen wollte, wo bereits die zahllosen Gläservorräthe aufgehäuft waren. Piter hatte sich nach dem Vorfall mit

Delring vor dem Wiedersehen des Schwagers gefürchtet. Da der Schwager aber auch gegen diesen Gesellschaftsabend gewesen war und dennoch eben in eigener Person erschien, faßte er Muth und begrüßte ihn mit einer schmunzelnden Vertraulichkeit ... Rück, der ihn nicht erwartete, fuhr fast vor ihm zurück und sagte im Volksdialekt der Stadt: Guten Abend, Piterchen!

Rück's Cynismus ging bis zur Verachtung aller Bildung, durch deren Geringschätzung er viele Menschen um so zutraulicher machte. Selbst vor Gericht sprang er oft, zum Jubel der Zuhörer, in den Volksdialekt über, wo ihm der Sieg dann fast nie fehlschlug. „Wir Gelehrte" betonte er den Proceßführenden nie anders, als ob er damit sagen wollte: Wir Esel. Bei alledem vernachläßsigte er nichts, was zur Bildung gehört. Er kaufte Bücher und las sie sogar. Er schrieb vortreffliche Broschüren über die gelehrtesten Fragen des Privat- und Lehnrechts und las Nachts oft bis zum frühesten Morgen — wer sollte es glauben — Romane. Dann schlief er bis elf Uhr und eilte in seine Termine. Eine Gewohnheit, die er vor längern Jahren einmal angenommen hatte, Tag in Nacht und Nacht in Tag zu verwandeln, konnte er nicht durchführen; zwei Jahre lang war das Mittagessen sein erstes Frühstück und das Nachtessen sein Mittagsmahl gewesen.

Sind das deine Reservebataillone? sprach er im gemüthlichsten Schlendrian und mit Belächeln der glänzenden Verrichtungen und der nun schon immer vollständiger sich entwickelnden Beleuchtung ...

Piter, entzückt von der friedlichen Gesinnung des ihm zuweilen so aussätzigen Schwagers, offerirte von diesen Bataillonen und schenkte vom feurigsten Burgunder eine vorläufige Vedette ein ...

Rück bemerkte davon nichts ... Er bürstete seinen Hut, der heute sogar ein neuer war, und sah nur nach rechts und links, horchte und spähte, ob außer Pitern und den Dienern nicht vielleicht sonst jemand in den glänzenden Zimmern war ...

Dies Benehmen nahm Piter für aufrichtigste Zustimmung und offerirte die Gläser zum Anstoßen.

Jetzt aber nahm Rück doch eine feierliche Miene an und sagte mit einem nicht unangenehmen Organ:

Piter, Piter! Eine Schande! Freude und Jubel hier, wo die Welt in Trauer lebt!

Aber schon blätterte er dabei in den Noten und schien so abwesend, daß Piter diesen Gegenstand für abgemacht erklären konnte und dem Schwager wiederholt sein Glas Burgunder anbot ...

Rück lehnte nicht ab. Er nippte ein wenig. Piter, glückselig, sich heute nicht als Knabe von dreizehn Jahren, sondern als Mann und vollkommen ebenbürtig behandelt zu sehen, schüttete sein ganzes Glas hinunter ...

Mama noch bei der Toilette? fragte Rück forschend und bemerkte jetzt, daß Piter von einer eigenthümlichen Elasticität war. Piter hielt sich, da die Dinge dieser Erde ihm plötzlich etwas wirblich zu werden schienen, an einer Stuhllehne ...

Recht, mein Sohn! sagte Rück, der jemand, den er offenbar zu suchen schien, nicht fand und sich entfernen

zu wollen die Miene machte; Recht, daß du in deinen Leiden dich tröſteſt!

Leiden? Wie ſo?

Verlierſt eben die ſchöne Nachbarſchaft!

Hahaha! ... lachte Piter hell auf und ſchenkte wieder ein ... Das ängſtliche Kapitel wegen Delring behandelte ja der Schwager ganz harmlos ...

Rück's Augen gingen wie Feuerräder. Beim kleinſten Geräuſch ſah er auf die Eingangsthür ...

Da die Bediente nicht zu nahe waren, ließ er die Worte fallen:

Mit Delring ... hör' mal ... Das iſt ja ein curioſer Spaß von dir!

Von mir? Wie ſo? fragte Piter trotzig und griff mit der linken Hand in den Ausſchnitt ſeiner Weſte und mit der rechten zum Glaſe ..

Rück ſchien ſich nicht im mindeſten ärgern zu wollen. Er machte ſogar Miene ſchweigend wieder zu gehen. Dennoch konnte er nicht umhin, noch fallen zu laſſen:

Delring — hm — austreten? Piterchen, Piterchen! Welche Garantieen gibſt du denn deinen Geſchwiſtern?

Garantieen?

Delring glaubſt du, geht nach Bremen und wird da ein Geſchäftchen mit Cigarren oder Europamüden etabliren? Ich meine, er bleibt doch wol hier, fängt ein eigen Geſchäft an, nimmt unſere beſten Verbindungen mit; Farbhölzer ſind ſeine Lieblingsbranche; die Lederhändler von Malmedy beſucht er perſönlich — Wie geſagt, ich dächte, es wäre beſſer — es bliebe beim Alten

tete Ausschüsse, verfaßte Gutachten und war fast für jede Lokalfrage seiner Vaterstadt eine oft entscheidende Instanz. In Kirchensachen schlug ihm selten ein Antrag fehl. Es sollte eine neue Gebetformel für den Gottesdienst eingeführt werden. Er schrieb dagegen. Sie unterblieb. Er setzte eine veränderte Besteuerung der Geistlichen und bessere Besoldungen durch. Die Krüdener predigte in Schaffhausen. Er schrieb gegen sie. Er bekämpfte das pietistische Prinzip besonders deßwegen, weil es den Unterschied von Laien und Priester verwirft und das durchweg antikatholische Selbst-Geistlichkeit-Sein befördert. Er umgestaltete die Schulen des Cantons und unterließ nichts, was zur Hebung und Förderung des geistlichen Standes beitragen konnte. Unabhängigkeit vom Staat war sein erstes Prinzip. Er fegte die Verkäufer von den Kirchen, säuberte ihre Umgebungen, verschloß sie, wenn ein weltlicher Zweck sie zu Versammlungsörtern bestimmte, er weigerte das Geläut der Glocken zu Acten, die ihm nicht geistlich genug schienen; genug, er strebte dem Ideal einer Kirche im katholischen Sinne zu, ohne katholische Glaubenssätze, ohne andre Absicht, als die, auch dem protestantischen Geistlichen eine Autokratie, eine Schlüsselgewalt zu erwerben.

Das ging so hin, bis zu der von ihm vermaledeiten Pariser Hundstagsrevolution. Das Jahr 1831 erlöste die Schweiz von aristokratischen und patrizischen Verfassungen, die Landgebiete verlangten gleiche Rechte mit den Städten und auch der Canton Schaffhausen erlebte die längst gewünschte Umgestaltung. Neue Namen tauchten auf. Die Concurrenz, um Ehrenstellen zu erlangen, wurde erleichtert. Junge Gelehrte hatten sich auf deutschen Universitäten gebildet und wurden angestellt; jüngere Advokaten kamen in die Aemter. Gene-

und die kleine allerliebste Blondine kochte dir nach wie vor Kamillenthee, wenn dir schlecht ist, Piterchen —

Spott verbitt' ich mir! rief Piter und griff zur Flasche, um einschenkend zu zeigen, daß der Schwager mit einem Manne sprach ...

In der That! Ein gemüthlicher Junge warst du von je! fuhr Rück ohne Schonung fort. Und zum Berge Karmel ließ' ich das hübsche Ding an deiner Stelle doch auch nicht so oft gehen! Pfarrer Rother entdeckt so viel Sünden an ihr, daß er vorzieht, ihr jetzt die Beichte bei sich zu Hause abzunehmen!

Piter hätte sein gefülltes Glas jetzt nehmen und es vor Zorn über eine Thatsache, die ihm selbst schon lange höchst befremdlich war, an den Kamin werfen mögen'...

Die Splitter und die schönen gelbseidenen neuen Sessel bedenkend, trank er es lieber aus, setzte es dann aber kräftiglich auf den Sims und stand wie ein Löwe...

Rück brach ab von diesem reizbaren Gegenstande und kam nur auf seine Besorgnisse wegen Telring's Austritt zurück ...

Gib dem Hofrath ein gutes Wort! sagte er ...

Nimmermehr! antwortete Piter, versöhnt durch ein Stichwort auf den Schwager ...

Ich will es statt deiner thun! Du weißt, ich bin sonst kein Freund von dieser geleckten Sorte —

Ich verjag' ihn ja nicht!

Dir wär' es lieber, er lebte dir nahe genug, um dich immer bewundern zu können! Indessen — Piterchen — ich trau' dem Zeitgeist nicht —

Wie so?

Unſerm ganzen Jahrhundert nicht! Wenn ihr einmal alle ſo daſäßet, ihr altehrwürdigen Firmen, mit ein paar Commiſſionen und Speditionen und zuletzt trotz eurer Alongenperrüken nichts weiter hättet, als ein paar Feuerverſicherungsagenturen —!

Hahaha! Kommt bei uns nicht vor! verſicherte Piter und wurde immer ſicherer durch die gemüthliche Sprache des Schwagers, der überhaupt in neuerer Zeit, ſchon ſeit der Gefangennehmung Hammaker's, vielfach verändert war und erſt ſeit der Hinrichtung deſſelben wieder etwas aufthaute ...

Weißt du, Söhnchen, ſagte er, ohne darum aufzuhören nach der Thür zu lauſchen; weißt du, ich habe immer eine fatale Ahnung von einer ungeheuern Weltverſchwörung der Juden gegen die Chriſten! Pater Sebaſtus ſchrieb das einmal in ſeinen früheren Artikeln, die mir immer aus der Seele kamen! Jetzt iſt der arme cenſurirte Chryſoſtomus nicht mehr wiederzuerkennen, falls die anonymen „Stufen-Briefe vom Kalvarienberge des Lebens" von ihm ſind. Ahasver, ſiehſt du, das iſt, ſagte er einmal — Rothſchild! Der alte Kurfürſt von Heſſen nämlich, weißt du, Piter, der mit dem Zopf — Kerl, trink doch nicht ſo viel! ... Piter hatte wieder eingeſchenkt vor Behagen über eine ſo gelehrte Unterhaltung, deren er gewürdigt werden konnte ... Jener Kurfürſt, der ſein durch amerikaniſchen Menſchenhandel erworbenes Geld dazumal in Frankfurt am Main von dem alten Amſchel und — ich glaube — einem Bäcker Binding auf der Fahrgaſſe hat vergraben laſſen, als Napoleon ſo gern draus wieder Soldaten geſchmolzen hätte — früher, ver-

ſiehſt du, Piter, war umgekehrt das Geld aus Soldaten geſchmolzen worden! — alſo — Haſt doch „Kabale und Liebe“ ſchon geſehen —? alſo der alte Stammhalter der morganatiſchſten aller Dynaſtieen ſag' ich — Piter, was morganatiſch iſt, das mußt du doch wiſſen?

Piter war in vollkommener Harmonie mit dieſer Behandlung, die ihm die Ehre wiſſenſchaftlicher Erörterungen gönnte. Und da ſich bei ihm jetzt Denken mit der Hitze der Beleuchtung von außen und der Erwärmung von innen verband, ſo ſtand er, wie eingeweiht in alle Geheimniſſe der Erde und der Converſations-Lexika und nickte bejahend. Er war vollkommen jetzt der „große Charakter“, der er auch zu bleiben gedachte, auch wenn er wirklich von ſich hätte eingeſtehen müſſen, daß ihm als Ehegattin „ein Mädchen aus dem Volke“ lieber wäre als eine dieſer bleichſüchtigen, muſikklimpernden, wespentailligen —

Bitte! unterbrach Rück ſeine derartigen Gedanken und zog Handſchuhe an — er war ohne welche eingetreten — Bitte, wenn ich dir etwas Bekanntes ſage! Frau Morgane war die wunderſchönſte Dame an König Artus' Hofe und von dieſer Dame möcht' ich die morganatiſchen Ehen, die Ehen der Mesalliancen, verſtehſt du? lieber ableiten — Denn vielleicht war Frau Morgane ihrer Herkunft nach auch gleichſam aus Kocher am Fall — in dieſem Fall, ſiehſt du, darin liegt bereits die ganze Andeutung, Piter; nicht in deinem, ſondern in dem kurfürſtlich heſſiſchen Fall, mein' ich! Und wenn andere dann glauben, morganatiſch käme von dem alten gothiſchen Worte Morgan, welches, wie du weiſt, ſo viel heißt als: beſchränken, nämlich z. B. ein

Morgen Acker, d. h. eine Schranke, ein Theil Ackers — Nicht etwa, verſteh' mich recht, als wenn ich die Menſchen beſchränkt nennen wollte, die nicht den üblichen Vorurtheilen folgen, und als ob der Weſtfäliſche Friede Recht gehabt hätte, der ſchon Anno 1648 ſagte: Alle alten Herkommen in der Ehe ſollen bleiben, sublatis omnibus quae bellicorum temporum injuria irrepserunt confusionibus — confusionibus! Verſtehſt du, Piter? Confusionibus!

Rück's Betonung dieſes letzten Wortes in ſeiner ganzen verworrenen Spottrede war bedeutungsvoll. Denn eben jetzt hatte er keinen Zweifel mehr, daß Piter in höhern Sphären ſchwebte. Eben ſah er die Cognakflaſche wegräumen und bemerkte eine Verwirrung in des ihm im Geiſte folgenden Schwagers Geſichtszügen, eine Verwirrung, die die Folge ſeiner eigenen anakoluthiſchen Rede ſein konnte, aber auch die des auf Cognak geſetzten Burgunders — freilich aber auch die Folge eines plötzlichen heftigen Klingelns, mit dem ſich bei Geſellſchaften oder beim Ausfahrenwollen der wichtige Moment anzukündigen pflegte, wo Mutter und Schweſter die allerletzte Hand an ihre Toilette legten. Dann war nur noch im Rückſtand, daß über die bereits fertige Friſur, die bombenfeſten Corſets, die ſteifen Unterröcke ſanft und vorſichtig das elegante Hauptkleid herabgelaſſen wurde. Schon war es halb acht Uhr und durch dies Klingeln wurde regelmäßig der Moment bezeichnet, wo die Mutter und die Tochter ſofort in die geſchmückten Räume treten konnten, kühn, unternehmend, erwartungsvoll und ſich dann nur verdrießlich umſehend, wenn nicht ſogleich auch ſchon die Hausfreunde da waren und ſie mit einem bewundernden Ah! empfingen . . .

Pitern war das seit Jahren imprägnirt... Bei diesem Klingeln besann er sich auf die ungeheuere Aufgabe, die er heute zu lösen hatte. Repräsentant des Hauses! Eine Vision ging ihm auf aus dem Reich jener Erinnerungen, denen zufolge er schon an einem solchen Abend unter hundert Menschen gewesen war, ohne daß er sich auf das Mindeste, was andere und sogar, was er selbst gesprochen, hatte besinnen können ... Und wie nun das Klingeln auch bei der Schwester wiederholt wurde, wie er die Bewegung um sich her zunehmen, das Laufen und Rennen bemerkte und im Augenblick nicht wußte, welche gelehrten Ansichten er soeben ausgesprochen hatte, da erinnerte er sich, wie er einst auf einem Dampfschiff aus dem ruhigen Spiegel der Themse plötzlich in die Hebungen und Senkungen des Meeres einfuhr und sich rasch in seine Koje erster Klasse zurückzog. Auch jetzt ging er „still und bewegt" und ohne ein Wort zu reden in die hintern Zimmer und suchte mit mancherlei ihn erschreckendem Tastenmüssen die Wendeltreppe, die ihn zu seinem at home führte, wo er beschloß, sich um Gottes und aller Heiligen willen vorher noch eine kleine kurze Rast und Sammlung zu gönnen.

Rück sprach zwar noch etwas von Delring, von einem Familienconvent und sogar von Knabenstreichen hinter ihm her, aber Piter vernahm nichts mehr; er ging auseinander wie eine Morgenluft witternde Nebelgestalt ...

Rück begab sich an den Eingang zurück und vermied allein zu sein mit seiner Schwiegermutter, die er hier so unter vier Augen am wenigsten gesucht hatte. Die

Garderobe war im Parterre. Dort hatte er einen alten Mantel abgelegt, in deſſen Umhüllung man, wenn er ſo an den Häuſern dahinſchlich, nicht einen Mann vermuthet hätte, der ein Vermögen leicht von einer Viertelmillion beſaß und aus ſeiner eigenen Thätigkeit noch Jahreseinnahmen von zehntauſend Thalern ...

Auf dem Vorplatz blieb er einige Augenblicke und ſah in einen kleinen Corridor hinaus, auf welchen drei bis vier Zimmer ausliefen. Eine Thür, die hinterſte, führte zu der Geſellſchafterin der Schwiegermutter, Lucinde Schwarz ... Auf das Erſtaunen des alten Joſeph, der doch hoffte, daß er wiederkäme, ſprach er kein Wort. Aber ſeine Augen waren Feuerzungen. Doch auf dieſe Sprache verſtand ſich Joſeph nicht. Ein paar Schritte machte Rück auf den Corridor hinaus. Dann kehrte er um und hielt ſich an dem Treppengeländer ... Jetzt bellten die Bologneſerhunde an einer der Thüren und kratzten, um hinauszukommen; denn unten hörte man ſchon den immer gemüthlichen Ton des alten Pötzl, der bereits von unten herauf mit den Hunden ſich neckte. Auch der Medicinalrath kam und noch ehe ſich Rück von dem biedern Händedruck Pötzl's freigemacht hatte, war auch der Kanonikus ſchon da, der trotz Kirchentrauer und Kaiſer und Papſt am Whiſttiſche unter keiner Bedingung fehlte ...

Rück ſagte allen, er käme wieder und hätte nur ſeiner Frau zu Gefallen ſämmtliche Kamine wollen auslöſchen laſſen ... Er beruhigte die Ankommenden, daß „Lieb Mutterchen" — ſo nannte die Commerzienräthin Pötzl —; „Lieb Töchterchen" — ſo der Medicinalrath —; „Lieb

Schwesterchen" — so der Kanonikus; — noch nicht in den Zimmern wäre, und stieg die Treppe nieder, begleitet vom Joseph, dem er, als dieser dem Kutscher, der heute als Garderobier fungirte, beim Ueberwerfen des Mantels half, nur die einfache Frage vorlegte:

Kommt denn — ich meine die Mamsell oben — na die Gesellschafterin — kommt denn die nicht auch heute — in den Trubel?

Herr Oberprocurator! sagte Joseph und eine Miene, die er machte, deutete die Sehnsucht dieses Fräuleins nur zu überirdischen Dingen und ihre außerordentliche Frömmigkeit an ...

Der Portier stand im Thorweg in einer Gala, wie wenn sein Stab mit dem goldenen Knopf heute Fürsten zu empfangen hätte.

Rück ging kopfschüttelnd und drückte sich an den Häusern entlang wie mit verstörtem, ruhelosem Gewissen ...

Die Wagen, die die Gäste in sein schwiegerälterliches Haus führten, rasselten an ihm vorüber. Ihn konnte man oft an solchen Abenden, wo dort alles in Festesglanz strahlte, im düstersten Winkel einer kleinen Schenke sehen, wo er Rettiche verzehrte und ein Glas einfachen Biers trank ...

Heute aber huschte er in eine alte finstere Kirche, wo beim Schein weniger Lichter eine Abendandacht gehalten wurde. Nicht weit vom Weihbecken erwartete ihn eine Dame, die ihn an eine Todtengruftkapelle zog und ihm im Dunkeln einige geheimnißvolle Worte flüsterte ... Die Dame trug einen orangegelben Hut mit schwarzem

Sammetbeſatz ... Das Geſpräch war nur kurz und ſchien ihn verdrießlich zu ſtimmen ...

Als Rück allein war, ging er tiefer in die dunkle Kirche; dann ſetzte er ſich, ſeinen Mantel weit um ſich geſchlagen und den Kopf auf ein Betpult niederlegend, in einen der leeren Stühle, tief brütend und verſunken in vielleicht die frommſten Gedanken.

## 7.

Unter den rauschendsten Acclamationen hatte bereits die Baßposaune das berühmte Lied an die Rose geblasen und ein stürmisches Dacapo veranlaßt ...

Schon waren die enormen Schwierigkeiten der Arie „Ocean, du Ungeheuer!“ von einer alle Wände und Stockwerke durchschneidenden Stimme überwunden worden ...

Lange war es über neun Uhr. Schon kam das Eis — und noch immer saß in ihrem saubern Zimmer mit dem kleinen Porzellanofen und dem weißen Sopha und dem Bettschirm Lucinde, ohne daß sie sich hatte entschließen können, in die menschenüberfüllten Räumlichkeiten hinüberzugehen ...

Einmal schon war, athemlos, die Commerzienräthin dagewesen und hatte sie wie im Sturm ermahnt, doch endlich, endlich zu kommen, da alle Welt schon vor Verlangen nach ihr brenne ...

Zweimal war Johanna dagewesen, einmal sogar in Begleitung des Außerordentlichen, der die „Jerichorose“ um ihre Kenntniß der lateinischen Sprache ebenso wie

um ihre Botanik bewunderte; denn Lucinde kannte alle Kräuter des Waldes, alle Bach- und Wiesenblumen ... Ein schöner Strauß, den ihr Treudchen verehrt hatte, lag zu ihrem Eintritt in die Gesellschaft schon bereit ...

Auch die Frau Oberprocurator Rück, die schon im Hause hin- und herrannte — nur nicht hinauf in den stillen obern Stock zu ihrer Schwester — um sich abzukühlen von dieser „wieder unerträglichen Hitze" in den Zimmern — sie war die erste, deren Liebe nach Pitern suchte, um ihm Vorwürfe zu machen —, auch Josephine Rück war bei dem „guten Fräulein" gewesen, um sie zu ermahnen, doch bald zu kommen; denn sie entbehrte zu schmerzlich die Bewunderung, die das Fräulein vor ihrer Toilette aussprechen sollte; ein Bedürfniß, das nicht im mindesten auch den Tadel ausschloß. Denn Josephine hörte es gern, daß sie einen Fehler gemacht hätte mit dieser Farbe oder mit jenem Besatz oder mit jenen gemachten Blumen, die auf ihrem Kopfputz sich nicht gut ausnähmen oder ihrem z. B. so leicht echauffirten Teint nicht stünden. Dann hatte sie doch einen Grund für ihre gesellschaftliche Verstimmung. Dann konnte sie doch in einer Ecke, nicht am Ofen, sondern dicht am Fenster, das sie zuweilen öffnete, mit dem Fächer in der Hand sitzen und über ihre Putzmacherin und ihre weibliche Bedienung klagen, als wenn es nur eine Verschwörung der ganzen Welt und vorzugsweise ihrer eignen geschmacklosen Umgebung wäre, wenn sie nicht ebenso brillirte, wie die jungen Frauen und Mädchen, die da alle lachend und bunt und schönheitsstrahlend in den belebtesten Gruppen saßen ...

ration folgt der Generation. Es ist eine Unduldsamkeit der schwächsten Art, dem Nachwuchs seine 20 oder 30 Lebensjahre vorzuwerfen und nicht in entsagender Billigkeit, zu Gunsten der Nachkommen, von seinen eignen 50 zu abstrahiren. Herr von Hurter besaß diese Unduldsamkeit. Er verwarf diese ganze Bewegung. Après moi le déluge! Mit uns soll Alles zu Ende sein. Trauriger Wahn, der die Quelle der empfindlichsten Mißhelligkeiten wurde. Ehrgeizige Männer können nicht ertragen, in der Minorität zu stehen. Der Politiker Hurter, dessen Einfluß zu sinken begann, erinnert sich, daß er Geistlicher ist. Gedanken von Bannstrahlen, Abendmahlsverweigerungen u. s. w. gehen ihm durch den Kopf. Warum kann ich Euch kein Gregor sein! Warum Euch nicht verdammen zum Bußgewande von Canossa! „Wenn ein Antistes," hatte er einst (I. 283) geäußert, „seine Stellung (als erster Geistlicher des Cantons) recht verstünde, ohne seinen Willen dürfte der Bürgermeister nicht laviren." Und siehe! Er wird Antistes! Aus einem Cardinal wird er der Papst! Er versteht seine Stellung, aber ach! der Bürgermeister verrichtet seine Nothdurft ohne ihn. Wurmsaamen das für ein ehrgeizig Gemüth! Der Zwiespalt mit der jungen Cantonalverfassung von 1831 und ihren Consequenzen wächst und keine Donnerkeile, keine Blitzstrahlen zünden! Es ist keine Kirche das, der Protestantismus! Nur Rom hat verstanden, seinen Priestern allmächtige Hände zu geben!

In näherer und entfernter Umgebung von Schaffhausen befinden sich einige katholische Stifte und Abteien. Zur Zeit vor dem Reichsdeputationshauptschlusse war ihre Zahl auf deutschem Gebiete größer. Auf schweizerischem stehen die Klöster der katholischen Cantone in voller Blüthe, die in den

Lucinde nahm ihr zu ihrer innigſten Freude und Dankbarkeit heute ein Uebermaß von Blumen von den Schläfen hinweg, führte ſie an ihren kleinen Spiegel, leuchtete und bewies ihr, daß ſie ſich jetzt viel vortheilhafter ausnähme. Der nun gleicherweiſe wiederholten Aufforderung, doch bald auch zu kommen, erwiderte ſie ein einfaches: Ich komme, ganz gewiß! — und doch entſank ihr wieder der Muth, als ſie allein war ...

Nicht der religiöſe Grund, den ſie ſeither alle Tage gegen dieſe Geſellſchaft vorgeſchützt hatte, fehlte ihr, ſie ſtand an ihren Ofen gelehnt in vollſtändigſter Toilette. Treudchen war eine ganze Stunde bei ihr geweſen und hatte ſie geſchmückt wie eine Braut — etwa eine Braut, die ſich zu einer Zeit vermählt, wo ſie um irgendeinen Anverwandten zu trauern hat. Ihr Kleid, beſtehend aus einem leichten, wallenden, aſchgrauen Stoff mit reichem ſchwarzen Spitzenbeſatz, war ein Geſchenk der Commerzienräthin. Das dunkelbräunliche Incarnat der offenen Arme und des Halſes wurde durch dieſe Farbe gemildert, die auch ihre ganze, einer Creolin ähnliche Erſcheinung minder ſcharf heraustreten ließ. Das Haar war nach vorn einfach getheilt, nach hinten ſammelte es ſich in zwei ſchweren runden Flechten, die in Kreisform aufgebunden, von einem ſchwarzen Sammetgewinde bedeckt waren. Unter den beiden Rundungen der Flechten quollen hinter jedem Ohr bis in den Nacken vier Locken hervor. Es war zum erſten mal wieder, daß ſich Lucinde wie ſeit lange nicht gegeben hatte; ſie hatte es in der Gewalt, aufzufallen oder ganz zurückzutreten.

Der reiche Spitzenbeſatz am obern Rande des Klei-

des erlaubte in bloßem Halse zu erscheinen. Auch war der obere Arm von einem offenen Spitzengehänge halb verdeckt. Die kleine Juwelenschnalle auf einem schwarzen Sammetband, das den Hals bedeckte, war ein Weihnachtsgeschenk der Frau Oberprocurator. Ein Armband von einem als Schlange ausgearbeiteten blutrothen Korallenzweige, reich mit Goldverzierung, hatte sogar Piter geschenkt.

Silbergraue lange Handschuhe lagen auf der Sophalehne. Sie waren schon von ihr anprobirt gewesen und wurden wieder ausgezogen. Trendchen hätte Lucinden schon fast bis an den Eintritt in den Saal begleitet und wieder war sie zurückgegangen. Trendchen durfte oben beim einfachen Thee ihrer Herrschaft nicht fehlen; sie mußte Schlag acht Uhr von ihrer Gönnerin sich trennen und konnte ihr: Bitte! Bitte! Gehen Sie doch! Ach! die Menschen werden Augen machen! nicht öfter wiederholen ...

Die Furcht, die Lucinden zurückhielt, unter die Menschen zu treten, beruhte auf dem Gefühl, daß sie sich in einer Weise elektrisirt fühlen würde, die ihrer ganzen bisherigen Haltung und wahren Stimmung widersprach. Nur mit Noth erwehrte sie sich schon lange der Huldigungen, die bei dem regen Verkehr im Kattendyk'schen Hause nicht fehlen konnten. Im Personal des Bureau gab es Blicke, die sie verfolgten; unter Piter's Freunden, in den Kirchen, auf der Straße erregte sie Aufsehen. Oft auch schon meldete sich in ihrem Blut die Zeit von Hamburg und Kiel. Nicht, daß sie eine gewöhnliche Gefallsucht gehabt hätte, nicht, daß ihre Sinne glühten — ihre Sinne schienen kalt. Ihr erster „Kindskopfwahn", wie

sie ihn nannte, der sie hatte bestimmen können, mit Oskar Binder nach Amerika gehen zu wollen, hatte ihr eine ganze Gattung von Männern verleidet. Wenn sie sich sagen mußte: An welchen Fäden hing schon oft deine Zukunft! und sie sich gestehen durfte, daß sie in alle diese Lagen fast ohne Bewußtsein und wie nur von einem Instinct der Selbsterhaltung und einer das Höchste anstrebenden Zukunft geführt wurde, bangte ihr vor dem Gedanken, jemals wieder so nahe an Abgründe zu treten ... Klingsohr, dessen dauernde Anwesenheit in dieser Stadt, mögliche Beziehung zu Bonaventura sie oft in Verzweiflung brachte, Klingsohr war ein Phantast gewesen. Die merkwürdige Erscheinung, daß die Verirrung, die diesen beinahe rettungslos dem Trunk zugeführt hätte, mit einer Abneigung gegen Frauen verbunden zu sein pflegt, zeigte sich schon in Kiel, wo er moralisiren konnte. In jener schauerlichen Nacht auf Schloß Neuhof bestanden seine Zärtlichkeiten im Knieen wie vor einem Gnadenbilde, im Küssen der Locken, des Kleides, in Eingebungen einer Phantastik, die seinem Wesen entsprach, dem Leben nicht in der Wirklichkeit, sondern im Erträumten und Schattenhaften. Jérôme von Wittekind berührte Lucinden nicht. Sie war ihm eine Erscheinung aus dem Reiche der Märchen. Klingsohr's Entmannung, wie wir seinen Zustand nennen möchten, war nicht die Verrücktheit des tollen Kammerherrn und des Paters Ivo, nicht die Empfindung glühender, nur sich beherrschender Liebe, sondern das Bedürfniß, das er mit seinen hamburger Freunden theilte, sich auf den Trümmern der Unschuld ein letztes „reines Gnaden-

bild", eine Madonna, eine Laura, eine Beatrice zu dichten ...

Sie fürchtete ſich vor der Geſellſchaft, weil in ihrem Innern ein Vulkan tobte. Sie glaubte nicht länger ſich verleugnen zu können. Unterdrückte ſie auch ſeit Monaten ihren Spott, ihren Humor, ſelbſt ihre Kenntniß des Pianos, nur um nicht in Verſuchung zu kommen, ein Allegro zu ſpielen, ſo wußte ſie, was in ihrer Bruſt wuchs und ausbrechen mußte und nicht länger zu halten war. Daß man immermehr ihrem vergangenen Leben nachſpüren würde, erfüllte ſie mit dem Gelüſt, ſich vertheidigen zu wollen. Halt aber an dich! Halt an dich! ſagte ſie ſich oft und das aus Furcht, daß ſie plötzlich ſo nicht mehr fort konnte. So andächtig beſuchte niemand die Meſſe, ſo für unwürdig der Communion erklärte ſich niemand (freilich mußte ſie ſich den Genuß verſagen, da ſie ſeit der geſchilderten Scene nicht wieder beichtete), ſo ſittſam blickte niemand auf der Straße nieder, ſo beſcheiden äußerte ſich niemand in Geſellſchaft, ſo geringſchätzend ſprach niemand von ſeinen Anſprüchen auf Anerkennung, ſo gelaſſen gab ſich niemand einer etwaigen Anſpielung auf ſein früheres Leben preis. Sprach man ſelbſt bei Frau Walpurga von jener ſchönen Stadt mit den Wachparaden und den berühmten Waſſerkünſten, ja ſogar von dem Aufenthalt der ermordeten Frau von Buſchbeck daſelbſt, von böſen Dienſtherrſchaften, von leichtſinnigen jungen Commis, von dem dunkeln Geiſte, der auf dem Hauſe Wittekind-Neuhof ruhte, von dem Mönche Sebaſtus, der noch immer in der Stadt ver-

weilte und das alte Profeßhaus der Jesuiten nicht verlassen durfte, von seinem Vater, dem Deichgrafen, von dem gefangenen Küfer Stephan Lengenich, von einer nahe bevorstehenden Auflösung des Kronsyndikus, von dem Stiefvater des Domherrn von Asselyn, ja von Hamburg, Kiel; und plauderte selbst der „gemüthliche" Pötzl einmal von einer Schauspielerin namens Konstanze Huber, die die Jungfrau von Orleans nur bis zum dritten Act durchgeführt hatte — was war ihr das alles! Sie saß — und nähte — oder las dabei —, sie erhob sich auf jeden Wunsch der Commerzienräthin oder Johannens, ließ ihr goldenes Kreuz aus der Brust gleiten und sprach mit leiser und zurückhaltender Stimme von den geistlichen Exercitien und der Wallfahrt, die die Commerzienräthin für die glückliche Entbindung ihrer Tochter Hendrika und die rechtgläubige Taufe ihres Enkelkindes gelobt hatte ... Mit Beredsamkeit sich vertheidigen, gewährt oft ein schönes Schauspiel; mit Beredsamkeit sich anklagen kann ein schöneres sein. Schweigen aber, schweigen, um sich zu vertheidigen, ist Heldengröße; und schweigen vollends, schweigen um sich anzuklagen, Märtyrerglorie ... Was sind alle diese Vergehen, lag in Lucindens Mienen, deren ihr mich anklagt, wenn die Seele, wie der Rhein, der unter dem Bodensee hindurchzieht, aus geringen und unbedeutenden Anfängen nach kurzer Läuterung wieder und dann wie groß und majestätisch hervorbricht! Aus der Fremde that sie wie nur in die Heimat gekommen, aus der Lüge zur Wahrheit, aus dem Irrthum zur Erkenntniß. In der großen Gemeinschaft der Kirche durfte kein Gläubiger zu

dem andern ſagen: Deine Vergangenheit ſchändet dich! Die Tag- und Jahresgebete, die Abendandachten, der Roſenkranz, der engliſche Gruß, die Anbetung des allerheiligſten Sakraments, das heilige Meßopfer, alles das iſt eine Kette, die zu Leibeigenen Gottes und durch das Erlöſungswerk zu Kindern ſeiner Liebe macht. Lucinde kannte dieſe Formeln. Sie waren an ſich für ſie todt; ſie belebten ſich aber — im Hinblick auf eine Entſcheidung, die endlich kommen mußte — kommen ſollte.

Der Mann, den ſie ein Jahr lang in der Stadt, wo ſie katholiſch geworden, angebetet, den ſie zwei Jahre vergebens zu vergeſſen geſucht hatte, den ſie in St.-Wolfgang, in Kocher am Fall, hier mit glühend aufſchlagenden Flammen des Herzens wiederſah, wollte jetzt nach Weſterhof reiſen zu Paula. Sie wußte das ſeit einigen Tagen und da hatte ſie erklärt, zu dieſer Geſellſchaft, fehle ihr die Stimmung. Gebeten hatte man ſie, ſich zu überwinden ... Wol ſtand ſie in ihrem kleinen, ſchon von ihr und Treudchen ſofort wieder aufgeräumten Zimmer wie ein Weſen, das nicht ſchüchtern eintreten konnte bei ſo auffallender Erſcheinung. Es riß und zog auch in der That an ihr, die Wahrheit ihrer Natur zu enthüllen. Wie hob ſie's, den geſenkten Kopf zurückzuwerfen, zu lachen, die acht ſchönen Locken im Nacken zu ſchütteln, die freie, geſcheitelte Stirn zu erheben, ſtatt Wehmuth um die Lippe Stolz und Bitterkeit zu zeigen, aus den Augen das Feuer einer unter der Aſche drohend glimmenden Leidenſchaft hervorbrechen zu laſſen ... War ſie nicht wie auf der Flucht? Wie gehetzt von Geſpenſtern? Nie, nie liebt' ich dieſen Klingsohr, der jetzt hier vielleicht gegen mich zeugt!

hätte ſie in die Welt, in die Meſſe hinausrufen mögen, wenn ſie Bonaventura celebrirte. Im „Kirchenboten“ des Beda Hunnius, mit dem ſie ihre Correſpondenz nach der Kataſtrophe des Kirchenfürſten hatte abbrechen müſſen, las ſie die „Stufenbriefe“. Klingsohr ſchrieb ſie allerdings nur für Lucinden. Es waren Empfindungen, wie ſie Abälard, nach der ruchloſen That ſeiner Feinde, an Heloiſe geſchrieben haben konnte ... Aber wenn nun Bonaventura gar nach Weſterhof ging! Nach Schloß Neuhof, Kloſter Himmelpfort, wo ihre ganze Vergangenheit mit ihm zuſammentreffen konnte ... Täglich mußte ſie von der „Seherin von Weſterhof“ hören! ... Selbſt der kühle Benno konnte nicht in Abrede ſtellen, daß vernünftige Menſchen von Paula's Viſionen und Heilungen mit Bewunderung ſprachen. Jetzt wollte Bonaventura nach St.-Libori reiſen und — darüber war kein Zweifel — einen Seelenbund erneuern, der fürs Leben geſchloſſen wurde, wenn Paula, wie man vermuthete, nach dem Verluſt ihres Proceſſes den Schleier nahm ... Lucinde kannte die Glückſeligkeit, die den heiligen Franz von Sales mit Frau von Chantal vor und nach der Stiftung des Ordens der Viſitandinen verband. Sie wußte, daß Fénélon, der ſanfteſte der Prieſter, Seelenbündniſſe mit Madame Guyon und Fräulein von Maiſonfort hatte. Sie wußte, daß ſelbſt der ſtrenge, ſo trockene und pedantiſche Boſſuet von einer Frau von Cornuan, deren Geiſtesbildung etwa der der Commerzienräthin Kattendyk gleichkam, in einer Weiſe beläſtigt wurde, die zuletzt trotz alles ihm von dieſer Frau verurſachten Aergers ihm zum Bedürfniß werden konnte,

also, wie Lucinde gelegentlich bitter vor sich hinsprach — ebenso gut wie die Ehe war ... Ein Wort, das der Außerordentliche einmal sprach, nun würde mit dem Domherrn von Asselyn auf Schloß Westerhof der wahre „Doctor ekstaticus" erscheinen, machte sie zittern vor Eifersucht ... Stündlich stand sie auf dem Sprunge zu Bonaventura und ihm zu rufen: Reise, doch erst morde mich!

An demselben Abend war sie damals die „Jerichorose" gewesen. Sie verstand zum ersten mal gewisse durchbohrende Blicke des Oberprocurators, eines Mannes, vor dem sie sich anfangs entsetzt hatte, weil er ihr gewesen wie ein Gebilde von Eis. Alles scharf, kantig, schneidend an ihm. Doch fiel ein Sonnenstrahl nach dem andern auf diese Erscheinung und ließ sie immermehr in allerlei Regenbogenfarbenlicht, wenn auch wie aus tausend Eiskrystallen, leuchten. Der Mensch ist ja merkwürdig! sagte sie sich. Und als sie alles vernommen, was die Welt von Dominicus Rück wußte, als sie ihn vor Gericht den Mörder vertheidigen sah, der ihm selbst schon einmal hatte ans Leben gehen wollen, als sie den Blick beobachtete, mit dem Rück die vielbesprochene Prise verweigerte, erschien ihr seine Häßlichkeit, sein Cynismus, seine Charakterkraft überraschend. Klingsohr's Narben im Antlitz hatten sie nie gestört. Wie war sie nicht in düstere Lebenslabyrinthe eingedrungen! Sie wußte, daß jener in Serle's Papieren erwähnte Advocat, der bei dem Strafgericht des Bruders Hubertus über den Pater Fulgentius nicht zu entfernt gestanden, der hingerichtete Mörder ihrer Hauptmännin war. Schaudernd über-

liefen ſie die Rückerinnerungen an alles, was ſie von den Verirrungen des menſchlichen Geiſtes ſchon in Erfahrung gebracht. Die Leichenſchminkerin ſtand ihr oft mit Blumen wieder vor einer Todten und redete: Biſt du nun auch erlöſt, armes Weibchen? Lache, lache, armes Kind, das zu gut war für dieſe Erde! ... Dieſem Rück konnte ſie ſeit der „Jerichoroſe“ nicht mehr begegnen, ohne daß es ihrem Innerſten war, wie dem Knaben im Erlkönig. Sie ſah ſich fortgeriſſen in Nacht und Wind und ſtieß einen Hülferuf aus vor einer Hand, die unſichtbar ſie umfing; ein Leids fühlte ſie, das ihr angethan, ein ſo tiefes Weh, daß nur das einfache Vorüberſtreifen des grauen Mannes an ihr, ſein Blick zu ihr empor nöthig war, um ſie einer Ohnmacht nahe zu bringen. Geſpenſtiſch war ſchon die Stille, die eintrat, wenn ſein magiſches Weſen vorübergezogen.

Noch mehr! Schon ſeit mehreren Tagen war ihr ſeltſam geweſen, daß eine Frau, die immer höchſt elegant gekleidet neben ihr in der Meſſe auf einem der gemietheten Stühle kniete, ſie anredete, am Tage darauf ſie ſogar verfolgte auf einem Gange, den ſie in die Rumpelgaſſe machen wollte. Eine Jüdin, Namens Veilchen Igelsheimer, hatte in den ehrerbietigſten Ausdrücken an ſie geſchrieben, ſie kenne, wie ſie wiſſe, den Pater Sebaſtus. Der Aermſte ſäße krank und elend und zwar um ihretwillen in einer Haft, aus der ihn weder die jetzt machtloſe geiſtliche Behörde erlöſen könnte, noch die weltliche erlöſen wollte; ob ſie nicht ihre einflußreichen Verbindungen, beſonders die Fürſprache des Oberprocurators

Rück in Anſpruch nehmen wollte, um den Unglücklichen vielleicht freizubekommen oder wenigſtens ihm die Rückkehr nach dem Kloſter Himmelpfort zu ermöglichen, worein die weltliche Behörde der vielen Unterſuchungen wegen, in welche auch der Pater verwickelt wäre, nicht willigen wollte, oder ob ſie vielleicht ſonſt etwas Durchgreifenderes zur Erlöſung des Armen erſinnen könnte; ſie möchte ihr die Ehre gönnen und ſie unter ihrem armen Dache beſuchen ... Dieſer Brief hatte Lucinden vollends aufgeregt. Klingsohr zurück nach Kloſter Himmelpfort? Zugleich mit dem ihm vielleicht ſchon lange nahe ſtehenden Bonaventura? O daß eine Vergangenheit ſo furchtbar laſtend auf dem Weibe ruht! ... Sie hatte die Zuſchrift der Jüdin mündlich beantworten wollen ... Da war ihr die fremde Dame nachgegangen und ermuthigt durch die verdächtigen Umgebungen der Rumpelgaſſe, ſprach ſie Lucinden in einer Weiſe an, die dieſe ſo erſchreckte, daß ſie ihren Vorſatz, die Jüdin zu beſuchen, aufgab. Die Frau ſagte ihr Schmeicheleien über ihre Schönheit. Sie lud ſie zu ſich ein, forderte ſie ſogar auf, ſofort bei ihr Chocolade zu trinken. Lucinde wies die Frau zurück. Wer ſtellt dir ſo nach? Wer verdächtigt dich? ...

Endlich noch mehr! Heute plauderte Treudchen von der offenbar ganz gleichen Bekanntſchaft, die auch ſie mit einer ſie verfolgenden Frau gemacht hätte ... Treudchen erzählte, daß der fromme Pfarrer Rether, der die Frau vor ſeinem Hauſe auf ſie warten geſehen, ihr jede Beziehung zu ihr verboten hätte. Auch wäre ſie von ihr ſeitdem unbehelligt geblieben ...

proteſtantiſchen haben mancherlei Anfechtung erlitten. Rheinau, Einſiedeln, Muri wurden Herrn von Hurter früh bekannt. Seine wiſſenſchaftlichen Studien, beſonders die Vorarbeiten zum Innocenz, führten ihn in die Bibliotheken dieſer Klöſter. Wie Herr von Hurter ſelbſt geſteht, daß er ſeinen Innocenz rein einer zufälligen Anregung (dem Ankaufen ſeiner Briefe auf einer Auktion) verdanke, ſo haben auch dieſe Beſuche in den Klöſtern den harmloſeſten Zweck. Bekannt iſt aber das wohlwollend freundliche Entgegenkommen der Kloſtergeiſtlichen. Man macht ſie ſo glücklich, wenn man bei ihnen vorſpricht, dieſe einſamen Zellen-Bewohner! Ja ermüdet von mancher Lebensplage, ergriffen von irgend einem wiſſenſchaftlichen oder dichtenden Zwecke kann man die frommen Väter um ihre Ruhe beneiden. Herr von Hurter befand ſich wohl bei dieſen Mönchen und dieſen Büchern. Er verließ niemals ihre ſtillen Sitze ohne für ſeinen Innocenz die erfreulichſten Reſultate mitzunehmen. Seine neuen Freunde, die Aebte und Mönche, faßten auch ihrerſeits Vertrauen zu dem Innocenzfreundlichen reformirten Prediger und trugen ihm, dem Conſervativen, ihre Klagen und Bedürfniſſe vor. Der Fürſtabt von Muri brachte ſogar, als ſeinem Kloſter eine gewaltthätige Beſitzergreifung drohte, die koſtbaren Gefäße und Kleider deſſelben dem reformirten Prediger zu gefälliger Verwahrung. Ein ächter reformirter Prediger hätte ſie nicht genommen; aus einer Art von Gewiſſen oder Courtoiſie oder zarter Rückſicht auf die Grundbedingungen ſeiner Lehre hätte er in ſeiner Amtswohnung die Hülfsmittel der Meſſe nicht geborgen. Herr von Hurter aber, der mehr Politiker und Gelehrter als Geiſtlicher war, verſchloß dieſe goldſtarrenden Gewänder und mag ſie oft mit eigenthümlichen Gedanken betrachtet haben. Vielleicht nur

Warum gehſt du nur ſo oft zu dieſem Pfarrer? fragte Lucinde ſinnend ...

Denken Sie ſich, das fragte mich neulich jemand anderes auch! Der Herr Oberprocurator! ... Die Pfarrei vom Berge Karmel liegt frei auf dem Platz und wie ich oben beim Pfarrer bin, zeigt er mir in der Ferne noch einmal die Frau, wie ſie an einer Ecke gerade mit dem Oberprocurator ſpricht ...

Mit Rück —?

Mit Herrn Rück! Und heute früh begegne ich ihm und da ſagt' ich ihm, daß ich ja ſo gern auch bei den Damen auf dem Römerwege bin, weil ich meine Geſchwiſter im Waiſenhauſe habe ...

Lucinde hörte der Erklärung kaum zu; denn Rück, Rück im Geſpräch mit jener Frau! Dies Bild weckte ihr eine Vorſtellung, die ſie eiskalt überlief ... So unwürdig denkt dieſer Mann —? Gehört auch er zu jenen „Bemitleidenswerthen", denen es eine unheilbare Krankheit geworden, an Frauentugend nicht mehr glauben zu können? Muß es nicht elend in einer Seele ausſehen, die vielleicht ein unwiderſtehliches Bedürfniß der Liebe hat und den trügeriſchen Schein davon nur auf ſolchem Wege finden kann? ... Oder ſtellt man dir Fallen und wiederholt ſich der alte Unglaube an das, was du dir doch — „bei alledem" konnt: ſie ſelbſt hinzufügen — bewahrt haſt? ...

Da kam denn Joſephine Rück und Lucinde mußte ſich ſagen: Freilich, ein Mann von Geiſt und Leidenſchaft und ein ſolches Weib!

Düſtere Falten zog die Stirn, die ſich nun unter

dem rauſchenden Gewühl heiter und ſorglos zeigen ſollte . . .

Nachdem hatte Treudchen ſo viel von der großen Vergebenheit des Hauſes, vom Zank mit Delring zu erzählen, daß das Geſpräch von dieſen dunklen Gegenſtänden abkam . . . Lucinde mochte die „obere Geſellſchaft“ nicht. Hendrika hatte die Abneigung aller Frauen gegen ſie, eine Abneigung, die Lucinde für einen Beweis der „Gewöhnlichkeit“ erklärte. Delring war ihr der Repräſentant jener „blonden“ norddeutſchen Weiſe, die ihr ſoviel Schmerzen und Demüthigungen bereitet hatte. Sie ſtellte ihn in die Reihe der hamburger „Reſpectabeln“. Sie vermied ſeine „kalten“ „waſſerblauen“ Augen, die ganz den Tauſenden von Augen glichen, vor deren tugendhafter Kritik ſie ſich einſt nach dem Tode Jérôme's von Wittekind in der Sommerwohnung des Herrn Nikolaus Carſtens und ſeiner plattdeutſchen Schweſtern hatte drei Tage lang verbergen müſſen.

Das Rufen und Klingeln und der zunehmende Lärm im Hauſe unterbrach zuletzt alles weitere Geſpräch mit Treudchen und mit ſich allein . . . Endlich brach ſie alles, was ſie beſtürmte, ab, faßte ſich Muth, zog ihre Handſchuhe an, nahm ihr Bouquet und ſchlüpfte in das vordere Zimmer, wo im lebhafteſten Geſpräche Herren ſtanden, die ſogleich Chaine machten, um die überraſchende Erſcheinung hindurchzulaſſen.

Der erſte, der ſich der hohen Geſtalt „erbarmte“ — denn Erbarmen kann man wol die erſte Begrüßung und Anrede eines in menſchenüberfüllte Räume Neueintretenden nennen —, war der alte Pötzl, der die beiden Boleg-

neſerhündchen, die bei der Geſellſchaft nicht fehlen konnten, unterm Arm hielt. Auch der Medicinalrath, ein kleiner dicker Herr, ſprang hinzu und nun wäre alles zurückgewichen vor dieſer königlichen und fremdartigen Geſtalt, wenn nicht Frau Rück, die am feucht beſchlagenen Fenſter ſaß, ſie erblickt und ſogleich nur für ſich in Beſchlag genommen hätte, um ſie hinter den Gardinen zu fragen, ob ſie noch immer ſo echauffirt ausſähe? ...

Ein Flor von Jugend und Schönheit und Pracht der Toiletten war zugegen ... Dennoch machte Lucinde einen Eindruck, der die Aufmerkſamkeit aller auf ſie gezogen haben würde, wenn nicht gerade jetzt der Stolz der Stadt, das berühmte Moppes'ſche Quartett, intonirt und die Stimmung des Flügels mit einem angegebenen Accord in Einklang gebracht hätte. Alles rannte, um zum Sitzen zu kommen. Die Kryſtalle in den Kronenleuchtern wackelten vor dem Sturm. Alles mußte ſtill ſein ... nur der Außerordentliche ſprach über die Baßpoſaune noch ſeinen Satz aus. Er widerſetzte ſich einer natürlichen Erklärung des Wunders, daß die Mauern von Jericho durch Poſaunen wären niedergeblaſen worden. Denn Beamte aus dem ghibelliniſchen Heerlager, rationaliſtiſche Zweifler, fehlten keineswegs und der alte Herr de Jonge hatte für ſeinen leider abweſenden Sohn die Neckereien übernommen. Während man mit Fanatismus dem Außerordentlichen ziſchte und Lucinde ſich ſtill für ſich ſelbſt ſagte: Vielleicht beſtanden die Mauern von Jericho aus nichts, als Gärten von Roſen! und nach dem Manne der echauffirten Frau ſich umſchaute, die neben ihr

ſaß und die Ueberfüllung mit Menſchen verwünſchte, die nicht einmal möglich machte Pitern zu entdecken, entfaltete ſich das Bouquet des Abends. Waren es auch nur immer dieſelben „Gute Nacht!“ und dieſelben „Schlaf wohl!“ und dieſelben humoriſtiſchen „Speiſezettel“, die die Sänger vertrugen, die Thatſache ſtand feſt: Beim letzten Hauche konnte man den entſprechenden Accord des Flügels anſchlagen — und nicht um eine Viertelnote waren dieſe jungen Kaufleute in ihrem Vortrag geſunken, worüber die alten regelmäßig in Enthuſiasmus ausbrachen. Wie regierten ſie aber auch mit ſtrenger Gewalt die Muſikzuſtände der Stadt! Wie beſtimmten ſie den Erfolg jeder Oper, jeder neuen Meſſe! Was ſie verwarfen oder guthießen, fiel oder ſtand in der öffentlichen Meinung.

Lucinde blieb hinter den Gardinen und beobachtete ... Sie kannte ſolche Geſellſchaften nur aus Kiel und aus der Zeit ihres dreijährigen Wirkens im orthopädiſchen Inſtitut, wo es genug vornehme Beziehungen gegeben hatte ...

Die Wonne des Entzückens machte niemanden lebendiger, als die Commerzienräthin. Glich ſie ſchon ſonſt in ihrem ganzen Leben einem jener kleinen Würmchen, die auf einer flachen Tafel hin- und herrennen, ſtutzen über nichts, links und rechts ſchwenken und da wieder hinlaufen, wo ſie eben hergekommen ſind, wie erſt heute! Trotzdem daß ihr Kopfputz, eine Art Turban mit purpurrothen Sammettroddeln und goldenen Franſen, ihr die feierliche Haltung eines Schlittenpferdes vorſchrieb, drängte ſie ſich durch alle Bravis und Dacapos, durch alle Er-

friſchungen und Staats- und Kirchengeſpräche hindurch mit wiedererwachtem Jugendmuth. Blieb auch ihr Shawl an einigen Frackknöpfen der Herren, an einigen der aufgeſtellten Rhododendren oder am Kettchen eines neuen Halsbändchens ihrer Hunde hängen, ſie war überall und nirgends und zuletzt auch bei Lucinden, die ſie hervorzog und auf die Stirn küßte. Sie flüſterte ihr zu: Wie lieb' ich Sie! Aber ich muß Sie vorſtellen! Und noch ehe ſie eine Antwort bekam, war ſie ſchon wieder bei einer andern Gruppe und eigentlich ſuchte ſie auch nur immer Pitern und ſagte das auch laut. Aber obgleich die Geſellſchaft ſchon zwei Stunden beiſammen war, entbehrte doch niemand den Schöpfer dieſes brillanten Abends. Die jungen Herren, ſeine Freunde, hatten mit den jungen Damen zu thun und der Außerordentliche machte die Honneurs des Hauſes, ſo klein er war, mit einer Entſchiedenheit, die imponirte.

Wiederum hatte man in einer Extra-Arie die berühmte Schule und die Becktriller der Sängerin bewundert ... Lucinde war endlich von dem beſchlagenen Fenſter erlöſt, aus Umgebungen, wo ſich einige Beamte und gemäßigte Commerzienräthe, die einen ghibelliniſchen Orden im Knopfloch trugen, durch den Geſang der Primadonna nicht hatten hindern laſſen, von den Zeitläufen zu flüſtern ... Pamphlete, die in Belgien gedruckt waren, wurden erwähnt; Vorgänge im Kapitel ſpannten ihre Neugier; der Severinusverein hatte mit einem evangeliſchen Handwerkerverein geſtern eine blutige Schlägerei gehabt; Plakate in einem eigenthümlichen alten Drucke, „Himmelsbriefe", waren von den Straßenecken abgenom-

men werden; die Worte: Rom, Gesandtschaft, wiener Staatskanzlei fielen ... Lucinde konnte nicht verweilen, da sie der Gegenstand allgemeiner Neugier wurde und aus einer Vorstellung in die andere kam.

Sie selbst suchte nur Benno. Als sie hörte, der fehle und wäre schon nach Wiedeborn, entsank ihr jede Kraft und Sammlung ... Denn mitten unter all diesen Huldigungen blieb, was sie auch an Männern sah, nur Grund zur Vergleichung — mit Dem, für den sie leben und sterben wollte ...

Die Commerzienräthin zog sie in einen Kreis, wo sich eine lebhafte Debatte entsponnen hatte ...

Eine Dame, der sie hier vorgestellt wurde, saß in einem kleinen Eckdivan, umgeben von einer Anzahl Herren und Damen, die sich ebenso an der Erscheinung wie an der Conversation dieser Frau zu erfreuen schienen. Sie trug ein hellfarbiges, mit seidenen Streifen durchwebtes einfaches Tüllkleid und darüber eine große schwarze Atlasmantille, mattblau gefüttert, fast wie einen Shawl, aber auch wieder wie eine herabhängende Toga, mit Schnüren auf der Brust und an den Aermelöffnungen. Die ebenfalls blaue Auslage des rundgezackten schwarzen Kragens verdeckte fast den Hals und gab diesem eine eigenthümliche Einfassung, wie wenn er neckisch sich in ihm versteckte. Das Merkwürdigste für alle Umstehenden war der Kopf dieser schönen Frau, der halb der Jugend, halb dem Alter angehörte. Aus einem Halbhäubchen von schwarzem Flor, besetzt mit blauen Blumen, quollen eine Anzahl grauer Locken hervor.

Die Commerzienräthin sprach von „der Frau Ba-

ronin". Daß Lucinde vor Armgart's Mutter ſtand, mußte ſie ſich erſt ſelbſt allmählich entnehmen.

Lucindens Erſcheinen fiel auch hier auf. Jemand, der der Dame am nächſten ſaß, ſprang ſogleich auf und bot ihr zuvorkommend ſeinen Sitz. Ein paar feurig durchbohrende Augen warf er dabei auf Lucinden, die erröthete. Der Gefällige vergaß faſt, daß er es war, der das Wort führte und daß alle bisher an ſeinem Munde gehangen hatten.

Mit einer fremdartigen Betonung, aber außerordentlich geläufig und einſchmeichelnd erzählte er Vorgänge, die Lucinde ſogleich als auf die Gräfin Paula ſich beziehend erkannte. Das waren Wetterſchläge in ihr Herz ... Die Lage des Camphauſen'ſchen Proceſſes war ihr geläufig genug, um zu begreifen, daß der Sprecher jener Bevollmächtigte der wiener Erben, Herr von Terſchka war, jener Terſchka, der einſt ſchon in Kiel ſie geſehen und damals durch eine Debatte über ihre Naſe die nächtliche Scene mit dem Kronſyndikus veranlaßt hatte ...

Terſchka wiederum, in deſſen Ohr noch bei dem Worte: Fräulein Lucinde Schwarz! die Bezeichnung: Eine ultramontane Emiſſärin! von der Villa der Gebrüder Fuld nachklang und der ſich ſeitdem gleichfalls auf die Tage von Kiel beſonnen hatte, Terſchka begleitete alles, was er ſprach, mit Blicken, die ſich zwiſchen Lucinden und Monika theilten.

Monika ſaß in tiefem Ernſt und ſpielte zerſtreut mit ihrem Fächer. Terſchka war vor wenig Stunden angekommen, um noch die Gräfin vor ihrer Weiterreiſe zu

begrüßen. Ohnehin zu spät eingetroffen, mußte er in dieser Nacht wieder zurück ... In seinem ganzen Wesen lag die Elasticität der Aufregung, die für Monika vollkommen verständlich gleichsam ausdrückte: Auch nur eine Stunde in deiner Nähe verweilt — und ich bin überreich belohnt!

In dem Bericht über die außerordentlichen Heilungen, die man Paula verdankte, fiel bei Erwähnung der Gesichte, die Paula sähe, das Wort:

„Der Teppich, auf dem der Domherr von Asselyn als Archipresbyter zu Sanct-Liberi nächstens die erste Messe lesen wird, stellt eine Vision der Gräfin vor. Der sogenannte Philosoph von Eschede, Doctor Laurenz Püttmeyer, hat diese Vision gezeichnet und vierundzwanzig Stiftsdamen und Freifräulein der Umgegend stickten bisher Tag und Nacht daran. Das Ganze ist jetzt vollendet und sieht sich an wie eine Offenbarung Dante's ...

Für Lucinden lagen in jedem Worte dieses Berichts durchbohrende Nadeln und Stacheln des Neides und der Eifersucht ...

„So würden wir ja, nahm eine ihr wohlbekannte Stimme die Rede auf, die Erscheinung der heiligen Hildegard noch einmal haben, die bekanntlich schon ebenso viel von der Natur wußte, wie Alexander von Humboldt, und noch dazu in einem viel wahreren Geiste ...

Der Sprecher war der Außerordentliche. Mit einem artigen Gruße an Lucinden hatte er sein: „Bekanntlich" gleich im Ton als „unbekannterweise" gegeben und fuhr deshalb docirend fort. Er ahnte nicht, daß zufällig eine anwesende Person im Leben jener Heiligen, deren „Phy-

sik" seit einiger Zeit durch die Bekenner der „frommen Naturwissenschaften" bekannter geworden, sehr heimisch war . . .

Sie kennen Bingen, meine Herrschaften? fuhr der Professor mit hochliegender Stimme fort. Sie kennen den höchst vortrefflichen Scharlachberger der Veste Klopp und die Lokalerinnerungen an Kaiser Heinrich IV.? In der Nähe dieser gegenwärtigen Victoria-Hotels und Bellevues lag sonst das Kloster Disibodenberg, dessen Aebtissin vor achthundert Jahren Hildegard gewesen ist, die Tochter eines adeligen Vasallen der Grafen von Sponheim. Schon im dritten Lebensjahre hatte sie Visionen. Sie gab ihr Erbe auf, schenkte es der Kirche, wurde Benedictinernonne und lebte schon hienieden im Geruch der Heiligkeit. Sie sah den Himmel offen, heilte, that Wunder, schrieb, ohne die Sprache gelernt zu haben, im entzückten Zustande Latein. Sie war eine Gotterleuchtete, die nach allen Richtungen hin Spuren ihres Geistes zurückließ. Ich nenne nur ihre Einsichten in die Naturwissenschaften. Sie hat vom Bau des menschlichen Körpers, von den Kräften der Luft, des Wassers und Feuers mehr gewußt, als die atomistische Physik des achtzehnten Jahrhunderts!

Lucinde dachte bebend an Paula . . .

Die Frau aber mit den silbernen Locken, die sich von der Hitze des Zimmers lösten und lang in ihren Ueberwurf hinunterglitten, den sie jetzt öffnen mußte, erwiderte plötzlich scharf und bestimmt:

Die heilige Hildegard war im Gegentheil beinahe eine Vernunftgläubige!

Alles horchte auf ...

Wie so? fragte der Außerordentliche, stutzig über den Muth der Interpellation und ein in dieser Gesellschaft gebrauchtes anstößiges Wort ...

Monika erwiderte:

Jede Zeit hat ihre eigene Art, den Antheil für edlere Dinge auszudrücken. Was in unserm Jahrhundert die Philosophie ist, war vor achthundert Jahren das Christenthum ...

Bitte! Erlauben Sie! unterbrach der Professor hocherstaunend ... Aber ein Glück für den Vater, daß dieser in einem hintern Zimmer am Whisttische saß. Sonst hätte er erlebt zu hören, daß die allgemeinste Spannung über die gelehrte muthige Frau seinem Sohn, seinem Stolz, ein zischendes St! rief — und das in einem Kaufmannssalon ...

Frau von Hülleshoven fuhr bei der im Zimmer eingetretenen lautlosen Stille fort:

Wenn eine Zeit voll Barbarei der Wunder bedarf, um sich dem göttlichen Weltplan zu fügen, so geschehen auch Wunder. Der Mensch macht seine eigenen Thaten dann selbst dazu und läßt immer nur Gott die Ehre. Die Eingebungen einer Hildegard kamen aus der Sphäre, ja geistigen Sprache her, die damals allein verstanden wurde und allein wirkte. Das Christenthum in der Bedeutung, wie wir es jetzt zu citiren pflegen, ist dabei ganz unwesentlich!

Das ist ja offene Ketzerei! warf der Gegner dazwischen, lächelnd freilich und noch verbindlich ... Aber wieder

anfangs antiquariſch, dann aber bald mit der immer lebhafter in ihm ſich entwickelnden Verehrung vor einer Kirche, die binden und löſen, ſegnen und verdammen, öffnen und ſchließen, gewähren und nehmen darf. Bei einem ſo ſtolzen und hochfliegenden Gemüth, wie es Herr von Hurter beſaß, dieſe Beengung ſeines Amtes, dieſe Gränzen ſeiner Machtvollkommenheit, dies presbyteriale Prinzip der Einmiſchung ununterrichteter, zudringlicher Laien in die Kirchenangelegenheiten zu erdulden — das iſt es, was ihn hier abſtieß und dort feſſelte. Die Glaubensfrage war dabei unerheblich.

Jetzt erſchien ſein Innocenz. Das fleißige und gelehrte Werk fand allgemeine Anerkennung. Selbſt dem Proteſtanten durfte ein Papſt imponiren, der die kirchliche Gewalt die Sonne, die weltliche den Mond genannt hat, der einen Kaiſer erziehen ließ, als Vormund ſein Erbe verwaltete, Könige erhob und abſetzte, lohnte und beſtrafte, Bann und Interdict mit Nachdruck durchzuführen wußte und mit Strenge die Trennung der Prieſter von den Laien vollendete. Die katholiſche Welt nahm dieſe Arbeit eines reformirten Predigers erſt mit Staunen, bald mit Enthuſiasmus auf. Sie wurde in's Franzöſiſche und Italieniſche überſetzt. Alle katholiſchen Kirchenzeitungen beglückwünſchten den Verfaſſer, von nahe und ferne erhielt Herr von Hurter Beſuche, hohe und niedere katholiſche Geiſtliche klopften an die Thür des reformirten Pfarrers und die guten Schaffhäuſer wußten nicht, wie ihnen geſchah. Vornehmen Sinnes konnte der ſo Geprieſene wohl auf den kleinlichen Bürgergeiſt herabblicken. Er bevorwortete ſogar getroſten Muthes den Bau einer katholiſchen Kirche in Schaffhauſen. Er reiſte nach Deutſchland, beſuchte faſt überall Convertiten und gewiſſe katholiſche Kreiſe, z. B. das Stift Neu-

mußte er erleben, daß ihm gezischt wurde. Man zischte auch über das harte Wort gegen eine Dame ...

Nennen Sie es, wie Sie wollen! fuhr mit einem eigenthümlich bittern Lächeln die jugendliche Sprecherin fort. Ich verweise Sie nur auf die vielen Bestätigungen, die Hildegard für meine Behauptung gegeben hat. Sie hat bei ihren Visionen immer nur das praktische Leben und die Besserung der Sitten im Auge gehabt. Hildegard war eine kleine schwächliche Person, immer kränklich, jedenfalls von einer somnambulen Anlage ...

Gräfin Paula ist schlank wie eine Tanne! warf Terschka hinein, artig — doch offenbar in der Absicht, Monika zur Mäßigung zu mahnen ...

Diese fuhr jedoch fort:

Hildegard sah Erscheinungen, Engel und sie heilte. Aber ihre Visionen waren von einer strafenden und ermahnenden Tendenz. Ihre Heilungen erfolgten nicht ohne Beistand ihrer Kräuterkunde und die Beobachtung des menschlichen Körpers. Sie ermahnte den Papst, der kranken Kirchenzucht zu helfen. Sie gerieth in Streit mit dem Erzbischof von Mainz über die Beschuldigung, einen Excommunicirten auf dem Gottesacker ihres Klosters bestattet zu haben. Sie machte sogar Reisen. Daß sie dabei nur die Klöster besuchte, lag im Charakter einer Zeit, wo es noch keine Victoria-Hotels gab und eine Frau mit einigen weiblichen Begleiterinnen nicht auf Ritterburgen übernachten konnte. Die Klöster waren für jene Zeit vortrefflich. Sie waren die Herbergen, die Gasthöfe jener Zeit. Sie besuchte Paris. Denken Sie

ſich eine Reiſe nach Paris in jener Zeit! ... Eine Reiſe nach Paris für eine Frau!

Auf einer Reiſe nach Paris würde man jetzt allerdings nicht mehr in Klöſtern abſteigen! warf eine Stimme hinter der ſich mehrenden dichten Gruppe ein ...

Rück's Stimme! ſagte ſich Lucinde, als alles lachte ...

Sie und die Sprecherin waren der Mittelpunkt geworden und Terſchka's Augen ließen weder von ihr, noch von Monika ...

Monika fuhr in dem Gemurmel der Freude, den volksthümlichen Rück zugegen zu wiſſen, fort:

Wie vernünftig, wie praktiſch dieſe Heilige war, beweiſt auch der Umſtand, daß ſie zwar bis in ihr achtzigſtes Jahr Wunder verrichtet haben ſoll, aber im Tode gänzlich damit aufhörte ...

Ein Geflüſter und Lächeln ...

Bitte! unterbrach der Profeſſor der gläubigen Naturwiſſenſchaften. Der Erzbiſchof von Mainz verbot der Todten ausdrücklich, noch Wunder zu verrichten!

So viel Ghibellinen hatte Piter eingeladen, daß jetzt ſogar die Welfen über dieſe Aeußerung mitlachen mußten ...

Man muß das anders erklären! erwiderte Monika, während der Außerordentliche ſich im Kreiſe rundum ſchaute und ſtrafende Blicke nach allen Seiten austheilte. Es wäre manchmal ſehr ſchön, wenn man die Reize des Niederwaldes und die Ausſicht vom Victoria-Hotel auf Rüdesheim auch den Engländern in Bingen verbieten könnte. Der Zudrang zum Grabe der Heiligen wurde ſo groß, daß man den daraus entſtehenden Un-

ordnungen steuern mußte. Deshalb verbot der Erzbischof der todten Aebtissin die Wunder. Und die Heilige erschien dann dem Erzbischof von Mainz und erklärte ihm, sie wollte ihm auch noch im Tode gehorsam sein. Das war aber lediglich eine Ironie der vortrefflichen Frau; sie hatte ihr Lebtag so viel Aerger mit den Vorgesetzten der mainzer Erzdiöcese gehabt, daß sie ihnen auch noch im Tode gelobte, ihren Willen zu thun.

Ein schallendes Gelächter brach aus ...

Die Entrüstung des Außerordentlichen steigerte sich so, daß sie jetzt schon von Johannen, seiner Verlobten, heimlich beschwichtigt werden mußte ...

Lucinde, die nur ruhig beobachtete, würde mehr aufgethaut sein, wenn sie nicht fast physisch gefühlt hätte, wie Rück, den sie nicht sah, sie beobachtete ...

Aber, fuhr die scharfe Frau zur Mehrung ihres Triumphes fort, aber auch wahrhaft liebende und geistvolle Freunde hat die Aebtissin gehabt! Das müssen Sie schon darum zugeben, weil sie des Lateinischen unkundig war, nur im magnetischen Zustande etwas davon wegbekam und doch soviel Schriften gerade in dieser Sprache hinterlassen hat. Ein einfacher Beichtvater, von dem die Welt nur weiß, daß der Treffliche Pater Gottfried hieß, war ein so treuer Freund ihrer Seele, daß er alles niederschrieb, was sie in den Wolken gesehen zu haben vermeinte, und es dann noch später mit ihr ausarbeitete. Dieser bescheidene Mönch war also noch etwas mehr, als Goethen sein Eckermann. Er war der Geist einer Frau, die keinen Körper, nur eine Seele gehabt zu haben scheint. Gottfried selbst stand unter dem Eindruck ihrer Bezaube-

rung. Er hörte seine Freundin, die auf dem Bette lag, phantasiren. Sie dictirte ihm die Briefe an die, die ihren Rath begehrten. Sie sprach deutsch und sein Ohr hörte und seine Feder schrieb Latein. Er übersetzte nichts, er schrieb die Gesichte seiner Freundin gleich in seiner geistigen Muttersprache nieder. Das war gerade so, wie Plato den Sokrates Dinge sagen läßt, die er nie gesprochen und die Plato darum doch nicht log. Aus Sokrates' Geiste dichtete Plato seine Dialogen; die Dichter lügen nicht, wenn sie auch noch soviel erfinden. Oder glauben Sie nicht, daß Sokrates somnambul war? Jeder große Geist ist somnambul. Jeder Genius hat einen Dämon wie Sokrates. Jeder Heroe handelt unzurechnungsfähig. Diese Hildegard war die einzig mögliche Diotima des Mittelalters. Aber welche Thorheit, wenn man noch jetzt in ihrer alten Sprache lallen wollte! Ich möchte wol wissen, wenn man die Gräfin Paula fragte, was Hildegard gefragt wurde, als der Dechant Philipp von Köln an sie schrieb, ob sie in ihren Visionen nichts über den kölner Klerus gesehen hätte? . . .

Ueber den kölner Klerus? rief man durcheinander . . . Lucinde lachte mit in den Chor hinein. Sie fühlte Schadenfreude — über eine Gegnerin Paula's . . .

Gewiß, gewiß! sagte Monika. Die Nonne von Dülmen hätte schwerlich auf diese Frage wie Hildegard geantwortet! Sie hätte ohne Zweifel alle Domherren von Köln für künftige Heilige erklärt!

Ein neuer Sturm . . .

Aber Hildegard? Was sagte sie denn? drängte man . . . Die Zahl der Umstehenden nahm immermehr zu . . .

Hildegard antwortete zuvörderſt: Der ewige Gott, der da iſt, war und ſein wird, wird alle Runzeln der Zeit ausglätten! Wer iſt dieſer Gott? fährt ſie fort. Die Sonne iſt das Licht ſeiner Augen, der Wind ſein Gehör, die Luft ſein Geruch, der Thau ſein Geſchmack. Der Mond iſt Gottes Uhr, die Sterne ſind ſein Denken, denn in ewigen regelmäßigen Kreiſen dehnt ſich alles Denken ... Hat wol die Nonne von Dülmen jemals die Gottheit ſo erhaben definirt? Sie ſah nur Nägelmale und blutende Heilandswunden!

Eine Todtenſtille trat ein ...

Man würde Hildegard jetzt für eine Pantheiſtin erklären! bemerkte Terſchka vermittelnd, während der Außerordentliche vor Staunen und Befremdung über dieſe Sprache in aller Blicken zu leſen ſuchte ...

Noch mehr! fuhr Monika unerſchrocken fort. Die heilige Hildegard war Vulkano-Neptuniſtin, ſchon achthundert Jahre vor den Theorieen Cuviers über die Bildung der Erdrinde. Sie ſagt an jener Stelle, Gott ſpräche: Steine hab' ich aus Feuer und Waſſer gegoſſen und die Erde aus Feuchtigkeit und Keimkraft dargeſtellt. Ich habe Gewölbe ausgeweitet, welche die Körper tragen, um dieſelben her befindet ſich die Feuchtigkeit zu ihrer Befeſtigung. Hätten die Wolken nicht das Feuer und das Waſſer, ſo würden ſie wie Aſche ſein ...

In das Erſtaunen der Zuhörer und der Bewunderung vor dieſer ſeltſamen, jetzt faſt feierlichen jungen Frau, miſchte ſich wieder von hinterwärts her die helle und ſcharfe Frage aus der Menge:

Aber bitte, bitte! Was ſagte ſie über die kölner Geiſtlichkeit?

Lautes ſchallendes Lachen ...

Es war wieder die Stimme des geliebten, populären Redners ... Lucinde ſah ihn nicht ...

Sie vergleicht die Würde der Geiſtlichkeit zuerſt den höchſten Erſcheinungen in der Natur! fuhr Monika fort und eklipſirte den Auſterordentlichen heute bis zur vollſtändigen Nullität. Abel, Noah, Abraham, Moſes, alle wären Prieſter geweſen, ſagte Hildegard, und hätten in Gottes Haushaltplan der Schöpfung eine große Rolle durchgeführt; die vier Propheten wären wie die vier Weltgegenden zu betrachten, die die Erde begrenzten. Und die kölner Geiſtlichkeit — nun von der, ſagte ſie, die — ich wiederhole wörtlich — die — blaſe ſchlecht auf der Poſaune der Gerechtigkeit ...

Die Erinnerung an die Baßpoſaune erzeugte ein fortgeſetztes Gelächter. Denn ſelbſt die Welfen waren mit den jetzigen Kundgebungen ihres plötzlich über den Kirchenſtreit eingeſchüchterten Kapitels nicht im mindeſten einverſtanden ...

Eine Poſaune, fuhr Monika, als die Zuhörer ſich beruhigt hatten, fort, iſt ein ſo erhabenes Inſtrument, daß es ſeine Intervallen haben muß. Bei aller Verehrung vor dem Talente, das uns vorhin die ſüßeſten Arien auf ihr vorgetragen hat, würden Sie doch von dieſem erhabenen Inſtrument keinen Walzer hören wollen (Piter hatte allerdings gerade einen Strauß'ſchen Walzer auf der Baßpoſaune als die Girandole des Abends und den Uebergang zum gemüthlichen „Ulk" beſtellt gehabt).

Die kölner Geistlichkeit aber blies sozusagen die Posaune der Gerechtigkeit in diesen Sechszehnteln:ten, d. h. wie die Heilige sagt, „ohne Einhaltung passender Zeiten" und manchmal gar nicht und manchmal im „Uebermaße" und manchmal heftig und dann ganz abbrechend, kurz ohne jede wahre musikalische Empfindung ...

Ein allgemeines beifälliges Murmeln deutete an, daß man diese Ungleichmäßigkeit des priesterlichen Wirkens vollkommen verstand ...

Sie will sagen, fuhr Monika fort, ihr übt euer Amt gedankenlos, seid streng aus Gewohnheit, verhängt Strafen ohne zu überlegen, wie die Fälle sind! Ihr seid, schreibt sie, eine finsternißathmende Nacht, ein Volk, das aus Ueberdruß an zu vielem Licht nicht länger darin wandeln mag! („Ueberdruß an zu vielem Licht" — Lucinden fiel ein Schlaglicht — auf den gefangenen Klingsohr.) Sie tadelt die kölner Handwerksmäßigkeit in der Uebung des Priesteramts. Auch die Sünden der Leidenschaft fehlten nicht und doch wolle man daselbst „die Ehre der Heiligkeit ohne Anstrengung" gewinnen. Sie vermißt das reine Feuer und den Duft der Lieblichkeit ...

Das Gemurmel wurde so groß, daß der Außerordentliche sich dem Beifall anschließen mußte und sogar für die Bemerkung: Und vergessen Sie nicht, gnädige Frau, daß die Heilige selbst in Köln gewesen ist! Beifall erntete ...

Um so mehr also! ergänzte Monika. Und sollte man nicht glauben, daß sie schon die Neigung der Kölner für Männergesang und Carneval gekannt hat, wenn sie — ich bitte die lieblichen Sänger von vorhin um Vergebung

— ſagt: „Ihr aber ſeid ſchon durch jeden fliegenden weltlichen Ruhm überwunden, ſodaß ihr euch ſogar als ſingende Poſſenreißer hinſtellt!“

Braviſſima! rief glücklicherweiſe das ganze Quartett ſelbſt; es war vom Erfolg ſeiner Lieder im höchſten Grade befriedigt . . . Moppes gab das Signal . . . Monika ſprach auch ſo lächelnd, daß ſie nicht verwunden konnte . . . Ihre grauen Locken hatten etwas ſo lieblich Elegiſches, daß jeder entwaffnet war . . .

Terſchka freilich wurde immer unruhiger und wechſelte wieder Blicke mit Lucinden, die aufs neue durch Rück's Stimme erſchreckt wurde . . .

Und die Kaufleute! Die Kaufleute! rief Rück, gleichſam den Uebermuth der Kaufleute, die hier ſo viel auf Koſten anderer lachten, ſtrafend . . .

Sie ſpricht nur von der Geiſtlichkeit! fuhr Monika fort. Die Pfründen wirft ſie ihnen vor, wenn ſie ſagt: „Wegen eures Reichthums unterweiſt ihr eure Untergebenen nicht und geſtattet nicht einmal, daß ſie bei euch Belehrung ſuchen, indem ihr ſprecht: Alles können wir nicht ausrichten!“

Wiederum ein ſchallendes Gelächter . . . Selbſt der Kanonikus war vom Spieltiſch vorgekommen, zog in dem allgemeinen Jubel ſeine Doſe und fand die Moral auch jetzt im höchſten Grade noch anwendbar. Denn wie oft war nicht gerade erſt kürzlich bei der Ernennung eines ſo jungen Domherrn, wie Bonaventura, in der engeren Curie geſagt worden: „Alles können wir nicht ausrichten!“ . . . Die Commerzienräthin ſtand in der Nähe. Sie war vielleicht die einzige, die nicht

wußte, wovon die Rede war, aber sie lachte mit, da sie den Kanonikus lachen sah.

Ich will die dann folgenden Rügen gegen die mangelnde Sittlichkeit der kölner Geistlichen nicht wiederholen! fuhr Monika fort. Auch sind mir die Ausdrücke entfallen. Nur die ganz besonders überraschenden, die ich noch kürzlich las, weil meine Reise mich auch nach Köln führen soll, prägte ich mir mit Vorliebe ein. So macht sie der kölner Geistlichkeit den Vorwurf der diplomatisirenden Nachgiebigkeit ...

Aha! murmelten die Fanatiker ...

Das Predigen und Lehren, das starke Zeugen für Gottes Gesetz wäre dort nicht an der Zeit mehr!

Aha! Aha!

Ja, daß die Heilige dann den Kölnern die Reformation prophezeit, ist allbekannt ...

Wie? fragten die Ghibellinen staunend ... Unter den Welfen verbreitete dies Stichwort sofort eine ängstliche Stille.

Terschka winkte Monika ... Aber sie fuhr fort:

Nein! Nein! Fürchten Sie nichts! In diesem Punkt ist die heilige Hildegard so beschränkt wie die Nonne von Dülmen und wahrscheinlich auch wie — die „Seherin von Westerhof" ...

Terschka wurde immer unruhiger und sprach mit seinen flammenden Augen: Mäßigung! Mäßigung!

Trotz des Schweigens, das nun eintrat, fuhr Monika fort:

Wo ist jetzt wol eine Ekstatische, die so den Papst, die Erzbischöfe, die Domherren und Priester strafte, wie

dieſe Aebtiſſin! Aber leider — in Einem war ſie ſchwach. Sie lebte in einer Zeit, wo es der Ketzer ſchon genug gab, in einer Zeit, wo man die Albigenſer und Waldenſer in Frankreich und in den piemonteſiſchen Thälern mit Feuer und Schwert vertilgte. Die Glaubensgerichte konnten nur den ketzeriſchen Lehren, aber bekanntlich nicht den vortrefflichen Sitten der Ketzer beikommen. So ergibt ſich Hildegard in dieſe Gewißheit, daß auch die künftige große Reaction gegen die kölner Geiſtlichkeit zwar vom Teufel ausgehen, aber ein außerordentlich klug gewähltes Gewand tragen würde. Sie ſagt, das Volk würde dieſen gemäßigten, in Zucht und Ehren lebenden neuen Predigern allerdings anhängen. Der Teufel ſtünde mit verborgenem Leuchter, daß man ihn nicht ſehen könne, und ſpräche: Ha, ha! Da glauben ſie immer, ich müßte in Geſtalt von Thieren, von Drachen oder von Fliegen kommen! Aber ich mache mich auch einmal den Propheten „ein wenig ähnlich!“ Nun will ich machen, daß man tugendhaft nicht blos ſcheinen, ſondern auch ſein kann und doch nicht in Gott lebt!

Und ehe man noch über die Schärfe dieſer Reden ſich ſammelte, wiederholte Monika:

Tugendhaft ſein, nicht etwa blos ſcheinen, ſondern ſein, und doch nicht von Gott ſtammen!

Monika wollte die Verurtheilung dieſer Verblendung.

Aber der Außerordentliche rief:

Das iſt ja ein erhabenes Wort! Das iſt ja die Selbſtherrlichkeit Ihrer Philoſophie! Trefflich! Trefflich! Darin findet die Heilige die künftige Hölle der kölniſchen

burg bei Heidelberg, er reiste nach Wien und München. Seine Gemeinde sah mit Geduld dem wunderlichen Treiben ihres Pfarrers zu. Man hätte sogern einmal ein körniges, evangelisches Wort aus seinem Mund vernommen! Er predigte jeden Sonntag orthodoxes Christenthum mit Geist und Feuer; aber confessionellen Trost, protestantische Erhebung suchte man vergebens in den Reden, die er sorgfältig und behutsam aufschrieb und von der Kanzel ablas. Das Beispiel jenes protestantischen Hofpredigers (Stark) in Darmstadt, der den sonntäglichen Gottesdienst hielt und heimlich Katholik war, lag nicht so fern. Doch immer noch schwieg die hohe Verehrung einer Gemeinde, die sich durch den Ruhm ihres Pfarrers selbst geehrt fühlte. Da endlich kam die Anzeige eines Bauers, der den Antistes im Kloster zu Catharinenthal beim Hochamt behauptete knieen gesehen zu haben. Das mußte eine Anfrage veranlassen. Sie erfolgte, Herr von Hurter, der in der That der Feierlichkeit beigewohnt hatte, wich aus, protestirte gegen die Befugniß, ihn auf sein Gewissen zu fragen, vertheidigte sich durch seine bekannte Schrift: „Der Antistes Hurter und sogenannte Amtsbrüder" und trat, da er wohl sahe, daß der Bruch mit dem Vertrauen seiner Vaterstadt unheilbar war, aus seiner Amtswirksamkeit, drei Jahre vor seiner spätern Rückkehr in den „Schooß der Kirche".

Im Grunde könnte hier unsere Analyse schließen. Wir haben bewiesen, daß der bestallte Geschichtsschreiber Oesterreichs aristokratisch, undeutsch, conservativ und nur aus hierarchischer Tendenz Katholik geworden ist. Merkwürdig sind indessen doch die Folgerungen der Glaubensentwickelung des Herrn von Hurter, sie sind um so merkwürdiger, als die Gönner in Wien seine maaßlose Polemik gegen die Reformation und

Geiſtlichkeit! Die ſcheinbare Logik der Kirchenverbeſſerung iſt es ja, die ſcheinbare Tugend ihrer Bekenner, die ſcheinbare Aehnlichkeit mit den Propheten, die ſcheinbare Gröſze der, wie man ſich rühmt, reiner erkannten Schrift, dies ewige Fröſteln in der gemäßigten Temperatur des Rationalismus, das zu ſehen, das der Menſchheit genügend finden zu ſollen, ja allerdings das kann und muß für jede rechtgläubige Seele ſchon auf Erden die Hölle ſein!

In ein Murmeln der Ghibellinen hinein entgegnete Monika:

O häufen Sie nicht ſoviel Schmach über das arme kleine kranke Mütterlein, das da in ſeiner binger Kloſterzelle ſo Groſzes und ſo Entſetzliches träumend lag! Wer weiß, ob ihr treuer, mit ihr alt gewordener Freund, der Benedictiner Gottfried nicht zitterte vor dem, was ſie ſah und er gehorſam der Hocherleuchteten nachſchreiben ſollte! Immer hatte ſie den ſchönſten, liebenswürdigſten Wahrheitsdrang, den es nur in einem Frauenherzen geben kann, aber daß ſie vor einem andern Lehrſatze erſchrickt, als dem, in dem ſie unterrichtet würde, das iſt die Unreife ihrer Zeit. Und daß ſie noch ſo gerecht iſt und dem Teufel einräumt, ein ſo guter Schauſpieler zu ſein! Die Ketzer ſind tugendhaft, ſagt ſie, aber traut dieſer Tugend nicht! Dieſe Tugend ſtammt nicht einmal aus Verſtellung — das ſchreibt ſie wörtlich — nein, der Teufel gab den Albigenſern und Waldenſern, die Innocenz III. mit Feuer und Schwert vertilgt wiſſen wollte und deren er allein bei Schloß Caſtellunge im Piemonteſiſchen Hunderte verbrennen ließ, die Kraft, wirklich tugendhaft zu ſein,

wirklich die Sitte der Frauen zu ſchonen, wirklich enthaltſam zu ſein, aber — der Teufel erfüllte nur die „Luft mit ſolchen Geiſtern", daß ſie ſagten: O wir ſind heilig und vom Heiligen Geiſte durchgoſſen! Das Volk wird ſich, fährt ſie fort, an ihrem Wandel erfreuen, wird ihnen folgen; ſie werden ſogar die guten Streiter der rechtgläubigen Kirche ſchonen, hören Sie, ſchonen d. h. dieſe Unglücklichen werden, wenn ſie einmal ein klein, klein wenig Macht haben, gegen Andersdenkende liebevoll und tolerant ſein ... aber alle dieſe Beweiſe von Milde und Güte ſieht die arme kleine unglückliche gebrechliche Frau nur als Lügen an; alles muß der Teufel gemacht haben, alles, alles, was ſie beinahe ſchon liebt, ſchon bewundert! Iſt das nicht entſetzlich? Die Albigenſer und Waldenſer wurden mit Feuer und Schwert vernichtet, ſie ſtarben in den Flammen mit einem Heſianna, ſie waren liebevolle Väter, treue Gatten, zärtliche Gattinnen, aufopfernde Mütter, gehorſame Kinder; aber — daß ſie alles das waren, das hatte der Teufel nur ſo in die Luft „gezaubert"! Gezaubert! Das die Welt glauben zu machen, war von Seiten Roms gewiß die größte Zauberei!

Die junge Frau hatte ſich erhoben ...

Zwar ſtand ihr die Leidenſchaft, mit der ſie ihre Ueberzeugungen ausſprach, herrlich ſchön ... Ihr Auge blitzte voll göttlichen Feuers ... Ein Zug des Schmerzes um die beredten Lippen gab ihrem Vortrage und der Geltendmachung ihrer Kenntniſſe ſoviel Ueberzeugtes und Ueberzeugendes, daß ſie die Königin des Abends geweſen wäre, wenn nicht eine ängſtliche Stille

ihrer Rede gefolgt wäre, alles auseinander ging und Terschka, aufspringend, bemüht gewesen wäre, wenigstens scherzend die Stimmung wieder in den für diese Stadt und solche Gesellschaft angemessenen Geist hinüberzulenken. Sie sind krank! flüsterte er ihr heimlich zu; dann rief er mit schnell sich fassender Geistesgegenwart:

Gnädige Frau, das erinnert mich ja ganz an eine Aeußerung Ihres Fräuleins Tochter! Fräulein Armgart bekam durchs Loos an dem Teppich für den Domherrn von Asselyn einen Theil zu sticken, auf dem ein häßlicher Drachenkopf abgebildet ist. Erst war sie darüber ganz außer sich! Hernach sagte sie, daß sie den Drachenkopf schon ganz lieb gewonnen hätte und sie nun wohl einsähe, wie man sich so auch durch längern Umgang an den Teufel gewöhnen könnte!

Der noch gebliebene Kreis ging auf Terschka's gute Laune ein und rasch fuhr er fort:

Ja, meine Damen! Das wird ein Prachtstück werden! Es ist, wie gesagt, eine Vision der Gräfin! Der Körper des heiligen Liborius wurde aus Frankreich hierher herübergebracht zum Geschenk von Kaiser Ludwig dem Frommen. Dem Schrein voraus, erzählt die Legende, zog wunderbarerweise ein Pfau, der sich der feierlichen Procession angeschlossen hatte und nicht weichen wollte. Der Vogel des Stolzes wurde der Vogel des Triumphes. In der Vision der Gräfin ist er riesengroß und schlägt ein majestätisches Rad durch alle Himmel und über die Erde und über die Hölle. Der Regenbogen ist es, den die letzten Augen seines Schweifes

bilden. In den Ecken ſitzen geflügelte Löwen und Leoparden und tief unterwärts Drachen und Lindwürmer. Nach Comteſſe Paula ſollte der Pfau, der der Verherrlichung des heiligen Liborius gewidmet iſt, auf ſeinem Haupte die dreifache Krone tragen. Da man aber vom hochwürdigſten Sitz des Heiligen Vaters leicht ein unehrerbietiges Bild darin hätte ſehen können, ſubſtituirte man als Hauptezierde des Pfauen ein Kreuz ...

In dem Geplauder fing man an ſich zu zerſtreuen ...

Eine Furcht vor einer ſo über alles Maß hinausgehenden Meinungsäußerung wie bei Monika ſchien ſich der Meiſten bemächtigt zu haben und der Außerordentliche triumphirte ...

Da es zum Souper zu gehen ſchien, erhob ſich auch Lucinde, die ſonſt in der Laune war, zu jedem Fiasco, das jemand machte, ſchadenfroh zu lachen ...

Die Gräfin las den Dante! ſagte ſie zu Monika und ſuchte durch ein Lächeln die hier verfehlte Wirkung ihrer Vertheidigung der Reformation zu zerſtreuen ...

Mit Ihnen! ergänzte Terſchka, ſich ſchnell einmiſchend ...

Sie hatte allerdings mit Paula zuſammen italieniſch gelernt ...

Lieben Sie Dante? fuhr Terſchka fort ...

Lucinde ſchüttelte den Kopf ... Es war ihr in ihrem Leben von Klingsohr ſo viel über Dante geſprochen worden, daß ſie ihn ſchon deshalb nicht mochte ...

Recht, mein Fräulein! ſagte Monika, bitter lächelnd über die Welt der Vorurtheile. Auch ich mag ihn nicht, dieſen finſtern Italiener ...

Gottlosen doch nicht so greulich, wie dieser Dante, dessen Bild mit seiner langen Nase und dem dicken über die Kapuze gezogenen Lorberkranz ich nie sehen kann, ohne an ein altes Weib zu denken ...

Lucinde wurde zur Commerzienräthin abgerufen, die bei ihrem fortwährenden Patrouilliren und dem dutzendmal wiederholten Worte: „Haben Sie denn auch ein Glas?“ naturgemäß jetzt überall auf Piternn zurückkommen mußte. Das Muttergefühl und die Sorge der Hausfrau siegte über die Liebe zu den Bolognesern und zu den Hausfreunden und zu hundert Fremden, mit denen sie Conversation begann und nach fünf Worten wieder abbrach. Lucinde bekam den bestimmtesten, ja von „Verzweiflung“ dictirten Auftrag, eine Recherche nach der jetzt constatirten „ja furchtbar ängstlich werdenden und ein Unglück ahnen lassenden“ Abwesenheit Piter's anzustellen.

Sie mußte sich besinnen, daß sie hier im Hause eine Dienende war ...

Monika sah, daß Terschka ihr einige Schritte folgte ...

Wer ist das schöne, seltsame Mädchen? fragte sie, als er zurückkehrte ...

Sie stand allein und Terschka nützte seinen Vortheil. Zwar machte er ihr ernstliche Vorwürfe, doch wurden sie von der Glut seiner Huldigungen gemildert ...

Monika hörte nur wenige seiner Worte, riß sich los und trat wie fliehend aus dem Zimmer ...

Der Abend rauschte und wogte dahin ...

## 8.

Die Worte der geistesstarken jungen Frau, die Widersprüche zweier Pole im Katholicismus — die größte Abhängigkeit und doch eine eigenthümliche Freiheit — hatten Lucinde in alle Gedankenreihen gestürzt, die ihr vorzugsweise schon oft bei Serlo's Memoiren entstanden waren ...

Aber mehr, mehr als alles, was sie zu einer würdigen Denkerhöhe, zu der auch sie so viel Berechtigungen in sich trug, emporheben und ihr den oft bitter errungenen, aber tiefinnerlich beglückenden Stolz, in solcher Höhe einsam zu stehen wie Alpenhäupter, erhaben über die alltägliche Denkweise der Menge, hätte einflößen können, quälte sie ihr eigenes Geschick ... Paula — Bonaventura — Hildegard — der Benedictiner Gottfried — alles das überwältigte und lähmte jeden Aufschwung ...

Ein großer Unterschied zwischen Monika und Lucinden! Monika eine Frau und liebend das Gute um des Guten willen. Lucinde ein Mädchen — den meisten ihrer Gesichtspunkte fehlte Ernst und Festigkeit und das Gute liebte sie nur, weil das Gute in den meisten Fällen das Klügere ist. Monika entsagte schon lange dem Leben

und stellte sich entschieden auf sich selbst. Lucinde suchte einen Anhalt. Nicht von Hause aus saß Neid in ihrer Brust, aber er nistete sich mit der Zeit durch ihr Unglück ein. Die Unglücklichen sind neidisch. Sie werden sich immer sagen, daß sie sich ebenso berechtigt glauben zum Glück wie die Glücklichen. . . . Seltene, Edelste deines Geschlechts, ich habe dich lieb, ich bewundere dich, nimm mich in deine Freundschaft auf! Das konnte Lucinde nicht zu Monika sagen. Sie fühlte die anziehende Kraft dieser Frau, sie sah ihr liebliches Kind in ihren Zügen wieder und doch hätte sie nicht einen Schritt thun können, ihr mehr zu huldigen, als ihr Geist verdiente. Die Geringschätzung der katholischen Lehren würde sie wenig gestört haben . . .

Schon auf der Treppe zu Delrings hinauf, wo sie etwas von Pitern zu erfahren hoffte, lachten sie die gewöhnlichen Larven ihres Innern an und sagten von der Frau in den silbernen Locken: Sie ist mit ihrer Familie verfallen! Sie hat unter den Vorurtheilen derselben zu leiden! So jung noch, so schön, und sie soll entsagen! Herr von Terschka ist ihr Anbeter! Vielleicht gar Graf Hugo! Was sprach sie nur von Castellungo? Von den Waldensern, die auch damals — den Hedemann so interessirten? . . .

Rein und gläubig war nichts in ihrem Sinn. Nur wo sie unbedingte Liebe und Hingebung fand, wie bei Treudchen, da legte sie die Waffen nieder . . .

Im obern Stock schien alles wie ausgestorben. Der lebendige und rauschende Abend hatte auch die Delring'sche Dienerschaft angezogen und Treudchen mochte zum Thee genügt haben . . .

Lucinde hielt ihre Kleider, um ſich durch das Rauſchen derſelben nicht hörbar zu machen.

Oben fand ſie alle Thüren offen. Sie ſchlich ſich näher. Das Ehepaar ſchien noch nicht zur Ruhe gegangen. Treudchen war nicht zu finden. Delrings waren ohne Zweifel in dem kleinen Boudoir, wo das Pianino ſtand und die verhüllte Madonna. In das leiſe geöffnete Wohnzimmer blickte Lucinde. Noch brannte hier eine Aſtrallampe, die, von einem großen dunkelrothen Tuberoſenkranz von Papier gedämpft, ein magiſches Licht auf Bücher- und Nähwerk fallen ließ. In der hier herrſchenden Stille lag ein geiſterhaftes Etwas, gleichſam als lebte ſchon das Kind, um das ſoviel Kampf und nach Lucindens Meinung unnützer Streit geführt wurde. Aber die Stille wurde geſpenſtiſcher und geſpenſtiſcher ... Die Lauſchende erſchrak ... Ihr alles vom Gegentheil auffaſſender grauſamer Sinn ſah das erwartete Kind plötzlich ſtatt in der Wiege — auf der Bahre ... Sie fuhr zurück, als wehte ſie ein Eishauch des Todes an ...

Um Treudchen zu finden, mußte ſie hinterwärts, dem Hofe zu.

Alle Zimmer waren hier dunkel ...

Endlich kam ſie furchtſam und erſchreckt an Treudchen's Kammer, die ſie raſch wie Hülfe ſuchend öffnete.

Unfehlbar hätte ſie jemand, der drinnen war, hören müſſen, ſo leiſe ſie die Thür auch aufklinkte.

Treudchen aber, die wirklich drinnen war, lehnte ſich gerade zum Fenſter hinaus, weit, weit hinaus ... ſie hätte in den Hof fallen können ...

Erſchrocken trat Lucinde näher und wollte ſie am Sturze hindern ...

Treudchen klammerte ſich mit der linken Hand am Fenſterrahmen feſt und, jetzt ſprach ſie ſogar hinaus ...

Nun zog ſich Lucinde zurück in die dunkle Vorkammer ...

Herr Kattendyk! Herr Kattendyk! wisperte Treudchen zu den Fenſtern Piter's, in welchen ſich ein leiſer Lichtſchimmer entdecken ließ ...

Jetzt kehrte ſie vom Fenſter zurück und ſprach mit weinerlicher Stimme vor ſich hin:

Jeſus Marie! Er verſchläft den ganzen Abend! ...

Ein dumpfes Gemurmel von Menſchenſtimmen ließ erkennen, daß unten die Thür zur Verbindungstreppe mit den Zimmern Piter's offen ſtand, vielleicht der Hitze wegen. In dieſen hintern Zimmern wurde geſpielt ...

Lucinde kämpfte mit ſich, ob ſie Treudchen belauſchen oder mit einem plötzlichen: Guten Abend! erſchrecken ſollte ...

Treudchen's Angſt ſchien ſich zu mehren, als ſie an die Verbindungsthür trat, die ſeit einigen Monaten für immer geſchloſſen war. Der Schlüſſel ſteckte; ſoviel Vertrauen hatte ihr Madame Delring geſchenkt; aber die Thür zu öffnen war ihr ſtreng verboten ...

Nun ſeufzte ſie:

Er iſt nicht in der Geſellſchaft! Er ſchläft! Jeſus, Marie, Joſeph! Und kein Menſch kümmert ſich um ihn!

Sie liebt ihn wirklich! ſagte ſich Lucinde mit einem vornehm herabblickenden Mitleid ...

Kein Menſch kümmert ſich um ihn! wiederholte Treudchen halb weinend. Und der Abend geht vorüber, der ſein Stolz ſein ſollte! Was macht man nur!

Am offenen Fenſter rief ſie wieder:

Herr Kattendyk!

Drüben blieb alles ſtill ... Licht war im Zimmer, das ſahe man ...

Lucinde ſagte ſich: Wenn ich einmal eine recht gute Handlung in der Welt begehe, ſoll es die ſein, dich zur Frau Piter Kattendyk zu machen ...

Das Lachen, Reden, Tellerklappern, Gläſerklingen von unten her nahm immermehr zu ...

Treudchen faßte einen Entſchluß. Sie trat an die Thür, ſah durchs Schlüſſelloch, erfaßte den Schlüſſel, drehte entſchloſſen einmal, zweimal um, drückte die Klinke auf und herein ſtrömte eine blendende Lichtfülle, ſtrömte in die matterhellte Kammer ſo ſtrahlend, ſo feenhaft feſtlich, daß Lucinde unwillkürlich wieder in ihre Vorkammer zurückhuſchte ...

Treudchen wagte ſich vorwärts. Die Fülle des Lichts fiel auf ihre angſtbleichen ſchönen Züge. In Anmuth hob ſich lichterhellt die liebliche Geſtalt von dem dunkeln Vordergrund ab. Auf den Zehen ſchlich ſie an die Thür Piter's, die von innen durch einen Drücker, von außen durch einen Schlüſſel zu öffnen war, einen Schlüſſel, der leider nicht ſteckte ...

Tiefſeufzend öffnete ſie das Corridorfenſter, lehnte ſich auch da weit hinaus und räusperte laut, um hörbar zu werden. Dann rief ſie wieder:

Herr Kattendyk!

seine begeisterte Vertheidigung der Jesuiten gelesen haben mußten, ehe sie ihn zu ihren Diensten zu verwenden beschlossen. Und weil es grade für den Augenblick nicht genug hervorgehoben werden kann, daß wir den Karlsbader Gesinnungen und Theorieen von 1819 entwachsen sind, so folge hier auf dem Wege der Deduktion noch eine fernere Beleuchtung jenes Ultraismus, der sich in den Wirren des Augenblicks jetzt von Wien aus wieder als weiser Rathgeber zu behaupten sucht.

Drei Jahre bedurfte es, ehe Herr von Hurter sich über sein Inneres sammelte. Er erstaunte, daß ihn kein Abt, kein Prälat ermunterte, katholisch zu werden. Ueberall rühmt er diese Enthaltsamkeit, selbst der Papst sagte ihm in Rom bei der zweiten Audienz nichts weiter, als die einfachen Worte: „Ich hoffe, Du wirst mein Sohn." Herr von Hurter vergißt, daß ihn die katholische Geistlichkeit nirgends unter dem Gesichtspunkt seines Gemüthes, sondern nur aus dem seines Innocenz, seiner Vertheidigung der aargauischen Klöster und anderer für die Kirche dadurch erst werthvollen Anomalieen auffaßte, daß sie von einem Protestanten ausgingen. Für die Geistlichkeit hat Herr von Hurter durch seinen Uebertritt einen Theil seines früheren Nimbus zerstört, für die Geistlichkeit hatte er, um Hofrath und Historiograph zu werden, bei seinen Gesinnungen nicht nöthig, katholisch zu werden. Dennoch erfuhr Herr von Hurter, daß schon lange einige frömmere Gemüther für ihn am Rhein, an der Maas und an der Donau beten ließen. Aus der Fülle der Charitas widmete man ihm hinterrücks, ohne daß er davon ahnete, eine Reihe von Mementos. Er erfuhr von dieser rührenden Sorge, fühlte die Wirkung die-

in allem Ernſt zu entdecken, ob der „junge Herr" anweſend war oder nicht.

Da ſprach von der untern Treppe eine männliche Stimme herauf:

Fräulein, was haben Sie denn nur für ein Intereſſe, der Geſellſchaft den Abend zu verderben?

Es war die Stimme des Oberprocurators ...

Lucinde wandte ſich, tieferbebend ...

Rück ſtieg eine Stufe höher ..

Ihr Herr Schwager verſchläft den Abend, der ſein eigenes Werk iſt! hauchte ſie und ſuchte nach Unbefangenheit. Sie hoffte, Rück würde gehen.

Rück ſtieg aber höher und ſprach:

So wird er, wie hier auf Erden jedes große Genie, auf ſeinen Nachruhm angewieſen ſein!

Wir erleben aber von ihm die heftigſten Vorwürfe, fuhr Lucinde ſich ermuthigend fort ... Es benahm ihr den Athem dies Näherkommen des gefürchteten Mannes ... Auch hat mich Frau Commerzienräthin beauftragt, ihn auf alle Fälle zu rufen! ſetzte ſie tonlos hinzu ...

Wenn er nun aber hier nebenan gefeſſelt ſitzt bei dem kleinen Mädchen, deſſen Schutzengel Sie geworden ſind?

Rück ſtand mit dieſen ſchmeichleriſch betonten Worten oben und vertrat Lucindens in dieſer lichthellen Einſamkeit vollends blendender Erſcheinung den Weg, als ſie kraftlos wieder bei Piter anklopfen wollte ...

Bitte! Bitte! ſagte er ſicher und ruhig. Wirklich! Laſſen Sie doch den Burſchen träumen! Beſchämungen ſind zuweilen eine gute Cur und ohne ihn geht alles noch einmal ſo gut. Er würde das Leben der heiligen

Hildegard viel beſſer gewußt haben, als die kleine überſpannte Frau ... nicht wahr?

Lucinde war wie gefangen durch die immer entſchiedenere Annäherung. Sie wußte ſchon nicht, wie ſie entkommen ſollte ...

Sie fliehen vor mir! rief er ihr nach, als ſie ihm mit rauſchendem Kleide vorüberhuſchte, und ſuchte ſogar ihre Hand zu haſchen ...

Selbſt eine Roſe, wie Sie, muß duldſam ſein für jeden Wurm, der aus ihrer Blüte Duft ſaugen will! ſprach er mit einem funkelnden Blicke ...

Ja! ſagte Lucinde mit gepreßter Stimme und vor Angſt ſcherzend und auf ſeine graue, unfeſtliche Kleidung deutend, ein Wurm ſind Sie! Ein rechter Actenwurm!

Mädchen! rief Rück wie im plötzlichen Sichſelbſtvergeſſen, dann aber ſich mäßigend ... Er war wie um zehn Jahre jünger geworden durch dies tête-à-tête. Seine dunkelbraunen Augen leuchteten. Am Geländer der Treppe mußte er ſich halten, um ſein aufgeregtes Zittern zu verbergen ...

Das wußt' ich doch, ſagte er und vertrat ihr wieder den Weg, daß Sie das nicht ſind, was Sie bisher geſchienen ...

Ha! wallte Lucinde auf und ſtand wie fragend nach der Bedeutung dieſes Wortes. Allmählich gewöhnte ſie ſich an das gehörte Wort und gedachte ihrer äußern Erſcheinung, die wol Rück gemeint haben konnte und die heute eine feſtliche war ... Ja ſie erglühte, da ſie ihren Schatten ſah und die Locken, die in ihrem Nacken wogten ...

Erfuhren Sie das — von —? ſagte ſie bei alledem mit erwachendem Muthe und deutete abbrechend auf die Straße hinüber ...

Von wem? fragte Rück, ſtaunend und unſchuldig wie ein Kind.

Seine Augen ſchoſſen zwar einen durchbohrenden Pfeil auf die Fragerin, die ihrerſeits im Ton angedeutet hatte, was ſie über die Frau vermuthete, bei der ſie hatte Chocolade trinken ſollen; doch lag zugleich etwas um Vergebung Bittendes in ſeinem Tone. Endlich, wie ein Jüngling, der zum erſten mal von Liebe ſpricht, ſagte er leiſe und zitternd:

Lucinde! Ich bete Sie ja an!

Lucinde ſah einen Mann vor ſich, der aller Welt ein Rieſe an Willenskraft und Macht erſchien. Ihr gegenüber ſchien er ein Kind, die Demuth ſelbſt zu ſein ...

Lucinde lachte laut auf mit jenem hellen Lachen, das ihr niemals ſchön geſtanden ... Seit Monaten hatte ſie nur in Trendchen's Gegenwart und für ſich allein ſo lachen können ...

Befehlen Sie über mich! Strafen Sie mich! Gebieten Sie mir etwas! Ja, ich bin Ihnen Genugthuung ſchuldig für mein gewagtes Wort! ſagte Rück und bot der ihn Verhöhnenden die Hand ...

Lucinde hatte faſt das Bedürfniß, ihr ſpottendes Lachen wieder gut zu machen. Faſt ſcherzend und ſchon wie um ihn feſtzuhalten ſagte ſie, ſich raſch auf die von Veilchen Igelsheimer erhaltene Mahnung beſinnend und ihren Vortheil nutzend, vielleicht Klingsohr irgendwie für immer aus ihrer Lebensbahn zu ſchaffen:

Ganz recht, Herr Oberprocurator! Sie können mir einen Gefallen thun! ... Sie kennen den Mönch — Sebastus?

Ihren ehemaligen Verlobten, Doctor Klingsohr ...

Lucinde hatte diese Wendung nicht erwartet. Sie brach erblassend ab und wollte gehen ... Es war ihr Fluch, daß ihr überall die gespenstische Vergangenheit entgegentreten mußte ...

Rück vertrat ihr aber den Weg, streckte die Arme aus und hauchte leise, wie zerflossen von Inbrunst und Leidenschaft:

Mädchen! Was fliehst du! Ich kenne ja dein ganzes Leben!

Lucinde blickte ihn finster und von der Seite an, indem sie die Thür zu Treudchen's Zimmer fest in der Hand hielt ... Sie bot ein Bild des Schreckens, der Entrüstung und — jener Schönheit, die dem Charakter eigen ist ...

Rolle deine gewitternden Augen nicht! Lache nicht über mich — mich, den Narren im grauen Haar —! Pater Sebastus ... Ja, ganz recht! Dem geht es schlecht! ... Was wünschen Sie, Fräulein Schwarz, daß ich für ihn thue?

So sprang er in einen ganz gewöhnlichen Ton der Artigkeit zurück, hielt diesen Ton aber nicht fest, sondern rief sogleich hinterher:

Angebetete!

Lucinde hatte sich in ihre Lage gefunden und fing an sich zu beherrschen.

Warten Sie nur, sagte sie, nun weiß ich etwas, was

eine Dame, die fortwährend über Hitze klagt, endlich einmal abkühlen wird! ...

Sie ſagte das ſo voll Uebermuth, daß Rück neue Hoffnung ſchöpfte. Mit elegiſchem Blick hauchte er:

O, das war grauſam!

Sein Blick dabei gen Himmel wollte ein ganzes verfehltes Leben malen ...

Lucinden graute vor dieſem Blick ... Es war gar kein menſchlicher ...

Was kann ich für den Mönch thun? fragte Rück ſich ſammelnd ...

Kann man ihm nicht die Freiheit geben?

Die Rückkehr in ſein Kloſter?

Lucinde ſtockte ...

Sie wollte ſagen: Gerade das am wenigſten!

Sie ſind an ewige Gelübde nicht gewöhnt! ſprach er. Es wird ihm beſſer ſein bei Pater Ivo und Bruder Hubertus ... Oder ... Ja! Ganz recht, Sie wollen ihn nicht gern in der Gegend von Witoborn. Nicht bei Schloß Weſterhof, wohin Sie Ihre ganze Sehnſucht zieht! ... Wallen Sie doch nicht auf, Fräulein ... Gut! Erſt erfahren wir, ob er entfliehen will? Will er wieder Proteſtant werden? Nein? Oder was? Weltprieſter? Er hat die Weihen nicht! Halt! Das ginge! Das würde ihn aus Ihren Bahnen ſchaffen! ... Ha! Blitzt es ſchon wieder? Wie ſchön ſteht Ihnen dieſer Zorn! ... Mädchen — Gut, nach Belgien ſchicken wir ihn, wie ich manchen dahin ſchicke, Alte und Junge! Sie verſtehen? Er darf ſein Ordenskleid wechſeln, falls er — Jeſuit werden will! Laſſen Sie ihn nach Lüttich

Lüttich

gehen! Dann ſind Sie ihn los ... Aber ſo bleiben Sie doch! Warum zürnen Sie denn? ... Hm! Ich beſorge alles! Empfehlungen, Wagen, Pferde ... Nach Lüttich! Nicht wahr? Nicht nach dem Düſternbrook, wo Sie ihn zum erſten mal ſahen? ... O, o! ... So bleiben Sie doch!

Lucinde folgte allen dieſen Reden in der höchſten Aufregung. Bald ſtand ſie auf der Flucht, bald wieder wie gebannt von dem dämoniſchen Manne, der ihr ganzes Leben kannte und ſo tief in ihrer Seele las ...

Rück fuhr fort:

Allerdings! Dieſer Mann könnte ſich größer bewähren, als durch Betteln! Soll ich ihn nach Rom ſchicken? Es gibt auch da eiſerne Gitter — denn das muß er! Büßen muß er bitter für eine ſolche Flucht! Das iſt die Stufenfolge — auf ſeinem Kalvarienberge des Lebens! Ein lebhafter Briefwechſel hin und her, lange Läuterung, lange Prüfung; aber beſſer, er ſetzt ſich die viereckte Mütze auf und predigt; beſſer, als bei den Barfüßern zu verkümmern ... Fragen Sie ihn, ob er zu den Jeſuiten will? Ich beſorge alles ...

Lucinde ſprach ſinnend und des Mannes ſtaunend:

Ich werde — Ihnen ſchreiben —

Schreiben! In Zeiten, wie die jetzige, ſchreibt man nicht.

So ſchick' ich — zu Ihnen ...

Schicken! In Zeiten, wie die jetzige, kommt man ſelbſt ...

Lucinde fuhr zurück; denn Rück trat mit einer Keckheit auf ſie zu, daß ſie jetzt faſt alles hätte abbrechen müſſen ...

Darum beherrſchte er ſich und flüſterte:

Mädchen! Mädchen, höre mich jetzt! Du haſt in der Welt nichts unverſucht laſſen wollen! Verſuche noch eines! Die Liebe ſolcher Männer, zu denen ich gehöre! Wir zählen einundfünfzig Jahre, aber unſere Leidenſchaft zählt neunzehn! Wir geben nur, wir opfern nur; wir markten nicht mehr, wir lieben nicht mehr um unſerer Eitelkeit willen, wie Oskar Binder liebte! Ha! Sei doch klug, Mädchen, und erſchrick nicht ewig — vor dir ſelbſt! Sei, was du biſt! Das Bedürfniß der Hingebung iſt am Manne nie reiner, nie aufrichtiger, nie ſelbſtloſer, als wenn ſchon alle Hoffnungen und Illuſionen hinter ihm liegen! Lucinde! Ich baue dem Glück, das Sie mir gewähren, ein goldenes Haus! Niemand ſoll es ſehen ... in Lüften ſoll es ſchweben, wie die Hütte von Loretto! Wollen Sie anderes? Befehlen Sie! Ich breche mit allem, was Sie ſtört, thue alles, was Sie bedingen! Reiſen wir? Nach Paris? Nach Rom? Nach Mekka! Ich bete Sonne und Mond an, wenn du es verlangſt, Mädchen!

Lucinde hatte die Thür in der Hand, die ſie öffnete und wollte entfliehen ...

Bleibe! rief Rück außer ſich ...

Sie wandte ſich ... Da fuhr ſie entſetzt zurück ... Wie ſie in des wilden Mannes Augen ſah, waren dieſe ohne Stern. Ein einziger weißer Glanz ...

Rück, den unheimlichen Eindruck, den er machte, ahnend, beſtätigte ihn faſt, indem er tonlos ſprach:

Ich bin unglücklich!

Wieder hatte in dem untern Stockwerk Muſik begonnen. Man ſah, daß eben in dem Zimmer Piter's

das Licht ganz erloſchen war ... Die unten geführten Geſpräche hörten auf ...

Lucinde ſprach zitternd und wegen der Stille kaum hörbar:

Ich muß zur Geſellſchaft!

Rück gab ſie nicht frei ... Ebenſo leiſe flüſterte er:

Sie lieben, Lucinde, ich weiß es ...

Die Muſik kam vom Spiel auf dem Flügel ... Lucinde dachte, ſie müſſe vergehen ... den Schlag ihres Herzens hätte man hören können ...

Sie lieben einen Menſchen, der ein Gott iſt! fuhr Rück flüſternd fort. Das wird Sie nicht glücklich machen!

Lucinde hielt ſich, um nicht zuſammenzubrechen ...

Warum verſchwenden Sie Ihre Kraft, Ihre Jugend, Ihren Geiſt an dieſe Schwärmerei? Sie lieben ein Phantom, Sie lieben Serlo's Geiſt — zucken Sie doch nicht ewig vor meiner Kenntniß Ihres Lebens, die ich mir aus raſender Leidenſchaft verſchaffte. Es ſind ja keine Dolchſtiche, die ich gegen Sie führe — Serlo's Geiſt, der in einem neuen Körper wohnt? Hat dieſer Prieſter etwas von Serlo? Ich wünſchte, Serlo's Geiſt ſpräche Ihnen aus dem meinigen oder hab' ich nichts mit ihm gemein? ... Sie ſchütteln Ihr ſchönes Haupt! ... Dieſe ſchönen Locken! ... Lucinde! Was wollen Sie in dieſen Verhältniſſen? Schwingen Sie ſich auf! Wiſſen Sie, daß — Sie eine große Rolle ſpielen könnten? Daß die Väter der Geſellſchaft Jeſu thatkräftige Freundinnen brauchen? Wollten Sie denn nicht an unſerm Kreuzzuge theilnehmen, wie mir Beda Hunnius geſchrieben? Haſſen Sie nicht auch dieſe numerir-

ten Knöpfe und bunten Achſelklappen? Dieſe kluge, durchſichtige, polizeiliche Welt? Ein Sturm wird über die Erde kommen und ſie in ihren Grundveſten erſchüttern! Verbünden Sie ſich uns! Wenn nicht in der Liebe, im Haſſe! Ha! Du kannſt haſſen, Mädchen! Mehr als lieben! ... Siehſt du, wie dich das traf! Lachen mußt du jetzt? ... Hör' es, hör' es! Ich habe immer eine Fackel in der Hand, noch einmal die Welt in Brand zu ſtecken. Kannſt du Gift miſchen, Mädchen?

Für Fliegen!

Kannſt du ſtehlen?

Kirſchen!

Falſch ſchwören?

Lernt ſich von Euch!

Falſche Handſchriften machen?

Lucinde verſtand kaum noch ſein immer gedämpfteres Flüſtern ...

Wenn ich nun Paula zwänge den Grafen Hugo zu heirathen und dein Gott nicht mehr mit ihr ſtraucheln könnte?

Das verſtand Lucinde und blieb ſtarr ...

Wenn ſich nun die Urkunde fände, die die Erbberechtigung des Grafen Hugo ausſchließt! Wenn adelige Conduite mit ſich brächte, daß Paula dem Getäuſchten in Wien dafür ihre Hand gibt, wodurch ſogar eine Converſion zu hoffen iſt — der Mann folgt dem Weibe —! Und wenn dann Paula nicht in ein Kloſter ginge, nicht mit Herrn von Aſſelyn die myſtiſchen Nächte ſeraphiſcher Liebe feierte, wie die Heilige von vorhin mit dem Bene-

ſer Gebete, die jetzt auch, wie er hinzufügt, für ſeine noch proteſtantiſche Frau in Frankreich, Italien und Deutſchland angeſtellt werden und ſetzte ſeiner beſchaulichen dreijährigen Sammlung durch die Reiſe nach Rom und den Uebertritt zu St. Ignazio (Loyola) die Krone des Geheiligten auf.

Kein Wort über dieſe Entwickelung! Kein tadelndes über den Hingang zu frommen und guten Menſchen, denen wir die Freude gönnen, den Abgefallenen zu den Ihrigen zu zählen! Die Frage über den größern oder geringern Werth des Katholicismus kommt hier nicht in Betracht, wohl aber die Polemik eines Geſchichtsforſchers in ſeiner beachtungswürdigen neuen Stellung. Dieſe Polemik gegen Luther und die Reformatoren iſt die maßloſeſte und heftigſte. Jener iſt ihm ein Bibelfälſcher, dieſe ſind ihm unſittliche Landſtreicher geweſen, wenigſtens in der Schweiz, wo ſie die Rolle geſpielt hätten, die jetzt dort Weitling und die Communiſten ſpielen! Der Deutſchenhaß des Schweizers tobt ſich in Blitz und Donner aus. Der Gedanke, daß in dem Beſtreben der Kirche, ſchon vor dreihundert Jahren ſich von Rom zu trennen, ein Symptom nationaler Vervollkommnung, ein Suchen nach einer volksthümlichen allumfaſſenden Einheit lag, liegt ſeinem undeutſchen Sinn entfernt. Er ſieht nur Kirche, Kirche, Kirche! Die unſichtbare Kirche, die Chriſtus lehrte, hat ihm keine Berechtigung; keine Berechtigung hat ihm das Individuum in ſeinem Wahrheitsdrang, die Perſönlichkeit in ihrer unmittelbaren Beziehung zu Gott. Er ſchildert die Gewaltthätigkeit, mit der die Reformation durchgeführt wurde, und vergißt, daß Mißbräuche ſo gehäſſiger Art, wie ſie wollte, abzuſchaffen, nicht anders möglich war, als mit einer Entfeſſelung aller Leidenſchaften und momentan ſogar mit einem Schwanken der geſellſchaftlichen Ordnung.

dictiner Gottfried? Ja, wenn vielleicht deine eigene Hand, Mädchen, im Westerhofer Archiv —

Bei diesen von Lucinden deutlich verstandenen, gierig aufgesogenen, sie mit halber Besinnungslosigkeit erfüllenden Worten trafen plötzlich zwei Thatsachen zusammen, die sie bestimmten, einen Schreckensschrei auszustoßen ...

In seiner Sinnenglut hatte sich Rück Lucinden so genähert, daß nicht nur wieder seine Augen völlig weiß und ohne Stern erschienen, sondern auch unter dem weiten weißen Tuche, das seinen Hals bedeckte, ein anderer Anblick sie erschaudern ließ. Rings unter der Binde ging ein blutigrother Streifen hin, der sie sofort an Hammaker's That erinnerte ...

Und in demselben entsetzlichen Augenblick, in der offenbaren Aufforderung zu einem Verbrechen, gab es plötzlich unten eine lärmende Unterbrechung des Klavierspiels ...

Was ist? hörte man wie aus einem Munde rufen. Dann folgte ein lärmendes Durcheinanderlaufen, ein Klingeln, ein Schreien im Hofe und zugleich von der Straße her ein Dahersprengen von Cavalerie ...

Rück horchte auf und ordnete rasch die Binde an seinem Halse ...

Ein Alarm! wandte er sich. Da der Lärm zunahm, bedeutete er Lucinden ruhig zu sein und beugte sich horchend über die Lehne der Treppe ...

Das Dahinsprengen der Cavalerie wurde lebhafter ...

Lucinde stand kraftlos ...

Ohne ein anderes Wort zu sprechen, als: Also morgen, Freundin! Klingsohr geht nach Belgien! Morgen! Schicken Sie! Schreiben Sie! Thun Sie — thun Sie, was Sie

wollen und was Sie wünschen! Ich unterziehe mich allem, aber Vergebung, Vergebung — Freundin! Und — Wiedersehen! ... entfernte sich Rück über die Stiege und ging schneller nach unten zurück, als er gekommen.

So plötzlich ward ihm seine Selbstbeherrschung, daß Lucinde starrte, ihn so verschwinden zu sehen als wäre hier oben nicht das Mindeste vorgefallen.

Sie schwankte in Treudchen's Kammer zurück ...

Diese war ohne Licht ... Halb ohnmächtig sank sie auf Treudchen's Bett ...

Wol eine halbe Stunde mochte sie so gelegen haben, besinnungslos, allem Erlebten nachdenkend, unbekümmert um den Lärm um sich her, auch um den auf der Straße, der sich seit dem November so oft wiederholte, als endlich Treudchen erschien, mit einem Licht in der Hand ...

Jetzt erst entdeckte sie Lucinden und war nicht wenig erschrocken sie hier und wie krank zu finden ...

Wissen Sie denn nicht? fragte sie erregt ...

Lucinde antwortete nichts ...

Treudchen erzählte, daß die ganze Gesellschaft auseinander wäre ... Schon wäre am Marsthor geschossen worden ... Die beiden Handwerkervereine lägen in blutigem Streit ... Das ganze Militär schon stünde unter Waffen ... Jetzt wäre es ruhiger, wenigstens könnten die Wagen wieder durch und holten die geängstigten Herrschaften ab ... Die Meisten hätten sich zu Fuß geflüchtet ... Unten wäre niemand mehr ...

In der That war auf der Straße und unten alles ruhiger ...

Lucinde erhob sich und sagte:

Ich wollte den jungen Herrn abrufen! Seinen ganz
Abend ſcheint er verſchlafen zu haben! Da kommt d
Joſeph! Weckt ihn jetzt! Er ſchläft gewiß! Gute Nac
Treudchen!

Sie entfernte ſich und ſchwankte dahin wie ein ve
ſtörter Geiſt ... Joſeph hatte ihr ein Licht gegebe
Sie ging, halb wie Pſyche mit der Lampe vo
ſchlummernden Amor, halb — wie Lady Macbeth vo
ermordeten Duncan.

Mit dem Joſeph kam dann auch noch der Hausknec
... Unten gingen die Klingeln der Commerzienräthin un
Johannens ... Man klopfte an Piter's Thür. Jet
erfolgte Antwort. Er erſchien. Piter hatte geſchlafen
Er orientirte ſich, brach in Staunen, in Zweifel, no
einmal in Zweifel, dann in Verwünſchungen aus
Schwüre um Rache am ganzen Menſchengeſchlecht un
zunächſt an ſeiner Familie. An die Möglichkeit deſſen
was „ihm paſſirt war", vermochte er nicht zu glauben ..

Treudchen behielt den meiſten Muth und die meiſt
Faſſung. Sie ging Pitern leuchtend voraus, half be
der Zurückſtellung der Speiſen, bei dem Löſchen der Be
leuchtung. Da die Commerzienräthin von einem Fieber
anfall geſprochen, unterſtützte ſie die Bedienung derſelben
in ihrem Schlafgemach. Ueber Pitern konnte ſie den
Mutter Beruhigung geben. Zu den „etwa Erſchoſſenen"
gehörte er nicht ... Er hatte nur „ſeinen eigenen Abend"
verſchlafen ...

Halbtodt war Piter darum doch und um ihn her
ſah es aus wie auf einem Leichenfelde ...

Der Ueberblick unſerer aus feſtlichem Schmuck zur All-

täglichkeit zurückkehrenden Wohnräume hat schon an sich etwas Gespenstisches ...

Piter aber glich einem marodirenden Adler auf einem Schlachtfelde ... Alles war vor dem ersten Ausbruch seiner Wuth geflohen ... Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß er seine Eröffnung der Wintersaison, die Honneurs, den Empfang der Frau von Hülleshoven zum Gelächter der ganzen Stadt verschlafen hatte. Da lagen die Noten, da stand der Kasten mit der Baßposaune, da waren Lichter niedergebrannt, da gab es die vorausgesehenen Oelflecken, silberbeschlagene Korke lagen auf den Tischen, die Stühle waren in Unordnung, der gebohnte Fußboden mit Staub bedeckt und ohne Glanz, die Oefen erkaltet — die Früchte seiner Saat hatte man ohne ihn geerntet.

Er raste und suchte ein Opfer. Messer sah er liegen und ergriff eines ... dann schleuderte er's fort; er nahm's wieder, denn eine Stimme hinter ihm her sprach von einem Aufruhr. Ha! ... der Sprechende rannte von dannen ... Der Hausknecht war es ... er hatte den Schmerz des Kutschers anbringen wollen, der als Garderobier in dem lärmenden Aufbruch ohne Trinkgelder geblieben war.

Endlich aber kam eine tiefe Beschämung, ja sogar eine Wehmuth über Pitern. Ach, er sah aufgedeckt die große Verschwörung der Menschen gegen seinen Verstand, sein Herz, seinen Fleiß, seine Thätigkeit, seine Autorität, seine bloße Existenz als Mensch! Er ergriff einen der Klingelzüge, um zu läuten, als sollten die Todten zum Jüngsten Gericht auferstehen ... Dann aber

besann er sich und es fing ihn an leiser und leiser zu frösteln ... In den Spiegeln sah er ein kreideweißes Antlitz, eine weiße Halsbinde, eine weiße Weste, einen neuen Frack und das war Er. Diese Gewißheit erfüllte ihn mit einem Gefühle, als sprächen tausend Stimmen: Schon manchen Jammer nach einem Trinkgelag hast du erlebt, aber noch nie einen solchen, wie heute, nach so wenigen Gläsern Cognak, die so verderblich nur wirken konnten, weil ihnen große geistige und physische Anstrengungen vorangegangen! ... Wo waren seine Anekdoten, die er aus dem „Demokritos" auswendig gelernt! Wo seine witzigen Antworten, zu denen er die Fragen zu provociren soviel Schlauheit anwenden wollte! ... Zuletzt überkam ihn selbst ein Lächeln ... Es war dies jenes Lächeln, wo der Mensch bei aller Eitelkeit doch nicht umhin kann, sich zuweilen komisch vorzukommen. Wir verrathen dies Lächeln nicht oft. Aber es kommt zuweilen. Dies Lächeln ist die Folge der Erkenntniß, daß andere Menschen manchmal nicht Unrecht haben, wenn sie unsere Handlungen einer uns plötzlich selbst keineswegs mehr bestochen vorkommenden Kritik unterwerfen ... In diesem Lächeln ließ Piter den Klingelzug fahren und versparte sich das Jüngste Gericht bis auf den folgenden Morgen ... Er hoffte auf den ermuthigenden Eindruck, den ihm die Helle des Tages machen würde.

Nun hätte er viel darum gegeben, wenn er jetzt noch das einzige Wesen, das ihm nicht widersprach und dem Er nicht widersprach, bei sich gehabt hätte ... Er schlich sich still in die hintern Zimmer zurück, ahnte das morgen ihn überschüttende Gelächter seiner Freunde, die

ihn so ignoriren konnten, ja er sagte sich: De Jonge — der, der wäre der einzige honnete Mensch gewesen, der mich vermißt hätte! Mußte auch gerade de Jonge fehlen! . . . Nun ging er über die knarrende Stiege mit den Empfindungen, die jener Held hatte, der gesprochen: „Was sind Pläne, was sind Entwürfe!“

Und auch ihm wurde es wie Melodram, als er seufzend sich unter seine Decke streckte:

„Süßer Schlaf! Du löseſt die Knoten der strengen Gedanken. Eingehüllt in gefälligen Wahnsinn versinken wir — und — hören — auf — zu — sein!“

Ringsum alles still. Auch im Hofe. Die Lichter erloschen . . .

Am spätesten erlosch das Licht an den Fenstern, wo Lucinde wohnte.

## 9.

„Nein, es ist ein S—köndöl! Nicht möl eine Löterne ist eingeschlögen!“

Diese am folgenden Morgen von Herrn Jean Baptist Maria Schnuphase in der Rück'schen „Schreibstube“ gesprochenen Worte ließen eine zwiefache Deutung zu — je nachdem . . .

Entweder konnten sie sagen: Alle Truppen waren auf den Beinen, um eine einfache harmlose Schlägerei zwischen dem katholischen und evangelischen Handwerkerverein zu verhindern! Oder: Man hat auf einige, die nicht weichen wollten, doch nur blind gefeuert und keiner wagte auch nur den geringsten Widerstand!

Wie sehr aber statt des ungleichen Kampfes der Faust der Geist des „Treppenwitzes“ im Vortheil war, ersah Schnuphase aus den wenigen Worten, die Rück nur mit ihm wechseln konnte. Rück ersuchte ihn, heute und morgen zu jeder Stunde einen Wagen und zwei tüchtige Pferde, die etwas aushalten konnten, in Bereitschaft zu halten, um eine noch nicht näher bezeichnete Person, am Tage oder bei Nacht und Nebel, aufzunehmen und sie an einen gleichfalls erst näher zu bestimmenden Ort zu überführen . . .

Tiefe bedeutungsvollen, Herrn Jean Maria in „Extöſe“ verſetzenden Worte — er frühſtückte bei ſolcher Stimmung ſchon um zehn Uhr auf dem „Höhnenkömp“ — waren heute das ganze Zwiegeſpräch zwiſchen den Geſinnungsgenoſſen. Selbſt den leiſen Einwand, den Herr Maria machte, morgen Abend reiſe Domherr von Aſſelyn nach Witoborn und es zieme ſich eine „Demönſtrötion“, bei der er nicht fehlen dürfte — ſchnitt Rück ab. Denn ſchon ging und kam es wieder um ihn her und rauſchte und flüſterte und lachte und ſeufzte ... Wieder waren römiſche Breven angekommen, die den Verweſern des Kirchenſtuhls ſagten: Wir haben euch zwar geſtattet, die heiligen Handlungen zu vollziehen, haben aber auch gehört, daß ihr eure Adminiſtration in einer Weiſe führt, die für euern ruhmwürdigen gefangenen Oberhirten im höchſten Grade beleidigend iſt! Schon waren die Cabinete der Fürſten geſpalten. Eine geheime Deputation der Fanatiſchen wurde vorbereitet an den damaligen Lenker der europäiſchen Geſchicke an der Donau. Ein geheimer Congreß hatte auf dem Stift Neuburg bei Heidelberg die Abgeordneten aller Kirchenhäupter des vaterländiſchen Südens zu gemeinſchaftlicher Berathung vereinigt. Der Norden bereitete ſich zu einer Verſammlung in der Nähe Witoborns vor. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu kamen näher und näher, in mancherlei Trachten und Geſtalten. Andere wieder begaben ſich von hier zu ihnen, Kinder ſogar, junge Leute, die Michahelles hatte erziehen laſſen für die Weiterbildung in Lüttich ... So war auch Tönneschen Hilgers neulich, der Schifferknabe von der Inſel Lindenwerth, zu den Jeſuiten expedirt worden ... Rück

hatte ſo viel zu thun, daß er nur in dringenden Geſchäften zu ſprechen war, eine Dame, wie er ſagen ließ, ausgenommen, die Geſellſchafterin ſeiner Schwiegermutter, Fräulein Lucinde.

Eine hohe weibliche Geſtalt ſah man dann in den erſten Frühſtunden in die Rumpelgaſſe eintreten. Sie war blau verſchleiert, in einem ſchottiſch carrirten Mantel; ein Pelzmuff bedeckte die Hände ... Gegen Morgen hatte das Wetter plötzlich umgeſchlagen und war kalt geworden. Einer der kleinen Kanäle der Stadt war ſogar mit einer dünnen Eisdecke überzogen. Eine dichte Menſchenmenge ſtand, um ein Wunder zu ſehen. Auf dieſer Eisdecke hatte ſich eine Figur gebildet, die man allenfalls — für ein Kreuz nehmen konnte. Durch dieſen Anlaß zu neuer Aufregung hindurch, betrat Lucinde das enge Stadtviertel, wo der Froſt unter den Tritten der Fußgänger ſchon wieder aufgeweicht war und es wie immer werkeltägig ausſah, obgleich die Juden Sabbat hielten ...

Lucinde kannte durch Treudchen alles, was Löb Seligmann über Veilchen Igelsheimer erzählt hatte ...

Freilich die Bildungsquelle, die ihr bei dieſem Mädchen nach des entzückten Löb Verſicherung hätte fließen dürfen, hatte Treudchen nicht benutzt; ſie hatte eine hochgebildete Freundin näher, vorzugsweiſe aber auch Nonnen und einen Geiſtlichen, die ſich mit Vorliebe und langſamer Schulung ihrer Seele annahmen ...

Aber Lucinde hatte darum doch alles erfahren, was Veilchen betraf. Sie wußte die Liebe derſelben zu jenem Leo Perl, der Lucinden ſelbſt von der Hafen-Jette als ein weiland Michel Angelo'ſcher Moſes darge-

ſtellt worden war; ſie kannte den Antheil, den an dem Uebertritt deſſelben der Dechant und, wie ſie aus den gegebenen Andeutungen nicht bezweifeln konnte, ſogar der Kronſyndikus hatte; ſie kannte ihre jetzige Thätigkeit in dem antiquariſchen und carnevaliſtiſchen Geſchäft ihres Verwandten, eines zweiten Bruders der Hafen-Jette, ihre Kenntniß von alten Münzen; ſie wußte, daß ſie es war, die jene Ahasverusſcherze trieb mit römiſchen Kaiſernaſen, die in Gänſemägen den Roſt der Jahrhunderte anſetzten. Endlich wußte ſie, daß Klingsohr durch die Zutraulichkeit Veilchen's gewagt hatte, hier ſein Ordenskleid abzulegen ... Der Verräther des Mönchs war der von Angſt und dem künſtlichen Schein der Unbefangenheit nächtlich umgetriebene Jodocus Hammaker geweſen. Von Serlo's Kindern und ihrer Mutter hatte ſie nur einmal einen Brief, die Bitte um Geld erhalten, dann nichts wieder von ihnen vernommen, weder Empfangsanzeige, noch, „wie ſich von ſelbſt verſtand", Dank ...

Alle dieſe Eindrücke ſammelnd und in ſich zurecht legend, von der Erinnerung an den geſtrigen Abend umſchlungen wie mit glühend ehernen Armen, aufathmend nach Hülfe über die ſchon im Dom bei der Meſſe vernommene Kunde, daß Bonaventura morgen Abend reiſe, nach Witoborn reiſe, wohin die mögliche Rückkehr auch Klingsohr's ihre Pein vermehrte, voll Entſchloſſenheit, bis zum morgenden Tag es über ihr ganzes Leben zu einer letzten Entſcheidung kommen zu laſſen, beſtieg ſie einige Stufen, die in eine dunkle Hausflur führten, in welcher zur linken der Eingang in das heute feiernde Geſchäft „Nathan Seligmann" lag.

Muß man einen Hiſtoriker belehren, daß die Geburten der Geſchichte, wie des Menſchen, nie ohne Schmerzen vor ſich gehen? Herr von Hurter weiß nichts von den Grauſamkeiten gegen die Albigenſer, nichts von Hußens Flammentode, nichts vom ſpätern Alba, in deſſen Bewunderung er ſich wahrſcheinlich mit Profeſſor Leo in Halle begegnet. Das katholiſche Prinzip iſt ihm ein ſanftes, mildes, menſchenfreundliches. Ich gebe zu, daß Luthers Sprache zuweilen minder derb und unfläthig ſein könnte. Ich gebe dies um ſo mehr zu, als wir ja ſelbſt jetzt ringen, uns vom ſtarren in Augsburg fixirten Lutherthum zu befreien; aber einmal iſt er hier wieder der Schweizer, der am reſoluten Weſen der deutſchen im erſten lallenden Stadium damals befindlichen proſaiſchen Schriftſprache kein heimathliches Intereſſe nimmt, und zweitens überſieht er, daß jene ſanften, hochgebildeten, gerade zur Reformationszeit auftauchenden katholiſchen Erſcheinungen in Italien aus der Blüthe einer claſſiſch gereiften Literatur und einer feinen geſelligen Sitte hervorgingen, an welcher der doctrinäre Gehalt des Katholicismus ſehr wenig betheiligt iſt. Um nur Herrn von Hurters gehäſſigen anecdotenhaſchenden Declamationen gegen ſeinen früheren Glauben ein Beiſpiel entgegenzuhalten, wie würde ſich wohl drüben folgende Thatſache geſtalten: Ein katholiſcher Profeſſor oder Prieſter ließe ſich beikommen, über einen der Reformatoren oder der Vorläufer derſelben, z. B. Wiklef, ſo zu ſchreiben, wie der reformirte Antiſtes Hurter über Papſt Innocenz ſchrieb. Was würde geſchehen? Zwang zum Widerruf und Abſetzung wäre doch unſtreitig die nächſte Folge. Woraus iſt die deutſch-katholiſche Bewegung anders hervorgegangen, als aus dem nationalen Gefühl, daß wir, ohne Unterſchied der Confeſſion,

Trotz des Sabbats waren die Vorläden dreier Fenster, die in die dunkle Gasse führten, doch halb und halb geöffnet geblieben. An einigen alten Vasen und Majolikaschüsseln, an einigen alten Kupferstichen, einigen Dominos und Masken sah man, daß sich hier das Geschäft Nathan Seligmann's befand, der sich auch anderweit als kein zu strenger Rigorist in der Feier des Sabbats zeigte; denn die Thür ging mit lautem Klingeln auf und am Spalt eines der angelehnten Fensterflügel stand ein der Hasen-Jette ziemlich ähnlich gebauter, starker und kräftiger Mann und putzte an einer Blechhaube die Rostflecken ab. Ringsumher lagen die Embleme eines vollständigen Ritters ...

So dunkel es war, fand sich die entschlossen Eintretende bald in dem großen Zimmer, an das sich weitere mit Gegenständen aller Art überhäufte Alkoven und Gänge und Mauerschränke anschlossen, zurecht. Die ganze Herrlichkeit der mit ihrem Carneval gleich hinter Rom und Venedig kommenden Stadt war hier beisammen, soweit die Minderbegüterten sich erst leihweise das entnahmen, was die der Sphäre Moppes, Maus, de Jonge angehörenden Matadore sich selbst anfertigen ließen. Den Helm, den Nathan Seligmann eben putzte, hatte Weigenand Maus im letzten Carneval getragen; der Geschäftsgang brachte es mit sich, daß das einmal Gebrauchte um ein Billiges an die Juden ging.

Nathan Seligmann schien tief in Gedanken verloren und die Zeit selbst zum Gegenstande seiner Betrachtungen gemacht zu haben, denn ein Carneval ganz in diesem Jahre nicht statt. Traurig hingen um ihn her die

Hanswürſte, die Schellenkappen ſchienen ſeiner verdrießlichen Miene zu klingeln wie Sterbeglöcklein, das Lachen der Masken war ſo todt wie nach Klingsohr das ſtehen gebliebene Lachen in den Geſichtszügen der alten Voltairianer im Kapitel. Viel unfreundlicher und unwirſcher war die Art des in einen des Sabbats wegen ſeinen blauen Oberrock gekleideten Mannes mit darübergezogenen grauen Schmutzärmeln, als die ſeines coulanten, weltkundigen und muſikliebenden Bruders Löb, der ſich zu ſeiner ſchon von Geburt weichen Seele eine ſo äſthetiſche und feinfühlende Bildung erworben hatte.

Der Sabbatbrecher blickte auf Lucinden, indem er ein klein wenig in ſeiner Arbeit innehielt. Das eine Auge ſchloß er blinzelnd, eine Geberde, die er an Geſchäftstagen noch vervollſtändigte bis zu einem gänzlichen Bedecken ſeiner beiden Augen mit der Hand, um drüber wegfahrend durch eine offen gelaſſene Spalte zwiſchen den Fingern hindurch gleich ſich zu orientiren, weß Geiſtes Kind ihn beſuche, ob er viel oder wenig fordern, Echtes oder Unechtes vorlegen durfte . . .

Die Hoffnung, Lucinde würde auf Veilchen's Schreiben eingehen, hatte man wol ſchon aufgegeben. Doch war der Beſuch eleganter Damen für Seligmann nichts Neues. Nur mit Läſſigkeit fragte er nach dem Begehren . . .

Lucinde verlangte Fräulein Veilchen zu ſprechen und noch ehe ſie geendet hatte, wand ſich im Hintergrunde eines dunkeln Ganges aus einem Gerüſt von Schweizer- und Tirolertrachten, treſſengeſtickten rothen Miedern und Hüten mit Spielhahnfedern und Gemsbärten eine Perſon

hervor, die sie an die alte Garderobière von damals erinnerte, als sie die drei ersten Acte der Jungfrau von Orleans spielte und nach Serlo's Anweisung so sicher und fest die Worte glaubte sprechen zu können: „Mein ist der Helm und mir gehört er zu!" Veilchen war nach Löb's Erklärung schön am Geist. Der Geist mußte allerdings ihren Körper verklären und gab auch den blauen Augen etwas durchsichtig Glänzendes. Sonst war die eine Schulter etwas höher als die andere und der Wuchs so zurückgeblieben, daß Lucinde, hier von Theatererinnerungen angeregt, fast an die jetzige Baronin, frühere Sängerin Henriette Montag in Kiel erinnert wurde.

Ich wußte doch, daß Sie kommen würden! sprach die kleine Gestalt mit weicher, klangroller Stimme und verrieth, daß sie sogleich Lucinden erkannt hatte ...

Nathan orientirte sich jetzt ...

Statt aber seine Höflichkeit nachzuholen, schloß er nun auch noch das andere Auge. Durch eine ganz kleine Spalte blinzelte ein Strahl sehr gemachter Freundlichkeit hindurch. „Die Kinder sind wie die Brüder der Mutter!" sagen die Juden. David Lippschütz hatte nicht die freundliche Bonhommie seines Onkels Löb, eher die Miene wie Onkel Nathan. Seine Witze: „Ein Frédéric d'argent" und sein kritisches: „Warum sitzt Moses?" waren mit demselben mürrischen und blinzelnden Zusammendrücken der Augen gesprochen worden ...

Um so freundlicher war das kleine Veilchen ...

Als sie sich aus der Region der grünen Alpenwiesen

und der Sennerhütten herausgewunden hatte, deutete ſie auf eine Thür, die Nathan bereits nicht ohne Beweiſe einer aus ſeiner prüfenden Miene ſich entwickelnden ärgerlichen Stimmung geöffnet hatte, und ließ Lucinden näher treten . . .

Ein Gemach empfing ſie, das ebenſo ein Comptoir ſein konnte, wie ein Vorrathsmagazin feinerer Verkaufsgegenſtände und ſogar ein Boudoir. Hell war es nicht. Eine ſchwarze hohe Brandmauer ſtand nicht fünf Fuß weit von den beiden Fenſtern entfernt, die ohne Gardinen ſein mußten, nur um etwas Licht hereinzulaſſen. Und doch ſtand da ein Schreibbureau, worauf Handlungsbücher, ſtand ein Tiſch mit ausgebreiteten Kupferſtichen und einer langen Verwickelung von Spitzen, die nicht etwa zu Veilchen's Handarbeiten gehörte — Handarbeiten exiſtirten nicht für ſie — ſondern zu ihrer Kunſt, Neues in Altes zu verwandeln. In einer Taſſe mit Kaffeeſatz endete die lange Spitzenverwickelung. Eine andere gebräunte Garnitur hing zum Trocknen an einem der beiden Fenſter. Ja, auch die Kupferſtiche ſchienen durch Kaffee gezogen. Ein Bücherſchrank war voll alter Bücher . . .

Aber Sie ſollten das Fräulein oben in unſere Stube führen! ſagte Nathan mit erzwungener Artigkeit und dem Bewußtſein oben erſichtlichen ſabbatlichen Comforts . . .

Veilchen räumte ſchon einen Seſſel ab und fiel ein: Hab' ich eben auch gedacht! Aber für Sie iſt heute kein Sonntag! Wenn Sie es nicht verſchmähen —

Lucinde ſaß nicht nur ſchon, ſondern war auch ſchon

in voller Erörterung der Angelegenheit, die sie hergeführt hatte. Gemüthliches Auszupfen einer neuen Bekanntschaft fehlte ihr zu jeder Zeit und vollends in der Stimmung, in der sie kam ... Bonaventura reiste — Nicht ein Schloß, die Welt in Brand zu stecken — dazu hatte ihr Rück gestern den Muth gegeben ...

Auf einen Wink Veilchen's entfernte sich Nathan und legte die Thür an, ohne sie ganz zu schließen. Dieser Besuch war für ihn aufregend, für Veilchen schien der Eindruck Lucindens erschreckend zu sein ...

Inzwischen hatten sich Lucindens Augen an das Dämmerlicht gewöhnt. Sie erkannte, daß die kleine Jüdin zwar regelmäßige, fast plastische Gesichtsformen hatte, doch schon über die Fünfzig zählen mußte, so dunkel auch noch ihr Haar glänzte, das nach Löb's Vergleiche der Seide glich. Die zwei langen Locken, die ihr fast über die Augen weg herabhingen und die Nase in gewaltiger Schärfe hervortreten ließen und ihr das Ansehen eines talmudischen Gelehrten, eines Bocher, gaben, hatten eher etwas Starres, gerade so wie die Haare Lucindens in ihrer ersten Jugend waren, als sie ihren schönsten Schmuck nur noch mit Wasser aus den Bächen von Langen-Nauenheim pflegte ...

Auch ein höchst anmuthiges und fast mädchenhaftes Lächeln hatte Veilchen um ihren schöngeformten Mund. Wohlwollend nickte sie zu allem, was Lucinde mit Ernst und großer Kälte sprach. Dabei hielt sie ruhig die Hände in ihrem Schooße und hatte eine Miene der Spannung und Angst, die schon verrieth, daß sie von Lucinden keinesweges Gütiges und Wohlwollendes für ihren alten

Freund voraussetzte. Darüber, daß der Mönch eine frühere Liebe der stolzen jungen Dame gewesen, die da vor ihr saß, konnte bei ihr kein Zweifel sein. Bei der Erörterung über das aus des Mönches Kutte gefallene alte gestickte Portefeuille war die Ursache der Metamorphose, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, nicht verschwiegen geblieben ...

Mit der ihr eigenen kurzen und schneidenden Bestimmtheit fragte Lucinde:

Woher wissen Sie denn, daß ich eine Verpflichtung habe, für den Pater zu sorgen?

Zu sorgen, mein Fräulein? sagte Veilchen lächelnd und verbindlich. Hab' ich geschrieben: zu sorgen? Ich habe gebeten um einen Beweis menschenfreundlicher Gesinnung! Und die Frau vom vierten Stock im Goldenen Lamm hat mir's ja auch gesagt, Sie könnten ein Engel sein!

Nicht Lächeln weckte dies: „Könnten" in Lucindens Mienen, sondern düsterer senkten sich ihre Augenbrauen und jede ihre Mienen verrieth, daß diese Erinnerung an ihr früheres Leben ihr peinlich war und das Geschäft, das sie hierher geführt, rasch vorübergehen mußte ...

Hat der Pater mich selbst bezeichnet als die, die ihm helfen könnte? fragte sie ...

Daß Gott verhüte ...

Ist seine Haft so streng?

Ein Mensch kann die Luft entbehren, wie ich selbst sie entbehre! Wie Sie mich da sehen, Fräulein, hab' ich seitdem, daß ich unsern neuen Tempel kennen lernen wollte, nicht die Rumpelgasse verlassen. Aber der Pater

liegt in Ketten und Banden ſeines Geiſtes! Krank iſt er am Körper wie an der Seele! Er muß zu Menſchen, die ihn lieben! Einer war anfangs hier, dem er gern geſchrieben hätte, ja erſt ſogar hätte beichten mögen; dann ließ er es, weil er erfuhr —

Veilchen ſtockte und blickte halb zur Seite, halb prüfte ſie Lucinden, die hocherröthend ſie ſehr wohl verſtand ...

Anfangs? zuckte es in ihr glücklich auf. Denn daß nur Bonaventura gemeint war, ſah ſie an dem Blick der Jüdin. Alſo anfangs nur? grübelte ſie. Keine ſpätere Beziehung? Und erfuhr —? Was erfuhr? Daß ich Bonaventura liebe?

Wer iſt dieſer Eine? fragte ſie kurzweg ...

Der neue Domherr von Aſſelyn! beſtätigte die Jüdin ...

Lucinde ſchwieg eine Weile hocherglüht ... Dann fuhr ſie, wie beſtätigend, fort:

Ich ſah den Pater mit dem damaligen Pfarrer von St.-Wolfgang öfters zuſammen gehen ...

Lucinde wollte mit dieſen Worten ſagen: Haben ſie ſich damals beide verſtändigt, wie ein grauſamer Zufall mich zwiſchen beide geſtellt hat? Oder hat man Klingsohrn von anderer Seite zugetragen, was auch ſchon Rück über mich wußte? Sind die Umſtände, die mit deiner ſchimpflichen Entfernung aus der Dechanei zuſammenhängen, ſchon hierher unter dies armſelige Dach gedrungen und von hier aus vielleicht auch Klingsohrn bekannt geworden?

Die Jüdin vermied, das, wie ſie wohl ſah, außer-

ordentlich reizbare junge Mädchen zu verletzen, zog sich klug in ihre Bescheidenheit zurück und sagte ausweichend:

Es gibt Menschen, die sich vermeiden, gerade deshalb, weil sie sich lieben!

Wie? wallte es in Lucinden über dies dunkle Wort auf; weiß auch sie schon, daß meine Liebe zu Bonaventura eine unglückliche ist?

Sie sagte:

Der Pater und der Domherr meinen Sie? ...

Oder, fuhr scheinbar nichtachtend Veilchen fort, weil die Wahrheit, die einzugestehen dem einen eine große Seligkeit wäre, dem andern Schmerzen bereiten könnte ...

Lucindens Auge leuchtete immer forschender auf ... In ihrem Blicke lag: Will sie denn sagen, daß Klingsohr Bonaventura deshalb nicht sehen und durch Mittheilungen kränken will, weil er glaubt, Bonaventura liebe mich? ...

Die Jüdin fand sich in den Eindruck ihrer doppelsinnigen Reden und fuhr fort:

Es gibt doch Menschen, die täglich mit Wärme von der Liebe sprechen können, und sie selbst sind kalt —?

Lucinde horchte ungewiß ...

Sie fühlen wol die Liebe — denn die Liebe ist unabweisbar — aber sie haben nicht den Muth, sie — sie zu genießen —

Zu bekennen! verbesserte Lucinde und suchte endlich aus diesen Andeutungen Klarheit zu gewinnen.

Meinen Sie? sagte Veilchen. Die Liebe ist doch ein Genuß — ein Egoismus, ein schöner Egoismus!

Die Liebe ist Selbstentäußerung ...

Die Religion lehrt das, aber die Philoſophie ſagt: Die Liebe iſt das Bedürfniß, ſich von ſeiner eigenen Perſon erlöſt zu wiſſen und die Wonne zu genießen, daß wir darum doch in einer andern Beſtand haben! Ein Prieſter kämpft gegen dieſe unendliche Freude, die in der Liebe liegt, durch ſeinen Beruf an und — noch mehr! Wenn die Liebe die grauſamſte Eitelkeit genannt werden muß, weil der Menſch verlangt, daß ein anderer gleichſam ſtatt ſeiner lebt und mit für ſein Leben die Koſten bezahlt — die Koſten, die manchmal über des andern Beutel gehen — ſo kommt es, daß die weichſten Menſchen kalt erſcheinen, blos weil ſie — beſcheiden ſind —! Beſcheiden! Fräulein! Sie wollen den andern nicht in Unkoſten verſetzen ...

Die Jüdin lächelte, Lucinde nicht ...

Sie erklärte ſich nach dieſer eigenthümlichen Dialektik Bonaventura's Kälte aus deſſen edlerer Natur, die ſich bekämpfe und ſich ein Glück verſage, das ihm doch, wie ſehr ihn auch Paula feſſelte, in der Huldigung liegen durfte, die er von Lucinden nun ſchon ſeit Jahren erfuhr ... Er muß dich endlich lieben und wär' es aus Mitleid! war ihre Lebenshoffnung ...

Inzwiſchen hatte es draußen geklingelt. Nathan ſteckte ſeine zuſammengekniffenen Augen, die wieder Freundlichkeit ausdrücken ſollten, durch die Thürſpalte ...

Excuſe! ſagte er mit einer Andeutung ſeines Weltſchliffs und überreichte Veilchen einige Blätter Papier mit den Worten:

Eben kommt das von — — Es hat Eile! Der Druckerburſche wartet!

Der Druckerburſche? ſagte ſich Lucinde und gedachte des Abends bei Beda Hunnius ...

In der That war es auch ſogar eine Nummer des Kirchenboten. Diesmal aber nicht die Cenſur, ſondern die Correctur, wie Veilchen ſogleich erläuterte, während ſie in dem Blatte las und nach einigem Beſinnen leiſe buchſtabirte ...

Iſt das eine Zeichenſprache? fragte Lucinde ...

„Ich — bin — elend —!“ buchſtabirte Veilchen ...

Wer ſchreibt das?

„Ich bin elend! Hül—fe! Zu — Hu—bertus! Zu Hubertus!“ ... Weiter nichts heute! ſagte ſie, ſchlug das feuchte, von dabei gezeichneten Correcturen begleitete Blatt zuſammen und gab es dem lauſchenden Seligmann, der es verdrießlich entgegennahm ... Veilchen drückte jetzt ſelbſt die Thür zu ...

Zu Hubertus? Lucinde verſtand, was ſie befürchtete. Aber wenn ſie auch ſagte: Schreibt das der Mönch in Druckfehlern? ſo lag in dem Scherz ihre Ungeduld ...

Veilchen erklärte, daß Sebaſtus infolge ſeiner maßloſen Polemik und ſeines Zuſammenhangs mit dem aufrühreriſchen Treiben des Tags von der Regierung verhindert wurde, mit Irgendjemand zu correſpondiren, außer durch die Hände des Unterſuchungsrichters. Nur eine in den Schranken ſich haltende literariſche Thätigkeit war ihm verſtattet geblieben. Die Manuſcripte mußten im Geſchriebenen cenſirt werden. So konnten nur die Correcturen zu Hülfe genommen werden, um den Pater mit der Außenwelt in Verbindung zu erhalten. Mit Veilchen zu correſpondiren, war ihm Be-

Alles, was Deutschland Tüchtiges erzeugte, auch allseitig verehrt wissen wollen? Das Volk will sich seine nationalen Errungenschaften nicht nehmen lassen und hat am Vergangenen um so mehr seine Freude, als das Einseitige anfängt, siegreich überwunden zu werden und kein starrer Formel- und Verrückengeist auch von unsern protestantischen Universitäten und Kirchen mehr ausgehen und herrschen darf. Die Einigung in einem Dritten, auf den Grund der unumstößlichen Wahrheiten der Bibel und der Persönlichkeit Christi, ist nahe vor der Thür und Gott wolle unsre Großen erleuchten, daß aus diesem Ringen kein buntes Blasenwerfen und leeres Wortschwärmen, sondern ein aus tiefstem Fundament sich gestaltender Organismus werde!

Im März 1844 reiste endlich Herr von Hurter nach Rom. Niemanden, selbst dem Nuntius in Luzern nicht, eröffnete er seine Absicht, überzutreten. Doch der Prior der Karthäuser in Ittingen empfahl ihn, in Vorahnung seines Entschlusses, schon der Fürbitte der Erzbruderschaft zum unbefleckten Herzen Mariä in Paris und das Gebet derselben wirkte, unterstützte. Schon in Pavia drängt es Herrn von Hurter, die Reliquien des heil. Augustinus zu küssen. Fast besitzt er schon die Kraft, in Assisi an die Stigmatisation und das Schweben des heiligen Franciscus zu glauben. Es schmerzt ihn, daß seine Vernunft dazu doch noch zu sehr reformirt, zu sehr in den Vorurtheilen von Schaffhausen befangen ist. Endlich ist er in Rom und gedenkt seines Auftrags vom Kloster Einsiedeln. Dieser Auftrag (für einen Reformirten, der, wie Herr von Hurter sagt, Niemanden seine Absicht, zu convertiren, ahnen ließ, merkwürdig!) lautete: „dem Papste die Füße zu küssen."

Das ehrwürdige Oberhaupt der Kirche empfing Herrn von

dürfniß geworden nach allem, was zwiſchen ihnen vorgefallen. Sie gab an, daß nicht etwa in den Correcturen zur Seite (mit Druckfehlern iſt nicht zu ſpaßen! ſchaltete ſie auf Lucindens ſcheinbaren Scherz ein. Ein Arzt hat einmal einem Patienten, der ſich gewöhnte, ſich aus populären Heilbüchern ſelbſt Recepte zu verſchreiben, geſagt: „Sie ſterben noch einmal an einem Druckfehler!"), ſondern im Text eine Verſtändigung dadurch ermöglicht wurde, daß beide die Buchſtaben, die zu ihren Mittheilungen gehörten, mit einem kleinen, faſt unſichtbaren Pünktchen bezeichneten. Die Zuſammenſtellung derſelben ergab einen Sinn. So jetzt dieſen Hülferuf, der Lucinden von ihrem Seſſel aufgetrieben hatte und ſie fragen ließ:

Sollte es denn ſo ſchwierig ſein, ihn aus dieſer Haft zu befreien?

Doch!

Man könnte den Wächter beſtechen —

Unmöglich!

In irgendeiner Verkleidung ſollte er das Profeßhaus verlaſſen... Einen Wagen würden Sie ja beſorgen können...

Ich? Bitte, Fräulein! Sie haben die Verdrießlichkeit des Herrn Seligmann bemerkt?

Ich finde, daß Herr Seligmann nur ſehr neugierig iſt! ſagte Lucinde, ſich umblickend ...

Denn eben ging die Thür und wie gleichſam von ſelbſt wieder auf ...

Es iſt ſeine Angſt, ſagte Veilchen, daß wir uns wieder in Dinge einlaſſen, die uns die größte Verantwortung zuziehen können!

Und doch wagten Sie das Verleihen eines bürgerlichen Kleides an einen Mönch?

Wohin kommt man nicht, wenn man von der verkehrten Welt — sein Geschäft hat! Oben hängt das ganze Mittelalter, Fräulein! Die Angst, die wir mit der zurückgebliebenen braunen Kutte gehabt haben, möcht' ich nicht zum zweiten male erleben!

Lucindens Sinnen ließ Veilchen Zeit, zu erzählen:

Als der Pater damals ein bürgerliches Kleid von uns geliehen, blieb ich bis spät in die Nacht hinein auf. Der Pater kommt endlich zurück und verlangt nach seinem Gewande. Er langt darnach, greift in die Taschen und vermißt ein Portefeuille. Denken Sie sich meine Bestürzung! Ein Franciscaner ist ein Bettler, seine Brieftasche konnte keine Schätze enthalten, auch war der Verdacht unserer Unehrlichkeit nicht vorhanden — der Pater traute mir, lieber Gott, seitdem ich meine Verschwiegenheit mit einem Scherze beschworen hatte, bei dem Gotte Spinoza's! ein Wort, das man freilich zu manchem Mönche sagen kann und er versteht's nicht. Also — in der Brieftasche lag nichts, als ein einziger Streifen Tuch, den er eine ewige Belastung seiner Seele nannte und den er besitzen müsse, wie Magdalena den täglichen Anblick ihres sündigen Antlitzes in einem Spiegel, sagte er, oder in einem Bache oder in dem Wasser, in dem sie sich wusch, oder in den Augen der Menschen, die sie verachtend ansähen. Alles boten wir auf, die Tasche zu finden. Vergebens! Die Zeit drängte. Der Pater mußte sich entfernen. Er erklärte am folgenden Morgen wiederkommen zu wollen. Inzwischen muß ich länger

ſchlafen, als gewöhnlich, da ich die Nachtruhe verſäumt hatte, und am folgenden Morgen iſt zufällig der Bruder des Herrn Nathan im Geſchäft und muß ſogar am Fußboden drinnen die Taſche finden. Die beiden Brüder unterſuchen ſie und entdecken nichts als einen Streifen Tuch. Herr Nathan hatte die Nacht nicht gewacht, wie ich, wußte nichts von dem Verluſt; und wie die Männer in allen Dingen ſchwächer ſind als wir, denkt er, ſeinem Bruder könnte er ſchon ein Geheimniß verrathen und erzählt ihm den Vorfall mit dem Mönch und will ihn dann erſt ſchwören laſſen, als er's ſchon verrathen hat. Inzwiſchen hat der Bruder längſt den Gedanken gehabt, daß gerade ein Streifen Tuch einem Mann an ſeinem Ehrenkleide fehlte, einem gewiſſen Küfer Stephan Lengenich. Und wie er nun erſt gar den Mönch nennen hört, brauſt er auf, er, der ſonſt ſo milde, grundgütige Mann, rennt davon wie ein ſchnaubendes Thier und ruft: Hilf deinem Nächſten, ſoviel du kannſt! Der wüthende Menſch hatte ſeinen Vortheil und eine Befriedigung für ſeinen Hochmuth und eine Befriedigung für ſeine Rache. Der Mönch hatte ihm eine Beleidigung zugefügt. Eben aber auch darum kommt er ſchon wieder zurück, ſchon wieder in ſich gegangen, und bringt den Küfer mit. Aber der kommt gar erſt mit Augen wie ein Pardelthier! Die Taſche hatte ihm der Löb noch nicht gegeben, aber er haſchte danach, wie ein Fiſch nach dem Wurm! Jetzt meine Angſt um dieſe wüthenden Menſchen! Der Küfer war einmal angeſchuldigt worden, den Vater des Mönchs ermordet zu haben; Gott im Himmel! Dieſer Streifen Tuch war von dem

Kleide des Mannes abgeriſſen geweſen, der es gethan haben muß. Und wie ſie den Namen nannten und ich wieder fragte und noch einmal fragte: Der! Eben der! da — da vergingen mir doch die Sinne —

Noch jetzt ſank Veilchen in ihren Seſſel zurück und zitterte . . .

Aber auch Nathan kam hereingeſtürmt und rief zornig mit polternden Worten:

Sie wollen ſich wieder krank machen!

Veilchen ſchüttelte, ſeine Sorge ablehnend, den Kopf . . .

Noch ein Glück, daß ich in Ohnmacht fiel, ſagte ſie; die Männer erſchraken darüber und legten ihre Wildheit ab . . .

Nathan rumorte im Zimmer . . .

Lucinde ſtand wie vor einem Vorhang, den eine geiſterhafte Hand von ihrem eigenen Leben zurückzog . . . Die Brieftaſche des Abſchieds einſt in Lüneburg! . . . Stephan Lengenich, dem ſie ſelbſt einſt ſcherzend die Worte geſprochen im Düſternbrook: „Niemand flicket auch ein altes Kleid mit einem Lappen vom neuen Tuche —!“ . . . Auch das wußte ſie von Treudchen, daß eben dieſe Jüdin durch den Dechanten und den Kronſyndikus um Leo Perl, die Hoffnung ihres Lebens, gekommen war . . .

Sie ſagte:

Eher hätten Sie ſich ja ſelbſt dem Küſer verbünden müſſen! Denn auch Sie, hör' ich, gehören zu den Vielen, die den Kronſyndikus von Wittekind-Neuhof vor Gott anklagen dürfen!

Veilchen blickte auf und ihr leidender Blick winkte Nathan zu gehen . . .

Nathan that es, aber mit dem misgünstigsten Seitenblick auf einen Besuch, der soviel traurige Erinnerungen weckte ...

Ich höre, fuhr Lucinde fort, daß Sie die Hoffnung Ihres Lebens, die Liebe des Doctor Leo Perl verloren haben, weil er aus räthselhaften Ursachen Christ wurde!

Christ? — Priester! berichtigte Veilchen ...

Lucindens Zucken verrieth die gleiche Empfindung.

Und warum ward er es? Warum gab er Sie auf? fügte sie hinzu ...

Veilchen, bereits gesammelter, steckte sich ihre beiden Locken an zwei Haarnadeln zurück, die sie eine Weile im Munde behielt. Schon um deswillen mußte sie schweigen ...

Drangen Sie denn nie in dieses seltsame Geheimniß?

Veilchen schüttelte den Kopf ...

Auch jede Ahnung fehlt Ihnen? Seltsam! Ich habe in der Nähe des Kronsyndikus gelebt! Ich kenne einen Neffen des Dechanten, den jungen Benno von Asselyn ... Man könnte vielleicht forschen ... War Leo Perl von der Wahrheit des Christenthums überzeugt?

Veilchen zuckte die Achseln und befestigte ihre Locken ...

Er hat den Domherrn von Asselyn getauft, fuhr Lucinde fort ... Auch eine hier jetzt lebende Frau von Hülleshoven getraut, hör' ich ... Einen strengen, exemplarischen Lebenswandel soll er geführt haben ...

Ich hört' es ... sprach jetzt Veilchen ...

Nie wieder hatten Sie eine Beziehung zu ihm —?

Seine letzten Bücher waren in Kocher am Fall ge-

blieben. Als man ſie ihm ins Seminar nachſchicken wollte, ließ er ſie an mich übergeben ... Da ſtehen ſie! Sie ſind — das Letzte ...

Für Lucinden konnte zunächſt in dieſer Mittheilung nur die Anerkennung der gewaltigen Kraft liegen, die das Chriſtenthum auf die Ueberzeugung eines geiſtvollen Mannes hatte, der ihr eine Liebe opfern konnte ...

Und dieſe Beziehung der Freude des Küfers zur Trauer Ihrer eigenen Erinnerungen — was brachte ſie zu Wege? fragte ſie ...

Zunächſt die Beſinnung meines Verwandten, des Herrn Löb Seligmann. Der Mann hat Gefühl! Er erinnerte ſich meines Lebens und wurde mein Beiſtand! Die Rache gab er auf!

Welche Rache?

Ich ſagt' es nicht? Er war von dem Mönche am Tage vorher beleidigt worden. Der Pater iſt voll Heftigkeit und vor den Narben in ſeinem Antlitz kann man erſchrecken! Herr Löb Seligmann beſchwichtigte den Küfer und ich gewann wieder meine Kraft. In Güte hab' ich mit ihm mancherlei beſprochen und er ließ mir die Taſche und er verſprach zu ſchweigen ...

Das können Sie nur durch eine flammende Beredſamkeit erreicht haben! ſagte Lucinde und gedachte der ſchauervollen Tage auf Schloß Neuhof, der Liſabeth, ihres eigenen Verhörs, ihres Schwurs ... Den Küfer kenn' ich und die That auch, um die es ſich handelt ... Was ſagten Sie ihm, das ihn ſo entwaffnen konnte?

Wieder kam jetzt Nathan herein und machte ſich ſchaffen, um die aufregende Unterhaltung zu ſtören ...

Veilchen wurde nun ſelbſt über ihn verdrießlich ...

Mir ſcheint, Herr Seligmann, ſagte ſie, Sie ſuchen den geſtrigen Tag!

Ich ſuche das nächſte Jahr! fuhr Seligmann zornig auf. Wo werden Sie ſein, wenn Sie nicht aufhören, Ihre Nerven — zu malträtiren!

Meine Nerven ſind mein! ſagte Veilchen hinter dem Zornigen her; mit irgendeinem Gegenſtand, den er ſcheinbar geſucht hatte, war er wieder gegangen ... Ja, Fräulein! fuhr ſie zu Lucinden gewandt fort: Ich ſprach, was ich eben ſprechen konnte. Die Leidenſchaften kenn' ich und ich ſchilderte die Rache. Ich ſagte, daß alles gut im Menſchen iſt, was ihm zum Bedürfniß wird ſeiner Selbſterhaltung, falls ſeine Selbſterhaltung die andern nicht kränkt und die Erkenntniß Gottes befördert. Ich ſagte: Großmuth und Edelſinn ſind die einzige Waffe gegen die Leidenſchaften! Ich bewies dem Mann, daß es ſich um die Ehre eines Geiſtlichen handelt! Ich ſchilderte ihm die Leiden eines Prieſters und einer ewigen Entſagung! Ich ſah, daß der grimmige Mann ein Ohr für meine Rede hatte, und da gab ich ihm die Hand und ſprach: Auch mein Feind war der Mann, der in wilder Blindheit eine grauſame That gethan hat, die ſich Gott wie ſeine andern Thaten wird gemerkt haben! Ich ſagte ihm, daß ich gehört hätte, der Mann wäre ein Greis jetzt, voll Kummer, und verſchwendete an die Armen und die Prieſter, daß ſie ihm haben ſeinen eigenen Sohn zum Wächter ſetzen müſſen! Dann ſagt' ich ihm, daß ich dem Pater einen Schwur gethan, der mehr als meine Ehre, der die Ehre Gottes ſelber wäre!

Bei dem Gotte Spinoza's? warf Lucinde ungläubig lächelnd ein. Wer iſt dieſer Gott? fuhr ſie fort, den Kopf aufſtützend ... Den Hut hatte ſie gar nicht abgenommen ...

Das kann ich nicht ſagen! erwiderte Veilchen. Aber jedenfalls iſt es auch Ihr Gott! Es iſt der Gott des Mannes, den ich liebte! Es iſt der Gott, der in nächtlichen Stunden aus den Sternen zu uns ſprach, wenn wir im ſchönen Garten der Dechanei Arm in Arm ſpazieren gingen — damals bewohnte ſie der Herr Dechant von Aſſelyn noch nicht —! Es iſt der Gott, in dem die Seele des Geliebten ſich damals mit der meinigen vereinte! ...

Und dennoch verließ Leo Perl dieſen Gott? fragte Lucinde ...

Nathan öffnete wieder die Thür und wisperte:

Warum möcht' ich doch, daß der Kirchenfürſt heute begnadigt würde und den Schwarzen Adlerorden noch dazu kriegte mit Brillanten?

Nun? fragte Veilchen und machte eine Miene der Spannung auf einen „Witz" — trotz ihrer feuchtſchimmernden Augen ...

Weil uns dann die „Gecken" hier keine Zeit laſſen würden zum — Schwätzen; bitte um Vergebung, mein Fräulein!

Sie ſehen, mein Fräulein, ſagte Veilchen aus ihren Thränen heraus, als die Thür raſch geſchloſſen wurde, er iſt unglücklich über den abgeſagten Carneval und fürchtet, daß er neben ſeinem Geld auch noch den Kopf verliert, falls wir uns wieder mit der Kirche einlaſſen ohne Kanonen. Verlangen Sie alſo von uns nichts mehr! Der Küfer ſitzt im Gefängniß und hat ſich vor der Regierung compromittirt...

Der Pater kam damals zurück und bekam seine Tasche und ich hab' ihm erzählt, was damit vorgefallen. Wenn der Kronsyndikus todt ist, dann will er dem Küfer dienlich sein. Ich weiß nicht, was ihm muß sein Vater aus dem Grabe für wunderliche Sachen zugerufen haben ... Nun ist das schon vier Monate her ... Der Mönch kam noch einige male, wurde aber verrathen und seitdem ist er ganz gefangen und daß ich mit ihm durch die „Stufenbriefe vom Kalvarienberge des Lebens" correspondire, ist jetzt alles, was wir noch wagen können. Aber Herr Rück! Herr Rück! Der ist allmächtig! Sprechen Sie ja mit Herrn Rück! Der Pater ist krank, Sie hörten es! Er sehnt sich nach seiner Heimat zurück, manchmal zu einem Mönche, den er Vater Ivo nennt, manchmal zu einem andern, Bruder Hubertus ... Nun Sie sahen es ja vorhin ... Was soll ich ihm schreiben, mein Fräulein?

Lucinde stand träumend und blickte finster und voll Mismuth ...

Wie denn schreiben Sie ihm? fragte sie ...

Durch die nächste Correctur! Mit Pünktchen ...

Lucinde vergegenwärtigte sich die Worte, die Rück zu ihr gesprochen: Ueberreden Sie ihn, nach Belgien zu gehen! Sie mochte von Klingsohrn nicht länger ihre Bahnen durchkreuzt sehen und um sich zu dem kalten Entschlusse, ihn für immer aus ihrem Leben zu verweisen, zu ermuthigen, sagte sie sich sogar, daß die geistige Verkommenheit desselben jeden erschüttern dürfte, der seinen Geist, seine Kenntnisse, seine Kraft als besser verwendbar zu schätzen wüßte ...

Die Jüdin ſtand erwartungsvoll und wie bittend ...

Sie wären nicht geneigt, die Zelle des Paters zu beſuchen? fragte Lucinde.

Mein Fräulein! lehnte erſchreckend Veilchen ab ...

Herr Seligmann nicht —?

Dieſer antwortete ſelbſt durch ein heftiges Rumoren nebenan ...

Lucinde wußte, daß es ſich hier um eine geiſtige Aufrichtung Klingsohr's handelte, die kaum anders, als von ihr ſelbſt kommen konnte ... Sie bedachte einen Brief, den ſie etwa ſchreiben könnte ...

Die Augen der kleinen Jüdin leuchteten hoffnungsvoll ... Eine Pauſe trat ein ...

Aus vielen Gründen, ſagte dann Lucinde, nachdem Veilchen als die einzigen Perſonen, die man allenfalls zu dem Pater ließe, den Arzt, Medicinalrath Goldfinger, oder einen Geiſtlichen oder vielleicht den Druckerburſchen genannt und hinzugefügt hatte, daß der Wächter des Hauſes auch bei dieſem vielleicht nicht in der Zelle zugegen bleiben würde — aus vielen Gründen wünſcht' ich, daß der Pater aus ſeiner Lethargie erwache ...

Das iſt herrlich! rief Veilchen ...

Ich wünſchte, fuhr Lucinde grübelnd fort, daß er ſeine Muthloſigkeit aufgäbe, daß er ſich für ſeinen nun einmal gewählten Beruf erkräftigte ...

Ja! Ja! ...

Ich würde ihm rathen, mit allem, was ihn hier bedrängt und ihn auch künftig in Feſſeln halten wird, lieber für immer zu brechen und vielleicht — ins Ausland zu fliehen ...

Hurter dreimal, wies aber das Küssen seiner Füße zurück. Alle Klöster waren von seiner Ankunft unterrichtet, überall kam ihm Verehrung und schon brüderliche Liebe entgegen. Er besuchte die Kirchen und geistlichen Genossenschaften Roms, lernte Cardinäle, hochstehende Beichtväter, Ordensgenerale, vornehme Convertiten kennen. Der Entschluß, überzutreten, behauptet er, wäre noch nicht zu völliger Reife gediehen gewesen und in der That führte er ihn erst acht Tage vor seiner Abreise von Rom aus, nachdem er drei Monate in Italien schon verweilt hatte. Was die Schuld dieses Schwankens getragen haben mag, innere Furcht vor sich selbst, vor seiner Vergangenheit, vor der Zukunft, das sagt er nicht, deutet aber an, daß er als Vater und Gatte moralisch gebunden war. Die Winke, die Herr von Hurter hier offen vor aller Welt über seine Gattin giebt, wird Niemand ohne Mitleid mit dieser Frau lesen können. In den beiden ersten Bänden erwähnt er sie nicht einmal. Im dritten versichert er, daß wie einst für ihn, so aller Orten jetzt für die Bekehrung seiner Frau gebetet würde, erzählt eine Menge merkwürdiger Frauen-Uebertritte und schließt ihn mit einer Allegorie von der Kirche als Mutter, die da ihre Kinder (drei in Wien angestellte Söhne des Herrn von Hurter folgten des Vaters Beispiele) nie vergesse, sondern treulich Acht hätte, daß die „ihrer Hut sich Uebergebenden von dem Wege, der zu des Vaters Haus führt, nicht ablenken." Ja er schließt mit der Aeußerung einer übergetretenen Frau, die ihm gesagt hätte: „Seit ich der Kirche angehöre, werde ich es inne, daß der liebe Gott, wenn er auf der einen Seite mir einen Backenstreich giebt, auf der andern an Liebkosungen es nicht fehlen läßt."

Stellen Sie ihm alles das vor ...

Ich? Wie kann das ich? ...

Sie meinen — um die Vergangenheit —

Das hinderte nicht ...

Schreiben Sie es ihm ... Ich schicke sogleich in die Druckerei ... Der Bursche ist ein guter Junge — und pfiffig ... Haha! Kaplan Michahelles hatte den auch in eine Druckerei gegeben ... Hernach soll er nach Belgien und Jesuit werden ...

Jesuit? Ist Ihnen das ein so gleichgültiges Wort, daß Sie lachen?

Hab' ich die Welt zu verbessern?

Ihre Duldsamkeit scheint größer, als Ihr Wahrheitseifer!

Was ist Wahrheit?

Mindestens ist die Wahrheit das Gute!

Was ist Gut?

Suchen Sie nicht, was wahr, gut und gerecht ist?

Was ist Recht?

Sie anerkennen nicht Recht oder Unrecht?

Recht geht so weit wie Gewalt!

Wie einmal das Leben ist! Aber —

Im Himmel auch! Gott ist nicht weiter allgerecht, als er allmächtig ist!

Lucinde mußte lachen über dies Wortspielen ...

Was ist Ihnen die Tugend? fragte sie, jetzt sogar zutraulicher geworden ...

Ah! Die Tugend ist mir viel! Die Tugend ist die Erkenntniß Gottes!

Sie kehren, seh' ich, alles um, was wir Christen

glauben! Haben Sie vielleicht auch keine Freiheit des Willens?

Wenn Sie hungert, müſſen Sie eſſen! ... Richtig, Sie wählen die Speiſen! Aber — Sie wählen Speiſen, die Ihr Appetit Ihnen vorſchreibt!

Jetzt begreif' ich, ſagte Lucinde lachend, wie Sie über ſich bringen, falſche Medaillen in die Welt zu ſetzen und die Spitzen da in Kaffee zu tränken, nur damit man glauben könnte, Maria von Medicis hätte ſie ſchon getragen ... Hören Sie! Ich nenne das Betrug!

Ein hartes Wort! ſagte Veilchen erſchreckend. Dann aber ſetzte ſie mit einem gewiſſen elegiſchen Tone hinzu: Mein Fräulein, was iſt die Kunſt? Ein falſcher Schein! Was iſt das ganze Leben? Eine Mummerei! Wer dreißig Jahre in ſolchen Poſſen lebt, wie ich hier unter den bunten Röcken, nimmt die Poſſen der Erde für ihren Ernſt! Ich kehre alles um! ſagen Sie? Ganz recht! Sie lieben! So ſagen Sie? Ich ſage: Sie glauben, daß Sie geliebt werden ...

Keine glückliche Lebensauffaſſung! ſeufzte Lucinde. Ihr Spinoza, glaub' ich, war krank ...

Das war er ...

Er entſagte und entbehrte ...

Zu ſehr ...

Er ſchuf ſich eine Philoſophie für die, die nichts mehr wollen und nichts mehr wünſchen ...

Er liebte die Freiheit ...

Eroberte ſie ſich aber nicht ...

Wer die Erkenntniß hat, hat alles ...

Das bestreit' ich! Sehen Sie, da gebe ich einen einzigen reellen Genuß für alle Schatten der Erkenntniß!

Geschmackssache! . . .

Auch Wahrheitssache! Eine einzige Reliquie, die ein Gläubiger küßt, ist, wenn man einmal Religion haben will, mehr werth als Ihr Gott, der wahrscheinlich die ganze Welt sein wird oder die Natur?

Der Mönch sagte dasselbe . . . Ich lass' es ihm . . wer Religion braucht . . .

Fräulein! Fräulein! Ich wünschte — die Spitzen da nicht in dem Kaffee zu sehen!

Veilchen zog ihre Haarnadeln aus, ließ ihre Locken fallen, stützte das Haupt auf und sagte träumerisch:

Spinoza sagt einmal: „Einen Mann hört' ich mir neulich zurufen: «Da ist Ihr Hof in den Huhn geflogen!» Der Mann versprach sich nur. Er wußt' es nicht. Wozu sollt' ich ihn erinnern, daß er sagen wollte: Sie meinen, Ihr Huhn ist in den Hof geflogen! Er irrte sich, aber ich verstand ihn ja." So rufen uns alle Religionen zu: Da ist Ihr Hof in den Huhn geflogen! . . . Machen die Religionen gute Menschen, wozu diese Sprachfehler corrigiren? . . . Ebenso gibt es ganz vernünftige Menschen, die keine antiken Spitzen, wie die da, die Elle zu einem Viertel-Brabanter-Thaler nehmen! Sie wissen vollkommen, was echte Spitzen, die noch Maria von Medicis getragen hat, für einen Werth haben! Lassen Sie uns getrost die falsche Grammatik der Erde sprechen. Wenn hier in der Stadt die Herren von der Regierung und die alten Offiziere sagen: Gott straf mir! so wissen wir alle, sie meinen: Gott straf

mich! Gott und was und wen wird wol einſt die Ewigkeit ſtrafen!

Die Welt will Wunder — und Ahasverus macht ſie ihr! reſumirte Lucinde ...

Sagte der Franciscaner auch!

Ihr rächt euch an der Welt, die euch verſtieß! Ihr macht ſie verkehrt, lacht dazu und laßt ſie laufen ...

Sagte der Franciscaner auch! ... Je nun, mein Fräulein, Sie haben vielleicht Recht! Ich gebe mich nicht für vollkommen aus. Glauben Sie mir, wenn man die Welt nicht lieben kann und nicht haſſen mag, da iſt es am beſten — man führt dem Nathan Seligmann ſein Geſchäft, wie ein armes Mädchen, das verlaſſen und kränklich in der Welt ſtand und nichts zu erwerben wußte, vor dreißig Jahren es vergefunden ... Ja, ja, Sie haben vielleicht Recht, der Franciscaner ſagte auch, in dem einzigen kleinen grünen Streifen Tuch — da läge der ganze Unterſchied zwiſchen ſeinem Gott und dem Gott Spinoza's!

Lucinde grübelte über dies Wort und hätte darüber vielleicht noch geſtritten. Aber Nathan unterbrach aufs neue die Unterhaltung der beiden im Denken, nicht im Fühlen verwandten Frauen und bewies ſomit vollſtändig, daß die Philoſophie des klugen, aber willensſchwachen Mädchens ſeit dreißig Jahren vorzugsweiſe von ſeiner Tyrannei bedingt wurde. Seinen Helm und ſeinen Panzer warf er, als wenn ſie von Eiſen wären und keine Beulen bekommen könnten. Seine bunten Geckenkleider und Tirolerhüte trug er hin und her, nur um damit ſeinen Wunſch auszudrücken, daß Veilchen zu dem Ziele käme, die ganze Beziehung ſeines Geſchäfts zu

Staat und Kirche ein für allemal abzubrechen und die Sorge für den Mönch in Lucindens Hände zu legen ...

Lucinde betrachtete ſchon lange nachdenklich die bunte Herrlichkeit um ſich her und ſagte:

Wenn ich wüßte, wie ich ſelbſt den Pater ſprechen könnte —

O, das wäre das Beſte, Fräulein! O erbarmen Sie ſich ſeiner! Laſſen Sie ihn noch einmal Ihre ſchöne Hand küſſen! Ja, Sie, Sie können ihn erheben, Sie können ihm neue Kraft verleihen ...

Für ſein ganzes Leben — möcht' ich ihm — einen Rath geben —

Man wird Sie nicht zulaſſen! ... O das iſt traurig!

Ziehen Sie dieſen Rock an! ſagte Seligmann, ſich wieder vorwitzig einmiſchend und hielt ihr eine braune Mönchskutte entgegen ...

Aber Herr Seligmann! rief Veilchen vorwurfsvoll ...

Der Störenfried entfernte ſich ...

Er hat nicht Unrecht —! entgegnete Lucinde ...

Veilchen blickte mit Staunen ...

Hat jener Druckerburſche wol — meine Geſtalt?

Himmel! triumphirte Veilchen und ſchlug die Hände zuſammen und freudeſtrahlend begreifend blickten ihre Augen und die Stimme dämpfend ſprach ſie:

Eine ganz neue blaue Blouſe hab' ich — Eine koſtbare ſchwarze Sammetmütze mit einem Schirm — im Abenddunkel — Da könnten Sie — wahrhaftig —!

Der Wächter des Hauſes würde mich begleiten ...

Lucinde wich nur einer allzu haſtigen Zuſtimmung aus ...

Nein! Oder ſchützen Sie Eile — die Cenſur vor — die Cenſur! Diesmal ſoll die Abſcheuliche ſegensreiche Früchte tragen!

In Lucindens Innern ſagten tauſend Stimmen: Aber würdeſt du entdeckt! Aber käme auch dieſe neue Demüthigung auf dein großes Schuldbuch! ... Ebenſo viel andere Stimmen ſprachen: Iſt es nicht ohnehin dein Letztes! Der morgende Tag muß für dich — für Paula — für Rück — für alles, alles auf ewig entſcheiden! ...

Die Jüdin flüſterte fort und fort, malte die Gefahrloſigkeit des Unternehmens, beſchrieb den Eingang des alten Profeßhauſes, die Lage der Zelle des Mönches, alles, was ſie von dem jungen Burſchen wußte, der Jeſuit werden ſollte, wie Tönneschen Hilgers auf Lindenwerth — die Väter der Geſellſchaft Jeſu ſind in ihren Collegien ihre eigenen Handwerker und eine von einem Laienbruder dirigirte eigene Buchdruckerpreſſe zu beſitzen muß für ſie überall eine große Annehmlichkeit ſein — Sie verſprach, Lucinden umzukleiden ... ſie zu begleiten bis an die Pforte ... ſie draußen wieder zu erwarten ...

Lucinde hörte und hörte und ſtand im Kampf der Entſcheidung über — ihr ganzes Daſein ...

Die Jüdin betheuerte ihre Verſchwiegenheit, verſprach, Herrn Nathan in nichts einzuweihen ... Sabbat war es; ſie würde von Nathan verlangen, daß er den Abend zum Nachtgebet in den Tempel ginge und der „gemüthlichen Börſe" beiwohnte, die ſich nach demſelben in der Vorhalle zu verſammeln pflegte ... Während ſie ſo fortflüſterte, drängte ſich in die verworrene Muſik im

Innern Lucindens ein einziger melodiſcher Accord, der zuletzt die Oberhand behielt. Dieſe ſanfte Harmonie, die ſie zuletzt ſogar wie mit Opferfreudigkeit erfüllte, entwickelte ſich aus verworrenen Anfängen und ſprach nach und nach: Du hoffſt noch einmal auf deinen unglücklichen Genius! Läßt er auch dies Werk ſcheitern, dann — dann gibt dir vielleicht dein religiöſer Ruf die Rechtfertigung, daß du eine That vollbringen wollteſt, die einem Streiter der Kirche zu Hülfe kommen ſollte oder —! Nein, nein, in hoc signo — ſie ſprach ſich's lateiniſch — in dieſem Zeichen wirſt du ſiegen, ſelbſt unterliegend! Gelingt aber die Flucht, auch dann verlangſt du von Bonaventura morgen die Beichte, die erſte und — vielleicht die letzte! Auch das mag er hören, entſchuldigen — verurtheilen! ... In einem Briefe hatte ſie ſchon in erſter Morgenfrühe Bonaventura vor ſeiner Reiſe noch um eine Generalbeichte gebeten.

Raſch brach ſie ab und verſprach, in der Abenddämmerung, um die fünfte Stunde, wiederzukommen ...

Eine Secunde — und ſie war gegangen.

Als Veilchen Igelsheimer allein mit Herrn Nathan Seligmann war, überſchüttete ſie dieſen mit den bitterſten Vorwürfen, verweigerte ihm alle Auskunft, ſchmollte ernſtlich und verſparte ſich bis nach dem Mittagseſſen den Antrag auf den Tempelbeſuch, den er in den Abendſtunden machen ſollte ...

Und ihre Spitzen und ihre Medaillen und die alt ſein ſollenden Kupferſtiche ſah ſie wirklich mit Unmuth an und murmelte vor ſich hin:

Spinoza war krank? Er liebte und wurde nicht erhört

und ging dann hin und ſchrieb über die Liebe, als wäre ſie eine mathematiſche Figur ... Beweiſen will er das menſchliche Herz wie die zwei rechten Winkel bewieſen ſind, die ſich in jedem Dreieck von ſelbſt verſtehen ... Ha, dies muthige, tollköpfige Mädchen! Ihr ſchwarzer Kopf! Ihre feurigen Augen! Ihr trotziger Schritt! Die kann alles, was ſie will —! Und ſie glaubt an die Freiheit des menſchlichen Willens! Die könnte mich ja — faſt irre machen! Wär' ich ein Mann, dann gewiß!

Es war ihr, als wenn der Gott Spinoza's dem Menſchen die Thatkraft, den ſchönen Wahn, der allein das Oel zur wahren Flamme des Lebens gibt, die ganze tauſendjährige Poeſie geſchichtserzeugender — Irrthümer nähme ...

Nur eine Weile war's ihr ſo. Sie kehrte bald in ihr ſanftes, lächelndes Dulden zurück.

Im siebzehnten Jahrhundert war es, wo sich der Jesuitismus zu jener Alleinherrschaft innerhalb der katholischen Kirche erhob, durch die sein Sturz mehr herbeigeführt wurde, als durch die Philosophie der Aufklärung. Die übrige Geistlichkeit, die der weltlichen sowol wie der Ordenssphäre, lieferte im stillen die Materialien zu jener Verfolgung, die sich zum Sturz der auch von ihnen gehaßten mächtigen Staatenlenker und Gewissensräthe verschworen hatte.

In jener Zeit des höchsten und übermüthigsten Triumphes entstanden die großen Kirchen und Collegien, die auf den Namen der Jesuiten gehen und nach dem entarteten italienischen Geschmack, der damals herrschte, gebaut worden sind. Es war die Eleganz der gewundenen Bandschleife eines Zopfes, die glatte Dressur des über den Kamm gestrichenen Haares, die Form der gebogenen Schnalle an den Schuhen, die auf die Windungen, Rundungen, Cannelirungen, Fenstersimse und Portale der Architektur übertragen wurde. Das Innere der Kirchen wurde mit Marmor und Gold überkleidet. An

den Altären erhoben ſich gewundene Säulen, umgeben von ſchwebenden Engeln, die die gemüthlichen Wirkungen, die ſonſt die Malerei hervorgebracht hatte, jetzt auch durch die Plaſtik verſuchten. Alles ſollte ſinnlich, erfaßbar, wie wirklich und leibhaftig in die Augen fallend erſcheinen. Blumen wurden in halb erhobener Arbeit bunt an die Decken und Wände geheftet, plaſtiſche Heiligenbilder ſchmückten ſich mit Farben und mit wirklichen Kleidern. Man wollte das Wohlgefallen aller Sinne gewinnen. Sogar die Glocken auf den nicht mehr zu hohen, nicht mehr zum Himmel anſtrebenden Thürmen erhielten einen eigenen Rhythmus. Die Jeſuitenglocken ſchlagen in kurzathmiger, ſchnellaufender Haſt eine zwei- oder dreitönige muſikaliſche Figur an, deren endloſe Wiederholung, wie eine jener alten Litaneien, die man in Abendmetten vom Chor anſtimmt, die Seele zuletzt ſo verwirren und betäuben kann, wie die Begleitung mit Trommel oder Pfeife aſiatiſche Tänzer und Schamanen.

Aber in den erſten Anfängen der Verbreitung des von Loyola geſtifteten neuen geiſtlichen Ritterordens war das Auftreten deſſelben beſcheidener . . .

In der Reſidenz des Kirchenfürſten gab es eine ſtattliche Jeſuitenkirche mit marmornen Portalen. Ihr gegenüber lag das Collegium der Väter in jenem Styl, in dem unter Ludwig XIV. gebaut wurde. Beide Sitze der alten, von Ganganelli geſtürzten Herrlichkeit gehören nicht mehr den Jeſuiten, auch ſeitdem das Jahr 1848 ihnen faſt allein — Erfolge der Freiheit gegeben hat.

Ihr früheres älteſtes Profeßhaus liegt in einem ent-

Die in Italien fortgesetzte Polemik gegen protestantische Kirche und Staat ist ein Gemisch der verkehrtesten Anschuldigungen und übelwollendsten Mißachtungen und Entstellungen. Italien in seinen schwächsten administrativen Verhältnissen wird, weil es katholisch ist und conservativ regiert wird, allen die Signatur der nordeuropäischen Aufklärung tragenden Einrichtungen vorgezogen. Selbst die Bettler und Lazaroni vervollkommnen Herrn von Hurter das schöne Gemälde, das ihm Italien in die entzückte und von weltlichem und kirchlichem Weihrauch umnebelte Seele schrieb. Daß dieses besonders im Kirchenstaat ihm so glückliche Italien seine Klerisei mit fremden Soldtruppen schützen muß, daß in Rom neben den Prozessionen auch militärische Aufzüge zur Tagesordnung gehören müssen, erbittert Herrn von Hurter fast zu Thränen. Aber die Schuld dieses Widerspruchs, fährt er fort, trägt jene Rotte von Umwälzern, die sich das junge Italien nennt. Wie, ruft er in einem wahrhaft kindisch gewordenen Räsonnement (III.313) aus, diese Umwälzer brüsten sich damit, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, und tragen sie nicht die Schuld, daß die Waffenmacht erhöht und die Steuerlast immer drückender wird? Das klingt doch wahrlich, als wenn der Hirt zum Schaafe sagen wollte: Es geschieht dir schon recht, daß ich dir das Fell über die Ohren ziehe, warum stellt dir der Wolf nach!

Die Naivetät des Herrn von Hurter ist merkwürdig. Er spricht (III. 284) von der Concentration aller Interessen der katholischen Kirche zu Rom. Statt uns nun in Deutschland zu beruhigen, daß in der That von dem möglichst allwissenden Auge des Stellvertreters Christi jedes Haar auf dem

legenern Theile der Stadt und hat das Ansehen eines mäßigen Klosters . . .

Ein Hofraum ist von drei Seiten mit einem zweistöckigen Gebäude umgeben, von der vierten Seite mit einer hohen Mauer, in der sich das Eingangsthor befindet. Eine kleine düstere Kapelle unter hohen breitästigen Bäumen liegt an der Pforte von außen; von innen, ehe man den grasbewachsenen Hof betritt, muß man erst an der Wohnung des Pförtners vorüber. Ein kleiner Thurm mit durchbrochenem Glockenstuhl und einer alten heisern, schon lange geborstenen Glocke bezeichnet die Stelle, wo sich noch jetzt eine damals nur für die Väter bestimmte Kirche befindet. Das Dach des dreigeschenkelten Hauses ist von Schiefer; die Fenster sind winzig klein; ein neuer weißer Kalkanstrich steht in grellem Contrast zur Verfallenheit des ganzen Gebäudes, das sowol durch die vorliegende vergitterte kleine unzugängliche Kapelle, in welcher der mit Immortellen und gemachten Blumen und bunter Madonna verzierte Altar etwas von dem Gespenstischen eines Wachsfigurencabinets darbietet, wie durch die ringsumher stehenden uralten Bäume auf seinem etwas hoch gelegenen einsamen Platze einen unheimlichen und düstern Eindruck gewährt.

Dies alte Profeßhaus dient jetzt noch zu allerlei geistlichen Zwecken. Es ist nicht in allen seinen Zellen bewohnt. Hier in dem einen Flügel scheint es eine Art Krankenhaus zu sein; denn ein hüstelnder langer, hagerer Greis, den nicht mehr die Tonsur unter dem Sammetkäppchen als Geistlichen erkennen lassen würde, öffnet ein Fenster und hält die Hand in die rauhe Abendluft hinaus. Seit Jahren ist

er heiser, kann nicht mehr die Messe singen und fand, da er seine Pfarre aufgeben mußte, hier im alten Jesuiter-Profeßhause seine Versorgung. Dort jener gegenüberliegende Flügel deutet auf eine Strafanstalt. Einige Fenster sind vergittert und wiederum ist es ein Geistlicher, der einen Moment eine lange Pfeife durch die Eisengitter steckt und sich den mit Schnee gemischten, in Glatteis übergehenden Regen nicht verdrießen läßt. Ein Irrsinniger ist es nicht, aber die ganz klaren Gedanken kommen ihm selten. Seine Stelle mußte er verlieren, weil er in die Messe zuweilen deutsche Zwischenreden mischte, den Wein beim Namen des Gewächses nannte, bei Austheilung des heiligen Brotes ein: Wohl bekomm's! mit einfallen ließ, auf der Kanzel Wirthshausanekdoten erzählte und in den Beichtstuhl mit der Pfeife im Munde ging. Nicht so schlimm ist er, wie sein Nachbar links, den man ganz absperren mußte, weil er kein weibliches Wesen erblicken kann, ohne mit ihm Gespräche anzuknüpfen, die selbst einem Laien nicht gestattet sind. Sein Nachbar rechts wieder ist ein so heilloser Flucher, Schwörer, Händelsucher und Wirthshausmatador, wie nur ein geborener Bauernsohn sein kann, der, wenn er wieder in ein Amt kommen sollte und auf seiner Pfarre dem Oberförster, dem Amtmann, dem Schulmeister begegnet und nicht den Gruß so geboten bekommt, wie er ihn verlangt, den Leuten den Hut vom Kopf schlägt. Noch jetzt geht er im Zorn aus Rand und Band und kann schon lange nur durch Hunger gezähmt werden ... Strafklöster und Strafanstalten gehören dieser Kirche ausschließlich an und sind in solchem Grade eine stillempfundene Demüthigung ihres Priester-

ſtandes, daß man ſie gern eingehen ließe. Man bedient ſich dazu des Vorwandes, daß unter den Geiſtlichen neuen Stils keine Vergehen ſo arger Art mehr vorkämen ...

Der mittlere Bau, an welchem ſich im Sommer vom Graſe des Hofes empor hier und da einige Weinranken auf der weißgetünchten Wand hinziehen, hat einige freundlichere Zimmer, ein Refectorium und nach der entgegengeſetzten Seite zu ſogar ein ſchmales Gärtchen, das indeſſen ſchon lange von einer alten hohen Mauer, der Brandmauer anderer Gebäude, begrenzt wird. Hier finden oft arme durchreiſende Geiſtliche ihr Unterkommen. Mancher von ihnen wird auch zu irgendeiner Verantwortung berufen; andere kommen in eigenen Geſchäften und ſcheuen die Ausgabe in einem Gaſthofe ...

Die Ordnung in einem ſolchen Hauſe aufrecht zu erhalten, iſt keine geringe Aufgabe. Nicht nur gehören dazu Fleiß und Umſicht, auch Unbeſtechlichkeit, Pflichtgefühl jeder Art und phyſiſche Kraft. Für die Reinlichkeit ſorgt eine alte Frau, die durch ihre Kleidung ſich als zum Geſchlecht der Grazien gehörig ausweiſt; ſonſt würde man ſie den Männern und ſolchen zugerechnet haben, die ohne Gefahr für ihre Geſundheit bei Schleuſenarbeiten in Moraſt leben können. Dies zarte Weſen iſt die Hanne Sterz. Nur ein Auge hat ſie, iſt lahm, kocht aber leidlich. Die Elaſticität ihres rechten Fußes hat ſie von einem unglücklichen Eingeklemmtwerden in einer der Zellenthüren auf der Straffeite des Profeßhauſes, da, wo Entbehrung ſelbſt über Macbeth-Hexen hergefallen wäre. Frau Hanne Sterz zählt ſchon ſiebzig

Jahre und verdient den Beistand, der ihr seit einigen Monaten durch einen ihrer Anverwandten wird, einen groben, rothhaarigen Knecht, den man den Joseph nennt. Ueber Hanne Sterz aber und dem Joseph steht der eigentliche Verwalter des Hauses, ein ehemaliger Soldat, den die Regierung installirt, ohne ihn vom Gehorsam auch gegen die geistlichen Behörden zu entbinden, die eine Art Jurisdiction und Disciplinargewalt in diesen Mauern ausüben können. Aber Herr Kratzer muß der Regierung von jedem Misbrauch dieser Befugnisse der Curie Anzeige machen und die Rapporte über die im Profeßhause befindlichen Einwohner und deren Befinden allwöchentlich abliefern. Denn Fälle wie die, daß man in die unterirdischen Gefängnisse geistliche Strafgefangene wirft, sollen nach dem Willen der Regierung nicht mehr vorkommen. Kratzer führt die Schlüssel zu den unterirdischen Gängen der Stadt. Er hat dafür zu sorgen, daß sie nicht misbraucht werden. Längst ist es der Plan der Regierung, sie zu verschütten. Bis dahin muß Kratzer sie so reinlich halten, als es die Ratten und sich einmündenden Kloaken erlauben. In diesem Amte unterstützen den „Castellan" die herculischen Schultern irgendeines vom Staat besoldeten Knechtes. Joseph ist einer der vielen, die Kratzer schon in diesem Amte als Beistand hatte. Er selbst scheint einer jener alten ergrimmten und ewig verstimmten Invaliden ohne Weib und Kind. In dem kleinen Hause an der Pforte, die er wie ein Cerberus hütet, wohnt er. Grützmacher ist andern Glaubens als Kratzer; hätte er den Kameraden im Som-

mer so am offenen Fenster, im Lehnstuhl sitzend und rauchend und mit unveränderlich mürrischer Miene in dem weißbebarteten Antlitz immer auf dieselbe Stelle im Hofe, immer auf dieselbe kleine bunte Winde oder Kresse in dem sechs Fuß breiten Gärtchen, das er um sein Häuschen herum angelegt hat, blickend gefunden, er würde ihn entschuldigt und gesagt haben: Die Menschen verstehen gar nicht diese furchtbare Müdigkeit eines alten ausgedienten Militärs!

In zwei der kleinen Zellen des Mittelbaues wohnt seit einiger Zeit Pater Sebastus. Anfangs war er nur hier in Herberge. Seit einigen Monaten ist er ein Gefangener. Täglich erwartet er eine Entscheidung, wann und unter welchen Umständen er zum Kloster Himmelpfort bei Witoborn zurückkehren darf. Er ist krank, will keinen Arzt, liest und schreibt nur und grübelt. Seine Petitionen an die Curie und die Regierung enthalten schon lange nur noch die Bitte, rauchen zu dürfen. Diese verwies dafür auf jene, jene auf diese, und so bettelte der Mönch noch vor Weihnachten den Castellan nur um Cigarren an ... Jetzt entsagt er auch diesen ... Die Censurstriche können ihn zuweilen noch lebendig machen und die Druckfehler. Knaben, der oft den Burschen mit den „Stufenbriefen" begleitet, ahnt nicht, daß sie mehr enthalten, als Betrachtungen über die Buße, die Sünde, die Erlösung.

Bei alledem ist Sebastus beim Eintritt in sein dreißigstes Lebensjahr der Alte geblieben ... Ja! und: Nein! hatte er drei Tage lang zu Bonaventura gesprochen. Als er aufs neue die Rumpelgasse besuchte, erhielt er

Gefangenschaft; dennoch geißelt er sich wirklich, wenn sein Guardian im Kloster Himmelpfort: Miserere! ruft. Er gibt Sokrates, Plato, Aristoteles, Firdusi, Shakspeare, Milton, Spinoza, Goethe, Harry Heine noch immer hin, wenn nur Gregor und Innocenz bleiben; besonders seit der Gefangennehmung des Kirchenfürsten, der ihm die Springprocession nach Echternach mitzumachen hätte anbefehlen können; er würde, abgekühlt vom ersten Schrecken, den Mann doch eine „Natur" genannt haben. Raubte man ihm alles, doch blieb — das volltönende Latein des Breviers, der majestätische Klang des „Dies irae" und „O salutaris hostia"!

Ueber Lucinde und Bonaventura weiß er durch Veilchen Agelsheimer schon seit den Tagen, als er noch der Außenwelt angehören durfte, daß jene schon seit lange diesen Priester kennt, durch ihn — immer entstellt das Gerücht — bekehrt wurde, für ihn nur lebt ... So beichtet er denn auch diesem nicht, einem Priester, der ihn in seiner tiefsten Erniedrigung kennen gelernt hat ... Zur vollen hingegebenen Freundschaft fehlte ihm wahre Demuth; ohne eine gewisse Unterwerfung gibt es keine Freundschaft.

Und dann! Wer freilich mag auch sehen, wie ein Herz, das wir selbst einst besaßen, einem andern gehört! ...

Von Tag zu Tag wächst das physische und Seelenleid des Gefangenen, dessen Einsamkeit nur der Besuch der Kirche im Kloster, einigemal die Besuche des Untersuchungsrichters (man vermuthete in Klingsohrn den Verfasser einiger in Augsburg und Würzburg erschienenen Broschüren), der Arzt unterbrechen ... Weihnacht ist vorüber ...

Die Hinrichtung Hammaker's kann Sebastus in keine Verbindung mit seinem eigenen Leben bringen ... Es kehren die alten geistesschwachen und geisteszagen Stimmungen wieder ... die Hände zittern ... mager und dürr liegt er in der braunen Kutte und barfuß auf einem alten Sopha ... Alte Lieder summt er, dichtet neue, findet die Reime nicht mehr und bedarf dringend den Mechanismus des Klosters, bedarf der Hand des Bruders Hubertus, der ihn z. B. um jede Mitternacht aus seinem Schlafe emporhob und ins Chor der Kirche zum Singen trug — dies schwere Amt, das der heilige Franciscus erfunden hat, um im Kloster nichts in der Welt nächst Gott mehr lieben zu lassen, als den Schlaf, nichts mehr ersehnen zu lassen, als den Schlaf, nichts mehr erstreben zu lassen, als den Schlaf.

Eine traurige Winterszeit ... Es regnet, es stürmt ... Nur die dumpfen Schläge der Thurmuhren unterbrechen die bange Oede eines Aufenthalts, den des Mönches schroffer Sinn noch einsamer macht durch Ablehnung alles Umgangs mit den übrigen Bewohnern des Hauses. Wenn die Dunkelheit schon früh sich niedergesenkt hat auf den trüben Tag, wenn zwei mächtige Hunde in ihren Hütten sich bäumen und gegen die gewaltige rings von einem kleinen Eisenverschlag umgitterte Thorglocke bellen, die draußen von einem Einlaßbegehrenden gezogen wird; wenn die großen Holzpantoffeln der hochaufgeschürzten Hanne Sterz im Hofe klappern oder Joseph beim Schein einer Laterne das Holz spaltet, das in den Oefen der Bewohner dieses traurigen Ortes flackern soll; oder wenn Kratzer selbst eine große eisenbeschlagene Thür aufgehoben hat, die in

einem Winkel des Hofes platt auf der Erde liegt und in jene Gänge führt, zu deren Reinigung ein Kampf mit einem Heer von Ratten gehört, das die Stufen heraufspringt und sich blitzschnell in alle Löcher des Hofes vertheilt, während hinter den Eisengittern die gefangenen oder geisteskranken Leviten: Hatz! Hatz! rufen und die Hunde zur Verfolgung reizen, daß die sich heulend an ihren Ketten aufbäumen und den zottigen Hals blutig reißen ... dann überrieseln Klingsohrn düstere Schauer — Erinnerungen an die Tage von Neuhof, Hoffnungen auf Witoborn — Wonnen — o du Thor — eines Wiedersehens mit Lucinden ... Daß er zu den Todten gehört, weiß er und besingt es. Hat er sich auch unter dem Leichenstein der ewigen Gelübde ein scheinbares Leben zu erträumen verstanden, Lucinde sollte zu diesen Träumen nicht mehr gehören. Sie kann mit ihrem, „wenn sie will", so verführerischen Lächeln keinen seiner Wünsche mehr bestricken; sie kann mit ihren gaukelnden Phantasieen keine Bilder von Freiheit und Liebesglück mehr wecken. Das ist vorüber schon lange — schon vor seinem — Begräbniß. Doch — es reizte ihn doch stündlich — auch sie hat sich in den Schoos einer Kirche geflüchtet, die einen ersterbenen Willen mächtig wiederbeleben, klaffende Wunden heilen, schmerzlichste Lücken wenigstens mit „Poesie" erfüllen kann ... Das hätte er gern einmal sehen und hören mögen, wie Lucinde zu dem goldenen Kreuz auf ihrer Brust gekommen, das er in der Kathedrale gesehen, wie sie den Rosenkranz beten, was sie sagen würde von der Welt und wie sie zurückdächte auf alte Zeit und wie sie sich ausnehmen würde

in der Meſſe, im Beichtſtuhl, ſelbſt mit der Liebe zu einem Prieſter im Herzen, der ſie ja, das ſagte er ſich von Bonaventura, nie erhören kann —! Dann winkte ihm Loreley von kahlem Felsgeſtein, verlockte ihn und andere Knaben, bettete den Bethörten in der kühlen Tiefe ... Mit fieberſchwangern Glühwinden der Wüſte überhauchte es ihn dann und krank wurde er an jenem orientaliſchen Nagl, der den in der Sahara verſchmachtenden Pilgern Städte mit blinkenden Minarets und Bäume voll goldener Früchte zaubert, in deren Schatten, in deren erträumtem Genuſſe ſie ſterben.

Wieder auf ſeinem Sopha liegt Klingsohr mit nackten Füßen ausgeſtreckt ... Wieder wird es Abend ... Schon brennt eine ärmliche Blechlampe auf einem mit Papieren bedeckten Tiſche matt und düſter ... Das Bellen der Hunde hört er, den Lärm, den zuweilen die wilden Bewohner des Hauſes machen; oft huſcht es im Gange an ſeinen beiden Thüren vorüber — in einer Nebenkammer ſchläft er —; traurig zieht ein alter Kloſterſpruch durch ſein tief hülfsbedürftig an Hubertus gerichtetes Sehnen, der Spruch, den ihm dieſer einſt wie ein memento mori geſprochen: „Wir Mönche kommen zuſammen und kennen uns nicht! Wir Mönche leben zuſammen und lieben uns nicht! Wir Mönche ſterben zuſammen und beweinen uns nicht!“

Fünf Uhr ſchlägt's ...

Da und dort blitzt das Licht der jenſeit der hohen Mauer angeſteckten Laternen auf. Ein kalter Regennebel umhüllt die nächſten Umgebungen, die kleine Kapelle vor dem Eingang und die halb verwitterten Bäume. Die Hunde beginnen ein Wimmern, das ihnen mit ein-

tretender Dunkelheit eigen ist und vielleicht der Erwartung des Mahles gilt, das ihnen Joseph bereits in irdenen Schüsseln bringt. Kratzer studirt an einem Dreierlicht mit der einem alten Militär eigenen Gründlichkeit die frisch angekommene Abendzeitung, die über den gestrigen „Krawall" neue Einzelheiten, neue Warnungen und Verordnungen der Regierung enthält ...

Da wird heftig die Glocke gezogen ...

Joseph unten erhebt sich nicht von den Hundehütten, ruft die Hanne ...

Diese will eben in das Haus des Castellans mit einem Trunk Weins aus dem Keller hinken — denn zu Krieg und Frieden, zu neuen Avancements und neuen Orden trinkt Kratzer gern seinen Vesper-Schoppen ...

Hanne Sterz öffnet ...

Ein junger Mensch in einer blauen Blouse und mit schwarzer Sammetmütze, bedeckt von einem alten Regenschirm, kommt mit einer Druckermappe unterm Arm und begehrt den Pater Sebastus zu sprechen ...

Censurstriche! sagt die fast rauhe Stimme rasch und entschieden ...

Joseph blickt etwas von den Hunden auf, deren Bellen er beruhigen muß ...

Hanne Sterz bringt von Herrn Kratzer ein: Passirt! ... Herr Kratzer will sich die gemüthlichste Stunde des Tages, die Stunde des Schoppens und der Welthändel und der neuen Versetzungen in der noch immer heißgeliebten Armee nicht stören lassen ...

Der junge Mensch wagt sich im Finstern an die Treppe, die er schon kennen muß, schlägt den Regen-

Haupte seiner Gläubiger gezählt wäre, statt die Glieder der katholischen Kirche in Westpreußen, Schlesien, Posen, Westphalen und am Niederrhein zu versichern, daß in Rom alle ihre Interessen auf's Innigste bekannt und gewahrt würden, verräth er, daß diese Centralisation eine erträumte, diese Bekanntschaft mit sich, welche die römischen Katholiken z. B. in Köln so papstfromm und romvertrauend macht, eine illusorische ist. „Man hat, sagt er, sich fest in die Meinung verrannt, Rom seie über allen Detail der deutschen Kirche aufs Genaueste und bis ins Geringfügigste informirt, auch lasse es nichts und keine Gelegenheit vorübergehen, um auf sie in jeglicher Weise einzuwirken; offne und geheime Kanäle in Menge wären vorhanden, mittelst welcher römische Ansichten, Gesinnungen und Neigungen zu beharrlich verfolgtem Zweck verbreitet würden. Eine rastlose, ins Wunderbare gehende Thätigkeit herrsche dort, um anzubahnen, durchzusetzen, festzuhalten, was in Roms Interesse nur immer erzielt werden wolle. Man meint, es gelte hier in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, was in Schiller's Don Carlos der Großinquisitor zu dem König sagt: „Dein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa-Casa heiligen Registern." Darum dürfe man in Rom nur nachschlagen, um selbst über die unbedeutendste Specialität einen Actenstoß hervorlangen zu können. — Dem aber ist nicht so; denn der Schluß aus analogen Verhältnissen ist kein gewagter. Ich habe in Bezug auf die Vorgänge und Zustände in der Schweiz, welche doch in neuester Zeit die Kirche wesentlich berührt haben, bei weitem nicht diejenige genaue Kenntniß gefunden, welche ich unfehlbar voraussetzte, ja bei mehrern Cardinälen (die man sich doch insgesammt als Glieder des obersten Raths der Kirche, daher

ſchirm ein, reißt die Thür der Treppe auf, drückt ſie wieder an ſich und ſchöpft auf der erſten Stufe Muth und Faſſung aus hochklopfender Bruſt . . .

Im erſten Gange rechts die zweite oder dritte Thür, Nr. 16 und 17 gleichviel! . . . So hatte es in der Anweiſung auf der Rumpelgaſſe geheißen . . . Die Begleitung Veilchen's hatte ſie abgelehnt . . .

Die Treppe iſt erſtiegen, die Thür gefunden . . . Die Zahl in der Dunkelheit nicht zu leſen . . .

Ein Moment der Beſinnung . . . Angeklopft . . . Kein Herein!? . . . Was thut's? . . . Lucinde tritt ein und entdeckt an der trüben Lampe, daß auf dem Sopha jemand zuſammengekauert liegt, der ſich nicht erhebt, völlig antheillos bleibt, bis er die Mappe von dem Ankömmling entgegengereicht erhält . . .

Nun greift danach eine knöcherne Hand, einer Kutte ſich entwickelnd . . .

Lucinde ſieht das verfallene Antlitz Klingsohr's, ſieht die rothen Narben auf den blaſſen Wangen, das kurzgelockte röthliche Haar, die faſt endloſe Stirn, die Tonſur . . .

Sie hat ihre Sammetmütze in der einen, den Regenſchirm in der andern Hand . . . Auf dem von der Luft und der Eile gerötheten Antlitz liegen die dunkeln Flechten ihrer Haare dicht zuſammengebunden. Ihr Hals iſt von einem rothen Tuch umſchlungen. Unter der hellblauen Blouſe iſt ſie mit einem groben, aber neuen Tuchkittel bekleidet; ihre Beinkleider ſind trotz der Jahreszeit neuleinene; darunter hat ſie ſich ſorglich vor Erkältung geſichert. Die Füße ſind mit Halbſtiefeln bekleidet. Ihr Wuchs entſpricht dem eines ſechzehnjährigen Jünglings,

ihre Züge ſind in der That männlich. Wäre nicht die Beweglichkeit, die Unruhe und Aufregung der Haltung geweſen, man hätte an den äußern Eindruck glauben dürfen.

Die Cenſurſtriche des Aſſeſſors von Enckefuß erkannte ſonſt Klingsohr ſogleich an der rothen Dinte. Heute entdeckte er nichts und entzifferte nur eine etwaige Botſchaft Veilchen's ...

Sie ſchrieb ihm in der That:

Ueberbringer iſt — Fräulein — Lucinde Schwarz —

Das Blatt entſank ſeinen Händen ... Er ſprang auf und ſtarrte wie vor einem Geiſte ... Er ergriff die Lampe und leuchtete Lucinden entgegen und dieſe erleichterte die Erkennung, indem ſie kurzweg ſprach:

Klingsohr! Sie ſehen, welches Opfer ich Ihnen bringe! Ich habe von Ihrer Gefangenſchaft, Ihrem Seelenſchmerz, Ihrem Körperleiden gehört, von Ihrer Sehnſucht nach dem Kloſter zurück! Können Sie es möglich machen, daß Sie dieſen Ort verlaſſen, ſo ſoll von morgen in der Frühe an unausgeſetzt bis Abends ein Wagen dort drüben in der Allee halten, um Sie aufzunehmen, Mittags ausgenommen, wo die Pferde zu wechſeln haben!

Es waren dies Ergebniſſe eines Briefes an Rück und eines Beſuches des Herrn Maria bei ihr ... Sie ſprach dieſe Worte wie eine ſoldatiſche Meldung.

Klingsohr ſtand nur und hielt ſich am Tiſche, hörte nur, betrachtete nur den ſchönen Knaben ... Das, was er allein begriff, war die Anrede nicht mehr mit dem alten „Du“ ...

Auf einen Seſſel, Lucinden dicht zur Seite, mußte

er ſich niederlaſſen ... ſeine Schwäche übermannte ihn ... eine ſchmerzliche Lebenslage ohnehin, wenn ſich Menſchen, die in ſo naher Beziehung ſtanden, wiederſehen, das Band, das ſie einſt vereinte, gelockert finden, das Wort, das einſt ſo warm geſprochen, kalt, die Vergangenheit ausgelöſcht von einer neuen, inhaltreichern, und — berechtigtern Gegenwart! Wenn dann auch Klingsohr die alte Zärtlichkeit der Empfindung nur im Zittern ſeiner Stimme verrathen wollte — er war ein Mönch ...

Lucinde empfand mehr Abneigung als Rührung.

Glücklicherweiſe hatte ſie Eile und konnte damit ihre Grauſamkeit verdecken ...

Klingsohr! fuhr ſie fort. Man muß mit Ihnen Mitleid haben! Einflußreiche Leute gibt es, die Ihnen wohlwollen, Ihren Geiſt ſchätzen! Wie konnten Sie gerade dieſen Orden wählen, der Ihnen eine völlige Entſagung vorſchreibt, Ihnen nichts mehr zu ſein oder zu werden erlaubt?

Klingsohr überlegte von dem Geſagten nichts. Er horchte nur der ſo wohlgeordneten Rede und dachte: Biſt du denn das Mädchen vom Düſternbrook, von den beiden Apfelblütenzweigen, vom Feſt der Dämonen in jener Nacht, du, die Mondſcheinwandlerin am Alſterufer, die Reiterin am Buſen der Baltiſchen See?

Eine ſchreckliche Laſt, die auf Ihnen liegen muß! fuhr ſie fort. Ich verſtehe Ihren ganzen Lebensüberdruß —

Seit unſerm Abſchied in Lüneburg! hauchte er endlich tonlos ...

Auch Lucinde horchte ſeinem jetzigen Redeton ...

Noch immer, weißt du, hab' ich die Hand der Serlo'-

ſchen Kinder in der meinen! ſagte er leiſe. Vor einigen Monaten ſah ich ſie hier wie Marionetten ſpringen!

Lucinde wollte den Uebergang in elegiſche Töne, die Klingsohrn, wie ſie hörte, noch immer zu Gebote ſtanden, hindern ...

Dennoch begann ſie vom Vergangenen, wenn auch im kühlſten Tone:

Ich habe mich oft gefragt, Klingsohr, was Sie damals wol bewegen konnte, ſo den Kronſyndikus zu ſchonen!

Schenkte er mir nicht Lucinden? ...

Klingsohr ſprach dies in der zarten Dämpfung, die ihm eigen war, wenn er Stellen aus eigenen oder fremden Dichtungen ſprach ...

Das iſt es nicht allein! ſagte ſie. Steht Ihnen Ihre Mutter immer noch ſo rein und unbefleckt, wie damals vor Augen?

Derſelbe Engel! ...

Das Geſpräch ſchien nun ſo in der Erörterung der Vergangenheit fortgehen zu können, aber plötzlich trat Lucinde ans Fenſter ...

Es hatte geklingelt ... Draußen fuhr ſchneidend der Wind, riſſen die Hunde an der Kette ...

Ich muß eilen! brach ſie mit einem ängſtlichen Blick auf das feuchtbeſchlagene Fenſter ab ... Alſo, was ſag' ich Ihren Freunden? Wohin wollen Sie fliehen?

Drei Worte nur und dann — in den Tod! rief Klingsohr, faltete die Hände und hielt ſie empor, wie für ſich betend ...

Lucinde entſetzte ſich über dieſe Geberde ...

Die Hauspforte hatte einen heimkehrenden Bewohner

eingelaſſen ... Sie ließ ſich beruhigter auf einen harten Seſſel nieder ...

Lucinde! rief Klingsohr voll Feuer ...

Vom Kronſyndikus ſprechen Sie! lenkte ſie auf Mäßigung zurück ...

Warum ich den Kronſyndikus ſchonte? ſprach Klingsohr ſich ſammelnd. Sieh, Lucinde, hier in meinen „Stufenbriefen vom Kalvarienberge des Lebens" ſteht: „Gerechtigkeitübt ſich nur im Kampfe gegen ſein eigenes Ich! Wer zu dem erhabenen Bau der Pyramiden voll Bewunderung emporblicken will, muß der blutigen Geißel nicht achten, die einſt die im Sonnenbrand verſchmachtenden Völker zwang ſie zu bauen! Wie erſtirbt in den Gemüthern immermehr jener Geſchichtsſinn, der das Erbe der Vorvordern nur mit der Abſicht antritt, es ebenſo den Enkeln zu hinterlaſſen! Voll Andacht betrittſt du die Stelle, wo einſt ein großer Mann athmete; bewunderſt den Federzug, den eine Hand führte, die wir mit ſchauerndem Entſetzen ſo gleichſam lebendig ſehen, die Hand, die Reiche ſtürzte, Schlachtenpläne ſchrieb! Um wie viel denkwürdiger iſt der Griffel Klio's, ſind die Runen, in denen Saturn ſchreibt —" ... Doch, lies das ſelbſt, unterbrach er ſeine Feierlichkeit, ſank auf ſeinen Seſſel und hauchte leiſe: Ich werde nicht allem Worte geben können, was damals mein Inneres durchſchnitt! Auf der einen Seite die Leiche eines Vaters, auf der andern ein Mörder, von Angſt und Reue gefoltert! Haargeſträubt ſaß der Freiherr mir gegenüber, bekannte die Uebereilung. Im Wortwechſel am Düſternbrook war ihm die Hand an den Hirſchfänger gerathen; der Vater wandte ſich zum Suchen eines Steins

oder Holzes als Gegenwehr; die Waffe fuhr aus, fuhr in die unbeschützteste Stelle am Nackenwirbel, dahin, wo jede Verwundung tödlich ist. Der Zorn des Feindes war mit dem strömenden Blute verraucht; die Erinnerung der Freundschaft sogar stieg in dem zum Tod entsetzten Freiherrn wieder auf. Die Wildheit seines Wesens — was ist sie denn? Ein Uebermaß der Selbstwerthschätzung dieser Naturen. Sie kennen ihr menschliches Maß so gut wie andere. Soll ich's sagen? Ich empfand Mitleid mit ihm. Mehr noch! Ich nahm Partei. Ruchlos mag es erscheinen — Meine erste wissenschaftliche Arbeit war eine Betrachtung über die Politik der Bienen. Wir sollen dem Geiste leben, auch dem Geiste in der Natur; aber schon die Natur hat nicht alles gleichgestellt. Ich liebe die alte Regelung der Geschichte, liebe die Stände, liebe die Unterschiede, die die Modephilosophie ausgleichen will. Spinoza, ihr erster Tonangeber, löste, was bunt und farbig im Leben blüht, in aschgraue Einerleiheit auf, die er die Substanz oder Gott nennt. Schon Kant aber lehrte uns, auf unser Ich und das innere Gebot zu lauschen. Wie viel mehr ein Glaube, wie der — unsere! Die Persönlichkeit, die sich in der Geschichte austrägt, ist mein Gesetz! Verblendet von deinem Bilde, bestochen vom Glanz der Versprechungen des Kronsyndikus, befangen durch seltsame Märchen, die von meiner Mutter gehen, dazu der Gedanke: Das ein Enkel Wittekind's? Der Gedanke: Wollte Gott, es ginge groß noch und hochherrlich und in jedem Sinn hochfreiherrlich her im bureaukratisch geknechteten Vaterland! Ich beweinte meinen Vater, beweinte mich; was konnte es helfen, daß ihm der Kron-

ſyndikus Ehre und Freiheit zur Sühne brachte! Des Freiherrn Schuld wuchs mir zur tragiſchen. Wenn ich auch zagte, wenn ich auch das Herrſcherwort des Gewiſſens hörte — nenne ſo dieſen dürren Kantiſchen königsberger Imperativ — wenn ich auch im kleinen Schacher und Handel mit dem Schickſal, im Verſteckſpiel mit der Entlaſtung der Bruſt mir den Streifen Tuch, der von des Freiherrn Jagdrock abgeriſſen, zu bewahren vorbehielt, ich mochte die weltliche Juſtiz nicht zur Siegerin machen über Poeſie ... Lucinde, das iſt aber mein Leiden! Ich will den Göttern ein gigantiſches Schickſal abtrotzen und dennoch — mußt' ich Jérôme tödten, dennoch mußt' ich dich verlieren, dennoch mußt' ich —

Lucinde unterbrach ſeine geſteigerte Aufregung. Aufs neue erſchreckt ſprang ſie ans Fenſter ... Der Wind jagte durch die Bäume und ließ den ſchrillen Ton der Laternen pfeifen, die an ihren eiſernen Haltern hin- und herſchwankten ... Auf dem Gange rauſchte es dahin daher mit ſchwerem Fußtritt ... Auch Klingsohr horchte auf ... Denn deutlich wurde die Stimme Kratzer's vernehmbar, der dem rumorenden Knechte zurief:

Iſt denn der Burſch noch immer oben?

Klingsohr! ſprudelte Lucinde in mächtigſter Erregung auf und ihr Ton nahm vor Angſt eine größere Wärme an ... Ein Wort! Ich, ich verſtehe gewiß Ihren Uebertritt! Jagte mich denn nicht ſelbſt das Schickſal und hetzte mich ſo lange, ſo furchtbar, bis ich —

Lucinde! jauchzte Klingsohr auf und hob die beiden halbnackten Arme aus ſeiner braunen Kutte ihr entgegen ...

Beide Convertiten hatten vielleicht nie ſo die Kraft ihres neuen Bekenntniſſes gefühlt, ſo im Vergeſſen ihrer Gewiſſensbiſſe wieder ſich rieſig erſtarkt gefühlt ...

Aber Lucinde gewann eher die Beſinnung und die kalte Erwägung, als Klingsohr ...

Doch warum dieſer Orden? fuhr ſie fort. Warum dieſes Gewand der Buße und Entſagung? Das iſt ja deine unglückliche Natur, daß du jedem Ding, das dein eigen geworden, ſogleich die andere Seite abgewinnſt! Erkennſt du die ſchönſte Lage, in der du dich befindeſt, zu tief, ſo quälen dich ſchon ihre Mängel! Immer gefiel dir die Sache, die du ſelber triebſt, aber ſie misfiel dir, wenn du ſie auch unter den Händen anderer ſahſt! ... Iſt der Beruf eines Bettelmönchs deiner würdig? Kannſt du ſo deine That eines Vatermordes — denn Hehler wie Stehler! — vergeſſen? So dieſe That ſühnen? ... Lehne den Vorwurf nicht ab! Auch mich beſchuldigen oft deſſelben Verbrechens die geſpenſtiſchen Schatten von Vater und Geſchwiſtern. Trotze jedoch unſerm Menſchenloose! Bleibe groß! Ringe dich höher und höher! Flieh nach Belgien! Nach Lüttich! Deine Gönner bieten dir die Hand! Kannſt du dies Haus verlaſſen, der Wagen führt dich, wohin du willſt! Werde Jeſuit ...

Klingsohr hatte ſich erhoben, ging mit ſeinen Sandalen zwar unhörbar auf und nieder — aber die ſchöne, muthige, beredſame Sprecherin hatte ihn in Flammen verſetzt ... Im Begriff war er, ſie an ſich zu reißen und mit ſeinen Küſſen zu bedecken ... Zu ihren Füßen mochte er ſich werfen, die ſchlanke Geſtalt umſchlingen ...

Lucinde ahnte dieſen ſich mehrenden Sturm ſeines

Innern, deutete, um ihn durch Vorsicht zu beschwichtigen, auf einen anrollenden Wagen und fuhr fort:

Ich finde dich ganz so, wie Serlo dich beurtheilte! Du glaubtest, sagte dieser seltene Mensch, andere zu beherrschen und wärst der Sklave nur derer, die dich bewundern! Ohne den Wind, den du selber um dich her machtest, wärst du sogleich auf dem Sande! Stürme glaubtest du zu beschwören, die die Welt erschüttern, und du wärst doch nur der Mann des Sturms im Glase Wasser! Kleine Huldigungen könnten dir zur Abschlagzahlung für die größten Erwartungen dienen, in denen du dich täuschen ließest! Wahre Erfolge wärst du so wenig gewohnt, daß man dich mit Kupfer statt mit Gold befriedigen könnte!

Nein! rief Klingsohr wild und ergriff einen Riegel des Fensters, als könnte er diesen vom Holze reißen vor beleidigtem Ehrgefühl ...

Nimm von mir die Lehre, fuhr Lucinde lächelnd fort, die sich auf die bitterste Erfahrung auch meines Lebens begründet, daß wir zu Grunde gehen, wenn wir uns kein Ziel mehr stecken! Im Kloster könntest du zwei Ziele haben: Priester zu werden, du bist es nicht, dann ein Heiliger! Beides aber wird deiner Natur mislingen. Tritt aus diesem Cirkel, in dem du lebst, heraus! Geh nach Belgien! Unterwirf dich den Strafen und Bußen, die man anfangs über dich verhängen wird! Bei der Beurtheilung des Dranges, der dich trieb, deinen Ueberzeugungen mehr zu nützen, als du im Kloster Himmelpfort vermöchtest, wird man etwas deinem Geiste Natürliches in dieser Flucht finden und dir in Rom Verzeihung erwirken!

Für Klingsohr war schon Melodie, sich so von Lucinden

nur das alles geſprochen zu vergegenwärtigen. Dann aber auch regte ſich ſein Ehrgeiz. Längſt ſchon zwang man ihn, ſich aufzugeben. Und nun ſollte er von ihr, von ihr wieder neu aus den Trümmern ſeines Lebens zu einem „Titanengebilde“ zuſammengeſtellt werden, von ihr, deren Hand einſt dies Bild zuerſt zerſchlagen hatte? Gönnte ſie denn der Kirche wirklich, forſchte ſein trunkener Blick, einen Streiter wie ihn? Hatte ſie noch ſo viel Theilnahme, daß ſie ihm in ſeinem Jammer beiſtand und die Verwerthung ſeiner Fähigkeiten erleichterte? Klingsohr glaubte in der That nur aus ihrem Munde die Sprache eines Philoſophen zu hören, der alles in der Welt an ſeinem rechten Platze wünſchte, keine Fähigkeit unbenutzt, jede Beſtimmung der Natur von den Umſtänden eingeholt. Bei der fernern Beſprechung des von ihr vorgeſchlagenen Planes bewunderte er die gereifte Einſicht eines Mädchens, deſſen Entwickelung er ſelbſt gefördert, zu ſolcher Höhe des Charakters bildſam ſich nimmermehr vorgeſtellt hatte. Schon war er gefangen von ihren Vorſchlägen, überredet von den Erleichterungen ihrer Ausführung, geblendet von den Mitteln, die ihr in unbegrenzter Anzahl zu Gebote zu ſtehen ſchienen ... Er verſprach es, ſich aufzuraffen ... Morgen in erſter Frühe ſollte ihm der Druckerburſche Kleider bringen ... In der Abenddämmerung wie jetzt wollte er entſchloſſen auf das Hofthor zugehen, den Schlüſſel, der von innen ſteckte, umwenden, und noch ehe man ihm nachſah, verſicherte er, daß der Wagen ihn ſchon aufgenommen und entführt haben könnte ... Dieſe Verſtändigung war, als wenn ein in Schutt begrabener Brand durch den Hinzutritt von

mit den Angelegenheiten derselben genau vertraut denkt) zeigte sich ein Mangel hieran, der mich in Staunen setzte. Sollte es demnach in Bezug auf deutsche Angelegenheiten, die noch dazu ungleich umfassender, mannigfaltiger, weiter verzweigt und dazu versteckter sind, als die schweizerischen, anders stehen? Diese berühren, wenn man selbst diejenigen rein katholischen Cantone dazu zählt, in welchen die kirchlichen Verhältnisse niemals getrübt waren, eine Zahl von 800,000 Katholiken, jene, wenn man Oesterreich und Baiern ausnimmt, das Zehnfache. Ist die Kenntniß in Beziehung auf jene eine mangelhafte, sollte sie in Beziehung auf diese vollständiger und tiefer gehend sein?"

Das ist ein sehr schlimmes Geständniß! Aber Herr von Hurter geht noch weiter. Er will das Schreckbild des Ultramontanismus widerlegen, er will die Furcht beseitigen, daß in Deutschland alle katholischen Angelegenheiten unmittelbar von Rom aus dirigirt würden, entzieht aber allen Gläubigen die Stütze ihres Vertrauens, wenn er hinzufügt, daß das Mindeste, was man in Rom doch zu diesem Zwecke antreffen müßte, Kenntniß der deutschen Sprache wäre, allein diese wäre bei Niemanden von Einfluß anzutreffen. Der gute Herr von Hurter beweise nun einmal der deutsch-katholischen Richtung, daß sie kein Recht hätte, sich von der römischen Leibeigenschaft zu emanzipiren; er bestreite uns das Recht, für unsre ewigen Angelegenheiten uns selbst bevormunden zu wollen; ja auch den römischen Gläubigen in Köln, Bonn und Breslau beweise er nach solchen Prämissen, daß diese geistlichen Italiäner, die von Kant, Fichte, Hegel, Schelling, von Schiller und Goethe, von unsern großen und erhabenen Geistern nichts wissen, ein Recht haben konn-

Luft ſich aufs neue entzündet. Die Flammen der Jugend ſchlugen empor, alle Wahngebilde der Selbſttäuſchung wirbelten in flockigen Feuerzungen ... Ich dich laſſen! rief er wie einſt. Ich dich nicht wiederſehen, Lucinde! Mein Geſchick iſt und bleibt, zu ſterben am gebrochenen Herzen durch deine Untreue, deine Falſchheit, deine Lüge — Himmelsbote, vergib, daß iſt dich läſtere! Lucinde! Lucinde! Liebſt du wirklich jetzt —

Sie entwand ſich ſeiner Frage, ſeiner Berührung ...

Nur den Saum deines Kleides laß mir! Ganymed! Götterknabe! Biſt ja nur — mein Bruder! ... Ach Lucinde! Zu wiſſen, daß dein Herz, deine Liebe einem andern, einem Mann gehört, der die Himmel deines Beſitzes nicht ahnt — verſchmäht wol gar —?

Plötzlich unterbrach Lucinde ſeine ihr tief ſchmerzliche und theilnehmende Rede ...

Es war ihr eben geweſen, wie wenn mit einem Eiſenſtab an die Thorpforte geklopft wurde ... Dann klingelte es heftig ...

Sie ſprang auf und ſah in den Hof hinunter ...

Jemand leuchtete mit einer Laterne im Hofe Ankommenden entgegen ... Statt eines traten zwei Männer herein. Die Thorpforte blieb offen ...

Wer kommt da? fragte Lucinde, ſchon erſtarrt, den gleichfalls völlig Beſinnungsloſen ...

Ihre Worte erſtickten im Schrecken vor dem Zurückſpringen eines ſcheuen Pferdes und dem Hören eines metallenen Klanges, der von einer Waffe zu kommen ſchien ...

Auch eine geſchloſſene Chaiſe ließ ſich aus der ſpärlich erhellten Dunkelheit als draußen vorgefahren erkennen ...

Wem gilt das? fragte Lucinde ...

Klingsohr wollte das Fenster öffnen ... Sich langsam sammelnd sprach er vom andern Flügel des Hauses, in den man vielleicht einen wahnwitzigen Priester brächte oder aus dem man den, der das Haus schon lange beunruhigte, abholte ...

Dem Joseph war unten die Laterne ausgegangen und hellauf gellten die ihm von Kratzern über seine Ungeschicklichkeit gemachten Vorwürfe. Frau Hanne wurde gerufen und im selben Augenblick, wo gerade einer der Bewohner des Hauses heimkehrend durch die offene Pforte eintreten wollte, sprengte der Reiter ihm in den Weg und fragte nach seiner Befugniß, hier einzutreten ...

Es war ein Gensdarm ...

Was wird?! fragte Lucinde verzweifelnd und die Worte: Wenn ich entdeckt würde! erstarben schon auf ihren Lippen ... trotzdem, daß sie auf mögliche Entdeckung vorbereitet und auf alles gefaßt gekommen war ...

Klingsohr beruhigte sie und horchte ... Die beiden Civilisten hatten mit Kratzer schon den Mittelbau betreten. Schon hörte man sie auf der Stiege reden, ohne daß durch die langen Corridore der Inhalt ihrer Worte verständlich werden konnte ...

Mich hier treffen — mich erkennen! Nimmermehr! rief Lucinde. Auf ewig wär' ich verloren!

Alle ihre Fassung war hin ... Schon hatte sie die Thür ergriffen und sogar ihren Regenschirm wie zum Schutz in der Hand ...

Man geht drüben hinüber! beruhigte Klingsohr, der sich in die Störung nicht finden konnte ... Oder geh',

geh'! sprach er ihr nach, da sie schon ging. Man wird dich durchlassen. Hier nimm die Papiere! Muth! Muth! Morgen geh' ich nach Belgien! Wir sehen uns wieder!

Lucinde stand plötzlich, einer Ohnmacht nahe ...

Lucinde! Hast du mich nicht neu belebt? Und du willst zagen? Höre ruhig! Was du mir räthst, ist nichts Kleines. Ich werde ein Verräther an meinem Orden! Ich büße drei neue furchtbare Jahre meines Lebens! Man wird mich in Kerker und Peinen der entsetzlichsten Art werfen! Ich kenne, was ein Flüchtling aus einem Orden in einen andern zu bestehen hat! ...

Lucinde hörte nicht mehr ...

Nummer Sechzehn? sprach sie nach außen das Ohr spitzend einem Worte nach, das sie gehört zu haben schien ...

Mechanisch sprang sie an die Seitenthür, die zu Klingsohr's Schlafcabinet führte ...

Klingsohr konnte sie nicht halten und in der That — schon nahten sich die Schritte der Ankömmlinge und schienen wirklich nur seine Thür zu suchen ...

Instinctmäßig drückte Lucinde die Kammerthür an und tastete im Dunkel nach dem Ausgange, der gleichfalls auf den Corridor führte. In demselben Augenblick, wo sie bei Klingsohr eintreten hörte und voll Furcht nach der Thür griff, um nach einem Schlüssel zu fühlen, schloß sie auch schon, da sie einen Schlüssel vorfand, leise auf, drückte die Klinke nieder und wollte davonhuschend sich entfernen ...

Beim ersten Schritt aber, den sie hinaus that, sah sie einige Schritte weiter den zurückgebliebenen Kratzer mit

dem zweiten der Angekommenen, in dem sie sofort an seiner Montur einen Commissär der Polizei erkannte ...

Belebte sich auch ihr Muth, jetzt an dem Castellan vorüberzugehen und trotzig das Freie zu gewinnen, so entschwand er im selben Momente. Wie der Blitz trat sie zurück, als sich die Thür bei Klingsohr geöffnet hatte und nun auch Kratzer von einem Manne mit hereingerufen wurde, den sie sofort aus Kocher am Fall und von ihrer Reise dorthin erkannte, dem Assessor von Enckefuß. Nun würde sie der Commissär sicher nicht haben ungefragt vorübergehen lassen. Auch stand ihr noch jener am Thor wachende Gensdarm mit dem Anspringen seines Rosses vor Augen ...

Bebend hielt sie den Thürdrücker in der Hand und lauschte der geöffnet gebliebenen Nebenthür, wo sich eine lebhafte Erörterung entspann, die jeden Augenblick durch das Eintreten des Assessors auch zu ihr konnte unterbrochen werden. Ihre Lage war so verzweifelt, daß sie sich mit unwillkürlicher Ideenverbindung in ihren schrecklichsten Lebensmoment zurückversetzt fühlte, den, wo sie einst bei den Worten: „Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!" den höhnischen Beifall eines versammelten Publikums vernahm ...

Mit den lauten und absichtlich betonten Worten: Das Gepäck eines Bettelmönchs, meine Herren, ist leicht! trat Klingsohr der Thür näher, gleichsam um zu verhüten, daß man die Kammer betrat ...

Man verhaftet ihn! sagte sie sich zitternd ... Er muß den Wagen besteigen ...

Mit dieser schneller gedachten, als sich selbst aus-

gesprochenen Vermuthung, hatte Lucinde den Muth — oder die Furcht, die Thürklinke noch einmal leise niederzudrücken und auf den Corridor mit einem hurtigen Blick hinauszuspähen. Im selben Moment kam Joseph mit der neu angezündeten Laterne. Der Commissär wandte ihm das Antlitz zu, ging ihm sogar einige Schritte entgegen. Nun hielt sie keine Besorgniß zurück. Mit einem einzigen Sprunge war sie aus dem Zimmer, huschte den Gang hinunter, tiefer in die vom sich annähernden Lichtstrahl nicht getroffene Dunkelheit hinein und hielt sich augenblicklich, ohne das Geräusch, das sie bei alledem hatte machen müssen, fortzusetzen, in der Thürböschung einer der andern Zellen ...

Fest angedrückt harrte sie der Dinge, die kommen würden.

## 11.

Im Leben der Seele ist es eine eigene Erfahrung, daß sie in Momenten ihrer höchsten Anstrengung Erleuchtungen wunderbarer Art erlebt.

Wie vorhin Lucinde in schwindelnder Angst das Lachen eines Theaters hörte, wie hundert Vorstellungen vom Schicksal Klingsohr's, dem zerstörten Plane seiner Flucht, ihrer eigenen Gefahr, dem nun gewissen neuen Herabsturz von der Höhe, auf der sich ihr Lebensschicksal befand, ja der sofortigen Gewißheit, ein Opfer Rück's zu werden, ihr Inneres fiebernd durchliefen, sah sie plötzlich nichts weiter vor sich, als den Tag, wo sie im vorigen Jahre den St. Wolfgangberg hinauffuhr, die Stunde und den Moment, wo der Knecht aus dem Weißen Roß am Fuß der Maximinuskapelle vor ihr herging und lauernd von dem Begräbniß des alten Mevissen in St.-Wolfgang sprach.

Denn als sie aus der Thür auf den Corridor hinausgespäht hatte, fiel gerade der Schein der von dem Knecht hochgehaltenen neu wieder angezündeten Laterne so grell auf seine Züge, daß sie im Moment des Hinaus-

ſchlüpfens ſich ſagte: Das iſt ja jener Knecht, der den Sarg erbrochen hat! ... Ebenſo ſchnell wußte ſie den Namen Bickert und ebenſo ſchnell baute ſie auf dieſe Entdeckung, deren Wahrſcheinlichkeit wuchs, einen Plan der Rettung.

Noch ſchien man, mit der Verhaftung Klingsohr's beſchäftigt, ihrer nicht wieder gedacht zu haben. Von Secunde zu Secunde, wo ſie es wagen zu dürfen glaubte, machte ſie einige Schritte weiter zu einer nächſten Thür, an die ſie ſich andrückte. Glücklicherweiſe waren dieſe Zimmer ohne Bewohner. So lebendig es auch inzwiſchen im ganzen Profeßhauſe geworden war, ſo zahlreich am entgegengeſetzten andern Ende des Corridors Neugierige aus den Zellen kamen und einer gewaltſamen Abführung des Paters Sebaſtus mit Staunen zuſahen, in ihrer nächſten Umgebung blieb es ſtill. Schon war ſie an einer Stiege angekommen, die einen Stock höher ins Dach, hinunter ins Erdgeſchoß führte ...

Eben zögert ſie, ob ſie den letztern Weg wählen ſoll oder nicht, eben ſieht ſie Klingsohrn aus ſeinem Zimmer ſchreiten, barfuß, barhaupt, ohne andere Habe, als die Kratzer, in ein Bündel zuſammengelegt, hinter ihm herträgt; da ſcheint plötzlich die ganze Aufmerkſamkeit von fünf Menſchen zu gleicher Zeit auf die Erinnerung an ſie allein gerichtet zu ſein ...

Das Herausſchreiten aus der Zelle Nr. 16 war nun ſchon ein Suchen nach ihr ...

Die Worte: Noch ein Burſche war da? Wo? Wann? Noch eben hier? Niemand iſt doch hinausgegangen! ſchellen durcheinander. Das Offenſtehen der zweiten Thür

wurde ebenſo ſchnell als Zeichen heimlicher Entfernung erkannt und nun war ſie ſchon mit behendem Fuß die abwärts führende Treppe hinunter ...

Die nachkommenden Schritte, das Suchen der Rufenden hörte ſie, als drohte ein Welteinſturz ... Herr von Enckefuß gebot mit lauter Stimme, alle Ausgänge zu beſetzen ... Ihr klang es wie Todesurtheil. Der Commiſſär fing an, raſch nacheinander alle Klinken der oben liegenden Zellen niederzudrücken ... Wie ein laufendes Gewehrfeuer klang es ... Kratzer's Ehre war im Spiel. Klingsohr hatte verſichert, daß der Burſche nicht mehr bei ihm war.

Lucinde lag an die Mauer gelehnt. Ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirn ... Die Stiege brachte ſie offenbar vollends ins Verderben, denn unten war der Raum abgeſchloſſen. Die einzige Thür, die in ein Souterrain führte, wich keiner der Anſtrengungen, die ſie machte, ſie zu öffnen. Sie mußte zurück, mußte ihren Verfolgern in die Hände fallen ...

Schon hörte ſie Schritte und mit Verzweiflung warf ſie ſich wieder auf die Vorſtellung: Käme jetzt der Knecht! Wär' es wirklich jener Bickert! Könnte, müßte er dich nicht retten? ... Er trägt die Schlüſſel! Ich höre ſie klirren! Oeffneten ſie vielleicht dieſe Thür? ...

So ſtand ſie mit glühenden Augen, krampfte ſich mit der einen Hand an die Lehne der Treppe und blickte von der unterſten Stufe empor, um, wenn wirklich der Knecht kommen ſollte, ihn mit der andern feſtzuhalten. War er es, ſchaffte er nicht Hülfe, ſo riß ſie ihn mit ins Verderben ...

Ja, die groben Fußtritte des Knechts waren es, die immer näher kamen ... Er fluchte und tobte laut, lachte, schien seine Dienstbereitwilligkeit im allerglänzendsten Lichte zeigen zu wollen ...

Lucinde kämpfte vor Spannung und Furcht gegen ein Ohnmächtigwerden ...

Geh' nach unten! rief Kratzer ... Hanne! Hanne ... Ich suche oben! Licht!

Auch die Hanne antwortete mit einer lauten Lache ...

Der Commissär versicherte dazwischen, seinen Augen trauen zu dürfen ... er hätte Niemanden hinausgehen sehen ... Glücklicherweise klang diese Stimme noch ziemlich entfernt ...

Nahe aber, ganz nahe sprach in dem landesüblichen, fast künstlich betonten und Lucinden nicht geläufigen Dialekt der Knecht des Profeßhauses fortwährend durcheinander. Sie verstand nur: Hier vielleicht! Da! Im Ratzenfange! ... Dann tappte Jemand die Treppe niederwärts und ringsum verbreitete sich ein Lichtschimmer ...

Lucinde ließ, jetzt sich ergebend, den Feind näher kommen, immer näher ... sie machte sogar ein leises Geräusch, nur um ihn vollends niederwärts zu locken. Auf diese Art brachte sie ihn dicht an die verschlossene Kellerthür.

Wie er jetzt triumphirend vor ihr stand, jauchzte ihr Herz auf, es war ihr kein Zweifel mehr: Es war der Leichenräuber! Derselbe halb verschmitzte, halb stumpfsinnige Ausdruck des Antlitzes! Dieselben lauernden Mienen, wie damals unter dem Nußbaum, als Bonaventura die Grabrede sprach!

Ha, ha, ha! lachte der Ankömmling grell auf ...

Aber mit dem Rufe: Bickert! ſprang ſie dem ſich zu einem Triumphgeſchrei, das alle herbeilocken ſollte, eben Anſchickenden entgegen ...

Da hielt der Menſch inne ... Schon der Anruf ſeines Namens entſetzte ihn ...

Dieb! Leichenräuber! Kennt Ihr mich nicht mehr aus St.-Wolfgang? fuhr ſie mit tonloſer, aber energiſcher Stimme fort ...

Der Verbrecher taumelte zurück ... Er erkannte auch die Verkleidung ...

Geht hinauf! fuhr Lucinde mit unterdrückter Stimme, doch feſt und beſtimmt fort Sprecht, hier wär' ich nicht! Oder ich rufe laut Euern Namen, Euer Verbrechen! Ich reiß' Euch mit ins Verderben! Fort!

Der Menſch taumelte wie angedonnert zurück und ſtammelte belllaut hinaus ein wiederholtes:

Da — iſt — niemand! Da nicht — da iſt niemand —

Nun hörte man die Stimme des Aſſeſſors, hinter ihm den Ruf des Commiſſärs:

Iſt denn alſo unten ein Ausgang?

Bewußtlos halb vor Freude, halb vor erneuter Furcht ſank Lucinde an die Kellerthür und halb auf den Fußboden zurück. Sie wußte nicht mehr, wo ſich halten ...

So lag ſie einige Secunden ...

Daß dann Schlüſſel raſſelten, hörte ſie ... daß eine Thür aufflog, daß ſie plötzlich von tiefſter Finſterniß umgeben war, daß ſie die eine Hand ausſtreckte, um ſich zu halten und nur die Thür wieder faßte, die ebenſo ſchnell wieder zugedrückt und geſchloſſen wurde ... alles das

ten, die ihnen völlig unverſtändliche Hermeſiſche Lehre zu verdammen!*)

Der Segen, den die Nonnen von Catharinenthal und die Karthäuſer von Ittingen dem Herrn von Hurter mit auf den Weg gaben, muß von einer wunderbaren Kraft geweſen ſein; denn ſonſt iſt zu begreifen unmöglich, wie man an ſo manchem weſentlichen Punkte des kirchlichen Lebens in Italien Anſtoß nehmen und doch ſeinen Glauben abſchwören kann. Die Frohnleichnamsfeier in Rom mißfällt Herrn von Hurter. Die vornehmſten Orden, z. B. die Jeſuiten, hielten ſich für zu vornehm dazu, dem Zuge zu folgen und die übrigen machten die ihm ſo theure Feſtlichkeit nur mechaniſch mit. Luther ſah das vielleicht auch vor dreihundert Jahren in Rom und kehrte zurück nach Deutſchland und lehrte uns, den Weg zum Himmel nur über die Bibel nicht über den Papſt zu nehmen. Vollends zur Verzweiflung brachte Herrn von Hurter die weltliche, opernhafte und von ihm als wahrhaft frivol geſchilderte geiſtliche Muſik in ganz Italien. Ei, das haben wir alle gehört, wenn wir durch Italien reiſten. Die Glocken, mit Hämmern geſchlagen, haben uns Allen mißfallen, die Orgeln mit Janitſcharen- und Glöckleinregiſtern haben uns nie erbaut, die in heiligen und ehrwürdigen Fällen aufgeführten Muſiken waren uns allen alte Bekannte aus den Opern Donizettis und Bellinis und doch, doch ſoll die römiſche Form des Katholicismus geprieſen und anempfohlen werden? Herr von Hurter werde doch beſonnen! Er beſuche in Deutſchland katholiſche Kirchen und wird finden, daß unſer nationaler Sinn uns vor ſolchen Ausartungen, die unter den Augen

*) So erfüllt ſich alles im Ernſt, was im achten Bande dieſer geſammelten Werke S. 337 flg. im Scherz geſchrieben wurde.

war ein einziger bewußtloſer Augenblick. Erſt das Gefühl, der nächſten Gefahr entronnen zu ſein, rief ihr die entſchwundenen Lebensgeiſter zurück. Sie hätte aufjubeln mögen vor Freude, aber auch ſich ausweinen in Thränenſtrömen vor Jammer der Seele, von den Thorheiten ihres Herzens getrieben, ſich in ſolche Lagen gewagt zu haben ...

Rings um ſie her blieb alles dunkel und ſtill ...

Eine dumpfe, feuchte Luft wehte ſie aus der Tiefe an ...

Bei einigen Schritten, die ſie, ſich langſam erhebend und behutſam taſtend, verſuchte, bemerkte ſie, daß ſie ſich beim Anfang niederwärts gehender ſteinerner Stufen befand ...

Daß ſie vor der nächſten Gefahr, in ihrer Verkleidung erkannt zu werden, jetzt geborgen war, ſchien ihr bei der Verſchmitztheit Bickert's faſt gewiß zu ſein.

Wie aber, wenn ſie nur der einen Gefahr entronnen war, um einer andern entgegenzugehen? ... So in dieſem Dunkel und im Beginn jener unterirdiſchen Gänge, von denen ſie ſo oft gehört hatte, kam ſie durch eine nahe liegende Gedankenverbindung auf die Vorſtellung des Lebendigbegrabenwerdens. Sie ſah ſich ſelbſt in jenen Leichentüchern, die einſt ein Räuber entweihte, den gerade ihre wühleriſche und unruhige Phantaſie verführt hatte, in ihnen Schätze zu ſuchen. Wie, wenn ſie der Verbrecher, der die Entdeckung fürchtete, aus Rache, mindeſtens aus Furcht nicht mehr ins Leben zurückließ? Wenn ſie ohnmächtig und vergeblich an dieſer Thür rütteln müßte? Wenn ſie hier den Tod der Verzweiflung ſterben ſollte, ſchon am Ende ihrer — die dunkelſte Zukunft ihr ſchon immer zu bergen ſcheinenden Lebensbahn?

Eine Gefahr des Augenblicks konnte Lucinden ganz beherrſchen, wie jedes andere zagende Weib. Hatte ſie aber Zeit, ſich erſt auf eine Gefahr zu rüſten, ſo lag völliges Verzweifeln nicht mehr in ihrer Natur. Auch gleich das Schlimmſte feſtzuhalten war nicht auf die Länge ihre Art, wenn auch ſogleich im erſten Schrecken höhniſch alle Dämonen ſie anlachten, die im Benehmen der Menſchen gegen uns und noch mehr in den Situationen, namentlich für die, die nicht das beſte Gewiſſen haben, liegen können. Sie malte ſich aus, was draußen geſchah. Man wird mich vergebens ſuchen, die Polizei entfernt ſich mit Klingsohrn — das Bellen der Hunde hörte ſie — Kratzer wird Befehl erhalten, die Hausſuchung fortzuſetzen, Bickert wird meine Entdeckung fürchten und vielleicht mein Bundesgenoſſe werden, vielleicht aber auch ...

Wieder befiel ſie Furcht ...

Unter der Blouſe war ſie glücklicherweiſe warm gekleidet. Kühl fühlte ſie ſich nur angeweht, ſo lange ſie erhitzt blieb. Ihre Stirn trocknete ſich allmählich, ſie gewöhnte ſich an die Luft, die ſogar über die ſteinernen Stufen von unten her wärmer heraufſtrömte. Schon entdeckte ſie, daß man etwa mit acht Stufen im Beginn eines ausgemauerten Raumes war, der auch noch einen andern Ausgang haben konnte; denn unten umhertaſtend fühlte ſie wiederum neue Stufen. Es lag hier jene Oeffnung, die in den Hof ging. Ein ſcharfer Zugwind, der aus einem entgegengeſetzten Winkel kam, ſchien auf andere Oeffnungen zu deuten. Vielleicht begannen dort die Gänge, die, wie man ſagte, faſt unter

der ganzen Stadt hinliefen und in jenen Palaſt mündeten, in welchem einſt die hohen Kirchenfürſten, als ſie noch ſouverän waren, oft von ihren eigenen Unterthanen belagert wurden. Jetzt waren dieſe Gänge theilweiſe verſchüttet, doch nicht ganz. Ein Zuſammenhang ſollte noch immer z. B. mit dem „ſteinernen Hauſe“ des Herrn Maria ſtatthaben, auch hie und da eine Thür ſich befinden, die in Kirchen und geiſtliche Wohnungen führte.

Alles das ſtand geſpenſtiſch vor der Phantaſie der ungeduldig Harrenden ...

Sie ſtieg die Stufen wieder hinauf, die an die von Bickert verſchloſſene Thür führten ...

Eine halbe Stunde mochte vergangen ſein, als ſie endlich Geräuſch vernahm ... Es waren die Schritte eines Mannes, der ſich vorſichtig näherte ... Die Thür wurde aufgeſchloſſen ... Auch ohne Licht ſah ihr an die Dunkelheit inzwiſchen gewöhntes Auge ihren — fraglichen Retter vor ſich ſtehen.

Eine Weile erſt wie prüfend ſie anſtarrend bedeutete er ſie, jedes Geräuſch zu vermeiden ... Im Hauſe wäre alles im Glauben, ſie müßte ſich irgendwo verſteckt haben. Wenn ſie nicht um Mitternacht, bis wohin er wiederkehren würde, von einem näher von ihm bezeichneten Fenſter an einer Strickleiter hinunterſteigen wollte, würde ſie erſt am folgenden Tage entfliehen können, wenn vielleicht Kratzer ausginge und Frau Hanne in der Küche beſchäftigt wäre. Das Hausthor wäre bis dahin heute verriegelt und der Schlüſſel von Kratzern ſelbſt ſchon abgezogen worden ... Ein Steigen über

die Mauer war der wachſamen Hunde wegen nicht möglich ...

Nimmermehr! rief Lucinde. Ich muß fort! Fort! Sogleich!

Sie erbebte bei dem Gedanken, wie ſie ihr Ausbleiben im Kattendyk'ſchen Hauſe entſchuldigen ſollte ...

Bickert, der plötzlich eine ganz andere, auffallenderweiſe mit franzöſiſchen Brocken gemiſchte Sprache redete, als vorhin und als ſie auch auf dem St.-Wolfgangberg von ihm gehört zu haben ſich erinnerte, Bickert erklärte, dann wäre kein anderer Ausweg möglich, als hier durch die unterirdiſchen Gänge ... Die Schlüſſel hätte er, ſagte er ... Wollte ſie, ſo könnte er ſie an die nächſte Oeffnung führen, durch die ſie vielleicht ins Freie käme ... Mais — nun wandte er ſich mit einer drohenden Geberde, ergriff ihren Arm und ſah ihr mit aufgeriſſenen Augen ins bleiche Antlitz ...

Seid ruhig! antwortete ſie. Rettet mich und ich ſchwöre Euch Verſchwiegenheit! ... Dann wiederholte ſie, wie ſehr ſie Eile hätte ... Schaudernd blickte ſie in die Tiefe, die ſie wie ein Grab anſtarrte ...

Fürchten Sie ſich nicht! wiederholte Bickert. Aber ſchwören ſollen Sie mir unten am Muttergotteskreuzweg, daß Sie mich nicht denunciren!

Am Muttergotteskreuzweg? wiederholte Lucinde ...

In einer guten halben Stunde ſollen Sie ſo gut naß werden, wie jetzt jeder andere draußen — ſchon wieder regnet es —

Lucinde bemerkte erſt jetzt, daß ſie bei all dieſen Momenten des Schreckens ihr völlig unbewußt ſowol den

alten Regenschirm, der Veilchen gehörte und leicht eine Entdeckung hätte herbeiführen können, wie die Druckermappe krampfhaft in den Händen festgehalten hatte ...

Bickert wollte wissen, wie sie zu dem Pater käme, und lachte höhnisch und zweideutig ... Aber bei alledem gingen sie schon vorwärts ... Er voran ...

Lucinde nahm die Frage nach dem Pater nur insoweit auf, als sie sich erkundigte, was mit ihm geschehen wäre ...

Sie haben ihn au collet genommen, sagte Bickert, sie haben ihn in den Wagen gesetzt, monsieur le commissaire nebenan und so um die Stadt herum! Ich denke, sie fahren ihn in sein Kloster zurück, von wo er hergekommen. Pst! ... unterbrach er sich selbst, blieb stehen und horchte auf, als wenn sie gestört werden könnten ...

Lucinde hielt sich an der feuchten Mauer ...

Ich will Ihnen lieber etwas zu soupiren bringen, sagte er nach einer Weile; und auch einen alten Mantel ... Sie werden Angst kriegen vor — vor — und bleiben die Nacht lieber hier —

Wovor Angst? Nimmermehr! hielt ihn Lucinde zurück ... Ich fürchte nichts!

Bickert untersuchte seine Schlüssel und tastete vorwärts ... Mit einem Streichhölzchen machte er Licht und zündete eine kleine Laterne an, die er aus der Tasche zog ... Rings sah man, wie in einem Bergschacht, nur feuchte Wände; doch konnte man bequem und aufrecht stehen ...

Inzwischen ging Bickert wieder voran ... Lucinde folgte klopfenden Herzens ...

Plötzlich hielt er inne und sagte mit fürchterlicher Drohung: Mais —: Wissen Sie, daß Sie mein Verderben ganz allein gewesen sind?

Lucinde wich entsetzt zurück ...

Sie haben mir's in den Kopf gesetzt ... o mon Dieu! Ich war auf einem so räsonnablen Wege ...

Fast die Zähne knirschend stand er mit geballter Faust vor ihr ...

Lucinde blieb starr und sprachlos ...

Ein Gefühl der Erlösung sprach sich erst in einem laut ihr entschlüpfenden Ah! aus, als Bickert im Gehen fortfuhr:

Und das Beste ist, der Pfaffe aus St.-Wolfgang ist hier, und ich komme neulich in seinen Confessional und sag' ihm alles. Ich selbst! Sapristi!

Lucinde hörte nur, ohne zu verstehen ...

Aber ich erhielt mon fait! Ich hatte in Frankreich zwanzig Jahre Galeere! Warum blieb' ich nicht räsonnabel!

Lucinde blieb hinter dem entsetzlichen Menschen zurück. Sie überlegte, ob sie folgen konnte ...

Courage! Courage! rief er. En avant! Das erste mal hatt' ich auch noch keine Courage! Die Ratz meinen's besser als sie aussehen! Stoßen Sie sich nicht! Warten Sie! Das Licht brennt mechant!

Lucinde war ohne Athem. In kurzen fiebernden Schlägen klopfte ihr Herz. Sie sah, wie Bickert die Gläser seiner Diebslaterne heller putzte ... Und der Mauerspalt wurde immer enger und enger ...

Ihrem Vater, au prisonnier, hab' ich auch einmal hier den Weg gezeigt — Wenn der jetzt wüßte, daß

Sie — Figurez vous! Ich beichte dem Pfarrer und habe verſprochen, ihm alles, was ich damals auf dem Kirchhof aus dem halben Gerippe herauswickelte — zu ſchicken! Qu'avez vous?

Ein Schrei des Schauders entfuhr — aus doppeltem Anlaß — Lucinden ...

Bickert blieb ſtehen ...

War's eine? lachte er ...

Er meinte eine Ratte ... Schon hörte man ein Huſchen und haſtiges Dahinſpringen ...

Worauf tritt man denn hier ewig? fragte Lucinde, wieder über eine andere Erfahrung erbebend ...

Der Führer beleuchtete den Boden ...

Das war gut! ſagte er. Da liegen ſie! Tous crevés! ... Nehmen Sie nur nichts mit von dem Biscuit, das hier auf dem Boden liegt! Die dicken Kerle, messieurs les rats, haben gedacht: Das legen wir noch zurück für ein andermal! Die Ratz ſind hier immer ſatt ... weil es todte Katzen und Hunde genug hier gibt ...

Lucinden war es, als athmete ſie Gift und Peſthauch aus der Luft ... Jetzt blieben ihre Vorſtellungen haften bei dem Gedanken an die „Frau Hauptmännin", an Hammaker, an das Schaffot, an Rück's grauenvolle Rede ...

Die Wanderung durch einen kaum drei Fuß breiten und ſechs Fuß hohen Gang glich in jeder Beziehung dem Beſuche eines Bergwerks. Die Wände oben und zur Seite waren gemauert, aber ſo feucht, daß ſie von Schimmel und Schnecken bewachſen waren. Der Boden unten war feſtgetretene Erde, aber ſchlüpfrig zum Ausgleiten. An Stellen, wo die Decke eingeſtürzt war,

mußte man über die Trümmer hinweg und den Kopf bücken. Die Luft war schwül und giftig, sodaß die Wanderer sich wol Muth durften einflößen lassen durch die zuweilen von Mauersteinen hervorgebrachte Form des Kreuzes, vor dem auch Bickert regelmäßig sich verbeugte ...

Wenn wir nur erst an die großen Keller kommen, rief er, so haben wir bessere Luft!

Dabei lärmte und polterte er fort und fort und huschte vor sich hin. Diese Vorsicht galt den Ratten, die auf die Art vor ihnen hergejagt wurden ...

Die Ueberzeugung, der Verbrecher vertraute ihrer Verschwiegenheit und hätte nichts Uebles im Sinn, gab Lucinden Muth und schon nahm sie ihr Erlebniß von seiner abenteuerlichen Seite. Ihr jedesmaliger Aufschrei, wenn sie auf ein Opfer des kürzlich gestreuten Giftes trat, wurde beiden schon zur Unterhaltung ...

Der Gang erweiterte sich und zeigte an einigen Stellen runde, stark vergitterte Oeffnungen. Eine derselben war so groß, daß man in einen Keller sehen konnte, in den Bickert hineinleuchtete ...

Da, sagte er, da möcht' ich manchmal die Eisenstangen ein wenig poliren — er meinte feilen — Sehen Sie die großen Fässer! Die gehören Monsieur Moppes. Ich glaube, sie werden aufgespart für die Gerechten beim Jüngsten Gericht!

Lucinde kannte Herrn Moppes junior, seinen Humor und seine vortreffliche Stimme. Noch gestern hatte im Kattendyk'schen Hause sein Genius geleuchtet ... Welch ein Unterschied der Situation! Gestern sie mit ihm im Salon

und heute — sein Name ihr hier gesprochen unter der Erde! ... Auch des Stephan Lengenich gedachte sie ... Sie folgte mit beklommenem Athem ...

Jetzt kamen die Stellen, die schon lange Veranlassung gegeben hatten, diese Gänge theilweise zu verschütten. Sie kreuzten sich auf eine gefährliche Weise mit den Kanälen der Stadt. Schon war vorgekommen, daß diese oberhalb sich hinwegziehenden Rinnen durchgebrochen waren und die tiefer liegenden Gänge überfluteten. An diesen Stellen befanden sich Stützgerüste und doch rieselte es von oben herab, ja Bickert sagte, daß man bei großen Regenwettern bis ans Knie im Wasser stünde, von dem man dann weder wisse, wo es herkäme, noch wie es abflösse ...

Der Weg durch die Stützbalken konnte den Beherztesten erbeben machen. Man mußte sich hindurchzwängen mit Gefahr, eine der Palissaden einzureißen. Dabei waren die Moppes'schen Keller noch nicht zu Ende ...

Eine Ermuthigung lag in dem Anblick einer kleinen uralten Gottesmutter, die in der That an einer Stelle, wo der Gang sich in zwei Theile spaltete, in einer Mauernische stand. Bickert beleuchtete sie mit der Laterne. Er schien nicht die Empfindung Stephan Lengenich's zu haben, daß dies alte Steinbild Lucinden glich ... Und doch hatte in einem Punkt der alte Geisterseher Recht ... In dieser schauerlichen Einsamkeit war der Anblick des wohlerhaltenen alten Steinbildes wenigstens wirklich, als wenn man ihm Leben hätte zuerkennen müssen. Die Augen, der Mund, die Stirn unter dem weit über sie hinfallenden Schleier hatten auch eine gewisse Aehnlichkeit mit

Lucinden. Das Kind auf dem Arm der kleinen Figur schien wie lebendig, ja wie sprechen zu können. Lucinde fühlte selbst, wie mächtig der Eindruck war, der einen Räuber bestimmte, hier die Mütze abzuziehen, die Laterne auf den Sims der Nische zu stellen und den steinernen Saum des Kleides der hier in dunkeln Grabesgrüften wie mit Bewußtsein wachenden Gruppe zu küssen . . .

Dann bekreuzte er sich und ließ Lucinden näher treten . . .

Wenn ich damals auf dem Cimetière in St.-Wolfgang, sagte er, diese hier im Sarge gefunden hätte, wäre ich schon früher zur Erkenntniß gekommen . . . Es ist mein Fluch, daß ich Bickert heiße, eigentlich Picard, Mademoiselle! Das ist die alte Chochemfamilie, die ihre Vettern am Galgen hat paradiren sehen, la bonne famille de Damian Hessel und manchem andern da oben am Hundsrück! Sie haben alle den Schwur gehabt, nie Blut zu lecken, und doch sind sie durch die Luft und mit dem großen französischen Balbiermesser aus der Welt gegangen. Ah! Ah! . . . Nun treiben sich die Enkel und Nachkommen umher, haben sich auch umgetauft, wie mein Vater selig schon, der mit fünfundzwanzig Jahren travaux davonkam und mich heilig machen wollte wie einen Kanonikus. Aber es liegt im Blut und erst die da — sehen Sie, jetzt wird sie sprechen! — Die da sagt mir immer hier unten, wo mich die alte Jeanette unterbrachte — eine Connaissance von meinem Vater selig — Picard! Picard! sagt sie, dein Großvater war zwar ein Jude, aber in deiner Großmutter Dina Jakob und Rebekka, ihrer Schwester, war Stolz;

und Ohren des Papstes sanctionirt wurden, immerdar bewahrte. Vollends möchten wir ihn fragen, würde jene Ausartung der Kirchenmusik je bei diesem unpoetischen, ungemüthlichen, sektirerischen und irreligiösen Protestantismus möglich gewesen sein? Wo haben sich die Himmelsklänge des Pergolese und Marcellus fortgepflanzt? Die Bachs, Händel, Fasch, Graun waren Protestanten, in neuster Zeit sind Friedrich Schneider, Mendelsohn Bartholdy Protestanten.

Empörend ist es, wenn Herr von Hurter, der dreißig Jahre protestantischer Pfarrer war, seine früheren Glaubensgenossen bei Gelegenheit der in der katholischen Kirche üblichen milden Stiftungen und Spenden (III. 421) frägt: „Wo sind bei Euch Personen, die 200,000 Scudi für Schulen hergeben?“ Bist du so von Vergessenheit geschlagen aus unserer Kirche geschieden, daß du die Fülle von Kirchengaben und Schulstiftungen, die der Protestantismus als Liebeszeichen einzelner Gemeindeglieder aufzuweisen hat und täglich aufweist, vergessen konntest? Nicht dreihundert Schritte von meinem Schreibepult entfernt wohnt ein edler Protestant, der noch vor einem Jahre demjenigen Geistlichen, der eine gewisse von ihm aufgestellte Frage genügend beantwortete, 10,000 Gulden schenkte! Und welche Fülle von Schul-, Universitäts-, Spital-, Armenstiftungen in allen protestantischen Landen! Ist dir nie Kunde zugekommen von jenem protestantischen Kaufmann in Triest, Namens Streit, der der Schule, die ihn einst bildete, dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, sein ganzes Vermögen, weit über 100,000 Thaler zur Unterstützung armer Studirender schenkte? Einem andern Gymnasium in Berlin, das ich selbst besuchte, hatte ein Wohlthäter, Namens Brumbey, 30,000 Thaler

beide haben auch darum, aus Eiferſucht und Rache, ſelbſt ihre Männer an den Galgen gebracht. Vom Großvater und vom Großonkel haſt du's, daß du noch immer den Hahn nicht krähen hören kannſt, ohne an Brecheiſen und Rennbaum zu denken! Aber nimm dich zuſammen, Picard! Komm zu mir, ſo wird es gehen und du wirſt noch Rathsherr werden in Gröningen, wo deine Ahnen wohnten!

Lucinde hatte einen Augenblick der Ruhe nöthig ... Sie lehnte ſich an das Marienbild und hörte den Worten des Räubers ſchauernd zu ... Auch ihr ſprach das Bild ...

Das Wunder belebter Statuen und augenbewegender Bilder beruht, wenn auch nicht immer, doch meiſt auf der Einbildungskraft und dem Zauber der Kunſt. Wem würde ein lange betrachtetes Bild nicht zuletzt mit dem Auge geblinkt haben! Welcher gemalte oder richtig plaſtiſch geformte Mund würde nicht leiſe zucken, den man beobachtet im Zuſammenhang mit allem übrigen, was an einem Bilde oder an einer Statue dem Leben abgelauſcht wurde? Einem Künſtler ſprach die Sixtiniſche Madonna: Komm' in mein Himmelreich! Er hatte deutlich die Worte gehört, dieſer berühmte Kupferſtecher, der Linie um Linie die majeſtätiſche Himmelskönigin mit dem Grabſtichel wiedergeben wollte. Der Wahnſinn umnachtete ſein Gemüth für immer; der Glaube iſt eine Umnachtung für den Augenblick.

Die ſchauerliche Einſamkeit hier unter der Erde, die edle Geſichtsform des Bildes, die Beleuchtung durch die wenigen Lichtſtrahlen der Laterne, die Stimmung und Prädispoſition des Gemüths, alles kam zuſammen, daß

auch Lucinde auf Verlangen des grauenvollen Menschen feierlich bei diesem Bilde betheuerte, den Zufluchtsort, den hier ein Verbrecher im alten Profeßhause gefunden, nie zu verrathen.

Noch mehr ... Bickert hob an der Madonna einen Stein auf, zog ein schmuziges Bündel hervor und sagte:

Ich mag nicht mehr an die Galeere! Ich wollte hier im Lande Pferdehandel treiben! Mais — ich kam auch da wieder auf falsche Fährte. So wurd' ich Knecht im Weißen Roß. Niemand kannte mich. Ich simulirte einen ganz andern Menschen. Es ging — mais! Da müssen Sie kommen, Mademoiselle, Sie — n'ayez peur! Siebenundvierzig bin ich jetzt, Mademoiselle. Ich ginge lieber — nach Amerika, wenn ich das Geld dazu hätte! Verdienen könnt' ich's schon, aber der Weg kam — un peu trop etroitement da vorbei, wo neulich Monsieur Hammaker gehabt hat un tres mauvais accident —

Kannten Sie — auch den? hauchte Lucinde, aufs neue erbebend ...

Monsieur Hammaker sah mir gleich den alten Picard an — wie ich — il y a cinq mois — hierher bin geflohen und ich saß ihm vis a vis im Trankgäßchen und mir schmeckte nicht der Heurige. Den Posten hier verschafft' er mir durch die ihm bekannte Madame Jeanette, eine alte Freundin meines Vaters. Er verlangte blos als don gratuit von mir — eine kleine Affaire — den rothen Hahn auf ein Schloß — a peu près zwanzig Meilen von hier —

Westerhof? rief Lucinde entsetzt ...

Comment —? fiel Bickert überrascht ein und hielt das

Bündel, als wollt' er es Lucinden übergeben, die ſchon vor Abſcheu nur vor ſeinem Ausſehen die Hand zurückzog ...

Sapristi, wo wiſſen Sie — Ich kenne einen, der alle Tage auf mich wartet! Tauſend Thaler, und dann nach Amerika! ſagte Monſieur Hammaker, und auch zuſammen wollten wir gehen. Aber er hatte noch nicht genug, le petit maitre, er wollte Extrapoſt. Die hat er bekommen! Als ich ihm die Nacht begegnete, wo er in die Sieben Berge machen wollte mit einem ſehr hübſchen Koffer, ſagt' er mir: Adieu Picard! Folgen Sie mir bald! Machen Sie nur ein compliment — an — an —

Den Oberprocurator Rück —?

Diacre! Woher wiſſen Sie —? Mademoiselle! Ich ging nicht. Ich dachte, er wird mich zum Hauſe hinauswerfen, wenn ich um die tauſend Thaler komme — für Reiſegeld! Mais — Neulich, da zog ich an der Klingel — ich hatte das Leben hier — nein, nein, denken Sie nur nicht Marcebillenſtraße — Aber es ſtand wieder einmal quarante sept mit mir. Hier das Leben unter den Ratten, die ſchlechte Koſt, die Furcht; ich dachte: Du verdienſt dir dein Reiſegeld, gehſt erſt in den Dom und ſagſt's en confession — Ich bin verſucht, wollt' ich ſagen, ein groß Feuer zu legen und ein Papier — ſo war le mot d'ordre — dans une bibliothèque — und ich thät' es gern; wer kann hier leben! Unter den Ratten! Hunde füttern! Hanne Sterz um den Bart gehen! Einen Bart hat ſie, Mademoiſelle! ... Da knie' ich im Confeſſional und fange an zu ſprechen und ſage meine Sünden und ich ſehe auf und ...

Ihr ſeht den Domherrn von Aſſelyn!

Einen Geiſt, der mir ſpricht: Was enthielt damals der Sarg? ...

Geſtanden Sie es ihm?

Ja! Nehmen Sie, Mademoiſelle!

Jetzt griff Lucinde nach dem Bündel in heftigſter Bewegung. So abſchreckend feucht das Tuch war, ſie empfand keinen Widerwillen mehr ...

Plaudern werden Sie nicht! wiederholte Bickert und beleuchtete unheimlich die Geſtalt und äußere Erſcheinung der Verkleideten ... Und eine wiederum ballend erhobene Faust deutete die Möglichkeit ſeiner Rache an ...

Dann aber ſagte er:

Gut! Geben Sie das —

An den Domherrn von Aſſelyn —

Im Kapitelhauſe —

Und was enthält es?

Eine Schrift — kein Geld — nur eine Schrift — in Latein — tant je crois —

Damit ging er weiter ...

Und die Reiſe nach Amerika? Schloß Weſterhof? Das Papier? rief ſie hinter ihm her ...

Der Knecht hörte nicht die verhallenden Worte und ging voraus ...

Lucinde folgte athemlos ... Sie hatte das kleine Bündel in ihre Mappe gezwängt und ſich dabei aufgehalten ... Mit dem Schirme taſtete ſie, um dem Schimmer der Laterne zu folgen ...

Noch einige hundert Schritte in dem links ſich erſtreckenden engern Gange ging es ſo fort.

Dann ſtanden ſie an einer kleinen, mit verroſteten Eiſenklammern beſchlagenen Thür ...

Bickert gab Lucinden die Laterne und zog ſein Schlüſſelbund ...

Leiſe ſteckte er einen mit wunderlichem Zierrath verſehenen alten Schlüſſel in das noch wohlerhaltene Schloß ...

Mit knarrendem Tone ging noch ein Riegel zurück und die Thür öffnete ſich ...

Halten Sie ſich an mich! ſagte der Führer und ſtieg einige ſich windende ſteinerne Stufen in die Höhe, während die Laterne zurückblieb ...

Bald kam eine zweite Thür ...

Bickert horchte ... Er wollte lauſchen, ob niemand in der Nähe war ...

Wo kommen wir hinaus? fragte Lucinde, von den Anſtrengungen erſchöpft ...

Statt zu antworten ſchärfte Bickert ſein Ohr nur noch verſichtiger ...

Jetzt war es Lucinden, als hörte ſie einen heiligen Geſang. Es war wie ein Strom klingender Luft, der auf ſie niederwallte. Die Töne ſchwollen und erhoben ſich. Wie aus erquickenden Quellen ringsſprühender Staub, ſo rieſelte ſie es an ... Nach ſo langer dumpfer Stille wurde ihr der Ton faſt zum Licht, das Licht zur Welle, Geiſtiges wie leiblich ſie Berührendes ... Sie konnte ſich nicht mehr aufrecht halten ...

Les chanteurs! Es iſt die Domſchule! flüſterte Bickert und öffnete ...

Es ſtrömte wie Lobgeſang des Lebens auf ſie ein ...

Hier jetzt den Corridor hinauf, dann a travers la maison!

Bickert drängte Lucinden schon vorwärts ...

Nach einem noch einmal weniger drohend, als schon hoffnungssicher gesprochenen: Mais Mademoiselle —! stand sie plötzlich allein ... Bickert war verschwunden.

Ein schmaler Gang zwischen zwei hohen Mauern führte Lucinden in einen größern, mit Quadersteinen gepflasterten Hof und aus diesem über einige Stufen in ein alterthümliches Haus. Auch auf der großen Diele war alles wie von Musik erfüllt. Links von ihr sangen die Chorschüler Uebungen. Ein altes Klavier begleitete die Accorde ...

Eine Weile lauschte sie ...

„Deposuit potentes de sede et exaltabit humiles!"

Dazwischen sprach ein Priester Erläuterungen ... Die Stimme war ihr fremd ... Aber die Worte klangen ihr in der Tonart des Gesanges ... kein Dur folgte auf Moll, kein Allegro auf ein Andante ... selbst die Belehrungen über die zu machenden Pausen, die gegeben wurden, waren nur der Aushall des verklungenen Tones ... Alles, alles war ihr Harmonie ...

Gern hätte sie glauben mögen, es würden ihr die beiden Arme zu riesigen Flügeln, die sie hätte ausbreiten mögen, die wieder errungene Freiheit zu erproben ...

Aber nur wie eine verscheuchte Fledermaus huschte sie durch die Flur und an die Hausthür. Diese war unverschlossen ... Sie war im Freien, im Regen mit ihrem Bündel, aus dem sie ein zerknittertes starkes Papier herausfühlte ...

Mußtest du diese Schrecken erleben, um das zu erlangen, was du vielleicht brauchst, um morgen mit — ihm zu sprechen, vielleicht zum letzten mal — Dies führt dich bei ihm ein, auch wenn er dir die Beichte abschlägt!

Sie hätte sogleich zu Bonaventura fliegen mögen ... Fast hatte sie ihre Knabentracht vergessen.

Sie breitete den Schirm aus und schoß auf einen Fiaker zu ...

In die Rumpelgasse! rief sie. Zu Nathan Seligmann!

Die Adresse war bekannt ...

Eine Viertelstunde darauf war sie bei Veilchen Igelsheimer, die um sie auf den Tod gezittert hatte. Ihre Begleitung an das Profeßhaus hatte sie abgeschlagen. Veilchen erfuhr zu ihrem Entsetzen, daß alles gescheitert war und Lucinde nur mit Lebensgefahr ihre eigene Freiheit gerettet hätte ...

Zu Aufklärungen für das „trotz Spinoza verzweifelnde" Mädchen, Aufklärungen, die Lucinde auch ohnehin schwerlich gegeben hätte, blieb keine Zeit ... Sie gab ihre Kleider zurück, nahm die ihrigen, entleerte die Mappe, die sie Veilchen ließ, riß das schmuzige Tuch Bickert's fort und wollte eben die Einlage, einige Bogen Papier in amtlichem Briefformat, einstecken ...

Da erblickt Veilchen die Aufschrift und ruft:

Gott im Himmel!

Was ist? fragte Lucinde, halb schon im Gehen ... Herr Nathan war noch nicht wieder daheim ...

Das ist — das ist ja — die Handschrift —

Veilchen öffnete die Bogen, die Lucinde jedoch zu

gleicher Zeit schon wieder zurücknahm, nur um sie rasch zu bergen, weil sie Eile hatte ...

Nur einen Blick, Fräulein! ...

Was haben Sie? fragte Lucinde drängend und auf dem Sprunge ...

Schon gab Veilchen die Bogen zurück, wie mit einem Schauder — Ein Siegel, das neben dem Namen stand, der die Bogen unterschrieben hatte, schien ihr die Besinnung zu geben ...

Lucinde sah ein Kirchensiegel — das Bild des Gekreuzigten ...

Sie forschte nicht länger ... blieb ihr doch die volle Muße eigener Untersuchung und die Gelegenheit der Wiederkehr ... Sie hatte nicht Zeit, sich von dem wie bewußtlos ihr nachblickenden Veilchen die Ursache ihres Schreckens erklären zu lassen ...

Eine Stunde später saß sie zum Thee bei der Commerzienräthin, die vor Ungeduld nach ihr „fast vergangen war". Denn seltsamerweise blieb sie heute allein ... Aus Furcht vor Pitern ließen sich selbst die Hausfreunde nicht sehen. Das Haus war von seinem beginnenden Strafgericht in Belagerungszustand erklärt. Johanna hatte von ihrem in aller Frühe abgereisten Verlobten schon per Expressen einen Brief voller Vorwürfe über die Frau Oberstin, die übrigens gestern schon vor dem plötzlichen Tumult gegangen war ... Dann kam die Frau Oberprocurator angefahren und brachte die Kunde, daß morgen Abend der Domherr von Asselyn nach Witobern reise und eine Demonstration der Huldigung stattfinden würde mit Blumen, Gedichten, ja persön-

licher Anweſenheit ſeiner Verehrer ... Ob die Mutter ginge? Was man dazu anzöge? ... Endlich hörte man Pitern ſich lärmend in den Hinterzimmern ankündigen ... Alles zitterte ... Zum Glück hörte man zu gleicher Zeit den Beſuch des Oberprocurators von der andern Seite ... Lucinde hatte keine Antwort aus dem Kapitelhauſe vorgefunden. Sie erhob ſich, ſchützte Kopfweh vor, ſchoß an Rück vorüber und flüchtete ſich auf ihr Zimmer.

Hier ergriff ſie einen Bogen Papier, eine Feder und ſchrieb die Worte:

„Hochwürdigſter Domherr! Ich beſchwöre Sie! Wenn Sie nicht einen Seelenmord begehen wollen, ſo bitt' ich um Antwort — wegen meiner Generalbeichte!

Lucinde."

Sie couvertirte, klingelte und ſchickte einen Diener mit dieſen Zeilen ins Kapitelhaus an den Domherrn von Aſſelyn — wie ſchon heute in der Frühe ...

Schlug ihr Bonaventura den Empfang ab, ſo hatte ſie ein letztes Mittel. Den Auftrag Bickert's ... Nach allem, was ſie von Benno über den Eindruck wußte, den damals die im Sarge des alten Meviſſen gefundenen Dinge auf Bonaventura gemacht hatten, durfte ſie annehmen, daß dieſer ſie dann unmöglich zurückweiſen würde, wenn ſie an ihn ein drittes Schreiben richtete mit der Bitte, ihm wenigſtens noch die Dinge, die ihr der Knecht aus dem Weißen Roß gegeben, perſönlich einhändigen zu dürfen ...

Nun klopfte es ...

Rück meldete ſich ...

Ich bin krank! ſagte ſie an der Thür, raſch ver-

ſchließend — ſchaudernd vor dem Manne, bei dem für Bickert — tauſend Thaler harrten und der ihr ſelbſt —

Sie wiſſen — —? ſprach ſchon Rück dringender.

Nichts! Nichts!

Der Pater iſt gefangen ...

Darauf ſchwieg ſie ...

Man führt ihn in ſein Kloſter zurück ...

Doch! doch! ſprach ſie bebend, aber nur für ſich ...

Darf ich —? Ich bitte dringend ...

Ich bin krank!

Schrieben Sie doch nicht dem Pater? ...

Sie ſchwieg ...

Wenn man Ihren Brief mit Beſchlag belegt hätte! Oder wie verſtändigten Sie ſich mit ihm? ...

Sie athmete auf, wie kein Verdacht vorlag, daß ſie ſelbſt zu Sebaſtus gegangen ...

Beſtellen Sie die Pferde ab! Sonſt nichts! Gute Nacht! ſagte ſie, ſich ermuthigend, und brach kurz ab.

Rück's murmelnde Stimme hörte ſie nicht mehr ... auch ſein Fortgehen verhallte ...

Dann holte ſie das verwitterte, nicht zu alte Schreiben, einen langen Brief in lateiniſcher Sprache, unterzeichnet „Leo Perl".

Nun verſtand ſie den Schrecken der Jüdin ...

Sie las und las ... überſetzte und — ſtockte endlich ...

Um den Brief völlig zu verſtehen, mußte ſie nach dem Wörterbuche greifen, das ihr Benno gekauft hatte ...

Darüber ſchlug es elf ...

zu einem Freitiſch für arme Schüler geſchenkt. Die Menge der milden Stiftungen Sachſens, Hamburgs, Frankfurts (a. M.) iſt ſo groß, daß darüber ſtarke Kataloge erſchienen ſind.

Aber das Wunder vom fließenden Blut des heil. Januarius in Neapel ſcheint Herrn von Hurter für jede vernünftige Verſtändigung unfähig gemacht zu haben. Dieſes Phänomen, über welches vielleicht nur Juſtus Liebig geeignete Auskunft geben könnte, ſcheint dem Neophyten über jeden irdiſchen Zweifel erhaben. Ich erſtaune, daß die ſchon in den hiſtoriſch-politiſchen Blättern von G. Görres und Phillips enthaltene Abhandlung vom Blut des heil. Januarius aus der Feder des K. K. Hiſtoriographen gefloſſen iſt: ſie findet ſich in ſeiner Bekehrungsgeſchichte wörtlich wieder. Herr von Hurter iſt des feſten Glaubens, daß das Blut des vor mehr als tauſend Jahren enthaupteten Märtyrers wirklich in den alljährlich dreimal zu St. Gennaro in Neapel vorgezeigten Fläſchchen ſich befinde, wirklich im feſten Zuſtande verharre und wirklich, bei einer Berührung mit dem Schädel des Heiligen, fließend werde. Er hat dieſe Erſcheinung dreimal beobachtet und dreimal ſich überzeugt, daß hier weder Betrug Anderer, noch Selbſtbetrug ſtattfinde, daß dieſe Flüſſigkeit, die er freilich nur anſehen konnte, kein Gefrorenes iſt, das allmälig zerfließt, kein Peruvianiſcher Balſam, ſondern das wirkliche Blut, das erſt geronnen und dann durch ein Wunder, nicht durch hinzutretende Wärme fließend wird. Poggendorfs Annalen der Chemie mögen dieſe Abhandlung prüfen! Merkwürdig iſt, daß der gläubige Verfaſſer von all den durch ihn widerlegten Einwänden den politiſchen vergißt, nach welchem das Blut des heil. Januarius dann nicht floß, wenn gewiſſe „Verumſtändungen“ wie Herr von Hurter ſchreibt, eintreten, z. B.

## 12.

In einem der großen, „kaltgründigen“ Zimmer des Kapitelhauſes herrſchte am folgenden Tage eine feierliche Stille ...

Es war im Studirzimmer Bonaventura's ...

Der Abend hatte ſich niedergeſenkt ... Zwei Lichter brannten ... In dem großen eiſernen Ofen, der von außen geheizt wurde, hörte man das Zulegen neuen Holzes ... Nicht Renatens ſorgende Hand war es, es war die eines Hausdieners, der zu dieſem Amt für die Herren des Kapitels beſtellt war.

Auch nicht im Nebenzimmer ſaß Renate ... Der Domherr hatte die alte treue Dienerin gebeten, nach allen ſchon längſt getroffenen Zurüſtungen ſeiner Abreiſe auf Witoborn, die für die neunte Stunde beſtimmt war — ſein einfacher Sinn und ſeine gemeſſenen Mittel wollten ſich mit gewöhnlicher Poſtgelegenheit begnügen — erſt um acht Uhr von einem Geſchäft zurückzukommen, das er ſie erſuchte, ſich außerhalb des Kapitels zu machen. Sie hatte ſchon lange für Benno's Abweſenheit ſich eine Durchſicht ſeiner Wäſche, eine gründlichere Anordnung ſeiner

Wohnung vorgenommen; diese vollzog sie, obgleich es Sonntag war, schon von vier Uhr an und gegen acht erst wollte sie zurückkehren ...

Bonaventura kannte die Abneigung der alten Frau gegen Lucinden und wollte jeden Conflict vermeiden ... Als Lucinde zum zweiten mal geschrieben, verwilligte er ihr, was sie begehrte — Aber nur auf seinem Zimmer konnte er eine Generalbeichte abnehmen ... Er rüstete sich zu einem schweren Kampf, zu einer großen Prüfung — An die Seltsamkeit, daß sich auf seinem Zimmer Seelenkämpfe solcher Art ausringen, ist der katholische Priester gewöhnt. Lucinde hatte nicht nöthig gehabt, ihr letztes Mittel zu ergreifen —

Mit der Abenddämmerung war sie in Begleitung des Meßners gekommen ... Durch die hohen Fenster mit ihren vielen kleinen Scheiben, durch eine grüne Hecke von Epheuranken, die den Schreibtisch von dem Fenster schied, brachen die blutrothen Strahlen der Sonne, die den ganzen Tag sich nicht hatte sehen lassen und nur am Abend noch einmal sich zeigte zum kurzen Willkomm ... Im Ofen prasselten die Flammen, die an der metallenen Wölbung einen singenden Ton gaben ... Alles das begleitete die nur bei katholischen Priestern und Aerzten mögliche seltsame Scene, daß eine Liebende zu dem sie verschmähenden Manne ihrer Liebe selbst zu gehen wagt.

Schweigend hatte Bonaventura Lucinden, die verschleiert kam und den Hut nicht abnahm, angedeutet, daß sie sich setzen möchte ...

Nach seinem Brevier langte er dann mit zitternder Hand, gab dem Meßner, der sich wieder entfernte, einige

geschäftliche Anweisungen und suchte sich durch diese und jene kleine Zurüstung die Sammlung zu geben, die ihm fehlte ...

Lucinde schwankte bewußtlos ...

Als er sich wandte, sah er, daß sie selbst schon einen Fußschemel ergriffen hatte und auf diesem knieete ...

Daß es eine Entscheidung für sein ganzes Leben galt, ahnte er ...

Ueber eine Stunde lang verharrte Lucinde in dieser knienden Stellung und lehnte jede Erleichterung ab ... Bonaventura saß vor ihr und hörte nur ihrem dumpfen, doch vernehmlichen Gemurmel ...

Das obenerwähnte feierliche Schweigen war eingetreten, als die Reihe ihrer Bekenntnisse zu Ende war ...

Bonaventura kannte aus der Stadt her, wo er Priester, Lucinde katholisch geworden, eine Menge von Thatsachen, die zu dem Leben der Gesellschafterin der Comtesse Paula gehörten; aber in einer solchen Vollständigkeit wie heute lag das Leben des, wie es schien, von einem unheilbaren Wahn bethörten Mädchens niemals vor ihm ... Sie hatte nichts verschwiegen, was sie belasten konnte, nichts, als ihre Liebe zu dem Manne, vor dem sie knieete ... Sie war grausam, rücksichtslos gegen sich selbst ... Sie klagte sich an, wo selbst andere noch entschuldigten ... Alles, was ihr Leben an Widersprüchen bot, leitete sie aus ihrer Todsünde her, die die Kirche „Acedia", die „Trägheit des Herzens", die Indifferenz für Liebe und Haß nennt ... Sie gab ein Lebensbild von sich, das alles enthielt, was wir wissen. Nur eine einzige große Strömung der Empfindung

in ihrem Innern nannte sie nicht, doch war sie ersichtlich aus einem Lebenslauf, von dem sie andeutete, daß er ewig in der Irre gegangen, ein einziges großes Ziel verfehle und rettungslos verloren scheine ...

Auch von Klingsohrn gestand sie alles. Sie klagte weder ihn, noch den Kronsyndikus an, nannte überhaupt, was nicht gestattet ist, nicht die Namen, Bonaventura wußte sie aber und ergänzte selbst, was verschwiegen wurde ...

Ein seltsames Bild diese Zwiesprache, unglaublich für die, die außerhalb des römischen Lebens stehen!

Ein Mann, vor dem sich ein Weib in Liebe windet, blickte wie ein Gottgesandter streng und sich beherrschend zu ihr nieder. Er sah eine Nachtwandlerin an schwindelnder Klippe dahinwanken, zitterte mit den Gefahren, die von Lucinden nur überwunden wurden durch immer wieder bekannte neue Schuld ... er blieb fest und stark.

Von Serlo hatte er noch nie so Ausführliches vernommen, wenn er auch aus frühern Geständnissen wußte, daß er selbst es war, der Lucinden anfangs eine auferstandene Wiederholung desselben erschien ... Zwei Jahre des Aufenthalts im orthopädischen Institut wurden erzählt, Jahre der Selbstbildung, aber nur jener „Bildung, die die Kraft geben sollte, Welt und Menschen abzuwehren, zu hassen, zu beherrschen" ... Die Reise nach Kecher, die Erfahrungen in der Dechanei, die Verstellung im Kattendyk'schen Hause ... alles bis zu den neuesten Vorgängen, ja den Vorgängen des gestrigen Tages, alles, alles wurde erzählt, nur noch die Rettung durch den unterirdischen Gang verschwiegen, um der lateinischen Urkunde und — ihres Letzten willen ...

Religiös blieb von beiden Seiten die Färbung des Ganzen, der Ton alles dessen, was gesprochen wurde, ein heiliger ...

Ist das Leben, wie die sittlichen Atomisten sagen, eine millionenfach fortgesetzte und ineinander verwundene Kette von Selbsttäuschungen, dann darf es wunder nehmen, wie unser moralisches Scheinleben sich dennoch gleichsam ablösen kann von unserer ersichtlichen körperlichen Hülle. So fließt das Licht der Sonne und des Mondes um die dunkle Erde, so leuchtet der Phosphor an unsern Händen, die ihn nicht fühlen. Zwei Menschen, körperlich vor einander zitternd, bebend vor einer Berührung, wenn zufällig der Saum des Schleiers nur ein Blatt des Breviers streifte — und ihre innerste moralische Welt doch wie ein fast sichtbarer geistiger Aether um sie her und hin und wieder fließend. Diese Worte, diese Geständnisse, diese Accorde wie von einer unsichtbaren Musik sollten nicht in eine Weltordnung den Weg bahnen, wo die millionenfache Täuschung aufhört und der Geist, auch wenn vom Körper getrennt gedacht, wonnigste, seligste Wahrheit bleibt? ...

Lucinde hoffte das schon für diese Erde ...

Doch — Bonaventura blieb — ein Priester voll Hoheit. Er vertrat die Religion. Er glich einer Kirche, in die man, innerlich noch so weltlich gesinnt, doch äußerlich voll Demuth und zur Ehre des Höchsten eintritt. Auch hörte er im Geiste die Worte, die ihm und dem Mönch Sebastus vor wenigen Monaten der Kirchenfürst von der Milde des Heilands zur Magdalena gelesen ...

Daß sich etwas, was liebestollste Zudringlichkeit war,

hier in einer Form aussprach, die schon zum Wahnwitz geworden, konnte er nicht verkennen ... Er hatte Lucinden im Lauf der von ihr in düsterm Unmuth und wahrhaft schmerzensvoll bekannten Leiden, die sie durch ihre eigene unausgesetzte Thorheit und moralische Hülflosigkeit über sich heraufbeschworen, gebeten — den Hut abzunehmen; sie that es mechanisch und legte den Hut neben sich auf den Fußboden. Ihrem Haar entglitt eine Flechte, die nicht genug befestigt war. Lang und schwer hing diese Haarflechte nieder. Lucinde merkte nichts von diesem Schein der Verwilderung ... Die Formen der Kirche kamen ihrer Selbsttäuschung zu Hülfe ... Sie wand sich wie Magdalena.

Bonaventura wußte nun: Dies irrselige, schöne Frauenbild bekennt alles das, nur um dich in die Kreise ihres Lebens zu zwingen, von dir Worte der Liebe zu hören, vielleicht — jetzt nur deine Hand küssen zu können und — stumm zu gehen ... Sie will jetzt, wo du reisest, nur vielleicht einen Briefwechsel mit dir führen, nur, wenn du wiederkehrst, mit ihren Blicken dich umwerben, mit ihrem Lächeln dich umschmeicheln dürfen ... Sie will nur den Stolz vor der Welt haben, daß man sagt: Dieser Geweihte ist ein Heiliger; strauchelte er, so würde er es nur mit jenem Mädchen können, das bei jeder Messe, die er liest, immer an demselben Pfeiler ihm zur Rechten oder Linken sitzt ...

Bonaventura wußte, daß er straucheln konnte, wenn Lucinde — Paula war ... Jene hatte mehr Geist, mehr Wissen, mehr Thatkraft und — für die Meinung anderer vielleicht selbst mehr Schönheit, als diese ...

Doch wirkte Lucinde auf ihn, wie er einst auf einen Scherz

Benne's geſagt hatte, feuermagnetiſch. Sie wirkte abſtoßend durch Ueberkraft und eine zu große Willensſtärke ...

Er blieb bei ſeiner Prieſterpflicht.

Aeußerlich wollte Lucinde nur einen Rath haben, wie ſie nach einem ſo geſchilderten Leben und innerlich gänzlich zerſtörten Daſein nicht die Luſt am Leben und an ſich ſelbſt verlöre, zur Wahrheit käme, die Lüge und Verſtellung miede, ſich an fremdem Glück erfreuen, vor allem in der von ihr gewählten Religion wirkliche Beruhigung und Erhebung finden könnte ...

Eben die Religion verſchleierte alles.

Bonaventura hatte ſie zuletzt aufgefordert, ſich zu ſetzen ...

Auch das that ſie wie Magdalena und ſtützte das Haupt ...

Jetzt fühlte ſie die losgegangene Flechte. Sie ſteckte ſie erröthend auf, während Bonaventura die beiden Kerzen anzündete ...

Endlich ſprach er ihr mit einer Stimme, die auch nur ihm angehören konnte:

Meine verehrte, liebe, theure Freundin! Wie, wie lange kennen wir uns doch nun ſchon! O, glauben dürfen Sie mir — daß ich oft, oft — wie oft! über Sie nachgedacht, über Sie mit Gott geredet habe! Was Sie mir vielleicht vor einigen Monaten ſchon ſagen wollten — dies Neueſte da, der Beſuch Ihres frühern Verlobten in Knabenkleidern, nun, das iſt eine Waghalſigkeit, die auf Rechnung Ihres abenteuerlichen Sinns kommt, ein Kampf gegen die Obrigkeit, den ich nicht billigen kann, ein Vergehen, das die gute Abſicht des Helfenwollens entſchuldigt — Ihre wahren

innern Peinen erfahre ich erſt jetzt. Und daß Sie jenes Neueſte hinzufügten, das nehm' ich für einen Beweis Ihres Vertrauens zum Prieſterthum. Sie vermiſſen, ſagen Sie, eine Reinigung und Heiligung Ihres ganzen Seins und Lebens. Das iſt ein ſchönes, ernſtes, für Ihre ganze Zukunft entſcheidendes Wort! ... Die Fehler Ihrer erſten Jugend will ich nicht rügen. Sie haben die Liebe nicht gekannt. Sie haben ſie von andern nicht erfahren; ich rüge nicht, daß Sie ſie auch nicht erwiderten. Auch Ihren mächtigen Ehrgeiz will ich nicht tadeln. Es war vielleicht der Trieb nur des Wachsthums zum Bedeutenderen. Daß ein Baum gen Himmel anſtrebt, iſt ein Preis Gottes, kein Preis ſeiner ſelbſt. Ein armes Mädchen vom Lande gingen Sie durch eine ſeltene Schule der Erfahrung, die Ihnen bald weh that, bald ſchmeichelte. Immer wollten Sie mehr ſein, als was das Geſchick Ihnen zu ſein anmuthete; Sie rangen ſich gewaltſam auch vielleicht deshalb empor, weil Sie einen Trieb hatten, geiſtig mit ſich zufriedener zu ſein, als dies mit ſich Tauſende von Menſchen ſind. Die Fähigkeit, einen Klingsohr glücklich zu machen oder gar zu erziehen, konnten Sie damals nicht beſitzen. Auch Ihr Leiden mit Serlo, Ihre Demüthigung, als Sie die Bühne betreten wollten, waren Sühnopfer für manche Schuld der Uebereilung, für manche Herzloſigkeit und Eitelkeit. Als Sie dann den Uebertritt zu unſerer Kirche vollzogen, da begann vorzugsweiſe Ihr innerſter Bruch. Immer ſchon mußte ich tadeln, daß Sie dieſen Schritt nicht aus innerm Bedürfniß thaten ... Richtiger, Sie thaten ihn aus Bedürfniß, doch machten Sie ſich über die Mahnung Ihres

innerſten Herzens, über dies Gebot Ihres guten Genius, der Ihnen bei dieſem Schritt zur Seite ſtand, kein Geſtändniß. Nun ſchwanken Sie zwiſchen Freiheit und Abhängigkeit, zwiſchen Religion und Unglaube, ja ſogar zwiſchen dem Guten und dem Böſen — Ihre Natur, fürcht' ich und ſprech' es offen aus, wird Sie niederwärts ziehen, wenn Sie ſich nicht mit einer gewaltigen Gegenmacht rüſten! Andere (Bonaventura dachte an die Scene beim Kirchenfürſten), andere würden Ihnen rathen, Ihrem Geiſte zu mistrauen. Das will ich nicht. Es wäre ja entſetzlich, wenn dem Geiſte ſich nicht das Gute geſellen könnte. Eines aber möcht' ich Sie fragen — und ich faſſe damit, glaub' ich, Ihren ganzen Zuſtand zuſammen —: haben Sie ſich je vergegenwärtigt, was die Kirche mit ſo mancher ihrer großen und uns gerade von andern Religionen unterſcheidenden Lehren ſagen will, zum vorzüglichen und Ihnen insbeſondere zweckdienlichen Beiſpiel erwähn' ich — unſern Mariencultus?

Lucinde war von dem Ton dieſer innigen Rede wonnig durchrieſelt. Den Sinn der Worte behielt ſie nicht, nur ihren Klang. Erſt bei Erwähnung des Mariencultus ſtutzte ſie. Sie gedachte des noch rückſtändigen Bekenntniſſes ihrer Wanderung durch den unterirdiſchen Gang und des von Picard empfangenen Auftrags ... Das Marienbild am unterirdiſchen Kreuzweg ſtand wie mahnend vor ihrer Seele ...

Sie kennen die Lauretaniſche Litanei? fuhr Bonaventura voll Gelaſſenheit fort, ſtill zu ſeinen guten Genien betend ...

Die Lauretaniſche Litanei! dachte ſie und plötzlich

fuhr durch ihr Innerstes ein Streiflicht ihrer Doppelnatur. Die Gottesmutter hat in dieser Litanei Bezeichnungen, als da sind „Gefäß der Andacht", „geistliche Rose", „elfenbeinerner Thurm", „goldenes Haus", „Arche des Bundes". Heute in der Frühe, als noch Bonaventura's Ja! nicht gekommen war und sie in die Messe stürmte, wo eben die Lauretanische Litanei gesprochen wurde, hatte sie sich in ihrer aufgeregten, gottfeindlichen Stimmung gesagt: Namen sind das ja, wie das Verzeichniß zu einer Auction oder als säh' ich die Fenster der Trödler in Seligmann's Rumpelgasse!

Die seligste Jungfrau, fuhr Bonaventura in Sanftmuth fort, die Ihr früheres protestantisches Bekenntniß nur in ihrer Menschennatur kennt, nennt die Litanei unter anderm die mystische Rose. Mag sie von denen, die sie als solche sehen mögen, in dieser Eigenschaft als ein liebliches Symbol alles Unaussprechlichen verehrt werden, Ihnen gegenüber ziehe ich eine andere Bezeichnung aus dieser Litanei vor, daß uns die heilige Frau — ein Spiegel sein solle. Gerade Sie möcht' ich fragen: Wie ist Ihnen das nur? Wenn Sie nach einem solchen Leben, wie Sie es mir geschildert haben, jetzt an Maria denken, zu dieser aufblicken, sich mit dieser ganz einig, ganz verbunden, ganz Freundin zu sein wünschen, was empfinden Sie da?

Lucinde blickte im Geist auf das kleine, in unterirdischer Einsamkeit stehende Muttergottesbild — und mußte schweigen ...

Maria, fuhr Bonaventura fort, mag Ihnen in Ihrer menschlichen Gestalt erscheinen, wie sie will; die Evan-

Revolution, Cholera, Kirchenbeschränkungen u. dgl. Auch die Geschichte von Mürat hätte er erwähnen sollen, der den Wächtern des geheimen Orakels sagen ließ, als das Blut nicht fließen wollte: Entweder fließt das Blut des heil. Januarius oder Eures! Und siehe! es floß. Herr von Hurter ist wiederum naiv genug, zu sagen: (III.376) „dem feurigen wundergläubigen Neapolitaner wäre zur Belebung seines Christenthums das Blut des hl. Januarius nothwendig." Nothwendig? Hört da nicht alle Debatte auf? Eine Religion so sinnlicher Ausartung sollte irgendwie auch uns kältern Deutschen, die wir nicht wundersüchtig sind, über die Gebühr zu empfehlen sein?

Neapel, das ist Herrn von Hurter in allem Ernst das Land der wahren, der mustergültigen Religiosität. Dort und in Modena, bei dem auch in politischer Hinsicht ihm so hochachtbaren Herzoge, ist ihm wohler, als selbst in St. Gallen, in Luzern, in Rom sogar. In Rom scheint es ihm wahrhaft nur beim Papst selbst gefallen zu haben und deßhalb auch sein langes, von der Geistlichkeit fast mit Befremden bemerktes Zögern zum wirklichen Uebertritt. Man bietet ihm an, seine Abschwörung geheim zu halten. Er weigert sich dessen. Baron Giovanelli frägt ihn erstaunt, wann er denn ein Ende machen würde? Theiner macht ihm bittere Vorwürfe, daß er „von Rom wieder so wegginge, wie er gekommen wäre". Er erwarte noch Briefe, deutet er an geantwortet zu haben. Ob diese Briefe von Wien oder Schaffhausen kommen sollten, wird nicht gesagt. Endlich nahte die Ceremonie. Endlich legt er sein Glaubensbekenntniß in die Hand des Cardinals Ostini. Der verhängnißvolle Schritt war geschehen: er hatte den Papst unterrichten lassen: wann und wo, damit vor Sr. Heiligkeit „kein Geheimniß statt fände." Erwartete der stolze

gelist n haben nichts verschwiegen, was die Vernunftkritik gegen sie deuten kann. Halten Sie sich aber an das, was Maria durch das Christenthum erst selbst geworden ist, wie denn überhaupt die Tradition und das lebendig fortwirkende Leben innerhalb der christlichen Gemeinschaft eine der immer frisch zuströmenden Quellen unseres Glaubens ist. Maria wurde schon der allerersten christlichen Zeit eine Mutter, so groß, so verklärt, daß sie ohne Sünde empfing, die Verehrung vor der Frauenreinheit Mariä wird noch dahin kommen, daß die Kirche dem Verlangen nicht widersteht, sogar von ihr zu sagen, daß sie selbst ohne Sünde empfangen wurde. Das sind Dogmen des Bedürfnisses, Dogmen der Huldigung und der nicht versiegenden Liebesströme innerhalb unserer kirchlichen Gemeinschaft selbst. Wir wissen, wer die heilige Anna, die Mutter Maria's war, wir kennen die Schleier, die auf ihrer Verbindung mit dem heiligen Joseph ruhen; aber alles das schwindet gegen das, was Maria in den wilden Geburten der Geschichte wurde. In der Barbarei der Zeiten! In der rohen Entwürdigung der Frauen! Immer schwebte sie da in den Lüften als ein unentweihtes Symbol des Frauenthums. Der glühende Spanier und Provençale mag sie wie eine Geliebte verehrt haben, der Slawe wie eine Mutter, der Germane vielleicht am kühlsten nur wie eine Schwester: immer war es Maria, die die Wildheit zähmte und der Leidenschaft die tödliche Waffe aus der Hand schmeichelte. Die Civilisation der Sitten ist durch sie gewonnen und erhalten worden. Und erst in unserer Zeit! Der Mariencultus ist nicht mehr die Bürgschaft der mildern Sitten; jetzt ist er der lebendig gewordene reine weibliche,

ſittliche Sinn. Gerade die Reinheit Mariä zu verehren drängt es dieſe unreine Zeit, die Zeit der Frivolität, der Emancipation von der Sitte, die Zeit des faſt ins Allgemeine mitwirkend und mitſtimmend aufgenommenen Frauenberufes, die Zeit der Nivellirung der Familie und Erziehung. Und nun, nun frag' ich Sie: Finden Sie den Weg zwiſchen Ihrem Innern und dieſem Frauenbilde, das Sie ja in jeder Kirche ſehen können, ganz frei und ungehindert? Fühlen Sie ſich ſo, daß Sie den ob milden, ob ſtrengen, immer ſittlich reinen Blick unſerer Himmelskönigin nicht zu fürchten brauchen? Können Sie, als Weib, als Jungfrau, zur Mutter mit dem Kinde aufblicken und ſagen: Das Leben hat mich viel umgetrieben, ich war mancherlei und erlebte noch mehr, aber du, du kannſt nichts gegen mich haben! Du würdeſt mich nicht aus deinem himmliſchen Hofſtaat verweiſen! Ich füge hinzu, liebe Freundin, ich fand immer, daß die Frauen voneinander mehr wiſſen, als wir Männer. Untereinander beurtheilen ſie ſich ſtrenger, als wir ahnen. Sie durchſchauen die weibliche Eitelkeit und Koketterie leichter als wir. Sie laſſen ſich nichts ungerügt hingehen, dulden keine Verſchönerung und Ausſchmückung, die wir Männer, geblendet vom Frauenreiz, immer noch in Bereitſchaft haben. Jeder Blick einer Frau, die ihr Geſchlecht beurtheilt, ſagt: Was wir Frauen uns ſein müſſen, das wiſſen wir ſchon! .. Und ſo denn alſo — im Chor der ſeligen Jungfrauen denken Sie ſich die Königin des Himmels und prüfen Sie ſich, was die Allerſeligſte ſagen würde, wenn unter Tauſenden nun auch Sie zu ihr hinträten und ſie bäten, in ihrem Hofſtaat eine Ehrenſtelle im weißen Kleide erhal-

ten zu dürfen, eine Ehrenſtelle durch die Reinheit des Herzens, die wahre, geiſtige Schönheit, die Lauterkeit des Gemüths! Können Sie ein ſolches Bild der allerſeligſten Jungfrau feſthalten? Können Sie, rückblickend auf Ihr ganzes Leben, von ſich ſagen: Maria! Mit dir bin ich einverſtanden! Maria! Du biſt es mit mir! Maria hat nichts gegen mich?

Lucinde, von Bonaventura geführt wie ein Kind, ſchlug ihre Augen anfangs nieder. Jetzt ſchlug ſie ſie auf, als ſuchte ſie das von ihm geſchilderte Bild an den — bunten Stuccaturen der Decke des Zimmers ...

Ihre Augen leuchteten ... aber — wie mit irrem Stern ...

Sie ſchüttelte ihr Haupt ...

Was trennt Sie von dieſem Bilde? fragte Bonaventura mit geſteigerter Innigkeit und eher wie gewonnen durch dieſe aufrichtige Verneinung, als abgeſtoßen. Liegt nicht Ihr ganzer neuer Glaube in ihm? Liegt nicht Demuth, Unſchuld, Entſagung, jede weibliche Tugend und Ehrlichkeit in dieſem Bilde?

Als wenn die Luft, die Lucinde geſtern bei einem ſolchen Bilde geathmet hatte, wieder ſie zu erſticken drohte, ſtand ſie auf, machte einige Schritte und ſagte, ſich wieder ſetzend:

Was ich von Maria ſehe, iſt alles ſtarr und todt und wie von Stein!

Blicken Sie das Bild nur lange, lange an! bat Bonaventura im liebevollſten Ton. Es wird ſich beleben! Es wird ſprechen, es wird der Sammelpunkt Ihres ganzen Menſchen werden! Geht es nicht, ſteht etwas dazwiſchen, ſo werden Sie nichts mehr thun wollen, was

nicht auch diesem Bilde gefiele! Sie werden sich vor ihm eine Magd erscheinen, selbst wenn Sie eine Krone trügen! Sie werden Ihren Geist unterdrücken, wo nur Ihr Herz nöthig ist! Sie werden, sogar leidend, sich nicht mit andern in stolze Vergleichung bringen! Und will es so nicht gehen, wie Sie es gern im Leben möchten, immer vergegenwärtigt Maria, was ein Weib erfahren, was ein Weib überwinden muß, ohne sich zu rächen! Sie vergibt! O sie vergibt auch Ihnen vieles, denn sie kennt die Schwäche des Weibes; aber sie vergibt nicht alles. Sie würde nicht jede Ihrer Bitten am Throne ihres Sohnes auszusprechen übernehmen. Sie besitzt die Schwäche einer Mutter, sie kann von dem Kind ihrer Liebe Fehltritt über Fehltritt vernehmen und vergibt ihm; aber in vielen, vielen Dingen verlangt sie eine unbedingte Unterwerfung und ich glaube, dies ganze, ich sage nicht mystische, sondern einem Spiegel gleichende Verhältniß zwischen Maria und einem weiblichen Herzen — ich glaube, Sie kennen es nicht und darin, darin liegt Ihr ganzes Unglück!

Dumpf vor sich hin sprach Lucinde einen Einwand ... Bonaventura kannte die Berechtigung dieses Einwandes aus seinem eigenen Leben und empfand ihn jetzt noch mehr, seitdem ihm so nahe bevorstand seine Mutter wiederzusehen ... Warum sagte nur Jesus: Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen? hatte Lucinde gemurmelt ...

Bonaventura erwiderte:

Maria ist keineswegs die letzte Richterin über unsere Seele! Sie ist nur eine Vorstufe zum Gottesthron und allerdings die ihm nächste! Aber ich glaube nicht, daß die

Seele jedes Mannes an ihr Urtheil verwiesen ist; sie richtet auch nicht, sie bittet nur. Nur möcht' ich wiederholt wissen: Sind die Sünden und Irrthümer, die Sie mir heute gebeichtet, die eines weiblichen Herzens, das mit der allerseligsten Jungfrau einen innigen Freundschaftsbund schloß? Mir scheint es, daß Sie vorzugsweise Eine reine, wahre Freundschaft schließen sollten, diese mit unserer Mutter Maria! Welch ein unschuldiger, edler, froher Sinn würde Sie plötzlich heiligen! „Maria stand auf, ging eilends über das Gebirge in das Haus des Zacharias und grüßete Elisabeth" ... so steht in der Schrift —

Und sich unterbrechend erhob sich Bonaventura wie in innigster Freudigkeit rasch, schlug den Vorhang von einem Büchergestell zurück, suchte eine kurze Weile nach einem Buch, fand es, kam wieder, schlug es auf, blätterte und las eine schnell gefundene kurze Erläuterung über den Gruß Mariens an Elisabeth, über den Gruß der Jugend an eine Matrone, über den Inhalt der Rede, die Maria wol Elisabeth gegenüber gehalten haben mochte, über die Darbringung solcher Empfindungen und Seelenstimmungen, die ihr dafür das Wort der greisen Gönnerin eintragen konnten: „Du bist gebenedeiet unter den Weibern!" Bonaventura las diese Betrachtung aus einer Blumenlese geistlicher Erweckungen und wollte keine Erbauung. Er wollte Lucindens Geist anregen, nicht blos ihr Herz. Er wollte ihr die sittliche Schönheit als das Ziel auch einer reinen Phantasie hinstellen ... In wärmsten Worten schilderte er den Zustand dieses „Gebenedeiten am Weibe". Ueberall würde eine Gebenedeite freundlich empfangen, überall wie

der kommende Mai begrüßt; in jeden Streit brächte sie Friede, in jedes Leid Trost; ihre Schritte wären gesegnet; wo sie hinträte und wär' es in der Wüste, blühte eine Blume auf — wie die Jerichorose unter den Füßen Maria's, als sie mit dem Kinde gen Aegypten floh ...

So deutete Bonaventura die „Jerichorose" ...

Dann ertheilte er Lucinden einige leichte Bußübungen, ließ sie knieend seinen Segen empfangen und wollte nun von ihr Abschied nehmen ...

Lucinde stand zwar auf, zog ihren Shawl über die Schultern, hatte sich ihren Hut wieder aufgesetzt, schickte sich an zu gehen ... sie war jedoch — wie gebannt ...

Die Glocken der Kathedrale läuteten zu einem Kirchenfest ... Schon sechs Uhr schlug es ...

Wie sie schon nahe der Thür sich befand, die unmittelbar in den Corridor führte, stand sie plötzlich still ...

Bonaventura trat hinzu. Er glaubte zu sehen, daß sie sich entfärbte ...

Was ist Ihnen? fragte er ...

Lucinde erwiderte nichts, doch hielt sie sich an der Epheulaube ...

Bonaventura glaubte, daß ihr unwohl war und ging an einen am Fenster stehenden Tisch, auf dem Wasser stand ...

Sie winkte ablehnend und starrte in die inzwischen hereingebrochene Dunkelheit zum Fenster hinaus ...

Bonaventura sah, daß sie von seiner Rede, seinem Zuspruch nicht befriedigt war, daß sie etwas vorhatte und mit sich kämpfte. Doch mied er die Saiten des Seelischen und des Gemüthes noch einmal wieder anzuschlagen. Er

sprach beruhigend von der Lebhaftigkeit der Gegend draußen und stand, als wollte er eines der Lichter ergreifen und ihr auf den Corridor leuchten ...

Sie reisen nach Witoborn? begann Lucinde, schon über diese Andeutung, als fürchtete sie vielleicht nur die Dunkelheit draußen, gereizt ...

Noch heute! ... erwiderte Bonaventura, sichtlich befangen durch ein Wort weitern Gespräches, das nicht durch sein Amt veranlaßt wurde ...

Lucinde sah diese Förmlichkeit, diese plötzliche Kälte und hauchte:

Schon so bald!

Dabei blieb sie vor dem Epheu stehen und pflückte gedankenvoll ein einzelnes welkes Blatt ab ...

Wer hätte an dieser Handlung erkennen mögen, daß sich die ganze seit Monaten angesammelte Fülle der Spannung wieder auf ihre Brust wie riesig anstemmte und in irgendeiner Weise helfen wollte; sie hatte die Befriedigung des Gemüths nicht so gefunden, wie sie gehofft ... Sie wollte und hoffte nur — — ihre Liebe ...

In einigen Stunden ... sagte Bonaventura, jetzt sogar drängend ...

Dieser fein plötzlich immer kälterer Ton reizte sie mehr und mehr und schon war es nur ein Hauch, mit dem die erstickte Stimme sprach:

Grüßen Sie — Gräfin Paula! ...

Bonaventura antwortete durch ein äußeres Zeichen ...

Lucinde fuhr fort, wie bewußtlos in dem Epheu nach welken Blättern zu suchen ... Da sie deren nicht zu viele fand, brach sie auch schon die grünen ab ...

In Bonaventura's Innern drängte sich jetzt Unmuth, sogar eine Aufwallung des Zorns, doch suchte er nach Geduld und Selbstbeherrschung ...

Paula's Sehergabe soll Wunder wirken! fuhr Lucinde fort, zitternd und nicht von der Stelle könnend ... Ich wünschte wohl, Sie frügen sie, was für mich — noch alles in den Sternen steht!

Das würd' ich die Sterne der eigenen Brust fragen! sagte Bonaventura lächelnd und machte Miene, um Schonung seines Epheus zu bitten ... Schon das längere Verweilen Lucindens verdroß ihn ...

Sie merkte nichts von dem, was sie that ... Sie brach Blatt um Blatt, zerknitterte das Gebrochene, warf es weg ... sie war im Geiste bald in der Ebene von Witoborn ... bald gedachte sie des Picard'schen Auftrags, das Schreiben Leo Perl's abzugeben ...

Grüßen Sie Herrn von Asselyn, Ihren Vetter Benno! sagte sie — wie spottweise — und nur um zu sprechen und sich zu sammeln ...

Bonaventura versprach die Ausrichtung dieses Grußes und ging von dem Tisch, wo er gestanden. Er machte in der That Miene, sich mit höflicher Neigung des Hauptes in sein Nebenzimmer zurückzuziehen ...

Lucinde machte sich durch Scherze Muth zum Bleiben und gefiel sich darin, durch das Zerrupfen des Epheus auch die ihr wohlbekannte — Pedanterie der katholischen Geistlichen, die überhaupt mit den Jahren jede ehelose Lebensweise annimmt, schon an diesem jungen Mann zu reizen ... Schon in St.-Wolfgang hatte sie ihn ja im Geist früh vergrämeln und verzärteln gesehen ...

Er soll sich hüten, sagte sie, Armgart nicht zu schwesterlich zu lieben! Das kann dann im Ernst so kommen! Auch Frau von Hülleshoven, ihre Mutter, könnte Armgart zuvorkommen, einen gewissen Herrn von Terschka zu wählen ...

Bonaventura hörte schon nicht mehr. Seine Entrüstung nahm immermehr zu und auch sein Kampf; denn jedes Wort, das Lucinde sprach, war ersichtlich nur eine Verschleierung der Rede: Du Thor, warum umschlingt mich nun nicht dein Arm? Warum lässest du mich nun jetzt so hingehen, wie ich gekommen bin?! Voll Seligkeit läg' ich — trotz Mariens — in deinen Armen ...

Herr von Terschka, fuhr sie den Epheu zerzupfend fort, nimmt jede Religion an, die die schöne junge Frau mit ihren koketten Locken von ihm verlangt! Aber sie hätte die Conversion gar nicht nöthig! Wär' ich in Rom und flüsterte — nur zwei Worte — mit den Cardinälen der Sacra Dotaria, sie sollte ohne weiteres geschieden werden! ...

Warum scherzen Sie über so ernste Dinge! fragte Bonaventura verdrossen — doch staunend ...

Kein Scherz! ... Ich lernte neulich die Frau kennen! Ihre Seele ist aus heißer Luft gewoben! .. Wer möchte glauben, daß auf der Heide von Witoborn solche Blumen wachsen! .. Sie kennen ja dies Geschlecht mit dem ewig gleichen Perpendikel des Herzens! .. Ein Schlag wie der andere! Bim — bam! .. Es ist ja wahr — auch — Ihre Heimat ist's!

Bonaventura sah Lucinden ganz so wieder, wie sie sonst und noch zuletzt in seinem Pfarrhause gewesen war ...

Das muß ich doch noch sagen, ich liebe nur den katholischen Glauben, wenn er die Seele zum Muthe entflammt! fuhr sie in einer Aufregung, die sie nun nicht mehr bemeistern konnte, fort ... ich liebe ihn, wenn er die Menschen aus der Gewöhnlichkeit erhebt und ihnen Flügel gibt! Dort?! Dort — ist wirklich alles nur Aberglaube und so vieles, so vieles — auch hier —

Bonaventura, seine vorhergegangene tief vom Herzen gekommene Ansprache verhöhnt, kalt abgewiesen fühlend, athmete hörbar vor immermehr zunehmender Entrüstung ...

Schon war Lucindens ganze Hand voll grüner abgerissener Epheublätter ...

Sie werden auch Schloß Neuhof sehen? sprach sie, noch wie harmlos, aber doch, da sie nun gehen mußte, aller Fassung beraubt ...

Ohne Zweifel! sagte Bonaventura kalt ...

Auch den Kronsyndikus? ...

Man erwartet seine Auflösung ...

Das bedaure ich! ... Ich wünschte, Sie frügen ihn nach seiner zweiten Frau, die noch in Rom leben soll ... Und ob — die alten — Stammers — wol noch im Parke hausen? — Und Bruder Hubertus — werden Sie — sehen — auch Klingsohr —

Nicht unmöglich ...

Wenn ich einmal Paula im magnetischen Schlafe sähe, wollte ich sie etwas fragen — Aber es ist ja wahr — Immer, wenn ich an ihr Lager trat, wissen Sie wol noch, hörte — die Posse auf ...

Bonaventura stand auf glühenden Kohlen ...

Nur einmal glaubt' ich selbst, daß sie im Traum

Proſelyt die Gegenwart des Kirchenfürſten? Mindeſtens beklagte er ſich beim Cardinal bitter, daß man ihn ſo „kurzgefaßter Weiſe," „faſt cavalièrement" aufgenommen hätte. Wahrſcheinlich hatte er gehofft, daß man in demſelben Augenblick in der Engelsburg die Kanonen löſen würde.

Wenn uns nicht die Perſönlichkeit des Herrn von Hurter dazu hätte dienen ſollen, von ihm rückzuſchließen auf die Geſinnungen und Theorieen ſeiner mächtigen Freunde, ſo könnten wir unſre Analyſe hier beenden. Unerläßlich aber zu dieſem Zwecke bleibt es noch, mit wenigen Worten die begeiſterte Apologie hervorzuheben, welche Herr von Hurter den Jeſuiten widmete. Es iſt dies unſtreitig diejenige Epiſode ſeines Werkes, in welcher ſich Herr von Hurter von der beleſenſten, ſelbſt geiſtreichſten Seite zeigt, zu gleicher Zeit aber auch diejenige, die uns für den beſtallten Reichshiſtoriographen Oeſterreichs die folgenſchwerſte Anknüpfung bietet.

Herr von Hurter lobpreiſt die Jeſuiten. Er wirft ihren Feinden den Handſchuh hin und nennt ſie die edelſten und treueſten Stützen der Religion und die liebevollſten und aufrichtigſten Beförderer des Menſchenwohls. Der Kampf gegen eine fabrikartige Befeindung der Jeſuiten, wie ſie ſich die Leipziger Buchhändler bei Büchermachern aller Art beſtellen, konnte einem Mann von ſo großer Gelehrſamkeit, wie Herrn von Hurter, nicht ſchwer fallen. Es mögen da in den Broſchüren und Broſchürchen eine Menge gedankenlos nachgeſchwätzter Anecdoten aufgeſtapelt liegen, die allerdings die Kritik nicht aushalten. Eins dieſer Schriftchen ſchreibt das andere ab und vergißt, daß die Quellen, auf welche die Anſchuldigungen des Jeſuitenordens zurückgehen, ſich in Pombals und Choiſeuls Zeiten verlieren, wo die Regierungen nicht

wahr ſprechen konnte ... Einmal! ... Am Tage Ihrer Weihe! Warum aber auch — thaten Sie ihr das!

Der bitterſte, ſchrillſte, ja ein frecher Hohn war es, mit dem Lucinde dieſe Worte ſprach ...

Und Bonaventura nahm die Kriegserklärung auf ...

Er ergriff das Licht, ging an die Thür, die zum Corridor führte, und machte die Miene, als wollt' er ihr ruhig hinausleuchten ...

Jetzt blieb Lucinde ſtehen und verwüſtete erſt recht den Epheu ...

Schonen Sie dieſe unſchuldigen Blätter! rief er ...

Lucinde ließ alle Blätter, die ſie gerade in der Hand hatte, zu Boden ſinken und ſuchte Bonaventura's Auge ...

Der Prieſter verſuchte ihren Blick auszuhalten ...

Sie ſtarrte ihn an wie die Walkyre ...

Er — ſtellte den Leuchter auf den Tiſch zurück, um ſich aus ihrer Nähe entfernen zu können und ins Nebenzimmer zu gehen. Die Augen niederſchlagend und ſich den letzten, entſcheidenden Reſt von Selbſtbeherrſchung gebend, den er ſolcher Herzenshärtigkeit gegenüber noch beſaß, hauchte er an der Thür des andern Zimmers mit erſtickter, aber deutlicher Stimme:

Fräulein! Da ich ſo wenig über Ihren unglückſeligen Sinn vermag, ſo möcht' ich ein für allemal gebeten haben — Sie ſuchen ſich für jeden künftigen Fall Ihres — Beichtbedürfniſſes einen — andern Freund Ihrer Seele —!

Eine kurze tödliche Pauſe folgte auf dies ſich im Sprechen mildernde, aber doch mit dem entſchloſſenſten Aufdrücken der Nebenthür endende kategoriſche Erſuchen,

nie wiederzukommen und sich für immer einen andern Beichtvater zu wählen.

Lucinde verstand das tödlich entscheidende Wort.

Bald auch machte sich ihr Seelenzustand in einem furchtbaren Ausbruch Luft ...

Kein Lachen stieß sie aus, auch kein Weinen ...

Es war ein Ton, der sich ihr, wie sie an der Thür stand, vom Herzen losriß, ohrzerreißend, von Lachen und Weinen eine Mischung, unerhört für den Priester, der wie in Betäubung stand und sich bei alledem sagte: Jetzt oder nie! Es muß ein Ende sein! ...

Nie von ihm gesehen war auch das, was er jetzt sehen mußte ...

Lucinde lag plötzlich am Boden, hingestreckt wie eine Leiche ... dicht an der Thürschwelle lag sie wie leblos ... völlig starr ... beide Arme lagen zu ihren Häupten weit ausgestreckt, ihr ganzer Körper war wie gelähmt ...

Erst wollte der zum Tod Erschrockene sich dennoch entfernen ...

Dann mußte er bleiben ... Der Gedanke, daß Lucinde an einem plötzlichen Krampf erstickt wäre, erfüllte ihn mit Entsetzen ...

Er beugte sich zu ihr nieder, rief sie an ... ergriff ihren rechten Arm, der wie gefühllos hing ... der Hut lag im Nacken, der Shawl war ihr von ihren Schultern geglitten ... kein Glied mehr bewegte sich ...

Erst als Bonaventura sich erhob, an den Tisch eilte, auf dem das Wasser stand, sein ganzes Taschentuch eingetaucht hatte und zurückkehrte, um ihr die Stirn und Schläfe zu befeuchten, regte sie sich und suchte aufzustehen ...

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 04316/037

Sie lehnte dabei seine Hülfe ab, drückte ihren Hut fest und in die Worte der Bestürzung, die er sprach, hinein erhob sie ihre Stimme, faltete die Hände, blieb in ihrer knieenden Stellung und rief:

Maria! ... Ich wage es doch, dich anzublicken! ... Gib mir Kraft, mein Loos zu tragen, wie du das deinige ertrugst! ... Sieben Schwerter durchbohrten deine Mutterbrust und du sahst doch noch die Herrlichkeit deines Sohnes! ...

Dann sprang sie auf, riß ihren Hut herab, stand wie wahnsinnig, erhob den Arm und flüsterte fast heiser:

Auch ich werde sie sehen! Gott hat die Zukunft meiner Liebe, das Glück und die Lebensruhe des grausamsten aller Menschen in meine Hand gegeben! ...

Dabei bebten durch die blendenden Zähne hindurch die von ihr wiederholten Worte Bonaventura's:

„Einen andern Freund Ihrer Seele!"

Vielleicht würde Bonaventura in einem Versuch der Aussöhnung von Lucinden geschieden sein, wenn ihn die räthselhaften Worte, die sie sprach, nicht aufs neue erschreckt, der furchtbar betonte Sinn der Drohung, der in ihnen lag, nicht befremdet hätte ...

Ja, sagte sie wie geisterhaft zu dem sie Anstarrenden; das hat Gott in meine Hand gegeben! Wie Ihr Schatten werde ich Ihnen durch Ihr Leben folgen — Herr — von Asselyn!

Wahnsinnige! rief Bonaventura aufs neue ermuthigt ...

Ja, setzte sie fast lachend ihre Rede fort, ich bin die Ursache, daß das Grab erbrochen wurde, in dem der letzte Begleiter Ihres Vaters bestattet war ...

Bonaventura horchte auf und ſtarrte dieſer neuen Gedankenreihe ...

Ich, ich kenne den Verbrecher! Ich, ich beſitze, was er im Sarge gefunden hat!

Sie — Sie beſitzen — was ich ſeit jeder Stunde —?

Keine Verletzung der Beichte! unterbrach ſie bitter höhnend ... Ich kenne den Verbrecher ohne Ihre Andeutung! Mir gab er, Ihnen das Gefundene einzuhändigen. Der Muth des Mannes regt ſich in Ihnen? Sie glauben, mir das Geheimniß entreißen zu können? Suchen Sie! Mit allen Häſchern der Erde ... Sie finden Ihr Lebensgeheimniß nicht ... das halte ich!

Bonaventura, in äußerſter Verwirrung, ſprach faſt zitternd durcheinander:

Ich kenne — den Haß — deſſen Sie fähig ſind ... aber Sie dürfen beruhigt ſein ... durch die Gerichte werd' ich ihn nicht nähren ...

Schmeicheln Sie? Wandeln Sie dahin, wohin Sie Ihr Geſchick ruft! In die Thäler, auf die Berge! Laſſen Sie die Mitra auf Ihr Haupt ſetzen, wie Paula prophezeite — ich habe das Geheimniß, Sie in jeder Stunde des Tages, in jeder der Nacht — an mich zu erinnern!

Ich fürchte dich nicht! Dämon! Was könnteſt du beſitzen?

Ein Bekenntniß!

Von meinem Vater? Er iſt die Liebe ſelbſt!

Nicht von Ihrem Vater!

Von meinen Angehörigen? ... Meiner Mutter?

Nicht von Ihrer Mutter!

Die Ehre meines Namens befleckt kein Bekenntniß der Erde!

Die Ehre Ihres Namens!

Die Ehre eines Angehörigen? Ha, meines Vetters Benno?

Lucinde ſtockte, dann ſprach ſie:

Auch das nicht!

Lucinde! Ich habe Sie zu allen Zeiten einen Teufel nennen hören! Sind Sie denn wirklich ein Geiſt der Hölle — ?

Ein Mann im rothen Haare ſaß in Ihrem Beichtſtuhl! antwortete ſie kalt dem faſt bittenden Tone . . . Er bekannte Ihnen, daß er eine Schrift in lateiniſcher Sprache gefunden ... Fürchten Sie nicht, daß ich die Hülfe eines andern in Anſpruch zu nehmen hatte, um ſie zu entziffern — Ich erzählte Ihnen ja heute, von wem ich alles — Latein gelernt!

In ihrer Stimme zitterte faſt eine Thräne . . .

Betrifft die Schrift — —? fragte der Gefolterte. Aber er wußte ſelbſt nicht mehr, in welchen Verhältniſſen er forſchen ſollte. Dunkel war ihm ja nur außer dem Tode ſeines Vaters — eine, eine geheime Stelle in ſeinem Innern — ſein Beruf —!

Nichts betrifft die Schrift, was Sie hindern kann, alle Prophezeiungen von Weſterhof wahr zu machen! fuhr Lucinde fort und faßte ſich allmählich. Werden Sie Biſchof, Erzbiſchof, ſetzen Sie ſich die dreifache Krone aufs Haupt —! Ein Wort von mir entwerthet Ihr Daſein! Ein Wort von mir nimmt Ihrem Segen die Kraft! Ein Wort von mir, und was Sie blühend glauben, muß verwelken, was Sie für die Ewigkeit geſchaffen wähnen, muß untergehen!

Wahnſinn! Wahnſinn! rief Bonaventura außer ſich . . .

Dann ſprechen Sie das Weſen Ihrer Kirche aus . . . erwiderte ſie und wollte gehen . . .

Ihrer — unſerer — Kirche!? ... Die Urkunde hängt mit meinem Glauben zuſammen?

Unſerm Glauben! ...

Mit der Wahrheit — dieſes Glaubens?

Mit dem ganzen — ganzen Bau der Kirche!

Ein Hohnlachen ſchien ringsum von den Wänden widerzuhallen ...

Bonaventura wandte ſich, um ſein Bewußtſein nicht zu verlieren ... Die Stirne brannte ihm ... Die zitternde Hand fuhr über die düſtern Furchen hin und wiſchte die Vorſtellungen ab, die ſich auf ihr wie leibhaft zu ſammeln ſchienen ... Schon wieder die kaum beruhigte Seele in Aufruhr verſetzt? Schon wieder eine Mahnung des Zweifels? ... Wieder das Herz im Tumult wie damals, als der räthſelhafte Brief aus Italien gekommen, der ihm von Fehlern der Kirche, von Huß, Savonarola, Arnold von Brescia geſprochen?

Und wie er ſich wandte, um in Güte mit Lucinden ſich zu verſtändigen, ſogar ſein hartes Wort: Sie ſollten ſich einen andern Beichtvater ſuchen! vielleicht zu mildern, mehrte ſich ſein Entſetzen ...

Lucinde war verſchwunden ...

Die Stelle, wo ſie noch eben wie eine Botin der Hölle geſtanden, war leer.

Das Auf- und Zugehen der Thür, nichts hatte er in ſeinem Schrecken und der tiefſten Verlorenheit in ſich ſelbſt vernommen ... Sie war nicht da.

Selbſt, als er die Thür aufriß und in die hellerleuchteten Corridore blickte, fand er nirgends eine Spur mehr ...

Nun war alles wie ein Traum.

Seine Geiſter raſten ...

Wahnſinniger! riefen ſie ihm ... Was trotzeſt du mit deiner Tugend? Was mordeſt du dich und andere? Trittſt Blüten der Menſchlichkeit mit Füßen und gewinnſt nur blutige Dornen dafür? Biſt du nicht ein Thor mit deinem entſagenden Herzen! Lügſt du nicht ſelbſt, indem du einem Mädchen, das dich liebt, doch nur — um einer andern Liebe willen kalt biſt, die, verboten wie ſie iſt, doch in deinem Herzen thront? Thor, der du den erquickenden, berauſchenden Trank der Leidenſchaft nicht zu koſten wagſt! Wagſt? Ha, ein Schatten, ein Schatten biſt du, ein Spiel der Täuſchung! Ein Gedankenſchemen ohne Wahrheit! Ein mit bunten Kleidern behängtes Nichts! Ein Menſch ohne Leben, ohne Zeugniß für den Schöpfer, der dir den Athem ſeines eigenen zeugungskräftigen Daſeins in die Seele blies! ... O, wäre ſie geblieben, riefen die Leidenſchaften in ihm fort und fort, eine Secunde noch, vielleicht wäre die Maske gefallen und das Spiel, das erheuchelte, zu Ende geweſen! Der Welt hätt' ich, und wenn im Arme eines Teufels, gerufen: Unmöglich, unmöglich iſt die Kirche, weil das Prieſterthum unmöglich iſt!

Zwiſchen dieſer raſenden Nachwirkung einer in Liebe und Haß ſo gleichbeſtrickenden Frauenleidenſchaft jammerte es tief wehmuthsvoll in ihm: Was kann ſie von dir beſitzen? Was wiſſen? Von deinem Vater? Von uns allen —?

Noch kämpfte es in ſeinem Innern, als ſchon manche Mahnung wieder an ſeinen Beruf ſich ihm näherte, manches Wort von ihm mechaniſch geſprochen werden mußte, Renate kam, plauderte und ihm Fragen ſtellte, die er beantwortete, ohne zu wiſſen wie ...

Dann ſah er den Hauswart, ſah ſeine Koffer holen und in den Wagen tragen, mit dem er zur Poſt fahren wollte ...

Abſchied nahm er von Renaten, von ſeinem Zimmer, von ſeinen Büchern, von ſeinem zerſtörten Epheu, deſſen zerriſſene Blätter wie ſeine Ideale lagen ...

Im Hof fand er den Wagen, in den er einſtieg, geſchmückt mit bunten Kränzen, hoch den Sitz mit Blumen belegt ...

Er ſah Männer mit Fackeln, die ihm Abſchied ſprachen, Frauen, die mit den Taſchentüchern winkten und wehten ...

Als der Wagen durch das große Portal fahren wollte, umringte ihn ein Chor von Knaben, die ihn mit einem Lobgeſang begrüßten ...

Er erkannte die Kattendyks, ſeine Beichtkinder, auch Treudchen Ley, ſogar im Scheine hochgehaltener vierflammiger Kirchenlaternen einen kleinen Mann, ſchwarz und weiß angethan, Herrn Jean Baptiſte Maria Schnuphaſe, der eine feurige Rede hielt ...

Auch die Frau in ſilbernen Lockey ſchien ihm an einem Pfeiler zu ſtehen und ſinnend und träumeriſch ihm nachzublicken ...

Ringsum öffneten ſich die Fenſter im Hofe und die ſonſt ſo grämlichen alten Bewohner des Hauſes — ihm waren ſie freundlich, ihm lächelten ſie Abſchied und frohes Wiederſehen! — denn, wie Klingsohr geſagt hatte, „die göttinger Ritter des Guelphenordens fühlten die Transfuſion des jungen Blutes in ihren Adern“ ...

Der junge Domherr, leichenblaß, ſprach der zahlreich verſammelten Menge Worte des Dankes, Worte der Wehmuth ...

Was er ſprach, ſprechen konnte, ſtand mit dem Schmerz des Abſchieds im Einklang ...

So kam er grüßend, handwinkend auf die Post, wo er von allen Blumen nur einen kleinen Strauß zurückbehielt und ihn in den engen Postomnibus mitnahm, der nun erst wieder auf das kleine Stückchen schon benutzter Eisenbahn fuhr ...

Unmittelbar mit eigenem Fuhrwerk zur Eisenbahn zu fahren, war keinem gestattet, der mit der Post später weiter wollte. Im Posthof mußte man sich sammeln und dort wurden die Namen aufgerufen ... So war das Ghibellinenthum. Präcis, höchst geordnet, ganz nach dem militärischen Geiste Grützmacher's und Schulzendorf's und wie Thiebold de Jonge bei den Freunden Piter's berichtet hatte, der Generalpostmeister (Bundestagsgesandter) sprach einst wirklich das historische Wort gegen Einführung der Eisenbahnen: „Mit solchen Neuerungen hört die Ueberwachung der demagogischen Umtriebe auf!“ ...

Benno's Kampf lag eben in diesem unvermittelten Gegensatz so vieles Hochherrlichen am Ghibellinen- und so manches Hochherrlichen am Welfenthum ...

Wie sehnte sich Bonaventura nach dem Geist eines Dritten, das über diesen Gegensätzen versöhnend schwebte —!

Er fuhr von dannen — tief unglücklich — das Räthsel der Welt im Herzen.

Ende des vierten Buches.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

immer aus ganz lautern Quellen gegen die Jesuiten schreiben ließen. Unser Apologet scheint zwar Eugéne Sue's „ewigen Juden" nicht gelesen zu haben, aber selbst diese romantisch übertriebene Carrikaturzeichnung möchte dem kundigen Forscher leicht ebensoviel Blößen bieten, wie dem Geschmack. Auf die jesuitische Casuistik in der Moral läßt sich Herr von Hurter wohlweislich nicht ein. Aber wer würde ihm nicht glauben, daß die vom Orden selbst verdammte Schrift des Mariana, die bekanntlich in gewissen Fällen selbst für Königsmord Dispens verspricht, die Stimme eines Einzelnen ist, die in der That für die Beurtheilung einer ganzen Genossenschaft nicht schlagend sein mag.

Herr von Hurter hat in Rom mit dem General der Jesuiten, P. Rothan, (der kein Deutsch versteht, also auch kein Deutscher sein kann, wie man öfters geglaubt hat,) verkehrt. Ein Jesuit, Peters aus Paderborn, war sein Dollmetscher. Interessant ist die Notiz, daß etwa ein halbes Hundert deutsche „Germaniker" in St. Saba von den Jesuiten zu Priestern gebildet werden. Wenn Herr von Hurter sich wundert, daß die Jesuiten sich über ihre Feinde niemals gehässig äußerten, so ist das Schweigen über ihre Leiden, wie er selbst erwähnt, Ordensregel. Auch sieht er von Rom aus wohl, wie herrlich überall ihre Saat aufgeht, wie mächtig ihr Einfluß gewinnt, wie weit sie ihre Vorposten in's Land der Ungläubigen vorauszuschicken wagen und wie die Schulen allmälig wieder in ihre Gewalt kommen werden und wie sie es sind, die das hie und da etwa nachgebende Gebäude der römischen Kirche aufrechthalten und stützen werden.

Die Gesellschaft Jesu kann sich keinen beredteren Fürsprecher wünschen, als den neuen Geschichtsschreiber Oester-

# Der Zauberer von Rom.

Fünfter Band.

Der

# Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Fünfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen vor.

## Berichtigung.

Seite 15, Zeile 13 v. u., statt: Intrette, lies: Intrette.

# Fünftes Buch.

# 1.

„C. M. B.
Caspar, Melchior, Balthasar.

... Diese Namen der heiligen drei Könige aus dem Morgenland schrieb die alte Zeit über Thür und Schwelle eines jedes Christenhauses, um dem Heiland daraus eine Weihnachtskrippe zu bereiten.

Aber sie können noch mehr sagen, die heiligen drei Könige aus dem Morgenland! Sie können euch zurufen: C. M. B.: C — reuzige M — eine B — egierden! C — hristus M — ein B — ekenntniß! C — hristus M — eine B — ahn! C — ommunicire M — it B — edacht! C — abalen M — üssen B — rechen! C — abinetsweisheit M — acht B — ankrott!“

In dieser harmlos zeitgemäßen Weise war in der uralten Archipresbyteriatskirche zwischen Witoborn, Stift Heiligenkreuz und Schloß Westerhof, am heiligen Dreikönigstag gepredigt worden vor einer aus Hoch und Niedrig bestehenden Gemeinde, die auch deshalb so zahlreich vertreten war, weil alles erwartete, der von vierundzwanzig Damenhänden gefertigte Wunderteppich, die vom Doctor

Laurenz Püttmeyer gezeichnete Vision der „Seherin von Westerhof", würde heute vom Pfarrer Norbert Müllenhoff geweiht werden. Diese „Weihe" mußte dem ersten Betreten des Teppichs durch den erwarteten Archipresbyter vorangehen.

Aber noch drei Wochen vergingen, bis diese heilige Handlung vollzogen werden konnte. Die Damen hatten für den Kirchenfürsten zu viel zu sticken und damit jenen Müllenhoff'schen — „Bankrott aller Cabinetsweisheit" zu beweisen ...

Armgart war mit ihrem Drachen, den sie, wie Terschka an jenem Abend bei Piter Kattendyk berichtet, durch „längern Umgang lieb gewonnen hatte", fast die erste fertig und hatte sich bereits wieder in zwei „Vielliebchen" verloren, die sie für Thiebold und Benno fertigte, eine Cigarrentasche und einen Aschenbecher ... Nur ihre übrigen Mitfräulein im Stifte zögerten so lange mit Ablieferung ihrer Einzeltheile der großen Arbeit, die dann Jean Tübbicke, nicht Schneidermeister, sondern — man staune des Fortschritts zu Witoborn! — „Maitre-tailleur" in der alten Priesterstadt und sogar der Sohn eines Meßners, des alten Meßners Tübbicke hier zu Sanct-Libori selbst, nach Püttmeyer's Zeichnung zusammenzunähen hatte.

Armgart saß am Dreikönigstag gleichfalls in der Kirche.

Ach, sie deutete sich diese akrostichische Nutzanwendung von C. M. B. aus dem Munde des jungen so schlagfertigen Geistlichen, der noch nicht zu lange aus dem Seminar gekommen war und schon auf zwei Pfarren fungirt und seines reformatorischen Eifers wegen zwar überall Spectakel gehabt, aber dennoch diese höchst vor-

reiche. Scharf und schneidend ist das Schwert, das er für die Rechte der ehrwürdigen Väter schwingt. Nur Ministerialismus und Beamtenwillkür hätte sie einst gestürzt, Clemens Ganganelli, der Papst selbst wäre gegen den Unglauben und Voltairianismus des achtzehnten Jahrhunderts nicht genug gewappnet gewesen und hätte die Bulle Dominus ac Redemptor aus der Hand des spanischen Gesandten zum Unterzeichnen bekommen. Einer trüben Zeit des Exils und des Elends, wo die größten Feinde der Kirche, Preußen und Rußland, den Werth des Ordens erkannt und geschützt hätten, wäre mit der Bulle Sollicitudo omnium das Heil der Welt zurückgekehrt und die Kirche hätte wieder ihren wahren Schwerpunkt, die Schule wieder ihre rechten Leiter gefunden. Von einer irgendwie verminderten Hoffnung auf die glorreichste Zukunft der Gesellschaft Jesu ist bei dem durch den Fürsten Metternich erkornen Geschichtsschreiber Oesterreichs keine Rede.

Ueber eine solche Gesinnung genüge der einfache Bericht! Die Abneigung vor den Jesuiten, die selbst die katholische Welt theilt, ist ein Instinct, eine Furcht, die ihren Ursprung in einer unerklärlichen Idiosynkrasie hat. Zu widerlegen ist da wenig. Was soll man dazu sagen, wenn Herr von Hurter behauptet, die wahren Feinde der Jesuiten wären in allen Ländern nur die Freimaurer, diese Kreuzeshasser, die die Bleiwage zum Symbol des Menschheitbaues zu machen seit Jahren wühlten! Die Freimaurerei ist ihm eine Art europäischer Gustav-Adolph-Verein, eine unterirdische Aufklärungsbehme gegen die Christusbekenner, ein geistiger Assassinenbund gegen die katholische Kirche. Jesuit oder Freimaurer? ist Herrn von Hurter die Frage der Zeit und er weiß, daß nicht die Johannisbrüder, sondern die Loyolasöhne siegen werden.

treffliche Pfarre auf den Dorfte-Camphauſen'ſchen Gütern bekommen hatte, in ihrer Weiſe ...

Ihr — ſprachen Caspar Melchior Balthaſar: Herr! C — röne M — ein B — eginnen! ... Daß ſie dabei „Cröne" mit einem C ſchrieb, entſprach den Witoborner alten Geſangbüchern. Stand doch die ganze Bildung jener Gegend noch auf dem Standpunkte mehr von 1738 als von hundert Jahren ſpäter. Die wunderherrlichen Gedichte der Annette von Droſte-Hülshoff, dieſer edeln, anſchauungsreichen Sängerin, die, wie Benno von Aſſelyn gelegentlich zum Verdruß der Tante Benigna von Ubbelohde beim Thee auf Weſterhof geſagt hatte, auf dem Parnaß auch das Heidekraut und die Buchweizengrütze ausſäete, dieſe Gedichte kannte Armgart; aber mit Andacht las ſie ſeit Kindesbeinen nur die Poeſie auf den Kreuzwegſtationen und Wallanlagen von Witoborn und in den Corridoren ihres Stiftes Heiligenkreuz. Denn dort war ſie eingetreten. In der That hielt ſie jetzt Markt mit ihren Naturaleinkünften (in dieſem Winter freilich erſt Einen einträglichen mit zehn Schinken, zehn Würſten und zehn Speckſeiten) ... Ueber ihrer Thür ſtand:

O Libori, o Antoni, zwei Gefäß der Heiligkeit,
Daß wir müſſen euch begrüßen, heißet uns die Schuldigkeit!
O Libori, o Antoni, ſteht uns bei am letzten End',
Daß nicht ſterben und verderben! Führet uns in Jeſu Händ'!

Welches iſt Armgart's „Beginnen"? ... Wir können vorläufig nur ſagen: Noch mehr, als ſie ſchon ſonſt war, iſt ſie Grüblerin geworden. Stundenlang konnten ihre braunen Augen in die innerſten Wände ihrer kleinen, ahnungsvollen Gedankenwelt zurückſchauen. Stundenlang

konnte sie ihre bekannten weißen Vorderzähnchen ohne Bedeckung der schmerzlichverzogenen Lippen lassen, wenn sie über etwas grübelte, was ihr seltsam schien. Und was erschien ihr nicht seltsam! Noch jetzt, wenn von der Erblassenschaft der Dorste'schen Besitzungen, von dem Grafen Joseph, ihrer geliebten Paula Vater, als von dem Erblasser die Rede war, konnte sie sich fragen, ob denn dies schmerzliche Wort nicht eigentlich zu sprechen wäre: Er — blasser und den im Tode tief Erblassenden, leichenweiß erbleichenden edeln alten Herrn bezeichnen sollte? Eine Erbskette nahm sie noch jetzt für eine Kette, die man von geliebten Personen, etwa einer theuern Mutter, erbt, nicht als Kette von Kügelchen, so groß wie Erbsen. Wenn der Onkel Levinus Abends nach dem Nachtessen in Schloß Westerhof vom Untergang der westfälischen Herrschaft und von Napoleon's Sturz in Rußland sprach und die Schlacht bei Mosaisk erwähnte, träumte und grübelte sie, wie doch nur mit dieser Begebenheit das zuweilen in Kunstgesprächen und bei schönen römischen Brochen vorgekommene ahnungsvoll poetische Wort Mosaik zusammenhängen könnte. O, schon das achtjährige Kind ließ sich nicht nehmen, daß in dem auf dem Finkenhof, einem Wirthshause in der Nähe zuweilen gesungenen Liede: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!" keine Lampe, mit der ja ohnehin kein Mensch springen würde, sondern ein springend erhitztes Lämmchen gemeint wäre. Zwölfjährig schon, wo sie noch nicht ahnte, daß sie selbst einst in Lindenwerth wohnen würde, auf das jene Ritter-Toggenburg's-Sage vom angestarrten Fenster der Geliebten in Wahrheit

einſt gegangen ſein ſoll, ſprach ſie Schiller's, aus einem Schulbuch ihr bekannt gewordenes Gedicht: „Ritter, treue Schweſterliebe widmet euch dies Herz!“ nie anders, als: „Rittertreue, Schweſterliebe —!“ Drückte doch beides das ihr Schönſte und Herrlichſte im Leben aus: Ritterliche Treue und ſchweſterliche Liebe.

Drei Wochen darauf wurde dann endlich wirklich der Teppich geweiht. Das war ein feſtlicher, hoch katholiſcher Sonntag! ... Hier in viel rauherer Gegend, als in der Reſidenz des Kirchenfürſten, war es zwar ſchon vollſtändiger Winter und der Schnee lag fußhoch und darunter hatte kurz vor ſeinem Fallen etwas Froſt alles Flach- und Hügelland mit ſeinen Walleinſchnitten und Hecken gehärtet und geſetzet ... Jetzt erſt recht zeigte ſich die Iſolirung, die hier den Charakter des Zuſammenwohnens bildet ... Der Bauer auf ſeinem Kamp, der Junker auf ſeinem Hof ſchließt ſich ab, wie wenn dies Land, gleichfalls nach Benno's früherer Aeußerung, ein Meer wäre und ſeine Wohnungen Inſeln oder Schiffe ... Ringsum hat jeder bei ſich in nächſter Nähe gleich, was er bedarf. Selbſt im Bauernhauſe liegen ſogleich mit der Viehſtall und der Backofen. Den Wald opferte man nicht ganz, ſondern behielt eine gute Strecke davon als Grenzmarke der Aecker. Nirgendwo findet man hier die langen Ackerfeldfurchen, die in unüberſehbarer Einförmigkeit nur von vollſtändigen Dörfern abgelöſt werden. Hier iſt das Dorf aufgelöſt in Höfe, die auch jetzt im Schnee, der ſcheinbar alles nivellirt, an den rauchenden Schornſteinen ſichtbar ſind. Man glaubt eine unterm Schnee nach allen Orten hin ſich öffnende unabſehbare Kraterwelt zu erblicken. Gegen

Osten hin ragen einige alte Thürme auf, wie wenn sich eine Citadelle dort erhöbe. Das ist Schloß Westerhof. Gegen Süden zu zeigt ein ganz buckelig geschnörkelter, mit Schiefer belegter Thurm (was man herausſehen kann, da der Schnee nicht von allen Seiten an den Rundungen festhielt) das Stift Heiligenkreuz. Und inmitten dieſer großen Rundſicht, welche Berge, Wälder, Seen, die Witobach, an der das thurmreiche Witoborn liegt, mehr ahnen als deutlich unterſcheiden läßt, liegt dann am Fuße einer kleinen Anhöhe die alte einſt byzantiniſch angelegte, jetzt höchſt zopfig überbaute Kirche von grünlichem Sandſtein Sanct-Libori. In nächſter Nähe gehört dazu ein Stückchen Wald, der nur die Einfriedigung eines Kamps iſt, deſſen Inneres zwei ſtattliche moderne Häuſer bilden, das des Pfarrers und das des Schullehrers von Weſterhof ... Aber dieſe ganze Winterlandſchaft iſt heute belebt, wie im erwachenden Frühling! Sieben bis acht Schlitten ſtehen unten vor dem Kalvarienberg des Aufgangs, davor ſchellenklingelnde Roſſe mit langen fliegenden Decken ... Die putzigen Türkenköpfe auf den Schnäbeln der Schlitten gafft die Jugend von drei Meilen in der Runde an. Dazwiſchen die Bauern und die „Kötter" und die Knechte in Pelzkappen; die Frauen trotz der Kälte in all den wunderlichen Hauben und fliegenden Aufſätzen, die der Tracht jener Gegend eigen ſind; die alten Mütterchen mit großen weißen Krägen, die ſie halb den ſo ſehnlichſt vom Adel erwarteten Barmherzigen Schweſtern ähnlich machten; in der Hand der reichen Bäuerinnen ein goldgeſchnittenes Gebetbuch, ein Roſenkranz am Gürtel, auf der Bruſt eine Ringelkette von vergoldeten Medaillen ...

Die Weihe ist endlich vorüber ... In den Schnee hineinblickend mußte die sich zerstreuende Gemeinde nur bunte Flecken sehen, wie wenn man in die Sonne geschaut, so prächtig war der Teppich gewesen, der vorm Hochaltar hoch an rothen Stangen mit Goldtroddeln geprangt hatte. Er leuchtete wie der Widerschein eines Fensters im mailänder Dom. Violett und gelb und blau und rubinroth strahlten die bunten Gewebe und namentlich wurde der Pfau des heiligen Liborius von einem auch dazu gerade hervorblitzenden Sonnenlichtsschimmer prächtig erleuchtet. Norbert Müllenhoff predigte in seiner jungkatholischen Weise. Wieder knüpfte er an Caspar Melchior Balthasar an und sagte, die wilden Thiere des Teppichs da, die wären auch in dem Land heimisch, von wannen jene Morgenlandskönige gekommen. Dann schilderte er diese Morgenlandskönige gelegentlich im Gegensatz zu den Abendlandskönigen. Jene waren theilweise, sagte er, schwarz von außen, diese sind nicht selten schwarz von innen. Jene brachten dem Heiland köstliche Geschenke, diese beraubten nicht selten den Heiland noch und bestöhlen ihn und plünderten ihm das Stroh aus seiner dürftigen armen Krippe, der Kirche. Jene hätten sich auf einen einzigen Stern am Himmel verlassen, diese ertheilten Hunderte von Sternen auf die Brust ihrer Schmeichler und gingen dennoch in der Irre. Dann sagte der Redner: Auch der Pfau, der den heiligen Liborius geleitet hätte, wäre ein solcher himmlischer Stern gewesen! Man sollte doch nur hinblicken auf sein geschwungenes Rad! Wie das in ihm von Licht und Farbe funkelte! Zwölf Augen säßen in dem Rand des Rades und hätten gewacht über

den Weg, den der Heilige damals durch die Heiden hindurch hätte nehmen müssen, um gerade hieher nach Westerhof zu kommen, wohin ihn seine ganze Sehnsucht zog! Jetzt müßte freilich die Kirche, um wie dieser Heilige durch alles noch herrschende Heidenthum hindurchzukommen, viel kleinere und bescheidenere Vögel zu Führern wählen, leider — vor allem nur die schüchterne Taube. Glücklicherweise wäre diese aber denn auch nichts Kleineres, als eben der Heilige Geist selbst. Und so wollten auch sie, zaghaft und schüchtern, die gute Sache des ewigen Gottes und seiner Heiligen in dieser Welt der Gewalt vertreten, wollten flicken an den Schäden, so gut es ginge mit Menschenkraft, wollten die Kirche ausbauen, wo sie allzu schadhaft würde; denn die Kirche Gottes, sagte er mit einem jetzt etwas sonderbar blinzelnden Blick auf den Dorste'schen Kirchenstuhl auf dem Chore ihm gerade gegenüber, die ist nicht byzantinisch, nicht gothisch, nicht Renaissance, nicht Rococo gebaut, sondern einfach blos — felsenfest! Das hat Sanct-Paulus bereits den Korinthern anzuhören gegeben, fuhr er fort, die sich auf ihre Säulenknaufe und Säulenordnungen bekanntlich so viel eingebildet! Warum würde sonst Sanct-Paulus gerade in der zweiten Epistel an die Korinther Kapitel 5 über das wahre christliche Bauwesen seine Meinung abgegeben haben?

Aufrichtig gestanden, diese Bemerkungen des Pfarrers waren Anzüglichkeiten. Aber man war dergleichen an dem jungen, frischen, noch ganz studentisch aussehenden Mann von etwa dreißig Jahren in der Gegend schon gewohnt. In dem gräflichen Stuhl im Emporchor verstand man sehr wohl, was gemeint war mit dem Blick auf Terschka,

auf Levinus von Hülleshoven, Armgart's Onkel, der die Dorste'schen Güter verwaltete ...

Und trotz des feierlichen Tages, war das erste Wort, das Norbert Müllenhoff nun in der Sakristei, mit beiden Armen sich zum Erwärmen auf die Schultern schlagend, sprach:

Nein hier eine wahre Hundskälte das!

Zähneklappernd trat er an einen in der Sakristei stehenden eisernen Ofen, der auf drei Schritte allerdings eine Glühhitze verbreitete, aber nicht den übrigen Raum erwärmte. Das Rohr entließ den Dampf durch eines der großen Rundfenster ...

Ich sagt' es ja gleich, Herr Pfarrer! Die neue Thür, die [illegible] durchaus durchgebrochen haben wollten — be[illegible] alte Meßner Tübbicke, Vater des maitre-tailleur ...

Schweigen Sie! sagte der Geistliche und entkleidete sich ...

Der Meßner war ein alter hagerer Mann mit einer rothen Flachsperrüke. In seinem langen rothen Rock sah er selbst wie einer der auf den Dörfern wandelnden heiligen drei Könige aus, die mit ihrem: Wir sind die Könige aus Morgenland, ho, je! an den Thüren bettelten. Auch eine Art Scepter hatte er in der Hand, die lange Lichtputze, mit der er in der sich nun entleerenden Kirche die Altarkerzen auslöschen wollte ...

Wirklich, Herr Pfarrer, diese neue Thür, die sonst nicht da war — begann Tübbicke aufs neue ...

Wollen Sie wol schweigen! wiederholte Müllenhoff aufstampfend und zog sich seine Meßkleider aus. Ein

für allemal, Tübbicke, rief er dem Alten nach, wenn ich vom Allerheiligſten komme oder von der Kanzel herab, ſo ſollen Sie mich nicht eher anreden, bis ich Sie gefragt habe!

Gut, gut, gut! antwortete der Alte brummend und kopfſchüttelnd über ſeinen neuen Vorgeſetzten ... der für ſich weniger maliciös, als ſozuſagen eher burſchikos fortbrummte:

Dieſe Sucht von den Meßnern, überall mit uns umzugehen, als wenn der ganze Gottesdienſt ein bloßer Spaß geweſen wäre! Schon wie die Barbiere kommen ſie des Morgens zu Gott und kramen in der Sakriſtei ihre Neuigkeiten aus!

Nun pfiff ſich ſogar Müllenhoff eine leichte Weiſe und genoß im Stillen ſeinen Triumph, in die Predigt hinein eine Rüge des gräflichen Bauweſens eingeflochten zu haben ...

Tübbicke kam zurück ...

Tübbicke! ſagte der Pfarrer, etwas verſöhnlicher geſtimmt. Daß wir uns ſo wenig verſtehen!

Sechsundſiebzig! war die Antwort ...

Ja, Tübbicke, Sie ſollten ſich einen Beiſtand halten! Wenn Ihr Sohn nicht in Witobern maitre-tailleur wäre — Schande, Schande auch über dieſe neubackene Aefferei!

Ei, mein Sohn war in Paris, Herr Pfarrer!

Deshalb will er kein deutſcher Ziegenbock mehr ſein? Es iſt ja wahr! Er trägt einen Bart, der Kerl, ſo lang wie ein Kameel!

Herr Pfarrer, junge Leute —

Vierzig Jahre alt iſt der communiſtiſche Mucker!

Tübbicke, Tübbicke! Ich höre, daß Ihr maitre-tailleur auf dem Finkenhof verkehrt! Ich sage Ihnen, rathen Sie ihm Gutes! Der Finkenhof und alles, was wir hierorts von Sodom und Gomorrha noch im Rest haben, hat an mir einen schlimmen Aufpasser! Warten Sie ab! Sitzt auch noch der Kirchenfürst in Ketten und Banden, der Sieg ist unser! Wir haben unsere Kraft fühlen gelernt! Nun muß es von Grund aus in Deutschland anders werden. Jetzt zumal, wo hier auch bald eine lutherſche Herrschaft commandiren soll ...

Na, ich denke doch, sagte Tübbicke, der Herr Archipresbyter wird an uns beiden seine Freude haben, Herr Pfarrer!

Bald darauf hielt denn auch wirklich der Archipresbyter Bonaventura von Asselyn das Hochamt zu Sanct-Libori und Müllenhoff administrirte dabei nur und mußte sich dem Domherrn unterordnen. Es war ein Fest für die ganze Gegend, wieder die Kirche überfüllt, der Eindruck einer nie so würdig celebrirten Messe, wie vorauszusehen, der heiligste. Auch Bonaventura's spätere Rede zündete. Man hatte hier nie so schön vom Thema der Zeichen und Wunder sprechen hören. Wenn das Wesen der Zeichen und Wunder, hatte der Priester im weißgoldenen Gewande gesagt, schwer zu deuten wäre, so wisse man doch Eines ganz bestimmt, was zu ihnen gehöre: Liebe. „Die Menschen müßten sich gegenseitig erst etwas werth sein, wenn sie sich zu Propheten und Aerzten werden könnten.“ Der Redner vermied die ihm gegenübersitzende Paula

zu bezeichnen, aber man gedachte nur ihrer. Er übertrug das Ueberſinnliche in diejenige Seite der Natur, die uns offen und enthüllt vorliege und zugleich ihre heiligſte und höchſte wäre, in die Seele, in das Gefühl ... Der Text des Sonntagsevangeliums Quinquageſimä: „Jeſus weiſſagt ſein Leiden" gab die Veranlaſſung zu dieſem Thema, das Bonaventura ſonſt wol vermieden hätte. Er mußte darüber predigen. Er ſagte, wir wüßten alle ſelbſt unſer künftiges Schickſal, wenn wir uns nur mehr gewöhnten in Gott zu leben, d. h. auf die innere Stimme in uns ſelbſt zu hören.

Auch nach dieſem erſten Gottesdienſte und während Bonaventura (wie ſich wol denken läßt) tief ſchweigſam und von ſeinen neuen Eindrücken erſchüttert in der Sakriſtei ſich entkleidete und ringsum die Bevölkerung aufgeregt, urtheilend, vergleichend, erwartungsvoll ſich zerſtreute, polterte Müllenhoff, der gewiſſermaßen nur Bonaventura's Vicar war, wieder über die baulichen Grillen des Barons Levinus ...

Für ſein chemiſches Laboratorium weiß er nicht genug Geld auszugeben! ſagte er. Ja, Herr von Aſſelyn, melden Sie ihm das! Dieſe Thür hier muß neu gebaut werden! Es iſt wahr, ich habe ſie verlangt, aber ſehen Sie nur, wie der Schnee hereinfegt! Eine Doppelthür muß es ſein! Und überhaupt, was hoff' ich nicht alles von Ihnen!

Bonaventura verſtand kaum etwas von Tübbicke's dienſtgefälliger Erläuterung ... Früher war die Sakriſtei ohne eigenen Eingang geweſen. Der Pfarrer mußte durch die Kirche gehen. Müllenhoff hatte erſt eine Thür

Sieben Jeſuiten, die nach Luzern kommen ſollten, haben eine Revolution veranlaßt, ruft er ſpottend aus. Er ſollte ſeinen Satz, um ihn wahr zu machen, umkehren. Wie iſt es möglich, fragen wir, daß die Bildung erſchaudert vor dem Gedanken, daß ſich ihre Beſtrebungen ſollen von Jeſuiten paralyſiren laſſen, wenn es auch nur ſieben an der Zahl ſind! Umgekehrt, ob die Verfolgung der Jeſuiten gerecht oder ungerecht iſt, ſie werden einmal gefürchtet und das Fürchtenswerthe an ihnen iſt eben die Ueberzeugung, daß ſie ſich nur durch gewaltſame Mittel halten können. Dieſe Thatſache ſchlägt die ganze leidenſchaftliche Vertheidigung des Herrn von Hurter nieder. Die Exiſtenz der Jeſuiten iſt keine nothwendige, ſie wollen ſich aber nothwendig machen. Sie ſuchen uns das ſeit fünfzig Jahren zu beweiſen; ſie fühlen, daß ſie ſich gegen die Antipathie der Zeit nur coute que coute behaupten können und an den Fingern zählt man's ab, daß ein ſolcher Kriegszuſtand gegen die Menſchheit über die Gränzen der Religion, der dieſe Geſellſchaft doch zunächſt allein gewidmet ſein will, hinausgeht. Wo folgt den Jeſuiten Segen? Fluch folgt ihnen, wie Luzern beweiſt. Wenn hier das wahre apoſtoliſche Chriſtenthum im Spiel geweſen wäre, hätten jene Sieben nicht längſt auf eine Berufung verzichten ſollen, die, immerhin auf Mißverſtändniſſen beruhend, doch mit blutigen Folgen verknüpft war? Das geſetzliche von der Regierung abgeforderte Veto gegen die Jeſuiten war in Luzern von Tauſenden unterſtützt: wenn nur hunderte jene ſieben nicht haben wollten, ſo durften ſie nicht kommen, ſo ſie Jünger Chriſti und nicht eben jenes dumpfen ſpaniſchen Reiterobriſten Loyola waren.

Wir leben in einer Welt, die ſtreitend in zwei Feldlager

durchbrechen laſſen. Nun lag ſie ihm doch dem Wind und dem Wetter zu offen ausgeſetzt ...

Als noch der Eingang durchs Schiff war, hat hier ein Cardinal celebrirt —! äußerte Tübbicke ...

Schweigen Sie! bedeutete Norbert und reichte dem Domherrn eine Priſe ...

Tübbicke ging auch heute wieder in die Kirche, um die Lichter zu löſchen ...

Müllenhoff ſprach hinter ihm her:

Nicht wahr, der Meinung ſind Sie doch auch, Domherr? Man muß das Reinigen der Kirche mit dem Nächſten anfangen, was nur unſer Kehrbeſen trifft! Dieſer Tübbicke iſt wie die Meßner ſämmtlich ſind! Ich ſagte ihm ſchon neulich: Tübbicke, ſitzt das Wachs noch nächſten Freitag an den Leuchtern auf der Epiſtelſeite, ſo nehm' ich mit eigner Hand vor dem Introito ein Tuch und putze die heiligen Gefäße ſelbſt vor der ganzen Gemeinde rein!

Bonaventura, in tiefen Gedanken, lächelte und ſprach:

Dann können Sie ja mit dem Apoſtel ſagen: Es ſind Gefäße des Zorns!

Bonaventura ſah am alten Tübbicke, er hatte die gewöhnliche Krankheit der Kirchendiener (wie auch Lucindens Vater als Schulmeiſter), ſich mit dem lieben Gott auf einem ganz beſonders kameradſchaftlichen Fuße zu wiſſen. Auch Tübbicke war wie ein alter guter Kammerdiener der Heiligen. Die Livree der Mutter Gottes trug er, wie wenn er die hohe Frau einſt als Kind auf ſeinen Knieen geſchaukelt hätte. Chriſtus war ihm faſt wie der „junge Herr" in ſeiner Himmels-

familie und die wechſelnden Geiſtlichen waren ihm nur neuangeworbene Hofmeiſter, die manches gar nicht in der Weiſe verſtanden, wie die Tradition des hochgräflich himmliſchen Hofſtaats es mit ſich brachte. Das war nun gerade der Anſtoß, den Müllenhoff nahm. Ich glaube, Sie dünken ſich wol einen Liturgiker, hatte er dem Alten gleich nach ſeiner erſten Meſſe geſagt, als dieſer ihm bemerken wollte, daß ſeit neun Jahrhunderten in der Viborikirche die Communicanten erſt dann knieeten, wenn ſie an die Communicantenbank kämen, vorher dürften ſie ſtehen. Nach Müllenhoff mußten ſie gleich knieen und zwar utroque genu! wie er donnerte. Und von dem Tage an, wo Tübbicke ſich bei wiederholter Anfechtung ſeiner alten Art, die Gläubigen zu ordnen und zu ſcharen und bei erneuetem Rufe: Utroque genu! die Bemerkung erlaubt hatte: Na, Herr Pfarrer, Sie werden ſehen, daß die Bauern ſich beklagen, weil die Jungens auf die Art zu viel Hoſen zerreißen! da war offene Fehde zwiſchen beiden. Tübbicke vertheidigte das alte Herkommen und die Schwäche aller Creatur, Müllenhoff aber das Geſetz, den hochheiligſten Buchſtaben und die neukatholiſche Reform.

Bonaventura mußte zuletzt ſogar des erneuerten Streites lachen. Als wenn Tübbicke alle gegen ihn in ſeiner Abweſenheit erhobenen Anklagen gehört hätte, brachte er den Leuchter, den er gereinigt hatte, zeigte ihn ſtumm ſeinem Vorgeſetzten, drehte ihn vor den Augen deſſelben rundum und ſchloß ihn ebenſo ſchweigſam in einen Schrank.

Müllenhoff hatte darauf ſeinen langen wattirten

Winterrock angezogen und den Hut aufgesetzt ... Einen Stock, den er sonst trug, hatte er sich vor seinem Dechanten geleben müssen abzulegen, weil schon vorgekommen war, daß er bei Vorwürfen, die er zufällig ihm im Felde Begegnenden machte, ihn zur Unterstützung benutzte. Benaventura hüllte sich in einen Pelz. Auf ihn wartete ein Schlitten, der ihn nach Schloß Westerhof bringen sollte, wo er täglich zu Mittag speiste.

Als Tübbicke die neue Thür aufschloß und den Schnee wegstieß, bat Müllenhoff seinen Vorgesetzten:

Herr von Asselyn! Noch eins! Erinnern Sie doch den Herrn Baron von Hülleshoven, daß ich auch meinen eigenen Eingang haben muß in die Hofkapelle auf dem Schloß!

Herr Domherr, ein Eingang ist in die Hofkapelle, erläuterte Tübbicke; aber er führt durch andere, verschlossene und höchst wichtige Zimmer —

Ein durchbohrend strafender Blick Müllenhoff's verwies ihn zum Schweigen ...

Ich will die Schlüssel zu diesen Zimmern haben! sagte er zu Benaventura mit scharfer Bestimmtheit.

Herr Pfarrer, dieser Eingang führt erst durch die Bibliothek und durch das Archiv! Der Baron hat ja nichts davon hören wollen ...

Müllenhoff beherrschte sich ...

Ich will, sprach er wie mit einem Märtyrerblick auf Tübbicke und jedes Wort betonend, ich will auch in die Sakristei der Schloßkirche meinen eigenen Eingang haben! Wenn dieser durch das Archiv führt, so gebührt mir um so mehr ein Schlüssel zu demselben, als die Ur-

unden und Kirchenbücher der Pastorei gleichfalls in demselben aufbewahrt werden!

Der Patron ist, soviel ich weiß, dafür verantwortlich! sagte Bonaventura.

Seit neun Jahrhunderten! setzte Tübbicke hinzu ...

Schweigen Sie! brach Müllenhoff jetzt aus — mit kindlich gemäßigter Stimme aber, als fürchtete er, zum blutdürstigen Tiger zu werden, fuhr er zu Bonaventura gewandt fort:

Ich bitte, Herr von Asselyn! Es ist mir nicht angenehm, in meiner bürgerlichen Tracht erst durch die Kirche zu gehen und dann hinterm Altar erst Toilette zu machen. Ich will, daß die Gemeinde, auch selbst die vornehmste, mich gleich nur in meinen Priestergewändern sieht. Der Schlüssel zum Archiv soll von mir wie ein Heiligthum verwahrt werden.

Bonaventura setzte sich mit dem Versprechen in den Schlitten, die Sache nach Wunsch zu ordnen, wenn es irgend thunlich wäre ... Noch standen Menschen draußen, die den so lange Erwarteten noch einmal sehen wollten ... Mit einem Blick des Neides sah ihm Müllenhoff nach, als er von dannen fuhr, und verwies die Umstehenden, sich nun nicht länger aufzuhalten.

Norbert Müllenhoff war ein noch zelotischerer Geistlicher als Beda Hunnius. Dieser hatte in seinem reformatorischen Wirken doch nur die Lehre und den Kampf mit der protestantischen Welt vor Augen, jener gehörte schon ganz den jungen Geistlichen der Michahelles'schen Richtung an, die in Allem eine Wiederherstellung des alten kirchlichen Lebens wagten und die Axt nicht blos an die Zweige, son-

dern an die Wurzel ſelbſt legen wollten. Norbert Müllenhoff war ein Prieſter im Geiſt des Kirchenfürſten. Ein Bauernſohn, zeigte er die ganze Kraft, Energie und Selbſtgenüge, wie ſie hier zu Lande den Nachkommen der alten Sachſen eigen iſt. Sein Aeußeres drückte einen urſprünglichen Beruf zur Thätigkeit, zum Krieger, Geſchäftsmann, Arbeiter auf einem Felde des muthigen Bewährens aus; aber trotz ſeiner gewölbten Bruſt, ſeiner Stimme wie ein Löwe, war er zum Geiſtlichen beſtimmt worden, wie bei dieſen Bauern Sitte iſt, die ſelbſt bei Vermögen nicht unterlaſſen können, eines ihrer Kinder der Kirche zu weihen. Zwar machte Norbert den ganzen Weg, der in dieſem Falle Herkommen iſt, durch Stipendien, Freitiſche, Freibücher, Freiwohnungen hindurch, nahm dies aber alles wie etwas, was ſich von ſelbſt verſtand. Die Prieſterweihe gibt einer ſolchen Natur ein Bewußtſein, als wäre ſie gefeit gegen alle Anfechtung der Welt. Aus dieſem levitiſchen Stolz heraus fing die Zeit überall an ihre Kirchenreformen zu befördern. Aus den jeſuitiſch geleiteten Seminaren kommen die jüngern Geiſtlichen wie endlich losgelaſſene junge Streitſtiere. Sie bohren die Erde auf mit ihren Hörnern, rennen im Kreiſe rundum und ſcheuen den Kampf mit Königen und Kaiſern nicht. Leider gehören zu denen, vor denen ſie keine Furcht haben, auch die Könige und Kaiſer des Denkens und der Wiſſenſchaft. Norbert Müllenhoff war als Vicar in einem Walddorf des Gebirges, dann als Vicar in Witobern, jetzt hier als Pfarrer zu Sanct-Liborí, wie Beda Hunnius, nicht nur im Stande, von einer „hundsföttiſchen Art“ zu ſprechen, den lieben Herr Gott beim Venetzen

der Brust mit Weihwasser um das Symbol des eigenen demüthigen Kreuztragens zu „betrügen", indem man nur zwei „zimpferliche, schandbare Pünktchen" machte, statt sich das ewige „Stigma des Heils" und „die Signatur der Erlösung" mit zwei „gründlichen Querbalken" auf die Brust zu drücken ... er verwarf Poesie und alle Zauber der Bildung. Er verwünschte „die Niedertracht der Sentimentalität", sprach von einem nur um unserer gnadenreichen Gottesmutter willen zu duldenden „Weibsvolk", donnerte gegen den „vornehmen Kirchenpöbel", der während der Messe nicht knieen wollte oder, wenn er knieete, nur so eine leise Andeutung machte, als wäre „Gott eine Excellenz oder eine Durchlaucht", vor der eine höfliche Verneigung genüge. „O diese kniesteifen Heiden!" rief er dann wol, wieder zu den Bauern zurücklenkend, aus; „man sollte sie nur sehen, wenn sie Kegel schieben und dabei die Beine wie mit Oel geschmiert ausgrätschen können — daß dich! — als hätten sie's von den Possenreißern gelernt auf dem Liborimarkt zu Witoborn!" Sanft und lieblich und wie mit Lerchentrillern aufsteigend schilderte er dann wieder ein wahrhaft frommes Leben, das alle Ceremonien wie ein gutgeartetes Kind mitmachte; aber gleich schlug er wieder mit Hämmern drein, wenn es „klapperdürren Vorurtheilen" galt oder „fadenscheinigem Tagesruhm". Wie der heilige Augustinus sagte er: „Die Menschen lieb' ich, aber ihre Irrthümer schlag' ich todt!" — eine Procedur, gegen welche selbst Onkel Levinus im Abendgespräch auf Schloß Westerhof geltend machte, daß der Herr Pfarrer auf die Art denn doch wol auch manchmal in die

Lage jenes Bären kommen könnte, der auf der Stirn seines schlummernden Herrn die störende Fliege mit einem schweren Steine und somit ihn selbst erschlug.

Müssen Sie sich denn ewig in alles mischen? fuhr jetzt Müllenhoff heraus zu dem im Schnee hinter ihm hertrottenden Alten, der mit ihm in einem und demselben Hause wohnte ...

Es würde, da Tübbicke zu erwidern liebte, unfehlbar zu lebhafterer Discussion gekommen sein, wenn nicht eben aus den kahlen, schneegepuderten Gebüschen jemand herausgetreten wäre, der, halb dem davonfliegenden Schlitten nachschielend, halb die Ankommenden und auf das Pfarrhaus Zugehenden höflich begrüßend, mit scheuer Unterwürfigkeit einen Brief in die Höhe gehalten hätte, den sofort der Pfarrer ergriff ...

Der Fremde sprach mit etwas fremdartigem Accent:

Erlaubniß, Herr —!

Er deutete auf den Alten, dem der Brief bestimmt war ...

Müllenhoff las die Aufschrift und gab den Brief an Tübbicke ...

Er musterte schon den Fremden von oben bis unten ...

Von Ihrem Herrn Sohn — in Witobern — wenn ich die Ehre habe — Herrn Tübbicke —? sprach dieser mit einer eigenthümlichen Betonung ...

Müllenhoff ging weiter und murmelte:

Aha! Vom maitre-tailleur —!

Auch die andern schritten, sich ihm anschließend, dem Pfarrhause zu und der Meßner suchte mit den Worten:

Von meinem Sohn? Was ist denn nur? Was soll es denn? eifrigst nach seiner Brille ...

Ich werde lesen! wandte sich Müllenhoff und erbot sich, den Inhalt mitzutheilen, da Tübbicke nicht sofort die Brille finden konnte ...

Bitte, Herr Pfarrer — sagte dieser zögernd ...

Einige Raben krächzten, flogen auf und schüttelten den Schnee von den Zweigen, auf denen sie gesessen hatten, und gerade auf den Brief ...

„Liber Vater!" las schon Müllenhoff und unterbrach sich sofort: Schreibt der Kerl „Lieber" ohne E! — „Lieber Vater! Dieser überbringer" — „Ueberbringer" klein! — „ist ein guter Freund zu mir!" — „Zu mir"! Das ist wol ein Ueberbleibsel aus Paris? — „Es ist ein gelernter Friseur" — Sieh! Sieh! Das Wort schreibt er richtig! — „und sucht ein Enkagement" — Heidengugguck! Der Franzos! — „wo möglich bei grossen herrschaften als Bedienter" — Klein die „Herrschaften", obgleich er sie „groß" nennt; Bedienter groß! Reiner Communismus! — „Lieber vater" — Sanct-Liberi! Was ist hier das Schulwesen vernachläßigt! — „Könnten Sie es machen, so recom — man — " — Brich dir den Hals nicht! — „iren Sie ihn auf das Schloß" — als La — La — Lagay! ... Geyer! Als Lakai! ... „Tante Schmeling" — Aha! „Läßt grüßen und sorgen Sie doch bei Dem — Sie wissen schon von wegen!" — Das bin ich? — „Fanchon ist recht krank, wenn's nur nichts auf sich hat" — Wer ist Fanchon? Eine Hündin, die geworfen hat — von wegen der Schmeling —?

Jesus Maria! rief der Alte. Mein Enkelchen!

Ist Fanchen krank? — wandte er sich zu dem Ueberbringer ...

Dieser war theils mit gespanntester Aufmerksamkeit der Vorlesung des Briefes, theils den Zwischenreden des gestrengen Herrn Pfarrers gefolgt und fand sich nicht sogleich zurecht ...

Mein Herzblättchen?! Steht denn nichts weiter im Briefe, Herr Pfarrer? ... rief Tübbicke ...

Fanchon! Fanchon! Hat den Namen hier ein christlicher Pfarrer gegeben?

Franziska! Herr Pfarrer! Das Kind ist mein Augapfel!

Der Fremde, der einen wassergrünen Winterrock von langhaarigem Flaus trug, eine tief in die Augen gedrückte Pelzkappe, einen rothen Shawl um den Hals geschlungen, Pelzhandschuhe und Filzüberschuhe an den Füßen, gab die Auskunft, daß er eigentlich auf einer Reise nach Polen begriffen wäre, aber gern auch hier bleiben würde, wenn er Condition finden könnte — Herr Tübbicke wäre eine alte Bekanntschaft von ihm aus Paris — er hätte ihm seine Fürsprache empfohlen für die Herrschaft auf dem Schlosse — er könne „frisir", spräche französisch, könne auch Pferde „dressir'" — Fanchon hätte sich erkältet, läge im Bette — aber Madame Schmeling hätte gesagt, daß es nichts auf sich hätte ...

Tectert die also auch, die holdwertheste! ließ Müllenhoff einfallen ...

Schon war er weiter voraus, während der alte Tübbicke seinem Schutzbefohlenen still die Schulter klopfte

und das Seinige zu thun verſprach, ihn auf dem Schloſſe zu empfehlen . . .

Frau Schmeling aber war eine Landhebamme, mit der Müllenhoff gleichfalls im offenen Kriege lebte. Die Frau war an ſich die Religioſität ſelbſt. Sie vertheilte Bilder, Amulette und Roſenkränze zur Unterſtützung aller der Zuſtände, die auf ihre Hülfe angewieſen waren; ſie rieth jedem, zur heiligen Barbara zu beten während eines Gewitters, zu Sanct-Florian und Sanct-Antonius gegen Feuer, zu Antonius II. gegen Waſſer, zum heiligen Dionyſius gegen Kopfſchmerzen, zum heiligen Blaſius gegen ſteifen Hals, zur heiligen Lucia gegen Augenleiden, zur heiligen Palonia gegen Zahnſchmerzen, zum heiligen Dominicus gegen Fiebersfroſt, zum heiligen Rochus gegen die Cholera, und ihre Kreißenden und ihre Gebärenden hatten als zwei ihr immer aſſiſtirende Hebärzte im Himmel den heiligen Ramon und den heiligen Lazarus, aller der Marienbilder nicht zu gedenken, die unter jenem alten Gemäuer, in dieſer alten blitzzerſchlagenen Eiche, da und dort eine traditionelle Kraft für die wichtigſten Vorkommniſſe im Frauenleben hatten und durch ein „geſtiftetes" Lichtchen gerade ebenſo zu ſympathetiſchen Curen gebraucht wurden, wie die in Schiller und Goethe lebende Bildung ſich manchmal auch mit Sympathie die Roſe vertreiben läßt. Alles, was nur zum chriſtlichen Heidenthume gehörte, war in üppigſter Blüte bei Frau Schmeling und todt zu ſchlagen hätte ſie angerathen jeden Ketzer, der bei einer Proceſſion vor dem hochwürdigſten Gute nicht wenigſtens den Hut abgenommen. Aber über alle dieſe Dämmerungszuſtände

getheilt ist. Gewaltige Erdbeben haben seit fünfzig Jahren das Meer der Sitte und des Glaubens aufgewühlt. Trümmer auf Trümmer warf die erzürnte Woge an das nackte Ufer des Lebens und fünfzig Jahre sammeln und zimmern sie, das Gestrandete zu leimen und zusammenzufügen. Darüber entbrannte der Kampf.

Die Einen reden von einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Der steinigte Schooß der Mutter ist der alte geblieben, ja härter geworden, denn früher; aber drüberher soll ein Friedensbogen neuer Meinungen über Kirche und Staat und Gesellschaft sich ziehen. Dem Rausch von Republiken folgte die nüchterne Erwägung der menschlichen Natur, welcher ein Bollwerk zu setzen wäre in der freien Rennbahn des Ehrgeizes und der Ruhmsucht. Man kehrte zurück zur Monarchie, nahm ihr aber die Gewalt, die verwunden konnte. So wie einst regiert wurde, so wie einst geglaubt wurde, das zurückzuführen, ward unmöglich. Solche Herrscher, wie einst über die Erde schritten mit eisernem Fuß, würden nur auf ihren Thronen zusammenbrechen. Solche Ausflüsse urweltlicher Majestät, wie einst wetteifernd mit der Sonne über die Menschheit hinwegstrahlten, aber auch loderten und sengten, würden kometenartig bald aus der Bahn der Gestirne sich selbst hinausschleudern. Gewalt bedarf die Ordnung der Gesellschaft, aber nur solche gestattet sie fürder, die sie selbst überträgt. Daran ist nicht mehr zu rütteln, dagegen ist kein Aufhaltens mehr, das bricht sich durch und wehe dem, der sich in die Strömung des Wildbachs und den Sturz des Gerölles wagt. Die neue Religion läugnet die Gottheit nicht, aber sie durchbricht die Formeln, die ihr Wesen bannen wollen. In uns das Ebenbild der Liebe! Aus uns die Andacht,

fehlte der Frau, wie der ganzen Bevölkerung, das theoretiſche, klare, formelle Bewußtſein. Sie meinte, trotz aller Aves und Roſenkränze ließe ſich die Luſt am Leben lieben. Die jungen Burſche hier ringsum, ſtattlichen Ausſehens, waren drei Jahre im Kriegsheere geweſen und brachten fröhliche Welt, Leben und Lebenlaſſen heim. Nun ſollten auf Müllenhoff's und vieler hoher Herrſchaften Betrieb ein Jünglingsbund und ein Jungfrauenbund geſtiftet werden und ſich alles verpflichten, nicht zu fluchen, nicht zu trinken, nicht zu tanzen und beſonders den Finkenhof nicht mehr zu beſuchen. Da war Frau Schmeling eine Gegnerin des eifernden Pfarrers geworden. Ohne den Finkenhof gibt es keine Geburten mehr! fuhr ſie Müllenhoff an, als ſie gelegentlich von einer Nothtaufe, die ſie verrichtet hatte an einem ſterbenden Kinde, Bericht erſtattete und mit aufrichtiger Beredſamkeit auseinanderſetzte, daß die Muſikanten auch Menſchen wären und auch etwas verdienen müßten. Ja ſie ließ ſich bei ihren ſechzig Jahren nicht von dem jungen Pfarrer abkanzeln und mit „ſittenloſem Weibsbild“ tractiren. Sie ſagte, daß es Familienväter genug gäbe, die ihren Söhnen lieber ſtatt Taſchengeld die Erlaubniß ertheilten, ſich's im Kegelſpiel ſelbſt zu verdienen, genug Familienmütter, die mit ſechs bis ſieben ſtattlichen Töchtern geſegnet wären und den Tanzboden für die beſte Gelegenheit halten müßten, ſie loszuwerden ... Von dieſer Frau konnte Müllenhoff nichts hören, ohne im höchſten Grade gereizt zu werden.

Er war noch nicht in ſein Studirzimmer getreten, als der alte Tübbicke ſchon mit einer der Mägde, die

für ihn und den Pfarrer sorgten, darüber einverstanden war, daß der Freund seines Sohnes vorläufig gleich zu Mittag bleiben sollte ...

Müllenhoff fand Briefschaften vor und ließ den Ankömmling außer Acht ...

Es war dies aber ein williger Mann, dieser Herr Dionysius Schneid aus Strasburg, der sich jeder Arbeit unterzog. Einen Beistand bedurften der alte Tübbicke und die Rathrein; der Domherr wohnte nicht auf dem Schloß, sondern hier in seinem geistlichen Hause von Sanct-Libori oben im ersten Stock; zu den jetzt doppelt nothwendigen Hülfsleistungen fehlten die Hände ... Aber war auch der Herr Dionysius Schneid schon etwas steif und schwerfällig, so war er doch keineswegs unbrauchbar, ob im Stall des Schlosses für die Pferde oder im Hausdienst zum Spalten des Holzes oder zur Hülfe in der Küche oder selbst zur Pflege einer herrschaftlichen Garderobe — ja er wurde zuletzt auf das Schloß empfohlen und dort wirklich angenommen.

Wenn auch für Westerhof große Veränderungen bevorstanden, an Leben und Bewegung fehlte es nicht, und besonders da gerade jetzt, an demselben Sonntage, nach der Heimfahrt von der Kirche, alle Herrschaften, die in der Kirche gewesen waren, von der wenn auch nicht überraschenden, doch gerade für Schloß Westerhof nicht bedeutungslosen Nachricht empfangen wurden, daß in verwichener Nacht der Onkel der Comtesse Paula, der Kronsyndikus von Wittekind-Neuhof, gestorben war.

## 2.

Am Mittwoch nach diesem Sonntag Quinquagesimä war es, als die stille kalte Winterluft auf Meilen in der Runde von leisen Klagetönen erzitterte ...

Der Kronsyndikus von Wittekind-Neuhof sollte gegen Mittag begraben werden ... Die Glocken aller Kirchen ringsum waren an diesem Trauertage betheiligt ...

Denn welchem Heiligen, welchem Altar war nicht eine Spende zugeflossen von Schloß Neuhof herab in den letzten Lebensjahren seines Besitzers?

Der alte lange klapperdürre Herr hatte die wunderliche Grille gehabt zu glauben, daß er im Leben jedermann beleidigt hätte. Er trachtete danach, sich vor seinem Tode auch mit jedermann auszusöhnen. Tage lang stand er oben in den Bergen an den Fenstern seines hochherrlichen Schlosses Neuhof, winkte den Vorübergehenden und warf ihnen blanke Thaler hinunter, nur damit sie sagen sollten: Ganz gehorsamsten Dank, Excellenz! Schon lange waren Wächter bestellt, die seiner Verschwendung Einhalt thun mußten. Es kam vor, daß

die Fenſter vernagelt wurden, wenn er zu heftig rief: Das iſt ja Jérôme's Teſtament! Leute, ſo laßt doch meinem Sohn ſeinen Willen! Ich hab's ihm vom Seinigen zu geben verſprechen müſſen, ſchon damals, als er die Bachſtelze nicht heirathen konnte —! Die Liſabeth allein, die noch immer oben war, konnte ihn begütigen. Sie gab ihm die Verſicherung, die Bachſtelze liefe ja ſchon längſt in der Welt mit andern ... Dann nahm er ſich zuſammen ... Er wurde zuweilen ſo ruhig, daß man ihm ſeine Freude gewähren konnte, eine Staatskutſche anſpannen zu laſſen, vier Pferde davor, Kutſcher und Vorreiter in Galalivree, und ſo hinauszufahren in die Gegend. Alle ſeine Orden trug er dann, ſaß am offenen Schlage und nickte jedem. Fuhr man durch den Düſternbroek, an der Eiche vorüber, wo er den Deichgrafen erſtochen hatte, nach Kloſter Himmelpfort, wo er einſt Klingsohrn untergebracht, nach Schloß Weſterhof, wo er ehedem der Beherrſcher aller Verhältniſſe, Vormund Paula's geweſen war, durch Witoborn, wo der Rittmeiſter von Enkefuß an ſeinen Schlag trat und ihm ſo lange von den Flöhen ſeines Pudels ſprach, bis der Sohn des Kronſyndikus, der Präſident, zuletzt ſeine ganze Verſchuldung arrangirte: ſo lachte zwar jedermann, aber der vornehme, alte, weißhaarige Herr mit den rieſigen Augenbrauen nahm alles für Wohlwollen, grüßte und griff in die Taſche, um auch die Freundlichkeiten zu bezahlen. Er glaubte durch Geld alles machen zu können. Seine Wächter nahmen ihm das Geld ab und erklärten, es ſpäter berichtigen zu wollen, womit er ſich auch zufrieden gab. Von ſeiner Vergangenheit erſchreckte ihn nichts.

Er konnte im Düsternbrook die alte im Absterben begriffene Eiche sehen, an der sein Opfer niedergesunken war, und blieb sich in seiner immer zufriedenen Haltung gleich. Das Gedächtniß verließ ihn fast gänzlich. Wenn es da und dort in voller Helle noch dies und jenes Vergangene beleuchtete, knüpfte er Handlungen daran, die mit den Verhältnissen in keinem Zusammenhange standen. So erkannte er vollkommen wieder jenen Pfarrer von Eibendorf, Herrn Huber, der nach Witoborn als Pfarrer der dortigen kleinen, aber gut dotirten evangelischen Gemeinde versetzt war. Bei diesem ließ er oft seinen Vierspänner vorm Hause halten, ließ sich von den Kindern, wenn Herr Huber selbst nicht da war, die Harmonica spielen, die seinen Sohn Jérôme so oft beruhigt hatte, fragte sogar Madame Huber nach der Bachstelze und übergab kurz vor seinem Tode dem Pfarrer ein Testament mit dem heimlichen Bedeuten, es wäre seine wahre letzte Willensmeinung und nach seinem Tode dürfte nichts anderes vollzogen werden, als was er in diesen Blättern niedergeschrieben hätte. Er ertheilte darin Pensionen an alle Welt, ja an Namen, die schon lange in seiner Gegenwart niemand mehr nannte. So an den Bruder Hubertus, „meinen ehemaligen Jäger, obgleich er mir viel Wild gestohlen", jährlich 10000 Thaler; an Dr. Klingsohr, „wenn er exemplarisch lebt und seiner Mutter Ehre macht, ein für allemal 100000 Thaler"; an eine gewisse Lucinde Schwarz, „aus der Familie derer, die das Pulver erfunden haben", „alle Kleider von meinen ehemaligen Maitressen, wenn sie dieselben in der Komödie brauchen kann"; an den Musikus Stammer „das Gnaden-

brot und eine ehrenvolle Versorgung, wenn er sämmtliche Kinder von mir anständig erziehen und unterrichten will"; ... dem Küfer Stephan Lengenich „geb' ich 100000 Thaler, unter der Bedingung, daß er die Lisabeth heirathet und die Hochzeit auf dem Finkenhof ausgerichtet wird, wo ich alles freihalten werde" ... „Ansprüche meiner zweiten Frau erkenn' ich nicht an; auch wenn sie heiliggesprochen werden sollte" — „ihre Kinder soll Leo Perl erziehen, aber wehe ihm, wenn er sie beschneiden läßt. Mein Freund, der Dechant von Asselyn bürgt mir dafür. Die Pension seiner Schwägerin, der Buschbeck, kann dafür verdoppelt werden" ... „Meine Dosen und Bilder vermach' ich meinem Freunde dem Dechanten Asselyn, aber ich wünsche, daß er weniger mit Juden, als mit Heiligen umgeht" ... „Seinem Verdienten Windhack hat er auf jeden Stern im Himmel in meinem Namen einen Thaler zu legen, was Freiherrlich Wittekind'sche Kameralverwaltung berichtigen wird."

Pfarrer Huber schickte dies verworrene Geschreibsel an den Sohn des Testators und Universalerben, den Präsidenten ...

Die Untersuchung über die Ermordung des Deichgrafen war ein Jahr lang auf falscher Fährte geführt worden. Eine energische, gegen den Kronsyndikus gerichtete Wiederaufnahme hinderte die mannichfach vertheilte Gerichtsbarkeit des hier einschlagenden, an mehrere Souveränetäten vertheilten Terrains. Zuletzt trat der Geisteszustand des Schuldigen jeder Feststellung eines sichern Urtheils entgegen. Im Volke stand die Thä-

terſchaft des Kronſyndikus feſt und Sagen gingen genug von einem Galgenrade, das er auf ſeinem Boden hätte aufſtellen müſſen, von einem Strick, den ihm der König unter ſeinem Ordensbande um den Hals zu tragen befohlen, von Geiſterſpuk und mitternächtigem Grauen aller Art. Der ringswohnende Adel ignorirte etwas nicht Erwieſenes; aber auch ohnehin war der Umgang mit dem ſchon lange gekennzeichneten Manne ſeit Jahren abgebrochen. Bei alledem fehlte, des Präſidenten und der Verwandtſchaft mit den Torſtes wegen, nicht ein äußerer Antheil an dem Leichenbegängniſſe. Der Kronſyndikus wurde im Familienbegräbniß der reichen Kloſterkirche Himmelpfort beigeſetzt. Dem Trauerzuge, der ihn von Schloß Neuhof abholen ſollte, wohnte der Adel der Umgegend bei. Die Frauen, vorzugsweiſe die Damen des Stiftes Heiligenkreuz und die weiblichen Bewohner des Schloſſes Weſterhof, hörten gleichzeitig eine Todtenmeſſe, die in Sanct-Liberi gehalten wurde. Das unausgeſprochene, aber laute Geheimniß über dieſen wilden Nachbar lag ſeit Jahren ſchwer und drückend auf allen Gemüthern und wohl empfand man mit athemloſer Beklemmung, wie ein einziger Menſch ſo einen ganzen Landſtrich und tauſend Herzen in Beunruhigung hatte verſetzen können. Im Mittelalter war alles das gewöhnlich. Auch jetzt noch hatte man ein Gefühl, daß im Lutterberge, dem Fegfeuer des dortigen Adels, eine Seele vergebens auf Erlöſung harrte. Nach Armgart's uns bekannten Zeichnungen flog hier ein geflügeltes Kreuz im Gottesherzen nicht aufwärts, den Flammen der göttlichen Liebe zu, ſondern kopfüber geradeswegs zur Hölle.

Da ein ganzer Volksstrom zum Gebirge hinaus war, um dem prächtigen, von den Franciscanern begleiteten Leichenconduct beizuwohnen, so war die Kirche nur wenig besucht und ausschließlich von der vornehmen Welt. Zu dieser Sphäre stand Norbert Müllenhoff — Bonaventura war beim Leichenbegängniß — in einem gleichsam nur hinter dem Rücken derselben strengen und schroffen Verhältniß. Hinterrücks hatte er alle Flosseln von „breiweicher Sentimentalität", „Empfindungsrührei", „Stunden der Andachtspinselei", „Lavendel-Christenthum", immer in Bereitschaft, aber ein Schwindel überkam ihn, davon etwas in unmittelbarer Gegenwart der hier ohnehin höchst andächtig gestimmten Vornehmheit selbst anzuwenden. Und heute war ihm förmlich beklommen zu Muthe; denn er hatte eine Einladung nach Witobern erhalten zu einer hochfrommen Frau von Sicking, die mit ihm eine Berathung anstellen wollte über die auf Ostern hin zum ersten male hier zu Lande zu versuchenden „Exercitien". Ein ganzer Kreis vornehmer Gläubigen von nah und fern wollte zusammentreten und in einem von Frau von Sicking bewohnten, zwischen Witobern und Westerhof gelegenen Landsitz zum ersten male vierzehn Tage lang bei verschlossener Eingangspforte desselben unter geistlicher Oberleitung religiösen Uebungen obliegen. Die Dame entschuldigte ihre Nichtanwesenheit in der Kirche und bat den Herrn Pfarrer bei ihr zu Mittag zu speisen und das Nähere gemeinschaftlich zu besprechen . . .

Müllenhoff war von dem Wohlgeruch des feinen Billets ganz betäubt und verrichtete seinen Gottesdienst

mit einer Zerſtreuung, die ihm ſogar die Anweſenheit des Schulmeiſters als Meßners ſtatt Tübbicke's gleichgültig machte, ja ruhig mit anhören ließ, daß der Schulmeiſter berichtete: Tübbicke's Herzblättchen liegt auf den Tod; er iſt nach Witeborn und will, wenn nichts hilft, nach dem Schloß und die Gräfin um Hülfe bitten! . . .

Gräfin Paula, die Kranke durch Gebet und Berührung heilte, war in der Kirche anweſend. Armgart ſaß neben ihr, das ganze Stift und Tante Benigna. Ja er hörte, daß der Zeichner des Teppichs, Herr Dr. Laurenz Püttmeyer, der berühmte „Philoſoph von Eſchede", auch der Meſſe heute zuhörte, die auf dem von ihm gezeichneten Teppich geleſen wurde . . . Einigemal verklingelten ſich die Miniſtranten . . . aber Müllenhoff ließ alles geſchehen . . . Er dachte nur an die Einladung der Frau von Sicking, an Exercitien mit Höhergebildeten . . .

Nach der Meſſe war es ſchon elf Uhr, die Baronin erwartete ihn um zwei; er eilte etwas zu frühſtücken und dann raſch noch etwas die bekannte Anleitung zu Exercitien von Ignaz Loyola durchzuſehen . . .

Es war ſchon ſtill und einſam um die Kirche her. Der Schulmeiſter begleitete ihn und erzählte, daß Tübbicke ſchon den „Bruder Strasburger" auf dem Schloſſe untergebracht hätte. Müllenhoff hörte nichts, zog nur das zarte Billet aus der Taſche und athmete ſeinen Duft ein . . . Frau von Sicking war eine der gottſeligſten Witwen der Gegend, noch höchſt anmuthig, ſehr reich und ſehr ſelbſtändig . . . Er mußte mit ſich kämpfen, in der Praxis daſſelbe zu bleiben, was er mit der vornehmen Welt in der Theorie war.

Da geſchah es zum Glück, daß die Kathrein ſagte:

Herr Pfarrer! Der Meyer iſt da, der Moorbauer, der Finkenmüller, der Hennicke und auch der Leyendecker!

Kathrein mußte das zweimal berichten ...

Nun beſann er ſich.

Es waren die Mitglieder des Kirchenconvents und des Rügengerichts ... Die Männer waren gekommen, weil heute doch die ganze Gegend feierte ... Es galt dem nun überall in Deutſchland beginnenden erſten Ausbau des kirchlich ſittlichen Lebens und wenn auch Müllenhoff gern gehabt hätte, ſein Vorgeſetzter, der Domherr, wäre bei dieſer Scene zugegen geweſen, ſo ergriff er doch die Gelegenheit, den gefährlichen Schwindel, den ihm das Esbouquet der Frau von Sicking verurſachte, jetzt männlich zu bekämpfen, aß ſein Frühſtück, gerührte Eier mit Schinken, hieb in das ſchwarze Brot hinein, trank einige Züge kräftigen Biers und trat in ſein Empfangszimmer, wo ihn aus dem ehrerbietigen Gruße von fünf Männern „der verſtockte Geiſt des ganzen Jahrhunderts“ zum Kampfe herausforderte ...

Aha! Aha! rief er, mit der Serviette in der Hand und ſich noch den Mund wiſchend, als er eintrat und die ſtehenden Männer aufforderte, ſich zu ſetzen ...

Er fand fünf Männer, den Meyer von Weſterhof, den Finkenmüller, der das Wirthshaus zum Finkenhof hielt, den Moorbauer und zwei andere aus der Gemeinde, nicht zu gewaltige Geſtalten, eher ſchmächtige, mit tief herabhängendem Haar über den kleinen Stirnen, im Auge eine etwas ungewiſſe und ſcheue Lebhaftigkeit ...

Der Meyer überreichte ein langes Schreiben, worin

die wie Opferflamme nach Oben ſteigt! Biſt Du Prieſter? Lehre uns das Räthſel, das uns geſchaffen hat! Kannſt Du es nicht, ſo knie mit uns nieder und beuge Dein Haupt vor dem, der unerforſchlich iſt! Zwei Wahrheiten, eine Philoſophie und eine Religion, kann es nebeneinander nicht geben. Durchdrungen, eins aufgelöſt ins andre, iſt der Glaube, der nur noch beſeligen kann. Nie wird ſich der Glaube verlieren, daß die große Halbſcheid der Weltgeſchichte mit Chriſtus bezeichnet iſt. Wir fühlen uns in dieſer zweiten Hälfte und fühlen uns in dieſem Weltheiland, den wir Menſch nennen, des Menſchen Sohn, wie er genannt ſein wollte, und den wir inniger dann erſt lieben, wenn er unſer Bruder iſt. Unſer Verneinen gegen den Papſt, eine überwundene Station des geſchichtlichen Geiſtes, unſer Verneinen gegen die ſymboliſchen Bücher, die zweite überwundene Station des geſchichtlichen Geiſtes, iſt das alles ohne Schöpfung, ohne Poſitivität? Sind dieſe Kirchen, die wir mit Maienzweigen des Friedens ſchmücken wollen, luftige Träume, die in den Wolken ſchweben? Je länger Ihr uns Widerſtand leiſtet, deſto höher wird, wie bei den ſibylliniſchen Bücher, der Preis, deſto größer die Gefahr. Seht, der Genius der Geſchichte hat einen Cirkel in der Hand und ſpannt ihn aus, um die Kreiſe der Epochen zu ziehen. Erſt ſpannt er die Oeffnung klein! Es war vielleicht die Epoche der Albigenſer, der Waldenſer, Hußens, Savonarolas. Ihr hindertet den Umkreis des Cirkels. Da faßte der Genius die Oeffnung weiter und ſetzte an zu Luther und Calvin. Ihr hindertet ihn wieder, den Radius zum Kreiſe zu ziehen, da ſetzt er wieder an und wieder weiter zur Revolution! Und verhindert ihr aufs Neue den Wunſch, zum Abſchluß eines Kreiſes zu kommen, ſo öffnet er den Cirkel noch weiter und

er alle Punkte aufgeſetzt hatte, die ſie nach langem Streit endlich von ihrem Pfarrer beherzigt wünſchten ...

Müllenhoff nahm das Papier, als wäre es ein alter ſchmutziger Lumpen, und fragte:

Wer hat das — — gefudelt?

Der Meyer ſtockte, ſagte aber zuletzt:

Der Schreiber vom Herrn Landrath!

So? Alſo an ketzeriſches Volk wendet man ſich hier? ...

Damit ſchnitt er ſich eine Feder zum Zahnſtochern ...

Der Schreiber iſt ja katholiſch! ... hieß es.

Und er ſchrieb's bei mir ... ergänzte der Finkenmüller ...

Aha! Aha! Drum riecht das Papier ſo nach Tabak und Branntewein! ... Nun gut! ... Wir werden's ja ſehen ... Was ſteht denn nun hier?

Im Grund war Müllenhoff froh, wieder auf die Art in ſein rechtes polemiſches Fahrwaſſer zu kommen ...

Er las das Geſchriebene und begleitete jeden Satz mit einem ironiſchen: Ei, ei! Sieh! Sieh! Auch gut! Bravo! ... Allmählich kam er in ein lauteres Leſen und trug vor:

— — „Und da wir Leute von Weſterhof doch wenigſtens bei unſerer gnädigſten Gutsherrſchaft verbleiben werden und keine Gefahr iſt, bei der großen und bevorſtehenden Umänderung der Verhältniſſe mit den andern Gütern an die fremde Linie zu kommen, ſo ſtehen wir auch für unſere Rechte und Pflichten ein. Wenn auch hochgräfliche Gnaden ſollten den Schleier nehmen und ihr gottſeliges, wunderbares Leben im Kloſter zu beſchließen wünſchen, ſo hat uns Herr von Hülleshoven

doch verſichert, daß er die Verwaltung wie bisher fortführen und ſorgen würde, daß rechtgläubige Seelen hier an ihrem ewigen Heil keinen Schaden nehmen. (So? — unterbrach ſich der Leſende — dafür kann der Herr von Hülleshoven ſorgen?) Auch hat der Herr Referendar Benno von Aſſelyn alles geordnet, was bei dieſen Aenderungen ſowol der Landſchaft wie der Kirche an Rechten vorbehalten bleiben muß, ſelbſt bis auf das Waldleſeholz in dem von Herrn Thiebold de Jonge verkauften Walde, wo Herr von Terſchka ſich bereit fanden zur Abkaufung mit einer namhaften Summe ein für allemal, die nun unſern Armenkaſſen zugute kommt. Herr von Aſſelyn hat im Namen des Herrn Oberprocurators Rück nicht nachgelaſſen, daß der Finkenhof nach wie vor 17 Thaler 20 Groſchen 7 Pfennige jährlich an das Rochusſpital in Witobern zu entrichten hat, was Finkenmüller nicht auftreiben kann, wenn ihm der Tanz abgeſagt wird —"

Aha! Da platzt die Bombe! ſchloß vorläufig der Pfarrer und ſtocherte die Zähne.

Ja, das kann ich nicht! polterte der Finkenmüller ſeine ſo lange verhaltene Stimmung rundweg und beſtimmt heraus . . .

Müllenhoff las wieder für ſich und langſamer. Er ſtopfte ſich dabei in aller Gemüthlichkeit eine Pfeife, während der Bogen auf dem Tiſche lag und von ſeinen feurig lebendigen Augen in weiteſter Diſtanz geleſen wurde . . .

„Fünftens, begann er dann wieder, iſt der «Pfaffe von Hſtrup» ein Lieblingstanz der Leute, der ſeit hundert

Jahren hier zu Land getanzt wird. Sechstens ſind die Jünglings- und Jungfrauenbündniſſe ſchon deshalb eine reine Unmöglichkeit, weil jedes Gemeindeglied nicht blos einer, ſondern ſchon mehreren Bruderſchaften angehört und — mit der größten Ruhe zog Müllenhoff ſchon den Rauch ſeiner Pfeife an — der Fleiß und die Arbeit ſchon genug darunter leiden. Siebentens wollen die Muſikanten auch leben und fallen ſie, wenn ſie nahrungslos ſind, der Gemeinde zur Laſt. Achtens bitten wir, den buckeligen Stammer vom Kirchenbann zu befreien, damit — wieder that er einige Züge — der Krüppel ſich ſein Brot verdienen kann, ſeitdem er von Schloß Neuhof weggejagt und nun eigentlich hierher gehört, wo er geboren iſt. Neuntens bitten wir, nicht immer die Frau Schmeling ungebührlich auf der Kanzel zu nennen (jetzt ſtellte Müllenhoff die Pfeife als verſtopft hinweg: dieſe Hebamme reizte ihn am meiſten), da die Frau ehrlich iſt und alle, die hier leben, durch ſie in die Welt gekommen ſind! Zehntens erſuchen wir den Herrn Pfarrer, unter allen Umſtänden auch ins Rügengericht und den Kirchenconvent zu treten, damit wir von dieſer ganzen neuen Reformation nicht den Aerger allein haben."

Iſt das nun alles? ſagte Müllenhoff und holte ſich aufs neue die Pfeife, die er wieder anzündete.

Ja! war die einſtimmige Antwort der Männer ... Sie lautete feſt, aber doch treuherzig. Und durcheinander gingen die Verſicherungen der ſich Erhebenden, daß ſie alle in Güte und in beſter Hoffnung auf ein ſchönes Zuſammenwirken und kräftiges Zuſammenleben hierher gekommen wären ...

Ruhe! sprach Müllenhoff mit aller Fassung, machte sich einen Fidibus, zündete wieder an und fuhr dann in den Intervallen des Rauchens fort:

Daß ich mich nur nicht vergriffen habe und da euere Staatsschrift nahm —? Nein! Gott sei Dank! Na, setzt euch jetzt wieder! Also das ist denn nun auch etwas, dergleichen zu erleben in einer Zeit, wo die Gesalbten des Herrn in Kerkern schmachten, der Heilige Vater in Rom auf die Treue seiner Kinder zählt und diese Herrschaften hier in die Hände der Ungläubiger kommen sollen!

Nicht Westerhof! — fiel man einstimmig auf den sich fast für überwunden gebenden Ton des Pfarrers ein ...

So! entgegnete Müllenhoff und zog den Brand seiner Pfeife an. Männer, ihr redet, wie ihr's versteht! Geht die Comtesse ins Kloster, wie lange macht denn der Herr von Hülleshoven noch, der — für euere Seelen gutsagen will? Wird ihn nicht der Aerger um seinen Bruder und die Schwägerin, die hierher ziehen und sich gegenseitig zum Tort leben wollen, schon unters Grab bringen? Wer bürgt uns, daß sich die Zustände hier über Nacht nicht sämmtlich ändern! Leute, Leute, nehmt ein Beispiel — an den Vornehmen selbst! Wißt ihr's denn nicht schon? Vierundzwanzig steinreiche Herren und Damen wollen sich jetzt einschließen und vierzehn Tage lang nichts thun, als hier fasten und beten!

Herr Pfarrer, die, die nicht zu arbeiten brauchen, die können das — wollte der Moorbauer einschalten und that es auch halb ...

Bitte —! unterbrach Müllenhoff, als wenn er denn doch allein jetzt das Wort hätte ...

Der Moorbauer ſchwieg und blickte ſcheu zu Boden ...

Vom Tanz — fuhr Müllenhoff fort mit wechſelnden Zügen aus der Pfeife — vom Tanz kommt alles Elend der Gemeinden her! Herr Gott im Himmel, ſollte man glauben, daß in einem Lande wie dem unſerigen, wo die Schüler der Apoſtel ſelber gewandelt ſind und wo wir bis auf den heutigen Tag den Ruhm behauptet haben, uns Gottes Augapfel nennen zu dürfen von wegen unſers Zuſammenhaltens gegen Ketzer und Ketzergenoſſen, doch das tollſte und luſtigſte Leben ſich erhält und die Schenken nicht leer, die Tanzböden zerſtampft werden, daß nur die Dielen ſo krachen! Hunde ſind das, die der beſſern Mahnung entgegenbellen — aus euern verſtockten Herzen; ſelbſt dann ſchon wieder bellen, wenn ihnen der Mund noch nicht trocken iſt von dem geſegneten Leibe des Herrn, den ſie Vormittags genoſſen! Nachmittags auf dem Tanzboden iſt alles, alles, alles verdaut! Schändlicher Frevel, zu ſagen, daß ja David auch getanzt hat vor der Bundeslade, wie ich ſchon einmal von Euch, Finkenmüller, habe hören müſſen! David hat getanzt, das iſt wahr; aber David war lange Zeit ein König, wie meiſt die unſerigen auch ſind, zum Gotterbarmen! David war ein ſolcher Sünder, daß Gott nur um der allweiſen Abſicht willen, gerade aus ſeinem Stamm das Heil der Welt zu erwecken, dieſen gekrönten Räuber, dieſen purpurgekleideten Mörder, dieſen ruchloſen Balletänzer ſo lange hat leben laſſen! Es iſt wahr, David ging dann in ſich und hat ſpäter die lieblichen Pſalmen gedichtet zum Lobe des Herrn, aber nur als die fürchterlichſte Reue und Buße über ihn gekommen war und ihn das zerknirſchendſte Beichtbedürfniß an das

Ohr gottgesalbter Priester trieb und er in jammervollster Trauer sich auf dem Beichtschemel wand und ausrief: Herr, wo soll ich mich vor dir verbergen? Flieh' ich gen Abend, so bist du da, und flieh' ich gen Morgen, so bist du auch da! ... Menschen! Männer von Westerhof! — (Müllenhoff legte nun die Pfeife weg) Was hat denn den heiligen Johannes um seinen Kopf gebracht, als der sündenvolle, gottverfluchte Tanz! Herodias, diese Tochter Belials, tanzte sie nicht so wollüstig vor dem Auge des kindesmörderischen Herodes, daß ihr dieser saubre Souverän jede Gnade gestattete, die sie sich erbitten würde? Und was that diese würdige Tochter ihrer Mutter, die die Maitresse des Herodes war und förmlich zur Nachfolgerin ihrer Mutter erzogen wurde? Diese Creatur verlangte nichts schlechteres, als ein heiliges Märtyrerhaupt! Gerade wie ein neues Kleid oder wie jetzt solches Gelichter von den neuen Herodessen Anstellungen für ihren Bruder oder ihren Buhlen im Steuerfach oder im diplomatischen verlangen würde! Du Gekreuzigter! Warum verlangten die beiden Weibsbilder gleich ein Märtyrerhaupt? Weil der gebenedeite Freund unsers heiligsten Erlösers in der Wüste predigte, daß die Juden Buße thun, nicht mehr fluchen, saufen, Karten spielen und tanzen sollten! Fragt doch nur einmal euere Töchter, fragt doch nur einmal euere Weiber, euere Mägde, wenn sie im Finkenhof gerast haben und mit den Burschen zur Seite gehen mit blutrothen Wangen, fragt sie, ob sie nicht mit Freuden auf einer Schüssel auch den Kopf ihres Pfarrers herumpräsentiren könnten, wenn sie auf sein Geheiß dem Pfaffen von Ystrup, euerm jahr-

hundertjährigen Allerheiligſten, entſagen ſollten? Und wozu ſtreichen denn die Teufel ihre Violinen? Wozu ſäet denn der Verſucher die Töne wie Hanfſamen aus? Was will er denn fangen in ſeinem Tanzbodenſtrich? Vögel für die Hölle! O dann kommen die Mädchen, etwa fünf Monate nach ſo einem „Pfaffen von Ystrup", in den Beichtſtuhl! Sonſt ſchlank wie die Pfeifenſtiele, jetzt wie die Baßgeigen, weil die Sünde zu Tage kommt! Dann, dann möchten ſie nicht Euern Tanzboden, ſondern Euere Mühlſteine haben, Finkenmüller, um ſich in der Witebach zu erſäufen, da wo ſie am tiefſten iſt!

Der Finkenmüller wurde gereizt, zerdrückte ſeine Kappe und ſagte, ſeines Amtes wär' es, die Rechte beiſammen zu halten, die auf ſeinem Gute haſteten. Ihm könnte die Mühle genügen; aber da er beim Erwerb des Finkenhofs das Recht zu ſchenken und aufſpielen zu laſſen mit bezahlt, auch Steuer und Zehnten darauf genug zu geben hätte, ſo würde er erſt auf ſeine Abfindung anzutragen haben, falls das durchginge, daß hier die jungen Leute jetzt in den Kirchen vor dem hochwürdigſten Gut förmlich beſchwören ſollten, nicht mehr zu tanzen . . .

Müllenhoff loderte ſo auf, als würde ſchon das hochwürdigſte Gut als bloßes Wort in ſolchem Munde verunreinigt. Er ſchwieg, ſah ſich aber um, wie nach einem Donnerkeil aus Rom. Da ſuchte der Meyer zu vermitteln . . .

Wie denn auch den Leuten erſt zu beweiſen wäre, ſagte der Meyer mit ſeiner Stimme, daß ſie etwas Unehrbares trieben! Die hohen Herrſchaften tanzen alle und geſchieht's in Ehren, Herr Pfarrer, ſo kann dabei auch keine Sünde ſein . .

Und der Moorbauer berief ſich ſogar auf den Widerſpruch aller Mütter, ſelbſt der ehrbarſten ... Die Väter, meinte er, wiſſen wol, der Tanz ſei des Teufels Jahrmarkt; aber wie wollte man nur allen den jungen Weibſen die Luſt daran nehmen? Sie brennten ja doch eben zu verſeſſen darauf!

Es iſt nun einmal ſo! rief der fünfte, der Bauer Levendecker; die Leute ſchinden ſich in der Woche ſechs Tage und am ſiebenten wollen ſie aus dem Joch heraus! Es hat alles ſeine Zeit, Herr Pfarrer! Das Beten hat ſeine Zeit und das Vergnügen hat ſeine Zeit! In dieſem Land iſt denn doch unſerm lieben Herrgott und ſeinen Engeln immer nur wohl gebettet geweſen!

Seid ihr nun fertig? ſagte Müllenhoff mit einer lange mit ſich ſelbſt ringenden Mäßigung und Geduld ...

Ja! riefen alle einſtimmig und trotzig ...

Ich will euch ſagen, Leute, lenkte Müllenhoff etwas ein; laßt uns in Güte reden! Die heiligen Kirchenväter, Chryſoſtomus an der Spitze, die kann ich hier nicht citiren! Es iſt wahr, ſie alle ſind furchtbar gereizt gegen den Tanz. Es mag ſein, weil manche von ihnen noch jenen ſchauderhaften Tänzen zu nahe gelebt haben, mit denen die Heiden ihre Götzen, die Venus, den Jupiter, die Minerva und ähnliche Affenſchande verehrt haben. Aber glaubt ihr denn nicht, daß unter dem Unkraut in den Herzen der jetzigen Jugend, unter der Spreu auf der Tenne noch ſo viel edler Weizen liegt, daß man ein ſolches Frauenzimmer — oder — nehmt's mir nicht übel — euere eigenen Weiber und Töchter, in aller Güte nehmen und ihr ſagen kann: Kind, ein

Wort im Vertrauen! Sieh Griete, Anne Marie, so ein Burſch wie der Siebdrat oder der Heiferling oder wie die Schlingel heißen, die kürzlich ihre drei Jahre abgedient haben und immer noch mit dem rothen Streifen an ihren Mützen hier herumlaufen und ſelbſt ſo in die Kirche kommen, in die Kirche, wo nur Eine Cocarde und Eine wahre Landesfarbe herrſchen ſoll, das durchſtochene Herz und das Blut unſers gnadenreichſten Erlöſers Jeſu Chriſti! — ich ſage, wenn ihr ſagen wolltet: Griete, Anne Marie, — Gott, Gott, dieſe heiligen Taufnamen! — wenn dir nun ſo ein Schlingel im Felde begegnete, in dem hochwallenden Gottesforn oder im heiligen Walde — nein, den hauen uns die Lutheraner hier nächſtens auch noch ab! — oder hinterm Gartenzaun und wollte dich nur ſo um die Hüfte faſſen, wie er's auf dem Tanzboden thut — Mädchen, könnteſt du das denn leiden? Würdeſt du nicht über den Buben außer dir ſein? Würdeſt du nicht über die Schlenker, die man machen muß beim „Pfaffen von Pſtrup" Bruſt an Bruſt und Mund an Mund — in den Boden verſinken vor Scham? Und würdeſt du dieſen Schlingeln mit den rothen Streifen an den Mützen nicht hinter die Ohren ſchlagen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht? Nun ſieh, würd' ich als Vater ſagen, dergleichen duldeſt du nun alle Sonntage! Marie Anna, Magdalena, du, die niemand zweideutig anſehen darf, wenn ſie im Felde ſchanzt und züchtig ſich ſchon die Kleider hält, nur wenn der Wind geht, du mein holdſeliges Kindlein, du putzeſt dich Sonntags, behängſt dich mit Ketten und Schauſtücken, ſetzeſt dich in den Finkenhof

auf die Bank und lungerſt mit gierigem Blick, ob dich denn nicht auch jemand nehmen mag oder ob du wol gar ſitzen bleibeſt und das Blut, hui! das ſpritzt dir förmlich vor Ungeduld aus den Wangen, wenn immer mehr antreten und du noch vacant biſt! Gott, bei deinen hochheiligen Wunden, würd' ich doch ſo ein geliebtes theures Kind, die Freude einer Mutter, das Neſtküchlein eines Vaters, ſo ein Bild der Unſchuld und holdlieblichen Sitte, beſchwören, daß ſie ſich vergleichen möchte, wie ſie daheim ſitzen könnte am Spinnrad, eine züchtigliche Maid, ſanft und lieblich und unſchuldsvoll wie eine Taube ... Und, mit dem Bilde vergleicht dann dieſe Ländler und dieſe Schottiſchen! Wie die Röcke fliegen! Wie der Boden kracht! O Familienväter! Schildert ihnen doch das um des enthaupteten Johannes, um dieſes erſten Pfarrers auch in einer Wüſte, willen! Schildert den Eindruck, wenn nun ſpäter die Burſche anfangen von Bier und Taback und Branntewein zu glühen und die ſüße Unſchuld des Herzens, der zarte jungfräuliche Leib euerer liebſüßen Mägdelein, deren Kindeslallen euch ach! ſo inniglich erquickte, in die Arme ſolcher Buben ſinkt! Schildert ihnen, was dieſe beweinenswerthen Lümmel nun die Dreiſtigkeit haben in ihr keuſches Ohr für Gift zu träufeln! Wie ſie ſich hinſetzen, euern Töchtern das klebrige Glas vollſchenken laſſen und Hand in Hand ſie auffordern, mit ihnen erſt durch Redensarten hindurchzuwaten, durch den Pfuhl der Erinnerungen und Erfahrungen, die ſie aus ihren gottesvergeſſenen lutheriſchen Garniſonen mit heimgebracht haben, aus der Plage der allgemeinen Militärpflicht, die ihr ſchon ſo oft zu allen drei Teufeln,

ſetzt an zu einem Radius, der da heißt: Reaktion der Materie, Anarchie, Gütertheilendes Chaos!

Im andern Feldlager thronen nicht nur die Gewaltigen, ſondern auch verblendete Weiſe. Sie pochen nicht nur auf Hochmuth, Habſucht, Ehrgeiz und erträumte Begriffe von Oberherrlichkeit, ſondern auf einige ſchimmernde Ideen. Sie ſagen: Beweiſet uns, daß der geringſte Lazzarone Eure Volksbeglückung bedarf! O Thor, der du dich ſo gern anklammerſt an die heiligen Ueberlieferungen des Chriſtenthums, riefen die Sachſen Karl den Großen, als er ihnen das Chriſtenthum brachte? Riefen ſie Bonifacius, als er ihre heiligen Eichen umhieb? Taufet Ihr nicht wider Willen die Völker, aus Liebe zur Wahrheit, in heiliger Ueberzeugung, daß die Gewöhnung an das Beſſere und Richtigere nachkommen werde? Ihr ſitzt in ſtolzer Ferne, umgürtet mit dem Schwerte der Gewalt, geſchirmt von dem materiellen Schwerpunkte der Maſſen, die ihr in Beamte, in Krieger, in Prieſter verwandelt habt! Ihr ſeht mit Spott, daß der neue Geiſt ſich mühſam Bahn bricht. Ihr lächelt jetzt der Verwirrung, die die religiöſe Frage in die Reihen der Gegner brachte. O darin habt ihr Recht! Menſchlich entwickelt ſich Alles hienieden. Menſchlich war der Rock des Heilandes, den ſie im neunzehnten Jahrhundert zu Trier auszuſtellen wagten, menſchlich war das Trachten der Apoſtel, menſchlich waren die Urſachen und Beweggründe der größten Begebenheiten. Wer könnte Alles billigen, was wir in guter Abſicht ſeit einigen Jahren Verkehrtes in Deutſchland erlebten auf politiſchem, auf religiöſem Gebiet, in Berlin, in Schwaben, von Schneidemühl bis Conſtanz! Aber das iſt Staatsweisheit, durch die Nebel die Sonne zu wittern, ſich nicht irren zu laſſen die

wo ſie herſtammt, hingewünſcht habt! Unſere Burſche ſind ſchön, herrlich gewachſen, wie ihr ſelber noch die ſtrammſten Männer ſeid! O, ſo kommt es, ſie ſtanden faſt alle bei der Garde! Nun kehren ſie wieder aus der Reſidenz ſelbſt, wo dieſe Unglücklichen leben müſſen ohne die trauliche Verbindung mit unſerer gnadenreichen Mutter, wo ſie nur dürftig genießen die heilige Zehrung, die Herzenserleichterung am Ohr eines geweihten Prieſters, ja wo eine jammervolle Veranſtaltung unſerer Neunmalweiſen ſogar möglich gemacht hat, daß dieſe armen Tröpfe, dieſe guten lieben Kerle, euere Söhne, euere Neffen, euere jüngern Brüder, wol gar in die Kirchen der Ketzer commandirt werden und ihr treues Herze, ihr manchmal doch noch reines, unverdorbenes Gemüthe die Weisheit ſolcher Geiſtlichen von einer Kanzel herab hören müſſen, deren wir ja ſogar jetzt einen in Witoborn haben — Gott im Himmel erbarme dich! einen „Prieſter" mit ſieben lebendigen Kindern! ... O, ich beſchwöre euch, Familienväter, thut das Eurige, euere Kinder und Kindeskinder, an die ihr mit Stolz denken könnt, nicht zu verkaufen an den, der ausgeht, ſie zu verſchlingen! Uebernehmt, obſchon nicht geweiht, das Amt des Prieſters! Sprecht am brennenden Kienſpan in jeder Hütte von der Sünde, die ja ſchon darin liegt, nur etwas zu wagen, was möglicherweiſe Sünde *werden* könnte! Grabt es ihnen im Bilde vor, das Grab der Unſchuld und Tugend! Sagt ihnen: Wandle, Menſch — Menſch, wandle dort, wo du wünſchen möchteſt einſt dein Sterbebett hingeſtellt zu haben! Kannſt du, o Jungfrau, o Jüngling, dir unter Gefahr einer Todſünde nur *vorſtellen*, daß der Tanz-

boden dein Sterbebett wäre? Kannſt du dir denken, daß an dieſe Stelle ein Prieſter hinkäme und dir das heilige Oel brächte? Kannſt du dir denken, daß die Gliedmaßen deines Leibes dir dort geſalbt werden könnten zum letzten Pfade an die Pforten der Ewigkeit? ...

Längſt ſchluchzte der Meyer ... Dieſem kam die Wehmuth am erſten zu und ſie war ihm natürlich. Sie war ihm das ſchon von der Anſtrengung ſeiner Nerven und dem ſtärkern Druck derſelben infolge ſeiner ſchwierigen Zwiſchenſtellung zwiſchen Gemeinde und Pfarrer ...

Auch der Moorbauer wandte ſich ab ... Auch die beiden andern äußerten Bedürfniß, ſich ihre Naſen zu putzen und ſuchten nach ihren blauen Sacktüchern ... Nur der Finkenmüller blieb kalt und wagte ein:

Bitte, Herr Pfarrer —

Schweigen Sie! fuhr ihn Müllenhoff an, ganz aus der ſanften Rolle fallend ...

Als der Finkenmüller dann ſchwieg, fiel er auch gegen ihn wieder in den ſanfteſten Ton zurück und fuhr fort:

Soll denn die Heiligung der Sitten nur möglich ſein da drüben in den Berg- und Fabrikdiſtricten, wo die lutheriſchen Paſtores nichts vom Chriſtenthum kennen als die Bibel, und von ihren eigenen Weibern und Kindern ſo in Anſpruch genommen werden, daß ſie für euer Seelenheil keine Zeit mehr übrig haben? Sollen wir nicht zeigen, was gerade wir vermögen aus unſerm Grunde, der da iſt der Fels Chriſti? Sollen ſie uns verſpotten um unſern heiligen Liborius und ſagen: Seht, ſoviel Kinder kommen außerhalb der Ehe bei uns und ſoviel bei denen! Schlagt mir den Tanzboden ein, ſag' ich, oder ich pro-

phezeie nichts Gutes für unſere Mutter Kirche! Finkenmüller! Geh in dich! Denke, daß die Gemeinde dir ein Opfer bringen wird! Sie wird dir den Ausfall deiner Einnahmen erſetzen! Sie wird den Jungfrauen- und Jünglingsbund nicht abhalten, dennoch bei dir einige Stunden des Sonntags der Erholung und der Freude zu widmen! Ich ſchlage vor, daß jedes Mitglied in eine Büchſe einen Groſchen wirft zur Abkaufung des Tanzes! Der heilige Auguſtinus, der auch erſt ein laſterhafter Heide war, ehe er zur Erkenntniß kam, wird dieſe Spende ſegnen! Die heilige Afra wird ſie ſegnen, ſie, die einſt Spiel und Tanz zu Augsburg in ihrem Hauſe zur Anlockung der Sünde hatte und durch den heiligen Paullinus bekehrt werden mußte, wird ſie ſegnen! Es iſt wahr, der heilige Franz von Sales hat unter gewiſſen Umſtänden den Tanz geſtattet. Aber ſo innig ich ihn ſonſt verehre, den frommen Biſchof, ich fürchte, er lebte in zu vornehmen Verhältniſſen, um ſich — (Müllenhoff ſtockte jetzt etwas) einen Zuſtand, wie den um Wittenborn herum vergegenwärtigen zu können ... Er kannte dieſe Menſchen nicht, die jetzt aus dem ihm auffallenderweiſe ſehr werthen Paris kommen ... Er kannte Menſchen nicht, die dort die Theilung der Güter proclamiren, dieſe Handwerksburſchen, die keinen Hof ſehen können, ohne zu ſagen: Aber der Garten dazu iſt mein! keine Kuh, ohne zu ſagen: Aber das Kalb gehört mir! keine Henne, ohne zu ſagen: Aber die Eier legt ſie für mich! Haben wir nicht etwa auch ſchon ſolches Volk unter uns? Maitres-tailleurs und ähnliche — Schneider?

Schneid hieß der neue Hausknecht, der in Schloß

Westerhof eingetreten und dem Meyer noch nicht ordentlich gemeldet war ... Jean Tübbicke bürgte für ihn ...

Müllenhoff hielt eine Secunde inne. Da fand der Finkenmüller Zeit, einzuwerfen:

Ich bin aber gewiß, der Herr Archipresbyter —

Was sind Sie gewiß? unterbrach Müllenhoff. Ich, ich, auch ohne den Archipresbyter, ja ohne den Heiligen Vater in Rom, hätte die Macht, im Beichtstuhl zu strafen! Ich könnte denen, die in den Stand der Ehe zu treten gedenken, nur eine stille Messe lesen, wenn sie nicht das Versprechen zur heiligen Dreieinigkeit ablegen wollen, auf ihrer Hochzeit nicht tanzen zu lassen! Ich thu' das nicht. Ich will euch in Güte gewinnen. Hier ist das Büchlein über die Stiftung der Bündnisse. Da habt ihr zwanzig Exemplare zur Vertheilung. Zu nächsten Ostern ist alles in Ordnung. Am Charsamstag hält der Bund eine Procession und laßt nur die Buben stehen und lachen und die losen Weiber und die Hebammen an der Spitze, wir werden die Lästerer schon auf die Knie bringen, wenn in der Mitte der Jugend Ihr, Finkenmüller, selbst die Fahne tragt und ich gleichfalls hinterher gehe, die Hand mit dem hochwürdigsten Gute!

Vor diesem magischen Wort schwiegen nun wol die Männer ... Der junge Kämpfer siegte ... Alles blieb still ... Müllenhoff holte von einem Bücherbret zwanzig kleine Broschüren und zählte sie ihnen ab ...

Herr Pfarrer ... sagte der Meyer inzwischen. Sie sehen, wir werden das Unserige thun! Es wird einen schweren Kampf kosten! setzte er seufzend hinzu. Schon heute, wo infolge des Leichenbegängnisses alles auf den

Beinen iſt, ſchon heute ſollt' es auf dem Finkenhof zwar ein bischen lebhaft werden —

Dem Lutterberg zu Ehren! meinte Müllenhoff im Zählen. Ja, was werden die Teufel heute im Lutterberg rumoren!

Aber tanzen laſſ' ich heute nicht! ſagte der Finkenmüller. Aber in Zukunft —

Ja habt doch nur Muth, Leute! unterbrach Müllenhoff; habt doch Muth! Das Uebrige macht das Rügengericht und der Kirchenconvent —!

Ja, Kirchenconvent und Rügengericht —! riefen alle durcheinander ... Es war ein Thema, deſſen Erörterung noch im Rückſtand blieb ...

Nun? lautete Müllenhoff's erwartungsvolle Frage ...

Sie haben das Rügengericht eingeführt, Herr Pfarrer, ſagte der Meyer, und ziehen ſich nun ſelbſt zurück? Schieben uns nur ſo vor? Jeden Erſten ſollen wir zu Gericht ſitzen und wenn die Weiber uns auslachen und die jungen Burſche uns den Buckel voll Schläge androhen und wir nicht wiſſen, wie wir unſere Autorität aufrecht erhalten ſollen, wollen Sie im Feld ſpazieren gehen oder in Ihren Büchern ſtudiren? Nein, mit Vergunſt, Herr Pfarrer! Wenn das Rügengericht ſich halten ſoll — und ich habe nichts dagegen, wenn wir ſorgen, daß nicht jeder Plunder an den Landrath oder die Gerichte kommt — ſo müſſen Sie den Vorſitz führen, Herr Pfarrer!

Und Sonntags Nachmittags müſſen Sie die Kirche dazu hergeben! fielen alle ein ...

Erſt wollte Müllenhoff ironiſch ausweichen. Aber auf

das Wort „Kirche hergeben“ rief er, als ſollte man es hundert Schritt weit hören:

Ich bin das ewige Gericht und ſitze zur Rechten des Schöpfers Himmels und der Erden!

Nein, ſetzte er dann den auf den Tod Erſchrockenen hinzu, gebt euch nur getroſt dieſe Autorität ſelbſt!

Die aber — das — das können wir nicht!

Wird kommen, wenn ihr ſelbſt nicht mehr bis Elf im Finkenhof unter den Zöllnern ſitzt!

Halten wir uns von den Leuten apart, Herr Pfarrer, ſo vermögen wir erſt gar nichts! ſagte Hennicke ...

Pro Deo! rief Müllenhoff mit feierlich lauter Stimme. Nicht Per Deum! So fängt jedes Concordat an und ich will euch das überſetzen ... Glaubt ihr, guten Leute, daß ihr dem allmächtigen Schöpfer nichts anderes ſchenken könnt, als was ihr von ihm ausdrücklich zum Geben empfangen habt? Wollt ihr ihm denn gar nichts geben von dem Eurigen, von euerer eigenen Tugend, von euerer eigenen Moral, euerer eigenen Gerechtigkeit? Könnt ihr nichts, nichts beiſteuern zur Herſtellung der Ordnung in der Welt? Ihr lieben Leute, dieſe Opfer bringt getroſt aus euch ſelbſt! Schenkt dem Gekreuzigten euere eigene Kraft, nicht immer die, die ihr erſt ſeinen Stellvertretern auf Erden verdankt! Ein Seelſorger ſoll ſich nicht in die weltliche Auffaſſung euerer Händel miſchen. Nur vorarbeiten ſollt ihr ſeinem Wirken, ſollt ihm in die Hand arbeiten, ſollt —

Wir ſollen nur ſo vorm Schuß ſtehen, Sie hinter unſerm Rücken! rief der Finkenmüller, der wieder Oberhand gewinnen wollte und der Groſchenbüchſe am ver-

ſchloſſenen und doch von ihm neulich friſchgedielten Tanzſaal nicht recht traute ...

Wenn ich unſichtbar unter euch bin, antwortete Müllenhoff, ſchon ſiegestrunken, aber doch ſcheinbar gelaſſen und milde, ſo iſt das für euch eine Schande, Männer? Ich werde, wenn wir auf unſerm Wege fortgehen und wir die Bündniſſe erſt haben, nicht verfehlen, das Rügengericht im Beichtſtuhl zu unterſtützen. Ich werde auch die ſchwierige Aufgabe, die wir die Viſitation nennen, nicht von mir weiſen. Ich werde nicht zurückbleiben hinter meinem Amtsbruder in Borkenhagen, der zu den gottverlorenen, unglückſeligen Menſchen, dem im Kirchenbann lebenden alten Hedemann und ſeiner Frau, ſich nicht die Mühe verdrießen läßt wöchentlich einmal zu gehen, anzupochen, an ihren Herd ſich zu ſtellen und ſie zu bitten, an den heiligſten Ort der Welt zurückzukehren und von dem Tiſch des wahren Brotes und von der Ruhe in geweihter Erde ſich nicht mit Gewalt auszuſchließen. Ihr wißt, wie grillig dieſe alten im Kirchenbann lebenden Leute ſind, und wißt, warum?

Ja wohl, Herr Pfarrer!

Die Schuld traf —

Den Pfarrer Langetütje — ſagte der Finkenmüller ...

Den Landrath! betonte Müllenhoff mit berichtigender Schärfe. Sogleich fuhr er wieder ſanfter fort:

Es ſoll mir ein Stolz ſein, wenn ſolche Verſtocktheit mir die Thüre weiſt! Ein Stolz, wenn ihr mir die Bücher aus der Hand reißt, die ich auf euerer Ofenbank finde und unterſuche, ob ſie zu leſen euch auch ziemlich iſt! Dieſe Viſitationen werden mir gelingen, denn die

Kinder ſollen mich dabei beſchützen! Die Bilder der Heiligen werde ich euern Kleinen zeigen, denen die Thaten derſelben erzählen und die Alten werden dann auch ſchon heranrücken und ſich ſchämen nicht zuzuhören dem, was chriſtlich iſt, und ich werde der Freund auch eueres häuslichen Herdes werden. Das Rügengericht aber, das iſt euere Sache!

Wenn Sie nur wenigſtens, Herr Pfarrer, ſagte der bedrängte Meyer, bei der Strafe, die der Kirchenconvent dictirt, mitſtimmen wollten!

Auch das nicht, lieb' Väterchen! Ich bedanke mich, gutes Meyerchen! Ihr ſollt ſelbſt am Kreuz des Erlöſers tragen helfen! Ei, wißt ihr denn nicht, was unſer hochheiliges Rom mit ſeinen „Concordaten" ſagen will? ... Nicht, weil ich nicht die Kraft hätte — ach, unſer hochheiligſter Jeſus, der hatte die Kraft, die Erde aus ihren Angeln zu reißen — Daß er aber dennoch auf Golgatha das Marterholz mit rinnendem Schweiß und tropfendem Blut getragen hat und daß er lieber zuſammenbrach wie euersgleichen, das war blos um zu ſehen, wer hinzutreten würde — um ihm zu helfen! Gelegenheit wollte er blos andern geben, ſich den Miteintritt ins Paradies zu erwerben. Und in dieſer göttlichen Güte ahmen ihm jetzt ſeine geweihten Prieſter ſowol beim Rügengericht wie beim Kirchenconvent und noch in vielen andern weltlichen Dingen nach. Ihr könnt alle Tage ſo heilig werden, wie Simon von Cyrene es wurde, der dem Heiland das Kreuz tragen half! Weiſt, ich bitte, die Gelegenheit dazu nicht ab! Kennt ihr den Fluch, der jenen Schuſter traf, der das Ausruhen auf den Stationen des heiligen Kreuzwegs unterbrach

und frech die beiden Kreuzträger anſchnauzte, was ſie hier vor ſeinem Laden halt machten und ihm die Kundſchaft verjagten? Bis zur heutigen Stunde haben die Juden infolge dieſes Schuſters auch noch keine Ruhe gefunden; ſie irren innerlich noch immer umher, wenn ſie auch äußerlich in Witobern allerlei Seelen und einige Landräthe im Sack haben. Jeder Jude, den ich ſehe, und ſäng' er noch ſo ſchön, wie der, der neulich hier mit dem Herrn von Terſchka die Güter vermaß und eine gottloſe Arie nach der andern pfiff, kommt mir wie eine unbegrabene Leiche vor. Der Kirchenconvent, das ſeid ihr! Wer die Gemeinde als Spieler und Vagabund beläſtigt, nicht zum Abendmahl kommt, ſchlechte Bücher lieſt, den laßt getroſt euere Entrüſtung fühlen und wenn es zehnmal die meinige iſt und es euere Schwäger oder Vettern ſind, die es trifft! Ich kenne das. Auf meiner erſten Pfarre — ja, da ſaß ich im Kirchenconvent. Was geſchah? Jede Strafe mußte ich dictirt haben! Der Meyer dort war Soldat geweſen und ein wahrer Preſoß an Zorn und Strafwuth. Für jedes Zuſpätkommen bei der Meſſe hätte er einen Louisd'or verlangen mögen, von denen zumal, wo er wußte, daß ſie dergleichen Waare im Kaſten haben. Begegnete er dann ſo einem um lumpige fünf Groſchen Geſtraften, ſo grüßte er ihn ſchon von weitem als Herzbruderkamerad und ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: Brüderlein fein, wie leid that mir's doch neulich wieder mit den fünf Groſchen, aber — nun bohrte er einen Eſel in die Luft und mit einer Kutte drüber und gleichſam als wenn — ſiehſt du, der Pfaffe drüben, der hat's decretirt, hat nicht eher nachgelaſſen!

Ja, der Kerl haßte ſeinen Schwager ſo, daß er ihn über den Weg hätte vergiften können, und nun ſollte ichs immer geweſen ſein? Nein, ſolche Niedertracht laſſ' ich bei uns nicht aufkommen . . . Ihr richtet! Ihr ſtraft! Und dann muß ich euch auch noch in aller Aufrichtigkeit ſagen: Die Beweiſe der Würdigkeit, die ihr habt, in meiner Geſellſchaft zu ſitzen, müßt ihr mir erſt noch geben. Ich ſchätze euch als Männer von Rang und Anſehen, aber der Taback, den ihr manchmal raucht, iſt nicht meine Sorte. Ich meine das in aller Güte und anders als hier in der Pfeife (— er nahm dieſe jetzt wieder —) aber es iſt mir bereits ſchon vorgekommen — ich will nichts von euch ſagen — daß Jockel, wenn er einmal wegen Schwächung citirt wurde — den vorſitzenden Pfarrer anzulachen die Frechheit hatte und ſagte: Wir ſind allzumal Sünder und brauchen einen und denſelben Doctor! Nein, unſern Willen ſollt ihr thun; das verſteht ſich; aber aus euerer eigenen Entſchließung! So machen wir's von jetzt an auch allüberall! Auch im Großen, auch in Staatsangelegenheiten. Das nennt man Concordate. Ihr Leute! Paſtoralklug iſt gut. Leider aber, wie die Welt nun einmal iſt, muß man auch manchmal ein Biſſel paſtoralpfiffig ſein!

Damit lachte Müllenhoff ſich ſelbſt ſo vergnügt Beifall, daß auch die Bauern um ihn her lachen mußten und der Meyer meinte:

Na, wir kommen ſchon zuſammen, Herr Pfarrer! Geben Sie ein bischen nach und wir auch ein bischen — alles mit Bedacht und ohne uns und Ihnen etwas zu vergeben! Neulich noch rieth uns Herr von Terſchka ſelber dazu, daß wir uns ganz nach Ihnen richteten!

kleinen Mittel bei großen Zwecken, Vertrauen zu hegen selbst da, wo Widersprüche sich überjagen und die Gegensätze beinahe aufzuheben scheinen. Es gibt vielleicht einige Mächtige in Deutschland, die zuwartend im Stillen dem Gange der Dinge folgen. Aber man sieht's, dies Vertrauen soll ihnen vergiftet, die Gefahr vergrößert, der Schein einer friedlichen Lösung verdächtigt werden. Da schleichen im Dunkeln die Sendlinge der Weisheit von 1819 an die Höfe, Mahnungen, Bitten, Warnungen werden gesprendet, als sendete ein alter Seher aus seiner Felsenschlucht vom Berge Libanon seinen klugen Rath. Man ruft, man lockt, man schreibt Versammlungen aus ins grüne Land der Reben, drängt sich den protestantischen Fürsten auf zu Land und zu Wasser; man will das Eine dulden, das Andere gewähren, nur dies ganz bestimmt bekämpfen, jenes ganz gewiß verwerfen . . . und die Pfeife des Vogelstellers klingt so süß . . . . werdet Ihr hören? Werdet Ihr den alten Afterkünsten trauen?

Täuscht man sich zuweilen in der Politik, an Früchten den Stamm, auf dem sie reiften, zu erkennen: darin geht man sicher, aus einem so geschilderten Stamme, wie er im Vorhergehenden sich behaglich mit Ast und Blüthe ausdehnte, auch auf seine alten und neuen Früchte zu schließen, auf die offnen und die geheimen.

Nehmt diese Blätter als Warnung eines Vaterlandsfreundes! Sie zeigten, welches der Hintergrund ist, an welchen sich diejenigen lehnen, die Deutschland in seiner vierzigsten Decade nicht mehr begreifen.

Ueber einen Entwickelungsgang, wie den vorgezeichneten, der eine Kriegserklärung gegen Alles, was Deutschland theuer und werth ist, hat der Fürst Metternich seinen Segen gesprochen!

So? ſagte Müllenhoff, ſich im Lachen mäßigend ...

Ja, fuhr der Moorbauer fort, wir ſollten für den Bund die Auszeichnung einer Medaille einführen, dann würden alle beitreten!

Da hatte er Recht! meinte Müllenhoff und ſetzte hinzu: Nun, der iſt ja wenigſtens noch von uns!

Und dann ſagte er auch, ſollten wir mit dem Domherrn ſprechen! Der würde allem ſchon das rechte Schick geben ...

Nun iſt's genug! ſagte Müllenhoff kurzweg und that, als wollte er gehen. Das Lob des Domherrn mochte er nicht hören ...

Die Männer öffneten die Thür. Erſt wollte der Moorbauer hinaus, der am nächſten ſtand ...

Wie er ſich verbeugte, fiel er faſt, ſah dann hinter ſich und entdeckte etwas, das auf der Flur draußen ſtand und beinahe von ihm umgeworfen wurde ...

Auch Hennicke ſtolperte ſchon ...

Was ſteht denn da? fragte Müllenhoff aus ſeinem innerſten Vergnügtſein heraus ...

Die Männer traten in die Stube zurück und blickten auf einen Korb, der dicht an der Thürſchwelle ſtand und verdeckt war ...

Was ſoll denn das da? ſagte Müllenhoff und ſuchte nach ſeiner Bedienung.

Der Korb ſah ſeltſam aus. Niemand hatte recht den Muth ihn wegzuheben. Er war oben offen und hatte ein kleines Schirmdach, das mit rothem Zeuge verhängt war ... Man hätte glauben mögen, es war ein Korb, wie man ihn auf Wiegen befeſtigt ...

Mallenhoff, blutroth schon, sah die verlegen lächelnden und zurückweichenden Männer an ...

Kathrein! rief er laut. Was steht denn hier im Wege?

Eine Magd, die das kanonische Alter hatte, eine jüngere, die nicht beim Pfarrer, sondern bei ihr diente, kamen herbei und verwunderten sich „des Todes" über den Korb ...

Alle hatten die Ahnung, daß sich jemand ins Haus geschlichen und an der Thürschwelle des Pfarrers — ein Kind ausgesetzt hätte ...

Zornentbrannt und doch voll tiefster Verlegenheit riß Müllenhoff die rothen Vorhänge des Korbes auf und richtig! in Betten versteckt, lag mit weißem Häubchen ein Kind, wie sich jedoch die Kathrein sofort überzeugte, kein lebendes, sondern ein allerliebstes, niedliches Wachspüppchen ...

Unter Gelächter zog sie es hervor ...

Die Männer wagten nicht in das Gelächter mit einzustimmen, sondern hielten die Hand vor den Mund und entfernten sich rasch, um erst draußen, wie man zu sagen pflegt, „loszuprustschen" ...

Das ist — das ist ja ein niederträchtiger Streich — ein Streich nur von der Schmeling! rief der Pfarrer. Meyer! schrie er diesem nach. Sie untersuchen das! Melden's gleich dem Landrath! Er soll euern Schreiber schicken! Auf der Stelle! Da seht ihr nun euere Zucht und Ordnung! Ich werde das Schandstückchen von euch auf die Kanzel bringen!

Der Meyer stand verlegen an der Hausthür ...

Es wurde gefragt und geforſcht, ob man denn nichts erblickt, niemanden im Hauſe geſehen hätte ...

Den Jean Tübbicke, den buckeligen Stammer, den Perückenmacher Schneid, alle Verdächtigen rief Müllenhoff der Reihe nach auf ... In Witeborn ſollten alle Korbmacher, alle Puppenverkäufer, alle Händler mit Betten und rothem Kattun Hausſuchung bekommen ... Dann wieder fiel ihm die Lächerlichkeit des ganzen Vorfalls auf. Schäumend warf er die Thür hinter ſich zu und ſchrieb nun ſelbſt an die Polizei in Witeborn. Hätte er nur den Tübbicke gehabt, um ſeinen Zorn ganz auslaſſen zu können!

Erſt allmählich kehrte ihm die Ruhe zurück beim Blättern in den Exercitien Loyola's und beim Wiederleſen des Billets der Frau von Sicking ... Dann ordnete er ſeine Toilette, rüſtete ſich mit einigen „geiſtreichen Gedanken" für das Diner und ging, ganz ein Papſt Hildebrand vom Dorfe, mit feſtem Schritt hinaus in den friſchen Wintertag.

## 3.

Inzwiſchen lugte auch auf Augenblicke freundlich die Sonne hervor aus der unermeßlichen Wolkendecke, die ab und zu ſich ihrer Schneeanſammlungen aufs neue entledigte.

Da, wo die Sonne verborgen geſtanden, bekam der Himmel das Anſehen, als wär' er ganz von geſchliffenem Achat, von durchſichtigem, gelbröthlich geflammtem ...

Um die Kirche her ſtanden die Bäume in ihrem weißen Kryſtallſchmuck. Im Sommer konnte man ſich hier, wenn rings die Ulmenäſte wogten und ihre langen Schatten warfen, an einen alten Opferhain erinnert fühlen. Jetzt war es licht ringsum. Schon unter den gefrornen Eiszapfen, die wie die Orgelpfeifen über dem Portal des Ausgangs der Kirche hingen, ſah man weit in die ſchneeverhüllte Ebene hinaus, wo die Winterſaat ſchlummerte, die Haſen dahinſchoſſen, die Krähen einſam auf rauchenden Dächern ſtolzierten ...

In einer großen, etwas alterthümlichen, nicht aus Hoffart, ſondern des Schnees wegen von vier Pferden gezogenen Kutſche ſaß Paula im Fond mit Tante Benigna,

auf dem Rücksitz Armgart und der Doctor Laurenz Püttmeyer, der Philosoph von Eschede, langjähriger Verlobter der jetzt in Paris bei den Fulds weilenden Angelika Müller. Der plötzlich gekündigten Lehrerin von Lindenwerth hatte die kleine freundliche Bettina Bernhard Fuld diese Stellung als Reisebegleiterin und Gesellschafterin bei sich angeboten und Angelika sie angenommen ...

Ein so enger Raum! ...

Und wie mächtig dehnt sich doch die Lebensbeziehung einer jeden dieser vier Personen in die Welt aus, weit, weit über diese winterliche Fläche und das Echo der wieder beginnenden Glocken hinweg! So aber ist das Leben in seiner Wirklichkeit. Auf der Bühne, da treten Helden durch weit aufgerissene Flügelthüren ein und die Spannung steht, wie eine sich verbeugende Kette von Kammerherren und Lakaien, um einen Fürsten oder — Bettler, wenn gerade das Interesse auf einem Bettler ruht, auf die Scene treten zu lassen. Im Leben aber ist so ein gefeierter Philosoph wie Püttmeyer plötzlich da wie unsereins! Dieser große Mann, für den nun sogar am Ufer der Seine ein treuliebend Herz Propaganda macht und ihn jetzt sogar in einem Bankierhause Wechsel auf die Zukunft ziehen läßt, auf diesen unerschöpflichen Reservefonds aller unverstandenen Geister der Gegenwart, saß hier völlig unerkennbar, tief verloren in einen Mantel, Muff, Shawl und Fußsack —

Laurenz Püttmeyer war heute ein völlig von den Todten Erstandener ... Eschede ist ein kleines Städtchen und Püttmeyer bewohnte daselbst zwei Zimmer im Erdgeschoß seines eigenen älterlichen Hauses. Ins grüne Freie, einen

Hausgarten, ging er nur, wenn ihm sein Hund und seine Katze die Nelkenbeete verwüsteten — die Nelke war ihm die liebste Blume; sie hat eine schöne Symmetrie und an ihrem Stengel erhebt sich die geschlossene Knospe in einer konischen Gestalt. Und hatte nicht auch sein eigenes ganzes Wesen das eines großen alten Katers? Armgart wenigstens meinte gleich heute in der Frühe, als ihn eine gräfliche Kutsche von Eschede brachte, es fehlten ihm nur an dem glattrasirten Kinn und der langen Oberlippe ein paar spitzabstehende Härchen — und Hinz wäre fertig. So berichtete sie auch schon neulich, als sie zum ersten mal des Doctors Bekanntschaft machte. In Lindenwerth wurde oft Püttmeyer's Porträt den Mädchen als Medaillon in Aquarell gezeigt. Da hatte er noch blonde Haare, eine scharfe, nicht gar zu spitze Nase, graue, entschlossene Augen, eine bläuliche Färbung des abrasirten Barts und eine ungeheure weiße Halsbinde, in der sich ein vornehm spitzes Kinn versteckte. Nun aber in Wirklichkeit spielte bei dem schon tief Vierzigjährigen alles grau in grau. Der Doctor war ein Sonderling geworden. Man erzählte von dem Sophahocker, daß er eine Wasserflasche, die dem Sonnenstrahl ausgesetzt war und die gegenüberliegenden Gegenstände als Brennspiegel entzündete, nicht etwa aus dem Sonnenstrahl heraustrug, sondern mit einem Makulaturbogen seines Werkes: „Christus und Pythagoras", umhüllte, blos weil er zu träge war, um aufzustehen und einen Schritt weiter mit seinen schöngestickten Angelika-Pantoffeln zu schlorren und die Flasche in den Schatten zu setzen. Ins Freie ging Püttmeyer dann nur noch jeden Abend, wenn er das beste Hotel von

Eſchede „bei Schönian's“ und jeden Sonntag die Kirche beſuchte. Seine Verehrerinnen mußten ihn in ſeiner Wohnung aufſuchen. Und dieſen Mann mobil zu machen, das war Armgart gelungen! Gleich nach ihrer Flucht aus Lindenwerth hatte ſie ihn wie eine verſchüttete pompejaniſche Ruine entdeckt. Sie hatte die unendliche Liebe und Dankbarkeit, die ſie für ihre Lehrerin beſaß, für die Arme, die ihretwegen ſo hart beſtraft wurde, auf den Freund des Herzens derſelben übertragen und mit jener dem jugendlichen Alter ſo ſchön ſtehenden Liebesübertreibung in ihm aller Welt den Propheten nachgewieſen, der in ſeinem Land verkannt würde, während die wiſſenſchaftliche Welt von Alexander von Humboldt in Berlin an bis zum alten Windhack zu Kocher am Fall voll von ſeinem Ruhme wäre. Ruhm verbreitet ſich, hatte Angelika oft genug geſagt, in concentriſchen Kreiſen. Wie auf dem Waſſerſpiegel die erregte Wellenlinie erſt in der Nähe des hineinfallenden Steines klein, dann wachſend und wachſend und in ihrer wahren Größe erſt in ihren äußerſten Nachſchwingungen ſichtbar würde, ſo auch die Anerkennung des Genius, zu deſſen wahrer Würdigung dann ja oft auch — die Steine gehörten. Niemanden haßte Armgart ſo, wie einen gewiſſen Philoſophen Namens Joſeph Schelling, der ſo unerſättlich nach Ruhm wäre, daß er auch noch den Lehrſtuhl Hegel's, den bis dahin ein unbedeutender Schüler bekommen, einnehmen und dadurch gleichſam beweiſen wollte, daß er von Hegel nicht überwunden worden. Das war in Eſchede ein Aufſehen, als eines Tages eine gräflich Dorſte'ſche Kutſche ins Thor fuhr und ein Livreebedienter nach dem Doctor Püttmeyer

fragte! Und ſchon am Abend, wo Püttmeyer nicht „bei Schönian's“ erſchien (wo ſich regelmäßig vier oder fünf Stammgäſte einfanden), wußte es die ganze Stadt, daß Fräulein Armgart von Hülleshoven auf Stift Heiligenkreuz den Doctor aufgeſucht, ihm eine Viſion der Seherin von Weſterhof erzählt und ihn veranlaßt hätte, dieſe zu zeichnen, auszutuſchen und mathematiſch in vierundzwanzig Theile zu zerlegen zum Muſter eines Teppichs. Für den Doctor war dieſer Auftrag geweſen, wie wenn man bei einem Drechsler in Witoborn ein Linienſchiff für die engliſche Marine beſtellt hätte. Er hatte ſeine katergrauen, etwas gelbgeſprenkelten und ſchon ganz tageslichtſcheu gewordenen Augen aufgezogen, wie wenn der Cultusminiſter bei ihm wäre vorgefahren gekommen in Begleitung des Oberpräſidenten und ihn zum Mitglied der Akademie gemacht hätte. Er konnte von Stund an nicht mehr regelmäßig denken, nicht ſchlafen; er verjüngte ſich, als kämen ſeine alten Tage wieder, wo ſeine Ideen zum erſten male über das vaterländiſche Heidekraut flügge ins Land aufſtiegen wie Märzlerchen und alle Drechſelbänke der adeligen Höfe ringsum ſeine myſtiſchen Dreiecke, Kubuſſe und Koneiden darſtellten. Püttmeyer zeichnete den Teppich, maß ihn, klebte ihn in natura zuſammen, wie einen Drachen — voller Drachen. Das erſchütterte dann ſehr ſeine Geſundheit. Erſt heute hatte man ihn können aus Eſchede abholen laſſen. Er war wie der ſelige Nikolaus von der Flüe, den die Eidgenoſſen aus den wilden Bergen holten, um ihre Streitigkeiten zu ſchlichten, und den man tragen mußte, weil er das Gehen verlernt hatte. Alles war

ihm neu. In Witoborn behauptete er viel mehr Thürme zu ſehen, als ſonſt, während doch einige abgetragen waren. Die Vögel, die am Wege im Schnee hüpften, betrachtete er, als wären es neue Species, die inzwiſchen der Schöpfer geſchaffen. Und daß es ſich ſo treffen mußte, an dieſem Tage waren ſämmtliche Männer der gewählteren Geſellſchaft ins Gebirge nach Schloß Neuhof! Nun konnte er doch ſowol in Schloß Weſterhof, wie in der Kirche und jetzt wieder auf der Rückfahrt, ſo recht genießen, als zweiter Frauenlob, mitten unter dankbaren nur weiblichen Händen und Herzen gehegt zu werden. O that das wohl! Gleich einem alten Papagaien hatte er gegurrt und gegrammelt vor Behagen, als ihm die Frauen und Fräulein auf dem Chor vor und nach der Meſſe ſo viel Zuckerbrot in Worten gaben, ſeine Güte, ſeinen Geiſt, ſeinen Geſchmack lobten. Wie der große Pfau des Liberi wedelte er! Noch ſtand ihm das einfache Familiendiner im Schloß, für den Nachmittag die Rückfahrt nach Eſchede und für einen der nächſten Tage noch eine größere Huldigung bevor. Bei einer Jagd, die in dem von Terſchka für Thiebold de Jonge beſtimmten Walde gehalten werden ſollte, einer Jagd, deren Honneurs der Trauer der Dorſte's wegen ein nachbarlicher Graf Münnich übernommen hatte, ſollte Püttmeyer den Damen, die auf Münnichhof die heimkehrenden Nimrod's erwarteten, ſein philoſophiſch-mathematiſches Syſtem in der Art erklären, wie er dies alle Jahre einmal in Eſchede that, durch Ombres chinoises, d. h. Transparentfiguren in einem dunkeln, weihrauchgefüllten Zimmer.

Und Tante Benigna! Die vielbeſprochene Schweſter

Monika's! Die ſogenannte Meg-Merilies ſitzt da nun auch vor uns! ... Wie beurtheilt ihr doch die Menſchen immer nur nach dem, was ſie euch zu euerm eigenen zufälligen Nutzen oder Schaden ſind! Die Mutter Monika's, die Großmutter Armgart's konnte Tante Benigna, Fräulein von Ubbelohde, allerdings ſein; aber von einer Hexe, von einer Kindesräuberin hatte ſie gar nichts. Wie lange lag auch jener furor saxonicus ſchon hinter ihr! Ein ſchwarzer Trauer-Sammethut mit Kreppbändern zeigte das Antlitz einer funfzigjährigen Jungfrau, deren Augen etwas ermüdet waren, die Lippen weit mehr bedacht eine kleine Zahnlücke als heroiſche Entſchlüſſe zu verbergen ... Onkel Levinus, ihr Schwager, war ihr Verlobter, mit dem ſie ſich zu verheirathen vergeſſen hatte. Sie ſetzten beide ihren Brautſtand mit der immer gleichen Courtoiſie fort, die ſchon bei ihrem erſten Verſpruche ſtattfand. Sie lebten unter Einem Dache, führten die gleichen Geſchäfte, die Verwaltung der Güter des Grafen Joſeph, zankten ſich nicht ſelten, aber die wirkliche Ehe war in Vergeſſenheit gerathen. Ob das traurige Beiſpiel von Bruder und Schweſter ſie erſchreckte? Ob ſie Reue hatten über ihre wilde Einmiſchung in dieſe unglückliche Ehe? Ob ſie in der Erziehung Armgart's ſich hinlänglich verbunden fühlten? Möglich; aber Tante Benigna war keine Meg-Merilies. Ein Kind nimmt geiſtige Größe für phyſiſche und erinnert ſich ſeines kleinen alten Lehrers immer in der Geſtalt eines Rieſen. Monika war zwanzig Jahre, als ſie Benigna zum letzten male ſah und ihre um ſo viele Jahre ältere Schweſter ſtand ihr noch immer in der Leidenſchaft vor Augen, von der ſie damals gegen ſie beſeelt war. Wie war aber auch Benigna zuſammen-

gegangen! Es iſt ein ganz mäßig gebautes, faſt anſpruchsloſes Weſen. Sie lichert verlegen, wenn von Levinus von Hülleshoven als ihrer erſten und einzigen Liebe die Rede iſt, wie eine jede andere alte Jungfrau in gleicher Lage auch gethan haben würde. Längſt war dieſe Beziehung unter die Dinge gerathen, deren Löſung der Menſch dem Jenſeits überläßt. Tante und Onkel, beide hatten ſo viel mit ihren Aemtern und nächſt dieſen auch mit ſich ſelbſt zu thun, daß es zu keiner Wiederanknüpfung an die alte Zeit mehr kam; beide vertrockneten in ſich ſelbſt. Die Zeit, die Onkel Levinus an der Verwaltung erübrigte, gehörte der Gelehrſamkeit, den Alterthumsſtudien, den Entdeckungsreiſen ins Innere Afrikas und ſeinem chemiſchen Laboratorium. Die Zeit, die Benigna erübrigte, gehörte der „Erziehung“ Paula's und Armgart's, die indeſſen umgekehrt beide mehr die Tante erzogen. Benigna iſt allerdings reizbar, ſehr ſtreitſüchtig, gutmüthig wol, aber erſt nach Anfällen heftiger Strenge, überfromm und ſittenrichteriſch bis zum Unſchönen. Wenn ſie dann von allem erſchöpft Abends in den Seſſel ſinkt, ſchläft ſie freilich ſo gut ein wie andere; ja ſie ſpricht ſogar im Traume, nie jedoch etwas Geiſtreiches. Die beiden Pfleglinge haben ſie ganz in der Gewalt; Armgart mit Liſt, Paula mit Güte; und manchmal entwickelte auch ſie Neckerei. Trotzdem daß Tante Benigna heute aus ihrem Mantel ohne Pelz („man muß ſich nicht verwöhnen“) und ihrem Hute ohne Schleier („Schade was für eine rothe Naſe!“) gedankenvoll in die Gegend ſchaut und immerfort an den beſchlagenen Fenſterſcheiben wiſcht, um zu ſehen, welcher Gottesfriede und welche nächſtjährige Erntehoffnung auf der Winterſaat ruht und am wievielten Chauſſeeſtein

man ſich befand, hätte ſie doch ganz gern auch ein bischen den Doctor geneckt. Denn ſein Frack war doch auch gar zu altmodiſch! Wie hatte man ihn in Eſchede „eingemummelt“! Wie eine alte Meerkatze ſaß er da unter ſeinen Tüchern und Pelzen ... Da aber Armgart die Ernſteſte im Wagen blieb, mußte Tante Benigna ſchon ihre Neckluſt zügeln und ſtumm den Gedanken Audienz geben, die ſie hinlänglich quälten — dieſe Entäußerung des alten Beſitzes, die Zukunft Paula's, die Leiden und Viſionen derſelben, der Zuſtrom ſo vieler Menſchen, die die „Seherin“ beunruhigten, und die Sorgen wieder um dieſe gar „nicht zu berechnende“ Armgart, um die Nähe ihrer Schweſter, um die Anſiedelung ihres Schwagers in Witobern, ſein „unſtandesgemäßes“ Fabrikproject mit Hedemann, endlich auch die unruhige Zeit, die Aufregung der Gemüther, die Zänkereien des neuen Pfarrers mit den Gemeindegliedern, und dazu der Pferdeſtall, die Kühe, die Schafe, die Schweine, die Fruchtpreiſe, alles, was zwar ſchon in die Verwaltungsſphäre des Onkel Levinus hinübergriff, von dieſem jedoch oft ſo gefährlich vernachläſſigt wurde, wenn er hinter ſeinen Tiegeln und Retorten kauerte oder eine Entdeckung machte von foſſilen Thieren in einem Kalkſteinbruch oder ihm ein alter Römerhelm überbracht wurde, über deſſen muthmaßlichen ehemaligen Beſitzer er ſämmtliche Bücher des Tacitus wieder noch einmal friſch durchleſen mußte und dann Abhandlungen ſchrieb und ſich in gelehrte Streitigkeiten mit Provinzblättern verwickelte.

Armgart, wie geſagt, ging auf die Neckluſt der Tante nicht ein ... „Herr! Cröne Mein Beginnen!“ ſprachen,

wie tief innenwärts gewandt, ihre braunen Augen. Auch bei ihr war der Hut von durchbrochenem ſchwarzen Flor. Ihr dunkelbraunes Haar ſah man wenig und auch über das heute wachsweiße, nur am Näschen etwas von der Kälte geröthete Antlitz zog ſie zuweilen raſch einen ſchwarzen Schleier, den ſie trotz des „Schade was" der Tante trug. In ihrer Bruſt gab es wilde Kämpfe; auf ihrem Antlitz fürchtete ſie, die Spuren davon zu verrathen. Gleich nach ihrer Ankunft von Lindenwerth hatte ſie am Altar der Stiftskirche zu Heiligenkreuz der Gottesmutter gelobt: „Nicht Vater! Nicht Mutter! Beide!" Das führte ſie durch. Das nähte ſie in ihren Drachen. Das ſtickte ſie in ihre Cigarrentaſche. Das häkelte ſie in ihren Aſchenbecher — ſie verlor dieſe Vielliebchen, weil ſie nur dem Gedanken lebte, daß die Mutter oder der Vater in jeder Stunde kommen könnten. Auch ſie wiſchte mit dem weißen Tuche, das ſie, als könnte ſie plötzlich weinen, immer in der Hand hielt, das beſchlagene Fenſter neben ſich ab. Sie that es, um ſich zu überzeugen, ob kein Geſpenſt ihrer Furcht oder Hoffnung hereinſchaute ... Wie anbetend blickte ſie dabei zuweilen zu ihrer lächelnden Freundin Paula hinüber, zuweilen auch wieder in den geſtammten Achat am Himmel. Daß es für gewiſſe Seelen und gewiſſe Zuſtände Engel gab, ganz ſo weſenhaft ſichtbar wie die kleinen dicken Jungen, die in der alten Kirche zu Sanct-Liberi den Baldachin über dem geſchmackloſen Hochaltar hielten, das war in dieſer Sphäre eine ganz vollendete Thatſache.

Und Paula, die wir nun auch hätten wiederſehen ſollen, nur im Concert der Sphären, nur ſo, wie ſie in Bonaven-

tura's nächtlichen Träumen auf klingender Luft ſchwebte — da ſitzt nun auch die „Seherin“ — in der Ecke eines altfränkiſchen Wagens — (die Staatskutſchen waren beim Leichenbegängniß), fährt hoch auf bei jedem Verlaſſen des gefrorenen Gleiſes und bekommt dann von der Seite einen Ruck der Tante und faſt die Berührung der Naſenſpitze des Doctors ... Es iſt ſo, wie das Leben auch die Kaiſer und die Könige auf die Erde eintreten läßt, ohne Krone, auch die künftigen Heiligen ohne allen Heiligenſchein. Aus ihrem weiten ſchweren ſchwarzen Sammetpelzmantel und dem ſchwarzen Sammethute heraus iſt jetzt nur das längliche edle Antlitz Paula's erſichtlich. Es beſitzt den ſchärfſten Ausdruck aller Schönheitslinien. Die Naſe iſt geſchwungen; die Augen ſind dunkelblau, hochgewölbt, beſchattet von vollen Brauen und Wimpern, die im Gegenſatz zum goldgelben Haar des Hauptes ſchwarz wie mit Kohle gezeichnet ſind. Die Stirn iſt klar und frei, das Kinn iſt oval, der Mund lächelnd und die Lippe ſonſt roſig, heute nur von der Kälte der Kirche etwas erblaßt und auch das Antlitz bleich. In Paula's Art, das ſehen wir auch jetzt aus den eigenthümlich langgeſponnenen Fäden ihres Blickes, lag etwas von den Geiſterjungfrauen, die zwiſchen Tag und Nacht im Nebel über die Erde ſchreiten. Sie würde nicht ſelbſt geſucht haben eine Velleda zu ſein und im heiligen Hain des Juminſul zu opfern, aber die Völker ringsum hätten ſie an den Altar geführt und ihr Iphigeniens Opfermeſſer in die Hand gedrückt. Wenn ſie ihr Auge mit den ſeltſam ſchwarzen langen Wimpern aufſchlug, da zog es jede Weltlichkeit empor und wiederum blieb das Geiſtigſte, das ſie anregte, doch nicht ohne einen Reiz für die Sinne. Kaum

gibt es Beſtrickenderes, als allein ſchon der Blick auf dies Naturſpiel: goldblondes Haar und auf den Augenbrauen und Wimpern ein dunkelſtes Schwarz.

Paula's Sinn war ſo mild, ſo gütig. Und immer nahe ſtand der Armen jener Traumgott mit dem Mohnblumenkranz, der nur ſanft, ſanft die Hand über ihre Augen zu ſtreifen brauchte, und ſie entſchlief mit räthſelhaften Organen, mit denen wir andern nicht ſchlafen. Dann ſprach ſie in verworrenen Worten, ſah Entferntes mit geſchloſſenem Auge, hörte ſelbſt das Ticken einer Uhr in entlegenſten Räumen. So krank ſie ſich bei dieſer zweifelhaften Gabe des Geſchickes fühlte und ſo unendlich müd ſie mit ihrem ſchlanken Wuchs dahinwallte über die Erde (gegen ein Hüftleiden hatte ſie einſt lange im Streckbett gelegen): dennoch war ihr Sinn ſelbſt nicht zu ernſt oder feierlich. Ei, jetzt am wenigſten, wo Wonnetage ihr aufgegangen waren; erſt die Ankunft Benno's von Aſſelyn, den ſie noch wenig kannte, der aber ein Vorläufer Bonaventura's war; und dann dieſer ſelbſt! Kein Wunder, daß ſie trotz der Meſſe, trotz der Trauer um ihren Oheim, trotz der etwas lauernd grübelnden Miene der Tante Benigna, trotz Armgart's ſeit einiger Zeit gar nicht mehr wiederzuerkennender Art und ewig verſtörter Abweſenheit, über den Anblick des Doctors Püttmeyer lächelte und höchſt freundlich blicken mußte. Schon den ganzen Vormittag war ſie durch ihn heiter geſtimmt ...

Sie kannten ja den unglücklichen Sohn des Onkel Kronſyndikus, Herr Doctor? begann ſie mit ſüßmelodiſcher, wenn auch leiſer Stimme und ſprach das faſt im Recken ...

Der Doctor erkundigte ſich bei jeder Frage immer erſt mit einem: Wie befehlen —? Taub war er nicht, es war ihm nur ermuthigender, jede Frage zweimal zu hören und inzwiſchen ſich die Antwort zu formuliren.

Als die Frage von Armgart, die wie ein dienender Cherub zu den Füßen ihrer Heiligen ſaß, wiederholt war — die Tante mußte ſich ſchon lange innerlich ſagen: Paſſen Sie doch beſſer auf, mein beſter Herr! — beſtätigte Püttmeyer dieſe Bekanntſchaft in einer eigenthümlichen Vortragsweiſe. Er pruhſtete nicht gerade, räusperte und ſchnurrte auch nicht, aber ſein Stimmchen war höchſt fein und konnte erſt durch mancherlei Manöver zu hinlänglich ausreichendem Athem kommen ...

Durch ſeine Mittheilungen gab es dann Rückblicke auf manches Düſtere und Schauerliche, das lieber in dieſem Kreiſe vermieden geweſen wäre. Der Mönch Sebaſtus wurde erwähnt, der krank lag im Kloſter Himmelpfort, wohin ihn die Regierung hatte zurückbringen laſſen. Das Pentagramm und die Tannenfahne (Tanfana), beides Symbole der göttinger Bierhäuſer, kamen zur Sprache und bei Gelegenheit der Thaten des Kronſyndikus und der ewigen Ruhe deſſelben rühmte Püttmeyer wieder Armgart's Symbolik des Fegefeuers. Die Tante war es, die ſtreng mit ihrem ſchwarzen Handſchuhfinger das niederwärtsfahrende geflügelte Kreuz am beſchlagenen Fenſter ohne alle Rückſicht hinmalte.

Eine Pauſe trat nun ein. Armgart durchlebte ſie im Geiſt auf dem Nachen von Lindenwerth. Benno ſtand mit dem Hut in der Hand ſie grüßend, wie ſie ab-

fuhr vom Hüneneck ... Sie ſeufzte tief auf ... An ihrem Aſchenbecher zog ſie mit den Schmelzperlen ebenſo auch ſchon manche Thräne auf ... Sie ſah kaum hin, als Püttmeyer ihre Symbolik ſo unausgeſetzt lobte und ausführlicher noch als im Briefe an die gute Angelika ſprach:

Ja, Ihr Herz Gottes, mein ſehr geehrtes gnädigſtes Fräulein, iſt — iſt eigentlich der bedeutungsvolle Kreis! Der Kreis iſt — hm! — unſer inhaltreichſtes Symbol! Der Kreis drückt die Welt ſelbſt aus, das All, wie ſchon die Alten die geringelte Schlange — hm! — noch tiefſinniger aber das Ei als den Urgrund alles Seins bezeichneten. (Die Tante replicirte im Geiſte, daß doch die Hühnereier oval wären ...) Die Kugel — das runde Ei der Schlange — (das war faſt wie ein Treffer auf den errathenen Einwand der berühmten Wirthſchafterin) iſt das Vollkommenſte oder richtiger die Vollkommenheit ſelbſt, der Begriff, die Monade, das Atom. Es iſt — hm! — die ganze Einheit, die an den Dingen ihr wahres Weſen ausdrückt! Denn ob nun ein Weltball oder eine Kegelkugel — hm! — eine Kegelkugel — (die Tante dachte hier an den Finkenhof und die Reformen des eifernden Pfarrers) es iſt dieſelbe Idee der harmoniſchen Beziehung eines Mittelpunktes — hm! — zu millionenfacher gleichzeitiger Entfernung. Was Sie ſehen, meine gnädigſten Herrſchaften, der Schnee da — hm! — der Vogel, der bereifte Baum, der Rauch eines Hauſes, alles — hm! — iſt die Wirkung einer Urſache, die wiederum zu einer andern Urſache als ihrem Mittelpunkte zurücklenkt und ſo geht das ganze Daſein — hm! — centripetal auf ein Inneres, aber auch immer wieder —

hm! — centrifugal auf ein Aeußeres, eine große Rundfläche aller Dinge. Die Allheit — die Allheit dieſer Strebungen iſt das Sein in Gott. Die Gottheit — iſt die Kugel und alle Seelen ſind — hm! — Sphäroiden. Das Suchen des Mittelpunkte? der Welt gibt den Radius. Wohl dem, der den längſten gefunden hat! Den, der — der durch den Mittelpunkt der Welt geht! Deſſen Denken iſt — hm! — gleich Gott ſelbſt!

Die Tante fand das alles im Grunde ſehr ſchön und ſo beim Fahren zwiſchen Sanct-Libori und Weſterhof auch höchſt merkwürdig, indeſſen meinte ſie doch, um eine gewiſſe Oppoſition, die ſich in ihr regte, nicht ganz zu unterdrücken: Oder ſein Glauben, Herr Doctor? ... Dann wandte ſie ſich, weil ſie, namentlich für die häßlichen Schlangeneier noch irgendeine ſchärfere Eruption ihrer andern Anſicht von alledem haben mußte, zu Armgart und ſagte:

Armgart, Armgart! Was träumſt du nur ewig!

Da Armgart kaum zuhörte, ſagte Paula, die die dem Doctor ungünſtig werdenden Gedanken der Tante errieth:

Liebe Tante, das Kreuz iſt nie ſo ſchön verklärt worden, wie vom Herrn Doctor Püttmeyer!

So? ſagte die Tante faſt verächtlich. Die Kugel kann ich für nichts ſo Großes halten!

Püttmeyer ſtreckte Naſe und Kinn aus ſeinem Shawl hervor und erwiderte:

Iſt nicht — hm! — meine Gnädigſte — der Apfel des menſchlichen Auges — Bitte, gnädigſte Comteſſe! wandte er ſich dann, die Rückſichten der Etikette abwägend, ſogleich wieder zu Paula, die zuerſt geſprochen. Das Kreuz iſt auch eben nur die Offenbarung der Kugel ...

Nein, nein, nein, nein! rief die Tante. Gott iſt keine Kugel ...

Armgart nahm noch immer keine Notiz. Sonſt würde ſie ſchon längſt geſagt haben: Aber ich bitte dich, liebe Tante! Das ſind ja gar keine Gegenſtände für dich! ... Paula blickte auf Armgart. Sollte ſie denn nun heute Armgart's Rolle übernehmen und ſtatt deren polemiſiren? ... Sie ſagte ganz heiter:

Ei, Tantchen, das ſind ja doch nur Bilder —!

Ei, das weiß ich ſehr wohl —! Ich bin nicht ſo dumm! ... fuhr die Tante auf ...

Mein gnädiges Fräulein, beſchwichtigte Püttmeyer, wenn ich beim Grafen Münnich die Ehre haben werde, mein Syſtem an Beiſpielen zu erläutern, ſo zweifle ich nicht an Ihrer — hm! — gewogentlichſten Zuſtimmung ... Gott — hm! — iſt die Idee des Kreiſes, die Radien und Diameter ſind die Begriffe — hm! — des Lebens. Die Linie iſt das Gegentheil des Kreiſes, das ewig — hm! — Continuirliche, die Ausdehnung, der Raum und die Zeit. Nun ſind aber nur diejenigen Linien vollkommen, die einer Weſenheit angehören und die höchſte Weſenheit kann nur ſein — hm! — im Mittelpunkte eines Kreiſes zu ſtehen — d. h. wie man ja ſchon im Leben ſagt, ins Schwarze zu treffen — (Die Tante dachte hier an die bevorſtehende große Jagd mit allen ihren Sorgen und möglichen Unglücksfällen.) Denken Sie ſich Linien, die da- oder dorthin gehen — hm! — an der Fläche der Kugel oder ein wenig in ſie hinein, Tangenten, Sekanten, alles ohne den Urgrund, der da iſt: Dem Mittelpunkt anzugehören! Alle Stre-

dungen des bunten Lebens müſſen im Mittelpunkt ſich durchkreuzen und ſo iſt das Kreuz — hm! — auch recht der eigentliche Ausdruck der geoffenbarten Gottheit und im Grunde wieder die Kugel, d. h. Gott ſelbſt ...

So aufmerkſam Paula zuhörte, ſo intereſſirt ſich jetzt endlich auch Armgart etwas dem Geſpräche zuwandte, ſchüttelte die Tante doch den Kopf und fand dieſe fromme Wendung, die der arme Denker erſt in einem Nachtrag ſeines Syſtems gegeben habe, als er wegen „Chriſtus und Pythagoras" beinahe excommunicirt worden war, keineswegs katholiſch und überzeugend ... Wir haben auf unſern Altären, ſagte ſie ſogar mit Feinheit, das Kreuz mit zwei Balken, einem langen und einem kurzen, die doch eher dem Oval, als der Kugel entſprechen ...

Aber Tante, die Griechen! Der heilige Andreas! warf jetzt faſt ärgerlich Armgart hinein ...

Ach, das weiß ich ſelbſt! — lehnte im ſelben Tone die Tante ab und verbat ſich den Schein, als wenn ſie nicht wüßte, daß das griechiſche Kreuz, wie das Kreuz beim Johanniterorden, zwei ganz gleiche Schenkel hätte ...

Der Einwurf iſt ganz richtig! begütigte Püttmeyer die gereizte Stimmung und vergaß keineswegs, daß ihn Drohungen auch mit dem päpſtlichen Index einſt gezwungen hatten, ſeine Philoſophie urkatholiſcher zu modeln. Das griechiſche Kreuz iſt in der That unvollkommen! ſagte er. Es drückt nur die Gottheit Chriſti allein aus! Wir Alle wiſſen aber und bekennen es nicht blos in der chriſtkatholiſchen Lehre — hm! — daß Gott der Herr die Knechtsgeſtalt annahm. Demnach iſt der längere Balken — hm! — die Gottnatur, der kleinere

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Querbalken aber die irrende, menſchliche — hm! — mittelpunktloſe, die durch die Kugel nur ein gewöhnliches Segment macht. Gerade nur an einem ſolchen Segment konnte der Heiland rufen: Mich dürſtet! Nur an einem ſolchen Kreuze, das halb dem Weltall, halb dem kleinen Jeruſalem und dem Jahre 33 nach — hm! — Chriſti Geburt angehörte, halb dem Gott, halb dem Menſchen, konnte Jeſus für uns leiden! Jener Doppelquerbalken der großen Würdenträger und des Papſtes, ein Symbol, das gleichſam der dreifachen Krone entſpricht und das wir auch auf das Haupt — hm! — des Pfauen im Teppich geſetzt haben (Püttmeyer malte ans Fenſter ein ⫿), iſt die Einigung beider Auffaſſungen, der griechiſchen und römiſchen, des Chriſtus des Dogmas und der Concilien, und des Chriſtus der Oſterwoche, des leidenden. Uralt iſt ſchon die Ahnung unſers chriſtkatholiſchen Kreuzes bei allen Völkern. Der Hirtenſtab in den Händen des Oſiris, der Stab des Hermes, der die Seelen geleitet, der Hirtenſtab des Pan, der ſeinerſeits ſogar ſchon das All bedeutete . . . Das All, meine gnädigſten Herrſchaften — hm! — und dazu der Stab des guten „Hirten"! Wie nahe kam da ſchon die gerade Linie der Ahnung, daß nur noch die große Veranſtaltung zum Kreuze fehlte! Moſes — hm! — ſchlug ſchon mit einem Stab aus Felſen Waſſer! Aesculap, der Gott der Heilkunde, trägt einen ſchlangenumwundenen Stab! Ja im frühgebrauchten Zeichen der Venus, des Sternes der Liebe, ſind der Kreis und ſchon das Kreuz verbunden — ♀. Das iſt dann — hm! — der freundliche Morgen- und Abendſtern, der Stern des Morgenlandes,

der die Wahrheit halb ſchon ahnte, die dann an der Krippe Jeſu erſt ganz vernommen wurde, dieſe Wahrheit, die, wenn man ſie ganz bezeichnen wollte, einem Rade gleichkäme, ich meine, dieſer Figur: ⊕. Die drückt die ganze Schöpfung aus!

Alle ſchwiegen ... Theils vor Bewunderung, theils vor Nichtverſtändniß, theils aber auch — vor Schauder an dem Bilde des Rades, das Püttmeyer an die Fenſterſcheiben malte ... Armgart und Paula kannten die Sage von dem Rade auf dem Schloß des Kronſyndikus ...

Püttmeyer begriff das eintretende Schweigen nicht. Er war gewohnt, ſolche tiefkatholiſche Philoſophie lebhafter applaudirt zu hören. Dennoch hob ihn bald wieder die Ausſicht auf den vornehmen Comfort des Schloſſes und auf das Mittagsmahl ...

Noch war das Schloß nicht ganz erreicht. Man ſah es aber ſchon. Schloß Weſterhof lag auf einer kleinen Inſel. Ohne Zweifel war die Brücke, die jetzt von einem Heiligen gehütet wurde, in alten Zeiten eine Zugbrücke geweſen und hatte zu einer Burg geführt, von welcher noch jetzt vielleicht die vier ſtarken Eckthürme des Schloſſes herrührten. Der Herrenſitz der großen Gütermaſſen der Dorſte-Camphauſen ſtammte aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts und war jedenfalls nach den Verwüſtungen des Dreißigjährigen Krieges neu auf alten Trümmern erbaut. Von allen Seiten mit hohen Pappeln geziert, bot das Schloß nicht etwa einen Prachtbau dar; Glanzliebe würde nicht dem Charakter der Gegend entſprochen haben. Vier bewohnbare Thürme

erhoben ſich an den vier Ecken eines Quadratgebäudes, oben ſich zuſpitzend zu einem ſchieferbedeckten Rundach mit kupfernem Knauf. Zwiſchen dieſen vier Thürmen gingen vier gleichmäßige Seiten von zwei Stockwerken und zwölf Fenſtern der Länge nach, im zweiten Stock an jeder Seite ein Balcon von altem künſtlich gewundenen Schmiedeeiſen. Ein dritter Stock verengte ſich in einen Giebel, der gleichfalls ſpitz zulief und in einem Knopfe endete, ſodaß das ziemlich regelmäßige Gebäude acht Spitzen hatte und recht gut auch einem Kloſter entſprochen hätte. Die Wirthſchaftsgebäude lagen weiter ab und außerhalb der Inſel, die ihrerſeits groß genug war, auch noch an der Hinterfronte des Schloſſes einen parkartigen Garten zuzulaſſen, der ſich jenſeit einer zweiten Brücke verlängerte und jetzt ſchon manche Anlage aus dem Schnee heraus unterſcheiden ließ, zumal wenn ſie aus Tannen beſtand.

Endlich fuhr der Wagen über den hartfrierenden, knirſchenden Schnee und die ſteinerne Hauptbrücke; die Roſſe ſtanden und dampften vor dem Portal, einem kleinen, dem Geſchmack des Ganzen völlig entſprechenden Schnörkeldache, das von zwei kurzen Säulchen getragen wurde. Zwei große Hunde ſprangen den Roſſen entgegen. Nun galt es, ſich aus den Pelzen herauszuwinden ...

Da aber hatte Tante Benigna ſchon bemerkt, daß der Schnee auf Paula plötzlich eine eigenthümliche Wirkung zu äußern anfing. Schon lange ermüdeten ihre Augen. Und ſo theilnehmend Paula lächelte und mit der ganzen Lieblichkeit ihres Antlitzes den Worten des

Doctors lauſchte (dachte ſie doch immer, was wol Bonaventura zu all dieſen Philoſophemen ſagen würde!) — allmählich wurde ihr Blick trüber und immer abweſender. Erſt ſchien nur der Schnee ſie zu blenden, die ſchwarzen Wimpern ſanken nieder und hoben ſich nur leiſe; als man aber am Schloß war, hatte auch Armgart ſchon die Entdeckung gemacht, daß Paula in dem ihr eigenen halb wachen, halb ſchlafenden Zuſtande war. Sie verrichtete alle Functionen wie mit vollem Bewußtſein, gab Antworten auf jede an ſie gerichtete Frage, nahm Armgart's Hand, die ſie führte, ſtreichelte auch die Hunde, die in allen möglichen Stellungen ſie umkreiſten, ſpringend, kratzend, als gält' es, unter den Strohmatten auf der Treppe, die ſchon beſchritten wurde, oder an den Ritzen der dunkelbraun geſtrichenen hohen Thüren, die auf die Corridore hinausgingen, nach Mäuſen zu jagen. Die Tante dämpfte alles, was ſtören konnte. Erſt als Püttmeyer auf der Treppe eine Anzahl von Kranken ſah, Mütter mit Kindern, Blinde, Lahme mit Krücken, Bittende mit Briefen in der Hand, da verſtand er, daß ihm heute auch noch das hohe Glück zu Theil werden ſollte, Zeuge der vielbeſprochenen ekſtatiſchen Zuſtände der jungen Gräfin zu ſein!

Am geheimnißvollen Schleier der Iſis zu ſtehen iſt nichts Kleines. Püttmeyer's Athem, ohnehin nur kurz, ſtockte vollends. Mechaniſch ließ er ſich von dem Diener ſeiner Umhüllungen entkleiden. Faſt hätte er auch ſein groſſes weißes Halstuch abbinden laſſen, das einer ſchützenden Ueberbinde ähnlich ſah. Die raſche Hülfe eines jungen, in eleganter Toilette hinzuſpringenden Mannes ſchützte ihn

vor dem Misverſtändniß und dem Verluſt eines ſchönen Knotens, den ihm die Frau Steuerinſpector Emminghaus mit eigener Hand heute früh gebunden hatte ...

Der junge hälfreiche Mann war Thiebold de Jonge ... Mit ſeinem nur „ſcheinbaren Adel" hatte er ſich nicht an dem Leichenbegängniß betheiligen wollen. Tante Benigna erſah mit ſichtlichem Wohlgefallen, wie der vorzugsweiſe von ihr gern geſehene und ein für allemal geladene Gaſt ſich ſchon wieder nützlich machte ...

Paula wurde von Armgart geführt ... Hoch und ſchlank ſchritt ſie dahin. Den ſchweren Sammetmantel hatte man ihr ſchon abgenommen. Sie war unter ihm in ſchwarze Seide gekleidet. Alle Thüren wurden aufgeriſſen. Die Diener kannten ſchon, wie ſie ſich in ſolcher Lage zu benehmen hatten ... Paula ſchwebte förmlich ... Die Frauen führten ſie in ihre Zimmer. Püttmeyer, voll Staunen und die Hände faltend, blieb mit Thiebold allein. Thiebold hatte für eine ſeiner gewohnten geiſtreichen Aeußerungen, die in dieſem Augenblick lautete: „Nicht wahr? Doch merkwürdig?" nie ſo viel Zuſtimmung gefunden.

Im großen Vorſaal, der etwas düſter war, da ein über ihm befindlicher Balcon ihm das Licht nahm, befand ſich an der Thür das Weihwaſſer ...

Tante Benigna und Armgart hatten ſich beim Eintreten trotz der Aufregung durch Paula's Zuſtand benetzt; Paula war vorübergegangen ...

Vom Vorſaal ſchritt man zur Rechten in ein geräumiges, wenn auch nicht zu großes Wohnzimmer. Hier war alles mit Teppichen belegt. Die Vorhänge waren von grüner Seide. Ein Flügel ſtand aufgeſchlagen, auf

dem ohne Zweifel Thiebold eben einige Fingerübungen gemacht hatte, denn mit ſo wenig Virtuoſität, wie er ſie beſaß, hier Effect zu machen, hätte er ſich nicht für möglich gedacht. Sopha, Stühle, alles war mit grüner Seide überzogen. Die Etagèren und kleinen Schränke waren von dunkelbraunem Holze und in gothiſchen Formen. Die Bilder ſtellten Scenen aus dem Leben der Apoſtel und Heiligen dar. An frommen Büchern und Provinzialzeitungen war kein Mangel ...

Püttmeyer kämpfte nicht wenig, wie er es anſtellen ſollte, über Dinge, die hier ſo leicht genommen wurden, ſein ganzes Erſtaunen auszudrücken. Er kannte Erfahrungen dieſer Art nur aus Büchern. Er hatte Abends „bei Schönians", wo er jeden Abend ſeine zwei Gläſer — Gerſtenſchleim trank, oder an ſeine ihn beſuchenden Verehrerinnen ſich, wenn er um Erklärung angegangen wurde, dahin geäußert, daß das klare und intellectuelle Leben des Menſchen die Centripetalität, d. h. das Streben zum Mittelpunkt wäre, aber das Gefühls- und nervöſe Leben die Centrifugalität. Er hatte oft geäußert, daß man einer ſolchen Verrückung und Umkehrung dieſer Thätigkeit, wenn ſie auch Krankheit wäre, getroſt nachgeben und der großen Weltſeele näher zu kommen ſuchen ſollte. Da die Viſionen der Gräfin keineswegs recht in die chriſtlichen Anſchauungen paſſen wollten, da ſie, wie Armgart's Mutter noch vor kurzem bei Piter Rattendyk etwas zu vorſchnell geglaubt hatte, keineswegs immer mit Chriſtus und der Gottesmutter „im Jenſeits" verbunden zu ſein behauptete, ſo hatten die Prieſter ringsum noch keine beſonders entſchiedene Meinung über

ſie ausſprechen mögen. Aber die hohe Stellung der Gräfin hinderte ein Einſchreiten dagegen. Dann war von der Reſidenz des Kirchenfürſten, als noch Michahelles allmächtig war, die Weiſung gekommen, an den Vorfällen nichts zu ſtören, ſie gehen zu laſſen, wie ſie gingen, und erſt die Ankunft des Domherrn und Archipresbyters von Aſſelyn abzuwarten, der Bericht erſtatten ſollte. Umſomehr konnte Püttmeyer die Anſicht von böſen Dämonen und einem unheiligen Zuſtande bekämpfen; vollends da, als er hörte, daß Paula vorzugsweiſe von großen unermeßlichen bunten Ringen ſprach, durch die allemal erſt ihr geiſtiges Auge hindurchdringen müſſe, wie durch ein großes, rieſig aufgezogenes Perſpectiv ... Und als Armgart ihn zum erſten male beſuchte und die Rede von Paula's Viſionen war, hatte ſie ihm geſagt: Des Magnetiſeurs bedarf ſie nicht. Der Onkel macht ſie durch einfache Berührung hellſehend. Vor Jahren durfte der ehemalige Porteépée-Fähnrich von Aſſelyn, jetzige Domherr, nur in der Nähe ſein, ſo fühlte ſie den Strom, der ihr durch die Fingerſpitzen wie in glühenden Tropfen abfiel, und was man ſie fragte, ſah und hörte und las ſie. Erſt ſind's immer große bunte Ringe, die ſie ſieht, dann ſind's grüne Wieſen, darüber leuchtet Violett- und Roſaſchein und nun begegnet ihr alles, was dieſſeit und jenſeit der Erde lebt, ſowol die großen Jagdhunde des Onkels, wie die Heiligen Gottes, ſowol Tantens verlegte Ueberſchuhe, wie König David mit ſeiner Harfe!

Thiebold ſtellte dem Doctor ſich ſelbſt vor und äußerte im Mäcenaston ſeine Freude, einen ſo „berühmten Dichter"

perſönlich kennen zu lernen ... Benno hatte ihm einige Erläuterungen über ihn gegeben und gern hätte er ſchon à la Piter Kattendyk geſagt: Speiſen Sie bei mir!

Ich habe bereits ſo vieles Schmeichelhafte von Ihnen gehört und „geleſen"! fuhr er fort. Und beſonders von Fräulein Angelika Müller! Haben Sie lange keine Nachricht von dieſer Vortrefflichſten? Ich habe immer gerechnet, Ihre Verbindung bald annoncirt zu hören. Herr Doctor, Herr Doctor! Ich ſollte meinen, es wäre Zeit ...

Püttmeyer konnte ſo raſchem Redeſtrom nicht folgen, wodurch Thiebold veranlaßt wurde aufs neue auf Angelika zurückzukommen und den Geiſt, das Gemüth, vorzugsweiſe aber die himmliſche Geduld dieſer Einzigen zu rühmen ...

Püttmeyer beſtätigte alles das, ſeufzte tief auf und ſagte wiederholentlich:

Laissez passer! Laissez passer! Laissez passer!

Wie ſo? entgegnete Thiebold mit elegiſchem Blick und fuhr ſich mit den bei Ankunft des vierſpännigen Wagens wieder von ihm angezogenen weißen Handſchuhen in ſein in Witoborn, wo er mit Benno bei Hedemann wohnte, ſchön friſirtes Blondhaar und verſchluckte eine ſentimentale Wendung, die etwa ſagen wollte: Auch du mußt dich ja an verklungene Hoffnungen gewöhnen! ... Denn Armgart war ſonderbarerweiſe auch ihm das nicht mehr, was ſie einſt geweſen ... Ein Räthſel umſpann die Freundin, ein Räthſel, „glücklicherweiſe", konnte er in ſeiner „Bosheit" ſagen, auch für Benno ...

Ein Diener trug eben eine ſonderbare Laſt an ihnen

vorüber ... Es war ein Kiſſen voll kleiner Gegenſtände, wie Nadeln, Ringe, Brochen, Gebetbücher, Roſenkränze, Crucifixe ... Der Diener ging damit ſchnell, aber faſt auf den Zehen in die noch offenſtehende Thür, durch welche man Paula in die innern Gemächer geführt hatte ...

Auf Püttmeyer's Erſtaunen gab ihm Thiebold eine Erklärung. Der Zudrang zu Paula's Wunderkraft nehme immer mehr zu. Der Onkel Levinus verböte zwar die Abgabe der hundert Dinge, die die Gräfin nur einmal zu berühren brauchte, um ſie heilkräftig zu machen, auch Tante Benigna nähme Rückſichten auf Paula's Geſundheit und Ruhe und dennoch beſäße man die Freundlichkeit und „ſtellenweiſe" die Schwäche, der Aufregung der ganzen Provinz und der Zeit ohnehin „Rechnung zu tragen" ... In der That hätte oft ein Schreiber in der Rechenei der gräflichen Güter unausgeſetzt mit dem Zurückſenden ſolcher Dinge zu thun und obgleich der exacte Sinn des Onkels jedem dabei ſchreiben laſſe, er bedauerte dieſe Gegenſtände ſo zurückſchicken zu müſſen, wie ſie gekommen wären, ließe ſich der Volksglaube doch nicht nehmen, daß dieſe Gegenſtände von der wunderthätigen jungen Gräfin, der Seherin von Weſterhof, wirklich berührt worden wären. Man empfange ablehnende Antworten und doch wären ſchon die Briefe den Leuten geweiht und wirkten auch. Im ganzen Lande ſtünde feſt, daß eine von Gräfin Paula berührte Wachskerze nur angezündet zu werden brauchte am Bette eines Leidenden und alsbald würde ſein Uebel verſchwinden ...

Püttmeyer thaute vor dieſer mittheilſamen Suada auf ... Auch er erzählte von Armgart's Beſuch ... Fräulein Armgart von Hüllesboven, ſagte er, erzählte mir, daß die Comteſſe vor allem an ſich ſelber glaube. Sie ſagte mir: Wie ſollte meine Freundin denn dieſe eigenthümliche Kraft ſich deuten, die ihr ganzes Sein immer wie aufwärts zieht? Es ginge ja durch ihr Inneres, und das ganz körperlich, manchmal ein Strom quer über den Rücken hinweg, als müßte ſie ſich beugen und, wenn ſie wollte und dabei an Gott dächte, theilte ſich dieſer Strom und liefe in die Arme und Fingerſpitzen aus, aus denen es ihr dann wie heiße Tropfen perlte! Schon als Kind hätte ihre ſüße Freundin dieſen Strom gehabt und oft zu Fräulein Benigna, ihrer Erzieherin, geſagt: Tante, ich könnte mich rückwärts biegen wie ein Ring und ſo mit dem Kopf auf die Erde kommen! Und einmal — doch ich bitte Sie — Herr Baron —

Bitte recht ſehr! verſicherte Thiebold ſeine Discretion und erröthete über ſeinen „ſcheinbaren Adel“ ...

Püttmeyer wollte nur entſchuldigen, daß er ſo viel allein ſprach ...

Einmal, Herr Baron, war Fräulein Benigna, die die Wirthſchaft des Grafen Joſeph führte, voll Verzweiflung zu dieſem in ſein Studirzimmer geſtürzt und hatte ihn gerufen, zu Hülfe zu kommen. Da ſahen ſie Comteſſe, ſo ſchlank und lang ſie ſchon war, mit aufgelöſtem Haar auf der grünſeidenen Decke ihres Bettes ſtehen, im langen ſpitzenbeſetzten Hemde und hochaufgerichtet wider die Wand, dicht zwiſchen dem Weihwaſſerkeſſel, dem Crucifix und dem Bilde ihrer Mutter ſich an-

# Gesammelte Werke

von

# Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

## Siebenter Band.

Blasedow und seine Söhne. Roman I.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

ſtemmend und gegen die Wand ſich ſo furchtbar drängend, als wollte ſie die Mauer eindrücken ...

Thiebold ſtrich ſich die Friſur, als fühlte er, wie ſie ſich „vor Horreur“ ſträubte ...

Ja, Herr Baron! fuhr Püttmeyer erregt fort. Faſt unglaublich, aber Fräulein Armgart verſicherte es. Der Mond ſtand gerade gegenüber und ſchien Comteſſen ins Antlitz. Comteſſe war bei völliger Beſinnung und ſagte nur immer: Ich muß das ſo! Die Aerzte ſprachen damals, wie ich wol verſtand, von der Entwickelung des weiblichen Lebens und konnten nur Vorbaumaßregeln anempfehlen, wenn die Anfälle ſich wiederholten ... Aber ſie kamen wieder mit allen Schrecken von Bewegungen, die oft aller uns geläufigen Geſetze von der Schwere und Centripetalkraft der Dinge ſpotteten. Das kranke Mädchen konnte ſich gegen die Wand abſtemmen und in der Schwebe mit ganzer Körperſchwere erhalten. Somnambulismus fehlte damals noch. Vielmehr ſtellte ſich in ihrem fünfzehnten Jahr eine ſtarke Reaction des Körpers in ſeinen Muskeln und ſozuſagen irdiſchern Theilen ein. Der Gang wurde träge, hängend, Comteſſe fingen zu hinken an. Nun kamen ſie auf die berühmten Streckbetten einer ſüddeutſchen Stadt. Das zweijährige Liegen in einer faſt ununterbrochen gleichen Lage ſchloß ihr allerdings wol die Pforten des Phantaſielebens auf; doch bald trat immer deutlicher Clairvoyance hinzu. Sie kannte ihren Zuſtand. Sie hielt ihn ſo werth, daß ſie, wie Fräulein Armgart verſicherte, in der Beichte ſich der Eitelkeit anklagte. Da ihr Befinden, einige vorübergehende Störungen ausgenommen, kein eigentlich krankes

war, wenn ſie ſich in ihrer gewohnten Weiſe erhielt, ſo blieben von ihr die Zumuthungen künſtlich magnetiſcher Einwirkungen fern. Sie hatte ihre beſtimmten Zeiten des Schlafes, beſtimmte Bedingungen, wie den langen Anblick des Waſſers, des Metalls, des Schnees, die ihr ein waches Träumen verurſachten. Dann durfte nur der Herr Baron von Hülleshoven leiſe einmal mit der Hand über ſie hinſtreifen und ſie antwortete auf jede Frage, die er an ſie richtete. Sonſt wirkt, hör' ich, alles auf ſie, was ſie lieb hat, ſelbſt das Anſtreifen — ihrer großen Doggen! Sie iſt im Bann des Wohlbefindens bei gewiſſen Menſchen ebenſo, wie im Bann des Schmerzes bei andern. Hört ſie von Hoffnungen, die auf ſie gerichtet werden, ſo nimmt ſie ihr Brevier, lieſt die entſprechende Tagzeit und glaubt, ihr Gebet müßte geholfen haben; wenigſtens zöge es ſie, ſagte Fräulein Armgart, mit ganzer Seele zu den Leidenden hin ... Seit einiger Zeit vollends ſoll die Heilkraft und die Sehergabe außerordentlich geworden ſein ...

Hier wurde Püttmeyer's förmlich in einen reißenden Strom gebrachte Rede von demſelben Diener unterbrochen, der eilends und erſchreckt zurückkehrte, das Kiſſen mit den Gegenſtänden von vorhin noch auf der Hand ...

Was iſt? fragte Thiebold ...

He ſpreekt! ſagte der Diener auf plattdeutſch und eilte beſtürzt vorüber ...

Sie ſpricht? ... wiederholten beide ...

Thiebold, mit jenem Vorwitz, „den auch nur er haben konnte", zog den Doctor, der ſich ſträubte, näher, beſchritt die offene Thür, kam durch ein Zwiſchenzimmer,

fand wieder eine Thür offen, dann einen ſchwerſammetnen blauen Vorhang, lüftete dieſen und ließ ihn plötzlich ſinken ...

Es war ein kleines Durchgangscabinet, noch vor Paula's Schlafzimmer ... Hier lag die Schlafende auf einem Ruhebett und ſprach in vernehmlichen Worten.

## 4.

Dies Vorcabinet war ein Neubau, der eine frühere Unterbrechung der Wohn- und Schlafzimmer durch einen Gang verhinderte und verdeckte. Von einem obern Zimmer hatte es ein durch gedämpftes Glas hereinfallendes Kuppellicht ...

Das Schlafzimmer daneben war faſt dunkel, aber die dunkeln Schatten leuchteten bunt. An den Fenſtern prangten praktikable bunte Läden von bleigefügten, ſchön zuſammengeſtellten alten Kirchenfenſtertrümmern ...

Es ſah hier aus wie der Eingang in eine Kapelle ...

In dem Vorcabinet, beſchienen von dem matten Kuppellicht, lag Paula, völlig angekleidet auf einem Ruhebett ... Die Haare glänzten golden ... Ihre Augen waren geſchloſſen, ihre Blicke lächelten ... Armgart ſtand zu Paula's Häupten, ſelbſt geiſterhaft wie eine Votin aus jenem Traumreich, von dem einſt der griechiſche Sänger ſagte, es hätte zwei Ausgangspforten, eine von Elfenbein, aus dieſer kämen die unwahren Träume, eine von Horn, aus dieſer kämen die zutreffenden ... Die Tante hielt Paula's Hände ...

Thiebold wagte nicht einzutreten, zog ſich aber auch

nicht zurück und winkte vielmehr dem Doctor, der ſo kreideweiß war, wie ſeine Halsbinde ...

Deutlich hörte man die langſam und hellgeſprochenen Worte:

O die liebe, liebe, liebe Sonne! ... Wie glitzert das im Schnee ... Ein Brillant auf jeder Tannenſpitze ... Ach, ach! ... Das iſt ein Schatz — im Düſternbroek ...

Im Düſternbroek?

Püttmeyer glaubte, die Seherin wäre in dem Reiche der ewigen Kreiſe, Tangenten und Sekanten — Der Düſternbroek lag nur drei Meilen von hier ...

St! ſagte aber Thiebold ſchon, nur auf eine Ahnung hin, Püttmeyer könnte ſich erläuternd oder anzweifelnd bewegen ...

Püttmeyer ſchluckte nur ſeine Angſt hinunter und hielt ſich an einen Stuhl, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren ...

Nun kommen ſie! fuhr die Träumende fort ... Wie ſie ſo lieblich ſingen, die Mönche! ... Silberbeſchlagen iſt der Sarg ... Laienbrüder tragen ihn ... Die Armen! Wie die Füße ſo nackt durch den Schnee müſſen! ... Alle ſingen: Dona eis pacem ... Wie heißt das, Fräulein — Schwarz? ...

Die Träumende ſchwieg ...

Thiebold ſtand ſchreckergriffen. Er glaubte, „verſichert ſein zu dürfen", daß die Gräfin drei Meilen weit das eben ſtattfindende Begräbniß des Kronſyndikus ſähe; aber was ſollte dann Fräulein Schwarz, die doch wol niemand anders ſein konnte, als ihre frühere Geſellſchafterin,

jene Lucinde, der Benno ein lateiniſches Wörterbuch gekauft hatte? War denn dieſe bei dem Begräbniß zugegen?

Püttmeyer ſchlich athemlos einen Schritt näher ...

Die Gräfin ſprach ſchon wieder laut, doch etwas unverſtändlicher ...

Erſt allmählich unterſchied man die Worte:

Die Wagen nehmen ja kein Ende ... Ich zähle ſchon dreiundzwanzig ... in dem erſten hinter den Franciscanern ſitzt der Präſident von Wittekind ... Neben ihm der Domherr ...

Wieder eine Pauſe ...

Dann der Onkel mit Benno —! fuhr Paula fort ...

Wieder ſchwieg ſie ...

Es geht ſo langſam ... Den Schnee ſchütten die Bauern auf ... Da läuft ein Reh über den Weg ... Alles ringsum Wald ... Aber die Menſchen ... Singen die und ſie läuten auf dem Schloſſe ... Der Zug kann jetzt nicht durch ... Jetzt ſchweigen die Mönche ... Einer ſingt ... Pater Ivo ... „Maria, Maienkönigin! Dich will der Mai begrüßen!“ ... Der Mai in dieſem Winter! ...

Püttmeyer kannte ja auch den Marienſänger, den Grafen Johannes von Zeeſen, der mit ſeinem Huſch! Huſch! die Meluſinen verjagte ...

In der dritten Kutſche ... fuhr Paula den Bebenden fort zu erzählen ... da ſitzt der Herr von Terſchka ... Bei ihm der Landrath ... Wie jung iſt der heute wieder! ... Herr von Enckefuß iſt ganz geſchminkt und ſchön friſirt ... Die Mönche ſingen ... Wie ſcheint die liebe Sonne auf den ſilbernen Sarg! ... Ein Kiſſen

liegt auf ihm mit allen Orden des Onkels! ... Wie funkelt das! ... Vierzehn Mönche ſind es ... Zwei fehlen ... Sebaſtus und Hubertus fehlen ...

Sebaſtus? — ſagte, ſeinem Temperament verfallend, Thiebold halblaut ...

Den ſeh' ich ja jetzt auch! ... hauchte Paula, als wenn ſie Thiebold's Frage gehört hätte und alle, auch wol drinnen die Frauen, mochten denken: Den Sohn des Mannes ſieht ſie, der erſchlagen wurde von dem Todten, den ſie eben begraben?

Der liegt recht krank! fuhr Paula fort. Er liegt im Krankenkämmerchen von Himmelpfort ... Ach, das iſt da eng und klein! ... Durch ein Gitter ... Da kann er in eine andere Zelle ſehen, nicht acht Schritte lang ... Das iſt die Kapelle der Kranken ... Fünf Schritte breit iſt auch die nur ... Maria von altem bunten Holze ... Neben ihr — dahin alſo legen ſie ihre Weihnachtskrippchen? ... Ein Ochslein ... ein Eſelein ... wie zum Spiel für Kinder ... Gebt ſie ihm doch! ... Geht das Eſelchen nicht durch das Gitter? ... Es geht ... Armer Vater, ſpiel' mit dem Krippchen der Franciscaner! ...

Lange blieb es jetzt drinnen ſtill ...

Tante Benigna ſprach endlich laut und betonte die Worte ſo ſcharf, als könnte Paula dadurch verhindert werden, ferner ihren Geiſt außerhalb der körperlichen Hülle dahin ſchweifen zu laſſen ...

Armgart aber ſchien das höchſte Verlangen zu tragen, vom Leichenbegängniß mehr zu wiſſen ...

Nein! Nein! Komm! ſagte die Tante mit Entſchiedenheit ...

Laß ſie doch, Tante! bat Armgart ...

Sie träumt das nur ſo — komm! ... Sie ſieht es nicht ...

Die Tante hatte ſchon die Vorhänge ergriffen und bedeutete die Männer, ſich nicht den Zwang anzulegen, zu leiſe aufzutreten; man dürfte getroſt ganz laut ſprechen ...

Schon wollte ſich entfernend Püttmeyer in Andacht, Thiebold in Bewunderung ausbrechen, als Armgart, die ſich nicht trennen konnte und jetzt weit über dem mit einer ſeidenen Decke belegten Ruheſopha hingeſtreckt lag und das in glatten Scheitel gewundene Haar der Freundin ſtreichelte, haſtig winkte und die Tante bedeutete, Paula ſchiene einen heftigen Schmerz zu fühlen ...

Schnell wandte ſich die Tante ...

Da ſie gleichfalls zu ſehen glaubte, daß ſich Paula durch irgendetwas erſchreckt fühlen mußte, kehrte ſie zurück ...

Der Vorhang, der die Männer von dem Gemache trennte, fiel wieder zu; aber ſie hörten die angſterfüllte Stimme der Träumenden in kurzen Sätzen die Worte ausſtoßen:

Wer ſtört nur da — die Ruhe des Todten? ... Der Zug hält ja ... Wer ſpricht? ... Das iſt die Eiche, an der ... Wer ſpricht nur immer und predigt ſo laut? ... Ha! ... Herr von Terſchka ſpringt aus dem Wagen ... Die Mönche ſchweigen ... Benno ... Gensdarmen ... Der — Jude ...

Merkwürdig! rief Thiebold, dem das Traumſprechen Paula's an ſich nicht neu war, und ergriff die Hand des zitternden Doctors, dem der Angſtſchweiß auf die Stirne trat. Was mag denn nur vorgefallen ſein? ...

Nichts mehr wurde hörbar ... Man vernahm ein Murmeln der Gräfin, ein unverſtändliches Sprechen, wie durch die Zähne ... Dann war alles ſtill.

Die Tante kam heraus und ſagte, ſcheinbar voll Beruhigung und doch voll Beſtürzung:

Sie iſt erwacht!

Jetzt — in einem Augenblicke — flüſterte Thiebold ...

Wo ich, konnte die Tante für ſich hinzuſetzen, ſchon die Freude habe zu ſehen, wie dieſer liebenswürdige junge Mann förmlich ſchon unter dem Umſtand leidet, ſeinen Hut nicht holen und ſich bei etwas Vorgefallenem nützlich machen zu können ... Wie ganz anders das, als einſt z. B. mein Levinus war! ...

Im Erwachen weiß ſie nichts mehr von dem, was ſie im Traumſchlaf geſehen? fragte Püttmeyer im Gehen und athemlos vor Beklemmung ...

Kein Wort weiß ſie dann! beſtätigte die Tante. Sie können ſich denken, wie dieſe Dinge uns aufregen. So beſonders lebhaft ſprach ſie ſeit lange nicht wieder, und wir glaubten ſchon den höchſten Grad erreicht zu haben ... Sie werden ſehen, daß ſich unſer Engel nach einigen Minuten erholt hat und am Arm ihrer Freundin eintritt, als wenn nichts geſchehen wäre ... Was mag nur die plötzliche Störung geweſen ſein! Und gerade da, an — der verhängnißvollen Eiche? ...

So kamen ſie in das behagliche Wohnzimmer zurück ...

Und Sie dürfen in der That annehmen, meine Gnädigſte, begann Püttmeyer, daß das alles —

Na natürlicherweiſe! fiel Thiebold ein und erklärte es für „ſelbſtverſtändlich“, daß die Herren, die gegen

Abend zurückkommen würden, alles das als wirklich so vorgefallen bestätigen würden ...

Püttmeyer mußte bedauern, daß die weite Entfernung Eschedes ihn zwang, unmittelbar nach dem Diner sich schon in den Wagen zu setzen, der ihn heute früh abgeholt hatte, und wieder in sein Städtchen zurückzufahren ...

Die Tante war inzwischen mit der Nachfrage um das Diner beschäftigt. Die Störung des Leichenbegängnisses nahm sie allmählich für etwas wirklich Vorgekommenes, vielleicht doch nur Unverfängliches. Sie wüßte, sagte sie, wie schreckhaft Paula wäre und wie schon die geringste Abweichung von dem, was in der Ordnung, sie in Verwirrung bringen könnte ...

Thiebold schwebte hoch über der Erde. Er erzählte eine Anzahl von Geschichten, die ihm die alten Holzvermesser seines Geschäfts, die Förster und Holzschläger auf seinen Reisen als glaubhafte „Ahnungen" versichert hätten. Er behauptete, in Canada englische, aus Schottland gebürtige Soldaten gesehen zu haben, die am zweiten Gesicht krank waren; krank, betonte er, wenn man krank eine so wunderbare Gabe nennen könnte, die sogar ansteckend sein soll; ja in der That, Herr Doctor —! Thiebold versicherte, daß ihm Hedemann erzählt hätte, wenn in einer schottischen Compagnie nur ein einziger Geister sähe, sähen bald alle welche. Selbst der Oberst von Hülleshoven, der doch gewiß ein Mann ohne Vorurtheile wäre, hätte dies versichert —

Nun kam die Tante von einer Inspection des jenseit des großen Empfangssaales gedeckten Tisches zurück

Univ. Bibl.
München

und Thiebold mußte von dem hier bedenklichen Oberſten ſchweigen ...

Die Tante reichte Püttmeyern den Arm ... Thiebold bedeutete, auf Paula und Armgart warten zu müſſen. Die Tante bat ihn zu kommen; die jungen Damen würden nicht ausbleiben ...

In der That erſchien, als die drei Vorausgegangenen in einem faſt im Styl eines klöſterlichen Refectoriums angelegten, rings mit kunſtvoll ausgelegten hohen Schränken und kryſtall- und ſilberbeſchwerten Büffets verſehenen Zimmer an ihren Stühlen ſtanden, Paula, geführt von Armgart.

Beide kamen wie aus der Märchenwelt. Paula wie eine Fee, Armgart wie ein ihr dienender Elfe. Jene in heiterer Sicherheit, ahnungsvoll im Beſitz ihres Reichthums und in der Fülle ihrer Gaben, ſie ohne Anſpruch auf Dank verſchenkend ... Dieſe der Erde angehörender, minder zuverläſſig, eher wie das Licht des Mondes gehalten gegen den Strahl der Sonne ... Beide hätten Kränze auf ihren ſchönen bleichen Häuptern tragen ſollen, Paula von himmelblauen Winden, Armgart von grünem Epheu ... Armgart klammerte ſich an ihre Freundin, wie wenn dieſe das Geheimniß auch ihres Lebens hielt ... Paula, ſelbſt ſo hülfsbedürftig, ſelbſt ſo ſchwankend bewegt von ihrem innerlich bangen, äußerlich zwar noch immer glänzenden, aber doch ungewiſſen Geſchick, bewegt von ihrer ſtillen Liebe, bewegt von ihrem Naturloſe, das ſie ſogar von dem, was ihr eben geſchehen war, ſelbſt nichts wiſſen ließ, ſchwebte ſicherer dahin als Armgart, die faſt mit ſcheuem Gewiſſen zur Erde blickte ...

Das Mittagsmahl ſtand in ſeltſamem Gegenſatz zu dem eben Erlebten. Suppe, Rothwild, Auerhähne, grünes Kraut und Kaſtanien — und hinter jedem Stuhl vielleicht ein abgeſchiedener Geiſt! In einem Winkel des Zimmers auf einem Fußſeſſel, vielleicht mit der Trauerhaube die Schweſter des Kronſyndikus, Paula's längſt verſtorbene Mutter ... Vielleicht Graf Joſeph, der eben an einer alten, neuvergoldeten Rococo-Wanduhr die zufällig ſchnurrenden Gewichte aufzog ... Wer hätte nicht außer ſich vor Staunen fragen mögen: Wie iſt dir denn nun das, du Heiligſte deines Geſchlechts? Wie fühlſt du dich nur? Was ſahſt du denn am geſpaltenen Eichbaum? Wer predigte nur ſo laut? Kann das wirklich derſelbe Mund ſein, der vorhin ein wunderbares Ferngeſicht erzählte und der jetzt ſo den ſilbernen Löffel leert, wie wir, völlig harmlos von des Doctors bedauerlicher Abreiſe ſpricht und ſogar Armgart neckt, die „ein Buch über Philoſophie zu ſchreiben ſcheine; denn ſo, wie ſie ſich ſeit einigen Tagen umgewandelt hätte, das könnte nur eine Gelehrte, die freilich auch von Angelika ſoviel Mathematik gelernt hätte" ...

Thiebold war glücklicherweiſe der Mann, der jetzt über die ſchwierigſten Fragen wie über ſchwindelnde Brückchen hinwegſchlüpfte, dabei jeden niederfallenden Knäuel einer Bemerkung epiſodiſch aufhob und ein ſeltenes Gemiſch von geſelligen Tugenden zur Bewunderung der Tante bot, die ſolchen Männerſchlag in der Welt für unmöglich gehalten hatte. Püttmeyer verſank in ein ſtillbeſchauliches Grübeln ... er ſah Paula ſtarr an, verwechſelte ſein

Meſſer mit der Gabel, nahm zum Braten zu gleicher Zeit Compot und Salat und beging all die Diätfehler, vor denen ihn ſeine Verehrerinnen in Eſchede beim Abſchied ſo ernſtlich gewarnt hatten. Thiebold hatte dabei ganz nach Moppes' und Piter's Theorie die Art, den Wein einzuſchenken, als wär's Waſſer. Da fand kein Nöthigen ſtatt, kein Abwarten, ob ein Glas ſchon ganz geleert war; wie er in ſein Haar griff, um ſeinen Scheitel zu ordnen, ebenſo leicht griff er an die Flaſche. Die Tante fand das alles entzückend. Sie lebte auf in dem heitern Anblick, wie die beiden Mädchen wol ein halb Dutzend mal dieſelbe Geberde machen mußten, die Hand auf ihre Gläſer zu legen und dem Einſchenkenwollen zu ſteuern, während Thiebold ebenſo oft dann, ohne ſich in ſeinen Reiſeberichten über Amerika, Paris, London und Rocher am Fall ſtören zu laſſen, die Waſſercaraffe ergriff und die Waſſergläſer der Damen bedachte. Er iſt allerliebſt! ſagte ihr zwiſchen Paula und Armgart hin- und hergehender Blick ... Nur Ein Diener konnte dabei bedienen, da zur Vertretung der gräflichen Würde beim Leichenbegängniß faſt die ganze Dienerſchaft abweſend war und der neuhinzugetretene Dionyſius Schneid für ein unmittelbares Bedienen der Herrſchaften zu wenig Geſchick zeigte ...

Im Strom ſeiner Mittheilungsluſt und einer bei dem Gefühl, „mit Geiſtern zu Mittag zu ſpeiſen", höchſt natürlichen Aufregung gerieth Thiebold wiederholt auf Armgart's Aeltern. Er konnte dieſe Erwähnungen nicht länger zurückhalten; denn bald hatte er vom Oberſten eine entſchloſſene That, bald von der

Oberſtin eine überraſchende Aeußerung zu berichten. Die Tante ermuthigte ihn auch, ſich keinen Zwang anzulegen, denn dieſe Veränderung hatte allerdings ſtattgefunden: ſie war völlig geneigt zur Verſöhnung. Ihre Sorge um Armgart wurde zu groß; im Stifte Heiligenkreuz konnte des jungen Mädchens Bleiben nicht ſein. Sie hatte bisjetzt die ſchlechteſte Stelle, jährlich nur zwanzig Thaler baar und kaum ſechzig in Naturalien. Die Verhältniſſe in Weſterhof wurden zu ſchwankend; die Anſiedelung des Oberſten von Witoborn mit dem auf die Hedemann'ſchen Mühlenwerke gerichteten Plane war vor der Thür; Onkel Levinus wurde je älter je grilliger; Tante Benigna ſah demnach ganz gern, daß Thiebold ihre Schweſter und ihren Schwager zugleich pries ... Thiebold wurde dabei auch von ihr nur immer Herr von Jonge genannt ... In ihren auf Armgart gerichteten Blicken lag: Wie benimmſt du dich nur heute wieder gegen dieſen beſten aller deiner Bewerber!

Thiebold erzählte von Hedemann, von ſeiner Lebensrettung, von den Mühlenwerken und von Hedemann's Aeltern ...

Ich war in Borkenhagen ... mit meinem Freunde Benno von Aſſelyn zugleich, der — Sie wiſſen ja wol, in dem Dorfe da geboren und erzogen worden iſt ...

Geboren? warf die Tante lächelnd und faſt verächtlich ein ...

Ganz recht! verbeſſerte ſich Thiebold. Wie kann ich vergeſſen — Mein Freund iſt —

Ein Spanier ja wol? unterbrach den Einſchenkenden Püttmeyer, den ſeine Freundinnen trotz ſeiner Verber-

genheit au courant aller Verhältniſſe der Gegend hielten und den der Wein und die Geiſterwelt ſeltſam anregten ...

Das doch wol eigentlich nicht! berichtigte die Tante mit einem myſteriöſen Lächeln. Sie mußte auf die Schüſſel, die eben herumgereicht wurde, niederblicken, weil aus Paula's Augen ein bittender Blick ſie traf ...

Ein prächtiger Spaziergang! fuhr Thiebold fort. Selbſt im Winter! Wir ſuchten im Wald bei Borkenhagen, in den Vorgebüſchen von Schlehdorn, erſt den Finkenfang, dann die Wolfshöhe und einen großen dort befindlichen Ebereſchenbaum, der in Benno's Jugenderinnerungen — übrigens wird ja nächſtens dort die große Jagd ſtattfinden — eine merkwürdige Rolle ſpielt — bitte, gnädigſtes Fräulein, genirt Sie die Sonne? ...

Schon war's ein Strahl der abendlichen Sonne, der der Tante ins Antlitz fiel ...

Thiebold war ſchon aufgeſprungen, um den Vorhang niederzulaſſen ...

Man bat, ſich nicht zu incommodiren ...

Büttmeyer wünſchte gelegentlich den Tag der Jagd zu wiſſen, ſeiner Transparentbilder wegen ...

Wir ſchreiben Ihnen das! ſagte die Tante und fuhr, auf Thiebold gewandt und zugleich ärgerlich über ein Erglühen Armgart's, als von Benno die Rede war, fort: Dann waren Sie gewiß auch auf dem armſeligen Gehöft des närriſchen verwilderten Alten, der dicht beim Walde vor Borkenhagen liegt?

Allerdings! rief Thiebold vom Fenſter zurückkehrend ...

Armgart aber fiel mit leuchtenden Augen ein: Arm-

ſelig? Das war ehemals der ſchönſte Bauernhof zwiſchen Berkenhagen und Witoborn! Die Ställe voll Vieh, dabei fünf Pferde und die Scheuern voll Korn ... Auf dem Hof hat Benno reiten gelernt! Da hob ihn Jedermann zuerſt aufs Pferd! Die Alten ſchenkten ihm ſogar ein ſchwarzes Füllen! Wie ich im letzten Herbſt hinkam und ſie daran erinnern wollte, wieſen ſie mir freilich die Thür ...

Aus dieſer Mittheilung erſah man, daß Armgart in der ganzen Gegend zu hospitiren pflegte und überall den Bruder Gutentag machte ...

Alte, verdrehte, abſcheuliche Menſchen ſind's! rief die Tante. Ruchloſe ſogar!

Warum haſt du ſie nicht leſen und ſchreiben gelehrt? entgegnete Armgart ...

Ich? Ich? Wie ſo ich? Soll das eine Anſpielung auf — mein Alter ſein? erwiderte die Tante und lächelte ſelbſt ſogar der Feinheit ihrer Bemerkung, ohne darum ihre zornige Aufwallung zu mildern ...

Tantchen! bat Paula und reichte ihre ſchöne, lange, ovale weiße Hand über den Tiſch zur gereizten Verlobten des Onkel Levinus hinüber, während Armgart's Antlitz glühte und ihre ſtarren Lippen ſich nicht regten, eine ſo abſichtlich verkehrte Auslegung ihrer Bemerkung zu berichtigen ...

Dieſe Menſchen, fuhr die Tante fort, ſind die ſtarrköpfigſten Bauern, die nur je hier zu Lande gelebt haben! Gottesverächter ſind ſie geworden! Ich gebe zu, ſie wurden ſchlecht behandelt —

Von einem Geistlichen! schaltete Püttmeyer gar nicht mehr zaghaft ein ...

Auch vom Landrath! ergänzte die Tante. Solcher Trotz dann aber auch gleich! Das kann auch nur bei uns vorkommen! Ich seh' und erleb' es ja täglich! Jetzt wieder der Streit um den Tanz im Finkenhof! Bitte, Herr von Jonge, was man Ihnen auch erzählt hat und was Sie in Borkenhagen — mit Herrn von Asselyn — er heißt nur so, es ist ein Adoptivname — gesehen haben mögen, glauben Sie mir, diese Leute sind wie die Büffel! Und die Hedemanns von je die obstinatesten! Den künftigen Herrn Papiermüller nannten sie schon vor Jahren Herrn Remigius Dickschädel!

Auf solche aus dem Munde der Tante, die ja selbst einen Kopf wie von Eisen besaß, überraschend genug kommende Worte, stand seit Jahren fest, konnte keine Einrede gewagt werden. Paula's Auge richtete sich auf Armgart, deren Inneres vor Parteinahme zu Gunsten Hedemann's und ihres an Hedemanns Namen betheiligten Vaters aufloderte. Die braunen Augäpfel gingen hin und her, die Lippen öffneten und schlossen sich, die zitternden Finger drehten aus dem frischen witoberner Weißbrot kleine Vierundzwanzigpfünder wie zu einem Bombardement auf alle Welt ...

Gnädigstes Fräulein! wandte sich Thiebold zur Tante, ich weiß nicht, ob ich gut unterrichtet bin ... Ich weiß nur so viel ... Als Freund Hedemann nach Amerika ging, war der Abschied von den Aeltern auf ewig und Hedemann ließ zwei alte Leute in schönem Besitzstand zurück. Damals hatte der „so unglücklich

geendete" Klingsohr, genannt der Deichgraf, die Ablösungen des ganzen Regierungsbezirks zu reguliren. Auch die alten Hedemanns wollten sich freikaufen. Auf ihrem Besitzthum haftete die Verpflichtung, dem Gutsherrn, zufällig dem Landrath, dem dieser Besitz von seiner Frau her gehörte, einen gewissen Theil des Ertrages — enfin, wie viel — kurz, ihm regelmäßig zu zehnten! Zank hatte es schon um dieser Abhängigkeit willen genug gegeben; denn nicht einen Baum durften die Hedemanns abhauen ohne den Willen des Gutsherrn ...

Das liegt in den Verhältnissen! sagte die Tante ...

Ich glaube das! Nun aber kam nach einem gewissen Lee Perl der Pfarrer Langelütje, der sich schon auf andern Pfarreien den schlechtesten Ruf erworben hatte und mehr Vieh- und Fruchthändler, als ein Seelsorger war ...

Darüber ist allerdings nur eine Stimme! gestand die Tante ...

Die alten Hedemanns, erzählte Thiebold immer wie forschend, ob er recht berichtet wäre, waren mit ihrem Gutsherrn in Spannung und bedienten sich des Pfarrers, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Der neue Pfarrer erbot sich dazu aufs bereitwilligste ... Die Hedemanns cedirten ihm in aller Form die Ablösung und gaben ihm die nicht unerheblichen Summen zur Realisation des Loskaufs. Gut, das Geschäft ist gemacht; die alten Leute, die froh sind, mit dem Landrath in keine directe Beziehung gekommen zu sein, bieten auch dem Pfarrer eine Erkenntlichkeit an. Er schlägt sie nicht aus. Er nimmt sich eine Kuh aus dem Stalle ...

Und noch dazu die beste! schaltete die Tante ein ...

Sie wollte jetzt schon Versöhnung mit Armgart und begann nachzugeben ... Er hat sie am Strick gleich selbst sich mitgenommen!

Inzwischen, fuhr Thiebold fort und schenkte wieder ein, indem er die schmollende Armgart fixirte ... inzwischen ließen die alten Leute, die, wie fast alle ringsum, Geschriebenes nicht lesen konnten, doch einmal von einem hausirenden Juden die Ablösungspapiere durchsehen. Es war an einem Sonntag Vormittag. Beide, der alte Mann und die alte Frau, saßen bereits in Toilette, um zur Kirche zu gehen. Die Glocken läuteten. In dem Augenblick studirt der fremde Rathgeber heraus, daß in den Papieren in Worten geschrieben eine viel kleinere Summe steht, als sich der Pfarrer von den Hedemanns hatte auszahlen lassen. Nicht wahr? Sie waren von ihrem Seelsorger um zweihundert Thaler und ihre beste Kuh geprellt worden. Diese Menschen, von einer großen Verehrung vor allem, was geistlich ist, glaubten dem Juden nicht. Sie gingen mit ihrem Papier zum Ramp hinaus, nur in der Kirche, gleich nach dem Gottesdienst, den Pfarrer selbst zu fragen. Da begegnet ihnen die Kutsche des Landraths. Hedemann's Vater grüßt und hält nickend sein Papier entgegen. Herr von Enckefuß läßt halten und fragt, was es gäbe? Die alten Leute tragen ihren Gegenstand vor. Der Hausirer steht in einiger Entfernung. Da jedenfalls merkte Herr von Enckefuß gleich, was die alten Leute plagen hatte. Um aber den Pfarrer zu schonen, schrie er den Juden an, hieß ihn sich hier augenblicklich zum Teufel zu scheren — bitte um Entschuldigung! — und behauptete rundweg zu

seinem eigenen Nachtheil, der Schein lautete wirklich auf die Summe, die der Pfarrer von ihnen verlangt hätte ...

Büttmeyer ergänzte:

Es war gerade die Zeit, wo der Rittmeister eine noch viel größere Unthat aus Gutmüthigkeit verborgen gehalten hatte! ...

Die Tante setzte mit Rücksicht auf die noch immer finstere Armgart hinzu:

Sein Herr Sohn ist dafür um so strenger! Der bringt ja alles heraus! Den Kirchenfürsten, den hat der junge Enckefuß verhaften helfen! Den Hammaker hat er auch entdeckt! Den Pater Sebastus hat er hierher geführt! Nur den Leichenräuber von Sanct-Wolfgang hat er noch nicht aufgetrieben ...

Diese Zwischenplauderei war zunächst dazu bestimmt, Armgart's gute Laune zu gewinnen ... Dann fing aber auch die Tante schon an, ihren Unmuth auf die Bedienung abzulenken. Sie hörte draußen sprechen, hörte die groben Tritte des die Speisen aus der Küche herzutragenden Dionysius Schneid und zischte um Ruhe ...

Paula begleitete die Rede und das Benehmen der Tante mit Blicken auf Armgart, die so viel sagen wollten als: Närrchen, sei doch lieb!

Nun hört' ich so! fuhr nach einer Discretionspause Thiebolt fort. Die alten Hedemanns blieben in der Sache zweifelhaft. Da der Hausirjude das Blinzeln des Landraths wohl verstanden und sich aus dem Staube gemacht hatte, gingen die alten Leute an die Kirche, nicht in sie hinein. Sie sahen von der Thür aus den Pfarrer im Meßornat, wie er das Hochheiligste segnete; sie mußten vor innerm

# Blasedow

## und seine Söhne.

Ein Roman.

Groll umkehren. Mit dem tiefſten Zweifel in ihrer Bruſt vergruben ſie ſich in ihrem einſamen Kamp und ließen, anfangs vor Ungewißheit, vor Ahnung, dann vor ſicherer Zuverſicht, daß der Pfarrer ſie betrogen hätte, mit der Zeit alles läſſig gehen. Den Pfarrer anklagen? Ihn unglücklich machen, die Religion ſchänden —? Das iſt dieſen Leuten nicht gegeben. Sie bebauten noch ihr Feld, hatten auch noch Knecht und Magd; aber ein Tiefſinn kam über ſie, der ſie von der Welt nichts mehr hören und ſehen laſſen wollte. Noch einmal wagten ſie zum Schulmeiſter zu gehen — ſie bekämpften ſich, da ihnen wieder die Scheu vor einem geweihten Prieſter kam ... So ging der Lebensmuth der alten Leute hin. Sie ließen Hab und Gut in Verfall kommen. Einmal rief die alte Mutter Hedemann die Schulkinder an und ließ ſich heimlich von denen die Urkunde vorleſen. Sie hörte leider die Wahrheit; ein Betrug war's von zweihundert Thalern. Sie verſchwieg ihn ihrem Alten. Zur Kirche ging nun keines mehr und Langelütje, den man meiſt nur in großen Waſſerſtiefeln ſah, auf den Märkten hinter ſeinem Knechte ſtehend, beim Fruchtverkauf, der hinderte ſie darin auch nicht. So in Mistrauen und Unmuth kamen die alten Leute zurück. Sie entließen den Knecht, die Magd, beſtellten ihren Acker nicht mehr, brachen ihr Holz am Wallheck nicht mehr, ließen ihr Vieh ſterben und verderben und behielten nichts, als was zum nothdürftigſten Unterhalt diente. Sie ſäen jetzt nur, was ſie ſelbſt brauchen. Jahraus jahrein beſteht ihre Mahlzeit aus Bohnen, die ſie in Waſſer abkochen und über die ſie Milch gießen. Nur zu dieſem Bedarf werden die Kühe abgemolken ...

Abgemiſtet wurde ſchon lange kein Stück Vieh mehr! ergänzte die wirthſchaftskundige Tante. Alles verdarb! Sie zogen ein gefallenes Thier aus dem Stalle und ließen es einfach vorm Hofe liegen. Die Nachbarſchaft machte dann dem Lärm der Hunde ein Ende, die ſich um das Aas ſtritten. Nie brauchten ſie noch Licht oder Oel; im Winter ſitzen ſie um den Feuerherd, den ſie mit ganzen Bäumen heizen, die ſie an ihrem Wall fällen, ins Haus hereinziehen, auf den Herd legen und nun langſam abſchwehlen laſſen. Oft liegt das eine Ende vom halbbelaubten Baume noch draußen im Freien, vom Schnee überſchüttet. Als ſie in ihrer Kleidung ſo weit verfielen, daß ſie die Lumpen mit Stroh umbanden, um ſie vor dem Herabfallen zu ſchützen, legten ſich die Nachbarn drein. Sie fanden zwei halb ſchon zu Kindern gewordene Menſchen, die in innigſter Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt an ihrem Wahn feſthielten, daß die Welt kein Vertrauen mehr verdiene und nichts überflüſſiger wäre als die Religion. Man zwang ihnen dann Beiſtand auf, eine Aufſicht, die dann und wann den Schmutz aus ihrer verfallenen Wohnung entfernt. Der Alte ſitzt und raucht aus einer Hollunderpfeife, deren Spitze und Rohr und Abguß und Kopf er ſich ſelbſt geſchnitzt hat und die immer kleiner wird, weil die paar Zähne, die er hat, ſie nach und nach faſt ganz „aufmümmeln". Taback iſt ſein einziger Luxus. Geld kennen ſie nicht. Wer ihnen etwas liefert, Brot, das ſie nicht mehr backen, Bohnen, die ſie nicht mehr ſäen, den verweiſen ſie auf das, was ringsum auf ihrem Eigenthum noch wild wächſt. Aber an dem Langelütje kam dann freilich alles heraus. Er ſitzt im Jeſuiten-Profeßhaus der Reſidenz des Kirchen-

fürſten. Wohl kamen beſſere Geiſtliche, aber die alten Leute wieſen jeden ab, der ſie auf ihrem verfallenen Hofe beſuchte. Sie flüchteten zuletzt zur Kuh in den Stall, bis ſelbſt unſer Herr Norbert Müllenhoff müde wurde, auf dem brennenden Baumſtamm am Herde zu ſitzen und ihnen zu predigen ... So fand Hedemann ſeine Aeltern, als er im Herbſte hier war. Natürlich hatte er dann Zank mit dem Landrath. Wie's jetzt mit den alten Leuten ausſieht, weiß ich nicht ... Die Leute leben im Kirchenbann.

Wäre Monika zugegen geweſen, ihr flammendes Wahrheitsgefühl hätte ohne Zweifel ausgerufen: Gerade aus Liebe zur Religion, gerade aus Verehrung vor der größten Frage der Menſchheit geſchah dieſer Abfall von ihren äußeren Formen! ... Und auch in Püttmeyer ſchürte der Wein und ſein vor Jahren tiefgekränkter Denkerſtolz den Ausbruch ähnlicher Empfindungen ... In Thiebold wirkte Benno's Urtheil nach, der bei Erzählung dieſer Verhältniſſe geſagt hatte: Jetzt verſteh' ich, Hedemann, warum Sie die Bibel lieber leſen, als das Brevier ...

Armgart aber rief von ihrem Standpunkte: Ja, ſo muß man die Welt verachten können! Was hilft es, die ſchlechten Menſchen anklagen? Aergern man muß ſie und beſchämen! Beſchämen durch unſer Unglück, das man ſie zwingt mit anzuſehen! Ich gehe doch noch in Witoborn zum Biſchof und bitte ihn, von dieſen ſo großen, ſo echt frommen, ſo unübertrefflich vornehmen Menſchen den allerdings nur zu gerechten Bann zu nehmen!

Man ſchwieg jetzt ... Es war das Mahl vorüber ...

Auch wurde die Tante von einem Anliegen des Dieners in Anſpruch genommen ...

Der Diener flüſterte ihr etwas in plattdeutſcher Sprache ...

Er brachte das Geſuch des alten Kirchendieners Tübbicke, der draußen harrte ...

Die Tante erröthete ... aber „Herr, ſprich nur ein Wort und meine kranke Seele wird geſund!“ ſagte der Blick, den ſie auf Paula richtete ...

Dieſe bemerkte den Ausdruck eines der ihr ſchon bekannten Anliegen ... Sie hörte das Leid des Alten, der um Hülfe für ſein Enkelchen bat ...

Paula erhob ſich ... Ihre Hand zitterte ... die blauen Augen wurden tiefdunkel ... Aus den Falten ihres weiten ſchwarzſeidenen Kleides nahm ſie einen kleinen Roſenkranz von einfachen bunten Steinkügelchen, betete einen Augenblick leiſe, während alle ihrem Beiſpiel folgten, küßte das Amulet und reichte es hin ... Armgart ergriff es in leidenſchaftlichſter Erregung und ſtürzte damit hinaus ...

Die Tante nahm Püttmeyer's Arm, um ſich von ihm in das grüne Wohnzimmer führen zu laſſen ... Sie ſah im Gehen auf die Uhr ... Es war ſchon gegen vier ... Dunkel war es geworden und der Diener ſagte, daß auch der Wagen ſchon bereit ſtünde für Eſchede. Thiebold hatte Paula geführt ... Eine drückend feierliche Stimmung umſpann die kleine Geſellſchaft, eine Stimmung, die ſich mehrte durch Armgart's Zurückkunft ...

Der Alte war zu glücklich! rief ſie. Das Kind wird geneſen!

Paula war weiß geworden wie eine Wachskerze ... Sie riß sich los. Sie hatte Thränen im Auge und verschwand ... Gern wäre Armgart ihr nachgestürzt, aber die Tante befahl, daß sie blieb. Auch kam der Kaffee, den sie in silberner Maschine zu machen und zu credenzen hatte. Die Tante sank in einen der ringsum stehenden grünseidenen Fauteuils ... Ihr „Nick-Viertelstündchen" kam ...

Und Püttmeyer sollte nun so, unter solchen wunderbaren Eindrücken, seinen ganzen Menschen zurücklassen? Er verzweifelte fast ... Doch mußte er nach Eschede ... Der Weg war zu weit und auch dort wohnten Seelen, die er nicht ängstigen durfte! Mochte er auch von diesen nach allem, was er heute hier erlebt, fühlen wie Armgart, als sie im letzten Herbst im Nachen zu Angelika gesagt hatte: Eine derselben würde als geflügelte Kaffeekanne dem Fegfeuer zufliegen, eine andere als geflügelter Strickstrumpf! er mußte sich losreißen ... Auch sein Hund und seine Katze mochten nicht wenig nach ihm kratzen und winseln ... Lassen Sie sich nur recht oft bei uns sehen! sagte ihm die Tante schon wie zum Abschied. Geben Sie Ihr Vergrabensein auf, Herr Doctor! Solange wir auf Schloß Westerhof noch hausen werden, sind Sie uns immer willkommen! Adieu, Herr Doctor! Grüßen Sie in Ihrem nächsten Brief — die — die gute — liebe — Angelika ...

Die Tante wurde auch schon in ihrer Art somnambul und schlief schon halb. Laurenz Püttmeyer stand da, wie ein vierzigjähriges Kind. Er sah sich um, um beim Abschied nichts zu vergessen. Es that noth, daß Thiebold ihm in die Hand gab, was er mitnehmen mußte, seinen Hut, seine

Handschuhe, von denen sich nur einer in seinem Frack, der andere noch drüben im Speisezimmer befand, und nun empfahl er sich wirklich. Thiebold und Armgart, die sich ihren noch im Vorzimmer liegenden Pelz überwarf, begleiteten ihn ... Schon hörte man das Schellenklingeln der Pferde ... Schon war der Schlag geöffnet ... Man hatte dem Gaste vorsorglich noch ein heißes Kohlenbecken in den Wagen gestellt ... Man gab ihm noch eine Wildschur des verstorbenen Grafen Joseph zur Benutzung mit ... Püttmeyer war im Losreißen von dem merkwürdigsten Tage seines Lebens in einer Verwirrung, die ihm sogar den Streich spielte, daß er ein splendides Trinkgeld statt dem Diener Thiebolden in die Hand steckte ... Und Thiebold nahm den Thaler und sagte sich mit verklärter Rührung: „O das kann kommen! Bei gewissen Stimmungen ist dem gebildetsten Menschen nichts unmöglich!“ Er gab das Geld feierlich dem Diener ... Schon rollte der Wagen dahin und Thiebold, der in blosem Kopf stand, war nicht wenig geneigt, Armgart zum Hinaufführen den Arm zu bieten ... Schon aber war diese vorausgesprungen ... Und Thiebold, als er dem flüchtigen Reh langsam nachfolgte, dachte: Jetzt, jetzt endlich findest du wol den langersehnten, immer vergeblich gesuchten Augenblick, sie allein zu sprechen und jene Geständnisse zu machen, die dir Bonaventura in der Beichte anbefohlen hat! ... Er faßte sich Muth, obgleich so vieles, so vieles in Armgart's Benehmen gegen ihn sowol wie gegen Venno anders geworden war.

Oben befand sich noch die Tante unter dem magnetischen Einfluß ihrer Verdauung ... Sie trank zwar den

von Armgart bereiteten Kaffee, der bekanntlich wach erhalten ſoll ... Ihr aber machte er die Wirkung, im Lehnſeſſel Reden zu halten, die etwa in folgender anakoluthiſcher Verwickelung ſich vernehmen ließen und endlich gänzlich abbrachen:

Nun, lieber Herr von Jonge! Nun aber, bitte, bitte, lieber Herr von Jonge, nun ſpielen Sie uns etwas! ... Ich hätte doch den alten Tübbicke noch etwas fragen ſollen ... Bitte, Herr von Jonge! ... Armgart! Noch eine Taſſe vielleicht, Herr von Jonge? ... Die Schlüſſel zum Archiv jeden Sonntag aus der Hand laſſen, das geht nicht, Herr von Müllenhoff — von Jonge! ... Bitte, Mozart ... Das Kind von dem jungen Tübbicke —! Bitte, Herr von Jonge, ſpielen, ſpielen! — Nein, man muß ſagen, Müllenhoff geht in vielem zu weit! ... Ich liebe ſo die Muſi —! ... Die Jagd ... Transparente Bilder von ... Wenn nur unſere Herren bald geſund und wohlbehalten von Neuhof zurückkommen! ... Die Muſik! ... Was ſie nur erlebt haben mögen — am Düſternbrook — Bitte, Herr von Jonge! — Die — Die — Sona — Pathé — tique — von van — van von Beetho —

Damit war das Ganglienſyſtem der Tante bezwungen. Sie entſchlief, ohne ihre Rede ganz beendet zu haben.

Die Sonate pathétique zu ſpielen würde ſich Thiebold in ſeiner Vaterſtadt nie getraut haben. Die Gegenwart einer Johanna Kattendyk, einer Joſephine Moppes, einer Liſette Maus, einer Betty Timpe hätte ihn unrettbar dem „Fluche der Lächerlichkeit“ preisgegeben. In dieſem hochadeligen Hauſe aber, dem, wie in vielen tauſenden ſolcher katholiſchen Herrenſitze Europas, principiell die Bil-

dung des 19. Jahrhunderts halbwegs immer fremd bleibt, gestattete man ihm jede freie Variation über das große Meisterwerk, jede Zuthat aus den seinen Fingern noch geläufigern Cramer'schen Etuden. Thiebold spielte wirklich etwas, wie die Sonate pathétique. „Ein Genuß für Götter!" sagte er sich selbst voll Bescheidenheit. Er war in jeder Beziehung froh, daß Benno fehlte.

Armgart stand an der Kaffeemaschine ... Endlich blies sie die Flamme aus ... Es wollte damit nicht so schnell gehen, wie sie wollte ... Thiebold brach mitten in seinem schönsten ad libitum ab und sprang hinzu ... Mund gegen Mund gerichtet, endete die Flamme ...

Thiebold seufzte und wurde kühner und kühner durch das Bewußtsein, daß sich hier einer gemüthlichen Familienscene ein beliebiger Rahmen geben ließ ... Die Tante schlief ... Paula blieb fern ... Sollte er wieder spielen? ... Fräulein! sagte er leise. Ich habe Ihnen durchaus eine Mittheilung zu machen ...

Armgart betrachtete ihn kalt und doch war ihr die „Liebe" schon lange ein Begriff geworden, so klar, so verständlich wie sonst nur der Glaube ... Sie fürchtete, Thiebold wollte von seiner Liebe sprechen ... Sie wollte sich eben deshalb gleichgültig zeigen ...

Spielen Sie! sagte sie. Ich lese indessen ...

Nein, ich muß Sie sprechen! betheuerte Thiebold mit gedämpfter Stimme. Ein Befehl in der Beichte verlangt es! Der Domherr will es!

Armgart maß Thiebold mit weitgeöffneten Augen ...

Wirklich, Fräulein Armgart, ich schwöre Ihnen das beim Heil meiner Seele!

Auf ſo hochheilige Verſicherung hin winkte Armgart leiſe mit der Hand, deutete auf die Thür und ging mit Seufzen in den Vorſaal.

Ein Blinzeln des Auges ſagte, Thiebold ſollte folgen.

Nehmen Sie Ihren Mantel, Herr de Jonge! ſagte ſie, ſich im Vorſaal wendend und auf des Zögernden Nachkommen wartend ...

Thiebold blickte erſtaunt auf ſie nieder ...

Auch ſie ergriff ihren Ueberwurf und hüllte ſich in ihn mit Thiebold's Hülfe ein. Dann drückte ſie ihm ſeinen Hut in die Hand ...

Sie ging entblößten Hauptes zum Corridor hinaus ...

Wohin führt ſie dich denn? ſagte ſich Thiebold mit geſteigertem Befremden ...

Draußen war die vom Hofe hereinfallende Beleuchtung am Tage ſchon immer eine halbdunkle. Jetzt war der Abend hereingebrochen und in den langen Corridoren hätte man ſich als Fremder ohne Licht kaum noch zurecht finden können ...

Führt ſie dich auf ihr Zimmer? ſagte ſich Thiebold, als Armgart ſich links gewandt hatte und in einem dunkeln Gange voranſchritt, auf welchen faſt klöſterlich eine Menge Zimmer, größtentheils an den Thüren mit Hirſchgeweihen geſchmückt, hinausgingen ...

Sie kamen an Zimmern vorüber, die der Tante und Paula gehörten, an Lauftreppen, die für die Dienerſchaft beſtimmt waren, an einem der vier Eckthürme, in dem auch Armgart ein eigenes Wohnzimmer hatte... Sie wohnte halb im Stifte, halb hier ... beide Wohnungen ſchmolzen auf ſo eigenthümliche Weiſe zuſammen, daß ſie im

Grunde nur eine bildeten ... in Heiligenkreuz lag oft ihre Schere und hier ihr Fingerhut ... dort arbeitete ſie an der Cigarrentaſche, hier an dem Aſchenbecher ... dort lag zuweilen ein Schuh oder ein Strumpf, der durch einen andern, der hier ſich befand, erſt ein Paar bildete ... ſeit Weihnachten erſt beſaß ſie infolge des entſchiedenſten Verlangens und nach mannichfacher Prüfung und Berathſchlagung Schiller's Werke ... da ſie Tag und Nacht darin las, ſo lagen ſie halb in Heiligenkreuz, halb hier in ihrem Thurm. Wenn ſie zwiſchen Heiligenkreuz und Weſterhof hin- und herfuhr oder auch zu Fuß ging, begleitete ſie ein Bündel von Sachen, das ſie hin- und herſchleppte. Oft wurde ſie von der Tante dafür „Trödelliese" genannt ...

Als Armgart aber auch nicht beim Eingang in ihr Zimmer anhielt, ſagte Thiebold ſtehen bleibend: Ja aber, mein Fräulein, was wird denn nur? ...

Er mußte ſeine Verwunderung abmachen und folgen ... Armgart eilte vorwärts ... ſie war tief in ſich verloren und ſchloß nur zuweilen gelegentlich ein offen ſtehendes, in den Hof führendes Fenſter. Die Wanderung war jetzt rechts gegangen in einen andern Corridor des großen Geviertes ... Hier kamen die Zimmer des Onkels, ſein Laboratorium ... Auch an dieſem — wo oft der Stein der Weiſen geſucht wurde und in der Retorte ſich als Reſultat nur ein Pfund Berliner Neublau ergab, deſſen Anfertigung ebenſo viel Thaler koſtete, als Groſchen hingereicht haben würden, den Gegenſtand in Witoborn beim Krämer zu kaufen — an zwei Ritterharniſchen, die vor des Onkels Thüre Wache haltend im Dunkeln geſpenſtiſch genug

ausſahen, ging Armgart vorüber, ſprang dann eine Treppe hinunter, wandte ſich im Erdgeſchoß einem neuen Gange zu und führte Thiebold an den im untern Stockwerk befindlichen Bureauſtuben, am Archiv, an der Bibliothek vorüber zu einer hohen Thür, die den Eingang in die Schloßkapelle bildete ...

Wohl gingen Mägde, Schreiber an ihnen vorüber, wohl ſah man über den großen, mit Sandſteinquadern gepflaſterten, jetzt mit zuſammengeſchaufeltem Schnee bedeckten Hof hinweg im Eingangsportal wieder die hier ſchon gewohnten Hülfeſuchenden: Armgart hielt ſich bei niemand auf und huſchte in die Kirche, die dem Bedürfniß der frommen Bewohner- und Dienerſchaft des Hauſes immer offen ſtand ...

Dieſer Raum war nun erſt völlig dunkel ...

Armgart blieb an der Thür ſtehen, ließ den vor Erſtaunen ſprachloſen Thiebold eintreten, legte den hohen Thürflügel wieder an und ging durch den ſchmalen Gang der Sitzreihen voraus zum Altar. Dort knixte ſie, wie in der Ordnung, vor dem Erlöſer, und ſagte zu Thiebold, der auf zwei Schritte hinter ihr ſtand:

Nun, Herr de Jonge! An dieſem heiligen Orte — Was iſt es, was Sie mir zu ſagen haben!

Mein Fräulein, ſtotterte Thiebold, befremdet von ſo viel Feierlichkeit und befangen durch die Einſamkeit des weihrauchduftenden Ortes, Sie überraſchen mich! In der That ...

Herr de Jonge! Sie wiſſen noch nicht, daß ich mein ganzes Leben unter die Befehle der allerſeligſten Jungfrau geſtellt habe! Ihr will ich vertrauen, was ich auf

dem Herzen habe! Von ihrem Rath hängt all mein Thun, all meine Entſchließung ab. Was wollen — oder was ſollen Sie mir mittheilen?

Armgart hatte ſich vor dieſen feierlichen Worten auf die erſte Bank dicht am Aufgang zum Altar niedergelaſſen und kniete ...

Allmählich gewöhnte ſich Thiebold's Auge an das Dämmerlicht der auch am Tage wenig erhellbaren Kapelle ... Die heiligen Gegenſtände, die er rings erblickte, milderten die Weltlichkeit ſeiner Abſichten, obgleich an ſich dieſe „die reellſten" waren und nichts Geringeres bezweckten, als Armgart ſeine ganze Verhandlung mit Bonaventura zu erzählen ...

Thiebold ſah nun, daß die Betende zitterte. Den Kopf hatte Armgart aufs Pult gelehnt. So lag ſie wie eine dem Himmel Angehörige ... Thiebold hätte ſich ſchon vor ihr ſelbſt niederwerfen mögen; es lag ein ſo beſtrickender Reiz in dem exaltirten Weſen, ſo viel Zauberiſches in dieſer gleichſam vor ſich ſelbſt entfliehenden, ſich mit Gewalt mäßigenden und doch erglühend genug, man ſah es, vorhandenen Leidenſchaft, daß Thiebold nur durch die geringe „höhere Ausbildung ſeiner Gefühle" verhindert wurde, ſeiner begeiſterten Stimmung die einer ſolchen Situation entſprechenden Worte zu geben.

Fräulein von Hülleshoven! ſagte er aber, ſich dennoch einen Schwung gebend. Die unvergeßliche Reiſe von Druſenheim — die Reiſe durch die Siebenberge — dieſe Nacht dann mit Extrapoſt —! O ich erinnere mich nie etwas Aehnliches — oder ich erinnere mich allerdings ... oder Sie vielmehr erinnere ich — das iſt nämlich der bewußte Gegen-

ſtand — an den Moment, wo ich Ihnen gegenüberſaß und Sie mir die Hand gaben — Wiſſen Sie noch?

That ich das? ſagte Armgart und blickte die neben dem Erlöſer ſtehende Madonna an, als läſe ſie alles, was ſie zu ſprechen wagen dürfte, erſt von deren Zügen ab ...

Das heißt, ſagte Thiebold und rückte auf der Bank etwas näher, das heißt, liebenswürdigſtes Fräulein, Sie ſetzten ohne Zweifel damals voraus, daß Ihnen —

Ich ſetzte nichts voraus! ſagte Armgart. Ich war in einem Zuſtand völliger Betäubung ...

Einmal doch — ging Thiebold ſeinem Ziele, Bonaventura's Auftrag zu erfüllen, näher, — einmal doch ſchienen Sie völlig und ſehr, ſehr zurechnungsfähig — als Sie nämlich mit Innigkeit mir oder vielmehr — ja mein Freund und ich — Sie wiſſen — Benno von Aſſelyn — liebt Sie, und auch ich — ich kann bei Gott und auf Ehre! ich kann allerdings nicht leugnen —

O nicht das, Herr de Jonge! hauchte Armgart und hielt die Hand wie zur Abwehr ...

Hätt' ich eine Ahnung gehabt, daß mein Freund Sie in ſein Herz geſchloſſen hat, nie würde ich ſelbſt Ihnen ſoviel — Beweiſe meiner — Hochachtung gegeben haben, meiner aufrichtigſten — Fräulein, ich kann wol ſagen, ſtellenweiſe wahnſinnigen ...

O nicht das! Nicht das! wiederholte Armgart ...

O Sie kennen die Liebe nicht, diejenige, mein' ich, die Ihr Anblick in einem — Männerherzen — entzündet, in einem Herzen, das im Stande iſt — wie geſagt — einem Freunde zu Liebe ſelbſt die ſchmerzlichſte Entdeckung ſeines Lebens —

Was befahl Ihnen der Domherr mir zu ſagen? unterbrach Armgart ...

O mein Fräulein! O ich bin zu tief beſchämt! O, im Wagen damals glaubten Sie, leugnen Sie es nicht, Benno, der, der ſäßt Ihnen gegenüber! Ja, in der „Verſchwiegenheit des Dünkels" ergriffen Sie — Ihre Hand wenigſtens, Ihre Handſchuhe waren es — die Hand Aſſelyn's, drückten dieſe voll Innigkeit, ja es fehlte nicht viel, was ich dem Domherrn nicht einmal ſagte — Ich beichtete ihm nämlich meinen Betrug — daß nämlich Ihre Hand die ſeinige — ans Herz zu drücken vermeinte — worauf — wie geſagt aber — Sie waren im ſtärkſten Irrthum! Nämlich der von Ihnen Beglückte war ich! ... Und, weit entfernt nun, mein Fräulein, dem Glück eines von mir aufrichtig geſchätzten Freundes — oder vielmehr eines meiner „beſten Bekannten" entgegenzutreten, möcht' ich nur eine Antwort auf die Frage haben: Soll ich ihm nicht das aufrichtige Geſtändniß machen, mein angebetetes, liebenswürdiges Fräulein, über das, was in jener Nacht zwiſchen uns allen dreien vorgefallen iſt, ſoll ich es ihm nicht ſagen, ihn aufklären —? ...

Nein! rief Armgart ... Nein! wiederholte ſie, und noch einmal ſprach ſie mit feſter Stimme: Nein!

Thiebold wußte nicht, wie ihm geſchah ... Er mußte ſich vor Schrecken über dieſe leidenſchaftliche Ablehnung unwillkürlich umſehen ...

Ich ſoll nicht —? ſtotterte er ...

Nein! war die wiederholte Antwort, die ſie nur abbrach, weil am Tabernakel hinter dem Altar plötzlich

ein Geräuſch gehört wurde. Es ſchien eine Thür gegangen zu ſein ...

Dennoch nahm Thiebold nach einigem Aufhorchen die Rede wieder auf und war ſogar geneigt, in ſein Erſtaunen den Vorwurf der Undankbarkeit gegen Benno zu miſchen — „von ihm ſelbſt ſollte allerdings keine Rede mehr ſein" — aber Fräulein, Sie misverſtehen mich! Oder vielmehr im Gegentheil ... Der Domherr wünſcht, daß ich die Wiederherſtellung der Wahrheit und Benno's Glück befördere! Er ſelbſt will es übernehmen, Benno dann zu ſagen —

Nein! Nein! Nein!

Aber ich beſchwöre Sie — ſoll denn alles, was geweſen iſt, ausgelöſcht —?

Ja!

Die Fahrt durch die Berge gar nicht ſtattgefunden —?

Nein!

Benno glaubt aber in Ihrem Herzen —

Nichts ſoll er glauben —

Das iſt ja unglaublich! Geradezu fürchterlich! Ich habe ja mit Benno ein ganz freundſchaftliches Abkommen getroffen, daß blos Ihre eigene Entſcheidung —

Nun ſprang Armgart auf ...

Ein Ton war beiden zu gleicher Zeit vernehmbar geworden, der ganz in der Nähe dem Schließen eines Schlüſſels oder dem Zufallen eines Schloſſes entſprach ...

Da iſt ja jemand! rief Armgart mit erſtickter Stimme.

Und ſchon war auch Thiebold aufgeſprungen. Mit drei Sätzen war er auf der Erhöhung des Altars und ſtarrte abwechſelnd auf die beiden Vorhänge, die zur Seite hingen ...

Hinter dem Altar war's! rief ihm Armgart nach ...

Thiebold hob links die rothen Vorhänge auf ... Er ſah den Raum, der die Sakriſtei bildete ...

Wer iſt hier? donnerte Thiebold, wild gereizt wie er war, in das Dunkel hinein ...

Armgart, bei aller Angſt mit ſchnell gefaßtem Entſchluß, ſprang an den zweiten Vorhang, als wenn ihre ſchwache Kraft einen hier Durchſchlüpfenden zurückhalten könnte ...

Auf Thiebold's Rufen folgte keine Antwort ... Deutlich aber vernahm man immer noch ein polterndes Geräuſch, das die Anweſenheit irgendeines lebendigen Weſens beſtätigte ...

Es wird eine Katze ſein! ſagte endlich Thiebold mit dem ganzen, überſtrömenden Ausdruck ſeiner Wehmuth, während Armgart ſich bereits in gleicher Stimmung auf einen Geiſt vorbereitet hatte ... Sie ſtand ſtarr und hielt krampfhaft den Vorhang in ihren Händen feſt ...

Thiebold ging im Dunkeln mit wiederholtem: Wer iſt hier? um die Hinterwand des Hochaltars herum ...

Stoßen Sie ſich nicht! rief Armgart mit elegiſchem Schmelz. Dort ſteht Schrank an Schrank ...

Es waren die Schränke zur Aufbewahrung der Opfergeräthſchaften und Meßgewänder ...

Thiebold kam auf der andern Seite Armgart entgegen und verſicherte, nichts geſehen zu haben ...

Er ging dann noch einmal zurück. Armgart folgte ſogar ... An einer Thür, die zum Archiv führte, rüttelten beide ... ſie war verſchloſſen ... An den Schränken rüttelten ſie ... alles war unverſehrt ...

Wie beide auf der andern Seite wieder herauskamen und Thiebold das Erſtaunen über Armgart's Erklärung und ihre den beiden Freunden nun ſchon während ihrer ganzen Anweſenheit in der Gegend bewieſene Kälte in feierlichſtem Ernſte wieder aufnehmen wollte, Armgart ſich ihm entzog und faſt entfloh, wurde die Aufmerkſamkeit auf ein anderes Geräuſch gelenkt, das ſich leichter erklären ließ ...

Peitſchen knallten, Schellenbehänge von Roſſen klingelten, alle Hunde des Schloſſes bellten ...

Sie kommen von Neuhof zurück! rief Armgart wie erlöſt ...

Jetzt hätte Thiebold viel darum gegeben, wenn die Rückkunft des Onkels und Terſchka's ſich noch um eine Viertelſtunde verzögert hätte ... Sich ſelbſt gab er auf, nur in der That die Liebe zu ſeinem Freunde hieß ihn noch reden ... Er hatte ſchneidende Vorwürfe, bittere Vermuthungen auf ſeinen Lippen ...

Im ganzen Schloſſe wurde es mehr und mehr lebendig...

Kommen Sie! rief Armgart. Sie ſind's!

Damit drängte ſie zur Thür ...

Die Rückkehrenden waren es in der That, und Thiebold hatte ſogar eine Ahnung, Benno und Bonaventura würden mitkommen; erſterer vielleicht um ihn abzuholen und auf ſeinem Heimgang nach Witoborn zu begleiten ...

Er konnte Armgart nicht zurückhalten, nicht um Aufklärung bitten, keines ſeiner aufgeregten Gefühle weiter ausſprechen ... Schon gingen im Schloſſe an allen Flanken die Klingelzüge ... Man hörte das An-

fahren der großen vierspännigen Kutsche, des Staatswagens der Dorfles, und einer zweispännigen kleinern, die für Terschka und Venno bestimmt gewesen war ...

Thiebold, mit äußerstem Schmerz das Verschwinden einer schönen Lebenshoffnung wie für ewig fürchtend, hätte wenigstens nur noch Armgart's Hand ergreifen mögen und er that dies auch und hielt sie fest und bat und flehte um Aufklärung ...

Lassen Sie! sagte Armgart. Das Wort war fast verletzend, vornehm sogar. Sie war plötzlich wie gereift zur Jungfrau ...

Aus allen seinen Himmeln gestürzt, von Armgart's Kälte wie mit Eisesluft angeweht, folgte Thiebold mit langsamem Schritt ...

Im Hofe — da war es lebendig ... Die Hunde sprangen und rissen an den Ketten, an die sie zur Nacht gelegt wurden ... Laternen wurden emporgehalten ... Hin und her rannten die mitgekommenen Diener ... Mit Lichtern kam der Diener, der bei Tisch servirt hatte, von der Stiege herunter und rief nach dem neuen Hausknecht, den niemand bemerken konnte ...

Vorm Portal hielten die Wagen. Schon standen in der großen Eingangsflur, sich aus ihren Pelzen herauswickelnd, in schwarzen Fracks und weißen Halsbinden und Trauerhandschuhen der Onkel Levinus von Hüllesheven, Baron Wenzel von Terschka und in der That auch Venno ...

Venaventura fehlte ... Es ließ sich annehmen, daß er im Trauerhause bei seinem Stiefvater zurückgeblieben war.

## 5.

Armgart lag, als müßte sie irgendwo ihr sie überwältigendes Gefühl aufs mächtigste ausströmen, im Arm des Onkels ...

Sie küßte ihm den Reif von seinem großen graublonden Bart, in dem sich ein Antlitz verbarg — vergleichen wir's nur geradezu mit einem menschlich gemodelten Thierkopf; denn gibt es gutmüthigere Augen als die des Pferdes oder eines treuen Hundes? Stirn, Backenknochen, Nase (mehr konnte man vor dem Barte nicht sehen) waren hart und massiv, aber die wasserblauen Augen, ohnehin von der Fahrt und der Kälte feucht, glänzten so scheu, so gut, so treuherzig, wie — rügt den Vergleich! — die Augen der großen Bulldoggen an den Ketten im Hof. Armgart umschlang ihn mit einer Innigkeit, als sollte alles, was durch das Gespräch in der Kapelle sich in ihrer Brust vom Gefühl einer mit Gewalt abgelehnten Liebe gesammelt hatte, doch jetzt Einem zugute kommen ...

Benno grüßte einfach und schüttelte dem gewissens-

ſcheuen, im Laternenſchimmer vollends geiſterbleichen Thiebold die Hand ...

Terſchka war ſchon unterwegs, die Tante zu begrüßen, die allen auf halber Treppe entgegenkam, während ſich oben auf dem Corridor auch Paula ſehen ließ, vor der ſchon einer der mitgekommenen Diener mit einem ſilbernen Leuchter von mehreren Flammen ſtand und ihre zu allen Zeiten feierliche Erſcheinung würdevoll beleuchtete.

Geſund und wohl? konnte man freudigſt und ungehindert fragen ...

Alles glücklich abgelaufen? fragte man ſchon weniger ungehindert ... Denn in Gegenwart Paula's mochte man nicht verrathen, daß ſie eine Störung des Leichenbegängniſſes im Düſternbrook geſehen hätte — darüber war keinem von den Zurückgebliebenen ein Zweifel, daß wirklich dort etwas vorgefallen ſein mußte ...

Oben im Vorſaal ließen die Männer ihre ſchweren Bekleidungen und fanden, links ſogleich durch das Eßzimmer ſchreitend, in einem heute noch gar nicht geöffnet geweſenen, inzwiſchen geheizten gemeinſchaftlichen großen Wohnſaale im linken Thurm die Zurüſtungen zum Thee.

Das war denn ein traulicher Raum. Ein großer runder Tiſch, höchſt kunſtvoll ausgelegt, war nur in der Mitte mit einer kleinen Damaſtdecke belegt ... Auf dieſem ſtand ſchon die ſiedende Theemaſchine ... Nähtiſche waren dicht noch an dieſen Tiſch gerückt mit weiblichen Handarbeiten ... Eine große, mit einem Blechſchirm bedeckte Ampel mit mehreren Flammen, die mit metallenen Ringen an der Decke befeſtigt war, beleuchtete das ganze, rings mit Gemälden geſchmückte,

## Vorrede zur neuen Ausgabe.

In den Einleitungen zu den neuen Ausgaben seiner Werke glaubt der Verfasser bewiesen zu haben, daß ihm eine Werth Ueberschätzung derselben fremd ist. Der Drang, der sich einst in diesen Schöpfungen mit unvollkommenen Gaben zu bethätigen suchte, liegt ihm wie eine abgeschlossene Vergangenheit vor. Er besitzt Selbstüberwindung genug, auch diesen, wie er ihn früher nannte, komischen Roman wie das Werk eines Andern zu beurtheilen.

Voraus schickt er das offene Geständniß, daß ihm diese Arbeit zu wenig gewürdigt scheint. Sie erschien unter ungünstigen Verhältnissen. Wären die drei Bände, die hier in zwei vereinigt sind, zusammen ausgegeben worden, die Kritik und das Publikum beide hätten sich an etwas Ganzes halten

teppichbelegte Zimmer ... Die weißen Fenſtervorhänge waren niedergelaſſen ... die Gardinen waren zugezogen ... das Feuer in einem hohen Kamin praſſelte ... es war eine Stätte des Friedens ...

Onkel Levinus ſchritt, umſchlungen von Paula und Armgart, wie ein von langen Reiſen Zurückgekehrter daher ... Es war ein unterſetzter, ſtämmig gebauter Herr ... In ſeinem Lächeln lag ſogar etwas Liſt, jene Liſt, die der Ausdruck des Geiſtes iſt, den dieſer immer dann hat, wo er ſich waffen- und harmlos gibt. Der Junggeſell zeigte ſich in der chevalereſken Begrüßung der Tante, die ihm auch ihrerſeits ganz holdſeligſt entgegenkam und jetzt nicht das Mindeſte verrieth von ihren gewohnten Misbilligungen z. B. ſeiner Methode, die Merinoſchafe aus Spanien einzuführen, ſeines Bohrens auf Steinkohlenlager, die ſich nicht fanden, ſeiner Geſtütsveredelungsverſuche und ähnlicher Dinge, die ſie ſeit Jahren an dem phantaſtiſchen und koſtſpieligen Wirthſchaftsführer controliren mußte ...

Terſchka fragte nach dem Poſtpacket, das ſie mitgebracht hätten von Witoborn ... Armgart wurde ſogleich von der Tante bedeutet, es aus dem Wagen zu holen ...

Schon ſprangen drei Männer zu gleicher Zeit, den Auftrag ihr abzunehmen ... Thiebold nicht am ſicherſten ... Benno ſchon in beſchleunigterer Haſt ... Terſchka der Flinkſte ...

Armgart hielt indeß alle zurück, bat, ſich zu ruhen, und ging allein ...

Benno, von einer der Tante an ihm ganz ungewohnten

Eleganz, wie ein Hochzeiter, zog die Handschuhe aus und strich sich vor innerer Erregung den schwarzen Bart und sein lockiges Haar ...

Und der Onkel erzählte schon:

Bonaventura's Mutter war auf dem Schlosse noch nicht anwesend, aber das große Déjeûner dinatoire, das man zur Stärkung bei den weiten Distanzen der Wohnorte aller Geladenen mit voller Genugthuung antreffen durfte, war höchst kostbar gewesen ... Man hatte das Mahl im Stehen eingenommen ... um ein Uhr brach endlich der Zug auf ... Die Segnungen hatte dann dem Sarge der Geistliche des Sprengels gegeben, in dem das Schloß liegt ... Dann hatten die Mönche den Sarg in Empfang genommen, an der Spitze der neue Provinzial, Pater Maurus, Nachfolger des verstorbenen Henricus ... Die Beisetzung im Kloster selbst war ohne Feierlichkeit erfolgt ... Bonaventura hatte dabei etwas zu sprechen keine Veranlassung ... Im Kloster Himmelpfort hatten sich alle Eingeladenen und nur aus Rücksicht um die Dorftes Gekommenen getrennt ... Bonaventura war noch mit einem der Wagen des Präsidenten zurückgeblieben, um im Kloster den Pater Sebastus zu besuchen ... Dann hatte er wieder nach Schloß Neuhof umkehren und erst morgen im Kreise von Westerhof erscheinen wollen ...

Paula hörte diesen Mittheilungen mit Aufmerksamkeit und Ergebung zu ...

Benno ergänzte:

Besonders geistlich sind die Gedanken der Leidtragenden nicht gewesen! ... Der Landrath machte curiose Späße ...

Ja, sagte der Onkel, Späße, die für eine Kindtaufe gepaßt hätten! ... Niemand ging jedoch besonders darauf ein ...

Die Verabredung zur Jagd ist zu Stande gekommen? fiel Thiebold zerstreut ein ...

Graf Hovden, die Hakes, Graf Münnich und andere beauftragten uns, mit der gräflichen Jägerei Rücksprache zu nehmen, sagte Terschka, und die Leute meinen, daß gerade heute Abend noch im Finkenhof das Jagdpersonal versammelt sein würde ... Herr von Asselyn schlug vor, heute Abend den Umweg über den Finkenhof zu machen ... Ich begleite ihn und so bringen wir alles in Ordnung!

Gut! Gut! sagte der Onkel und deutete die Autorität an, die vorzugsweise Terschka hier gebührte. Der Weg ist ja nicht weit ...

Die Tante war inzwischen wieder ungeduldig geworden über Armgart, die erklärt hatte, die Post allein besorgen zu können, und nun nicht wiederkam ... Sie schien auch schon zu bemerken, daß die Männer in der That etwas im Rückhalt hatten ...

Terschka sprach mit Paula und war die Artigkeit und Rücksicht selbst ...

Die zurückgekommenen Diener, die in ihrer etwas altfränkischen Staatslivree, Grün mit Gold, geblieben waren, arrangirten den Thee ... Die Herren setzten sich ...

Wie still, begann der Onkel mit einer wohltönenden, aber nur leisen und, wie dem Forscher ziemt, nur prüfenden Stimme ... wie still kann nun so ein wildes Menschenkind werden! Wie lange hat doch dieser Mann in der Welt rumort! Es ist dein Onkel, Paula! Aber

der hat die Spanne Zeit, die ihm der Schöpfer gemeſſen, benutzt wie ſein unveräußerliches Eigenthum! Ein ſchauerlicher Augenblick, als wir in dem dunkeln, ſchneeverſchütteten Grunde an dem hohlen, blitzzerſchlagenen Eichbaum vorüberkamen, wo einſt der Deichgraf Klingsohr gefallen! ... Ja, vorher ſchon! ... Ich erſtaunte, im Dickicht ein gewiſſes Kreuz wiederzufinden, das, ſolange der Kronſyndikus noch im Gebrauch ſeiner geſunden Sinne war, an jener Stelle nie ſtehen durfte ... Bruder Hubertus ſcheint es geweſen zu ſein, der es wieder aufgerichtet hat ... Er iſt von ſeiner Reiſe zurück ...

Terſchka, immer die Thür fixirend, durch die Armgart zurückkehren mußte, und eine Taſſe Thee entgegennehmend, ſagte:

Ich bin nun faſt ein halbes Jahr in der Gegend, hörte ſoviel vom Bruder Hubertus und ſah ihn heute zum erſten mal ...

Er iſt erſt jetzt von Wanderungen heimgekehrt, die ihn bald in dieſes, bald in jenes Kloſter ſeines Ordens, oft bis in die Schweiz hineinführen, erwiderte Onkel Levinus. Gleich beim Anblick des Kreuzes, vor der Störung an der Eiche, dachte ich mir: Jetzt muß wol der Knochenmann wieder daſein!

Welche Störung? fragte ſchon vor dem „Knochenmann“ die Tante und ſah Thiebold an, der ſeinerſeits zu der vom herabfallenden Lampenſchimmer wie verklärten und nur auf die Erwähnung Bonaventura's harrenden Paula mit gedankenverlorener Andacht blickte ...

Ja! fuhr der Onkel fort, das war, um es nur zu

ſagen, ein recht verdrießlicher Augenblick! Ein förmliches Todtengericht! Ich zitterte für den Präſidenten, der neben dem Domherrn ſaß und die Scene erleben mußte! Auch der Landrath, wie uns Herr von Terſchka ſpäter mittheilte, ſoll ſich furchtſam in ſeine Ecke gedrückt und vergeſſen haben, daß gerade ſeine Autorität hier am Platze war ... Wer weiß, wie lange dieſe Scene gedauert hätte, wäre nicht Herr von Terſchka zum Wagen hinausgeſprungen und hätte die gehemmte Ordnung des Zuges wiederhergeſtellt ...

Tante Benigna's Augen hafteten an denen Thiebold's ...

Bruder Hubertus unterſtützte Sie endlich, Herr Baron! ſchaltete Benno ein, den Terſchka's geſpanntes Warten auf Armgart zu ſtören ſchien ... Man hätte von ihm, ſoviel ich höre, dieſe Großmuth kaum erwarten ſollen ...

Welche Großmuth? fragte Terſchka. Was hat es mit dem Bruder für eine Bewandtniß?

Das zu erklären, fuhr der Onkel faſt frauenzimmerlich erröthend fort, möchte —

Die Tante wußte, daß die „Gegenwart der Damen" hinderlich war und fiel ſogleich ein:

Welche Störung fiel denn nur vor?

Paula ſaß jetzt, als beſänne ſie ſich auf einen Traum, den ſie vor langer, langer Zeit gehabt haben konnte ... Auch Benno ſah ſie auf das Wort des Onkels mit einem ehrfurchtsvollen Blicke an. Sie machte den Eindruck, als wären unter dem Schutz ihrer weit ausgebreiteten Cherubsflügel alle Dinge der Erde rein und unentweiht ...

Der Zug mußte im Düsternbrook eine Biegung machen, erzählte der Onkel, sodaß wir auch im Wagen alles mit ansehen konnten, was vor uns mit dem Sarge geschah. Vier Laienbrüder trugen ihn. Voraus gingen der Provinzial Maurus und die Mönche und alle sangen. Hintennach folgten die Dienerschaften von Schloß Neuhof, die Vorstände der Wirthschaft, die Beamten der Wittekind'schen Verwaltung. Dann erst kamen die Kutschen. Wie der Sarg an der bekannten Eiche vorüberkam, empfing ihn an dem zum Zusehen bequemsten Platze eine dort versammelte Menschenmenge ... Bauern, Knechte, Weiber, Kinder, alles dicht geschart ... Zufällig machten die Gesänge der Mönche eine Pause ... Da ertönte anfangs eine Geige ... In lustiger Melodie fiedelte irgendjemand, den man nicht sah, und gerade aus dem Menschenknäuel heraus ... Erst konnte man an einen Bettler denken, der die Gelegenheit nutzen wollte, auf die Art zu einem Almosen zu kommen ... Bald aber hörte man eine laute Stimme rufen: Schweig, Todtengräber! Hier erst noch drei Hände voll Erde!

Ihr Heiligen! rief die Tante erstaunend, da auch der Onkel im Erzählen feierlich die Stimme erhob ...

In demselben Augenblick ging die Thür auf und Armgart kam zurück ...

Sie kam ohne die Brief- und Zeitungsmappe ...

Niemand fragte jetzt danach, so ergriffen war noch alles von dem eben Mitgetheilten ...

Thiebold klärte Armgart rasch über das auf, wovon die Rede war ...

Diese hörte wie geisterhaft und abwesend zu ...

Schweig, Todtengräber! wiederholte der Onkel. Hier erſt drei Hände voll Erde! rief die Stimme. Da trat eine hohe, kräftige Geſtalt in grauem Mantel aus der Menge, hielt einen Gegenſtand hoch empor, zog den Hut, als wenn er die Raben ringsum, die grauen Wolken, die kahlen zackigen Zweige, die Trauerkutſchen grüßen wollte, und rief: Kronſyndikus von Wittekind-Neuhof! Nimm zu deinem himmliſchen Ehrenkleid auch noch dieſen Orden mit! Ein ab instantia abſolvirter Mörder empfiehlt dich der Gnade Gottes, des Heilands und der allerſeligſten Jungfrau! Erſcheine am Tage des Gerichts mit dieſem grünen, damals nicht verbrannten Fetzen Tuche —

Die Frauen blickten ſtarr auf den Onkel, der alle dieſe Worte mit Feierlichkeit nachſprach ... Die Tante war vor Entſetzen halb aufgeſtanden ...

Benno berichtete weiter; denn dem Onkel ſtockte ſchon die ſchwache Stimme ...

In dieſem Augenblick, ſagte er, wo wir alle die gleichen Empfindungen haben mußten, wie Sie ſie jetzt allein vom bloßen Berichte haben, war die Scene bereits von Herrn von Terſchka unterbrochen worden ...

Doch nicht! doch nicht! ſagte dieſer von einem Nachdenken auffahrend ... Noch ehe ich aus dem Wagen war, um die Störung zu unterbrechen, war ſchon ein anderer Zwiſchenfall eingetreten ... Die Geige —

Bitte! ergänzte Benno. Erſt hörte man einen ſchreckhaften Schrei ...

Aber auch Paula erhob ſich jetzt ... Armgart hatte nicht Platz genommen, obgleich ihr Terſchka und Thiebold einen Stuhl holten, wie ſie eintrat ...

Ganz recht! bestätigte der Onkel. Man erfuhr, daß im Dienstpersonal ein Frauenzimmer ohnmächtig geworden war. Es war das die Lisabeth, die Beschließerin von Schloß Neuhof ...

Dann war — das ja wol — jener Küfer? schaltete die Tante mit Entsetzen ein ...

Stephan Lengenich! bestätigte der Onkel. Wir erfuhren es später. Die Verwirrung des Augenblicks ließ sich nicht ganz übersehen, weil inzwischen der Zug schon weiter ging und die Mönche schon wieder sangen. Aber den Anblick alles Spätern hatten die doch noch, die nur langsam nachfuhren. In die Rede des damals ungerechterweise angeklagten Küfers hinein ertönte wieder die Geige. Ihr Spiel war so frech, so teuflisch, so voll Hohn fiel sie ein in die furchtbare Rache des Küfers, die sie gleichsam unterstützen wollte, daß jedermann dem nur danken mußte, der sich plötzlich auf den Geiger warf, ihm sein Instrument aus den Händen schlug und ihn, da er Widerstand leisten wollte, fast mit Füßen trat. Das war dann niemand anders, als unser alter guter Freund, der Bruder Hubertus ...

Benno und Thiebold mußten sich mit Besorgniß Paula nähern, die wie in Erstarrung wieder in ihrem Sessel saß, während die Tante an die Thür eilte, um sicher zu sein, daß in diesem Augenblick der Erörterung mislicher Familienverhältnisse die Diener nicht hereinkamen ...

Ja, das Maß ist gerüttelt und geschüttelt voll, sagte der Onkel tiefschmerzlich und die Hände gefaltet auf den Tisch vor sich hinlegend, das Maß der Ehrenkränkung, die seiner Familie ein wilder und entsetzlicher Mann hin-

terlaſſen hat! So ging es doch mit ihm faſt funfzig Jahre hindurch! So klagen ihn todte und lebendige Zeugen an! So öffnen ſich die Gräber, um ein Geheimniß nach dem andern ans Tageslicht zu bringen! Paula! Du gutes, gutes, treues Kind —

Auf dieſe liebevolle Anrede, die dem Schmerz galt, den Paula um die Ehre ihrer Familie, um Mutter und Vater empfinden mußte, hatte ſie ſich raſch aus dem Zimmer entfernt ... Armgart flog ihr wie ihr Schatten zu hülfreichem Troſte nach ...

Nun erzählte die Tante den theilweis hocherſtaunenden Männern Paula's Traumgeſicht ... Alles was ſie geſehen hatte, wurde von den Männern beſtätigt ...

Wild, wild war der Anblick deſſen, was an der Eiche geſchah! ſagte der Onkel, der ſeinerſeits an dieſe Viſionen ſchon gewöhnter war. Da mußte ſie wol erwachen ... Der Geiger war der Taugenichts, der alte buckelige Stammer! Rächen wollte er ſich für die Verweiſung aus dem Schloſſe durch den Präſidenten ... Der Küfer hatte den Fetzen Tuch, der einſt vom Deichgrafen dem Kronſyndikus abgeriſſen war und ſo lange nicht gefunden werden konnte, wenn es überhaupt der echte war, auf den ſilberbeſchlagenen Sarg, mitten unter die Ordensinſignien gelegt! Als er das gethan, taumelte der Mann — es war auf den Schrei der Liſabeth — wie ein Kind und wurde von dem anweſenden Löb Seligmann gehalten, dem Juden, der ihn zu kennen ſchien. Herr von Terſchka, Sie werden ja wol das Nähere von dem drolligen Muſikſchwärmer erfahren

können! Aber dem Geigenſpieler ging es ſchlimm. Hubertus zertrat ihn faſt; obgleich Stammer der Bruder des Mädchens war, um das auch der Bruder Abtödter den Kronſyndikus ſo bitter haßte ...

Die Tante, die den Onkel in der weitern Mittheilung der Geſchichte des Mönchs Hubertus nicht ſtören wollte, entfernte ſich, um nach Paula zu ſehen ... Es kamen jetzt Beſtandtheile eines Soupers, auch einige Flaſchen Wein, die ſie den Männern überließ ...

Der Abtödter, hört' ich, nennt man ihn? fragte Terſchka kopfſchüttelnd, als die Diener fort waren ...

Man nennt dieſen Mönch ſo in den Klöſtern und im Volke! erklärte der Onkel. Sein eigentlicher Name iſt Buſchbeck ...

Buſchbeck! wiederholte Terſchka befremdet und wiederholte lange ſinnend: Buſchbeck? Buſchbeck? ...

Terſchka's eigenes, allen hier unbekanntes Leben ſchien mit dieſem oder einem ähnlichen Namen eine Beziehung zu haben ...

Der Onkel erzählte mit gedämpfter Stimme und raſch die Abweſenheit der Frauen nutzend:

Auch Sie, Herr von Aſſelyn, werden ſich ja wol aus Ihrer auf Hof Borkenhagen verlebten Jugend des Förſters Buſchbeck — nein, Sie mußten ihn ſchon nur als Mönch gekannt haben —

Es muß jener Laienbruder ſein, ſagte Benno, der dem alten Hedemann einmal ein Pferd mit Sympathie curirte ... Dreizehn Haupthaare von einem Scharfrichter in einem Teig von Weizenmehl und Oel eingegeben und das Pferd erhielt ſich ...

konnen. So aber lagen zwischen dem Erscheinen jedes Bandes mehrere Monate. Ein Band hinkte dem andern nach. Eine einige Stimmung für das Werk und konsequente Auffassung desselben machte sich dadurch von selbst unmöglich.

Außerdem stellten sich dem Erfolge zwei Haupthindernisse in den Weg.

Unser Zeitalter liebt das Kompendiarische: nicht in den Werken, nicht in den Autoren, sondern in den Kennzeichen der Autoren. Das heutige Publikum verlangt, daß der Schriftsteller ihm nicht zuviel über sich selbst zu denken giebt: es mag die Metamorphosen der Dichter nicht leiden. Wer heute etwas Ernstes schreibt, der nimmt sich als Autor schon zuviel heraus, wenn er morgen etwas Komisches veröffentlicht. Der Ton, an den sich die Lesewelt einmal bei diesem oder jenem Talente gewöhnt hat, soll in jedem seiner Werke wiederklingen. Wer heute Kritiker, morgen Romandichter, dann wohl gar Dramatiker ist, wer in den Formen seiner Produktion wechselt und überhaupt das giebt, was ihm selbst Bedürfniß ist, der erschwert sich die Erfolge selbst. Denn das Publikum war schon seit Lessings Zeiten nicht geneigt, die Schriftsteller so zu nehmen, wie sie sind. Wieland konnte unverhältnißmäßige Erfolge haben und populär werden, weil er seiner einen Manier treu blieb. Später genoß Jean Paul eine Blüthezeit allgemeiner Hingebung, weil er in jedem Werke derselbe

Der Glaube macht selig! lachte Thiebold, der sich allmählich zu finden und schon wieder zu serviren anfing ...

Aber der Onkel entgegnete:

Warum? Die Geheimnisse der Natur sind unergründlich!

Terschka, immer sinnender und ein anerkannter Virtuose der Reitkunst, fiel ein:

Die Hauptsache an dem Mittel werden das Oel und vielleicht auch die Haare gewesen sein! Wann kam denn dieser Mann hier in die Gegend?

In den Jahren vor den Befreiungskriegen, etwa 1808, erzählte der Onkel. Es war ein schlanker und gewandter Mann, der bei den Holländern in Java gedient hatte ...

In Java! sprach Terschka leise und sein sonst schon immer wachsbleicher, fast gelblicher Teint nahm eine eigenthümliche Färbung an ... Er verlor in dem Grade seine gewohnte Elasticität, daß er jetzt ganz als der Vierzigjährige erkannt werden konnte, der er war, während sonst der viel jugendlichere Benno fast älter aussah, als er ...

Er rühmte sich mancher geheimen Jägerkunst und manchem galt er für einen Freischützen! fuhr Onkel Levinus fort ... Aber sein Lebenswandel war achtbar und stimmte wenig mit dem Ton, der damals auf Schloß Neuhof herrschte, wo ihn der Kronsyndikus anfangs zum Revierförster machte ... Es gab einst eine wilde Zeit auf dem Schlosse da, das wir heute so still und gespenstisch sahen! ... Freiherr von Wittekind war durch die Verführungen des damaligen kasselschen Hofes in ein Leben der

tollsten Liebeshändel gerathen. Immer hab' ich gefunden, daß Männer bei einer solchen Lebensweise zuletzt von ihrer Sinnenglut förmlich unterjocht werden. Jeder Gedanke verwandelt sich ihnen in Unlauterkeit, jeder Blick auf ein Weib in Begehrlichkeit, jede Voraussetzung über die Tugend des Menschen in den frechsten Glauben an schlechte Möglichkeiten. Damals war auf dem Schlosse eine Person allmächtig, ein Frauenzimmer zweideutiger Herkunft — eine gewisse —

Benno befreite den Onkel von der Verlegenheit, ganz offen über eine ominöse Beziehung zur Dechanei zu sprechen...

Legen Sie sich keinen Zwang an! sagte er. Frau von Buschbeck hat für die Dechanei nie existirt ... Höchstens, daß jetzt ihre Schwester mit dem alten Windhack ihr Privaterstaunen austauscht, wie das hübsche Vermögen der Ermordeten, doch an zwanzigtausend Thaler, an den Bruder Hubertus testirt wurde. Die Stifter und Kirchen sind betrogen worden! Hammaker's Vertraulichkeit mit der Alten beruhte auf den Codicillen, die er möglich zu machen wußte, um die durch Rück und unter Zeugenassistenz zweier Herren Schnuphase und Klingelpeter getroffenen gottseligen Bestimmungen für den Fall ihres Todes wieder aufzuheben ...

Terschka war über die Ermordung der sogenannten Frau Hauptmann von Buschbeck unterrichtet und lauschte mit der größten Spannung ...

Diese außerordentliche Zärtlichkeit einer Person, fuhr der Onkel fort, die nicht einen, nein mehrerlei Teufel im Leibe gehabt haben muß, diese auffallende Anhänglichkeit an den Mönch Hubertus ist eine Folge der Eitelkeit, da sich

Brigitta von Wülpen durchaus als die Frau Hauptmann von Buschbeck geberden wollte ... Als Hauptmann war der holländische Lieutenant Buschbeck verabschiedet worden; er war nicht von Adel, auch nicht etwa schimpflich entlassen; aus eigenem Antrieb hatte er und leider vor Erreichung seines höhern Pensionsgrades seinen Abschied genommen. Man sagt, weil ein dunkler Schleier gehoben wurde, der auf seiner Vergangenheit ruhen soll ... Ich kenn' ihn nicht ... Man spricht ja wol von ihm, es wäre ein Scharfrichtersohn? ...

Auf diese Frage, die der Onkel an sein eigenes Gedächtniß richtete, wurde Terschka's Auge das des Falken ...

Diesem Fremdling, der in einer erwerbslosen Zeit, müde des damals nur noch einträglichen Kriegsdienstes, hingehalten mit seiner nur geringen Pension, die einfache Stelle eines Försters annahm, schenkte die damalige Wirthschaftsführerin des Freiherrn, Fräulein Brigitta, ihr Herz. Sie war feurigen, lebhaften Sinnes, häßlich dabei wie eine Fledermaus. Der Fremdling konnte sich ihrer Zudringlichkeit nicht erwehren; der Kronsyndikus that nie etwas umsonst und wünschte auf diese Art von einer Person befreit zu sein, die ihm über den Kopf wuchs. Der Abenteurer mag aus Willensschwäche und verblendet von glänzendern Anerbietungen, zugleich berauscht von der Wildheit des damaligen neuhofer Lebens, Zugeständnisse gemacht haben, die er später bereute. Seinen spätern Aeußerungen zufolge will er niemals ein Weib geliebt haben, als nur einmal eine Tochter eines seiner Waldhüter, ein allerdings auffallend schönes Kind, Hedwig Stammer hieß sie, schlank, hochgewachsen,

die Schweſter dieſes Buckeligen, den er heute mißhandelt hat ...

Nach einer Pauſe des Erſtaunens über dieſe Zuſammenhänge fuhr der Onkel fort:

Hedwig Stammer wurde im ſtillen ſeine Liebe und bald entdeckte dieſen Treubruch, wie ſie es nannte, die Megäre auf dem Schloſſe. Sie erſann eine Rache, zu teufliſch um ſie nur nachzudenken, wenn nicht die Umſtände Begünſtigungen zur wirklichen Ausführung des Unglaublichen gegeben hätten. Die Leidenſchaften des Kronſyndikus kannten keine Grenzen. Keine Tugend war ihm heilig. Kein Weib, dem er irgend ſich glaubte nahen zu können, ließ er ohne Anfechtung. Dabei begünſtigte ihn ſogar das Glück, ohnehin ſein Reichthum und, wie das in ſolchen Fällen geht, die Courage. Ihm ſchien ein Widerſtand unmöglich und ſo vermeſſen war ſeine Menſchenverachtung, daß er ſich an die Unſchuldigſten wagte, ja durch Umtriebe aller Art es oft dahin zu bringen wußte, daß dieſe plötzlich in irgendeiner Weiſe wirklich von ſeinem Willen abhängig wurden. Hätte der Mann auf einem Throne geſeſſen, er würde den größten Tyrannen beizuzählen ſein ...

Ein Blick auf die Nebenthüren und ein Lauſchen nach einem fernen Geräuſch drückte die Furcht des Onkels aus, die Frauen möchten zurückkommen ... Dem faſt überſiedenden Waſſer im ſilbernen Keſſel ſprangen Benno und Thiebold zugleich bei durch Mildern der Flamme ...

Ich will es kurz faſſen! fuhr der Onkel ſich eilend fort. Der Kronſyndikus hatte ſein Auge auf die Frau des Teichgrafen Klingsohr geworfen. Die Vertraute ſeiner Lüſte, die Gülpen, unterſtützte ſeine Hoffnungen,

weil ihn Unmöglichkeiten unerträglich im Umgang machten. Mit Verachtung zurückgewiesen, entbrannte er in nur noch wilderer Glut. Da entdeckte die Gülpen die Neigung ihres sogenannten Verlobten und schmiedete einen Höllenplan. Durch verstellte Handschriften machte sie die Deichgräfin, wie sie hieß, zur Correspondentin des Kronsyndikus. Die Eitelkeit des Frevlers war einer völligen Sinnlosigkeit fähig. Taumelnd in seinen Hoffnungen, die ihm leider nur selten fehlschlugen, glaubte er der Versicherung der Gülpen, die Deichgräfin warte nur eine Reise ihres Mannes ab, um ihn zu erhören. Dann würde sie selbst einmal aufs Schloß kommen. In einer Nacht, wo kein Stern am Himmel stand, der Kronsyndikus gegen Mitternacht von einem Gelage heimkehrte, wieperte ihm das Scheusal zu: Die Deichgräfin ist da! Sie bleibt auf die Nacht bei mir zum Besuch, das Wetter ist zu schlecht — Wo? ruft der Trunkene und folgt in rasender Begier dem Weibe, das ihn an ihrer knöchernen Hand im Dunkeln geleitet. Plötzlich ist ihr Licht erloschen, alles ringsum finster. In einer engen, dunklen Kammer trifft er eine schlanke, sich eben entkleidende Gestalt, wirft sich auf sie — und erst wenige Minuten später, als es zu spät war, erkennen zwei Menschen ihren grauenhaften Irrthum ...

Die Männer saßen erstarrt ... Es bedurfte von Seiten des Onkels kaum einer Erklärung, welche Rache hier ein weiblicher Bösewicht vollzogen hatte, der denn auch das Leben durch die Schlinge eines Mörders verlassen sollte ... Dennoch erklärte der Onkel das Vorgefallene ausführlicher:

Brigitte von Gülpen hatte Hedwig Stammer, die sie tödlich haßte, allmählich an sich gelockt und sicher zu machen gewußt ... In ihrer Waldwohnung suchte sie sie öfters auf, erklärte, die Untreue des Hauptmanns bräche ihr zwar das Herz, doch wolle sie sein Glück nicht hindern ... Sie befahl nur dem Mädchen, die Besuche, die sie ihr, um ihren guten Willen zu zeigen, machte, dem „Herrn von Buschbeck" zu verschweigen ... Sie versprach eine glänzende Ausstattung, die Unterstützung des Kronsyndikus und lockte das arme Kind immer mehr und mehr an sich ... Eines Abends, da sie es so veranstaltet hatte, daß Hedwig einen Auftrag im Schlosse auszurichten hatte, behielt sie sie bei sich, erzählte von dem „Herrn von Buschbeck", Hedwig's Geliebten, der noch diesen Abend aufs Schloß kommen müßte und mit dem Kronsyndikus von einer Jagdpartie zurückkäme. Es regnete, es stürmte. Sie versprach, Hedwig's Ausbleiben über Nacht sogleich bei den besorgten Aeltern ansagen zu lassen und brachte sie in eine Kammer, wo sie zur Nacht ruhen sollte. Das arglose Ding, das bis zwölf Uhr vergebens gewartet hatte, entkleidet sich, läßt, da die Gülpen noch erst gute Nacht zu sagen zurückzukommen erklärte, die Thür offen, löscht auf Befehl das Licht, weil die Gülpen von den Wunderlichkeiten des Kronsyndikus und seiner Strenge gegen Untergebene spricht, und nun stürmt die Gülpen plötzlich herein, ruft: Buschbeck ist da! Er kommt ... Hedwig fährt auf, rafft ihre Kleider zusammen — — Genug, drei Tage hielt sich das Weib, dem seine Rache nur zu gut gelungen war, vor der Wuth des Försters, dem die

Getäuſchte, noch in der Nacht vom Schloſſe entfliehend, ſich ſogleich entdeckte, verborgen ... Buſchbeck würde ſie ermordet haben ... ſie wußte das ... Der Kronſyndikus, damals noch ſein eigener Gerichtsherr, verfügte gegen den Förſter, der ihn perſönlich anfiel, erließ ſofortige Verhaftung, dann Dienſtentlaſſung. Lachend verzieh er der Gülpen, nannte noch ſpäter, als in der That zufällig die in aller Unſchuld abweſende Teichgräfin eines Sohnes genas, dieſen, den jetzigen Mönch Sebaſtus, ſeinen wahren Sohn, d. h. den Sohn ſeiner Einbildung, ſeinen Sohn im Geiſte. Hedwig Stammer verfiel in ein Nervenfieber und ſtarb. Den ſogenannten Hauptmann von Buſchbeck wollten die franzöſiſchen Gensdarmen zwingen, Kriegsdienſte zu nehmen oder die Gegend zu verlaſſen. Er flüchtete ſich nach Kloſter Himmelpfort, wo ihn der damalige würdige Guardian Henricus beſchützte, vollends als er nach dem Tode Hedwig's in den Orden trat. Das böſe Weib konnte ſich nicht länger im Schloſſe halten. Reich ausgeſtattet an Geſchenken, für ihre Lebenszeit geſichert durch eine Penſion, zog ſie von dannen. Sie ſtellte ſich ſo wahnſinnig verliebt in ihren Verlobten, daß ſie alles, was ſie von ſeinen Sachen als Andenken nur ergattern konnte, mitnahm, javaniſche Pfeilſpitzen, chineſiſche Götzen, große ausgeſtopfte Vögel ... Die Stammers wohnten dann ſpäter in einem Pavillon des Schloßparks und hatten das Gnadenbrot vom Kronſyndikus, der ſeine Jugendthorheiten ſpäterhin, wie das ſo geht, wenn die Kraft nachläßt, zu bereuen anfing ... Und ſchon einmal wurde ihm der Geiger zum Verhängniß. Dieſer Taugenichts war es, der den Tod ſeines Sohnes

Jerôme dadurch veranlaßte, daß er diesen, der zur Pflege in einem Dorfe jenseit des Gebirges beim Pfarrer Huber, der jetzt hier in Witoborn steht, die Nachricht von der nach Hamburg gerichteten Flucht eines gewissen fremdartigen, schönen Mädchens anzeigte, das damals wiederum auf Schloß Neuhof, wenn auch freilich unter andern Verhältnissen, auftauchte —

Bis zur gänzlichen Vollendung seiner Erzählung gelangte der Onkel nicht, denn in diesem Augenblick kehrten die Frauen zurück ...

Tief erschüttert schwiegen die Männer ...

Was ihnen auf die Lippen ein ernstes Schweigen legte, war nicht blos das Entsetzen über das Vernommene, nicht blos bei Terschka der mannichfache, fast persönliche Antheil, den er an allen diesen Berichten zu nehmen schien, nicht blos bei Benno die Verbindung alles dessen, was er über Klingsohr und Lucinden wußte, und der Nachhall des grauenhaft-dämonischen Wortes des Kronsyndikus: Im Geist ist doch Heinrich Klingsohr mein Sohn! — nicht blos bei Thiebold die Rückerinnerung an jenen Morgen, wo eine so böse Uebelthäterin ermordet gefunden wurde, und an die ihm noch unbekannte Wendung, die das Testament der Ermordeten genommen hatte (Bruder Hubertus sollte in der That das Geld angenommen, aber zu bestimmten Zwecken cedirt haben) — das ernste feierliche Schweigen wurde noch mehr hervorgerufen durch den Gegensatz, in welchem die reine, lichtumflossene, weiblich verklärte Gegenwart der Wiedereingetretenen zu dem Unreinen stand, das durch mensch-

liche Leidenſchaft wie aus einem Schwefelpfuhle heraufbeſchworen ſo im Leben ans Licht treten kann.

Die endlich von der Tante mitgebrachte Poſtmappe, aus der ſie ſchon ihre eigenen Briefe und die für Paula herausgenommen hatte, bot Gelegenheit, daß ſich die Empfindungen ſammelten und eine Stimmung des Friedens und wenigſtens äußerlichen Behagens wiederherſtellte . . .

Auch von Püttmeyer's Beſuch erzählte jetzt die Tante . . . Das lebhafte Intereſſe, das daran der Onkel nahm, wurde an einem ebenſo lebhaften äußern Ausdruck dafür nur durch die weit ausgebreiteten Zeitungen und das fortgeſetzte Mahl verhindert . . .

Auf Schloß Weſterhof war man ſonſt, was die Zeitereigniſſe anlangte, immer ziemlich ſpät hinter ihnen zurück. Die neuen franzöſiſchen Miniſterien wurden gewöhnlich erſt bekannt, wenn ſie ſchon wieder abgedankt hatten. Man hielt die Zeitungen der nahe liegenden Städte, las ſie aber nur von hinten her nach vorn, erſt in den Familiennachrichten und dann erſt in der politiſchen Rubrik und dieſe überſchlug man oft auch gänzlich . . . Paula durfte ſogar keine Zeitung früher leſen, ehe nicht die Tante ſie cenſirt hatte; denn ſchon lange kam es vor, daß Berichte: „Aus Witoborn" oder: „Von der Witobach" über die „Seherin von Weſterhof" oder über die „Dorſte'ſche Erbſchaftsfrage" ſchrieben. Seit dem Kirchenſtreit war eine etwas größere Leſeluſt eingetreten. Die Tante, Paula, Armgart, das Stift Heiligenkreuz ſchwärmten für den abgeſetzten Kirchenfürſten. Onkel Levinus entzog ſich dem gemeinſamen Geiſte der Provinz um ſo weniger, als für ihn zwar nicht, wie bei Profeſſor Guido Gold-

finger, schon der Schöpfer in der Erschaffung der Pflanzen und Blumen das katholische Princip voraus signalisiren wollte, doch die Geschichte, vorzugsweise die der alten Hindus, ihm entschiedene Tendenzen zum römischen Glauben verrieth. Oft schon hatte er mit dem Bruder Hubertus über den Glauben der Chinesen gesprochen und sah überall die Anknüpfungspunkte der Missionäre verfehlt. Er konnte oft auf einige Monate ganz die Chemie, leider auch die Oekonomie vergessen, nur um die Dreieinigkeit nicht in den Glauben des Confucius hineinzutragen, sondern sie „ganz evident" aus ihm heraus zu entwickeln. Eine Reise nach Aethiopien, zunächst um daselbst dem wirklichen Vorhandensein des bekanntlich nur im englischen Wappen und in der Bibel vorkommenden fabelhaften Einhorns nachzuforschen, dann aber auch um sich über alles zu orientiren, was mit dem Cultus der „schwarzen Madonna" bis zum Völkervater Ham zurück zusammenhing, wäre ihm schon bei geringerer Liebe zur Bequemlichkeit eine seiner bedeutendsten Lebensaufgaben gewesen ... Den Ghibellinen gegenüber sagte auch er, wie hier alle: „Religion muß apart sein!" d. h. in keine Verbindung und Abhängigkeit mit der sonst verbürgten politischen Loyalität treten.

Der Erörterungen über das Neueste in diesen Streitigkeiten gab es genug ...

Terschka schwieg dazu ... Er sah in seine Briefe, die zahlreich waren ...

Einen schien er darunter zu vermissen. Er betrachtete die Poststempel und fragte:

Ist das die ganze heutige Post?

war. Goethe aber litt aufs Empfindlichſte darunter, daß er ſich beikommen ließ, vom Werther-Ton plötzlich abzuſpringen und bald hier, bald da in neue Gebiete ſich zu werfen. Die Hingebung folgt nicht ſo raſch, wie die Sprünge des Talentes ſind.

Ich citirte dieſe berühmten Beiſpiele, weil ſie die einleuchtendſten ſind. Die Bitte, auf ein kleineres Gebiet davon die Anwendung zu machen, iſt keine Anmaaßung. Noch täglich rächt es ſich, wenn ein Autor, der vielleicht heute in der Satyre einen Erfolg hatte, morgen eine Idylle herausgibt. Mittelmäßigkeiten, die nur immer in ihrem hergebrachten, ausgetretenen Gleiſe bleiben, überflügeln leicht einen urſprünglichen Drang, der von Felſen zu Felſen ſpringt und bald zu Berg und bald zu Thale ſteigt. Das Publikum iſt zu bequem, ſich in ſolche proteiſche Naturen zu finden und die Kritik ſchnell bei der Hand, von dem, was ſie nicht erwartete, zu behaupten, es wäre „nicht zeitgemäß".

Noch hinderlicher aber dem Fortgang dieſes Werkes mögen die innern Fehler deſſelben geweſen ſein. Es nahm ſo ganz das Anſehen eines Kunſtwerkes an und trug doch wiederum überall die Spuren ephemerer Eindrücke an ſich. Wer kann läugnen, daß dieſer Fehler ſich in der neuern Literatur oft wiederholt hat? Das Verlangen, den Fragen der Zeit zu dienen, liegt ſo nahe. Die Aufforderung, Alles auf die nächſten Erſcheinungen der uns ſo tief ergreifenden Zeit

Armgart fiel ihm in die Rede und begann mit einer plötzlich aufleuchtenden, für die Stimmung des kleinen Kreises fast unpassenden Lebendigkeit und jetzt auch zu Benno gewandt, dessen schmerzlich fragende Blicke sie anfangs gemieden hatte:

Wann soll die Jagd sein? Ich gehe mit! Nicht auf Münnichhof zu den Transparenten, nein! Ich schieße mit den Männern um die Wette! Lassen Sie mir den Pancraz als Leibschütz, Herr von Asselyn!

Armgart! lautete der einstimmige Verweis aus des Onkels, der Tante und Paula's Munde ... Alle blickten dabei von ihren Briefen und Zeitungen auf ...

Warum denn nicht? fuhr Armgart mit glühendem Antlitz fort. Kann ich nicht schießen? Ich hab's vom Heydebreck gelernt! Soetbeer und Pancraz können bezeugen, daß ich vor Weihnachten auf dem Wege zum Stift im Niederholz ihnen begegnete, dem Pancraz die Flinte aus der Hand nahm und einen Hasen traf, der unfehlbar mir über den Weg gelaufen wäre! Ich wollte kein Unglück haben ...

Die Männer mußten auflachen über diese eigene Art, dem Schicksal seine bösen Vorbedeutungen mit Gewalt zu vereiteln ...

Die Tante sah nur kurz vom Brief einer guten Freundin auf und bemerkte:

Deshalb entdeck' ich auch in deinem Zimmer immer die meisten Spinngewebe! Du denkst, Spinnen bringen espoir. Ich aber denke, jedes Unglück, das sich nur durch Wildheit und Unordentlichkeit abwenden läßt, muß man getrost ertragen!

Auch dieses Streiflicht auf Armgart's nicht eben besonders pünktliche Natur blieb nicht ohne ein Lächeln der Männer. Nur, daß sie hätten hinzufügen mögen: Aber laß uns doch über dich lachen, du süßer Narr! Gerade dein Koboldsgeist ist's ja, der andern so himmlischer Abkunft erscheint! Rumore, wie du willst, verschleppe Bücher und Nähtereien und Federn und Dintenfässer; gerade darin liegt uns ja dein bestrickender Reiz! ... Armgart faßte jedoch dies Lächeln nicht so. Düster blinzelte sie die Reihe herum und musterte, wer sich zu lachen erlaubt hätte ... Vorwurfsvoll blickte sie besonders auf Thiebold, dem sie sogar laut sagte: Das amusirt Sie wol? ... Benno's Blick hielt sie nicht aus ... An Terschka huschte ihr Auge noch scheuer vorüber ...

Benno sah das ganze seit Wochen so befremdliche Wesen und staunte ...

Inzwischen sprach die Tante von den Ombres chinoises und jetzt mit der größten Schonung. Sie rühmte die Philosopheme Püttmeyer's ebenso, wie sie sie heute früh verworfen hatte ... Sie kam darauf durch ihre Lectüre ...

Ich lese da eben einen Brief von der guten Angelika Müller aus Paris! schaltete sie ein. Was ist die in neuen Verhältnissen! ... Die Fulds sehen die Minister und die berühmtesten Namen bei sich ... Ei, Herr von Terschka, Madame Fuld läßt sich Ihnen empfehlen ... Und ob Sie nicht im nächsten Sommer wieder auf ihrer Villa erschienen? ... Die neue Erweiterung des Gartens, des Pavillons, würde ganz nach Ihren Ideen gebaut werden, schreibt Angelika ... Und wann Sie denn

nach Wien reiſten? ließe Madame Fuld fragen ... Ei, ei, Herr von Terſchka, welches Intereſſe von einer ſo jungen und gewiß höchſt liebenswürdigen Frau!

Armgart fixirte Terſchka aufs lebhafteſte, als er dies Lob der Frau Bettina Fuld beſtätigte ... Paula mußte ihre Hand auf Armgart's Scheitel legen, wie gleichſam um ihre ſtürmenden Gedanken zu beruhigen ...

Jede Lücke des nicht im wohlthuenden Zuſammenhange bleibenden Geſprächs gehörte natürlich wieder Thiebold ... Mit ſeiner immer lebendigen Theilnahme, mit ſeiner Empfänglichkeit für alles und jedes füllte er ſie ... Die Tante überhäufte ihn mit Thee, Zwieback, kalten Fleiſchſpeiſen und einem „Herr von Jenge" nach dem andern. Er war eben der Liebling ihres Herzens. Als endlich die Rede fiel, daß die Männer wirklich noch auf den Finkenhof gehen und mit dem gräflichen Jagdperſonal die verſprochene Rückſprache nehmen wollten, und Benno und Thiebold erklärten, ſie würden von dort auf einem kürzern Wege zu Fuß nach Witobern zurückkehren, proteſtirte die Tante mit Beſeitigung aller ihrer noch unbeendigten Lectüre entſchieden und behauptete, eine ſolche Gefahr vor Schneeverwehungen nimmermehr zuzugeben ... Die jungen Männer verſicherten, daß der Schnee fröre und ihnen dieſe Wanderung den größten Genuß gewähren, ja Bedürfniß ſein würde. Auf die immer und immer wiederholten Einwendungen der Tante wurde zuletzt Armgart ausfallend und fand es ſonderbar, Männern ihren Willen zu nehmen. Sicher hätte dies kühne Wort dann die wechſelnde Ebbe und Flut im Gemüth der Tante zum Ueberſtrömen der letztern gebracht, wäre nicht der Onkel gleicher Meinung

gewesen und hätte erklärt, wie man nur den jungen Herren ein Vergnügen rauben könnte. Dabei that er, als wenn ja auch nur sein aufopferndes jahrelanges Leben hier unter den Frauen auf Schloß Westerhof schuld daran wäre, daß er nicht die anstrengendsten Entdeckungsreisen nach Cochinchina unternommen hätte.

Paula's Schweigen gebot den Aufbruch zu beschleunigen ... Es war ihnen allen schon geschehen, daß die Leidende eben noch theilnehmend ihren Gesprächen lauschte und plötzlich auf eine Anrede im Traum erwiderte ...

Als die Männer gegangen waren — Thiebold mit bedeutsamen Seufzern, Venno vergebens auf den Händedruck hoffend, der ihm von Armgart sonst immer so unbefangen geworden, Terschka fast von ihr ausgezeichnet durch manche beflissene Frage, manche lebhaft erwidernde Antwort — überschüttete die Tante Armgart mit all dem Mismuth, der sich in den gespannten Zuständen ihres Gemüths seither angesammelt hatte. Von Tage zu Tage nahm die Reizbarkeit und Ungeduld Benigna's zu. Ein ängstlicher Blick in die Zukunft verdüsterte ihr alles, was sie umgab, und schon lange war es immer nur Armgart, die der Blitzableiter aller ihrer Verstimmungen werden mußte.

Nein, je älter, deste unerträglicher wirst du doch, Armgart! rief sie und das noch in Gegenwart des Onkels. Seit du von Lindenwerth zurück bist, erkennt man dich nicht mehr! Verkehrt warst du schon immer; aber so vorwitzig, wie jetzt deine Aeußerungen sind, so keck, wie ich dich z. B. vorhin drüben im Durchstöbern der Postmappe fand,

biſt du nie geweſen! Hat es das Fräulein Müller verſehen, die in ihrer Geduld und Nachgiebigkeit ſich jetzt ſogar den Sitten eines vornehmen Judenhauſes in Paris fügt, oder iſt dir die Stiftsdame zu Kopf geſtiegen oder ich weiß es nicht, was die Schuld trägt! Die Jagd mitmachen! Haſen ſchießen, die einem über den Weg laufen könnten! Wahrhaftig! Ich habe gar keine Geduld mehr für dich!

Nun, nun, nun, nun —! beſchwichtigte der Onkel fortleſend ...

Und Paula bat ſchmeichelnd:

Tantchen!

Armgart aber ſtand wie das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trägt. Alles Weh der Erde legte ſich um ihren mit lächelnder Duldung geöffneten Mund ...

Deine Mutter war aber ebenſo! fuhr die erzürnte Schweſter derſelben fort. Und dein Vater, der nicht minder! duckte ſie den aufblickenden Onkel nieder. Von einer Jagd kam auch deren erſte Uneinigkeit. Monika wollte auch ſchießen können und ging mit auf die Jagd und als Ulrich einigemal fehlſchoß, lachte ſie und hielt es ihm mit Spott vor. Ein Mann kann vom Weibe viel ertragen, aber ihm unritterlich zu erſcheinen, reizt. Zumal bei einer ſolchen Empfindlichkeit, wie bei allen dieſen Hülleshovens! Ja, verſteck' dich nur jetzt ſo hinter Paula! Geh nur ſo herum und thu', als wenn du deine Rechtfertigung wie eine verlorene Stecknadel im Zimmer ſuchteſt! Auch lieſeſt du nichts, du arbeiteſt nichts, die Vielliebchen werden wol nach einem Jahre fertig ſein, Muſik hörſt du kaum, geſchweige daß du ſie wieder vernimmſt; ganz wie

deine Mutter war, die auch noch jetzt, „hoch in den Dreißigen", ein reines Kind sein soll! Auch an dir wird die Familie wenig Freude erleben ...

Armgart, statt zu reden, hob die gefaltenen Hände gen Himmel ...

Paula besänftigte die Tante, die jedoch von Armgart selbst unterbrochen sein wollte, um versöhnt zu werden. Armgart blieb still. Keine Schmeichelküsse, keine Liebkosungen, keine Scherze, nichts gab sie wie sonst. Ebenso erblaßt, wie vorhin hocherglühend, ging sie im Zimmer hin und her, machte sich mit ihren glänzend aufgeschlagenen Augen dies und das zu schaffen und sagte nur zur „factischen Berichtigung":

Die Mutter ist fünfunddreißig Jahre!

Der Onkel wollte jetzt auf sein Zimmer und Frieden und die Stimmung der Güte zurücklassen. Das neue Aufbrausen der Tante unterbrach er durch ein lautes Vorlesen eines der erhaltenen Briefe. Dabei hielt er seine linke Hand in die Höhe. Er wollte, daß sie Armgart ergriff und als Ablenker ihrer Stimmung benutzte. Armgart sah die freundliche Geberde und stürzte auch auf die Hand zu, küßte sie und drückte sie heftig an ihr Herz.

Jetzt empfand die Tante den Neid ihrer „Liebe". Dieser Neid äußerte sich in Thränen, die ihr auf die Wange rollten ...

Des Onkels fest vorlesende Stimme hinderte noch die Rückkehr zu den sich schon in Güte lösenden Empfindungen; vorläufig war es Paula, von der die Tante ans Herz gezogen wurde ...

Die Gräfin Erdmuthe von Salem-Camphausen dankte

(nach des Onkels in alle diese aufgeregten Stimmungen eines hochgestellten, edlen, doch von seinen vielen Erlebnissen tief erschütterten Familienkreises beschwichtigend einfallendem Bericht) auf das von ihm erhaltene Schreiben aufs verbindlichste. Sie war glücklich in England angekommen, wohnte auf dem Lande bei Lady Elliot und wünschte ihrerseits nur den friedlichsten Fortgang aller der Dinge, die Gottes Rathschluß über das Schicksal beider Linien verhängt hätte. Erst bei einigen religiösen Anzüglichkeiten und der Erwähnung der Krankheitszustände der jungen Comtesse hörte der Onkel im lauten Vorlesen, das er zur Dämpfung des Streites wörtlich begonnen, auf ...

Die Tante benutzte die nun entstehende Pause und knüpfte an London Betrachtungen über Paris und würde sich selbst auf Aethiopien, China und die Chemie eingelassen haben, wenn das Gespräch nur ausdrückte, wie sehr „ihr Herz" bei alledem unter Armgart's Trotz und verhärteter Gesinnung litt ...

Der Sturm der Gemüther war indessen vorüber ... milderes Wetter stellte sich ein und endlich schlug es neun, wo man auf dem Lande schon an die Nachtruhe denkt ...

Der Onkel erhob sich zuerst und erklärte wiederholt, noch arbeiten zu müssen ... Die Tante plauderte von einigen Anmeldungen ihrer Freundinnen zu den Exercitien, die Pfarrer Müllenhoff auf Betrieb der Frau von Sicking arrangiren sollte ...

Der Onkel erwiderte:

Aber der rauhe Mann eignet sich doch gar nicht zu

dergleichen! Die indiſchen Fakirs ſind keine Braminen! Im Ganges gibt es mancherlei Bäder! Ich hoffe, daß er nichts unternimmt ohne den Domherrn, ſeinen Vorgeſetzten ...

Die Tante, mit dem unendlichſten Bedürfniß nach Einverſtändniß, ſtimmte vollkommen dieſen Aeußerungen bei. Auch ſie fand Müllenhoff's Weiſe ſo übertrieben, ſo aufreizend, daß es für die Religion ſelbſt Gefahr brächte ...

Und der Onkel fiel ein:

Wie ich immer geſagt habe ...

Wie Sie immer geſagt haben ... beſtätigte die Tante ...

Den Finkenhof kann man den Leuten nicht nehmen ...

Den kann man ihnen nicht nehmen ...

Man macht dem Mann alles nach Wunſch ...

Und doch iſt ihm nichts recht ...

Den eigenen Eingang zur Sakriſtei in unſrer Kapelle geb' ich ihm auf keinen Fall ...

Wie werden Sie denn! ...

Seine Manieren ſind unglaublich! Mitten in der heiligen Meſſe putzt er an den Leuchtern und ſchüttelt den Kopf über den alten Tübbicke ...

Den guten alten Tübbicke ...

Armgart kam jetzt wirklich zur Gruppe, die der Onkel, die Tante und Paula bildeten, mit hinüber ...

Die Schulkinder, fuhr der Onkel fort, läßt er eine Stunde lang knieen, um ihnen ſeine ſogenannte Knieſteifigkeit zu vertreiben!

Zu Lichtmeß will er Unterricht geben im richtigen Tempo des Roſenkranzgebetes!

Dieſe Harmonie braucht der Himmel nicht, wenn's nur in unſern Herzen keine Diſſonanzen gibt!

Wer jetzt ein Blumenſtöckchen in eine Kapelle ſtiftet, von dem will er vorher die Anzeige haben, ob er auch keine Alfanzereien bringt!

Und ich denke, wenn ein liebend Gemüth einen Tannenzweig brächte oder ein thönernes Lämmchen ...

Es iſt das gewiß auch eine kindliche Gabe!

Ei, es hat ſogar einen ernſten Sinn und erinnert an manchen bedeutungsvollen Mythus, der bereits bei denen alten Aegyptern als eine Vorahnung zu betrachten war zu manchem heiligen ſpätern Gebrauch!

Die Tante gähnte nun zwar, ſagte aber:

O Sie ſollten ihm das alles einmal auseinanderſetzen, lieber Hüllesheven!

Der Onkel küßte jetzt Armgart ... Das ſüßeſte Einverſtändniß ſchien hergeſtellt ... Nur Eines fehlte noch, daß auch die Tante mit Armgart ſich ausdrücklich ausſöhnte ...

Aber dieſer feierliche Moment blieb nach der Entfernung des Onkels aus ...

Paula ging ... Die Diener waren ſchon zugegen ... Armgart ſprang ſofort hinter Paula her und ſchloß ſich ihr an ... Die Tante blieb allein ... Sie blieb es einige Minuten ... Niemand kam zu ihr zurück ... Thränen traten der alten Jungfrau in die Augen und mit einem Gefühl des Vorwurfs, das ihr über dieſe und ähnliche Dinge ſagte: Deine Strafe das für die alte Zeit! ging ſie auf ihr Zimmer.

Armgart! ſagte inzwiſchen Paula, als ſich dieſe ihr

anſchloß und ihre ſchlanke Hüfte krampfhaft umfaßte. Du ſollteſt bei der Tante bleiben!

Wenn ich in meinen Thurm gehe, poch' ich noch einmal bei ihr an und ſag' ihr gute Nacht! flüſterte Armgart ...

Sie ließ den Diener, der leuchtete, vorangehen ...

Armgart durfte nicht mehr in Paula's unmittelbarer Nähe ſchlafen wie ſonſt. Seit ihrer Rückkehr von Lindenwerth hatte beide die Tante getrennt ... Aber Abends noch eine Weile mit Paula, wenn dieſe ſich wohl fühlte, zu plaudern, ließ ſie ſich, ſo oft ſie in Weſterhof verweilte, nicht nehmen ...

Die Vorhänge des Schlafzimmers Paula's waren ſchon zurückgelehnt ... Im Vorgemach, wo ein kleiner Ofen ſtand, der geheizt wurde, half Armgart die geliebte Freundin entkleiden ... Oft ſprach Paula ſchon im Gehen und Stehen Dinge, die „einer andern Welt angehörten" ... Dann brachte ſie Armgart zur Ruhe, rief einem Kammermädchen, das in der Nähe ſchlief, und trennte ſich nicht eher von beiden, als bis Paula in völligen Schlummer verſunken war ...

Heute leuchteten Paula's Augen hell auf ... Eine ſtille Sehnſucht lag in ihnen ... eine Sehnſucht, die Armgart vollkommen verſtand ...

Stürmiſch warf ſich Armgart der Freundin, die zu ihr herniederblickte, an die Bruſt und rief mit erſtickter Stimme: Ach! Ach! Was ſind wir doch unglücklich!

Meine gute Armgart! erwiderte, dies Wort ablehnend, die ältere Freundin. Warum unglücklich? ...

Paula's Leben war ja ein einziges Schmerz-, oder ein

und Mitwelt zu beziehen, ist so dringend. Was Wunder, wenn die ästhetisch überlieferten Formen des Romans, des Drama's, ja selbst des lyrischen Gedichtes sich nicht von jeder Einmischung oft werthvoller und doch fremdartiger Bestandtheile frei erhielten! Diese Formen wurden ein loses und lockeres Band oft für solche Reflexionen, die sich in den Spalten einer Zeitschrift besser ausgenommen hätten, als in den Kapiteln eines Romans. Wenn hier eine Krisis ist, so zeigten sich die Symptome derselben auch in diesem Romane, der eine Kunstform bald mit fast pedantischem Behagen nachahmen, bald sie zu verachten oder wenigstens völlig zu vergessen schien.

Diejenigen, welche jedes poetische Werk mit einem Tendenz: Qui vive, einem Wozu soll uns das? anrufen, werden noch jetzt die Nase rümpfen über eine einfache Landpfarrer- und theilweise sogar Vagabunden-Geschichte. So unmittelbar heraus aus diesem Buch in einen Zeitungszweck läßt sich nichts übertragen. Und doch ist mir schon begegnet, daß mich Landgeistliche mit dem ihnen schmerzlichen, mit freudigen Wort begrüßten: Ich bin Blasedow! Es muß also doch wohl Existenzen geben, die sich in dem Buche wiederfinden, wie gern ich auch zugebe, daß das Romanenhafte und Künstlerische an ihm gegen den Schluß hin zu sehr auseinanderfährt und die Fäden weniger gelöst, als zerrissen werden.

einziges Wohlgefühl, sie wußte es selbst nicht zu unterscheiden ... Sie liebte einen Priester; sie hatte auch das sichere Gefühl, wieder geliebt zu sein ... Geständnisse hatte es früher nicht und auch jetzt noch nicht gegeben ... Vor Armgart aber war alles das nicht mehr geheim ... Selbst wenn Armgart zu viel Scheu gehabt hätte zu sagen: Du liebst den Domherrn! stand es doch schon lange ohne Worte zwischen ihnen fest ... Selbst das stand fest, daß sogar Paula's etwaiger Eintritt in ein Kloster eine Art höherer Vermählung mit Bonaventura sein konnte ... So flossen noch die reinen Gedanken, die Jungfrauenseelen mit der Liebe verbinden, gleichviel, ob zu Besitz oder zu Entsagung, bei beiden mit ihrem religiösen Pflichtgefühl ineinander ...

Seit einiger Zeit trat Armgart freilich immermehr aus dem Bann des harmlosen Träumens heraus ... Lag das an der Flucht aus der Pension in Lindenwerth? ... Oder jetzt an dem Zusammenleben mit so vielen liebebedürftigen jungen und alten Mädchen im Stift? ... Lag es an ihrer eigenthümlichen Schwankung zwischen den Bewerbungen Benno's und Thiebold's? ... Sie regte schon seit lange jeden Abend die Phantasie ihrer Freundin auf. Auch heute durch Klagen über des Domherrn Ausbleiben ... über Thiebold's Fragen, die sie andeutete ... über Benno, „der sich so sicher dünkte" ... und endlich stockte sie ...

Paula fragte befremdet:

Du hast heute etwas —?!

O könntest du doch für mich in die Zukunft sehen! rief Armgart wie aus tiefster Seele heraus ...

Laß das! Laß das! erwiderte Paula ſchmerzerfüllt.

Armgart hob ihre Augen bittend auf ... Das Weiße darin blitzte wie Email, wie feuchtes Silber ...

Paula wandte ſich, als unterläge ſie ſchon dieſem Glanz und Schimmer und Armgart's Bitten ... Laß uns beten! ſagte ſie ... beten gegen Verſuchung!

Paula! — hauchte Armgart. Morgen mußt du mir ſagen — ich frage dich —

Nimmermehr! rief Paula. Ich verbiete dir alles! ... Und wie wild erregt von einer Furcht, die ſie plötzlich in allen ihren Geiſtern vor ſich ſelbſt ergriff, fuhr Paula fort: Ihr ſeid ſo grauſam gegen mich! Ihr tödtet mich noch!

Paula! bat Armgart ...

Ich kann ja ſo nicht fortleben! ſprach Paula zitternd vor Aufregung. Laßt mich doch ſein, wie ihr alle ſeid! Jeſus Maria! Es ſprengt mir noch das Herz! Geht das ſo fort, muß ich wünſchen, jenes Mädchen kehrt zurück, das allein gehindert hat, daß ich im Traume ſprach! Wenn ſie kam, wich jede Kraft von mir! Ich will ja nur ſein, wie alle andern Menſchen ſind ...

Armgart wußte, daß Lucinde gemeint war, jene Lucinde, in deren unmittelbarer Nähe Paula mit der Zeit ganz von ihrer Ekſtaſe zurückkam, doch mit groſſem damit verbundenen phyſiſchen Schmerz, den auch Armgart damals an der Maximinuskapelle ſelbſt empfunden haben wollte, als ſie Lucinden nach den Beſchreibungen Paula's ſofort erkannte ...

Beide Mädchen ſtanden lange ſchweigend und in Wehmuth verloren ... Ob ſich ihnen wol vergegenwärtigte, daß Paula geneſen konnte, wie alle Aerzte ſagten, durch —

die Liebe? Ob sie wol ahnten, daß Bonaventura auch da von sich sagte, was er, zwischen Lucinde und Paula in der Mitte der Versuchungen stehend, am Abend jener Beichte verzweifelnd ausrief: Ein Priester bist du! Ein Mensch ohne Leben! Ohne männliches Zeugniß für deinen Schöpfer! ... Das alles lag nur dunkel in ihnen. In allen jungen Mädchenherzen, ehe das Los über sie geworfen ist, zittert nur ein schmerzlichsüßes Ahnen von ihrem zukünftigen Geschick. Bald leiser, bald stürmischer meldet sich die Sehnsucht, die Pforte der Zukunft geöffnet zu sehen. Oft ist es wol plötzlich ein jugendlichschöner Gott, der aus düsterm Nebel heraus, wildfremd, wie das herrlichste Ebenbild der Mannesschöne, mit riesiger Umarmung die Harrende umfängt; oft liegt aber auch nur ein ödes, trauervolles Einerlei auf ihrem unbestimmten Innern und alles, was ihr wird und was sie beginnt, ist ihr wie Ohnmacht und todte Dämmerung.

Da rief der Wächter wieder die Stunde ...

Schlaf wohl! hauchte Paula und drückte Armgart an ihr Herz ...

Armgart wollte anfangs gehen ...

Aber, zur Thür des Vorgemachs angekommen, blieb sie stehen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und rief:

Paula! Paula!

Was hast du? sprach diese, sie wieder näherziehend ...

Ein „Du mußt — mir —!" preßte sich von Armgart's Brust ...

Ich begreife dich nicht — Was muß ich?

Armgart zog einen Brief aus der Brust und sagte:

Paula! Dieſen Brief — an Terſchka — den hab' ich aus der Mappe — zurückbehalten ... Ich gebe ihn nicht eher ab, als bis du ihn geleſen haſt!

Armgart! rief Paula und zitterte ... Sie ergriff vorwurfsvollen Blicks den aus der Reſidenz des Kirchenfürſten gekommenen Brief und fragte:

Von wem iſt er?

Von meiner Mutter! ... Was hat Terſchka — mit meiner Mutter! Sie lieben ſich! Paula, Paula! Das iſt mein Tod!

Armgart! ſagte Paula beruhigend ...

Nur Ein Ziel meines Lebens hab' ich! fuhr Armgart in zitternder Erregung fort. Meine Aeltern auszuſöhnen! Sonſt will ich nichts! Wüßteſt du nur, wie ich neulich in Wittenberg war! Ich war bei Hedemann! Ich ließ mir eine Stunde lang vom Vater erzählen! Ich lieb' ihn mehr, als meine Mutter — nein, ich liebe auch meine Mutter — mein Gelübde hat der Himmel und ich will es vollziehen und wär's durch meinen Tod ...

Armgart faltete die Hände und hielt ſie empor zu einem Crucifix, das an der Wand hing ...

Warum ſoll — aber Terſchka nur — nicht deiner Mutter ſchreiben und ſie — an ihn? fragte Paula, entſetzt über den fanatiſchen Ausdruck der Gefühle Armgart's ...

Wie, entgegnete Armgart; dieſer lebhafte Briefwechſel? Dieſe Begeiſterung, wenn er von ihr ſpricht? Neulich ſeine ſchnelle Reiſe, um die Gräfin zu begrüßen? Nur ein Vorwand war es, um die Mutter zu ſehen! O, ſchon im Hüneneck ſah ich an der Eile, mit der er

die Zimmer bestellte, wie er sie liebt! Und sie, sie — sie könnte —! Dieser Brief ist von ihr — Paula, du, du sollst ihn lesen!

Paula verwies Armgart ihr Ansinnen mit Unwillen; denn sie wußte wol, was Armgart meinte ... Sie wußte, daß der Brief nicht erbrochen zu werden brauchte; sie wußte, daß sie alles lesen konnte, was man ihr im Hochschlaf auf ihr Nervengeflecht legte ... Ob auch uneröffnete Briefe? ... Versucht war es nicht ... Hier glaubte man nicht an die Unmöglichkeit.

Wie eine unreine Versuchung wehrte Paula Armgart's überredende Geberde ab. Sie sagte schmerzerfüllt, doch entschieden:

Gute Nacht, Armgart! ... Misbrauche mein Unglück nicht! ... Ich verbiete es dir! ... Es muß ein Ende damit werden ... Gott wird mich erlösen ... Sei gut, Armgart! ... Sei gut! ... Und nun, gute Nacht!

Damit verschwand sie hinter dem Vorhang, den sie wieder fallen ließ, und schloß die Thür zu ihrem Schlafgemach ab ... Wieder tönte das Horn des Wächters ...

Armgart ging zögernd auf ein Zimmer weiter zurück ... Sie hörte noch, daß sich Paula sogar einriegelte ... Dann trat sie durch eine Nebenthür auf den kalten Corridor ...

Ein Diener folgte und begleitete sie mit einem Licht in ihren Thurm ...

An dem Zimmer der Tante ging sie vorüber, ohne daß sie es merkte. Ein äußerster Entschluß kämpfte in ihr, ein tiefes Sinnen beherrschte ihr ganzes Sein ...

Krampfhaft preßte ſie den Brief, den ſie in ihr Buſentuch geſteckt hatte ... Schon hatte ſie den Finger an das Siegel gelegt ... ſchon zuckte die Hand, es aufzureißen ... Sie dachte an den Beiſtand der Beichte, der ſie leichter über die Folgen eines ſolchen Vergehens hinwegführen würde ... an Bonaventura ... an Benno ...

Da verließ ſie allmählich der wilde Muth ...

Der Diener ſtand und harrte ihres Befehls ...

Legt das — in Herrn von Terſchka's — Zimmer! hauchte ſie. Es iſt ein Brief für ihn, der — vergeſſen wurde ...

Der Diener nahm den Brief und wandte ſich den Zimmern Terſchka's zu.

Armgart verſchwand in ihrem Zimmer.

## 6.

Drei Männer, in Mäntel gehüllt, ſchreiten in die Winternacht hinaus ...

Nicht mondhell iſt ſie; nur ſternenlicht ... Und weithin über das wellige Land liegt mitleuchtend die Decke des Schnees ...

Grabesſtill rings die Welt ... Schlummernd alles Erdenleos ... Wer flüſterte ſich nicht: Gibt es denn geheimnißvolle Kräfte, die ſchickſalsmächtig über Raum und Zeit und das Herz in unſerer Bruſt gebieten? Und wer antwortete nicht: Ihr ſtilles Hüten glaubt man jetzt zu hören ... Winterlandſchaftsſtille iſt — Friedensmahnruf — Sehnſuchts- — Ahnungsweckruf ...

Anfangs noch hallte zwiſchen Terſchka, Benno und Thiebold der erlebte Tag und Abend nach. Man bewunderte die Kraft der Viſion, die ſich ſo in die Vorgänge des Leichenconductes hatte verſetzen können. Benno mußte Thiebold zurückhalten, der eine natürliche Erklärung, die Terſchka gab, nicht wollte gelten laſſen. Terſchka hatte geſagt: Wer die Gegend und die Verhältniſſe kennt, würde

ſich die Scenen, die heute vorfallen konnten, auch ohne ein Wunder haben ausmalen können! ... Aber die Unterbrechung? entgegnete Thiebold ... Benno antwortete ſtatt Terſchka's: Ich will der Natur nichts von ihren Tiefen nehmen. Aber ich glaube doch, daß wir uns durch die Gewohnheiten des Daſeins in geiſtigen Dingen zu ſehr die Sinne abſtumpfen, wie in leiblichen. Ein bis in ſein Alter mit den einfachſten Speiſen Aufgezogener iſt empfindlich für jede Veränderung ſeiner Nahrung. Ebenſo gewöhnen wir uns durch Misbrauch unſerer ſeeliſchen Kräfte die Feinfühligkeit des geiſtigen Spürſinns ab. Bei der Ankunft am Düſternbrook mußte die junge Gräfin etwas Unerwartetes vorausſetzen; ſie dachte an die Eiche, ſah ſie und nahe lag das allen Bekannte.

Von Armgart wurde nur bei Gelegenheit — der Haſen geſprochen, deren Spuren ſich an kleinen Eindrücken links und rechts im Schnee auf den Aeckern verfolgen ließen ... In Thiebold und Benno dämmerte die Ahnung, daß Terſchka es war, um deſſentwillen ſie von Armgart vernachläſſigt wurden ... Ja, beim Weidwerkgeſpräch wieder ſah man Terſchka's blendende Eigenſchaften. Auch Benno und Thiebold verſtanden ſich darauf, aber nicht ſo, wie er, der die Jagd verfolgen konnte bis auf alle Vorzüge neuer Entdeckungen aus den Gewehrfabriken von Suhl und Lüttich. Von Terſchka ſah man täglich das Erſtaunenerregende. Der ſchmächtige bleiche, immer bewegliche Fremdling war ein Reiter, der im Sturm dahinflog. Manches Roß, das den Koller hatte, beſtieg er und bändigte es wie ein Beſchwörer. Noch neulich, wie ein dem Grafen Münnich gehörendes Thier ſich

unter ihm schmiegte, wie es die mit seiner Linken mächtig geschwungene Reitgerte über den Kopf hinweg fühlte, sich krümmte bis zur Erde und den Kopf fast in den Schnee bohrte, dann wieder aufschnellte, mit beiden Hinterfüßen sich ebenso rasch auf die Kruppe setzte, dann davonflog pfeilgeschwind und fast wie mit Scham, sich überwunden zu sehen — da war das ein Schauspiel voll Vernichtung für Benno und Thiebold; Armgart stand dicht in der Nähe und sagte nur immer: Nein, nein, ich habe gar keine Furcht für Herrn von Terschka! ...

Nach einer halben Stunde war der Finkenhof erreicht. Versteckt lag er unter Bäumen und Wallhecken. Eine Mühle, ein Tanzhaus, eine Kegelbahn, ringsum Nebengebäude; ein großes Anwesen. Den Finkenmüller hatten Schank und Mehlsack reich gemacht inmitten mannichfachen Elends. Auf der Saline, bei den Kalköfen, in den Moorbrennereien wurde schnell baares Geld verdient, ebenso schnell auch glitt es wieder weg und meist im Finkenhof, wo Sonntags die bekannte falschgestimmte Trompete ländlicher Musik von vier Uhr Nachmittags bis zehn Uhr zu Tanz und Jubel zu locken nicht müde wurde.

Anfangs schien es auf dem Finkenhof stiller, als man erwartete. Schon besorgte man, die gräfliche Jägerei nicht anzutreffen. Man hätte sie aufs Schloß rufen können. Terschka weilte aber gern unter den hiesigen Menschen; sie hatten ihn mit Haß empfangen; schon waren alle für ihn eingenommen ... Wir kommen zu spät! sagte er und deutete auf manchen Heimkehrenden, der an ihnen vor-

überging und grüßte ... Dann fragte er sie ... Es hieß: Die Jäger sind da, Herr Baron!

Nun bogen sie vom Fahrweg ab und sahen den Finkenhof hell und belebt. Der jeden Morgen frisch aufgeeiste Bach schien zu dampfen. Die Kegelbahn hatte Licht. An den wie mit Fett bestrichenen Fensterscheiben hätte man Scenen aus dem vaterländischen Rekrutenleben an die gegenüberliegende Wand gemalt erblicken können: „Fritze riecht zum ersten male Pulver" oder: „Fritze macht die erste Bekanntschaft mit blauen Bohnen", alles im Stil von Krähwinkel ausgeführt ... Im Tanzsaal ist's still; aber im Wirthshaus sitzen Menschen genug und Gesang sogar gibt es. Benno sagte: Ihren Volkstanz stampfen sie! Den lustigen Pfaffen von Ostrup! Und schon hörte man:

He, he! Der ist zu arm,
Daß Gott erbarm'!
He, he! Der ist zu dick,
Hat kein Geschick!

Behalte die Besinnung, wer kann, der da eintritt in diesen Dampf und Dunst von Hitze und Taback und Bier und Branntwein! Unter einem Heiligenbild an der Seite des Flurs hängt eine Lampe, eine ewige sogar; Fidibus von dünnen Holzspänen liegen daneben: man kann sich Pfeifen und Cigarren an ihr anzünden. Die drei Gäste thun es, um ein Antidoton zu haben gegen die Dünste, die ihrer drinnen harren. Was jedoch stärkt das Ohr, diesen Gesang zu ertragen, der mit einer Festigkeit, wie wenn man Holzblöcke in die Erde rammt, den Eintretenden entgegenbraust? ...

Auch die Schreibart des Romans ist getadelt worden. Von einer Nachahmung Jean Pauls sprach man. Mit welchem Rechte, möge unparteiische Kritik entscheiden! Der Bilder- und Gleichnissen ist im komischen Genre etwas Ueberliefertes. Unklarheit, Zwang und Gelehrsamkeit in den Bildern ist stets vermieden, wenn auch vielleicht nicht immer ganz entfernt worden. Aber seitdem komische Gegenstände jemals beschrieben wurden, hat man einen Hauptreiz darin gefunden, Gewöhnliches ungewöhnlich auszudrücken. Darin nur Jean Paulismus sehen zu wollen, ist Beschränktheit.

Eine andere Ueberlieferung der komischen Schreibart von Lucian bis Rabelais, von Sterne bis Jean Paul ist das Streben nach Natürlichkeit der Anschauungen und bei dieser Gelegenheit ein durchgehender Zug der besten Humoristen der Cynismus. Ich wünschte wohl, da unser Zeitalter in diesem Betracht ein so schrecklich prüdes ist, daß ich diesem Zuge weniger lebhaft nachgegeben und manchen Ausdruck gemildert hätte, der unsre wohlerzogene Schönthuerei schon in der ersten Ausgabe ein genug beleidigt hat.

Wem die Idee des Ganzen und ihre Lösung nicht zu sagt, der möge sich an die Charaktere halten. Ich glaube, daß man der Mehrzahl davon nachsagen darf, daß sie aus dem Leben gegriffen sind. Blasedow, an dem der Schmerz verfehlter Bestimmung nagt, Johanne, der Philisterhafte,

Jetzt ertönt das „He, he!“ plötzlich schwächer und die Pfeifen gleiten einen halben Zoll aus dem Munde. Man erkennt die Eintretenden. Eine Magd, zu gleicher Zeit an zehn Fingern zehn Biergläser in der Schwebe haltend, blinzelt um den Weg zu weisen mit den Augen dahin, wo die hochgräfliche Jägerei sitzt, hinter einen Ofen von einer so pagodenhaften Dimension, daß Onkel Levinus über die gelegentliche Aeußerung studirt haben würde, zwischen den Oefen der witeborner Heide und den alten Banken der Judier zu Tschaggernaut fände ein urweltlicher Zusammenhang statt.

Und während nun hier mit dem Oberförster, mit dem Wild- und Hegemeister, mit dem Jagdzeugmeister und einem Unterförster des letzten Grafen von Dorsie Camphausen die Vorbereitungen verabredet wurden, die zu einer großen Vertilgungsjagd in einem von Thiebold de Jonge um 80000 Thaler gekauften Walde — seufzend hatte er draußen die mangelnde Floßgelegenheit am Mühlbach erwogen — gehören sollten, zu einer Jagd, die unter den scheinbaren Auspicien des nächsten Nachbars, Grafen Münnich auf Münnichhof gehalten werden sollte; während die Zahl der Treiber, der Hunde, die Vorräthe des Jagdgeräths besprochen und von Benno mit lebhafter Orientirung die Schauplätze seiner geheimnißvollen Jugend unterschieden wurden, der Zehnterwald von der Birkenschenung, die Knüppelheide von der borkenhagener Saustiege — während dann auch noch der Finkenmüller, der Meyer, der Moorbauer ehrerbietigst in den Kreis eintraten, verfolgen wir einen Ankömmling, der langsam daherhumpelnd noch spät von Witeborn herüberkommt ...

Es ist ein kleiner Mann, nicht unkräftig gebaut. Zwischen den Schultern trägt er die Last eines Buckels und unter den Armen, in ein Tuch gewickelt, einen länglichen Gegenstand, den man an einem hervorstehenden Fiedelbogen für eine Geige halten darf ... Der weiße beulenreiche Hut ist tief über den Kopf gestülpt, den ein Pflaster am Auge entstellt ... Ein grauer Mantel, angezogen wie ein Militärmantel, schützt den Wanderer auf seinem Wege, den er nur langsam fortsetzen kann, da er heute aus den Händen des Bruder Hubertus eine schlechtere Testamentszahlung vom Kronsyndikus bekommen hat, als ihm dieser in dem beim Pfarrer Huber in Witoborn niedergelegten letzten Willen zugedacht ...

Es ist Stammer, der Geiger ...

Alle wissen schon sein Unglück und jeder, der ihm begegnet, lacht seines Hinkens und seines Pflasters ... Besonders gram ist ihm dabei niemand; Müllenhoff hatte schon Recht: Dies Volk hat zu lange die Milde des Krummstabs gefühlt und liebt Zechen und wildes Aufschlagen auf den Tisch und alle Sünden, die freilich dann so viele Wächter des Himmels, wie Witoborn einst zählte, auch wieder leichter vergeben konnten. Sie fehlen wol bei keiner Procession, sie werfen sich vor jedem Altar nieder, lassen sich jeden Besuch im witoborner Münster und jeden Kuß auf einen Reliquienschrein vom Küster schriftlich bescheinigen, um damit einst vor Gottes Thron oder bei einem Anliegen um freies Brennholz aus einem geistlichen Walde auftreten zu können; aber nirgends wird auch noch soviel wildes Naturrecht geübt, nirgends soviel Holz schon von selbst gestohlen, nirgends soviel Wild

im Mondlicht in die Büſche geworfen, mit Zweigen überdeckt und bei guter Gelegenheit harmlos von einem vorüberfahrenden Heuwagen abgeholt, nirgends wird dem damals nur langſamen Vorſchreiten des Zollvereins und der nahen „Grenze“ ſoviel Vortheil abgeſchmuggelt für Kattun, Zucker, Kaffee, nirgends ein Hader mit dem Gutsherrn ſo liſtig geführt ... Stammer fiedelte ihnen in alles das ſeine luſtigen Weiſen hinein oder ſprach ſogar über die alte und die neue Zeit in offner Rede und ſetzte einen Refrain drauf, eine Strophe geſprochen und eine geſpielt, bis der Gensdarm kam oder der Meyer oder der Finkenmüller und die Schwänke des böſen Alten verbot, deſſen läſternder Mund ſchon einſt ein halbes Kind, Lucinde damals, aus ihrem Pavillon verbannt hatte nach dem Tode des Deichgrafen.

Mancher redet den Geiger an ... Er knirſcht faſt mit den Zähnen vor Wuth ... Mitleid wird ihm nicht; Alle wiſſen's doch, boshaft iſt er und Bruder Hubertus „der Abtödter“ iſt der endlich zurückgekehrte Liebling der ganzen Gegend; die Kinder werden dem frommen Bruder doch wieder mit der dampfenden Schüſſel entgegenkommen, wenn er ſich mit ſeinem Topfe naht; er wird die Pferde und die Kühe und die Menſchen heilen — und ſieht er auch aus wie der leibhafte Tod und iſt ſein Lachen ein Grinſen wie aus einem Knochengeſicht, die Mädchen fürchten ihn nicht, wenn er ihnen einſam im Kornfeld begegnet ... ſie wiſſen, daß er ihnen doch Briefe ſchreibt nach der Garniſon, wo ihre Liebſten weilen, daß er ihnen doch heimlich Betengänge ausrichtet zu allen Huſaren, die in Witobern ſtehen ...

An einem Kreuzweg sieht der racheschnaubende Stammer einen Mann, der des Weges nicht kundig scheint und nicht weiß, ob er geradeaus gehen oder lieber links sich wenden soll ...

Landsmann! ruft der andere den Geiger an ... Wo ist die Route nach Libori — Pfarrhaus —?

Stammer zeigte nach rechts:

Gerade da, wo Ihr herkommt! Oder dort drüben herum, wenn Ihr erst noch auf dem Finkenhof einheizen wollt! Es macht kalt!

Der Verirrte war ein stämmiger Mann mit Pelzkappe und Tüffelrock und rothem Comfortable um den Hals und hatte die Hände in den Seitentaschen ... Er kannte den Namen des Finkenhofes und fragte:

Geht Ihr dahin?

Auf zwei Beinen. Sind Sie fremd in der Gegend?

Aus Strasburg —

„O du schöne Stadt!" sang der Geiger mit verbissener Lustigkeit. Ich bin ein Musikus, und Sie —?

Von Metier Perrükenmacher!

Möcht' ich Ihnen meine gelben Haare verkaufen! Eine Hand voll schlug ich heute umsonst los! Daß dich! Und jetzt —?

Dionysius Schneid sah inzwischen das Pflaster über der Nase seines Auskunftgebers, bedauerte ihn, plauderte allerlei Schnickschnack und klimperte zur Antwort auf die letzte Frage in der Tasche mit den Worten, Geld hätt' er genug, um bis nach Polen zu kommen ... einstweilen wär' er hier in gräfliche Dienste getreten auf Schloß Westerhof, wenn auch noch ohne Livree; heute Abend

wollt' er ſich den Reſt ſeiner „Bagage" aus dem Pfarrhauſe holen, wo ihn auf einige Tage der alte Tübbicke „logirt" hätte . . .

Sind Sie doch nicht gar der große Prophet, den immer Herr Tübbicke junior aus Paris erwartet? Der, der die Welt wie ein Stück Tuch zerſchneiden ſoll und jedem einen Fetzen gibt — ja ſo! nur (ſagte Stammer innehaltend und nach einer wunden Stelle ſeines Leibes greifend, die ihn ſchmerzte) ſchon meinen — Fetzen — von einem adeligen — Jagdrock —

Dionyſius Schneid verſtand nicht dieſe in den Bart gemurmelte Anſpielung auf die Urſache der Schmerzen, die dem Geiger durch vielleicht zu ſchnelles Gehen gemehrt wurden . . . wol aber begriff er vollkommen die Anſpielung auf die Communauté, die ihn einſt mit dem jungen Tübbicke in Paris bekannt gemacht hatte . . .

Ha, ha, ha! fiel er mit grobem Gelächter ein. Dieſe Propheten ſtecken jetzt alle in Priſen! Einer kriegt ſoviel Waſſer und Brot wie der andere! Das iſt die Theilung der Propriété!

Dionyſius Schneid, der ſich dem ſeinen Witz ganz freundlich begrinſenden Geiger befreundete, ſchien auf dem Schloß Urlaub für die ganze Nacht genommen zu haben und ging in den Finkenhof mit. Das Lachen der Vorübergehenden über den Buckeligen reizte ſeine Neugier nur noch mehr und am Finkenhof angekommen ſah er, welchem verwegenen alten Knaben er folgte. Stammer zog, obſchon ein tiefer Verdruß an ihm nagte, ſeine Geige aus dem alten Tuch, nahm ſeinen Fiedelbogen und hielt feierlichen Einzug mit ſchlenkernd

ausgeworfenen Beinen, frech und übermüthig einen Geſchwindmarſch ſtreichend, den er ſchon auf der Schwelle begann ... Ein ſchallendes Lachen empfing beide Ankömmlinge ...

Auch Dionyſius Schneid ließ die brennenden Augen vergnügt im Kreiſe rollen. Das Lachen und Glückwünſchen beluſtigte ihn ... Die jungen Burſche ſprangen auf und tanzten hinter dem Geiger her ... Die Alten ſtreckten ruhig fortrauchend die Beine vor, um ihn zum Fallen zu bringen ... Stammer wich aus, warf ſeine gelbweißen langen Haare mit kecker Geberde hinterrücks und marſchirte gerade auf den Tanzſaal zu ... Dieſer war nicht geheizt, aber einige Burſche ſprangen doch an, ergriffen die Mägde, die aufwarteten, und würden wenigſtens einmal mit bloßer Begleitung einer Geige den Pfaffen von Yſtrup geſtampft haben, wenn nicht der Meyer, der Moorbauer und der Finkenmüller ſelbſt gekommen wären und eingedenk der Gelöbniſſe, die ſie heute dem Pfarrer gegeben, und trotz der vielbelachten, allgemein verbreiteten und alle guten Vorſätze entkräftenden Nachricht, nächſtens würde bei Herrn Müllenhoff getauft werden, Ruhe geboten hätten ...

Stammer vermittelte die neue Bekanntſchaft mit ſolchen, die ſich, wenn ein anderer Geld zeigte und „anfahren“ ließ, ihrerſeits auch nicht „kohlen“ ließen ... Die Hauptſache war Kartenſpiel ... Guthmanns und Herren von Binnenthals gibt es auch im Bauernſtande und auf „Schafskopf“ kann man verhältnißmäßig ebenſo geprellt werden, wie Piter in Pyrmont auf „Einundzwanzig“ ... Stammer berechnete ſchon ſeinen Antheil,

als er Herrn Dionysius Schneid mit ein paar Salzsiedern bekannt gemacht hatte, die im glücklichen Kartenspiel Meister waren ...

Inzwischen hätte das Geschäft der „Herren vom Schlosse" hinter dem urweltlichen Kachelofen schon vorüber sein können. Indessen „ein Wort gibt das andere" und wo sich einmal Thiebold's Zunge festgehakt hat, kann sie sobald nicht wieder los. Aus einer löblichen Popularitätsbestrebung hatte man sogar dem Finkenmüller nicht abgeschlagen, von ihm, natürlich gegen Zahlung, drei „steife Grogs" anzunehmen, die er ihnen als die vorzüglichste Leistung seiner Großmagd offerirte. Die Aussicht, daß Herr de Jonge den Wald kaufte, in dem nächstens zum letzten male gepirscht werden sollte, eröffnete dem ganzen Jagd- und Waldhutpersonal glänzende Aussichten auf Schlag- und Holzvermessungstrinkgelder. Bedauern, daß im Zehnterforst die Hirsche zum letzten male junge Tannenkeime knuspern sollten, war eine hier unbekannte Sentimentalität. Nur der Meyer äußerte von der künftigen Bestimmung dieses Forstes zu Eisenbahnschwellen einige fromme Seufzer, die an Müllenhoff's Predigten erinnerten, der die Locomotive darzustellen pflegte wie die vom Teufel entführte Braut der Hölle, voran Satan mit einer Peitsche aus lichterlohem Kometenfeuer, hintenauf heckend Drachen und Ungethüme der Unterwelt und in den Waggons fahrend Juden und Judengenossen, Gotteslängner, Consistorialräthe, Offiziere und Gensdarmen, alles was zum Leben des neunzehnten Jahrhunderts gehöre ... Ja auch Benno seufzte: Der Zehnterwald! Mein Holz hatt' ich

ſo lieb, wie das! Stellen gab's da, die für's Edelwild ein Paradies waren! Büſche an kleinen Waſſern, wie gemacht für die Brunſt, einſam wie Mutterſchoos!

Brauchte da ein Jäger wol aufs Blatten zu ſchießen? fiel als leiſer Wehmuthsaccord vom Hegemeiſter ein ...

Nein, ſagte der Oberförſter, wiſchte ſich aber nur das „neu angefahrene" Bier aus dem greiſen Barte, keine Thräne, der ganze Forſt gab ſchon einen Ton von ſich, auf den die Rehe von allen Weltgegenden hereinkamen!

Den Ton des Schweigens! ſagte Benno für ſich und horchte auf die Terſchka'ſche lebhaftere Seitendebatte, wo man vom Düſternbrook ſprach, als von einem Gehölz, wo ſeit Menſchengedenken kein Hund „ein Wild ſtellte".

Das führte denn auf das heute von Allen Erlebte ...

Man legte ſich freilich die Rückſichten auf, die der An- und Abſtand geboten ...

Man lächelte nur, munkelte, ſtopfte ſich „mit Verlaub" eine neue Pfeife und wartete auf den, der die meiſte Courage hätte, um mit der Rede durchzubrechen ...

Des Küfers Stephan Lengenich entſannen ſich alle von vor Jahren ...

Auch Löb Seligmann war jedem bekannt. Der hatte den Küfer zurückgehalten, als dieſer ſeine „Entlaſtung" feierlich vollzogen ... Dann war Löb auf den Schrei der Liſabeth und die Störung durch den Geiger und den Mönch, wahrſcheinlich auf Schloß Neuhof zurück verſchwunden, wo ihn ſchon der Präſident von Wittekind zu ſchätzen begann ...

Das nun war der Augenblick, wo man die Geige Stammer's hörte und vor dem grellen Lachen, mit dem ſein

Eintreten empfangen wurde, sein eigen Wort nicht verstand ...

Nach dem, was Onkel Levinus über die alten Dinge von Schloß Neuhof erzählt hatte, mußten die drei Herren vom Schloß wol angenehm überrascht und begierig sein, sich diesen Geiger näher anzuschauen ... Schon wurde seine Charakteristik gegeben ...

Er ist im Kirchenbann ...

Ein alter Kerl von fast sechzig Jahren schon ...

Putzig ist's, wenn er allein spielt! Immer erzählt er dazwischen eine Lüge, wie Eulenspiegel ...

Oder auch manchmal eine Wahrheit! sagte der Oberförster und betrachtete wie mit einer Aufforderung, den Geiger näher zu rufen, Herrn von Terschka ...

Terschka gab den Ausschlag, daß man sich allerdings eine solche Erscheinung nicht entgehen lassen sollte ... Benno erneuerte gern eine Bekanntschaft aus seiner frühesten Jugend ... Und so war denn Thiebolt schon aus, ihn zu holen ...

Umringt von denen, die sich nicht zu Dionysius Schneid und zum Spiele hielten, erschien der heute so übel zugerichtete, langhaarige Buckelige ... Trüb beschienen ihn die wenigen Oellampen, deren Lichtstrahlen vollends ermatteten durch den Qualm der Pfeifen und Cigarren ... Der Dunst des Ofens zwang die drei Herren vom Schloß, von diesem mit ihren Schemeln abzurücken ... Der Zinkenwirth bediente allseitig und entfernte von den Honoratioren die Nachdrängenden. Er that das wie mit Kammerherrenanstand ...

Stammer schlenderte näher und grüßte trotzig ...

Seine kohlschwarzen Augen lachten verschmitzt die vornehmen Frager an. Seine dünnen Beine verneigten sich fast wie mit einem frauenzimmerlichen Knix ... Dann legte er beide langen Arme, die die Geige und den Fiedelbogen hielten, auf den Rücken, als wollt' er sagen: Nun, was soll's?

Terschka, der hier das Wort führte, sagte nicht ohne Würde, aber in seinem fremdartigen Dialekt:

Ei Sie! Ei Sie! Sie haben halt das Unglück, hör' ich, dem Herrn Pfarrer nicht zu gefallen!

Ich gefalle mir selbst nicht! Sehen Sie nur! Der liebe Gott hat mich nicht richtig wachsen lassen! ... Das war mit einem Herumdrehen des Rückens die Antwort ...

Sie haben, fuhr Terschka nach dem Lachen fort, hör' ich, sehr ein großes Talent! Auf der Geige könnte der Paganini von Ihnen lernen, sagt man! Ich würde an Ihrer Statt mein Publikum nicht groß genug haben können; selbst der Herr Pfarrer dürfte mir nicht fehlen, wenn ich einmal eine gute Sonate spielte ...

Man murmelte und lächelte auch ihm ... Stammer's Gedanken weilten zwar jetzt mehr bei dem Kloster Himmelpfort, als bei Sanct-Libori, doch stellte er sich demüthig ...

Schließen Sie Frieden mit Herrn Müllenhoff, fuhr Terschka, seiner Stellung eingedenk, fort. Er meint es gewiß gut mit euch allen! Auf Ordnung und gute Sitte muß halt auch die neue Herrschaft sehen! Ein Jünglings- und ein Jungfrauenbund ist gar so übel nicht und schließt die Freude keineswegs aus. Daß die Musik an sich Gott wohlgefällig ist, zeigt euch Sonntags jede Messe! ...

Gertrud, die Nüchterne, Blaustrumpf, der geistlos Rationelle, der Graf von der Reige, der adlige Projektenmacher, Sidonie, die in sich selbst Haltlose, Guido von Lipmann, der ästhetisch-christliche Banquiersſohn, Gelinde, die unheilbare ewig blaue Sentimentalität, Schlachtenmaler, der Wagemuthige, Graf Leibrock, der abstrakte Diplomat ..... ich glaube, daß diese und viele andere Figuren des nachfolgenden Romans keine Schatten ſind und daß ſie, wenn nicht das Recht, doch die natürliche Fähigkeit haben, ſich ſehen zu laſſen.

G.

Ihr aber, Stammer, sollt ja zur Geige allerlei Schnurren vortragen können! Nun, wenn Ihr in Euere Lügen ein paar Körner Wahrheit einmischen wollt, soll's uns noch einmal so lieb sein! Trinkt und fangt dann mit einem Gespaß an!

Benno und Thiebold mußten dieser Weise, sich hier unter den Leuten vornehm und zugleich populär, streng und doch tolerant zu geben, „leider" ihren ganzen Beifall schenken ...

Knick! Knack! drehte Stammer inzwischen die Wirbel seiner Geige, probirte die Saiten mit dem Fiedelbogen und begann mit einigen Läufen seine hier landbekannte Art der Improvisation ...

In einem singenden Tone sprach er:

Ein kleines Kind bin ich im Wald geboren — An einem schönen, schönen, wunderschönen Sommertag —

Mit rascher und gesprächsweiser Stimme setzte er hinzu:

Im Juli war's — wo freilich die Tage anfangen kürzer zu werden ... ich glaube, darum bin ich auch zu kurz in die Welt gekommen ...

Die Leute lachten ... Stammer ließ den Fiedelbogen langsam über die Saiten gleiten und sprach dabei:

Ach! Was ist nicht alles jetzt länger geworden! Die Tage sind's am allererſten; auf die Art weil man so desto länger arbeiten muß! Sonst aber waren nur die Dreigroschenbrote länger und die Elle war's und dick wurde jedermann — nicht blos die Wirthe ...

In ein Lachen über den Finkenmüller wirbelte der Improvisator einige Läufer hinein, zog dann wieder,

als es ſtiller wurde, einen einzigen, langſamen und klagenden Ton und ſagte:

O du ſchöne Zeit! Du liebe Zeit! Ja, hatte man ſonſt im Winter, wie jetzt, kein Brennholz, ſo ging man blos zu einem heiligen Domherrn! Ach, auch das war in der ſchönen Zeit nicht 'mal nöthig! Man brauchte blos ſeine Frau zu ſchicken oder ſeine Tochter und alles war in Ordnung ...

In das geſteigerte Lachen, dem ſich ſelbſt die „Herren vom Schloß" anſchließen mußten, fiel ein wildes Dideldei der Geige wieder als Refrain ein ...

Da liegt nun das Jägerkindlein in der Wiegen! fuhr er wieder, als ſich alles beruhigt, mit elegiſchem Tone und halb ſingend fort. Ich war meiner Mutter ganze Luſt! Milch — gab ſie mir von unſerer Ziegen —

Im leichten Tone ſetzte er mit raſchem Sprechen den Lachenden hinzu: Kein Wunder, daß ſich früh der Bock in mir regte ...

Neues Lachen ... der alte Poſſenreißer machte einen zweideutigen Bocksſprung ...

Elegiſcher aber fuhr er fort und fixirte die Jäger, die ſich ihm gleichgültiger zeigten:

Es war noch nicht die Zeit, als wir zum erſten male hier zu Lande hörten: Straf mir Gott! Wat ſoll nun ſo en Junge werden? Er kann nicht Kammmacher, Steinmacher, Siebmacher, Korbmacher, Raſchmacher, Schuhtennmacher — kein Jäger nicht werden ...

Die Jäger ließen ſich den Scherz gefallen ...

Laſſen wir ihn das Schönſte auf der Erden, einen

Muſikus beim fürſtbiſchöflich witobornſchen Stadttrompeter werden! ...

Eine wilde muſikaliſche Figur folgte ...

Der Stadttrompeter, ſetzte er dann wieder parlando zum ſingend Gezogenen hinzu, hatte damals die Waſſerſucht, was ſonſt keine Leibkrankheit der Muſikanten iſt. Dennoch lernt' ich von ihm noch zu guter letzt die Flöte, die Clarinette, Waldhorn, Trompete, Violine und Guitarre, welche letztere ich ſogar ſchon wieder einem Fräulein auf Schloß Neuhof beibringen konnte — die Stunde ein Maß Bier und ein übers andere mal ſechs Pfennige ...

Niemand von den „Herren vom Schloß" erwartete wol, daß dieſe ſentimentale Guitarrenſpielerin — die raffinirte Mörderin der Schweſter des Geigers war, die ſpäter wirklich auch ſelbſt Ermordete ...

Fräulein von Gülpen hieß die Dame! ſagte Stammer. In ſtillen Abendſtunden, wenn der Kronſyndikus in Kaſſel war, lockten wir die Fledermäuſe ans Fenſter und ſpielten und ſangen: Guter Mond, du gehſt ſo ſtille! bis eines Tages unterm Fenſter ein Jäger anbiß. Schön war er nicht. Eine große Kaffeetrommel, in die man ihn in Java einſperrte, hatte ihn braun gebrannt —!

Alle wußten ſogleich, daß Bruder Hubertus gemeint war und ſahen voraus, daß ſich der Buckelige vor den Herrſchaften an ihm rächen würde über die Mishandlung, die ihm heute in ihrer Gegenwart angethan war ... Terſchka, Thiebold und Benno fühlten die Schauer der Erinnerung an die Erzählungen des Onkels Levinus ...

Einige kühne muſikaliſche Figuren, die des Geigers

jetzt ausbrechenden Zorn verriethen, wurden gestrichen als Zeichen, daß er an seine Pointe kam ... Er fuhr singend fort:

So ging es her zu jener Zeit — heidi! ... Auf Schloß Neuhof — heidi! heidi! heidi! ... Viel Herrn und Damen — ei, ei, ei! ... Musik und Tanz und Gasterei! ... Und Parlez-vous français, Musje? ... Italienerinnen — „Nix versteh!" ...

Blos unser Geld verstanden sie — setzte er parlando hinzu, und das kräftige deutsche Wort: „Tar Teifel!" ... Eine war so gut wie die zweite Baronin und sagte nur immer: „Tar Teifel!" ... Ihre Reitpeitsche hieb — hui! — über alles weg, was ihr in den Weg kam. Eine Sängerin war's aus Rom —! „Nix versteh", als „Tar Teifel!" und nur „viel Geld", „gute Geld", „schwere Geld" und Brillante — aber „von die echte" —! „Tar Teifel!" fluchte sie zu Wagen und zu Pferde! Aber schön war sie —! Und lachen konnte sie —! Auch über mich und sogar über den schönen Mann aus der Kaffeetrommel!

Wilde Variationen fielen wieder ein ... Unfehlbar war eine Rache an Hubertus das Ziel ...

Alle betrachteten Terschka, um gerade an ihm, an der Hauptperson des Abends, die Wirkung dieser Possen zu beobachten ...

Da — ist — denn aber gekommen — fuhr Stammer mit pathetischem Nasenton fort — der großmächtige — Winter Anno Zwölf — und — (so ein einziges „und" zog er schon wie eine lange, lange Note) und — da sind die Füchse — die Wölfe — die Franzosen — sind

gekommen — und daß Gott erbarm'! — man hätte seinem Feind nicht abgeschlagen ein Stück Pumpernickel, was ihm sonst nur eine Brotsorte von Stein gewesen war ... Sakkernungdeiö! Da zog auch Herr von Bosbeck einmal einen Tuchrock an —

Buschbeck! verbesserten einige Stimmen ...

Terschka horchte immer mehr auf ...

Die Hitz' bei zwanzig Grad unter Null war ihm denn doch zu arg und ob er gleich 'ne Haut hat wie Leder, gegerbtes Rindsleder, der Herr von Bosbeck ...

Buschbeck! verbesserten schon ihrer mehr ...

Die hat er, eine Haut von Büffelleder! Ich hab' sie oft genug selbst gesehen ... Eines Tages sah ich sogar an Bosbeck's Arm —

Buschbeck! schrieen die Zuhörer ...

Bosbeck — ? wiederholte Terschka für sich ...

Bosbeck ist sein Name! rief jetzt kreischend der Geiger voll Tücke und auf der Höhe seiner Rache angekommen. Es ist ja ein Vetter von dem Bosbeck selig, der in Grüningen am Galgen hing ...

Terschka schauderte ersichtlich ...

Die Umstehenden schwiegen ... Daß es mit des Mönches früherem Leben nicht geheuer war, wußten alle ...

Sah' ich denn nicht, krächzte der tückische Geiger, sah ich denn nicht — auf dem Leder hier am Arm, wo andere Menschen, sogar die Buckeligen, höchstens ein ehrliches Muttermal haben — ein Galgenrad eingebrannt? Ganz wie damals beim Liberius Pollmann, bei Dominicus Klapproth, Jean Picard und wie sie alle heißen,

die dazumal das Geld flüssig zu machen wußten — rund ist ein Rad und rund ist die Welt und —

Nun fiedelte und sang der Geiger eine wilde Melodie ...

Da unterbrach ihn aber ein Lärm, der sich aus einem hintern Winkel erhob ...

Schlagt den Hund todt! rief man dort aus kreischenden Kehlen durcheinander ...

Alles, noch starrend und murmelnd und flüsternd über die unglaubliche Mähr, daß der fromme Bruder Hubertus auf seinem Arm könnte ein Verbrecherzeichen eingebrannt haben, wandte sich ungern ...

Der Finkenmüller sah eine Rauferei und rannte schon fast den Geiger nieder und warf sich dazwischen.

Die Spieler hatten den von Stammer mitgebrachten Fremdling zu Boden geworfen ... Sie, die gehofft hatten, einen reich mit Geld Ausgestatteten prellen zu können, waren es von ihm geworden ... Geschuppt hat er! hieß es, und zwei bekannte liederliche Bursche rangen mit dem Voltenschläger, der sich wehrte, hielten ihn auf den Boden nieder, während andere den Finkenmüller zurückhielten und durcheinander schrieen: Wie er abhob, sahen wir's! — Schon da, als er mischte! — Daumen hat er wie ein Dieb! ...

Ruhe! rief der Meyer und machte den Herrschaften Bahn ...

Terschka's aufgeregtes Herantreten, Thiebold's Zurückhalten der beiden Salzsieder, Benno's energisches Bedeuten um Ruhe unterbrach die Fortsetzung der Künste des Geigers und des Kampfes, welcher letztere sich sogar

durch einen zufälligen Umstand plötzlich in Heiterkeit auflöste ... Herrn Dionysius Schneid entglitt unter den Fäusten seiner überlegenen Angreifer ein Schmuck seines Hauptes, eine pechschwarze Tour, die über einen plötzlich sichtbar werdenden, kurzgeschnittenen rothhaarigen Schädel geklebt war ... Das dann zu gleicher Zeit noch hineingeworfene Wort des hinzutretenden Geigers: Es ist ja ein Perrükenmacher! machte selbst Thiebold und Benno lachen, und so erhob sich der Strasburger und benutzte den Moment, sich so schnell wie möglich zurückzuziehen und heimlich zu entfernen ...

Der Wächter draußen rief die zehnte Stunde ... Alles beruhigte sich jetzt, gedachte der Heimkehr und ließ zunächst die „Herrschaften" durch, die sich jetzt empfahlen ...

Die Jäger gaben ihnen noch eine Weile das Geleite ...

Der Meyer, der Moorbauer blieben zur Kritik des Abends zurück. Da sie bestätigten, daß Herr von Terschka plötzlich in ein auffallendes Schweigen verfallen war, wurden dem Geiger vom Finkenwirth für seinen frechen und lügnerischen Ausfall auf den Liebling der Gegend und einen Mann Gottes die bittersten Vorwürfe gemacht. Als Stammer entgegnen wollte, warf ihn der Wirth ohne weiteres zum Hause hinaus ...

Draußen an den sich kreuzenden Wegen zerstreute sich dann alles ...

Benno sagte zu Thiebold: „Tar Teifel!" Den rothen Kerl muß ich doch schon irgendwo gesehen haben?

Auch Terschka hörte dies, glaubte aber die Rede wäre von dem Brandmal des Hubertus ... Darf er denn

ſolange außerhalb ſeines Kloſters leben? fragte er, nahm, als ſein Irrthum berichtigt, ſeine Frage beſtätigt worden, Abſchied von Benno und Thiebold und ging mit dem Oberförſter und dem Wildmeiſter dem Schloſſe zu ...

Die Schläge der zehnten Stunde erklangen von allen Seiten her durch die ſtille Nacht ...

Die nächſt hörbare Uhr war ſchon die von Schloß Weſterhof ...

Selbſt vom ſchneebedeckten Jeſuitenthurm in Witobern hörte man in der nächtlichen Stille das bekannte haſtige Jeſuitenläuten ...

Und öde wie die Winternacht, war die Stimmung der Freunde ... Was ſie jetzt hätten ausſprechen können, war ſchon in dieſen Tagen ſo oft gegenſeitig ausgeſchüttet worden ... O wie war Armgart ſo ſeltſam geworden! Wie lag es winterlich auf dem Herzen der Freunde! Erſtorben alle Blüten, verklungen alle Freuden, begraben die ſchönſte Maienzeit des Lebens! ... Der Scherz mit den „Vielliebchen" war die letzte Erinnerung geweſen an den Ton vergangener Stunden ...

Thiebold's Art und ſein ſchlechtes Gewiſſen litten es freilich nicht, daß er ſo ganz zu allem Herzleid ſchwieg. Seine Zunge wurde nicht müde bald die Geiſter des Jenſeits, bald die Vicinalwege des Dieſſeits zu beſprechen, bald den Doctor Püttmeyer, bald die Jagd, bald das unheimliche, vielleicht gar nicht exiſtirende Brandmal auf dem Arme des Mönches Hubertus, bald den Räuber Bosbeck — eine Jugenderinnerung — bald die Guitarreſtunden der ermordeten Frau Hauptmann zu erläutern ... Alles, was er damit nur ſagen konnte, lautete im Grunde ſeines Herzens: Was

hebt uns ach! mit ſo luftigen Schwingen in die kalte leere Luft und läßt uns ſchweben wie Fieberkranke, die da jammern des gefürchteten jähen ewigen Niederſturzes! Was geht vor in dieſem Chaos des Erdenlebens, im dunkeln Rath der Götter, die die Menſchenloose zu ihrer Freude miſchen! Wohin wandeln wir! Was geſchieht! Wie nur ſo angſtvoll klopfen unſere Herzen, wie ſo bang mahnt unſere Ahnung! Geiſter halten, führen uns — aber wohin geht ihr Weg, wo iſt das glückliche Ziel?

Nach einer Wanderung von einer halben Stunde hörten ſie das Rauſchen der berühmten Mühlen von Witoborn. In ihren Donnerton verſank alles, was Thiebold nur ſprach, um richtiger, wenn auch ſehr proſaiſch zu ſagen: Iſt es denn möglich, daß man uns, uns — — dieſen Terſchka, einen Mann von vierzig Jahren vorziehen kann!

Benno lebte hier auf dem Schauplatz der erſten Erinnerungen ſeines dunkeln Lebens ſchon ſeit Wochen wie im Traum. Seine Rückkehr zur Schreibſtube Rück's ſtand nahe bevor. Er ſchloß auch mit dieſem Tage ab, wie ſchon ſeit lange mit ſeinem ganzen Leben. Seine Entſagung war eine um ſo ſchmerzlichere, als er ſich die Philoſophie gebildet hatte: Was du dir unſers Daſeins für würdig hältſt, mußt du dir hienieden zu erringen ſuchen! ... Die erfahrungsloſe Jugend baut ſich ja ſchneller Syſteme, als das geprüfte Alter. Geben dieſe Syſteme hervor aus „Enttäuſchungen“ und „geſcheiterten Hoffnungen“, dann zerfallen ſie wol leicht wieder in Trümmer; aber jäher iſt ihre Dauer,

gefahrvoller wird ſie für das Herz, wenn ſie aus jener Jugendſtimmung entſtehen, die wenig erwartend vom Jenſeits auch vom Dieſſeits nur mit bitterer Verachtung ſpricht, von ihm am wenigſten noch etwas hofft, zu ſeinen Gunſten am wenigſten noch etwas unternimmt . . .

Eine volle, freie, erhebende Stunde mit Bonaventura hatte Venno noch nicht finden können.

# Erſter Theil.

## 7.

Auch für Bonaventura war dieſer Aufenthalt eine Rückkehr auf den Schauplatz ſeiner erſten Jugend.

Auch ihn zog hierher eine Liebe und eine froh-bange Sehnſucht ... Er kannte Paula als Kind, dann kannte er ſie mit dem Ausdruck jungfräulich erſter Reife ... Jetzt erwartete er nach allem, was er von ihr wußte, ein Bild voll elegiſcher Hoheit, eine gefangene junge Königin, die in einem einſamen Schloſſe wandelt, hoheitsvoll und tief hülfsbedürftig zugleich.

Die Beklemmung, in Paula's ſeltſam bedingtes Lebensdaſein einzutreten, wuchs mit der Nachwirkung deſſen, was in der Reſidenz des Kirchenfürſten noch in den letzten Augenblicken von ihm erlebt werden mußte. Die Begegnung mit Bickert im Beichtſtuhl, die Hoffnung auf Rückgabe der im Sarge des alten Meviſſen gefundenen Papiere — Lucinden's Erklärung, daß dieſer Schatz in ihren Händen war — wie durchrieſelte ihn da mit ſchüttelndem Froſt die Erinnerung an die aus ihrem Mund gekommenen ſchonungsloſen Drohungen! Eine Rachegöttin umſchwebte ſie ihn auf allen Wegen. Das

Schwirren ihrer Eumenidenflügel glaubte er zu hören, das Leuchten ihrer geschwungenen Fackel in dunkler Nacht zu sehen. „Der ganze, ganze Bau der Kirche!“ Dies tiefhöhnende Wort hallte durch seine Seele wie Grabesruf. Was konnte der treue Diener seines Vaters aufbewahrt, was von diesem zum Aufbewahren erhalten haben, das an sein Dasein eine so große Thatsache, den Bau der Kirche, knüpfen ließ und nicht ganz zerstört, ja vielleicht ausdrücklich einem Grabe einverleibt werden sollte?

Der ganze Bau der Kirche! ... O da war er denn nun in diesem heiligen Witoborn! Hier hatten Bischöfe gethront und den Krummstab als Scepter geführt und nicht Eine bedeutsame Erinnerung an deutsche Größe, Kraft und Bildung war zurückgeblieben. Kleinliche Häuser, ärmliche Straßen, in entlegener Gegend, in einer halben Wüste ein glänzender Palast, die Residenz dieser Bischöfe, jetzt eine Kaserne. Nichts vom Vergangenen zurückgeblieben, als eine Unzahl Kirchen, ein düsteres Jesuitenstift, Gefäße von Silber und Gold in den Truhen der Sakristeien, Monstranzen mit Edelsteinen, Fahnen und Baldachine von kostbarer Stickerei. Hier und da fand sich eine bessere Erinnerung aus der Zeit der Aufklärung. Einige Priester hatten in dem Geiste des Onkels Dechanten gewirkt. Einiges war geschehen für Priesterbildung, Jugendunterricht und würdigere Gottesverehrung — aber der neue römische Geist überbaute schon seit lange alles wieder mit seinem künstlichen Mittelalter. Am Markt, in den Läden der Hauptstraßen waren die Schaufenster besetzt mit Monstranzen, Kelchen, Crucifixen, Madonnen aus Alabaster und Bronze,

Erzeugniſſen einer Induſtrie, deren Spuren ſich bis dahin verloren, wo man ſogar dem Salon einen gewiſſen koketten kirchlichen Ausdruck jetzt zu geben verſuchte. Eine Proceſſion hier, eine Proceſſion dort. Bruderſchaften faſt für jeden Tag der Woche in Bewegung. Männer, Weiber, Kinder mit Lichtchen in den Händen, mit Fahnenwimpeln, Kreuzen, Meßner und Chorknaben dazwiſchen in bunten Gewändern, ſingend und ſprechend mit allen jenen Tiſſenanzen und unſichern Rhythmen, die ihm ſeine Glaubensvirtuoſität früher als ſo rührend erſcheinen ließ. Jetzt ſah er in dieſem Kirchgang ſo vieler Männer an Wochentagen nur die Verſäumniß ihrer Arbeit. Ehe er nach dem Pfarrhauſe zu Sanct-Libori fuhr, war er „Bei Tangermanns“ abgeſtiegen. Ihm gegenüber hatte ein Kapuzinerkloſter eine Kirche, vor der in einem Aufputz wie für Kinder — eine kleine Madonna in natürlichen Kleidern von Sammet und Seide auf offener Straße ſtand.

Am Morgen gleich nach ſeiner Ankunft kamen Benno, Thiebold, Hedemann. Erſtere beide wohnten in einem Müllerhäuschen, das etwas entlegen lag vom donnernden Geräuſch der ſchon von Hedemann ſelbſt betriebenen Mühlen. Das Wiederſehen war hocherfreut. Bei Benno ſogar mit ironiſchem Lächeln, als es der Frage galt nach dem erſten Beſuch auf Weſterhof; bei Thiebold mit der ſcheuen Befangenheit eines ſchuldbewußten Schülers vor ſeinem Lehrer; bei Hedemann mit jener bekannten immer mehr ſich bei ihm ausbildenden, lächelndſtrengen Sicherheit des Bibelglaubens; Hedemann hatte in der That ketzeriſche Grundſätze aus England und Amerika mit heim-

gebracht und wurde in ihnen durch die Erfahrungen, die seine greisen Aeltern mit dem Pfarrer Langelütje gemacht, in Gedankengängen bestärkt, die zu irgendeinem, vielleicht für ihn verhängnißvollen Ziele führen mußten. Daß der Domherr nicht in Witoborn blieb, wußte man. Venaventura wollte seinen nominellen Pfarrsitz selbst einnehmen und schon war nach einem Wägelchen geschickt worden, ihn an seinen eigentlichen Wohnsitz zu führen, den er einem alten Brauche gemäß bis gegen Ostern einnehmen mußte. Benno bedauerte diese Trennung. Er schilderte das Haus „Bei Tangermanns" als einen unterhaltenden Rest altdeutscher Gastfreundschaft, der indessen die Trinkgelder und modernen Preise nicht ausschlösse. Seht nur, sagte er, dies alte Mauerwerk mit bunten pariser Tapeten beklebt! Goldleisten über wurmstichige Balken! Parquetfußböden neben grünen Kachelöfen! Thiebold setzte hinzu: Lästern Sie nicht! Das beste ist ein patriarchalischer Weinkeller, aus dem man nur leider allein durch Schmeichelei einen Niersteiner Gelbsiegel bekommen kann! Der alte Tangermann hat auf seiner Weinkarte alle nur möglichen Cabinetsauslesen und Dompräsenze, gibt sie aber nicht her, wenn man sie nur so einfach bestellt, wie wahrscheinlich unser Freund Piter Kattendyk gethan hat, als er von witoborner Kräzer sprach! Erst sagt der Kellner regelmäßig: Der alte Herr Tangermann hat den Schlüssel! Erst muß man an Herrn Tangermann's Stube klopfen, muß erst seine ausgestopften Vögel bewundern, die herrlichen Aquatintas an den Wänden, die Napoleonischen Rührscenen aus Fontainebleau und Sanct-Helena bewundern, ehe

man das Gespräch auf seine Jahrgänge bringen und ihn geneigt stimmen kann, eine Probe heraufzuholen, die dann aber dennoch keineswegs zu einem altpatriarchalischen, sondern ganz modernen Preise abgelassen wird, wie nur in irgendeinem Victoriahotel! Und Hedemann setzte hinzu: In der Kunst, dem alten Tangermann diese guten Stunden abzuschmeicheln, ist niemand bewanderter gewesen als der Landrath von Enckefuß!

Dieser Name gab dann Fernsichten in die betrübenden Eindrücke des Kirchenstreites ... Fernsichten auch auf Schloß Neuhof, auf Bonaventura's Stiefvater, seine Mutter, ja zuletzt auf Klingsohr, von dem man wußte, daß er gewaltsam nach dem Kloster Himmelpfort zurückgeführt worden ... Ein Leben im Gasthof stört dann freilich jeden Schmerz ... Hier ein Zimmer, wo ein Trauernder weint, nebenan eins, wo ein Musterreiter die neuesten Modearien singt — Letzteres geschah wenigstens der kleinen Gesellschaft. Nur Zufall war es, daß ein gewisser Mann nebenan, der sich eben rasirte, die Namen seiner Nachbarn nicht zu erfahren begehrte und, verloren in die täglichen Geschäfte, die ihn erst mit Herrn von Terschka, jetzt schon mit allen umwohnenden Adeligen verbanden, ja schon auf Schloß Neuhof riefen, sich nicht als Löb Seligmann aus Kocher am Fall seinen alten Bekannten zu erkennen gab ... Und doch wie sang er sich selber vorm Spiegel an: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön!" wie jodelte er, wenn er plötzlich von Extrapostideen befallen wurde, das damals neue: „Ho, ho! So schön und froh! Der Postillon von Lonjumeau!"

Im Pfarrhause bei Norbert Müllenhoff fand Bona-

ventura zwei Zimmer schon für sich hergerichtet, Zimmer, in deren Ausstattung er die liebende Sorgfalt aller der Menschen erkannte, die ihn hier namentlich auf den Adelssitzen voll hoher Spannung erwarteten. Es waren zwei einfache Wohnzimmer eines allerdings neugebauten massiven Hauses, aber mit einem Comfort ausgestattet, der alle Spuren trug vorzugsweise vom nahen Westerhof und vom Stifte Heiligenkreuz. Die Namen Paula, Benigna, Armgart glänzten unter allen, die der alte Tübbicke als die Stifterinnen dieser Herrlichkeiten nannte ... Norbert Müllenhoff stand mit scheuer Spannung in der Nähe. Er hatte die ihm eigenthümlich derbe Courage mehr nur nach unten hin; nach obenhin nur dann, wenn er der Masse gegenüberstand ... ein einzelnes gesticktes Damentaschentuch mit dem Geruch von Esbouquet konnte ihn nicht blos im Salon, sondern sogar im Beichtstuhl stutzig machen.

In diesem Müllenhoff fand sich Bonaventura bald zurecht. Es war die Richtung, die Michahelles auch bei ihm vorausgesetzt hatte, die neue Richtung einer fast burschikosen Verachtung alles dessen, was mit Bildung und Aufklärung verbunden ist. Müllenhoff's jeweiliges grelles Auflachen, wenn er einen seiner Einfälle selbst doch auch allzu schlagend fand, charakterisirte ihn sofort; denn nichts charakterisirt uns mehr, als die Art, wie wir lachen. Hier fehlte selbst die Koketterie, die doch Berta Hunnius noch mit der Poesie trieb. Diese jungkatholische Richtung renommirt mit der Verachtung jeder Beziehung ihrer täglichen Denk-, Rede- und Thätigkeitsweise mit dem, was dem Geist der Aufklärung an-

gehört. Gleich die Frühstücksbutter, die seine Aufwärterin zu einem zweiten Frühstück für ihn und seinen Gast hereinbrachte, schob Müllenhoff mit den Worten zurück: „Nehm' Sie die Butter mit! Ganz frische soll's sein! Die da riecht — toleranzig!"

Schon bei diesem Frühstück erschienen die zuvorkommenden Besuche des Herrn Levinus von Hülleshoven, des Herrn von Terschka, des Grafen Münnich und immer mehr zunehmend einer Anzahl von Adeligen und Geistlichen, die sämmtlich in stattlichen Kutschen kamen ... Selbst die drei ältesten Stiftsdamen von Heiligenkreuz fuhren vor ... So schnell hatte sich die Kunde von des jungen Domherrn endlicher Ankunft verbreitet. Die Räumlichkeit wurde fast zu klein; die Gäste, die den Längstersehnten begrüßen wollten, konnten nur eine kurze Weile bleiben.

Ueber die Zeit sprach man, über den Kirchenfürsten. Durch alles, was Bonaventura von Aeußerungen eines erschreckenden Fanatismus vernahm, tönte wie ein Grundaccord immer der gottbegnadete Zustand Paula's hindurch. Selbst die Erbfolgefrage verschwand dagegen. Es fielen Fragen, wie die: Ob die Gräfin kürzlich nicht wieder „die Besuche ihres göttlichen Bräutigams" empfangen hätte? Dabei beobachtete man nicht nur die Mienen des antwortenden Onkel Levinus, sondern schon das Erröthen des Domherrn. Man hatte von Bonaventura die Vorstellung eines Fanatikers, eines parteinehmenden Zeloten, der, wie Michahelles angedeutet hatte, seine bereits allen bekannte seelische Beziehung zur Ekstatischen zu einem noch festern Seelenbunde knüpfen, die noch unbestimmt

taſtende Gefühls- und Anſchauungswelt derſelben regeln, ihre Viſionen und Heilkräfte zu einem vollgültigeren Zeugniß für die wiederum prophetiſch gewordene Zeit und den Triumph der Kirche verwandeln würde ... Er ſah dieſe Gleisnerblicke, dies ſüße Lächeln, hörte dies bedeutungsvolle Seufzen, das bei allem Schein der Demuth mit einem feſten und ſichern Gange auf ein gemeinſchaftliches Ziel losging, über das man ſich nicht einmal in offen ausgeſprochener Verabredung und Geſtändniſſen befand ... In einem ſtattlichen Wagen, zwiſchen dem Onkel Levinus und Terſchka, fuhr Bonaventura dann auf Schloß Weſterhof.

Die Prüfung, Paula im kleinen Kreiſe oder gar allein wiederzuſehen, wurde ihm beim erſten Gruße nicht. Er fand gleich ganz Weſterhof in feſtlicher Bewegung. Die Damen der Gegend, vorzugsweiſe das Stift Heiligenkreuz, waren in Toilette verſammelt; Paula ſtand umgeben von jungen Mädchen, von Frauen und Matronen ...

Einen Schritt trat ſie hervor und reich'e ihm die Hand ... Endlich Traum und Erfüllung ... Schmerz und Seligkeit ... und wiederum doch nur — Seligkeit und Schmerz!

Mit den Jahren waren beide gereifter geworden ... Sie erblüht zur hehren Jungfrau ... Er ein Mann — Ein Mann? Ein Prieſter! Angewieſen, Segen zu ertheilen, anderer Glück zu heiligen und ſelbſt zu entbehren ...

Rings ein Reden und Grüßen und ein Durcheinander der — Bewirthung ...

Aber Paula war es doch! ... Ihr Seelenfreund von vergangenen Tagen war es doch! ... Ihr Erröthen und

das seine ... ein Roth war es, als beschiene beide die Sonne in ihrer heiligsten Frühe, Aufgangsglanz vom Osten, vom fernsten Ganges her ... War das noch Winter um sie her? ... Zwei Seelen grüßten sich, die da weilten, wo die Nachtigallen sangen ...

Armgart fühlte das schon ahnungsvoll und schwärmerisch mit ... sie hielt Paula, um daß sie vor Ueberseligkeit nur nicht schwankte ... Wie Epheu schlang sie sich um ein lebendig gewordenes Marmorbild ...

Die Geisterjungfrau sprach ... Sie sprach mehr als je ... Was sie sprach, hörte Venaventure, er verstand es nicht ... Auch Armgart plauderte noch ihm unverständlich ... Wie im Wirbel stand er ... Armgart sah den Vielbesprochenen zum ersten male ... Die einfache Tracht! Nur ein langer schwarzer Ueberrock; altmodisch der Schnitt; die Weste hochgehend, wie die Regel will; das Haar entstellt ... Nichts, was anziehen konnte, als die Gestalt nur und der edle Ausdruck des Hauptes ... Armgart starrte dem allen und horchte seinen Worten, deren Klang ihr sofort wie Melodie erschien, denn was Paula liebte, liebte sogleich auch sie ...

Der Himmel öffnet zuweilen durch Engelhand seine Pforten ... Dann strömt einen Augenblick überirdischer Glanz über die Menschen und ringsum ist auch zuweilen dann wirklich die feierliche Andacht da und das heilige Verständniß ... Ha diese kluge Welt! ... Sie wußte schon alles ... Ein einziger geisterhafter Augenblick sprach schon im stillen zu allen: Er kennt diese tiefblauen Augen, kennt den feuchtschimmernden Glanz derselben, die dunkeln Augenwimpern, die wie die Schwingen auch der Seele Paula's nicht unruhig flat-

terten, ſondern ruhig über ihrem blauen Himmel thronten ... Nun ſtaunt er doch wol, daß dieſe Augen ſich noch immer ſchließen und mehr noch als ſonſt ſchon in die Ferne ſehen können? ... Und ziert dich denn noch immer dieſelbe Schüchternheit, du vornehme Jungfrau, derſelbe zagende Muth, der alles duldete, ſelbſt wenn die böſe Lucinde, von der hier mancher wußte, ihre Stellung vergaß und Befehle ertheilte, wo ſie deren nur zu empfangen hatte? ...

Verſtändigungen des Herzens konnten nur im Blicke liegen ... Einen Schleier nach dem andern, der das kaum ja auch Auszuſprechende verhüllte, wob ſchon gleich wieder das Leben in der bunteſten Fülle ſeiner Anregungen ... Da gab es zu beſprechen! Die nächſte und entfernteſte Zukunft Paula's! Die Zeit ſelbſt mit ihren ringsum ertönenden verworrenen Stimmen! Und die Prophetengabe der Herrin des Schloſſes, auf deren Namen wol noch mehr Wunder und Vorausſagungen gingen, als in Wahrheit begründet waren, wie war das ängſtlich! Auffallend erſchien, daß mit Venaventura's Ankunft in Paula ein gehobener Schwung kam, der die Kraft des Geiſtes über den Körper zu ſtärken ſchien. Schon am erſten Tage hielt ſich die Leidende über der verſammelten Menſchenmenge empor, erlag nicht dem Druck derſelben, der ſonſt ſie in ſolcher Lage immer plötzlich entſchlummern machte. Und das nahm zu, wurde beſſer von Tage zu Tage. Sie erlag ſeltener der räthſelhaften Krankheit ihrer Nerven. Was ſo mancher im ſtillen ſchon von der Ehe geſagt hatte, ſie wäre ein Ausweg, der die Gräfin völlig heilen würde, zeigte ſich dem Schärferblickenden annähernd. Statt einer

Steigerung der Neigung zum Traumschlaf trat anfangs eine Minderung ein.

Die erste Messe zu Sanct-Libori, die erste von der Kanzel gesprochene „Applikation" kennen wir. Sie riefen auch hier die Wirkungen hervor, die von Bonaventura's Auftreten unzertrennlich scheinen. Der Kreis von Bekanntschaften, der ihn schon wie gefangen nahm, wuchs. Seine Oberaufsicht über den Gang der kirchlichen Angelegenheiten in diesem Sprengel war mehr eine formelle Pflicht. Bonaventura erkannte dann auch zu sehr die Heftigkeit seines untergebenen Pfarrers, um mit einem Naturell zu streiten, das nicht zu ändern war und sogleich auch für seine Unarten als Verwand heilige Namen hatte. Ironie half ihm gegen Uebertreibungen. „Denken Sie das?" „Ziehen Sie das also wirklich vor?" Von Witobern's Geistlichen und Mönchen kam Bonaventura regelmäßig heim wie aus einem Kriegslager.

Die stillen Abendstunden auf Schloß Westerhof waren dann glückselige Momente. Terschka, Benno und Thiebold theilten sie, und da Armgart nicht immer zugegen war, blieb Paula der alleinige Mittelpunkt. Armgart wurde allerdings auch für Bonaventura mit der Zeit befremdend. Sie wanderte zwischen Westerhof und Heiligenkreuz, oft ganz allein, ohne die mindeste Furcht, selbst wenn sie durch einen ansehnlichen Wald gehen mußte. Bonaventura sprach von ihrer Mutter und von ihrem Vater mit gleicher Unbefangenheit. Eine Parteilichkeit für Benno entdeckte er nicht, mehr noch für Thiebold, am meisten für Terschka, der ihm gleichfalls neu und nicht sogleich erklärbar war. Terschka nannte Armgart eine Cactusblume. Der Dukel erläu-

terte: „Brennendroth und von einer schönen Zeichnung, aber gewachsen auf einem gefahrvoll stachlichten Stamm!“ ... Nun geht es so, daß Menschen, die gerade das Bedürfniß haben, sich aneinander anzuschließen und sich einen hohen Werth einzugestehen, doch nur durch Reibung und Aneinanderstreifen sich nähern. Bonaventura hatte noch nichts von Thiebold's Buße vernommen und nur ewig Terschka und Terschka hört' er — ? Wäre das möglich! sagte er sich. Armgart, ein Mädchen wie ein Thautropfe, und dennoch, dennoch eine so schnelle Wandelung — ? Hier lag ein Räthsel vor und er erklärte sich's aus der Schwäche des weiblichen Gemüths und zürnte ihr und strafte sie schon oft oder „trumpfte sie ab“, „duckte“ sie, wie es die Tante Benigna mit wahrer Genugthuung nannte ... freilich nur durch ein Lächeln oder eine kurze ironische Zwischenfrage.

Ehe hier tiefere Blicke und Verständigungen folgten, kam dann die bange Fahrt zum Schlosse Neuhof, an dem Tage, als es hieß, der Kronsyndikus ist im Arm seines plötzlich angekommenen Sohnes, des Präsidenten, verschieden. Die schuldige Rücksicht verlangte, daß Bonaventura den zweiten Gatten seiner Mutter auf diese Nachricht sofort besuchte. Daß die Mutter nicht mitgekommen, wußte er. Er traf am Montag den Präsidenten in der ganzen Erregung, die ein längst vorausgesehener Fall, dessen endliches Eintreten man sogar den Umständen nach wünschen mußte, zuletzt doch hervorzubringen pflegt. Sein Stiefvater war auffallend gealtert. Er begrüßte Bonaventura mit all der scheinbaren Herzlichkeit, die ihm zu Gebote stand. Seine Gesundheit erklärte er nicht für die beste, sprach von Reisen nach dem Süden, von seinem Abschied, den

er nehmen wollte, von den Schwierigkeiten, die sich bei Abwickelung seiner Erbschaft ergäben, von dem Mistrauen, das ihm infolge des Kirchenstreits hier um seiner amtlichen Stellung willen entgegentreten würde. Er brachte Nachrichten vom Kirchenfürsten, der in seiner Gefangenschaft sich mit Ruhe in sein Schicksal ergäbe, wäre er sich doch bewußt, Anlaß einer Aufregung gewesen zu sein, die seinen Grundsätzen jetzt zugute kam; er rauche seine Pfeife, ginge auf den Wällen der Festung spazieren und wünsche nicht einmal die politischen Demonstrationen, die der Adel der diesseit und jenseit des großen Stromes gelegenen Provinzen beim Landesfürsten unternähme — „sie könnten ja nur in jenem revolutionären Sinne gedeutet werden, den er nie befürwortet hätte; denn die Kirche hätte nichts mit der neuen Richtung des Lamennais gemein, sie wäre alt genug und könne immer noch warten und warten bis ihr die geistige Hülfe käme“ ... Von der Mutter sagte der Präsident, sie würde auf dem Schlosse, das sie nie besucht hatte, gleich nach dem Begräbniß eintreffen. Der Präsident war kälter, wortkarger und verschlossener denn je geworden.

Am Begräbnißtage saß Bonaventura in dem Trauerwagen neben dem Stiefvater. Wohl sah er, daß selbst diese starren Züge erregter wurden, als sich der Zug dem Düsternbroek näherte. Als die Scene an der Eiche verfiel, erblaßte der Präsident; das Wort erstarb auf seinen Lippen; in eine Ecke gedrückt wartete er ab, bis sich der Zug wieder in Bewegung setzte. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, als die Störung vorüber war und ihm Bonaventura zu seiner Beruhigung

die leiſen Worte ſprach: „Paulus ſagt: Der Tod iſt der letzte Feind! Nun wird ja Friede ſein!“ ... Zum Kloſter Himmelpfort gehörte eine große, nicht ungefällige, lichthelle Kirche. Sie lag an der Spitze eines der Winkel, die durch ein großes Viereck gebildet wurden; durch eine Mauer gebildet, die das Kloſter einſchloß. Das Kloſter ſelbſt, ein zweiſtöckig Gebäude, mit einem Thürmchen verſehen, gehörte dem ſiebzehnten Jahrhundert an, die Kirche dem achtzehnten. Ringsum ſtanden Obſtbäume; im Innern des Kloſtergartens waren die Beete mit Stroh belegt und deuteten eine freundliche Vegetation für den Sommer an. Hinter einem dieſer kleinen Fenſter, die ringsum das viereckige Gebäude erhellten, wohnte Klingsohr. Ihn ſah man nicht unter den Franciscanern, die den Sarg begleiteten. Auch den Bruder Hubertus, auf den Bonaventura nach allem, was er über den „Abtödter“ durch Klingsohr und Jodocus Hammaker wußte, begierig ſein mußte, konnte er weder beim Beginn des Zuges noch jetzt entdecken und an der verhängnißvollen Eiche war gerade ihm der Anblick entzogen geweſen, den die andern Wagen ungehinderter hatten, der Anblick, wie plötzlich unerwartet auftauchend Hubertus mehr der Störung durch den Muſikanten, als der Anrede des Sarges durch einen andern Störer der Todtenruhe, durch den Küfer, ein Ende machte ... Die Kirche diente als Erbbegräbniß vieler ringsum wohnenden Adelsfamilien. Bilder ſah man, Seitenaltäre und Beichtſtühle, keine Säulen oder Bogen. Der Hochaltar war im Stil der Franciscanerkirchen; jeder Orden hat ſeine eigene Weiſe, ſeine eigene geiſtige und phyſiſche Farbe ſogar, die er ſeinen

Kirchen abhaucht. Bei den Franciscanern iſt alles braun, mäßig vergoldet, hier und da ein blaues Band etwa an einer Maria, ein weißer Schimmer etwa von der Taube, die über dem Tabernakel ſchwebt; regelmäßig ſteht der Ordensſtifter vor dem Crucifix mit dem bekannten ekſtatiſchen Liebesblick der Ergebenheit, mit ſeiner auf das Herz gelegten linken Hand; der Fußboden iſt von Stein, die Wände ſind weiß, nur hier und da vom Ruß der Lichter angeſchwärzt; das Ganze einer ſolchen Franciscanerkirche iſt dem Volk eingehend durch eine gewiſſe altfränkiſche Einfachheit wie die Heimlichkeit alter, von Großältern ererbter, braungebeizter Möbeln mit geſchweiften Bogen und bronzenen Schlüſſellöchern und Ringen an den Schubläden ... Hier war es, wo der Kreuſyndikus in die Gewölbe geſenkt wurde ... Das über ihn Unausgeſprochene, doch von allen Gefühlte verklang in dem Brauſen einer ſtattlichen Orgel ... Der Provinzial-Guardian fand auf dem bereits auf dem Schloſſe von Weihduft überräucherten Sarg auch jenes Stückchen Tuch nicht mehr, das wol in den Schnee gefallen ſein und im Schmelzen deſſelben an der Frühlingsſonne vermodern wird ...

Da Venaventura Klingsohr beſuchen wollte, behielt er eine der Trauerkutſchen zurück ... Der Präſident verſprach, bald auf Weſterhof zu erſcheinen und dann auch ſogleich in Begleitung der bis dahin vielleicht angekommenen Mutter Venaventura's.

Der ehemalige Graf von Zeeſen, der jetzige Pater Ivo, wurde von Venaventura bald entdeckt ... Klingsohr hatte ihm ja im vorigen Jahre ſeine Geſchichte er-

zählt ... Er wußte, daß ſeine ehemalige Verlobte als Schweſter Thereſe bei den Karmeliterinnen wohnte ... Ein hagerer, blaſſer Mönch kam mit einem Weihwedel daher und wehte durch die Luft, als ſtäubte er auch dieſe rein ... Die Gäſte, das Geſinde, die nachdrängenden Landbewohner hatten die Kirche verlaſſen; nur einige Arbeiter blieben, die über die Oeffnung, in die der Sarg des Kronſyndikus hinuntergelaſſen, wieder die Steinplatte zu legen hatten ... Nach drei Uhr war es ... Die Brüder hatten auf dem Schloſſe eine Art „Frühſtück im Stehen" eingenommen ... Ob wol da noch Pater Ivo das Bruſtbild ſeines alten Freundes Jérôme erkannt hatte?... Dort ſummte er, ohne aufzuſehen, Lieder zum Lobe Mariä; auch hier that er es ... Niemanden blickte er dabei an, niemanden gab er Antwort ... Er lebte nur ſich und Maria ... Sein Eigenthum war an die Landſchaft gegeben worden für eine Irrenanſtalt, deren die Provinz — immer dringender bedürftig wurde ... An der Oeffnung, in deren Tiefe der ſilberbeſchlagene Sarg blinkte, mußten eine Menge Meluſinen ſitzen ... wie huſchte er dahin daher mit ſeinem Wedel und jagte die Unheiligen fort!

Es iſt Pater Ivo! ſagte ein junger Mönch, auf Bonaventura zutretend. Er iſt irr', wie Sie wol ſehen, Herr Domherr!

Der junge Mönch nannte ſich Pater Quirinus ... Er hatte ein Bund Schlüſſel in der Hand, wollte erſt die Schränke ſchließen, in welche der Guardian ſeine Meßopferkleider, die Mönche die Requiſiten der Räucherung des Sarges und die Tücher gelegt hatten, auf denen

er ausgeſtellt geſtanden hatte; dann galt es, das Hauptportal der Kirche zu ſchließen — für die Arbeiter und Bettbedürftigen gab es einen allen Bewohnern der Gegend bekannten kleinen, verſteckten Nebenausgang.

Bonaventura ſah ſich erkannt, ſprach ſein Verlangen aus, den Pater Sebaſtus zu beſuchen, und willigte gern ein, die Erlaubniß dazu ſo lange abzuwarten, bis Pater Quirinus ſein Amt beendet hatte ...

Er begleitete ihn auf ſeinem Rundgange hinter der Sakriſtei ...

Mit der größten Unbefangenheit ſagte der junge, friſch und blühend ausſehende Mann und mit einer ganz gewöhnlichen Sprechweiſe:

Unſer Bruder Hubertus iſt nicht zugegen! Er kam gerade recht von einer Reiſe, um die unverſchämte Störung durch den Muſikanten abzutrumpfen! Viel lügt man auch über den Kronſyndikus! Wir hier müſſen ihn ſchätzen! Manches, was Sie hier an Gold und Silber ſehen, haben wir in ſeinen letzten Tagen von ihm bekommen!

Dem für einen Geiſtlichen faſt zu reſoluten jungen Mann erwiderte Bonaventura:

Als ſich der Verſtorbene vor einigen Jahren ſein Erbbegräbniß neu herrichten ließ, widerſprach, hör' ich, der ſelige Provinzial Henricus und ſchrieb deshalb nach Rom ...

Ganz recht! erwiderte der junge Mönch. Cardinal Ceccone ſchickte durch Vermittelung des Miniſteriums den Spruch der heiligen Pönitentiarie. Der Kronſyndikus legte eine Generalbeichte ab, die an unſern Ordensgeneral nach Rom gegangen iſt. Seitdem kam der

Befehl, ihm keine der geiſtlichen Wohlthaten zu entziehen ...

Der junge Mönch machte Anſtalt, Bonaventura alles zu zeigen, was die Kirche an alten Bildern, koſtbaren Gefäßen und geſtickten Gewändern beſaß ...

Bonaventura ließ es geſchehen ... Konnte er ſich doch indeß in die Vorſtellung finden, dieſen aufgeriſſenen Fußboden dort im Zuſammenhang mit Rom zu wiſſen! Cardinal Ceccone, der politiſche Lenker der Geſchicke des Kirchenſtaats — der Großpönitentiar und Oberinquiſitor der ganzen katholiſchen Welt — der General der Franciscaner — drei höchſte Würdenträger der Kirche betheiligt an dem aufgedeckten Leben des Kreſyndikus! Dort vielleicht alles enthüllt, was hier der Welt ewig unbekannt blieb! Dort vielleicht alle Schleier hinweggezogen, die ſeit Jahren über dem Leben auf Schloß Neuhof hingen! Dort vielleicht auch die Gründe bekannt, warum ſeit Jahren der Dechant nur mit dem Ausdruck des größten Misnuths ſeines alten Freundes, des Kreisſyndikus gedachte! Dort auch vielleicht — ein Zuſammenhang — es durchzuckte ihn das ſo — mit jenen Drohungen, die Lucinde gegen ihn ſelbſt auszuſtoßen gewagt?

Der junge Mönch entfaltete koſtbare Meßgewänder, warf ſich ſogar eine „Kaſel“ um und zeigte mit wohlgemuther Freude, wie ſchwer ſie an echtem Golde war ...

Die iſt noch nicht zu alt! ſagte er. Die verſtorbene Frau von Wittekind hat die köſtliche Arbeit, die in Paris gemacht wurde, vor vierzig Jahren geſtiftet ...

Das war die Schwiegermutter ſeiner Mutter ...

Pater Ivo ging leise singend vorüber, huschte mit dem Weihwedel und jagte die Geister fort ...

Pater Quirinus sah ihm lachend nach, während Bonaventura in Rührung stand ...

Beim Oeffnen der übrigen Schränke und dem wiederholten Anlegen der kostbaren Gewänder durch den jungen Pater erkannte Bonaventura einen oft vorkommenden Fehler seiner geistlichen Brüder, Eitelkeit auf ihren malerischen äußern Schmuck beim Cultus. Die Mönche von Kloster Himmelpfort lasen ringsum in kleinen Kapellen die Messe ... Rom hält die Menschheit doch an tausend Fäden! sagte sich Bonaventura ...

Als der junge Mönch eine Anzahl Gefäße aus dem Verschluß doppelter und dreifacher Schlösser hervorholte, fragte er ihn:

Warum traten Sie in den Orden?

Es war mir die beste Versorgung! erwiderte der junge Mann ... Ich bin armer Aeltern Kind, wollte studiren, brachte mich kümmerlich durch und hatte keinen Muth, auf die Universität zu gehen. Ich wollte ins Postfach, meldete mich und wurde wegen Ueberfluß von Meldungen nicht angenommen. Eine Braut, die ich hatte, wollte nicht länger warten und heirathete mir vor der Nase weg einen andern. Das verdroß mich. Ich wußte nicht, was anfangen, und ging ins Kloster. Zwei Jahre war ich Novize. Jetzt hab' ich die Weihen und bin versorgt.

Sie wollen nicht höher hinauf? Haben keinen Ehrgeiz? fragte Bonaventura, erstaunt über diesen Mangel an Empfindung bei einem doch so traurigen Geschick ...

Nein! war die unbefangene Antwort ...

Also gibt Ihnen der Schmerz über die Täuschung durch Ihre Liebe diese Kraft, so zu entbehren und zu entsagen? ...

Meine Braut handelte vernünftig! Ich hätte erst zehn Jahre auf eine Anstellung bei der Post oder im Steuerfach warten müssen! Jetzt hab' ich mein Brot; für mich freilich nur allein, aber das kann man ertragen ...

Währenddessen schloß der junge wohlgenährte Pater einen Schrank nach dem andern auf und zu, knixte erst vor jedem geweihten Gegenstande, zeigte ihn dann, schloß ihn wieder mit einem Knix ein, alles nach derselben Cadenz und mit der größten innern Befriedigung.

Venaventura konnte sich in eine solche Weiheloſigkeit nicht finden. Er mochte noch immer glauben, daß hier ein Schmerz überwunden und für die Zufriedenheit an diesem Berufe vielleicht auch Pater Hubertus' Abrichtung gesorgt hätte ...

Auch Ihnen hat zu dieser wohlgemuthen Ergebung in manche Entbehrung gewiß der „Bruder Abtödter" verholfen? fragte er ...

Pater Quirin lachte ...

Na ja! sagte er. So kennen Sie also auch den alten Knaben? Er konnte sich lange nicht in den Frieden finden, den die Kirche mit seinem alten Feinde schloß, mit dem Kronsyndikus! Allen ist aufgefallen, daß er doch gerade heute zurückkehrte und sogar für Ordnung sorgte. Knochen hat er wie Eisen — aber mich brauchte er nicht zu bändigen! Ich thue hier, was ich muß. Wir

## Erſtes Kapitel.

### Der lateiniſche Reiter und die Preisaufgabe.

Der Gaul, welcher dort ſo eben in das Kreishauptſtädtchen eintrabt und gerade auf den Marktplatz zu ſeine Richtung nimmt, gehört dem geiſtlichen Herrn, welcher auf ihm ſitzt, ohne Zweifel eigenthümlich zu. An Stroh, Haſer und Heu, an Menſchenliebe oder Erbarmen für alle Geſchöpfe kann es im Stall eines Pfarrers wahrlich nicht fehlen; allein es muß auf den Zehntengaben ein Fluch liegen; ſie gedeihen nicht, ſie ſchlagen nicht an. Gaul und Reiter brennen vor Magerkeit.

Der Reiter hält vor einem kleinen Laden inne, ſteigt ab und producirt eine äußerſt ausgedehnte Figur. Seine Haltung iſt ſtolz und aufrecht. Seine Mienen verrathen eine gewiſſe Dürre ſeines Innern. Man kann ihn weit mehr mit abgeſengtem, als mit friſchem Graſe vergleichen. Er thut, was er beim Abſteigen und Feſtbinden ſeines Gaules an einen Baum, der vor dem Laden ſteht, nicht laſſen kann; es kümmert ihn weder der ſteinerne Roland auf dem Markte, noch der Gruß einiger Frauen, die vom Raths- und Rolands-

haben alle unſere leibliche Bequemlichkeit. Ich zeige Ihnen das Refectorium ...

Entbehren Sie gar nichts? fragte Benaventura im Weitergehen ...

Gewiß nichts! antwortete Pater Quirinus und küßte mit gemachter Andacht eine Monſtranz, die über und über mit Edelſteinen beſetzt war und nur bei den höchſten Veranlaſſungen aus dieſen wohlverwahrten Schränken genommen wurde.

Dieſe gleichbleibende Gelaſſenheit ſtreifte in Benaventura wiederum alle Blüten ab. Er konnte ſich nicht finden und erinnerte wenigſtens an den Zauber der Freundſchaft und des Zuſammenlebens in einem Kloſter ...

Aber auch dem erwiderte der junge Mann:

O nein! Wir ſind hier zuſammen keine Freunde! Es iſt auch gut ſo! So wie wir uns aneinander anſchließen, fangen wir an über unſere Verhältniſſe Gedanken zu haben; dann verbittern wir uns vieles, worüber wir jetzt nicht grübeln. Jeder iſt beſſer für ſich!

Dieſe Freundſchaften kommen alſo doch vor?

Selten! lautete die Antwort, während ſich der Mönch umſah und jetzt leiſer ſprach. Sowie ſich zwei Brüder allzu ſehr aneinander ſchließen, im Garten zu oft zuſammen ſpazieren gehen, ſowie man bemerkt, daß ſie bei Tiſch zuſammenſitzen wollen oder auch auf der an der Thür des Guardians hängenden Tafel über unſere Wochenverrichtungen zu häufig zuſammenzukommen ſuchen, ſo werden die Leute getrennt.

Das iſt ja eine Grauſamkeit, wallte es in Benaventura auf .. Der einzige Troſt der Einſamkeit —

der freundschaftliche Austausch der Gedanken und Gefühle! Der Rückblick auf ein vergangenes Leben! Die gemeinschaftlichen Tröstungen an den Quellen des Wissens und des Denkens! ... Aber er durfte alles das nur durch Seufzen ausdrücken und sagte sich im stillen: O die Menschennatur ist doch im Durchschnitt ganz so wie bei diesem jungen Manne! Was ist bei Tausenden ihre geistige Meinung? Ihr Bedürfniß nach Erhaltung, Ernährung, Unterkunft! Solche Institutionen wie die Klöster glaubt' ich auf Felsen gebaut und ich sehe: Einen Beutel mit Geld in der Hand und sie lassen sich wie Kartenhäuser umblasen!

Durch einen Seitengang kam man aus der Sakristei in das Kloster. Ein Kreuzgang von altem, morschem Holz führte zu ihm hinüber. An der Wand der Kirche hingen, allemal einer Oeffnung an der andern, in einen mit Schnee bedeckten Garten hinausgehenden Seite gegenüber, Bilder, die von einem Tüncher verfertigt schienen und Wunder des heiligen Franciscus vorstellten. Jedes derselben war geistlos. Schon aus der Jahreszahl 1707 konnte man den Geschmack sowol der Malerei, wie den Stil der Unterschriften erkennen. An die Poesie eines winterlich romantischen Klosterkreuzgangs, wie ihn unser Oeffing gemalt hat, war hier nicht zu denken. Eine hölzerne Gitterthür führte ins Kloster. Pater Ivo schlenderte leise singend in einem der langen Gänge und Quirinus sprang fast wie ein Tänzer mit seiner langen Kutte voraus, um dem Provinzial-Guardian Maurus die Meldung zu machen ... Einstweilen trat Bonaventura in das Refectorium. Es ähnelte einem Wirthshauszimmer

auf dem Lande mit alten Holzpfeilern, mächtigem Ofen, Stellagen zum Aufschichten der Eßgeräthschaften. Von hier aus sah man durch kleine Scheiben in den innern, strohbedeckten Garten . . .

Bonaventura sehnte sich, ein Wort der Ermunterung mit Sebastus zu sprechen . . . Aus Lucindens Beichte wußte er ja, daß er hatte nach Belgien entfliehen wollen . . . Sie hatte ihm sogar die Ueberredung, daß Sebastus zu den Jesuiten hatte entfliehen wollen, nicht verschwiegen . . . Daran nun zu erinnern war Bonaventura freilich verboten . . . Alles, was er etwa Lehrreiches, Warnendes oder Ermunterndes gerade über diesen Punkt mit dem Convertiten hätte sprechen können, mußte ausdrücklich unterbleiben . . . Als Beichtvater durfte er nicht mehr von ihm wissen, als was Sebastus selbst voraussetzen konnte . . . Er mußte unwahr sein.

Die in Reihe und Glied aufgestellten steinernen Viereinige der Mönche musternd, hörte er Quirinus' Rückkehr . . .

Dieser kam bestürzt. Er sagte, der Pater Sebastus hätte eine Pön verwirkt und sollte niemanden sprechen; der Provinzial würde sogleich selbst erscheinen und sich dem Herrn Domherrn entschuldigen . . .

Bald auch kam Pater Maurus. Aeußerlich war er nicht zu unterscheiden von allen andern Mönchen. Man kann in Rom auf der Via Appia in einem Omnibus mit Bauern aus Tivoli fahren, hat neben sich einen einfachen Mönch in weißem Kleide sitzen und weiß nicht, daß es der großmächtige General der Dominicaner ist . . . Pater Maurus war ein hoher, starknochiger Mann. Seine

buschigen und schwarzen Brauen lagen trotzig über den funkelnden Augen, die sich den Ausdruck der Unterwürfigkeit gaben. Immer erstarb sein Lächeln ebenso rasch wie es kam. Eher glich dieser Mönch einem Gefängnißwärter als einem Boten des Friedens.

Pater Quirinus zog sich zurück ... Der Provinzial und der Domherr setzten sich auf die nächsten Holzschemel ...

Vergebung, Herr Domherr, sagte der Provinzial, wir haben mit dem Pater Sebastus einen schweren Stand! Die Regierung lieferte ihn uns aus der Residenz des Kirchenfürsten zurück mit dem Bedeuten, ihm jede schriftstellerische Thätigkeit zu untersagen, jede Theilnahme an unserm gegenwärtigen traurigen Kampfe. Die Weisung war überflüssig, da der Pater ohnehin erkrankte und uns eine Zeit lang ernste Besorgnisse einflößte. Seit einiger Zeit geht es ihm besser; doch ließen wir ihn in der Krankenstube, weil er, in seine Zelle zurückgekehrt, seine Pflicht, Nachts zwölf Uhr aufzustehen und in den Chor zu gehen, um zu singen, wie jeder andere hätte erfüllen müssen. Heute in aller Frühe besuchten ihn zwei Fremde, ein Jude und jener Mensch, dem wir vor wenig Stunden den frechen Auftritt im Düsternbrook verdankten. Ich nehme Ihr Vertrauen in Anspruch, Herr Domherr! Denken Sie sich die Verabredung! Jenes Stück Tuch, das der Sterkenfriet auf den Sarg zu legen wagte, bekam er von unserm Vater, dem Sohne des damals unglücklich, wie man jetzt sicher weiß, nur im Wortwechsel und nach offener Gegenwehr Gefallenen. Dafür verlangte er von

jenem Juden, wie von dem Küfer — Stephan Lengenich iſt ſein Name — die Mittel zur Flucht ...

Wie erfuhren Sie das? war eine Frage, die Bonaventura mehr aus Schreck ausſprach, als in Vorausſetzung, daß die Geſpräche, die im Krankenzimmer gehalten wurden, belauſcht werden konnten ... Erſt als er Pater Quirinus an der zufällig aufgehenden Thür des Refectoriums ſtehen ſah, kam ihm die Vorſtellung, daß ſeine Frage ohne Beantwortung bleiben konnte ...

Wir wiſſen es, Herr Domherr! ſagte der Provinzial mit verdroſſenem Blick auf die Thür. Wir wußten es ſchon in der Frühe. Ich hatte mir eine ernſte Ermahnung als einzige Buße vorgenommen. Seitdem jedoch durch des Paters Mitwirkung eine heilige Handlung geſtört, eine ganze Familie, der er ſelbſt früher ſo oft bekannt hat Dank ſchuldig zu ſein, durch ſein Zuthun unverantwortlich compromittirt worden iſt, hab' ich ihm ſtatt des Krankenzimmers die Strafzelle angewieſen. Ich kann nicht wünſchen, daß Sie ihn in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ſehen.

In welchem Zuſtande? fragte Bonaventura mit geſteigertem Bangen und folgte der Bewegung des Provinzials, der ſein Ohr ſpitzte, als vernähme er irgendwoher einen Ruf ...

In der That hörte man in dumpfer weiter Ferne einen Ton wie einen Schrei um Hülfe ...

Bonaventura mußte aufſpringen und ſich an dem Schemel halten ... Das iſt er? ſagte er und deutete auf das Fenſter, von wo der gellende Schrei gekommen war.

Er iſt es! Ja! ſprach der Provinzial mit kalter Ruhe ... So tobt er in ſeiner Strafzelle und ſpricht wild durcheinander ... Ich laſſ' ihn binden, wenn er nicht ſchweigt ...

Laſſen Sie mich zu ihm! bat Bonaventura ...

Herr Domherr, dieſe Wohlthat wäre unverdient ... Er würde auch Sie anfahren wie ein wildes Thier ...

Nein, nein, wir kennen uns!

Sie würden uns die Züchtigung ſtören, die ein Vater verdient, der aus ſeinem Kloſter entfliehen will!

Bonaventura ſtand mit ſchwindendem Bewußtſein. Er ſah Abgrund und Nacht um ſich her und bei alledem — auch die fernwirkende, trügeriſch lockende Gewalt Lucindens! ... Sie hatte den Mönch, ihren ehemaligen Geliebten, in Knabentracht beſucht! Ihr Lächeln, ihre muthige Rede hatte ihn — „um ihn aus meinen Bahnen zu entfernen", hatte ſie ihm frank und frei gebeichtet — zur Flucht überredet ... Sie hatte ſeinen Muth, ſeinen Ehrgeiz entflammt zu einer neuen Entwickelung ſeines immer noch reichen, wenn auch verirrten Geiſtes ... Eine Gelegenheit zur Flucht bot ſich vielleicht ... So, wie er jetzt die gräßliche Stimme hörte, die der eines Ertrinkenden glich, klang ihm in der Erinnerung ſein eigener Seelenaufſchrei, als an jenem Abend der Abreiſe ihn plötzlich Lucinde verlaſſen hatte und ein wilder Sturm durch ſeine Adern brauſte ... Zu ihr! Zu ihr! klang es aus Sebaſtus' Munde in ſein Ohr ... Beſinnungslos ergriff er ſeinen Hut und bat wiederholt:

O laſſen Sie mich zu ihm!

Herr Domherr! lehnte der Provinzial faſt verwurfsvoll ab ... Wenn er ſich beruhigt hat! Morgen! ſetzte er hinzu ...

So bitt' ich — grüßen Sie ihn von mir! hauchte der liebevolle Prieſter, ſeufzend über die Nothwendigkeit, den Formen und Satzungen ſeiner Kirche ſich ergeben zu müſſen. Sagen Sie ihm, daß ich in dieſer Gegend weile, daß ich den erſten ruhigen Augenblick, den Sie mir anzeigen werden, benutzen und zu ihm kommen will! Verſprechen Sie mir's!

Sehr gern, Herr Domherr! ſagte der Provinzial mit derſelben Freundlichkeit, als handelte es ſich um die Anzeige eines in völlig natürlicher Weiſe eintretenden harmloſen Ereigniſſes ...

Und Bruder Hubertus? drängte Bonaventura, jetzt ſchon im Gehen ... Vermochte der nicht ſonſt ſo viel über ihn?

Auch das iſt ein Mitglied unſers Kloſters, erwiderte der Provinzial, im Gehen verbindlich die linke Seite nehmend, mit dem wir viel Geduld haben müſſen! Er war in Angelegenheiten einer Erbſchaft, die er machte, verreiſt ...

Bonaventura trug als Beichtprieſter eine ſolche Laſt von Thatſachen in ſeinem Gedächtniß, daß er nach einem Verhältniß fragte, das er doch ſchon öfters, von Benno ſowol wie von Hammaker, faſt vollſtändig erfahren hatte ... Er fand ſich allmählich zurecht und unterbrach die Erläuterungen des Provinzials:

Ganz recht! Ich weiß! Er wird das von einer Ermordeten geerbte Geld dem Kloſter geben ...

Doch nicht! war des Provinziale verdrießliche Antwort. Dieser Hubertus hat wunderliche Seiten. Im Vertrauen gesagt, er hat einen etwas dunkeln Ursprung. Man sagt geradezu: Seine Angehörigen sind auf dem Richtplatz gestorben! An einem Tage, wo eine Gaunerbande, zu der er als Knabe gehören mußte, aufgehoben, das Haus, in dem sie sich vertheidigte, genommen und angezündet wurde, soll unser Bruder — sagt man, und sei es auch unter uns, Herr Domherr! — zwei Stock hoch aus dem Fenster gesprungen sein, in jedem Arm mit einem Kinde ... Glücklich kam er mit den beiden Kindern zur Erde nieder, entrann den Flammen, entrann der Verfolgung, machte einen abenteuerlichen Lebenslauf, wurde ein an sich ganz vortrefflicher Mensch, exemplarisch in seiner Aufführung, nur störende Seltsamkeiten hat er. Als Jäger des Kronsyndikus erlebte er einen bittern Verdruß und wurde deshalb Mönch. Mancherlei leistete er schon unter Pater Henricus, meinem Vorgänger. Jetzt hat er sich in den Kopf gesetzt, die zwanzigtausend Thaler, die er von jener Frau Buschbeck — sie nannte sich schon nach seinem Namen, während sie doch nur eine gewisse von Gülpen und seine Verlobte war — ererbte, wenn irgendmöglich, dazu anzuwenden, sie den beiden Kindern zukommen zu lassen, die er einst aus dem Feuer rettete, falls sie sich entdecken ließen. Sie waren ihm, nachdem er sie im stillen erzogen hatte, abgenommen worden. Jetzt correspondirt er nach Holland, Frankreich, Italien, um ihre Spur zu finden. Ich schrieb nach Rom, ob ich ihm auf ein Jahr die Erlaubniß ertheilen kann, scheinbar in irgendeinem andern Auftrage in die Welt hinauszuwandern. Bis die Antwort da ist,

geſtattete ich ihm vorläufig auf eigene Verantwortung die Reiſe nach Holland, von der er jetzt zurückgekommen.

Unter dieſen Mittheilungen waren beide, in der Ferne wieder von dem leiſe ſingenden Ivo verfolgt, an die kleine Thür gekommen, die den verborgeneren Eingang zur Kirche bildete.

Hier ſtand Bonaventura's Wagen ...

Mit einem Abſchied, den der Provinzial nahm, als wenn ein Offizier von ſeinen untergebenen Mannſchaften einem andern hohen Militär eine einfache converſationelle Mittheilung gemacht hätte, beſtieg Bonaventura ſeinen Wagen ... Ein Bedienter in Trauerlivree war vom Präſidenten für den Stiefſohn des Hauſes zurückgelaſſen worden ... So fuhr Bonaventura in ſchon heraufgezogener Dämmerung von dannen.

O ihr Klöſter, ſeid ihr denn Zufluchtsſtätten des Friedens und der reinen Menſchenliebe?! ...

So tönte es in allſeitig ſchmerzlichſter Betrachtung durch Bonaventura's Inneres, als er in die ſchon dunkelnde Ferne hinausfuhr, hin- und hergeſchleudert auf den Furchen der Feldwege, die zurückzulegen waren, um in kürzerer Friſt auf Schloß Weſterhof zurückzukommen, wohin der Kutſcher ihn glaubte fahren zu müſſen ...

Erſt nach einer Stunde, während durch ſein Herz alle ſchrillen Accorde des Zweifels, alle klagenden der Wehmuth zogen, entdeckte er in der allmählich ganz hereingebrochenen Nacht die Abſicht des Kutſchers, klopfte ihm und befahl die Richtung zu nehmen nach Sanct-Libori ins Pfarrhaus ... Wie ſollte er Frieden bringen in die ſtille Abendgemeinſchaft des Schloſſes! Wie den ſchrecklichen

Ruf nicht verrathen, der immer noch wie ein: Zu Hülfe! an sein Ohr tönte —! Ein anderer Ton schloß sich an, ein hochfeierlicher, wie am Tage des Gerichts einst die Lüfte Stimmen tragen werden ... jenes Wort, das ihm einst der Onkel in Kocher am Fall gesprochen an dem schönen goldenen Sommermorgen: „Wenn ich mich zuweilen in unserer katholischen Welt umsehe, ist's mir doch, als sähe ich in alten Verließen die Gebeine der Geopferten modern."

Und bei alledem schwatzte nun schon Norbert Müllenhoff wieder, daß er den Ankommenden mit Sehnsucht erwartet hätte, bot Pfeifen, Cigarren, Vesperbrot, Unterhaltung durch Zeitungen, Broschüren, durch seine eigene werthe Person, und legte ihm zuletzt sogar „mit Schüchternheit" einen Versuch vor, wie die „Exercitien" der Frau von Sicking zu organisiren wären ... Von dem an seiner Thür heute früh ausgestellten Wachskindchen schwieg er wohlweislich, weil er nichts verrathen mochte von einer Gegnerschaft, die in der Gemeinde mehr seine Person als sein System traf.

Bonaventura, erschöpft, geduldig an sich schon, nahm das Papier, um es in Muße durchzulesen. Er blieb eine Stunde auf seinem Zimmer. Um sich zu sammeln, schrieb er Briefe, las Rechnungen, zerstreute sich mit Zeitungen ... Zuletzt bereute er, doch nicht nach Westerhof gefahren zu sein ... Selbst für Thiebold's schwaches Klavierspiel wäre er jetzt dankbar gewesen ...

Beim gemeinschaftlichen Abendimbiß, den er nicht ablehnen konnte, mußte er dem Wirth, der fast immer allein das Wort führte, auf alle Gebiete der Seelsorge und

Brunnen in der Mitte des Platzes Waſſer holen; er ſtöhnt und flucht ſogar ein wenig, was von einem Pfarrer und ſelbſt von dem einer kleinen Dorfgemeinde ſchwer zu glauben, aber doch erwieſen iſt. Endlich greift er in die Halfter des alten Sattels, den er bei einer Militär-Effecten-Auction einmal erſtanden hatte, und zieht nicht etwa Piſtolen heraus, wohl aber geiſtliche Schutz- und Trutzwaffen, eine kleine Bibliothek graugebundener Bücher, die er in den Laden trägt.

Herr Pauli war ſchon im Begriffe geweſen, der Ausleerung des Büchermagazins zu Hülfe zu kommen. „Im Piſtolenhalfter, Herr Pfarrer?“ rief er dem Eintretenden entgegen; „doch freilich die beſten Waffen gegen den böſen Feind ſind Bücher.“

„Die da, die ich Ihnen zurückbringe, ſind aber keinen Schuß Pulver werth,“ ſagte der Pfarrer trocken. „Hier ſind auch die Journale. Wir ſind damit immer ein halbes Jahr im Rückſtande. Das Chriſtenthum iſt ſchon in den Städten immer hinter der Zeit zurück; nun kann man ſich denken wo wir auf dem Lande damit ſtehen.“

„Ja, wie ſoll ich es machen, Herr Pfarrer;“ ſagte der Papier-, Landkarten-, Schreibmaterialien Buchhändler und Leihbibliothekar Pauli; „Ihre Herren Collegen ſind in der Runde auf zehen Meilen Weges zerſtreut. Der theologiſche Journal-Zirkel verurſacht mir die meiſte Weitläuftigkeit! Daß die Herren auch das böſe Gloſſenmachen nicht laſſen können. Sehen Sie, Herr Pfarrer, hier iſt die evangeliſche Kirchen-Zeitung! Da haben Sie ſchon wieder etwas beigeſchrieben; ja, ja, ich kenne Ihre Hand!“

Herr Pauli machte eine ſehr böſe Miene, als er fand, daß der Pfarrer ganze Abhandlungen zwiſchen den Spalten

Liturgik folgen, ihm sogar in manchem Recht geben. So z. B. als er gegen die Einmischung der Dilettantenmusik in den Cultus sprach und sagte:

Ueberhaupt, Herr Domherr, wenn ich höre, die Stiftsdamen von Heiligenkreuz wollen nächste Ostern wieder in der Messe mitsingen, da weht mich schon ein Grauen an! O diese Eitelkeit! Diese Eifersucht! Diese Prätension! Jenes Fräulein will ein Solo singen, diese alte Comtesse nicht minder, nun kommt der Singdirector aus Witoborn und bringt mir diese Botschaft und jene; die eine ist heiser, die andere hat sich krank geärgert; gerade wie bei der Komödie! Und was spielt das Altarsakrament dabei für eine Rolle! Wie die Affen müssen wir stehen und warten, bis die Damen nur auf dem Chore einzufallen die Gnade haben! Sursum corda! ruf' ich und diese Weibsen halten mir kein Stichwort! Hat sich bei einer die Spitzenmantille verschoben, so kann die heilige Wandlung warten, bis der Schaden wiederhergestellt ist! Da bin ich für unsere einfachen Kapelljungen! Sagen Sie selbst, das ist doch frisch, ländlich, geht zu Herzen. Freilich muß auch da so ein Heidenkerl, so ein Cantor, nicht dabei sein und wunder thun, als wenn unser Herrgott im Himmel zunächst nur für die Unterbringung der Instrumentalmusik zu sorgen hat!

Bonaventura mußte des Eiferers lächeln, der in manchem Recht hatte, wenn er auch die neurömische Reaction wie einen Landsturm organisirt haben wollte ...

Mir ganz recht, sagte Müllenhoff, wenn wir, wie in Frankreich und Belgien, nun recht bald endlich auch die Jesuiten kriegen! Sie brauchen ja nur manchmal zu

kommen, manchmal zu predigen und können dann immer wieder abziehen. Die Pfarrer hätten keinen Nutzen davon, sagen unsere aufgeklärten und faulen Collegen? Im Gegentheil! Die Jesuiten lassen durch ihre Predigten so viel Schrecken zurück, daß uns das auf Monate lang zugute kommt. Machen sie's zu arg, so können wir Pfarrer immer sagen: Seht ihr, so fegen euch andere; seid froh, daß ihr an uns so sanfte Flederwische habt! ... Sie waren ja auch früher Pfarrer auf dem Lande? setzte Müllenhoff hinzu und schenkte wacker ein ...

Gewiß, gewiß! antwortete Bonaventura zerstreut und deckte sein Glas mit der Hand ...

Müllenhoff erzählte seine Verhandlung mit den Gemeindeverständen, seine Reform des Finkenhofs, seine Stiftung des Jünglings- und Jungfrauenbundes, seine Gewohnheiten beim Beichthören, seine Uebungen im richtigen Rosenkranzsprechen und seine Heilung der „Kniesteifigkeit" ...

Bonaventura's Lächeln und Schweigen nahm er für volle Zustimmung und beklagte nur, daß, „im Vertrauen gesagt", ihn der Umgang mit den vielen Vornehmen oft in ärgste Verlegenheit setze ... Aufrichtig gesagt, warf er halb ernst, halb im Scherz ein, obgleich ich heute den Tanz zur tiefsten Hölle gewünscht habe, so sollten wir doch — im Seminar wirklich etwas tanzen lernen! Blos des Anstands und einer gewissen Manier wegen!

Die Jesuiten lehren's ja! sagte Bonaventura ... Aber wie wollen Sie dann nur, fuhr er fort, bei solcher Scheu die Exercitien halten mit so vielen vornehmen Herrschaften? Ueberhaupt, wie denken Sie sich denn diese Uebungen?

Die Exercitien dauern vier Wochen! sagte Müllenhoff. Die Herrschaften, einige zwanzig, wohnen für die Zeit alle bei Frau von Sicking! Jeder Tag hat seine bestimmte Regel! Alle geistlichen Handlungen und Erweckungen kann ich allein nicht verrichten; Sie werden auf dem Papier, das ich Ihnen gab, finden, wie ich mindestens noch drei bis vier Priester als Aushülfe hinzunehmen muß ... Ich nehme sie mir aus Witoborn. Manche Rücksichten muß ich freilich dabei beobachten. Dem Provinzial von den Franciscanern darf ich die Ehre einen Vortrag zu halten nicht entziehen, sogar ein Gebet zum Schluß muß ich mir vom Bischof selbst erbitten. Mir, auf dessen Sprengel die ganze Veranstaltung fällt und der ich dadurch das Recht habe, die Sache zu leiten und zu beobachten und mir dies Recht auch nicht nehmen lasse, mir behalt' ich die Montags- und Donnerstagserweckungen vor. Apropos! Ich habe mir eine methodische Schilderung des Fegfeuers, der Hölle und des Paradieses vorgenommen ... Eine zeitgemäße und moderne Hölle ...

„Und nun, du beneidenswerther Verdammter, wird ein Sendbote Lucifer's dir entgegentreten", sprach Müllenhoff sogleich aus dem Kopfe, während Bonaventura, seinem Ohr nicht trauend, noch mit dem Lachreiz kämpfte ... „im glühenden Widerschein der Majestät Seines Herrn und wird dir die »Stunden der Andacht« zeigen, die du in den Zeiten deiner Denkglaubigkeit das Buch der Bücher nanntest! Hast du auf Erden geglaubt" — Der Sprecher stockte, zog ein Concept aus der Rocktasche und las dem Gaste, der nicht wußte, wie ihm geschah:

„Hast du auf Erden geglaubt, im Schatten einer

Laube, von Bienen umschwärmt, unter dem Duft von Hollunderblüten dich vor dem wahren Hochaltar und dem Sanctissimum deines Schöpfers zu befinden, besonders wenn du dazu noch aus diesem deinem Buch der Bücher ein Kapitel über die Unsterblichkeit der Seele gelesen hattest, und gingst dann hin und begossest deine Blumen, etwa wie wenn du selbst ein solches Lob deines Schöpfers wärest, aber kein anderes heiliges Naß brauchtest, als deinen sentimentalen «Thautropfen», keinen andern Kelch, als die Gießkanne deiner angebeteten «Natur» — dann, dann, du beweinenswerther Denkgläubiger, sollst du, umschwärmt von feurigen Hornissen, dein geliebtes Buch, die «Stunden der Andacht» wiederfinden als «Jahrhunderte der Qual», sollst sie auswendig lernen rück- und vorwärts, sollst sie in alle Sprachen übersetzen, selbst in die, die du nicht gelernt hast, und wehe dir, wenn ein Jota fehlt, wenn von dir ein Zeitwort falsch angewendet, eine Feinheit fremder Sprachen unbeachtet geblieben ist!" ...

Das ist ja mehr, als Nero und Busiris! rief Bonaventura in die Hände schlagend ...

„Da kommen sie denn", fuhr Müllenhoff ungehindert fort, „diese Schmachtenden, diese Zärtlichen, die über einen Käfer weinen konnten, den ihr Fuß im Grase zertrat, und keinen Blick, geschweige eine Thräne dafür hatten, wenn sie stündlich ihren Gott, ihren Heiland und seine Gebote mit Füßen traten! Jene Schmachtenden, die ein Marienwürmchen liebkosen und bewundern können und Maria selbst nur für eine ganz gewöhnliche Mutter wie andere auch halten! Jene Empfindsamen, die mit

Freimaurermoral alle Todſünden zuflicken, alle Riſſe der Herzen mit phraſenhaftem Kalk und Mörtel zu verſchmieren wiſſen! Ihre ruchloſen Deviſen: «Thue recht und ſcheue niemand!» oder «Wir glauben all' an Einen Gott!» die werden mit Flammenſchrift an dem Vorhof desjenigen Theiles der Hölle ſtehen, der gerade dieſen Patent-Seelen extra beſtimmt iſt! Rieſengroß werden die Buchſtaben ſein, die die Teufel mit dreizinkigen Gabeln ſchüren müſſen, damit ſie ganz ſo brennen, wie ſie im Munde dieſer Freimaurer lebten und nicht etwa lauten: «Thue recht und ſcheue dennoch Gott und ſeine Heiligen!» oder: «Es iſt nur Ein Gott, in dem allein das wahre Heil!» O, des Jammerns dann, wenn dieſe Freimaurerſeelen zu dem Gekreuzigten, deſſen einflußreiche Stellung bei Gott ſie nun wol erkannt haben werden, aufblicken und auch vor dieſem dann um Titel, Orden und Beförderungen ſchmachten, aber der feurige Oſiris mit dem Ochſenkopf ihnen nachläuft, ſie zu umarmen als ſeine ägyptiſchen Brüder. Oder wenn ihre Logenſchweſter Iſis, die holde Mutter Natur, ihre gnadenreiche Allerſeligſte, ihnen zuruft: Hebt meinen bekannten Sais-Schleier! — und ſie ſehen dann ihre geliebte Mutter aus hundert Brüſten deren Wohlthaten ſpenden, feuerſpeiende Berge, Erdbeben und daherbrauſende, aus den Schienen gegangene Locomotiven! Alle ihre Mittler und Erlöſer werden ihnen zuwinken mit den Wohlthaten, die dieſe ſpenden können — Buddha mit der Kunſt, hundert Jahre auf einem Beine zu ſtehen, Seſoſtris mit Pyramiden, die erſt auf ihren Leibern das ſichere Fundament bekommen ſollen! Selbſt ihr letzter Prophet, Nathan der Weiſe, wird ihnen an-

bieten von den Waaren, die er gerade aus Damascus mitgebracht hat, verzugsweise jenen Mantel mit dem rothen Templerkreuze, einen Mantel von Blei, so schwer, daß sie damit alle Greuel und Verbrechen zu tragen glauben sollen, die sie hienieden mit ihrem verschlissenen Humanitätsgarderobenstück der Liebe bemäntelt, beduldungelt und beteleranzelt haben" ...

Genug, genug! rief Bonaventura; ich fürchte mich vor meiner Nachtruhe! ... Er deutete auf einen Wächter, der auch hier die zehnte Stunde abrief, und entfernte sich mit einem einfachen, alle Hoffnungen des Pfarrers auf Zustimmung und Beifall ironisch abschneidenden: Gute Nacht! ...

Jeden Morgen las Bonaventura die Messe. Bald in Sanct-Liborii, bald in Heiligenkreuz, bald auf dem Schlosse. Dann besuchte er auch wol die Schule, war viel in Wittenberg, wo ihm die schuldige Rücksicht gebot, diese oder jene hervorragende Persönlichkeit zu besuchen. Beichtabnahmen hielt er nicht, so sehr auch mancher danach Verlangen trug.

Als er am folgenden Morgen nach Heiligenkreuz gegangen war, wo vor den Stiftsdamen von ihm die Messe gelesen werden sollte, fand er, als die heilige Handlung vorüber und er schon im Begriff stand, sich in der Sakristei zu entkleiden, Thiebold, der ihm die gestrigen Erlebnisse schildern wollte, soweit sie die ihm in der Beichte von Bonaventura vorgeschriebene Pflicht betrafen ...

Thiebold hatte vorausgesetzt, daß er dem Domherrn diese Mittheilungen in der entsprechenden seelsorglichen

Form zu machen hätte, und suchte ihn deshalb im Meßornate auf. Schon sehr zeitig mußte er mit seinem Einspänner aus Witebern ausgefahren sein.

Der Cantor fungirte für den alten Tübbicke, dem diese Frühwege schon auch sonst zu beschwerlich wurden ...

Auf eine Weisung, die der Cantor erhielt, beide allein zu lassen, begann Thiebold die Mittheilung all des Räthselhaften, das ihm Armgart gestern in der Kapelle angedeutet hatte, und wollte hören, ob nun doch noch eine Verpflichtung bestünde, seinem Freunde Benno die „stattgefundene Täuschung" mitzutheilen ...

Benaventura erwiderte nach ernstem Sinnen über die Worte Armgart's:

Ich glaube, lieber Herr de Jonge, daß Sie jetzt besser thun, diesen Gegenstand fallen zu lassen. Ziehen Sie vor, Ihren Fehler durch deste innigere Beweise der Freundschaft für unsern guten Benno wieder gut zu machen! Armgart will nicht, daß Benno etwas von ihren frühern Empfindungen erfährt? Dann um so besser, wenn ihn die gegenwärtigen des jungen Mädchens nicht enttäuschen. Zu jung und unklar noch in sich selbst scheint sie mir zu sein, als daß ihr Herz schon in dem Grade für irgendjemand sollte entschieden haben, um etwas auf die Beweise ihrer Gunst zu bauen. Ein Mädchenherz in diesem Alter ist eine unbekannte Insel, die der Seefahrer mit Zagen betritt, ungewiß, was sie birgt; bald hoffend, bald getäuscht geht er vorwärts, bei jedem Schritt entdeckt er Unerwartetes und findet sich erst nach langer Zeit in ihm zurecht. Zunächst wird das Wiedersehen ihrer Aeltern sie ganz in Beschlag

nehmen. Ich höre, daß beide ſich bald in dieſer Gegend einſtellen werden ...

Der Oberſt wenigſtens! fiel Thiebold ein. Ich weiß es für beſtimmt von Hedemann ... Er kann in acht bis vierzehn Tagen hier ſein. Schon liegt Hedemann's Geſuch an die ſtädtiſche Behörde von Witoborn vor, vorläufig die Waſſerkraft der Witobach auf Handpapier gehen zu laſſen ... Die Aufregung, die in der Stadt dieſer Antrag hervorgebracht hat, iſt ridicül ... Alles intriguirt dagegen ... In der heiligen Stadt Witoborn Papier fabriziren! Eine Erfindung des Satans fördern! ... Entſchuldigen Sie, Herr Domherr, ich erzähle nur, was ich von Benno und von Offizieren „Bei Tangermanns" gehört habe ...

Venaventura begriff, was ſich von einem ſo dumpfen Geiſte, wie er ihn hier überall vorfand, vorausſetzen ließ, und fügte hinzu:

Aber auch Frau von Hülleshoven hat die Abſicht, ihren Gatten nicht allein ſich in die Lage verſetzen zu ſehen, Armgart ſo nahe zu kommen. An dem Tage, wo der Oberſt in Witoborn eintrifft, iſt ſie hier im Stifte, wo ſie eine Verwandte der Aebtiſſin der Hospitaliterinnen in Wien, ein Fräulein von Tüngel-Appelhülſen, aufzunehmen verſprochen hat ... Verrathen Sie jedoch nichts davon! Sie kennen Armgart's Phantaſie —

Ihr Gelübde! Die Aeltern ſollen ſich vereinigen oder niemand gewinnt ſie ...

Venaventura ſchüttelte den Kopf ... Noch immer die Grille, die er ſchon aus den in Kocher am Fall geleſenen Briefen kannte ...

Thiebold verſprach auf viel mehr, als „nur auf Ehre“ ſein unverbrüchlichſtes Schweigen über die von zwei Seiten auf Armgart anrückende Prüfung und bot dann dem Domherrn ſeinen Einſpänner an. Er wollte noch im Stifte bleiben und bei den Damen Beſuche machen. Er erklärte, dann zu Fuß nach Weſterhof zu gehen, wo er wie faſt täglich zu Mittag ſpeiſte. Tante Benigna hatte ihn von dem Frühboten, der jeden Morgen in die Stadt geſchickt wurde, ſchon wieder einladen laſſen, ihn, nicht Benno. „Wir ſind es Terſchka ſchuldig“, ſagte ſie zum Onkel Levinus, der gegen die ſteten Zurückſetzungen Benno's beſcheidene Bedenken erhob, „daß wir auf den Bevollmächtigten Rück's keinen zu großen Werth legen.“

Bonaventura mußte den Vorſtellungen Thiebold's nachgeben, ſchon aus Rückſicht auf den Gaul, der hier bis Mittag hätte im Freien zubringen müſſen; Thiebold war im Stifte ſo beliebt, daß er bei einem Morgenbeſuch leicht in die Lage kam, gleich zu Mittag, nicht ſelten zum Nachteſſen zu bleiben ... Es war eben Thiebold's Talent, alle Menſchen zu gewinnen ... Er wußte nicht nur einige Dutzend Pfänderſpiele, ſondern ließ auch Garn und Seide auf ſich abwickeln ... Dabei ſeine bequeme Prätenſionsloſigkeit in Bildungsſachen! Er machte gar kein Hehl daraus, daß er bei weitem weniger wußte, als Alexander von Humboldt. Wenn eine von den Damen dichtete (und es waren nur fünf oder ſechs darunter, die, nicht etwa eine Ausnahme machten, ſondern ihr Dichten nur nicht eingeſtanden), ſo bewunderte er jeden Vers, jedes Bild, hatte nie dergleichen gehört oder geleſen und war ein Zuhörer ſo voll

Aufmerkſamkeit, daß er ſchon eine ganze Sammlung von Liedern im Portefeuille beiſammen hatte, die ſein Freund Joſeph Moppes componiren und Aloys Effingh mit Illuſtrationen verſehen ſollte.

Flüchtig noch erfuhr Bonaventura von Thiebold die wiedergekehrte Viſionsgabe Paula's und von dem witoberner Kutſcher die Geneſung der kleinen Tochter des Herrn Jean Tübbicke durch einen Roſenkranz, den ſie geſtern geſegnet hatte ... Im Pfarrhauſe fand Bonaventura die Beſtätigung. Der alte Tübbicke empfing ihn mit freudeſtrahlendem Antlitz. Die kleine Fanchon lag nach Aller Meinung im Sterben, als der Großvater mit dem Amulet kam. Man legte es dem athemloſen, fieberglühenden Kinde um den Hals; es ſtellte ſich Schweiß ein, das Fieber ließ nach und ſchon berichtete der maitre-tailleur Jean Tübbicke, der im Pfarrhaus ſelbſt zugegen war, von einer vortrefflichen und ſtärkenden Nacht. Herr Jean Tübbicke kam, um beim Pfarrer aufs entſchiedenſte gegen den Verdacht zu opponiren, daß es Tante Schmeling wäre, die an ſeiner Thürſchwelle Kinder ausſetzte. Es kam zu einem heftigen Auftritt. Müllenhoff entließ ihn mit den Worten: „Affenſchänderiſches Volk! Grützköpfige Dummheit, wenn du nun gar noch ausländiſche Bettelpfennige für holländiſche Dukaten nimmſt! Lallſt deine edle deutſche Mutterſprache halb ſchon nur, wie ein blökendes Kalb, und willſt noch auf Zeiſigart franzöſiſch zwitſchern und niedlich thun mit Elefantenbeinen? Ei, daß dir doch über Nacht die Engel vom Himmel dein maitre-tailleur-Schild vom Fenſter nähmen! Siehſt du denn nicht, was ein altchriſtliches

der evangeliſchen Kirchenzeitung niedergeſchrieben hatte. „Kann ich ſo ein Exemplar wieder verkaufen?“ fuhr er ſchmollend fort; „reib' ich alle dieſe Notizen, da ſie glücklicherweiſe noch mit Bleiſtift geſchrieben ſind, ab, ſo wird das Papier ſo runzlig, als wär' es durch Waſſer gezogen. Herr Blaſedow, Sie ſollten doch auch auf meinen Vortheil etwas beſſer bedacht ſein.“

Pfarrer Blaſedow hatte dieſe Standrede erwartet. Er hätte gern Jemand anders mit den Journalen zu Herrn Pauli geſchickt; allein er hatte diesmal eine zweite Angelegenheit, die er betreiben wollte, und wagte die Vorwürfe eines Mannes, der zu vielen Umgang mit Geiſtlichen pflegte, als daß er noch Alles, was von ihnen ausging, als zur Ehre Gottes gethan, hätte anſehen ſollen. Er ſuchte Herrn Pauli zu beruhigen: „Lieber Herr Pauli,“ ſagte er unerſchrocken, „meine Bemerkungen, die ich neben die evangeliſche Kirchenzeitung und die Miſſionsblätter, neben Tholucks literariſchen Anzeiger und ähnliche Geiſtesvögel ſchreibe, nützen Ihnen mehr, als wenn Sie ſie nach einigen Jahren als „gebraucht“ wieder ausflattern laſſen. Ich führe nun ſchon ſeit ſechs Jahren einen heimlichen Krieg mit allen Pfarrern der Umgegend, eine Fehde, die mir glücklicherweiſe kein Briefporto koſtet. Der iſt Rationaliſt, der Supernaturaliſt, der glaubt an die perſönliche Gegenwart Chriſti beim Abendmahle, der nicht, der will die Union, der weigert ſich; kurz, Herr Pauli, wenn ich nach einem Jahre mir die Journale wieder geben laſſe, ſo hab' ich immer das Vergnügen zu ſehen, was ich durch meine Randgloſſen wirke. Ein ganzes Diſputatorium wimmelt um die gedruckten Spalten herum, ein Meinungsgeſumme ſchwirrt um dieſe langweiligen und

Gebet für Gnade im Gefolge hat? Gehst du nicht endlich in dich, Gütertheiler, so hängt in dem Schild noch das Bret zum Sarge deiner Fanchen über deinem Hause!"

Schlimm, schlimm, schlimm! brummte nur immer im Gehen vor sich hin der alte Tübbicke, enträthselte dem Domherrn den Zusammenhang dieses Zanks und kam auf die Gräfin und seinen zunächst Gott, dann ihr darzubringenden Dank zurück ...

Bonaventura litt unter allen diesen Mittheilungen ... Auch Thiebold's Erzählung von der Vision der Schlafenden bewies, daß Paula's ekstatische Zustände doch wieder zurückkehrten. Noch hatte er keinem derselben seit ihrem Wiedersehen beigewohnt ... Mit bangem Herzen eilte er nach Westerhof. Einen vollen, vollen Tag hatte er ohne Paula sein können! ... Der scharfe Wind erfrischte seine Wange. Die kahlen Pappeln, Buchen und Erlen am Wege ächzten ... Er drückte den Hut auf die Stirn. Seinen warmgefütterten Winterrock fest an sich ziehend, schritt er sehnsuchtbeflügelt dahin ... Da lagen — nach einer kleinen Stunde — die vier Thürme des Schlosses! Weißschimmernd der graue Schiefer an den Stellen, wo der Wind den Schnee abgetrieben! Hinter den Fenstern dort oben das süße Mysterium, wo Frauen von zarter Sitte und holder Anmuth wohnen! Gar nicht gedenken konnte er, wie ihm Paula's Dasein doch nur so war, wie dem Baume sein Blatt kommt und geht und wiederkehrt und wieder schwindet, immer ein anderes ist und doch dasselbe, tausendfach immer nur Eines, Wirklichkeit und doch nur ein

Begriff. Wäre das edle Gemälde der Gräfin nicht wie auf Goldgrund gemalt gewesen — er wäre vielleicht verloren gewesen. Irgendeine einzelne Schalkhaftigkeit, wie sie Armgart besaß, irgendeine lächelnde Caprice, wie Lucinde, und der Erscheinung Paula's wäre jene Leibhaftigkeit verliehen gewesen, die herausfordert. Ihm aber war sie so wie Andern; auffallend mußte erscheinen, daß die auch jetzt doch noch so reiche Erbin nicht von Freiern umgeben wurde, Paula konnte sich nur entweder selbst verschenken oder sie mußte verschenkt werden; ein Werben um sie, ein sie Liebenmüssen oder Liebenwollen schien bei einer so geistig vornehmen Natur kaum aufzukommen.

Vor dem Schlosse fand Bonaventura, wie um diese Zeit fast immer, eine Anzahl Wagen. Zu den vielen Rücksichten der Etikette gesellte sich die hier stets genährte Neugier und dann war gestern beim Leichenbegängniß so vieles vorgefallen, worüber man seine Gedanken austauschen mußte; ja auch die neue Kunde war schon überall hinausgegangen, die Gräfin hätte das Leichenbegängniß selbst gesehen und ein von ihrem Leib genommener Rosenkranz hätte ein Kind in Witeborn vom Tode gerettet. Auf den Treppenstufen sah Bonaventura wieder die Zahl der Gichtbrüchigen und Blinden und Hülfsbedürftigen wie sonst . . .

Armgart kam ihm auf der Treppe entgegen und theilte den Harrenden Amulete aus, die Paula berührt hatte. Diejenigen unter seinen Arzneien, deren Heilkraft verbürgt ist, kann der Apotheker nicht mit größerer Zuversicht verabfolgen, als hier Armgart, nicht einmal mit Verlegenheit

vor Venaventura niederblickend, eine Anzahl kleiner Kissen austheilte, deren sie und die Stiftsdamen tagein tagaus eine Anzahl verfertigten. Diese Kissen waren fingerlang, fingerdick, von weißer Seide, innen mit Baumwolle gefüttert, von außen bildeten lose und weite Stiche ein rothseidenes Kreuz ... Paula berührte sie nur und sie sollten heilen. Armgart theilte diese Kissen aus mit einer Zuversicht, als müßte sie jeden Zweifel daran für teuflisch erklären ... O gut, rief sie dazwischen dem Domherrn entgegen, daß Sie kommen! Paula schlummert! Reden Sie mit ihr! Alles steht erwartungsvoll! Sie spricht wie gestern! Aber da sie niemand zu fragen wagt, antwortet sie nicht zusammenhängend! Der Onkel verbietet es andern! Sie, Sie, Domherr, Sie könnten endlich ein Machtwort sprechen! ...

Venaventura stand voll Zagen ...

Als Armgart die Leidenden entlassen hatte, ergriff sie Venaventura's Hände, von denen die eine, schon während des Beobachtens der Scene des Austheilens der Kissen, ihres Handschuhs sich entledigt hatte. Halten Sie doch die Leiter, auf der Paula gen Himmel steigt! sagte sie, beide Hände ergreifend. Warum thun Sie's nur nicht! Alles sehnt sich danach und niemand mehr als Paula selbst! Oder gab es keine heilige Theresia, sah Franz von Assisi nicht den Himmel offen? Nicht die heilige Brigitta? Erleuchtete Gott nicht Katharina von Genua und nun erst gar die von Siena? Hören Sie, was Paula redet und fragen Sie dann selbst!

Was soll ich fragen! sprach Venaventura wie gefangen ... Alles wurde still umher ... Herrschaften und

Diener waren in den innern Gemächern und ſtanden ohne Zweifel um Paula's Lager ... Armgart hielt fort und fort ſeine Hände ...

Eine Handbewegung nur von Ihnen! Dieſe weiße Hand auf ihr Herz gelegt! Eine ſanfte Frage nur von Ihrem Munde! O kommen Sie!

Armgart! — lehnte Bonaventura, voll Mismuth ohnehin gegen Armgart, ab; Armgart küßte ihm jetzt ſelbſt ſeine Hand ...

Fragen Sie nach meinem Vater! Nach meiner Mutter! Ob es wahr iſt, daß ſie jede Stunde hier eintreffen können! Fragen Sie, ob die Zukunft uns alle, alle unglücklich macht!

Bonaventura blickte finſter. Er hörte zwar im Geiſt die Worte des Herrn, der durch Prophetenmund, Joel 2, 28. 29 ſpricht: „Es wird geſchehen in den letzten Tagen, ſpricht der Herr, da will ich von meinem Geiſt über alles Fleiſch ausgießen. Und euere Söhne und Töchter werden weiſſagen, euere Jünglinge werden Geſichte ſchauen und euern Aelteſten werden Traumgeſichte erſcheinen. Ja auch über meine Knechte und Mägde will ich in jenen Tagen von meinem Geiſte ausgießen und ſie werden weiſſagen“ ... Dennoch wollte er mit der Hand über Armgart's Stirn ſtreichen und ihr ſagen: „Mädchen, laß doch nur treu und wahrhaft dein eignes Herz reden und du haſt deine Zukunft gewiß!“

Nun aber ergriff Armgart blitzesſchnell einen Ring an des Zögernden Hand ... Es war der Trauring ſeiner Mutter, jener, den der Onkel Dechant in dem Leichenhauſe des Sanct-Bernhard gefunden hatte, jener Ring, der als Er-

kennungsmittel vor dem entstellten Körper seines Vaters gelegen, derselbe Ring, von dem Bonaventura ähnlich wie Lucinde von Vikert's Schrift, gesagt hatte: In ihm liegt die ganze Lebensfrage unserer Kirche! Und noch ehe er wußte, was geschehen, hatte Armgart den Ring schon ihm abgezogen und war mit ihrem Raube davongeeilt ...

Sie eilte in den Vorsaal, dessen Thür sie offen ließ ...

Bonaventura, bestürzt über ein Vorhaben, das er nicht sogleich begriff, folgte ... Die wenigen Anwesenden, die aufgeregt in dem grünen Nebenzimmer standen, grüßend, wandte er sich Armgart zu, die mit ihrer Eroberung noch eine Weile sinnend vor dem Onkel Levinus stand, als wollte sie von diesem erst die Erlaubniß haben, Paula — mit dem Ringe zu magnetisiren ... Dann aber, ohne seinen fragenden und zürnenden Blick zu erwidern, ging sie rasch durch die offen stehenden Thüren dem von der übrigen Zahl der Besucher schon umstandenen Schlummerlager Paula's zu ...

Es waren so viel Frauen zugegen, der Verkehr durch alle geöffneten Zimmer hindurch war so gehindert, daß Bonaventura's Eintreten die Aufmerksamkeit nicht fand, wie sonst ... Aller Augen waren auf Paula gerichtet ... Auch einige geistliche Herren aus Witebern waren zugegen und drangen in Bonaventura, den andern zu folgen ... Mit einer Empfindung, als wären die Engel vom Himmel gegenwärtig, drängte sich alles dem Vorzimmer zu vor Paula's Schlafgemach ...

Hier lag sie auf dem Ruhesopha ... Die Vorhänge

waren zurückgezogen; einige Stiftsdamen ſtanden um ſie her, Armgart kniete vor ihr und ſteckte eben leiſe, nur von Bonaventura beobachtet, ſeinen blinkenden Raub an den Ringfinger der linken Hand Paula's ... Teppiche milderten jedes Geräuſch der Umſtehenden ...

Paula ſchien in der That Reden vor ſich hin zu murmeln ...

O das iſt ſchön! ſagte ſie endlich vernehmbarer und ihr fieberhaft angehauchtes Antlitz begann zu lächeln. Sie ſchien die Annäherung eines magnetiſchen Rapportes zu fühlen, ja ſchien ſie wie eine geiſtige Nahrung einzufangen ...

Wie wird es ſo licht und ſo hell jetzt! ... ſagte ſie plötzlich lauter und wie begeiſtert. Von der Sonne! ... Alles! Alles! ... Auch ihr Leib iſt Licht! ... Die Lichttropfen gleiten ihr aus den Fingern!

Wem? fragten einige. Auch Bonaventura mit wehmuthumſchleierten Augen ...

Onkel Levinus erläuterte mit gedämpfter Stimme und trotz der Gewöhnung an dieſe Erlebniſſe doch erzitternd:

Das wird der Hochſchlaf! Immer, wenn ſie den höhern Grad des Hellſehens erreicht, ſpricht ſie von ſich ſelbſt als von einer dritten Perſon! Es iſt dann, als ſchritte ihr Geiſt aus dem Körper heraus, ſodaß ſie ſich ſelbſt ſieht. Das Tröpfeln aus den Fingerſpitzen iſt der Anfang ...

Tante Benigna bemerkte jetzt den Ring an Paula's Finger, wagte aber keine Frage oder Einſprache zu thun und bangte nur, wie alle ...

Paula ſchwieg eine Weile, als wartete ſie das Entgleiten des elektriſchen Fluidums aus ihren Fingerſpitzen oder die weitere Annäherung Bonaventura's ab ...

Auch Terſchka trat inzwiſchen zu den ängſtlich Harrenden ... er grüßte Bonaventura und die, die er heute noch nicht geſehen hatte ...

Wie iſt das ſo ſchön! fuhr Paula in kurzen Sätzen fort ... Ach, die herrlichen Blumen! ... Roſen um dunkle Cypreſſen! ... Die gehen ja hoch hinauf bis ins grüne Laub! ... An den Blättern zittern Thautropfen, die die Sonne beſcheint! ... Die ſanfte Datura! ... Die ſtolze Magnolika! ...

Der Onkel ſchaltete bedeutſam ein:

Die abſolute Weſenheit der Dinge! Erſt kommt ſie durch Blumen, dann durch bunte Ringe und Kreiſe! Es iſt zuletzt die Welt des reinen Seins ohne Zeit und ohne Raum ...

Paula fuhr jedoch im Gegentheil fort:

Ein herrliches Schloß! ... Mit einer Fahne auf dem Thurm! ... Wald und Berg! ... Immer hört ſie ein Glöcklein, das nicht aufhören will! ...

Onkel Levinus ſah ſich um und deutete mit ſtummem Blick nach oben. Er wollte ſagen: Sie hört die Harmonie der Sphären ...

Hirten kommen aus den Thälern, fuhr Paula fort, und ſteigen zum grünen Wald hinauf! ... Wie in der Kirche iſt's unter den Bäumen! ... Die Bäume werfen ſo lange Schatten! So lange! ... Vor großen Kirchenfenſtern ſchimmern ſo die grünſeidenen Vorhänge! ...

Onkel Levinus lächelte die Geiſtlichen und die Da-

men an, als wollte er ſagen: Die langen grünen Schatten ſind die Urbilder der Dinge! Die ewigen Grundformen! ... Und Tante Benigna bedauerte im ſtillen nur die Abweſenheit Püttmeyer's ... Auch Thiebold's, der zum Eſſen kommen ſollte und durch die anweſenden Stiftsdamen abgeſagt worden war, weil er heute wieder, wie ſo oft, dort zurückbehalten wurde zum Vierhändigſpielen mit mindeſtens drei bis vier der Stiftsfräulein die Reihe herum ...

Und Armgart, die noch immer knieete, wandte ihren Kopf mit einem Bitteblick auf Bonaventura und langte mit dem Arme, als ſollte er näher treten, Paula magnetiſiren und ſie ausdrücklich um ihre Anſchauungen befragen ...

Bonaventura ſtand in ſcheuer, ſchmerzlicher Befangenheit ...

Paula aber that dem Onkel Levinus heute nicht den Gefallen, bei dem reinen Sein der Dinge zu bleiben, ſondern fuhr fort:

Bienenſtöcke ſieht ſie zwiſchen den mächtigen Bäumen! ... Das ſind Kaſtanienbäume! ... Sie kennt ſie! ... Die blühen ſchon! Die rothen Pyramiden! Und die Mandelbäume, die blühten gar ſchon ab! ... Die Bienen umſchwärmen ſie! ... Und immer, immer läutet die Glocke ... Nun ſucht ſie die Glocke ... ſie hängt ja an einem Aſt der Bäume, dicht vor der Hütte von Moos! ...

Onkel Levinus ſchien betroffen, daß ſich in der Sphäre des reinen Siderismus heute ſoviel telluriſche Ueberbleibſel finden ſollten ...

Es iſt ja faſt — wie in — Italien! ... bemerkte unzwiſchen Terſchka ...

Italien! ... Dies Wort genügte den Damen im Grunde noch mehr, als das reine Sein ... Was führte die Seherin nach Italien? ... Paula konnte mit irriſchen Augen bis nach Italien ſehen? ...

Die Meſſe lieſt er nicht! ... ſprach Paula nach einer Weile, während alles lauſchte und Onkel Levinus noch immer nicht an eine Verſetzung der Anſchauungen Paula's nach Italien, ſondern nur ins Geiſterreich ſelbſt glaubte ... Mit ganz lauter und beſtimmter Anrede fragte er die Schlummernde jetzt: Wer? ...

Der Eremit! antwortete Paula ...

Sieht ſie denn einen Eremiten? fuhr der Onkel fort, mit ſcharfer Betonung, etwa in der Art, wie ein Arzt mit einem Typhuskranken ſpricht ...

Mit weißem Bart! antwortete Paula kindlichſten Gehorſams ... Ein heiliger Geſang wallt herauf ... Sie tragen Fahnen —

Es iſt eine Proceſſion! wagte ſogar ein Kanonikus aus Witeborn jetzt laut zu äußern. Vielleicht war auch er geneigt, eher an die Sphäre des reinen Seins, als an Italien zu glauben und in der Proceſſion einen Beweis für die Rechtgläubigkeit des Himmels zu finden ...

Sie ſieht keine Bilder, keine Fahnen ... antwortete Paula ... Sie kommen in der Hand mit Büchern ... Größer ſind ſie als die Breviere ... viel größer ...

Triumphirend blickte der Onkel um ſich. Die Geiſtlichen und die Frauen erhielten wieder einen Anhalt für das Jenſeits; denn ohne Zweifel waren dieſe großen

Bücher, wenn nicht die Geſetzestafeln des Moſes ſelbſt, doch Schriften der Kirchenväter oder Miſſalien, die Paula in den Händen der rechtgläubigen, geiſterhaften Geſtalten ſah ...

Sie leſen in den Büchern! ... fuhr die Schlafende fort ... Der Mann mit weißem Barte erklärt ſie ... „Gott iſt ein Geiſt", ſpricht er, „und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten!" Die ſanfte Stimme! ...

Bonaventura ſtand athemlos. Sein Blick fiel auf Terſchka, der ihm voll Erſtaunen zuflüſterte:

Ich glaube die Gegend zu kennen ...

All die Blumen und die Käfer und die Bienen ſummen! ... Wie grün iſt das! ... Smaragdgrün! Wie wenn in unſerm Buchenpark die erſten Frühlingslauben ſich wölben ... Aber das ſind nun Eichen! ... Tief unten iſt alles ſo milde, ſo weich und ſanft ...

Wer iſt der Redner? fragte Onkel Levinus ſcharf ...

Die Frauen erwarteten keine andere Antwort, als: Gott der Herr ſelbſt!

Sie kennt ihn nicht! ... ſagte Paula ...

Das Sprechen in der dritten Perſon hatte etwas Geſpenſtiſches, das niemanden mehr bewegte als Bonaventura. Armgart's fortgeſetztes Bitten lehnte er mit der Hand ab. Doch kaum ſah Armgart dies Vorſtrecken ſeiner Hand, ſo erhob ſich das phantaſtiſche Mädchen, ergriff ſie und wollte ihn dem Lager näher ziehen ...

Bonaventura machte nun in der That ein Kreuz über die ganze Länge der in ſchwarzer Seide gekleideten, in rüh-

kopfhängeriſchen Auseinanderſetzungen, das weit intereſſanter iſt, als der Gegenſtand ſelbſt. Ich kenne Niemanden von meinen Collegen — Tobianus ausgenommen — aber an den biſſigen Redensarten in den Journalen werd' ich ihrer gewahr. Allein jetzt etwas Anderes. Sie wiſſen, Pauli: an der Religion oder vielmehr den religiöſen Streitigkeiten iſt mir wenig gelegen. Mein Fach iſt die Erziehung. Sie kennen meine Angelegenheit."

„Leider hab' ich derentwegen," entgegnete Herr Pauli, „die ſchleſiſchen Provinzialblätter in meinen Zirkel nehmen müſſen. Niemand lieſt ſie. Es iſt rein nur für Sie, Herr Pfarrer, daß ich die halte."

Damit überreichte er ihm das neueſte Heft. Blaſedow ergriff es haſtig und ſchalt in ſeiner gewohnten heftigen Weiſe, daß es noch nicht aufgeſchnitten war. Eine Scheere in der Hand haltend und gierig in dem Hefte ſuchend, fiel er endlich auf die Stelle, die ihn am meiſten intereſſirte.

„Es iſt gewiß nichts," bemerkte Herr Pauli mit etwas boshaftem Lächeln; „ſonſt müßten die dreihundert Preußen ſchon einmarſchirt ſein."

„Ja, wahrhaftig," ſagte Blaſedow, indem er das Heft wegwarf, „es iſt in der That nichts. Ein Profeſſor Fritz aus Straßburg hat die Aufgabe gelöst, oder vielmehr die Schafsköpfe von Preisrichtern haben ihm den Vorrang gegeben. Schreiben Sie, Pauli, ſogleich, daß man mir meine Arbeit zurückſchickt. Wer weiß, was hierbei für Motive obgewaltet haben."

Man muß nämlich wiſſen, daß vor mehreren Jahren ein Regierungsrath in Oppeln, deſſen Kinder wahrſcheinlich eine verfehlte Lebensbahn eingeſchlagen hatten, eine Preisaufgabe

render Halbbewußtloſigkeit daliegenden, fieberhaft angehauchten Geſtalt der Gräfin und trat wieder zurück ...

„Herr, wie ſo lange!“ ſprach jetzt Paula mit erhöhter Kraft. „Auf, ſchlage ihn, denn das iſt der Tag, an welchem der Herr hat übergeben deinen Feind in ſeine Hand!“ Die Hand auf das Buch hält er! ... Hält es hoch empor! ... „Siehe, der Winter iſt vergangen, der Regen iſt weg und dahin!“ „Der Odem Gottes weht über die Lande!“ ... Sie kann jetzt nicht hören ... Die Frauen weinen ... Die Männer reichen ſich die Hände ... Jetzt — jetzt — Ein Kelch — geht — um ...

Ein einziger Ton des Schreckens unterbrach Paula's Viſion ... Ein Kelch geht um? Das mußte eine Verſammlung von Ketzern ſein! ... Das war die gemeinſame Empfindung ...

Sie trinken alle daraus! fuhr Paula mit Beſtimmtheit fort ...

Einige der Frauen, die ſich geſetzt hatten, erhoben ſich ... Andere, die ſtanden, mußten ſich nach Seſſeln umſehen. Die Geiſtlichen blickten fragend bald auf Bonaventura, bald auf den Onkel Levinus, der gewiſſermaßen für alle dieſe Dinge die Verantwortlichkeit zu übernehmen hatte ...

Es iſt, ſagte Paula — nicht die Meſſe —

In Bonaventura's Innern war es, als fühlte er die Erde unter ſich wanken ... Paula ſprach wie ſeine innerſten Gedanken aus ...

Das Buch iſt die Bibel! ſagte Paula ...

Der Schrecken vermehrte ſich ...

Der schöne Pokal! ... Von rothem Krystall! ... Wie Blut? ... Ja er sagt: „Noch wird es in Strömen fließen, bis deine Burg, o Herr, Zion, deine Zinne, erobert ist!“ ... Er ergreift den Kelch ... Die Hand ist so weiß ... wie der Schnee der Alpen ... dort oben ...

Längst zitterte schon in Bonaventura die Erinnerung an den geheimnißvollen Brief, den er empfangen, die Einladung, einst unter den Eichen von Castellungo zu erscheinen, dort ein neues Martyrium anzutreten, das der verbesserten Kirche ... Und wie dann Paula selbst ihre eigene schöne weiße Hand emporhielt und sein Ring, der Trauring seiner Mutter, zu aller Erstaunen an ihrem Ringfinger blitzte, konnte er sein Herz nicht länger bewältigen ... Aller Anwesenden uneingedenk, entsetzt über die Vergleichung der weißen Hand mit dem Alpenschnee und wieder doch von der frohen Hoffnung neu beseelt, daß sein Vater nicht in die Abgründe der Lawinen stürzte, nicht in der schaudervollen Morgue des Sanct-Bernhard vermoderte, nicht auf dem Friedhof zu Sanct-Remy auf dem Wege nach Aosta begraben lag, wiederholte auch er die Frage:

Wer ist der Redner?

Da schwieg anfangs Paula ... Dann aber, zum Zeichen, daß sie Bonaventura's Stimme wohl erkannt hatte, sagte sie, und sagte das wie vor Ueberraschung wenig belebt:

Du fragst sie?

Alle — des Du's staunend — sahen auf Bonaventura ...

Schon aber sprach Paula weiter:

Es iſt kein Greis! Weiß iſt ſein Haar, ſchneeweiß, aber ſeine Haltung noch wacker ... Wer es iſt? ... Er ähnelt dir! ...

Benaventura zitterte ... Armgart ergriff ſeinen Arm krampfhaft ... doch überſelig ...

Paula fuhr fort:

Seine Hütte gefällt ihr ... Drüben aber liegt das Schloß ... Die Fahne hat ihre Farben ... ihr Wappen ...

Weſſen? fragte Terſchka mit nicht mehr zurückzuhaltender Spannung ...

Paula ſchwieg jetzt ... Der Ton dieſer Stimme ſtörte ſie ...

Onkel Levinus deutete auf die Schlummernde ſelbſt und ſagte mit dieſer ſtummen Geberde, die Schloßfahne trüge die Farben der Dorſte-Camphauſen ſelbſt ...

Dann iſt es Schloß Caſtellungo! ſagte Terſchka mit höchſtem Erſtaunen. Der Eremit iſt ein Deutſcher, namens Feverige! Ich kenne ihn! Eine religiöſe Sekte, die von Conteſſe Erdmuthe dort beſchützt wird, hat ſich jetzt, wie ſo oft, um ihn verſammelt! Ich wäre begierig, ob in dieſem Augenblick, wo allerdings dort in dem ſchönen piemonteſiſchen Thale der Frühling ſchon in vollſter Blüte ſteht, in der That eine der von ihr geſchützten Gottesverehrungen ſtattfände! Erfahren kann ich das und werde mich darum bemühen ...

Terſchka näherte ſich dem Ruhebett ...

Paula aber betete jetzt ... Sie ſprach Worte, die minder auffallend klangen ... Maria und die Heiligen fehlten nicht ... Endlich ſchwieg ſie ganz ... Einen Reiz, ſie noch aus ihrem beginnenden, nun wirklich na-

kurzgemäßen Schlummer wach zu rufen, konnte nur eine Grausamkeit unerlaubter Neugier sein. Die Tante winkte, daß Paula der Ruhe bedürfte ...

Die Frauen gingen zuerst ... Die Geistlichen folgten ... Onkel Lewinus begann von Gräfin Erdmuthe und ihren Reformen ...

Terschka entzog sich zwar dem für seine Stellung bedenklichen Gespräch, blieb aber mit Armgart zurück, die ihn festhielt und sich von Castellungo erzählen ließ, über das eines Abends Benno und Thiebold so harmlos gesprochen hatten, dabei sogar Porzia's gedenkend, als einer Schülerin des Bruders Federigo und vielleicht einer künftigen Gattin Hedemann's. Die Möglichkeit, daß Paula nur eine Reproduction der Phantasie gegeben hatte, lag nahe. Nur bewunderte Terschka, wie richtig alles zutraf, und Armgart ihrerseits staunte und grübelte, warum gerade jetzt Paula auf diese Anschauung kam. Sinnend und den Trauring betrachtend, den sie wieder zur Zurückgabe an den Domherrn an sich genommen hatte, ließ sie sich Castellungo so genau schildern, daß Terschka am Fenster hinter den Gardinen bei ihr stehen bleiben und flüstern mußte ... Sie kehrten lange nicht zu den Uebrigen zurück ...

Und doch war inzwischen neuer Besuch gekommen ... Wenn Benaventura annehmen wollte, daß der Trauring seiner Mutter es war, der diese Kette von Anschauungen veranlaßt hatte, wenn er im Bruder Federigo sich seinen Vater denken, in der an ihn gerichteten lateinischen Einladung eine Andeutung des väterlichen Unwillens finden wollte über die Wahl seines Berufes und einen

Drang der Sehnsucht des väterlichen Herzens auf ein Wiedersehen, dem dann eine Erörterung über die Ehe als unauflösliches Sakrament der Kirche folgen mußte — so fehlte, um ihn in die höchste Verwirrung zu versetzen, nur das noch, was ihm jetzt geschah ...

Der Regierungspräsident von Wittekind stand im grünen Zimmer und war eben erst angekommen ...

Zuckte der Schmerz der gewissen Ueberzeugung in Bonaventura: Dein Vater lebt noch und entzog sich nur der Welt, weil unsere Kirche nicht scheidet — so stand er dem Manne gegenüber, der die Hand einer Frau besaß, die seine Mutter war und die vielleicht in Bigamie lebte ... Noch mehr ... Der Präsident sprach zum Onkel Levinus, zur Tante Benigna und zu Bonaventura zugleich gewandt:

Ich fürchtete ihre Aufregung und ließ drüben eines der geheizten Fremdenzimmer aufschließen ... Gehen Sie zu ihr und begrüßen Sie sie lieber erst unter vier Augen!

Wen? konnte Bonaventura nicht mehr fragen; denn schon bestätigte der Präsident dem Ahnenden:

Ihre Mutter! Sie ist gestern Abend angekommen! Wir suchten Sie eben im Pfarrhause auf und hörten, daß Sie hier sind — Die Sehnsucht der vortrefflichen Frau kannte keine Grenzen mehr! Wir fuhren hieher! Sie verlangt nach Ihnen! Machen Sie sie glücklich!

Bonaventura verließ das Zimmer, geführt von Tante Benigna und dem Onkel.

## 8.

Benaventura's Herz überfiel ein Krampf, der ihm die Unterstützung seiner Führer zur Nothwendigkeit machte ...

Im Vorsaal stand einer der zur glänzenden Livree noch mit Emblemen der Trauer geschmückten Diener des Präsidenten ... Er stand bereit, ihn in das Zimmer zu geleiten, wo ihn seine Mutter erwartete ...

Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen! hatte es einst in des Sohnes Brust gerufen ...

Wieder riefen ihm wilde Stimmen dies Wort, aber es waren nur noch Stimmen der Erinnerung ... Seine Brust trug schon zu schwer an tausend, tausend Bürden des Lebens und des Urtheils, zu schwer, als daß ihm noch die alte rigorose Strenge verblieben wäre ... Auf Paula vorhin sich niederwerfen, sie durch Küsse aus den Banden der dämonischen Mächte wach rufen — wenn er das gekonnt hätte! ... Alles hatte ihn gezogen, es zu wagen — nun durfte er doch in die friedenbringenden Arme eines Weibes sinken ...

Mit überströmender Rührung war er dem Diener

gefolgt, der ihn weiter auf den Corridor hinausführte ... Die andern Begleiter, die heilige Weihe des Augenblicks erkennend, ließen ihn allein vorschreiten ... Der Diener öffnete eine der Thüren, über denen alte Wappen und Jagdtrophäen hingen ...

Bewußtlos, nichts von der Umgebung, selbst nicht sogleich die Mutter ganz wiedererkennend, lag Venaventura an einem Frauenherzen ... Er, der Mann, weinte wie ein Kind ... die Stätte durfte er geweiht nennen, wo er die Thränen über all die Empfindungen niederlegte, die seit dem immer höher und höher sich steigernden Reichthum seiner schmerzlichen Lebenserfahrungen sich in ihm ansammelten ...

Die Mutter selbst war fast befremdet von der Weichheit seiner Stimmung ...

Sie hatte solche Begrüßung nicht erwartet nach der Abneigung und dem strengen Urtheil, das ihr vom Sohn über ihre zweite Vermählung bekannt war. Sie wußte eben nicht, wie im Menschenleben oft ein aufgesammeltes Bedürfniß sowol der Liebe, wie des Hasses demjenigen andern zu Gute oder zu Schaden kommt, der uns dann gerade zuerst begegnet und so begegnet, daß nun ein geringstes Wegnehmen von der schweren Last des Verraths in unserer dafür zu eng gewordenen Seele das Nachstürzen auch alles übrigen bedingt ...

Frau von Wittekind war eine Frau hoch und schlank wie ihr Sohn ... Ihr Haar war noch dunkel ... Ihr Auge besaß eine energische Schärfe ... Beim Lächeln der Freude, das sich in die Rührung mischen durfte,

zeigte ihr Mund noch wohlerhaltene Zähne ... Das Schwarz ihres Kleides ſtand ihr, wie wenn ſie es auch zur Hebung ihrer reinen weißen Haut hätte gewählt haben können ... Die Finger waren wohlgerundet ... Die ganze Art hatte etwas Vornehmes und abgeſchloſſen Sicheres ... Beſaß ſie etwas urſprünglich Kaltes, ſo wurde dies durch die ergreifende Situation jetzt nicht erſichtlich ...

Sieben Jahre! ... begann ſie ... Und du, mein Bona, mein Prieſter! ... Und Domherr ſchon! ... Und doch biſt du immer, immer ſo kalt geweſen — deiner Mutter?!

Schon war Bonaventura gefaßter ... Er ſetzte ſich mit der Mutter auf ein kleines Kanapee ... Es war ein ringe mit alten Landſchaftsbildern geziertes, behaglich enges Zimmerchen ... Umher blieb es ſtill und ohne Störung ...

In jungen Jahren haben wir immer viel heroiſchere Ideen als im Alter! ſagte Bonaventura niederblickend ...

Nennſt du dich alt, mein Sohn! erwiderte die Mutter und ſtreichelte die Wange des Erröthenden ... Zugleich wich ſie dem von ihr angeregten Thema der bisherigen „Kälte" wieder aus ...

Vom Onkel Dechanten, von Frau von Gülpen, von der alten Renate, von Bonaventura's Hausſtand, von Venne war die Rede ... Frau von Wittekind lebte in völlig neuen Verhältniſſen, hoffte nun aber eine innigere Anknüpfung derſelben wieder an das alte Vergangene ...

Wird der Präſident auf ſeinen Poſten zurückkehren? fragte Bonaventura ...

Nein, mein lieber Sohn! ſagte die Mutter. Die Güter, die der Vater hinterlaſſen hat, ſind ſo umfangreich, die Bewirthſchaftung iſt in den letzten Jahren, wo die Wunderlichkeiten des Alten über alles Maß gingen, ſo vernachläſſigt worden, daß es Wittekind's ganzer Kraft bedarf, um alles auf der gebührenden Höhe zu erhalten ...

Dann gibt er eine glänzende Ausſicht auf Staatswirkſamkeit auf! ſagte Bonaventura. Oft hatte man geglaubt, gerade ſeine Hand würde ſtark genug ſein, das Gubernium der aufgeregten weſtlichen Provinzen zu übernehmen ...

Wir haben darüber ernſte Berathung gepflogen! entgegnete die Mutter. Meinem Gemüthe widerſprach ſchon lange die falſche Stellung, in die er ſeinem Glauben gegenüber gerieth! Mit dem Vorangegangenen wird er brechen und ſich dem Geiſt anſchließen, der in dieſen Gegenden herrſcht. Es liegt darin für mein Herz eine tiefe Beruhigung!

Soweit ich unſern Volksſtamm kenne, wird es einige Mühe koſten, das gegen ihn herrſchende Mistrauen zu widerlegen! ſagte Bonaventura aufhorchend. Zumal, da Herr von Wittekind — Bonaventura konnte nicht „Vater" ſagen — in dem Rufe ſteht, ſeine frühere Stellung ganz mit Ueberzeugung ausgefüllt zu haben ...

Wohl! ſagte die Mutter. Wittekind iſt eine praktiſche Natur, wie in gewiſſem Sinn es auch ſein Vater war ... Er liebt den Ruhm, vielleicht nur den Ruhm

als gerechte Belohnung seiner Thätigkeit. Doch gibt er, soweit es geht, in vielem mir nach. Schon lange litt ich unter seinem Eifer für Administration und Beamtenthum. Jetzt hat er eine entsprechende Beschäftigung und wird, soweit ich ihn kenne, mit Behutsamkeit einlenken auf die neue Bahn, die auch seinem Gemüth eine größere Ruhe geben muß. Denn ebenso gut und weich kann er sein, wie er großmüthig und aufopfernd schon zu allen Zeiten war . . .

In den letzten Worten lag eine rechtfertigende Erinnerung an Bonaventura's Vater, an seine Flucht, seinen Tod . . .

Als Bonaventura schwieg, nahm die Mutter diese Erinnerung von selbst auf . . . Sie ergriff des Sohnes Hand und sprach mit einer Fassung, die, so schon nach der ersten Rührung des Wiedersehens kommend, überraschen konnte:

Du bist reifer geworden, mein Bona! Du hast die Welt schon in anderm Lichte gesehen, als damals, da der Eindruck meiner Wiederverheirathung dir so befremdlich war! O, nenne mich keine Schuldige! Beurtheile mich nicht so hart, wie der damalige Generalvicar, der gefangene Kirchenfürst, der Wittekind haßte, weil er zu den Organen der Regierung gehörte! Als wir von der nahen Auflösung des Kronsyndikus hörten und da schon hierher reisen wollten, besuchten wir den strengen Mann in seiner Festungshaft. Er war von einem Spaziergang auf den Wällen zurückgekehrt und eben wollt' er die Tabackspfeife, die er unbekümmert um den Brand, den er in der Christenheit angezündet hat, immer noch frohgemuth fortraucht, wieder füllen, als ihm der Vater —

von dreihundert Thalern in den Zeitungen bekannt machte über die Frage: Wonach sollen Eltern, Vormünder und Erzieher verfahren, um über die künftige Bestimmung und den einzuschlagenden Beruf ihrer Kinder und Pflegbefohlenen zu entscheiden? Der Pfarrer Blasedow, von einer Ideen-Verwicklung ergriffen, die uns noch länger in diesem Buche beschäftigen, ja, die vielleicht gar die Grundlage desselben bilden wird, Blasedow hatte die Frage in seiner Art zu lösen versucht und erfuhr nun eben, daß die von ihm eingereichte Abhandlung mit dem Motto: Labor improbus omnia vincit, an dem Ziele vorbeigeschossen hatte. Nicht einmal das Accessit hatte er bekommen. Er war sehr niedergeschlagen, nahm an Büchern ohne Wahl hin, was ihm Herr Pauli ausgesucht hatte, und verließ den Laden, um zu seinem Gaul und Dorfe zurückzukehren. Herr Pauli beschwor ihn, indem er ihm zu Roß half und die Steigbügel hinhielt, inständigst: „Lassen Sie doch lieber Ihre Bemerkungen unter dem Titel: Randglossen zum heutigen Christenthum, drucken, als daß Sie mir, in der Absicht, ein stillschweigendes tridentinisches Concilium in der Umgegend anzufachen, meine Blätter fortwährend so vollschm—" hier zog sich Pauli zurück und fügte erst, als er schon die Klinke seiner Ladenthüre gefaßt hatte und des Pfarrers Gaul die ersten Sprünge machte, schnell und sehr laut hinzu — „verunreinigen, Herr Pfarrer!"

Jeder Mensch hat eine doppelte Geschichte. Die genaueste Aufzählung aller unserer Lebensschicksale ist immer noch unvollständig, es sey denn, daß wir all unser Leben wie einen Ausschlag auf die Haut hinaustreiben und nichts weiter sind, als unser Ruf. Wir müssen mit Blasedow bekannter werden. Wir müssen sein Leben und sein Herz kennen, um ihm

Wittekind und ich gemeldet wurden. Dieser Besuch mußte ihn nicht wenig überraschen. Ich hatte Sie in andern Beziehungen wiederzusehen erwartet, Herr Präsident! sagte er, als er unserm Beileid staunend zugehört. Dieser Schritt wird Sie in eine schiefe Stellung bringen, wenn anders Sie mich nicht als ein Bevollmächtigter der Regierung besuchen! Wir benahmen ihm diese irrthümliche Voraussetzung und erklärten, daß wir Frieden zu schließen gedächten mit denen, mit welchen uns Geburt, Abstammung und gleiche Ueberzeugung in eine Reihe stellten. Er erwiderte: Es wird vielen so gehen, daß sie zur Erkenntniß kommen, und darum preis' ich mein Loos und will es gern ertragen! Ich bin zum Eckstein geworden! Die Baulente wollten mich verwerfen; aber ein neues Gebäude wird über mir errichtet werden! Ein segensreiches und vielleicht für ganz Deutschland! Er entließ uns gütig. Deiner gedachte er mit der mein ganzes Mutterherz mächtig überwallenden Prophezeiung, daß Gott dich zu großen Dingen erlesen hätte ... Schon wär' es im Werke, dich als Gesandten der Curie nach Wien zum apostolischen Nuntius zu schicken ... Du staunst darüber? ... Das wußtest du nicht? ... O, ich erkenne deine ganze Natur ... in deiner Bescheidenheit! ... Mein Sohn! Mein, mein Sohn! ... So sei auch versöhnt und nimm die Vergangenheit so licht und rein, wie der schöne Sonnenstrahl dort drüben glänzt über dem blendenden Schnee!

So zart und doch wieder so klug und gewandt in ihrer Denk-, Rede- und Gefühlsweise stand für Bonaventura die Mutter gar nicht mehr in seinem Gedächtniß.

Wie hatte ſich bei ihr das Vergangene verwiſcht! Ihm kam bei dem Bilde des Schnees, das ſie brauchte, ſofort die Erinnerung an den Tod ſeines Vaters ... Mit Bezüglichkeit wiederholte er: Ueber dem blendenden Schnee! ... Erſt allmählich verſtand die Mutter dieſe Wiederholung und Betonung, ſeufzte dann tief auf und fuhr fort:

Die gnadenreiche Mutter ſei mein Zeuge, daß ich an einen Abgrund erſt geführt wurde durch die Umſtände, nicht durch meine eigene Schuld! Die Worte des heiligen Sakramentes der Ehe ſagen: „Und er ſoll dein Herr ſein!“ Dies Wort, mein lieber Sohn, iſt nicht allein darum geſagt, daß die Gattin ihrem Gebieter gehorſame, es iſt auch darum geſagt, daß der Gebieter ihr wirklich ein Herr ſei! Jede Frau hat das ſehnſüchtige Bedürfniß, in ihrem Manne auch wirklich den Führer, den berathenden Freund, ja ſelbſt in zweifelhaften und ſchwierigen Fällen einen befehlenden Herrn zu haben. Mir war das dein Vater nicht. Im Gegentheil, ich, ein älternloſes Fräulein — Beſitzthümer hatten ja die Wehrförders, mein Geſchlecht, nicht und meine Erziehung war unvollſtändig — ich wurde der Gebieter für ihn! Nicht durch Laune oder Neigung zum Herrſchen, nur durch die Umſtände, die ihn unfähig machten, das Ruder ſelbſt zu führen. Dieſe Aſſelyns ſind ein herrliches, edles Geſchlecht geweſen; es iſt ſchmerzlich, daß dieſer alte Frieſenſtamm ausſterben muß — Venno kann doch nur den Namen fortführen. Franz, der Dechant, iſt die Herzensgüte ſelbſt, aber wie leichtſinnig! In ſeiner Jugend war er fähig die Bahnen der Geiſtlichen zu wandeln, die in Frankreich den Untergang der Religion verſchuldet

haben. Der zweite, Max von Asselyn, Benno's Adoptivvater, war ein tapferer, ritterlicher Held, ein Offizier von seltener Bravour, aber ganz so abenteuerlich, wie dies in unserm träumerisch eigensinnigen Volksstamm liegt. Was er unternahm, war befremdend. Brachte er wol aus dem Kampf, wie andere, gerechte und nach Sitte erworbene Beute mit? Aus Spanien sah ich viele deutsche Offiziere, die dort unter Napoleon kämpfen mußten, mit mancherlei merkwürdigen Dingen heimkehren. Ein Wehrförder, Vetter von mir, brachte aus einem Kloster Bilder mit, aufgerollt wie Landkarten — er hat sie zu enormen Preisen verkaufen können. Max brachte entweder von einer Nonne oder einer — man sagt in seinen Armen gestorbenen — Geliebten einen Sohn mit — Benno, den er wenigstens sein nannte, wenn nicht in das Dunkel, das deinen Vetter umgibt, noch ein völlig anderer Lichtstrahl fällt und Max nicht einmal Benno's Vater ist. Der dritte Asselyn, Friedrich, mein Gatte, glich den andern nicht an Leichtsinn, aber an leichtem Sinn. Die Verlockung der Welt that ihm nichts, aber die Zerstreuung alles. Nichts wurde bei ihm zum festen Vorsatz, eine Sorglosigkeit, die an sich ihm liebenswürdig stand, machte ihn zum harmlosesten Kostgänger der Schöpfung. Ja, mein Sohn, was Fritz sein nannte, gehörte sogleich auch allen. Jede Schuld, die ihn drückte, bezahlte er in dem Augenblick, wo er konnte, uneingedenk, daß ihn sein guter Wille in neue Verlegenheiten stürzte. Die drei Brüder thaten ihr geringes Erbe zusammen, damit es Max bewirthschaftete. Dieser verband sich dazu mit einem jungen Oekonomen, Hedemann, einem Bauern-

ſehn. Die Nachwehen des Kriegs waren verderblich; 1817 war ein Hungerjahr. Max ſtarb. Die Verlaſſenſchaft wurde von den beiden Brüdern verkauft und damit nur ein Käufer, der ſich fand (es war der jetzt ſo heruntergekommene Rittmeiſter von Enckefuß) dazu erſchien, bergten ſie wieder ſelbſt für dieſen bei andern! So geſchah alles, um hier nichts zu haben und da nichts! Nun gehört alles Unſrige hier den Münnichs. Wie geſagt, gute Menſchen, dieſe Aſſelyns, aber —! Sieh, dein Vater wurde Regierungsrath. Sein Gehalt war gering. Er verſchwendete wol nichts, doch die Unregelmäßigkeit ſeiner Berechnungen ſtürzte ihn aus einer Verlegenheit in die andere. Der jetzige engliſche Oberſt von Hülleshoven, gleichfalls ein Sonderling, jünger als dein Vater, ſchloß ſich ihm damals an, theilte ihm Liebhabereien mit, wie ſie noch jetzt ſein Bruder hier in den Thürmen dieſes reichen Schloſſes nach Wohlgefallen verfolgen kann; denn hier bezahlen die reichen Torſtes ſeine Thorheiten. Dein Vater ging ebenſo mit Begeiſterung auf alles Neue ein; er würde ſich und ſeine Familie zu Grunde gerichtet haben ohne einen endlich denn doch wohlthuender wirkenden Freund, als jene Hülle-hovens waren. Dies war Friedrich von Wittekind. Bald wurde der der Zahlmeiſter der Hauſes. Dein Vater verwies mich ſelbſt an ihn, um mit ihm zu rechnen! Wie ſie beide Friedrich hießen, ſo wurden ſie faſt Eine Perſon! Dein Vater war im Stande, eine Thür zu öffnen und zu ſagen: Ah, ihr ſeid es! Ihr rechnet! Ich ſtöre euch? ... Wir ſaßen dann und rechneten in der That. Ehrgeizig war ich und mochte nicht, daß ein Makel auf unſerm Hauſe haftete. Das,

das, mein Sohn, iſt ein höchſt gefahrvoller Zuſtand für ein weibliches Herz! Ein Weib iſt bedürftig der Liebe, gewiß! Aber ebenſo ſehr will ſie auch die Werthſchätzung der Menſchen. Und noch mehr, ſie will Hochachtung empfinden vor ihrem Mann. Die geregelte Ordnung iſt für ihren Sinn etwas Unerläßliches. Ich geſtehe, daß ich wohlthuend berührt wurde, wenn ich Wittekind nur eintreten ſah, ihn, der damals nicht viel hatte, der mit ſeinem damals geizigen Vater in Kampf lebte und ſelbſt kaum das Nöthigſte erhielt, während, wie nur leider jetzt zu erweiſen iſt, die größten Summen auch ſchon damals fortgingen, um die Folgen des frühern Leichtſinns jenes Gewaltthätigen zu verdecken; die jetzt offen liegenden Papiere ſeines Nachlaſſes gewähren grauenhafte Einblicke in ſeine moraliſchen Verſchuldungen ... Kurz, mein Sohn, die Augenblicke, die ich im Anfang meiner Ehe, dich unterm Herzen, dann dich auf meinen Armen tragend, auf dem kleinen Hof Verkenbagen zubrachte, wo du geboren und getauft wurdeſt — Gott, noch immer ſteht mir der damalige Pfarrer Leo Perl, ein getaufter Jude, vor Augen! — dieſe Augenblicke, ſag' ich, waren die glücklichſten meiner Ehe! Als dieſe Beſitzung in andere Hände kam, ich immer in der Stadt bleiben mußte, dein Vater aus Schulden, Wucherneth nicht mehr herauskam, wurd' ich moraliſch das Weib ſeines Freundes, der ihm helfend zur Seite ſtand. Alles war Wittekind, alles entſchied der. Der rechnete, der ſorgte ... Reiſen, die dein Vater machen mußte — Tienſtreiſen, weil er die damalige Regulirung der Klöſter, die Einziehung herrenlos gewordener geiſtlicher Bibliotheken und

Archive unter ſich hatte — wieſen mich auf Monate ganz an Wittekind. „Laß dir doch von Fritz geben!“ hieß es in den Briefen ... Guter Sohn, Aſſelyn erkannte dieſen gefährlichen Zuſtand erſt, als es zu ſpät war. Ich hatte mich an den Freund, der Freund hatte ſich an mich gewöhnt. Nimm an, mein Sohn, du ſäßeſt im Beichtſtuhl und hörteſt das Bekenntniß einer beladenen Seele ... Denn eine Laſt trag' ich allerdings, eine ſchwere Laſt, eine kummervolle, die mir die Ruhe meiner Nächte raubt! ... Ach, Aſſelyn entfernte ſich ohne Zweifel doch nur deshalb — — um den Freund und die Gattin glücklich zu machen. Faſt muß ich ja glauben, daß der Gute, um uns in unſerm Bund nicht zu hindern, ſich ſelbſt den Tod gegeben hat!

Die vielleicht noch größere Strafe, der Mutter zu ſagen: Und wenn der Vater noch lebte? Wenn ihn ſoeben Gräfin Paula im Thal von Caſtellungo als Eremiten und den Freund glücklicher Hirten und Ackerbauer geſehen hätte? ... Bonaventura beſaß nicht den Muth, dieſe Strafe der Mutter aufzuerlegen, ſo ſehr ihn die klare, ſchneidende, vernunftbewußte Selbſtrechtfertigung der noch jetzt anmuthigen Frau herausforderte, ſo ſehr ihm wieder jetzt der Vater entgegentrat in der ganzen Liebenswürdigkeit ſeines träumeriſchen, von dieſer Gattin gewiß nie verſtandenen und ſicher ſo nicht, wie verdient, beglückten Sinnes ... Doch auch die Schwäche beſaß er nicht, der Mutter die Vorſtellung etwa von einem Selbſtmord des Vaters ganz auszureden. Und ſie ſchien es ſogar gern zu hören, daß ſein Vater, wenn auch durch Selbſtmord — wirklich todt

war. Meinſt du nicht? fragte ſie halb zagend, halb zuverſichtlich ...

Ich glaube es! war ſeine Antwort ...

Die Mutter ſtand auf. Ihre Haltung ſchien ſagen zu wollen: So müſſen wir uns Faſſung geben, eine Genugthuung durch die Religion!

Die umſichtige Frau bat den Sohn, doch einige Tage auf Schloß Neuhof zuzubringen, ſich inniger dem Präſidenten anzuſchließen, ihre Ausſöhnung mit dem Geiſt der Gegend zu bewirken, die Opferſpenden zu vermitteln, die auch ſie bereit wären überall zu geben, wo dadurch ihr guter Wille in das rechte Licht träte ... Endlich ſagte ſie noch:

Wittekind wird mannichfachen Rath und Beiſtand in ſeinen verwickelten Angelegenheiten bedürfen. Er war zweifelhaft, ob er ſich deshalb an Benno wenden ſollte! Ich rieth ihm dazu! Dein Urtheil zöge er aber vor, ſagt er ... Wer iſt hier dieſer Herr von Terſchka, von dem ich ſoviel reden höre?

Der Bevollmächtigte des Grafen Hugo von Salem-Camphauſen, des Erben der Güter der im Mannsſtamm ausgeſtorbenen Dorſtes ...

Ein geſchäftskundiger, kluger Mann hör' ich ...

Ein vielſeitiger, gewandter wenigſtens ...

Es rühmte ihn uns ein Jude, ein Gütermäkler ... Ich höre, Benno macht den letzten Verſuch, die Rechte des Grafen Hugo anzuzweifeln ...

Nur möglich das, wenn eine Urkunde entdeckt würde, die dem Dorſte'ſchen Familienſtatut Kraft erſt geben ſoll, wenn die Erben unſere Religion bekennen ... Sie fehlt

und wahrſcheinlich nur deshalb, weil ſie niemals ausgeſtellt wurde ...

Es ſind viele Urkunden in jener Zeit verſchleppt worden, als nach Uebergang dieſer Lande in weſtfäliſche und dann in unſere Herrſchaft, die geiſtlichen Stifter und ſo viele Klöſter eingingen! War zufällig ein Pergament beſonders ſchön geſchrieben, ſo ſchickte es dein Vater in das Muſeum der Hauptſtadt, in die Bibliothek des Königs ... Dort fand ich ſchon manchen herrlichen Schatz wieder, den dein Vater uns vor Jahren gezeigt hatte, wenn er aus Witeborn oder ſonſt einer geiſtlichen Gegend heimkehrte ...

Venaventura's Gedanken mußten jetzt wol auf Bickert gerichtet ſein ... Zwei drückende Vorſtellungen: Die gefälſchte, bei einem Brand vielleicht hier, auf dieſem Schloſſe einzuſchleppende Urkunde und Lucindens Eroberung aus dem Sarge in Sanct-Wolfgang! Beichtgeſtändniſſe, die er nicht verrathen durfte ... Sie machten ihn zum Mitleidenden — zum Mitſchuldigen ...

Die Mutter ſah ſeine Abweſenheit ... Sie bemerkte mit gedämpfter Stimme:

Beſonders iſt Wittekind in eine Sache verwickelt, die nur innerhalb der geiſtlichen Sphäre bleiben ſoll! Ich kenne ſie ſelbſt nicht vollſtändig. Sie hängt mit einer großen Verirrung des Kronſyndikus zuſammen und reicht in ihren Folgen ſogar bis nach Rom. Auch der Onkel Dechant zu Kocher am Fall ſoll dabei eine Schuld zu tragen haben. Oft hab' ich ſchon gedacht: Hinge wol Venne's Herkunft damit zuſammen? Aber wie er

als Kind schon nicht dem Onkel Max ähnelte, so noch weniger dem Onkel Franz — Wittekind schüttelt darüber vollends den Kopf ... Nun, ich werde ja auch Benno wiedersehen und mit ihm plaudern! ... Wir müssen wol jetzt zur Gesellschaft, Bona! Ich erbebe, die junge Gräfin zu sehen, die so seltsame Zustände hat! Sie lag eben jetzt, wie ich höre, im Hochschlaf? Ich zittere vor Beklemmung! Was sah sie nur?

Ein Bild der Phantasie! sprach Bonaventura mit stockendem Athem zu der schon ganz in das gewohnte Gleis ihres Lebens wieder zurückgekehrten Frau. In Gedanken verloren hatte er der letzten Rede seiner Mutter schon nur noch halbe Aufmerksamkeit geschenkt und nur zur Andeutung, daß Benno des Dechanten Sohn sein könnte, gelächelt ... Mutter, hätte er fast gesagt, wie wenig würde Der Anstand genommen haben, Benno die frischen Wangen zu klopfen, ihm seinen schwarzen Bart und sein lockiges Haar zu zupfen und zu sagen: Junge! „Nichten" haben wir genug in der Dechanei gehabt, aber noch nie einen so echten „Neffen", wie du bist! Das ist eine falsche Fährte! ... Nun aber gingen beide aus dem Zimmer und wandten sich nach vorn ...

Die Mutter hing sich in den Arm ihres Sohnes. Man sah, daß sie äußerlich beide sich angehörten. Den Wuchs und die hohe Gestalt hatte Bonaventura von dieser klugen und vorsichtigen Frau; das Herz vom Vater ...

Sie sagte: Mein Heiliger! zu ihm, lächelte und trat mit ihm in den Vorsaal.

Die Vorstellungen und Begrüßungen währten eine Weile und dann zerstreute sich alles ...

Bonaventura blieb zum Mittag ... Paula erschien wieder als wäre nichts gewesen ... Onkel Levinus und Tante Benigna wurden inzwischen von einer andern Gedankenreihe in Anspruch genommen und thaten geheimnißvoll. Frau von Sicking hatte ihnen geschrieben. Sie hatten viel geflüstert und gerade am meisten, wenn Armgart nicht im Zimmer war. Diese merkte dann bald, daß etwas auf sie Bezügliches im Werke war. Als sie den Namen der Stiftsdame Tüngel-Appelhülsen flüstern hörte, die sich der Bekanntschaft mit ihrer Mutter rühmte — sie war die zweite Partie, die Jérôme von Wittekind hatte machen sollen und war damals nur durch den Calfactor „Türck“ und den Zorn ihrer Mutter über ein verdorbenes Kleid darum gekommen — sagte sie geradezu: Meine Mutter ist da! Die Tante fuhr sie darüber heftig an. Sie schwieg. Jetzt bekam auch Terschka durch einen Expressen aus Witebern einen Brief und empfahl sich so rasch, daß er nicht einmal bis zum Ende des Mahls blieb. Armgart saß darauf wie besinnungslos. Noch ehe die Tante sich zu ihrem „Nicker“ eingerichtet hatte, war sie verschwunden. Lange nach ihr zu suchen war man nicht gewohnt. Fehlten ihr vielleicht noch zu ihren „Vielliebchen“ Nähseide oder Perlen, so ging sie, wußte man, zu Fuß nach dem Stift und scheute die einsamste Wanderung von fast zwei Stunden nicht. Onkel und Tante fuhren nach dem Kaffee in der That mit eigenthümlichem Geheimthun zu Frau von Sicking und ließen Bonaventura mit Paula allein ...

manchen Irrthum und manche Thorheit zu Gute zu halten. Das, was wir zu erklären wissen, wissen wir auch zum Theil schon zu entschuldigen. Blasedow ist ein Mann, der wenig Freunde und auch wenig Neider hat. Feinde zu haben und keine Neider — dann muß man nur reich sein an abstoßenden Eigenschaften und einen großen Theil der übeln Nachrede, der man unterworfen ist, auch wirklich verdienen.

Ich will versuchen, meine Leser Schritt vor Schritt mit einem Manne bekannt zu machen, von welchem ich von vornherein gestehen will, daß er zu den Menschen gehört, von denen die Alten sagten, sie hätten Haare auf ihrem Herzen. Ja, Blasedow hatte sogar Haare auf den Zähnen. Er war so gerüstet und gewappnet, nicht bloß gegen die Außenwelt, was man gewöhnlich so nennt, sondern leider auch gegen jeden Umgang, daß er die einsamste Stellung von der Welt einnahm. Ein Dorf ist nicht ganz so verlassen, daß sich nicht hie und da noch ein Meierhof, eine Fabrik, eine Amtswohnung findet, wo man sich zuweilen am Kamin ein Rendezvous mit Kaffee oder Punsch geben kann. College Tobianus war aber der Einzige, welcher die verödete Pfarrwohnung von Kleinbetteln*) zuweilen besuchte. Ja, und von ihm sagte sogar das Gerücht, daß es ihm weit mehr um die Mutter von Blasedows Kindern (von seiner Frau sprach Blasedow ungern,) als um deren Vater zu thun war.

Wir sind im Stande, über Blasedow sogar eine offizielle Notiz zu geben. Unter dem Buchstaben B in dem Blaustrumpf'schen Lexikon Sayn-Sayn'scher Schriftsteller heißt es:

*) Eine für die bettelhaften Umstände des Dorfes sehr eminente Abkürzung für Kleinbethlehem.

Allein — Paula und Bonaventura —

Allein, allein — zwei Seelen, die sich lieben!
Allein, allein —! Wenn auch der Liebe Ja,
Wenn stumm der Liebe Frageblick geblieben —
Allein, allein — doch ist der Himmel da!

Bei allen andern würde es nach Jahren geheißen haben: Weißt du noch, damals an jenem Nachmittag — im grünen Zimmer? — Wir sprachen vom Wetter, besahen Kupferstiche — da rief ich plötzlich: Himmel, wie voll die Hyacinthen blühen! ... Ich zählte ihre Glocken, weil ich Angst hatte, daß wir uns beim Besehen der Bilder zu nahe anstreiften! Und ich glaube gar, ich stellte mich dennoch kurzsichtig, nur um mit der Stirn dein goldenes Haar zu berühren! ... O, wie Feuerglut war es in meinem ganzen Sein — und du, du wußtest, jetzt ist der Stoff erschöpft, jetzt ist die Unbefangenheit beim Gespräch vorüber — beim Gespräch über was nicht alles, ich glaube über die alten Krater feuerspeiender Berge bei Kocher am Fall, über die byzantinische Baukunst, über die Philosophie Püttmeyer's! Gleich hattest du etwas anderes; auf die Musik die Bücher, auf die Bücher die Natur, auf die Natur die eben hereingebrachten Zeitungen! ... Und du erschrakst nicht einmal, als vom Diener an die Thür geklopft wurde ... So tändelten wir den Tag hin bis zum Abend, bis zur süßesten Dämmerstunde, wo endlich mein Auge kein anderes Licht begehrte, als das in deinen Augen strahle, endlich ich auch das so tollkühn sagte, ganz so vom „Licht in deinen Augen" ... Da erbebtest du, brachst zusammen und

trotz all deiner Liſt und Faſſung lagſt du in meinen Armen! ...

Armer Prieſter! ... Dieſe Stunde ſchenkte dir wirklich der Himmel! Er gab ſie in ganzer, ſeligſter Fülle! Er rief auch an dieſem Nachmittage Paula nicht in die Sterne zurück, ließ ſie nicht wachend träumen, nicht mit geſchloſſenen Augen ſehen ... Sie blieb auf der Erde, in deiner Nähe, im lebendigſten, wärmſten Anhauch deines Athems — und du erſtaunteſt ſogar, daß Paula nicht entſchlummerte, obgleich deine Hand an ihrem ſeidnen Kleide hinfuhr, oft auch — zufällig? — wirklich ſie ſelbſt berührte ... Du durfteſt dir ſagen: Dir, dir iſt ſie beſchieden! Du würdeſt ſie durch die Liebe erlöſen können von den magiſchen Banden, die ſie gefeſſelt halten! ... Gott wollte die Ehe und gerade die Deine mit ihr! ... Alles, alles traf zu ... Auch bis zur Abenddämmerung, bis in die erſte Stunde nächtlichen Dunkels hinein hattet ihr das volle ſelige Glück des Alleinſeins ...

Und dennoch, du armer Levit, was durfteſt du wagen? Was zu gewinnen hoffen? ... Gingſt du am Flügel vorüber und lehnteſt die Epheuranken zurück, die den goldgerahmten Spiegel beſchatteten, ſo ſahſt du deinen langen Prieſterrock! ... Sahſt du in die geöffnete Kupferſtichmappe und prüfteſt das Zeichen des alten Meiſters, das unter dieſer Radirung, unter jenem Holzſchnitt verſteckt und unleſerlich ſtand, ſo mußte dir erinnerlich werden, daß Paula an deinem vorgebeugten Haupte bemerkte, wie die Schere dir die Mitte deines ſchönen Haares geraubt! Dem Schickſal kennteſt du ſprechen: Des reinen Herzens Natur iſt es, nicht alles

zu wollen und viel entbehren zu können; aber auch zu grauſam nimmſt du, o Verhängniß, uns beim Wort und gewährſt uns wirklich nichts! ... Paula's Weſen mußte Bonaventura ohnehin zu entweihen glauben durch eine zu ſtürmiſche Werbung. So unterblieb alles ... Situation und Wille, Charakter und — die Liebe ſelbſt ſchmiegte ſich unter die Tyrannei des Gelübdes.

Und doch allein, allein — zwei Seelen, die ſich lieben! ... Wie beſtrickend ſchön, wenn ſich Paula ſelbſt beurtheilte über das, was die Welt an ihr ſo voll Andacht bewunderte! Sie hätte eine Heuchlerin ſein können und ſie war es nicht. Sie hätte eine Despotin ſein können und ſie war es nicht. Sie war willenlos, eine durch ſich ſelbſt und andere Befangene. Und ſo galt ihre Liebe Bonaventura auch nur, wie ein Prieſter ſich lieben laſſen darf — in Andacht, in geiſtiger Schwärmerei ... Sie hatte — wie dieſe Erziehung iſt, die von Schiller und Goethe nichts weiß — nicht viel geleſen, nicht viel geſehen. Sie konnte über ihren Kreis hinaus an ſchwierigen geiſtigen Dingen nicht lange theilnehmen; ſie ſtand beſcheiden zurück, allem Höheren im Zuſtand jungfräulicher Ueberraſchung zugewandt. Aber dieſe Weiſe ſtand ihr hoheitsvoll. Zu ihren Füßen ſproßten Lilien, ihr Haupt trug eine Himmelskrone, ihre Schultern bedeckte ein langer, himmelblauer Mantel mit goldenen Sternen. Sie wußte nur das alles nicht von ſich ſelbſt. Sie konnte lachen und weinen mit Armgart, ſie konnte furchtſam ſein wie Tante Benigna, ſie konnte mit dem Onkel Levinus an die Möglichkeit, Gold zu machen, glauben. So lebte ſie hin ... Nun aber mit Bonaventura's Nähe wuchs ihre Kraft. Sie

fing an, ſich über ſich ſelbſt Rede zu ſtehen. Seit ſeiner Ankunft trat ſie in allem und jedem mit feſterm Willen auf. Das zu wiſſen beglückt ein zagendes Herz ohnehin und gibt ihm Muth, ſich über das Geheimſte wahr zu ſein ... O wie die Liebe ſo ſtark macht! ... Paula fühlte es mächtig ... Sie hätte heute vielleicht zu ihrer Abſicht, ins Kloſter zu gehen, gedankenlos nein und ſogar — ja! ſagen können. Sie konnte alles, konnte ſelbſt ein Gelübde ablegen und vielleicht es — betrügen, wenn nur Bonaventura ſie an ſich gezogen und mit einem Kuß ihr den Muth — ſeines, ſeines Lebens gegeben hätte.

In dieſem ſtillen Zimmer, durch deſſen Scheiben eben das Abendgold floß, unter dieſen Epheuranken, deren grüne und welke Blätter den Prieſter an einen andern Abſchied, den von Lucinden, erinnern mußten, über die Saiten eines geöffneten Flügels hin, deſſen Reſonanz von jedem durch die Zimmerwärme noch am Leben erhaltenen Inſekt leiſe erbebte — ſtanden ſich zwei Menſchen gegenüber, die die Natur zum gegenſeitigen Beſitz beſtimmt hatte. Gregor VII. hielt den Arm dazwiſchen. Wo iſt denn nun bei dieſer eurer Satzung des Cölibats die Verklärung der Weiblichkeit, ſie, die doch die Marienbilder in der aufgeſchlagenen Kupferſtichmappe verherrlichten, dieſe Bilder, die Bonaventura, Lucinden gegenüber, ſelbſt einſt ſo begeiſtert gedeutet hatte! Verunreinigt wird der Prieſter vom Weibe? Sein Opferdienſt am Altar in den geſtickten Kleidern vergangener Jahrhunderte macht ihn geſchlechtslos? „Die Eunuchen des himmliſchen Hofſtaates ſind wir!“ ſagte ihm oft ſchon der Onkel Dechant. „Trügen wir eine reine Liebe zu einem Weibe im Herzen, unſere Hand würde

ja unrein, den Kelch zu berühren! Unrein, um die Oblate zu segnen! Die Nähe des Weibes zerstört die Kraft des Opfers! Und wenn wir auch gestern beichteten, daß wir die thierische Natur mit aller Entfesselung der Leidenschaften in gemeiner Berührung austobten: diese Sünde ist uns heute vergeben. Nur keine reine, nur keine dauernde, offene Liebe zu einem Weibe im Herzen und so an den Altar getreten! Gatte, Vater — wie kann eine solche Hand noch die Geheimnisse der Wandlung vollziehen! Frauenwürde, so denkt — Rom über dich!“ ...

Eines der Marienbilder nach dem andern vergegenwärtigte Bonaventura den Abschied von Lucinden ... Paula hatte schon öfters nach ihrer frühern Gesellschafterin gefragt, Bonaventura hatte einsilbige Antwort gegeben ... Benno, Thiebold und Terschka rühmten sie ... Jetzt glich ihr eine der von den Künstlern meist so willkürlich erdachten Madonnen und Paula sagte dies auch ...

Bonaventura blieb die Antwort schuldig ...

Paula fuhr fort:

Denken Sie sich, wie ich damals nach Westerhof zurückkehrte und von Lucinden sprach, kannte sie ja hier jedermann! Ja ich selbst hatte sie schon als Kind gesehen, wie sie auf Neuhof wohnte und eines Tages dort auf einem goldenen Kahne ruderte! ... Als die Leute lachten, flüchtete sie in einen Taubenschlag! ... Sie wußte, daß ich aus dieser Gegend war, und nie verrieth sie ihre Bekanntschaft mit dem Kronsyndikus oder mit dessen Sohn oder mit dem Landrath oder mit dem Mönche Sebastus, dem jungen Doctor Klingsohr, der um ihretwillen, sagt man, die Religion wechselte und ins Kloster

ging ... Sie iſt jetzt in Ihrer Stadt und — Sie ſehen ſie oft?

Ich lebe nur für dich, Paula! ... In Bonaventura's Herzen riefen das tauſend Stimmen ... Die Lippen ſagten nur:

Zuweilen ſeh' ich ſie!

Arglos fuhr Paula fort:

Auch ſie war damals erſt katholiſch geworden! Alles das wußte niemand! Aber hatt' ich Furcht und Angſt vor ihr! Wiſſen Sie noch, als ich Italieniſch mit ihr lernte, da konnte ſie Latein —!

Du aber ſprichſt in Zungen der Engel! riefen wieder die Stimmen; Bonaventura nickte nur ſtill bejahend ...

In der Mappe ſahen beide einen Holzſchnitt der altdeutſchen Schule, wo Jeſus im Hauſe des Lazarus weilt und Maria Magdalena ihm die Füße wäſcht ... Dies kleine Bild, voll Wahrheit und Lieblichkeit, ließ beide eine Weile verſtummen ... Beim Umſchlagen der Blätter ruhte ihre Hand dicht, dicht an der ſeinen ... Er fühlte die elektriſchen Tropfen, von denen Paula im Schlafe behauptete, ſie glitten ihr aus den Fingern und verlöſchten auf dem Boden. Ihm verlöſchten ſie im Blut ſeines Herzens. Warum ergriff er nicht die ſanfte, weiche Hand? Warum ſtieg er nicht auch mit ihr in den goldenen Nachen des Ideals, auf dem ſie würdiger ruderte, als Lucinde! In ein „Taubenhaus" hatte dieſe ſich geflüchtet!

Paula ſagte:

Wiſſen Sie wol, daß ich oft Sehnſucht habe, Lucinden wiederzuſehen? Ihr Geiſt war oft hart und grauſam, aber ſtark. Sie konnte Muth einflößen, wie

ein Mann. Auch unterbrach ſie mein Leiden nur ließ mich dann ſein wie andere ſind ...

Aber mit den größten Schmerzen! ſchaltete Bonaventura ein ...

Ich litt dabei, das iſt wahr! ſagte Paula. Die Aerzte meinten: Sie hob die Nervenſtrömung auf. Ich hatte tödliche Schmerzen in ihrer Nähe! Alles that mir wehe — jedes Wort, jede Bewegung von ihr! Aber ich ſehne mich doch — ach! — ſo heraus aus dieſem — Doppelleben!

In das Eine, Eine Doppelleben der Liebe! ...

Die Stimmen wieder ſprachen auch das ... Die Arme thaten ſich auf, um Paula zu umfangen, ſie an ſich zu ziehen ... Und doch ſprach Bonaventura nur ſchüchtern:

Was bekümmert Sie jetzt daran?

Sonſt ſchon war es Paula's Klage: Der Hochmuth! Die Selbſtüberſchätzung! Auch jetzt wiederholte ſie dieſe „Furcht vor ſich ſelbſt“ ...

Bonaventura ſprach:

Stolz ſein auf das, was uns die Vorſtellung einer größern Vollkommenheit unſerer ſelbſt gibt, das iſt keine Sünde. Jeſus nannte ſich — den Sohn Gottes! Aber — auch Trübſale werden Sie haben! Wiſſen Sie, daß Ihre heutige Viſion Anſtoß erregte? Als ich mit meiner Mutter zur Geſellſchaft zurückkehrte, war man befremdet, wie Sie mit Theilnahme bei einem Bilde verweilten, wo Sie einen Gottesdienſt ſahen, bei dem der Kelch — von Allen getrunken wurde! ...

Was ſah ich denn? fragte Paula träumeriſch und erhob geiſterhaft ihr Haupt ...

Herr von Terſchka behauptete, einen Eremiten, der

in der Nähe des Schloſſes Caſtellungo die Landbewohner zu einem Gottesdienſt verſammelt, der dort wahrſcheinlich unter dem Schutz der Gutsherrin, der Gräfin Erdmuthe, wirklich gehalten wird ...

Ich verweile oft bei jenem Schloſſe! ſagte Paula ... Man hat mich ſchon gefragt, ob ich nicht in Salem, nicht in Caſtellungo eine Urkunde entdecken könnte, die ſo emſig von den Feinden der Salems-Camphauſen geſucht wird ... Benno erzählte davon; auch Terſchka, obgleich dieſer es nur mit leicht erklärlicher Zurückhaltung that ... Noch immer wird dieſe Urkunde geſucht ... Der Procurator Rück hat an Benno geſchrieben, er möchte in Gegenwart Terſchka's und des Onkel Levinus noch einmal die Archive von Witoborn und Weſterhof durchſuchen laſſen ... Beide ſind auch bereit dazu ... Und ſo verläßt mich, ſeh' ich, die Angſt der Seele ſelbſt in meiner Traumwelt nicht. Sie zeigt mir wider Willen die Gegenden, wo — mein Schickſal entſchieden wird ...

Ihr Schickſal? Paula! Welche Zukunft fürchten — fürchten? Hoffen Sie? ...

Dieſe Worte ſprach Bonaventura wirklich. Sein Innerſtes wogte im Brand der Liebe und — der Eiferſucht ...

Nichts, nichts mehr hielt er zurück von der Saat ſeiner Thränen, die aufgegangen war ſeit Jahren in den einſamen Stunden der Nacht und der Verzweiflung ... Seine Augen leuchteten ... Seine Arme hoben ſich ... Ein Frühling des reinſten, göttlichſten Menſchenthums ſchien um ihn her zu blühen und zu ſprießen ... Er bebte ... ſchwankte ...

Und auch Paula zitterte ... Eben noch waren ihre tiefblauen Augen aufgeschlagen und blickten gen Himmel, den Augen einer Seherin gleich ... Jetzt senkten sich die langen schwarzen Wimpern ...

Aber ach! nur Katharina von Siena war es, die Heilige, die vor Bonaventura stand ... Sein zages, nazarenisches Herz erinnerte sich schon wieder: Dieser Blick gilt dem Himmel, dem Kloster! Er gilt deinem Stande! ...

Doch nur einen Augenblick beherrschte er sich so ... Bald fühlte er neubelebende Wonne ... eine Wonne seltsamster Glut, seltsamster Gedanken, seltsamster — Verirrungen sogar! Franz von Sales, der Heilige, stand vor ihm, vor dem ja auch einst eine Frau von Chantal kniete ... Eine Gattin, eine Mutter verließ ihre weltlichen Lebensbeziehungen, um dem Heiland zu dienen, dessen — einziger Apostel ihr dieser Bischof von Genf erschien! Und auch dieser nannte sie seine Philothea! Wo ist die Grenze der göttlichen Andacht und der Anfang menschlicher Liebe in den Briefen, die sie sich geschrieben haben? Ihr Gebet ging vielleicht wirklich empor zu Gott, doch sie beteten zusammen! Sie stiftete ein Kloster, er hütete es ... Sie starb, Franz von Sales segnete den Sarg ... sein Inhalt verweste nicht ... nach hundert Jahren öffnete man ihn ... da war alles Asche ... nur das Herz war unversehrt geblieben ... Dies Herz ... Kann es geirrt haben in jenem Irrthum? ... Gelogen in jener Lüge? Paula, Paula — meine Sinne schwindeln — solltest du mir wirklich vielleicht gehören können gerade, gerade — durch den geistlichen Stand? ...

Das war ein furchtbarer, frevelnder, romgeborener

Gedanke ... ein Gedanke der Sünde, der Lüge gegen Natur und Gelübde ...

Aber dieser Gedanke — und sollten die Donner um ihn her rollen und Blitze zucken — durchzitterte ihn doch ... Seine Pulse flogen, seine Lippen bebten ... schon wagte er das bedenklichste aller Worte, das er in solcher Stimmung nur sprechen konnte:

Paula — wenn sich — die Urkunde — fände — wenn Sie dann, wie man allgemein glaubt — sich entschließen müßten — wirklich Ihre Hand — einem Manne zu geben — der doch nur — aus Standesrücksichten —

Paula hatte diese Worte eben abwehren wollen ... Sie wollte sie abwehren fast wie verkörperte Wesen, die schon eine Handbewegung zurückstoßen konnte ... Sie hielt, am geöffneten Flügel sich mit der Rechten haltend, die Linke dem Sprecher, dessen Athem schon ihren Mund berührte, bebend entgegen ... ein Moment noch und der Bund der Herzen war geschlossen ... ein Abgrund geöffnet, der Vorhang seines Allerheiligsten zerrissen, der „Bau der Kirche" zertrümmert ...

Da trat eine Störung ein ... Draußen gingen lebhaft aufgerissene Thüren ...

Jetzt erst erkannten beide, daß es um sie her völlig Nacht geworden war ...

Irmgart trat stürmisch herein ... Sie kam im Hut, mit Pelzüberwurf, von der frischen Luft wie ein rosiger Apfel geröthet ... Sie war zwei Stunden Weges nach Heiligenkreuz zu Fuß gegangen und schon wieder zurück ...

Hinter ihr her kam Terschka ... gleichfalls in einem Pelzrock, den ein grünes Schnurwerk zierte ... Spe-

„Blaſedow (A[dam?] G[ottlieb?]) geb..... beſuchte das Gymnaſium in.... die Univerſität..... ward Hauslehrer.... Pfarrersadjunct in.... Pfarrer in Kleinbetteln.“

Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß die durch Punkte bezeichneten Auslaſſungen in dieſer Notiz von uns aus Discretion herrühren; nein, gerade ſo unvollſtändig, wie hier, lautet auch die Notiz in dem beſagten Lexikon. Blauſtrumpf, der Conſiſtorialrath, der geiſtliche Chef unſeres Helden, ſchrieb mehreremal vergebens an ihn um vollſtändige Ausfüllung des ihm überſandten Schemas. Blaſedow weigerte ſich es zu thun, bis er zuletzt durch folgendes kurze Schreiben alle fernere Verhandlungen abgebrochen hatte:

Sehr verehrter Herr Conſiſtorialrath!

In Erwägung, daß auf meinen Namen Blaſedow unmittelbar der Ihrige in dem Lexikon Blauſtrumpf folgen wird, in Erwägung, daß Sie die Welt ſchon durch ſo viele berühmte Schriften bereichert haben, welche Sie alle nicht umgehen können in dem Lexikon zu verzeichnen, in Erwägung, daß Sie Ehren- und wirkliches Mitglied von mehr gelehrten Geſellſchaften, als es Gelehrte in der Welt gibt, ſind; bitt' ich Sie, zur vollſtändigen Aufführung derſelben ſich auch des mir in dem Lexikon beſtimmt geweſenen Raumes bedienen zu wollen, und zeichne

Hochachtungsvoll

Ihren ergebenen Diener

A. G. Blaſedow.

Blauſtrumpf begnügte ſich, aus dem A. G. wenigſtens eine Conjectur auf die Vornamen des ſpröden und ſchnöden Mannes zu machen, und nahm ſich vor, bei jeder nur ein-

ren klirrten an seinen Füßen ... er zog eine Jagdmütze ab ...

Terschka hatte, das erfuhr man, Armgart auf Heiligenkreuz, wohin gerade auch ihn jener Brief aus Wittenberg abgerufen hatte, angetroffen und sie wieder zurückbegleitet — zu Fuß — über den gefrorenen Schnee hinweg ... Sein Roß mußte erst der neu angenommene Dionysius Schneid (dem sein Verkehr auf dem Finkenhof eine ernstliche Verwarnung zugezogen) aus Heiligenkreuz zurückholen. Terschka hatte es stehen lassen, weil er nicht neben Armgart reiten mochte, während sie zu Fuße ging. Sie erklärte, ihn unterwegs sprechen zu müssen; sie war in einer unbegreiflichen Aufregung. Auch das Fräulein von Vogelsang-Appelhülsen war in der That bei Frau von Sicking ... Es geht etwas vor! sagte sie sich ... Es geht etwas vor! wiederholte sie drohend ... Sie wollte wieder nach Westerhof zurück. Da hieß es, Thiebold wäre noch im Stift und könnte sie begleiten ... Nun erst recht hätte sie nicht bleiben mögen ... So ging sie mit Terschka, der gekommen war, mit dem Verwalter einige dringende Rücksprachen zu nehmen ... Hätte Terschka gesagt: Setzen wir uns doch beide aufs Roß und jagen nach dem Schloß der Frau von Sicking! — sie hätte es gethan ... Daß sie ermüdet wäre, unmöglich den Weg zu Fuß machen könnte, wollte sie nicht hören ... Terschka erzählte alles das jetzt wieder, erzählte es dem überraschten Paar und war dabei in einer Aufregung, die beiden nicht entgehen konnte, und übersah die ihrige ... Armgart verschwand auf ihrem Zimmer ... Alles das bemerkte auch Bonaventura, begriff es aber nur halb; ihm fehlte jede Sammlung; selbst

mußte er entfliehen ... Zwei Worte noch an Paula, die ihn mit holdſeligſt verlegenem Lächeln, mit jener Vertraulichkeit wie für alles, was ein Weib auf Erden und im Himmel dem Manne nur ſein kann, anſah, und er war verſchwunden.

Hinaus ſtürmte er in die ſchon hereingebrochene Nacht ... Nichts von einem Wagen, deſſen Anerbieten man ihm nachrief, hörte er ... Schon war er unten an der Hauspforte ... Wie die eiſige Luft ſeine heiße Wange ſtreifte! Wie er faſt die Locken, die er ſonſt trug, noch im Winde flattern fühlte! ... Ein Geiſt des Trotzes, der Herausforderung an die Ordnung aller Dinge war über ihn gekommen ... Er hätte das Geländer der kleinen Brücke einreißen mögen, an das er ſich halten mußte, als er den hartgefrorenen, glatten Weg beſchritt ... So flog er dahin ... Erſt allmählich wurde es in ihm ruhiger ... Jetzt hätte er Muſik hören mögen, rauſchende, vollgeſtimmte — allmählich würde ein einziger ſüßer, ſanfter und wenn den Tod bringender Accord ſeine ganze Empfindung ausgedrückt haben ...

So kam er im Pfarrhauſe an. Es war tiefdunkel; ſein Zimmer nicht erwärmt; Müllenhoff nicht anweſend. In deſſen Zimmern wartete er ſo lange, bis eben bei ihm die erwärmende Flamme loderte ...

Wie todt ſtanden doch die Bücher da an den Wänden! Wo er hinſah, war von Strafe, vom Kirchenbann die Rede ... Er hörte im Geiſt das ſchütternde Gelächter Müllenhoff's, wenn er ſeinen eigenen Einfällen applaudirte, und lachte ſelbſt ... Er hörte, wie ihn ſein College jetzt nennen würde: Salonſchlupfer, Lavendel-

ſeele ... Er lachte ... „Lieber können ſechs Straßenlaternen eingehen, als ein ewiges Licht in einer Kapelle!“ Das war heute früh ein Müllenhoff'ſches Wort geweſen, das ihm beim Schimmer der ihm jetzt vorangetragenen Lampe einfiel ... Er lachte ... Und oben, oben in ſeinem Zimmer fand er zu ſeiner glückſeligſten Ueberraſchung dann einen Brief — aus Rocher am Fall — vom Onkel Dechanten ...

Nie noch hatte er ſo nach den geliebten Zügen gegriffen ... Nie noch war ihm ſo viel Muſik entgegengerauſcht und ſo viel Duft entgegengeweht, wie heute aus dem feinen Papier, aus den zierlichen halb arabiſchen Buchſtaben dieſer Handſchrift, aus dem langen, reichen Inhalt ... Wie beglückend ſtimmte das alles zu dem Bilde Paula's, das nicht von ſeiner Seite wich ... Die Magd brachte den Thee ... Die Lampe verbreitete einen tieftraulichen Schimmer (Lampe, Service, Sofa, alles kam von Schlöſſern und Höfen der Umgegend und war von ausgeſuchter Gediegenheit) ... Paula ſaß neben ihm im Geiſte und ſprach mit ihm im Geiſte und ihr Schatten huſchte an den Wänden geſchäftig ſorgend hin und her; er hatte eine Geiſterehe geſchloſſen ... Als er allein war, ſprach er leiſe mit ſeinem Weibe, redete es an und ſagte: Paula! Meine ſüße, ſüße Paula! ... Dann ſchlug er ſich an die Stirn, aber ſo ſündigte er fort und fort — er hörte nicht auf an ſie zu denken, ihrem Athem zu lauſchen, ihre Hand zu ſtreifen, hinaus in die Luft, ins Leere Küſſe zu geben — was ſollte ihn denn erſchrecken, jetzt wo er die Dechanei um ſich hatte, des Onkels Deviſe hörte: „Ich mach's doch ſo leicht!“ Die grünſeidenen Decken und Behänge in dem Arbeits-

zimmer der Dechanei ſah er; die ſanften Rollenthüren gingen, wie wenn Frau von Gülpen eintrat oder Windhack einen Beſuch oder eine Conſtellation des Himmels meldete ... Er las — las, wie wenn eine neue „Nichte“ ihm und dem Onkel Klavier ſpielte ...

Lieber Alter! ſchrieb der Onkel. So biſt Du denn auf dem Schauplatz Deiner erſten Jugend angekommen und grübelſt vielleicht, ob in den alten Kirchenvätern das Schlittſchuhlaufen verboten iſt! Ich habe Dich ſonſt oft genug auf dem Ententeich zwiſchen Borkenhagen und Weſterhof dahingleiten und unſerm alten Frieſenurſprung durch graziöſe Zickzacks Ehre machen ſehen — Nun ſiehſt Du, die Apoſtel wußten nichts von zwanzig Grad Kälte, wie konnten ſie vorſchreiben, ob ein junger Domherr Schlittſchuhlaufen darf u. ſ. w. u. ſ. w. Sage nur: Wie platt, wie rationaliſtiſch oberflächlich iſt das wieder! Gut! ... Ich beneide Dich zuvörderſt um dieſe Triumphe, die deine Rechtgläubigkeit feiern wird, vorzüglich unter denen Weibſen! ... Fühlſt Du's denn endlich, wie ſchön dieſe Veranſtaltung Gottes iſt, daß es Weſen gibt, die an der ganzen Weltgeſchichte unbetheiligt bleiben und Alexander, Julius Cäſar und Innocenz III. nur auffaſſen unter dem Geſichtspunkt, ob ſolche Leute den Kaffee theurer machen, die Verlobungskarten ſeltener, die laufenden Moden durch plötzliche Trauergarderoben unterbrechen und dergleichen? Bewundere dieſe Geiſtesgegenwart, mit der mitten in unſern Schmerz hinein und während die Männer noch ohne jede Sammlung ſtehen, die Frauen ſchon wieder bei einem Sterbefall ihr ſchwarzes Seidenkleid beſtellt haben! Sieh, ſo haben

mich die jugendlichen Regungen meiner Petronella in Erſtaunen verſetzt, die zwar von ihrer leiblichen — lies nicht etwa: lieblichen — Schweſter nichts geerbt hat, aber dennoch „Schanden halber“ bereits in das zweite Stadium des äußern Schmerzes, in den grauen mit Violettſchleifen eingetreten iſt! Studire Weltgeſchichte im Stift Heiligenkreuz! Zwanzig weibliche Weſen, die ohne Zweifel Deine Heiligkeit bewundern und vielleicht auch Dich endlich an die Wahrheit des Satzes erinnern werden: Mulier est hominis confusio!

Ich ſehe Dich aber auch, lieber Sohn, wie Du Dich endlich aus Blumen und geſtickten Tragbändern und Portefeuilles herauswindeſt und wieder Deinen feurigen Wagen des Elias beſteigſt, zunächſt die Stufen des Altars und der Kanzel zu Sanct-Viberl, dann wol auch die Treppen zu den Regierungscollegien, wo Du — „Gutes wirken“ willſt! Ach, mag Dir's dabei nur nicht ſo ergehen, wie mir damals, als ich wirklicher Techant war und ein lutheriſcher Regierungsrath mir unter eine Rechnung für Oel, Wachs, Wein und Salz beim Salze regelmäßig beiſchrieb: „Ich frage wiederholt: Gehört denn in die Cultusrechnungen auch die Naturalverpflegung der Herren Pfarrer?“ Wußte der Kerl nicht, daß zu unſern Taufen Salz gehört! Er glaubte, die Rechnung der Köchin hätte ſich in die für das Cultusminiſterium verirrt. Ich ſchrieb damals an den Rand: „Salz iſt ein gutes Ding; ſo aber das Salz dumm wird, womit ſoll man würzen! Lucä 14, 34.“ — Du freilich wirſt durch ſolchen „Druck“ auf unſere „arme“ Kirche nicht zum „Rechtgläubigen wider Willen“ gemacht werden; denn nur Römlinge ſehen nicht ein, welche ver-

beſſerte, wahrhaft glänzende Lage gegen früher wir bei alledem in partibus infidelium haben ... Doch nichts vom Kirchenſtreit! Was ſagſt Du zu dem noch immer unter polizeilicher Aufſicht ſtehenden Hunnius? Neulich rief er vor einer Gemeinde, die leider nicht die zu Sanct-Hedwig in Berlin war, ſondern nur die Stadtkirche in Kocher am Fall, ſage die Stadtkirche in Kocher am Fall!: „Sanct-Paulus war ſeines Zeichens ein Teppich-, kein Schleier-Macher!“ Dieſe feine Anſpielung auf Profeſſor Schleiermacher in Berlin fiel natürlich bei uns ganz auf den Weg.

Bona, ich warne Dich nur, Deinem Diöceſanklerus nicht etwa in jugendlicher Begeiſterung Conferenzen vorzuſchlagen, ſchriftliche Arbeiten zum Circulirenlaſſen, Leſecirkel, eine Archipresbyteriatsbibliothek und ähnliche Reformphantaſtereien, die uns arme Einſamkeitsſchlucker und Trübſalbläſer erheben, zerſtreuen und bilden ſollen! Du dringſt damit nicht durch! Stelle Dich blind und taub für alles, was Du ſehen und hören wirſt! Unſere Kirche beſſert ſich einſt, aber nur durch große Revolutionen. Bis dahin emancipire ſich ein jeder für ſich, mache ſich zu einem kleinen Privat-Pantheon der geſunden Vernunft und ſoll ich Dir rathen, ſuche Dir in Wittenberg höchſtens nur die allerälteſten Prieſter heraus, alte ſäculariſirte Benedictiner, einen alten Kapitular, der vielleicht ein armſeliges Zimmerchen im Seminar bewohnt, nur um ſeine Einkünfte für ein paar Schweſtern zu ſparen. Da wirſt Du vielleicht noch einen oder den andern Menſchen finden von Gemüth, von herzverklärtem Geiſt, von lieben alten plauderhaften Er-

innerungen an eine Zeit, wo Leſſing ſeinen „Nathan“ auch für uns gedichtet hat und mancher junge katholiſche Prieſter lieber eine ſchöne lutherſche Predigt von Spalding und Reinhard ablas, als ſelbſt eine viel weniger ſchöne ſchrieb. Da iſt im alten Jeſuitenſtift ein Gang, wo alle Generale der Jeſuiten abgebildet ſind! Sieh ſie Dir an! Einer ſchaut pfiffiger aus, als der andere; die Spanier ſind beſonders ſchlau, die Deutſchen von einer kläglichen Unverbeſſerlichkeit, ſämmtlich, wie es ſcheint, aus der dümmſten Gegend Deutſchlands, aus dem Innviertel; nur einen ſieh Dir recht an, der hat eine furchtbar lange Naſe, ſcheint mir jedoch der gutmüthigſte von allen. Die Naſe iſt ganz nur die Ablagerungsſtätte für die Schnupftabacksdoſe. So ſah der alte Rector dort aus, als ich bei Witeborn lebte und ein alter lieber Freund von mir, ein ehemals jüdiſcher Gelehrter, den ich in Paris kennen gelernt hatte, dort convertirte und ins Seminar trat ... A propos, ſollteſt Du unſern harmonietrunkenen Herrn Löb Seligmann von hier ſehen: die Hafen-Jette läßt ihn grüßen und von ſeinem Tavitchen anzeigen, daß deſſen Beine ſich ſtärken und ſein Geiſt von Tag zu Tag dem des jungen Samuel ähnlicher wird ... Findeſt Du unter den Prieſtern einen ſolchen kleinen alten dicken Mann mit langer Naſe und einer Schnupftabacksdoſe in der Hand, dann grüß' ihn von mir, er kennt mich gewiß. Der alte Rector freilich iſt jetzt todt ...

Sonſt — wenn Du arme Kaplane ſiehſt, für die das Wort Stolgebühren bisher nur erſt im Examen vorgekommen iſt und die am „Freitiſch“ bei ihrem Pfarrer

verhungern müſſen, nun, immerhin, lege für mich aus, Bona, falls Du auf anſtändige Art einige ihrer drückendſten Schulden tilgen willſt und wende ihnen Meßſtipendien zu, ſoviel nur Seelen am Vorhof des Himmels ſchmachten, und laß die armen Tröpfe nicht herumlaufen und um Meſſen betteln und bei jedem Sterbefall lungern, ob auch für ſie ein Knochen von den zweihundert geſtifteten Erlöſungsbitten à 10 Silbergroſchen abfällt! Und findeſt Du am Münſter in Witoborn auch ſo arme, blaſſe, heiſere Vicare, die ſtatt der bequemen Domherren Brevier ſingen müſſen und ſchon um den letzten Ton in ihrer Kehle gekommen ſind (könnte doch Löb Seligmann aushelfen!), ſo zeig dem Biſchof die ſtummen Opfer Roms und ſeufze immerhin in meinem Namen vorläufig wenigſtens um deutſche Sprache ſtatt lateiniſchen Geſangs! ... Lebt denn dort noch die Quart? Muß denn auch da jeder neuernannte Pfründner den vierten Theil ſeines Einkommens dem Biſchof zinſen? O würde das Geld doch angelegt für eines Prieſters alte Tage, wo er freudlos, ohne liebende Hand, die für ihn ſorgt, ohne ein Herz, das ſeine grämelnde Laune erträgt, in das Exemitenhaus ziehen muß oder in einen alten Profeßhof kommt, dieſe Invalidenhäuſer der römiſchen Armeen, wo es zwar keine Stelzfüße, aber arme unglückliche Seelenkrüppel genug gibt! Bona, Bona — nun komm' ich doch in die Reformen! Man ſagt, unterm Mikroſkop wäre unſer reinſtes Quellwaſſer voll garſtiger Infuſorien — und Windbak behauptet das auch und verleidete ſich dadurch ſchon zu lange das Waſſer und trinkt faſt zu viel vom Kocherer Wein —; aber an dem Sold, von dem der Prieſter ſein Daſein beſtreitet, läßt man ihn täglich zu ſchauervoll ſehen,

wo er verkommt, laßt ihn zu naß aus allen Taufbecken in unsere Hand gleiten, wo auch noch jeder Seufzer oder Fluch der Armuth frisch am Gegebenen klebt ... Schule und Kirche, möcht' ich doch so lange, bis die Heiden oder andere Apostel kommen und eine neue Religion bringen, vom Kleinhandel des eigenen Erwerbs befreit sehen.

Priesterwürde! Das laß ich vorläufig gelten! Aber sieh' Dich nur recht um und überzeuge Dich, wie jetzt nur ein ganz gewöhnlicher Unzufriedenheitsstoff, der in der Welt lagert und sich gern möglichst loyal und ohne zehn Jahre Festung austoben möchte, diesen neugepredigten Anhalt an Rom sucht! Der Jakobiner versteckt die rothe Mütze unter der Kapuze, der Provinzialgeist stemmt sich wider die Centralisation, den katholischen Plattdeutschen beschämt das vornehme Air des luther'schen Hochdeutschen, der Jurist vom Code Napoléon will nichts vom Landrecht, die Fürsten im Süden fürchten die Kraft der Fürsten im Norden; blos das, das, das gibt den feurigen Teig des jetzigen Umschwungs wie bei der Bildung der Erdrinde. Die Jesuiten und Jesuitengenossen kennen das alles und kneten den Teig und machen sie auch nur kleine Agnus Dei daraus, all ihre Süßlichkeit riecht nach Pech und Schwefel ... Du wirst Geistliche bei Wittenberg sehen, die so liebfromm sind, daß sie sich nicht mehr die Zähne putzen, blos, weil sie fürchten, dabei Morgens, ehe sie nüchtern Messe zu lesen haben, etwas Wasser zu verschlucken! ... Und worauf beruht diese Dumpfheit des Geistes bei den Bessern? Auf dem Glauben, daß man — Vater, Mutter und Heimat kränke, wenn man irgendwie vom Althergebrachten abgehen wollte! Dem Gemüth schließen sich auch hierin Eigensinn und

Eitelkeit an. Man glaubt, daß man von der Aufklärung wegen äußerlicher Dinge verſpottet werde, wegen ſeiner Ausſprache, wegen ſeiner dürftigen Gegend, wegen der Zurückgebliebenheit ſeiner Städte ... Nun trotzt man, doch auf ſeinen einſamen Höfen und Kampen die Lerche ſo gut trillern hören zu können, wie im ſchönſten Schweizerthal, trotzt, daß man in ſeinen dürftigen Städten doch manches liebe mit wildem Wein bewachſene Haus kenne, manches Fenſter, wo Mädchenköpfe auch hinter Blumen herausſchauen, wenn auch hier die Liebe nur plattdeutſch ſpräche ... Und ſo hält man denn mit Zähigkeit gerade feſt an ſeinem Zopf! Das iſt mit unſerer Kirche überall ſo, ſeitdem die Reformation in dem ſtattlicheren Gewand der Wiſſenſchaft und Bildung einhergehen durfte. Ueberall erſcheint die Ketzerei den Leuten als eine Verhöhnung nicht etwa des Glaubens, man gibt bedenkliche Schäden an ihm zu, ſondern als ein Geringachten — der vielen anderweitigen Gemüthlichkeiten, die ſich für den Menſchen an ſeine Jugend, an — ſeine liebe alte Großmutter anknüpfen ...

In Deutſchland, laß mich in einem Briefe, wie ich ihn ſeit Jahren ſo lang nicht ſchrieb, fortfahren, in Deutſchland ſollte nun die Bildung und die gemeinſame Geſchichte unſers Volks längſt dieſen Zwieſpalt aufgehoben haben! ... Aber jetzt ſieh, wie geſorgt wird, daß der Bruch ein ewiger bleibt! ... Du wirſt im ganzen Stift Heiligenkreuz vielleicht nur ein einziges verſtecktes und beſtäubtes Exemplar vom Goethe, zwei oder drei Exemplare vom Schiller finden, dagegen alle Blumenleſen, alle nervenangreifenden Kräuterapotheken

tretenden Vacanz auch anzunehmen, daß Blasedow gar nicht im Lande existire. „Wer nicht in meinem Gelehrten-Lexikon stehen will," sagte er, „der steht auch nicht auf der Expectantenliste."

Blasedow wußte wohl, was er von seinem Vorgesetzten zu erwarten hatte. Er war aber zu stolz und zu sehr Misanthrop, um sich etwas merken zu lassen. Desto größer sein Unmuth, wenn er allein war. Man hatte diesen Mann schon angetroffen, daß er vor innerem Grimm zerbrechliche Gegenstände zertrümmerte oder daß er Stunden lang in die blaue Luft hinaussah, ohne sich auch im geringsten um seine Umgebung zu kümmern. Seine Frau war nur seine Magd. Er hatte sie mit der Pfarre, wo sie als Wittwe von seinem Vorgänger sitzen geblieben war, mitgeheirathet. Er hielt sie für unfähig, den Horizont seiner Ideen zu erklimmen. Er hatte Niemanden auf der Welt, der es freundlich mit ihm gemeint hätte. Und so, wie sein Herz dachte, dachte er auch nicht, daß er Jemandes bedürfe.

Wir haben jetzt den wunderlichen Mann allein und wollen im nächsten Kapitel die Gedanken zusammenstellen, die ihn auf seinem Heimritte bestürmten. Wenn er uns dabei nur nicht vom Pferde fällt! Er ist im Stande, sich blutrünstig zu traben und dabei noch keine Miene zu verziehen. Er ist einmal davon überzeugt, daß er der unglücklichste Mensch von der Welt ist. Sein Unglück ist aber dies, daß er glaubt, eine Bestimmung ganz und gar verfehlt zu haben.

Er sprach:

unſers Beda Hunnius ... Ich weiß nicht, ob es in Weſterhof jetzt beſſer iſt. Graf Joſeph ging über Stolberg's Horizont nicht mehr hinaus. Levin von Hülleshoven iſt ein geiſtvoller, unterrichteter Mann, ſchrullenhaft jedoch und höchſt afterklug. Die Sicherheit, mit der er ſich ſchon vor vierzig Jahren auf den Bau der Pyramiden verſtand, während ihm jeder Backofen, den er bauen ließ, zuſammenfiel, wird ſich bei ſeinem Leben unter lauter Frauen nicht gemindert haben. Abenteuerliche Gelehrſamkeit iſt alldort ein beſonderes Steckenpferd. In jedem Dorf wirſt Du die rechte Stelle finden, wo Hermann den Varus ſchlug. Iſt es zweifelhaft, wo das Midgard der Aſen lag, wird man immer gegründete Vermuthung für ein Torfmoor bei Eſchede oder eine Wieſe bei Lüdicke haben. Dieſer hinter Vaterlandsliebe ſich verſteckende Hochmuth iſt — allen Deutſchen eigen! Er kommt bei keiner Nation ſo vor, nur Levinus würde vielleicht hinzuſetzen: „Bei den Tſchippewäern“ ... Noch immer ſitzen gewiß die Frauen dort und lauſchen ſolchen Orakelſprüchen und auch Männer genug gab es, die vor der Weisheit des Barons von Hülleshoven den Hut abzogen ... Die Kunſt iſt bewunderungswürdig, mit der der Menſch verſteht ſich eine Gemeinde zu bilden! Selbſt Windhack verſteht das. Windhack und Levinus ziehen eben nicht die Gelehrten in ihr Vertrauen, ſondern die Fiſcher, die Zöllner, die Teppichmacher, nicht die — Plato und Schleiermacher — doch genug von dieſem Kapitel — —

Ich komme auf Weſterhof zu ſprechen, weil ich möchte, daß Du Deine liebevolle Verſöhnlichkeit anwendeſt, um

eine Ausgleichung herbeizuführen zwischen dem Ehepaar Ulrich und Monika. Ich höre, daß die Comteſſe Paula Wunder verrichtet und in die Zukunft ſieht. Bisjetzt hab' ich noch in allem, was ich davon erfuhr, zu viel Aberglauben der dort landesüblichen Sorte gefunden. Du wirſt wol ſo gut ſein, mich darüber ins Klare zu ſetzen; denn an und für ſich hab' ich allen Reſpect vor den geheimnißvollen Ein- und beſonders den — Ausgangspforten aus unſerm räthſelhaften Daſein — Sonſt würd' ich Dich bitten, das ſchöne junge, Dir theure Weſen zu erſuchen, ſich bei den Schickſalsmächten zu erkundigen, was über dieſe Verwickelungen beſchloſſen iſt. Was wir hier ſo aus unſern ſichtbaren Geſtirnen entnehmen können, iſt die kurze und bündige Abſicht des jüngern, minder gelehrten, doch willensſtärkeren Ulrich von Hülleshoven, nächſter Tage nach Witeborn zu kommen, auf Weſterhof ein kurzes und bündiges Wort zu ſprechen und ſein Töchterlein Armgart an ſich zu nehmen. Zugleich flattert wie eine Taube um ihr vom Geier bedrohtes Neſt auch die Mutter und wird, wie ſie mir ſchreibt, nicht verfehlen, das zu beanſpruchen, was ihr gehöre. Da könnten denn alſo dieſe zwei Menſchen ſich gegenübertreten und nach meiner Meinung die oft im Leben vorkommende Scene aufführen, daß ſich zwei Leute gerade deshalb nicht verſtehen, weil ſie aus einem und demſelben Stoff geſchaffen und gerade füreinander beſtimmt ſind. Denn in der erſten Liebeszeit ſucht man ſein Gleichartiges — Du kennſt das nicht — in der zweiten Liebeszeit ſucht man ſein Gegentheil und in der dritten Liebeszeit kommt man auf den richtigen Inſtinct der erſten Liebe wieder zurück und will nur das, was unſerer

Natur gleichartig ist. So ging es diesen zwei Menschen. Ein Zufall verband sie und sie gehörten sich einander. Da kam eine Willensprobe und sie scheiterte an ihren harten Köpfen. Jetzt scheinen sie vollkommen reif, sich gerade so zu lieben, wie man sich eben noch liebt, wenn man Kinder hat, die schon selbst wieder von Liebe sprechen. Auch das trifft zu: Jede Liebe, die sich in spätern Jahren noch bewähren soll, muß eine andere Nahrung haben, als die der erste Jugendlenz schon allein in seinem schönen Blütenduft findet. Ein Drittes muß sie haben, um dessentwillen sie da ist, um dessentwillen sie sich bewährt, nicht blos die übliche „Brücke" der Liebe zu den Kindern, sondern eine Idee und wäre es die Erziehung dieser Kinder, eine Erziehung höherer Art, eine mit Bewußtsein und Gedanken. Immer hab' ich gefunden, daß zuletzt doch in den gleichen Ideen eine unendliche Bindkraft liegt. Zwei Feinde, die sich auch nur Einmal in einer gleichen Idee begegnen, können sich versöhnen.

Bis zu Mariä Verkündigung bleibst Du wol noch in der dortigen Gegend; zur Osterzeit werden sie Deine Schultern in der Kirchenresidenz brauchen. Ich werde bald meine dreijährige „schwere Arbeit" antreten und auch meine „Visitation" an der Donau halten. Frau von Gülpen zittert schon wieder, mich Windhag allein überlassen zu sollen, sich zu denken, daß ich bei meinen alten Kreuzsternordensdamen eines Abends sanft beim Whist einschlummere, ein a tout in der Luken, ein „ich passe" auf den Lippen ... So ging ich am liebsten heim! ... Aber das kommt mir bei dieser Reise noch nicht, ich weiß es; ich habe die Ahnung, daß ich noch viel böse Ungewitterwolken

ſich entladen ſehen ſoll. Der Oberprocurator Rück bot mir eine Commiſſion an, die ich ablehnte. Cardinal Ceccone kommt von Rom als apoſtoliſcher Nuntius an die Donau. Ihm und dem großen Staatskanzler will man die Lage des gefangenen Kirchenfürſten und die Zukunft Deutſchlands ans Herz legen. Don Tiburzio Ceccone zu ſehen wäre mir von Werth; aber von ſeinem Munde dann auch hören zu müſſen, was geſchehen ſoll, um in das Vaterland Leibnizens und Kant's die Luft hinüberzuleiten, die man in den Hörſälen des Collegio Romano athmet — das könnte mein à tout beſchleunigen. Uebrigens droht mir bei alledem eine gewiſſe Beziehung zu Rom. Auch Dir dürfte ſie nahen, wenn Dich Dein Stiefvater in Vertraulichkeiten einweihen ſollte — ich leſe ſoeben, während ich dies ſchreibe — der Kronſyndikus iſt geſtorben! . . .

Ruhe ſeiner Aſche! — — —

Sorge, daß bei allem, was jetzt etwa zur Sprache kommen könnte, nur Prieſter zugegen ſind; denn darin hatte Benno Recht: Der Beichtſtuhl — — —

Genug für heute! Grüße ihn von mir — meinen armen — Zigeunerknaben! Wer weiß, ob ich jetzt nicht endlich mit ihm beredſam werden muß, wenn er mir, ſo wie Du im letzten Sommer, aus Gräbern der Vergangenheit alte Erkennungszeichen — unſerer Sünden bringt —! Haſt Du nichts mehr von dem Leichenräuber vernommen? . . . Grützmacher und Schulzendorf ſind recht verdrießlich — über verfehlte „Prämie“ . . .

Spät Abend iſt's geworden — — Muſik hör' ich ſchon ſeit lange nicht mehr — Die Tante correſpondirt mit ihrer

„Familie“ und will mich durch eine noch immer nicht entdeckte Nachfolgerin ihrer letzten „Nichte“ überraſchen. Dieſe letzte ... kam, hör' ich, um — Deinetwillen! ... Bona, Bona, ich hätte die nicht von mir geſtoßen ... Drei Tage war ſie bei uns und ſie ſind eingeſchrieben in die Chronik der Dechanei wie mit Flammenſchrift .... Selbſt den Tod des Lolo (von dem Du wol noch nichts weißt) ſchreibt die Tante auf Fräulein Schwarzens Rechnung ... Mit Beda Hunnius correſpondirte ſie und die Regierungsräthe laſen — und belachten alle dieſe mit Beſchlag belegten Briefe ... Um ſo ſtolzer erhebt ſie ihr Haupt ... Ich höre, ſie beherrſcht das ganze Rattendyk'ſche Haus und niemand mehr, als — den Oberprocurator ...

Deine Liebe muß alſo — goldene Locken tragen? Muß — im Mondlicht wandeln? ... Seltſam! Seltſam!

Zerreiß dieſen Brief nicht, ſondern — verbrenne ihn! Man hat Fälle, daß zerriſſene Briefe immer noch gegen uns zeugen können, falls man auf den Gedanken käme, nach unſerm Tode uns heilig zu ſprechen ... Ich glaube, Petronella ſetzt alles, was ſie hat und doch noch zu erben hofft, daran, mir nach meinem Tode dieſe unverdiente Ehre zuzuwenden ...

Ich habe ſeit Jahren nicht ſoviel geſchrieben ... Der Tod des Kronſyndikus verſetzt mich — in wehmüthige Aufregung ... Lebe wohl, Bona, und denke nur immer, auch wenn Du vielleicht — — in dieſen Tagen nicht das Beſte von mir vernehmen ſollteſt, ich war ſchwach — ſchwach — um der Liebe willen — — Und ſo fortan wie bislang Dein treuer Onkel.

So erheiternd auch anfangs die Stimmung dieſes Briefes auf Bonaventura wirken durfte, der Schluß regte zu Beſorgniſſen und befremdlichem Nachdenken auf ...

Dennoch verweilte er nicht zu lange bei den trüben Schatten, die mit dieſen Gedankenreihen in ſein Inneres fielen. Zu ſehr hatte er das Bedürfniß des Glücks und jede Vorſtellung nahm bald wieder die holdeſte, freundlichſte Geſtalt an ...

So endete der glücklichſte Tag ſeines Lebens.

In ähnlichen, doch zugleich vom tieflastenden Druck der Furcht beschwerten Stimmungen hielt sich auf seinem Zimmer ein Mann, in dessen Inneres wir zum ersten male einblicken wollen.

Nicht lange hatte Armgart in der schwebenden Pein der Ungewißheit über den Onkel und die Tante zu verharren brauchen ... Einige Augenblicke später, nachdem Bonaventura gegangen, kamen sie von der Gegend auf Witobern zurück ...

Armgart's stürmischen Fragen nach dem Ort, wo sie gewesen wären, nach den Nachrichten, die sie mitbrächten, wurden schroffe Antworten zu Theil. Als sie von einer Verabredung sprach, die hinter ihrem Rücken getroffen werden, um sie dem Vater zu überliefern, schwieg man ... Aber auch sie verstummte plötzlich; denn Wenzel von Terschka sprach, um einen möglichen Zwist im Keime zu unterbrechen, von ihrer Mutter ...

Er nannte Monika von Hülleshoven die Seltenste ihres Geschlechts, einen Edelstein in dem Bunde aller der vortrefflichen Menschen, in deren Nähe er hier zu

leben so glücklich wäre, eine Denkerin ohne die Runzeln der Stirn, die dem Gedankenleben zu folgen pflegten und die Leichensteine der Schönheit würden, eine Gelehrte, ohne daß man an ihren Fingern die Dinte sähe, eine Priesterin an den Altären einer noch unausgesprochenen Religion, die alle Menschen verbinden und glücklich machen würde ...

Auf dies überraschend enthusiastische Wort ermunterte Paula, die selbst noch wie berauscht war von ihrem geschlossenen Bunde mit Benaventura, den Sprecher fortzufahren ...

Armgart unterbrach ihn aber und sagte aufwallend:

Meine Mutter wird in ihrem wiener Kloster keine andere Religion gefunden haben, als die des dreieinigen Gottes!

Auf diese entscheidende Aeußerung trat eine Stille ein und kein behagliches Gespräch ließ sich heute mehr anknüpfen ...

Nach dem Thee trennten sich alle ...

Als Wenzel von Terschka auf seinem Zimmer war, machte es ihm der Diener so zurecht, wie der „Rittmeister" seither gewohnt war immer den Abend noch zuzubringen ... Vor Mitternacht ging er nie zur Ruhe ... Zwei Zimmer mußten erleuchtet sein ... Auf drei, vier Tischen mußten Lampen stehen; denn auf jedem lag ein Actenstoß von diesem oder jenem Inhalt — zu verzweigt war die Geschäftsthätigkeit, der er sich zu widmen hatte ...

Geschäftlich war ihm seither alles vortrefflich ge-

gangen ... Er konnte seinem Gönner und Freunde Grafen Hugo, er konnte der Mutter desselben, jetzt auch schon an Monika Berichte voll erfreulicher Ergebnisse schicken. Die letzten Chicanen, mit denen Rück noch drohte, waren durch seinen Bevollmächtigten, Benno, gemildert worden. Benno verfuhr mit Entschiedenheit, vermehrte jedoch die Schwierigkeiten nicht. Die Parcellirung war von der Regierung genehmigt. Löb Seligmann hatte die einzelnen Bestandtheile taxirt und schon Angebote vermittelt. Seligmann war hin und her; für seine Geschäftsthätigkeit hatte er eine neue Provinz erobert; kehrte er nach Recher zurück, so blies er sich schon jetzt das Horn einer Extrapost für die letzte Station, auf der er diese kleine Prahlerei sich gestatten wollte ... Endlich wurde eine bedeutende Geldsumme sogleich flüssig durch die an Thiebold de Jonge verkauften Waldungen ... Nach Ostern konnte der neue Besitzstand vollständig angetreten werden.

Anfangs war in diesem Kreise Terschka der, der er überall gewesen. Ein Mann von vierzig Jahren und doch noch jugendlich; eine Natur, unheimlich manchem, weil er niemanden Stand hielt, doch erweckte er auch niemanden Furcht oder Besorgniß. Man konnte ihn nur nicht festhalten. Etwas Unstetes lag in seinem ganzen Wesen. Gefällig war er gegen jedermann. Seiner schmächtigen, zierlichen, gewandten Gestalt stand es, da einen Strickknäuel aufzunehmen, dort einer Cigarre Feuer zu geben und dabei doch schon wieder einen Befehl zu ertheilen, den er halb schon selbst ausführte. Thiebold fand ihn sogleich superlativ. Terschka schoß einen Vogel im Fluge,

selbst im währenden Reiten. Seine Kunst, die Pferde zu zügeln, war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Dennoch sagte Benno gleich, nachdem er ihn einige Tage lang beobachtet hatte: Dieser Mann ist nicht schlecht und doch hat er kein gutes Gewissen! ...

Von der verfehlten Begrüßung der Gräfin Erdmuthe war Terschka ganz in der Aufregung zurückgekehrt, die der letzten geheimen Zwiesprache zwischen Monika und der Gräfin entsprach, die den Uebertritt derselben zum Lutherthum und eine Vermählung mit Terschka wünschte. An dem Abend bei Peter Rattenzyk hatte er ganz wieder in das Innere dieser jungen Frau blicken können, die sich, wie Luther sich aus Rom die Reformation, so aus einem Kloster die Freiheit des Denkens geholt hatte. Er begleitete sie, noch vor dem Auflauf in den Straßen, noch vor dem militärischen Conflict mit den Vereinen, in ihr Hotel, mußte aber Abschied nehmen, da seine Rückreise eines Gerichtstermins wegen unerläßlich war ... Nun schrieb er ihr ... Sie antwortete ... Es waren Briefe der Convenienz, wirkliche oder gesuchte Geschäftsanfragen ... Monika antwortete kurz und wich Dem aus, was ihre Empfindungsweise hätte misdeuten können ... Terschka hatte keine Berechtigung, auf das Herz dieser Frau zu rechnen ... Eine Frau empfindet bald, ob eine Werbung aus dem tiefsten Bedürfniß des Herzens oder nur aus der Phantasie entspringt ... Letzteres schien bei Terschka der Fall. Diese seltsame Naturerscheinung, silbergraue Locken auf einem halben Mädchenantlitz, kindliche Reize verbunden mit einem durchaus geistigen Leben — Terschka hatte sich in den Strudeln

## Zweites Kapitel.

### Reitende Phantasieen über die Bestimmung des Menschen.

„Gott verdamm' mich, was für ein elender Schuft von Leihbibliothekar ist das! Und die durchgefallene Preisaufgabe — er wird mich bei allen seinen Kunden lächerlich machen . . . . . Es thut nichts. Was die eine Schulter bis jetzt getragen hat, trägt wohl auch die andere noch. Auch das Unglück hat sein Angenehmes, wenn es nur sicher und entschieden und im Gleichgewichte ist. Besser, wenn man doch einmal hängen muß, daß einem auch noch die Hände gebunden werden. So zappelt man wenigstens nicht und vermehrt durch die Qual, sich helfen zu wollen, die Qual, sich nicht helfen zu können."

„Pech ist das beste Wort für meine Lage; wer sich damit besudelt hat und will sich davon befreien, greift, je mehr er greift, sich alle Hände voll. Ist es hier los, so sitzt es da fest. Von der linken Hand bekomm' ich's in die rechte; ich will mir den Schweiß abtrocknen und hab' es im Gesicht. Wen der Herr einmal zeichnen will, den zeichnet er in Oel und in Kreide, mit Trübsal und mit Schulden."

der Welt genug umgetrieben, um diese Verbindung neu und anziehend zu finden. Wie Terschka auch jugendlich aussah, im Grunde war er ermüdet. Vielleicht hätte er eine edlere Ruhe finden mögen. Vielleicht hätte er gern die Waffen der List und der Kühnheit, die er zwanzig Jahre lang geführt, niedergelegt zu den Füßen einer Liebe, die ihn dann immerhin hätte tyrannisiren mögen. Vielleicht hatte er das Bedürfniß, gut zu sein oder sehnte sich nach Erhebung. Frauen, die in sich gefestet sind, vermögen viel. Schon Gräfin Erdmuthe, die Terschka und ihr Sohn, Graf Hugo, vielfach betrogen hatten, hatte ihn gemildert, gezähmt und als dann eine Monika in diesen Lebenskreis eintrat, empfand Terschka für sie wie für ein Wesen, das ihn, so sagte er auch schon in Wien, von sich selbst befreien könnte und neugeboren werden lassen . . .

Seit einigen Tagen kam in Terschka's Wesen etwas, was Benno's Wort vom bösen Gewissen zu bestätigen schien . . . Vollends seit der Rückkehr vom Leichenbegängniß, seit dem gestrigen Abend im Finkenhof war Terschka wie zerstört . . . Er unterzog sich seinen täglichen Geschäften, er rechnete unten im Rentamt mit den Beamten, sorgte für die Vorbereitungen der großen Jagd, war heute wieder früh in Wittoborn, Nachmittags in Heiligenkreuz gewesen, besorgte seine Briefe, würzte das Gespräch mit Anekdoten, sprach über die Schweiz, Frankreich, Italien — in Rom war er mehr zu Hause, als er zu gestehen liebte — aber seine Sätze waren abgerissen, seine Uebergänge unvermittelt, seine Antworten zerstreut . . .

Gleich gestern Abend, wo er vom Finkenhof heimgekehrt war, hatte er sein Zimmer zugeschlossen, die Lampen, die er angezündet fand, ausgelöscht bis auf eine, hatte die Vorhänge niedergelassen, als könnten die Pappeln von draußen verrätherisch hereinlugen, hatte seine Kleider abgezogen, sich — vor den Spiegel gestellt, das Hemd zurückgeschlagen, den Aermel aufgestreift und — auf den linken Arm in dem Moment sein Auge gerichtet, wo es klopfte ... Erbebend stellte er die Lampe nieder, ließ den Aermel herabgleiten und rief: Wer da? ... Ein Diener brachte ihm den Brief, den Armgart hatte unterschlagen wollen ...

Nur allein dieser Brief konnte ihn zerstreuen und beruhigen ... Er erbrach ihn, las ihn, las ihn wieder ... Es waren nur einfache Berichte über die Summen, die die Gräfin im Hotel zu bezahlen hatte ... Mittheilungen über ihren Aufenthalt, den Monika nicht mehr verlängern wollte, obgleich sie ihn in einem bescheidneren Zimmer des Hotels genommen hatte ... Nachrichten über die Ankunft der Gräfin in London und die erste Bekanntschaft mit Lady Elliot ... Kleine Neckereien auch über Lucinde, die Monika näher kennen gelernt hatte und die sie ihm um so mehr empfahl, als ihre Schönheit und ihr Geist an jenem Abend ihn ja, wie sie schrieb, sofort gefesselt und an eine glückliche Vergangenheit erinnert hätte — an jenen Pferdeankauf im Holsteinischen für Hugo's Regiment — Aber nicht ganz fand Terschka seine Heiterkeit wieder ... Gestern war auch heute nicht ... Der Bruder Hubertus konnte nicht erwähnt werden, ohne daß er erröthete ...

Soviel er auch heute in der Gegend umherſtreifte, er konnte ihm nicht begegnen ... er wünſchte das und fürchtete es wieder ... Zum Kloſter Himmelpfort zog es ihn und wieder jagte es ihn geſpenſtiſch aus deſſen Nähe ...

Zu den Beſorgniſſen, die ihn erſchreckten, kam die Entdeckung, die im Benehmen Armgart's lag ... Warum hielt ſie ihn heute ſo feſt nach Paula's Viſion? ... Was wollte ſie überhaupt ſchon ſeit lange mit ihm? ... Errieth ſie ſeine Liebe für ihre Mutter? ... Mistraute ſie dem Briefwechſel, von dem ſie ſich unausgeſetzt erzählen ließ? ... Heute war das auf der Wanderung von Heiligenkreuz mit ihm ein Ton geweſen, der ihn völlig befremden mußte ... Daß Thiebold und Benno um Armgart warben, ſah er, und ein keineswegs zu ſcharfes Auge gehörte dazu, ſich zu ſagen, daß letzterer der Bevorzugte war ... Und dennoch, dennoch begann Armgart ſeit einiger Zeit ihm eine Theilnahme zu ſchenken, die ihn zu verwirren anfing ... Was hat nur das ſeltſame Mädchen? ſagte er ſich ... Auf der Wanderung heute kam ſie von der Mutter ab und ſprach wie im Traum, bis Terſchka ihr geſchworen hatte, er wiſſe nichts von der Nähe ihrer Mutter ... Selbſt heute Abend ihr: „Gute Nacht, Herr von Terſchka!“ — wie klang das ſo ſüß und herbe zugleich, ſo innig und doch ſo beklommen, ſo abſichtlich und doch ſo zurückgehalten! ...

Heute wieder ſchloß ſich Terſchka ein, was er ſonſt nie that ... Wieder konnte er erſchrecken vor jedem unerwarteten Geräuſch ... Dem Diener, der ihm die Zurückkunft des Roſſes von Heiligenkreuz meldete, ſagte

er bei Gelegenheit des Namens Schneid: Iſt das Der, der geſtern auf dem Finkenhof unter dem Schutz des buckeligen Stammer erſchien und falſch geſpielt haben ſoll? ... Er hörte aber nicht weiter auf die Mittheilung, daß Baron Levinus dem Vagabunden nur noch eine dreitägige Friſt als Probe ſeiner Haltung geſtattet hätte ... Venaventura hatte auf Bitten des alten Tübbicke ſelbſt ein Fürwort für den ihm unbekannt gebliebenen, ja ihn vermeidenden Fremdling eingelegt ...

An Monika hatte Terſchka jetzt ſchreiben wollen. Er wollte ihr Vorwürfe machen, daß ſie beabſichtigte, wie er von andern hören müſſe, in die Gegend zu kommen, ohne ihn in Kenntniß zu ſetzen. Verdien' ich Ihr Vertrauen nicht? hatte er ſagen und ſein ganzes Gefühl ausſtrömen wollen ... O, ich ahne es, Sie werden ſich mit Ihrem Gatten verſtändigen! Ihr liebliches Kind wird Sie beide verbinden! Die Hoffnung meines Lebens iſt dahin! ...

Nie hatte er ſo zu Monika geſprochen ... Sollte er es heute wagen? ... Heute? ... In den Stimmungen, die ihn ſeit einigen Tagen erfüllten! ... In dieſen aufgeweckten Erinnerungen, in den quälendſten ſeines Lebens? ... In Ahnungen, Schreckensausſichten, die ihm plötzlich gekommen waren bei Nennung des Namens — Vosbeck? Bei Erwähnung jener beiden Knaben, die Hubertus einſt aus dem Feuer rettete?

Erzählen wir von Wenzel von Terſchka die Wahrheit.

1798 war er geboren und in der That ein Böhme und in der That vom Adel, wenn auch vom ärmſten.

Sein Vater, einer herabgekommenen Familie angehörend, diente zur Zeit der franzöſiſchen Revolutionskriege im

österreichischen Heere und stand bei Kinsky-Ulanen in jener Heerabtheilung, die anfangs unter Wurmser, später unter Erzherzog Karl gegen die französische Republik am Neckar, Rhein, an der Mosel mit abwechselndem Glücke focht. Seines Adels und Alters ungeachtet war seine Stellung nur gering. Er hatte Lieutenantsrang und bekleidete die Functionen eines Regimentsquartiermeisters. Ihm, der auf dem Marsche immer für die sichere Unterkunft der andern sorgen sollte, begegnete es, daß er bei einem Ueberfall selbst von seinem Regiment abgeschnitten und gefangen genommen wurde. Die französischen Armeen hatten sich damals in Nassau und bis nach Hessen hin festgesetzt, der Gefangene blieb am Rhein in der alten Stadt St. Goar. Seine Lage war hart und zog sich in die Länge ...

Es war die Zeit des Rastadter Gesandtenmordes, der die Welt mit Entsetzen erfüllte — man fürchtete Rache an jedem gefangenen Oesterreicher ... Der Quartiermeister von Terschka war verheirathet. Seine Frau gehörte dem niedern Bürgerstande an. Ursprünglich war sie eine wohlhabende Bäckerswitwe in einer böhmischen Stadt, die in zweiter Ehe ihr Geschäft verpachtet hatte. Die wenig gebildete, kaum halbwegs deutsch sprechende Frau besaß reichlich die Mittel, um dem, wie sie zu ihrem Schrecken in Erfahrung brachte, gefangenen Gatten zu folgen, setzte sich auf die Post, reiste an den Rhein, kam in St. Goar an, verfiel jedoch, kaum im Wirthshaus abgestiegen, vor Anstrengung und Aufregung in eine Krankheit, die ihr und beinahe auch einem Kinde, das sie unterm Herzen trug, das Leben kostete ... Obgleich sie schon in zwei Monaten Mutter werden mußte, hatte

ſie ſich dennoch dieſe Reiſe zugetraut ... Sie erlitt eine Frühgeburt und ſah ihren Gatten, der von der oberhalb der Stadt gelegenen Feſtung herbeieilte, nur wieder, um für dies Leben von ihm Abſchied zu nehmen ... Die Wache, die ihn begleitet hatte, ſtand voll Rührung. Es war ein herzzerreißender Anblick ... Die ſchon an Jahren vorgerückte Frau erlag dem Opfer ihrer Liebe. Wenzel, wie die Nothtaufe das kaum athmende Kind nannte, war ein Siebenmonatkind. Daher die eigenthümliche Unfertigkeit und ſcheinbare Unreife in ſeinem ganzen Weſen ... Die Hebamme nahm das halbtodte Kind an ſich, beſorgte das Begräbniß der Mutter, der Vater ſchrieb um Mittel nach Böhmen ...

Eine ſchmerzliche Zeit verging dem Gefangenen auf der Feſtung Rheinfels, die oberhalb des Städtchens St. Goar liegt. Der Raſtadter Geſandtenmord ſchien die Ausſicht der Ranzionirung zu vereiteln und ließ eine Abführung ins Innere Frankreichs erwarten. Die aus Böhmen erhofften Gelder blieben aus. Der Krieg wüthete am Main und bedrohte ſogar ſchon Thüringen ... Die Hebamme war keine beſonders wohlwollende Frau. Sie hatte Noth mit dem ſchwer zu erhaltenden Kinde und drang auf eine Verpflegung bei andern Leuten, zu der dem Vater die Mittel fehlten ...

Ein Mitgefangener hörte das Seufzen und die Klagen des unglücklichen Kriegers, hörte das Schreien ſeines Kindes, das man ihm zuweilen brachte, und ſchlug ihm durch die Wand, die ihn von ſeinem Nachbar trennte, eines Tages vor, das Kind an ſeine Frau zu übergeben, die heimlich unten im Orte wohne, ſelbſt

nur ein Kind hätte und einem zweiten gewiß bis auf weiteres eine treue Mutter sein würde ... Für die Heimlichkeit des Aufenthalts seiner Frau in dem Orte gab er Gründe an, die so stichhaltig schienen, daß der Tiefgebeugte kein Arg hatte .. Terschka bewegte sich freier, als der Mitgefangene, der kein erwiesener Verbrecher war, sondern nur wegen mangelnder Legitimation, doch streng gehütet, gefangen saß ...

Die Noth und die Hoffnung auf baldige Ranzionirung bewogen Terschka's Vater, auf den Vorschlag einzugehen. Er erkundigte sich nach seinem Nachbar und nun erfuhr er freilich, daß es ein Mann war, den man für einen Gauner hielt. Es war ein Jude. Man vermuthete, daß sein angeblicher Name Sontheimer schwerlich sein rechter wäre, setzte aber hinzu, daß man sich auch irren könnte. Daß seine Frau im Orte lebte, wußte niemand und da Sontheimer zu dringend gebeten hatte, daß sie nicht genannt würde, schwieg der Kriegsgefangene und ließ sein kaum lebensfähiges Kind an den ihm von seinem Nachbar näher beschriebenen Ort, eine enge, dunkle Gasse dicht am Rhein, bringen ... Wie die Umstände waren, war das ein Glück für den Kriegsgefangenen, der durch eine so traurige Verkettung von Umständen um seine Freiheit, um sein Weib kam und noch obenein die Sorge um ein Kind vom Schicksal auferlegt erhielt! ... Haus und Herd gab es damals für Tausende nicht mehr ... Mit den Armeen zugleich zogen die Bewohnerschaften zerstörter und geplünderter Ortschaften mit Weib und Kind und wo sich Waaren und Gelder hingeflüchtet hatten, da lauerte die Nachstellung und der

Ueberfall jener Verbrecherbanden, die wie giftige Pilze nach dem Regen aufschossen im ganzen verwüsteten nordwestlichen und südlichen Deutschland ...

Der Kriegsgefangene erhielt noch immer seine Freiheit nicht und dachte oft, obgleich der dazu nöthigen Mittel entblößt, an Flucht ... Auf der Festung hatte er freieren Aus- und Eingang, als die andern ... Der Jude Sontheimer wurde nicht ins Freie gelassen, sondern wie der gefährlichste Verbrecher gehütet, ohne daß man ihm etwas vorwerfen konnte ... Seine wilden Flüche erschreckten oft seinen Nachbar ... Voll Entsetzen dachte er an die Aufbewahrung seines Kindes in solchen Händen ... Besuchte er aber dann wieder Sontheimer's Frau, so fand er ein schönes junges Weib, das ihn zwar nur halb verstand (sie war eine Holländerin); aber die Ermahnungen des Kriegers wirkten so lebhaft auf ihr Gemüth ein, daß sie oft Thränen vergoß ... Da wurde ihm freilich klar, daß es mit Sontheimer nicht richtig stand; er forschte dahin und dorthin, suchte, ob sonst niemand sein Kind an sich nehmen wollte ... Aber noch blieb ihm jede Hülfe vorenthalten ... Die Spuren einer so weichen Gesinnung bei jener jungen Jüdin bestachen ihn ... er ließ sein Kind um so mehr in ihrer Pflege, als sie auch die hingebendste war ... Es kostete bei der schwächlichen Gesundheit des winzigen Knäbleins nicht wenig Aufmerksamkeit, sein Leben zu erhalten ... Diese Pflege würde ihm in so wilder Umgebung, bei diesen Durchzügen und Einquartierungen von niemand anders gleich liebevoll und uneigennützig geleistet werden sein ...

Allmählich entdeckte der Gefangene durch die Wand-

gespräche die wirkliche Gefährlichkeit seines Nachbars ... Der Jude beschwor eines Tages den Krieger, den Gefängnißwärter niederzuschlagen und ihm die Schlüssel zu rauben ... Würden sie auf diese Art frei, so wollte er ihn „fürstlich belohnen" ...

Nun begriff der Kriegsgefangene vollkommen den Verdacht der Sicherheitsbehörden ... Die Welt war damals von Schrecken erfüllt vor jenen großen Verbrecherbanden. Durch die schlechte Justizpflege der Grenzgebiete Deutschlands und besonders der vielen geistlichen Regierungen hatten sich von Straßburg bis zum Niederrhein alle zerstreuten Elemente des Gaunerthums und der Heimatlosigkeit vereinigt und vorzugsweise durch die überwiegende Theilnehmerschaft der Juden wurde bewiesen, wie es sich an der christlichen Gesellschaft rächt, wenn sie die Juden in einem abgeschlossenen Trupp, in der Verweigerung der Ansiedelung und freien Erwerbsübung erhält. Man zitterte vor Abraham Picard, der unter hundert Verkleidungen und täuschenden Entstellungen seiner Person immer den Händen der Justiz zu entschlüpfen wußte und von Holland bis zum Spessart mit seinen Genossen und überall versteckten Helfershelfern raubte und sengte ...

Mit sich kämpfend, was zu thun seine Pflicht war, stand der Kriegsgefangene verzweifelnd zwischen dem Verlangen, die Behörden auf die Gefährlichkeit seines Nachbars aufmerksam zu machen und zwischen der Sorge für sein Kind ... Voll Vertrauen zum Herzen des jungen Weibes wollte er sie zu Rathe ziehen ... Von seiner ihn immer begleitenden Wache geführt, kam er in die

Stadt und in jene dunkle Gasse. Er sucht die Pflegerin seines Kindes, tritt in ihr Zimmer und findet die Jüdin entflohen ... Mit beiden Kindern war sie seit einem Tage verschwunden ... Außer sich, hielt er jetzt mit keiner seiner Enthüllungen, wenigstens über die heimlich in der Stadt anwesende Frau des Gauners zurück. Sontheimer wurde mit ihm confrontirt. Er stürzte auf den Verbrecher zu, den er zum ersten mal in ganzer Gestalt sah, verlangte Auskunft über den Ort, wo sich sein Weib verborgen haben könnte und hörte nun, wie dieser kecke, wilde, trotzige Mensch, von dem er bisher nur den aus dem vergitterten Fenster gesteckten Kopf gesehen hatte, sich mit einer Verschlagenheit herauszureden wußte, daß er aus Furcht vor Rache an seinem Kinde Anstand nahm, noch alles Fernere zu gestehen, was ihm Sontheimer zugemuthet hatte. Listig sagte dieser: Es ist nicht mein Weib gewesen, sondern das Weib eines andern, der mir schuldig ist und den ich in Nimwegen verklagen muß, wenn ich auf freiem Fuß bin! Laßt mich ziehen! Ich heiße Sontheimer, bin ein ehrlicher Mensch und werde euch die Frau in Nimwegen zeigen, wo sie auf der Utrechter Gracht wohnt!

Geschrieben wurde nun freilich hin und her. Aber gerade dem Niederrhein zu und in Holland wüthete die Kriegsfurie. Städte geriethen in Brand; in nächster Nähe waren die Bauern der Lahngegend, Hessens, am Main bis zum Spessart hinauf als Landsturm organisirt, — mitten in die von der Batavischen Republik heraufziehenden Heere hinein konnte sich der österreichische Krieger noch weniger wagen, selbst wenn er entfloh. Aus Sontheimer war

„Ich weiß auch keinen Ausweg zu finden. Ich bin gerade an mein Unglück losgeritten, wo ich es doch mit klaren Augen vorhersah, ehe ich noch drin war. Ich hätte in irgend einen Graben springen sollen, als das Schicksal so breitspurig auf der Landstraße angefahren kam und über mich wegkrachte."

„Ich sah ja vorher, was aus der Armen- und Pandora-Büchse des Landpfarrerlebens für Geschenke herauskommen mußten, und schlug doch dieser miserablen Existenz zu. Denn das ist das Eigene im Unglücke, daß man kleinere Uebel immer durch größere heilen will, daß man schon in der Abwechslung seiner Schicksale eine Verbesserung derselben erblickt, mag man nun auch den Candidaten durch den Landpfarrer, ja, man kann wohl sagen, den Teufel durch Beelzebub heilen und austreiben wollen."

„Alle unsere Wissenschaften, all' unser Lernen und Magisterwerden schneidet nur die Krücke, an welcher wir uns halten müssen bei der Lahmheit und Hinfälligkeit, die wir eben nur durch jene Hülfsmittel selbst bekommen haben. Alles Zeug, was wir treiben müssen — ja, wir nennen es unsere Rettung, unseren Hafen, und gerade dies ist nur allein Schuld dran, daß wir Schiffbruch leiden. Ueber unserer Sorge für das Alter werden wir alt. Um uns nur in späteren Jahren mit diesem oder jenem heilen zu können, machen wir uns selbst ungesund."

---

Als Blasedow bis zu dieser Stelle seiner davidischen Dorf-Psalmen gekommen war, hatte er schon das Städtchen hinter sich und beugte feldeinwärts über einen sehr holperigen Weg, der ihn aber nicht hinderte, in seinen zornigen Träumereien so fortzufahren:

nichts mehr herauszubekommen. Auch da nicht, als endlich der Kriegsgefangene frei und mit vorgeschriebener Reiseroute an die Oesterreicher zurückgegeben wurde. Er durfte nicht etwa in seine Heimat zurückkehren, er mußte nach Italien gehen, wo gerade Suworow die Russen und Oesterreicher gegen die Franzosen führte. Mit blutendem Herzen trat er seinen ihm vorgeschriebenen Weg an, ließ bei dem „Maire" von St.-Goar die Erkennungszeichen des flüchtigen Weibes und seines Kindes zurück, bat einige freundlichgesinnte Herzen um Nachrichten, wenn ihnen eine Kunde käme oder wenn der Jude Sontheimer entlarvt würde, und ging über Mainz nach Baiern, von dort über den Vorarlberg nach Tirol und Italien, wo er in der blutigen, für Oesterreich siegreichen Schlacht bei Novi den Tod fand.

Abraham Picard, der gefürchtete Räuber war es selbst gewesen, der bald nach der Entfernung des unglücklichen Kriegers in seinem Gefängniß auf dem Rheinfels ausbrach und noch eine Reihe von Jahren hindurch der Schrecken des Landes blieb. Jene junge Frau war in der That nicht sein Weib, sie war seine Schwiegertochter. Ihr Mann, sein Sohn Heynm Picard, verschaffte ihm zuletzt die Mittel zur Befreiung, nahm aber schon vorher sein Weib zur Sicherung mit sich hinweg. Abraham starb auf dem Schaffot, als die gemeinschaftlichen Maßregeln aller Regierungen diesem Raubwesen ein Ende machten. In den Niederlanden bildeten sich Freiwilligencorps, um den in ihren Schlupfwinkeln verschanzten Räubern förmliche Treffen zu lie-

fern. Oft nach einer Gegenwehr, deren Heldenmuth einer beſſern Sache würdig geweſen wäre, fielen die Häupter der Gefangenen bei den Franzoſen unter dem Beil des Henkers, bei den Holländern wurden ſie gehängt, manche kamen für Lebenszeit auf die Galeere. Den der Verdächtigen oder den unzurechnungsfähigen Kindern der Verbrecher brannte man Erkennungszeichen auf die Haut, um ſie controliren zu können und ihrer Verſtellungskunſt zeitlebens ſicher zu ſein. Die Kinder gab man unter die Obhut beaufſichtigter Familien.

Auf dieſe Art wuchſen Wenzel von Terſchka und Jean Picard zuſammen auf in einem holländiſchen Dorfe hart an der deutſchen Grenze . . .

Die Mutter des letztern erlag den Anſtrengungen und den Mishandlungen ihres Mannes Heynm Picard ſchon vor deſſen Gefangennahme auf franzöſiſchem Gebiet und ſeiner Abführung auf die Galeeren von Breſt. Sie hinterließ ihren Pflegling ſowol, wie ihr eigenes Kind der Aufſicht eines ältern Knaben, der bei einem Müller Namens Sterz in Arbeit ſtand — Hanne Sterz, die wir von den unterirdiſchen Gängen des Profeßhauſes in der Residenz des Kirchenfürſten kennen, war einſt das Weib eines Hehlers, der auf einer einſam gelegenen Mühle den Gaunern in die Hände arbeitete. Mittel zum Unterhalt fehlten nicht, ſogar die reichlichſten gab es. Dieſer ältere Knabe hieß Franz Bosbeck und gehörte jener Familie des Jehn Bosbeck an, eines Chriſten und ehemaligen Offiziers, den ſein diſſolutes Leben bis in die Berührung mit den verworfenſten Kreiſen der Geſellſchaft führte

und der ſogar ſeinen chriſtlichen Glauben abſchwur und Jude wurde. Als ſeinen und ſeines Bruders Jan Frevelthaten ein endliches Ziel geſetzt wurde, als eine mit beiſpielloſer Kühnheit ausgeführte Flucht aus einem Thurm in Nimwegen, wo Jehu Bosbeck neunzehn Monate mit den Füßen in Waſſer ſtand, das Signal zu einer gemeinſamen Verfolgung auf Tod und Leben wurde, zogen ſich alle zerſtreuten Familienglieder, die thätigen und die nur behlenden, in einem Verſteck zuſammen, einem Meierhof, der einem Mitverſchworenen gehörte. Hier wurden ſie umzingelt. Es gab einen Kampf, wie im offenen Kriege. Von Kugeln durchbohrt ſanken die Verbrecher, die ſich mit Verzweiflung wehrten. Ueber Leichen hinweg ſtürmten die Corps der Freiwilligen. Die Flammen ergriffen das ganze Anweſen. Das Hauptgebäude, ein ſtattliches Wohnhaus, war durch die gefüllten, in Brand gerathenen Fruchtſcheuern eine einzige Feuersglut. Da war es, wo der vierzehnjährige Mütterburſch Franz Bosbeck, ein Verwandter des Hauptführers, zwei Stockwerke hoch aus den Flammen ſprang, in jedem Arm einen Knaben, Wenzel von Terſchka im linken, Jean Picard im rechten .. Wohlbehalten kam er auf den Boden; die rauchenden Trümmer verbargen ihn in ihrem dampfenden Gewölk, er entfloh, rettete ſich zu jener Mühle zurück und als auch dieſe in Aſche gelegt wurde, irrte er mit ſeinen beiden jammernden Pflegbefohlenen, abwechſelnd bald den Einen, bald den Andern tragend, hinaus in Nacht und Verzweiflung ... Terſchka war damals fünf Jahre alt, Picard etwas älter ...

Noch zuweilen ſchreckte Terſchka die Erinnerung an dieſe früheſten Lebenseindrücke wie ein Fiebertraum. Heute waren es wilde, leidenſchaftverzerrte Geſichter, wie ſie Rembrandt und Honthorſt malte, die er bei Laternenſchimmer würfeln, Karten ſpielen, zechen ſah ... Dann wieder ſah er Gold- und Silbergeräth aufgehäuft, Säcke mit klingender Münze getragen ... Wieherndes Lachen ſchallte daher dahin. Plötzlich ängſtliche Ausrufe des Schreckens über Verrath ... Dann blinkende gezückte Meſſer, geladene Piſtolen ... er hörte fluchen aus einer Miſchſprache von Holländiſch, Deutſch, Jüdiſch und Franzöſiſch ... Nichts aber hatte ſich unauslöſchlicher ihm eingeprägt, als jener Schreckensaugenblick des Brandes, des Hülfejammerns, des Sprunges aus dem Fenſter. Alles das ſtand noch oft vor ſeiner Seele und doch war es ihm ſchon lange, als könnte es nicht geweſen ſein und wäre nur die mit der Wirklichkeit verwechſelte Erinnerung einer Erzählung. Aber das Schreckenvolle dieſer Erinnerungen wurde durch ein auch ihm eingebranntes Mal immer wieder neu beſtätigt. Er erhielt dies Mal ein Jahr nach jener Flucht. Zwar hatte ſie ein der Hehlerbande zugehörender Scharfrichter aufgenommen. Ein Jahr wohnten ſie am Fuße eines Hochgerichts. Hier, wo die Gerippe todter Pferde im Hofe moderten, hier unter den abſcheuerregenden Verkommniſſen des Abdeckens, hier unter den Zurüſtungen von oft maſſenhaften Hinrichtungen lebten die drei Flüchtlinge, bis ſie dem Scharfrichter zur Laſt fielen und von ihm der Regierung ausgeliefert wurden. Dieſe gab ihnen den Stempel und lieferte den älteſten zu Schiffe nach

Java; den zweiten gab sie nach Frankreich, wo sein Vater in Brest auf den Galeeren saß; den dritten gab sie einer zufällig in Rotterdam anwesenden Kunstreitergesellschaft. Auch diese Trennung von seinen beiden Gefährten war Terschka unvergeßlich. Der gutmüthige Franz Bosbeck weinte zwar nicht, wie er und Jean Picard thaten, aber er schied von seinen Pfleglingen mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

Wenzel von Terschka war von seinem achten Jahre an bis zum funfzehnten Kunstreiter. Er kannte im allgemeinen seine Herkunft, sie wurde ihm sogar nach den Untersuchungsprotokollen und den Aussagen des Hevum Picard gerichtlich bescheinigt: aber noch lag die Welt in allgemeiner Kriegsnoth und eine Eroberung der Vater- und Heimatsrechte setzte damals, als Napoleon mit Oesterreich im Kriege lag, für ein unmündiges, so wenig empfohlenes Kind niemand durch. Halb Europa durchzog Wenzel von Terschka mit einer holländischen Kunstreitertruppe. Bald war der Knabe der Liebling der Gesellschaft des berühmten Jän van Prinsteeren und auch der Liebling des Publikums. Seine Behendigkeit und Gewandtheit übertraf alles. Im bunten Kleide auf dem Rosse, in Paris, in London, in den Seestädten erregte er Bewunderung, bis er einst in Amsterdam Unglück hatte und ein Bein brach ...

Der große Völkerkrieg gegen Frankreich begann jetzt, die Truppe löste sich auf. Ein aus Java heimkehrender Schweizersoldat nahm den langsam Geheilten mit sich nach seiner Heimat, nach dem Canton Unterwalden ...

Zu Stanz war es, am Vierwaldstättersee, wo 1816 für

die neue Befestigung der restaurirten italienischen Staaten schweizerische Mannschaft geworben wurde. Wenzel von Terschka, achtzehnjährig, nahm Handgeld von den römischen Werbern, die, wie dies für Neapel geschah, so auch für den Kirchenstaat, eine ansehnliche Truppenmacht zum Schutz für unzuverlässige, erst neu hergestellte Zustände zusammenbrachten. Als Lanzenreiter ging er nach Rom ...

An Gelegenheit, sich auszuzeichnen, fehlte es dem äußerlich zwar unscheinbaren, aber mit einer wunderbaren Elasticität begabten Jüngling nicht. Seine Reitkunst übertraf alles. Auch Muth und persönliche Tapferkeit waren ihm nicht abzusprechen, obgleich seine Weise von der seiner fester und sicherer auftretenden überwiegend schweizerischen Kameraden abwich. Die Schweizersoldaten sind in der Fremde das volle Abbild der heimischen Cantonalzustände; ihre Mannszucht ist von einer unerbittlichen Strenge; der Verkehr der aus den alten Landesgeschlechtern gewählten Offiziere mit den Gemeinen ist ein streng geschiedener, das Hinaufrücken in höhere Stellen ein den letztern völlig unmögliches. Indeß wurde Wenzel von Terschka Instructor der Reitschule. Voll Unmuth über die Dienstenge jedoch und von einem sein Gemüth durchwühlenden Ehrgeiz getrieben offenbarte er sich dem Geistlichen der Truppe. Dieser gehörte den Schweizern selbst als Feldprediger an und erwarb ihm keine Erhörung seiner Wünsche um höheres Avancement. In dem deshalb immermehr sich steigernden Unmuth verlebte Terschka auf dem schönen classischen Boden qualvolle Jahre. Die täglichen Uebungen auf der römischen Campagna, in der Sonnenhitze, auf den dürftigen, schon vom Rosseshuf so vieler Kriege und

Völkerwanderungen zerstampften und um jede Fruchtbarkeit gebrachten Heideflächen stimmten ihn oft zur Verzweiflung. Er versuchte den Uebergang zu den Truppen, die inzwischen von der päpstlichen Regierung selbst organisirt wurden; aber sein empfangenes Handgeld verwies ihn in die Reihen der Krieger, bei denen er nun einmal stand. Zuletzt reclamirte er seine Unterthanenschaft beim kaiserlich österreichischen Botschafter, durch dessen Kanzlei ihm auch die von ihm erbetenen Eröffnungen über seine in Böhmen befindliche Familie und sein mütterliches Vermögen zukommen sollten. Aber der strenge geregelte Gang des ganzen römischen Lebens, diese sich überall dort (wie in einem weitläufigen Palast, wo an jeder Treppe von Schildwachen uns eine strenge Zurückweisung wird, wo jede Thür ihre feierliche Aufschrift und ihr drohendes Wappen uns entgegenhält) beklemmend und angsterweckend gebende Geschäftsform verwies ihn immer wieder auf seine Kaserne, die nicht fern vom melancholischen Forum lag, unter den Trümmern der denkwürdigsten Vorwelt, nahe an jenen epheuumwucherten großen Thermen, die man nicht sehen kann, ohne an die grausamen Zeiten zu denken, wo unter dem Namen der Gladiatoren Hunderttausende in abgesteckten Lagern kostbar gemästet wurden, um als Fraß für die wilden Thiere oder, waren es Prätorianer, für den nicht endenden grausamen Krieg und die noch größere Grausamkeit der anstrengendsten Fußmärsche — von Indien nach Britannien zu dienen. Oft kam ihm unter den einsamen weidenbewachsenen Hügeln beim Fernblick auf die blauen Gebirge, beim Ahnen des hinter ihnen aufwogenden Meeres der Ge-

danke an Selbſtmord, an Flucht, Deſertion; denn zuletzt ſchreckte ihn ſelbſt der gewaltſame Tod durch die ſtrafende Kugel nicht mehr.

Da erlöſte ihn von einem ihm immer qualvoller werdenden Schickſal der Monotonie, der Abhängigkeit im Dienſtzwang und des unbefriedigten Ehrgeizes ein neuer Unfall. Nicht das Bedürfniß nach Vertiefung ſeines regen Geiſtes war es, das ihm Augenblicke des wildeſten Einſehens ſeines ihm verhaßten Lebens gab; nur vorzugsweiſe der gebundene Ehrgeiz, nur die gebundene Leidenſchaft tobte ſich aus, als er zum zweiten mal ein Unglück zu Roß erlebte und von einem für unbezähmbar geltenden Neapolitaner in der That abgeworfen wurde und für todt auf dem Platze blieb. Sein Wagemuth war durch Umſtände herausgefordert, die faſt an die Zeiten ſeines Kunſtreiterthums erinnerten. Die Schweizertruppen hatten ſich 1821 ausgezeichnet bei Unterdrückung der Aufſtände des Montferrat und Piemont. Den Tiburzio Ceccone, der jüngere Sproß einer Familie der Nobili, war als Vorſitzender der Prevotalhöfe gegen die carbonariſchen Verſchwörungen in kurzer Zeit zur höchſten Würde, zum Cardinalat, gelangt. 1819 war er, wie eine dunkle Sage ging, wie Holofernes von Judith, ſo von einem fanatiſchen Bürgermädchen Namens Lucrezia Bianchi faſt ermordet worden und 1823 ſaß bei einem Beſuche, den der Allgewaltige der Reitbahn der Schweizer-Lanciers zur Anerkennung ihrer geleiſteten Dienſte machte, neben ihm ein Kind von vier Jahren, blitzſchön — wie es hieß, ſeine „Nichte", wie Andere ſagten, ſein eigenes, das Kind — jener Lucrezia Bianchi, die

noch im Kloster der „Lebendigbegrabenen“ lebte ... Neben beiden in angemessener Entfernung, nahe genug, um auf keine Anrede des stolzen, üppigleidenschaftlichen, noch jugendlichen Herrn im schwarzen Kleide mit den rothen Strümpfen die Antwort schuldig zu bleiben, saß, zwar nicht mehr in erster Jugendblüte, aber immer noch in der Schönheit römischer Imperatorenmütter und wie eine gekrönte Heroine die Herzogin von Amarillas, eine frühere Sängerin Fulvia Maltachini ... Ringsumher saßen Würdenträger des römischen Hofes, alle auf einer mit bunten Teppichen belegten, mit Blumen geschmückten Estrade und den Reitkünsten der Arena zuschauend ... Die Gräfin Erdmuthe von Salem-Camphausen würde zu dem Anblick gesprochen haben: „Offenbarung Johannis 17: Und ich sahe das Weib sitzen auf einem rosinfarbenen Thiere und sie war bekleidet mit Scharlach- und Rosinfarbe und übergoldet mit Golde und Edelgesteinen und Perlen und hatte einen Becher in der Hand voll Greuel und ich sah das Weib trunken von dem Blut der Heiligen und von dem Blut der Zeugen Jesu“ —

Wie anmuthig aber, wie freundlich, wie unschuldig machte sich das alles in der Wirklichkeit! Lachen und fröhliche Lust auf den Mienen, so rein wie der tiefblaue Himmel über ihnen, in dem nur wenige rosige Wölkchen wie kleine Montgolfieren schwammen! ... Die Trompeten schmetterten ... Das störte eine Nachtigall nicht, die in den Syringenbüschen nebenan sich einsam glaubte unter ringsum liegenden zertrümmerten alten Säulenschaften ... Wie schwatzte man durcheinander! ... Vor

betti gingen im Kreiſe, die der Koch Ceccone's bereitete, dann und wann mit ſeiner weißen Tellermütze hervorlugend hinter einem improviſirten teppichbehangenen Verſchlage ... Terraſſenartig ſtiegen rings die Hügel hinan und aus Villa und Kloſter und hinter alten Tempelſäulen und Thermenbögen guckte die abgeſperrte Neugier in das tiefergelegene Bild der Arena, der ſchnaubenden Roſſe und der Quadrille, die die beſten Lanzenreiter ausführten auf Roſſen, die zu tanzen ſchienen ... Neue kleine goldene Scudis waren geprägt worden mit dem Bildniß des Stellvertreters Chriſti, zierliche kleine Halbdukaten, mit beziehungsreicher Inſchrift auf der Reversſeite für den neuen Triumph der Ordnung und des Glaubens ... Eine ganze Büchſe voll davon rüttelt die kleine Olympia, wie man die vierjährige Nichte nannte, und plaudert und plaudert, wieviel das Kriegsminiſterium jedem als buona mancia verabfolge, der die ſchöne Quadrille jetzt zu Pferde tanze ... Kein Sirocco weht ... Leichte milde Frühlingsluft nach langem Regen ... Ein Duft ringsum, wie herübergefächelt aus den Gärten der Hesperiden ... Und nun macht Ceccone ſogar Witze und ſpricht, wenn die Roſſe ſich nicht nach Sitte aufführen, zu einem Mitglied des diplomatiſchen Corps — auch von Hesperidenäpfeln ... Frägt dann raſch die Frau des ſpaniſchen Geſandten ihren Mann: Qu'est-il qu'il a dit? ſie citirt Eminenz ſelbſt mit graziös lächelnder Miene und ſo, wie auch nur ein Cardinal lächeln kann, einen Vers — aus Guarini's Schäfergedichten ...

Luft, Sonne, Licht, Farbe — Glück und Wonne ringsum — aber Wenzel von Terſchka's Seele mislang

„Schrecklicher Gedanke, wenn ſich der Menſch auf der Mittagshöhe ſeines Lebens geſtehen muß: Kerl, du haſt deine Beſtimmung verfehlt! Nun kann man nicht wieder umkehren. Weib und Kind ſitzen herum um einen unglücklichen Mann; das Schickſal ſchlängelt ſich wie zwei Drachen um den ſchreienden Laokoon; man iſt einmal drin in den Verſchlingungen der grauſen Thiere und muß erſticken, um — Troja's Schickſal erfüllen zu helfen! Auf das Auswandern nach Amerika geb' ich nichts. Man kann dort nur vorſtellen, was man hier gelernt hat. Man hat wenig Concurrenz, man kann bei ſeinem Unglücke freilich ſagen, daß man in dem Pechfache der Einzige iſt. Was darin aber für ein Troſt liegt, das ſeh' ich nicht ein."

„Nach Griechenland hätt' ich gehen ſollen als bayriſcher Uhlan. Das Meer und das Vaterland des Pindar und Sophokles zu ſehen und dabei ſein Pferd zu putzen, zuletzt ſeinen Kopf zu verlieren, von welchem wenigſtens die Ohren (als Zeichen des Gehorſams oder als der Theil, der am ſicherſten vor der ſchnellen Verweſung iſt) nach Conſtantinopel wandern: es iſt doch ein Zuſammenhang drin, man hat doch nicht nöthig, wenn man einmal einen fröhlichen Gedanken haben will, ausſchließlich an die Vergangenheit zu denken. Was geſchieht mir jetzt? Die Zukunft iſt eine alte, zahnlückige Matrone, die mir den Schlafrock und die Pantoffeln bringt und mich mit Ehren, großer Gott! mit Ehren, weil ich Niemanden todtgeſchlagen habe! in die Grube beſtatten wird. „Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens, ſaß" der redliche Hans Kaspar Eſel — — Was ſoll daraus werden —"

doch. Sein Neapolitaner war nicht ſo leicht gebändigt, wie die Revolution des Generals Pepe. Der kühne Reiter liegt auf dem Boden und alle halten ihn für todt ... Dort herauf ragt das Coliſeum, wo in ſolchen Fällen die alten Opfer ruhig aus den Schranken hinweggetragen wurden und der Römer gleichgültig zur Tagesordnung, einem neuen Kämpfer, überging. Ein Kreuz entſühnt jetzt die wilde Stätte und — was ſchuldigt du auch ewig nur Rom ſo ungebührlich an, du greiſe waldenſiſche Herrin von Caſtellunge! — das Carrouſel — hört auch hier ſogleich auf ... Man trägt den für todt Erklärten in das Ospizio de Benfratelli ... Die halbe Büchſe voll Paolis wird vorläufig ſogleich für ihn allein beſtimmt ... Die andere Hälfte der buona manchia erhalten die andern ohne weitern Gladiatorenkampf ... Die Herrſchaften brechen auf und fahren von dannen ... Ecclesia abhorret sanguinem — „Die Kirche will kein Blut“ ...

Wie wurde der Inſtructor der Reitbahn bemitleidet! ... Man erfuhr: Drei Rippen waren ihm gebrochen ... das Uebrige zur Beſinnungsloſigkeit that die Erſchütterung ... Nun hörte man vollends noch, daß der Unglückliche einen adeligen Namen trug ... Die beſonderſte Obhut nahm ihn in Schutz ...

Drei lange, traurige Monate lag Terſchka bei den Benfratellen und war endlich geheilt. Er erklärte, kein Roß mehr beſteigen zu können ... Er erbittet ſeinen Abſchied und erhält ihn auch ...

In der That ſchleicht er ſiech und elend in Roms Gaſſen am Stabe dahin ...

Aus Böhmen hatte Wenzel von Terschka die Kunde erhalten, daß die Verlassenschaft seiner Mutter schon vor Jahren in Concurs gerathen war, Brand hatte ihr unversichertes Eigenthum entwerthet ... auch dachte er nicht mehr gern an Verwandte, die Bäcker waren. So voll Ehrgeiz steckte er, daß es ihn fast ärgerte, als der Laienbruder der Benfratellen, der ihn spazieren führte, an dem kleinen deutschen Friedhofe, der dicht an der Peterskirche liegt, sagte: Sehen Sie nur, Herr, fast alle Deutsche, die hier begraben liegen, sind Bäcker gewesen! Das Backen haben die Römer erst wieder aus Schwaben und Baiern gelernt! Alle diese alten Bilder an den Grabmälern sind deutsche Bäckermeister!*) ... Terschka sah kaum hinüber ... Er blickte nur zu den Zimmern des Papstes hinauf, zu den Zimmern des Cardinals Ceccone, der im Vatican ein Stockwerk höher als der Papst wohnte ... Den Priestern, die im Hospital dienen, erklärte er endlich, als er völlig geheilt war, mit zagender Schüchternheit, daß er wol Lust verspürte, in den geistlichen Stand zu treten ...

Der Orden der Jesuiten war noch nicht lange wiederhergestellt und besonders zu ihnen zog es Terschka, da er sich die Kraft zu einem still beschaulichen Leben nicht zutraute. Er war nun fünfundzwanzig Jahre alt und hatte nicht viel gelernt, außer den lebenden Sprachen. Aber sein Geist war mächtig entwickelt gleich seinem Körper — er, der zwei Monate zu früh ins Leben gekommen! Sein Wunsch war ein Wagniß, das ihm mis-

*) Thatsächlich.

lingen konnte; aber er zeigte ſich liſtig. Er hatte den Muth, an die kleine Olympia zu ſchreiben und ihr in dem ſchnell erlernten Italieniſch durch ein Sonett zu ſagen: „Du ſüße himmliſche Kleine! Sei mein Schutzengel! Erwirke mir die Sporen des heiligen Georg, die mich nicht wieder, wie irdiſche, im Stich laſſen ſollen! Ich will für dich beten bei Ignazius von Loyola, der ja auch ein invalider Krieger war und jetzt der Gottesmutter ſo nahe ſteht, hilf mir auch auf dieſen Weg, du ſüßer Engel! . . .“ Olympia, die Tochter jener Lucrezia Bianchi, die ſich opferte, um den „Haß des Menſchengeſchlechts“, wie die Carbonari den oberſten Richter der Prevotalhöfe nannten, zu tödten, hüpfte mit dieſen Zeilen zur Herzogin von Amarillas, ihrer Erzieherin, ihrer Hofdame, wie man ſagen konnte — Tiburzio Ceccone lebte auf fürſtlichem Fuß und erzog das Kind der im Kloſter der Vivi sepulti lebenden Mutter, die den Tod verwirkt hatte, wie ſein eigenes — was gab es da nicht alles zu verſchweigen und mit Schleiern zu bedecken! . . . Die Herzogin zeigte dem Cardinal Abends beim Thee die in leidlichen Verſen vorgetragene Bitte des jungen Schweizerlanciers, der Cardinal mit ſeinem feurigen Cäſarenkopf lachte und Wenzel von Terſchka, deſſen Antecedentien man noch nicht vollſtändig kannte, klopfte eines Tages — an die Pforte des Collegium al Gesu . . .

Kommt ihr niederwärts vom ehemaligen Capitol, laßt zur Rechten jene Kapuzinerkirche liegen, wo eine kleine hölzerne Figur, in die Gewänder eines Wickelkindes eingeſchlagen, „Bambino“ genannt, als Jeſuskind gegen alle Anfechtungen des Lebens angerufen, ja

ſogar aus der Kirche in Proceſſion abgeholt wird zu Sterbenden oder zu Wöchnerinnen, ſo ſteht ihr an einem kleinen Platz vor einer Kirche, die die reichſte in Rom, nicht die geſchmackvollſte iſt ... Die Façade, die innere Ausſchmückung gehört der Kunſtepoche Bernini's. Wagen über Wagen rollen bei ihren Stufen vor, Bettler in langen Reihen berühren die ſeidenen Gewänder der vornehmſten Damen und reißen den Eintretenden an der Thür große lederne Decken auf, die Vorhänge bilden. Drinnen empfängt dich ein myſtiſches Dunkel, Weihrauch, Lichterglanz, eine ſtickige Luft von Tauſenden. Nirgends wird ſo laut gebetet, ſo ſicher geſungen, ſo feurig gepredigt in Rom wie hier. Marmor und Gold ſind verſchwendet, Grabmäler ſtehen mit Statuen von großen Meiſtern geſchmückt, koſtbare Kapellen laufen ringsum; ſie haben die bequeme Einrichtung, daß ſie unter ſich durch Thüren zuſammenhängen und als trauliche Winkel dienen, in denen man hinter einem Pfeiler flüſternd verweilen oder einer im Schiff zu laut daherſchallenden Kanzelrede in aller Stille folgen kann. Am öſtlichen Ende liegt eine kleine Ausgangsthür. Sie führt den Durchgehenden auf ſteinernem Fußboden in einen Nebeneingang — man ſieht einen düſtern Hof, in welchen Fenſter eines großen todtenſtillen Gebäudes hinausgehen, das ſich dicht an die Kirche anlehnt. Kein Gefängniß iſt es, obgleich die Fenſter vergittert, ja theilweiſe mit Bretern vernagelt ſind; es iſt das Collez der Jeſuiten ...

Terſchka's Anmeldung wurde durch die Empfehlungen des Cardinals erleichtert. Ein Oberer empfing ihn, legte

ihm Fragen vor und — wiederholte diese Fragen noch einmal, nachdem sie schon beantwortet waren. Sonderbar, er fragte nach Dingen, die in vollem Gegensatz zu dem standen, was er ja soeben aus Terschka's Antworten gehört hatte. Sonderbar, dieser hatte gesagt: Ehrwürdiger Vater, ich hatte bereits bemerkt —! Ein andermal: Wenn ich schon gestand, keine todte Sprache zu kennen, so kann ich doch nicht Griechisch wissen —! Terschka ging ... Der Obere nickte ihm freundlich nach ...

Niemand ließ sich aber bei ihm wieder sehen. Er wohnte noch immer bei den Benfratellen ... Er war vergessen ... Wochenlang ...

Tag um Tag verging ... Terschka gerieth außer sich. Die Benfratellen klärten ihn auf. Der Obere hat Ihren Charakter prüfen wollen! Sie sind ungeduldig! Nur deshalb stellte er sich Ihnen vergeßlich und schwachsinnig, um zu sehen, ob sich bei Ihnen eine heftige Selbstständigkeit Ihres Wesens zeigen würde ...

Terschka verstand jetzt das Benehmen des Obern. Voll Verzweiflung über sich selbst wollte er wiederum an die kleine Olympia schreiben ... Thun Sie das ja nicht! hieß es allgemein ... So geh' ich noch einmal zu dem Obern! ... „Er wird Sie abweisen! Warten Sie in Geduld!" ... Vier Wochen wartete Terschka. Dann rief man ihn in der That wieder ... Er hatte „Geduld" bewiesen ...

Ein anderer Oberer erschien und lobte Terschka, daß er sich beherrscht und nicht gemahnt hätte. Auch er fragte vielerlei und Terschka antwortete schon viel ruhiger

und mit größerer Vorsicht. Nur als der Obere sagte: So bleiben Sie denn jetzt gleich hier! und Terschka erwiderte: Ehrwürdiger Vater, ich habe erst meine Sachen zu ordnen! da veränderten sich die Gesichtszüge des Examinators ... Wieder hatte Terschka nicht bestanden. Wieder hatte er einen andern Willen als man vorausgesetzt ... Er ging, seine Verkehrtheit schon ahnend.

Und neue vier Wochen verstrichen, die er warten mußte!

Der Novize seufzte, aber er war schon demüthiger geworden. Sehnsüchtig ging er an dem Collegium vorüber, sah zu den Fenstern des riesigen Gebäudes auf; jede Wallung, anzuklingeln und sich in Erinnerung zu bringen, unterdrückte er und als man dann ihn endlich wirklich rief, schlich er ruhig und ergeben in das ihm angewiesene Zimmer ...

Man gab ihm ein Neues Testament, den Thomas a Kempis und Rodriguez über die Gesellschaft Jesu. Er konnte kein Latein. Er mußte dies und alles ganz von vorn erlernen — in seinem fünfundzwanzigsten Jahre! Aber alle Besuche, die er von zwei zu zwei Stunden bald von diesem, bald von jenem Ordensgliede empfing, verließen ihn mit dem Zeugniß, das sie den Oberen ablegen konnten, der junge Noviz besäße Geist und seltene Welterfahrung. Außerordentlich schien er gefallen zu haben. Nach acht Tagen erhielt er ein gedrucktes Examen, das er schriftlich beantworten mußte. Er konnte es deutsch oder italienisch thun ...

Schon in dieser Aufforderung zur vollständigen Darlegung seines Lebens lag für ihn ein Anlaß zu mancherlei Besorgniß. Sein Leben enthielt so gefahrvolle

Dunkelheiten! Das Mal am Arme! Sein erſter Beruf war der einer ſchnöden Schauſtellung ſeiner Perſon geweſen! Wie konnte er auf eine künftige Prieſterweihe hoffen! Er verzweifelte; denn zum Erfinden von Ausreden und Verſchleierungen der Wahrheit verlor er in dieſen Mauern ſchon ganz den Muth. Faſt war es ihm auch, als käme man hier am ſiegreichſten durch, wenn man ſich in allen Lagen ein für allemal auf Gnade und Ungnade ergab und ſich ganz ſo nackt und ſo bloß darlegte, wie man wirklich war ...

Schon glaubte der Novize am Ziel ſeiner Wünſche zu ſein, als er in dem gedruckten Formular auf eine Stelle ſtieß, wo es hieß, daß er ſechs Monate noch außerhalb des Hauſes der Geſellſchaft leben müßte und erſt ſechs verſchiedene anderweitige Proben durchzumachen hätte! Er traute ſeinen Augen nicht. Wieder ein halbes Jahr ſeines Lebens verlieren? Von jetzt an — es war zur Zeit der Sommermitte — bis zu Weihnachten wieder in einen halben Zuſtand zurückverſetzt, wieder auf ſich ſelbſt angewieſen, auf die Unruhe und Ungeduld ſeines Herzens? Er hoffte auf Erlaß dieſer Bedingung und glaubte an eine in dieſem Statut nur ſo enthaltene und außer Uebung gekommene alte Förmlichkeit. Man holte dann das Blatt ab. Drei Tage vergingen. Schon nahm er am gemeinſchaftlichen Mahle theil, ſchon hatte er ſich manches einzelne Ordensmitglied, das ihm zuſagte, herausgefunden, da wurde ihm mit freundlichſter Miene angekündigt, daß er auf ſechs Monate ſeine Zelle wieder zu verlaſſen hätte: einen Monat ſollte er bei den Schülern des Collegium germanicum wohnen, einen Monat in San-

Kranke pflegen, einen Monat sich als Wallfahrer kleiden und in Rom und auf zehn Meilen in der Runde seinen Unterhalt durch Betteln suchen; dann zurückkehrend sollte er im Collegium täglich einen Monat lang die Stuben reinigen und endlich in einer entfernten Kirche der Vorstadt Knaben in den Anfangsgründen der Religion unterrichten, im sechsten Monat sollte er allen Predigten beiwohnen, deren in den hundert Kirchen Roms drei oder vier täglich und zu verschiedenen Zeiten gehalten wurden und darüber Referate geben und bei allen diesen Proben zu gleicher Zeit auch noch die lateinische Sprache erlernen ...

Aufschreien hätte Wenzel von Terschka mögen vor Verzweiflung, aber schon band er sein Bündel und schickte sich an, ruhig die Vorschrift zu erfüllen. Sein Auge blinzelte etwas; er hatte schon bemerkt, daß wie beim Opfer Abraham's der Wille hier manchmal für die That genommen wurde; er hatte schon bemerkt, daß man allmählich auch unter dieser strengen Disciplin abzuhandeln und abzumarkten versteht. Und in der That, man ließ ihn zwar aus seiner Zelle schreiten, wies ihn aber doch nur zwei Stockwerk höher, um ihn zu jenen deutschen Knaben und Jünglingen gelangen zu lassen, die in Rom zu Priestern erzogen werden. In dem mächtigen Gebäude war auch für diese Platz. Ein Rector empfing ihn, lächelte seines Alters, sprach ihm Muth zu und alles das in deutscher Sprache; Pater Xaver war aus dem Innviertel. Ein rothes Kleid mit einem schwarzledernen Gürtel mußte Terschka anlegen, wie seine Genossen. Um fünf Uhr mußte er aufstehen, das Sakrament in

einer Kapelle besuchen, dann in einer Zelle Betrachtungen lesen, sie auswendig lernen, hierauf zur Messe gehen und erst um acht Uhr ein leichtes Frühstück nehmen, zu dem dann noch Matutine und Laudes aus dem Brevier zu sprechen waren; so ging es von Stunde zu Stunde weiter bis zur neunten des Abends, wo im Nu sämmtliche Lichter des Hauses erloschen sein und alle Schüler auf hartem Lager sich dem Schlaf empfehlen mußten. So erst acht Tage lang. Dann aber wurden die Vorschriften leichter. Glückliche Hoffnung, die ihn beseelte, er würde die fünf übrigen Monate erlassen bekommen! Sie erfüllte sich theilweise und in erfreulichster Art. Er brachte sie sämmtlich bei den deutschen Jünglingen zu, deren Unterricht er zu theilen hatte. Schon die Scham, unter Knaben ohne Bart verweilen und Latein von vorn beginnen zu müssen, beflügelte seinen Lerneifer. Er, der das Leben schon in allem kannte, was der natürliche Mensch mit Ungestüm zu fordern pflegt — saß hier auf der Schulbank, doch sein Kleid und sein physischer Bau ließen ihn dabei wenigstens äußerlich so jung erscheinen, wie die neunzehnjährigen ...

Seltene, aber glückliche Stunden waren es, wenn die rothgekleidete Schar in den ihr eigenthümlich angehörenden Weinberg wandern durfte, um dort einen Nachmittag, meist ballschlagend und wettlaufend zuzubringen. Dieser Weinberg lag nicht weit von seiner ehemaligen Kaserne, auf den Höhen des Monte Cölio, dicht an einer Kirche, die von außen die merkwürdigste, von innen die abschreckendste aller römischen Kirchen ist. Gerade den deutschen künftigen Priestern hat man die Re

kunde des heiligen Stephanus gewidmet, einen alten, sehr denkwürdigen Bau, der mit Bildern grauenhafter Art geschmückt ist. Ausschließlich scheint sie dem Martyrium gewidmet. Da liegt die vom Henker abgerissene blutige Brust der heiligen Agathe auf der Erde; ein Tiger krallt seine Tatze in das Fleisch eines nackten Jünglings; der heilige Hippolyt wird, mit seinen Füßen an flüchtige Pferde gebunden, dahingeschleift — es ist eine blutige Anatomie, eine Morgue, in deren Anschauung gerade die deutschen Jünglinge in Rom — Erholung finden müssen! Wahrhaft erquickend war dann der zuweilen gewährte Besuch in den Gärten des Heiligen Vaters auf dem Quirinal. Die blauen, gelben, grauen Jesuitenschüler erfreuten sich damals dieser Gunst noch öfter, als die rothen; jetzt lernt man auch die Bedeutung dieser rothen Jünglinge schätzen. Wie berauschend, wie ewig an Rom fesselnd, bei Sonnenglut in diesen herrlichen, haushohen, kühlen Boskets von geschnittenen Myrten zu wandeln und da Trucco, ein Kegelspiel, zu spielen! Unter dieser Fülle von Oleandern, blühenden Aloes und Cactus! Unter diesen zahllosen Orangenbäumen, deren Blüten die Luft mit berauschendem Duft erfüllen! Ringsum tobt und wogt das lärmende Rom, die Wagen fahren, die Brunnen schäumen — auf diesem hochgelegenen Hügel verbirgt sich hinter einer chinesisch absperrenden hohen Mauer, dicht an dem Palast der zweiten Residenz des Heiligen Vaters (der Lateran, die dritte, ist ein Stiefkind der Päpste geworden), ein Garten, geschmückt mit allen Reizen der Natur. So dicht gezogen und beschnitten sind die edelsten Platanen, daß es unter ihnen bei glühender

Hier war Blasedow so übermannt von der Verzweiflung über seine Lage, daß er unwillkürlich seinen Gaul anhielt. Das Thier verstand ihn anders. Die Betrübniß des Reiters wirkte so magnetisch auf dasselbe, daß es sich jener Function überließ, welches die Fuhrleute gewöhnlich durch ein sanftes Pfeifen hervorzulocken pflegen. Blasedow hörte Das hinter sich und ergab sich einem ironischen, aus Spott und Leiden zusammengesetzten Lächeln. Indem er das Thier zu einem kleinen Trab anspornte, bildeten sich wieder folgende Gedankengruppen in seinem nächtlichen Innern:

„Ich weiß es, für mich ist jede Hoffnung verloren. Meine Bestimmung ist erfüllt. Mit schweren, eisenbeschlagenen, wasserdichten Pfundstiefeln werd' ich von einer Scheune zur andern waten müssen mein Leben lang und mit den zottigen Schäferhunden nicht bloß die Wachsamkeit, sondern auch den Knüppel gemein haben, den ich einmal am Halse trage. Aber an meinen Kindern will ich einholen, was ich versäumt habe. In ihnen will ich noch einmal, dem Geiste nach, wieder jung werden. Meine Kinder sollen erfahren, daß sie von einem Manne erzogen sind, der seine Bestimmung verfehlt hat. Alle meine Fehltritte sollen dazu dienen, daß sie nur desto sicherer gehen. Ich habe fünf Viertel gemacht, um eine Meile zurückzulegen; sie sollen wissen, wie man seine Pfade abkürzt und sich die schnellen Handgriffe aneignet."

„Ich habe wenig zu thun, bringe aber gerade der menschlichen Geschellschaft mit meinem unvermeidlichen Müßiggange das größte Opfer. Ich muß eine Tradition aufrecht erhalten, für welche die Leute, im Strudel ihrer Geschäfte, gar keine Zeit mehr haben. Der Geistliche ist nicht mehr eingesetzt,

Mittagshitze kühl iſt, Springbrunnen plätſchern, die Lacerten ſchleichen unter den großen, bis zum Boden wuchernden Feigenblättern dahin, Marmortiſche und Seſſel laden zur Ruhe in den erquickendſten Schatten, den jene zwei Stockwerk hohen geſchnittenen engen Myrten- und Liguſterhecken hervorbringen helfen — ſie ſind in der Breite ſo ſchmal, daß man faſt nur allein, nicht im Selbander durch ſie hindurchſchreiten kann. Hier reinigte die balſamiſchſte Luft alle vier Wochen einmal die Bruſt vom erſtickenden Schulſtaub. Terſchka, der Mann, der ſchon auf einer anſehnliche Höhe des Lebens Angekommene, der mit Erinnerungen ſchon für ein halbes Leben Ausgeſtattete, konnte hier eine Weile vergeſſen, daß er wieder zum Kinde geworden, konnte die marmornen Hermen bewundern, die rings von Epheu und Myrte umſchloſſen in den Boskets ſtanden und oft Frauenbilder der alten Römerzeit von ſeltener Schönheit darſtellten. Zwei dieſer Hermen erklärte er in ſtill unterdrückter, noch nicht abgeſchworener Liebesglut für die Herzogin von Amarillas und das künftige Jungfrauenbild der Olympia. Sie ſind noch jetzt von jedem zu finden vor dem kleinen Caſino des Papſtes, dicht in der Nähe der Treibhäuſer, unter Gruppen von Aloes, zwei weibliche Köpfe voll Starrheit, Verwegenheit und jener Sphinxſchönheit, die Terſchka in ſeinem ſpätern Leben nur zweimal wiederſah, bei jener Angiolina in Dalmatien und bei Lucinden — unter den Offizieren in Kiel ſagte er's damals . . .

Nachdem Terſchka nach zweijährigen Studien ins Collegium wieder hinunterzog, gaben ſeine Generalbeichten mancherlei Anſtoß. Sein vergangenes Leben

widerſprach den Anſprüchen, die die Kirche an die Unbeſcholtenheit ihrer Prieſter macht. Sie duldet keine Entſtellung des Rufes wie des Körpers, keine ſchwächlichen, krankhaften Geſtalten, nichts, was irgendwie dem Makel der Welt verfallen iſt und etwa dem Geiſt das Uebergewicht verleiht — auch Pater Sebaſtus hatte nicht die Weihen empfangen. Aber Wenzel von Terſchka bot alles auf, ſich Erhörung zu verſchaffen und eine Vergeſſenheit der Jahre, wo er als Kind und Knabe unter Räubern und Gauklern lebte. Eine thatkräftige Natur muß zu einem Ziele, das ſie ſich einmal geſtellt hat, irgendwie hindurch. Sie bereut vielleicht ſpäter die Anſtrengungen, die ſie machte, um des nicht befriedigenden Lohnes willen; aber den Werth des Lohnes, wenn man auch ſchon ſeine Geringfügigkeit ahnt, erwägt der nicht, dem eine Laufbahn Mühen macht und deſſen Kopf voll Ehrgeiz ſteckt. Selbſt den ſchon unbedingt gegen ihn entſcheidenden Anſtoß des Brandmals auf ſeinem Arme, das durch nichts hinwegzutilgen war, das jeder chemiſchen Beize, jeder blutigen Operation widerſtand, überwand ſeine Geduld, ſein inbrünſtiges Bitten, zuletzt ſeine Intrigue; denn ſo unmöglich es faſt war, außerhalb des Collegiums einen Briefwechſel zu unterhalten, Terſchka überſandte wieder einen Brief an die Herzogin von Amarillas und dichtete wieder ein Sonett an Olympia Maldachini ...

Die Kleine, die als Italienerin von fünf Jahren ſchon ſo entwickelt und willensſtark war, wie eine Deutſche von acht, ſetzte ihrem heiligen Georg Schild und Lanze durch ...

Die Väter lächelten und ſchienen eigenthümliche Pläne zu haben ...

Terſchka erhielt die Sottane, den ſchwarzen Leibgurt, die ſchwarzen Strümpfe und Schuhe ... ſein Haupthaar wurde geſchoren.

Ecco un nuovo fratello! rief eines Tages bei Tiſche der Novizenmeiſter den übrigen Novizen zu ...

Gräfin Erdmuthens Ausruf hatte damals Recht gehabt ... Terſchka war Jeſuit.

## 10.

Fünf Jahre vergingen dann ... Terschka zählte schon dreißig, als er Profeß der drei Gelübde wurde, der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams. Nun wurde er Priester aller Weihen. Zwei Jahre später, kurz nach der Julirevolution, legte er das vierte Gelübde ab, Gehorsam dem Heiligen Vater, unbedingtes Sichverwendenlassen für jeden ihm auferlegten Zweck. So stand er auf dem Gipfel seiner Wünsche.

Und keineswegs war er unbefriedigt. Der Autodidakt liebt sein Wissen, das er sich mühsam errungen hat. Er liebt es mit mehr Begeisterung, als ein von früher Jugend an dafür Geschulter. Und welche Bewährungen gab es nicht! Dienen mußte er unausgesetzt, knechtisch dienen, aber zugleich konnte er nach andern Richtungen hin oft auch schon souverän befehlen ... Jede Stufe der Unterwerfung mehr auf der einen Leiter gab auch zugleich auf einer andern eine Stufe der Erhöhung. Er besuchte die Hörsäle der wenige Schritte vom Collegium entfernt liegenden Universität. Hier, wo Hebräisch und Physik nicht nur in demselben Auditorium, sondern oft auch von demselben Lehrer

vorgetragen wird, legte er den Grund zu einer Fülle von Thatsachen, die sein Inneres mächtig heben. Und diese Erweckung, diese stete Gegenständlichkeit und Bewußtheit des Denkens! Schon die Anleitung zu den „Vorspielen" des Geistes oder zur „Erleuchtung"! ... Bonaventura kannte sie, diese Künste der „geistigen Lesung" und der „Vorspiele"! ...

Eine Betrachtung z. B. über das Verjagen der Wechsler aus dem Tempel mußte so geordnet sein:

Erst ist der einfache Stoff zu lesen; dann schlägt im Collegium plötzlich eine Glocke — mit dem ersten Schlag derselben stellt man sich rasch einige Schritte vom Betpult entfernt, denkt sich Gott und die Heiligen unmittelbar gegenwärtig, fällt auf die Knie, küßt die Erde und beginnt die lebendigste Phantasievorspiegelung eines Tempels, eines erhabenen Baues mit Säulen, mit einer, wie beim Pantheon halb eingebauten, halb in der Vorhalle aufgeschlagenen Reihe von Buden ... Das Geld klimpert, die Wechsler, wie sie nur auf der Via Condotti oder auf dem Corso stehen mit ihren Napoleond'ors und Papierscheinen, Wucherer mit Habichtnasen, wie sie nur unter den Tuchhallen am Eingang des Ghetto zum Kauf einladen, bieten ihre Waaren an, übervortheilen, schreien — schreien in die Messe der Santa-Maria Monticelli hinein, in die Klingel des Ministranten ... Nun erscheint der Heiland, das Haar von Lichtglanz umflossen, die Farbe des Rocks ist roth, der Ueberwurf blau, die Jünger stehen neben ihm ... Niemand von den Schreiern weicht aus, niemand achtet die Andacht derer, die der heiligsten Processien sich schon verneigen ...

Da ergreift Christus — vielleicht einem Tempelvogt (Ausmalung seiner Tracht) — die Geißel, wirft die Tische um, das Geld rollt weit auf die Straße hinaus, das Volk wagt nicht einmal es aufzuraffen, der heilige Zorn ist wie Donnerrollen, sein Auge wie Feuerlohe ... „Mein Haus ist ein Bethaus und ihr macht es zur Mördergrube!“ Das schallt dann in die Welt hinaus ... Nutzanwendung ... endlich Gebet ... So ist nach Jesuitenanleitung jeder Vorfall der heiligen Geschichte zu erfassen, so zu umschreiben, so in seine kleinsten Bestandtheile zu zerlegen und die Gedankenordnung nur innerhalb der Ruhestationen des sinnlichen Vorgangs zu wählen ... Die Wechsler: das ist die Sünde; der Augenblick der Reinigung: das ist die Buße; der Zustand nachher im Tempel: das ist die Erlösung ... Endlich die Vergleichung mit der Gegenwart und die Nutzanwendung auf das innere Herz ... bis das Ganze im „Colloquium mit Gott“, mit Gebet, schließt ... In dieser Weise wollte auch Müllenhoff versuchen, die Exercitien auf dem Schloß der Frau von Siding einzurichten.

Für Wenzel von Terschka gab es immer mehr Bewährungen. Selbst seine ritterlichen Künste boten dafür Gelegenheit und wurden sogar absichtlich und ausdrücklich befördert. Die jungen Väter bestiegen zwar nicht selbst das Roß, aber sie voltigirten; Reck und Barren, wie bei den Turnern, fehlten nicht. Auch beaufsichtigten sie da und dort die Erziehungsanstalten. Hier besonders bewunderte man den „Pater Stanislaus“! ... „Stanislaus“ nannte sich Terschka nach dem heiligen Stanislaus von Kostka, jenem jungen Polen, dessen erster Lebensschmerz damit

begann, daß er von seinem Hofmeister und seinem älteren Bruder 1564 gezwungen wurde, zu Wien im Hause eines Lutheraners zu wohnen. Dieser junge Heilige wurde vom Beten und Nachtwachen, wie der heilige Aloysius, das Beichtvorbild unsers Thiebold, elend, kam von allen Kräften und näherte sich dem Tode. Da konnte er die heilige Wegzehrung nicht erhalten, weil sie der lutherische Wiener nicht in sein Haus gebracht haben wollte ... Nun erschien dem Knaben die heilige Barbara mit zwei Engeln zur Seite und brachte ihm die ersehnte Speise. Doch sollte er nicht sterben. Maria kam in jeder Nacht und setzte das Jesuskind auf die Decke seines Bettes und sagte ihm jedesmal, wenn er mit diesem gespielt hatte: Stanislaus, tritt in die Gesellschaft Jesu! Stanislaus von Kostka fand für seinen Wunsch in Wien nirgends Gehör. Der Provinzial der Jesuiten verlangte eine väterliche Bescheinigung. Der Vater, ein Senator der Krone Polens, schrieb von seinem Schlosse Rostkau im Posenschen, daß er diesen Beruf seines Sohnes nimmermehr wünschen könne. Stanislaus flehte den apostolischen Nuntius an. Vergebens. Er mochte klopfen an welche Thür er wollte, niemand erwies ihm damals in Wien die Gnade, ihn Jesuit werden zu lassen ... Da rieth ihm der Provinzial: Wandere gen Rom zu Franz Borgia, unserm General selbst! ... Also that er. Er entsprang seinem Hofmeister, seinem Bruder, zog Bettlerkleider an und ging über Augsburg zunächst nach Dillingen ... Hier im Jesuitenkloster mußte er bei Tisch bedienen und die Stuben kehren. Canisius, der berühmte Moraltehrer der Jesui-

ten, entließ einen seinem Vater entsprungenen Sohn völlig einverstanden gen Rom ... Franz Borgia empfing ihn dort voll Güte und schützte ihn vor dem Zorn des polnischen Senators, der jetzt die Diplomatie zu Hülfe nahm, um sein Vaterrecht zu behaupten ... Stanislaus wurde Priester. Er war ein Muster jener „süßen Andacht", die ein Antlitz wie mit Rosen verklären kann. Ihm mußte befohlen werden, nicht zu lange zu beten. Das wiederholte sich und wurde sein Todesstoß ... An den Folgen der Wehmuth, daß man so oft seine Andachtsglut unterbrach, starb der Jüngling, achtzehn Jahre alt. Man sprach den Märtyrer des verweigerten Betens heilig. Wenzel von Terschka hatte als Slawe ein Vorrecht auf seinen Namen, als es bei seiner Priesterweihe gerade drei Bewerber um den Namen Stanislaus gab. Dafür mußte er in der Kapelle San-Andrea, dicht in der Nähe der schönen Gärten des Quirinals, drei Nächte an dem Bild seines Heiligen wachen, an jener Statue, die den sterbenden Jüngling Stanislaus von Kostka darstellt, der Körper von weißem, die Kleider von schwarzem, das Bett von gelbem Marmor ...

Eines Tags wurde Terschka zum General der Jesuiten, einem Holländer, gerufen und erfuhr dort in holländischer Sprache folgende, ihn mächtig ergreifende Anrede:

Pater Stanislaus! Die Stunde ist gekommen, wo Sie durch Bewährung im Dienste Ihres Ordens Ihre Schuld der Dankbarkeit abtragen können!

Der Pater verneigte sich ... Er ahnte einen schon seit lange mit ihm bezweckten Plan ...

Es ſind Ihnen große Indulgenzen zu Theil geworden! fuhr der General fort. Sie haben Wohlthaten von der Kirche erfahren, die zu den ſeltenſten Fällen gehören! Der Empfehlung Ihrer Gönner werden Sie zeitlebens verpflichtet ſein ...

Terſchka verneigte ſich tiefübereinſtimmend. In den letzten Jahren war die beſondere Protection des Cardinals Ceccone nicht mehr ſichtbar geweſen, aber er bedurfte ſie auch nicht, da ſeine Anſchlägigkeit anfing, ſich alle Wege zu bahnen, und er ſelbſt mit ſeiner Lage zufrieden war ...

Ich ließ einen Rath über Sie halten! begann der General aufs neue. Man ſprach für Sie und auch, wie es das Geſetz will, gegen Sie! Eine Stimme gab den Ausſchlag, die, daß Sie vermöge Ihres ganzen Naturells dem Orden am beſten dadurch dienen würden, wenn Sie — in die Welt zurückkehren! Ein Redner — das würden Sie nicht; zur Gelehrſamkeit und zum Unterricht fehlte Ihnen die Ruhe; Ihr praktiſcher Sinn wäre es, in dem ſich alle Ihre Vorzüge und — Ihre Fehler zu einer möglichſt guten Nutzanwendung vereinigten!

Terſchka's ſchon gründlich jeſuitiſch gewordenes Naturell grübelte, wer wol ſein Ankläger geweſen ſein mochte ... Dergleichen war ſchwer zu erforſchen. Seiner ſchmiegſamen Natur gelang es vielleicht. Doch wußte er, dieſe Contra mußten ja bei einem Gericht ſtattfinden, Fehler mußten mit Gewalt aufgeſucht werden, nur um der Gerechtigkeit nichts zu vergeben ... Täglich wurde man ſo geübt im Beurtheilen der andern ... Gingen zwei Jeſuiten ſpa-

zieren, ſo mußte einer vom andern berichten, was ſie unterwegs geſprochen hatten ...

Faſſen Sie keinen Groll gegen irgendjemand! fuhr der General fort, der die in Terſchka's Innerem ſich entwickelnden Gedankenreihen überſah. Scheiden Sie von uns allen wie von Ihren Freunden! Auch nicht einer iſt, der Ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe: nur ſind die Gaben mannichfach vertheilt und je mehr Ihnen der eine vom Einen nahm, deſto mehr mußte er Ihnen vom Andern laſſen! Vorzugsweiſe beſitzen Sie Ein Talent — das Talent, ſich beliebt zu machen! Viele verſuchen ſich darin. Nie aber ſah ich ſo glückliche Erfolge, wie bei Ihnen! Sie werden in Wahrheit von uns allen vermißt werden ...

Pater Stanislaus lächelte beſcheiden und harrte voll Spannung ...

Der Auftrag, der Ihnen ertheilt wird, hängt mit unſern Miſſionen zuſammen ...

Mit unſern Miſſionen! ... Terſchka erwartete ein Reiſeziel — jenſeit des Meeres ... Seine Wünſche waren indifferent, doch ſchien die Ausſicht, jenſeit der Meere oft große Gefahren beſtehen zu müſſen, nicht beſonders lockend ... Dennoch beherrſchte er ſich ...

Jetzt lächelte ſogar der General. Er mußte Pater Stanislaus bewundern, der nicht eine Miene verzog oder ſonſtwie ſeinen Verdruß zu äußern wagte ...

Ich meine die innere Miſſion, ſetzte der General hinzu, die Verherrlichung unſers Ordens in der Sphäre der Lüge und des Abfalls! Richten Sie Ihre Aufmerkſamkeit auf den Norden, von dem Sie herkamen! Zunächſt auf

die Religion zu mehren, sondern sie zu erhalten. Ich muß dafür sorgen, daß der Himmel nicht abhanden kommt; ich bin für meine Kirche verantwortlich, ich muß sie in dem Zustande wieder abliefern, wie ich sie erhalten habe. Daß die Glockenstränge nie von den Motten zerfressen werden, soll meine Sorge sein. Und ihr draußen! ihr rennt und jagt, ihr habt ein schönes Ziel, ihr seid die Herren und Heroen eures Willens, ihr könnt euren Kreis vergrößern, könnt eure Kunst verbessern! Euch trägt die klare Welle des Tages; mit dem Augenblicke seid ihr so vertraut, wie mit der Ewigkeit! Ihr Strebenden, ihr Glücklichen; ach, meine Kinder sollen es auch werden!"

„Der Mensch macht, ehe er das Rechte trifft, es hundertmal verkehrt. Die schönste Zeit geht uns in der Jugend mit den Versuchen verloren. Das Wenigste von dem, was wir lernen, nützt uns späterhin. Natürlich, die Schulen müssen drauf eingerichtet sein, daß sie Jedem etwas bieten oder eigentlich Allen Alles. Aber nicht Jeder braucht Alles. Jeder braucht nur das Seinige. Wer es möglich machen kann, schicke seine Kinder nicht in die Schule: sonst lernen sie, um Schornsteinfeger zu werden, Alles, was sie als Professoren wissen müssen; sonst lernen sie, als einstige Advocaten, auch all die Charlatanerieen, die zu dem künftigen Berufe des Arztes nothwendig sind. Ich weiß nicht, wie der Professor Fritz in Straßburg diese Wahrheiten besser hat entwickeln können."

„Ich habe vier Knaben, glücklicherweise kein einziges Mädchen. Ein Frauenzimmer, und wäre es ein in der Wiege lallendes Kind, könnte alle meine Pläne vernichten. Die Galanterie ist den Menschen so angeboren, daß ältere Brüder sogar schon nach den Launen ihrer kleineren Schwestern sich

den groſsen deutſchen Kaiſerſtaat! Erinnern Sie ſich, daſs kurz nach dem Schisma, das die Kirche dem abgefallenen Auguſtinermönch verdankt, Oeſterreich zu ſieben Achttheilen — zu ſieben Achttheilen! — von Rom abgefallen war! In Wien konnte ein Lutheraner ſagen: In mein Haus laſs' ich nicht die heilige Wegzehrung bringen! ... Durch uns iſt das Kaiſerreich in den Schoos der Kirche zurückgeführt worden! Die Mittel und Wege dazu waren mannichfach ... Sei Ihnen vorläufig dieſe Mittheilung über Ihre künftige Verwendung — als Anlaſs zur Prolusio empfohlen ...

Damit war Pater Stanislaus für heute entlaſſen ...

Zur Prolusio —! ... Zum Vorſpiel der Phantaſie —! Aber wie nahm das Wort des Generals auch jetzt den ganzen Menſchen gefangen! ... Terſchka war Mönch, Jeſuit, Prieſter geworden, um ſich aus einem Leben aufzuſchwingen, das ſeinem Ehrgeiz nicht entſprach. Adeliger Geburt und dennoch muſste er dienen ... dienen in einer Stellung, die ihm keine weitere Erhöhung für die Zukunft darbot ... Er ergriff den geiſtlichen Beruf als einzige Rettung und er war nicht undankbar. Nichts hatte er gewuſst, als fremde lebende Sprachen, er wurde durch den Orden ein Mann höherer Bildung. Daſs es andere Bildungsformen in der Welt gab, als die ihm gerade hier zu Theil wurden, ahnte er, aber er muſste wol die vorziehen, die gerade das aus ihm machten, was er für jetzt anders nicht hätte geworden ſein können. In der That beſaſs er keine Rednergabe. Selbſt in der Schule bewährte er ſich nicht. Aber in der Erziehungsanſtalt, die durch das Collegium geleitet wurde, gab es vie-

lerlei von ihm glücklich beaufsichtigte Unterrichtsgegenstände; Reiten, Tanzen, Fechten wurde gelehrt. Das ja hat die Erziehung durch Jesuiten so begehrt gemacht. Eitle Schaustellung und Unterhaltung der Phantasie war von jeher und ist die Grundlage der Erziehungsanstalten, die Jesuiten leiten ... Terschka lernte die wunderbare Moral des Probabilismus kennen, die ihn wahrhaft blendete. Was nur im Menschen über den schwierigen philosophischen Unterschied zwischen „Gut" und „Böse" schlummert, hier fand er Aussprüche dafür voll Kühnheit und blendenden Schimmers. Der Wille wurde in dem Grade von der That getrennt, daß beide in eins zusammenfallen konnten und dennoch unterschieden wurden. Der Wille konnte rein und schuldlos bleiben, er konnte die That unmittelbar hervorgerufen haben und dennoch war letztere nicht sein, sondern nur ein Ergebniß — der Natur. So haben nicht die Materialisten unserer Tage die Willensfreiheit geleugnet, wie die Moral der Jesuiten schon lange die That zum Ergebniß der Umstände macht. In den mislichsten Situationen deckt sie dem Willen immer noch den Rücken. Listig und verschlagen, wie Terschka's Sinn von Natur war — wenn nicht so sehr aus Wohlgefallen am Bösen, doch aus dem Bedürfniß, seine Kraft zu üben, und um der Voraussetzung willen, daß eben Bildung, diese ersehnte Bildung, zur Wehr und Waffe des Geistes werden müßte und es mit sich brächte, überall Widerstand zu leisten — lernte er, Bildung wäre die Kunst, sich das Leben spielend und ohne den mindesten Schein einer Gewaltthätigkeit dienstbar zu machen.

Welche Vorstellungen weckte jetzt die „Prolusie“! Eine Mission nach Oesterreich! Der Abfall von der Kirche! Die verschiedenen Mittel und Wege, die einst eingeschlagen wurden, um sieben Achttheile einer großen Bevölkerung wieder in den alleinseligmachenden Schoos der Kirche zurückzuführen! Seine eigene Herkunft war vielleicht eine hussitische! Welche Studien weckte diese Anregung auf dem Gebiet der Geschichte, welche auf dem Gebiet der menschlichen Seele! Pater Stanislaus brannte auf die Enthüllungen, die ihm würden zu Theil werden. Ja er dachte sich einen tief angelegten Plan entweder auf Böhmen oder Ungarn, wo es noch Protestanten genug gab ... Verstand mußte zu seiner Aufgabe gehören; denn das durfte er sich sagen, von seinem Namensheiligen hatte er nichts, was im mindesten auch seinem Antlitz einen rosigen Verklärungsschimmer gegeben hätte; wenn er betete — ihm war der Befehl, nicht zu lange zu beten, niemals gegeben worden.

Erst nach vierzehn Tagen machte der General der Ungewißheit des jungen Professen ein Ende ...

Ihre Vorfahren, sagte er, eine Ahnung Terschka's bestätigend, als beide wieder allein auf der einfachen, allen andern Wohnungen gleichen Zelle des Generals waren, Ihre Vorfahren waren Hussiten! Abtrünnige waren auch sie schon vor Luther! Wir haben aber deren in Italien noch frühere! Es sind die Waldenser! Sie leben noch jetzt mit immer wieder nachwuchernder, unzerstörbarer Kraft im Piement! Eine Gräfin von Salem-Camphausen, die hinterlassene Witwe eines österreichischen hohen Militärs, Protestantin, beschützt sie von einem ihr angehörenden

Schlosse Castellungo aus! Es liegt zwischen Cuneo und Robillante, in dem blühenden Thal, das sich von der Alpenstraße des Col de Tende abwärts senkt! Die Umtriebe dieser Frau überschreiten alles Maß! Sie hat die Könige von Preußen, England, Schweden und Holland aufgerufen, den Waldensern größere Freiheiten zu gewinnen, als sie unter einer rechtgläubigen Bevölkerung in Anspruch nehmen dürfen! Gelang es schon in alten Tagen, das schöne Salzburg zu entvölkern und seiner reichsten Unterthanen zu berauben, die man zuerst mit dem Gift der kaum überwundenen Ketzerei verdarb und dann mit Geld und Gut in die protestantischen Lande lockte; gelang es erst in unsern Tagen, sogar aus dem altgläubigen, so gottgetreuen Tirol Colonien nach dem uns gleichfalls wieder zurück zu erobernden Schlesien zu entführen: wie soll es werden, wenn mit Hülfe Englands immer weiter auch in das Herz Italiens hinein rechthaberisches Bibellesen und streitsüchtiges Dogma sich verbreitet? Dem Frevel dieser deutschen Gräfin ist ein Ziel zu setzen! Für ihre Dreistigkeit gebührt ihr ebenso eine Züchtigung, wie ein Verbau den Erfolgen, die sie erringt oder erringen könnte ...

Die Aufregung des Generals war so groß, daß er aus der italienischen Sprache wieder in sein heimatliches Idiom verfiel. Terschka konnte, wie er wußte, mit vollzogem Verständniß folgen ...

Diese gefährliche Frau, fuhr der General fort, hat einen Sohn, der in diesem Augenblick bei einem kaiserlichen Reiterregiment noch als Lieutnant steht ... Er wird aufsteigen. Sein Glaubensbekenntniß ist das seiner Mut-

ter. Sein Name ist ein hochgefeierter, wenn auch seine Mittel gemessen sind. Binnen kurzem dürften ihm bedeutende Reichthümer zufallen; denn eine zweite, rechtgläubige Linie, im Innern Deutschlands, ist im Begriff auszusterben. Es existirt nun zwar eine alte Urkunde, der zufolge die Bedingung, unter der die wiener Linie diese großen Besitzungen der andern Linie antritt, die Religion der aussterbenden sein müsse ... Diese Urkunde findet sich leider nicht. Sie wird seit Jahren gesucht ...

Terschka horchte nur immer ... Ein eignes Urtheil zu fällen wurde er nicht aufgefordert und fällte selbst keines ... Er wartete auf die genauere Angabe des Gegenstandes, auf den er zu achten hatte. Von der Weisheit der Väter seines Ordens war er vollkommen überzeugt ...

Der General verweilte jedoch nicht bei der Urkunde, sprach nicht von der Kunst jenes deutschen Convertiten Caspar Scioppius aus der Pfalz, der sein ganzes Leben an die Verherrlichung der Kirche gesetzt hat und seinerseits einer der berüchtigsten Falsarien war. Unter der Autorität von Kaisern und Königen und mit dem Titel eines Grafen von Clara-Valle fälschte er im 17. Jahrhundert Stammbäume und Urkunden, veranlaßte Processe dadurch und entschied sie. Vierzehn Jahre lebte er in Padua bei verschlossenen Thüren, aus Furcht, von seinen Gegnern, die zufällig Jesuiten waren, ermordet zu werden ... Er haßte sie und sie haßten ihn, nicht ihrer Moral wegen, nicht seiner Falsa wegen, sondern weil sie ihm sein Latein corrigirt hatten und er ihnen verwarf, daß im Gegentheil sie keins schreiben könnten ...

Terschka lauschte mit athemloser Spannung; aber

auch heute blieb die ihm gestellte große Aufgabe wiederholt nur im Stadium der Prolusio ...

Der General sagte:

Findet sich die Urkunde, so ist ein Familienabkommen getroffen, daß die letzte Erbin der Derste-Camphausen sich mit dem letzten Erben der Salem-Camphausen vermählt — eine Rechtgläubige mit einem Ketzer! Findet sie sich nicht, und alle Zeichen sprechen dafür, so fallen an eine ketzerische Familie unermeßliche Reichthümer, in eine rechtgläubige Provinz kommt ein ketzerisches Element, das Scandalum jener Vorgänge im Piemont findet reichere Nahrung und das alles von einer Seite her, wo sich die Kirche einer solchen Störung am wenigsten versehen sollte, aus einer Gegend, wo die Wohlthaten der Rechtgläubigkeit ein Gemeingut sind und Maria Theresia sich bis auf den letzten Augenblick sträubte, jene gottlose Vernichtungsbulle unseres Ordens, die That eines unglücklich Verblendeten, der glücklicherweise nur im Auftrag der uns schützenden und glorreicher wiederherstellenden Vorsehung handelte, auch in ihren Staaten zu vollziehen!

Mit dieser Anregung der Phantasie wurde Terschka aufs neue entlassen ... Ueber die Andeutung jenes Widerstandes der Kaiserin Maria Theresia gegen die Bulle: Dominus ac redemptor kam er bald hinweg ... Maria Theresia gab der Aufhebung der Jesuiten erst dann ihr Placet, als man ihr, um sie von der Gefährlichkeit, Wortbrüchigkeit und Ungeistlichkeit der Jesuiten zu überzeugen, von ihrer letzten einem Jesuiten gesprochenen Beichte — aus Madrid eine Abschrift schickte ... Terschka wußte,

daß der Orden dieſen Verrath auf eine Intrigue der über ihren Fall frohlockenden Dominicaner ſchob ... Aber welche Fülle der Beziehungen doch! Welche Ausſichten der Bewährung! Was ſollte geſchehen, was von ihm gefördert und unterſtützt werden? Welche Hülfsmittel, welche Verbindungen gab es für ihn? Wohin hatte er die Reiſe zu richten? Zu jener ſo muthvollen, herausfordernden Gräfin? Zu jener jüngeren Paula? Sollte die Urkunde geſucht werden? Sollte die gemiſchte Ehe gehindert oder, wie ſo oft, in dem Sinne „dirigirt" werden, daß der junge Offizier ſeine Confeſſion änderte? ... Allmählich trat in ſeine Combinationen immer mehr das Bild dieſes jungen Kriegers ein. Er malte ſich ihn aus in allen ſeinen Lebensbezügen. Es überkam ihn eine Ahnung, daß er vielleicht in deſſen Nähe geſchickt werden ſollte ...

Dieſe Ahnung betrog ihn nicht. Der General eröffnete ihm nach einiger Zeit, daß er in die Nähe des Grafen Hugo von Salem-Camphauſen geſchickt werden ſollte. Mitwirkungen und Erleichterungen würden ihm genannt werden. Seine Aufgabe leitete ſein Souverän in folgender Weiſe ein:

Wir wünſchen, daß Graf Hugo katholiſch wird! Die Rückſichten auf ſeine Mutter und ihre Umtriebe, auf jene Provinz und die Erbſchaft, im eventuellen Falle auf die Ehe, ſind die nächſten und dringendſten Aufforderungen, drohenden Gefahren zu begegnen. Zuletzt iſt das Werk auch ſchon an ſich ein wohlthätiges. Doch iſt es nicht leicht. Wir haben über den jungen Krieger Nachrichten, die für eine große Verehrung ſeiner Mutter ſprechen. Solange

ſie lebt, würde er ihre Irrthümer ſchonen und ſchwerlich ihr die Strafe zufügen, die ſie ſchon um ihrer Umtriebe willen gegen den Biſchof von Cuneo und das Kapitel von Robillante verdient! Auch denkt der Orden nicht an ein plötzliches und ſchnell errungenes Reſultat. Wir arbeiten in allem nicht für die Minute, ſondern für das Jahr; ein Jahrhundert bedarf es, um durch Tropfen einen Stein auszuhöhlen — Sehen Sie die Statue des Sanct-Peter auf dem Vatican! Wer möchte glauben, daß man einen Fußzehen von uralter felſenfeſter Bronze ſo allmählich — hinwegküſſen kann!' Es gehört dazu eben ein Jahrtauſend. Ihre Aufgabe geht in eine weite Fernſicht. Sie dürfen ſich Zeit dazu nehmen. Sie dürfen Ihr ganzes Leben daran ſetzen und müſſen es, um die Abſicht nicht zu verrathen, die Sie mit Ihrer Handlungsweiſe verbinden — Sie legen Ihr geiſtliches Kleid ab! Der Orden diſpenſirt Sie von jeder Rückſicht auf Ihren Stand! Sie bleiben, was Sie ſind — nie verwehend iſt der Duft des heiligen Oels, das Sie ſalbte! Aber ſelbſt das Zeichen der Demuth auf Ihrem Haupte müſſen Sie ſchwinden laſſen — Sie erhalten ein Patent als ein auf unbeſtimmte Zeit beurlaubter Rittmeiſter in päpſtlichen Dienſten! Denn gerade darin, daß Sie dieſem Anſchein, ein Krieger geweſen zu ſein, auch wirklich zu entſprechen verſtehen, lag — liegt der Grund, warum gerade Sie zu Ihrer Aufgabe gewählt wurden ...

Wenzel von Terſchka ſtand betäubt ... Darum hatte man an ſeiner Vergangenheit keinen Anſtoß genommen ... Darum gleich anfangs keine Erinnerung an ſeine vergangene Laufbahn ... Die Ausſicht, mit der Erhebung, mit der Bil-

dung, die er jetzt empfangen, ein weltliches Leben aufs neue, wenn auch nur zum Schein beginnen zu können, machte ihn schwindeln ... Der Stand, eine höhere gesellschaftliche Stellung, als die sein Vater bekleidete — alles wieder aufs neue, wenn auch in anderer Art, anerkannt ... Gehoben und gehalten von unsichtbaren, mächtigen Händen — — Er vermochte kaum sich zu sammeln und dem in aller Würde, mit feierlichem Ernst, ja mit Fanatismus ihm geschilderten Plane in allen seinen Einzelheiten zu folgen ...

Es ist unwahr, wenn man behauptet, Ignaz von Loyola oder seine Schüler hätten gesagt: Der Zweck heiligt die Mittel. Dies Wort findet sich nirgends in ihren Constitutionen. Aber der Dechant von Sanct-Zeno, Franz von Asselyn, sagte schon einst zu Bonaventura, als dieser über ein Pamphlet eiferte, das die „Geheimen Verordnungen" der Jesuiten neu wieder abdrucken ließ: „Du hast Recht, mein Sohn, diese Schrift ist eine Lüge, die seit zweihundert Jahren entlarvt ist! Ich weiß es, ein polnischer Jesuit schrieb diese Monita secreta aus Rache an dem Orden, der ihn ausstieß, weil Hieronymus Zaorowski zügellos und unsittlich war und die Strafe seiner Obern verdiente. Nie haben diese Anleitungen zur Erbschleicherei, zur Verführung jugendlicher Gemüther, zur Bereicherung des Ordens, zur Verhetzung der Ehen, Verhetzung des Staatsfriedens, in den Gesetzen der Gesellschaft gestanden, aber — die Monita secreta sind ein Codex ex post! Sie sind die niedergeschriebene Praxis des Ordens! Sie sind die Tradition neben dem Grundtext! Der Talmud, wie mein alter Freund Leo Perl gesagt haben würde, die Mischna

und Gemara neben der Thora! Jener rachſüchtige Pole erzählte ſcheinbar als verlangte Vorſchrift, was ſich nur durch die Verderbniß des Ordens allmählich als ſelbſtverſtändlich in ihm feſtgeſetzt hatte. Ich nehme ja einige glänzende Erſcheinungen des Ordens aus. Aber die Gefahr deſſelben iſt darum dieſelbe, die Gefahr, die ſchon in ſeinem eigenen Weſen liegt, ſogar in einer an ſich geiſtvollen und denkwürdigen Eigenthümlichkeit deſſelben ... Die Jeſuiten können für ſich ein großes Verdienſt in Anſpruch nehmen. Sie können ſagen: Ihr alle habt bisher nur den Chriſten im Auge gehabt; wir ſind die erſten Prieſter geweſen, die auch dem Menſchen ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten! Die Seele iſt es, die ein Lieblingsſtudium dieſes Ordens wurde. Die Jeſuiten, zu allen Zeiten von einem brennenden Ehrgeiz getrieben, wagten es, mit der Philoſophie einen Wettkampf einzugehen. Sie wollten dem Chriſtenthum die größten Glorien erwerben, ſelbſt die, einen Carteſius überflüſſig zu machen — Da mußten ſie denn wol in die Arena des Denkens ſteigen! ... Und nun dachten ſie den Menſchen. Sie dachten ihn in der ganzen Schwäche, die uns Prieſtern durch den Beichtſtuhl geläufig wird. Sie dachten ihn mit jener unſaglichen Geduld und Liebe, die wir für die Ausübung unſers Amtes gerade nach dieſer Seite hin ſtündlich empfinden müſſen. Sie dachten ihn in jenen ſteten Momenten der Reue, der Halbheit, der innern Wehmuth, die Großes will und doch in der Ausführung wieder der Natur unterliegt, und ſo entſtand ihr berüchtigtes Syſtem der Erwägung, der Rückſicht, der Entſchuldigung, der halben und der

richten müſſen. Schon die Schwäche hat hier etwas, das ſtärker iſt, als die Kraft. Ich habe vier Knaben. Die Auf- und Ausgaben ſind außerordentlich."

„Ich ſcheue weder die einen noch die anderen. Ich will meinen Rock tragen, ſo lange noch die Fäden zuſammenhängen, ich will mich nicht ſchämen, Stiefeln zu tragen, welche mit Pflaſtern dicht belegt ſind. Mit meinen Kindern will ich mich an meinem Vater rächen. Sie ſollen keinen Schritt in der Ausbildung ihres Geiſtes vergeblich thun, ſie ſollen weder Griechiſch lernen, wenn ſie nur Latein, noch die Arithmetik, wenn ſie nur die Geometrie brauchen. Ich will ihnen ſelbſt die Lebensroute vorzeichnen, auf welcher ſie in kurzer Zeit dicht vor irgend einem glänzenden Ziele ſtehen. Ich werde mich hüten, ſie Prediger werden zu laſſen zu einer Zeit, wo die Kirchen ſo leer ſtehen, oder Kaufleute in einer Zeit, wo es ſo viel Bankerutte gibt. Was ich wählen werde, weiß ich noch nicht, aber jedenfalls einen Beruf, der ſie nährt, der ſie ehrt."

---

An dieſer Stelle des Blaſedow'ſchen Monologen, wo er allmählig vom dithyrambiſchen Schwunge ſchon zur beſonnenen und nüchternen Erwägung herabgeſtiegen war, weckte den Träumenden aus ſeinen Luftſchlöſſern ein verworrenes Geſchrei wie Rabengekrächze. Blaſedow fuhr erſt erſchrocken auf, weil er gerade am Galgen des Kreisbezirkes vorbeiritt. Der Lärm kam aber nicht von dem ganz friedlichen Dreibeine her, ſondern von einer Karavane gelber großer Wägen, die kurz vor ihm herzog. Es konnten ihrer fünf bis ſechs ſein. — Für Pulverwägen hätte man dieſe Fuhrwerke zunächſt halten können, wenn nicht das Fürſtenthum Sayn-Sayn im tief-

Viertel-Sünde, jener sogenannte Molinismus, der sich zuletzt noch unter dem Einfluß der von Paris und Versailles ausgehenden galanten Courtoisie und sentimentalen Veredelung früherer Roheit und Brutalität der Hofsitten in eine Moral der ewig lächelnden und achselzuckenden Duldung verwandelte und in die Absicht, in die Intention, in den Rückhaltsgedanken die moralische Verantwortlichkeit setzte, gänzlich die höhere und wahre Sittlichkeit preisgebend!" ... Für Wenzel von Terschka gab es kein anderes Denken, als das in den Formen dieses Molinismus ... Daß die Absicht des Ordens, den Grafen Hugo von Salem-Camphausen katholisch zu machen, eine höchst löbliche war, bezweifelte er nicht. Er harrte der Anleitung, wie er gerade als päpstlicher Rittmeister zu retirirte ein solches Ziel fördern sollte ...

Der General sprach:

Sie erhalten eine Liste von Affiliirten in Wien! Geldmittel — nicht im Ueberfluß; denn es wird sogar nöthig sein, daß Sie Schulden machen! Sie sollen eben suchen, sich dem jungen Grafen auf die natürlichste Art zu nähern! Sein Sinn ist offen und leicht. Das gemeinschaftliche Band könnte — Ihr altes Metier sein! Die gleiche Verliebe für Pferde dürfte die Gelegenheit zur ersten Anknüpfung geben. Stellen Sie sich ihm nach kurzer Zeit als in Ihren Mitteln gebunden vor. Thun Sie das so, daß Sie dabei nicht allzu entblößt erscheinen, so wird er Vertrauen fassen! Sind Sie dankbar, so haben Sie sein Gemüth gewonnen. Ihre Vergangenheit war abenteuerlich genug. Sind Sie auch darüber zum Grafen Hugo leidlich aufrichtig, so bindet die

Offenheit. Von Ihrem Prieſterſtand darf natürlich nicht die Rede ſein ... ſogar ſehr, ſehr ſelten von der Religion!

Terſchka fand alles das in der Ordnung. Er fand, daß man auf dieſe Weiſe einen hochgeſtellten jungen Mann, von dem man eine Rückkehr zur Kirche wünſchte, am beſten beobachten ließ. Und als er nur noch zweifelnd aufhorchte, als er hörte, wie doch die Religion als Geſprächsſtoff zwiſchen ihm und Grafen Hugo ausgeſchloſſen ſein könnte ſagte der General:

Man kann die Rückkehr zu unſerm Glauben mit Gewalt fördern, man kann ſie aber auch von ſelbſt entſtehen laſſen aus einem ſtill ſich meldenden Bedürfniß unſers Gemüthes. Aus welchen Stimmungen wählt man nicht das Gewand des Mönches! Sie, Bruder Stanislaus, traten in den Orden zunächſt aus Ehrgeiz. Bei Gelehrten iſt es oft der Ueberdruß an der Unfruchtbarkeit ihrer Forſchungen. Fürſten und Standesperſonen wechſelten den Glauben infolge der Reue über ihr vergangenes leichtſinniges Leben. Graf Hugo liebt das Vergnügen. Vielleicht kommen Stunden der Erſchöpfung, die dem Heil ſeiner Seele günſtig ſind. Dieſe benutzen Sie zu leichten und ganz wie zufälligen Erweckungen. Wir laſſen Ihnen zu dieſer Beobachtung Zeit. Leben Sie ſo harmlos mit ihm wie Sie wollen! Gehen Sie auf alle ſeine Verhältniſſe ein! Geben Sie uns nur dann und wann Bericht; das Uebrige findet ſich ...

Mit dieſen dunkeln, nur der Ahnung von einem zuckenden Streiflicht erhellten Andeutungen verließ der Pater die Zelle des Generals, in drei Tagen das Collegium, in acht Tagen Rom. Seine Vorbereitung zur

Rolle eines päpſtlichen Rittmeiſters machte er in dem Gaſthofe der Croce di Malta.

Vorher hätte er ſich gern noch dem Cardinal Ceccone empfohlen ...

Er wagte deshalb beim General eine Anfrage, erhielt die Erlaubniß, bat im Vatican um eine Audienz und erhielt ſie bewilligt bei der Herzogin von Amarillas, bei der der Cardinal jeden Abend nach engliſcher Sitte den Thee trank ...

Die ſtolze Römerin, die einſt in Rollen wie Semiramis geglänzt hatte, vor Jahren in Paris einen ſpaniſchen Herzog heirathete, der bald ſtarb, und die dann in ihrer Vaterſtadt anfangs mit gemeſſenen, ſpäterhin reichen Mitteln ein Haus machte, empfing ihn allein und mit dem Stolz einer Frau, die allenfalls auch eine der Kaiſerinnen hätte ſein können, die ſie ehemals ſpielte ... Es war der Kopf jener Herme aus den Gärten des Quirinals ...

Sie war in Deutſchland bekannt und unterrichtete Terſchka in der Art, wie man die Deutſchen behandeln müſſe ... Feſt und beſtimmt! ſagte ſie. Denn dies Volk iſt voll Liſt und Verſchlagenheit! Dies Volk iſt um ſo gefährlicher, als es ſich die Miene der Ergebenheit und Treuherzigkeit gibt! Nie hab' ich eine falſchere Nation gefunden, wie dieſe — und ich bin viel gereiſt —! Ohne Charakter iſt ſie in allem! Ich habe die ſchönſten und vornehmſten Frauen geſehen, die dem König Hieronymus den Hof machten und ſeine Gunſt zu gewinnen ſuchten. Und dabei rühmen ſich dieſe, beſonders in der vorneh-

nen Sphäre so gesinnungslosen, unpatriotischen Deutschen fortwährend ihrer Treue und Ehrlichkeit!

Terschka kannte Deutschland wenig und ließ sich belehren ...

Die Herzogin gab ihm eine Reihe von Verhaltungsmaßregeln, ohne zu wissen, in welchen Aufträgen er nach Deutschland zu reisen hatte ...

Erst jetzt, in den gegenwärtigen Stimmungen Terschka's, kam ihm die Erinnerung, daß die Herzogin von Amarillas damals sicher von einer Gegend sprach, die mit der, in welcher er sich jetzt befand, die nämliche war ... Sie hatte damals Namen genannt, die seinem Gedächtniß erloschen waren ... Immer sinnender, immer vor sich hinbrütender hatte sie gesessen, das Haupt auf die vergoldete Lehne eines hohen Rococosessels gestützt, ja nicht einmal bemerkend, daß Olympia in einem seidenen Kleide durch die Zimmer rauschte, die „Nichte" des Cardinals, ihre Schutzbefohlene ... Dem jungen, inzwischen herangewachsenen, wenn auch nur kleinen Mädchen, das ihr dunkelschwarzes lockiges Haar mit einem goldenen Reifen umschlungen hielt und einen fast gehässigen, medusenhaften Ausdruck des Gesichtes bekommen hatte, war die Erinnerung an den Tag in der Reitschule gänzlich entschwunden ... Die Herzogin erinnerte sie daran ... sie erwähnte nicht ohne Herzlichkeit die Berichte, die ja Pater Stanislaus aus dem Collegium an sie geschrieben hätte ... Olympia machte eine spöttische Miene und wandte sich kalt und gleichgültig ab ...

Inzwischen wurde der Cardinal gemeldet ...

Wenn in Rom ein Cardinal einem Privathause die Ehre seines Besuchs ertheilt, muß ihm die Herrin desselben mit zwei Wachskerzen auf silbernem Leuchter entgegengehen und ihn wie einen Fürsten schon an der Treppe empfangen ...

Tiburzio Ceccone, der noch jugendliche, lebensmuthige Lenker der Gerechtigkeit im Kirchenstaat, erschien als ein noch immer schöner, imponirender Mann in der Tracht der Cardinäle, wenn sie außerhalb ihrer Functionen sind, im schwarzen Habit habille mit rothem Versteß, rothen Knöpfen, kurzen schwarzen Beinkleidern, langen rothen Strümpfen, rothem Sammetkäppchen, darüber ein langer schwarzer Krämpenhut, auf dem Rücken ein schwarzes Abbémäntelchen ...

Der Cardinal entsann sich vollkommen des Patere Stanislaus und erkundigte sich mit forschend zusammengedrücktem Auge nach dem Ziel seiner Reise ... Die Befangenheit Terschka's, der ihm ausweichend antworten mußte, mochte er sehen, doch machte ihn seine Liebe zu Olympia so zerstreut, daß Terschka reden konnte, was er wollte — er würde nur zu allem wie abwesend genickt haben ... Offenbar war er über Terschka's Mission im Unklaren. Er pries die Fortschritte der Gesellschaft Jesu, namentlich im Kaiserstaate, und sprach von einer Stadt an einem großen Flusse, wo ihre Hauptniederlassung sein sollte. Die Herzogin glaubte gleichfalls eine solche Stadt mit einem Kranz von Bergen zu kennen, nannte aber den Fluß nur klein. Sie verständigten sich beide in der Geographie Deutschlands wie über ein Land, das im Grunde ein einziger großer wü-

ſter Wald wäre, bewohnt von einem Geſchlecht von Menſchen, die an Unbildung und dabei, wie die Herzogin wiederum hinzufügte, an Verſchmitztheit ihresgleichen ſuchte. Sie ihrerſeits ſchien Witoborn an der Witobach, der Cardinal Linz an der Donau im Auge gehabt zu haben — Deutſchland war ihnen beiden ein und daſſelbe Sibirien.

In Gnaden entlaſſen, empfahl ſich Terſchka, reiſte ab und nahm bereits in Venedig ſeine neue weltliche Tracht an. Ueberall producirte er den Paß, der ihn als einen beurlaubten päpſtlichen Rittmeiſter bezeichnete. Sein Talent, ſich in ſeine neue Rolle zu finden, mußte bald ſogar ihn ſelbſt überraſchen. Hätte er nicht annehmen müſſen, daß, wie gewöhnlich, ihm ein Wächter geſtellt wäre, der alle ſeine Schritte beobachtete, er würde ſeine Freiheit in vollen Zügen genoſſen haben.

Bald fand ſich eine Gelegenheit, die Bekanntſchaft des Grafen Hugo zu machen.

## 11.

Die erste Begegnung mit dem damals schon dreißigjährigen Grafen Hugo fand in Bruck an der Leitha statt, wo dieser in Garnison stand.

Wir schildern sie nicht, da sie sich schon aus allem entnehmen läßt, was wir von Terschka's persönlichen Talenten und aus den Erinnerungen der Gräfin Erdmuthe wissen.

„Das ist ja ein Jesuit!“ hatte der edlen Frau sofort bei der ersten Bekanntschaft mit diesem neuen Freunde ihres Sohnes eine innere ahnungsvolle Stimme gerufen. Ein Beweis auch zugleich, daß Terschka damals noch ganz die Weise des Vaters Stanislaus hatte . . .

Damals war Terschka noch höflich bis zum Unterwürfigen, zart bis zum Süßen. Er sprach und hörte zugleich auf das, was neben ihm von andern gesprochen wurde, und billigte es zwischen seine eigene Rede hinein, wenn er sie auch doch inzwischen fortsetzte. Er vertheidigte nichts, was irgendjemand unangenehm berühren konnte. Er sprach von seiner Jugend mit einem verklärten Blick gen Himmel und folgte der Phantasie der Gräfin bis auf die Anfänge

der Huſſiten, bis auf die Trommel aus Ziska's Haut, bis auf den Kelch in der Fahne der Utraquiſten — all dieſe Vielſeitigkeit und Nachgiebigkeit lernt ſich aus der Kunſt der „Proluſie". Geiſtig war er ſo biegſam, wie er nun auch wiederum körperlich werden konnte. Seine Reitkunſt war die magiſche Kraft, die bald den jungen Offizier und deſſen Kameraden an den päpſtlichen Rittmeiſter außer Dienſten feſſelte.

Nach einem halben Jahr empfand Terſchka wol die vielen Bedenklichkeiten, die ſich aus dieſer Verbindung — für ſeine Gelübde ergaben. Ueberhaupt welches war das Ziel, auf das er zuſteuern ſollte? Der Graf hing ſich an ihn mit der ganzen Innigkeit, die jungen Männern in jener Zeit eigen iſt, wo hunderterlei Verkommniſſe ihrer fröhlichen Lebensluſt Rath, Beiſtand, bald Schmeichler, bald Warner bedürfen. Bald ſchon konnte Graf Hugo nichts mehr ohne Terſchka unternehmen. Terſchka wurde der Vertraute aller ſeiner Liebes-, Ehren- und Geldhändel. Terſchka's Klugheit, ſeine im Grunde ſchüchterne und maßhaltende Denkweiſe, ſeine Lebenserfahrung gaben in allen Lagen die Aushülfe. Dann ſich aber dabei ſelbſt freihalten von den Einflüſſen eines ſolchen Umgangs, vermochte der Genoſſe nicht länger. Es gab Spiel- und Trinkgelage, Abenteuer, wie ſie Boccaccio geſchildert hat: wie ſollte der Prieſter ſich verhalten? Er hat ſeinen Verſtand in Rom um eine Beruhigung ſeines Gewiſſens.

Aus allem, was er erfuhr, trat ihm klar entgegen, daß ihn die oberſte Ordensgewalt aller Rückſichten und Pflichten des Gewiſſens entband. Der Rittmeiſter Wen-

zel von Terſchka ſollte mit dem Grafen Hugo von Salem-Camphauſen zwar nicht ganz nach den Worten des Mephiſto verfahren:

„Umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgeſtalten!
Verſenkt ihn in ein Meer des Wahns!“ —

ſollte ihn nicht abſichtlich in die Verderbniß locken, damit er auf der letzten Stufe des erklommenen Tempels der Freude niederſinke mit erſchöpfter Kraft und Terſchka in der Gewalt hatte, dann das eroberte Opfer dem Schooß der Kirche zuzuführen (oft hatte die Kirche dieſen Triumph erlebt) — aber begleiten durfte ihn Pater Stanislaus auf Tritt und Schritt, durfte leben wie er, lieben wie er; nur die Heiligung des Mittels durch den Zweck durfte nicht fehlen. Mitten in dieſem Taumel ſollten die Ruhepunkte, die ſchon für den Grafen zuweilen eintraten, dann und wann für harmloſe Erweckungen benutzt werden; Erweckungen, die jedoch nur gelegentlich, ganz nur wie zufällig und abſichtslos einzuſtreuen waren ... So wenigſtens beſchied man ihn ...

Wie jedoch der menſchliche Geiſt einmal iſt, ſo kann er, wenn auch noch ſo geſchult, niemals für ſich gutſagen, wo ihm das Glück der freien Bewegung zu Theil wird. Terſchka lebte mit dem Grafen Hugo bald nicht mehr wie der ihn Dirigirende, ſondern wie der von ſeinem Zögling Dirigirte. Vollkommen hatte er mit der Zeit verſtanden, was er ſollte; er hatte Winke und Anweiſungen erhalten, die in zweifelhaften Fällen ſogar eher das Schlimme, als das Gute zu wählen anriethen und ſo war er dem natürlichen Zuge ſeines faſt gleichalterigen Freundes gefolgt, ergab ſich ihm mit voller Anhänglichkeit, liebte ihn und

ließ ſich von ihm beherrſchen, ſtatt daß er ihn beherrſchte. Die Berichte, die er nach Rom einſandte, wurden unwahr. Terſchka gab Zuſicherungen über Richtungen des Gemüthes, in die ſein Zögling verfallen wäre, die jeder Begründung entbehrten. Nun kam die Furcht der Obern, der junge Graf könnte in ſolcher Stimmung wol gar in die ascetiſche Richtung ſeiner Mutter verfallen. Kannte man auch ohne Zweifel im al Gesù das deutſche Sprichwort: „Der Weg nach Rom geht über Herrnhut!“ ſo würde doch die ganze Bemühung verfehlt geweſen ſein, wenn der Graf ſich zuletzt in die Leitung ſeiner Mutter begeben und deren ſeparatiſtiſche Entſchiedenheit angenommen hätte. Demnach ertheilte man die Zuſtimmung zu dem Bedenken, ob Terſchka die Kraft des weiblichen Princips, das den Grafen in leichterer Weiſe beherrſchen konnte, verſtärkte. Damals war ein eigenthümlicher Colliſionsfall im Leben des vornehmen Cavaliers eingetreten. Jene Angiolina, die er in der dalmatiniſchen Stadt Zara bei einer Kunſtreitergeſellſchaft geſehen hatte, war von ihm in einem gemüthlichen Zuge ſeines Weſens, das von plötzlichen Einfällen beherrſcht wurde, vor acht Jahren ihrer Truppe abgekauft und in eine Penſion gegeben worden. Das elfjährige, bildſchöne Mädchen hatte er dann und wann wiedergeſehen, ſtets mit einer mächtigen Erregung ſeines Gefühls. Immer überraſchender, immer reicher entfaltete ſich die Bildung Angiolina's. Einmal gab er ſie weit fort aus ſeiner Nähe, nur um ſich nicht hinreißen zu laſſen und nicht ſeinem Gefühl zu folgen. Die Neigung Angiolina's für ihren Wohlthäter war die gleiche. Auch ſie floh die

sten Frieden mit dem Auslande lebte. Auch erinnerte sich Blasedow nicht, daß etwa einem benachbarten Fürsten das Recht einer Militärstraße durch Sayn-Sayn zustände. Er wollte eben seinen Gaul anspornen, um bei den Fuhrleuten die geheimnißvolle Ladung auszukundschaften, als er auch hinter sich eine Cavalcade zu hören glaubte, die ihn jetzt in ein gefährliches Gedränge brachte. Er mußte seinen Gaul etwas abseits lenken, um einer prachtvollen Kutsche, welche vier Pferde zogen, Platz zu machen. Sein Erstaunen wuchs, als er auf dem Bock und hinten auf dem Tritt der Kutsche drei Mohren wahrnahm. Beinahe hätte er in den Acker hineinreiten müssen, der hier glücklicherweise beim Galgen als Schädelstätte betrachtet wurde und nicht besät war. Die große Carosse wollte nämlich auch jenen gelben Wagenkästen vorzukommen suchen. Der Mohrenkutscher schlug heidnisch auf die Thiere ein, die in dem tiefen Sande ihre Noth hatten fortzukommen. Blasedow hielt an, besonders, um zu sehen, ob ihm ein prüfender Blick in die Glasfenster der Kutsche gelingen würde. Ja, es waren zwei Damen, die im Fond saßen. Die eine wirklich jung, die andere schien es scheinen zu wollen. Die Letztere trug offenbar Schminke auf den Wangen, wie Blasedow deutlich sehen konnte, da sie mit grellen, kecken Augen aus dem Schlage herauslugte. Sie mußte braune Augen haben, Blasedow war ganz erschrocken. Die Kutsche flog aber schnell an ihm vorüber.

Doch jetzt, dacht' er schlau, benutz' ich die Gelegenheit. Unmittelbar hinter dem Tritt, auf welchem die beiden andern Mohren standen, gab er seinem Thiere die Sporen und ritt lustig hinter der großen Carosse her. Das ging eine Weile ganz gut. Er hat schon drei der gelben Wägen hinter sich;

Bestrickung ihres Herzens, wenn der schöne junge Mann im glänzenden Harnisch vor ihr stand, das sonst so feurige Auge in milder Dämpfung auf sie niedersenkend. Einige Jahre lang währte dieser Kampf. Terschka wurde der Vertraute. Er nahm zuletzt Partei für den Gedanken, ein so reines Bild nicht zu zerstören. Graf Hugo hegte ihn selbst und litt doch darunter. Oft warf er sich dem Freunde an die Brust und rief: Ich kann nicht ohne sie leben! Von Rom kam eine dunkle Weisung, die fast an das Wort der Schrift erinnerte, daß ein Sünder dem Himmel lieber wäre, als zehn Gerechte ...

Pater Stanislaus sah das Maß der künftigen Reue sich mehren, wenn Verhältnisse eintraten, die nicht auf die Dauer so bleiben konnten. Die „Prolusio" malte es ihm aus: Endlich verläßt doch ein so vornehmer Herr seine Geliebte wieder — vielleicht war es eine Verbindung wie die Ehe — die Gräfin Paula verlangt nicht nur ihre standesmäßige, sondern die volle, auch sittliche Höhe ihrer Rechte als Gattin — der im stillen gedemüthigte Gatte wird schwächer und schwächer und muß der Gattin zuletzt — ein Opfer bringen, jenes, das, wenn auch stumm, die Gattin und die Kirche verlangen ... Aqua Tofana das der Jesuitenmoral! Gift aus einer nur zu vollkommenen Kenntniß unserer Natur gezogen! Wo ist da noch Sünde, wenn das Leben des einzelnen nur ein Theil einer großen Maschine wird, die wiederum nicht ein einzelner dirigirt, sondern ein großes Ganzes, das Anfang, Mitte und Ende immer zugleich im Auge hat! Damit die Olive das klare, fließende Oel wird, muß nicht nur ihre saftige Hülle, auch ihr Kern zer-

ſtampft, auf der Mühle zermalmt werden; was kümmert dich die zerſtörte ſchöne Frucht, wenn aus ihr ein Höheres hervorgeht, das der Einzelne, haftend an der flüchtigen, wenn auch ſchönen Erſcheinung, gar nicht ahnen kann? Und es gibt eine Linie, die, trotzdem daß ſie nur Einem Pole zuſtrebt, doch ſchwankend iſt wie die Magnetnadel, die Grenze zwiſchen „Gut“ und „Böſe“. Die Uebergänge ſind oft ſchroff; ganz deutlich unterſcheidet ſich das Oel vom Waſſer; aber ebenſo oft auch rinnen ſie ineinander und das ſchwache Herz, der Sünde ſchon verfallen, glaubt immer noch unter der Herrſchaft reiner und gerechtfertigter Inſtincte zu ſtehen! Shakſpeare ſah die Jeſuiten erſt entſtehen. Sein Richard III., der im Stande war ein Weib am Sarge ihres ermordeten Gatten für ſich zu gewinnen, hatte jenen Baſiliskenblick, der erſtarren macht und jede moraliſche Entſchlußnahme tödtet. Klingsohr, der, eben von der Leiche ſeines Vaters kommend, in einer dunkeln Nachtſtunde von einer wild tyranniſchen, imponirend dämoniſchen, ſeinen Idealen vom alten Feudalgeiſt des Mittelalters entſprechenden Natur überredet wird, ſie zu ſchonen — da gehen die ſchwindelnden Wege im Nachtleben des menſchlichen Gemüthes, die niemand ſicherer zu wandeln weiß über Dorn und Klippe, feſt an der Hand haltend den, den ſie führen, als die Jeſuiten ... Wie ſollſt du dich dem Menſchen nahen? Der Orden ſagt: Ut si non bene ei succedant negotia*) Oder: Etiam optima commoditas est in ipsis

*) Wenn es ihm in ſeiner äußeren Lage gerade ſchlecht geht.

[illegible]*) Was hier zunächst nur vom Gewinn des Gemüthe für die Gottseligkeit überhaupt gesagt worden ist, wurde es auch von jedem Gewinn für die Kirche selbst.

So lebte Terschka seit einer Reihe von Jahren als täglicher Begleiter, Secretär, Geschäftsführer seines wirklich von ihm geliebten Freundes, des Grafen Hugo von Salem-Camphausen. Sorglos durfte er auf alles eingehen, was zu dessen Lebensverhältnissen gehörte. Er durfte die Mutter des Grafen auf Schloß Salem und in Castellungo besuchen. Er durfte sich dem großen Proceß widmen, durfte reisen im Interesse desselben, durfte die Anhänglichkeit an seinen Freund ohne jeden Eigennutz zur Schau tragen. Der Orden rechnete nicht auf das fünf- oder sechsunddreißigste Lebensjahr des Grafen, er begnügte sich mit einem Schritt, den dieser vielleicht erst in seinem sechzigsten, siebzigsten that. Die Stunden kommen dann schon, wo ein alter Podagrist verdrießlich über die Welt wettert, die jung bleibt, während ihm selbst die Zeit das Haar gebleicht; die Stunden, wo man an einem kalten Winterabend bei Schneegestöber im warmen Zimmer sitzt, Anekdoten von der Vergangenheit durchspricht, die nicht mehr zünden wollen, und dann sagt: Terschka, Terschka, ich fange doch manchmal an zu meditiren: was ist nun wol das Leben! Und dann zuckt ein solcher mit ihm altgewordener, nun auch weißhaariger Freund, der das Gnadenbrot des Protectors ist, die Achseln, spricht mit feinem Lächeln von der Ruhe, die ihm denn doch zu-

*) Auch aus den Schlechtigkeiten selbst heraus entwickelt sich manchmal ein guter Anlaß zur Bekehrung.

lezt ſein Glaube gewähre, und hat einen Kreis von alten Ehrherren, von alten devoten Damen, wo er ſeine Abende behaglich zubringt und auf die der alte Freund eiferſüchtig wird. Nun einmal das ſchon kühnere Wort hingeworfen: Wenn man denn doch einmal poſitive Dinge glauben will, lieber Graf, ſo ſoll man es auch ganz; lieber alles oder gar nichts! Und das wird dann oft entſcheidend ... Daraufhin ſchrieb einſt die Gräfin Erdmuthe aus Caſtellunge, daß Lady Elliot ſie beſucht hätte und voll Verzweiflung aus Rom gekommen wäre: vierzehn Engländer hätten zu gleicher Zeit in der Katakombe San-Caliſto das Abendmahl nach katholiſchem Ritus genommen — eben auch deshalb: „Will man einmal poſitive Dinge glauben, dann auch gleich ganz; ſonſt lieber gar nichts!“

Terſchka genoß das wiener Leben wie dafür geboren und erzogen. Er war der Matador der Geſellſchaft und heiterer, als Graf Hugo, der mit den Jahren trübſinnig, nachdenklich und nur noch ſtoßweiſe von ſeinem alten Humor erheitert wurde. Terſchka hatte ſeine Rolle nicht vergeſſen, aber ſie erſchreckte ihn eher wie die Mahnung an ein leicht herauskommendes Verbrechen, an dem er betheiligt war, als wie an eine ernſte und ihm werthe Pflicht. Er konnte erbeben vor einem Brief mit geiſtlichem Siegel. Oft war es ihm in Abendſtunden, wenn er über die Plätze Wien's eilte, als wenn in den dunkeln Schatten ihm eine verhüllte Perſon folgte. Die ganze Kette ſeines Lebens bis zu ſeinen erſten Anfängen lag dann vor ihm. Gedenke deines Mals am linken Arm! rief ihm einſt Nachts im Novemberſturm eine

Stimme an der alten Kirche Maria „zur Stiegen ... Es war eine Gaukelei seiner erhitzten Phantasie. Er kam von Angiolina, wo es glückliche, unterhaltende Abendstunden gab ... Dann stürzte er in den Beichtstuhl der Piaristen zu Maria Treu, auf den er von Rom aus angewiesen war ... Kehrte er von der Josephstadt ins Innere Wiens zurück, so war es ihm oft, als müßte ihm aus einem der Fiaker, die an einsamer Stelle hielten, unterm lachenden Sonnenschein ein Unbekannter plötzlich winken, ihn zum Einsteigen auffedern und ihn mit sich zurücknehmen geradeswegs nach Italien in die unterirdischen Kerker, die es im al Gesu gab ... Oft auch wünschte er's, wenn sein Gewissen zu heftig zu schlagen, seine Furcht zu heftig ihn zu erschüttern begann.

Für Terschka war der geistliche Stand nur das gewesen, was Andern die Schul-, Gymnasial- und Universitätsbildung überhaupt. Nur durch Sklaverei hatte er zu einer schöneren Freiheit gelangen können. Aber die Kette ließ ihn nicht. Er zog sie überall hinter sich. Er zog sie mit den Jahren schwerer und schwerer, unmuthiger und unmuthiger. Durch die ihm gestattete Freiheit trat er in eine lebhafte Welt der Discussion ein. Das war damals ein Geist der Freiheit, der Opposition gegen die Herrschaft des allmächtigen Staatskanzlers, eine Lust am Verbotenen und Verfagten bis in die höchsten Kreise hinauf, ja bis in die der Unterdrücker selbst, die heimlich mit dem liebäugelten, was sie öffentlich verfolgten. Wie konnte er gegen die Mode des Tags Einspruch thun? Er scherzte mit den andern, lachte mit den Spöttern, ver-

theidigte nichts, was zumal, wär' es gerade von ihm festgehalten worden, über seine wahre Lebensstellung hätte Verdacht erwecken können. Doch nicht ungestraft wandelst du unter den Palmen! Du lernst die süße Luft der Freiheit lieb gewinnen! Die erquickenden Schatten laden dich zum traulichen Hüttenbauen ein! ... Terschka kämpfte mit sich, ob er die Fessel, die ihn hielt, nicht einst brechen, seinem Freund und der von ihm hochverehrten ehrwürdigen Mutter desselben ganz und für immer sich offenbaren sollte.

Die Bekanntschaft der „Frau in silbernen Locken" vermehrte bis zur Unwiderstehlichkeit in seiner Brust den Drang, diesen Entschluß zu ergreifen. Die Liebe als reine, geläuterte Flamme des Herzens kannte er nicht. Er war ein Wildling gewesen, ein Wanderer der Heide, ein Gaukler, ein Zigeuner. Je schreckhafter er auf das zurückblickte, was er einst war, je gewissensbanger er an seine unwiderruflichen Gelübde dachte, desto ungestümer wuchs sein Verlangen, in allem und jedem das reinigende Feuer der Bildung auf sich wirken zu lassen und die Schlacken der Seele von sich zu werfen. Gerade Monika's religiöser Freimuth durfte ihn fesseln. Frauen von Geist und Grazie kannte er genug, Allen war er werth; seine immer gleiche Weise war jeder weiblichen Natur willkommen, besonders da, wo sie im Mann vorzugsweise nur einen Ableiter ihrer Laune zu haben wünscht. Monika's Geist aber war positiv. Sie hatte Ueberzeugungen und konnte Partei ergreifen. Die Menschen sind so dumm, so dumm! Mit einem Zorn konnte sie das ausrufen, daß ihre Augen Funken sprühten.

Terschka hatte nur immer zu beruhigen und in die Bahn des Hergebrachten zu lenken. „Sie sind der ewige Leimer und Versöhner!“ sagte sie dann wol. „Sie vermählen den Großtürken mit der Republik Venedig! Was wäre die Welt geworden, hätte es nicht Frauen von Gesinnung gegeben! Perikles lernte Reden erst halten von Aspasien! Die Kraft der Römer lag in ihren Gattinnen und Müttern! Die Frauen haben das Mittelalter vor dem Uebermaß der Barbarei bewahrt! An jeden großen Namen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts knüpft sich eine Frau, die für ihn kämpfte, mit ihm litt, seinen wankenden Muth befeuerte! Napoleon herrschte noch heute, wenn er einer Frau von Geist, vielleicht der Stael, die ihn liebte — sie haßte ihn wenigstens nur aus Liebe — hätte vergeben können, daß sie häßlich war!“ Graf Hugo sagte eines Tages in seiner trockenen und einfachen Art: „Das vergibt sich schon, meine gnädige Frau, wenn man nur eine solche häßliche Frau nicht dann auch sogleich wiederlieben soll!“ Die Mutter fand den Beruf der Frauen für große Eingriffe ins Leben vollkommen bewiesen durch die Schrift. Sie pries nicht die immerhin etwas zweideutige That der Judith, wol aber die der Deborah, die alles Volk zum Kampfe wider Sissera aufforderte, ja jene Jael sogar, die dem Sissera, als er schlief, einen Nagel durch den Kopf trieb; nur hätten diese Frauen alle dabei Gott die Ehre gegeben, was man von den atheistischen Bönnerinnen der „Herren Rousseau und Voltaire“ nicht sagen könne. „Chère maman“, sagte Graf Hugo scherzend und voll Artigkeit den Dampf seiner Cigarre zum

offen stehenden Fenster hinausblasend, „il y en a encore beaucoup de femmes, die uns den Kopf — «vernageln»! Mais, chère maman, — sie müssen hübsch sein!“ Terschka vermittelte und kam auf Napoleon zurück, auf Josephine Beauharnais, auf die Liebe eines einfachen und rein — weiblichen Weibes — „Bah“, sagte Monika, „Josephine Beauharnais war empfindlerisch und verstand sich nur in türkische Shawls zu drapiren!“

Hätte Terschka, den Schwur vergessend, der ihn gefangen hielt, die Liebe Monika's gewinnen können, er würde sich zu allem entschlossen haben, was zur vollständigen Erreichung seines Glücks gehört hätte. Traten Beide zur Confession der Gräfin Erdmuthe, ihrer Gönnerin, über, so war ihre Verbindung möglich. Aber Monika vermied seine Bewerbung. Sie verstand sie nicht oder gab sich den Schein, sie nicht zu verstehen. Sie wich den Beweisen seiner Gefälligkeit aus. Es gab etwas, was sie von ihm zurückschreckte. Nur die stete Rückkehr der Gräfin auf ein gewisses, wenn auch nur angedeutetes und erst kurz wieder vor ihrer Reise nach England offen behandeltes Kapitel fing an sie zu beunruhigen. Sie floh vor einer Aufregung ihres Innern, die ihr unheimlich wurde; sie floh der Gefahr entgegen, Irmgart in die Gewalt ihres aus Amerika zurückgekehrten Gatten übergeben zu sehen. Terschka folgte. Er folgte sogar in der Absicht, Kocher am Fall zu besuchen. Er wollte diesen vielbesprochenen, noch in räthselhafte Nebel und Schleier gehüllten Ulrich von Hülleshoven kennen lernen. Aber die Erbschaftsfrage rief ihn zu bald nach Witebern. Hier lebte er jetzt seit einem

halben Jahre, in dem ganzen, äußerlich mit bewunderungswürdiger Virtuosität verdeckten Zwiespalt seines zerrissenen Innern, in der steten Angst vor einer Mahnung aus Rom, im Kampf mit Entschließungen, die dann für ein ganzes Leben gelten mußten. Und wie war er jetzt so nahe gerückt allen maßgebenden Momenten seiner Vergangenheit; seiner nächsten in der außerordentlichen Katholicität der Gegend — seiner entferntesten in den plötzlichen Entdeckungen, die er über den Laienbruder Hubertus machen mußte! . . .

Hatte er eine Ahnung, daß sich ihm bald die mächtige Hand, der er nimmermehr glauben durfte entrennen zu sein, mit Riesenkraft nahen würde, so sollte sie sich in der That erfüllen . . .

Er verbrachte eine schlaflose Nacht . . .

Am folgenden Morgen begann er seine gewöhnliche Thätigkeit. Er klopfte an die Thür des Onkels Levinus, plauderte und rauchte mit ihm, ließ sich von seinen alten Zauberbüchern, an die der Onkel nicht glaubte und die er dennoch mit hoher Andacht studirte, von seinen chemischen Präparaten erzählen, scherzte sogar über einen Homunculus, den der Onkel am Ende doch noch in der Retorte als seinen Erben und Fortpflanzer des Namens Hüllesheven hinterlassen würde . . . er war dann einige Stunden im Rentamt, begrüßte die Damen nach der Toilettenzeit, begegnete auch schon wieder im Schlosse Thiebold, der wegen des inzwischen schon auf morgen angesetzten großen Jagdfestes gekommen war und mancherlei über seinen Ankauf zu besprechen hatte, später begegnete er Benno, der den Nicht-Einladungen der Tante zum Trotz doch ab und zu plötzlich auf dem

Schloſſe erſchien, da auch für ihn im Schreibamt des untern Geſchoſſes Veranlaſſung zu Nachfragen genug gegeben war ... Allen dieſen Begegnungen zeigte Terſchka ſeine gewohnte heitere und zuvorkommende Art und doch war ſein Inneres in räthſelhafter Unruhe ...

Armgart, bleich und angegriffen, begegnete ihm wieder mit der Poſtmappe und ließ ihn ſelbſt ſeine Briefe ſuchen ...

Wiederum war ein Brief von ihrer Mutter darunter. Doch war das Couvert nicht mit ihrer Handſchrift geſchrieben. Der Poſtſtempel zeigte auf einen Ort, der nur noch wenige Meilen entfernt war ...

Als wenn Armgart die richtige Ahnung hätte, daß dieſer Brief, den Terſchka befremdet an ſich nahm und betrachtete, die Ankunft der Mutter verdecken ſollte, fixirte ſie den Empfänger ...

Oeffnen Sie ihn doch! ſagte ſie mit Beſtimmtheit. Es iſt doch wol nur ein Brief von meiner Mutter — nicht wahr?

Wie kommen Sie darauf? Sie ſehen, die Handſchrift —

Und jetzt freilich las Terſchka am wenigſten ...

Ich weiß alles! ſagte ſie und warf die Mappe auf einen Tiſch, der in der Nähe ſtand, und eilte davon ...

Terſchka ſtand beſtürzt. Ein Diener, der des Weges kam, hob einige herausgefallene Briefe und Zeitungen auf und trug die Mappe auf Terſchka's Geheiß zum Onkel Levinus ...

Auf ſeinem Zimmer ſah Terſchka, daß Armgart recht hatte. Monika war in einer der nahe gelegenen kleinen Städte angekommen und deutete an, daß ſie hoffte, in kurzem auf Weſterhof zu ſein. Sie machte Terſchka nicht zum

allein in dem Momente hält die Kutsche inne und Blasedow konnte von Glück sagen, daß er sich mit seinem Thiere nicht Hals und Bein brach. Er war einmal im Zuge und prallte so heftig an das Hintertheil des vorne plötzlich gehemmten Wagens an, daß ihm Hören und Sehen verging. Rechts ein Graben, über ihm die Zweige der Bäume, die den Weg beschatteten, jetzt drei Wägen hinter ihm und der vierte ihm unmittelbar nachbiegend, er wußte selbst nicht, aus was für Ursach. Doch verlor er nur seinen Hut vom Kopfe, nicht den Kopf selbst. Er suchte sich zwischen der Kutsche und dem vierten Wagen durchzudrängen, hätte aber wahrlich ein Unglück haben können vor Schrecken über einen Anblick, den ihm die Oeffnungen des vierten gelben Wagens darboten. Zwei fürchterliche Augen glotzten ihn an, ein Rachen gähnte mit der eigenthümlichen tückischen Ueberwachtheit und Verschlafenheit, welche man an den Tigern beobachten kann. Durch eine andere Oeffnung streckte ein unsichtbares Thier seine Tatze; an einer dritten nagte ein Bär ohne Maulkorb. Zum Absteigen war kein Raum. Blasedow mußte wieder zurück und die Oeffnung zwischen dem dritten und vierten Wagen abwarten, um sich dahinein zu spielen: denn auch die Kutsche fuhr plötzlich ganz langsam und machte keinen Platz. So war er genöthigt, mit dieser Karavane wilder Thiere, wahrscheinlich einer reisenden Menagerie, auszuhalten und recht eigentlich mit den Wölfen zu heulen. Es war schon Abend, als er endlich mit dem schreienden, brummenden und nicht selten brüllenden Spectakel zu gleicher Zeit in seinem Dorfe anlangte. „Jesus, was bringt uns da der Herr Pfarrer mit!“ riefen die Weiber zu den kleinen Bleifenstern heraus. Der aber bog seitwärts und eilte, endlich in seinen Stall zu kommen.

Vertrauten ihrer Absichten. Sie schrieb ihm nur um einer Einlage der Gräfin willen, die diese ihr mit besonderm Couvert abzusenden aufgetragen hatte; es war eine unbedeutende Sache, in der die Gräfin schrieb — sie wollte eben nur Monika zwingen, mit Terschka in Verbindung zu bleiben; sie war in ihrer Art eine ebenso fanatische Proselytenmacherin, wie die Jesuiten auch. Monika's Begleitschreiben wich allem aus, was ihr Terschka über das nächste Geschäftliche hinausgeschrieben hatte, ja es war förmlich . . .

Terschka ging im Zimmer auf und nieder. Er verbarg den Brief und sagte sich: Vergebens! Vergebens! Diese Hoffnung erfüllt sich nicht! Das ist ein Traum gewesen, der nur in meiner Phantasie gelebt hat! Dahin ziehen dich deine Sterne nicht! . . .

Nun mußte ihn Armgart's Wesen befremden. Er hatte ihm anfangs nicht viel nachgedacht. Seit einigen Tagen bildeten sich ihm in seinem Innern Gedankenreihen darüber. Liebt dich denn wol gar dies seltsame Mädchen? sagte er sich schon seit längerer Zeit. Sie wollte von ihm reiten lernen. Er hatte damit auch begonnen und sich überzeugt, welche Geister sich in ihrem Innern befanden — gebunden und wie entfesselbar! Heute war ihr Benehmen wieder zu auffallend gewesen . . . Es flammte und brauste in seinem Innern . . . So kalt die Luft ging, er mußte das Fenster aufreißen . . . Träume, Wahngebilde der berauschendsten Möglichkeiten umgaukelten ihn . . .

Da klopfte es an sein Zimmer und Benno war es, der nur flüchtig hereinschaute . . .

Bester Baron, sagte er mit dem ihm eigenen ironischen Lächeln, das seine Lippen vorzugsweise Terschka gegenüber umzog; wissen Sie schon, das Obertribunal hat gestattet, daß Rück's Verlangen, noch einmal die Archive von Westerhof in Ihrer und meiner Gegenwart untersuchen und nach seiner verdammten Urkunde kramen zu dürfen, genehmigt wird! Herr von Hülleshoven hat dafür den nächsten Montag bestimmt. Ist es wol da auch Ihnen genehm?

Auf sein: Mit Freuden, Herr von Asselyn! war Benne schon verschwunden ...

Es lag in Terschka's Charakter, nicht zurückzubleiben, sondern trotz der größten Aufregung einem Besuche zu folgen und ihm die Begleitung zu geben. An die Cadenz der Höflichkeit, die in der Jesuitenerziehung gelehrt wird, war er gewohnt ...

Wie er hinaustrat, war Benne auf einer der kleinen Laufreppen verschwunden ...

Nun aber sah er am entferntesten Ende des Corridors eine seltsame Gruppe ...

Dort stand Armgart und reichte eben Thiebold de Jonge die Hand ...

Thiebold küßte diese Hand und sie ließ es geschehen ...

Fast schien es, als hätte Thiebold auch einen bunten Gegenstand, den er in Händen hielt, mit Küssen bedeckt ...

Armgart schien sogar zu weinen ... Darauf deutete ein Taschentuch in ihrer Hand ...

Schweigend standen beide eine Weile in sich verloren; dann raffte sich Armgart auf, winkte mit der Hand ein Lebewohl und verschwand ...

Thiebold ſah ihr lange nach, zog jetzt gleichfalls ſein Taſchentuch, trocknete ſich — halb die Augen, halb trotz der Kälte, wie im heißeſten Sommer, die Stirn und wandte ſich, ohne aufzublicken, gleichfalls einer der Laufstreppen zu, die aus dem erſten Stock ins Erdgeſchoß führten ...

Was iſt das nur? ſagte ſich Terſchka und ſchritt weiter, als müßte er Armgart anreden ...

Denn ſchon, ſchon faßten ihn die Geiſter der Verſuchung. Eben noch hatten ihn die wenigen Worte Benno's über die Urkunde mit furchtbarer Macht an den Augenblick erinnert, wo ſein General vor ihm ſtand und ihm ſagte: Fände ſich die Urkunde, die für die Antretung der Erbſchaft unſere Religion bedingt, ſo würde ſich das ganze Verhältniß ändern, die Gräfin würde durch einen Familienpact den Grafen Hugo heirathen müſſen und die Aufgabe für uns würde eine leichtere werden! Man riefe ihn dann vielleicht — nach Rom zurück ...

Aber dieſer wie Donnerton auf ihn einbrechenden Gedankenreihe konnte er nicht volles Gehör ſchenken, die Mittelſtufen derſelben wankten, Seligkeit und Qual rangen wie im Titanenkampf ... Es zog ihn vorwärts und vorwärts ... Was ſollte dieſer Abſchied von dem jungen Thiebold ſagen? Warum nur ſtand vor ihm der liebliche Engel ſo ſeltſam bewegt? ... Wie verklärt dieſe Augen! Wie ganz dem Bild ihrer Mutter gleichend! Sie aber noch die wirkliche Jugend, das wirklich blühende Leben — kein Silberſchnee des Haares, der die Jugend Lügen ſtrafte ... Und Terſchka's Abenteurernatur wurde entfeſſelter. Losgebunden regte ſich die Seele des Emporkömmlings,

der ſich an alles hält, was ihn erheben und fortreißen kann. Eine der Krallen des apokalyptiſchen Thieres nach der andern, der „Probabilismus“ und die ſiebenköpfige jeſuitiſche Moral des: „Beſſer iſt beſſer!“ packte ihn in furchtbarſter Gewalt ... Taumelnd folgte er ...

Er kam an das Ende des Ganges, der, da das Schloß im Geviert gebaut war, hier nur der Anfang eines im rechten Winkel ſich einſetzenden neuen war ... Hier ſah er, daß Armgart ein in den Hof gehendes Fenſter geöffnet hatte und hinunterwinkte ...

Dem ihm zunächſtliegenden Fenſter ſein Auge zuwendend ſah er, daß es nun auch Benno war, den ſie mit ſchwacher, erſtickter Stimme anrief ...

Benno unten verſtand ſie nicht ſofort ...

Nun winkte ſie ihm heraufzukommen ...

Benno eilte auf die erſte der kleinen Treppen, die in den Hof gingen ...

Terſchka zog ſich zurück ...

Offenbar, ſagte er ſich, hat ſie mit de Jonge eben eine Scene gehabt, die ſie mit Aſſelyn ganz ebenſo wiederholen will ...

Schon war Benno oben, ſchon hatte er deſſen zwar leicht, aber doch ohne Zweifel tieferbebend Armgart dargebrachten Morgengruß vernommen ... Armgart erwiderte nichts ... Terſchka hörte nur das Klappen einer Thür ...

Er trat dann wieder vor ... Armgart und Benno waren verſchwunden ...

Das Zimmer, in das ſie hatten gehen müſſen, kannte er. Es war daſſelbe, in dem neulich Bonaventura ſeine Mutter wiedergeſehen. Nich's hielt ihn,

am wenigſten die Moral ſeiner Bildung und Erziehung, zu verſuchen, das Geſpräch Benno's und Armgart's zu belauſchen ...

Die Schlüſſel der Zimmer ſtanden ihm zu Gebote. Mit wenig Sprüngen war er beim Onkel Levinus, ſchützte das Intereſſe an einem alten Stammbaum vor, der in einem großen Speiſeſaal hing, nahm die Schlüſſel von der Wand, ſchloß etwa fünf bis ſechs Thüren entfernt von der, hinter welcher jenes Geſpräch ſtattfand, einen Saal auf, ſchloß wieder hinter ſich zu und ging vorſichtig und langſam durch die entweder offen ſtehenden oder nur leiſe aufzuklinkenden Verbindungsthüren hindurch bis zu dem Nebenzimmer des Fremdenſtübchens ...

Auch dort trennte ihn von dem Geſpräch nur eine Thür, an die er ſein Ohr legte ...

Es war kalt und ſchauerlich ſtill in allen dieſen alterthümlichen Räumen, von denen einige mit großer Pracht ausgeſtattet waren ...

Ihn kümmerte nichts ... Er horchte nur ...

## 12.

Schon tief in seinen Erörterungen mußte das junge Paar vorgerückt sein.

Dennoch staunte Terschka, eine scheinbar so ruhige Conversation zu vernehmen ...

Nein, nein, sagte Armgart mit so leiser Stimme, daß auch nur Sein feines Gehör geschickt war folgen zu können — nein, nein, wissen Sie wol, lieber Freund, damals in Lindenwerth, als Sie uns zum ersten male besucht hatten? Es war ein Frühlingstag. Die Syringen blühten, die Nachtigall sang. Das Pensionat wanderte in die Sieben Berge. Sie, Asselyn, gingen mit uns und als wir in eine Schlucht kamen, die sich so wunderschön öffnete, ganz grün war sie und verlor sich dann in Felder mit goldenen Rapssaaten — da hieß es, dies Thal wäre die Aue — und da sagten Sie blos: Hartmann von der Aue! ... Wer ist das? fragte ich ... Ein Minnesänger! sagten Sie und setzten hinzu: Kennen Sie das Gedicht vom armen Heinrich nicht —?

Eine Pause trat ein ... Benno schien sich zu besinnen ...

Vom armen Benno! ſagt' ich wol — warf er leiſe und bedeutungsvoll ein ...

Nein, nein, erwiderte Armgart, dieſem Tone ausweichend, vom armen Heinrich, dem zu Liebe ſich einſt eine fromme Jungfrau geopfert hätte ... Sie wollten's mir erzählen und die dummen Mädchen kamen dazwiſchen mit ihren Eſeln — wiſſen Sie noch, ſie wollten ſämmtlich Eſel reiten und die Steigbügel waren zu lang —?

Werden Sie denn morgen mit bei der Jagd ſein? unterbrach Benno, der noch nicht zu ahnen ſchien, was Armgart Ernſtes mit ihm vorhatte ...

Ich weiß es nicht! antwortete ſie. Die Tante ſieht ſoviel Gefahren ... Auch iſt Paula heute wieder aufgeregter, denn je ...

Benno ſchien nur zuzuhören ...

Die Tante hatte den Münnichs verſprochen, den Püttmeyer'ſchen Bildern beizuwohnen ... Ich wenigſtens könnte mit zu dieſen trotz der Trauer ... Aber ich weiß es noch nicht ... Erzählen Sie mir von Hartmann von der Aue und vom armen Heinrich!

Liebe Armgart, begann Benno, dieſer arme Heinrich war ein ſchwäbiſcher Ritter, der in den heiligen Krieg zog und das Unglück hatte, ſtatt mit großer Beute nur mit einer ſchweren Krankheit heimzukehren, die kein Doctor heilen konnte! Man nannte die Krankheit die Miſelſucht. Ritter Heinrich war nicht einmal jung, vielleicht nicht beſonders liebenswerth, er war ein guter Guts- und Grundherr. Einem ſeiner Vaſallen, ſeinem Meyer, wie das altdeutſche Gedicht ſagt, blühte ein Töchterlein, den Namen hab' ich vergeſſen — wollen wir ſie — Armgart nennen?

Gewiß! antwortete Armgart und ſprach dies ganz aus ſchwerem Herzen und voll ernſter Zuſtimmung ...

Nun gut! Des Meyers Töchterlein, Armgart, hört von dem Leid des guten Ritters, der nach Salerno gereiſt war, wohin man damals reiſte ſeiner in mediciniſchen Angelegenheiten berühmteſten Univerſität wegen ... Salerno liegt in Italien ...

Ich weiß! ſagte Armgart auf Benno's nicht ganz harmloſe Erklärung. Aber ihr: Ich weiß! war ohne jede Empfindlichkeit. Klärchen im „Egmont" konnte, abſchließend mit dem Leben, ihr elegiſches: „Weißt du, wo meine Heimat iſt?" nicht ergebener ſprechen ...

Nun kommt eine Botſchaft aus Italien! fuhr Benno fort, der Ritter könnte geneſen, hieß es, wenn eine Jungfrau rein ſich fände, die für ihn in den Tod ginge. Ich kann im Augenblick nicht ſagen, liebe Freundin — Sie müſſen den Domherrn fragen, der in dieſen Gedichten heimiſcher iſt, als ich — ob der Ritter das Blut der Jungfrau trinken oder in ſeine geöffneten Adern aufnehmen ſollte ... Letzteres iſt auf der Univerſität Göttingen neulich, das heißt umgekehrt, vorgekommen; ein junger Student hat ſich dazu hergegeben, ſein Blut durch Transfuſion in die blutleeren Adern einer jungen hinſiechenden Frau hinüberleiten zu laſſen ... Die junge kranke Frau wurde neubelebt durch Studentenblut ... Wird ſie ihn nicht ewig lieben müſſen?

Scherzen Sie nicht, Aſſelyn!

Sie glauben nicht daran? Dann glauben Sie auch nicht, wie zwei Freunde es machen müſſen, die ſcheiden und ſich in der Ferne treue Kunde geben wollen? —

Geſetzt wir beide! Ich reiſe nächſter Tage ganz aus Ihrer Nähe — und wer weiß, auf wie lange! . . .

Aſſelyn! unterbrach Armgart mit einem ſanften Tone, ſetzte aber, ſich ſogleich beherrſchend, hinzu: Wie machen es zwei Freunde, wenn ſie ſich trennen und ſich voneinander Kunde geben wollen? . . .

Sie ritzen ſich gegenſeitig eine Wunde, füllen das tröpfelnde Blut einer dem andern in die ſeinige und laſſen ſo ſie heilen! Reiſt nun der eine gen Amerika und der andere gen Aſien, ſo können ſie ſich ohne alles Briefporto, ohne alle Telegraphie im Nu verſtändigen. Der eine will dem andern ſagen: Ich grüße dich von ganzer Seele! — da nimmt er nur eine Stecknadel und ſticht auf die geheilte Wunde. Im Nu fühlt der andere an derſelben Stelle den Stich. Jetzt gibt er Acht; dieſer erſte Stich war nur ein: Hab' Acht! Nun nimmt er ein Blatt Papier, einen Bleiſtift und zählt die ferneren Stiche, die er fühlt. So kommen beſtimmte Buchſtaben zuſammen und zwei auf dieſe Art blutsverbundene Freunde können über tauſend Meilen weit im Nu ſich ſagen: Es geht mir wohl! Ich liebe dich immer und ewig! Ich ſterbe! . . .

Benno! . . .

Es dauerte eine Weile, bis Terſchka Weiteres hörte . . . Sein Herz ſchlug ſo laut, daß es ihm ſelbſt hörbar wurde . . .

Endlich ſchien Benno ſich gefunden zu haben . . . Wenigſtens hörte Terſchka die Worte:

Zwanzig Meilen nach dem Weſten, da gibt es ja noch Poſtverbindung! Oder wollen Sie etwa weiter noch — nach dem Oſten?

Vielleicht ...

Wohin?

Nach Wien!

Terſchka horchte auf ...

Mit Ihrer Mutter! ſagte Benno gelaſſen ...

Armgart ſchwieg ...

Mit wem? fragte er dringender ...

Erzählen Sie mir von der Tochter des Meyers! war Armgart's ausweichende Antwort ...

Mit wem? drängte Benno ...

Wie ließ ſie ihr Leben für den kranken Ritter?

Mit wem? wiederholte Benno und rief diesmal ſo laut, daß Armgart ihn um aller Heiligen willen um Ruhe bat ...

Was that die Jungfrau? ſagte ſie dann ...

Fragen Sie den Domherrn! antwortete Benno mit hörbarer Erregung und voll Bitterkeit. Ich glaube, ſie ſollte ſich auf den Secirtiſch der Anatomie legen und ſich von den Profeſſoren zerſchneiden laſſen! Das Mädchen, ein zweites Käthchen von Heilbronn, reiſte richtig nach Salerno, bietet ſich auf der Anatomie zu jedem Experimente an — Die Profeſſoren erſtaunen und, wie beim Opfer Abraham's ſchon der Wille für die That gewirkt hatte, ſo wird auch hier der Ritter geſund und heirathet die Tochter ſeines Meyers ...

Das iſt dumm! wallte Armgart auf ...

Wegen der Mesalliance? Oder erwarteten Sie den Exſertes?

Gewiß! ... Das Schickſal iſt auch wol ſo gnädig, wie ihr Poeten! Wo etwas Nothwendiges von den

## Drittes Kapitel.

### Die vier Wände.

Sowie Blasedow den ersten Fuß in seine Wohnung gesetzt hatte, fiel ihm wieder eine centnerschwere Last auf die Brust. Die durchgefallene Preisschrift fing jetzt erst an zu wirken. Die kleine Hausflur, die niedrigen rothen Thüren, die verbrannten Fensterscheiben, die halsgefährliche Treppe in dem obern Stocke bildeten wieder einen dunkeln Hintergrund, auf welchen er seine zornigen und grollenden Phantasieen zeichnete, die Verwünschungen seines Schicksals, die Ironieen über seinen Stand. Gertrud, seine Frau, lärmte im Hinterhofe, wo sie den Knechten, die eben vom Felde kamen, ihr morgendes Pensum aufsagt; seine Kinder sprangen ihm wohl wie die Hasen über den Weg, allein sie interessirten ihn nur als Stoff, nicht als Person. Er sah in ihnen nur, was sie *werden* konnten; ihr eigenes Wesen zog ihn nicht an. So blieb er verschlossen gegen alle Welt und wurde von dieser in der That für einen recht bösen Mann gehalten.

„Es liegt oben ein Brief an dich;" schrie Gertrud vom Hofe her und fügte, unbekümmert über das Gesinde, hinzu:

Umſtänden vorgeſchrieben wird, geſchieht es auch! Das ſteht in den Sternen!

Armgart! Sie wollen ſo eigenſinnig ſein, wie manchmal denn doch — die Liebe Gottes nicht iſt? Welchen Opfertod ſuchen Sie denn?

Armgart ſchwieg ...

Sprechen Sie, Armgart —! Was wollen Sie in Wien —? Ich beſchwöre Sie! ...

Venne errieth nicht, welche Gedankengänge in Armgart ſchlummerten, welchen Opfertod ſie meinte ... Daß aber Wien und Terſchka zuſammenhing, das mußte ihm gewiß ſein ... Terſchka hörte, daß er eine Rede abbrach, die aus ſeiner mächtigſten Aufwallung zu kommen ſchien. Wie mit einer ſich beherrſchenden Stimme ſprach er:

Ich denke, Sie leben nur der Vereinigung Ihrer Aeltern?

Das thu' ich auch! In wenigen Tagen werden ſie verbunden ſein!

Wer ſagt Ihnen das?

Meine Ahnung!

Was der Menſch getrennt hat, kann kein Gott wieder zuſammenfügen! Selbſt Sie nicht, Armgart!

Atheiſt!

Können Sie wiſſen, was ſich Ihre Aeltern vorzuwerfen haben?

Nichts haben ſie ſich vorzuwerfen! Und wenn —! Die Kirche ſcheidet nicht! Sagten Sie nicht oft, Vater und Mutter — beide ſind Menſchen voll Hochherzigkeit und Edelmuth? Und ſie ſollten ſich nicht angehören? Nicht ewig?

Liebe erzwingt ſich nicht! Das — — das ſeh' ich ja! Die Liebe iſt ein Wahn!

Armgart!

Nur Gott iſt die Liebe! Gott ſagt, wen und was die Liebe wählen ſoll! ... Ha, Sie ſprechen von Glück, Benno? Thorheit, Thorheit menſchlicher Schwäche, die nur in Befriedigung ihrer eiteln Wünſche Beruhigung findet! Wohl! Schön muß es ſein, herrlich zu leben, das geb' ich zu, wenn das Herz erreicht, wonach es verlangt ... Aber auch ſtückweiſe es hinzugeben, wenn es die höhere Pflicht begehrt, die Prüfung unſerer Größe es will — darin kann ebenſo viel Freude liegen — oder glauben Sie nicht, daß Hedwig von Polen glücklich war, als ſie dem Ferdinand von Oeſterreich, den ſie liebte, entſagte und den Heiden Jagello zum Manne nahm, der ihr ſeine Taufe, die Taufe eines ganzen Volkes, zur Morgengabe brachte? Wie ſie ihren Brautſchleier der Mutter Gottes von Krakau ſchenkte, muß ihr das Leben anfangs wie unter einem ſchwarzen Gewitterhimmel dahingezogen ſein! Dann aber umſäumte es ſich roſig und gewiß, gewiß — ſie wurde glücklich!

Armgart! rief Benno außer ſich voll Erſtaunen ... Und alles wurde jetzt ſtill ... Terſchka ſah im Geiſt ſeinen Schutzheiligen, den achtzehnjährigen Polen Stanislaus von Koſtka, dem beim Gebet ſein Antlitz von Verklärungsſchimmer überleuchtet geweſen ... Ebenſo auch hörte er Monika, deren Methode, zu fühlen und zu denken, ganz dieſelbe war, wie bei ihrer Tochter, wenn auch ihr Fühlen und ihr Denken andern Ergebniſſen zugute kam ... Sein Herz verſtand, was er hörte ... Dämonen raunten ihm zu:

Willſt du mitleidig ſein mit dieſem jungen Mann, der ſeinen Abſchied auf ewig — um deinetwillen erhält? Willſt du thöricht ſein und um einer ſolchen von Göttern zu beneidenden Hingebung willen geſtehen, daß ihr Opfer — ihre Abſicht, ihn — von ihrer Mutter zu trennen, auf einem Irrthum beruht? ...

Armgart! Armgart! Ich beſchwöre Sie, was geht in Ihnen vor? rief Benno ...

Ich lebe — einem Gelübde! ...

Himmel, kann denn irgendeine That Gott wohlgefällig ſein, die Ihr Herz Gefahren ausſetzt, für die keine, keine Himmelskrone Sie entſchädigen wird?

Laſterung!

Wem wollen Sie Ihr Herz, Ihre Hand zum Opfer bringen? Warum, warum nur lieben Sie — Terſchka?!

Kein Aufſchrei Armgart's erfolgte ... Alles blieb ſtill ... Lange, lange blieb es ſtill ... Terſchka begriff nicht, warum beide plötzlich ſchwiegen ...

Allmählich begann Benno zu ſprechen ... Er ſprach ſo leiſe, daß Terſchka nicht folgen konnte ... Dem Schlüſſelloch Ohr und Auge zuzuwenden wagte er nicht, ungewiß, ob die nebenan herrſchende Stille nicht jede ſeiner Bewegungen verrathen könnte ... Vor ſeiner Phantaſie ſtand Benno in dieſem Augenblick, als müßte er Armgart an beiden Händen halten, müßte ihr tief in die Augen blicken, müßte mit ruhiger Ergebung ihr die ganze Wahrheit ſeines Herzens enthüllen und ihr ſagen: So ſollſt du hinſchwinden, ſchöner Traum meines Lebens, und wer, wer konnte dich feſſeln! Wer konnte dir werther ſein, als ich! —

Die Worte, die Terschka allmählich dann unterschied, lauteten:

Armgart! Wenn irgendjemand die Stimmungen kennt, in denen man, wie wir so oft in den Gärten des Enneper Thals nach den schwellenden Früchten über uns nicht langten, ebenso auch sein Glück dahinziehen läßt unerstrebt, so bin ich es! ... Aber bleiben Sie nur, Armgart! ... Ich wurde schon ruhiger, seit ich wußte, daß auch ein Freund Sie liebt! ... Denn wie wollen Sie es nennen, wofür die Sprache nur Ein Wort hat! ... Sie erklärten vorhin dem Freund ohne Zweifel mit derselben Bestimmtheit, wie mir, daß Sie aus unserm Leben auszuscheiden wünschen und unsere Bewerbungen ferner nicht mögen ... Nun denn! Ich nehme den Aschenbecher, wie er, der Fröhlichere — die Tasche für schnell verkohlende — Cigarren! ... Wer Ihr Herz besitzt, ich sagte es vorhin ... Herr von Terschka wird eine große gesellschaftliche Stellung einnehmen, wird Sie in das schöne Wien entführen, dort werden Ihnen Glück und Reichthum lächeln! ... Fliegen Sie mit ihm zu Roß dahin in flatterndem Gewande! ... Aber nehmen Sie ein Wort von mir zum Abschied! ... Ich bin Ihnen nichts mehr und nun — nun bin ich mir noch weniger, als schon seit lange ... Ihre Tante hat recht, mich wie einen Zigeunerknaben zu behandeln, den man nur aus Barmherzigkeit aufnimmt ... Ich bin ein verflogener Vogel und passe für euere Käfige nicht ... Doch ich werde Sie wiedersehen; das weiß ich ... Wissen Sie, Armgart, daß ich auch Das sicher und fest weiß — daß ich Sie trotz Ihrer von unserm Glauben gebotenen Himmelskronen — ich weiß nicht warum! — unglücklich

finden werde? ... Und Sie bejahen das — ? ... Aber auch Ihr räthſelhaftes Martyrerthum wird Sie nicht befriedigen! Es gibt Naturen, die nicht aus Erdenſtoff geſchaffen ſcheinen und die dennoch mehr den Geſetzen der Erdenſchwere unterliegen, als die gemeinen! Ihre Mutter ſchon rettete ſich nur durch eine Flucht ganz aus der Welt heraus vor Gefahren, in die nun auch Sie ſich begeben wollen; Ihre Mutter wird von Tauſenden verurtheilt, ohne daß ſie es verdient; ſie wird verurtheilt und — ſie leidet darunter ... Auch Sie, Sie, Armgart — werden den Beifall der Menſchen vergebens ſuchen, wenn Sie ihn nicht mehr finden können ... Ich erſchrecke vor Ihrer Zukunft!

Armgart erwiderte leiſe und ſprach lange. Terſchka konnte nichts verſtehen, als daß ſie nur vom Beifall Gottes und von ewiger Trennung ſprach ...

Endlich wurde alles ſtill ...

Die Thür ging ... Noch hörte Terſchka nur ein plötzliches, heftiges, aus tiefſter Seele kommendes Schluchzen ...

Armgart mußte allein ſein ... Ihr Weinen wurde zuletzt ſo heftig, daß es ſein Innerſtes durchſchnitt ...

Anfangs wollte er hinüberſtürzen, ſich ihr zu Füßen werfen, die Liebe, die wirklich nur ihm, ihm geweiht ſein konnte, ablehnen, wollte die Wahrheit bekennen, daß er Prieſter wäre, ein gerade in ihren Augen todwürdiges Verbrechen begehen würde, ſchon an ihren Beſitz auch nur zu denken — — Dann aber erſchreckten ihn — erſt die Thränen Armgart's ... er konnte ihr Weinen nicht mehr hören ... Er verlor die Beſinnung ... Leiſe ſchlich er auf den Zehen durch die Zimmer zurück, kam zum großen Speiſeſaal, öffnete die Thür, die in

den Corridor führte ... Alles war still ... Niemand wol hatte ihn beobachtet ... Durch ein Fenster in den Hof blickend, entdeckte er Thiebold und Benne, wie beide schweigend, vernichtet, erstarrt zur Erde blickend zum Portal des Schlosses hinausgingen, wahrscheinlich um gemeinschaftlich nach Witoborn — und in ein neues Leben zurückzukehren ...

Die Mittagsglocke läutete, die alles in dem kleinern Speisezimmer vereinigte ...

Tischgenossen, die der Zufall brachte, gab es in dem gastfreien Hause genug ...

Nun schon trat Armgart hinter Terschka hervor ... Tief verweint waren zwar noch die Augen ... Doch rang sie schon nach Unbefangenheit ...

Herr von Terschka, sagte sie mit leiser Stimme, ich will Nachmittag nach Heiligenkreuz ...

Der Wagen ist schon für die Damen bestellt! sagte er ... Wie mußte er sich beherrschen, nicht ihre Hand zu ergreifen ... Nicht in die Augen konnte er ihr sehen ...

Es sind mir ihrer zu viel ...

So bestell' ich zwei Wagen ...

Ich will zu Fuß gehen ...

Es wird Abend werden, ehe Sie fortkönnen ...

So können — so können Sie mich ja — begleiten ...

Damit stand Terschka allein ...

Auf dies Wort „begleiten" kämpften Himmel und Hölle ...

Terschka begriff vollkommen, was in Armgart verging ... Sie hatte ein Gelübde gethan, um den versöhnten Aeltern anzugehören. Sie glaubte: Er wäre ein

Hinderniß dieſer Verſöhnung —! Die Mutter wäre im Begriff, ihn zu lieben —! Deshalb — Deshalb —! Wie Glühſtrom fiel es auf ihn: Deshalb reißt ſie mich mit Gewalt von einer eingebildeten Liebe ihrer Mutter los und will mich ſelbſt gewinnen — — — Die Möglichkeit, daß ein ſolcher Gedanke in ihr entſtehen, dies Ertödten ihrer Neigung zu Benno möglich ſein konnte, überſah er ... Armgart war katholiſch! ...

Sollte er nun dies Wahngebild ſich immer weiter ausbilden, immer verheerender im Herzen der lieblichen Jungfrau um ſich greifen laſſen? Um ſich greifen laſſen auf Grund einer Vorausſetzung, die — das ſah er ja beſchämt — in Betreff Monika's eine völlig unbegründete war und auf Verwickelungen hinausführte, die nie zu löſen ſchienen —?

Im Abenddunkel ſah ſeine Aufregung ihn mit Armgart allein dahinſchreiten durch die Winterlandſchaft ...

Im Geiſt ſah er Armgart neben ſich, im Pelz die Hände bergend, deren eine er vielleicht, von ſeinem Glück überwältigt, verwegen ergriff [illegible]m Eintritt in den dichtern Tannenforſt ...

Im Geiſt hörte er, was ſein Uebermuth, ſein Leichtſinn ihr zu ſagen wagen würde: Wie hab' ich Sie einſt ſchon geſucht an jenem ſtürmiſchen Regentag, als die Jugend von Lindenwerth zur Villa in Druſenheim kam! Wie zog mich Ihre Flucht Ihnen nach! Den ſchnellſten Renner hätt' ich ſatteln laſſen mögen vor Eiferſucht, nur um der Dritte ſein zu können unter denen, die in Ihrer Nähe weilen durften ...

Dann ſah er Eulen aufſtiegen, die den Schnee

von den Aesten verschütteten, auf denen sie gesessen . . , Rehe, Hirsche — Unthiere, sah er aufgescheucht vom Vertreiben zur morgenden großen Jagd, durch die Gebüsche brechen . . . Der Mond stieg am äußersten Rand des Horizontes empor . . . Ausmalen mußte er sich, wie er würde Abschied nehmen müssen an der Allee, die nach Heiligenkreuz führt, und wie er würde zurückkehren, wenn sein alter, gewohnter Lebensübermuth ihn übermannt hätte . . . Toll, toll würde er in die Nacht hinauslachen, bis — — plötzlich aus den Büschen an jedem Seitenwege ein Bote seines vergangenen Lebens träte — Jean Picard, sein Gespiele — Franz Bosbeck, sein Lebensretter — van Prinsteeren, der ihr einst zuerst aufs Pferd gehoben — jener Schweizersoldat, der ihn mit in die Alpen nahm — er hörte das Stampfen der Rosse in der Kaserne der Lanzenreiter zu Rom — sah die Benfratellen, wie sie ihn in das Spital an der Tiber trugen — dann hatten sie alle, alle Todtenhemden an und Larven über dem Antlitz; es war die Bruderschaft della Morte . . .

So noch fiebernd, so in Jesuitenart schwankend, so im zagenden Begriff zur Gesellschaft einzutreten, erschütterten ihn zwei Thatsachen, die dann noch zu gleicher Zeit auf ihn eindrangen . . .

Um ihn her war es plötzlich seltsam lebendig geworden . . .

Er sah, daß es die Anzeichen einer neuen Vision der Gräfin waren . . .

Er hörte, daß Stimmen des Erstaunens durcheinander gingen . . .

Er sah Bonaventura kommen . . . sah diesen von

Tante Benigna, von Onkel Levinus in haſtigſter Aufregung begrüßt, ſah das Erbleichen des Domherrn, als ihm die Mittheilung wurde, daß Paula im Hochſchlaf läge und von den ſchmerzlichſten Anſchauungen gefoltert würde ...

Zu gleicher Zeit bemerkte er aber auch auf dem Corridor, der zu ſeinen Zimmern führte, im weiteſten Hintergrunde und grell von einem Sonnenſtrahl beleuchtet — einen Mönch ...

Ein Lebender war das, der da herkam, aber ſeine funkelnden Augen ſchienen zwei Flammen aus den Höhlen eines Todtenkopfs zu ſein ... Die Kiefern des Mundes bewegten ſich ... Sie lächelten ihm von weitem ſo freundlich, daß die Grübchen auf den Wangen ſich ausfüllten wie mit Blumen unter Leichenſteinen ... Ein langes, weites, braunes Gewand hing wie über einem Skelet, das laſſig, doch abſichtsvoll daherſchritt ...

Herr von Terſchka? riefen Diener im Hintergrund ... Iſt dort! ſagten andere und ſchoſſen an ihm vorüber ...

Ahnend ſtand Terſchka an der Schwelle des Eintrittſaales am Weihebecken ...

Der Mönch näherte ſich ...

Zugleich ſprach voll Schrecken Bonaventura, der neben Terſchka ſtand: Um Gott, was ſieht ſie? ...

Eine Feuersbrunſt! riefen mehrere Stimmen vom grünen Zimmer her ...

Unter Terſchka wankte der Boden ...

Der Mönch kam näher und näher ...

Voll Schmerz und Verzweiflung liegt ſie! erzählte

man durcheinander ... Sie sieht ein Haus in Flammen! Sie fürchtet zu verbrennen! Kommen Sie! Helfen Sie, Herr Domherr!

Aber auch der, der einst Terschka aus den Flammen gerettet, kam näher und doch schien der Corridor sich weit, endlos zu erstrecken bis zu den Corridoren und Kerkern — des Al Gesu in Rom ...

Jetzt hielt der gespenstische Bruder einen Brief empor, der nur an Terschka gerichtet sein konnte, denn auf ihn, ihn blickte unverwandt das freundliche Nicken des Todtenhauptes ...

Es ist das Schloß, das brennt! berichteten neue Stimmen und riefen Bonaventura, dessen Hand Onkel Levinus ergriffen hatte, als sollte er Hülfe bringen und Paula beruhigen ...

Das ist Hubertus! sagte sich Terschka und an seinem Arm brannte das Mal in lichterlohem Feuer ...

Bonaventura war aus dem Vorsaal in das grüne Zimmer getreten wie ein Hülfebringender, wie ein Rettender vor dem Tod in Feuersgluten, die er um sich her, seiner Ahnungen eingedenk, durch die Fenster hereinbrechen, rings das Gebälk ergreifen, eine Welt in Asche legen sah ...

Und auch Terschka sollte folgen ... Onkel Levinus erwartete es und harrte ...

Doch der Mönch, was will — der Mönch? ...

Bruder Hubertus! sagte Onkel Levinus, ihn erkennend und nach obwaltenden Umständen erfreut begrüßend. Sie kamen schon zurecht, um auch hier aus Flammen zu retten? Die Gräfin hat eine schwere Vision ...

„wer weiß, was du dir ſchon wieder eingebrockt haſt. Es iſt ein Schinken und kommt gewiß vom Amte oder vom Conſiſtori.“

„Satan!“ brummte Blaſedow vor ſich hin und dachte: „Was iſt die Frau roh! Wenn ich todt bin, heirathet ſie noch einmal meinen Nachfolger. Sie hält die Pfarrei für eine Wirthſchaft und ihre Männer bloß für einkehrende Reiſende. Großer Gott! Wo bin ich hingerathen? Lag dies denn Alles in deinen Plänen?“

Der Gedanke einer Scheidung beſchlich ihn oft. Nur die Rückſicht für ſeine Kinder hielt ihn ab, den Gedanken weiter zu verfolgen. Eines Tages hatte er ſeiner Frau ſchon eine Anzeige vorgelegt, die ſie Beide unterſchreiben wollten, mit folgenden Worten:

„Wir Endesunterzeichnete ſetzen all unſere Freunde und Verwandte davon in Kenntniß, daß wir nach reiflicher Ueberlegung uns entſchloſſen haben, unſere Ehe factiſch für null und nichtig zu erklären. Freud- oder Beileidbezeugungen werden verbeten.“

Allein Gertruden kam bei Leſung dieſes Zettel-Grabſteines ihrer zweiten Hochzeit ſo ſehr das Weinen und Schluchzen an, daß Blaſedow einen Blick gen Himmel warf und ausrief: „Alſo, Herr, du läſſeſt dieſen Kelch nicht an mir vorübergehen!“ Mit jener Entſagung, die immer bei Verzweifelnden das höchſte Stadium ihrer Leidenſchaft iſt, ſteckte er den Zettel in die Taſche und begnügte ſich nur, ſie leiſe und vornehm mit dem kleinen Finger zu bedrohen. Wie ſie ihn ſo groß und ſtolz ſah und den goldenen Siegelring am Finger, hemmten ſich ihre Thränen und ſie ſah ihn mit einem eben ſo dummen, als ſtieren Blick an. Er trat feierlich aus

Bruder Hubertus trat lächelnden Mitleids näher, verbeugte sich, zuckte die Achseln, als wisse er gegen solche Offenbarungen der Gottheit keine Hülfe, und übergab an Terschka, diesen immer mit seinen Augen wie verschlingend, den Brief, den er ihm schon so lange entgegenhielt ...

Terschka ergriff den Brief ... Das Siegel war geistlich — — noch kam es nicht aus Rom ... Pater Maurus, der Provinzial der Franciscaner, schrieb ihm nur unter dem großen Siegel seines Klosters ...

Terschka erbrach und las ...

Jetzt zog ihn der Onkel, um das ihm wichtiger Scheinende in den Zimmern drinnen nicht länger zu versäumen ...

Ich werde kommen! hauchte Terschka — gelblichbleich war er geworden wie der von der Wintersonne gefärbte Schnee auf den Feldern ...

Noch einmal wankte er sich zu dem an der Thürschwelle harrenden und mit glühenden Augen ihn durchbohrenden Beten und sagte:

Ein Brief — für mich — schreibt Ihr Guardian wäre im Kloster angekommen — wissen Sie nicht — woher?

Mit einer Miene, die das seligste Gefühl ausdrücken sollte: Bist du denn, Mann mit dem mir so theuren Namen, mit der ahnungsvollen seltsamen Gestalt, bist du denn wol gar verwandt mit dem Kinde — oder selbst — ? sprach dieser ein Wort, das dann für Terschka's Ohr erklang wie die Posaune des Weltgerichts:

Aus dem Kloster der Piaristen zu Maria Treu in Wien!

Terſchka — verſchwand jetzt ... Nicht zuſammenbrechend, nicht niedergeſchmettert von einem Wort, das ihm lauten durfte: Deine Stunde iſt abgelaufen! ſondern wie mit einem Muth auf Leben und Tod ... Er dachte an Armgart.

Der Mönch ſtand noch immer und ſagte nur zu den Dienern ſtaunend:

Wenzel von Terſchka —!

Von den Vielbeſchäftigten konnte dem Greiſe niemand Gehör geben.

---

Die Schlußkapitel dieſes fünften Buchs erfolgen im Anfang des ſechsten Bandes.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig

# Der Zauberer von Rom.

Zweiter Band

Der

# Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1860.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen vor.

# Fünftes Buch.

## Fortsetzung und Schluß.

## 13.

Noch in derselben Nacht schlug das Wetter um. Zum Schnee gesellte sich Regen. So begann die Jagd schon ganz mit Bestätigung der trüben Ahnungen, die Tante Benigna um die Nachtruhe gebracht hatten; Paula sah am Tag zuvor eine Feuersbrunst und zusammenstürzende Gebäude, die sie nicht zu nennen vermochte . . .

Terschka war heute schon in aller Frühe aufgebrochen und hatte zum Schloß Münnichhof, wo sich die Mehrzahl der Mitglieder des großen Jagdfestes versammeln wollte, einen Umweg über Kloster Himmelpfort gemacht . . .

Noch am Abend hatte er Armgart nach dem Stift Heiligenkreuz zurückbegleitet, war spät wiedergekommen, dann beim Thee nicht erschienen . . .

Benaventura hatte sich unmittelbar nach der Vision entfernt . . . Mit leicht erklärlicher Aufregung hatte er Paula gefragt, welches Gebäude sie brennen sähe, und von ihr keine Antwort erhalten . . . Ja er magnetisirte sie, um ihr Auge zu schärfen . . . Sie verfiel dadurch in einen

feste sanftern Schlummer, aus dem sie Niemand mehr wecken mochte . . .

Onkel Levinus gehörte einer Familie an, die in den frühern geistlichen Zeiten die Landoberjägermeister der Fürstbischöfe von Witobern gewesen waren. In jagdgemäßen Traditionen war er aufgewachsen. Aber von dem Ideal eines Nimrod stand er so weit entfernt, daß Tante Bemana vollkommen Recht hatte zu befürchten, man könnte statt der erlegten Hirsche und Rehe auch allenfalls ihn selbst, den weiland Candidaten des Erblandoberjägermeisteramts, auf dem Beutewagen nach Hause fahren. Wie sie ihm die Pelzkappe darreichte, den Fußsack seinem Leibschützen Seelbeer auf die Seele band, ja sogar diesem zuflüsterte, wenn der Baron einen feuchten oder zu langen Stand im Walde beäme, den Fußsack bei der Hand zu behalten; wie sie das Lederfutter untersuchte, in welchem die prachtvoll damascirte Doppelflinte geborgen lag, da hätte nur die — frühere Armgart gefehlt, um diesen Abschied aus dem Tragischen ins Komische zu übersetzen.

Onkel Levinus bewegte sich in seinem Jagdcostüme, zu welchem sich noch die Wildschur gesellte, wie ein „Pelzmärtel" zur Weihnachtszeit. Aus Bär und Zobel konnte man ihn kaum herausfinden. Das Gesicht war erkennbar nur an zwei Brillengläsern, ohne die er heute behauptete keinen Rehbock zu treffen. Bei seinen Fabrikationen von Berliner Blau, Stärkemehl, Pottasche und künstlichen Düngererden hatte er nie die Brille nöthig; nur auf die Jagd nahm er sie mit, um den Spott, der ihn als Abkommen so vieler fürstbischöflicher

dem Wohnzimmer, wo dieſe Scene vorfiel, und begab ſich oben in ſein Studirzimmer. Sie aber, beſchämt von ihrem Schmerze und ergrimmt über ſeinen Stolz, fiel über eins der Hausleute mit den heftigſten Vorwürfen her und dichtete, um ſich nur austoben zu können, Jedem, der ihr in den Weg kam, Verſehen an, die Niemand begangen hatte. Sie war mit einem Worte eine ſeelengute Frau, aber wild.

Blaſedow ſtieg auch heute mit Stolz und Verachtung ſeiner irdiſchen Verhältniſſe in ſein Studirzimmer hinauf. Es lagen einige Hinderniſſe auf der Treppe, die ergriff er und warf ſie hinunter. Der Brief machte ihn nicht neugierig: denn er dachte, Schlimmeres könnte er nicht enthalten, als ſeine Abſetzung. Dieſe würde ihm ſehr erwünſcht gekommen ſein. „Werd' ich abgeſetzt," ſagte er, als er ſich ſeine Reitſtiefeln auszog; „hab' ich irgend etwas gethan oder vielmehr noch wahrſcheinlicher unterlaſſen, was ich thun oder nicht thun ſoll, ſo würd' ich dies als einen Fingerzeig anſehen, daß mein Leben eine beſſere Wendung nimmt. So von der Pfarre weglaufen mag ich nicht. Es würde mir keinen Ruf machen. Auf den Ruf eines Religions- oder Dienſtproceſſes würd' ich ſchon eher meine fernere Zukunft bauen können. Was plag' ich mich mit Gedanken und Räthſeln!"

Blaſedow betrachtete den Brief und das Siegel. Er kam vom Conſiſtorium. „Wahrſcheinlich der Text," ſagte er, „den ich am Pfingſtfeſte der Gemeinde leſen ſoll, oder vielleicht lieſt Blauſtrumpf mir den Text. Er kann meine Weigerung, der Einzige im Lande, ihm meine Lebensnotizen zu geben, nicht vergeſſen, denn dadurch iſt ſein Buch unvollſtändig und an der Ferſe verwundbar geworden. Ich werde meine triviale Lebenslaufbahn noch gar an den Pranger

Erblandoberjägermeister unfehlbar heute treffen würde, durch ein „kurzes Gesicht" zu mildern. Und dann war Graf Münnich als ein „schußneidischer" Cavalier in der ganzen Gegend bekannt. Der ist eifersüchtig auf jeden Schuß, der nicht aus seiner Büchse kommt! sagte der Onkel mit einem Ton, als fielen heute mindestens durch seine Kugel ein Dutzend Rehe . . .

Eine Jagd in einem Walde, der im Frühjahr nicht mehr sein wird! seufzte Paula beim Abschied . . .

Ja, alles wird weggeschossen, was Haar oder Federn hat! renommirte der Onkel . . .

Bitte, bitte, Baron! fiel die Tante ärgerlich über einen so gefährlichen und herausfordernden und noch dazu, sie wußt' es ja, nur affectirten Ton ein; bitte, sehen Sie nur zu, daß man Ihre Pelzmütze schont!

Die Tante ließ es noch zweifelhaft, ob auch sie zu den Transparentbildern Büttmeyer's, die Nachmittags den Damen der vornehmen Jäger gezeigt werden sollten, kommen würde . . . Sie wußte, es gab nachher ein stattliches Jagdhautet, und die Trauer Paula's gestattete weder ihr, noch Paula, sich in diesem Grade in die Zerstreuungen des Weltlebens zu mischen . . . Von Armgart, sagte sie, ließe sich erwarten, daß sie mit den Stiftsdamen auf Schloß Münnichhof zu Büttmeyer's Triumphen kommen würde; diese hätten drei Equipagen aus Witeborn bestellt . . . Zwei Stiftsdamen, Fräulein von Merwig und Fräulein von Absam, gehörten sogar zu den Jägerinnen und waren berühmt durch ihren Muth und ihre Fehlschüsse . . .

Mit der Versicherung des Onkels, daß man sich

wieten, die neulich dem Freiherrn von Wittekind die letzte Ehre gegeben hatte . . .

Der Hof war belebt von dem Jagdzeug des Grafen, das mit den Contingenten der benachbarten Herrschaften, vorzugsweise dem großen Jagdpersonal der Derstes vermehrt worden war. Da standen die Wagen für die Jagdtheilnehmer und für die gemachte Beute. Treiber und Jagdburschen hielten die Schweißhunde an der Leine und mancher von letztern trug noch am Halse die „Koralien", einen Stachelring, nach dessen Abnahme man voraussetzen konnte, das gereizte Thier würde um so gieriger an die wilde Arbeit gehen. Der musikalische Theil der Jagd war durch einige hergeschickte Jäger, vorzugsweise durch die in Jagdcostüme gekleideten Trompeter der Husarengarnison von Witebern vertreten, ja sogar ein Bajazzo fehlte nicht — der buckelige Stammer hatte sich vom gräflich Derste'schen Oberförster ein Costüm erbettelt und blies aus Leibeskräften mit den übrigen. In seiner grünen Mütze mit einer Feder sah er aus wie ein Heusprengsel und die Gräfin von Münnich, eine fromme Dame, die ohne eine kirchliche Buße nicht ins Theater ging, mußte im Kreise ihres Besuchs wider Willen über ihn lachen, als sie auf einen Valeen hinaustrat, der in den Hof ging, angelockt von einem Hornsolo, das jedoch des Guten zu viel that und in Dissonanz verendete . . .

Zu der Blüte des Adels, zu jungen und alten im Bann der hiesigen Anschauungen lebenden Cavalieren, auch Offizieren der benachbarten Garnisonen, hatte sich schon jetzt eine nicht geringe Anzahl Frauen gesellt.

Amazonenhaft traten nur einige wenige auf. Mit Spannung erwartete man vorzugsweise die Damen aus dem Stifte . . . Die Fräulein von Merwig und von Arfam blieben ohne Zweifel schon auf dem für den Beginn der Jagd abgesteckten Standorte zurück, an dem sie vorüberfahren mußten und wo sich alle diejenigen einfinden wollten, die erst über Münnichhof einen Umweg gemacht hätten . . .

Terschka war nicht zu sehen . . . Jeder fragte nach ihm . . . Fest stand, daß ihn seine Ritterlichkeit heute wieder zur Hauptperson des Tages machen würde . . . In der That schon mit „Schußneid" sagte das Graf Münnich, ein schlanker, von Kopf bis zu Fuß jagdgemäß gerüsteter Herr, dessen Aufregung unter den ganzen bis dreißig Cavalieren die lebhafteste war . . .

Venno und Thiebold sollten gleichfalls kommen . . . Letzterer als baldiger Herr des heute und bis zum Frühjahr zum letzten mal vom Jagdruf widerhallenden Waldes . . . Der auch an ihn ergangenen Einladung hatte er um so weniger widerstehen können, als er nach den jüngsten schmerzlichen Erfahrungen für Venno's ihn „jetzt ängstigenden" Trübsinn und den minder gefährlichen eigenen die erheiternde Wirkung eines solchen Vergnügens geltend machte, auch „nicht leugnen" konnte, daß ihm ein vom jungen Tübbicke in Witoborn schleunigst nach dem Modejournal angefertigtes Jagdcostüm nicht übel stehen müßte . . .

In dem großen Ahnensaal, in welchem neben den bis weit über den Westfälischen Friedensschluß hinausreichenden Familienporträts die wunderbarsten Hirsch-

geweihe hingen, ſolche ſogar, die mit Baumäſten verwachſen waren, nahm man ein Frühſtück ein. Dann wäre man, da die, welche noch fehlten, auf dem gewählten Schießſtande im Warten ungeduldig werden konnten, unfehlbar aufgebrochen, wenn ſich nicht die Scene auf eine eigenthümliche Art durch das Eintreten einer Perſönlichkeit geändert hätte, deren Erſcheinen hier Niemand erwartete.

Ein magerer Herr in mittlerer Statur, in der ſogenannten Armeeuniform, die Bruſt mit Orden bedeckt, trat ein . . . Hinter ihm folgte ein Jäger, der, wie alle Leibſchützen, die Flinte ſeiner Herrſchaft trug . . .

Der Landrath! ging es mit einſtimmigem Murmeln durch die Reihen der aus ihren ſchon wieder angezogenen Pelzröcken und Ueberwürfen kaum erkennbaren Phyſiognomien . . .

Niemand war beſtürzter, als der Wirth, Graf Münnich ſelbſt . . .

Was iſt das? rief er erſtaunt und allen hörbar . . .

Bald ſtellte ſich heraus, daß den Landrath von Enkefuß Niemand eingeladen hatte . . .

Noch mehr . . . Der feierliche Aufzug des in dieſer Sphäre ſchon lange durch die Zeitereigniſſe Proſcribirten hatte etwas Beängſtigendes . . . Daß dieſer weiland „ſchöne Mann", ein alter Cavallerieoffizier, ſich mit der größten Beflifſenheit ſeinen Bart, ſein Haar gefärbt, ja ſogar die Runzeln ſeines faſt fleiſchloſen und nur aus Haut und Knochen beſtehenden Kopfes weggemalt hatte, überraſchte Niemanden. Auch heute hatte er ſeine allbekannte Toilette, dieſelbe Chevalerie mit den Damen,

daſſelbe ſtramme Auftreten mit den hohen Stulpſtiefeln, dieſelben Scherze, die man an ihm gewohnt war . . . Aber in ſo ſeltſamer Uebertreibung kam alles an ihm zum Vorſchein, daß man annehmen mußte, entweder hatte er bereits ſeinem vormittägigen Lieblingsgetränk, dem Curaçao, ſtark zugeſprochen oder er befand ſich in allem Ernſt in geiſtiger Unzurechnungsfähigkeit . . .

Sofort bildete ſich eine Phalanx gegen den Vertreter der Regierung, gegen den Mann, der einen Bruder des Nachbarfürſten im Duell erſchoſſen hatte, gegen den Freund des Kronſyndikus, gegen den Vater des Aſſeſſors, des jetzigen Rathes von Enckefuß . . . wiederum ſah man die große Kluft des Vaterlandes und immer peinlicher wurde die Verlegenheit für den Jagdherrn . . . Allgemein ſtellte man ihm in ergrimmter Aufregung die Zumuthung, er ſolle den unberufenen Eindringling bedeuten, daß ſein Eintreffen auf Schloß Münnichhof ein Misverſtändniß wäre . . . Sogar die Gräfin beſaß den Muth, die Bedenklichkeiten ihres inzwiſchen zaghafter gewordenen Gatten zu überwinden und mit der Würde ihrer äußern Erſcheinung, mit dem Hochgefühl ihres Zuſammenhangs mit dem Träger der dreifachen Krone, den Landrath auf ein Misverſtändniß aufmerkſam zu machen . . . ſie wollte ſagen, daß ſie ſich ein Gewiſſen daraus gemacht haben würde, den Herrn von Enckefuß „mit Elementen“ zuſammenzuführen, „die ihm höchſt unangenehm ſein müßten“ . . .

Jetzt aber erfuhr ſie durch die Dienerſchaft, Herr von Enckefuß wäre durch die Nichteinladung zu einer Jagd, an der jeder Adelige der Gegend theilnähme, in einem

Grade beleidigt werden, daß man ihn seiner für nicht mehr mächtig halten könnte. Stündlich hätte er die Einladung zur Jagd abgewartet, hätte sein Schießzeug hervorgesucht, es selbst geputzt, seinen Hund angeredet: Sie danken dich ab, Caro! Sie werfen dir einen Knochen vor, Caro! Sie setzen dich außer Brot, Caro! Dann wäre seine Ungeduld gestiegen, immer hätte er gefragt: Keine Einladung vom Grafen? Keine von Baron Levinus? Keine von Herrn von Terschka? Seit gestern hätte er dann eine Miene angenommen, als wäre die Einladung wirklich erfolgt. Nun hätte er seinem Bedienten befohlen, sich als Jäger anzukleiden. Auf die Einrede, er irre sich, die Einladung fehle, hätten die heftigsten Zornausbrüche geantwortet, sodaß man zuletzt vorgezogen, zu schweigen und sich in alles zu fügen. In diesem Zustand erschien er und scheinbar nicht im mindesten stolz. Er sprach leutselig mit allen, wie wenn sie seine besten Freunde und Bekannte wären . . . Ein ängstlicher Waffenstillstand zwischen zwei feindlichen Lagern . . .

Hinein in die Unentschlossenheit, was nun zu beginnen wäre, in den unheimlichen Eindruck des so außerordentlich sichern, ja fröhlichen Benehmens des Landraths ertönten die Signale des Aufbruchs, die Rüden schlugen an, johlten und heulten vor Jagdungeduld, die Jäger klatschten mit den Peitschen, der Zug kam in Bewegung, noch ehe man den Landrath entfernt hatte. Auch jetzt folgte er wohlgemuth und setzte sich auf einen der Wagen, gerade wie wenn er dazu gehörte. Da sein Diener nicht jagdkundig war, blieb derselbe zurück. Es schloß sich dafür dem Landrath ohne

weitere Weisung einer der jedem Jagdtheilnehmer zum Beistand beorderten Jäger an . . .

Die Fahrt dauerte nicht allzu lange. Bald gelangte man in den von hohen Tannen und Buchen bestandenen Wald . . . Es war die letzte große Jagd in einem Walde, der hundert Jahre bedurfte, um das wieder zu werden, was er war . . .

An einer Eichenschonung stand unter zwanzig Männern, die hier schon zu Fuß und zu Wagen harrten, einer, der sich in stillem Träumen das auch sagte und ringsum sich blickend nachfühlte. Wie wenig liegt ein feiner Sinn in den Auffassungen der Menschen! Wie gehen sie ruhig an Thatsachen vorüber, an denen ein anderer mit Schmerz verweilt!

Benno war es, der auch das sich sprach . . . In einen einfachen kurzen Militärmantel, grau mit rothem Kragen, war er gehüllt, einen Mantel, den er über seiner gewöhnlichen Kleidung trug. Fest an den Hüften war der Mantel zusammengeschnürt und hob gefällig seine schlanke Gestalt; ein schwarzer bürgerlicher Hut bedeckte sein blasses, leidendes Antlitz . . . Ueber Thiebolt mußte er lächeln, der in einiger Entfernung einen Kreis um sich hatte, dem schon wieder in bester Laune von ihm seine amerikanischen Abenteuer und sein berühmter Sturz in den Sanct-Moritz erzählt wurden . . .

Für Benno's Jugendträume gaukelten hier die kleinen Elfen des Waldes daher dahin . . . Noch einmal hielten sie unsichtbar ihren letzten Reigen unter den grünen Tannen, schwangen sich zum letzten mal auf den Nacken des Wildes, um ihm einen Weg durch

das Dickicht zu bahnen vor seinen Verfolgern . . . zum letzten mal waren die kleinen Seen, die sich hier und dort im Walde fanden und zu denen sonst im Mondlicht die Hirschkühe ihre Kleinen zur Tränke führten, von den Schatten hoher Bäume bekränzt . . . Bald sollten diese Lichtungen, die sich unter der schmelzenden Schneedecke so geheimnißvoll und traulich im Holze öffneten, dem Winde preisgegeben sein, der über die zurückgelassenen todten Stumpfe der verkauften Stämme fegte . . . In einem Wald, den ein leichtsinniger Verschwender vor der Zeit lichtet, glaubt man oft Bankett gehalten zu sehen von Junkern und geputzten Damen bei musicirenden Eichhörnchen und brummenden Borkenkäfern und taktschlagenden Spechten in den Zweigen . . . Hier, da der Wald zu Eisenbahnschwellen benutzt wurde, brauste die Locomotive daher und schnaubte und pfiff so teufels- und aufklärungsgemäß, wie nicht blos Norbert Müllenhoff gesagt hätte, sondern selbst Onkel Levinus wiederholte, der, je besorgter er jetzt wurde, desto mehr zu sprechen anfing . . . Benno war von ihm aufs freundlichste begrüßt worden . . .

Levinus plauderte schon deshalb, um sich dem Jagdbummer zu entziehen, der auf der Fahrt vom Schloß Münchhof und hier bei dem Halloh der ersten Begrüßung sich auf seine Kosten zu entwickeln begann. Man fragte ihn, welche Nummer seine Brille hätte, wie viel Wild er heute würde am Leben lassen, ob er es unter einem Sechszehnender thun würde und so fort in jenem jagdüblichen Schrauben, das bei allen schon in vollem Gang war.

Ich kenne euere Pfiffe! rief Onkel Levinus. Ihr wollt uns nur sicher machen durch euere schlechten Witze! So wild werd' ich darum doch noch nicht, daß ich mich vor Zorn mit dem ersten besten Stand begnüge, der mir angewiesen wird! Das ist so eine Ihrer bekannten Finten, Graf Münnich, uns im Spaß alles übersehen zu lassen! Wir Landesoberjägermeister kennen das!

Man befand sich auf einer mitten im Walde liegenden Fläche, die auf einige hundert Schritte weit von Knieholz unterbrochen wurde und sich zur Aufstellung einer doppelten Schützenreihe, auf jeder Seite zwanzig, hinter Busch und Baum, vortrefflich eignete. Eine Freifrau von Stein, die schon vom Schloß mitgekommen war, ließ sich in einem Tragsessel von zwei Bauernburschen ins Holz tragen; eine schon bejahrtere Frau von Bökel Tellspring-Sandvoß watete selbst durch den Schnee mit Wasserstiefeln, die ihr bis an die Kniee gingen . . .

Die Wagen waren inzwischen nicht weit vom Eingang in den Forst zurückgeblieben . . .

In der Ferne und immer näher kommend hörte man schon ein Rasseln und Schlagen in den Büschen und der Oberförster versicherte, es wäre die höchste Zeit, die Posten einzunehmen . . .

Noch war keine rechte Einigkeit da, denn Terschka fehlte. Alle spähten nach ihm; nicht blos Onkel Levinus, nicht blos Benno und Thiebold, die hinter zwei mächtigen Erlenbäumen, die gabelförmig aus der Erde geschossen, zusammenstanden, Platz genommen hatten . . . Terschka's Jagdkunst schien allen bestimmt, den Preis zu gewinnen . . .

ſtellen laſſen! Ich weiß recht gut, daß ich unter den Menſchen bin, was ein Kienapfel unter den Aepfeln; aber mich damit zu brüſten, das fehlte noch."

Damit ſtreckte ſich dieſer gefeſſelte Prometheus auf dem Lande weit über ein hartes Sopha hin, dachte dann einige Augenblicke nach, ſprang auf und holte ſich einige Bücher aus einem Wandſchranke. Aber ſo ſchaal waren ſeine Empfindungen, ſo abgeſtorben ſeine Gefühle, daß Alles, was er unternahm, wie welk von ſelbſt zuſammenknickte. Hätte er etwas weniger Galle in ſeine Stimmung gemiſcht, ſo würde er in ſolchen Augenblicken, die ihn oft beſchlichen, zur lyriſchen Poeſie reif geweſen ſein; aber ſein Groll erſtickte die Klarheit ſeiner Gedanken. Er ſtreckte ſich wie ein auf Beute lauerndes hungriges Thier.

„Es hilft doch nichts," gähnte Blaſedow endlich und erbrach das Conſiſtorial-Siegel. Er erhielt folgendes Schreiben:

Herrn Pfarrer Blaſedow in Kleinbethlehem!

Da es das feſte Beſtreben unſerer Hohen Landesregierung iſt, innerhalb ihrer Grenzen die Gottesfurcht auf reine, nur in der Vernunft begründete Principien zurückzuführen: ſo glaubt Ihre Ihnen vorgeſetzte Behörde, daß zunächſt alles auf dem platten Lande und den Städten verbreitete abergläubiſche Weſen, alle Ueberreſte der finſteren Vorſtellungen des Mittelalters, ja, der heidniſchen Zeit mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müſſen. Es wird Ihnen zu dem Ende aufgetragen, ſich nach der Schrift des Dr. Mörder: Thomaſius oder die Religion innerhalb der Grenzen des natürlichen Menſchenverſtandes umzuſehen, und haben Sie beſonders auf die anti-abergläubiſche

Da er ausblieb, wollte man beginnen . . .

Der Onkel bedeutete die Signalisten und rief:

Diese Eile ist wieder nur eine euerer verdammten Finten! Statt mit Vorsicht und Bedacht die Plätze anzuordnen, wird nun alles mit Hast übers Knie gebrochen! Schweigt! Schweigt! sag' ich. Die verdammten Intriguanten haben alles abgekartet!

Endlich hörte man nur noch Ein Signal blasen; es kam aus der Ferne. . . .

Das wird Terschka sein! hieß es . . .

Terschka kam in der That auf einer Jagdchaise dahergebraust und schon vor ihm — allgemeiner Jubel! — zogen im erweichenden Schnee drei Wagen voll Heiligenkreuzer Stiftsdamen, die eben Terschka einholen wollte . . .

Das war ein Grüßen jetzt und Rufen und Lachen und Spotten . . . Aus dem Gewirr der Regenschirme und Pelze und Schleier entwickelten sich zwei Jägerinnen, Fräulein von Merwiz und Fräulein von Absam . . . Und nun ertönte plötzlich noch eine Salve von Bravio und schallendem Händeklatschen . . . Noch eine dritte Amazone sprang vom Wagen . . . Es war Armgart von Hüllesheven.

Thiebold und Benno trauten ihren Augen nicht . . . Sie riefen zum Erstaunen des Onkels diesem hinüber und jetzt nicht im mindesten zu dessen Schrecken . . . Levinas d[illegible]te nur an sich . . . Seine Stimmung wurde immer wilder und (vor Furcht) kühner: er lobte Armgart und verdammte alle Stubenhocker . . .

Benno und Thiebold betrachteten sich mit stockendem Herzblut . . . Es war Armgart . . . Armgart, die trotz

ihrer gestrigen Thränen aus dem einen der drei großen offenen Omnibus, der mit den andern zum Schloß Münnichhof weiter fuhr, herausſprang und von Terſchka's Armen aufgefangen wurde . . .

Sie trug einen blauen engen, gefütterten Tuchrock über einem grauſeidenen Kleide, einen grauen runden Hut mit wallendem blauen Schleier, dunkle Handſchuhe und einen carrirten blau-grün-rothen Plaid rings um ihre Schultern geworfen . . .

Ihr Antlitz war geiſterblaß . . . Ihr Ausdruck, ihr Lächeln ließ ihre zwei weißen Zähnchen blinken, wie immer, wenn ſie träumeriſch abweſend war . . . Sie grüßte Niemanden, blinzelte nur zu den beiden weißen Erlen hinüber, wo Benno und Thiebold ſtanden, und ging wie ein Opferlamm willig dorthin, wohin ſie Terſchka ſtellte . . . Ihr ganzes Weſen war gebunden, ihr Wille, des Menſchen edelſte Kraft, lag vor dem Altar der Gottesmutter . . . Das iſt die katholiſche Macht des „Gelübdes".

Der Onkel rief ihr ein Willkommen zu und allerdings ſprach er noch drohend:

Na ja! Ich dachte mir doch gleich ſo etwas! Das wird ſchön werden — mit der Tante! Jetzt nur Vorſicht! Vorſicht, Herzenskind!

Benno ſagte voll Grimm und Verzweiflung zu Thiebold:

Eine förmliche Erklärung wird das heute! Eine öffentliche Vorſtellung vor der Geſellſchaft! Sehen Sie nur, wie alles flüſtert!

Auch Thiebold „war im Begriff, außer ſich zu ge-

rathen"; aber hinter jedem der Jagdtheilnehmer ſtand ein Jäger und bediente das Schießzeug — man mußte etwas vorſichtig ſein und that beſſer, zu ſchweigen . . .

Pancraz! rief aber auch Terſchka wild auf und ein Jägerburſche, in der grün und gelben Livree der Dorfes, ſprang hinzu und bot Armgart die Flinte, offenbar ſchon im Einverſtändniß und nach geſtern Abend mit ihr getroffener Verabredung . . .

Sie nahm ſie, wie wenn ihre Hand aus einer Urne ein Todesloos zog . . .

Trara! Trara! Trara! begann es jetzt überall und Halloh! Halloh! An die Plätze! rief man . . .

Nun lief alles und ſtellte ſich erwartungsvoll . . . Der mittlere Platz war leer . . . Zwei Jägerreihen zogen ſich vierhundert Schritt entlang . . . Am äußerſten Ende ſtand der immer laut perorirende Landrath . . . Ein Raſcheln, ein Knacken hörte man jetzt . . . Siehe da! Fünf Hirſche brachen aus der rechten Flanke des Quarrés, das die Geſellſchaft bildete . . . Die Hunde, die noch an der Leine gehalten wurden, winſelten . . . Die Thiere ſtanden noch Keinem ſchußrecht . . .

Da plötzlich ruft eine Stimme — es war die des Grafen: — Ture haut!

Ture haut? . . . Alles lachte . . .

Der Lärm der Treiber hatte die gefiederten Bewohner der Baumkronen in Aufregung gebracht, aber der Onkel hatte ganz Recht, als er heftig lospolterte:

Was ſind das für Sachen! Dieſer verdammte Mönnich! Nur die Aufmerkſamkeit will er vom laufen

den Wild ablenken durch die Vögel, die heute gar nicht in Betracht kommen! Es ſind nur Flederwiſche da oben!

Doch über ihn her fiel Schnee von einem abſtiebenden Auerhahn . . .

Pancraz ſagte: Herr Baron! Oben „ſteht Alles ein"!

Während Armgart über den techniſchen Ausdruck von „einſtehendem" Geflügel vom Onkel eine Belehrung zugeflüſtert bekam, erſcholl es Piff! Paff! . . . Von allen Seiten . . . Vier Hirſche lagen; der fünfte war durchgebrochen . . .

Aber auch der Auerhahn ſtürzte herab . . . Dieſen hatte Terſchka geſchoſſen . . .

Darüber gab es Verwirrung genug. Man hatte nun die Hunde losgelaſſen. Verwundet war das fünfte Thier entflohen. Auf dem Schnee ſah man die Schweißſpuren. Einige Hundert Schritt von der andern Flanke der Pläne, die man beſtand, ſtutzte der Hirſch, machte, von den Treibern der andern Seite empfangen, Halt und wandte ſich zurück. Nun ſtellte ihn die Meute und der Zunächſtſtehende war berufen, das Thier zu ſchießen . . .

Es waren gerade Benno und Thiebold . . . Thiebold, „vorwitzig, wie auch nur ich ſein kann", ſchoß — ſchoß fehl . . . Jetzt legte Benno an — wollte losdrücken . . . Paff! Im Nu ſchon ſank das Thier, von einer Kugel getroffen, die vom äußerſten Ende der Jagdreihe kam . . . Der Landrath hatte geſchoſſen . . . Aus einer Entfernung, wo ihm zum Schuß jede Berechtigung fehlte . . .

Darüber gab es denn einen gewaltigen Lärm . . .

Dieſe Anmaßung war gegen alle Regel ... Die Kugel hätte fehltreffen, Jemanden verwunden, tödten können ...

Zornig ſchrie man durcheinander ... Dem Onkel wurde es immer wirrer zu Muthe ... Das fortgeſetzte Knallen der Büchſen — an andern Orten brach neues Wild durch — die Nähe der Schießſtände, das Pfeifen der Kugeln, Armgart's ihm jetzt doch „tollkühn" erſcheinende Anweſenheit, alles mahnte zur Vorſicht und in leibhafter Geſtalt ſah er Tante Benigna neben ſich, die mit den ängſtlichſten Warnungen ihn beſchwor, ſich um aller Heiligen willen in keine Gefahr zu begeben ... Jetzt auch bemerkte er die geheimen Inſtructionen, die ſein Leibſchütz Soetbeer mitbekommen ... Hätte Soetbeer vor dem jetzigen Durcheinander etwas von „Fußſack" merken laſſen, würde der Onkel es ihm ſchön gegeben haben; nun, in dem Geknatter und dem Pulverdampf, ließ er alles zu ſeinem Beſten geſchehen ...

Ein Rehbock kam mit zwei Rickchen und ging dicht an ihm vorüber ... Der Rehbock kam erſtaunt und nicht einmal beſonders geängſtigt „dahergeſtapelt", wie Fräulein von Merwig rief — die Familie des Fräuleins hing nach dem Onkel unfehlbar mit dem Geſchlecht der alten Merovinger zuſammen — der Bock ſchien zu wiſſen, daß wenigſtens die beiden Rieken, die ihn begleiteten, ſonſt vor dem Schuſſe ſicher ſind, da man Weibchen nicht ſchießt; es galt aber einen Vertilgungskampf. Unter dem Beileid der kunſtgerechten Jäger brachen auch dieſe zarten Thierchen zuſammen und mit ſo vielen Kugeln, daß ſich darüber neuer Streit erhob ...

Armgart war ſchon in fieberhafter Erregung gekom-

men . . . jetzt ſtand ſie zitternd und hielt ſich an Terſchka, der nach dem Meiſterſchuß auf den Auerhahn nicht mehr ſcheß und nur links und rechts ſpähte, vorzugsweiſe hinüberſchielend auf Benno und Thiebold . . . Benno gehörte plötzlich zu den wildeſten Jägern . . . Jede Ladung ſuchte er ſo ſchnell wie möglich los zu werden . . . Thiebold bat ihn wiederholt, ſich zu mäßigen . . . Nach ſeinem Fehlſchuß hatte er die Courage verloren . . . Armgart kam ihm vor, ſagte er, als wollte ſie das Ziel aller Kugeln ſein . . . Und doch ſchien ſie ein überirdiſcher Geiſt, den keine Kugel treffen konnte . . .

Inzwiſchen fuhr der Landrath fort, eine Unvorſichtigkeit nach der andern zu begehen. Eine ſeiner Kugeln ging dicht am Handgelenk der Frau von Böckel-Dollſpring-Sandvoß vorüber . . . Die Fräulein aus dem Stifte, ohnehin gegen ihn tendenzgereizt, ſprachen über den „tollen Mann" in Ausdrücken, die keineswegs verriethen, daß auch ſie zu den Dichterinnen im Stifte gehörten . . .

Auf der Jagd, in der Hitze des erregten Blutes, wählt man die Ausdrücke nicht und ſo hörte der Landrath eine Beleidigung nach der andern . . .

Seltſam jedoch, er brach auf alles, was ihm von nahe und von fern zugerufen wurde, in Gelächter aus . . . Man würde ihn fortgewieſen haben, wenn nicht jetzt auf ein gegebenes Signal der Stand geändert worden wäre, um mehr oſtwärts zu ziehen. Dem Oberförſter war des Wildes zu wenig . . . Auf Rechnung des Win-

des ſchrieb er's . . . Nun trat alles aus den Büſchen hervor und zog weiter . . .

Onkel Levinus aber war entſchieden dafür, daß man erſt den Mann entfernte, „durch den hier heute noch ein Unglück entſtehen würde“ . . . Alle die, welche ſchlecht geſchoſſen hatten, unterſtützten ſeine Meinung . . .

Meine Damen! rief der Landrath im Tahinwaten über die Pläne, wo inzwiſchen ſchon das gefallene Wild von dem dazu beſtimmten Jagdperſonal ſchnell ausgeweidet wurde . . . Amor ſchießt blind, immer blind und trifft doch! Haha! Hier ſoll man bei offenen Augen die Kugel im Lauf behalten? Korn und Viſir! Ein Blinzeln von ſo ſchönen Damenaugen — und ich gehöre gleich zu den lumpigſten „Schneidern“, die's nur geben kann — Meck! Meck! Meck! Meck!

Die Amazonen, ſelbſt die hinter Terſchka einherſchleichende und Penno und Thiebold wie ihr Gewiſſen vermeidende Armgart nicht ausgenommen, waren Kennerinnen der Jagd genug, um zu wiſſen, wie von ihm dies Meck! Meck! ſpottweiſe gerufen wurde, weil ſchlechte Schützen „Schneider“ genannt werden. Fräulein von Merwig hatte den beſtändigen Beinamen des „Fräuleins von Anflicker“, den ſie von ihrer Leidenſchaft für die Jagd und ihrer geringen Treffſähigkeit fürs Leben zu behalten fürchten mußte. Doch ſchon aus dem Aerger, den ſie über dieſen Spottnamen empfand, konnte man ſich denken, wie verletzend es wirkte, daß nun der Landrath allen Jagdgenoſſen unausgeſetzt ſein höhniſches Meck! Meck! nachrief . . .

Die gutmüthigſten Naturen können auf der Jagd,

beſonders wenn die Füße kalt werden und die Hände lieber in den Pelzhandſchuhen ſtäken, als harrend am kalten Lauf der Flinte, einen determinirten Anflug von Malice bekommen. Jetzt riefen ſogar ſchon die früher ſchweigſamern Stimmen: Ungebetene Gäſte wirft man zur Thür hinaus! Andere: Werft das Geſcheite (das Eingeweide) in den Buſch für die Füchſe! Andere wandten ſich zu den Damen: Meine Damen, Sie ſprechen von Amor? Wir haben allerdings einen blinden Paſſagier unter uns!

Graf Münnich wollte keinen Eclat und bot alles auf, den Frieden zu erhalten . . .

Darüber kam man an den neuen Stand, den der Oberförſter bereits angeordnet hatte. Es war wieder eine Pläne, hier rings nur von Tannendickicht umgeben . . .

Leider hatte ſich der Oberförſter verrechnet . . .

So lange man auch harrte, ſo lange auch die Treiber raſſelten und mit ihren Knütteln an die Bäume ſchlugen, keine „Pfote kam heraus" — zuletzt einen einzigen Haſen ausgenommen, deſſen Erſcheinen ein allgemeines Gelächter erregte . . .

Lampen ſchoß in natürlicher Großmuth als zu geringfügige Beute Niemand, ſondern durch die Stände hindurch wurde der Geängſtete hin- und hergewieſen, bis er den Damen faſt ſo nahe zugetrieben wurde, daß ſie ihn an den Ohren hätten faſſen können . . .

Wieder ſtörte der Landrath dies komiſche Intermezzo durch ſeinen aufgeregten Eifer. Er ſchoß den Haſen dicht vor den Füßen Armgart's nieder und hätte dieſe, die ſich nichts gewärtigte, leicht verwunden können . . .

Darüber brach der Unwille der ganzen Gesellschaft in helle Flammen aus . . .

Armgart lag halb bewußtlos an einen Fichtenstamm gelehnt; die Flinte, die sie, ohne zu schießen, in der Hand gehalten, war ihr entfallen; Benno und Thiebold waren auf halbem Wege ihr zu Hülfe gesprungen, ja setzten sich selbst darüber dem nächsten Schusse aus . . .

Ueber alles das entstand eine Scene der höchsten Aufregung . . .

Sie mehrte sich, als der Landrath vorsprang und rief:

Wer raisonnirt hier? Ruhe! Ich befehle! Ich!

Jetzt stand er wuthschäumend auf der Mitte der Plane . . .

Ein gemeinsamer Ruf unterbrach ihn:

Er ist verrückt! Haltet ihn! Bindet ihn!

Wirklich schlug der tolle Mann um sich, drohte mit seiner Doppelflinte, deren einer Lauf wahrscheinlich noch geladen war, und würde ein Unglück angerichtet haben, wenn nicht Jemand hervorsprang, ihm die Arme zu halten. Man hielt Benno und Terschka zurück, auf die Jäger rechnend. Eine leicht erklärliche Scheu vor der ersten Verwaltungsbehörde der Gegend hielt die Nächststehenden noch eine Secunde ohne Entschluß —

Da theilten sich die Büsche und mit dem Rufe: Pax vobiscum! sprang mit aufsliegender Kutte ein Franciscanermönch auf den Plan, hielt mit einem Arm die Flinte des Landraths und griff mit dem andern so geschickt beide durch die Luft fuchtelnden Hände des ungeberdig Drohenden und Rasenden, daß dieser zwar mit schaumbedecktem Munde sich fest und aufrecht erhielt,

aber auch bewegungslos verharrte, nur noch machtlos seinen Bändiger anstarrend . . .

Bruder Hubertus war es, der selbst weiland ein Jäger gewesen und den entweder das Gebell der Hunde, das Knattern der Flinten oder Terschka's Anwesenheit angezogen hatte — im Kloster hatte er sich vor wenig Stunden ihm zu nähern gesucht und war von Terschka schnöde abgewiesen worden . . .

Die Gesellschaft, außer sich über den Vorfall, umringte die Gruppe und rief dem Mönch, der wie der bändigende Tod dastand:

Bewachen Sie ihn! Führen Sie ihn fort!

Ich will Ihnen Leute zurücklassen! rief Graf Münnich . . .

Der Mönch schüttelte den Kopf, sich verbürgend, er würde schon allein den Unglücklichen in Sicherheit bringen . . .

Inzwischen bliesen auf ein gegebenes Zeichen die Hörner . . . Schon zog sich die ganze Gesellschaft in den dichtern Wald . . . Armgart geführt von Thiebold . — Terschka war im Augenblick, da Hubertus erschien, verschwunden . . .

Still und stiller wurde es ringsum . . . Die Signale nur hörte man, die den Treibern die Veränderung der Stellung ankündigten und die von diesen fernher wieder beantwortet wurden . . .

Ein einziger schreckenvoller Augenblick . . . Jedermann eilte, ihm zu entfliehen.

Erziehung der Kinder in den Schulen zu achten. Ihre Berichte haben Sie von Zeit zu Zeit dem Conſiſtorium einzureichen.

Section des fürſtlich Sayn-Sayn'ſchen Conſiſtorii zur Ausrottung des Aberglaubens.

Blaufrumpf.

Ein ſpöttiſches Lächeln verbreitete ſich über Blaſedow's Mienen, als er dieſes Rundſchreiben geleſen. Er wußte recht gut, daß Blaufrumpf's Schwiegerſohn ſein Subſtitut Dr. Mörder war und daß die vom Thomaſius gemachte Auflage, bei welcher ſich der Schwiegervater in Koſten geſetzt hatte, durch dieſe Empfehlung flott gemacht werden ſollte. „Das iſt eine ſaubere Clique!“ dachte er; „der Eine hebelt den Andern in die Höhe, während die Religion dabei zu Grunde geht. Nun wollen ſie die ſtillen und abgelegenen Seen des menſchlichen Gemüthes für grüne Moraſtlaken ausgeben und in das hohe rauſchende Schilf des Glaubens ihre eigenen Kukuks- und Windeier legen! Da die Religion vom Himmel iſt, ſo hat ſie keine Sprache; aber ſie wollen ſie ganz und gar in die Grenzen der Heinſius'ſchen Sprachlehre einzwängen und ihren Geheimniſſen keine andere Laute gönnen, als die im Adelung verzeichnet ſind! Es ſoll bei ihnen Alles auf der Zunge liegen, damit ſtatt der Religion ihr Ehrgeiz Platz hat, ſich im Herzen einzuniſten. Ich werde mich hüten, ihren Thomaſius zu kaufen und damit die Geſpenſter zu bannen. Dieſe Leute auf dem Lande, ja, ich ſelbſt bin ſo verbauert, daß wir das ganze Jahr hindurch nichts Neues zu ſehen bekommen, als höchſtens einmal ein Geſpenſt. Es fällt mir nicht ein, mein ganzes Dorf nun gar noch mit rationaliſtiſchen Mäuſefallen zu umſtellen und dem

## 14.

Wie in nächtlicher Waldeinsamkeit zwei kämpfende Hirsche sich ihre Geweihe so ineinander gebohrt haben können, daß sie sich nicht mehr auseinander zu winden wissen, die Kraft der Stirnen nachlassen fühlen und beide ermattet und zum Sterben bereit, ja wie im Tode zuvor noch versöhnt, zu gleicher Zeit hinsinken, so standen sich der Mönch mit dem Todtenkopf und ein Irrsinniger gegenüber . . .

Immer schwächer und nachgiebiger wurde der Widerstand des Wuthschäumenden, der barhaupt, ohne seine herabgefallene Mütze, dastand mit schweißbedeckter Stirn. Zuletzt begann er, wie aus einem Traum erwachend, in Ohnmacht zu sinken . . .

Der Mönch fing ihn mit ungeschwächter Kraft auf. Er hielt ihn unbeweglich in seinen Armen . . . Kein Laut, keine Anrede kam aus seinem Munde . . . Der Landrath brach zusammen und verlor die Besinnung . . .

Einsamkeit ringsum . . . Nur die düstern Tannen stille Zeugen des schreckhaften Auftritts . . .

Beide Männer auf dem ſchmelzenden Schnee ſtehend . . . Hubertus in Sandalen, der Näſſe und Kälte nicht achtend, der Rittmeiſter mit Koth beſpritzt bis zur Achſel . . . Ein Gegenſatz zu dem ſich weitab verziehenden Lärm der Jagd, zu dem Knallen der Büchſen, zu dem Bellen der Hunde, zu dem noch jeweiligen Durchbrechen des Wildes, das ſcheu und ſtutzend hielt, der den Muth und die Geiſtesgegenwart eines Helden herausforderte . . .

Den Arm des Landraths ließ der Mönch noch immer nicht. Er wollte ihn, wenn er zur Beſinnung kam, verhindern, zu entfliehen und der Geſellſchaft wieder nachzurennen; denn daß er mit einem Mann zu thun hatte, der das Licht der Vernunft verloren, hörte Hubertus bald an dem, was der Unglückliche allmählich zu ſprechen begann . . .

Ich bin der Landrath —! ſagte er erwachend . . .

Wohl! Wohl! Herr von Enckefuß! flüſterte der Mönch mit milder und beruhigender Stimme . . .

Nehmen Sie ſich vor mir in Acht! Ich kenne Sie ſehr wohl! fuhr der Rittmeiſter nach einer Weile fort . . .

Große Ehre, Herr Landrath!

Sie ſind der Doctor Klingsohr!

Pater Sebaſtus jetzt!

Wie konnten Sie ſich unterſtehen, mich von meinem Freunde — Wittekind fortzuſchicken? Das war ja mein beſter, einzigſter Freund! Und der — wollte doch ſonſt das Pfaffengeſindel nicht! Laß mich, Kapuziner!

Der Mönch bedeutete den Rittmeiſter, der den Grafen Münnich mit dem Kronſyndikus verwechſelte, auf

deſſen Jagden er früher den Matador gemacht, mit nickenden Zuſtimmungen . . .

Nicht wahr? Ich bin eingeladen? fragte jetzt der Landrath kleinlaut . . .

Dieſe Worte wiederholte er öfter und mit Pfiffigkeit und fuhr dann ſtolz fort:

Mein Vater hat die Schlacht bei Belle-Alliance gewonnen! Sagſt du auch: Wellington? Landesverräther! Man muß euch hier alle niederſchießen! Alle! Eher kommt keine Ruhe und kein Patriotismus ins Land!

Beide gingen dabei ſchon fürbaß . . . Manchmal noch rangen ſie, manchmal zankend, manchmal beruhigt ſtill ſtehend . . . Der Mönch ermüdete nicht, durch Eingehen auf die Vorſtellungen des kranken Mannes ihn zu beſänftigen . . .

Der Tobende rief:

Ich werde euch zeigen, welche Verwandte ich habe! Ihr ſollt euch wundern, wer meine Protection iſt! Der König hat ſchon mehr als dreißigmal mit mir geſprochen! Betteln kann ich ſo gut wie andere, aber — ich gebe keine fünfzig Procent! Auf Spiel, da ſteht jetzt Strafe . . . Haha! Tangermann! Zimmer 15! Leutenant von Barnekow und Rittmeiſter von Enckefuß — nehmt euch in Acht! Rittmeiſter a. D. . . . Ade! . . . Soll ich denn mit Gewalt ein Müller werden?

Dies letztere Wort ſprach der Verwirrte plötzlich faſt weinerlich . . .

Ermuntert zur Nachgiebigkeit wurde er durch den Zuſpruch des greiſen Mönchs, der bald die Milde, bald die Energie ſelbſt war, ihm in allem Recht gab, ihn in

dem Glauben bestärkte, daß er der vornehmste, geachtetste und arrangirteste Mann der Provinz wäre und doch wieder festhielt, wenn er ungeberdig um sich schlug ... Hedemann, sagte Hubertus, das, das wäre ja der Müller, aber auch noch ein Oberst könnte hier ein Müller werden, setzte er plaudernd hinzu ...

Fehlte irgendetwas, um den in seinem Wesen einfachen, ja trotz seiner Kraft kindlichen Mönch das Vertrauen des Unglücklichen zuzuwenden, so war es die Erwähnung seines Sohnes ...

Auf das Kichern und Lachen, mit dem der Landrath ein Dutzend mal auf die Erwähnung des Obersten hintereinander: Papiermüller! Papiermüller! rief, hatte er einen uneröffneten Brief hervorgezogen und stolz gerufen:

Na da kuck' einmal! Das ist von meinem Sohn!

Von Ihrem Herrn Sohn? hatte kaum der Mönch wiederholt und von seiner letzten Reise her dessen hoffnungsvolle Carriere gerühmt, so leistete der Landrath keinen Widerstand mehr, sondern ergab sich ruhig, folgte und sprach, auf den Brief deutend, mit Behagen:

Ja, mein Sohn, der ist in drei Jahren Minister! Den Adlerorden, den hat er schon — er darf ihn nur noch nicht zeigen! Alles weiß mein Junge ... Und wenn du schweigen kannst, Pfäffchen, sollst du hören, was mir mein Sohn geschrieben hat! Das ist die Handschrift, die an ihm der König so sehr liebt! Sein König! ... Das kennt ihr hier zu Lande gar nicht, was es heißt: Mein König! ... „Helft Leute mir vom Wagen ab" (sang er mit leiser Stimme), „mein König trank

daraus!" . . . Lies, Alter, und siehst du, der Bindestrich immer wie ein Grundstrich und der Grundstrich immer wie ein Bindestrich . . . Das hilft nun nichts! Etwas Apartes muß der Mensch haben!

Mit der feierlichsten Würde seine Autorität behauptend öffnete er den vielleicht kurz vor dem Verlassen seiner Wohnung empfangenen amtlichen Brief und ließ, während er ihn vorlesen wollte, den Mönch mit einsehen . . .

Nicht daß der Alte in der braunen Kutte neugierig war . . . Ihm genügte, daß diese Gedankenreihen den Wahnwitzigen zerstreuten und daß er hoffen konnte, ihn so allmählich zum Meyer von Borkenhagen, dem nächsten Ort, zu führen, wo er gedachte ein Fuhrwerk anspannen zu lassen, um den Kranken nach Witeborn in seine Wohnung zurückzubringen . . .

Plötzlich aber fiel ihm in dem Briefe, der eiligst und offenbar unter dem Siegel amtlicher Verschwiegenheit geschrieben war, ein Zeichen auf, vor dem ihn Schauder ergriff . . .

War in dem Briefe — von ihm selbst die Rede? . . .

Stammer (der als der Jagd unwürdig am fernen Waldrand bei der Wagenburg geblieben war) hatte an jenem Abend im Finkenhof Recht gehabt — Hubertus trug jenes bekannte Verbrecherzeichen auf seinem fleischlosen Arme . . . Was sollte das jetzt —? Er sah dies Zeichen abgebildet in diesem Brief . . .

Der Landrath hielt, wie ein Fernsichtiger, den Brief so weit von sich zurück, daß Hubertus während des Vorlesens mit einsehen konnte . . .

Aber merkwürdig, der Irrſinnige las etwas völlig Anderes, als was im Briefe ſtand . . .

Nur die Ideen las er aus ihm heraus, die in ſeinem Kopfe lebten, während Hubertus ſogleich bemerkte, daß der Inhalt ein hochwichtiger und ihn perſönlich betreffender war . . .

Der Landrath las: Lieber Vater — die Canaillen helfen einmal nicht — Dieſer Kattendyk iſt und bleibt ein Eſel — Rück hat Dir den Tod geſchworen — Deine Widerſacher triumphiren! Halt' aber aus, bis ich ans Ruder komme — Dann kann es mir und Dir nicht fehlen und Du zahlſt es auch dem Präſidenten heim, gegen den Du viel zu lange zu ſtolz geweſen biſt! — Warum laſſeſt Du Dir Dein Schweigen nicht bezahlen? Warum ſchonſt Du Räuber und Mörder und thuſt es umſonſt? Weil Du zu ſtolz biſt? Ha! Cavalier vom Tſchako bis zum Sprungriemen! Lernt uns von Anno 13 kennen, einen Rittmeiſter von den braunen Huſaren! Landfriedensbrecher! Ihr Römlinge! Die Cocarde erkenne ich euch ab! . . . Auf die Jagd bekommſt Du Deine Karte ſo gut wie hier jeder andere von Diſtinction! Monsieur le Baron d'Enckefuss est invité à la chasse!

Mit dem Brief ſalutirte der Rittmeiſter an ſeiner wachsledernen Mütze, die Hubertus ihm von der Erde genommen, dann getragen und allmählich aufgeſetzt hatte . . . Seine ſchwarzen Augen funkelten, die rothe Naſe glühte, die Tuſche ſeiner Geſichtsfarbe hatte ſich im Regen verwiſcht und floß um den jetzt in ſeiner Grauheit ſich verrathenden Bart. Jeder, der im Walde dahergekommen

wäre und hätte die beiden ſchreckhaften Geſtalten geſehen, wäre bebend zurückgewichen . . .

Aber auch Hubertus hätte ſich jetzt an dem Wankenden halten mögen . . . Sein Geiſt war mächtig in der Kraft des Willens, nicht in der Combination . . . Erſt ohne Verſtändniß blickte er in die Schrift, die ihm der Landrath entgegenhielt, bald aber las er im klarſten Zuſammenhange, die Pauſen des Landraths nutzend, Folgendes:

„Lieber Vater! Eine Nachricht von Wichtigkeit, die ich Dir perſönlich mittheile, damit Du Dir ganz allein das Verdienſt dieſer Entdeckung erwirbſt und die Kränkungen, die der Parteigeiſt über Dich verhängt, durch Deine Thätigkeit beſchämen kannſt! Ein Verbrecher, der zwanzig Jahre in Frankreich auf den Galeren lebte, iſt in unſere Gegend gekommen und hat ſich ſogleich bei ſeinem erſten Auftreten in ſeiner ganzen Gefährlichkeit gezeigt. Auf einem Kirchhof hat er einen Sarg erbrochen. Ein halbes Jahr hat er dann verſtanden, ſich in unſerer Stadt an einem noch unbekannten Orte verborgen zu halten. Bei den Unruhen, die noch täglich in unſerer Stadt über die Verhaftnahme des Kirchenfürſten ſich wiederholen, wurde auch er bemerkt und ohne Zweifel ſteht er im Solde Rück's, dieſes verſchlagenen, heimtückiſchen Menſchen. Hammaker, der uns allerdings ſeit Jahren das Rück'ſche Treiben beaufſichtigte, wollte erfahren haben, daß dieſer Kerl in Eure Gegend gehen würde, um daſelbſt etwas auszuführen, was Hammaker nicht zu wiſſen behauptete. So viel weiß ich, daß Jean Picard oder Jan Bickert (Hubertus ſtockte im Leſen und

hielt ſich an den verſtehenden Zweigen eines Buſches) auf dem Wege in Eure Gegend iſt, reich ausgeſtattet mit Geld. Suche auf Grund des nachfolgenden Signalements hinter eine mögliche Verkleidung zu kommen: Jean Picard iſt gegen fünfzig Jahre, ſpricht ſchlecht deutſch, gut franzöſiſch, holländiſch, hat mittlern Wuchs, röthliches Haar und eine ſtark orientaliſche Phyſiognomie. Auf ſeinem linken Arm befindet ſich das Zeichen der franzöſiſchen Galeren T. F.; auch ſoll ſich, wie von der Verwaltung der Galeren in Breſt geſchrieben wurde, der holländiſche Verbrecherſtempel (Hubertus ſtarrte der Abbildung des Zeichens) auf ihm eingebrannt finden. Schließlich mach' ich Dich aufmerkſam, daß auch ſoeben in größter Eile von hier eine Dir vielleicht von früher her nicht unbekannte Dame Lucinde Schwarz auf Witebern gereiſt iſt. Beobachte die Schritte derſelben! Um ſo mehr, als ich vermuthe, daß ihre plötzliche Abreiſe im Zuſammenhang mit irgendeinem wahrſcheinlich auf Rück's Anſtiften bezweckten Unternehmen des Jean Picard ſteht. Lucinde Schwarz wird Dir dicht in der Nähe ſein und bei einer Frau von Sicking wohnen, an die ſie von hier aus empfohlen iſt. Beobachte ſie und ihren Umgang und laß beſonders das Schloß Weſterhof bewachen, da ich eine Ahnung habe, daß ſich gerade dort etwas ereignen könnte, was nicht in der Ordnung iſt! Lieber Vater, in Eile . . . Dein treuer Sohn E."

Schon auf eine bloße Anerkennung der vortrefflichen Handſchrift des Briefes hin konnte der Mönch ihn ganz an ſich nehmen und behalten . . . Seine knöcherne Hand zitterte, als er den Brief in ſeine Kutte ſteckte . . . Er,

der ſonſt ſo ſchnell Gefaßte, hatte die Beſinnung verloren . . .

Denn ſeit Monaten ſuchte er ja zwei Menſchen, deren Andenken ihm in dem Augenblick aufs lebhafteſte entgegengetreten war, als er die Anzeige erhielt, eine ermordete Frau hätte ihm ein Vermögen von zwanzigtauſend Thalern hinterlaſſen . . . Längſt hatte er der Erinnerung an jene Entſetzliche ſich entwöhnt . . . Sein Leben lag ihm nur noch im flüchtigen Augenblick . . . Nur in Geſprächen mit dem Pater Sebaſtus tauchte zuweilen ein altes buntes Bild verklungener Tage auf . . . Sebaſtus ſagte noch kürzlich in ſeiner Krankenzelle zu ihm: Hubertus! Sie müſſen in Java gelernt haben Liebestränke brauen! Gewiß hatte die Frau einen Trank von Ihnen gekriegt! Denn zeitlebens dachte ſie nur an Sie und ich will nicht hoffen, fuhr Sebaſtus fort, daß Ihre Erbſchaft das Ergebniß einiger Giftmorde iſt, in denen ihrerſeits Frau von Buſchbeck ihre Force gehabt haben ſoll! . . . Hubertus, hocherſtaunend, lehnte die Antretung der Erbſchaft nicht ab . . . Die grauſame Zerſtörerin ſeines Lebensglücks war durch die Hand jenes Mannes gefallen, der ihn einſt in jenen Convict begleitet hatte, wo er am Pater Fulgentius ein ſo ernſtes Strafgericht gehalten, indem er den, der den Tod zu lieben vorgab, auch wirklich nicht verhinderte aus dem Leben zu gehen. Damals noch war dieſer hingerichtete Jodocus Hammaker ein junger Mann von Bildung, von Talent geweſen, ein Mann von angenehmen, gefälligen Formen . . . Wie, hatte er gedacht, wie hatte ein ſolcher Mann ſo verwildern, ſo zum Mörder werden können! . . . Das weckte ihm ſein eigenes ver-

gangenes Leben, eine Jünglingszeit, wo auch er am ſchauervollen Rande des Verbrechens ſo gefahrvoll für ſeine Seele dahingeſchritten . . . Gedenkend des Tages, als er dem Mörder Jodocus Hammaker im Kloſtergarten von ſeiner Vergangenheit, von ſeinem Sprung aus einem brennenden Hauſe erzählte, kam ihm mit wehmuthvollen Klängen die Erinnerung an die beiden Kinder, die damals ſeiner Obhut anvertraut geweſen, dieſe Kinder, die Gott durch ein Wunder, durch ſeinen Muth errettet wiſſen wollte, dieſe Kinder, von denen er ſich, als man ihn nach Java ſchickte, mit ſo bitterm Kummer ſeines jungen Herzens getrennt hatte . . . Wo mochten ſie wol ſein? . . . Das beſchäftigte den „ſeltſamen Heiligen“ in ſeiner Kloſtereinſamkeit wie ſchon ſonſt ſeit Jahren, ſo jetzt aufs neue und lebendiger denn je . . . Was war aus ihnen geworden? . . . Wie, wenn ſie im Elend, auf dem Weg des Verbrechens lebten? . . . Er erhielt dieſe anſehnliche Summe! Er mochte ſie ſeinem Kloſter nicht geben, ſeitdem der ihm und allen verhaßte Pater Maurus Guardian und ſogar Provinzial geworden . . . Wie, dachte er, wenn ich das Geld annähme, meine alten Pflegebefohlenen zu entdecken ſuchte und es ihnen zukommen ließe, falls ſie's bedürfen ſollten oder deſſen würdig wären? . . . Dieſe Vorſtellung erfüllte den Greis mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß er in der Einſamkeit der Klöſter, auf den Wanderungen, die er im Auftrag des Provinzials zu machen hatte, ſtündlich darauf zurückkam: Wo lebt wol Wenzel von Terſchka? Wo Jean Picard? . . . Vor einem halben Jahr hatte er auf einer dieſer Wanderungen die Nachricht über jene

Aberglauben hinter allen Kirchhofsmauern Fußangeln zu legen. Was kann ich denn den Leuten groß für Christenthum predigen! Ich bin froh, und das Consistorium sollte es auch sein, daß vom Mittelalter und dem Wodanglauben soviel noch übrig geblieben ist, daß die Menschen, wenn sie doch keine rechten Christen sind, wenigstens einen gewissen Respect vor der Finsterniß und dem Geheimnißvollen erhalten. Könnte ich meine Michel alle in den Mailänder Dom führen, dann brauchten sie nur etwas Weihrauchnebel, einige Lichter und Musik, um einen gewissen religiösen Flor vor die Augen zu bekommen; so aber sitzen sie ja im Wirthshause besser, als in der alten langweiligen eingefallenen Kirche mit weißen Wänden und grünen Fensterscheiben, und ich danke Gott, damit sie mir nicht ganz verwildern, daß hinter den Hecken des Nachts die Kobolde lauern und sie ein wenig zusammenschauern, wenn sie um Mitternacht einen heiseren Hund in der Ferne bellen hören."

Blasedow war gewohnt, mit dem Consistorium in stetem Hader zu liegen. Seit der Unvollständigkeit, welche durch ihn in das oft erwähnte Gelehrten-Lexikon gekommen, suchte sich, wie er selbst sagte, der fette Consistorialrathskäse immer an der trockenen Brodrinde seiner winzigen Landpfarrer-Existenz zu reiben und hinterließ doch nur denen einen guten Appetit, denen jener ihn verderben wollte. Blasedow warf wie ein kecker Grönlandsfahrer eine Harpune nach der andern in den dicken Wallfischbauch des Consistoriums und erzürnte dieses so heftig, daß er wenigstens durch sein eines Nasenloch, durch Blaustrumpf, mannsdicke Ströme von allgemein gesundvernünftigen und menschenverständlichen Redensarten spritzen mußte. Bald galt es einer Reparatur des Glaubens, bald

Leidenſchaft zuerſt empfangen . . . Gerade war er in Ordensaufträgen in Belgien geweſen, ging nach Holland, kam eben aus Gröningen zurück, hatte von Jean Picard nichts vernommen, als daß er nach einer Reihe von Jahren von Breſt fortkam und in Paris verſchollen ſein ſollte; von Wenzel von Terſchka nichts, als daß er nach ſeinem Unfall in Amſterdam nach der Schweiz und von dort nach Italien gegangen war . . . Nun begegnete er plötzlich vielleicht beiden! . . . Hier! Hier — dem einen in einer vornehmen, glänzenden Stellung! Dem andern auf dem längſt von ihm geahnten Wege des Verbrechens! . . . Wenzel von Terſchka war allerdings ein Name, der, wie er ſchon gehört hatte, in Böhmen ſo häufig war, wie die Namen Wilhelm von Schulz oder Heinrich von Schmidt in Deutſchland ſein könnten . . . Aber die ſeltſame Aehnlichkeit der Züge mit denen jenes Kindes, das er bis zum fünften Lebensjahre gekannt hatte, als er an der einſamen Mühle des Müllers Sterz, dann bei einem Scharfrichter zwiſchen Zütphen und Deventer mit den Knaben lebte . . . Allerdings, dieſer vornehme Cavalier, der in ſo geheimnißvoller Weiſe heute mit dem Pater Maurus eingeſchloſſen war — im einſamen Bibliotheksſaale des Kloſters, der für dieſen Zweck eigens hatte geheizt werden müſſen — dieſer ſtand ihm keine Rede, lehnte jede Frage nach ſeiner Geburt und Jugend und nach Angehörigen ſeiner Familie ab . . . Jetzt aber — wirklich Jean Picard! Der lebte! Lebte hier! . . . Ein Mann mit dem Verbrecherſtempel, den er auf Terſchka's linkem Arm bei der Jagd hätte entdecken mögen . . . Und um ſo mehr! Dieſem Picard geſellte ſich der

Name jener Lucinde, die er auf dem von ihm gemiedenen Schloß Neuhof ſelbſt zwar nie geſehen hatte, die er aber in allem kannte, was ſie dem armen, gebrochenen Pater Sebaſtus, dem weiland Doctor Klingsohr, ſo werth gemacht hatte und noch machte ... Auch ſie in der Nähe! ... Sie, um derentwillen Sebaſtus noch jetzt in ſeiner Strafzelle klagte ... um derentwillen er, vor ſeiner Rückkehr aus Holland, mit einigen Fremden, die ihn beſuchten, eine Flucht verabredet hatte ... Sie in Verbindung mit Verbrechern! ... Unmöglich, unglaublich! ... War ſie in der That bei jener vornehmen Frau von Sicking, ſo beſchloß er, ſoweit ihm die Ueberraſchung, ſoweit ihm die Sorge um den Kranken, den er führte, jetzt ſchon einen Entſchluß, den er zu faſſen hatte, möglich machten, zunächſt Lucinden aufzuſuchen, ihr dieſen Brief zu zeigen, ihr nach Jean Picard Fragen vorzulegen, ihr die Pflicht vorzuhalten, ihn jetzt zu unterſtützen, ſoweit ſeine Kraft reichte, Verbrechen zu hindern, in denen dieſer Unglückliche nur zu heimiſch zu ſein ſchien ...

In ſolchen Stimmungen, ſolchen Aufregungen und Ahnungen gewaltiger Conflicte mit ſeinem Kloſterfrieden verlor er um den Kranken, den er führte, die Obhut und Sorge nicht aus dem Auge ...

Das ſeltſame Paar hatte den Wald verlaſſen und entfernte ſich von dem immer mehr verklingenden Lärmen der Jagd ...

So manches Reh war an ihnen vorübergeſprungen ... In den kahlen Zweigen der Bäume rauſchte es von den aufgeſcheuchten Bewohnern derſelben ...

Schon war es Ein Uhr ... Die Jagd dauerte bis

gegen Untergang der Sonne. An einer bestimmten Stelle waren die Vorbereitungen zu einem Imbiß im Freien getroffen. Vor fünf Uhr rechnete man nicht auf die dann im Schloß zu genießenden Leistungen der gräflich Münnich'schen Küche, während bis dahin die sich ansammelnden Damen der Jäger von Püttmeyer's Transparentbildern unterhalten werden sollten . . .

Immer ruhiger, immer stiller und hinfälliger wurde der Landrath. Hubertus mußte bedacht sein, den Frierenden, fieberhaft Zitternden unter Dach und Fach zu bringen . . . Der Regen mehrte sich. Auf dem an manchen Stellen spiegelglatten Boden war kaum noch fortzukommen . . . Kaum hielt sich der Landrath noch aufrecht . . . Hubertus mußte mehr ihn tragen als führen . . . Der Wille des Kranken, aus Ueberreizung zur Ohnmacht Zusammensinkenden, Zähneklappernden äußerte sich nur noch durch Zeichen . . . Ein so unendlich wehmüthiger Ausdruck war trotz der entstellten und verzogenen Gesichtszüge aus ihnen herauszulesen, daß man wohl annehmen konnte, dem leichtsinnigen, ehrgeizigen Manne hatten die fortgesetzten Kränkungen seines Ehrgefühls, die er nun schon seit Jahren und besonders seit den letzten Monaten erfuhr, das Herz gebrochen.

Der dem Walde nächste Kamp war dem Mönche als der armseligste in ganz Borkenhagen bekannt . . .

Hier wohnten jene im Kirchenbann befindlichen Aeltern Hedemann's . . .

Daß gerade auch der Landrath es gewesen, der diese mit ins Elend gebracht hatte, wußte Hubertus . . .

Er sah sich in der Gegend um . . . Niemand war

ca, der ihm den ohnmächtigen Mann abnehmen und in ein Obdach tragen konnte, das er als Angehöriger der Kirche nicht betreten sollte . . .

Er wagte jedoch die Sünde auf Rechnung der vielen, die er bald zu beichten haben würde, wenn er fortfuhr nach den Eingebungen zu handeln, die nun plötzlich durch Nennung des Namens Terschka und den Brief, den er in seiner Kutte trug, seinen ganzen Menschen erfüllten . . .

Eine kleine Anhöhe ging es hinauf, die zu dem Erbe Hedemann's führte, zu den Alten, die für die Bestellung desselben seit Jahren nichts mehr gethan hatten . . .

Da lag ihnen schon das Staket, das sonst das wie tief in die Erde gekrochene Haus einfriedigte, in einzelnen Theilen im Wege . . . Am Brunnen, den kein Stroh vorm Erfrieren des Wassers schützte, lagen die Eimer leck oder eingefroren . . . Eine Leine hing von einem der wenigen noch umstehenden Bäume zum andern; einige weiße Fetzen an ihr, aussehend vor Frost wie Vogelscheuchen, die gespenstisch im Winde flatterten . . . Aus dem Hause drang ein blauer stickiger Qualm. Die Thür stand offen; ein Birkenstamm versperrte den Eingang, der vor Rauch kaum zu gewinnen war . . . In der Küche am Herd saßen auf dem im Kamin brennenden Baum die beiden Alten. Hedemann's Mutter spann, der Vater schnitt Dauben und Klammern — ein Erwerb, den er auf Drängen des Meyers ergriffen, als der Sohn in der Fremde nicht ahnte, wie übel es mit den Aeltern stand: ein Erwerb, den er fortsetzte, obgleich er nun es nicht mehr nöthig hatte; ein Verlassen oder Verbessern

ihres Kamps konnte Hedemann zwar ebenso wenig bewirken, wie ihnen eine Bequemlichkeit durch eine Magd oder einen Knecht anbieten . . . am Nöthigsten aber fehlte es ihnen nicht mehr . . .

Der Mönch wußte schon, daß er keinen Gruß bekam, daß ihn ein dumpfes Murmeln hinwies, sich das zu nehmen, was er begehrte . . .

Selbst der ungewohnte Anblick, ein Mönch, der einen kranken vornehmen Herrn, den Landrath selbst, hereintrug und auf einen Futterkasten setzte — der Landrath fieberte und war besinnungslos — nichts konnte diese Leute aus ihrer Welt und menschenscheuen Fassung bringen . . . Die Alte spann, der Greis schnitt seine Dauben . . .

Hubertus fand jedoch Hülfe . . .

Wie er an den Herd gehen wollte, um den großen Kessel abzuhenken, in dem sich immer in diesen Bauernhäusern das heiße Wasser befindet (er besitzte Butter und etwas Brot zu finden, um dem Kranken eine Suppe zu bereiten), bemerkte er in der gespenstischen Stille eine dritte Person in der Ecke des Kamins. Ein Mann saß da, über ein Buch gebeugt, in dem er las. Wie aus einem Traum erwachend fuhr der Leser auf und sah erst jetzt, was während seiner Zerstreuung geschehen war . . .

Den Landrath erkannte Remigius Hedemann sogleich; denn dieser war es, der hier bei seinen Aeltern gesessen und inzwischen in seiner Lectüre sich nicht hatte stören lassen . . . Er las in einer italienischen Bibel . . .

Was ist das? fragte er, sich erhebend und voll

Staunen den Rittmeiſter von Enckefuß betrachtend. Hat der Landrath ein Unglück gehabt?

Der Mönch erklärte in Kürze den Zuſtand des Leidenden und bat, ſich ſeiner annehmen zu wollen . . . Er wollte indeſſen, nach weiterer Beſinnung, lieber zurück auf Münnichhof und den Diener des Landraths rufen mit einem Wagen, der den Unglücklichen nach Witoborn in ſeine Wohnung führen könnte . . .

Nun half Hubertus dem unerwarteten Beiſtand, den er gefunden, um den Beſinnungsloſen auf ein Strohlager zu tragen . . .

Sein Auge fiel dabei auf das ſtarke Buch in kleinem Format. Er hielt deſſen Sprache für Latein und drückte ſein Erſtaunen aus über die Gelehrſamkeit, die Hedemann aus Amerika mitgebracht . . .

Da iſt es kein Wunder, ſagte er, daß Ihr in Witoborn Furore machen wollt!

Lächelnd erwiderte Hedemann:

Thut Buße und ihr werdet die Gabe des Heiligen Geiſtes empfangen!

Im Anordnen des Ruhelagers erwachte der Landrath, beſann ſich jedoch weder auf die Lage, in der er ſich befand, noch auf die Perſonen, die ihn umgaben. Seinen Bedienten verlangte er und ſeinen Pudel. Den letztern ſah er deutlich vor ſich und lachte, wie kahl er den Kerl geſcheren hätte . . . Er hielt die Finger wirbelnd in die Höhe, als ließe er die Flocken durchgleiten, die er dem Thier kürzlich weggeſchnitten . . . Es waren die bekannten Geberden eines Sterbenden . . .

Hubertus verſprach, Hülfe ſo ſchnell wie möglich zu

ſchicken . . . Thut wohl euerm Feinde und ſo ihn hungert, ſpeiſet ihn! ſagte auch er mit Bibelworten, das Verhältniß des Landraths zu dieſer Hütte andeutend . . . Zu ſeinem eigenen Nachtheil hatte ja der leichtſinnige Landrath dieſe Leute einſt in ihrem patriarchaliſchen Glauben an die Heiligkeit des geweihten Prieſterthums irre gemacht . . .

Hedemann nickte dieſem Wort, warf einen Blick auf die Kleidung des Mönchs und ſagte, zunächſt wol nur mit einer Andeutung des Kirchenbanns, in dem ſeine Aeltern lebten:

Darin ſind wir ja einig! . . .

Der Landrath blieb bei ſeinen Feinden . . . Hedemann pflegte den Sterbenden und gedachte jenes Tags nicht mehr, wo ihn und Porzia Bianchi deſſen Sohn beleidigt hatte im Wirthsgarten der Landſtraße von Sanct Wolfgang nach Kocher am Fall . . .

Seine Mutter ſpann; ſein Vater ſchnitzelte Dauben . . .

Während Hubertus, beruhigt jetzt über das nächſte Schickſal des Landraths, deſſen Diener und Wagen auf Schloß Münnichhof zu ſuchen eilte und überlegte, wie er in Witoborn es verſuchen wollte, ſich bei Frau von Sicking einzuführen; während er überlegte, wie er Schloß Weſterhof umſpähen, Jean Picard entdecken, ihn vielleicht an einem Verbrechen hindern ſollte — hatte ſich auf Schloß Münnichhof immer zahlreicher jener Kreis der Damen gemehrt, die gleichfalls von Runen und von Zeichen, gleichfalls von Kreuzen und von Rädern ſich ergreifen laſſen wollten, freilich in einem andern Sinne, als der

unbekümmert um Schnee und Regen dahinschreitende, tief den Todtenkopf in seine braune Kapuze hüllende gute alte Laienbruder ... Die Simultankirche, worin wir alle zu Einem Gott beten, war in einer Bauernhütte geweiht durch Nächstenliebe und vielleicht im Schloß des Grafen durch einen Denkergeist?

Doctor Laurenz Püttmeyer erschien gegen drei Uhr auf Schloß Münnichhof so feierlich, wie wenn er die erste Vorlesung auf dem endlich ihm überlassenen Lehrstuhl Hegel's zu halten gedächte ...

Noch kunstvoller als neulich hatten die Musen und Grazien von Eschede die Schleife seines weißen Halstuchs gebunden ...

So gründlich rasirt war er, daß man der Meinung hätte sein können, die Natur hätte ihn in das Geschlecht der Blaubärte versetzen wollen; denn offenbar war er mit dem frisch rasirten Kinnbein die Kälte gegangen, wovon der Mensch bekanntlich blau wird ...

Auf der sauber gefältelten Hemdauslage strahlte eine echte Brillantnadel; die weiße Weste, obgleich etwas gelblich durch zu langes Kommodenliegen, war mit einer schweren Uhrkette garnirt ... Die eleganten gelben Handschuhe, die nur in Eschede waren aufzutreiben gewesen, saßen, wenn auch mit etwas zu langen Fingern, doch das Feierlichste versprechend, auf seinen Händen, die heute das Ewige, das Unergründliche hinter ölgetränktem Papierrahmen sichtbar und anschaulich machen wollten ... Alles was der Doctor jener Curatel, unter der er stand, hatte abtrotzen können, schmückte ihn heute, auch der große Siegelring mit einem präch-

tigen Karneol, der freilich unter dem Handschuh etwas die Naht gesprengt hatte . . .

Von einigen zwanzig vornehmen Damen wurde er mit jenem ironischen Lächeln begrüßt, das die vornehme Weltbildung dem der höhern Lebensformen ungewohnten Gelehrten immer bereit hält. Indessen war dies Lächeln, wenn auch satyrisch, doch nicht boshaft. Man ließ die hohe Wissenschaftlichkeit des Doctors um so mehr gelten, als man ja in ihm eine eigenthümliche, unter den besondern Bedingungen dortiger Landschaft stehende Denkergröße besaß. Seine mathematische Philosophie interessirte Jung und Alt in den gewählten, hier die übliche Landstraße deutschen Dichtens und Denkens gänzlich vermeidenden Kreisen und er schätzte sich glücklich, heute einen kurzen Ueberblick seines Systems den vornehmsten und angesehensten Damen der sonderthümlichsten Gegend des deutschen Vaterlandes geben zu können. Die Gräfin Münnich versicherte dem Denker von Eschede, daß er in dem jenseit des hohen Ahnensaals liegenden Zimmer bereits alle Vorbereitungen getroffen finden würde, die er in einem umständlichen Kanzleischreiben an die Frau Gräfin sich erbeten hatte: Ein dunkles, ganz verhangenes Zimmer, ein Gerüst, einige Näpfchen mit Oel, eine große Flasche Spiritus. Das Uebrige brachte er selbst mit und bat sich nur die Erlaubniß aus, vorläufig die Vorbereitungen treffen zu können, bis er die hochgeehrten gnädigsten Damen abrufen würde . . .

Diese Spannung währte nicht lange. Bald wurden die Damen abgerufen und paarweise schritten sie dem

glücklichen Seher nach. Lachend und doch beklommen ging es durch den Ahnensaal, wo schon aufs einladendste die Tafel zum großen Jagdbanket gedeckt wurde . . .

Püttmeyer war so erfüllt von seiner Aufgabe, daß ihm völlig entging, wer unter den Damen zugegen war . . .

Es waren jüngere und ältere, hohe und kleinere Gestalten, alle in gewählter Kleidung, mit Trauerzeichen alle — um den Kirchenfürsten . . . Paula, Tante Benigna, Armgart — sie alle glaubte Püttmeyer zu sehen . . . So verwirrt war er, daß er eine Gräfin und Freifrau mit der andern verwechselte . . .

Noch brannten in dem Zimmer, das sie alle betraten, einige Kerzen . . . Man mußte sich wenigstens orientiren können, wo man Platz nahm . . .

Als dies geschehen, erloschen auch diese Kerzen und alles war stichdunkel . . .

Kichernd und scherzhaft um Ruhe zischend und sich räuspernd saßen die vornehmen Frauen . . . Püttmeyer rumorte, wie ein Puppenspieler, hinter einem großen transparenten Rahmen, der sich allmählich zu erhellen begann . . .

Zuweilen schien ihm eines seiner Lichtchen umzufallen . . . Die Gräfin rief dann, ob er nicht Beistand nöthig hätte? . . . Nein! nein! Meine Allergnädigste! antwortete er . . . Dennoch hörte man ihn entweder mit sich selbst oder mit einem Gehülfen sprechen . . . Eine zarte, schüchterne Stimme schien die des letztern zu sein . . . Himmel! hätte Armgart, wenn sie hier

einer Reparatur der Beichtſchemel. Bald war ein Dogma, bald eine Orgelpfeife beiſer geworden. Wenn irgend ein theologiſcher Streit auf den Tennen der Literaturzeitungen durchgedroſchen wurde, ſo turbirte Blaſedow ſeine Vorgeſetzten, wie er ſich gegen das Reſultat dieſer Kämpfe zu verhalten hätte. Ueber das Gebet des Herrn z. B. wurden zwiſchen Blaſedow und Blauſtrumpf Aktenſtöße gewechſelt. Die Regierung wollte durchaus das moderne Unſervater in dem Lande einführen; alle Geiſtliche beugten ſich unter die grammatiſche Zuchtruthe derſelben, nur Blaſedow behauptete: das Vaterunſer ſei wenigſtens in ſeiner Gemeinde der letzte Hoffnungsanker für Leute, die ihn und die er nicht verſtände. Wollt' er nun auch daran noch rütteln, ſo riſſ' er ihn vielleicht aus dem Boden heraus und könnte dann bei manchem Individuum ſein Leben lang warten, bis er ihm wieder beikäme. Auch würden, fuhr er fort, die Leute des Abends vor Schlafengehen doch immer wieder den Vater voranſetzen und dadurch gegen die Kirche eine Oppoſition unterhalten, die für das Muckerweſen das Feld ackere. Auch ſei es nur eines ſo egoiſtiſchen Zeitalters, wie das unſere wäre, würdig, vor Gott, dem Geber alles Guten, dem Schöpfer der Welt und dem Vater unſer Aller, erſt uns wieder vorangehen zu laſſen. Mit einem Worte, er würde niemals die Religion gegen die Grammatik in Nachtheil bringen. Dixit.

Was wollte das Conſiſtorium machen? Es konnte doch wahrlich keine Amtsentſetzung durch grammatikaliſche Gründe motiviren. Blaſedow behielt hierin ſeinen Willen und ſetzte ihn ſonſt noch öfter durch.

geſeſſen hätte, gewiß gedacht, vielleicht — ſteckt Angelika hinten, die glückliche Angelika! Wenn ſie dieſer Augenblick, dieſe hohe Anerkennung ihres Geliebten erlebte!

Das Zimmer war überheizt und die Damen bekamen ſchon eine eigenthümliche Exaltation von den Ausſtrömungen des Ofens . . .

Nun miſchte ſich noch Weihrauchduft in den frühern, der etwas ſtark auf Verbrauch von Oel und Spiritus ſchließen ließ . . .

Die Stimmung wurde immer erregter . . . Man ſchwieg jetzt ſchon deshalb, nur um ſich beherrſchen zu können, und harrte der kommenden Dinge . . .

Endlich klingelte Püttmeyer und mit einer nach Feſtigkeit ringenden Stimme ſprach er:

Meine hochgräflichen — hmhm! — und hochfreiherrlichen Gnaden! — Hmhm! — Ich bin glücklich — den Entwickelungsgang meines Syſtems Ihnen in einer Reihe von Bildern ſo anſchaulich machen zu können, daß Sie ſelbſt prüfen mögen, ob wol meine Lehre — hmhm! — Ihre überzeugte Zuſtimmung findet! Denken Sie dabei nur immer, daß das, was in Gott Ein Moment iſt, im Denken — durch Raum und Zeit ſeine — hmhm — Ruhepunkte haben muß! Auch unſer — hmhm! — chriſtlicher Glaube zerlegt Gottes Größe in ein Vorher und Nachher; denn wie würden wir ſonſt die Lehre von den — hmhm! — ſieben Schöpfungstagen haben?

Ein Murmeln der Zuſtimmung ging durch den Saal . . . Dann folgte tiefſte Stille . . . Die Weihrauchdüfte mehrten ſich und jetzt begann ſogar zu aller

Ueberraſchung etwas völlig Unerwartetes, eine ganz wunderbare Muſik . . .

Wo kam dieſe Muſik her? Leiſe anſchwellend hoben ſich die Töne wie auf Aeolsſchwingen. Was hatte der Zauberer von Eſchede für ein Inſtrument mitgebracht? Es war keine Flötenuhr, kein Klavier, keine Orgel . . . Es war von allen etwas . . . Das Zimmer bebte von Wohllautsſchwingungen, die die Luft zur klingenden machten . . . Brauſend ſchwoll es an, ſo mächtig und doch dann wieder ſo lind und lieblich, daß davon die ganze Seele erfüllt ſein durfte . . .

Und Niemand war erſtaunter, als die Gebieterin des Schloſſes ſelbſt, die nicht hoch genug verſichern konnte, daß ſie kein Inſtrument beſäße von ſolcher Wirkung, ja das eben vernommene nicht einmal zu nennen wiſſe . . . Wenn Püttmeyer Orphiſche Urworte lehren wollte, konnte die Vorbereitung des Gemüths nicht mächtiger getroffen werden . . .

Als die Töne verklungen waren, einer immer ſanft dem andern ſich entwindend, da erblickte man plötzlich die ganze Transparenttafel azurblau und aus dem tiefſten Grunde ſei's des Himmels oder des Meeres entwickelten ſich leiſe Schatten, die allmählich die Form einer Unzahl ſich durcheinander rollender und ſich einander durchſchneidender Kreiſe annahmen . . .

Püttmeyer ſprach mit erhöhter Begeiſterung:

Muſik iſt das Leben des Alls! Denn — das All beſteht aus zerſprengten — Atomen, die — ſich ſuchen, ſich finden — ſich abſtoßen, verfolgen! — Sehnſucht

und Liebe, demzufolge auch Abneigung — hmhm! — und Haß — iſt die Seele des Alls . . .

Die Kreiſe bewegten ſich auch theilweiſe zurück und es entſtand ein Chaos ſo flimmernder Schatten, wie wenn das geſchloſſene Auge im Blutandrang ein Durcheinanderwirbeln von zahlloſen Staubatomen ſieht . . . Dazu begann das ſeltſame Inſtrument in lebhaftern Rhythmen eine entſprechende Begleitung . . . Nicht ſchrill oder in mistönender Malerei — ſeinem Weſen entſprachen nicht ſo grelle Ausdrucksformen — wol aber in Klagelauten, wie aus der tiefſten Tiefe des Schmerzes und aus der wehmüthigſten Verkennung der Liebe empor . . .

Inzwiſchen ſchilderte Püttmeyer das aus dem Wirbeln der Atome ſich ergebende Streben alles Geſchaffenen und des Denkens über alles Geſchaffene zum Kreiſe und die Transparenttafel verwandelte ſich allmählich in einen lichten Kreis, die blaue Farbe ging in eine rothe über . . . Die Frauen beanſtandeten nicht im mindeſten, was Püttmeyer, in immer flüſſiger gewordener Rede, über das Symbol der Liebe, über den Ring, über die Schlange, ſelbſt über die Schlangeneier ſprach . . . Das Auge ſah in allem nur die herrlichſten Fata Morganen der Ahnung . . .

Ueber die Muſik, die zuweilen ſchwieg, hatte ſich jetzt von einigen Damen, die eingeweiht waren, herumgeflüſtert, daß ſie auf einer Ueberraſchung beruhte, die man der Gräfin bereitet . . . Mit dem proteſtantiſchen Pfarrer Huber war jenes ſchöne alte Inſtrument, die Harmonica, nach Wintern gekommen und, wie der Sinn

der Frauen nun einmal iſt, bald hatte ſich verbreitet, daß dies Inſtrument zwar in der Art, wie man es handhaben müſſe, nicht eben ſchön zu nennen wäre, in ſeiner Wirkung aber nur höchſtens von dem ſeelenvollen Schmelze des Violoncells erreicht würde ... Jedermann begehrte es zu hören ... Man wußte, der „Pfarrer", die „Frau Pfarrerin" — wenn dieſe heiligen Worte ſo gebrauchen nicht Entweihung war — die ſchon heran gewachſenen — „Kinder" deſſelben ſpielten jenes Inſtrument mit großer Fertigkeit; aber weder des Mannes Haus zu beſuchen war den hieſigen Verhältniſſen angemeſſen, noch auch der „Würde" deſſelben zuzumuthen, daß er ſelbſt oder ſeine Angehörigen ſich mit ſeinen Leiſtungen bei ihnen hören ließen ... Um ſo größer die Ueberraſchung, daß Püttmeyer das Allerſehnte möglich gemacht hatte ... Schon erzählten die Flüſterworte, daß die Verehrerinnen des Doctors in Eſchede dieſe muſikaliſche Illuſtration der Philoſophie ihres Schooskindes zu ſeinem größern Effecte durchgeſetzt hätten, ſie, die Arnzart — in ihrer Voreiligkeit mit Kaffeekannen und Strickſtrümpfen verglichen hatte! ... Der „Prediger", wie man hier zu Lande Herrn Huber lieber nannte, hatte zu dem Vorſchlag gelächelt, als er an die ihm ſchon durch ſeinen frühern Pflegbefohlenen, den Freiherrn Jérôme von Wittekind, bekannte Philoſophie der Drechſelbank erinnert wurde; er hatte eingewilligt in den Transport des Inſtrumentes und es heute mit Püttmeyern in einem verdeckten Wagen und ſogar mit ſeiner Tochter abgeſandt, die in der Kunſt dies Inſtrument zu ſpielen ihn und ſeine Gattin ſchon übertraf ...

Plattmeyer empfand nicht die Genugthuung, die seinem verketzerten Werke: „Christus und Pythagoras", durch diesen jetzt gern gesehenen Bund mit den Ketzern wurde. Ach, er war schon zu sehr in seiner steten Furcht vor Sakramentsentziehungen, dann auch in seinem Magisterium eingerostet, um von sich noch gegenwärtig zu haben, daß unter dem alten Schlafrock seines freudlosen verkümmerten Daseins doch noch immer die jugendlich schöne Psyche seiner Denkfreiheit mit bunten Schmetterlingsflügeln verborgen lebte ... Nicht ganz paßte auf ihn ein Wort, das Onkel Levinus neulich mit stolzem Bewußtsein bei Gelegenheit einer muthigen That sprach, die von einem deutschen Professor gekommen ... „Sind wir auch noch so verirrt in den Labyrinthen der Metaphysik, sind wir auch noch so vergraben im Sand, der die Eingänge zu den Pyramiden verschüttet, haben wir sogar als mit Orden umschnürte Geheimräthe uns ganz verloren in Scherwenzeln und Tellerlecken bei Diplomaten und reichen Glückspilzen, plötzlich ruft uns irgendein Signal an unsere stolze Fahne zurück und wir kämpfen doch wieder für die Freiheit und die Unabhängigkeit des Denkens, wir wissen selbst nicht wie!" ... Leider galt dies begeisterte Wort nur einer in diesem Kreise überraschenden großen That eines deutschen Gelehrten ... Dr. Guido Goldfinger hatte aus Anlaß des Kirchenstreites (richtiger seiner nah bevorstehenden Hochzeit mit Johanna Kattendyk und des Wunsches der Mutter wegen, daß die Tochter bei ihr blieb) seine außerordentliche, ohnehin unbesoldete Professur niedergelegt ...

Aber edler, viel höher stand Püttmeyer ... Er empörte sich nicht gegen seine Unterdrücker, zu denen auch die Geistlichen gehört hatten; er liebte die Kirche, die ihn auf den Index zu setzen gedroht; aber stolz fing er denn nun auch von sich zu reden an ... Wer würde seines Selbstvertrauens haben spotten mögen! ... Auch die Frauen blieben im Bann seiner mystischen Zeichen und nahmen einen flammenden Triangel für die Dreieinigkeit, nahmen ein dunkelglühendes Kreuz für die Offenbarung der Liebe, sahen die Offenbarung des Alls im Atom, des Ewigsten im Zeitlichsten ... Kommen und Gehen, Werden und Schwinden sind ja ohnehin Gedanken, die dem Frauendasein so urgegenwärtig sind ... Sie umspannen jetzt wie immer ihre Herzen wie mit magischen Fäden ... Und selbst Frau von Sicking, die frommste der Frommen, hätte nicht geahnt, daß diese Stunde sie ebenso feierlich stimmen würde, wie ihr nur je zu Muthe war im Moment der „Wandelung" beim heiligsten der Opfer ...

Andachtsvoll hörte man selbst manchem Scherz Püttmeyer's zu, selbst dem, daß das doppelte Dreieck, Pentagramm genannt, den magischen Zeichen der Zauberer angehöre, auch dem Gotte Gambrinus, setzte er lachend hinter dem muthmachenden Oelpapier hinzu, der damit in Göttingen anzeige, wo gutes Bier feil wäre, „worin jedoch nur ein tiefes Symbol des Frühlingsanfangs läge, ein Hausthür-Gedenkzeichen des Hexensabbats auf dem Brocken, da ja am 1. Mai der Hexen Ausritt stattfände, und zwar" — hier hätte den Doctor eine seiner Eschedor Gönnerinnen allerdings ein wenig am

Irackſchees zuvſen ſollen — „auf dem Bock, welches Thier denn auch ſothanerweiſe bis gen München hin im innigſten Zuſammenhang geblieben wäre mit dem erſten Labetrunk am erſten Tage des Wonnemonds“ . . .

Püttmeyer erhob ſich aus dieſen Gedankenreihen, die den Onkel Levinus zu einem Streite über Bock und Eimbock oder Eimbeck und Eimbecker Bier veranlaßt haben würden, in eine reinere Höhe, als er, angeregt wahrſcheinlich von Göttingen und der gerade paſſirenden Harmonica und einem Blick auf die Pfarrerstochter von Eibendorf, mit ſtolzem Selbſtbewußtſein fortfuhr:

Heureka! meine Damen, ich habe gefunden! rief einſt Pythagoras, als er ſeinen berühmten Satz vom Quadratinhalt der Schenkel des Dreiecks entdeckte! Heureka! ſoll auch der Titel meines nächſten Werkes ſein! Zu Gott hoff' ich, daß ſich mein Loſungswort weiter verbreiten wird, als, wie ich heute erſt erfuhr, in jene Berge drüben, wo ein treuer Anhänger meiner Lehre, Jérome von Wittekind, den Dank für die ihm durch ſie gewordene Anregung auf einen einfachen ſteinernen Würfel ſchrieb . . . Mit der Anerkennung neuer Ideen, meine Damen, iſt es zu allen Zeiten geweſen, wie mit dieſem Gedenkſtein . . . In einem dichten, unzugänglichen Walde erſchallt ihr erſtes Echo, wie auch jenes Heureka! in der Nähe des Ortes Eibendorf ſich jetzt nur noch ausjubelt ins Ohr der Einſamkeit, an einem nur von Schilf und Blumen umſtandenen ſtillen See . . . Kein Nachen fährt dahin auf dieſem See, kein Fiſcher ſteht an ſeinem Ufer . . . Ein ſolches einſames Heureka! iſt nur anfangs für die Wildniß da, für einen Vogel, der

auf ihm ſich ausruht, für eine Lacerte, die ſich ihr Lager im Mooſe geſucht hatte, das ſeinen Sockel überwuchert ... Die Zeit kommt dann aber doch, wo auch eine große und bequeme Landſtraße zu einem ſolchen einſamen Steine hinführen wird! ...

Die Frauen murmelten Beifall ... Die Muſik begann ihre anſchwellenden Töne ... Püttmeyer rüſtete ſich zu ſeiner Myſtik der Kegelſchnitte ...

Vom Denkſtein bei Eibendorf hatte ohne Zweifel die Tochter des Pfarrers ihm auf der Herfahrt erzählt ... Von jenem Heureka!, das Jérôme von Wittekind einſt auf den Würfel ſchrieb, den er an der Stelle errichten ließ, wo er ſein Elfenkind, Lucinde, im Riedbruch gefunden ...

Als Lucinde dort auf ihrer Flucht vor Oskar Binder ohnmächtig unter den Farrenkräutern und Glockenblumen zuſammengeſunken war, glitt allerdings eine Lacerte über ſie hinweg, die ſie damals nicht mehr fühlte ...

Hätte ſie aber das Thier noch über ihre Hand gleiten geſehen, ſie würde ohne Zweifel ſo aufgeſprungen ſein, wie eben unter den Zuhörerinnen ſich eine Dame erhob mit einem Ausruf, als wenn ihr der Athem verſagte und wirklich eine Schlange ſie ſtäche ...

Die Dame hielt ſich zwar an ihrem Seſſel, beruhigte die erſchreckenden Frauen mit einer Handbewegung, ſprach, zum Sitzenbleiben auffordernd, ein: Bitte! Bitte! — ſchwankte jedoch der Thür zu und verließ das Zimmer ...

Laſſen Sie! ſagte Frau von Sicking, als die Damen

und vorzugsweise die Herrin des Schloſſes von einem nothwendigen Beiſtand ſprachen . . . Es iſt die Mamſell, mit der ich gekommen bin! . . .

Man glaubte ſich auf die Verſicherung der Dame, die ſie eingeführt, verlaſſen und beruhigen zu dürfen . . .

Die ſeraphiſchen Klänge der Harmonica tönten indeſſen fort und Pättmeyer erläuterte . . .

## 15.

Lucinde war es, die sich aus dem qualmenden dunstigen Zimmer so plötzlich entfernt hatte . . .

Sie floh in den großen, nun schon dunkelnden Speisesaal . . . gejagt von Empfindungen, die zu, zu krampfhaft an ein Herz sich preßten, von dessen lauten Schlägen sie fürchtete, sie könnten noch in der rings sie umgebenden Stille vernommen werden . . .

Nicht daß sie so überwältigend die Form des Vortrags, ihr Inhalt und die Andacht dieses vornehmen Auditoriums ergriff. Das sind Narren! sagte sie sich . . . Nicht daß sie von Wehmuth ergriffen war beim Anhören der Harmonica, die ihr einen doch immer holdverklungenen Jugendmärchentraum zurückrufen mußte. Sie war im Stande, in dem Herangewachsensein der Kinder des Pfarrers, dessen Namen sie einst angenommen hatte, als sie die Bühne betrat, verdrießlich nur den Gradmesser ihres eigenen Aeltergewordenseins zu sehen . . . Nicht daß sie Jérôme so rührte, der um ihretwillen Erschossene, Jérôme, der sie anbetete wie eine Heilige, Jérôme, der ihr, ihr jenes Heureka! der dank-

Es war schon spät geworden. Er hörte, wie man unten die Vorbereitungen zum Nachteſſen traf. War er aber einmal in einen Irrgarten von lebhaften Vorſtellungen gerathen, ſo lief er die verſchlungenen Pfade alle durch, ſtatt daß er mit einem Sprunge über den grünen Raſen hin den Ausweg gefunden hätte. Er hätte ja das Schreiben ignoriren dürfen. Allein dies ſchien ihm Feigheit. Er war gewohnt, ſich fortwährend Rechenſchaft über ſeine Gedanken zu geben, und würde, wenn er nicht ſo gewiſſenhaft gegen ſich ſelbſt geweſen wäre, auch nicht ſo viel gelitten haben. Für dieſen Brief grübelte er jetzt nach einem paſſenden Schluſſe und nahm ſich vor, nicht eher zu Nacht zu eſſen, bis er ſeinen Appetit durch den Caviar einer pikanten Polemik gereizt hätte. Er ſchnitt ſich mit jenem Schmunzeln eine Feder, welches wir immer haben, wenn wir nicht die Zeit erwarten können, um einen guten Gedanken aufzuſchreiben. Blaſedow begann:

Hochwürdiges Conſiſtorium!

Vor etwa drei Tagen ſtarb in meinem Kirchſprengel eine Katze, hochbetagt, mäuſe-müde, auf ihren Lorbeern ruhend. Der Tod ereilte ſie mitten auf der Landſtraße, welche das Eigene hat, daß ſie Kleinbethlehem in vier Viertel theilt, weil nämlich noch eine andere Straße hindurchgeht. Sie, die Katze, ſtreckte alle Viere aus und konnte nicht begraben werden. Die Gemeindeglieder verweigerten ihr das Begräbniß, nicht, weil ſie kein ehrliches verdient hätte, ſondern weil der Volksglaube beſteht, daß man gewiſſe Thiere, unter anderen die Katzen, da verweſen laſſen müſſe, wo ſie der Tag ihres Verhängniſſes ereilt. Auch ohne die Inſtruction eines hoch-

barſten Erinnerung im einſamen Walde gerufen hatte ... Alles das waren Anwandelungen einer ihr fremden Sentimentalität ... Sie lebte nur der verzehrenden Sorge um das Allernächſte.

Schon mit klopfender Bruſt war ſie auf dem Schloſſe Münnichhof erſchienen ...

Schon mit dem größten Widerwillen war ſie in jenes dunkle Zimmer getreten ...

So gefaßt und ruhig ſie erſchien, als Frau von Sicking ſie als eine ihr aus der Reſidenz des Kirchenfürſten Empfohlene einführte und der Herrin des Schloſſes vorſtellte, ſie trat auf einem Boden hier auf, der unter ihr wankte ...

Dennoch richtete ſie ſich hoch und majeſtätiſch auf, als beim Vorſtellen ihr Name genannt wurde und die Anweſenden die ſchlanke Geſtalt, die in Trauer gehüllt war, muſterten, das bleiche, erröthende Antlitz anziehend fanden, ein goldenes Kreuz, das unter einer Trauerecharpe von Spitzen auf der Bruſt blinkte, für ein Zeichen von Frömmigkeit nahmen. Jenes Mädchen, das in dieſer Gegend vor längern Jahren, auf Schloß Neuhof, eine abenteuerliche Rolle geſpielt und das gewiß einige unter den Anweſenden ſchon einmal geſehen hatten, erkannte niemand ... Dieſe ſchwarzen Augen ſchienen die Glut der heiligſten Andacht zu bergen ... Dieſer etwas trotzige Mund ſchien nur im Beten geübt ... Lucinde ſprach wenig und ſetzte ſich zu den in immer größerer Anzahl ſich ſammelnden Damen wie ein Weſen voll Beſcheidenheit, eine Bürgerliche, die den Abſtand ihrer Stellung von der der andern erpog,

obgleich dieſe gnädiglichſt anzudeuten ſchienen, daß man auch durch Geſinnung geadelt ſein könnte . . .

Die Namen Neuhof, Aſſelyn, Benno, de Jonge, Stift Heiligenkreuz, Paula, Armgart, Kloſter Himmelpfort gingen an ihr vorüber, ohne daß Jemand ihren Antheil bemerkte . . .

Selbſt wie ſie die Lehne ihres Seſſels ergriff, als die Stiftsdamen, die von Heiligenkreuz kamen, Fräulein Benigna von Ubbelohde und Gräfin Paula um ihr Fernbleiben von Püttmeyer's „chineſiſchen Schatten" entſchuldigten und von ihrer geſtrigen ängſtlichen Flammenviſion erzählten, bemerkte Niemand das Beben der zuſammengepreßten Lippen, Niemand die Verlegenheit des Lächelns; auch nicht da, als Frau von Sicking ſagte: Ja, ich hoffe Sie morgen auf Weſterhof vorſtellen zu können!

In dem luftleeren Zimmer, während der Bewunderung und des Lauſchens auf die Orphiſche Weisheit des Sehers von Eſchede, hielt es ſie nicht länger . . . Sie mußte aufſtehen, gehen, reden können . . . Als ihr Beiſpiel, wie dies der Nervenſchwäche der Frauen geſchieht, anſteckte, als bald eine zweite, bald eine dritte Dame entfloh, huſchte ſie noch aus dem dunkeln Speiſeſaal mit ſeinen blendend weißen Gedecken, ſeinen Gläſern, Schüſſeln, Tellern, hinaus in das erſte beſte Zimmer, deſſen Thür ihr zunächſtlag . . .

So betrat ſie ein bereits zum Kartenſpiel hergerichtetes, behagliches, trauliches Cabinet . . .

Auch hier war es dunkel; aber ſie hätte noch die Vorhänge herablaſſen, hinter ſich zuriegeln mögen, ſo ſehr fühlte ſie das Bedürfniß, ſich in der Einſamkeit zu den

Aufgaben zu sammeln, die sie auf diesen für sie so gefahrvollen Boden hergeführt hatten . . .

Jetzt, wo sie sich erschöpft auf ein Sopha niederwarf, jetzt knickte sie zusammen. Jetzt war sie so, wie sie schon seit einiger Zeit sich zu geben pflegte, ohne es zu wissen . . . Etwas Spinnenhaftes hatte sie bekommen, Mageres, Lauerndes, von „Schmerz Gekrümmtes", wie sie's nannte, wenn man deshalb ihr Vorwürfe machte . . . Ihr hoher Wuchs sowol, wie die religiöse Rolle, die sie mit immer größerer Uebung, Gewöhnung, ja sogar schon Einverständniß spielte, brachten es mit sich, daß sie zu den vielen mittlern und kleinen „erbärmlichen" Wesen dieser Erde den Medusenkopf niederbeugte . . . Unter den dichten dunkeln Flechten ihres schwarzen Haares, die sie wie ein Turban umgaben, heute das Werk der Kammerjungfer der Frau von Sicking (hier hatte sie nicht Freud chen, die ihr schon zuweilen hochaufstaunend weiße Härihr Rück ärgerlich einst gesagt hatte, „jung-hexenhaft, daß man mutatis mutandis" — sie verstand ja diese Bedingung — „an die alte Frau Buschbeck denken könnte, wenn diese mit mir oder mit Hammakern vom Anlegen ihrer Kapitalien sprach!" . . . Dann freilich konnte sie sich auch wieder aufrichten und sich besinnen auf ihre blühenden zwanziger Jahre . . .

Lucinde war zu Frau von Sicking empfohlen worden durch Rück und die hochvornehmsten Kreise der Devotion . . .

Sprach etwas gegen ihre Vergangenheit, so war sie ja eine Convertitin . . .

Auch Frau von Sicking war in gleicher Lage ... Eine Nachkommin des tapfern Ritters, der mit dem Schwert, wie Ulrich von Hutten mit der Feder, gegen Rom sein Leben einsetzte, verließ sie den mit soviel Thränen und blutigen Opfern erkauften Glauben ihrer Väter ... Sie gehörte jenem Kreise der Gottseligkeit an, der sich jetzt so weit über Europa verbreitet, einem Kreise, in den einzutreten Lucinde das unwiderstehlichste Verlangen trug, seitdem sie wußte, daß auch Bischöfe und Erzbischöfe auf weichen Teppichen dahinschreiten und mit Behaglichkeit die Freuden der Geselligkeit mit andachtsvollen Seelen genießen können ... Frau von Sicking war reich .... Sie hatte ein Haus bei Witoborn, eine Besitzung im Süden Deutschlands, Absteigequartiere in allen geistlichen Städten Deutschlands und Belgiens ... Ihre Correspondenz erstreckte sich nach Rom wie nach den entferntesten Missionen des Sacré Coeur, nach Pondichéry und Guadeloupe ... Ihr Reisen, ihr Kommen und Gehen, ihr Correspondiren konnte man Intrigue nennen ... Dennoch lag auf allem, was sich an ihren Namen knüpfte, ein diesen Schein mildernder Duft von Andacht, von Beförderung des Menschenwohls, von Veredlung dieser Zeitlichkeit ... Jetzt waren die „Exercitien" ihre Parole ... Der Andrang dazu war so groß, daß Frau von Sicking über die Aufnahme wie eine Ordensmeisterin schaltete ... Der ostensible Grund, warum Lucinde Schwarz bei ihr erschien, war die flehentlichste Bitte der Frau Commerzienräthin Kattendyk, doch auch sie und ihre Töchter an diesen Exercitien theilnehmen zu lassen ... Lucinde war autorisirt, im Namen der Commerzienräthin die größten

Opfer, die nur verlangt würden, in Aussicht zu stellen, wenn sie das Glück und die Ehre haben könnte, an dieser vornehmen „Andacht zum Kreuze" theilzunehmen . . .

Seit gestern war Lucinde noch zu keiner Fassung gekommen über die Rückkehr in diese Gegenden, auf den Schauplatz, wo Bonaventura weilte, ohne Zweifel, wie sie ahnte, im glückseligsten Bunde mit ihrer frühern Pflegbefohlenen Paula . . .

Noch sah sie mit dumpfer Starrheit durch das Fenster die vom Abendroth beschienenen weißen Höhen, auf denen Schloß Neuhof lag, wo der Kronsyndikus nicht mehr lebte . . . Diese Kunde erschütterte sie nicht, lockte ihrem Herzen keine Rührung ab . . . Sie sah einen gewonnenen Vortheil mehr und wahrhaft tröstlich erklang es ihr zu hören, als Frau von Sicking sprach: Die Frau Präsidentin von Wittekind scheint die Rolle in Vergessenheit bringen zu wollen, die ihr Gatte seither als Beistand der Regierung gespielt! Man ist hier entschlossen, nicht sofort auf ihre Wünsche einzugehen! Nur die Rücksicht auf ihren edeln Sohn, den Domherrn, kann die Gesellschaft bestimmen, ihren Empfindungen nicht schon jetzt einen entschiedenern Ausdruck zu geben! . . . Selbst der blitzende Punkt dort in der Ferne, ein vergoldetes Kreuz auf der Kirche vom Kloster Himmelpfort, wo Klingsohr verweilte, beschäftigte sie nicht . . . Diese weiße, mit Abendschatten sich füllende Ebene, auf die sie einst so sehnsuchtsvoll von Schloß Neuhof herniedergeblickt hatte wie in ein Land der Freiheit und des ungebundenern Glückes, als das war, das sie dort in einer

nur scheinbar glänzenden Abhängigkeit hielt, bot nichts, was ihr Auge gesucht hätte, als das Schloß Westerhof, das indessen hinter den Wäldern nicht zu sehen war . . .

Bei Bonaventura's Abreise hatte Lucinde den Vorsatz gefaßt, nur der Rache zu leben . . . Ohne daß sie den Oberprocurator, den allmächtigen Dominicus Rück, einweihte in alles, was dieser von ihrem Herzen theilweise selbst schon wußte, theilweise errieth, war sie mit ihm vertraut geworden, denn seine Huldigung gab sich so maßlos, daß sie den Ausbrüchen derselben schon deshalb entgegenkommen mußte, um sein Benehmen der Gesellschaft nicht zu auffallend erscheinen zu lassen . . . Er kannte ihre Liebe zu Bonaventura und mußte diese schonen . . . Sie duldete seine von unreinern Wünschen scheinbar plötzlich frei gewordene Leidenschaft unter der Bedingung, daß Rück sie wie eine anderweitig Vermählte betrachtete . . . Bonaventura wurde ihr bald wieder der alte Gott und nur noch die Tempel schwur sie zu zertrümmern, in denen andere ihm huldigten. Von jener Urkunde, mit der sie ihn sein ganzes Leben lang, wie sie gedroht, in Schach zu halten vermochte, sprach sie nicht zu Rück . . . Der Schmerz und die Zeit hatten ihre Rachegefühle gegen Bonaventura gemildert . . .

Rück wurde für sie ein psychologisches Räthsel . . . Sein Lebensüberdruß war jene Krankheit, die sich bei allen jenen Menschen findet, die etwas anderes thun, als sie denken . . . Könige haben wir gesehen, die geistesschwach wurden, weil sie eine Welt von schönen Gedanken, Plänen und Entwürfen in sich trugen und keine

Menſchen fanden oder — ſuchten, die ſie bei ihrer Aus führung unterſtützten. Der Muth, der ſchon zum Brechen mit den Rückſichten, die uns binden, bei ihnen nicht vorhanden war, fehlte vollends für alles Uebrige, was das Leben begehrt; ein geknickter Genius ſpielt zuletzt mit Puppen, die er an- und auszieht . . . Und dann — dann wiſſen: Das iſt unwahr! und es dennoch befördern — darum befördern, weil die Lüge einem andern zu Schaden kommt, den man haßt —! das untergräbt vollends die innerſte Seele, wenigſtens deren Ruhe . . .

Rück konnte zu Lucinden auf ihrem kleinen Cabinet oder wenn ſie ihn ſelbſt, ſcheinbar in Aufträgen, in dem Zimmer beſuchte, das zum Garten der Seminariſten hinausging — wenn ſie vor ihm auf ſeinem unheimlichen Sopha ſaß, unter dem verhängnißvollen Ringhaken an der Decke — ganz wie der verzweifelnde Serlo ſprechen: Es iſt nichts mit unſerm Hoffen und Glauben! Erde wird Erde! Wir düngen die Zukunft! Apoſtel oder Mörder — omnes una manet nox! (alle erwartet eine und dieſelbe Nacht!) . . .

Dennoch ging ein Mann mit ſolchen Anſichten in die Kirchen und Kapellen, bückte ſich im Beichtſtuhl und kreuzigte ſich in der Meſſe . . .

Rück konnte ſpotten über die Prieſter, konnte in ſeiner cyniſchen Art von reichen, wohlgenährten Pfründnern, die Lucinde in ſeinem Vorzimmer antraf, ſagen: „Sehen ſie nicht aus wie die rothen Fettäpfel, die die gebratene Gans «Kirche» in ihrem Steiße trägt!“ . . . Sprang auch Lucinde bei ſolchen Worten auf, entfernte ſich, ſo nahm ſie doch das ſtaunende Gefühl mit: Dennoch

kämpfst du wie ein Löwe, offen und heimlich, für die Wiedereinsetzung des Kirchenfürsten? . . .

Rück konnte so laut lachen über die Verlegenheiten der Regierung, daß es gellend dahinschallte in den Zimmern seiner Schwiegermutter, die er jetzt jeden Abend besuchte . . . Das wird die lernäische Schlange! rief er. Einen Kopf hauen sie herunter und zwei wachsen wieder! Ha, ha! Die Zeiten sind vorüber, wo die Schusterjungen, wenn sie in Berlin in einem Winkel am königlichen Opernhaus ihre Bedürfnisse befriedigen wollten, von den Gensdarmen hören konnten: „Wozu ist denn da drüben die katholische Kirche?!“ . . .

Solche Cynismen milderte die Lokalsprache, deren sich Rück bei seinen Bildern bediente . . .

Die Frauen protestirten durch Aufstehen und heftigste Vorwürfe . . . Bald aber setzten sie sich wieder und lachten über den Sonderling, der dann in die süßeste Courtoisie verfallen und den Liebenswürdigen spielen konnte . . . Das graue Ungeheuer! nannte ihn, mit Wohlgefallen, seine eigene Schwägerin Johanna Rattenryk . . . Guido Goldfinger, ihr Verlobter, applaudirte ihm, wenn Rück in seinen seltnern politisch-conservativen Anwandelungen polterte: „Aufklärung! Aufklärung! Kaum hat der dumme Bauer gehört, daß die Sternschnuppen nicht von Gottes Lichtputze kommen, wenn der Alte, im Flurhypothekenbuch der Menschheit vertieft, sich nur deshalb die Sternenlichter putzt, um ihre Sünden in desto deutlicherm Lichte zu sehen, so denkt er ja gleich: Nun all' gut, nun auch gleich Mistforke und Heugabel in die Hand genommen und auf die Zoll- und Rathhäuser gestürmt,

wo die unbezahlten Steuerreſter und Schuldverſchreibungen liegen!“ Bei alledem jubelte er jeder Nachricht von einem Pöbelaufſtauf, wenn er nur die „Neunmalweiſen“ in Verlegenheit ſetzte . . .

Ein ſolcher Zuſtand der Seele wird zuletzt haltungslos, die Widerſprüche heben ſich auf, nichts bleibt übrig, als was Rück in ſeinen geheimſten Stunden war, ein Verzweifelnder, tief Lebensüberdrüſſiger. Nächtlich konnte er umherraſen, in ſeinen grauen, alten Mantel gehüllt. Frau Schummel war dann die Vertraute der Phantaſieen ſeiner entfeſſelten Sinne; Bedürfniſſe hatte er, deren Befriedigung an einem Abend ein Vermögen koſtete . . . Plötzlich aber ſtieß er wieder alles von ſich und predigte Buße und konnte an Selbſtmord denken . . . So überraſchte ihn einſt Hammaker und brachte ihn auf die uns bekannten Verirrungen des ſcheinbar ſich Erhängenwollens . . . In vertrauteſter Stille konnte er um dieſen Hammaker klagen: „Was war denn nun das für ein Unglück, daß er den böſen Drachen umgebracht hat? Die natürliche Vergeltung iſt das ja hier ſchon auf Erden! Jene hatte andere auf der Seele, dieſe hatten wieder andere und den Hammaker hätte dann auch ſchon Einer gerichtet!“ . . .

„Mädchen, kannſt du lügen?“ „Kannſt du falſche Handſchriften machen?“ „Kannſt du Feuer anlegen?“

So hatte Rück zu Lucinden geſprochen an jenem Piter'ſchen Feſtabend. Aus ihrer unterirdiſchen Wanderung mit Jean Picard wußte ſie etwas von einer gewiſſen That, für die dieſer durch Hammaker war gedungen

worden. Rück war nie wieder auf diese Zumuthungen, ein Verbrechen zu unterstützen, zurückgekommen. Einiges hatte er von Lucindens Besuch im Professhause und von ihrer damaligen Todesangst in Erfahrung gebracht — die Erwähnung der „Spinozistin" Veilchen Igelsheimer brachte sie darauf . . . Aber über alles Andere, was von ihm zum Gewinn des großen Processes der Dorstes verbrecherisch unternommen werden konnte, waren seit Benno's Abreise nach Witoborn die Schleier der Vergessenheit gefallen . . .

So schien alles still und friedlich . . . Lucinde wurde die Vertraute des Hauses, die Freundin, die Tochter, wie oft die Commerzienräthin ihr zuflüsterte — vorzugsweise, wenn sie der Mesalliance gedachte, die ihr durch Piter drohte. Denn Piter ließ nicht von Treudchen. Au contraire — seit seinem verunglückten Abend war er entschiedener, denn je, darauf bedacht, sich durch gänzliche Nichtübereinstimmung mit dem, was die gesunde Vernunft von ihm erwartete, allen Menschen so gefährlich wie möglich zu machen . . . Der uns bekannte Entschluß Ernst Delring's, aus dem Geschäft auszutreten und die Stadt zu verlassen, wurde auch durch ein Ereigniß erleichtert, dessen betrübender Verlauf von Tieferblickenden geahnt werden konnte . . . Lucinde war nach Witoborn in Trauerkleidern gekommen . . . Das Hauptmotiv, mit dem sie das Herz der Frau von Sicking im Interesse der Kattendyk'schen Bitte zu rühren hoffen konnte, war Mutterschmerz und Geschwisterliebe . . . Hendrika Delring war nicht mehr . . .

Die sanfte, gute, liebevolle Frau, die Treudchen

würdigen Conſiſtorii würde ich gegen dieſe Katze eingeſchritten ſein. Wenn der Aberglaube auf die Höhe kommt, daß er nicht bloß mehr eine moraliſche, ſondern ſchon phyſikaliſche und atmoſphäriſche Peſt iſt, wenn man Gefahr läuft, bei der Spinnſtubenweisheit nicht blos die Ohren, ſondern auch die Naſe ſich zuhalten zu müſſen, dann iſt es Zeit, ſich in's Mittel zu legen. Ich ließ die Katze aus dem Wege räumen. Ich ließ ſie begraben.

Wenn ich nun aber auch den Sonntag darauf über die todte Katze hätte predigen ſollen; ja, dann hätt' ich wohl von einem hochwürdigen Conſiſtorio einen dazu paſſenden Bibeltext gewünſcht. Meines Wiſſens ſteckt in der heiligen Schrift ſo viel Aberglaube, ſo viel dämoniſches Beſeſſenſein und Teufelaustreiben, daß mir die Gemeinde auch wohl hätte erwidern können, ſo gut der Teufel in die Säue von Genezareth fuhr, eben ſo gut kann auch dem ein Leids angeblaſen werden, welcher ſeine Hand an ein Thier legt, das in Egypten, dem Vaterlande der Zigeuner, göttliche Verehrung genoß.

Allein ein Hochwürdiges Conſiſtorium ſcheint ſelbſt daran zu verzweifeln, mit Hülfe der Bibel den Hexenſpuk auszutreiben. Mit dem Glauben kann man wohl den Unglauben, aber nicht den Aberglauben widerlegen. Solange das Chriſtenthum nicht anerkennen will, daß mit ſeiner Stiftung auch das böſe Princip ausgerottet iſt, ſolange die Macht des Böſen ſogar noch auf einen einzigen Repräſentanten und Fürſten der Hölle übertragen wird, kann auch das Hexenweſen nicht durch die Bibel getilgt werden, Bonifacius und Dr. Mörder mögen noch ſo viel heilige Eichen umhauen.

Ein Hochwürdiges Conſiſtorium deutet auf die Erziehung, als das beſte Hülfsmittel gegen den Aberglauben hin; und

Ley einſt ſo herablaſſend zu ſchmücken verſtand; die ſo tief beklommen dem Gebet zugehört, als Treudchen niederkniete zur zurückgeſetzten Madonna; die dann gleichfalls die Hände faltete — über der Hoffnung ihres Gatten, dem ſie ihr Kind nach deſſen ganzer Zukunft ſchenken wollte: Hendrika Delring, der von Piter tyranniſirte Flüchtling in den Beichtſtuhl Bonaventura's, hatte die Schmerzen der Geburt nicht überſtanden ... Ihr ſchon den Jahren nach auf ſolche Proben ſeiner Kraft nicht mehr angewieſener Körper leiſtete Widerſtand; um die Mutter zu retten, mußte das Kind geopfert werden; bald darauf entwich auch ihr die Kraft, ein letzter Hauch des verſagenden Athems und ſie ging hinüber in ein Land, wo ihr die Taufe ihres Kindes keine Leiden mehr bereitete ...

Das Leben iſt ſo! ſprach Lucinde zu dem in Thränen verzweifelnden Treudchen, das ſich bis zum letzten Augenblick treu bewährt hatte, ſich nicht hatte nehmen laſſen, die Todte zu entkleiden, zu waſchen, ſie für die Bahre zu ſchmücken ... Gerade das, worauf die meiſten Vorbereitungen getroffen werden, gerade das, deſſen Eintritt ins Daſein uns nicht hoch genug beſchäftigen kann und an das wir all unſern Muth, all unſern Verſtand, unſer ganzes Herz ſetzen, das tritt nicht ein!

Lucinde ſprach dies einem Urtheil in Serlo's Papieren über eine Dichtung nach. „Der Held' mußte ſterben! Wie kann man denn ſoviel reden und handeln laſſen, um dem Misgeſchick vorzubeugen, wenn das Mis

geſchick nicht wirklich ein Ungethüm iſt, das Menſchenkraft nicht überwindet? Die Götter ſtrafen jede Einmiſchung in ihre Rechte. Das iſt traurig, aber gar nicht ſo niederdrückend, wie es ſcheint. Wenn der Vorhang fällt, wenn die Menſchen wieder an ihren abendlichen Kartoffelſalat gehen und ſie hochvergnügt ſcheinen, daß nicht Gott, ſondern die Birch-Pfeiffer die Welt regiert und die guten Seelen zuletzt doch «ſich kriegen», ſo glauben ſie's im Grunde nicht. «Romeo und Julia» kann kein Schauſpiel ſein. Der Tod — der iſt zuletzt doch etwas Süßes für uns und die einzige Schönheit, die eine That ins Große verklärt. Wäre der Tod nicht, wir unternähmen nichts mehr, was unſerm göttlichen Urſprung Ehre macht. Es iſt, als forderte uns ein Preis heraus, je höher die damit verbundene Gefahr iſt. Was wären wir, wenn das Schöne auf Erden ſich halten könnte! Gerade der unterliegende Kampf gegen das Verhängniß zieht uns himmelan!"

Acht Tage nach dem Begräbniß Hendrika's wurde der Edeln ein Opfer gebracht, das reiner gen Himmel ſtieg, als alle Seelenmeſſen für ſie, die auf Jahre hinaus von der Mutter geſtiftet wurden. Treudchen Ley, die noch nicht ihr Trauerjahr um ihre Mutter vorüber hatte, kehrte in die theilweiſe ſchon geminderte volle Trauerkleidung zurück. Tief verhärmt war ſie ſchon lange; ihr ſchönes blondes Haar verrieth nichts mehr von der alten gefallſamen Pflege. Schon lange nagten die bitterſten Schmerzen an ihrer Ruhe. Piter hatte einem geheimen Familienconvent nicht beigewohnt. Als er das Reſultat deſſelben erfuhr, das Beziehen des obern

Stocks durch Goldfingers — Johanna ſollte ſich noch vor Beendigung der „Heiligen Botanik“ verehelichen — erklärte er das ganze obere Stockwerk für ſich allein zu bedürfen, für ſeinen nächſtens zu eröffnenden Hausſtand, und niemand anders, als „ein einfaches, beſcheidenes Mädchen aus dem Volke“, keine „Staatsdame“, würde er heirathen. Ein Widerſtand dagegen war deshalb auch ſchwierig, weil die ganze Familie Treudchen liebte und ſie ſchon lange wie eine Verwandte behandelte. Da verſchwand eines Tages Treudchen. Sie hinterließ die Kunde, daß ſie bei den Karmeliterinnen war. Man konnte annehmen, daß ſie den Schleier nahm. Cajetan Rother, der Beichtvater der Damen vom Römerweg, kam ſelbſt zur Commerzienräthin und erklärte, ſchon lange trüge das junge Mädchen die ſchwärmeriſchſte Liebe zur ſeligſten Jungfrau im Herzen und würde der Majeſtät ihres göttlichen Sohnes jedenfalls die Huldigung bringen, eine Braut Chriſti zu werden . . .

Mitten in dem furchtbaren Revolutionsausbruch, den dieſe Nachricht im Kattendyk'ſchen Hauſe zur Folge hatte — Piter drohte nicht weniger, als die Kathedrale bis auf den letzten Stein zu ſchleifen — traten die Veranlaſſungen ein, die Lucinden beſtimmten, ſich ſelbſt zur Dolmetſcherin der Wünſche zu machen, die die Commerzienräthin in Betreff der vielbeſprochenen neuen Unternehmung der Frau von Sicking hegte . . .

Eines Tages kam ſie aufgeregt in das Toilettenzimmer ihrer Gebieterin und erklärte mit angſtentſtell-

tem Antlitz, ſie wollte ſelbſt nach Witoborn reiſen, um jene Bußfrage zu ordnen . . .

Wally Kattendyk, hocherſtaunt, weinte Thränen der Rührung über dieſen edeln Entſchluß, küßte Lucindens Stirn und Wange und drückte ſie an die eben im Schnüren begriffenen Corſetverſchanzungen ihres Herzens . . .

Noch am ſelben Abend wollte Lucinde abreiſen, unmittelbar nach jenem Beſuch des Herrn Cajetanus Rother . . .

Rück war Rothern auf der Treppe begegnet . . . Er kam mit einer Anzahl in den Bart gemurmelter Vermuthungen über die ſeltſam geheimen Zuſammenhänge der dieſer Flucht Treudchen's zum Grunde liegenden Urſachen . . . Piter war noch auf dem Polizeiamt und requirirte eine Hülfe, die ihm nach der Bulle De salute animarum nicht werden konnte, wenn Gertrud Ley auf ihrem Willen beſtand und von ihrem Vormund in Kocher am Fall, einem ehrlichen Handwerker, die Zuſtimmung zum Eintritt ins Kloſter brachte . . .

Da hörte Rück von der Reiſe, die die nicht anweſende Lucinde beabſichtigte . . .

Nach Witoborn? fragte er ſtaunend. Das iſt ja ſeltſam! ſetzte er hinzu und ſuchte Lucindens Zimmer . . . Am Vormittag war ſie zweimal bei ihm geweſen, ohne ihn zu finden . . . Er hatte gerade beim Gericht plaidirt . . .

Als Rück eintrat, fand er Lucinden vollſtändig zur Reiſe gerüſtet . . . Erſt wollte ſie mit einem Wort aufwallen, dann beherrſchte ſie ſich und ſank auf einen der mehreren Koffer nieder, die rings um ſie her ſtanden . . .

Was iſt denn, mein Fräulein? fragte er mit hoch aufgeriſſenen Augenbrauen . . .

Ich reiſe — nach Witeborn! . . . war die leiſe verhauchende Antwort . . .

- Hör' ich ja mit Befremden, erwiderte Rück . . . Und mit Extrapoſt noch dazu? . . . Im Hof unten ſteht Mutters Reiſewagen . . . Joſeph begleitet Sie doch? . . . Und nicht einmal das? . . . Nur die Pferde fehlen noch? . . . Liebſte Freundin, welche Eile —? Alles das — der Exercitien wegen —?

Yvelinde ſaß, die Hände aufgeſtützt . . . Ihre Hand hielt die Bänder eines Reiſehuts, der beinahe auf der Erde ſchleifte . . . Allmählich hob ſie von unten her den Blick und durchbohrte mit prüfender Schärfe die völlig ruhigen Züge des Oberprocurators . .

Sie waren bei mir, um Abſchied zu nehmen —? fragte dieſer voll erhöhten Erſtaunens . . .

Zweimal . . . antwortete ſie ſcharf betonend und doch durch ſeine Ruhe in ihrer Elaſticität ſchon nachlaſſend . . .

Geſtehen Sie, wandte ſich Rück ihr näher, es iſt die Eiferſucht, die Sie ſo mächtig ergreift! . . . Sie haben von den Erfolgen des Domherrn gehört . . . Tagelang iſt er mit Gräfin Paula . . Er magnetiſirt ſie . . .

Yvelinde hielt die Hände über die Augen, als blendeten ſie die Lichter, die auf dem Tiſche ſtanden . . .

Haben Sie ſchon vom Tod des Archyndikus gehört? fuhr Rück fort. Ich hörte, daß er ſterben wird! Fürchten Sie, von ſeinem Teſtament ausgeſchloſſen zu ſein?

Yvelinde ſchwieg . .

Der Präſident von Wittekind iſt nach Neuhof gereiſt ... Hätten auch Sie noch ſo viel Theilnahme für den alten Tyrannen, ihn noch einmal ſehen zu wollen?

Lucindens Erinnerungen liefen geiſterhaft an ihrer Seele hin ... Sie ſah den Kronſyndikus in Hamburg aus dem Wagen ſteigen, als er ſie, ſchon damals leichenblaß, bei den Geſchwiſtern Carſtens aufſuchte ... Sie ſah ihn in jener Nacht in Kiel, wo er geſpenſtiſch mit dem Degen in der Hand von ſeiner zweiten Frau ſprach ... Dann aber drängte ſich in die Theilnahme für ihn ſein Schweigen, als ſie mit Serlo's Familie umherirrte, darbte und vergebens auf ſeine Hülfe hoffte ... Sie zeigte ſich zu ſeinem möglichen Tode ohne jede Theilnahme ...

Nun, in Rück's Benehmen keine Beſtätigung ihrer Ahnungen findend, erhob ſie ſich und ging entſchlußlos im kleinen Zimmer auf und nieder ...

Wollen Sie Klingsohrn das Mittel mittheilen, das ich Ihnen neulich ſagte, um ihn aus dem Kloſter zu bringen?

Alle dieſe Namen berührten Lucinden nur ſchmerzlich und trugen ihm ein: O ſchweigen Sie! nach dem andern ein ...

Ihr Reiſegrund war in der That einer, den ſie ihm nicht mitzutheilen wagte ...

Am frühen Morgen, als ſie in die Meſſe gehen wollte, hatte ſie eine Entdeckung gemacht, die ſie mit eiſigem Schrecken überlief ...

Am Poſthof hatte ſie vorüber müſſen und war eines Briefes wegen in dieſen eingetreten ...

Da ſtand ein Eilwagen, der ſoeben beſpannt wurde . . .

In Begriff einzuſteigen ſah ſie in Pelzen, mit Handtaſchen, Fußſäcken, ſechs bis acht Paſſagiere harren . . .

Eine dieſer Geſtalten fiel ihr auf und noch mehr fiel ſie, wie ſie ſogleich ſah, dieſem Reiſenden ſelbſt auf . . .

Kaum hatte ſie einen prüfenden Blick auf einen Mann in einem waſſergrünen Flausrock, mit einem rothen Comfortable um den Hals, geworfen, als ſich derſelbe auch ſofort abwandte und die Hände ſchnell aus den Rocktaſchen zog, in die er ruhig ſie geſteckt hielt . . .

Sie ſagte ſich: Das iſt ja Bickert! . . . Darüber konnte kein Zweifel ſein . . . Wuchs, Geſichtszüge waren unverkennbar, nur das Haupthaar ein anderes . . . Sonſt roth, war es jetzt dunkelſchwarz und lockig . . .

Sie mußte ſtehen bleiben und wandte ſich, um den Verbrecher näher in Augenſchein zu nehmen . . .

Jetzt, ſah ſie, entdeckte er, daß auch ſie ihn erkannt hatte, und immer mehr vermied er nun, ihr ins Angeſicht zu ſehen . . .

Einen Augenblick that ſie, als entfernte ſie ſich; doch nur um wieder zurückkehren zu können und ſich vor die auf den Thüren befeſtigten Tarife zu ſtellen und ſcheinbar dieſe zu leſen . . .

Jetzt wurde das Gepäck der Reiſenden gebracht . . . Sie hörte: „Nach Witeborn!“ . . .

Ihre Bruſt klopfte . . . Sollte ſie den Unglücklichen anreden, der ihr ſeine Nichtentdeckung, dem aber auch ſie kürzlich eine große Hülfe und Rettung ihrer Ehre verdankte, ihn, der ſie mit jenen Papieren aus dem Sarg des

alten Meriſſen, wie ſie wenigſtens glaubte, zur ewigen Herrin über Bonaventura's Schickſal gemacht hatte? ... Sollte ſie ihn fragen, ob er es wäre, der nach Witobern reiſte? ...

Da fiel ihr ſeine Mittheilung über Hammaker's Antrage, ſein Wort vom „rothen Hahn auf ein Schloß" ein, ſein: Sapristi! als ſie in dem unterirdiſchen Gang ſelbſt von Weſterhof, ſelbſt von Rück begonnen hatte ...

Noch wogte ihre Angſt um ein Verbrechen, in das ſich nun Rück doch noch einließ, noch wogte die Furcht, hier ſo länger ſtehen zu bleiben, als die Namen der Paſſagiere aufgerufen wurden ... Der, der ihr Jean Picard ſchien, ſtieg mit der Bezeichnung: „Herr Dionyſius Schneid" in den Wagen ... Sie hatte ſich's wohlgemerkt; der Name wurde zweimal gerufen ...

Nun blies der Poſtillon ... Der Verbrecher fuhr von dannen ... Unter dem Eingang der Poſt drückte er ſich in eine Ecke, um nicht beim Vorüberfahren ganz aus nächſter Nähe beobachtet zu werden ...

In erſter Aufregung flog Lucinde zu Rück, um aus ſeinem Benehmen zu erkennen, ob ſie ſich wirklich ihn, ihn ſelbſt im Zuſammenhang mit dieſer Reiſe denken mußte — im Poſtbureau wurde ihr beſtätigt, daß Herr Dionyſius Schneid aus Strasburg ſeinen Platz bis Witobern genommen hatte —

Dann ſagte ſie ſich: Nein, wie kannſt du Rück an Dinge erinnern, die von ſeiner Seite nur ein einziges mal und auch da nur ſo flüchtig und ſcherzhaft hingeworfen wurden! ... Sie wußte, um was es ſich in jenem

zu Rück's tiefſtem Verdruſſe verlorenen Proceß handelte, jenem Proceß, der Paula's Lebensſchickſal entſchied. Sie wußte, daß mit dem Fund der Urkunde Paula zwar ihr Erbe erhielt, aber auch das von einer durch die ganze Verwandtſchaft feſtgehaltenen Etikette geſtellte Anſinnen, ſich mit dem um ſeine Hoffnungen betrogenen Grafen Hugo zu vermählen . . . Ihrer Rache konnte an ſich nichts Süßeres geboten werden als dieſer ſchadenfrohe Hinblick auf — Bonaventura's Schmerz, und dennoch — zu mächtig wirkte entweder noch die Liebe und Sorge für ihn in ihrem für alles Uebrige abgeſtorbenen Herzen, um nicht zu erſchrecken bei dem Gedanken, daß um den grauſamen, ſie „mit Füßen tretenden" Mann ſoviel Wildes ſich begeben könnte, oder ſie gedachte der Gefahr eines Frevels, der leicht dem Scheitern ausgeſetzt ſein konnte und ſie ſelbſt vielleicht in neue Wirren ſtürzte . . . Schon war wiederholt ihr Name bei der Veröffentlichung der Beda Hannins'ſchen Briefe genannt worden . . . Sollte ſich der Fluch ihres Daſeins immer greller und greller erfüllen? . . . Sollte ſie durch dieſe wirkliche Ausführung geheimer Thaten auf die Bahn des Verbrechens hinübergeführt, ihrer Bekanntſchaft mit Bickert überwieſen, um ihrer Erlebniſſe auf dem Profeßhauſe willen wol gar dem öffentlichen Gerichte preisgegeben werden? . . . Sie wünſchte die Folgen der That mit heißeſter Begier, zitterte aber vor ihrem Mislingen . . . Und nun ergriff ſie die ihr eigene namenloſe Angſt, die ſie immer hatte vor jeder Kataſtrophe, ehe ſie da war. Flügel hätte ſie ſich geben mögen, den Verbrecher einzuholen, um nicht von der Seite zu weichen, ihn von ſeinem

Vorhaben zurückzuhalten . . . Noch einmal ging ſie zu Rück, fand ihn aber wieder nicht . . .

Die Ruhe des Rück'ſchen Hauſes, die Ordnung des Geſchäfts, der Reichthum, dem ſie auf Tritt und Schritt begegnete, ſagten ihr wol: Thörin, Thörin, weſſen haltſt du einen Rück für fähig! Für wahnſinnig würd' er dich halten, ſprächſt du davon! . . . Und bin ich's vielleicht nicht ſelbſt? . . . Seh' ich mich nicht ewig mit Hammaker auf dem Schaffot, ſeh' ich mich da nicht mit meinen Brüdern, mit Oskar Binder, mit meiner Hauptmännin — alles ſo, wie ich's ſo oft träume! . . . Die Stimmung einer wie von Furien Verfolgten und wie der höchſten Gewiſſensangſt kam über die in ſich haltloſe und ſo tief ehrgeizige Seele . . . Und um nur etwas zu thun, was den Augenblick feſthielt, betrieb ſie ihre Reiſe, ſuchte Gründe der Eile vor, ließ alle Anſtalten wie zu einer Flucht treffen . . . Sie glaubte wenigſtens darin das Beſte zu thun, daß ſie, ſelbſt wenn keine Verſtändigung mit Rück möglich war, doch in die Nähe des Verbrechers zu kommen ſuchte, um ſeinen Arm zu ergreifen und ihm zuzurufen: Die ewigen Mächte ziehen mich durch dich noch nicht rettungslos hinunter!

Das „Heſſenmädchen" — die halbe Bäuerin — das war ſie geworden! . . . Geworden durch Schönheit, Ehrgeiz, Geiſt und — „Unglück!" . . . Sie ſah Rück in ihrem kleinen Zimmer jetzt an wie eine Verzweifelnde . . . Ihm aber erſchien ſie bei alledem eine Zauberin; nur die rothen Kleider, die phantaſtiſchen Zeichen fehlten um ihre Schultern, der goldene Stab in ihren Händen; er hätte

dies iſt der Nagel, für welchen ich einen beſſeren Kopf ge
wünſcht hätte. Was wird uns Landpfarrern nicht Alles al
Zweck der Schule angegeben? Bald ſollen wir ſchon die zart
Jugend auf die Inoculation der Bäume und die Zucht de
Seidenraupe aufmerkſam machen. Dies rührt vom Finanz
Collegio her. Bald ſollen die Kleinen auf die Ausbildung
ihrer körperlichen Kräfte angewieſen und zu militäriſchen Spie
len angehalten werden. Das iſt ein Fingerzeig des Kriegs-Col
legii. Dann erhalten wir die Weiſung, auf die Belebung vater
ländiſcher Geſinnung zu achten und früh in die Kinderſeelen
einzupflanzen die Anhänglichkeit an das angeſtammte Fürſten
haus. Dies iſt ſpecielle Cabinets-Vorſchrift. Nun kommen
noch die Anſprüche der Geiſtlichkeit und der Juriſten, die An
ſprüche der Polizei wegen des Neſterausnehmens und der Baum
ſchulen-Beſchädigung. Das Kind wird gezerrt und gezogen
nach den verſchiedenſten Seiten hin. Was der Eine befiehlt
widerräth der Andere. Was da paſſend iſt, iſt dort ſchon
ungereimt. Die Kinder gleichen hier jenem grünen weichen Ser
pentinſteine, aus welchem man Tintenfäſſer, Speinäpfe, Leuch
terknechte, Apothekermörſer, alles Mögliche ſchneiden will.

Statt daß ich nun ein Hochwürdiges Conſiſtorium gegen
dieſes Gebrechen, welches nicht nur die Erziehung in Sayn-
Sayn, ſondern beinahe ſchon in der ganzen Welt auf eine
Hanswurſtspoſſe zurückführen wird, kämpfen ſehe, tritt daſſelbe
gleichfalls für jene Hopfenſtangen auf, welche man neben zarte
zolllange Blümchen ſtecken will, damit ſie ſich daran herauf
ranken. Den Kindern ſchon den Aberglauben nehmen, heißt
ſie mit Braunbier ſtatt mit Milch ſäugen. Ich vertheidige
die Spinnſtube nicht und den Hexenbeſen, welchen die alten
Weiber befeuchten, um ihm für die Walpurgis-Nacht wahr-

ſie zur Prieſterin welcher Religion ſie wollte gemacht . . .

Schon ſprach er, mit heißen Seufzern ſich ihr nähernd:

Sie ſind krank! Lucinde!

Sie fuhr zurück, als vergiftete ſie ſein Athem . . .

Sich ſammelnd bat er ſie, ſich zu beruhigen und die Pferde abbeſtellen zu dürfen . . . Seine Augenbrauen zuckten hin und her . . . Er öffnete das Fenſter, ſprach in den Hof hinunter und beſtellte die Pferde ab . . .

Lucinde ließ nun alles geſchehen . . .

Kommen Sie! Was haben Sie? Sprechen Sie aufrichtig mit mir! Ich kann alles hören! begann er . . .

Dieſe gleisneriſche Ruhe war ſo entwaffnend, daß ſie, als glücklicherweiſe die Thür aufging und die Commerzienräthin, Johanna, die Hausfreunde herbeigeeilt kamen und ſtaunend von dem veränderten Reiſeplan ſprachen, einwilligte zu bleiben, zuſtimmte nach vorn zu gehen und ihre Furcht und ihr Bangen für den Augenblick beſchwichtigte . . .

Rück folgte mit Ingrimm . . . Er war geſtört worden in einer längſt erſehnten Stunde . . . Doch ſcherzte er alles hinweg und ſagte, daß er es ſo weit zu bringen nie geglaubt hätte, ſich wieder an Thee zu gewöhnen . . .

Einige Tage vergingen Lucinden auf den Anblick der Harmloſigkeit des ſchreckhaften Mannes in einem Zuſtand ſcheinbarer Beruhigung oder der Abſpannung . . . Monika von Hüllesboven machte Condolenzbeſuch und nahm Abſchied, um ebenfalls auf Witeborn

zu reiſen . . . Lucinde hätte ſich der Hand dieſer kleinen freundlichen und mit Rührung von Hendrika Delring ſprechenden Frau anklammern und rufen mögen: Nimm mich mit! . . . Doch Monika's Blick war ihr kalt und ſtreng und es ſchien, als wollte auch ſie ſchon nach ſeither öfter erfolgter Begegnung ſagen — wie faſt alle Frauen —: Wir gehören nicht zuſammen!

Ihre Furcht erwachte aufs neue . . .

Zu ſchreiben an Rück wagte ſie nicht . . . Täglich hatte Rück das Princip wiederholt, das ſie ſchon bei der erſten Unterhaltung von ihm gehört: Nicht ſchreiben! . . .

Schon nach drei Tagen war ihr Zuſtand völlig rathlos . . .

Als ſie gerade in den obern, ſchon von Delring verlaſſenen Zimmern des zweiten Stockes etwas räumte, kam ihr eines Morgens Rück entgegen. Es war wie zufällig. Hier, in den ſchallenden Zimmern, ohne Tiſch und Stuhl, hier wagte er, nicht achtend der Erinnerung an eine Sterbeſtätte, auf der ſie ſtanden, eine Scene herbeizuführen, wie die erſte geweſen an jenem Piter'ſchen Feſtabend und wie ſie neulich ihm geſtört worden war . . . .

Lucinde unterbrach ihn aber und ſagte:

Wollen Sie mich wieder auffordern, das auszuführen, wofür Hammaker Bickert gedungen hat, der in dieſem Augenblick vielleicht im Begriff iſt, Ihren Proceß durch Mordbrennerei zu entſcheiden?

Rück ſah ſie mit ſeinen weit aufgeriſſenen weißen Augen an . . .

Schon ertrug ſie dieſe Augen, die ihr früher ſo entſetzlich geweſen . . .

In — diesem — Augenblick —? Was reden Sie da? sprach er . . .

Lucinde wiederholte ihre Frage . . .

Hammaker? Wer ist — Sie kennen — was — wer ist — Bickert?

Diese Frage war eine heuchlerische. Die ersten Reden jedoch, die Rück in unterbrochenen Sätzen ausgestoßen hatte, schienen in der That unverstellt gewesen zu sein . . .

Bickert, sagte Lucinde, jede Fiber in seinen Bewegungen beobachtend, Bickert ist jener Kirchhofräuber des Dorfes Sanct-Wolfgang . . . Ich entdeckte ihn hier bei jener Gefahr im Profeßhause, von der ich Ihnen noch nicht alles erzählt habe . . . Aber Sie, Sie hat er mir genannt als den Mann, der ihm die Mittel geben würde, für immer nach Amerika zu entfliehen, wenn er — staunen Sie nur! — zuvor auf einem Schlosse — Feuer angelegt und bei dieser Gelegenheit eine falsche Urkunde

Himmel! unterbrach sie Rück . . . Die Wände haben ja Ohren —! Was sprechen Sie da? . .

Sprachen Sie nicht einst selbst so zu mir?

Ich? . . . Zu Ihnen? . . . Wann?

Rück stand besinnungslos . . .

In wessen Auftrag ist Dionysius Schneid nach Witoborn gereist? fuhr Lucinde mit überlegener Ruhe fort . . .

Dionysius — Schneid —? Wer — ist — das?

Rück zeigte eine unverstellte Befremdung, war aber zugleich in eine Aufregung versetzt, die ihm, dem Kalten, Ruhigen, Allem gleichgültig Zuwartenden den Schweiß auf die Stirne trieb . . . Kein Stuhl war im

Zimmer, auf den er sich hätte niederlassen können ... Er taumelte zum Fenster hin, um sich dort zu halten; zufällig ergriff er eine noch zurückgebliebene Vorhangschnur und ließ diese sofort aus den Händen gleiten, stöhnend:

Ich hielt meinen Schutzengel von der Reise zurück! ... Ich fange an — zu — ahnen —! Jesus Maria! ... Ja, ja! ... Sie müssen fort, fort, sogleich! ... Wär' es denn möglich! Ich sah nichts, nichts als Ihre Liebe zum Domherrn ... Sogar die todten Schatten Serlo und Klingsohr beneid' ich noch —! Fort! fort! In diesem Augenblick!

Jetzt noch mehr erbebte Lucinde vor dieser Angst des sonst so muthigen Mannes ...

Wenn ich an jenem Abend, fuhr er mit ungewissem Stammeln und grauenhaftem Auf- und Abgehen seiner Zimmladen fort, über — die Urkunde — scherzte; wenn ich — die Urkunde nannte, die zu Ihrer Freude Paula zur Gräfin von Salem-Camphausen — machen könnte, so geschah's im Taumel der Freude, Sie allein zu sehen, Sie in Ihren Geheimnissen zu überraschen, Sie zu sehen an einem so berauschenden Abend in Ihrem Glanz, in Ihrer Schönheit ... Können Sie glauben, daß ich in meinem Haß so, so weit gehen konnte —? Aber ja, Sie haben Recht ... Ich Wahnsinniger, ich habe einst zu einem solchen Plane gelacht ... Ich habe drei verzweiflungsvolle Monate meines Lebens über dies Lachen hingebracht ... Drei Monate, wo Hammaker unter den Verhören der Richter stand ... Damals kam kein Schlaf über meine Augen ... Ich irrte umher, scherzte und — lachte, aber unterm Damoklesschwert ... Hammaker

war — muß ich es doch zugestehen! — ein Höllenbrand ... Für seine verlorene Ehre, für die Bildung, die er besaß, rächte er sich am Menschengeschlecht ... Wie er mich auf dem Gewissen hat, darüber beicht' ich Ihnen, Lucinde, Ihnen — doch nur — wenn wir beide in Rom sind ... Lassen Sie mir dies Bild — in der Wüste meines Lebens! ... Hammakern ließ ich — schon seit lange — für sich — gewähren und suchte nur von ihm loszukommen ... Merkte er diese Absicht, dann konnt' ich sicher sein, einen neuen Anschlag von ihm zu gewärtigen ... Er war der dunkle Schatten meines Lebens — Und so unzertrennlich blieb er von mir, daß ich ihn sogar vor Gericht noch vertheidigen mußte! ... Die unglückselige Dose! ... Daß ich sie auch gerade ziehen mußte und ihm in sie den Griff verweigern! ... Eine Hölle grinste mich gleich an aus seinem Racheblick ... Ich sehe — sie ist jetzt losgelassen ....

Rück mußte sich halten ... Er war zu erschüttert — Lucinde dachte an Serlo, der einen Abend hatte zubringen können, zu rathen, wen wol Goethe in seinem „Clavigo" im Sinne gehabt, als er Carlos sagen läßt: „Ich, der ich dabei war, als dem Ersten der Menschen die Angsttropfen auf der Stirn standen" —? Lucinde hätte unter den vielen Beispielen verzweifelnd Ueberführter oder unerwartet vom Schicksal Geäffter, die Serlo aus seinem Leben nennen konnte, jetzt den Oberprocurator Rück anführen können ...

Eines Tages, fuhr Rück in stammelnder Rede und so, als würde schon durch seine Erzählung der Moment des Handelns versäumt, fort — eines Tages, als ich über

die fehlende Urkunde in dem großen Processe klagte, sagte Hammaker, der ein Jurist war, seltene Kenntnisse besaß: Rück! Spielen wir doch — ein bischen Pseudo-Isidor! Sie verstehen das nicht . . .

Doch! sagte Lucinde. Der heilige Isidorus von Sevilla hat die Regeln aufgeschrieben, nach denen sich allmählich euer kirchliches Recht bildete! Ein Geistlicher in Mainz, Benedictus Levita, gab hierauf diese noch einmal heraus, gefälscht aber durch Zusätze, die der Macht der Bischöfe über den Klerus günstig waren. Um nun wieder die Bischöfe sicher zu stellen vor den Folgen jener Verfälschung, ließen diese durch neue Fälschungen dem ersten Bischof in Rom die höchsten Ehren. Ohne dieses Lügengewebe des falschen Isidorus von Sevilla gäb' es keinen Papst in Rom, keine dreifache Krone, die die Welt beherrscht, auch keinen Orden vom goldenen Sporen — —

Rück reichte gezwungen lächelnd mit der zitternden Hand zu Lucindens Stirn hinauf, als wollte er sagen: Werth bist du selbst eine Krone zu tragen! . . . Mit einem Gemisch von Huldigung, von gemachter Frömmigkeit und Ironie warf er die Worte hin: Bei alledem sind Sie eine große Ketzerin! . . . Dann fuhr er fort: Ja! Hammaker sprach von diesem Pseudo-Isidor, der allerdings Rom groß gemacht hat und Rom gedeihe doch! Gedeihe durch eine Lüge! sagte der Schurke. Ich lächelte — lächelte ohne Arg . . . Ich beschwöre Ihnen dies! Ich beschwör' es — bei — Ihrer — Liebe zum Domherrn — denn an etwas anderes in der Welt glauben Sie doch nicht! Hammaker veranstaltete alles, was ich — zwar nur so obenhin, aber doch schon von

Entſetzen ergriffen — plötzlich zu ahnen begann . . . Immer hatte er etwas, was bald zu meinem Glück, bald zu meinem Verderben ausſchlagen konnte . . . Alle Kenntniſſe beſaß er, die dazu gehörten, eine falſche Urkunde im Geſchmack alter Zeit aufzuſetzen, ſie aufs zierlichſte zu copiren, ſie mit chemiſchen Mitteln wie wurmſtichig zu machen, ſie mit Kaffeeſatz zu bräunen . . . Nur durch einen Act der Liſt oder Gewalt konnte dieſe Urkunde in die Archive kommen . . . Ich ahnte ein Verhaben dieſer Art, das mich ewig zu ſeinem Sklaven machen mußte . . . Das wollte er denn auch . . . Indeſſen — ich beruhigte mich — ich ſah ja ſein nahes Ende . . . Im Gefängniß wär' ich gern einmal auf meine Furcht zurückgekommen, nur hatt' ich immer Feuer an den Sohlen, ſo oft ich mit ihm reden mußte . . . Noch jetzt — ſehen Sie — Nur an ihn zu denken und nicht ſchon handeln iſt gefährlich — Sie müſſen reiſen, Lucinde . . . heute, heute noch! . . .

Lucinde ſtand mit klopfendem Herzen, ein Bild zwar des Schreckens, aber doch ſchon gefaßter, da ſie die Mitfurcht eines ſo mächtigen Tritten hatte . . .

Vielleicht irr' ich mich in den Vorausſetzungen über die Verleitung jenes Picard . . . ſagte ſie . . .

Nein, nein! Hammaker hat mir dieſen Dank fürs Leben hinterlaſſen wollen! Nun weiß ich es für gewiß! Folge mir auch du! riefen die Teufel in ſeiner Bruſt, als er aufs Schaffot mußte . . . In meinen Gefängnißgeſprächen mit ihm deutete ich auf jene frühern Aeußerungen über den falſchen Iſidorus hin . . . Da fuhr er auf und ſagte höhniſch, daß ich ihm denn doch

auch zu viel Devotion für meine Interessen zutraute . . . Für — meine Interessen? fragte ich forschend, mußte aber schweigen und sehen Sie da, wie ich mit ihm stand — jedesmal daß ich bei ihm war, hatte ich Gift bei mir und wollte es ihm anbieten . . . Einmal machte ich davon eine Andeutung . . . Da sprang er auf mich zu und erschlug mich fast mit der Handschelle . . . Ich entfloh, die Wache kam herein . . . Ich hörte die nichtswürdigsten Worte hinter mir hergerufen . . . Er glaubte nicht an seine Hinrichtung — er wollte die Buschbeck nur im Ringen, nur im Vertheidigungsstand gegen eine Wüthende erwürgt haben . . . Voll Rache, auch gegen mich und meine scheiternde Vertheidigung, bestieg er das Schaffot. Seitdem athmete ich auf und ahnte nicht, daß er mich nach sich zieht . . . Neulich merkt' ich etwas davon zum ersten male . . . Ein Mensch kommt zu mir und stellt sich mir vor als ein von Hammaker Gedungener —

Den — Den mein' ich! . . . bestätigte Lucinde . . .

Als ein Mensch, der von mir tausend Thaler bekommen würde, wenn er auf Schloß Westerhof bei Witeborn im dortigen Archiv Feuer anlegte . . . Bei dem dann entstehenden Tumult sollte er eine Urkunde, die er wohlverwahrt bei sich zu Hause hätte, in das Archiv bringen . . . Ich stand erstarrt . . . Mich endlich ermannend fuhr ich dem wüsten Menschen an die Gurgel und wollte die Wache rufen . . . Darüber wieder entsank mir der Muth . . . Ein Verdacht, ein Flecken würde immer geblieben sein . . . So redete ich dem stumpfsinnigen, der deutschen Sprache kaum mächtigen

Menſchen zu, daß ihm vernünftig zu ſein, ſolche Nichtswürdigkeiten nicht zum zweiten male gegen mich auszuſprechen und gab ihm hundert Thaler zur ſofortigen Abreiſe . . . Wie bereu' ich die geringe Summe, die ich gegeben! Auch die Drohungen, die ich ihm nachrief! Ich fahre ſofort auf das Polizeiamt! ſprach ich ihm die Thür weiſend; ich werde Sie anzeigen und beobachten laſſen! . . . Da erſt beſann ich mich: Hammaker wird ihm geſagt haben: Gelingt es oder nicht, ſo ſind tauſend Thaler mehr oder weniger für Rück's Furcht eine Bagatelle! Ewig kannſt du auf die Art von ihm ziehen! Jedenfalls mehr, als wenn du in Weſterhof uns, heute oder morgen, beide angäbeſt und zum Dank — dann doch auch mit ans Eiſen müßteſt! . . . Ich höre alles das! . . . Lucinde, wir erleiden eine große Demüthigung . . .

Rück brach faſt zuſammen. Er kam zu keiner Beſinnung mehr, ſteckte mit ſeiner Furcht aufs neue Lucinden an, die an manche Beruhigung ſich halten wollte, drängte in ſie, abzureiſen, Vickert aufzuſuchen und durch ihre Beredſamkeit, natürlich auch durch ſo viel Geld, als ſie nur mitnehmen wollte, den Verbrecher von ſeiner That zurückzuhalten . . .

So reiſte ſie noch am ſelben Abend ab und kam nach Witeberg in der leidenſchaftlichſten Erregung . . .

Nur zu bald erfuhr ſie hier, wo ſich ein gewiſſer Dionyſius Schneid befand . . . Schon auf Weſterhof! . . . Schon am Ziel ſeiner gewinnſüchtigen und frevleriſchen Abſichten! . . . Wie aber näherſt du dich ihm? Wie retteſt du dich vor Schimpf und Schande

. . . Im Geiſt ſah ſie ſich durch alle dieſe Vorgänge auf der Bank vor den Aſſiſen . . .

Willenlos hatte ſie ſich heute ſchmücken laſſen . . . Willenlos war ſie nach Münnichhof gefahren . . .

Paula hatte ſchon eine Viſion von einer Feuersbrunſt gehabt! . . . Das hörte ſie dann . . . Sie ſah in Püttmeyer's Bildern immer nur Brand und Brand . . . Sie mußte ſich ſelbſt wie ſchon aus den Flammen losreißen . . .

Brütend, wie ſie an Dionyſius Schneid kommen ſollte, ſaß ſie in dem dunkeln Zimmer, zum Tod vernichtet . . .

Entſetzt fuhr ſie zuſammen, als ein Bedienter den Kopf durch die Thür ſteckte und ſie nach ihrem Namen fragte . . . Vor ihren Blicken ſtanden gleich Häſcher und Richter . . .

Der Bediente ſagte, ein Mönch, ein Laienbruder hätte bei einigen Dienern, die von Witoborn mit gekommen wären, nach dem Fräulein gefragt und zu ſeinem Erſtaunen gehört, daß ſie ſelbſt hier anweſend wäre . . . Ob er ſie ſprechen dürfte? . . .

Wer? fragte ſie halb ablehnend, halb nicht begreifend.

Ein Bruder Hubertus! Ein frommer guter Alter . . . Aus dem Kloſter Himmelpfort drüben . . .

Hubertus? . . .

Den Namen kannte ſie ja . . .

Aus Berle's Erinnerungen ſah ſie den Pater Fulgentius vor ſich, den Hubertus einſt gerichtet hatte . . .

Sie wußte auch, Hubertus war der ehemalige Ver-

ſcheinlich durch die dadurch erzeugten Flöhe jene Sprungkraft zu geben, die ſich von einem Schornſteine aus nach dem Brocken verſetzen kann; allein den Kindern die ganze Natur zuſammenzuſetzen, wie mit einem Dominoſpiel, ihnen zu beſchreiben, wie alle geheimnißvollen Dinge ſich unter der Luftpumpe der Aufklärung krümmen und ſchwach werden, das heißt gerade, die Kinder ſchwimmen lehren, noch ehe ſie laufen, oder griechiſch, noch ehe ſie ſprechen können. Ich erkläre mich hiemit für unfähig, in Kleinbetteln den Aberglauben zu vertilgen, wenigſtens durch die Erziehung; es ſei denn, daß der Aberglaube die Luft verpeſtet, wie bei der unbegrabenen Katze zu fürchten ſtand.

Ueberhaupt iſt es ein Jammer, zu ſehen, was man jetzt in der Schule ſieht. Man überhäuft die Schule und das Haus mit ſo entſetzlich vielen Vorſchriften, daß die Kinder unter dem Wuſt erſticken. Alle Wege, welche die Kinder einſchlagen müſſen, um Menſchen zu werden, führen erſt immer zum Engel oder Vieh; keiner geht gerade auf die Beſtimmung los, welche die Natur jedem ihrer Erzeugniſſe ſchon auf die Stirne gedrückt hat. Der Beruf bleibt nicht ſelten dem Zufall überlaſſen und der Zufall macht oft, daß ſich ein Bube, der längſt über ſeine Zukunft im Reinen ſein ſollte, erſt dann darüber beſinnt, wo es faſt zu ſpät iſt und er eine Laufbahn einſchlägt, die entweder unter oder über ſeine Kräfte iſt. Die Erziehung iſt keine abſolute Wahrheit, die etwa bei Plato und dem Hochwürdigen Conſiſtorio ganz gleichlautend ſein ſollte; nein! ſie iſt immer die arithmetiſche Wurzel, welche man aus den Quadrat- und Cubik-Verhältniſſen einer gegebenen Zeit ausziehen ſoll. Die Erziehung ſoll zwar dahin ſtreben, Menſchen zu bilden, die beſſer ſind, als ihre Zeit;

lebte ihrer Hauptmannin . . . Der „Bruder Abtödter“ war's, der Klingsohr zum Pater Sebastus gemacht hatte . . .

Naht sich schon wieder die Kette, die dich ewig an das Vergangene schmiedet? rief es verzweifelnd in ihrem Innern . . .

Sie wollte den Mönch abweisen . . .

Doch, noch ehe sie erwidert hatte, öffnete sich die Thür und ein dunkler Schatten huschte herein.

## 16.

Vor der Unschönheit des Anblicks, der sich ihren Augen darbot, ergriff Lucinden ein Schauder . . .

Das waren keine Züge, die dem Leben angehörten . . . Jene Chinesenköpfe, die sie einst im verschlossenen Zimmer der Buschbeck gesehen, traten ihr entgegen . . . So lächeln Mumien . . .

Was wünschen Sie? fragte sie indessen mit sich sammelnder, ablehnender und hoffärtiger Kälte . . .

Sie erwartete eine Botschaft von Klingsohr und konnte sich darum noch weniger zur Freundlichkeit stimmen . . .

Mein geehrtes Fräulein — begann Hubertus mit seinem im wunderlichen Tonfall gesprochenen fremdartigen Dialekt und unterbrach sich dann schon selbst, um sich erst zu versichern, ob seine Rede unbelauscht blieb . .

Lucindens Schrecken mehrte sich . . .

Was wollen Sie? sprang sie voll Furcht und Unwillen auf . . .

Dunkler und dunkler war es geworden . . . In

einem Kamin, ſah Lucinde erſt jetzt, leuchteten noch halbglimmende Kohlen . . .

Mein Fräulein, begann der Mönch aufs neue und mit Milderung ſeiner auffallenden Haſt, Sie wohnen ja wol bei Frau von Sicking —?

Ja! Warum? . . .

Sie heißen Lucinde —

Schwarz — was fragen Sie danach?

Ich möchte wiſſen, ob Ihnen der Name — eines gewiſſen — Jean Picard bekannt iſt? . . .

Lucinde mußte ſich am Rand des Kamins halten . . . Da war das tödliche Wort gefallen . . . Das Geheimniß ihres Innerſten ausgeſprochen . . . Die Welt wußte ſchon alles! . . .

Der Alte ſah die Vermuthung des Briefes beſtätigt . . .

Allmählich zog er aus der innern Taſche ſeiner Kutte das Papier . . . Vor Aufregung lächelte er ſelbſt . . . Konnte eine ſo ſchöne, junge Dame mit Verbrechern bekannt ſein? . . . Bei ſeinem Lächeln gingen ihm die Winkel ſeines Mundes faſt bis zum Ohr . . . Es war nicht zu unterſcheiden, ob der ſchreckliche Mönch ihr Vorwurf oder Theilnahme bezeigte . . .

Lucinde ſtöhnte mit ſchwerem Athem:

Jean Picard? . . . Den Namen hab' ich — einmal nennen hören . . . Ja! . . . Was ſoll es mit ihm? . . . Er hat auf einem Kirchhof einen Sarg erbrochen . . .

Der . . . Der! Ganz recht! . . . ergänzte der Mönch, entfaltete den Brief und prüfte Lucindens Benehmen, das ſich vergebens zu faſſen ſuchte . . .

Wissen Sie, wo er ist? Sie würden den Behörden — mit der Angabe — einen Gefallen thun! sagte sie kleinlaut . . .

Hubertus legte die Hand an den Knochen, der sein Kinn war, und betrachtete von unten her, forschend und mistrauisch, die kalte Ruhe, die sich ihm gegenüber so als völlig sorglos zu geben suchte . . . Ob diese Ruhe gemacht war, unterschied er nicht . . . Der gute Bruder hatte ein edles Herz, hatte viel erlebt, doch seine Geistesgaben waren nicht die hervorragendsten . . .

Fräulein, sprach er, als Lucinde so erwartungsvoll fragend stand . . . Hier ist ein Brief an die Behörden in Wittenberg . . . Der Regierungsrath von Enckefuß wünscht, daß Sie — ja Sie, Fräulein — von seinem Vater, dem Landrath, um Ihre Bekanntschaft mit diesem Jean Picard befragt werden . . .

Lucinde hatte von Serlo einen Grundsatz angenommen. Dieser hieß: Droht dir eine Gefahr, und du weißt es und sie naht endlich, dann denke dir nur immer gleich die ganze Fülle des Elends! Laß nichts von beschönigenden Mittelstufen, von möglichen bessern Erwartungen aus! Sage gleich: Alles ist verloren! Und bricht dann doch nicht alles so herein, wie du fürchtetest, so hast du ja gleich eine kleine Abschlagzahlung wieder auf das Glück! . . .

So sah sie sich jetzt, wo schon die Sicherheitsbehörden ihr Geheimniß wußten, geradezu bereits in Ketten und Banden . . . Sie sagte sich: So wandelst du hin! So wird dein Loos sich erfüllen! Das wird aus einem Weibe, wenn — „es die Liebe nicht findet“ . . .! So

war dir's, als du auf der Bühne scheitertest! . . . So war dir's, als dir in der Dechanei gekündigt wurde! . . . Nun sieh nur zu, was kommt! . . .

Der Mönch betrachtete das ihm durch Klingsohr so wohlbekannte Mädchen voll Staunen und Mitleid . . . Kreidebleich, wie der Rand des Kamins, stand sie und bemerkte nicht, daß ihr der Alte mit seiner knöchernen Hand den Brief selbst zu lesen gab . . . Die Augen gingen ihr tief innenwärts . . .

Lesen Sie's nur selbst, sagte der Greis und sprach dies schon wie strafend . . .

Zu dunkel ist's! antwortete sie, wollte lesen und konnte nicht . . .

Sie wandte sich, weil ihre Hände zitterten und hauchte:

Sagen Sie doch selbst, was darinnen steht!

Hubertus theilte ihr den Inhalt des Briefs im kurzen Zusammenfassen mit . . .

Lucinde hörte ihr Todesurtheil . . . Sie sah Flammen um sich her und konnte nicht entfliehen . . . Sie hörte Sturm läuten von den Thürmen und rannte sinnlos mit den andern . . . Grützmacher, der Wachtmeister aus Kocher am Fall, stand vor ihr mit seinem Signalementbuch und sprach fein: Na Paschel, Mamsell! . . . Eine Emissärin hieß sie den Behörden schon lange . . .

So stand sie wie eine Statue . . .

Bei alledem sagte sie:

Dummheit! Ich sehe da die ganze — blonde — blauäugige — Weisheit des — Herrn von Enckefuß! . . . Wie kommen denn Sie — Sie, ein Klosterbruder,

dazu, von dieſen Menſchen — in — Criminalſachen gebraucht zu werden?

Der Landrath kennt dieſen Brief noch nicht! ſagte Hubertus. Auch ſoll er ſeinen Inhalt nicht erfahren — Darauf geb' ich Ihnen mein Wort — falls Sie mir ſagen, Fräulein, wo ich — Jean Picard finde!

Lucinde wandte ſtaunend ihr Antlitz . . .

Und was geſchah? Da lag das Papier ſchon auf dem halb im Verkohlen begriffenen Feuer des Kamins . . .

Der Mönch hatte es eben hingeworfen und das plötzliche Wehen des Kleides, das entſtanden war, als Lucinde hoffnungsbelebt einen Schritt zurückfuhr, brachte den Zugwind, an dem ſich das Papier entzündete und langſam zu verbrennen anfing . . .

Ich begreife Sie nicht —! flüſterte ſie und fühlte bereits jene Serlo'ſche „Abſchlagzahlung wieder auf das Glück" — ihre Augen blitzten wie ein Sonnenſtrahl aus Wolken . . .

Mein Fräulein, begann der Mönch, mag dem ſein wie ihm wolle, und was Sie auch mit ſolchem Volk zuſammenbringt, ich gebe Ihnen den Schwur beim Patron meines Ordens, daß ich dieſen Teufel kneble, binde, geradezu aufhänge, wenn ich ihn finde, um ihn von ſeinem Laſterleben zurückzuhalten . . . Sagen Sie mir nur, wo ich ihn entdecke — dieſen Jean Picard! . . .

Waren denn das Worte der Verſtellung? . . . War denn dieſer muthige, entſchloſſene Ton die Sprache eines Feindes oder Bundesgenoſſen?

Der Greis richtete jene Miene auf ſie, die, das erkannte ſie jetzt, Lächeln ſein ſollte . . . Sie vertraute

dem innigen Ton der heftigen Rede des Alten und fragte mit Wonneschauern glücklicher Hoffnungen:

Was haben denn aber Sie für ein Interesse an solchen Verbrechern, die, wie Herr von Enckefuß glaubt, meine Freunde sein können?

Bei Sanct-Franciscus! rief Hubertus . . . Das ist, denk' ich, keine Kleinigkeit, wenn man in Liebe an Jemand jahrelang denkt, ihn wiedersehen will und wiedersehen muß und gerade im selben Augenblick von ihm erfährt, ein Dieb, ein Räuber ist's geworden, wie — die andern waren . . . Sehen Sie diesen Picard milder an, so weiß ich nicht, warum, Fräulein. Ich habe in jungen Jahren ein paar gute Körner in den Schurken gelegt . . . sind die so schlecht aufgegangen? So ganz der Apfel beim Stamm geblieben? Zwischen zwei Bäumen mach' ich im Wald eine Hängematte aus ihm und laß' ihn nicht eher zur Erde, als bis er vor Gott mir ein besserer Zeuge wird! Das schwör' ich Ihnen!

Wie kühlender Regen nach wochenlanger trockener Hitze überrieselten diese Worte Lucindens Furcht und Bangen . . . Sie sah eine Möglichkeit, den Verbrecher von seinem boshaften Plane, Rück zu Geldzahlungen zu zwingen, zurückzubringen . . . Aus ihrer unterirdischen Wanderung mit Bickert entsann sie sich seiner Scheu vor einem Madonnenbilde, entsann sich seines Ganges in den Beichtstuhl Bonaventura's . . . Vielleicht war er nicht nur einer Drehung, sondern selbst einer Mahnung zum Besseren zugänglich . . . Es lebte in ihm jene Ideenverwirrung, die die moralische Milde des Katholicismus in den Köpfen der Masse anrichtet . . . Sie sündigt

und beichtet und beichtet und sündigt . . . Der Bravo läßt den Dolch weihen, der gedungen ist, einen andern zu morden . . . Die gemachte Beute wird mit der Gottesmutter und mit den Heiligen getheilt . . .

Um ihre Freude nicht zu verrathen, schwieg sie und redete auch da noch nicht, als Hubertus mit immer dringlicherer Eile fortfuhr:

Sie kennen ihn! Sagen Sie mir aufrichtig, ohne Furcht: Wo ist er? Verlieren wir keinen Augenblick! Ich will ein Wort mit ihm reden wie Jüngstes Gericht!

In Lucindens Innern zog es wie eine himmlische Musik auf . . . Hubertus erschien ihr schön . . . Sie hätte ihn küssen mögen . . . Aber auch schon lachen vor innerstem Krampf und namenloser Freude . . .

Sagen Sie mir es nicht? Mir? Mir nicht? Was sollte auf Westerhof geschehen? . . .

Lucinde zuckte zusammen . . .

Reden Sie! Ich bitte!

Ich will Ihnen vertrauen! sprach sie. Auch ich — möchte — den — verirrten — Menschen schonen! Eine elende Vorspiegelung hat ihn bestimmt, hieher zu reisen und ein Verbrechen auszuführen, das ich — Ihnen nicht anzugeben weiß, das aber gute — unschuldige Menschen — ja mich selbst in peinliche Lagen bringen kann! — Versichern Sie sich seiner Person! Haben Sie Einfluß auf ihn, so können Sie mir und manchem, der Ihnen dafür ewig danken wird, keinen größern Dienst erweisen, als wenn Sie ihn, wie Sie nur irgend können, unschädlich machen! Ich wünschte, Sie wären nicht so geldscheu, wie dies Klosterbrüder zu sein pflegen!

Geld scheint das einzige Mittel zu sein, diese wüste Seele zum Bösen oder vielleicht ebendeshalb auch noch zum Guten zu lenken — und wenn ich Ihnen aus meinen Mitteln —

Das lassen Sie nur! unterbrach Hubertus. Sehen Sie, wie sich alles treffen mußte — Dem Schurken hielt ich zehntausend Thaler in Bereitschaft —! Sie staunen? . . . Noch mehr! Das ist Geld, an dem Ihre eigenen Thränen haften, Fräulein! Ja Ihre! Ihre! . . . Geld, das Sie, Sie mit erwerben halfen durch Hunger und Entbehrung! Jene Erbschaft der ermordeten Frau, die auch Sie auf dem Gewissen hat — fiel ja mir zu . . .

Lucinde war es nicht gewohnt, etwas von ihren Thränen zu hören . . . Und wie sich der ewig Unglückliche des Glücks entwöhnen kann und dessen Annäherung gar nicht mehr mit voller Beseligung fühlt, so entwöhnt sich auch das Herz, das man ewig kalt und empfindungslos nennt, der Anerkennung seiner bessern Gefühle . . . Sie war mehr erstaunt als gerührt über diese Worte . . . Sie erschrak sogar über sie; sie erinnerten an Klingsohr . . .

Woher wissen Sie das? fragte sie . . .

Durch Pater Sebastus! bestätigte Hubertus und musterte Lucinden mit dem ganzen Rückblick auf alles, was er über sie wußte und nach dem Eindruck, den sie ihm machte, jetzt wohl für glaublich halten konnte . . . O wüßt' er, fuhr er mit freundlichem Nicken fort, daß Sie in seiner Nähe sind! Darf ich's nicht dem Armen sagen?

Wem? fragte sie ausweichend und befremdet . . .

Heinrich Klingsohr! . . .

Wir sprechen von den Gefallenen, nicht von den Erhöhten! sagte Lucinde mit einer der ihr geläufig gewordenen devoten Wendungen . . . Sie finden den, den Sie suchen, auf dem Schlosse Westerhof! Unter dem Namen „Schneid" hat er dort eine Stelle gefunden . . . Sein Aeußeres — Seit wie lange schon sahen Sie ihn nicht?

Ich habe das Merkzeichen meiner Kinder . . . Und schon in Westerhof! . . . Was wollt' er dort? . . .

Warnen Sie ihn!

Warnen? . . . Damit halte ich mich nicht auf! . . . Ich trag' ihn auf einen Thurm und werf' ihn hundert Fuß tief, wenn er nicht Ordre hört! Ist aber an ihm noch zu flicken, so schaff' ich ihn nach Bremen und von da aufs Schiff und mag er dann nach Amerika gehen . . .

Lucinde sagte sich selbst: Werde nur nicht übermüthig, seit du siehst, daß dich der Himmel noch liebt!'

Hubertus begann eine Frage, die er nun auch noch nach Terschka richten wollte, unterbrach sich aber, weil in der Ferne die Jagdhörner ertönten . . .

Also Westerhof! wiederholte er . . . Schneid! . . . Und — Sie — Sie Wilde, Wilde! Warum soll ich nicht den Pater Sebastus grüßen?

Einem Kloster ziemt kein Frauengruß! sprach sie mit Lächeln . . .

Der Arme sitzt in Haft . . . Wie hätt' ich ihm gegönnt, nach Lüttich zu entfliehen . . .

Sie vertraut war Hubertus mit Klingsohr . . .

aber ſie thut es verkehrt genug, wenn ſie nur Menſchen ſchafft, die die Zeit lieber gar nicht verſtehen.

Blick' ich auf die Zeit, wie ſie vor mir liegt, ſo finde ich daß alle Fächer außerordentlich beſetzt ſind. Ich finde eben ſo, daß man ſich allmählig der ſonſt ſo gerühmten Vielſeitigkeit entwöhnen und ſich vielmehr auf eine außerordentliche Virtuoſität in einem einzelnen Fache beſchränken muß. Sonſt ſtaunte man Leute an, die zu gleicher Zeit mit Händen und Füßen, mit Mund und Naſenlöchern alle Inſtrumente eines Orcheſters ſpielen können: jetzt muß man es auf einer einzigen G-Seite bis zu dem Seiltanz eines Paganini bringen können. Kurz, der Egoismus, das gefräßige Ungeheuer, das Alles in ſich ſelbſt verwandelt, worauf es ſich lagert, der Materialismus, dieſer ungeheure Maſtkoben, wo der erſtere immer mit ſeinem Rüſſel hineinwühlen kann und immer Stoff findet zu jener Aneignung, die ſogar ein Goethe gelehrt hat: dies ſind leider die Geſichtspunkte, von welchen man heute bei der Erziehung ausgehen muß. Der Himmel vergeb' es uns! Wir erziehen unſere Kinder für Rom und Griechenland und werfen ſie dann, nachdem wir in philologiſcher Wolluſt die Keuſchheit der Kinder für uns bekommen haben, abgenutzt und der Welt entfremdet in eine Zeit, die ſie nicht verſteht und die ſie nicht verſtehen. Dieſe Bosheit der jetzigen Erziehung, dieſe Veruntreuung anvertrauter Exiſtenzen, dies Erbſchleichen und Mündelprellen, dieſes gemeine Abnutzen jener edeln Fähigkeiten, welche die Kinder brauchen werden, um ſich einmal durch den drängenden, ſtoßenden Matroſenlärm des großen Seehafens unſerer Zeit hindurch zu finden — o, es pocht gewaltig in meiner Bruſt und lockt mich, Hand anzulegen und die Subtilitäten-Krämer und pädagogi-

In Haft? fragte ſie . . .

Wenn ihn nicht heute der Domherr von Aſſelyn frei bekommt . . . Ja! . . . Der wollte ein Wort für ihn beim Provinzial einlegen . . .

Lucinde ſah im Geiſt zwei, drei Räder gehen und ſich ſelbſt in ihrer Mitte . . . Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — alles rollte rundum — und nichts war feſt . . .

Noch einmal rief ſie dem ſchon Abſchiednehmenden und immer vor ſich hin: „Schneid!“ „Schneid!“ Murmelnden und richtete lächelnd die Frage an ihn:

Wiſſen Sie nicht irgendeinen hohlen Baum? Eine vom Blitz erſchlagene Eiche?

Im Düſternbrook! Gewiß!

In dieſen Baum ſoll Klingsohr entfliehen! . . .

In — einen — Baum? . . .

Ich denke . . . Wo möchte der Pater am liebſten ſein?

Wo Sie ſind oder — in Rom!

Nun gut! . . . Der Weg nach Rom führt durch jenen hohlen Baum — Aber die Jäger kommen . . . Ein andermal! . . .

Was Jäger! Auch ich war einer — hier und in den Wildniſſen Javas! Was Entbehrung und Anſtrengung heißt, das kenn' ich . . . Ich bin von Schlangen gebiſſen worden und Malayen ſogen mir das Gift aus den Wunden . . . Selbſt lernt' ich Gift aus einem friſch gebrochenen Schlangenzahn ſaugen und keine Schlange mehr hatte ſeitdem Gewalt über mich . . . Doch ja! Eine — Eine freilich! . . . Aber was ſoll's mit dem Baum? Ich verſtehe — nur — erſt — halb und halb . . .

Lucinde wiederholte Rück's Rath . . .

Die Regel Ihres Ordens, ſprach ſie ſchnell und wie zwiſchen Thür und Angel, geſtattet Ihnen Veränderungen Ihrer Lage, aber nur müſſen Sie — vom Strengen zum Strengern übergehen! Flieht der Pater in einen Baumſtamm, lebt dort als Einſiedler, erträgt die Härte des Winters, bleibt in Sturm und Regen, hütet ſein Crucifix und kümmert ſich nicht, wer oder was ihn ernährt, ſo hat kein Kloſter Gewalt über ihn; das Bedürfniß größerer Gottſeligkeit iſt heilig. Kommt dann aber — der Frühling — kommen die Schwalben —

Ha! So entfliehen wir nach Rom!

Nach Rom? Auch Sie?

Auch ich!

Nun gut! Aber — ohne Sandalen! Ohne Kapuze! Statt des Stricks — mit dem Stachelgürtel! . . . Nach der Regel des heiligen Petrus von Alcantara, die Sie vorgeben müſſen, in Rom annehmen zu wollen . . . Seinen getreuen Alcantarinern wird Sanct-Franciscus Verzeihung gewähren . . . Die Prüfung iſt groß . . . Aber wo ſeh' ich Sie wieder? . . . Man kommt! . . . Morgen in der Frühe im Münſter von Witoborn . . .

Damit drängte ſie den ſtaunenden Bruder aus dem Zimmer, zog die Thür ſofort wieder an ſich und eilte die Reſte des Briefs zu zerſtören, ihr Haar, ihre Kleider zu ordnen und ſich zur Rückkehr in die Geſellſchaft zu ſammeln . . .

Ihre Bruſt athmete auf . . .

Kann denn für dich, riefen tauſend frohlockende Stimmen, noch ein Wunder geſchehen? Selbſt das Gefühl der Verſöhnung miſchte ſich in ihren Jubel. Wurde das

Verbrechen unterdrückt, so zog keine unerbittliche Hand mehr Paula von Bonaventura's Seite . . . Auch das glaubte sie jetzt wünschen zu können. Mit erleichtertem Herzen, hoffnungsvoll kehrte sie in den jetzt schon von Kerzenlicht widerstrahlenden Saal zurück . . .

Das ganze Schloß war inzwischen in Bewegung gekommen . . .

Hörnerschall, Peitschenknallen, Hundegebell hörte man schon in nächster Nähe . . . Die Jagd kehrte heim . . . Jubelndes Halali wurde geblasen schon bis in den Schloßhof herein . . .

Die Frauen standen im Saale und zum Empfang der Männer geschart . . . Von Püttmeyer's Künsten waren sie noch alle wie Traumbefangene; der Glanz der Lichter, der Duft der Speisen rief sie in eine nicht minder behagliche Wirklichkeit zurück . . .

Der Erfolg der Jagd war zuletzt der lohnendste gewesen. Das erlegte Wild kam in einer langen Wagenreihe an hoch bedeckt mit Tannenzweigen. Sämmtliche Treibleute, die den Tag über und schon gestern meilenweit mitgewirkt hatten, standen im Schloßhof und empfingen ihren Lohn für die gehabte Anstrengung. Man zahlte mit Geld und anerkennenden Worten. Der Graf hatte große Treffer von sich zu rühmen und war in bester Laune, denn der gefürchtete Terschka hatte weniger geleistet, als man erwartet; Terschka trug den Tannenschmuck an der grünen Mütze ohne jede Berechtigung zur Ueberhebung.

Nun auch traten der Dorste'sche Oberförster und

seine Gehülfen, der Wildmeister und die Leibschützen mit den bisher zurückgehaltenen Glossen der echten Jägerpraktika hervor und erklärten jeden Schuß, wie er hätte sein müssen, berichtigten jedes Misverständniß, deuteten an, wie man jenen Rehbock, diesen Spießer hätte sogleich da oder dort aufs Blatt nehmen sollen ... Alle aber waren darin einverstanden, daß die Freude und das dann zuletzt doch nicht ausgebliebene Glück erst eingezogen waren, als der Landrath entfernt worden ...

Laut gesprochen wurde über diesen Zwischenfall nicht mehr viel; der Damen wegen flüsterte man nur; der Landrath mußte ja für „tollgeworden" gelten. Ueber etwa dabei Versäumtes beruhigte einer den andern, seit man von Hubertus' glücklich getroffenen Anordnungen und der Abholung des Landraths aus einem Bauernhause durch sein Fuhrwerk und seinen Bedienten wußte ...

Der Hinblick auf die Vorgänge im Hof hätte für die Frauen ein abschreckender sein sollen, denn das letzte erlegte Wild wurde hier von den Jägern ausgeweidet. Lunge, Herz, Leber, das Feiste in den Wammen, alles fiel den jagdkundigen Helfern zu nach Jägerrecht. Sorglich wurde weder hievon abgewichen, noch von den Trinkgeldern, die man dem in die Hand steckte, der das Tannenreis an Hut oder Mütze flocht. Der Anblick, an sich schon wild, machte sich malerisch schön durch die angesteckten Fackeln. Rings die alterthümlichen Wände und Galerieen. Schon allein das Getreibe der Hunde, die für die lang zurückgehaltene Gier jetzt durch ihren Antheil belohnt wurden, war eine Auf-

gabe für die Vereinigung der Talente eines Snyders und Rubens.

Dann wurde der Rückblick auf die Geſchichte des Zuſammenſturzes dieſer Thiere, die mit ihrem Blut den Boden bedeckten, mit einem Stimmeneifer begleitet, als handelte es ſich um die größten Begebenheiten der Welt. Jeder ſtutzende Seitenſprung eines Böckleins wurde noch jetzt belacht, nicht etwa weil die „nobeln Paſſionen“ Empfindungsloſigkeit mit ſich bringen, ſondern weil der Menſch an der Ausübung ſeiner Hoheitsrechte über die Natur doch zuletzt eine berechtigte Freude haben darf. Die Spottreden waren nicht mehr ſo ſcharf geſalzen, wie im Beginn. Hatten doch auch die jedem einzelnen mitgegebenen Jäger, des Tannenzweigs, d. h. Trinkgelds wegen, dafür geſorgt, daß zuletzt jeder auch noch ſo lateiniſche Jäger gleichſam wie von Samiel's Hand eine ſicher treffende Freikugel bekam, und ſollte ſie auch nur in der diaboliſch vermeſſenen Sicherheit beſtanden haben, mit welcher unter fünf auf zwanzig fallenden glücklichen Schüſſen einer ſicher auf den von ihnen ſecundirten Herrn gerechnet wurde. Dieſer glaubte es dann ſelbſt und je dunkler es wurde, deſto weniger Widerſpruch auch bei den andern. Onkel Levinus ſtrahlte vor Genugthuung und Zufriedenheit. Auch die Amazonen, ſelbſt Fräulein von „Anflicker“, alle hatten getroffen und zeigten im Hof ihre Opfer . . . Nur Armgart erklärte mit aller Offenheit, ſie hätte nichts erlegt . . . Sie war die einzige, deren Zähne vor Froſt klapperten . . . Sie ſuchte fiebernd den Ofen und hockte da wie ein Wurzelmännlein . . . Terſchka

und Thiebold machten ſich ſtändig um ſie zu ſchaffen . . . Benno ſah man nicht mehr. Zu Thiebold's Leidweſen hatte er ſich zu Fuß auf den Weg gemacht und war mit läſſig übergeworfener Flinte auf Witoborn zu hinausgeſchritten in die ſtille Nacht . . .

Der Graf war der höflichſte Wirth . . . Die Jäger, die jetzt bei der Bewirthung halfen, gingen mit Tellern, Flaſchen, Servirbretern an ihm vorüber, als wenn er heute früh keinen einzigen von ihnen bei Seite genommen und wirklich geſagt hätte: Gegen Baron von Stein, gegen Graf Mengdenberg hab' ich nicht die mindeſte Luſt großmüthig zu ſein! Wie ſie mir, ſo ich ihnen! Laßt ſie nur immer in Büſche treten, wo ſie nicht mehr ein noch aus wiſſen! ... Aber auch nach dieſer Jagdpraktik folgte jetzt Behagen, Genuß, Erholung . . . Die Gattinnen, Töchter und Schweſtern der Nimrods würzten nicht nur das Mahl durch ihre Erzählungen über den allgemein mit Verehrung begrüßten Doctor Püttmeyer, der ſich hier wie ein aufgeſchreckter Gnom des Waldgebirgs ausnahm, vorher ſein Hemd gewechſelt und das gute Fräulein Huber ſogar ohne Dank für ihr Spiel hatte abreiſen laſſen (ſie blieb nicht beim Mahl, trotz der Bitte der Gräfin), ſondern ſie hinderten auch den Ausbruch allzu wilder Natürlichkeiten, die Wahl allzu ſorgloſer Wortbezeichnungen, das Erzählen allzu derber Anekdoten.

An Geſundheiten fehlte es nicht. Der Graf ließ ſeine Gäſte leben, die Gäſte ließen Graf und Gräfin leben. Dann kam der Toaſt, der immer neu iſt, wenn auch der gewöhnlichſte von allen, auf die Damen . . .

Unter dieſen fand ſich eine muthige Seele, die Freiin von Böckel-Dollſpring-Sandvoß, die in ironiſcher Weiſe die Philoſophinnen leben ließ . . .

Dieſe rächten ſich und ließen durch Mengdenberg die Amazonen leben . . .

Die Amazonen brachten wieder einen Toaſt auf Doctor Püttmeyer aus; es war Fräulein von „Anſticker", die ihn ſprach. Man nahm dieſen Toaſt mit Jubel auf. Er übertönte das Wohl aller andern um ſo mehr, als inzwiſchen die Huſarentrompeter heraufgekommen waren und ihre Inſtrumente luſtig in den Saal herein erſchallen ließen. Fanfaren folgten auf Fanfaren, ein Jagdſtücklein aufs andere; der grüne Heuſchreck Stammer fehlte nicht und machte ſeine landbekannten Poſſen. Dann erhob ſich der Oberförſter, der an der Tafel theilnahm, und hielt eine Rede, die ſogar theilweiſe an Thiebold gerichtet war, eine Rede, die ſich in die altdeutſchen Urwälder verlief, in einigen Sümpfen ſtecken blieb und endlich nach langen Umwegen, wo man wunder dachte wo er herauskommen würde, unter Thränenanflug bei ſeiner theuern, liebwertheſten, gnädigſten, jungen Herrſchaft anlangte, bei der Comteſſe Paula . . .

Das gab dann einen Sturm von Beifall . . . Alle Gläſer klangen . . . Auch das Glas Armgart's, die zwiſchen dem Onkel und Terſchka ſaß, erklang . . . Wie ihre Augen ſich gefeuchtet hatten, bemerkte Niemand . . . Gräfin Paula auf Weſterhof erſchien allen wie in der Glorie einer Schutzheiligen des Landes . . .

Lucinde ſaß in einem Kreiſe von Offizieren . . . Schon fing ſie an allgemeines Intereſſe zu erregen . . .

Terſchka hatte ſie ſogleich erkannt und wollte Armgart auf ſie aufmerkſam machen . . . Dieſe aber redete, um ihr Seelenleid, den ganzen Jammer ihres wahnbethörten Herzens zu verbergen, mit Püttmeyer, der ihr gegenüber ſaß, und entſchuldigte ihre Nichtanweſenheit bei ſeinem Vortrag, der, ſie ſprach das im vollen Glauben, ja „ſo entzückend ſchön“ geweſen ſein ſollte . . .

Püttmeyer hörte indeſſen nur halb . . . er wollte den ihm dargebrachten Toaſt erwidern und es iſt ein eigener Zuſtand im Menſchen, wenn er, ſo zu ſagen, einen Toaſt im Leibe hat. Oder wie anders ſoll man die Lage nennen, die nicht unähnlich ſein muß der Sehnſucht nach einer glücklichen Niederkunft? Sage man was man will, Steckenbleiben iſt bitter und Geiſtesgegenwart iſt nicht Jedermanns Sache, am wenigſten derer, die Geiſt haben. Da ſitzt ſo ein toaſtſchwangerer Menſch und die Speiſen werden ihm ſervirt und er nimmt mit dem Löffel, was er mit der Gabel greifen ſoll, tief abweſend iſt er und lebt nur in der Repetition der ſchönen Dinge, die er ſagen möchte. Nun begegnet ihm noch das Unglück, daß ihm links ein Nebenmann fortwährend die Flammen der Begeiſterung ſchüren will, mit dem Meſſer an ein Glas zu ſchlagen droht, zum Zeichen, daß hier Jemand ſprechen wolle. Um Gottes willen noch nicht! ruft der verzweifelnde Demoſthenes dazwiſchen, während er, ſtatt ſich in Muße ſammeln zu können, wieder zur Rechten von einer unglückſeligen Plaudertaſche ins Gebet genom-

men wird, die ihn nichts ahnend über alles ausfrägt, über den Kirchenſtreit, den Kirchenfürſten, über Roms Allocutionen, Concordate, Exercitien, Barmherzige Schweſtern, Hoffnungen auf neue Klöſter und Jeſuiten . . . Eine Erklärung: Beſte gnädigſte Frau Gräfin, ſchonen Sie mich, ich habe einen Toaſt im Leibe! kann ein Menſch von Geiſt unmöglich abgeben, da ein Toaſt nur immer die Schöpfung eines faſt bewußtloſen, genial improviſirenden Mittheilungsdranges ſein ſoll. Ein verzweiflungsvoller Zuſtand das! Um ſo mehr, wenn der rechte Moment vorübergehen kann, der, wo die Toaſte, die nach vielen andern kommen, ihre Zündkraft verlieren . . .

Püttmeyer hatte die Gräfin Münnich zur Linken, das Fräulein von „Anſlicker“ zur Rechten, Armgart ſich gegenüber. Klopfte auch Jene nicht, einen „Zuſtand“ an ihm bemerkend, vorſchnell mit dem Meſſer an ihr Glas, ſo glaubte doch die Dame zur Rechten alles aufbieten müſſen, den hochberühmten Denker ſo zu unterhalten, wie es einer Dame auch ihres vielſeitigen Rufs geziemte; denn Fräulein von Merwig Anſlicker, eine Jungfrau in den Vierzigen, war von einem Unternehmungsgeiſt, der in allen Gebieten Courage zeigte, in der Muſik, in der Plaſtik, in der Poeſie, in der Declamation — nichts fehlte, als der Erfolg . . .

Püttmeyer! Püttmeyer! Wahre deinen Vortheil! Gleiche dem Maikäfer, den der glückliche Knabe über die Hand laufen läßt! Im beſten Bewundern ſeines ſchwarzen oder braunen Halsſchildes, ſeiner behaarten

Fußſchienen, fliegt er dem Beobachter plötzlich auf und davon! Fräulein von Merwig-Anflicker reißt die Debatte an ſich und dich mit hinein! Sie muß ja ſtreiten, ſtreiten bis zum Unſchönen — ſie ſtritt ſchon ſogar einmal bis zu einem nur mühſam beigelegten Piſtolenduell . . . Die Offiziere necken ſie heute über den Tiſch hinweg mit ihrer Kunſt zu reiten und ein feinerer Kopf unter ihnen ſpricht in Anſpielung auf die ungedruckten Gedichte des Fräuleins — vom Hufbeſchlag des Pegaſus und vom Riemzeug und vom Geſchirr der Sonnenroſſe . . . Nun erwidert ſie:

Die Hufeiſen des Pegaſus ſind dem Huf des Göttерpferdes verkehrt angeſchlagen! Wer ſeinem Wolkenflug nicht folgen kann, wer ihn nur zu würdigen weiß, wie der Aermſte mit geknicktem Flügel auch wol über die Sandflächen der Erde dahinjagen muß, den führt ſeine Spur immer gerade nur auf die entgegengeſetzte Seite hin, als wohin ihm die nichtsnutzige Kritik im Sande nachtrottet!

Das war ein Wort der Kraft und erntete nicht wenig Zuſtimmung und zerſtreute nur leider Püttmeyern, den das ſympathiſche Wort: Nichtsnutzige Kritik vollends aus dem Kreiſen ſeines Toaſtes brachte . . .

Aber die Sonnenroſſe? — rief Onkel Levinus und hob ſein Römerglas und genoß heute die ganze Freiheit ſeiner — ungeſchloſſenen Ehe . . . Wie Sonnenroſſe eingeſchirrt werden, fuhr er begeiſtert fort, das kann man nur wiſſen, wenn man Aurora auf ihrem Geſpann von einem Berg der Alpen begrüßt hat oder vom Capitol in Rom oder von einem Vorgebirge Griechenlands!

ſchen Wechsler aus dem Tempel der Menſchheits-Hoffnungen auszutreiben. Das Schulhaus iſt ein Bethaus, möchte man mit dem großen Nazarener ſagen, aber ihr macht eine Mördergrube daraus. Ja, Mördergruben ſind unſere Schulen: nämlich bis zu einem gewiſſen Alter der Kinder, wo ſie anfangen müſſen, mit Rückſicht auf das Nothwendige und Ueberflüſſige behandelt zu werden. Ein Hochwürdiges Conſiſtorium verzeihe mir dieſe ſchroffen Ausſprüche. Ich bin Vater von vier bis jetzt noch unerzogenen Kindern; ich werde ſie erziehen, ich werde den Beweis liefern, was man aus dem Wachſe der Kindheit für Geſtalten bilden kann. Bin ich mit meinen Kindern zu gewiſſen Reſultaten gekommen, ſo werd' ich ein Buch darüber herausgeben zu Nutz und Frommen der Welt. Ich werde darin ein vollſtändiges Seitenſtück zu Karl Witte aufſtellen: denn dieſer junge Muſtermenſch iſt nach dem Principe der Allesköunerei erzogen; mein Princip iſt das der Vereinzelung. {Der Knabe ſoll Alles wiſſen, aber nur Eines können; er ſoll Jeden verſtehen, aber nicht Jedes verſtehen; er ſoll jede Fähigkeit zu ſchätzen, aber nur eine auszuüben wiſſen.} Das iſt mein Ideal, meine blumige Zukunft, das iſt mein Troſt für die ſchlechte Pfarre, auf der ich noch immer ſitzen muß trotz der vielen Vacanzen, bei welchen ich regelmäßig von dem Hochwürdigen Conſiſtorium übergangen werde. Ich zürne Niemanden. Meinetwegen macht mich zum Zuchthaus-Prediger oder beſetzt eure Pfarren mit fürſtlichen Reitknechten: ich laſſe euch in Frieden, aber ſchreibt mir auch im Unterrichtsſachen nichts vor; laßt die Mägde binden und löſen, zu St. Andres, zu Sylveſter, wann ſie wollen, wenn ſie nur die Milch nicht überkochen laſſen und ſich ſonſt hübſch reinlich und ſauber halten. Ob meine Frau das Brod

Da hört man die Sonnenroſſe, wie ſie angeſchirrt werden! Da ſieht man's, wenn die erſten gelben Lichter über die dunkelblauen Wellen im Oſt wie von einem Wind heraufgetragen erſcheinen, das Meer geweckt wird aus nächtlichem Schlummer, dann ſich alles purpurn und violett und blau malt! Immer unruhiger jauchzt das Meer der Sonne, wie einem Bräutigam entgegen! Was Correggio, Guido, Raphael gemalt haben, ſieht man jetzt! Neptun, Jo und Jupiter und Europa! Tritonen! Alles bläſt und ſpritzt Waſſerſtrahlen über ſich her und auf Delphinen ſchwimmt ein Brautzug mit Blumen und flatternden Bändern! Nein, meine Herren und Damen, im Süden haben die Sonnenroſſe gar keine Eiſen an den Hufen. Nur hier, hier bei uns, hier wo ſie ihren feurigen Wagen über die traurigen Eisſchollen des Philiſterthums ſchleppen müſſen, hier, hier muß wol — die alte Weſterhofer Schmiede dran!

Hurrah! Das gab eine Erregung . . .

So konnte Onkel Levinus ſprechen, wenn durch ſein eigenes Philiſterthum der Genius hindurchbrach . . . Der Adel wußte, was er an dem Manne beſaß. Er drückte ihm aus, was zu beſitzen ihm Beruhigung gewährte, wenn man Schiller und Goethe ablehnt. Da waren ja Denken und Dichten, Wahrheit und Schönheit auch vertreten; wozu brauchte man die proteſtantiſche Welt? Auf Freiherrn Levinus von Hülleshoven war die ganze Provinz ſtolz; nur mußte er nicht von Rom, Griechenland und Jeruſalem gleich auch nach Abyſſinien und Cochinchina reiſen . . .

Deshalb kamen die Hörner gerade recht, die ein lustiges Jagdlied schmetterten . . .

Schon war das reiche Mahl fast zu Ende, schon war der heute so auffallend schweigsame Terschka in der Nothwendigkeit, auf Rom sowol, wie auf den Hufbeschlag der Pferde Rede zu stehen — hatte er doch alle Offiziere durch seine Kenntniß des letztern, wie die Damen durch seine Kenntniß des erstern oft genug gefesselt — als Püttmeyer endlich, endlich an sein Glas klopfte. Beim fortgesetzten Gefülltwerden desselben hatte er bemerkt, daß seine Sinne plötzlich zu schwindeln anfingen und der Augenblick zu kommen drohte, wo der Mensch von Einsicht erkennt, daß er keinen Toast mehr bringen soll . . .

Allgemeines Bravo und Klopfen an die Gläser . . .

Püttmeyer steht auf . . . Es war ein Moment, wo ihm der Boden unter den Füßen wankte. Hinter einem Transparent im Dunkeln hatte er stundenlang sprechen können — jetzt aber mußte er seinen ganzen Menschen aufbieten, um sich zu behaupten. Danken wollte er für das ihm gebrachte Hoch, wollte wiederum, wie sich's erwarten ließ, seiner Philosophie eine anerkennende Zukunft prophezeien . . . Armgart sah durch ihre in Thränennebeln flimmernden Augen hindurch die sonnenbeschienene Warte des Geyersels, von der Angelika Müller einst in einer schönern Stunde gesprochen: Da möchte man predigen! . . . Schon war Püttmeyer's: Hochzuverehrende Damen und Herren! über seine Lippen, die etwas im Tone Schnuphase's sprachen; schon hatte er wiederum zum Beginn seiner eigenen Ver-

herrlichung gelegenheitsgemäß gesagt: „Wie aus dem Wald, in welchem die edle Waidmannskunst vor wenigen Stunden, bald zum letzten mal ehe die Art des Holzschlägers die alten Stämme niederlegen wird, ihr fröhliches Jagen erschallen ließ, in kurzer Zeit sich die Grundlagen einer jener Eisenstraßen erheben werden, welche das Gaslicht der Aufklärung auch endlich in unser Land, in das Land der Böotier"; — — und schon war nach dem stürmischen Jubel auf dies ironische Sichselbstverspotten durch ein Stichwort, mit dem die fragliche Provinz nicht selten bezeichnet wurde, und nach dem Wehen der Damentaschentücher, die in diesem Augenblick zu Kriegsfahnen wurden für den neueröffneten Kreuzzug gegen Ketzer- und Beamtenthum — Püttmeyer im Begriff, seinem „einsamen Denkstein" und seinem: „Heureka!" auch vor den Männern eine genugthuunggebende Zukunft zu verheißen, als — die Lacerte am Riedbruch auch in diesem Augenblick wieder dahinhuschte, wieder eine Dame aufsprang, wieder wie zur Flucht, und wieder Lucinde, die schon Allbeobachtete, nach der Thür suchte . . .

Diesmal war aber die Störung nur das Signal eines allgemeinen Aufbruchs . . .

Im Saal waren die Fenster nicht verhängt gewesen. Durch eine große dreigetheilte Balconthür hindurch hatte man einen erschreckenden Anblick . . .

Feuer! riefen schon draußen Stimmen zu gleicher Zeit . . . Feuer! wiederholte man von den Corridoren . . . Ein Nordlicht ist's! rief Jemand im Saale, zur Beruhi-

aung auffordernd ... Der glührothe Schein konnte nur einem Brande angehören ...

Eine Weile Todtenstille ... Der Schein war im Süden ...

In Witebern ist's! riefen die einen ...

In Heiligenkreuz! die andern ...

Auf Westerhof! schrie Armgart und stürzte wie aus einem Traum erwachend, der den Tag über dumpf auf ihr gelegen, und mit fanatischer Erregung zur Thür hinaus ...

Die Rede und der Abend waren zu Ende. Püttmeyer stand an der Tafel, wie ein kalt gewordenes Gericht und konnte sich nicht finden. Es war ihm, als wäre ihm plötzlich auch sein eigener Verstand so davon- und zur Thür hinausgelaufen ...

Die Beruhigungen des Wirthes und der Diener konnten Niemanden mehr zurückhalten ...

Ein breiter glührother Schein blieb quer über dem schneebedeckten Rücken eines Tannenwaldes liegen ...

Am Zittern des Scheins sah man, daß die Flamme vom Winde bewegt wurde. Bald war der Schein stärker, bald schwächer; die Bewegung kam, wie in regelmäßigen Pulsschlägen. So unheimlich sah es sich an, daß die Frauen schon die Erscheinung fühlten, wie wenn die intermittirende Bewegung vom eigenen Herzen kam ...

Die Phantasie der einen machte sich durch Aufschrei Luft, die andern gingen wie in der Irre. Jede Natur, mochte sie sich eben auch ganz in der Beherrschung gegeben haben, die Bildung und Ueberbildung mit sich

bringen, warf jetzt die Feſſeln ab. Die ſchweigſamſte wurde beredt, die lauteſte verſtummte. Schluchzen hörte man, Troſtworte . . . Alle aber riefen: Die arme Gräfin Paula! Und ſie hat es vorausgeſehen! . . . Levinus, Armgart, Terſchka und Thiebold waren ſchon verſchwunden . . .

Noch ehe diejenigen, die auf das obere Stockwerk und das Dach geeilt waren, zurückkehrten und die Nachricht brachten, es ſchiene in der That entweder das Schloß Weſterhof oder die Liborikirche oder das Stift Heiligenkreuz zu brennen, war der Saal entleert . . .

Im Hof drängte ſich ein Gewühl kaum zum Durchkommen . . . Die Pferde, die Spritzen wurden aus den Ställen und Remiſen gezogen . . .

Viele Herren, ſelbſt Fräulein von Merwig ſetzten ſich auf eine der Spritzen, um nur raſch an Ort und Stelle zu kommen . . .

Dabei fehlten die Diener, die Jäger, die Mägde. Viele hatte ſchon der magiſche Reiz, den jede Feuersbrunſt ausübt, angezogen, trotz der ernſten Warnung des Grafen, die Jedem verbot ſich ohne Erlaubniß zu entfernen . . .

Frau von Sicking war unter allen die verlaſſenſte . . . Doch war ihr Beſitzthum glücklicherweiſe nicht genannt worden . . . Sie ließ ſich von Jedem, der noch nicht im Beſitz ſeiner Pelze, Mäntel, Fußſäcke war, Bericht erſtatten von der geſtrigen Viſion Paula's und ſah ſich zuletzt nach ihrer bei alledem doch faſt zu auffallend ſchreckhaften Begleiterin um . . . Wo iſt mein Fräulein? rief ſie . . .

Ein Jäger ſagte, das Fräulein wäre wie ein an-

geſchoſſener Vogel geweſen und plötzlich verſchwunden . . . Man ſuchte ſie . . . Lucinde war nicht zu finden . . .

Mit Verdruß über „dieſe doch merkwürdigen Sonderbarkeiten“, aber mit intereſſanten Thatſachen für ihre weitverzweigte Correſpondenz bereichert, fuhr Frau von Sicking allein nach Hauſe.

## 17.

Friede! . . . Linder, ſanfter, himmliſcher Friede! . . .

Du, der du Stirnen kühlſt, die noch vom Kampf des Lebens erglühen, lindernden Balſam träufelſt auf Herzen voll Kummer — deine heiligſten Tempel baut dir Mutter Natur!

Doch du ſegneſt auch jedes beſcheidene Dach, wo das Echo des ſchallenden Marktes verhallt, wo nur der Pendelſchlag der Uhr — fernklingendes Schärfen der Sichel Saturn's! — uns in die grünen Matten verſetzt, in die zeit- die raumloſen, die Paula's geſchloſſenes Auge erblickt! Segneſt dem ermüdeten Wanderer ſein Lager mitten auf Landſtraßen! Segneſt dem zum Tod ermatteten Krieger noch am Abend der verlorenen Schlacht, unbekümmert um des Siegers Ueberfall, mitten auf dem Weg ſeiner Triumphe, die Schlummerſtätte! Zahllos ſind die Wohnungen des Friedens auch noch auf dieſer ſtreitbewegten Erde . . .

Traulicher jedoch ſpinnt ſich nicht die Spinne in ihr Netz, als es die Liebe verſteht. Glückliche, die erlaubte Liebe, die ſieht ſich noch zuweilen um und beobachtet die

Welt, ob ſie auch bei ſo viel Glück noch ſteht, beobachtet die Menſchen, ob ſie auch neidiſch ſind . . . Aber die ungeſtandene, die verſchwiegene Liebe hat Ohr und Auge verloren . . . Sind da Sterne vom Himmel gefallen, ſind Thürme eingeſtürzt, war ein Erdbeben — indeſſen der Lampe milder Schimmer das Antlitz der Geliebteſten beſchien, indeſſen die Weiße ihrer Hand wetteifernd mit den Spitzen, an denen ſie ſtickte, glänzte? Das Ohr hörte nichts. Schwirrte ein Käfer in ihrer Nähe, fiel eine zierliche Rolle aus ihrem Nähtiſch zu Boden — das waren Weltbegebenheiten . . .

So in traulicher Stille und Verlorenheit der Gedanken ſaß Bonaventura in dieſen Stunden bei Paula . . .

Nicht allein waren ſie heute — Tante Benigna kehrte beiden im grünen Zimmer den Rücken und ſchrieb und las an einem geöffneten Schreibbureau . . .

Sollte Armgart wirklich zur Jagd ſein? Und: Wenn nur kein Unglück geſchieht! . . .

Das waren die beiden einzigen Worte, die, viertelſtündlich wiederholt, die Liebenden ſtörten . . .

Bonaventura hatte ſeit vorgeſtern Abend den Weg zur Erde nicht mehr zurückfinden können. Er ſchwebte in Lüften. Verpflichtungen gab es nach allen Seiten hin, nach Schloß Neuhof zur Mutter, nach Himmelpfort zu Klingsohr, Briefe und geſchäftliche Mahnungen drängten, auch Müllenhoff's, ſeines polternden Wirthes Zumuthungen; Sorge drückte ihn um Benno, auf deſſen dunkles Leben der Brief des Onkels ſo ſeltſam neue Streiflichter hatte fallen laſſen, auch ein längſt bezweckter längerer Beſuch bei Hedemann, alles das drängte auf ihn ein —

aber er entſchied ſich für nichts, er entſchloß ſich zu nichts, es zog ihn nach Westerhof . . .

Geſtern gegen Mittag hatte Paula die Viſion von den Flammen gehabt . . . Er ſah und hörte ihr angſtvolles Ringen mit der unheimlichen Anſchauung und mußte ſie, da ſie der Ruhe bedurfte, verlaſſen, gefoltert von den Bildern, die Paula ſah. Es waren Bilder des Brandes und der Zerſtörung. Es waren Bilder, die ihn an ſeine Beichtgeheimniſſe, ſeine ſtummen ſchweren Bürden, erinnerten — Bürden, deren er ſich nicht entledigen durfte ohne andere anzuklagen . . . Sprechen durfte er wol: Terſchka iſt mir verdächtig! Oder: Wenn Rück etwas im Schilde führte! . . . Aber das war auch alles . . . mehr zu ſagen war ihm nicht erlaubt; denn bei genauerm Hinweis wußte jeder ſogleich, er ſtellte Beichtbekenntniſſe bloß . . .

Der Tag war ſo öde hingegangen, ſo einſam . . . Sein Herz klopfte . . . Wem ſollte er ſich vertrauen? Bei wem Beruhigung ſuchen! . . . Ziemten ſeine Empfindungen dem Prieſterherzen? . . . Und hätte er ſich vielleicht auch zu Benno, der ſelber litt, ausſprechen dürfen, er räumte dem Stifter des Cölibats, Gregor VII. ein, daß kein Gefühl uns in der That mit größerm Egoismus erfüllt, als die Liebe . . . Doch, ſetzte er hinzu, vielleicht nur die ringende, die kämpfende, nicht die glückliche Liebe . . . Auf ſeinem Zimmer ſchloß er ſich ein und las in ſeinen mitgebrachten Büchern erſt im Auguſtinus, dann in ſeiner geliebten „Trutz Nachtigall", ſchrieb auch ſelbſt in ſein „Sünden-Brevier", wie er ein kleines Büchlein ſeiner geheimſten Gedanken nannte:

Ich kann es nicht ſagen — was jeder doch weiß!
Ich kann es nicht tragen — und trag's doch ſo heiß!
Ich kann es nicht finden — was überall liegt!
Ich kann es nicht binden — und hab's doch beſiegt!
Ihr Sterne behütet's? Das dank' ich euch nicht!
Dich ſcheu' ich, o Mond, der ſein Schweigen nicht bricht!
O Sonne, o Sonne! Mit ſtrahlender Miene
Sag' du es der Welt, welcher Königin ich diene!

So im Lied ſich tröſtend und erhebend, voll Ahnung in den Frühling ſich verſetzend, in Wonneſchauern ſchon die erſte Lerche ſehend, die im Felde aufſteigt, wirbelt, immer höher und höher ſich ſchwingt, ſchrieb er:

Lerche, ſchwebſt im blauen Feld,
Willſt den Himmel bringen?
Iſt's dein Ton, der ſo dich hält?
Trägt dich ſo dein Singen?

Vöglein, Vöglein, wüßteſt du,
Wie beim ſtillen Wandern
Durch die grüne Sonntagsruh'
Du veranſteigſt andern —

Wie in deinen Jubel ſich
Andrer Jubel miſchen,
Sich in deinem Sangesſtrich
Mit im Blau erfriſchen —

Folgend deinem Schwebeflug
Hoch und höher ſteigen —
Droben würdeſt bald genug
Du als Stern dich zeigen!

Es kamen Briefe aus ſeinem Kapitel ... Es kamen Anfragen, ob er nicht eine Miſſion nach Wien überneh-

auf den Rücken oder den Bauch legt, das soll das Wenigste seyn, was ich ihr nachtrage, wenn es nur gut gebacken ist und es nach dem Bäckersprüchwort nicht heißen darf, ich hätte sie durchgejagt, weil es nämlich abgebacken ist. Nein, ein Hochwürdiges Consistorium möge mir verzeihen, daß ich hiermit nach reiflichem Erwägen meine Weigerung erkläre, dem Rundschreiben eines Hochwürdigen Consistoriums die gewünschte Folge zu geben.

A. G. Blasedow,
Pfarrer in Kleinbethlehem.

Nachdem wir nun den Inhalt dieses aussätzigen Briefes kennen, wollen wir unsere Verwunderung nicht verschweigen, daß es zehn Uhr Nachts geworden ist, daß Weib und Kinder mit großem Spectakel zu Bette gingen und Niemand dachte, dem Hausherrn eine Einladung zum Essen zu schicken. So sehen wir, daß die Lebensglocke im Pfarrhaus schon lange einen tiefen Riß und nicht einmal mehr so viel Klang hat, daß sie ihm zum Essen läuten kann. Die Herzen und Empfindungen in dem Hause waren schon untereinander geworfen, wie in einer Polterkammer. Jedes war froh, in seinem Winkel nicht gestört zu werden. Wäre hier jede Persönlichkeit, jeder Anspruch ein Instrument gewesen, welch' eine Disharmonie würde das gegeben haben! Auch die Kinder paßten wie Milch und Obst zusammen, eine Mischung freilich, die Kinder oft in ihrem Magen zu vereinigen wissen. Ja, Gertrud, so eine gute Frau sie war, so reinlich sie ihre Kinder zweiter Ehe hielt, so viel sie an ihnen wusch und rieb und ihnen nach hohen Festtagen, wo gewöhnlich die Mägen gereinigt werden mußten, Rhabarber eingab, ja, selbst Gertrud hatte noch ein kleines verstecktes Interesse gegen diese Kinder,

men wollte zur Begrüßung des dort erwarteten Cardinals Ceccone . . . ob er auch seine Stimme mitgäbe zu diesem Protest und zu jenem Begehren . . . Es kamen Müllenhoff's Exercitien und — die lächerlichste Scene von der Welt — denn schon wieder hatte man dem Pfarrer von Sanct-Liberi einen Streich gespielt, schon wieder ein Neugeborenes an seiner Thür ausgesetzt, diesmal ein Lebendiges sogar, nur kein Kind, sondern ein frischgeworfenes Kätzchen, das mit einem Häubchen und wie ein Wickelkind eingeschlagen und befestigt bei erster Morgenfrühe in einem Korb vor seiner Hausthür wehwinselte . . . In dem darob entstandenen Lärmen erst erfuhr Bonaventura, daß diese Verspottung bereits ähnlich neulich vorgekommen. Er suchte den Pfarrer zu trösten, der diesmal kleinsilbig wurde und das Toben und Androhen mit den Gerichten der Kathrein, dem alten Tübbicke und den Hausangehörigen verwies . . . Dabei versicherte Tübbicke aufs bestimmteste: Es ist nicht die Schneling! . . . Bonaventura erfuhr, daß man für diese Streiche eine Hebamme im Verdacht hatte, die Müllenhoff öffentlich des „Teufels Großmutter" genannt haben sollte . . .

O brächte doch der Cardinal Ceccone, stöhnte Müllenhoff, seinen Zorn mit einem Stück harten Schinkens beim Frühstück hinunterwürgend, o brächte er doch eine großmächtige Kette von einigen hundert Meilen im Umfang, daß man unsere deutsche Wildniß wieder an Roms Gesetz und Regel binden könnte! Nein! Frau von Sicking sagte mir gestern, und eine junge Dame, die soeben aus der Residenz des Kirchenfürsten bei ihr eingetroffen

iſt, beſtätigt mir's, daß die Curie Sie entſenden will, Hochgeehrteſter, den Cardinal zu begrüßen — nein, Sie werden einer ſolchen Ehre und Gelegenheit, bald Biſchof in partibus, mindeſtens Weihbiſchof zu werden, nicht ausweichen! Die ganze germaniſche Kirchenprovinz bittet für Sie trotz Ihrer Jugend um das Pallium, wenn Sie ihr erwirken: Petri beide Schwerter! Oder wenn nur das eine, doch dies auf beiden Seiten geſchliffen! . . . Daran reihten ſich einfach, wie der Pfeffer zum Schinken, in Müllenhoff's Reform: Biſchofsrecht über jedes Amt in Schule und Kirche! Keine Stelle vergeben, wenn nicht durch die Hirten Chriſti! Kein Amt, keine Pfründe, keine Strafe, keine Belohnung mehr aus weltlicher Hand! Keine Berufung mehr auf weltliches Geſetz! Wer innerhalb der Kirche wagt, weltliches Geſetz gegen Geiſtliche anzurufen, excommunicirt! Prieſter ſind jetzt ſchon zu erziehen von Kindesbeinen an, damit hernach kein Mangel iſt! Religion auf keiner Schule mehr, als durch uns! Kein Placet, kein Tranſeat, kein Cabinetszaß für den Willen Roms! Gottesdienſt überall, im Tempel und im Freien: Congregationen, Bruder- und Schweſterſchaften nach Bedürfniß! Klöſter mit ganzer und halber Regel! Selbſtbeſchauung, wer nur Luſt hat, ſich, ſei's als Eremit allein, im Spiegel ſeiner Nacktheit zu erblicken oder im Bund mit andern in den Exercitien! Verkehr zwiſchen Rom und jeder Hütte von Baumzweigen, „wo nur ein ſtümpernder Sanct-Antonius oder Sanct-Hieronymus" beten will! Jeder Heller endlich, der der Kirche gehört, nur von unſerer eigenen Regula de Tri verrechnet! . . .

Alles das tobte die Verzweiflung aus, daß er Mutter Schmeling nicht sogleich unter den Hexenhammer einer geheimen, sicher wirkenden Inquisition bringen konnte . . .

Unter den Zeitungen, Briefen, Visitenkarten, die Renate geschickt hatte, fiel Bonaventura die Traueranzeige über den Tod Hendrika Tekring's auf. Er widmete ihrem Andenken die innigste Theilnahme. Er vergegenwärtigte sich die Wirkungen dieses Schicksalsschlags, der das Kattendyk'sche Haus betraf. Schon so frei, schon so entfesselt von seinen frühern Anschauungen war er, daß er sich sagte: Also ein Zeugniß für die Liebe weniger in der Welt' . . . Von Lucindens Nähe hatte er keine Ahnung . . .

In Witoborn fand er um Mittag alles von der Jagd erfüllt und von den Nachrichten, die schon über den Landrath eingelaufen waren . . . Er selbst mußte sich geistlichen Aufträgen widmen und konnte deshalb auch nicht zum Kloster Himmelpfort, so gern er wollte . . . Dann mußte er jedenfalls die in Westerhof heute so verlassenen Damen besuchen . . . Onkel Levinus und Terschka konnten möglicherweise erst spät Abends zurückkehren . . . Gegen vier Uhr fand er Westerhof einsam und still . . . Die Dienerschaft war größtentheils zur Jagd . . . Die Beamten sogar feierten — sie wohnten ringsum zerstreut in den entlegneren Wirthschaftsgebäuden . . . Zwei Diener waren daheim geblieben und Dionysius Schneid war seines Ungeschicks wegen kaum zu rechnen . . . Nur an weiblichem Personal war kein Mangel . . Er hörte sogleich, daß Paula heute wieder wohler war . . .

Wie immer mußte er sich erst Bahn brechen durch Hülfebegehrende, die sich auch von ihm die geistliche Segnung, die er im Vorübergehen spendete, nicht entgehen ließen . . .

Jetzt erst — zweimal vierundzwanzig Stunden nach der Frage: Und wenn nun doch noch die Urkunde gefunden würde — und wenn man dann verlangen würde, daß Sie das Opfer brächten, die Hand des Grafen Hugo zu nehmen? . . . sahen sich die Liebenden wieder . . .

Paula's Antwort lag in den stummen Gegenfragen der Begrüßung: Und jetzt erst seh' ich dich wieder? Ist denn noch alles so, wie an jenem Abend? War es kein Traum? Hältst du Wort, Wort dir selbst und mir? . . . Deutlich sprachen dies die ersten Grüße; doch mildernd und kämpfend mußte sich Tante Benigna's Nähe einmischen, ja Bonaventura's eigner Anblick. Der Gruß, einem Geistlichen, den die Kirche gezeichnet hat, dargebracht, verstand sich so von selbst zur Entsagung . . . Sofort fiel eine süße Bangigkeit auf Paula's Herz und auch in Bonaventura's Zügen schmolz sein erstes frohes Lächeln zum mildesten Ernst . . . Grade aber auch heute mußte die Tante nichts unterlassen, was den Eindruck der Würde eines Priesters mehrte und seine Erscheinung mit allen Glorien der Heiligkeit umgab . . .

Sie begann bald die Nähe Monika's und Ulrich's von Hüllesboven einzugestehen . . .

Jene hatte an sie selbst geschrieben und der heute so stille Abend war bestimmt, ihr zu antworten . . .

Von Ulrich lag ein Brief an seinen Bruder vor . . .

Benigna durfte alles an Onkel Levinus Gerichtete öffnen ... es war ſchon vorgekommen, daß ein vortheilhafter Verkauf — von Schweinen, der Hauptbranche dortiger Viehzucht, verſäumt worden war, weil Onkel Levinus einen Brief nicht erbrach, den er für die Abfertigung eines Recenſenten hielt, mit dem er über alte römiſche Helme in Streit gerathen war ...

In dieſen Briefen wurden an Schweſter und Bruder die gleichen Anſprüche auf Armgart geſtellt ... Tante Benigna las Monika's Brief —

„Liebe Schweſter! Ich ſchreibe Dir im Vertrauen auf jene Verſicherung Eurer Verſöhnlichkeit, die Levinus der Gräfin Erdmuthe gegeben! Iſt es Euch genehm, ſo erſchein' ich auf Weſterhof. Armgart verläßt auf ein Jahr das Stift, begleitet mich nach Wien, Italien; ich laſſe ſie zurückkehren, wenn ihr der Aufenthalt im Stifte Vortheile bringt, die ſie nicht verſcherzen dürfte ... Wollt Ihr Ulrich den Vorzug laſſen, ſo kann ich Euch keine Beweiſe meiner größern Würdigkeit geben. Mein Herz kämpfte, ob ich nicht in einer längern Zuſchrift das Urtheil meines Kindes gewinnen ſollte; ich entſchied dagegen. Darf ich, wie ich war und wie ich bin, in Euerm Kreiſe erſcheinen und hab' ich Euern Beiſtand, daß die Erziehung einer Tochter der Mutter gebührt, und ſtellt ſich Armgart gehorſam und ergeben einem Auge dar, deſſen bei ihrem Anblick vielleicht ausbrechende Thränen ſie für keine Selbſtanklage zu halten berechtigt iſt, ſo hab' ich das Glück meines Lebens erreicht! Entſcheidet!"

Paula klagte dieſe Sprache der Kälte und des Hoch-

muths an ... Sie, die ſonſt ſo Gütige und Milde, ſagte:

Welche Selbſtzufriedenheit! Mir iſt's ein Wunder, wie nur immer Herr von Terſchka die Tante ſo rühmen kann ...

Bonaventura blickte nieder. Er durfte nichts von einer nähern Bekanntſchaft mit Monika aus dem Beichtſtuhl verrathen ... Doch ſtand ihm verſöhnend das Bild des Abſchieds vor Augen, den auch die Frau in ſilbernen Locken am Portal des Kapitels ihm gewinkt hatte, als Schnupphaſe ſeine Rede hielt ... Darauf hin ſprach er wie bekannt von ihr und ſagte:

Verbürgt ſich ſo denn Herr von Terſchka für ſie —?

Ueberſchwenglich ſpricht er von ihr —

Die Tante ſchwieg ... Sie hatte dieſe Neigung Terſchka's wohl bemerkt ... Und Bonaventura gedachte der Fragen, die Monika über die zweite Liebe einer Geſchiedenen an ihn gerichtet, aber auch des Vorzugs, den Armgart dem Fremdling zu geben ſchien und den er annahm — dieſer Zweideutige ...

Die ängſtliche Stille, die entſtand, auch in Bonaventura, der ſich ſagte: Das Leben eines katholiſchen Geiſtlichen iſt ſo ein ewiges Niederblicken! unterbrach Benigna durch die Vorleſung des Briefs von ihrem Schwager ...

„Lieber Bruder!" ſchrieb der Oberſt. „Die Grüße, die Dir im Herbſt ſchon Hedemann brachte, wiederhol' ich und bald ſoll, denk' ich, mein Handſchlag folgen! Ich wäre ſchon bei Euch geweſen, aber ich ſuchte auf Bergbau mein Heil zu gründen und erwartete etwas von Kocher am Fall ... Intereſſen reichen die Mittel nicht aus für Verſuche, die zuletzt ohne Lohn bleiben. So will ich denn nach Witoborn. Meine

Penſion iſt nicht groß, wir hatten keine Wunden zu taxiren; man hat in England noch immer das Syſtem, die Wunden zu meſſen: zwei Zoll tief — 5 Pfund mehr; drei Zoll tief — 10 Pfund; ganz kalt — dann allerdings werden Witwe und Kind gut bedacht. Ich komme leider heil — und geſund und muß mich tummeln. Monika wird mir hoffentlich meinen Frieden nicht ſtören, den ich für mein Herz längſt geſchloſſen habe. Ich bin in den Jahren, wo uns das Leben zuruft: Laß alles das der Jugend! Was ich noch Reſt von dieſer Jugend habe, das hatt' ich gern an Armgart gehängt; aber die glaubt, hör' ich mit Erſtaunen, der Mutter zu nahe zu treten, wenn ſie mir den Vorrang gibt! Nun hat ſie gar ein Gelübde gethan — — Seltſame Welt, deren Anſchauungen ich mich jenſeit des Meeres — entwöhnt habe! Als guter Soldat will ich einſtweilen den Waffenſtillſtand ehren, wenn er nach beiden Seiten hin aufrichtig gehalten wird. Empfiehl mich Schwägerin Benigna und dank' ihr in meinem Namen für alles Gute, was ſie Armgart erwieſen. Mein Sinn iſt, ſagt Ihr, Eigenſinn; ich kenne, was von uns Brüdern ich vom Vater, Du von der Mutter haſt. Zuletzt iſt aber das Leben ſo, daß wir, beim Zurückblicken auf unſer Rechtgehabthaben, doch mit Trauer an unſere Schwächen, beim Zurückblicken auf unſere Irrthümer, immerhin doch an unſere Kraft erinnert werden. In Frieden und guter Hoffnung!"

Benigna las dieſen Brief in einem Ton der Angſt und Sorge, der ſeinem ſo verſöhnlichen Inhalt widerſprach. Auch ſie war mit der Zeit ſo angeſteckt von der Krankhaftigkeit der ganzen Sphäre, in der ſie hier

lebte, daß sie ihre eigene resolute Weise verloren hatte und sie nur noch zuweilen bei aufloderndem Poltern geltend machte. So sicher und fest, wie in diesen beiden Briefen, war auf Westerhof lange nicht gesprochen worden.

Paula, gedenkend des neulichen Abends, wo Armgart den an Terschka gerichteten Brief ihrer Mutter zurückbehalten hatte, sagte mit derselben Zuversicht wie damals: Sie versöhnen sich beide! Und Armgart hat es zur seligsten Jungfrau gelobt, daß auch sie nicht eher ruhen will! Die Sehnsucht beider nach ihrem Kinde wird das harte Eis der Herzen brechen! Was könnte noch dazwischen liegen? . . .

Der Vermuthung Armgart's, auch ihre Mutter liebe Terschka, hatte sie gleich anfangs nicht nachleben mögen; Armgart's neue Gedankengänge kannte sie nicht . . .

Sie war befremdet über Bonaventura's Schweigen . . . Diesem hatte freilich Monika von Ehescheidung und zweiter Liebe gesprochen . . .

Inzwischen sagte, Bonaventura's stillen Schmerzblick nicht beachtend, die Tante:

Ich schreibe beiden: Kommt und versucht Euer Heil! Armgart ist kein Kind, das sich regieren läßt! Ihre Stellung auch im Stift macht sie selbständig . . .

So und ähnlich schrieb sie fort und ließ dem Flüstergespräch der beiden Liebenden Raum . . . Freilich blieb Bonaventura — ein Priester und Paula — eine Leidende . . . Wie die zarte Gestalt, die Künstlerhand aus Alabaster schuf, nur mit äußerster Vorsicht von prüfenden Händen berührt wird, so schonungsvoll mußte sich von selbst jedes Wort, jede Bewegung geben in Paula's Gegenwart . . . Der Athem eines so räthsel-

haften Mundes; der feuchte Glanz eines Auges, das so geisterhaft in die Ferne sehen konnte! . . . Wäre nicht das Gefühl gewesen: Risse ich dich mit mächtigem Arm an meine Brust und bedeckte deine Lippen mit Küssen, du würdest dem Leben angehören, das uns alle bindet, den Sinnen, die die Schranken unserer gemeinsamen Natur sind! — es hätte Bonaventura wohl bange werden dürfen in dieser unheimlichen, spukhaften Umstrickung von Fäden, die Geisterhände um Paula zu spinnen schienen . . . Oft erschrak er, wenn die sanften schwarzen Wimpern sich über die blauen Augen senkten und das unendlichste Behagen in den edlen Formen des jungen Mädchens ihre Neigung auszudrücken schien, sanft zu entschweben in jenes dunkle Zwischenland zwischen Wachen und Traum, zwischen Leben und Tod, jenes Land, das hier den Menschen das Jenseits erschien . . . Die weißen Hände sanken dann nieder in den Schoos . . . Das ganze Sein der Kranken schien Nahrung einzusaugen, die aus der Luft ihr zuströmte, ja aus Bonaventura's Athemzügen . . . Der unwiderstehlichste Reiz des Frauenthums, die hingegebene willenlose Schwäche, benahm ihm die Sinne . . . Wäre in der wahren Liebe nicht der Vorbau des Herzens immer mächtig, daß es sich sagte: Entweihe Deine Gottheit nicht! Laß sie rein und unberührt von deinen stürmischen Wünschen! Lege deine Schätze für noch seligere Zukunft zurück! — er würde sich nicht haben halten können, mit seinen Armen diese seltsame Welt — an sich zu ziehen und zu zwingen, sich zur Menschheit zu bekennen . . .

So kam ſchon die ſiebente Stunde . . . Tante Benigna ſchrieb immer noch und ſtörte die Liebenden nicht . . . Sie wußte — und ſie wußte nicht, ſie ſah — und ſie ſah nicht; ſie war ganz in den ihr unbewußten Feſſeln eines Idealanfluges, der, ob ſie auch beim „Aufarbeiten ihrer Reſter“ am Schreibbureau Gänſe, Enten, Schweine und Ochſen addirte, ſie doch dabei wie ins Paradies verſetzte, wo ja auch wildes und zahmes Gethier ſo fromm und heilig um den noch unberührten Baum der Erkenntniß wandelte . . .

Tiefe Stille . . . Nur die Tante ſagt viertelſtündlich:

Wo nur Armgart bleibt! . . . Wenn die Jagd nur kein Unglück bringt! . . .

Plötzlich fällt ein ſo ſeltſam heller Schein ins Zimmer . . . Die beſchlagenen Fenſterſcheiben klirren leiſe . . . Anfangs beachtet niemand den Schein und das Klirren . . . Jetzt dringt ein Geruch ins Zimmer, der ſelbſt der Tante, die an die Conſequenzen der Landwirthſchaft gewöhnt iſt, zu fremdartig vorkommen ſollte . . . Aber ſie nimmt Anſtand, dem Beſuch zu verrathen, worauf man im Landleben alles gerüſtet ſein müſſe . . . Sie ſchweigt und räth auf die Küche und das verbrannte Nachteſſen . . .

Nun aber wird der Schein zu licht . . .

Alle drei erheben ſich zu gleicher Zeit . . . Da hört man ſchon das Klirren von zerſpringenden Fenſterſcheiben . . . Das iſt Feuer! ruft die Tante und greift an den Klingelzug . . .

ja, ſogar gegen ſich ſelbſt, indem ſie dafür darbte und ſparte, nämlich ihren Sohn erſter Ehe, der ein Handwerk hatte lernen müſſen und gegenwärtig auf der Wanderſchaft war. Er wäre gerne nach der Schweiz und Paris gegangen, allein die Sayn-Sayn'ſche Diplomatie hatte ihm dorthin nicht den Paß viſiren wollen. Peter reiste ſomit jetzt in Ungarn und Siebenbürgen. Wenn ein Brief von ihm ankam, ſo küßte ſie ihn, ob Blaſedow gleich erklärte, er wäre durchſtochen und käme direct aus der Peſt her. Das legte ſie ihm als Liebloſigkeit aus und ſagte: „Mein Peter iſt viel zu rein gehalten, als daß er je die Peſt haben könnte, und überhaupt“— Wenn Blaſedow dies Ueberhaupt und was darauf folgte, hörte, ging er immer mit einem Blick gen Oben aus dem Wohnzimmer, welches auch allein das Sprechzimmer war.

Heute Nacht jedoch bemerkte der gefeſſelte Titan die Vernachläſſigung nicht einmal. Er hatte in dem Brief an das Conſiſtorium ſo gewaltig mit ſeiner Kette geklirrt, daß er ſich faſt wie frei vorkam und mit leuchtenden Blicken in ſein Bett ſtieg. Umjubelt und umlockt von den erträumten Wirkungen ſeines Briefes ſchlief er ein. Ja, er träumte früher, als er ſchlief. Das muß man nämlich können, wenn man gut und feſt ſchlafen will.

---

Schon ſtürzen die Mädchen den todtblaſſen Damen entgegen — ſprachlos . . . Statt ihrer ſpricht der in Blührothſchimmer getauchte Vorſaal . . .

Es brennt —?! wollte die Tante ausrufen . . . Der Ton erſtickte in ihrer angſtgeſchnürten Bruſt . . .

Doch ſchon war ſie hinaus . . .

Bonaventura hielt Paula . . . Die Mädchen hatten ſchon inzwiſchen geſagt, daß die Kapelle brenne . . .

Menſchenſtimmen . . . Rufen, Schreien . . . Das Laboratorium! hörte man. Das Archiv! . . . Zuſammenkrachendes Gebälk, eingeſchlagene Thüren . . . Bonaventura, halb bewußtlos, übergab Paula den Mädchen, um ſelbſt nach den Ausgängen des Schloſſes zu ſehen . . . Die Treppen waren ſteinern . . .

Im Hof entdeckte er eine mächtig lodernde Flamme, die aus der ſchon eingeſchlagenen Thür der Kapelle wie eine gierige Zunge nach Nahrung ſuchte . . . Noch ſchien ſich das Feuer auf das Innere der Kapelle zu beſchränken . . . Wer aber wußte, was ſchon drinnen zerſtört war! . . . Dem Archiv ſuchte man durch andere Zimmer beizukommen . . . Im Hof arbeitete mächtig eine der Spritzen, die ſich im Schloſſe befanden . . . Tante Benigna leitete ſie ſelbſt . . .

Noch aber fehlte es an Menſchen . . . Die Diener ſagten dem Domherrn, man ſpanne bereits an . . . Tante Benigna rief: Fahren Sie mit der Gräfin zum Stift!

Bonaventura kehrte zurück und ſorgte für die Zurüſtungen der Flucht . . .

Paula fand er gefaßter . . . Man eilte, nach Kleidern zu ſuchen . . . Bonaventura verſchloß ſchnell das

offen gebliebene Schreibbureau der Tante und ſteckte den Schlüſſel zu ſich . . .

Inzwiſchen mehrte ſich der Zuſtrom der Nachbarn, die eine Rieſenflamme jetzt nach außen hin hatten ausbrechen ſehen, eine Flamme, die ihren Weg von dem in Brand befindlichen Altartabernakel in der That zum Archiv ſuchte, dem ſich von außen nicht beikommen ließ, da die Fenſter vergittert waren . . . Der eine Flügel des Schloſſes ſchien verloren; ſchon machte ſich die Flamme durch das erſte und zweite Stockwerk Bahn . . .

Bonaventura verlor ſeine Geiſtesgegenwart nicht . . . Die wichtigſten Schränke ließ er ſich bezeichnen, ließ Silbergeräth packen und folgte den Weiſungen Paula's, die gerade jetzt in den ſeltſamſten Zuſtand gerieth . . . Nicht daß ſie ihr Bewußtſein verlor, aber wie eine Traumwandelnde ſchritt ſie dahin, wie eine Geiſterjungfrau, die zuletzt, falls ſie entfloh, auf einem Geſpann von geflügelten Drachen entſchweben mußte . . . Sie gab Weiſungen, Aufklärungen, wie eine Seherin im Sturm am Ufer des brauſenden Meeres . . . Fort! rief ſie . . . Die Kiſten! Die Schlüſſel hängen ja hier! Nehmt ſie doch! . . . Hier ſind die Bücher der Grundverſchreibungen! Da! Der Aufgang iſt frei! . . . Uebereilt nichts! Der Dachſtuhl brennt, aber an den Eckthürmen iſt alles von Stein! . . . Leert das Laboratorium von brennbaren Sachen! Der Bau iſt feuerfeſt! . . . Seht, der Waſſerſtrahl trifft ja mächtig! . . . Rettet nur das Archiv in den Keller! . . . Ha, der Mann! Seht den Mann! Folgt ihm nicht! Nein! Nein! Ein Balken ſtürzt! . . .

Niemand ſah einen Mann, den ſie von der Galerie des Hofes aus erblicken wollte . . . Indeſſen ertönte ein furchtbares Krachen im Innern . . . Nach innen mußte das zweite Stockwerk eingeſtürzt ſein . . . Die Flamme ſchlug ſchon oben zum Dach hinaus . . . Von den beiden Eckthürmen aus bekämpfte man ihr Weiterdringen durch die hinaufgezogenen Schläuche zweier Spritzen, die von unten her nur wenig hatten wirken können . . .

Dabei tönte die Schloßglocke hülferufend und mit herzzerreißender Eile ſchon ſeit einer Viertelſtunde von einem dritten der vier Eckthürme . . .

Paula lehnte jede Entfernung vom Schloſſe, jede Schonung ihrer ſelbſt ab . . . War es der entſchloſſene Beiſtand Bonaventura's, war es die Erregung des Augenblicks oder welche Geiſter ſtanden ihr zur Seite — ſie befehligte wie die Gebieterin des Ganzen . . . Sie war die Stammherrin der Torſte-Camphauſen, die Letzte ihres Geſchlechts . . . Mit leuchtenden Augen, beſchienen von Flammen, im erſtickenden Qualm des Rauches verlor ſie die Beſinnung nicht . . . Die Tante dagegen brach ſchon zuſammen . . . Wenigſtens bedachte ſie nur noch die Rettung des Kleinen und Einzelnen, während Paula im Ganzen lebte . . .

Menſchen waren nun endlich genug da, die Befehle gaben und befolgten . . . Schon fehlten die Spritzen aus Witoborn nicht . . . Gensdarmen kamen daher geſprengt . . . Man iſolirte das Feuer mit Erfolg . . . Ueber die Entſtehung ſchwankten die Meinungen . . . Die einen leiteten das Unglück aus dem Labora-

torium her, die andern aus einem Kohlentopf in der Kapelle, den vielleicht ein Andächtiger hatte stehen lassen ... Daß die Gräfin das Feuer schon gestern gesehen, war ein Wunder, wodurch die Anstrengung des Rettens, die Erhöhung der Stimmung gemehrt wurde ...

Bonaventura irrte in trüben Ahnungen und barg sich jetzt — vor Müllenhoff, der im Eifer angekommen war, aber seine Zunge nicht ruhen ließ, der Entrüstung Worte zu geben über Fräulein Benigna, die kaum ihn erblickend Besinnung gewann und geradezu ihn beschuldigte, die Ursache des Feuers zu sein ... denn ihm und seiner „Toilette" zu Liebe hätte man die Zahl der Vorhänge am Altar vermehrt, jene Sakristei hinter dem Altar improvisirt, ihm in dem engen Raum den seit Jahrhunderten dort verpönten Gebrauch von Licht gestattet ...

Den heftigen, ganz aus der geistlichen Sprache und Rücksicht fallenden Wortwechsel unterbrach die Ankunft eines Pikets Husaren aus Witoborn ... Man sperrte den Zudrang der Menschen, die von allen Richtungen herbeiströmten ... Nur wer sich ausweisen konnte, wurde jetzt noch über die kleine Brücke gelassen, die zu der Insel führte, auf welcher Westerhof lag ... Glücklicherweise war Windstille ... Die Funken flogen nicht an die nahen Wirthschaftsgebäude und Kornspeicher ...

Unter denen, die über die Brücke wollten, befand sich auch der allen wohlbekannte Bruder Hubertus ...

Er machte sich Bahn mit einer Gewalt, die unwiderstehlich war ...

Laßt mich, rief er den ansprengenden Reitern entgegen und keines Roßhufs achtend, drängte er zur

Brücke hinüber und ſtürmte in die Gefahr, die inzwiſchen nachließ . . .

Vorzugsweiſe war es jetzt, wie Paula ganz recht geſehen hatte, ein einziger Mann, der mit Anſtrengung, ja mit Lebensgefahr dem Umſichgreifen des Brandes Einhalt that . . . Es war dies jener Dionyſius Schneid, dem man anfangs vergebens gerufen hatte, der ſogleich die Pferde und den Wagen in den Wirthſchaftsgebäuden für Paula beſtellen ſollte, der ſich dort „eine Ewigkeit", wie die Angſt der Tante ein Dutzend mal ausrief, aufhielt, der aber auch jetzt beim Einreißen der Zwiſchenmauer, beim Abſperren der Flamme einen verdoppelten Eifer zeigte . . . Mit geſchwärztem Antlitz, plötzlich rothen Haars, das Niemand ſeit dem Finkenhof wieder an ihm geſehen, faß er in einer buntgeſtreiften Stalljacke mitten in der Verwüſtung des halb in Trümmern liegenden Flügels zwiſchen den beiden Thürmen, hob die Axt, zertrümmerte glühende Balken, um deren Zündkraft zu mildern, in kleinere Stücke, und arbeitete faſt mit Wildheit allen andern zuvor, die ſein Beiſpiel ermunterte . . .

Hubertus kam mit dem Namen: Schneid! auf den Lippen. Wie mußte er erſtaunen, als man ihm auf dieſen Namen den Diener zeigte, der hoch im qualmenden Gebälk ſaß, die blinkende Axt in der Hand . . .

Unmöglich! entgegnete er . . .

Doch! Doch! rief man ihm zu und bezeugte ſeine Anerkennung über die Entſchloſſenheit des ſonſt ſo trägen Dieners . . .

Im Hof war ein Gedräng und kaum zum Hindurchkommen . . . Eimer, Spritzen, geborgene Geräthſchaften bildeten ſchon einen hohen Haufen, über den die Menſchen hinwegklettern mußten . . . Den Mönch, den die zuweilen noch aufzuckenden blauen Flammen am waſſertriefenden Gebälk in ſeinen allbekannten Todtenkopfzügen beleuchteten, würde man nicht geduldet haben, hätte man nicht gewußt, daß der rieſenſtarke Greis es liebte, in ſolchen Fällen ſich nützlich zu machen . . . Schon hatte er, immer den in der qualmenden Zerſtörung ſitzenden Schneid im Auge, von den Gensdarmen einen Eimer zugereicht erhalten, um Waſſer zu holen aus dem glücklicherweiſe im Thauen begriffenen Teich, der die Inſel bildete . . . Schon war ſein unwillkürliches Erbeben vor der Anrede durch die Beigeordneten des Landraths die Urſache, daß Hubertus mechaniſch Folge leiſten wollte, als ein noch einmal auf die Stätte der Zerſtörung im obern Stock geworfener Blick ihm eine plötzliche Gefahr zeigte, in die der Diener des Hauſes gerieth . . . Sein eigener Zuruf erſtickte ſchon in dem allgemeinen Geſchrei: Er ſtürzt! Eine Leiter! Er iſt verloren! . . .

Der ſchwarzberußte Menſch, der wie ein Gnom der Unterwelt durch Feuer und Rauch ſich den Weg zu bahnen ſuchte, wollte ſich vor einem drohenden Mauerſturz vom Dache retten, ſprang auf ein verkohltes Sparrenwerk, das unter ihm zuſammenbrach, ſtürzte tiefer und tiefer und ſchwebte zuletzt mit ſeinen Füßen, die ohne Halt im Leeren taſteten, über einem Abgrund, in den er unfehlbar hinunterſtürzen mußte, da ſich ſeine Hände nur am glühenden Stumpf eines Balkens halten

konnten . . . Eine Leiter war nirgend anzulegen . . . Eine Minute noch — und unfehlbar fiel Schneid aus dem zweiten Stockwerk auf Steingeröll und Balken mit zerſchmettertem Schädel nieder . . .

Doch nur eine Secunde der Rathloſigkeit, wo man die Leiter anbringen ſollte, die an ſechszig Stufen zählte und hin- und herſchwankte vor der Macht ihres Gewichts, da ſchon ſtand Hubertus und rief: Hinauf! Wer ſteigt hinauf? . . .

In ſeinen knöchernen Armen hielt er die Leiter, daß ſie frei ſchwebend ſtand wie gelehnt an eine Mauer . . .

Klettert hinauf! rief er wiederholt und immer dringender redete er den Ablehnenden zu . . . Habt keine Furcht! bedeutete er die, die die Leiter, ſo nur frei in der Luft gehalten, zu beſteigen zögerten . . .

Endlich wagte es Einer der Feuerleute aus Witoborn . . . Schon berührten die Füße des in der Luft Hängenden die obere Sproſſe der Leiter — er würde ſich nicht haben halten können ohne einen Arm, der ihn umfing . . . So kletterte der Mann an der aus freier Hand gehaltenen Leiter empor . . . Wie eine Gerte bog ſie ſich, je höher er kam . . . Hubertus ſtemmte ſich aber feſt wie ein Athlet und balancirte die ungeheuere Wucht . . . Hülfe, die hinzukam, ſtieß er zurück mit dem Ruf: Gleichgewicht! — Das — kann nur Einer! — Mit den Zähnen knirſchte er zum Zeichen ſeiner äußerſten Anſtrengung . . .

Der Arbeiter war jetzt oben . . . Er ergriff den ſchon Sinkenden, deſſen Hände verbrannt ſein mußten . . . Jetzt zog er ihn zu ſich herüber auf die Leiter . . .

Dieſe, vom doppelten Gewicht überlaſtet, bog ſich . . . Ein Schrei des Entſetzens unter allen Umſtehenden, von denen einige hinzuſprangen, um Hubertus wiederum zu unterſtützen . . . Doch „Zurück"! rief er ihnen allen aufs neue entgegen und klemmte die Leiter zwiſchen ſeine beiden Kniee, die Arme in der fünften und ſechsten Sproſſe eingeſchlungen, ſodaß er die gewaltige Laſt nur wie eine vom Sturm bedrohte ſchwanke Fahnenſtange hielt . . .

Der Arbeiter ſtieg nieder und brachte den Ohnmächtigen glücklich zu Boden . . .

Je näher dem Mönche Jean Picard kam, je näher ihm der Anblick des Armes möglich wurde, auf dem er das verhängnißvolle Zeichen der Erkennung ſuchte, deſto ſchwacher wurde die Kraft des Bruders, deſſen Kutte hie und da an den noch brennenden Trümmern ſchon verſengte . . . Nun ließ er das Hinzukommen anderer geſchehen . . . Als der Arbeiter mit dem Geretteten auf unterſter Sproſſe ſtand, ſank die Leiter in die Hände der Uebrigen . . .

Hubertus holte einige Augenblicke Athem, hörte mit lächelndem Kopfnicken die bewundernden Beifallsäußerungen der Umſtehenden und folgte dem Arbeiter, der den Bewußtloſen weg von der Brandſtätte trug . . .

Dieſem bot man jetzt Hülfe, Erquickung, ein Lager in dem andern Flügel des Schloſſes . . .

Hubertus aber ſagte zu dem Träger:

„Laßt das alles, Landsmann! . . . Ich trag' ihn ſchon ſelbſt weiter! . . . Mit Brandwunden weiß ich umzugehen! . . .

Damit nahm er den Ohnmächtigen und trug ihn

aus dem Gewühl und ganz aus dem Schloß hinaus in das inzwiſchen aufs neue und immer mächtiger vom Menſchenſtrom belebte Dunkel der Nacht . . .

Während jetzt ſchon von allen Thürmen auf Meilen umher die Feuerglocken rieſen, kamen auch die Theilnehmer der Jagd an . . . Terſchka voraus auf einem leichten Wagen . . . Thiebold . . . der Onkel . . . Auch von Witoborn kamen Benno und Hedemann . . .

Armgart machte ſich Bahn durch alle . . . Paula's hohe Entſchloſſenheit und muthvolle Haltung hörte erſt auf, als ſie in die Arme ihrer weinenden Freundin ſinken konnte . . .

Bonaventura ſtand voll Rührung und ſprach, als die Gefahr vorüber ſchien, mit zitternder — tiefahnungsbanger Stimme ein Dankgebet, in das alle Naheſtehenden mit entblößten Häuptern einſtimmten . . .

Die Thurmuhren ſchlugen zehn . . . Jedes ſagte: Wenigſtens noch ein Glück, daß der Unfall ſo zeitig ausbrach . . .

Wächter wurden für die Nacht beſtellt . . . Allmählich wurde alles ſtiller . . . Die Gruppen löſten ſich auf . . . Man zerſtreute ſich . . .

Auch die Schloßbewohner bedurften der Ruhe . . .

Onkel Levinus fand ſich leicht in neue Thatſachen, die er gedruckt las, ſchwerer in ſolche, die er ſelbſt erlebte . . . Er hatte mehr als ſonſt gewohnt dem Rebenſafte zugeſprochen, auch auf der Jagd ſelbſt ſchon manche Herzſtärkung genommen . . . Um ſich zu finden und im Nichtzuändernden zu orientiren irrte er mit einem offenen Lichte ſo lange im Schloſſe auf und ab,

bis ihn die Wächter aufmerksam machten, er könnte leicht den Brand aufs neue entzünden . . .

Armgart flüchtete auf ihr Zimmer wie ein verstörter Geist . . .

Terschka, dem man kaum die Anwesenheit des Mönchs Hubertus und dessen gewaltige That erzählt hatte, als er auch schon in seine unversehrt gebliebene Wohnung entschlüpfte, schien am längsten zu wachen . . . Das Licht an seinen Fenstern erlosch erst nach Mitternacht . . .

Bonaventura war mit Benno, Thiebold, Hedemann und Müllenhoff zu Fuß gegangen . . .

Endlich breitete die stille Nacht über das Gemälde des Schreckens ihre dunkeln Schwingen . . .

Schauerlich ist es, wenn nach solchen Begebnissen auf einsamem Lager der Schlummerlose das Krähen des Hahnes so laut und hell und wohlgemuth hört, wie zu aller Zeit, und doch sich sagen muß: Der anbrechende Morgen zeigt das Neue in seiner ganzen folgenschweren Größe . . .

## Viertes Kapitel.

### Die Mohrentaufe.

Die übrigen Hausbewohner ſchliefen nicht ſo feſt. Sie hatten die Menagerie, welche in dem Wirthshauſe eingekehrt war, zwar nicht ſehen können, aber doch gehört und hörten ſie die ganze Nacht hindurch. Die afrikaniſche Wildniß war in Kleinbethlehem losgelaſſen. Löwen brüllten, Tiger gähnten, mancher Affe und Papagey fiel mit einem Schrei von ſeinem Stege herunter, durch Träume geängſtigt. Dieſe Nacht war im ganzen Dorf eine ſchlafloſe.

Als nun etwa um Mitternacht einige ſehr heftige Stöße an der Thüre der Pfarrwohnung erfolgten, konnten Knechte und Mägde ſie ſogleich hören und zitterten vor Schreck. Das Pochen und Rufen um Oeffnung verſtärkte ſich. Gertrud fuhr aus dem erſten Schlafe hervor und dachte ſchon, Peter wäre aus Ungarn zurückgekommen. Dieſe Vorſtellung hinderte ſie, an Böſes zu denken. Sie ſchlug Licht an und rief ein Mal über das andere: „Sogleich!“ Ihren Nachtrock übergeworfen, ſchob ſie die Riegel von der Hausthüre zurück und fragte, ehe ſie aufſchloß, wer da wäre?

## 18.

Frau Schmeling, jenes Mütterchen, durch das, wie wir wiſſen, eine ganze Generation um Witoborn das Licht der Welt erblickt hatte, wußte ihre Nächte zu ſchätzen . . . Der himmliſche Vater läßt ſeine Kinder öfter bei Nacht in dies Freuden- und Jammerthal einſchlüpfen als bei Tage . . .

Selbſt eine ſo große Begebenheit, wie der Brand auf Schloß Weſterhof, brachte die alte Frau nicht aus ihrem zweiſtöckigen, ſtattlichen Häuschen, das nur ein klein, klein wenig abſeits vom Wege zwiſchen Witoborn und Weſterhof lag, zugänglich ihrer Stadt- und Landpraxis, umgeben von einer gewiſſen geheimnißvollen Verſchwiegenheit, die das Zutrauen zu ihr ſeit nahezu vierzig Jahren nicht wenig gemehrt hatte . . .

Aber im Bett litt es die alte und etwas reizbare Frau denn doch nicht . . . Schon war ſie zur Ruhe gegangen, als ihr einziger Hausbewohner, eine alte Magd, ſie weckte und ihr die Schreckenskunde von dem Brand in Weſterhof brachte . . .

Mutter Schmeling war ſo ergrimmt auf den Pfarrer

Müllenhoff zu Sanct-Libori, der ihr auf ihr fünfzigjähriges Jubiläum noch mit dem Kirchenbann hatte drohen und sie des Teufels Großmutter nennen können, daß sie geradezu herausbrummte: Ob's denn auch wirklich auf dem Schloß wäre? Und doch nicht etwa — in Sanct-Libori? . . . Ein leises Kichern dabei, das hörte die Magd nicht einmal . . . hörte nicht die still für sich ins Bettkissen, ja in einen kleinen grauen Bart gebrummten Worte: Kindtaufe! Kindtaufe! Hihi! Er läßt vielleicht schon illuminiren . . .

Ne, ne! sagte die Magd, dat muot en groot Füer sin! und zeigte durchaus nach Westerhof . . .

Und nicht minder plattdeutsch entgegnete Mutter Schmeling, so wolle sie denn up stahn und wenigstens Licht maken . . .

Inzwischen unterhielt sie's, den großartigen Lärm zu hören, der sich auf der Landstraße entwickelte . . .

Ihr Häuschen lag in einem Hohlweg, der sich von der Landstraße abwärts senkte den Gärten zu, die zur großen Besitzung der Frau von Sicking gehörten . . . Im Sommer war das hier alles gar grün ringsum . . . Lämmlein und — Schweine genug weideten auf den Triften und ein paar einsame alte Bäume, die hinterm Gärtchen des Hauses lagen, hatten sogar Ruf und Anziehungskraft durch die ihnen angehefteten Bildchen und frommen Sprüche und besonders durch eine erquickliche Aussicht und eine Bank, wo mancher Bauerbursch und manche Bauerdirne unter nächtlichem Sternenglanz in ernst bedeutsamem Gespräch mit der Alten verweilen und über Manches seufzen konnten . . . Hundert Schritte davon lag eine Art

Vorwerk von Witeborn, obgleich es nachher noch Strecken von Wiesen und von Kirchhöfen gab, bis man die Mauern der alten souveränen Bischofsstadt erreichte . . . Jetzt jagten die Spritzen mit Fackeln nach Westerhof . . . Gensdarmen sprengten dahin, zuletzt ein Piket Husaren . . . Und die Menschen liefen und — lachten sogar, denn „Feuer ist eine Bürgerfreude!“ sagt ein frankfurter Sprichwort . . .

Daß aber die junge Gräfin das Feuer nicht beschwören kann! meinte die Magd, die, wenn's verlangt wurde, an Hexen glaubte . .

Dummer Schnack! antwortete Mutter Schmeling, die in diesem Gebiet bewanderter war. Eine weise Frau — sie verstand darunter eine Zauberin, keine sage femme — eine weise Frau kann wol andern Gutes thun, aber sich nicht selbst . . .

Nach so tiefsinniger Aeußerung überlegte sie, ob wol im Bereich des Schlosses Jemand wäre, den Mutterhoffnungen demnächst auf ihre Hülfe anwiesen. Es kamen Fälle vor, wo gerade solche Schreckensaugenblicke Geburten beschleunigten, andere vereitelten . . . Sie zählte an den Fingern, wie weit es noch mit der Moorbäuerin und Frau Leyendeckerin hin war . . . Endlich beg Niemand vom Weg in ihren Hohlweg ab . . . Sie verbrannte nur unnütz Oel . . . Die Wand, wo sie schlief, faßte sich noch kalt an . . . Sie wollte sich wieder zur Ruhe legen . . .

Eine Stunde mochte sie vergebens den Schlaf gesucht haben — Der Lärm der Glocken, das Blasen und Trommeln in Witeborn, das Rasseln auf der Landstraße för-

derten die Ruhe nicht — als ſie heftig an ihre Hausthür pochen hörte . . .

Die Magd, die ſich nicht nehmen ließ oben auf dem Dache nach Weſterhof zu die maleriſche Ausſicht zu genießen, kam erſchreckt in die Stube zur ebenen Erde mit ihren klappernden Holzpantoffeln herabgelaufen und flüſterte der Alten, die aufhorchte:

Wat ſoll dat? Der alte Bettelpape bringt uns einen Menſchen her — huckepack —

Die Hebamme wußte, wer der alte Bettelpfaff war . . . So? ſagte ſie ruhig und erhob ſich, trotz des Pochens noch zweifelnd . . .

Einen Mann trägt er — ich ſah ihn über die Lehmgrube kommen und dachte erſt: Wer ſucht nur da was? Nun kommt er gerade über'n Wall — und das da draußen, das ſind ſie —

Wieder pochte es ſtärker und ſtärker . . .

Mutter Schmeling wurde aufs neue aus ihrem Bette getrieben . . .

Ein Rock war bald übergeworfen . . .

Mach mal auf! ſagte ſie . . .

Einer Gefahr glaubte ſie in keiner Weiſe gewärtig zu ſein . . .

Der ihr wohlbekannte Bettelbruder Hubertus trat mit ſeiner ſchweren Bürde ein, die er von Schloß Weſterhof bis hieher getragen hatte. Er hatte Umwege gemacht, um die Landſtraße zu vermeiden. Jetzt verließ ihn allmählich die Kraft. Welche Anſtrengungen hatten aber auch die Erlebniſſe dieſes Tages von Beginn der Jagd an ihm ſchon zugemuthet! Er ließ den noch im-

mer Bewußtloſen in dem Zimmer, deſſen Eingang ſogleich zur Rechten lag, auf einen alten Lehnſtuhl ſinken, rückte ſofort zwei Stühle herbei, legte darauf die Füße der über und über geſchwärzten abſchreckenden Geſtalt im geſtreiften Kittel und ſank ſelbſt, anfangs ſogar ſprachlos, auf einen Stuhl, den ihm die alte Frau mit Erſtaunen hinſchob, während die Magd ſchon nach der Küche lief, um Torf für den kaltgewordenen Ofen zu holen . . .

Heiliger Lazarus, was iſt denn das — für ein Schornſteinfeger —? Der iſt wol verunglückt — auf dem Schloß? ſagte Mutter Schmeling und billigte das Erwärmen der Stube auch ſchon in Betracht ihrer ſelbſt . . .

Hubertus machte ſich, allmählich wie zu Kräften kommend, mit der Bequemlichkeit ſeines in Erſchöpfung Liegenden zu ſchaffen und trat mit dem Verlangen hervor, Mutter Schmeling ſollte in ihrem verſchwiegenen Hauſe ihre obern Zimmer für dieſen allerdings beim Brande Verunglückten öffnen, den er anfangs nach Witoborn ins Spital hätte tragen wollen, nun aber lieber ſelbſt verpflegen wolle . . . es wäre ein Menſch übrigens, vollkommen reich genug, ſie zu bezahlen . . . Ein Wagen würde den Kranken jetzt zu ſehr erſchüttert haben . . . Deshalb hätt' er lieber ihn ſelbſt getragen . . .

Ne, dat geiht nicht! Da oben? Bruder, dat geiht nicht!

Warum nicht . . .?

Ihr wißt, ich habe Euch immer gern gedient, ſchon — als Ihr noch weltlich wart! Aber — dat geiht nicht!

Der Mann ist brav, seine Wunden schmerzen ihn — und die Kosten —

Das ist's nicht —

Oben ist's bewohnt! schaltete jetzt die Magd ein . . .

Frau Schmeling unterbrach die Magd und sagte:

Bewohnt oder nicht . . . Wat snakt sie? . . . Aber . . . Ja! Ich erwarte —

Wieder so eine — Prinzessin —?

Ja — ja . . .

Was bringt's Euch denn ein? Ich selbst habe nichts! Der Mann da aber ist reich —

Mit zweifelhafter Miene blickten beide alte Frauen auf den sich allmählich Erholenden, der die Augen aufschlug, wieder sinken ließ und sich an die von einem spärlichen Lampenlicht erhellte kleine, nicht unfreundliche Stube erst allmählich gewöhnte . . . Die Nähe eines Mönchs mußte ihn annehmen lassen, er wäre im Spital —

Die weitere Verhandlung über seine im obern Stock zu bewerkstelligende Unterkunft unterbrach das Verlangen einer Erfrischung, die der Gerettete mit Aufhebung einer seiner blutig rothen und an andern Stellen schwarzen Hände zu begehren schien . . .

Hubertus lehnte noch das Erbieten der Frauen für Wasser oder Thee ab und zog aus seiner Kutte eine Korbflasche, die er dem Verschmachtenden an den Mund setzte . . .

Dieser starrte die unheimliche Gestalt des Mönches an, trank ein angenehm duftendes gebranntes Wasser und athmete gestärkter auf . . .

Frau Schmeling! Nehmen Sie den Mann nur auf!

begann Hubertus aufs neue. Er iſt wohlhabend! Ein Diener vom Schloß zwar nur, aber in guten Verhältniſſen! Ich habe ſein Geld zu mir geſteckt! Sehen Sie da, zehn Thaler! Ihr Bett und alle Ungelegenheiten, die er Ihnen macht, ſollen vergütet werden! Wo kann er auch beſſer gepflegt werden, als bei Ihnen? Nur einen Tag! Dann ſorgen wir ja ſchon weiter! Er will zu ſeinen Angehörigen! Das iſt drei Meilen von hier und dahin fahrt er morgen oder — übermorgen! So lange wird's doch gehen? . . .

Frau Schmeling fuhr mit ihrem rechten Zeigefinger ſinnend hinter dem rechten Ohr hin und her, während Schneid den Mönch anſtarrte, nicht begreifend, was er da alles zu vernehmen bekam . . .

Für einen Tag wollte denn Frau Schmeling zuletzt wirklich einwilligen und lehnte die hohe Bezahlung ab . . .

Ich erwarte nur Beſuch — ſagte ſie . . .

Ja, ja! Ich weiß ſchon! ſcherzte jetzt hocherfreut Hubertus. Dann werden die Gardinen zugezogen! Bei Sanct-Franz! Ich kann ihn ja ſchon um deswillen nicht zu lange hier liegen laſſen, weil hier nächſtens der Kirchenbann anklopft . . .

Darüber lachte zwar erſt Frau Schmeling hellauf, zankte dann aber doch über derlei Reden . . .

Nun, nun! beruhigte Hubertus . . . Wir Mönche beten dann deſto mehr für Sie! . . .

Schneid ſah nur immer den Sprecher und die Frauen an und ſprach ein: Diable! nach dem andern vor ſich hin und verſchluckte ſeine Gedanken vor jedem Ausſprechen . . .

Frau Schmeling wetterte über den Pfarrer Müllenhoff, öffnete die Thür, leuchtete voran und ſchloß eine zweite Thür auf, die zur Treppe in den erſten Stock führte ... Man konnte dieſem auch durch eine Hühnerſteige und eine geöffnete Fallthür von der Küche aus beikommen ...

Hubertus beſtellte heißes Waſſer, einen Napf mit ſo viel Speiſeöl, als nur im Hauſe vorräthig wäre und trug den jetzt Widerſtrebenden die Stiege hinauf ...

Auf den Moment des Erſchreckens und des gewaltſamen Sichloswindens, wenn Hubertus bei dieſer Procedur heimlich dem von ihm Getragenen ein Wort der Erkennung zuflüſtern würde, war er gefaßt ...

Soyez tranquille, Jean Picard! flüſterte er ihm mitten auf der Treppe ins Ohr ...

Auf das durch dies Wort wie von einem galvaniſchen Schlage getroffene mächtige Aufzucken, Umſichſchlagen und Sichaufrichtenwollen des Halbgelähmten hielt ihn Hubertus, wie man einen Epileptiſchen bändigt, Glied an Glied ...

Oben empfing ſie Frau Schmeling ...

Starr, mit aufgeriſſenen Augenlidern, ſah Bickert in die feſten Augen des Mönchs ... Es war ein Bild, wie auf der Guillotine ſich ein Opfer niederwerfen mag, um nicht erſt mit den Armen feſtgebunden zu werden ...

Doch ein feierliches ruhiges Schweigen lag ſogleich wieder auf Hubertus' Lippen ...

Bickert ließ ſich jetzt behandeln wie ein Kind ...

Wie eine Geiſtesverwirrung mußte es über ihn kommen, als der Mönch fortfuhr:

Waſchen Sie ihm doch auch das Geſicht, Frau! Ei, ei, ei! Allerdings! Ihr ſauberes, ſauberes Bett! Für wen iſt's denn diesmal beſtimmt? . . . Das iſt ja gerade wie dazumal bei unſerer armen Hedwig! Wiſſen Sie noch? Ziehen Sie nur gleich die Ueberzüge herunter! . . . Aber ich will ihn doch erſt ein bischen ſauberer machen . . . Seinen Rock hab' ich nicht mitgebracht, aber all ſein Geld . . . ja all ſein Geld . . . Nur heißes Waſſer jetzt und das Oel . . . Ich mach's ſo gut, wie im Spital . . . Bis dahin war's mir denn doch für die Laſt zu weit . . .

Es war ein geräumiges Schlafzimmer, einfach, aber ſauber gehalten, wo Hubertus den aus ſeinen Schmerzen nicht mehr Aufſtöhnenden, nur vor Furcht und Schrecken in einem ſtarren Schweigen Beharrenden auf eine Strohmatratze legte, die er aus dem Bett genommen und auf die Erde gebreitet hatte . . .

Dann nahm er das inzwiſchen heraufgebrachte Oel, verlangte Leinzeug, an dem im Hauſe kein Mangel war, und beſtrich damit die verbrannten Hände, die er dann in die leinenen Streifen einſchlug, den Einſchlag mit Bändern befeſtigend . . .

Bickert ſah bei alledem bald ihn, bald die Frauen ſtarr an und wagte keine Frage, erwartungsvoll, was in dieſer Lage ihm noch werden ſollte . . . Hubertus plauderte immer fort, ſchilderte das Feuer, lobte die Aufopferung des Geretteten, ſprach harmloſe Vermuthungen über den Grund des Brandes aus und endete, wie nur ſo ganz gelegentlich, mit den Worten:

Im Feuer — ja da bin ich auch groß geworden, wenig

ſtens in vierzig Grad Hitze — und ſchon früh hab' ich meine Haut zum Braten hergeben müſſen! Einmal — ei ſchon als Junge — nein, ich konnte doch ſchon von den neuen Tabackſtengeln rauchen, die die Spanier dazumal unter Napoleon mitbrachten — als ich zwei Stock hoch aus einem Brand hinunterſprang, zwei Schlingel im Arm, Jantje der eine und der andere — Wenzel hieß er . . .

So elektriſch getroffen fährt im Käfig ein Panther auf, wenn er die Nähe ſeines Wärters ſpürt, ſtreckt den Kopf, reckt die Ohren und ſtarrt erwartungsvoll ins Leere, wie jetzt Bickert . . .

Der Mönch drückte wieder ihn mit nervigem Arme, aber ſcheinbar ganz harmlos, nieder . . .

Ruhig, ruhig! ſagte er. Jetzt kommen wir ja an die Sonntagswäſche! Brav, Jungfer! brav! Nur her mit dem Schwamm! . . . Schade wär's freilich um eure Betten! Und um eure Prinzeſſin! Eure weiße Unſchuld! Richtig — Jantje! Von dem ſprach ich . . . Na, dem wäre ſchon damals beſſer geweſen, er hätte das Zeitliche geſegnet! Verſtand hatte er ohnehin nur halbwegs! Manchmal — da kam ein bischen guter Wille zum Vorſchein! Sonſt — Hier her, Frau Schmeling! Gelt, Landsmann, der Schwamm thut gut? . . . Ja, Mütterchen, könnten wir Pfaffen doch überall ſo die Sünden und Brandmale wegtilgen — — beſonders die an uns ſelbſt! . . .

Während Frau Schmeling die Bemühungen der Pfaffen um ſolche Seelenwäſche nach ihren neueſten Erfahrungen als höchſt problematiſch ſchilderte und namentlich die neueſte hierländiſche Seife als viel zu beizend ver-

„Der Herr Pfarrer, — — — in's Wirthshaus ſoll er kommen!“

Nun dachte Frau Gertrud: Dort wüßte ich Keinen, der ſo in der Eile das Sacrament verlangen oder gar niederkommen könnte. „Was ſoll er denn?“ frug ſie.

„Das kann der Teufel wiſſen, machen Sie doch nur auf!“

Wie nun Frau Gertrud dies that, ließ ſie vor Schreck die Lampe fallen: denn ein ſchwarzer Kerl in einer weißen Schlafmütze wollte in's Haus hinein. Auf ihren Schrei kam jetzt Hülfe. Der Schwarze lachte aber und ſagte: „Macht keine Narrenspoſſen, meine Herrſchaft iſt krank geworden und will durchaus den Pfarrer ſprechen.“

„Wer iſt die Herrſchaft?“ fragte Gertrud beherzt; „das muß wohl des Teufels Großmutter ſein.“ Sie wußte nämlich nichts von der Eigenthümerin der Menagerie und dem Wohlgefallen, welches dieſe ſchon auf der Landſtraße an Blaſedow geäußert hatte.

„Jetzt macht nur keine Umſtände,“ ſagte der Schwarze, der für einen Neger faſt das Deutſche zu richtig und ſogar mit ſächſiſcher Melodie ſprach. „Ich denke nun wohl, daß es Zeit iſt, den Pfarrer zu rufen — in's Teufels Namen!“

Gertrud rief von unten die Treppe hinauf: „Blaſedow!“ Er hörte nicht. Sie mußte hinauf zu ihm und ihn wecken. Er wollte aber noch immer nicht hören, ob er ſchon wach war. Er war immer ſchwer zu ſeinen Pflichten zu bringen. Er kam gewöhnlich zu Sterbenden erſt in dem Augenblicke mit dem Abendmahl an, wenn ſie ſchon todt waren. Er wäre auch jetzt ſchwerlich aufgeſtanden, wenn ihm nicht die Wörter: Mohr, Menagerie, Satan, allmälig die heutige Landſtraßen-Begegnung wieder in's Gedächtniß zurückgerufen

warf, wusch Hubertus die entblößten Arme, auf denen er schon längst beim Herübertragen des Bewußtlosen vom Schlosse die verhängnißvollen Zeichen erblickt hatte . . .

Seid Ihr denn da so kitzlich? fragte er, als Bickert dem Aufknöpfen der Jacke und dem Aufstreifen der Aermel wehrte . . . Laßt doch! . . . Franz Bosbeck, wie ich sonst hieß, ist ja keine zimperliche Dame! Mir gegenüber — Ei Jantje, Jantje — Seid doch nicht so verschämt! Solche Muttermäler kenn' ich ja! So! Es macht sich . . .

Die Frauen hörten diese Reden nicht alle; sie gingen ab und zu, trugen das schwarze Spülicht fort, trugen die Kleider hinaus, brachten ein frisches Hemd, frisches Wasser. Ehe dann zuletzt eine Suppe kam, die Hubertus schon beim Hinaufsteigen bestellt hatte, reichte er noch einmal dem mit geöffneten Lippen ihn Anstarrenden die Korbflasche . . .

Bickert trank zwar, sprach aber für sich Fluch auf Fluch, wilde Worte, die er sogar — mit der Mutter Gottes bekräftigte . . .

Welche denn? fragte rasch Hubertus. Doch wol die Mutter Gottes von Neus?

Eine in seinen heimatlichen Niederungen weit und breit verehrte Madonna . . .

Eine andere! sagte Bickert, drückte seine Augen zu und sank aus seinem Trotz in Erschöpfung zurück . . .

Mütterchen, flüsterte jetzt Hubertus, nun hilft da nichts! Die Nacht halt' ich hier oben Wache! Die Matratze liegt schon da; ein Kissen und ich schlafe wie ein Mar-

der! Mein Kloſter ſoll's hernach ſchon hören und mich freiſprechen, wenn ich auf Reiſen war und Heiden bekehrte ... Und ſie warten ja auch ſonſt nicht allzu lange mit dem Kartoffelſalat und mit ihrer Grütze auf mich ... Morgen, da macht Ihr mein Leibgericht ... Speckpfannkuchen mit Kartoffeln ...

Während dieſer Plaudereien, bei denen er oft an Lucinde, oft an den Landrath denken mußte, trug der Mönch den Verbrecher ins Bett, das aus einem Ueberfluß von Federn aufgehäuft war — dergeſtalt, daß immer noch davon weggenommen werden konnte und doch genug übrig blieb, den jetzt von dem heftigſten Fieberfroſt Ergriffenen zu erwärmen ...

Die Wirkung, die der Mönch auf den Verbrecher ausübte, war die des Magnetiſeurs ... Bickert war in phyſiſche Betäubung verſunken ... Machtlos ſtarrte er ins Leere ... Auch von jener Suppe konnten ihm nur einige Löffel eingegeben werden ... Sein zerſchundener Kopf ſank ins Kopfkiſſen zurück und bald ſchien es, als wenn er entſchlief ...

Auch Hubertus übermannte dann die Anſtrengung ... Er legte ſich auf die Strohmatratze, zog ein Kiſſen unter den unbehaarten Kopf und in einer Viertelſtunde war im Häuschen alles ſo ruhig, wie nur je zur Nacht die es antrafen, die Mutter Schmeling zu der geheimnißvollſten Feierſtunde des Lebens abriefen ...

Der Morgen brach an ...

Es iſt ein eigenes Düſter, mit dem uns der Tag nach ereigniß- und verhängnißvollen Erlebniſſen begrüßt ... Bleiern drückt dann die unabänderliche Nothwen-

digkeit; jeder Athemzug, der ſonſt ſich friſch und ſorglos von der Bruſt gerungen hätte, iſt gehemmt von Furcht und Erwägung . . .

Hubertus erwachte am früheſten und doch ſchlugen die Glocken von Witobern ſchon ſieben Uhr . . . Die Tage brachen jetzt ſchon zeitiger an . . . Hell genug war es, um ſich ſchon im Hauſe zurecht zu finden . . . Bickert ſchlief noch — wie eine jener Ratten, über die er in den unterirdiſchen Gängen des Profeßhauſes ſorgloſer gelacht hatte, als er es heute beim Erwachen würde thun können . . . Hubertus rechnete beſtimmt darauf, daß ſich zwei Erkundigungen durchkreuzen müßten . . . Eine nach dem Befinden des Dieners, für den man vom Schloß aus Sorge tragen würde; eine, die von einer wiederholten Anzeige an die Behörden ausgehen und in dem geſtrigen Helfer vielleicht ſchon den Urheber des Brandes ſuchen würde . . .

Zunächſt hatte er die Sorge um das Befinden des Landraths und die Auskunft, die Lucinde bei der Meſſe im Münſter erwartete . . .

Der Verbrecher ſchlief einen Schlaf, aus dem ihn Hubertus nicht wecken mochte . . . Die Bruſt hob ſich in ſo regelmäßigen Zügen, daß es ein Stärkungsſchlaf ſchien, den der völlig verthierte und doch wieder furchtſame und feige Menſch deshalb bedurfte, um die Kraft zu gewinnen für Hubertus' weitere Pläne . . . Immer noch kämpfte er mit ſich, ob er einen Mordbrenner der gerechten Strafe entziehen durfte . . . Schon während er die Flamme aus der Ferne auflodern ſah und ihm der Gedanke kam: Das, das iſt die That, zu der ſich der Un-

glückliche hat dingen lassen! gab er die Absicht des Schutzes auf und beflügelte nur noch um Lucindens willen seine Eile — nicht fassen konnte er, wie ein ihm durch Klingsohr so anziehend gewordenes Mädchen sich an so verbrecherischen Vorgängen betheiligt wissen konnte . . . Dann sah er doch wieder den, den er suchte, als den Thätigsten bei der Rettung . . . Durch diesen unerwarteten Anblick gewann er neue Gunst für den Verlorenen . . . Selbst wenn er sich sagen mußte: Der Verzagende warf sich nur deshalb unter die Rettenden, um nicht den Schein der Anstiftung zu haben, die Umstände zwangen ihn, seine Rolle zu wechseln — erfüllte ihn das Räthselhafte des ganzen Verbrechens mit dem Verlangen, erst aus Bickert's Munde selbst darüber aufgeklärt zu werden . . . Dem Arm des Gesetzes ihn zu entziehen, konnte nicht unter seinen Entschlüssen derjenige sein, der die Oberhand behielt . . . Vorläufig jedoch wollte er ihn um Lucindens willen in Sicherheit bringen, ihn noch heute gegen Abend weiter befördern und ihm nur für den einen Fall auf den Weg nach Bremen verhelfen, daß er einen Menschen antraf, dem sich solche Hülfe noch mit gutem Gewissen gewähren ließ, und daß ihm keine durch die Brandstiftung verdeckte sonstige schwere Unthat zur Last fiel . . . Um Aufklärungen über Bickert's Beginnen konnte er jetzt nicht drängen . . .

Allmählich ließen sich auch die Frauen hören und sorgten für einen erquickenden Morgentrunk . . .

Sollte vom Schlosse geschickt werden, sagte Hubertus, sich zum Gehen anschickend, so erzählt nur, daß ich ihn ins Spital tragen wollte, aber mit meinen Kräften

nur bis hieher reichte! Was man an Erquickungen bringt, nehmt getroſt an! Kann man ihn aber ſelbſt ſchonen und von Niemanden ſprechen laſſen, deſto beſſer! Ich ließe an Euerer Statt Niemanden zu ihm . . .

Die Frauen verſprachen zu thun, was in ihren Kräften ſtand . . . Nur ſagte die Schmeling:

Wenn aber die Gensdarmen kommen —

Die Gensdarmen? . . .

Ich vermuthe . . .

Die Gensdarmen? Warum die?

Mutter Schmeling fuhr mit dem gekrümmten Zeigefinger wieder hinter ihrem Ohre hin und her und machte nachdenkliche Mienen, obgleich ſie ſich dabei entſchloſſen auf ihre paar noch übrigen Zähne biß . . .

Was habt Ihr denn nur? — fragte der Mönch . . .

Mutter Schmeling ſtand nicht Rede, ſondern läſterte über die Ordnungen der Welt. Sie ſtellte hundert Fragen in Ausſicht, die ja bekanntlich ein Narr thun und auf Erden nicht der Weiſeſte beantworten könnte . . .

Hubertus ſah, daß dieſe Erwartung eines Beſuchs durch die Gensdarmen nicht in Verbindung mit dem neuen Hauseinwohner und der Urſache des Brandes ſtand, forſchte dann auch nicht länger und begnügte ſich eingeſehen zu haben, daß auf alle Fälle ſein Plan, Bickerten weiter zu entführen, von ihm zu beſchleunigen war . . .

Um nach Witoborn zu kommen, nahm er den Feldweg und über die Kirchhöfe hinweg . . .

Auf das vergoldete Holz und Geſtein, auf die welken Kränze, hier und da auf die grünen Hängetannen

blickend, ſagte er ſich. Der Abend deines Lebens iſt längſt da und wie kommſt du noch einmal in deinen letzten Stunden zu ſolchen Dingen! Längſt dem Leben entrückt, kannſt du vom Abenteuer nicht laſſen! Sonſt, unter dem milden Pater Henricus ganz nur den ſtillen Werken des Kloſters hingegeben, regt dich jetzt dieſer ſchroffe und gewaltthätige Pater Maurus auf, läßt dich umirren wie einen verſtörten Geiſt, treibt dich an die Bahre deines böſeſten Feindes, des Kronſyndikus, nun gehſt du ſchon mit Nachtunholden, die der Irrſinn und das Verbrechen aufſcheucht! Vielleicht fliehſt du wirklich noch mit Klingsohr in den hohlen Eichſtamm und verbirgſt dich vor den Geſetzen der weltlichen Obrigkeit und flüchteſt dich in die den Franciscanern erlaubte Alcantariner Regel, die ein Heiliger ſtiftete, der vierzig Jahre lang nur knieend ſchlief, der in die Speiſen, wenn ſie ihm zu gut dünkten, Aſche warf, der der Zeitgenoſſe Karl's V. im Kloſter St.-Juſt, der heiligen Thereſe und — des Don Quixote war! . . . Sonſt ſtand Hubertus bei jedem Kinde, das ihm begegnete, ſtill und konnte mit ihm plaudern, heute hafteten ſeine Gedanken nur an dem Namen Lucinde, Picard, Terſchka — Von dieſem letztern glitt noch alle Annäherung ab, wie Stahl vom ſpiegelglatten Eiſe . . . So verloren in ſeinen Gedanken war er, daß er ſelbſt den freundlichen Mann nicht ſofort erkannte, der beim Austritt aus dem Wege zwiſchen den Kirchhöfen auf die Wallanlagen von Witoborn ihm in einem Einſpänner, auf Schloß Weſterhof zu vorüberjagend freundlichſt nickte . . . Der kleine Mann in einem blauen, am Kragen mit Pudelpelz be-

ſetzten Mantel, aus dem die weißeſten Vatermörder wie Bram- und Reſſiegel lugten, war Löb Seligmann, der vielgeſchäftige Gütermakler, der neulich neben dem hochgemuthen Küfer geſtanden hatte, als dieſer ſein Todtengericht hielt . . . Hubertus wandte ſich links den Mühlen zu, die von dem Witobachgrund herüber ſchon mit Donnerton hörbar wurden . . . Es that ihm wohl, dieſe wilde Muſik zu hören, die vorzugsweiſe durch die mittlere Mühle, ein gewaltiges an einem alten Thurm gelegenes Werk, hervorgebracht wurde; unmittelbar war noch ein weitrauſchendes Wehr benachbart, das geſtellt und dann in andere Abzüge gelenkt werden konnte; ſelbſt im Winter fror hier nicht die Witobach . . .

Aus dieſem Thurm heraus kam in weißen, gleichfalls vom Brande Spuren tragenden Müllerkleidern Hedemann . . .

Beide begrüßten ſich, ohne ſich vor dem Lärm des Waſſers und der Mühle verſtändigen zu können . . .

Hedemann ſprach vom Landrath, vom Brande; aber Hubertus mußte den Kopf ſchütteln. Mindeſtens dreißig Schritte weit hatten beide über ſchmale und glatteiſende Stege hinwegzuſchreiten, um eine Stelle zu gewinnen, wo ſie ſich verſtändlich machen konnten . . .

Der Landrath war noch in dieſer Nacht geſtorben . . .

Sein Diener kam vom Schloß, erzählte Hedemann, und holte ihn ab . . . Dann wurde es immer ſchlimmer und ſchlimmer mit ihm . . . In ſeiner Erſchöpfung blieb er und ſo hat er denn die ewige Ruhe . . .

Was an der Ehre nagt, geht langſam, aber es trifft . . . konnte Hubertus hinzufügen nach den Verhältniſſen, die

er kannte . . . Für Bickert und Lucinden schien ihm diese Wendung besorglich . . . Wie leicht konnte nun der junge Enckefuß selbst erscheinen . . .

Vom Brand erzählte Hedemann mancherlei, was zwar schon Hubertus wußte, sich aber doch berichten ließ, um alles noch nach anderer Auffassung zu hören . . . Die Volksmeinung wollte sich noch immer für den in der Kapelle zurückgebliebenen Kohlentopf entscheiden . . . Im Laboratorium war nichts versehrt . . . Gerade dorthin hatte man das Archiv geborgen bis auf einige Schränke, die verbrannt sein sollten . . .

Die Glocken läuteten von allen Seiten . . . Die kirchen- und altarreiche Stadt wurde zu den vielen stillen Messen gerufen, die täglich vor der einen täglichen großen gelesen werden . . .

Ins Münster mußte man niederwärts steigen . . . In eine alte Vorkapelle führten erst mehrere Stufen . . . Hier standen Grabmäler und Standbilder aus ältester Zeit . . . Dunkelbraun und schwarz und lichtlos unheimlich war alles; dem Innern des Münsters selbst fehlte nicht das Licht . . . Die Fenster waren nicht bunt . . . Pracht und Kunstliebe zeigte sich wenig . . . Nur der Hochaltar, der fast schon in der Mitte der Kirche begann, trug Embleme Jahrhunderte alter Auszeichnungen . . . Messen wurden hie und da in Seitenkapellen gelesen . . .

Hubertus wandelte, an jeder dieser Kapellen sich verneigend, auf dem steinernen Estrich lautlos dahin und forschte in den Betstühlen nach einer Knieenden in schwarzen Kleidern, die er unfehlbar anzutreffen erwar-

ten durfte . . . Von den Vorgängen auf dem Schloſſe des Grafen Münnich konnte er nichts wiſſen . . .

Eine der Bänke zum Knieen nach der andern muſterte er . . . Mit dem Schein eines bloß äußern Intereſſes durfte er nach ſeinem Stande nicht in dem heiligen Bau umherwandeln . . . Seinen Rundgang mußte er durch ein Niederknieen da und ein längeres Beten dort an den Kapellen erklärbar finden laſſen . . .

Den Grad ſeiner aufrichtigen Verehrung vor den Heiligen kennen wir nicht . . . Wir ſehen nur, daß er hinter der Andacht der Uebrigen nicht zurückbleibt . . . Wer ihn beobachtete, konnte annehmen, daß er durch die ganze Kirche, wie dergleichen oft geſchieht, in dieſer Form einen Roſenkranz abbetete . . .

Lucinden entdeckte er nicht . . .

Schon waren rings in den Kapellen die Wunderaugenblicke der „Wandlung" vorüber, ſchon konnten die murmelnden Prieſter nahe bei ihrem: Ite, missa est! angekommen ſein . . .

Da fiel neben der letzten Kapelle und ſchon dicht wieder am Eingang ſein Blick durchs Fenſter auf einen eben vorrollenden Wagen, deſſen Kutſcher eine Livree trug, die ihm als die gräflich Münnich'ſche bekannt war . . . Sollte er dort vielleicht eine Erkundigung einziehen? . . .

Wie er im Begriff war, die Kirche zu verlaſſen und der düſtern Vorkapelle ſich zuzuwenden, begegnete ihm eine tiefverſchleierte ſchlanke Geſtalt, einen ſchwarzen Mantel von ſchwerem Pelz übergeworfen — wofür hatte die gute Wally Kattendyk nicht alles geſorgt! —

den Sammethut zierte eine niederwärts gehende geſchwungene Reiherfeder . . . Das waren ja die Formen, die er ſuchte . . .

Ein kurzes Zucken und Stillſtehen der an ihm Vorüberſchreitenden beſtätigte ſeine Vorausſetzung . . .

Wohl konnte Lucinde auf den erſten Blick ſehen, daß die Meſſen bald vorüber waren . . . Aber auch ſtille Gebete genügten für ein längeres Verweilen in der Kirche . . . Sie mußte es ſein . . . Hubertus, der ſich an den mächtigen Pfeilern des mittlern Schiffs hin nachſichlich, bemerkte, wie ſie die entlegenſte Gegend der Kirche ſuchte, einen Seitenwinkel mit kleinen runden Fenſtern, wo ein alter Taufſtein ſtand . . . Alles war in dieſem kleinen Viereck dunkel und ſtill . . . Hier kniete die Angekommene nieder und zog ihr Brevier . . .

Auch Hubertus warf ſich drei Schritte von ihr zu Boden . . .

Das Schreckliche iſt geſchehen! murmelte die Beterin mit offenbar zitternden Lippen vor ſich hin . . .

Hubertus rückte näher . . .

Was wird kommen? fuhr ſie mit angſterfüllter Stimme fort . . .

Hubertus, der ſich in dieſe wunderliche Form der Zwieſprache nicht ſofort finden konnte, erzählte das in dieſer Nacht von ihm Erlebte . . . Oft mußte er dabei in ſeinem Bericht innehalten, denn bald ging ein Meßner vorüber, bald ein Geiſtlicher, bald ein Singknabe, der von hier zum Orgelchor ſtieg . . . Die Vorübergehenden mußten denken: Zwei Seelen das, die ſich heute dem heiligen Ansgarius gewidmet haben! Denn gerade der

hätten. Daß die beleibte, geschminkte, aber grelläugige Dame krank geworden sein sollte, that ihm jetzt recht leid. Er stand auf, kleidete sich an und ging mit dem Neger, der aber schwerlich echt war, in's Wirthshaus, wo er erst rechts und links die Menagerie-Fuhrwerke passiren mußte.

Die Scene, welche Blasedow jetzt hier erlebte und mitspielen mußte, hatte auf seine späteren Lebensschicksale eine große Wirkung. Wir wollen nur rundweg eingestehen, daß er sich hier geweigert hat, einen Heiden zu taufen, und daß diese Unterlassungs-Sünde in späteren Jahren das Maß seiner Schuld beim Consistorium vollmachte. Blasedow aber erzählte damals einem Freunde die Sache folgendermaßen:

„Sehen Sie, ich komme hinein in das Zimmer und finde das genannte Weibsbild in einer dem griechischen Kunstprincip der Nacktheit spitterweg huldigenden krampfhaften Attitüde. Was ihr fehlte und wessen sie bedurfte, ist mir bis jetzt zu dieser Stunde noch nicht klar geworden. Ja, selbst wenn ich es durchschaut hätte, Herr, ich möchte es gar nicht wissen und am wenigsten wiedersagen. Ein junges Frauenzimmer goß ihr ein Mal über das andere wohlriechende Essenzen auf den Leib und schenkte ihr zuweilen aus einer Terrine ein, die mir weit mehr mit Punsch, als mit Cremor Tartari gefüllt schien. Ich fragte: Aber mein Gott, was ist Ihnen denn, Madame? Sie stöhnte und warf mir einen Blick zu, der entweder vor Fieber oder einer sonstigen Gluth so brennend war, daß er mehr als einen Pfarrer, daß er den ganzen Klerus hätte anstecken können. Ich bekam eine Aengstlichkeit, die ich gar nicht mehr beschreiben kann. Das junge Frauenzimmer verließ uns mit einer so verdächtigen Miene, daß ich wirklich nicht wußte, sollte ich hier als Arzt der

Bekehrer der Friesen und erste Bischof von Bremen stand über ihnen . . .

Bremen war freilich in minder geweihtem Sinn das Endziel der Hubertus'schen Mittheilung . . .

Lucinde sagte:

Geben Sie doch in diesem Fall jede Rücksicht auf die Gesetze preis! Was ist denn überhaupt Strafe? Was wollen Sie der Obrigkeit ihre Sorgen erleichtern? Wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß diese Brandstiftung aus dem Gehirn eines gewiß einst seiner Strafe nicht entgehenden Böſewichts entsprang, aber ehrliche Leute in Verdruß bringen kann, so glauben Sie mir's! Entfernen Sie diesen Menschen auf ewige Zeiten aus dieser Gegend, ja aus unserm Welttheil! Welche Macht Sie auch über ihn gewinnen, Sie finden einen mit abergläubischer Schwäche gepaarten verstockten bösen Sinn, den Sie zu heilen und zur Besserung zu führen nur die kostbare Zeit verlieren! Seine That mag Gott richten! Theilweise hat er sie ja schon selbst gebüßt durch seine Beschädigung und gesühnt sogar durch Aufopferung! . . .

Hubertus hörte in dieser Rede alles wieder, was er von Klingsohr über Lucindens wilde Natur wußte . . .

Noch machte er gegen die mächtig bestürmende Kraft ihrer Worte die Einrede:

Aber der Schurke legte Feuer an! Was war seine Absicht? Welchen Gewinn konnte er daraus ziehen?

Hinderten ihn nicht vielleicht die Umstände am Stehlen? flüsterte Lucinde. Untersuchten Sie, wo er etwas geborgen hat, was er sich aneignete? Mit diesen

Forſchungen wird jede Stunde mir und andern verderblich und ich ſchwöre Ihnen, Sie erhalten einſt die Aufklärung — ich würde ſie Ihnen ſchon jetzt geben, wenn — Sie ein Prieſter wären!

Der Laienbruder mußte in dieſem Augenblick ein Gebet murmeln. Denn die rings ſtehenden Bilder der Heiligen lockten auch andere Beter an . . . Schon befürchtete er, daß eine daherkommende und jetzt ſtill ſtehende Dame neben ihnen Platz nehmen würde . . . Wie war ſie zu verſcheuchen? Er ſah ſie mit ſeinem Todtenkopfantlitz aus der Kapuze, die er über ſich gezogen hatte, an; da erſchrak ſie, daß ſie zurückfuhr und ſich entfernte . . . Es war Frau von Sicking ſelbſt geweſen . . . Sie hatte Lucindens Anweſenheit draußen vom Kutſcher erfahren, der das Fräulein in erſter Morgenfrühe zu ihr zurückbringen ſollte . . . Sie erkannte den Mantel Lucindens und die Reiherfeder . . . Anreden durfte ſie die Betende nicht . . . Der ſchreckhafte Mönch vertrieb ſie in der That zu einem Altar, der den Schmerzen Mariä gewidmet war . . . Sie liebte Gottes Wort in einnehmenderer Erſcheinung . . .

Lucinde hatte ein ſcharfes Auge . . . Sie erkannte Frau von Sicking nur etwas von der Seite aufblickend . . . Mit bebender Stimme ſprach ſie zum heiligen Ansgarius:

Ich laſſe Sie nicht, wenn Sie mir nicht verſprechen, die Gefahr noch heute zu entfernen! Dieſen Menſchen vor allem, ſo weit Sie können! Unbekümmert um ſeine ruchloſe That ſollen Sie ihm die Mittel zur Flucht ge-

währen! Iſt Ihnen dieſer Menſch noch vor kurzem von Werte geweſen, warum wollen Sie ihn jetzt aufgeben?

Hubertus murmelte ein Gebet, denn Lucinde mäßigte ſich nicht . . .

Warum antworten Sie nicht? unterbrach ſie ihn. Sie wiſſen doch wol, was weltliche Gerechtigkeit iſt! Sie, der Sie Ihre Liebe gerpiert bekamen, ohne den lachenden Triumph der Mörder geſtraft zu ſehen! Erſt die göttliche Gerechtigkeit ſtrafte die Buſchbeck . . . Waren Sie nicht der gottberufene Richter des Paters Fulgentius? . . . Den Kronſyndikus ſtrafte Gott dadurch, daß er den gefürchtetſten Tyrannen zum Kinderſpott machte . . . Hat Klingsohr eine Schuld auf ſich, ſo ſehen Sie ja ſein tägliches Elend . . . aus dem ich übrigens Sie und ihn befreien will . . .

Hubertus betete . . . Dieſe Seele riß zu ungeſtümen Thaten hin . . .

Sie können Froſt und Hitze ertragen . . . Sie werden dem Pater Sebaſtus zur Seite ſtehen müſſen, wenn er nach Rom — ohne — Schuhe gehen will . . .

Kennen Sie — auf dem Schloſſe — Wenzel von Terſchka? . . . fragte der Mönch, dieſes Mädchens entſchloſſene Rückſichtsloſigkeit zu allem für fähig haltend und zunächſt in der That nur um ihrem Drängen auszuweichen . . .

Unwillig über die unerwartete Querfrage, ſchwieg ſie . . .

Kennen Sie die Herkunft dieſes Mannes, den ich nannte? wiederholte Hubertus . . .

Was ſoll das? . . . Das iſt ein Cavalier aus Wien . . . ein Böhme . . .

War der Mann nie in Rom?

Lucinde ſchwieg und wiegte ungeduldig den Kopf . . .

Sie kommen nicht ſelbſt auf Weſterhof? . . .

Doch!... Ich denke... warum? antwortete ſie endlich...

Hubertus überlegte, ob er nicht Lucinden zur Vertrauten des Intereſſes machen ſollte, das er, wie an Bickert, ſo auch an Wenzel von Terſchka nahm . . .

Frau von Sicking's Andacht mußte eben geſtört worden ſein . . . Sie erhob ſich und blickte auf die noch immer Betende, deren Geflüſter ihr nachgerade auffallen konnte . . .

Als ſie näher kam, hatte wieder Hubertus kein anderes Mittel, ſie zu entfernen, als ſeinen Blick . . . Frau von Sicking ging an einen andern Altar . . .

Ich beſchwöre Sie, betete Lucinde, verlieren Sie keinen Augenblick! Jeder Moment des Zögerns iſt verderblich —

Wollen Sie mir nur eines verſprechen? — mußte Hubertus, und jetzt faſt, der äußern Umgebungen wegen, nothgedrungen, ſagen . . . Sie haben mächtige Verbündete, große Beſchützer . . . Wollen Sie für uns ſorgen, wenn wir in den Orden der Alcantariner treten und unbeſchuht nach Rom entfliehen?

Lucindens eigene Wege deuteten ſchon lange nach Rom . . . Sie kämpfte einen Augenblick, ſagte dann aber doch — ſo mächtig fühlte ſie ſich in ihrer Anlehnung an Rück: —

Ich verſpreche es Ihnen!

Nun erklärte ſich Hubertus bereit, daß er ſofort einen Wagen ſuchen wolle, mit dem er Jean Picard nordwärts den Bergen zu fahren könne . . . Aufklärun-

gen über die Abſicht des Verbrechers würde er nicht früher begehren, als bis er in Sicherheit wäre ... Durch den Preis, den er in Ausſicht ſtellen würde, nach und nach die Erbſchaft zu gewinnen, hoffe er, ſprach er, ein Mittel in der Hand zu haben, ihn in Amerika feſtzuhalten und zu einem tugendhaftern Leben zu führen ... Das Geld befinde ſich noch auf dem Gericht in Witoborn und könne ihm vielleicht am beſten durch einen Advocaten zukommen ... Hubertus nannte den auch hierorts allbekannten Rück ...

Nein, nein! lehnte dieſen Namen Lucinde ab ...

Hubertus hatte kein Arg und erklärte, ſich auch ſonſt wol helfen zu können ...

Damit erhob er ſich und ließ die Beterin allein, die es auch ihm wie ſo vielen — „angethan" hatte ...

Allmählich erhob Lucinde ihr Haupt von dem Pult, vor dem ſie kniete, ſchlug erſchöpft ihr Brevier zu und trocknete die in der That von Angſttropfen befeuchtete Stirn ...

Sie hatte die Nacht nicht eine Stunde geſchlafen ...

Frau von Sicking riß ſich aus ihrer Anbetung los und ſchloß ſich Lucinden an, die wie aus einem Traum erwacht ſie begrüßte ...

Beim Austreten aus dem Münſter erzählte ſie, daß ſie bei Gewittern und Feuersbrünſten in einen Zuſtand gerathe, der ſie zwänge, ſich in den dunkelſten Winkel zu flüchten ... Sie wäre in dem geſtrigen Tumult aufgeſprungen, hätte ſich im erſten beſten Zimmer eingeſchloſſen, auf alles Rufen und Klopfen keine Antwort geben können, bis erſt im Schloſſe alles ſtill geworden und der Feuerſchein nachgelaſſen hätte ... Dann hätte ſie ihren Verſteck verlaſſen. Die Gräfin Münnich hätte ſie ge-

zwungen, die Nacht auf dem Schloß zu bleiben; doch schon in aller Frühe wäre sie wieder aufgebrochen . . . Sie hätte das Gelübde gethan, sämmtlichen Altären des Münsters nach der Reihe ihre Verehrung zu bezeugen . . . Darum auch wäre sie zuerst in den Münster gegangen . . .

An alledem war nichts Unwahres, aber Frau von Sicking hatte gestern doch schon manches über Lucindens Vergangenheit erfahren und war heute von einiger Zurückhaltung. Ihre Erzählung der Vorfallenheiten auf Schloß Westerhof, während beide im eigenen Wagen auf ihre Besitzung zurückfuhren, hatte die geheime Absicht, den frühern Beziehungen Lucindens zu Gräfin Paula näher zu kommen . . .

Lucinde merkte dies allmählich, merkte auch die der Gräfin Paula nicht eben günstige Gesinnung der Frau von Sicking, die mit großer Schärfe urtheilen konnte . . . Als sie Lucinden zur Chocolade festhielt, immer wieder von Paula und den zweideutigen und höchst „incorrecten" Visionen derselben begann, fiel ihr eine seltsame Beleuchtung auf die Pracht und Herrlichkeit dieser Niederlassung, auf die Teppiche, über die sie hinschritten, auf die kleinen verwickelt angelegten Cabinete mit gothischen schwarzen Möbeln, bilderbeladenen Wänden, auf die mit rothem Sammet überzogenen Betschemel . . . Die Frau ist neidisch auf Paula wegen Bonaventura! sagte sie sich . . . Wo sieht sie ihn denn? Fährt sie deshalb so oft zu Müllenhoff? . . .

Frau von Sicking wollte gegen Mittag nach Schloß Westerhof zur Condolenz und forderte ihren Besuch auf, sie dorthin zu begleiten . . .

Die eben auf einem ſilbernen Plateau überreichte neueſte Poſt für Frau von Sicking geſtattete Lucinden ihren Zorn und das Erglühen ihrer Wangen zu verbergen . . .

Bei alledem aber, durch den ihr vom Himmel geſchenkten Beiſtand des Laienbruders, durch — auch ihre Zähmung des „Bruder Abtödters" doch ermuthigt und auf ein günſtiges Verlaufen aller dieſer Gefahren hoffend, warf ſie ſchon voll Uebermuth auf ihrem Zimmer ihr Brevier hin, wie — die Schöne, die vom Ball kommt, ihren Fächer, hinter dem ſie eine Eroberung machte . . .

Zur Wiederbegegnung mit Bonaventura und Paula intereſſirte ſie ſogar der mit Cherubimköpfen umrahmte Spiegel . . .

Sie fand aber ihr Ausſehen doch noch zu angegriffen, als daß ſie ſchon heute dieſe Scene wagen ſollte.

Auch diesen beiden aus Witoborn zurückkehrenden Damen war im Vorüberfahren ein Gruß gespendet worden aus dem von Westerhof schon wieder heimkehrenden Wägelchen jenes gewissen Mannes im blauen Mantel mit dem schwarzen Pudelkragen. . .

Löb Seligmann grüßte in der allerglückseligsten Laune . . .

Hatte er auch in verschiedenen Spiegeln der Gegend, die er im Lauf dieses Winters und vor dem Frühjahr nicht mehr verließ, beim Rasiren seines Barts, beim Kämmen und Ansingen seines wolligen Haares eine nicht gewöhnliche Anzahl von grauen Löckchen bemerkt; doch kamen sie nur als ein zufälliger Tribut an seine Jahre, nicht als Folge von Kummer und Sorge . . .

In der von so mannichfachen Aengsten und Bedrängnissen erfüllten Sphäre, die wir schildern, war er die zufriedenste, frohste, vielleicht die einzige „gesunde Natur", wenn nicht am Körper doch an der Seele . . .

Das Vertrauen, das ihm zuerst Terschka schenkte, das sich dann dem ganzen Adel der Gegend mittheilte, gab ihm einen Schwung, der nur von jener ihm manchmal eigenen Rührung über sich selbst gemildert wurde . . .

Aber sogar diese Anwandelungen der Wehmuth wie sonst

beim Hinblick auf Kocher am Fall, auf den Korb der Hasen-Jette, auf die ſchwachen Beine David's, auf die Blüte des Ghetto, Veilchen, die unter der Geldgier ſeines ſo unpoetiſchen und ihm unähnlichen Bruders Nathan ſchmachtete, kamen ihm jetzt ſeltener. Nur der hierortige Mangel an Opernmuſik, die ſonſt ſeiner Seele ein ſo nothwendiges Labſal war, war eine Lücke in ſeinem Daſein. Von der claſſiſchen Anmuth der Arie: „Ha, das Geld iſt nur Chimäre!" war er muſikaliſch tief überzeugt — die Texteswerte unterſchrieb er bei ſeinen gegenwärtigen glänzenden Einnahmen weniger — aber er mußte ſie ſich allein trällern.

Die Eroberung dieſes gewiſſenhaften Kenners der Ackerkrume, der Ertragsfähigkeit der Güter, der einſchmeichelnden Ueberredungskünſte bald beim Bauer, bald beim Edelmann verdankte Terſchka dem Vormittag auf der Villa des Herrn Bernhard Fuld in Truſenheim. Er ließ ihn nach Witobern kommen und „ſchlachtete", wie der Kunſtausdruck lautet, bereits im voraus die Güter des Grafen Hugo ein, noch ehe die Uebergabe in allen Formen erfolgt war. In Terſchka haſteten aus den Lebensſphären ſeiner früheſten Kindheit andere Eindrücke vom Judenthum, als er ſie durch Löb Seligmann empfing. Heyum Picard und — Löb Seligmann! . . . Letzterer mit den rührendſten Gleichniſſen und Sprüchen aus dem Talmud, die ihm Gewinn auf Koſten der Ehrlichkeit verboten —! Löb citirte ſie zuweilen mit einer gewiſſen jungfräulichen Verſchämtheit . . . „Wir haben ein Sprichwort, Herr Baron —!" Das die ſtehende und mit Erröthen geſprochene Phraſe, mit der Löb ein ſolches Citat aus dem Talmud anbrachte — wie einen Traum aus der Menſchheit kindlichſten Tagen . . .

Eine wunderbare Kunſt beſaß Seligmann, alle Verhältniſſe, in die das Leben ihm einen Einblick geſtattete, bis auf den Grund auszukoſten. Selbſt einen ſo entſchieden negativen Umſtand, wie den, daß Armgart von Hüllesheven damals, als er ſich die Rettung der kleinen Penſionarinnen von Lindenwerth vor Waſſerfluten ſo angelegen ſein ließ, unter den zur Villa Dahinwatenden nicht anweſend war, benutzte er zur Anknüpfung einer Bekanntſchaft, ja zu dem ſeelenvollſten Genuß, Nachgenuß der Thatſache: Alſo, Fräulein, Sie waren damals nicht dabei! ... Dabei ſein Auge! ... In ſeinem Gemüth blieb's eine Nachbetrachtung mit den ſchmelzendſten Accorden ... Angelika Müller, die kannte er aus der Dechanei und die hatte er damals geſprochen und demzufolge beſuchte er Büttmeyern — und Grützmacher hatte einſt bei Witoben als Gensdarm geſtanden und demzufolge ſah er ſich deſſen ehemalige Wohnung und Stall an und knüpfte die Bekanntſchaften ſeiner Nachfolger an und — Alſo das iſt ein Vetter von Ihnen? und ein einziges ſeelenvoll ſo durchempfundenes Verhältniß, erleichterte es auch ſein Geſchäft, das eben im Couragemachen zu Veränderungen und Expropriationen gemüthlich werthgewordenen Eigenthums beſtand, ſo war es das doch nicht allein, was er dabei ſuchte ... Benno von Aſſelyn, mit dem er hier oft zu thun hatte, Benno, der ihn für ſeine Güterſchlachterei als Student aus dem Roland „geſchmiſſen" hatte, Benno war ihm eine kocherer Bekanntſchaft von einem Heimatsgefühl, von einer Seelenerquickung, als ſänge, da er ihn zum erſten male hier ſah, ſein ganzes Sein: „Ich komme aus der Normandie!" ... Ebenſo elegiſch betrachtete

Seele oder des Körpers fungiren. Inzwiſchen war es das Gerathenſte, ihren Puls zu fühlen, und dieſen erkannte ich freilich für aufgeregt im bedenklichſten Grade. Dennoch wurde mir faſt ſchwindlicht und ich ſah mich genöthigt, neben dem Bett auf einem Stuhle Platz zu nehmen."

„Sie haben gewiß ſchon einmal jene Frauen bemerkt auf der Frankfurter Meſſe oder ſonſt, wo Wachs-Figuren oder Thiere oder Affen-Komödien gezeigt werden. Gewöhnlich ſitzen ſie vorn an der Kaſſe und nehmen die Eintrittsgelder in Empfang. Ihre Augen glänzen aus dem Kopfe heraus, Leidenſchaft athmet jede ihrer Bewegungen. Die Wangen ſind geſchminkt. Die Finger ſind mit Ringen vergoldet. Schwere goldene Ketten hängen um den Hals auf einen Buſen herab, der etwas Grauenhaftes hat. So ſtellen Sie ſich, in demſelben Aufzuge, jedoch im Nachtkleide, meine Patientin vor. Ob ſie mich hat verführen wollen oder nur prüfen, ob ſie wirklich ein größeres Leiden verſpürte, als das meiner Sprödigkeit, weiß ich nicht. Genug, ich behandelte ſie pathologiſch und frag nachdrücklich, an welchem Theile des Körpers ihr etwas fehle?"

„Als ſie mir darauf keine Antwort geben wollte und nur ſchwere Seufzer ausſtieß, fürchtete ich, ſie könnte mir, angereizt durch die unwillkürlichen Striche, die ich ihr, um den Puls zu fühlen, auf die Haut gab, unter den Händen ſomnambül werden. Der Contraſt des Magnetismus mit der Herumführerin wilder Beſtien und Affen war mir in dieſem Augenblick ſo gräulich, daß ich aufſprang und fortgehen wollte. Allein wie beſeſſen von dem unglückſeligen Rapport, in welchen ſie ſich durchaus zu mir verſetzen wollte, ſchoß ſie auf und hielt mich feſt, wie Potiphars Weib den Joſeph.

er Thiebold de Jonge ... Ebenso Hedemann; auch „unbekannterweise", aber um seines Sohnes willen, den Landrath von Euckefuß, an dem ihn seine Geldverlegenheit um so mehr rührte, als er, gelegentlich von diesem um Hülfe angesprochen, bedauerte erklären zu müssen, daß er „Geschäfte dieser Art" nicht mache ... Mit Bonaventura vollends trat ihm die ganze alte Kathedrale von Sanct-Zeno in Kocher am Fall wie im Mondlicht entgegen; das Sterbebett der Nachbarin Ley; Treudchen und mit ihr der Blumenstrauß, den er an jenem Morgen für Veilchen gekauft hatte ... Alles das hob ihm Seele und Gemüth ...

Mit besonderer Andacht besuchte Löb das große Dorf Berkenhagen. Er betrachtete sich von allen Seiten jenes Pfarrhaus, wo „denn also" Leo Perl, sein leiblicher Vetter, abgefallen vom Glauben seiner Väter, gelebt hatte und gestorben war ... Er betrachtete die Fenster, die Walleinfriedigung, den Brunnen und die Scheuer dieser Wohnung mit einem so elegischen Rückblick, daß der jetzige Pfarrer das Fenster seines Studirzimmers öffnete und ihn fragte: Wünschen Sie etwas? ... Durch seine Seele zogen sich bei diesem rauhen Anruf alle Töne des Gefühls unverdienter Kränkung, die nur jemals sein angebeteter Bellini componirt hat ...

Von Veilchen wußte er über Leo Perl so viel Wunderbares ... Perl war ein Freidenker und doch — ein Kabbalist gewesen. In Paris hatte er in alten Pergamenten studirt und trotz Voltaire eine schreckhafte Geisterwelt anerkannt. Nun erschien ihm Leo Perl wie einer jener Rabbis, die durch gewisse Zahlenzusammenstellungen, die sie einer thönernen Figur auf die

Stirn ſchreiben, dieſe lebendig machen. Eine ſolche Figur dient dem Zauberer, verrichtet ihm alle Geſchäfte, macht das Schwierigſte möglich und begehrt keinen andern Lohn dafür, als gut zu eſſen und zu trinken. Wiſcht dann ein Zufall die Zahlen von der Stirn des „Golem“ oder der Rabbi vergißt eine gewiſſe Formel, ſo wird das Thonbild zum leibhaften Teufel und hat ſchon manchen Nachts im Bette erdroſſelt. Gott — ſo immer kam ihm die Erinnerung an Leo Perl! . . . Das war nun da die Kirche, wo dieſer, ein Jude, celebrirt hatte! Das war nun da der Friedhof, wo er begraben lag! . . . Und das waren die Lehmhaufen, aus denen er ſich allenfalls ſo einen Golem hätte bilden können! . . .

Im Kloſter Himmelpfort, hieß es eines Tages im Wirthshauſe, lebten noch Mönche, die den Pfarrer Perl näher gekannt hätten . . . Mit dieſem Kloſter kam Löb durch einen Beſuch in Verbindung. Vor noch nicht acht Tagen wurde er in Witobora „Bei Tangermanns“, durch den Küfer Stephan Lengenich überraſcht. Der „Gerechtfertigte“ kam wieder aus dem Gefängniſſe, das er jetzt wegen ſeiner Betheiligung an jener Verſammlung im Roland hatte als Strafe für geheime Verbindungen verbüßen müſſen. Der vierſchrötige, feierliche, exaltirte Mann trat in einem großen kaffeebraunen Mantel bei ihm ein und gab ſich in ſo fragwürdiger Schreckhaftigkeit, daß Löb Seligmann unwillkürlich an eine ſeiner Lieblingsopern „Zampa“ und das erſte Auftreten des furchtbaren Räuberhauptmanns denken mußte . . . Der Küfer kündigte ihm an, daß er ſein Begehren nach dem Stück Tuch vom Jagdrock des Kronſyndikus (der bei

ſeiner Ankunft noch lebte) zwar für einige Zeit durch Veilchen's Beredſamkeit hätte fallen laſſen können, aber nicht für immer und am wenigſten für jetzt, wo er ſeit einem halben Jahr ſchon wieder die ganze Schwere des Unrechts dieſer Welt und der Nichtrechtfertigung vor Menſchen hätte erfahren müſſen. Er verfluchte den Verführer Hammaker, der ſeinen Lohn gefunden. Er bereute den Verkauf des Blutackers in Druſenheim. Er war ganz in jener volksthümlichen Racheſtimmung, die bei ſolchen Gelegenheiten unter welthiſtoriſcheren Bedingungen zu Maſanielles, John Hampdens und Andreas Hofers machen kann, in unſerm Leben, wie es ſo kommt und geht, leider nur zu commandirenden Spritzenmeiſtern. Stephan Lengenich wollte zu näherer Auskunft über den Tuchſtreifen ins Kloſter zu dem Mönche Sebaſtus. Zitternd und doch voll hohen Intereſſes hörte Löb Seligmann die Propoſition, ihn dorthin zu begleiten. Die wildeſten Racheklangfiguren aus „Fidelio" und „Lucrezia Borgia" tanzten vor ſeinem Ohr und Auge . . .

Glücklicherweiſe — ſo kann man hier wol ſagen und da leugnete Veilchen die unmittelbare Vorſehung! — war der Kronſyndikus ſchon in den nächſten Tagen geſtorben und Stephan Lengenich knirſchte nur mit den Zähnen. Er kam, um einen Proceß gegen den Kronſyndikus einzuleiten. Eine feſtliche Einholung in die Keller der Moppes'ſchen Weinhandlung, wo ihm ſeine unterirdiſche Stellung verblieben war, hatte er um dieſen Proceß verſchoben. Nicht eher wollte er mit Blumen geſchmückt wie Bacchus auf einem Faſſe in die Keller getragen werden unter Männergeſangbegleitung — der junge Mop-

pes hatte ſelbſt eine Cantate dazu componirt — als bis er, endlich im Beſitz des Tuchſtreifens, zum Landvogt geſagt: „Schließ' deine Rechnung mit dem Himmel, denn deine Uhr iſt abgelaufen!" Nun war die Uhr abgelaufen . . . Stephan Lengenich ſprach mit Advocaten, die ihm keine Ermuthigung gaben. Seine „Entlaſtung" konnte er nur an der Eiche ſelbſt vollziehen . . .

So beſuchte denn Löb Seligmann mit ihm das Kloſter Himmelpfort, um auf alle Fälle den Streifen Tuch von Klingsohr zu fordern. Beide trafen den Pater auf dem Krankenbett. Siech und elend blickte er ſie an. Vor dem Küfer, gegen den er einſt falſches Zeugniß abgelegt hatte, ſchlug er die Augen nieder. Auch auf Löb Seligmann beſann er ſich; er hatte ihn einſt trotz ſeiner Verehrung vor dem Judenthum in der Theorie, in der Praxis beim Zinngießer Klingelpeter zur Thür hinausgeworfen. Bekannt war ihm, daß Seligmann die Briefſtaſche bei Nathan, ſeinem Bruder, in der Rumpelgaſſe gefunden und von der Einlage dem Küfer Kunde gegeben hatte . . .

Seligmann führte das Wort und erzählte, daß nur bisher durch Veilchen's Beredſamkeit, dann durch eine neue Haft, der Küfer in ſeinem Verlangen nach jenem Tuche wäre aufgehalten worden, nun aber begehre er daſſelbe aufs beſtimmteſte von ihm. Klingsohr hatte eben die Kunde vom Tod des Kronſyndikus erhalten und gab das Tuch und ließ geſchehen was wollte. Er fragte nach Veilchen. Löb erzählte von ihrer Güte und Milde. Klingsohr erwiderte:

Euch Juden ſteht es beſſer an, wenn ihr dem Shylock gleicht! . . . Da Stephan Lengenich! Macht damit was

Ihr wollt! Auch aus mir — und — meinem falſchen Zeugniß! . . .

Dumpfe Stille in dem Kämmerlein . . . Der Mönch wandte dem Beſuch den Rücken und ſtreckte ſich, lang wie er war, gegen die Mauer auf ſein Lager . . . Stephan Lengenich kannte ſein Schickſal. Er ſah in Klingsohr einen Gefangenen der Regierung, einen gottesfürchtig gewordenen Mann, den man verhinderte, für die Sache der Kirche zu wirken . . . Ihn ſeines falſchen Zeugniſſes wegen jetzt noch zu verklagen verbot ſeine ganze Stimmung . . . Auch würde ihn die Kunde, er hätte bei weltlichen Gerichten einen Mönch des Meineids beſchuldigt, daheim um ſeinen Triumph gebracht haben . . .

Pater, ſprach er, Sie haben mir viel bitteres Leid angethan, durch das Unterſchlagen dieſes Tuchs vom Rock des Mörders Ihres Vaters, das iſt wahr — jahrelang . . . Aber ich — ich höre, die Regierung hat Sie mit Gewalt hieher geſchickt . . .

Löb Seligmann zitterte vor den Wirkungen, die dies theilnehmende Wort hervorbringen konnte . . .

Seligmann! . . .

Herr Lengenich! . . .

Sie ſchwören uns —

Gott im Himmel! . . .

In der That wurde eine Flucht beſprochen . . . Warum ſollte der Küfer den Pater nicht nach Lüttich befördern helfen zu den Vätern der Geſellſchaft Jeſu?

Seligmann gab jede Verſicherung, die Großmuth des Küfers zu ehren, aber — er mußte mehr erleben . . . er war außer ſich, als die Verabredung getroffen wurde, daß

an zwei einſamen Pappeln, die Sebaſtus von ſeinem Lager aus bezeichnete, in der Dämmerung und am Tage des Leichenbegängniſſes Lengenich's Wagen ſtehen ſollte — dieſer war mit eigenem Fuhrwerk gekommen ... Erſt als Klingsohr zu Löb ſagte: Sind Sie denn feiger, als ein Mädchen? Meine Flucht war ja von Ihrer — neuen Deborah veranſtaltet! gab er nach ... Veilchen hatte allerdings, ſelbſt hinterm Ofen noch, etwas vom Geiſte der Deborah ...

Die Flucht ſcheiterte, wie wir wiſſen, an der Akuſtik der Krankenſtube des Kloſters ... Stephan Lengenich hatte ſeine Rede an der Eiche im Düſternbrook gehalten, hatte, wie ſich an alles Erhabene ſo leicht der Schnörkelſtrich des Lächerlichen knüpft, die Unterbrechung durch die Poſſen Stammer's erleben müſſen, hatte die Genugthuung ſowol der Unterſtützung des Mönches Hubertus, wie der ihre Falſchheit entlarvenden Ohnmacht jener Liſabeth, die ihn verrathen, verrathen um eine goldene Uhr, zu der ſie ſchon lange mehr als eine Kette trug ... Alles Wunderbare war geſchehen ... Der Zug ging vorüber ... Löb Seligmann zog den neuen Wilhelm Tell, der den Ruf des Tyrannen wenigſtens noch mit Pfeilen des Wortes erlegt hatte, aus dem Gewirr des geſtörten Leichenzuges ... Tangermann in Witeborn wurde nicht erſt von dem großen Todten- und Weinrichter angeſchmeichelt um ſeine Gelbſiegel, als es galt dem Gelungenen und noch Kommenden zu trinken, er ſtellte drei Rothſiegel als „die Sorte nicht" zurück, die ihm genügen konnte, ſeine Zunge zu befeuchten, während er den umſtehenden Neugierigen Aufklärungen gab über ſein ganzes großartigverſchlungenes Lebensſchickſal ... Im Sturm und zu allen Unternehmungen fähig, fand er

ſich dann mit ſeinem Einſpänner an den beiden Pappeln beim Kloſter ein. Er wartete, wartete zwei Stunden auf den Flüchtigen ... Pater Sebaſtus kam nicht ... Er fuhr dann ab, dem Triumphzug in ſeine Keller entgegen ...

Löb Seligmann aber dankte Adonai, als er von dieſen Beziehungen zu einem ſo eigenthümlichen Staatsdemagogen befreit wurde, Beziehungen, in die er ſich nur auf das magiſche Wort „Veilchen“ und die Hoffnung wieder eingelaſſen hatte, im Kloſter Himmelpfort würde er Bekanntſchaften machen, von denen er etwas über Leo Perl erfuhr ...

Selbſtverſtändlich war es, daß er ſich einige Tage ſpäter die Brandſtätte in Schloß Weſterhof anſah ... Er hatte mit ſo vielen Adeligen in dieſen Tagen zu thun, daß er vom Neueſten als Augenzeuge ſprechen mußte ... Gerade bei einer Bekanntſchaft, die er gemacht hatte, der mit dem Präſidenten von Wittekind und deſſen geſchäftskundiger Gattin, der Mutter des Domherrn von Aſſelyn, konnte ihm ein ſolcher authentiſcher Bericht die Bürgſchaft eines angenehmen Eindrucks ſein, falls er, wozu er Veranlaſſung hatte, ſich gerade heute noch auf Schloß Neuhof begab ...

Mit Rührung hatte er den Arbeitern, die den Schutt aufräumten, im Wege geſtanden; mit betrachtendem Schmerz hatte er ſich dem Strahl einer noch immer gehenden Spritze ausgeſetzt ... Er ſah, ſtaunte und ſchüttelte ſich die Tropfen ab ... Es war ein förmlicher Einſchnitt in die eine Seite des Schloſſes entſtanden. Links und rechts von der Brandlücke konnte man die offenen Zimmer ſehen, wie nach Löb's Phantaſie im Theater, wenn „Zu ebner Erde und

erſter Stock" geſpielt wird . . . Haufen von Büchern, Kiſten und Kaſten erinnerten ihn an die Rumpelgaſſe . . .

Eben trugen Bediente und Arbeiter Körbe voll Schriften nach einem entlegenen Thurm . . . Baron von Hülleshoven und Baron von Terſchka, beide hatten heute kein Auge für ihn. Sie begleiteten die Körbe und hoben auf, was ihnen entfiel . . . Es waren Schriften und Documente und gewiß lateiniſche und franzöſiſche darunter, die — „für David Lippſchütz den Ankauf von Schulbüchern erſetzt" hätten . . . Auch ſah ſich ſchon Löb darauf einige an; ſie wurden ihm mit Verweiſen aus der Hand genommen . . . „Dulden iſt das Erbtheil meines Stammes!" lag in ſeinen Augen. Hatte er denn dieſe Bücher heimlich einſtecken wollen? . . . Auch Fräulein Benigna war heute den Umſtänden entſprechend von mehr abweiſendem, als zuvorkommendem Benehmen gegen den Mann der praktiſchen Ackerwirthſchaft . . . Gräfin Paula ſchwebte da und dort hinter den Fenſtern wie ein verſtörter Geiſt. Er hatte viel von ihren Wundern und Ferngeſichten gehört und befand ſich darüber, wie ſeinem Glauben natürlich iſt, im Zuſtande gelinden Zweifels. Ein Geſpenſterglaube, der ſich an das Wunderbare durch Figuren von Lehm gewöhnen ſoll, die durch ein Zahlengeheimniß die Befähigung erhalten, jeden Freitag mehr als menſchlich Schalet zu eſſen, kann im Gemüth nicht beſonders für das Wunderbare ſtimmen . . .

Nur Armgart berückſichtigte ihn plötzlich und ſogar mit hohem Intereſſe . . .

Als ſie ihn ſah, rief ſie ihn voll Schrecken an:

Ha! Haben Sie wol Neues aus Kocher am Fall?

Mein gnädiges Fräulein —!

Iſt mein Vater abgereiſt? Vielleicht ſchon in Wittenberg? Reden Sie doch! . . .

Mein Fräulein —! . . .

Seligmann fand ſich nicht ſofort in die determinirte Frage . . . Er genoß noch erſt die Thatſache der Anrede als ſolche ſelbſt . . .

Als er ſich dann in die Begebenheit gefunden, glich ſein Antlitz den Geſetzestafeln, wie ſie ausſahen, als Moſes auf den Sinai hinaufging . . .

Armgart ließ ihn, da ſein Schweigen nur ein umſtändliches Vorbereiten auf das Verſchleiern ſeines Nichtwiſſens wurde, ebenſo ſchnell ſtehen, wie ſie ihn angeredet hatte . . .

Das koſtete wieder einige Zeit des Beſinnens und wieder einige Spritzengüſſe . . .

Bei alledem aber doch höchſt geſchmeichelt und befriedigt von einer ſo ehrenvollen Aufnahme carrierte er auf Wittenborn zurück . . . Er führte ſein halbbedecktes Wägelchen ſelbſt . . . Es gehörte einem wittenborner Kutſcher, dem er ein anſehnliches Pfand für die richtige Behandlung des Gauls hatte hinterlaſſen müſſen . . . Löb verſtand ſich aber auf alles, was zum Leben des Landes gehört . . . Er war die ſeltſamſte realiſtiſche Natur, die ſich zum Ideal verklärte . . . Sein Wiſſen und ſein Thun erfüllt von Thatſachen der Wirklichkeit bis zum Klee und zum Dünger hinunter und doch ſein Fühlen ganz Aether . . . Seligmann war kein Pantheiſt oder Spinoziſt — (die Einwendung, die er einſt gegen Veilchen's Pantheismus gemacht hatte, lautete: „Ei Veilchen, der Geiſt Gottes ſchwebte doch

über den Wassern. Und Sie sagen: Er schwebte in ihnen?“ ...) aber sein Gott blies alle Instrumente und in der Luft klang es ihm wie Sphärenmusik.

Bei Witoborn wieder angekommen, mußte Löb etwas langsamer fahren, denn die Wallanlagen sind erhöht ... Wieder begegnete ihm jener Mönch, der an der Eiche sich so nützlich gemacht hatte ... Wieder grüßte er ihn aufs verbindlichste ... Für die abschreckenden Gesichtsformen dieses resoluten Mannes hatte er kein Auge — Er dachte an Aufklärungen über Leo Perl ... auch über den armen „Feind“ von ihm — über Sebastus —

Hubertus ging eine Weile neben seinem Wagen einher und redete Löb an ... Er ließ sich von der Brandstätte erzählen ... Der Verdacht über den Ursprung des Feuers haftete immer noch an dem Kohlentopf ...

Im Hören und Gehen verfolgte Hubertus einen Plan ... Als Löb Seligmann in die Stadt einbiegen wollte, bat er ihn, einen Augenblick still zu halten ...

Wollen Sie einsteigen? sagte der gefällige und seinen Absichten auf diese Art so nahe kommende Mann und rückte schon zur Seite ...

Hubertus sagte, er möchte gern einen Kranken, der hier dicht in der Nähe läge — er wäre beim Brande verunglückt — ins Kloster schaffen ... er verstünde sich auf das Heilen von Brandwunden besser, als die Aerzte im Spital ...

Aber ich muß auf Schloß Neuhof — entgegnete Löb, theils dem, was er schon merkte, ausweichend, theils gelegentlich auch die Orientirung über seine vornehmen Verhältnisse unterstützend ...

Das ist nur ein Umweg! — sagte Hubertus. Sie

Ich erhob jetzt eine Donnerstimme und fragte sie: Was sie im Kopfe hätte? Um Gotteswillen, Herr Pfarrer, begann sie: ich merke erst jetzt, daß Sie hier sind. Ach, ich habe Sie rufen lassen, weil ich doch wohl fühle, daß es bald an mein Ende geht. Es ist mir gottsjämmerlich schlecht. Ich leide an Magenkrämpfen und neige zu weit mehr Uebeln hin, als ich Namen dafür zu geben weiß."

„Mein Mitleiden erwachte und ich blickte voll Rührung auf sie herab. Sie deckte sich anständig zu und fing an zu weinen. Wie nun Frauen dieser Gattung immer in Extremen leben und von einer Leidenschaft zur andern überspringen, so bekam sie in dem Augenblick eine so gewaltsame Reue, daß ich Gott dankte, wenigstens meiner eigenen Angst, wenn auch nicht ihr selbst, mit den Floskeln helfen zu können, welche man bei langjähriger Praxis für solche Erweckungsmomente in Bereitschaft hat. Sie war überzeugt, in mir nun einen wirklich gottseligen Mann entdeckt zu haben, und dachte wahrscheinlich, da sie einmal die Gnade des Himmels jetzt in der Nähe und zur Hand hatte, sie auch nach Kräften einzuschlürfen und zu benutzen. Mitten unter Reuethränen gestand sie mir nun, daß sie drei Neger um sich hätte, von denen einer ein geborener Sachse und der andere ein Darmstädter wäre. Den ersten würde ich schon an seinem Accente, den zweiten an der absoluten Unfähigkeit, den Buchstaben R auszusprechen, erkannt haben. Der dritte aber sei wirklich echt und noch ein compleier Heide. Sie fühle jetzt Gewissensbisse, daß dieser Mensch seit seiner Kindheit in ihren Händen und noch nicht getauft wäre. Ich sollte ihn auf der Stelle taufen. „Ich habe," sagte sie, „den Lulu gekauft in Genua. Eigentlich erhielt ich ihn als Zugabe bei meinem besten

werden nicht viel um eine Stunde ſpäter ankommen . . . Freilich, ſetzte er hinzu: Mit einem Kranken muß man langſam fahren . . .

Und dieſe Worte kamen ſo vom Herzen, daß Löb ſchon gewonnen war. Gott ſoll dich ſegnen hundert Jahre! hörte er im Geiſt ſeine Schweſter ſagen . . .

So ſtieg Hubertus ſchon ein und der Gaul lenkte dahin, wohin der Mönch mit den knöchernen Fingern deutete . . .

Die Kirchhöfe gaben gleich den natürlichſten Uebergang des Geſprächs auf die gemeinſchaftlichen Erlebniſſe am Düſternbrook, auf den Küſer, auf Pater Sebaſtus, von dem Löb erfuhr, daß er für ſeine beabſichtigte Flucht in der Strafzelle ſitzen mußte, auch auf den Tod des Landraths von Enckefuß . . . Hubertus erzählte ſeine Betheiligung an den letzten Lebensſtunden deſſelben und mehrte dadurch nicht wenig den Anſchluß Seligmann's, der ſein Selbander zwiſchen Jud und Chriſt nicht mit den Empfindungen genoß, die Andere aus Leſſing's „Nathan" ſchöpfen, doch jedenfalls mit manchem wohlthuenden Accord aus „Templer und Jüdin" . . .

Bald war es Mittagszeit . . . Löb ſprach von einem Wirthshauſe, wo man in einer Stunde würde füttern müſſen . . . Vor drei, vier Uhr erreichte man beim langſamen Fahren und Einſchlagenmüſſen von Vicinalſtraßen das Kloſter nicht . . .

Hubertus ſtimmte zu und Löb begann ſchon von Borkenhagen. Da aber zeigte Hubertus auf das Haus der Mutter Schmeling, vor welchem ſie halten wollten . . .

Sie fuhren einen Seitenweg von der Landſtraße ab . . .

Plötzlich ſtutzte Hubertus. Er entdeckte einen Gensdarmen, der eben ins Haus der Hebamme trat . . .

Unwillkürlich fuhr ſein linker Arm auf die Kapuze, die ſein kahles Haupt bedeckte, und drückte ſie tief ins Geſicht . . . Er fürchtete ſein Erſchrecken zu verrathen . . .

Der Wagen hielt und Hubertus wußte eine Weile nicht, ſollte er ausſteigen, ſollte er bleiben . . . Ein Halbdach bedeckte beide, ihn und Seligmann . . . Er drückte ſich ſogar an die Hinterwand zurück . . .

Kommt der Mann von ſelbſt herunter? . . . fragte Seligmann, den Grund des Zögerns nicht begreifend, und ſtemmte ſeine Peitſche erwartungsvoll auf die Schöße ſeines blauen Mantels . . .

Hubertus ſchwieg, ermannte ſich und ſtieg aus . . .

Mit Empfindungen, gemiſcht aus Theilnahme und Urtheil über Religionsunterſchiede und Neugier über den Gensdarmen und die ihm unbekannte Hanthierung der Frau Schmeling ſah Löb dem Mönche nach, der mit nackten Füßen, dürftig durch die Sandalen geſchützt, in die Nebelnäſſe hinaustrat und zu dem ſich verengenden Hohlweg erſt nieder, dann aufwärts ſchritt . . .

An der Hauspforte blieb Hubertus eine Weile ſtehen und horchte . . .

Mutter Schmeling hatte in ihm unbekannten Angelegenheiten Gensdarmen bei ſich erwartet . . . Das wußte er . . . Aber ſeiner Beſorgniß ſchien es nun doch entſchieden, daß der an den Landrath gegangene Brief in officieller Weiſe wiederholt worden war . . .

War der Verbrecher erkannt, wie konnte er ihn da

noch der gerechten Strafe entziehen! . . . Schon ergab er ſich und dachte: Arme Lucinde! . . . So handelte und fühlte er ſchon im Bann ihrer beſtrickenden Ueberredung . . . So in Erregung ſchon durch ein abenteuerliches Leben als Eremit und die Flucht nach Rom . . .

Hubertus hörte die Stimme der Schmeling und das Säbelraſſeln des Gensdarmen, der eben die Treppe hinaufſtieg . . .

Je mehr ſich dieſer von der Schmeling zu entfernen ſchien, deſto lauter erſcholl deren Stimme. Jetzt unterſchied er deutlich, was ſie hinter ihm herrief:

Suchen Sie nur oben! Suchen Sie! Sehen Sie nur, ob bei mir Katzen entbunden werden! Aber daß Sie ſich dabei nur vorm hölliſchen Feuer in Acht nehmen! Teufels Großmutter muß böſe Katzen haben! Mies, mies, mies! . . . Komm Mies und nimm dein Wochenſüpprchen von dem Herrn Gensdarmen! . . . Herr Müllenheff ſchickt dir's! Komm! — komm! . . . Unſer Kindchen hat zwar die Nothtaufe gekriegt, aber ſie ziehen's mit Milch und Waſſer auf! Großmutters Mieschen! . . .

Hubertus, der kaum etwas von einer Katze gehört hatte, als er annehmen konnte, daß doch wol hier eine andere Fährte, als die des Brandſtifters geſucht wurde, hatte die Beruhigung, den Gensdarmen, der, als er dann eintrat, ſchon wieder die Treppe herabſtieg, lachend ſprechen zu hören:

Schon gut, ſchon gut — Frau Schmeling! Wir thun eben, was uns befohlen wird! Ich höre und ſehe und, was die Hauptſache iſt, ich rieche nichts von Katzen

bei Ihnen! Nämlich Katzen, die hier gejungt hätten! Schon gut! Schon gut! Ei, da kriegt Ihr ja Mittagsgäste! Wir haben heute alle Hände voll zu thun! . . . Nun, er iſt richtig hinüber, Väterchen! . . .

Wer? fragte Hubertus, deſſen Gedanken nur an Vickert hafteten . . .

Der Landrath! . . . Ja ſo! Den Menſchen vom Schloß oben ſucht Ihr? . . . Wetter, das war geſtern Abend Euer Meiſterſtück! . . . Ich glaub's wol, daß Ihr ihn nicht weiter habt bringen können als bis hieher! . . .

Frau Schmeling hielt ſchon inzwiſchen dem Landrath nicht die erbaulichſte Nachrede . . . Und der Gensdarm ſchilderte Hubertus' geſtrige Rettung des gräflichen Dieners . . . So ging denn dieſem alles gemüthlich und beruhigend . . .

Inzwiſchen fiel der immer doch noch nach Katzen ſpähende Blick des Gensdarmen auf ein junges Mädchen, das in der Küche ſtand . . .

Ei Lene! ſagte er erſtaunt und fuhr mit zweideutigem Tone fort: Sie hier? Na! das dacht' ich wol, daß es mit Ihr ſo weit kommen würde! Geb' Sie nur keinen Unrechten an! . . .

Frauen, wie Mutter Schmeling, ſind immer in der Lage, bei vermöglichen Leuten für Ammen ſorgen zu müſſen und die Lene war ein blitzäugiges ſchwarzes Ding, das nächſtens dazu empfohlen werden konnte . . .

Ja, ſagte die Hebamme höhniſch, auf dem Finkenhof kommt nun bald keine mehr zu Schaden! Der Finkenhof wird ein Betſaal . . .

Bruder, Bruder, fuhr inzwiſchen ſchon wieder dem

Mönche zugewandt der Gensdarm fort . . . Die Leiter so lange frei zu halten, das hätte keiner fertig gekriegt! . . . Und schon am Morgen bei der Jagd die Noth mit unserm Alten! . . . Der ist denn also hin . . . Guter Kerl ist er gewesen, das ist wahr, aber krank war er im Kopf schon lange; vor lauter Ambition! Wir sagten's nur keinem . . . Als der Kronsyndikus begraben wurde, sagte er noch: Gebt Acht, nun weiß ich, was der arme Tropf mir vermacht hat . . . Hier auf den Deez zeigte er . . . Was steht denn da draußen für ein Fuhrwerk? . . .

Er unterbrach schon wieder der Umsichtige sein Deuten auf den Kopf . . .

Hubertus sprach ohne langes Besinnen, der Mann im Wagen draußen wolle ihm helfen den Kranken ins Spital bringen . . .

Herr Seligmann? . . . Das Fuhrwerk gehört Schönings . . .

Mit diesen ruhig controlirend hingesprochenen Worten war der Scharfspähende in verhallender Rede zum Haus hinausgetreten und schon zum Hohlweg hinunter und auf Löb zu, der ihn mit herabgezogenem Hute begrüßte . . .

Inzwischen hatte das Lachen und Zanken der Schmeling fortgedauert . . .

Die Hauptrollen dabei spielten Staat, Kirche, Welt, Zeit, Sitte, Vorurtheil, das Gleichniß vom Splitter und Balken, der Pfarrer zu Sanct-Liberi und ein junges Kätzchen, dessen Mutter man bei ihr suchte . . .

Hubertus war zu beschäftigt mit seinem nächsten Ver-

haben, um ſich lange bei dieſem Zwiſchenfall aufzuhalten . . .

Wie geht's denn eben? fragte er, als die Magd ihm den geſtern beſtellten Speckkartoffelpfannkuchen brachte, deſſen Fett- und Zwiebelgeruch das ganze Haus durchduftete . . .

Suppe hat er und auch ein Stück Fleiſch genommen! hieß es . . .

Nun, dann wird er's ja aushalten können! Ich nehm' ihn jetzt — mit ins Spital oder . . .

Hubertus murmelte während des Eſſens und ſah ſich, ſcheinbar ruhig, nach der vorerwähnten Lene um, die ſich auch vor ihm verſteckt hielt . . .

Jetzt trat ſie vor und ſtand mit kecken, funkelnden Augen vor dem Bruder und ſetzte dem Kopfſchütteln deſſelben eine leichtfertige Geberde entgegen . . .

So, ſo weit alſo, Lene! ſagte Hubertus . . . Das hätt' ich wiſſen ſollen, als ich dir deine Briefe an den braven Wachtmeiſter ſchrieb, der dich heirathen wollte . . .

Die Lene zog den Mund und ließ Mutter Schmeling reden . . .

Die Lene iſt heilig! kicherte dieſe. Ja, heilig, ſag' ich Ihnen! Wer bei einem Pfarrer gedient hat, der kann gar nicht ſündigen . . .

Hubertus ließ ſich auf ſo leichtfertige Anſpielungen nicht ein . . .

Inzwiſchen klatſchte draußen Seligmann ungeduldig mit der Peitſche . . . Es fing ihn an zu frieren, zu hungern und — die Zwiebeln und der Speck dufteten wol auch anmuthend zu ihm hinüber . . .

Hubertus eilte nach oben und war im Begriff, in das Staatszimmer einzutreten . . .

Als er die Thür öffnete, bot sich ihm ein erschreckender Anblick . . .

Der Kranke stand im Hemde, mit den beiden eingewickelten Händen in abwehrender Stellung . . . Furcht und Schrecken auf seinen Mienen . . . Unfehlbar hatte ihn in solche Aufregung das Suchen des Gensdarmen gebracht, den er im Hause gehört hatte . . . Zwar hatte der Gensdarm nur die Thür geöffnet und den gräflichen Diener in seiner gestreiften Jacke scheinbar schlafend gefunden und sich mit leichtem Murmeln ohne weiteres entfernt . . . Aber Bickert war hinter ihm her aufgesprungen und stand jetzt da, wie auf Tod und Leben gerüstet . . .

Jantje, Jantje! rief Hubertus, indem er sich schon zu einem Handgemeng rüstete . . . Ihr erkältet Euch ja! . . .

Wer ist Jantje? stöhnte Bickert, aber mit gesammelter äußerster Kraft . . .

Ei sieh, sieh, du kannst reden! . . . Ich dachte gestern — Bei so großem Schreck hat mancher einen Krampf im Kinnbacken weg — zeitlebens . . .

Schreck? . . . Worüber? . . . Wer seid Ihr? . . . Bringt mich aufs Schloß! . . . Zu meiner Herrschaft, sag' ich . . .

Hubertus wußte nicht, ob ihn der stumpfsinnige Mensch nicht mehr erkannte und keine Erinnerung hatte an den gestrigen Tag, keine Erinnerung an seine früheste Knabenzeit, die ihm gestern doch nicht ganz verklungen

zu ſein ſchien, oder ob er ſeinen Abſichten mißtraute und ſich ſo nur verſtellte . . .

Es iſt ja ein Kohlentopf geweſen! ſagte er mit Schärfe und drängte damit den vor Kälte Zitternden ins Bett zurück. Jetzt aber ruhig da! Euere Stalljacke hält nicht warm . . . ich habe unten eine tüchtige Roßdecke . . . Ja, ein Kohlentopf war's, von dem das Feuer auskam! . . . Nun, haltet doch nur! . . . Ich ziehe Euch jetzt an! . . . So war's nicht immer dazumal, wenn Havum Picard an der Waldecke ſtand und pfiff und von der Windmühle pfiff's wieder und Abraham kam und — nein, ſeine Gevattern können wir nicht von Levi Levi und Moſes Ocker ſagen — die Taufe kam erſt in Breſt, wo ſie einem dann — haha! — gleich ſo ein hübſches Patengeſchenk mit auf den Arm brannten . . . Haltet doch nur! . . . So zart hat uns freilich die Hanne Sterz dazumal Sonntags nicht geputzt! . . .

Die Macht aller dieſer Worte war niederſchmetternd . . . Der Verbrecher vermochte nicht dagegen aufzukommen . . . Hubertus würde beim Ankleiden ruhig ſo haben fortfahren können, die Erinnerungen und das Gewiſſen des verſtockt Niederblickenden zu wecken, wenn nicht vor Ungeduld, Neugier, Nächſtenliebe, Anziehungskraft des Pfannkuchens Löb Seligmann auf der Treppe erſchienen wäre und ſich erboten hätte, den Kranken tragen zu helfen — „Gott! Bei deinen Kräften!“ hörte er im Geiſt die Hafen-Jette ſagen . . . Dem Gaul hatte er die Beine gekürzt und ihn vertrauensvoll ſtehen laſſen . . .

Auf dieſe Art konnte Hubertus keine andere Verſtän-

digung herbeizuführen, als soweit nöthig war, den jetzt Angekleideten zum Folgen zu zwingen . . . Sich tragen zu lassen widerstand Bickert . . .

Wohin? murmelte er . . .

Gott im Himmel! sprach Löb Seligmann, staunend über diese Widersetzlichkeit . . . Der Mann ist noch im Fieber . . .

Wohl mußte er über die wilde Miene des Trotzes, über den Widerstand gegen eine Hülfe, die ihm so liebevoll geboten wurde, befremdet sein . . .

Hubertus führte Bickert und sprach laut:

Daß ich Euch nur da am Arme nicht weh thue! . . . Da, wo Ihr das Brandmal bekommen habt, Aermster! Ich meine, gestern . . . Es sieht aus, wie wenn auf dem Arme chinesische Buchstaben stünden . . . Chinesisch hab' ich lesen gelernt . . . Ein Jahr später, als wir alle von Wouheer Rattrepel abgeholt wurden — wißt Ihr Vater Rattrepel unterm Treibein — ich meine — als ich unter die Soldaten nach Java ging . . . Ja Vene! Vene! . . . Wachtmeister war ich auch einmal . . . Und betrogen — das wurd' ich auch! . . . So aber nicht, wie der brave Spikermann von dir! Leichtsinniges Ding! Laß dir's nur erzählen von Mutter Schmeling! . . . Frau, rechnet Euch all Euer Gutes vor Gott an — und auch dies Werk der Barmherzigkeit — ich meine, wenn Ihr einmal zur Rede stehen müßt für Euere lästerlichen Reden über den Pfarrer zu Sanct-Liberi und uns andere Gottesheilige . . .

Im Verlassen des Hauses mußte Hubertus den auf dem glatten Boden bergab Ausgleitenden dennoch tra

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04317/038

Löwen, für welchen ich die Summe, die man forderte, zu groß fand. Da ſagte der Thierbändiger, der jährlich einen Transport wilder Thiere aus den Barbareſken in die ſüdlichen Häfen führt, er wolle mir Lulu noch als Zugabe zu dem Löwen geben und das konnte ich ſchon annehmen. Wenn man für die Thiere einmal einen paſſenden Käufer findet, ſo kann man mit dem Neger noch immer verdienen. Man fügt einige alte Wallfiſchzähne, einige Seemuſcheln und optiſche Kunſtſtücke hinzu, meinetwegen auch den Schuh einer Chineſin, den man nur recht klein zu machen braucht, um ſogleich die Illuſion für ſich zu haben; der Neger wird ummalt mit einer Draperie von Palmenbäumen und Paradies-Vögeln, er hält einen Köcher und Bogen und Pfeile in der Hand, ob er gleich niemals ihn geſpannt hat. Es iſt für die Welt; aber Kinder zahlen die Hälfte."

„Ich hätte über dieſe Beichte lächeln mögen, hütete mich aber wohl, dies zu zeigen. Denn ſie hätte dann gewiß ihren Ton geändert und ſich über die ſchlechte Rolle geärgert, die ſe jetz in der Reue vor mir durchführte. Ich ließ ſie ungeſtört weiter ſprechen."

„Lulu, ſagte ſie, iſt Chriſt genug, wenn er es an meinem Lebenswandel und meinen frommen Thieren allmälig hat abſehen können. So oft ich — Welche Sünde bei dem Glauben, ein gutes Werk zu thun! — ſo oft ich das Nachtmahl nahm in ſchwachen Augenblicken, nahm Lulu Theil. Er lachte zwar immer und der Prediger verwies es ihm; aber ich ſagte, es käme von ſeiner inneren Freudigkeit. Offen geſtanden, er wußte nicht, warum er aß und trank. Ich habe ſchreckliche Sünden mit dem Menſchen auf dem Halſe. Er

gen . . . Bickert wußte nicht, ging es mit ihm hinter Schloß und Riegel oder zur Freiheit . . . Wer der Mönch sein konnte, dessen entsann er sich . . . Dennoch, selbst wenn er ein Gegenstand nur wohlwollender Absichten blieb, erbitterte ihn die Entdeckung seiner Thäterschaft, die er so tief verschleiert geglaubt hatte und von der er auch jetzt annehmen konnte, daß sie hier Niemand außer diesem Mönche wußte . . . Hammaker, der ihn gedungen und kurz vor seiner Verhaftung mit der Urkunde versehen hatte, war todt — Noch einmal erhob er sich, schlug um sich und rief:

Ich will auf's Schloß! . . . Zu meiner Herrschaft!

Löb Seligmann fuhr so jählings zurück, daß er fast noch gefallen wäre zum Dank für all seine Menschenliebe . . . Nur die Kraft und Geistesgegenwart des Mönchs halfen zuletzt zum Ziel . . . Hubertus setzte den in eine Pferdedecke Eingeschlagenen entschlossen in den Wagen, wies Seligmann vorn auf den Bock, nahm neben Bickert Platz . . . So fuhren sie alle drei von dannen . . . Bickert zusammengekauert in der Wagenecke . . . Hubertus neben ihm, voll Grübeln über seine weitere Hülfe und hinausstarrend in die winterliche Gegend . . . Löb vorn mit zurückkehrender Heiterkeit und Redseligkeit, die sich um so mehr in kleinen zuweilen geträllerten Liedchen kund gab, als beim Ort Borkenhagen die Aufklärungen über Leo Perl beginnen sollten . . .

An dem von Löb bezeichneten Wirthshause wurde halt gemacht und der Gaul gefüttert . . . Auch Löb nahm hier mit Auswahl, was sich vorfand . . . Hubertus verschmähte trotz seines Pfannkuchens nichts, was ihm

noch hier die Küche ſchenkte . . . Bickert aber lehnte alles ab . . . Ja er fing an ſich mit dem Gaul zu befreunden . . . Hubertus blieb in der Nähe, um jede verdächtige Bewegung zu beobachten . . .

Kennt Ihr mich alſo jetzt, Jean Picard? fragte er, indem er zu ihm mit einem Suppentopf herantrat und ſelbſt mit dem hölzernen Löffel aß, den er immer bei ſich führte . . .

Bickert ſagte, düſter die buſchigen Augenbrauen zuſammenziehend und ihn voll Verlegenheit angrinſend: . . .

Ich kenne Euch nicht und heiße auch nicht ſo . . .

Das wäre ſchlimm! entgegnete Hubertus. Denn ich bring' Euch in mein Kloſter, wo ich gerade für den, dem Ihr ſo ähnlich ſeht, eine hübſche Summe Geldes liegen habe . . . Im Bettſtroh, Brüderchen, heben wir uns manches auf . . .

Der Verbrecher drehte ſich vor Unruhe hin und her . . .

Daß Ihr's brauchen könnt, weiß ich von einem wunderſchönen Fräulein . . . Weiß der Himmel, wie die an Euch gekommen . . . Ja, es gibt manchmal ſeltſamen Geſchmack . . . Aber Amerika iſt weit und einen guten Platz wollt Ihr doch auch haben, wenn Ihr zu Schiff geht, nicht einen, wo immer drei auf zehn ſterben . . . Särge gibt's auf dem Waſſer nicht, das wißt Ihr . . . Wer draufgeht, ins Waſſer! . . . Ganz ſo nackt, ganz ſo kahl, wie dazumal, wißt Ihr, der Todte war, dem ein Teufel ſeine letzte Ruhe ſtörte . . .

Bickert erhob ſich ſtarr . . .

Rollt Ihr so die Augen? . . . Im Mondschein hab' ich vielerlei gesehen, Löwen und Tiger . . . Auch Menschen, die sie zerrissen hatten . . . Aber keinen kalten Todten, dessen Seele schon im Himmel ist und der neben seinem Sarge liegt, in dem ein Mensch noch nach Geld sucht! . . . War denn kein heiliges Bild in der Nähe, das dazu zu sprechen anfing? . . . Hayum's Taufe mag freilich nicht tief gegangen sein . . . Hanne Sterz aber war leidlich fromm . . . Wo steckt die wol jetzt? . . . Auch unter der Erde? . . .

Bickert sah bei diesen scharf betonten und fast nach den Silben ihm zugezählten Worten empor wie zu einem Richtschwert . . .

Inzwischen brachte Seligmann ein Glas Wein, das er dem Kranken anbieten wollte . . . Die Kunde von dem beim Brand Verunglückten, durch Hubertus so aufopfernd Geretteten hatte sich im Wirthshause verbreitet . . . Der Wagen wurde von Neugierigen umstanden . . . Bickert verbarg sich in seiner Decke . . .

Die Fahrt ging weiter, ohne daß Hubertus sich vollkommener mit Bickert verständigen konnte . . . Bickert sah ihn wie den Boten seiner Richter an . . .

Tapfer und frisch ermuthigt schwang Seligmann die Peitsche . . .

Hubertus gerieth ins Erzählen und brachte Dinge zur Sprache, die nach allem, was von ihm erlebt worden war, wunderbar genug sein konnten . . . Allmählich schien Bickert darüber zur Ueberzeugung zu kommen, daß wol am gerathensten sein würde, den guten Absichten des

Alten, auf den ſich ſein verdüſtertes Gedächtniß beſann, zu vertrauen . . .

Schon war es Dämmerung, als die langſam gehende Fahrt bei Borkenhagen am dortigen Pfarrhauſe ankam . . .

Auf Löb Seligmann's Frage nach Leo Perl erwiderte Hubertus in der That:

Ja, den kannt' ich! Es war ein getaufter Jude! Juden — nehmen Sie's nicht übel, Herr — Juden ſind die curieſeſte Nation . . . In Java hab' ich ſie gerad gefunden, wie hier . . . Brave Seelen darunter, wie Sie, Herr, wahre Samaritaner . . . Aber — auch ſchlimme — blutdürſtige ſogar — — Wo ſie unter ſich und nach ihren eigenen Geſetzen leben, begreift man, wie ſie ſonſt ſteinigen konnten, hinter Propheten herliefen, die um Wunder fragten und wenn ſie auch noch ſoviel thaten; ſie ans Kreuz nageln ließen . . . Das iſt die alte heiße Sonne Aſiens . . .

Auch Löb fühlte in den Finales und bei den Chören der heroiſchen Opern immer etwas vom Blut der Makkabäer und gegen Bernhard Fuld hatte er an jenem Druſenheimer Sonntage wirklich im Geiſt nach dem Schwert gegriffen . . . Doch lehnte er alle dieſe Anſichten über das Temperament ſeines Volks ab und ſagte lachend:

Der Jude iſt heiß, das iſt wahr! Aber wie Gott der Herr iſt er — ein Buſch voll Feuer! Hat Einer Courage und greift zu, keiner verbrennt ſich!

Bei Erwähnung des Namens Leo Perl und des Umſtandes, daß Seligmann mit dieſem Prieſter verwandt wäre, horchte Bickert auf . . . Auch ihm war dieſer

Name erinnerlich — als Unterschrift unter dem lateinischen Papier, das er im Sarge des alten Mevissen statt Geld gefunden und an Lucinden gegeben hatte zur Uebergabe an Bonaventura . . .

Ich sagte, fuhr Hubertus fort, daß ich den Pfarrer Perl kannte . . . Aber eigentlich zum Kennen war der Mann nicht . . . Er verrichtete sein Amt, war ein großer Redner, celebrirte wie ein Heiliger, stattlich stand er am Tabernakel . . . Aber in seine Nähe ließ er Niemanden und die Leute fürchteten sich vor ihm . . .

Warum ist er Christ geworden? . . .

Aus Erleuchtung — denk' ich . . .

Da oben hinterm Berg der Kronsyndikus und der Dechant von Asselyn in Kocher am Fall waren die Ursache seiner Erleuchtung . . .

Auf den Namen „Asselyn" zuckten die Augenbrauen des Verbrechers und auch Hubertus kam von Seligmann's Fragen durch die Erwähnung des Kronsyndikus ab . . .

Seligmann unterbrach jedoch sein Grübeln:

Sie haben Leo Perl nicht näher gekannt?

Nur einmal in meinem Leben hab' ich ihn gesprochen . . .

Was hat er gesprochen? . . .

Gesprochen hat er, um es recht zu sagen, vorher schon ein Jahr lang mit mir, aber durch Blicke . . .

Durch Blicke . . . Wie so Blicke? . . .

Immer, wenn er mir im Feld begegnete, sah er mich mit seinen großen schwarzen Augen an . . .

Warum sah er Sie an? . . .

Ich war damals Jäger geweſen und eben erſt ins Kloſter gegangen . . . Oft war mir, wenn ich ihn grüßte, als wollt' er mit mir reden . . . Dann blieb ich ſtehen . . . Aber er ging vorüber . . . Das dauerte, bis ſeine ſchwere Krankheit kam . . .

Welche? . . .

Die Zehrung . . .

Der ſtarke Mann die Zehrung! . . .

Wenn er huſtete, krachte es wie ein Gewölbe . . .

Gott im Himmel! . . .

Ich ließ ihm ein Mittel anbieten . . . Ich dokt're ſchon lange ein wenig . . .

Es half nichts . . .

Er nahm's gar nicht . . .

Nahm's nicht . . . Aus Stolz auf die Gelehrſamkeit . . . auf ſeine Wiſſenſchaften . . .

Oder er wollte keine Furcht vorm Tode zeigen . . . Das ſagte er mir einſt, als ich das einzige mal mit ihm geſprochen hatte . . .

Warum ſprach er mit Ihnen? . . .

Er wollte mir für mein Mittel danken . . .

Wollte Ihnen danken! . . .

Bruder, ſagte er, ich werde ſterben . . . In drei Tagen bin ich todt . . .

Wuſſt' er das? . . .

Wollt Ihr mir einen Gefallen thun?

Sprach der Pfarrer zu Ihnen . . . Und Sie thaten ihn? . . .

Finſter zuckten ſeine Augen . . . Er mußte wieder heftig huſten . . . Als ſich die Bruſt beruhigt hatte

und er wieder sprechen konnte, schickte er seinen Vicar hinaus . . .

Seinen Vicar . . .

Namens Langelütje —

Langelütje . . .

Nun sah er sich um und sprach mit seiner heisern Stimme: Bruder Hubertus, ich habe von Euch manches Gute gehört! Aber auch Euch ist's schlecht im Leben ergangen! Auch Euch haben Liebe und Freundschaft betrogen . . .

Was? Wen hat Liebe und Freundschaft betrogen? Aber nicht alle sind so versöhnlich wie Ihr! . . .

Wer sind die Andern? . . . Wen hat die Liebe betrogen? . . .

Andere bleiben, was sie sind, andere treibt die Rache —

Wen hat die Rache getrieben? . . .

Bei diesem Worte erstickte des Pfarrers Stimme und der Husten begann so heftig, daß es wol eine Viertelstunde bedurfte, bis er sich erholt hatte . . . Nun erhob er sich von seinem Lager und flüsterte mir zu: Da! Wenn ich todt bin, Bruder, seht — da hab' ich eine Schrift . . .

Bickert's furchtentstelltes Antlitz bekam einen Ausdruck schärferer Fassungskraft . . . Doch Hubertus merkte nichts davon . . . Nur sorgen mußt' er, daß Löb nicht vor Ansammlung von Mittheilungsstoff für die Rumpelgasse sein Pferd aus dem Auge verlor . . . Er fuhr fort:

Wenn ich todt bin, sagte der Pfarrer, da hab' ich eine Schrift . . . Schwört mir zu Gott dem Allmäch-

tigen, daß Ihr dieſe Schrift nie erbrechen wollt! . . . Seht, ſie iſt mit meinem Kirchenſiegel geſiegelt . . .

Bickert fühlte handgreiflich in der Erinnerung dies Siegel des lateiniſchen Briefes . . .

Tragt dieſen Brief, ſowie ich begraben bin, hört Ihr, nicht geſtorben, ſondern erſt, wie ich begraben bin, ſo, wie ſich einem Pfarrer geziemt begraben, verſteht Ihr, nach Witoborn — hört Ihr, zum Biſchof . . .

Warum zum Biſchof? brach Seligmann erſtaunend aus, denn er war auf Teſtamentsgedanken gekommen und deutete im Ton an, ob katholiſche Pfarrer ein Teſtament nicht einfach bei den Gerichten niederlegen dürften . . .

Zum Biſchof! beſtätigte Hubertus. Es war dies damals der Biſchof Konrad . . . Ein Freund meines guten Guardians, des Provinzials Henricus . . . Ein ſanfter, milder Greis, der den Pfarrer Perl getauft hatte, ihn im Seminar zu Witoborn unterrichtete, zum Prieſter weihte . . . Ein guter, hoch in die Jahre gekommener, vergeßlicher Mann . . . Er ſteht immer noch lebendig vor mir — mit einer Naſe . . . ſo lang . . .

Hätten Sie die Naſe gehabt und gemerkt, was in dem Briefe ſtand! . . .

Das erfuhr ich nie . . . Der Brief war an die Curie gerichtet und abzugeben an den Biſchof . . . Dem gab ich ihn . . . Der Biſchof erbrach, ſah eine lange Zuſchrift in Latein, legte ſie zum ſpätern Leſen zurück und plauderte mit mir . . . Nun — und das iſt alles, was ich mit Leo Perl im Leben zu thun gehabt habe . . .

Mit einer nur ſcheinbaren Geringſchätzung ſagte Seligmann: Was kann er geſchrieben haben? . . . Er

wollte damit nur verſchleiern, daß man ja hier eine außerordentlich wichtige Entdeckung anzunehmen hätte ...

Hubertus zuckte die Achſeln ...

Warum war der Brief lateiniſch? ...

Er hatte ohne Zweifel die Beſtimmung, nach Rom geſchickt zu werden ...

Warum nach Rom? ...

Weil der Heilige Vater alle unſere Wünſche in dieſer Sprache zu hören wünſcht ...

Warum ſchickte er ſeine Wünſche nicht ſelbſt nach Rom? ...

Der Weg für einen Pfarrer geht nach Rom nur über ſeinen Biſchof ...

Wiſſen Sie was? ſagte Seligmann in immer mehr ſich ſteigerndem Verlangen, hinter dieſen letzten Willen ſeines leiblichen Vetters zu kommen ... Ich glaube, der Biſchof hat den Brief gar nicht nach Rom geſchickt ... Ich meine deshalb, weil er ſo vergeßlich war ...

Nicht unmöglich ...

Und wenn er ihn doch ſchickte, dann hat er vorher eine Abſchrift genommen ...

Was für Rom beſtimmt iſt, muß für Rom beſtimmt bleiben ...

Nein, ich ſage, der Brief liegt noch drüben im witeberner Archiv und enthält die Anzeige, daß ſein Vetter Löb Seligmann oder ein Kind von Henriette Lippſchütz, Namens David Lippſchütz, alle ſeine geheimen Erſparniſſe erbt, die Bücher ausgenommen, die ein gewiſſes Fräulein Veilchen Igelsheimer kriegt, deren Liebe und Freundſchaft ihn nicht betrogen haben, und die alten Kleider, die

ſind fürs Geſchäft ſeines Vetters Nathan Seligmann beſtimmt . . .

Fragen Sie die jetzige Frau von Wittekind da oben! . . . ſagte Hubertus, von der nicht ganz im Scherz gemeinten Rede erheitert . . . Ihr erſter Mann war der Regierungsrath von Aſſelyn, der Vater des Domherrn von Aſſelyn . . . Sie kann vielleicht —

Was kann die Frau, die ich ja heute noch ſehen werde? . . . ſagte Löb und wandte ſich auf Hubertus' Stocken um . . .

Hubertus zeigte aber eben nach dem Kloſter Himmelpfort, das jetzt erreicht war und nur noch allein ſeine Gedanken in Anſpruch nahm . . . .

Wir ſind am Ziel! ſagte er, ließ halten und ſetzte nur noch, ſchon im ſchnellen Abſteigen begriffen, hinzu:

Der Regierungsrath hat bald nach dem Tod des Biſchofs alle Bibliotheken und Archive Witoborns zu ordnen gehabt . . . Wenn er die Schrift damals noch vorfand, ſo liegt ſie vielleicht in der Bibliothek des Königs; ſie war wie in Kupfer geſtochen . . .

Dieſe Reden verhallten ſchon in den Zurüſtungen des Ausſteigens . . . Die ernſteſte und ſchwierigſte Aufgabe war eben jetzt für Hubertus zu löſen, die, Bickert unbemerkt ins Kloſter zu ſchaffen . . .

Er lehnte ein Vorfahren am Kloſter entſchieden ab und weckte erſt jetzt damit in Seligmann's Zügen einen Anflug von Staunen und Mistrauen . . .

Es war dunkel geworden . . . Das Wetter war ganz in Regen umgeſchlagen . . . Schwer ſenkten ſich ſchon lange die Nebel über die nahen Höhen . . . Ein-

hat das ganze Christenthum schon in sich, aber es ist und bleibt ein beschnittener türkischer Hund. Getauft ist er nicht."

„Man denke sich diesen Absprung von einer Circe zu einer abergläubischen und halb reuigen, halb verstockten Sünderin, in beiden Momenten die gleiche viehisch-plastische Natur und das mir immer deutlicher werdende hohe Alter, das hinter der Schminke und den falschen Zähnen sich versteckte! Ich werde mich da mit einer Negertaufe einlassen, dachte ich; sie quälte mich nur um ihrer Sünden willen und dies erregte zuletzt mein Mitleid. Ich sagte: Meine Werthe, darum werden Sie noch nicht in den Himmel kommen oder die ewige Verdammniß vermeiden, daß Sie einen Anderen vom Tode zu erretten glauben, indem Sie ihn für sich taufen lassen. Es ist wahr, eine Schuld wird wenigstens getilgt, die auf Ihnen lastet; allein Sie scheinen diese Negertaufe als eine Sühnung für Ihre übrigen Vergehen zu betrachten. Das kann der Kirche nicht genügen. Alles Taufwasser, das ich da über den jungen Mann gieße, wäscht Sie selbst noch nicht weiß. Ich würde mit der Taufe gern zur Hand sein; allein ich finde, daß diese heilige Handlung hier mit unlauteren Motiven verknüpft ist und halte demnach meine Segnung zurück."

Blasedow behauptete, daß er nun gegangen wäre, hat jedoch in seinen späteren Lebensjahren eingestanden, daß er schon damals sehr feindselig gegen die positiven Satzungen des Glaubens gestimmt gewesen wäre. Er wäre damals sehr bequem gewesen. Diese Weitläufigkeit, da in der Nacht Jemanden aus dem Stegreife zu taufen, die zur Handung nöthigen Geräthschaften schnell herbeischaffen und nun ga den verschlafensten Menschen von der Welt, seinen Küster, wecken

ſam und ſtill lag das Kloſter . . . Hier und da blitzte in einer Zelle ein Licht auf . . . Um acht Uhr ging dort ſchon alles zur Ruhe . . . Zwiſchen ſechs und ſieben fand der Imbiß zur Nacht ſtatt . . .

Vorzugsweiſe hatte Hubertus beim Erzählen immer die Kirche im Auge behalten . . . Am Zifferblatt der Kirchthurmuhr ſchien er die Minuten zu zählen, die noch übrig waren bis fünf . . . Um fünf wurde meiſtens die Kirche geſchloſſen . . . Zugänglich war ſie überhaupt nur in einem Nebeneingang, der halb ſchon ins Kloſter ſelbſt führte . . .

An den beiden Pappeln, wo Stephan Lengenich ſo lange vergebens gewartet hatte, um den Pater Sebaſtus in ſeinem Wagen mitzunehmen, hielt nun auch Seligmann und ſah, wie Hubertus, den Schlag öffnend, dem jetzt ruhig folgenden, immer ſtiller gewordenen Kranken den Arm bot, um ihm hinunterzuhelfen . . .

Schon läutete es drüben zur Vesper . . . Hubertus wußte, den Strang zur Vesperglocke zog Pater Ivo . . . Vor dem konnte er ruhig vorübergehen und ſogar Bickert im Arme tragen, der Pater würde nicht aufgeblickt, ſondern nur geſungen haben: Maria, Maienkönigin!

Hubertus wandte ſich an den über das Geheimnißvolle im Benehmen des Mönches jetzt immer mehr betroffenen Seligmann mit den Worten:

Guter Mann! Ich danke Ihnen von Herzen! Aber thun Sie mir jetzt nur noch einen Gefallen! Warten Sie noch ein Viertelſtündchen . . . Ich muß — erſt die Bewilligung — des Guardians — einholen . . . Ein Viertelſtündchen! Dann vielleicht — komm' ich zurück . . . Wo

nicht, nun dann iſt alles gut, dann dank' ich Ihnen herzlich und wollen Sie mir nur noch Eines zu Liebe thun, ſo ſprechen Sie von unſrer Reiſe mit Niemanden, der nicht darnach frägt oder, beſſer noch, zu fragen ein Recht hat! Vor Allem von der Unterkunft des Mannes hier im Kloſter ſchon zu Niemand — Sie wiſſen, es iſt wegen der Doctoren! Wir ſollen ja im Kloſter nur — die Seelen heilen! . . .

Seligmann, der nicht gern auf ungeſetzlichen Wegen wandelte, verſprach etwas befangen, warten und ſchweigen zu wollen . . .

Hubertus führte den Kranken langſam dem Kloſter zu und verſchwand mit ihm allmählich hinter Hecken und im Abenddunkel . . .

Jetzt erſt bekam doch der ganze Vorfall mit ſeinem Samaritanerherzen etwas auffallend Abenteuerliches für Löb ... Perl's lateiniſcher Brief an den Biſchof von Witoborn . . . Die geheimnißvolle Uebergabe erſt nach dem richtigen Begräbniß eines katholiſchen Pfarrers ... Die ſcharfe Betonung der Rache . . . Nun dieſer Abſchied . . . Er begnügte ſich noch, in allem heute zu Erfahrung Gebrachten blos eine reiche Befruchtung der Phantaſie, des Verſtandes und des Herzens ſeiner kleinen Weisheit in der Rumpelgaſſe zu beſitzen . . . Aber das Dunkel der Nacht nahm jetzt zu . . . Hier die Einſamkeit wurde geſpenſtiſch . . . Das Davonſchleichen des Mönches mit dem Kranken, der, wie er erſt jetzt bemerkt hatte, ſogar ſeine Pferdedecke als Angedenken mitgenommen hatte — alles das bekam etwas Beklemmendes . . .

Bei alledem verging die Viertelſtunde . . .

Es verging auch eine halbe . . . Hubertus kam nicht zurück . . .

Die bestimmte Weisung des Mönches, daß er weiter fahren konnte, wenn er nicht zurückkehrte, hatte Seligmann allerdings empfangen . . . Indessen, gab er auch die Pferdedecke preis — er taxirte sie auf die Zinsen, die ihm die kleine Auslage vor Gott wieder einbringen würde — sein gefälliger Sinn bestimmte ihn noch zu bleiben oder wenigstens seinen Gaul nur langsam, und auch nur dem Kloster zu, sich in Bewegung setzen zu lassen . . .

Er sah sich dabei nach rechts und links um und spähte, ob nicht doch noch der Mönch zurückkam . . .

Alles blieb aber still und einsam . . . In der Ferne sah er Häuser im Nebel schwimmen, aber in nächster Nähe befanden sich nur Felder, abgegrenzte Gärten, kleine Baumgruppen, keine Menschen . . .

So erreichte er eine stattliche Allee, die zum Kloster führte, und hielt auch hier noch eine Weile . . .

Da er durchaus Niemanden zurückkommen sah, fuhr er die Allee entlang dem Kloster zu und bekam immer mehr Mistrauen über all die sonderbaren Umstände, unter denen Hubertus seinen Pflegling mitgenommen . . . Warum das alles so heimlich? sagte er sich . . Von jener Vorsicht, die man im Kloster wegen der Aerzte zu nehmen hätte, war er anfangs entschiedener überzeugt gewesen, als jetzt . . .

Inzwischen stand er dicht an der stattlichen Treppe, die zum geschlossenen Portal der Kirche führte . . .

Als es noch immer still blieb, wollte er endlich weiter fahren . . .

Aber sein wißbegieriger Sinn bestimmte ihn, noch einmal einen Versuch zu machen, ob er nicht etwas von den beiden Verschwundenen in der Kirche selbst entdecken sollte . . . Die Pferdedecke war an sich verschmerzt, er hätte aber doch gern gewußt, wo sie geblieben . . .

Dicht an dem Ende der stattlichen Aufgangstreppe zur Kirche begann die Einfriedigungsmauer des Klosters . . . Einige Schritte entfernt lag eine Thür, von der er durch den Besuch bei Pater Sebastus wußte, daß sie in einen kleinen Vorhof, dann zur Linken ins Kloster, zur Rechten durch einen Gang in die Kirche führte . . .

An diese Thür ging er und drückte, mit einiger Beklemmung über seinen Antheil an den Ursachen, die den Pater Sebastus in Haft gebracht hatten, auf die Klinke . . .

Die Thür ging auf . . .

Alles war still . . . Vorsichtig trat er einige Schritte weiter bis an den Gang zur Kirche . . .

Da hörte er plötzlich einen lauten, entsetzlichen Schrei . . . Gellend, markdurchdringend ertönte es . . .

Der Schrei kam von der Kirche her und war wie die Stimme eines Erstickenden . . .

Unmittelbar darauf hörte man noch ein furchtbares Krachen, das weit in der Kirche widerhallte . . .

So bang ihm jetzt zu Muthe wurde und so fern ihm jede Melodie der Ermuthigung ins Ohr klang — etwa ein „Frischgewagt!“ aus „Maurer und Schlosser“ — er war mit zwei Schritten, die auf dem Steinboden ängstlich knirschend widerhallten, dennoch vollends der Thür der Kirche noch näher getreten . . .

Da hörte der Tollkühne eine leise Stimme singen,

hörte einen Schlüſſelbund drehen, ſah Jemand aus der Kirche kommen und huſchte erſt jetzt zurück auf den kleinen Vorplatz, von dem man in die Halle trat, wo ſich die Gänge links und rechts theilten . . . Bei alledem dachte er: Ei was! Du kannſt ja ein Verlangen tragen, dir die Kirche anzuſehen . . . So blieb er ſtehen . . . Und was kann denn auch ſo Entſetzliches geſchehen ſein, da ja ein ſo ruhiger Zeuge zugegen war! . . .

Die Kirchthür wurde zugeſchloſſen . . . Ein Mönch ging vorüber und ſang für ſich ganz ruhig und friedlich . . . Wie er Löb Seligmann erblickte, rief er allerdings plötzlich: Huſch! . . .

Dies Huſch! war eigen . . .

Huſch! huſch! wiederholte der Mönch und wehte doch nur durch die Luft, wenn auch ſchon ganz dicht unter Seligmann's Naſe . . .

Wie ein Donnerwetter ſprang Löb denn nun doch von dannen, ließ die Mauerthür offen, rannte an ſeinen Wagen, ſprang auf dieſen hinauf, ergriff die Peitſche und lenkte den Gaul lieber von der Treppe ein wenig abwärts . . .

Niemand kam ihm nach . . .

Löb mußte annehmen, daß ſeine Aufgabe erfüllt war, und fuhr von dannen . . .

Noch einmal fuhr er die ganze Länge der Kirche vorüber und ſeltſam! nun war es ihm, als ſähe er an einem vergitterten Fenſter der unterſten Gewölbe einen Lichtſtrahl . . .

Er hielt ſich indeſſen nicht mehr auf . . .

Der entſetzliche Schrei, das furchtbare Krachen, das

ſo geſpenſtiſch in den Gewölben hin und her irrende Licht brachten ihn um allen Anhalt polizeigemäßer Beruhigungen . . .

Noch drei Stunden brauchte er, bis er Schloß Neuhof erreicht hatte . . . Noch einmal mußte er tränken und füttern, bis er die ſchönen Tannen des freiherrlich Wittekind'ſchen Parks ſah . . .

Dann ließ ihm allerdings die Präſidentin im Seitenflügel ein freundliches, wohlgeheiztes Manſardenzimmer anweiſen, ließ ihm ein Eſſen vorſetzen und ihn auf morgen beſcheiden . . .

Vom Brand auf Weſterhof war, wie er an der Bedienung ſah, auch hier alles erfüllt . . .

Nicht minder von Hubertus und von dem geretteten Diener . . .

Höb konnte von alledem als Kenner berichten . . .

Indeſſen — er hatte den Muth verloren, ſich als einen Eingeweihten der Kirche zu bekennen . . . Schon einmal war ihm die Begegnung mit einem Mönche übel bekommen . . . Dies ſtille Huſch! Huſch! Jener Schrei, das Krachen, das Licht im untern Gewölbe — Es kam ihm eine Vorſtellung, als ſetzte ihn das Schickſal vielleicht einmal ſelbſt in Muſik und verwandelte ihm ſein jetzt ſich ſo heiter anlaſſendes Leben in eine Oper mit tragiſchem Ausgang . . .

Er riegelte die Thür zu und entſchlief mit geſpannter Erwartung auf die kommenden Enthüllungen . . . Er faßte den Vorſatz, durch taktvoll diplomatiſches Beherrſchen ſeines Mittheilungsdranges, der Sphäre, in der er hier leben durfte, nach allen Richtungen hin Ehre zu machen.

Das mußte man aber ſagen — mochte auch der Krenſyndikus die letzten Jahre ſeines Lebens in Geiſtesſchwäche zugebracht haben, überall ſah man die von früher her ſtammenden Spuren ſeiner raſtloſen Natur. Die Güter der Dorſte-Camphauſens waren dagegen im Verfall.

Rings um Neuhof erhoben ſich ſtattliche Anlagen, die ſelbſt noch aus der winterlichen Decke in ihrer Bedeutung für die Zeit des Wachſens und Blühens vielverſprechend hervortraten ... Auf den Feldern, obſchon ſie hoch gelegen waren, bemerkte man ſelbſt noch in den ſchneebedeckten Furchen die ſorgfältige Cultur ... Kalköfen, Ziegeleien fanden ſich auch hier, doch alles in ſtattlicherer Erſcheinung, als bei den Dorſtes. Der Holzſchlag in den Waldungen war nach der Regel, mit Schonung und Vorausſicht auch für künftige Zeit ... Die Buſchmühle, wo einſt der Teichgraf gehauſt, war ein Meyerhof von ganz beſonderer Pflege. Daß dem Deichgrafen dafür gleichfalls ein Ruhm gebührte, wurde nicht mehr viel erwähnt. Raſchlebend iſt unſer Geſchlecht oder — entſchuldigt ſich die Gegenwart durch die Sorgen, die auch ihr genug

aufgebürdet ſind? Traurige Kränze, die auf Friedhöfen Niemand mehr erneuert! Trauriger Herbſt, der zwiſchen verroſteten Gittern Jahre lang hängen bleibt, bis der Wind zu Hülfe kommt und auch mit dieſem einſt ſo blühenden Frühling die Erde düngt!

Der Park ſchien unverfallen ... Die Ulmen, unter deren Schatten Lucinde ſo oft dahingehuſcht, ſtanden hoch und auch ohne Blätter ſtolz und vornehm ... Die Tannenbäume gaben dem Ganzen einen Schein des Sommerlebens ... Die Pavillons verriethen Bewohner, wie ſonſt. Nur der Teich war noch nicht aufgethaut; das groſſe Geflügelhaus ſah wie ein rieſiger Strohmann aus; ſeine Bewohner mußten gegen die Kälte geſchützt werden ... Wie ſtattlich war das Schloß! Wie gewandt waltete ſchon der Erbherr! Wie ſah man auf dem Hof von den Fenſtern in der Frühe ſchon alles in Bewegung! ...

Frau von Wittekind ſchritt trotz der Kälte und der feuchten Luft über den Hof und kannte, reſolut wie ſie war, Löb von der Verlegenheit befreien, eben die nähere Bekanntſchaft mit zwei wilden Neufundländern zu machen ...

Gut geſchlafen, Herr Seligmann? lächelte ſie ... Sie bleiben doch den Tag über hier? ... Wir haben viel zu plaudern ... Aber erſt nach Tiſch! ... Machen Sie ſich's bequem! ... Sie ſind unſer Gaſt! ...

„Sie ſind unſer Gaſt!“ — Seit dem: „Speiſen Sie bei mir in Druſenheim!“ das ihm im Herbſt Bernhard Fuld ſo vielverheißend und ſo wenig erfüllend zugerufen, nahm Löb dieſe Phraſe nicht mehr allzu wörtlich ... Schon wußte er auch, Frau von Wittekind

war genau ... Sie liebte das Geld und verhandelte mit ihm mehr darüber, als ihr Gatte ... Löb sollte sein Urtheil über noch weitere Verbesserungen der großen Besitzungen geben und Vorschläge zu Verkäufen machen; an baarem Gelde war Mangel ... Auch in des Kronsyndikus echtem Testamente standen nicht kleine Legate zu bezahlen ...

Frau von Wittekind hob sich durch ihr schwarzes Atlaskleid, in das sie sich schon in aller Frühe geworfen hatte, stattlich von den weißen Wänden des Schlosses ab ... Sie schlüpfte behend über den mit Kieselsand bestreuten Hof. Ein eigenthümlicher Kopfputz von schwarzem Draht und Schmelzperlen zierte das noch schöne dunkle Haar der schlanken Frau, die gegen die gedrücktere und durch die Jahre verkümmerte Gestalt ihres Gatten sich wie eine noch jugendliche hervorhob ... Löb sollte sich erst, da Besuch erwartet wurde, auf den Nachmittag zu umständlicheren Conferenzen bereit halten ...

In den Zimmern, wo einst Lucinde und Klingsohr jene verhängnißvolle Abendstunde zubringen durften, wurde schon eine Tafel hergerichtet ... Noch waltete dabei die Lisabeth, die den Makler scheu von der Seite anblickte ... Löb wußte, daß sie ihm seine Bekanntschaft mit dem Küfer nachtrug. Sie war fast eine Dame geworden ... Nur durch die Angst, die letzte Stunde ihrer hiesigen Wirksamkeit dürfte bald geschlagen haben, mochte sie heute etwas freundlicher gestimmt sein, als schon lange in ihrer Art lag ...

Löb suchte Frieden und Freundschaft mit aller Welt

und plauderte ſich gern aus dem Herzen heraus in die Herzen hinein . . . Das Schöne und Vornehme übte einen beſondern Reiz auf ſein äſthetiſches Gemüth . . . Silberne Geräthſchaften, die man in die obern Zimmer trug, reizten ſeine Neugier nach dem Glanz, nach den Farben, dem Marmor, die oben verſchwendet ſein ſollten . . . Nur umſchneberten ihn noch die fatalen Hunde und hielten die ſchreckhaften Erinnerungen von geſtern wach, auch die dunkeln Sagen von der Vergangenheit dieſes Schloſſes Neuhof . . .

Erſchreckt umherirrend und doch träumeriſch alles bewundernd und taxirend kam Löb auf die große Treppe. Stufe für Stufe zählend, ſchlich er hinauf . . .

Eine hohe Flügelthür ſtand mit beiden Schlägen offen . . .

In dieſe trat er behutſam ein, ſeine Neugier durch Bewunderung maskirend . . . Ein zuletzt vollkommen natürliches Staunen ergriff ihn über all dieſe Pracht . . . Er hatte viele Herrenhöfe beſucht; aber dieſe Schönheit an Stuccaturen und Malereien, an bronzirten Marmortiſchen, in denen man ſich hätte ſpiegeln und raſiren können, war ihm noch nicht vorgekommen . . . Reizend war eine links gehende Galerie, an den bemalten Wänden mit ſeidenen Divans und Glaskronen und Bronzeleuchtern geſchmückt . . . Die Malereien ſtellten Scenen, wie er ſich ganz richtig ſagte, aus dem Olymp vor . . . Wie drang da der Klang des Liedes: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!“ das manchmal die Studenten im Roland am Hünenek ſangen, in ſeine Seele! . . . Das war nun dieſe „Freude“ aus — „Olim's Zeiten“. Leider machte er dieſen

zu laſſen! „Nein," ſagte er zehn Jahre ſpäter, als er das Vorige erzählte, „da ſchien mir der Erfolg nicht belohnend genug dafür. Das Frauenzimmer war eine Aventurière. Hatte ſie mich erſt verſtricken wollen, ſo konnte ſie ja hernach die Abſicht haben, mir einen Zopf zu machen. Sie heulte und ſchrie: ſie könne das Sündenleben nicht ſo fortſetzen; ich ſagte ihr aber, um ihrer nur los zu werden: Liebe Frau, das Waſſer macht es nicht. Ich beſinne mich ſelbſt nicht, ob ich getauft bin. Wie ſollt' ich wiſſen, ob mich auch das Waſſer des Pfarrers benetzte? Der mich getauft hat, war ſo kurzſichtig, daß er beim Abendmahle den Kelch immer nur auf's Gerathewohl hinausreichte und die Leute nicht wußten, ob ſie den Wein nur riechen oder trinken ſollten. Alſo, meine Gute, wer ſich nicht ſelbſt taufe, der bleibt ein Heide und Türke ſein Leben lang. Daß man der Gemeinde den Leib Chriſti reicht, macht dieſelbe ſeiner Herrlichkeit noch nicht theilhaftig. Das Reichen ſoll nur erinnern, daß Jeder ſuche, ſelbſt ſuche, was im Glauben, in der Kirche freilich gefunden iſt. Demnach machen Sie ſich über den Neger keine Unruhe. Er iſt alt und reif genug, ſelbſt nach den Heſperiden-Aepfeln lüſtern zu werden, wenn er die chriſtliche Seligkeit dafür zu halten geneigt iſt. Was Sie ihm geben wollen, würde vielleicht immer nur ein äußerliches Geſchenk ſein, deſſen Werth er nicht zu würdigen wüßte."

Mit dieſen Worten zog ſich damals Blaſedow zurück. Müdigkeit und Hunger hatten ihn ſo ergriffen, daß er ſich nach ſeiner Wohnung ſehnte. Der Troſt, den er, allerdings ein Fuchs im Schafkleide, zu ſpenden wußte, ſchläferte die Dame allmälig ein, ſo daß ſie tief ſeufzte und kein Wort verlor, indem Blaſedow zur Thüre hinaushuſchte. Das

Schnitzer zum Staunen und zum Lachen seines Neffen David Lippschütz, als er später diese Vorfallenheit in einem Briefe nach Kocher meldete — Er verwechselte „Olim's Zeit" mit der Zeit des Olymp ... Allerdings war auch hier eine Olim's Zeit! Für so verfängliche olympische Gegenstände, wie an diesen Wänden von Künstlerhand wiedergegeben waren, würde die Gegenwart nicht einmal die raschbereiten Künstlerhände aufgefunden haben ... Sie glichen den Fresken über Alexander und Rexane, die sich zu Rom von Rafael's Hand im Hinterzimmer der Galerie des Fürsten Borghese befinden.

In jetzt unverfänglicher, rein kunstkennerischer Stimmung verlor sich Löb immer weiter im Corridor und kam in einen großen Saal, der seinerseits etwas Schauerliches hatte — durch seine riesigen Dimensionen und seine Unwohnlichkeit und Kälte ... Der Saal war rings mit Spiegeln belegt ... In ganzer Figur, von seinen etwas zu kurzen schwarzen Beinkleidern an mit den hervorstehenden Knieen bis zum Scheitel seines heute ohne zu laute Musikbegleitung frisirten Haares, sich in Lebensgröße betrachten zu können — reizte Löb ... Er mußte im ganzen Saal auf den Fußzehen die Runde machen ...

Alles war still ... Er griff an den Girandolen die Glastropfen an und ließ sie hin und her baumeln ... Er erfreute sich an dem hellen Ton, den sie von sich gaben ... Dann taxirte er das Krystall, die Bronze, den Sammet, und war besonnen genug, die Kunst der Decoration höher anzuschlagen, als den massiven Werth ... Viele der Bronzirungen zeigten stark den „Zahn der Zeit", jenen Begriff, den Veilchen in ihrem

Humor vorgeſchlagen hatte zum Namen des Nathan Seligmann'ſchen antiquariſchen Geſchäfts zu wählen ... In das Geſchäft: „Zum Zahn der Zeit" gehörte bei näherer Beſichtigung faſt jeder dieſer Plüſch- und Seidenſtühle ... Und ſo bekam Löb auch Handelsideen zum beſten ſeines Bruders ...

Darüber verging eine geraume Zeit ...

Als er ſich dann endlich auf den Weg machte, um umzukehren, erſchrak er bei einem flüchtigen Blick in den Hof ... Er ſah aus einem eleganten Wagen einen Mönch ausſteigen ...

Bruder Hubertus das? ſagte er ſich und die Erinnerung an die geſtrigen Erlebniſſe ergriff ihn mit ſchreckhafter Macht ...

Hubertus war es aber nicht ... Löb beſann ſich, es war Pater Maurus, der Provinzial und Guardian ſelbſt ... Kam er etwa, um ſich nach ihm zu erkundigen ...

Die Diener verbeugten ſich tief ... Löb beruhigte ſich ... Der Kloſterabt ſchien mit freiherrlich Wittekind'ſchem Wagen aus ſeiner Zelle abgeholt worden zu ſein ...

Vor Neugier und Gewiſſensbiſſen gerieth Löb bei dem Gedanken an ſeinen Rückzug in einen falſchen Corridor ... Es liefen deren zwei in den großen Ballſaal ab ... Einer ſah dem andern ſo ähnlich, daß Löb nicht wußte, war er durch den linken oder durch den rechten gekommen ...

Als er ſeinen Irrthum erkannte, mochte er nicht den weiten Weg umkehren, ſondern hoffte, eine der mehreren kleinen Thüren, die er hier ſahe, verbände vielleicht beide Corridore ... Er drückte eine derſelben auf ...

Siehe da! Das war ja ein ganz seltsames Gemach . . .

Er trat einen Schritt vor, orientirte sich im Dunkeln . . . da — o Himmel! — fällt die Thür hinter ihm in ein Schloß, zu dem er keinen Drücker findet . . .

Im Dunkeln durchtastet der plötzlich zu allen Schrecken nun auch noch selbst Gefangene die ganze Länge der Ritzen an der Thür dahin, reißt sich an der Spitze eines hervorstehenden Nagels die Veranlassung zum schmerzhaftesten Au! ein und steht mit einem blutenden Finger . . . Was jetzt thun? . . . Klopfen? . . . Lärm machen? . . . Seine Neugier selbst an die Oeffentlichkeit bringen? . . .

Großen Männern gehen ihre Schatten voraus, sagt Jean Paul, und lebhafte Phantasieen erfassen sofort die äußerste Möglichkeit . . . Löb Seligmann sah sich vor Discretion, vor Scham und vor jetzt vielleicht erst kaum halb bestrafter Neugier stumm ringsum . . . Er sah sich hier eines langsamen Hungertodes sterben — ganz wie Florestan in „Fidelio“ . . .

Das Zimmer war ohne Fenster . . . Es konnte nur benutzt werden durch Erleuchtung . . . Höchst prachtvoll, wenn auch gleichfalls schon für das Geschäft „Zum Zahn der Zeit“ brauchbar, war auch hier die Decoration . . . Hier mußten sicher einst die üppigen Schönen auf schwellenden Divans geruht haben, wenn sie auf Bällen vor der Hitze des Tanzsaals flohen . . . Das sind Cabinete, dachte er, wie die, in welche Don Juan die Tausend und Eins entführte . . . Und um ihn her geigte und trompetete alles . . . aber im Geist rief er mit dem Schrei der Zerline: „Hülfe! Rettung!“ . . .

Mit der linken Hand, die er der Vorsicht wegen lieber jetzt mit einem glücklicherweise in der Tasche vorgefundenen Pelzhandschuh bewaffnete, rutschte er an den Wänden entlang, immer noch in der Hoffnung, einen Drücker zu einer nicht sofort ersichtlichen andern Thür zu finden, und schon gewöhnte sich sein Auge an die Finsterniß . . .

Und wirklich — die Hand fuhr jetzt auf eine Klinke — und ein neues Zimmer ging auf . . .

Aber — auch dies Zimmer war ohne Ausgang . . . Es war von gleicher Beschaffenheit, wie das vorige . . . Auch hier war alles auf Beleuchtung berechnet . . . Gott meiner Väter! seufzte Löb . . . Er hatte manchen vornehmen Ball, selbst Bälle bei seinen Vettern Fuld, in der Ferne beobachtet; er konnte sich denken, wie prachtvoll das sein mußte, wenn hier alles von Lichtern widerstrahlte, Eis herumgegeben wurde, lachend und reizvoll dahingegessen die Schönen auf den Divans lagen, die Herren um sie her voll Bewunderung und Galanterie . . . Da und dort sah er Spieltische . . . Gold und Silber glänzte ihm unter den Karten entgegen — Aber links und rechts waren sämmtliche Drücker abgeschraubt . . . Nur in der Mitte gingen die Thüren auf . . . So zu einem dritten Zimmer, das er gleichfalls noch öffnete . . . Die Luft war dumpf und stickig . . . Hier war seit Jahren nicht gelüftet worden . . . Löb wurde immer lebendigbegrabener . . .

Schon schickte er sich an, seinen Weg durch die drei Verließe zurückzunehmen und sein Heil, mit dem Risico des Verlustes seiner Kundschaft auf diesem Schlosse, in einem durchdringenden Hülferuf zu suchen, als er hinter

der Wand, da, wo es noch in ein viertes Zimmer gehen konnte, ſprechen hörte . . .

Jehovah ſei Dank! war ſein erſtes Gefühl . . . Er wußte, daß ſchon ein lautes Klopfen nun nicht mehr ohne Beiſtand bleiben konnte . . .

Sollte er jetzt gleich an die hier ohne Zweifel wiederum befindliche Tapetenthür pochen oder ſich vorläufig in Ruhe verhalten? . . .

Das Geſpräch nebenan ſchwieg plötzlich . . .

Leiſe wagte er auf den in den inneren Verbindungsthüren vorhandenen, aber überall feſtgeſchraubten Drücker den wunden Finger zu legen . . .

Hier nun war die Thür verſchloſſen und ſicher vermuthete man nebenan nur eine Wand und lehnte ſich forglos an ſie an und war keines Lauſchers gewärtig . . .

Wieder begannen die Stimmen . . .

Jetzt vernahm auch Löb Worte, hörte Namen, die ihm bekannt waren . . . ja die Namen „Borkenhagen" — „Himmelpfort" — „Weſterhof" fielen . . . Nun ſchienen ſie Anlaß zu Mittheilungen zu werden, die ihn intereſſirten und die vielleicht mit ſeinen geſtrigen Erlebniſſen zuſammenhingen . . .

Deutlich unterſchied er die Stimme Terſchka's . . . Deutlich die des Präſidenten . . . Zwei andere wußte er noch nicht recht hinzubringen . . . Eine davon war ihm nicht gänzlich unbekannt . . .

Kämpfend mit ſich, was zu thun ſei, ob er rufen oder ſchweigen ſollte, ging er noch einmal leiſe durch alle Zimmer zurück, ſuchte überall, wo ein Ausweg ſein konnte, ſeine Befreiung, fand dieſe aber nicht und beredete ſich,

entſchloſſen zu ſein, zu rufen, zu klopfen, durch die geheime Tapetenthür mit ſeiner „fragwürdigen" Anweſenheit hervorzutreten in die feine Geſellſchaft und ganz gehorſamſt um Entſchuldigung zu bitten . . . In Wahrheit aber ſetzte er ſich hin, um — zuzuhören . . .

Jetzt erkannte er auch die dritte Stimme . . . Den ehemaligen Vicar von Sanct-Zeno, den Neffen des Dechanten, den Domherrn von Aſſelyn . . . Der Vierte war ohne Zweifel der Provinzial . . . Sollte er da ſeinen hülfeflehenden Septimenaccord einſetzen und ein ſo ſchönes Quartett ſtören? . . .

Und es kam denn ſo, daß er auf einem Polſterſeſſel dicht an der Thür verblieb . . . es kam denn ſo, daß er zum Horcher wurde mit und wider Willen . . . Es kam denn ſo, daß er Dinge hörte, die ihm vor Froſt die Erinnerung an den noch nicht überſtandenen Februar weckten . . . Es kam denn ſo, daß er eine der ſchweren Seidendamaſtdecken von den Tiſchen zog und, trotz der in ihnen befindlichen Motten, ſie um ſich ſchlang und ſich einhüllte und daß er ſogar noch eine zweite holte und ſich wie ein Hoherprieſter zu Jeruſalem vorkam mit den Urim und den Thumim . . . Denn die ſchweren Goldtroddeln hingen ihm quer über die Bruſt hinweg . . .

Der Präſident von Wittekind ſprach mit einer, wie es ſchien, höchſt erregten und von ſeiner gewöhnlichen kalten Art ganz abweichenden Stimme feſt und beſtimmt die deutlich hörbaren Worte:

Ja, Herr von Terſchka! Ich war vorbereitet auf

einen Bevollmächtigten, den man in dieſer betrübenden Angelegenheit mir von Rom aus ſchicken würde! . . . Hm! Hm! . . . Daß es aber Sie ſein würden, geſteh' ich, hätte ich nicht erwartet . . .

Seligmann brauchte nur von „Rom" zu hören, um mit geſpannterer Aufmerkſamkeit zu folgen . . .

Herr Präſident, antwortete Terſchka mit ſeiner Löb bekannten leutſeligen Harmloſigkeit, die nur zuweilen, wie Löb gleichfalls hätte beſtätigen können, unter vier Augen nachdrücklich abgelegt werden konnte; Herr Präſident, bei meiner nahen Verbindung mit dem Grafen Hugo iſt der Auftrag, den ich vorgeſtern durch den Herrn Provinzial entgegengenommen habe, nicht ſo auffallend . . . Ich kenne ja auch ſelbſt ſehr genau das außerordentlich liebenswürdige Mädchen, das halt ſo zu ſagen eine Adoptivtochter des Grafen Hugo iſt . . .

Seligmann rüſtete ſich auf Vervollſtändigung ſeiner genealogiſchen Kenntniſſe, die in dieſen hohen Kreiſen immer empfehlend ſind . . .

Ich muß Sie, lieber Sohn, ſprach der Präſident und redete damit ohne Zweifel den Domherrn von Aſſelyn an, ich muß Sie mit dem Gegenſtand unſerer Verhandlung bekannt machen, welcher Sie jetzt nicht nur in Ihrer Eigenſchaft als mein Sohn und Freund, ſondern auch als geiſtlicher Rather und zuverläſſiger Zeuge beiwohnen . . . Man hat von Rom aus in einem an den Herrn Provinzial gerichteten Schreiben ausdrücklich . . .

Dieſe Worte brachen für Löb nicht ganz verſtändlich ab . . .

Eine Pauſe deutete die ſtumm bejahende Geberde

des Pater Maurus an, der demnach zu den drei Lös jetzt bekannten Personen wirklich die vierte war . . .

Mein Vater, fuhr der Präsident mit Erregung fort, hat leider aus dem himmlischen Gnadenschatz alle die Spenden nöthig, die er uns Sündern bietet . . . Ich spreche dies mit Schmerz, aber offen aus . . . Zu einer ganz besondern Kränkung für mich müssen die lebenden Zeugen seiner Verirrungen dienen . . . Doch werden diese befriedigt werden und sie sind es zum Theil schon — — Nur Ein Verhältniß bot und bietet noch immer Schwierigkeiten. In Rom befindet sich eine Frau, von der man behauptet, sie hätte Ansprüche, sich die zweite Gemahlin meines Vaters nennen zu dürfen. Sie soll auch in der That von einem frühern Pfarrer — dieser — Gegend — ich glaube — Leo Perl —

Seligmann erbebte bei Nennung dieses Namens. Jetzt verwarf er alle Ermahnungen seines Gewissens, die ihm unausgesetzt zuflüsterten, sich ein Zimmer weiter zu setzen und sich nicht in die Geheimnisse der vornehmen Welt zu drängen . . .

Nicht wahr? unterbrach sich der Präsident, als suchte er sich der Richtigkeit des Namens zu vergewissern . . .

Die Herzogin von Amarillas kennt vielleicht den Namen des Geistlichen nicht mehr, der sie traute . . . sagte Terschka . . .

Der sie traute — haha! Das ist es! Mit meinem Vater nämlich, lieber Sohn! Es handelt sich um eine Frau, die nichtsdestoweniger, daß sie sich Frau von Wittekind-Neuhof zu nennen berechtigt sein will, doch 1813 von Kassel aus nach Paris flüchtete und dort eine

neue Heirath vollzog mit einem ſpaniſchen Granden, leider einem Granden ohne Vermögen, deſſen langer Titel ſie lockte . . . Von der ſchweren Sünde der Bigamie, ſcheint es, will die römiſche Curie die Herzogin von Amarillas freiſprechen und ſich jetzt plötzlich für die erſte Ehe entſcheiden . . .

Herr Präſident, nein! ſagte eine rauhe Stimme . . . Ohne Zweifel war es die des Mönches . . .

Bigamie' . . . Zwei Männer auf einmal! . . . Löb Seligmann ſchauderte vor einer Situation, die ihn zum Zeugen ſolcher Enthüllungen machte . . .

Der Präſident, ſich in ſeiner Anklage gegen Rom mäßigend, fuhr fort:

Allerdings geſtehe ich, Herr Provinzial, nicht völlig klar zu ſehen in dem Intereſſe, für welches Herr von Terſchka auftritt, und wieder in dem, für das Sie beauftragt ſind. So viel weiß ich und will es nicht leugnen, daß dieſe Frau von Wittekind-Neuhof zwei Kinder von meinem Vater beſitzen ſoll; als Herzogin von Amarillas war ſie gewiſſenlos genug, ſie beide zu opfern . . . Mein Vater, von dem muß ich es leider ebenſo eingeſtehen, machte ſich keine Sorgen um die Folgen ſeines — Temperaments — Er überließ dieſe Kinder, denen ich ihr Daſein und eine gewiſſe Berechtigung auf meine Anerkennung als natürliche Geſchwiſter nicht im mindeſten abſtreiten will, dem Zufall, der ſie dann auch wirklich ſeinen Augen entrückte . . . Jetzt ſoll eines dieſer Kinder entdeckt ſein. Von wem entdeckt? Entdeckt in einem Augenblick, wo die Herzogin von Amarillas in Wien aufzutreten gedenkt, in Wien, wo, wie überall, Geſetze

gegen Bigamie herrſchen, falls — die Curie nicht hilft. Doch, wie geſagt, räthſelhaft ſind mir dieſe Entdecker einer Schweſter — die ich haben ſoll. Es iſt eine gewiſſe Angiolina — Pötzl, glaub' ich, ein Mädchen, das, wie Herr von Terſchka ſagt, zufällig vom Grafen Hugo vor Jahren gefunden worden — es war ja wol mein' ich bei einer — Kunſtreitergeſellſchaft —?

Auf dies auffallend ſcharf betonte Wort trat eine Pauſe ein . . .

Terſchka ſchien die Frage überhört zu haben . . .

Graf Hugo, fuhr in immer mehr ſich ſteigernder Schärfe der Präſident fort, hat edel an dem Kinde gehandelt, das von jener ſogenannten Frau von Wittelind, meiner Stiefmutter — auf der Landſtraße verlaſſen wurde — bei jener damaligen Flucht der kaſſelſchen Oper — Ich vergaß Ihnen nämlich zu ſagen, lieber Sohn, Frau von Wittekind Neuhof war urſprünglich eine italieniſche Sängerin . . .

Hörten für Löb Seligmann die Gewiſſensſcrupel ſchon lange bei Nennung des Namens Lee Perl auf, ſo fühlte er nun vollends die behaglichſte Wärme, ſowol unter ſeinen bunten Teken und auf dem gepolſterten Seſſel, wie vor Antheil an dem Vernommenen ſelbſt . . . Ein Uebergang der Enthüllungen in die Sphäre der Oper . . . Eine italieniſche Sängerin . . . Er gedachte der Henriette Sontag, die eben damals eine Gräfin Roſſi geworden war . . .

Graf Hugo, fuhr der Präſident fort, hat ſein Pflegekind lieb gewonnen, ſo lieb, daß er nicht abgeneigt ſein ſoll, aus ihm ſeine Gemahlin zu machen . . .

Kammermädchen (es war ganz finster) kam ihm auf dem engen Gange zufällig in die Arme. Eiskalt überlief es ihn, da er plötzlich etwas Warmes faßte. Es mußte wohl nur von der engen Localität und der Dunkelheit herkommen: denn er drängte die Verführung sogleich von sich und hatte nicht ohne ein ihn verfolgendes leises Kichern endlich glücklich die Treppe erreicht. Frei athmete er auf, als er im Freien war, und lief mehr, als er ging, in seine Wohnung zurück. Es war ihm, als hätt' ihn der Satan untergehabt. Er machte auch, indem er nach Essen im Hause herumsuchte, einen Höllenlärm. Gertrud war schlecht genug, ihm zu sagen: „Wer nicht herunterkommt zu gehöriger Zeit, der mag hungern. Uebrigens des Nachts noch anzufangen, das ist recht Versündigung an Gott."

„Bedenke nur deine Sünden, Frauenzimmer," entgegnete Blasedow; „wer in Gott freudig sein will, wird es mit hungrigem Magen schwerlich sein können." Damit stieg er, eine Schüssel und ein Brod in der Hand, in sein Zimmer hinauf. Gertrud leuchtete ihm nach. „Ob ich falle," dachte er, „ist ihr sehr gleichgültig; nur fürchtet sie, wenn ich fehltrete, daß ihr die Schüssel zerschlagen wird. Deßhalb leuchtet sie!" Blasedow war gegen seine Frau mißtrauisch im höchsten Grade. Er sagte oft: „Giftmischer gibt es in der Geschichte der Staaten und der Schaffotte weit weniger, als Giftmischerinnen. Die Frauen würden, wenn man die Aqua tofana so kaufen könnte, wie das Willer'sche Kräuteröl, schreckliche Verheerungen anstiften. Furcht und Grausamkeit halten sich in dem weiblichen Herzen das Gleichgewicht." Und Blasedow war gegen Gertrud so mißtrauisch, daß er oft fürchtete, sie würde ihn vergiften. Seine

Vortrefflich ginge das, wenn Angiolina Pötzl eine rechtmäßige Freiin von Wittekind wäre . . . Herr von Terschka stellt mir das Anſinnen, dieſe Wendung der Dinge möglich zu machen . . . Ich weiß nicht, ob dies auch der Antrag des Grafen Huge ſelbſt iſt, und offen geſtanden, ich kann es kaum glauben . . . Würde er ſeine Schwiegermutter in Wien mit einem Proceß auf Bigamie empfangen wollen? . . .

Auf dieſe ſcharf betonte Hervorhebung aller Dunkelheiten der in Frage ſtehenden Situation trat eine Pauſe ein . . .

Aber mochte ſich auch Seligmann dieſe Pauſe mit noch ſo viel ſtürmiſchen Paſſagen füllen, ſein muſikgeübtes Ohr hörte nimmer die Accorde, die in Bonaventura's Innern auf und nieder wogten und riefen: So ſprichſt du, du — von der Bigamie! Du, mit dem ſich vielleicht auch — meine eigene Mutter in gleicher Sünde befindet! . . .

Graf Huge, fuhr der Präſident fort, wird ja nun jetzt ſo reich, daß er für ſein Pflegekind unmöglich blos eine Ausſtattung, unmöglich nur Geld begehren kann . . . Meine junge Stiefſchweſter ſoll ſchön und geiſtig gebildet ſein . . . Herr von Terſchka verglich ſie ſchon lange mit jener abenteuernden Lucinde, von der Sie vielleicht ſchon hörten, lieber Sohn, vom Anlaß zum Tod meines armen Bruders Jérôme . . . Ich meine jene Dame, von der man ja ſagt, daß ſie plötzlich jetzt in Witoborn wieder aufgetaucht iſt . . .

Wieder trat auf dieſe gelegentliche Anmerkung eine Pauſe ein . . . Seligmann fand ſchwerlich ein Troſtbild

der Orkane, die bei dieſen Worten tauſend Inſtrumente durch das Herz eines der Hörer ſtürmten ... Lucinde in Witeborn! ... Venaventura ſchien auf dieſe Mittheilung eine auffallende Bewegung gemacht zu haben ...

Ja, ſagte wenigſtens Terſchka wie zu einem, der daran zweifelte, das genannte Fräulein war vorgeſtern auf Münnichhof ... Aber Sie erwähnen ſie nicht zu ihrem Vortheil, Herr Präſident! ... Es iſt eine Reihe von Jahren her, daß Graf Hugo und ich allerdings Ihrem Vater und dieſem Mädchen, ſeiner damaligen Begleiterin, am Strande der Oſtſee begegneten ... Wir kauften dort Pferde ein ... Mein Freund, der Graf, beſprach mancherlei, was zu ſeinen hieſigen Erbſchaftshoffnungen gehörte und worüber der damalige Vormund und Onkel der Gräfin Paula, Ihr Herr Vater, Auskunft geben konnte ... Die Rede kam auf jenes ſchöne Mädchen, das unter ſeinem Schutze reiſte ... Ich verglich ſie allerdings mit Angiolina ... Der Kronſyndikus gerieth über meine Analyſe in die größte Verwirrung ... Die Nacht ſoll er eine aufgeregte Scene gehabt und nichts, als von ſeiner zweiten Gemahlin geſprochen haben und das wie von einem Weſen, deſſen Vorhandenſein ſein Gewiſſen drückt ...

Nur irren Sie ſich in einigen Punkten! fiel der Präſident mit ſeiner frühern Schärfe wieder ein. Sie verglichen jene Lucinde weniger mit Angiolina, als mit jener ſo bekannt gewordenen Olympia Maldachini in Rom ... Und darüber kam der Schrecken meines Vaters; der Name Julvia Maldachini war der frühere Name der Herzogin von Amarillas ...

Seligmann ſah jetzt große, wirkliche, echte, italieniſche Oper . . . Maldachini! . . . Welch ein Klang — ſchon — beim Hervorruf . . .

Der Stand der Dinge iſt der! fuhr der Präſident fort, der immer mehr ſogar in eine drohende Vortragsweiſe kam. Mein Vater hat vor einigen Jahren, als er noch bei Geiſteskräften war, eine Generalbeichte beim ehrwürdigen Pater Maurus niedergelegt. Dieſe war ſo inhaltsreich, daß ſie vom Herrn Provinzial nach Rom geſchickt werden mußte. Dort ſcheint ſie einflußreichen Perſonen bekannt geworden, Perſonen, die an dem Erweis einer Bigamie der Herzogin von Amarillas mehr Intereſſe zu haben ſcheinen, als die vielleicht ſehr vernünftige Frau ſelbſt, die wenigſtens ſeit Jahren nicht die mindeſte Erinnerung an Schloß Neuhof verrathen hat. War ihr Gedächtniß zu ſchwach für zwei Kinder, die ſie in Deutſchland zurückließ, wie ſollte es jetzt aufleben für das Bekenntniß einer Schuld, die vielleicht die römiſche Curie, aber nicht die bürgerliche Geſetzgebung verzeiht! Der Herzog von Amarillas war arm. Ein echter Grand von Spanien, beſaß er nur ſeinen Namen, der in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit acht bis zehn Güter repräſentirte, die im Monde liegen. Mein Vater ſchickte damals Summen nach Rom. In früheſter Zeit wurden ſie erbeten, in ſpäterer gefordert; dann plötzlich verhallte alles, was dort für ihn drohend vorhanden lebte . . . Wer aber nun jetzt es iſt, der dort plötzlich wieder Sprache gewonnen hat, wer nun jetzt durch Sie redet, Herr von Terſchka —

Angelina iſt ſo liebenswürdig, unterbrach Terſchka

aufs eiligſte, daß ihr die Auszeichnung, mit Ihnen verwandt zu ſein, wol zu gönnen wäre . . .

Wer iſt Ihr Auftraggeber? drängte der Präſident . . .

Ich — wich, ohne Zweifel lächelnd, Terſchka aus — ich kann nur ſagen, man wünſcht, daß ich in aller Stille die Verhältniſſe ſondire, namentlich das Factum herſtelle, ob die Herzogin von Amarillas wirklich Ihre rechtmäßige Stiefmutter iſt, Herr Präſident! Die weitern Folgerungen daraus, geſteh' ich, liegen mir ja noch gänzlich fern . . .

Löb erkannte ganz ſeinen diplomatiſchen Terſchka . . .

Nun wohl, Herr Provinzial, wandte ſich der Präſident an den Mönch, Sie ſehen, es geſchieht alles, um das Siegel zu brechen von jener Beichte, die Sie empfingen . . . Ihr Ordensgeneral hat Ihnen nicht erlaubt, den Inhalt dieſer Beichte zu erzählen, aber prüfen ſollen Sie denſelben; ſo ungefähr, denk' ich, ſchrieb man Ihnen . . . So leg' ich denn in Ihrer Gegenwart, lieber Sohn, in Ihrer, Herr von Terſchka, die Zeugniſſe von ſechs Cavalieren vor, die leider nicht mehr am Leben ſind; ſie haben der ſogenannten Vermählung meiner Stiefmutter beigewohnt . . . Dann aber bitt' ich Sie, Herr Provinzial, leſen Sie ſich in die Handſchrift des edeln Dechanten von Sanct-Zeno Herrn von Aſſelyn in Kocher am Kall, meines Schwagers, wie ich ihn nennen darf, hinein und theilen Sie uns hernach dieſe Zuſchrift mit, die ich geſtern Abend auf eine Stafette, die ich vor acht Tagen nach Kocher ſchickte, erhalten habe . . . Sie wird uns über dieſe Ehe und über Leo Perl's dabei geſpielte Rolle die genügende Auskunft geben . . .

Löb mußte aufstehen . . . Es war in der That zu viel, was auf seine Wißbegierde einstürmte . . . Ja er dachte: Erfährt man je, daß du Zeuge dieser Familiengeheimnisse warst, so steckt man dich vielleicht ein oder macht dich ebenso unschädlich, wie einen gewissen Lauscher in den „Falschmünzern“ . . . Er mußte seine Decken lüften, weil er in Transspiration kam . . .

Nach einer Weile, in der Bonaventura ohne Zweifel voll Staunen oder — voll Besorgniß der Worte seines Onkels gedachte: „Laß' aber alles das unter Priestern bleiben!“ und von Terschka's Anwesenheit immer mehr beunruhigt werden mußte, begann die rauhe und strenge Stimme des Pater Maurus:

„Mein insonderst geehrter Herr Präsident und lieber Herr Schwager! Ich habe das alles geahnt, was nach dem Tode Ihres Vaters kommen würde! Auch schon zu meinem Neffen, unserm guten Bonaventura, hab' ich mich in einer vor kurzem abgegangenen Zuschrift darüber ausgesprochen . . . Es ist ein seltsamer Vorgang, auf den Sie hindeuten, und wohl versteh' ich Ihren Schmerz, Ihre tiefe Betrübniß! Beschämung“ — sagen Sie! Warum dies Wort — zu — Priestern? Wir Priester der römischen Kirche sind — bei solchen Dingen in — — unserm Element —“ . . .

Der Vorlesende stockte . . .

Der Präsident sagte, wie es schien, mit Lächeln:

Sie werden hier eine Stelle finden, die Sie überschlagen dürfen! Indessen — —

Bonaventura mochte voll Besorgniß der Intoleranz des Provinzials gedenken . . . Und auch Seligmann ge-

dachte mit Schrecken des Dechanten, der so freundlich mit der Hasen-Jette verkehren konnte und nur deshalb nicht die untern Viertel am Fall zu Rocher besuchte, weil er zu sagen pflegte, „Reinlichkeit ist mein erstes Religionsdogma“ . . .

„Denn“, fuhr jedoch der Provinzial und ohne weitern Ausdruck der Befremdung über diese Freimüthigkeiten zu lesen fort, „denn unsere ganze Kirche beruht ja auf dem Natürlichen im Menschen. Wer unsere Kirche schildern will, muß vom Fleisch beginnen und im Fleisch aufhören. Die katholische Kirche erbaute Gott zu einer Hülfe für die Sünder. Sie ist deshalb in allem der Gegenpol der nackten Menschheit und darum eben nur auf diesen Gegenpol errichtet. Bei den Protestanten ist die Sünde eine Unterbrechung ihres vom Geist beginnenden und im Geist endenden Lehrgebäudes; aber bei uns ist sie das alleinige Wesen desselben. Darum liebt der natürliche Mensch den Katholicismus und wieder der Katholicismus“ — —

Der Provinzial stockte und murmelte wieder . . .

Seligmann dachte an die Rumpelgasse und den Unterschied der Religionen . . .

Lassen Sie das! Lassen Sie das! . . . unterbrach der Präsident im Ton seiner andauernden Wallung . . .

Doch der Mönch fuhr fort:

„Da hatt' ich beim Abschied vom Obersten von Hülleshoven den Streit über die Frage: »Was ist unser Genius!« Monika, des Obersten Gattin, schrieb mir einst: »Unser Genius ist der Schutzgeist gegen unsere Schwächen!« Der Oberst sagte: »Unser Genius ist der Fahnenträger un-

ſerer Kraft!« Beide haben Recht und beide Unrecht. Sie hätten ſagen müſſen, wie der Genius im Menſchen entſteht . . . Was iſt der Genius — des Katholicismus — der Genius Napoleon's — der Genius Goethe's"? — . . .

Wieder unterbrach der Präſident . . . Wieder dachte Seligmann, wenn auch ſchon etwas ſchwieriger auffaſſend, an die Bereicherungen für Veilchen . . .

„Napoleon war körperleidend"; fuhr Pater Maurus zu leſen fort. „Man kann leidend ſein und doch ſich ganz beherrſchen. Die fallende Sucht aber kann man nicht beherrſchen; das iſt ein entſetzliches Naturgebot. Napoleon's Kammerdiener Marchand mußte ihn oft einſchließen; des Kaiſers Angſt war: Jetzt überfällt dich dein Dämon! Napoleon's Genius war demzufolge der Geiſt, der ihn trieb, dieſem Dämon zu entfliehen. Daher ſeine Unruhe, daher ſeine Liebe zum Frieden und doch die Unmöglichkeit, beim Frieden zu verharren, daher ſein Vorwärtsdrängen, ſeine Art zu kämpfen, ſeine Auffaſſung über Welt und Zeit, ſein Aberglaube, ſein Wallenſteinglaube an Ahnungen, ſeine Beſuche bei Kartenlegerinnen, ſeine glühende Neigung zu Frauen und doch ſeine Kälte im Augenblick der Liebe — Napoleon iſt das Leben eines Mannes, der ſich unter einem unglücklichen Naturgeſetz weiß. Alles, was er that und ſprach, war auf dies Naturgeſetz: Entfliehe deinem Fluch! bezogen. Goethe iſt nicht anders zu verſtehen, als aus einem Naturgeſetz. Nur bezieht ſich bei Goethe ſein ganzes Denken und Fühlen auf ein anderes Factum — er hatte einen unehelichen Sohn. Dieſe Möglichkeit und ſittliche Gêne

mußte er durch ſein ganzes Daſein, ſeine Dicht- und Weltauffaſſung vertheidigen. «Legitim» oder «Illegitim» — das wurde ſein Grübeln und merkwürdig, ſein ſchlechteſtes Werk, die «natürliche Tochter», war gerade aus den geheimſten Falten ſeines Herzens geſchrieben ... Warum plaudere ich das alles? Ich könnte bitter ſein und es ſo ausführen: Unſere ganze römiſche Kirche iſt mit der Zeit auch allein über den Einen dunkeln Abgrund der Seele gebaut, daß wir Prieſter nicht heirathen dürfen..."

Der Provinzial ſprach ironiſch:

Der Dechant gehört der philoſophiſchen Zeit an ...

Er will ſie auch nur ſchildern, ſagte der Präſident und beruhigte Benaventura, der auf die Mittheilung nur der Hauptſachen aus einem Briefe drängte, der ihm in ängſtlicher Weiſe eine krankhafte Aufregung des theuern Onkels verrieth ...

„Ich ſchildere Ihnen die Zeit, in der unſere Sünden jung waren, die Zeit, in der ich mit dem Kronſyndikus bekannt wurde ... Es war gerade, als Goethe, unſer damaliger Gott, den einzigen gefunden hatte, vor dem auch er zu Staub wurde. Dies eben war Napoleon, unſere zweite Gottheit. Es war in jenem Erfurt, da, wo Goethe ſchweigſam vor Napoleon ſtand, der Mann, der ewig die Natur ſuchte, vor dem Mann, der ewig die Natur floh. Ich befand mich gerade damals bei dem ſogenannten «Parterre der Könige» als ein der Diöceſe Dalberg's angehörender Prieſter. Ihr Vater war in Erfurt erſchienen als Syndikus der jungen Krone Weſtfalen bei den alten deutſchen Ständen des Teutoburger Waldes ... Herr von Wittekind zog vor, in der Nähe der Pracht

und Herrlichkeit des fremden Hoflagers zu leben. Und doch ſtarb in Ihrem Vater trotz ſeines Leichtſinns ein Mann wie aus der Ritterzeit . . . Die eiſerne Hand, die Götz nur künſtlich führte, ſchlug Ihr Vater natürlich. Ich habe geſehen, wie er von einer Tiſchplatte die Ecke abbog gleich Auguſt dem Starken von Sachſen, dem er leider nur zu ſehr glich, wenn ihm auch deſſen Sinn für Größe, die ſtolze Haltung und Bedeutſamkeit der Geſinnung verſagt waren. Ein Nimrod war's, der zuletzt in wilder Baulust den Reſt von Muth austobte, der ihm vom Jagdtreiben übrig geblieben. Sein Park, ſein Schloß, ſeine Oekonomie müſſen ihm Summen gekoſtet haben; aber er brachte ſie durch Geiz wieder ein. Die Folgen ſeiner gewaltthätigen Natur, die genug von ihm verdeckt werden mußten, liegen Ihnen jetzt offen vor, die ſtärkſte Prüfung, die der Kindesliebe beſchieden ſein kann" —

Pater Maurus beſaß den Takt, einen Augenblick innezuhalten . . .

Seligmann warf einen ſtill beglückenden Rückblick auf ſeine eigene vorwurfsloſe Laufbahn als Garçon . . .

„Der Handel mit der Fulvia Maldachini", fuhr der Mönch fort, „ſtammt aus jener Zeit einer wilden Philoſophie, aus jener Zeit, wo auch in des ſonſt ſo ſtrengen Napoleon Heergefolge der alte franzöſiſche Leichtſinn ſich wieder regen durfte. Seine Marſchälle waren früher Perrükenmacher und Kellner. Als ſie auf ihren Lorbern ausruhen wollten, konnten ſie nur genießen, wie Perrükenmacher und Kellner, die das große Loos gewinnen, genießen. Napoleon hatte Ver-

wandte, die er, um eine neue Legitimität zu begründen, auf Throne erhob, während seine Schwestern erklärte Courtisanen, seine Brüder Champagnerreisende waren. Der Hof des Königs von Westfalen riß in seinen Strudel Männer und Frauen vom deutschesten Ursprung. Ach, wir waren tief gesunken! Und noch jetzt — im Vertrauen — wir sind ein liebedienerisches Volk, geborne Fürstenknechte! Ich habe in Deutschland Bureaumenschen gesehen, die einem Nero und Caligula ebenso zuvorkommend würden gedient haben wie einem Antonin oder Marc Aurel . . . Ihr Vater, ein junger Witwer — kein Stand ist gefährlicher, als der der jungen Witwen und Witwer — genoß noch einmal seine Jugendjahre. Trotz seines Amtes war er ein Händelsucher, ein Wettrenner, ein Don Juan . . . Damals also besaß ich am Münster von Witobern ein Kanonikat, das ich in alter Weise von einem Vicar verwalten ließ . . . Ich war Priester geworden, wie andere unter die Soldaten gehen. Mein Bruder Friedrich studirte die Rechte, mein Bruder Max war ein Soldat. Als ich Priester geworden war, reiste ich in die Welt hinaus, war lange in Paris und kam nach Kassel, Erfurt und Witoborn — wie ein Abbé zurück. Goethe, Napoleon und — Grécourt waren meine Gottheiten . . . Ich schloß mich meinem Landsmann, Ihrem Vater, an. Wittekind konnte so ansteckend lachen, daß man ihm gar nicht lange wegen seiner sonstigen Unarten zürnen konnte . . . Wir waren ein Kreis wilder Gesellen und ich bekenne und darf es bekennen, da ich später mancherlei Unstern bestand, ich, ein Priester, ich entwarf nach Bildern aus Herculanum

Hypochondrie ſchlug ihm das Leben, das er führen müſſe, als einen ſchwarzen Trauerpfad aus. Wenn mit ſeiner Frau eine heftige Scene vorgefallen war und er allein aß, ſo lockte er immer erſt die Katze in's Zimmer und ſetzte ihr von den Speiſen vor, um zu ſehen, ob ſie nicht zuckte. Die Frauen ſchienen ihm aller Dinge fähig. „Ein Engel," ſagte er, „fällt leicht, und nun gar meine Frau, die nicht einmal ein Engel iſt! Frauen, wie Alles, was ſchön iſt, nehmen ſich beſſer in der Entfernung aus. Sie ſind auf die Mittelſtraße in allen Dingen angewieſen, weil ſie Gott gerade aus der Rippengegend des Mannes herausſchnitt, aber doch ſtürzen ſie aus Extrem in Extrem."

Unter ähnlichen Betrachtungen ſchlief Blaſedow ein. Die Mohnköpfe, die Morpheus heute noch über ihn ſtreute, waren mit Milch, Zucker und Brod gerieben geweſen, ein Eſſen, für welches ich geſtehe keinen hochdeutſchen Namen zu wiſſen. Den niederdeutſchen aber behalte ich zurück, weil es in der Familiarität auch der komiſchen Romane eine Grenze geben ſoll.

und Pompeji Zeichnungen, die in Kaſſel nicht etwa Frauen zweideutigen Rufs als lebende Bilder ſtellten, ſondern die Gattinnen der Miniſter, die Töchter der Geſandten, Deutſchlands älteſter Adel!“ . . .

Eine Pauſe ließ Löb Zeit, ſich die vorhin geſehene Galerie und die Frömmigkeit des jetzigen Adels dieſer Gegend in Vergleichung zu bringen . . .

„Eine der gefeiertſten Tagesſchönheiten“, fuhr der Provinzial zu leſen fort, „war die Römerin Fulvia Maldachini. Sie war eine Sängerin in der italieniſchen Truppe, die König Jérôme neben der deutſchen und franzöſiſchen hielt. Das Repertoire überwachte der Kaiſer ſelbſt aus Paris oder aus dem Hauptquartier und verfuhr darin ebenſo ſtreng, wie bei Bildung der Miniſterien, des Heers und jenes Schattens von Repräſentativverfaſſung, dem Ihr Vater ſeinen «Kronſyndikus» verdankte. Ich ſeh' Ihren Vater noch, wie er die Syndikatsuniform zum erſten Mal anlegte und den Galanteriedegen umſchnallte. Ungeduldig, ſich bei Eröffnung der Landſtände zu verſpäten, war er nahe daran gegen ſeinen Bedienten die etwaige Schärfe des Spielzeugs zu verſuchen. Der Maldachini ſagte man nach, ſie wäre beſſerer Abkunft, wäre durch Umſtände veranlaßt geweſen, ihre Stimme zu verwerthen, eine Stimme, die uns Deutſchen mehr Entſetzen, als Bewunderung einflößte. Sie hatte, ſo jung und ſchön ſie war, in ihrer Kehle eine Tiefe, die mit Proſerpina bis in den Tartarus hinunterſtieg. Das Theater erdröhnte zwar von Beifall, wenn ſie ein: Perfido! knirſchte; aber wie ein Dolch lag es neben jeder Note, die ſie

ſang und beſonders — wenn man einmal nicht applaudirte“ — —

Seligmann wußte nichts von Gluck und Piccini . . . Aber Norma bot Vergleichungen . . . Er verſtand vollkommen dieſes Knirſchen, namentlich beim Nichtapplaudiren . . .

„Es galt für unmöglich, die Gunſt der Maldachini zu gewinnen . . .“ las der Mönch. „Das gerade reizte den Kronſyndikus. Die Schönheit der Erſcheinung, ihre Geſtalt war mächtig, das Geheimniß, mit dem ſie ſich umgab, beſtrickend. Sie nahm die Huldigungen des Freiherrn von Wittekind an, namentlich ſeine Geſchenke; dafür war aber nicht mehr ſein Lohn als ein Zunicken im Theater. Sie lehnte ſich an den Hof, der ſie beſchützte, an die große Zahl ihrer Verehrer. Der Kronſyndikus ertappte ſich auf einer wirklichen Schwärmerei für ſie. Feſte bot er ihr, die ſie annahm. Er ließ ſie zur Faſtenzeit, wo die Bühne geſchloſſen wurde, in den Sommerferien nach Neuhof in ſechsſpännigen Carroſſen kommen . . . Sie, Herr Präſident, und Ihr Bruder waren damals in Penſionen . . . Die ſtolze Sängerin wohnte auf Schloß Neuhof wie eine Fürſtin. Nichts aber entlockte ihr eine Zärtlichkeit, nichts eine Erwiderung der Liebesbetheuerungen, die ihr, wie mich Lauſcher verſicherten, der Freiherr auf den Knieen machte“ — —

Lauſcher! . . . Seligmann bebte . . . Hier, dieſe Cabinete waren doch wol die Orte, wo man auf Schloß Neuhof lauſchen konnte . . .

„Fulvia Maldachini verlangte die legitime Gemahlin des Freiherrn zu werden. Sie nannte ſich eine ge-

borne Marchesina und in der That, der Freiherr von Wittekind beschloß, sie zu heirathen . . ."

Löb sah fast den Eindruck dieser Worte . . . Sah fast Terschka's Lächeln . . .

Mit einer Stimme, deren Sicherheit deutlich verrieth, daß für ihn in allen diesen Mittheilungen nichts Neues lag, las der Provinzial weiter:

„Dies Heirathsproject entsprach an sich ganz dem Charakter jener Tage. Man hatte nicht im mindesten das Gefühl, daß diese Napoleonischen Zustände nur eine Episode wären. Ein völliges Aufopfern des Stolzes und Heimatgefühls trat ein. Fast wäre Ihr Vater seiner Leidenschaft erlegen, wenn nicht seine Freunde dazwischengetreten wären. Freiherr von Malstatt, Graf von Dohrn, Baron von Liebetreu, die Andern — alle widersetzten wir uns. Als Fulvia kalt blieb, höhnisch die Lippen aufwarf und sich in ihren rothen Gewändern, mit dem grünen Kranz auf dem kurzgeschnittenen schwarzen Tituskopf, den Dolch im Busen, wie eine junge Medea zeigte und doch bestrickend schön, doch verheißungsvoll lächelnd wie der beginnende Frühling, da wurde zur Rettung Ihres, wie es schien, geradezu verlorenen Vaters ein Entschluß gefaßt. Wir verpflichteten uns, eine Farce aufzuführen. Fulvia konnte kein anderes Wort deutsch, als soviel nöthig war, kräftig zu fluchen. Sie lebte unter uns, wie im Grunde damals alle diese Fremden; sie lebten im eigentlichsten Sinne des Worts wie in der Verwirklichung eines Traums. So war auch ihr Deutschland nichts als Wald und Flur und Flur und Wald; nur vom Geld sah sie, daß es das allbekannte echte Silber

und Geld war. Der Freiherr ſchlug ihr eine Ehe vor, die aus Familienrückſichten einige Jahre lang geheim bleiben müßte. Fulvia, die die große Stellung ihres Verehrers kannte, die von ſeinen mächtigen Verwandten wußte, die einſah, daß für gewiſſe Vermögensverhältniſſe auch in Rückſicht auf die vorhandenen Söhne erſter Ehe Schwierigkeiten entſtehen konnten, willigte ein . . . In dem Dünkel und Siegesübermuth, der ſie, wie damals alle dieſe abenteuernden Fremden, gegen jede Vorſicht blind machte, ſteigerte ſie ſich ſelbſt zuletzt zur Ueberzeugung, daß ſie ihre allgemeine Anerkennung als Frau von Wittekind erſt von ſpätern Zeiten abhängig machen müßte . . . Nun ging unſer Leichtſinn ſo weit, daß der eine künſtliche Pacten ſchloß mit Siegeln von Aemtern, die nirgends exiſtirten, der andere Correſpondenzen mit der Familie eröffnete, der dritte falſche Dimiſſorialen des Pfarrers von Schloß Neuhof brachte, die nothwendigen Dispenſe, die dem Freiherrn geſtatteten, ſich andernorts trauen zu laſſen — kurz, wie es nur in einer Zeit möglich war, wo täglich die größten Ereigniſſe ſich drängten, Throne wankten, Völker in Bangen und Zagen lebten. Wir erfanden und ſetzten dies Abenteuer unſerer »noblen Paſſionen« wie eine Faſtnachtspoſſe in Scene" . . .

Löb Seligmann ſchauderte über den ehrwürdigen Herrn Dechanten, der einſt ſolcher Streiche fähig geweſen . . .

„In Paris hatte ich einen jungen geiſtvollen Gelehrten kennen gelernt, eine höchſt geniale Natur . . . Er nannte ſich Leo Perl und war ein Jude" . . .

Löb's Athemzüge wurden ihm jetzt ſelbſt faſt ver-

nehmbar. Er mußte aufstehen und zwei Schritte weiter gehen . . . Dann stand er wieder still, um nichts zu versäumen, und horchte zitternd . . .

„Perl war", las der Provinzial, „aus der Gegend meines jetzigen Wohnorts gebürtig und seines Zeichens Rabbiner. Sein Aeußeres war ein gar stattliches. Nach Paris kam er, um in den dortigen Bibliotheken talmudische Manuscripte zu lesen. Ich lernte ihn kennen und schätzen. Im Geiste der Zeit, der nicht mehr der Geist des Deismus, sondern ein Bestreben war, irgendwie aus dem Deismus herauszukommen, standen wir uns nahe. Frömmler waren wir natürlich am wenigsten; das Leben nahmen wir leicht — ich wenigstens gab den Lebensanschauungen eines Alcibiades nichts nach" . . .

Alcibiades! wiederholte sich Löb und wußte jetzt ein höheres Wort zur Bezeichnung des Leichtsinns . . .

„Wir hatten aber ein Bedürfniß des Positiven. Freilich — wir suchten es eher in Indien und an den Quellen des Ganges, als in Judäa und an den Quellen des Jordan. Der Perl war halb aus Scherz halb ernsthaft Kabbalist, was mich als Curiosität anregte. Er sprach die meisten lebenden und mehrere todte Sprachen. Sonst war er aufgewachsen wie ein echter Rabbinerknabe in alten Büchern und mikrologischen Studien; die Welt war ihm auf dem Gebiet des Parquets und der feinern Geselligkeit fremd, jedoch seine zähe Lebenskraft, sein Witz und manche Schalkhaftigkeit halfen ihm auch dort sich zu behaupten . . ."

Gott im Himmel! faßte sich Seligmann und war nicht einverstanden mit dem Worte: Zähe Lebenskraft . . .

„Zugleich war Perl gefällig und intereſſelos, wie ein Kind . . . Ihm verdank' ich nicht nur den größten Theil meiner Ausbildung, die Läuterung meiner Lebens- und Kunſtanſichten — ſogar meine Exiſtenz“ . . .

Ein Menſch! rief Seligmann ſchmerzbewegt . . .

„Durch Perl wurde ich auf das Stift Sanct-Zeno an ſeinem Geburtsort aufmerkſam gemacht und auf deſſen alte Rechte und Urkunden . . . Er begleitete mich nach Deutſchland und gab mir Mittel und Wege, dieſe einträgliche Stelle mit Hülfe des Kaiſers von Oeſterreich aus der Säculariſation zu retten und für mich zu gewinnen. Ich habe ihm für alles das ein treues Herz bewahrt und meine Schuld iſt es nicht, wenn ich zu den vielen Erinnerungen an ihn nicht auch noch die an äußere Beweiſe meiner Dankbarkeit fügen kann. Plötzlich zog er ſich von uns allen zurück . . . Trotzdem, daß er infolge unſers Leichtſinns Chriſt wurde“ . . .

Löb ſaß wieder zuſammengekauert wie ein Jäger auf dem Schnepfenfang . . .

„Leo Perl hatte in ſeinem Weſen zwei unvermittelte Gegenſätze. Der gewaltige Mann lebte höchſt mäßig, entbehrte wie ein Stoiker und dachte doch wie Epikur. Er vermied die Frauen und duldete jede Ausgelaſſenheit“ . . .

Wie Veilchen! ſagte Löb . . .

„Er aß trocken Brot und ſprach anerkennend über die, denen nur Trüffeln mundeten“ . . .

Wie Veilchen! . . .

„Er erklärte ſich für unfähig, einen vernünftigen

Satz zum Druck zu ſtiliſiren und ſeine zierliche Hand ſchrieb doch Briefe voll Geiſt“ . . .

Wie Veilchen! . . .

„Perl war der ſtrengſte Kritiker, der jemals beizende Lauge im Urtheil über ein Ganzes mit der Fähigkeit verband, doch im Einzelnen die Tiefe der Abſicht und die Schönheiten des Details zu erkennen“ . . .

Das wurde Löb zu hoch und — „beizende Lauge“ führte ihn ſogar zerſtreuend auf Veilchen's Spitzenhandel . . .

„Er tadelte in kleinen Aufſätzen ein Buch ſo, daß man dennoch den Verfaſſer lieb gewann. Alles das geſchah mit ſo viel Bonhommie, daß man vor Lachen geſund wurde, wenn man ſeine Scherze las“ . . .

Seligmann hauchte wieder für ſich hin: Wie Veilchen! . . .

„Ich nannte ihn den zwölften Apoſtel, den Chriſtus zum Erſatz für Judas Iſcharioth hätte nehmen müſſen. Auch verſicherte er mich, ſein Vorgänger Judas Iſcharioth wäre der unglücklichſte aller Menſchen auf Erden geweſen: er wiſſe beſtimmt, er hätte Chriſtus geliebt: er hätte ihn mehr geliebt, als Johannes; er hätte Jeſus nur verrathen, um ihn zur Entſchiedenheit zu bewegen; er hätte ſich erhängt aus Verzweiflung, weil ihn ein Werk der Freundſchaft mislungen. Würde ihn Jeſus, ſagte Perl, drei Jahre lang um ſich geduldet haben, wenn er nicht Eigenſchaften an ihm erkannt hätte, die wenigſtens denen der andern Apoſtel gleichkamen? . . . So zwiſchen Ernſt und Scherz, bald durch ſeine Behauptungen erſchreckend, bald wieder wohlthuend, konnte

Leo Perl plaudern. Wir gewiſſenloſen Cavaliere — immer iſt es mir, als hätten wir nicht Urſache gehabt, uns der ſpätern Wendung ſeines Schickſals ſo zu rühmen, wie wir's zu unſerer Beruhigung oft im Stillen thaten" . . .

Leo Perl ſtarb als chriſtlicher Pfarrer in Borkenhagen . . . ſagte ein dumpfe Stimme, die wol Terſchka's ſein konnte . . . Dies Wort ſchien auf die bindende Kraft eines geweihten Prieſters berechnet zu ſein . . .

Vielleicht war er ſchon heimlich in Paris ein Chriſt! erwiderte der Präſident mit parodirender Ironie . . .

„Leo Perl", fuhr der Provinzial fort, „wurde von uns überredet, in den Betrug der Maldachini miteinzutreten. Ganz in der Laune, die wir an ihm kannten, griff er zum Champagnerglaſe und ſagte lachend zu. Wir verlangten von ihm nichts Geringeres, als ſich in ein Prieſtergewand zu hüllen und in einer entlegenen Kapelle, auf den Gütern eines der Mitverbündeten, bei nächtlicher Weile den Freiherrn von Wittekind mit Fulvia Maldachini zu trauen. Aufrichtig geſagt, ich erſtaune noch jetzt über ſeine Zuſtimmung . . . Ich kannte ſonſt die Gewiſſenhaftigkeit, die ihn beſeelte, bei aller Leichtigkeit in der Beurtheilung anderer" . . .

Auch für Löb verlor ſich ſein: Wie Veilchen! und der Spinozismus jetzt in drei bis fünf Jahre Gefängniß . . .

„Perl war des Ritus ſo kundig, wie oft kein — Domdechant" —

Der Provinzial mußte wol im Leſen lächeln . . . Seine Stimme klang heller . . .

„Die vermeſſene, wahnwitzige Scene ging vor ſich

bei Lichterglanz und unter Assistenz eines Meßners, den eine Person spielte, die ich Ihnen nicht nennen will" . . .

Eines Priesters also! sagte Terschka bedeutungsvoll, ohne den Techanten selbst zu nennen . . .

Wie es scheint! bemerkte der Präsident und setzte mit Bitterkeit hinzu: Sie suchen für Ihre Casuistik irgendeine geheime Schraube! Was das bürgerliche Recht mit dem Zuchthaus bestraft, wird bei uns das kanonische nicht zum Sakrament erheben! — Doch lesen Sie! Ich bitte! . . .

„Eine katholische Trauung muß in dem Ort stattfinden, wo man lebt; dafür hatten wir die Demissorialien. Sie findet in der Regel des Morgens statt; dafür hatten wir wiederum einen Erlaßschein. Das in der Waldkapelle bei Nacht verbundene Paar bestieg eine Kutsche und reiste auf Schloß Neuhof. Dort lebte es dann so, wie es der Freiherr gewünscht hatte. Einstweilen noch kehrte die Maldachini in ihre Stellung zur Bühne zurück. Sie genas später eines Knaben, der auf den Namen der Mutter getauft und von einer Dame erzogen worden ist, die ich — gleichfalls nicht nennen kann" . . .

Frau von Gülpen! blitzte es in Löb auf . . . Doch nahm er diesen Gedanken zurück, da er nur die große Anzahl „Nichten" kannte, denen Frau von Gülpen eine so liebende Tante war . . .

Länger dauerte freilich der Nachklang desselben Namens — bei Bonaventura . . .

„Die Kämpfe der Maldachini, sich anerkannt zu wissen, gingen mit der Zeit aufs Aeußerste. Sie wurden um so gefährlicher, als sie Verdacht schöpfte und mit Entdeckung drohte. Nur weil ihr Perl öfters in wirklicher Prie-

stertracht entgegentreten konnte, wurde sie beruhigt. Der Kronsyndikus hatte in seinen Neigungen keinen Bestand; bald wurde er gegen sie wie gegen alle; sein Leben auf Neuhof steigerte sich ja bis ins Sinnlose" — . . .

Löb füllte die Pause, die entstand, mit der Empfindung: Muß ein Sohn das von seinem Vater hören! . . .

„Bald erfuhr auch diese seine vermeintliche Gattin die gewöhnliche Tücke seines Sinnes. Sie kam zum zweiten mal in die Hoffnung und bestand mitten in dem Gewühl der Flucht des westfälischen Hofes von Kassel 1813 ihre Entbindung. Der Kronsyndikus, sich an den Zusammenbruch des Königreichs Westfalen haltend, verstieß sie . . . Hülflos wurde sie von den Mitgliedern ihrer Gesellschaft in den allgemeinen Strudel des Schreckens und der Flucht mit fortgerissen . . . Wir verloren sie aus den Augen und das für immer. Eines Tags erzählte mir Ihr Vater lachend, sie wäre in Paris eine Herzogin geworden . . . Damals aber brach die Zeit an, wo über uns alle ernstere Stimmungen kamen. Unsere mannichfach neubedingten Lebensstellungen riethen uns, unsere Aufführung zu regeln und so entstand das Bedürfniß, auch über diesen Jugendstreich den Mantel der Vergessenheit zu breiten — zumal, da ich später von Leo Perl zu meinem Schrecken erfuhr, daß er diese Ehe —"

An dieser Stelle war es plötzlich dem Horcher, als hörte er eine Bewegung, die nicht von den Männern im Nebenzimmer kommen konnte, obgleich auch drinnen die durcheinander gehenden Stimmen ein Staunen auszudrücken schienen . . .

## Fünftes Kapitel.

### Die Amtsbruderschaft.

Wir haben schon öfters des Pfarrers Tobianus erwähnt, eines benachbarten Freundes der Pfarrei in Kleinbethlehem. Jetzt sehen wir ihn mit einer kleinen Kalesche, von Sophien, seinem zehnjährigen muntren Mädchen, begleitet, in das vor uns bisher aufgespannte Gemälde mitten hineinfahren, eine große Staubwolke aufwühlend, wie viele Nebenpersonen in Dramen und Romanen auftreten und einen um so größeren Lärm machen, je kleiner ihre spätere Rolle ist. Bei Leibe, ich will das Interesse an Herrn Tobianus nicht gleich bei seinem ersten Auftreten untergraben. Mag sich der Mann entwickeln, mag er sich so breit machen, wie er neben seiner unruhigen Tochter sitzt. Er dampft Tabakswolken aus der Pfeife von Meerschaum. Er ist das lebendige Gegenbild zu unserem noch schlafenden, unglücklichen Freunde, zufrieden, überzufrieden mit seinem Loose. Er hatte nie in den ersten Reihen gestanden und war nie durch den Alp des Ehrgeizes um seine Nächte gekommen. Tobianus hatte sein ganzes Leben hindurch so gerechnet: Bekommt Der acht

Aengſtlich ſprang Löb zur Seite und hielt die Decken, die ihm entgleiten wollten . . .

Alles war wieder ſtill. Glücklicherweiſe . . . Denn gerade die ihm werthesten Stellen der Bekenntniſſe des Dechanten konnten ihm verloren gehen . . .

Der Provinzial hatte inzwiſchen nicht weiter leſen können, denn Terſchka ſprach . . . Terſchka ſprach von der Ehe und forderte Bonaventura auf, zu ſagen, worin die katholiſche Ehe ein Sakrament wäre, ob durch den Prieſter oder durch die Verbundenen? . . .

Die Lehre der Kirche läßt es kaum zweifelhaft! lautete die leiſe und mit tiefſter Erſchütterung gegebene Antwort des Domherrn . . .

Der Präſident bat um genauere Erklärung . . . Doch an dieſer ſo hochwichtigen Stelle mußte Löb Seligmann den Schrecken erleben, daß ſich jenes Geräuſch wiederholte . . . Es ſchien ſogar aus dem dritten der dunkeln Zimmer zu kommen . . . Bebend ſprang er zur Seite und fiel faſt über die Franzen ſeines improviſirten Hohenprieſtermantels . . . Dann aber war wieder alles ſtill . . .

Dafür aber waren die Männer nebenan im lebhafteſten Streit über die Ehe und das Sakrament . . . Der katholiſche Glaube in allen Subtilitäten, deren Kenntniß plötzlich von Terſchka mehr im Scherz als im Ernſt angedeutet wurde, regte den Präſidenten ſo auf und veranlaßte ſeinerſeits für die Rückhaltsgedanken der Kanoniſten ſo heftige Wortbezeichnungen, daß der Provinzial mit entſchiedener Stimme einfiel und rief:

Leſen wir wenigſtens den Brief! . . .

Dann fuhr er fort:

„Die Trauung ſelbſt war allerdings eine Scene, die uns alle mit Schrecken überrieſelte . . . Die nächtliche Stille in dem mondbeſchienenen Walde . . . Die Klänge der Orgel“ . . .

Löb Seligmann konnte nicht nachfolgen . . .

Der Himmel ſtrafte ihn für die Schuld ſeiner Väter . . .

Das Geräuſch nahm zu, er hörte einen leiſe auftretenden Fußtritt — er bekam Geſellſchaft . . .

Unwillkürlich mußte er ſich zur Erde ducken hinter einem der größern Seſſel . . .

Es kam Jemand, der gleichfalls die Vortheile der ſpaniſchen Wände des Schloſſes genießen wollte . . . Schon war ſeine Geſellſchaft im zweiten Zimmer . . .

Sie kam leiſe auftretend jetzt ins dritte . . .

Es war eine Dame . . . die Herrin des Schloſſes ſelbſt . . . die Präſidentin . . .

Löb ſah ſeine Ehre und ſeine Zukunft auf dem Spiel, wenn die hohe Gönnerin ihn hier ertappte . . .

Die Decken waren ihm ſchon entglitten . . .

Faſt fiel die vornehme Frau über ſie; ſie legte ſie murmelnd auf die Tiſche . . . Sie ſchien hier ſchon orientirt zu ſein . . . Es war die Mutter des Domherrn — und doch ſo völlig eine andere . . .

Löb kniete hinter dem Lehnſtuhl und berechnete ſchaudernd, wie die Frau ſich wundern würde, wenn ſie ſeinen Hut — Gott ſei Dank! — Sein Hut war in einem Schloſſe, wo er ſich ſo heimiſch fühlen durfte, auf ſeinem Zimmer geblieben . . .

Die Präſidentin nahm wie er an der Wand Platz und ſchien ſo vertieft in die Worte, die der Provinzial las, daß er es wagte, zwiſchen zwei Uebeln das geringere zu wählen: Entdeckt zu werden oder über Leo Perl nicht völlig ins Reine zu kommen . . .

Er mußte letzteres vorziehen . . .

So kroch er auf allen Vieren in das nächſte Zimmer, richtete ſich dort behutſam auf, ſchlich in das erſte Zimmer zurück und fand jetzt, wie er erwartet hatte, einen Drücker an der Thür, die auf den Corridor führte. Ein Griff war eben erſt aufgeſetzt worden . . .

Sanft folgte jetzt die Thür dem Druck ſeiner Hand und nun ſah er wohl, nun fehlte der praktikable Handgriff draußen . . .

Leiſe zog er die Thür wieder an ſich und verſchwand und war befreit . . .

Die hellſte Mittagsſonne ſchien . . .

Sie ſchien ſo frühlingsahnungsreich, ſo erlöſend von allen Banden des Winters und des Todes, daß er von einem Traum erwacht zu ſein glaubte . . .

Zu dem, was ihm noch an Vervollſtändigung der merkwürdigſten Geheimniſſe ſeines Lebens fehlte, legte er das Gefühl hinzu, doch lieber im Sichern zu ſein, lieber unentdeckt auf Fährten, die ihn leicht aus ſeiner gegenwärtigen glänzenden Laufbahn entfernen konnten . . .

Schloß Neuhof wurde ihm zum „Schloß Avenel“.

## 21.

Benno — Benno — mein brauner Zigeunerknabe! Du, du alſo der Sohn des Kronſyndikus und dieſer armen, betrogenen, bemitleidenswerthen Frau —! . . .

Du, der Bruder einer Angelina, die das Schickſal in die wildeſten Strudel warf und die die Gräfin von Salem-Camphauſen werden kann, wenn ein ruchloſes Gaukelſpiel — — doch, doch nicht ganz misglückte . . .

„Was du auch in dieſen Tagen von mir hören dürfteſt, ich war ſchwach" — „um der Liebe willen" — hatte der Onkel geſchrieben —

Nein, Onkel! Das war die Liebe nicht, deren heiligſte Forderungen du nicht verſtandeſt! Das war ein Hohn, geſprochen den Geſetzen der Natur! Die Natur willſt du preiſen? Nur in den Sinnen findeſt du ſie! . . . Onkel, Onkel, Theurer, deſſen weiße Hand ich ſo gern küſſen mochte, warum haſt du uns das gethan! . . .

So tiefſchmerzlich und zugleich hochaufjauchzend freudig rief es in Benaventura's Innern, während auch nicht einer der Hörer die Menſchlichkeit beſaß, zu fragen:

Und was wurde denn nur aus jenem Bruder Angiolinens, der doch jetzt vielleicht siebenundzwanzig Jahre zählen müßte? . . . Sind euch die Sünden des Mannes, dessen Leben so grauenvoll da aufgedeckt liegt, so schon geläufig, daß nicht Terschka, nicht der Präsident, nicht der Provinzial frägt: Wo ist das zweite Kind? Der Sohn? Was wurde aus dem? . . . Hatte also Benno Recht, so oft er sprach: Alles das muß in den Beichtstühlen verborgen bleiben! . . .

Terschka, der glatte, jedem ausweichende, immer lächelnde Sendbote, der jetzt vielleicht sogar das Herz einer Armgart bestrickte — wie hält er so seltsam geheimnißvoll die Fäden aller dieser Wirren in der Hand . . . Er nennt vielleicht doch plötzlich Benno bei dem Namen, der ihm gebührt — Benno, dessen Ehrgefühl so krankhaft ist, wie Verdacht in der Liebe . . . Nimmermehr dürfen diese Schleier gehoben werden, ohne daß Benno es will . . . Nie, nie darf ihn dieser gräßliche Fluch seines Daseins überraschen auf dem Boden, auf dem er lebt . . . Erführ' er davon, er stürmte fort von diesem Schauplatz der Lüge, die selbst deine spätere liebende Sorgfalt, Onkel, nicht veredelte . . . Furcht war es, was dich bestimmte, Benno's Ursprung zu verbergen . . . Die Zeiten hatten sich geändert, der Onkel wollte das Stift Sanct-Zend erhalten, wollte, mußte die Pflichten eines Dechanten üben, erinnerte sich, daß er jetzt den unbescholtensten Priester zu spielen hatte . . . Ohne Zweifel hat er den Bruder, der aus Spanien zurückkehrte, das Kind als sein eigenes mitzubringen — ohne Zweifel wurde deshalb selbst dem Kronsyndikus

jede Spur des Knaben entzogen — Ja man gab ihn für jünger aus, als er war . . . Benno ist älter, älter als du . . . Daher die größere Reife seines Verstandes . . . Alles, alles bot man auf, die Nachforschungen nach seinem Ursprung unmöglich zu machen . . . Immer wieder mußten sie auf jene Scene zurückführen, bei der ein jetzt in Amtswürden stehender Priester als Meßner einen leichtsinnigen Juden in der ehelichen Segnung unterstützte, einen Juden — der — dann ihn selbst getauft hatte . . . und in einer Segnung —

Hier verwirrten sich in Bonaventura die Vorstellungen . . . Kaum hörte er noch der weitern Vorlesung zu . . . Brachen doch alle diese Thatsachen auf ihn wie Blitze herein . . . Und dazu dann noch die Nachricht: Lucinde ist dir gefolgt! . . . Eine Kunde, die ringsum alles in Nacht verdunkelte . . .

Diese Conferenz fand statt in jenem Zimmer, in dem einst Lucinde und Klingsohr sich hatten finden und vereinigen sollen, um den Kronsyndikus zu schützen . . . Behagliche Wärme entströmte einem weißen Ofen . . . Die Sonne schien hell und mild durch die Fenster . . . Still war alles ringsum . . . Auf dem Tisch, um den die vier Männer saßen, stand Schreibzeug, lagen Federn und Papierstreifen . . . Terschka zerdrückte in seiner Ungeduld eine Federspalte nach der andern und kämpfte mit sich — seine Erinnerungen an das kanonische Recht nicht allzu sehr zu verrathen . . . Scheu blickte er zu Bonaventura auf, als wollte er sagen: Das weißt du doch, daß das Concilium von Trident zu einer Trauung zwar den Ortspfarrer oder dessen zugestandene Stellvertretung

und zwei Zeugen verlangt, daß es aber zum Stellvertreter sogar gestattet, einen noch nicht geweihten Priester zu nehmen? Das weißt du doch, daß das, was an einer Ehe das Sakrament ist, sich durch die Verbundenen selbst vollzieht und nicht im mindesten durch den bei allen andern Sakramenten als die Hauptsache vorwaltenden Priester? Das weißt du doch, daß sogar der Segen und alle Ceremonien bei einer Trauung an sich ganz überflüssig sind, wenn ein sich selbst einander die Ehe gelobendes und vollziehendes Paar nur einer Messe beiwohnt; ja daß auch eine Messe zwar gelästert und verunreinigt werden kann durch Misbrauch, aber dennoch ein Opfer bleibt, das, richtig ausgeführt, sich durch seine eigene Kraft vollzieht? Die von einem Priester im Stande der Todsünde gelesene Messe ist wirksam — wie sollte die von einem Juden in Priesterkleidern gesprochene einfache Segnung nicht wirksam gewesen sein bei einem Act, wo die heilige Mystik des Priesterthums wegfällt? . . . Hier fand eine Trauung ohne Messe statt, in einer Abendstunde, die sonst nicht Sitte, aber wiederum nicht hindernd ist . . . Endlich — schließt denn der Betrug, den man mit dem Pfarrer spielte, das gläubige und von Zeugen vernommene Ja! der Braut und des Bräutigams aus? Das Mysterium der Ehe liegt in denen, die aus sich selbst wie in Adam und Eva durch die Liebe ein Abbild der Menschheit wiedergeben wollen, nicht im ersten Priester des Paradieses, nicht in Gott, der sie zusammenthat; die Liebenden opfern durch sich, durch die Ehe Gott . . . In der Ehe empfängt Gott oder der Priester; beide geben nichts . . .

Das alles ſprach Terſchka nicht ganz ... So heimiſch war er nicht mehr in den Prüfungen, die einſt „Pater Stanislaus“ zu beſtehen hatte ... Aber Bonaventura las es wie Ahnungen aus ſeinen Augen, er, der ſeinerſeits allerdings ſo heimiſch in dieſen Anſchauungen war, wie der Onkel Dechant — in den Wandgemälden Pompejis ...

Der im Antlitz wie mit Purpur übergoſſene Präſident erſuchte den Provinzial weiter zu leſen ...

Dieſer that es — und in der That lächelnd:

„Eine Scene war es, die uns ſogar ſelbſt mit Schrecken überrieſelte ... Die nächtliche Stille in dem mondbeſchienenen Walde ... Die Klänge der Orgel ... Wir kamen von einem Mahl, das Graf Altenkirchen gegeben hatte ... Die Diener blieben zurück ... Wir erklärten gegen Mitternacht, vom Kapellenthurm aus im Walde über die Baumkronen hinweg das Spiel der Mondſtrahlen beobachten und eine Windharfe hören zu wollen, die über einen Durchhau der Tannen geſpannt war ... Bereits war ich ſelbſt voraus und fand Lee Perl im Ornat, einſam in der Kirche auf- und abgehend und mit ſich ſelbſt redend ... Wahrhaft ſchön ſah er aus in ſeinem langen Kleide; die Stola, reichgeſtickt, hing über ſeiner Schulter ... Graf Altenkirchen ſpielte die Orgel ... Fulvia Maldachini wurde vom Kronſyndikus geführt ... Baron von Liebetreu trug die Schleppe ihres Kleides ... Sie ſchwebte dahin, wie Juno, als ſie Zeus vor allen Olympiern zu ſeiner Gemahlin erhob ... Bei ihrem Stolz und Glück hatte ſie von allem kein Arg ... Die Worte, die der Prieſter deutlich ſprach: «Willſt

du dieſe gegenwärtige Signora Maldachini, Marcheſina von Santalto, zu deiner Gattin nach Vorſchrift der heiligen Mutter Kirche annehmen?» verſtand ſie nicht, aber den Gebräuchen paßte ſie ſcharf auf . . . Der Wechſel der Ringe, alles erfolgte nach Vorſchrift . . . Perl war ſo heimiſch in dem, was er zu thun hatte, daß wir darüber erſtaunten . . . Auch nicht eine Eigenheit des Ritus ging verloren . . . Wir gingen dann zum Schloß zurück . . . Scheu und in der That ſchon erſchreckt von unſerm Frevel . . . Die Windharfe, von goldenen Mondſtrahlen beſchienen, klagte geheimnißvoll über die Tannen herüber. Noch klang die Orgel hinter uns her; Graf Altenkirchen blieb bis zuletzt, um die Kapelle zu ſchließen . . . Wir hörten das Raſcheln unſerer Schritte auf dem grünen Wieſenplan, wo uns die Leuchtkäfer umglühten . . . Der Weg war nicht zu nah bis zum Schloſſe . . . Glücklicherweiſe war die Italienerin in einer ſo überſpannten Aufregung, daß ſie uns alle zu ſprechen zwang . . . Es ging franzöſiſch, italieniſch, deutſch durcheinander; aber wir fanden erſt allmählich den Ton des Scherzes wieder . . . Einer dann aber niemals mehr — Leo Perl" . . .

Der Provinzial hielt inne — um das Gericht Gottes zu bezeichnen . . .

„Der Freund", fuhr er nach einer Weile fort, „hatte den Gedanken unſers Betruges, mein' ich, ganz ebenſo leichtſinnig ergriffen, wie wir . . . Zuſammengeſetzt in ſeinen Principien aus Voltaire und dem Zufall, den die Kabbala lehrt, ſcherzte er über alles, was Plan und Abſicht im Leben . . . In Alles müſſe man ſich blind werfen . . . Auch in die Ehe . . . Und lächerlich war ihm die Anmaßung

dieſer Italienerin, die «ſoviel Werth auf ſich legte» ... Er war eitel darauf, ſich unſers Vertrauens zu erfreuen. Seine Luſt an der Sache ging ſo weit, mit Befriedigung zu zeigen, wie vollſtändig ihm, einem Rabbiner, der Ritus unſerer Kirche bekannt war ... Was konnte ihm geſchehen bei einer Mitſchuld ſo bedeutender Namen! ... Man ſetzte voraus, daß in Paris der Kaiſer ſelbſt lachen würde, erführe er den Betrug ... Geld, glaubte man, würde ausreichen, den Handel, wenn er bekannt würde, niederzuſchlagen ... Da mußte uns denn freilich überraſchen, daß wir plötzlich unſers fröhlichen Doctor Leo Perl's Spur verloren ... Gleich nach der Trauung war er verſchwunden ... Mit ſich mehrender Verlegenheit ſuchten wir ihn ... Wir erſchraken nicht wenig, als wir in Erfahrung brachten, daß er Chriſt geworden und noch mehr, daß er ſich zu Witoberu im Seminar befand ... Sofort eilte ich ihn aufzuſuchen und hörte zu meinem Erſtaunen, daß Leo Perl katholiſcher Prieſter werden wollte ... Als ich mit ihm ſprach, erkannte ich ihn nicht wieder. Scheu blickte er zur Erde und wich allem aus, was ihn an die Vergangenheit erinnerte ... Sind Sie aus einem Saulus ein Paulus geworden? fragte ich ... Es gibt viel Wege nach Damascus! war ſeine Antwort. Er deutete an, daß für ihn der Weg zur Erleuchtung über die Mondſcheinnacht in Altenkirchen gegangen ... Hat Sie der Frevel ſo erſchreckt? fragte ich. Haben die Meßgewänder Sie zu unſerm Ritus herübergezogen? ... Er verrieth vollkommen, daß er ſich hatte taufen laſſen im Schauer über ſeine That,

oder zehn, ſo bin ich mit drei, vier ſehr zufrieden. Tobianus ordnete ſich jedem ſtärkeren Willen, jeder höheren Fähigkeit freiwillig unter. Alles, wodurch er ſich übertroffen fühlte, fand an ihm ſeinen erſten Lobredner. Unwillkürlich und ohne Affectation pflegte er oft zu ſagen: „Wir andern und gewöhnlichen Leute.“ Bei jeder Parteiung erklärte er ſich für die Gemeinſchaft mit Jenen, welche das gezügelte, bevormundete Publikum bilden. Wer hätte glauben ſollen, daß dieſer Mann Umgang mit den claſſiſchen Muſen gepflogen und Plato und Demoſthenes auf der Schule wenigſtens, wenn nicht geleſen, doch buchſtabirt hatte!

Tobianus ſollte nun einen Gelehrten machen. Er war eine Kugel in jenem geiſtlichen Roſenkranze, der im Fürſtenthum Sayn-Sayn äußerlich die Religion vorſtellte. Doch auch in dieſem Berufe predigte er nichts Anderes, als was er den Leuten vom Geſicht und dem Kanzelpulte vom Papier ableſen konnte. Eine Predigt zu memoriren, hätte ihn um ſeinen Verſtand gebracht. Wie oft vergaß er nicht ſein Papier und wie oft mußte er nicht umkehren, nachdem er auf der Kanzel ſchon das Eingangsgebet hergeſagt hatte! „Ich habe das Gute bei meiner Mittelmäßigkeit,“ pflegte er zu ſagen, „daß ich niemals aus dem Conterte komme. Meine Predigten haben Hand und Fuß. Sie ſind oft weit beſſer, als ich ſie machen kann.“ Man ſieht, daß Tobianus hier nur von den Reden ſpricht, die er hielt, nicht einmal von denen, die er machte. Er nahm nicht ſelten Reinhards und anderer Meiſter Predigten mit auf die Kanzel mit dem Bemerken: „Ich meine immer, es iſt dem Zwecke weit angemeſſener, fremde Vorzüge einzuräumen, als den Mangel ſeiner eigenen auf halbe Weiſe zu bemänteln. Nur gegen Blaſedow war Tobianus

im Schmerz um ſeinen Leichtſinn und wie von Chriſtus ſelbſt darum angeredet und ermahnt ... Er ſprach ganz wie Auguſtinus in ſeinen Bekenntniſſen. Wie dieſen ſein künſtlich ſophiſtiſches Redneramt mit Gewalt zum Ernſte gezwungen, ſo geſchah es ihm auch mit ſeiner falſchen Rolle .. Die Windharfe hätte ihm, ſagte er, gerufen, was dem Redner Auguſtinus, als er unterm Feigenbaum in Mailand über ſein ſtetes Lügen und redneriſches Prahlen weinte, die Kinderſtimmen aus dem Nachbarhauſe: Nimm und lies! Nimm und lies! ... Als ich ſeinen Entſchluß lobte und ging, wollten Andere ſagen, der Kronſyndikus, der die Entdeckung zu fürchten anfing, hätte ihn mit Geld beſtimmt ... So viel iſt gewiß, daß er ſpäter ſeine erſte Meſſe im Münſter von Witoborn leſen mußte, nur damit die gerade anweſende Maldachini ihn ſah ... Mir gegenüber wollte Perl behaupten, die Ehe derſelben wäre gültig ... In unſerm lebhaften Streit darüber unterbrach uns der Beſuch ſeiner Verwandten ... Eine Jugendgeliebte hatte Perl gehabt, an die er Briefe ſchrieb, wie Plato an Diotima ... Er geſtand zu, daß ſie ein ganz einfaches Judenkind wäre, doch malte er ſie ſich wie ein hohes Phantaſiegebilde aus, das er dann freilich deſto leichter aufgeben konnte ... Nun fingen die Verwandten an, ihn aufs heftigſte zu beſtürmen ... Seine Schwärmerei war keine nachhaltige ... Verſtand und Phantaſie wechſelten von jeher bei ihm ... Endlich erſchien ihm eines Tages aus einem, ſeinem Zimmer im Convict gegenüberliegenden Hauſe am Fenſter ſeine ehemalige Geliebte, geſchmückt wie Eſther, das Haar voll weißer Perlen und vom bräutlichen Schleier umwunden ... War es Traum

oder Wirklichkeit, der Eindruck auf ihn wurde ſo mächtig, daß er zum Rector, dem ſpätern Biſchof Konrad, eilte und ſich ihm zu Füßen warf mit der Bitte, ihn wieder freizulaſſen; er könne nicht Prieſter werden . . . Der gute Rector war gern bereit dazu . . . Da aber ſoll der Kronſyndikus, Ihr Vater, dazwiſchengetreten ſein, ſoll Leo Perl auf Neuhof entboten und ihn ſo in die Enge getrieben, ihn ſo eingeſchüchtert haben, daß Perl ins Convict zurückfloh und wirklich Prieſter wurde . . . Gleich nach der Meſſe im Münſter erhielt er durch Ihren Vater eine vortreffliche Pfarre . . . Seitdem ſah ich ihn nicht wieder . . . Er verfiel in Hypochondrie, blieb ein einfacher Landpfarrer und zeitlebens von einem verſchloſſenen Sinn . . . Auch mich überſchleicht Trauer und Wehmuth, gedenk' ich jener Tage . . . Um den Sohn der Fulvia, um Ihren natürlichen Bruder, tragen Sie keine Sorge! Er lebt in Verhältniſſen, die zur Grauſamkeit machen würden, ihn über ſeine Herkunft aufzuklären. Ohne Zweifel erhielt Pater Maurus Anweiſungen aus Rom. Dieſe werden, denk' ich, nicht weiter gehen, als daß er die Wahrheit erforſchen ſoll. Er hat Ihnen einen Bevollmächtigten der Anſprüche Angiolina's in Ausſicht geſtellt. Theilen Sie dieſem von allen meinen Geſtändniſſen, die ich vor Gott und meiner Ehre vertrete, ſo viel mit, als zu ſeiner Aufklärung nothwendig iſt. Ich wünſchte, es wäre ein Prieſter; denn ſcheue ich mich auch nicht, vor meinen Mitleviten zu bekennen, was wir täglich ausrufen ſollen: Mea culpa, maxima culpa! ſo wünſcht' ich doch, die Gräber blieben unaufgedeckt. Was auf ihnen blüht, blüht geſund und ſchön und iſt es auch

Irrthum und Sünde — es iſt! So unſer ganzes Leben. Würde man Wahrheit pflanzen wollen, gedeiht ſie — —?“ ... Noch kamen einige Worte des Grußes an Bonaventura und — an die Lauſcherin ... Das Bekenntniß war zu Ende ...

Die Blicke aller Anweſenden waren auf Terſchka gerichtet ...

Terſchka, zu Bonaventura's Schmerz kein Prieſter, ſondern ein Laie, ſollte jetzt ſagen, wie weit ſeine Aufträge gingen ...

Der Provinzial ſchien eine völlig neutrale Rolle zu ſpielen ...

Terſchka drückte eine der Federſpalten, die er auseinander getrieben hatte, nach der andern wieder zuſammen ...

Während der ganzen Sitzung, die er durch ſeine Geiſtesgegenwart zu beherrſchen ſchien, hatte ſein Inneres keine Ruhe gefunden ...

Wie — ſtand es mit ihm? ...

Am Morgen der Jagd war er im Kloſter Himmelpfort geweſen ... Er fuhr dorthin voll äußerſter Entſchloſſenheit ... Er wollte ſich von ſeinem Orden losreißen, wollte ſich der Gräfin Erdmuthe anvertrauen, wollte ſich in ihren Schutz begeben und die Rolle eingeſtehen, die er auf Roms Betrieb hatte ſpielen ſollen und die durch ſeine Freundſchaft für ihren Sohn gehindert wurde — er wollte die Confeſſion wechſeln — wenn anders der trunkene Taumel, der ihm zu allen dieſen Entſchlüſſen den Muth gab, andauerte und andauern durfte, — das Entzücken über Armgart's Hingebung — Armgart's, die ſchnell, ſchnell erobert werden mußte vor — den Enthül-

lungen, über die ihr Schaudern, hatte er einmal ihr Ja errungen — bei ſeinem Charakter zu ſpät kam . . . Den Widerſpruch ihrer katholiſchen Geſinnung glaubte er, einmal im Beſitz dieſer Eroberung und mit Hülfe der Mutter, nicht ernſtlich fürchten zu brauchen . . .

Vor drei Tagen hatte er Armgart nach dem Stifte Heiligenkreuz zurückbegleitet . . . Er mäßigte ſeine Leidenſchaft und unterließ doch nichts, was den Wahn des bethörten Mädchens verſtärken, ihren Entſchluß, ihn durch ſich ſelbſt von ihrer Mutter abzuziehen, befeſtigen konnte . . .

Zitternd war ſie an ſeiner Seite hingeſchritten . . . Im Waldesdunkel, vom Reiz der Einſamkeit verführt, wagte er, zärtlicher ihren Arm zu ergreifen . . . Da erſchreckte ihn der Mönch, der ihnen gefolgt war, Bruder Hubertus . . . Dieſer geſellte ſich zu ihnen, ließ ſie nicht wieder allein, ja Armgart hielt ihn abſichtlich, nur um nicht von einem Thurm, auf dem ſie ſich zu befinden glaubte, himmelhoch niederzuſtürzen . . . Armgart verſprach zur Jagd zu kommen . . .

Sie wollte, verfolgt von ihrem Gelübde, ſich beſinnungslos in den Strudel des Lebens ſtürzen . . . Sie irrte dahin, nur um alles vergeſſen zu können, was ſie ihrem Opfer zu Liebe that und thun zu müſſen glaubte . . . Ein nicht erfülltes Gelübde! . . . Einſt hatte ſie aus Dank über eine Krankheit, die Paula beſtanden hatte, Gott gelobt, funfzigmal an einem Tage die Antiphon Salve regina in deutſcher Ueberſetzung und einen Monat lang zu ſprechen. Als ſie dieſe Pflicht nachläſſig betrieb, wurde ſie ſogar von Müllenhoff's mildem Ver-

gänger als im Stande der Todsünde befindlich erklärt . . .

Terschka blieb die Nacht beim Verwalter des Stiftes . . . Die Furcht, der Mönch mit seinen Erinnerungen würde sich ihm aufs neue anschließen, bestimmte ihn, nicht sogleich wieder den Weg zurückzunehmen . . .

Am Morgen darauf mußte er zum Provinzial Maurus, dann zur Jagd . . . Er fuhr sich selbst mit einem Jagdwagen und jagte querfeldein wie ein von Furien Verfolgter . . . Wieder redete ihn auch im Kloster Franz Posbeck an; wieder fragte er nach seinen Verwandten . . . Und wenn ihm der Lästige das Dreifache in Aussicht gestellt hätte von dem, was er für seine Erben in Bereitschaft zu halten erklärte, er würde ihn wild angeschnaubt haben: Gehen Sie nach Böhmen! Meinen Namen tragen dort Hunderte! . . .

Beim Pater Provinzial bebte er erwarten zu dürfen, daß er als Priester begrüßt, für etwaige Renitenz von den Vätern vielleicht selbst mit Enthüllung seines zweideutigen Ursprunges bedroht werden würde . . . Gefesselt an Leib und Seele folgte er in die Bibliothek . . .

Pater Maurus theilte ihm ein über Wien aus Rom gekommenes Schreiben mit, demzufolge er sich mit ihm verständigen sollte zur Beantwortung der Frage, die da lautete: Ist Angiolina Pötzl, wie sie von einer Theaterfamilie genannt wurde, die rechtmäßige Tochter der in zweiter Ehe sich Herzogin von Amarillas nennenden Fulvia Maldachini? Welche Umstände haben bei der Trauung derselben mit dem Kronsyndikus Wittekind obgewaltet? . . .

Höchſtes Erſtaunen ergriff ihn beim Leſen der genauern Motivirungen ... Angiolina eine Tochter des reichen, vor wenig Tagen beſtatteten Kronſyndikus! Eine Tochter ſeiner Gönnerin in Rom! ... Hatte man das Intereſſe des Grafen Hugo für ſein Pflegekind wahrgenommen und dem nachgeforſcht? Warum das? ... Graf Hugo war es nicht, der ihm die Frage ſtellte: Iſt Angiolina eine mir ebenbürtig Geborene? ... Rom fragte es, ſein General!

Terſchka hätte in der Stimmung, in die ihn die Furcht vor dem endlichen „Ablaufen ſeiner Stunde", jetzt die Leidenſchaft für Armgart verſetzte, nichts gethan, den Vätern der Geſellſchaft Jeſu zu dienen, wenn ihn nicht die ganze Umgebung des Kloſters und der lauernde Hubertus mit Furcht und Schrecken erfüllt hätte ... Und Pater Maurus, als Inhaber der Beichte des Kronſyndikus, die er der darin vorgekommenen Reſervatfälle wegen ſeinem General in Rom, dem General der Franciscaner, hatte zuſchicken müſſen, ſchwieg zu allem und ſcheu mußte er Terſchka mindeſtens für einen Affiliirten der Jeſuiten halten ...

So entſchloß ſich dieſer, an einem der nächſten Tage auf Schloß Neuhof ganz im Intereſſe ſeines Freundes des Grafen Hugo und der ſchönen Angiolina zu ſprechen ...

Er machte die Jagd mit, umſchwärmte Armgart mit ſeinen Huldigungen, begrüßte mit Vertraulichkeit und allen Beweiſen ſeiner gewohnten Galanterie Lucinden, zeigte beim Brande, über den er kein Arg hatte, ſeinen Thateifer und kam auf Schloß Neuhof mit dem Schein einer völligen Unbefangenheit an ... Er ſtellte ſich, wie wenn der empfangene Auftrag ihm höchſt läſtig wäre und

er nur opponirte, um ſeinen Auftraggebern die unerläßliche Schuldigkeit zu thun . . .

Den Präſidenten brachten aber ſeine Aeußerungen über die Legitimität der zweiten Ehe ſeines Vaters in die leidenſchaftlichſte Erregung . . . Ueberhaupt hatte dieſer die Relicten ſeines Vaters verwickelter gefunden, als er erwartete . . . Sein Ehrgefühl litt unter dem Ruf ſeines Namens ſchon lange und vollends gereizt war er über die Sprödigkeit, mit der man ihm und ſeiner Gattin hier entgegenkam . . . Bonaventura fand heute an ſeinem Stiefvater Gefallen . . . Faſt betroffen war er von dem innigen Händedruck, mit dem ihn dieſer begrüßt hatte . . . Die Anrede: Mein Sohn und Freund! war ſo aufrichtig betont, daß Bonaventura aufs lebendigſte für ihn Partei ergriffen hätte, wäre ihm nicht — der Gedanke an Benno, der nun in wirkliche und nach ſeiner Ueberzeugung legitime Verwandtſchaft mit ihm trat, zu beſtimmend geweſen . . .

Terſchka ſagte auf die ganze Eröffnung des Onkels Dechanten mit einer ſpitzen und ironiſchen Betonung:

Ich bewundere den Muth dieſer Geſtändniſſe! Aber die Ehe gilt . . .

Herr von Terſchka! rief der Präſident voll äußerſten Unwillens . . .

Gewöhnen Sie ſich doch an dieſe Vorſtellung! lächelte Terſchka, Sie ſollten Angiolina kennen lernen! Olympia in Rom — ? Nein, da iſt zu viel Kälte! Lucinde Schwarz hier — ? Nein, da iſt der Verſtand zu zergliedernd . . . Ei, und ich verſichere Sie, ich gönne es Angiolinen, zu erfahren, daß ſie an Jahren älter iſt, als wofür ſie gilt . . .

Das Fräulein von Wittekind bezaubert ganz Wien durch ihre Reitkunſt! Ich weiß es . . .

Es war nur die Schuld Ihres Vaters, daß das kaum geborene Kind, deſſen Alter, wie man in ſolchen Lagen gewohnt iſt, falſch angegeben wurde — unter —

Die Gaukler gerieth! ergänzte der Präſident. Ich werde Sorge tragen, daß an Angiolina Pötzl nachgeholt wird, was verſäumt wurde! . . .

Thun Sie das nicht, Herr Präſident! erwiderte Terſchka . . . Fräulein von Wittekind entbehrt nichts, als ihren legitimen Namen . . . Sonſt iſt ausreichend für ſie geſorgt . . .

Am wenigſten gönnen Sie ihr doch wol eine ſolche Mutter, die man bei ihrem Erſcheinen in Wien mit einem Proceß auf Bigamie begrüßen würde! . . .

Sie kennen die Herzogin von Amarillas? fragte jetzt Bonaventura, um den Eifer der Streitenden zu mildern . . .

Als ich in der römiſchen Armee diente, ſah ich ſie oft und ich geſtehe Ihnen gern, die Gründe nicht zu begreifen, die man haben kann, eine hochgeſtellte Dame mit dieſen Nachforſchungen zu beunruhigen — . . .

Dieſe Gründe ſollten Ihnen unbekannt ſein? . . .

Vollkommen! ſagte Terſchka und ſtutzte über einen wie Hülfe ſuchenden Blick, den der Präſident auf den Provinzial warf . . .

Bonaventura ahnte von Seiten ſeines Stiefvaters einen noch heftigern Ausbruch der mühſam unterdrückten Stimmung und warf ihm einen bittenden Blick zu . . . Die Hauptangelegenheit, das Austauſchen der vor Jahren

ſtattgehabten Vorgänge war ja beendet; das Ausſprechen der Legitimität der zweiten Ehe hing von einer Entſcheidung der römiſchen Gewiſſensräthe ab . . . Ihn zog es nun nach Weſterhof zu Paula, die nach dem ſchreckhaften Erlebniß dieſer Tage ſeines Zuſpruchs bedurfte . . . Und Benno, Benno war auf dem Schloß . . . Benno hatte die mit Terſchka verabredete nochmalige Reviſion des Archives, die jetzt einer neuen Anordnung gleichkam, auf heute Nachmittag anberaumt . . . Wie bebte er dem erſten Gruße des Freundes — nun Bruders entgegen . . .

Da wir unter uns ſind, lieber Sohn, begann aufs neue der Präſident, dem Bitteblick erwidernd und das „unter uns" ſeltſam betonend, ſo will ich eine Vermuthung ausſprechen. Ich gelte ſchon lange für keinen guten Katholiken . . .

Als hätte der Präſident das Erſchrecken ſeiner lauſchenden Gattin geſehen, verbeſſerte er:

Ich kenne wenigſtens meinen Ruf . . . Die Regierung ſchenkte mir Vertrauen und ich habe als Patriot dieſem Vertrauen zu entſprechen geſucht . . . Das Zeugniß kann ich mir geben, daß ich darum meine Religion ebenſo liebe wie andere. Nur die Anmaßungen der römiſchen Curie zu beſeitigen, lag in meiner amtlichen Stellung und auch hier verfuhr ich mit Ueberzeugung. Zum Kirchenfürſten ging ich, weil es meine Gattin wünſchte. Ich habe ihm offen ins Auge ſehen können. Wenn ich es nicht gethan haben ſollte, war es, um einen Gebeugten nicht zu kränken. Wir gehören einem gemeinſamen Staate an, der die gegebenen Zuſtände ſchont, ohne ſich den Verbeſſerungen zu verſchließen. Wollte der Himmel, die

Nothwendigkeit der letztern würde nicht zu dringend! Verurtheilen Sie mich nicht, Herr Provinzial! Ich frage Sie — welch eine Institution ist allein schon unsere Beichte, die die geheimsten Athemzüge bis nach Rom vernehmen läßt! . . .

Ein Rauschen an der Wand verrieth den Schrecken der Gattin . . .

Erkennen Sie darin keinen Segen? erwiderte der Provinzial mit düster zusammengezogenen Augenbrauen . . .

Der Präsident beherrschte sich und fuhr fort:

Es ziemt mir nicht, Behauptungen auszusprechen, die ich nicht beweisen kann! So weit aber hat doch mein Amt mich in das innere Leben der Hierarchie einblicken lassen, daß ich vollkommen zu verstehen glaube, welche Zusammenhänge diesen Belästigungen meiner Ruhe und Ehre zum Grunde liegen. Sie glauben, ich würde nicht die Berechtigung der Herzogin von Amarillas, sich meine zweite Mutter zu nennen, anerkennen? Ich würde nicht meine Geschwister an mein Herz ziehen? Sie irren sich! Ich bin bereit dazu, wenn die Ehe wirklich nach bürgerlichen, allgemein gültigen, deutschen Gesetzen als richtig geschlossen gelten könnte. Sie kann dies aber nicht — und ich glaube nicht daran, daß auch irgend Jemand von den Betheiligten in Wahrheit interessirt ist, daß dies geschieht . . .

Nicht Angiolina, nicht Venne —? rief es in Bonaventura's Innern . . .

Oder glauben Sie, Herr von Terschka, daß Sie Instructionen erhalten werden, noch eine gerichtliche Untersuchung über den Vorgang, den uns in so edler Offenheit der Dechant erzählt hat, in Angriff zu neh-

nicht so tolerant. Er erkannte seinen Geist an, er war weit entfernt, ihm den Vorrang streitig zu machen; allein er hielt ihn auch für eben so confus, als genial, für eben so unklar, als originell. Er stellte seinen kühnen Einfällen und Bestrebungen gewöhnlich die Bürgermiliz seiner eigenen krummbeinigen und blassen Gedanken entgegen. „Blasedows Wahnsinn gegenüber," sagte er, „will ich den Katechismus als das Werk der tiefsten Weisheit vertheidigen. Besser nüchtern und schaal, als voll und betrunken. Besser auf einem Esel nach Jerusalem reiten, als in einem Luftballon, der in irgend einem Baume hängen bleibt. Besser ein besonnener Schüler, der gesunder die Lehren Anderer nachbetet, als ein fiebernder Prophet, dessen Ideen an Narrheit streifen." Da sieht man also — Tobianus konnte bei seiner Trockenheit sogar Feuer fangen. Einem Don Quixote gegenüber fühlte er sich als Maulthier-Treiber stolz. Besser Hafergrütze, dachte er, als eine angebrannte Pastete.

Vorn auf dem Bock der Kalesche saß das ehrlichste Gesicht, welches jemals blonde deutsche Haare beschatteten. Dennoch bemächtigte sich dieser gutmüthigen und einfältigen Züge des Knechtes eine gewisse Schlauheit, als sie in die Nähe des Dorfes kamen. Peter Erich, der Kutscher, blickte einigemal rückwärts und Tobianus bemerkte sein Lächeln, achtete aber nicht darauf, weil er wußte, daß man ihn als Wittwer im Verdacht hatte, mit Frau Gertrud vertrauter zu seyn, als der Mann derselben. Erst als Peter Erich anfing, über die Maßen langsam zu fahren, schalt er ihn und verwies ihm sein unpassendes Greiflachen. Da hielt Peter Erich sogar die Pferde an, stand von seinem Sitz auf und nahm seine Mütze ab. „Ach," stotterte er, „da soll im Dorfe

men? Grell aufgedeckt, aller Welt bekannt ſoll dieſer Verfall werden? Was ſchrieben Ihnen darüber — die Jeſuiten? . . .

Terſchka bot alle ſeine Verſtellungskunſt auf, um auf dies leicht hingeworfene, doch alle erſchreckende Wort lächelnd wiederholen zu können:

Die Jeſuiten! . . .

Die Jeſuiten! beſtätigte der Präſident. Sie ſind kürzlich wiederhergeſtellt worden. Sie ſind ſchon mächtig genug. Aber die Macht des Ordens iſt ihm noch nicht die alte. Die übrigen Orden wuchſen inzwiſchen in zu großer Autorität für ihn empor. Von den frommen Vätern des heiligen Franciscus droht allerdings ſeinem Ehrgeiz wenig Gefahr. Ihr General, Herr Provinzial, wird den Einblick in die Beichte meines Vaters verweigert haben; aber doch ſind Sie angewieſen, die Bemühungen des Herrn von Terſchka zu unterſtützen. Ich weiß das! Beſtreiten Sie es nicht! Die Dominicaner hätten es nicht gethan. Sie würden Ihnen, Herr Provinzial, geſchrieben haben: Lehnen Sie jeden Beiſtand zu Unterſuchungen ab, die den Jeſuiten gegenüber eine bei uns niedergelegte Beichte compromittiren könnten . . .

Herr Präſident! wallte der Provinzial auf und blickte auf Venaventura, der ihm beiſtehen ſollte . . .

Ich klage Sie ja nicht an, Herr Provinzial! fuhr der Präſident fort und ſtrich ſich ſeine dünnen grauen Haare, als hätte er das Gefühl, wie ſie ſich unter ſeiner zunehmenden Erregung aufſträubten . . . Ich ſage nicht, daß Sie heute überhaupt ſchon zu Herrn von

Terſchka's Beginnen ein Ja oder ein Nein verriethen. Sie ließen ihn einfach gewähren. Ich will Ihnen aber nur Eines ſagen, was Sie überraſchen ſoll . . . In tiefſtem Frieden über alles, was uns hier beunruhigt, lebt in Rom die Herzogin von Amarillas . . . Ohne Sorge rüſtet die hochgeſtellte Frau ſich zu einer Reiſe nach Wien . . . Cardinal Ceccone hat ſich ſeit Jahren an ſie und ihren Umgang gewöhnt — Olympia, ſeine — Nichte — Sie kennen ja die Sage über Olympia — beherrſcht die römiſche Welt und beherrſcht ihn und die Herzogin — Ceccone, wie uns Männern vom Regiment wol auf unſere alten Tage geſchieht, iſt der Inquiſitionen und Dolche müde. Er hat das Seinige für die dreifache Krone gethan. Aus Furcht iſt er ſogar — Affiliirter der Jeſuiten geworden — Und doch, doch thut er dem Orden nicht genug . . . Ceccone ſchließt Concordate, bekämpft die Revolution, bereichert den Index der verbotenen Bücher, verdammt Philoſophieen und Glaubensſyſteme, ſelbſt die, die der Mutter Kirche ergeben ſind, Ceccone läßt Donner und Blitz vom Vatican ſelbſt über die neuen Eiſenbahnen rollen — dem General der Jeſuiten iſt alles das noch nicht genug. Man erwartet, daß Ceccone nach Wien geht. Die Diplomatie und Staatskunſt wollen den Frieden der Kirche mit unſerm Lande vermitteln. Aber die Jeſuiten nehmen dieſen Augenblick wahr. Ihnen ſcheint er für Deutſchland, für Europa entſcheidend. Jetzt oder erſt in einem Jahrhundert! So wollen ſie den letzten Reſt von Selbſtändigkeit, den ſich der Heilige Vater noch durch ſeine nächſten Organe erhält, vernichten . . . Nur den Befehlen

des Al Gesù soll er folgen . . . Nur eine Politik, eine Diplomatie nach kirchlicher Autorität vertreten . . . Erst sollen Priester, Mönche, Bischöfe sprechen, dann Staatskanzler . . . So stechen sie jetzt dem Cardinal, einem alten Richter und Advocaten allerdings voller Weltlichkeit, in die Ferse durch die Drohung: Die Frau, ohne die du nicht sein kannst, die Frau, die der Deckmantel deiner zärtlichsten Fürsorge für Olympia ist, verfällt einem Schicksal, das sie und Olympia und dich selbst an den Pranger stellt; sie war die Gattin zweier zu gleicher Zeit lebender Männer! Wegen würde sich nicht Ceccone entschließen, wenn er solche Gefahren von seiner Ehre, von der Ehre der Frauen, die er schätzt und liebt, abwenden muß! Welche Dispense sind da nicht nöthig, um solche Verbrechen zu sühnen! Welche Schwierigkeiten vor demjenigen Theil des geistlichen Ministeriums in Rom, der sich mit den Herrens- und Heirathssachen von hunderteinundreißig Millionen Kindern der Kirche beschäftigt! Erkennen Sie nun die Möglichkeit, wie zuletzt dem Staat über solche Intriguen die Geduld reißt! . . . Ich nehme von dem nichts zurück, was ich für die Freiheit der gemischten Ehen gethan habe . . .

Das Rücken des Stuhls, auf dem der Provinzial saß, übertönte ein fortgesetztes Rascheln, das an der Wand hörbar wurde und immer noch Niemanden auffiel . . selbst nicht dem Präsidenten, der es ausdrücklich hören sollte . . .

Wie ergriff jedes dieser Worte Bonaventura im Hinblick auf die Empfindungen, die — darüber eben auch — seine Mutter hätte hegen müssen . . .

Terschka wagte nicht zu widersprechen . . . Vollkom-

men von der Wahrheit dieſer Enthüllungen überzeugt, ſah er im Geiſt wieder ſeinen löwenmuthigen General, hörte die vor Jahren in Rom erhaltenen Anreden, ſah den Feldherrnblick, der im Al Gesù das Nächſte und Entfernteſte vom kleinſten Menſchen bis zum größten Staatenſchickſal zu benutzen verſteht . . .

Wohlan, fuhr der Präſident fort, ich bin beruhigt, wenn mir Herr von Terſchka ſein Ehrenwort gibt, vorläufig nichts weiter in dieſer Sache zu thun, nicht in Witeborn oder ſonſt auf den Archiven verdächtigende Nachforſchungen anzuſtellen, ſondern vorläufig nach Wien oder — Rom hin zu berichten, daß dieſer Handel von unſern Auffaſſungen und Geſetzen abgemacht und die Herzogin von Amarillas nicht die Frau von Wittekind iſt . . .

Was nur lähmte Terſchka die ihm ſonſt ſo geläufige Zunge und ließ ihn über die ſcharfe Betonung des Wortes: „Sein Ehrenwort“ erſchrecken? . . .

Der Präſident ſagte noch einmal: Geben Sie Ihr Ehrenwort! . . .

Terſchka ſchwieg . . .

Ihr Ehrenwort! Als Cavalier! . . .

Als Terſchka auch jetzt noch ſinnend niederblickte und ſchwieg, ſprach der Präſident mit ergrimmter leiſer Stimme:

Ich vergeſſe — — Herrn von Terſchka bindet an die Obern das Gelübde des Gehorſams! . . .

Die Wirkung dieſer Worte war mächtig . . .

Der Präſident erhob ſich; alle andern blieben ſitzen wie gelähmt . . . Terſchka bleich mit halbgeöffne-

tem Munde . . . Der Provinzial mit hoch aufgezogenen Augenbrauen . . . Bonaventura mit einer Ahnung, die im Hinblick auf — den ketzerischen Grafen Hugo im Nu — die volle Wahrheit erkannte . . .

Nehmen wir ein Frühstück, meine Herren! sprach im Gefühl seines wenigstens jetzt unwiderlegbaren Triumphes der Präsident und wollte, scheinbar unbefangen, vorangehen, um die Thür zu öffnen . . .

Die drei Priester waren zwar auch aufgestanden, blieben aber noch immer wie erstarrt stehen . . . Kein Wort kam von ihren Lippen . . . Das Wort des Präsidenten konnte für einen Scherz gelten — aber man erkannte zu deutlich — der Falsche, Abtrünnige, der „Segestes", wie ihn sein Vater genannt hatte, war zu diesem Kampf wohlgerüstet erschienen . . .

Um die Vernichtung Terschka's, der, mit tausend Dolchen durchbohrt, sich am Stuhl zu halten suchte, zu mehren, ging der Präsident in leichtem, scherzendem Ton zu den Worten über:

Will Graf Hugo seine Güter hier selbst antreten, so würde er allerdings gut thun, sich erst in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zu begeben und Sie — Herr Pater Stanislaus, werden schon dafür sorgen . . .

Ein Einspruch gegen diese Worte, die nur wie ein ironischer Scherz fielen, war nicht möglich; denn schon hatte der Präsident geklingelt, schon traten Diener ein. Nicht lange, so erschien Frau von Wittekind. Man setzte sich zu Tisch. Der Präsident entwickelte eine Heiterkeit, eine Fülle von Kenntnissen, die ihn scheinbar zum Sieger über seine Gegner machte, trotzdem, daß er ahnte, wie

ohne Zweifel mit der Zeit zwei legitime Geſchwiſter ſich ihm zur Seite ſtellen würden . . .

Bonaventura brach früher als die andern auf . . .

Wie hätte er mit Terſchka noch länger allein ſein können . . .! Wie noch länger den Blick ertragen mögen, der in Terſchka's Augen der der tiefſten Vernichtung war! . . .

Welche Enthüllungen! . . . Terſchka ein Jeſuit! . . . Abgeſandt zur Convertirung des Grafen Hugo! . . . Und mit welchen Mitteln ſollte er ihn bekehren . . . Mit welcher Kunſt der Verſtellung! . . . Bonaventura's Erſchaudern über Rom konnte bei der einen Thatſache nicht verweilen, denn ſchon die andere verdrängte ſie . . . Sah er auch im katholiſchen Sakrament der Ehe, das abweichend von den ſechs andern, ſich ohne den Prieſter, rein nur durch die Liebe vollzog, wieder ſeine vollen ſchönen großen Roſen in den Münſtern glühen, was ſollte er — mit Benno beginnen? . . . Sollte er ihn lind und ſanft auf ſeine Jugendtage zurückführen? Auf einen Kronſyndikus als Vater! Auf eine in Rom unter Verhältniſſen, die ſich aller klaren Beurtheilung entzogen, lebende Mutter! Auf eine Schweſter in zweideutiger Lebensſtellung . . . Benno war, jetzt begriff er es ganz, älter, als man geglaubt . . . Wie auch anders konnte Benno in ſeinen Erinnerungen das Bild einer ſchönen Frau haben, die aus einer prächtigen Kutſche ſtieg, und ihn ſo oft voll Schmerz und Liebe betrachtete! . . . Wer konnte dies anders geweſen ſein, als die Frau, die eine rechtmäßige Geburt verbergen mußte und ſicher den erlebten Betrug erſt ſpät ahnte . . . Als ſie in die allgemeine Flucht des weſtfäliſchen

Hofes geriſſen wurde, blieb ihr kaum darüber ein Zweifel ... Da ſie die tiefere Kenntniß der ihr beiſtehenden Kirchenlehre nicht beſaß, ergriff ſie Furcht, Haß, Scham, ſodaß ſie nichts mehr vom Vergangenen beſitzen mochte und in ein neues Lebensverhältniß trat, leichtſinnig genug vielleicht ... Erſt hatte Max von Aſſelyn, der aus Spanien zurückkam, Benno als ſeinen Sohn mitgebracht, dann erzogen ihn die Hedemanns, dann kam er in die Dechanei ... Alles das war verabredet um des Dechanten willen, deſſen Exiſtenz von einer plötzlich ſtreng gewordenen Cenſur abhing. Ein Zug der Natur war es, daß ſich Benno ſo eifrig die Sprache ſeiner Mutter aneignete und oft Bonaventura ſelbſt anfeuerte, ſich in ihr zu vervollkommnen ... Und neben Angiolina — neben einer zweiten Lucinde, neben einer in gewiſſem Sinne zweiten Rivalin Paula's — (Graf Hugo liebte ſie — dann noch Lucinde ſelbſt ... Zuletzt hafteten alle ſeine Gedanken nur noch allein an dieſer ... Gefolgt war ſie ihm aufs neue ... Ewig ſie ſein Schatten! ... Auf Schloß Münnichhof, unter dem Schutze einer Frau von Sicking, wagte ſie zu erſcheinen ... Nichts fürchtete ſie von Klingsohr, nichts von allem, was Bonaventura über ihr Leben aus ihrer unvergeßlichen Beichte wußte ... Es durchbebte ihn, gedachte er dieſer Feſſel ſeines ganzen Lebens ... Das war ſie und das blieb ſie und — zum Haſſe, zum glühenden Haſſe Lucindens konnte er ſich nicht einmal erheben ... Nur fliehen mußte er ſie ... Wer weiß, ob ſie nicht rückſichtslos auf Schloß Weſterhof erſchien, Paula ſich vorſtellte und die Schmerzen, die ſonſt die Leidende in ihrer

Nähe fühlte, erneuerte . . . Wie er im verſchloſſenen Wagen ſeines Stiefvaters dahinfuhr zur Ebene nieder, da war es ihm doch, als müßte Lucinde ihm nachfliegen, umſchwärmt von Raben, mit einem Zauberſtab auf die Brandſtätte deutend als den Anfang all des Unheils, das ſie ihm vorausgeſagt hatte . . .

Indeſſen — auf den Feldern lag ein ſo milder Sonnenſchein . . . Der Frühling fing an ſich ſo mächtig zu regen . . . Die Wälder in der Ferne hatten in einer Nacht einen Schein bekommen, als trieben die Bäume ſchon ihre verjüngenden Säfte . . . Heller, hoher Mittag war es . . . In der Ebene mußte er den Schlag öffnen, um ganz die Sonne hereinzulaſſen . . .

Und wenn es ihm allmählich wurde, als müßte ſchon die Lerche ſeines Frühlingsliedes ſteigen, ſo war es, weil ſich zuletzt doch ſiegreich nur noch allein Paula's Bild in milder Anmuth auf ſein inneres Auge ſenkte . . . Das Gewitter in ihm verrollte . . . Nur noch einzelne Schläge, nur noch das Zucken ſeines Auges vor einem letzten Leuchten des Blitzes — dann zogen die drohenden Geiſter der Luft immer ferner dahin . . . Auch der innere Himmel blaute wieder und all ſein Leben ruhte im Blick hinüber auf Weſterhof . . .

Dennoch, dennoch klagten die innern Melodieen:

Muß ich es ewig ſehn! In deine Locken
Flicht doch dereinſt den Kranz die fremde Hand!
Der Myrte ſilberweiße Blütenflocken —
Doch ſchimmern ſie dir einſt aus fernem Land!
Unſterblich Loos, an Sterbliche gegeben,
Dich zu umfangen für ein ganzes Leben!

O lächle nicht zu bold! Du kannſt nicht wiſſen,
Wie Lächeln wird zu Hoffnungdämmerſchein!
Wie ſich das Licht entringt den Finſterniſſen
Und hüllt die Welt in Roſenwolken ein!
Du ahnſt es nicht, wie deinem Zauberworte
Zu ſel'gen Träumen ſich erſchließt die Pforte!

Es kann nicht ſein! Es ſoll nur ſtill verhallen!
Wie Zephyrhauch am holden Frühlingstag!
Wie in dem Strom die ſtillen Tropfen wallen!
Nur wie die Knospe bricht im Roſenhag! . . .
Und rief's die Welt im Chor — Dennoch entſage!
Spräch' immer nur des Echos leiſe Klage — —

In Witebern wurde Bonaventura von dem alten Meßner Tübbicke angehalten . . . Dieſer bat ihn aufs dringendſte, erſt nach Sanct-Liberi zu fahren, wo Norbert Müllenhoff plötzlich erkrankt war und das Bett hütete . . . Eben entbot er ihm einen Vicar und vielleicht, bat er, hätte der Domherr auch die Freundlichkeit, den Pfarrherrn in ſeinen Functionen zu unterſtützen . . . Beichten, Meſſen, alles würde in Stocken gerathen, wenn die Krankheit andauerte . . .

Bonaventura mußte den Umweg über Sanct-Liberi nehmen . . . Sonntag war vor der Thür, aber nichts erſchreckte ihn mehr, als die Ausſicht auf Beichthören . . . Er billigte als Aushülfe einen Vicar aus dem Seminar — aus demſelben, aus dem einſt Leo Perl gekommen . . .

An der Beſitzung der Frau von Sicking brauchte er jetzt nicht, wie er gefürchtet, vorüberzufahren . . .

Den Pfarrer fand er in der That im Fieber . . . Müllenhoff behauptete, ſich beim Brand erkältet und

über das Fräulein Benigna von Ubbelohde geärgert zu haben . . . In Wahrheit aber waren nur die beiden Wiegen, die vor seiner Thür gestanden hatten, der Anlaß seiner Krankheit . . . Wie der Gensdarm von der Schmeling zurückgekommen war und den ganzen Hausstand derselben geschildert hatte, auch die Anwesenheit des verunglückten Dieners auf Westerhof, auch die der Finkenhofer Lene und ihrer Umstände, da legte er sich ins Bett . . .

Der Geschäfte gab es für den Eiferer so viele . . . Gerade war der Kirchenconvent gekommen . . . Er kam, um Strafen zu verhängen, um die neue Tanzordnung für den Finkenhof zu ordnen, um den Jünglings- und Jungfrauenbund für die Ostern einzuleiten . . . Bonaventura mußte alle diese Neuerungen auf einen andern Tag verschieben . . . Müllenhoff, wie sich bei einer so markigen und derbhaften Natur erwarten ließ, wand sich in ungeberdiger Ungeduld auf dem Lager. Vor Aufregung und Erhitzung durch den Thee, den ihm die Kathrein zu trinken gab, sah er wie zum Schlag treffen aus . . .

Bonaventura sprach ihm zur Beruhigung . . . Besaß doch auch nur er diesen sanften Ton, der Herder's Behauptung widerlegen müßte, daß die Sprache von den Menschen erfunden ist . . . Diesen Ton, der tröstend zu den Leidenden spricht, der wie ein Balsamhauch über brennende Wunden fährt; den nicht die Zunge, den das Herz selbst einsetzt und gerade so einsetzt, wie der Schmerz seine Klage . . . Diesen allein tröstenden Ton, den ein Arzt hat, wenn er, ein weiser

jetzt mit einer ganzen Armee wilder Bestien auch ein Papagey angekommen seyn, der ein wahres Wunderthier ist. Spricht Alles und versteht Alles, reist aber heute noch ab. Da sehen Sie, die Wagen sind schon bespannt; wenn wir rechts herum fahren am Wirthshause vorbei, könnte ich das Ding noch zu sehen bekommen." Als Tobianus nichts dagegen hatte, fuhr Peter Erich, wie schnell es nur auf dem Landwege gehen wollte, dem Dorfe von der Seite zu, wo die Schenke lag.

Hier war die Menagerie eben im Begriff, aufzubrechen. Die Pferde waren schon vor die langen Kästen gespannt, zwei Damen schrieen und lärmten umher und beaufsichtigten das Einpacken ihrer Garderobe. Auf dem offenen Kutschenfenster der Seite des herrschaftlichen Wagens, welche zublieb, saß in der That das wunderbare Thier, von welchem Peter Erich durch Michel Meyer gehört, der den Abend vorher das Thier schon angehört hatte und Peter Erich unterweges begegnet war. Die kleine Sophie fürchtete sich, abzusteigen und dem grünen Vogel mit seinem verdächtigen krummen Schnabel und den ängstigenden Krauen und Krakeln, welches dem Papagey eigen ist, zu nahe zu kommen. Aber Peter Erich band seinen Gaul fest, stellte die Peitsche ehrfurchtsvoll hin und schickte sich mit besorgten Schritten an, den Wundervogel näher zu betrachten. Das Krächzen des Thieres erschreckte ihn sehr. Doch trat er näher und versenkte sich in staunende Bewunderung vor einem Wesen, das gefiedert war und doch dem Gerüchte nach sprechen sollte. Der Papagey betrachtete ihn eine Weile und sagte plötzlich: „Wie heißt du?" Peter Erich zitterte am ganzen Körper und erdreistete sich, mit ehrerbietiger Stimme zu sagen: „Peter Erich." Der Papagey nahm ihn nun näher in

Heilkünſtler, in das Zimmer eines Kranken tritt . . . den ein Vater hat, wenn er ein Kind an ſein Herz zieht und es ermuntert nur ihm, ihm allein ſeine jungen Leiden anzuvertrauen, ihm allein die Erſtlinge ſeiner Schmerzen zu opfern . . . Müllenhoff meinte zaghaft: Ich möchte Ihnen wol beichten! . . .

Bonaventura hielt dies Wort für ein Zeichen der Todeserwartung, für ein Begehren, ſchon die Sterbeſakramente zu empfangen . . . Er bat den excentriſchen Mann, ſich nicht aufzuregen . . . So unterblieb das Abſchütteln einer, wie es ſchien, drückenden Laſt . . .

Ein normirtes Veſpergebet mußte Bonaventura im Stift Heiligenkreuz halten . . . Das war unerläßlich; — wer zählt die religiöſen Pflichten, die ſich an die Altäre der alleinſeligmachenden Kirche auf Stunde und Minute knüpfen! . . . Kein Gotteshaus, und wär' es noch ſo klein, es hat ſeine Ordnung und ſeine beſtimmten Tage, die nur ihm allein angehören . . . Geburtstage im Kalender der Heiligen (die Geburt eines Heiligen iſt ſein Tod) gibt es mehr, als Tage im Jahre . . . So reicht die Zeit kaum aus für die Reihe der Zeugen und Bekenner, deren Gedächtniß die Kirche feiert . . . Jede Diöceſe beſitzt ein Programm ſeines Kirchenjahrs, ſo feſtgeordnet auf Ort und Minute, wie die Aſtronomie die Conſtellation der Geſtirne beſtimmt . . .

Der Wittekind'ſche Wagen blieb zu Bonaventura's Verfügung . . . Er fuhr damit nach Heiligenkreuz und hielt das Veſpergebet zu nicht geringer Ueberraſchung der Stiftsdamen . . . Gib Acht, du kommſt nach Weſter-

hof und trifft ſchon Lucinden! . . . Dieſer Gedanke verfolgte ihn . . . Lange aber hatte ihm eine einfache kirchliche Function ſo wohlgethan, wie heute nach allen Aufregungen dies ſtille Murmelgebet in der kleinen dunkeln Kapelle des Stifts . . .

Und das hätte dann allerdings den Damen behagt, wenn Bonaventura ihnen Beicht abgenommen . . . Sie hätten ſämmtlich ihren gewöhnlichen Arzt, Müllenhoff, ſofort aufgegeben und dem neuen von ſich weit, weit mehr, als nur Faſtengebotverſtöße eingeſtanden . . . Wie „bedeutend" hätte ſich jede in ihren Zweifeln und Beunruhigungen hingeſtellt! . . . Fräulein von Merwig, die „Anflickerin", hätte ihren ſtarken Geiſt gedemüthigt und ein Mittel gegen den Ehrgeiz begehrt, nur um zu verrathen, daß es Dinge gab, worauf ſie ehrgeizig ſein konnte . . . Fräulein von Abſam hätte „Neid" in der Bruſt gehabt und damit verrathen, worauf ihre geheimen Sehnſuchten gingen . . . Fräulein von Tüngel-Appelhülſen, eines der jüngern Mitglieder, erſt im Anfang der vierziger, hätte vielleicht eine Indiscretion gebeichtet, die beinahe wie eine Rache herauskam. Sie war eine Verwandte der Schweſter Scholaſtika, Aebtiſſin der Hospitaliterinnen in Wien. Aber die Tüngel-Heides und die Tüngel-Appelhülſens wichen voneinander ab wie Tag und Nacht. Unbekannt mit dieſem Unterſchied ging Monika jene Portiuncula unter dem Siegel der Verſchwiegenheit an, ob ſie nicht bei ihr mit fremdem Namen abſteigen und in Armgart's Nähe einige Tage leben und ſich ihrer Nachbarſchaft einwohnen könnte, ohne daß ſie es wiſſe. Und auf dieſen Brief hatte das Fräulein geant-

wortet, ganz ſo ſteif, ganz ſo beſchränkt, wie ihrem Charakter entſprach. Monika hatte dieſen Brief nicht vertrauenerweckend gefunden und nur noch kurzweg um Entſchuldigung gebeten und ihre Hülfe abgelehnt. Aber — dumme Menſchen ſind immer gefährlich und gerade die klugen Leute machen dann auch noch gerade die dummſten Streiche. Portiuncula hatte ſich, aus Rache für dieſe Ablehnung, geſtern Abend in ihrer ganzen Glorie gezeigt ... Zu Armgart, die ſeit dem Brand in Weſterhof blieb, hatte ſie unter Kichern und zweideutigen Anſpielungen, ganz im Geiſt des Stiftes, geſagt: „Na ja, Fräulein von Hülleshoven, jetzt kann ich Ihnen doch ſagen, Ihre Frau Mama iſt ſchon in Eſchede! Sie wohnt bei Schönians. Die Müllern, die Angelika ſteckt ſogar von Paris aus dahinter! Ja, und von da geht ſie noch heute zur Frau von Sicking, und denken Sie! wer wird ſie da eingeführt haben? Niemand anders, glaub' ich doch, als die Perſon, die mir mein ganzes Lebensglück ruinirt hat, Sie wiſſen ja — die Schwarzin! O, ich könnte in Neuhof die Erbin ſo gut ſein wie andere! Aber, wenn Sie morgen Abend beim Thee in Weſterhof ſitzen, da paſſen Sie mal auf, dann iſt die Mutter da und hält Ihnen die Augen zu! Sie hat ſich mit Benigna hinter Ihrem Rücken ausgeſöhnt! Und wollen Sie von Ihrem Vater hören, ſo müſſen Sie — aber verrathen Sie mich nicht — zu Hedemann nach Witoborn! Laſſen Sie doch Ihren Herrn von Terſchka da anfragen — Freilich — bei Hedemann wohnen Herr von Aſſelyn und Herr de Jonge ... Ei — Sie Kleine, Sie fangen ja ſchon früh an! — —" Und nun kam alles ſo heraus, wie

es ist in der Welt, wenn der Mensch sich einbildet, sein Leben und sein Handeln wäre nur für ihn allein da; alle wissen davon und oft mehr, als wir . . .

Diese Beichten blieben jedoch aus . . .

Es war schon Abend, als Bonaventura in Westerhof eintraf . . .

Er fand das Schloß in eigenthümlicher Bewegung . . . Im Vorhause hörte er aufs lebhafteste sprechen . . . Die Diener standen in Gruppen . . . Fast übersah man das Anfahren seines Wagens . . .

Er achtete wenig darauf, da er sich schon erleichtert fühlte, nur kein Anzeichen zu sehen, das auf eine etwaige Anwesenheit von Besuch und wol gar Lucindens schließen ließ . . .

Herr Domherr! hieß es. Bisjetzt haben Herr von Asselyn auf Sie gewartet und Herr de Jonge . . . Beide empfahlen sich zur Rückreise und hätten Sie gern noch einmal gesprochen . . .

Benno schon zurück? . . .

Bonaventura hoffte, daß er ihn und Thiebold morgen noch in der Stadt fand . . .

Ueber Terschka erfuhr er, daß in der That dieser und Benno, Thiebold und der Onkel, wie sie gewollt, am Nachmittag das Archiv geordnet hatten . . .

Vom Hof aus leuchteten die Laternen, die, um Unglücksfällen vorzubeugen, die düstere Brandstätte erhellten . . .

Klingeln erschallten von da und dort . . .

Ist Paula — doch nicht — krank? dachte er bangend

und wagte nicht zu fragen, ob dies Klingeln und Laufen der Gräfin gälte —

Die Herrſchaften ſind alle oben! hieß es ungefragt ... Und Herr von Terſchka kleidet ſich um ... Und auch Herr von Hülleshoven ...

Wozu umkleiden? dachte er ...

Eine Kammerjungfer des Hauſes eilte an ihm vorüber, blieb ſtehen und ſagte:

Herr Domherr — Sie wiſſen doch ſchon? —

Sein Blick deutete das Gegentheil an ...

Das Document — die langgeſuchte Urkunde —

Eine Klingel zwang die Sprecherin, in Eile abzubrechen ...

Venaventura blieb wie mit einem Riß durch ſein Herz .. Indem ſtand ihm plötzlich Onkel Levinus zur Seite ...

Da ſind Sie! Nun, Domherr, ſprachen Sie ſchon Ihren Vetter Venno? ...

Was iſt? ...

Sie hörten doch? Die Urkunde iſt gefunden! Beim Räumen des Archivs! Sehen Sie, ſo hab' ich mich umkleiden müſſen! Vor Ruß und Brandgeruch! Auch Herr von Terſchka! Ein Wunder iſt's! Staunen Sie nur! Unbegreiflich! Aber Sie wiſſen doch, die Urkunde, der zufolge Graf Hugo nicht erben ſoll, wenn nicht die Religion ſtimmt! Paula bleibt die Erbin! Darüber iſt jetzt kein Zweifel ...

Bei allen Heiligen —

Wunderbar! Aber kommen Sie! Sehen Sie das

Document! Wir fanden es mitten unter den geretteten Papieren . . .

Schon ſtand Bonaventura in der geöffneten Thür des großen Vorſaals . . . am Weihwaſſerbecken . . . Beſinnung hatte er nicht, ſich zu benetzen . . . Die Gruppe, die ſich ſeinen Augen bot, ließ auch nichts anderes aufkommen, als zunächſt den Gedanken: Paula ſtirbt! . . .

Beleuchtet von Kerzen, die Diener und einige Mädchen in die Höhe hielten, ſtand Paula mit einer Pergamentrolle in den Händen, leichenblaß, wachsfarben, wie ein Cherub des Himmels und wie ſchwebend im Chor der Seligen . . . Armgart, zu ihr aufſehend, hielt ſie in Andacht und Schrecken . . . Die Tante Benigna hielt ſie ebenſo mit ihrer Rechten . . . Paula las zwar, aber ihr Auge ſtand ſtarr und wie gebrochen . . . Die Worte: „Vorbehaltlich daß die jüngere Linie meinem Beiſpiel folgt und bis dahin in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche zurückgekehrt iſt“ ſtanden wie mit Geiſterhand auf ihrer Stirn zu leſen . . . Onkel Levinus ſprach dieſe Worte . . . Und nun trat Bonaventura ein . . . Da erloſch Paula's Auge ganz . . . Ihre Kniee wankten . . . Mit einem Hauch des Schreckens verging ihr die Kraft, ſich zu halten . . . Ohne Bewußtſein lag ſie in den Armen der Hinzuſpringenden, die ſie nebenan auf ein Sopha trugen . . .

Wie mit Donnerton wollte Bonaventura rufen: Aber die Urkunde iſt ja falſch! . . . Doch auch ihn entwaffnete der Anblick derſelben. Er kannte ſo viele ſolcher alten Urkunden. Dieſe trug die Spuren ihrer

Echtheit unverkennbar ... Das Pergament war zermürbt, mannichfach zerbrochen, altersbraun ... Die Buchstaben der Handschrift im steifen Kanzleigeschmack der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege ... Während Paula nebenan ins grüne Zimmer getragen wurde, erzählte der Onkel die Art des Fundes, die Ueberraschung Benno's, die Zweifel Thiebold's, seine eigenen Untersuchungen ...

Aber Terschka? fragte Bonaventura außer sich ...

Betroffen — natürlich — erschüttert — Es ändert sich vieles — wenn nicht — ...

Alles! rief Bonaventura ...

Der Onkel bestätigte dies ... Sonst hörte er nichts und sah nichts, als die wahrscheinliche Geschichte der Urkunde ... Er bewies an den Brüchen des Documents, wie dasselbe zwei Jahrhunderte lang an der hintern Wand eines Schubfachs hätte müssen eingeklemmt gewesen sein ... Er hatte das Siegel der Dorstes nie in so richtiger Prägung gesehen ... Drei Sterne fand er wieder, die gerade Maximilian von Dorste zuerst in das Wappen des Hauses einführte ... Er bewunderte die damalige Schreibart einiger Dorfschaften, die zu den gräflichen Gütern gehörten ... Längst von ihm geahnte Ursprünge derselben sah er jetzt bewiesen ...

Paula blieb inzwischen auf dem Sopha; Armgart kniete vor ihr und barg thränenvoll ihr Haupt ...

Tante Benigna sagte halb bangend, halb von ihrem Standpunkt schon freudestrahlend:

Eine große Wendung! Paula — die Herrin des Ganzen! Das steht nun fest und bleibt unwiderruflich ...

Und auf ein Wort, das sie eben von den Rücksichten der Etikette beginnen wollte, trat Terschka ein, in schwarzen Kleidern, in völlig veränderter Haltung gegen sonst, bleich wie der Tod . . .

Die Augen Bonaventura's wagte er nicht auszuhalten . . .

Er verbeugte sich und blinzelte auf alle Umstehenden von der Seite, während er aufs neue die Urkunde ergriff . . .

Wie oft hatte man sich aus Wien bereit erklärt, sich ihr unterwerfen zu wollen, falls sie gefunden werden könnte und überhaupt je ausgestellt wäre . . . Es handelte sich um eine veränderte Stellung aller der Fragen, die bisher Rück vertreten hatte. Es handelte sich um die weitere Erbfolge, die eine völlig verschiedene wurde, wenn sie von Paula als Herrin ausging, als wenn von der jüngern Linie. Blieb Paula die Besitzerin, so hatte auch die weibliche Linie der Dorstes Erbrechte und da ergab sich auf diese Art nicht nur der berechtigtste Antheil drüben in der Person des Präsidenten auf Neuhof, durch diesen in Bonaventura selbst, sondern auch für viele entfernter wohnende Angehörende . . . Gerade von dieser Seite aus war schon lange und besonders durch den Kronsyndikus wie eine felsenfeste Nothwendigkeit die Convenienzregel hingestellt worden, daß, wenn Graf Hugo nicht mit dem Erwerb dieser großen Güter, weil er nicht katholisch wäre, durchdränge, doch Gräfin Paula dann seine Hand annehmen müßte, um ihn und die jüngere Linie von ihrem tiefen Verfall emporzubringen . . . Ein solcher Receß, wie er nun jetzt eintrat,

gestattete Paula nicht die freie Disposition über ihr Eigenthum; Vettern und Muhmen und Kirche und Landschaft nahmen an den Pacten einer Ehe theil und legten die mannichfachsten Beschränkungen der vollen Besitzergreifung auch für Paula auf . . . Paula, die darum aber doch die reiche Erbin blieb und höchstens aus freiem Willen, aus Hinopferung ihrer Hand etwas für die jüngere Linie thun konnte — für den Grafen Hugo, den Lutheraner, den Freund Angiolina's — den Freund des Freifräuleins von Wittekind, der Schwester Benno's! — Paula erhielt an die Freiheit ihres Willens Berufungen, denen wenigstens jetzt ihre Kraft nicht gewachsen war . . . Alles das übersah Bonaventura voll Schrecken und Wehmuth . . .

Terschka erklärte mit scheinbarer Ruhe und mit einer den Onkel und die Tante wohlthuend berührenden Mäßigung nur seine Ueberraschung zu diesem Schicksalsschlage . . . Seinen unbedingten Glauben an die Urkunde verweigerte er nicht . . .

Er erwähnte die Anstalten, die er getroffen hätte, sofort durch einen Courier nach Wien die neue Wendung wissen zu lassen, die man jedenfalls — er verbeugte sich gegen Paula — hoch in Ehren zu halten hätte . . .

In seinem Innern kämpften die Entschließungen, die er fassen sollte . . . Seine irrenden Augen suchten Armgart, die die ihrigen verbarg . . .

Die Beichtworte, die Bonaventura von Hammaker und Bickert gehört hatte, lauteten auf „Feuersbrunst" und „falsche Urkunde" . . . Ein Wie? ein Wo? und Wann? hatte er von keinem von beiden erfahren können

. . . Vielleicht hatte er in der That dieſe beiden Geſtändniſſe in eine zu raſche Verbindung gebracht mit den Scherzreden Benno's bei jenem Abendſpaziergang am Ufer des Stroms, die gelautet hatten: „Die Kunſt, in alten Lettern auf Pergament zu ſchreiben, iſt in unſerer Stadt heimiſch“ . . . Konnte er auch eine Wendung, die zunächſt eine ſcheinbare Glücksweudung für Paula war, ſo ohne weiteres auf dieſen ſeinen Verdacht hin als ein Werk des Betrugs erklären? . . . Wie er Terſchka leſen und leſen ſah, kam ihm ſogar der Gedanke: Hat wol gar, in falſcher Freundſchaft für den Grafen Hugo, ein Jeſuit dies Verbrechen gefördert — fördern müſſen — in majorem Dei gloriam? . . . Reißt man Paula mit Gewalt, zu dem Mann hinüber den ſie in den Schoos der Kirche führen ſoll und — führen wird! . . . Sicherte man ſich in Rom zwei Magnete zur Bekehrung: Paula — und Angiolina? . . .

Paula erholte ſich und ihr Auge ſuchte Bonaventura. Sie wollte den Rath der geliebten Stimme hören . . .

Den Rath — des entmannten Abälard — an Heloiſen . . .

Die Aufregungen des Onkels, der Tante dauerten fort . . .

Benno, der bisjetzt kaum von der Tante genannt wurde, erhielt plötzlich von ihr die höchſte Anerkennung und Thiebold de Jonge verſchwand. Eine Neigung zum Skepticismus, die Thiebold beim Anblick des wunderbaren Fundes und beim dadurch bedingten Rückgängigwerden ſeines Waldankaufs verrathen hatte, verdächtigte ihr Thiebold's Gemüth, ſogar ſeine Grundſätze . . .

Augenschein, brummte heimlich immer etwas vor sich hin und machte Peter Erich glauben, das Thier besänne sich auf alle schlechte Streiche, die er schon gemacht hätte. Jetzt brach der Vogel heraus: „Mach' dein Kompliment!" Wie Peter Erich das hörte, besann er sich erst in der größten Verlegenheit eine Weile. Kaum hatte der Vogel seinen Befehl wiederholt, so griff er an seine Kappe, nahm sie ab und machte in der That eine Reverenz bis tief zur Erde. Peter Erich zog sich dabei langsam zurück; der Schweiß stand ihm auf der Stirne, und obgleich Tobianus und Sophie aus vollen Leibeskräften, diese über den Vogel und jener über das gute, ehrliche Schaf, lachten, konnte er doch immer noch nicht zur Besinnung kommen und fuhr in derselben Ueberzeugung, daß der Vogel ihn persönlich gekannt hätte, mechanisch in die Pfarrwohnung von Kleinbethlehem.

Menschen von unzureichender Bildung pflegen die Regungen ihres Herzens mit großer Kunst bemeistern zu können. Vielleicht ist es auch nur Apathie, vielleicht ist nicht einmal eine Kunst dabei vorhanden. Mütter gibt es die für ihre Söhne das Leben lassen könnten und sie doch nie geküßt haben, ja, vielleicht kaum anders, als zankend mit ihnen sprechen. Bei Ehegatten pflegt sich die Neigung oft hinter Poltern zu verstecken. Sie wählen das Gegentheil ihrer Empfindungen, weil sie für den eigentlichen Ton derselben kein Instrument, keine äußere Form haben und doch gewiß sind, daß hinter dem Poltern unmöglich Ernst verborgen sein kann. So sehen wir auch, daß Tobianus von Gertrud sehr einfach und kalt empfangen wird, und möchten das Gerede der Welt für eitel Verleumdung erklären, wenn nicht die Art, wie sich's Tobianus nun im Hause bequem

Die Tante ſprach kein Bedauern aus, daß der junge ſonſt ſo liebenswürdige Herr von Jonge heute und nun für immer fehlte . . .

Bonaventura verließ endlich das Schloß, deſſen Bewohner ſich nicht ſammeln konnten . . .

Terſchka ſchien zögernd mit ihm ſprechen zu wollen . . . Er entriß ſich ihm voll Grauen . . .

Wie die Nebel um ihn her aufſtiegen, wie rings alles in ein undurchdringliches Dunkel ſich hüllte, ſo umnachtet in ſeiner Seele ſchritt er dahin und faſt den Weg verfehlend . . .

Erſt die Glocken von Sanct-Libori wieſen ihm die rechte Straße . . . Sie läuteten ſchon ſeit einigen Tagen auf die kommende Faſten-, Leidens- und Oſterzeit . . .

Aber in ſeinem immer tiefer und ſchwerer belaſteten Innern griff das Kirchenjahr ſchon weiter hinaus — ſchon zum Tag der Verklärung und der Himmelfahrt:

Oſtern! Oſtern! Dein Erwachen
Führt nur himmelwärts den Nachen
Aufwärts aus der Erde Noth! —
Ach, zu tödlich iſt der Tod! — —
Wer entronnen ſeiner Truhe,
Sucht auf Erden nicht mehr Ruhe.

## 22.

Von der Etikette hatte die Tante zu Terſchka geſprochen . . . Etikette — das iſt ſo ein Wort, das uns in Armgart's Welt zurückführt . . .

Etikette war ihr von allen Erb- und Erbsketten ſchon von frühſter Kindheitserinnerung an eine der härteſten und grauſamſten — Auch im Stift wurde noch jetzt der Vorwurf des Mangels an Etikette nie anders ausgeſprochen als mit jener Geringſchätzung etwa, die den Mangel an ſechszehn Ahnen begleitete . . .

Wer das Geheimniß der Liebe in einer reinen, eben vom Kind zur Jungfrau erblühten Natur beobachtet hat, weiß es, daß ſich die älteſte aller Weltbegebenheiten im Mädchenherzen immer wie das Allerneueſte wiederholt. Jede liebende Seele glaubt die Liebe zuerſt erfunden zu haben . . .

Die Tradition iſt dann allerdings mächtig. Es gibt ſechszehnjährige Oberflächlichkeiten genug, die die angeborne Nichtsbedeutung durch das ſchnellſte Annehmen aller über Welt, Leben, auch die Liebe überlieferten Begriffe kund geben und ebenſo haſenhaft von der Liebe fühlen und ſprechen, wie jede ihrer Tanten . . .

Doch fehlen auch Erſcheinungen nicht, die, wie die Schnecke ihr eigenes Haus, ſo ſich ihre eigene Welt aus ihrem Innerſten erbauen . . . Erſcheinungen, die erſt lange, oft nach den gefahrvollſten, ja das eigene Leben bedrohenden Umwegen auf euere gemeinplätzlichen Entweder-Oders, euere „Liebe oder Haß", euer „Wille oder Zwang", euere „Natur oder Unnatur" ankommen, Gegenſätze, die nun einmal die geltenden ſind. Sie kommen dahin oft an erſt mit gebrochenem Herzen, geknicktem Genius, für immer verbrauchter Lebenskraft . . .

Weiß denn wol Armgart, was die Liebe iſt? . . .

Sie ſollte es doch wol empfunden haben, wie es thut, im Arm eines Mannes zu ruhen, der von glühender Neigung ergriffen iſt . . . Sie ſollte es doch wol wiſſen von damals, als ſie vom Hüneneck herabſtürmte und in Benno's Arme ſank, der ſie auffing und ſo lange hielt, bis ſie wieder den verlorenen Athem gefunden . . . Sie ſollte Thiebold's „Schmachten" verſtanden haben und aus der Penſion vollkommen wiſſen, wonach ſich ſchon ſo früh Tauſende von jungen Mädchenherzen ſehnen . . .

Aber ſie hatte nun eben nicht den Trieb, immer allein in ſich ſelbſt zu verharren . . . Schon als Kind lebte ſie nur für andere — ſie lebte für Paula, die ſie bediente, der ſie half, die ſie vertheidigte, ſo klein ſie war. Der Freundin war ſie ein Bannerträger, wenn auch nur gegen Sonnenſtrahl und Regen . . . Und die Tante ließ das Gefühl, daß ſie auch ſelbſt etwas war, niemals bei ihr aufkommen . . . Sie wuchs auf unter Anklagen, daß ſie, wie ſie's nannte, überhaupt nur in der Welt wäre . . . Bettina liebte als Kind den

ſchon bejahrten Goethe deshalb, weil ſie in Frankfurt nur von ihm hören konnte: Der kalte, herzloſe, unpatriotiſche, fürſtendieneriſche Egoiſt! . . . Armgart hörte ebenſo nichts, als daß ſie einen herzloſen Vater, eine herzloſe Mutter hätte . . . Sie hörte, daß ſie eigentlich ein Leben führte, das eine Beſchämung der Verwandtſchaft wäre . . . Sie wäre ein Wildling . . . Sie ſollte nur ſorgen, daß man ſich nicht auch noch ihrer ſchämen müſſe . . . Dem alten Grafen Joſeph war ſie in der That ſelten bequem . . . Geduldet wurde ſie in Weſterhof nur durch ein ſtetes Gemeiſtert- und Geſtraftwerden . . . Paula ſchützte ſie, ſoweit Paula Kraft und Willen hatte . . . Aber mit träumeriſchem Herzen ging Armgart doch im Schloß wie in der Fremde und mistraute jeder Huldigung, jedem Schmeichelworte, das ihr wurde . . . Bettina fand einen einzigen Freund des verketzerten Goethe, die alte Mutter des Dichters . . . Mit der „ſchwärmte“ ſie für ihn . . . Mit der erfand ſie ſich eine Idealgeſtalt und hielt die feſt . . . Auch Armgart ſaß ſo auf einem Fußſchemel und legte den Kopf in den Schoos einer einzigen theilnehmenden Seele und malte ſich den Vater und die Mutter entgegengeſetzt alledem aus, was ihr täglich von ihnen geſagt wurde . . . Nur konnte Paula nicht, wie die Frau Rath, kleine Züge des Herzens von ihren ſo hart Angefeindeten erzählen, Erinnerungen der Kindheit, die ein Mutterherz bewahrt . . . Aber Paula war doch die einzige, die zuhörte, wenn Armgart von alten Dienern und Beamten des Schloſſes Erinnerungen an ihre Aeltern und beſonders an die Zeit, wo ſie ihnen ſo gewaltſam vorent-

halten wurde, aufgetrieben hatte ... Der alte Tübbicke hatte ihr den Verſteck im Laboratorium, die Krankheit der Mutter, das Ergrauen ihrer Haare erzählt ... Der alte Oberförſter lobte jeden Soldaten, der ſich im Frieden nicht gefalle und es mache wie Herr Ulrich von Hülleshoven und Hedemann, die in fremde Dienſte und Länder gegangen wären ... Was nur unterhaltend, abenteuerlich, bedeutſam im Leben war, knüpfte ſich für Armgart an die Aeltern ... Ihre Liebe zu ihnen wurde ihr wie ein angewöhntes Sprichwort, das man aus Laune und gerade zum Trotz in Gegenwart von Menſchen, die ſich aus Gründen, die uns nicht überzeugen können, darüber ärgern, nicht ablegt ...

Wie dann die Religion auf Armgart wirkte, wiſſen wir ... Die Religion war ihr wie dem Volk und wie im Mittelalter der ganzen Bildung der Anhalt alles Heroiſchen und Großen ... Man führte im Mittelalter die Vorgänge des Evangeliums auf öffentlicher Bühne auf, um zu zeigen, daß Tyrannen, wie Herodes, vor Gott nicht beſtünden ... Was wollten denn nun dieſe böſen Philipps und Ludwigs von Frankreich gegen die vom Chriſtenthum berechtigten Augenſpiegel beginnen? ... „Hauspapen", Franzöſinnen aus klöſterlicher Region legten den Grund der Bildung Armgart's ... Das Penſionat in Lindenwerth hatte nur auszubeſſern, ohne daß man dabei an beſonders Neues ging ... Armgart lernte etwas zeichnen aus ſich ſelbſt ... Nie, daß ſie dafür zur Ermunterung kam; nie, daß ſie angefeuert wurde, einen Werth auf ſich zu legen ... Sie war ſo anmuthig, ſo hold und lieblich — aber das war ja ihre

Schuldigkeit — Himmel! Wie würde ſie „geſtanden" haben bei ihrer ohnehin ſo „ſchiefen Stellung", wenn ſie nun gar noch häßlich geweſen wäre!... So warm und innig, wie Benno mit ihr ſprach, ſo ſchwärmeriſch wie Thiebold, das war alles nicht die Fortſetzung deſſen, worauf ſie im Leben früh angewieſen war ... Euere Liebe, ihr jungen Mädchen, iſt nur das ſtündliche Eintreffen einer ſechszehnjährigen Prophezeiung, die Folge des ſtündlichen Erwartens einer verheißenen Huldigung! ... Seht nur die blaſſe Klavierſpielerin, wie ſie ermattet am Fenſter ſitzt und hinter den Blumen die Vorübergehenden muſtert und berechnet: Der da mit dem goldnen Knopf am Spazierſtock und dem Bärtchen geht heute ſchon zum dritten Mal vorüber — gilt das dir? Und galt es ihr, ſo läßt ſie auch gleich das Leben für ihn. Sie ſagt das wenigſtens den Aeltern. Werden die Annäherungen des jungen Manns von dieſen nicht gewünſcht, ſo verfällt ſie in einen Zuſtand „unglücklicher Liebe", der ein halbes Jahr dauert und mit dem erſten Winterball endet.

In Lindenwerth machte es Armgart, wie ſonſt in Weſterhof; ſie neſtelte und bändelte und ſtrickelte den ganzen Tag — für andere ... Sonſt ſchnitzte ſie den kleinen Kindern — ſogar den Kindern der Bedienten Schiffchen von Borke und machte ihnen Püppchen aus Schneiderlappen, die der alte Tübbicke aus Witoborn von ſeinem Sohn mitbrachte ... In Lindenwerth hatte ſie erſt da, als ſie die Ankunft der Aeltern in jener Gegend in Erfahrung brachte, das Bedürfniß, allein zu ſein oder doch nur mit Angelika ... Benno's Liebe war ihr nur das Erwerben eines beſten und einzigſten Freundes und

Thiebold — das war dann nur der dritte im Bund dieſer großen Verſchwörung gegen die ſchlechten Menſchen und Dinge in der Welt . . . Da ſo ſagen: In dieſen treuen Seelen hab' ich zwei Menſchen gefunden, die ich für mich feſthalten will und von denen ich den liebſten mir zum Glücklichſein wähle . . . Das empfand ſie nicht — Und was gab es nicht alles Wichtigeres in der Welt! . . . „Sie iſt kalt"! „entdeckte" eines Tages Thiebold und in der That, ein Kuß war ihr ein Ausdruck der Seele — Benno hätte ſie beim Abſchied getroſt küſſen dürfen . . .

Ein Gelübde iſt dann in der katholiſchen Kirche etwas Hochheiliges. Die Kirche will in dieſem Auslöſchen der Freiheit zunächſt eine Huldigung für Gott, dann eine für ſich ſelbſt. Jede Entäußerung der freien Verfügung über ſpäteres Ja! und Nein! des Willens ſoll ſich treu bleiben; ſelbſt die Erkenntniß der Uebereilung, ſelbſt die bitterſte Reue ſoll die Erfüllung nicht hindern; denn ſo nur erhalte ſich die Würde des Altars, dem ja die meiſten Gelübde gewidmet werden, und vorzugsweiſe jene Regel und Ordnung im Beten und Faſten und in alledem, was dann zuletzt ſeine heiligſte Geſtalt im Kloſtergelübde findet . . .

So blieb auch Armgart bei ihrem Wort: Die Stunde iſt da, wo meine Aeltern auf mich Anſprüche machen! Jeder will den Vorzug meiner Liebe! Warum ſoll ich ihnen beiden die Hand nicht feſthalten und ihr Prieſter werden zum neugeſchloſſenen Bunde! . . . Terſchka ſtört dieſen Bund? Nun wohl! Terſchka iſt — furchtbar. Er iſt der Freund des Grafen Hugo und die Mutter des Grafen iſt die Freundin meiner Mutter — Sie liebt ihn viel-

leicht nur noch in ihren geheimſten Gedanken — ich will Paula glauben, die das Gegentheil verſichert — aber Terſchka iſt voll Liſt. Wohin mich auch mein Gelübde führt, Terſchka ſoll meine Mutter nie beirren — nie — nie! . . . Ich ahne meinen Untergang, aber ich opfere lieber mich ſelbſt an Terſchka und nehm' ihn, wenn er mich will . . . Gott wird mein Beginnen „crönen"! . . .

Und ſo kam es, daß Armgart zu Terſchka ſagen konnte: Begleiten Sie mich doch heute Abend nach Hauſe! . . . So kam es, daß ſie ſprach: Soll ich morgen mit auf die Jagd? . . . So kam es, daß ſie geſtern ſagte: Wie lange bleiben Sie auf Schloß Neuhof? . . . So — daß ſie ihm ſogar nachrief: Kommen Sie doch nicht zu ſpät! . . .

Daß Terſchka dann auch noch einen beſtrickenden Zug des Unvermeidlichen hatte, that das Uebrige zu einem Entſchluß, mit dem ſie vielleicht unter Tauſenden allein ſteht . . . „Ich nehme nur Den, den ich liebe!" ſagte einſt eine Stiftsdame und that mit dem Wort unendlich groß. Armgart erwiderte: „Trivial!" . . .

Bonaventura war gegangen . . . Paula hatte ſich zurückgezogen . . . Man fand ſich immer mehr und mehr in den Fund der Urkunde, wie man ſich ſchon geſtern in den Brand gefunden hatte . . .

Armgart flatterte in der tiefen Verſchüchterung ihres ganzen Seins dahin . . . Einmal hörte ſie das Wort „Etikette" zu Terſchka ſprechen, der mit Augen daſaß, die zwei Kratern eines Vulkans glichen . . . Glaubt nur nicht, rief ſie, daß Paula nun dieſen Grafen Hugo nimmt! Sie geht in ein Kloſter! . . . Die Tante rief zornig: Und du gehſt zu Bett! . . .

Armgart ging, aber ſie erſchrak vor jedem Fußtritt, der gehört wurde, vor jedem Geräuſch im Schloſſe ... Fräulein von Tüngel-Appelhülſen hatte den Stachel in ihre Bruſt geſenkt, daß ſchon die Mutter bei Frau von Sicking wäre ... Bei Hedemann würde ſie vom Vater hören ... Das nun klang in alles, was ſie that und ſprach, wie ein ſtürmiſches Läuten hinein und wohnten nur Benno und Thiebold nicht bei Hedemann, ſie wäre ſchon in aller Frühe zu ihm gerannt ...

Der Onkel entließ ſie zur Ruhe mit einem herzinnigen Kuß auf die Stirn. Die Aufregung des Schloſſes machte, daß nicht ſogleich die Diener zur Hand waren; ſie ſagte in ihrer Weiſe darüber: Es geht wahrhaftig bei uns jetzt alles Hott und Tule! ... Terſchka kannte dieſen Ausdruck nicht ... Armgart, darum befragt und ohnehin immer mit ſchwarzen Seelen beſchäftigt, leitete ihn von den Hottentotten her; für „Tule“ fragte ſie den Onkel ... Von den Hottentotten? wiederholte der Onkel ... Hott und Tule? ... Angeregt wie er war durch ſeine archivaliſchen Studien, hörte er dieſe Deutung mit Erſtaunen, begann von Ultima Thule, als dem äußerſten Norden der Alten, ließ „Hott“ in der That als äußerſten Süden gelten und hatte nun noch für die Nacht eines jener Objecte, mit denen er ſelbſt in der Sterbeſtunde ſeinen bevorſtehenden Tod vergeſſen konnte ...

Armgart ging in ihren Thurm, vor dem Fall ihres eigenen Schattens erſchreckend ...

Spähend ſuchten die Augen, ob ſie auch vor jeder Ueberraſchung ſicher war ... Sie riegelte heute zu, wie auf der Flucht ...

Eine Viertelſtunde ſpäter, als ſie faſt entkleidet war, klopfte es . . .

Wer ſollte wol anders ſo vorſichtig klopfen als Terſchka? . . . Sie erbebte und meldete ſich nicht . . .

Terſchka war es in der That und flüſterte:

Fräulein Armgart! Ihre Mutter kommt morgen . . .

Sie hörte nur . . .

Ich bin morgen früh in Witobern zum Begräbniß des Landraths . . .

Sie ſchwieg und zitterte . . .

Haben Sie keinen Auftrag? . . . Möglich, daß ich erſt zurückkomme, wenn Ihre Mutter ſchon da iſt . . . Mein Gott! Ich bin ſo unglücklich, die Mutter nicht begrüßen zu können . . . Aber ich werd's halt ſchriftlich thun . . . Küſſen Sie ihr doch in meinem Namen die Hand! . . .

Teufel! ſprach Armgart mit knirſchenden Zähnen und ſprang vom Bett herab, auf dem ſie ſchon halb entkleidet ſaß . . . „Küſſen Sie ihr die Hand"! . . . Eine jener Galanterieen, die in dieſem tugendhaften Land mehr etwas Frivoles, als Artiges ausdrückten . . .

Hören Sie denn aber? fuhr Terſchka fort . . .

Ja! ſagte ſie mit erſtickter Stimme, doch laut genug, um vernehmbar zu werden . . .

Sie wird eben am Cavalierſaal wohnen! fuhr Terſchka fort. Die beiden Zimmer rechts; alles iſt vorbereitet, ohne daß Sie davon ein Wort wiſſen ſollen! Verrathen Sie mich aber nicht! . . . Meine Blumen müſſen einſtweilen als Selam für mich ſprechen! Von den Gerichten und Juſtizräthen rundum komm' ich morgen vor Abend

macht, eine Freundschaft verriethe, die sich sicher fühlt. Da wird sein Pferd ohne Weiteres in den Stall geführt. Peter Erich putzt den Wagen, alle Handleistung wird ihm gereicht Tobianus zieht einen Hausrock an, den er immer in Kleinbethlehem zurückläßt; er nimmt Pfeifen aus einem Wandschrank in der Hausflur hervor; seine Tochter, ein wildes Kind, commandirt die etwas jüngeren Knaben; Erfrischungen werden ihm in den Garten nachgetragen, wo er als wahrer Hausvater die Bienenstöcke untersucht, die Fortschritte der reifenden Baumfrüchte vergleicht, kurz, überall nach dem Rechten sieht. Endlich läßt er sich unter einem großen Akazienbaum, unter welchem Tisch und Bänke angebracht waren, nieder und schlägt ein Buch auf, während Frau Gertrud Spargeln absticht und ihm zuweilen von Obstbäumen und Hecken, wo sie vorbei mußte, einige gute Proben auf den Tisch legte.

„Nun, wo ist er denn?“ fragte Tobianus endlich ganz trocken.

„Wo ist er? Er schläft noch,“ antwortete sie; „das Weibsbild mit den Thieren hat ihn die Nacht zu sich kommen lassen. Ich weiß nicht, was er da gesollt hat. Hungrig, wie ein Wolf, kam er zurück. Sehen Sie, Tobianus, diese Spargeln!“

Damit zeigte ihm Gertrud diese wunderliche Wurzelfrucht, welche mit der gräßlichsten Tyrannei von den Menschen behandelt wird, die mit der üppigsten Lebenslust aufschießt, um nur Samen zu produciren, und sich kaum auf der Oberfläche des Erdbodens erblicken lassen darf, um gleich wieder abgestochen zu werden. „Ich denke bei dieser Frucht,“ sagte einmal Blasedow, „immer an die Bestrebungen unserer

nicht frei und einen Courier muß ich auch von Witoborn in erſter Frühe noch nach England expediren ... Haben Sie doch ja ein wenig Mitleid mit mir! ...

Nach England, wo die Menſchen proteſtantiſch werden und fünfmal hintereinander heirathen dürfen! ... So fühlte Armgart ...

Terſchka mochte nicht ganz das teufliſche Raffinement beſitzen, Armgart's Eiferſucht erregen zu wollen, dennoch that er es mit ſeinen, der ſüdländiſchen Galanterie angehörenden Worten wider Willen ...

Armgart blieb im Zuſtand der Verzweiflung zurück ... Nicht nur daß die Mutter ſchon wieder vor dem Vater den Vorſprung hatte — wie ſprach Terſchka von ihr! Mit welchem Intereſſe! War alles, was er ihr in dieſen Tagen an Huldigungen bewieſen, an Freundlichkeiten ihr abgerungen hatte, vergeſſen bei dem Gedanken: So nahe iſt die „ſeltene Frau", wie er ſie nannte? ... Wie konnte dabei das Recht ihres Vaters beſtehen? ... Sie hätte das Schloß wach rufen mögen ... Doch wagte ſie nicht das Zimmer zu verlaſſen, da ſie vor Terſchka immer mehr ein Grauen befiel und ſie düſtere Ahnungen bekam ... Die finſterſte und abgelegenſte Gegend des Schloſſes hatte er genannt ...

Der Entſchluß ſtand feſt, daß Armgart morgen nicht im Schloſſe blieb. Sie wollte auf irgendeine Art nach Witoborn zu entkommen ſuchen. Erſt bei Hedemann wollte ſie forſchen und dann bis auf weiteres zu den Frauen im Witoborner Clariſſenkloſter flüchten ...

So ſchlief ſie ſpät ein ... Im Traum erſchienen ihr Engel und Teufel im bunten Gemiſch ... Auch Hedemann

war unter den Teufeln . . . Er war ihr bei jeder Begegnung strenger und strenger geworden . . . Er verwarf ihre Grundsätze und ihr ganzes Leben auf dem Schlosse . . . Er nannte die Art, wie man ihn dort empfangen und wie man noch jetzt die bevorstehende Rückkehr des Obersten entgegengenommen hätte, eine für diesen ehrverletzende . . . Auf ein Urtheil, das sie, um diese Art zu entschuldigen, gegen den Vater auszusprechen wagte, unterbrach er sie mit dem Apostel (1 Kor.): „Ihr Kinder seid gehorsam den Aeltern in allen Dingen; denn das ist dem Herrn gefällig —!“

Am Morgen erfuhr sie, daß sie nicht allein es war, die eine unruhige Nacht durchlebt hatte . . .

Im Gegentheil, ihre erschöpfte Natur bedurfte der Stärkung und hatte diese nach Mitternacht in einem tiefen, wenn auch kurzen Schlaf gefunden. So hatte sie nichts von dem Klingeln vernommen, das indessen alle Schloßbewohner erschreckte . . . Paula, erfuhr sie am Morgen, war so unwohl gewesen, daß man zum Arzt hatte schicken wollen . . . Sie war aufgestanden und durch die Zimmer gegangen wie eine Nachtwandelnde, hatte mit sich gesprochen und Dinge thun wollen, deren Zusammenhang Niemand verstand . . . Ihre Dienerinnen hatten die Tante rufen müssen . . . Diese rief dem Onkel . . . Paula weinte, riß die Thüren auf und hörte keine der liebevollsten Beschwichtigungen . . . Der Onkel faßte ihren Zustand als die natürliche Folge des neuen Erlebnisses, als die jetzt freiwerdende langjährige Spannung des Herzens und der Furcht auf . . . So wäre es immer im Menschen, sagte er; die Gefühle hatten ihre

Geſetze, wie die Mechanik ... Das ſprach er höchſt feierlich im gewirkten großblumigen grünſeidenen Schlafrock und ſein komiſcher Anblick ſtörte dabei für Niemanden den erſchütternden Eindruck, den Paula machte, die bis zum Morgen mit ſich auflockernden Haaren hochaufgerichtet und geiſterhaft dahinſchritt und alle gerade durch ihr Schweigen und das eigene Nichtdeutenkönnen ihrer Thränen erſchreckte ... Gegen Morgen ſchlief ſie ein und konnte dann den Vormittag über nicht geſtört werden ...

Mit den Zimmern am Cavalierſaal hatte es ſeine Richtigkeit ... Einer der Diener geſtand es Armgart ... Man erwartete die Mutter ...

Mit den Blumen Terſchka's ſah es ebenſo aus ... Sie ſtanden in zierlichen Vaſen eben auf dem Tiſche ...

Auch den Brief an die Mutter hatte Terſchka zurückgelaſſen ... Dieſen aber nahm Armgart mit Gewalt an ſich, um — ſagte ſie, ihn ſelbſt abzugeben ...

Der Tante klopfte ſie noch vor dem Frühſtück an ihre Thür mit den Worten: Alſo die Mutter kommt? ...

Ja, Armgart! hieß es hinter dieſer Thür. Aber ich ſage dir, daß ich Schonung verlange! Wir gehen Tagen entgegen wie zum Jüngſten Gericht! ...

Dies ſtarke Wort ſchnitt alles ab und trotzdem rauchte der Onkel den Corridor entlang kommend ſeine Pfeife und trug große ſchweinslederne Chronkien unterm Arm, in die die Urkunde eingelegt war ...

Richtig, Armgart! Ja, auch das erreicht jetzt ſein natürliches Ziel! ſagte er. Ordne getroſt deine kleine Welt einer höhern unter; deine Mutter trifft heute Abend ein und ſei ihr ein gehorſames Kind! Ich

bin entzückt von ihren Briefen. Daß ſie mit meinem Bruder nicht zuſammentreffen will, verdenk' ich ihr nicht — Solche aus dem Verſtand geſchloſſene Ausſöhnungen erhalten ſich nicht . . .

Wie der Onkel das ſagte, erſcholl in weiter Ferne eine gewaltige Erſchütterung der Luft . . .

Sieh, ſieh! ſprach Levinus und horchte auf. Das iſt die Salve, die die Huſaren dem Landrath ins Grab mitgeben! . . .

Noch eine zweite folgte . . .

Still! So ehrt man einen ehemaligen Krieger! . . .

Eine dritte . . .

Ruhe ſeiner Aſche! . . .

Der Onkel klopfte die Aſche ſeiner Pfeife aus und ging . . .

Irmgart blieb bei ihrem Entſchluß zur Flucht . . . Nur deshalb ſchwieg ſie zu allem und entfernte ſich ruhig . . .

Im Lauf des Vormittags entwickelte ſich die wunderbare Begebenheit der entdeckten Urkunde immer mehr in ihren Folgen und in den Echos, die dergleichen in den Gemüthern hervorruft . . . Die einen fanden hier einen Triumph der alleinſeligmachenden Kirche; die andern beklagten im ſtillen die geſtörte Ausſicht auf merkwürdige und unterhaltende Veränderungen . . . Mancher hätte aber auch wieder fürchten müſſen, in ſeinem bisherigen Verhältniß wenn nicht zu Weſterhof, doch zu den übrigen Beſitzungen der Derſtes geſtört zu werden. Dieſe jubelten . . . Bei wieder andern zeigte ſich jener Zug der menſchlichen Natur, daß man ſich ſelbſt an Unangenehmes zuletzt nicht gern umſonſt gewöhnt haben will. Die Tante merkte hie

und da dergleichen und ſagte einigen der ſo ſonderbar erſtaunenden Beſucher: Es iſt Ihnen wol gar nicht einmal recht, daß wir hier im Beſitze bleiben? . . .

Mit dem geraubten Briefe auf dem Herzen, im Herzen zunächſt mit dem Gedanken an eine Anfrage um den Vater bei Hedemann, irrte Armgart im Schloß und ließ ſich ruhig die Reden gefallen, die die Tante an ſie hielt und die ihr zuletzt freundlich zuſprachen, ja ihr ſchmeichelten . . .

Armgart, ſagte ſie faſt mit Herzlichkeit, liebes Kind, ich wüßte doch gar nicht, was mir Freudigeres begegnen könnte, als gerade in deiſen aufgeregten Stimmungen ſolch eine Beruhigung! Morgen muß ein Hochamt in Sanct Liberi ſtattfinden — Müllenhoff wird ſich ſchon heraus reißen und der Domherr iſt ja da — ein Hochamt für dieſe längſt erſehnte Stunde! Ich hatte ja nur dieſe eine Schweſter! Liebte ſie immer! . . . Eine troſtreiche Verſöhnung! . . . Auch Angelika Müller hat mir einen rührenden Brief aus Paris über ihre Begegnung mit Monika geſchrieben! . . . Monika war immer ein ſeltenes Weſen! Zu jeder Zeit! Ich glaube, ich kann ſie nicht mehr von meinem Herzen laſſen! Ja und wie freu' ich mich auch dieſes Beſuchs um Terſchka's willen . . . Der Arme muß in der That vernichtet ſein! . . . Er verehrt deine Mutter . . . Das wird ihn emporrichten! . . .

Die Tante lachte wie ſchadenfroh und war ganz ironiſch gegen Terſchka geſtimmt . . .

Ein Tag war es dann, an ſich ſo hold, an ſich ſo freundlich, ſo hellſonnig, ſo ganz gemacht zum Empfang

von Glückwünſchen, die von allen Seiten kamen . . . Sogar die Leidenden wurden heute von der Treppe entfernt, um all die vornehmen Beſuche durchzulaſſen . . . Durch das Begräbniß des Landraths ließ ſich in dieſer Sphäre natürlich Niemand ſtören . . .

Um elf erſchien Paula in den Vorderzimmern, nachdem ſie ihr tägliches Amt verrichtet, beim Frühgebet die Kiſſen zu ſegnen, mit denen ſie heilte . . . Aber ſie ſagte: Meine Kraft iſt hin! Dieſe Mittel helfen nicht mehr! . . .

Man ſprach ihr Muth und Faſſung ein . . .

Nein, erwiderte ſie, ich bete auch nicht mehr ſo, wie ſonſt! Ich habe die Andacht verloren . . .

Schon kamen die Advocaten aus Witoborn . . . Sowol der, der gegen Rück proceſſirt hatte, wie der, der Rück's bisheriger Bevollmächtigter war . . . Andere, die an den Angelegenheiten des Hauſes betheiligt waren . . . Ein für den Grafen Hugo ſtehender Juſtizrath war der Frömmſten einer und beugte ſich tief der Urkunde, die ein Gebot der Kirche enthielt . . . „Der Brand iſt hochverdächtig! Die Zerſtörung des Archivs hat die Veranlaſſung gegeben, das falſche Document an einen Platz zu legen, wo man ja hundertmal es ſchon hätte finden müſſen!“ Dieſe Worte ſprach — allein Benno und doch auch nur bei ſorgfältig beobachteten Thüren in Gegenwart Venaventura's, der ihn in aller Frühe in Hedemann's Häuschen beſucht hatte . . .

Benno erfuhr jetzt von ſeinem in Rührung vor ihm ſtehenden, mit ſeltſamer Prüfung ihn betrachtenden Freunde mehr und mehr . . .

Bonaventura gestand ihm, was er dachte; gestand ihm, er wisse aus einer Beichte, daß irgendwo, den Ort kenne er nicht, ein Verbrechen dieser Art, wie nun vielleicht in Westerhof stattgefunden, im Werke gewesen ... Bickert, der noch lebte, durfte nicht genannt werden; Hammakern nannte Bonaventura ...

Benno ging im Zimmer auf und nieder und rief:

Ich sage mich von Rück los! Noch heute reis' ich zurück! Ein Schurke ist's! Ich kündige ihm meine Stellung und — ich sag' es ihm warum! ...

Nimmermehr! entgegnete Bonaventura. Wie wäre das möglich! Wie kann man gegen die Ehre und Würde des Hauses der Terstes auftreten! ...

Terschka wird es doch thun müssen! ...

Terschka! ... sprach Bonaventura zögernd ...

Die Advocaten des Grafen Hugo in Wien — ...

Was werden sie beweisen können! Und ändert sich denn auch so viel? Man wird in Paula drängen, bald — bald zu vollziehen, was schon lange für diesen Fall — die Convenienz anräth ...

Thiebold, der vom Begräbniß des Landraths kam und mit den Rüstungen zur Abreise drängte, störte den vollen Erguß der wehmüthigen und gegenseitig auch gar wohlverstandenen Empfindungen ...

Und wenn auch alles sich ausgeklagt hätte, was doch vergebens nach Worten rang, welcher Rest blieb nicht noch im Herzen Bonaventura's — beim Hinblick auf den trauernden Freund selbst! .....

Als von Armgart die Rede kam, von Terschka's

Werbung um ſie, erwiderte Bonaventura feſten Tones und mit ſicherer Beſtimmtheit:

Darüber geb' ich Beruhigung ... Hier ſeh' ich bisjetzt nur das Unmögliche ...

Beide ſtaunten des ſo entſchiedenen Worts ... Nach Terſchka's durch die Entdeckung der Urkunde veränderter Stellung aber konnten beide dieſe dunkle Antwort zuletzt in der Ordnung finden ...

Auch die Erwähnung Lucindens war nicht ausgeblieben und Benne betonte ihre Bekanntſchaft mit Rück, ihre auffallende Hierherkunft, ihre, wie Benno und Thiebold verſicherten, nun auch ſo ſchnell wieder bevorſtehende Abreiſe ...

Gegen zwölf Uhr fuhr Bonaventura auf Weſterhof und fand die ganze Lebhaftigkeit, die er erwarten durfte ...

Beſuche kamen und gingen ... Auch von Armgart's Mutter und ihrer Nähe wurde geſprochen ... Die Stiftsdamen konnten eben nichts für ſich behalten ...

Gerade als mitten im lebhafteſten Geſpräch auch eine Mittheilung zündete von dem, wie es ſchien, in Ausführung gekommenen Plan, den hohlen Eichſtamm vom Tüſternbroek zum Aufenthalt zweier Eremiten zu machen, trat Paula ein ...

Ihr Blick ſchien ſagen zu wollen: Die Mauern eines Kloſters nehmen mich auf! In deiner Nähe! Da, wo Thereſe von Seefelden den Schleier trägt, da werde auch ich anpochen! ...

Man ſprach von den Klöſtern ... Man rühmte den ſich mehrenden Zuſtrom zum beſchaulichen Leben ... Eine der Beſucherinnen wußte etwas von Treudchen Ley ...

Bonaventura hörte gerade nach einer andern Gruppe hin, wo Neuangekommene erzählten: Zwei Mönche hätten in letzter Nacht Kloſter Himmelpfort verlaſſen und wären Eremiten im winterlichen Walde geworden . . . Die Namen der Mönche und den Wald konnte man nicht bezeichnen . . .

Bonaventura ſchwieg zu Allem . . . Er kannte das Märchen von der verſunkenen Kirche . . . Ihre Glocke klang und klang und Niemand wußte, wo die Kirche geſtanden . . . Am Meer ſagen die Schiffer, ſie läge im Wellenſchoos, wie ein mahnender Zeigefinger gen oben rage ihr Thurm zuweilen über dem Spiegel auf . . . Die Jäger kennen die verlorene Kirche im Walde . . . auch da läutet ſie unſichtbar . . . So tönte für Bonaventura durch alles, was Paula that und ſprach und die Welt um ſie her that und ſprach, nur der eine Glockenton: Dein bin ich — im Walde — im Meere — im Tode —

Zu Aller Intereſſe wurde plötzlich Frau von Sicking gemeldet . . .

Bonaventura hörte auch das nicht . . .

Im Walde — im Meere — im Tode —

Paula hatte den gemeldeten Beſuch, der zu gleicher Zeit eine Begrüßung von Seiten Lucindens ſein konnte, erwarten dürfen . . . Sie wollte ruhig bleiben, ruhig ſich ergeben und doch richtete ſie ſich auf . . . Nicht wie in bebender Erwartung vor Lucinden . . . Schon im phyſiſchen Schmerz . . . Noch ehe Lucinde im Vorſaal ſein konnte, fühlte ſie wie mit einem elektriſchen Schlag ſchon die Annäherung ihres Gegenpols . . . Armgart, die umirrend, wie ſie war, Lucinden unten geſehen hatte, war

heraufgeeilt, ſah ſchon die Wirkung, die ſie kannte, umſchlang die Freundin, wollte ſie hinwegführen; doch dieſe blieb und lächelte wie immer zu ihrem Schmerz . . .

Die Anweſenden alle — Frau von Böckel-Dollſpring-Sandvoß, Frau von Stein, Gräfin Münnich, Gräfin Styrum-Schorum, Fräulein von Merwig, Fräulein von Abſam, die alle nun ſchon über Lucinden unterrichteter waren und die Verhältniſſe annähernd überſahen — nahmen Paula's Lächeln für Takt und große Güte. Sie verwieſen mit ſtrafendem Blick dem Fräulein von Tüngel-Appelhülſen ihren laut ausbrechenden Hohn über die „Perſon, welche“ — Lucinde erſchien in Begleitung der Frau von Sicking und war eine Büßerin geworden . . .

Frau von Sicking, die zu jener Gattung der weiblichen Tartüffes gehörte, bei denen man ihrer Unergründlichkeit wegen beſſer thut, ihre Gottſeligkeit einfach anzuerkennen und ſie wirklich für das zu nehmen, wofür ſie erſcheinen wollen, ließ Lucinden in den Vordergrund treten und fand es vollkommen in der Ordnung, daß Gräfin Paula ſogleich von ihr auf die Ueberraſchung durch ihre ehemalige Geſellſchafterin im orthopädiſchen Inſtitut überging . . . Sie ſelbſt beobachtete die Mienen Bonaventura's . . .

Sie ſind es, Lucinde! ſprach Paula, Lucinden die Hand reichend . . . Erſt ſo wenig Jahre getrennt und eine Ewigkeit iſt's . . . Meine Tante Benigna von Ubbelohde das! . . . Meine Freundin Armgart von Hülleshoven . . .

So ſtellte Paula mit der mildeſten Miene die Näch-

Zeit, welche von der conservativen Partei so sehr gefürchte
und verfolgt werden. Man läßt sie nicht aufkommen, schnei
det tief in den Schoß des Uebels hinein, trifft die Wurze
und doch nicht den Beginn der Wurzel, bis man endlich, er
müdet von den vergeblichen Versuchen, dem Wachsthume freier
Raum lassen sollte und finden würde, daß diese revolutio
nären Spargeln eben nichts Anderes zeitigen, als Samen
körner für die Zukunft, nicht eine einzige bestimmte That
sache also, die sich in der Geschichte wie so organisch
entwickelt, wie die Frucht und Blüthenkrone aus dem
Pflanzenkeime."

Tobianus blieb beim Anblicke der Spargeln ganz
kalt und ruhig und sagte blos. „So, so!" indem er in
seinem Buche, welches ein ganz gewöhnlicher Leihbibliotheken-
Roman war, fortlas. Gertrud ging an ihre Gartenarbeit
zurück und fragte nach einer Weile: „Haben Sie denn auch
vom Consistori so einen großen Brief bekommen, wie er?"

„Ja freilich," lachte Tobianus; „nun müssen Sie sich
in Acht nehmen, Frau Gertrud, daß Sie Ihren Jungen
das Hampeln mit den Beinen beim Sitzen nicht mehr ver
bieten."

„O rsui doch," sagte Gertrud zusammenschauernd,
„das bedeutet ja Glockenläuten und bringt immer Einen
zu Sarge."

Tobianus lachte laut auf. „Da haben wir's: Sie
treiben selbst den Aberglauben mit, Frau; und von uns soll
ja das Licht der Aufklärung kommen. Blaustrumpf ist
schon unterweges und will eine Visitationsreise im ganzen
Lande machen, um alles Unkraut des Hexenglaubens auszu
rotten. Alles Besprechen, alle Wahrsagerei, alles Traum

ſten vor und erſt, wie ſie an Bonaventura kam, ſtockte die Rede ...

Bonaventura erwachte aus ſeinen Träumen ... Er verfärbte ſich über den plötzlichen, unerwarteten Anblick, wurde dunkelroth und verneigte ſein Haupt — der ihn anredenden Frau von Sicking ...

Er ſprach und ſprach zu dieſer und doch rief es nur in ſeinem Innern: Paula und Lucinde! ... War es wie Tag und Nacht, die da zuſammenſtanden, dann drückte nicht die bräunliche ſchwarzäugige Lucinde mit ihren Augenbrauen und aufgeworfenen Lippen die Nacht und Paula mit ihrem blonden Haar und roſig lichten Wangen den Tag aus — umgekehrt war's ... Paula war die träumeriſche Nacht, die Nordlandsmaid, die Mondprieſterin; Lucinde der Tag, die Tochter tropiſcher Zonen, die Sonnenjungfrau ... Dort Gefühl und Ahnung in jedem Blick, geſtaltungsloſes Sehnen, krankhafte Gebundenheit der Sinne; hier Verſtand, Wachſamkeit, Willenskraft und Beherrſchung der Leidenſchaften bis zur ſchneidenden Kälte ... Beide in Trauertracht ... Paula's Kleid ein glänzender, rauſchender Atlasſtoff; Lucindens ein hochgehendes, den braunen Hals verdeckendes geflammtes Moirée ... Paula's Haar niedergleitend über die Schläfe in langen Locken, im Nacken die Flechten in ſchwarzen Kreppbändern verloren ... Lucinde trug ihren Hut mit der Reiherfeder ... Sie gab ſich ſo, daß die adeligen Herrſchaften Mühe hatten, aus ihrer „Tournüre" heraus die „Schulmeiſterstochter" zu erkennen, als die ſie ihnen nun bekannt war ...

Frau von Sicking's vor einigen Tagen ſchon beab-

ſichtigter Beſuch hatte erſt heute zur Ausführung kommen können und Lucinde kam in der That zu Gruß und Abſchied zugleich . . . Ihre nächſte Miſſion war erfüllt . . . Wohin Hubertus den Brandſtifter geborgen, erfuhr ſie nicht, aber geſtern Nacht noch beim Abendgebet im Münſter kniete er hinter ihr und ſprach: Alles iſt geſchehen! Seien Sie ruhig, ziehen Sie in Frieden und ſorgen Sie jetzt nur für die beiden Eremiten, die in der Reſidenz des Kirchenfürſten und wenn ſie mit den erſten Lerchen nach Rom ziehen ſollten, einen Anwalt bedürfen werden! . . . Schon im Hof hatte ſich Lucinde von ihrem Entſetzen über die Brandſtätte geſammelt, ihre Empfindungen über „den falſchen Iſidor", der auf ſo fragwürdige und in ihren Folgen entſcheidende Weiſe die junge Gräfin zur reichſten Erbin des Landes machte, geordnet, ebenſo wie über den Anblick einer Ekſtatiſchen, die zur heiligen Hildegard erhoben werden ſollte und vielleicht im Traumſchlaf ſah — wo Dionyſius Schneid verborgen war und wie Rück auf Lucindens Rückkehr harrte . . .

Frau von Sicking war im vollen Strom der Erörterungen . . . Beileidbezeugend über den ſchreckhaften Brand, glückverheißend zum folgenreichen Fund der Urkunde . . . Ihre Sprechweiſe war leiſe . . . Alle räumten ihr den Vorrang ein, daß man ſchwieg, um ſie beſſer hören zu können . . .

Man ſaß jetzt . . . Nur Bonaventura ſtand noch rückgelehnt am Fenſter . . . Auch Armgart an der Stuhllehne Paula's, die Hand der Freundin haltend, um ihr Zittern zu mildern . . . Bis zu einem ſo weit gehenden Ueberblick aller Beziehungen, daß Armgart auch Bona-

ventura am Widerſtreit dieſer beiden Naturen aufs mächtigſte betheiligt ſah, reichte ihr Auge nicht . . . Paula's und Lucindens Liebe zu Bonaventura war ihr nur ein „Schwärmen" — jene Empfindung, die ein Mädchenherz in alle Himmel verſetzen kann, nicht aber die Entſagung zum größten Schmerz der Erde macht . . .

Lucindens Feierlichkeit war von Frau von Sicking's Begleitung ebenſo bedingt, wie von der erſichtlichen Neugier der Anweſenden, die ſie muſterten . . . Sie ſprach anſcheinend harmlos mit Armgart von der Begegnung im letzten Sommer an der Maximinuskapelle und von Benno von Aſſelyn . . . Sie erzählte der jungen Gräfin vom orthopädiſchen Inſtitut, von deſſen Vorſtand, von einigen jungen Mädchen, jenem guten Curatus Niggl, der die armen Verwachſenen, Blinden und Lahmen bei ſich zum Kaffee lud . . . Sogar Bonaventura wurde von ihr ins Geſpräch gezogen . . . Mit Niggl und Hunnius war er als Prieſter ausgeweiht worden . . . Auch ein Wort über den Tod Hendrika Delring's konnte nicht ausbleiben, ebenſo wenig wie die Kunde über Treudchen, die ins Kloſter gegangen war . . . Bonaventura blieb ſo erregt, daß er nun ſelbſt zu fragen anfing . . . Wie hat nicht jener große Staatsintriguant ſo Recht gehabt, als er ſagte: Die Sprache iſt erfunden, um unſere Gedanken zu verbergen! . . .

Das allgemeine Geſpräch kam wieder zurück auf die beiden Flüchtlinge in den Eichſtamm und jetzt erſt hörte Bonaventura die ihn doppelt erſchreckende Kunde . . . Denn er hatte nichts für Sebaſtus' Befreiung

gethan und machte — ſeiner „prieſterlichen Läſſigkeit“ Vorwürfe . . . Streit mit dem Provinzial gab man als Urſache dieſer Flucht an . . .

Der Name Hubertus weckte im Geſpräch die Erinnerung an die Rettung des Dieners, den man im Spital von Witobern glaubte . . .

Lucinde konnte ſich ſammeln und Kraft gewinnen, den Namen Klingsohr und das fortgeſetzte Anblicken der Damen zu ertragen. Sie behielt daſſelbe bleiche Incarnat, wie immer . . . Sie zuckte nicht einmal mit den Augenwimpern . . . Nur Bonaventura's Auge ſuchte ſie zuweilen und dieſer ſchlug dann das ſeine nieder . . .

Frau von Sicking ſagte dem Domherrn die ſchmeichelhafteſten Dinge — jetzt auch, als ob ſie ihre geheimſten Abneigungen errathen glaubte, recht aufgetragen Loben des über ſeine Mutter . . . Gräfin von Styrum-Schorum kam heute ſchon von Schloß Neuhof herüber, wo die Kunde von den beiden Mönchen eine nicht geringe Senſation erregt hatte . . . Der geſetzliche Sinn des Herrn von Wittekind, der ſich ſolcher Nutznießung ſeines Waldes durch die Gensdarmen erwehren wollte, war überſtimmt worden durch ſeine Gemahlin, die aufs dringendſte gebeten hatte, dem frommen Verlangen dieſer beiden Brüder nichts in den Weg zu legen . . .

Da man dem Bericht Beifall murmelte, mußte Bonaventura für die Mutter danken . . . Er dankte und bemerkte Lucindens Lächeln . . . Triumphirend ſchien dieſe ſagen zu wollen: Das alles, was ich hier ſehe und höre, ſind die Opfer, die mir der Gott der Rache bringt! . . .

Sie ließ ſich Klingsohr und Klingsohr ins Ohr rufen; ſie lächelte nicht einmal . . . Ihre Blicke ſpannen nur lange Fäden und bald war ihr alles wie in einem großen Netze . . . Mit leiſer Stimme flüſterte ſie mitten in die Schilderung des Lagers, das ſich von Moos und Baumlaub die beiden Flüchtlinge in der Eiche und um dieſe her gemacht hätten, der Tante Benigna zu von dem Brand, von dem Eindruck, den ihr der Anblick der Flamme ſchon vom Schloß Münnichhof aus gemacht hätte . . . Die Tante ſah nichts von dem Blick, der dieſe liebevollen Worte begleitete, als wenn ſie gelautet hätten: Die Welt ſoll noch in Feuer aufgehen und wie ihr hier alle ſitzt und lächelt, weg habt ihr's doch! . . . Sie bedauerte, morgen nicht der Dankmette beiwohnen zu können, die in der Liberikirche gehalten werden ſollte . . . Dieſen alten Bau würde ſie erſt ſehen, wenn die Exercitien begännen . . . Ueber den Bauſtyl der Liberikirche und von byzantiniſchen Rundbogen ſprach ſie ſo unterrichtet, daß die Tante dem ihr zu „geiſtreich" werdenden Geſpräch entſchlüpfte und Lucinden mit dem Onkel Levinus in Verbindung brachte, der jetzt erſt zur Geſellſchaft hinzutrat . . .

Auch der Onkel kam mit Nachrichten von den entflohenen Mönchen und von der Requiſition derſelben durch den Provinzial — und mit — Gensdarmen . . .

Gensdarmen! rief man faſt einſtimmig . . .

Das duldet Herr von Wittekind nimmermehr! rief Frau von Böckel-Dollſpring-Sandvoß . . .

In ſeinem Walde kann er geſchehen laſſen, was er will! . . . hieß es . . .

Der Onkel erzählte, was er unten von den Jägern vernommen . . . Man fände beide in der berüchtigten Eiche, wo der alte Klingsohr gefallen . . . Sein Sohn, der ehemalige Doctor, läge im Innern derselben auf einem Lager und läse sein Brevier . . . Hubertus hämmere mit der Axt eine Hütte und einen Altar und einen Kochherd . . . Die Nacht noch wäre eine Kälte von drei Grad gewesen . . . Jetzt thaue es . . . Die Bauern liefen scharenweise in den Wald und hülfen den Eremiten bauen und brächten so viel Nahrungsmittel, daß Hubertus den Scherz gemacht hätte, ob sie hier etwa einen Verkauf halten sollten? Dennoch nahm er den Ueberschuß und schickte ihn ins Kloster, wo sich „nun wol zwei Parteien bilden würden" sagte der Onkel lächelnd . . . Doch wollen sie nicht, fuhr er fort, sich mäßigen, da Niemand in seine Ironie einstimmte; Sebastus erbiete sich, für Jeden, dem seine Fürbitte von Werth sein könnte, täglich so viel Rosenkranzgebete zu sprechen, als man befehle . . .

So hatte man wieder ein Wahrzeichen der Zeit mehr, ein hocherfreuliches*) und die kluge Mutter Bonaventura's bekräftigte durch die Haltung der beiden Eremiten mit glänzendem Erfolge . . . Bonaventura sah ihre Macht über die Präsidenten . . .

Wenn ihr alle wüßtet, an welchen Fäden diese beiden Mönche geführt werden! . . .

Tiefe Empfindung sprach Lucinde nicht aus . . . Jede Erregung ihrer Gefühle niederkämpfend, hob sie

*) Thatsächliches

ſogar den Kopf langſam in die Höhe, als ſich die Tüngel-Appelhülſen nicht nehmen ließ, zu ſagen:

Sie kannten ja früher den ehemaligen Doctor Klingsohr? . . .

Nur Ein Blick der Misbilligung folgte bei allen, die die Schärfe dieſer Frage verſtanden . . .

Lucinde aber erwiderte ruhig und ganz in dem einfachen Ton, der hier üblich:

Der Pater iſt ein Heiliger geworden . . . Ich mühe mich, ihm gleichzukommen . . . Es gelingt mir nicht . . .

So blieb ſie ſiegreich . . .

Als man Beifall murmelte, konnte Bonaventura nicht anders als ſich ſagen:

Da ſtrengt nur euern Witz an! Da muß alles zu Schanken werden! . . .

Der Onkel war vom Bewohnen der Baumſtämme, wie immer, auf die Urwelt und die Troglodyten gekommen und von dieſen auf die Katakomben in Rom . . .

Frau von Sicking kannte die Katakomben ſo genau, wie die Boudoirs ihrer Wohnungen in Deutſchland und Belgien . . . Sie erzählte von mehrern wieder neu eröffneten Grabſtätten der alten Chriſten und Lucinde wußte ſogar die Jahreszahl einzuſchalten von der Verfolgung des Diocletian . . . Levinus rückte ihr überraſcht näher und näher . . .

Da aber erhob ſich ſchon Frau von Sicking . . . Auch Lucinde mußte es thun . . . Wie gab ſie ſo ſicher Paula die Hand und lächelte ihr und ſprach vom Wiederſehen, vom Frühling, von Geſundheit und, leiſer und demüthig, von ihrer Wunderkraft! Wie ver-

ſicherte ſie, daß ſie für Paula bete, und bat, daß Paula dies auch für ſie thun möchte . . .

Der Onkel unterbrach dieſen Abſchied und hörte voll Leidweſen, daß das gelehrte Fräulein ſchon wieder abreiſe und erſt zu den Exercitien zurückkäme — Die Commerzienräthin Kattendyk hatte in der That ihren Wunſch erreicht, hatte eine große Summe für die geheime Thätigkeit der Frau von Sicking verſprochen, hatte auch der „Mutter Gottes von Telgte", einem wunderthätigen Gnadenbild der Gegend, ein koſtbares neues durch und durch mit Silber geſticktes Kleid angelobt, eine Prachtſchöpfung aus den Ateliers der Damen Eva und Apollonia Schmuphaſe . . .

Ein unendliches Weh lag auf den Zügen Bonaventura's, Paula's und Armgart's . . . In dem: „Segne Sie Gott, Gräfin!" Lucindens lag etwas, als wenn ihr die Leiden aller Märtyrer für die Zukunft vorausgeſagt würden . . .

Bonaventura fühlte die Abſicht dieſes ihm nur allein kalt und wie ein Fluch erklingenden Tones . . . Die Hand hätte er zurückreißen mögen, die erſtarrt Paula in die ſchwarzen Handſchuhe Lucindens legte . . . Beide Frauen, die Geliebte und die Verſchmähte, waren an Wuchs ſich gleich; Paula ſchön an ſich und noch mehr durch den Reiz der Jungfräulichkeit ätheriſch wie ein Hauch; Lucinde wie eine Brunhild — durch ihre geheimnißvolle Kälte beſtrickend . . . Paula hätte Lucinden feſthalten mögen, trotzdem daß ſie fühlte: Das iſt ſie immer noch mit ihrem Haß gegen dich und mit ihrer Eiferſucht! Sie iſt es immer noch, die ſich berufen glaubt, die Einzige

zu ſein, die über Bonaventura wachen dürfe! Sie, die ſonſt ſchon nicht ruhte und raſtete in Annäherungen und Verhinderungen der Ruhe und des Glücks eines Mannes, der, wenn er lieben dürfte, ſeine Wahl doch ſo nicht treffen würde . . . Aber Lucinde war das einzige Weſen, das ſie vom Traumſchlaf heilen konnte . . . Seit der erſten Viſion beim Eintritt Lucindens in das Inſtitut, ſeit der erſten Einmiſchung der Eiferſucht ſchon damals, als Paula, träumend, den geliebten Prieſter vom Bekennen der ewigen Gelübde abzuhalten ſuchte und Lucinde in dieſem Prieſter Den in Erfahrung brachte, der ihr ſelbſt eben der wiedererſtandene Serlo erſchienen — war in Lucindens unmittelbarer Nähe jenes Traumleben nie wieder eingetreten und ſie ſehnte ſich ja, frei zu werden von dieſen unheimlichen magiſchen Gewalten . . .

Endlich war das ein Ausbruch von Urtheilen, als Lucinde und Frau von Sicking gegangen waren! Alle Schleuſen waren aufgezogen . . .

Paula und Bonaventura konnten ſich eine Weile allein angehören . . . Die Blumen, die am Fenſter blühten, die im Waſſerglaſe gezogenen Hyacinthen, die behenden Goldfiſchchen in kryſtallener Schale, all der lieblich trauliche Vorfrühling, den beide in der Nähe des Fenſters genießen konnten, hätte ſie fortreißen ſollen, das warme blühende Leben auch Athem an Athem zu empfinden und ſich leiſe zu ſagen: Wir, wir gehören uns doch! . . . Das lauſchte aber und plauderte und klatſchte und lauſchte . . . Es ſtand glücklicherweiſe nichts ſtill, alles ſchritt vorwärts . . . Selig wogen durfte wenig-

ſtens die Bruſt und auf die Lippen treten ſelbſt ein lauteres Wort der Vertraulichkeit . . .

Inzwiſchen fehlte Armgart, ohne daß man es ſofort bemerkte . . .

Armgart war Lucinden und Frau von Sicking gefolgt, hatte Hut und Mantel und eine große Taſche ergriffen, die ſchon im Vorſaal zu ihrer Flucht bereit lagen, hatte den Brief Terſchka's in ihrem Buſen verborgen und ſchlich den ſich Entfernenden an das Hauptportal nach . . .

Als ſie einſtiegen, ſagte ſie raſch:

Laſſen Sie mich mit, meine Damen! Ich habe in Witobern zu thun! Vergeben Sie! Ich ſtöre nicht! Ich ſitze hier rückwärts! . . .

Schon ſaß ſie . . . Frau von Sicking lächelte zerſtreut und meinte, ſie wollten einen Umweg machen, um ſich nach dem Befinden des Herrn Pfarrers Müllenhoff zu erkundigen . . .

Das thut nichts! antwortete Armgart in Haſt Wenn Sie mir nur verſprechen, mich dann von Ihrer Wohnung aus nach Witobern fahren zu laſſen! . . .

Sehr gern! ſprach Frau von Sicking, mächtig ergriffen, wie es ſchien, noch immer von Bonaventura . . . Demoiſelle Schwarz kann dann auch nach Witobern mit Ihnen fahren! ſetzte ſie wohlwollend hinzu . . .

Lucinde ſaß tiefbrütend und hatte Mühe, ihre Nerven zu bekämpfen . . . Jetzt war ſie jenem Weinkrampf nahe, der ſie nach langer Spannung zu überfallen pflegte . . .

Armgart ſtellte Frau von Sicking über die Ankunft der Mutter zur Rede . . .

deuten — Frau Gertrud, nehmen Sie sich in Acht — ist jetzt verboten."

Indem diese sich aufrichtete und den Nachbar mit großen Augen anstarrte, öffnete sich die Gartenthüre und Blasedow stieg mit feierlicher Würde die Stufen in den Garten herunter. Er trug einen alten Morgenschlafrock von ehemals geblümt gewesenem Zeuge, vorn und hinten geflickt, eine Nachtmütze, wie sie die pommer'schen Bauern tragen, durchaus keine Pfeife im Munde, eine lange hagere Gestalt, streng und abstoßend, mürrisch sogar und auf die Blumenbeete nur deßhalb sehend, um Tobianus nur wie von Ungefähr grüßen zu dürfen. Auf der Stirn' aber standen ihm die Gedanken geschrieben: Da ist der Mensch, der Tobianus, schon wieder und liest wahrscheinlich den Hechelkrämer von Spieß. Es gibt doch Leute, die nur deßhalb studirt zu haben scheinen, um sich in ihrer Geistesbeschränktheit nur desto greller zu offenbaren. Denn hätten sie sich an die Masse gehalten, so würden sie auch in der Masse verloren gehen. Als Hechelkrämer könnte der Mann Achtung verdienen, als Geistlicher stellt er sich aber selbst an den Pranger. Wenn die Sprache nach irgend einem Talleyrand und Diplomaten deßhalb erfunden ist, um seine Gedanken zu verbergen, so scheinen dagegen bei Tobianus die Wissenschaften nur deßhalb erfunden zu sein, um seine Gedankenlosigkeit herauszustellen. Nun retirirt er sich zwar immer hinter seine Bescheidenheit, wie alle die, welche auf nichts Bescheid zu geben wissen; aber nicht dem Schwachen, nur dem Stolzen steht es schön, demüthig zu sein. Er ist zufrieden — das nennen die Menschen eine Tugend! — zufrieden mit sich selbst. Wahrlich, er sollte sich gestehen, daß er nicht Ursache dazu hätte. Und

Dieſe, ſich in die Frage langſam findend, ſagte:

Sie irren ſich, kleiner Engel! . . . Sie war gar nicht bei mir! Ich werde die Bekanntſchaft erſt ſpäter machen! . . . Aber Sie haben recht! Fräulein von Tüngel und Demoiſelle Schwarz ſprachen von ihr . . . Ich bot ihr ſchon lange meine Wohnung an und ich beſinne mich — ich hörte ja — eine Grille von Ihnen . . . Wie iſt es doch damit? . . .

Ein Gelübde, gnädige Frau! verbeſſerte Armgart . . .

Frau von Sicking verzog die Miene zum Ernſt und beſann ſich jetzt:

Nun wohl, jetzt weiß ich — Aber — Himmel — ich entführe Sie doch nicht? . . . Wie war das Verhältniß? Richtig! Richtig! . . . Ich laſſe halten . . .

Der Wagen flog aber pfeilgeſchwind dahin . . . So duldete die Tante nicht, daß die alten Pferde der Dorfſtets anzogen . . .

Armgart bat, keine Beſorgniß zu hegen; ſie hätte dringend in Wittenberg zu thun . . .

Frau von Sicking beruhigte ſich und verfiel wieder in ihre eigene Gedankenwelt . . .

Auch Lucinde blieb lange tiefverloren im Nachklang des Ebenerlebten . . . Alle andern Gefahren traten ihr gegen einen einzigen mit Bonaventura zuſammen verlebten Augenblick zurück . . .

Allmählich aber ſchien ſie geneigt, von Armgart Notiz zu nehmen . . . Sie erzählte einiges von ihrer Mutter, rühmte ſie, geſtand einen Brief der Commerzienräthin in Angelegenheiten ihrer Mutter zu, wandte ſich dann in ihr Brüten zurück und nur noch einmal nannte ſie Terſchka . . .

Armgart hätte ſie für ein Lächeln dabei erdolchen mögen . . .

Lucinde erzählte das ganze erſte Begegnen mit Terſchka in Piter Kattendyk's Geſellſchaft . . .

Armgart's beide Zähne blinkten . . .

Frau von Sicking rügte mit groſſer Strenge die Abſicht des „Herrn Oberſten", ihres Vaters, in Witoborn eine Fabrik zu gründen . . . Und paßte das auch für ſeinen Stand, wie kann er gerade einen Zweig der Induſtrie wählen, der für Witoborn — ich kann es nicht anders nennen, ſagte ſie — eine Blasphemie iſt . . . Sie werden ihn jetzt wol bald ſelbſt ſehen . . . Sagen Sie ihm das, mein Kind! Die Geſellſchaft iſt darüber außer ſich . . . Ein Hülleshoven legt eine Fabrikation von Papier an — in Witoborn! . . . Denn ſage man, was man will, das Papier iſt eine Erfindung des Teufels . . . die Buchdruckerpreſſe gewiß . . .

Armgart hörte dieſe Anſichten nicht zum erſten mal und dachte ebenſo und hielt in ſchmerzlicher Ergebung den Vater für angeſteckt von engliſchen Einflüſſen . . Sie verfiel darüber in große Trauer . . .

Lucinde bezeigte für Armgart noch immer nur ein vornehmes und geringſchätzendes Mitleid . . . Solche kleine Welt, die „auch ſchon mitreden will", war ihr ein Gegenſtand der Abneigung . . .

Dennoch fing ſie an etwas zu ſcherzen, als Frau von Sicking am Pfarrhauſe abgeſtiegen war, um ſich ſelbſt nach dem Befinden des Pfarrers zu erkundigen und ihn womöglich zu ſprechen . . . Sie neckte jetzt Armgart mit Benno und Thiebold . . . Dann auch mit Terſchka,

den ſie am Jagdabend trotz ihrer Aufregung bei Tafel ſcharf beobachtet hatte . . .

Ihr kluger Blick ſah ſogleich, wie die Augen Armgart's aufleuchteten, als ſie, in dem jungen Herzen wie mit einem ſpitzen Meſſer bohrend, ſprach:

Aber was red' ich denn! Terſchka ſchwärmt ja für Ihre Mutter! Und jeder wird das müſſen! Sie hat graue Locken, das iſt wahr! Aber ſehen Sie, dort liegt noch der Schnee auf dem kleinen Dachwinkel der Liborikirche und alles rings iſt wie belebt von Frühlingsahnung . . . So auch — bei Ihrer Mutter . . .

Dich kenn' ich jetzt ganz! hätte Armgart rufen und ſich auf ſie werfen mögen . . .

Frau von Sicking kam zurück, becomplimentirt von Müllenhoff, der zwar noch ziemlich angegriffen ausſah, aber doch die Berathung mit den Gemeindevorſtänden in Sachen ſeines Terſconcordates heute nicht ausgeſetzt hatte . . .

Müllenhoff war die Verlegenheit und das Hochentzücken ſelbſt . . . Er ließ den Bedienten nicht an den Schlag, nur um Frau von Sicking ſelbſt hineinheben und die beiden andern Damen begrüßen zu können . . . Esbouquet und Sammet und Seide thaten es ihm an . . . Ohne Zweifel drückte er die zarten Glacehandſchuhe der Dame, die er in den Wagen hob . . . Wol fünf Minuten lang ſah er dem Wagen nach und würde ſich unfehlbar aufs neue erkältet haben, hätte ihn nicht die Rathrein ins Haus zurückgezwungen . . .

Die weitere Fahrt wurde noch ſchweigſamer, als die frühere . . . Lucinde mußte über den Einfluß des Prieſterthums auf die Ueberzeugungen der Frau von Sicking

ihre Satyre unterdrücken . . . Armgart verfiel, je mehr ſie ſich Witoborn näherte, in Angſt und Wehmuth . . .

Sie hatte von Lucindens Weſen auf die Länge nicht ganz die Wirkung, wie Paula . . . Sie ſah ſie prüfend und prüfend an, verglich den Eindruck, den ſie ihr im vorigen Jahre machte, mit dem jetzigen . . . Sie fühlte ſich eher ſchon durch ſie angezogen, als abgeſtoßen . . . Sie erzählte bereits am Pfarrhauſe Lucinden, warum Paula nach ihr ſo oft ein aufrichtiges Verlangen trüge . . .

Paula's letzte Viſion mußte ſie erzählen . . .

Wieder tadelte Frau von Sicking, daß die Comteſſe nicht die reinen Anſchauungen vom Kreuze hätte. Sie beſtritt ein Vorhandenſein des eigentlichen Hochſchlafs, mit dem ganz andere Erſcheinungen verbunden zu ſein pflegten, nicht ſelten ein Abdruck aller Nägelmale des Herrn auf dem Körper einer ſolchen Himmelsbraut . . .

Armgart war ſo tief unglücklich, daß ſie auf dieſen Angriff ſchwieg . . . Sie preßte nur den Brief Terſchla's an ihre Bruſt und ſah und hörte im Geiſt ſchon die Mühlen Hedemann's und die Klingel an der Kloſterpforte . . .

Endlich war man auch beim ſtattlichen Gitter vor dem Landhauſe der Frau von Sicking angekommen . . .

Dieſe ſtieg aus und bat Lucinden, das Fräulein nach Witoborn zu begleiten . . . Die Angelegenheiten des jungen Herzens intereſſirten ſie nicht . . .

Lucinde hatte in Witoborn für ihre Abreiſe Vorkehrungen zu treffen und hoffte auch noch etwas im Münſter von Hubertus zu erfahren, falls ſich dieſer aus dem Walde herauswagte . . . Sie wollte fort, ehe der Rath von Enckefuß eintraf . . .

Inzwiſchen hatte ſie angefangen, dem jungen Kinde immer mehr Theilnahme zu ſchenken . . . Hing doch Armgart mit dem Leben ſo vieler Perſonen zuſammen, die ihr werth waren . . . Offenbar befand ſich die Kleine wieder auf der Flucht vor ihren Aeltern; die Gründe dafür waren landbekannt . . . Allmählich verglich ſie Armgart mit Trudchen Ley . . . Wer ihr unbedingt gehorchte, dem konnte ſie auch ſchmeicheln . . . Sie zog ihre Handſchuhe aus und fuhr mit den Fingern über Armgart's Stirn . . .

Sie haben auch ſchon Sorgen? ſagte ſie . . .

In Armgart's Antwortsblick lag:

Was gehen dich meine Sorgen an oder biſt du — vielleicht doch nicht ſo ſchlimm, wie ſie alle ſagen? . . .

Lucinde verſtand dieſen Blick . . .

Man läſtert mich wol recht auf Weſterhof? Nicht wahr? . . . ſprach ſie ſeufzend . . .

Auf Weſterhof? Da läſtert man nicht! Aber in Heiligenkreuz, ja da ſtehen Sie ſchlecht genug angeſchrieben . . . Das kann ich Ihnen ſagen . . .

Lucinde warf verächtlich die Lippen auf . . . Dann ſtreckte ſie die Hand aus und zog Armgart zu ſich hinüber — Armgart hatte durchaus auf dem Rückſitz bleiben wollen — Ja ſie hielt ſogar Armgart's Hand feſt, die den Brief zu bedecken ſuchte . . . Der Brief wurde ſichtbar, doch beachtete ihn Lucinde nicht . . . So ſchlecht alſo hat man mich gemacht! . . . wiederholte ſie. Und gewiß iſt es die Unbeſcholtenſte von allen, Fräulein von Lüngel, die mich am meiſten läſtert! . . . Haſſen Sie denn nicht auch ſo die Dummheit? . . . Dieſe Dame

ſpeculirte auf einen armen Phantaſten, der ſie allerdings um meinetwillen nicht mochte . . .

Jérôme von Wittekind! Ich weiß alles . . . Und — Ihr — Ihr Doctor Klingsohr . . . Den trägt man Ihnen bitter und mit Recht nach . . .

Lucinde zuckte die Schultern und ſagte:

Den hab' ich nie geliebt . . . Sieh, ſieh, weißt du ſchon, was die Liebe iſt? . . .

Dies „Du" flocht ſie, indem ſie mit dem ſchwarzen Handſchuh fingerdrohte, ſo gewandt und liſtig ins Geſpräch, daß Armgart vor dem traulichen Ton zwar erſchrak und von ihr abrückte, ohne ihr jedoch zürnen zu können; ihr kam das Du dann noch natürlicher, als ſie ſprach:

Lucinde! Dich ſollte eigentlich jeder meiden! . . .

So! entgegnete dieſe mit zuckenden Lippen und fiel in ihre kältere Art zurück. Das ſpricht Armgart! Ihre Mutter kommt heute und Sie fliehen wieder vor ihr — wieder mit zwei jungen Männern vielleicht — Sie müßten doch wol ſchon gelernt haben, wie Frauen leicht und unſchuldig in einen falſchen Ruf kommen können . . .

Armgart wurde über die beiden jungen Männer roth . . .

Die Welt weiß ja ſchon von Ihrem Vorſatz! . . . Ich laſſe den Wagen halten und verhindere Ihre neuen Thorheiten —

Lucinde! . . .

Freilich! Sagen Sie gleich, wo wollen Sie hin? . . .

Zu Hedemann —

Dort finden Sie Ihren Vater —

Armgart ſprang auf und ſank durch die Bewegung des Wagens auf Lucindens Schoos . . .

Dieſe hielt ſie feſt . . .

Dann flieh' ich zu den Clariſſinnen ins Kloſter . . . Oder in den Wald zu den Eremiten — oder in die weite Welt hinaus! . . .

Lucinde mußte Armgart, die ſich loswand, von ihrem Schooſe freigeben . . . Sie betrachtete das aufgeregte junge Mädchen halb mit Lachen, halb mit Rührung und ließ ſich von Armgart's Gelübde erzählen . . . Auch an Serlo's Töchter dachte ſie bei ihrer Vergleichung . . . Sie wandte ſich Armgart zu, die wieder neben ihr ſaß . . . Lucindens Augen hätten dabei vor Liſt glänzen können und glänzten doch nur vor Theilnahme . . . Ihr Mund öffnete ſich . . . Ihre ganze Erregung machte ſie jung und ſchön, wie in [illegible]n Tagen ihrer erſten Blüte . . . Armgart athmete kaum, [illegible] bangte ihr vor der Begleiterin und dies Bangen wurde ihr ein wohliges . . .

Lucinde, ſagte ſie tonlos, du kannſt Latein, Italieniſch, haſt unſern Glauben angenommen . . . aber ich fürchte mich doch vor dir . . .

Weil ich ſo ſchlecht bin! . . . erwiderte Lucinde vor ſich hin und ihre ſchwarzen Augen verſchlangen mit einer ungewiſſen Sehnſucht die braunen Armgart's . . .

Du biſt eine Schlange, eine Hexe, ſagen ſie . . .

Dann bin ich es auch wol! Darauf verſtehen ſich ja die Menſchen und beſonders die Frauen . . .

Armgart kämpfte immer mehr gegen die Beſtrickung durch dieſe auch ihrer Lebensauffaſſung ſo verwandte Ironie . . .

Seit ich leſen kann, ſeit Paula in die Anſtalt kam, fuhr ſie fort, hab' ich dich, Lucinde, fürchten gelernt ... Paula ſchrieb zwar immer von dir, ich ſage dir das offen, mit Bewunderung ... Sie iſt ſo gut, ſie verehrt dich ... Wahrhaftig! ... Und ich weiß doch, daß ſie eigentlich nur immer Angſt vor dir haben ſollte ...

Auch noch jetzt? ſagte Lucinde mit dem Ton der Reſignation und in Anſpielung auf Benaventura ...

In ihren Viſionen ſieht ſie dich fortwährend ...

Und wie dann? ...

Nie gut ...

Dieſe Viſionen lügen ... Kluge Armgart! ... Dieſe Viſionen ſind nur Widerſpiegelungen aus Paula's eigenem Innern. Glaube mir's! ... Was würden wir nicht alles ſagen und verrathen können, wenn wir ſo plötzlich den Willen und die Selbſtbeherrſchung verlören! ... Paula ſieht nichts, was außer ihr iſt. Sie ſieht nur Bilder der Erinnerung, ihres Wiſſens und ſonſtigen Ahnens und Fühlens. Sie ſpricht nur die Gedanken aus, die ſich im Menſchen unbewußt ſammeln und ihm in den Mund kommen, er weiß ſelbſt nicht wie. Wenn du träumſt, Armgart, iſt es dir nicht gerade ebenſo? ... Daß ſie dann freilich, ohne es zu wiſſen, alles herausſpricht, das iſt eine fatale Krankheit ...

Armgart dachte allen dieſen Worten nach, ſagte dann aber doch:

Du irrſt, Lucinde! Sah ſie nicht kürzlich den Vater des Domherrn? ...

Von Aſſelyn? ... Warum nicht? Sie beſchrieb ihn, wie man vom Lande der Seligen träumt ...

Nein, nein! Das wirkliche Italien war's, wo ſie ihn ſah . . . Terſchka — beſtätigte alles . . .

Unſere Vorſtellung vom Paradieſe iſt — ſo etwas wie Italien . . . ſagte Lucinde, ſchwieg dann aber und ließ Armgart Recht behalten . . .

Dadurch wurde dieſe noch ſicherer . . .

Dein armer Klingsohr! fuhr Armgart fort. Der liebt dich wol noch jetzt! Wie weit hin war der berühmt! Noch im letzten Herbſt wurden ſeine Aufſätze jeden Abend bei uns vorgeleſen. Alle ſagten dann: Das iſt der Sohn des Deichgrafen! Das iſt der, der um — deine Lucinde, Paula, ins Kloſter gegangen iſt! Die Tante wollte nicht, daß ich erführe, was Liebe iſt, und ſagte: Ach was! Aus Schmerz um ſeinen Vater, aus Reue über ſein Einverſtändniß mit dem Kronſyndikus iſt er in's Kloſter gegangen! . . .

Ein Kloſter iſt für vieles gut — das ſiehſt du an deiner Mutter und an dir . . . ſagte Lucinde ausweichend . . . Alſo die Liebe ſollteſt du nicht kennen lernen und nun kennſt du ſie? . . . Herr von Terſchka liebt jetzt ſtatt deiner Mutter — glaub' ich — dich . . .

Armgart ergriff Lucindens Hand und ſagte mit erſtickter Stimme:

Was ſprichſt du da . . .

Ich ſah es ja neulich bei dem Jagdbanket — den Augen der Männer ſieht man das an! Terſchka's Augen verſchlangen dich . . .

Lucinde! rief Armgart ablehnend — und ihr Auge verſchlang doch auch die Augen Lucindens . . .

C'est la vogue! . . . Auch Benno von Asselyn und Thiebold de Jonge lieben dich . . .

Armgart nannte französisch die Sprache, die Gott geschaffen hätte, Dinge zu sagen, die andere Nationen zu sagen sich schämten . . . Sie sagte das eben . . .

Als Lucinde darüber lachte, fiel sie sich ihr abwendend ein:

Wähle du dir einen davon! . . .

Lucinde ging auf den Scherz ein:

Hm, Thiebold de Jonge? sagte sie . . . Ei, der ist sehr reich und das ist viel werth . . . Aber . . . Was hilft mir ein Mann, für den ich den Verstand haben muß! Dein Vater hat ihn aus dem Wasser gezogen, hör' ich. Mir würde er — ewig im Sanct-Moritz liegen . . . Immer müßte ich ihn an den Haaren halten . . . Seine Haare sind freilich hübsch . . . Nun ja, mir recht! Um die Wahrheit zu sagen, ein rechter Mann muß ein bischen dumm oder lieber noch wild sein, dann ist's eine Lust, ihn ziehen und zähmen zu können . . . Wahrhaftig, ich nähme den Thiebold noch lieber als den Benno . . .

Armgart horchte einer Sprache, die sie — für frivol hätte erklären müssen und die sie doch fesselnd fand . . .

Benno — der ist schön, interessant, aber — eingebildet! fuhr Lucinde fort. Der ließe keine Frau aufkommen . . . Immer würde er ihren Verstand mit Ironie behandeln . . . Nein, nein, diese Männer, die sich so klug dünken —

Armgart hielt Lucinden den Mund zu . . .

Terschka freilich — fuhr diese fort . . .

Das Kapitel verstehst du nicht . . .

Lucinde machte sich frei und fuhr fort:

dann die Collegen-Wirthschaft, das wir — wir — ja, steh' du nur her, streck' nur deinen Hals, lach' nur, Kerl! Wenigstens ist sein Tabaksdampf gegen die Raupen gut.

„Guten Morgen, Herr College!" rief Tobianus herüber. Blasedow hob das Haupt vornehm in die Höhe, spitzte verächtlich den Mund, schielte ein wenig hinüber und nickte den Kopf, Alles nur, wie von Ungefähr.

„Haben Sie schon Ihren Text? Eine Trauung? Eine Kindtaufe? Was sagen Sie zu Blaustrumpf?"

Blasedow hörte nicht darauf und Gertrud warf dem Frager einen verweisenden Blick zu mit den Worten: „Ach, Herr Tobianus, reden Sie doch gar nicht mit ihm!" Blasedow nämlich verachtete alles Handwerksmäßige in seinem Berufe. So mechanisch er ihn trieb, so war er doch unfähig, jenen Schriftstellern zu gleichen, die, wenn sie zusammenkommen, statt über ihre Ideen, nur über den Buchhandel sprechen. Gertrud konnte das am heftigsten erzürnen. Sie sah darin eine gänzliche Vernachlässigung des Geschäfts, eine heillose Verwilderung in dem heiligen Berufe. Sie glaubte, daß der Maschinist und Lampenputzer im Theater das Meiste zum Stück thäte, daß hinter den Coulisse des Cultus die wahre Gottesnähe brausen müsse. „Wo gerne setzte ich ihm nicht," sagte sie zu Tobianus, „Sonntags immer seine Läppchen zurecht! Was wäre mir das für eine Freude, ihm Alles sauber in die Hand zu geben, das Gesangbuch abzuputzen und überhaupt mit ihm geistlichen und gottgefälligen Staat zu machen. Aber er rennt immer wie ein Heide in die Kirche, wo er doch sollte am feierlichsten auftreten. Was hilft mir alles reines Herzens sein, wenn man nicht reinlich ist! Gewöhnlich läßt er das Bes

Terſchka — das denk' ich mir ſo! Graf Hugo iſt Terſchka's Freund . . . Geht Paula, deine Freundin, nach Wien, ſo wirſt du, Närrchen, natürlich folgen wollen und da — macht ſich denn alles ganz natürlich —

Nach Wien? unterbrach Armgart. Nach Wien? Wer geht nach Wien? . . .

Ich höre doch . . .

Sie geht in ein Kloſter . . . Wie ich . . . Nur — daß ich ſchon heute gehe . . .

Pah! Ihre Aufgabe, die Aeltern zu verſöhnen, ſagte Lucinde, iſt nicht ſo ſchwer . . . Es iſt wahr, Ihre Aeltern haſſen ſich; aber es gibt einen Haß, der der unmittelbarſte Gegenpol der Liebe iſt und bei günſtiger Gelegenheit ſogleich in Liebe umſchlägt. Man haßt dann nur, weil man eben nicht liebt, das iſt ein großer Unterſchied vom gewöhnlichen Haß. Der gewöhnliche Haß verachtet und will gar nicht lieben. Wenn man aber weiß: Einer iſt nur außer uns im Leben, der uns ganz und gar aufhebt und vernichtet . . . Nun ringſt du gerade mit dem und mit keinem andern . . . Weicht er oder weicht er nicht . . . An ihm allein miſſeſt du deine Kraft . . . An ihm deinen Werth . . . O, das iſt ein ganz anderer Haß . . . Ja ſchüttle dein liebes Köpfchen nur . . . Du verſtehſt das alles noch nicht . . . Tage und Wochen lang nur immer auf Einen denken, immer nur für deſſen Widerlegung, wenn er uns misverſtand, leben, dem zum Widerſpruch, aber auch nur um Den allein das Höchſte und Kühnſte beginnen, malen, dichten, philoſophiren, entbehren: — alles das hat, ich weiß es vom Oberprocurator Rück — auch deine Mutter gethan und keiner

iſt ihr dabei doch bei all ihrem Zorn und ihrem Schmerz gegenwärtiger geweſen, als immer der Mann, der ſie früher bändigen wollte, ehe ſie die Luſt der Freiheit gekoſtet, oder, wie man richtiger ſagt — geküßt hat ... Und wenn ich mir den Oberſten vergegenwärtige, den ich kenne, den ich geſehen und geſprochen habe —

Armgart hing an Lucindens Lippen mit bebender Erwartung und hielt krampfhaft ihre Hand ... Daß dieſe ihr eigenes Verhältniß zu Bonaventura beſchrieb, wußte ſie nicht; ſo leidenſchaftlich konnte ſie ſich die Liebe zu einem Prieſter nicht denken ...

Dein Vater, fuhr Lucinde fort, erſchien mir bei einem kurzen Begegnen in Kocher am Fall eine Natur wie aus Granit. Lieben könnt' i ch ihn nicht. Aber — nun kam Lucinde unbewußt in die Anrede mit „Sie" zurück — Ihre Mutter ſchon, die ſieht nicht, glaub' ich, die Bibliothek, die in ſeinem Innern aufgebaut iſt, von zehntauſend Bänden Weisheit. Sein Bruder, Ihr Onkel Levinus, hat auch dieſe Bibliothek im Kopf, ich hörte das ja heute; aber der plaudert ſie aus oder ſie liegt krummbucklig in ihm durcheinander, bald orientaliſch, bald ſpaniſch, bald kocht er Gold, bald blos Seife ... Der iſt nicht einmal das Converſationslexikon, wo es doch nach den Buchſtaben geht ... Aber bei Ihrem Vater — da ſieht man keinen einzigen Titel, keinen Einband, kein Schubfach, keine Rolltreppe — in alten Kloſterbibliotheken iſt's himmliſch, Armgart! — das iſt alles von ihm verdaut und wirklich Fleiſch und Blut geworden. Denke dir, Armgart — Lucinde ging aus ihrer Zerſtreuung wieder in dieſe Anrede über — denke dir

dieſen Magen! Dieſe Geſundheit! . . . Deine Mutter iſt dann gerade ebenſo . . . Sie liebt deinen Vater, ſowie ſie ihn ſieht — falls freilich nicht bereits dein ſchlimmer, höchſt leichtſinniger — Terſchka —

Armgart hielt gerade krampfhaft Terſchka's Brief in der Hand und legte dieſe und den Brief auf Lucindens Mund . . .

Nein! Nein! ſagte Lucinde beruhigend und wiederholte halb ſpottend das allbekannte Gelübde Armgart's: In der Rechten die Mutter, in der Linken den Vater und ſo beide fürs Leben verbunden! . . .

In Witobern, wo es des Tags nicht blos zu jeder Stunde, ſondern im Grunde immer läutet, hämmerte bereits der unruhige Hinkbote, der in der Glocke jedes Jeſuitenthurms ſitzt. Das ging wie beim Sägemann auf dem Weihnachtstiſch . . .

Armgart bat Lucinden, noch eine Weile auf den Wällen langſam hinfahren zu laſſen . . . Das Wetter wäre ſo ſchön . . . Sie wollte zu Hedemann, wollte nach der Ankunft des Vaters fragen und dann ins Kloſter zu den Clariſſinnen . . .

Lucinde that alles, wie gewünſcht und beugte ſich zum Schlag hinaus, um mit dem Kutſcher zu ſprechen . . . Dabei entglitt ihrer Bruſt das Kreuz . . .

Du biſt katholiſch geworden! ſagte Armgart, es ihr zurückſteckend. Weißt du auch, was katholiſch iſt? . . .

Katholiſch ſein heißt einen geheiligten Willen haben . . .

Das iſt recht! wallte Armgart auf. Wenn ich Hedemann geſprochen habe und ehe ich ins Kloſter gehe, beten wir im Dom zuſammen? . . .

Ich reiſe heute ... entgegnete Lucinde ausweichend ... Sie — ins — Kloſter! ſetzte ſie nach einer Weile hinzu und gedachte Trendchen's, die gleichfalls nur einen vorübergehenden Schutz im Kloſter ſuchte und dort vielleicht für immer blieb ...

Wann reiſen Sie denn? ... unterbrach Armgart ihre Abmahnungen ...

In wenig Stunden ...

Und kommen nicht wieder? ...

Gegen Oſtern ...

Armgart's Miene war ſo wehmuthvoll, als wollte ſie ſagen: Wer weiß, wo ich dann bin! ...

Lucinde ſah dieſen Schmerz, der ſich durch ein Blinken der weißen Zähne ausdrückte ...

Sie nahm jetzt den Brief, den Armgart aus Zerſtreuung wieder in der Hand hielt ... Sie wollte vom Geſpräch über ihre eigenen Pläne und Abſichten abkommen und ſagte:

Das iſt ja ein Brief an Ihre Mutter? ...

Armgart erſchrak und beſtätigte es kleinlaut ...

Wollen Sie ihr den Brief aus dem Kloſter ſchicken? ...

Armgart blieb die Antwort ſchuldig ...

Haben Sie dieſe wunderliche kleine Handſchrift? ...

Nein — Herr — von Terſchka ...

Lucinde nahm den Brief, verglich den Umſtand, daß Armgart dieſen Brief nach Witoborn mitnahm, mit allem, was ſie aus Armgart's Mienen zu leſen glaubte, und ſagte:

Der Brief ſollte in Weſterhof Ihre Mutter begrüßen

— nicht wahr? . . . Nun ſind Sie neugierig, was wol Terſchka Ihrer Mutter ſchreibt, während er Ihnen zu gleicher Zeit — Machen Sie doch den Brief des leichtſinnigen Mannes auf! . . .

Lucinde! rief Armgart und wie wenn einer Mutter ihr Kind ins Waſſer ſtürzen will, griff ſie nach dem Brief —

Lucinde gab ihn zurück . . .

Was aber hatte ſie ſchon gethan? . . .

Mit einer einzigen Bewegung des Fingers hatte ſie unter die Klappe des Couverts gegriffen und ſie aufgeriſſen. So gab ſie den Brief an Armgart zurück . . . Es war eine Regung ihrer alten Natur . . .

Für Armgart war das freilich zu viel . . . Geſchah ein Verbrechen, das ſo weit ging, ein fremdes Geheimniß nicht zu ſchonen, ſo mußte es feierlich, wenigſtens erſt mit einem Gebet zu Gott geſchehen . . . Dieſe raſche That lähmte ihr die Sprache . . .

Lucinde lachte darüber . . .

Abſcheuliche! Jetzt erkenn' ich dich! rief endlich Armgart, nur zu einigen Worten ſich ſammelnd . . .

Lucinde konnte nicht aus dem Lachen kommen . . .

Schändliche! Schändliche! . . .

So leſen Sie doch, Kind —

Ich verbitte mir —

Lucinde lachte . . .

Sie verdienen —

Was? Armgart! Einen Kuß! . . .

Nicht Ihre Armgart bin ich . . . Demoiſelle Schwarz! — Halt! Halt! . . .

Sie rief dem Kutſcher . . .

Der Wagen hielt . . . Es war am Eingang in den Witobachgrund . . . Die Mühlen ſchienen eben zu raſten . . . Es war ſtill ringsum . . .

Der Bediente ſprang hinunter und öffnete den Schlag...

Warum haben Sie mir das gethan! lenkte Armgart wieder zum alten gütigen Tone ein und hielt den Schlag zu . . .

Lucinde, verletzt durch das plötzliche Herauskehren der Fräuleinswürde Armgart's, wandte ſich ab und that, als verlöre ſie mit ſolchen Poſſen nur die Zeit . . .

Ich ſehe es zu gut, ſagte Armgart weinend, daß Ihr Uebertritt zu unſerm Glauben nur eine Heuchelei war! Ja, Sie ſind eine Schlange, die ſich erſt warm an unſerm Herzen einniſtet und dann das Blut ausſaugt! Darum flieht auch alles vor Ihnen! Und ich, ich laſſe mich bethören! Gerade wie die armen jungen Mädchen auf den Streckbetten damals! Nun fühl' ich wieder den fürchterlichen Stich im Herzen, wie damals, als ich Sie zum erſten male ſah! . . .

Lucinde wandte ſich ab und beachtete ſie nicht mehr . . .

Da der Schlag Armgart's Händen entglitten war und das längere Offenſtehen des Wagens Lucinden veranlaßte, ihren Mantel, wie gegen Froſt, feſter zu ziehen, ſtieg Armgart aus . . .

Beide trennten ſich, als wäre mitten in ihrem ſchönſten Fluſſe eine Melodie durch das Reißen einer Saite unterbrochen worden.

## 23.

Mit ihrem Bündelchen und dem erbrochenen Briefe ſchritt Armgart wie die verſtoßene Hagar dahin . . .

Sie betrat die Gegend Witoberns, wo ſonſt das Waſſer rauſcht, die Räder brauſen, die Sägemühlen kreiſchen, die Mittagszeit alles ſtill gemacht hatte . . . Die Witobach machte hier eine Biegung, die einen alten Gefängnißthurm, jetzt das Hauptwerk des ganzen Mühlenbetriebs, wie auf einer Inſel liegen ließ . . .

Hier und da wurde der Weg durchkreuzt von alten durchbrochenen Mauern und großen Schuppen . . .

Hier alſo wollte der Vater ſeinen künftigen Wirkungskreis eröffnen, hier eine Erfindung des Satans befördern helfen und Papier machen . . . Daß doch auch die Gebetbücher und Breviere des Papiers benöthigt waren, gab Armgart ſchon eine Erkräftigung gegen die ſtrengen Vorwürfe der Frau von Sicking . . . Aber — welch ein räthſelhaftes Weſen allerdings im Papier liegt, ſie fühlte es an dem Briefe, der ihr enthüllen konnte, was und wie Terſchka ihrer Mutter zu ſchreiben wagte . . .

Fernab, ſchon in der erſten Häuſerreihe der Straßen, lag das freundliche Häuschen, wo Hedemann wohnte ... Und ſeit einigen Wochen hatten dort Benno und Thiebold gewohnt, ſie, die ſie aus ihrem Leben ausgelöſcht zu haben glaubte und es doch ſo wenig konnte wie wieder die heutige Erinnerung zeigte ... Es war Mittagszeit ... Sie konnten, wenn ſie beide noch nicht abgereiſt waren, eben beim beſcheidenen Mahl ihres gaſtlichen Freundes ſein ... Wie bewußtlos ſchritt ſie dahin ...

Auf einem der ſchmalen Stege und geländerloſen Brückchen, die hier zu überſchreiten waren, begegneten ihr zwei Bekannte ...

Der buckligе Stammer und Frau Schmeling, die Hebamme ...

Unwillkürlich erſchauderte ſie trotz des demüthigen Grußes, der von beiden ihr zu Theil wurde ... Stammer war im Kirchenbann, auch die Schmeling ſollte hineinkommen ... Auch von Hedemann hörte man, daß ſich zu Oſtern, beim allgemeinen Communiongang, ſein wahrer Kern enthüllen würde ... Die Aeltern Hedemann's waren gleichfalls im Kirchenbann ... Ja ihr eigener Vater galt für einen Freigeiſt, wie die Mutter ... Sie irrte wie am Scheidewege zwiſchen Himmel und Hölle ...

Wie lag das Geſpräch mit Lucinden auf ihrem Herzen ... Was hatte ſie an Anſchauungen und wilden Lebensmaximen vernommen! ... Und ſie fühlte ja auch ſchon lange, daß eine ſeltſame Muſik durch ihre eigene Seele zog, fühlte, daß ſie im Vergleich mit ihrer lichtreinen Paula längſt in immer unheimlichere Schatten trat ... Sie konnte nichts nennen von dem,

was ſie ſo bedrückte . . . Aber ihr erſtes Gefühl war, zu ſagen: Das iſt die Sünde! . . . Und gerade darin lag ihre Angſt, daß in ihr tauſend muthige Stimmen riefen: Was Sünde! Gib dich, wie du mußt! . . . Dies Müſſen war ihr dann wie ein Gezogenwerden ſchon von der Hand des Teufels . . .

Grinſend ſprang der berüchtigte Muſikant zur Seite . . . Auch die Hebamme ſchien betroffen, ſich von dem Stiftsfräulein hier mit Stammer geſehen zu finden . . . Sie knixte und erbot ſich mit ſchneller Zunge zu einer Auskunft, da Armgart nicht wußte, wie ſie aus dieſem Labyrinth der kleinen Kanäle der Witobach herauskommen ſollte . . .

Ich wollte zu Hedemann . . . ſagte ſie . . .

Der iſt eben im Thurm, mein gnädiges Fräulein! Eben ging er die Treppe hinauf . . . Da! . . . Sehen Sie . . . dort die Thür! . . .

Stammer deutete zu dieſen Worten der Schmeling den kürzern Weg an, auf dem Armgart zu dieſem Thurm gelangen konnte . . .

Alles ringsum blieb ſtill . . . So viel Worte hätte man hier ſonſt ohne die lebhafteſte Erhebung der Stimme nicht wechſeln können . . .

Der Thurm mußte bewohnt ſein . . . Eine alte Frau ſtieg von der Außentreppe nieder, in der Hand hielt ſie einige Töpfe . . . Aus einem Verſchlage, an dem Armgart ſtill ſtand, ſah eine Ziege hervor und bohrte mit den Hörnern an der Oeffnung . . . Selbſt darwurde ihr ängſtlich zu Muthe . . . Vollends aber, wert die Frau nach Hedemann fragte und an der Ant- die Alte taub war . . .

Armgart ſtieg nun von ſelbſt einige Stufen höher in die offene Thür . . .

Von hier wieder abwärts gehend, hatte das alte Mauerwerk im Erdgeſchoß eine Küche, in die man hinunterblicken konnte . . . Auf dem Herd unten lagen verglimmende Kohlen . . . Eine enge ſteinerne, abgetretene Treppe führte nach oben hinauf . . . Sollte ſie ſie beſteigen? . . . Sie ſah ſich erſt nach einer Klingel um; die Alte folgte ihr ſchon dicht auf der Ferſe und ſprach nichts und betrachtete ſie nur neugierig . . .

Da wurde Armgart von oben angerufen und begrüßt . . .

Es war Hedemann's Stimme; aber ſie ſah ihn noch nicht . . . Nur die Füße bemerkte ſie . . . Sie mußte erſt durch eine Fallthür den Kopf ſtecken, bis ſie Hedemann von Angeſicht ſehen konnte . . .

Fräulein Armgart, Sie ſind es —? rief er ihr entgegen und reichte ihr die Hand, ſie emporzuziehen . . .

Hier ſind Sie ja wie in einem Gefängniß . . . ſagte ſie . . .

Das war hier auch ehedem ſo etwas! ſagte Hedemann . . . Der Thurm gehörte zur Vogtei . . .

Hedemann ſchien hocherfreut von dieſem Beſuch und ſetzte hinzu:

Aber darum iſt es hier doch ganz angenehm! Kommen Sie nur näher! . . .

Hedemann öffnete ein Gemach, das in der That warm und behaglich war. Zwar waren die Fenſter kaum größer, als Schießſcharten, aber da es ihrer vier waren und ſie ganz hoch lagen, erhellten ſie den Raum, der mit

was er braucht, zu Hause, nämlich sein Schnupftuch. Nun denken Sie sich, wenn ich im Beichtstuhle sitze und höre, wie er oben schnauft und in die Verlegenheit kommt. Was der eigentlich im Kopf hat! Glauben Sie, Herr Tobianus, daß er studirt, wie Sie und mein seliger Mann auch? Nie auch nur die Feder angesetzt und ein Wort aufgeschrieben! Sonnabends auch lieber im Walde gelegen, als da ordentlich drüber nachgedacht, was die Menschen erbaut. Ich weiß nicht, ich bin nicht erbaut von seinen Redensarten. Und Keiner versteht ihn: er spricht nicht für's Herz, auch für den menschlichen Verstand nicht einmal. Es ist gerade so, als wenn er da oben allein steht und mit sich selber spricht. Nein, da kann auch gar kein Christenthum aufkommen, und 's wundert mich nur, wie hier im Dorfe noch nicht Mord und Todtschlag unter die Leute sich verbreitet hat."

Indem war Blasedow näher getreten und wurde von Tobianus auf's Neue über den Aberglauben angezapft. Gertrud, wie eine Spindel, die ihren Trill ausschnurrt, mochte weder aufhören, noch ihre Vorwürfe auch gerade gegen Blasedow richten. Sie sprang demnach von dem Lande auf die Stadt über und sagte: „Wenn doch die Herren vom Consistori ihre eigenen Perücken ausklopfen wollten! Statt daß die Leute auf dem Lande zu viel glauben, sollten sie nur darauf sehen, wie sie in der Stadt schon gar nichts glauben. Die Sittenlosigkeit nimmt überhand und wird von den Obern recht gehegt und gepflegt. Ich hab's meinem Manne gesagt. Ich mag's gar nicht wieder in den Mund nehmen." Dabei wurde sie hochroth, ob vor Zorn oder Scham, weiß man nicht. Sie packte ihre Spargeln zusammen und ließ die Männer allein.

einem in einem Alkoven befindlichen Bett, einem alten Lehnſtuhl, einem Tiſch und einigen Stühlen beſetzt war . . . Taſſen, Gläſer ſtanden auf einer Kommode . . . Es war das Bild einer kleinbürgerlichen Wohnung . . .

Um den Fußboden dieſes Zimmers ſelbſt zu betreten, mußten dann beide innenwärts noch einige Stufen hinunterſteigen . . .

Armgart war glücklich, Hedemann hier eben allein ſprechen zu können . . . Sie warf ihren Muff ab, band den Hut auf, lüftete den Mantel und rückte ſich dem behaglichen halb eiſernen, halb Kachel-Ofen näher, um die Füße zu wärmen . . .

Hedemann begleitete alle dieſe Bewegungen mit den Worten:

Nun, das iſt gut! Das iſt gut! . . .

Was iſt gut, Hedemann? . . .

Daß Sie nicht in Weſterhof bleiben! Heute kommt Ihre Mutter! . . .

Sie wiſſen —? . . . Und der Vater? . . .

Das iſt recht, Sie halten am Vater . . .

An Vater und Mutter! Wie Sie's immer ja ſelbſt ſagten . . .

Aergert dich aber dein Auge, ſo reiß es aus! . . . Mit der Mutter können Sie nicht gehen, ohne den Vater zu kränken . . .

Ich weiß es . . . Und wann kommt der Vater? . . .

Ich denke, jede Stunde . . . Sie ſind ein gutes Kind — In Ihren Jahren gehören Sie dem Vater! . . .

Ich will zu den Clariſſinnen gehen, Hedemann, und dort ſo lange warten, bis mich beide abholen . . .

Da würden Sie den Schleier nehmen müſſen! Daß beide zuſammen kommen, würde lange dauern ...

Nun, dann — dann thäte es ja auch ſo — vor Gott nichts ...

Hedemann wallte über dies Wort auf und ſchien von plötzlichen Gedanken ergriffen ...

Haben Sie ſchon gegeſſen? fragte er ...

Eſſen und Trinken lehnte Armgart ab ...

Kommen Sie hinüber in mein Häuschen ... Benno und Herr de Jonge ſpeiſen heute nicht bei Tangermanns, ſondern gönnen mir die letzte Ehre ... Vielleicht überraſcht uns zum Nachtiſch — der Oberſt ...

Hedemann! ... Ich darf nicht ...

Sie bleiben dann auch gleich drüben ... Bei Ihrem Vater! ... Ja, deſſen Schild und Ehrengarde müſſen Sie nun werden! ...

Sie wiſſen ja ſchon von Lindenwerth, wie ich über alles das denke ...

Der Vater will keine Verſöhnung ...

Ich aber will ſie ...

Läßt ſich ein Mann vorſchreiben? ...

Aber die Mutter ...

Umſtrickt Sie! Auf Weſterhof iſt geſtern das große Loos gezogen! Die Urkunde hat ſich gefunden ... Da mag es hoch hergehen ... Bleiben Sie getroſt bei Ihrem armen gekränkten Vater ...

Hedemann —

Sie ſind jetzt alt? — Sechszehn Jahre — denk' ich ... Warten Sie, ich kann es bis auf die Minute ſagen —

Hedemann nahm ein Buch, das unter den Taſſen und Gläſern lag und an ſeinem Einband ſchon als die Bibel zu erkennen war . . .

Hier ſtehen ſie alle, die zu meiner Familie gehören! . . . Auch Sie gehören dazu . . .

Guter Hedemann! . . . Aber hier kann ich nicht länger bleiben . . .

Sie — bleiben hier . . .

Ich gehe nicht nach Weſterhof zurück . . . Das verſprech' ich . . . Aber ich will ins Kloſter . . .

Ins Kloſter! Was da! Sie bleiben bei Ihrem Vater! Da ſteht auch Buch Sirach: „Bleibe treu dem Freunde in ſeiner Armuth!“ . . .

Armuth? . . .

Arm und reich macht Liebe, Ehre, Anerkennung, Gerechtigkeit . . . Armgart, Sie müſſen jetzt zum Vater halten! Sie müſſen die Netze der Mutter fliehen! Weſterhof ſogar, die Tante, den Onkel, alle, die den Oberſten läſtern . . . Die Rede Ihrer Mutter wird ſüß ſein, gewiß . . . Erſt aber müſſen Sie dem Vater in die Arme fliegen — wie die Tochter Jephtha's, da er die Feinde geſchlagen! Sela! . . . Sechszehn Jahre, drei Monate und ſieben Tage ſind Sie alt! Da ſteht's! . . .

Das kann ich nicht, Hedemann! ſprang Armgart jetzt auf . . . Denn ſie erſchrak vor der ſeltſamen Entſchiedenheit des Mannes . . . Wie könnt Ihr mir rathen, ſo meiner Mutter weh zu thun? . . .

„Der Mann iſt nicht geſchaffen um des Weibes willen!“ ſpricht Paulus — ſondern — doch wohl umgekehrt . . .

Hedemann, adieu! Schickt den Vater zu den Clariſſinnen! Ich folge ihm nur, wenn er mit der Mutter kommt! . . .

Der Rath des Herrn bleibt ewiglich! Sela! . . .

Mit dieſen Worten machte Hedemann einen gewaltigen Schritt auf die vier oder fünf Stufen hinauf, die von der Thür in das kleine Gemach hinunterführten . . .

Was habt Ihr vor? rief Armgart entſetzt und ſprang ihm nach . . .

Und wie Hedemann noch eine Stufe weiter zurückgegangen war, kam ihr die Ahnung, daß er gegen ſie etwas im Schilde führte . . .

Jeſus Marie! rief ſie . . . Ich werde — doch — wieder — gehen können —? . . .

Das hat der Herr gefügt! ſprach Hedemann und hielt ſchon die Thür in der Hand . . .

Hedemann, was? . . . Armgart ſtand ſchreckgelähmt . . .

Nicht wie in Lindenwerth ſind wir hier . . . Nicht wieder wie damals in Nacht und Nebel vor Vater und Mutter entfliehen . . .

Hedemann! . . .

Armgart, die dieſe Wendung ihres Vertrauens nicht für möglich gedacht hatte, ſchrie den Namen ſo laut, daß man ſie auf hundert Schritte weit über die Inſel hinaus hätte hören müſſen . . .

Aber auch im ſelben Augenblick griff Hedemann an eine links hängende Klingel und wie der Zuſammenſturz eines Hauſes ſo brauſend begannen ſofort die Räder der Mühlen ihre kreiſenden Bewegungen, die ſchrillen Töne der Sägen durchſchnitten die Luft, das Wehr,

das gestaut gewesen, entsandte seine Donnertöne . . . Seine eigenen Gedanken begriff man nicht, viel weniger hörte man ein eigenes Wort oder das eines andern . . .

Wie von einem Taumel überfallen schwankte Armgart zurück und ehe sie sich noch in den schrecklichen Augenblick gefunden und sich mit beiden Händen wie zum Angriff auf Hedemann gerüstet hatte, war dieser verschwunden . . .

Nun stürzte sie die Stufen hinauf und rüttelte an der Thür . . . Sie schlug wider sie mit beiden geballten Fäusten . . . Die Thür war eisenbeschlagen und eisenfest . . . Sie suchte einen Griff, einen Riegel, um zu rütteln — selbst diese fehlten, die Thür war von innen nur durch einen Schlüssel zu öffnen und dieser war abgezogen . . . Mit der Behendigkeit eines flüchtigen Wilds sprang sie die Stufen wieder hinunter, riß einen der Stühle an die hoch gelegenen kleinen, kaum einen Fuß breiten Fenster, griff hinauf, um eines, das nach außen vergittert war, zu öffnen — vergebens, von den Fenstern war gerade dies nicht zu öffnen — Sie sprang hinunter, rückte den Tisch an die Wand, kletterte hinauf, suchte ein anderes Fenster zu öffnen . . . Dies gelang . . . Sie schrie hinunter ins Freie: Hülfe! Hülfe . . . Der Ruf verhallte in dem Lärm des Mühlenwerks und des Wehrs ohnmächtig wie das Summen eines Käfers . . . Kein Haus lag gegenüber, kein Weg führte daher . . . Sie konnte rufen und rufen und erschöpfte nur die Kraft ihrer Stimme und den letzten Rest des Muthes, den sie dem so rasch ausgeführten Entschluß entgegensetzen konnte . . .

Schon dachte ſie: Es iſt ein Scherz von ihm . . . Er wird wiederkommen . . .

Aber wenn er mit dem Vater käme? Wenn mein Gelübde — vereitelt wäre! . . . .

Als ſie das Fenſter der hereinſtrömenden Kälte wegen zugeworfen hatte, wieder niedergeſtiegen war, immer von dem betäubenden Geräuſch begleitet, ſank ſie auf den Lehnſtuhl nieder und ließ verzweifelnd die Hände zuſammengefalten auf ihrem Schooſe liegen . . . Blaſſer und matter neigte ſich ihr Haupt . . . Der Hut entfiel ihr . . . Sie lag in Betäubung . . . Von dem dumpfſten Schmerze der Seele ebenſo gefoltert, wie von dem grauenhaften, ihrer Stimmung hohnſprechenden Getöſe um ſie her . . .

Das hatte ſie nicht für möglich gehalten! Hedemann's Gefangene war ſie . . . Aus ſeinen Bitten, die ihr noch von den letzten Augenblicken an der Maximinuskapelle im Ohr klangen, waren Befehle geworden . . . Sie konnte erwarten, daß nur ihr Vater ſie hier befreien würde . . . Jetzt hätte ſie aus dem Fenſter nach Benno und Thiebold rufen mögen . . . Was half es . . . Nichts war von ihrem Ruf zu hören . . . Ihre Thränen brachen hervor . . . Sie, die ſich ſelbſt gefangen ſetzen konnte, tagelang, ſie konnte es nicht von andern ſein . . . Sie wollte aufſpringen, wider die Wände rennen . . . Ihre Muskeln hatten keine Kraft mehr, ihren Willen auszuführen . . . Und was ſie dann auch that, nichts ging ja helfend an gegen die Gleichmäßigkeit des Rauſchens und Rollens und Donnerns um ſie her . . .

Dazu dann endlich noch der Brief, der geöffnete, der vor ihr auf dem Tiſche lag! . . .

Sie ſah ihn lange mit der innern Ermuthigung an, wenigſtens den zu leſen und dadurch in eine vorherrſchende, wenn auch ſchmerzlich zerſtreuende Stimmung zu kommen . . . Jetzt aber überfiel ſie plötzlich wieder ein Rettungsgedanke; ſie ſprang auf und lief an die Klingel, um dieſe zu ziehen und vielleicht auf einen Augenblick ſo die Räder zum Stehen zu bringen . . .

Sie zog ſo gewaltſam, daß ſie den Draht in der Hand behielt . . .

Die Räder gingen fort und fort und die ſtürzenden Wellen des Wehrs rauſchten und rauſchten nach wie vor . . .

Nun ſaß ſie wie vernichtet und wie ausgelöſcht aus dem Leben . . .

Allmählich entquollen ihr Thränen . . .

Sie ſah ſich geſtraft für eine Menge Sünden, die wie in langen trauervollen Bildern an ihrem Innern vorüberzogen . . . Sie ſah ſich geſtraft von Gott ſelbſt . . . Die Bibel lag vor ihr, ein Buch, das ſie wenig kannte, ein Buch, das ihre geliebte Kirche nicht empfiehlt . . . Heremann hatte zwiſchen manche Seite Papierſtreifen gelegt, manche Stelle unterſtrichen. Epheſer 6, 1: „Gehorſam ſeid, ihr Kinder, euern Aeltern!“ . . . Und wie, wenn ſie eine Antwort geſucht hätte auf die Frage der Verzweiflung: Aber hab' ich denn nicht ein Gelübde gethan? ſo fand ſie an einer andern Stelle, 1 Samuelis 15, 22, die Worte unterſtrichen: „Gehorſam iſt beſſer, denn Opfer.“ . . .

Aus ihren Träumen weckte ſie — nur das rauſchende Rad und die Woge . . .

Ganz allein und vergeſſen war ſie darum nicht . . . Sie bemerkte eine halbe Stunde ſpäter ein näher kommendes Geräuſch . . . Es kam aus dem Ofen, der von außen geheizt wurde . . .

Legte man noch Holz an? . . .

Bald bemerkte ſie einen vom Ofen herkommenden Speiſegeruch . . .

Sie ging hin und ſah in der warmen Röhre ein ſtarkes Brett mit einer Schüſſel Suppe, mit Brot, Rindfleiſch, Erdäpfeln und Braten . . . Das war wie hingezaubert . . . Die Speiſen kamen von außen herein . . . Sie überſah den Ofen, der nur zur Hälfte im Zimmer ſtand und von der andern Hälfte aus eine Klappe hatte, durch die man einen hier Eingeſchloſſenen verköſtigen konnte, ohne daß man eintrat . . . Sie ſah von ihrem Alkoven aus noch einen kleinen Raum, wo ſich ſogar Geräthſchaften zur Reinlichkeit befanden; ſelbſt einen Verſchlag, den ſie raſch wieder ſchloß . . . Der Thurm war für einen längern Aufenthalt eines hier oben völlig Iſolirten eingerichtet . . .

Gefangen! ſeufzte ſie wieder und ſtellte die einfachen Geſchirre auf den Tiſch und unterſuchte die Klappe im Ofen, die von ihrer Seite aus ſich nicht in Bewegung ſetzen ließ . . .

Das wird dir wol vom Abſchiedsmahl Benno's und Thiebold's geſchickt! . . . Wenn ſie wüßten, für wen dieſe Reſte beſtimmt waren! . . . Hedemann, mein Kerkermeiſter, wird ihnen kein Wort davon ſagen . . .

Beim Umblick in dem kleinen Raum bemerkte ſie immer mehr Dinge, die ſowol einem längern Aufenthalt wie zur Befriedigung nächſter Bedürfniſſe dienen konnten . . . Auch Waſſer ſtand da, trinkbares . . . Das Zimmer gehörte ohne Zweifel dann und wann einem der erſten Beiſtände Hedemann's bei ſeinem Geſchäft; jetzt fanden ſich nirgends Spuren eines eben darauf angewieſenen Bewohners . . .

Sie aß nun einige Löffel von der Suppe und ſtellte den Reſt der Speiſen zurück . . . Später nahm ſie ihn doch. Die Natur machte ihre Rechte geltend . . .

Sie hätte ſich ſchon zu fügen angefangen, wäre ſie nur nicht ſo gefoltert worden von dem Rauſchen der Räder . . . Das war doch, als rollte ſo ihr eigenes Leben um . . . Nun, dachte ſie, geht Terſchka aufs Schloß, die Mutter iſt vielleicht ſchon da, die Geheimniſſe dieſes Briefes enthüllen ſich, dein Liebesopfer verwirft das Schickſal, der Traum der Legenden iſt im Leben unmöglich . . .

Wieder weinte ſie . . . und bald vor Zorn . . . Sie ſchwur, das Aeußerſte daranzuſetzen, ins Freie zu kommen . . .

Sie unterſuchte wieder Thür, Wände, Fenſter, den Ofen . . . Die verbindende Platte war von Eiſen . . . Dann hoffte ſie auf den Abend, auf den Stillſtand der Räder, auf die Kraft ihrer jugendlichen Stimme . . .

Nein, die Nacht läßt er dich nicht hier! ſagte ſie . . .

In ihrem wilderregten Innern jagte ſich Bild auf Bild. Bei allem verweilte ſie, bei Lucinde, bei Bonaventura, bei Paula . . . Zum Bilde Paula's vor ihrer

Seele erhob ſie die Hände in die Höhe und betete: Schließt ſich dein Auge, Freundin, ſo frage deine Engel, wo ich weile! Man wird mich doch vermiſſen, man wird mich doch ſuchen; du wirſt ſagen, wo ſie mich gefangen halten! . . .

Nun weinte ſie um die Verzweiflung derer, die nicht wiſſen würden, wo ſie geblieben . . .

Wieder blätterte ſie in der Bibel . . . Sie bedurfte dieſer Zerſtreuung auch deshalb, um des Briefs nicht zu gedenken, der ſie magiſch anzog . . . Sie hatte ihn in ihren Hut und auf das Bett gelegt . . . Noch konnte ſie ſich nicht entſchließen, ſich für ihre Sachen der Riegelhaken zu bedienen, die ſich rings an den Wänden befanden . . .

In der Bibel fand ſie alle die Geſchichten am Urquell wieder, die ihr aus ihrem Jugendunterricht ſo lieb waren, die Erzählungen des Alten und Neuen Bundes . . . Und ſie forſchte nach Aehnlichkeiten ihrer Lage . . . Sie verweilte bei Joſeph's Liebe zu ſeinem Vater, bei Abſalon's wildem Trotz, bei den Söhnen Eli's und deren ſtrafendem Ende . . .

Glocken hörte ſie vor dem Lärm nicht ſchlagen . . . Schon kam aber der Abend . . .

Wenn nun ihr Vater hereintrat, was würde ſie ihm ſagen! . . . Die Kraft, ihn zu begrüßen mit dem Wort: Du Grauſamer, du haſt mich um die Wonne des Heiligſten gebracht! hatte ſie nicht mehr und ſtiller und immer ſtiller wurd' es in ihr bei dem Gedanken: Hätteſt du wol das Aeußerſte gewagt und Terſchka's Arm ergriffen und dich vor den Augen der Mutter für ihn bekannt? . . .

„Sie meint," ſagte Blaſedow mit lächelnder, ruhiger Miene, „ſie meint die Verführung, welche von den Friſeurs in der Stadt ausgeht." „Von den Friſeurs?" fragte Tobianus.

„Ja," fuhr Blaſedow fort, „dieſe Leute haben ſeit einiger Zeit angefangen, ſtatt der alten Haubenſtöcke und Klötze, auf welchen ſie ihre haarkräusleriſchen Studien machen, ſich den ſchönen Künſten anzuſchließen. Ihre Aushänge-Fenſter pflegen oft Köpfe zu enthalten, die mit nicht geringer Kunſt aus Wachs boſſirt oder gegoſſen ſind. Sowohl an den Herren- als Damenköpfen nimmt Gertrud Anſtand oder vielmehr, ſie vermißt an ihnen den Anſtand. Ich geſtehe ſelbſt, daß dieſe nackten Bruſt-Partien, dieſe Turbane und Lockentouren für Knaben von lebhafter Einbildungskraft, für Knaben, die ſich jene Geſchöpfe, die ſich . . . . . Kurz, meine Frau iſt ein Narr. Sie will die Sitten des Jahrhunderts durch die Unterdrückung der Friſeurskörfe wieder herſtellen, ſie ſieht, ſo oft ſie in die Stadt geht, in dieſen ſchmachtenden Wachsaugen das größte Aergerniß ihrer Zeit. Auch die Herrenköpfe mit den wilden unternehmenden Backenbärten, der entblößten Bruſt, der Titus-Friſur, auch dieſe, ſagt ſie, ſtiegen den jungen Mädchen in den Kopf, wenn ſie aus der Schule kämen und Alles begaffen, was ihnen in den Weg kommt. Es iſt bei ihr dieſe Ueberzeugung ein Fanatismus geworden, der an die Zeiten der Bilderſtürmer erinnert; nur daß dieſe gegen die gemalten Tugenden, Gertrud aber gegen das gemalte Laſter ihre Hand ausſtreckt."

Tobianus war eine ſo beſchränkte Natur, daß er nicht wußte, ob er lachen durfte. Doch that er's im Vertrauen auf die ironiſche Miene ſeines Collegen. Die Akazien waren gerade in der Blüthe, die Blumen rings würzten den blauen

Sie hatte ſich ausgemalt, das im entſcheidenden Augenblick thun zu wollen, die Angehörigen zu Zeugen ſeiner Werbung zu machen und die Aeltern ſo zu überraſchen; die Mutter, wenn ſie Terſchka liebte; den Vater, wenn er davon eine Ahnung hätte . . .

Ein Licht ſtand auf der Kommode und ein Feuerzeug . . .

Es war nur Ein Licht . . . Es konnte nicht zu lange brennen und ſie rechnete darauf, nicht zu ſchlafen und die Nacht an ihre Befreiung zu gehen und, wenn die Mühlen endlich innehalten würden, ihren Hülferuf zu erneuern . . .

So verging die Zeit . . . Sie zündete endlich das Licht an . . . Es wurde ihr zu geſpenſtiſch einſam, zu ſchauerlich ringsum . . . Sie hörte und ſah im Geiſt, wie man auf Weſterhof ſie ſuchte, wie man nach dem Stift ſchickte und wie die Mutter ſich in gleicher Lage befinden würde, wie damals, als man ſie ebenſo in Lindenwerth nicht fand . . . Sie gedachte der Geiſtertheorie des Onkels . . . Sie hätte auf irgendeine Weiſe, um an ſich zu erinnern, auf Weſterhof ſpuken mögen, durch Anklingen an eine Taſſe oder ein Aufklinken der Thüre . . . Sie wußte, man brauchte nur ganz feſt und beſtimmt an jemand zu denken und davon erſchiene man ihm . . . Sie dachte ſich, Paula verſinkt in Schlummer, Bonaventura's Berührung bringt ſie in den Hochſchlaf und ſie ſagt: Armgart ſitzt hinter Schloß und Riegel im witeborner Mühlenthurm! . . .

In ſolchen Zuſtänden läuft es im Menſchen hin, wie uns plötzlich eine Maus erſchrecken kann im wohnlichſten

Zimmer — wie uns eine Katze begegnet im lachendſten Blumenfelde. Sachen fielen ihr ein, lächerliche, als ſollte ſie wahnſinnig werden; zwei Groſchen Schulden, die ſie noch an eine Mitpenſionärin in Lindenwerth zu bezahlen vergeſſen hatte; eine wundervolle purpurrothe Schleife, die ſie an einem Morgenhäubchen der Frau Fuld auf der Veranda in Druſenheim bewundert hatte; ein Bändchen, das neulich dem Pfarrer Müllenhoff während der Meſſe am Halſe hervorguckte; hundert kleine verworrene Thatſachen blitzten auf wie tot bisher in ihr aufgeſpeichert und machten Lucindens Theorie wahr, derzufolge im Menſchen der Stoff zu tauſend Propheten ſtäke, wenn nur eine Hand da wäre, die die Thore des in ihm verſenkten Wiſſens ohne ſeinen Willen aufſchlöſſe . . . Und als ſie Benno's und Thiebold's gedachte, ſtieß ſie dumpf die Worte aus: Gott! Gott! Laß mir die Sinne! . . .

Dann ſprach ſie ihr Gelübde noch einmal und bat die Gottesmutter, ihr zur Erfüllung deſſelben beizuſtehen. Sie wandte ſich an die vierzehn Nothhelfer, jedem derſelben nach ſeiner beſondern Kraft ihre Bitte um Beiſtand vertragend. Die Angerufenen ſtanden vor ihr, jeder mit dem Marterwerkzeuge, das ihm die Ehre der Heiligkeit gegeben. So gewohnt war ſie die Litanei: O du gnadenreiche Mutter, du heiliger Joſeph, du heiliger Michael und ihr andern lieben Engelein und Erzengelein! daß ihr die Bibel, nach der ſie griff, wie ein fremdartiges Buch erſchien. Sie gab ihr gleichſam nur das einfache Brot, ihr gewohntes Brevier eine viel ſüßere Koſt . . .

ſchof! ſagte der Vater. Er wollte doch heute in der Frühe wiederkommen ... Ja, wir glaubten erſt, du wärſt bei den Clariſſinnen! Terſchka wollte es behaupten und ſagte, ſie verbärgen dich dort ... Hedemann geſtand noch nichts ...

Erſt heute früh geſtand er's, Kind ...

Als du kamſt? ... fragte ſie ...

Ja, Armgart, als ich — Ich kam zuerſt ... Zum Vater ... Sieh mir ins Auge, Seelenkind! ...

Armgart hielt die Hände beider Aeltern und ſah dabei noch immer nach rechts und nach links ...

Wann ſagte es denn Hedemann? — ſtammelte ſie, ungewiß noch über alles und mit liebenden Augen die Kälte ihres Fragens mildernd ...

Wo du warſt? fiel der Vater ein. Da ſagte er es, als er ſah, daß du in unſern Herzen wohnſt! Liebes Kind! Deine Mutter brachte mir durch ihr Anklopfen an meine Thür Lebensmuth, Stolz, Erhebung ... Sie hörte, daß ſie mich ſo heftig in Weſterhof anklagten ... Sie hörte von meinen Abſichten auf Witoborn ... Sie war überraſcht davon und vertheidigte meine Auffaſſungen der Zeit und des Berufs und meine Denkweiſe ... Sie hatte ſich meiner Perſon entwöhnt und machte plötzlich einen ganz andern Menſchen aus mir, als ich bin ... ja ſie hatte ſich — ſollte man's glauben — in meinen ſchlimmen Ruf verliebt ...

Ulrich! fiel die Mutter ein ... Sie iſt zu jung, um zu verſtehen was über alles, alles im Leben geht und warum es heißt: „Im Anfang war das Wort!"

Armgart widerſprach nicht ... In ihrer Seele

klangen die Evangelien und die Stimmen aus der Bibel nach . . .

Sie begriff — wenn auch mit tiefem Bangen — daß die Aeltern ſich durch die Verwandtſchaft ihres Denkens, durch die gleiche Richtung des Willens, durch den Muth ihrer Ueberzeugungen wiedergefunden hatten . . .

Doch ließen beide ihr den Ruhm, daß ſie, ſie allein die letzte Entſcheidung gegeben . . . Monika war ja in der That zum Oberſten mit den Worten eingetreten: Suchen wir doch zuſammen unſer verlornes Kind! . . .

Da Armgart ſo oft ſchwieg, ſo tief verſunken blieb in ihre ſtille Welt des Glücks und des noch immer nicht recht befeſtigten Glaubens an dies Glück, ſo hielten ſie allmählich die Aeltern für weniger geiſtesreif, als ſie ihnen geſchildert worden. Sie beruhigten ſich leicht darüber und ſprachen mit ihr von der Gegend, vom Brand, von Paula, von der Erbſchaft, von den Bewohnern des Schloſſes Weſterhof, von Bonaventura von Aſſelyn, der, wie Monika ſagte, für den aufs Neue erkrankten Pfarrer die kirchlichen Handlungen verrichten helfe und ſchon für die nächſten Tage nach der Reſidenz des Kirchenfürſten zurückgerufen wäre . . . Armgart gab klug und verſtändig ihre Erläuterungen und ſchon erfreute ſie die Aeltern durch kleine Anflüge ihres Humors . . . Harmlos ergingen ſich die Aeltern in ihren Urtheilen über die Zeit und die Welt . . . Was die Mutter von Paula berichtete, waren Zweifel an ihrer Seherkraft. Doch ſie wurden milde vorgetragen und verriethen vor Armgart's Freundin Achtung. Die Mutter hatte nicht, wie Lucinde, Freude an ihren Verneinungen . . .

Das Erſtaunen, die Ueberraſchung, der Triumph, der die drei Ankömmlinge dann auf dem Schloſſe empfing, waren unverſtellt und bei Allen ſchon um Armgart's, des wiedergefundenen Flüchtlings willen, der allerfreudigſte . . .

Benigna, die um Armgart's Schickſal, um Monika's plötzliche Parteinahme für ihren Gatten in heftigſter Erregung zurückgeblieben war, vergoß Thränen, unaufhaltſam . . . Onkel Levinus ſetzte ſich die engliſche Militärmütze mit den goldenen Treſſen auf und vergaß alle Anklagen über Standesetikette und Standesrückſichten, die Monika ſchon beinahe geſtern von dannen getrieben hatten . . . Auch wol jetzt noch ſpottete er über den Papiermüller, maß ſich aber doch mit ihm an der Thür, wo ſie einſt vor dreißig Jahren ſich in ihrem Wuchſe gemeſſen hatten und richtig den Strich noch fanden — nur daß Levinus damals der größere, jetzt der kleinere war und Ulrich rief: Gewachſen bin ich doch wahrhaftig nicht! . . . Nun dann bin Ich — zuſammengekrochen! geſtand Levinus und lachte nun Paula entgegen, die die wiederentdeckte Armgart an ihr Herz zog und vor Ulrich, Armgart's vielbeſprochenem Vater, in Verlegenheit ſtand wie mit Roſen überhaucht . . .

Terſchka fehlte noch, wurde jedoch erwartet . . . Auch Bonaventura, der noch in Sanct-Libori oder im Stift war . . .

Verſtändigungen, Aufklärungen folgten . . . Die Tante ging ſogar auf einige Ketzergrundſätze ein . . . Sie verwies als einen ſträflichen Aberglauben die Abhängigkeit, in die man ſich von unüberlegt ausgeſprochenen „Gelübden" ſetzte . . . Ja ſie erzählte ſogar, als Terſchka

und Bonaventura immer noch nicht kamen, mit leiſem Kichern eine Geſchichte von Müllenhoff's neuer Krankheit . . . Sie wurde nur halblaut vorgetragen, drang aber doch zu Armgart's Ohr . . . Nachdem hintereinander erſt ein Püppchen, dann ein Kätzchen an des Pfarrers Hausthür wäre ausgeſetzt geweſen, hätte man geſtern in der Frühe ein wirkliches — lebendiges — neugebornes Kind, einen pausbacknen Jungen, hellſchreiend in einem Korb gefunden . . . Was von Urtheilen daran angeknüpft wurde, entging Armgart . . . Sie war in der Stimmung eines Kinds am Weihnachtsabend, wenn die Beſcherung längſt da iſt und der glücklich trunkene Blick noch immer irrt und irrt und erſt noch das Oeffnen der lichterhellten Zimmer zu erwarten ſcheint . . . Sie machte ſich Vorwürfe über ihre der Mutter bewieſene Kälte . . .

Wie beherrſchte aber auch Monika ſchon alles durch ihren Geiſt, durch ihre Ruhe, ihre — Aehnlichkeit mit der Tante und doch ſo ganz ihr Andersſein! . . .

Terſchka blieb aus . . . Und wenn er kam, was dann — was dann? — dachte Armgart . . . Ja, ihr Opfer ſchien ihr in der That nicht vollzogen, das Band, das die Aeltern einigte, nicht feſt genug — Nach ſolchem Briefe! Solcher Sprache! . . . Kam Terſchka, ſie fühlte, daß ſie dann noch, Gott zu Ehren, von einem Felſen ſpringen mußte . . . Sie hätte ihn begrüßt — als den Erwählten ihres Herzens . . . Monika ſtand mit Rührung über Armgart's ſtetes Zurückgezogenſein von ihr . . . Oft auch mit dem Gedanken: Sie iſt noch Kind; ſie bleibt, ſo ſchön und hold ſie iſt, hinter der Erwartung zurück, die man mir von ihr gemacht hatte

. . . Ein trunkenes, blindes Verlorenſein des Muttergefühls in dem wiedergefundenen Schatz ihrer Sehnſucht lag nicht in ihrer Natur, die auch eben deshalb von Paula prüfend genug beobachtet wurde . . .

Immer hieß es dabei: Wo bleibt der Domherr? Wo Terſchka? . . .

Wurde Terſchka's Name genannt, ſo richtete ſich Armgart auf, um ihm ſogleich mit geſchloſſenen Augen und wie mit zum Todesſtoß dargereichter Bruſt entgegenzugehen . . .

Monika blieb ruhig, befriedigt, glücklich . . . Der Domherr hatte ſie geſtern und vorgeſtern vollkommen ſo harmlos begrüßt, als kannte er ſie nicht . . . Er hatte ſo viel natürliche Sorge um das Auffinden Armgart's und die Ausſöhnung mit dem Oberſten verrathen . . . Ihre Philoſophie, die die Reue beſtritt, kannte kein Reuegefühl über ihr „maßloſes Sichgehenlaſſen" im Beichtſtuhl damals, als ſie von einer „zweiten Liebe" geſprochen, nur um die Ehegeſetze der katholiſchen Kirche anzugreifen . . .

Paula bildete auch jetzt noch, wie immer, unter den Anweſenden den Mittelpunkt, ſo wenig ſie dieſe Ehre ſuchte . . . Monika fragte forſchend ihre Schweſter:

Warum iſt ſie — nur ſo unruhig? . . .

Monika hätte eine Offenbarung ihres geheimnißvollen Traumlebens wünſchen mögen . . .

Benigna misverſtand die Frage. Sie glaubte, Monika meinte Armgart . . . Dieſe ſtand am Fenſter und wartete auf Terſchka und wie auf ihr Todesurtheil . . . Sie wollte ihn ſo empfangen, daß alle ſagen mußten: Das iſt ein Paar . . .

Benigna aber hatte, um ſchon wieder zanken zu können, mit dem Eſſen zu thun, zu dem ſchon gerufen wurde ...

Man ging zu Tiſche ...

Schon ſaßen alle, da rollte ein Wagen vor ...

Wol Terſchka? rief der das Hundertſte ins Tauſendſte redende und nun auch ſchon Papier machende Onkel ...

Armgart griff an ihr Herz ... Ihr Vater beobachtete ſie ... Auch die Mutter ...

Ein Diener wollte eben ſagen: Herr von Terſchka hat hinterlaſſen — da meldete man den Domherrn ...

Paula erglühte ...

Und Monika bekam Ahnungen von Bonaventura als dem „Bruder Gottfried" der neuen Hildegard ... Paula's Sehergabe hatte in dieſen drei Tagen, wo der Domherr wenig auf dem Schloſſe war, geſchwiegen ...

Endlich erſchien Bonaventura ... Ernſt und milde, wie immer ... Er grüßte die Neuverbundenen. Er wußte ſchon alles von Hedemann ... Von Witoborn kam er, wo er Armgart hatte ſuchen helfen und den Oberſten begrüßen wollen ... Er beglückwünſchte, mehr mit dem Auge, als mit den Lippen, forſchte den Oberſten nach dem Dechanten aus, verrieth der Frau in Silberlocken nichts, daß er all ihr Herzensleben aus dem Beichtſtuhl kannte ... Mit Armgart ſprach er ſogar ſcherzhaft und drohend ... Aber bei alledem blickte er voll Trauer ...

Reiſen Sie wirklich ſchon morgen? fragte der Oberſt bedauernd ...

Bonaventura beſtätigte ſeine Abreiſe, ſprach von einem Auftrag nach Wien — von einer Erhebung ſogar zum Domkapitular ...

Man beglückwünſchte voll Ueberraſchung . . .

Paula ſenkte die Augen . . .

Monika's Art war kein kleinliches Forſchen; doch bemerkte ſie die Gleichzeitigkeit des trauernden Ja und jener geſenkten Augen . . .

Wie viel Gründe hatte nicht Bonaventura für ſeine Trauer . . . Wie liebevoll und beziehungsreich ſprach er von Benno und vom Dechanten . . .

Als man wiederholt nach Terſchka ſpähte, überraſchte er alle mit dem plötzlichen Worte:

Terſchka? . . . Sie wiſſen — alſo — noch nicht? . . .

Die fragenden Blicke aller richteten ſich zugleich auf ihn zum Zeichen, daß man ohne jede Ahnung war . . .

Armgart hielt krampfhaft die Hand der Mutter und die des Vaters . . . Sie ſaß zwiſchen beiden . . . Beide verſtanden allmählich ihre Aufregung und ſahen die „Liebe" des jugendlichen Herzens . . . Monika mit Schrecken . . .

Herr von Terſchka iſt abgereiſt! fuhr Bonaventura fort . . . Wußten Sie das nicht? . . .

Abgereiſt? So plötzlich? fragten der Onkel und die Tante und ſahen ſich nach den Dienern um, die davon wiſſen mußten . . .

Armgart beobachtete jeden Zug im Antlitz der Mutter und dieſe wieder in ihrem und beide ſaßen zum Tod erſtarrt . . .

Ich wiederhole Ihnen nur, was ich ſoeben in Witoborn aus Jedermanns Munde hörte . . . Herr von Terſchka war geſtern Abend beim Biſchof, heute in aller Frühe ſchon im Kloſter Himmelpfort; dann will man ihn noch im Düſternbrook bei den beiden Eremiten geſehen haben . . . Ein Pferd ſoll er in Witoborn in

den Stall bei „Tangermanns" gestellt haben, das über und über mit Schweiß bedeckt war . . . Dann nahm er Extrapost und ist abgereist . . .

Die Tante klingelte den Dienern, die auch eben kamen und die Speisen hereintrugen . . .

Monika blickte nieder — für sich fühlte sie wie erlöst. Terschka hatte sie auf dem Schloß gestern und vorgestern mit unbesonnener Vertraulichkeit verfolgt, ja in Erwartung, sie hätte seinen Brief erhalten, sogar gewagt, Abends an ihre Thür zu pochen, wo sie sich nur durch die Glocke helfen konnte . . . Seitdem hatte sie ihm nicht mehr Rede gestanden und wies einen zweiten Brief zurück . . . Aber — Armgart . . .?

Von den Dienern erfuhr man, daß Terschka in aller Frühe mit einem großen Koffer nach Witoborn gefahren war; der Wagen war eben jetzt allein zurückgekehrt . . .

Der Onkel, hocherstaunt, fragte:

Aber die Schlüssel seiner Zimmer? . . .

Man übergab die Schlüssel . . .

Daß nach dem Fund der Urkunde Terschka nicht lange hier verweilen würde, hatte man vorausgesehen. Dennoch war diese jähe, abschiedslose Entfernung aus seiner ihm, man sah es gestern und vorgestern, unbehaglich gewordenen Lage zu auffallend . . .

Inzwischen blickten Alle auf Armgart . . . Sie verschlang die Worte aus Bonaventura's Munde . . .

Die Diener waren wieder abwesend . . .

Ohne zu grelle Hervorhebung ließ Bonaventura, wenn auch mit Beben, die Worte fallen:

Sie werden bald vernehmen . . . was ich in Wito-

Himmel, Bienen ſummten in ihren Kelchen, Schmetterlinge ſuchten auf ihren etwas unbeholfenen und ſpielenden Unſterblichkeits-Flügen ſich hier und da einen Ruheplatz. Man muß wiſſen, daß die Vormittage auf dem Lande die Nachmittage, ſelbſt die Abende bei weitem übertreffen. Am Vormittage ruht über der Natur eine ſtille friſche Feier: iſt es, daß man in der Stunde, wo man alle Thätigkeit der Menſchen an der Arbeit weiß, mit größerer Behaglichkeit die müßige Betrachtung der Natur genießt, oder duften und glühen die Farben noch friſcher vom Thaue der Nacht oder ſieht man die Natur ſelbſt in einer ſtillen Thätigkeit begriffen? „Ich habe," ſagte Blaſedow, „öfter das Reizende der Frühe bei dem Landleben faſt immer nur in der Richtung der Sonnenſtrahlen gefunden. Das Ankommen und Heraufſteigen der Sonne theilt ſich allem von ihr gezeitigten Leben mit. Jeder Ton der Natur iſt in jenen Stunden ein anſchwellender, ein ſteigender, jede Pflanze ſtreckt ſich verlangend nach mir aus und lockt mich in den Kreis, wo ſie duftet, wo ſie wenigſtens der Wind hin- und her bewegt. Nach Tiſch ſind wir ſelber in die Vegetation mit hineingeriſſen und fühlen, wie wir dem Organismus der Schöpfung unſern Tribut zollen müſſen. Gegen Abend endlich legt ſich der Schleier der Melancholie und der wehmüthigen Reflexion vor mein Auge. Geht wenn Alles ruht von ſeinen Werken, füll' ich, wie wenig ich that, fühle, was ich thun möchte. Ich bin einſam und möchte mich in ein Meer von Schmerz, Wehmuth und Vergeſſenheit ſtürzen."

Blaſedow ließ ſich auf der Bank unter der Akazie nieder und veredelte durch die poetiſche Würde ſeines Auftretens wenigſtens die Fragen des Tobianus, wenn auch nicht immer beſſer Antworten.

bern ſchon aus Jedermanns Munde erfuhr ... Terſchka iſt ja ſeltſamerweiſe ... nicht in der Lage, jemals — zurückkehren zu können ...

Alle horchten auf ...

Terſchka — war das nicht, was er uns allen erſchien ...

Armgart hatte ſich erhoben ... Jeder erwartete, ſie würde ausrufen: Er iſt vermählt! ...

Bonaventura ſprach leiſe:

Terſchka iſt — ein Prieſter ...

Das Wort des Erſtaunens erſtarb auf aller Lippen ...

Noch mehr, fuhr Bonaventura fort und dämpfte die Stimme — man ſagt es in der Stadt allgemein, er gehört dem Orden — der Geſellſchaft Jeſu an und hat in Rom das vierte Gelübde abgelegt ... Mein Stiefvater — ſcheint — die Geſetze gegen ihn geltend gemacht zu haben, die keinen Jeſuiten im Lande dulden ... Oder — — man vermuthet, daß ſeine Miſſion zu Ende iſt und man ihn ſchleunigſt nach Rom zurückberief ... Nur zurückhaltend ſpricht man von dieſem ſeltſamen Vorfall; doch ſcheint die Nachricht — unwiderleglich zu ſein ...

Es gibt eine magiſche Lichtwirkung, die plötzlich die blühendſten, lebensfriſchеſten Phyſiognomieen in Larven verwandelt ...

So die Wirkung dieſer Mittheilung ...

Was mußte man von Terſchka's Metamorphoſe, was von ſeiner Verbindung mit den Camphauſens in Wien, was von ſeinem Leben hier auf dem Schloſſe denken? ...

Monika, die den Beziehungen Terſchka's zur Familie des Grafen Hugo ſo nahe ſtand, konnte ſich kaum

im Sitzen erhalten . . . Ihre Lippen bebten; ihr Auge rollte; ihre Bruſt hob ſich; ſie hatte einen — Fluch auf der Zunge . . . Das ſahen alle . . .

Ihr Gatte betrachtete ſie mit gleicher Empfindung und maß den Antheil, den er aus ihren Beziehungen zur Mutter des Grafen Hugo vollkommen zu würdigen wußte . . . Er verſtand die Entrüſtung aus gleicher Geſinnung . . .

Dennoch ſtammelte Monika:

Faſt glaub' ich, man muß dem Manne nicht zu ſehr zürnen! . . . Er war vielleicht mehr ein Opfer, als ein Werkzeug! . . .

Mehr konnte ſie nicht ſagen . . . Denn alles war erſchreckt durch Armgart . . .

Dieſe ſtand wie wenn ſie eine Geiſterwelt um ſich ſähe . . . Nicht daß ſich ihr ſofort das Räthſel des Briefs enthüllte, nicht daß ſie ſofort verſtand, wie Terſchka nur gerade dieſe Laſt der Seele hatte abſchütteln, deshalb convertiren wollen . . . ſie ſah nichts, als daß Terſchka für die Mutter aufhörte ein Mann zu ſein, aufhörte, verwirrend und beſtrickend in Frauenſeelen einzugreifen . . . Ein Prieſter! . . . Erlöſt von einer Laſt, die von ihrem Herzen fiel, ſtieß ſie einen lauten Ton der Freude aus. Sie ſtürzte auf die Mutter zu . . . Jetzt erſt, jetzt ſie wiedergewinnend, jetzt ganz an ſie glaubend, nachholend, was ſie an ihr verſäumt hatte, lichtumfloſſen nach ſo langer dunkler Irrung, umarmte ſie die Befremdete ſtürmiſch, küßte ihre Stirn, ihre Lippen, ihre Hände, umfaßte ihren Leib und entfloh aus dem Zimmer . . .

Was iſt dem Mädchen? riefen alle — außer Bonaventura und Paula . . .

Monika verſtand allmählich auch das beharrliche und auffallende Schweigen beider und ſagte, ſich in ihren Vorſtellungen Licht ſuchend:

Welch ein Wahn? . . .

Sie ſah purpurroth vor Bonaventura nieder und gedachte nun beſchämt ihrer Beichte . . .

Die Tante kannte Terſchka's Neigung für ihre Schweſter. Aber ihrer Verlegenheit half die Nachwirkung des Schreckens über Terſchka. Von allem Unangenehmen gleich zur Abwehr geſtimmt, hatte ſie das Bedürfniß des Polterns . . .

Sie iſt eine Närrin! . . . rief ſie Armgart nach . . .

Bald aber ſtockte auch ihre Rede — voll Grauen über die Verſtellungskunſt, deren Zeuge ſie hier einen Winter über geweſen waren . . .

Der Onkel gab ſich offener. Er verweilte mit unausgeſetztem Erſtaunen bei der Mittheilung des Domherrn und fand ſie für die Enthüllung römiſcher Zuſtände außerordentlich . . .

Armgart's Platz blieb leer . . . Man aß und ſuchte in zerſtreuendem Geſpräch Faſſung zu gewinnen . . . Was ſtören und die eben gewonnene Einheit trüben konnte, wurde vermieden . . . Levinus rügte nichts am Bruder, die Tante nichts an ihrer Schweſter . . . Dafür behielten Ulrich und Monika für ſich, was beide tiefſchmerzlich von Rom, ſeinem Bau, ſeinem Bann über die Welt empfanden . . .

Bonaventura und Paula empfanden alles das nicht minder . . .

Dennoch erhielt Onkel Levinus ſcheinbar Recht, als er das Glas erhob und ſprach:

Der Menſch iſt ſo glücklich, wenn er die erſte Summe ſeiner Erſparniſſe zurücklegen und ſagen kann: Das haben wir denn nun — und das Uebrige findet ſich! . . . Halten wir uns an das Glück, das wir ſehen und — mit Händen ſchütteln! . . . Hoffen wir, daß im Schoos der Zukunft mehr, mehr, viel mehr zu unſerer Freude verborgen liegen wird, als wir ahnen! . . .

Darauf klangen auch alle an . . .

Die Tante lachte über das Levinus'ſche Bild von „zurückgelegten Erſparniſſen“ . . .

Plötzlich aber fiel allen Paula's Blick auf . . .

Paula hatte von den Speiſen wenig nehmen mögen . . .

Ihre Erregung mehrte ſich durch die Erwartung der Wiederkehr Armgart's . . .

Sie fragte nach ihr . . . Schon ſeltſam leiſe erklang ihre Stimme . . .

Die Tante kannte dieſen Ton und erhob ſich . . .

Paula blickte ſtarr auf die großen ſilbernen Gefäße, die beim Mahle benutzt wurden . . .

Die Tante rückte eine glänzende Vaſe zurück, in der ſich Paula ſchon wie unbewußt ſpiegelte . . .

Das glänzende Metall übte ſeine Wirkung . . .

Paula begann mit Armgart zu ſprechen, ohne daß dieſe im Zimmer war.

Ende des fünften Buchs.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Der Zauberer von Rom.

Siebenter Band.

Der

# Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Siebenter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1860.

Wie aus einem Traume auffahrend, fragte Blaſedow: „Sind Sie Vater?“

Tobianus verwunderte ſich über die Abweſenheit ſeines Freundes und zeigte bloß lächelnd auf den Hof hinaus, wo Sophie mit den Knaben des Pfarrers die Fahne auf dem Taubenſchlage ſchwenkte und ſich im Pfeifen, ſogar mit zwei Fingern im Munde, übte.

„Ich beklage Sie,“ ſagte Blaſedow: „ein Mädchen iſt eine Blaſe, die ſich ephemer auf der Oberfläche des Lebens bildet und wieder verſchwindet. Ihr Inhalt iſt Luft; ſie glänzt, wenn zufällig die Sonne der Schönheit ſie beſcheint. Ich würde zittern, der Vater eines Mädchens zu ſein, weil es nur der Zufall ſelbſt iſt, den ich neben mir aufwachſen ſähe. Welche Beſtimmung können Sie einem Weibe geben? Geben Sie ihr einen Mann; mehr wünſcht ſie nicht.“

Tobianus war über dieſe Bemerkungen in ſichtbare Unruhe gerathen; er klopfte ſeine Pfeife aus und ſetzte ſich in die Poſitur, welche er immer annahm, wenn es galt, die heißen Ideen von Kleinbethlehem mit ſeinem nüchternen Jordanwaſſer zu begießen. Er hatte ſchon den Gemeinplatz, daß die Mädchenerziehung auf die Kunſt, einen Mann glücklich zu machen, losſteuern müſſe, im Munde, als ihn Blaſedow unterbrach: „Erlauben Sie, Frauen haben zwei Pflichten, und beide ſind ſich nicht ſelten zwei feindliche Brüder. Einmal ſoll ſie einen Mann locken und zweitens ſoll ſie ihn feſſeln. Dasjenige, womit ſie lockt, das gerade iſt oft das, womit ſie ſpäter abſtößt. Was helfen den Frauenzimmern alle feſſelnden Eigenſchaften, wenn ſie noch Niemanden zwiſchen ihren Krallen haben! Was hilft ihnen das ungeheure Verdauungswerkzeug der Klapperſchlangen, wenn ſie jenen Ton

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHENSIS

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen vor.

# Sechstes Buch.

# 1.

Oeſterreich und Wien! . . .

Wer konnte ſonſt beide Namen nennen hören und vernahm nicht ſofort Muſik! . . .

Und wenn dich auch jetzt noch mit Windesflügeln das Dampfroß in einem einzigen Tag von der Elbe an die Donau entführt, ſo grüßen den haltenden Zug mitten auf der Heide, mitten in der Nacht, zwei Stationen vor Ankunft in Wien, Clarinette und Geige . . . Der Sturmwind fegt den Novemberregen an die Fenſter . . . Hinaus blickſt du durch die beſchlagenen Scheiben . . . Nichts, als öde geſpenſtiſche Nacht vor deinem Auge — und doch empfängt dich Jubel und Luſt . . . Seltſames Bild . . . Auf einen Stab geſtützt, am Rand des Erdwalls, ſtarrt ein Schäfer im zottigen Lammfell auf den haltenden Zug . . . Ein Wanderhirt, der aus Ungarn kommt und weiter zieht mit ſeiner nächtlich raſtenden Heerde . . . Die öſterreichiſche Geſchichte . . . Einſame Nachtträume der Völker, ſtill am Weg ſich ſehnend nach Erfüllung . . . Unter lachender Luſt und Freude . . .

Am Donauſtrand — auch da wiſpert es ebenſo — leiſe und leiſe — um die alten Ritterburgen . . . Klage-

laute um versunkene Banner und Kronen . . . Was liegt nicht begraben im feuchten Schoose der Donau! . . . Was könnte sich nicht melden zur Auferstehung unter dem nächtlichen Sternenhimmel, wenn ringsum auf den düstern Bergwänden die Geisterjungfrauen geheimnißvoll ihre Harfen zu schlagen beginnen! . . .

Von Tyrol und Salzburg her, aus den sagenhaften Schluchten des Untersbergs und von den echoreichen grünen Bergseen Steiermarks erschallt die Zither . . .

Die Zither, dies liebliche Instrument, könnte Sancta-Cäcilia statt der Orgel erfunden haben . . .

Du kennst es nur aus dem lampendunstigen und cigarrendurchqualmten Keller der leipziger Messe, kennst es nur aus dem Concert aufgeputzter Jodeltyroler . . . Aber auch da wird die Zither dich gerührt haben — so, daß du den Genius Oesterreichs hättest fragen mögen:

Was lachst du so traurig, was weinst du so froh?

Wenn so rührend die bebende Saite unter kraftvollem Finger ihre Schwingungen austönt . . . Wenn der Ton, immer gebrochen, immer in der Geburt des Halls schon halberstorben und doch, neugefaßt vom kunstgeübten Finger, neubelebt, Riesenfermaten aus lauter kleinen zitternden Tremolos hält . . . Wenn der Ton sich festklammert, gleich einem Knaben, der nicht ruht den höchsten Ast eines Blütenbaums zu erklettern . . . Auf der höchsten Höhe, in die uns die Töne der Alpenzither schwingen können, welch ein Blick dann auf die Thäler der Erde! . . . Deine Jugend siehst du, siehst den grünen Plan deiner Kindheit, athmest im Herzen auch die

reinſte Alpenluft . . . Selbſt unter dem „Soll und Haben“ und dem Strumpf- und langen und kurzen Waarenhandel der leipziger Meſſe in Auerbach's Keller konnteſt du die Thränen nicht zurückhalten, wenn das berühmte Tyrolerquartett — nur nicht ſingt! Das ſchenke ihm die Muſe! — nur die Zither ſchlägt . . . Die Spielerin ſammelt mit dem Notenblatt . . . Im koketten Bruſtlatz, mit dem ſpitzen Hut ein unſchönes Mannweib . . . Aber — ſie ſpielte dir — und ſich auf der Zither — Oeſterreich . . . Sie ſpielte ein Ahnen, Suchen, Sehnen nach unbeſtimmten, dem Land und Volk ſelbſt nicht klaren Zielen . . . Sie ſpielte das Wittern einer Geiſterluft, Morgengrauen ſchönerer Hoffnungen . . . Sie ſpielte die Freude, die ſich ſelbſt nicht vertraut, und ein Leid, das dem Schöpfer zürnen möchte, weil er die Erde bei alledem und alledem — ſo ſchön erſchuf! . .

Muſik iſt der erſte Gruß in Oeſterreich . . .

Auch in Wien . . .

Die große Hauptſtadt iſt erreicht, die bremer echte Havanacigarre glücklich eingeſchmuggelt . . . Der Venusberg geöffnet . . . Tannhäuſer zieht den ſchwarzen Frack an und die gefirnißten Tanzſtiefel und vertanzt ſich das gebrochene Herz . . . Strauß und Lanner! Sie geben ſchon lange Troſt für die „Zerriſſenheit“ ſelbſt im Alpengemüth — ſelbſt für „Weltſchmerz“ im Puſztenſohne . . .

Hört dieſe Tänze! . . . Ein Dämon liegt in ihnen . . .

Wie mit Kirchenglocken fangen ſie an, ſanft und feierlich . . . Das Adagio eines Meßganges . . . Sitt-

ſamer, concordatsmäßiger Niederſchlag der Augen . . . Das führt, denkt man, geradeswegs nach Mariazell und Loretto —! . . .

Plötzlich wirft der kaum geordnete Nonnenzug die Kapuzen ab . . . Nun hüpft die Freude — erſt wie ein Füllen luſtig über den Klee. Erſt nur noch — ein fußtrillerndes Ausſchlagen des Uebermuths . . . Erſt nur Kopfüber der Fröhlichkeit, Humor, der, wie Harlekin Colombinen, neckt, ſpaßelt, thaddädelt — alles ſo, wie ſich nach dem genommenen Ablaßzettel im einleitenden Adagio vergeben läßt . . .

Dann aber wird der Humor zur Selbſtironie . . . Der Walzer cancant, die Grazie tanzt auch hier wie in Paris mit Formen der Epilepſie, die Melodie geht rückwärts, läßt ſich die Augen verbinden, tanzt unter Eiern, ſchiebt einen Karren auf dem Seil zum Thurm hinauf, geht auf beiden Händen, dreht ſich als Kopf überm Rumpf herum und ſagt dem Rücken „guten Tag“! . . .

Halt! ſpringt die Sittenpolizei dazwiſchen . . . Metternich's Cenſur und Moral, die noch in den von uns geſchilderten Tagen regieren, und der Dämon wird raſch wieder ein Kind, das unter Blumen ſpielt, ein Kind, das nur nach Schmetterlingen haſcht oder vor einer Hummel entflieht — aber — welch einer Hummel! . . . Brummelt die ſo ſpaßig, ſo taumlig, ſo torklig . . . Baßgeige, wohin rennſt du? . . . Baßgeige, biſt du betrunken? — Leute, entflieht! Entflieht! . . . Staberl ſpannt ſeinen Regenſchirm auf — haltet doch! Das gibt ja Sturm — Wo führt's dich hin? Zum

„Stuwer?“ . . . Sind das Pot-à-Feu's? Döbler'sche Sträußchen? Sternschnuppen? . . . Wohinaus? . . .

Ins Firmament! Grad' in die Milchstraße, aber von Würsteln und Kringeln behangen . . . In einen Kometenschweif von feurigen Nasen . . . Ein einziger Strohhalm die schwindelnde Brücke, auf der alle Walzenden zugleich über den unermeßlichen Abgrund hinübermüssen . . . Heiliger Nepomuck, jetzt hilf! . . . Sie fassen sich alle an, klammern sich an die Rockschöße . . . Strauß nimmt den Fidibus, steckt noch den Strohhalm über das Weltgebäude hinweg in Brand und nun müssen die Paare hinüber . . . Die Glöckchen, die klingen, die Pickelflöte, die lacht, die Geigen, die quinkeln über den äußersten Steg hinweg . . . Das gibt ein Unglück! . . .

Aber — der Maestro bringt sie alle wohlbehalten in seine Schlußcoda zurück . . . Baß, Trommel, Posaune finden sich in harmonischer Vereinigung bei den letzten Takten wieder zusammen . . . Alles bricht in pyramidalen Jubel, in „Fanatismo“ aus . . . Der taktirende Maestro verbeugt sich gelassen und ruhig, „der Tanz ein Leben“ oder „das Leben ein Tanz“ ist beendet und nebenan — sind die Tische weiß gedeckt für die harmlosesten Bedingungen des irdischen Daseins — „Backhänerln“, „Roßbratein“, „Beflamoths“, „lämmernen Hasen“, „Engländern“ und allen möglichen Nationalgerichten der classischen Küche Oesterreichs . . .

---

So war auch das Gewirr, in das Benno von Asselyn eingetreten . . .

So übertäubt — im Spätherbst, beim Blätterfall und häufigen, noch warmen Regenschauern schon an die bevorstehenden Freuden des Winters erinnert — irrt er durch die Straßen Wiens — verfolgt von bunten Anschlagzetteln, Aufforderungen zu Lust und Freude . . . Eben sehen wir ihn in die stolze Herrengasse treten . . .

Fußgänger umdrängen ihn, Wagen rollen, Rosse sprengen dahin . . . Nur immer Achtung! Ausweichen! Ausweichen! . . . Auch den von den Regenschirmen niedergießenden Fluten . . .

Einige Minuten verlieren wir den trotz seiner Aufregung bleichen jungen Mann mit seinem regenfeuchten, schwarzen Bärtchen, im triefenden, neuerfundenen Macintosh, vor Wirrwarr um sich her und in sich selbst — ohne Regenschirm! — . . .

Aber bald tritt er aus einem hohen, mit Karyatiden geschmückten vornehmen Palast wieder hervor . . .

Er sinnt: Wohin? . . . Auf die Schottenbastei hinaus zur Linken? . . . Auf die Freyung zu meinem guten Chorherrn hinüber, bei dem ich wohne? . . . Zu den Zickeles, an die du empfohlen und für jeden Abend geladen bist? . . . Oder noch in irgendein Theater? . . . Das Burgtheater soll ja — in der Nähe sein . . .

Da ruft ihn der Portier zurück . . .

Verzeihen's! . . . Den Dreimaster lüftend, fragt er: Waren's Herr Baron von Asselyn? . . .

Mein Name! . . .

Benno von Asselyn war schon zweimal unter dem hohen Portal des gräflich Salem-Camphausen'schen Pa-

lais geweſen, hatte ſchon zweimal mit dem Hüter des Eingangs über die Nichtanweſenheit des Grafen geſprochen . . . Dieſe Leute haben nur ein Gedächtniß für empfangene Trinkgelder . . .

Ein Brief für Euer Gnaden vom Herrn Grafen Erlaucht ſollte eben zum Herrn Baron hinübergetragen werden! . . .

Der Brief lag auf dem Sims des kleinen Guckfenſterchens der Portierſtube . . . Benno nahm ihn an ſich . . . In der Auffahrt des Palais brannte hochoben eine etwas düſtere Lampe . . . Der Portier deutete auf ſein Stübchen und ein dort befindliches Licht, das zwar auch keine Millykerze war, aber es reichte hin für die kurze Lectüre . . . Eine Secunde und Benno hatte geleſen, daß ihn Graf Hugo aufs dringendſte morgen zum Frühſtück auf ſeinem Schloſſe Salem erwartete . . .

Der Portier ſah dem ſchlanken jungen Manne jetzt voll Spannung nach und ahnte und vermuthete etwas . . . Die Bedienung eines großen Hauſes hat ein ſcharfes Auge für die innern Angelegenheiten ihrer Herrſchaft . . . Hängt Der mit unſer Aller Schickſal zuſammen? mochte er denken und ſah lange hinter ihm her, ſah, wie der junge Mann davonſchoß und ſo in Gedanken, daß er immer noch nichts vom Regen zu merken ſchien . . .

Benno hatte ſich rechts gewandt, ging, auf die morgende kleine Reiſe geſpannt, und fühlte nun doch wol an ſeinem Hut und den Stiefeln, daß es Zeit war irgendwo unterzutreten . . .

Er ſtand am Burgthor . . .

nicht von ſich zu geben wiſſen, welcher die Männer lockt, blindlings in ihr Verderben zu rennen! Nun ſorgen Sie einmal blos für das Solide, und ſagen Sie ſich dann, wenn die Zeit der Blüthe und der Reife eingetreten iſt, ob Sie mit dem Soliden gerade ſo weit gekommen ſind, daß Sie eine Laſt weniger auf dem Halſe haben!"

„Mädchen brauchen nur Geld und eine glatte Schürze," fiel Tobianus ein.

„Geld" — ſprach Blaſedow gedehnt; — „Geld, Sie haben Geld, Tobianus: wenn Ihre Tochter mit dieſem Leim einſt auf den Vogelſtrich gehen wird, dann kann es nicht fehlen. Allein dann wird die Noth immer eine umgekehrte werden. Dann liegt die Wahl in ihrem Schoße. Jetzt ſoll das Mädchen Verſtand haben. Gut, ſie hat ihn, ſie wählt den Solideſten; gut, das iſt dann ein Duckmäuſer, ein Accurateſſenmeiſter, der ſich des Morgens den ganzen Leib mit kaltem Waſſer waſcht, der nicht zu raſch ißt, um beſſer genießen und beſſer verdauen zu können; ein Frühaufſteher von der unerträglichen Sorte, der nur deßhalb ſo viel Zeit gewinnen will, weil er viel Zeit braucht, ſeiner Umſtändlichkeit wegen. Ihre Tochter wird des Mannes überdrüſſig werden. Sie wird ihre Angel nach Hülfe auswerfen, ihre ſchmachtenden, waſſerziehenden Blicke werden verſtanden werden. Sie wird erſt mit ihren Leidenſchaften in Brand geſteckt und dann von dem Nachbar, der das Feuer anſteckte, aus dem Unglück gerettet werden, mit fliegendem Haar, nur die Dormeuſe auf, und in deſſen Armen zum Leben wieder erwachend! Ihr Retter wird bald auch ihr Ritter ſein."

Hätte Gertrud die Gewohnheit gehabt, Eierkuchen ohne Schnittlauch zu backen, ſo würde dieſe Schilderung einer ſich

Da las er an einer vom Thor geschützten Wand:

„K. K. Hofburgtheater."

„Hamlet, Prinz von Dänemark."

Er trat in das nahe kaiserliche Theater . . .

Ein labyrinthisches, von kleinen Winkelgängen durchkreuztes Gebäude nahm ihn auf . . . Schwer fand er sich zurecht bis zur „Kassa" . . . Noch war diese offen, aber kein Billet mehr zu haben . . . In Oesterreich gewöhnt man sich — mit Unrecht — nur an diejenigen Unmöglichkeiten zu glauben, die sich auch dem Klang des Silbers gegenüber nicht wegräumen lassen . . . Benno's Zweifel fanden kein Gehör. Er verließ ohne Billet die „Kassa" und verwickelte sich in den Gängen . . .

Ein gefälliger Herr, der sich verspätet zu haben schien und hinter ihm herging, wies ihn zurecht . . . Der Ausgänge schien es mehrere zu geben . . . Der freundliche Herr ließ es sogar geschehen, daß Benno in eine Wachtstube gerieth, die ganz den bekannten Kasernenduft hatte . . . Grenadiere spielten hier Karten und dennoch huschten Damen in eleganten Kleidern hindurch, ja Benno stand sogar plötzlich zweien Gestalten gegenüber, die jedenfalls zu dem Gefolge des Königs Claudius von Dänemark auf der Bühne gehörten . . .

Der fremde Herr sah Benno's Erstaunen und sagte zu ihm lächelnd:

Ei, Sie sind fremd, mein Herr? . . .

Schon zog er die Dose gegen den Wachtstubengeruch . . .

Nicht wahr, das erinnert Sie an eine Dorfkomödie?

fuhr er fort. Aber es thut mir leid, daß Sie vielleicht mit dieſem Eindruck weiter reiſen! Sie haben kein Billet bekommen . . . Wenn ich Ihnen einen Platz in meiner Loge — Bitte . . . In allem Ernſt . . . Meine Loge liegt zwar nur im dritten Stock . . . Deſpectirlich iſt das aber keineswegs, lieber Herr! . . . Ohne Spaß . . . ich mache mir ſehr ein Vergnügen daraus . . . Kommen Sie nur! . . .

Das gemüthliche Air des feinen Herrn war ſo einnehmend, daß Benno in der That nach einigem Zögern, aber auch fernerem Zureden folgte . . .

Ich gehe voran! ſagte ſein Führer und plauderte im Gehen:

Nicht wahr, Sie denken hier an eine mögliche Feuersbrunſt? . . .

Er deutete auf die Enge der Logentreppen . . . Man ging in die Stockwerke hinauf, wie auf einer Wendeltreppe zu einem Thurm. Im ſeltſamen Contraſt zu dieſer Aermlichkeit ſtanden die reichgallonirten Diener mit ihren Servirbrettern, auf denen ſie „Gfrornes“ trugen . . .

Benno entſchuldigte ſich unausgeſetzt über ſeine Dreiſtigkeit und ſchüttelte ſeinen Hut und ſeinen Macintoſh . . .

Im Gegentheil! erwiderte ſein freundlicher Protector und ordnete inzwiſchen gleichfalls ſeine Toilette und mit einem Kämmchen ſein weißes, krauſes Haar . . . Die Dreiſtigkeit iſt auf meiner Seite . . . Sehen Sie nur, jetzt muß ich Sie auf meine beiden Plätze ſogar durchs Paradies führen . . . Aber zur Linken haben wir dennoch einen kaiſerlichen Hofrath und zur Rechten einen Millionär von der haute finance . . . Die Logen ſind

bis in den Kronenleuchter hin schon auf Jahre voraus gesucht ... Und wie ist das heute überfüllt ... Immer so bei denen classischen Stücken jetzt und besonders wann im Kärthnerthor eine durchgefallene deutsche Oper wiederholt wird ...

Durch die dichtgedrängte Galerie machte der Logenschließer dem gesprächig satyrischen Herrn Platz und nahm den nassen Macintosh, unter dem Benno sich glücklicherweise im Salonfrack befand ... Fast in der Nähe des Kronleuchters lag allerdings die Loge des freundlichen Führers ... Die Ränge waren eben nicht zu stark besetzt ... Desto voller war es unten ... Kopf an Kopf in einem langen düstern Saale, dessen Bauart mehr zum Hören, als Sehen des auf einer schmalen Scene Dargestellten bestimmt schien ... Eben sprach der Darsteller des Hamlet eine der längern wirksamen Reden in melodischem Tonfall, mit ebenso viel Kraft wie Anmuth ... Befangen suchte sich Benno in seine so schnell und überraschend ihm gekommene Situation zu finden ... Sehen konnte er allerdings vom Spiel so gut wie nichts ... Er mußte sich an die Worte halten und an seines Begleiters Erläuterungen, die von einem: Guten Abend! hier, von einem: Küß' die Hand! dorthin unterbrochen wurden ...

Die Beschwörungsscene war im Gange ... „Schwört auf mein Schwert!" sprach Hamlet, der mit hinreißendem, vielleicht zu vielem Feuer gespielt wurde ...

Im Saal war alles todtenstill ... Man hörte das dumpf aus der Erde kommende: „Schwört!" des Geistes ... Alles das hinderte aber ebenso wenig den

Protector Benno's wie die Umgebungen immerfort dazwiſchen leiſe zu kritiſiren und zu „plauſchen“ . . .

Schau, ſchau! ſagte erſterer. Das ſchreibt ſich gewiß unſer Herr Profeſſor da auf . . . „Schwört auf mein Schwert!“ . . . Nicht wahr, lieber Profeſſor, das iſt für ein italieniſches Ohr rein kalmückiſch? . . . „Schwört auf mein Schwert!“ . . . Ich muß aber auch ſagen, was der Deinhardſtein da wieder für eine Ueberſetzung genommen hat . . . Oder ſoll's ausdrücklich ein Wortwitz à la Sa — Ei guten Abend, Reſi! . . . Ei, küß' die Hand! . . . Wie kommt denn heute der Profeſſor in Ihre Begleitung — Protegirt er auch den Herrn — Wie heißt der neue Debutant, den die Kaiſerin protegirt? . . . Kein Zettel da? . . . Die Unordnung in denen Logen greift immer mehr um ſich! . . . Warum iſt kein Zettel da? . . .

Für Benno mußten dieſe Abſprünge des Tons vom zarteſten Gemüth bis zur ſchärfſten Ironie, jetzt an den Logenſchließer zur entſchiedenſten Grobheit, höchſt charakteriſtiſch ſein . . . In einem und demſelben „Geplauſch“ wurde der Logenſchließer geputzt, ein junges, heiteres Mädchen, das vor ihm ſaß, angeredet, eine höchſt ſteife, lange Figur, in einer weißen Halsbinde neben ihr ironiſirt, der fremde junge Mann unterrichtet, die Darſtellung beurtheilt, alles mit derſelben Lebhaftigkeit und den leichteſten Uebergängen eines Seelenzuſtandes in den andern. Bald Gefrierpunkt der Kritik, bald Siedepunkt des Enthuſiasmus . . . Dazu noch die Doſe gezogen und geſchnupft und Benno nach dem wievielten Tag ſeines Aufenthalts gefragt, auch auf die Theuerung

Wiens aufmerksam gemacht und bei alledem auch noch eine bedeutende Persönlichkeit in dieser Loge und in jener lorgnettirt . . .

Die Ringsumsitzenden hatten im Grunde alle dieselbe Manier. Sie fanden wenigstens diese quecksilberne Beweglichkeit, dies Abspringen von der Hitze im Saal auf das heute „ein Bissel" mangelnde Feuer im Spiel „der Uebrigen", von der brillanten Toilette dieser und jener Fürstin auf die „schauerlich" schlechte und abgenutzte Decoration in der Scene ganz in der Ordnung. Und bei alledem, wenn auch noch soviel kritisirt und „mechant" gefunden wurde, bei einem: Bravo! stürmte sich ein förmliches Liebesfeuer von Enthusiasmus urplötzlich entbrennend aus . . . Trotzdem, unmittelbar darauf erfolgend, über dies und das ein leises: „Unter der Würde!" . . .

Benno sah, daß diese Art, sich zu geben, aus dem Gemeingefühl einer Stadt entspringt, deren Bewohner sich gleichsam zu einer einzigen großen Familie bekennen . . . Die Worte „Herz", „Gefühl", „Gemüth" wurden sowol hier, wie auf den Brettern gehandhabt wie eine Prise Schnupftaback . . . Die schwungvolle Darstellung des Hamlet ausgenommen, war die Vorstellung mehr im Geiste Iffland's . . . „Vater", „Mutter", alle diese Worte wurden mit einer besonders biedern Treuherzigkeit betont. An seinem Protector fiel Benno auf, wie er ihn trotz seiner kindlichen Harmlosigkeit doch ab und zu höchst scharf beobachtete . . . Sogar eine klug lauernde Kälte lag in dem Blick der kleinen glänzenden Augen mit höchst scharfen grauen Brauen . . .

Ein Zwiſchenact trat ein, den eine würdige Muſik belebte . . .

Benno konnte ſich jetzt in ſeinen nähern und entferntern Umgebungen zurecht finden. Auch fiel er ſelbſt ſchon auf — nach ſeiner ſchlanken edeln Geſtalt, nach einem feinen Lächeln der anziehenden Geſichtszüge einigen Entfernteren . . . Nach ſeiner fremdartigen Ausſprache allen Näherſitzenden . . . Die Plaudereien ſeines Protectors veranlaßten die vor ihm Befindlichen, ſich öfters nach ihm umzuſehen . . .

Nur dem Italiener wurde das Umſehen ſchwer. Entweder war der Nacken zu ſteif oder nur die weiße Halsbinde war es. Flüchtig erhaſchte Benno ein gelbes, von Blatternarben entſtelltes Antlitz. Um ſo lieblicher hob ſich von ihm der ſchelmiſche Mädchenkopf ab, die Reſi, wie ſie ſein Protector nannte . . . Es war eine muntere Brünette, nicht mehr „zu jung", die ſich unausgeſetzt gar luſtig halb italieniſch, halb deutſch mit ihrem Nachbar neckte. Der Italiener blieb auch kalt zu dieſen Spöttereien. Seine Geſichtsformen ſchienen von einer Pergamenthaut überzogen zu ſein, die ſich nicht veränderte, auch wenn er ſelbſt etwas ſprach, das andre lachen machte . . . Reſi ſtritt mit ihm über den Charakter der Deutſchen und nannte Hamlet einen Dänen, auf den die Malicen ihres Nachbars nicht im mindeſten paßten . . .

Ma questo strolinaccio ha frequentato una università tedescha! ſagte der Italiener . . .

Benno verſtand und ſprach das Italieniſche wie ſeine Mutterſprache . . . Er durfte annehmen, daß der Profeſſor, der Hamlet ſeiner Thatloſigkeit wegen einen

„Waſchlappen" genannt hatte, ein Muſiker war. Reſi lenkte ihre jetzt zorniger werdenden Erwiderungen immer auf das muſikaliſche Gebiet . . .

Sein Führer, der endlich den Theaterzettel bekommen hatte, las dieſen laut, lachte dabei über den Streit, blinzelte Benno zu und ſagte:

Der Laërtes — der ſoll engagirt werden . . . Eine Empfehlung aus München . . . Der ganze Hof iſt deshalb zugegen . . . Reſi, wie kommt's, daß heute der Dalſcheſoki ſeinen Platz abgetreten hat? . . . Herr Profeſſor, eine ſeltene Ehre für die deutſche Kunſt! . . . „Müller" heißt der Debutant . . . Die allerhöchſten Herrſchaften ſind ſo außerordentlich gnädig . . . Der Menſch kann aber ſeine Beine noch nicht halten . . .

Benno würde an dem kleinen Kriege auf den Bänken vor ihm, wo ſich noch eine ältere Dame und ein anderer Herr befanden, ſeine harmloſe Freude gehabt und ſein ſchmerzlich zerriſſenes, hochgeſpanntes und ſozuſagen überbürdetes Gemüth erleichtert haben, wenn nicht plötzlich im Lauf der Neckereien ſein Begleiter mit einem Namen wäre angeredet worden, der ihm das Blut erſtarren machte . . .

Und mehr noch . . .

Kaum hatte er die Anrede: „Herr von Pötzl" zum zweiten mal vernommen, da ſtieg ſein Schrecken bis zur Beſinnungsloſigkeit, denn im weitern Verfolg der wieder neubegonnenen Handlung auf der Bühne reichte ihm ſein Führer das Perſpectiv mit den geheimnißvoll geflüſterten Worten:

Jetzt aber! Jetzt ſchauen's! . . . O ich bitt'! . . . Da —

Das ist merkwürdig! ... Unser Schicksal! Im Hamlet! ... Dieser Herr Müller ist gut empfohlen ... Nein, schauen's doch, Resi! ... Beim Staatskanzler — Alle die römischen Herrschaften ... Der Principe Rucca ... Und die Dame da ... Das ist die Herzogin von Amarillas ...

Benno lehnte das ihm dargereichte Perspectiv ab ...

Seine Hand zitterte ... Sein Athem versagte ihm ...

Bald richtete er sein Auge starr auf den Träger eines Namens, der — er wußte es jetzt — seiner Schwester Angiolina gehörte, bald auf die ihm noch im fernen Lampen- und Lichtdunst schwimmende Erscheinung — seiner Mutter — —

Das Spiel ging indessen weiter ... Aber es wogte ein Rauschen und Flüstern durch den Saal ...

Die eben eingetretenen fremden Herrschaften, die mit dem aus Rom gekommenen Cardinal Ceccone in Verbindung gebracht wurden, erregten das allgemeinste Aufsehen ... Es kamen immer mehr ...

Der Principe Rucca war ein junger Mann im rothen, gestickten Kleide ...

Auch der Name Maldachini wurde genannt ...

Alle Gläser richteten sich nach jener Logenreihe und Resi's Frage sogar: Ja, mein Gott, trägt denn der kleine Rothrock nicht gar ein schwarzes Pflaster überm Auge? mehrte Benno's Aufregung ... Denn nach einem erst heute früh erlebten Vorfall sah er, daß er mit den Personen, die er mit heißester Sehnsucht suchte und — mit Entsetzen und Grauen floh, bereits zusammengetroffen war, ja mit ihnen schon in einer Verbindung stand ...

Zweimal erwiderte er, auf alles Erläutern und Zeigen seiner Umgebungen.

Wessen — Loge — ist das? . . .

Des Staatskanzlers! hieß es . . .

Doch auch die Logen neben jener hatten sich inzwischen gefüllt . . .

Benno kämpfte mit sich, ob er bis zu Ende bleiben sollte . . .

Hamlet's Lage war seine eigene . . . Auch mit ihm sprachen ja Geister, die außer ihm hier niemand sah . . . Auch ihm sträubten Enthüllungen das Haar zu Berge; auch ihn hätten sie wach rufen sollen zu Thaten der Sühne und Gerechtigkeit . . . Aber auch ihm lähmten hundert Erwägungen den Arm . . . Wahnwitz, das fühlte er jetzt, kann den ergreifen, der ein Ungeheueres machtlos im Busen bergen soll . . . Auflodern, allen zurufen hätte er mögen: Das ist ja meine Mutter! . . . Er hätte seinen Nachbar anrufen mögen: Wie trägst du, du nur den Namen meiner Schwester? . . . Ophelia, angesichts von Hamlet mit dem unendlich schön gesprochenen Abschiedswort: „Geh' in ein Kloster!" verwandelte sich ihm in die Trägerin seiner eigenen Leiden . . . Daß man dann sagte, die Gräfin Olympia Malvachini sähe so keck sich um, wie in einem Ballsaal, ließ ihn vollends erbeben . . Auch sie kannte er ja . . . Sie schon ihn . . . Die Loge war zu entfernt für sein Auge ohne Bewaffnung durch ein geschärftes Glas . . . Dennoch bog er sich schwindelnd über, um zu sehen — um starren zu können . . .

Wieder war inzwischen der Vorhang gefallen . . . Wieder begann eine Zwischenmusik . . .

Der Professor, der inzwischen ebenfalls in große

Aufregung gerathen war, erklärte, nur eben dieſer „Römer“ wegen hätte er den Platz des Profeſſors Dalſchefski übernommen ... Er zankte mit Thereſen ... Er war aufgeſtanden und ſprach jetzt mit höchſter Lebendigkeit ſeiner bisher ſo ſtarr geweſenen Geſichtszüge die italieniſchen Worte:

Ja! Das ſind ſie!... Die Herzogin kenn' ich nicht ... Aber ſehen Sie nur den Grasaffen, den Rucca!... Und das, das iſt die kleine Gräfin Olympia! ... Corpo di Bacco!... Als zehnjähriges Kind ſchon hatte der Fratz ſich in einen Apollino im Braccio nuovo verliebt, verlangte vom Cardinal Ceccone, ihrem — Onkel, ihm einen Kuß geben zu dürfen, ſpringt ſelbſt an den jungen marmornen Gott hinauf, umſchlingt ihn und beide ſtürzen vom Poſtament herunter ... Thorwaldſen hat ihn reſtauriren müſſen ... Und ein ander mal — ha, da hat — dieſe Olympia — —

Ich muß aber bitten! Schweigen Sie! unterbrach ihn Reſi entrüſtet ... Die Dame hat auch bis dahin Ihre Verleumdungen gehört! Eben richtet ſie das Lorgnon auf Sie! ... Wahrhaftig ... Herr von Pötzl, ſchauen's doch! ... Das iſt ja prächtig! Sie ruft den mit dem ſchwarzen Pflaſter, auch die Herzogin und die ſämmtlichen Cavalieri — geben Sie Acht, Profeſſor, Sie müſſen ihr Revanche geben, Sie unverbeſſerlicher Carbonaro! ...

Herr von Pötzl beſtätigte alles, ſtaunte und lachte übermäßig ...

Benno aber ſtand, als ſchwebte er, ein Fieberkranker, in den Lüften ...

Nein, die iſt ungenirt! ... ſprach alles ringsum durcheinander ... Wie in Neapel! ...

löſenden Ehe nur in den verlegenen Worten des betroffenen Tobianus eine Entgegnung gefunden haben. So aber vermißte Gertrud das erwähnte würzige Kraut, war in den Garten zurückgekehrt und hatte den größten Theil der Blaſedow'ſchen Anſichten über Mädchenzweck und Frauenſchickſal angehört. Die Scene mit dem aufgelösten Haare hätte ſie aber beinahe vermocht, ihr eigenes zu zerraufen. Sie klappte, um ſich in ihrem Eifer nicht zu verwunden, das Meſſer zu und ſchickte ihrem tiefſten Unwillen erſt einige Anrufungen des Heilands voraus, um die folgenden, an Flüche grenzenden Redensarten weniger gotteslästerlich zu machen. Das ſagte ſie auch ſelbſt und fuhr fort: „Bei mir iſt die Verſündigung weit geringer, als bei einem Diener Gottes, der auf ſolche Weiſe des Teufels Werke zu ſchildern weiß. Wer ſo, wie du, die Hölle malt, der muß ſchon einen tiefen Blick hineingethan haben.“ Sie entlud ſich ihres Unmuthes in Ausdrücken, die unſere Darſtellung mit den Redefiguren des Junkers Siegfried von Lindenberg in allzunahe Verwandtſchaft bringen würden, wollten wir ſie wiederholen. Nahm ſie doch nach Frauenart Alles, was Blaſedow geſagt hatte, als eine perſönliche an ihr gemachte Erfahrung und als eine Anſpielung auf den werthen Beſuch an, der die Augen zu Boden geſchlagen hatte, ſie aber auch in ihrer ganzen Verlegenheit hätte zeigen können, da Blaſedow nichts Böſes argwohnte. Dieſer fuhr, unbekümmert um ſeine Frau, die er keines Blickes würdigte, fort: „Mädchenerziehung iſt kein Unding, aber ein halbes Ding. Auch bei Knaben wird an der Erziehung immer etwas fehlen; allein dieſe können es ſich doch ſpäter noch verſchaffen. Das können Mädchen nicht. Sie erlangen niemals einen Horizont. Sie

Sie grüßt wirklich hier herauf! lachte Herr von Pötzl ... In der That bestätigten alle, durch ihre Lorgnons blickend, daß die Kleine mit dem Diamantendiadem zu ihrer Loge hinauflache ...

Sie ergriffe eben das Taschentuch und winke herüber, ergänzte Resi ...

Wem gilt denn das? ... sagte Herr von Pötzl hocherstaunt und schaute sich überall um und fixirte endlich den Fremden neben sich, seinen Protégé ...

Dieser stand keiner Besinnung fähig ... todtenbleich ... Eben streckte Benno die Hand vor, um das ihm dargereichte Perspectiv zu ergreifen, da blieben ihm die Finger wie gelähmt hängen ...

Er sank bewußtlos auf seinen Sessel zurück ...

Sie sind unwohl! rief Herr von Pötzl erschrocken ... Ein Glas Wasser! Bitte .... oder kommen Sie ... Frische Luft! ...

Benno erhob sich allmählich, lehnte Hülfe ab ... Das Spiel begann eben wieder ... Er wandte sich zum Gehen ...

Ja, gehen Sie lieber, mein bester Herr, sagte Herr von Pötzl ängstlich besorgt ... Der Dunst der Lampen hier oben ist aber auch heute fürchterlich ...

Benno wollte ablehnen ... Herr von Pötzl führte ihn, während alles rings voll Theilnahme aufgestanden war, selbst durch die Sitzreihen der Galerie und hinaus auf den Corridor.

Es war der zweite Tag, den Benno in Wien verbrachte.

## 2.

Als im Beginn des diesjährigen Frühlings Benno von Asselyn mit seinem Freunde Thiebold de Jonge von Witoborn nach der Residenz des Kirchenfürsten zurückreiste, that letzterer „von seinem Standpunkte aus“ alles Mögliche, die schmerzlichen Nachklänge des so gänzlich den „gehegten Erwartungen nicht entsprochenen“ Witoborner Aufenthaltes zu mildern . . .

Was nur aus dem unerschöpflichen Born seiner guten Laune zu schöpfen war, gab Thiebold zur Zerstreuung bereitwilligst her, und sogar seine eigene Person . . .

Doch Benno blieb für alle Anschläge seines erfinderischen Genius unempfänglich . . .

Ja er verdarb Thiebold sogar den „Spaß“, daß dieser Extrapost nehmen wollte, um in der „Einsamkeit der Landstraße“ den „gegenseitigen Gefühlen“ Luft zu machen . . .

Benno kannte diese Thiebold'schen Extrapostfahrten mit ihren „gemüthlichen kleinen Aufenthalten“ von vier bis fünf Stunden, ihren Nachtlagern, ihren Wirthshausbekanntschaften, ihren Abstechern auf gerade den Abend angesagte Casinobälle in kleinen Städten, zu denen sich

Thiebold sans gêne wie ein alter Stammgast einzuladen verstand . . .

Sie fuhren mit der Schnellpost und kamen auf diese Art rascher als mit Thiebold'scher Extrapost wieder zurück in ihre „laufenden Verhältnisse" . . .

Das durch vier Mitpassagiere auferlegte Schweigen über die Resultate der Witoborner Erfahrungen hatte etwas Feierliches . . . Thiebold verbrauchte seinen letzten Cigarrenvorrath mit Blicken der Resignation . . . Er gefiel sich in dem von ihm sonst so oft an Peter unerträglich gefundenen System des Au contraire gegen sämmtliche Mitpassagiere, deren Behauptungen ihm in der Regel unbegründet und haltlos erschienen, ob sie nun den Segen der zu erwartenden Ernte oder die projectirten Eisenbahnlinien oder die Zukunft der damals neuerfundenen Stahlfedern oder den Kirchenstreit betrafen . . . Thiebold wußte zwar, daß er durch seine mausgesetzten: „Erlauben Sie!", mit denen er seine „thatsächlichen Berichtigungen" einführte, Benno zum stillen Märtyrer machte, aber es blieb ihm unmöglich, die Aufregung seines Gemüths, den „stellenweisen" Schmerz seiner Erinnerungen anders zu beschwichtigen, als durch eine auf fortwährende Berichte von „Augenzeugen" gegründete Polemik . . . Nur in der Nacht traten Pausen der Ergebung ein, die Thiebold theils durch Schnarchen, theils durch Seufzer ausfüllte . . . Hätte er nicht von Seiten Benno's das schnöde Wort: „Machen Sie sich nicht lächerlich!" gefürchtet, er würde von den Sternen gesprochen und die von Joseph Moppes immer so zart gesungene Arie mit nachgeahmter Waldhornbegleitung intonirt haben: „Ob sie meiner noch gedenkt?" . . .

Als dann Thiebold seinem Vater hinter „Maria auf den Holzhöfen“ über die „verfehlte Speculation“ des Ankaufs der Camphausen'schen Waldungen, infolge des bedeutungsvollen Fundes der Urkunde und des Abbruchs aller Verhandlungen mit Terschka drei Tage vor der ihnen noch nicht bekannten Flucht desselben, berichtet und dafür ein: „Gesegn's Gott!“ geerntet hatte, fand sich leider „noch immer die stille Stunde nicht“, nach der sein Herz sich sehnte, die Stunde, um mit Benno „alles durchsprechen“ und das Thema variiren zu können: „Ist denn wol das alles ein Traum gewesen?“ . . .

Benno hatte sofort mit den Berichten zu thun, die er Rück zu erstatten hatte . . .

Thiebold selbst war theils überhäuft mit Commissionen, die ihm die Stiftsdamen mitgegeben, theils war seine Ankunft die erfüllte Sehnsucht aller seiner übrigen Freunde, besonders Piter's, den Treudchen's Flucht ins Kloster und die bevorstehende mögliche Einkleidung des geliebten Wesens „rein in einen Schatten“ verwandelt hatte . . .

Erst die überraschende Mittheilung, daß sich auf einer Reise nach England Wenzel von Terschka einige Stunden in der Stadt aufgehalten, ohne jemanden zu besuchen, brachte den „Austausch der Gefühle zuwege“, nach dem Thiebold so dringend verlangte . . . Eines Abends sechs Uhr war es, auf der Straße, die Sonne war noch nicht untergegangen, die letzten Austern, „auf die man sich allenfalls noch verlassen konnte“, waren aus Ostende angekommen . . . Ein stiller Winkel auf dem Hahnenkamm lockte mächtig . . . Benno wurde gezwungen zu folgen . . . Benno tadelte keinen einzigen Vorschlag, den

Thiebold über die Sorte Wein machte, die sie zu den noch „unbedenklichen“ Austern wählen wollten . . .

„Terschka geht denn also nach England, um die Gräfin über die Urkunde und die gänzliche Veränderung der Dinge auf Schloß Westerhof in Kenntniß zu setzen“ . . .

Das war das wehmuthsvolle Thema und anders noch konnten die Vermuthungen nicht lauten . . .

Die zweite Schlußfolgerung war die Ahnung von einer Heirath Paula's mit dem Grafen Hugo . . .

Die dritte die Unentbehrlichkeit Armgart's für Paula und demzufolge — die Heirath mit dem Freund des Grafen, mit Wenzel von Terschka, selbst . . .

Nie hatte Thiebold seinen männlichen Freund so kleinmüthig gesehen, nie so nachgiebig gegen jede Vermuthung . . . Benno lehnte selbst die Hypothese nicht ab, daß Armgart „keinem von ihnen beiden hätte wehe thun wollen“ . . . Beide Freunde redeten sich in das Unergründliche so hinein, daß Benno sich zuletzt die schwarzen Locken aus der heißen Stirn strich, wild den Arm aufstemmte und alle jene Anklagen des Schicksals [illegible]ließ, die Thiebold sonst „unmännlichen Weltschmerz“ zu nennen pflegte . . . Heute „unterschrieb“ er alles, was Benno in sein grünes Römerglas wetterte . . . De Jonge! Ich fand Ihre Entsagung natürlich . . . Ich würde Ihnen Armgart nimmermehr gelassen haben . . . Vergeben Sie mir diese offenherzige Sprache . . . Selbst auf Gefahr, Sie zu beleidigen . . .

Unter Männern volle Wahrheit! entgegnete Thiebold und stieß die leeren Austerschalen zurück, um für neue Platz zu machen, die er wie mit einem Mordmesser behandelte . . .

Sie konnte in der That nur mich lieben! ... Ich habe Vorzüge vor Ihnen ... Nicht daß ich lateinisch, griechisch und italienisch verstehe, de Jonge ... Sie sprechen englisch und spanisch ... aber mein Vorzug liegt im Herzen! ... Mein Herz kann lieben, das Ihrige nicht, de Jonge! ... Morden Sie mich dafür mit Ihrer Austerngabel! ...

Nein im Gegentheil! rief Thiebold und seine Augen leuchteten vor Begeisterung über seinen Freund ... Nein! Sie haben recht! Ich schaudere über mich selbst ... Ich kann lieben — nie aber auf die Länge! ...

Thiebold schenkte mit wilder Geberde die Gläser voll ... Sein ganzes Sein war aufgelöst in — Behagen nur allein über Benno's „edle Vertraulichkeit" ... Ja, zum Beweise, daß er Ursache zum Zorn hätte, doch sich „zu mäßigen wünsche", warf er sein Glas hinterwärts in tausend Scherben ... Was kostet das? setzte er zum erschrocken herbeieilenden Kellner hinzu ... Diese Stunde ist mir in dem Grade feierlich, Louis, erklärte er dem Staunenden, daß nie wieder ein Mensch aus diesem Glase trinken soll! Geben Sie mir aber ein neues! ...

In dieser Art „sprachen" beide Freunde von sieben bis gegen Mitternacht in einer „stillen Stunde" ihre Witoborner und Westerhofer Erinnerungen, ihre Anschauungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft „durch" ... Beide Jünglingsseelen nenne man deshalb nicht oberflächlich in ihrem Schmerz ... Männer bedürfen solches heftigen Ausbruchs ihrer Gefühle ... Benno tobte und fand es unerträglich, daß der Kellner sich unterstand, mit dem Besen die Splitter zusammen-

fegen zu wollen ... Hinaus! rief auch er ... Beide Freunde waren nicht im mindesten trunken ... Das ist die Jugendkraft ... Zorn, Eifersucht, Schmerz müssen in jungen Seelen solche Formen haben, um zu den einmal nicht zu ändernden Gesetzen des Lebens zurückkehren zu können ...

Acht Tage nach diesem Abend, der nichtsdestoweniger in Benno's Seele nur neue Wunden schnitt, nicht heilte, erhielten beide Nachricht, daß Terschka entflohen und ein Priester, ein Jesuit war ...

Das Staunen mußte das mächtigste sein ... Sie erfuhren die unglaubliche Kunde zu gleicher Zeit mit der Nachricht, daß Terschka in England zu bleiben gedächte, sich unter den Schutz Englands stellte, seinen Glauben entweder schon geändert hätte oder zu ändern gedächte und ohne Zweifel von Gräfin Erdmuthe, die einen Triumph über das Papstthum, eine Genugthuung für die entsetzenerregende Urkunde sah, Verzeihung erhalten würde ...

Ueber Terschka's Verhältniß zu Armgart mußte jetzt eine ganz neue Beleuchtung fallen und wieder begannen die Hoffnungen ...

Bonaventura war es dann, der, unterwegs da und dort in Amtsgeschäften aufgehalten, erst vierzehn Tage nach ihnen eintraf und diese Thatsachen bestätigte ...

Beide Freunde kannten Armgart's katholischen Sinn ... Aber stand nicht Armgart jetzt unter der Leitung ihrer Aeltern, deren freisinnige Richtung allbekannt war? ... Jeder wußte, daß Armgart's Aeltern sich um ihrer Principien willen ausgesöhnt hatten ... Graf

Hugo ist Lutheraner, hieß es auf Rück's Schreibstube, Terschka wird zum Grafen Hugo zurückkehren . . . Rück aber erklärte dies in Rücksicht auf Oesterreich für unmöglich . . .

Bonaventura kam trauernd, ernst und schweigsam . . . Es bestätigte sich: Er war Domcapitular geworden . . . In so jungen Jahren . . . Sein schnelles Emporsteigen auf der Staffel der geistlichen Würden war eine Folge der immer heftiger gewordenen Kämpfe mit der Regierung . . . Die alten Bewohner des Domstifts erlagen diesen Aufregungen . . . In auffallender Schnelligkeit raffte der Tod die schwachen Greise hinweg, die nicht mehr wußten, wie sie sich zwischen ihren geistlichen und weltlichen Oberhäuptern in der Mitte halten sollten . . . Der Kirchenfürst und sein Kaplan Michahelles blieben gefangen . . .

Bonaventura's Stellung zum täglichen Gottesdienst veränderte sich infolge seines Aufsteigens . . . Doch bei feierlichen Gelegenheiten trat sie in desto höherer Bedeutung hervor . . . Gleich die Osterzeit theilte auch ihm den ganzen Nimbus mit, den gerade in diesen Tagen die katholische Kirche um sich zu verbreiten weiß . . . Auf die goldenen Gewänder, die Fahnen und Baldachine fällt gerade in dieser Zeit auch zugleich der Strahl der ersten Frühlingssonne . . . Jerusalems Palmen grünen in den noch kalten Kirchen . . . Ueber den Garten von Gethsemane breitet sich das abendliche Dunkel der Vigilien . . . Selbst den Hahn der Verleugnung glaubt man bei all diesen Nachbildungen der heiligen Leidens- und Ostervorgänge in den katholischen Kirchen rufen zu hören —

ſo weiß man das Alte wach zu halten . . . Bonaventura bedurfte dieſer ſchönen Phantasmagorieen, um — ſein Leiden zu mildern und — ſein Denken zu unterbrechen . . .

Die Beichten kamen wieder, die Prüfungen in dem kleinen Flüſterwinkelchen, das Bonaventura nicht aufgeben durfte . . . Renate bat ihn um Schonung ſeiner ſelbſt . . . Ihr Pflegling kam von Witeborn zurück um Jahre älter geworden . . . Mittheilſam ſprach er ihr wol von der Mutter und breitete alles aus, was dieſe ihm für die alte Dienerin ſowol, wie für ihn ſelbſt mitgegeben . . . Aber es drückte ihn Schmerz und Unmuth . . . Er war umſponnen von wie viel geiſterhaften Fäden! . . . Viſion und Wirklichkeit hielten ihn in einem ſteten Zauberbann . . . Seine alten Zimmer behielt er in dem großen Gebäude des Domſtifts . . . Gerade weil er ſo viel Neues in ſeinem Herzen trug, hatte er das Bedürfniß, äußerlich es beim Alten zu laſſen . . .

Bonaventura ſah Benno wieder, ſah Nück, auch Lucinden . . . Wie gewaltige Veränderungen waren vorgegangen! . . . Aeußerlich ſowol, wie innerlich . . . Benno konnte er nicht ſehen ohne die tiefſte Rührung . . . Immer und immer empfand er den Reiz, dem Freunde die Binde von den Augen zu reißen und ihn ohne Rückhalt über ſeinen Urſprung aufzuklären . . . Noch aber fehlten die vollen Verſtändigungen darüber mit dem Dechanten und ſeinem Stiefvater . . . Von Stunde zu Stunde mußten ſie kommen . . .

Nück war und blieb Bonaventura ein Gegenſtand des Grauens . . . Der Unheimliche umſchlich ſeinen Beichtſtuhl und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er

von mancher Bürde frei zu werden wünſchte . . . Bonaventura lenkte die Geſtändniſſe, die bald aus dieſem Munde an ſein Ohr drangen, auf den Brand von Weſterhof, auf die Urkunde . . . Rück ſtellte ſich da völlig nichtwiſſend . . . Aber bei den Verirrungen ſeiner Phantaſie blieb er ſtehen und fragte eines Nachmittags geradezu, was die Kirche riethe, wenn man ſich von allen ſeinen Sünden und Schwächen aufraffen wolle und es auch könne, jedoch von dem einzigen dazu verhelfenden Mittel eingeſtehen müſſe, daß es nicht minder der göttlichen Verzeihung bedürfe . . . Bald kam die faſt gefliſſentliche Hindeutung auf Lucinden . . . Das war die ganze Abſicht dieſes Beichtſtuhlbeſuchs . . . An Wahrheit und Aufrichtigkeit konnte einem Rück nicht gelegen ſein . . . Warum ſprach er von einem Weſen, das er nicht nannte, das ihn frevleriſch beſtricke, von einer verzehrenden Glut ihres Athems, von ſeinem Bedürfniß, ſich von einem ſo ſtarken weiblichen Willen beherrſchen zu laſſen, ja daß er ſchon jetzt nichts mehr ohne ſie thäte? . . . Rück ſprach von einer Aenderung ſeines ganzen Lebens, von einer Aufgabe ſeiner Geſchäfte, einem Zurückziehen ins Privatleben, von Ankauf eines Gutes, von Reiſen in ſüdliche Gegenden . . . An allem iſt ſie betheiligt! ſagte er ſeufzend und ſo betonend — als wollte er nur den Prieſter ſelbſt damit durchbohren . . .

Das rauhe, ſtruppige Haar des hochberühmten Rechtsgelehrten neben ihm flößte Bonaventura den tiefſten Abſcheu ein . . . Er beeilte ſich, von dem häßlichen Bild dieſer Seele hinwegzukommen . . . Abſchüttelnd, was vom ſogenannten Moliniſmus oder der Jeſuitenmoral

wiſſen ſich keinen Gegenſtand ſo zu objectiviren, daß ſie ihn in ſeinem Zuſammenhange verſtänden. Von Nichts verſtehen ſie den Werth. Ob Julius Cäſar ſtirbt oder ſie ſich mit der Nähnadel ſtechen, iſt ihnen Eins. Auch reicht ihre Phantaſie gar nicht hin, ſich Entferntes und Vergangenes mit Liebe und Klarheit zu vergegenwärtigen. Wenn nicht die Lebensgeſchichte des Heilandes mit ſo vielen Wundern durchwirkt wäre, ſo würden ſie ihn für einen jungen Beichtvater halten, der langes Haar trug und die weichſten Sammethände von der Welt hatte. Die Zärtlichkeit der Frauen für das Große mißt ſich immer darnach ab, ob ſie ihm wohl mit einem geſtickten Hoſenträger einen Gefallen erzeigen würden. Ich habe in meinem Leben mit zwei Frauen Umgang gehabt: mit meiner Mutter und mit dir, Gertrud; glücklicherweiſe habt ihr beide dasſelbe Temperament und ſeid euch gleich in euren Tugenden und euren Fehlern. Ich bin der ältere Bruder meiner Söhne, und du biſt unſere Mutter, Gertrud. Wir fünf Knaben ſind jünger, als du, ſind verſtändiger, auch wieder leichtſinniger, als du: wir laſſen uns ſchmecken, was du kochſt, wir nehmen uns in Acht, unſere Unarten vor dir zu zeigen, wir fürchten deinen Zorn, wenn er anfängt, und lachen, wenn er zu Ende iſt. Nicht wahr, ihr Orgelpfeifen?"

Alle ſeine Kinder ſtanden nämlich jetzt um ihn und lachten mit, weil er ſelbſt lachte. Gertrud weinte, daß er ihr die Kinder abwendig mache und die magnetiſche Kraft ihres Mutterherzens abſchwäche. „Nun," ſagte Blaſedow, „es ſind meine Söhne. Sie ſind mein Stolz, meine Zukunft. Du ſollſt ihnen noch am nächſten Sonntag ein reines Hemd anziehen, wäſchſt ſie, reinigſt ſie noch einmal, dann ſind ſie mein. Der Augenblick der väterlichen Fürſorge und deiner

in ſolchen Fällen des Verhältniſſes der größern zu kleinern Sünden gerathen wird: Sei wie die entwöhnende Amme! Verwandle, was du dem Sünder bieteſt, erſt in einen dem Kind die gewohnte Milch vergegenwärtigen den Brei! ſprach Bonaventura:

Was ſind das für geringere Sünden, mit denen man größere austreibt! . . . Leſen Sie die Schrift und Sie werden David's Leidenſchaften und ſeine Reue finden! . . . Ich will Sie an den Knaben David erinnern, wie er den Rieſen Goliath erſchlug . . . Er hielt ſich zu ſeinem Schleuderwurf fünf Steine bereit, obgleich ihm der Rieſe wol nicht für die Abſchleuderung des zweiten Zeit gelaſſen hätte . . . Ein Uebel rottet ſich am beſten dadurch aus, daß man ihm die Nahrung nimmt . . . Ergreifen Sie noch vier andere Leidenſchaften, ich meine edle Leidenſchaften . . . Sie werden dann an die unedle fünfte nicht mehr denken . . . Beten Sie ein Ave auf dem Hügel der letztbegrabenen Angehörigen Ihrer Familie . . . Friedhöfe zu beſuchen, das wäre eine der Leidenſchaften, die ich meine . . . Legen Sie ſich vier ſolcher ſteten Reſervebeſchäftigungen Ihres Thuns an und Ihre Phantaſie hat eine Milderung . . .

Hendrika Delring war gemeint . . .

Was gibt es Heilenderes, als die Erinnerung an unſere Vergänglichkeit! . . . Bonaventura wußte nur nicht, wie wenig Rück's verirrter Seelenzuſtand am Tode ein Grauen empfand . . .

Lucinden ſah Bonaventura oft genug, nur nicht mehr im Beichtſtuhl, den er ihr verboten hatte . . .

Er ſah ſie beſonders in der Zeit, wo die Kattendyk-

ſche Familie ſich nach Witoborn zu den Exercitien der Frau von Sicking begab . . .

Statt ihrer hatte ſich erſt Johannens Verlobter, der Profeſſor a. D. Guido Goldfinger, an dieſe Uebungen anſchließen wollen . . . Da der praktiſche Mann jedoch angefangen hatte, ſich, erſt „nur der Zerſtreuung wegen", auf Delring's verlaſſenen Comptoirſeſſel zu ſetzen und Pitern im Familienintereſſe der Jahresdividenden zu überwachen, ſo ging mit der Mutter und Schweſter die Frau Oberprocurator . . .

In dieſer Zeit war Lucinde tagelang in den Kirchen, flüchtete auch oft in die Rumpelgaſſe zu Veilchen Igelsheimer, auch auf den Römerweg zu Treudchen Ley . . .

Rück, in übermäßiger Freude über das gänzliche Verſchollenſein des Brandſtifters Jan Picard, nicht einmal beläſtigt von deſſen Drohbriefen um Geld, beruhigt ſogar über Hubertus, der in der That mit Pater Sebaſtus auf der Flucht nach Rom war, lebte nur ſeinen jetzt doppelt entfeſſelten Begierden . . . Er ſuchte Lucinden mit allen nur erdenklichen Kundgebungen ſeiner Gefühle zu umſtricken . . . Er vernachläſſigte ſeinen Beruf und gab ſich Blößen vor allen ſeinen Arbeitern . . . Benno beſtätigte, was Bonaventura ſchon aus dem Beichtſtuhl wußte . . . Sie wollen mich jetzt verlaſſen, jetzt?! rief Rück Benno und ſeine Augen traten in ihre Höhlen zurück und ließen nur einen einzigen weißen Schimmer ſehen . . . Sie dürfen nicht! Sie müſſen bleiben! . . . Und ich habe es gut mit Ihnen vor! lenkte er ein. Sie müſſen eine glänzende Carrière machen . . . Dieſer Staat hier bietet Ihnen nichts . . . Herr von Aſſelyn, Sie

bleiben? Wenigſtens bis zum Herbſt? ... Ich wickle dann mein Geſchäft ab und gebe meine Praxis auf ... Werden Sie mein Nachfolger oder — ich erfinde noch etwas ganz Anderes für Sie ... On ne marche qu'avec les hommes! ſagte Mirabeau, fuhr er fort ... An Menſchen hänge dich an ... Die nur tragen dich, wie der heilige Chriſtophorus das Kind übers Meer trug ... Meinungen, Ueberzeugungen, Pflichterfüllung — pah — das iſt all nichts ... Ich ſetze Sie auf die Schultern von Menſchen — ja des erſten Mannes in der weltlichen Chriſtenheit und Ihren Couſin, den Domcapitular, auf die Schultern des erſten Mannes in der geiſtlichen ... Nur durch Menſchen kommen wir vorwärts ...

Benno, von Rück oft ſo auf Kaiſer und Papſt verwieſen, lachte, hatte aber die tiefſte Abneigung gegen ihn. ... Da er in der Proceßfrage der Camphauſen arbeitete, hinderte ihn die eigene Theilnahme, von Rück zurückzutreten, wie er am Tage nach dem Auffinden der verdächtigen Urkunde gewollt hatte ... Den Regierungsrath von Enckefuß ſah er oft ... Er mochte von ſeinen Ahnungen nicht ſelbſt beginnen und dieſer wollte entweder durch Schweigen ſeine Maßregeln verſchleiern oder war zu ſehr vom Antreten ſeiner eignen traurigen Erbſchaft in Anſpruch genommen ... Dionyſius Schneid durch Steckbriefe zu verfolgen, wie Herr von Enckefuß ſchon auf Schloß Weſterhof vorgeſchlagen, hatte Levinus von Hülleshoven nicht unterſtützen wollen, obgleich die Spur des Verwundeten aufzufinden unmöglich war ... Hubertus, der ihn geborgen, wurde vernommen, aber ſeine Ausſage lautete auf ein freiwilliges Weiterwandern

eines Abenteurers, der für Pater Ivo und Löb Seligmann in den Gewölben einer Kloſterkirche verſchwunden war ... Löb Seligmann hatte ſich noch nicht veranlaßt gefühlt, in einer ſo frommen Gegend mit Zeugenausſagen hervorzutreten gegen Klöſter und hohe Adelsſitze ...

Eines Tages — es war gegen Pfingſten — erhielt Bonaventura folgende Zeilen:

„Hochwürdiger Herr! Eine Novize bei den Karmeliterinnen, Gertrud Ley aus Kocher am Fall, wünſcht ſchon ſeit lange Ihnen Beicht zu ſprechen. Herr Cajetanus Rother verhinderte dies. Jetzt iſt er lebensgefährlich erkrankt und bedarf eines Subſtituten. Es wird Ihnen ein Leichtes ſein, von der Curie dieſe Stellung zu erhalten. Sollten Sie von dem Gerücht, daß Sie Comteſſe Paula magnetiſirten, Unannehmlichkeiten haben, ſo wollt' ich Ihnen nur bemerken, daß, wenn auch jeden, der ſich auszeichnet, Neid verfolgt, doch in dieſem Fall die Intrigue der Frau von Sicking bei Witoborn die Veranlaſſung etwaiger Verdrießlichkeiten iſt ..."

Der überraſchende Brief war ohne Namen, konnte aber nur, die Handſchrift bewies es, von Lucinde kommen ...

Bonaventura war aufs Aeußerſte betroffen ... Von der „Seherin von Weſterhof" hatte er überall unbefangen geſprochen ... Die „Intrigue der Frau von Sicking"? ... Dieſe Dame war von ihm vernachläſſigt worden; er hatte gleichgültig von ihren Bußunternehmungen geſprochen ... Dafür konnte ſie an ihm Rache nehmen? ... „Paula magnetiſirt?" ... Die Geiſtlichen der Michahelles'ſchen Richtung beklagten aller-

dings, daß Paula's Ekstase keine rechtgläubig religiöse war ... Die Indifferenten lächelten öfters zweideutig, wenn sie mit Bonaventura von seiner Reise sprachen. Der Weihbischof, ein Greis, hatte ihm manches mitgetheilt, was hinter seinem Rücken gesprochen wurde ... Sogar der Onkel Dechant hatte ihn in einem seiner jetzt öfter als sonst geschriebenen Briefe gewarnt vor bösen Gerüchten, auch Hunnius und Rother als seine Gegner genannt ... „Gib Acht", schrieb er ihm, „greift die Intrigue um sich, so verbieten sie Dir trotz Deiner hohen Stellung noch den Beichtstuhl ... Halte Dich nur mit dem Generalvicar, der ein aufgeklärter Mann ist ..."

Bonaventura hatte sich gelobt, Lucinden zu betrachten, als wäre sie nicht mehr für ihn auf der Welt ... Er hatte zu Renaten, als ihm diese mittheilte, jeden Abend ginge eine verschleierte Dame an einem auf eine kleine Gasse hinausgehenden Fenster seiner Zimmer vorüber und sähe minutenlang hinauf — bittend gesprochen: Reden Sie doch nicht mehr davon! ... Er wollte Lucinden vergessen ... Er wollte den Muth zeigen, sich nicht zu fürchten vor ihren Drohungen ... Bei jeder Leiche, die er segnete, sah er im Geist den Sarg von St.-Wolfgang offen und Lucinde mit dem „Geheimniß über sein Leben" ihn anstarren wie die Sphinx ... Er wollte auch jetzt von diesen Zeilen sich nicht erschüttern lassen, wollte nicht durch zu langes Verweilen bei ihrem Inhalt Lucindens wahrscheinliche Absicht unterstützen, mit Gewalt wieder Posten in seinem Innern zu nehmen ... Der Abschied von Paula lag zu schmerzhaft noch auf seinem Gemüth ... Er sah immer näher kom-

men, was ihm und Paula der Tod war, die von den Standesrückſichten gebotene Ehe derſelben mit dem Grafen Hugo — mit dem Geliebten der leichtſinnigen und verlorenen Schweſter Benno's! . . . Das waren Fernſichten, gegen deren Düſter das nächſte Leid verſchwand . . .

Da kam in der That ein Brief von der Curie, worin ihm die Inſpection der Klöſter anzeigte, daß die Damen auf dem Römerwege wünſchten, ihn für die andauernde Krankheit ihres Beichtvaters bei ſich in Stellvertretung zu ſehen . . . An der kurzen Dauer, in der ſich die Curie für die Genehmigung dieſer Bitte entſchied, ſah er doch nur einen geringen Widerſtand, der ſich gegen ihn zu regen wagte . . . Freilich bürdete man ihm nur zu ſchnell jede neue Laſt auf . . .

So ging denn Bonaventura eines Tages in erſter Morgenfrühe auf den Römerweg . . .

Er gedachte der ihm ſo werthen Gertrud Ley, gedachte, wie wol Paula von dieſem Kloſter zu ſprechen pflegte, wenn die Rede ging, daß ſie möglicherweiſe den Schleier nähme . . . Hier betete Schweſter Thereſe, die ehemalige Verlobte des Pater Ivo, für das Heil der umnachteten Seele ihres Freundes, dem ſogar noch ein Gelübde ſeiner entfernteſten Ahnen zu einer Gewiſſensfrage hatte werden können . . . Immer lehnte er die Wahl gerade dieſes Kloſters ab; denn ſich Frauen denken zu müſſen unter einem geiſtlichen Führer, wie Cajetan Rother, mußte ihm der Anblick des — von Würmern zernagten heiligen Brotes ſein . . . Er gedachte: Iſt dies Haus, das ſo ganz verſteckt und verbaut, äußerlich kaum neben einem kleinen Kirchthurm erkenn-

bar, zwiſchen dem Waiſen- und Jeſuitenprofeßhauſe liegt, der Himmel auf Erden oder die Hölle? . . . Wer ergründet das? . . . Die Biſchöfe dürfen wol zuweilen dieſe nur den Frauen gewidmeten Räume betreten; ſie dürfen in die Zellen blicken . . . Auch die Wahl eines fremden Beichtvaters, ſtatt des gewöhnlichen, ſteht den Nonnen frei . . . Aber wie viel Dinge ſind erlaubt und man verſagt ſie ſich doch . . . Wie viel Klagen erſterben in Rückſichten . . . Wehe denen, die in einem Gemeinweſen etwas wagen, das dem allgemeinen Esprit de corps widerſpricht . . . Bei den Nonnen macht ſich vor allem die weibliche Natur ſelbſt geltend, die räthſelhafte Gattungsſtimmung, für die die Männer ſelten richtiges Verſtändniß haben . . . Die weibliche Natur wird an die Geſetze des Lebens, an Hinfälligkeit und Schwäche mehr erinnert als wir . . . Die Männer bindet dann der Geiſt; ihre irdiſche Natur können ſie zuweilen abſtreifen . . . Frauen aber ſtehen immer im Zwang eines gleichen Naturloſes und entbehren der völlig freien Selbſtbeſtimmung . . . Daher denn in einem Nonnenkloſter der doppelt und dreifach gebundene Wille . . . Ein einziges Gefühl bemächtigt ſich aller; der Inſtinct leitet ſie; ſelbſt die Freiſten werden hinübergezogen in ein allgemeines Sklaventhum . . .

Das alles wußte ſchon Bonaventura . . . Dennoch hoffte er auf Ausnahmen . . . Verließ ihn ſelbſt doch nicht die Vorſtellung: Wer weiß, ob nicht eines der großen Benedictinerklöſter in Oeſterreich dir die Weltentſagung in anderem Lichte zeigen würde, als das Kloſter Himmelpfort mit Klingsohr und Pater Maurus! . . .

Die Aebtiſſin, die er fand, war eine Greiſin ... Am Stabe daherwankend empfing ſie den Domkapitular, der mit der ganzen männlichen Würde ſeiner äußern Erſcheinung und in ſeinem Ornate kam ... Sie geleitete ihn in die Kapelle, wo ſich die Vorrichtungen des Beichthörens befinden ... Das Kloſter war von keiner zu ſtrengen Regel ... Einige der Schweſtern widmeten ſich der Erziehung im Waiſenhauſe, wohin ſie durch ein Gewirr von Gängen gelangen konnten ... Die Annäherung des hochgefeierten Prieſters ſchien Himmelsmanna für die verhungerten Seelen ... Da und dort tauchten eilende Geſtalten auf hinter den Gittern der kleinen Kirche ... Leben und Bewegung, wenn auch geiſterhaft und leiſe, regte ſich ringsum ... Dicht am Tabernakel befand ſich ein Zimmer ... Hier konnte ſich Bonaventura ungeſtört allein angehören ... Ein Zugfenſter zurückſchiebend, ſah er in einen düſtern Gang, von dem ihn ein einfaches, nicht wie am allgemeinen Sprachgitter übliches doppeltes Gitter trennte ... Die Nonnen treten nicht frei in die Kirche. Sie wohnen ſelbſt der Meſſe nur durch die vergitterten größeren und kleineren Mündungen ihres Kloſtergebäudes bei ... Hier und da diente ein kleiner Ausbau aus der Kirche ins Kloſter zu Beichten, wenn deren mehrere zu gleicher Zeit zu nehmen waren bei etwaiger Ueberfüllung an Bewohnern ...

Bonaventura nahm in einem dieſer kleinen Glaskäſten Platz, während ſein Akoluth Vorrichtungen traf zur Meſſe, die er hier morgen halten wollte ... Mit dem Pfingſttage naht die öſterliche Zeit ihrem Ende

. . . Schon waren die drei „Bitt-Tage“ vorüber. Die morgende Vigilienfaste gehörte diesem Kloster als ein ganz besonderer Gründungs- und Seelenläuterungstag . . .

Es war draußen heiß, in der Kirche kühl . . . Hinter einem Gitter, das Bonaventura nicht ganz übersehen konnte, saßen die Harrenden in ihren braunen Kutten mit leichten weißen Mänteln und weißen Schleiern, einen schwarzen ledernen Gurt um den Leib . . . Von jeder, die sich ihm nahte, hörte man auf dem steinernen Boden das Knarren der groben Lederschuhe, die anderswo die heilige Therese entfernt hat, als sie aus den Karmeliterinnen Barfüßerinnen machte, wie ihr Freund, der heilige Petrus von Alcantara, den Orden der Franciscaner verschärfte . . .

Wer sollte glauben, daß auch diese abgeschlossene Frauenwelt Erlebnisse zu berichten hatte . . . Ihre Verrichtungen waren so einfach . . . Gebet, Messe, Essen und Trinken, weibliche Arbeiten, Singen, Beten und Schlafen . . . Das war die Ordnung jedes Tages, etwa bei vier oder fünf ausgenommen, die Unterricht gaben — eine Licenz, zu deren Erlangung bis nach Rom hin hatte berichtet werden müssen . . .

Nach den ersten fünf- oder sechs Beichten, die schon die Zeit bis fast gegen elf Uhr einnahmen — Trudchen Ley mußte als Neuling bis zuletzt bleiben — übersah der still horchende und murmelnde Märtyrer schon das ganze Seelenleben eines Nonnenklosters . . . Die hochbetagte Oberin sprach wie ein Kind . . . Sie schien seit Jahren dieselben Fehler zu bekennen . . . Sie hatte am

Roſenkranzgebet einzelne Kugeln überſprungen . . . Sie hatte um des geliebten Schlafes willen ſich einigemal krank melden laſſen . . . Sie hatte bei einem Uebermaß von Fliegen in ihrem Zimmer ſie durch eine Jagd getödtet in den Zwiſchenpauſen ihrer — Gebete . . . Alledem ſprach Bonaventura milde und den Fehl eigentlich in anderm ſuchend, als die Beichtende. . . . Da ſeine Gewohnheit war, durch eine plötzliche Querfrage eingelernte Beichten zu durchkreuzen und lehrreiche Stockungen des Gewiſſens hervorzubringen, ſo geſtand ihm auch dieſe gute alte Frau zuletzt ein, daß ſie allerdings in Streit und Zank lebte . . . Zunächſt galt dann das Bedürfniß der Reue über leidenſchaftliche Ausbrüche ihres Temperaments einer — Henne, die regelmäßig vom benachbarten Profeßhauſe der Jeſuiten über die Mauer flog und durchaus ihre Eier hier bei den Karmeliterinnen im Garten legte. Um dieſe Henne und um dieſe Eier war das ganze Kloſter in Aufruhr! . . . Die Aufwärterin von drüben, die Hanne Sterz, begehrte von der verflogenen Henne die Eier und im Kloſter war man verſchworen, ſie nicht herauszugeben, die Vicarin ausgenommen, Schweſter Thereſe . . . Das war nun die große, wochenlang alles ergreifende Frage unter dieſen Frauen . . . Daran waren alle betheiligt . . . Wie oft ſaß Bonaventura zu St.-Wolfgang in ſeiner Jasmin- und Nachtviolenlaube und las die Worte der Braut im Hohen Liede: „Erquicket mich mit Blumen, labet mich mit Aepfeln, denn ich bin krank vor Liebe!“ oder er überſetzte Lope de Vega's Sonett von jenen beiden Frauen, von denen Eva ſogleich nach reifen Aepfeln griff und alles verlor,

mütterlichen bloßen Nachſicht iſt gekommen. Meine prophetiſchen Gedanken kommen zur Reife: in kurzer Zeit geht Jeder von ihnen, der Aelteſte und der Jüngſte (ein neues kommt nicht mehr), ſeiner Beſtimmung entgegen. Kinder, ihr müßt euch tummeln und die Rockſchöſſe immer in der Hand haben, um ſchnell an eurem Ziele zu ſein. Das Leben reicht weiter, als von hier an die Gartenthüre, und doch nicht weiter, als von hier bis zum Friedhof drüben. Rüſtet euch, daß Gott in euch einziehe. Die Stunde der Weihe iſt nahe herbeigekommen."

Damit wandte ſich Blaſedow um und verließ den Garten nach Hinten. Er griff in ſeine Rocktaſche; wahrſcheinlich ſuchte er ein Tuch, um ſich eine Thräne zu trocknen. Gertrud weinte laut und ſah ihm nach. Wie ſie bemerkte, was er ſchon wieder vergeſſen hatte, wie ſie ahnte, wozu er es eben brauchte, wie ſie ſo ſelbſt gelähmt war, nicht toben zu dürfen, hätte ſie vor Schmerz vergehen mögen. Tobianus rauchte dabei gemüthlich ſeinen Meerſchaumkopf und ſchüttelte verwundert ſeinen eigenen.

Maria aber nur nach der künftigen Blüte aus der Wurzel Jesse und alles gewann — Renate konnte aber auch da während dessen mit den Nachbarn um Aepfel zanken, die über den Zaun gefallen waren, um Trauben, die bei ihnen reiften, während der Stamm im Pfarrgarten stand ... Auf alles das ist ein katholischer Priester auch in der Beichte gefaßt ... Daß sich aber auch ein Kloster von achtzehn Bewohnern um die Eier einer Henne in Gewissensscrupeln befand, entsetzte ihn — um Paula's willen ...

Die Schwestern dürften die Eier der Gartenverwüsterin und Klosterfriedensbrecherin dem Nachbar vorenthalten, entschied er, wenn sie dies in der Absicht, zu strafen, thäten und die nachlässige Besitzerin der Henne gewöhnen wollten, ihre Henne besser zu hüten ... Sie würden es aber wahrscheinlich mit Schadenfreude gethan und sich am Besitz der Eier listig erfreut haben ... Da wäre es denn freilich ein Raub ... „Sammeln Sie jetzt die Eier und sind es ihrer jedesmal eine Mandel, so schicken Sie sie nebenan ins Waisenhaus!“ ...

Als die Aebtissin mit diesem Bescheid gegangen war, kamen die alten Nonnen zuerst ... Das Warten schien ihnen beschwerlich zu fallen ... Rother hatte es auch so eingeführt, wahrscheinlich, um sie rascher zu entfernen ... Fanatismus für Formalitäten, wie er namentlich im eheloſen Stand die Frauen mit der Zeit alle Stadien der Qual für sich und andere durchmachen läßt, sprach sich umständlich genug aus ... Einige hatten dabei ein nervöses Zucken, andere eine Sprechweise, die vor Ueberhastung nicht einen einzigen geordneten Satz vorbringen

konnte . . . Dann hatte die Art, wie die von ihm auferlegten Bußen sofort ausgeführt wurden, wenn er den sich Entfernenden nachsah, etwas Erschreckendes durch den Mechanismus und den eiligen Eifer der Formalität ohne jeden Duft der Innerlichkeit . . . Das Schönste am Weibe, die scheue Unsicherheit in solchen Bewegungen, die der Natur und dem sonstigen Triebe des Weibes widersprechen, fiel hier weg . . . Das Zusammenleben in einem weiblichen Freistaat hob die Grazie auf, die aus dem Zusammenleben mit Männern entspringt . . . Er sah eine Nonne eine Betglocke an Stricken so hastig ziehen, wie eine Magd den Brunnenschwengel regiert, wenn ihr Salat wartet . . . Alles wurde mit dem reizbarsten Fanatismus hervorgebracht; die Regel der Tagesordnung, der Küche, der Bekleidung, des Backens, das Scheuern, Beten, Singen und Gewinnen von Geld durch weibliche Arbeiten, wie Blumenmachen, Stickereien, Wäschenähen und -zeichnen — alles wie im Krampf . . . Eine beaufsichtigte die andere und ganz ersichtlich war es, daß hier nur die geringeren Seelenthätigkeiten des Menschen in beständiger Erregung blieben . . . Man denke sich die alte Mönchsregel, die einst Sebastus zu Bonaventura wiederholte: „Wir Mönche kommen zusammen und kennen uns nicht, wir leben zusammen und lieben uns nicht, wir sterben zusammen und beweinen uns nicht!“ — angewandt auf Frauen . . . Das weibliche Herz verknöchert, das angeborne Bedürfniß der Liebe erstarrt! . . .

Die Schulschwester Beate und die Vicarin Thereſe folgten sich unmittelbar . . . Wie war jene so häßlich mit ihren Zahnlücken . . . Und dabei war sie die Ein-

zige, die dennoch zu lächeln versuchte — mit Wehmuth zu lächeln ... Sie hatte noch Formen des Zusammenhangs mit der Außenwelt ... Vorzugsweise schien der Geist der Intrigue in ihr mächtig zu sein ... Sie allein klagte Rothern an ... Sie sagte, sie wäre durch die Reihe der Jahre gewohnt, das Sakrament der Buße zu leicht zu nehmen ... Sie schlüge sich oft mit der Geißel um Fehler, die sie nur so eingestünde, um vor den andern nichts voraus zu haben ... Bonaventura ließ sich nicht irre machen, er rüttelte an der nur halbgeöffneten Thür des Gewissens und sah bald, der hinterhaltige Sinn des starkwilligen Mädchens öffnete nicht ... Sie blieb bei Oberflächlichem und mußte, da sie zuletzt nur noch gestand, ihr Herz wol zu sehr an ein Hündchen gehängt zu haben, hören, daß dies allerdings eine Sünde wäre, wenn sie dem Hunde die Liebe schenkte, die sie den Menschen versagte ... Voll Unmuth und Staunen über dies Wort erhob sie sich nach der ihr auferlegten Buße, drei Tage lang im Waisenhause für sich allein, ohne Bericht an die Direktion, nie einen Fehler mit Züchtigungen zu bestrafen, sondern nur mit Worten ... Bonaventura hatte ihre Heftigkeit erkannt ... Sie verschwand eilends nach einer entgegengesetzten Seite hin, als die andern Nonnen ...

Schwester Therese, die ehemalige Freiin von Seefelden, war klein und blaß und schien mehr von Ergebung, als von Seelenschmerz verzehrt ... Sie gehörte scheinbar jener seltsamen Stimmung ihrer Standes- und Stammgenossen an, die die Begriffe der Etikette, Conduite, Tournüre vom Leben auch ohne alles weitere

Nachdenken auf das Verhältniß zum geoffenbarten Gott und zur Kirche übertragen . . . Auch ſie zeigte zunächſt kein beſonderes inneres Leben. Sie hatte nur Formfehler zu beichten und Nachläſſigkeiten, die ſie ſich in ihrem Unterricht zu Schulden kommen ließ . . . Bonaventura rieth nur auf ſie aus der feinern Sprechweiſe und dachte ſich: Das iſt alſo die Nonne, von der eine ganze Landſchaft ſpricht und der ſich Paula als Freundin zu nähern hofft! Welch ein Nimbus umgab ſie aus der Ferne und nun — wie war auch ſie ſchon abgeſtorben — ſchon ſo ſchattenhaft geworden — . . .

Am Schluß der Beichte, die ihn zweifelhaft ließ, ob er wirklich mit der Verlobten des Pater Ivo, des Marienſängers, geſprochen, rührte ihn die Selbſtanklage, daß ſie ſich freute über jeden Tag, wo im Waiſenhauſe der Schulunterricht ausgeſetzt wäre . . . So auch auf morgen . . .

Widmen Sie ſich dieſer Thätigkeit nicht mit voller Befriedigung? . . . fragte Bonaventura . . .

Nein — lautete die zögernd gegebene, aber aufrichtige Antwort . . .

Bonaventura tadelte eine ſolche Geringachtung der Verſüßung des Kloſterlebens . . .

Hochwürdiger Vater, ſprach Schweſter Thereſe, das Kloſter und das Leben gehen nicht Hand in Hand . . . Wir ſind Erzieherinnen, ja — aber die rechte Erziehung, die Erziehung zur Freiheit des Lebens kann nur von der Freiheit kommen . . . Die Kinder wollen dem Leben erzogen ſein und wir kommen nicht aus dem Leben . . .

Mein Kind, entgegnete Bonaventura nichtzuſtim-

mend, jeder Chriſt muß in ſeinem Innern eine Stelle haben, um die es nur allein wie der Friede eines Kloſters weht ... Selbſt im rauſchendſten Gewühl des Lebens, ſelbſt im höchſten Genuß der Kraft und der Freude ſoll die Chriſtenheit etwas achten, was ungefähr dem Leben mit ewig bindenden Gelübden gleichkommt ... Für dieſe heilige Stelle im Gemüth erzieht man überhaupt und erziehen Sie ... Selbſt die Mütter können ſo nicht erziehen, wie die Erzieherin ... Die Mutter ſteht zu ſehr unter dem Eindruck des eigenen Lebens, um Kindern immer allein den Werth des Hohen und Göttlichen und der von allem Erdenwuſt befreiten Bildung zu vergegenwärtigen ... Wollen Sie nicht in dieſem Geiſte erziehen? ...

Schweſter Thereſe blickte einen Moment mit leuchtenden Augen auf und ging, wie es ſchien, ermuthigt für ihr langſames Sterben im Kloſter ...

Bonaventura ſah ihr voll Wehmuth nach ... Er hatte den Schmerz, ſich ſagen zu müſſen: War denn dein Wort auch wol mehr, als nur eine Phraſe? ... Du fürchteteſt zu hören, daß ſelbſt das Lehren und Unterrichten der Jugend einer vom Leben getrennten Kaſte nicht gebühre; du fürchteteſt, daß dir wol gar noch die letzte Glorie des Kloſterlebens, die Krankenpflege, als Anhalt deines gläubigen Sinnes entzogen würde? ...

Zum Nachdenken über ſolche Zweifel blieb indeſſen keine Zeit ... Neue Stimmen murmelten ſchon ... Kleinigkeiten und Kleinigkeiten ... Rother gehörte zu denen, die da lehrten: Die Kirche will alles, auch das Kleinſte wiſſen! „Was iſt kleiner“, predigte Beda Hun-

nius über die Beichte, „als Regentropfen! Und dennoch entstehen daraus Ströme, die Häuser niederreißen! Was ist kleiner, als ein Sandkorn! Aber überladest du ein Schiff damit, so wird es in den Abgrund fahren!“ Und darauf hin verlangte er in der Beichte jeden Regentropfen und jedes Sandkorn aus dem Privatleben seiner Gemeinde zu wissen . . .

Wie sprach da wieder Eine mit der Geschwindigkeit einer Flattermühle, die im Korn die Spatzen verscheuchen soll . . . Welche Fülle von Sünden gab es auch noch unter den Heiligen . . . Die ganze Stufenfolge der „sieben Todsünden“, der „sechs Sünden in den Heiligen Geist“, der vier „himmelschreienden“ Sünden und der neun „fremden Sünden“ . . . Und als kannte die Schwester Küchenmeisterin vollkommen die Unterscheidung dieser neun „fremden Sünden“, in welchen der Mensch erstens zur Sünde rathen, zweitens die Sünde befehlen, drittens in die Sünde einwilligen, viertens nur passiv zu ihr reizen, fünftens die Sünde loben, sechstens zu ihr stillschweigen, siebentens dieselbe übersehen, achtens selbst daran theilnehmen und neuntens sie bei etwaigem Anlaß blos vertheidigen kann — so blitzten alle diese Facettirungen der Jesuitendialektik auf in der Klage über die Verhältnisse des Marktes, der Speisekammer, des Backens, des dabei vorgekommenen Naschens und aller möglichen Sorglosigkeiten . . . Hier tauchten jetzt auch zwei halb- und drei ganze Novizen auf und im sprudelnden Mittheilungsdrang zum ersten male mit Namennennung Treudchen Ley, die nach Bonaventura's War-

nung, Niemand zu nennen, dann als die Koſtgängerin bezeichnet wurde . . .

Manches Wort aus dem lebensklugen Jeſus Sirach, dem Montaigne und Knigge der Bibel, war eigens wie für die Schweſter Küchenmeiſterin geſchrieben . . . In ihren Bekenntniſſen liefen ganz harmlos auch die Schüſſeln mit unter, die im Kloſter für Cajetan Rother zubereitet und in ſeine Wohnung geſchickt wurden . . . Am Sprachgitter der Eingangspforte mußten Schachteln und Körbe immer unterwegs ſein, denn ſelbſt ſeine Wäſche ließ der Pfarrer im Kloſter waſchen — ſodaß es Bonaventura nicht Wunder nehmen konnte, von der folgenden Nonne, die die Schweſter Wäſchmeiſterin war, unter den heißeſten Thränen ein Bekenntniß zu erhalten, wo plötzlich wieder Namen fielen wie Eva und Apollonia Schnuphaſe . . .

Die Wäſchmeiſterin beichtete:

Vor vierzehn Tagen kam ein Korb auf einer Karre vor der Thür des Kloſters und ſo ſchwer ſtand er am Gitter, daß die Damen Schnup —

Keine Namen! ſagte Bonaventura . . .

— die gerade im Kloſter waren, ſelbſt, ſie vom Gitter zu heben, angreifen mußten . . . Sie ſagten, es wären lauter neue Servietten für die Wirthin „Zum goldnen Lamm“ . . . Sie wollten den Korb zum Zeichnen in die Zelle der Gertrud Ley tragen . . .

Keine Namen! wiederholte Bonaventura aufs ſtrengſte . . .

Ich ſehe den großen Waſchkorb und ſage: Die Zelle der Koſtgängerin iſt dafür nicht groß genug . . . Der

Korb muß in die Nähſtube . . . Die beiden Fräulein widerſprachen . . . Ich werde darüber zornig und ſage: Ich denke, ich bin hier die Wäſchmeiſterin! Nun ergaben ſich die Damen — Sonſt ſo hochmüthig und vornehm — heute trugen ſie mit ihren feinen Händen und Handſchuhen den Korb ſelbſt und das fiel mir auf . . . Durchaus wollten ſie damit zur Koſtgängerin . . . Dieſe war im Chor . . . Sie lernte ſingen . . . Wie die beiden Fräulein ſo durchaus den ſchweren Korb, ſtatt in die Wäſchſtube, an der wir ſchon ſtanden, in die Zelle bringen wollten und niemand auf dem Gange war — die Schweſtern waren alle im Chor — ſagte ich und ſchon mit Furcht und Ahnung zu dem Fräulein Eva, der Aelteſten: — Was iſt das heute mit dem Korb? Gleich machen Sie auf! . . . Da wurden die Mädchen blaß wie die Wand und nun ich das ſah, da riß ich ſelbſt den Korb auf und — heiliger Joſeph! — ſtatt Wäſche ſtak — eine Mannsperſon unter dem Deckel . . .

Bonaventura mußte der Bekennerin Kraft zur Sammlung laſſen . . .

Ich weiß nicht, hochwürdiger Vater, fuhr ſie fort, wo ich es hergenommen habe, daß ich nicht ſofort in Ohnmacht fiel . . . Ich ſchrie: Herr! Verlaſſen Sie jetzt nicht ſogleich auf demſelben Wege, wie Sie hereingekommen ſind, ſo auch wieder hinaus dies Heiligthum unſrer allerſeligſten Jungfrau und des gekreuzigten Jeſus, ſo zieh' ich hier an der Glocke und rufe das ganze Kloſter zuſammen . . . wehe dann Ihnen und Ihren Helfershelferinnen — Und Sie, meine Fräulein, wandte ich mich zu dieſen — Aber nun konnte ich nicht weiter . . .

Die beiden Nichtswürdigen fielen in die Kniee und baten um alle Wunden Jesu, sie nicht zu verrathen ... Ein Glück für sie, daß die Orgel so laut ging ... Der junge Mann stand noch im Korb und wollte herausspringen, zog auch eine volle Börse, die er mir in die Hände drücken wollte ... Nein, schrie ich, danken Sie allen heiligen Märtyrern und Bekennern, daß die Schwestern im Chor singen und die Nähstunde schon geschlossen ist ... Entfernen Sie sich augenblicklich! ... Damit drückte ich den jungen Mann, so vornehm und stark er war, wieder in den Korb hinunter, zwang ihm den Deckel über den Kopf und die beiden Damen mußten ihn selbst wieder an beiden Henkeln zum Sprachgitter hinausschleppen, wo sie sich bald damit verhoben hätten, um ihn nur an die Oeffnung hinaufzubringen ... Da waren denn zwei Kerle, die schon auf alle Fälle bereit standen, nahmen die Last wieder an sich und trugen sie zur Straße hinaus wieder auf die Karre ...

Bonaventura konnte bei diesem auf Treudchen berechneten Besuch nur an Piter Kattendyk denken ...

Und Ihre Sünde? ... fragte er nach einer Weile, ohne sich das Bild: Piter im Waschkorb, in seinem komischen Effect — zu lange auszumalen ... Er fühlte sogar Antheil der Freude über einen Beweis so großer Liebe, die Treudchen hatte gewinnen können ...

Sünde? Daß ich den Vorfall — verschwieg — sagte die erschöpfte Wäschmeisterin ...

Verschwieg? Einer pflichtgetreuen That soll man sich gegen niemanden rühmen ...

Muß das Kloster nicht gesühnt werden? ...

Nein . . .

Die beiden ruchloſen Frauen kommen noch immer und ich laſſ' es zu . . .

Sie werden ſich beſſern . . .

Als der Korb und die Frauen hinaus waren, rannt' ich umher wie ſinnlos und —

Mußten es los werden? . . . Erzählten es alſo doch? . . .

Die Beichtende ſchwieg . . .

Sie waren mir alſo jetzt eben unwahr! . . . Das iſt ein Frevel — ich will ihn verzeihen . . . Die natürlichſte Mittheilung, die Sie jedoch machen konnten, war die bei dem armen Kind, deſſen Ruf durch dieſen Vorfall ſo heillos bedroht wurde . . . Thaten Sie das?

Der Pfarrer hat —

Die Stimme ſtockte . . .

Dann ergänzte ſie zagend:

Hat befohlen, ihr davon nichts zu ſagen und — ohnehin — mit ihr kein Wort zu ſprechen, das nicht. — heilig iſt . . .

Bonaventura konnte nicht die Befehle ſeines Vorgängers brechen . . . Er konnte ohne Gefahr für die geiſtliche Würde nicht fragen: Warum nur Geiſtliches mit Treudchen Ley? . . . Er half ſich wie öfter in dieſem Theil ſeiner römiſchen Zauberkunſt und hielt ſich an die Geſinnung, die ſich *eben*, im **Bekennen**, offenbarte, nicht an den ſchwierigen Fall ſelbſt . . . Er hatte die Nonne auf Lügen ertappt . . . So ſprach er denn von dem bedenklichen Vorfall ſelbſt nicht mehr, ſondern von der Wahrheit, deren Umgehung ſchon Adam mit

## Sechstes Kapitel.

### Begegnungen.

Blasedow ging nicht allein in den Wald. Ein zottiger Schäferhund, ein treues Thier, Waſſer genannt (ein auf dem Lande üblicher Hundsname, der entweder, wenn die Türken etwas tiefer nach Deutſchland gekommen wären, von Vezier abgeleitet werden müßte oder mit Azur zuſammenhängt), ſprang hinter ihm her und wedelte treuherzig mit dem Schweife. Wir dürfen dies Thier nicht aus den Augen laſſen; thäten es doch auch die nicht, welche wir bald kennen lernen werden! Der Wald war übrigens ſicher. Sayn-Sayn befand ſich bei ſeinem Aberglauben ſo gut, daß die Gefängniſſe oft Jahre lang leer ſtanden. Die Regierung des Fürſtenthums kam jährlich in Verlegenheit, wie ſie es mit den in andern Staaten üblichen ſtatiſtiſchen Tabellen über die Criminalſtrafen halten ſollte; ſie war überzeugt davon, daß dieſe Veröffentlichungen nach der Abſchreckungstheorie Viele, denen es am Hals juckte, abhielt, ſich den Strick zu verdienen. Sie half ſich da, ſo gut ſie konnte. Sie ſetzte auf's Gerathewohl in die Landesblätter, daß eine beſtimmte

Nachtheil ſich hätte zu Schulden kommen laſſen, als er den Genuß der verbotenen Frucht auf Eva ſchob, und ſchon Eva, als ſie die Schuld wieder der Schlange zuſchrieb ... Die Lüge der Lügen nannte er es aber, wenn man mit dem ausdrücklichen Schein, wahr ſein zu wollen, dennoch lüge .... Er legte der Wäſchmeiſterin eine Buße auf, die ſeiner immer mehr zunehmenden Reizbarkeit und dem Verdruß, daß hier Alle etwas ausgeplaudert bekamen und nur Die nicht, der dadurch ein Beweis entging, wie ſehr ſie geliebt wurde, entſprach ... Er befahl ihr, ſich der nächſten Beichte der — Kinder im Waiſenhauſe anzuſchließen, und ſagte:

Mein Kind! Als Erwachſene lerne etwas bei dir behalten! ...

Die Wäſchmeiſterin entfernte ſich mismuthig . .

Das Läuten einer Glocke, die eine Nonne mit der ſchon geſchilderten Haſt zog, zeigte Bonaventura an, daß er ſchon drei Stunden im „Holz der Buße" geſeſſen hatte ... Nur die Spannung, ob denn nicht endlich auch Treudchen Ley erſcheinen würde, gab ihm Kraft, noch auszuharren ...

Da ſah er denn endlich den Gang daher kommen eine kleine Geſtalt im braunen Kleide — unverſchleiert ... Ein Häubchen bedeckte den Kopf, der ihm aus dem Dunkel des Ganges allmählich erkennbar wurde .... Ein halbes Jahr hatte die lieblichen Züge des jungen Kindes, das ſchon ſo viel des Trüben erfahren hatte, mit melancholiſcher Verhärmung angehaucht ... Die blonden Haare, die bald unter der Schere der Kloſterregel fallen ſollten, waren in der unkleidſamen Haube

verſteckt . . . Um ſo edler traten die Formen des blaſſen Antlitzes ſelbſt hervor . . . Die Melancholie hatte ihnen nichts von der angebornen Schönheit nehmen können . . .

Treudchen näherte ſich mit gefalteten Händen . . .

Sie ſchien von einem Gebet zu kommen und leuchtete wie eine Verklärte . . .

Hoffnungſtrahlend und doch zaghaft ſchritt ſie näher und legte jetzt, wie Bonaventura ſah, mit ausbrechenden Thränen ihr Haupt auf das Holz, einer Verbrecherin ähnlich, die den Todesſtreich erwartet . . .

Was geht nur in dieſer kindlichen Seele vor? dachte ſich Bonaventura . . . Welche Verwüſtungen hat ein ruchloſer, langſam, aber ſicher wühlender Prieſter, der ſie ohne Zweifel in dieſem Kloſter feſthalten will, in ihr angerichtet? . . .

Schon hatte Bonaventura, da Treudchen noch ſchluchzte, angefangen aus ihrer Seele zu beten und, wie ſie für die Beichte gelehrt war, den Heiligen Geiſt anzurufen, der dem Menſchen erleichtere, ſich ſelbſt zu erkennen — da vernahm er hinter ſich in der kleinen Kirche ein auffallendes Geräuſch . . .

So wenig ihn ſonſt beim Spenden des Bußſakraments Reden, Singen, Wandeln in der Kirche zu ſtören pflegte, jetzt mußte er ſein Haupt von der zuſammengeſchlagenen Stola erheben . . . Er hörte einen lebhaften und unziemlichen Wortwechſel zweier Männerſtimmen . . .

Sein eigener Akoluth war es, der ihn begleitet hatte,

und der Meßner vom Berge Karmel drüben, die miteinander ſtritten . . .

Kaum hatte Bonaventura einige Worte unterſcheiden können, ohne ganz die Urſache des Streits zu verſtehen, als ſich beim Umwenden ſeinem Auge der ſchreckhafte Anblick eines im Meßornat daherkommenden Prieſters darbot, der, kaum ſich aufrecht erhaltend, an den Chorſtühlen mit den Händen entlang taſtete und ſich auf ihn zuſchleppte . . . Ein langes Scapulier hing ihm wie einem Mönch von den Schultern herab bis an die Kniee . . . Es war ein Abbild des bekannten Scapuliers, das die allerſeligſte Jungfrau im 13. Jahrhundert einem General der Karmeliter verehrte und mit deſſen Nachahmung behangen jeder Sterbende den ſeligen Tod gewinnt . . . Der Pfarrer vom Berge Karmel war es ſelbſt, Cajetan Rother . . .

Sonſt eine hohe, wohlgenährte, mit glühenden Augen ein Bild des Lebens darſtellende Perſönlichkeit . . . Heute dahinſchleichend, gelb, von Fieberflecken entſtellt und offenbar eben aus dem Krankenbett gekommen . . . Gerufen vielleicht durch die beiden intriguanten Nonnen . . . Er taumelte unſicher und in jeder Bewegung wie zum Zuſammenbrechen . . .

Bonaventura überſah ſofort, daß auch dieſe üble Nachrede ſeines Glaubens, daß die Beichtväter der Nonnen von heftigſter Eiferſucht gegeneinander entbrannt ſein könnten, keine Fabel war . . .

Der Zorn, die Ungeduld, vielleicht auch die Furcht, vielleicht eine Anzeige der Nonnen, hatten den Mann vom Lager getrieben . . . Ein fremder Wolf bricht in

deine Hürde! ſtand auf ſeinem verzerrten Antlitz ... Er erſchien begleitet von ſeinem Meßner, der gegen Bonaventura's Akoluthen ſchon ſeinen frechſten Einſpruch erhoben hatte, und redete, erſt noch mit gezwungener Freundlichkeit, heiſer, vom dumpfhohlen Huſten unterbrochen, auf drei Schritte den ſich erſtaunt erhebenden Bonaventura an:

Mein Herr Bruder! Ei danke! Danke! ... Ich bin ja geſund und wieder wohlauf ... Bitte! ... Sie ſind — ja — ſehr raſch und — auch hier wieder mein Nachfolger geworden — Ich erfahre das — ſoeben erſt — Bitte — Erlauben Sie — ...

Bonaventura ging ihm entgegen und ergriff ſeine Hand, die ſich eiskalt anfühlte ... Sie ſind krank — ſprach er ... Ich beſchwöre Sie — Gehen Sie nach Hauſe — ...

Mit künſtlicher Kraftäußerung ſchlug der Pfarrer an ſeine Bruſt und ſprach ſo laut, daß es in der Kirche weithin ſchallte:

Geſund bin ich! ... Danke, Herr Bruder! ... Mit Gott! ... Mit Gott! ... Adieu! ...

Schon drängte er zu dem Gitter, in welchem Treudchen's Haupt unbeweglich lag und nicht aufblickte ...

In Bonaventura's Innerm wühlten alle Schwerter des Schmerzes ... Auch das, auch das iſt möglich — bei unſerm Prieſterthum! ... Dein heiligſter Name, Jeſus von Nazareth, wird in ſolchem Mund zur Läſterung! ...

Bei dem Gedanken, daß dieſer ruchloſe Prieſter nur verzweifelte, Treudchen Ley könnte einem andern vertrauen, was ihre Seele belaſtete, ergriff es ihn

mit ſolcher Wallung des äuſerſten Zornes, daß er, nichts mehr achtend von dem, was er ſonſt, ſelbſt mit Bekämpfung ſeiner Ueberzeugungen, zu ſchonen pflegte, rief:

Sie unterbrechen eine heilige Handlung, die ich bereits begonnen habe . . . Nach einer Stunde überlaß' ich Ihnen den Sitz in dieſem Stuhle . . . Jetzt aber gehen Sie! . . .

Die Hände des Pfarrers griffen krampfhaft am Scapulier hin und her und wickelten ſich bald in das lange Tuch hinein, bald aus ihm heraus . . . Der Fiebernde konnte kein Wort gewinnen . . . Die beiden Diener ſtanden wie auf der Flucht in einiger Entfernung . . . Bonaventura hatte noch die Selbſtbeherrſchung, am Gitter das Schiebfenſter zuzuziehen und Trudchen von dieſer unwürdigen Scene zu trennen . . .

Herr Domkapitular! . . . ſprach Rother mit hämiſcher Betonung der ihm vorgeſetzten Würde und taſtete dabei zitternd nach dem Eingang in den kleinen Ausbau . . . Es war eine Scene, die Bonaventura an ſein Erlebniß mit dem Habicht erinnerte, deſſen Fänge ſich, wie ihn Pater Sebaſtus in der kleinen dunkeln Kapelle beim Kreuzgang der Kathedrale ergreifen wollte, ebenſo an die Altarſäulen feſtgeklammert hatten, während der Raubvogel mit umgewandtem Kopf dämoniſch ſeinen Angreifer anſtarrte . . .

Sich ſammelnd, hauchte er jetzt leiſe:

Sie erinnern mich zur rechten Zeit an meine Würde! . . . Ich befehle Ihnen — mir die Functionen zu laſſen, die mir die Curie übertrug . . .

Nun aber lachte Rother hellauf und zog unter ſei-

nem Scapulier einen Brief hervor, rief seinem Meßner, hielt den Brief in die Höhe und krächzte mit heiserer Stimme:

Da, Fangohr! . . . Tragen Sie — den Brief sofort in — die Curie . . . Die Kirche muß neu geweiht werden — das heilige Holz — exorcisirt —! . . . Diese reinen Seelen meiner Himmelsbräute — verführt mir ein — Magnetiseur —! . . .

Dies Wort wurde von dem sich Kraftgebenden wie eine Waffe geschleudert. Ein Wurfspieß konnte nicht drohender fallen. Der Brief war ein Protest des Pfarrers, den er schriftlich aufgesetzt hatte, und Fangohr, sein Meßner, ergriff ihn, um ihn zum Generalvicar zu tragen . . .

Bonaventura stand starr . . . Nichts mehr hörte er von alledem, was in fieberhafter Hast, mit frostklappernden Zähnen der selbst in Todeskrankheit noch unbändige Mensch an Verwünschungen und Anklagen gegen ihn schleuderte . . . Ein dumpfes Brausen benahm ihm die Besinnung . . . Alles um ihn her schwankte . . . Seine edelsten Empfindungen waren entweiht, seine heiligsten Gefühle auf die Straße geworfen . . . Einen Augenblick zuckte seine Hand, dem Meßner die Schrift zu entreißen . . . Dann beherrschte er sich, ordnete seine in Verwirrung gerathenen Gewänder und verließ, ohne ein Wort der Erwiderung, vom tiefsten Entsetzen durchrieselt, eine Stätte, auf die das Wort des Heilands gepaßt haben würde: „Ihr macht mein Haus zur Mördergrube!“ . . .

## 3.

Schon nach einigen Tagen zeigte ſich die Wirkung der nunmehr offen ausgeſprochenen Anklage ...

Die geheimen Mächte, die alles Edle und Bedeutende in dieſer Welt umwühlen, hatten endlich die Achillesferſe des bisher ſo Unverwundbaren gefunden ...

Wer die Anklage zuerſt formulirt, ſie verbreitet hatte, war nicht zu ſagen ... War es Frau von Sicking? ... In ſolchen Dingen macht ſich alles von ſelbſt und namenlos, bis dann einer hervortritt und für alle redet ...

Die Nachricht über den Vorfall im Kloſter verbreitete ſich blitzesſchnell ... Die Mehrzahl ſprach über den allgeliebten Prieſter ihr Bedauern aus und doch — das Mitleid iſt ein Zoll, der, wenn auch mit noch ſo voller Hand gereicht, keine Zinſen trägt ... Ein Gefühl des Beiſtandes muß fruchtbar, muß die Liebe mehrend ſein ... Hier ſtockte alles und im negativen Bedauern — verlor der junge Prieſter ...

Bonaventura, deſſen ganzes Leben unter Roms Magie litt, war nun ſelbſt ein Magier geworden ... Man theilte ihm die Anklage des Pfarrers vom Berge Kar-

mel im Original mit . . . Wie im Geiſt des Mittelalters ſtellte eine zitternde Handſchrift Beſchwerde über die Wahl dieſes Stellvertreters, der ihm „ſeine Beichtſeelen beſchädige“ . . . Der Domkapitular von Aſſelyn hätte in Witoborn die Gräfin Paula von Dorſte-Camphauſen magnetiſirt, hätte dadurch Viſionen veranlaßt und da man den Geiſt, aus dem dieſe Thätigkeit der menſchlichen Hand ſich offenbare, noch nicht zu erkennen vermöge, da die Kirche trotz einzelner Beiſpiele der Anerkennung und Heiligſprechung der Prophetengabe doch über alles, was an Zauberei erinnere, den Stab breche und mit Moſes Zeichendeuterei und Aberglauben verwerfe, ſo müſſe er das Heil ſeiner Beichtkinder wahren und wünſchen, daß die Seelen der Nonnen am Römerweg vor der Berührung mit einer ſo gefährlichen Natur, wie die des Domkapitulars, behütet würden . . .

Dieſe Warnung vor Aberglauben kam aus dem Mund eines Mannes, der ein Scapulier trug, das den Sterbenden den Tod erleichtern ſoll! . . . Aus dem Mund eines Mannes, den Bonaventura vernichten konnte, wenn die Geſetze Roms die Mittheilung deſſen geſtatteten, was ein Prieſter aus der Beichte weiß! . . . Selbſt die Frevel jener Verbindung der Schnuphaſes mit dem Kloſter durften von ihm nicht angezeigt werden . . . Und hätte Treudchen Ley geſtanden, was ſie, ſie vollends drückte — mußte er nicht auch da ſchweigen? . . . Das ſah Bonaventura deutlich, was ihm dieſe Aermſte hatte geſtehen wollen . . . Unter dem Schein der Religioſität hatte der Seelenmörder das zur Schwärmerei geneigte Kind mit geiſtlich-ſinnlichen Vorſtellungen erfüllen wollen

. . . Er hatte ihr Beten, Faſten, Kaſteien in Formen vorgeſchrieben, die unſicher auf der Grenzlinie zwiſchen Demuth und Schamloſigkeit hingingen . . . Die furchtbarſten Strafen des Himmels hatte er ihr ohne Zweifel angedroht, wenn ſie verriethe, was er ſie lehrte, um dem Erlöſer mit ſeinen blutenden Wunden auch körperlich ähnlich zu werden . . . Angſt um ihre Geſchwiſter im Waiſenhauſe, Verehrung vor Prieſterhoheit und Prieſterunfehlbarkeit überhaupt hatte das ungebildete Kind mit widerſtrebenden Gefühlen zur Sklavin ſeiner Autorität gemacht . . . Das alles, Bonaventura wußte es, war bei einem Cajetan Rother möglich und Treudchen Ley litt unter nichts anderm . . . Der alte Pater Sylveſter, von dem Serlo's Denkwürdigkeiten erzählten, hatte in ſeiner Weiſe im Seminar alle dieſe alten Methoden, Heilige zu machen, mit kindiſch raffinirter Naivetät erzählt . . .

Rück, der geiſtige Bundesgenoſſe ſolcher Frevel, und Lucinde umflatterten ihn wie mit ſchwarzen unheimlichen Schwingen . . . Wieder erhielt er anonym folgende Zeilen:

„Sie werden von der Beichte ſuspendirt werden . . . Um dies zu vermeiden, räth man Ihnen, ſelbſt Vacanz zu begehren, um eine Reiſe zu machen . . . Nur gehen Sie nicht nach Witoborn, wodurch Sie das Uebel vermehren würden, gehen Sie nach Kocher am Fall . . . Uebernehmen Sie die Aufträge nach Wien, ſo gilt dies für einen Bruch mit der Regierung . . . Doch wie Sie wollen; nur folgen Sie mit Vorſicht den Rathſchlägen Rück's . . .“

Der Athem ſtockte dem Prieſter beim Leſen . . .

Rück begegnete ihm auf der Straße und rieth ihm, für immer mit dieſem Staat zu brechen ... Wir müſſen alle an Oeſterreich halten! ſagte er ... Fort! fort! ...

Was ſollte Bonaventura thun! ... Der Rath Lucindens war klug, beachtenswerth ... Aber ein Rath aus dieſem Munde! ... Rück's Abſicht, ihn für immer zu entfernen, war unverkennbar ... Man kam ihm wieder mit dem Auftrag, nach Wien zu gehen ... Er ſollte dem erwarteten Cardinal Ceccone und dem Staatskanzler die Vermittelung mit Rom und dem Landesfürſten, die Befreiung des gefangenen Erzbiſchofs, dem die Kirche zum irdiſchen Erſatz für ſeine Märtyrerkrone den Cardinalshut ſchicken wollte, aufs dringendſte ans Herz legen ... Bonaventura war wie Benno ein Gegner der Waffengewalt, die die Regierung angewandt hatte ... Dennoch gingen ſie beide ſo wenig mit dem Geiſte, aus dem Rück alles leitete und einfädelte ...

In dieſer zagenden Ungewißheit theilte ihm Kanonikus Taube, der Hausfreund der Kattendyks, im Ton des Bedauerns die Nachricht mit, daß man ihn bis zur Entſcheidung der Frage über den Magnetismus durch die Pönitentiarie in Rom ohne Zweifel vom Beichtſtuhl entbinden würde ... Er möchte ſich, ſetzte der Weltkluge hinzu, raſch zur wiener Miſſion entſchließen ... So entginge er allen ſeinen Neidern und Feinden ... Der Regierung bliebe er ja doch unter allen Umſtänden anſtößig, wie jetzt ſämmtliche Prieſter, die adelige Namen trügen ... Bleiben Sie ſo lange in einem Donaukloſter, bis eine Pfründe offen wird! Ja, es ſind die Tage

Anzahl Verbrecher wegen Raub, Mord, Diebstahl zwanzig, oft noch mehr Jahre in's Zuchthaus gekommen wären; allein es war kein wahres Wort daran. Hatten sie einmal einen Verbrecher erwischt, vielleicht auf der Grenze, der sich im Fürstenthum Sayn-Sayn gesicherter glaubte, so machten sie Staat mit ihm. Sie führten ihn durch das Land in geschlossener Kette, gleichsam zur Schau, wohin das Verbrechen führe. Nicht selten auch, wenn die Jahre durchaus nicht gedeihen wollten, ahmte man die auf kleinen Theatern bei Kriegs- und Krönungszügen übliche Sitte nach, daß man auch hier die Statisten der Gerechtigkeit hinter den Coulissen herumlaufen und mehrere Male auftreten ließ, um ihre Zahl zu vergrößern. Als nach der Schlacht bei Jena die Franzosen nach Berlin kamen und ihren Einzug hielten, wollte ihre Anzahl kein Ende nehmen. Die Berliner, die Napoleon noch immer für einen Kaiser aus Pappendeckel hielten, behaupteten damals auch, die Regimenter marschirten um die Mauern und den Ober- und Unterbaum herum und kämen wieder einigemal zum Vorschein, um einer Nation von lauter Alexandern und Bayards Angst einzuflößen. Mit dem Fürstenthum Sayn-Sayn verhielt es sich aber wirklich so, wie wir sagten. Wenn die alten Weiber in den Dorfstuben die Hände über dem Kopf zusammenschlugen über die Menge von solchem Ungeziefer, die nun geschlossen in's Zuchthaus kämen, so kann man versichert sein, daß diese Vervielfältigung nur von einem Individuum ausging, welches im ganzen Lande in die Kreuz und Quere als abschreckendes Beispiel für alle Embryone von Uebelthätern herumgeführt wurde.

Wie Blasedow, eine Zeit lang in Nachdenken versunken, durch den Kiefernwald und sein sandiges Bette gegangen war,

des Exils! sagte er und ging zur Whistpartie bei der Commerzienräthin . . .

Auf einzelne hervorragende Häupter legt sich in grossen Krisen die Verantwortung. Es sind oft nur Loose des Zufalls. Irgendein Misverständniß, irgendeine unbegründete Annahme vertheilt die Rollen. Vollends kann ein katholischer Priester seine wahren Meinungen und Gesinnungen nicht kund geben. Bonaventura war gegen den damaligen so nüchternen und freiheitsfeindlichen Geist der Bureaukratie tief eingenommen, er war adelig, galt von früherher noch für gespannt mit seinem Stiefvater, dem Präsidenten, war intim mit dem hervorragenden Adel um Witoborn — wegen alles dessen galt er für einen Römling . . . Wie konnte er dagegen protestiren ! . . .

Der alte Weihbischof übersah seine ganze Lage und rieth ihm gleichfalls, eine Vacanz zu begehren, um vorläufig in Kocher am Fall den kränkelnden Dechanten zu besuchen . . .

Benno rieth ebenso . . .

Niemand wußte besser, als Benno, wie Bonaventura dazu gekommen war, seine Hand auf Paula zu legen . . . Er wurde dazu gezwungen, um Schmerzen zu stillen . . . Armgart hatte mit Gewalt seine widerstrebende Hand ergriffen und geführt . . . Dann war dafür der Oberst an seine Stelle getreten — schon bei dem Mittagsmahle, wo Paula eine Vision von ihrer Heirath hatte — auch bei seinem Abschied, wo er sie schlafend fand und sie ihn Bischof nannte . . . Alles das — er hätte es so gern vergessen — rief man gewaltsam

wieder in seinem Gedächtniß wach . . . „Nach Witeborn?“ Das war unmöglich . . . Aber als Benno dann sagte: „Vielleicht übernehme ich selbst es, dem Cardinal Ceccone und dem Staatskanzler offen unsere ganze hiesige Lage zu schildern, Rück drängt in mich, daß ich seine Proceßacten befördere“ — als Benno fortfuhr und sagte, daß es ihn ewig südwärts zöge und er sich vorkäme wie ein Zugvogel, der wider Willen auch den Winter im Norden zubringen müsse, weil ihm die Flügel gebrochen wären; als er sagte, es wäre ihm, als hätte er sonst die Sprache Aegyptens verstanden, nun aber kämen die andern Störche im Frühjahr von der Reise zurück und plauderten Dinge von den Pyramiden, die er nur noch halb verstünde — da entschloß er sich, einige Wochen in der Dechanei des Onkels zuzubringen; denn zu mächtig schlug sein Herz, Benno endlich sagen zu dürfen, wo sein wahrer Dachgiebel zum Nestbauen im Norden und im Süden wäre — auf Schloß Neuhof und in Rom . . . Vielleicht gab die Pfingstzeit, wo Benno nach Kocher nachzukommen versprach, die Stunde der Enthüllung . . .

So reiste denn Bonaventura nach Kocher am Fall . . .

Er fand den Onkel erregter denn je . . .

Was sich auch seit den Enthüllungen über Benno's Ursprung in des Neffen Gemüth gegen den leichtsinnigen „Abbé“ aus der Napoleonischen Zeit festgesetzt hatte, bald wich es dem edeln und versöhnenden Eindruck, den des Onkels liebevolle persönliche Erscheinung machte . . .

Und nun fand er den Milden, Gütigen in einer

faſt krankhaften Aufregung und von allen ſeinen alten Principien der Gleichgültigkeit beſorgnißerregend verlaſſen . . . Um zehn Jahre war er älter geworden, muthloſer, verdrießlicher, die Fliege an der Wand konnte ihn ängſtigen . . . Leicht drohte auch eine Unterſuchung für den alten leichtſinnigen Betrug . . .

Frau von Gülpen war eine Mehrung dieſer Unzufriedenheit des Greiſes mit ſich ſelbſt und keine Linderung . . . Seit dem grauenvollen Erlebniß mit ihrer Schweſter, ſeit der Hinrichtung des Mörders derſelben war eine Schreckhaftigkeit über ſie gekommen, die in allem Gefahren ſah, ſelbſt in dem Alleinwohnen auf der Dechanei . . .

Wäre nicht Windhack's gute Laune die alte geblieben, das Leben ſeiner jetzigen Vereinſamung wäre dem Onkel ganz die Qual geworden, die der ekniſche Prieſter für ſeine alten Tage fürchtet . . .

Die Frage nach einer neuen Nichte war keineswegs unerörtert geblieben . . .

Venaventura erſtaunte, auf wen der Onkel, angſtvoll, ſein Auge gerichtet hatte . . .

Nach den erſten Begrüßungen, nach den erſten Auslaſſungen des Scherzes, ſogar über die Urſache dieſer Reiſe des Neffen, über den magnetiſchen Rapport deſſelben mit der ſchönen Seherin von Weſterhof, folgte die Mittheilung, daß der Briefwechſel zwiſchen ihm und dem Präſidenten von Wittekind aufs lebhafteſte andauere. Der Renegat Terſchka hatte zwar Schweigen gelobt, aber man müſſe alles höchſt vorſichtig „applaniren", auch mit der Schweſter Venno's — Angiolina Pötzl in Wien . . .

Auf dieſe hatte er für ſeine letzten Lebensſtunden und zur Vorbereitung der Erkennungen ſein Auge gerichtet und darüber nach Wien geſchrieben ... Freilich war ſchlimme Antwort gekommen ... Graf Hugo lebte wie durch die Ehe mit ihr verbunden ... Wäre auch, hieß es, ein Bruch infolge der Heirath des Grafen mit Paula vorauszuſehen, ſo eigne ſich doch weder der Ruf noch das Naturell jenes vom Glück verwöhnten, in Erfüllung aller ihrer Wünſche auferzogenen Mädchens für die Rückſichtsnahmen einer geiſtlichen Wohnung ...

Der Präſident, Bonaventura's Stiefvater, überraſcht und faſt erſchreckt durch Terſchka's Flucht nach England und ſein dortiges Auftreten unter Proteſtanten und Mitgliedern der italieniſchen Emigration, ließ jetzt in ſeiner Reizbarkeit gegen die Anerkennung ſeiner ihm bekannt gewordenen Geſchwiſter nach, correſpondirte mit Lehrern des Kanoniſchen Rechts und wurde vorzugsweiſe von ſeiner Gattin beſtimmt, ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die heimliche und trügeriſch geſchloſſene zweite Ehe ſeines Vaters vor der Kirche zu Recht beſtünde ... Schon ergab er ſich jeder Wendung der Zukunft und erklärte, auf weitere Nachforſchungen ſeinerſeits verzichten, auf Ausgleichungsvorſchläge gefaßt ſein zu wollen ...

Bonaventura ſtaunte, daß ſowol vom Kloſter Himmelpfort wie von Wien und Rom aus über dieſe Angelegenheit ein plötzliches Schweigen eingetreten war ... Hatte ſich Ceccone den Jeſuiten unterworfen? ... Zuletzt war es ſeine Mutter, die in ihrer ſteten Gewiſſensbedrängniß und dem den Frauen eignen Syſtem der Ver-

tuſchung von ſelbſt darauf kam, ihr Gatte ſollte ſich den Blick in die Zukunft dadurch erleichtern, daß er dem Schlimmen aus eignem Antrieb entgegenkäme . . . Ihr mit wühleriſchem Verſtand um ſich blickender Sinn erkannte zuerſt, daß die ihr jetzt erſt ganz offenbar gewordenen Beziehungen des Kronſyndikus zum Dechanten mit dem Daſein Benno's zuſammenhingen . . . Der Präſident hatte in einem eben beim Onkel angekommenen Briefe ſeine Ueberraſchung über die ihm von ſeiner Gattin mitgetheilte Möglichkeit ausgeſprochen und den Dechanten erſucht, den vortrefflichen jungen Mann, den er ſchon ſchätzte, den Freund ſeines Sohnes, des Domkapitulars, klug und beſonnen ſeinem brüderlichen Herzen näher zu führen . . .

Dieſe Enthüllung erfolgte dann in den Tagen, als Benno, nichts von dem ahnend, was ihm bevorſtand, gleichfalls in Kocher erſchien . . . Auch Benno wohnte in der Dechanei . . . Er kam heitrer und ſorgloſer, als man ihn ſeit lange geſehen hatte . . . Er brachte Briefe von Thiebold, der ſich ſoeben in Geſchäftsſachen in England befand und Wunderdinge berichtete über das Anſehen und die Geltung, die ſich Terſchka in London durch ſeinen wirklich erfolgten Uebertritt und den Anſchluß an die Sache Italiens erworben hatte . . .

Benno war beſonders auch für Frau von Gülpen ein troſtreiches Element. Ihr Herz hing an ihrem Zögling mit der ganzen Innigkeit, die bei Frauen zwiſchen polternden Vorwürfen, wie ſchlecht man ſeine Wäſche behandeln laſſe, und der Angſt, man könnte ſich bei geringſter Erkältung, z. B. auf Windhack's Sternwarte den Schnupfen holen, die hin- und hergehende Mitte hält . . .

Dann war es an jenen Abenden, wo die Caſſiopeja ihren funkelnden Schein zur Vorleuchte am Baldachin des Himmels macht, wo der „Schwan“ aus Nordoſt ſein mildes, wie ein flockenreines Gefieder ſtrahlendes Licht erzittern läßt, unter dem Schmettern der Nachtigallen, die im Park der Dechanei niſteten, beim Duft der Hollunderblüten — als Benno im ſtillen Wandeln unter den einſamen Alleen aus Bonaventura's Mund das Geheimniß ſeines Lebens, ſeinen wahren Namen — Julius Cäſar von Wittekind erfuhr . . .

Er erfuhr ihn allmälig . . . Beim feierlichen Nachzittern des Stundenſchlags der Kathedrale von Sanct-Zeno, nach einem feierlichen Gelübde, das ihm Bonaventura abnahm, nichts zu unternehmen, was nicht mit den Intereſſen ſeiner nächſten Freunde und jetzigen Verwandten im Einklang ſtand . . . Er erfuhr zuerſt den Namen und die Lebensſtellung ſeiner Mutter . . . So ſteigt die Sonne mit purpurrothen Gluten aus der Erde . . . So kommt eine Friedensbotſchaft an die Menſchheit, verkündet von dem Klang unzähliger in den Lüften ſchwebender Harfen . . . Eine Römerin! . . . Aber noch fehlte der ſchrille Accord: Der Name des Vaters . . . Die Schwere des Erlebniſſes war zu niederdrückend . . . Noch wurden nur die Namen Kaſſel, Altenkirchen, Rom, auch Wien, letzteres um der Schweſter willen, genannt, noch erſt die Auffaſſungen der Kirche und des Dogmas erörtert . . . Faſt ſprachlos ſtarrte Benno, der wie ein Träumender ſtand, allem, was Bonaventura ſagte . . . Die Freunde mußten ſich unter Hollunderbüſchen auf eine Bank niederlaſſen

... Die Schilderung der Scene in der Waldkapelle, wo seine Mutter von einem verbündeten Complott so ruchlos betrogen wurde, raubte Benno die Sprache ... Stumm blickte er auf die Lippen seines Freundes, der in seiner milden, innig zum Herzen sprechenden Weise entschuldigend erzählte und alles nannte bis auf den Namen — des Vaters ... Nenn' ihn nicht! rief Benno, als müßte er die Mutter rächen, wie Oreſt den Vater rächte ... Bonaventura sagte: Er ist todt ... Endlich nannte er auch diesen Namen ... Da brach Benno zusammen an des Freundes Brust ... Ein Gefühl der Scham überflog ihn und wie ein Gifthauch südlicher Luft nahm ihm den Athem ... Auf die so plötzlich aufgesprungene Blüte seines wunderbaren Daseins das störende Wälzen eines großen giftigen Skorpions ...

Tiefgeheimnißvoll ist das Blut, das durch die Geschlechter rollt ... Der gespaltene Funke wird da zur Flamme; die gespaltene Flamme mehrt sich an Kraft ... Ein Geschlecht kann auf Jahrhunderte die Signatur des Körpers und Geistes bewahren, wenn die Mischungen bedacht sind, immer wieder auch das Fremdartige liebend sich anzueignen ... Benno aber mußte mit erstickter Stimme sprechen: Ich ein Wittekind! ... Ist das, wie wenn Wettersturm aus den Schluchten des Teutoburger Waldes brauſt! Meine Ahnenreihe bis in die Sagenzeit ... Doch — Friedrich und Jérôme von Wittekind meine Brüder! ... Der Geist abgewelkt im Vater schon! ... Oder war das nur das Loos der Ichsucht? ... Ja, so gehen Despoten hinüber, die keinen Gegner finden, der sich mit ihnen mißt! ...

Alle die Beziehungen des Vaters, die Benno ſo gut kannte, wurden dem von Entſetzen Ergriffenen wie der Eingang in eine dunkle Höhle voll unheimlicher Geſtalten, die er in Waffen betreten ſollte . . . Klingsohr, der Sohn des ermordeten Deichgrafen, der geiſtige Sohn des Kronſyndikus, ſtand plötzlich mit wirren Locken vor ihm und reichte ihm mit dem Brudernamen die blutige Rechte . . .

Ein Fieber ergriff ihn . . . Wie eine Mutter nach der Geburt . . . Wie das Hemd des Neſſus brannten alle dieſe Namen und Beziehungen . . .

Angiolina — und — Pötzl — ein höhniſcher Satyrkopf dieſer Name hinter Roſenbüſchen . . . Wie kam der alte Schauſpieler Pötzl bei den Kattendyks zu dieſer Verlornen? . . . Auch die Mutter, Herzogin von Amarillas — die „Freundin" eines Cardinals Ceccone — " . . .

Leiden unter etwas Angeborenem iſt nicht zu ſchwer . . . Der Krüppel, der Blinde, der Taube nimmt das Leben, wie es ihm die Geburt beſchert . . . Aber die Schönheit erſt verlieren, das Häßliche erſt gewinnen, plötzlich ein Blinder, plötzlich ein Tauber werden, das iſt ein furchtbares Menſchenloos . . . Benno riß ſich an jenem Abend aus Bonaventura's Armen und rief:

Ich könnte in die Wälder rennen wie ein Wolfsmenſch! . . .

Ruhe! Ruhe! ſprach Bonaventura und beſchwichtigte ihn durch ſeine Umarmung . . .

Am Morgen nach dieſem verhängnißvollen Abend war die Begegnung mit dem Onkel und mit Frau von Gülpen erſchütternd . . . Der Onkel grüßte mit Weh-

muth und die Augen tief niederſchlagend . . . Er hätte die ewig dunkle Binde über Benno's Augen vorgezogen . . . Das ſagte er auch und lobte, als ihm Benno krampfhaft um den Hals ſtürzte, die Blindgeborenen, weil die alle ſo heiter blieben . . .

Benno preßte nur ſtumm ſeine Hand . . . Es lag die Verzeihung der Liebe und der Dank für ein ganzes, doch nur vom Dechanten ihm gerettetes Leben darin . . . Reden konnte er nicht . . . Das Blut rollte ihm wie ein ihm fremd gewordenes und ungebändigt durch die Adern . . . Als er zu ſcherzen verſuchte, ſagte der Onkel: Das hat er ganz von ſeinem tollen Alten! Der konnte auch, wenn er wollte, ganz verteufelt liebenswürdig ſein! . . . Dies Wort kam noch zur Unzeit . . . Aber, als Benno düſter die Augenbrauen zuſammenzog, ſagte der Dechant auch da: Wie ſein Vater, der grimme Jäger! . . . Der Onkel hatte das Bedürfniß, das Ueberſeltſame wieder in das Altgewohnte zurückzulenken . . . Da ſprach denn, als auch Frau von Gülpen, Benno's zweite Mutter, ſich ausgeweint hatte, Benno:

Nun bitt' ich nur um eines! Gebt mir meine fünf Julius Cäſar-Jahre heraus, die ich ſchon länger auf der Erde weile, als ich Erinnerungen habe — und die Taufſcheine es wußten. Um wie viel früher hätt' ich jetzt Hoffnung, meinen Militärmantel abzulegen! . . .

Alle nähern Umſtände dieſer Verheimlichungen wurden erzählt . . . Mit dem ihm eignen ſcharfen, aller Lebensverhältniſſe kundigen Ueberblick durchſchaute Benno alle neuen und nicht offen kund zu gebenden Bedingungen ſeines Lebens . . . Er beruhigte den Präſidenten in

einem Schreiben, in dem er ihn als Bruder begrüßte ... Mit edler Selbstbeherrschung bot er jede Bürgschaft, daß seine langgeprüfte Geduld, die Ergebung in sein räthselhaftes Dasein ihn an Entbehrung äußerer Anerkennungen gewöhnt hätte ... Ja, der Adoptivname, den er einstweilen trage, „von Asselyn", wäre ihm ja durch seine theuersten Freunde geheiligt, auch von der Krone genehmigt ... Er mache nur dann Ansprüche auf die Wiederherstellung seiner Stellung zum Leben, wenn niemand damit eine Kränkung widerführe, am wenigsten seiner noch lebenden Mutter ... Diese freilich in ihrer Ansicht über das Vergangene zu erforschen, ihr sich, wenn es irgend ohne Verletzung äußerer Rücksichten möglich wäre, zu nähern — dafür ergriffe ihn ein unwiderstehliches Verlangen ... Ebenso zöge es ihn zur Annäherung an Angiolinen ... Eine Reise nach dem Süden läge nun fest beschlossen in seiner Seele ...

Der Präsident antwortete voll Güte und gerührt dankend ... Er bot ihm reichere Mittel, als Benno annehmen konnte, da eine zu schnelle Veränderung seiner Lage leicht hätte Vermuthungen wecken können, die von allen Betheiligten nicht gewünscht werden konnten ... Auch Thiebold durfte nichts erfahren ... Der tolle Mensch, sagte Benno zu Bonaventura, thut in der Regel alles, was ich zu thun mich schäme, aber gern im Stillen manchmal thun möchte ... Er verhindert mich an Thorheiten, weil er sie selbst übernimmt ... Ich glaube, er übernähme dies Drohen mit meinem Geheimniß, dies Zupfen an Schleiern, die man allenfalls lüften könnte ... Besser, wir schweigen auch gegen ihn ...

hörte er das Knallen einer Peitsche und das breitspurige Schleppen eines Wagens durch den mühseligen Sandweg von Kleinbethlehem nach Dreifelden, einem ansehnlichen Dorfe jenseits des Waldes. Endlich kam der Wagen näher. Der war von drei langgespannten Pferden gezogen und enthielt das ganze Haus des Landraths, seine Kinder, seine Frau, seinen Hauslehrer, nur den Grafen von der Neige, den Landrath selbst, ausgenommen.

Gern wäre Blasedow eingelenkt. „Denn, dachte er, wenigstens der Landrath meint es nicht zum Besten mit mir, weil ich ein Loos auf seine Güterlotterie ausgeschlagen habe. Ein sauberes Aristokratennest! Ob durch Zufall oder Mitleiden, wie mag's nur gekommen sein, daß sie ihre Güter wieder gewonnen haben? Erst bringen sie ihre Ahnen unter den Hammer einer Auction, ja, wenn das noch; nein, sie machen ein Lottospiel, à Loos einen Thaler, aus ihrem Grund und Boden, aus Koppelwirthschaft, Patronat, Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Alles zusammen von einem Juden in Entrepriſe genommen und nun Viertel-, halbe, ganze Loose, wer's Glück hat! Der Waisenknabe, der in der Residenz aus dem Rade gezogen hat, fühlte gewiß darin herum, wo er sich an einer Nadel stechen würde; daran soll der Hauptgewinn befestigt gewesen sein, so daß, indem er Au! schrie, die Gräfin beinahe vor Freude umgefallen wäre. Inzwischen hat dieser Glücksstich nur das bedenklich zusammengezogene gewesene Geschwür der Gläubiger aufgestochen. Die Güter sind nun schuldenfrei; vor den Creditoren, ich will's glauben, auch vor ihrem Gewissen haben sie Ruhe: allein sie wetteifern noch immer an Sparsamkeit mit den Kirchenmäusen, wenn sie auch thun, als hätten wir gemeine Leute

Je lichter somit von der Dechanei aus der Blick auf das sonnige, waldumkränzte, solange geheimnißvoll verschleiert gewesene Schloß Neuhof wurde, desto düsterer blieb der auf Witoborn und Westerhof . . .

Bonaventura hatte seit einem Vierteljahr sich nur im Entsagen geübt, auch nichts mehr von dorther vernommen, was ihn besonders wieder hätte aufregen können . . .

. Der Oberst, das erfuhr er erst hier, leitete die Vorbereitungen zu seinem Papierbetrieb . . . Der muthige Mann fand die größten Schwierigkeiten . . . Sie gingen bis zu muthwilligen nächtlichen Zerstörungen seiner Bauten . . . Armgart und Monika mußten sich in ihrer ganzen Kraft zeigen . . . Sie hatten ein kleines Haus in Witoborn gemiethet und es geschmackvoll, wenn auch einfach eingerichtet . . . Hedemann schrieb an den Dechanten von einer Heirath mit Porzia Bianchi, der Tochter des Gipsfigurenhändlers . . . Seine Aeltern waren schnell hintereinander gestorben . . . Ein so schönes Familienverhältniß hätte sich jetzt begründen können, aber die Beunruhigung durch die lichtscheue Bevölkerung der Gegend war zu groß . . . Armgart verlöre, hieß es, allen Halt in ihren Anschauungen . . . Wo sie hinginge, müßte sie — „sie"! — Reden halten zur Vertheidigung — des Papiers und der Aufklärung! . . .

Ulrich von Hülleshoven überflügelte bald die Herrschaft seines Bruders Levinus auf Schloß Westerhof . . . Mußte ihm das gelingen schon durch seinen männlich festen Sinn, seine Lebenserfahrung, so kam der wohlthuende Eindruck hinzu, den er auf die Frauen machte . . . Er war in der Lage, Monika's schroffe Entschiedenheit,

die indeſſen den Dechanten noch immer in ihrer Correſpondenz entzückte, zu mildern ... Während Monika bald das Stift Heiligenkreuz zum Feinde hatte, während ſie die Frau von Sicking zur Aenderung ihres Aufenthalts bewog und in dieſen Kämpfen von Armgart's wie aus einem Traumleben erwachendem geſunden und friſchen Sinn unterſtützt wurde, ſchlöſſe man ſich, erzählte der Onkel aus Monika's Briefen, dem Oberſten an, der zu begütigen und auszugleichen wiſſe ... Paula gewann ihn, das wußte Bonaventura, beſonders lieb und erlag ſeiner magnetiſchen Einwirkung ... Der Oberſt durfte ſie nur berühren und ſie verſank in jenen Schlummer, der ihr einziges Labſal war im Schmerz des Nerven- und Seelenlebens ... Bonaventura beobachtete dies gleich an dem letzten Mittag vor Terſchka's Flucht, wo Paula bei Tiſch mit der abweſenden Armgart zu ſprechen angefangen ... Der Oberſt führte ſie damals in ihr Zimmer und ſie antwortete auf jede ſeiner Fragen ...

Bonaventura erzählte davon dem Onkel ...

Paula, berichtete er, ohne Zweifel übermannt von der ſeit dem Fund der Urkunde ſie folternden Angſt um den Grafen Hugo, hatte die bei Tiſch fehlende Armgart gefragt, was ſie am Schranke ſuche? ... „Am Schranke?“ ... fragte man ... „Ein Kleid?“ ... Nimm ein weißes, ſprach ſie, es ſteht dir beſſer! Auch die Myrte nimm! ſetzte ſie hinzu ... Die Myrte? fragte der Oberſt. Macht denn Armgart Hochzeit? ... Darauf ſtockte Paula und erwiderte: Armgart ſucht ein Kleid für ſie aus ... Sie meinte: für ſich ſelbſt ... Niemand hatte den Muth, zu fragen: Heiratheſt du

denn? . . . Ihr Kleid iſt aber noch nicht fertig! ſagte ſie dann wie aus ſich ſelbſt und zeigte hinauf in die Luft mit den Worten: Sieh, ſieh, die vielen Körbe! . . . Faſt ſo heiter ſprach ſie das, daß die Umſtehenden an die Zahl der zunehmenden Bewerber denken mochten . . . Aber Paula ſetzte hinzu: Korb an Korb! . . . Am Altar der „beſten Maria" ſtehen ſie! . . . Jetzt hätte leiſe die Tante erklärt: Terſchka erzählte vom Schloß Caſtellungo, daß die nächſtliegende Kapelle der „beſten Maria" gewidmet wäre und die maleriſch ſchönen Seidencocons oft in hunderten von Körben unter Blumen dort niedergeſtellt würden zur Segnung durch Prieſterhand . . . Paula entſchlummerte dann . . . Jeder ſagte: Sie hat in den Körben die Anfänge ihres Brautgewandes geſehen . . .

Der Onkel ſchüttelte den Kopf, verſank aber über die Nennung des Namens Caſtellungo in ein ſtaunendes Nachdenken . . .

Bonaventura führte ſich ſelbſt noch oft ſeine letzten weſterhofer Tage vor . . . Er riß ſich an jenem Mittag voll Verzweiflung los . . . Er glaubte überhaupt keinen Abſchied von Paula nehmen zu können und griff zur Feder, um ſeine Empfindungen niederzuſchreiben . . . Zwei Briefe entwarf er . . . Einen in der ſtürmiſchſten Liebesbetheuerung mit dem Bekenntniß aller Gefühle, die auf dem geheimſten Grund ſeines Herzens lebten . . . Es war ein trunkener Rauſch der Herausforderung an ſein Geſchick und doch — er warf ihn in die Flammen . . . Einen zweiten ſchrieb er milder, erſichtlich zum ewigen Abſchied . . . Auch dieſen vernichtete er . . . So ſtand er

rathlos . . . Da hörte er neben ſeinem Zimmer das Aechzen ſeines Wirths Norbert Müllenhoff, der im erſten Stockwerk ſchlief . . . Das an der Pfarrhausthüre ausgeſetzte Kind gehörte ohne Zweifel nur dem wunderlichen Zeloten . . . Die Zukunft des Unglücklichen war zerſtört, wenn die Rache der Hebamme, im Bund mit dem buckeligen Geiger, die finkenhofer Lene zum Geſtändniß vor Gericht brachte . . . Einmal hörte er den Pfarrer in ſeiner Kammer laut ausrufen: Allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden! . . . Es war ein Ruf wie aus der tiefſten Seele . . . Die Hände wurden dabei zuſammen geſchlagen wie von einem Verzweifelnden — Dann war wieder alles ſtill . . . Bonaventura erbebte . . . Es durchſchüttelte ſein Gebein, dieſen Ausruf zu hören, der aus der Tiefe des Jammers kam . . . Müllenhoff ſah voraus, daß ihm eine zeitweilige Verweiſung in das Strafkloſter Altenbüren gewiß war . . . Ein ewiger Makel haftete damit an ſeinem Leben, ein Hinderniß an jeder Beförderung . . . Hätte nicht auch Bonaventura in dieſe Anrufung des Schöpfers der Natur einſtimmen und alle Elemente entbieten mögen, ihm beizuſtehen, die Zwingburg unnatürlicher Geſetze zu brechen? . . . Er klopfte an die Kammer und trat ein mit der Frage an den Stöhnenden und jetzt mit zuſammengefaltenen Händen wie bewußtlos Daliegenden, ob er ihm in irgend etwas vor ſeiner an demſelben Abend bevorſtehenden Abreiſe behülflich ſein könnte . . .

Anfangs fuhr Müllenhoff in gewohnter Grobheit auf . . .

Dann beſann er ſich, bat für ſein ungeberdiges Weſen um Verzeihung und wagte es, überwältigt ſchon

von der unendlichen Milde in Bonaventura's Ton, unter dem Siegel der Beichte, seinen Vorgesetzten zu bitten, zur Frau Schmeling und zu jener Lene zu gehen und — den Versuch zu machen, die ihm drohende Gefahr abzuwenden . . .

Bonaventura fand sich bereit dazu . . . Er betrat das Häuschen der Hebamme, redete ihr, ihrer Magd und der noch anwesenden Lene, jeder erst unter vier Augen, dann allen zugleich zu, die Verfolgung des Pfarrers von Sanct-Libori zu unterlassen . . : Die nicht kleinen Summen, die es zu bieten gab, um ein Schweigen nach allen Seiten hin zu erwirken, legte er aus . . .

Ach, wie unrein schienen ihm seine Hände, als er sich aus diesem Hause entfernte! . . . Die Küsse, die man ihm darauf gedrückt hatte, mehrten nur das brennende Gefühl, sich in unwürdiger Berührung befunden zu haben . . .

Diese Verrichtung des Mitleids brachte Bonaventura um die Gelegenheit, den Düsternbrook und die beiden Eremiten zu besuchen . . . Er hörte nur, daß sie vom Zustrom der Umgegend heimgesucht und Gegenstand der lebhaftesten Verhandlungen zwischen ihrem Kloster, seinem Stiefvater und den Behörden waren . . . Jetzt waren sie auf dem Wege nach Rom . . .

Auf Westerhof erschien er dann wirklich noch persönlich zur ernsten Abschiedsfeier . . . Aber als Priester — als schwankes Rohr, als „Begriff, den zwei Jahrtausende mit bunten Kleidern behängen" . . . Vor allem, was er dann doch vielleicht blindlings aus einer Todesurne hätte ziehen können, bewahrte ihn Paula selbst . . .

Sie war, erzählte er wieder dem Onkel, gerade entſchlummert ... Der Oberſt ließ ſeine Hand auf ihr ruhen und ſprach mit ihr wie mit dem willenloſen Werkzeug ſeiner eigenen Kraft ... Verwandtſchaftlicher Rechte ſich bedienend, fragte ſie der Oberſt mit Vertraulichkeit: „Siehſt du den, der eben ins Zimmer tritt?“ ... „Sie ſieht ihn!“ lautete die Antwort ... „Willſt du mit ihm ſprechen?“ ... „Sie ſtört ihn!“ ... „Warum ſtört ſie ihn?“ ... „Er opfert.“ ... „Siehſt du einen Prieſter?“ ... „Einen Biſchof!“ ... „Iſt er allein?“ ... „Kinder ſtehen um ihn!“ ... „Sie tragen leinene Streifen am Arm?“ ... „Du ſagſt es!“ ... „So firmelt dein Freund die Knaben und die Mädchen ... Redet er? ... Sprich ihm nach, was er redet!“ ... „Ich glaube an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, an die Liebe, die Erhalterin der Welt, gelehrt durch Jeſus Chriſtus, an den Geiſt der Wahrheit, der uns zur ewigen Hoffnung führt!“ ... Wieder traten die zahlreich Umſtehenden befangen zurück ... Wieder war es eine jener „incorrecten“ Viſionen wie Frau von Sicking zu ſagen pflegte ...

Paula ſprach, nach des Onkels Anſicht, einen Glauben aus, den ſie in Bonaventura's und des Oberſten Innerſtem zu leſen glaubte ...

Das erzählte aber Bonaventura nicht, daß er ſich damals, noch ehe ſie erwachte, losriß mit Thränen im Auge und abreiſte, begleitet von den Dank- und Segenswünſchen aller derer, die ihm nahe gekommen waren — von denen ſeiner Mutter an, die ihn in Witeborn noch

an der Poſt überraſchte, bis auf den Händedruck Müllenhoff's, der ihm flüſternd — „in monatlichen Raten“ zurückzuzahlen verſprach, was ſeine Güte unter dem Dach der Verſchwörer für den neuen Concordatsſtifter und exemplariſchen Bußheiligen verauslagt hatte . . .

Paula hatte Bonaventura als Biſchof geſehen . . . Der Onkel verlangte, daß Bonaventura auch in ſeinen Wirkungskreis nicht ohne eine höhere Würde zurückkehrte . . . Begib dich, wenn ſie dir nicht zu Willen ſind, ſolange in ein Kloſter! . . . Ein Menſch wie du darf nur fallen, um deſto größer wieder aufzuſtehen . . . Und die Leiden des Gemüths ſeines Neffen wol überblickend, ſprach er: Armer Thor, was ſenkſt du das Haupt und kannſt dich in dein prieſterlich Erbtheil nicht finden! . . . Zwei weibliche Schatten umkreiſen dich! Ein dunkler und ein lichter! . . . Jenen fliehſt du und dieſen wagſt du nicht feſtzuhalten! . . . Ich bin dir kein Muſter, aber ich könnte dir beſſere Naturen, als die meinige nennen, die auch eines Tages zwiſchen dem Gott in der Natur und dem Deus in pyxide wählten und für erſteren entſchieden . . . Und ein andermal ſprach er: Sagſt du für Franz von Sales gut? . . . Ich theile alle Heiligen in drei Klaſſen . . . Solche, die die verbotene Frucht bereits brachen und denen es dann, als ſie ſatt waren, leicht wurde, in die Wüſte zu gehen — in dieſem Sinne haben wir noch jetzt Millionen Heilige und ſeit zwanzig Jahren bin ich der Allerheiligſte unter ihnen — Dann in ſolche, die entweder geborene Narren waren oder es wurden, weil ſie gerade auf den Naturtrieb hin, um dieſen und nur dieſen zu unterdrücken,

das Tollſte erfanden — wahre Caſanovas der Frömmigkeit nenn' ich ſie . . . Ihre innerſte Sinnenqual verſetzte ſich ihnen, wie bei einer jungen Mutter die Milch in den Kopf ſteigen kann, ſo in religiöſe Narrheit . . . Endlich die dritte Gattung ſind jene ganz geſchlechtsloſen Conſtitutionen, bei denen die Tugend eine fehlerhafte Organiſation ihres Körpers iſt . . . Dieſe Halblinge findeſt du meiſtens unter äußerlich imponirenden Geſtalten . . . Darauf hin konnte auch mein Leo Perl in Paris ruhigen Bluts zuſehen, wenn ſich die andern im Palais-Royal ergingen . . . Sei überzeugt, alle die Heiligen, die nicht auf die Klaſſe I und II paßten, gehörten zur Klaſſe III! Waſſerpflanzen, wo auch die ganze Kraft — wie da drüben auf meinem Weiher! — in den breiten, trägen, ſchönen Blättern liegt . . .

Solche Geſpräche gab es häufig, ſelbſt in Gegenwart Benno's beim Wandeln durch den Park, unter den eben ſich erſt mit dem jungen Laub ganz ſchließenden Alleedächern, beim Zwitſchern der Vögel, beim Duft der Blütenpyramiden der Kaſtanienbäume, der Maiblumen und Narciſſen auf den Buchsbaumbeeten, beim Schimmern der Dotterblumen von den Wieſen her . . .

Einmal an einem Strauch von Weißdorn ſtill ſtehend, ſagte Bonaventura:

Onkel, ich bin ſo weit gekommen, daß ich an einem ſolchen einzigen Blatt, wie du hier ſiehſt, ſtundenlang beobachten kann! . . . Sieh, es hat ſich eben aus ſeiner Knospe entrollt! Wie zart dies Grün! Wie ſanft aufgekräuſelt die Windungen des kleinen Sproſſes! Die kleinen Härchen, die auf dem jungen Keime ſitzen, möchte man

zählen! Es gibt nichts, was uns gegen alles das retten kann, was du schilderst, als die Betrachtung des Kleinsten! . . . Ich heuchle dir nicht Frömmigkeit, nicht mehr Begeisterung für meinen Beruf, den ich schmerzlich erkannt habe — ich habe aber ein Vergessen des Allgemeinen und meiner selbst in einem kleinen stillen Glück wie dem hier — vor einem solchen Frühlingsblatt . . .

Das sind bei mir die Radirungen und Kupferstiche . . . sagte der Onkel, der für seine vorjährigen Warnungen gegen Rom eine frühzeitige Genugthuung erhielt . . .

Benno mußte zeitiger nach der Stadt zurück . . .

Er reiste an seiner Seele wie mit Adlerschwingen . . .

Er hoffte sich zunächst von einem Staatsleben freimachen zu können, das damals für den Menschen in seiner angeborenen Freiheit keine Bürgschaft bot . . . Er wollte im Herbst über Wien nach dem Süden . . . Er widersprach dem Onkel nicht, als dieser, ohne daß es Bonaventura hörte, sagte:

Vielleicht kannst du die Angelegenheiten Paula's zu einem guten Ende führen! Vielleicht deiner verwilderten Schwester die Nachfolgerin geben, die dem Hause Salem-Camphausen unerläßlich ist! Schon hör' ich, daß die Gräfin Erdmuthe nach Schloß Westerhof reisen und versuchen wird, alle Bedenklichkeiten persönlich zu beseitigen . . .

Bonaventura war bei diesen Worten wol zugegen, hörte sie aber nicht . . . Er sah zu den Bäumen auf, unter denen sie dahinwandelten, und sprach, als beide näher kamen:

Wie doch seit Jahren der Fink immer nur wieder

zwiſchen denſelben Aeſten ſich anſiedelt, die Nachtigall denſelben dunklen Buſch ſich ſucht, die Schwalbe in demſelben Geſims an deinem Portale hauſt . . . Ein ſolches Heimatsgefühl! . . .

Jeder findet ſein rechtes Neſt . . . ſprach nach einigen weitern Schritten ruhigen Wanderns der Dechant . . . Auch — Paula wird wiſſen, daß die Liebe zu einem römiſchen Prieſter nicht zu den Möglichkeiten dieſer Erde gehört und — wird nach Wien gehen . . .

Ich will ſie ſelber trauen! fiel Bonaventura mit einem zuckenden Schmerzensausdruck ein . . .

Es war ein Wort von ſolcher Schwere, daß der Dechant und Benno erſchüttert ſchweigen mußten . . . Letzterer gedachte auch des immer mehr ihm und Andern verklingenden Namens: — Armgart . . .

Als Benno dann abgereiſt war, kam in der Dechanei ein neuer Brief von Monika . . .

Das war ein Erguß friſcher und geſunder Lebensanſchauungen . . .

Sie berichtete dem Dechanten von einer nothwendigen Reiſe des Oberſten nach England — von einem vielleicht gelegentlichen Abholen der Gräfin Erdmuthe — von Armgart's Begleitung des Vaters nach England — von Paula's leider ſchon bedenklich eingeriſſener Gewöhnung an die magnetiſche Behandlung durch ihren Gatten — von der Angſt und Sorge, die man nun ohne ihn über ihren Zuſtand haben müſſe . . .

Bei Erwähnung der gegen Bonaventura gerichteten Anklagen, deren Kunde ſchon bis Witebsk gedrungen war, ſprach ſie von dem einſtimmigen Urtheil aller

die Midasohren, ſie aber die allesvergoldenden Midashände. Wie mach' ich's nur, daß ich in einem Walde, der kein Gebüſch hat, ihnen aus dem Wege gehe."

Doch inzwiſchen rief ſchon die Glockenſtimme der Gräfin Sidonie ihn bewillkommend: „Welch ein Glück, Herr Pfarrer!"

„Gnädige Frau Gräfin," erwiederte Blaſedow ſtillſtehend und den Hut lüftend; „Sie haben in allen Dingen Glück. Doch mich zu treffen, iſt kein ſo guter Treffer, wie der, welchen Sie neulich hatten."

Indem jetzt der Wagen anhielt und Blaſedow dringend erſucht wurde, einzuſteigen, grübelte er, wie er wohl das Nadelholz der Fichten mit der Stecknadel ihres Glückes in Verbindung bringen könnte, ohne dabei beſonders tief zu ſtechen. Er mußte ſich bequemen, es ſich im Wagen unbequem zu machen: denn eine ganze Horde gräflicher Schößlinge, die alle an dem Stammbaume derer von der Reige hinaufkrabbelten, wühlte in dem glücklicherweiſe ganz offenen Wagen. Auch Herr Ritter, ein junger Candidat, der den Hauslehrer der Kinder und den Cavalier der Gräfin machte, wollte ſeinen Sitz Sidonien gegenüber nicht aufgeben. Es half nichts, der älteſte der jungen Grafen mußte auf den Bock klettern, ein Arrangement, das Waſſer dadurch wieder in's Gleichgewicht zu bringen ſuchte, daß er hinten auf den Tritt des Wagens ſprang und zuweilen ſeine Vorderpfoten vorwitzig über die Lehne ſtreckte, wobei die Schleife und eine Blume auf der gräflichen Haube nicht wenig in Gefahr war, geknickt zu werden.

Ich geſtehe, hier in Verlegenheit zu kommen. Ich kann unmöglich die jetzt ſich entſpinnenden Scenen auf dem Rocken meiner Darſtellung zu Fäden drehen, die Alles enthielten,

Betheiligten, daß die Ehe mit dem Grafen Hugo geſchloſſen werden müßte . . .

Monika bekannte ſich als entſchiedenſte Beförderin dieſer Verbindung . . . Graf Hugo wäre eine Natur mit Eigenſchaften, die nur entwickelt zu werden brauchten, um vor ihm mehr, als Achtung, ſogar für ihn Neigung zu empfinden . . . Bequemen Temperaments, wollte er beherrſcht ſein und jeder müſſe ihm eine würdigere Leitung wünſchen, als er ſie bisjetzt gefunden . . . Was an Terſchka noch allenfalls Gutes wäre, verdanke dieſer dem Grafen . . . Der jeſuitiſche Intrignant hätte die Macht einer guten und harmloſen Natur ſo auf ſich einwirken gefühlt, daß er an ſeinen Aufträgen irre geworden wäre . . . Wenn Paula in ein Kloſter ginge, würde ſie nach wenig Jahren eine Beute des Todes ſein . . . Sie müſſe die Gräfin von Salem-Camphauſen werden . . . Der Domkapitular von Aſſelyn müßte ſogar die Kraft über ſich gewinnen, ſelbſt die Hand zu bieten zu dieſer nach allen Richtungen hin bedeutungsvollen gemiſchten Ehe . . . In dem lieblichen Salem, in dem, wie ſie gehört hätte, noch glückſeligeren Thale von Caſtellungo würde die junge Gräfin, als Gattin, als Mutter blühender Kinder, als Theilnehmerin an den vielen gemeinnützigen Unternehmungen der Gräfin Erdmuthe, Lebensluſt und Lebenskraft gewinnen . . . Alle, alle, ihre Schweſter Benigna, Onkel Levinus, die Bewohner von Neuhof wären der gleichen Meinung . . . Die einzige Armgart, die noch immer widerſpräche, hätte ſie auch deshalb mit dem Vater nach England geſchickt, wo ſie überhaupt bei Lady Elliot eine Zeit lang bleiben

und neue gesunde, praktische Anschauungen gewinnen müsse . . . Armgart hätte sich indessen bei einigen Conflicten in der That mit großem Muth benommen und wäre seit den drei Tagen Correctionsgefängniß im Mühlenthurm mehrfach anders geworden . . . Die Begegnung mit Terschka fürchte sie nicht mehr; London wäre wie ein Ameisenhaufen; Armgart hätte Kraft und Charakter aus Instinct schon immer gehabt — jetzt fange sie auch an, zu wissen, was sie wolle . . .

Das war eine Sprache, als sah man die kleine junge Frau ihre grauen Locken schütteln und mit blitzendem Auge, frischer Wange, ihren weißen Zähnen aller Bedenklichkeiten geringschätzig lächeln, die nach ihrem Sinn nur krankhafte Empfindsamkeit geltend machen konnte . . .

Der Dechant war ganz gleicher Ansicht . . .

In dem kleinen grünen Studierzimmer, wo die Worte nicht so ungehindert gewechselt werden konnten, wie unten im Garten und im Park, den zu besuchen nicht jedem Bewohner der Stadt erlaubt war, lasen Beide diesen Brief . . .

Gestört von dem Rollen der Thüren und dem Horchen und Bangen Petronellens, erhob sich Bonaventura, riß sich von der Hand des Greises, die ihn halten wollte, los und eilte erst in den Park, den er eine halbe Stunde lang wie ein Geistesabwesender durchschritt, dann flog er auf sein Zimmer, um an Levinus von Hüllesheyen zu schreiben . . .

Er hätte mit Bedauern gehört, schrieb er, daß sich die Leidenszustände Paula's vermehrten, daß ihr Leben schon ganz abhängig zu werden drohte von einer Ein-

wirkung, die beiden Theilen zuletzt die drückendsten Verpflichtungen auferlegte . . . Auch von den fortgesetzten Bildern und dem Sinn der Thränen des edeln Mädchens hätte er gehört und beklage schmerzlich, daß sie übel gedeutet würden . . . O könnte man doch, klagte er, ganz den Vorhang schließen, der sie in ein Land blicken ließe, für dessen Beurtheilung der Welt alle Bedingungen fehlen . . . Sie sollte dem Zug der Demuth folgen, der stets in ihrer reinen Seele der vorwaltende gewesen . . . Nimmermehr aber sollte sie ihre Wünsche auf ein Kloster richten . . . Er gestünde es offen, seine Einblicke in die Klosterwelt wären die enttäuschendsten . . . Wie im Kloster Himmelpfort wär' es überall, nur vielleicht da ausgenommen, wo man Kranke heilte . . . Paula wäre selbst des Arztes bedürftig . . . So müsse sie denn hinaus auf die hohe Flut des Lebens . . . Sie müsse Gott vertrauen und wie eine treue Magd sich jenem Dienste widmen, der dem Weib schon im Paradiese angewiesen worden, eine Gehülfin zu sein dem Manne . . . Wenn sie den Grafen Hugo in finsterer Weise, als durch die Intrigue der Gesellschaft Jesu versucht worden, in den Schoos einer Kirche führte, die ein Zusammensein im Schoose der Seligen auch von dem gleichen Bekenntniß auf Erden abhängig mache, so löste sie, wenn sie das wolle oder könne, eine sie vielleicht erhebende Aufgabe . . . Ein Mann sei ja jedem Weibe, das von ihm zur Ehe genommen würde, vorher ein unbeschriebenes Blatt . . . Selbst ein längeres Ergründen und Kennen des Verlobten schlösse ein Räthselhaftes nicht aus, das sich ganz erst in der Ehe selbst lüften

könne ... Wie aber auch der Erfolg dieſer Ehe ſich ergäbe und wenn die Glaubensbekenntniſſe ſich auch nicht vereinigten, ſo ſollte ſie dem fremden Mann vertrauensvoll die Hand nicht weigern .. Ja, wenn ihm die Gräfin ſeinen eigenen Prieſterberuf, den Beruf der Entſagung auf eigenes Glück und der Fürſorge nur für fremdes, zu einer beſondern Weihe erheben wolle, ſo ſollte ſie ihm die Ehre und die in Gott empfundene Seligkeit gönnen, daß Er es wäre, der — entweder zu St.-Liberi oder in Wien, wohin zu reiſen er deshalb zu jeder Stunde bereit wäre — ihre Hand in die des Grafen Hugo legte ...

So ſchrieb er und als der Brief geendet und zur Poſt gegeben war, umarmte er den Onkel mit den Worten:

Laß mich ſo! ... Jeder Menſch ſchafft ſich ſeine eigene Religion und iſt ſich ſein eigener Prieſter!

## 4.

Mit gehobener Kraft verblieb Bonaventura noch einige Tage auf der Techanei . . .

Sein Ringen nach einer idealen Lebenshöhe hatte einen neuen Anhalt, einen neuen Rundblick gewonnen . . .

Schmerzlich genug war er erkauft . . . Aber er hielt ihn fest mit dem leuchtenden Aufblick der innern Verklärung und des Gefühls, sich eins zu wissen mit dem . . . forschlichen Verhängniß . . .

Die Wirkung seines Briefes in Westerhof mochte er nicht denken . . . Er stürzte sich in das Alleben der Natur, umfaßte nicht mehr zagend und bangend blos das Einzelne . . .

Beim Besteigen der grauen Berglehnen, die durch die noch wenig belaubten Weinstöcke noch kahler erschienen, umzog sich vor seinem Blick aus der eigenen Brust heraus alles wie schon mit den Früchten des Herbstes . . . Mit Gewalt wollte er sich helfen; er grüßte freundlicher, er stand denen Rede, die ihm im Felde begegneten, auch denen, die ihm nachschlichen, wie — Löb Seligmann, der seit einigen Wochen in seine Heimat zurückgekehrt war und sich hoffnungsvolle Ernten auf

Reps und Tabak ſuchte, auf die er Vorſchüſſe gab . . . Das war die ſicherſte Anlage ſeiner um Witoborn verdienten Gelder . . .

Und wäre nun Bonaventura bei all ſeiner Menſchenliebe doch darin weniger „Egoiſt“ geweſen, daß er mehr aus andern heraus die Menſchen und Dinge beurtheilt hätte, hätte er ein wenig mehr neugierige Vertiefung in das irrende Flimmern der kohlſchwarzen Augen Löb's, ein wenig mehr Leſekunſt geübt in den ſo eigenthümlich fragwürdig ſtehen bleibenden Lachmienen deſſelben — er hätte ja ſelbſt zu ihm ſprechen müſſen: Nicht wahr, Herr Seligmann, ſeitdem Sie zur Hälfte unſer Viergeſpräch auf Schloß Neuhof belauſchten, ſagen Sie auch: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unſere Schulweisheit ſich träumen läßt“? . . .

In der That, ſo kann kein Beichtvater (in verbotener Weiſe) lächelnd an denen vorübergehen, die ihm geſtanden, daß ſie keineswegs das ſind, was ſie vor der Welt erſcheinen, als Löb Seligmann im wogenden Kornfeld, unter blauen Cyanen, im Wiederklang der von ſeinem innerſten Herzen geſungenen Roſſini'ſchen Tyrolienne: „Blütenkränze, Luſt und Tänze“ den hochgeſtellten jungen Geiſtlichen nicht blos grüßte, ſondern endlich einmal auch wie mit dem Wort: Ich weiß alles! anredete . . .

Er näherte ſich ihm auf Fußzehenweite . . .

Sein ganzes Herz war übervoll von dem Frevel des Dechanten, den man noch „leicht auf die Feſtung bringen“ konnte, von den leider nur halb erfahrenen criminaliſtiſchen Thatſachen aus dem Leben Leo Perl's,

übervoll um ſo mehr, als er nur einer einzigen Seele auf Erden, Veilchen Igelsheimer, vollſtändige, der Hafen-Jette, ſeiner Schweſter, und David Lippſchütz nur leiſe Andeutungen über ſeine Geheimniſſe gegeben hatte . . .

Dennoch brachte ſein Mund zum tiefgezogenen Hute, als Bonaventura ſtehen blieb und fragte: Wünſchen Sie etwas, Herr Seligmann? in äußerſter Verlegenheit nichts hervor von dem geheimen Betrug einer italieniſchen Primadonna, nichts von der Herzogin von Amarillas, nichts von Leo Perl's erſter geiſtlichen Handlung auf Veranlaſſung des „Alcibiades" drüben in der Dechanei, als das Wort:

Ich wollte — um Vergebung — Herr Domkapitular — wollte nur fragen — Erlauben Sie — iſt wol noch Bröder's lateiniſche Grammatik gut genug — zu gebrauchen zum Unterricht für einen hoffnungsvollen Knaben? . . .

Zu Gunſten des immer kräftiger auf die Beine gekommenen David Lippſchütz, des kleinen Voltaire von Kocher, ließ Bonaventura ſich auf alle Vorzüge eines wahrſcheinlich durch Löb vom Antiquar erſtandenen alten „Bröder" ein und nannte berühmte Gelehrte, die auch ohne den „Zumpt" ein claſſiſches Latein geſchrieben hätten . . .

Nach dieſen lehrreichen Auseinanderſetzungen, denen Löb nur zu zerſtreut zuhörte, war ein Rückblick auf Witoborn und Umgegend nicht zu vermeiden . . . Löb erzählte, was er „nach dem Herrn Domkapitular" noch erlebt hätte . . . Zart und discret deutete er alles nur in leiſen Contouren an . . . Selbſt die Gerüchte über Terſchka, deſſen plötzliche Abreiſe ihm manches ſchöne, bereits angeknüpfte Geſchäft zerriß, tauchten in ſeinem

Munde wie nicht mehr ſicher zu verbürgende Sagen der Vorzeit auf . . . Es gab auch dunkle Vermuthungen über einen gewiſſen Jeſuitenorden und ein Uebergetretenſein zur proteſtantiſchen Religion, die aber auch wie Verhältniſſe aus der Zeit der Makkabäer aus Löb's discretem Munde hervorkamen . . . Löb genoß zunächſt nur das ſtille Wandeln mit dem vornehmen Prieſter, das Grüßen der Vorübergehenden, die gleichſam auch ihn jetzt grüßen mußten . . . Es war die Begebenheit an ſich, die ihn erfüllte, ganz wie jenes ſchmeichelhafte Begoſſenwerden damals mit der weſterhofer Spritze nach dem Schloßbrande . . . Dies wie jenes ein Zuſtand feinerer Beziehungen . . . Nur erſt als von den beiden Flüchtlingen nach Rom, von den Eremiten, dem Düſternbrook die Rede kam, deutete er verſchämt lächelnd ſeine Mitverdienſte um die Rettung des verunglückten Dieners an . . . Bonaventura wünſchte mehr zu hören; der Diener war ſo auffallend verſchwunden; ja er fragte, ob es wahr wäre, daß der Bruder Hubertus, der ihn davongetragen und im Kloſter Himmelpfort eine Zeit lang verborgen gehalten haben ſollte, eine Beziehung zu dem Fräulein Schwarz gehabt hätte, das bei Frau von Sicking wohnte — man ſpräche davon — Löb, Zeugenausſagen vor Gericht und etwaiges Schwörenmüſſen wie den Tod fürchtend, ging nur gerade bis an die äußerſte Grenze ſeines Wiſſens, erzählte die Fahrt des Kranken bis an das Kloſter und würde vielleicht allmählich ein wenig den Schrei in der Kirche, das furchtbare Krachen und das Licht im Todtengewölbe in Aphorismen leiſe angedeutet haben, wäre die fortgeſetzte Wan-

derung nicht durch die eben erreichte Stadt unterbrochen worden . . . So zur Seite eines Prieſters durch Kocher zu gehen, würde ſich für die beiderſeitige Stellung nicht geziemt haben . . . Das gemüthliche Selbander wurde vom rauſchenden Fall, von den Gerberwäſchen und Metzgerklötzen unterbrochen . . .

Auch mit Beda Hunnius, mit Major Schulzendorf und Grüthmacher knüpfte Bonaventura wieder in flüchtiger Begegnung an . . .

Jenem hatten die Zeitläufe bittere Erfahrungen bereitet . . . Ein ſeraphiſcher Briefwechſel mit Lucindem und Joſeph Niggl war zu den Acten der über ihn verhängten Unterſuchung gekommen . . . Der „Kirchenbote“ erſchien nicht mehr; um ſo größer war ſeine Ermuthigung durch die mächtige, mit brauſendem Wogenſchlag zurückgekehrte Flut der hierarchiſchen Bewegung nach kurzer Ebbe . . . Er rühmte das kirchliche Leben jener öſtlichen Gegenden, wo Bonaventura im Winter geweſen und ihm beſonders die reformatoriſchen Beſtrebungen eines Norbert Müllenhoff wie Bonifaciusthaten erſchienen . . . Bonaventura lächelte . . . Doch auch Beda lächelte . . . Ueber den gegenwärtigen Urlaub des ſo ſchnell Geſtiegenen . . . Um ſeine Schadenfreude zu verbergen ſagte er: Procul a Jove, procul a fulmine . . . Er lobte ſeine Stadtpfarre . . . Aber grade über Paula's Viſionen mußte Bonaventura ihm bis an die Pforte der Dechanei erzählen . . .

Schulzendorf war gekniffen und ſüßſäuerlich . . . Die Zeitverhältniſſe verhinderten den zu häufigen Beſuch der Soupers in der Dechanei . . . Seine Naſe

hatte einen Charakter von Pfiffigkeit bekommen, die jetzt weniger zu verrathen ſchien, wo Trüffeln, als wo — Verſchwörungen lagen . . .

Grützmacher gratulirte zu einem Avancement, das ſchneller gekommen wäre, „wie's bei's Militär" möglich geweſen . . . Er klagte über den Dechanten, der alt würde . . . Von ſeiner leider ohne „Prämie" gebliebenen großen Satisfaction „von wegen det ausgebuddelte olle Männeken", ſagte Grützmacher: Darüber ſind wir „in's Reine" — Es war ein ehemaliger Galeerenſträfling, der ein paar Jahre in Paris gelebt hat, dann hierher kam, Pferdehandel treiben wollte, gleich da ſchon die Leute anſchmierte, dann auf ein paar Wochen Knecht im Weißen Roß war, hierauf den Coup auf Ihrem Kirchhof machte, der nichts einbrachte, nachher bei alten Kunden und Hehlern von Gaunern ſich verkrochen hatte, vielleicht gar mit dem Hammaker, den Sie ja abſolvirt haben, Herr Kapitular, bekannt war, und zuletzt ſoll er denn auch noch unter falſchem Namen nach Witobern gegangen „ſind" . . . Da das Feuer, ſagen ſie, hätt' er angelegt auf Schloß Weſterhof . . . Darüber hört man denn — hm! — freilich allerlei . . . Aber jetzt, wie geſagt, iſt er chappirt und wird wol in Amerika „ſind" . . . Und wenn Grützmacher hierauf, während Bonaventura aufmerkſam zuhörte, zu ſeiner Frau ſagte: „Ne, dieſe kathol'ſchen Pfaffen, doch nichts Aufrichtiges! Jetzt auch ſchon Der! Und ein ehemaliger Portepéefähnrich das!" — ſo hatte er Recht. Jüterbogk und Rom reden allerdings ſeit drei Jahrhunderten verſchiedene Sprachen und Bonaventura hörte ihm über die angereg-

was an Material ſich mir darbietet. Ich muß deßhalb vorausſchicken, daß mit den größeren Gruppen, die ich hier aufführe, parallel laufen eine zahlloſe Menge kleiner Basreliefs am Fuß der Statuen, die gräßlichen Kindertumulte nämlich, die hundert Verwicklungen naſeweiſer Bemerkungen, die vielen heimlichen Bosduelle und Aufſchreie wegen einer möglichen Verwundung, die Streitſchlichtungen, die öfters angebrachten Ohnmachten der Gräfin als letztes Rettungsmittel gegen die Erdreiſtungen dieſer durch eine Lotterie und einen Nadelſtich geretteten kleinen ariſtokratiſchen Canaille. Blaſedow war nachſichtig, denn er gehörte zu den Bewunderern Sidoniens. Sie war auf dem Bereſina-Uebergange aus der Jugend in das Alter begriffen, eine Frau, ſchön wie Rom, in ihren Erinnerungen und Reſten nämlich. Ihre Stirn war hoch gewölbt, ihr Auge dunkel und noch ſchwarz von Augbrauen umringelt, die Beugung des Nackens zum Buſen herab ... da waren noch ſo viele Trümmer alter Herrlichkeit, ſo viel Herculanum und Pompeji begraben, daß man erſchrocken wäre, hätte man Nachgrabungen anſtellen wollen. Ein offenbarer, der Zeit zugefallener Tribut war eine Zahnlücke ganz vorn am Munde; doch auch hier wurde das Fehlende durch eine meiſterhafte Koketterie gerade eine Breche, die der Muthige bei einem Eroberungsverſuche hätte benützen können. Wenn erſt Frauen in die Nothwendigkeit kommen, an ſich etwas verbergen zu müſſen, ſo haben ſie die Einheit ihres Auftretens verloren und ſuchen durch Mittheilung oder Hingebung die Angſt zu mildern, welche ſie die Bewahrung eines läſtigen Geheimniſſes koſtet.

„Sie ziehen ſich zu ſehr von der Welt und von Ihren beſten Freunden zurück;“ tadelte Sidonie den Pfarrer.

ten Punkte, gebunden durch Furcht, Beichtgeheimniſſe und äußerſte Spannung, zu . . .

Dem Oheim gegenüber legte Bonaventura vor ſeiner Abreiſe eine übertriebene Scheu ab und theilte ihm nach kurzem Kampf mit, was er ſeither über den Inhalt des Sarges des alten Meviſſen und über deſſen Räuber erfahren hatte . . .

Gab der Onkel auch nicht zu, daß ſein Bruder Friedrich noch lebte, ſo mußte der alte Diener deſſelben doch ein Geheimniß bewahrt und in ſeinen Sarg Dinge gelegt haben, die mit einem Verlangen in Verbindung ſtanden, daß ſie einſt vom Tode auferſtehen ſollten — zu irgendwelchem noch verſchleierten Zwecke . . .

Bonaventura erzählte dem Onkel, daß der Fund in Lucindens Händen wäre . . .

Dem darüber Hocherſtaunenden nannte Bonaventura auch die Drohung, die Lucinde ausgeſtoßen, und hielt nur zurück, als er die außerordentliche Aufregung ſah, in die er damit den Onkel verſetzte . . .

Das iſt ja erſchreckend, ſagte dieſer . . . Und du haſt von ihr noch immer nicht dieſe Papiere verlangt? . . . Mit Gewalt verlangt? . . . So fliehſt und verachteſt du ſie? . . . Bona! So alt ich bin, durch meine Adern rollt Feuerſtrom, ſo oft ich an die wenigen Tage denke, die dies Weſen bei uns zubrachte . . . Ich nehme ſie morgen wieder, wenn ſie will . . . Meine Macht im Hauſe hat zugenommen . . . Hm! Hm! . . . Was kann nur jene Schrift enthalten? . . . Und von wem iſt ſie ausgeſtellt? . . .

Auf die von Bonaventura zuſammengefaßten nähern

Angaben, auf die Mittheilung, jene Schrift, deren Urheber er nicht kannte, ſollte ebenſowol mit ſeiner perſönlichen Ehre wie mit dem ganzen Bau der Kirche zuſammenhängen, und Lucinde könnte alle ſeine Handlungen, ſelbſt wenn er die dreifache Krone trüge, damit entwerthen, ja ungeſchehen machen — lachte endlich der Onkel und hielt die Meinung feſt:

Da hör' ich die verſchmähte Liebe! . . . Das ſind jene Erfindungen, die die Frauen zu machen pflegen, wenn man mit ihnen „bricht" . . . Regelmäßig gibt es dann Papiere, von denen es heißt, ihre Veröffentlichung würde uns „vernichten" . . . Oder der Briefwechſel würde zwar ausgeliefert werden, aber „Abſchriften würde man auf alle Fälle davon zurückbehalten" u.ſ.w. . . .

Der Onkel rieth ernſtlich mit Lucinden Frieden zu ſchließen . . .

Das Leben iſt ſo arm an Liebe, ſagte er, daß man nie eine dargereichte Hand ablehnen ſoll . . .

Als Bonaventura eine Liebe bezweifelte, die fortwährend in Haß und Rache überzuſchlagen drohte, entgegnete der Onkel:

So ſind ſie ja alle! . . . Meine eigene Petronella würde mich mit kaltem Blut an einer Paſtete ſterben ſehen, wenn ich „mit ihr bräche"! . . . Selbſt die Buſchbeck, deren grauſamem Charakter ich den Beſitz ihrer Schweſter verdanke — letztere war jünger; Benno's Vater trat ſie mir ab — aus Geiz — ab, um nicht „zwei von dieſer Bande" ernähren zu müſſen — ſelbſt Brigitte von Gülpen, die älteſte Tochter der Biſchofsköchin und fürſtabtlichen Blutes nicht unverdächtig, wäre beſſer geworden durch

gewährte Liebe ... Die Idee, für einen treulosen Geliebten, der ins Kloster ging, die Menschheit zu tyrannisiren, Kindern und Mägden das Leben zu vergiften, sich selbst das Brot abzuhungern, vergegenwärtigt dir jene tiefe Bedürftigkeit des Weibes, unter allen Umständen ein Wesen sein zu nennen und wär's zuletzt nichts als ein alter, mit einer Flanelljacke bekleideter Mops, der am Asthma in den Armen seiner weinenden Gebieterin stirbt ... Deine Renate — wie alt ist sie? ... Nahe den Siebzigen ... Du wirst an einen Ersatz denken müssen ... Und wehe dir auch da, wenn sie deine Absicht merkt ... Schlage die Concilien nach ... Sie ließen lange zweifelhaft, ob die Frauen überhaupt Menschen sind ...

Bonaventura ließ, wenn auch zögernd, diese Auffassung der Drohungen Lucindens gelten ...

In fernern Gesprächen zeigte sich auch noch zuletzt, warum der Onkel regelmäßig bei Erwähnung des Schlosses von Castellungo in Nachdenken verfiel ... Das zufällige Aussprechen der Worte: Fiat lux in perpetuis! brachte zwischen beiden das Geheimniß des empfangenen lateinischen Briefes zur Sprache ... Der Onkel öffnete kopfschüttelnd sein Schreibbureau und reichte dem Neffen die ihm gewordene anonyme Aufforderung ... Sie war gleichlautend mit der, die auch Bonaventura empfangen hatte ...

Ich werde die bedenklichen Ehren eines Huß und Savonarola nicht mehr gewinnen, sagte der Onkel, und hüte auch du dich vor ihnen ... Welche Mystificationen das! ...

Bonaventura versicherte, daß sein Glaube feststünde,

der Eremit von Caſtellungo wäre ſein Vater . . . Er wäre in Italien Waldenſer geworden und hätte, ein Opfer der römiſchen Scheidungsgeſetze, den Gedanken einer Kirchenverbeſſerung gefaßt . . . Würde er auch an jenem 20. Auguſt der Verſammlung, zu der er einlud, achtzig Jahre ſein oder nicht mehr leben, ſo würde man doch ſeine Gemeinde finden . . . Nach allem, was ich höre, ſchloß er, iſt dort eine Simultankirche auf den Grund der Bibel errichtet worden, die bis dahin an Macht und Ausdehnung gewonnen haben kann . . .

Wenn ſie nicht die Jeſuiten zerſtören! unterbrach der Dechant . . . Lieber Sohn! Welche Träume! Sehen ſie meinem Bruder Friedrich ähnlich? . . . Nein, nein — Myſtificationen! . . .

Doch die Eichen von Caſtellungo grünen! entgegnete Bonaventura . . . Caſtellungo gehört dem Grafen Hugo . . . Frà Federigo, ein Deutſcher, lebt unter dem Schutz der Gräfin Erdmuthe . . . Paula ſah ihn deutlich und ſagte in einer ihrer Viſionen, er gliche mir . . .

Der Onkel ſtaunte, lächelte dann aber . . .

Weil ſie auch dich an einer Himmelsreligion betheiligt glaubt, die den Prieſtern erlaubt zu heirathen! . . . Nein, nein . . . Das alles iſt nur Spuk und hängt mit den Umtrieben zuſammen, die plötzlich jenen Terſchka enthüllten . . . Coni oder Cuneo ſteht in der anonymen Aufforderung? . . . Feſelotti, Ceccone's Gegner im Conclave, iſt ſoeben aus Rom verbannt und Erzbiſchof in Cuneo geworden . . . Ihr armen Waldenſer jetzt! Eure Bibeln werden bald confiscirt ſein! . . .

Den Anklagen, die der Onkel auf Ceccone, auf Feſe-

lotti, auf alle, die mit Roms Intriguen zuſammenhingen, ſchleuderte, lieh Bonaventura um ſo bereitwilliger ſein Ohr, als jetzt auch durch Bonno's Lebensſchickſale ſich ein Netz um ſie alle her zu ſpinnen ſchien, deſſen Fäden immer enger und enger wurden und ganz auf Rom führten . . .

Zum Glück hab' ich euch beide — Ultramontanen bei Zeiten angehalten, italieniſch zu lernen! ſcherzte der Onkel, ohne — darum doch den Beängſtigungen, die in den betheiligten Gemüthern dieſe Dunkelheiten zurücklaſſen durften, ſich ganz zu entziehen . . .

Inzwiſchen kamen aus der Reſidenz des Kirchenfürſten Briefe vom Generalvicariat, die bis auf weitere Entſcheidung Roms über den Magnetismus jede Beeinträchtigung des Domkapitulars in ſeinen Würden niederſchlugen . . . Rother's Anklage wurde als ungebührlich abgewieſen . . .

Die Genugthuung war demnach vollſtändig . . . Dennoch reiſte Bonaventura voll Bangen . . . Er ſah das Alter und den Kummer des Onkels . . . Er fürchtete ſich vor einer Stadt, die er auch ſonſt ſchon gemieden . . . Sein Ehrgefühl war doch verletzt worden . . . Feinde wirkten gegen ihn und zu der Kraft ſich zu erheben, die Haß oder Verachtung verleihen, vermochte ſein Gemüth nicht . . . Auch wo Lucinde weilte, konnte ihm niemals Frieden kommen . . .

Er fand Briefe von Schloß Neuhof vor — auch vom Onkel Levinus . . .

In letztern fand ſich jedoch kein Wort über die doch gewiß mächtig, nach allen Seiten hin aufregend geweſene Wirkung, die ſein Brief aus Kocher am Fall hervor-

gebracht haben mußte ... Nur die Anzeichen eines Beſuchs der Gräfin Erdmuthe auf Weſterhof mehrten ſich ...

Bonaventura's Herkunft, ſeine würdige äußere Haltung, ſeine Kenntniß des Italieniſchen, alles das veranlaßte aufs neue die Bitten der Curie, er möchte eben ſowol für die Befreiung des Kirchenfürſten wie für die Stockung aller kirchlichen Gerechtſame der Stellvertretung deſſelben die Reiſe nach Wien übernehmen ... Der Staatskanzler galt für einen Gegner der Jeſuiten; auch Ceccone hatte mit ihnen ſeit dem Sturz Feſelotti's Friede geſchloſſen; vielleicht war in Wien der gute Wille zu gewinnen, die römiſche Curie zur Nachgiebigkeit zu bewegen ... Bonaventura ſollte es ſein, der den Unterhändler zum Frieden machte ...

Er entzog ſich dieſen Vorſchlägen, ſolange er konnte ... Er wußte noch nicht, wie ſeine Reiſe in Weſterhof würde aufgenommen werden ... Auch hörte er nur, daß vorzugsweiſe Rück es war, der alle dieſe Rathſchläge ertheilte ... Konnte von ſolcher Seite Gutes kommen? ... Rück kam wieder in ſeinen Beichtſtuhl und gab ihm in der That vier Davidsſteine an, die er gegen den Goliath der Leidenſchaft in ſeiner Bruſt in Bereitſchaft hielt: Ankauf eines Ritterguts, ſagte er, landwirthſchaftliche Studien, Rückkehr zu alten Dichtverſuchen, die er in ſeiner Jugend gemacht, und die Erlernung der türkiſchen Sprache ... Das Beſuchen von Gräbern nütze ihm nichts, ſetzte er hinzu; ihm wär' es aus alter Liebe zum Tode, wie den Türken, die auf Gräbern Kaffee tränken ...

Eine Ahnung konnte der ſo von Rück offenbar verhöhnte Geiſtliche nicht überwinden, die, als ſpräche alles

das nur die Eifersucht . . . In einer Zeitschrift gab Rück mit voller Namensunterschrift als einen Wurf mit seinem dritten Davidssteine in Versen die Klage, daß man das Höchste, was ein Weib geistig einem Manne sein könne, doch nie ohne die Vertraulichkeit der Sinne gewinnen könne . . . Die volle Unterschrift: „Dominicus Rück" beleidigte Stadt und Land . . . Seine Freunde sogar sprachen von einer plötzlichen Enthüllung des „Pferdefußes" . . . Goldfinger junior, inzwischen mit Johanna Kattendyk vermählt, rückte ihm aufs Zimmer und stellte ihn über diese muthwillige Zerstörung des Rufes der Familie zur Rede . . . „Kümmern Sie sich um Ihre heilige Botanik oder, wenn Sie wollen, um unsere Conto-Currentbücher!" war die Antwort . . . Es war nur Eine Stimme, der Oberprocurator hatte sich so nur in Lucinde Schwarz verlieben können und diese — widerstand . . .

Benno arbeitete zwar noch bei dem unheimlichen Mann, streifte aber inzwischen leise alle Fesseln ab, die ihn noch an seine gegenwärtige Stellung gebunden hielten . . . Auch seine Heimats-, seine Adoptions- und Unterthanenverpflichtungspapiere revidirte und ordnete er . . . Er wollte nach Italien . . . Seine Forschungen gingen mit Hülfe des Onkel Dechanten weit über Borkenhagen bis nach Kassel hinaus, wo die über die ersten Lebensjahre eines Julius Cäsar von Montalto gebreiteten Schleier nur noch von zwei Todten, dem Kronsyndikus und seinem Adoptivvater Max von Asselyn oder von seiner Mutter ganz gelüftet werden konnten . . . Benno hatte bei allen diesen Unternehmungen nur zu hüten, daß nicht Thiebold, der im August aus England zurückgekehrt

war, mit ſeiner gewohnten „Wißbegierde“ hinter ſein neues, zur Enthüllung noch nicht reifes, auch vor dem Tode des Dechanten wol völlig unmögliches Leben kam ...

Thiebold hatte die Reiſe nach England im Intereſſe ſeiner canadiſchen Holzgeſchäfte machen müſſen und, wie ſich erwarten ließ, er kam höchſt elegiſch geſtimmt zurück ... London iſt nicht gemacht zum Romantiſchen! ſagte er ... In dem Gewühl der Weltſtadt war er dem Oberſten von Hülleshoven, ſeinem Lebensretter, nur ein einziges mal begegnet und — ohne Armgart ... Letztere war auf dem Lande bei Lady Elliot ... Und da er erfuhr, daß auch gerade Terſchka dort zum Beſuch war, hielt er es für „unter ſeiner Würde“, ſich dort anmelden zu laſſen ... Nur die Gräfin Erdmuthe und Porzia Bianchi ſah er in London und begleitete beide in ein Bibelgeſellſchaftsmeeting, zu dem ſie vom Lande hereingekommen waren, und dann eine Strecke am Themſeufer entlang auf der Rückreiſe nach dem Landſitz der Lady ... Er hätte, erzählte er, nur aus allem, was er mit ihr verhandelt, das Eine herausgehört, wie Terſchka wieder in höchſten Gnaden bei ihr ſtünde ... Vom Oberſten wußte ſchon Benno, daß ſeine kühle Geſinnung gegen den katholiſchen Glauben von den Erfahrungen herſtammte, die er in Canada gemacht ... Das Leben in den Klöſtern von Monreal hätte Anlaß zu gerichtlichen Unterſuchungen gegeben und Hedemann hätte dann mit einer angeborenen pietiſtiſchen Anlage den Oberſten auf ihren Reiſen vollends angeſteckt ...

Auch Bonaventura erfuhr dieſe Mittheilungen ...

Da ſein Auge, träumeriſch und irrend, immer nach dem

Thal von Caſtellungo gerichtet war, ſo mußten die reformatoriſchen Beſtrebungen auf dem Gebiet der katholiſchen Kirche mehr denn je Gegenſtand auch der Unterhaltungen werden, zu denen er die Freunde öfters bei einem einfachen Mahl in ſeinen Zimmern einlud . . .

Benno's Geſichtspunkte waren ausſchließlich politiſche . . . Er ſah in der Kirchenſpaltung den Untergang Deutſchlands . . . Er haßte das Betonen kirchlicher Streitigkeiten und lehnte deshalb auch die Anſprüche ab, dieſer Proteſtantismus auf größere Vorzüglichkeit machte . . .

Wenn man den katholiſchen Glauben, ſagte er, von dem Zwang, innerhalb kirchlicher Gemeinſchaft leben zu müſſen, befreien und die Verbindlichkeit der Autorität für die Freiheit des Gewiſſens aufheben könnte, ſo liegt eine freundlichere Lebensauffaſſung in all unſern Ceremonien, als im Pietismus . . . Haben Sie in Gegenwart der Gräfin je eine wahre Freude über die Schönheit des Meeres und den blitzenden Spiegel der Wellen äußern dürfen, als Sie mit ihr die Rückreiſe machten, oder haben Sie irgendeinen weltlichen Gegenſtand unbefangen nennen können? Hebenmann hat uns wenigſtens in Witoborn auf jede natürliche Aeußerung unſerer Empfindungen einen ſcheinbar frommen, im Grund aber rechthaberiſchen Dämpfer zu legen gewußt . . .

Bonaventura nannte indeſſen ſeinerſeits die Erſcheinung des Proteſtantismus nur deshalb unvollkommen, weil er nur durch das Bedürfniß, einen polemiſchen Gegenſatz aufzuſtellen, hervorgerufen wäre . . . Der Pietismus, ſagte er, das iſt ein Verſuch, aus dem Proteſtantismus wieder zur Religion zurückzukommen; denn

Proteſtant ſein, heißt nicht: Chriſt ſein, ſondern nur: Nicht-Katholik ſein . . .

Und man müſſe ſich allerdings, fuhr er fort, eine Zeit denken können, wo auch der Katholicismus in ſeiner jetzigen Geſtalt aufhörte . . . Die Verbreitung der Philoſophie würde dann bis in die kleinſten Hirtenthäler Spaniens und Siciliens gedrungen ſein . . . Ich verſtehe, ſagte er, unter Philoſophie eine Aufklärung, die ihre Reſultate mit verſtändlichen Allgemeinbegriffen in die Welt hinausgehen laſſen kann ... Dann wird die Frage nur noch lauten: Was iſt rein chriſtlich? . . . Dann werden ſich Proteſtanten und Katholiken begegnen müſſen im apoſtoliſchen Gemeindeleben . . . Auf welchem andern Grunde ſoll man ſich zuletzt wieder die Hände reichen, als auf dem der Bibel? . . .

Mit Thiebold's ſchüchterner, aber faſt mit latentem Fanatismus hingeworfener Bemerkung zu Benno: „Vorausgeſetzt daß man überhaupt kein Heide iſt, wie denn doch wol mehr oder weniger Ihr Fall, mein beſter Freund!“ ſchloß die Debatte im Scherz . . .

Ohne zu auffallende Erlebniſſe, ohne ein Lebenszeichen von Weſterhof, ohne die Ankunft der Gräfin Erdmuthe, nahte ſich ſchon der Spätſommer . . . Benno wurde indeß erkoren, der Ueberbringer der Pacten zu ſein, die bereits die Agnaten der Familie Paula's, die Landſchaft und die Curie von Witoborn dem Grafen Hugo zur Unterſchrift vorlegen wollten . . . Der Präſident von Wittekind, Bonaventura ſelbſt waren an dieſen Pacten betheiligt und jener erſchien dann auch plötzlich in der Reſidenz des Kirchenfürſten . . .

„Es geht mir bei Ihnen zu geräuſchvoll her, meine Gnädige;“ bemerkte Blaſedow, indem er dabei nur an den Lärm hungriger Kirchenmäuſe dachte.

Sidonie verſtand ihn anders. Sie glaubte, er ſpiele auf die tumultuariſchen Scenen an, welche früher durch den Beſuch der gräflichen Creditoren veranlaßt wurden, und ſagte: „Wir leben ſeit einiger Zeit ſelbſt ſehr zurückgezogen, beſuchen die Reſidenz nicht mehr und pflanzen, ſo zu ſagen, unſern eignen Kohl. An der Hand meiner Kinder will ich in ſpätern Jahren wieder in die große Welt zurückkehren; jetzt hab' ich mit Herrn Ritter, in dem Sie einen ſehr wiſſenſchaftlich gebildeten jungen Mann kennen lernen werden, die Sorge für die Ausbildung meiner Kinder zu meinem Tagewerk gemacht.“

„Sie ſind auch darin glücklich,“ bemerkte Blaſedow, größtentheils ernſthaft, „daß Sie bei Ihren Kindern die Grundlage der allgemeinen Bildung zur Hauptſache machen können. Sie erziehen in ihnen Cavaliere, Sie haben nicht nöthig, auf einen beſtimmten Zweck für die Zukunft zu ſehen. Ihre Privilegien, Ihre Reichthümer erwerben Ihnen für Ihre Kinder ohnehin jenes böſe und gute Ding, welches man Verſorgung nennt und worüber wir Bürgerliche uns freilich ſchlafloſe Nächte zu machen haben.“

„Herr Pfarrer, es geht jetzt nur noch nach dem Talent,“ erwiderte die Gräfin mit vornehmem Lächeln; „der Adel iſt durch ſein Wörtchen von jetzt darauf angewieſen, gerade von ſich ſelbſt abzuhängen. Wir müſſen uns auf die Poeſie beſchränken, welche für Manchen darin liegt, der Vergangenheit ſeines Namens bis in dunkle Zeiten nachzuſpüren und

Benno und Bonaventura wurden durch ſeinen Beſuch in jeder Beziehung überraſcht . . .

Kein ſtürmiſcher, aber auch kein kalter Gruß war es, mit dem er Benno in der That ſeinen — Bruder nannte . . . In der darauf folgenden kurzen Umarmung lag ein ganzes Leben . . .

Die Sehnſucht Benno's, Mutter und Schweſter kennen zu lernen, fand der ſonſt dem Abenteuerlichen wenig geneigte Mann natürlich . . . Die Mittel, eine Reiſe nach Wien und Italien zu unternehmen, wurden reichlich von ihm dargeboten . . .

Das Band des Blutes zwiſchen beiden Männern war ſo eigenthümlich bedingt, daß ſie ſich anfangs ohne Wallung des Erröthens nicht anſehen konnten . . . Die in ſolchen Lagen ſo oft vom Gemüth vorausgeſetzte Gegenwart eines unſichtbaren Geiſtes, der vom Land der Seligen herüber die Hände zweier ſo widerſtrebender Intereſſen ineinander legt mit dem Friedenswort: Seid einig! konnte hier nicht vorausgeſetzt werden . . . Was ſie umrauſchte war der mitternächtige Flügelſchlag der Eule . . .

Der Hinblick auf Wien — auf die gemeinſame — Schweſter mehrte den unheimlichen, erſchütternden Eindruck . . .

Der Präſident kam als Vertreter der Agnatenanſprüche und als nächſter Verwandter Paula's, er dachte über die Nothwendigkeit dieſer Ehe ganz wie Monika . . . Eine Schonung Bonaventura's, wenn ſie ihm auch vielleicht als zu üben bewußt war, forderte nicht die Stellung eines Prieſters und überhaupt eines ſolchen, wie ſein Sohn . . . Eher war die Erwähnung des Grafen Hugo

um Benno's willen mislich ... Er erzählte von Angiolina, von der Herzogin von Amarillas, was er mit Vorbedacht erkundschaftet hatte. Sie werden vorziehen, den Namen der Asselyns für immer zu behalten und fortzupflanzen, da er ohne Sie aussterben würde! sagte er zum Bruder, den er — nicht Du nannte ... Die Gültigkeit der betrügerisch geschlossenen Ehe des Kronsyndikus mußte wiederholt zur Sprache kommen ... Geld würde es auf alle Fälle reichlich kosten, sagte er, bis die Sacra-Dataria in Rom, natürlich erst nach dem Tod des Dechanten, zu Ihren und Angiolinens Gunsten Ihre Deutungen des kanonischen Rechts geltend machte ... Auch in unserm Land würde dann die Anerkennung nur ein Gnadenact der Krone sein können, der sich kaum verbürgen ließe, da die Herzogin von Amarillas nicht einmal die Klägerin ist ... Sie wird sich hüten, das Verbrechen der Bigamie auf sich zu laden ... Sie wird immer sagen, daß sie zuletzt den Betrug durchschaut hätte ... Ich bin begierig auf Ihre Begegnung mit ihr ...

Die Auffassungen des Präsidenten widerstrebten zwar einer Verbindlichkeit derjenigen Ergebnisse nicht, die etwa Benno von einer Begegnung mit seiner Mutter heimbringen würde, nannten aber die katholische Lehre von der Ehe gefahrvoll und den bekannten Ehen des Schmieds von Gretna-Green nicht im mindesten unähnlich ... Julius Cäsar von Montalto war ein von der Mutter hergenommener Name, die sich Maldachini nur als Sängerin nannte ...

Bonaventura vertheidigte die Einfachheit der katholischen Ehe ...

Sie ist ein letzter Rest der apostolischen Zeit . . . sagte er . . . Die bürgerliche Gemeinde war damals die Kirche und die Kirche war die bürgerliche Gemeinde . . . Zwei Liebende sagten vor dem gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls: Wir sind Eins! und keine Macht der Erde konnte sie trennen . . .

Leider auch die Kirche nicht mehr! . . . setzte der Präsident seufzend hinzu . . . Gewiß sollte dann auch hier der eigene Wille höher stehen als ein Mysterium, das ein Mysterium zu sein aufhört, wenn sein Duft verflogen ist, die Liebe . . .

Die eignen Familienbeziehungen wurden für die Fortsetzung des Gesprächs zu schmerzlich . . .

Den heftigen Anklagen des Präsidenten gegen Terschka, Rom, die Jesuiten, Rück konnten die Freunde nicht widersprechen . . . Auch hier hatte Friedrich von Wittekind Zusammenhänge, deren Kenntniß ihm nur aus amtlichen Quellen gekommen sein konnte . . . Dennoch rieth er Benno, Rück nicht ganz aufzugeben und jedenfalls die Reise nach Wien im Auftrag der Dorste'schen Agnaten zum äußern Anlaß seiner weitern südlichen „Entdeckungsfahrt" zu machen . . . Nur lassen Sie sich kein rothes Kreuz aufheften, um in päpstliche Dienste zu treten! fügte er hinzu . . . Wenn Sie indeß von Rück an den Staatskanzler empfohlen werden, das nehmen Sie als interessante Reiseerinnerung! . . .

Ich würde wie Posa reden! . . . scherzte Benno . . .

Thun Sie das ja nicht! Dann gibt er Ihnen eine Anstellung! entgegnete der Präsident . . .

Man stritt über diesen Scherz . . . Der Präsident sagte: Glauben Sie mir, der Staatskanzler stellt jeden noch so

freiſinnigen Poſa an, der von guter Familie und katholiſch iſt ... Es hat aber gute Wege damit ... Sprächen Sie ihn, Sie würden den klugen Mann ſo liebenswürdig finden, daß Sie nicht ein einziges freiſinniges Wort gegen ihn aufbrächten ... Er wird ſogar liberaler ſein als Sie — wenigſtens fürchtet er mehr als wir die Jeſuiten ... Wenn er jetzt den Schein annimmt, Rom beizuſtehen, ſo iſt es nur, um unſern Staat zu ſchwächen ... Aber auch das wird er in Abrede ſtellen und dem jugendlichen Sinn jede Zuſtimmung abſchmicheln ...

Bonaventura und Benno blieben Welfen — nicht im hierarchiſchen Sinn, ſondern ſo wie Bonaventura einſt zu Klingsohr hatte ſagen können: „Nichts will im Grunde die Freiheit der Völker und des Menſchen mehr, als die katholiſche Kirche!“ ...

Der Präſident beſuchte, zur Beruhigung des Dechanten, noch Kocher am Fall ... Er hatte ſich als Beamter zur Dispoſition ſtellen laſſen, weil ſeine Erbſchaft ihn zu ſehr in Anſpruch nahm ...

Einige Wochen ſpäter war Benno zur Abreiſe bereit ... Bonaventura hatte kein Wort von Paula gehört ... Ihre ekſtatiſchen Zuſtände dauerten fort, aber ihn ſelbſt ſchien ſie aus ihrem Leben geſtrichen zu haben ... Es lag eine ſeltſame Strenge, eine Strafe in dieſem Schweigen ... Er litt unſäglich ...

Benno erhielt von Rück die Papiere, die dem Grafen Hugo vorzulegen waren. So ſehr er ſich dagegen ſträubte, mußte er dennoch Depeſchen an Ceccone und den Staatskanzler mitnehmen ... Er konnte dies in der Fülle der ihm übergebenen Aufträge nicht ablehnen

. . . Der Dechant empfahl ihn an alle seine alten wiener Freunde und besonders Einen, bei dem er wohnen sollte . . . Benno nahm dies an, obgleich er einsah, daß es ihn sofort nach Rom ziehen würde . . . An die Möglichkeit, daß und in welcher Form Ceccone wagen könnte, die Herzogin von Amarillas sich nachkommen zu lassen, konnte niemand von den enger Verbundenen glauben . . .

Thiebold blieb außerhalb aller dieser Geheimnisse und litt unter der Trennung von Benno wie ein Liebender unter der Trennung von seiner Geliebten . . . Sein „Halt", seine „Führung" war dahin . . . Doch zerfloß er nur in jene bekannte Sentimentalität, die sich vor dem Uebermaß der Selbstrührung durch Poltern zu bewahren sucht . . . Er packte Benno's Koffer, revidirte seine Garderobe und zerstörte ihm seine alten Brieftaschen, Haar- und Nagelbürsten, um ihm nur ein prachtvolles englisches Reisenecessaire zum Andenken mitgeben zu dürfen . . .

Nicht ebenso „unausstehlich" aufmerksam, aber theilnehmend waren auch alle andern Bekannte Benno's . . . Nur Piter hatte sich seit einiger Zeit zurückgezogen . . .

Noch am Abend vor Benno's Reise kam Thiebold zu Bonaventura ins Domkapitel, wo er hoffen konnte Benno zu finden, und erzählte athemlos einen „schönen Skandal" . . . Piter hatte Trudchen Ley gewaltsam aus dem Kloster entführt . . .

Denken Sie sich, erzählte er, Piter soll bereits schon einmal im Kloster gewesen sein und zwar auf welchem hoffentlich „nicht mehr ungewöhnlichen" Wege? . . . In einem Waschkorb! . . . Ich versichere Sie auf Ehre!

Eingepackt als Leinzeug, das von einer im Kloſter gehaltenen Nähſchule geſäumt, geſteppt, gezeichnet, gewaſchen und gebügelt werden ſollte . . .

Bonaventura ſchlug die Augen nieder . . .

Dieſer Ueberfall, fuhr Thiebold fort, misglückte damals . . . Aber — Sie wiſſen ohne Zweifel, Herr Domkapitular, die kleine allerliebſte Blondine, die bei ſeiner verſtorbenen Schweſter diente — dieſe für ihn unbegreiflicherweiſe — nein, um es aufrichtig zu geſtehen, ich kann mir dieſe Verirrung ſeines Geſchmacks, „wenn Sie wollen" erklären . . . Nicht nur nicht, daß die Kleine wirklich ein Bild von Schönheit, von Sanftmuth, von Anmuth — ohne Spaß — ſondern auch — daß ſie —

„Mehr Inhalt, weniger Kunſt!" unterbrach Benno . . .

Thiebold, gewohnt, von Benno'ſchen Dialog-Hinderniſſen gereizt zu werden, hörte nicht auf die Mahnung, ſondern wandte ſich an Bonaventura, der ſein Studirzimmer den Freunden bereitwillig zum Rauchen hergab, und fuhr fort:

Sagen Sie ſelbſt, Herr Domkapitular, finden Sie es nicht auch begreiflich? . . .

„Nicht nur nicht —" ſchaltete Benno ungeduldig ein . . .

Wer — ſich — nur — irgend — auf Piter's — Standpunkt — zu — verſetzen weiß — ſagte Thiebold, jede Sylbe betonend . . .

Ich kenne das junge Mädchen und wünſche jedem Glück, der deſſen Liebe gewinnt — ſchaltete Bonaventura zur Beruhigung ein . . .

Vollkommen meine Ueberzeugung! äußerte Thiebold

mit einem Mitleidsblick auf Benno ... Nur eine „dergleichen Acquisition" konnte „Piter's Naturell Befriedigung gewähren" ... Eine Liebe darf manche Charaktere nicht „geniren" ...

Kurz, Thiebold erzählte von einer Verkleidung, in der sich Piter ins Kloster geschlichen hätte ... Früher wäre er im Waschkorb gekommen, diesmal aber als Mitglied der weiblichen Nähschule selbst ... Er hätte nicht einen einzigen seiner Sherrypunschfreunde zum „engern Complicen" gehabt. Der Gedanke wäre ganz original aus „seiner Seele allein" entsprungen. Vielleicht höchstens mit Hinzuziehung des Fräuleins Lucinde, die dem Treuchen diese Partie gönnte — „vermuthete" Thiebold ... Piter hätte sich in den einfachen Anzug einer Näherin geworfen, hätte seine interessante Erscheinung durch einen Strohhut mit Schleier unkenntlich gemacht und wäre so ins Kloster gekommen ... Das Glück hätte ihn begünstigt und vor einem zu langen Umherirren bewahrt ... Treuchen Ley wäre bald aufgefunden gewesen, er hätte sie in ihrer Zelle überrascht und ihr solange — Thiebold bediente sich des auf Piter anwendbaren Ausdrucks — „zugesetzt", bis das schwache, willenlose Mädchen eingewilligt und mit ihm durch die Gänge, die ins Waisenhaus führten, das Kloster verlassen hätte ... Dort hätte sie noch erst ihre Geschwister unter Thränen geküßt und wäre dann spurlos verschwunden ... Piter hätte ohne Zweifel den Weg nach einer Gegend genommen, die derjenigen völlig au contraire gewesen wäre, aus der er jetzt „mit seinem Hause" correspondire ... Sein Schwager, der Professor außer Diensten, hätte im Sturm der Indignation sofort Procura bekommen, während die Commerzien-

räthin die „gewöhnliche Farbe ihrer Scheitel aus Anſtandsrückſichten ins Kummergraue melirt“ hätte . . . Ohne Zweifel würde Piter nach einigen Monaten an der Hand ſeines jungen Weibchens „am Platz“ zurückkehren und höchſtens nur noch mit den Curatoren des von ihm entweihten Kloſters, namentlich mit dem wiederhergeſtellten Pfarrer vom Berge Karmel, „einen ſchönen Tanz kriegen“ . . .

Bonaventura hörte alledem zu, wie ein Arzt ſeinen Kranken reden läßt und durch kein Lächeln verräth, daß die ihm mitgetheilten Symptome ihm in nichts überraſchend, wenn auch auf völlig andere Urſachen hinzuleiten erſcheinen, als ſie der Kranke ausſpricht . . .

Die Beluſtigung ſeiner Freunde über „Piter als Nähmamſell“ konnte Thiebold, trotz des Verdachts der Blaſphemie, „nicht umhin“ zu theilen und verſprach ſich davon für den ſtadt- und landerſehnten nächſten Carneval ein „anregendes Motiv“ . . .

Benno reiſte am folgenden Morgen ab und Thiebold gab ihm das Geleite bis auf eine Tagereiſe, Bonaventura nur bis zur Abfahrt des Dampfboots . . . In ſeinem letzten Blick und Handdruck lag ein tiefes Bangen vor den Erfahrungen, denen Benno entgegenreiſte . . . Die Rührung des Abſchieds konnte nicht zum vollen Ausbruch kommen — Thiebold's wegen, der theils mit den Kofferträgern zankte, theils dem Abſchied der Freunde und den etwa dabei fallenden „letzten Wünſchen“ ein aufmerkſames Ohr lieh . . .

Nach einem jener abwechſelungsreichen Tage, wie man ſie auch nur auf einem menſchenüberfüllten Dampfboot und dann nur mit Thiebold de Jonge, der Seele einer

ſolchen Fahrt, verbringen konnte, nahm Benno auch von dieſem Abſchied . . . Sie hatten noch eine Nacht in einem der ſchönen Hotels zugebracht, deren ſich in der Nähe des Grabes der heiligen Hildegard mehrere erheben . . . Wieder brach ein milder, ſonniger Herbſttag an, als Thiebold frühmorgens thalwärts, Benno bergauf weiter fuhren . . . Ihr Abſchied war, wie Thiebold verſicherte, nur auf kurze Zeit . . . Der Landtag, der ſeinen Vater beſchäftigte, trat zwar zuſammen, würde aber der von der Ritterſchaft und den Städten beabſichtigten Anträge zu Gunſten des Kirchenfürſten wegen ſogleich aufgelöſt werden . . . Er würde dann nicht verfehlen, ihn eines Morgens in „Oeſterreich und Umgegend“ zu überraſchen . . .

Im Fremdenbuch ihres Hotels hatten ſie den Namen Schnuphaſe gefunden . . . „Stadtrath“ Schnuphaſe . . . Der von der Commune wegen ſeiner kirchlich-oppoſitionellen Richtung durch dieſen Titel ausgezeichnete Mann reiſte, wie zu leſen ſtand, gleichfalls nach Wien . . . Prächtige „Unterhöltung“ das! ſagte Thiebold. Ein „Erſötz“ für meine „unfreiwillige Cämil“ . . .

Dieſer letzte „Stich“ vertrieb die Rührung nicht, mit der ſich beide Freunde umarmten . . . Auch von Thiebold nahm Benno Abſchied in dem ſeltſam ihn beſchleichenden Gefühl, ihn nie wiederzuſehen . . . Er mußte ſich abwenden, um das flatternde Taſchentuch nicht mehr zu bemerken, mit dem ihm Thiebold ſo lange ſeine Grüße zuwehte, bis der Dampfer, der ihn trug, hinter dem grünen Vorgebirge des Niederwalds verſchwunden war . . .

Benno's Schiff ging ſpäter und legte in Rüdesheim an, um Güter und Paſſagiere aufzunehmen . . .

In der That wurde ihm hier Stadtrath Schnuphase als Mitpaſſagier zu Theil . . .

Herr Maria mit der röthesten Naſe, ſonſt wie zu einer Audienz, in weißer Weſte, im Frack, weißer Halsbinde, erſchien auf der Landungsbrücke und ließ eine Menge Koffer, eine Equipage von wenigſtens zehn Centnern Uebergewicht aufladen, darunter eine Kiſte, der er eine Aufmerkſamkeit widmete, als wäre ſie ganz mit Monſtranzen, Meßgewändern oder conſecrirten Kerzen gefüllt . . .

Anfangs bemerkte er Benno nicht . . .

Herr Maria war in einem zärtlichen Abſchied begriffen von einer hohen Geſtalt, die ihm kräftiglich die Hand ſchüttelte . . .

Benno erkannte den Moppes'ſchen Küſer, den Richter von der Eiche am Düſternbrook, den Richter ſeines eigenen Vaters, Stephan Lengenich . . .

Wohl war ihm dieſe Begegnung eine unheimliche . . . Er wich Schnuphaſen aus, ergriffen wie von einem Omen . . .

Doch allmählich, als das Schiff weiter fuhr und Benno, gegen den noch kühlen Morgenwind in einen Mantel ſich verhüllend, vom Verdeck aus den Küſer lange auf der Brücke harren und mit abgezogenem Hut dann und wann noch den Stadtrath zum Scheiden grüßen ſahe, löſte ſich der Druck der Erinnerung, der mit eiſigen Krallen ſein Herz erfaßt hatte . . .

Auch der Stadtrath hatte ihn jetzt entdeckt, erkannt und mit Bewillkommnungen überhäuft . . .

Wo reiſen Sie hin, Herr Stadtrath? . . . Auch nach Wien? . . . fragte Benno gelaſſen . . .

am eigenen Herd zu ſitzen. Wir ſind im Staate nichts mehr, als was wir von der Reige ſind."

Reige war der ominöſe Name des gräflichen Stammſchloſſes. Als Blaſedow aber wieder von der glücklichen Exiſtenz der Bevorrechteten anfangen wollte, blickte Sidonie äußerſt gnädig und drückte ihre zarte Hand auf den Mund des Pfarrers, der, ſo groß ſeine Verehrung für die Reize der Dame war, doch zu entſchieden demokratiſche Geſinnungen hegte, als daß er die Hand anders als nur leiſe angehaucht hätte. Sidonie wußte gewiß Fleiſch von Luft zu unterſcheiden und rettete den Zuſammenhang ihrer vornehmen Rolle durch jenes eigenthümliche Auflachen, welches man noch immer an Damen von Rang wahrgenommen hat, wenn ſie eine ihnen unangenehme Empfindung zu verwiſchen ſuchen. „Sie eſſen mit uns," hieß es jetzt; „wir wollen den Wirth in Dreifelden um eine Suppe erſuchen. Wir haben die nöthigen Braten und Nachtiſche im Wagen. Dies Improviſiren der durch ihre Monotonie langweilig werdenden Genüſſe reizt immer meinen Appetit. Unter einem Baume, in einer Schenke, bei offenem Wagen, während der langſamſten Fahrt, da hab' ich's lieber, als im Zimmer zu Hauſe mit den weitläufigen Gängen, wo die Tiſche von Speiſen brechen und das Eſſen faſt eine Beſchäftigung wird."

Blaſedow war es ſo, als lachte vorn der Kutſcher. Er kannte die Verhältniſſe genug, um ſich den Mann unter vier Augen vorzuſtellen, wie er dieſe Rodomontade mit den von „Speiſen brechenden Tiſchen" beurtheilt haben würde. Ironiſch ſagte er: „Das iſt doch wieder ein Vorſprung, den die Ariſtokratie vor uns voraus hat, ſelbſt das Daſein, das uns andern Leuten eine Laſt iſt, ihrerſeits für eine Erholung

Herr Maria hätte Benno vor Freude über eine ſolche Reiſebegleitung faſt umarmt . . .

Eben fuhren ſie am Johannisberg vorüber . . .

Er ſchilderte geheimnißvoll, was er oben geſtern und heute geſehen auf dem in der Sonne leuchtenden Schloſſe . . .

Er ſchilderte die „Öpörtements“, den berühmten Schreibtiſch, der ganz mit „S — piegeln“ umgeben wäre, ſodaß der hohe „S — tötsmann“, indem er die Feder führte, immer ſehen könnte, ob hinter ihm die „demögögiſchen Umtriebe“ . . . —

St! . . . unterbrach Benno . . . Die Kellerei! . . . Erzählen Sie von der! . . .

Der vor Begeiſterung auch über dieſe Keller, wie er ſagte, „ſich noch in einem ungefrühs — tückten Zus—tönde befindliche“ Stadtrath machte eine bedeutungsvolle Miene, ſah nach Rüdesheim zurück, dann auf ſein Gepäck und brach von dieſer Frage mit eigenthümlicher Pfiffigkeit ab . . .

Ich glaube gar, Sie haben geheime Aufträge an den Staatskanzler? fragte Benno . . .

Wieder folgte eine myſteriöſe und diplomatiſche Abſchweifung . . .

Die Naſe glühte in der Sonne . . . Das weiße lockige Haar ſtand dem kleinen Haupte ganz ſtaatsmänniſch und bedeutungsvoll . . .

Benno gab ſich der Hoffnung hin, daß ihm ſeine Reiſe wenigſtens von dieſer Seite her Unterhaltung bieten würde.

## 5.

Stadtrath Schnuphase hatte den Mentor gefunden, den seine in diesem Sommer mannichfach geprüften Töchter mit Verzweiflung vermißten, als sie hörten, Herr Stephan Lengenich würde nur bis zum Schloß Johannisberg mitreisen . . .

Sie wußten, wie der Vater bei seiner enthusiastischen Gemüthsart in der freien Luft, beim Anblick der hohen Dome, Domstifte, Kapellen, Kerzen und Schenken aus sich „herauszugehen" pflegte . . . Erst in Wien selbst war Aussicht vorhanden, daß der so leicht angeregte Mann durch seine mitgenommenen Empfehlungen in eine geregelte Ueberwachung kam . . .

Schon von Frankfurt am Main aus schrieb Schnuphase seinen Töchtern das Glück, das er gefunden, den Herrn Baron von Asselyn als seinen Begleiter zu haben . . .

Es war ein Glück, das Benne theuer bezahlen mußte ... Denn Schnuphase heftete sich an ihn an wie eine Klette . . . Und einen Auftrag an den großen Staatsmann hatte Schnuphase auf jeden Fall . . .

Worin — errieth Benno nicht ... Schnuphaſe, der ihn ſonſt bis in das Innerſte ſeines Buſens, bis auf alle geheimen Medaillen und Amulete, die er unter dem bloßen Hemde trug, ſehen ließ, vermaß ſich hoch und theuer, hierin müſſe er ſchweigen — er hätte ſich und ſeinem Schutzpatron drei Eide abgelegt — doch würde er bei dem großen Staatsmann für Herrn von Aſſelyn ſprechen, falls er die Bekanntſchaft wünſchte; er würde ihn einführen, ja, wenn er wollte, zu ſeinem „Mitbevöllmächtigten" machen ...

Ums Himmels willen —! ...

Benno wollte erſt im Scherz zuſtimmen, erſchrak aber über die Möglichkeit, daß der Stadtrath wirklich in Sachen der Politik reiſte ... Er konnte nicht auf den Grund kommen, ob es ſich um den Weinkeller oder um die Staatskanzlei handelte ... Schnuphaſe bat ihn, ſeinen „Chöröcter" nicht zu compromittiren, indem er ihn reize, ſeine Geheimniſſe zu „öffenbören" ...

Sonſt ließ ſich der kühnſte aller Emiſſäre, wenn er dies war, in ſeiner ganzen Auffaſſung der Zeit und der ſchwebenden Fragen ohne alle Rückſicht gehen ...

Schnuphaſe hatte zwei Briefſtaſchen, die er bei jedem Stundenſchlag zog ... Eine ſchien myſteriöſen Inhalts ... Sie hing, wie Benno allmählich bemerkte, mit den Tageszeiten, Roſenkranzverpflichtungen und den dadurch gewonnenen Abläſſen zuſammen ...

Von Würzburg hätte Schnuphaſe gern nach dem Würtembergiſchen hinübergeſchwenkt ... Bei Ellwangen lag die uralte Kirche der vierzehn Nothhelfer ...

Nur durch das Verlangen, zu beobachten, wie ihm das

bairiſche Bier bekommen würde, vermochte ihn Benno zu einem ſchnelleren Betreten Altbaierns . . .

Das thurmreiche Augsburg konnte nicht unberührt bleiben . . . Mit Sehnſucht blickte Schnuphaſe, der dabei nie unterließ, als „Reiſender“ auch in ſeinem Geſchäft zu wirken und bei allen Sakriſteien anzuklopfen, auf die fern aufragenden Voralpen, wo die hochheiligen Wallfahrtsorte Andechs und Altötting lagen . . .

Zwiſchen Augsburg und München erfuhr Benno zwar noch immer nichts von Schnuphaſe's diplomatiſcher „Miſſion“, aber von der geiſtlichen Partie derſelben lüfteten ſich Schleier . . .

Schnuphaſe hatte Commiſſionen aus Belgien und Paris . . . Er brachte Medaillen, Wunderwäſſer und Roſenkränze in allen Formaten, wie ſie die neue geiſtliche Thätigkeit von Rom und Paris aus ſegnen und mit jenſeitigen Wohlthaten erkräftigen ließ . . . Er ſelbſt war Mitglied „faſt zu vieler“ Vereine, wie er ſagte, und ſuchte Benno für den Eintritt wenigſtens in einige zu intereſſiren . . . Mit dem Flüſterwort: Ich bin Rath eines Roſengartens! erklärte er Benno den „marianiſchen Bund“ . . .

Dieſe Erzbruderſchaft will den Roſenkranz als ein Lebendiges, in den Perſonen Vertretenes darſtellen . . . 15 Perſonen ſtellen eine Roſe vor; 11 Roſen, alſo 165 Perſonen einen Roſenſtock und 15 blühende Roſenſtöcke einen Roſengarten . . . Schnuphaſe beaufſichtigte demnach einen Roſengarten von 2475 Perſonen oder, wie er im Styl der Andacht ſagte, „von reuevollen und

demüthigen Seelen" . . . Die Abläſſe, die die Mitglieder gewinnen, ſind ſolidariſch und kommen nicht aus dem Verdienſt des Einzelnen, ſondern aus dem der Geſammtheit . . . Man looſt ſie aus, ſodaß die Hoffnung, eine Seele gewänne durch die Verpflichtung dieſer Erzbruderſchaft einen Ablaß von hundert Tagen oder eine Verkürzung der Pein im Fegefeuer etwa von hundert Jahren, ſich nicht auf das eigene Verdienſt, ſondern auf das Verdienſt eines — Mit-Roſenblatts begründet . . .

Von dieſer liebeſeligſten aller Gemeinſchaften konnte Schnuphaſe nicht reden, ohne daß in der That alle Roſen auch ſeines Antlitzes in ihren glühendſten Farben ſpielten . . .

Das zweite Büchelchen enthielt die Stunden und Tage der Abläſſe, die ſich Schnuphaſe durch Verrichtung der von den verſchiedenen Genoſſenſchaften, zu denen er gehörte, vorgeſchriebenen Devotionen erwarb . . .

In München lebte Venno den Eindrücken der Kunſt . . .

In einem Kaffeehauſe traf ihn aus einer Zeitung, die er zufällig las, die Nachricht, daß in Wien eine Menge Römer, auch ein Principe Rucca angekommen wäre — in Begleitung der Gräfin Olympia Maldachini, ſeiner Verlobten, und der Herzogin von Amarillas.

Er ſprang vom Tiſche auf . . . So nahe rückte ihm die Entſcheidung! . . . Doch, doch folgte die Mutter dem Cardinal! . . . Ha, rief es in ſeinem Innern, Du wirſt dieſe Menſchen in glänzenden Carroſſen an dir vorüberfahren ſehen, wirſt vor ihnen entfliehen müſſen . . . Wie kannſt du einen Tag in ſolcher Nähe bleiben! . . .

So grübelte er verzweifelnd und doch wieder hocherhoben . . . Das Schickſal kommt dir entgegen! rief er . . . Es ließ ihn jetzt nicht mehr unter den Bildern, Statuen, Baumonumenten, unter — den Lächerlichkeiten Schnuphaſe's . . .

Dieſer war ganz der Vertreter der Lehre, daß die katholiſche Kirche die heiterſte Luſt am Daſein ſegne und heilige . . . Wie gute Geſchäfte er machte . . . Wie kunſtkenneriſch er vom Bier zu reden begann, obgleich ihm nächtlich der Schlagfluß drohte . . . Wie viel Verbindungen er knüpfte und zwar heiterſter Art . . . Beim Pſchorr, beim Hackerbräu endete, was im Sanct-Peter, der älteſten Kirche der ſchönen Stadt, begonnen . . . Der mächtigſten Bruderſchaft „Maria-Hilf" gehörte Jean Baptiſt Maria bereits in ihrer belgiſchen Verzweigung an . . . Wie heimiſch war ihm nun das Gefühl, den münchener Sanct-Peter zu betreten, von deſſen Kanzel herab 1683 jene Bitten an die Gottgebärerin ertönten, die nächſt Sobieski's Säbel die Türken von Wien entfernten . . . Sie wurden Anlaß zu unſerer deutſchen „Maria vom Siege" — wie die Schlacht von Lepanto und Don Juan d'Auſtria's Sieg einſt zur italiſchen . . . Kam Schnuphaſen außer dem Anblick von zahlloſen Kerzen an dieſem hochberühmten „privilegirten" Altar von Sanct-Peter (einen „privilegirten" Altar zu ſehen, iſt dem gläubigen Gemüth ein Genuß, wie euch Weltlichen nur der Anblick einer claſſiſchen Stelle Italiens) ein weltlicher Gedanke, ſo war es der: Der Verein „Maria-Hilf" iſt recht

gemacht für eine Stadt der Maler . . . Jedes Mitglied desſelben muß bei ſeinem Eintritt geloben, ein Bild der allerſeligſten Jungfrau im Hauſe zu haben . . .

In Regensburg, wohin Benno ſeinen Gefährten mühſamer und mühſamer geſchleppt hatte und wohin ihn zuletzt nur die Angſt beſchleunigte, es könnte ſeine dorthin auf dem Donau-Main-Kanal nachdirigirte Bagage und vorzugsweiſe die geheimnißvolle Kiſte verloren gegangen ſein, beſtiegen beide das Dampfboot . . .

Eine herrliche Donaufahrt dann! . . . Die Paſſagiere: Soldat, Bauer, Bürger, wiener Bürger, Baron, öſterreichiſcher Baron, Geiſtliche; Paſſauerinnen, — die mit ihren Augen die „pöſſauer Kunſt“ üben — ſagte Schnuphaſe . . . Linzerinnen, hübſche, „doch etwas gör zu blöſſe“ junge Mädchen mit großen goldenen Helmen auf dem Kopf — „die ſchon alle mit ruſſiſchen «Herrſchöften» ſcheinen gereiſt zu ſein —“ ſchmunzelte er . . .

Es war ein Gemiſch, das ſich an Buntheit ſicher noch vermehrt hätte, ginge nicht noch immer die „Ordinari“, ein großes Floß, das Thiebold als Holzhändler vielleicht aus Esprit de corps und „einmal zur Abwechſelung“ vorgezogen hätte . . .

Hinter Paſſau folgte die Reviſion der Päſſe . . . Die Identificirung der Perſonen . . . Schnuphaſe flog ſo eifrig von der erſten „Böslauer“, einem Wein, den er vorzugsweiſe zu ſtudiren begehrte, auf und reichte ſeinen Paß ſo kühn über die Häupter aller Handwerksburſche hinweg, daß ihm Benno ſagte: Aber machen Sie ſich doch durch übermäßige Loyalität nicht verdächtig! . . .

Die Gepäckreviſion vermehrte Benno's Staunen

über Schnuphase's Miſſion . . . Die Mauthbeamten laſen gewiſſe ihnen vom Stadtrath dargereichte Zettel, griffen ehrerbietigſt an ihre Mützen und ließen alles ungeunterſucht . . .

Die geheimnißvolle Kiſte, ſah er bei dieſer Procedur, war mit Wappenſiegeln verſchloſſen . . .

Benno's Gemüth gerieth in immer tiefere Spannung — abwechſelnd der Freude und Trauer . . . Er ſah in die hellgrünen Wellen wie in einen Kryſtallſpiegel mit magiſchen Bildern . . . Er verglich, was ihm wohler gethan: Sein alter Irrthum oder jetzt die Wahrheit! . . .

Die grünen Berge, die den Strom verengten, konnte er nicht ſehen, ohne ſich nicht auf ihren Spitzen Armgart zu denken . . . Welche neue Erſcheinungen ſtanden ihm bevor . . . Wie ſollte er ſich ihnen nähern . . . Unter welchen Veranlaſſungen . . . Er ſah voraus, daß er, wie ſein Bruder geſagt hatte, vielleicht vorziehen würde, das zu bleiben, was er war . . .

In ſcharfen Conteuren lagen die ſchon von friſchgefallenem Schnee glänzenden ſteiriſchen Alpen vor ſeinem wehmuthumflorten Auge . . . Die an den Ufern des buchten- und windungsreichen Stromes liegenden Städte ſchimmerten in heller Pracht mit ihren über und über weißgetünchten Häuſern und Kirchen . . .

Linz war erreicht . . . Ein kurzes Nachtlager . . . Dann die „Wirbel und Strudel", die mehr zu reden als zu fürchten gaben . . . Mitten in der Strömung auftauchende „Auen" und Inſeln erinnerten an die „Weerthe" des andern geliebten Stromes — an „Lindenwerth" . . . Mit ſchmerzlichem Sinnen gedachte Benno des vorjäh-

rigen Herbſtes und ſeiner verklungenen Hoffnungen ... Eine verlorene Liebe iſt wie die zerſtoßene Perle, die den Becher eines ganzen Lebens würzt — wie der Tropfe zerfloſſenen Goldes, mit dem auf der Palette ein Maler alle ſeine Farben miſcht ...

Benno ſah jetzt, je näher er Wien kam, alles feierlich und geheimnißvoll ... Mit einem Herzen voll Glück hätte ſich ihm manches zugänglicher und verſtändlicher gemacht... Das Schöne weckt vielen Gemüthern ohnehin nur Trauer ... Und ſchön war hier alles ... Auch hier ragten die hohen Bergkanten ſchroff empor wie der Geierſee und das Hüneneck ... Auch hier blinkten im wilden Geſtrüpp der Büſche, im Geröll zerbröckelnder Burgmauern die Edelſteine der Sagen aus alten Zeiten ... Auch hier konnte auf ſo mancher Altane das Auge einen im Wind wehenden Schleier und das Winken der Gefangenen mit ihres Geliebten bunter Schärpe ſehen ... Hohe Schlöſſer ragten wie Schloß Neuhof, ſeines Vaters ſtolzer, erinnerungsdüſterer Stammſitz ... Dieſe hier bargen Chorherren und Mönche ... Bonaventura hatte große Verehrung vor ihnen, weil ihre Bewohner, Benedictiner, den Wiſſenſchaften oblägen ... Oft im Frühjahr, nach dem Kampf mit Rother, äußerte er die Meinung, ſich hieher oder in die alten Bibliotheken der Schweiz flüchten zu können ... In einzelnen Booten und auf Flößen ſah man Proceſſionen, die zu Maria-Taferl wallfahrteten ...

Viele von den Pavillon-Paſſagieren kamen jetzt erſt aus den Bädern zurück .. Es fanden Erkennungen und Begrüßungen ſtatt, auch Misverſtändniſſe und Ent-

ſchuldigungen . . . Dicht an vier in Linz aufgefahrenen kleinen Wägen mit dem überraſchenden Inhalt von Löwen und Tigern, die als Nachzügler zu einer in Wien ſchon befindlichen Menagerie gehörten, erklärte ein Witbold die Gefangennahme Richard Löwenherzens auf dem gegenüberliegenden Dürrenſtein dahin: „Aber erlaubens, wann ſo ein Engländer auch mit einem Löwen ſtatt 'nem Pudel reiſt, hat der Herzog von Oeſterreich dazumal Urſach' gehabt, den Mann einſtecken zu laſſen!“ . . .

Schnuphaſe war wie im Vorhof des Paradieſes . . . In Linz war ihm ſchon der Geſchäftsfreund entgegengekommen, an den er empfohlen war, der Mitbeſitzer der Paramentenhandlung Pelikan & Tuckmandl auf der Currentgaſſe . . .

Herr Calaſantius Pelikan war eine kleine, dicke und ſehr entſchieden auftretende Natur, mit pechſchwarzen, faſt zottigen Augenbrauen, Ringen an den Fingern, in grünem Frack, rothem Halstuch, gelber Weſte, dem luſtigſten Farbencontraſt, ganz als wäre das Erdenleben ein ewiger Faſching . . .

Schnuphaſe ſchwamm in Entzücken über dieſe Aufmerkſamkeit, ihm ſo auf Meilen entgegenzureiſen . . . Er zog Benno in die Beſiegelungen ewiger Freundſchaft hinein, die den Mittelpunkt der ganzen Schiffsconverſation zu bilden anfingen . . . Ja, im Bewußtſein ſeiner vertraulichen Beziehung zu dem zweiterſten Manne dieſes großen Staates ergab ſich Schnuphaſe der ſorgloſeſten Sicherheit, die auch bereits mit allen feineren Nuancen der von ihm erprobten Weine des Schiffskellers übervertraut war . . . Er ſah

zu nehmen. Sie laſſen ſich das Schwarzbrod in Dreifelden ſchmecken, als wenn ich bei Ihnen Torten genießen würde. Ein Schemel hat für Sie dieſelbe Süßigkeit, wie für mich das Glück, auf einer Ihrer ſeidnen Ottomanen zu ſitzen."

Der Kutſcher biß ſich in die Lippen und die Gräfin, über und über roth, warf einen ihrer glacirt geweſenen Handſchuhe dem Spötter auf den Mund und ſagte: „Warten Sie, ich ſchicke meinen Mann über Sie!"

Feierlich antwortete Blaſedow, künſtlich erſchreckend: „Das laſſen Sie nur, gnädige Frau; ich würde gern ein Loos genommen haben, aber ich ahnte, daß Fortuna Ihnen nichts abſchlagen würde. Uebrigens ſollte Ihr Herr Gemahl, ſtatt mir zu zürnen, jetzt froh ſein, daß ich mit ihm nicht concurrirte. Ein Loos mehr würde den Treffer von ihm haben abwendig machen können, und wenn auch nur um eine Nadelſpitze weit."

Die Gräfin lachte übermäßig und ſagte mit jener gewöhnlichen Wendung, die man braucht, um ſeine Verlegenheit zu verdecken: „Sie ſind ein ganzer Mann: das muß man geſtehen. Vortrefflich, Herr Pfarrer!"

Inzwiſchen war man vom Sand- auf einen Holzweg gekommen und ſtieg Dreifelden recht in die Flanke. Die Gräfin nickte allen Vorübergehenden, obſchon Niemand grüßte. „Wie beliebt Sie ſind," bemerkte Blaſedow; aber der Wagen bekam in dem Augenblick einen ſtillen Ruck, weil es über eine Rinne ging. Man war jetzt in Dreifelden und galoppirte gerade auf den rothen Ochſen zu, welches das beſte Gaſthaus im Orte war und auch das einzige. Blaſedow konnte ſich die Empfindungen des Wirthes gut zuſammenreimen. Jetzt, dacht' er, fährt er auf, er hört einen Wagen herankommen.

im Geiſt den Stephansthurm umringelt von oben bis unten mit Praterwürſteln . . . Im „Sperl“ hatte er durch Herrn Pelikan ſogut wie ſchon einen „belegten“ Eckplatz und in „Dommayer's“, in „Hietzing“ wurden durch ihn und die mit ihnen ſpeiſten, bereits die Backhändln rar . . . An der Table-d'hôte that es Schnuphaſe nun unter Champagner nicht mehr und Benno mußte nur immer hinterrücks an ſeinem Sommerrockärmel zupfen, um ihn nur zu bewegen, gegen ſeine Tiſchnachbarn den großen Allmächtigen aus dem Spiele zu laſſen, den er halb ſchon ſeinen beſten Freund nannte . . .

Schnuphaſe's eigenthümliche „S--pröche“ nannte Herr Calaſantius Pelikan zum tiefſten Schmerz des Stadtraths: „Wol preußiſch?“ . . .

Nach dem Diner ſchmollte darüber Schnuphaſe . . . Dann aber, wieder ausgeſöhnt, war er ſo neckiſch geſtimmt, daß er's nun auf die „Donauweibeln“ abgeſehen hatte . . . Er begab ſich ſchwankenden Fußes nach der Vorderkajüte und band dicht neben den reißenden Thieren ein Geſpräch mit den blaſſen volksthümlichen Mädchen in goldenen Helmen an, ſie fragend, ob ſie keine Furcht hätten vor den furchtbaren Löwen, Panthern und Hyänen oder, wie der ſich ebenſo ſchmunzelnd hinter ihm hertrottelnde Calaſantius ausdrückte: „vor oall den talketen Koatzen?“ . . .

Immer feſter aber und enger ſchlang ſich das Band der neuen Eindrücke um Benno . . . Eine „Muſikbanda“ kam aufs Schiff und ſpielte gellend auf . . . Bei einer Frage um den Grafen Hugo von Salem-Camphauſen verwickelte ſich Benno in Geſpräche mit Offizieren . .

Seines feſſelnden Eindrucks wegen gab man ſich ihm gern hin . . . Er ſtudirte das eigenthümliche, zwiſchen Franzöſiſch und Wieneriſch gehaltene Plauſchen der öſterreichiſchen Ariſtokratie . . . Der Erzähler dieſer Geſchichten hat das Weſen der meiſten Menſchen nach dem Durchtönen der von ihnen am häufigſten gebrauchten Vocale unterſcheiden wollen, je nachdem die Menſchen in A geſetzt ſind (ſie ſind würdevoll und gleichmäßig), in J (ſie ſind verwundert und fröhlich), in O (Hypochonder), in U (Myſtiker), in E (Tadelnde, Nergelnde, Mäkelnde). Die öſterreichiſche Ariſtokratie iſt entſchieden auf E geſetzt. Sie tadelt und kritiſirt in einem fort . . . Alle Erſcheinungen fremder Küchen, Keller, Sitten ſind ihr „mechant"; einiges wenige ausgenommen, das ſie dann freilich auch ebenſo entzückt „charmant" oder „ſupeerb" findet, wozu das Zuſammentreffen von Bedingungen gehören mußte, die Benno erſt zu ergründen ſuchte . . . Seltſame Welt, die ebenſo viel Selbſtbewußtſein wie einen plötzlichen Mangel aller Unterlagen offenbarte . . . Selbſt die allgemeine Heiterkeit und Luſt ſchien ſich zuweilen in eine nur vorgehaltene Maske zu verwandeln . . .

Als Schnuphaſe in der Kajüte ſchnarchte, erwies ſich Herr Calaſantius dem Herrn Baron als ein Mann von Gefälligkeit . . . Es war ein „nach Wien geheiratheter" Böhme . . . Er hatte gehört, Benno würde in einem geiſtlichen Hauſe auf der Freyung wohnen und ſtellte nun den Paramentenhändler heraus . . . Der Onkel Dechant hatte Benno an einen alten Freund und Correſpondenten, den ehemaligen Chorherrn der Prämonſtratenſer, Herrn Pater Grödner, empfohlen, einen

Gelehrten, der an öffentlichen Anstalten Unterricht gab ... Herr Calasantius Pelikan beschrieb den Mann und sein Haus ... Von seiner eigenen Niederlassung in der Currentgasse erzählte er, es wäre nahe jener Behausung, wo einst die allerseligste Jungfrau dem heiligen Stanislaus von Kostka erschienen wäre und ihm das Jesuskind zum Spielen auf die Bettdecke dargereicht hätte ... Der Herr Stadtrath würde bei ihnen wohnen ... Sein Schwager, der Herr Nepomuck Tuckmandl, wäre der Herbergsvater der Goldsticker, bewahre die Innungslade und ginge bei den Processionen voran ... Alles das würde jetzt wieder „so schön und neu" aufgerichtet und der Herr Stadtrath würde, im Vertrauen gesagt, unter sehr hoher Protection, einen „christlichen Gesellenverein" einrichten, was bei dem „Geist der Zeit" allerdings einige „Schwürigkeiten" haben würde ...

Auf jedes Uebermaß der Freude folgt Ernüchterung ... Schnuphase hatte nach dem Erwachen besorgliche Zustände — Nachwehen, Beklemmungen ... Die kommende große Stadt fiel ihm schwer aufs Herz ... Er beschwor Benno, ihn in dem Gewirr nicht zu verlassen ... Auch seine „Mission" flößte ihm Besorgnisse ein ... Er wiederholte in allem Ernst, daß er die „Audienz" lieber anträte mit „Unters—tützung" eines „gewöndteren Redners" ... Könnt' ich mich Ihnen doch nur ganz „öffenbören" — hauchte er ...

Nach Ihrer vornehmen Miene zu schließen, sagte Benno, vermuth' ich, daß es der Protection des fürstlichen Kellermeisters bedarf, um in der ehrenvollen Eigenschaft Ihres Mitbeauftragten zu erscheinen ...

Schnuphase ſeufzte wie unter einer ſchweren Laſt . . .

Es war ſchon dunkel, als endlich Nußdorf erreicht war . . .

Die Mauth iſt dann ein chemiſches Reagens, das alle Verbindungen löſt . . . Jeder muß an ſich ſelbſt denken . . .

Benno fuhr auf dieſe Art in die innere Stadt allein . . .

Der aufgehobene Chorherr der Prämonſtratenſer, Herr Pater Gröbner, war vollkommen unterrichtet und nahm ihn freundlich, wenn auch etwas befangen, in einem großen geiſtlichen Hauſe auf . . .

Der Onkel Dechant hatte ihm vorausgeſagt: ‚Pater Gröbner iſt ein Hypochonder, wie im Grund ganz Wien nur deshalb ausgelaſſen luſtig iſt, um ſeine plötzlichen Anfälle von Hypochondrie zu vergeſſen . . .

Benno erhielt einige ganz ihm allein angehörende Zimmer . . .

So ſpät es war, eilte er den Abend doch noch ins Freie . . . Das Gefühl: Hier leben dir eine Mutter — eine Schweſter! drohte ihm die Bruſt zu zerſprengen . . . Jede weibliche Geſtalt, die er an ſich vorübergehen ſah, betrachtete er mit prüfendem Auge . . . Von Angiolinen hatte er gehört, daß ſie Lucinden ähneln ſollte . . .

So ſchritt er planlos dahin und athmete ebenſo das allgemeine Leben der großen Stadt wie das Geheimleben, das dieſe Steinkoloſſe gerade nur für ihn erſchließen ſollten . . . Erſt ein Regenſchauer führte ihn nach Hauſe zurück . . . Da der Chorherr ihn

in nichts stören wollte, fand er ein Nachtmahl für sich allein . . .

Am folgenden Morgen war das Wetter wunderschön . . . Es hatte die Nacht hindurch geregnet . . Eine laue Luft wehte wie im Frühling . . . Sein Wirth war schon freundlicher . . . Der lange hagere Herr, bejahrter als er aussah, lud zu einer Spazierfahrt ein, sogar zum „Speisen" in Hietzing . . . Er wollte vom Dechanten, von Monika, von der Seherin von Westerhof hören . . . Und mit der Aebtissin der Hospitaliterinnen, Schwester Scholastika, bei welcher Monika so lange Jahre im Kloster gelebt hatte, war er auch bekannt . . . Selbst von Bonaventura hatte er gehört . . . Er sprach von Ceccone . . . Dieser wohnte ganz nahebei . . . Benno wollte die Depeschen an den Cardinal und den Staatskanzler übergeben . . . Der Chorherr schlug einen Fiaker vor, den man nehmen wollte, um alle diese Commissionen mit Bequemlichkeit auszurichten . . . Er gehörte, nach Aufhebung seines Klosters, schon seit Jahren einer höhern Studienanstalt an, die gerade Herbstferien hatte . . . Alle Erläuterungen, die er gab, begleitete er mit einem eigenen seufzenden Lächeln . . . Er sprach nicht drei Worte, ohne sich nicht selbst zu ironisiren . . .

Als sie einen Fiaker genommen hatten, fuhren sie erst bei Ceccone in einem nahen und bescheidenen Palais vor . . . Benno gab die Briefe von der Stellvertretung des Kirchenfürsten ab . . .

Ihre Adresse ist nicht nöthig, sagte der Chorherr mit trockener Ironie . . . Wo Sie woh-

nen, das weiß heute früh schon jeder — Polizeiver traute . . .

Auf der Herrengasse vor dem Palais des Grafen Salem-Camphausen ertheilte ein Portier in den Camphausen'schen Farben den Bescheid, daß die Frau Gräfin verreist und der Herr Graf auf Schloß Salem wäre . . . Venno übergab ein an diesen gerichtetes Billet, das er für diesen Fall bereit gehalten . . .

Sie bringen dieser Familie die Erlösung, sagte der Chorherr, und müssen doch erst selbst anklopfen! . . . Gerade wie in der Pastoraltheologie! . . .

Noch ehe Venno aus seinem Nachsinnen erwacht war, stand der Wagen vor der Staatskanzlei . . .

Auch hier stiegen beide aus und übergaben dem Portier die Briefschaften . . .

Pressant! sagte der Chorherr zum Portier . . . Se. Durchlaucht lesen die Briefe lieber des Morgens als des Abends . . .

Der Portier hatte ihm die Briefe mit zu vielem Gleichmuth in seine Loge gelegt . . .

Daß doch die Posten selbst für die Staatsmänner nicht sicher sind! sagte der Chorherr beim Einsteigen. Ich glaube, es kommt daher, weil die Staatsmänner ein schlechtes Gewissen haben und die Behandlung der Brieffelleisen kennen . . Wenn Sie Geheimnisse haben, mein Bester, so nehmen Sie nur ja erst Oblaten und dann Siegelwachs . . . In solchem Fall muß wenigstens das Couvert abgerissen und aufrichtig darauf geschrieben werden: „Mangelhaft verschlossen" — —

Die Empfehlungen an ein Haus Zickeles wollte Benno abzugeben noch aufschieben . . .

Haben Sie noch sonst eine Commission in der Stadt? . . .

Benno kämpfte mit sich, die Namen Angiolina Pöpl und die Herzogin von Amarillas zu nennen . . .

Er unterdrückte den Reiz und gab gern seine Zustimmung, daß nun der Wagen pfeilgeschwind zum Burgthor hinausfuhr . . .

Die Unterhaltung konnte nur Erläuterung zu den bunten, mannichfach wechselnden Eindrücken der Fahrt sein . . .

Maria Treu das! sagte der Chorherr auf eine Kirche deutend . . . Wir haben Maria Stiegen — gehört jetzt den Jesuiten . . . Maria Treu — gehört den Piaristen — La même chose — Maria Schnee — gehört den Italienern. In Rom zähl' ich fünfundzwanzig Marienkirchen . . . Ich war in Rom . . . Ei, da sehen Sie, auf dem Gebirg ist die Nacht schon Schnee gefallen! . . . Da zu, wo Schloß Salem liegt . . . Kennen Sie die Sage von Maria zum Schnee? . . . Einige hundert Jahre nach dem Tod unsers Herrn und Erlösers wußte ein reicher Römer keinen Platz, wo er eine Kirche hinbauen sollte . . . Die Gottesmutter erschien ihm und zeigte ihm den esquilinischen Hügel, auf dem die Nacht Schnee gefallen war . . . Es ist ein ganz sinniger Zug, daß man den Italienern auch hier die Kirche „Maria Schnee" gegeben hat. Maria Schnee ist das Symbol von Rom in seinem Verhältniß zu Deutschland . . .

Benno konnte sich allmählich denken, daß die Freundschaft des Onkels Dechanten für diesen Chorherrn

wohlbegründet war . . . Doch mochte er ſich nicht von ſelbſt in ſein Inneres drängen . . .

Bei dem zu Hietzing in einem beſondern Cabinet eingenommenen Mahle ergab es ſich, daß der Chorherr jene ſich auf ſich ſelbſt ſtützende Kraft des reichen Kloſterlebens alten Styls repräſentirte . . . Ein lebhaftes Unabhängigkeitsgefühl trat immer mehr zu Tage . . . Und beim Wein löſte ſich die Zurückhaltung des unterrichtet und höchſt ſcharf urtheilenden Mannes vollends . . . Der Chorherr war ein Bürgersſohn aus dem Salzburgiſchen, hatte große Reiſen gemacht, gelehrte Werke herausgegeben und ſtand ſeit der Aufhebung ſeines Prämonſtratenſerſtifts nur noch im loſen Zuſammenhang mit dem Klerus . . . Immer heiterer und heiterer wurde er . . . Das ganze gleichſam zurückgetretene Liebesgefühl und Liebesbedürfniß des katholiſchen Prieſters, das ſich bei würdigen Naturen in einem nicht zu misdeutenden Bedürfniß nach männlicher Freundſchaft und namentlich zu Jünglingen ausſpricht — wodurch gutgeartete höhere katholiſche Prieſternaturen eine ſeltene Befähigung zur Erziehung gewinnen — kam auch bei dem bisher ſo trockenen alten Herrn ganz zum Vorſchein . . . Er konnte die Hand des jungen Mannes wie ein Verliebter drücken . . .

Beim Deſſert ſprach der Chorherr ſchon wie ein Vater mit ſeinem Sohn . . . Es war ihm nichts fremd von dem, was die Welt bewegte . . . Nun kam das alles heraus . . . Er las, was nur dem Gebildeten zu kennen geziemt . . . Und ſein Geleſenhaben und Wiſſen war, nun blitzte auch das auf, wie eine geheime Waffe gegen

seinen eigenen Beruf, eine geheime Rüstung für die künftige Zeit . . . Wie Benno die Donaureise beschrieb und freimüthig auf die Zeiten zu sprechen kam, wo, wie der Jesuitengeneral einst zu Terschka geklagt hatte, sieben Achtel der österreichischen Lande protestantisch waren, — wie er dann vollends den Bauernaufstand des Stephan Fadinger erwähnte und bei Gelegenheit der Wohnung Schnuphase's die Weigerung des frühern lutherischen Hauswirths des heiligen Stanislaus, das Allerheiligste in sein Haus kommen zu lassen — da sagte der Chorherr unerschrocken:

Wir werden noch einmal wieder zurückkommen müssen auf das sechzehnte Jahrhundert, mein Lieber! Wir werden noch einmal da anfangen, wo der gute Luther stehen geblieben ist, ehe die Habsucht der sächsischen und hessischen Fürsten den seltenen Mann in Beschlag nahm und die Ausartungen seiner Reform ihn erschreckten! Freilich ist ein Volk, das in einer Wallfahrt ein Gemüthsbedürfniß befriedigt, ein Volk, das sich zu einer Bruderschaft vom „Todesschweiß des Erlösers" zahlreich einschreiben lassen kann, nicht sofort durch Kant und Hegel für die Aufklärung zu gewinnen. Das Kreuz des Erlösers wird die Reform immer mittragen müssen! . . .

Benno hörte die Ansichten Bonaventura's . . .

Nach Tisch wandelten beide jetzt schon Vertrautgewordenen in dem bereits entlaubten herrlichen Park von Schönbrunn . . .

Der Chorherr legte seinen Arm in den Arm seines jungen Freundes . . . Mit dem Blick auf die Außenwelt, mit dem herbstlichen Laub, das vor ihnen der

Wind dahinfegte, kehrte die Hypochondrie des Greiſes zurück . . .

Das herrliche ſonnige Wetter hatte die Käfige der Menagerie geöffnet . . .

Benno folgte dem Zuge der andern Spaziergänger, folgte dem Lachen über die Kunſtſtücke der Affen, dem Brüllen der Löwen, dem Gekrächz der Vögel . . . Der Chorherr gab nach, obgleich er ſagte:

Dieſe Gefangenen machen mich melancholiſch . . . Beſtien gehören in die Wüſte und der Menſch ſieht gar ſo feige vor dem Gitter und freut ſich, daß er im Sichern iſt . . .

Wie ſie im Strom der andern den Behältern näher gekommen waren und vor einem mächtigen Königstiger eine elegante Geſellſchaft von Herren und Damen fanden, die mit italieniſchen Anrufen das unruhig hin- und hergehende, ſchon bedenklich den Schweif ſchlagende Thier reizten, ſagte der Chorherr:

Und das fehlte nun auch noch! Die feigſte Nation von der Welt hat hier Courage . . .

Die Neckenden ſchienen ſämmtlich Italiener zu ſein . . .

Einige Offiziere waren darunter, die der italieniſchen Nobelgarde angehörten . . . Einige andere gehörten zum Civil . . .

Den Mittelpunkt bildete eine einzige kleine junge Dame, die ſich im Necken des Tigers bis zur Ausgelaſſenheit gefiel . . . Die ſchlanke und geſtreckte Geſtalt des aufgeſcheuchten Thieres wand ſich in gleichmäßigen Schritten bald rechts, bald links . . . Das grünlichgraue Auge funkelte phosphorartig; es war auf die

Wie ihn die Peitsche elektrisirt! Jetzt steht er an der Thür, kratzt aber, als er das gräflich von der Reige'sche Fuhrwerk bemerkt, sich getäuscht hinterm Ohre, weiß auch noch nicht einmal, ob er Platz (für uns im Zimmer vielleicht), aber, große Frage! ob Plan für die Pferde im Stall hat!

Der Ochsenwirth wurde jedoch nicht ganz richtig von Blasedow beurtheilt. Er rechnete theils auf die wiedergewonnenen Güter, theils auf die hohe Mittagszeit, die es den Herrschaften doch unerläßlich machen sollte, heute an seinem Tische Platz zu nehmen. Ehrerbietig sprang er herzu und wollte den Schlag öffnen; doch der Kutscher, an ein vorläufiges Parlamentiren in solchen Fällen gewöhnt, stand schon unten und verglich die zwischen dem Wirth und der Gräfin gewechselten ungewissen Mienen.

„Ach, guter Mann," sagte die Gräfin, „nur die eine Frage! Können wir etwa im Garten auf eine gute Suppe, im Nothfall selbst bloße Milch und Brod dazu rechnen?"

„So frugal?" fragte der Ochsenwirth betroffen.

„Ja, ich will Ihnen sagen," antwortete die Gräfin und lachte, wie bei einer Huldbezeugung oder als wenn er gleichsam unentgeltlich miteſſen könnte; „das Uebrige haben wir alles bei uns!"

Dem Ochsenwirth wurde bei dieser Erklärung so zu Muth, als wär' ihm etwas in's Auge geflogen. „Im Garten?" stotterte er etwas derb; „ich danke Ihnen dafür, Excellenz, denn die kleinen Junker möchten an meinen Himbeerstöcken, trotz dem, daß Würmer in der Frucht sind, wenig zu ernten lassen."

„Nun denn," entgegnete die Gräfin mit einem kategorischen Satze und zugleich auch ihren Fuß auf den Tritt des

leuchtenden Farben des Kleides und vorzugsweise eines kleinen Sonnenschirms der jungen Dame gerichtet, die nicht aufhörte, mit einer rauhen befehlshaberischen Stimme den Tiger anzureden und in steigende Gereiztheit zu versetzen . . .

Plötzlich fiel der kleine Sonnenschirm in den Behälter des in kurzen Sätzen stöhnenden Thieres, aus dessen Augen helle Funken zu sprühen schienen, Vorboten der ausbrechenden Wuth . . .

Die italienischen Herren lachten laut auf . . .

Benno, der dicht dabeistand, hörte vom Chorherrn die verächtlich geflüsterten Schiller'schen Worte:

„Herr Ritter, ist Eure Liebe so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ei, so hebt mir den Handschuh auf!" . . .

Die sämmtlichen Umstehenden schienen entweder kein Deutsch zu verstehen oder nichts von der Schiller'schen Ballade zu wissen . . .

Die Italienerin war jedoch vollkommen von dem eigensinnigen Temperament des Fräuleins Kunigunde im Gedicht . . . Wie ein verwöhntes Kind beklagte sie ihren Ombrello und verlangte ihn zurück . . .

Die Herren sprachen vom Wärter, den sie rufen wollten . . .

Der Tiger kümmerte sich nicht, wie wenn er ihm doch gehörte, um den etwa einen Fuß vom Gitter entfernt liegenden Gegenstand, sondern ging nur nach wie vor schnaubend auf und nieder oder stellte sich zuweilen zum Sprunge . . . Das Thier bot alle Veranlassung, ohne den Wärter den Sonnenschirm ruhig liegen zu lassen . . .

Jetzt erſt ſah Benno das Antlitz der Kleinen . . .

Es war äußerlich ein halbes Kind und doch zeigte ſich eine Entſchiedenheit der Mienen, die erſchrecken konnte . . . Die Haut, an ſich zart und pfirſichweich, ſpielte ins Grüngelbe . . . Die Augen ſchwarz, die Lippen rubinroth, die Zähne blendendweiß . . . Das in Flechten unter dem Hute ſichtbare Haar hatte ein echt italieniſches Blauſchwarz . . . Die Augenbrauen riß ſie hoch auf wie aus Zorn, Verlegenheit und Beſchämung . . . Alle Zähne ſah man . . . Ihr Weſen hatte ſelbſt etwas Thieriſches . . .

Am ungeduldigſten und eifrigſten, dem fortwährend um ihren Ombrello klagenden Kinde von vielleicht ſchon zwanzig Jahren eine Beruhigung zu gewähren, zeigte ſich ein junger eleganter Mann von derſelben Unreife der äußern Erſcheinung, doch mit ebenſo ſichern und lebhaften Manieren . . . Die Kleine warf dem Dandy in gelben Glacéhandſchuhen vor, daß er nicht einmal zwei Schritte bis ans Gitter zu gehen wagte aus Furcht vor den möglicherweiſe durchgeſteckten Tatzen des Tigers . . .

Die andern Italiener lachten und machten Späße über die Anwendung, die ein bengaliſcher Tiger von einem mailänder Sonnenſchirm machen könnte . . . Sie wollten jedoch nur den Wärter rufen . . .

Die zornige junge Dame war nahe daran, um den Sonnenſchirm herauszuholen, einem der Offiziere den Degen aus der Scheide zu ziehen . . .

Perchè ella ha quello spiedo! ſagte ſie . . .

Inzwiſchen hatte Benno ſtatt des „Bratſpießes“ ſein leichtes Spazierſtöckchen verkehrt in die Gitter gehalten und mit dem Griff deſſelben, während die linke Hand den erſchrocken ihn ergreifenden Chorherrn zurückhielt, den Sonnenſchirm aufgegabelt und herausgezogen . . . Der Tiger blieb ſtutzend ſtehen . . .

Mit dem geläufigſten Italieniſch übergab Benno der ihm überraſcht ins Antlitz ſehenden Dame den Schirm:

Anche le fiere del deserto cognoscono la civiltà, que si deve alle signore! . . .

Grazie, Signore! ſagte die junge Dame mit einer plötzlich veränderten Stimme . . .

In dieſem Dank, in dieſer leichten Verbeugung lag eine Anmuth, die ſelbſt den Chorherrn beſtimmte, zu ſagen:

Der Blick war es freilich werth, die „Artigkeit der Wüſtenthiere auch gegen Damen“ zu riskiren! . . . Aber ein merkwürdiges Geſicht das! . . . Ich möchte faſt ſagen die Schönheit der Häßlichkeit . . . Eine Stumpfnaſe, eine gewölbte Stirn, ein mürriſch hängender Mund, aber alles wie der Blitz in Brillantfeuer verwandelt durch ein einziges Lächeln! . . .

Benno fiel Lucinde ein . . . Lucinde war ſchöner, edler gewachſen; aber bei der Fahrt von St.-Wolfgang nach Kocher am Fall im vorigen Jahre hatte ſie ſo im Wagen neben ihm geſeſſen, ſo von phantaſtiſchen Schlöſſern geträumt, ganz mit dieſen verklärt beſtrickenden Augen . . .

Die Italiener waren inzwiſchen verſchwunden und hatten ſich zu „Dommayer's“ wahrſcheinlich erſt jetzt begeben . . .

Benno und der Oberherr fanden ihren Wagen am Eingangsportal des Schlosses . . .

Diese italienischen Nobili, die die Politik hier zu einer Garde vereinigt, sagte der Oberherr, kommen mir vor, wie sonst die Heerführer der alten Deutschen bei den Römern als Geiseln lebten . . . Sie sollen die deutsche Weise annehmen und in Mailand keine Verschwörungen machen . . . Es wird aber damit werden, wie mit dem Arminius . . . Der lernte auch in Rom nur die Handgriffe der römischen Kriegskunst und schlug damit die Römer . . . Vom Schwert dieser Italiener droht uns allerdings wenig Gefahr; aber sie haben Dolch und Gift und — Rom . . . Doch — was thu' ich — hüten Sie sich ja, hier von Politik zu sprechen! . . . Das Spionirsystem erstreckt sich bis ins Innerste der Familien . . . Was die Polizei nicht thut, thut die Loyalität von selbst . . . Die Sucht nach Auszeichnungen und Anerkennungen ist so groß, daß hier Menschen auf die gemüthlichste Weise mit Ihnen scherzen können und Sie dennoch denunciren — aus „Patriotismus" . . . Wer weiß, ob Sie vor mir sicher sind! . . .

Benno ergriff lächelnd den Arm des Greises und drückte ihn an seine Brust . . .

Auf seine Aeußerung, daß denn doch wol Rom ein treuer Verbündeter des Kaiserstaats wäre, erwiderte der Oberherr:

Man glaubte eine Zeit lang, daß Cardinal Ceccone seine Macht verlieren würde . . . Seine Gegner im Vatican, besonders Feselotti, schienen zu triumphiren . . . Aber es scheint, er hat mit den Jesuiten ein Compro-

miß getroffen und hält nun wieder alle Bannſtrahlen in ſeiner Hand . . . Sein Auftreten bei uns iſt bedeutungsvoll . . . Alles, was man für die innere Reform unſerer Kirche gehofft hatte, ſcheint verloren . . . Die unglückſelige Manie der Fürſten und Staatsmänner, nur Eine Gefahr, die der Revolutien, zu ſehen, macht ſie wider Willen zu Beförderern des Aberglaubens und der Hierarchie . . . Der Staatskanzler haßt die Jeſuiten . . . Aber ſie nehmen ſeine Deviſe an und ſagen: Nous sommes conservateurs comme vous! . . . Was will er machen! . . . Dafür, daß wir den Jeſuiten Deutſchland geben, erbieten ſich wieder die Jeſuiten, an Oeſterreich Italien zu laſſen . . . Doch in dieſen italieniſchen Köpfen iſt es ſelbſt unter dem Purpurhut nicht geheuer . . .

Benno, Ceccone's Stellung und die Zähmungsmittel der Jeſuiten vollkommen aus ſeinem eigenen Daſein kennend, fragte ſchüchtern nach dem Cardinal und ob ſein Gönner ihn geſehen hätte . . . Er wagte nicht, tiefer zu dringen . . .

Hier noch nicht! erwiderte der Ehrherr . . . Aber vor Jahren ſah ich ihn in Rom . . . Ich machte eine Reiſe dorthin zu einer Zeit, wo unſer Deutſchland noch erſt wenig von der römiſchen Curie beachtet wurde . . . Wie unſchuldig nimmt ſich auch unſer deutſches Kirchlein Maria dell' Anima in Rom aus! . . . Franzoſen und Spanier haben ſich da ſeit Jahrhunderten wahrhaft königlich zu vertreten gewußt . . . Unſer Kirchlein aber, das hat ſo etwas nur vom tyroler Geſchmack und dennoch macht es den Eindruck des ehrlichſten und aufrichtigſten aller

Gotteshäuſer in Rom ... Auf die Phantaſie wirkt's nit, das iſt wahr; nur ein reines Herz und rechten Drang zum Beten muß Eins mitbringen, um darin Gefallen zu finden ... Aber — ja — vom Ceccone ſprach ich ... Den ſah ich öfters ... Ihn und die meiſten Cardinäle ... Man muß ſagen, dieſe Monſignori ſind Menſchen, für die Gott ein eigenes Paradies und eine eigene Hölle muß erſchaffen haben ... Sie ſcheinen alle noch wie aus dem Stamm des Cäſar Auguſtus zu ſein ... Quos ego! und das ſo mit einem smorzando — ganz nur ſo hingelächelt ... Neptun's Dreizack geſchwungen mit weißen Ballhandſchuhen — wie Sie auch immer Se. Heiligkeit ſehen werden ... Sie wollen ja nach Rom? ... Immer hat der Heilige Vater, auch wenn er die Völker ſegnet, weiße Handſchuhe an ... Dieſe Cardinäle! .. Da wird das Unmögliche möglich mit einer — ſopfabſchneideriſchen Grazie ... Die Art, wie blos allein dieſe Ceremonienmeiſter des Himmels über die Marmorböden ſchreiten oder wie ſie die Meſſe leſen, falls ſie die vollſtändigen Weihen haben — — das „laßt" ſich gar nicht beſchreiben ...

Benno war im ſteten Bangen um die endliche Erwähnung ſeiner Mutter ...

Der Chorherr ließ in der Stadt vor dem Bankierhauſe Marcus Zickeles halten ...

Es war die Mittags- und Börſenzeit ... Er fand niemand als einen Buchhalter, dem er ſeine Creditive überreichte ...

Am Abend beſuchte er das Kärthnerthortheater, wohin ihn der Chorherr nicht begleitete ...

Von der Herzogin von Amarillas erfuhr er durch Erkundigungen in den ersten Hôtels, daß sie im „Palatinus“ wohnte . . . Er näherte sich mit klopfendem Herzen diesem Gasthof, sah das Eingangsthor mit Dienern in prächtigen Livreen besetzt, hörte italienisch sprechen . . . Von einem Mohren hieß es, er gehöre dem Principe Rucca . . . Mit der sogenannten „Gemüthlichkeit“ der Wiener stand die kurze Art, wie er da und dort auf seine Fragen Auskunft ertheilt bekam, nicht immer im Einklang . . .

Am folgenden Morgen sprach der Chorherr seine Verwunderung aus, daß noch kein Lebenszeichen von der Nuntiatur und der Staatskanzlei gekommen . . .

Benno erwiderte:

Wie wäre denn das möglich . . . Ich brachte keine Empfehlungsbriefe . . . Man erwartet mich hier nur in der Herrengasse . . . Wie weit ist Schloß Salem? . . .

Mindestens vier Stunden! sagte der Chorherr und lud Benno zur Besichtigung der Gemäldegalerie im Belvedere und dann zu einem Spaziergang im Prater ein...

Die Urtheile des Chorherrn über die Schätze der kaiserlichen Bildergalerie waren treffend und zeigten ein Bindeglied mehr zwischen ihm und dem Onkel Dechanten . . . Wie warm und lebendig wurde er im Gegensatz zu „Maria vom Schnee“ über Rafael's „Maria im Grünen“! . . . Wie still und ruhig das alles ist! sagte er im Anschauen . . . Die Kinder spielen noch mit dem Kreuz, das sie künftig tragen sollen! . . . Und fast hastig führte er Benno zu Carlo

Dolce's Bild: „Die Wahrheit“ — analyſirte es und ſah ſich dann ſcherzend um mit den Worten: Warum ein ſolches Bild — noch nicht verboten iſt! . . .

Beim Verlaſſen der nur flüchtig durchwanderten Säle zeigte der Chorherr eine italieniſche Villa mit noch grünem Raſen . . . Der Sommeraufenthalt des Staatskanzlers! erklärte er . . .

Zum Prater wurde ein Fiaker genommen . . .

Als ſie den ſchon völlig laubloſen großen Park erreicht hatten, ſtiegen ſie aus . . .

Der Chorherr rief plötzlich:

Schauen Sie da! . . . Iſt das nicht Ihre geſtrige Dame? . . .

Eine Cavalcade von Reitern ſprengte durch die Alleen . . . In ihrer Mitte eine Reiterin, auf deren Identität mit der geſtrigen Tigerbekanntſchaft der Chorherr nur der Offiziere wegen ſchloß, die wieder der italieniſchen Garde angehörten . . . Sie ritten zu ſchnell vorüber, um ſie zu erkennen . . .

Inzwiſchen gingen ſie weiter . . . Der Chorherr nannte den Prater öde und langweilig . . . Nur die Abendſonne, ſagte er, macht ihn ſchön . . . Wenn man ſo hinſchlendert und ſein Tagewerk vollbracht hat . . . Dann freilich kommt die Schönheit — wie ſo oft — aus unſerm Gemüth . . .

Nach einer halben Stunde kamen ſie zu dem im Prater befindlichen großen „Hamburger Berg“, deſſen Schauſtellungen und Sehenswürdigkeiten . . .

Eine große Menagerie kündigte ſich durch ihre ausgehängten Bilder, Papagaien und Affen an . . .

Zieht Sie schon wieder so ein Spectaculum? sagte der Chorherr fast ärgerlich, als Benno einer dicken hinter Verhängen sitzenden Dame zunickte, die auf dem Dampfboot ihre verspäteten Käfige begleitet hatte . . .

Benno berichtete nur vom Dampfboot . . .

Da plötzlich unterbrach ihn der Chorherr und zeigte auf die in der Nähe stehenden dampfenden Rosse der vorhin gesehenen Cavalcade . . .

Die Italienerin wird schon wieder vor den Käfigen der wilden Thiere sein . . . sagte der Chorherr und rief dann aufhorchend:

Da! . . . Hören Sie! . . .

Und in der That hörte man drinnen eine laute Stimme italienisch rufen . . . Mitten durch das kurz ausgestoßene, fast hustende Brüllen eines gereizten Thieres vernahmen sie die Worte:

Eh' Tu! Muove ti! Dormi? Non essere si pigra! . . .

Diese anstachelnden Worte, so unweiblich die Situation war, die sie begleiteten, übten auf Benno sowol wie den Chorherrn den Reiz, daß sie die Hütte betraten . . .

In der That waren es die Italiener von gestern . . . „Der weibliche Zwerg", wie der Chorherr übertreibend sagte, stand diesmal mit der Reitgerte vor dem Käfig einer jungen Löwin und reizte sie zu einer solchen Wuth, daß warnend schon der Aufwärter herbeilief . . .

Benno sah voll Staunen dem wilden Spiel der Italienerin zu . . .

Die junge Löwin sprang bald an die Gitterstangen, bald rannte sie im Kreise und stieß Töne aus, die wie aus dem Widerhall einer mächtigen Felsenhöhle kamen . . .

Im ſchwarzen Tuchrock, mit der linken Hand die lange Schleppe haltend, ſtand das kleine Weſen von geſtern, deſſen Kopf wenig über die Stellage, auf der der Käfig ruhte, hinausragte, und ſchlug mit der Reitgerte bald nach links, bald nach rechts in die Stäbe hinein . . .

Wieder lachten die Herren und bedeuteten den Wärter, der Signora nicht ihr Vergnügen zu rauben . . .

Schon lauſchte die geputzte „Marchand' mod'", wie ſie auf dem Dampfſchiff geheißen hatte, eine Holländerin, an dem rothen Vorhang . . . Schon wurde ein junger Mann, ihr Begleiter, von ihr angerufen, ſich ins Mittel zu legen, als die Italienerin von ihrem Uebermuth plötzlich abließ . . .

Sie hatte Benno erblickt . . .

Mit kalter Ruhe ſtand ſie noch eben vor dem Käfig und trieb ihr Spiel . . . Jetzt war ſie wie entwaffnet . . . Ein faſt roſiger Hauch der Freude überflog ſie . . . Mit dem Schein der mädchenhafteſten Schüchternheit ſenkten ſich die langen blauſchwarzen Augenwimpern . . . Mit ſchneller Faſſung und plötzlich ihre Stimme mildernd ſagte ſie zu Benno:

Ecco il domatore delle beste feroci! . . .

Benno erwiderte — halb nur für ſich —:

Ecco la Romana! . . .

Perchè Romana? fragte ſie, ſcharf aufhorchend . . .

Benno hatte „Romana" betont . . .

Una bupa e stata la nutrice di Romolo . . . ſagte er, ſprach aber wieder wie nur zu ihr allein . . .

Ohne ſich von der Vorausſetzung, daß auch ſie von

Wagens ſetzend und hinausſpringend, „ſo machen wir's uns drinnen bequem.“ Das ganze Grafenneſt wurde bei dieſen Worten flügge und ſprang von allen Seiten aus dem Wagen heraus. Herr Ritter, der bis jetzt ein ſehr maliciöſes Lächeln beobachtet und der Gräfin zu ſecundiren, wenn die Bemerkungen Blaſedow's fortgeſetzt werden ſollten, nicht übel Luſt hatte, complimentirte mit dem Pfarrer, wem der Vorrang gebühre; endlich ſprangen ſie zu gleicher Zeit auf beiden Seiten des Wagens heraus. Blaſedow beſtellte ſich bei dem vor Zorn und Aerger kreideweißen Ochſenwirth eine vollſtändige Mahlzeit mit ſo viel Gängen, als nur gehen wollte. Theils Hunger, theils Hochmuth ſtachelten ihn, etwas draufgehen zu laſſen. Die Gräfin verwies ihm zwar dieſe Verſchwendung, da ſie darauf gerechnet hätte, er würde ihr Gaſt ſein; doch, meinte ſie, man könnte ja theilen, ergriff den Arm des Pfarrers und ließ ſich von ihm in die Wirthsſtube des rothen Ochſen führen, wo der Tiſch auf's ſauberſte gedeckt war und die Junker ſogleich anfingen, aus den Salzfäſſern zu naſchen.

Man ſetzte ſich auf etwas theatraliſch angeordnete Weiſe: die Töchter neben der Mutter, die Knaben neben dem Hauslehrer, Blaſedow gegenüber als Chor der nun kommenden magern Tragödie. Ihm ſchwammen bald die zarteſten Fleiſchklöße in der dampfenden Suppe. Wie gern hätte er ſie an die Kinder vertheilt! Gott, ſein Gott war ja nicht der Bauch, er dürſtete und hungerte nach ganz anderen Speiſen, als ſie ihm der rothe Ochſenwirth in Dreifelden vorſetzen konnte! Sein Leben war ja die größte Faſten- und Entbehrungszeit, die nur jemals einer Marterwoche von Zukunft vorherging. Er ſchämte ſich, die Klöße nur anzuſehen, und

einer Wölfin könnte genährt worden sein, getroffen zu fühlen, schloß sie sich Benno an zum Weiterwandeln ... Sie gingen die Käfige entlang ... All ihre Aufmerksamkeit für die wilden Thiere war verschwunden ... Sie wollte nur Benno festhalten, nur mit dem sprechen ... Ehrerbietig grüßte sie seinen Begleiter, in dem sie am langen Oberrock den Priester erkannte ...

Kennen Sie Rom? begann sie, noch über und über erglüht ...

Ich bin im Begriff, es kennen zu lernen ... sagte Benno ...

Sie reisen nach Rom?! ...

Ein Ausdruck der äußersten Freude kämpfte in ihren Mienen mit der Verlegenheit, sich in der ganzen Wirkung zu verrathen, die ihr schon seit gestern der junge anziehende Fremdling gemacht zu haben schien ...

Noch würde das Gespräch in kurzen Fragen des höchsten Interesses und in ausweichenden Erwiderungen so fortgegangen sein, wenn nicht ein tragikomisches Ereigniß dazwischengetreten wäre ...

Der elegante junge Mann mit den gelben Glacéhandschuhen von gestern war gleichfalls zugegen und etwas vorausgegangen ... Schon befand er sich am Ende der Bretterbude, wo ein Elefant auf einer Art kleiner Bühne unter gemalten Draperieen eingepferchi und an einem seiner mächtigen Füße festgebunden stand ... Das gewaltige Thier war vor den Zuschauern völlig frei ... Ehe sich der junge Mann seines Schicksals versah, hatte der sich schlängelnde Rüssel eine Schwenkung um ihn her gemacht und ihm in dem

Augenblick, wo die Offiziere warnend Altezza! riefen, den Hut abgenommen . . .

Die Altezza, demnach ein Fürst, ſtieß einen Schrei: Jesu Maria! aus, taumelte zurück und ſank in Ohnmacht . . .

Die Italienerin ſtand inzwiſchen, noch wie von Liebeswonne durchſchauert . . . Sie ſchien ſo abweſend, daß ſie die Urſache des Rufs nicht verſtand und nur den zuſammenbrechenden jungen Mann ſah, der noch in ſeinen Beinkleidern mit den Sporen ebenein feſthakte, an die Bretterwand ſtürzte, die den erſten vom zweiten Platz trennte und ſich wirklich die Stirn blutig ſchlug . . .

Benno ſah dies kaum, als er ſchon hinzugeſprungen war und die Altezza aufgefangen hatte . . .

Bei Nennung jener fürſtlichen Würde befiel ihn jetzt ein Bangen . . .

Der Hut war vom Wärter ſchon wieder zurückgegeben worden... Die Begleiter hatten ſich geflüchtet... Sie ſchienen über den Elefanten ebenſo erſchrocken wie die Altezza . . .

Voll Aerger über die ſtörende Scene und im Nu ihren ganzen Geſichtsausdruck verändernd, ſagte die Italienerin zu Benno's Begleiter:

Sehen Sie da, warum man lieber die Thiere liebt, als die Menſchen! . . .

Aqua! Aqua! E una carozza! rief ſie gellend hinterher . . .

Der Fürſt fing an ſich zu erholen, verſuchte zu laben und erſchrak wieder über ſeine blutigen Handſchuhe . . .

Benno übergab ihn aus ſeinen Armen in die ſeiner Begleiter . . . Er wagte nicht weiter mitzugehen, als bis an die Vorhänge . „Altezza!“ . . . Waren nicht

seine Mutter und Olympia in Begleitung eines italieniſchen Principe Rucca angekommen, des Verlobten Olympia's?...

Die Italienerin rief ergrimmt aufs neue:

Non viene la carozza? Fatto subito! Al monte Palatino! . . .

Palatino! . . . Es war gewiß . . . Doch „Monte Palatino"? . . .

Dann zu Benno raſch ſich wendend, warf der ſüßeſte und zärtlichſte Mund von der Welt wie mit Zaubermetamorphoſe und faſt leiſe ihm ins Ohr die Worte:

Beſuchen Sie uns — den Principe Rucca — morgen um elf Uhr . . .

Wie ſie das geſagt, verſchwand ſie — voraus ſetzend, daß Benno nicht folgen würde. Aber in ihrem Abſchiedsblick lag ein Ausdruck aller Seligkeiten der Erde und des Himmels, ja als wäre Pſyche überwunden worden von Amor . . .

Das iſt eine Eroberung! brach der Chorherr aus, als Benno wie betäubt ſtehen blieb . . . Und Al monte Palatino! ſetzte er lachend hinzu . . . Sie glaubt, der Gaſthof zum „Palatinus von Ungarn" hätte ſeinen Namen von einem der ſieben Hügel Roms . . . So ſehen dieſe Menſchen überall nur ſich . . . Deutſchland iſt ihnen nichts als eine römiſche Vorſtadt, wo zuweilen Schnee fällt . . . Ich zweifle gar nicht, es iſt die — Nichte des Cardinals Ceccone, eine Comteſſe —

Maldachini! fiel Benno aus ſeiner Erſtarrung kaum aufathmend ein . . .

Eine Verlobte des Prinzen Rucca, den Sie — aus dem Felde geſchlagen haben, Beſter! Haha! . . . Sie

flüsterte Ihnen ja ein Rendezvous zu . . . Um elf Uhr . . . Auf dem Mons Palatinus! . . .

Meine Mutter — die dritte in diesem Bunde! — riefen tausend Stimmen in Benno's Innern . . .

Mit bebendem Herzen und tiefbeklommenen Athems verweilte Benno noch einige Augenblicke . . . Dann traten beide gleichfalls hinter den Vorhängen ins Freie und sahen, wie eben die Herren zu Pferde stiegen und ein herbeifliegender Miethwagen den Principe Rucca und die Italienerin aufnahm . . .

Benno ließ nur den Chorherrn reden, der von der Weichlichkeit der italienischen Aristokratie sprach, leise Andeutungen über den Cardinal gab, der einen einzigen Winter nicht ohne seine gewohnten Umgebungen zu sein vermochte, vom Prinzen Rucca erzählte, daß sein Urgroßvater ein Bäcker gewesen — in Rom wäre alles käuflich, Grafen- und Fürstenhüte — nur die Cardinalshüte stünden noch im Preise . . .

Der Name der Herzogin von Amarillas wurde in Pater Brückner's Geplauder nicht erwähnt, auch der nähere Zusammenhang Olympia's mit Ceccone zwar „möglicherweise" als das des Kindes zum Vater leise und ironisch angedeutet, aber ohne genauere Kenntniß des wahren Ursprungs, den Benno vollkommen wußte — wußte bis zu den Namen der Gebrüder Bianchi, deren Schwester die Mutter Olympia's war . . . Luigi Bianchi, einer der Brüder des Napoleone und Marco Bianchi, sollte in dieser Stadt Musiklehrer sein . . . Alles das war ihm durch seinen Bruder, den Präsidenten, vollständig bekannt geworden . . .

Auch der Oberherr nahm jetzt einen Wagen . . . In dem Larm der Stadt verhallte der empfangene Eindruck und die Benno durchzitternde Empfindung: Das Schickſal ruft dich ſelbſt zu deiner Mutter! . . .

Daß er morgen um elf Uhr im Palatinus nach — dem Befinden des Fürſten fragen würde, ſtand feſt bei ihm . . .

Daheim fand er Karten von Stadtrath Schnuphaſe; auch von einem Herrn Harry Zickeles, der Einladungen zurückgelaſſen, das Großhandlungshaus Zickeles zu jeder Abendſtunde als ein offenes zu betrachten . . .

Es ſtrömte dann ein anhaltender Regen . . . Benno verbrachte Stunden der höchſten Aufregung auf ſeinem Zimmer . . . Die Aufgabe, die ihm für morgen geſtellt war, erforderte ſeine ganze Manneskraft . . .

Gegen Abend erſt ging er aus, ſuchte den „Palatinus", gerieth in die Herrengaſſe, wo das vom Grafen Hugo empfangene Billet nun die morgenden Palatinus-Abſichten durchkreuzte und ihn zwiſchen Mutter und Schweſter, wen er zuerſt ſehen ſollte, wählend ſtand, kam mit irrendem, hin- und herſinnendem Grübeln in die Vorſtellung des „Hamlet", erlebte, daß Olympia es war, die in der Loge des großen Kanzlers neben ſeiner Mutter die Gläſer auf ihn gerichtet hielt, ihm durch das ganze Theater hindurch auf italieniſche Art mit ihrem Taſchentuch ein Zeichen des Grußes gab; erlebte, daß die Mutter das Lorgnon auf ihn richtete — — Die verſagende Kraft trieb ihn aus ſeiner Loge — in Begleitung eines Mannes, der den Namen ſeiner Schweſter trug!

## 6.

Um den Weg in seine Wohnung zu finden, konnte sich Benno keiner zuverlässigeren Hülfe bedienen, als des Herrn von Pötzl, der gleichfalls Hut und Regenschirm genommen hatte und ihm gefolgt war . . .

Ueber den Namen dieses Mannes hatte sich Benno beruhigen wollen . . .

Schon daheim, wo er so oft dem Kattendyk'schen Hausfreund begegnete, dem alten Pfleger der Polegneserbunde, dem als Gesellschaftsheloten benutzten Spaßmacher Ignaz Pötzl, der sich darum doch einen Thaler nach dem andern in die Sparkasse trug, hatte er diesen nicht weiter nach seiner wiener Verwandtschaft gefragt, seitdem einmal dessen Antwort lautete, der Pötzls gäb' es wie Sand am Meer und „mit einem alten Junggesellen, der einen Rothpfennig hinterließe, wäre dann auch noch alle Welt verwandt, ohne Pötzl zu heißen" . . .

Fühlen Sie sich jetzt besser? hörte Benno hinter sich her reden. Die Luft wird Ihnen gutthun . . . Ja,

es ist ein überlebtes Gebäude! . . . Wär's eine Kasern', so wär' sie längst umgebaut . . .

Benno mäßigte seinen Schritt . . .

We aber, lieber Herr, wo wohnen Sie denn? . . . Vielleicht an der Mölkerbastei? . . . Das wäre gerade auch mein Weg . . .

Benno wohnte an der Freyung . . .

Das kaum gesagt, war auch das gerade Herrn von Pötzl's Weg . . .

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen . . .

Wie sich beide vor dem Gewühl der Wagen durch ein schnelles Laufmanöver über die Fahrstraße hinweg sichern wollten, rief Herr von Pötzl einen an ihnen vorüberschießenden Herrn an:

Gehorsamer Diener, Herr von Zickeles! . . .

Es war noch ein junger, schon mit starkem Embonpoint versehener Mann, der eben aus einem berühmten Laden mit „G'frornem" trat und noch rasch hinüber in die Vorstellung wollte . . . Eine Mittheilung über ein misrathenes neues Stück in der Vorstadt mischte sich in seinen Gegengruß und zugleich die Frage, ob doch Herr Müller noch nicht seine große Scene gehabt hätte und ebenso ein forschender Blick auf Benno —

Benno, Herrn von Pötzl's Verlangen bemerkend, seinen Namen zu erfahren, ein Verlangen, das er hinter einer künstlichen Verlegenheit, ihn nicht vorstellen zu können, verbarg, fragte, ob Herr von Zickeles dem Hause gleiches Namens angehörte . . . Er hätte eine Karte von „Harry Zickeles" gefunden . . .

Mein Gott! . . . brach Harry Zickeles aus, be-

kannte ſich als Abgeber der Karte und rief: Doch nicht etwa der Herr Baron von Aſſelyn? . . .

Benno überraſchte mit der Bejahung Herrn Harry Zickeles ebenſo, wie Herrn von Pötzl . . .

Das iſt ja einzig! rief Letzterer und hätte alle Vorübergehende über dieſe Spiele des Zufalls zu Zeugen anrufen mögen . . . Gerade der „Herr Baron von Aſſelyn“ war die Perſönlichkeit, die „beide“ „geſucht“ hatten . . . Herr von Pötzl demaskirte ſich als Bruder des alten Komikers Ignaz Pötzl, der ihm von der Reiſe des Herrn „von“ Schnuphaſe und von dem Herrn von Aſſelyn ausdrücklich „geſchrieben hätt'“ . . . Aber nein! . . . Und Sie geben mir nicht einmal die Ehre! . . . Die Freud' und die Ueberraſchung! . . .

Benno hatte keine Anweiſung auf die Bekanntſchaft dieſes ſo außerordentlich gefälligen Mannes erhalten . . .

Dennoch ließ er es nun an dem Schein einer engern Verbindung mit dem Bruder nicht fehlen . . . Machte er damit doch eine offenbare Freude und bahnte vielleicht ſeine Forſchungen an . . .

Die Erinnerung an den alten Thaddädtſpieler zeigte das ganze „Gemüth“ des Herrn von Pötzl . . . Jede Nuance der Charakteriſtik ſeines Bruders unterbrach er mit einem glückſeligen: „Ja! Ja!“ . . . Und als Herr von Zickeles den Witz machte: Sagens doch nicht, Herr Baron, daß er wohlauf iſt! Herr von Pötzl hört viel lieber das Gegentheil! Er will ihn beerben! . . . erfolgte von Herrn von Pötzl nur ein einziges: „O Sie—!“ Es lagen alle Schäkereien der Welt in dem Ton . . .

Herr von Zickeles gab, wenn auch mit einigem Zögern, den „Hamlet“ und den Applaus eines jungen Schauspielers auf, der auch an ihn empfohlen war ... Laërtes, den Herr Müller „spüllte“, hatte seine Hauptscene erst im letzten Act ... Herr von Zickeles ruhte nicht, bis der Herr Baron von Asselyn versprach, sofort, „aber auch auf der Stell'“ in den Salon seiner Aeltern mitzukommen ... Jeden Abend wären sie nach dem Theater daheim und der Herr von Asselyn wäre vollends von seiner gerade aus Paris anwesenden Schwester Bettina Fuld und von deren Begleiterin, dem Fräulein Angelika „von“ Müller, aufs allerallerdringendste erwartet ...

Angelika Müller! ... Welch ein Mollaccord! ... Sanft und wohlthuend verbreitete er sich über Benno's erschrecktes Gemüth ... Er wollte folgen ... Hier war von keiner Willensfreiheit mehr die Rede ... Harry Zickeles hatte ihn schon unterm Arm ...

Herr von Pötzl folgte in Verklärung ...

Herr von Zickeles ließ nicht eher ab, bis sie alle drei vor dem Portal seines älterlichen Hauses standen ... Es lag jenseit des Grabens dicht in der Nähe eines großen Platzes, des „Hohen Marktes“ ...

Herr von Pötzl war etwas schweigsamer geworden, aber so gleichsam, als wenn der Ueberstrom der Gefühle ihm die Worte raubte ...

Als Herr von Zickeles am Hause seiner Aeltern geschellt hatte, zog er die Uhr und sagte:

Freilich — glauben Sie wol, Herr von Pötzl, daß der Laërtes jetzt aus Paris zurückkommen ist? ... Ich

bitt' schön, führen Sie den Herrn Baron zu meinen Aeltern hinauf . . . Ich hab' — Der junge Mann ist mir und merkwürdigerweise auch — der Kaiserin Mutter empfohlen worden — Sehr ein hübsches Talent! — Ich — Oder — Doch lieber — Kommen Sie, Herr von Asselyn, ich führe Sie erst selbst auf und dann spring' ich noch ein bissel in den letzten Act . . .

Nun leuchte der junge dicke Mann die Treppe voran . . . Das Haus war viel heller erleuchtet, als das Palais des armen Schuldners der Zickeles, des Grafen Huge . . .

Auf der Mitte blieb wieder der Theaterfreund stehen, zog wieder die Uhr und schien die größte Angst zu haben, die Scene seines Günstlings, dem er, wie Herr von Pöpl elegischirenisch sagte, seine gewohnte Protection durch einen stürmischen Applaus zugesagt hatte, zu versäumen . . .

Endlich waren alle drei im ersten Stock angelangt . . . Hier klingelte Herr von Zickeles und erst, wie er sicher war, daß der öffnende Bediente den Gast direct aus seiner Hand empfing und die Anmeldung fest hatte: „Herr Baron von Asselyn!", bat er für eine halbe Stunde um Entschuldigung und stürzte, um im Burgtheater sein gegebenes Mäcenatenwort zu lösen, davon . . .

Sehr ein vortrefflicher Mensch und — Kunstkenner! sagte Herr von Pöpl mit seiner jetzt entschiedener ausbrechenden malicißen — Gemüthlichkeit . . .

Dann setzte er, beim Anziehen der Oberröcke, Benno ins Ohr flüsternd hinzu:

Sie werden, wie ganz Wien weiß, hier erwartet

blickte zum Fenſter hinaus, gleichſam, als wäre ihm noch die Suppe zu heiß.

Herr Ritter glaubte jetzt, daß es ſeine Pflicht ſei, die gräfliche Familie an dem ſybaritiſchen Landpfarrer zu rächen. Herr Candidat Ritter legte jene Lanze, die die Gräfin ſchon im Walde empfohlen hatte, als ſie von des Hauslehrers wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen ſprach, ein und verſuchte, von welcher Seite ſich wohl ein Pfarrer umrennen ließe, der vor beinahe zwanzig Jahren die Univerſität beſucht hatte und ihm weder etwas von der Geiſtesphiloſophie, noch von der Theologie des wiſſenſchaftlichen Erkennens zu wiſſen ſchien. „Eſſen Sie doch lieber warm, Herr Pfarrer!“ bemerkte er; „die Kantiſche Philoſophie iſt auch eine kalt gewordene Suppe, die Niemanden mehr mundet.“ Die Gräfin rief den Kindern Ruhe zu, die auch ohnehin der hereingetragenen Milchſuppe wegen erfolgte. Sie dachte, jetzt würden ſie Beide an einander gerathen. Die Lanze des Herrn Ritter kannte ſie, auch von Blaſedow's polemiſchem Talente war ihr der Ruf zu Ohren gekommen — wenn man von den Ohren einer ſolchen Dame reden darf!

„Sie irren ſich, wenn Sie mich für einen Kantianer halten; ich bin ein Schüler Fichte's, wenn Sie doch etwas darauf geben, daß man, um etwas Verſtand zu haben, der Schüler eines Andern muß geweſen ſein.“

„Die Wahrheit,“ ſagte Herr Ritter, ganz roth geworden, „die Wahrheit erfindet der Eine, und der Andere überliefert ſie. Wir haben die größten Meiſter gehabt, die ſich für die Schüler ihrer Vorgänger auszugeben kein Bedenken trugen.“

wie der Onkel aus Amerika oder das Manna in der Wüste! . . . Gebe der Himmel, daß Ihre Miſſion an den Herrn Grafen von dem glänzendſten Erfolge gekrönt wird! . . .

Auf Benno's Lippe bebte die Frage: Wie aber kommſt du und die arme dann geopferte Angiolina zu einem und demſelben Namen — ? . . . Doch er mußte in die Salons der reichen Bankierfamilie treten . . .

Herr von Pötzl „führte ihn auf" unter einer Flut von gemüthvollſten Reden, in denen er alles haarklein erzählte, was ſich zum Erſtaunen und „wie in einem Roman" ſeit dem Eingang zum Burgtheater bis zum gegenwärtigen Augenblick in Herrn Baron von Aſſelyn's Leben und dem ſeinigen zugetragen hätte . . .

Die Räume waren erhellt, aber noch leer . . .

Nur der Herr Vater, Herr Marcus Zickeles, und die Frau Mutter und noch einige ältere Herren und Damen waren anweſend . . .

Sie bildeten Whiſtpartieen, die im vollen Gange waren, ſodaß trotz der freundlichſten Bewillkommnung die noch nicht zu Ende geſpielten Partieen eine ausführlichere Begrüßung unterbrachen . . .

Der Vater und die Mutter verwieſen ihn mit aller Freundlichkeit auf den jüngſten Sohn des Hauſes, der ihm beſonders von Seiten der Mutter mit hoher Genugthuung und den Worten vorgeſtellt wurde: Mein Sohn Percival! . . .

Percival Zickeles war noch ein unreifer, etwas ſchüchterner Jüngling, dem, wie es ſchien, der erſte Buchhalter beiſpringen mußte, um die Honneurs zu machen . . .

Benno war es ſehr zufrieden, daß ihm ſelbſt Herr

von Pötzl, der ſeines „Aufgeführten“ Bedeutung leiſe tuſchelnd da und dorthin mittheilte, einige Ruhe ließ . . .

Was lag nicht alles centnerſchwer auf ſeiner Bruſt! . . . Selbſt die harmloſe Erwähnung Angelika's, der „ewigen Verlobten“ Püttmeyer's, weckte Erinnerungen, die ihn haltlos wie in Lüften ſchweben ließen . . .

Angelika Müller trat auch wirklich ein . . . Sie, in geſellſchaftlichem Putz und Staat — Sie, die alte verblühte Erzieherin — ſonſt in einem halben Nonnenkloſter — hier in einem iſraelitiſchen Hauſe . . .

Kaum ſah ſie Benno, ſo ſtieß ſie einen Schreck- und Jubelruf aus, der für die alte „Frau von Zickeles“ im Spiele ſtörend ſchien . . . Sie wandte ſich um und — ſtumm reichte Angelika jetzt Benno die Hand . . . Ihr Lächeln war das alte . . . Es zeigte die ganze Reihe ihrer rieſigen, aber weißen, ſchön erhaltenen Zähne . . . Eine lange Roſaſchleife erſtreckte ſich von den mühſam zuſammengeleſenen blonden Haaren in den Nacken . . . Sie trug ihre Arme, ſo mager ſie waren, entblößt . . . So befiehlt das Sklavenleben des Gouvernantenthums, den innern und äußern Menſchen den Umſtänden gemäß zu metamorphoſiren . . . Auch den innern Menſchen! . . . Es war Angelika Müller und ſie war es auch nicht . . . Ein Jahr in Paris und auf Reiſen — und dienen, dienen müſſen fremden Launen . . . Da ſprach ſie ſchon von Armgart wie von einer Jugenderinnerung . . . Freilich gab es in Armgart's Leben die allerüberraſchendſten Veränderungen . . . Armgart in dem ihr ſonſt ſo verhaßten England! . . . Näheres wußte ſie nicht von ihr . . . Nur durch

Püttmeyer war die „treue Seele“ im Zuſammenhang mit ihrem alten Leben ... So mußte wol Benno erzählen ... Er that es voll Liebe und Güte und Schonung Püttmeyer's ... An dieſem hielt Angelika unverbrüchlich feſt ... Sie hatte in Paris für ſein Syſtem gewirkt; ſie hoffte auch in Wien einige rechtgläubige Spätlinge der Naturphiloſophie für die Philoſophie der Kegelſchnitte gewinnen zu können ...

Frau von Zickeles wurde aufgeregter ... Die Geſellſchaftsdame ihrer Tochter ſchien ihr zu ſehr im Vordergrunde zu ſtehen ... Sie ſpielte zwar noch Whiſt, unterließ aber nicht, ihrer ſich jetzt mehrenden Geſellſchaft ihre Aufmerkſamkeit zu bezeigen ... Nach jeder Karte, die ſie ausgeſpielt hatte, rief ſie: Joſeph! Das galt dem Bedienten ... Oder: Pepi! Das galt dem Hausmädchen ... Fräulein Müller! Das galt der Geſellſchafterin ihrer Tochter, der Frau Bettina Fuld ... Wenn ſie: Percival! ihren Jüngſten, rief, ſo war es ein Ton beſonderer Zärtlichkeit ... Sie hatte dem „hoffnungsvollen“ Knaben nach einem Lieblingsdrama der Zeit dieſen Namen nachträglich ſtatt ſeines urſprünglichen „Pinkus“ gegeben ...

Angelika Müller bekam Augenwinke, die ihr ſagten, daß in den Zimmern außer dem Herrn Baron auch noch andere Herrſchaften wären ...

So näherte ſich denn dem „Herrn Baron“ wieder Herr von Pöpl, zog die Doſe, offerirte und genoß die Zinſen von dem auf den Fremden bereits gewandten Kapital von Zuvorkommenheit ... Er flüſterte über den Grafen Hugo ...

Den Kampf, ob er morgen den Beſuch im Palatinus

oder die Reise nach Schloß Salem aufgeben sollte, hatte Benno schon zu Gunsten seiner geschäftlichen Pflicht entschieden . . .

Auf seine Aeußerung, er würde morgen früh dem Grafen Hugo auf Schloß Salem aufwarten, unterließ Herr von Pötzl nicht, die schöne Gegend, den Charakter des Grafen zu schildern, kleine satyrische Seitenhiebe hineinzuwerfen und ihnen wieder eine Fülle von Gemüth folgen zu lassen . . .

Die Veränderung wird außerordentlich werden! sagte er . . . Und wahrhaftig! Die Zickeles sind sehr dabei interessirt! . . . Wo nur Herr Leo bleibt! . . . Leo ist das Geschäft nächst dem Vater . . . Ganz Metalliques, blos Abends Wohlthätigkeitsschwärmer . . . Ich vermuthe, er sitzt in diesem Augenblick Comité . . . Das Talent, ein gutes Herz zu zeigen, Herr Baron, ist in Wien sehr cultivirt, aber — kostspielig . . . Herr Leo von Zickeles wird deshalb wol auch nie heirathen . . . Er sieht sich seine Medaillen, Ehrenpatente, seine gedruckten Thränen der Witwen und Waisen an und behält sein von tausend Zähren des Dankes emaillirtes Herz für sich allein . . .

Joseph! rief hier die Mutter . . . Hat Herr von Asselyn Visiten? . . .

Joseph präsentirte . . .

Herr von Pötzl fuhr fort:

Den zweiten Bruder, den Herrn Harry haben Sie schon kennen gelernt . . . Auch der ist Vormittags aufrichtig Metalliques . . . Aber die übrige Zeit gehört dem Enthusiasmus für Ruhm und schöne Künste . . . Sie sehen, daß er sich viertheilen lassen kann, wenn er einem

Schauſpieler an einer gewiſſen Stelle einen Applaus verſprochen hat . . . Es iſt ſchon vorgekommen, daß er einem Maſchiniſten „auf der Wieden" befohlen hat, an einem Abend eine Störung hervorzurufen, nur damit ein andres Stück herausgebracht werden mußte, als dasjenige, wo er ein gegebenes Applausverſprechen wegen eines anderweitigen Theater- oder Concert-Engagements nicht erfüllen konnte . . . Harry Zickeles führt jede in der Theaterzeitung neuangekündigte Unſterblichkeit, wenn ſie nach Wien kommt, in die hieſigen Hallen des Ruhmes ein . . . Sein gröſztes Leidweſen iſt dabei nur, wenn ſich ſein Herz zwiſchen zwei Gegnern in zwei Hälften theilen muß . . .

Pepi! rief die Mutter . . . Hat der Herr Baron G'frornes? . . .

Pepi präſentirte . . .

Herr von Pötzl flüſterte:

Der dritte Sohn, Percival, iſt, wie Sie wol ſchon an dem träumeriſchen Jüngling gemerkt haben werden, ein dichteriſches Genie . . . Vor zwei Jahren erſt bekam er den Vornamen Percival . . . Er hat Romanzen geſchrieben wie Heine, blos daß er zur Abwechslung auch einmal den Palmenbaum, ſtatt von einer Tanne, von einer Akazie geliebt ſein läßt — Wiſſens, von wegen der „Grazie" . . . Auch hat er einen „Ahasver" unter der Feder, in dem die geniale Idee vorkommen ſoll, daß Ahasver ſich nach Wien begibt und im „Stock am Eiſen" einen Nagel vom Kreuz des Erlöſers einſchlägt, gerade noch den letzten, der hinein geht, wodurch ihm die ſelige Ruh' zu Theil wird . . .

Percival! rief die Mutter . . . Hat Herr Baron G'frornes? . . .

Percival fuhr wie aus Morgenrothsträumen auf, ſtrich ſich ſeine ſchönen langen ſchwarzen Haare zurück und machte eine Miene, als hätte ihm nur eine Geiſterſtimme gerufen . . . Allmälig beſann er ſich aber auf den irriſchen Begriff des „G'frornen" und efferirte davon mit einer Miene weltſchmerzlichen Duldens . . .

Herr von Pötzl nahm ihm die Schüſſel ab mit der freundlichſten Anrede:

Sie, mein liebſter beſter Herr Percival! . . . Ich glaub' faſt, Sie ſind ſchon wieder einen halben Zoll gewachſen . . .

Percival ſchien die Anerkennung ſeiner Jugend gern zu hören und lächelte . . .

Die Frau Bettina von Fuld — die kennen Sie? . . . fragte dann Herr von Pötzl, als ſie wieder an einem andern Fenſter allein ſtanden . . .

Benne mußte dieſe Vorausſetzung verneinen . . .

O ſie muß ſogleich erſcheinen . . . Mit ihrem Gatten, der etwas in das diplomatiſche Fach ſpielt — ein Chargeant, das in Homburg und Baden-Baden viel Geld koſten ſoll . . . Dann iſt noch die jüngere Schweſter, die Jenny, da . . . Die iſt noch „im Kärnthnerthor", wo eine abgeleierte Oper von Bellini gegeben wird . . . Sie hat eine fameſe Stimme . . . Wenigſtens glauben das die Aeltern und der Profeſſor Bianchi — ja — kennen Sie den Namen? . . . Das iſt derſelbe, den Sie heut im Theater ſahen . . . Der wird nicht Urſache haben, dieſe Ueberzeugung von Jenny's Stimme zu be-

ſtreiten — denn er „laßt" ſich die Stund' mit einem Dukaten zahlen . . . Sie werden ohne Zweifel heute noch Gelegenheit haben, ſich von dem Raffinement dieſes Italieners mit dem Pergamentgeſicht, das Sie heute ſahen, näher zu überzeugen . . . Kommt er mit, ſo laßt er ſie ſingen . . . Ich ſage: laßt ſie . . . Denn das iſt höchſt merkwürdig . . . Dieſe Muſikprofeſſoren haben über ihre Schülerinnen eine Autorität wie ein Abrichter über ſeine Affen . . . Wann der Alte in den Salon tritt, kriegt die Junge regelmäßig einen innern Ruck, wie eine Braut vor ihrem kommenden Bräutigam . . . Vor keinem Menſchen hat ſie Courage, allein zu ſingen . . . Steht aber der alte Italiener dabei und ſchlagt mit ſeiner unerſchütterlichen Pierrotmaske die Noten um, ſo geht's: Perfido! Crudele! —

Mamſell Müller! rief jetzt wieder Frau von Zickeles . . . Hat der Herr Baron G'frornes?

Angelika hüpfte zum Whiſttiſch . . Sie war ſo in Träumen verſunken, daß ſie nur den Ruf, nicht den Auftrag gehört hatte . . .

Bianchi — Bianchi —! . . . Auch über dieſen Namen mußte Benno tiefbeklommen athmen . . .

Angelika carambolirte inzwiſchen mit Herrn von Pözl, der ſich ſelbſt unterbrechend mit der ſüßeſten Miene und wie zum Kniebeugen anbetend auf Damen zulief, die eben ins Zimmer traten und vielleicht die Verläſterten ſelbſt waren . . .

Immer größer und größer wurde der Zuſtrom . . .

Frau von Zickeles zankte mit dem Fräulein Müller

über das, „was sie nicht gewohnt wär' zweimal zu sagen" und verwies sie jetzt auf die Ankommenden . . .

Angelika's Rosabänder flogen einer Dame entgegen, die mit leuchtenden Augen lachend eintrat . . .

Frau Bettina Fuld kam von der „Wieden" und berichtete über die im dortigen Theater gehörten, „unerhörten Plattitüden" . . . lachte aber doch noch bis zum Ersticken darüber . . . Benno erfreute sich des angenehmen Eindrucks, den er zum ersten Mal empfing . . .

Dagegen war Herr Bernhard Fuld ihm zwar äußerlich bekannt, doch mußte er sich erst allmälig in ihm zurecht finden, denn er war so mit Bart überwachsen, daß man keine Physiognomie herausbekommen konnte . . . Er trug sein Band der „ehrlichen Legion" . . .

Benno fühlte Mitleid mit dem Grafen Hugo, zu dessen Leben er hier die Reversseite sah . . .

Jetzt kam denn auch Harry zurück . . . Er hatte nach dem Laërtes, als er die Rede für Opheliens und seines Vaters Tod gehalten, stürmisch applaudiren können, war dann nebenan in die Loge zur „Resi Kuchelmeister" gegangen und brachte diese und auch den Herrn Professor Bianchi mit . . .

Noch erschien eine andere ältere auch der Musik angehörende Persönlichkeit, der Professor Dalschefski, ein Pole . . . Es gab eben einen Zank, dessen Ursache Benno, den seltsamen Italiener, Bruder der alten Carbonari Marco und Napoleone fixirend, nicht sogleich ergründen konnte . . .

Alles das ging bunt durcheinander und noch bunter, als nun auch Leo Zickeles aus einem seiner Wohlthätig-

leitscomités nach Hause kam . . . Die Whistpartieen waren zu Ende, die Spieler standen auf und eine Nebenthür wurde geöffnet, wo compactere Speisen auf einem Tische standen, auf den die Hungernden „wie die Wölfe" zufuhren . . . Resi Kuchelmeister brauchte diesen Ausdruck . . . Sie freute sich Benno wieder hergestellt zu sehen und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten schon — doch zugleich scharf ihn etwas musternd . . .

Der alte Herr von Zickeles trat vertraulich zu Benno . . .

Nach einigen Ermahnungen, sich einen Teller zu füllen, nahm er ihn bei Seite und erörterte den Stand der Angelegenheiten des Grafen . . .

Ja, sagte er, Seine Erlaucht sind auf dem Schlosse Salem . . . Die Frau Gräfin Mutter Erlaucht werden von Schloß Westerhof erwartet . . . Hat die Comtesse Paula von Dorste-Camphausen eingewilligt? . . .

Benno konnte keine Auskunft geben . . .

Hm! fuhr der alte Herr fort . . . Sie, Herr Baron, bringen doch vom Herrn Oberprocurator Rück schon die Stipulationes der Agnaten . . .

Der Graf soll sie zuvor unterschreiben . . .

Die Schuldenlast ist sehr groß und meine Lage nicht darnach, länger Geduld zu haben . . . Ich würde Salem und Castellungo subhastiren müssen . . .

Castellungo? . . . Das gehört der Mutter . . .

Schon längst hat sie es für den Herrn Sohn verpfändet . . . Ohne den Zwischenfall mit Terschka wären wir schon näher am Ziele . . . Die Urkunde — Allen Respect, Herr von Asselyn — Ich kenne Ihre

Ansichten nicht — aber doch — sehr eine verdächtige Geschichte . . .

Herr von Zickeles wollte sagen: Terschka hat im Auftrag Roms das Schloß angesteckt und dann eine falsche Urkunde producirt — Wenigstens las Benno diese Ansicht in den scharfen Mienen des Handelsherrn, der keineswegs zu Scherzen geneigt schien . . .

Benno antwortete:

Terschka ist ja Protestant —

Protestant —! lächelte Herr von Zickeles und flüsterte: Die Jesuiten lassen ihn auch sein Protestant . . .

Mit einem so furchtbaren Streiflicht über Terschka's Flucht und Aufenthalt in London stand Benno eine Weile sich allein überlassen . . . Denn die Töchter umschmeichelten eben den Vater, fielen ihm um den Hals, liebkosten ihn — natürlich, um dabei auch den fremden Baron, dessen begeisterte Prophetin schon lange Angelika Müller gewesen, näher in Augenschein zu nehmen . . .

Herr von Zickeles ließ sich Kinn und Wange streicheln, sagte auch der hinzugekommenen Resi Kuchelmeister viel Artiges, war ganz nur Patriarch und fuhr dann doch, als die Frauen forthüpften, streng wieder fort:

Sie werden es auf Salem sehr öde und einsam finden . . . Falls Sie bis dahin zurück sind, seien Sie doch den Mittag morgen bei uns zu Tisch — Und überhaupt — Herr von Asselyn, an jedem Tag finden Sie bei uns Ihr Couvert . . . Wenn die Gräfin zuletzt mit der wirklichen Entscheidung eintreffen sollte —

Herr von Zickeles konnte nicht weiter reden . .

„Mein System ist einmal dies," wiederholte Blasedo
„daß es keine Wahrheitsperle gibt, die man sich nicht
dem Meere seines eigenen Innern aufgefischt hat."

„Dann sind Sie ja noch weit mehr ein Schüler Jakobi'
fiel Herr Ritter ein und sagte außerdem: „Auf die
Standpunkte werden Sie des beliebigen Meinens und W
nens niemals ledig werden. Sie werden immer nur J
eigene Philosophie in Taschenformat haben und weder üb
zeugen können, noch heute wissen, was Sie gestern für w
gehalten haben."

Der Pfarrer zerlegte ein vortreffliches Stück Rindflei
die Gräfin war so weit gekommen, daß sie selbst aß, währe
die Kinder zum Theil schon fertig waren. Ihre Spannu
war so außerordentlich, wie ihr Stolz auf Herrn Ritte
der jedes seiner Worte mit einem vornehmen, wegwerfend
Accent ausstattete. Blasedow sagte in aller Ruhe: „W
Ihnen mißfällt, ist gerade meine Beruhigung. Fragen S
mich über Gott, über die Natur, über was Sie wollen,
werde mich hüten, Ihnen mit der Formel einer Schule
antworten. Ich werde Ihnen immer nur antworten: G
daß Sie mich anregen, kommen Sie, wir wollen uns Bei
besinnen und sehen, wohin wir mit unsrem dummen Ve
stande gerathen. So that es schon Sokrates."

„Daß Sie Ihren Verstand dumm nennen," bemerk
Herr Ritter, „ist ganz in der Ordnung und würde au
auf mich passen, wenn ich mir anders auf meinen Verstan
etwas zu gut thäte. Mit dem Verstande würden wir Neue
in der Philosophie nicht mehr weit kommen: denn dieser alt
grämliche Gesell ist in dem Schlafrock der alten Philo
sophie, ja selbst im Schlafrocke Kants sitzen geblieben. De

Auch Leo Zickeles nicht, der hinzugetreten war und sich ins Geschäftliche mischen wollte — Mein Gott, was ist! mußten Vater und Sohn zu gleicher Zeit fragen . . .

Jenny weinte laut . . . Weil Professor Bianchi mit Resi Kuchelmeister „eine Verschwörung" gegen sie eingeleitet hätte . . . Eben jetzt erst hatte sie erfahren, daß Bianchi heute Dalschefski's Platz im Burgtheater benutzt und die Resi begleitet hätte . . . Sie hatte bisher den Grund, warum er heute nicht im „Piraten" war, vergebens erforscht . . .

Soviel etwa verstand Benno von der Ursache des Streits . . .

Der Vater ging besorgt in das vordere Zimmer . . . Frau von Zickeles folgte in großer Aufregung . . .

Leo, der älteste Sohn des Hauses, der Wohlthätigkeitsschwärmer, ein ruhiger, kaltprüfender Mann, schenkte Benno Wein und sagte, ohne sich um den musikalischen Lärm zu kümmern:

Ja, Sie werden den Grafen sehr in Verstimmung finden! Aber man kann ihm doch nur Glück wünschen, daß namentlich auch — das Verhältniß aufhört mit dieser — Angiolina . . .

So war das vernichtende Wort gefallen . . .

Angiolina? sagte der hinzutretende Harry lächelnd und löste Leo ab, der von seinem Schwager, dem Diplomaten, in Anspruch genommen wurde . . .

Haben Sie auch schon von dem Fräulein Pötzl gehört? fragte er und sah sich dabei schmunzelnd und scheu nach Herrn von Pötzl um . . .

Wie hängt Herr von Pötzl mit — fragte Benno

in abgebrochener Rede ... dieſer — Dame — zuſammen? ...

Bei Leibe, flüſterte Harry und drückte ſeine kleinen Augen vollends zu; nur nichts laut davon! ... Sie iſt Herrn von Pötzl's Pflegetochter ... Er kennt ſie aber ſeit Jahren nicht mehr, will auch nichts mehr von ihr wiſſen ... Auch zu uns kam ſie ſonſt ... Herr von Terſchka führte ſie auf ... Später ging's nicht mehr — des Verhältniſſes mit dem Grafen wegen, der ſie als Kind hatte erziehen laſſen und dann — ... Sie wiſſen ... Nur die Einzige, die ſie noch zuweilen ſieht, iſt da die Reſi ... Das iſt überhaupt ein lieber Narr! ... Reſi's Vater war unſer erſter Buchhalter und hinterließ ihr ein hübſches Vermögen ... Seitdem wohnt ſie mit einer Tante und will ſeit zehn Jahren ſchon zum Theater ... Sie weiß aber nicht, daß das mit ihren fünfundzwanzig Jahren zu ſpät wird ... Meine Schweſtern ſind mit ihr auferzogen worden ... Sagen Sie ihr aber um Himmels willen nicht, daß Sie der Employé ſind, der die Heirath des Grafen Huge mit der Gräfin Torſte, der Geiſterſeherin, arrangiren ſoll ... Sie kratzt Ihnen ſonſt die Augen aus, ſo intim war ſie noch vor kurzem mit Angiolina, die wirklich ſonſt eine Pracht von einem Mädchen iſt ... Aber hören Sie, wie die Reſi jetzt den Bianchi zurecht ſtutzt ... Sie müſſen wiſſen, die Thereſe wohnt in Einem Hauſe mit den beiden Muſikmeiſtern, die zuſammenwohnen, obwol ſie ganz verſchiedene Syſteme haben ... Thereſens Lehrer iſt der Dalſchefski, ein Pole, und der iſt für deutſche Muſik; und unſere Jenny, die hat den Bianchi

zum Lehrer und der ist natürlich ein fanatischer Italiener . . . Der Pole und der Italiener wohnen, wie gesagt, in einem Quartier . . . Auf der Currentgasse . . . Und von Haus aus sind sie die besten Freunde . . . Im Vertrauen gesagt wegen der Politik . . . Aber in der Musik hassen sie sich . . . Nun können Sie sich die Eifersucht der beiden Mädchen denken! . . . Unsre Jenny weint eben, weil der Bianchi heute mit der Resi ins Burgtheater gangen ist, während sie im Kärthnerthor allein saß! . . .

Welche geringfügigen Leiden! dachte Benno . . .

Mehr konnte Harry nicht mittheilen; alles wurde still, weil die beiden Freundinnen allein das Wort führten . . .

Jenny, nicht so anmuthig, wie ihre Schwester Bettina, mit schärferer orientalischer Zeichnung, voller, drückte ihr Taschentuch vor die Augen und behauptete, die ganze Vorstellung des „Piraten" wäre ihr heute verderben gewesen durch das vergebliche Warten auf Bianchi . . . Und dieser Mann würde inzwischen von Theresen in Beschlag genommen! . . .

Der Pole Dalscheski, ein magerer, schmächtiger Alter mit grauen Haaren, immer halb lächelnden, halb melancholischen Ausdrucks, sprach in gebrochenem Deutsch:

Mein Freund Bianchi — er hat sehen wollen — die Loge von großem Kanzler — wo sind gewesen heute die italienischen Herrschaften aus Rom — hab' ich ihm gegeben meine Play — . . .

Unbesonnen genug von Ihnen! entgegnete ihrerseits die Resi . . . Der fremde Herr Baron, der durch Zu-

fall Zeuge unſrer Leiden geweſen iſt, wird es beſtätigen können, daß der Maeſtro durch ſeine gehäſſigen Bemerkungen uns die ganze Vorſtellung verdorben hat ...

Wenn Thereſe Kuchelmeiſter laut ſprach, ſchien es, als wäre dies für alle ein Zeichen, zu ſchweigen ... Angelika Müller raunte Benno, der an dem Italiener immer mehr Intereſſe nahm, ins Ohr:

Das iſt unſre Armgart — ins Wieneriſche überſetzt ... Sie iſt natürlich — aber bis zur Grobheit einer Küchenmagd ... Hören Sie nur! ...

Angelika ſchien vorauszuſetzen, daß es zwiſchen Benno und Armgart immer noch wäre wie ſonſt ...

Unter allgemeinem Lachen ſagte Reſi, indem ſie von ihrem Teller ein Ragout aß:

Ueberhaupt dieſe Italiener! ... Nein, die liſtige Artigkeit erſt, mit der er in die Lage kam ſtatt des Dalſchefski, bis ſich dann ſeine wahre Natur enthüllte ... So iſt's auch in unſerm Hauſe ... Wann der „Obers" zum Kaffee den beiden Herren zu ſchlecht iſt — und es iſt ein Leiden mit der Milch in Wien, nicht wahr, Frau von Zickeles? — ſo ſchicken ſie zu mir herunter und meine Tante laßt ſich regelmäßig beſtechen, wann ſie gerad' eben eine Sonat' von Beethoven ſpielen hört ... Dann, denkt ſie, hat unſer guter Dalſchefski da die Oberhand, das arme fromme Lamm das ...

Alles lachte ... Dalſchefski kicherte, als kraute ihm eine ſanfte Hand — das Fell ...

Mit unerſchütterlicher Ruhe, einer Mumie gleich, verharrte Bianchi unter dem Gelächter und that, als wenn er überhaupt kein Deutſch verſtünde ...

Dalſchefski ſagte zu Benno, der im Antlitz des Profeſſors Aehnlichkeiten mit Napoleone, Marco Bianchi und — Olympien ſuchte . . .

O, ſie iſt ſchlimm! . . .

Jenny Zickeles ſtand ihrem Lehrer als einem willenloſen Opfer fremder Intriguen bei, brachte ihm von den Speiſen und ſchlug den Flügel auf . . .

Der Schwiegerſohn des Hauſes, Ritter Fuld, ſchien vor dem Moment des Singens ſeiner Schwägerin ein Grauen zu empfinden, retirirte ſich und zog Benno auf ein Kanapee ins Nebenzimmer ... Seine Gemahlin kam ab und zu . . . Sie lachte faſt zu viel — „ihrer ſchönen Zähne wegen", flüſterte Herr von Pötzl ſchon bei ihrem Eintreten . . .

Jenny, ihre Schweſter, ſang indeſſen eine majeſtätiſche Arie von Caraffa . . . Bianchi ſchlug die Noten um . . .

Benno betrachtete in den Pauſen, die ihm Ritter Fuld gewährte, den Italiener . . . Es mußte der „Onkel" Olympiens ſein . . . Nur etwas Außerordentliches hatte dieſen Feind der deutſchen Sprache und Kunſt ins Burgtheater ziehen können . . . Wie ſprach er von dem Kind ſeiner Schweſter Lucretia . . . War nicht über ſeine todten Mienen ein plötzliches wildes Erzittern gekommen? . . .

Die Arie endete natürlich mit großem Applauſe ... Auch Reſi und Dalſchefski klaſchten — um alles wieder gut zu machen ... Herr von Pötzl war Fanatismo und zog auch Benno in die Wirbel und Strudel ſeiner Be-

wunderung, ob er gleich ihm hinterher leiſe ins Ohr ein: Pitoyable! raunte . . .

Jenny ſtand am Piano und hielt die Hand ihres geliebten Maeſtro mit einer Zärtlichkeit, als wollte ſie ſagen: Du mein Licht, meine Sonne, du Urſache meines höhern Seins, du Erkenner und Bildner meiner unvergleichlichen Stimme! . . .

Signore parla italiano — ? fragte ſie, um dem geliebten Profeſſor das Geſpräch zu erleichtern . . . Denn Benno mußte ſich jetzt dem Sonderling nähern, deſſen Empfindungen er vielleicht nur allein hier verſtand . . .

Dieſer blieb ſo kalt wie Eis . . .

Benno fragte ihn in ſeiner Sprache, ob er die italieniſchen Herrſchaften, die ihn heute ins Burgtheater gezogen hätten, ſchon aus Rom gekannt hätte? . . .

Jetzt blitzte über das gelbe Antlitz ein heller Lichtſchein . . .

Nein, mein Herr, erwiderte er trocken. Einmal dieſe Leute geſehen zu haben, iſt ſchon zu viel . . .

Lieben Sie ſo wenig Ihre Landsleute? entgegnete Benno . . .

Dieſen Principe Rucca? . . . ſprach Bianchi. Haben Sie das ſchwarze Pflaſter geſehen? Der junge Affe hat ſich wahrſcheinlich den Kopf an einer Fenſterſcheibe zerſtoßen und geht nun mit einem Pflaſter ins Theater, um Oeſterreich glauben zu machen, ein ſolcher Italiener könnte ein Duell gehabt haben . . .

Benno erzählte die Urſache der Verwundung, nannte die junge Gräfin Maldachini und ſah das Auge des

Italieners unter ſeinen ſchwarzen Brauen immer mehr hin und herzucken . . .

Ja mit Beſtien muß die ſpielen! . . . ſagte er und fixirte Benno mistrauiſch, als müßte er Anſtand nehmen, ſich ganz auszuſprechen . . .

Dalſchefski horchte gleichfalls ſchlau . . . Beide Männer ſchienen in ihrem innerſten Weſen noch etwas anderes zu ſein, als was ſie hier vorſtellten . . .

Benno erkannte immer mehr, daß er wirklich Luigi Bianchi, den dritten der römiſchen Flüchtlinge, vor ſich hatte, in deren Familie ſich Hedemann hineinheirathen wollte . . .

Jenny war überglücklich, die neue Bekanntſchaft des Hauſes ſofort mit Bianchi ſo eng verbunden zu ſehen . . .

Wie beide ihr der Hitze wegen in ein Nebenzimmer folgen ſollten, Benno auf eine Beſtätigung des Urſprungs der Gräfin Maldachini gefaßt ſein konnte, unterbrach Reſi, die gefolgt war, die zur nähern Verſtändigung einleitende Frage Benno's: Haben Sie nicht Verwandte, die in Frankfurt am Main und London leben? . . . mit den deutſchen Worten:

Der hat gar keine Verwandte! Der iſt in Italien auf einem Holzapfelbaum ganz für ſich allein gewachſen!...

Benno hätte wünſchen mögen, die neckiſche Plaudertaſche hielte ſich jetzt entfernt . . . Er konnte vorausſetzen, daß Bianchi ſich in tiefſter Herzensbewegung befand, ſo ruhig auch wieder ſein Aeußeres erſchien . . .

Da er auf die erneute Frage nach dem „Bildhauer" Bianchi, wie Benno den Gipsfigurenhändler, und nach dem „Maler", wie er den Reſtaurator nannte, nur ein

Kopfschütteln als Antwort bekam, ließ er Resi's Spott gelten . . .

Glauben Sie ihm das alles nicht! sagte diese . . . Die Leute, die Sie da nennen, die sind allerdings sämmtlich seine Verwandte! . . . Oder sie mögen nicht weit von seinem Stamm gefallen sein . . . Aber Dalschefski muß ihnen regelmäßig schreiben, daß der Onkel im Spital läge und sich selbst von milden Gaben anderer Menschen sein Leben kümmerlich friste . . .

Ha ragione! sagte Bianchi ruhig und nahm eine Prise, die ihm sein persönlicher Freund und Stubengenosse, wenn auch musikalischer Gegner und Rival Dalschefski präsentirte . . .

Besuchen Sie ihn in der Currentgasse, Herr Baron, sagte Resi . . . Ein Haus mit drei Höfen, berühmt durch den heiligen Stanislaus nebenan . . . Jetzt gehört es der Handlung Pelikan & Tuckmandl . . . Da werden Sie jeden Mittag um zwölf Uhr, Hof Nr. 3, Thür Nr. 17 rechts, diesen von mildthätigen Gaben lebenden italienischen Bettler über einer Pastete von Rebhühnern und dergleichen und dem besten Wein Deutschlands finden, eines Landes, das er so gründlich verachtet . . . Unsere Musik schlecht zu machen hat ihm in diesem charakterlosen Wien ein Vermögen von fünfzigtausend Gulden eingebracht . . . Nachts fürchtet er freilich zur Strafe die deutschen Diebe — und darin hat er Recht, es wird in Wien fürchterlich gestohlen — Frau von Zickeles! In der Josephsstadt ist schon wieder eingebrochen! — Dann ruft er in seiner Angst dem Dalschefski und wenn dieser edle Pole, der die deutsche

Muſik trotz der drei Theilungen Polens ehrt, es vorzieht, um zwölf Uhr Nachts zu ſchlafen, ſo weckt ihn dieſer grauſame Tyrann, macht Licht und ſchmeichelt ihn aus dem Bett heraus mit dem Zugeſtändniß, daß Mozart manchmal ein Italiener geweſen wäre ... O, wir kennen alle ſeine Verwandte. Eine Frau Giuſeppina Biancchi zieht in Caſtellungo die beſten Seidenwürmer ... Graf Salem-Camphauſen hat ſich's eine Unterſuchung koſten laſſen, als er der Angiolina Stunden gab und ihn auch da einmal Terſchka um ſeine Verwandte zur Rede, er ſich aber darüber völlig unwiſſend ſtellte ...

Mit größter Ruhe entgegnete der Maeſtro auf dieſe für Benno tief ergreifenden Einzelheiten:

Es iſt ja bekannt, daß dieſer Herr Graf von Salem ſeine Finanzen durch allerlei dumme Poſſen ruinirt hat ...

Da man lachte, ſo brach Reſi in ein parodirendes: Perfido! Crrrrrudele! aus im Ton der italieniſchen Oper, ſprang zum Klavier, variirte noch eine Zeit lang in dieſem Ton heftige Verwünſchungen gegen Biancchi, ging aber allmählich wie von Rührung über die Erwähnung Angiolinens und die wol jetzt in Erfahrung gebrachte Miſſion des fremden jungen Rechtsgelehrten ergriffen, in andere Melodieen über und ſang zuletzt Schubert's „Wanderer" mit einem erſchütternden Ausdruck der Empfindung ...

Benno hatte indeſſen nicht den Muth, weiter zu forſchen ... Ueberall ſah er, daß er Anknüpfungen ſeiner Intereſſen, voll äußerſter Verlockung, ſich zu enthüllen, fand und immer, immer war dazu der Begleiter der Schmerz ... Er hörte die Thurmuhren draußen

feierlich in den ſchönen Geſang hineinſchlagen . . . Es war wie ein Ruf aus dem Jenſeits . . .

Als Reſi zu Ende war, hätte er gehen mögen . . . Wie disharmoniſch war der ausbrechende Beifall! . . . Herr von Pötzl raſte und kein vertrauliches: Pitoyable! folgte . . . Reſi aber würdigte gerade ihn keines Blicks . . . Es war, als wollte ſie ſagen: Wir haben eine Loge zuſammen — müſſen gemeinſchaftlich unſere kritiſchen Empfindungen im Burgtheater los werden — aber ein Urtheil über ein Lied von Schubert geſtatt' ich dir nicht . . .

Zuletzt gab man noch Benno für ſeinen wiener Aufenthalt allerlei gute Rathſchläge . . .

Bernhard Fuld warnte vor den Fiakern — Herr von Pötzl, ihm leiſe ins Ohr raunend, vor den „Spitzln" — Frau Bettina Fuld mit einer leiſen Anſpielung auf Terſchka, über den ſie mit ihm einiges geſprochen hatte (ſtaunend und lächelnd; ſie lächelte zu Glück und Unglück), vor den Böhmen — Harry vor den immer ſehr ſchlechten Eckplätzen in den Theatern — ja ſelbſt Percival, den der Schlaf übermannte, thaute noch einmal auf und äußerte ſich ganz praktiſch über das Inſtitut der „Hausmeiſter", das zwar Trinkgelder bedinge, aber den Beſitz eines Hausſchlüſſels überflüſſig mache . . .

Reſi ſagte:

Die Hauptſache, Herr Baron, bleibt immer die, daß Sie ſich nicht beſtehlen laſſen! In Wien ſtiehlt alles! Nicht blos die Raizen und Raſtelbinder — das ſind noch die ehrlichſten von allen! Nur draußen in der Vorſtadt, aber auch da nur in der alleräußerſten, gibt's noch

Verſtand zügelt nur die Flüge, welche die Vernunft in das reine, weiße Licht der Ideen wagt. Sokrates erwähnen Sie nur gar nicht: denn jene antiken Unterhaltungen über abſtracte Gegenſtände waren dem kindiſchen Frohlocken gleich, wenn es der Jugend geräth, irgend ein nicht zu tief liegendes Buchſtabenräthſel zu löſen. Wir ſind jetzt namentlich auch in der Theologie auf einem Standpunkte, wo man ſich von der logiſchen Ordnung der Syſteme nicht mehr trennen kann."

„Ich beſtreite die Tiefe jener Ideen nicht," antwortete Blaſedow „von denen Sie natürlich im Augenblick, zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch, möcht' ich faſt ſagen, wenn ſie nicht Milchſuppe äßen, nur die Oberfläche abſchöpfen können; aber deuten Sie mir nur den Gebrauch an, den Sie von Ihren Ideen für die Kanzel machen werden. Sie verſtehen mich recht: ich denke nicht daran, bei der Wiſſenſchaft nach dem Nutzen zu fragen; allein ich frage bei der Wiſſenſchaft nach der Möglichkeit, eine Ahnung davon auch in den Gemüthern der Gemeinde zu erwecken. Ich habe einen Prediger aus Ihrer Schule gehört, der beinahe der Stifter derſelben iſt, und bin über das kleine Nachmittagspublikum erſtaunt, das er des Vormittags um neun Uhr hatte."

„Sie meinen den Conſiſtorialrath Marheineke," entgegnete Herr Ritter.

„Allerdings," ſagte Blaſedow; „vergleichen Sie dieſen Redner mit Schleiermacher."

„Den ich gänzlich verwerfe," ergänzte Herr Ritter.

„Den Sie verwerfen!" rief Blaſedow aus, indem er die kleine Figur des Candidaten mit der allerdings noch kleineren Schleiermachers verglich. „Warum ziehen die Reden Schleiermachers ſo gewaltſam an? Weil ſie die

ein bissel Ehrlichkeit! Ganz verlassen könnens „Ihnen“ blos auf die Ungarn! Sonst stiehlt in Wien alles ... Die Raizen stehlen weil sie's brauchen ... Die Italiener stehlen, weil sie die Ehrlichkeit für einen Mangel an Geist halten ... Die Böhmen stehlen, weil sie so wißbegierig sind ... Die Raben entschuldigen sich ebenso ... Die Polen, lieber Dalscheffki, nehmen Sie mir's nicht übel, die stehlen auch; sie haben das Bedürfniß, die Liebe ihrer Herrschaft in Prügeln bewiesen zu bekommen ... Ja und alle diese Motive zum Stehlen lassen sich noch hören ... Aber die schlechteste Nation, Professor Bianchi, sind in diesem Punkt allerdings die Deutschen! Die stehlen aus dem ganz gemeinen Grund, dasjenige, was andern gehört, lieber selbst haben zu wollen ... Ich sage das in voller Ueberzeugung und nicht blos deswegen, weil der arme Bianchi sich über das Schubert'sche Lied schon wieder ganz gelb geärgert hat und morgen am End' die Stund' hier absagen laßt ...

In solche und ähnliche lustige Reden hinein wurden die Mäntel, die Shawls und Hüte aufgebunden ...

Phantastisch aufgeputzt wurde Bianchi von Jenny und Dalscheffki von der Resi ... Große Shawls hüteten die geliebten alten Maestri vor „Verkühlungen“ ... Ein charakteristischer Zug aller gebornen Wiener war, daß sie nun noch einstimmig das Klima ihrer herrlichen Stadt verwünschten ... Frau von Zickeles entwickelte sich jetzt erst in einer längern Rede ... Angelika Müller pries dafür ihr Landhaus in der „Briehl“ ... Sie seufzte auf wie eine Märtyrerin, Benno, als

ſtünde ſie an der Maximiliuskapelle, zuflüſternd: Ich hoffe auf eine ſtille Stunde! . . . Harry Zickeles ließ ſich nicht nehmen, Benno nach Hauſe zu begleiten . . . Alles ſchritt hinunter . . . Man trennte ſich . . .

Herr von Pötzl benutzte Harry's Holen eines vergeſſenen Halsſhawls, um Benno zu ſagen:

Der Harry iſt in Wien „Führer" par excellence . . . Wo wäre ein neu angekommener Name, den er nicht des Morgens auf den Graben ſpazieren geführt und des Abends nach Hauſe begleitet hätte! . . . Leo hat ſeine Wohlthätigkeitsdiplome, Percival ſeinen „Ahasver", der Harry wird Ihnen noch ſein „Album" anbieten . . . Dieſes ſechs Pfund ſchwere Buch folgt ihm nach Mailand, Paris und London . . . Was nur Namen hat in der wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und geſellſchaftlichen Welt, hat da mehr oder weniger hineingeſchrieben: „Hommage à mon ami Zickeles!" Er iſt der einzige Menſch, dem ſich Meyerbeer, Thalberg, Liſzt und andere Genien im Nachtkamiſol und in Unterbeinkleidern beim erſten Morgenbeſuch zeigen und — „Genirens Ihnen nicht, Meyerbeer, ziehen Sie ſich ruhig an, Ihr Freund Harry Zickeles raucht die Cigarre!" —

O bitt' ſchön, lieber Herr von Zickeles (unterbrach er ſich) — da ſind Sie ja . . . Ja, Sie Charmanteſter . . . Nur keine Verkühlung . . . Mein Weg iſt in die Joſephſtadt . . . Herr von Aſſelyn . . . Hab' mich unendlich gefreut . . . Aber ich hab' noch die Ehre — . . .

Auf die ſchärfſte Satyre folgte der gemüthvollſte Händedruck erſt an Harry, dann an Benno, und nun wohnte Herr von Pötzl doch in der Joſephſtadt, wäh-

rend ihn ſo lange, als er über Benno noch nicht im Reinen war, ſein Weg auch über die Mölkerbaſtei und auf die Freyung geführt hatte ...

Harry ergriff Benno's Arm wie den eines alten Bekannten und gab über den ſchnell davon Huſchenden die Erklärung:

Herr von Pötzl iſt ſehr ein rangirter Mann — Witwer — ohne Kinder — Die Angiolina war ſeine Pflegetochter — Graf Salem ließ ſie auf ſeine Koſten von ihm erziehen — Sonſt iſt er — urſprünglich, glaub' ich, ein verdorbener Architekt ... Er hatte das Geſchäft gepachtet, im Prater die Buden aufſchlagen zu dürfen ... Dann baute er ſelbſt Häuſer oder lieh Geld auf andere ... Das hat ihn in die Höh' gebracht ... Als ſeine Frau ſtarb, verließ ihn die Angiolina und ihm war's ganz recht, denn er hat einen großen Nagel im Kopf und hieße gar zu gern der „Edle von Krapfingen", was eine Beſitzung iſt, die ihm gehört. ... Die Leute ſagen — aber ganz unter uns — hier an dem Gebäude (Harry zeigte auf ein düſteres, Benno ſchon bekanntes Haus — die Polizei) kennt der Mann alle Hinter- und Seitenthüren ... Nehmens ſich ein biſſel vor ihm in Acht ... Wir haben allerhand Spitzln ... Bezahlte und unbezahlte ... Wenn Sie in der kleinſten Garküche ſpeiſen, ſo weiß man hier in dem Hauſe ſchon Abends, in was für Münze Sie bezahlt haben ...

An dem ſtillen Prieſterhauſe, Benno's Wohnung, mußten die lehrreichen Aufklärungen ein Ende nehmen ...

Ein großer eiſerner Klopfer wurde noch von dem gefälligen Harry angeſchlagen . . .

Die Thür ging auf . . . Benno nahm Abſchied und verſprach, wenn er morgen zeitig vom Schloß Salem zurückkehren ſollte, die Einladung zum Mittagstiſch anzunehmen, ſonſt aber jeden freien Augenblick in dem unterhaltenden, gaſtfreien, ſo zwangloſen Hauſe zuzubringen . . .

Nun ſchritt er durch matt erhellte Gänge und kam in ſeine ſtillen Zimmer, wo er ſuchen mußte, nach ſoviel kaum zu Ertragendem, das heute das Geſchick ihm verhängte, im Schlummer die Kraft zu gewinnen für ſein ferneres — „Freudvoll und Leidvoll".

Dann erzählte er von dem Abend bei den Zickeles und schilderte den eigenthümlichen Gegensatz desselben zu der Lage, in der er den Grafen Hugo anzutreffen erwarten durfte . . .

Auch diesen Beziehungen, die eine Schilderung der Macht der Börse veranlaßten, stand der Chorherr zu fern . . .

Als Benno andeutete, daß ihm durch alles, was er hier in Wien und Oesterreich sähe und höre, doch ein eigenthümlicher Ton der Trauer mitten durch die Freude hindurch zu gehen schiene, eine Verstimmung, ein Mangel an Selbstvertrauen und doch auch wieder kein Vertrauen zu andern, eine bald excentrische Hingebung, bald ein geheimer Krieg aller gegen alle, kurz eine völlig atomistische Zerbröckelung dieses herrlichen großen Ganzen — da sagte der Chorherr, aufs äußerste erregt und vom gemeinschaftlich genossenen Frühstück aufstehend:

Das eben bricht mir ja das Herz! . . . — Das erkennen Sie also schon, daß, wenn auch unsere Machthaber nichts lieber wünschen, als die Bestätigung des Rufes, in dem wir als ein Volk von Phäaken stehen, lebend nur dem immerfort sich drehenden Bratspieß, doch dieser Vergnügungstaumel, in den sich unsere Bevölkerung zu stürzen liebt, um so herbere Aschermittwochsstimmungen zurückläßt? . . . Aus all dieser Lustigkeit hörten Sie schon heraus: Wien ist krank! . . . Mein junger Freund, ganz Oesterreich ist es . . . Der Wahrheitstrieb, der tief in diesem Volk begründet ist, findet keine Befriedigung . . . So verwandelt er sich in Mistrauen, kühle Prüfung, zuweilen leidenschaftlich hervorbrechende Be-

geiſterung und wieder ebenſo raſch kommende Ironie ſeiner ſelbſt . . . Die einen macht ein ſolches Weſen ſchlecht, die andern macht es melancholiſch . . . Was ſoll einſt daraus werden! . . . Die Maſſe iſt gemüthvoll, iſt gerechtigkeitsliebend, aber von einer beängſtigenden Unbildung und Maßloſigkeit . . . Die Vorſtädte werden an ſich noch wie von den Anſchauungen alter Frauen regiert, die an den Straßenecken die Gemüſe verkaufen . . . Ein Schrecken vor Kometen oder vor dem möglicherweiſe alle Tage wiederkehrenden Türken oder vor dem Staatsbankrott iſt die feſtſtehende Stimmung des allgemeinen Volksgeiſtes . . . Nun dieſer Drang nach Oeffentlichkeit, nach Auszeichnung . . . Alles was in den Polen, Ungarn, Böhmen, Italienern, namentlich aber in der lebendigſten aller Nationen, in — dem todten Iſrael lebt, impft ſich unſerm Volk hier auf . . . Herrlich, wenn das alles einen würdigen Gegenſtand fände . . . Aber dafür die ſtrengſte Cenſur, die Verfolgung der Meinungen, die Unterdrückung der Lehrfreiheit und — als Erſatz für alles das, was die Oeffentlichkeit entbehren muß, die immer enger und enger ſich ziehende jeſuitiſche Ueberſtrickung . . . Kirche und Schule, Wiſſenſchaft und Kunſt ſollen vom „joſephiniſchen“ Geiſt gereinigt werden . . . Einſehend, daß es unmöglich, das Licht, das man fürchtet, in Säcken und dunkeln Kutten aufzufangen, arbeitet man jetzt an einem andern Syſtem der Bekämpfung des Neuen . . . Man erbaut Gegengebäude . . . Man hört die Rathſchläge aus dem Al Geſù in Rom . . . Und dem allem ſtimmt die öffentlich geheuchelte Loyalität

gleichſam zu und doch — im tiefſten Grund — iſt's nichts als Lüge — . . . An der Lüge geht mein herrliches Oeſterreich zu Grunde! . . .

Die magern Hände des Greiſes zitterten . . . Sie krümmten ſich . . . Sein Auge war umflort . . . Er mußte hundert Schritte im Zimmer auf und nieder machen, bis ſich ſein Blut beruhigte . . .

Ein Hausdiener brachte einen Brief, den geſtern Abend ein fremder Herr bei ihm unten geſchrieben, verſiegelt und an Herrn von Aſſelyn adreſſirt hatte . . .

Er war von Schnuphaſe . . .

Benno mochte nicht leſen . . .

Als ſie beide wieder allein waren, nahm der Chorherr die Gedankenreihen, die ihn ſo tief erſchütterten, wieder auf . . .

Unſere gegenwärtigen Regenten — ſind gegen die Jeſuiten . . . Regenten wollen keine Theilung ihrer Herrſchaft . . . Aber die Strömung iſt zu groß . . . Sie kommt zu ſtark und von hoch oben . . . Immer größer wird die Zahl der mittelalterlichen Fanatiker, die mit feierlicher Salbung das ausführen, was Gentz nur vom Standpunkt der bloßen Staatsraiſon leicht und heiter hinwarf . . . Damit das germaniſche Element in Deutſchland nicht ganz an Preußen übergeht, muß der Proteſtantismus in ſich ſelbſt verwirrt, verdunkelt und zum Bundsgenoſſen Roms gemacht werden . . . Alle Richtungen, die im Denken und Empfinden der Zeit irgendeine Verbindung mit dem Mittelalter zulaſſen, ſollen von jetzt an nur noch allein gepflegt und ausgezeichnet werden . . . Ich habe das Gefühl einer bangen Zukunft . . .

Der ſich natürlich aufdrängende Gedanke an den großen Staatskanzler beſtimmte Benno, den Brief Schnuphaſe's zu erbrechen . . .

Er las:

„Hochwohldieſelben nicht zu Hauſe getroffen, zu haben beklage ſchmerzlichſt, bitte inſtändigſt, jedoch Hochdero ergebenſten Diener in dieſer großen Stadt nicht verlaſſen zu wollen, ſondern, ihm hülfeflehend die Ehre zu geben für übermorgen anberaumter Hoher Audienz bei ſeiner Durchlauchtigſten Staatskanzler Hochdero ergebenſten Diener begleiten zu wollen, da meine Angſt vor den vorhabenden Mittheilungen alles, überſteigt was in ſolcher Lage jemals, empfunden zu haben entſinnen kann. Adreſſe: Pelikan & Tuckmandl, Currentgaſſe. Hochdero gehorſamſt Schnuphaſe, Stadtrath. In Eile."

Benno zerriß den Brief, warf ihn in einen Papierkorb und ſchwieg von dem Inhalt . . .

Feierlich zündete der Chorherr eine Kerze an und ſagte:

Briefe, die man nicht aufbewahren will, muß man verbrennen . . .

Eine lange Pauſe, während der er feierlich die Stückchen Papier verbrannte . . . Rauchen Sie eine Cigarre! ſagte er dann mit weicher Stimme . . . Sie ſind jung! . . . Und kommen Sie nicht zu ſpät zurück . . .

Benno drückte dem Gehenden die Hand . . . Es war ihm bei dem trefflichen Mann ſo wohl, als wäre er beim Onkel in der Dechanei . . .

Auf eine ſeiner Viſitenkarten ſchrieb er in italieniſcher

Sprache: „— bedauert, für heute verhindert zu ſein, perſönlich nach dem Befinden Sr. Hoheit zu fragen“ . . .

Es waren dieſe Worte für den Principe Rucca beſtimmt . . . Buchſtaben, die ſich von ſeinem Herzen, von ſeiner Hand langſam losrangen, wie ein Fürſt die Beſtätigung eines Todesurtheils ſchreiben mag . . .

Dann nahm er die ihm von Rück übergebenen Papiere, ſchloß ſie in ein größeres Portefeuille, nahm einen warmen Oberrock, verließ ſein Zimmer und beſtieg den kleinen Wagen, der am Hauſe hielt . . .

Am Palaſt des römiſchen Botſchafters fuhr er vorüber, wie vor einem geheimnißvollen Cocon, in den ſich eine Raupe gehüllt hat, die ihm zum bunten Schmetterling werden ſollte . . .

Am Palatinus hielt er . . .

Die Vorhänge an den Fenſtern des erſten Stocks hingen noch herniever . . . Einen Troß von Menſchen ſah er wieder im Portal ſtehen . . . Wieder den Mohren des Prinzen Rucca . . .

Benno übergab aus dem Wagen dem Portier ſeine Karte . . . Die Hand zuckte. Er erſchien ſich jener Apollin, an den Olympia als Kind hinaufſprang, um ihn zu zertrümmern . . . Eine heiße Glut durchloderte ihn, wenn er dachte: Sie erwartet dich um elf Uhr in den Zimmern ihres Verlobten, findet deine Karte, auch die Mutter nimmt dieſe in die Hand, lieſt deinen Namen — Ceccone kommt hinzu — Du wirſt in Kreiſe gezogen, wo die Verführung dich umgaukelt, wo jeder Schritt für dein Herz und dein Urtheil zur Fußangel werden kann! . . . Wirſt du in ſolcher Lage, mit allen

Wahrheit in dem Momente finden, wo das Gemüth nach Aufklärung lechzt, weil der dialektiſche Proceß des Geiſtes, der nach Klarheit ringt, vor unſern Augen durchgemacht wird und die Zuhörer ſelbſt von den Inſtanzen dieſes Prozeſſes inſtruirt und auf's tiefſte ergriffen werden. Ich bin ein ſchlechter Landpfarrer gegen den Mann, ein Kothſaſſe, der nur die Taglöhnerarbeit in der Religion verrichtet; aber das nehmen Sie mir nicht übel, Ihre Formeln kann man in keine blühende, vom warmen Leben angehauchte Worte wieder auflöſen."

Herr Ritter zog die Lippen verächtlich und ſagte: „Ob die Theologie in landwirthſchaftlichen Dünger verwandelt werden ſoll, um das Feld der Religion beſſer zu befruchten, das entſcheidet über das Schickſal der erſtern nicht. Ich bin auch weit entfernt, meinen Beruf auf der Kanzel zu finden."

„Ja," fiel die Gräfin ein, „Herr Ritter bereitet ſich für das akademiſche Fach vor. Herr Ritter iſt auch nicht für das ewige Aufklären der Landleute und ſagte geſtern ſehr witzig: man könnte doch die Religion mit der Kuhpockenimpfung nicht auf eine Stufe ſtellen."

Herr Ritter lachte ſelbſt über ſeine witzige Bemerkung und trieb einige düſtere Falten auf Blaſedow's Stirne. In dem Augenblick erhob ſich aber ein gewaltiger Lärm vor der Thüre. Man ſah hinaus und konnte ſich im Nu überzeugen, daß das ganze ländliche Mittageſſen der gräflichen Familie in der That zu Waſſer geworden war. Denn des Pfarrers Hund hatte ſo lange an dem kalten Braten, der in der Taſche des Wagens mitgeführt wurde, herumgerochen und die weichſte Seite durch das Papier hindurch zu ertappen geſucht, bis gerade in dem Momente, als der Kutſcher kam, um

aus ihr entſpringenden Verbindlichkeiten der Verſtellung ausharren können? . . . Da war es ihm, als riefe es um ihn her: Fliehe! Jetzt! Jetzt! Noch iſt es Zeit! . . .

Das Rößlein ſchwenkte . . . Munterer ſprang es dahin in eine ruhigere Seitenſtraße . . . In der Nähe eines ſeltſam gebauten Hauſes, deſſen Fenſter den Schießſcharten von Kaſematten glichen und die doch einem Franciscanerkloſter angehörten, wie der Kutſcher erläuterte, lag ein altes Haus, am Portal mit dem Bild eines Heiligen und einer ewigen Lampe . . . Er fragte nach der Currentgaſſe . . . Die lag in einem andern Theil der Stadt . . . Wie werth war ihm die Erinnerung an die freimüthige, herzige Thereſe . . . Sie die Freundin ſeiner verlorenen Schweſter . . . Gräber! Gräber —! rief es in ſeinem Innern . . . Warum öffneſt du ſie . . . Fliehe! Fliehe! Noch iſt es Zeit! rief es auch hier um ihn her . . .

Durch ein kleines Thor auf das Glacis gekommen, fuhr er am Kloſter der Hospitaliterinnen vorüber, wo er ſchon die Aebtiſſin, Schweſter Scholaſtika, die geborene Tüngel-Heide, hätte beſuchen müſſen . . . Er widmete ihr einen Sehnſuchtsgedanken an die ferne Armgart . . .

Immer einſamer und einſamer wurden die Straßen . . . Zuletzt gab es nur noch alleingelegene Häuſer mit Gärten und Feldern, Fabrikgebäude mit hohen und rauchenden Schornſteinen . . .

Endlich war die Landſtraße erreicht und der ganze Vollgenuß gewährt der ungehindert eingeathmeten kräftigenden Herbſtluft . . .

Benno ſaß im warmen Oberrock bei offenem Verdeck ...

Bald bog der Wagen von der Hauptlandſtraße ab ... Kleine Ortſchaften, in denen gerade Markt gehalten wurde, boten den bunteſten Anblick ... Der Himmel blieb ſonnig und dunkelblau; nur an den Rändern des Horizonts, den die ſanften Bergeshöhen abgrenzten, ſchimmerten die bunten Irisfarben des Herbſtes, roſa, gelb und violett ...

Der Kutſcher ſah Benno's Wohlgefallen an der ſchönen Umgebung und rieth ihm zuweilen, zu Fuß einen kürzern Weg durch eine Waldpartie zu nehmen, während er die ſich windende Landſtraße weiter fuhr ... Aber durch die Eichen- und Buchenhaine war vor ſchon gefallenem Laub nicht hindurchzukommen ... Nur die grünen Tannenbeſtände ließen hier und da den Rath befolgen ... An manchen Durchblicken ſah Benno weißſchimmernde Klöſter und Schlöſſer ... Der Blick ringsum öffnete bald dieſe, bald jene Fernſicht, bald zu einem ſchroffen Aufgang zu höhern Felsgeſteinen, bald zur weiten, vom Pflug wieder neugeackerten, dunkelſchwarzen Ebene ... Venaventura — Armgart — Paula ſchritten immer im Geiſte mit ihm ...

Endlich wurden die Ausſichten begrenzter ... Die Hügelreihen zogen ſich enger zuſammen ... Der Kutſcher deutete auf den Ausgang eines waldbewachſenen Grundes als den Anfang des zum Schloß Salem gehörenden Parks ... Nach einer längern Fahrt zwiſchen rings ſich thürmenden, noch epheu- und moosbewachſenen, von kleinen behenden Cascaden überrieſelten Felſen ſah man

den Weg ſich öffnen und an der Abdachung der ſich in eine neue große Ebene niederſenkenden Berglehnen eine hellſchimmernde, in neuerm Geſchmack angelegte Beſitzung, der man in der Ferne noch nicht anmerkte, wie ſie aus einem alten Renaiſſanceſchloß entſtanden war . . . Alte Thürme waren da im engliſchen Caſtellſtil neu ergänzt . . . Balcone, Erker, gewölbte, mit Epheu und wildem Wein umzogene Fenſter ließen ſich ſchon aus der Ferne erkennen . . . Eine Altane bot ohne Zweifel den Blick in die weiteſte Ferne bis zur Donau . . . Offene Galerieen, ſonſt wol mit Blumen beſetzt, zogen ſich um die Eckthürme hin . . .

In nächſter Nähe gewann jetzt alles ein gepflegteres Ausſehen . . . Faſt unmerklich verlor ſich die Straße in einen Park voll kleiner Pavillons, Tempel, Ruhebänken neben ſtürzenden Waſſern; da und dort zeigte ſich wieder eine freie, noch ſmaragdgrüne Waldſtelle, auf der man hätte Rehe ſuchen mögen . . .

Schon fuhr der kleine Wagen in den gekieſelten Gleiſen der Parkwege . . . Die Fußwege nebenan waren ſauber geharkt . . . Sie ſchlängelten ſich terraſſenhaft niederwärts bis zum Schloſſe, das bei größerer Annäherung ſich immer ſtattlicher entfaltete und nun auch ſeine Nebengebäude, einen großen geräumigen Hof zeigte, den ein eiſernes Gitter und in deſſen Mitte ein hohes, mit dem Camphauſen'ſchen Wappen geſchmücktes Portal vom Park trennte, während der Fahrweg am Portal vorüber weiter ging und auf einer andern Seite wieder auf die allgemeine Landſtraße zurückführte . . .

So in der Nähe nun zu ſein von all dem ſeither

erzählten, vorgestellten, gefürchteten Leben einer fremden hochwichtigen Existenz mit all ihren eigenbedingten Lagen, ihren eigengeschaffenen und wieder für andere maßgebenden Zuständen — gewährte schon an sich eine ergreifende Stimmung . . . Wie viel mehr noch das Gefühl: Hier weilt dir eine Schwester, die du nie gesehen, vielleicht nie anerkennen wirst! . . . Hat Terschka wirklich Wort gehalten und geschwiegen? . . . Unwillkürlich kam ihm die Erinnerung an den Park des Vaters auf Schloß Neuhof . . . Dann raffte er sich auf — und doch suchte er wieder durch die laublosen Bäume hindurch nur ein abgesondertes Gebäude, das Casino genannt, in welchem, wie er schon in Rocher vom Onkel Dechanten gehört, seine Schwester für sich allein wohnen sollte . . . Er sagte sich: Du bist ganz wie Bonaventura mit den Bürden seiner Beichten! . . . Wenn du deine Schwester sähest — würdest du kalt und fremd erscheinen müssen . . . Auch daß der Graf vielleicht das Opfer eines Betrugs durch eine falsche Urkunde ist, darf kein Gedanke sein, der dich irgendwie hier anwandelt . . .

Im grasbewachsenen, gepflasterten Schloßhof war es, wie noch zur Mehrung seiner märchenhaft träumerischen Stimmung, menschenleer . . .

Nur ein einziges Roß sah er, das gesattelt an einen eisernen Candelaber gebunden stand, deren vier eine Rampe schmückten, die die große Auffahrt bildete . . .

Zu diesem trat durch die Thür eines Seitengebäudes, die zum Stalle zu führen schien, eben in sorgloser Haltung ein Reitknecht, den selbst die Ankunft des Einspänners nicht störte . . .

Inzwiſchen war Benno dicht an die Rampe gefahren . . .

Jetzt ſah er erſt, der Sattel des Pferdes war ein Damenſattel . . .

Ohne Zweifel war er für ſeine Schweſter beſtimmt . . .

Nun mit dem beklommenſten Herzen, jeden Augenblick gewärtig, ihr als Bote ihres Sturzes oder wenigſtens ihrer künftigen äußerlichen Verleugnung zu begegnen, ſah er dem Reitknecht zu, der den Sattel feſter ſchnürte und, während der Kutſcher ſchon ſein Roß ausſchirrte, auf einen Diener deutete, der aus der hohen Glasthür, die von der Rampe zum Schloß führte, mit eilendem Schritt heraustrat . . .

Auch dieſer ging wie der Reitknecht in den „altfränkiſchen" Dorſte'ſchen Farben — grün und gelb, doch in geſchmackvollerer Vertheilung als in Weſterhof . . . Die Halbröcke von mattgelbem Tuch, kleine Verzierungen daran grün . . . Eine weiße Weſte, kurze ſchwarze Beinkleider und Strümpfe ſtimmten zu den artigen Manieren des von der Rampe Herablommenden, der ein Kammerdiener zu ſein ſchien . . .

Offenbar war der Mann in großer Verlegenheit . . . Er wußte, daß Benno erwartet wurde und entſchuldigte den Grafen, der noch eine Abhaltung hätte . . . Dann nahm er mit freundlicher Geſchäftigkeit das große Portefeuille Benno's entgegen und lud den Gaſt ein, ſich's ſo lange in einem Zimmer bequem zu machen, das er ihm anweiſen wollte . . .

Alle dieſe Worte hörte Benno kaum; denn an einem der hohen Fenſter des obern Stockes, hinter den blut-

rothen wilden Weinblättern, die noch nicht ganz von ihrer üppigen Ausbreitung welk herniedergefallen waren, lüftete ſich eben eine weiße Gardine und ein Frauenkopf ſah heraus . . . Nur ein Moment war's . . . Sogleich fiel die Gardine wieder zu . . .

Es war ein Kopf, ähnlich dem Lucindens . . . Jugendlicher, von einem Ausdruck der äußerſten Angſt entſtellt — ihm ähnlich . . .

Er konnte annehmen, der Graf befand ſich in einem Tête a Tête der größten Aufregung . . .

Benno, mit dem Gefühl, jedes Auge, das hier auf ihn falle, müßte ihn anſtarren um ſeiner Aehnlichkeit mit Angiolina willen, folgte mit kaum ſich aufrecht haltender Betäubung dem Diener, deſſen ganzes Benehmen die Furcht ausdrückte, es könnte der junge ſehnſüchtig erwartete Rechtsgelehrte der Schallweite der obern Zimmer zu nahe kommen . . . Von einem runden Eingangsveſtibül führte er ihn ſogleich in die entgegengeſetzte Richtung, ja ſchloß Fenſter und Thüren, die er offen fand, als könnte noch ein anderer Schall hereindringen, als der der Geſpräche des Kutſchers mit dem Reitknecht und das Unterbringen ſeines Gefährtes im gräflichen Stall . . .

Endlich kamen ſie in Zimmer, die des Grafen Wohnzimmer ſelbſt ſchienen und nach dem Garten hinaus gingen . . . Tiefer war nur ein im Charakter etwas veränderter Theil des Parks . . . Die Fahrſtraße umſchlängelte das Schloß und lag, kaum hundert Schritte weiter, wiederum dem Blicke offen . . . Die Zimmer, die ſie durchſchritten, gingen bis in den alten Bau hinein, einen

Thurm, von dem eine noch von welken Blumen umrankte Wendeltreppe in den Garten führte . . .

Das Zimmer, in dem ſich der Diener endlich empfahl, war düſter, ſonſt höchſt traulich . . . Von oben her beſchattete es das Dach der großen Altane des erſten Stocks, die man in der Ferne geſehen hatte, auch eine Fülle von Epheu, der von außen faſt in das Zimmer hereinwuchs . . .

Es liegt ein eigener Reiz in dem Betreten eines zum ganzen und vollen Ausleben eines fremden Ichs beſtimmten Zimmers . . . Offenbar hatte der Graf ſein Ausbleiben dadurch mildern wollen, daß er Benno ſogleich in die Räume führen ließ, die er ſelbſt bewohnte . . . Der Duft der beſten Cigarren kam wie aus eben erſt verronnenen blauen Wölkchen . . . In der Mitte des Zimmers lag auf einem großen runden, zierlich ausgelegten Nußbaumtiſch eine Auswahl von bunten türkiſchen und ungariſchen Pfeifen . . . Cigarrenkiſten aus der Havannah waren noch nicht lange geöffnet . . . Gelber türkiſcher Taback lag in einer antiken Schale von Metall . . . Das ſich dem mittelalterlichen Geſchmack nähernde Zimmer war hochgewölbt . . . An den Wänden hingen türkiſche Waffen, Roßſchweife ſogar, Gemshörner, Alpenhüte, geſchmückt mit Gemsbärten . . . Dunkelbraune Schränke, gothiſch geformt, ſtanden theilweiſe offen und zeigten goldenen und ſilbernen Militärſchmuck, Säbel, Piſtolen, Jagdflinten . . . An den Fenſtern waren Glasmalereien angebracht; der Fußboden, am Schreibtiſch mit einer großen Tigerdecke belegt, war parkettirt in ſchönen ſymmetriſchen Figuren . . . Neben dem mo-

bernen und gußeiſernen Ofen ſtand ein vollſtändiger Ritterharniſch von blankpolirtem Stahl . . . Auf einer hängenden Etagère blinkten Trinkkannen, Krüge mit eingebrannten Sinnſprüchen, Becher aus Horn mit ſilbernen Griffen . . . Der Schreibtiſch ſtand frei, wohlgeordnet und bedeckt mit bunterlei Nippſachen . . . Federn lagen, noch glänzend von friſchgetrockneter Tinte, auf grünem querübergeſpannten Tuche . . . Hinter dem Schreibtiſch ſtanden in einem dunkeln Winkel zu Fuß eines Porträts, das einen General und ohne Zweifel den durch einen Pferdeſturz verunglückten Vater des Grafen darſtellte, Hellebarden, Streitkolben, Morgenſterne . . . Ein kleiner Schrank enthielt eine Bibliothek von ſchöngebundenen Büchern, militäriſchen und landwirthſchaftlichen Inhalts . . . Eine altmodiſche Wanduhr mit hörbarem Pendelſchlag ſchien der Pulsſchlag des ſtillen und doch ſo lebendigen Zimmers zu ſein . . . Hier hatte Terſchka gewaltet . . . Hier Angiolina . . . Benno's Blick fiel auf eine Conſole zwiſchen den beiden Fenſtern, wo im Dunkeln eine Alpenzither lag und auf ihr — ein weiblicher Strohhut . . .

Schon eine Viertelſtunde mochte vergangen ſein, da kam der Kammerdiener zurück und entſchuldigte den Grafen aufs neue . . . Er wäre zwar im Schloſſe, bäte aber den Herrn Baron aufs inſtändigſte, ihm wegen ſeines Ausbleibens nicht zu zürnen . . .

Benno ſah aus den Zügen des Alten, welche Probe ſein Herr zu beſtehen hatte . . . Er las einen Kampf der Liebe und Leidenſchaft aus ihnen . . . Er las aus ihnen Schmerz, Verzweiflung, Drohungen . . . Er mußte

krampfhaft seinen Hut festhalten, um nicht das Zittern seiner Hände zu verrathen . . .

Der Diener wollte, da Benno eine Erfrischung zu nehmen ablehnte, wenigstens zu seiner Unterhaltung plaudern . . . Er rückte einen beweglichen Lehnstuhl dem Fenster näher, um Benno die Aussicht zu deuten . . . Er nannte die Klöster, die Kirchen, die Dörfer, beschrieb den Lauf der Donau, die wie ein Flechtwerk silberner Bänder in dem fast überall neugepflügten dunkelschwarzen Erdreich glänzte,. . . Leise nahm er dabei den Strohhut von der Zither, wollte ihn verstecken, besann sich aber, daß gerade dies Wegnehmen erst recht darauf aufmerksam machte und legte ihn wieder leise auf die Saiten, die nun — wie Geisteraccorde anklangen . . .

Laß mich weinen, laß mich klagen!
Frage nicht, warum ich's muß!
Ist es nicht der Götter Schluß:
Leben steigt aus Sarkophagen
Seit des Lebens ersten Tagen!

So klang es in einem Liede Bonaventura's, das wehmuthsvoll in Benno nachtönte . . .

Jetzt horchte der Diener auf . . . Er schien etwas zu hören, was Benno entging . . . Besorgt begab er sich in die offenen Vorzimmer und zog die Thüren, die vorher offen gestanden, sorgsam hinter sich zu . . .

Benno war keine sentimentale Natur . . . Die Ironie pflegte die Regungen seines Herzens hinwegzutändeln . . . Hier aber kam ihm nichts mehr vom Humor zu Hülfe . . . Er fühlte die Rechte des Menschenherzens in dem Leid seiner Schwester — mit Titanenkraft

. . . Armes Kind! . . . Aber — auch du — arme Paula! . . .

Benno nahm ſelbſt den Hut von der Zither . . . Schwarze Sammetbänder glitten über ſeine zitternden Hände . . . Auf der Spitze des Huts waren fünf Sternchen von ſchwarzem Sammet befeſtigt . . . Noch duftete der Hut von Angiolinens Haar . . .

Da hörte er Thüren ſchlagen . . .

Er legte den Hut auf die Zither zurück . . .

Es war ihm, als müßte Angiolina geſtürmt kommen und ſelbſt ihren Hut holen . . .

Ein Gefühl, ſie zurückzuhalten und ſie, die eben alles verlor, mit dem Schweſternamen zu begrüßen, überwältigte ihn einen Augenblick . . . Wer denkt ſich nicht zuweilen eine That des Heroismus, die, im Unrecht des Genius begründet, alle Schranken der Rückſicht durchbricht, eine That, die die ordnende Weltſeele ebenſo gut wie jede andere wieder mit dem Hergebrachten würde zu vermitteln wiſſen! . . . Schon mußte er ſich halten — wie jemand, der zu dicht an einen ungeahnten Abgrund gerathen und ſtatt zu fallen, mit muthigem Entſchluß den furchtbaren Sprung lieber ſelbſt wagt . . .

Da hört er vom Garten her den Hufſchlag eines Roſſes . . .

Im regen- und nebelfeuchten Kieſe der gleichmäßige Schritt eines Galoppirenden . . .

Jetzt ſchwenkte das Roß . . . Es war das von vorhin im Schloßhofe . . . Es ſchwenkte vom alten Gemäuer zur Rechten her und dahin über die ſich abdachende Straße quer am Schloſſe vorüber . . .

die Milchſuppe des rothen Ochſen durch den Braten der Herrſchaft zu vervollſtändigen, mit ſeinem Raube gewonnen Spiel hatte. Er ſchleppte den Braten mit Blitzesſchnelle fort, wahrſcheinlich nicht aus Naſchhaftigkeit (denn die würd' ihm Gertrud bald ausgetrieben haben), ſondern durch den Hunger und die Vergeßlichkeit Blaſedow's zu dem Jugendſtreiche verführt.

Meine Feder iſt unfähig, die Verwirrung zu ſchildern, welche durch dies hündiſche Bubenſtück veranlaßt wurde. Die Gräfin und ihre Kinder waren außer ſich, doch nur die erſtere erſtickte ihren Zorn. Herr Ritter hatte nicht übel Luſt, den Pfarrer für ſein Vieh verantwortlich zu machen. Dieſer ſelbſt lächelte und fragte, mit dem ſchadenfrohen Wirthe wetteifernd: „ob denn die gräfliche Familie einzig und allein nur dieſen Braten im Schilde geführt hätte und ſonſt ohne alle andere Reſerve geweſen wäre?"

Die Gräfin ſtellte bei dieſer Frage eine förmliche Carricatur vor. Stolz, die ungenirte Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des ariſtokratiſchen Weſens, das Unglück ſelbſt, ihr Geiz und die wirklich ſehr ſchwierigen Finanzen ihres Gemahls, der nun gar, wenn er an Ort und Stelle geweſen wäre, den Pfarrer für ſeinen Hund hätte über die Klinge ſpringen laſſen, alles dies miſchte ſich zu einem Mienenſpiele zuſammen, welches in Berlin von Madame Wolff charakteriſtiſch auf der Bühne hätte ausgedrückt werden können. Dazu kam noch ein Entſetzensſchrei, als der Wirth ein großes Stück Rindfleiſch auf den Tiſch brachte und es gerade vor die Gräfin ſtellte. Sie warf ihm zwei rollende Augen zu und war eben im Begriff auszurufen: „Um Jeſu Willen, wer hat denn" — als Blaſedow erklärte, „er halt' es für ſeine Pflicht, die

Darauf eine Reiterin . . .

Nur Angiolina konnte es ſein . . .

Im dunkelwallenden Kleid ſaß ſie hoch im Sattel . . .

Ja als ſie an der Front der Schloßfenſter vorüber mußte, ſchien ſie aus dem Sattel ſich zu erheben und ſank wieder zurück . . . Ein Hut mit blauem Schleier ſchlug hinten über und fiel ihr in den Nacken . . . Ein ſchöner Kopf, todtenbleich, mit dunkelſchwarzem Haar und lichtverklärt vom durchſichtigen Aether ſich abzeichnend . . .

Das Roß wie im Fluge . . . Die linke Hand hielt die Zügel, die rechte riß den Hut ganz vom Haupte . . . Nun ragte die Geſtalt ſchlank und luftig ſchwebend . . . Die Hüfte zum Umſpannen . . . Benno ſuchte das Auge . . . Das ſchien ſie zuzudrücken . . . Es war, als wollte ſie nichts mehr von dieſer Welt erkennen . . . Immer weiter und weiter ſchlängelten ſich die Windungen des Weges. Das Roß ſchwenkte . . . Sie ſelbſt ſchien wie von einer Schaukel gehoben . . . Nun verlor ſie ſich hinter den Büſchen . . . Wieder tauchte ſie auf . . . Ein Bangen ergriff Benno bei dem immer mehr ſich verlierenden, in den Büſchen bald offenen, bald von ihnen gedeckten Anblick . . . Wo raſte ſie ſo hin? . . .

Oder — Wie iſt das? . . . Kehrt ſie zurück? . . . Iſt ſie nicht ſchon wieder in der Nähe? . . .

Nein . . . Neuer Roſſeshuf erklingt . . .

Der Reiter ſind aber mehrere . . .

Auch ſie biegen von der Rechten her ums Schloß . . . Eine Cavalcade iſt's von mehreren Herren . . . Eine Dame unter ihnen . . . Olympia! . . . Dieſelben

Begleiter, wie geſtern . . . Dieſelbe kleine Geſtalt über und über heute in hellblauem Sammet . . . Gelbe Seide die Verzierungen . . . Ein ſchwarzer Chapeau-Mousquetaire im grellſten Geſchmack des Südens mit Goldtreſſen geſchmückt . . . Phantaſtiſcher Carnevalsanblick! . . . Auch ſie jagt dahin und erhebt ſich ebenſo beim Blick auf das Schloß . . . Sie erkennt Benno . . . Das Roß ſchwenkt . . . Wild ſtieben die Reiter um ſie her . . . Eine neue Schwenkung . . . Jetzt iſt Olympia eingeſchloſſen von ihren Begleitern und auch ſie verſchwindet . . .

Benno ſtand beſinnungslos . . . Er ſah die Wirkung — ſeiner Karte . . . Ohne Zweifel hatte man ſeine Wohnung erfragt, ſeinen Ausflug erfahren, die Richtung erkundſchaftet und war ihm gefolgt . . . Wieder die Statue des Apollin — von einem Panther umkrallt! So wirkte ihm dieſe Erfahrung . . . So wild ſich geliebt zu ſehen — muß ja den Tod verſüßen . . .

Da gingen die Thüren und der Diener kam eilends zu dem Beſinnungsloſen . . .

Eben kommen Seine Erlaucht! ſagte er . . . Seine Worte erklangen wie der Ton der Erlöſung und glücklichen Hoffnung . . .

Die Erſcheinung, daß Herrſchaften von Wien her oder der Umgegend die Durchfahrt durch den Park und an Schloß Salem vorüber benutzten, ſchien eine häufig vorkommende zu ſein . . . Der Diener achtete nicht darauf . . .

Schon im Vorzimmer ſprach eine hellkräftige Stimme mit jener Faſſung, die der Weltbildung geläufig iſt, eine Entſchuldigung für das lange Ausbleiben . . .

Graf Hugo trat ein . . .

Eine schöne männliche Erscheinung . . . Am Ende der Dreißiger . . . Hochgewachsen wie seine Mutter Erdmuthe . . . Das Haar braun, lockig; hie und da dünn an der Stirn und den Schläfen; Lippen und Kinn trugen den Bart desto voller . . . Die Augen blau . . . Der erste Eindruck vor den Bewegungen der Höflichkeit und einer nur mühsam verborgenen Erregung unbestimmt und fast zu lebhaft . . . Der Graf trug ein kurzes, militärisches, weißes Hauscollet mit einer leichten Paspoilirung von Rosaschnüren an der Brust, an den Achseln und Aermeln; lange eng anliegende blaue Beinkleider, unten mit einem Besatz von glänzend lakirtem schwarzem Leder, das gegen Hausstiefel von bunter russischer Lederstickerei grell abstach . . .

In einer Sprechweise wienerischen Tonfalls entschuldigte er sich, daß ihn Geschäfte abgehalten hätten, sich in eine vollständigere Toilette zu werfen . . .

Alles das kam, als hätte er eben nur eine Abhaltung gehabt in seinen Ställen oder sonst bei einem Lieblingsgeschäft, das abgewartet werden mußte . . .

Der Uebergang zum Rauchen, das Nöthigen auf ein dunkel gestelltes, ganz in der Ecke hinter dem Schreibtisch befindliches Kanapee, alles war so leicht, so im Ton der harmlosesten Zuvorkommenheit, daß jeder andere nicht gemerkt haben würde, wie die Art, mit der er in die Kissen zurücksank und wie von seinen Wangen die leichte Röthe der ersten Begrüßung verschwand, doch die äußerste Erschöpfung nach einer aufregenden Scene ausdrückte . . . Im forschenden Blick auf Benno der

völligſte Ausdruck der Unbefangenheit über deſſen Beziehung zu Angiolina . . . Und kein Stutzen etwa über irgendeine Aehnlichkeit . . .

Ungeordnet, abgeriſſen war alles, was der Graf von Venno's Aufträgen ſprach . . .

Dieſer ſammelte ſich ſelbſt erſt durch das Aufſchließen ſeines Portefeuille . . . Die Eindrücke ſtürmten zu mächtig auf ihn ein . . . Die Verlegenheit des Grafen wurde von der ſeinigen übertroffen . . .

Herr Graf, begann er allmälig, da ich die Ehre habe — Frau Gräfin Mutter zu kennen und — den Bewohnern von Schloß Weſterhof durch lange Jahre nahe ſtehe, ſo hab' ich — bei Veranlaſſung einer Reiſe nach dem Süden, gern die Aufträge übernommen, die mir Herr — Dominicus Rück gegeben . . . Ich ſoll Ihnen — vorlegen, was die Agnaten der Dorſtes, die Landſchaft, die witoborner Curie zuvor geſichert wünſchen müſſen, ehe die Vermählung zwiſchen Ihnen und — Comteſſe — Paula zu Stande kommt — worüber Sie wahrſcheinlich ſchon die directe Entſcheidung durch Ihre Frau Mutter erhalten haben . . .

Kein Wort —! ſagte Graf Hugo, immer noch wie ſcherzend . . . Er verſuchte, eine Cigarre anzündend, den Ton der Leichtigkeit beizubehalten . . . Kein Wort, wiederholte er, das entſcheidend wäre — Die Mutter kommt in dieſen Tagen zurück — Sie kann ſchon heute da ſein — Da werden wir ja — hören . . .

Ich zweifle nicht, daß ſie die Nachricht von Comteſſe Paula's Einwilligung bringen wird — Ich wünſche

Ihnen Glück zur Verbindung mit einem der edelsten Wesen der Welt . . .

Graf Hugo schwieg . . .

Die Cigarre, die nicht brennen wollte, fortlegend, sagte er:

Sie bringt mir ein großes Opfer . . .

Es währte eine Weile, bis er, während er die Hand aufstützte, fortfuhr:

Ich bin beschämt davon . . . Herr von Asselyn, das sind sehr traurige Nothwendigkeiten . . . Sie werden ja unterrichtet sein — wie — alles das schon seit Jahren —

Mit diesem Worte stockte seine Rede . . .

Benno sah, wie sich die hochgewölbte, männlichstarke Brust hob und senkte . . .

Man sollte — sagte der Graf, wieder nach einem möglichst heitern Tone ringend — man sollte eigentlich niemals großmüthig sein . . . Es war seit Jahrzehnden in unserer Familie die stehende Redensart: Allerdings wenn die Urkunde sich fände —! . . . Nun ist sie da und alle unsere Bravaden werden beim Wort genommen . . . Soll ich wieder aufs neue processiren? . . . Soll ich die Urkunde angreifen? . . . Soll ich die Verbindlichkeit als eine gefälschte leugnen? . . . Ihr Staat duldet bei Testamenten keine Religionsverbindlichkeiten . . . Das weiß ich vollkommen . . . Ich würde selbst einem Gegner, wie Rück gegenüber, gewinnen . . . Aber erst nach zehn Jahren . . . Diese Zustände einer Proceßführung sind nicht mehr zu ertragen . . .

Als Benno zustimmend schwieg, fuhr der Graf fort:

Die Leute ſagen, die Urkunde wäre ein Extraſtück Terſchka's, befohlen aus Rom ... Aufrichtig, ich glaube das nicht ... Der arme Schelm hat uns alle betrügen müſſen ... Das iſt wahr ... Aber hierin iſt er unſchuldig ... Meine Mutter hat ernſte Scenen mit ihm gehabt ... Ich will hoffen, daß ihm England den „neuen Menſchen" anzieht, der, wie Sie wol wiſſen, zur Garderobe meiner guten Mutter gehört ... Die Arme! ... Ihr Eifer, ihre Bemühung rühren mich ... Ich will alles thun, was Mama auf ihre alten Tage Beruhigung gewährt ...

Benno breitete die Papiere aus und horchte den Worten, die nicht herzlos klangen, horchte um Terſchka's willen, dem das Zugeſtändniß der Verſchwiegenheit und einer wirklich geübten Discretion machen zu müſſen, ihn faſt ſchmerzte ...

Meine Religion iſt in dieſem Land ſehr ſchwer geſtellt, fuhr der Graf in den Papieren blätternd fort, ... Ich fürchte, Gräfin Paula wird darin am meiſten Anſtoß bei mir nehmen ... Zumal bei ihrer übergeiſtigten Richtung ... Ich hoffe, Ihre Papiere enthalten nichts von einer Bedingung, mir erſt durch eine Converſion die Gemeinſchaft auch des Himmels mit ihr ſichern zu ſollen? ...

Benno beſtätigte dieſe Vorausſetzung und berichtete, daß die Vorbehalte lediglich auf Beſitzfragen zielten ...

Der Graf erklärte, alles das, was er da fände, ſchon mit ſeiner Advocaten beſprochen zu haben und ſagte, die Papiere zurücklegend:

Am liebſten fänd' ich in dieſen Papieren ein Bild

der Gräfin . . . Wie ist es jetzt mit ihrer Krankheit? . . . Meine Mutter schreibt nichts darüber . . . Wahrlich, ich gestehe, ich würde verzweifeln, wenn sich alle diese Dinge hier so fortsetzten, wie in Westerhof . . .

Man sagt, die Ehe hebt einen solchen Zustand . . . entgegnete Benno . . .

Graf Hugo erhob sich, sah zum Fenster hinaus und sprach mit einer Schüchternheit, die Benno an einem Mann, der die Gesetze des Lebens so leicht zu nehmen schien, kaum erwartet hatte:

Die Ehe! Eine Ehe, wie sie eben in unsern Standesverhältnissen so oft geschlossen wird —! Und ich soll dann nach Westerhof kommen . . . Ich bin es kaum im Stande — . . . So — fürcht' ich mich . . .

Benno ehrte diese Ausbrüche des ringenden Ehrgeizes durch Schweigen . . .

Ich weiß es sehr wohl, fuhr der Graf fort, wir Männer bringen mit unserm Herzen viel zu Stande . . . Wir können aus unserer Liebe nicht das nur einmal vorhandene Kleinod machen, das eben die Frauen darin sehen wollen . . .

Nach diesen mit einem leichten Seufzer und einem schärfern Fixiren Benno's begleiteten Worten verlor sich der Blick des Grafen wie innenwärts . . . Er stand am Fenster, strich sich sein Haar, ergriff mechanisch von der Console ein kleines Fernrohr, wie Offiziere beim Felddienst führen, und sah weithin in die Ebene . . . Es waren Bewegungen, die der Zerstreuung angehörten . . .

Benno lenkte zu den Papieren zurück, die er in der Hand behalten hatte . . .

Plötzlich blickte der Graf ſtarr durch ſein Perſpectiv, das er zu verlängern anfing . . .

Einzelheiten deſſen, was den Grafen beim Sehen in die Ferne zu intereſſiren ſchien, konnte Benno bei der ohne Zweifel großen Entfernung nicht unterſcheiden, aber die Gruppen der Reitenden waren es gewiß . . .

Der Graf erblaßte, reichte Benno das Glas und ſagte:

Was ſehen Sie, Baron? . . .

Benno ſah zwei Reiterinnen, Angiolina und Olympia, im Wettlauf . . . Die Offiziere ſchienen beide umringt zu haben . . . Nach der ſelbſt bei der großen Entfernung erſichtlichen Schnelle mußte es wie im Sturm dahingehen . . .

Wer ſind denn dieſe Unverſchämten! rief der Graf mit ausbrechendem Zorn, ſah ſich nach dem Klingelzug um, nahm ſchnell wieder das Glas zurück und ſtarrte hinaus . . .

Sie umringen ſie ja mit Gewalt! ſprach er mit erſtickter Stimme . . . Sie will von ihnen los . . .

Benno nannte den Namen der Italienerin . . .

Offiziere der italieniſchen Garde! . . . ſetzte der Graf hinzu . . . Graf Zerbelloni ſcheint's . . . Marcheſe Melzi . . .

Zornfunkelnd ſprühte des Grafen Auge . . . Er ſah ſich um, wie nach Waffen . . .

Dann bekämpfte er ſich und trat vom Fenſter zurück . . . Der Wald unten verbirgt ſie . . . ſagte er . . .

Benno ergriff noch einmal das Glas . . . Man ſah nichts mehr . . .

Ich kann mich auch geirrt haben ... ſprach jetzt der Graf erſchöpft und glaubte den Beruhigungen, die Benno gab ...

Nach einer Weile, in der Benno die wildeſten Kämpfe des eigenen Herzens zu beſtehen hatte, brach der Graf, anfangs mit nur leiſer, allmälig aber lauter, weicher und wohlklingender Stimme, in die Worte aus:

O mein beſter Herr von Aſſelyn! ... Was iſt das doch für ein Menſchenleben! ... Terſchka's Maxime, wenn der arme Teufel ſich zuweilen ſo ängſtlich umſah — ich habe für Terſchka Mitleid — war die: Wir können zu jeder Stunde annehmen, daß alles, was wir unſer tiefſtes Geheimniß glauben, jedermann bekannt iſt ... Lieben Sie à la Egmont ein Mädchen in der Vorſtadt und glauben noch ſo unbemerkt zu ſein, wenn Sie zu ihr gehen — man hat Sie doch geſehen ... So will ich auch gar keinen Anſtand nehmen Ihnen zu beſtätigen, was Sie ohne Zweifel ſelbſt ſchon beobachteten, daß ich ſoeben die furchtbarſte Scene meines Lebens durchgemacht habe! ... Ayez pitié de moi ... Vous en devinez la cause ...

Damit ſank Graf Hugo auf ſein dunkles Kanapee nieder, legte einen Fuß auf die Polſterung und bot ein Bild der tiefſten Erſchöpfung ... Er ſchwieg ... Die lange Verſtellung rächte ſich ... Seine Kraft war dahin ...

Ganz leiſe flüſterte er allmälig, wie um Benno — zu zerſtreuen:

Das da iſt mein Vater! ... Als ich ſeinen Tod erfuhr, war ich noch ein Knabe ...

Benno bat, ſich nicht aufzuregen und ſich um ihn

keinen Zwang anzuthun . . . Er ſchlug vor, daß er ſich allein in den Park begeben oder aufſpannen laſſen wollte . . .

Nein, nein! ſagte der Graf . . . Nur das Geheimthun erſchöpft . . . Nun geht es ſchon . . .

Benno ſah den ganzen Ausbruch der Liebe zu einem Weſen, das ſo wunderbar mit ſeinem eigenen Daſein verbunden war . . . Ihm verhängte das Schickſal nichts Geringeres als dem Leidenden, der ſich wenigſtens ausſprechen durfte . . .

Ich verſichere Sie, fuhr der Graf fort, ich habe den heiligſten Willen, feſt und ſtandhaft zu bleiben . . . Ich ſagte ſoeben: Die Stunde iſt gekommen, die über mein Leben entſcheidet! Ich gewinne die Hand einer Heiligen und kenne das Opfer, das mir und dem gemeinſchaftlichen Namen gebracht wird — Wir müſſen uns trennen . . . Ich habe dich als halbes Zigeunerkind einſt in Zara gefunden . . . In Zara, wo ich die Pfeifen da kaufte und die Waffen an der Grenze erbeutete von Bosniern . . . Ja, Baron, in Zara ſah ich das kleine Mädchen hoch zu Roſſe ſtehen . . . Es war allerliebſt . . . Wenn das Kind durch die bunten Reifen, mit und ohne Sattel, geſprungen war und nur Ein Sprung war misglückt, ſo ſchüttelte ſie den Kopf zu allen Beifallszeichen und rief: Niente! Niente! . . . Es war eine italieniſche Truppe . . .

Benno wandte ſein Auge ab, das ſich mit Thränen füllte . . .

Die Unterhaltung in Zara, fuhr der Graf fort, dauerte vierzehn Tage . . . Die Geſellſchaft wollte ab-

durch seine Schuld gestörte Harmonie des gräflichen Mittagessens mit Hülfe des rothen Ochsen wieder herzustellen." Die Gräfin mußte sich jetzt Luft machen und konnte es auch. Sie lachte überlaut und sagte mit abweisender Verlegenheit: „wo er denn hindächte!" Blasedow zuckte die Achseln und die Gräfin kümmerte sich nicht weiter darum, sondern tranchirte, was sie vor sich hatte, und überließ die Bezahlung denen, durch die sie beinahe freventlich hier in Unkosten versetzt worden wäre.

Blasedow war arm und glaubte, sich an der eben so hungrigen, wie unverschämten Landaristokratie rächen zu müssen. Er wußte, wie sehr man die Gräfin auf die Folter spannte, wenn man irgend einen Zug von Geiz und Bettelstolz erzählte, der auf sie hätte angewandt werden können, namentlich auf ihren Mann, der Landrath des Kreises, aber ein wahrer Aventurier war und keinen andern Umgang hatte, als mit Juden. Jetzt, dacht' er, setz' ich wenigstens beim Nachtische, wenn es Aepfel gibt, eine Geschichte auf, die ihr den Appetit um so mehr verderben wird, da sie selbst, mir gleichsam unbewußt, eine Rolle darin spielt. Den Beschluß der Mahlzeit machte in der That ein Teller voll Aepfeln. „Kennen Sie die Geschichte von dem Apfel und dem kunstliebenden Grafen?" fragte Blasedow die Gräfin. Sie erröthete und sagte kleinlaut: „Nein, aber das beste Dessert ist immer, wenn es etwas zum Lachen gibt." Dies die Gräfin. Blasedow erzählte nun:

„Im hohen Norden lebte ein Bauer, was in Norwegen so viel als ein Edelmann ist, der für seinen Stand (denn auch Grafen sind selten große Musikanten) ganz vortrefflich die Violine spielte. Er hatte aber einen Sohn, der ihn schon

reiſen und wir Offiziere hatten an dem Kind eine ſolche Freude, daß ich meinen Kameraden den Vorſchlag machte: Kaufen wir's dem Führer ab! Wir wollen's erziehen laſſen! ... Die Kameraden wollten nicht ... Da that ich's für mich allein ... Die Geſellſchaft war klein; der Director machte ſchlechte Geſchäfte ... Er ließ mir Angiolinen für zweihundertfunfzig Gulden ...

Oeffnet euch, ihr blauen Vorhänge des Himmels, daß ich meine Hände ausbreite zur Anklage eines Vaters, deſſen Unthaten ſolche Opfer forderten! ... So rief es in Benno's Innern ...

Er konnte nur leiſe fragen:

Wem gehörte das Kind? ...

Es war wild aufgewachſen, erzählte der Graf ... Der Director wird's geſtohlen haben, wie dieſe Leute wol thun ... Später haben wir nachgeforſcht und kamen bis ins Reich hinaus ... Eine italieniſche Familie, die am kaſſeler Hof bei der Oper mit der Feuerwerkerei beauftragt war, hatte das Kind bei ſich ... War's ein Kind dieſer Italiener, ich weiß es nicht ... Der Krieg hetzte damals alles durcheinander ... Angiolina war elf Jahre, als ich ſie mitnahm und noch einmal taufen ließ ... Ich gab ſie einem gewiſſen Pötzl in Wien zur Erziehung ... Nicht wegen ſeiner — ſondern wegen der Frau, die eine gute Haut war ... Da iſt das Mädchen erzogen worden ... Es war eine Pracht, wie ſie heranwuchs, ſich bildete und keinen gewöhnlichen Geiſt beſaß ... Ich ließ ihr die Sprachen und etwas Muſik beibringen ... Das alles hab' ich im reinſten Sinn gethan ...

Benno ſchwieg, von innigſtem Herzen zuſtimmend . . .

Nachdem, fuhr der Graf ſich ſelbſt die Bruſt erleichternd fort, kam Terſchka in meine Nähe . . . Ich kann nicht ſagen, iſt's Zufall, weil das Mädchen damals die liebreizendſte Erſcheinung wurde, oder eine Folge der Eiferſucht, weil Terſchka ein Auge auf ſie warf —

Der Jeſuit! — warf Benno ein . . .

En vacances! lächelte der Graf . . . Aber ſagen Sie das hier ja zu Niemand anders, als zu mir! Die hieſige Geſellſchaft erklärt ihn für einen Abenteurer und Betrüger . . . Verlaſſen Sie ſich, die Jeſuiten hatten ihn abgeſchickt, mich katholiſch zu machen . . . Und er fing's ſehr richtig an . . . Wär' ich ihm in allem gefolgt, ſo ſäß' ich jetzt bei achtunddreißig Jahren mit beſtändigem Frieren und verſucht' es vielleicht, ob mich nicht ein Ordenshabit erwärmte . . . Eine Frage im Vertrauen, Herr von Aſſelyn! . . . Ich hab' gehört, Ihr Herr Oberprocurator Rück litte — — an einem curioſen Spleen — an der Hängemanie ... Iſt das wahr? ...

Man ſagt es . . . beſtätigte Benno . . .

Ich kannte einen dalmatiniſchen Schiffskapitän, der mich verſicherte, das Hängen wäre der ſchönſte Tod, man wüßte das ganz genau in der Türkei, wo die grüne Schnur zu Hauſe iſt . . . Und gerade ebenſo wußte Terſchka den allmäligen Untergang an Leib und Seele zu einem Genuß und einem Genuß ohne Gewiſſensbiſſe zu machen . . . Daß er ſich ſelbſt dabei ſo erhalten hat, machte ſein Mangel an Reue . . . Nichts ruinirt mehr als die Reue, ſagte er... Terſchka's Satz war: Betrachte

jeden Menschen wie ein Glas, an dem man mit einem Instrument den Ton sucht, in dem es wiederklingt! Den Ton forcire dann — bis es bricht! ... So wußte er von Jedem seine innerste Natur zu entdecken, nach der setzte er sich mit ihm und kam auf die Art mit allen aus ... Bei mir stützte er sich auf Bagatellen — auf die Pferde ... In seiner Jugend muß er ein Kunstreiter gewesen sein ... Kurz, erst als Terschka sagte: Um Ihrer Frau Mutter willen müssen Sie anfangen, nicht so oft zu den Pötzls zu gehen — ging ich alle Tage hin ... Das Ende war, daß ich, als die Pflegemutter starb, Angiolinen vom Alten wegnahm, erst ihr Bruder und dann ihr Geliebter wurde ... Das ist manches Jahr her und ich kann wol sagen: Diese Liebe hat mich vom Untergang gerettet! Angiolina wurde mein Schutzgeist ... Nicht etwa durch Moral, die hier nicht am Platze ist ... Im Gegentheil, sie konnte trotzen, ausschlagen, lügen, sich rächen, wie nur einer, der gereizt wird ... Doch es gab nur einen Menschen in der Welt, um den sie das alles that ... Der trug einen Helm mit Federn, einen blanken Harnisch, wenn er im Dienst war, und außer Dienst und auf Urlaub, wie jetzt, war er ein Kind, das einen ganzen Tag damit zubringen konnte, für sie Pappkästchen zu machen ...

Benno warf in das Leben Blicke, wie er sie noch nicht gethan ...

Er wagte, sich auf des Grafen Standpunkt zu stellen und sagte:

Angiolina wird Ihnen — nach der Heirath — unverloren bleiben ...

Nein! entgegnete der Graf . . . Ich habe die Absicht, wenn Comteſſe Paula meine Gattin wird, ſie in Wahrheit zu verdienen . . . Glauben Sie mir, das Geſchick meines Hauſes, meines Namens, dieſe letzte Täuſchung durch die Urkunde, die ich ohne einen furchtbaren Lärm für die Welt nicht abſchütteln kann, erſchüttern mich . . . Ich war glücklich mit Angiolina, aber ich gefiel mir nicht in dieſem Glück . . . Sie war ein Weib mit allen Schönheiten und allen Untugenden ihres Geſchlechts . . . Großmüthig und rachſüchtig, offen und falſch, alles in Einem Herzen . . . Zu ertragen war es nur von dem, der für ſie die Welt war und — Zeit dazu hatte . . . Es mußte aufhören . . .

Benno gedachte bei Schilderung ſeiner Schweſter der gemeinſamen Vaternatur . . .

Dieſe Erfahrung mit Terſchka, fuhr der Graf fort, hat mich aufgerüttelt . . . Ich werde kein Kopfhänger werden und zu ſprechen anfangen wie meine Mutter ſpricht . . . Aber ich denke ſo: Hab' ich die Mittel, die mich aus meiner traurigen, ſchon vom Vater geerbten Finanzlage befreien, ſo nehm' ich meinen Abſchied . . . Ich werde bauen, pflanzen, für die Erhaltung meines fortblühenden Stammes ſorgen . . . Noch mehr, ich liebe Paula . . . Sie lächeln? . . . In der That, ich blicke voll Andacht zu ihr hinüber . . . Ich bin eiferſüchtig — auf das Kloſter, das ſie wählen wollte, Herr von Aſſelyn . . .

Benno ſtutzte über die Betonung ſeines Namens. Sie war ſo ſcharf, daß ſie faſt Bonaventura zu gelten ſchien . . .

Ich ſagte Angiolina: Du erhältſt deinen Lebens-

unterhalt, wie es meinem Adoptivkinde gebührt! Du ziehst zu deiner einzigen Freundin, die dir noch geblieben ist — einer gewissen Therese Kuchelmeister . . . Diese will zur Bühne gehen; sie wird reisen . . . Störe meinen Entschluß nicht, der unwiderruflich ist . . . Von der Stunde an, wo ich einen Boten erwarte, dessen Vorlagen ich unterschreiben muß, räumst du drüben den Pavillon . . . Ich sagte ihr das täglich, wiederholte es seit drei Tagen stündlich . . . Ich bat sie um Hülfe gegen mich selbst, bat sie um ihren Haß, ihre Verachtung — Sie warf sich vor mir nieder und umschlang meine Kniee . . . Tödte mich! rief sie noch im letzten Augenblick vor einer Stunde . . . Erschieße mich! . . . Sie reichte mir eine Pistole, die sie heimlich geladen hatte und bei sich trug . . . Ich entriß sie ihr . . . Da rollte Ihr Wagen an und es war aus . . . Ich kann es selbst in der Schilderung nicht zum zweiten mal erleben . . .

Benno hatte sich dem in den Sopha zurückgesunkenen, die Augen mit der Hand bedeckenden Grafen genähert . . . Er hatte seine Hand, ob sie gleich selbst zitterte, auf die Schulter des kraftlos Zusammengebrochenen gelegt . . .

So stand er eine Weile voll stummberedsamen Antheils und rang mit den stürmenden Geistern, die aus ihm selbst hervorzubrechen drohten . . . Zu Hülfe kam seiner Selbstbeherrschung ein Klopfen des Kammerdieners und die Meldung, daß angerichtet wäre . . .

Ein Frühstück . . . auch das muß sein . . . sagte der Graf und erhob sich . . .

Benno blickte auf die geöffnete Thür ablehnend . . .

Nein, nein! . . . Kommen Sie —! sagte der Graf und führte Benno . . .

Der Kammerdiener hielt sich in ehrerbietiger Ferne und schien den Grafen, der ein Gemisch von Gutmüthigkeit und Phlegma bot, nicht im mindesten zu stören, denn im Gehen fuhr dieser fort:

Sie ist auf ihrem Pferde, das sie behalten will, nach Wien . . .

Franz hat sie doch wol, wandte er sich zum Kammerdiener, zur rechten Zeit eingeholt? . . .

Am Meilenstein schnitt er ihr den Weg ab! sagte der Diener . . .

Franz war der Reitknecht von vorhin . . .

Obgleich Benno voranging, bemerkte er doch, daß der Kammerdiener hinter ihnen her den Strohhut ergriff und ihn auf dem Rücken haltend mit sich nahm, jedenfalls um aus dem Zimmer seines Herrn alle Erinnerungen an die abgeschlossene Vergangenheit zu entfernen . . .

Graf Hugo war in dem Grade der Selbstbeherrschung fähig, daß er trotz seiner Erregung im Gehen an einen zweiten Diener, der sie in einem zwei Zimmer weiter gelegenen kleinen Eßsaal empfing, die Frage richtete:

Was ist das für eine Livree da draußen? . . .

Diese Frage war mit einem Blick auf den Garten verbunden . . . .

Erst jetzt bemerkte Benno, daß ein Wagen mit vier Pferden langsam durch den Park fuhr, mit zwei seltsam

coſtümirten Bedienten auf dem Tritt und einem phantaſtiſch gekleideten Mohren neben dem Kutſcher . . .

Eine fremde Herrſchaft aus Italien iſt es! ſagte der Diener . . . Eine Dame ſitzt im Wagen . . . Sie gehört zu den Reitern, die noch nicht lange vorbeikamen . . . Ein junger Herr iſt bei ihr, der ein ſchwarzes Pflaſter an der Stirn trägt . . .

Principe Rucca — und — unſre Mutter! . . . ſagte ſich Benno und ſuchte ſich zu halten . . .

Zum Tod erblaßt ergriff er den Seſſel und ließ ſich dem Grafen gegenüber nieder . . .

Der Wagen war verſchwunden . . . Nur das Knirſchen ſeiner Räder hörte man noch im feuchten Kieſe . . .

Iſt Ihnen nicht wohl? fragte der Graf, jetzt erſt bemerkend, daß ſein Gaſt kaum die Serviette zu ergreifen vermochte . . .

Es iſt vorüber . . . hauchte Benno mit äußerſter Anſtrengung ſich bekämpfend . . .

Mein Gott! Sie haben ſo lange gefaſtet! entgegnete der Graf und rieth erſt zu einem Glaſe Wein . . .

Benno lehnte alles ab . . . Er ergriff den Löffel zur Suppe . . .

In Gegenwart der Diener ließ ſich das begonnene Geſpräch zwar nicht ganz wie vorhin fortſetzen, aber es blieb ernſt . . . Man ſprach über Wien, Oeſterreich, über diejenigen Eindrücke, die jedem Fremden zuerſt aufſtoßen müßten . . .

Der Graf ſchilderte die Lage der öſterreichiſchen Ariſtokratie als eben nicht beneidenswerth . .

Wir leben, ſagte er, nach den Anſprüchen, die unſer

Stand und die Gesellschaft mit sich bringen; daher in einer fortwährenden Steigerung unserer Bedürfnisse. Unser Besitzthum verringert sich indeß an Werth ... Ich kann Ihnen die ersten Herrschaftsbesitzer nennen, denen ein einziges Reh in der Verwaltung ihrer Wälder durchschnittlich fünfhundert Gulden kostet und die von leidlicher Ordnung sprechen, wenn es um zehn Gulden an den Wildprethändler verkauft in der Rechnung steht ... Das ist die Incongruenz aller unsrer Lebensbeziehungen — ...

Durch Castellunge gehörte auch der Graf Sardinien an ... Er forderte Benno auf, den Besuch Castellunge's nicht zu versäumen ... Die dabei unvermeidlichen Uebergänge des Gesprächs auf bezügliche Namen und schwebende Interessen, auch auf die Cardinäle Feseletti und Ceccone, brachten das Gespräch auf Bonaventura ... Der Graf blickte nieder und ließ sich erzählen ...

Man erwartet ihn ja wol auch hier? ... fragte er mit einem Ton, der Benno auffallen durfte ..

Gegen Ende des einem Diner vollkommen entsprechenden Mahles bemerkte man das längere Ausbleiben der Diener und eine lebhafte Bewegung in den Zimmern ...

Im schnellsten Trabe wurde ein Reiter vom Garten her vernehmbar ...

Die Diener blieben zuweilen beim Serviren wie angewurzelt an einer Stelle stehen, warfen sich bedeutsame Blicke zu und schienen sprechen zu wollen ...

Wieder hörte man Hufschläge ... Alles ringsumher bekam einen Ausdruck von Unruhe und Störung der

bisherigen Ordnung, ohne daß man Ausrufe oder auch nur laute Stimmen hörte . . .

Der Graf fragte endlich die am Büffet flüsternden Diener faſt unwillig:

Was gibt es denn? . . .

Da die Diener nicht antworteten, wiederholte er ſeine Frage und legte ſchon erblaſſend die Serviette nieder . . . Er ſchien einer üblen Botſchaft gewärtig . . .

Franz iſt zurück . . . ſagte der ältere Diener zögernd . . .

Der jüngere fügte zagend hinzu:

Es hat — ein Unglück gegeben . . .

Der Graf erhob ſich . . Seine Augen zuckten . . .

Daß es Angiolina war, die ein Unglück getroffen, verſtand ſich von ſelbſt . . .

Die Diener ſahen zum Fenſter hinüber . . .

Was iſt denn?! . . . Ein Sturz vom Pferde?! . . . rief der Graf oder wollte dies rufen . . . Die kurze Frage kam nur noch halb von ſeinen Lippen . . .

Benno war in gleichem Entſetzen aufgeſprungen . . .

Die Diener trugen dem Grafen einen Seſſel nach; er hatte zur Thür gehen wollen und war zuſammengebrochen . . .

Verwundet doch — nur — ? rief Benno, zu ſeinem Herzen greifend, als bräche es auch ihm im Krampf . . .

Die Diener ſtockten und erklärten gleichzeitig und mit demſelben Ton:

Lebensgefährlich! . . .

Sie iſt todt — hauchte der Graf . . . Ich weiß es!

ſetzte ſeine zitternde Stimme hinzu . . . Seine Hände richteten ſich wie die eines Irren gen Himmel . . .

Die Diener beſtritten dieſe ſchnelle Annahme . . . Sie wäre ſofort in ihren Pavillon getragen worden — ſagten ſie . . . Ein Arzt wäre aus dem nächſten Ort gerufen . . . Die fremden Herrſchaften, die vorüberritten, wollten nach einem Stadtarzt ſchicken . . .

Sie ſind ſchuld an ihrem Tod! ſchrie der Graf und eine zuckende Bewegung ergriff ſeine Hände und Füße . . . Franz! rief er . . . Warum folgte ihr Franz nicht ſchon von hier? . . .

Seine zornige Rede erſtickte im Schmerz . . . Es war nichts mehr zu ändern . . . Seine Anklagen verhallten in den beiden Händen, die er vor die weinenden Augen hielt . . .

Venne glich dem von Schlangen umringelten Laokoon, der Hülfe rufen will für ſich ſelbſt und den eignen Tod nicht achtet in der Angſt um ſeine Lieben . . .

Sie ritt bergab mit verhängtem Zügel! berichtete der Diener . . . Allmälig ging das Pferd langſamer . . . Sie ſchien es nicht zu achten . . . Da ſtand es ganz ſtill . . . So ſaß ſie im Sattel wie abweſend . . . Indeß war Franz unten an der Landſtraße und wartete am Ausgang des Parks beim Meilenſtein . . . Da kommen die Fremden im vollen Trab herunter . . . Des Fräuleins Pferd ſcheut . . . Sie verliert die Balance, verliert den Steigbügel . . . Die Reiter, ſelbſt im Niederſchießen, können nicht innehalten . . . Des Fräuleins Pferd bäumt ſich, geht durch und gleich querfeldein . . . Das Fräulein rafft ſich auf, kniet mit

in seinem zwölften Jahre bei Weitem übertraf. Der gute Mann bildete sich ein, daß die musikalischen Treibhaus-Pflanzen im Süden eine Seltenheit wären, und schickte sich an, mit seinem Sohne auf Reisen zu gehen und Concerte zu geben. Der kleine Norweger (Ole Bull war es nicht) fand anfangs vielen Beifall und die Concert-Einnahmen waren sogar größer, als die Reisekosten. Doch, je mehr nach Deutschland hin, desto mehr durchkreuzten sich die Wunderkinder, desto spärlicher wurden die Einnahmen. Die beiden Virtuosen mußten zusetzen, ja, sie darbten sogar, und der alte Bauer, der aber ganz wie ein Edelmann war, kam sich wie ein hungriger Wallfisch vor, der sich aus dem Meere in einen Fluß verirrte und aus Verzweiflung sich an's Ufer werfen muß. Die Concerte warfen kaum die Kosten ab, geschweige, daß die Kritik durch Bestechungen gewonnen werden konnte. Unter diesen Umständen mußte die ausdrücklich erfolgte Einladung zu einem Concert in unsrer Nähe für die beiden Virtuosen ein blauer Tag nach so vielen grauen sein. Sie nahmen ihre Geige untern Arm und wanderten (schon längst zu Fuß) nach einem Städtchen hin, dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, welches Sie ohnehin kennen werden."

„Wie soll ich das Städtchen kennen?" fragte die Gräfin, sich entfärbend.

Blasedow, ohne sich stören zu lassen, fuhr fort: „Einen Tag nach dem ausdrücklich verlangten Concert begegnete mir der Musiker mit seinem Wundersohne, ein blondes, treuherziges Paar, auf der Landstraße. Wir wurden vertrauter und mit einem Strom von Thränen löste sich das beklommene Herz des Vaters, der mir die üble Lage, in der er sich befand, verrieth. Ich sah wohl, daß dieser Mann nicht zu

dem rechten Fuß auf dem Sattel, erhebt sich, steht eine Weile hoch in der Luft und stürzt dann kopfüber . . . Die Reiter waren oben auf der Landstraße . . . Franz mußte ins Feld hineinreiten, sprang herunter, ließ sein Pferd laufen, fand das Fräulein blutend am Boden und schon bewußtlos . . . Die Offiziere, Italiener, kamen näher, nahmen sie dann auf, legten sie querüber auf ein Pferd und führten sie langsam, indem einer der Herren ging, zum Casino . . .

Graf Hugo war inzwischen schon umgekleidet . . .

Er hatte sich in einen weißen Mantel geworfen, den die Diener hinten zuschnürten . . . Seine Hand hatte keine Kraft mehr . . .

Im Nebenzimmer hatte er die Fußbekleidung gewechselt . . .

Eine militärische Interimsmütze lag auf dem Kopf lose und haltlos . . . Die Hand der Diener mußte sie erst auf den braunen Scheitel festdrücken . . .

Schluchzend stützte er sich auf Benno — auf einen Beistand, der selbst den Tod im Herzen trug . . . Die Schwester gefunden — so! — und die Mutter arglos in der Nähe — ! . . . Er konnte keinen Gedanken mehr, sich selbst nicht festhalten . . . Der Graf führte — i h n . . .

Den Einspänner Benno's und ein eigenes Gefährt, das schon im Hof gerüstet stand, lehnte der Graf ab . . .

Ich fürchte mich vor Pferden . . . sagte er heiser, mit erstickter Stimme . . . Und — wir — kommen — setzte er bitter lächelnd hinzu — zu — einer Todten — auch zeitig genug . . .

Damit lenkte er, wie ein zum Tod Verwundeter, vom Vestibüle des Eingangs den schwankenden Schritt zum Garten hin . . .

Hier öffnete sich links eine lange Allee von schon kahlen, wie zu einer unabsehbaren Laube zusammengewachsenen Platanen . . .

Durch ein Meer von raschelndem Herbstlaub schritten beide wie geisterhafte Schatten dahin.

## 8.

Links ragte eine ſonnenbeſchienene, mit Flechten, Moos und Epheu beſetzte Bergwand . . . Rechts lagen die Abdachungen des Gartens und Parks in die herrliche Ebene, ein Bild des Lebens, hinaus . . .

Die Stämme der Platanenallee ſo weiß, ſo hellgrünlich ſchimmernd . . .

Das gelbe Laub weithin leuchtend . . . Unter den todten Zacken und gekappten Veräſtelungen der kunſtvoll gezogenen Platanen . . .

Die Sonne mittagshell . . . Der Abſchied der Natur ſo froh, ſo glückverheißend . . . Wiederſehn im Frühling! rief alles . . .

Aber aus den fernen Büſchen ſah man ſchon den Prieſter des nächſten Orts im Ornat daher eilen — mit den Sterbeſakramenten . . .

Der Graf blieb ſtehen . . .

Die nachfolgenden Diener ſprangen hinzu . . .

Er deutete nur ſtumm auf die eilende Proceſſion . . .

Benno ſtarrte . . . Sein Blick irrte . . . Er ſuchte den vierſpännigen Wagen . . .

Die Wanderung im raſchelnden Laube dauerte eine halbe Stunde . . . Sie glich dem Wandeln in einem Leichenconduct . . .

Benno konnte nichts reden. Nicht ein Wort, nicht eine Miene des Grafen verrieth, daß Terſchka ſeinem Freund die Scene vom Schloß Neuhof, die Verhandlungen zwiſchen drei Prieſtern und dem Präſidenten verrathen hatte . . . Er kämpfte mit ſich, ob er es jetzt nicht ſelbſt thun, ſich Angiolinens Bruder nennen ſollte . . . Die Laſt wurde zu ſchwer . . .

Am Ende der Felswand, die ſich zuletzt ſanft abdachte, lag das Caſino . . .

Es war ein düſteres Gebäude . . . Obgleich mit den ſchönſten Ausſichten auf die Donau und zur Linken und rückwärts bis zu den ſteieriſchen Alpen verſehen, war es doch ein für ein junges lebensfrohes Gemüth beängſtigender Aufenthaltsort . . .

Aus der Ferne geſehen mochte das Haus einen poetiſchen Anblick gewähren . . . . Es glich einem alten Maiſon-de-Logis aus der Rococozeit . . . Rings war es von einer Allee von Rieſentannen, mit Zweigen, die ſich voll und ſchwer am Boden hinſchleppten, umgeben . . .

In der Nähe ſahen die Bäume wie die Umgebung eines Mauſoleums aus . . .

Die untern Räume waren nur ein einziger großer Speiſeſaal mit Nebencabineten . . . Ein Hinterhäuschen gehörte dem dienenden Perſonal und mochte die Küche bergen . . . Auch dies war ganz in Tannen verſteckt . . . Im hohen Sommer mochte man hier Kühle und Schatten haben; jetzt war der Anblick nur in den kleinen

runden Entresolfenstern der obern Etage wohnlich . . . Unten schroff abwärts zog sich die Landstraße . . . Auf einer Treppe von verwittertem, moosbewachsenen Erlenholz konnte man von da zum Casino hinaufsteigen . . .

Die volkreiche Gegend mußte dem entsetzlichen Unglück schon eine Menge Zuschauer gebracht haben . . . Eine Menschenmasse belagerte unten das Portal zur Treppe, das man schon geschlossen hatte . . . Viele andere waren schon vorher eingedrungen und standen im Hause . . . Andere liefen noch herbei durch den Park . . .

Der Priester war bereits bei der Todten oder Sterbenden . . . Weihrauchduft strömte den Eintretenden entgegen . . .

Dem Grafen, der an Fassung gewonnen hatte, wich man aus . . .

Daß sie zu einer Todten kamen, lag vorausverkündigt auf aller Mienen . . .

Einige zum Dienst des Hauses gehörende Frauen wehklagten und schrieen laut . . . Noch lauter beim Erscheinen des Grafen . . .

Scheinbar ruhiger geworden blickte der Graf, der hier ein öffentliches Gericht für sich selbst zu bestehen hatte . . . Er betrat zwei aus dem Hof - ins Haus führende Stufen, durchschritt eine kleine Rotunde und ging in einen die ganze Länge des Casinos einnehmenden Saal, dessen theilweis herabgelassene Jalousieen dem Raum eine Düsterheit gaben, die zu dem schmerzlichen Anblick gehörte . . .

Der Geistliche sprach schon seine Segnungen . . .

Der Arzt, den man an der Sonde erkannte, die er noch in der Hand hielt, öffnete eine Decke . . .

Auf einem langen runden Tisch lag auf Matratzen und Betten eine ausgestreckte, halb entkleidete jugendliche Gestalt . . . Gestreckt und schlaff lagen die Arme und Füße . . . Der edelgeformte Kopf war wachsfarben . . . An den Schläfen quoll noch Blut aus der tödlichen Wunde . . . Das lange schwarze Haar war aufgelöst; ein Theil lag abgeschnitten daneben . . . Der Sturz hatte die Hirnschale zerschmettert und eine Blutergießung verursacht . . . Schon trug das mit den regelmäßigsten Formen gezeichnete Antlitz jenen Ausdruck der Ergebung, den der Tod verleiht, jene ernste Strenge, die so heiligvoll mit jedem Abgeschiedenen versöhnt, selbst mit dem Verbrecher . . . Brust, Hand, die Symmetrie aller Formen war wie von Künstlerhand . . . Die Stirn nur klein, aber sanft und eben . . . Die beiden schwarzen Augenbrauen über den schwarzen Wimpern zeichneten sich wie zwei ernste Fragezeichen . . . Sie waren nicht rund, eher wellenförmig gezeichnet wie bei allen leidenschaftlichen Naturen . . . Benno wagte noch nicht dauernd hinzusehen . . . Er fürchtete sich, sich selbst wiederzufinden — und die Todte des Kreisyndikus . . .

Während der Graf über die Leiche stürzte, lange nur schluchzend so ausgestreckt lag, dann auffuhr und rief: Ich kann diese Glieder nicht kalt fühlen! — betrachtete Benno allmälig sein Ebenbild mit dem tiefsten Grauen . . .

Er glaubte, jeder müßte ihm zuflüstern: Das sind ja Ihre Züge . . . Besonders der Wuchs und die

mehr runden, als ovalen Formen des Kopfes waren dieſelben wie bei ihm . . .

Die linke Hand der Todten ergriff er und bebte zurück vor der Kälte, Erſchlaffung und Feuchte der Haut . . . An den wellenförmigen Augenbrauen erkannte er den Vater, den er im Winter beſtatten half . . .

Der Prieſter hatte geendet und ſprach einige Worte, die nicht dem Formular angehörten, Worte ohne Strenge . . .

Der Arzt vereitelte jede Hoffnung . . . Das Halten eines Federflaums oberhalb der Lippen zeigte nicht die leiſeſte Bewegung . . .

Der Graf bat mit leidender Stimme, ihn allein zu laſſen . . .

Auch Benno möchte eine Weile gehen . . . Aber nur eine Weile, ſagte er . . . Er müſſe noch mit ihm — jetzt aber mit der Todten allein reden . . .

Es war ein ſchauerliches Verlangen . . . Alle baten den Tiefgebeugten um Schonung ſeiner ſelbſt . . .

Da der Graf die Bitte wiederholte, ging man . . .

Benno ſchwankte, ob er nicht bleiben ſollte . . . Der Strom der Uebrigen drängte ihn mit fort . . .

Die Diener ſorgten, daß ſich alle Neugierigen und auch die wirklich Theilnehmenden nach und nach entfernten . . . Man ließ niemand mehr ins Haus . . .

Man brachte es auch dahin, daß ſich allmälig die Menſchen über die kleine Treppe oder in den Parkwegen entfernten . . .

Benno ſtand unter den dunklen Tannen und ſuchte in dem vor ihm ausgebreiteten Panorama den vierſpännigen Wagen . . .

Er gedachte der Mondnacht auf Altenkirchen, wo die Mutter ihre Scheinehe ſchloß, dieſer Nacht — auch unter ſolchen Tannen, die den Anfang all dieſer ſchmerzlichen Geheimniſſe gab . . . Der Drang, ſich zu offenbaren, war mächtig in ihm; aber, er fühlte auf die Länge, er mußte ſchweigen . . . Er hätte in die weiteſte Ferne entfliehen mögen . . . Er zuckte auf bei jedem Geräuſch . . . Er glaubte den Wagen hören zu müſſen, in dem die Schickſalsmächte die Mutter heranzögen . . . Er ſah Dämonen mit Fackeln die Roſſe führen . . . Die Roſſe Feuer blaſen aus ihren Nüſtern . . . Der Boden unter ihm wankte . . .

Der Arzt und der Geiſtliche ſchloſſen ſich ihm an . . . Er hätte auch ſie fliehen mögen, wie alle . . . Er mußte mit ihnen eine Weile unter den düſtern Tannen auf und nieder gehen . . .

Das ägyptiſche Todtengericht fehlte nicht . . . Man ließ der Unglücklichen manche gute Eigenſchaft . . . Dennoch nannte man ſie eine Verirrung des Grafen und verhieß für die Zukunft, wenn Angiolina am Leben geblieben wäre, keinen Beſtand ſeiner ehelichen Treue . . . Das hieß ſoviel, als: Sie iſt zum Glück geſtorben! . . .

Benno war zu gebrochen, um dem feſten Willen, der eben erſt aus des Grafen Entſchließungen geſprochen hatte, ein beſſeres Zeugniß zu geben . . .

Es war ihm auch, als nähme er damit einen letzten Schmuck vom Grabe ſeiner Schweſter . . . Er ließ ihr

den Schein der Gefahr für den Grafen ... Ein Gedicht mußte so in seiner Art würdiger verhallen ...

Die Begleiter kehrten zu neuen Ankömmlingen zurück ...

Zwei Aerzte kamen aus der Stadt ...

Noch waren sie von den italienischen Offizieren begleitet, die theilweise ihre Pferde den Dienern gelassen und jetzt einen Wagen genommen hatten ...

Olympia fehlte ...

Daß sich wieder der vierspännige Wagen würde sehen lassen, wurde für Benno immer gewisser ... Der Wagen hatte die Reiter verfehlt, hatte noch vielleicht eine weitere Ausfahrt gemacht und war mit dem Ereigniß noch nicht zusammengetroffen ... Benno's Fassung mußte sich auf das Alleräußerste rüsten ...

Er dachte sich: Wenn jetzt die Mutter käme! .. Dann immer noch schweigen? ... Seine Nerven zuckten, seine Lippen fieberten, seine Augen verdunkelten sich bei diesem Gedanken ... Er riß seinen Oberrock auf ... Er fürchtete zu ersticken ...

Die Offiziere näherten sich ihm und erzählten den Vorfall so, daß der Graf seine Gereiztheit gegen sie zurücknehmen mußte ... Auch waren sie schon an der Leiche bei ihm gewesen ...

Benno hörte nur ... Der Traum eines Fieberkranken währte fort... Eben kam wirklich der vierspännige Wagen langsam die Landstraße daher ... Die Menschen, die bei Benno bald stehen blieben, bald vorübergingen, nannten den Namen der Herzogin von Amarillas ...

Die Offiziere gingen der Herzogin theils entgegen und theils ins Casino wieder zum Grafen ...

Benno blieb hinter einer der großen Nadellaubpyramiden ... Er ſtand, als müßte er ſich vor dem ganzen Leben verbergen ...

Eine hohe ſtattliche Dame in den ſüdlichen, für unſern Geſchmack nicht üblichen Farbenzuſammenſtellungen, mit grünem Atlaskleide, einem rothen Sammethut mit Marabutfedern, ſtieg die Erlenholztreppe hinauf, vermied das Caſino, kam zu der Tannenallee und ging an Benno vorüber ...

Neben ihr hüpfte in trippelnder Unruhe Principe Rucca, noch immer mit dem ſchwarzen Streifen an der Stirn ...

Noch zwei Herren und ein Diener folgten ...

Der kleine Principe ſah ſich ängſtlich um ...

Er wollte offenbar nur ungern bleiben ... Der Tod war hier ſo nahe ...

Da erkannte er Benno hinter den Tannen, begrüßte ihn mit der ganzen Ueberraſchung, die in der Situation lag, nannte ihn den Salvatore della sua vita und ſtellte ihn der Herzogin von Amarillas vor ...

Den Sohn — der Mutter ...

. . . . . .

Die „Stimme des Blutes" iſt eine Täuſchung ...

Wo der Geiſt nicht die Empfindungen regelt, können dieſe durch ſich ſelbſt nichts erkennen ...

Die Empfindungen der Liebe, der Freundſchaft durchſtrömen uns mit wonnigen Schauern; aber erſt die Seele iſt es, der Wille, der Gedanke, der den Empfindungen Ausdruck und Klarheit geben muß ...

Die Herzogin von Amarillas, auf Benno aus einem bleichen Antlitz voll kalter Würde einen ſcharfen prüfen-

jenen Armen gehörte, die, ohne darben zu müssen, vor jedem anständigen Rock die Miene annehmen, als müßten sie verhungern, wie es auf Universitäten Adelige gibt, die gern ein Stipendium haben möchten und es in der That durch Mittel und Wege, besonders aber durch keine Scham und Schande dahin zu bringen wissen, daß sie ein testimonium paupertatis erhalten und dann für weit ärmer behandelt werden, als der Sohn des zurückgekommensten Handwerkers; der Musikant erzählte mir sein gestriges Unglück. Er war von einer Provinzialbehörde unseres Fürstenthums eingeladen worden, in der ungenannten Kreisstadt ein Concert zu geben. Wahrscheinlich sollte die Beförderung der Künste und Wissenschaften eine Rubrik in den Berichten an die Regierung bilden und das Concert sollte diese Rubrik ausfüllen. Der Saal einer lateinischen Schule, der ehemals der Schauplatz geistlicher, von den Scholaren aufgeführter Komödien gewesen war, wurde dem armen Norweger nicht einmal unentgeltlich gegeben. Beleuchtung, Kasse, Alles kam auf seine Rechnung; doch selbst, als die Zahl des Auditoriums kaum zur Deckung der nothwendigsten Ausgaben hinreichte, als der gute Mann nur in einer Loge dieselbe Behörde sah, die ihn eingeladen hatte, hier zu spielen, da ließ er den Muth nicht sinken, sondern vertraute auf Gott, auf seinen Jungen und das gräfliche Paar in der Loge."

Gräfin Sidonie war an die Verfallage ihrer Vermögensumstände so gewöhnt, daß sie in dieser sie ganz nahe berührenden Anekdote anders nicht die Miene als zum Lachen verzog und Herrn Ritter nicht im Entferntesten den Verdacht einer hier als Nachtisch aufgetragenen Anzüglichkeit einflößte.

den Blick entsendend, wußte, daß dieser junge Mann der Gräfin Olympia, ihrer Pflegbefohlenen, zweimal begegnet war und daß heute in der Frühe, nach Abgabe der der Gräfin von den Dienern des Principe mitgetheilten Visitenkarte, die Adresse Benno's sofort von allen Lohnbedienten des Hotels hatte aufgesucht werden müssen . . . Schon die Diener kannten das Interesse, das die junge Gräfin an dem „Lebensretter" des Fürsten nahm . . . Nach einer Stunde wußte Olympia Maldachini Benno's Wohnung und seine Ausfahrt nach dem Schlosse Salem . . . Die Herzogin sah in ihrem Zögling eine Leidenschaft entstanden von jener Consequenz, die ein wildes Naturkind sonst nur im Haß und Eigensinn besaß . . . Olympia wollte ins Gebirg reiten und das Schloß Salem sehen . . . Ein Widerspruch war nicht möglich . . . Olympia beantragte diese anstrengende, weit über ihre Kräfte gehende Partie, die Herzogin versprach nachzukommen in Begleitung des Principe . . . Olympia ritt mit den Freunden ihres Verlobten, erlebte — veranlaßte vielleicht das Unglück und war zur Stadt zurück . . .

Der Name „von Asselyn" auf der abgegebenen Karte hätte sich der Sängerin Fulvia Maldachini vom Dechanten her befestigt haben sollen . . .

Ihr klang in der Erinnerung ein deutscher Name wie der andere . . .

Sie war Olympia mismuthig nachgefahren, verlor ihre Spur, ließ dem Gebirge zu weiter fahren, kehrte zurück und hörte von dem vorgefallenen Unglück . . . Dem Principe war es peinlich, ein Haus des Todes zu

beſuchen . . . Er kam nur herauf, um die italieniſchen Offiziere zu begrüßen . . . Nachdem dieſe ihr Beileid bezeigt hatten, wollten auch ſie mit ihm und der Herzogin zur Stadt zurück . . . Einige Offiziere hatten noch ihre Pferde . . . Für die Aerzte, für den Principe, für die Herzogin und die Unberittenen gab es jetzt zwei Wagen . . .

Principe Rucca war für Benno die Zuvorkommenheit ſelbſt . . . Er konnte die Gefahr vor dem Elefanten nicht lebensgefährlich genug darſtellen . . . Er erzählte auch jetzt noch jedem, daß ihn ein Elefant geſtern hätte zum Frühſtück verſpeiſen wollen . . . Benno antwortete und ließ das Erzählte gelten und wich ruhig aus . . . Der Principe mußte von ſeiner Verlobten Befehle erhalten haben, die auf eine ſofortige Feſſelung des ihr ſo Werthgewordenen gingen . . . Inſtändigſt bat er, ihm geſtatten zu wollen, daß er ihn heute Abend abholte und in eine Geſellſchaft zum Cardinal Ceccone führte, der auch bereits das lebhafteſte Intereſſe an den Tag gelegt hätte, ihn kennen zu lernen . . .

Die Herzogin hörte mit einigem Intereſſe das im geläufigſten Italieniſch geführte Geſpräch, wandte ſich aber ab und unterſtützte dieſe Einladung nicht . . . Ihr Lächeln gab ihr einen Schimmer der ehemaligen Schönheit . . . Sie war von ebenmäßiger, ſchon zum Embonpoint übergegangener Geſtalt . . . Ihr Auge dunkelbraun und voll Feuer . . . Die Augenbrauen überſcharf gezeichnet . . . Das Haar nicht echt . . . Auch die Zähne ſchwerlich ohne Beihülfe der Kunſt ſo wohl noch an einander gereiht . . . Ihre Haut dunkel, etwas gelblich . . . Die Wangen, die Naſe, das Kinn, noch von plaſtiſcher

Schärfe . . . Würde man ihr den geschmacklosen Hut abgenommen, den falschen Scheitel entfernt, das graue Haar aus der Stirn nach oben zusammengewunden, gefärbt, vielleicht mit Goldstaub überstreut haben, so wär' es eine der Gestalten gewesen, in deren Betrachtung wir uns in Museen verlieren . . . Eine Imperatorenmutter mit blutigen Erinnerungen . . . Terschka, der Jesuitenzögling in Rom, sah einen solchen Kopf als Herme in den quirinalischen Gärten des Heiligen Vaters . . .

Ist sie ganz todt, die Arme? näselte der junge Fürst . . . Ist es eine Verwandte vom Grafen? . . . Sind Sie gern bei Todten? . . . Ich nicht . . . Verweilen Sie noch lange hier? . . . Kommen Sie mit uns zurück . . . Diniren wir vielleicht zusammen? . . . Waren Sie bereits schon im „Schwan"? . . . Gefällt Ihnen diese Gegend? . . .

Benno stand nur hörend und seyend . . . Antworten zu geben war seine Zunge gelähmt . . .

Die Herzogin durchschritt die kleine dunkle Baumanlage . . . Als wenn sie Benno's Gedanken errathen hätte, der sich sagte: Sieh sie dir nur an, diese nordischen Tannen, die du so hassest! . . . Sie belächelte nach einem kurzen conventionellen Bedauern des hier stattgehabten Unglücks, die Aeußerungen des Principe über die schöne Natur . . . Um das schönste Panorama von Berg, Strom, Wald, Ebene und in der Mitte der von sonnigen Nebeln umzogenen Stadt mit dem riesigen St.-Stephan gleichgültig anzusehen, stieß sie mit der Fußspitze die Zweige aus dem Wege

und verrieth nicht minder, wie der Principe, nur die größte Ungeduld, ſich wieder entfernen zu können . . .

Als ſie hörte, daß die Offiziere noch im Hauſe wären, ſagte ſie, man ſollte doch nur ruhig den Grafen ſeinem Schmerz überlaſſen . . . Iſt ſie eine Verwandte von ihm? fragte ſie dazwiſchen . . . Mit einer feſten Betonung ihrer tiefliegenden und bei längerem Sprechen ungleichen, ja rauhen Stimme ſchloß ſie:

Was kann man da thun! . . .

Nicht düſterer erhoben ſich ringsum die herrlichen Bäume, als Benno nur ſo ſtand und ſah und hörte . . .

Die Offiziere waren wieder inzwiſchen aus dem Hauſe getreten und erklärten, nur noch auf die Aerzte warten zu müſſen, die ſie mit zurückzunehmen hätten . . . Vom Grafen ſagten ſie, daß er in den obern Stock, in die Wohnzimmer der Unglücklichen gegangen wäre . . . Angiolineus Stellung zum Grafen wurde mit drei Worten angedeutet . . .

Die Herzogin horchte auf . . . La Povera! ſagte ſie — und wollte fort . . .

Für den Principe begann der Vorfall jetzt intereſſanter zu werden. Er bekam Luſt, die Unglückliche zu ſehen . . .

Während er den Offizieren unſchlüſſig folgte, fragte die Herzogin den zurückbleibenden Benno, deſſen ſtarr auf ſie gerichtete Augen ihr auffallen mußten . . .

Aus welchem Theil Deutſchlands ſind Sie? . . .

Benno, nun entſchloſſen, nannte denjenigen Theil, der ſie aufmerkſam machen mußte . . .

Aus der Gegend von Kaſſel . . .

Darauf hin betrachtete sie ihn schärfer . . . Ihr Auge blitzte . . . Vorher war sie nur so apathisch gewesen, weil sie an völlig anderes dachte — vielleicht an das, was Benno eben mit einem einzigen Worte traf . . .

Benno hatte weniger von den Zügen des Kronsyndikus, als seine Schwester . . . Er glich der Mutter . . .

Ganz sich sicher fühlend, fragte sie:

Kennen Sie in jener Gegend ein Schloß — „Netovo" —? . . .

Sie meinte Neuhof . . .

Benno's Lippen bebten . . . Jede Möglichkeit, sich in ihrer Person geirrt zu haben, war nun verschwunden . . .

Neuhof? sagte er leise . . . Wittekind-Neuhof? . . . Das sind von Kassel mehr als funfzehn Meilen . . . Aber . . . in der Nähe Kassels, fuhr er fort, liegt . . . ein Schloß mit einem Park voll solcher Tannen, wie Sie hier sehen — Meinen Sie vielleicht — Altenkirchen? . . .

Die Herzogin hatte einen Fächer in der Rechten . . .

Schon auf den Namen Wittekind-Neuhof schlug sie mit diesem Fächer unausgesetzt in die Linke . . .

Altenkirchen! sprach sie, fast die Sylben des schweren Wortes zählend, und nun traten ersichtlich hundert Fragen auf ihre Lippen . . . Die braunen Augen blitzten . . .

Eben kamen ihnen die Aerzte entgegen, zuckten die Achseln und riethen zum Gehen . . . Sie sagten, der Graf hätte sich vor allen Zeugen seines Schmerzes verborgen und wäre oben auf Angiolina's Zimmern . . .

Im Hofe war alles still . . . Am Hause vorübergehend sah man, daß eine Dienerin mit verweinten

Augen eben auch den großen Saal ſchließen wollte, in dem die Leiche zurückblieb . . .

Die Herzogin ſtand auf das Wort „Altenkirchen“ noch immer wie gebannt . . .

Sie ſah die düſtere Hinterfaçade des Hauſes mit den kleinen Entreſolfenſtern an und hauchte, wie von Erinnerungen durchſchauert:

Wie ein Grabgewölbe das! . . .

Eben hörte man das Drehen des großen Schlüſſels . . . Es klang wie ein: Es iſt vollbracht! . . .

Blick hin! . . . Komm! . . . Zum letzten mal iſt es möglich, daß du das eine deiner Kinder ſiehſt! . . . rief es in Venne's Innern . . . Die Seelenmeſſe für ſie, von der du eben ſprichſt, wirſt du verſäumen! . . . Jetzt, jetzt, wo du eben hörſt, Graf Salem wäre ein Ketzer, laß dein Staunen! laß dein Fragen! In dieſen ſtillen Saal ruft die letzte Stunde — . . .

Kennen Sie die Familie der „Grafen“ von Wittekind? . . . fragte die Herzogin . . .

Freiherren! verbeſſerte Venne . . . Eben dieſem Geſchlecht gehört Neuhof . . .

Die Herzogin ſtand eine Weile ſinnend; dann fragte ſie:

Sie bleiben noch hier? . . .

Ich habe die Ehre, Ihnen heute Abend meine Aufwartung zu machen . . .

Bei Cardinal Ceccone? . . . Dort bin ich nie! . . . Aber ſpeiſen Sie morgen bei uns — im Palatinus! . . .

Venne hatte dieſer Aufforderung gegenüber keine

ſofortige Sammlung ... Die Herzogin wollte, ſchien es, mit ihm über die Schauplätze ihrer Vergangenheit reden ...

Fürſt Rucca, der nun doch vorgezogen hatte, ſeinem Auge den Anblick einer wenn auch noch ſo ſchönen Todten zu verſagen, war bereits an der kleinen Holztreppe, als plötzlich wieder der Graf erſchien ... Leiſe war er von oben gekommen, hatte ſchon ſeinen Mantel abgelegt, verbeugte ſich der Dame, den Herren, reichte Benno die Hand und ſprach:

Sie ſehen, ich bin nun hier zu Hauſe ... Ich will hier ſo lange bleiben, bis die letzte ſchwere Pflicht erfüllt iſt ...

Der Graf ſchien gekommen, um für heute von Benno Abſchied zu nehmen ...

Die Herzogin ſprach ihre Theilnahme aus ...

Madame, wandte ſich der Graf zu ihr und ſagte in franzöſiſcher Sprache: Ich bin ſehr unglücklich ... Ich habe ein liebendes Herz verloren ... Und zu Benno ſich wendend, fuhr er mit unſicherer Stimme deutſch fort: Unſere Angelegenheit iſt unterbrochen ... Ich bin heute keines Gedankens mehr fähig ... Fürchte auch jede Stunde die Ankunft meiner Mutter ... Es wäre ein großer Act der Freundſchaft für mich, wenn Sie die Güte hätten und nach Wien eilten, meine Mutter zu begrüßen und zu ſorgen, daß ſie auf dies Schickſal ſchonend vorbereitet wird ... Sie liebte Angiolinen ....

Die Herzogin hörte ſo aufmerkſam, als verſtünde ſie jedes Wort ...

Benno erbot ſich zu allem und bat den Grafen nur, er möchte ſeinen Kutſcher benachrichtigen laſſen, daß er

allein zurückfahren möchte . . . Zur Herzogin gewandt, ſprach er, in den beiden Wagen fände ſich vielleicht noch ein Platz für ihn . . .

Ohne Zweifel! ſagte die Herzogin, aber — wandte ſie ſich jetzt zum Grafen, der ſich zurückziehen wollte, und plötzlich wie im hereiſchen Entſchluß: Ich will erſt noch die Unglückliche ſehen . . .

Madame — lehnte der Graf ab . . . Es iſt ein ſchmerzlicher Anblick — . . .

Perche! erwiderte ſie . . . Kennen Sie etwas Schöneres, als den Tod? . . . Geſtatten Sie mir dies Opfer . . Principe! rief ſie . . . Meine Herren! Bedienen Sie ſich Ihrer Pferde und des zweiten Wagens! Ich folge mit dem Herrn von — —

Aſſelyn! — ergänzte der Fürſt . . . Die Herzogin hatte ſchon wieder Venne's Namen vergeſſen . . .

Graf Hugo machte eine ablehnende Bewegung . . .

Venne jedoch, faſt von Freude erregt bei allem Schauer, bedeutete den harrenden Diener der Herzogin, vorauszugehen, er ſelbſt würde ſpäter ſeine Gebieterin hinunterbegleiten . . .

Der Graf ließ nun wieder den Saal aufſchließen, bat mit ſtummer Geberde um Entſchuldigung und kehrte über die Stiege in Angiolinens Wohnzimmer zurück mit der ihm von Venne gegebenen Verſicherung, daß er ſofort auf die Herrengaſſe eilen würde, um für den Empfang der Gräfin Mutter und die vorſichtige Einleitung der Schreckensnachricht zu ſorgen . . .

Die Herzogin betrat den dunkeln Saal . . . Venne folgte, ſchon an die erſchütternde Situation gewöhnt . . .

Mit ſeſter Hand lehnte er die hohe Thür an, die Dienerin bedeutend, ſie beide allein zu laſſen . . . Ein ſpärliches Licht fiel in den weiten hohen Raum durch einen einzigen geöffneten Fenſterladen . . .

Die Herzogin trat näher und ſah auf die Todte, von deren Antlitz Benno ein leichtes Tuch nahm . . .

Welch ſchmerzlicher Anblick! . . . hörte er ſie leiſe ſprechen . . . Wie jung — wie ſchön! . . .

Fünfundzwanzig Jahre . . .

Fünfundzwanzig Jahre ſchon? . . . Am Mund ſieht man das und an der Stirn . . . Großer Gott, die Stirn blutet noch . . . Warum mußte ſie auch der wilden Olympia begegnen! . . . Ihr Roß ſcheute . . . Daher wol dies Unglück . . . Glauben Sie, daß die Gräfin die Schuld trägt? . . .

Benno hätte ſagen mögen: Oder Ich! Denn um meinetwillen kam Olympia! . . . Eine elektriſche Kraft gab ihm den Muth, zu erwidern:

Das Leben iſt eine Kette von Urſachen und Wirkungen . . . Wir geben uns auf dieſe Art alle einander den Tod . . . Dieſe Arme würde hier auch ohne die Gräfin liegen . . .

In der That? . . . Aber der Graf betet ſie doch an? . . . fragte die Herzogin . . .

Seine Liebe war ein ſchöner Traum . . . Vor einigen Stunden ſagte er ihr, daß ſie erwachen müßte . . .

Ich verſtehe . . . ſprach die Herzogin ſeufzend . . . Armes Kind, du wollteſt kein Erwachen . . . Wen heirathet der Graf? . . .

Eine Gräfin Paula von Derfte-Camphauſen, Nichte des Kreuſyndikus von Wittekind-Neuhof . . .

Die Herzogin zuckte zuſammen . . . Sie erhob ſich, ſah geiſterhaft um ſich, betrachtete Benno, dann athmete ſie tief und ſchwer und beugte wieder das Haupt . . .

Benno war nicht ſo grauſam geweſen, dieſen Namen ſeines Vaters zu ſcharf zu betonen . . . Er knüpfte gleichſam nur an die Erwähnungen von vorhin an . . .

Sie kannten — dieſen Syndikus der Krone? ſprach die Herzogin nach Gleichgültigkeit ringend . . .

Benno erwiderte:

Ich ſah ihn nur auf der Bahre, als man ihn in die Gruft ſeiner Väter ſenkte — Er lag — ganz ebenſo, wie hier — . . .

Benno hielt inne, um nicht zu viel zu ſagen . . .

Eine lange Pauſe trat ein . . .

Schon wollte ſich die Herzogin, die das Verlangen zu haben ſchien, ſich von Benno über jene Familie, der ſie ſo nahe ſtand — im Wagen mehr erzählen zu laſſen, zur Thür wenden . . .

Jetzt oder nie! riefen Benno's innere Stimmen und ſo wagte er die Worte „Seine Tochter" — die er nicht ausgeſprochen, zu umſchreiben . . .

Ich denke mir, ſagte er, daß der Kreuſyndikus in ſeiner Jugend Aehnlichkeit mit den Geſichtszügen dieſer Unglücklichen da hatte . . . Sehen Sie nur dieſe Stirn . . . Tritt ſie nicht ganz ſo — trotzig hervor, wie — bei — jenem — Tyrannen? . . .

Das Antlitz der Herzogin vibrirte . . . Sie horchte der ſeltſamen Vergleichung hoch auf . . .

Blasedow fuhr fort: „Der Knabe spielte vortrefflich; das Publikum, etwas dumm, folgte blind dem Ach! und O! von Entzücken, welches aus der gräflichen Loge verlautete. Klatschte die Gräfin, so fiel das ganze Beamtenpersonal, das ohnedies freien Eintritt hatte, mit einem wahrhaft conservativen Feuer, wie man auf Englisch sagt, ein und trieb den Knaben an, das Unglaubliche zu leisten. Sein Vater inzwischen putzte die Lichter, begleitete zuweilen seinen Sohn mit einem schnell zusammengerafften defecten Orchester und verlor keinen Blick von der gräflichen Loge, auf die um so mehr alle seine Hoffnungen gerichtet waren, als dieselbe in einem (bei uns hätte Einer das gleich vermuthet) unentgeltlichen Entzücken schwamm. Endlich war das Concert zum Schluß gekommen. Der Knabe hatte Variationen von Beriot gespielt, die ganze Scheunen von Beifall ernteten. Das Publikum stand auf, um sich zu entfernen. Der Vater war wie festgebannt, um zu wissen, wie sich die gräfliche Loge nun benehmen würde. Wirklich, der Graf winkt beiden Künstlern. Der Vater nimmt den Sohn an die Hand und ehrerbietig treten sie an die Brüstung der Loge. Drei Ducaten wären ein Manna vom Himmel gewesen. Mit zweien schon hätte der Vater ruhig schlafen können. Er nimmt die übertrieben gnädigen Lobeserhebungen als schickliche Einleitung des kommenden Geschenkes hin. Der Graf spricht immer mit dem Kleinen, dessen blondes Haar und blaue Augen, dessen gebrochenes Deutsch auf jeden Andern mit Rührung gewirkt hätten. Er lobt sein junges Talent, seine kleinen Hände, seine kleine liebe Geige, seine langen blonden Locken sogar, er lobt immer nur das Winzige an ihm, drückt ihn recht absichtlich in eine Sphäre hinein — als würd' er einen

Benno, dem Himmel dankend über ſeine Gewandtheit, in der Sprache ſeiner Mutter ohne das mindeſte Hinderniß reden zu können, fuhr fort:

Sehen Sie, da liegt noch die Schere, mit der der Arzt die Haare von der Wunde wegſchneiden ließ . . . Die ſchönen Haare! . . . Ich nehme dieſe Locken zu deinem Angedenken mit, arme — — Schweſter! . . .

Dieſe Anrede wurde feſt, wenn auch mit zitterndem Herzen geſprochen . . .

Die Herzogin fuhr jetzt zurück . . . Sie mußte glauben, der junge Mann wäre plötzlich in Irrſinn verfallen . . . Sie ſuchte ernſtlich die Thür . . .

Ich nenne dich Schweſter! rief Benno noch lauter und bannte damit den Schritt der Entfliehenden . . .

Finden Sie nicht, Herzogin, daß auch ich die Züge der Unglücklichen trage? . . .

Die Herzogin blieb wie auf der Flucht . . . Sie glaubte einen Narren reden zu hören . . . Dennoch verglich ſie ihn und die Todte . . .

Deshalb nannt' ich die Aehnlichkeit mit dem Kronſyndikus — Denn, Herzogin, ich, ich bin mit dem Kronſyndikus verwandt . . .

Die Herzogin konnte nicht von der Stelle . . .

Aſſelyn! . . . ſprach Benno . . . Hörten Sie denn niemals dieſen Namen? . . .

Die Herzogin hörte nur und beſann ſich . . . Da biß ſie plötzlich krampfhaft auf ihre Lippen . . .

Es gab doch einen Freund des Kronſyndikus . . . Einen Abbate — Francesco . . . Kannten Sie denn den Abbate Francesco nicht? . . .

Die Herzogin machte eine Bewegung, als hätte ſie der Stich einer Schlange getroffen . . .

Iſt das — Ihre Familie —? . . . ſagte ſie mit lauerndem Blick . . .

Benno ſchwieg . . .

Die Herzogin wollte, beſchlichen von einem furchtbaren Gedanken des Mistrauens, den unheimlichen Saal verlaſſen . . . Sie ſah ſich um . . . Sie ſchien ſich auf noch einen andern Prieſter als den Abbate Francesco zu beſinnen, auf den Pater Stanislaus; ſie fragte: Graf Salem-Camphauſen ſagten Sie? . . .

Aber gehen wir! lächelte ſie und die Frage wie zurücknehmend . . .

Vergebung, Herzogin! . . . ſprach Benno immer feſter auftretend . . . Ich kann mich nicht trennen . . . Dies Blut iſt mein eigenes . . . Ein Geheimniß, Herzogin! . . . Sie werden mich für wahnſinnig halten? . . . Ich ſuche ſeit Jahren eine Schweſter . . . Ich glaube ſie in dieſer Unglücklichen gefunden zu haben . . . Still, ſtill! . . . Unter uns! . . . Noch einmal, finden Sie nicht, daß wir uns ähneln? . . .

Die Herzogin bebte wieder zurück über den Ausdruck in den Zügen des jungen Mannes . . .

Arme Schweſter, fuhr Benno fort, zum Paradieſe geleitet dich dein Schutzgeiſt mit trauernder Miene . . . Sie wird Einlaß finden, Herzogin, nicht wahr? . . . Denn ich und meine arme Schweſter, wir beide haben eine Mutter, die uns verlaſſen konnte . . . Eine Mutter iſt die Vorſehung ihrer Kinder — aber Sie haben recht, was ſagten Sie eben? Eine Mutter kann in ihrem

Kinde den Vater haſſen? . . . War es nicht das? . . . Nicht alle ſind ſo groß und eitel, wie Ihr Cardinal Ceccone, der in ſeinem Kinde — die Mutter zum zweiten male liebt . . .

Jetzt hatten ſich Benno's Züge wirklich verzerrt . . .

Die Herzogin, die an der Thür, erſt um zu entfliehen, ſtand, drückte jetzt die Thür noch feſter zu, blieb aber wie trotzend ſtehen . . .

Vergeben Sie, Herzogin! fuhr Benno fort. Wir wollen die Ruhe meiner Schweſter nicht ſtören . . . Aber mein Geheimniß . . . Nicht wahr, ein Geheimniß für Sie und mich? . . . Auch ich glaubte von Zigeunern zu ſtammen, wie dieſe Arme, wenigſtens aus Spanien glaubte ich zu kommen . . . Ich entſinne mich einer Frau, einer jungen ſchönen Frau, die mich zuweilen — ich konnte nur ein Kind von drei oder vier Jahren ſein — holdſelig anlächelte, zuweilen auch wol eine Thräne auf mich fallen ließ; es konnten auch am Kindesauge nur ihre Diamanten haften geblieben ſein . . . Herzogin, da erfuhr ich plötzlich, daß ich eine Schweſter habe . . . Sie iſt geboren mitten auf der Landſtraße . . . Mitten unter den Schrecken des Kriegs, auf der Flucht . . . Vor fünfundzwanzig Jahren . . . Von einer Mutter, die eine Italienerin, eine Sängerin war . . . Sie hieß —

Basta cosi! ſchrie die Herzogin mit dem Ton der Furie . . . Sie lief auf Benno zu, ergriff ſeine Hand, ſah ſich wild um, richtete ihre beiden noch der höchſten Glut fähigen Augen auf nur drei Zoll Nähe dicht in die ſeinigen und ſtarrte ihn wie die Erinnye mit weißen Augen an . . .

Schurke, der du bist! fuhr sie fort . . . Nachfolger des Paters Stanislaus! Nun weiß ich alles . . . Hier, hier in diesem Hause wohnte ja Pater Stanislaus, Wenzel von Teschka . . . Sollst du es besser machen, als dieser undankbare Teufel, der dem Alten seinen Spaß verderben hat?! . . .

Mutter —! rief Benno auf diese entsetzliche Wort aus der tiefsten Tiefe des Schmerzes, des Mitleids, der Liebe hervor . . . Mutter, wie redest du! . . .

Sein Ton war so zart, so innig, daß er von keinem Betrüger kommen konnte . . .

Die Gefolterte starrte ihn an . . . Die verzerrten Züge ihres Antlitzes milderten sich, das Auge, immer sich einbohrend in die Augen Benno's, verlor seine stechende Schärfe, immer schwankender wurde ihre Haltung, die Hände suchten einen Halt, sie sank — „Mutter?" hauchte sie ihm nach . . . Benno stürzte auf sie zu und überwunden lag sie in seinen Armen . . .

Eine Weile währte es, bis sie sich aus einer Ohnmacht erholte . . .

Benno lüftete ihren Hut, der sofort niederfiel . . . Das Haar verdeckte ein Netzwerk, unter dem ein ehrwürdiges Grau schimmerte . . .

Allmälig erst gewann sie Sprache und hauchte, zu ihm aufblickend, noch tief zweifelnd, aber schon mit liebender Zartheit:

Ce — sa — re —? . .

Julius Cäsar . . . bestätigte Benno, richtete die Augen auf die Leiche und sagte: Und diese nannte man Angiolina . . .

Die Augen der Frau erhoben ſich wie irr bald auf Benno, bald auf die Leiche, bald gen Himmel . . .

So währte es eine Weile . . . Dann gingen die Augen nur noch vom Sohn zur Tochter und vom Tode zum Leben hinüber . . . Endlich riß ſie ſich wild los und ſchrie:

Licht! Licht! . . . Die Fenſter auf! . . . Ich muß meine Kinder ſehen! . . . Meines Mörders Kinder . . . Ha, ha! — Wach auf, wach auf, Mädchen! . . . Ich kenne dich ja nicht — . . .

Benno gewann zuerſt die Faſſung . . . Man hörte Geräuſch . . . Schritte eines Kommenden . . . Es klopfte leiſe . . .

Der Graf war es, dem das lange Verweilen, das laute Sprechen bei der Leiche auffallen mußte . . .

Die Herzogin lag ausgeſtreckt über der Leiche, verbarg ihr Haupt und war ſelbſt wie entſeelt . . .

Der Graf durfte dieſen Ausdruck weiblicher Theilnahme an einer Südländerin natürlich finden und folgte Benno harmlos, der ihn mit äußerſter Beherrſchung ſeiner ſelbſt aus dem Saale zog . . .

Die Herzogin blieb allein zurück . . . Sie ſah um ſich, ſie taſtete hin und her, ſie ſtürzte auf die Leiche, ſie riß ſich wieder auf, nahm ihren entfallenen Hut, drückte ihn auf das Haar, das ſie erſt zerwühlen wollte . . . Dann nahm ſie mit irrer Geberde die abgeſchnittenen blutigen Haare und verbarg ſie wie im Diebſtahl . . . Nun preßte ſie wieder einen Kuß auf die Lippen der Todten, dann wandte ſie ſich und wollte wieder zurück . . .

Der Graf ſtand inzwiſchen wieder in der Thür . . .

Wir verweilten lange bei dem lieblichen Engel — ſprach ſie in kurzen Sätzen . . . Segne Sie — Gott, Herr Graf, für die Liebe, die Sie ihr ſchenkten — Es gibt nur Eine Liebe — mag ſie auch Namen haben, welche ſie wolle . . .

Benno bot ihr, da ſie zuſammenzuſinken drohte, ſeinen ihm ſelbſt zitternden Arm . . .

Der Graf dankte für ſo viel Theilnahme und begleitete beide bis an die weißſchimmernde Stiege, rieth freundlich zur Vorſicht, empfahl Benno ſeine vorhin ausgeſprochene Bitte und nahm zum zweiten mal von einem Beileid Abſchied, das alles das zu erkennen gab, was in ihm ſelbſt vorging . . .

Ohnmächtig ſinkend, ja ſtürzend ſchwankte die Herzogin die gebrechliche Stiege hinunter . . .

Unten ſtanden zwei Diener . . . Der Schlag des vierſpännigen Wagens flog auf . . . Benno trug die zuſammengebrochene Frau mehr, als er ſie führte . . Sie ſank in ihren Sitz . . . Er ſtieg ihr nach . . .

Der Schmerz der Herzogin konnte allen erklärt erſcheinen aus dem empfangenen, an das gemeinſame Menſchenloos erinnernden Anblick . . .

Die vier Roſſe zogen an . . . Pfeilgeſchwind flogen ſie dahin . . .

## 9.

Cielo! . . . Destino! . . . Manda mi la morte! . . .

So brachen die Empfindungen der Herzogin aus . . . Benno ergriff die Hände der jetzt ohnmächtig zusammensinkenden Mutter . . .

Es war wie eine zweite Geburtsstunde, die sie erlebte . . . Ihre Zähne klapperten . . .

Allmälig schlug sie die Augen auf, betrachtete Benno und wollte mit der Geberde einer Fieberkranken die mitgenommenen blutigen Haare küssen . . .

Benno riß diese fort und umschlang die Mutter mit seinen Armen . . .

Wieder versank sie in Ohnmacht und fieberte laut . . .

In dem weichgepolsterten Wagen ging es auf der Landstraße eine Weile dahin wie in einem lautlosen Zimmer . . .

Als der Wagen eine kleine Höhe bergan fahren mußte und es langsamer ging, schlug die Herzogin die Augen auf, rang die Hände, riß Benno an ihr Herz und küßte ihn . . .

Du bist es! rief sie . . . Wüßte es doch alle Welt! setzte sie hinzu . . .

Mutter! lehnte Benno ihren Wunsch ab, der fast wie Besorgniß klang . . .

Wer weiß es noch sonst? fragte sie . . .

Ich hier allein! antwortete Benno und deutete auf sein Herz . . .

Meine Ahnung ist erfüllt! sprach sie . . . Mit bangem Herzen bin ich nach diesem Lande gekommen . . . Ich ahnte, daß ich das alles, alles erleben würde . .

Nicht aber so! klagte Benno das Schicksal an . . . So grausam nicht! . . . Das Leben im Tode . . . O zürnst du mir? . . .

Sie schüttelte den Kopf . . .

Niemand weiß es? fragte sie wiederholt und zweifelnd . .

Vier fremde Priester, bestätigte Benno, ich und mein Bruder — der Präsident von Wittekind — Friedrich ist mein Freund und der deine . . .

Sie fand sich langsam zurecht . . .

Aber wer weiß, begann sie, ob ich deine Stimme gehört hätte, wäre sie nicht von dem Schweigen einer Todten unterstützt gewesen . . . Angelina! . . . Ja, ich hatte mich mit Haß gerüstet, mein Sohn . . . Hätte Gott es nicht so verhängt, daß ich meine Kinder so — so wie vorgesehen — wer weiß —! . . . Angelina! . . . Eine Verlorene! . . .

Benno unterbrach diese Gedankenreihen und fragte liebend vorwurfsvoll:

Selbst auf deine Kinder wolltest du Haß werfen? . . .

Ja, mein Sohn! bestätigte die Frau, deren Lippen noch wie von Fieberfrost auf und zu gingen . . . Es liegt eine wunderbare Macht, fuhr sie, an Angelinens

Verirrung anknüpfend, fort, in dem Geſetz ... Aber eine Frau kann ſich von ihm verirren und, wird ſie nur geliebt, ſo vergißt ſie alles, Urtheil der Welt und künftiges Gericht ... Täuſcht ſie aber der, den ſie liebte und um den ſie alle Sünden der Welt ertrug und ſelbſt beging, ſo welkt ihr jeder Baum und jede Farbe verbleicht ihr und ich haßte dich ſchon damals ebenſo, wie ich dich anfangs geliebt hatte ... Ich ſchleuderte — Angiolinen — dies Kind wie eine Laſt von mir ... Ihm zu Füßen! ... Da haſt du, was dein iſt, Schurke! ... Ich ſah meine Geburt nur einmal — wie ſie ins Leben trat ... Das wird vor Gott ein Verbrechen ſein — aber er ſtrafte mich jetzt ſchon, daß ich mein Kind ſo wiederſehen mußte ...

Sie verſank in Thränen und küßte die blutigen Haare ...

Sei verſöhnt! ſprach Benno mit Milde und wie jeder, der an ein mühevolles Ziel glücklich angelangt iſt, dann erſchöpft zuſammenbricht ...

Dir bin ich es, mein Sohn! wandte ſich ihm die ſtolze Frau zu, jetzt, um ihn zu ermuthigen, mit zärtlichſtem Tone, ja wie eine Braut ſo weich — aber — Medea — erhob ſie ſich wieder — Medea ſchlachtete dem treuloſen Vater ihre Kinder ... Nein, nein! ... beſchwichtigte ſie gleichſam ... Wie kommt das alles — daß du hier biſt? Suchteſt du mich? Woher weißt du deinen Urſprung? ...

Benno ſammelte ſich und die Mutter am zweckmäßigſten durch die vollſtändige Erzählung der ihm allmälig gewordenen Enthüllungen ... Er ſchloß ſeine kurzgefaßten Mittheilungen mit dem Wort:

Die Kirche anerkennt deine Ehe! . . .

Sprich das nicht aus! entgegnete sie . . . Meine Feinde haben mir auch mit lächelnder Miene diese Andeutung gegeben . . . Meinen Frevel, die Hand des Herzogs von Amarillas zu nehmen, die ich nahm aus Stolz und Scham über mich selbst, verzeiht das Gesetz; denn ich kannte die Lehre der Kirche nicht . . . Ich wußte, daß mich dein Vater betrogen hatte und war frei . . .

Wann erfuhrst du das? . . .

Als ich einige Laute dieser euer rauhen Sprache gelernt hatte, die du nur schön sprichst, du, mein Sohn! . . . Als ich ein Flüstern zu verstehen anfing, wenn Wittekind mit seinen Freunden zusammen war, ich auf meine Anerkennung drängte und nicht mehr in meine Pflichten nach Kassel zurückkehren zu wollen erklärte, wenn ich auf Neuhof gewesen . . . Ich erlebte die Grausamkeit des Mannes! — O mein Cäsar — hast du etwas in deinen Zügen von diesem Tyrannen — Jesus ja, du bist sein Bild! . . .

Nicht im Herzen! sagte Benno, schlug die Augen nieder und zog die Mutter an seine Brust . . .

Er warf mich eines Tages in einen Kerker! fuhr sie fort . . . Er ließ mich hungern . . . Ich schrie um Hülfe . . . Zuletzt konnt' ich nicht mehr . . . Er kam in die unterirdischen Gewölbe und kniete an meiner Thür nieder und weinte . . . O Cäsar . . . Er konnte bestrickend sein wie ein Kind, wenn er wollte und Nachsicht bedurfte . . . Zweimal geschah das . . . Ich saß in den untersten Gewölben und fror und hungerte — ich, sein rechtmäßiges Weib! Wie ich damals noch —

recht guten Spielkameraden für die gräflichen Kinder abgeben, greift endlich in die Tasche und sagt: „Nun, ich muß dir doch auch etwas geben, kleiner Mann!“ und gibt ihm — einen Borsdorfer Apfel!“

Die Erzählung einer vom Grafen von der Reige ausgegangenen Hungerleiderei machte auf seine Gattin noch lange nicht den empfindlichen Eindruck, als daß sogar Herr Ritter in diesem Augenblick seine Lanze streckte und durch Gelächter die Pointe des Blasedow'schen Vortrages noch um Vieles greller hervorhob. Inzwischen waren die Kinder schon aufgebrochen, Blasedow bezahlte die Rechnung für sich und das Stück Rindfleisch der Gräfin nebst Zubehör; der Kutscher legte das Geld füe die Milchsuppe aus, obschon er nicht gern heran wollte, vielmehr zwischen den Zähnen etwas von Nichtwiederbekommen murmelte. Herr Ritter war von der Geschichte so eingenommen, daß Blasedow ihm sogar haarklein das Gestöhn des Vaters erzählen mußte, als dieser mit dem Geßlerschen Landvogts- (Blasedow sagte: Landraths-) Apfel sein eigenthümliches Tell ziel verfehlt hatte. „Beide, Vater und Sohn, leben jetzt in Stockholm,“ schloß der Pfarrer.

Die Gräfin war eine Minute abwesend, kehrte aber bald wieder zurück und betrieb den Aufbruch. Sie hatte den Borsdorfer Gris-Apfel vergessen, sie behauptete mit gewohnter Unerschrockenheit ihre Würde. Sie lud den Pfarrer ein, mitzufahren: „Wir wolien nur Ihr Feuer, nicht Ihren Wasser haben;“ bemerkte sie sehr gnädig; allein Blasedow behauptete, einen andern Weg einschlagen zu müssen. „Nun denn,“ endete die Gräfin, „so versprechen Sie mir wenigstens recht bald Ihren Besuch. Ich wünschte so, daß sich Herrn Rit-

und freilich nur noch das erſte mal glaubte . . . Ein Teufel von einem Weibe bewachte mich . . .

Brigitte von Gülpen, ergänzte Benno . . . Sie ſtrafte der Himmel . . . Sie iſt ermordet worden . . .

Gott wird ihrem Mörder zum Paradieſe verhelfen! . . . Ja, Brigida hieß ſie —! Ich vergeſſe den Ton nicht, wenn ſie ſich meldete und ich rief: Wer da! . . . Sie ſpitzte dann den Mund und lockte mich: Täubchen! . . . Sie hätte mich würgen können wie eine Taube . . .

So auch ſtarb ſie . . . ſagte Benno und erzählte den Tod der Hauptmännin . . . Dann fuhr er fort: Aber ſie hatte eine Schweſter — Petronella hieß ſie — Ihr dank' ich mein Leben, meine Pflege, meine Erziehung . . . Meinem Onkel, dem Abbate Francesco, verdank' ich meinen Namen . . . Ich hieß der Sohn ſeines Bruders . . . Ich heiße Benno von Aſſelyn . . .

Julius Cäſar von Wittekind heißt du! — und eine Weile nach mir Montalto! . . . verbeſſerte ſie ſtolz und fuhr in den ſie erleichternden Erinnerungen fort . . . War ich ermüdet und kraftlos und verhallte meine Stimme ohnmächtig an den Wänden, ſo kam dein Vater und beſchwor mich, ihm zu vertrauen . . . Er könnte mich noch nicht anerkennen, wehklagte er . . . Er verlöre die Hälfte ſeines Vermögens . . . Auf ſeinem Witthum beruhte ſeine ganze Kraft . . . Mit der zweiten Heirath würde er der Sklave ſeiner Kinder werden . . . Er nannte Namen, die ich bald vergaß, Verhältniſſe, die meine Begriffe überſtiegen . . . Er bat, er flehte hinter dem Gitter . . . Er knieete nieder, ſchilderte eine glänzende Zukunft . . . Ich ließ mich bethören und verſprach nachzugeben . . .

Dieſe Augenblicke, wenn er den Schlüſſel zog, wenn er meine Schwüre hören wollte, daß ich ihm verziehe, erſt ein Piſtol mir entgegenhielt und dann doch wieder durch das Gitter mich mit Küſſen verlocken wollte — O, was hab' ich gelitten, mein Sohn! . . .

Benno umarmte ſie, ſtreichelte ihre Wange, küßte ihre Hände . . . Er ſtarb im Wahnſinn, ſagte er . . . Wie zur Sühne ſolcher Frevel ſtarb er — ein Geächteter . . . Einen ſeiner frühern Freunde hat er erſtochen . . .

Wär' es einer von denen geweſen, ſagte die Mutter mit Bitterkeit, die mich in der Kapelle zu Altenkirchen betrogen! . . . Und doch, du ſagſt es, einer von ihnen wurde dein zweiter Vater? . . . Lebt der Abbate noch? . . . Ich glaubte, gerade der wäre zur ewigen Verdammniß beſtimmt! . . . Gerade er machte und wie aus Achtung vor mir den Miniſtranten — ein Prieſter! . . . Ich ſagte ihm Dank, als wir ins Schloß zurückkehrten nach der Trauung, Dank für die Ehre, die er mir gewährt . . . Seine Hand zitterte, als er dafür die meinige küßte . . . Ein Jude war der falſche Prieſter — der mich drei Jahre lang betrog — Auch in der großen Kathedrale von — wie hieß der Ort — Witeborn — betrog —! . . . Er las die Meſſe . . . Ich wußte damals nicht, daß es ſeine erſte war . . . Später erfuhr ich's, als ich anfing, mich heimlich nach ihm zu erkundigen . . . Kurz vor der Flucht des Hofes von Kaſſel, längſt ſchon in Angſt um Wittekind's kaltes Benehmen, in Hoffnung mit — Angiolinen, in

Angſt vor den wilden Koſakenhorden, die nach der groſſen Schlacht bei — Leipzig ſchon bis dicht an die Thore ſchwärmten, ſagte mir Wittekind ins Geſicht, daß er mein Bleiben nicht dulden würde und daß ich ſein Weib gar nicht wäre ... Trommetenwirbel fielen in dieſe Worte ... Die Glocken läuteten Sturm — Feuer! rief es in den Gaſſen ... Schon brannt' es in den nächſten Dörfern ... Beſinnungslos folgt' ich der allgemeinen Flucht ... In der unglücklichen Lage eines Weibes, wenn ſie die Zwecke der Schöpfung erfüllen ſoll, ward ich von den Angehörigen der Truppe, zu der ich gehörte, fortgeriſſen ... Schon am Abend, in einer Scheune, auf dem Wagen eines Kunſtfeuerwerkers unſers Ballets, kam ich nieder ... Ich raffte am andern Morgen den letzten Reſt meiner Kräfte zuſammen- ſtoße das Kind, wie alles um mich her, von mir — Die Geſellſchaft wird von den Vorpoſten der Ruſſen auseinander geſprengt — Ich gelte für eine Todte — So kam ich auf einem Bauerwagen nach Frankreich, verfolgt von dem Hohn: Das iſt der Hof des Königs Hieronymus! ... Ich verfiel in eine lange Krankheit, nach der ich mich erſt allmälig auf alles beſann, was vorher mit mir vorgefallen ...

Arme Mutter! ſprach Benno und ſuchte ſie zu beruhigen ...

Aber die Sprecherin war in mächtigſter Erregung und fuhr fort:

Der Krieg kam näher und näher ... Ich benutzte meine erſten wiedererlangten Kräfte, an Wittekind zu ſchreiben; an den Biſchof von Witeborn, dem ich noch

Anſtand nahm alles ganz wie es war mitzutheilen; an die Behörden ... Letztere wurden eben neu eingeſetzt ... Wittekind antwortete nicht ... O die Scham und die Verzweiflung über meinen eigenen Unverſtand waren noch größer als mein Rachegefühl ... Ich ſuchte mich der Welt zu verbergen, ich verrieth niemanden, was mir geſchehen war ... Meine nächſten Vertrauten und Umgebungen waren durch die Zeitumſtände von mir geriſſen ... Nachrichten über ein Bauerhaus einzuziehen, wo du lebteſt, wurde unmöglich ... So bracht' ich einige Monate in Paris zu ... Da lernte mich der Herzog von Amarillas, Marquis Don Albufera de Heñares, kennen ...

Die Mutter hielt inne, um neue Kraft zu ſchöpfen ...

Benno bat ſie, ſich zu ſchonen ...

Bei dem Wort, das er ausſprechen wollte, er würde ſie ja nun oft ſehen können ... ſtockte er ... Wir ſehen uns in Rom! ſagte er ...

Nein, ſchon hier! wollte ſie mit überwallendem Gefühl ausrufen; doch auch ſie unterbrach ſich jetzt und geſtand, ihre Stimme dämpfend: Meine Lage iſt — freilich nicht ſo — daß ich — ...

Benno ſah, daß hier ſeine Aufgabe erfüllt war ... Was ſollte er noch in Wien? ... Sollte er wie Hamlet einen ungeheuern Schmerz im Buſen tragen und ihn vertändeln in der Geſellſchaft, in einem Liebesroman mit Olympien? ...

Die Herzogin fuhr inzwiſchen fort:

Die Feinde hatten Paris genommen ... Ein Flüchtling vor Napoleon, kehrte der Herzog mit dem vertrie-

benen Ferdinand VII. nach Spanien zurück . . . Er kam aus England und erkrankte in Paris . . . Der Streit unſerer Meinungen hinderte nicht die Annäherung der Sympathieen . . . Der Herzog wohnte in einem Hauſe mit mir . . . Er war alt und gebrechlich . . . Seine gänzlich verarmte Lage rührte mich . . . Ich fing wieder an zu ſingen und theilte mit ihm, was ich hatte . . . Dennoch war alles nur Rache an Wittekind — der mich endlich mit Geldmitteln und höhniſchem Spott und einer teufliſchen Bitte um Verzeihung bedachte — Rache, daß ich ihm als Herzogin antwortete und ihm ebenſo höhniſch, wie er geſchrieben, auch ihm ſeine Kinder empfahl, für die er zu ſorgen gelobte, die ich aber — Gott wolle es mir verzeihen! — wie alles verfluchte, was mich an ihn erinnern konnte . . .

Benno erkannte die pſychologiſche Möglichkeit . . .

Nach einer ſtarren Betrachtung der blutigen Locken Angiolinens fuhr die Mutter fort:

Ich reiſte nach Madrid . . . Der Herzog, mein Gemahl, hatte eine Stellung am reſtaurirten Thron der Bourbonen erhalten . . . Bald aber kehrte Napoleon von Elba zurück; auch in Madrid erhob ſich die Revolution . . . Der Herzog erlag den Anſtrengungen einer Flucht vor der Cortesregierung nach Portugal und ſtarb . . . Wieder ſtand ich allein, wieder ohne Schutz und Lebenshalt; jetzt bereuend, daß ich mich ſelbſt ſo raſch zu dieſer Veränderung meiner Anſprüche auf Wittekind hatte beſtimmen können . . . Ich reiſte nach Rom . . . Von dort begann ich in meiner erſten Verzweiflung, mit Schloß Neuhof zu correſpondiren und einlenkende

Schritte zu thun . . . Später drohte ich . . . Man schrieb mir oder ließ mir schreiben . . . Ich empfing einiges Geld, im übrigen nur die alten höhnischen und bäurischen Scherze und Bitten um Verzeihung . . . Las ich diese Briefe, so hörte ich das wiehernde Gelächter, das dein Vater zuweilen ausstoßen konnte für sich ganz allein — nur für sich allein . . . Er jubelte dann über seinen Verstand und über die Dummheit der ganzen Welt . . .

Das hat sich traurig gewendet! sagte Benno . . . Jérôme, sein zweiter, schon geisteskranker Sohn, starb im Duell . . . Auch Friedrich, der Erbe, ist nicht glücklich . . . Doch bin ich mit Friedrich einverstanden und befreundet . . . Er kennt meine Reise hierher und billigt die Begegnung mit dir . . . Befiehl du selbst! . . . Er ordnet sich allen deinen Wünschen unter . .

Die Herzogin horchte aufmerksam und überlegte . . . Sie schien das Fortwalten des Geheimnisses vorzuziehen . . . Wenigstens sagte sie:

Mein Sohn! . . . Ich bin die Tochter eines Marchese im Ravennatischen, der sein Vermögen verlor . . . Ich mußte früh an die Verwerthung eines Talents denken, das mich und die Meinigen erhielt. So legte ich den Namen der Marchesina von Montalto ab und nahm den der Fulvia Maldachini an . . . Von Rom kam ich erst nach Parma . . . Von dort nach Mailand, von Mailand nach Paris, von Paris nach Kassel . . . Ich kannte diese ganze dortige fremde Welt nicht und verachtete sie zu sehr . . . Meine einzige Umgebung war eine alte Römerin, die mich singen gelehrt hatte . . Sie war halb erblindet, erschien aber durch ihre Ma-

nieren wohl geeignet, meine Dueuna vorzuſtellen . . . Auch ſie verſtand die Welt nicht, in der wir mit Anſtand lebten . . . Ich genoß die größten Auszeichnungen und hatte ſelbſt die Liſt des Königs zu fürchten . . . Ich war tugendhaft, mein Sohn! . . . Ich war es vielleicht nur — aus Stolz . . . Den Freiherrn erhörte ich erſt, als er mir die heimliche Ehe anbot und ich ſie vor Gott, einem Pfarrer oder deſſen Subſtituten und mehr als zwei Zeugen, die hingereicht hätten, richtig geſchloſſen glaubte . . . Meine Entbindung von dir fiel in die Zeit der Ferien an unſerer Bühne . . . Ich genas in einer der kleinen Meiereien, die zu den Beſitzungen deines Vaters gehörten . . . Eine Bäuerin nährte dich . . . Noch war deine Geburt eines Familienſtatuts wegen zu verbergen . . . Aber du hatteſt meine ganze Liebe . . . Nie konnte ich dich in den ſchmuzigen Umgebungen wie ein Bauernkind ſehen, ohne nicht ſofort mit deinem Vater die ernſteſten Kämpfe über die endliche Enthüllung unſers Geheimniſſes zu beginnen . . . Anfangs erfolgten die Beſchwichtigungen in Güte . . . Die ſpätere Wendung erzählte ich dir . . . Wäre ich nicht von den Pflichten meines Berufs, den ich liebte und den ich ſo viele Meilen von Neuhof entfernt ausübte, gebunden geweſen, ich hätte ſo lange mein Geheimniß nicht bewahren können . . . Als ich endlich den Betrug durchſchaute, übertrug ich meinen Haß auch auf meine Kinder . . . Und ich ſag' es dir, Cäſar, ich würde dich und Angiolina nie anerkannt haben ohne dieſe heutige Wendung des Geſchicks, die mir ſo ſchreckhaft ſagte: Die Rache laſſe der Menſch dem Himmel! . . . Oft befiel mich

melancholiſche Sehnſucht nach den beiden Weſen, die ich unterm Herzen getragen . . . Einmal — ja, da war ich nahe daran, mich zu entdecken, als jener Pater Stanislaus, den du kennſt — . . .

Wenzel von Terſchka — . . .

Nach Deutſchland reiſte und ſich mir empfahl . . . Ich lebte jedoch ſchon damals in Verhältniſſen, die mir die Feſthaltung meiner Stellung als Herzogin von Amarillas zur unbedingteſten Pflicht machten . . . Und noch — jetzt, mein Sohn — . . .

Die Erzählerin ſtockte und wandte ſich ab . . .

Benno glaubte die Beſchämung zu ſehen, die Anſtand zu nehmen ſchien, von Cardinal Ceccone, ihrer dritten Verbindung, zu ſprechen . . . Ein unendliches Weh legte ſich auf ſein Herz . . .

Mein Sohn, ſprach die Herzogin, ſeine Gedanken errathend . . . Wenn Cardinal Ceccone in allem ſo heilig wäre, wie in ſeinem Verhältniß zu mir, ſo würde man ihn nach ſeinem Tode kanoniſiren . . . Eher kannſt du in Rom hören, daß — — Ceccone wie Papſt Alexander Borgia ſeine eigene Tochter liebt, als das Wort — die Herzogin von Amarillas ſtünde in einer nähern Verbindung mit ihm, als der, die Duenna ſeiner — „Nichte“ zu ſein . . . Mein Sohn, du ſiehſt mich hier mit vier Pferden fahren, Bediente umringen mich, ein römiſcher Principe reicht mir den Arm, um mich in die kaiſerlichen Theater zu führen, in die Loge des mächtigſten Staatsmannes der Welt — ich bin nichts weiter als eine Gouvernante . . .

Benno ergriff gerührt die Hand der Mutter und sah in ihre umflorten Augen . . .

Unter unsern Cardinälen, fuhr sie mit schmerzlichem Lächeln fort, gibt es einige, die wohl verdienen, Muster der Christenheit genannt zu werden . . . Ihre Zahl ist nicht groß . . . Die übrigen theilen sich in zwei Klassen . . . In solche, die die Gelübde aus Indolenz halten, und solche, die die Natur nicht betrügen können . . . Alle aber, selbst die letztern bewahren den Anstand . . . Saltem caute! ist unsere römische Devise . . . Um die immer prüfend und lauernd auf sie gerichteten Blicke der Menschen, namentlich der Priester, zu zerstreuen, zeigen die Cardinäle sich absichtlich ganz weltlich, leichtsinnig, gesellschaftsbedürftig und doch nicht anstößig. Das ist, wie die Frauen im Cicisbeat einen Deckmantel für eine in ganz anderer Sphäre versteckte Leidenschaft haben . . . Jeder Gatte läßt seine Gemahlin ruhig mit dem Cicisbeo gehen . . . Dieser ist der Freund des Hauses, der Freund des Mannes, der Beschützer der Frau, deren anderweitige Verhältnisse am wenigsten der Cicisbeo kennt . . . So haben auch die Cardinäle ein Haus, an das sie attachirt sind, wo sie Audienzen geben, wo sie sich ausruhen, Whist spielen und wirklich, wenn auch mit den leichtesten Formen, die Tugend und Entsagung selbst sind . . . Das weiß in Rom jedermann . . . Cardinal Ceccone kann nach seinen Arbeiten in der Sacra Consulta nicht anderswo sich erholen, als bei der Herzogin von Amarillas, wo es hergehen würde so still und fromm, wie im Kloster von Camalduli, wenn nicht Olympia mit den Jahren immer gefahrvoller

ſich entwickelt hätte — Cäſar! — unterbrach ſich die Sprecherin und betrachtete Benno mit einer Miſchung von Staunen und Schrecken — wie nur war es möglich, daß gerade du, du mein Sohn, Cäſar von Wittekind, es ſein mußteſt, der — . . . Doch — fuhr ſie plötzlich auf — fliehe Olympia! Sie zerreißt, was ſie liebt! . . .

Benno gerieth in die größte Verwirrung . . . Seine Ueberzeugung, daß er in Wien ſeit dieſer Stunde nichts mehr zu vollbringen oder abzuwarten hätte, mehrte ſich . . .

Die Mutter fuhr fort:

Ich bin nicht die einzige Herzogin, lieber Sohn, die in Roms dunkelſten Gaſſen wohnte und nur — in den Kirchen, deren wir zu dieſem Zweck Gott ſei Dank genug haben, von einem ihrem Stand gebührenden Glanze umgeben iſt . . . Man iſt arm, aber vom Munde darbt man ſich den Miethwagen ab, der uns des Abends eine Stunde auf den Corſo führt . . . Sonſt geht man des Tages zu Fuß . . . Ein Schleier genügt, nicht einmal ein Bedienter . . . Alle hundert Schritt liegt eine ſchöne geräumige Kirche, gebaut aus Marmor, mit ſtillen Kapellen, dunkeln Ecken, da eine Lampe, hier ein Schemel für die Füße, ein Bild von Domenichino, eine Sculptur von Michel Angelo — ſo kann man ſchon eine Stunde lang verträumen, ein Leben der Armuth anſtändig verſchleiern . . . Du wirſt das ſehen, wenn du in Rom biſt . . . Du gehſt nach Rom! . . . O wohl, wohl! . . . Du ſollſt es . . . Oder was — was glaubſt du, mein Sohn? . . .

Benno hatte die Miene gemacht zu fragen, ob ſie

ters wegen die geiſtreichen Männer der Umgegend auf der Reige zuweilen träfen und, wenn ſie ſich das Rauchen unterſagen können, ein tüchtiges, auch für uns arme Frauen nützliches Geſpräch mit einander führten. Ich will mich dabei ganz ſtillſchweigend verhalten, ſoweit ich es beim Theeſerviren ſein kann. Nun, geben Sie mir die Hand, Pfarrerchen; ich halte Sie beim Worte."

Indem trieb der Kutſcher die Pferde an und Blaſedow war allein. Er ging verſtohlen aus dem Dorfe, weil er fürchtete, bei den Dreifeldern wegen des Umgangs mit der abgeriſſenſten und anſpruchvollſten Familie im ganzen Fürſtenthume in ſchlechten Credit zu kommen. Endlich hatte er den Steg erreicht, welcher ihn nach Kleinbethlehem zurückführen ſollte. Er mußte aber ſtillſtehen und die Hände zuſammenſchlagen; dann ging er und blieb wieder ſtehen, indem er ſein Haupt ſchüttelte. Hätte er einen warmen und redlichen Freund gehabt, ſo würd' er ſich gegen ihn in dieſem Augenblick gewiß folgendermaßen ausgeſprochen haben: „Mir iſt es ein Traum; aber dieſe Menſchen leben ewig darin! Heilige Natur, wo iſt eine größere Gleichmacherin, als du! Hätten ſie auch nur die leiſeſte Ahnung von deiner Größe und ihrer eigenen Nichtigkeit, ſie würden niederfallen und anbeten, ſie würden jedes Wort, das aus ihrem Munde kommt, wie die eingelernte, nicht aus dem Herzen ſprießende Phraſe des Schauſpielers anſehen. Mir käme der Wind geſpenſtiſch vor, der das Echo eines ſolchen Treibens in mein Ohr leitete! Und was trägt nicht Alles der menſchliche Körper! Wie ſinkt er nicht unter der ewigen Erregung ihrer lügneriſchen Gedanken, ihrer gaukelnden, ja gaunernden Einbildungen zuſammen! Ach, ich glaube, er thut's des Abends, des Nachts

es nicht wünsche . . . Er sah, wie seine Begegnung sie bei alledem zu stören anfing . . .

Die Kirchen, fuhr die Herzogin nach einigen zärtlichen Blicken fort, die Kirchen in Rom sind zum Beten da; aber sie verbinden zugleich den Zweck, eine Promenade zu sein, eine Promenade, die zu betreten nichts kostet . . . Ich hörte einen Attaché der Gesandtschaft des Königs von Preußen, der erst einige Tage in Rom war, außer sich gerathen bei der Erzählung: Ich besuche den Carcer Mamertinus beim Capitol, die Kapelle, die über jenem Gefängniß erbaut ist, wo Sanct Peter vor seiner Hinrichtung gefangen saß, und ein Geistlicher tritt herein, kniet vor einem Betpult nieder, wendet das Antlitz zum Altar, zieht, ehe er betet, sein Taschentuch, seine Dose, nimmt eine Prise und dann erst faltet er die Hände! *) . . . Dies Bild brachte den Lutheraner außer sich, beleidigte jedoch von uns Römern niemand . . . Es war ein heißer Tag; der arme Dorfpfarrer, der die Merkwürdigkeiten der Stadt ansah, wollte sich ausruhen und benutzte die kühle Kapelle St.-Pietro in carcere . . . Daß man sich an einem solchen Ort mit der Geberde des Betens ausruht, bringt die Rücksicht auf den Ort und diejenigen mit sich, die vielleicht ringsherum wirklich beten . . . Die Kirchen Roms sind nicht Kirchen allein, sondern die ehemaligen Thermen der Kaiser . . . Sie sind die Gärten und Promenaden der Stadt, die allen gehören, den Armen und Reichen, den Königen und Bettlern . . . Ist denn nicht auch das Religion, was alle gleich

*) Factische Reiseerinnerung.

macht? . . . Wer gefallen iſt, Könige, die ihre Krone verloren, können keine bequemere Stadt der Welt finden . . . Für die, die ohne Demüthigung ſein und vergeſſen wollen, iſt Rom die Stadt der Städte . . .

Dieſe Aeußerungen einer Frau, die in ſo unmittelbarer Nähe der Tonangeber der Chriſtenheit lebte, mußten Benno wol die Frage wecken: Wieſtehen ihre Ueberzeugungen im Verhältniß zur Kirche und zu dem Zweck der Sendung des Cardinals? . . . Doch überwog jetzt noch das Intereſſe am Perſönlichen . . .

Fünf bis ſechs Jahre, fuhr die Mutter fort, lebte ich in dem ſteten Kampf mit mir, welche Entſchließungen ich faſſen ſollte . . . Ich war nicht mehr jung . . . Meine Schönheit, wenn ich ſie je beſaß, war verblüht . . . Ich zog niemanden an, als dann und wann ein paar Prieſter, die bald wegblieben, als ich ihnen keine Tafel ſerviren konnte . . . Zur Devotion hatte ich kein Talent . . . Im Singen zu unterrichten widerſprach meinem Stolz . . . Ich proceſſirte mit den Gerichten Spaniens; die Revolutionen und die Cortes wieſen mich ab . . . Wittekind erlebte in meiner Verzweiflung einigemal die Drohung, daß ich nach Deutſchland kommen und die Gerichte gegen ihn anrufen würde . . . Ich ging ſo weit, mich über die Geſetze wegen unwiſſentlicher Bigamie zu unterrichten . . . Ich überzeugte mich, daß meine Ehe nach kanoniſchen Regeln anerkannt werden konnte . . . Dann aber hatte ich in Bigamie gelebt und mußte erſt von dieſer Sünde wieder befreit werden . . . Das iſt das beſonders Schmerzliche am Unglück, es macht zuletzt feige . . . Das Unglück verwirrt uns

und läßt uns falſche, oft ganz unwürdige Maßregeln ergreifen . . . Ich fand wenigſtens meine Hülfe da, wo ich nimmermehr geglaubt hätte, daß ich ſie ſuchen würde . . .

Benno horchte voll höchſter Spannung . . .

Jenſeit der Tiber wohnen in Rom jene Volksklaſſen, die ſich noch eine gewiſſe Natürlichkeit, ſoweit ſie bei römiſcher Unbildung möglich iſt, bewahrt haben; Handwerker, die größerer, lichterer Räume bedürfen, als ſie die innere Stadt dieſſeit der Tiber bietet . . . In Traſtevere wohnte ein Metzger, von dem ich mir zuweilen den Luxus geſtattete, ein beſſeres Stück Fleiſch, ein ganzes junges Lamm für die Küche zu beſtellen . . . Noch lebte meine alte Marietta Zurboni, die mich ſo lange Jahre begleitet hatte . . . Nun war ſie ganz blind; ich gönnte ihr zuweilen Feſttage in Wirklichkeit, nicht blos die, die im Kalender ſtehen — Was ich da alles rede! unterbrach ſich die Herzogin und ſtarrte in die Ferne und in die noch nicht erreichte Stadt . . .

Benno erkannte, daß die Mutter ſo plötzlich der Schmerz um die Todte, die nun ſchon in Entfernung faſt einer Meile zurückgeblieben, ergriff . . . Sie hielt beide Hände nach der Gegend hin, wo Schloß Salem lag . . . Eine Geberde der Bitte um Verzeihung . . . Sie küßte wieder die blutigen Haare . . .

Benno beruhigte ſie . . .

Eines Tages, fuhr ſie nach einem kurzen Weinen fort, hatte ich mich von Kirche zu Kirche bis Santa-Cecilia gebetet — dies war die einzige Art, wie ich als Herzogin am Tage ohne Equipage vegetiren konnte — Ich that,

als könnte ich, da ich doch einmal bei Meiſter Pascarello in der Nähe war, bei dieſer Gelegenheit, obgleich ich eine Herzogin war, auch wol mein Oſterlamm ſelbſt beſtellen . . . Hoheit, ſagte er, warum ſind Sie nicht zehn Minuten früher aus Ihrer Andacht erwacht! Soeben hatte ich noch fünf Lämmchen, weiß wie Schnee, ſo unſchuldig, daß ſie die heilige Agnes mit in den Himmel hätte nehmen können! . . . Ich bedauerte . . . Hätt' ich dieſe Ehre geahnt! fuhr er fort. Aber, den Heiligen ſei Dank, die Kleinen kommen wenigſtens in gute Hände und Gott ſegne, daß ihre Wolle dem Pascarello Ehre macht! . . . Wer erhielt ſie denn? fragte ich . . . Der ehrliche Metzger zeigte über die Tiber hinweg und ſprach: Wenn die Thierchen gebraten werden, Hoheit, einen ſolchen vornehmen Roſt haben Sie doch nicht! Ich glaube faſt, der des heiligen Laurentius ſelbſt wird dazu genommen! . . . Ich ahnte eine Beſtimmung für die Kirche und Meiſter Pascarello erzählte mir noch eine Geſchichte, die in Rom jedermann weiß . . . Im Kloſter der Nonnen, die man die „Lebendigbegrabenen" nennt, werden die Lämmer gezogen, aus deren Wolle die weißen, drei Finger breiten Schulterbinden, Pallien genannt, gefertigt werden, die Rom jedem neuernannten Biſchof der Chriſtenheit zuſchickt . . . Die Achſelklappen zu den Uniformen der großen römiſchen Armee . . Die Lämmer können ihre zarteſte Wolle nur jung liefern, werden nach der Schur geſchlachtet und der Heilige Vater bewirthet mit dem Fleiſch jährlich die zwölf Apoſtel, denen er die Füße wäſcht; es ſind Arme, die zu dieſer Ehre ſchon lange auf einer Liſte verzeichnet ſtehen . . . In dem Kloſter

ſagte Meiſter Pascarello, muß ein Wolf hauſen oder eine Wölfin — verbeſſerte er ſich —; denn ich habe die Ehre, des Jahres viel Lämmer dorthin zu liefern, mehr als in einem Jahr in der Chriſtenheit Biſchöfe ſterben und neue gewählt werden! ... Seltſam! ... ſagte ich gleichgültig und — betete mich wieder in meine dunkle Gaſſe bei Piazza Navona zurück, in der ich wohnte ... Ich erzählte dieſen Vorfall einem Prälaten, der mich oft beſuchte, obgleich ich ihn nicht mochte wegen ſeines giftigen und intriguanten Weſens ... Leider hatt' ich ihm ſchon mehr von meinen Lebensverhältniſſen vertraut, als ich hätte thun ſollen ... Es iſt der jetzige Cardinal Feſelotti, wie man weiß, der Feind Ceccone's ...

Benno hatte dieſen Namen als jetzigen Nachbar des Grafen Hugo in Caſtellungo heute nennen hören ... Auch wußte er, daß Olympia's Mutter im Kloſter der „Lebendigbegrabenen" lebte ... Er fürchtete die Aufregung der Mutter und ſagte:

Laß es! ... Du wirſt mir noch oft erzählen können ...

Eine ſolche Stunde kommt uns nicht ſo bald! erwiderte ſie ſeufzend ...

In Rom! ... Ich verlaſſe Wien ... ſagte er ...

Nein! rief die Mutter leidenſchaftlich, umſchlang und küßte ihn ...

Ich gehe nach Rom ... Heute noch ...

Cäſar! rief die Herzogin wie im Ausbruch des äußerſten Schmerzes und — doch voll Freude ...

Nach einiger Sammlung fuhr ſie fort:

Fefelotti machte eine ſchlaue Miene und ſagte: „Daraus erkenne ich ja die Wahrheit eines Gerüchtes! Monſignore Tiburzio könnte, mein' ich, von dieſer kleinen Wölfin leicht ſeinen Cardinalshut zerriſſen bekommen“ . . . „Sie wiſſen“, ſetzte er hinzu, „daß Tiburzio im nächſten Conclave den Purpur erhalten wird“ . . . Die Züge Fefelotti's verzerrten ſich noch häßlicher, als ſie ſchon von Natur ſind . . . Ich ſah, daß er über einen Plan brütete . . . Ceccone war ſchon damals der mächtigſte Mann in Rom . . . Er hatte die Revolution gebändigt, die Carbonari verbannt oder eingekerkert; man wußte, daß ihn eine Römerin, Lucrezia Bianchi, hatte ermorden wollen . . .

Olympia iſt das Kind einer neuen Judith! ſagte Benno . . .

Alle Welt weiß es jetzt . . . beſtätigte die Mutter . . . Aber damals noch nicht . . . Der Generalinquiſitor Ceccone ſchlug die Unterſuchung des Mordanfalls einer jungen Wäſcherin auf ihn nieder und brachte die Mörderin heimlich zu den „Lebendigbegrabenen“ . . . Das fanatiſche Mädchen, das ihre Ehre geopfert hatte um ihn zu tödten, kam dort nieder . . . Olympia wurde im Kloſter fünf Jahre alt . . . Es war ein Kind der Sünde — ein Kind der Lüge, der Wolluſt, des Mordes . . . Von ſolcher Wildheit des Blutes war ſie, daß ſie mit den kaum geborenen Lämmchen ſpielend oft eines erwürgte . . . Das Opfern dieſer Lämmer iſt eine heilige Procedur, die am Feſt der heiligen Agnes öffentlich vollzogen wird . . . An der Wolle ſoll noch jetzt niemand eifriger ſpinnen, als die ſchon in der

Geburt ihres Kindes vom nicht abgewarteten Milchfieber irrſinnig gewordene Lucrezia — . . .

Was iſt Wahrheit! klagte es tief ſchmerzlich in Benno's Gemüth . . . Ein rieſiges Gebäude ſteigt auf, ein ſtolzer Dom . . . Die Pfeiler ragen wie über felſenfeſtem Grunde . . . Die Wölbungen ſind wie für die Ewigkeit berechnet . . . In den Riſſen wächſt, mit bunteſtem Farbenreiz ſie verdeckend, die Flora der Phantaſie und des Gemüths . . . Die heiligſte Andacht nimmt dieſe weißen Pallien mit den vier ſchwarzen Kreuzen darauf als die Sinnbilder jenes verlorenen Lamms, das der gute Hirte geſucht — und wie macht ſich das alles in Wirklichkeit! . . . „Rom blüht und gedeiht doch!“ hatte Hammaker beim Vorſchlag eines neuen, „falſchen Iſidorus“ geſagt — . . .

Die Mutter ſchien dieſen ſchneidenden Contraſt nicht nachzufühlen . . . Die Römer nehmen, was von ihnen kommend die katholiſche Welt andachtsvoll verehrt, wie ihr tägliches Brot und als ſich ganz von ſelbſt verſtehend . . .

Ich gönnte Feſelotti nicht den Triumph ſeiner Intrigue, fuhr ſie fort . . . In einer jener Anwandlungen von Thatkraft und Muth, die ſchon längſt bei mir aufgehört hatten, ſchrieb ich an Monſignore Ceccone und warnte ihn, er möchte auf der Hut ſein und aus dem Kloſter eine gewiſſe — kleine Wölfin entfernen . . . Die Viſitation durfte ohnehin kein Kind im Kloſter dulden . . . Dann auch noch warnte ich ihn vor den unbeſonnenen Plaudereien Pascarello's in Traſtevere . . . Ich hatte mich genannt und durfte nicht erſtaunen, unmittel-

bar darauf den Beſuch des Monſignore ſelbſt zu empfangen . . . Ich fand in Ceccone einen Mann von hinreißendem Benehmen, angewieſen auf die Gunſt der Frauen . . . Ich für mein Theil fühlte, daß ich nichts mehr für einen ſolchen Mann beſaß, als höchſtens etwas Verſtand und das unendlichſte Bedürfniß nach Beiſtand, das zuweilen die Menſchen bindet, beſonders wenn ſie nicht gut ſind . . . Gefällig ſein heißt bei vielen, nur ſeine Macht zeigen wollen . . . So entdeckte ſich mir Ceccone ganz, dankte für meine Theilnahme, warnte vor Feſeletti, der ſein Feind ſeit früheſter Jugend und ſchon von der Schule wäre, und machte mir den Vorſchlag, daß ich einen Palaſt bezöge, den er für mich miethen wollte, wenn ich Olympia zu mir nähme . . . Noch mehr! Es wäre ihm lieb, ſagte er, wenn ich ihr einen Namen, vielleicht von meiner Verwandtſchaft gäbe . . . Ich ging auf dieſe Vorſchläge ein . . . Ich gab Olympien den Namen, den ich in dieſem rauhen und grauſamen Lande zurückgelaſſen habe, Maldachini . . . Den Grafentitel, den das Kind bekam, bezahlt man in Rom . . . Principe Rucca's Urgroßvater war vor hundert Jahren ein Bäcker . . .

Venno horchte nur . . .

Meine Lage beſſerte ſich . . . Sie wurde glänzend . . . Ceccone ſammelte Schätze und hatte eine ſolche Liebe zu ſeiner Tochter, daß ſie ihm, wenn wir noch in den Zeiten des „großen" Nepotismus lebten, eine Fürſtenkrone werth wäre . . . Die Krone des Prinzen Rucca entſpricht nur noch der jetzigen Stellung des römiſchen Stuhls . . . Aber die Zähmung der jungen Wölfin iſt

mir nicht gelungen ... Sie iſt eine Blume, die aus Blut emporgeſproſſen ... Ihr Daſein verdankt ſie einem Haß, der ſich in Liebe nur verſtellte ... Lucrezia Bianchi ſuchte die Bekanntſchaft im Hauſe des Inquiſitors durch eine Wäſcherin, die für ihn arbeitete ... Sie begleitete dieſe, nahm ihr zuweilen die Uebergabe der Wäſche ab ... So begann ein Roman, den ſie benutzte, um den Feind der jungen Freiheit Italiens wie Judith den Holofernes zu ermorden ... Wir haben ein ſchönes Land, aber — wilde Menſchen ... Noch werden die Zeiten eiſern werden ...

Benno war zu ergriffen, um von den Brüdern Lucrezia Bianchi's, von den Oheimen der „Gräfin", zu ſprechen, von der Nähe des alten Profeſſors Luigi ...

Schlimme Stunden werden auch noch für uns allein kommen, mein Sohn! ſeufzte die Mutter ... Olympia hatte nie einen Wunſch, der unerfüllt blieb ... Sie heirathet den Principe nicht, um ſeine Liebe oder ſeinen Namen zu haben, ſondern nur, um eine Frau zu ſein ... Dadurch erſt gewinnt ein Weib größere Freiheit ... Mein Sohn, Rom hat keine Erziehung, keine Bildung — keine Tugend — ... Es hat nur Leidenſchaft und Verſtellung — Wir haben die Formen der Devotion ... Dieſe vertreten den öffentlichen Anſtand ... Alles Uebrige iſt die größere oder geringere Kunſt der Verſtellung ... Tugend iſt nur da, wo die natürliche Empfindung ſie zugleich mit hervorruft, oder nur da, wo ſie ſchon die natürliche Begleiterin von Stolz und Liebe iſt ... Ein Staat von Prieſtern, die unter einem unnatürlichen Ge-

ſetze leben, kann nichts anderes hervorbringen . . . Ich habe es einmal erfahren, was ein in Rom entſtandener freiſinniger Gedanke koſten kann . . . Ceccone neigt, wie das im Alter ſo geht, zu politiſchen Verbeſſerungen und iſt in ſeinem innerſten Herzen Italiener, ja mehr noch, Römer . . . Olympia ſowol wie ich arbeiten auf die Erhöhung Italiens — eine Zukunft, die ohne Bruch mit Oeſterreich nicht denkbar iſt . . .

Benno ſah ſich betroffen um . . . Die Diener hätten hören können . . . Schon näherte man ſich den volkreichen Vorſtädten . . .

Seine Beſorgniß war ungegründet . . .

Feſelotti, fuhr die Mutter unerſchrocken fort, der gleichfalls inzwiſchen Cardinal wurde, erhob ſich wie die Schlange, die ein Fuß nicht ganz zertreten hat . . . Dieſen Winter war es . . . Da begannen die Intriguen der immer mächtiger werdenden Jeſuiten . . . Ich ſollte auf der Reiſe bieher, die ſchon lange zu Olympiens Ausbildung beſchloſſen war, die Anklage erhalten, die Gattin zweier Männer geweſen zu ſein . . . Zum Glück, wie ich hier wol ſagen kann, ſtarb der Ärarſyndikus . . . Aber die Intrigue ruhte nicht . . . Wir haben uns den Feinde verſichern müſſen . . .

Ceccone verſprach dem Al Geſu, ſeinen Befehlen zu gehorchen ! . . .

Ja! erwiderte die Mutter wie eine Römerin, die nur triumphiren wollte mit dem Berichte: Feſelotti iſt geſtürzt und in ein Erzbisthum verbannt . . . Weit von Rom entfernt, im Piemonteſiſchen, krümmt er ſich jetzt,

wenn sie in ihr Lager sinken und die Schminke von den Wangen waschen, wenn sie sich die falschen Busen abschnallen und Niemanden mehr vor sich haben, der sie prahlen hört, als sich selbst, dies ihnen so wohlbekannte Sich selbst."

Am Gebüsch, in welches jetzt Blasedow trat, sprang ihm Wasser freudig entgegen und schien ihn bitten zu wollen, es gnädig mit ihm zu machen. Blasedow liebkoste ihn und sagte: „Sei ohne Sorge!" — Indem blickten durch einzelne Lichtpunkte des Waldes die grünen Fernsichten von Wiesen und Feldern herüber, die tiefer als das Gehölz lagen, dessen Rand er nur bestreifte. Die Sonne war schon tief herabgesunken und blitzte hie und da von den Fensterscheiben einzelner Meierhöfe ab. Auch auf einem fernen Punkte, den Fenstern seiner Kirche, schimmerte die große Kugel. Er konnte zu Haus erst eintreffen, als sie schon herabgerollt war. Dies allmähliche Zufallen der Augenlieder der Natur, die geheimnißvolle Stille, welche dadurch noch feierlicher wurde, daß der Rand des Waldes und der Abhang ganz im Schatten lag und nur in der Ferne die ebene Gegend von den Sonnenstrahlen glänzte, umschlich auch unsers Freundes einsames und ringendes Innere. „Es gibt einen Frieden," dacht' er, „o, wer ihn hätte!" Es war ihm, als zögen sich magische Kreise um seine Schritte, als sah' er sich entrückt aus diesen so friedlichen Sphären, die ihn nur deßhalb zur Wemuth zu stimmen schienen, weil er ahnte, daß sie nicht die Grenzen seines Daseins, „ach, sag' ich es nur heraus," dacht' er, „die Grenzen meiner Leiden bilden werden." Die Idee, daß er sein Lebenslooß falsch gegriffen, beschäftigte ihn fortwährend. Er wollte etwas sein, wenigstens mehr, als er war; er wollte etwas leisten, eine Arbeit der Woche, nicht blos eine Arbeit

racheschnaubend, aber ohnmächtig ... Wir fühlen seine Hand nicht mehr ... Warum staunst du? ...

Benno unterdrückte seine Empfindungen ... In solche Umtriebe des Ehrgeizes machtbegehrender Priester mischt sich das Wohl der Staaten, die Freiheit der Völker, die Erleuchtung der Gewissen! ...

Die Mutter kam auf diese Vorstellungen nicht ... Sie sprach von Olympien ...

Ihre ersten Lebensjahre wurde sie im Kloster verborgen gehalten ... Das Kloster liegt nicht einsam ... Man hatte Ursache, das Schreien des Kindes zu ersticken ... Man erstickte es durch Liebkosungen und die Gewähr jedes Wunsches ... Ein Nein! gab es nicht bei Nonnen, die über eine Entdeckung zitterten ... Daß sie gleich anfangs eine Nonne aufnahmen, die Mutter wurde, machte die Habgier ... Ein Kloster ist bei uns für Wohlthaten und Geschenke, die man ihm spendet, zu allem fähig ... Diese Mönche und Nonnen gewöhnen sich so an die Vortheile, die ihnen die Besitzthümer ihres Klosters gewähren, daß sich die wunderbarste Einigkeit zwischen allen herstellt, wenn sie nur wissen: Das ist dein Antheil an dem gemeinsamen Gewinn ... Die Menschen der Entbehrung und Einsamkeit werden so; sie handeln im Charakter eines Ameisenhaufens, der eine einzige Ameise voll Intelligenz ist ... Dem Kloster dann heimlich entführt und in meine Obhut gegeben, erlebte Olympia einige entschiedene Anwandlungen meiner Neigung, ihr eine Erziehung zu geben ... Der Erfolg war nicht ermunternd ... Lassen Sie das Kind sein, wie es ist! sagte der zu einer Mischung von halb

Trajan, halb Nero geborene Cardinal . . . Nur ein Menſch von ſtarkem Willen lebt ſiegreich in dieſer halben Welt! ſetzte er hinzu . . . Oft ſah ich mir in der Galerie Borgheſe das Bild an, das Rafael von Cäſar Borgia gemalt hat . . . Ein Kopf wie ein Räuberhauptmann, voll ſchreckhafter Männerſchönheit . . . Machiavelli machte aus ihm das Muſter eines echten Fürſten . . . So war Cecceue in ſeiner Jugend und Olympia ähnelt ihm . . . Sie bekam ſchon als Kind galante Briefe und Gedichte von denen, die ihren Schutz begehrten . . . Sie wählte ſich ſelbſt ihre Geſellſchaft . . . Sie ließ Schäferknaben von ihrer Hürde in der Campagna wegnehmen und in prachtvolle Kleider ſtecken, um mit ihnen ſpielen zu können . . . Ebenſo oft aber auch nahm ſie ihre Gunſtbezeigungen wieder zurück . . . Ich hatte Scenen mit dem Cardinal voll äußerſter Aufregung . . . Er konnte ſo grauſam ſein und mir ſagen: Madame, Sie ſind die Kammerfrau einer Fürſtin, nichts weiter! . . . Ich ertrug dieſe Ausbrüche des Dünkels und der Tyrannei, denn ich hatte zu viel gelitten und war angekommen an jenem ſchreckhaften Wendepunkt im Frauenleben, wo der Muth, die Hoffnung verſiegt und uns die Angſt vor dem Alter ergreift . . .

Benno drückte der Mutter die Hand und ſprach:

Trenne dich von dieſer Welt und ſei — ganz nur mein! . . .

Wird das gehen? ſagte die Mutter ſchmerzlich lächelnd und — ablehnend . . . Sie küßte ſeine Stirn . . . Nein! ſetzte ſie in der That den Kopf ſchüttelnd hinzu . . .

Warum nicht? . . . lag in Benno's betroffenen Mienen . . .

Olympia hatte zum Glück die gute Eigenſchaft, fuhr die Mutter ausweichend fort, daß ihr feſter Wille zuweilen eine edle Sache ergriff . . . Daß die Sache edel war, war dann nur ein Zufall . . . Sie wählte immer nur diejenigen Standpunkte der Auffaſſung, die ihr der Zufall und eine perſönliche Empfehlung boten . . . So ſind alle Vornehmen . . . Brachte ein Pächter eine Bittſchrift und hob ihr den Fächer auf, der ihr gerade entfallen war, ſo ruhte ſie nicht, bis ſeine Wünſche erfüllt wurden . . . Ebenſo groß aber auch ihr Haß und ihre Rachſucht . . . Einen jungen Geiſtlichen, der ihr die Beichte hörte, gab ſie an, daß er ſie im Beichtſtuhl geküßt hätte . . .

Benno entſetzte ſich . . .

Es war eine Lüge . . . Sie führte dieſe Lüge mit allem Aufwand der Verſtellung durch . . . Der junge Prieſter hatte ihr einige Strafen auferlegt, denen ſie ſich nicht unterziehen wollte . . . Der Unglückliche verdarb ſein Schickſal vollends durch die ſeltſamſte Grille von der Welt . . . Er räumte ein, daß Olympia, damals vierzehn Jahre alt, recht gehabt hätte . . . Es war ein Alcantarinermönch aus dem Norden Italiens, der der ſtrengſten Regel der Franciscaner angehört . . . Sie ſah ihn eines Tages in der Sixtina und wollte ihn ſofort zum Beichtvater . . . Der Cardinal ließ den Pater Vincente aufſuchen und beſtimmte ihn, in Rom zu bleiben . . . Pater Vincente, bildſchön, träumeriſch von Natur, hatte durch ſeinen ſchweren Orden die Kraft

der Nerven verloren . . . Er erröthete bei jedem Wort, das man an ihn richtete . . . Dennoch wurde er Olympia's Beichtvater und bezog das römische Kloster der Alcantariner . . . Nach sechs Wochen endete dieser Roman in der Art, wie ich sagte . . . Olympia rächte sich für seine Strenge und wollte ihm nicht länger beichten . . . Sie log und alles sprach ihn frei . . . Er aber — er hatte sich in der That in sie verliebt und gab etwas zu, was nur das Spiel seiner Phantasie gewesen sein mochte . . . Er sagte: Ich habe sie geküßt! *) . . . Der Unglückliche schmachtete fünf Jahre in einer Strafzelle der Alcantariner . . .

Olympia ist ein Teufel! wallte es in Venne auf und es auszusprechen hinderte ihn nur der Gedanke an den Pater Sebastus und den Bruder „Abtödier", die nach Rom zu den Alcantarinern geflüchtet waren . . . Lucinde, Bonaventura traten vor sein irrendes Auge . . .

Die Mutter fuhr fort:

Als Pater Vincente eingeräumt hatte, daß er Olympien im Beichtstuhl küßte, erschrak sie selbst und bereute nun ihre That . . . Sie schrie und weinte darüber . . . Sie lief zum Cardinal und warf sich ihm zu Füßen . . . Sie küßte seine Zehen, was sie immer als Ausdruck der höchsten Schmeichelei für ihn thut, da sie so ausdrücken will, daß ihm die dreifache-Krone beim Tod des Papstes nicht entgehen könnte . . . Sie schwur, daß sie gelogen hätte und bat um die Freilassung des Priesters . . . Der Cardinal that alles, was in seinen

*) Thatsächlich.

Kräften ſtand . . . Aber Pater Vincente verharrte bei ſeiner Verſicherung, er hätte ſie geküßt und verdiene ſeine Strafe . . . Da war bei ſeinem General nichts auszurichten . . . Erſt vor kurzem kam uns die Kunde von ſeinem Schickſal in Erinnerung . . . Es war die Rede davon, daß neben Feſelotti, der jetzt auf ſeinem Erzbisthum Cuneo, auch Coni genannt, ſich befindet, gerade auch das Bisthum Robillante frei geworden . . . Man ſagte, daß dem „ſchlechteſten Chriſten" eigentlich der „beſte Chriſt" gegenüberzuſtellen wäre . . . Ceccone dachte an einen Beaufſichtiger Feſelotti's, die andern an einen wirklich heiligſten Prieſter . . . Der iſt nicht zu finden! hieß es allgemein . . . Olympia beſann ſich eine Weile und ſagte mit blitzenden Augen: Der beſte Prieſter der Welt iſt Pater Vincente bei den Alcantarinern! . . . Als man ſtaunte, ſagte ſie: Ich ſtürzte ihn ins Unglück und er wollte für ſeine Gedanken büßen! Macht ihn zum Biſchof von Robillante! . . . Man ging auf den Plan ein. Um ſo mehr, als man erfuhr, daß dieſer Biſchofsſitz in der Heimat des Paters Vincente liegt . . . Er iſt aus dem Thal von Caſtellungo gebürtig . . .

Caſtellungo? unterbrach Benno . . .

Ein Thal am Fuße des Col de Tende im Piemonteſiſchen . . .

Das Schloß von Caſtellungo gehört dem Grafen Hugo, von dem wir eben Abſchied nahmen! . . .

Die Mutter horchte auf und ſetzte hinzu: Ja, die Gegend iſt ketzeriſch . . .

Benno's Gedanken waren auf den „beſten Prieſter der Welt" — auf Bonaventura gerichtet . . .

Pater Vincente, fuhr die Mutter fort, die ſeines hochgeſpannten Antheils gerade über dieſen Verfall ſtaunte, hatte ſeine Schuld gebüßt und war vom General ſeines Ordens längſt wieder in ſeinen alten Stand eingeſetzt; noch lebte er im Alcantarinerkloſter, ſchlug aber die Ehre aus . . . Er ſagte, gerade vor jenem Thal von Caſtellungo wäre er geflohen . . . Es iſt der Sitz noch unerledigt . . .

Vor jenem Thal wäre er — geflohen? . . . fragte Benno ſinnend . . .

Wir erfuhren nichts davon durch Pater Vincente . . . Andere erzählten, die Ketzer in jenem Thale hätten ſein Gewiſſen verwirrt . . . Vorzugsweiſe ein Eremit — ein Deutſcher —

Frä Federigo! rief Benno . . . Den Eremiten Federigo kannte er von dem Nachmittag des vorjährigen Sommers, als Benno, Hedemann und Lucinde mit dem Gipsfigurenhändler Napoleone Bianchi zuſammentrafen und den St. Wolfgangsberg erſtiegen . . . Daß Bonaventura auch ſeinen Vater in dem Eremiten von Caſtellungo vermuthete, wußte er nicht, wenn er auch ſelbſt zugab, daß Friedrich von Aſſelyn noch lebte . . . Die Viſion Paula's von dieſem Winter war auch ihm bekannt geworden; aber die Deutung, die ihr Bonaventura gegeben, war von dieſem ſelbſt ſchon aus Schmerz um ſeine Mutter nicht weiter ausgeſprochen worden . . .

Das träumeriſch ausgemalte Bild: Bonaventura — Biſchof in jenem Thale, wo Paula vielleicht auf dem

Schloſſe die Herrin und die Gattin des Grafen Hugo wird —! ſtand in magiſch zauberhaftem Lichte einen Augenblick vor Benno's Auge . . . Er ſagte:

O ich weiß einen Prieſter der Erde, der würdig iſt, Feſelotti gegenüberzuſtehen . . . Einen Vetter von mir, Bonaventura von Aſſelyn . . .

Ich nenn' ihn Olympien und er hat den Biſchofsſitz . . . ſagte die Mutter . . .

Olympien! . . .

Die Mutter wollte beginnen, von Olympiens Leidenſchaft und dem Eindruck, den ihr Benno gemacht, zu ſprechen . . . Ihre Rede verhallte im Lärmen der jetzt wirklich erreichten Stadt . . . Der Wagen durchflog die volkreichſte Vorſtadt . . . Schon die vier Roſſe allein machten auf dem Straßenpflaſter ein Geräuſch, das jede Verſtändigung im Wagen unterbrechen mußte . . .

Der ganze Schmerz, die ganze Freude des Erlebten fiel noch einmal auf die Herzen der beiden ſo wunderbar Verbundenen . . .

Die Herzogin riß an ihren Kleidern, in denen ſie Angiolinens Haar verbarg, und rief:

O mein Sohn! Auch ich will nicht mehr leben! . . .

Dann aber zog ſie laut — faſt lachend und wieder weinend den Sohn an ihre Bruſt . . .

Erſchreckend vor den Blicken von Menſchen, die hereinſahen, faltete ſie die Hände krampfhaft gen Himmel und betete mit den Geberden einer Verzweifelnden . . .

Das ganze entfeſſelte Naturell der Südländerin machte ſich geltend . . . Oft ſchlug ſie an die Stirn,

als faßte ſie nicht, was ſie alles in dieſen Stunden erlebt hatte . . .

Benno ſuchte ſie zu beruhigen . . .

Der Graf, ſagte ſie, weiß nichts von den Gebräuchen unſerer Kirche . . . Erinnere ihn an die Seelenmeſſen . . . Laß ſie täglich leſen! . . . Täglich ſehen wir uns dann bei dieſen Meſſen und wären wir beide auch nur ganz allein zugegen . . . In den Begegnungen mit Olympia und dem Cardinal freilich — unterbrach ſie ſich . . .

Mutter! Wenn ich nicht offen deinen Namen bekennen kann, kann ich hier — dir nicht mehr begegnen! rief Benno . . .

Cäſar —! Cäſar! rief die erregte Frau . . . Aber, ich ahne, fuhr ſie fort, du liebſt und haſt ſchon dein Herz vergeben — Es iſt wahr, Olympia iſt deiner nicht würdig . . . Sie iſt häßlich . . . Nein, nur wenn ſie haßt . . . Sie iſt ſchön, wenn ſie liebt . . . Sie liebt dich . . . Sie gäbe den Principe hin . . . Doch nein, nein . . . Das darf nicht ſein . . .

Benno ſah, daß in ſeiner Mutter Verſtand und Gemüth in ſtetem Kampfe lagen . . .

Sie ſagte:

Erweiſe dem Principe die Aufmerkſamkeit, ihm heute zu Ceccone zu folgen . . . Sei klug, ſei vorſichtig mit Olympia . . . Jeder Widerſtand erhöht ihren Eigenſinn . . . Jetzt lad' ich dich nicht ein, in den Palatinus zu folgen . . . Nicht wahr? . . . Es war gewagt, daß wir dem Oheim nachkamen? . . . Olympia hatte keine Ruhe . . . Der Principe Rucca deckt die Convenienz . . . Wir

haben tausend Verpflichtungen hier : . . Auch die, daß wir die Vertreter der Heiligen sind . . . Ich bin nie beim Cardinal . . . Auch Olympia nie vor andern . . . Der Cardinal kommt zu uns . . . Morgen, mein Sohn! . . . Heute gehst du noch mit dem Principe? . . . Wir beide sehen uns so, wie wir fühlen — bei Angiolina's Seelenmetten . . . Da knieen wir nebeneinander und sprechen, wie und was das Herz will . . . Das ist auch ein Gebet und — ein Geheimniß kann auch süß sein . . .

Weiter konnte die aufs äußerste erregte Frau im überhasteten, eines ins andere drängenden Strom ihrer Empfindungen und Worte nicht kommen . . . Schon hielten die vier in der Stadt zur letzten Anstrengung angestachelten Rosse in der belebtesten Straße Wiens nicht weit von dem „Monte Palatino“ . . .

Benno hatte ganz bewußtlos geklopft — der Wagen hielt — der Mohr öffnete — Nun mußte er aussteigen . . . Ein krampfhafter Händedruck — ein Gefühl in ihm: Zum ersten und zum letzten mal — Gruß und Abschied? . . . So stand er auf der Straße . . .

Der Wagen flog weiter . . .

Aus dem Traumreich kaum zu ahnender und doch so wirklicher Erlebnisse kehrte Benno in das rauschende Gewühl einer Stadt zurück, deren Bewohner — mitten unter solchen Verhängnissen — nur an den bunten Anschlagzetteln betheiligt schienen, die die Straßenecken bedeckten und zu Vergnügungen einluden . . .

Erreicht! Erreicht, was du suchtest! hätte er unter den tausend Menschen ausrufen mögen, die um ihn her gingen — fuhren — auf Rossen dahinsprengten . . .

Eine Schweſter gefunden — und ſo verloren —! ... Eine Mutter — Und auch ſie? ... Auch ſie! ...

Da ſtockten ſeine Empfindungen ... Eine unendliche Bangigkeit bemächtigte ſich ſeines Herzens ...

Dieſe Mutter mußte er bewundern um ihres Geiſtes willen, ihrer Leidenſchaft, ihrer Kraft ... Und doch — doch trennte ihn etwas von ihr, das er nicht nennen, nicht in klare Begriffe zerlegen konnte ...

Sie wünſchte aufs entſchiedenſte die Fortdauer des Geheimniſſes ... Das konnte er an ſich nicht übel deuten ... Wie war es auch möglich, daß ſie durch Enthüllung ſich ſelbſt und ihn ſo gänzlich in ihren Lebensſtellungen veränderte ... Aber dieſe ſchnelle Hülfe, die ſie in der Verſtellung, ja in der Liſt fand ... Er ſollte zu Ceccone ... Sollte dieſem ſchmeicheln ... Er ſollte Freundſchaft halten mit dem Principe Rucca und ihn täuſchen ... Er ſollte ſich den Tannen Olympiens gefangen geben ... „Sie iſt ſchön, wenn ſie liebt“ ... Und er mußte ſich, bei aller Wärme ſeiner Erinnerungen an Armgart, ſagen: Ja, wenn ſie lächelt, ſproßt der Frühling ... Er fürchtete ſich, ihr wieder zu begegnen ...

Ein Grauen befiel ihn, als er am „Stock am Eiſen“ vorüberging und, trotz der Lächerlichkeit der Erfindung, des Ahasver gedachte, der hier nach Percival Zickeles einen Nagel vom Kreuz des Erlöſers eingeſchlagen und dann die ewige Ruhe gefunden haben ſollte ... Ruhe, Ruhe ſollte auch dir nun werden! ſagte er ... Heute noch ſollteſt du dieſen Boden verlaſſen und entfliehen! ... Du kennſt deine Mutter ... ſahſt ſie —! ... Iſt es

des Sonntags, wo die Andern ruhen; allein er sagte heute, wie so oft: „Ich bin eine Kartoffel. Ich bringe meine Früchte nur nach Unten, nach der Erde hin. Das Beste von mir wird man erst wieder aus der Erde wühlen müssen. Eitler Traum, an die Schönheit einer Blume, einer an der Sonne meiner Zeit reifenden goldnen Frucht zu denken! Zum Maulwurf und zur Kartoffel bin ich der Dritte."

Als aber sein Inneres ganz still und seine Stirn ganz nachdenklich wurde, da dachte er an seine Kinder, mit denen er etwas Großes verhatte. Er ging mit dem Gedanken um, Kleinberthlehem in ein romantisches Schnepfenthal zu verwandeln und mit Salzmann, seinem Namensverwandten Basedow und Pestalozzi um die Krone wahrhaft tüchtiger Menschenerziehung zu wetteifern. Für diese Krone, um sie aufzuhängen, gab es bei ihm nicht blos den Kopf, sondern auch einen Haken am Kopf, einen Sparren, einen Sporen nebenbei, der nun bald unsrer Geschichte in die Weichen gesetzt werden und sie selbst etwas beschleunigen wird.

---

denn möglich, mit ihr im Zusammenhang zu leben ... Deutete sie nicht selbst an, daß sie Schonung bedürfen — sie von deiner Seite anerkennen würde? ... Deutete sie nicht an, daß ihr die Verbindung Olympiens mit dem Principe unerläßlich schien und du — du nur — störtest? ...

Die Vorstellung, daß er hier in Wien nicht länger bleiben konnte, daß er nicht die Kraft besitzen würde, eine solche Rolle der Verstellung durchzuführen, bildete sich ihm klar und fest aus ... Und fände sich auch, warf er sich ein, vielleicht die Kraft, so würde die Lust, sie zu üben, fehlen! Die Freude über dich selbst, die Zufriedenheit mit dir bliebe aus ... Dein Stolz würde leiden ...

So ging er, Trauer und Freude, Heimat und Fremde, Tod und Leben im Herzen, der Herrengasse zu, um ins Camphausen'sche Palais die Unglücksbotschaft entweder zuerst zu bringen oder, wenn sie ihm schon vorangegangen war, sie zu bestätigen ... Sein Herz blutete und Alles ging heiter und sorglos an ihm vorüber ... Niemand las von seinen Mienen, was er Grausames erlebt hatte ... Sein Innerstes erfüllte sich so mit Wehmuth, daß er sich immer entschiedener und fester sagte: Du vermagst diese Kraft des Verstedens mit einem großen Geschick nicht über dich zu gewinnen ... Laß alles einen schönen Traum gewesen sein! Fliehe! Reiße dich noch heute los bis aufs künftige! ... Der Mutter wird es ebenso sein ... In Rom dann —! In Rom! ...

In der Herrengasse war das auf dem Schloß des Grafen vorgefallene Unglück schon bekannt ...

Benno hatte es dem gesammten mit Bestürzung ihn

umringenden Dienſtperſonal mit allen Umſtänden noch einmal zu erzählen . . .

Mit erſtickter Stimme ordnete er die Verhinderungen an, die nöthig waren, um die Gräfin, die jeden Tag eintreffen konnte, vom Vorgefallenen nicht zu jäh zu benachrichtigen . . .

Die Tiſchzeit bei den Zickeles war verſäumt . . . Auch würde Benno nicht die Stimmung gehabt haben, an einer gemeinſchaftlichen Tafel theilzunehmen . . . Er begnügte ſich mit einem ſtillen Winkel in einer der ſchon dunkeln Nebenſtraßen am Hohen Markt . . . Sich verirrend kam er in die Currentgaſſe . . . Er kämpfte mit ſich, ob er zu Thereſe Knchelmeiſter gehen ſollte, der einzigen Seele, die nächſt dem Grafen und der Mutter hier wol wahrhaft wie er mitfühlte . . . Er mußte es aufgeben, aus Furcht — ſich durch ſeine Thränen zu verrathen . . .

Als er in ſeine Wohnung zurückkehrte, wurde von den Zickeles aus zu ihm geſchickt . . . Die Unglücks-kunde hatte ſich ſchon verbreitet . . . Harry kam dann ſelbſt, abgeſandt, wie er ſagte, von Thereſen, die in Verzweiflung wäre . . .

Harry erhielt die Mittheilungen, die ihn fähig machten, von jetzt an bis Mitternacht jedem Vorübergehenden oder allen im Theater vor und neben ihm Sitzenden das Neueſte mit der Verſicherung zu erzählen: Ich war ſo gut wie ſelbſt dabei! . . .

Der Chorherr war noch nicht daheim . . . Es war ſechs Uhr, da kam auch Herr von Pötzl voll Beſtürzung . . . Mit und ohne Verſtellung zeigte er das hohe Intereſſe, das gerade er an dieſem erſchütternden Vorfall zu nehmen

hatte . . . Mancher Charakterzug der so früh Hingeschiedenen vervollständigte das Bild eines Wesens, das an einer innern und äußern Heimatlosigkeit zu Grunde gegangen war . . .

Benno's Lage war bei allen diesen Erörterungen die tiefschmerzlichste . . . Die Frage: Ob Selbstmord oder nicht? wurde in Gegenwart des inzwischen gleichfalls bestürzt heimgekommenen Chorherrn erörtert . . . Auch der hatte schon die Kunde vernommen . . . Herr von Pötzl weinte . . . Sein Taschentuch war über und über naß . . . Er „verbürgte" sich für einen bloßen Unglücksfall . . . Alle Welt kenne ja die Wildheit der Gräfin Maldachini . . .

Der Chorherr stimmte ihm nicht bei, sondern sagte:

Selbstmord ist die Folge einer lange vorausgegangenen Abwägung der zu tragenden Leiden und der Kräfte, die sie tragen sollen . . . Ueberwiegt die Summe jener, so hört die Willensfreiheit auf und jeder Athemzug sagt dann mit Seneca: „Die Thür steht ja offen — so geh' doch!" . . .

Pötzl schauderte vor diesem heidnischen Worte . . .

Der Chorherr sprach von dem Selbstmord eines geistvollen Benedictinermönchs, der sich von der Höhe eines der palastähnlichen Donauklöster in die Fluten gestürzt hätte . . . Von einem kaiserlichen Censor, auch einem sinnigen Dichter, der sich aus Zerfallenheit mit sich und der Welt getödtet . . . Er sprach, wie Ludwig Löwe so schön in der Burg als „Roderich" sagt:

„Und selbst die Träume sind nur Traum!" . . .

Alle Erſchütterung und wehmüthige Betrachtung Pötzl's ſchloß bei dieſem die Bemerkung nicht aus, daß der Graf in den Entreſolzimmern des Caſinos wahrſcheinlich den Nachlaß von Briefen und „dergleichen" mit Beſchlag belegt, vertilgt und überhaupt wol die Erbſchaftsfrage vereinfacht hätte . . . Benno ging auf dieſe Gedankengänge, die die der Habſucht waren, ein, um etwas von Angiolinens Urſprung zu hören . . . Weſentlich Neues erfuhr er nicht . . .

Der Bemerkung, daß nun durch eine ebenſo überraſchende wie ſchmerzliche Fügung des Himmels die Willensfreiheit des Grafen und das Arrangement ſeiner Finanzen geſicherter wäre, konnte er ſich nicht entziehen — um ſo weniger, als jetzt auch Leo Zickeles voll Schreck und Staunen kam und die nämlichen Geſichtspunkte brachte . . .

Pötzl ging und flüſterte Benno ins Ohr:

Noch eins, Herr Baron! . . . Ich kann Ihnen aus guter Quelle mittheilen, Ihre Anweſenheit erregt Intereſſe in — den höchſten Kreiſen, ſage den höchſten . . . Seine Durchlaucht wundern ſich, daß Sie ſich nicht bei ihm perſönlich gemeldet haben . . . Stadtrath Schnupphaſe wird morgen von ihm empfangen werden . . . Sehr begierig iſt man, von Ihnen über — doch ich weiß nichts, als daß der Herr Oberprocurator von Rück hierher geſchrieben haben, Sie hätten die Abſicht, in diesſeitige Staatsdienſte zu treten . . . Da werden Sie ja bald das Nähere erfahren . . .

Benno horchte ſtaunend auf und lehnte dieſe Rück'ſchen Vorausſetzungen als völlig unbegründet ab . . .

Pötzl ging klug und schmerzlich lächelnd — mit einer und derselben Miene . . . Auch Leo Zickeles blieb nicht zu lange . . . Die Bildung eines Comités zur Unterstützung von Hinterlassenen war hier nicht am Platze . . . Der Chorherr wurde abgerufen . . . Sein Blick war voll Trauer, ob er gleich Angiolinen nicht gekannt hatte . . .

Schon schlug es sieben Uhr . . . Um acht wollte Fürst Rucca kommen . . . Es fehlte Benno jede Neigung, heute den Cardinal Ceccone kennen zu lernen . . .

Entschlossen, sich zur Gesellschaft nicht anzukleiden, ging er mit steigendem Unmuth auf und nieder . . .

Da kam der Chorherr eilends mit einem Schreiben zurück, das ihm eben für Benno — aus der Staatskanzlei zugekommen war . . .

Ein kaiserlicher Rath schrieb: Seine Durchlaucht hätten die überbrachten Briefe empfangen und würden, da der traurige Vorfall von heute bei Seiner Erlaucht dem Grafen von Salem-Camphausen ihm wol ohnehin für seine nächsten Aufträge Muße gäbe, es gern sehen, wenn die von Herrn Stadtrath Schnuphase in Aussicht gestellten mündlichen und die schriftlichen Mittheilungen des Herrn Dr. Rück von ihm ergänzt und bestätigt würden . . . Seine Durchlaucht erwarteten ihn morgen in der Frühe um zehn Uhr . . .

Benno betrachtete das überraschende Schreiben von allen Seiten, kaum seinen Augen trauend . . .

Nun erst haftete er an Pötzl's Aeußerung: Rück empföhle ihn für den hiesigen Staatsdienst . . .

Ist denn das eine gewaltsame Entfernung, die Rück über dich verhängt? . . . Kann er meinem Blick, meinem

Verdacht nicht mehr begegnen? . . . Und darum die ſtete Aeußerung: Der Domkapitular muß ein Bisthum antreten — in Oeſterreich, in Ungarn! . . . Wohin möchte er uns nicht verbannen, nur um — Lucinden ganz für ſich allein zu haben oder weil er fürchtet — wir mistrauten der Urkunde? . . .

Benno's nicht minder erſtaunter Wirth wünſchte ihm Glück und ſetzte in ſeiner ironiſchen, durch einen elegiſchen Ton gemilderten Weiſe hinzu:

Es iſt nur ſchade, daß der große Staatsmann die Gewohnheit hat, alles ſchon von ſelbſt zu wiſſen . . . Er ſagt, er will von Ihnen lernen und wird Sie nur belehren . . . Das iſt ſeine Art . . . Er fängt einen Satz an, Sie wollen ihn ergänzen, Sie rufen: Sire, geben Sie Gedan — — Da haftet ſein Auge an Ihren Rockknöpfen und ſagt Ihnen, wo in Oeſterreich die beſten Knopffabriken wären . . . Sein Hauptgedanke iſt jetzt unſer Anſchluß an den Zollverein, um den Supremat Ihres Staats zu beſchränken . . . Nehmen Sie getroſt eine Anſtellung — im Finanzfach . . .

Das muß raſch kommen, erwiderte Benno, denn ich reiſe vielleicht ſchon morgen . . .

Wie? rief der Ueberraſchte . . .

In allem Ernſt! . . .

Das Nichtglaubenwollen des Greiſes hinderte Benno nicht, zu erklären — Graf Hugo wäre von ſeinem Unfall zu ſehr erſchüttert, um mit ihm geſchäftlich zu verkehren . . . Er würde demzufolge ſeine Reiſe nach Italien beſchleunigen . . .

Der Chorherr wurde unwillig . . . Er beklagte, den Abend nicht frei zu haben, um ihm dieſen Plan gründ-

lich durch eine Zerſtreuung auszure[illegible] . . . Er ſcherzte und ſagte, er würde zu der [illegible]erin gehen, die heute früh ſchon um ſeinetwillen ihr ſtilles Haus alarmirt hätte und die würde ihn ſchon feſthalten . . . Wiſſen Sie denn nicht, welche Connexionen Ihnen für Italien und Rom entgehen? . . . Die Menſchen muß man, gleichviel ob ſie gut oder ſchlecht ſind, blos als Material benutzen, um ſich daraus das Leben auf ſeine Weiſe zu geſtalten . . . Bleiben Sie heute Abend zu Hauſe, leſen Sie für dieſe möglicherweiſe folgenſchwere Audienz im Converſations-Lexikon drüben bei mir, machen Sie's wie die Großen, wenn ſie imponiren wollen . . . Den erſten beſten Artikel z. B. über die Muſchelkalkverſteinerungen lernen Sie auswendig und bringen Sie das Geſpräch durch eine einzige geſchickte Wendung auf — urweltliche Auſtern — Sie wiſſen, die Diplomatie beißt da immer an — und laſſen Sie dann einige entſprechende Citate von Cuvier und andern fallen, ſo ſind Sie ein gemachter Mann! Denn man wird glauben, „urweltliche Auſtern" wären bei Ihren Kenntniſſen das tägliche Brot . . . Nein, nein! . . . Der Fürſt ſteht freilich ſchon, hör' ich, auf dem Standpunkt des Fertigſeins, wo ſich ein Großer nach einer Audienz nicht mehr ſagt: Wie hat mir der Mann gefallen? ſondern: Wie hab' ich ihm gefallen? . . . Aber das Ereigniß bleibt darum merkwürdig an ſich! . . . Sie bleiben und nehmen jedes Anerbieten . . . Unſer Curs ſteht noch leidlich . . . Einmal fängt man überhaupt an . . . Gewiß, gewiß! . . . Ich werde Sie reiſen laſſen! . . .

Der Chorherr ſchloß Benno faſt ein . . .

Es war acht Uhr . . . In der Ferne hörte Benno

das Rollen in den Straßen . . . Es war wie das Rauſchen des Meeres . . . Nun begannen dieſe Abende der Geſelligkeit . . . Dieſe Sicherheit der Lüge und des Zwanges . . . Mit Herzen voll Trauer können andere lächeln . . . Wegtändeln ſollſt auch du ſolche Lebensbürden! . . . Sollſt morgen — nach dieſem Heute? . . . Nein, wie könnteſt du, ohne Aufſehen und mit einem triftigen Grund, ſchnell und ungehindert von dannen kommen? . . .

Er ordnete ſeine Effekten . . .

Da wurde an ſeine Thür gepockt und der Mohr des Principe Rucca, in weißen Kleidern mit Goldtreſſen, erſchien, um ihn abzurufen . . .

Der Wagen ſtünde unten . . . ſagte er in gebrochenem Italieniſch . . .

Benno entſchuldigte ſich und zeigte auf ſeine Hausteilette . . .

Der Mohr verſtand nur halb, ging und kam mit dem Principe ſelbſt . . .

Aber mein Himmel, rief dieſer, was iſt das! Sie hatten uns ja verſprochen — . . .

Vergebung, Hoheit, ich bedauere — Ich fühle mich nicht wohl . . .

Aber der Cardinal erwartet Sie ja ſchon . . . Sie müſſen kommen! . . .

Benno ſchützte ſeine Erſchöpfung vor, die Nachwirkung der traurigen Eindrücke des Tages . . . Auch eine wichtige Einladung auf morgen in der Frühe . . .

Principe Rucca machte eine Phyſiognomie, wie ein Kind, dem man ein Naſchwerk verſagt . . . Seine rothe geſtickte Uniform ſchien er einen Augenblick zu vergeſſen

. . . Sein ſchwarzes Bärtchen wäre ihm ohne Zweifel ſonſt ebenſo wichtig geweſen wie ſein großer Stern auf der Bruſt — das Pflaſter hatte er abgelegt — Jetzt zerzupfte er vor einem Spiegel die Feder an ſeinem Galahut . . .

Ich kann mich ja nicht ſehen laſſen! ſagte er . . . Der Cardinal wollte Sie ſchon mit dem Bisthum überraſchen für Ihren — Herrn — Bruder — nicht wahr? . . . Die Herzogin hat ihm alles erzählt . . . Die Gräfin hat ſogleich an den Onkel geſchrieben: Der heiligſte Prieſter der Welt iſt gefunden! . . . Die Sühne für die Exiſtenz eines Fefelotti auf Erden! Der Bruder des Herrn Baron von Aſſelyn! . . . O machen Sie keine Scherze . . . Kommen Sie! . . . Ich wage ohne Sie nicht zum Cardinal zu fahren . . . Ihr Bruder ſoll ſogleich nach Wien kommen . . . Wenn er nur etwas Italieniſch ſpricht, ſo braucht er nur hier an unſerer Kirche „Maria zum Schnee" dreimal zu celebriren und iſt Biſchof von Robillante . . . Das Uebrige findet ſich . . .

Benno blieb bei ſeiner Weigerung . . .

Der Principe mußte in ſeinen Wagen allein zurückkehren . . . Er ging wie ein Kind, das eine große Strafe fürchtet, und verlangte faſt einen Schwur, daß Benno morgen im Palatinus beim Diner nicht fehlte . . .

In höchſter Aufregung blieb Benno zurück . . . Er hatte an Bonaventura, an den Onkel Dechanten, an ſeinen Bruder, den Präſidenten ſchreiben wollen . . . Nun ging er rathlos in ſeinem Zimmer auf und nieder . . .

Es ſchlug neun . . . Es ſchlug zehn . . .

Da klopfte es heftig am Hausthor und in dem ſtillen

Priesterhause wurde es noch einmal lebendig von einer lauten Stimme, die nach ihm fragte . . .

Er erkannte Harry Zickeles, der ihm noch einen an sein Haus adressirten Brief von dreifachem Porto brachte . . .

Ich dachte, daß es Ihnen angenehm sein würde, den Brief bald zu haben — sagte er, als er sich erschöpft niedergelassen . . . Aber daß Sie zu Hause sind! Wer hätte das erwartet! . . . Ganz Wien ist voll von dem Unglück mit der armen Angiolina, das Sie erleben mußten . . . Mein Bruder Percival laßt auf sie eine Ode drucken . . . Der Graf muß in Verzweiflung sein . . . Ich war in der Josephstadt . . . Ein neues „Ausstattungsstück" . . . Charmant für die dortigen Kräfte . . . Aber morgen speisen Sie bei uns? . . . Nein? . . . Warum nicht? . . . O dann kommen Sie den Abend! . . . Der Laërtes von gestern ist engagirt . . . Bianchi und Dalscheski arbeiten schon gemeinschaftlich, was sagen Sie! gemeinschaftlich, an einem Requiem für Angiolina . . . Und haben Sie den Pötzl beobachtet? — Wissen's, als er bei Ihnen war, hat er unten auf den Lee gewartet und schon von der Erbschaft gesprochen . . . Nehmen's Ihnen in Acht vor dem Mann! . . . Er sagte, Sie erregten in höchsten Kreisen Aufsehen . . . Man weiß, was bei ihm darunter zu verstehen ist — . . .

Benno fand nur nothdürftig Zeit, einzuwerfen:

Der Staatskanzler hat mir für morgen früh eine Audienz anberaumt . . .

Harry traute seinem Ohre nicht . . .

Er sah Benno mit staunenden Augen an . . .

## Siebentes Kapitel.

### Der Brief und die Gespenster.

Blasedow kehrte verspätet nach Kleinbethlehem zurück. Er hatte unterwegs einen Aufenthalt in einem abgelegenen Vorwerke, einen Besuch bei einer Kindbetterin, die nächstens taufen lassen wollte. Er hat sich uns gewiß längst als ein Mann von Gefühl gezeigt. Man konnte ihn auflösen, freilich nur wie Bittersalz, das immer einen festen, körnigen Bodensatz zurücklassen wird. Allein nicht Alles drang in die Poren seines Gemüthes, noch gar, daß er jenen Tropfstein-Menschen geglichen hätte, welche sich immer feucht anfühlen, die immer eine gewisse Nässe der Empfindungen ausstickern. Er war weit mehr ein Krystall, in welchen durch ein Wunder der Erdbildung sich ein kleiner Tropfe Wassers eingeschlichen hatte, und den man, wenn man ihn als Linse in ein Vergrößerungsglas gebracht hätte, wahrlich als das rechte Hülfsmittel erkennen mußte, um das Winzige und das dem gewöhnlichen Auge Unsichtbare in der Form der Erhabenheit zu zeigen und die Entfernung des Firmamentes uns näher zu bringen. Dieser eine Tropfe durchrieselte nicht sein ganzes Wesen. Er

Bei Seiner Durchlaucht — ? wiederholte er, um ſich ganz zu vergewiſſern . . .

Morgen früh um zehn Uhr . . .

Dieſe Thatſache war außerordentlich . . . Sie bot Chancen für ein geheimnißvolles Beiſeitnehmen aller Menſchen . . . Sie bot natürliche Nachwirkungen eines unausgeſetzten: Aber der Harry Zickeles weiß es für ganz beſtimmt . . . Es iſt von einer Staatsbegebenheit über man weiß noch nicht was die Rede! . . .

Harry zog vor, ſich ſofort zu entfernen und ſeine Neuigkeit noch um elf Uhr nachts wenigſtens bei einigen ihm bekannten vorübergehenden Nachtſchwärmern und im Salon ſeiner Aeltern in Umlauf zu ſetzen . . .

Für Benno hätte es ſonſt eine Erquickung gewähren dürfen, einen ſechs Bogen ſtarken Brief von Thiebold de Jonge leſen zu können . . .

Heute — — verſchob er es für den folgenden Tag.

## 10.

Nach einer faſt ſchlafloſen Nacht, nach phantaſtiſchen wilden Bildern und geſpenſtiſchen Erſcheinungen, die ihn um Mitternacht vom Lager trieben, Licht anzünden ließen und zwangen, auf dem Sopha mit geſtütztem Haupt ſich zu ſammeln, nach neuen Verſuchen, auf dem Lager Ruhe zu gewinnen und neuen Spukgeſtalten mit verzerrtem Antlitz, brach kaum der Morgen an, als ſich Benno ſchon erhoben hatte und von der kühlen Herbſtluft ſein glühendes Antlitz erfriſchen ließ . . .

Noch mochte er im Hauſe niemand wecken . . . Sein Herz war voll Fieberunruhe . . . Er wollte Wien verlaſſen — durchaus — er dachte ſich vielleicht ſogar beim Staatskanzler zu entſchuldigen . . .

Ruhe für die Stürme, die in ſeiner Bruſt tobten, konnte er in dieſer Audienz nicht finden . . . Die Pein der Zweifel konnte ſie nur mehren . . . Sein Reiſeziel war durch ein wunderbares Zuſammentreffen aller Umſtände in einem einzigen Tag erreicht; was er ſuchte, war gefunden — es zu beſitzen war nicht möglich . . . In Italien, dachte er, dort verſuchen wir eine Form des neuen Daſeins zu finden . . . Er zog ſeinen Koffer her-

vor und fing ihn zu ordnen an, um zunächſt über Trieſt nach Mailand zu gehen . . .

Er ſah Thiebold's Brief . . . Er erbrach ihn in der ſicher nicht ungegründeten Beſorgniß, der Ton und Inhalt deſſelben würden zu ſeiner Stimmung nicht im mindeſten paſſen . . .

Dennoch las er ihn . . . Die Buchſtaben flimmerten vor ſeinen ermatteten — im Grunde nur der Thränen bedürfenden Augen . . .

Thiebold ſchrieb ganz ſorglos:

„Verehrter Freund! Sie werden es für eine meiner gewöhnlichen Redensarten halten, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ich in dieſer Stadt nur noch vegetire! Seitdem Sie ſich unſern bekannten klimatiſchen Einflüſſen entzogen haben, kann ich keine verſpätete Schwalbe und keinen lahmen Storch mehr ſehen, ohne nicht von einem unwiderſtehlichen Verlangen heimgeſucht zu werden, Sie eines ſchönen Morgens mit meiner Ihnen nicht immer willkommenen Gegenwart zu überraſchen . . . Hätte ich nicht den alten Mann, meinen Vater, bei Beginn der Gansbraten-Saiſon in ſeiner Diät zu überwachen und wär' ich nicht für den Winter, wo endlich wieder getanzt werden ſoll, breitgeſchlagen worden, einige Cotillons zu arrangiren, ſo würde mich keine Macht der Erde abhalten, ſelbſt Ihr eigener Verdruß über meine Zudringlichkeit nicht, das Schrecklichſte der Schrecken wahr zu machen und Sie in Perſon zu überfallen."

„Aus Weſterhof und Witoborn erfahr' ich wenig . . . Mehr aus dem Stift Heiligenkreuz . . . Siebzehntehalb Freundinnen hab' ich mir daſelbſt erworben durch meine Empfänglichkeit für Poeſie, Austauſch höherer Gefühle, Nichtberechnung der Portoſpeſen für Notenſendungen,

Parfümerieen, ja ſelbſt Modeſachen . . . Ich ſage in meiner Verzweiflung über dieſen Reichthum bei jeder Gelegenheit zu Moppes: Sie können verſichert ſein, beſter Freund, das Fräulein von Merwig hat ſich in Ihr: «Maikäferlein, flieg' auf!» verliebt und ſingt es täglich . . . Aber ich flicke ihm weder die «Anflickerin» noch eine der übrigen Veteraninnen als Correſpondentinnen an . . . Timpe, Effingh, Schmitz, Niemand nimmt mir dieſe Velinpapier-Correſpondenz ab . . . Und gerade jetzt, wo der alte Mann, mein Vater, wieder Land ſteht und in ſyſtematiſcher Oppoſition macht, gerade jetzt, wo ich mit dem Holzhandel mehr als zur Genüge beſchäftigt bin . . . Sie wiſſen, welche Empfindungen der Menſch zwiſchen einem Haufen Buchen- und einem Haufen Eichenholz haben kann!"

„Freilich, damals, als wir, im Winter, hinter zwei Erlen ſtanden! Zwei Procent nur wär' es geweſen — aber unvergeßlich!!! — — — — — — Malen Sie ſich dieſe Gedankenſtriche mit Schiller, Goethe und Rück aus! Rück — das iſt ein Skandal — dichtet — und wie! — Keinem Zweifel unterworfen, dieſer Mann iſt zum Tollhaus reif! . . . Einen ſchwarzen Frack trägt er nicht, daran verhindert ihn ſeines verweigerten Ordens wegen ein Gelübde, aber grün mit Mattſilber, blau mit gelb, ſogar rothe Sammetweſte mit weißem Atlasfutter . . . Piter iſt nichts dagegen, der übrigens in Paris ganz glücklich verheirathet ſein ſoll."

„Rück's Gegenſtand iſt natürlich Niemand anders, als die Heilige, die einem On dit zufolge das Kattendyk'ſche Haus verläßt, weil ſie ſich mit Guido Goldfinger, jetzt Procura, nicht vertragen kann infolge folgender —"

„Zwei Tage ſpäter. Soll ich denn auf die Geſchichte zurückkommen? Na! Es war der erſte »Abend« nach Piter's Entführung der Gertrud Ley, dem bekannten Skandal auf dem Römerweg, als von Goldfingers in ihren neuen Räumen eine Geſellſchaft gegeben wurde ... Rührender Hinblick auf die Zimmer des verbannten Piter, die Treppe, wo das leiſeſte Knarren ihn ſchamroth machte, auch auf die früh vollendete Schweſter, die Delring — Delring jetzt in Antwerpen etablirt — großes Geſchäft — möglicher Ruin von Kattendyks ... Kurz, Moppes und Timpe ſehr geſprächig ... Namen aus Paris, erzählten von einem neuen Mittel, das Piter gefunden hat, immer noch intereſſanter zu werden ... Statt: Au contraire! mit dem er uns, Sie wiſſen es, ſogar bei Gräfin von Camphauſen damals in Angleterre ausſtach, ſtatt ſeines impertinenten ewigen: Im Gegentheil! ſoll ihm Nück in einem Zornausbruch etwas anderes gerathen haben, um noch intereſſanter zu erſcheinen, nämlich — ſich dumm zu ſtellen ... Piter überlegte ſich das ... Moppes und Timpe haben ihn in Paris beſucht, wo er mit ſeiner kleinen Exnonne glänzendes Haus macht ... Richtig, ſtatt nun wie bisher jähzornig aufzufahren und mit: Das verſtehen Sie nicht! Im Gegentheil! um ſich zu werfen, ſpielt Piter den von der Liebe Gezähmten, träumeriſch und kindlich in dieſer komiſchen Welt Umherirrenden, unbewußt die gewöhnlichſten Gegenſtände aus Ueberfülle an Geiſt Verwechſelnden; kurz, wenn von Schinken geſprochen wird, beſchreibt er na! ein Thier, von dem man na! einen gewiſſen Theil ſeines Körpers mit beſonderm

Wohlgefallen auswähle und na! durch die Methode des Räucherns roh oder gekocht zu verſpeiſen pflege und ruft dann die Geſellſchaft: Herr Gott, Sie meinen ja Schinken? ſo ſagt er lächelnd ſich beſinnend: Na ja, richtig! ... Kurz er beſinnt ſich vor Ueberfluß an Geiſt nur ganz dunkel auf ſeine alte Köchin Kathrine Fenchelmaus im Hauſe ſeiner Aeltern und ſagt auch z. B. bei einem Diner prima Sorte, das Moppes und Timpe bei ihm durchmachen mußten: Ich bitte dich, Treudchen, warum ißt man nur dieſen Plât da mit der Gabel? ... So ſtellt er ſich über alles ſo unwiſſend, wie vielleicht in Wirklichkeit ſein Fall iſt ... Aber die anweſenden Fremden ſchwuren, dies ſimpelhafte, nirgends mehr Land wiſſende Weſen müßte eine wahre innere Ueberſchwemmung von Geiſt verdecken und Piter wäre eine der genialſten Offenbarungen unſers ſich überlebt habenden und demzufolge wieder von vorn anfangen müſſenden Jahrhunderts." ...

„Doch ich komme von meinem Abend bei Goldfingers ab ... Alſo —"

„Zwölf Stunden ſpäter! ... Mein Brief wird, ſeh' ich, endlos ... Alſo denken Sie ſich — erſtens Lucinde ... Sie trug, da die Haustrauer zu Ende iſt, in ihrem ſchwarzen Haar einen Turban von gelbem und rothem Kaſchmir mit an beiden Seiten herunterfallenden Perlenſchnüren ... Nie hab' ich ſie ſo vornehm und ſo ſchlank geſehen ... Enganliegendes aſchgraues Atlaskleid, gleichfalls mit gelben und rothen Bandſchleifen beſetzt ... Ich habe den Abend faſt nichts als Toiletten beobachtet, weil dies nämlich der intereſſantere Theil meiner Correſpondenz mit den Stiftsfräulein iſt

. . . Da bei Goldfingers nicht eine einzige Adelige vorhanden war und ich, wie Sie wiſſen, in Witoborn und Umgegend zum Adel gehöre, ſo ſammle ich ohne alle Anzüglichkeit für mich den Stoff zu einer Menge Fi-dones und Abſcheulichs, die mir aus dem Stift über die hieſigen Farbenzuſammenſtellungen bei Toiletten zur Antwort werden . . . Ich bekomme auf die Art das Zeug, ein — förmlicher Kattundrucker zu werden . . . Getanzt wurde nicht, aber nahe daran kam's; Rück, zum Stutzer avoniſirt, intonirte Moppes' Maikäferlied und der ganze Chorus fiel ein . . . Die herzloſe Bande hatte die arme Hendrika ſchon vollſtändig vergeſſen und ich, ſeit Sie fort ſind, immer wehmüthig geſtimmt, ich verlor mich in dem Grade in Reflexion, daß die Frau Oberprocurator Rück, die bekanntlich in jeder Geſellſchaft über Hitze klagt, in den Schatten meiner kühlen Denkungsart flüchtete, ja, daß mich ſogar Lucinde als Fächer benutzte gegen Rück, den man allgemein unausſtehlich fand . . .“

„Wieder ſechs Stunden ſpäter . . . Na ja, mein Alter opponirt richtig gegen die Regierung in Sachen des Kirchenfürſten . . . Wir werden ſchöne Späße erleben . . . Alſo, wo blieb ich ſtehen? . . . Anfangs ging es in unſerer gewöhnlichen Cadenz fort: Langeweile, Thee, Langeweile, Klavier, Langeweile, Quartett — Endlich hatte Lucinde, die in ihrem türkiſchen Staat die beſcheidene Magd ſpielen wollte, beim Serviren einige Teller zerbrochen, auch mehrere Kleider verdorben und mit dem Profeſſor einen Zank angefangen, als dieſer, ohne je in Aſien oder, wie Moppes ſagte, wenigſtens im pariſer Jardin des plantes geweſen zu ſein, behaup-

tete, das Holz der Cedern auf dem Libanon so gut zu kennen, wie deutsches Fichtenholz — denn, sagte er, zu seiner »heiligen Botanik« hätte er vierzehn verschiedene heilige Kreuzpartikeln in Deutschland und der Schweiz gründlich studirt — unser Erlöser wäre auf Cedernholz gestorben . . .“

„Lucinde, gereizt von den Vorwürfen über ihr Serviren, entgegnete: Entweder sind Sie im Irrthum oder der heilige Bernhard ist es . . .“

„Wie so? rückte der Professor seine goldene Brille in die Höhe und mochte sich erinnern, daß vorm Jahr eine Etage tiefer Armgart's Mutter auch sehr schlimm mit ihm gestritten hatte . . . Terschka erzählte es . . .“

„Lucinde ließ sich nicht werfen . . . Zornig, wie sie war, entgegnete sie: Nach dem heiligen Bernhard bestand das Kreuz des Erlösers aus Cedern-, Cypressen-, Oliven- und Palmenholz . . .“

„Natürlich — mich als Holzhändler interessirte das...“

„Nur Cedernholz! donnerte der Professor, bei allem Respect vor dem heiligen Bernhard . . .“

„Die Commerzienräthin bat um Unterlassung solcher Streitigkeiten . . . Sie können sich aber denken, verehrter Freund, daß mich der Gegenstand hinriß . . . Mein Temperament zwang mich zu der bescheidenen Bemerkung: —“

„Wieder einen Tag später! Ich mußte gestern einer Holzauction in Euskirchen beiwohnen! . . . Mein Alter ist in der Majorität und macht Entenfuß schön zu schaffen . . . Den Telegraphen kann ich gar nicht mehr spielen sehen, ohne mir nicht zu sagen: Diese Manöver, die die Flügel machen, bedeuten: Stecken Sie nur gleich die

ganze de Jonge'sche Familie, Vater und Sohn, zu Loch! . . . Wo blieb ich gestern? Richtig; ich erlaubte mir die bescheidene Bemerkung, daß die Bauten des Königs Salomo bereits die ersten Grundlagen des Holzhandels, und zwar nach Tyrus, gelegt und bewiesen hätten, daß Palästina und Umgegend wenig Waldung gehabt hätte, demnach also, daß, als drei Kreuze auf dem Berge Golgatha auf einmal gebraucht werden mußten, diese leicht und wahrscheinlicher- und möglicherweise allerdings aus mehreren Holzarten genommen werden mußten . . ."

„Da die ganze Gesellschaft über diese Bemerkung in ein sehr unpassendes Gelächter ausbrach — was mich verdroß, da ich mir bewußt war, wissenschaftlich gesprochen zu haben, so schnurrte mich der Extraordinäre a. D. an wie ein Kater, betrachtete mich von oben bis unten und machte Miene, als wollte er, um mich zu strafen, auf diese Aeußerung griechisch antworten . . ."

„Sie wissen, daß ich nie hitziger werden kann, als da, wo ich mich nicht ganz sicher fühle . . . Und gelehrte Seitenhiebe reizen mich vollends bis zur Tollkühnheit . . . Moppes, Timpe, Schmitz, Effingh, alle standen jetzt um mich und suchten mich zu beruhigen . . ."

„Mit maliciöser Zurückhaltung sagte der gelehrte Kerl jetzt lächelnd: Fräulein Lucinde ist so geistreich, daß ihre Erwiderung nur für einen Scherz zu nehmen ist . . . Sie weiß sehr wohl, die Bemerkung des heiligen Bernhard ist ein Spiel des frommen Witzes und der Phantasie . . . Der hochgelehrte Mann will an jede Gattung seiner vier Holzarten Betrachtungen anknüpfen . . . Ohne Zweifel sucht er, ich kenne die Stelle nicht,

in den vier Holzarten das Symbol 1) des Lebens — die Ceder, 2) der Trauer — die Cypreſſe, 3) des Troſtes — die Olive und 4) des Friedens — die Palme. Ich habe die feſte Ueberzeugung —“

„Weiter kam er aber nicht; denn ich unterbrach jedes ſeiner Worte . . .“

„Schweigen Sie! fuhr er mich an, als wenn ich Piter wäre, und als ich ihm ein: Herr Profeſſer! im Ton faſt wie eine Maulſchelle lançirte, mußte ich erleben, daß dieſer niederträchtige Kerl an den Kamin geht, wo ein eiſerner Holz- und Kohlenkorb ſteht, hineinlangt und mir feierlich ein Stück Eichenholz überreicht mit den Worten: Das iſt Ihr Fach! . . .“

„Nun kann ich Ihnen aber doch ſagen, daß ich Beiſtand fand . . . Wir Kaufleute halten in Einem Punkt unter allen Umſtänden zuſammen — Anſpielungen auf unſere Bräuche ſind in dem Grade mauvais gout, daß ich — —“

„Wieder einen Tag ſpäter! Faſt wurde mein Alter in die Deputation gewählt, die nach der Reſidenz zu Seiner Majeſtät abgehen ſoll . . . Eine ſchöne Verwirrung hier . . . Rück hat eine fürchterliche Adreſſe beantragt, fiel aber damit durch . . . Enckefuß will ihn vor die Aſſiſen bringen . . . Nämlich — entre nous — das Gerücht geht, Hammaker wäre für Rück gerade zur rechten Zeit um ſeinen Kopf gekommen; der Brand und die Urkunde hätten vollkommen die Zweifel verdient, die mich, wie Sie wiſſen, bei Fräulein Benigna in Weſterhof plötzlich in Ungnade und um meinen Adel brachten . . . Da aber mein Vater in der Kirchenfrage ganz mit der Ritterſchaft geht und wir

war weit mehr nur unter gewissen Umständen jener Zugängliche und Anschmiegsame, wie wir ihn in einigen Momenten beobachteten. Sonst war sein Wesen spröde und haushälterisch mit sich selbst. Wär' er z. B. bei jenem Besuche der Kindbetterin etwas mittheilender und herzlicher gewesen, hätt' ihm der Schutzengel, der zu Häupten des Kindes saß und es bewachte, bis es getauft wurde, nur einen einzigen verklärten Blick abgewinnen können, er würde geglaubt haben, weit mehr die Rolle eines Komödianten, als die eines Geistlichen zu spielen.

Es war schon Nacht, als er in sein Dorf zurückkam. Die Leute saßen in ihren Hütten und waren hie und da um ein weißes Tischtuch mit dem Nachtessen beschäftigt. Manchmal hörte er, daß gebetet wurde. Wasser war schon einige Mal an die Pfarrwohnung gerannt und wieder zurückgekehrt. Jetzt stand Blasedow vor seinen eigenen Fenstern und konnte in das Zimmer blicken, wo seine ganze Familie beisammensaß, „so traulich, so heimlich, so ganz unabhängig von mir," gestand sich Blasedow; „wie schön Tobianus da meine Stelle vertritt!" Und dieser saß da in der That, wie der Hausvater angethan, im langen Schlafrock, die Brille auf der Nase, die Nachtmütze darüber gezogen, und hielt einen Brief gegen den grünen Lichtschirm und las ihn mit lauter Stimme vor. Gertrud haftete, soll man sagen, an den Worten oder an dem Munde des Lesenden und schien, die Hände im Schoß zusammengelegt, sagen zu wollen: „Was er so schön liest!" Blasedow wenigstens las ihr nie etwas vor, am wenigsten Briefe, die sie sich von ihrem ältesten Knaben vorbuchstabiren ließ. Oscar hieß der älteste, aber der beste Leser war es nicht, zumal bei Geschriebenem und

plötzlich so populär sind, daß ich mir des vielen Grüßens wegen einen neuen Hut habe kaufen müssen, so schlug ich auch an dem Goldfinger'schen Abend den Professor vollständig aus dem Felde . . . Nämlich ich wurde wild und sprach von einer nothwendigen mikroskopischen Untersuchung aller heiligen Kreuzpartikeln durch Professor Liebig und blieb bei meinen viererlei Holzarten und nannte zu Ehren der Beschäftigung mit Holz den Erlöser sogar selbst den Sohn eines — Zimmermanns . . . Das machte aber Wirkung . . . Kanonikus Taube erhob sich vom Whist und schlug die Hände über dem Kopf zusammen . . . Der Professor verzog sich . . . Seine Gemahlin sprang wüthend ans Klavier und paukte eine neue Tremolo-Etüde . . . Und nach diesem Abend mußte denn die Commerzienräthin der Lucinde, die allerdings den ganzen Streit angefangen hatte, kündigen und das ist demnach das Allerneueste . . . Sonst weiß ich nichts, als daß der Domkapitular wieder im alten Ansehen steht . . . Man spricht von einer Predigt, die die Regierung sehr unangenehm berührt haben soll, über den Text: «Fürchtet Gott, ehret den König!» . . . Das soll Ihr Cousin so gewandt haben, daß ein Christ Gott zu fürchten, den König aber blos zu ehren brauchte . . . Erzählt man —! . . . Ich bin so vollständig wieder Heide, daß ich seit letztem Winter keine Kirche gesehen habe und um so mehr wieder Ihrer persönlichen Anleitung zur Tugend bedarf . . . Bester Freund — verlier' ich an Ihnen in Zukunft vielleicht ganz meinen Halt? Man sagt allgemein, Sie gingen unter die Diplomaten! — Das könnte mich veranlassen, Sie wegen mancher höchst bedenk-

lichen vertraulichen Aeußerungen zu mir zu denunciren und ſteckbrieflich verfolgen zu laſſen. Adieu, theurer Freund! Wiſſen Sie denn auch, daß die alte Gräfin Camphauſen hier durchgereiſt iſt, ohne ſich nach mir erkundigt zu haben! Poſtſcript. Die Damen Schnupphaſe laſſen ihren Vater bitten, ſich nicht zu erkälten! . . . Von London nichts — gar nichts! . . . «Ob ſie meiner noch gedenkt!» — O! — — — Große Revolution im Männergeſangsverein, parteiiſche Vertheilung der Solis, Sturz des Präſidiums, Austritt der Minorität, Bildung eines Oppoſitionsmännergeſangsvereins . . . Nächſtens beſuch' ich Kocher am Fall ... Schreiben Sie bald Ihrem — Unverbeſſerlichen! — — Compliment auch von Gebhard Schmitz an Herrn Ritter Fuld in Wien «Man waiß ſchon» . . ."

Wie lag das alles — nach Ton und Inhalt — dem bekümmerten und fieberhaft erregten Gemüth Benno's fern ...

Er legte den Brief — wehmüthig lächelnd in Thiebold's Geſchenk, das große Reiſeportefeuille, das vor ihm aufgeſchlagen lag . . .

In den Andeutungen über Rück, über den Kirchenſtreit, Bonaventura's Predigt lag eine Mehrung der Sorgen . . . Benno ſah voraus, was der Staatskanzler von ihm hören und erläutert wiſſen wollte . . . Er dachte an die Scherze mit ſeinem Bruder . . . Einen „Poſa" hatte er ſpielen wollen! . . . Wie ſollte er einem vielleicht wohlwollend Entgegenkommenden eine Seite entgegenkehren, die ſich für ſeine Jugend und unbedeutende Lebensſtellung nicht ziemte? . . . Und doch — verlockend blieb die Begegnung immer! . . . Unwahr blieb es, wenn er dem Fürſten in allem zuſtimmte — ihn glauben ließ, daß mit ihm Rück in

Uebereinſtimmung gehandelt hätte ... Er warf ſich in die ſchickliche Toilette voll äußerſten Unmuths ...

Der Chorherr kam herüber und machte ihm wegen ſeiner Zurüſtungen zur Abreiſe, die er nun beſtätigt ſah, ernſtliche Vorwürfe ...

Sie ſind, ſagte er faſt gekränkt, auf der hohen Flut der Gunſt und des Glücks! ... Ich ſchreibe heute dem Dechanten ... Geſtern Abend war ich bei einer Anzahl alter Freunde und Freundinnen Ihres Onkels ... Alle wünſchen, Sie zu ſehen ... Und nun bekommen Sie — das Kanonenfieber ... Von einem vernünftigen Poſa heißt es nicht: Nach Munkatſch! ſondern: „Der Ritter wird künftig unangemeldet vorgelaſſen!“ ...

Zur Mehrung der Verlegenheit, zur Schärfung der Vorwürfe des Chorherrn kam der Mohr des Prinzen Rucca, brachte eine wiederholte Mahnung, um vier Uhr das Diner nicht zu vergeſſen und ſchlug aus einem Roſaſeidenpapier ein prachtvolles Bouquet, das aus dem Palatinus ihm von Altezza Amarillas oder von Excellenza Conteſſina geſchickt wurde ... Der Abſender blieb unaufgeklärt — ſelbſt gegen ein überreiches Trinkgeld ... Es war ein mit italieniſcher Kunſt gewundener Blumenſtrauß von weißen Camellien, in der Mitte ein Herz von Penſées ...

Penſez-à-moi! ſcherzte der Chorherr und verließ Venno mit dem ſatyriſchen Zublinzeln, daß er ſich wol hüten würde, einen Boden zu verlaſſen, wo ihm jeder traurige Eindruck ſo hold und vielverſprechend verwiſcht würde ...

Die weißen Camellien konnten nur der Gedanke ſeiner

Mutter ſein . . . Aber den Muth, einem jungen fremden Mann überhaupt Blumen zu ſchicken, flößte ohne Zweifel nur die junge Gräfin ein . . . Ihr Verlangen nach ihm ſchien keiner Beherrſchung mehr fähig . . .

Gegen zehn Uhr nahm Benno einen Fiaker und fuhr in die Staatskanzlei . . .

In einem Gewirr größerer Gebäude, die in winkeliger Zuſammenſtellung allen Jahrhunderten angehörten, hier an die Babenberger, dort an die Zeit der Maximiliane, da an Kaiſer Joſeph erinnerten, liegt ein Haus mit mäßiger Fronte, einladend nur durch ſeine nach den Baſteien hinaus gerichteten Seitenfenſter . . .

Der Wagen hatte ſich pfeilgeſchwind durch dieſe Winkel und kleinen Plätze hindurchgewunden . . . Benno ſtieg aus . . . Bereits ein zweiter Miethwagen ſtand vor dem Portal . . .

Der Miniſter wohnte im erſten Stock . . .

Ein großes dunkles Vorzimmer wurde durchſchritten . . . Dann kam man in ein lichteres, das eine ſchöne Ausſicht auf die belebten Umgebungen der Stadt und den Volksgarten bot . . . Hier hatte der Angemeldete ſich aufzuhalten . . .

Benno traf, wie er erwartet und gefürchtet, mit Schnupphaſe zuſammen . . .

Herr Maria ſtand unter dem Druck ſeiner „hochgespönten" Nerven . . . Vom Sperl, aus Döbling, aus Hietzing, von allen möglichen Zerſtreuungen, die die Tuckmandls und Pelikans ihrem Gaſtfreund trotz der Wundermedaillen und Paternoſtervereine bereiteten, erſchöpft, ſchnappte und ſchnalzte er nach Luft . . . Jetzt,

beim Anblick des Barons von Asselyn, hob sich ihm etwas die Brust vor Freude und Ueberraschung ... Der Gruß des Herrn Thiebold de Jonge und die Mahnung an seine Leibbinden rührten ihn ...

Jedes Knarren einer Thür unterbrach die Mittheilungen ...

Benno war wie in einem Traum ... Er wußte nicht, wie er hierher gekommen ... Um seine Aufregung zu verbergen, fragte er scherzend:

Werde ich jetzt erfahren, welches Ihre geheime Mission war? ...

Schnuphase hob seine weißen Handschuhe gen Himmel ...

Da öffnete sich die Thür ...

Schnuphase verbeugte sich bis zur Erde ...

Der Eingetretene war noch nicht der Beherrscher aller europäischen Cabinete, sondern jener Hofrath, der an Benno geschrieben hatte ...

Die leutseligste Anrede von der Welt berichtigte Schnuphase's Irrthum ...

Der Herr Hofrath wandte sich an den Herrn Baron von Asselyn und entschuldigte Seine Durchlaucht, die noch einen Augenblick verhindert wären ...

Herr Stadtrath Schnuphase — ? ...

Zu Dero —! ...

Die Kiste ist angekommen ...

Zu Dero —! ...

Zum ersten Mal in Wien? kehrte der freundliche Herr zu Benno zurück ...

In dem Augenblick wurde Stadtrath Schnuphase durch

einen Bedienten abgerufen . . . Nach einer Thür zu, die eben da wieder hinausführte, wo er hereingekommen war . . .

Schnuphase flog und taumelte mehr, als er ging . . .

Mit einem, wie es schien, stereotypen, an die „Gemüthlichkeit" Pötzl's erinnernden Lächeln, halb prüfend, halb zerstreut, setzte der hohe Beamte sein Examen über Benno's erstmalige Anwesenheit in Wien fort . . . Bei völliger Bekanntschaft über die Zwecke der Anwesenheit des jungen Mannes kam er auf den gestrigen „grausamen" Unfall mit dem „Fräulein von Pötzl" . . . Das, was ihm, wie er sagte, ihr Pflegevater selbst schon erzählt hatte, konnte Benno bestätigen . . . Es folgte das herzlichste Bedauern und die Mittheilung, daß einige Wochen lang für die arme Seele in „Maria zur Stiegen" würde gebetet werden . . .

Eine Klingel ging . . .

Der Diener von vorhin öffnete eine andere Thür . . .

Mit einem: Ich hab' mich sehr gefreut! und dem innigsten Händedruck wurde Benno von dem zuvorkommendsten aller Epigonen jener Gesellschaft, die der überfliegende Don Carlos mit dem Wort bezeichnet: „Da wo Ihre Dominzos, Ihre Albas herrschen!" an die Thür begleitet . . .

Noch zwei Zimmer und der unfreiwillige, von dem System des Staatskanzlers sonst mit jugendlicher Idealität urtheilende, jetzt wie ein geknicktes Rohr sich ihm nähernde — Posa stand vor dem neuen — Don Philipp . . .

Der Gefürchtete war an Wuchs etwas kleiner, als

Benno ... Schmächtig, ebenmäßig gebaut, mit feinen, geistvollen Zügen ... Die Stirn breit und hochgewölbt ... Die Augen blau, die Nase mäßig gebogen, die Farbe der nicht schmalen Wangen blaß ... Die Lippen durch lange Gewöhnung — auch die Ehe macht Ehegatten ähnlich — fast habsburgisch geworden, doch abwechselnd belebt von Ironie ... Besonders auffallend blieb die schöne, wenn auch stark gerunzelte Stirnfläche, mit weit auseinander liegenden Augenbrauen ... Das Haar schon ergraut und mit erzwungener Jugendlichkeit geordnet ... Die Sprache nicht leise, etwas unverständlich ... Benno wußte, daß der Staatskanzler am Gehör litt ...

Die freundlichste und herablassendste Begrüßung ...

Man setzte sich ... Nebenan hörte man ein Klingen von Gläsern ... Benno staunte ... Jedenfalls war Schnuphase auf der Höhe seiner Mission ...

Der Fürst ergriff eines von den eleganten großen und kleinen Büchern, die auf einem Tisch vor dem kleinen Kanapee lagen, steckte die Finger in die Blätter, klopfte in leichtem Taktrhythmus auf den Tisch und begann in geschmeidiger, fast zu regelrechter Rede alle ostensiblen Veranlassungen für Benno's Anwesenheit in Wien herzuzählen ... Dem Schmerz des Grafen Hugo, der zufälligen persönlichen Anwesenheit des Herrn von Asselyn bei dem Unglück mit Angiolina Pötzl trug er mit unverstellter Theilnahme Rechnung ... Dann kam er auf den Oberprocurator Rück, mit dem er seit Jahren „immer sehr gern zu thun" gehabt hätte, auf die Empfehlungen, die ihm „Doctor Rück" über Herrn von Asselyn und dessen Wünsche gegeben ...

Wünſche?! loderte es in Venno auf und ſofort begann er auch:

Euer Durchlaucht wollen entſchuldigen — . . .

Ohne jedoch Zeit zu bekommen, irgend auch nur die einfachſte berichtigende Aeußerung zu thun, hörte er den Fürſten ſogleich auf den ihm von Wien her, ja ſchon vom „Parterre der Könige“ in Erfurt ſehr wohlbekannten Techanten zu Sanct-Zeno übergehen; ſelbſt Venaventura war ihm genannt worden . . . Des Fürſten Familie ſtammte ſelbſt aus der Gegend von Kocher am Fall . . .

Die Aeußerung, die der Staatskanzler auf die für Venaventura gebrauchte Bezeichnung: Er wird ein Heiliger genannt! ſofort folgen ließ, war charakteriſtiſch . . .

Ich wünſchte wol, ſagte er, der Adel folgte überall ſolchen Beiſpielen und nähme ſich wieder etwas mehr der Kirche an . . . Seitdem die Pfründen ſchmaler geworden ſind, hat man ſie nicht mehr für die jüngern Söhne der Familien ſo aufgeſucht, wie ſelbſt noch in meiner Jugend Sitte war . . . Sagen Sie, würde Ihr Kirchenfürſt den Muth gehabt haben, ſo für ſeine geiſtliche Pflicht aufzutreten und würde er mit ſoviel Glanz ſein Martyrium durchführen, wenn ihm nicht ſein Zuſammenhang mit dem Adel des Landes zu Hülfe käme? . . . Der Uebergang der geiſtlichen Stellen nur an Bürgerliche öffnet jenem kleinen Ehrgeiz zu ſehr die Bahn, der mit Intrigue verbunden iſt . . . Dem Emporkömmling wird ja nie genug zu Theil . . .

Wenig Verbindungsglieder fehlten hier und die Gedankenreihe war bei den Jeſuiten angekommen, die

der Staatskanzler haßte . . . Doch unmittelbar flocht sich die Bemerkung ein:

Ein reizendes Geschöpf, diese Angiolina! Ich kann nicht glauben, daß sie sich selbst den Tod gegeben hat . . . Sie wurde zornig über die, die ihr vorreiten wollten, und überschlug sich . . . Jetzt ist's freilich eine freiwillige Handlung — ein Poëm, sagte man gestern . . . Romantik und leider oft auch Logik machen sich sehr oft erst durch den Zufall ex post, gerade wie der Witz . . . Manche Leute, die ich positiv als dumm kannte, galten auf diese Art für gescheut . . . Weil sie immer schnell bei der Hand waren, einer zufälligen Wirkung eine prämeditirte Absicht unterzulegen . . . Das wissen Sie gewiß, es gibt einen Humor der Thatsachen . . . Viele Staatsmänner haben sich Jahre lang damit erhalten, den glücklichen Zufall sogleich für ihre Absicht auszugeben . . . Besonders sind in diesem wohlfeilen Klugseinwollen die Politiker Ihres Staates — Bitte, Herr Doctor Rück schreibt mir, Sie wollten daselbst keine Carrière machen — Erzählen Sie mir doch von der dortigen Sachlage, Herr von — Sagen Sie, sind die Asselyns nicht eigentlich italienischen Ursprungs? . . .

Benno hätte durchaus erwidern mögen, daß sich Rück in den Motiven seiner Reise nicht an die Wahrheit gehalten hätte, hätte alles erzählen mögen, was zur Erleichterung der heimatlichen Schwierigkeiten dienen konnte, mußte aber jetzt nur der gestellten Frage antworten und sagen:

Doch nicht, Durchlaucht! Friesischen Ursprungs . . .

Sie sollen aber das Italienische à perfection sprechen . . . fiel der Fürst sogleich ein . . .

Ich wollte zunächst Italien sehen, um mich in der Sprache zu vervollkommnen und alte Studien wieder aufzunehmen — . . .

Die italienische Sprache ist schwerer, als man anfangs glaubt, unterbrach der Fürst, der seine eigenen Gedankengänge festhielt . . . Sie ist ebenso falsch und tückisch wie die Italiener selbst . . . Man glaubt mit der Grammatik auf dem besten Fuße zu stehen et d'un tour de main on a perdu tout son latin . . . Wo studirten Sie? . . .

Benno nannte die betreffende Universität . . .

Der Staatskanzler warf einen der ihm eigenen Augenblitze, die den für gewöhnlich milden, ja matten Ausdruck seiner Augen unterbrachen, scharf und bestimmt zu dem jungen Mann hinüber und hatte jedenfalls eine Rüge der deutschen Universitäten im Sinne, sprach aber doch:

Sie sind Jurist . . . Arbeiteten bei Dr. Rück in der — Apropos, die Gräfin Paula von Dorste ist ja clairvoyant! . . . Wie sich das in Wien ausnehmen wird, bin ich begierig . . . Ein eignes Kapitel, die Clairvoyance! Ich habe sie in allen Stadien kennen gelernt . . . Auch in ihrer Verbindung mit der Politik — und gerade bei Ihren aufgeklärten Staatsmännern! . . . Fürst Hardenberg war ganz in die Hände der Pythonissen gerathen und hat auch, glaub' ich, aus diesen Quellen seine Begeisterung für die Freiheit Griechenlands in Verona geschöpft . . . Die Verbindung mit der Religion ist mir weniger geläufig, aber unsere Salons sprechen davon mit Andacht . . . Leider wird mit dem ersten Sieg diese neue Quelle der Unterhaltung für Wien verloren sein . . . Ihre Heimat

den Handschriften, mit denen Gertrud in Verkehr stand. Es kam wohl, daß Oscar eine Phrase vorlas, welche ohne Sinn war und die Gertrud, die selbst nicht lesen und ihren Namen nur durch drei Kreuze bezeichnen konnte, so hinnehmen mußte, obschon sie eine schlaflose Nacht darüber hatte und dann sich am Morgen die Stelle noch einmal vorlesen ließ. Oft vergingen einige Tage, bis Gertrud durch prophetisches Grübeln auf die Ahnung des Richtigen kam und dann zu Oscar lief, ob es nicht an der und der Stelle heißen sollte: „sechs Paar Strümpfe."

Blasedow bog das Weinlaub, welches die Wände des Hauses bedeckte, zurück und konnte sich an einer Scene, die ihm Schmerz und Freude verursachte, nicht satt sehen. Er war verdrängt, er war aber auch ersetzt. Man konnte ihn entbehren, gestand er sich, und es tröstete ihn, daß man ihn nicht vermissen würde, wenn er ginge. „Wenn ich ginge!" — sagte er nachdenklich; er träumte sich in das Gewühl der Weltstädte, er dachte an Amerika. Er hörte deutlich die hölzerne Wanduhr im Zimmer picken. Sie schlug Neun; Niemand sah sich nach ihm um, das Essen dampfte auf dem Tische, der Brief mußte entsetzlich lang sein: denn Tobianus näselte ihn noch immer vor. Zuweilen setzte auch Tobianus ab und erklärte eine Stelle deutlicher, als sie vielleicht ausgedrückt war, wobei Gertrud nickte und die Kinder aufmerksam zuhorchten. Nur Oscar, das aufgeweckteste aller seiner Kinder, schien sich an dem Vortrage zu langweilen und sprang gar auf, als er hörte, daß Wasser an der Hausthüre kratzte und Einlaß begehrte. Er ging jedoch auf den Zehen hinaus und machte dem Vater auf. Dieser trat nun mit Stock und Hut in das Zimmer, sagte auf keinen Fall

ist ein seltsames Land, Herr von Asselyn, kernhaft jedoch und voll aufrichtiger Sympathie für uns . . . Wir haben davon täglich Beweise . . . In unserer Armee sowol wie im Klerus . . . Kennen Sie die Aebtissin Scholastika? . . . Eine Tüngel-Heide! . . . Es gibt mehrere Linien der Tüngels? . . .

Schon griff der allein Redende zum kleinen goldschnittgebundenen genealogischen Kalender, der auf dem Tische lag . . . Er suchte die Tüngel-Heides und die Tüngel-Appelhülsens . . .

Nebenan klangen die Gläser . . .

Benne beobachtete nur und — resignirte sich schon . . .

In Ihrer Provinz lebt noch fest und sicher die Ueberzeugung, fuhr der Fürst im Umblättern fort, daß es in jeder Politik nur Erhaltung oder Umsturz gibt . . . Die Reform soll uns heilig sein, ja! aber sie muß aus den Elementen der Erhaltung und für die Erhaltung hervorgehen . . . Nach Napoleon's Verwüstung des Bestehenden konnte und durfte nichts Anderes kommen . . . Selbst Napoleon fing zuletzt an zu erschrecken vor einer täglich sich mehrenden Lust an Neuerungen . . . Unter dem Zeitalter der Revolution haben die Völker zu viel gelitten . . . Sie bedürfen auf hundert Jahre der Erholung . . . Ich weiß nicht, was dann kommen wird, aber meine Aufgabe war, Halt zu gebieten und ich glaube, die nach mir kommen, werden noch lange dieselbe Nothwendigkeit einsehen . . . Ich gebe das sehr gern den jetzigen römischen Ansprüchen zu: Es ist auch so mit der Kirche . . . Die schwarzen Herren hören freilich nicht gern, daß der Fels, auf den die Kirche gebaut wurde, irdisches Ma-

terial iſt ſo gut wie jede andere Steinart und daß einſt eine Zeit kommen wird, wo die Philoſophie ſich verbreitet, wie das Klavierſpielen ſchon jetzt bei unſern reichen Bauerntöchtern im Salzburgiſchen — Aha! Da! — „Die Tüngel Appelhülſens. Wappen: Die geſchlängelte Schaale eines Apfels“ — Falls das nicht — glauben Sie nicht, Herr von Aſſelyn, urſprünglich eine Schleife war? Auch ſo ein Witz — ex post? . . . Da ſind ja die Camphauſens! . . . Zwei Linien — Seltſam! . . . Bei uns lebt die proteſtantiſche und Gräfin Erdmuthe iſt ſogar eine gefährliche Fanatikerin . . . Der Graf wird den Militärdienſt quittiren . . . Und — — Ja, der religiöſe Riß in Deutſchland wird oft beklagt — ich ſchätze ihn . . . Deutſchland kann nur durch das Gleichgewichtsſyſtem beſtehen . . . Das hab' ich immer befördert und ohne Rückhaltsgedanken . . . Der Zollverein gibt ein zu einſeitiges Uebergewicht . . . Sie kamen mit dem Herrn Stadtrath Schnuphaſe? . . .

Ich reiſte nur zufällig mit ihm . . .

Doctor Rück ſchickt mir durch Sie alle Tabellen Ihrer Weinverſteuerung, an der ich, wie Sie wiſſen, perſönlich betheiligt bin . . . Die Centraliſation der Intereſſen Deutſchlands iſt nicht möglich . . . Schon die natürlichſten Lebensbedingungen, Eſſen und Trinken, beruhen auf disparaten Organiſationen . . . In Frankreich, Spanien, Italien ſogar, dem ich ſonſt doch jede andere Einheit abſprechen muß und das ich nur für einen geographiſchen Begriff halten kann, hat die Lebensweiſe eine und dieſelbe Bedingung . . . Nehmen Sie aber unſere Verſchiedenheiten! . . . Die barocke Abwechſelung ſchon unſeres — Brotes allein! . . . Wie verſchieden die Charaktere des

Weins am Rhein und an der Donau . . . Vom Trank der Gerſte gar nicht zu reden . . . Man glaubt es mir nicht, aber ich bin gegen ein Uebermaß von Uniformirung . . . Ich haſſe den Joſephinismus — nicht ſeiner Aufklärung wegen — behüte, nein! — ſondern deshalb, weil er am Ende doch nur den abſoluten Polizeiſtaat proclamirt . . . Der abſolute Polizei- oder Beamtenſtaat kann zuletzt nur zur conſtitutionellen Monarchie führen, d. h. zur legaliſirten Revolution und Republik . . .

Die Phantaſie Eurer Durchlaucht überſpringt große Intervallen! ſagte Benno mit Entſchiedenheit . . .

Geb' ich zu — erwiderte der Miniſter und ließ wieder einen jener ſcharfen Blicke auf Benno hinſtreifen . . . aber darin denk' ich ganz wie die Kirche . . . . Gutta cavat lapidem . . . Apropos, was ſagt der Graf Camphauſen von dem ſogenannten Baron von Terſchka? . . . Der Menſch iſt in London Proteſtant geworden und der intimſte Freund der italieniſchen Emigration . . . Ein Ex-Jeſuit — ſagt man ſogar — aber entre nous . . .

Benno berichtete von dem ihm ſo verhaßten Namen, was er wußte, und wagte, angeregt von den Worten ſeiner Mutter, die Bemerkung:

Die größte Gefahr des Stabilitätsſyſtems droht nicht unmöglich von Italien und Rom ſelbſt . . .

Sie meinen, daß die Zeiten des Cola Rienzi wiederkehren? lächelte der Fürſt, nahm ein großes Kupferwerk, das vor ihm lag, ſchlug die Abbildung einer Burg auf und zeigte ſie ſeinem Beſuch mit den Worten:

Sehen Sie da die Burg in Böhmen, auf die Cola Rienzi flüchtete, als ſeine Zeit in Rom vorüber war! . . . Zu uns! Nach Böhmen! . . . Ja, fuhr er dann

fort, die Italiener sind allerdings die elendeste Nation von der Welt und zu allem fähig! Diese Nation wird den Monarchen, von denen sie regiert wird, und uns allen in Europa noch viel zu schaffen machen, sie wird conspiriren, morden, vielleicht ein vorübergehendes Glück gewinnen, von einzelnen Mächten vielleicht begünstigt werden, von England, das für seine Waaren sich einen Absatz in Sicilien und Neapel zu verschaffen sucht — aber elend wird alles nach kurzer Zeit zusammenbrechen . . . Wie Barbarossa werden wir dann die Städte in Asche verwandeln müssen! Wir werden den Pflug darüber hingehen lassen und Salz aussäen müssen, um eine neue Erde zu schaffen . . . Das Salz werden deutsche, ungarische, böhmische Colonieen sein, unsere Sitten, unsere Verbesserungen, unsere Bürgschaften polizeilicher Ordnung . . . Zurückrufen werden die Elenden uns dahin, wo sie uns verjagten, um nicht von ihren eigenen Landsleuten gemordet zu werden . . . Gemordet von ihren neuen Häuptern . . . Lesen Sie die Geschichte! . . . So ging Crescentius unter . . . Cola Rienzi flüchtete . . . Was wollen Sie von einer Nation erwarten, wo alles käuflich ist! Wo die Furcht jeden zum Verräther macht! Wir haben alle Conspirationen in der Hand . . . Von jeder Carbonarologe besitzen wir die Namen . . . In Turin regiert ein Fürst, der als Kronprinz Carbonaro war . . . Als er den Thron bestieg, lieferte er uns sämmtliche Listen der Venditas aus . . . Ich zweifle nicht, daß er wieder als Carbonaro endet . . . Lassen Sie Krieg kommen — behalten wir Herrn Thiers noch lange am Ruder Frankreichs und will sein Schüler, der Herzog von Orleans, sich die Sporen verdienen, so

haben wir vielleicht Krieg und mit ſchwankenden Erfolgen ... Wir ſind heute geſchlagen — aber von dem Tag an, wo die Italiener dankbar und einig ſein ſollen, rufen ſie wieder die Deutſchen zurück und geben uns die alte eiſerne Krone ... Dies Italien! Sie müſſen es kennen lernen, Herr von Aſſelyn! Sie wollen dort hinreiſen? Wollen Sie es bequem, ſo mach' ich Ihnen den Vorſchlag, Depeſchen nach Rom zu übernehmen — Freilich da müßten Sie ſogleich und in dieſem Augenblick reiſen ... Würde Sie das hindern? ... Rück ſchrieb mir, fuhr der Fürſt fort, die Verlegenheit und aufwallende Röthe der Freude im Antlitz des jungen Mannes bemerkend — Sie wollen eine politiſche Laufbahn antreten ...

Durchlaucht — nein! ſagte Benno feſt und beſtimmt ... Der Gedanke: Da erlöſt dich ja das Geſchick im Nu! ließ ihn mit funkelnden Augen zuſtimmen ...

Sie meinen, Ihre Grundſätze ſind noch zu jugendlich? Sie opponiren noch? Mein lieber junger Freund, die Staatskunſt muß es machen, wie die Kellerei mit den Weinen ... Liegen die Fäſſer zu lange, ſo müſſen ſie aufgefüllt werden ... Alte Jahrgänge mit jungen ... Sie haben ohne Zweifel die Calamität gehört, die ſich auf meinem Weinberg zugetragen? ... Ein nachläſſiger Küfer hat ſieben der beſten Stück nicht aufgefüllt und nun ſind ſie Alterationen des Entwickelungsproceſſes ausgeſetzt — Dergleichen muß geheim bleiben ... Bitte ... Da Sie aber mit Herrn Staatsrath Schnuphaſe gereiſt ſind — ...

Der Fürſt öffnete die Thür und machte Benno zum Zeugen einer wie es ſchien ſehr ernſt genommenen Scene ... Ein feingekleideter, wohlbehäbiger älterer

Herr, ohne Zweifel der Kellermeiſter des Fürſten, ſaß mit Schnuphaſe an Einem Tiſch ... Vor ihnen eine Reihe kleiner Flaſchen, die mit Zetteln beklebt waren ... Einige Dutzend Gläſer ſtanden in der Nähe, um nacheinander gebraucht zu werden, da der Duft des Weins ſich in jedem gebrauchten Glaſe zu lange erhielt und eine Aufgabe erſchwerte, die die zu fein ſchien, die Miſchungen und Auffüllungen aufs ſtrengſte zu unterſcheiden ...

Schnuphaſe und der Kellermeiſter waren aufgeſprungen ... Letzterer mit zwei Gläſern in der Hand, die prüfendſte Miene in den gerötheten Geſichtszügen ... Noch ſchienen Zunge und Naſe nur mit Geſchmack und Duft beſchäftigt ... Schnuphaſe ſtand mit ſeinem „Glöſe" ganz „Extöſe" ... Der Duft, das Probiren, die Situation, die Nähe des größten Mannes der Zeit, die Satisfaction vor Benno, alles war ihm zu Kopf geſtiegen ...

Es wird wol nicht anders gehen, bemerkte der Fürſt, man muß unſerer Verwaltung, die an dem Verſehen ohne Schuld iſt und den Küfer entließ, Recht geben und „Torf" oder „Berg" zur Exkräftigung des „Schloß" wählen? ... Ganz wie Ihr jungen Staatsneuerer ja wollt! ... Gern adoptiren wir Euer junges Blut! ... Oder beides? wandte er ſich ...

Schnuphaſe ſtand wie ein Retter des europäiſchen Gleichgewichts, obgleich er nahe daran war, das eigene zu verlieren ... Das Nippen an jedem dieſer Gläſer, das Streiten und Aeußern entgegengeſetzter Zungenwirkungen, die wiederholt erprobt werden mußten, hatte ihn bereits zum Opfer des in ihn geſetzten Vertrauens gemacht ...

Der Fürſt billigte jede Entſcheidung der gemeinſchaft-

lichen Berathung und ordnete an, daß auch beim heutigen Diner, wo Kenner der Weinblumen des Rheines entboten wären, die Proben servirt und einem Verdict derſelben unterworfen würden . . . Die maßgebendſte Stimme behielten die beiden anweſenden Herren ſelbſt und lieb wäre es ihm, ſagte er, ſchon von ihrer ſchnellen Meinungsvereinigung zu hören . . . Der Gegenſtand war hochwichtig . . . War für die nächſte Auction irgend im Ruf der vernachläſſigten Fäſſer etwas verſehen und verbürgten ſich nicht die erſten Zungen für die volle Integrität des Gewächſes, ſo konnten dreißigtauſend Gulden auf dem Spiele ſtehen . . .

Es thut mir leid, ſagte der Fürſt in freundlicher Laune beim Zurückkehren in das vorher von ihnen eingenommene Zimmer, daß ich meine Einladung, mein Gaſt zu ſein, nicht auch an Sie richten kann, Herr Baron! Die Aufgabe, die ich Ihnen vorſchlage und der Sie, wenn auch nur Ihrer Reiſekaſſe wegen, da Sie doch nach Italien wollen, ſich immerhin unterziehen ſollten, bedingt eine ſofortige Abreiſe . . . Um fünf Uhr Nachmittag geht die Eilpoſt . . . Sie brauchen ſich nur der Poſt zu bedienen . . . Von Trieſt aus müſſen Sie über Ancona zur See . . . Das iſt unerläßlich . . . Nach einem halben Jahr kommen Sie auf demſelben Wege — ich meine, ohne Ihrer eigenen Kaſſe wehe gethan zu haben — zu uns zurück und ich werde begierig ſein, Ihre römiſchen Eindrücke zu vernehmen, falls Sie nicht vorziehen ſollten, ſie mir ſogleich direct oder an die Allgemeine Zeitung zu ſchicken . . . Wählen Sie für erſtern Fall die Adreſſe eines unſrer Großhandlungshäuſer . . .

Versteht sich, bald diese, bald jene . . . Die Depesche händigt Ihnen der Herr Hofrath ein, mit dem Sie vorhin gesprochen haben . . . Man soll Sie zu ihm führen! . . . Glückliche Reise! Frohes Wiedersehen! . . .

Der Fürst klingelte . . .

Damit war die Audienz beendet . . .

Es war Benno, als konnte er nicht von der Stelle . . . Er hatte nicht widersprechen, hatte bei seiner Jugend, seiner gedrückten Stimmung überhaupt nur hören, — wenn er sprach, nur Rücks Empfehlungen ablehnen wollen . . .

So aber hundert angelegte Fäden — und nicht ein einziger ausgeführt! . . .

Jetzt verstand er, was man „Treppenwitz" nennt . . . Demosthenische Reden blieben auf seiner Zunge liegen . . . Was mochte er nicht alles gesprochen haben! . . . Dicht am Weltrade stand er . . . Wie ein donnernder Wassersturz mußte ihm die Triebkraft erscheinen, die dies Rad in Bewegung setzte . . . Noch blieb er wie von einem unsichtbaren Sprühnebel umrieselt und betäubt . . .

Aber ein Diener folgte ihm und führte ihn schon zu dem Hofrath . . .

Sie mußten noch eine Treppe höher steigen . . .

Sollst du — oder sollst du nicht? . . .

So stand er eine verhängnißvolle Secunde und sagte sich: Eine Gunst des Geschicks! . . . Die Uebernahme dieser Verbindlichkeit verpflichtet dich zu nichts . . . Du hast einen triftigen äußern Grund, vor Situationen zu entfliehen, die sich jetzt noch nicht von dir durchleben lassen!

So trat er in ein düſteres Zimmer . . .

Hier wurde ihm die Depeſche, ein einfach verſiegelter großer Brief eingehändigt . . .

Am beſten trägt man das in einer kleinen Taſche, ſagte der freundlichſte aller Hofräthe, aber an einem Riemen! . . . Haben Sie die Schnalle immer hübſch vorn auf der Bruſt! . . . Schließlich hält das auch noch den Leib warm . . . Für die Seefahrt gut . . . Die Reiſekoſten ſind für acht Tage berechnet, für jeden Tag zehn Dukaten . . . Sie bekommen eine Anweiſung auf die Caſſa, Herr von Aſſelyn! . . . Bitte! Nehmen Sie! . . . Hier iſt ſie! . . . Damit Sie keine weitere Mühe haben, werden wir einen Platz im Coupé reſerviren laſſen . . . Sie zahlen ihn dann bei der Abfahrt . . . Habe die Ehre, eine glückliche Reiſe zu wünſchen! . . .

Benno reiſte als Courier . . . Eine unverfängliche Gefälligkeit . . . Er nahm die Depeſche, die Anweiſung . . . Er ließ ſich einige Zimmer weiter achtzig Dukaten zahlen . . .

Das Ablehnen dieſer Summe würde wunderlich erſchienen ſein und den Auftrag leicht rückgängig gemacht haben . . .

Beim Verlaſſen des Palais fand er die Treppe belebt . . .

Boten, Jäger, Diener liefen hin und her . . .

Zwei Lakaien in auffallender Livree eilten haſtig an ihm vorüber . . .

Hinter ihnen ſchritt langſam die Treppe herauf mit ſchwebendem Gang und einer lächelnd um ſich blickenden Sicherheit eine hohe, breitſchultrige Geſtalt in fremdartig

prieſterlicher Tracht . . . Hinter ihm zwei andere, ebenfalls Prieſter . . .

Benno empfing aus einem ſtark gerötheten Antlitz einen Blick des holdſeligſten Grußes . . .

Er trat zur Seite und erfuhr, daß es Cardinal Ceccone geweſen, der an ihm vorübergeſchritten . . .

Sein freundlicher Blick war ihm wie der Stich eines Meſſers . . . Wenn ihn etwas aus Wien vertrieb, hätte nur noch dieſe Begegnung gefehlt . . . Der üppigſte Triumph, verbunden mit dem Schein der holdſeligſten Demuth und wieder mit den unauslöſchlichen Merkmalen einer ſchon von der Natur in den Augen, ja in den Ohren vorgezeichneten Liſt . . .

Welche Begegnung jetzt drinnen zwiſchen zwei nur äußerlich verbundenen Principien . . . Der Fürſt, der die Jeſuiten haßte, der Cardinal, der auf ſeine alten Tage unter dem Druck der Frauen die „Freiheit Italiens“ anbahnte . . . Wie unfertig, wie halb, wie überlebt erſchien ihm alles nach dieſer Audienz . . . Wie wehte ihn der Odem Gottes mit neuen, den Völkern und dem Jahrhundert verheißenen Offenbarungen an . . .

Am Portal ſah Benno die beiden Miethwagen in beſcheidener Entfernung und hatte noch Zeit nöthig, ſich zu beſinnen, wohin er fahren wollte . . .

Schnuphaſe kam, begleitet vom Kellermeiſter . . . Erſterer hatte alle Urſache, dem kräftigen Arm zu danken, der ihn hielt . . .

Die Aufforderung, in der „Stadt Trieſt“ ein gemeinſchaftliches Mahl einzunehmen, lehnte Benno ab,

einen guten Abend: denn „es verſteht ſich von ſelbſt," pflegte er zu ſagen, „daß ich Niemanden einen ſchlechten wünſche;" und macht' es ſich bequem. Die Vorleſung war durch dieſe Ueberraſchung plötzlich unterbrochen. Es mußte mit dem Brief eine eigne Bewandtniß haben: denn Tobianus legte ihn unter den Teller, nahm ſeine Brille ab und ſchien Gertrud zuzuwinken, daß er den Brief ein Andermal beenden wolle.

Wie wir jetzt die ganze Pfarrei an dem wirklichen Brode des Lebens (mit den hohenprieſterlichen Schaubroden hielten ſie es nicht) arbeiten ſehen, könnte es nichts ſchaden, wenn wir uns mit einigen Perſonen bekannt zu machen ſuchen, die in ihren jungen und alten Tagen immer im Vorgrunde dieſer Denkwürdigkeiten ſtehen werden. Dies ſind Blaſedow's Knaben. Es ſind ihrer vier. Alle haben ſie poetiſch-romantiſche Namen: Oscar, Amandus, Theobald und Alboin. Blaſedow hatte über dieſe Namen vielen Streit, nicht etwa mit der Regierung: denn dieſe miſchte ſich nicht wie die preußiſche bei den Juden in die Vornamen ihrer Unterthanen; wohl aber mit Tobianus und Gertrud, der unglücklichen Mutter, die ſich ſo zu äußern beliebte: „Mein Heiland, man möchte ja bei ſolchen Komödiantennamen für meine chriſtlichen Kinder glauben, ſie rührten, Gott verzeih' mir die Sünde, von einem Prinzen her." Tobianus unterſtützte zwar nicht gerade dies Motiv ihrer Verzweiflung, bemerkte aber doch, daß man die Kinder durch ſolche Namen zwar in der Stadt auszeichnen könne, allein auf dem Lande hinderte die vornehme Bezeichnung an der Vermiſchung mit den Bauern- und Pächter-Familien, es käme mit einem Worte eine Prätenſion in die Familie, die dem Herrn Collegen nur die Ausübung ſeiner Amtspflichten ſchwieriger

fuhr auf den Kohlmarkt und kaufte ſich zunächſt — die bewußte Reiſetaſche . . .

Zu Hauſe angelangt, ſchrieb er an den Principe Rucca einige Zeilen und bedauerte ſeine plötzliche Abreiſe nach Rom, behielt jedoch das Billet bis um vier Uhr, wo man ihn erwartete, noch zurück . . .

Lange kämpfte er mit ſich, ob er ſeiner Mutter ſchreiben ſollte . . . Er konnte nicht anders . . . Doch drückte er ſich in einer Weiſe aus, die ſo unverfänglich war, daß ſie jedermann leſen konnte . . .

„Herzogin!“ ſchrieb er. „Ich erhalte ſoeben einen Auftrag vom Fürſten Staatskanzler, der mich zwingt, augenblicklich abzureiſen! Ich reiſe nach Rom und hoffe Sie dort in nicht zu entfernter Zeit zu begrüßen. Wien iſt kein Ort, wo die Trauer einen andern Raum findet, als vor den Altären ſeiner Kirchen. Gedenken Sie in »Maria zur Stiegen«, wo die Seelenmetten Angiolinens gehalten werden, unſerer Rückfahrt von jenem Hauſe des Schreckens . . . Die dunkeln Tannen, die es beſchatten, werden ſelbſt im ſchönen Italien ſo lange vor meinen Augen ſtehen, bis ich Sie wiederſehe . . . Benno von Aſſelyn.“

Von Olympia ſprach er in beiden Briefen kein Wort . . . Auch des Straußes, der vielleicht von Olympia kam, mochte er keine Erwähnung thun . . .

Der Chorherr blieb über die ſchnelle, nun freilich motivirte Abreiſe im höchſten Grade verdrießlich . . . Unbekannt mit den Empfindungen, die Benno von dannen trieben, ſchrieb er ſie lediglich auf Rechnung des mächtigen Eindrucks, den der große Kanzler denn doch auf den jungen

Mann gemacht hatte ... Er mußte ihm Glück wünschen zu einer vielversprechenden Carrière und sagte:

Sehen Sie, so mächtig ist nun doch der blendende Reiz eines bei alledem großen Mannes ... Man muß sich ergeben, hört nur noch und staunt und läßt an dem, was man haßt, das Menschliche in seiner vollen Geltung ... Protestiren Sie nicht! Sie sind jung! ... Geht es mir denn anders? Lieb' ich denn nicht auch mein Land und mein Volk? So lebt man in einer unglücklichen Ehe und kann sich nicht trennen ... Man weiß, man paßt nicht füreinander, aber es gibt so viel Bindeglieder des Interesses, so viel gemeinschaftliche Sorgen, so viel kleine Aussöhnungen wieder und so kurze Momente des Glücks, daß man immer wieder neue Hoffnungen schöpft ... 'S ist freilich ein Gemüths-Elend, an dem zwei Menschen und — ganze Staaten zu Grunde gehen können ...

Benno mußte schweigen .. Er hielt sich an die ihm von den Umständen auferlegte Nothwendigkeit seiner Abreise ... Er errang den Schein der Inconsequenz ...

Gern übernahm der sich allmälig in die Trennung findende Chorherr die Meldung an den Onkel ... Auch die Besorgung aller der Visitenkarten, die Benno noch zum Abschied zurückließ ... An den Grafen Hugo schrieb Benno Worte, die seiner Stellung und der Situation angemessen waren ... Worte des Trostes und der Hoffnung für die Zukunft ...

In das Comptoir der Zickeles mußte er seiner Creditbriefe wegen ... Es war über dem Schreiben, Packen und Expediren seiner Effecten hoher Mittag geworden. Der alte Herr Marcus war eben von der Börse zurück-

gekommen . . . Leo befand ſich in einem Comité . . . Harry führte einen neuangekommenen Virtuoſen . . .

Den alten Herrn Zickeles überraſchte Benno's Abreiſe nicht im mindeſten . . . Dieſe Bankiers grüßen ebenſo gleichgültig beim Kommen wie beim Gehen . . . Nur ſeine Tochter Jenny bedauerte er . . . Sie hätte dem Herrn Baron noch etwas vorſingen wollen . . . Eben wäre ſie, ſagte er, und auch Angelika Müller, der Benno ſich ſo gern noch empfohlen hätte, mit Thürze Kuchelmeiſter an den Ort gefahren, wo ſich geſtern das Unglück begeben . . . Auch Dalſchefski und Bianchi hätten ſich dazu entſchließen müſſen . . . Der alte Zickeles ſah den Vorfall nur in ſeinen Folgen an und ſagte:

Das Geſchäft wird ſich nun machen . . . Der Graf iſt jetzt in Wahrheit frei . . . Es hängt lediglich jetzt alles von dem ab, was die Frau Mutter aus Weſterhof mitbringt . . . Wir werden ja ſehen . . .

Benno ſpeiſte dann noch mit dem Chorherrn, den des jungen Mannes Entſchluß nun nicht mehr ſtörte . . . Auch der Schein des „Gefeſſeltſeins" nicht . . . Er glaubte, wie der Onkel Dechant, an Neuerungen und Beſſerungen nur infolge großer Erdrevolutionen in der Art der Gletſcherbildung . . .

Gegen vier, wo die Dinerſtunde beim Fürſten Rucca war und die Herzogin und Olympia ihn hochklopfenden Herzens gewiß ſchon in glänzendſten Toiletten erwarteten, beſorgte Benno ſeine Briefe in den Palatinus . . .

Die Eilpoſten nach dem Süden gingen um fünf Uhr . . . Man mußte ſich ſchon um vier in Bereitſchaft ſetzen . . .

Der Chorherr begleitete seinen so schnell gewonnenen jungen Freund, der voll tiefster Trauer von dem edeln Manne schied und ihn bat, alle seine Liebe und Güte auf Bonaventura zu übertragen, falls dieser in der That nach Wien kommen und dann vielleicht gleichfalls bei ihm wohnen sollte . . .

Man plauderte . . . Aengstlich zog Benno die Uhr, aus Furcht, noch eine Wirkung seiner Absagebriefe zu erleben. Der Chorherr neckte ihn darum . . .

Endlich saß er im Coupé, das ihm in der That durch einen Ministerialboten reservirt war . . .

Schon benutzte er, da der Chorherr nicht gehen wollte, die Pause, die bis zum Schlagen der Abfahrtsstunde so langsam verrinnt, zu einem Abschiedsgruß an Angelika, den er auf einen Zettel seines Portefeuilles schrieb und dem Chorherrn mit einer Andeutung über Pültmeyer's Philosophie zu eigenhändiger Besorgung übergab — da kam ein Mann, der hastig nach Herrn von Asselyn fragte, und brachte eine Visitenkarte aus dem Palatinus . . .

Von Gräfin Olympia? fragte lächelnd der Chorherr . . .

Verzeihen, sagte der Lohndiener, Ihre Gnaden die Contessina wollten selbst kommen, aber der Fiaker muß falsch verstanden haben und hat sie und den Prinzen nach der Briefpost gefahren, wo die Courierposten abgehen, aber erst abends . . .

Die Karte war von Benno's Mutter . . . Auf der Rückseite stand ein einfaches: Al revedersi! . . .

Benno sah, daß er das Rechte getroffen . . .

Voll Angst horchte er auf, ob nur nicht noch Olympia und ihr Verlobter kämen . . .

Er bat den Chorherrn, der „armen Seele“ zu gedenken, für die zwölf Tage lang in dem schönen Kirchlein „Maria vom Gestade“, zur Schiffer-Königin Maria — zur Schutzpatronin aller im — Hafen Eingelaufenen gebetet werden sollte . . .

Der Chorherr drückte ihm zusagend die Hand . . .

Der Postillon schwang sich auf den Sattel des Handpferdes, Benno rückte seine Depesche dahin, wo sie nach dem Bedeuten des Hofraths für seine Gesundheit am vortheilhaftesten lag, der Conducteur setzte sich neben ihn . . .

Schon waren die funkensprühenden Schläge der sechzehn Rosseshufe auf dem Straßenpflaster verhallt, noch stand der Chorherr träumerisch sinnend auf seinen Bambusstab mit elfenbeinernem Griff gestützt, dem Wagen nachblickend — da kam ein Fiaker angebraust, aus dessen Schlag Principe Rucca und ein weiblicher Kopf sahen . . .

Das Portal der Fahrpost wurde eben geschlossen . . .

Pater Gröduer stand schon zu fern, um die, wie es schien, heftigen Zornausbrüche der Italienerin zu hören . . .

Lächelnd über die Jugend, über den Eigensinn, über Menschen, die Liebe finden dürfen und sie nicht wollen, kehrte er zurück in seine stille Zelle . . .

Die Bleistiftgrüße an Angelika Müller wollte er erst couvertiren, falls sein Versuch, sie ihr persönlich einzuhändigen, mislingen sollte . . .

Indessen stand noch ein anderer junger dicker Mann athemlos und verzweifelnd an der Posthofthür . . . Harry Zickeles kam zu spät — mit seinem Album.

---

## 11.

Glocken riefen nicht zu den Hochämtern, die in „Maria zur Stiegen“ zum Gedächtniß Angiolina's gehalten wurden . . .

Nicht brauste die mächtige Orgel vom Chor, als ihre Seele der Gnade und Verzeihung des Himmels empfohlen wurde . . .

Still und geheimnißvoll sind schon an sich diese Trauermetten, die vor einem kleinen dunkeln Nebenaltar abgehalten werden, denen nur Anverwandte beiwohnen . . . Hier trat die Rüge des geistlichen Gerichts ein . . . Kaum daß die Austheilung jener kleinen Zettel gestattet wurde, die in katholischen Landen den Vorübergehenden mit einem Liebesblick in die Hand gestreckt werden, der sie auffordert, für die abgeschiedene, wenn ihnen auch völlig unbekannte Seele ein gedrucktes Gebet zu lesen . . . Therese Luchelmeister hatte diese Zettel sorgsam ausgewählt . . . Hundert Exemplare eines für diese Fälle in den Kunstläden vorräthigen kleinen Bildes, drei Cherubim darstellend, von denen der eine das Jesuskind mit der Friedenspalme trägt, die

beiden andern ein Kreuz und eine Dornenkrone — das Jesuskind lächelt, die drei Engel weinen — Auf der Rückseite ließ sie aufdrucken: „O Erschaffer und Erlöser aller Gläubigen, verleihe der dahingeschiedenen Seele deiner Dienerin Angiolina Pötzl vollkommene Verzeihung und Nachlassung aller Sünden, damit sie, von den Schmerzen des Fegfeuers befreit, dich als ihr letztes Ziel anschauen, lieben und in alle Ewigkeit loben und preisen möge!“ ... Das feierliche Requiem Bianchi's, Instrumentation von Dalschefski, das sich ein Gesangverein mit Hinzuziehung Theresens und Jenny's auszuführen erboten hatte, wurde nicht gestattet ...

Unter großem Menschenzulauf hatte das Begräbniß auf dem stillen Dorffriedhof bei Salmhof stattgefunden ... Hier war es, wo sich ein junges Mädchen, einen Korb voll Blumen in der Hand, über den Sarg warf und ihren Schmerz in Worten Luft machte, die niemanden störten, ob sie gleich nicht von Seraphschwingen und Cherubsarmen sprachen, sondern einfach lauteten:

Hier ist's nun aus, du armer Narr! Bist auf Erden viel gehanselt worden! Aber der gute Gott da oben wird schon wissen, wo er auch für dich noch ein Platzl hat! ...

Therese Kuchelmeister überwachte alle die, die sich bei den in der Stadt von ihr bestellten und bezahlten zwölf Seelenmessen einfanden oder einzufinden versäumten ... Luigi Bianchi kam nur einmal und erntete dafür die Bezeichnung eines „Ungeheuers“ von Undankbarkeit, da Angiolina die Musik der Italiener liebte

... Dalschefski, den die Nichtaufführung des Requiems wegen des in diesen Tagen außerordentlich erregten Bianchi, der dadurch eine Zerstreuung würde gehabt haben, verdroß, mußte dafür täglich anwesend sein ... Auch Herr von Pötzl versäumte nicht seine Schuldigkeit zu thun; zu dem Ruf, den er anstrebte, gehörte die strengste Unterwerfung unter alles, was Gefühl und Gemüth mit sich bringen ... Nicht auffallend war die jedesmalige Anfahrt eines vornehmen Wagens, aus dem die ersten drei mal zwei Damen in tiefster Trauer stiegen und der Messe beiwohnten ... Therese nannte das die kleinste Schuldigkeit der „Mörderin" ... Zuletzt kam nur noch die ältere Dame allein ... Diese fehlte nie ...

Erst am Tage nach dem Begräbniß traf des Grafen Hugo Mutter ein ...

Auf ihrer Rückreise war sie aufgehalten worden ...

Sie hatte in Nürnberg einer Versammlung der dortigen Bibelgesellschaft beigewohnt ...

Unterwegs schon erfuhr sie vom Tod Angiolinens ...

Ihre Liebe zum Sohn ging so weit, daß sie diesen Verlust wie ihren eigenen fühlte ... Sie sah vorzugsweise nur Hugo's bei noch so jungen Jahren schon so väterlich empfindendes Herz betheiligt ...

Als der stattliche Mann an ihrem Halse einen Augenblick festhing und Thränen in seinem Auge blinkten, unterließ ihre Rede nichts, was seinem Schmerz wohlthun konnte ...

Sie erkundigte sich nach allen nähern Umständen des rührenden Abscheidens, verwies es aufs strengste jedem der Diener, der etwa ergänzende Berichte geben wollte,

die auf Selbstmord schließen ließen . . . „Richtet nicht, daß ihr nicht gerichtet werdet!“ . . .

Dies Wort sprach sie auch später noch mancher vornehmen Dame auf der Herren- und Wallnergasse . . .

Im Herauskehren seiner geheimen Gedanken ist gerade die vornehme Welt nicht so behutsam, wie wir glauben . . . Majestäten, Hoheiten, Excellenzen sprechen, namentlich in Oesterreich, ihre Stimmungen ebenso offen aus, wie sie die geringe Welt zu verbergen pflegt . . . Man besprach schon beim ersten Besuch die Angelegenheiten des Grafen, verlangte Nachrichten von der bevorstehenden Heirath, verurtheilte das „horrible Benehmen des Terschka“ und gab der stolzen Gräfin Gelegenheit, ihr Wort öfter zu wiederholen: Dieu est le juge veritable! . . .

Die schnelle Abreise Benno's von Asselyn verdroß die Mutter . . .

Sie wich den Fragen des Sohnes um Paula's Erklärung noch aus . . .

Sie sagte ihm:

Du sollst alles hören . . . Nur erst Sammlung und meine langvermißte Ordnung! . . .

Inzwischen sprach sie doch schon zu Hugo und den vielen Besuchenden, zu den lutherischen Geistlichen und Glaubensgenossen, die sie sogleich begrüßten, von ihrem Leben bei Lady Elliot, von den Anstrengungen des Papismus, in England wieder Grund und Boden zu fassen, von den englischen Bischöfen, die leider irdische Machthaber geblieben wären und ein Verlangen trügen nach ungeistlichem Einfluß, von einem verblendeten Lehrer in

Oxford, Profeſſor Puſey, der ein Syſtem aufgeſtellt hätte, das auf halbem Wege den römiſchen Irrthümern entgegenkäme . . . Dennoch ſchloß ſie: Es iſt eine Freude, den Ernſt der Engländer zu ſehen . . . Die Frauen ſind voll Muth und Charakter . . . Sie beherrſchen die Männer, das iſt wahr, aber ſie beherrſchen ſie zum Guten — Wofür ſich in dieſer Welt das Gefühl der Frauen ausſpricht, das kann vielleicht auf einem Irrthum beruhen, aber dieſer Irrthum ſchändet nicht . . .

Muthig ſprach ſie in ihren eigenen Zimmern und bei den erſten Beſuchen, die ſie empfing:

Seit der Veranſtaltung der Jeſuiten, meinen Sohn durch Terſchka dem Glauben ſeiner Väter abwendig zu machen, haben wir doppelt Urſache, jeden Schein der Anhänglichkeit an die Irrlehre zu vermeiden . . . Gräfin Paula verlangt glücklicherweiſe von unſerer Seite keine Annahme ihrer Religion . . .

Ja, wandte ſie ſich zu einem lutheriſchen Geiſtlichen, Terſchka lag zerknirſcht zu meinen Füßen . . . Im erſten Augenblick verſtand ich nicht, was er mir zu offenbaren hatte . . . Ich alte Frau zitterte . . . Auch haß' ich ſchon an ſich die Bezeigung einer Ehrfurcht, die nur Gott gebührt . . . Ich betete zum Herrn um Kraft, Terſchka's Geſtändniſſe zu hören, ſetzte mich nach Faſſung ringend in einen Seſſel und hörte nun alles, was mit jener an dieſem Unglücklichen bekannten anziehenden Beredſamkeit von ſeinen Lippen kam . . . Da konnte ich wol anfangs vor Zorn ausrufen: „Der das Ohr gepflanzet hat, ſollte der das nicht hören und ſtrafen!“ . . . Nun aber kam ein reuiges Geſtändniß; der Entſchluß, auf Englands freiem Boden

machen würde. Gertrud ſprang ſogar von der Vorſtellung von Prinzen zu Hunden über und meinte, wenn ſie künftig eines ihrer Kinder rufen ſollte, ſo müßte ſie in ihren Sünden immer daran denken, ob nicht ſtatt ihres eignen Kindes ein Hund ankäme: denn das wären weit eher Namen für Hunde, als für chriſtliche und außerdem Pfarrers-Kinder. Auch die Rückſicht auf die Verwandten und Nachbarn miſchte ſich in ihre Oppoſition. Sie ſagte, daß dann auch alles gute Vernehmen mit der Umgegend hin ſei: denn Niemand würde bei einem Kinde Pathe ſein wollen, welchem man nicht den Namen des Gevatters gebe: Peter, Daniel, Friedrich, Wilhelm und ähnliche unſerm Herrgott wohlgefällige und wahrhafte Heiligennamen.

Allein Kafedow ließ ſich in ſolchen Dingen keine Vorſchriften machen. Er taufte ſeine Kinder ſelbſt und konnte ihnen einen Namen auf die Stirne ſprengen, welchen er wollte. Die Zuhörer, Gertrud ſelbſt, waren dann auch gewöhnlich von der heiligen Handlung ſo zerknirſcht, daß ſie über die wunderlichen Namen, die er ſeinen Knaben gab, mit andächtiger Rührung hinwegſahen. Im Uebrigen erklärte er: „Meine Kinder müſſen mich ſchon durch das Glockenſpiel ihrer Namen mit Sanftmuth anklingen. Ihr Name iſt ihr Heiligenſchein. Je höher man ſie zu ſtellen weiß, deſto höher werden ſie ſelber klimmen. Ich erleichtre ihnen durch ihre Vornamen ſchon den Weg, um ſich einen guten Zunamen zu erwerben. Was haben ſie wohl, woran ſie ſich zuerſt halten können? Sich ſelbſt, nur den Laut, mit welchem ſie gerufen werden. Iſt aber dieſer Ruf gewöhnlich, ſo werden ſie niemals begreifen, wodurch ſie ſich vor Andern, die eben ſo heißen, wie ſie, auszuzeichnen haben.“

zu bleiben, seine Irrthümer abzuschwören und zu unserm lebendigen Glauben überzutreten . . . So verherrlicht sich Gott in seinen Berächtern . . . .

Graf Hugo theilte diese andauernde Befangenheit für Terschka nicht ganz, behielt aber seine Zweifel an Terschka's Aufrichtigkeit für sich . . . Er war des Streitens müde . . .

Der Abend bot die stille trauliche Stunde, in der sich die Gräfin über die Ergebnisse ihres Aufenthalts in Westerhof aussprechen konnte . . .

In einem hohen, mit Sesseln überfüllten Rococozimmer hatte das Theewasser auf der Maschine zu sieden begonnen, als die Gräfin begann:

Mein Sohn, von Paula von Dorste, diesem seltsamen Wesen, trennt mich allerdings mehr, als ich wünschen möchte . . .

Graf Hugo's Ahnung von neuen Hindernissen schien bestätigt zu werden . . .

Ich fand, fuhr die Mutter fort, ein Wesen, das leider nur zu sehr ihrem Ruf entspricht . . . Als ich Westerhof besuchte, war gleich die erste Begegnung entscheidend . . . Die Tante Benigna, dann unsere herrliche, nur zu geisteshelle, winterlich helle Monika, die dich herzlich grüßen läßt, der Oberst, auch eine treffliche Persönlichkeit, Onkel Lewinus, auch eine gute, nur etwas wunderliche Seele, alle begrüßten mich herzlich und voll Vertrauen — nur Paula war wie die verschüchterte Taube . . .

Sahst du nie eine ihrer Visionen? fragte Graf Hugo . . .

Nie! entgegnete die Mutter . . . Mit meiner An-

kunft hörte der Spuk auf . . . Ich kann dir nicht leugnen, daß ſie während der ganzen Zeit meiner Anweſenheit krank im Bett lag . . . Ja, als ich hören mußte, daß meine Perſönlichkeit, ich, ich allein es wäre, die ihr Schmerzen verurſachte, gerieth ich außer mir . . . Man nannte eine frühere Erzieherin von ihr, die ganz ebenſo auf ſie gewirkt haben ſoll . . . Die Nähe eines Weſens alſo, das ihren Irrthümern widerſtrebt, verurſacht ihr Schmerzen! . . . Zur Linderung ihrer Leiden berief man von Witeborn den Oberſten, der mit wenigen Handſtrichen ſie auf Stunden beruhigte . . .

Graf Hugo ſtand in großer Erregung auf und machte einige Gänge im Zimmer . .

Die Mutter fuhr fort:

Glücklicherweiſe beherrſcht Monika das Schloß . . . Ich ſchrieb dir ſchon, ſie hat den Muth gehabt, Armgart, von der du meine Schilderungen kennſt, nach England zu ſchicken, um dies liebe Kind aus der düſtern, Verſtand und Herz vergiftenden Atmoſphäre jener Gegend zu entfernen . . . Beſonders aber auch, vertraute ſie mir — o wie lieb' ich unſre Monika — deshalb, um auf Paula Armgart's Einwirkung zu hindern . . . Denn wunderlich iſt auch dies Kind . . . Was wir allenfalls erreicht haben, hat Monika allein vollbracht . . .

Allenfalls erreicht? wiederholte der Graf mit Befremden und Unmuth . . .

„Alle eure Sorge werfet auf ihn; er wird es wohl machen!“ ſagte die Mutter . . . Ich war vierzehn Tage in Weſterhof . . . Comteſſe Paula blieb und blieb

krank . . . Ich ſah ſie nur zweimal in Toilette, bei der erſten Begrüßung, der ſogleich die Krankheit folgte, und einmal, als die magnetiſche Behandlung durch den Oberſten von beſonderer Wirkung geweſen . . . Sie iſt ſehr ſchön . . .

Kein Bild von ihr? . . .

In jener Gegend malt man nur die Heiligen, mein Sohn . . . Ein Kinderporträt wollt' ich nicht mitbringen, da es nicht mehr ähnlich iſt . . . Sie iſt ſchön, ſag' ich dir . . . Hoch und ſchlank und in allen Geſichtszügen edel . . . Augen, Haar, alles von einem lieblichen Reiz . . . Die Bildung tief, tief vernachläſſigt . . . Ja, mein Sohn, das iſt entſetzlich . . . Aber ihr Charakter ſanft, leider freilich — verſteckt und — von jener Zurückhaltung, die mir, du weißt es, an den Katholiken ſo peinlich iſt . . . Nichts Offenes, nichts Ehrliches . . . Sie verſichern dich der größten Freundſchaft und du gewinnſt kein Vertrauen . . . Das große Prieſtergeheimniß hat ſie alle mit umſtrickt! . . . Man glaubt, ſie lebten in dem, was wir ſie täglich treiben ſehen — aber es umſpinnen ſie ganz andere Dinge . . . Paula heilt noch immer und ſegnet Kiſſen und Amulete, aber ſie ſagt, daß ſie ſelbſt nicht mehr daran glaube . . . Die Geiſtlichkeit wünſcht ihre Viſionen nicht, da ſie merkwürdigerweiſe — nicht katholiſch ſind . . . Monika ſagte mir, es gäbe eine Partei, die heimlich dahin wirkte, ſie für eine Beſeſſene zu erklären . . . Das iſt Aberglaube . . . Aber die Macht des böſen Feindes bleibt groß . . . Wenn ich je an ſeine umgehende Macht und die Verſchmitztheit des Teufels geglaubt habe, war mir's manchmal beim An-

blick — dieſer unſtäten, irrenden, verſteckten — Augen . . .

Mutter! unterbrach Graf Hugo die von ihren in Weſterhof empfangenen Eindrücken aufgeregte Greiſin . . .

Ich will das jungfräuliche Kind nicht anklagen — ſagte die Mutter, fuhr aber ganz wie die heilige Hildegard fort: Glaubſt du nicht, daß der Teufel auch die Geſtalt der Engel annehmen kann? . . . Doch — lenkte ſie dann ein, ich klage die Comteſſe nicht an und theile Monika's Meinung, daß die Ehe das alles ändere . . . Aber ein Ja! ein Nein! von Paula ſelbſt, von dieſen halben Menſchen, dieſem Levinus, dieſer Benigna zu gewinnen, war unmöglich . . . Kurz vor dem Tage, wo ich die letzte Entſcheidung wünſchte, bekam ich endlich ein offenes Wort . . . Aber — rathe, woher? — Aus London — von Armgart . . .

Der Graf nahm einen Brief entgegen, den die Mutter den ganzen Tag auf ihrem Herzen getragen zu haben ſchien . . .

Seufzend zog ſie ihn hervor und entfaltete ihn mit den Worten:

Dieſer Brief iſt ein trauriger Beleg für die Verſtockung der Gemüther durch das Papſtthum . . .

Graf Hugo nahm den Brief und las, nachdem er über die noch unfertige Handſchrift wie die eines Kindes und die mit derſelben ſo in Widerſpruch ſtehende Wichtigkeit des Inhalts mit ſchmerzlicher Miene gelächelt hatte . . .

„Liebes Großmütterchen!“ ſchrieb Armgart . . .

Die Gräfin unterbrach:

Ich wiederhole dir, daß dies, ich kann wol sagen, liebenswürdige Kind zwar mit den Engländern und namentlich mit Lady Elliot auf dem gespanntesten Fuße lebt, sich aber an mich, ich kann sagen, wie ein Hündchen angeschlossen hat — Ja, das Wort paßt ganz . . . Die hohe Begeisterung, die ich für ihre Aeltern empfinde, namentlich für ihren Vater, den ich fast höher stellen muß, als Monika — Oder ist es blos meine Reue, daß ich ehemals Terschka's Bewerbung unterstützen konnte? . . . Genug, Armgart liebt mich wie ihre Großmutter, erträgt alle meine Vorwürfe, murrt und knurrt dann wol ein bischen — ist aber gleich wieder gut . . . Doch lies! . . .

„Liebes Großmütterchen!" wiederholte der Graf . . . „Wie sehr ich Dich liebe und wie ungern ich mit Dir streite, weißt Du! Porzia soll Dir" —

Porzia, erläuterte die Mutter, ist in Witoborn geblieben bei jenem Hedemann, der sich mit ihr in einen Briefwechsel einließ, ihr zu meiner Ueberraschung eine italienische Bibel schenkte und sie heirathen wird — ein Mensch, der mir so gefallen hat, daß ich ihn auf Castellungo besitzen möchte . . . Frâ Federigo würde seine Freude an ihm haben . . .

„Porzia soll Dir den Brief nur geben, wenn Du Dich wohl fühlst", fuhr der Graf zu lesen fort. „Sind dann die Berge und dunkeln Wälder meiner Heimat um Dich und die guten treuen Menschen, wie es deren in ganz England keine gibt, so verzeihe mir, daß ich, ein Kind, in so ernste Dinge hineinzureden wage . . . Lei-

der kenne ich ja schon alles, was Gattinnen, Mütter und Mädchen im Leben zu dulden haben. Meine Haare sind mir im Geist schon so grau wie der Mutter. Ich bin weiter, als die jungen Ladies Elliot, die vor jedem Mann noch roth werden — müssen! . . . Sage: müssen Sie suchen alle mit Eifer, was ich bereits aufgegeben habe . . . Meine siebzehn Jahre haben wie welke Blüten schon Samen der Erkenntniß hinterlassen . . . Geprüfte Seelen suchen nicht mehr für sich das Glück . . . Auch Paula sucht nicht für sich das Glück . . . Aber klare Rechnung haben macht den Gentleman! sagt der garstige dicke Koch Deiner Lady, der sie genug betrügt —"

Ich höre die Mutter des Kindes! sprach der Graf lächelnd, doch durch seine Stimmung geneigt, zu überschlagen . . .

Selbstgerechtigkeit! warf die Mutter ein . . .

„Daß Ihr Euch der Urkunde unterwerft", las der Graf weiter, „ist schön von Euch! . . . Terschka rieth Dir noch vorgestern, sie durch einen Proceß anzuzweifeln . . . Das konnte nur ein ehemaliger Jesuit rathen . . . Das ist das Schlechte an den Jesuiten, daß sie so klug und pfiffig sein wollen, wie eben die Zweifler auch . . . Glaube mir, unser himmlischer Vater hat auch für den katholischen Glauben vielerlei Wohnungen . . . Katholisch und katholisch ist ein Unterschied . . . Wir Rechtgläubigen seufzen genug über viele unserer Priester und möchten sie, besonders wenn sie so recht tabacksschmutzige blaue Sacktücher, grobe Pfundsohlen an den Stiefeln und harte Hände vom Heufahren und

Miſtabladen in ihren Höſen haben, faſt hätt' ich geſagt prügeln, gerade wie, nach Onkel Levinus, die Ruſſen mit ihren betrunkenen Popen thun . . . Das wiſſen wir Katholiken unter uns ſelbſt ſehr gut und leiden darunter, bei der Meſſe ſowol wie im Beichtſtuhl . . . Gewiſſe andere Prieſter mögen wir Katholiken auch wieder deshalb nicht, weil ſie im Gegentheil wie die Tanzmeiſter ſind . . . Die, die immer ſüß den Mund ſpitzen und die Augen verdrehen und aus dem lieben Herrgott einen Confitor machen, von dem ſie bei jedem Beſuch Bonbons mitbringen, auch das ſind für uns rechtgläubige Chriſten bloße «Pfaffen» — und zu denen gehören meiſt die Jeſuiten — alle aber auch nicht, Großmütterchen . . . Dein Feſelotti mag freilich ſchlimm ſein . . .“

Du weißt, unterbrach die Mutter, wie unſere Bedrängniſſe ſchon anfangen? . . . Ich werde zu Cardinal Ceccone gehen müſſen, um das Kapitel von Cuneo anzuklagen . . . Doch — lies! . . .

„Ebenſo ſagte Terſchka, er wollte Beweiſe beibringen, daß eine gewiſſe Lucinde Schwarz, im Auftrag Deines «Doctors aus dem Abgrund», an dieſer Veranſtaltung nicht unbetheiligt geweſen . . . Ich halte Lucinden allerdings für fähig, Feuer anzulegen; aber es gibt Verbrechen, die ſo groß ſind, daß ſie ehrwürdig werden, zumal wenn ſie Gutes ſtiften und Engel zu unwiſſentlichen Mitſchuldigen machen“ . . .

So vertheidigt die Götzendienerin gegen Lady Elliot auch die gefälſchten Rechte des Biſchofs von Rom! . . . warf die Mutter ein . . .

„Großmütterchen, das hat mir von Dir gefallen“, las der Graf weiter, „daß Du dem falschen Heuchler, dem Terschka, endlich einmal über eine Sache unrecht gabst . . . Der erleuchtete Mann hat ewig bei Dir recht . . . Ganz vornehm und würdevoll lehntest Du die Zweifel ab und wolltest lieber Dich darein ergeben, daß Paula in ein Kloster und Euer Name und Eure Herrlichkeit zu Grund ginge, als wieder processiren und die andere Linie ins Zuchthaus schicken, wie Du sagtest . . . Paula geht nicht ins Kloster . . . Sie schreibt mir, daß ich es übernehmen soll, Dir ihre ganze Meinung zu sagen . . . So wisse denn: Ja! sie nimmt Deinen Sohn, wenn — “ . . .

Graf Hugo war an dieser Stelle schon aufgesprungen und hatte den Brief voll Zorn und Abscheu von sich geschleudert . . .

Schon hatte sein Auge die Bedingung gefunden, die jetzt die Mutter las, nachdem sie den Brief an sich genommen . . .

Das ist es! seufzte sie . . . „Wenn der liebste Beichtvater ihrer Jugend nach Wien reist, Deinen Sohn persönlich kennen lernt und dann entscheidet, ob sie ihm ohne Gefahr für ihre Seele die Hand reichen kann“ . .

Der Graf war außer sich und rief: . . .

Von Terschka — von hundert Zeugen weiß ich, daß sie diesen Priester liebt! . . Es ist Bonaventura von Asselyn . . .

Die Mutter schwieg eine Weile, faltete den Brief zusammen und beschwichtigte den zornig Auf- und Abgehenden:

Aber ſein Verwandter, der junge Benno von Aſſelyn, hat dir doch wohlgethan . . .

Ich habe mich gewöhnen wollen, ſprach der Graf, daß meine Gattin das Bild einer andern Neigung im Herzen trägt . . . Ich würde mich bekämpft haben . . . War ich doch ſelbſt nicht treu . . . Aber ich rang danach, treu zu werden . . . Ich konnte Angiolina entbehren . . . Der Himmel erleichterte mir dieſen Kampf — . . . Und nun ſoll der Geliebte Paula's mir perſönlich gegenübertreten, mich prüfen, erſt ſeine Entſcheidung geben? . . . Das iſt mein Ruf? So werd' ich in Weſterhof beurtheilt? Beurtheilt um ein Verhältniß, das der Himmel auf dieſe ſchmerzliche Art löſte? Nein! Nun trotz' ich Allem! . . .

Mein Sohn —! . . .

Ihr Geliebter ſoll mich — prüfen! . . .

Es iſt ein Prieſter, mein Sohn, ſuchte die Mutter zu beruhigen . . . Einer der beſſeren . . . Ich hörte ihn predigen . . .

Der Graf lehnte jede Beruhigung ab . . . Das iſt die Erklärung, die du von Weſterhof mitbringſt? fragte der Graf mit Entſchiedenheit . . .

Die Mutter zitterte über ſeine drohenden Mienen . . . Mit bebenden Lippen ſprach ſie:

Ich zeigte den Brief Monika . . . Dieſe, empört darüber, ſtürmte zu ihrer Schweſter Benigna . . . Benigna zog den Onkel Levinus ins Vertrauen . . . So traten ſie alle drei an Paula's Lager und fragten ſie, ob ſo wirklich ihr Entſchluß wäre? Ob ſie wirklich ſo nach London geſchrieben hätte? . . . Ja! ſagte ſie, wandte ſich ab, ſah an die Wand, wo ihr Cru-

cisix hing und ihr Weihwasserbecken — sprach kein Wort mehr und mit dieser Entscheidung kehr' ich zurück . . .

Der Graf konnte sich nicht beruhigen . . . Seine Erinnerung an die Hingebung Angiolinens, sein Stolz, die Erwägung seiner ihn zur Annahme solcher Bedingungen zwingenden Verhältnisse, ja eine Spannung so gar auf Paula, die zu einem tiefern Interesse geworden war, alles stürmte zu mächtig auf ihn ein . . .

Er rief aus:

So beginne aufs neue der Proceß! Ich zweifle die Urkunde an . . . Terschka muß helfen . . .

Mein Heiland! rief die Mutter entsetzt und mit gefalteten Händen . . . Darüber gehen wir zu Grunde! . . Die Fideles inhaftiren Salem und Castellunge . .

Mag es! rief der Graf wild und riß sich los . .

Verzweifelnd stand die Mutter und hörte das Verhallen seiner Sporen, das heftige Zufallen der Thüren, die er aufriß . . . Nicht zu seinen Zimmern im Palaste ging er . . . Er wandte sich zur großen Treppe . . . Sie eilte ihm nach . . . Er war verschwunden . . .

Graf Hyge stürmte dahin . . . In seinen weißen Mantel gehüllt, mit klirrenden Sporen . . . Sein Innerstes — gelähmt durch jenes tiefe Weh, das sich über unsern ganzen Menschen ausbreitet — wenn wir Rührung über uns selbst empfinden . . .

Er irrte um die Freyung, wo sich ihm ein so schnell gefundener Freund so schnell wieder entzogen hatte . . .

Er irrte in die Nähe der dunkel gelegenen Kirche, wo die Gedächtnißmetten für Angiolinen gehalten wurden . .

Dies bestritt Tobianus. Er sagte: „Je mehr Peter und Hansen es gibt, deste mehr werden die bessern unter ihnen ringen, sich durch Thatsachen der Gediegenheit aus der Masse und Menge zu erheben.“

Blasedow lächelte damals, wie er immer zu thun pflegte wenn Tobianus einmal ein Körnchen gefunden hatte oder wie ein Hahn auf seinem gewöhnlichen Misthaufen eine Perle. Er entgegnete einmal für allemal: „Eifersucht will ich in meinen Kindern nicht wecken. Wenn ich überzeugt wäre, daß aus dem bloßen Bestreben, die Andern zu übertreffen und eine Folie zu haben, etwas Gutes entstände, so dürfte ich ja allen meinen Kindern nur einen Namen geben: dann würden sie schon ringen, um zu zeigen, wer der rechte Jakob ist.“ Er schloß: was überhaupt Erziehung wäre, wolle er ein Andermal sagen.

Nachdem nun sie eben die Kinder zu Bett gegangen waren, ohne Unterschied mit der kleinen Sorbie, kam Tobianus auf dasselbe Thema und erinnerte den Pfarrer an jene Erklärung, die er ihm noch immer schuldig wäre. Blasedow sagte. „Es wird Ihnen doch nichts nützen, oder Sie müßten Lust haben, sich noch einmal zu verheirathen. Erziehung, lieber Freund, liegt Ihnen fern, ob ich gleich nach meiner Theorie glaube, daß Sie vortrefflich erzogen sind, ich aber gar nicht. Nämlich Sie sind geworden, was Sie gerade sein können; ich aber das, was zu sein ich niemals gewünscht habe.“

Tobianus lachte und entgegnete: „Dann muß Ihr Amandus ein Bäcker werden: denn er hat nicht übel Lust dazu.“

Blasedow schlug seine Augen auf und warf sie so grell auf Tobianus, daß dieser seinerseits erschrak, während ihn

Er irrte einem Platze zu, wo ſich die ſtolzen Gebäude des Kriegsminiſteriums erheben, bei dem er ſein Abſchiedsgeſuch zurückzunehmen gedachte . . .

So kam er zu den ſogenannten „Obern Jeſuiten“, zum Haus des heiligen Stanislaus . . .

Eine Weile ſtand er trauernd in der dunkeln Gaſſe . . .

Da hörte er einen getragenen Geſang aus einem hintern Hofe her mit einfacher Klavierbegleitung . . .

Thereſe Ruchelmeiſter machte mit den Profeſſoren Taſchefski und Bianchi das nicht zugelaſſene, in ſchneller Begeiſterung gemeinſchaftlich aus alten Studien zuſammengeſtellte Requiem . . .

Bei einem ſanften Minore, in dem die Worte: Dona eis pacem! erklangen, ließ Thereſe mit den Worten: Jeſus, der Graf! die Noten fallen.

## 12.

Einmal, eh' sie scheiden,
Färben sich die Blätter roth,
Einmal noch in Freuden
Singt der Schwan vor seinem Tod
Und an edeln Bäumen,
Wenn der Winter vor dem Thor,
Bricht in ihrem Träumen
Bei ein Frühlingsreis hervor
Stirbt der Lampe Schimmer
An des Dochts verkohltem Lauf,
Zuckt mit hellem Flimmer
Einmal noch die Flamme auf
Einmal wird gelingen,
Eh' mein Stundenstand verrollt,
Mir von guten Dingen
Eines noch, was ich gewollt
Eine wird sich erfüllen,
Eine Freude wird, wie Wein,
Schäumen — überquillen —!
Mag es dann geschieden sein.

So fühlte Bonaventura in einem Winter, wo die Novembertage noch fast sommerliche Sonnenstrahlen ent-

ſendeten und die Mandelbäume zum zweiten male zu blühen, die Hecken neue Sproſſen zu treiben begannen . . .

Die Vorlagen waren fertig, die Bonaventura, überdrüſſig der wieder aufs neue begonnenen Anfeindungen — jetzt infolge ſeiner Predigt — ſich in der That erboten hatte, dem Cardinal-Legaten in Wien zu überbringen . . . Benno hatte überraſchend ſchon aus Rom geſchrieben und welchen Inhalt barg ſein der Sicherheit wegen durch reiſende Geiſtliche überbrachter Brief! . . . Wie erſchütternd, wie befruchtend für ein ganzes Leben! . . . „Komm' auch Du herüber", hieß es nach der Erzählung alles deſſen, was Benno in ſo wenigen Tagen erlebt hatte; „ich weiß einen Biſchofsſitz in Italien, der nur allein Dir gebührt und der Dir angetragen wird, ſobald Du in Wien angekommen biſt und an einem gewiſſen Altar zu »Maria Schnee« dreimal celebrirt haſt" . . . Er hatte den Sitz, um Aufregung wegen Paula zu vermeiden, nicht genannt . . . Und vom Onkel Levinus war in der That die feierliche Aufforderung gekommen, ſeine Ermunterung zu Paula's Ehe zu wiederholen, aber nun erſt dann, wenn er den Grafen Hugo perſönlich geſehen, geſprochen und ſeine Würdigkeit geprüft hätte . . .

Im erſten Schmerz nach dem Empfang dieſes Briefes ſagte Bonaventura: Das iſt das erſte ſtrafende und herbe Wort, das ich aus Paula's Munde vernommen! . . . Eine auferlegte Buße! Eine Strafe! . . . Sie will, daß ich den Kelch, den ich ihr ſo kalt reichte, ſelbſt leeren helfe! . . .

Jedes Glöcklein in der Mette, jeder Orgelton ſprach ihm jetzt: Sustine et tolle! Halte aus und trage . . .

So wollte er denn reisen und länger fortbleiben ... Er wollte nach Italien, nach Rom ... Er nahm Urlaub auf ein Jahr ...

O du Kreuz, du Holz der Sühne,
Wahres Heil der Welt, o grüne,
Grüne, blühe, sprosse fort !

war der Text seiner Abschiedspredigt ...

O crux, lignum triumphale,
Mundi vera salus, vale,
Fronde, flore, germine —

Worte des Hugo von Aurelia, die ihm Gelegenheit zaben, auch von der „Schönheit der Leiden" zu sprechen ...

Venaventura stand wieder unter doppelter Anfeindung ... Ebensowol von der Regierungs- wie von der kirchlichen Seite ... Zwar hatte er die Genugthuung erhalten, daß gegen Cajetan Rether eine Untersuchung eingeleitet wurde, die der junge Cuckefuß mit Erbitterung führte ... Venaventura hatte in Betreff der jetzigen Madame Piter Kattendyk richtig geahnt, daß der ungetreue Hirt den religiösen Hang und Trendchens Trauer ebenso gemißbraucht hatte wie ihre geringen Geisteskräfte ... Er hatte sie zur Heiligen methodisch erziehen wollen ...

Der Kampf der Curie, um eine solche Offenbarung bestialischer Verwilderung nur innerhalb der geistlichen Gerichtsbarkeit zu bestrafen, ging aufs äußerste ... Die Kirche ist gegen die Verbrechen ihrer Kleriker strenger, als irgend ein weltliches Gesetz; nur will sie dann allein strafen und dem Staat den Einblick versagen ... Venaventura mußte Zeugenaussagen vor Gericht geben —

Auch das mehrte ſein Unbehagen. Er ſehnte ſich für immer fort . . . Er hatte die Ahnung, nicht wiederzukommen . . .

Je vollſtändiger die Rüſtung Bonaventura's zu ſeiner Reiſe ſich abſchloß, je mehr ſie den Charakter annahm, den nur allein Renate nicht bemerkte, daß er vielleicht in ein ganz nur der Gelehrſamkeit gewidmetes Benedictinerkloſter an der Donau oder in der Schweiz trat, deſto banger wurde ihm die Erinnerung — — an Lucinde . . .

Wird ſie, ſie dich ſo ziehen laſſen? ſagte er . . .

Er erfuhr von Thiebold, daß ſie zwar aus dem Rattendyk'ſchen Hauſe zur Frau Oberprocurator Rück gekommen wäre, aber nur auf acht Tage, und daß ſie plötzlich dort verſchwunden war . . .

Thiebold erröthete, als er geſtand, daß Rück in ſeiner Verzweiflung auch zu ihm gekommen war und ihn gebeten hatte, beim Domkapitular anzufragen, ob dieſer keine Auskunft über ſie wiſſe . . . Bonaventura nahm acht Tage vor ſeiner Reiſe keine Beichte mehr ab . . . Er erſchrak theils über die Vorausſetzung ſeiner nähern Bekanntſchaft mit Lucindens Verhältniſſen, theils in Vorahnung, daß mit dieſer Nachricht vielleicht wieder ſeine Reiſe in Zuſammenhang gebracht werden mußte . . . Die Abſchiedsſcene vor ſeiner Reiſe nach Witoborn, die Erinnerung an die damals gegen ihn ausgeſtoßenen Drohungen ſtand ſchreckhaft vor ſeiner Phantaſie . . .

Noch vor acht Tagen begegnete ich ihr in der Kathedrale, ſagte er . . . Sonſt ſeh' ich ſie ja ſchon lange nicht mehr, da ſie meinen Beichtſtuhl nicht — beſucht . . .

„Beſuchen darf!“ — hallte es in Thiebold wieder . . . Es wußte dies die halbe Stadt . . .

Nachdem Thiebold mit tauſend Segenswünſchen, mit guten Rathſchlägen, mit Grüßen an Penno, mit Verwünſchungen der großen Demoſthenes-Rolle ſeines Vaters bei den Landſtänden gegangen war, fiel erſt recht der Schrecken der Mittheilung über Lucindens ſpurloſes Verſchwinden auf Venaventura's Bruſt . . .

Es war am Abend vor der Abreiſe . . . Sieben Uhr . . . Draußen ſchon lange alles finſter — Sein Gepäck geordnet . . . Dann und wann blickte er auf die matterhellten öden Gänge des Kapitelhauſes . . . Es war ihm, als müßte es plötzlich pochen und als würde ihm wieder eine äußerſte Erregung kommen . . .

Konnte er ſich verbergen, daß er Tag und Nacht an Lucinde dachte! . . . Furcht vor ihren Drohungen zwang ihn dazu . . . Jeder irgendwie bedeutendere Vorfall in ſeinem Leben weckte die Erinnerung an die ihn betreffenden Verhältniſſe, die ſie in ihrer ewigen Obhut zu haben erklärt hatte . . . Dieſe Drohung, daß ſie jeden Segen, den er zu verbreiten hoffte, in Fluch verwandeln könnte, vergaß er nicht und nahm ſie, immer und immer wieder gedenkend, nicht ſo leicht, wie der Onkel ihm gerathen hatte . . .

An dieſem Abend vor ſeiner Abreiſe kam ihm wieder die trübe Vorſtellung mit ganzer Macht . . . In ſich ſteigernder Angſt hatte er ſeine Thür verriegelt . . . Er hatte ſich allen Abſchieden entzogen . . . Die Briefſchaften an den Cardinal Ceccone, in denen die Curie um die Nachgiebigkeit Roms flehte, lagen in einem ge-

heimen Fach eines seiner mehrern Koffer . . . Er rechnete an seiner Baarschaft, siegelte die Briefe nach Witoborn und Kocher am Fall und wollte zeitig zur Ruhe . . . Das Dampfschiff brach schon in erster Frühe auf . . .

Er hatte die Karte vor sich ausgebreitet . . . Sein Auge schweifte bald auf die nächsten, bald die entferntesten Gegenden . . . Auf Kocher am Fall, wo ihn ein Bangen ergriff: Den theuern Onkel siehst du nicht wieder —! . . . Auf Westerhof und Witoborn, wo so viele Herzen gerade jetzt mit gleichen Empfindungen an ihn denken mochten . . . Paula! . . . Ein verklungener Glockenhall . . . Jene „letzte Freude“ seines Liedes vielleicht — „aufschäumend“ vor dem Tode . . . Die eigene Mutter — die ihre Theorie vom Nichtwissen, das dem Menschen bei mislichen Dingen besser wäre, als Wissen, auch auf die Verhältnisse mit Benno übertrug und dem Sohn noch vor kurzem geschrieben hatte: „Wittekind ist so gewissenhaft; rege ihn nicht auf mit Benno's Mittheilungen aus Wien! Allein schon die Nachricht über den Tod Angelinens raubte ihm die Ruhe der Nächte“ . . . Auf die Donau sah er dann, auf Wien und seine Umgebungen, wo er den Grafen Hugo prüfen sollte —! Prüfen, glaubte er, ohne daß es Graf Hugo wußte — Ach, es war wieder jene Welt der Beichtgeheimnisse, in denen er lebte, jene Welt, wo der Sohn vom Vater, die Tochter von der Mutter, der Schüler vom Lehrer, Gesinde von der Herrschaft spricht . . . Schon hatte er jene katholischen Priesteraugen, die so irrend umgehen . . . Wird es dir in Rom, auf das er blickte, gehen wie

dem Auguſtinermönch Luther? . . . Wirſt du Caſtellunge berühren dürfen und deine Mutter — wirklich als in Bigamie lebend erkennen? . . . Wirſt du dich nur bei Nacht zu Frà Federige ſtehlen dürfen, wie Nikodemus zum Herrn? . . . Wirſt du ſo fortleben in deinem Beruf? Halb in Haß, halb in unerklärter Liebe zu ihm? . . . Wo iſt Verſöhnung? . . . Und ſiehſt du Benno und die beiden flüchtigen Alcantariner? . . . Siehſt du das Schreckbild unſers Glaubens Klingsohr? . . . Siehſt du den „Abtödter", der — vielleicht am Brand in Weſterhof betheiligt iſt? . . . Sinnend fiel ſein Blick auf die Karte dahin und dorthin . . . Mit den Alpen brach ſie ab . . . Da lag noch der St.-Bernhard . . . Da lag St. Remy, wo ſein Vater begraben ſein ſollte . . . Da Aoſta . . . Dann dachte er wieder, grade dieſe Gegend müſſe er meiden, eben des Vaters ſelbſt wegen, der todt ſein wollte . . . Zuletzt ging es auf der Karte bergab gen Süden mit hundert kleinen Gebirgswäſſern, die wie Fäden eines Nervengeflechts dahinſchoſſen, durchſchnitten vom Längenmaß der Karte . . . Caſtellunge, Cuneo und Robillante lagen tiefer abwärts, am Fuß der Meeralpen, jenſeit Turins . . .

So in das geheimniß- und verhängnißvoll Leere blickend, erſchrak er vor einem plötzlichen Pochen . .

Er glaubte ſich geirrt zu haben . . . Das Pochen war leiſe und wiederholte ſich nicht . . .

Das große Gebäude war in ſeinem Haupteingang verſchloſſen . . . Eines Ueberfalls verdächtiger Perſonen konnte er nicht gewärtig ſein . . .

Das Pochen erfolgte nach einer Weile zum zweiten

mal und Bonaventura glaubte nun ſchon nicht anders, als Lucinde ſtünde draußen . . .

Der erſte Strom, der ſich von ſeinem erregten Gemüth über alle ſeine Nerven ergoß, war Todſchrecken . . .

Seine Hand langte nach dem Klingelzug und klingelte . . .

Es währte lange, bis ſeine trauernde Renate kam und die verweinten Augen barg . . .

Sehen Sie doch, wer draußen iſt! ſagte er bebend . . . Iſt es — die Ihnen — bekannte — Perſon, ſo bin ich nicht zu ſprechen . . .

Mit dieſen Worten ging er in das Nebenzimmer und horchte an der Thür, wer ſich meldete . . .

Renate hatte geöffnet . . .

Die Stimme mußte nur leiſe ſprechen . . . Bonaventura konnte nichts vernehmen . . .

Renate kam zurück und berichtete:

Es iſt eine kleine gebrechliche Perſon . . . Eine Jüdin, wie ſie ſagte . . . Den Namen hab' ich nicht behalten . . .

Eine Jüdin konnte zu Bonaventura nur kommen, um über die Taufe zu ſprechen . . . Der Fall war ihm neu . . . Lucinde war es jedenfalls nicht . . . Dieſem Beſuch konnte er ſich nicht entziehen . . .

Ich eſſe nur wenig zu Nacht, ſagte er milder zu Renaten, und gehe dann zeitig zur Ruhe . . .

Renate ſeufzte und ließ ihren „Sohn" allein . . .

Er betrat ſein Zimmer . . . Die beſcheidene Jüdin war auf dem Corridor geblieben . . .

Treten Sie doch näher! ſagte er und leuchtete mit der Studirlampe an die wieder von ihm geöffnete Thür . . .

Eine kleine Perſon, in einen ſchön glänzenden ſchwarzen Atlasmantel gehüllt, der beim Verbeugen aufſchlug und die rechte Schulter etwas höher zeigte, als die linke, in einem warm gefütterten großen Hut, aus dem zwei lange ſchwarze Locken und im Grund nur eine Naſe herausſahen, trat einen Schritt näher und bat für die ſpäte Störung um Entſchuldigung . . .

Womit kann ich dienen? fragte Bonaventura und ſtellte die kleine grünlackirte Studirlampe auf den Tiſch, dem befangenen Beſuch einen Seſſel darbietend . . .

Ich würde nicht gewagt haben — begann die kleine Geſtalt — Herr Prieſter — Hochwürden — in ſo ſpäter Stunde — aber da ich — Verwandte — die von Ihrer Güte, lieber Herr — ich meine Herrn Seligmann in Kocher am Fall — . . .

Herr Löb Seligmann! unterbrach Bonaventura die nur huſtend, athemlos und räuſpernd hervorgebrachten Worte mit der ihm eigenen Herzlichkeit . . . iſt der Treffliche ein Verwandter von Ihnen? . . .

Nicht zu nah und nicht zu fern! Gerade wie bei Verwandtſchaften am beſten . . . lautete die ſchon dreiſtere Antwort Veilchen's, die jetzt ihren Namen Igelsheimer wiederholte und ſich ſetzte, indem ſie, als Bonaventura ihren Namen fragend nachſprach, ſogleich fortplauderte:

Für unſere Namen können wir Juden nicht . . . Die hat uns die Polizei gegeben . . . Wenn auf die Aemter zu viel Moſes und Iſaaks und Abrahams kamen und

doch nur der Andere beleidigt hatte. Blitze zuckten aus Blasedow's Augen; doch seine Augenbrauen verfinsterten sich nicht, kein Donner schien durch sein Gemüth zu rollen: es war das Blitzen eines Sonnenstrahls, der zum ersten Male Kraft hat, sich durch das Morgengewölk durchzubrechen. Blasedow hatte mit der linken Hand unwillkürlich das Brod und mit der Rechten das Messer ergriffen. In dieser Stellung verharrte er eine Secunde und sagte dann mit unbeschreiblich komischem Ernste: „Amandus ist zum Bildhauer geboren."

Dies sprach er aber ganz leise, so leise, daß man draußen auf der Hausflur etwas rascheln hören konnte. Gertrud, die eben die Bemerkung aussprechen wollte, ob denn aber auch ein Bildhauer so viel Brod wie ein Bäcker hätte, schrak unerklich zusammen: denn Blasedow's Benehmen war gar zu feierlich und Tobianus' Verlegenheit ängstigte sie selbst. Dazu der Brief und überhaupt Alles, was sie heute schon erlebt hatte. Sie mußte wenigstens an die Thür', um zu sehen, was draußen vorginge. Indem ist es ihr, als flüsterte es von Neuem. Sie denkt doch, daß Alles schon zu Bett ist, sie sieht nach der Uhr und ergreift die Thürklinke. Indem vernimmt man ein starkes Rauschen, wie von weiten Gewändern; Gertrud tritt etwas vor und rennt mit dem Schrei: Herr Jesus! wieder in das Zimmer zurück. Sie behauptet, zwei weiße Gestalten, nicht groß, aber auch nicht klein, im Dunkeln gesehen zu haben, und sagt leichenblaß, es müsse ein Unglück geschehen sein. Die Männer lachen, Blasedow aus Spott, Tobianus aus Furcht. Der Erste nimmt ein Licht und entdeckt draußen nirgend etwas. „Daß aus dir noch ein Geisterseher werden wird," bemerkte er zurückkommend,

die Schreiber nicht wußten, welches der Abraham Moſes und welches der Moſes Abraham war, ſo nahmen die Herren Actuare voll Zorn ganze Gemeinden her und ſagten: Dem wollen wir bald ein Ende machen! . . . Und da die Juden ohnehin die Vorſtellung von Thieren auf der Jagd wecken, ſo kamen die ſchönen Namen Bär, Hirſch, Löwe, Wolf, Adler, auch Hausthiere: Ochs, Kuh, Rindskopf, Rindsmaul — Nur den Eſel gaben ſie keinem, weil Dummheit auf keinen von unſern Leuten paſſen wollte! Andere Namen ſind nach den Orten gewählt, wo die Leute her ſind, Fuld, Worms, Oppenheim — Ich weiß nicht, wo auf Ihrer Landkarte da mein Stammſitz Igelsheim liegen mag . . .

Durch dieſe überraſchend dreiſte, aber anſpruchslos vorgetragene Rede war Bonaventura gewonnen . . . Er ſtützte den Arm auf ſeine Landkarte und rückte die Lampe näher, um, wie er ſagte, vielleicht einen Familienzug mit der braven Frau Lippſchütz zu entdecken, die in Kocher am Fall zu ſeinen ſpeciellen Gönnerinnen gehört hätte . . .

Ich bin aus der Art geſchlagen! ſagte Veilchen. Die Seligmanns ſind ſich untereinander nicht ähnlich. Der, bei dem ich wohne, Nathan iſt er geheißen, in der Rumpelgaſſe, gleicht zu ſeinem Bruder, wie ein Holzapfel einem Paradiesapfel . . .

Bonaventura hörte kaum den Namen der „Rumpelgaſſe", als er ſich auf Lucindens letzte Beichte, auf Klingsohr's Beziehung zu dem Trödler Seligmann und die dabei erwähnte Hülfe einer Jüdin beſinnen mußte . . .

Schon betroffen fragte er nochmals, womit er dienen könnte . .

Veilchen machte eine Pause und sprach, ihre zurückkehrende Verlegenheit durch das Lüften ihres Mantels verbergend:

Herr Priester! Ich möchte mir die Frage erlauben: Was halten Sie — von — der menschlichen Consequenz? . . .

Bonaventura glaubte nun doch, daß von einem Religionsübertritt die Rede sein sollte und antwortete:

Sie kann eine große Untugend sein, wenn sie mehr ist, als Treue gegen uns und andere . . .

Mit Erlaubniß . . . Treue gegen andere kann nicht Consequenz sein, entgegnete Veilchen . . . Was die andern Liebe und Treue nennen, die man ihnen gewähren soll, führt den Menschen immer im Kreise rundum . . . Die Liebe ist ja das eigensinnigste Ding von der Welt und Gegenliebe kann nicht consequent sein . . .

Bonaventura fand in diesen Worten keinen Uebergang zum Bedürfniß der Taufe . . .

Ich sagte schon, sprach er, daß ich die gerade [redacted] in unsern Handlungen nicht liebe, wenn sie zum todten Gesetz wird . . . Aber keine wahre Liebe wird Untreue gegen uns selbst verlangen . . .

Herr Priester, die Liebe will den Löwen zum Hasen, den König zum Bettler, den Philosophen zum Narren machen — Können Sie bleiben, was Sie sind, so hört die Liebe auf . . . Frauenliebe gewiß . . . Eine Frau verlangt, daß der Mann um ihretwillen seinen Glauben abschwört . . . Sie verlangt's nicht immer und nicht

im ganzen Jahr und nicht bei feierlicher Gelegenheit; aber wenn ſie gerade ſchlecht geſchlafen hat, ſagt ſie: Das hilft gegen Kopfweh! und es muß dann ſein . . .

Wohl jedem, der von einer ſolchen Liebe verſchont wird! entgegnete Bonaventura lächelnd . . .

Aber alle Liebe iſt ſo! meinte Veilchen . . . Die Liebe will im andern untergehen, um in ſich ſelbſt — — deſto ſchöner wieder aufzuſtehen . . . So lieben wir einen Mann, ſo die Natur, ſo Gott . . . Was iſt Religion, Herr Prieſter? . . . Gefühl von Kraft oder Schwäche? . . . Bei den meiſten wol nur von Schwäche . . . Gott ſoll uns lieben, weil wir ihn lieben . . . Er ſoll uns das ewige Leben dafür auswechſeln . . . So ſind wir auch meiſt uns ſelbſt getreu, d. h. „conſequent", weil uns Inconſequenz ein heroiſches Opfer koſten würde . . .

Wo ſollen dieſe Sophismen hinaus? dachte ſich Bonaventura . . .

Sie werden ungeduldig! ſprach Veilchen, blickte nieder, ſchwieg eine Weile und begann ihren Hut etwas aufzubinden . . . Die Verlegenheit machte ihr heiß . . . [redacted]naventura nahm ihr ganz den Hut ab und legte ihn auf den Tiſch . . .

Danke! ſagte ſie, indem ſie ſich die langen Locken ſtrich . . . Ich bin eitel . . . Sie könnten glauben, mein Geſicht wäre blos Naſe . . . Sie iſt freilich mein ſtärkſtes Organ geworden . . . Alle Menſchen haben in ihrem Alter einen Theil des Körpers, der die Oberhand gewinnt . . . Beim einen iſt's der Magen, beim andern die Galle, beim dritten die Leber — bei mir die Naſe! . . . Ein feines Organ! . . . Der Sitz der Phan-

taſie! . . . Die Phantaſie hab' ich in meiner dunkeln Rumpelgaſſe nöthig! . . . Ich gehe des Jahrs nicht zehnmal an die Luft . . . Ich will nicht! . . . Was ſag' ich — „will nicht!" . . . Mein Wille ſtellt ſich an den Kleiderſchrank und wird verdrießlich, wenn er kein Kleid findet, das ihm zum Ausgehen paßt . . . Conſequenz! Wille! . . . Ich kenne z. B. ein ſchönes junges Mädchen — . . .

Veilchen hielt inne . . . Ihr Auge blitzte forſchend auf . . .

Bonaventura athmete hörbar . . .

Dem ſchönen Mädchen hab' ich oft geſagt: Deine Liebe, Kind, iſt ein Irrthum; iſt blos eine Lüge gegen dich ſelbſt! Dich verzehren Eiferſucht, Stolz! Deine Liebe gegen den gewiſſen Mann iſt ſogar blos Rache! Willſt ihn nur quälen, immer an dich erinnern — ſagſt darum: Ohne ihn ſterb' ich! . . . Das Mädchen gibt's zu. Gibt zu, daß ich ihr ſage: Du bedarfſt dieſer Einbildung, um Kraft zu haben, nicht gegen andere ſchwach zu ſein! Möchteſt ſündigen — wenn die Natur ſündigt — aber aus Berechnung klammerſt du dich an deinen Wahn — nennſt den Treue! . . . Schüttelt ſie den Kopf! . . . Wahr iſt's, das Mädchen iſt geflohen vor einem ſchlechten Mann und wohnt verſteckt in meinem Schlafſtübchen und iſt krank — aus „Liebe!" . . .

Bonaventura hatte ſich bei dieſen Worten, die mit einem prüfenden, faſt liſtigen Forſchen der von unten her zu ihm aufblickenden Augen vorgetragen wurden, ſchon erhoben . . .

Zwei Empfindungen kämpften in ſeiner Bruſt . . . Ein Gefühl der Entrüſtung über die dreiſte Abſicht die

ſes Beſuchs und die Verzweiflung um Lucindens nicht endendes Wühlen . . . Daß er eine Botin Lucindens vor ſich hatte, ſah er jetzt . . .

Veilchen erſchrak vor ſeinem Aufſtehen und ſagte einlenkend:

Bitte, mein Herr! Was ein römiſcher Prieſter gelobt hat, ich weiß es ſehr gut und hab' es einſt ſelbſt erfahren . . . Sie haben gewiß, ſetzte ſie mit ſich ermuthigendem, ſchärfern Ton hinzu, von jenem Leo Perl gehört den Ihr Herr Oheim einſt verführte — zu — einem gewiſſen Betruge . . .

Dies Wort kam ganz muthvoll . . .

Bonaventura ſtarrte die kühne Sprecherin an, die über einen ſo mächtigen Blick dann doch den ihrigen wieder niederſchlug . . .

Bitte, Herr Prieſter! flüſterte ſie . . . Vergebung . . . Aber wahr iſt's doch . . . Herr Leo Perl hatte mir die Ehe gelobt . . . Ich weiß nicht. ob ich zum Lachen bin, wenn ich mit dieſer Geſtalt ſage, daß ich nach Witoborn reiſte mit unſerer Baſe, Henriette Lippſchütz, und mit ihrem Mann — und daß wir ein Fenſter mietheten dem geiſtlichen Seminar gegenüber . . Ich war nicht ſchön, aber ich hatte noch Wangen um dieſe große Naſe . . . Ich hatte einen Mund noch mit Lippen . . . Kein Bild war ich, aber weiße — unechte Perlen ſtanden mir gut im ſchwarzen Haar . . . Der arme Narr, der ein Heiliger werden wollte, weil er Jeſum von Nazareth glaubte bei der falſchen Hochzeit beleidigt zu haben — . . .

Bonaventura konnte keine Worte für sein Erstaunen finden . . .

Vom Kreuſyndikus von Wittekind mein' ich die Hochzeit mit der Italienerin! . . .

Veilchen, die einzige Vertraute Löb Seligmann's, ſprach feſt und beſtimmt . . .

Während Bonaventura vor Entſetzen ſprachlos ſtarrte, kehrte Veilchen auf die Erſcheinung, die ſie am Fenſter abgegeben haben mochte, zurück und ſagte:

Jedes Auge iſt ſchön, wenn Thränen darin ſtehen . . . So erregte auch mein bittender Gruß, mein verzweifelnder Blick in das geiſtliche Seminar hinüber, wo ich den gelehrten Mann hinter Eiſenſtäben erblickte, ſeine Verzweiflung . . . Er wollte umkehren . . . Ich erfuhr es . . . Aber es war zu ſpät . . . Um der Thränen willen, die ich Ihrem Oheim verdanke, Herr Prieſter, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen in ſo ſpäter Nacht aufs Zimmer komme und Sie bitte: Hören Sie dem Fräulein Lucinde, ehe Sie reiſen, und wenn in dieſem Augenblick, noch einmal — einmal — die Beichte . . .

Bonaventura war über die Bekanntſchaft einer dritten Perſon mit dieſen tiefſten Geheimniſſen ſeiner Familie außer ſich . . .

Er ſtand nur, unbekümmert um Lucindens jetzt vorauszuſetzende unmittelbare Nähe, unbekümmert um die durch einen ſolchen Nachtbeſuch ihm drohende Beſchädigung ſeines Rufes, und ſtarrte die Sprecherin mit vor Schreck geöffneten Augen an . . .

Fürchten Sie aber nichts, Herr Prieſter! ſagte Veil-

chen . . . Das schönste Wissen einer Frau ist das, das sie in ihr Herz einschließt . . . Und was ich Ihnen sage, weiß ich auch nur von einem, der, wie unsere ganze Familie, vor dem Dechanten in Sanct-Zeno viel zu viel Verehrung und Liebe hat, um je davon einen Misbrauch zu machen . . . Der Mann wird Sie sehen, Sie mögen ihn fragen, woher er diese Dinge in Kenntniß genommen hat und er wird Ihnen ausweichen und Sie blos fragen — nach Bröder's lateinischer Grammatik . . .

Veh — Seligmann?! . . . sagte Bonaventura mit tonloser Stimme . . .

Von ihm weiß ich, fuhr Veilchen fort, daß Leo Vert mich nicht aus Untreue verließ, sondern gezwungen durch Umstände, die ihren Grund auch in seinem ungläubigen Aberglauben, seiner geistreichen Narrheit gehabt haben mögen . . . Ich weiß aus hundert Briefen, daß er den menschlichen Willen bestritt und nichts gelten ließ, als den Zufall . . . Er liebte Ihren Oheim so, daß ich darauf eifersüchtig wurde . . . Er nannte überhaupt die Leichtsinnigen erst die wahren Menschen . . .

Bonaventura hatte nun die äußerste Furcht um Benno's Geheimniß, um Lucindens neue Mitwissenschaft so gefahrvoller Verwickelungen . . . Diese Furcht äußerte er zunächst . . .

Werd' ich, sagte die Jüdin, da ich schon die Liebe des Mädchens zu Ihnen eine Rache genannt habe, noch neue Kohlen darauf schütten! . . .

Dann bat sie, daß im Gegentheil der Herr Domapitular den gezwungenen Lauscher auf Schloß Neuhof

ſchonen möchte . . . Sie erzählte deſſen Abenteuer . . . Sie fügte hinzu, daß er zwar die Charaden gehört hätte, aber nicht ihre Auflöſung . . . Sie verlor ſich in die Erinnerung an Leo Perl und ſchloß: Er fand den Hochmuth der Sängerin Maldachini gewiß nur lächerlich, weil er ſagte: Was iſt denn Eure Tugend? . . . Die Bequemlichkeit der Umſtände! . . . Und ſeinem Freund, dem damaligen Kaplan von Aſſelyn, konnte er nichts abſchlagen . . . Seine Angſt und die Scham kam erſt, als er die Prieſterkleider ſchon an hatte und die betrogene Frau vor ihm ſtand . . . Da weiß ich, daß er gern hinausgeſtürzt wäre in den hellen Mondſcheinwald und hätte, ſchon um zu büßen — denn büßen, das iſt grade unſer Jüdiſches — die Kleider nicht wieder abziehen mögen . . . Auch daß er zur Sühne an dem Betrug einen andern ſchönen Park, den in Kocher am Fall, aufgab, den Park, wo ich von ihm Spineza und Liebe — ohne Leidenſchaft kennen lernte, auch das iſt dieſe Kaſteiung, die die Chriſten blos uns Juden verdanken . . . Das Chriſtenthum iſt die größte Schmeichelei an uns Juden . . .

Ein Lächeln begleitete dieſen Scherz . . . Doch es erſtarb ſchnell, da ſie Bonaventura's Erregung ſah . . . Sie fuhr fort:

Vor ſeinem Tode gab Perl einem Mönch Namens Hubertus, er iſt jetzt in Rom, eine lateiniſche Schrift, die dieſer einem hohen Geiſtlichen in Witobern übergeben ſollte, aber erſt dann, wenn er ohne ein Aergerniß begraben worden wäre . . . Seltſam, daß ich dieſe Schrift geſehen habe . . . Ich ſah ſie in der Hand des

Fräulein Lucinde . . . Es war in diesem Jämmer . . . Kurz vor Ihrer Abreise nach Witoborn . . . Das Fräulein brachte die Schrift von einer gefährlichen Unternehmung mit, von der Sie ja wissen — als sie den Pater Sebastus aus dem Profeßhause befreien wollte . . .

Bonaventura stand voll bebender Combinationen: Leo Perl — Seine Reue über den Uebertritt — der Zwang des Kronsyndikus — Seine Pfarre in Borkenhagen — Seine eigne Taufe durch Perl — die Schrift — Lucindens Drohung — . . .

Veilchen fuhr fort:

Es war ein Brief, den ich nicht lesen konnte — in Latein — Aber vielleicht war es derselbe an den Bischof von Witoborn, von dem Löb Seligmann gehört hat, daß er leicht in die Hände Ihres seligen Herrn Vaters hätte kommen können, da dieser gleich nach dem Tode des Bischofs Konrad, der unmittelbar nach dem Tod des Leo Perl erfolgte — die geistlichen Archive — ordnete . . .

Bonaventura hörte nur — . . . Aber er hörte, wie der Verbrecher in Vorahnung eines über ihn gefällten Todesurtheils den Anfang seiner Sentenz lesen hört . . . Er wollte nicht verrathen, was in ihm vorging . . . Er wollte seinem Antlitz den Ausdruck der Ruhe und Fassung geben . . . Umsonst . . . Ein eisiger Frost durchschüttelte seine Glieder . . . Seine Zähne fingen an zu zittern . . . Er ahnte einen tiefen, tiefen, ewigen Verdruß seines Lebens . . . Er that einige Schritte vorwärts und sank auf einen Sessel . . .

Mein Gott im Himmel —! rief die Jüdin, er-

ſchreckend ebenſowol über Bonaventura's Anblick, wie über ihr Unvermögen, einem ohnmächtig werdenden Manne helfen zu ſollen . . . Was iſt Ihnen? . . .

Bonaventura's Gedanken konnten nicht anders lauten, als:

Lucinde ſagte, mit dem Inhalt jenes Briefes könnte ſie dich ewig in ihren Händen halten? Deinen Segen könnte ſie in Fluch verwandeln? Selbſt wenn du die dreifache Krone trügeſt, könnte ſie alle deine Handlungen ungeſchehen machen? . . . Was gibt ihr dieſe Kraft? . . . Was gibt dir — dieſe Unkraft? . . . Biſt du — kein Chriſt — ? . . . Biſt du nicht getauft — ? . . . Biſt du nicht — richtig getauft — ? . . .

Nun ſchoſſen ſeine fiebernden Gedanken weiter:

Du biſt von Leo Perl in den Tagen getauft, wo ſein Gemüth von Reue über ſeinen Schritt, von Wuth über den Kronſyndikus, der ihn zwang, Prieſter zu bleiben, ergriffen war . . . Dieſe Stimmung behielt er vielleicht lebenslang . . . Seine ganze Stellung war die der Zerfallenheit mit ſich, die der Reue über ſein übereiltes Chriſtwerden, der Rache für den Zwang, der ihm zuletzt auferlegt wurde, der jahrelangen Verſtellung . . . In dieſer Schrift bekannte er ſich ſchuldig, alle ſeine kirchlichen Functionen ohne Abſicht und Direction des Willens vollzogen, dich und andere „ohne Intention" getauft zu haben . . . Der Biſchof ſtarb ſchnell hinter Leo Perl . . . Sein Vater nahm die Urkunde an ſich und unterdrückte ſie . . . Leo Perl war todt, das Verbrechen war geſchehen, nicht anders rückgängig zu machen, als durch neue Taufe . . . Dein Vater, das Auf

„in deinen alten Tagen, ist stark." Hätte er zwischen Tobianus und Gertrud etwas gemerkt, so würde er wahrscheinlich von dem magnetischen Einfluß des Gestern auf die Letzte gesprochen haben; so aber erklärte er nur, daß sie närrisch wäre, und ging zu Bett.

„Wenn nur Petern nichts angekommen ist?" fragte Gertrud.

Tobianus zog den Brief unterm Teller vor und sagte. „Er ist also in Belgrad angekommen." Und nun las er den Schluß des Briefes vor, der recht herzlich an seine Mutter geschrieben war, des Stiefvaters aber mit keinem Wort erwähnte. Blasedow wollte von einer allzuausgedehnten Verwandtschaft und Freundschaft nichts wissen. Es waren Dolchstiche für Gertrud, wenn er mit Beziehung auf Peter sagte: auf weitläufige Verwandte gäb' er nichts. Es waren aber bei Blasedow nur Nadelstiche; denn Peter war früher geboren, ehe sein Vorgänger die Mutter geheirathet hatte. Es war das eine gar dunkle Region und Blasedow nannte es immer den Sumpf seiner Frau. Peter war ein Irrlicht, welches darauf herumhüpfte.

Endlich nahmen beide Nachbarn und Gastfreunde Abschied. Tobianus bekam immer sein eigenes Bett auf dem Canapee gemacht, wenn er in Kleinbeiblebem schlief. Gertrud schlief in der Nähe der Kinder. Die heilige Nacht löst alles Leid. Es ist schon spät. Der Wächter ruft die eilfte Stunde ab.

ſehen einer ſolchen Handlung fürchtend, längſt ſchon — ihrer Eheſcheidungsverweigerung wegen — zerfallen mit der Kirche, behielt dieſe Urkunde, zerſtörte ſie jedoch nicht, ſondern legte ſie für künftige Enthüllungen zurück, band ſie ohne Zweifel dem alten Meviſſen auf die Seele . . . Dieſer nahm ſie mit in ſein Grab, wo ſie lange Zeit unzerſtört bleiben konnte, bis ſie gefunden werden ſollte, dann vielleicht — wenn es Frâ Federigo, vielleicht einſt am Tag der Verſammlung unter den Eichen von Caſtellungo, begehrte . . . Picard fand dies Papier im Sarge und gab es Lucinden zur Uebergabe an mich . . . Lucinde las es . . . Sie, ſie, die die ganze folgenſchwere Wucht unſerer Lehre von der Intention bei prieſterlichen Handlungen kennt, die Lehre von der wirklichen Abſicht, auch den äußern Ritus ſo zu meinen, wie man ihn vollzieht, ſie, die ſchon höhniſch ſagen konnte, Ulrich von Hülleshoven und Monika, die gleichfalls in jener Zeit von Leo Perl getraut worden, könnten in Rom bei der Behörde der Gnadenertheilung, der Sacra Dataria, ihre Ehe getrennt erhalten — Sie weiß es, daß du nach unſrer Lehre der von Rom ganz in die Prieſtermacht gegebenen Seele ein Ungetaufter biſt, ein Nichttheilnehmer, noch weniger ein Förderer am Gottesreich . . . Sie konnte dir drohen, daß alle deine Handlungen als Prieſter zurückgehen müßten, wenn ſie, ſie es wollte — Denn nach Roms Geſetzen biſt du, ob auch getauft, ein Heide —! . . .

Die Hände ſchlug Bonaventura vor die Augen . . . Zwei Convertiten, Leo Perl und Lucinde, hielten das katholiſche Chriſtenthum an ſeinen Conſequenzen feſt

. . . Was Jedem Thorheit erſchienen wäre, für die Welt, in der Bonaventura eingeſponnen lebte, lag hier ein unermeßliches Aergerniß vor . . .

Er beſann ſich und that, als wollte er nur einen plötzlichen Anfall von Unwohlſein verbergen . . .

Es wird vorübergehen! ſprach er und hielt die Jüdin zurück, die, thatunkräftig wie ſie war, zwar nach Waſſer ſich umblickte, nicht aber darnach gehen konnte . . . Obgleich Glas und Flaſche hinter eben demſelben Epheu ſtanden, den damals Lucinde zerpflückt hatte . . .

Das ſah er, die Jüdin beſaß nicht Lucindens ganzes Vertrauen . . .

Ihre Flucht vor Rück, ihre Liebe hatte ſie ihm geſtanden . . .

Die Jüdin hatte es vielleicht aus eignem Antrieb übernommen, den tugendſtolzen Prieſter in ſeiner Abweiſung menſchlicher Schwäche wankend zu machen . . .

Das aber ſah er: Sie wußte nichts vom Inhalt der Leo Perl'ſchen Schrift, nichts von der Bedeutung der Intention in der katholiſchen Kirche . . . Sagte ſich Leo Perl bei der Taufe Bonaventura's: Ich habe nicht die Abſicht, daß das, was ich eben thue, das iſt, was die Kirche damit will! ſo war und blieb Bonaventura — ein Heide . . .

Der Gefolterte, dem das Schickſal alle Prüfungen der Seele verhängt zu haben ſchien, hatte vom Stuhl, von dem er ſich erhob, mühſam das Kanapee erreicht . . .

Da ſank die lange ſchlanke Geſtalt allmählich und langſam nieder . . .

Das blasse Haupt aufstützend rang er nach Fassung ... Seine Gedanken rollten ihm um wie die wirbelnden Kreise des Philosophen von Eschede ... Sie traten ihm wie ein buntes Flimmern vor die Augen ... Er wußte keine Vorstellung mehr festzuhalten ... Vorwürfe, Anklagen, mit denen sich das bedrängte menschliche Herz in solchen Lagen zu helfen pflegt, kamen ihm nicht natürlich und freiwillig ... Nur ein Chaos der schmerzlichsten Vorstellungen über die Thatsache und ihre Folgen war es ... Es rief ihm alles: Also auch das ist möglich! Möglich unter Menschen, die sich auf diese Art glauben unter die Herrschaft des Geistes gestellt zu haben! ... Das geschieht dir, dir mit deinem redlichen Willen, der dir befiehlt, nicht zu murren gegen dein halb schon bereutes Priesterjoch! ... Das geschieht dir in dem Augenblick, wo du dein größtes Opfer bringen wolltest, dein eigenes Grab zu graben, das Grab deiner Liebe! ... Nun noch dies! Noch dies! ... Und Lucinde die Zauberin dieses Spukes, der dich ein Leben lang wie Hexengruß im falben Mondlicht äffen wird! ... Sollst du deine Würde niederlegen? ... Sollst du dem Generalvicar dich anvertrauen und bekennen: Du bist kein Christ?! ... Sollen alle deine kirchlichen Handlungen, die deine ungetaufte Hand verrichtete, erst nachträglich von einem Spruch Roms die Kraft des Sakramentes erhalten! ... Nein! Nein! Nein! Ich trotze dem Geschick und lüge! Ich muß, ich muß lügen! ...

Die Jüdin sah diese Seelenkämpfe, zitterte, fragte, bat und — hoffte ...

Sie konnte seinem Gedankengang über den Inhalt

des von Lucinden gefundenen Briefes nicht folgen . . . Sie würde ſelbſt aus dem Judenthum heraus, aus der Religion des Geſetzes, kaum begriffen haben, wie ein Gemüth, lebte es auch noch ſo ſehr im ſteten Gewiſſenszwang, ſo doch über Sonnenſtrahlen fallen, ſo über Spinnenfäden ſtraucheln konnte . . . Sie würde mit Chriſtus geſagt haben: Ihr verſchluckt Kameele und ſeigt Mücken! . . .

„Das Chriſtenthum iſt die größte Schmeichelei an uns Juden" — und Bonaventura ſtand wie ein Verbrecher . . . Dämoniſche Stimmen raunten ihm zu: Offenbare dich doch Lucinden! Was trennſt du dieſen Schatten deines Daſeins von dir ſelbſt? Lucindens Liebe, Verſchwiegenheit, Frevelmuth? . . . Mit ihr vereint iſt ja alles ſtill — Mit ihr vereint erſtirbt ja der Hohn, der um dich her aus tauſend Larven rufen wird: Auch du wandelſt den Weg der Lüge! . . .

Schieben Sie Ihre Reiſe einen halben Tag auf! ſagte Veilchen . . . Hören Sie die Beichte des armen Mädchens . . . Sie will nichts, als Ihnen ein Bild ihres gegenwärtigen Innern geben, vieler Geheimniſſe, die ſie drücken, auch der Urſachen, warum ſie ſo plötzlich das Haus des Oberprocurators verlaſſen hat . . . Ich verſichere Sie, es muß eine große Begebenheit geweſen ſein, die ſie zu mir getrieben — Zu mir, in die dunkle ſchmutzige Rumpelgaſſe, zu meinem unausſtehlichen Nathan, den ich nun ſchon dreißig Jahre nehmen muß, wie er iſt . . . Ich möchte ſchwören, daß in Holland, wo ſie den ganzen Tag putzen und ſcheuern, keine Stube ſo ſauber und rein iſt, wie meine Schlafſtube im

dritten Stock unſeres Hauſes, das wir glücklicherweiſe allein bewohnen, und doch thut mir das ſtolze Kind leid — im reinſten Glaſe Waſſer ſieht ſie Judenthum ... Aber ſie hat keinen Ort gewußt, wo ſie ſich verbergen ſollte ... Ich dürfte nicht an Ihrer Stelle ſein, Herr Prieſter ... Schon aus Neugier, was ſie von der Marcebillenſtraße verjagt hat ..., Acht Tage iſt ſie bei mir ... Der Nathan ſieht die Polizei jede Stunde kommen ... Ich hab' ihm verſprochen, die Strafe aus meiner Gage zu zahlen — 30 Thaler jährlich, Herr von Aſſelyn! Ich bin der wohlfeilſte Buchhalter an der deutſchen Börſe ... So hockt ſie verzweifelnd auf meinem Kanapee, ſchreibt Briefe, zerreißt ſie, hat nichts bei ſich, als ein Bündel, mit dem ſie aus dem Rück'ſchen Hauſe entflohen iſt ... Hat der Mann Ihre Ehre verletzt? rief ich ſie an ... Sie antwortete mir darauf nichts, ſah aber aus, als käme ſie vom Richtplatz und erſt ſeit drei Tagen hör' ich ſie weinen — weinen wie im Bruſtkrampf! ... Sie ſagt: Mein Unglück iſt, ich falle über mich ſelbſt! Ich bin nur für die Schlechten da! Ich habe etwas in meiner Art, das ſelbſt die, die mich lieben wollen, an einem einzigen Tage zu meinen Feinden macht! ... Könnt' ich ihm nur einmal noch alles ſagen und beichten! ſprach ſie dann ... Ich geſtehe, Herr Prieſter! Von dem Wort „Beichten" hab' ich keinen Begriff ... Je mehr ich bei mir ſelbſt behalte, deſto feſter und beſſer werden meine Gedanken ... Ja die mauern ſich dann erſt recht aus wie ein Schwalbenneſt, das ganz ſauber werden kann aus lauter kleinem Schmutz ... Müßt' ich alles, was ich denke und eben erlebte,

ſo friſch und weich wieder von mir geben, würde ich wie ein leckes Faß . . . Ich bin katholiſch! ſagte ſie mir darauf . . . Mein Gott, da ſtritt ich nicht mehr und weil ich die Neigung ihres Herzens ſchon durch die Bekanntſchaft mit dem Herrn Pater Sebaſtus wußte und wie die Gefahr, nicht an Ihr Ohr zu gelangen, zu groß wurde durch Ihre Abreiſe, da ſagt' ich: Wiſſen Sie — Ich will für Sie gehen, Fräulein, wie Eliezer ging auf die Werbung für Jakob . . . Sie umarmte mich, begleitete mich bis hieher — Unten in der dunkeln Gaſſe da — ſehen Sie, da ſteht ſie und wartet . . . Geben Sie der Armen den Troſt, daß ſie Ihnen noch einmal, nur als einem Prieſter verſteht ſich, ihr Herz ausſchütten kann . . .

Bonaventura's Gedanken ſammelten ſich in der Vorſtellung, was Lucinde ſo plötzlich aus dem Hauſe Rück's entfernt haben mochte . . . Auch an den Brand und an die Urkunde dachte er . . . Er ſtand ſinnend und zögernd . . .

Die Jüdin blickte aus ihren klugen Augen mit jener Liſt hervor, die auch das gutmüthigſte Kind im Spiele hat, wenn es Freude an einem Sieg ſeiner Klugheit verräth, ohne damit Böſes zu wollen . . .

Bonaventura hatte ſich erhoben . . . Er hielt ſich vom Fenſter fern . . .

Er überlegte und ſah die Scene, die ihm mit Lucinden drohte . . . Sie konnte jetzt nicht anders enden, als mit ganzer Vertraulichkeit über alles, was ihn drückte . . . Ein gemeinſchaftliches Geheimniß zu bewahren bindet die Seelen wider Willen . . . Er hätte Lucinden nicht

anblicken können ohne zu ſagen: Den Brief des Geiſtlichen Leo Perl — gib mir zurück oder zerreißen wir ihn und laß' ihn zwiſchen uns ein ewiges Geheimniß bleiben! . . . Sich einem Weib verpflichtet fühlen, raubt dem Mann ſeine Selbſtändigkeit und Dank iſt ſchon an ſich eine Pflicht, die eine edle Seele nie karg abträgt . . .

Bonaventura ging eine Weile auf und nieder . . . Er kämpfte . . . Endlich hatte er entſchieden . . . Er wollte, er konnte nicht nachgeben . . . Er ſah in die Zukunft — ahnte, daß ſie ihn immer und immer in Lucindens Bahnen führen würde . . . Jetzt aber, jetzt in dem letzten Opferdienſt ſeiner Seele für Paula, wollte er ſich rein erhalten . . . Er ſchüttelte ſein Haupt und ſprach: Ein andermal! . . . Und für ſich: Komme was komme! . . .

Die Jüdin ſtand in der Nähe der Thür, ſchon ihren Hut in der Hand . . .

Es ſchlug neun . . .

Ich kann meine Reiſe nicht aufſchieben, fuhr Benno fort . . . Erklären Sie — Lucinden, ich käme — ja zurück — und dann — dann vielleicht . . .

Veilchen ſchüttelte ungläubig den Kopf . . .

Das beſtreitet ſie — ſagte ſie . . . Sie behauptet, Sie kämen nie zurück . . .

Bonaventura ließ, wie ein Ueberwundener, nur die Arme ſinken und ſchüttelte ablehnend ſein leidendes Haupt . . .

Woraus ſchließt ſie das? fragte er, vor Ueberanſtrengung ſeiner Seele völlig kraftlos — . . .

Veilchen erwiderte:

Man würde Sie in Wien feſſeln, ſagte ſie . . . Schon

wäre ein Verwandter von Ihnen gefesſelt worden . . . Man würde Sie nicht ſehen können, ohne die nicht zu beneiden, denen Sie immer angehörten . . . Ich wiederhole ihre Worte . . . Sie nennt ſchon einen Biſchofsſitz, der für Sie beſtimmt iſt, Herr Prieſter . . . Robillante in Italien oder einen ähnlichen Namen . . . Im Thal von — Caſtellungo — Das iſt der Name . . . Ich habe ihn behalten . . .

Bonaventura faltete nur die zitternden Hände . . .

Die beiden Mönche, fuhr Veilchen fort, die dieſes Frühjahr von Witoborn entflohen, haben aus Rom geſchrieben, daß in ihrem Kloſter ein Mönch lebt, der ein Bisthum ausgeſchlagen hätte, das ein mächtiger Cardinal gelobt hätte, dem heiligſten Prieſter in der Chriſtenheit zu geben . . . Und in Wien ſind — Sie, Sie, Herr Domkapitular, ſchon dafür genannt worden . . . Das wurde hereingeſchrieben . . . Lucinde weiß alles . . . Sie werden in Wien mit dieſem Anerbieten empfangen werden . . .

Bonaventura hörte nur . . .

Eine Beſinnung, eine Faſſung lag nicht mehr in ſeiner Kraft . . .

So hörten Sie ſelbſt das noch nicht? fragte die Jüdin, immer hoffend, den Zweck ihres Beſuchs zuletzt noch erreichen zu können . . .

Bonaventura hauchte:

Sie — berichten — mir — Wunderdinge . . .

Er ließ ſich die Namen noch einmal nennen . . .

Es waren und blieben die Namen Robillante und Caſtellungo . . . Die Orte, wo Paula leben ſollte —

wo Frà Federigo lebte ... Er ſah Benno, Olympia, Ceccone betheiligt ... Das war das von Benno erwähnte Bisthum ... Gaben es ihm wol gar — die Jeſuiten? dachte er einen Moment ...

Verlaſſen Sie ſich! fügte Veilchen hinzu ... Sie kommen nicht zurück ... Sie werden in Italien ein Biſchof ...

Ohne noch zu widerreden, faltete Bonaventura, überwunden von den Fügungen ſeines Geſchicks, aufs neue die Hände ... Er ſah, wie mit übergeiſtigtem Auge, Paula auf dem Schloſſe, auf dem ſie einſt in ihrer Viſion die Fahne mit den Dorſte'ſchen Farben erblickt hatte ... Seinen Vater ſah er unter den Eichen von Caſtellunga ... Ein Glanz umfloß ihn wie die himmliſche Morgenröthe ...

Dennoch ſchüttelte er den Kopf auf die wiederholten Bitten der Jüdin ...

Herr Prieſter! ... Das iſt grauſam, wallte dieſe auf ...

Solchen Worten zürnte er nicht mehr ...

Gute Nacht, Liebe! ſprach er ... Dank für Ihre Verſchwiegenheit — wegen deſſen, was Herr Seligmann hörte, eine Verſchwiegenheit, auf die ich bei unſerm gemeinſamen Gott feſt und heilig baue ... Sagen Sie aber Lucinden: Wer allwiſſend iſt, iſt auch allmächtig! ... Was kommt ſie zu mir —! ...

Herr Prieſter —! bat Veilchen noch einmal inſtändigſt ...

Komm' ich in der That nicht wieder, ſo wünſch' ich ihr alles Glück und jeden Frieden des Gemüths ... Ich danke Ihnen, daß Sie ihr Bote wurden ... Sie

ſind treu, was Sie auch gegen die Treue ſagen . . . Doch gehen Sie, ohne mich noch wankend machen zu wollen . . . Es gelingt nicht . . . Drohungen, die Lucindens Charakter entſprechen, ſchrecken mich nicht; ich kann, ſagen Sie ihr's, alles ertragen . . . Noch eins! Iſt ſie hülflos, ſo ſchreibe ſie offen und getroſt — an meinen Oheim in der Dechanei . . . Das iſt nicht wahr, daß alle vor ihr fliehen . . . Der Onkel verehrt ſie wahrhaft; er wird alles für ſie thun . . . Sagen Sie ihr das! Mein Oheim iſt ganz der Freund, den ſie ſucht . . . Sagen Sie ihr auch — daß ich glücklich bin über ihre Trennung von Rück und daß ich nie in dem Verhältniß ein Arg gefunden . . . Nicht aber mehr . . . Ich kann nicht anders . . . Die Kraft fehlt mir, all die Bürden zu tragen, die mir ihre Beichte noch auferlegen würde . . . In Zukunft! . . . Ich reiſe morgen in erſter Frühe . . . Nun bleibt es dabei . . .

Damit half Bonaventura Veilchen ſchon den Mantel auf die Schultern legen . . .

Sie ſchüttelte den Kopf wie über die Thorheit der ganzen Welt . . . Still befeſtigte ſie ihren Mantel . . .

Bonaventura leuchtete ihr hinaus und begleitete ſie über den Corridor bis an die nächſte Treppe . . . Dieſe war erleuchtet . . . Veilchen wandte ſich noch einmal, ſah den Prieſter mit ihren geöffneten Augen wie einen bemitleidenswerthen Wahnbefangenen an und ſchlich die Treppenſtufen nieder . . . Bonaventura wartete, bis er hörte, daß ſie das Hausthor gefunden . . .

Dir ſind wol ſchon hundert wie mit unſichtbaren Ketten gebunden, die dir beichteten, ſagte er ſich, zurück-

## Achtes Kapitel.

### Basrelief.

Es war der Rüsttag des Sabbaths angebrochen, der Studirtag der Geistlichkeit, Sonnabend. Tobianus war schon in aller Frühe wieder abgereist und Gertrud doch lieber gleich aufgeblieben und an eine Arbeit gegangen, welche jeden Wochenschluß dieselbe war. Während Blasedow nämlich oben über das Brod des Lebens nachdachte, pflegte Gertrud unten das wirkliche zu backen. Unten waltete mehr als ein Leib Christi; oben segte die memorirte Sonntagspredigt den alten Sauerteig aus der Christenheit aus; unten konnte der Sauerteig nicht alt genug sein: je mehr Fäulniß, desto lockerer und dauerhafter das Gebäck.

Blasedow wußte nie recht in der Zeit sich zu orientiren. Er irrte, wenn er ein Datum suchte, zwischen den Kalendertagen wie ein Abenteurer umher, der, wenn auch keine Menschen, doch die Zeit todtschlägt. Fast alle seine Briefe datirte er aufs Gerathewohl und bekam nicht selten Antworten, worin es unter dem 10. April hieß: Ihren Brief vom 12.

kehrend in ſein Zimmer, mit dem ganzen ausbrechenden Schmerz ſeiner Seele; aber wie du gebunden, du umſtrickt biſt von deinen eigenen Lebensräthſeln, das iſt ein Verhängniß wie im Haus — der alten Labdakiden! . . .

Und des ſo wohlthuenden Eindrucks der Jüdin gedenkend, rief er laut:

Gott der Chriſten — Gott der Juden — Allah —! . . . Zeus! . . . Ja auch der Olymp herrſcht noch . . . Nicht alle Götter der Alten ſind in nichts zerfloſſen . . . Die Nemeſis — die Tyche — die Keren haben ihr Amt behalten . . .

Der Gedanke, daß ein Bisthum neben dem Schloſſe, wo Paula wohnen ſollte, für ihn eine Unmöglichkeit wäre, ſtritt mit der Ungewißheit über den Eindruck, den ihm Graf Hugo machen würde und nach dem er doch der Wahrheit gemäß entſcheiden ſollte . . .

Sein Lager ſuchte er, um nur allein die müden Muskeln zu ſtrecken . . Schlaf, wußte er, würde ihn fliehen . . . Träumte er, ſo würde der Ungetaufte — vom Jordan träumen . . .

In der That erhob er ſich vor Sonnenaufgang ohne Stärkung . . .

Es war ein nebeliger Morgen . . . Er kleidete ſich an . . . Renate credenzte ihm den gewohnten Labetrunk . . . Sie weinte . . . Der gute und ernſte Mann war ihr wie ein Sohn geworden und ſeit Monaten ſah er krank und zerfallen aus und auf wie lange verreiſte er . . .

Auch in Bonaventura's Auge ſtanden Thränen . . . Er ahnte, daß er die alte Frau nicht wiederſehen würde . .

Rings blickte er auf ſeine Bücher, ſeine Bilder ... Es war ein Abſchied auf ewige Zeit ...

Die Huldigungen, die ſeiner erſten Abreiſe gebracht wurden, fehlten auch dieſer zweiten nicht ...

Für die von ihm etwa abgefallenen Seelen waren andere eingetreten und die Feierlichkeit der Begrüßung im Kapitelhofe war ſogar noch größer, als früher durch Schmuphaſe's Rede ... Sie war geordneter ... Die Curie hatte an dem Erfolg dieſer Reiſe das höchſte Intereſſe ... Viele der alten Herren traten ſelbſt an ſeinen Wagen ... Dies war ein ganz eleganter, den Bonaventura gar nicht beſtellt hatte ...

Den von Glückwünſchen faſt Erdrückten hob Thiebold, der geſtern nur zum Schein Abſchied genommen hatte, in ſeinen eigenen Wagen ... Er hatte alles ſo arrangirt ... Der geſtrige Abſchiedsbeſuch maskirte die Abſicht, den Hochverehrten nicht blos bis an das Dampfboot zu begleiten, ſondern auch noch eine Strecke weiter hinaus ...

Die Blumen wurden einem Altar der Kathedrale überſandt, an dem Bonaventura eſt celebrirte ...

Thiebold ließ ſich nicht nehmen, bis zum Hüneneck mitzufahren ... Zwei Stunden lang „zerſtreute" er die ſtille, der Sammlung bedürftige Seele des unglücklichen Prieſters ... Erſt am Hüneneck verzogen ſich die Nebel ... Die Gegend, ſelbſt im Winteranfang lieblich wie immer, entſchleierte ſich ... Thiebold konnte nicht allen Empfindungen Ausdruck geben, die ihm der Anblick Lindenwerths, der Blick nach Truſenheim und dem Geierfels hinüber machte, wenigſtens nicht in Bonaventura's

Gegenwart . . . Am Gasthaus zum Roland landete der Dampfer . . . Thiebold ſtieg hier aus und erneuerte den Abſchied . . .

Als Bonaventura allein war und tiefbewegt Rundgänge, die denen in ſeinem eigenen Geiſteslabyrinth glichen, auf dem Verdeck machte, das erſt jetzt von ſeiner Reinigung und der Nebelnäſſe zu trocknen anfing, bemerkte er, gerade beim Hinblick auf die Maximiuskapelle und den Sanct Wolfgangsberg, hinter dem ſein altes ſtilles Glück lag, einen jungen Mann, der, mit dem Rücken an den Radkaſten der Maſchine gelehnt, ihn mit großen durchbohrenden Augen anſah . . .

Die Geſtalt war nicht zu groß, zierlich und behend . . . Die Kleidung elegant . . . Ein Mantel von dunkelbraunem Tuch mit offenen Aermeln, am Kragen beſetzt mit ſchwarzem Sammet, das Futter von einem langflockigen Zeuge und Schnurtroddeln geſchmackvoll zum Zuſammenhalten des Mantels — Darunter ein ſchwarzer enganliegender Oberrock . . . Die Cravatte ſchwarz; ebenſo die Handſchuhe . . . Ein feiner ganz neuer Hut auf dem Kopf . . . Die Haare kurzgeſchnitten . . .

Ueber den ſtarren Ausdruck des bräunlichen zierlichen Antlitzes flog ein Erröthen und ein verlegenes Lächeln, als Bonaventura's Blick länger auf dem jungen Mann verweilte . . .

Doch zerſtreute ihn bald die theure, geliebte Gegend . . .

Es ging vorüber an der Maximiuskapelle, am „Weißen Roß" . . .

Bonaventura bemerkte den jungen Paſſagier nicht

mehr . . . Auch ſpäter bei gemeinſamer Tafel fehlte die Geſtalt, die ihm den unheimlichen Eindruck einer Aehnlichkeit mit Lucinden machte . . .

Hafenruhe konnte erſt ſpät gegen Abend um zehn Uhr geboten werden . . .

Der junge Paſſagier war verſchwunden . . .

Die Fahrt ging zuletzt im Dunkeln und bedurfte der Vorſicht . . . Aber ſo kalt es wurde, die Paſſagiere verbrachten die längſte Zeit lieber auf dem Verdeck . . .

Bonaventura ging auf und nieder . . . Ein Berg mit einem hochthronenden Schloſſe führte ihm die Scene vor, die Benno mit dem Staatskanzler erlebt und geſchildert hatte . . . Es war ſchon bald bei Ankunft in der großen alten „goldenen“ Stadt, wo die Maſt für die Nacht ſtattfinden ſollte, als Bonaventura wieder den jungen Mann erblickte, eingeſchlagen in ſeinen weiten Mantel und nicht weit vom Steuerruder ſitzend . . .

Er rückte und rührte ſich nicht . . .

Ging aber Bonaventura an ihm vorüber, ſo war es ein einziger unter dem etwas breitrandigen ſchwarzen Hut und aus der Umhüllung des emporgezogenen Sammetkragens hervorzuckender Blitz der Augen — ein Funkeln, wie ein Käfer in der Nacht aufglüht, ein Funkeln, wie ein lauerndes Raubthier ſich durch nichts, als ſeine Augen verräth . . . Kein Laut, keine Bewegung, als ein Zurückziehen des lackirten zierlichen Stiefels, um dem Vorübergehenden Platz zu machen . . . Die Situation, die Zeitdauer, alles bot dem Prieſter Muße, ſich an die entſetzliche und doch faſt beruhigende Vorſtellung zu gewöhnen: Wenn das Lucinde wäre! . . .

Beim Landen, beim Wohnen in einem „Rheiniſchen Hof“ war die Spur des jungen Mannes verſchwunden . . .

Nach zwei Tagen und einem Aufenthalt in Frankfurt befand ſich Bonaventura in der Stadt, wo er im Seminar geweſen . . .

Es war daſſelbe Seminar, von dem Serlo erzählte . . .

Er beſuchte alle ihm denkwürdigen Plätze der Erinnerung . . . Die Altarſtelle, wo er zum Prieſter geweiht worden . . . Das Zimmer, wo Paula in der orthopädiſchen Anſtalt lag . . . Den Biſchof, bei dem Lucinde convertirte . . . Den Mitgeweihten Niggl, einen noch immer zwiſchen dem Naiven und Excentriſchen unpraktiſch, brauſend und ſchnaubend hin- und herfahrenden, gutmüthigen Phantaſten . . .

Bonaventura ſah und begrüßte alles wie zum letzten mal . . .

Auch das berühmte Hospital des alten Biſchofs Julius ſah er . . . In dem botaniſch gepflegten Garten ſchien die Jahreszeit noch nicht der November . . . Die Geneſenden ſaßen zwar nicht im wärmenden Sonnenſtrahl, aber die Irren rannten hin und wieder, geſticulirten und ſprachen aufs zufriedenſte mit ſich ſelbſt . . .

Da wieder der Anblick des jungen Mannes vom Dampfboot . . .

Kaum ſchoß er an ihm und an Niggl, der ihn begleitete, vorüber, ſo ſagte dieſer:

Wer war nur das? Das Geſicht iſt mir ſo bekannt . . .

Nach wenigen Augenblicken, wo der junge Mann verſchwunden war, begann Riggl, von unbewußter Ideenaſſociation geleitet, von Lucinden als von einer Hocherleuchteten, von einer durch Rück und Hunnius und viele andere in alle Verkommniſſe des innern Kirchenlebens Eingeweihten . . . Er ſcherzte über die ihm wohlbekannte Neigung derſelben zu ſeinem Beſuch . . . Beda Hunnius hatte ihm darüber Mittheilungen gemacht . . . Er wußte ſchon, daß ſie von Rück ſich entfernt hatte, und vermuthete, ſie wäre nach Belgien, um Jeſuitesſe zu werden — „Redemptoriſtin“ — nach dem äußern Ausdruck . . .

Das Geſpräch kam von dem verfänglichen Gegenſtand ab . . .

Bonaventura ſah den jungen Mann nicht wieder, aber ſein Herz bebte von den trübſten Ahnungen . . .

Die Donau kam . . . Bonaventura bewunderte den regensburger Dom und beſtieg die Höhe, auf der König Ludwig die Walhalla erbaut hat . . . Ein Aufenthalt dort oben wie Athemzüge im Aetherreich . . . Unten die Erde mit ihren Mühen, hier oben die Himmliſchen . . . Ausgerungen haben Kampf und Leidenſchaft . . . Hier ſind die Pforten der Welt des Plato, die Eichen im Haine Odin's . . . Walkyren ſtehen zwar noch, die unerbittlichen Parzen, in marmornen Gebilden an der Schwelle des Tempels; aber ſie ſcheinen Verſöhnerinnen, nicht mehr Rächerinnen . . .

Bonaventura ſtieg die Rieſentreppe nieder — tieferfüllt von dem empfangenen Eindruck . . . Da blickt er auf neue Ankömmlinge . . . Eine Geſellſchaft, die eben

mit einem Boot aus Regensburg angekommen ſein mochte, ſteigt ihm von unten her entgegen . . . In ihrer Mitte — ſein Reiſeſchatten, der junge Mann im braunen Mantel . . . Dicht ſtreift er, tief niederblickend, an ihm vorüber . . . Zwei Schiffe kreuzen ſich ſo auf dem Meere . . .

Bonaventura konnte nicht ſtehen bleiben, nicht der ſpukhaften Erſcheinung nachſehen . . . Sie war ſchon wie ſeine Furcht, wie ſein Gewiſſen geworden . . . Beim jedesmaligen Begegnen fuhr ein ſchriller Ton durch die Luft: Du Ungetaufter! . . . Und ebenſo ſagte das Lächeln des jungen Mannes: Bleibe ruhig, ich bin dein Schutzgeiſt! . . .

Die regensburger Geiſtlichen, von denen Bonaventura begleitet war, führten den Erblaſſenden, Schwankenden noch in einem Wagen nach einem Oertchen, Straubing gegenüber . . . An der Stelle, wo Agnes Bernauer ihren Tod in den Wellen gefunden, beſtieg er das Dampfboot . . . Er glaubte annehmen zu dürfen, daß er nicht allein fuhr — daß der junge Mann — Lucinde — ſchon auf dem Dampfer war . . .

Er ſah ſie aber nicht . . . Nicht die ganze Reiſe entlang, die zwei Tage dauerte . . . Er glaubte nun doch an eine Täuſchung in der Perſon . . .

So kam er nach Wien . . . Er ſah zum erſten mal eine ſo rauſchende, volkreiche Stadt, wohnte bei dem Eherherrn, der ihn ganz erſt ſo zuwartend und prüfend wie Benno empfing, theilte die Aufgaben, die ſeiner im Gewühl dieſer großen Stadt harrten, gewiſſenhaft ein, überlegte: Wie näherſt du dich dem Grafen! . . .

Darüber vergingen einige Tage . . .

Die Gräfin Erdmuthe war zum Grafen Hugo auf Schloß Salem hinaus, um den grollenden Sohn hereinzuschmeicheln . . .

Bonaventura hatte beim Cardinal Ceccone seine Briefe persönlich abgegeben, war in der That von dem liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Benehmen eines Priesters, der die Grazie als Milderung der List über sein ganzes Wesen ausgegossen trug, mit dem Anerbieten des Bischofsitzes von Nebillante begrüßt worden . . . Olympia, die Herzogin von Amarillas, Venno wurden als seine Protectoren genannt . . .

Alle seine Pulse flogen, als er, nach der von ihm um Bedenkzeit ausgesprochenen Bitte die Stufen des kleinen Palastes niederstieg . . .

Er wußte nicht, wie er auf die Straße kam . . .

Kaum blickte er auf, da rollte ein Fiaker vom Hause, der nur auf ihn gewartet zu haben schien . . .

Aus dem Schlag blickte ein Kopf — der junge Mann im braunen Mantel . . .

Pfeilgeschwind schoß der Wagen vorüber . . .

Er verlor die Besinnung und verirrte sich in den Straßen . . .

Wer Bonaventura sah, wer ihn nach einer Vorstellung anredete, wen er besuchte — jeder wußte, daß er Bischof werden sollte im Piemontesischen . . . Jeder fragte nach seiner italienischen Predigt in „Maria Schnee", die zugleich mit drei Messen bedungen war . . .

Man fand diese Erhebung so natürlich . . . Man sagte, der Domkapitular wäre ein Gesinnungsgenosse des

Kirchenfürſten und in ſeiner Heimat „unmöglich“ geworden ... Dort ſchied er aus .. Auch ſeine Geſundheit rathe ihm den Aufenthalt im Süden ...

Sofort in den Palatinus zu gehen vermochte er nicht ... Er zitterte, ſich dort zu verrathen ... Aber es ſuchte ihn ſchon Fürſt Rucca auf ... Olympia überhäufte ihn mit Geſchenken und Zuvorkommenheiten, wie ſie eben nur Prieſter anzunehmen gewohnt ſind ... Er rüſtete ſich, noch unentſchloſſen, gedrängt vom Chorherrn — italieniſch zu predigen ... An ſich war es ihm ein Leichtes, da er die Sprache ſo gewandt, wie Benno, ſprach ...

Noch immer ſah er die Herzogin nicht ... Der Boden unter ihm wurde heiß wie Feuer ... Glühende Lava rann neben ihm ... Was ſoll aus Alledem werden! ſtöhnte er vor Schmerz über ſeine Lage ... Nun auch noch die fremden Leiden zu den eigenen! ...

Schon wußten auch die Zickeles, wohin ihn ſeine Creditbriefe führten, von ſeiner Ernennung und wünſchten der Gräfin Erdmuthe Glück, ihn als einen Deutſchen ſo in der Nähe zu haben ... Er mußte ſich ſagen: Das zerſtört ja jede Möglichkeit der Ehe ihres Sohnes, wenn Graf Hugo die Abſicht meiner Reiſe erfährt und — Paula's Empfindungen für mich kennt —!

In der That, die Gräfin empfing ihn mit der Kälte, die er erwartet hatte ... Haßte ſie ſchon das römiſche Prieſterthum an ſich, war ſie wie ihr Sohn tiefverletzt von der Bedingung, daß erſt eines Beichtvaters Ja! oder Nein! über Paula's Willen entſcheiden ſollte, ſo war die Nachricht, dieſer Beichtvater käme nun auch ſogleich dicht in die Nähe Caſtellunzo's, wo der Graf

ſe gern ganz ſich niedergelaſſen hatte, und folgte demnach ſeinem Beichtkinde, für ſie ein wahrer Hohn, den die „Kirche“ dem Stolz dieſer Familie ſprach . . . Sie ſah hier nichts als die Veranſtaltung der Jeſuiten . . . Sie ſah das fortgeſetzte Wirken des Ordens, dem Terſchka ſich entzogen hatte . . . Sie ſah die Feindſeligkeit des Erzbiſchofs von Cuneo, des Cardinals Ferretti, der bereits gewaltſam in die Rechte der Waldenſer eingegriffen hatte . . .

Als Bonaventura von ſeiner erſten Begegnung mit der Gräfin mit dem Entſchluß, lieber doch dieſer Lockung des Ehrgeizes, dieſer Lockung ſeiner Liebe zur Geliebten und zum Vater mit äußerſter Kraft zu widerſtreben, nach Hauſe kam, regnete es in Strömen . . .

Schon war es ſpät . . . Er konnte nicht ſogleich auf der Kreuzung die Pforte finden, die die ſeinige war . . .

Eine Weile dauerte es, bis er ſich zurecht fand . . .

Wie er geklingelt hatte, ſchlug unter den vielen Regenſchirmen, die um ihn her ſich faſt den Platz benahmen, einer, ein dunkelblauſeidener, auf . . .

Indem er in ſein Wohnhaus trat, erkannte er die langſam an ihm vorübergehende Geſtalt im braunen Mantel und mit den ſchwarzen Handſchuhen . . .

Das Blau des Schirmes, das Gaslicht der Laterne, die gerade neben der Hauptpforte befeſtigt war, der mit Schnee untermiſchte Regen gaben dem Antlitz des jungen Mannes den Ausdruck des Todes . . .

Kein Wort, nicht einmal ein zweiter Blick, nur ein Lächeln, wie: Siehſt du nun? — und das Bild war vorüber . . .

Bonaventura ſuchte wie vor einem Geſpenſt ſein einſa-

April habe ich richtig erhalten. Hätt' er kein ſo feuriges Temperament gehabt, hätt' er aus Phlegma nicht ante-, ſondern poſtdatirt, ſo würd' er ſich durch den ruſſiſchen Kalender haben helfen können; allein ſo hatte Gertrud vollkommen Recht, wenn ſie ſagte, er lebe wie ein Heide in den Tag hinein und würde nicht einmal wiſſen, wann Sonntag wäre, bäke ſie nicht den Tag vorher. Eine Spur von Mehl, welches beim beſten Willen im Hauſe zerſtreut wurde, war der Ariadnefaden, mit welchem ſich Blaſedow wöchentlich aus dem Labyrinth des Kalenders rettete.

Heut' aber war ſelbſt eine Mehlverſchwendung, die alle ſeine Kinder zu Pierrots machte (da ſie durchaus zuſehen wollten und gern die Gelegenheit zum Naſchen wahrnahmen), nicht im Stande, ihm die Vorſtellung des kommenden Sonntags recht dringend zu machen. Er dachte: „Die wahre Kunſt des Predigers beſteht darin, ſo kunſtlos wie möglich zu ſein. Je mehr ich über mein Thema nachdenke, deſto klarer wird es mir, aber deſto dunkler meinen Zuhörern. Eine überdachte in je drei und drei Theile gebrachte Rede kann unmöglich ſo viel wirken, als eine Betrachtung, wo man, ohne abweſend zu ſein, ſich gehen läßt. Je mehr ich meditire, deſto reifer ſind freilich meine Gedanken; allein meine Dreſchergemeinde weiß mit vollen goldenen Aehren der Abſtraction nicht umzugehen. Weit lieber iſt es ihr, ſie hört das Gras ſelber wachſen. Ich werde mir einen Text nehmen und ihn in allen möglichen Wendungen eine halbe Stunde lang umſchreiben. Vielleicht wirkt dies beſſer. Wenigſtens können ſie dann nicht mehr ſagen, daß ich vom Text abſchweife. Je öfter man dieſen Leuten daſſelbe ſagt, deſto reicher ſcheint ihnen der Inhalt an Gedanken. Die eigentliche Erbauung

mes Zimmer ... Er floh, als wenn Lucinde hinter ihm her huschte und höhnte: Heide! Heide! und dann doch sagte: Aber sei ohne Furcht! Ich sag' es nur dir! ... Sie ist es, rief er ... Sie ist es ... Was kann sie noch wollen? ...

Am folgenden Tage sah er endlich die Herzogin von Amarillas ...

Olympia ruhte nicht eher ...

Principe Rucca suchte ihn fast gewaltsam in den Palatinus zu führen ...

Ceccone war zugegen ... Es war äußerlich ein heiterer Abend ... Unter den Scherzen zitterte das tiefste Leid ... Angiolina wurde nicht erwähnt ...

Benno's Mutter fand er, wie sie dieser geschildert ... Unter dem Schein äußerster, ja abstoßender Kälte eine leidenschaftliche und dann doch wieder plötzlich kalt verständige Seele ...

Er und sie benahmen sich so, als wüßten sie nichts vom Tiefverborgenen ...

Olympia überhäufte ihn mit Schmeicheleien und Liebkosungen — um Benno's willen, den sie für seine Flucht einen Maledette nannte, den sie nun bald in Rom strafen würde ...

Principe Rucca nannte den Baron von Asselyn schon den allerbesten Freund, den er in dieser Welt besäße ...

In einigen Wochen hofften alle in Rom zu sein ... Es schienen Menschen, hergekommen aus jener alten Welt der Imperatoren, wo die Frauen in ihren Ohrgehängen den Werth eines Königreichs trugen ... Sie fanden ganz in der Ordnung, daß der Bischof von Robillante sein Bisthum vom Kapitel verwalten ließ

und den Carneval in Rom verbrachte . . . Wie be wunderten sie Bonaventura's italienische Aussprache . . .

Die Herzogin war bei all diesen wilden und leicht sinnigen Exclamationen — — die Duenna Olympia's — jene Arme, die sich von Kirche zu Kirche fortbetete, weil sie keine Kutsche bezahlen konnte . . . Sie stand tief befangen und mit Zittern lauschend . . . Die noch zum Leben verurtheilte — Niobe, wie sie Bonaventura's von ihr seltsam gefesseltem Auge erschien . . .

Die Schwierigkeit der von Paula gestellten Aufgabe lähmte Bonaventura's Entschließungen . . .

Wie sollte er dem Grafen sich nähern? Wie ihn nur annähernd ergründen? . . .

Selbst Erkundigungen nur über seinen Ruf einzuziehen, widerstrebte ihm . . .

Auch kannte jedermann und niemand mehr, als Bonaventura, sein Verhältniß zu Angelinen . . . Er wußte durch Benno, daß der Graf ehrenwerth war, ja edel von Paula sprach . . . Er konnte nur nach Westerhof schreiben: Er ist vollkommen würdig! . . . Dennoch ihn sehen, eine Weile mit ihm leben, war unerläßlich . . .

Die Mutter des Grafen betrachtete ihn indessen mit prüfenderen Augen, als er auf ihren Sohn gerichtet haben würde . . .

Als der Graf hörte, Bonaventura sollte Bischof von Rebillante werden, kam er noch weniger von Schloß Salem herein, von dessen Versteigerung man scheu sprach . . .

Bonaventura erfuhr letzteres von Angelika Müller . . .

Diese, endlich einmal wieder in katholischen Verführungen recht sich ausschwelgend, sagte:

Gräfin Erdmuthe fährt hin und her, ſchickt Baten über Boten an die Zickeles . . . Die Kataſtrophe iſt reif . . . An die Stelle des Adels tritt in dieſer Welt die Börſe . . .

In dieſen Zuſtand der Unentſchloſſenheit, die durch Lucindens verlorene Spur gemehrt wurde, hinein drängten ſich die Vorbereitungen zur wirklichen Vollziehung ſeiner Biſchofswahl, noch ehe er ganz entſchieden zugeſagt hatte . . .

Das Kapitel von Robillante hatte ſeiner eigenen Wahl ſich begeben und der römiſchen Curie die Beſetzung mit einer ihr genehmen Perſönlichkeit überlaſſen . . . Bonaventura ſtand der Gräfin und dem Grafen gegenüber in einem Licht, das das ungünſtigſte von der Welt ſein mußte . . . Was ſollte Paula denken! Was ganz Weſterhof! . . .

Da, zur Mehrung des falſchen Scheins, mußte es geſchehen, daß der unwiderſtehliche Zug des Herzens, der Bonaventura nach den Eichen von Caſtellungo zog, eine Entſcheidung erhielt, die ihn beſtimmte, in der That die Mitra und den Krummſtab anzunehmen, es mochte kommen, was da wollte — — . . .

Er war bei Gräfin Erdmuthe geweſen, hoffte wieder vergebens, bei ihr den Grafen Hugo zu begrüßen . . .

Die Gräfin empfing ihn mit äußerſter Kälte, heute mit einer Aufregung des Zorns . . .

Ihre Augen glühten, ihre Hände zitterten . . .

Ha, brach ſie nach den erſten Begrüßungen aus, da ſeh' ich die neuen Kämpfe, die mir beſchieden ſind! . . . „Haltet Recht und Gerechtigkeit und errettet den Beraubten von des Frevlers Hand!“ ſpricht der Pro-

phet . . . Ich muß nach Italien . . . Fefelotti zertritt die Früchte meiner Anſtrengungen . . . Hab' ich darum mit ſoviel Kronen und Cabinetten unterhandelt! . . .

Bonaventura erfuhr eine Schreckenskunde — auch für ihn . . .

Die nach Witoborn zu Hedemann's Hochzeit reiſende Mutter Porzia Bianchi's, die bei den Seidenwürmern zurückgebliebene Giuſeppina Bianchi, Gattin des frankfurter Napoleone, Schwägerin des Profeſſors Bianchi, der — ein echter Italiener — vor ſeiner Verwandtin plötzlich „verreiſt" war, hatte dieſe Nachricht eben mitgebracht . . .

Der Eremit von Caſtellunge, Frà Federigo, war ſpurlos verſchwunden . . .

Im Mund des Volkes ging nur Eine Stimme . . . Der neue Erzbiſchof von Cuneo hatte ihn in die Kerker der Inquiſition geworfen . . .

Als Bonaventura dieſe Mittheilung hörte — als er den Strom von Anklagen und Verwünſchungen, in denen ſich die Greiſin erging, auch nicht mit einem einzigen Wort unterbrach, ſondern nur, wie die Wand ſo weiß geworden, den Bericht vernahm und ſich ihn von der hereingerufenen alten Italienerin beſtätigen ließ — wie er ſelbſt dem kleinſten Zug der Mittheilung eine fieberhafte Aufmerkſamkeit ſchenkte, hätte eine mit geringerem Selbſtvertrauen begabte und nicht ganz nur in ſich ſelbſt lebende Perſönlichkeit, wie die der Gräfin, wohl erkennen müſſen, welche Umwälzungen im Innern Bonaventura's vor ſich gingen . . .

Sie ſah in dem Zucken ſeiner Nerven, in ſeinen auf den Lippen erſterbenden Fragen und Antworten nur die Beſchämung eines römiſchen Prieſters . . .

Jetzt bricht es aus, was die „Rotte Korah", die Väter der Geſellſchaft Jeſu, über unſer Haus verhängt haben! rief ſie leidenſchaftlich aus . . . Dieſer redlichſte Freund der Armen, dieſer wahre Prieſter Gottes, dieſer Rathgeber, Tröſter, Lehrer der Unglücklichen und Unwiſſenden, ein heimatloſer Pilger, den ich ſeit Jahren ſchützte, ein Deutſcher nach allem, was ich von ihm entdecken konnte, ſo oft ich ſeine einſame Hütte beſuchte und eine Vergangenheit zu ergründen ſtrebte, die er vielleicht nothgedrungen verhüllt — ſchmachtet jetzt in den unterirdiſchen Kerkern des Kapitols von St.-Ignazio — iſt vielleicht ſchon den Ketzerrichtern, den Dominicanern der Trinità zu San-Onofrio übergeben! . . .

Und kein Beiſtand von der Regierung, fuhr ſie fort . . . Dieſe Regierung ganz in den Händen der Jeſuiten . . . Kein Beiſtand bei den benachbarten Geiſtlichen . . .

Nicht bei mir?! rief Bonaventura mit mächtig hallender Stimme . . .

Seine Augen leuchteten

Er ſtand aufrecht, erhoben, wie mit einem Blitzſtrahl in ſeinen krampfhaft ausgeſtreckten Händen . . .

Die Gräfin betrachtete die ſeltſame Bewegung, hörte das Wort des Beiſtands mit Theilnahme — aber, da nächſt dem Glauben ihr der Sohn ihr Alles war, ſo ſah ſie jetzt nur die wirkliche Beſtätigung des Gerüchts über Bonaventura's Biſchofsſitz — in der Nähe der In-

theriſchen Salem-Camphauſens — in der Nähe Paula's, ihrer — allenfallſigen Schwiegertochter . . .

Die Entfremdung blieb die alte . . .

Eine Annäherung an den Grafen war aufs neue geſtört . . . Eine bloße Formalität, die Bonaventura zur Beruhigung Paula's und der Verwandten ſchnell zu beenden glaubte, wurde immer unmöglicher . . .

Er rannte dahin — wie von Roſſen gezogen . . . Er hatte ſich noch von der Gräfin und von der alten Italienerin über ſeinen vermeintlichen Vater erzählen laſſen . . .

Jeder Zug beſtätigte ſeine Ahnung . . . Sein Vater lag nicht in dem Schnee der Alpen begraben, nicht in Sanct-Remy — er lebte — war ſeiner Freiheit beraubt . . . Beraubt durch Feſelotti, dem er berechtigt ſein konnte, gegenüberzutreten . . .

Es gab jetzt keine Wahl mehr für ihn . . . Er mußte Biſchof von Robillante werden . . . Paula gegenüber das zu bleiben, was er bisher war, ein Entſagender — dieſe Kraft für ein ganzes Leben ſich zuzutrauen, entmuthigte ihn ja nichts . . .

Wie aber jetzt die Vereinigung aller Intereſſen! . . . Er hätte dem Grafen ſich ſo gern ganz vertrauen, ihn in ſeine Seele blicken laſſen mögen . . . Die Heirath Paula's mußte ſtattfinden . . . Aber auch von ſeinem Biſchofsſtabe konnte er nicht laſſen . . . Sollte er ſich dem Chorherrn anvertrauen? . . . Dem Cardinal Ceccone ſelbſt? Sollte er dem Grafen an die Bruſt ſinken? Gerade da ſich ausweinen? . . . Wäre Benno's Vermittelung möglich geweſen! . . . Faſt war es ihm ein Troſt,

den Doppelgänger Lucindens oder sie selbst zu sehen ... Er konnte annehmen, daß sie noch nicht alles, alles kannte, was seine Seele belastete ...

Daheim erwartete ihn Leo Zickeles, der älteste der Söhne des großen Handlungshauses, und beklagte aufs bitterste, daß der Gang der Geschäfte mit dem Grafen eine so üble Wendung zu nehmen drohte ... Alle Hoffnungen schienen zerstört, die Aussichten auf die Heirath schienen gescheitert ... Die Gräfin, hörte er, hätte neue Verbindungen mit Geldleuten eingeleitet ... Sogar an Herrn von Pötzl wäre eine Annäherung erfolgt ... Zweideutige Agenten riefe sie in ihr Palais ... Der „ungerechte Mammon" brachte die liebende Mutter um alle Haltung ...

Leo Zickeles sah in dem seufzenden Schweigen des jungen vornehmen Geistlichen nur — die Verstocktheit der Kirche gegen eine gemischte Ehe, äußerte sich aber darüber mit der seiner Stellung geziemenden Zurückhaltung ...

Am Abend durfte Bonaventura nicht beim Cardinal Ceccone fehlen ... Er ließ sich getrost als „Bischof von Robillante" begrüßen, komme was da wolle — und doch sagte er sich: Treulos handelst du an den Verwandten Paula's — an dem Grafen Hugo! ... Er war mit seinem ganzen Dasein zerfallen ...

Den folgenden Morgen hatte er verzweifelnde Briefe an den Onkel, an Benno geschrieben ... Aber er war willens, in die Kirche „Maria Schnee" zu gehen, die alle geistlichen Functionen, Messe, Beichtstuhl, Predigt ihm schon gestattete ...

Dann wollte er nach Schloß Salem fahren und den Grafen dort begrüßen — oder nicht eher weichen, bis er ihn gesprochen, ihm — er hoffte es — Vertrauen abgewonnen hätte …

Um halb zehn Uhr erhielt er einen Brief vom Grafen selbst . . .

Er war datirt aus der Stadt und vom frühesten Morgen . . . Man hatte den Brief zurückbehalten, bis Venaventura sein Zimmer öffnete . . .

„Hochwürdigster Herr Domkapitular!“ lautete er. „Noch immer ist es mir nicht möglich gewesen, in der Stadt Ihren Besuch zu empfangen und zu erwidern, da ich durch vielfache Geschäfte an meinen Landaufenthalt gebunden bin. Gestern Abend bin ich von Schloß Salem hereingekommen und zwar auf Grund eines Briefes, den ich von Herrn von Terschka aus Venedig erhielt. Er wiederholt die Behauptung, daß die Urkunde, die unsere Linie um Hoffnungen betrog, die Jahrhunderte alt sind, eine gefälschte ist. Er verwies mich ausdrücklich auf eine gewisse Lucinde Schwarz, mit der ich mich über diese Angelegenheit verständigen sollte. Sie wäre, wie er gehört hätte, jetzt in Wien und stünde zum Herrn Oberprocurator Dr. Rück in Beziehungen der größten Intimität. Die Ehre und der Bestand meines Hauses stehen auf dem Spiele. Ich erkundigte mich noch gestern Abend nach dieser Dame und fand sie in der That hier anwesend. Ich sprach sie. Ich will jedes Aufsehen meiden, aber ich muß die Dame durch meine Mittheilungen für sichtlich in Verlegenheit gesetzt erklären. Wenn ich nicht sofort gegen sie einschreite, so ist es, weil mich eine außerordentliche Aehnlichkeit derselben mit einem We-

sen rührt, das mir unendlich theuer war. Auf mein wiederholtes Androhen, daß ich nichts unterlassen würde, um eine Frevelthat aufzudecken, an der, wie ich weiß, meine Verwandte unbetheiligt sind, erklärte sie mir, sie würde mir eine Antwort zukommen lassen durch Eure Hochwürden — nach einer in der Beichte genommenen Rücksprache — — Somit ersuche ich Sie in aller Ergebenheit, haben Sie die Güte, von ihr in der Kirche der Italiener, wo Ihnen Kanzel und Beichtstuhl eingeräumt wurden, die Beichte entgegenzunehmen — und zwar heute in der Frühe, zehn Uhr. Ist diese mit Ihnen genommene Rücksprache vorüber, so bitt' ich mir die Stunde bestimmen zu wollen, wo ich die Ehre haben kann, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Um meine gute Mutter nicht aufzuregen, bitt' ich dringend um die Adresse: Professor Dalschefski, beim St.-Stanislaushause auf der Currentgasse. Mit aller Hochachtung Hugo, Graf von Salem-Camphausen." . . .

Bonaventura's Athem stockte . . .

Er sah auf die Uhr . . .

Es war schon dreiviertel auf zehn . . .

Nach einigen Minuten Besinnung begab er sich, geführt vom Chorherrn, in die Kirche „Maria zum Schnee". . . .

Bald standen sie auf einem kleinen Platz, wo ihn der freundliche Führer weiter wies . . .

Die Sakristei liegt ein wenig abseits von der uralt ehrwürdigen Kirche . . .

Wie er sich zitternd in geistliche Kleidung warf, starrten ihm durchs Fenster von einem Kreuzgang

her alte Grabmäler und Statuen wie der Tod entge gen . . .

Er betrat das Innere des gothiſchen, hellen, nur zu ſehr modernisirten Gotteskempels . . .

Es war ihm, als träte er ein — in die Welt des Südens . . . Doch auch wie ein heißer Sirocco wehte es zugleich ihn an . . .

An einem der hohen Pfeiler ragte die Kanzel, wo er am nächſten Sonntag predigen ſollte . . .

Er verbeugte ſich dem Hochaltar und ſchritt an dem Standbild Metaſtaſio's vorüber — . . .

Der Meßner führte ihn in einen Beichtſtuhl, dicht an einem kleinen Nebenaltar mit brennender Lampe . . .

Ein Bild des Gekreuzigten, zu deſſen Füßen zwei Frauengeſtalten, alte Holzſchnitzwerke, beteten, zur Rechten — zur Linken das hohe Eingangsportal . . .

In dem engen braunen Häuschen ſank er zuſammen, wie das Vorbild all ſeines Duldens — als dieſem auf ſeinem Todesgang Simon von Cyrene zu Hülfe kam . . .

Es ſchlug zehn Uhr . . .

Wenig Secunden — und eine Geſtalt — in weiblicher Kleidung — kniete neben ihm . . .

Es war Lucinde.

Ende des ſechsten Buchs.

besteht für sie darin, daß man einen Stein nach dem andern, jeden von demselben Caliber, aufträgt. Den Mörtel, der das Ganze bindet, liefern die Bibelsprüche, welches denn freilich meine Stärke nicht ist.“

Nach diesem letztern Eingeständniß hätte Blasedow mehr Besonnenheit haben und sich einige Stunden Nachdenkens nicht verdrießen lassen sollen. Allein auf der Wage seiner Entschlüsse war die eine Schale so gewichtvoll belastet, daß sie ihn selbst, seine Berufstreue und Amtspflicht, wobei man bei ihm noch immer nicht an eigentliche Verwilderung denken konnte, gänzlich in die Höhe zog. Blasedow hatte dem großen Worte, daß Amandus ein Bäcker werden wollte, eine halbe schlaflose Nacht gewidmet. Er sah voraus, daß ein Knabe, der beim Teige im Backtroge die Idee eines Bäckers bekäme, beim Anblick eines Marmorblockes und eines Meißels nicht mehr ausrufen würde: Auch ich bin ein Bäcker, sondern: Auch ich bin ein Phidias! Für die Zukunft des Einen war er jetzt ohne Sorge. Er hatte vier Söhne und wurde so heiter, daß wir, wenn die Sonne, wie der Mond, auch in vier Vierteln aufginge, sagen könnten, bei Blasedow wäre jetzt die Sonne in den Neumond eingetreten.

Es fiel wie Schuppen vom Auge unseres Helden. Die Zukunft lockte ihn wie ein fernes Posthorn, von dem man weiß, daß es uns etwas Erwartetes bringen wird. Er stand, wie er am Morgen in seinem Schlafrock durch Haus und Hof waltete, zuweilen wie gebannt still und verlor sich in bunte Visionen, aus welchen ihn nur die sich durchkreuzenden Mägde, die hier das Vieh fütterten, dort scheuerten, dort den Teig kneteten, weckten. Er hatte glücklicherweise wasserdichte Stiefeln an, als er sich auf einen Düngerhaufen zurückzog

Druck von A. A. Brockhaus in Leipzig.

# Der Zauberer von Rom.

Achter Band.

Der

# Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1860.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen vor.

# Siebentes Buch.

# 1.

Jenseits der Tiber, hoch auf dem Janiculus, liegt in Rom das Kloster San-Pietro in Montorio . . .

Eine der schönsten Aussichten über die Siebenhügelstadt genießt man dort auf dem Platz vor einer Kirche, deren erste Anlage zu den urältesten gehört. In ihrer spätern Erneuerung verräth sie nicht ganz jenen mehr prächtigen, als schönen Geschmack, in welchem fast alle Kirchen Roms gebaut sind . . .

Pinien und Cypressen bezeichnen die Stätte, von wo das Auge die im Abendroth verschwimmenden violetten Contouren des Horizonts bis zu den Sabiner- und Albanergebirgen verfolgen kann. In nächster Nähe schwimmt, von Abendnebeln durchzogen, das unermeßliche Häusermeer, durchschnitten von den Krümmungen der Tiber. Zahllose Kirchen ragen auf, zahllose Paläste, das Capitol mit seinen Trümmern aus der eisernen Römerzeit, die Engelsburg mit ihrem sein Schwert senkenden Sanct-Michael auf der Zinne . . . Ein Bild, groß und herrlich wie die Vision einer Verheißung . . .

Der erste Gedanke jedes Pilgers, der in Rom an-

kommt, ist die welthistorische Macht der christlichen Idee . . . Die Schauer der Erinnerung an die blutige Märtyrerzeit begleiten ihn schon vom Fuß der Alpen . . . In Rom angekommen, sieht er die Triumphe des Kreuzes . . . Kein Tiber, kein Nero, kein Domitian beherrschen mehr das Universum . . . Die Vexillen und blutigen Fasces der Imperatoren, unter denen der christliche Bekenner verspottet, gefoltert, den wilden Thieren vorgeworfen wurde, sind zerrissen und zerbrochen . . . Der capitolinische Jupiter stürzte selbst vom tarpejischen Felsen; den Rand seines zurückgebliebenen Sessels ziert das Kreuz . . . Das Kreuz triumphirt über Cicero, Cato, August, Seneca . . . Es triumphirt ohne Rache . . . Sanct-Michael auf der Engelsburg hält sein Schwert nicht drohend empor, sondern senkt es versöhnt zur Erde . . .

So kann man fühlen, wenn Hunderte von Glocken nach San-Pietro in Montorio hinauf das Angelus tragen . . . Der nächste Gruß kommt links aus San-Onofrio, von Tasso's Eiche herüber; zur Rechten von Santa-Cecilia über die botanischen Gärten aus Trastevere . . . Hier oben bei den reformirten Franciscanern wird es später Nacht, als im Thal da unten, wo schon Hunderte von Lichtern aufblitzen . . . Die Mönche sitzen soeben im Refectorium — essen Polenta — köstlichen jungen Salat aus ihrem eignen Garten . . . Salz und Pfeffer, nicht Asche darauf gestreut, wie Petrus von Alcantara, der Stifter dieser — „Reformation" — mit seinem Salat es zu halten pflegte . . .

Der fromme Pater Vincente, für den Bonaventura

jetzt in Robillante Biſchof iſt, fehlt heute unter den Brüdern der braunen Kutte . . .

Er liegt in ſeiner Zelle und erbittet ſich von Gott Kraft und Sammlung zu dem harten-Weg, für den gerade ihn heute ein Loos getroffen . . .

Alle Klöſter der von Almoſen lebenden Orden ſind eingeladen, heute in der Nacht auf Villa Rucca zu erſcheinen, um dort die Gaben des jungen, heute vermählten fürſtlichen Paars, die Abfälle der köſtlichen Tafel zu empfangen . . .

Der alte Fürſt Rucca, Generalpächter der Steuern an der Nordküſte des Kirchenſtaats, will zeigen, daß das Sprüchwort falſch iſt: „Unrecht Gut gedeiht nicht!“ — Was kann gedeihlicher ſein, als Almoſen an Klöſter und Bettler . . .

Guardian und Brüder wußten, daß Pater Vincente einſt um einen „Kuß in der Beichte“, den ſein Gewiſſen und ſeine Phantaſie ihm nur vorgeſpiegelt hatten, hier oben Jahre lang hatte büßen wollen . . . Büßen zu dem Stachelgürtel, den Barfüßen und den aus drei Brettern beſtehenden Betten, die hier Regel ſind, noch hinzu! . . . Ein Troſt der Brüder war, daß doch noch nicht ganz gelebt werden mußte, wie der Freund der heiligen Thereſe, der Beichtvater des Einſiedlers von Sanct-Juſt (Karl V.), Petrus von Alcantara lebte, in einer Zelle, die kürzer war, als ſeine Leibeslänge! Ging man über den Hof hinweg, ſo fand man von Bramante eine Kapelle juſt über der Stätte erbaut, wo der Apoſtel Petrus einſt mit dem Kopf nach unten gekreuzigt werden wollte — Sanct-Peter wollte nicht die Ehre haben,

und den feinſten Sinn des Geruches unten zurückließ und aufſchoß wie die Blume aus dem Miſtbeet, eine erotiſche Blume aus der Traumwelt, braſilianiſcher Mohn, ein langer, gluthvollblühender Cactus. Das Antlitz der Sonne zugewandt, träumte er, auf einem Fuße ſtehend, wie ein indiſcher Fakir, von dem, was war, iſt und ſein wird, blickte dabei zwar nicht auf ſeine eigne Naſe, wie der Fakir, wohl aber mit einer ſtummen abweſenden Andacht auf die Naſe der erſten Küchenmagd, die ein großes Gefäß im Hofe putzte und erſtaunt von ihrer Arbeit aufblickte und unverwandt auf dem verzückten Pfarrer ihre von der gebückten Stellung ganz rothe vollblütige Naſe ruhen ließ. Erſt als Blaſedow den Boden unter ſich wanken fühlte, räumte er dem Haushahn ſeinen Platz und ging in ſein Zimmer, um ſich zum erſten Verſuche der geiſtigen Taufe eines ſeiner Kinder anzuſchicken.

Bald ſtand er mit Hut und Stock vor der Küche, wo es am heutigen Backtage nicht ſo laut herging wie ſonſt. Die Kinder ſtanden zwar alle um den Trog herum, wo Gertrud mit nackten Armen, wie eine Rieſin, in der zähen Maſſe waltete. Allein Gertrud dachte an ihr geſtriges Geſicht und wollte für ein Unglück, das ihr bevorſtände, wohl ſo gut wie gut ſagen. Die Kinder ſchwiegen aus Gier: denn, ſowie ſich Gertrud umwandte, benützten ſie den Augenblick, um etwas von dem rohen Teige, es iſt gräßlich zu ſagen, in den Mund zu ſtecken. Indem ruft Blaſedow dem zweitälteſten Amandus. Amandus ſieht ſich betroffen um. Er macht das verdrießlichſte Geſicht, als er hört, daß er mit dem Vater in's Feld gehen ſolle. Gertrud ſieht Blaſedow groß an. „Es iſt ja Sonnabend!“ ſagte ſie und ſchien ihn damit an den Sonntag zu erinnern. Blaſedow ſagte aber, er wiſſe

zu ſterben, wie ſein Herr und Meiſter . . . Der Janiculus iſt das zweite Golgatha. Was ſagten, ſolchen Leiden gegenüber, drüben die dunklen Zellen mit eiſernen Gittern, in deren einer der ſelige Bartolomäus von Saluzzo zehn Jahre hinbrachte, ein Prieſter, der die Dreiſtigkeit hatte, ſchon dem Rom ſeiner Zeit, Päpſten und Cardinälen, zu ſagen: Nicht einer unter euch iſt ein wahrer Prieſter! . . .

Pater Vincente ſchien kein ſo wilder Feuerkopf. Ein Schwärmer aus dem Thal von Caſtellungo, gehörte er ohne Zweifel zu jener dritten Art der Heiligen, den Geſchlechtloſen, von denen damals der Onkel Dechant geſprochen . . . Im Süden ſind vollkommen ſchöne Jungfrauen nicht ſo häufig, wie dieſe rein vegetativen, willenloſen, zuweilen bildſchönen Jünglinge . . . Ein Mönch lebte gefangen auf San-Pietro in Montorio, der den Pater Vincente nur einmal ſah und ſich ſagte: „Nun begreif' ich Horaz und Alcibiades, Plato und — Platen —“ . . .

Wer konnte wol hier oben in Rom vom deutſchen Dichter Platen ſprechen? — — . . .

Pater Vincente hatte das Loos gezogen, der Hochzeit ſeines böſen Beichtkindes beizuwohnen . . . . Er ſollte die Speiſen in Empfang nehmen, die man ihm in ſeinen Queerſack ſchütten würde, den jedoch ein ſtärkerer Laienbruder tragen ſollte . . . Dieſer Laienbruder war krank . . . Das Fieber ſpringt in Rom von einem Berg zum andern . . . Im Monat Mai hockt der unheimliche Dämon auf dem Janiculus . . . So hatte man beſchloſſen, einen der beiden deutſchen Gefangenen, die hier in Rom auf der Höhe des freien Vogelflugs in

ſtrenger Haft ſaßen, ihm zur Begleitung mitzugeben ... Der eine, den die Mönche „den Todtenkopf“ nannten, war ſo ſtark, daß er im erſten Anfall ſeiner Ungeduld die verroſteten Eiſenſtäbe ſeines Kerkers verbog und faſt zerbrach ... Jetzt war Bruder Hubertus ſchon lange ruhiger geworden ... Er ließ nach dem letzten Vierteljahr, das er und Pater Sebaſtus noch für ihre Flucht aus dem Kloſter Himmelpfort in Deutſchland hier zu büßen hatten, ein nützliches Mitglied der Alcantarinergemeinde erwarten, falls Pater Campiſtrano, der General der Franciscaner, und der Cardinal-Großpönitentiar ihm und dem nur noch ſchattenhaft am Leben hängenden Doctor Klingsohr die Beſtätigung gaben, daß ihre Abſicht, zu den „Reformirten“ ihres Ordens überzutreten, auf einem wirklichen Bedürfniß der Seele beruhte ...

Als Pater Vincente gehört, er müßte auf das ganz Rom in Bewegung ſetzende Hochzeitsfeſt der Gräfin Olympia Maldachini mit dem Sohn des reichſten aller Römer nächſt dem Fürſten Torlonia gehen und unter den hundert Bettlern auch für San-Pietro in Montorio ſeine zarte, weiche, frauenzimmerliche Hand offen halten, die einen Biſchofsſtab hätte tragen dürfen, wäre er nicht voll Demuth geweſen, war er in ſeine Zelle gegangen, faſtete und betete ... Dem „Bruder Todtenkopf“ hatte man den Vorſchlag gemacht, den vorausſichtlich heute überfüllten Zwerchſack zu tragen ... Bruder Hubertus ſang ſeit einiger Zeit ſo viel heitere Lieder, daß man den Verſuch glaubte wagen zu dürfen, ihn ins Freie zu laſſen, hinaus in eine allerdings fieberſchwangere Mainacht ... Hubertus hatte erwidert:

Wohlan! Laßt mir aber den Pater Sebastus mit ... Es ist zu grausam, in Rom angekommen zu sein und neun Monate lang nichts davon gesehen zu haben, als eine Zelle von zehn Fuß Länge und zehn Fuß Breite ... Beim Kreuz des heiligen Petrus drüben, laßt ihn ohne Furcht mit mir gehen! ... Schon deshalb, weil er vielleicht ein Fieber mitbringt und ich dann Gelegenheit habe, euch zu zeigen, wie ich in Java das Fieber curiren lernte ... Der nimmt die Arznei, vor der ihr euch so fürchtet ...

Die Mönche lachten über diese Worte aus zwei Ursachen ... Einmal weil sie aus einem Kauderwälsch von allerlei Sprachen bestanden ... Holländisch, Deutsch, etwas Meßlatein und so viel Italienisch, als man auf einer Wanderung durch Italien bis hieher und in dem beschränktesten Verkehr mit der Welt erlernen konnte ... Dann, als man zum Uebersetzen den Pater Sebastus herbeigerufen, lachte man wieder über die Methode des Fiebercurirens, die nach Hubertus hauptsächlich in einer sonst nicht normalen Anwendung von Theer und Kuhmist bestehen sollte ...

Die Stimmung wurde dem Mitgehen des Paters Sebastus günstig ... Der Herbeigerufene trat in das Refectorium ein ... Er sah schon aus wie ein echter Nacheiferer des heiligen Petrus von Alcantara ... Hätte ihn sein General gesehen, er würde gesagt haben: Auch du, mein einst so wilder Kriegsmann, wirst mit der Zeit reif, die Wonne der heiligen Therese zu werden! So mochte einst der edle Ritter Don Quixote de la Mancha ausgesehen haben! So fleischlos hingen auch die Arme des Don Pedro von Alcantara, so voll

Schwielen waren seine Kniee! So sah er aus, als er in der schauerlichen Einöde zu Estremadura seinen furchtbaren Tractat über den „Seelenfrieden" schrieb! . . .

Armes Jammerbild des Wahns! . . . Aber „doch noch ein Glück dabei!" sagt der gute Bruder Lorenzo in „Romeo und Julia" . . . Dinte und Papier hatte man dem Pater Sebastus gelassen. Man hatte ihm Bücher gegeben, um sich in der italienischen Sprache zu vervollkommnen. Man hatte gefunden, daß er besser Latein verstand, als der Pater Guardian, der seit diesem deutschen Pflegbefohlenen seine Sprachschnitzer nicht mehr so oft vom General unten im Kloster Santa-Maria corrigirt bekam . . . Der Gefangene tilgte sie zuvor . . .

Pater Sebastus, fahl und bleich, mit übergebeugter, hohler Brust, hüstelnd, unsichern Ganges, flößte dem Guardian keine Besorgniß mehr ein, daß er entfliehen und sich dem wahrscheinlich doch nur noch kurzen Rest seiner Strafzeit entziehen könnte . . . Der Guardian betrachtete seine Collegen, wie der heilige Vater im Consistorium die Cardinäle . . . Quid vobis videtur? Worauf ein einmüthiges Stillschweigen die jahrtausendalte Regel ist . . . Zustimmung schien auch hier aus Jedes Auge zu leuchten . . . Bei dem „Bruder Todtenkopf" versah man sich ja, daß er keinen Schinken, keinen Büffelkäse als zu viel ablehnen, sondern den Sack so vollstopfen würde wie nur möglich — eben um seine Kraft zu zeigen, über die er etwas ruhmredig und plauderhaft war, der alte Polterer . . . Man beschloß, den Pater Sebastus mitgehen zu lassen und unterrichtete nur noch beide, wie sie es anstellen müßten, um von Koch, Kellner, Haushofmeister des

Fürſten Rucca mehr, als alle andern Klöſter, beſonders die nicht blöden Kapuziner von Ara Coeli, zu bekommen . . . Das Hauptmittel, begriff ſchon Hubertus, war auch hier die Fauſt ... Wenn um Mitternacht die große Tafel, die der alte Fürſt Rucca ſeinem Sohn und der „Nichte" des Cardinals Ceccone ausrichtete, zu Ende war, begann die Austheilung . . . Brachen die Mönche um die zehnte Stunde auf, ſo kamen ſie gerade recht . . . Wogte es dann ſchon die ganze Nacht in jenen Straßen, die zur Villa Rucca führten, ſo ging für ſie der Weg durch entlegenere Gegenden, wo ſich raſcher dahinſchreiten ließ . . .

Die Frate waren, in Hoffnung auf die große Beute, ſo nachſichtig, daß ſie ſogar in dem Verlangen des Pater Sebaſtus nach Siegelwachs heute nichts Sträfliches fanden und ihm die Mittel einer unerlaubten Correſpondenz an die Hand gaben; — es ſollte alles, was die beiden deutſchen Mönche auf die Poſt gaben, erſt hinunter an den General kommen . . . Heute ging in den Würſten, Schinken, Käſen, den feinern Tafelreſten, die man erhoffte, ein Brief unbemerkt hin, den Pater Sebaſtus faſt ſichtbarlich ſeinem Leidensgefährten Hubertus zuſteckte, daß er ihn vorher läſe und mit unterſchriebe ... Er wollte noch eine Weile ſich ruhen, den Brief dann ſiegeln, mitnehmen und irgendwie ſuchen „der Poſt beizukommen", — das flüſterte er auf deutſch dem Leidensgefährten ...

Klingsohr hatte Rom, ſein ewiges, hochheiliges Rom, bisher nur erſt aus der Ferne geſehen . . . Er kannte nur ſeit drei Vierteljahren dieſen magiſchen Anblick zuweilen vom Fenſter des Refectoriums ... Nun ſollte er

im Mondſchein zum erſten mal den heiligen Boden betreten . . . Die Sonne ſank in ihrer goldenſten Pracht . . . Dieſen Anblick hatte er zuweilen an Feſttagen gehabt, durch die Olivenbäume des ſich vom Fenſter des Refectoriums abdachenden Bergabhangs hindurch . . . Heute verweilte er länger bei ihm . . . Sein dumpf gewordener Geiſt belebte ſich . . . Aus den matten Augen glitt ein Schimmer der Erwartung . . . An den Biſchof von Robillante hatte er geſchrieben . . . Robillante lag ja da, da, wo die Sonne ebenſo ſchön unterging . . . Er wußte, Bonaventura von Aſſelyn war jener Biſchof dort geworden, der hier oben Pater Vincente hätte ſein können, wenn er gewollt . . . Vincente's Geſchichte war das große Wunder, das man auf San-Pietro jedem erzählte, der etwas länger blieb, als nöthig, um die Bilder Sebaſtian's de Piombo in der Kloſterkirche und die alten paoliſchen Waſſerleitungen zu ſehen . . .

Unbeſchreiblich iſt die Schönheit des letzten Blicks der ſcheidenden Sonne Italiens, wenn ihre Strahlen ſich zuletzt nur noch leiſe durch die grünen Zweige der Bäume ſtehlen . . . Ein Olivenwald vollends iſt an ſich ſchon zauberiſch . . . Seine Schatten ſind ſo licht, das Laub iſt ſo ſeltſam graugrün blitzend . . . Und wenn ſeine Stämme hundertjährig ſind, ſo ſind die Geſtalten der Zweige und über dem Boden herausragenden Wurzeln ſo phantaſtiſch, daß ſie ſich im purpurnen Dämmerlicht der Sonne zu bewegen ſcheinen wie die Bäume in den „Metamorphoſen" Ovid's . . . Ein magiſcher Sommernachttraum gaukelt durch einen ſolchen uralten Olivenhain . . . Sieben, acht Stämme ſind zu Einem zuſammengewunden . . .

Wie Polypen von Holz sind sie aufgeschnitten, das Mark ist heraus und nur die Rinde noch zurückgeblieben, aber die trägt die graugrünen Blätterkronen mit den blauen kleinen Pflaumen der Frucht ganz so, als wäre Herz und Seele noch drinnen . . . Diese groteske Welt, voll Fratzen, als hätte sie Höllen-Breughel geschaffen, schwimmt nun im Lichte und wird zu purem Gelde; die untergegangene Sonne läßt am Horizont einen riesigen Baldachin der glänzendsten Stickerei zurück . . . Flimmernde Goldfranzen hängen in Himmelsbreite an violetten und rosa Wölkchen . . . Während nach der östlichen Seite hin schon die Nacht urschnell und tiefblau, mit sofort sichtbaren Sternen aufleuchtet, steht noch im Westen diese Phantasmagorie der Farbenmischungen eine wunderbare Weile . . . Endlich wird auch sie röther und röther; die goldnen Franzen, die Stickereien von Millionen von Goldperlen erbleichen; dann wird der westliche Himmel dunkelblauroth . . . Nun schwimmt der Olivenwald wie in einem Meer von aufgelöstem Ultramarin . . . Die Nacht im Osten ist schon tiefschwarz . . . Alles das lehrt — Ewigkeit des Schönen . . .

In seiner dunkeln Zelle hatte Hubertus heute eine zinnerne Oellampe . . . Sie war an sich armselig, aber sie konnte doch in Pompeji gestanden haben . . . Der Docht brennt in der Mitte gleichsam eines Tulpenkelches aus vier Oeffnungen . . .

Er las jenen Brief, den er mit Pater Sebastus verabredet, um durch Bonaventura's Vermittelung vielleicht für sie beide ein besseres Loos zu erzielen, als das ihrer durch den Spruch aus Santa-Maria da unten

harrte und selbst für den Fall harrte, daß sie sich diesem römischen oder sonst einem Kloster der Alcantariner einreihen durften . . .

Der Brief mußte so geschrieben sein, daß er im äußersten Fall auch in die Hand des Generals gerathen und sie nicht aufs neue compromittiren, nicht zur Fortsetzung ihrer Leiden Anlaß geben durfte . . .

So hatte denn Dr. Heinrich Klingsohr, weiland göttinger Privatdocent, ganz im gebührenden Ton, wie etwa Pater Vincente gethan haben würde, wörtlich an Bonaventura geschrieben*):

„Vivat Jesus! Vivat Maria! Halleluja! Friede sei mit Ihnen, hochwürdigster Herr und hochgnädigster Herr Bischof! Hat unser Ohr recht gehört, so ist ein Wunder geschehen! Hochgeehrtester Herr, Sie verweilen nicht mehr auf deutscher Erde, wo das Salz dumm geworden ist, Sie führen den apostolischen Stab im Lande der Verheißung! . . . Hochgnädigster Herr und Bischof! Wir sind die beiden Flüchtlinge aus dem Kloster Himmelpfort, die wir schon einmal Schutz gefunden durch Ihre gnädigste Frau Mutter, als wir lieber unter den Thieren des Waldes und in einer Hütte von Baumzweigen wohnen wollten, als länger in der üppigen Völlerei der entarteten Minderbrüder des heiligen Franciscus. Liebelosigkeit, Zank, Mangel an gottseliger Gesinnung haben uns von einer Stätte getrieben, wo unser allerheiligster Herr Jesus von seinen eigenen Jüngern täglich noch gekreuzigt wird! In dem großen Feldzug, den die Kirche gegen

*) Vielen dieser Einzelzüge liegen Actenstücke zu Grunde.

den Belial der Aufklärung gerade in unserm Vaterland zu bestehen hat, sind diese Klöster, in denen sich nichts als der Schein der alten Regeln erhalten hat, nur zu Verschanzungen des bösen Feindes nütze. Provinzial Maurus hat an unsern General eine Liste unserer Verbrechen geschickt und so müssen wir denn, da man uns ohne Richterspruch verurtheilte, unser sehnsüchtiges Verlangen nach der reformirten Regel der Minderbrüder durch eine Gefangenschaft büßen, die hier auf San-Pietro in Montorio bereits drei Vierteljahre dauert; freilich schmachten wir in der Nähe des Kerkers, den der selige Bartolomäus von Saluzzo zehn Jahre lang innehatte ... Aber die Krone des Himmels zu gewinnen wird, ach! zu mühselig für die schwache Kraft unsrer Sterblichkeit ... Hochgnädigster Herr Bischof! Wir schöpfen wol Muth aus dem Vorbild der Märtyrer und heiligsten Apostel, aber unsere Kräfte schwinden, unsere Hoffnungen auf die Macht der Wahrheit erlöschen, zu schwer für menschliche Schultern ist, was wir seither erlitten! ... Von dem unterzeichneten Pater Sebastus, hochgnädigster Herr Bischof, wissen Sie aus einer denkwürdigen Stunde mit dem gefangenen Kirchenfürsten, daß er die Rettung seiner Seele dem «Bruder Abtödter» verdankt, der im Gegentheil im Lebendigmachen sich auch hier schon mannichfach bewährt hat. O daß ich in einem einfachen, schlichten Menschen mehr fand, als in meinen weiland Genossen, Hochgebildeten, die mich durch die sophistische Moral der heidnischen „glänzenden Laster" zum Tödten eines Mitmenschen, Ihres Verwandten, reizen konnten! Hubertus hat mich oft meilenweit Nachts auf seinen Greisesarmen getragen,

wenn wir auf unſerer Flucht mit nackten Füßen den Häſchern zu entrinnen ſuchten. Vom Düſternbrook, von der verhängnißvollen blitzzerſchlagenen Eiche an bis zu den trauernden Cypreſſen dieſes heiligen Sanct-Peter-Kreuzes-Hügels verfolgte uns das Concil von Trident, nach dem »ein entſprungener Mönch ſeinem Kloſter zurückzuführen iſt« . . . Wir lebten von Wurzeln und Beeren, ſuchten die einſamſten Straßen des Rhöngebirges, des Schwarzwaldes und der Alpen auf . . . Nie legten wir unſer härenes Gewand ab, unſers heiligſten Franciscus Ehrenkleid, das ich einſt, Sie wiſſen es, im ſchnöden Rückfall um jene Lucinde verleugnen konnte . . . Nie gönnten wir uns eine andere Erquickung, als unſern blutenden Füßen die kühlende Welle des Waldbachs . . . Auf der Schweizergrenze ergriffen uns die durch Steckbriefe aufgewiegelten Häſcher . . . Nur der Kraft des Bruders Hubertus, die er indeſſen ſeinem Gebet zuzuſchreiben bittet, gelang es, daß wir aus einer Polizeiwache auf dem Transport entſprangen und uns drei Tage und drei Nächte, dem Verhungern nahe, unter dem Heu einer Scheune verbargen . . . Zu unſerm Uebergang über die Alpen wählten wir die einſamſte Straße, die des Großen St.-Bernhard . . . So verſchmachtet und verkommen waren wir, daß wir den Gerippen glichen, die dort von verſchütteten Wegwanderern aufbewahrt werden" . . . (Sebaſtus ahnte nicht, wie gerade dieſe Worte auf Bonaventura wirken mußten, wenn er den Brief empfing!) . . . „Nur die Hoffnung auf Rom belebte uns . . . Rom! Rom! rief es in unſern Herzen und geſtärkt erhoben wir uns, wie verſchmachtete Kreuzfahrer einſt mit dem Feldruf:

wohl und Alles sei schon in Ordnung und Amandus solle nur auf der Stelle nachkommen. Amandus dachte, hier gilt es einen raschen Entschluß. Er griff vor den sichtlichen Augen seiner Mutter in den Trog, nahm eine ganze Faust von dem Teige und flüchtete sich damit. Gertrud, den Tod des Jungen und die Erfüllung des gestrigen Spukes leibhaft vor Augen sehend, läuft ihm nach; da er aber flink zum Hause hinaus ist, fällt ihr ein, daß die drei andern Knaben die Gelegenheit benutzen würden. Sie denkt: Einer sind nicht Drei! und wendet sich schnell um, schnell genug, um die Drei, welche inzwischen nicht faul gewesen waren, in der Küche noch abzuschließen und Jedem die Hand voll Teig, die sie sich inzwischen mit Blitzesschnelle angeeignet hatten, wieder abzujagen. Das Ganze war das hurtige Werk einer Minute. Gertrud gerieth in äußersten Zorn und theilte zu den Ohrfeigen, die nun jeder ohnehin bekam, noch in drei gleichmäßigen Dritteln die vierte Tracht ihrer Entrüstung aus, welcher Amandus glücklicherweise entronnen war.

Inzwischen war es aber auch diesem Knaben nicht gelungen, seinen Raub auf einmal zu verzehren. Blasedow hatte draußen auf ihn gewartet und ergriff seine Hand und sagte ihm, er solle hübsch und nett neben ihm einhergehen und den Kopf zusammennehmen. Er freute sich, daß der Junge über und über mit Mehl bestreut war, und dachte sich um so mehr in die Vorstellung seiner künftigen plastischen Meisterschaft hinein. Das zuweilen von ihm bemerkte verstohlene Essen des Jungen verbat er sich und schlug ihn sogar, da er nicht hören wollte, auf die Hand. Amandus mußte sich daher begnügen, in der Rocktasche hinten mit stummer Resignation sein Gebäck zu kneten, welches denn allerdings zu

Jeruſalem! . . . Aber auch in dieſen heißerſehnten Gefilden verfolgte uns die Hand des Paters Maurus. Jedes Kloſter unſers Ordens drohte zum Gefängniß für uns zu werden. In den Reisfeldern Pavias, wo wir uns in giftigen Sümpfen verſtecken mußten, ergriff mich das Fieber. In der Nähe jener prachtvollen Certoſa, einer architektoniſchen Wunderblume deutſcher Baukunſt in einer Oede voll Trauer, trauriger als die Fieberkrankheit, glaubte ich zu ſterben. Mein zweiter Vater rettete mich und der innere Stern des Morgenlandes ſchimmerte wieder am Wege . . . Rom! rief es von unſichtbaren Geiſtern, in die zuletzt wirkliche Stimmen, die Stimmen der Pilger einfielen, denen wir uns anſchloſſen . . . Alle meine Gräber öffneten ſich in meiner öden Tannhäuſerbruſt . . . Leiche auf Leiche erhob ſich . . . Die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die Philoſophie, die ſeraphiſche Liebe — alles wachte auf in dieſer Sehnſucht nach Rom! . . . Ich fühlte unendliches Leben in meinen Adern . . . Wir kamen ein kahl Gebirge, die Apeninnen, hinauf und ſahen das Meer — Zum zweiten male ſah ich's und mein Führer kannte es von Indien . . . Was blieb da noch die Oſtſee! Nußſchaale gegen einen Bethesdateich! — Dort, dort lagen Afrika, Aſien — Hannibal ſtieg mit uns nieder, Scipio kam von Karthago — Hinan! Hinan! . . . So wanden wir uns drei Wochen durch Etrurien hindurch nach dem Sanctum-Patrimonium . . . Mit den Pilgern, mit manchen Verbrechern, mit denen uns die Nachtwanderung vereinigte, hofften wir: Rom iſt die Stadt der Gnade! . . . Ein Pilger rief: Rom iſt mit Abläſſen gepflaſtert! Ich verzieh einem Mund, der dem natür-

lichen Jubel des frommen Entzückens erwiderte: Noch mehr, denk' ich, dein eigen Herz! — Diese Denkerphraſe — deutſch geſprochen! Ich verzieh dem Sprecher, weil er ein Greis war" . . .

Hubertus hielt hier einen Augenblick inne . . . Dieſes greiſen deutſchen Pilgers hatte er oft gedacht . . . Auch ihm und Klingsohr war er ſtreng geweſen; aber eine verklärte und wieder andere verklärende Natur bei alledem . . . Wo mochte wol dieſer Reiſegefährte weilen! . . .

Dann fuhr Hubertus zu leſen fort:

„Wir mußten mit den andern oft in den Felſen ſchlafen, vermieden die großen Städte, deren Zinnen und Domthürme ich nur fernher aufragen ſah, wie die Märchenerinnerungen meiner Jugend . . . Parma! Florenz! Siena! Welche Klänge! . . . Aber in Höhlen, oft zu Räubern, mußten wir flüchten, bis wir endlich in dieſem öden Keſſelthal ankamen, das Euch die »wüſte« Campagna heißt — Die wüſte! Ihr leipziger Nationalökonomen, ein Hirtenland mußt' es ja ſein, wo wieder die Krippe des Heiles ſteht! Hier darfſt du ja, verlorene Welt, nur Schafhürden und Ställe ſuchen! Hier ſollſt du ja nur der Hirten Lobgeſang hören wollen, der dich doch in Correggio's »Nacht« entzückt, warum nicht in Wirklichkeit? . . . Endlich eines Morgens ging die Sonne auf und wir ſahen — die Stadt der Städte! Im Kern einer großen Muſchel liegt, nächſt Jeruſalem, die köſtlichſte Perle! . . . Das Auge unterſchied die Peterskuppel . . . Schon hörte das Ohr die Glocken der verſunkenen Kirche, die in meiner Bruſt ſchon ſeit dreißig Jahren »Rom« läuten; ich hörte ſie — nun von ſichtbaren Thürmen nieder-

hallen — Hoſiannah! rief alles um uns her ... La capitale du pardon! jauchzte ein Franzoſe ... Da umringen uns wieder die Häſcher des Paters Maurus. Die in der Knabenlectüre vielbelachten — «Sbirren» — häßliche Dreimaſter von Wachsleinen auf dem Kopf — ... Sie wiſſen, wer wir ſind. Sie wiſſen, woher wir kommen ... Sie führen uns über die Tiber zurück, die wir ſchon hinter uns hatten!... In der Abenddämmerung geleiten ſie uns einen jener rieſigen Aquäducte entlang, die man nicht ſehen kann ohne an Roms ewige Größe, an die fruchtloſen Belagerungen durch Attila, die Hohenſtaufen und Beelzebub zu denken, führen uns durch ein entlegen Thor auf einen hohen Berg und hier in ein Gefängniß, das wir ſeit dieſer Stunde nur zuweilen im Umkreis einiger hundert Schritte verlaſſen haben!... Vor unſerm Kloſter ſtürzen ſich die Waſſer jenes Aquäductes, dem wir folgten, in ein Becken und gleiten nach Rom hinunter, das, ſagt man, vom Gerieſel der Brunnen und Cascaden wie ein einziger Quell des Lebens rauſchen ſoll! — — Wir hier oben aber verſchmachten! Wir müſſen uns der Gewalt des Pater Maurus, die bis hieher reicht, ergeben! — ... Wohlan, die Ordnung herrſche in der Welt, ſelbſt in den Händen unwürdiger Gotteswerkzeuge! Wir wollen unſer Joch-Jahr dulden. Aber die Zukunft! Soll ſie denn nur, nur den Tod bergen? ... Wenn Ihre große Güte, hochgnädigſter Biſchof, es übernähme, ein Wort des Zeugniſſes für uns beim General zu ſprechen! Wenn Sie Ihren Nachbar, den Erzbiſchof von Coni, Cardinal Feſelotti, der, wie man ſagt, die Stelle des Großpönitentiars der Chriſtenheit erhalten wird, für uns gewännen! Das Elend meines Lebens

kennen Sie! Sie wiſſen, was ich dem Kreuz des Erlöſers ſchon alles von Menſchenſchuld aufgebürdet habe! Sie kennen Klingsohr's Sünden — auch ſeine verwelkten Roſen — Sie wiſſen, welche Hand den Lebensfrühling mir zerriß ... Ueber Trümmern aber iſt das Kreuz erſtanden! Ich will meine Fahne nicht mehr laſſen, die Fahne des geopferten Lammes! Laſſen Sie mich nicht ſtreiten unter ſinnloſen Führern! Das iſt das Schrecklichſte, unter Mitknechten ſtehen, die nicht wiſſen, weſſen Harniſch ſie angethan haben! Müßten wir nach Deutſchland zurück, zurück nach Witoborns öden Gaſſen, zu den dumpfen Wänden Himmelpforts, ſo würde der letzte Funke unſers Lebenslichtes erloſchen ſein! Lieber das Grab in Rom, als ein Leben im Leichentuch Deutſchlands! Sie, Sie ſind glücklich! Sie dürfen reden, hochwürdigſter Herr und Biſchof! Legen Sie Zeugniß für uns ab! Ein Wort von Ihnen zu unſerm General, ein Wort zu Cardinal Feſeletti, und man wirft uns nicht mehr mit denen zuſammen, die wie der Tag kommen und gehen. Auch mein guter Führer und Lehrer ſtürbe ſo gern in der Stadt der Katakomben. Er hat noch auf dem Amt in Witoborn eine Summe Geldes liegen, ungerecht Gut, das er der Sache der Gerechtigkeit ſchenken möchte. Er hoffte in Rom einen Erben zu finden, einen Krieger im Heer Seiner Heiligkeit, den zu erkundſchaften ihm noch keine Muße geboten ward. Fände er dieſen nicht, ſo würde er das Vermögen dem General ſeines Ordens anweiſen ... Laßt ihn eine Weile ſuchen! Laßt uns doch noch irgend eine ſchaffende Thätigkeit! Der Trieb zu helfen iſt Gradmeſſer noch vorhandener Lebensluſt. Mit dieſer

neuen schönen Sonne, die wir Gefangenen nur zu spärlich sahen, ist er in uns zurückgekehrt. Ich jage nicht mehr dem Spuk der nordischen Phantome nach. Dieser blaue Himmel, diese göttliche Luft, diese immer gleiche Stimmung der Natur selbst im Blättergrün, das im Winter nicht entschwindet, ach! sie gießen einen so vollen Glanz der Schönheit selbst über unsre bescheidensten Wünsche, daß ich mir vorkomme, als hätte meine seitherige Vergangenheit nur unter meiner unrichtigen Geburt im Norden gelitten. Meine Zweifel schwinden. In einem römischen Sonnenuntergang glaub' ich an das Labarum des Constantin, das ihm in den Wolken erschien! Ich sehe das Tabernakel des Hochamts in jeder bunten Wolke dieses italienischen Himmels! Halleluja! Die Kreuzesfahne voran! In diesem Zeichen Sieg und Hoffnung! Retten Sie uns! Retten Sie uns! Heinrich Klingsohr, genannt Pater Sebastus a Cruce. San-Pietro in Monterio, im Mai 18**."

Zu diesem Namen schrieb Bruder Hubertus:

„Eines hochgnädigsten Herrn und Bischofs gehorsamster Kreuzesträger und apostolischer Pilger Frater Hubertus."

Diesen Brief ganz flüssig zu lesen und dann zu unterschreiben kostete dem „Todtenkopf" einige Mühe ... Seine knöcherne Hand kritzelte lange an den wenigen Worten ... An der Stelle, wo von seinem Geld die Rede war, hielt er besorgt inne ... Er gedachte mismuthig jenes Wenzel von Terschka auf Westerhof, von dem er schon lange ahnte, daß er dessen Versicherungen, er wäre nicht jener Soldat, der einst im römischen Heer gestanden, zu leichtgläubig hingenommen, von dessen Verbleiben aber,

Urſprung, ſpäterer Flucht, Uebertritt, gegenwärtigem Aufenthalt in London die Eremiten im winterlichen Walde, die Flüchtlinge durch Deutſchland und Italien, die Gefangenen von Rom nichts erfahren hatten. Klingsohr kannte dieſen Terſchka nicht einmal dem Namen nach ... War die Erwähnung ſeines Geldes praktiſch? ... Wie würde dieſe Stelle auf den General wirken, wenn er ſie läſe? ... Vielleicht ganz förderlich! dachte endlich Hubertus mit einiger Pfiffigkeit ...

Gegen zehn Uhr erhob er ſich von ſeinem Maisſtroh ... Aufgeſchreckter denn je ... Dachte er an Terſchka, Picard, ſein Geld, ſo erſchienen ihm Eulen und Fledermäuſe und Brigitte von Gülpen rang unter ihnen die Hände und Hammaker's blutigen Kopf ſah er und Picard hing am brennenden Dachbalken und den Pater Fulgentius, den er „richtete", indem er ihn ruhig ſich ſelber tödten ließ, ſah er am Seile ſchweben ... Der Riegel ſeines Kerkers wurde klirrend zurückgeſchoben ...

Der fieberkranke Laienbruder war es ſelbſt, der, ſich ſchüttelnd, den mächtigen Sack brachte ... Er geleitete Hubertus an Sebaſtus' Zelle ...

Auch hier fiel die eiſerne Klammer ... Sebaſtus ſtand in erregter Spannung ... Rom und die langen Leiden hatten ſeinem ſonſt ſo vornehm verächtlich, ſo hochmüthig geringſchätzend in die Welt und auf andere Menſchen blickenden Weſen ſeit einiger Zeit eine vortheilhafte Veränderung gegeben ... Er ergriff den heimlich dargereichten Brief, ſiegelte ihn, während Hubertus dem Laienbruder, um dieſen zu zerſtreuen, ſeine Pillen rühmte und zu größerer Deutlichkeit das Ver-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04318/639

schwinden des Fiebers mit der Leere des mächtigen Sackes verglich . . . Dann steckte Sebastus unter der braunen Kutte den Brief zu sich und folgte dem Laienbruder, der beide auf die Terrasse zu den rauschenden Wassern führte . . .

Hier harrte ihrer Pater Vincente . . .

Benedictus Jesus Christus! . . .

In aeternum, Amen! . . .

Die drei Mönche schritten den Hügel San-Pietro nieder in jene kleinen gespenstischen Schatten der Bäume und Häuser, die ein helles Mondlicht wirft . . .

Alle drei schritten sie nach Rom hinunter in den gleichen Kutten . . . Die Kapuze über den Kopf gezogen, um den Leib des heiligen Franz von Assisi fliegende weißwollene Schnur . . . Die beiden Deutschen noch nach ihrer alten Regel in Sandalen . . . Pater Vincente mit entblößten Füßen.

## 2.

Pater Vincente war wol ſchon dreißig Jahre alt; doch hatte er noch alles von der weichen Jünglingsſchönheit des Antinous . . .

Seine Augen waren ſanft braun . . . Die Farbe ſeines Antlitzes, und nicht ganz vom Widerſchein der Strahlen des orangegelb über dem Albanergebirge herausgetretenen Mondes, war faſt gelblich . . . Das kurzgeſchnittene und die ſo ſchöngeformten kleinen Ohren grell freilaſſende Haar dunkelſchwarz . . . Der braune, jetzt von der Kapuze bedeckte Nacken ſchweifte ſich ſanftgebogen . . . Sein Mund war etwas aufgeworfen und wie zum Genuß des Lebens beſtimmt . . . Die hohle Wange ſtand in Verbindung mit ſanften Erhöhungen an den Winkeln und Lippen . . . Seine Geſtalt hatte etwas Aetheriſches; ſie ſchien, wie dies einſt dem heiligen Franciscus in Wirklichkeit geſchehen ſein ſoll, in den Lüften zu ſchweben . . . Viele, die ihn kannten, prophezeiten auf ſein Haupt — noch einſt die dreifache Krone — wie man in der katholiſchen Chriſtenheit jedem Leviten thut, der ſich durch gottſeligen Sinn auszeichnet . . .

Die beiden Deutschen gingen hinter dem Italiener, wie seine Diener . . . Doch wollte dieser nur ihr Führer sein . . . Hubertus ließ sich auch nichts von seinem bestimmten, festen, muntern Naturell nehmen . . . Was ihm durch den Sinn kam, plauderte er aus . . . Die Bäume am Wege nannte er alte Bekannte aus Indien; die Düfte, die von den botanischen Gärten herüberkamen, analysirte er nach den Pflanzen, denen sie angehörten . . . Den schmetternden Nachtigallen paßte er stillstehend auf; dem Mond drohte er, ihn, wenn er noch größer und ganz wie in Java würde, vor Freude in den Sack zu stecken . . . Alles das, sagte er, ist darum so prächtig hier, weil es ohne die Schlangen und die Tiger ist! . . .

Die Heiterkeit des wunderlichen Alten hatte seinen Leidensgefährten schon seit Jahren aufgerichtet . . . Sebastus nannte ihn schon im Kloster Himmelpfort den zweiten Philippus Neri . . . Philippus Neri war jener „kurzangebundene, humoristische", römische Heilige, von dem Goethe in seiner italienischen Reise erzählt . . . Könnte ich Ihnen den Schamanen und indischen Gaukler austreiben, sagte Sebastus schon oft, Ihre Wunderkraft und Heiligsprechung wäre verbürgt! Philippus Neri legte sich auf das Studium, den Menschen manchmal so unausstehlich zu werden wie möglich. So auch Sie! Es gelang freilich Ihrem heiligen Vorbilde nicht immer so ganz, wie Ihnen! Je mehr Philippus verletzte, desto mehr liebte man ihn. Je sogar die Thiere liefen ihm nach. Hunde zu tragen — war sonst eine Strafe der Verbrecher; Philippus trug sich immer

dem Gespräch über die Bildhauerkunst, welches Blasedow bald beginnen wird, eine recht passende Beschäftigung war.

Der Morgen entfaltete wieder alle im fünften Kapitel aufgezählten Reize. Die schöne Natur auf dem Lande ist etwas ganz Anderes, als das, was man gewöhnlich schöne Natur nennt. Wollte man euch Dichtern glauben, wie ihr uns die freie Luft, den Vogel und die Blume schildert, so würde man sich immer bitter getäuscht fühlen, wenn man in Wahrheit einmal anstatt Zimmerluft Gottesluft einhaucht. Die Dichter schildern nur im Festkleide, als wäre die Natur so eitel, daß sie mit Wahl und Absicht hier eine Nelke, dort einen Vogel vor die Brust und in's Haar steckt. Die Natur hat ihren Sonntagsstaat, das ist wahr: sie ist manchmal feierlicher, glätter, als sonst, sie ist reinlicher. Allein sie hat ihn nicht immer vor. Sie hat nicht immer die Glaceehandschuhe an, in welchen sie manche Lyriker schildern.

Es kommt bei der Natur auf dem Lande weit weniger auf die Farbe, als den Duft an. Die Dichter schildern nur die gemalte Natur, sie geben reizende Landschaften, aber doch immer nur Landschaften, sie glauben die Natur nicht anders schildern zu können, als indem sie sich selbst in Maler verwandeln. Gemälde wissen aber nichts von dem Duften der Natur. Was sie Duft nennen, das ist Farbe. Die Natur hat aber einen noch weit größern Reiz in dem Geruche, als in der Farbe. Diese Frische, wer kann sie schildern? wer hat sie geschildert?

Ich gestehe es, obwohl mit der größten Schüchternheit, daß Blasedow in Betreff dieses Themas längst die Absicht hatte, einmal eine Rettungsapologie des noch lebenden Pfarrers Schmidt in Werneuchen zu schreiben. Denn Blasedow glaubt, daß dieser Mann die Natur in ihrer echten, unver-

mit Hunden und duldete den Spott der römiſchen Jugend. In die Kirchen ging er und unterbrach die römiſchen Fénélons und Bourdaloues ſeiner Zeit gerade an ihren blumenreichſten Stellen. Da wollte er ihre Demuth prüfen, ob auch wol die geiſtreichen Rhetoriker nun ebenſo gelaſſen blieben, wie ſie ihren Zuhörern anempfahlen. Erſchien ihm die allerſeligſte Jungfrau, ſo ſpie er ſie an, und ſiehe da! es war eine Teufelslarve. Er ſagte: Ihm müßte dergleichen viel herrlicher erſcheinen! . . . Die „Vernunft“ in unſerer Heiligengeſchichte iſt noch gar nicht genug geſchildert worden . . .

So ſprach Klingsohr in Himmelpfort — Faſt hätte er ſich auch in Rom veranlaßt fühlen dürfen, wieder an dieſe alten Vergleichungen zu erinnern . . . Hubertus ſprach den ganzen Weg bis zum Ponte Siſto, der die Wanderer über die Tiber führte, vor Aufregung alles bunt über Eck durcheinander . . . Ja er wagte ſich an den Pater Vincente mit der italieniſchen Frage, nicht etwa wo das Capitol oder das Coliſeum oder die übrigen Klöſter des heiligen Franciscus lägen, ſondern wo er die päpſtliche Reiterkaſerne finden könnte . . .

Pater Vincente zeigte weit weg über die Tiber zur Peterskuppel hin und ſprach von einer dort befindlichen Porta Cavallaggieri . . .

Nun ereiferte ſich Hubertus über den Mangel an Briefkäſten . . . Und daß auch die Hauptpoſt nicht einmal des Nachts einen Briefkaſten offen hielt, wie ihm Pater Vincente verſicherte, rügte er ebenſo, wie der heilige Philippus Neri mit den Inſtitutionen von fünfzehn Päpſten, die er erlebt hatte, in ſtetem demokratiſchen Hader

lag und noch wenige Jahre vor ſeinem Tode und ſchon im Geruch der Heiligkeit nahe daran war, ſtatt als „heiliger Diogenes in der Tonne“ in allerlei römiſchen Winkeln zu leben, als Staatsgefangener auf die Engelsburg zu ziehen . . .

Als Hubertus die Unmöglichkeit, den Brief abzugeben, in deutſcher Sprache beklagte, mußte er erleben, daß Pater Vincente ſich umwandte und mit gebrochenem Deutſch einfiel:

Wiſſet Ihr denn nicht, daß Ihr keinen Briefwechſel führen dürft? Laßt mich doch nicht zum Beſchützer einer unerlaubten Handlung werden! . . .

Die betroffenen Mönche erfuhren zum erſten mal, daß Pater Vincente ſoviel Kenntniſſe in den Sprachen beſaß . . . Sie mußten ihren Unterhaltungen einen Dämpfer auflegen . . . Hubertus murmelte, verdrießlich über ſoviel Loyalität:

Sind wir wirklich im Lande der Mörder und Räuber? . . .

So kam er in die andächtig und feierlich gehobene Stimmung Klingsohr's, um den jetzt nur noch bald die Volksſtürme der Gracchen rauſchten, bald die erſten feierlichen Geſänge der Katakombenkirchen . . .

Die Wanderer hatten die innere Stadt betreten, die in ihren lebhafteſten Theilen jeder andern ſüdlichen gleicht und außer den an den Häuſern zahlreich angebrachten Balconen nichts Auffallendes hat. Die „ewige Stadt“ zeichnet ſich auch ſonſt am Tage durch ihre Schweigſamkeit aus, die gar nicht mit der lärmenden Weiſe Südeuropas ſtimmt. Die Herrſchaft der Prieſter bedingt

den Ton der Ehrfurcht und Zurückhaltung. Beim erſten Betreten macht Rom einen Eindruck, wie Venedig auf den Lagunen — lautlos gleiten die Gondeln über die dunkle Flut ... Jetzt war nun noch die Nacht hereingebrochen und vollends ſtill lagen die hier ſo engen, den erwerbenden Klaſſen angehörenden Straßen und kleinen Plätze. Dunkle Schatten hüllten die verſchloſſenen Häuſer ein. Nur da und dort brach der goldene Strahl des Mondes hervor und gab den ſchmutzigen Eckgiebeln, den verſchwärzten Balconen, hochragenden Schornſteinen eine verklärende Beleuchtung. Die vielen Fontainen Roms belebten die Stille. Fiel der Mond auf die Strahlen und die Baſſins, in die jene niederglitten, ſo glaubte man Büſchel von Gold- und Silberperlen zu ſehen. Oeffnete ſich ein größerer Platz und zeigte eines der hohen Staatsgebäude, eine der Kirchen oder einen der in dieſer Gegend ſeltenern Paläſte, ſo ſah man die Giebel, Thürme und Kuppeln in um ſo magiſcherem Lichte, als die Dunkelheit der Schatten daneben den Glanz derſelben erhöhte. Dazwiſchen durfte das Auge dann und wann glauben, Schneeflocken auf den Höhen zu ſehen. Das war dann weißer Marmor, ahnungerweckend aufblitzend ...

Klingsohr ſah wie zum zweiten mal geboren um ſich ... Die Erinnerungen umkrallten ihn rieſig, als Pater Vincente, der ſein hartes Wort wieder gut machen zu wollen ſchien, Erläuterungen zu geben begann ... Da ſagte der ſanfte Führer auch unter anderm auf ein wüſtes Gewirr von Häuſern zur Linken zeigend:

Il Ghetto! ...

Der Ghetto der Juden! . . . Die „Rumpelgaſſe“ Roms! . . . Ob auch hier, wo eine Nachtigall ſo mächtig ſchlug, wo die Fontana Tartarughe ſo traulich plätſcherte, wo am Mauerwerk wie verſtohlen eine ſchwarze Cypreſſe hervorlugte, ein Veilchen Igelsheimer leben mochte? . . . Ob auch hier die nächtliche Vertauſchung einer Mönchskutte möglich war gegen einen Ueberrock, mit dem ein toller Mönch in die Theater Roms lief? . . . .Lucinde huſchte für Klingsohr ſchon lange, lange am Wege . . . Da gab es ſchon ſo manchen ſchönen Kopf mit aufgelöſtem Haar an einem Fenſter, ein Mädchen, das eben ſchelmiſch noch einmal den Mond anguckte und dann erſt zu Bett gehen wollte . . . Da tönte eine Guitarre . . . Da ſcholl aus einer Schenke ein Jauchzen — das Schreien beim Morraſpiel . . . Jeſus, mein Feldherr! mußte ſchon der ewige Fahnenflüchtling rufen . . . Lucindens Geſtalt begleitete den ſo tief Verkommenen in jeder ſchönen Situation, ihn, den wie der Brief zeigte, den er in ſeiner Kutte trug, die trübſte Lebenserfahrung ſchon ſo tief gedemüthigt, ja zu der ihm ſonſt nicht eigenen Verſtellung gebracht hatte . . . Wie oft hatte nicht Lucinde, wenn Jérôme von Wittekind ſie im Latein unterrichtete, von Rom geſprochen und ihm was ſie gelernt wiedererzählt bei ihren Stelldicheins hinterm Pavillon unter den alten Ulmen auf Schloß Neuhof und noch in Kiel . . . Im Profeßhauſe der Jeſuiten hatte ſie dem Gefangenen Bilder einer größern Wirkſamkeit vorgegaukelt, deren Fernſichten bis nach Rom gingen . . . Wo mochte ſie wol jetzt weilen, ſie, die in ihren auch im Kloſter Himmelpfort ſpäter bekannt gewordenen, von der Regierung veröffentlichten Briefen an Beda Hunnius ihr

Lebenssymbol nicht selten wiederholt hatte: An der Schwelle der Peterskirche möcht' ich sterben! . . . Was alles mit ihr Hubertus in Witoborn vorgehabt, hatte Sebastus von diesem nicht ganz erfahren können . . .

Pater Vincente blieb freundlich und milde . . . Ging doch auch er mit der mächtigsten, gewiß auch ihm aufwachenden Poesie im Herzen dahin . . . Klingsohr hatte das Erlebniß von dem Kuß in der Beichte gehört . . . Er selbst kannte diese Schemen, die den heiligen Antonius peinigten, nur zu gut . . . Und diese Luftspiegelung der erregten Sinne, für die der schöne Jüngling und Mann dort hatte fünf Jahre büßen wollen, vermählte sich heute! . . . Er bettelte nun an ihrer Thür! . . . Da war ja die Welt Heinrich Heine's, die ihn einst so umfangen gehalten . . .

Das kommt, weil man „Madame" tituliret
Mein süßes Liebchen —

Jesus hilf! rief es in Klingsohr's Seele . . .

Pater Vincente deutete auf eine rechts sich noch einmal öffnende Durchsicht über die Tiber und auf einen jenseits in den blauen Lüften schwebenden fernen Punkt und sprach:

Das da ist das Asyl der Pilger! Eine fromme Stiftung des heiligen Philippus Neri! . . .

Hubertus lachte und drückte spähend seine schwarzen funkelnden Augen zu und hob die Kapuze in die Höhe und sah die so achtbaren Erinnerungen an einen Mann, mit dem er Aehnlichkeit haben sollte . . . Und ganz im Neri'schen Geist sprach er in seinem holländischen Deutsch durcheinander, rasch, als wenn Pater Vincente folgen könnte:

Das Haus sieht groß genug aus, um den Seckel der Wirthe zu füllen! Ja — wer Gott liebt, dem müssen alle Dinge zum Besten dienen — namentlich die Wohlthaten, die er spendet! Pater, wo wir in Italien auch hingehört haben, bringen die Bettler, die Armen, die Pilger, die Wallfahrer den Stiftern erst recht das Geld ein. Wie so? Wir sind mit Wallern gezogen, klopften an alle Pilgerasyle und bekamen ein Essen, so schlecht — um sich davon abzuwenden! Aber wir sahen die Oberalmeseniere und Spitalprioren in Kutschen an uns vorüberfahren. Im Walde gab es besseres Laub zum Schlafen, als in solchen Pilgerbetten . . . In Turin und in Parma flohen die Wallfahrer vor allen heiligen Asylen, weil sie, eben todtmüde angekommen, erst eine Procession durch die Stadt machen sollen, ehe sie zu essen kriegen . . . Herrgott, wer vollends, wie wir, die Sehnsucht hat, 'nmal eine hübsche Stadt näher zu betrachten, eine Stadt, die man endlich mit müden Füßen erreicht hat, dem schließen sie die Pforte vor der Nase, wenn er sich auch nur fünf Minuten an einem gnadenreichen Altar verspätete — Campirt draußen! heißt's . . . Da lernten wir den deutschen Pilger kennen — Woher kam er doch? Von Castellungo! Der alte Naseweis und Ketzer, aber ein redlicher Mann . . . Der sagte uns: Es steht geschrieben: Nächst dem Gebet eines Heiligen ist nichts vor Gott wirksamer, als das Gebet eines Wallfahrers . . . Freilich, das war Spott . . . Ein andrer Pilger war bereits dreißig Jahre auf dem Wege nach Jerusalem und immer — bei Montefiascone kehrte er um, da, wo der gute Wein wächst — Est! Est! sagte der deutsche

Pilger. Sie, Pater Sebastus, wußten gleich ein deutsches Lied darauf, das der andre auch gekannt. Widrige Winde machten nach Jerusalem die Schiffahrt gefährlich! sagte der dicke Pilger nach Monteſiascone ſeit dreißig Jahren. Der Schelm lebte von Hühnern und Gänſen — die man dem ewigen Kreuzfahrer nach dem heiligen Est! Est! nicht freiwillig gab ... Was zu ſchwer zum Forttragen war, half ihm ein dritter frommer Bruder verzehren, der eine Kette an den Füßen durch Spanien, Frankreich und Italien ſchleppte ... Nicht daß er von den Galeren kam — wenigſtens ſagte er's nicht — er kam aus Marokko, wo er der Sklaverei entronnen ſein wollte, und das Stück Kette trug er jetzt ordentlich wie ſeinen — Orden ... Heiland, das Italien iſt buntes Land! Haben die Leute nicht falſche Briefe mit großen Siegeln, wie nur echte Siegel ausſehen können! Und wußten ſie nicht alle Gebete, die den Seelen der frommen Stifter von Pilgerasylen im Himmel zugute kommen! ... Dort drüben alſo auch? ... Wird's beſſer da hergehen? ... Der heilige Philippus hat glücklicherweiſe das Gebet ſolcher verdächtigen Kreuzfahrer und erlöſten Chriſtenſklaven nicht nöthig ... Manchmal muß ich dem deutſchen Ketzer in ſeinen Zweifeln an allem von Herzen Recht geben ... Wo mag der Alte im Bart wol hingekommen ſein? ... Ich ziehe in die Katakomben! ſagte er immer ... Es klang wie Kyrie Eleyſon ...

Der „heilige Mynheer", wie Hubertus zuweilen von Sebaſtus genannt wurde, ſetzte beim Pater Vincente eine zu große Vollkommenheit in der Sprache voraus, die er ohnehin ſelbſt nur mit vielen Freiheiten ſprach

. . . Sein ganzer Ausfall auf die Wohlthätigkeitsanstalten der Kirche, die in den Schriften ſo vieler von Rom Verzauberten prunkend verzeichnet ſtehen, auf die mangelhafte Polizeiverwaltung, auf das ungeregelte Paßweſen bei Vagabunden — die ehrlichen Leute werden genug damit geplagt — erntete aus dem Munde des der Hochzeit Olympia's wehmüthig gedenkend dahinſchreitenden Prieſters nur die einzige Erwiderung:

Si! Si! Si! . . . Quest' un' theatro antico . . . Il theatro di Marcello! . . .

Selbſt die Erwähnung Caſtellungo's ſchien der Pater Vincente überhört und von dem Pilger nichts verſtanden zu haben . . . Und doch war es wol nur Frà Federigo, ſein Lehrer, ein Deutſcher, jener Mächtige, vor deſſen Lehren er einſt geflohen war und der faſt ſchon den Bruder Hubertus zu ſeinen Anſchauungen hinübergezogen zu haben ſchien . . .

Sebaſtus hörte nichts von alledem ... Der ſtarrte nur den im Schatten liegenden antiken Trümmerbau an . . .

Hier aber war es lebhafter geworden . . . Einzelne vergoldete Kutſchen mit prächtigen Livreen jagten vorüber, die Pferde aufgeputzt mit hängenden rothen Troddeln am Ohr und mit bunten Geſchirren . . . An die Rennbahn der Alten ließ ſich denken . . . Sebaſtus dachte, da er vom Marcellustheater hörte — an die alten Tage von Göttingen — Seltſame Ideenverbindung! An den auch von Doctor Püttmeyer verherrlichten „Quincunx" — das Schenkenzeichen! . . . Denn die „Goethe-Kneipe" mußte ja hier in der Nähe liegen, Goethe's Campanella, jetzt nur noch berühmt durch ihr Frem-

denbuch und ihren ſchlechten Wein . . . Die Trümmer des Marcellustheaters waren in Hütten und Paläſte verbaut . . . Dicht in der Nähe lag der Palaſt der Beatrice Cenci . . . Auf alles das beſann ſich Klingsohr aus ſeiner alten „klaſſiſchen Zeit“ . . .

Aber auch die „romantiſche“ wirkte mächtig . . . Schon begegnete man im ſich mehrenden Straßenleben andern Mönchen, die mit Körben und Säcken gleichfalls zur Porta Laterana liefen . . . Kapuzinern in langen Bärten, Franciscanern aller Grade, Auguſtinern, Karmelitern; ſelbſt die vornehmen Dominicaner erinnerten ſich, daß ſie das Gelübde der Armuth abgelegt hatten; auch ſie ſchickten ihre „Brüder“ auf die Hochzeit der Nichte des Cardinals . . . Kein Trupp ſtand dem andern Rede . . . Kein Lächeln hatten ſie oder nur eines, das nicht im mindeſten die phantaſtiſchen Geſtalten als in einer tollen Mummerei begriffen und ſich (Augur augurem!) erkennend darſtellte . . . Nur der Gewinnſucht galt es und dem Vorſprung, den ein Kloſter vor dem andern ſuchte . . . Die beiden Deutſchen ſahen ihre Mitſtreiter im römiſchen Lager . . . Welche Welt! . . . Und hier nun doch noch ſo ſpät ein Leben und Bewegen? . . . Da noch wird gekocht und geſchmort auf offener Straße? . . . Da noch werden Melonen ausgeſchrieen? . . . Noch Citronenwaſſer? . . . Friſche Kirſchen? . . . Klingen nicht ſogar Geigentöne? . . . Lacht nicht ein Policinell im Kaſten? . . . Das alles heute in der Hochzeitnacht Olympiens! . . . Roms Saturnalien! . . .

Noch haftete Sebaſtus' Phantaſie, wie das in Rom ſo geht, bald an Goethe, bald an Winckelmann, bald an

Ovid, bald an Horaz, die den Marcellus besungen haben, den Neffen des Kaisers Augustus, dem dies Theater da gewidmet ... Da erscholl plötzlich ein fernes Klagegeheul und ein hundertstimmiges Miserere ...

Es kam, wie Pater Vincente erläuterte, von der „Bruderschaft des Todes", den Begleitern der Leichen, die in Rom bei Nacht begraben werden ...

In wilder Hast, als wenn der Todte die Pest verbreitete oder als wenn Christen einen eben gerichteten Märtyrer in die vor den Thoren gelegenen heimlichen Begräbnißstätten flüchteten, trugen Männer in langen, schwarzen oder weißen, über den Kopf gezogenen Kutten, die nur den Augen zwei kleine Lücken ließen, wie Gespenster einen Sarg dahin ... Andere dazu schwangen Fackeln ... Neben den Fackeln liefen Bursche und sammelten in Schalen das tröpfelnde Wachs, das sich wieder brauchen ließ ... Schnuphase hätte sich niedergeworfen wie alle — er schon vor solcher heiligen Sparsamkeit ... Mönche und Bruderschaften, einen Priester mit seinem Akoluthen und Meßknaben umringend, sangen: Miserere! in nicht endender Litanei ... Vor dem klingelbegleiteten Sanctissimum, das der Priester hoch in den Fackelqualm emporhielt, warf sich alles nieder ... Aber immer weiter, weiter, wie auf rasender Flucht, ging der Zug dahin ... Pater Vincente sagte — um die Leiche in eine Kirche jenseits der Tiber zu stellen, von wo sie erst der gewöhnliche Leichenwagen abholt ... Der Todtenkopf des „Bruder Abtödter" war Leben gegen die Vorstellung, daß unter allen diesen weißen und schwarzen Kutten und Kapuzen Skelette wandeln müßten ... Aus

fälſchten Wahrheit beſſer geſchildert hat, als Goethe, der ihn als Apollo der Muſen und Grazien in der Mark verſpottete, als Uhland, der in dem Rufe ſteht, vorzugsweiſe ein Dichter der Natur zu ſein. Ich rede von Italien, auch von der Schweiz nicht; allein ſo wie die Natur von Schmidt in Beziehung auf die Mark Brandenburg geſchildert iſt, ſo, konnte Blaſedow nicht läugnen, würde auch das Fürſtenthum Sayn-Sayn zugeſtehen müſſen, daß es in ſeinen eigenthümlichen Naturreizen vollkommen getroffen wäre. Sand ſogar hatte Blaſedow noch überall in Deutſchland gefunden, Staub ohne allen Zweifel in Italien auch. Fröſche finden ſich in allen Sümpfen und Sümpfe gibt es außerhalb der Mark und Sayn-Sayn's ſogar noch weit mehr, als innerhalb. Man hat über die Poeſieen des Pfarrers Schmidt eine ganz falſche Anſicht und verwechſelt ſie mit den Voß'ſchen Gedichten, die bei Weitem, was die Naturſchilderung anlangt, tiefer ſtehen, als die des Werneuchner Schmidt.

„Es wird in Deutſchland ſo viel nachgebetet," ſagte Blaſedow zuweilen, „daß der, welcher ſeinen eigenen Weg geht, für einen nach Originalität ſüchtelnden Narren angeſehen wird." Man möge über Blaſedow's geſunde Vernunft den Stab brechen; allein was dieſer einmal gegen Tobianus über den Feldprediger Schmidt ſagte, ſcheint die Rede eines beſonnenen Mannes und eines feinen Kenners der wahren Natur zu ſein. Tobianus brüſtete ſich mit ſeiner Kenntniß der Gemeinplätze. Er konnte die Natur, die ihn umgab, nicht genießen. Wollt' er ſich eine Vorſtellung über die Schönheit der Natur machen, ſo mußt' er ſich erſt eine Landſchaft zuſammenſetzen, wobei Italien und der Orient eine größere Rolle ſpielten als ſeine Heimath. Was war

den kleinen Oeffnungen vor den Augen dieſer Männer glühte es wie leuchtende Kohlen . . .

Nehmen wir den Weg über das Capitol! ſagte Pater Vincente, als ſich die Mönche mit den andern wieder erhoben hatten und der wilde Zug vorüber war . . . Ihn ſchien er nicht erſchüttert, nicht ſo zur Eile gedrängt zu haben, wie den Pater Sebaſtus . . . Zur Eile! . . . Muſterte eben die „Braut von Rom", wie ein Schmeichler die junge Fürſtin heute beſungen, oder der Cardinal oder die Herzogin von Amarillas die Reihen der Mendicanten, die an der Pforte der Villa Rucca ſtanden — er war ja deſſen gewiß, daß San-Pietro in Montorio vor allen andern Klöſtern bedacht werden würde . . . Olympia zeichnete reuevoll ſein Kloſter aus . . . Ihn bedrohte, das ſagte man ſeit einiger Zeit, in der That der Hut des Cardinalats . . .

Bei Klingsohr — wie war da nun freilich die Erinnerung dahin — an Goethe's Campanella —! . . . Dieſer ſchreckhafte Leichenzug — und jene Römerin, auf deren Rücken der Dichter des Fauſt hier einſt Hexameter getrommelt zu haben vorgab, die Goethe, Klingsohr wußte es, erſt in Weimar auf dem Rücken der „Dame Vulpius" trommelte, paßten nicht zuſammen . . . Memento mori! . . . Auch Goethe hat es erfahren! ſagte ſich Klingsohr ſinnend zum Capitol aufſteigend . . . Hier, wo er den Becher der Lebensluſt, kurz vor dem Scheiden der männlichen Kraft, in ſeinen vierziger Jahren noch einmal wie ein Sohn der Griechen getrunken hat, hier mußte er ja dem einzigen Sohn, dem Sohn jener in römiſche Reminiſcenzen maskirten Thüringerin, an der Pyramide

des Cäſtius, dem Begräbnißplatz der Proteſtanten, eine wahrere Grabesinſchrift ſetzen . . . Hier ſtarb Goethe's einziger Sohn . . . Flüchtig zog und faſt ſchon von ihm in Rhythmen gebracht der Gedanke durch ſeine Seele:

Wo nur ſind' ich den Wirth zur Campanella! Der Schenke,
Wo ich Falerner geſucht — „Lacrymä Chriſti" nun fand!
Firnen aus Golgatha! Nicht aus den Trauben der Schlacke,
Die der Veſuv uns ſchenkt, Leidenſchaft, wenn ſie verglüht!
Deutſcher Apoll! Hier war's, hier haſt du Verſe getrommelt —
Auf der Römerin Leib — ſchwelgteſt in ſeliger Luſt —
Und erfuhrſt nur dein Maaß! Die Pyramide des Cäſtius
Blieb das Ende vom Lied! Blieb der Morgen der Nacht —!
Wahrheit und Lüge! O wohl, ſo mürriſch ſtrafen die Götter!
Wandle gen Rom, o Menſch! Rom iſt der Menſch und die Welt!

Ein tiefes, tiefes Schweigen folgte nun . . . Glocken hallten von den Thürmen . . . Man erſtieg einen Calvarienberg — das ſind die Stufen zum Capitol . . .

Zur Linken wohnt — der heimatliche Geſandte, auf deſſen Autorität vor drei Vierteljahren drei Gensdarmen am Ponte Molle auf die deutſchen Flüchtlinge gewartet hatten! . . . Zur Rechten — der tarpejiſche Felſen, der jetzt derſelben Krone gehört . . . Wie ſchüttelte Sebaſtus all dieſen „Staub" von ſeinen Füßen! . . . Wie hatte er für ewig dieſer „ghibelliniſchen" Welt entſagt! . . . Das Capitol! rief er und über ſeinen Sandalen ſchmerzte ihm der Fuß, ſo trotzig ſtampfte er vor dem Wappen ſeines Landesherrn auf . . .

Da lag ein mittelalterlich Haus vor ihm, die Stätte des gebrochenen Capitols . . . Einige Brunnenſtatuen vor ihm und ein kleiner Platz, auf dem, vom Mond beleuchtet, Marc Aurel zu Pferde ſitzt — Ein Gelehrter, der

über dem Studium der Philoſophie ſeine alten Schlachten vergaß! ſagte Klingsohr mit Hindeutung auf die ihm nicht kriegeriſch erſcheinende Haltung des Reiters und auf — „Euern Friedrich, den ſogenannten Großen —!"

Jetzt ſchlug es elf . . .

Bergab ging es auf die Trümmerſtätte des alten Forums . . .

Ein Leichenfeld! ſprach Pater Vincente . . .

In ſeinen Erläuterungen ging er nicht über Petrus und Paulus hinaus . . . Die Gracchen — Cicero! . . . Das mußte ſich Klingsohr ſelber ſprechen . . . Sein Blick ſtarrte dem Untergang der Erhabenheit . . .

Hubertus kannte von den alten Zeiten nur ſo viel, als nöthig war um zu begreifen, daß hier die begrabene Macht eines alten Volkes lag, das einſt die Welt beherrſchte . . . Zertrümmerte Portale, einſame Säulen, Triumphbögen mit zerbrochenen Statuen . . . Am Tag ein wüſt erſchütternder Anblick, den jetzt das Zauberlicht des Monds verklärte . . . Dort oben auf dem Palatin wohnten die weltgebietenden Cäſaren . . . Ein magiſches Goldnetz hält die grünen Hügel und die Steine umwoben . . . Wären dieſe vom Corſo herüberraſſelnden Wagen, dieſe lachenden Menſchen nicht geweſen, die zu ſpät zu kommen fürchteten zu der auf Mitternacht angeſetzten Hochzeits-Girandola, die durch die Fenſter eines am milchblauen Himmel auftauchenden dunklen Gebäudes ſchon zu beginnen ſchien, wenn ein Knabe rief: Eine Leuchtkugel! — Der Knabe meinte einen Stern, der ſo plötzlich durch die Oeffnungen des Coliſeums blinkte . . .

Das Coliſeum! . . . Sebaſtus hätte wünſchen mö-

gen, Niemand hier zu ſehen und zu hören und nur allein zu wandeln . . . Allein mit Livius und Niebuhr . . . Da ein Tempel, dort eine Baſtlika . . . Wie mag es hier einſt geſummt haben, als die Comitien des Volks verſammelt waren und die Conſuln Roms gewählt wurden! . . . Wohin entläßt uns dies Thor? flüſterte er . . . Iſt es nicht der Triumphbogen des Titus, als er Jeruſalem zerſtört hatte? . . . Sein „Credat Judaeus Apella" fiel ihm ein . . . Doch der „Virtuoſe im Glauben" — hier hatte er keinen Zweifel zu hegen nöthig. Da an der Wand des Thors ſah er den ſiebenarmigen Leuchter, den Tiſch, die Schaubrote, die Jubeljahrpoſaunen, die Bundeslade . . . Die erhabene Stelle war's, wo ſich Jupiter und Jehova ſo nahe berührten! . . . Aber — kein Jude geht gern unter dieſem Bogen hinweg, kein Jude blickt gern auf jenes Rieſengebäude, das dreißigtauſend gefangene Juden gebaut haben ſollen . . .

Was Vincente ſo und ähnlich erläuterte, wußte Klingsohr alles . . .

Aber kaum gedachte er Löb Seligmann's, deſſen phyſiſche Kraft zum Streichen der Ziegel für dieſen Rieſenbau in keinem Verhältniß geſtanden haben würde — als er Veilchens gedenken mußte . . . Veilchens, die ihm einſt bei ſeinen Beſuchen in der Rumpelgaſſe geſagt hatte: „Sie ſind ein Menſch der Selbſtqual, der Reue, des Gewiſſens — ewig wird's Ihnen gehen, wie's dem Kaiſer Titus ging, als er Jeruſalem zerſtört hatte! Da iſt Titus zu Waſſer gegangen mit ſeiner ſiegreichen Armee und ein Sturm zog herauf und die gefangenen Juden triumphirten, weil ſie dachten, Gott hätte ſeine Rache auf das

Meer aufgespart. Und Titus bekam Angst, spottete und sprach: Zu Land ist Adonai schwach, aber zu Wasser — da kommt er, scheint es doch, dem Neptunus gleich! Wahrlich, spottete er, Adonai hat die Sündflut befohlen, er hat die Aegypter im Rothen Meer ersäuft, er hat den Sissera am Strom Kischon geschlagen, er wird auch für Jerusalem seine Rache nehmen auf dem Mittelländischen Meer! . . . Da aber ist gekommen eine Stimme aus dem Himmel und hat dem Spötter gerufen: Titus, Titus ich habe Jerusalem untergehen lassen wegen seiner Gottlosigkeit! Weil du aber meiner Langmuth spottest, so sollst auch du meine Macht kennen lernen, aber — zu Lande! Das Meer ward da stille und Titus betrat unter dem Jauchzen des Volks das feste Land. Wie er recht von Herzen über den Judengott lachte, flog ihm in die Nase eine Mücke, wie sie nur auf dem Lande vorkommt, und bohrte sich tief in sein Gehirn. Sieben Jahre hat Titus davon die schrecklichsten Schmerzen im Kopf gehabt, denn die Mücke starb nicht, sondern sie wurde immer größer und sie summte bei Tag und bei Nacht. Einst ging er bei einem Schmied vorüber. Bei den Amboßschlägen hörte die Mücke zu summen auf. Da stellte sich Titus dreißig Tage an den Amboß und die Mücke schwieg. Am einunddreißigsten aber fing sie wieder zu summen an; sie hatte sich an den Hammerschlag gewöhnt und Titus mußte sterben. Als sie sein Gehirn aufmachten, kam ein Thier zum Vorschein, so groß wie ein Vogel. Der Mund war von Kupfer und die Füße waren von Eisen — —" Nun schloß die Spinozistin: „Daß Sie sind katholisch und ein

Mönch geworden, Herr Pater, das ist bei Ihnen die Schmiede gewesen und die Mücke ist nun auch vielleicht dreißig Tage still ... Aber ich will nicht wünschen, daß sie am einunddreißigsten wieder lebendig wird!" ...

Wie wurde sie aber schon so oft so lebendig! ... Schon damals wurde sie's beim Schweigen, das der Kirchenfürst dem Pater als Buße auferlegt hatte, beim Begegnen Lucindens in der Kathedrale ... Nun all dies Große und Majestätische Roms! ... Und wenn auch Klingsohr damals zu Veilchen sagte: „Jehova rächte sich allerdings an den Römern zu Wasser — durch die Taufe!" — wie summte ihm doch die Mücke jetzt und wisperte: Ist Golgatha die Welt? Haben die alten Götter keine Rechte mehr? ...

Klingsohr schritt dahin, fast wie einst in Göttingen, wenn er die Titel der hundert Bücher auf den Lippen führte, „die er schreiben wollte" ...

Pater Vincente, in dessen Seele es still und ruhig schien, lenkte zum Coliseum ein ... Er betrat es, den fremden armen Gefangenen zu Liebe ...

Wäre die Nacht nicht so hell und belebt gewesen, so würde dies mächtige Rund den Eindruck eines Schlupfwinkels für Räuber gemacht haben ... Es liegt so einsam — umwuchert von wildwachsenden Büschen, die oben aus den Fenstern herausbrechen; die Vegetation hat seit tausend Jahren in allen Stockwerken bis zur obersten Galerie Platz gegriffen ... Die Bogengewölbe, die geborstenen Säulen, die zertrümmerten Rundmauern waren im Mondlicht wie die Erscheinung eines Traums ... Von Luft und Licht gewoben schien dies Bild eine

märchenhafte Täuſchung . . . Aber ſicher, feſt und natürlich widerhallte Schritt und Geſpräch unter der Bogenwölbung des Eingangs; nur zu deutlich ſah man drinnen die Sitze, von denen herab Tauſende auf Menſchenkämpfe einſt blickten mit jenen Thieren der Wüſte, die hinter den eiſernen Gittern da geborgen und durch Hunger zur Wuth gereizt wurden . . . In der Mitte ſteht zur Entſühnung ſolcher Erinnerungen an den tiefſten Verfall der Menſchheit ein kleines Kreuz . . . Rundum ziehen ſich die Bilder eines Stationswegs . . . Eine Heiligung, die erler gedacht als ausgeführt iſt! . . . Das ſagte ſelbſt Pater Vincente, der niederkniete und einen mit einem Kreuz bezeichneten Stein küßte, auf dem Hubertus mühſam las: „Wer — dies Kreuz — küßt, hat auf ein Jahr und 40 Tage — Ablaß.“ . . .

Hubertus folgte dem Beiſpiel des frommen Paters . . . Natürlich mußte es auch der Mönch Sebaſtus thun, ſo wenig die Hoffnung, vierhundert Tage im Fegfeuer Linderung zu gewinnen, in dieſem Augenblick ſeiner Stimmung entſprach . . . Die Mücke des Titus ſchwieg nicht mehr. Er ſtand nicht mehr an ſeiner Schmiede . . . Es ergriffen ihn die Schauer der Vergangenheit . . . Wenn er auch nur des heiligen Auguſtin gedachte, der ſeinen Freund Alypius von ſeiner Leidenſchaft für Gladiatorenkämpfe hier im Coliſeum durch einen plötzlichen Schauer vorm ſtrömenden Blut der ſich Mordenden geheilt ſah, ſo mußten ihm wol ſeine hohlen großen Augen rollen und Gedanken kommen, wie der, den er ausſprach:

Hier dies kleine armſelige Kreuz! Hier hätte Miche Angelo einen ſeiner Giganten herſtellen ſollen! So groß,

so hoch, wie der Koloß von Rhodus! Bis an die obersten Sitze hätte der Blick eines Daniel reichen müssen, zu dessen Füßen die besänftigten Löwen sich schmiegten! Niederbohren mußte der Prophet mit dem Busch seiner Augenbrauen die wilden Thiere auf dem blutigen Sande um sich her und — die Thiere in den Herzen dieser Zuschauer! . . . Marcus der Evangelist, der die Bibel emporhält, hätte wie ein Geisterbeschwörer stehen müssen, sein aufhorchender Löwe neben ihm, auch gebändigt, auch in die Falten seines Gewandes scheu sich schmiegend! Was soll dies kleine Kreuz! . . .

Hier möcht' ich im Chor singen! sagte Hubertus . . . Er übte seine Stimme so laut, daß es weit dahinschallte . . .

Pater Vincente verstand sein deutsch gesprochenes Wort, nickte und entgegnete, das geschähe hier alle Freitage — von den Kapuzinern . . . Zeigte er dabei auf die Fenster hinauf mit dem vom Nachtwind leise bewegten wildwuchernden Gebüsch, auf den Mond, der hinter den Oeffnungen bald hervorblitzte, bald sich versteckte — und dann sie selbst in der Mitte des riesigen Baues beleuchtete, wovon sie Schatten warfen wie — „kleine bucklige Gnomen", so war dieser Vergleich aus Sebastus' Munde die von ihrem Führer wol kaum verstandene — ironische Antwort . . .

Die Wanderer wandten sich der Eingangswölbung zu . . . Klingsohr fand sich allmählich zurück in seine Gegenwart; sie näherten sich heiligen Stätten . . . Sie bestiegen einen aufwärts gehenden Weg und kamen in eine Art Vorstadt, an deren äußerstem Ende einer der drei Paläste der Stellvertreter Christi liegt, der Lateran.

In alten Zeiten als Burg der dreifachen Krone hervorragend vor Quirinal und Vatican, erhält sich der Lateran jetzt nur noch in seiner Autorität durch die Gerechtsame, die nebenan auf der ältesten Pfarrkirche Roms, Sanct-Johannes, ruhen, auf dem Heiligthum des größten der von Thiebold de Jonge einst so kritisch beurtheilten Kreuzessplitter, auf der Platte, auf der einst das Abendmahl eingesetzt wurde, auf dem Heiligthum jener hier aufgestellten „Heiligen Treppe", an deren Fuß Petrus den Herrn verleugnete . . . Sonst ist hier alles am Tag so still und öde, wie ein Sonntagsnachmittag in einer kleinen Stadt — in dieser Nacht rauschte ein buntes, bewegtes Leben . . .

Alles drängte dem Thor zu, vorüber am Obelisken des Constantin und zur Straße, die hinaus nach Albano führt . . . Militär sprengte dahin, um die Ordnung zu erhalten . . . Wagen in grotesker Vergoldung, mit Bedienten, die hier dem neuesten englischen Geschmack, dort der Rococozeit angehörten, folgten sich einander — jetzt schon in langsamerer Fahrt . . . Auf den Trotteirs und die langen Mauern der Vorstadtgärten entlang drängten die Bürger in ihren kurzen Jacken und Manchesterhosen, die kurzen Mäntel übergeworfen, weiße Hüte oder bunte Mützen auf den unrasirten braunen Köpfen . . . Die Frauen selten noch in der Tracht der alten Zeit . . . Englands Baumwolle hat die bunten Nationaltrachten schon aus Sicilien und Griechenland verjagt; die gelben Mädchen der Hindus gehen in Kattunröcken unsres Schnitts . . . Nur der Kopf bleibt noch zuweilen national; hier war das dunkelschwarze Haar der Röme-

rinnen schön geflochten, geziert vom bunten Kamm, vom silbernen Pfeil; selbst der Matrone wirres und weißes Haar blieb nicht ohne Schmuck ... Würde und Selbstbewußtsein liegt im festen Gang aller dieser dicken Krämer und Wurststopfer ... Von den ausgelassenen Späßen, mit denen sich bei solchem Anlaß jenseits der Berge die Volksmassen geneckt haben würden, fand sich wenig Spur ... Kein Anschluß; Jeder für sich ... Die Erwartung galt der „Girandola", dem Anblick der geputzten Herrschaften, den ausgeworfenen Zuckerspenden und Schaumünzen ... Höflich bog man dem schwarzen Rock des Augustiners aus, der braunen Kapuzinerkutte, der weißen Schnur des Franciscaners, dem grauen Rock des Karmeliters, dem weißen des Dominicaners ... Alle diese kamen mit Körben und Säcken, mit riesigen Kannen sogar, ohne die mindeste Rücksicht auf lächerliche Störung ihres malerischen Effects ... Italien hat seine eigne Aesthetik ... Es besitzt Raphael — aber ein Offizier mit einem Regenschirm — ein Dorfpfarrer auf einem Esel — und zwei Reiter zugleich auf Einem Pferde erscheinen ihm nicht im mindesten lächerlich ...

Die herrlichen Gärten dann ... Leider nur mit hohen Mauern verschlossen, wie überall in Italien ... Hängen die Jasminkronen auch nicht herüber, so erfüllen sie mit ihrem Duft die Straßen um so ahnungerweckender ... Da und dort zeigt sich denn auch wol in den neidischen Mauern ein kleiner eiserner Ausbruch, durchzogen von blühenden Rosenranken oder purpurrothen Asklepiadeen ... Jenseits des Thors schweift der freie

ihm ſchöne Natur ohne ein griechiſches Tempelchen? Blaſedow durchſchaute die Rüge der Feldprediger Schmidt'ſchen Poeſieen und ſagte damals: „Daß ich zur Idylle des Landlebens geboren bin, iſt unwahrſcheinlich; wenigſtens wär' ich lieber ein Matroſe und kletterte allmälig bis in den Maſtkorb der Admiralität, als daß ich Candidat wurde und es nie werde weiter bringen, als höchſtens dazu, einmal Ihr Superintendent zu werden, Tobianus! Nun ja, Sie ſcheinen ſelbſt ſagen zu wollen: daß es damit gute Wege hätte. Ich glaub' es ſelbſt und beneide den Vorzug nicht, den man Ihnen vielleicht geben dürfte. Da ich nun aber einmal auf die Natur angewieſen bin und ſie mir nicht ſo wie meine Haare von der Stirne wegſcheiteln kann, ſo find' ich noch immer, daß Schmidt die vittoreske Seite der deutſchen Landpfarrer am beſten gezeichnet hat."

Da ſich überhaupt Blaſedow an jenem Sonnabend beſann, wie er ſeinen plaſtiſchen Unterricht mit Amandus beginnen ſollte, ſo wollen wir dieſe Pauſe benutzen, um hier in der That ſeine Meinung über den Feldprediger Schmidt ausführlich einzuſchalten. Er entwickelte ſich folgendermaßen:

„Man hat viel zu überſpannte Begriffe von der ländlichen Natur und ſelbſt von ihren Schönheiten kennt man nicht den eigentlichen Werth. Der Spaziergänger iſt hier nur ein Eilwagenreiſender. Wer dieſe Natur ſchätzen will, muß in ihrem Schoße leben. Das Landleben iſt von Schmidt mit jener Gourmandiſe, die auch dem Kuhmiſt ein Arom abzugewinnen verſteht, durchgekoſtet worden. Man kann verſichert ſein, daß das Naturkätzchen, welches er ſchildert, ſich nicht geleckt und geputzt hat. Er ſchildert keinen Baum, ohne daß man darauf auch die Raupe kriechen ſähe. Er ſchildert

ungehinderte Blick auf die im blauen Licht ſchimmernde Campagna, auf die Gebirge; nun zur Rechten liegen Villen und Gärten, die ſich an die des Lateran anlehnen . . . Die fünfte oder ſechste darunter iſt die heut an einer bunten Illumination weithin ſchon kenntliche, vom Volk umwogte Villa Rucca . . .

Vier mit blauen, rothen, gelben, violetten Lampen geſchmückte Obelisken bilden die Eckpfeiler am heute geöffneten Eingangsgitter . . . Die hohe Gartenmauer iſt mit einer flimmernden Guirlande von Hunderten kleiner Flammen geziert . . . Im Garten vor der beleuchteten Villa brennt eine rieſige Sonne, rings umgeben von den koſtbarſten Südpflanzen . . . Perſpectiviſch berechnet, am Ende einer ſchimmernden Ahornallee glänzt ein ſichelförmig niedergleitender Waſſerfall, hinter deſſen kryſtallnen durchſichtigen Fluten geſchäftige Hände die Künſte der Sanct-Peterskuppel-Beleuchtung nachahmen, die beweglichen Lampenſtänder auf- und niederſchwenkend . . . Muſik hallt aus den beleuchteten Sälen der illuminirten Villa . . . Dann und wann ſchießt in die magiſch blaue, unendlich weiche, milde Luft ſchon eine Leuchtkugel, ein mit dem Mondlicht wetteifernder Vorbote des Feuerwerks . . . Das ihm aufjauchzende Volk drängt bis an die große Sonne . . . Von da ab werden nur noch die Mönche und die Träger von privilegirten Büchſen hindurchgelaſſen . . . Todtenbrüder in ihren unheimlichen Hemden fehlen nicht . . . Man hatte ausgeſprengt, der Cardinal Ceccone ſpendete heute Gaben im Werth von dreitauſend Scudi und die Aeltern des Prinzen Rucca die nämliche Summe . . . Das Gerücht ſchien ſich an-

nähernd zu bestätigen . . . Ein Harlekin ergötzte das Volk über das Gitter hinweg durch Würfe von Münzen . . . Diese waren freilich nur noch von gebackenem Zucker, aber eine Tombola war im Gange, bei der einige silberne Uhren ausgespielt werden sollten, ohne daß man den Einsatz bezahlte — die Loose wurden über die Häupter hinweggeworfen . . . Nächst Madonna Maria ist Fortuna die größte Heilige in Rom . . .

Pater Vincente, Pater Sebastus, Bruder Hubertus wurden durch die Chaine gelassen, die die Soldaten und Gensdarmen zogen . . . Man wies sie an ein Seitengebäude, wo vor einer noch geschlossnen Pforte eine förmliche Kirchenversammlung gehalten wurde . . . Am heiligen Grab in Jerusalem mag es zur Osterzeit so aussehen, wenn sich die Mönche aller Orden der Christenheit zusammenfinden und je nach Umständen beten, Tauschhandel treiben oder — sich prügeln . . . Die Türken sollen den christlichen „Caricaturen des Heiligsten" mit stillem Lächeln zusehen und abwechselnd bald zum Pfeifenrohr, bald zur Peitsche greifen . .-.

Klingsohr fühlte heute ähnliche Anwandelungen aus Goethe's „west-östlichem Divan" . . . Er drängte vorwärts und staunte der Wiederkehr seiner alten göttinger Burschenkraft . . . Hubertus warf schon hier einen Kapuziner, dort einen Karmeliter aus dem Wege . . . Als die übrigen Franciscaner den heiligen Pater Vincente sahen, fielen sie ehrfurchtsvoll in den Ruf einiger Stimmen ein:

Platz dem Sack von San-Pietro in Montorio! . . .

## 3.

Conteſſina Olympia Maldachini hatte zwar immer die Villa Rucca nach dem runden und geſchweiften Rococoſtyl ihrer Bauart eine „altbackene Brezel“ genannt und damit die empfindlichſte Seite der Ruccas, ihren — von einem Bäcker herſtammenden Urſprung berührt . . .

Aber die geöffneten Räume der altmodiſchen marmornen Kommode, das große Oval des Saales mit den kleinen Seitenpavillons und den nach hinten hinausgehenden Terraſſen, die faſt noch eine Ausdehnung des Saales ſchienen, boten doch darum einen glänzenden Anblick . . .

Ein ſolches Feſt, wo das Auge unter Lichtern, Blumen, Statuen nicht mehr herausfindet, ob der Fuß innerhalb oder außerhalb eines Saales, in geſchloſſenen Räumen oder auf Veranden und Altanen verweilt, kann man nur im Süden feiern . . . Die Gunſt des Himmels muß eine ſichere ſein; kein Wölkchen darf das Vertrauen auf die Mitwirkung der Natur zur Luſt der Menſchen ſtören . . .

In dem Saal, in den Nebenzimmern, auf den mit blendend weißen, ſilber- und kryſtallſtarrenden Tafeln ge-

schmückten Terrassen wogten einige Hundert der vornehmsten Gäste mit glänzender Dienerschaft . . . Männer und Frauen in den reichsten Toiletten . . . Die Römerinnen der hohen Aristokratie hie und da imposant; aber bei weitem die Mehrzahl doch nur zierliche, kleine, ja nicht selten verkommenere Gestalten, als die majestätischen, die unsre Phantasie in Römerinnen erwartet . . . Auch die Männer sind nicht das, was wir von den Nachkommen der Scipionen erwarten . . . Der junge Principe Rucca, in seiner rothen, goldgestickten päpstlichen Kämmerlingsuniform, der glückliche Bräutigam, der wirklich, wie ein Pasquill sie nannte, die „Katze Olympia" leidenschaftlich liebte, braucht dabei nicht mitzuzählen; noch weniger sein Vater, der immer wie ein alter schäbiger, heute einmal ordentlich gewaschener und lächerlich bunt ausgeputzter Bewohner des Ghetto aussieht . . . Aber selbst Principe Massimo, der Nachkomme des Quintus Fabius Maximus Cunctator, der auf Napoleon's ironische Frage: Stammen Sie wirklich von diesem glücklichen Gegner des Hannibal her? stolz erwiderte: Das weiß ich nicht, Sire, aber man glaubt es von unserm Geschlecht bereits seit eintausendzweihundert Jahren! (eine Antwort, die nach Klingsohr's Auffassung der „Heiligen Treppe", vor der alles Volk im Vorübergehen knixte, Rom und der römische Glaube auf alle Zweifel an seine Reliquien geben darf — „Sind diese Knochen nicht echt", schrieb Klingsohr schon zur Zeit des Kirchenstreites, „so ist doch durch sein hohes Alter der Glaube an ihre Echtheit ehrwürdig") — — Principe Massimo ist ein kleiner, feiner

diplomatiſcher Herr, der mehr der Sphäre der Abbés, als der Imperatoren anzugehören ſcheint ... Da wandeln die Borgheſe, die Aldobrandini ... Gegen frühere Geltung ſind es herabgekommene Namen, wenn auch immer noch ſo ſtolze, daß ſie hier vielleicht nicht anweſend wären, ſchwebte nicht der Alter Ego des Stellvertreters Chriſti, Cardinal Don Tiburzio Ceccone, wie ein Apoll von ſechzig Jahren durch die Reihen, lächelte bald hier, bald dort, ſtellte, als wäre er der Wirth, neue Mitglieder des diplomatiſchen Corps den Damen vor, begrüßte junge Prälaten die ſich eben erſt in die Carrière mit einigen Tauſend Scudi eingekauft haben, neckte die Damen ... Diamanten und Bonmots blitzen ... Die ſeidenen Gewänder ſtreifen ſich und die Galanterieen ... Das die Gemahlin des Fürſten Doria, eine Engländerin, hoch und ſtolz, ſogar mit einem Orden geſchmückt ... Dort die Fürſtin Chigi, deren Urahnen unter dem wilden Papſt Julius II. ihren Gäſten bei ſolchen Gelegenheiten Ragouts von Papagaienzungen vorſetzten und die gebrauchten Silbergeſchirre in die Tiber werfen ließen — „Jetzt würden ſie vorſichtiger ſein", ſpottete ſchon oft Ceccone ... Napoleoniden fehlen nicht ... Ceccone gibt ihnen mit lächelnder Grazie Andeutungen, wie ihre demokratiſchen Beſtrebungen ihm in Wien Gegenſtand empfindlichſter Vorwürfe für das Cabinet der gekreuzten Schlüſſel geweſen wären ... Neulich hatten Räuber den Prinzen von Canino (Lucian Bonaparte) in ſeiner Villa Ruſinella aufheben wollen ... Der Cardinal ſcherzt eben darüber mit ihm und ſagt: Wenn man eine Million Löſegeld verlangt hätte, würden Eure Hoheit vielleicht nicht den „Congreß der

Naturforscher" in Pisa begründet haben, der ja wol den Anfang der „Einheit Italiens" bilden soll! . . . Ein scharfes Wort, harmlos vorgetragen, und doch so drohend, daß der Prinz hinter dem Mann im rothen Käppchen und in rothseidnen Strümpfen eine bedenklich ernste Miene macht . . .

Saht ihr diese Miene? Ihr Piombino, Ludovisi, Odescalchi, Ruspigliosi — ? . . . Alle diese Namen, die freilich in den Listen des „jungen Italien" fehlten, fehlten doch nicht bei dem Widerspruch, den das Priesterregiment Roms seit tausend Jahren bei den Adelsgeschlechtern findet . . . Den Gesprächen zufolge hätte niemand an die Stadt der sieben Hügel denken sollen . . . Sie betrafen Theater, Concerte, Moden — aber doch auch Räuber, die nächsten Segnungen des heiligen Vaters, die reservirten Plätze bei den großen Kirchenfesten . . .

Die lebhafteste Conversation führten die Offiziere und die Geistlichen . . . Letztere, Roth- und Violettstrümpfe, sind gegen die Damen fast noch zuvorkommender, als die erstern, die vorzugsweise der Nobelgarde Sr. Heiligkeit angehören — schlanke hohe Gestalten, jüngere Söhne der Aristokratie; nur ihrer achtzig; aber Schooskinder der römischen Gesellschaft, Tonangeber aller offenen Freiheiten, die sich noch unter dem Priesterregiment gestatten lassen — der geheimen gibt es genug — die Begleiter Sr. Heiligkeit auf Reisen, die Anführer seiner öffentlichen Aufzüge — ein Graf Agostino Sarzana darunter — in goldstrotzender zinnoberrother Uniform mit blauem Kragen, weißen Beinkleidern, den schönen Römerhelm, mit schwarzen hängenden Roß-

haaren und dem kleinen weißen Seitenbüschel daneben, schon in der Hand . . . Das Souper war zu Ende . . . Alles drängte dem Garten und dem Feuerwerk zu . . .

Graf Agostino Sarzana war es, der eine Dame verfolgte, die sich nach dem Ausspruch Sr. Eminenz des regierenden Cardinals heute ausnahm wie eine „Tochter der Luna" . . . Die Dame verschwamm im blauen Aetherlicht wie ein Gedanke voll Ahnung . . . Sie tauchte auf, da und dort — und verschwand wieder in den dunkelgrünen und blauen Schatten wie die Luft . . . Ihre Toilette war der Anlaß dieser Vergleichung des Cardinals, der sie gleichfalls mit Feueraugen verfolgte, wenn er sie auch nicht vor den vielen andern anwesenden, die seinem Herzen und — Beutel theuer waren, allein auszeichnete . . .

Die Tochter der Luna, der Keuschen, deren heidnischen Ruf Ceccone als Priester der Christenheit nicht zu schonen brauchte, indem er ihr eine Tochter gab, trug ein blaßblaues Kleid von Donna-Maria-Gaze, einem durchsichtigen, damals neu erfundenen Seidenstoff, übersäet mit kleinen silbernen Sternchen . . . Das Kleid war nicht ausgeschnitten; es verhüllte, der keuschen Luna schon entsprechend; Formen, die sich dennoch verriethen . . . Als einziger Schmuck blinkte im dunklen Haar ein einfaches Diadem von blankem Silber, in Gestalt eines Halbmonds . . . Es war ein Kopf, der sich mit seinem glattliegenden Scheitel und dem kräftig gewundenen Knoten im Nacken wie eine lebendig gewordene Statue aus den ägyptischen Sälen des Vatican ausnahm . . . Um

die dunkeln Augen lag eine gewisse erhitzte Röthe, wie sie bei leidenschaftlichen Naturen vorkommt . . . Die Stirn war schmal; die Wange ebenso etwas zusammengehend, aber sanft zum spitzen Kinn niedergleitend; die untere Lippe trat mit Muth und Trotz hervor . . . Es gibt plastische Gesichtsformen, die nicht altern . . . Das Schönste war die Länge der Gestalt . . . Die Dame war pinienhaft schlank . . .

Graf Sarzana will unserer „Creolin" Unterricht im Italienischen geben? scherzte der Cardinal so laut, daß es alle Umstehenden hörten . . . Die „Creolin" war wieder ein neues Stichwort für die „Tochter der Luna" und diesmal kam es vom Monsignore Bischof Camuzzi, dem ersten Secretär des Cardinals, der als Missionar Westindien bereist hatte . . .

Eminenz, sagte Graf Sarzana, der schlanke junge Mann mit athletisch breiten Schultern, auf denen bei jeder seiner Bewegungen die goldenen Epaulettes hin- und herflogen, und strich sich den martialisch gezogenen Schnurrbart, Eminenz haben die Absicht, die ganze Welt zu reformiren! Auch die Garde Sr. Heiligkeit! Wenn ich noch länger in diesen Fesseln schmachte und nicht erhört werde, geh' ich nach San-Pietro in Montorio, nach dem die Dame mich soeben gefragt hat . . .

Auf diese scharf betonte Lokalität und überhaupt auffallend grell gesprochenen Worte des Ritters Sr. Heiligkeit fistulirte ein Stimmchen nebenan:

Ja, in der That! Pater Vincente ist ja da! . . .

Dies Stimmchen gehörte dem Bräutigam, der den Namen des bezeichneten Klosters gehört hatte und eben von der

Pforte kam, wo er den seiner Person so schmeichelhaften Volksjubel und die Ausspielung der silbernen Uhren hatte controlliren wollen . . .

Wir werden das meiner Frau sagen müssen! fuhr er, vom Champagner erhitzt mit Lebhaftigkeit fort . . . Erführe sie die Anwesenheit des Paters und dieser ginge, wie er gekommen, so wäre sie im Stande, mir die erste Gardinenscene zu machen . . .

Die Abbés und Prälaten lachten über die Wonne, mit der jeder junge Ehemann von zwölf Stunden fortwährend den Begriff: „Meine Frau" im Munde führt . . .

Inzwischen stiegen immer mehr Leuchtkugeln auf und das Feuerwerk schien seiner Entfaltung nahe zu sein . . . Draußen riefen Tausende von Stimmen und klatschten bereits im voraus Beifall und die Musik fiel mit schmetterndem Tuschblasen ein . . .

Der alte Rucca und die Fürstin Rucca Mutter — die jedoch noch keineswegs Matrone sein wollte und ihren Cavaliere servente aufsuchte, um ihm eine Strafrede für Vernachlässigung zu halten — schossen hin und her, sahen nach der Ordnung, sahen nach dem Aufbewahren der Speisereste — „für die Armen" — Der Schwiegervater Olympiens war bis zum Excess ökonomisch . . . Der kleine Mann mit einer orientalischen Habichtnase und dem Band des Gregoriusordens über der Brust klagte allen Prälaten über seine Domäne, die Zölle der adriatischen Küste . . . Man nannte ihn gewöhnlich den „Blutsauger" . . . Dies war ein Titel, der ihm gerade vor andern, die ihn ebenso verdienten, keinen Vorzug gab . . . Nie aber hätte sich allerdings gerade der alte Fürst Rucca auf der

Küſte von Comacchio bis Ferrara ſehen laſſen können, ohne Gefahr zu laufen, von den Schmugglern und ſeinen eigenen Zollbedienten todt geſchlagen zu werden . . .

Aber auch dieſer alte Herr horchte mit dem ſchalkhafteſten Lächeln ſeines Nußknackerkopfes ſowol nach der Erwähnung des Pater Vincente wie nach dem Unterricht der „Creolin“ hin — er wußte ja, daß es eine Deutſche war . . . Seinem Sohn rief er gelegentlich ein heimliches: Asino! nach dem andern ins Ohr, beſonders wenn dieſer die Monſignori vom Steuerweſen, den Finanzminiſter Roms, den Cardinal Camerlengo, nicht genug zu honoriren ſchien . . . „Mauleſel“ nannte er ihn ſogar, wenn er zu wild um Olympien her „trampelte“ . . . Klagte nun der junge Ehemann über die „ſchlimme Laune“ ſeiner Frau, ſo ſchrieb der Alte das mit eigenthümlichem Meckern auf Rechnung aller Bräute am Hochzeitstag . . . Dies Meckern machte, daß ſeine Naſe und ſein Kinn ſich küßten und die Mundwinkel zurückgingen faſt in die Ohren . . . Der Cardinal Camerlengo, düſter brütend wie Judas Iſcharioth, der auch zuweilen nicht wiſſen mochte, wie er den Seckel für den erſten Kirchenſtaat von dreizehn Perſonen füllen ſollte, ſcherzte jetzt: Sie ſind ſo guter Laune, Fürſt? Im nächſten Jahr verlang' ich eine Million mehr! Die Zeiten werden ſchlechter und ſchlechter! Wir müſſen aufſchlagen, Hoheit Generalpächter! . . .

Der alte Fürſt drückte ſein „Wie kommen Sie mir vor?“ mit einer charakteriſtiſchen Geberde aus, die zwar ſtumm war, aber das ganze anweſende geiſtliche Ober-Finanz-Perſonal des Kirchenſtaates lachen machte . . .

keinen Topf Milch, in dem nicht auch eine Fliege läge. Diese Wahrheit mag nicht delicat sein; aber warum sie deshalb auch unpoetisch ist, begriff Blasedow nicht.

„Wenn Schmidt einen Spaziergang macht, welche unübertreffliche Wahrheit weiß er über seinen Weg zu verbreiten," fuhr er fort; „der Abschied von seiner Frau, die Perrücke, die sie ihm gestutzt hat, das Grüßen der Bauern über die Hecken, das Flattern der Bienen und Schillebolde um ihn her, die richtige Zeichnung alles dessen, was fühlenachgiebige Seelen das Landleben so reizend macht, scheint mir einen weit größern Beifall zu verdienen, als ihn Schmidt bisher errungen hat. Man denke sich den Pfarrer, wie er endlich eine kleine Anhöhe erklommen hat. Oben steht eine Schafheerde und dabei ein kleiner Rollwagen, in welchem der Schäfer sich vor dem Regen zu schützen pflegt. Es zieht ein Gewitter heran, sagt der Schäfer und zeigt drüben hin nach Potsdam. Wie er diese Annäherung zeichnet, glaubt man es wirklich schon tröpfeln zu hören. Schmidt findet seine Zuflucht im Walde bei einem Köhler. Das Weitere läßt sich gar nicht so wieder erzählen. Das Wort Röhrich von Schmidt ausgesprochen, hat für mich einen unendlichen Reiz, ebenso Bruch, Gehöft, Buchenwald, Eierkuchen. Dies Alles scheint von Poesie entblößt zu sein. Allein was ist denn zuletzt Poesie, als eine wohnliche, heitere Erregung der Gefühle, namentlich eine heimische Erregung derselben!" „Ich bin den Schmidt'schen Idyllen," sagte Blasedow, „so blind gefolgt, daß ich mir von Kindheit an kein größeres Glück, als das des Landpfarrers träumte. Allein so sind die menschlichen Neigungen. Ein Grundton bleibt in ihnen unveränderlich und brummt von den Anfängen

Der Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes entſprach ſein Sohn keineswegs ... Ercolano Rucca war von Wien beſchränkter als je zurückgekommen ... Er konnte überhaupt immer nur Einen Gegenſtand im Kopf haben ... War dieſer erledigt, erſt dann kam er auf den zweiten ... Oft aber dauert es bekanntlich Tage und Wochen, bis in dieſer ſublunaren Welt unter hundert Sachen Eine gründlich durchgeſetzt iſt ... Principe Ercolano ſprach dann tage- und wochenlang nur von dieſer Einen Sache, z. B. von der Kunſt, Handſchuhe zu verfertigen aus Rattenleder, was eine Idee war, die der Verwaltung des Steuerweſens Muth geben ſollte, die nördliche Generalpacht im Hauſe der Rucca's erblich zu laſſen ... Jetzt ſuchte er nur noch nach der Herzogin von Amarillas, die wegen Pater Vincente um Rath gefragt werden ſollte ... Graf Sarzana hatte ſoeben noch mit der Herzogin geſprochen ... Auch die alte Fürſtin ſuchte die Herzogin — wie deren Cavaliere ſervente, Herzog Pumpeo, verſicherte — Dieſer Herzog Pumpeo wollte in gerader Linie von Pompejus abſtammen; auch er war ein armer Nobelgardiſt, aber ein Cröſus an guter Laune und für Se. Heiligkeit ſelbſt ein Spaßmacher, wenn gerade an ihn der Dienſt im Vorzimmer oder bei der kleinen Garçontafel des Stellvertreters Chriſti kam ... Se. Heiligkeit ließ übrigens damals den Cardinal Ceccone ſchalten und walten — und um nichts zu verſchweigen, ſagen wir es offen und aufrichtig: Der „Zauberer von Rom" war bitter krank ... Der „Träger der Himmelsſchlüſſel", der „Patriarch der Welt", der „Vater der Väter", der „Erbe der Apoſtel", der „Hirt

der Heerde", war ein armer Mensch; er fürchtete den Gesichtskrebs zu bekommen *) . . .

Heda, Kamerad! ruft bei alledem champagnerberauscht Herzog Pumpeo dem Grafen Sarzana zu. Ich sehe die blaue Eidechse da, wo die Schwärmer prasseln! . . . Hu, wie sie erschrickt! . . . Dort huscht sie zu den Mönchen hinüber, von denen sie einer vielleicht in seinen Sack steckt und nach Santa-Maria trägt . . . Sie ist eine „Beate" (Frömmlerin) . . . Alle Eure Mühe, sie zu bekehren, scheint mir vergebens, Bruder — oder soll's vielleicht heißen:

Freut Euch, ihr Jungen!
Die Alten bezahlen!
Die Alten bezahlen,
Nur müßt ihr nichts sehen —
Nur müßt ihr nichts hören —

Weiter kam diese Lästerung auf Ceccone nicht . . . Nun war die „Tochter der Luna" und die „Creolin" auch die „blaue Eidechse" und sogar eine „Frömmlerin" . . .

Der Graf und der Herzog wandten sich armverschränkt beide dem linken Flügel der „Brezel" zu, wo erstens die Champagnerströme reichlicher flossen, zweitens die alte Fürstin Rucca, zornig mit den Augen runzelnd, auf Pumpeo, ihren Ritter, wartete und drittens eine wahre Batterie von Schwärmern losplatzte . . . Das gab ein Angstgeschrei, bei dem die muthgebenden Soldaten nicht fehlen durften . . .

Der Bräutigam kam inzwischen mit einer Dame zurück, die heute nicht zu den freudestrahlenden gehörte . . .

*) Cardinal Wisemann's „Erinnerungen".

Auch die Toilette der Herzogin von Amarillas verrieth ihre Trauer ... Die Veilchen sind eine Blume, vor der bekanntlich jede Römerin, obgleich an Blumenduft gewöhnt, eine bis zur Ohnmacht gehende Abneigung hat; dennoch war das schwarzseidene Kleid der Herzogin ganz von blauen Veilchen durchwirkt; schwarze Spitzen saßen am Leibchen und am Rock ... Auch die grauen Haare waren in schwarze Spitzen eingehüllt ... Und nur um den Cardinal nicht zu sehr zu einem jener Blicke zu reizen, die ihm zuweilen bis zum Tod verwundend zu Gebote standen — seit einiger Zeit war er in dieser Art gegen sie wie ein Skorpion — hatte sie dem Anlaß der Freude, die zur Schau getragen werden sollte, das Opfer gebracht, Hals und Arme mit dunkelrothen Korallen und die Spitzen, die das graue Haar verhüllten, mit frischen Granatenblüten zu schmücken ... Warum soll sie erfahren, sagte sie in ihrem bei alledem stolzen und festen Tone, daß Pater Vincente zugegen ist? ...

Sie ist so verdrießlich ... fiel der besorgte junge Ehegatte ein ... Wir müssen es ihr auf alle Fälle sagen ... Durchaus ...

Die Herzogin erwiderte nicht minder mismuthig:

Sie kennen die Bescheidenheit des heiligen Mannes ... Olympia wäre fähig, ihn in die Gesellschaft zu rufen und mit ihm — zu kokettiren! ... Das letzte Wort unterdrückte sie freilich ...

Sie will ihn zum Cardinal machen ... Ehe es Fesolotti ohnehin thut ... Wir müssen ihn aufsuchen ...

Thun Sie das nicht! sagte die Herzogin. Ich werde es ihr selbst sagen und dann hören, was sie etwa wünscht ...

Die Ernennung zum „Cardinal“ überraſchte ſie nicht ... Sie kannte die Maxime der ehrgeizigen Cardinäle, für die Papſtwahl entweder ſich ſelbſt in Bereitſchaft zu halten oder, falls ſie unterliegen ſollten, irgendeine unſchädliche, ihnen verpflichtete Puppe ... Pater Vincente's Geſchichte war dem Klerus ganz Italiens bekannt ...

Das Feuerwerk entfaltete ſich noch nicht in ſeinem vollen Glanze ... Die Bravis erſchollen von nah und fern nur noch wie Ironie über die Verzögerung ... Das Gewühl des Volks wurde größer und größer ... Dabei gingen die abgetragenen Schüſſeln bei den Mönchen und Repräſentanten der Spitäler und Bettlerherbergen um ... Schon begannen unter knallenden Champagnerkorken die Austheilungen ... Manche der devoten Frauen, der „Beaten“, betheiligten ſich ſelbſt an der Uebermittelung der Gaben ... Ihre goldbetreßten Diener ſtanden dann zur Seite und überwachten die glänzenden Schmuckgegenſtände, die ſie trugen ...

Olympia, die „Braut von Rom“, beſaß entweder die Reizbarkeit aller kleinen Geſtalten, im Gewirr vieler Menſchen nicht mit den ihnen gebührenden Anſprüchen hervortreten zu können, oder ihre Stimmung war in der That voll äußerſten Verdruſſes ... Sie lief nach rechts und nach links, redete mit dieſem und mit jenem und trug auf der Stirn den erſichtlichſten Ausdruck einer leidenſchaftlichen Nichtbefriedigung ... Ganz ſo mürriſch, wie ſie heute in der Frühe in der Kirche Apoſtoli den Ceremonien der Trauung beigewohnt hatte, ſah ſie jetzt das „Bouquet“ des Feſtes, das Feuerwerk herannahen ...

Schon mahnten die Schwiegerältern, daß es passend wäre, sie führe ganz in der Stille während des Feuerwerks mit ihrem Gatten in das Palais der Stadt, das sie in der Nähe des Pasquino bewohnten — jenes alten Steinbildes, an dessen Fuß seit urältesten Zeiten die Satiren Roms angeklebt werden und von dessen Sockel die Polizei seit einigen Tagen jeden Morgen in erster Frühe Spottverse abgerissen hatte, die den Cardinal ernstlich an die Zeiten mahnen ließen, wo Sixtus der Fünfte solchen Pasquinospöttern die Zunge ausreißen ließ . . . Gerade vor diesem Augenblick der Abfahrt schien aber Olympia Furcht wie zum Entfliehenmüssen zu haben . . Sie stand niemand Rede . . . Dem Gatten nicht . . . Dem triumphirenden — „Onkel" nicht . . .

Cecconi weidete sich an seinem Liebling, dessen Bewegungen und Erscheinen sich wenigstens durch das Rauschen des schweren Seidentaffetkleides ankündigten, das sie unter ihrer Brautrobe von Spitzen trug . . . Noch wehte ihr wie bei der Trauung und der ersten Messe, die das junge Paar anhören mußte, wie bei den conventionellen Andachten, die den Tag über an gewissen großen Altären und bei dem Besuch Sr. Heiligkeit, um den Segen des armen mit Tüchern umwundenen Mannes zu bekommen, gemacht werden mußten, der kostbare Spitzenschleier im Haar — statt der Myrte war er jetzt von einem Kranz von Orangenblüten umgeben . . . Schon welkte dieser; schon welkten die gleichen Bouquets, die auf dem Kleide in gewissen Zwischenräumen zur Seite saßen; die Hitze des innern Saals, wo Olympia gesessen, war zu groß gewesen; sie riß auch und zerrte an allem,

was sie hinderte ... Den bronzenen Hals schmückte ein Collier von Diamanten ... „Sie ist schön, wenn sie liebt" — hatte im vorigen Jahre die Herzogin gesagt ... Olympia liebte heute nicht ...

Ein kurzer Augenblick — hinter einer großen von Hortensien gefüllten Marmorvase — und Ceccone konnte Olympien an sich ziehen und sie voll väterlicher Bestürzung fragen:

Aber was hast du denn nur, mein geliebtes Kind? Was ist dir nur heute? ...

Jettatore anche voi! zischte Olympia mit rauher Stimme, stampfte den Fuß auf und stieß die weichen Hände des Priesters zurück ... Alle Welt will, daß ich sterben soll! setzte sie fast weinend hinzu ...

Ein solches Wort — dem „Onkel"! ...

Olympia hatte gesagt, Ceccone wäre gleichfalls ein mit dem „bösen Blick" für sie Behafteter, ein Jettatore, „wie alle Welt!" ... Das der Dank, daß er der öffentlichen Meinung trotzte und ungeachtet aller vom Pasquino abgerissenen Satiren auf die „Donna Holofernia", auf die Vermählung derselben mit dem jungen „Judas Ischarioth Seckelträger junior", und ähnlicher Anspielungen scheinbar heute so sorglos und unbefangen sein Haupt erhob ...

Auch er hatte ja der Sorgen genug! Aber ihm genügte im Augenblick vollkommen der lärmende Antheil der ewigen Stadt an seiner Person; ihm genügte die unabsehbare Wagenreihe der hohen Aristokratie und Prälatur, die bis in die dunkelsten Schatten der Landstraße hin sichtbar blieb ... Und nun ein Ausbruch solcher Nichtgenüge

bei dem geliebten Kinde, das ſich zuweilen auch gegen ihn zu empören anfing . . . Er flüſterte:

Täubchen! Liebchen! . . . Papagallo! . . . Fiore di luce! . . .

Suche dir die „Tochter der Luna“! . . . erwiderte ſie höhniſch und huſchte fort . . .

Der Onkel lachte über die „Eiferſucht“ ſeiner Nichte . . .

Da wandte ſie ſich noch einmal . . .

Onkel, ſagte ſie zornig, lache nicht! Ich möchte in dieſem Augenblick ſterben! . . . Ich wünſchte, du hätteſt nur wegen meiner an Pasqualetto geſchrieben nach Porto d'Ascoli — . . .

Jeſu! flüſterte der Cardinal, wurde kreidebleich und ſah ſich beſorgt um . . . Welchen Namen nennſt du da? . . . Pasqualetto — St! unterbrach er aufs ſtrengſte Olympiens Gegenrede . . .

Der alte Rucca ging eben vorüber, ſpitzte die Ohren, grinzte ſeltſam und ſagte für ſich: Eh! Eh! Eh! . . .

Vieldeutige Laute . . . Olympia hatte einen Namen genannt, den er gehört zu haben ſchien . . . Er wandte ſich halb und halb zum Zuhören und liebäugelte einer Schwiegertochter, deren Hochzeit — mit ſeinem verlängerten Pachtcontracte zuſammenhing — . . .

Ceccone winkte ihm mit graziöſer Handbewegung zu gehen . . . Noch iſt ſie mein! ſprach er ſüß und vor allen näher herantretenden Zeugen . . . Dann legte er die zarten weichen Hände auf das Haupt der kleinen Meduſe, zog ſie wieder an die Hortenſienvaſe und flüſterte:

Wie kannſt du von Pasqualetto reden?... Was ſoll er?... Mich ſtehlen und in die Berge ſchleppen! . . . erwiderte Olympia . . .

Ich beſchwöre dich, mein ſüßer Papagai! fuhr der beſorgte Vater fort und wollte Olympia noch weiter ins Dunkel mit ſich ziehen, um ſie herzinniger zu küſſen, vielleicht ſie an den Wagen zu führen, den der junge Gatte zu jeder Minute bereit zu halten verſprochen hatte . . . Schon rief er nach dem Mohren, der nach ſeiner Taufe den frommen Namen Chryſoſtomo führte . . .

Statt des Chryſoſtomo kam aber der ganze Schwarm der Gäſte . . . Die Leuchtkugeln erhellten gerade die Raſe mit den Hortenſien und wo die Braut war, mußten doch alle ſein . . . Niemand erzürnte gern die wilde Olympia . . . Es klang ihr jetzt ganz zu Sinn, daß ihr Gatte verſpottet wurde über die Verzögerung des Feuerwerks . . . Die Raketen haben den Schnupfen! hieß es . . . In die Cascatellen iſt Waſſer gekommen! . . . Die „Feuerräder" haben die Achſe gebrochen! . . . Man fürchtet, die „Fröſche" werden hüpfen wie die Flöhe! . . . Flöhe . . . Wer ſolche Italienerworte hätte in dieſer Sphäre für unziemlich halten wollen, mußte eine deutſche oder franzöſiſche Bildung haben . . . Der Südländer kennt keine Scheu der offenen Namengebung deſſen, was natürlich iſt . . .

Die Herzogin von Amarillas machte inzwiſchen einen Verſuch, ſich Olympien zu nähern . . . Aber Olympia entzog ſich gerade ihr . . . So beſchloß denn die Herzogin, die Nachricht über den Pater Vincente für ſich zu behalten . . . Auch ſie floh vor dem endlich beginnenden Feuerwerk

... All dies Kniſtern und Knattern, all dieſe Bravis und Ausrufungen waren der Mutter Julio Cäſares nicht zu Sinn ... Sie ſuchte den Garten, den Park, der zwar nicht unbelebt, aber dunkler war und an ſeiner äußerſten Grenze Einſamkeit verſprach ... In dieſem Verlangen nach dem Pater Vincente, das die Braut ausgeſprochen, lag für ſie ein ihr wohlbekannter Ausdruck des Zorns über Venno's Nichtanweſenheit, über ſein gänzliches Verſchwundenſein nach den beiden Märchenwonnentagen von Wien, lag der Ausdruck der Reue über die allzu ſchnelle Ernennung Bonaventura's zum Biſchof von Rebillante ... Venno hatte ſich im vorigen Jahr nach Rom begeben und war dort nicht länger geblieben, als bis — die Mutter und Olympia ankamen ... Da war er nach dem Süden entflohen ... Er hatte ſich aufs Meer begeben, war über Sicilien, Malta, Genua, Nizza nach Rebillante gereiſt, wo er in dieſem Augenblick bei Bonaventura verweilte; er ſtand mit der Mutter im Briefwechſel, er ſchrieb ihr unter fremden Adreſſen — ſie hatte die ganze Bürgſchaft ſeiner Liebe und Zärtlichkeit für ſich; — aber vor einem Zuſammenleben mit Olympien erfüllte ihn ein ahnungsvolles Grauen ... Aus dieſer Misachtung der ihm ſo offen in Wien ausgeſprochenen Liebe Olympiens war eine Gefahr für die Herzogin ſelbſt, für Venno, für alle ſeine Beziehungen entſtanden ... Die Theilnahme, die die Mutter für ihn nicht verleugnen konnte, wurde ihr von Olympien aufs heftigſte verdacht ... Nun mußte auch noch die Herzogin in Wien ein junges Mädchen gefunden haben, das, der italieniſchen Sprache

vollkommen mächtig, anfangs nur die Vermittelung mit den deutſchen Verhältniſſen erleichtern ſollte ... Eine wohlberufene Convertitin, die von einer glühenden Sehnſucht nach Rom verzehrt wurde ... Die Herzogin hatte den Auftrag erhalten, die Würdigkeit dieſer Empfehlung zu prüfen ... Sie ſah ſie, war von einer auffallenden Aehnlichkeit derſelben mit ihrem Kinde Angiolina gerührt — es fehlte nur noch die Bekanntſchaft dieſes Mädchens mit Benno und Bonaventura, um ſie nicht wieder freizulaſſen ... Es war nun aber Lucinde Schwarz ſelbſt, die ihrer Stellung gefährlich zu werden drohte ...

Lucinde liebte nicht, ungefragt von ihrer Vergangenheit zu ſprechen. Sie war nie in der Stimmung, gern von Schloß Neuhof, vom Kronſyndikus Jérôme von Wittekind zu berichten ... Aber die Erwähnung fand ſich zufällig und da ſtand ſie ſchon in Wien Rede ... Die Herzogin horchte voll Erſtaunen ... Auf die Länge war ſie von Lucinden ſeltſam abgeſtoßen und wieder angezogen ... Man nahm ſie mit nach Italien ... Erſt ſpäter zeigte ſich die Gefahr dieſer „Eroberung", wie Ceccone, überraſcht von Lucindens Geiſt, ſie genannt. Lucinde gewann Einfluß über alle ihre neuen Umgebungen, über den jungen Principe, über Olympien, den Cardinal ſogar ... Jetzt war ſogar ſchon Olympia eiferſüchtig auf „die Tochter der Luna" ... Rom hatte Lucinden verjüngt ...

Das Bosket, das dicht an die zur Verlängerung des Speiſeſaals umgewandelte Terraſſe ſtieß, beſtand aus einer Pflanzung von Nuß- und Kaſtanienbäumen ... Aus ſeinem mäßigen Umfang heraus führten Gänge von beſchnittenen Buchsbaum- und Cypreſſenwänden auf kleine

des erſten Nachdenkens her, während die Melodie mit den Jahren ſo variirt, daß man im zwanzigſten Jahre ganz andere Arien ſingt, als im fünfzehnten. Ich behielt die gemüthliche Neigung zur Idylle, während Alles, was mit meiner Ueberzeugung und Willenskraft zuſammenhängt, einen excentriſchen Flug bekam, ſo daß ich die Reize der Entſagung wohl kenne, ſie aber niemals über mich gewinnen werde, ich meine, auf die Länge nicht."

„Will man die Unterordnung der Natur, ihren Totaleffect ſondern und poetiſch lichten," ſagte Blaſedow ferner, „ſo muß man es machen, wie Schmidt, oder, was daſſelbe iſt, wie eine Ziege, die heilſame und ſchädliche Kräuter durch Inſtinkt von einander zu trennen weiß. Bei ihm laufen die Blumen und Bäume nicht durcheinander. Er iſt Kenner der Gewächſe genug, um nicht gerade als Botaniker von ihnen zu ſprechen, aber doch zu wiſſen, um welche Zeit z. B. die Camillenſtaude blüht. Dieſe lyriſchen Poeten, welche wir jetzt von Tag zu Tag an der Ofenwärme unſres politiſchen Bärenhäuterlebens ausbrüten, ſprechen nicht ſelten von den Reizen des Monats Mai und rechnen Blumen zu denſelben, welche erſt im Herbſte blühen. Dieſe Fehler rüg' ich nicht aus Pedantismus. Nein, weil ich daran nur ſehe, daß das Entzücken an der Natur bei dieſen jungen und alten Hänflingen nicht von dem freien Felde herſtammt, ſondern aus einem meſſingenen Drahtbauer, wo ſie zwar auch Hanf eſſen, ihn aber ſchon gequetſcht erhalten. Schmidt kopirte nur die Natur. Wenn er ſeine Frau auf einem kleinen Kahne über einen Bach fährt, wo er kaum durch das Schilf hindurch kann, wenn er einen Brief bekömmt in dem Moment, wo er in einem noch unbelaubten Baume ſitzt und die Zweige deſ-

Rotunden, in deren Mitte aus Farrenkräutern und Vergißmeinnicht Springbrunnen plätſcherten oder Marmorſtatuen glänzten, am Fuß von blühenden Cactus, von feurigen Schwertlilien umgeben ... Nun kamen die rechts zu den Gärten des Lateran ſich ziehenden Beete ... Sie folgten ſich in Abdachungen, die zu Cascatellen benutzt, von Grotten, von Muſchel-, von Marmorverzierungen unterbrochen wurden ... Zur Linken, jenſeits der großen Platanenallee und des flimmernden Waſſerſturzes führten rieſige Taxuswände zu einer Altane, von welcher ſich ein weites Feld von Weinſtöcken wie ein einziges grünes Dach auf die Landſtraße erſtreckte ... Dorthinauf, wo ſich unter wilden Lorberblättern ausruhen ließ, zog es die von den ſchmerzlichſten Ahnungen erfüllte Herzogin ...

Eine Weile noch wurde ſie auf ihrem Wege von einem Naturſpiel aufgehalten ... Das Licht des Mondes und der Widerſchein des Feuerwerks wurden in ihren magiſchen Wirkungen noch übertroffen von zahlloſen Glühwürmern, die bald grün, bald roth aufblitzend die Luft durchſchwammen, auf den Sträuchern und Blumen wie Edelſteine funkelten, unwillkürlich die Hand lockten, die Luft zu durchſtreifen und nach eitel Funken und Licht zu haſchen ...

In dieſem Augenblick glaubte die Herzogin die „Tochter der Luna" zu ſehen, die am äußerſten Ende eines der in den Ziergarten einmündenden Heckenwege — von zwei Mönchen verfolgt wurde ...

Sie ſtaunte des auffallenden Anblicks ... Sollten von den Bettlern an der Pforte zwei ſo verwegen geweſen ſein, ſich hierher zu wagen? ... Oder konnte ſich

in falſcher Verhüllung Räubervolk eingeſchlichen haben? ... Eben waren die Mönche und die fliehende Donna Lucinda verſchwunden ...

Oder hatte ſie ſich getäuſcht? ... Hatte das mondlichtfarbene Kleid der Geſellſchafterin ſie irre geführt? ...

Da hörte ſie das Lachen des Herzogs Pumpeo ... Offiziere kamen und junge Prälaten, die der Champagnerrauſch von den alten Damen zu den jungen vertrieb ... Einige der ſchönſten hüpften an ihrem Arm — gleichſam nur auf der Flucht vor den gefährlichen Feuerfröſchen ...

Die Herzogin blieb ſtehen ... Faſt wurde ſie umgerannt von dem aus einem andern der Gänge ihr eilend entgegentretenden Conte Sarzana ...

Sahen Sie die beiden Mönche, Graf? fragte die Herzogin ängſtlich ...

Die der Donna Lucinda folgten? antwortete Sarzana mit Theilnahme ... Wo ſind ſie? ... Ich habe ihre Spur verloren ...

Beide durchkreuzten den Gang, den die übrige Geſellſchaft heraufkam, und eilten der dunklern Gegend jenſeits der Platanenallee zu ... Der am Ende derſelben funkelnde Waſſerfall gab einen Schein von Belebung des Gartens, der ſich indeſſen nicht beſtätigte ... Alles blieb einſam und gefahrvoll ... Jetzt rief der Graf:

Ich ſehe ſie ... Dort beim Aufgang auf die Altane ... Was wollen die Frechen? ...

Conte Agoſtino lief mit ſeinen hohen Reiterſtiefeln die nothwendigen fünfzig Schritte voraus und rief ſchon auf halbem Wege dem nächſten der Mönche ein donnerndes:

Que commande? . . .

Als er näher gekommen, fand er Donna Lucinda mit geiſterhafter Bläſſe im Geſpräch mit den beiden Mönchen, die unausgeſetzt wie Eindringlinge von ihm angerufen und für verkappte Gauner erklärt wurden . . . Ging doch auch durch die Stadt das Gerücht, man hätte heute in einer Herberge am Tiberſtrand den berüchtigten Räuber Pasquale Grizzifalcone aus der Mark Ancona geſehen, das Haupt aller Räuber- und Schmugglerbanden der adriatiſchen Meeresküſte . . . Es konnten ſeine Genoſſen ſein . . .

Die lange ſchlanke Deutſche hielt einen Brief in der Hand und ſagte mit zitternder Stimme und im beſten Italieniſch:

Vergebung, Herr Graf! Es ſind — zwei Landsleute von mir . . . Sie erſuchen mich, eine Bittſchrift zu übernehmen . . . Ich werde ſie beſorgen, ihr — frommen — Väter —! Laſſen Sie ſie in Güte ziehen, Herr Graf! . . . Willkommen in Rom, Pater — Sebaſtus und Frater — Hubertus! . . . Wir ſehen uns noch . . . Gewiß! Gewiß! . . . Felicissima notte! . . .

Die beiden Mönche ſtanden lichtgeblendet — wie Saulus am Wege von Damascus . . . Sie konnten ſich nicht trennen . . .

Inzwiſchen war die Herzogin näher gekommen . . . Sie erſchrak bei dem Anblick Lucindens, die tieferſchüttert ſchien . . . Noch mehr entſetzte ſie ſich vor dem Anblick eines dieſer Mönche, der mit ſeinem kahlen und wie fleiſchloſen Kopf aus ſeiner niedergefallenen Kapuze geradezu ein Bote des Todes erſchien . . .

Auch die Begleiter des Duca Pumpeo kamen, jetzt ohne die Damen, näher, nahmen die Mönche in die Mitte und geleiteten sie aus dem Garten . . . Graf Agostino erhielt von Lucinden die Bitte und, als er darum noch immer nicht ging, fast den Befehl, sie zu verlassen . . .

Die Herzogin sah Lucinden noch wie betäubt an den Sockel einer Statue sich lehnen, von welcher aus man auf die Plateforme jener Altane schreiten konnte . . „Es war hier ringsum dunkel . . . Die dichtbelaubten Bäume warfen düstere Schatten . . Die Herzogin widerstand nicht, Lucinden zu folgen . . . Diese drängte auf die Altane hinauf, als fürchtete sie hier unten zu ersticken oder den Mönchen aufs neue zu begegnen „ . .

Sie sind ja auf den Tod entsetzt, mein Kind! sprach sie theilnehmend . . . Erholen Sie sich . . . Diese zudringlichen Bettler in Rom! . . . Die Bittschrift war nur ein Vorwand! . . .

Lucinde schlich nur langsam die Erhöhung hinauf . . .

Oben angekommen, sagte sie:

Nein, nein! . . . Ich kannte sie beide . . . Ich wußte längst, daß sie in Rom sind — ich hätte sie aber lieber, das ist wahr, vermieden; ich — mag nichts mehr hören von Deutschland . . . Die Bittschrift ist — an den Bischof — von Robillante . . . Ich will sie besorgen . . .

An den Freund meines Cäsar! . . . staunte die Mutter und hätte nun gewünscht, die Mönche wären nicht vertrieben worden . . .

Beide Frauen blieben auf der einsamen Altane, auf der sie sich auf Sesseln von Baumzweigen niederließen,

unter einem Dach von künſtlich gezogenem Lorber . . . Vor ihnen lag vom Mond beſchienen das große ſtille Meer der Weinſtockblätter . . . In der Ferne Feuerwerk und das lärmende Volk, das jeder Rakete ein Evviva! rief . . .

Obgleich ſich Lucinde allmählich zu faſſen ſchien, kam die Herzogin doch nicht mehr auf die Mönche zurück . . . Gerade dieſe durch Benno bedingten Wallungen des Intereſſes zu verbergen, beſaß ſie eine volle Gewandtheit . . . Sie pries die erquickende Erlöſung von dem rauſchenden Gewühl, das ſich nicht verziehen wollte . . . Sie ſaßen ſo, daß ſie durch die Büſche zugleich die Künſte des Feuerwerks und über die Weingärten hinweg den ſtiller gebliebenen Theil der Gegend beobachten konnten . . .

O, hier ſind wir ſicher vor dieſer bunten Poſſe! ſagte die Herzogin. Wenn die Lüge in der Welt ſo rauſchend auftritt, wie ſollte erſt die Wahrheit ſich ankündigen dürfen! . . .

Die Wahrheit feiert ihre Triumphe in der Stille! entgegnete Lucinde, noch immer athemlos. Dieſe Triumphe ſind die Glühkäfer des Geiſtes, die uns nur auf einſamen Wegen umſchwirren! . . . Wie heißt denn die Pflanze da, auf der ich vorzugsweiſe die Thierchen wie die Lichter auf unſern nordiſchen Weihnachtsbäumen antreffe? . . .

Lucinde rang nach dem Ton der Gleichgültigkeit . . .

Die rothen Diſteln? Das ſind Artiſchocken! ſagte die Herzogin . . .

Wächſt ſo dummes Gemüſe hier ſo wild und ſchön! . . . Carciofoli! Ganz recht! . . .

Eine kurze Pauſe trat ein . . . Beide bewegten ihre Fächer und wehten ſich Kühlung zu . . . Mancher ſcherz-

haſte Vorfall des Tages, manche Neckerei an der Tafel, mancher Schmuck, manche überladene Toilette ließen ſich beſprechen . . .

Das Geſpräch ſtockte jedoch bald . . . Es zeigte ſich — dieſe beiden Frauen mußten anfangen eine ſich für ein Hinderniß der andern zu halten . . . Die Herzogin hatte ſich längſt geſagt: Hier iſt meine Zeit um! Olympia iſt meiner Führung entwachſen! Selbſt den Cardinal, ihren Vater, lehnt ſie für ihre neue Einrichtung als täglichen Gaſt ab — Schon hat ſie's ihm angekündigt . . . Ceccone ſucht — eine neue Häuslichkeit! Dieſe Lucinde — lockt, reizt ihn — Ich ſah es heute, er ſchien ganz außer ſich . . . Lucinde ſollte, wie ſich gebührt, zu Olympia ziehen . . . Dieſe lehnt aber auch ſie ab . . . Soll alſo ich jetzt —? Ich? . . . Ich ahne, was Ceccone aus ihr und — mir geſtalten will . . . Um ſie „mit Anſtand" zur Nachfolgerin — der Herzogin von Foſſembrona, der Marcheſina Vitellozzo zu machen, ſoll ich — als Deckmantel? — . . . Nimmermehr! . . . Das zu verweigern bin ich — Benno ſchuldig . . . Aber Graf Sarzana! . . . Dieſe Abenteurerin — wie ſie in ſeinen Briefen Benno ſchildert — und Sarzana! . . . Dieſe armen Teufel freilich — die — Sarzanas! . . .

So empfand die Herzogin . . . Klug aber und verſtellungsſicher, wie ſie war, nahm ſie das Geſpräch nach einer Weile auf . . .

Es iſt wahr, ſagte ſie, das Leben bringt es mit ſich, daß nur zuweilen die Stacheln der Diſteln, das ſind ja Artiſchocken, jenen nordiſchen Weihnachtsbäumen, die ich kenne, gleichen! Die Illumination der Lüge muß

uns ermuthigen, an dieſe kleinen Glühkäfer in der Nacht der Wahrheit, an das hellſte Licht, das Aetherlicht des Schmerzes, zu glauben . . .

Lucinde konnte noch nicht geläufig erwidern . . .

Eine Bittſchrift an den Biſchof von Nobillante, ſagten Sie? . . . fuhr die Herzogin fort, als Lucinde den Brief träumeriſch betrachtete und ihn ſeufzend in ihrem Buſen barg . . . Iſt es wahr, daß dieſer Prieſter eine Gräfin liebte, die ſeit einigen Monaten die Gattin des Grafen Hugo von Salem-Camphauſen geworden iſt? . . .

Lucinde fixirte die Herzogin mit ſcheuen unheimlichen Augen .... Jetzt erſt recht antwortete ſie nicht . . . Jetzt erſt fiel ihr ein, daß ſie ja mit einer Frau zuſammenſaß, gegen die ſie ſeit einiger Zeit ſich hatte entſchließen wollen, einem Serlo'ſchen Gedanken Gehör zu geben . . . In Serlo's Denkwürdigkeiten ſtand: „Wenn ihr doch nur nicht ewig von Pflichten der Dankbarkeit bei Dienſten reden wolltet, die Euch gar kein Opfer gekoſtet haben!“ . . .

Die Herzogin ſprach ſorglos, der bittern Stimmung ihres Herzens folgend:

Graf Hugo liebte — hört' ich und ſah ich in Wien — ein junges Mädchen, das ſich aus Verzweiflung — um ihr Schickſal den — Tod gab . . . Ich ſah — ihre — Leiche, ich ſah ſeine Trauer . . . Er ſchloß mit dem Leben ab und doch — doch — wie mögen auch bei dieſer Vermählung die Raketen geſtiegen ſein! . . . Ha, erinnern Sie ſich in Wien der ſchönen Altane, von der wir Abſchied nahmen am Tag vor unſerer Abreiſe? . . . Es lag tiefer Schnee auf den düſtern Tannen ringsumher . . .

Ich erinnere mich . . . antwortete jetzt Lucinde, die

ſich von Klingsohr und Hubertus allmählich zurückfand. Sie betonte ſcharf. Sie hatte der Herzogin heute ſchon wieder Zurückſetzungen nachzutragen, die ſie ihr in Mienen und Worten an der Tafel hatte widerfahren laſſen . . .

Ob wol das junge Paar an derſelben Stelle wohnt, wo — die — arme — Geliebte — mit zerſchmettertem Haupte lag? . . . fuhr die Mutter Angiolinens, nichts ahnend fort . . .

Das — junge — Paar wohnt — in der Stadt . . . berichtete Lucinde — — von dem wirklich geſchloſſenen Bunde Paula's und des Grafen Hugo . . .

Eine lange Pauſe trat ein . . . Ein leiſer weicher Windhauch kam vom Südmeer . . . Im Weinberg zitterten die Blätter . . .

Es iſt doch gut, daß wir den Geſpenſterglauben haben! ſagte die Herzogin feierlich . . . Wir fürchten uns doch noch zuweilen ein wenig vor den Gräbern . . . Die Alten verbrannten ihre Todten, glaubten aber doch auch an eine ſtrafende Wiederkehr; der Geiſt des ermordeten Cäſar erſchien den Mördern in der Schlacht bei Philippi . . . Die Chriſten wollten von den Todten ſo wiedererſtehen, wie ſie in ihrer ſchönſten Lebenszeit ausſahen . . . Angiolina hieß — ſie? . . . Sahen Sie ſchon die Katakomben drüben? . . . unterbrach ſich die Erinnerungsverlorene . . . Dort blitzt eine goldene Spitze im Mondlicht auf . . . Das iſt Santa-Agneſe . . . Dort ſteigen Sie einmal nieder mit einem guten Führer . . . Philipp Neri, der Heilige, hat da unten wochenlang gewohnt . . . Die Erde hier ringsum iſt durchhöhlt . . . Chriſten- und Römergräber in Eins . . . Ein

Leichenfeld! . . . Das Leben iſt's . . . Wer war der eine dieſer Mönche? Er ſah ja wie der Tod . . .

Wie die Auferſtehung! hauchte Lucinde für ſich . . . Aber der erſte Schrecken war bei ihr nun vorüber . . . Sie hatte ſich wieder in ihre gegenwärtige Lage zurückgefunden . . . Ihr Auge fixirte die Herzogin immer unheimlicher . . .

Dieſe erſchrak über die faſt ſchielenden Blicke des Mädchens . . . Und beim Suchen nach einem gleichgültigen Geſpräche ſchilderte Lucinde die Unzufriedenheit der jungen Fürſtin Rucca . . . Da betonte ſie ſehr ſcharf den Namen Benno's . . .

Lucinde that das ſeit einiger Zeit in Gegenwart der Herzogin öfters . . .

Lucinde hatte allerdings bemerkt, daß die Herzogin von Amarillas in einer geheimen Beziehung zu Benno ſtand . . . Sie hatte ſchon in Wien das Intereſſe beobachtet, das dieſe Frau an ihrem frühern Aufenthalt in Deutſchland, an Witoborn, an Schloß Neuhof nahm . . . Sie wußte, daß ſie eine Sängerin geweſen und — in Leo Perl's Bekenntniſſen war ja von einem gewiſſen Betruge die Rede, den er an einer — nicht genannten Sängerin hatte ausführen helfen . . . Sie war auf den Gedanken gekommen, ob nicht jene „zweite Frau" des Kronſyndikus, die der vom Wein Aufgeregte und ſchon an Wahnanfällen Leidende damals in jener Nacht in Kiel mit dem Degen von ſich abwehren wollte, dieſe jetzige Herzogin von Amarillas ſein könnte . . . Ihrer wühleriſchen Combination entging nichts von dem, was ſich aus auffallenden Daten ſolcher Art irgendwie verknüpfen ließ . . . Sie hatte auch ſchon Benno's ihr hinlänglich bekannte

im Familienkreiſe der Aſſelyns und der Dorſtes oft beſprochene „dunkle Herkunft“ in den Kreis ihrer Combinationen gezogen und ſtaunte ſchon lange über Benno's Aehnlichkeit mit dem Kronſyndikus und mit der Herzogin ... Sie verfolgte dieſe Gedanken ſtets und ſtets ſeit dem Augenblick, wo ſie bemerkt zu haben glaubte, daß die Herzogin gern über ſie lächelte, ſie gering behandelte und zurückſetzte ... Heute war Graf Sarzana, als er ihr den Arm geboten hatte, von der Herzogin auf eine andere Dame verwieſen worden ... Dieſe Kränkung hatte ſie nur vergeſſen, weil ſie ſpäter genug von Huldigungen überſchüttet wurde ... Solche Geringſchätzungen konnten ſich aber wiederholen ... Daher ſagte ſie mit ſcharfſpähendem Blick und ſich aller der Vortheile erinnernd, die ſie über die Aſſelyns hatte:

Der Todtenkopf? Nach dem Sie fragten! Ich lernte ihn in Witoborn kennen, in deſſen Nähe ein Kloſter liegt ... Es iſt das Familienbegräbniß jener Wittekind-Neuhof, nach denen Eure Hoheit mich ſchon ſo oft gefragt haben ... Der vor länger als einem Jahr verſtorbene Stammherr, der Kronſyndikus genannt, hat den Vater des andern, des zweiten Mönches, den Sie ſahen, in einem Wortwechſel erſtochen ... Dieſer Unglückliche hieß Klingsohr und war des Freiherrn Pächter ... Der Todtenkopf aber war des Freiherrn Jäger und hieß Franz Bosbeck ... Aus Holland ſtammt er, war in Java, gewann auf dem Schloß Neuhof eine Stellung durch die Liebe einer böſen Frau, die dort regierte, Brigitte von Gülpen ... Da ſein Herz an einem andern Weſen hing, rächte ſich dieſe Frau und veranlaßte den Entſchluß ihres Verlobten, der ſeine wahre Liebe durch den Tod

ſelben ſtutzt, während ſeine Frau die Hühner füttert, wenn er mit zugeknöpftem Rock und breitkrämpigem Sebaldus Nothanker'ſchen Hute unter einer Eiche während des heftigſten Regens in der Jungfernhaide ſteht oder mit übereinandergeſchlagenen Beinen vor einem Waldbache auf einem Baumſtumpfe ſitzt und das Buch aus der Hand verliert vor Entzückung über den Finken, der aus dem Gehölze ſo luſtig ſchlägt — ja, Tobianus, da ſoll mich der Kukuk holen, wenn Schmidt es nicht richtiger trifft, wo mein Herz ſitzt, als all' die neuen Poeten, die Sie, närriſcher Mann, ſich haben ſo ſauber einbinden laſſen, die immer vom Vogel in der Luft ſingen und ihn ſelber nie gehört haben, ja, nicht einmal wiſſen, wo die Lerchen im Winter bleiben. Sehen Sie, und was ſo reſpectabel an dem Mann iſt, er lebt noch und hat nie mehr ein Zeichen von ſich gegeben. Er ſang ſich aus und ſchilderte ſoviel, als er wußte, ſeine Natur. Er hat nie polemiſirt gegen ſeine Gegner, er wurde nicht halsſtarrig wie die Nicolai's, als man ſie nicht rühmen wollte. Er hört noch abendlich die Fröſche quacken und denkt nicht einmal dabei an das Heer von Kritikern, die ihn ſo oft als Stichblatt ihres Witzes benutzt haben."

Man wundre ſich über dieſe Blaſedow'ſche Apologie nicht! Man findet oft Menſchen, die voller Poeſie ſtecken, die einen ganzen Bienenſchwarm lyriſcher Gedanken, in ſich den ſüßeſten Honig webend, verbergen, und deren Begriffe vom Schönen durchaus nicht an das Sublime ſtreifen, während die Oberflächlichen dagegen nicht Worte und Farben genug haben können, ehe ſie ihre Bewunderung poetiſcher Leiſtungen auszudrücken vermögen. Das größte Talent gefällt ſich und ſpiegelt ſich wieder in einem Waſſertropfen, während

verlor, ſich in ein Kloſter zu flüchten . . . In Indien ſoll er von den Gauklern Künſte der Abhärtung gelernt haben, weshalb er ſich trotz Entbehrungen und Strapazen ſo rüſtig erhält . . . Der eine der beiden Mönche hatte eine Sehnſucht nach Rom, die der andre aus mir unbekannten Gründen theilte . . . Beide entflohen, ſaßen bisher auf San-Pietro in Gefangenſchaft und richten nun, wie ſie mir ſagten, in dieſem Schreiben an den Biſchof die Bitte, ſich zu ihren Gunſten zu verwenden . . . Sie fürchten ſich, wie jeder, der einmal in Rom war, nach Deutſchland zurückzukehren — . . .

Lucinde hielt inne, weil ſie die Wirkung ihres Berichtes beobachten wollte . . .

Die Herzogin folgte mit der höchſten Spannung . . .

Doch hatte Lucinde in der Kunſt der Beherrſchung ihre Meiſterin gefunden . . .

Nach dem erſten leiſen Zucken der Mienen bei den Worten: „Familienbegräbniß der Wittekind-Neuhof", trat trotz der aufs äußerſte erregten Spannung und der ſie blitzſchnell durchzuckenden Vorſtellung: Dieſe Schlange kennt dein ganzes Leben! eine Todtenkälte in die geiſterhaft vom Mond beſchienenen Züge der Herzogin und ſie ſagte nichts als:

Kommt der Nachtwind ſo vom Meere? Wovon bewegt ſich das Laub in den Weinbergen? . . . Sehen Sie nur, als wenn eine einzige große Schlange dahinkröche . . . So hebt es ſich hier und dort und ſinkt wieder zuſammen . . .

Lucinde hatte nur ihr Auge nach innen gerichtet . . .

Beide Frauen waren zu tief in ihre Erinnerungen, zu tief in die Rüſtung des zunehmenden Haſſes gegen-

einander verloren, um einer Beobachtung über den Nachtwind längern Spielraum zu laſſen ...

Die Herzogin ging nach Lucindens Mittheilungen in die Worte über:

Ich würde verſchlagen, lieber die Bitte dem Cardinal, bei dem Sie ja allmächtig zu werden anfangen, mitzutheilen, wenn nicht — allerdings Olympiens Laune zu ſchwankend wäre ... In der That ſchon oft ſprach ſie ihre Reue aus, einem Fremdling, wie jenem Biſchof, ſo ſchnell den Fuß auf italieniſchem Boden gegönnt zu haben ... In ihren Lobpreiſungen des Pater Vincente, der jetzt am Thor unter den Bettlern ſein ſoll, erkenn' ich die Gedanken, die in ihrem Innern Geſtalt gewinnen wollen ...

Lucinde beobachtete, ob wol die Herzogin ihr ganzes Intereſſe für Bonaventura kannte ...

Dieſe fuhr fort:

Auch iſt der Biſchof von Robillante in der That nicht vorſichtig ... Er hat dem Erzbiſchof von Coni mehr die Spitze geboten, als einem ſo ganz den Vätern Jeſu angehörenden, jetzt als Großpönitentiar nach Rom zurückkehrenden Prälaten gegenüber gutgeheißen werden kann ... Sein Eindringen in San-Ignazio und die Trinita zu San-Onofrio hat die Dominicaner gegen ihn aufgebracht ... Die Dominicaner ſind in gewiſſen Dingen mächtiger, als die Jeſuiten ... Dieſer Orden beruft ſich auf die Privilegien der Inquiſition ... Der Biſchof ging an die weltlichen Gerichte ... Das war ein Beweis von Muth, aber auch eine große Unbeſonnenheit ... Neun Waldenſer, ſieben Proſelyten, die die Waldenſer unerlaubterweiſe aufgenommen hatten, mußten von den Do-

minicanern, die ſie einzogen, herausgegeben werden ... Um Einen, der fehlt, kämpft nun der Biſchof noch immer ... Wie aber nur möglich, ſich und andere um einen ketzeriſchen Fremden ſo aufzuregen!... Allerdings einen Deutſchen — aber in ſeiner Stellung gebührte ſich gerade gegen ſeine Landsleute die Vermeidung aller Parteilichkeit — ...

Lucinde horchte mit geſpanntem Antheil ... Sie kannte dieſe Gefahren Bonaventura's nur aus flüchtigen Andeutungen Cecconе's ...

Schreiben Sie ihm doch alles das, wenn Sie den Brief convertiren ſollten ... ſagte die Herzogin ...

„Schreiben Sie ihm doch alles das —“ ... Das hatte die Herzogin mit einem ſeltſamen Ton geſagt ... Es war der Ton, der etwa ſagte: Ich weiß es ja, Sie ſind die verſchmähte Liebe dieſes Biſchofs! ...

Lucinde ſagte, demüthig ihr Haupt ſenkend und nur im Blick die Fühlfäden verrathend, die ſie ausſtreckte:

Der Biſchof rechnet, denk' ich — auf den Beiſtand der Gönner, die ihm — hier in Rom ihre alte Neigung — ſofort wiederſchenken würden, wenn — Herr Benno von Aſſelyn, ſein — Vetter zurückkehrt und — nicht länger eine Furcht verräth, die — für einen Mann doch — kindiſch iſt...

Welche Furcht? ...

Das Muttergefühl wallte auf ...

Aus Beſorgniß, ſich durch Vertheidigung des Sohnes zu verrathen, ſagte die Herzogin gezwungen lächelnd:

Dürfen Sie am Hochzeitstag der Fürſtin Rucca von der Furcht eines Mannes ſprechen, der nicht der beglückte Gegenſtand ihrer Liebe zu werden wünſcht? ...

Alle Umgebungen der Herzogin und Lucindens wuß-

ten, wie das Bild der kurzen wiener Bekanntſchaft von Schönbrunn und vom Prater immer noch vor Olympiens Seele ſtand ...

Lucinde ſah ſich in dieſem Augenblick um ... Es war um ſie her ein Geräuſch hörbar geworden ... Ueber den Fußboden eilte eine jener kleinen Schlangen, deren Augen einen phosphoreſcirenden Glanz von ſich geben ... Lucinde zog erſchreckt den Fuß zurück, ſah die künſtliche Ruhe der an ſüdliche Eindrücke gewöhnten und der Schlange nicht achtenden Herzogin und erwiderte nach einiger Sammlung:

Benno von Aſſelyn fürchtet, an die beſtrickende Olympia ein Herz zu verlieren, das — ich will es Ihnen verrathen — einem jungen jetzt in London lebenden Mädchen gehört ... Sagen Sie aber nichts davon der Fürſtin! ...

Die Züge der Mutter konnten ſich nicht beherrſchen ... Sie verklärten ſich ... In ihrem brieflichen Verkehr hatte ſie nie auf eine Frage nach Benno's Herzen deutliche Antwort erhalten ...

Wen liebt — Signore — Benno? fragte ſie mit einer ſich bekämpfenden Theilnahme, deren leidenſchaftlichen Ausdruck jedoch ihr ganzes Antlitz verrieth ...

Er liebt unglücklich ... ſagte Lucinde immer forſchender und ſchon mit triumphirenden Blitzen aus ihren dunkeln Augen hervorlugend ... Sein beſter Freund nächſt dem Biſchof und dem Dechanten Franz von Aſſelyn — Die Herzogin ſchlug ihre Augen nieder — iſt ein junger reicher Kaufherr, Thiebold de Jonge ... Beide wurden, ohne es zu wiſſen, zu gleicher Zeit von einer Liebe zu einem Mäd-

chen ergriffen, das damals noch halb ein Kind war . . . Armgart von Hülleshoven ist ihr Name . . .

Armgart von —? . . .

Lucinde mußte den Namen wiederholen . . . Der Mutter klopfte das Herz . . .

Armgart von Hülleshoven . . . sagte die Listige, die sich rüstete, der Herzogin ein für allemal das Geringschätzen ihrer Person zu verderben . . . Sie ist, hauchte sie, die zärtlichste Freundin jener Gräfin Paula, die die Gattin des Grafen Hugo geworden . . . Schon einmal geriethen beide Freunde um diese Neigung in Streit . . . Einer entsagte zu Gunsten des andern . . . Darüber fand Armgart Zeit, erst eine Jungfrau zu werden, die überhaupt an Liebe denken darf . . . Ein wunderliches Aelternpaar hat sie aus Witoborn nach England geschickt, wo sie im Hause einer Lady Elliot lebt und ihre Zärtlichkeit für zwei Liebhaber zugleich an dem Widerstand gegen einen dritten prüfen kann . . . Dieser hat das glücklichere Loos getroffen, jetzt in ihrer Nähe leben zu dürfen . . . Es ist dies jener Wenzel von Terschka, der, wie man sagt, nur um ihretwillen Priestergelübde und Religion und was nicht alles aufgab — . . .

Pater Stanislaus? sagte hocherstaunt und sich ganz vergessend die Herzogin . . .

In der Ferne donnerten Böller und schmetterten rauschende Fanfaren . . .

Sollten Sie in Ihrem Briefwechsel mit Herrn von Asselyn — . . . wagte sich jetzt Lucinde ganz keck heraus . . .

Ich? . . . Mit wem? . . . fuhr die Herzogin auf . . .

Ja Sie, Hoheit, Sie allerdings — mit Venno von Asselyn — . . . lächelte Lucinde . . .

Die Herzogin war aufgesprungen . . . Die Bewegung ihres Schreckens, die der Furcht zunächst vor Olympien galt, war erklärlich . . . Der Schrecken konnte aber auch von etwas anderm kommen . . . Die Zweige hatten in nächster Nähe gerauscht, wie unter Berührung eines leise Dahinschleichenden . . .

Man ist doch sicher hier . . . konnte noch die Herzogin ihren Schreck maskirend, fragen . . .

Da deutete sie aber schon mit einem Aufschrei auf die grüne Decke des Weinlaubs, aus der sich spitze Hüte und Männerköpfe erhoben . . .

Lucinde wollte im selben Augenblick entfliehen ... Vergebens ... Schon hatten sie von hinten zwei Arme ergriffen ...

Eine wilde Physiognomie, die nur die eines Räubers sein konnte, grinste sie an . . . Ein widerwärtiger, dem gemeinen Italiener eigner, vom Genuß der Zwiebel und des Lauchs kommender Athem nahm ihr die Besinnung . . . Sie konnte nicht von der Stelle . . .

Die Herzogin war an den Aufgang der Altane gestürzt und rief:

Räuber! Räuber! Räuber! . . .

Sie rief diese Worte — sie wußte selbst nicht, ob im Schrecken über den Ueberfall oder in dem über Lucindens Voraussetzung eines Briefwechsels zwischen ihr und Venno . . . Sie wiederholte sie muthig, trotzdem daß unter dem Weinlaub alles lebendig wurde, wilde Männer in abenteuerlichen Trachten den Rand der Altane erkletterten, Pistolen und Dolche blitzten, Lucinde in die Arme eines Ath-

leten geworfen wurde, der die Mauer ſchon erklettert hatte, während der erſte, der bereits oben war und die im ſtillen Geſpräch Verlorene von hinten überfallen hatte, Miene machte, nun auch die Herzogin zu ergreifen ... Die Räuber trugen die Tracht der Hirten, kurze Beinkleider, Strümpfe, Jacken, offene blaue Bruſthemden; die Geſichtszüge waren von Bart und künſtlichen Farben entſtellt; die braunen ſehnigen Hände eines dritten, der dem zweiten nachkletterte, ſtopften Lucinden, die vor Schrecken nicht einen Laut mehr von ſich geben konnte, ein bunt'es Tuch in den Mund ...

Während die Herzogin, halb auf der Flucht, halb muthig wieder innehaltend, ihre Hülferufe fortſetzte, ſah ſich Lucinde ſchon in den Armen des Rieſen, der ſich, auf den Rücken zweier andern ſich ſtützend, an die Wand feſtſtemmte und die Beute herunterzog mit den der Situation völlig widerſprechenden Beſchwichtigungsworten:

Haben Sie doch keine Furcht, ſchönſte Altezza! ... Ei, Eure Excellenza ſollen ſo gut ſchlafen, wie in Ihrem eigenen Schloſſe ... Es iſt nur ein Spaß, Signora Excellenza ... Tauſend Zechinen ... Ei, das wird eine ſo ſchöne Dame ihren Freunden ſchon werth ſein ...

Da Lucinde den Muth einer Frau ſah, die doch von ihr ſoeben ſo ſcharf verwundet worden, ergriff ſie Beſchämung ... Sie hielt ſich an einem großen Oleanderſtamm, der von draußen her an der Mauer aufwuchs, wühlte ſich in deſſen ſchwanke Zweige, die ſie nicht laſſen wollte, und widerſtand um ſo mehr dem Räuber, als ſie hinter ſich ein wildes Geſchrei hörte, das halb aus deutſchen, halb aus italieniſchen Lauten beſtand ...

Da ließ der Rieſe loſer und loſer ... Lucinde

hielt sich mit allen Kräften ... Hinter sich hörte sie ein Ringen, ein Kämpfen ... Eine Ahnung erfüllte sie ... Sie krallte sich fester und fester ... Da ein Schmerzensschrei wie von einem Verwundeten in der Nähe ... Nun ein Pistolenschuß ... Jetzt stürzte sie selbst von der Mauer ... Der Rauch um sie her, ihr Sturz, die Angst, die Hoffnung — sie verlor die Besinnung ...

Als sie wieder zu sich gekommen, lag sie noch auf dem Boden des Weinbergs ... Eben ließ man von oben Leitern herab ... Die Terrasse oben stand voller Menschen ... Waffen klirrten noch immer ... Graf Agostino, seiner schweren Reiterstiefeln nicht achtend, stieg von oben hernieder ... Neben ihr lag in seinem Blut der gewaltige Riese, den ein Pistolenschuß getroffen hatte von der Hand eines Mönches. Der Muthige kniete neben einem andern Mönche, der verwundet am Boden lag ... Da hüllte sich ihr wieder alles in Nacht ...

Als sie aufs neue erwachte, befand sie sich in dem großen Saale der Villa ...

Wüst durcheinander standen die Tische und Sessel. Das Fest war zu Ende. Die Kronleuchter brannten nur noch dunkel. Die Zahl von Menschen um sie her war geringer geworden ... Düsterblickend stand Graf Sarzana ... Sein Auge hatte eine Macht, vor dem sie das noch so schwache ihrige niederschlug ... Sie hörte Ausbrüche des Erstaunens ... Wer hätte sich auch denken können, daß an einem so lebhaften Abend, unter so vielen Tausenden von Menschen Räuber es wagen würden, ihren gewöhnlichen Anschlag — Gefangennehmung von Personen, die sich durch Lösegeld loskaufen mußten —

in Ausführung zu bringen ... Die Räuber waren unter dem dichten Weinlaubdach hinweggeſchlichen, hatten ſich der einſamſten Stelle des Gartens genähert und würden ihren Raub wenigſtens mit Lucinden ausgeführt haben, wenn nicht die beiden Mönche, freilich auch ihrerſeits in unerklärlicher Abſicht, den gleichen Weg genommen und ſo ihr die Freiheit erhalten hätten ... Der Mönch mit dem Todtenkopf entriß einem der Banditen ein Piſtol und ſchoß es auf die gewaltige Geſtalt ab, die Lucinden ſchon davontrug ... Ihn ſelbſt hatte dann ein leichter Meſſerſtich verwundet ... Der jüngere Mönch aber, Pater Sebaſtus, war lebensgefährlich von einem Stilet verwundet worden ... Lucinde blieb unverſehrt ... Sogar der Brief an Bonaventura war nicht aus ihrer Bruſt geglitten ..

Das gehört zu Italien! ſprach eine Stimme ... Kommen Sie, wenn Sie können — Ihr Wagen wartet ſchon ... Die Fürſtin iſt ſchon lange fort ... Graf, Sie begleiten doch die Signora — ...

Lucinde ſah die Herzogin von Amarillas nicht ... Sie hörte aus dieſen Worten nur: Dieſe Signora — die die Tochter eines Schulmeiſters vom Lande, eine Abenteurerin iſt — die ehemalige Braut des einen dieſer Mönche — die Genoſſin des andern bei gewiſſen, unenthüllbaren, heimlichen Dingen! — Laſſen Sie lieber dies Geſchöpf! ...

Durch die geöffneten Fenſter ſchimmerten die Sterne ... Hätte ſich allerdings Lucinde je einen ſolchen mit Klingsohr noch zu erlebenden Abend träumen laſſen können, als ſie in ihrem Pavillon auf Schloß Neuhof

unter den Ulmen wohnte und H. Heine's Liederbuch las, das ihr Klingsohr geschenkt ... Klingsohr — um ihretwillen jetzt vielleicht todt! ...

Der Graf erbot sich voll Zuvorkommenheit zur Begleitung ... Die Mönche bleiben hier; sagte er ... Der eine ist zu schwer verwundet, der andere leichter ... Aber Pater Vincente bewacht und pflegt sie beide ... Auch ist schon ein Arzt bei ihnen ... Sie liegen drüben beim Haushofmeister ... Die Villa bleibt die Nacht über bewacht ... Der Bargello läßt zehn Mann Wache zurück ... Sie werden, denk' ich, ausreichen ...

In der That war nun auch alles schon zerstoben und verflogen ... Der alte Fürst Rucca war so rasch entflohen, als wenn er sich wirklich an der adriatischen Küste befunden hätte ...

Von dem getödteten Räuber versicherte man, es wäre der berüchtigte Pasquale Grizzifalcone selbst gewesen ... Cardinal Ceccone hatte sich nach dieser Recognition sofort von Lucindens Ohnmacht losgerissen, war in den Garten geeilt, wo die Leiche lag, und hatte sich jeden Gegenstand verabfolgen lassen, der sich in den Taschen des Gefallenen vorfand ... Dann war er eilends in seine glänzende Carrosse gestiegen und mit seinen beiden „Caudatarien" (Schleppträgern) in seine Wohnung gefahren, die mit der Sr. Heiligkeit unter einem Dache lag, nach dem Vatican ...

Graf Sarzana lächelte spöttisch bei diesem Bericht und bot Lucinden den Arm ... Sie schwankte ... Tief erschöpft schritt sie an den Wagen ...

Beide fuhren nach dem Palazzo Rucca am Pasquino.

die Mittelmäßigkeit immer einen ganzen Ocean ausschüttet, um die Menge zu berauschen. Da ich mir aber nicht denken kann, daß nicht jeder meiner Leser von Blasedow mit Vergnügen hört, wie zart, trotz seiner rauhen äußern Nußschalennatur, doch sein innerer Kern war, so verschmäh' ich auch diese Gelegenheit nicht, in die Jugend unsres Helden zurückzublicken und eine Erzählung wiederzugeben, die er damals, als er vom Feldprediger Schmidt sprach, an Tobianus über seine erste Predigt richtete. Lassen wir nichts unbemerkt, was uns Vertrauen zu unserm Manne einflößt. Wir werden leider noch früh genug wahrnehmen, daß sein ganzes zukünftiges Schicksal auf Thorheiten gegründet ist.

„Ich war kaum vier Monate von der Schule," erzählte Blasedow, „kaum entwöhnt von den sogenannten Brüsten des classischen Alterthums, als ich in mir den Luftballon meines Ehrgeizes, der wenigstens so hoch steigen wollte, als eine Kanzel ist, nicht mehr zurückhalten konnte. Je leerer der Kopf, desto höher will er hinaus. Ich hatte mich noch ungewiß zwischen dem Christenthum und dem Alterthume gehalten und ließ mich während eines Semesters mehrere Male aus einer Facultät in die andere überschreiben, weil es bald hieß: für dies Stipendium muß man Philosoph, bald: für jenes muß man Theologe sein. Ich hatte die Kirchengeschichte gerade bis zur ersten Christenverfolgung gebracht und in der Einleitung in die Bibel bis jetzt nur gelernt, welche Bücher unecht waren. Die echten ließ der Professor zurück und wurde am Schluß des Semesters so in die Enge gebracht, daß er in der That seine Vorlesungen mit dem Bedauern schloß, er hätte uns freilich nur die Unechtheit der Bibel während des Halbjahres bewiesen, wollt' es aber unserm

## 4.

Ganz Rom war von der geſtrigen Begebenheit erfüllt. Der Schrecken des Kirchenſtaats, Grizzifalcone, war getödtet worden von einem deutſchen Franciscanermönche! . . .

Der Meſſerſtich, unter dem der Genoſſe des Mönchs zuſammengeſunken war, hätte beſſer dieſem gebührt! hieß es bei den Meiſten . . . Grizzifalcone wurde bemitleidet! . . . — „Der Aermſte ſtarb ohne Beichte —!“ ſagten ſelbſt die, die ihm vielleicht den längſt verwirkten Tod gönnten . . . Noch mehr! In der Sphäre der Prälatur, des Adels, des gebildeten Gelehrtenſtandes gingen ſeltſame Verſionen . . . Da war Grizzifalcone nicht zufällig, ſondern aus geheimen Abſichten „ermordet“ worden . . . Man ſah die Kutſche des Cardinals hin und her fahren . . . „Was man ſolchen Staatsmännern alles aufbürdet! Man beſchuldigt ſie, ſelbſt ihre beſten Freunde nicht zu ſchonen!“ . . . So lautete ein bittres Wort, das aus der Sphäre der „Verſchwörungen“, wir wiſſen nicht, ob des jungen oder des alten Italien kam . . .

Die Aerzte, die der Cardinal in die fürſtlich Rucca'ſche Villa geſchickt hatte, erklärten, daß die Wunde, die

der deutſche Mönch und Gefangene von San-Pietro in Montorio empfangen, ſo beſorgnißerregend wäre, daß ſie einen Transport deſſelben auf die Tiberinſel San-Bartolomeo zu den Benfratellen für unerläßlich hielten ...

Der Laienbruder Hubertus kam mit einem leichten Verband davon ... Er ließ ſich dieſen nach ſeinen ihm eigenthümlich angehörenden chirurgiſchen Kenntniſſen anlegen und bedauerte nur, nicht gleichfalls zu den Benfratellen kommen zu können, wofür nach Pater Vincente's Aeußerung keine Hoffnung war ... Wenn der Tragkorb den Pater Sebaſtus abholte, wollten ſie ihm das Geleit geben und dann in ihre luſtige Höhe nach San-Pietro zurückkehren ... Der Sack des Kloſters war geſtern über und über gefüllt geweſen; aber im Tumult des Ueberfalls, des Schießens, der allgemeinen Auflöſung des Feſtes war er von irgend einer vorſorglichen Seele aufbewahrt, d. h. geſtohlen worden ...

Der Stiletſtich war dem verwundeten Pater Sebaſtus in die Rippen gedrungen ... Er hatte die Beſinnung, athmete aber ſchwer und durfte nicht ſprechen ... Was in ſeiner Seele lebte, mühte ſich Hubertus ſtatt ſeiner zu ſagen ... Er traf nicht alles ... Pater Vincente, der neben den beiden auf Maisſtrohbetten ruhenden Verwundeten und mit dem Luxus einer auf der Erde ausgebreiteten Matratze geſchlafen hatte, berührte das Unſagbare ſchon näher, wenn er ſprach: „So iſt es mit all unſrer Sehnſucht! Ich kann mir denken, daß ihr beide euer Leben lang nach dem Anblick Roms geſchmachtet habt, und die erſte Nacht, wo euch vergönnt war, euch am Ziel eurer Wünſche zu fühlen, mußte

ſo verderblich enden! Im Coliſeum prieſen wir die menſchlichere Zeit, die uns nicht mehr den wilden Thieren vorwirft! Raub und Mord ſind darum von dieſem Boden nicht gewichen! . . .“ „Man kann Italien nicht verwünſchen, das neben Räubern auch einen Pater Vincente hervorbringt . . .“ dachte Hubertus . . . Das ſah er wol, Klingsohr's Bewegungen kamen nicht von den Phantaſieen des Wundfiebers allein her . . . Lucinde in Rom! . . . Lucinde in ſo glänzenden Verhältniſſen! . . .

Hubertus hatte die Landsmännin bei ihrer Annäherung an die Bettlerſchaaren zuerſt erkannt und Klingsohr auf ſie aufmerkſam gemacht . . . Dieſem war ſie anfangs eine Täuſchung der Sinne, eine Luftſpiegelung geweſen . . . Soll dieſe erſte römiſche Nacht mich toll machen! rief er . . . Bald aber ſah er, daß auch Lucinde ſie erkannte, von dem Offizier, der ſie begleitete, fortzukommen ſuchte und ängſtlich ihren Anblick vermied . . . Nun wagte er dem muthigern Bruder Hubertus zu folgen . . . Sie umgingen den Stand des Feuerwerks, ſchlichen ſich in den Park, in den Garten, ſahen, wie Lucinde ſich von ihrer Geſellſchaft frei machte und entfloh . . . Dennoch ſchnitten ſie ihr den Weg ab . . . Nun ſchien ſie ihnen wirklich Gehör geben zu wollen und ſchon hatte Hubertus manchem Fragenden den Brief und die Landsmannſchaft als einen äußern Grund bezeichnet, den ihr Verlangen haben durfte, jene Dame zu ſprechen . . . Endlich riefen ſie ihr zu, redeten ſie an — nun war ſie gezwungen, ſich ihnen zu ſtellen . . . Hubertus wußte, wat ſie Klingsohr geweſen . . . Dieſer ſah, wie Lucinde, Non

ſchon längſt als das Höchſte auf Erden an, als das Paradies der Seligen ſchon hienieden . . . Beim erſten Wort, beim erſten Gruß erging er ſich in jenem Entzücken ſeines geknickten Geiſtes, das ihm in ſo beglückender Situation, wie in den beſten Zeiten ſeiner Vergangenheit, wiederkehren mußte . . . Selbſt die Eiferſucht loderte auf, als Lucinde nach den Offizieren ſpähte, dann die Aufſchrift des Briefes im Dunkeln zu erkennen ſuchte . . . Zerreiße den Brief! rief er. Wir wollen ihn nie, nie geſchrieben haben! Biſt du hier nicht mächtiger, als ein Biſchof! Wer feiert eine Hochzeit — als mit dir! Sieh dieſe Fackeln, dieſe Feuerflammen — wie Nero möcht' ich Rom anzünden, um deine Epithalamien zu ſingen! . . . Jeſus hilf, ſprach diesmal voll Bangen Hubertus ſtatt ſeiner . . . Dazwiſchen kam die Herzogin und bald der Trupp der Offiziere und der jungen Prälaten . . . Die beiden Bettler wurden verwieſen, hart bezeichnet mit den ihrer Keckheit gebührenden Worten . . . Aber die Ungeduld, die Freude, die Spannung auf Verſtändigung nach ſo langer Trennung hatte ſie beide wie im Wirbel ergriffen . . . Dieſe wilde feſtliche Nacht konnte ſo nicht enden; ſie ſchien alles zu erlauben . . . Sie ließen den Pater Vincente beim Sack des Kloſters, den die Köche, Diener und vornehmen Damen füllten . . . Sie ſtreiften zum Garten hinaus, erkannten die Möglichkeit, ihm von der Landſtraße, vielleicht vom Feld her beizukommen . . . Nur ein Wort noch Lucinden, nur noch eine Bitte um Wiederſehen, um die Begegnung in einer Kirche, etwa wie im Münſter zu Witoborn zu den Füßen des heiligen Ansgarius . . . So ſahen ſie jene

ſchleichenden Räuber, wurden Zeugen des Ueberfalls, Lucindens Retter . . . Klingsohr's Erinnerung an die Zeit der Menſur ſtählte ſeinen entnervten Arm; ohne Waffe erhob er ihn, rang gegen das geſchwungene Stilet des Banditen, riß dieſen nieder und erlag im Stürzen nur einer größern Gewandtheit und der gereizten Wuth der Entfliehenden, die den Garten ſich beleben ſahen, während Hubertus ſchon den Rieſen zugleich mit Lucinden niederzog aus den Zweigen des Oleanders, in denen ſie ſich feſthalten wollte . . . Hubertus drückte das eroberte Piſtol los — ohne Scheu, wie einem Jäger geläufig war, der ſchon manchen Wilddieb niedergeſchoſſen hatte . . .

Pater Vincente erfuhr, daß die gerettete Dame den beiden Deutſchen werth und näher bekannt war . . . Wieder offenbarte er die Vertrautheit mit einigen deutſchen Worten . . . Ueber ſich ſelbſt ſprach Pater Vincente wenig . . . Selbſt die Neigung des geſprächſamen Hubertus, ſich, wo er nur konnte, in der Sprache des Landes der Schönheit und der Banditen zu vervollkommnen, ergriff er nicht als Anlaß weltlicher Unterhaltung, ſondern erinnerte ernſt an jene Bitten, die für Kranke zu ſprechen die vorgeſchriebene Regel des kirchlichen Lebens iſt . . . Dann — ohne den Sack mit Lebensmitteln ins Kloſter zurückzukehren —! Eine Ausſicht war das auch auf einen Dorn zur Märtyrerkrone mehr . . .

Um elf Uhr ſollte der Tragkorb jener Benfratellen kommen, die einſt auch Wenzel von Terſchka ſo wohl verpflegt hatten . . . Wäre Klingsohr nicht Mönch und bereits dem römiſchen Glauben gewonnen geweſen, ſo hätte man ihn jetzt in eine Anſtalt gebracht, wo in Rom

„Neuzubekehrende“ (Katechumeni und Convertendi) in solchen Fällen leibliche und geiſtliche Pflege zu gleicher Zeit erhalten . . . Das Geringſte doch, womit ſie dann für die Geneſung beim Scheiden danken können, iſt ein Uebertritt . . .

Um zehn Uhr ſchon kam die junge Signora vorgefahren, die geſtern hatte von Räubern entführt werden ſollen und heute der Gegenſtand des Geſprächs und der Aufmerkſamkeit für ganz Rom war . . . Man nannte ſie, wie ſolche Verwechſelungen vorkommen, bald eine Fürſtin, bald eine „ſpaniſche Herzogin“ . . . Das „Diario di Roma“, die Staatszeitung Sr. Heiligkeit, war noch nicht mit dem aufklärenden Bericht erſchienen, wenn die ſchweigſamſte aller Zeitungen überhaupt von dem ärgerlichen Vorfall Act nahm . . .

In Italien iſt noch bei Hochzeiten die Sitte des „Lendemain“ üblich . . . Der Palazzo Rucca am Pasquino wurde von Wägen und den Abgeordneten der fünftauſend privilegirten Bettler Roms (der „Clientela“ der alten Römerzeit) den ganzen Tag nicht frei . . . Auch nach dem Befinden der Donna Lucinda mußte gefragt werden . . . Sie ſelbſt hatte ein Dankopfer darzubringen für ihre Rettung . . . Der nächſten Madonna gebührte der Sitte gemäß dieſe Huldigung . . . So hörte ſie die Meſſe in San-Giovanni di Laterano, dem der Rettung nächſtgelegenen Gottestempel . . . Graf Sarzana hatte ſie auf dieſe Sitten beim Nachhauſefahren aufmerkſam gemacht . . . Er war im Wagen zurückhaltender geweſen, als in der Geſellſchaft . . . Am Pasquino war er ausgeſtiegen . . . Vom Wein, von den Abenteuern

und dem Rendezvous bei der Meſſe — ſo ließen ſich denn doch wol auch ſeine Andeutungen verſtehen — erregt, declamirte er Verſe an die Säule des Hadrian, an die Obelisken des Venetianerplatzes, an denen ſie vorüberfuhren, misbrauchte aber nicht die Vortheile des Alleinſeins mit dem offenbar zum Tod erſchöpften Mädchen ... Als ſie heute den Pasquinoſtein mit Gensdarmen beſetzt fanden, ſagte er: Iſt dieſe Wache nicht ſelbſt ſchon eine Satire? ...

Die Meſſe war wie immer in dem „ſtiefmütterlich" behandelten und gegen die Sanct-Peterskirche zurückgeſetzten Gottestempel am Lateran einſam und der große, wie faſt alle römiſchen Kirchen einem Concertſaal ähnliche Raum lag ganz in jenem Schweigen, das die Sammlung unterſtützen konnte ... Lucinde kniete und träumte ... Graf Sarzana fehlte .. Er hatte ſich in aller Frühe ſchon wegen ſeines Ausbleibens entſchuldigen laſſen — Im Duft des Weihrauchs ſammelte ſie ſich ... Secreta — Canon — „Wandlung" — ſie unterließ kein Kreuzeszeichen und dachte an die noch ſchlummernden jungen Ehegatten — an die Morgengeſchenke, die Ceccone ſchon in aller Frühe für das junge Paar geſchickt hatte — auch für ſie lag eine koſtbare Broche, Venetianer Arbeit, dabei — An Graf Sarzana's Schnurrbart und unheimliche Augen — An die ſchlafloſe Nacht ihrer Feindin, der Herzogin von Amarillas — An Hubertus und ſeine Vertrautheit mit der älteſten Geſchichte des Kronſyndikus — An Klingsohr's möglichen Tod — An Bonaventura ... Dann ſang der Prieſter: Ite Missa est! ...

Mit gestärkter Kraft schritt Lucinde über die bunte Marmormosaik des Fußbodens dahin ... Sie trat aus den Reihen der großen Porphyrsäulen hinaus auf den Platz der „heiligen Treppe“ und ließ sich von ihrem Bedienten in den Wagen helfen ...

Der Bediente erzählte, der ganze Weg bis zu Castel Gandolfo, wohin Se. Heiligkeit heute früh hinausgefahren, wäre des Räuberüberfalls von gestern wegen mit Carabiniers besetzt und würde eben noch von einzelnen Trupps der Leibwache bestrichen, unter denen sich auch Graf Sarzana befunden hätte ... Deshalb hatte er bei der Messe fehlen müssen ... Lucinde konnte erwarten, daß Se. Heiligkeit selbst sie nächstens beriefen und ihr persönlich seinen Glückwunsch abstatteten ... Daß die Regierung hier über den Tod Grizzifalcone's anders dachte, als jeder gewöhnliche Freund der Ordnung, wußte sie schon ... Besonders sollte der alte Fürst Rucca daran auf verdrießliche Art betheiligt gewesen sein ... Er hatte ihr kaum einen guten Morgen! gewünscht, als er ihr auf der Marmortreppe seines Palazzo bei ihrer Ausfahrt begegnete und murmelnd in die Bureaux seines Parterre schlich ...

Die Fahrt zur Villa Rucca dauerte nur wenige Minuten ... Aber der Ueberblick einer Welt konnte sich für ein Wesen wie Lucinde in sie zusammendrängen ... Das Nächste: Sollte Klingsohr die Nacht über gestorben sein? war schon abgethan ... Vor einigen Jahren hätte Lucinde darin eine Gunst des Zufalls gefunden ... Auf ihrer jetzigen Höhe war ihr ein in Clausur eines strengen Klosters lebender ehemaliger Verlobter kein zu

gefährliches Schreckbild mehr . . . Sie hätte ja lieber mit Klingsohr und Hubertus mehr verhandelt . . . Sie mußte es auf alle Fälle . . . Der Herzogin von Amarillas wegen, die sie „unschädlich" machen wollte . . .

Wie stand sie überhaupt jetzt zu dieser „Pesse des Lebens?" . . .

Sie lehnte in ihrem offnen Wagen, die Hände ineinandergeschlagen und auf ihren weißseidnen Polstern ausgestreckt, wie eine Fürstin . . . Das also bei ihr denn doch in der That Rom! . . . Sehet her, so lohnte sich jener Gang zu dem Bischof, bei dem sie einst ihre „hessische Dorfreligion", das Lutherthum, abgeschworen hatte . . . Der „Augenblick", der goldene „Augenblick", wie er jetzt dem auf dem goldenen Kreuz über der Kapelle „zur heiligen Treppe" blitzenden Sonnenschein glich, gehörte ihr, ihr, der „vom Leben Erzogenen", mit „Thränen Getauften" — — wie sie im Beichtstuhl zu Maria Schnee in Wien, anzüglich genug für — den ungetauften Bonaventura, gesprochen hatte. Sie wollte diesen Augenblick ihr Eigenthum nennen; sie wollte ihn sobald nicht wieder fahren lassen . . . Sie wußte, daß sie hinuntersteigen würde . . . O, das kannte sie schon als ihr altes Lebenslos . . . Aber bei einem Sturz kommt es auf die Höhe an, von wo herab! . . . Die Bedingungen des künftigen Elends, das sie vollkommen voraussah, richteten sich nach der Lage, die sie verließ . . . So dachte sie: Jetzt oder nie! . . .

Was ist das mit dem Grafen Sarzana? . . . Warum will mich die Herzogin von Amarillas nicht bei sich behalten? . . . Warum flüstert der Cardinal so lächelnd

mit dem intereſſanten, geiſtvollen Offizier, der mir offenbar den Hof macht und doch — .... Warum lächelten beide ſo zweideutig? ... Seitdem Lucinde damals vor Nück zu Veilchen Igelsheimer entflohen war, hatte ſie für die Verwickelungen des Lebens Gigantenmuth bekommen ... Sie hatte auch den Muth, vor nichts mehr — zu erröthen ... Sie ahnte, was zwiſchen Ceccone und dem Grafen Sarzana vor ſich ging ... Daß ſie nicht um Kleines zu erobern war, hatte ſie wol ſchon gezeigt ... Ja — haßte ſie nicht eher die Männer überhaupt? ...

In „Maria Schnee" hatte ſie nicht Zeit gefunden, Folgendes zu beichten:

Sie hatte das Kattendyk'ſche Haus um den Thiebold'ſchen Streit über die Kreuzesſplitter verlaſſen ... Sie war zur Frau Oberprocurator Nück gezogen, die ſich ſchon längſt ihre wärmſte Freundin und Bewundrerin nannte ... „Jede kluge Frau" — ſtand in Serlo's Denkwürdigkeiten — „macht die zu ihrer Freundin, die ihrem Platz bei ihrem Manne gefährlich zu werden droht. Kühlt ſich durch eine nähere Bekanntſchaft dann nicht an ſich ſchon die Glut des Intereſſes beim einen oder andern ab, ſo hat die Frau den Vortheil, der Welt die böſe Nachrede zu verderben ..." So dachte freilich die Oberprocuratorin nicht, aber die Wirkung blieb dieſelbe ... Lucinde war bei den täglichen, mit Frau Dr. Nück gepflogenen Erörterungen über Kleiderſtoffe, Farbenzuſammenſtellungen und die Echauffements ihres Geſichts nirgends vor ihrem Mann ſicherer, als in ſeinem eignen Hauſe ... Dennoch verließ ſie es, als ſie eine grauenhafte Sage, die über Nück im Munde

eigenen Studium dringend anempfehlen, uns um die echten Bestandtheile derselben selbst zu kümmern. Das Evangelium Matthäi hatt' ich von einem Gelehrten erklären hören, der es mit seinem ätzenden Verstande in lauter verbrannte Trümmer verwandelte und uns Allen, als er seine Vorlesung später schloß, vorkam, als stieg er wie Scipio von dem Aschenhaufen des ehemaligen Numanz herab. Das war Schleiermacher. Was wußt' ich von der Homiletik? Dennoch wollt' ich predigen."

„Ich begab mich eines Morgens in die Umgegend von .... in das Dörfchen Schwarzensee, welches aber lieber Weißensee hätte heißen sollen, der vortrefflichen Schafmilch wegen, die man dort auf guten Cichoriendecoct erhalten konnte. Ich suchte den Pfarrer auf und bitte für den nächsten Sonntag um seine Kanzel. Er bewilligte sie mir unter zwei Bedingungen. Erstens, daß ich meine Predigt vom Probst Reuter unterschreiben ließe, zweitens, daß ich ihm erlaubte, ein wenig zu lachen. Ich wurde roth, weil ich dachte, daß die letzte Bedingung mir galt. Nein, sagt' er, ich lache nur, weil Sie keine Zuhörer haben werden. Er wollte damit sagen, daß er selbst keine hätte. Ich versprach also, mir selbst eine Gemeinde mitzubringen."

„Meine Predigt war schnell hingeworfen. Es war eine kühne Abhandlung über das Nosce te ipsum. Ich wollte zeigen, daß der Reue die Selbsterkenntniß vorangehen müsse, und war ehrlich genug, die Predigt aus meinem innersten Herzen herauszuschreiben. Es waren Rousseau'sche Selbstbekenntnisse, die ich auf die Kanzel von Schwarzensee bringen wollte. Ich war erst achtzehn Jahre alt, hatte aber geistig viel erlebt und war in der That ein großer Enthusiast für

des Volkes ging, bestätigt fand. Er selbst hatte es ihr einst gesagt, daß sich ihm zuweilen eine Binde vor die Augen legte, die ihn verhinderte zu wissen, was er thäte. . . . Dann müßte er Hand an sich selbst legen . . . Es waren wirkliche Thränen — „der Nervenschwäche", die ihm flossen, als er sagte, in solcher Lage würd' er einmal sterben, wenn nicht ein Wesen um ihn wäre, das ihn vor Wahnsinn bewahrte . . . Was halfen die „Davidsteine" aus seiner Beichte bei Bonaventura —! Was half die Erkenntniß, daß jeder, jeder Geist untergehen muß, der anders spricht und handelt, als er denkt — . . . Am achten Tag nach Lucindens Einzug in sein Haus wollte sie ihm in seine Zimmer einen spätangekommenen Brief tragen und fand ihn hängend unterm Kronleuchter. Das Sopha darunter, das auf Rollen ging, war zurückgeglitten . . . Der Anblick war furchtbar . . . In Momenten der Gefahr bewährte sich Lucinde nicht. Sie sah Hammaker den schwebenden Körper hin- und herschaukeln; sie hörte die„ Frau Hauptmännin" ein Wiegenlied auf ihrer Guitarre dazu klimpern; die Blätter in Serlo's Erzählungen vom Pater Fulgentius und Hubertus flogen auf . . . Sie floh vor dem grauenhaften Anblick, ohne den Muth zu haben Lärm zu machen . . . Ja sie fühlte mit grausigem Gelüst der That des Hubertus nach — ihn ruhig hängen zu lassen — den lebensmüden, gewissenszerrütteten Mann — der sie in so entsetzliche Verwickelungen des Lebens geführt, der so viel Verleumdungen und Zweifel über sie in Bonaventura's Urtheil verpflanzt hatte . . . Aber nun vor sich selbst als dann einer Mörderin erbebend, konnte sie nichts thun als die Flucht ergreifen . . . Sie raffte

ihre wichtigsten Sachen zusammen, klingelte und lief wie von bösen Geistern verfolgt zu Veilchen Igelsheimer in die Rumpelgasse . . . Die Nacht über mußte sie annehmen, daß der Oberprocurator — durch ihre Schuld! — todt war . . . Sie blieb einige Tage versteckt, sie, die Mörderin des Verhaßten . . . Allmählich erfuhr sie, daß Rück noch lebte und nur heftig erkrankt war . . . Ueber diese Annäherungen ihres Lebens an Brand und Mord verließ sie die Residenz des Kirchenfürsten. Sie folgte Bonaventura nach Wien . . . Gefeit gegen alles, zog sie Männertracht an und lebte wie ein Mann . . . Sie hatte seitdem nichts mehr von Rück gehört, als daß er, zurückgezogen von den Geschäften, auf dem Lande wohnte . . .

So war sie reif für Rom! . . . Ihrem Auge hatte sich die sittliche Welt aller Hüllen entkleidet, wie nur einem katholischen Priester, der, um den Himmel lehren zu können, in den Vorkommnissen der Hölle unterrichtet wird . . . Sie haßte und verachtete, was sie sah — und im Grunde nichts mehr, als die Männer . . . Für diese hohen Würdenträger der Kirche, für diese Tausende von ehelosen Geistlichen, die Rom zählt, war ihr jeder Begriff von Tugend zur Täuschung geworden. Ist Rom „mit Ablässen gepflastert", wie jener Pilger zu Bruder Federigo gesagt hatte, so sind die Sünden dort wie Straßenstaub . . . Die Beichtstühle der katholischen Welt scheinen in Rom mit den Geheimnissen der Menschen seit zwei Jahrtausenden umgestürzt und ausgeschüttet worden zu sein . . . Ja sogar der Heiligste der Menschen, der Bischof von Castellungo, war — „ungetauft"! . . . Sein Rival,

Pater Vincente, hatte für einen geträumten „Kuß in der Beichte“ gebüßt! . . . Lucinde nahm nichts mehr, wie es ſich gab; ſie zweifelte an Allem . . .

Dem „ungetauften Heiligen“ hatte Lucinde in Wien Dinge gebeichtet, die bei dieſem allerdings ihren Beſitz der Urkunde Leo Perl's in Schach halten konnten . . .

Bonaventura durfte nach dieſen Geſtändniſſen ruhiger werden . . .

Sie hatte in der That begonnen von ihrer Bonaventura ſchon bekannten Begegnung mit Räubern . . . Sie hatte erzählen müſſen vom Eindruck, den auf eine nicht von ihr genannte, aber leicht zu erkennende Perſon (Bonaventura ergänzte ſich: „Nück!“) die Mittheilung gemacht hätte, daß jener Hammaker ſeinem frühern Gönner eine tödliche Verlegenheit hinterlaſſen wollte durch eine ins Archiv von Weſterhof einzuſchwärzende falſche Urkunde . . . Sie hatte Nück's Betheiligung als eine nur paſſive dargeſtellt, ihren eigenen Zuſammenhang ſowol mit dem Brand wie mit dem Fund des Falſificats nur als die äußerſte Anſtrengung, das Verbrechen zu hindern . . . Dennoch — ſie geſtand es, war es ausgeführt worden . . .

Ein kurzer Schauder Bonaventura's — ein Seufzen — „Was muß ein katholiſcher Prieſter alles in der Beichte hören und verſchweigen!“ . . .

Dann fuhr ſie fort und berichtete vollſtändig, Jean Picard hätte ſogar für ſeine Rettung und Flucht den Beiſtand eines Mannes gefunden, der zufällig in ihm denjenigen erkannte, für deſſen Wohl er noch die letzten Anſtrengungen ſeines Lebens hätte machen wollen . . .

(Bonaventura ſagte ſich: „Hubertus!“ ...) Was aus dem Brandſtifter geworden, wußte ſie nicht ... Rück hätte das Geſchehene nicht ohne die größte Gefahr für ſeine Ehre aufdecken können, wäre auch durch nichts dazu gedrängt worden, da ſowol ein Ankläger fehlte wie die anfangs von ihm ſo gefürchteten Gelderpreſſungen des Brandſtifters, der ſich von ſeinem Unternehmen mit gutem Grund die ſtete Beunruhigung und Ausſchröpfung Rück's hätte verſprechen dürfen ... Picard war in einem Grade verſchollen, daß man ſelbſt ſeinen Tod — wer weiß, ob nicht von den Händen ſeines ungenannten, von Bonaventura errathenen Retters — annehmen durfte ...

Alle dieſe Vorgänge beichtete Lucinde in ihrer vollen Wahrheit, gedrängt von den Drohungen des Grafen Hugo ... Sie warf ihre Sorge auf die heilige römiſche, alleinſeligmachende Kirche, auf die nahe Beziehung derſelben zu Gott, auf den Schatz der guten Werke, der die reichſte Vergebung aller der Sünden geſtattete, die die weltliche Welt, die Welt des Geſetzes, die Welt der Fürſten, ihrer Helfer und Helfershelfer nicht zu wiſſen braucht — — ...

Das war die Lehre der Kirche, die ihr immer ſo wohlgethan ... Die gab ihr jenen Muth und jenes Talent, eine „Beate“ ſcheinen zu können ... Was auch an Angſt über dieſe Verbrechen in ihrer Seele lebte, ſie warf alles auf Bonaventura ... Seiner Vermittelung der grauenhaften und für ihren Ruf, ihre Freiheit ſo gefährlichen Vorgänge vertraute ſie — ſeiner „vielleicht noch für ſie erwachenden“ Liebe — ſeiner Furcht auch vor ihrem zweiten „Geheimniß“ — über ihn ſelbſt ... Zu

Enthüllungen über die Urſachen der Flucht Lucindens aus dem Rück'ſchen Hauſe blieb die Zeit nicht gegeben . . .

Den Ton der tiefſten Entfremdung gegen ſie, einen Ton aus dem Urgrund der Seele, den Bonaventura nicht überwinden konnte, milderten die prieſterlichen Formen . . . Da erklang der ſanfte Ton der Güte, da das ſtille Murmeln des Gebetes, da die ernſte Ermahnung . . . Furcht über ihre Mitwiſſenſchaft an ſeinem eigenen tiefen Lebensunglück beherrſchte ihn nicht . . . Schon beim erſten Nennen Bickert's unterbrach er ſie mit den Worten: Jener Verbrecher, deſſen Reue Sie immer noch unvollſtändig machen durch das Zurückbehalten ſeines Raubes! Warum erhielt ich nie, was Sie von ihm beſitzen? Iſt Ihr Bedürfniß, ſich an mir zu rächen, noch ſo lebhaft? Warum ſagen Sie mir nicht, was ich aus dem beraubten Sarge von Ihnen zu fürchten habe? . . . Alle dieſe Fragen ließ Lucinde ohne Antwort und ihn ſelbſt verhinderte ſein Stolz, verhinderte ſein Schmerz um ſeines Vaters ſo ſchwer bedrohtes Schickſal anzudeuten, daß er den Inhalt der Leo Perl'ſchen Schrift kannte . . . Vollends mahnte die nächſte Gefahr, die vom Grafen Hugo mit Erneuerung des Proceſſes drohte, zu dringend . . . Zu dringend ſogar die Möglichkeit, daß Lucinde ihrer Freiheit beraubt werden und die Beſchlagnahme ihrer Papiere gewärtigen konnte . . .

Nachdem Lucinde in Bonaventura's Ohr geflüſtert hatte, was ſie vom Brand in Weſterhof und aus Rück's Mittheilungen über Hammaker's Vorhaben wußte, verlebte ſie Stunden der höchſten Angſt . . . Sie durfte irgend eine Unternehmung, irgend eine Berührung

mit dem Grafen Hugo erwarten . . . Es wurden aber Tage daraus — zuletzt Wochen . . . Niemand mehr erkundigte sich nach ihr . . . Weder der Graf, noch Bonaventura . . . Hatte dieser den Grafen so vollständig beruhigt, so ganz die von ihr eingestandene Fälschung der Urkunde verschleiert? . . . Sie hörte Bonaventura's italienische Predigt; sie theilte die Bewunderung der Hörer sowol über den Inhalt, wie über die Form; sie frischte selbst ihre alte Kenntniß des Italienischen auf und nahm Unterricht darin . . . Kein Wort aber kam vom Grafen, kein Lebenszeichen von Bonaventura, der inzwischen nach Italien abgereist war — ohne von ihr irgend einen Abschied genommen zu haben . . .

Anfangs sandte sie ihm einen zornigen Fluch nach, dann erstickte der Schmerz in Schadenfreude . . . Graf Hugo war denn also wirklich nach Schloß Westerhof gereist und alle Welt erklärte die Heirath zwischen dem Grafen und Comtesse Paula für so gut wie geschlossen . . . Paula vermählte sich! . . . Es war das Gespräch der ganzen Stadt . . .

Inzwischen fing sie an bittre Noth zu leiden . . . Ihre Geldmittel waren erschöpft . . . Was sollte sie beginnen? Welchen Weg einschlagen, um sich in dieser so schwierigen Stellung eines alleinwohnenden Mädchens zu behaupten? . . . Durfte sie es ein Glück nennen, wenn sie hier plötzlich — Madame Serlo und ihren Töchtern wieder begegnete? . . . Wol durfte die theaterlustige Stadt beide alte Gegnerinnen zusammenführen. Serlo's Kinder waren schnell herangewachsen und gefällige Tänzerinnen geworden. Sie protegirten Lucinden,

die ſie herabgekommen, eingeſchüchtert, in ſchon ſchwindender Jugend ſahen. Sie boten ihr nicht nur ihren eigenen Beiſtand, ſondern auch den — ihrer Beſchützer. Die Kinder waren leichtſinnig. Die Mutter „genoß" nun, wie ſie ſagte, ihr Leben nach langer Entbehrung; ſie genoß es auch im Behagen, prahlen zu können; ja — „Herz" zeigen zu können, gewährte ihr, ganz nach Serlo's Theorie, eine eigene Genugthuung . . . Frau Serlo — das war ein elektriſcher Leiter für die ganze begrabene Vergangenheit Lucindens . . . Sie erzählte jedem, was ſie von Lucinden und Klingsohr, von Jérôme von Wittekind, vom Kronſyndikus wußte . . . Daß Dr. Klingsohr in Rom gefangen ſaß, war allgemein bekannt; oft genug wurde Lucinde in die Lage gebracht, über dieſe Beziehungen Rede zu ſtehen . . .

Sie wohnte in der ärmlichſten Vorſtadt . . . Empfehlungen von Beda Hunnius und Joſeph Niggl öffneten ihr wol manches fromme Haus; die Gewohnheiten einer Convertitin behielt ſie bei; ſie blieb eine der eifrigſten Beſucherinnen der Kirchen und Andachten; aber ihre Lage wollte ſich nicht dadurch beſſern . . . Von Nück wollte ſie nichts begehren . . . In ihrer ſteigenden Noth dachte ſie: Du ſchreibſt an den Dechanten, wie ihr damals Bonaventura durch Veilchen hatte rathen laſſen . . . Sie unterließ es . . . „Wenn es nicht die Aſſelyns wären!" . . . Nun ſuchte ſie ſelbſt Stunden zu geben . . . Ihre Muſik ſuchte ſie hervor . . . Sie verſuchte ſich ſogar in dem ihr gänzlich verſagten Geſange . . . Dies Letztere, um zugleich in der italieniſchen Sprache ſich zu vervollkommnen und ſich rüſten zu können zu ihrer

letzten „Pilgerfahrt nach Rom“ — „ver'm Zuſammenbrechen“ . . .

Sie nahm Singſtunden bei Profeſſor Luigi Bianchi . . . Sie waren bei dieſem geſuchten Maeſtro theuer . . . Aber für jede Stunde, die ſie in der Currentgaſſe nahm, gab ſie eine in der Weihburggaſſe, wo Serlo's Kinder wohnten . . . Dieſe wollten den Cavalieren gegenüber, die die Tänzerinnen des Kärnthnerthors auszeichneten, ihre vernachläſſigte Bildung nachholen . . . Eine Weile ging das alles leidlich . . . Aber wie viel Stunden ließen die undankbaren Mädchen, die ſie einſt auf ihrem Schooſe geſchaukelt und ſo oft auf ihrem Arm getragen hatte, abſagen und rechneten ſie nicht an! . . . Zum Glück — bei ihrer Manie für die Ausbildung im Italieniſchen konnte ſie ſo wol ſagen — wurden eines Morgens die beiden alten Männer Bianchi und Dalſcheſki — verhaftet! . . . Der Italiener, der Pole verſchwanden auf dem Spielberg bei Brünn, wo die „ſchwarze Commiſſion“ über die Revolutionen tagte . . .

Das Aufſehen, das dieſer Vorfall in ganz Wien machte, der Schrecken, den darüber vorzugsweiſe Reſi Kuchelmeiſter und Jenny Zickeles empfinden mußten, führte Lucinden dieſen beiden Damen näher . . . Vielleicht würde ſie ganz in das Zickeles'ſche Haus eingedrungen ſein, wenn ihr nicht die noch bei Madame Bettina Fuld verweilende Angelika Müller, „die dieſe Abenteurerin ſchon ſeit Hamburg kannte“, mit mehr als drei Kreuzen entgegengetreten wäre . . .

Kurz nach Weihnachten hatte Lucinde Tage der Verzweiflung . . . Sie ſprach italieniſch, wie eine ge-

borene Italienerin, aber sie hatte Schulden — Schulden — bis zum Ausgewiesenwerden aus Wien . . .

Schulden machen den Menschen erfinderisch . . . Sie wecken Genie bei Dem, der dergleichen nicht zu besitzen glaubt . . . Die Resultate des Nachdenkens jedoch über die Mittel, sich zu helfen, sind nicht immer unserer moralischen Vollkommenheit günstig . . . Lucinde war nie „gut"; Mittel und Wege, entschieden „schlecht" zu werden, boten sich ihr genug . . . Das wohlfeilste darunter, sich unter die Protection irgend eines Mannes, der sie zu lieben vorgab, zu begeben, vermied sie — . . . Aus zunehmender Abneigung gegen die Männer überhaupt? . . . Wozu hatte sie so gut Italienisch gelernt! — . . . „Freund der Seele, ich komme, um meinen Spuk mit dem Fund aus dem Sarge zu entkräften! Ich will ihn in deine Hände zurückgeben! Ich will mit dir die Frage erörtern: Was ist diese Welt, was Glaube, was unsere ganze dies- und jenseitige Seligkeit? . . . „Das blieb ihr denn doch noch immer übrig, noch einmal nach Robillante und Castellungo schreiben zu können . . . Jetzt vollends, wo sich Paula in der That — dem Verbrechen der Fälschung? — hatte opfern müssen — . . .

Lucinde rechnete und wühlte . . . Serlo's Kinder waren hübsch, aber ohne Geist. Ihre Lehrerin brauchte nur bessere Kleider anzuziehen, als sie sich erborgen konnte, und sie hätte schon die Aufmerksamkeit dauernder gefesselt . . . Wie sonst, so auch jetzt . . . Lucinde konnte verschwinden und auffallen; sie konnte als Magd und als Königin erscheinen; die Devotion war die Maske für beides . . . Blinzelte sie nur einmal mit der vollen

Macht ihrer kohlschwarzen Augen, gab sie sich mit dem ganzen Vollgefühl ihres übermüthigen Geistes, so erstaunten Grafen und Fürsten, die, mit Serlo's Töchtern und Madame Serlo plaudernd, die schlanke schwarze Lehrerin im einfachen Merinokleide nicht beachtet hatten ... Nach einem solchen Lächeln war ihr Mancher schon nachgesprungen, wenn die schlanke Kopfhängerin mit ihren französischen, von den Jesuiten de la Société de Marie herausgegebenen Geschichtsbüchern sich empfahl ... Madame Serlo hatte sie dann beim Wiederbesuch mit einem Hohngelächter empfangen ... Wäre Lucinde sentimental gewesen, sie hätte über dies ganze Familienleben ausrufen müssen: O wärst du noch zugegen, du abgeschiedener Geist des armen Vaters dieser Kinder! Sähe dein erbittertes Gemüth eingetroffen, was du schon alles ahntest, als du auf dem Sopha lagst — und ich die Uhr zog, die ich vom Kronsyndikus damals noch hatte, um nach der Stunde zu sehen, wo du die Arznei nehmen mußtest! ... Wie oft hatte Serlo gesagt: Und gesetzt, ich würde alt und erlebte, was ich voraussehe, ich kann mir denken, daß ich das Gnadenbrot bei den Meinigen annehme! Nicht wie den alten Lear hinausjagen würden sie mich; nein, ich bekäme die Reste von den Orgien, die sie feiern; ich würde lachen wie ein Lustigmacher, würde leuchten bis zur Treppe und die Trinkgelder nehmen, die dem Papa in die Hand gestrckt werden ... „Hunger — thut weh"! konnte Serlo dann wimmern, wie Edgar im Lear ...

An Menschenhaß und Weltverachtung nahm Lucinde immer mehr zu ... Sie hatte schon im Spätherbst

das Chriſtenthum. Ich riß mir das Kleid meiner eigenen Gerechtigkeit vom Leibe. Ich zeigte mich in jener chriſtlichen Blöße und Armuth, die lieber verhungern und erfrieren will, als prächtige Kleider tragen und koſtbare Speiſen genießen. Das jugendliche Werk übergab ich dem Probſt Reuter."

„Aber wie ritt dieſer drüber her! Menſch, Mann, junger Mann, ſagte er mit etwas liſpelnd weſtphäliſcher Stimme, ſolche Dinge wollen Sie auf eine chriſtliche Kanzel bringen? Wo iſt die Eintheilung? Wo iſt erſter, zweiter, dritter Theil? Groß A, klein a, lateiniſch A, dann griechiſch α und ſofort? Dieſe Verwirrung kann Ihnen unmöglich bewilligt werden. Denn, geſetzt auch, Sie hätten Ihr Thema ſtatt zu variiren nicht carrikirt, ſo muß der Gemeinde doch klar werden, wo Sie Ihre Ruhepunkte haben. Die Ruhepunkte des Predigers ſind die Erweckungspunkte des Zuhörers. Wo Sie einen Abſatz machen, macht die Aufmerkſamkeit der Zuhörer einen Anſatz. Was Sie da geſchrieben haben, flimmert Jedem, der es leſen oder hören ſoll, vor den Augen. Aber arbeiten Sie es um!"

„Ach, alle ſelbſterbauten Triumphpforten waren mit dieſer pröbſtiſchen Erklärung eingeriſſen. Die ſchönen Selbſtlobsfeſtons, die ſich über ſie hinzogen, verwelkten. All' meine Unſterblichkeit verwandelte ſich in eine vom Lehrer roth angeſtrichene Schülerarbeit. Ich hatte allerdings mit ſo großer Aufrichtigkeit gegen mich ſelbſt in meiner Predigt gepredigt, hatte mich an den langen chriſtlichen Demuthshaaren mit meinem Plato- und Sokratesſtolze im Staube der eingeſtandenen Unzulänglichkeit aller Selbſtrechtfertigung geſchleift, daß eine Dorfkanzel, von dieſen Predigtwolken eingehüllt, ſich in den Dreifuß der pythiſchen Göttin würde verwandelt haben, in ein unauflösbares Räthſel. Ich bemitleidete jedoch den

bei einem Besuch des Praters die Entdeckung gemacht, daß die aufgeputzte Besitzerin jener Menagerie von einem jungen Mann begleitet war, über den die alte Holländerin mit ängstlicher Eifersucht wachte . . . Lucinde wagte nicht ihn schärfer zu betrachten, seitdem sie entdeckte: Das war Oskar Binder, der entlassene Sträfling, der spätere Spieler unter dem Namen „Herr von Binnenthal"! . . . Und von einem aufgehobenen Spielclub hatte sie gehört, den ein Herr „Baron" von Guthmann hielt . . . Die Entdeckung war bei einer polizeilichen Recherche erfolgt, von der die ganze Stadt sprach . . . Frau Bettina Fuld wünschte bei ihrer Abreise Andenken zu hinterlassen und kaufte zu dem Ende allerlei Schmucksachen. Sie wollte ihre Kasse nicht zu sehr in Contribution setzen und wandte sich auf den Rath der praktischen „Frau von Zickeles", ihrer Mutter, an eine Auction im Versatzhause . . . Wie erstaunte sie, dort jenes Armband verkäuflich zu finden, das ihr vor einem Jahr in ihrer Villa zu Drusenheim abhanden gekommen! . . . Das verfallene Versatzstück war auf den Namen einer Frau von Guthmann eingetragen, derselben, die damals bei ihr so gastlich aufgenommen gewesen! . . . Die Anzeige, die Arrestation erfolgte . . . Lucinde las in den Zeitungen die nähern Angaben . . . Wie versetzte die Hellauflachende das alles in ihre erste Jugendzeit . . . Vom Lauscheraugenblick, als jene Frau vor ihrem spätern Mann auf den Knieen lag, fing ja ihr ganzes dunkles Leben an . . .

Lucinde würde zur Verzweiflung gekommen sein, hätte ihr jenes Bild der Jugend nicht auch Trendchen Ley

als freundlichere Erinnerung vorgeführt . . . Durch dieſe beſchloß ſie ſich zu helfen . . . Sie ſchrieb an „Madame Piter Kattendyk“ nach Paris, erzählte, daß ſie in der größten Noth wäre, und bat um Hülfe . . . Da kam ein unorthographiſcher, liebevoller Brief, der einen Wechſel auf hundert Dukaten einſchloß . . . „Das Glück liegt irgendwo, ſagte ſich Lucinde — wer es nur fände!“ . . .

In einem kurzen Sonnenſchein des Glücks ſuchen wir die zuerſt auf, denen wir gefallen möchten . . . So eilte Lucinde zu Reſi Kuchelmeiſter, deren geſunder Ton ihr in freundlicher Erinnerung geblieben war . . . Sie fand dieſe in ausdauernder ſchmerzlichſter Trauer über das Schickſal der beiden alten Männer aus der Currentgaſſe . . . Reſi war an ſich ſo loyal, daß ſie jedes dem Kaiſerhauſe und ihrem großen ſchönen Vaterlande bedrohliche Unternehmen für eine Ausgeburt abſoluter Nichtswürdigkeit erklärte; ſeitdem ſich aber Dalſchefski und Bianchi auf geheimen Umtrieben hatten betreten laſſen, anerkannte ſie wenigſtens pſychologiſche Möglichkeiten ſolcher Verirrungen — Frauen beurtheilen alles aus dem Herzen . . . Bianchi war denn nur geizig geweſen zum beſten der Conſpirationen! . . . Ein weitverzweigtes Netz von London über Paris, nach Italien, Ungarn, Polen hatte ſich auch um ihn geſchlungen! . . . Und Dalſchefski lächelte nur deshalb ſo ironiſch, weil ein Greis mit Jugendmuth in den ſchmerzlichen Nachklängen des Finis Poloniae lebte . . . Emiſſäre hatte „das arme Lamm“ nach Krakau und Galizien befördert, Flüchtlinge, Mitverbundene — Spione . . . Dem „elenden Pötzl“ ſchrieb Reſi, vielleicht mit Unrecht, das Unglück der

beiden alten Männer zu, die mit ihren verwöhnten Bedürfnissen, mit ihren großen edlen Fähigkeiten jetzt in grauen Kitteln zwischen den Wällen des Spielbergs leben mußten ... Resi's Unmuth war ebenso groß, wie ihre Erbitterung über die Gesinnungslosigkeit der Zickeles, wo Jenny plötzlich that, als erinnerte sie sich kaum des „Schöpfers ihrer Stimme" — sie hatte inzwischen einen neuen Maestro gefunden, der die Methode des vorigen verwarf, wunderbare Enthüllungen machte über den falschen Gang ihrer bisherigen Tonbildung und ihres Stimmansatzes — „eine dilettantische Sängerin ist zu allem fähig!" sagte Resi ... Aber auch die Bühne gab sie inzwischen jetzt selbst auf ...

Wer kann den unglücklichen Männern helfen! ... dachte Resi ... Sie hatte so vielfache Beziehungen — die einflußreichste, Graf Hugo, war nicht anwesend ... Da fiel ihr ein: Die Herzogin von Amarillas hatte so treu ausgeharrt bei Angiolinens Seelenmetten ...

Zu dieser ging sie in den Palatinus ... Olympia, die sie immer noch die Mörderin Angiolinens nannte, war glücklicherweise nicht anwesend ...

Als die Herzogin die Bitte vernommen, die darauf hinausging, daß sie sich für einen Landsmann beim Cardinal, dieser aber beim Staatskanzler verwenden möchte, sagte sie voll Staunen: Luigi Bianchi! ... Sie hörte allem, was Resi in leidlichem Italienisch von einem ihr so wohlbekannten Namen erzählte, mit größtem Interesse und versprach auch das Möglichste zu thun ...

Die Herzogin konnte nichts thun ... Zu Olympien durfte kaum der Name Bianchi ausgesprochen werden,

ebenso wenig wie zu Ceccone . . . Resi vergab ihr den Nichterfolg um des Antheils willen, den die weiche Seele um Angiolinen zeigte . . . Resi erzählte das Leben ihrer Freundin, soweit es ihr bekannt war . . . Die Herzogin war über jede ihrer Mittheilungen zu Thränen gerührt . . .

Resi's leidliche Gewandtheit im Italienischen bestimmte die Herzogin, von einem Verlangen der Gräfin zu sprechen, eine Deutsche als Gesellschafterin zu engagiren und sie vielleicht mit nach Rom zu nehmen . . . Olympia glühte noch ganz für Benno und Bonaventura . . . Die Herzogin trug ihr diese Stellung an . . . Resi ergriff anfangs den Vorschlag und schien nicht abgeneigt . . . Zuletzt legte sich die Anhänglichkeit der Wienerin an ihre Vaterstadt verhindernd dazwischen und so brachte sie „eine Schülerin Bianchi's", ein Fräulein Lucinde Schwarz für diese Stellung in Vorschlag . . .

Diese bewarb sich und reussirte . . . Das System, sich anspruchslos, unbedeutend, vorzugsweise nur an den Uebungen der Religion betheiligt zu stellen, stand Lucinden bei allen Anfängen ihrer Unternehmungen bei . . . So sehr es aufregt, stets in einer fremden Sprache reden zu müssen; so mächtig Phantasie und Herz von den Zaubern Italiens ergriffen wurden, sie beherrschte sich; sie suchte weder Mistrauen noch Eifersucht zu erregen . . . Der Cardinal reiste erst später nach in Begleitung des jungen Fürsten Rucca . . . Olympia, die Herzogin und Lucinde gingen voraus . . .

Lucinde erkannte bald die Natur der Gräfin, die man flüsternd die Tochter des Cardinals nannte . . . Sie er-

ſtaunte über die Leidenſchaft, die ſie für Benno von Aſſelyn zur Schau trug . . . Jetzt erſt erfuhr ſie den eigentlichen Zuſammenhang, wie Bonaventura zu einem Bisthum in Italien hatte kommen können . . . Benno wurde in Rom erwartet; die Gräfin ſprach von ihm, als ſollte ihre Vermählung nicht mit Ercolano Rucca, ſondern mit Benno ſtattfinden . . . Nun — war er aber wieder entflohen . . . Jetzt wurde ſein Name mit Verwünſchungen genannt . . . Sie hütete ſich wol, von ihrer Bekanntſchaft mit Benno zu viel zu verrathen . . . Bald war ihr der junge Principe Rucca eine Art Piter Kattendyk; der alte Rucca ein Stück Kronſyndikus; die Fürſtin Mutter eine der vielen alternden Koketten, die ſie in ihrem Leben ſchon kennen gelernt hatte . . . Der allmächtige Cardinal hatte geiſtig alles von Rück; nur in ſeinen Manieren war das Streben nach Glanz und Anmuth vorherrſchend . . . Sie hatte einigemal ſcharfe Urtheile gefällt, Anſichten über die Zeit, die Verhältniſſe Deutſchlands ausgeſprochen; bei einigen Feſten ging ſie in gewählter Toilette; da merkte ſie — Ceccone warf verſtohlene, glühende Blicke auf ſie . . . Es lieſt ſich ganz ſo an, als wenn ſie eines Tages ſeine Beute werden ſollte — . . . Sie dachte über die Bedingungen eines ſo außerordentlichen Sieges nach . . . Hätte ſie ſich je dergleichen von Rom träumen laſſen! . . . Nur die Herzogin von Amarillas wurde ihr mit einem jeweiligen ſonderbaren Lächeln bedenklich . . .

Den Lebensbeziehungen Bonaventura's war ſie wieder in einem Grade nahe, der ihr die glänzendſte Genugthuung werden mußte . . . Sie ſah, daß er ſein

Amt mit einem auffallenden Streit gegen den Erzbischof von Coni begonnen hatte ... Der Gegenstand desselben gehörte den Gerechtsamen der Inquisition an, die zwar nicht mehr mit Scheiterhaufen, aber immer noch mit Einkerkerungen strafen kann ... Die Dominicaner sind die Wächter des Glaubens; sie halten auf ihre Vorrechte um so eifriger, als die Jesuiten sie im übrigen überflügelt haben ... Der gestürzte, von Bonaventura befehdete Fesolotti war nicht im mindesten in dem Grade unterlegen, wie Ceccone gewünscht hatte ... Gegen einen unruhigen Bischof seiner Diöcese konnte ihn Rom vollends nicht fallen lassen ... Noch mehr; Fesolotti kam in die unmittelbarste Nähe des Vaticans zurück. Er wurde der erste geistliche Minister Sr. Heiligkeit, während Ceccone der weltliche war ... Jetzt wurde Bonaventura's Lage vollends schwierig — ... Noch ein anderer Schlag gegen ihn war in Vorbereitung, die Verurtheilung der dem apostolischen Stuhl aus Witoborn vorgelegten Frage über den Magnetismus — „ob sich ein Priester nicht durch [illegible]tisches Handauflegen verunreinige"*)?...

Mitten im Gewirr dieser sich durchkreuzenden Gerüchte und leider nur halbverbürgten Nachrichten, hörte Lucinde, daß Paula's Bund mit dem Grafen Hugo wirklich im Frühjahr war geschlossen worden ... Resi Kuchelmeister schrieb ihr authentisch diese Nachricht ... Resi schilderte, was sie gehört von der in der Liboni-Kapelle bei Westerhof stattgefundenen Trauung ... Sie schilderte Paula's erstes Auftreten — in Wien — wie die geisterbleiche,

*) Thatsache.

mehr dem Himmel, als der Erde angehörende Gräfin ein Aufſehen ſondergleichen mache, wie ſie alle Schichten der Geſellſchaft in Bewegung ſetze . . . Lucinde befand ſich im Glück; das machte ihr Urtheil milder . . . Bonaventura hatte Paula aufgeben müſſen; das ließ eine Weile ihre Eiferſucht ſchweigen . . . Auf der Höhe des Verſtändniſſes dieſer unglücklichen Liebe ſtand ſie ohnehin und wohl empfand ſie, was in Paula's Seele vorgehen mußte . . . Graf Hugo hatte ihr einmal eine ſchreckhafte Stunde des Lebens bereitet, er hatte zornig und drohend mit ihr geſprochen und ſo ſchrieb ſie denn an Reſi: „Das iſt unſer Frauenloos! Die Lilie vom See in einen Stall verpflanzt! Veilchenkränze vom Bachesufer in ein mit Tabacksqualm durchzogenes Zimmer! Hände, weich und weiß wie Schwanenflaum, blätternd jetzt in einem abgegriffenen Lebensbuch! Aber gewiß! Der Graf wird ſie ſchonen! All die Künſte der «Egards», mit denen die Männer ſich zu verſtellen wiſſen, wird er entfalten . . . Er wird ſich auf den Ton der Tugend und Achtung vor dem Schönen ſtimmen! Wie wird er um ſie her einen Tempel aus bunten Lügen-Wolken bauen, einen Tempel mit ſchönen Säulen und Vorhängen, die undurchſichtig ſind, um — den Stall, die Cigarre, den Wein, die Untreue zu verbergen! . . . Aber manchmal verwickelt ſich denn doch der Sporn des plumpen Fußes in die zarten Teppiche, die auf dem Boden gebreitet ſind; manchmal reißt er die Herrlichkeit der Lüge zuſammen. Da ſtürzen die alabaſternen Vaſen, zerbrechen die kleinen Hausgötter des Friedens, der erlogene Seladon wird zum ſchnurrbärtigen Barbaren, wie ich ſie alle gefunden habe, dieſe Erlauchts, dieſe

Excellenzen, dieſe Durchlauchts . . . Dann kommen Dinge zu Tage, die für uns Frauen wie Offenbarungen aus der Welt des Mondes ſind! Seit dem Anfang der Welt belügen ſo die Männer die Frauen, mißbrauchen mit ungroßmüthiger Kraft unſere urewige Schwäche, die immer wieder die Füße küßt, die uns getreten . . . Vielleicht führt der Graf ſeine Rolle wenigſtens durch bis zum ſtillen Verlöſchen des Lichts, das ihm der Himmel zu hüten beſchieden hat. Vielleicht beſitzt er, da ſie ihn gutmüthig nennen, wenigſtens die Geduld des Ausharrens bis zum Ende . . . Ich kann mir den Glauben der Aerzte nicht geben, die dieſe Paula wie eine welk gewordene Blume an ſolchen Küſſen und Umarmungen aufleben ſehen und eine geſunde Mutter mit ſechs pausbackigen Jungen in Perſpective dieſer Ehe erblicken. Zieht der Graf nach Schloß Salem, ſo fällt aus der dortigen Luft allein ſchon ein Mehlthau auf die zarte Pflanze; ſelbſt wenn ſie nie erfährt, wer die andre arme Seele war, die einſt dort in den kleinen Entreſols des Caſinos gehauſt hat" . . . Reſi Kuchelmeiſter nahm dieſen Brief ſehr übel und antwortete nicht mehr . . .

Es war eben in der Welt nur Ein Mann, der Lucinden liebenswerth erſchien ... Hochthronender denn je unter allem Elend und aller Schwäche dieſer Erde lebte er in ſeinem einſamen Alpenthale ... Wie gern hätte ſie ihn in ſeinem jetzigen Glanz erblickt! In ſeiner langen weißen Dalmatica, mit ſeinem ſilbernen Biſchofsſtab, unter ſeiner ſpitzen Biſchofskrone, die ein Haar bedeckte, das ſchon, wie ſie bei ihrer Beichte zu Maria-Schnee geſehen, zu ergrauen anfing!

. . . Wie gegenwärtig war ihr alles, was Bonaventura über dieſen Bund Paula's empfinden mußte . . . Sie ängſtigte ſich um die Gefahren, die ihn bedrohten . . . Hätte ſie nur mehr davon erfahren . . . Sollte ſie ſich an den Cardinal wenden? . . . Ceccone hatte den Kopf mit dem „Jungen Italien“ und den Vorwürfen des Staatskanzlers voll und Olympia ſprach nur ſelten noch anders, als mit Hohn über den von ihr zum „Heiligſten der Chriſten“ und zum Biſchof ernannten Deutſchen . . . Die Herzogin ſchien ihr eher eine Bundsgenoſſin; doch mußte ſie mit dieſer — „erſt einen Vertrag abſchließen“ . . .

Eines Tages hatte ſich Lucinde, als Olympia nicht anweſend war, nach einem kleinen Diner bei der Herzogin, dem der Cardinal, einige Prälaten und Offiziere beiwohnten, den Scherz erlaubt, den großen rothen Cardinalshut des erſtern aufzuſetzen und damit vor den Spiegel zu treten . . . Das Geſpräch war ſo lebhaft, das Lachen ſo natürlich geweſen, daß Lucinde ſich dieſen kleinen Rückfall in ihre alten „Heſſenmädchen“-Naivetäten glaubte beikommen laſſen zu dürfen . . .

Una porporata! rief Ceccone mit glühenden Augen und beifallklatſchend . . .

Der große rothe Sammthut mit den hängenden Troddeln von gleicher Farbe ſtand dem ſchwarzen Kopfe in der That allerliebſt . . .

„Die Päpſtin Johanna!“ ſagte ein Offizier, der Lucinden zu Tiſch geführt hatte . . . Er ſchien ſich gut mit ihr unterhalten zu haben . . . Man nannte ihn den Grafen Sarzana . . . Er ſtand bei der Nobelgarde und war noch nicht lange von Reiſen zurück . . .

Der Cardinal drohte ihm für ſein Wort ſchelmiſch mit dem Finger, ſagte, wie zur Strafe: „Nein! Die Gräfin Sarzana!“ ... Damit ſetzte er Lucinden den ſchönen Helm des Offiziers auf ...

Eine Purpurglut überfloß ſie ... Ihre verunglückte Johanna d'Arc auf der Bühne ſtand wieder vor ihr ... Sie hatte keine Kraft, ein Wort zu ſprechen, keine Kraft, den Helm wieder abzunehmen, bis es Herzog Pumpeo that ... Der Cardinal hatte den ſeinigen ergriffen ...

Seit dieſer Zeit wurde ſie mit „Gräfin Sarzana“ geneckt und von niemand mehr als von Ceccone ... Der Graf, der ſie nach dieſer Scene anfangs auffallend gemieden hatte, fing plötzlich ſogar ſelbſt an, den Scherz wahrmachen zu wollen ... Er zeichnete ſie aus ....

Lucinde wußte, daß Don Agoſtino ein Graf „ohne Baldachin“ war, d. h. ohne Stellung zum hohen römiſchen Adel. Ein Marcheſe iſt mehr als ein römiſcher Graf. Sie wußte, daß Graf Sarzana arm war und unter Cavalieren nach dem Schlag des alten Huſarenrittmeiſters von Enckefuß lebte. Galanterie und die Kunſt, mit 1500 Scudi für ſich und ihre Diener auszukommen, erfüllte das Leben dieſer „armen Ritter“ — unter denen ſich Frangipanis und Colonnas befinden ...

Wie ſich aber die Neckereien mit der „Gräfin Sarzana“ mehrten, trat ihr die Vergleichung des alten Enckefuß mit dieſen römiſchen Rittern noch in einer andern Beziehung entgegen ... Der alte Huſarenrittmeiſter hatte Ehrgeiz, Ritterlichkeit, Treue, Aufopferung für gute Freunde, Tugenden, die die Fehler ſeines Leichtſinns vergeſſen ließen ... Seltſam aber, ſagte ſie ſich, dieſe romaniſche Art

Probſt Reuter, der mir noch ganz mit dem alten Geſchirr der Wolf'ſchen Philoſophie das Chriſtenthum aufzuzäumen ſchien. Meinen Firſternhimmel ahnte er nicht, meine Sonnen zogen ſich in andern als Krummacher'ſchen Parabeln über das Firmament."

„Dennoch begann ich die tropiſche Pflanzenpracht meiner exotiſchen Abhandlung zu ſäubern. Der Unterſchrift des Probſtes opferte ich als Unkraut alle duftenden Phantaſieblüthen, alle wilden Cactus, die ich in meinem Garten gepflanzt hatte. Ich ſetzte an ihre Stelle ländliche, perikopiſche Gänſeblümchen. Gegen das Ende zu, wo ich wie ein raſender Ajax am meiſten gegen mich gewüthet, wo ich meiner ſtoiſchen Selbſtgenügſamkeit den Todesſtoß verſetzt und aus meiner klaffenden Wunde einen ganzen Glockenwald von Hyacinthen hatte hervorklingen und duften laſſen, ſchnitt ich die herrlichen Blumen oben ab, ſo daß nur noch die Zwiebeln unten zurückblieben, welche auf den Gebrauch der Schnupftücher in der Gemeinde wirken ſollten. Ich verflachte meine idealiſche Schweiz, die dem Probſt Reuter wie eine Sammlung logiſcher Pockennarben erſchienen war. Ich warf meinen Rigi in den Züricherſee, ſteckte von Meile zu Meile eine rothe Fahne der logiſchen Feldmeß- und Disponirkunſt auf und klopfte zum zweiten Mal auf den kahlen Dornenbuſch, aus welchem das rothe Antlitz des Probſten leuchtete. Allein er war verreist. Meine Predigt hätte nicht gehalten werden können, wenn ich nicht Muth gehabt hätte, Chriſti wegen eine Lüge zu wagen."

„Der Pfarrer von Schwarzenſee hatte ſchon feſt auf meine Kreuzesabnahme für den nächſten Sonntag gerechnet. Er ahnte nicht, daß er einem Schismatiker ohne pröbſtiſches

beſitzt von alledem wenig oder gar nichts und regiert doch die Welt! . . . Die anſtändigſten Menſchen hatte Lucinde hier gewinnſüchtig und ſchmutzig geizig gefunden; ein gewiſſer Adel der Auffaſſungen, der ihr ſelbſt noch in der äußerſten Entartung des heimiſchen Junkerthums, im Kronſyndikus, bei ernſten Kriſen erinnerlich war, fehlte hier . . . Sie ſah anſtändig gekleidete Männer Abends in die Kaffeehäuſer zu den Gäſten treten, die Achſel zucken und den Hut hinhalten — um einen Bajocco zu erhalten . . . Selbſt die Herzogin von Amarillas fand in ſolchen Vorkommniſſen nichts als die allgemeine Conſequenz des ſüdlichen Lebens . . . Mit dem äußern Schein der Demuth verband ſich, wo Lucinde hinblickte, eine Gewöhnlichkeit der Anſchauungen, die ſelbſt ihre leichte Art zu denken und zu urtheilen noch überſchritt . . . Im Theater, das ſie wegen Olympiens Koketterie beſuchen mußte, ſah ſie zwanzig Tage hintereinander dieſelbe Oper oder Farce . . . An manchen Stellen, wo Rührung hervorgebracht werden ſollte, zitterten wol die Stimmen der Sänger, der Schauſpieler; die Taſchentücher wurden gezogen; aber meiſt waren es Ausbrüche von Klagen, die ihr weit eher lächerlich vorkamen . . . Anderes wieder, das ſelbſt für ſie roh und herzlos erſchien, ging bejubelt oder als „großartig" vorüber . . . Maßſtab aller Beurtheilungen war die Klugheit oder Dummheit, die man bewieſen. Eine geſchickt ausgeführte Liſt erntete Bewunderung . . . Und nicht anders im täglichen Leben. Der alte Rucca war, wie alle ſagten, ein Gauner. Er ſtand im beſten Einvernehmen mit den Cardinälen . . . Sein Sohn hatte die

Eitelkeit eines Affen. Seine Kameraden waren ebenso. Anmaßung, Unwiſſenheit überall ... Einige der römiſchen Junker trieben Politik und hielten ſich zur „nationalen“ Partei. Ihre Unzufriedenheit beſtand darin — daß im Sanct-Peter bei großen Feſtlichkeiten „die Geſandten und die Fremden die Plätze erhielten, die ihnen gebührten“! ... Oder ſie fanden, daß der Kirchenſtaat zu ſehr von Paris, Neapel und Wien beherrſcht wurde; ſie wollten die Herrſchaft der alten Geſchlechter wiederherſtellen. Selten, daß ſich einmal bei der Herzogin eine unterrichtete Perſönlichkeit einfand. Die „Prälaten“ beſaßen Kenntniſſe, mehr noch, angeborenen Geiſt; aber eine Einbildung verband ſich damit, die jedes Maß überſchritt. Nach ihnen war jede Wiſſenſchaft zuerſt in Italien entdeckt worden ... Wenn Cardinal Ceccone „auf ſein Alter Neuerungen liebte“, ſo beſtanden dieſe nur in dem eifrigſten Verlangen, den Einfluß der fremden Cabinette zu beſeitigen ... Seitdem hatte freilich der Staatskanzler auch ihm von dem „Salz“ geſprochen, das auf das dem Erdboden gleichzumachende Mailand geſäet werden müßte ... Doch ging alles ſo keck, ſo ſicher, ſo maßgebend her! ... Dieſe elende Verwaltung! ... Die Zölle befanden ſich in den Händen von Pächtern, die ſo rückſichtslos verfuhren, daß Zahlungsunfähige wider Willen zu Flüchtlingen, Räubern und Mördern wurden ... Auf Anlaß des geſtern von Hubertus niedergeſchoſſenen Pasqualetto wußte Lucinde gute Thatſachen. Einmal daß ſämmtliche fremde Weine, die Ceccone trank und ſeinen Gäſten vorſetzte, unverſteuerte waren. Zweitens daß Graf Sarzana geſagt hatte: Dieſe Kugel hat den Pas-

qualetto für ſeinen letzten Räuberſpaß zu früh geſtraft! Er wollte ja von morgen an ehrlich werden! Er war nur hier, um nach Porto d'Aſcoli mit einer Penſion zurückzukehren!...

Die ſcharfen und freiſinnigen Urtheile des Grafen kamen nur in vereinzelten Augenblicken ... Sie ſchienen einer Stimmung des Haſſes gegen den Cardinal zu entſprechen, des perſönlichen Haſſes; denn die ſämmtlichen Sarzanas waren Creaturen des Cardinals und ihm auf Tod und Leben verpflichtet ... Don Agoſtino hatte Verwandte, die nicht gerade des Abends in den Kaffeehäuſern achſelnzuckend bettelten, aber für jede Gefälligkeit eine Bezahlung verlangten ... Die Schweſter des Grafen war eine Geliebte Ceccone's geweſen — alt geworden hütete ſie ſeine Landökonomieen ... Ein Bruder von ihm verwaltete des Cardinals Oelmühlen — ... Als er ſich zu viel Privatvortheil aus ihnen gepreßt hatte, ließ ihm der Cardinal die Wahl zwiſchen dem Tribunal del Governo oder der Heirath einer ſeiner vielen Nichten, die er nicht alle ſo auszeichnen und unterbringen konnte wie Olympia ... Ceccone trieb, das entdeckte ganz aus ſich ſelbſt Lucinde, die Oſtentation mit dieſer Nichte nur deshalb, weil ſo der Schein gewonnen wurde, als hätte er überhaupt nur Eine dergleichen zu verſorgen!... Der Cardinal lachte überlaut, als ihm Lucinde zwei Tage nach dem aufgeſetzten Purpurhut dieſe Andeutung mit einem verſchämten Blinzeln durch die Finger ihrer vors Geſicht gehaltenen linken Hand gab ... Ein dritter Verwandter des Grafen war durch Verheirathung mit einer andern Geliebten des Cardinals Aufſeher aller Häfen geworden ... Und Don Agoſtino? ... Pah, dachte Lu-

cinde, ſieht Ceccone ein, daß du nicht, wie hier Sitte iſt, durch eine Verheirathung mit ſeinem Majordomo oder ſeinem Koch zu erobern biſt? . . . Sollſt du deßhalb, deßhalb die Gräfin Sarzana werden —? . . . In dieſen Grübeleien lebte ſie jetzt . . . Es gab Entſchlüſſe zu faſſen fürs Leben . . . Es ſtanden Erwägungen bevor, die die außerordentlichſte Anſtrengung des Verſtandes, der Liſt, der Berechnung, vielleicht — des Herzens koſteten . . .

Sie hatte noch keinen klaren Entſchluß gefaßt — . . . Aber das ſtand feſt: Benno von Aſſelyn urtheilt gering über dich und ſeine Mutter infolge deſſen lächelt und zuckt dir die Achſeln! . . . Das ſoll nicht mehr ſein! Dies Lächeln der Herzogin von Amarillas ſoll ihr ein für allemal verdorben werden! . .

Lucinde wollte auf Villa Rucca den beiden ihr ſo nahe ſtehenden Mönchen die Theilnahme alter Freundſchaft und Dankbarkeit nicht verſagen, ſich aber im übrigen durch ſie vergewiſſern, ob die Herzogin jene Betrogene von Altenkirchen, jene Römerin war, von der auf Schloß Neuhof ſoviel Sagen gingen, die Hubertus doch wol wiſſen mußte . . .

Einen fatalen Eindruck machte es ihr jetzt beim Anfahren, daß ſie die Villa Rucca keineswegs in der Stille antraf, die ſie zur Ausführung ihrer entſchloſſenen Abſichten bedurft hätte . . . Nicht nur wurden eben von einer Menge Arbeiter die Spuren des geſtrigen Feſtes entfernt, ſondern auch eine Gerichtscommiſſion war zugegen, die die geſtrigen Vorfälle aufnahm und der nun gerade ihr Erſcheinen zu ſtatten kam, um von ihr noch einige an ſie gerichtete Fragen beantworten zu laſſen . . . Der Cardinal ſogar und der alte Fürſt Rucca

waren zugegen . . . Sie hörte schon, daß beide am Ort des gestrigen Ueberfalls mit den Mönchen Hubertus und Vincente im Gespräch verweilten . . . Ueber Sebastus erfuhr sie, daß es mit seiner Wunde nicht gut stand und die Benfratellen jeden Augenblick erwartet wurden, ihn abzuholen . . .

Auch dem Cardinal und dem Fürsten war sie im höchsten Grade und als Dolmetscherin willkommen . . . Beide suchten mit dem drolligen Laienbruder, dessen Aeußeres vom Dienertroß belacht wurde, eine Verständigung, die Pater Vincente nur mühsam vermittelte . . . Lucinde wurde sofort gerufen, in den Garten zu kommen . . .

An der Stelle des gestrigen Erlebnisses harrten ihrer die drei geistlichen Herren und der alte Rucca im lebhaftesten Gespräch . . .

Hubertus grüßte sie mit aufrichtigster Freude und drückte nur mit Trauer Befürchtungen wegen seines Freundes Sebastus aus . . . Seine Augen sagten: Sei dankbar! Es geschah alles um dich! Bleibe uns ein guter Engel! Entsende den Brief — wenn er noch nöthig ist — Deinen Verbindungen gegenüber! Du weißt, was wir beide seit Witoborn gemeinschaftlich zu tragen haben! . . .

Lucinde beglückte und beruhigte ihn durch einen ihrer gütigsten Blicke . . .

Pater Vincente und der Cardinal erhielten von ihr die Ehren, die der kirchlichen Stellung derselben gebührten . . . Pater Vincente — „der Rival Ihres Bonaventura um die nächste vacante Heiligenkrone" —! wie neulich Olympia zur Herzogin gespöttelt hatte — Ceccone das Bild des Ver-

ſuchers, der mit einiger Reſerve über alle Schätze der Erde gebietet ... Lächelnd ſtand er und ſchien Lucinden mit geheimnißvollen Zeichen begrüßen zu wollen ... Aber ſie blieb voll Demuth ...

Der alte Fürſt war wie ein luftſchnappender Hecht, der ſich nicht in ſeinem Elemente befindet ... Vor dem heiligen Pater Vincente mußte er Ehrfurcht bezeugen und ärgerte ſich doch, daß dieſer nicht geläufiger deutſch verſtand ... Mit gemachtem ſüßſauern Lächeln verwies er Lucinden auf den von Pater Vincente vorgetragenen Stand einer Verhandlung, der zufolge ſie erfuhr, daß der Räuberhauptmann Pasquale Grizzifalcone in der That nach Rom gekommen war auf Veranlaſſung — zunächſt des Fürſten Ruc[illegible].

Sie traute ihrem Ohre nicht ... Der Fürſt verſicherte jedoch ungeduldig: Ebbène! und wendete ſich zu Vincente mit einem drängenden Parla dunque! nach dem andern ...

Lucinde hörte, daß der berüchtigte Verbrecher, der ſchon vielfach ſein Leben verwirkt hatte, hier auf dieſer Villa erwartet worden war zu einem friedlichen Geſpräch, das der Fürſt mit ihm unter vier Augen hatte halten wollen ...

Pasqualetto, wie er im Munde des Volkes hieß, hatte die Bürgſchaft der Sicherheit verlangt ... Dieſe hatte er erhalten auf das dem Fürſten gegebene Ehrenwort — des Cardinals ...

Dieſer nickte ein Ja! und ſetzte ſich jetzt ...

Zur Summe, die der Räuber als Bedingung ſeines Erſcheinens verlangte, hatte dieſer „dumme Kerl", wie der Fürſt ſagte, noch eine „buona manchia" extra

verdienen wollen; eine Summe von einer der „Prinzessinnen", die sich vielleicht im Garten zu sicher dünkten . . . Vielleicht auch — eine Geisel für seine Sicherheit zu denen, die er schon in den Schluchten der Mark Ancona besaß . . . Dies setzte der Fürst mit einem seltsamen Streiflicht auf das „Ehrenwort" des Cardinals hinzu . . .

Sie hätten nun gestern beinahe noch zwei solcher Geiseln gefunden, aber Pasqualetto hätte leider dran glauben müssen . . . Leider! betonte der alte Fürst in allem Ernst und corrigirte sich nur pro forma: Der Bluthund! . . . Dabei sah er über die Mauer, wo noch die Spuren der gestrigen Verwüstung nicht getilgt waren . . .

Der Nimmersatt! ergänzte Ceccone ironisch und ließ zweifelhaft, wen er meinte . . .

Lucinde orientirte sich allmählich . . .

Der Fürst erging sich in der heftigsten Anklage eines Menschen, der hier den Staatsbehörden völlig in der Eigenschaft einer gleichberechtigten Macht gegenüberstand . . . Dabei richtete er seine Vorwürfe geradezu wie die öffentliche Meinung gegen Hubertus . .

Dieser Arme verstand sie nicht und suchte nur mit seinen glühenden Augen, die im Knochenschädel hin- und herfunkelten, zu deuten, was seine Ohren nicht begreifen konnten . . . So viel merkte er allmählich, daß er den hohen Herren wol gar keinen Gefallen mit seiner raschen Anwendung des Pistols gethan hatte . . .

Der Cardinal wiegte sich im Sessel, brach über sich Lorberblätter, die er in seiner flachen Hand zerklopfte, und beobachtete nur scharf fixirend Lucinden . . . Daß

dieſe die Mönche Hubertus und Sebaſtus kannte, ſchien ihm darum von Intereſſe, weil ſich die kleinen pikanten Epiſoden der gewöhnlichen Devotion und amazonenhaften Kälte dieſes fremden Mädchens immer zahlreicher einzufinden begannen . . .

Durch dieſen Tod, krächzte der alte Fürſt offen zu Hubertus heraus, haben Sie die heilige Kirche um eine große Gelegenheit gebracht, Gerechtigkeit zu üben! . . . Sie hätten ſich getroſt von hier ſollen entführen laſſen, ſchöne Signora! ſcherzte er, ſich mäßigend . . . Ich würde mit Vergnügen das Löſegeld gezahlt haben — Der Cardinal da hätte den Reſt hinzugefügt — ſetzte er mit ſardoniſchem Lächeln und ſeine Aufregung zügelnd hinzu . . .

Senza il supplimento! . . . Ohne das Agio! erwiderte der Cardinal ebenſo trocken ironiſch . . . Er ſtreckte ſeine rothen Strümpfe vor ſich auf die unteren Sproſſen eines Seſſels aus . . . Sein Bein war noch untadelhaft . . . Kopfnickend beſtätigte er alles Erzählte, nur mit einer gewiſſen ironiſchen Bitterkeit . . .

Sie können alles wieder gut machen, fuhr der alte Fürſt zu Hubertus fort, wenn Sie ſich die Gnade des Pater Campiſtrano erwerben und wirklich dieſe Reiſe nach Porto d'Aſcoli unternehmen wollen . . .

Nach Porto d'Aſcoli? fragte jetzt Lucinde ſtaunend über die Anrede, die ſie überſetzt hatte . . .

Beim Namen des Pater Campiſtrano blickte Pater Vincente beſonders ehrfurchtsvoll — . . .

Hubertus ſtand unbeweglich, dem alten knorrigen Myrtenſtamm nicht unähnlich, an den er ſich lehnte . . . Er

hatte ſchon vorhin von einer Reiſe nach der Küſte geſprochen — das war richtig — er verſtand nur noch zu dunkel den Zweck und ſah auf Lucinden als Hülfe . . .

Dieſe wollte ſich erſt vollſtändiger zurecht finden, wollte auch die Intereſſen des Cardinals erſt ſondiren, ehe ſie vermittelnd eingriff . . . Wie den Cardinal dieſe Klugheit entzückte, die er vollkommen überſah! . . . Ceccone ſchien gleichgültig, ſpielte mit ſeinem Augenglaſe, fixirte bald Lucindens Toilette, bald das Curioſum der Geſichtszüge und Geſtalt des deutſch-holländiſchen Laienbruders, das er belachte . . .

Hubertus hatte allerlei Dinge von einem Pilger, von einem Deutſchen geſprochen, die ihrerſeits Lucinde nicht verſtand . . .

Erſt allmählich lüftete ſich ihr folgender, größtentheils von Pater Vincente vermittelter Zuſammenhang . . .

Der Räuber Pasqualetto war, wie im Muſterſtaat der Chriſtenheit, im Eldorado der katholiſchen Sehnſucht, üblich, unter dem Verſprechen der Sicherheit nach Rom entboten worden, um für eine bedeutende Summe dem Fürſten Rucca Mittheilungen über die Lage ſeiner Intereſſen an der adriatiſchen Küſte zu machen . . .

Der Gewinn, den der gefürchtete Räuber von ſeinen Unternehmungen zog, mußte ſonſt mit ſeinen Gefährten getheilt werden; diesmal wollte er die Frucht langer Verhandlungen, eine lebenslängliche Penſion ganz für ſich allein, wollte ſeine Wohnung inskünftige in der frommen Stadt Ascoli nehmen und ſein bisheriges Leben der Nachſicht der Behörden empfehlen . . . Solche letzte Friedensſchlüſſe der Regierungen mit den Fra Diavolos

der Landstraßen sind in Italien nichts Seltenes und für Jedermann daselbst das Erwünschtere, weil Sicherste ... Wenn auch zugestanden werden muß, daß sich Ceccone und das Tribunal gegen diese Uebereinkunft sträubten, so wußte doch Fürst Rucca seinen Wünschen Nachdruck zu geben und nicht blos im Scherz sagte er zu den höchsten Richtern: Fürchtet ihr, daß eure Namen auch auf der Liste derer stehen werden, die mir die Füllung des Schatzes des Heiligen Vaters mit der Zeit unmöglich machen? ... Besonders sah wol gar Ceccone den Enthüllungen des Pasqualetto mit unheimlicher Spannung entgegen ... Der Fürst hatte heute ganz den übeln Humor, der jeden Gastgeber am Morgen nach einem Feste, wenn es auch noch so schön ausfiel, zu erfüllen pflegt ... Er äußerte ihn in aller Offenheit mit den Worten: Ich glaube, diesen Mord des armen Pasqualetto hat jemand auf dem Gewissen, der sich fürchtete, auf zehn Jahre zurück seinen Champagner versteuern zu müssen! ...

Der Cardinal zog verächtlich die Lippen ... Lucinde sah, daß, wenn der Cardinal hier etwas fürchtete, mehr im Spiele sein mußte als sein unversteuerter Champagner ... Doch auch schon diese Beschuldigung durfte den Cardinal mit Recht reizen ... Er verwünschte alle die, die der Kirche und ihren Cardinälen Uebles nachsagten ...

Hubertus horchte nur ...

Der Räuber war, erfuhren er und Lucinde, am Tiberstrand mit einigen alten Kameraden aus San-Martino, einem bekannten Räubernest im Albanergebirg, in Berührung gekommen und hatte bloß den Spaß am

Visa seine Kanzel, seinen Talar und seine Bäffchen einräumte. Er hatte auf meine Logik gerechnet, das Visa als erhalten vorausgesetzt und sich in's freie Feld beurlaubt. Ich fuhr am Morgen des verhängnißvollen Tages in einer großen Familienkutsche, in welcher alle meine Angehörigen Platz genommen hatten, auf den Richtplatz hinaus und grüßte alle Welt nach Art hoffnungsloser Delinquenten. Meine Schwestern und Tanten empfanden heute zum ersten Male eine Art heiliger Scheu vor mir und äußerten zu öftern Malen die Besorgniß, daß ich vielleicht selbst welche hätte. Kurz vor Schwarzensee stieg ich aus, zog noch einmal meinen unvidimirten Paß zur Reise auf die Kanzel hervor und überlas einige Stellen, die ich nicht gut memorirt hatte, weil meine Schwestern den Puppenkopf, vor welchem ich die Rede einstudirte, einige Augenblicke selber brauchten. Damit ich jedoch nicht vom Dorfe aus als noch in meiner geistlichen Toilette und Sonnabendsarbeit begriffen beobachtet würde, ging ich die Landstraße rückwärts voran. Ich mußte endlich die Nähe des Dorfes berücksichtigen und ergab mich denn blindlings meinem Gedächtnisse, indem ich, unbekümmert um die Spottgrüße und Ahasversſatiren einiger akademischer Freunde, mein Kreuz in die Pfarrwohnung hinauftrug. Hier erwartete mich längst der Küster. Nach dem Visa meiner Predigt fragte Niemand, als höchstens mein Gewissen. Ich schlüpfte in die äußern Zeichen meines Amtes hinein, hätte aber beinahe Unglück gehabt mit jener großen calvinistischen Mütze, die, einem umgekehrten Suppennapfe ähnlich, doch weit lieber den Namen eines Hutes verdient hätte. Diese Mauerkrone kommender Verdienste war für meinen Kopf viel zu groß und für die Thätigkeit meines erhitzten und memorirenden Ver-

Feſte ſeines verſöhnten Feindes noch als „Zugabe zum Fleiſch“ ausführen wollen ... Die Verſtändigung zwiſchen dem Fürſten Rucca und Pasqualetto war auf brieflichem Wege vor ſich gegangen — wenn auch mit der größten Schwierigkeit ... Der Schmuggler- und Räuberhauptmann konnte natürlich ſelbſt weder leſen noch ſchreiben ... Für ſein Vorhaben, die Hehler unter den Kaufleuten und die mit ihnen und den Schmugglern unter einer Decke wirkenden Zollbedienten anzugeben, mußte er ſich eines verſchwiegenen Beiſtandes, der ſchreiben und leſen konnte, bedienen. Für ſolche Fälle gibt es in Italien die Mönche, falls ſie — ſchreiben können ... Aber ſelbſt dieſen hatte Pasqualetto nicht getraut. In Ascoli wollte er ſeine Tage in Ruhe beſchließen; er war wol auch gerüſtet, die Rache der von ihm Verrathenen zeitlebens gewärtigen zu müſſen, hatte ſich auch deshalb für die Schlimmſten unter den Defraudatoren die Verzeihung erbeten; aber er vertraute ſich ſogar den Mönchen nicht gern an. Wo fand ſich auch bei ihnen der Muth, Vermittler eines ſo eine ganze Provinz in Furcht und Schrecken verſetzenden Strafgerichts zu werden! Die Mönche mehrerer Klöſter, bei denen er anklopfte, baten ihn himmelhoch, keine dergleichen Thorheit zu begehen und in ſolcher Form reuig werden zu wollen! Wendet Euch doch an uns und die Madonna! ſagten ſogar die Aebte ... In der Kathedrale von Macerata gab es ein wunderthätiges Marienbild, das alles vergab ... Kurz Pasqualetto war loyaler, als die ehrwürdigen Väter und vollends als die einſam wohnenden Landpfarrer, die ſich mit einer ſolchen Provocation der Rache der Betheiligten am wenigſten

einlaſſen wollten ... Wie ſehnte ſich der rieſige Pasqualetto, der eiſerne Pfoſten aus Brettern ausbrechen, nur nicht ſchreiben konnte, nach einem Dolmetſcher ſeiner Wünſche! ... Kaum daß er einige Mönche ſo weit brachte, für die Verſtändigung mit dem Generalpächter der Steuern die erſten Einleitungen zu treffen ...

Hier wollte der Fürſt wieder ſelbſt erzählen ... Pater Vincente trug ihm alle dieſe Geſchichten mit einem zu elegiſch eintönigen Klange und wie von der Sündhaftigkeit dieſer Welt wenig erbaut vor ...

Man hörte indeſſen doch aus des Prieſters Munde: Seine Hoheit waren ſeit lange in ihren Einnahmen nicht ſo verkürzt geweſen, wie in den letzten Jahren. Während die ſtatiſtiſchen Ausweiſe aller Staaten eine Zunahme der Zollerträgniſſe erwieſen, ſanken in ſchreckenerregender Weiſe die des Kirchenſtaats. Ein Gewebe von Defraudationen hatte ſich gebildet, das neben dem geregelten Steuerweſen des Staats und der Pächter ein zweites der Schmuggler, der treuloſen Zollbedienten und Conſumenten bildete. Fürſt Rucca ſchwor, daß er im vorigen Jahr den Ausfall einer halben Million gehabt und in dieſem Jahr würde das Uebel noch ärger werden. Er wollte ein Gericht mit Schrecken halten. Wozu war Ceccone's Nichte ſeine Schwiegertochter geworden ...

Pater Vincente ſprach letzteres nicht alles ... Lucinde ahnte es ... Der Pater ſenkte die langen ſchwarzen Augenwimpern ... Wie ſah er ſo heilig aus ... Ceccone fing an, ihn ſchärfer zu beobachten ... Er dachte: Feſelotti will Dich zum Cardinal machen? ... Das iſt von meinem Gegner theils Koketterie mit der Mode

der Frömmigkeit, theils eine erneute Schauſtellung der Lebensweiſe Olympiens und eine Verurtheilung meines Syſtems . . . Die geiſtliche Intrigue ergreift jedes weltliche Mittel . . . Ceccone verſank in brütendes Nachſinnen . . .

Hubertus aber und Lucinde erfuhren:

Pasqualetto wollte ſich durchaus noch immer nicht nach Rom begeben, aber auch ſeine Liſte von Kaufleuten, reichen Grundbeſitzern, vielen vornehmen Männern in Rom, vorzugsweiſe von Zollbedienten und Helfershelfern der Schmuggler blieb ungeſchrieben . . . Das Geſchäft rückte nicht vorwärts . . . Endlich begab ſich Pasqualetto mit ſeinen nächſten Vertrauten in die Gegend von Loretto . . . Dort wollte er nächtlich einen Pfarrer überfallen und ihn mit geladener Flinte zwingen, niederzuſchreiben, was ihm „unter dem Siegel der Beichte" dictirt werden würde . . . Da fiel ihm vor Loretto ein Haufe Pilger in die Hände. Dieſe, ſo arm ſie waren, plünderte man aus und entdeckte, daß einer derſelben, der der ärmſte von allen ſchien, nur eine Bibel (ein verbotenes und allen Steuerbeamten als zu confiſciren bezeichnetes Buch) und ein Taſchenſchreibzeug beſaß . . . Dieſen glücklichen Fund hielt man feſt . . . Ein Gefangener, der ſchreiben konnte! . . . Ein Bettler, der ſich, wenn es ſein mußte, aus der Welt ſchaffen ließ, ohne daß viel Nachfrage danach war . . . Dieſen Unglücklichen ſchleppten die Räuber mit ſich und hielten ihn ſeit Monden gefangen. Es war ein Greis, krank, hinfällig; er kam von den Alpen her, hatte nach dem ſüdlichen Italien gewollt — er nun war der Vertraute einer hochwichtigen Staatsaffaire geworden . . .

Und hier eben war es, wo schon bei der früheren Erörterung dieser Dinge Hubertus in seiner regsten Theilnahme aufgewallt war . . .

Ingleichen gab auch Vincente jetzt wie vorhin über diesen gefangenen, dem Verderben preisgegebenen Pilger Zeichen eines gesteigerten Interesses . . .

Den Pilger zwangen die Räuber, Nachts über die wildesten und schroffsten Felsenwände zu klettern und mit ihnen in einsamen Höhlen zu campiren . . . In einer verlassenen Zollwächterhütte am Meeresstrand fand sich nach drei Tagen das nothwendige Papier und nun begann die Correspondenz mit Rom . . . Das war ein Verkehr wie zwischen zwei Cabinetten . . Grizzifalcone ging vorsichtig zu Werke . . . Die Actenstücke seines Verrathes mehrten sich . . . Der Pilger mußte Namen und Orte, alle Waaren, die seit Jahren nicht versteuert gewesen zu sein sich die Schmuggler entsannen, alle Hehler, auch die Schlupfwinkel niederschreiben, wo die Waaren geborgen wurden, Fischerhütten bei San-Benedetto, Leuchtthürme am Fosso Bagnolo, Felsenschluchten bei Grottamare, Zollwächterhäuser beim Hafen von Monte d'Ardizza — nichts blieb ungenannt . . . Der unglückliche Pilger hatte Bogen vollgeschrieben mit Geständnissen, die dem Fürsten Rucca Gelegenheit zu einem Strafgericht geben sollten . . . War nun dies Convolut mit Pasqualetto mitgekommen? . . . Wo befand es sich? . . . Es fehlte . . .

Hier fragte Lucinde, warum sich der Fürst diese Papiere nicht schon früher hätte zuschicken lassen . . .

Er erwiderte, er mistrauete der Post . . .

Wer kann sich auf Eure Post verlassen! sagte er bitter und zornig . . .

Der Fürst, entgegnete Ceccone sich bekämpfend, wollte nur noch mehr vom Pasqualetto erfahren, als was dieser wagen würde niederschreiben zu lassen . . .

Lucinde sah, daß es den alten Fürsten mächtig gereizt hatte, gerade die Würdenträger der Kirche, die festesten Säulen der Prälatur, einer Aristokratie, die noch immer in ihm den Nachkommen eines Bäckers sah, wenn nicht zu compromittiren, doch necken und in Schach halten zu können . . . Er glaubte nicht, daß der Räuber schriftlich diese und ähnliche Namen angeben würde . . . Deshalb wünschte er das persönliche Erscheinen . . .

Vincente's Stimme erhöhte sich jetzt seltsam . . . War es deshalb, weil sich die Zahl der Unglücklichen, die in den Händen der Räuber lebten, mehrte und es dem Frevel galt, daß sogar das gesalbte Haupt eines Bischofs in diese blutigen Dinge verwickelt wurde? . . .

Lucinde hörte, daß Grizzifalcone endlich hatte kommen wollen . . . Doch ließ er vorher noch den Bischof von Macerata verschwinden . . . Vom Besuch eines Weinbergs, zwischen den Bergen dahinreitend, war der hohe Prälat nicht wieder nach Hause gekommen. Pasqualetto hatte sich seiner als einer Geisel versichert . . . Im „Diario di Roma" wurde die Schuld dieses Ueberfalls allerdings nur dem Pasqualetto zugeschrieben; aber wie sehr man versicherte, daß die bewaffnete Macht ausgezogen sei, den gefangenen Prälaten zu befreien, man konnte seiner nicht habhaft werden und wollte es auch nicht — das sagte

ſich Lucinde ... In der officiellen Zeitung ſtand nichts von dieſem geheimen Zuſammenhang eines ſo betrübenden Vorfalls mit einem großen Staatsact der dreifachen Krone ...

Nun endlich erſcheint Pasqualetto. Vielleicht, um ſich noch ſicherer zu ſtellen, raubt er vom Hochzeitsfeſt des Fürſten Rucca noch einen der Gäſte ... Da unterliegt er ſelbſt! Alle Hoffnungen ſind dahin! Die Verhandlungen eines Jahres vereitelt! ...

Der Stand der ganzen Frage beruhte jetzt auf dem Leben und der Freiheit zweier Gefangenen, von denen der eine ein hoher kirchlicher Würdenträger war, der andre die Kenntniß der Liſte hatte ...

Wäre nur dieſe Liſte gerettet! ſeufzte der Fürſt ... Die Gerichtsperſonen hatten ausgeſagt, daß ſich, als man die Kleider des Erſchoſſenen unterſuchte, in den Taſchen Amulete, Muttergottesbilder, geweihte Schaumünzen genug vorfanden, auch ſämmtliche Briefe eines Kochs des Fürſten, der die Correſpondenz geführt hatte; aber weder in den Taſchen, noch in der Spelunke, wo Pasqualetto abgeſtiegen war, noch bei gefangenen Complicen fand ſich die Liſte, auf die die ganze Sehnſucht des Fürſten brannte ... Nun bereuete er, den ſchriftlichen Verkehr durch die Poſt nicht vorgezogen zu haben. Nun bereuete er ſeine geſtrige Angſt, die ihn beſtimmte, ſo eilends zu entfliehen ... Wie bitter deutete er dem Cardinal an, daß dieſer die Liſte wahrſcheinlich geſtern ſogleich aus der Taſche des Ermordeten ſelbſt zu ſich geſteckt hätte ...

Es waren freilich nur Blicke und Flüſterworte, die

die in Demuth fern Stehenden nicht hörten . . . Lucinde verſtand ſie aber . . .

Der Cardinal nannte in allem Ernſt den Ziſchelnden jetzt einen Hanswurſten und verlangte von ihm — ja von Ihnen, Altezza! — den Biſchof von Macerata heraus . . .

Pater Vincente hatte vom Schickſal des Biſchofs mit bebendem Ton geſprochen . . .

Pasqualetto iſt todt! rief Ceccone. Wo finden wir das geſalbte Haupt eines der frommſten Prieſter der Chriſtenheit wieder! . . .

Und wo — wo ſind' ich — die von dem Pilzer geſchriebene Liſte! fiel der ergrimmte Fürſt ein . . .

Der Koller des Zorns ergriff den kleinen Mann zum Schlagtreffen. Wenn er den fremden Franciscanerbruder nicht um ſeine vorſchnelle Art, hier in Rom auf Spitzbuben Piſtolen abzuſchießen, perſönlich mishandelte, wenn er ſich durch die Ankunft der Donna Lucinde hindern ließ, die Worte, die er vorhin geſprochen, zu wiederholen: „Ihr hättet eine Zofe wie dieſe, und wäre es auch Eure ſpaniſche Herzogin ſelbſt geweſen, zehnmal ſollen zum Teufel fahren laſſen —! Wo in aller Welt ergreifen hier Mönche die Waffen!“ ſo war es, weil er wiederholt von Hubertus verlangte, daß dieſer ſeine Uebereilung durch eine That voll Muth, Entſchloſſenheit und Discretion wieder gut machen ſollte . . .

Hubertus ſtand erwartungsvoll und im höchſten Grade bereit dazu . . .

„Wie ſoll ich es?“ fragte nur über die näheren Einzelheiten ſtatt ſeiner Lucinde . . .

Sie hörte jetzt noch mehr von jenem Pilger ... Hubertus hatte erklärt, diesen Pilger zu kennen ... Unfehlbar müsse es derselbe gewesen sein, mit dem er über die Apenninen geklettert und zuerst beim Besuch der „heiligen Orte" des Sanct-Franciscus auf der Penna della Vernia zusammengetroffen war ... Das Leben dieses Pilgers hing ohne Zweifel von einem Haar ab, falls er noch unter den Räubern geblieben war und unter den Zollbedienten die Kunde seiner Beihülfe zum Verrath sich verbreitete, die Kunde seines vielleicht abschriftlichen Besitzes der Liste ... Hubertus hatte schon so viel von diesem Pilger erzählt, daß Lucinde begreifen konnte, warum auch Pater Vincente lebhaft für ihn eingenommen schien und einmal über das andere das Schicksal des armen Gefangenen beklagte ...

Lucinde hörte das Gepolter des Fürsten ... Sie hörte, was sie übersetzen sollte ... Die Schilderung der unzugänglichen Schluchten am Meer, wo Pasqualetto zu hausen pflegte ... Die Schilderung der List und Verschlagenheit, mit der man allein sich diesen eigenthümlich organisirten Banden zu nähern vermochte ... Die Schilderung der Ehren und Auszeichnungen, die den Pilger hier in Rom erwarten sollten, wenn ihn Hubertus glücklich auffände und über die Gebirge brächte ... Sie übersetzte eine wiederholte Aufforderung des Fürsten an Hubertus ... Reiset nach der Gegend von Porto d'Ascoli! Sucht, da Ihr muthig und unerschrocken seid, das Gefängniß des Bischofs von Macerata und des Pilgers von Loretto! Alle Briefe, die Pasqualetto seit Monaten schon mit mir wechselt, sind von diesem frommen

Mann geschrieben, den die Räuber zu diesem Behuf gewiß in den unwegsamsten Höhlen verborgen halten . . .

Ceccone ergänzte:

Der Bischof von Macerata ist ein Greis — . . .

Der Bischof von Macerata ist ein Greis, sagen Seine Eminenz — fuhr Lucinde fort . . . Aber mit allen Fähigkeiten der Jugend ausgestattet, setzen Seine Hoheit, den Pilger meinend, hinzu . . . Seine Briefe — der Cardinal meinen die Klagen des armen Bischofs — sind gewandt und in jeder Beziehung vollkommen, meinen Seine Hoheit — Beide sprechen zu Euch: Kann eine fromme Seele dulden, daß die Mittel, die den Stellvertreter Christi auf Erden in seiner nothwendigen Würde erhalten sollen, durch Schurken, ungetreue Haushalter, Judasse verkürzt werden? . . . O hätt' ich das Verzeichniß, spricht der Fürst, das dieser Mann unter den Flinten der Räuber schreiben mußte! Oder könnte den Pilger, wenn Ihr ihn findet, Eure Entschlossenheit überreden, Euch die vorzüglichsten Namen zu nennen, die auf diesem Papier zur Schande der Christenheit glänzten! Die Namen von Herzögen und Excellenzen behält man doch wol —! . . . Ich will ihm hier in Rom die glänzendste Wohnung einrichten, will ihn schadlos für alles halten, was er erduldete! . . . Suchtet Ihr den Pilger und — den Bischof, sagen der Cardinal, so würdet Ihr eine Krone mehr im Himmel gewinnen! Ich fahre sofort, sagen Seine Hoheit, nach Santa-Maria und werfe mich dem Pater Campistrano zu Füßen, um Eure Verzeihung, Eure Freiheit zu gewinnen, damit Ihr einen Zweck voll-

führt, der Euch in jeder Beziehung den Dank der Christenheit erwerben wird! . . .

Hubertus überſah jetzt in voller Klarheit das an ihn geſtellte ſchwierige, lebensgefährliche Begehren . . .

Aber ſeine Bereitwilligkeit, einer ſo ehrenvollen, wenn auch den Tod — und nicht allein von Räuberhand — drohenden Aufgabe ſich zu unterziehen, gab ſich mit der ihm eigenen Liebe zu Abenteuern um ſo mehr kund, als ihm die Ueberzeugung innewohnte von einer Identität des Pilgers mit jenem Deutſchen, den er trotz ſeiner Ketzerei auf der Reiſe nach Rom liebgewonnen . . . Zuletzt konnte er hoffen, durch ſolche Dienſte, die er dem Heiligen Vater leiſtete, auch für ſeine Wünſche über die Perſon Wenzel's von Terſchka ins Reine zu kommen . . . Hatte er bei ſeinem General die Freiheit gewonnen, ſo wollte er unerſchrocken ſeine desfallſigen Wünſche vortragen, ehe er die Reiſe antrat . . . Das Vertrauen, heil und geſund nach Rom zurückzukehren, beſaß er vollauf . . .

Jetzt ergänzte mit verklärten Augen Pater Vincente ſeine Mittheilungen . . . Alles, was Hubertus erzählt und Lucinde überſetzt hatte, traf auf die Erinnerungen zu, die Pater Vincente vom Bruder Federigo zu Caſtellungo hatte . . . Auch Lucinde kannte ja dieſen Deutſchen, bei dem Porzia Bianchi ſich die Fähigkeit erworben, ſich als Müllerin Hedemann in Witoborn mit ihren deutſchen Mägden verſtändlich zu machen . . . Endlich ſprach ſogar zu ihrem höchſten Erſtaunen der Cardinal:

Gelobt ſei unſere gute Mutter Kirche! Dieſem Pasqualetto verdanken wir, wie es ſcheint, mehr als einen

ſtandes viel zu ſchwer. Ich ſetzte mich nicht ohne Beſorgniß in Bewegung, ich möchte das Gleichgewicht meines Oberkörpers und dazu die Mütze ſelbſt verlieren. Indem ich hinten aus der Pfarrwohnung ſchritt und mich durch die Gräber des Kirchhofs in die ſchon im vollen Glockenſpiel begriffene Kirche begab, hatt' ich meine größte Noth, mit dem Kopfe hin und her zu balanciren. Dieſe äquilibriſtiſche Beſchäftigung nahm meine Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch, daß ich nicht einmal vor der Kirchenthür daran dachte, mich von der Bürde zu befreien, ſondern wie ein jüdiſcher Hoherprieſter zog ich mit meinem Pfannendeckel durch die ganze Kirche hindurch, die glücklicherweiſe zu klein war, als daß ich mich unterweges noch hätte beſinnen und in der Nähe des Altars nun gar noch auffallenderweiſe erſt entblößen können. Der Küſter ſagte nichts zu dieſer jüdiſchen Neuerung, als ich hinter die ſpaniſche Wand, welche die Sacriſtei vorſtellte und mit ländlichen Frescogemälden geſchmückt war, trat, ſondern er ſpielte ſchon tapfer auf der Orgel herum, obſchon noch kein Ton vernommen wurde. Mir wurde himmelangſt, wie ich den Mann ſo vergeblich in das lautloſe Nichts hineintaſten ſah. Endlich war aber von Hinten (denn nun bemerkt' ich bald auf einer Leiter zwei flachshaarige Bauernbuben, die hinten die Stricke zogen) Luft in die Pfeifen hineingekommen und ein taumelnder Rhythmus bemächtigte ſich allmählig der muſikaliſchen kleinen Maſchine. Ich hatte vielleicht acht Zuhörer gezählt. Der Chor würde auch ganz ausgeblieben ſein, wenn nicht ein Schulknabe, der wahrſcheinlich ein Stipendium genoß, das „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!“ aus irgend einem entlegenen Winkel des Schiffes, wo ich ihn gar nicht ſah, recht dreiſt hervorgekräht hätte.“

großen Gewinn! Nicht daß ich Hoffnung habe, Eure Hoheit in den Stand gesetzt sehen, Ihre Klagen über die Diener der Gerechtigkeit und unsere Subalternen bestätigt zu erhalten — ich würde nur auf die Aussagen eines Räubers am Fuß des Schaffots, nicht auf die Lügen eines Böſewichts etwas geben, der ſich mit lächerlichen Hoffnungen ſchmeichelte, ja noch als Bürgermeiſter von Ascoli ein Leben der Achtung führen zu können wähnte —; aber darin hat er uns einen großen Gewinn verſchafft, daß er den edeln Söhnen des heiligen Dominicus Gelegenheit gibt, die Milde zu beweiſen, die ſie gegen Ketzer ſchon zu lange ausüben!... Signora, Sie fragten mich vor kurzem nach den Streitigkeiten des Biſchofs von Robillante? ... Hören Sie, was eintreffen muß!... Wenn der apoſtoliſche Eifer des Herrn von Aſſelyn ſein neues Vaterland beſchuldigt, daß Ungläubige hier ſpurlos in den Kerkern der Inquiſition verſchwinden können — ſo erleben wir die glänzendſte Genugthuung! Frommer Bruder, rettet den Biſchof von Macerata! Wagt Euch in die Klüfte, wo dieſe Räuber hauſen! Rettet aber auch dieſen Pilger! Gebt den Beweis, daß dieſer Flüchtling, den von uns die ſardiniſche Regierung reclamirt, den die Geſandtſchaften Englands, Schwedens, der Niederlande, Preußens in den Händen der Dominicaner vermuthen, in keinem heiligen Inquiſitionsofficium, weder ſonſtwo, noch hier in Rom, feſtgehalten wird! Er iſt gefangen! Ja! Aber von Räubern! Er muß, auf den Tod bedroht, dieſen die Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt erleichtern, wodurch ihm Verzeihung werden könnte für die viele Mühe und Sorge, die uns bereits

die Nachfragen nach dem Verschollenen nicht blos von Castellungo und Robillante aus, sondern von Turin, London, Berlin und Wien gemacht haben! Fesolotti wird mir, so wenig er es sonst um mich verdient hat, dankbar sein, wenn ich ihm den Beweis an die Hand liefere, daß nichts mehr im Wege steht, sich mit seinem feuerköpfigen Nachbar zu versöhnen! Guter Bruder! Ihr seid von einem Blut, das Euch zu leicht in Euern schönen Kopf steigt! Wandert getrost, wandert immerhin! Leiht dem Vorschlag eines Eurer drolligen Ohren! Laßt für Euch in Santa-Maria Seine Hoheit jenen Fußfall thun! Euch wird es Segen bringen und einem so vornehmen Mann, wie ihm, nichts schaden! . . .

Ceccone hatte sich lächelnd erhoben und schüttelte Hubertus, dessen Augen vom Feuer seines Unternehmungseifers blitzten, die Hand . . . Dieser küßte die seinige voll Demuth . . . Pater Vincente stand aufhorchend und feierlich . . . Lucinde staunte des Zusammenhangs aller dieser seltsamen Unternehmungen . . . Nur der alte Rucca zweifelte — Ceccone schien ihm auf alle Fälle eine doppelte, ihm wahrscheinlich nur feindliche Rolle zu spielen . . .

In diesem Augenblick hörte man in der Ferne das Läuten einer kleinen Handglocke . . .

Das Glöcklein der Benfratellen! sagte der Cardinal. Sie kommen mit der Tragbahre, den zweiten unsrer tapfern deutschen Lanzknechte des Heilands abzuholen! . . . Frater Hubertus, gebt ihm vorläufig das Geleite; grüßt Euern Guardian in San-Pietro und dann — ans Werk! Ihr seid, bei Sanct-Peter, der rechte Mann für diese Aufgabe, die ich Niemand in Rom so gut wie Euch anzu-

vertrauen wüßte ... Ihr aber, Pater Vincente, wandte ſich Ceccone ehrerbietig zu dieſem; — die junge Fürſtin Rucca hatte geſtern das dringendſte Verlangen nach Euerm Segen ... Ich hoffe, Euer Kloſter wird mit dem Thier nicht unzufrieden ſein, das, ſtatt Eines Sackes, Euch jetzt zwei zu tragen draußen empfangen ſoll! ... Die Zeiten müſſen wiederkehren, wo unſere rothen Hüte auf die Stirn von Prieſtern gedrückt werden, die dem Volk das Schauſpiel der Demuth geben ... Laßt mir die Ehre, den rothen Zaum von einem meiner Roſſe zu nehmen und den Eſel zu ſchmücken, den Eure Hand durch die Straßen Roms führen wird! ...

Dies war keine jener ſüdländiſchen Artigkeiten, nach denen der Spanier ſein eigenes Haus demjenigen anbietet, der deſſen Lage reizend findet; es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Anerbieten abgelehnt wird ... Pater Vincente lag in der That eine Bezüglichkeit des Ernſtes nah. Er durfte voll Erröthen und tain Nacorna die angebotene Auszeichnung ablehnen ..

Grüßen Sie die junge Fürſt... ſprach er leiſe zum Cardinal, und ſagen Sie ihr, daß ich oft für das Heil ihres neuen Pfandes beten werde

Er faltete die Hände ... Das Gebet der Benfratellen erklang düſter und traurig ... Vincente's Auge erhob ſich, wie von einem ſanften Liebesſtrahl entzündet ... Die beiden ſo weltlichgeſinnten Männer mußten erleben, daß Pater Vincente ſie zum Beten zwang ... Ecce, Domine, ſprach ... mit dem Pſalmiſten in einer eigenthümlich erhöhten Stimmung, tu cognovisti omnia, novissima et antiqua! Quo ibo a Spiritu tuo? Et quo

a facie tua fugiam? Si ascendero in coelum, tu illic es! Si descendero in infernum, ades! Vide, si via iniquitatis in me est et deduc me in viam aeternam! Amen! . . .

Es war ein Gebet wie die Sühne für die sündhafte Weltlichkeit aller dieser Verhandlungen . . .

Vincente's Augen blieben gehoben wie mit der Bitte, ein Strafgericht des Himmels abzuwenden . . . Der Geist Bartolomeo's von Saluzzo, der Geist des Philippo Neri schien über ihn gekommen . . . Sein schöner, weicher Mund betonte scharf die Worte: „Via iniquitatis!" . . . Er richtete damit die Falschheit und Unreinheit dieser Welt und schüttelte fast den Staub von seinen Füßen, als er dann Hubertus' Hand ergriff und ihn fast fortführte, als würde ihm eine Seele abwendig gemacht, die ihm anvertraut war . . .

Bei alledem blieb es entschieden, daß der Fürst zum General der Franciscaner fuhr und diesen unternehmenden Mönch sich auserbat, der den Grizzifalcone getödtet hatte und nichtsdestoweniger den Muth besaß, noch den Bischof von Macerata und den Pilger von Loretto retten zu wollen . . . In dem Muth, der zu einer solchen Unternehmung gehörte, lag allein schon die Bürgschaft des Erfolgs . . . Dem Italiener imponirt jede Kühnheit . . . Bald mußten über den „Bruder Todtenkopf in der braunen Kutte" Sagen hinausgehen — märchenhaft und wie ein entwaffnender Schrecken . . .

Ceccone starrte mehr noch dem Pater Vincente . . . Ist das Papst Sixtus V., der sich als Cardinal solange unbedeutend stellte, bis er als Papst die Maske

abwarf? dachte er . . . Nun ſah er ſogar den alten Heuchler, den Fürſten Rucca, beim Abſchied an der Villa den Strick des Paters ergreifen, dieſen küſſen, dann ſogar niederknieen, Hubertus und Lucinden gleichfalls, alle um den Segen des begeiſterten Sprechers zu empfangen . . .

Dieſen Segen ertheilte Pater Vincente mit dem verzückten Liebesblick des Sanct-Franciscus . . .

Die Jeſuiten haben ihren Popanz für den Stuhl der Apoſtel gefunden! ſagte ſich Ceccone . . . Er blickte ſtaunend den beiden Mönchen nach, die ſich jetzt empfahlen, begleitet von dem alten, gleich einem Aal ſich bis in die Villa windenden Fürſten Rucca . . .

Das Glöcklein der Benfratellen tönte draußen fort und fort . . .

Miracolo! rief Ceccone Lucinden zu und pries galant die Dienſte, die ſie geleiſtet . . .

Lucinde ſtand gedankenverloren . . . Sie ſah nun die Gefahren, die den Biſchof von Caſtellungo umgaben . . .

Der Cardinal konnte jetzt ſich nicht weiter ausſprechen . . . Die „Candatarien", die ihn an eine Sitzung im Vatican und die Anweſenheit ſeines Secretärs zu erinnern hatten, ſtanden harrend in der Nähe . . .

Ceccone plauderte, wie gleichgültig, von der heutigen Speiſeſtunde im Palazzo Rucca und ſeufzte über ſeine Sorgen . . . Eine „Hochzeitsreiſe" hatte Olympia abgelehnt. Sie feierte ihren „Lendemain" nach italiſcher Sitte . . . Vor hunderttauſend Zeugen . . . Heute Abend ſollten zwei Muſikchöre die halbe Nacht hindurch am „Pasquino"

ſpielen ... Große Feuerbecken beleuchteten dann den Platz ... Fäſſer, mit Reisholz gefüllt, Pechkränze wurden abgebrannt ... Der Volksjubel ſollte nicht enden ...

Der Fürſt war in der That ſchon nach Santa-Maria zum General der Franciscaner gefahren ...

Die Benfratellen befanden ſich im Nebenbau, um den Pater Sebaſtus zu holen ...

Pater Vincente leitete das bequemere Herausstragen ...

Hubertus ſuchte noch einen Moment Lucinden beizukommen, der ſich eben Biſchof Camuzzi genähert hatte ...

Lucinde verbeugte ſich ausweichend dem Prieſter, der ſie geſtern eine „Creolin" genannt, und verſicherte Hubertus, ſoweit es in der Eile ging, daß er ſich aus ſeiner Haft als entlaſſen betrachten dürfte. Den Brief an Bonaventura gab ſie darum nicht zurück ... Eine Gelegenheit, ſich dem Biſchof in Erinnerung zu bringen, behielt ſie feſt ... Und konnte ſie ihm doch auch jetzt Aufklärungen und Warnungen über den Bruder Federigo ſchreiben ... Sie forderte Hubertus auf, ſie erſt noch im Palazzo Rucca zu beſuchen, wenn er wirklich den Biſchof von Macerata und den Pilger entdecken und befreien gehen wollte ... Ihr unternehmt das Kühnſte und doch thut ihr, als rieth ich in Witoborn gut, als ich damals ſagte: Flieht in einen hohlen Baumſtamm? fragte ſie lächelnd ...

Hubertus, der unruhige Waldbruder, hätte die endlich errungene Freiheit des Wanderns und des Lebens wieder in freier Luft laut ausjubeln mögen ... Ohne die

Mindeſte Furcht bejahte er und zeigte nur traurig auf den verdeckten Tragkorb, den eben die ſchwarzen Söhne des heiligen „Johannes von Gott“ aus dem Hauſe brachten . . .

Lucinde zuckte bedauerlich die Achſeln und neigte ſich auch dieſen Mönchen . . .

Der Cardinal ſprengte in ſeinem Wagen mit den weißen, purpurgeſchirrten Roſſen zur Porta Laterana hin . . . Die „Caudatarien“ fuhren in einem zweiten Wagen . . . In einem dritten mußte Monſignore Canuzzi, Biſchof in partibus, der erſte Secretär des Cardinals, folgen . . .

Lucinde wartete, bis das Glöcklein der Benfratellen verklungen war . . . Hinter dem verdeckten Korbe, der ebenſo eilends dahingetragen wurde, wie Klingsohr in letzter Nacht die Leiche hatte tragen ſehen, trottete der vorher erwähnte, von Ceccone's Majorduomo beſorgte Eſel mit den zwei mächtig gefüllten Säcken . . . Pater Vincente ſchritt mit demüthig geſenktem Haupt und hielt den Eſel an einem einfachen Zügel . . . Hubertus hatte einen Jasminblütenzweig am Portal der Villa gebrochen und wehrte damit, gedankenvoll in ſich ſelbſt verloren, dem Thier die Fliegen ab . . .

Nun ſetzte Lucinde ſich in ihren Wagen und fuhr mit blitzſchneller Eile an dem unheimlichen Tragkorb und dem Eſel vorüber . . .

Unter dem weißen ausgeſpannten Leintuch des Korbes lag Klingsohr —! . . .

Sie ſchauderte — als ſie im Vorüberfahren wie auf ein Leichentuch blinzelte . . .

Der Wagen fuhr am Coliſeum vorüber, durch den Bogen des Titus, die Baſilika entlang ... Der Kutſcher ließ das Capitol links und lenkte zur Säule des Trajan ...

Lucinde lebte innenwärts ... Sie merkte nicht, daß ſie ſchon an Piazza Sciarra, dicht in der Nähe des „Schatzes der guten Werke" war ...

Hier hielt der Wagen ...

Der Kutſcher blickte ſich fragend um, ob ſie nicht zur Herzogin von Amarillas wollte, die hier wohnte ...

Sie winkte: Weiter! Weiter! ...

Sie mußte zu Olympien ...

Die höchſte Zeit war es, dieſe nach ihrer Brautnacht zu begrüßen ...

Sie durfte nicht fehlen zur Chocolade, die heute das junge Paar allen Gäſten, die ihre Aufwartung machten und die Neuverbundenen mit lächelnder Zweideutigkeit nach ihrem Befinden fragten, in goldenen und ſilbernen Taſſen mit eigner Hand zu crebenzen hatte.

## 5.

In dieſer „Stadt der Wunder“ bewohnte die Herzogin von Amarillas einen dem Cardinal gehörenden, äußerlich dunkeln und ganz unanſehnlichen Palaſt in einer der den Corſo durchſchneidenden Straßen zwiſchen Piazza Sciarra und der Gegend um Fontana Trevi . . .

Mit ſeiner verſchwärzten Außenſeite ſtand aber das heitere und bequeme Innere in Widerſpruch . . .

War der Thorweg geöffnet, ſo ſah man wol erſt einen kleinen düſtern Hof, umgeben von einem hier und da von Marmorkaryatiden geſchmückten viereckten Arcadengang von Travertingeſtein, ſah in der Mitte ein kleines blumengeſchmücktes Baſſin, das ein waſſerſpritzender Triton aus Bronze dürftig belebte, ſah Remiſe und Stallung kaum von den Arcaden bedeckt; aber die hinteren Fenſter des einen Flügels gingen in einen hier ungeahnten kleinen Hausgarten von Roſen, Myrten und Orangen hinaus. Sie hatten ein volles, ſchönes Licht und gewährten im geräuſchvollſten Theil der Stadt ein friedlich beſchauliches Daheim. Zudem war in der Einrichtung dieſer hohen und geräumigen Zimmer nichts

gespart. Es war eine Wohnung, die verlassen zu müssen Schmerz verursachen durfte ...

Und doch konnte die Herzogin dies Ende voraussehen... Der Cardinal behauptete seit einiger Zeit, ihre Augen nicht mehr ertragen zu können. Was Olympia von ihm gesagt, das sagte er von der Herzogin ... Ihre Augen hätten für ihn die Wirkung des „Malocchio" ... Der Italiener hat vor dem „bösen Blick" eine selbst von Aufgeklärten nicht überwundene Furcht ...

Diese üble Wirkung ihrer Augen, von der sie hörte, erläuterte die Herzogin nur aus Ceccone's Gewissen. Wol müssen meine Augen einen giftigen Eindruck auf ihn machen, sagte sie ihrem alten Diener Marco, der schon früher im Unglück bei ihr gewesen und nur des Alters wegen nicht damals mit nach Wien gefolgt war ... Meine Augen nennen ihn undankbar ...

Keineswegs wollte die Herzogin sagen, daß der „böse Blick" eine Fabel ist. Als echte Italienerin glaubte auch sie an Menschen, die „Jettatore" heißen. Diese können Krankheit und Tod „anblicken" ... Sie hatte ihre alte Freundin und Gesellschafterin Marietta Zurboni schon lange begraben, aber die Fabel- und Traumbücher derselben waren ihr und dem alten Marco geblieben ... Konnte sie doch zittern vor Angst, als eines Tages Olympia, die ebenso dachte wie sie, sagte: „Seh' ich im Leben diesen Signore d'Asselyns wieder und er verräth, daß ich Wahnwitzige ihm in zwei Tagen meine ganze Seele zum Geschenk gegeben, so laß' ich die Erde aus der Stelle ausschneiden, die sein Fuß berührte, und hänge sie — in den Schornstein!..." Um Jesu willen! hatte

„Auf der Kanzel hätt' ich beinahe ein Unglück gehabt. Ihr Pult war nämlich ein ſo einfaches Brett, daß nicht einmal eine Leiſte rings herum ging und mein Manuſcript um ein Haar mit dem langen Prieſterrockärmel hinunter gefegt worden wäre. Der Gedanke, daß dies geſchehen könnte, brachte mich ſchon in die größte Verwirrung. Wie ſollt' ich mich bei einer begeiſterten Stelle halten, und wo die Arme? Konnt' ich zum Himmel emporſteigen, ohne dabei ein wenig mit den Flügeln zu klatſchen? Ich hatte mir ungemein viel Wirkung von einer Glanzſtelle verſprochen, wo ich den rechten Arm weit in die Kirche hinausſtrecken wollte, um gleichſam als Schatzgräber das geweihte Erdreich von Menſchenherzen unter mir zu beſchwören und eine Vorſtellung von dem jüngſten Gericht zu erwecken, zu welchem rechter Hand ein Engel, der die Hauptverzierung der Orgel bildete, ſchon die Poſaune blies. Dieſe Gebärde mußt' ich aufgeben, weil ſie mich nicht nur um meine Predigt, ſondern auch um das Verzeichniß von Brautpaaren hätte bringen können, die geſonnen waren, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Dennoch erholt' ich mich, als ich erſt in voller Anſtrengung war. Die Rede zündete wie ein Blitz all das verfaulte Holz, was ich mir von Chriſtenſeelen aus der Stadt mitgebracht hatte; ja, einer Couſine, die ſich ganz abſeits geſetzt hatte, zerfloß ihr irdiſcher Menſch in ſo viel Rührung, daß ich ſelbſt nur um ſo härter wurde, theils um mich zu wappnen, theils, weil mir's ſo gut gelang. Sie liebte mich und geſtand mir ſpäter, daß ihre Thränen weit mehr mir, als ſich ſelbſt gegolten hätten."

„Ich hatte geendet und den acht bis zwölf Fiſchen, die in meinem Petrinetze zappelten, die Freiheit gegeben. Die Orgel ſpielte ein Recitativ, welches man, weil keine Ordnung

die Herzogin erwidert, du wirſt ſolche Sünden unterlaſſen! . . . Sie wußte, daß ein ſolcher Zauber einen Abweſenden langſam zum Tod dahinſiechen läßt . . .

Olympia war nach dem erſten Rauſch der Flitterwochen und den vorauszuſehenden Zankſcenen mit ihren Schwiegerältern ins Sabinergebirg gezogen . . . Dort und im Albanergebirg beſaßen die Ruccas und Ceccone prächtige Villen . . . Der welt- und menſchenkluge Cardinal hatte zur Zähmung des wilden Charakters der jungen Fürſtin angerathen, ſie zu beſchäftigen . . . Er hatte (ſchon von der ihm immer vertrauter werdenden Lucinde) einige anonyme Briefe an ſie ſchreiben laſſen, in denen von Unterſchleifen in der Verwaltung dieſer Güter die Rede war . . . Das wurde dann ein Feld für die erſte unruhige Thatenluſt der jungen Ehefrau . . . Einige Wochen hindurch, vielleicht einige Monate konnte man Hoffnung hegen, daß ſie ſich auf dieſe Art in ihrer neuen Stellung als Fürſtin und Gattin gefallen würde . . . Bis dahin hatte ſie ohne Zweifel mit den Aeltern vollſtändig gebrochen, hatte das Perſonal in der Rucca'ſchen Verwaltung umgewandelt, hatte ſoviel Scenen des Zanks, ſoviel angedrohte Dolchſtöße, auch Fußfälle und Handküſſe erlebt, daß ſie vollauf damit beſchäftigt war . . . Lucinde und der Cardinal ſtimmten ganz in dem Serlo'ſchen Wort überein: „Die Seele des Menſchen will gefüttert werden, wie der Magen“ . . .

Die Herzogin erzürnte den Cardinal immer mehr durch ihre Feſtigkeit, Lucinden als Mitbewohnerin ihrer Behauſung abzulehnen . . . Lucindens neuliches Wort von ihrem „Briefwechſel mit Venno“ war beim Begeg-

nen nicht wiederholt worden ... Der Schrecken über den gleichzeitigen Ueberfall durch die Räuber konnte ein Mißverständniß veranlaßt haben ... Das sagte sie sich zu ihrer Beruhigung ... Die „Abenteurerin", wie sie in der That Benno mehrmals genannt hatte, wurde auch auf Villa Torresani, einem Erbgut der alten Fürstin Rucca, wo die junge Fürstin wohnte, abgelehnt ... Lucinde wohnte mit der alten Fürstin beim Wasserfall von Tivoli, in einer andern Rucca'schen Villa, Villa Tibur ... Niemand kam nun noch zur Herzogin, da der Cardinal nicht kam ... Seltner und seltener kam sie auch selbst aus ihrem Palast heraus, in dem es gespenstisch öde und einsam wurde ... Wie mußte sie bereuen, ein Wesen von so gefährlicher Schmiegsamkeit in die Kreise ihres bisherigen Einflusses gezogen zu haben! ... Lucinde wurde immer mehr die Seele in dem alten und dem jungen Rucca'schen Kreise ... Und wenn sie sich geirrt hätte! Wenn Lucinde wirklich von einem Briefwechsel zwischen ihr und Benno gesprochen! ... Dann fehlte nur noch das eine Wort: Benno von Asselyn ist ja dein Sohn! und ihre Niederlage war entschieden ... Olympia würde, erfuhr sie das von Lucinden, gesagt haben: Nun versteh' ich alles! Du, du warst es, die den Angebeteten von mir entfernt gehalten hat ...

Daß den Cardinal, von dem sich die junge Fürstin nicht minder wie von ihr zu befreien suchte, eine Leidenschaft für die fremde Abenteurerin ergriffen hatte, wurde immer mehr ein öffentliches Geheimniß ... Und bei alledem konnte niemand die Huldigung des Grafen Sarzana begreifen ... Hätte es sich um eine Scheinehe gehandelt, die die Schulden eines leichtsinnigen Ca-

valiers decken ſollte, ſo würde man in Rom, in der Stadt der Heiligung des Prieſtercölibats, dies Benehmen Don Agoſtino's begriffen haben; denn dieſe Arrangements kamen hier zu oft vor, um aufzufallen — wenn auch die Contracte nicht in die Archive der Curie niedergelegt wurden . . . Don Agoſtino war aber keiner der Leichtſinnigſten unter den „Achtzig“ . . . Da er Kenntniſſe beſaß und ſie zu vermehren liebte, galt er ſeinen Kameraden für einen Pedanten . . . Die Wartung ſeiner Uniform, ſeines Pferdes, noch mehr ſeiner kleinen Häuslichkeit war bis in die minutiöſeſten Dinge ſauber und zierlich . . . Seine Familie war verwildert, das wußten alle, die Umſtände hatten die Creaturen geiſtlicher Würdenträger aus ihr gemacht, deren Unregelmäßigkeiten ſie decken mußte . . . Graf Sarzana würde die Hand keiner Dame auch nur zweiten oder dritten Ranges in Rom haben anſprechen können . . . Aber eine Geliebte des Cardinals zu nehmen zwang ihn nichts . . . Noch weniger begriff man ſeine Leidenſchaft, wenn ſie eine aufrichtige war. Lucinde konnte die Capricen des ermüdeten Alters reizen, ſie konnte die Vorſtellung einer Vernunftehe durch eine d.um noch nicht ausgeſchloſſene Möglichkeit jugendlicher Reminiscenzen mildern; was war ſie aber einem jungen, noch in Lebensfriſche befindlichen Krieger? . . . Sie beſaß freilich Geiſt, Beleſenheit, Koketterie . . . Feſſelte ihn das? . . . Seine Kameraden pflegten ihn mit ſeinem Einſiedlerleben, das der Lectüre gewidmet war, zu necken und ſein wärmſter Freund ſogar, der Herzog von Pumpeo, hatte ihm den Beinamen des „Küſters vom Regiment“ gegeben . . .

Bei alledem ließ es ſich immer mehr dazu an, daß die Herzogin den Palaſt würde zu verlaſſen und — dem jungen Ehepaar Sarzana einzuräumen haben . . .

Ihrem Julio Cäſare ſchrieb die Mutter von allen dieſen ihren Leiden und Befürchtungen nichts — nichts von den Gefahren, die ihr durch Lucinden drohten . . . Einestheils wollte ſie Benno's bei ſolcher Mittheilung leicht vorauszuſehende Abſicht ihr zu helfen nicht früher hervorrufen, als nöthig war; anderntheils vermochte es ihr Stolz nicht, Befürchtungen auszuſprechen, die ſie mit dem größten Zorn erfüllten, ſo oft ſie nur an ſie dachte . . . Benno hatte ihr die Verſicherung gegeben, daß der einzige Vertraute ihres Briefwechſels nur Bonaventura war . . .

Die Herzogin lag eines Morgens [illegible]h in ihren Hauskleidern auf einer Ottomane und b[illegible]erte in den franzöſiſchen Zeitungen, die in Rom verboten ſind, vom Cardinal aber gehalten und nach alter Gewohnheit, wenn ſie benutzt waren, noch an ſie abgeliefert wurden . . .

Sie las um ſo lieber in ihnen, als die einheimiſchen Blätter faſt von nichts als von Feſten und großen Ceremonieen berichteten, zu denen ſie nicht mehr geladen wurde . . . Auch bei einem großen Ereigniß, das vier Wochen nach Olympiens Hochzeit ſtatthatte, bei der wirklich erfolgten Einkleidung des Paters Vincente — zum Cardinal hatte ſie gefehlt . . . Sie hatte gefehlt bei einem Feſt, das wiederum Rom in Bewegung ſetzte . . . Bei einem Feſt, wo Olympia und Lucinde die üblichen Honneurs des erſten Cardinalempfanges machten . . . Bei einem Feſte, das eine Woche dauerte und alle

Zeitungen erfüllte ... Der neue Cardinal Vincente Ambrosi fand sich voll Demuth, aber ganz gewandt in seine neue Würde ...

Unmuthig warf die Herzogin die einheimischen Blätter fort; wieder auch war im Gebirg eine große Kirchenfestlichkeit gewesen, bei der die junge Fürstin Rucca als erster Stern am Himmel der Gnade und Wohlthätigkeit geglänzt haben sollte ...

Schon ergriff sie die Feder und wollte dem Cardinal schreiben, sie bedürfte Unterhaltung ... Sie bäte, wollte sie sich in ihrer Bitterkeit ausdrücken, um einige Einlaßkarten für den Tag, wo die Räuber guillotinirt werden würden, deren man als Complicen Grizzifalcone's allmählich viele aufgegriffen hatte — Die Mission des Bruders Hubertus war ihr durch die verläufig erfolgte Befreiung des Bischofs von Macerata bekannt geworden ... Sie wollte ihrem Schreiben hinzufügen, der Cardinal vergäße seine Weine, die in ihrem Keller lagerten; es waren unversteuerte ... Sie grübelte Ceccone's Intriguen nach ... Benno's letzter Brief lag vor ihr, in dem dieser auf Anlaß des von Lucinden an Bonaventura eingesandten Briefs der beiden deutschen Flüchtlinge und eines inhaltreichen Couverts, das sie hinzugefügt, geschrieben: „O fände sich doch dieser Wanderer nach Loretto! Wäre es der, den mein Freund seit fast dreiviertel Jahren sucht! Er wird es nicht sein ... Die Dominicaner haben ihre anderen Gefangenen herausgeben müssen diesen schickten sie nach Rom, wo ihre Gefängnisse unzugänglicher sind, als hier ... Ceccone verweigerte bis-

jetzt die Genehmigung, die Kerker des heiligen Officiums untersuchen und den Dominicanern einen Beweis von Mistrauen geben zu lassen ... Fra Federigo schmachtet in ihren Händen wie Galiläi, Bruno, Pignata und so viele andere Opfer der Unduldsamkeit!" ... Daß schreckenvolle Dinge in Rom möglich waren, wußte die Herzogin ... Sie wußte, daß Ceccone mit dem Meisten, was er that, eine andere Absicht verband, als die man voraussetzte ... Zwischen dem alten Rucca und dem Cardinal war es zu einer andauernden Spannung gekommen, seitdem Hubertus zwar durch eine List den Bischof ans Tageslicht gebracht hatte, aber von einer Entdeckung des Pilgers nichts hören und sehen ließ, ja seit einiger Zeit von sich selbst nichts mehr ... Schon war das Gerücht verbreitet, daß die Carabinieri der Grenzwache vorgezogen hätten, statt den römischen Abgesandten in seinen Bemühungen zu unterstützen, ihn — todt zu schlagen ...

Sie sah überall Gewalt und Intrigue ... Sie kannte Ceccone's Ansichten über die Zeit und die Menschen ... Menschenleben kümmerte ihn wenig, wo durchgreifende Zwecke auf dem Spiele standen ... Durch einen der Verwandten Sarzana's, eine der von ihm beförderten Creaturen, hatte Ceccone alle Häfen auch der Nordküste in seiner Obhut ... Wer konnte wissen, was aus dem Rucca'schen Sendboten geworden war ... Jenseits der Apenninen, am Fuß des Monte Sasso, an der Grenze der Abruzzen war jede Controle abgeschnitten ... Dorthin hatten sich in der That die letzten Wege des kühnen deutschen Mönches spurlos verloren ...

Die Zeitungen waren „mit ihren Lügen", wie die Herzogin vor ſich hin ſprach, durchflogen . . . Es war gegen Mittag . . . Sie konnte an den Beſuch einer Meſſe denken . . .

Da bemerkte ſie, daß im Hauſe laut geſprochen wurde . . .

Sie wollte klingeln . . . Marco war beim Pantheon auf den Gemüſe- und Fleiſchmarkt, um ein Mittagseſſen einzukaufen; die Dienerinnen waren an der Arbeit . . .

Schon hörte ſie Schritte . . . Schon unterſchied ſie die Stimme Olympiens . . . Dann war wieder alles ſtill . . .

Die Herzogin glaubte ſich getäuſcht zu haben . . . Schon öfter war ihr geſchehen, daß ihre aufgeregte Phantaſie Menſchen nicht nur hörte, ſondern deutlich vor ſich ſah, Menſchen, die mit ihr ſprachen . . . Sie brauchte nur ihren geheimen Schrank aufzuſchließen, brauchte nur Angiolinens blutiges Haar aus einem großen Paſtell-Medaillon des Herzogs von Amarillas zu nehmen, dies Haar nur eine Weile vor ſich hinzulegen — und ſie ſah Angiolinen ſich langſam an ihren Tiſch begeben und hörte ſie laut mit ihr ſprechen. Benno trat in dieſer Art jeden Abend in ihr Zimmer . . . Sie hatte nach ihm die Sehnſucht einer Braut — eine Sehnſucht voll Eiferſucht . . . Aber kein Madonnenbild mehr konnte ſie ſehen in dieſer madonnenreichen Stadt, ohne voll Zärtlichkeit an Armgart von Hülleshoven zu denken, die ihr Lucinde als ihres Ceſare Ideal bezeichnet hatte . . .

Die Stimmen kamen wieder näher . . . Diesmal rief wirklich Olympia:

Da nicht! Nein, nein! . . . Dort geht der Kamin entlang! . . . Die Hitze iſt für ein Bett unerträglich . . .

Was will — die Mörderin meiner Tochter? fuhr die Herzogin auf . . . Weiß ſie wirklich noch, wo ich wohne? . . . Will ſie wol wieder zu mir ziehen oder was ſoll — das Bett — von dem ſie ſpricht? . . .

Man rückte nebenan die Möbel . . . An einer andern Stelle des Hauſes hörte man ein ſo ſtarkes Hämmern, als ſollten Mauern eingeſchlagen werden . . .

Indem öffnete ſich die Thür und aus dem Empfangsſalen trat die kleine Fürſtin, in glänzend outrirter Toilette; Lucinde, nicht minder gewählt gekleidet; die Schwiegermutter, eine noch immer anziehende, jedenfalls gefallſüchtige Frau; Herzog Pumpeo, der für ihren Liebhaber galt; hinter ihnen zwei junge elegante, wohlfriſirte Prälaten; zuletzt auch Graf Sarzana . . .

Alle ſchienen überraſcht zu ſein, die Herzogin zu finden . . . Sie wollten ſogleich, Olympia ausgenommen, wieder zurück . . . Sie hatten die Herzogin nicht anweſend vermuthet oder thaten wenigſtens ſo . . . Olympia hielt ſie jedoch feſt, ſchritt weiter, achtete nicht im mindeſten auf die am Tiſch beim Sopha erſtaunt Verharrende, ſondern rief, das Zimmer durchſchreitend:

Hierher würd' ich rathen, von jetzt an das Eßzimmer zu verlegen . . . Oeffnen wir dieſen Balcon, ſo hat man das beſte, was dieſer alberne Garten bieten kann, etwas Kühle . . . Chryſoſtomo! Wir nehmen hier ein Frühſtück! Setzen Sie ſich, Lucinde! . . . Graf, Sie werden hungrig ſein! Kommen Sie doch! Wir ſind ja, denk' ich, bei uns! . . .

Mit Widerſtreben und in offenbar ungekünſtelter Verlegenheit war Graf Sarzana gefolgt, hatte ſich ſtumm der Herzogin, die hier nicht mehr wohnhaft geglaubt wurde, verbeugt und trat in das Balconzimmer zu den übrigen, die unterdrückt kicherten — Lucinde ausgenommen, die von einem der Prälaten geführt wurde und ſcheu zur Erde blickte . . .

Die junge Fürſtin, die kaum bis zum Thürdrücker, einem ſchönen bronzenen Greifen-Flügel, reichte, warf zornig die Thür zu . . .

Im erſten Augenblick hätte die Herzogin ihr nachſpringen und ſie zerreißen können . . . Viper, Schlange, Baſilisk! zitterte es auf ihren Lippen . . . Die Worte erſtickten . . . Sie hatte in dieſem Augenblick keine andere Waffe, als ein lautes, gellendes Lachen . . . Hahahaha! ſchallte es nebenan zur Antwort . . . Olympia erwiderte in gleichem Tone . . .

Dabei klirrten Gläſer, Meſſer, Gabeln . . . Olympia hatte hieher ein Frühſtück beordert . . . Der Mohr Chryſoſtomo wollte ihr durch eine andre Thür folgen . . . Schon trug er ein Plateau voll Gläſer und ſilberner Gefäße . . . Die Herzogin ergriff wenigſtens dieſen und warf ihn zur Thür hinaus . . . Dann ſchloß ſie ſämmtliche Thüren ſo haſtig, als fürchtete ſie, ermordet zu werden . . .

Nebenan lachte und ſprach Olympia mit gellender Stimme faſt immer allein . . . Sie that wie jemand, der hier noch zu Hauſe war . . . Demnach wurde die Herzogin, da ſie nicht von ſelbſt ging, zum Hauſe hinausgeworfen . . . Hatte Olympia vielleicht erfahren, wer

Venno war? . . . Verdankte die Herzogin dieſe Demüthigung Lucinden? . . . War dieſe wirklich in ihr Leben eingedrungen oder woher dieſer plötzliche Angriff, dieſe Scene ohne jede Vorbereitung? . . .

Die Herzogin beſann ſich, daß Olympia dergleichen Stücke auch ohne alle Veranlaſſung auszuführen liebte . . . Es konnte ein momentaner Einfall ſein . . . Sie hatte ſich wahrſcheinlich für einige Tage mit ihrer Schwiegermutter ausgeſöhnt, hatte von dieſer vielleicht eine Anerkennung für einen neuen pariſer Kleiderſtoff gefunden; daher ein gemeinſchaftlicher „Carnevalsſpaß" auf Koſten einer Perſon, „die der Lächerlichkeit zu verfallen" anfing . . .

Die Herzogin weinte . . . Sie dachte an die Jahre, die ſie an dies Weſen dahingegeben, an die ſorgenvollen Stunden, wenn Olympia krank geweſen . . . Sie hätte, da ſie deren Natur entſchuldigen und Ceccone dafür verantwortlich machen mußte, dieſem an den Hals fahren und ihn erwürgen können . . . Sogar Lucindens Haß auf ſie ließ ſie gelten; denn ſie hatte abgelehnt, der Deckmantel eines Verhältniſſes zum Cardinal zu ſein . . . Aber auch Lucinde wieder verſöhnt mit Olympia? . . . Olympia hatte damals dieſe Erklärung der Herzogin gebilligt. Die Herzogin hatte geglaubt, von Olympiens Eiferſucht auf Lucinden Vortheil ziehen zu können . . . Nun ſah ſie das Leben dieſer Menſchen des Müßiggangs und des Glücks, dieſe Zerwürfniſſe, dieſe Verſöhnungen um nichts . . . Um irgend ein auf der Villa Torreſani geſprochenes Schmeichelwort Lucindens war Olympia im Stande zu ſagen: Was iſt das nur mit der Herzogin? Ihr Palaſt ſoll jetzt bald nur Ihnen und Sarzana ge-

darin war, wahrscheinlich für eine Bach'sche Fuge halten sollte. Die Armenbüchse vor der Thür verwandelte sich in meinen Augen in ein ganzes Spital Lahmer und Blinder, so daß ich fast all mein Hab und Gut hineingeworfen, wenn ich mir nicht eingebildet hätte, mein Rock läge in der Pfarrwohnung. Ich hatte vergessen, daß ich ja den Talar nur übergeworfen hatte und keineswegs mit Hemdärmeln darin stack. Der Pfarrer war noch immer von seinem lustigen Urlaub nicht zurück. Ich aber lief spornstreichs, um in die Familienkutsche zu kommen und mich noch recht an der Verheerung zu weiden, die ich soeben unter meinen Anverwandten gestiftet hatte. Meine Cousine, die ich doch am meisten zerknirscht, sprach mir Muth auf dem Wege der Selbstbesserung, den ich nun wohl einschlagen dürfte, zu. Sie ermunterte mich, meine Fehler einzusehen und nach meinen Worten nun auch zu handeln. Die Sonnen, welche sich in ihren Thränen spiegelten, verwandelten sich aber doch alle nur in goldne Fingerringe. Sie gab sich das Ansehen, von der christlichen Märtyrerkrone zu sprechen, und dachte im Grunde dabei nur an die bräutliche Myrthenkrone und an meine ledige Hand."

„Acht Tage nach diesem geistlichen Debüt," schloß Blasedow seine Erzählung, „konnt' ich das Glück haben, relegirt zu werden. Ich hatte die Kanzel bestiegen ohne Reuter, als geistlichen Vorreuter. Ich hatte den Talar und die weißen Bäffchen erschlichen und wurde in einen weitläufigen Religionsproceß verwickelt, der zwar nicht mit dem Holzstoß Hussens endete, aber doch damit, daß, wenn Huß bekanntlich eine Gans bedeutet, der Pfarrer von Schwarzensee von Gänsen ein Paar in die Probstei schicken mußte, um sich selbst von der Strafe zu befreien, die nun auch gegen mich

hören! Machen wir doch kurzen Proceß! . . . Oder etwas dem Aehnliches war vorgefallen . . . Männer waren zugegen, Prieſter . . . Graf Sarzana ſogar, der ſie zwar immer kalt, aber doch höflich behandelt hatte . . .

Sich aus dieſem Zimmer entfernen konnte die Herzogin nicht, da das ganze Haus ſich belebt hatte . . . Von den Köchen der jungen Fürſtin war ein Frühſtück überbracht worden . . . Ein Troß von Dienerſchaft ſchien aufgeboten . . . Dabei arbeitete man im Nebenzimmer zur Linken, klopfte, hämmerte — Es waren Schreiner und Tapezierer . . . Die Gardinen wurden abgenommen, die Tapeten abgeriſſen . . . Das Ganze war eine Unterhaltung des Uebermuths . . . Wer konnte ſo ſchnell hier einziehen wollen? . . . Die Declaration des Grafen Sarzana war doch wol noch in einiger Entfernung . . .

Vernichtet ſank die mit Gewalt Verjagte auf ihr Kanapee . . . Ihre Bruſt hob ſich in hörbaren Athemzügen . . . Sollte ſie rufen: Megäre, lade noch deine Mutter zu deinem Gelage, die tolle Nonne drüben aus den Gräbern der „Lebendigbegrabenen"! . . . Was half das alles! . . . Sie hatte nicht einmal den Muth, dem alten Marco zu erwidern, der ihr am Schlüſſelloch wisperte . . . Sarzana, Sarzana! ſprach ſie wiederholt vor ſich hin . . . Auch Er läßt die Mishandlung einer Frau zu und ißt und trinkt und ſtößt mit dem Teufel in Menſchengeſtalt an! . . . Sie malte ſich das alles wenigſtens ſo aus . . .

Mit doppelt ſtarker Stimme, damit die Herzogin nebenan nichts davon verlor, rief beim Mahle Olympia und faſt immer allein ſprechend:

Wie viel Lösegeld würde wol damals Don Pasquale für Sie gefordert haben, Signora Lucinda? . . .

Wie sagen Sie, Graf? . . .

Zum Gelde würde es gar nicht gekommen sein? . . .

Sie hätten sie mit Ihrem Säbel herausgehauen? . . .

Haha! Ich weiß noch ein anderes Mittel, falls die Herzogin mit gefangen gewesen wäre; ein Mittel, wodurch sie alles in die Flucht geschlagen hätte! . . . Durch eine ihrer alten Arien . . .

Schallendes Gelächter . . .

Gewiß hatte sie auf meiner Hochzeit die Hoffnung, zum Singen aufgefordert zu werden . . . Darüber vergaß sie den Auftrag meines Mannes, mir die Anwesenheit des Cardinals Ambrosi anzuzeigen . . .

Jetzt blieb alles still . . .

Das war der Grund dieses plötzlichen grausamen Einfalls? . . . Nimmermehr! sagte sich die Herzogin . . . Oder doch — ? . . . Die Erhebung des Paters Vincente war auffallend genug . . . Man schrieb sie der Absicht zu, dem neuen Großpönitentiar, Fesolotti, zuvorzukommen, der diesen Mönch zur nächsten Cardinalswahl empfohlen hatte . . . Ceccone hatte sich rasch des neuen Cardinals selbst bemächtigt . . . Olympia hatte die Honneurs seiner Ernennung im dazu hergeliehenen Palazzo Rucca gemacht; alle Welt war verliebt in den schönen jungen Cardinal Ambrosi, der wie ein Ganymed, ein David im Purpur aussah; gar nicht unmöglich, daß Olympia ihre erste Untreue als Frau zu einer geistigen machte und wieder in leidenschaftlicher Andacht für einen Prie-

ſter ſchwärmte, den ſie ſchon einmal ſo unglücklich gemacht hatte . . .

In der That — die Herzogin konnte hören:

Zieht ſonſt niemand hier ein, den der Onkel lieb hat, ſo iſt das kleine Haus ganz geeignet, von einem ſo beſcheidenen Prieſter bewohnt zu werden . . . Ich mache dem Cardinal Ambroſi ſeine ganze Einrichtung . . .

Cardinal Ambroſi ſoll hier wohnen! . . . Benno's Nachfolger in deinem oberflächlichen Herzen! . . .

In der That wurde das Geſpräch rückſichtsvoller geführt . . . Die Herzogin verſtand nichts mehr . . .

Herzog Pumpeo machte den Wirth und ſchenkte ein . . .

Trinken Sie, Graf Sarzana! rief er . . . Oder haben Sie noch immer Ihre geringe Meinung über den Champagner, den Sie damals auf unſerer Landpartie nach Subiaco — vor drei Jahren — das „Bier der Franzoſen" nannten? . . .

Graf Sarzana, Sie ſind überhaupt inconſequent! fiel Olympia ein . . . Wie konnten Sie je die Deutſchen und die Franzoſen ſo haſſen! Jetzt lieben Sie — ein deutſches —

Halt, Principeſſa! unterbrach einer der Prälaten . . . Wir lieben in dieſem Augenblick nichts als die Heiligen . . . Die Signorina hier kennt alle Gebräuche der Beatification vom Tu es Petrus an bis zur Rede des Advocatus Diaboli . . .

Wenn nächſtens die Seele der Euſebia Recanati heilig geſprochen wird, fiel der andere der Prälaten ein, wer wird da wol die Rolle des Advocaten der Hölle übernehmen? . . .

Schweigen Sie! Keine Läſterungen, Monſignore! unterbrach Olympia mit energiſchem Ruf . . .

Die Herzogin lachte bitter auf und ſprach für ſich:

Fürchteſt du dieſe „heilige" Euſebia, weil ſie dich — an deine Mutter erinnert? . . . Oder ängſtigen dich die Anſprüche, die der Teufel ſelbſt an die Heiligen macht — wie vielmehr an deinesgleichen! . . .

Graf Sarzana's Stimme, ein voller wohlklingender Baryton, wurde mit den Worten vernehmbar:

Cardinal Ambroſi lebt noch vierzig Jahre . . . Alſo erſt in 140 Jahren iſt es möglich, auf ſeine Kanoniſation anzutragen . . . Auch bei ihm wird jemand den Auftrag bekommen, geltend zu machen, welche Rechte auf ihn der Teufel hat . . . Abbate Predari! . . . Geſetzt, Sie bekämen dieſe Aufgabe! Wie würden Sie Ihr Thema anfaſſen? . . . Halten Sie eine Rede gegen den Cardinal zum Beſten der Hölle! . . . Vergeſſen Sie dabei nicht dieſen ſchönen Palaſt! . . .

Und die nichtswürdige Art, wie er eingeweiht wurde! ergänzte die Herzogin . . .

Und die zerbrochenen Beine, als die Tribüne einſtürzte, auf der die Menſchen bei ſeiner erſten Meſſe im Sanct-Peter ſtanden! . . . bemerkte die alte Fürſtin . . .

Die ſchlechten Plätze, die gewöhnlich der römiſche Adel bekommt! ergänzte der zweite der Prälaten, ein jüngerer Chigi . . .

Laſſen Sie mich! rief ſich räuſpernd Abbate Predari . . . Die Rede halte ich! . . . Ich kann von Ambroſi's erſter Jugend anfangen, von ſeinen erſten Ketzereien bei den Waldenſern . . . Ich war ſein Schulkamerad in Robillante . . .

Dann wird nur zu ſehr die Stimme des Neides aus Ihnen ſprechen! unterbrach ihn Olympia, die befürchten mußte, in dieſer Rede ſelbſt eine Rolle zu ſpielen . . . Genug! Genug! unterbrach ſie aufs neue die Ermunterungen zu einer Rede, die durchaus Abbate Predari halten wollte . . . Gewiß würde er ſie nicht ſo gewandt haben, als Advocat des Teufels zu ſagen: Siehe, ich ſandte dir einſt eine meiner Botinnen in den Beichtſtuhl! . . . Olympia wollte aber nichts von allen dieſen „Blasphemieen" hören und erklärte, jetzt denjenigen ſtrafen zu wollen, der dies Thema aufgebracht hätte, den Grafen Sarzana — . . .

Wiſſen Sie, Lucinde, wandte ſie ſich zu dieſer, daß ich früher eine Neigung für den Grafen hatte? . . . Ich will es Ihnen nur geſtehen! . . . In meiner kurzen Geſchichte mit Don Pallante, die Sie kennen, machte dieſer Herr da den Vermittler und die Vermittler wiſſen oft die Thränen ſo gut zu trocknen, daß ſie ſelbſt an die Stelle der Ungetreuen treten . . . Ich liebte Don Agoſtino, den Boten Pallante's — aber beruhigen Sie ſich! — nur drei Tage lang . . . O mir war er zu gelehrt, zu pedantiſch, zu ſpöttiſch, zu eingebildet — er las zu viel . . . Viel leſen, das beweiſt, daß man wenig eigenen Geiſt hat . . . Graf! Ich rathe Ihnen, ſich bei der Entzifferung der Obelisken und Pyramiden anſtellen zu laſſen . . . Wenn Sie nicht im nächſten Carneval tanzen, geb' ich Sie zu unſern gelehrten Eminenzen oben am Braccio nuovo im Vatican in die Lehre, zu Angelo Mai und Giuſeppe Mezzofanti! . . .

Die Männer lachten dieſer Spöttereien . . . Die

Schwiegermutter rief ſogar: Auf das Wohl des Küſters vom Regimente! . . . Ihr Herzog Pumpeo hatte dieſen Witz gemacht . . . Pumpeo bat um Frieden und brachte das Wohl aller ſchönen Spötterinnen aus, denen ſein Freund bereits vergeben hätte . . .

Die Empfindungen der völlig ignorirten Herzogin, die zuletzt nur noch das Klappern der Schüſſeln und Klingen der Gläſer und ein Durcheinander von Witzen und Anekdoten, in denen Pumpeo und die beiden Prälaten excellirten, hörte, löſten ſich wieder in Thränen auf . . . Nur die Stille des präſumtiven Sarzana'ſchen Ehepaars verſöhnte ſie . . .

Als das Frühſtück beendet, die Geſellſchaft entfernt, die Dienerſchaft mit den Reſten der Mahlzeit gefolgt war, nahm die Herzogin die Unſchuldsbetheuerungen der ihr noch gebliebenen Dienerſchaft entgegen, vor allen die Verſicherungen des faſt weinend eintretenden alten Marco, und ſuchte noch am ſelbigen Tage eine andere Wohnung. Sie wollte zu einem Miethbureau und dann in der Runde zur Beſichtigung von Wohnungen fahren . . .

Als ſie den Wagen beſtellt hatte, erfuhr ſie, daß auch Wagen und Pferde auf Befehl der jungen Fürſtin Rucca fortgeführt wären . . .

Auf dieſe Nachricht ſank ſie in Ohnmacht . . . Der „Intendente" des Hauſes, der bisher alles für ſie bezahlt hatte, zuckte die Achſeln; es war ein von Ceccone eingeſetzter Koch . . . Er geſtand, daß er ſchon lange vom Cardinal nur mit Widerſtreben die Zahlungen für die Bedürfniſſe des Hauſes erhalten hatte, packte dann ſeine Sachen und zog nach Villa Torreſani ins Gebirge, wo es

hoch und herrlich herging ... Die Erklärung hinterließ er, daß ſich hier wahrſcheinlich das ganze Hausweſen zur Bedienung des Cardinals Ambroſi neugeſtalten würde ...

Marco machte Vorſchläge von Wohnungen, die der Bedachtſame ſchon lange für dieſen vorausſichtlichen Fall in Augenſchein genommen ... Noch an demſelben Abend und bis in die Mitternacht zog die Herzogin um ... Sie nahm ein Stockwerk von mehreren geſund gelegenen und ſchön möblirten Zimmern auf der Höhe des Monte Pincio ... Die dortigen luftreinern Straßen konnte ſie als Vorwand der Veränderung nehmen ... Um ſich nicht als zu tief gefallen darzuſtellen, ſetzte ſie alle ihre Erſparniſſe daran ...

Zu alledem läuteten nun die Glocken der dreihundertfünfundſechzig Kirchen Roms — brauſten die Orgeln — ſchmetterte die Janitſcharenmuſik der Hochämter — wandelten unter Pfauenfederwedeln und Baldachinen die wohlgenährten Pairs der Kirche — rannten die Engländer nach den Katakomben und convertirten — ſchwärmten die Deutſchen von den Bildern des Fieſole — knieten die Franzoſen in Trinita di Monti drüben und küßten die Hände einer Gräfin-Aebtiſſin der hier eingepfarrten „Soeurs grises“ aus den erſten Geſchlechtern Frankreichs ... Rom ſpielt ſeine äußere heilige Rolle mit Glanz ... Wer kennt das Innere ...! ...

An Benno ſchrieb die vernichtete Frau auch noch jetzt nicht alles, was ihr begegnet war ... Sie erſchien ſich zu tief gedemüthigt ... Zu lange Jahre hatte ſie auch die den Umgang verſcheuchende und die Menſchen vereinſamende Wirkung des Unglücks kennen ge-

lernt . . . Dann beredete ſie ſich, ſie wollte lieber erſt die Antwort auf einen Brief an Ceccone abwarten, in dem ſie von ihren Empfindungen nichts zurückgehalten hatte . . . Schließlich hatte Benno ſelbſt ſeit Wochen nicht geſchrieben . . . Sie fing für die Sicherheit ihres Briefwechſels immer mehr zu fürchten an . . .

Am vierten oder fünften Tage weckte ſie aus einem Zuſtand der Erſtarrung, den das fortgeſetzte Nichteintreffen eines Lebenszeichens von Benno mehrte, der erſte Beſuch, den ſie in ihrer neuen Wohnung empfing . . .

Eine glänzende Equipage ſtand am Hauſe . . . Sie kam aus Villa Tibur und brachte Lucinden . . .

Mit kalter Ruhe und Sammlung führte ſich dieſe bei ihr mit den Worten ein, der Cardinal hätte ſie beauftragt, der Herzogin einen Jahrgehalt anzubieten, den er ihr mit Dank für die geleiſteten Dienſte ausgeſetzt hätte . . . Er bedauerte, fügte ſie hinzu, den Einfall der jungen Fürſtin, an dem er ſchuldlos wäre — wie wir alle — ſagte ſie . . . Olympia ſchwärme für den Cardinal Ambroſi und — wollte wol auch alle diejenigen ſtrafen, die dem Biſchof von Nobillante den Ruf des erſten Prieſters der Chriſtenheit gegeben hätten — ſetzte ſie lächelnd hinzu . . . Cardinal Ceccone, ſchloß ſie, würde ſelbſt gekommen ſein — . . .

Wenn er nicht meine böſen Augen fürchtete! unterbrach die Herzogin und in der That konnte ihr Blick den Tod androhen . . . Der ausgeſetzte Jahrgehalt reichte kaum für die Wohnung und die für Italiens Sitten ſo nothwendige Equipage aus . . .

Lucinde zuckte die Achſeln . . .

Zu allzu vielen Erörterungen ſchien ſie nicht aufge-

legt . . . Sie hatte Eile, käme überhaupt ſelten in die Stadt — ihr ganzes Weſen war voll Unruhe, gemachter Vornehmheit, Uebermuth . . .

Unter andern war ſie eben bei Klingsohr geweſen . . .

Sie kam von Santa-Maria, dem Mutterkloſter der Franciscaner . . .

Dort hatte ſie den glücklich geheilten und zu Gunſt und Gnaden angenommenen Pater Sebaſtus am Sprachgitter geſprochen . . .

Sie hatte ernſte Dinge mit dem vor Schwäche noch an den Händen Zitternden, aber in ihrem Anblick Ueberglücklichen verhandelt . . .

Nach dem, was ſie ſchon von Hubertus, als dieſer von ihr Abſchied genommen, über die zweite Gemahlin des Kronſyndikus in Palazzo Rucca erfahren, ließen die jetzt endlich möglichen Mittheilungen Klingsohr's keinen Zweifel, daß dieſe zweite Gemahlin allerdings eine ehemalige kaſſeler Sängerin Fulvia Maldachini, dann alſo die — Herzogin von Amarillas geweſen ſein mußte . . . In dem lateiniſchen Bekenntniß Leo Perl's hatten die Namen gefehlt und auch noch jetzt bei Verſtändigung mit Klingsohr hütete ſie ſich, die Fingerzeige allzu grell zu geben . . . Sie mußte dann auch den kaum Geneſenen ſchonen . . . Gab ihm das Wiederſehen einen erhöhten Ausdruck der Spannung und Kraft, ſo forderte ſein todblaſſes Ausſehen, ſeine gekrümmte Haltung, die der eines Greiſes glich, zur Schonung auf . . . Von Benno ſprach ſie zu Klingsohr nicht, da auch Hubertus nichts von Kindern dieſer zweiten Ehe gewußt hatte . . . Noch war ſie ſchreckhaft erregt von Klings-

ohr's Hosiannah des Dankes für ihren Beistand, vom Triumphgesang seiner Hoffnungen für eine neue Zukunft in Rom, wo „selbst der Tod mit leichterer Hand abgewehrt würde, als anderswo“ . . . Er hatte ihre ihm durchs Sprachgitter dargereichte Hand krampfhaft festgehalten und sie mit Versen begrüßt, die schon bereit gehalten schienen, wenn er sie wiedersehen würde . . . Er gab Minerva, die Weisheit, Maria, den Glauben, hin — Sie, sie, die Botin Aphrodite's, gäb' ihm allein die volle Lebenskraft . . .

Pallas Athene! Wär' ich immer
Gefolgt nur Deinem Schild und Speer —
Ich wäre längst ein Abendschimmer,
Begraben in dem ew'gen Meer!

Was zog mich denn mit Zauberbanden
Hinauf zu Schnee und Alpenhöhn?
Was ließ in fernen, heil'gen Landen
Mich Ziele noch und Wünsche sehn?

Todmatt und krank, gedörrt die Lunge —
Nahst Du dem Auge kaum, dem Ohr,
Raff' ich mich schon mit Löwensprunge
Ein Held zu neuer That empor . . .

Was komme jetzt? Nur Du gebiete!
Zum Frühling wird des Kerkers Haft!
Maria —? Pallas —? Aphrodite,
Du bist die Lebens- — Liebeskraft!

Sie sagte dem Wahnbethörten, fieberhaft Blickenden, von Reflexionen Umgewirbelten lächelnd, daß ihn der Cardinal bei der Congregazione del' Indice für die Beaufsichtigung deutscher Kunst und Wissenschaft verwen-

gemildert wurde. Das am Spieß praſſelnde Gänſefett genügte dem Probſt Reuter, der etwas braten ſehen wollte und zu meinem Glück dasjenige Opfer vorzog, welches er ſpäter verzehren konnte."

Wir ſind durch Mittheilung dieſer Jugendanekdote unſers Freundes ſo ſehr von ſeinen gegenwärtigen Schickſalen abgekommen, daß wir, um das Ebenmaß der Erzählung wieder herzuſtellen, wohl genöthigt ſind, ihrem ferneren Verlaufe ein neues Kapitel zu widmen.

den wollte *) . . . Von Hubertus wußte man auch in Santa-Maria noch nichts . . . Klingsohr versicherte, die Entschlossenheit seines tapfern Freundes würde sich in jeder Lage zu helfen wissen . . .

Sie wohnen hier sehr hübsch? . . . fuhr Lucinde, sich in Empfangzimmer der Herzogin umsehend und von ihrer Erschöpfung durch die empfangenen Eindrücke sammelnd, fort . . .

Hundert Fuß vom Erdendunst entfernter, als an Piazza Sciarra . . . lautete die Antwort . . .

Lucinde drückte der Herzogin wiederholt ihr Bedauern über die neuliche Scene mit Olympien aus und versicherte, ihrerseits angenommen zu haben, daß die Herzogin bereits ausgezogen wäre . . .

Der Cardinal hatte, denk' ich, die Absicht, dies Palais — Ihnen als Aussteuer anzubieten? sagte die Herzogin . . .

Immer hörte Lucinde von dieser Frau nur gewisse höhnische Betonungen . . . Immer nur gewisse Zweifel der Ironie . . .

Graf Sarzana wird den Dienst bei Seiner Heiligkeit nicht aufgeben? fuhr die Herzogin fort . . . Sie hoffen ein stilles und glückliches Leben führen zu können? . . . Vergessen Sie nicht, wenn der Cardinal Ambrosi die Wohnung zu beziehen ausschlagen sollte, einige Verbesserungen — des Küchenherdes im Palais vorzunehmen . . . Sonst ist alles gut im Stande . . .

Schwach sind die Frauen wahrlich nicht, wenn sie ihre Empfindungen aussprechen . . . Lucinde kannte auch

*) Die Stelle Augustin Theiners aus Schlesien.

darauf hin ihre Mitſchweſtern ... Aber der „Küchenherd" ſchien ihr denn doch eine Anſpielung geradezu auf die Zeit, wo ſie eine Magd war ...

Sie ſehen mehr, als ich, Hoheit! ſagte ſie, ſich ergrimmt auf die Lippen beißend ...

Sind die Verhältniſſe noch nicht ſo weit? ... fuhr die Herzogin fort ...

Die Verhältniſſe! ... Welche Verhältniſſe? ... Eure Hoheit haben mich in dieſe Verhältniſſe empfohlen ...

Sie ſind auch dankbar dafür ... lächelte die Herzogin ironiſch ...

Sie aber ſind nicht großmüthig, Hoheit! ſagte Lucinde. Ich höre, daß Sie dieſe mögliche Zukunft zu verhindern ſuchen und mich nicht für würdig halten, eine Gräfin zu werden. Ich bin allerdings keine geborene Marcheſina von Montalto, wie Sie! Ich bin eine einfache deutſche Bäuerin — das iſt wahr! Oder hat man Ihnen aus Robillante anders geſchrieben? ...

Aus Robillante —? Mir? ... So hört' ich — alſo neulich am Hochzeitstage — doch recht? ... Wie kommen — Sie denn — ...

Sie ſtehen im Briefwechſel mit Robillante ... unterbrach Lucinde ſchnell und entſchieden ...

Mit — Ihrem Biſchof —? ... entgegnete die Herzogin, noch mit einer gewagten Sicherheit, aber ſchon erzitternd ...

Mit Ihrem Sohne Benno von Wittekind-Neuhof, mein' ich ... warf Lucinde wie einen den Sieg verbürgenden Trumpf aus ...

Die Herzogin wollte erſt auflachen ... Dann den-

tete ſie auf Lucindens Stirn, als wenn ihr Verſtand nicht in Ordnung wäre . . .

Lucinde erhielt ſich in unbeweglicher Ruhe und wiederholte langſam, was ſie ſoeben geſprochen hatte . . .

Die Herzogin ergriff Lucindens Arm, ſtarrte ſie mit aufgeriſſenen Augen an und ſchwankte an die Thüren, um wenigſtens dieſe feſter anzuziehen . . .

Sie litt nicht für ſich — was hatte ſie zu fürchten! . . . Sie litt für Benno, der ſeines zweideutigen Urſprungs nicht froh zu werden ſchien . . .

Sie — ſind — wirklich — ein Teufel! . . . hauchte ſie, ſich halb ohnmächtig niederſetzend . . .

An dieſem „Wirklich", ſagte Lucinde, erkenn' ich die mich betreffenden Stellen Ihres Briefwechſels . . . Jenſeits der Alpen iſt man noch immer nicht im Reinen, für welchen Ofen der Dante'ſchen Hölle ich paſſe . . . Aber Ihr Sohn ignorirte mich doch mit einer gewiſſen mitleidigen Toleranz . . . Ein vortrefflicher Menſch, nur mit dem Einen Fehler, daß er zu den Männern gehört, die Verſtand bei Frauen für Anmaßung halten . . .

Eine lange Pauſe des Triumphes trat ein . . . Die Herzogin raffte ſich allmählich empor und ſuchte, um Luft zu ſchöpfen, das Fenſter . . .

Ich ſpreche eine Vermuthung aus, die ich beweiſen kann! . . . fuhr Lucinde ihr nachblickend fort . . . Leo Perl hieß der Geiſtliche, der Sie traute . . . Ein Jude war es und es geſchah auf dem Schloß Altenkirchen . . . Ich kenne viele Folgen dieſes abſcheulichen Betruges, arme Frau! . . . Benno von Aſſelyn iſt die beſte davon . . .

Ein trefflicher Menſch, ſagt' ich, ob er gleich dem Kronſyndikus ähnelt und — Ihnen . . . Madame, Sie wiſſen, daß ich nur wenig Freunde im Leben gefunden habe . . . Laſſen Sie mir die, die ich hier gewinne . . . Ich verſpreche Ihnen, Sie werden von mir unbehelligt bleiben . . . Ich weiß vom Cardinal, daß hier nur die Jeſuiten und der General der Franciscaner Ihr vergangenes Leben kennen, Olympia im Allgemeinen . . . Arme Frau! Aber da die erſte Hochzeit falſch war, konnte man Sie nicht der Bigamie anſchuldigen, was Ihre und Ceccone's Feinde thun wollten . . . Sie wurden glorreich gerechtfertigt . . . Ihr Geheimniß dann mit Benno — das weiß niemand außer mir . . . Ich werde es zu bewahren wiſſen, nur — bitt' ich von jetzt an und befehl' es Ihnen, lächeln Sie nicht mehr, wenn mein Name genannt wird — genannt, ob nun in Verbindung mit dem Cardinal oder mit dem Grafen . . . Laſſen Sie ſich von Ihrem Sohn nichts über mich erzählen, was Sie veranlaſſen könnte, etwaigen Hoffnungen, die ich habe, welche es auch ſein mögen, ſchaden zu wollen . . . Das iſt es, was ich Ihnen ſchon am Hochzeitsfeſt zu ſagen hatte und nur verſchob, weil die Räuber uns hinderten und wir im Gebirge kaum zur Beſinnung kommen . . . Noch Eins und in aller Aufrichtigkeit . . . Erneuern Sie die Warnungen für den Biſchof von Robillante! . . . Schreiben Sie Ihrem Sohn davon! . . . Man erwartet Feſelotti . . . Dieſer bringt die Einleitung eines Proceſſes auf Abſetzung des Biſchofs . . . Das wäre entſetzlich, wenn ſich Biſchof Bonaventura um eine ketzeriſche Perſönlichkeit ſo fortreißen, von Gräfin Erdmuthe auf

Caſtellungo ſo beſtimmen ließe . . . Der Cardinal meinte es aufrichtig, als wir den Pilger zu entdecken ſuchten . . . Es iſt nicht ſeine Schuld, daß Hubertus ſo räthſelhaft an der Grenze der Abruzzen verſchwunden iſt . . . Hören Sie aus alledem, daß ich der Meinung bin: Wir ſind Freunde, Verbundene, Herzogin! . . . Waffenſtillſtand, Friede zwiſchen uns! . . . Kein Wort an Olympien! Nimmermehr! Verlaſſen Sie ſich auf mich! Das verſprech' ich Ihnen . . . Aber jetzt muß ich auf Villa Tibur zurück . . . Der Weg iſt weit . . . Achthundert Scudi nur, Herzogin; ich find' es erbärmlich! . . . Aber — was kann ich thun! . . . Sagen Sie das Ihrem Sohne — Benno . . . Sie ſind glücklich, einen ſolchen Sohn zu beſitzen! .-. . Wo fanden Sie ihn? Wie erkannten Sie ſich? . . . Sie haben recht; für die Fürſtin war er zu gut . . . Nie, nie darf ſie davon erfahren . . . Ihre Rache würde keine Grenzen kennen . . . Regen wir uns nicht auf! . . . Sie kennen jetzt meine Wünſche — meine Befehle! . . . Auf Wiederſehn! . . .

Lucinde war verſchwunden, wie ſie gekommen . . . Sie hatte, um die Bedienung in Bereitſchaft zu halten, ſelbſt geklingelt . . .

Die Herzogin blieb zurück, erſtarrt — gebunden an Händen und Füßen . . . Sie fühlte ganz die Wirkung, die Lucinde beabſichtigt hatte . . . Mußte ſie „dieſe Schlange an ihrem Buſen erwärmt" — ſie ſelbſt nach Rom geführt haben! . . . Unter dieſem Damoklesſchwert ſollte ſie nun leben! . . . Was thun? Was um Benno's willen unterlaſſen? . . . Ihre Correſpondenz

ſchien ihr nicht mehr ſicher, trotz der Adreſſen, die an die geringſten Leute hier und in Robillante gingen ... Dieſe Sprache, dieſe kurze Eröffnung, dieſe Schonungsloſigkeit! ... Benno ihr Sohn! ... Von Angiolinen, der Lucinde ſelbſt ſo ähnelte, hatte ſie geſchwiegen ... Wußte ſie nichts von ihr? ... Sie wußte genug, um ſie in ewige Feſſeln zu werfen ...

Alles das mußte die vereinſamte Frau nun in ſich ſelbſt verwinden ... Trotz des Vorwands mit der „beſſern Luft des Monte Pincio" verließen ſie alle ihre Bekannte ... Sie hatte ohnehin nie die erſte Rolle ſpielen dürfen, ſolange ſie mit Ceccone und Olympia lebte ... Was war ſie der Welt! ... Jetzt bereuete ſie zu klug geweſen zu ſein und ſagte: Wie viel haben bei alledem die Menſchen voraus, die ſich allein den Ausbrüchen ihres Temperaments hingeben! Sie erleben immer noch etwas mehr Unglück und Demüthigung, als wir andern, die wir ſo klug ſein wollen, das iſt wahr; aber ihre Perſonen feſſeln und laſſen ihre Verhältniſſe vergeſſen ... Nicht einmal ein paar alte Prälaten hatten das Bedürfniß, bei ihr zu ſpeiſen ... Von Benno keine Andeutung, wie ſie ſich verhalten ſollte ... Seine Briefe blieben aus ... Sie war in Verzweiflung ...

Ihr Geiſt hatte ſeit einem Jahr ganz in dem geliebten Sohn gelebt ... Seine Briefe waren wie an ein Ideal gerichtet. Nur einen einzigen Tag hatte er die Mutter geſehen und geſprochen und gerade darum war ihm alles an ihr neu und reizvoll geblieben ... Die ganze, ſeit ſo lange von ihm beklagte

Heimatloſigkeit ſeines Daſeins fand in ihr Ruhe und Sammlung ... Und auch ſie lebte nur in ſeinen Mittheilungen und bildete ſich aus ihnen, ſo fragmentariſch ſie waren, jetzt ihre Welt ... Sie las zitternd alle ſeine letzten Briefe ... Sie waren der einzige beglückende Eindruck, der ihr noch geblieben ... Da lag die ſchöne Alpengegend Piemonts ... Da lagen die Thäler, die ſchattenreichen Kaſtanien- und Nußbaumwälder, in denen ſich der Geliebte mit Bonaventura erging ... Da ſchilderte Benno das rege Leben der Bewohner und die blühendſte Seidenzucht ... Ort reihte ſich an Ort — erkennbar war jeder Weiler an den viereckigen Kirchthürmen mit heitern Glockenſpielen ... Schlöſſer ſtanden auf höchſter Höhe, gebrochene Zeugen der Wildheit des Mittelalters, tiefer abwärts von dieſen Trümmerſtätten lagen wohnliche neue Sitze des Adels, darunter Caſtellungo, erkennbar ſchon in weiter Ferne am wehenden Banner der Dorſtes ... Wie oft hatte der Kronſyndikus ſie vor Jahren verſichert, daß gerade um dieſer Dorſtes willen ſeine zweite Ehe noch geheim bleiben mußte ... Sie ſah Benno hinüber- und herüberreiten zwiſchen Robillante, einem freundlichen Städtchen, und Caſtellungo ... Die alte Gräfin Erdmuthe bediente ſich ſeiner als Vermittlers zwiſchen ihr und dem Biſchof, den ſie ſeltner ſah, obgleich er ganz in ihrem Sinne wirkte und Benno nicht genug von Bonaventura's Muth ſchreiben konnte, der jenen von der Gräfin beſchützten Waldenſern ihre Gerechtſame wahrte ... Sie ſah die Eichen von Caſtellungo, die verlaſſene Einſiedlerhütte, die Proceſſionen zur Kapelle der „beſten

Maria" . . . Seltsam durchschauerte sie etwas von Geheimnissen, die auf allen diesen Beziehungen liegen mochten . . . Sie wußte schon so viel, daß dem Bischof jene Gräfin Paula werth gewesen, die inzwischen die Nachfolgerin ihres Kindes geworden . . . Sie fühlte die Dämmerungsschleier so vieles Zarten und Ahnungsvollen, das auf jenen Gegenden lag, und die sich schon ihr selbst auf Auge und Herz zu legen anfingen . . . Selbst die Anstrengungen Bonaventura's, jenen Eremiten den Händen der Inquisition zu entreißen, machten ihr einen eigenthümlich persönlichen Eindruck . . . Wie ein stilles Abendläuten war alles, was von dort herüberklang . . . Nun sollte sie an Benno die unheimliche Nachricht schreiben: Dein Geheimniß ist in den Händen dieser Lucinde, die mich entwaffnet, versteinert hat — ich konnte ihr nicht widerreden — konnte dich nicht verleugnen! Schien sie doch voll Antheil für unser aller Schicksal! . . . Die Nachricht, jene düstern Gemäuer von Coni, die erzbischöfliche Residenz würde ihren Souverän, den grimmen Feselotti entsenden und dieser würde neue Schalen angesammelten Zornes bringen, um sie über die ihr so werthen Menschen auszugießen, war wie das Anrollen eines Gewitters, das — „doch wol auch Benno selbst hören mußte" . . . Sie wußte nicht, was beginnen . . . Wenn er nur endlich, endlich selbst schriebe! . . .

Zunächst mußte die Kraft ihres stillen Liebescultus für den Sohn und die Erinnerung ihr helfen . . . Sie legte sich schon lange auf, die Plätze zu besuchen, von denen sie wußte, daß Benno bei seinem Aufenthalt in Rom vorzugsweise von ihnen gefesselt worden. Benno

hatte an der Ripetta gewohnt, mit der Aussicht auf die Peterskirche. Er hatte seine Betrachtungen an so manches geknüpft, was sie bisher verhindert gewesen, wieder in Augenschein zu nehmen und nach Benno's Weise auf sich wirken zu lassen. Sie staunte nun, alles so zu finden, wie Er ihr geschrieben — in Briefen, die ihr ein Heiligthum wurden und die sie in ihren einsamen Stunden wieder und wieder las. Jetzt sagte sie: Ja, er hat Recht: Die Peterskirche macht keinen gewaltigen Eindruck! Die gelbangestrichenen Säulenarcaden drücken sie zum Gewöhnlichen herab! ... Sie sagte: Er hat Recht: Das Innere der Peterskirche ist kalt; man athmet hier nur in der Sphäre des Stolzes und der Vermessenheit der Päpste! ... Er hat Recht: Die Engelsburg ist wie ein Reitercircus! ... Er hat Recht, wenn er schreibt: Als ich nach Rom kam, erschien mir der Engel auf ihrer Spitze wie ein Lobgesang auf die Idee des Christenthums, jetzt nur noch wie eine Satyre! ... Er hat Recht: Die Kirchen sind Concertsäle; nicht eine hat die Erhabenheit eines deutschen Domes! ... Er hat Recht, wenn er schreibt: Unter den Bildsäulen der Museen verweilt' ich lieber, als unter den Bildern; sie lehren Vergänglichkeit und Trauer und das Museum auf dem Capitol ist geradezu die heiligste Kirche Roms; nur dort hab' ich Thränen geweint, unter den gespenstischen Marmorgöttern, den Niobiden, den sterbenden Fechtern, den gefangenen Barbarenkönigen! ... Er hat Recht: Kein christlicher Sarkophag hat mich so gerührt, wie im Lateran die heidnischen Aschensärge mit den zärtlichsten Inschriften: „Gattin dem Gatten!" ... Er hat Recht:

Nichts haſſ' ich wie das Coliſeum! Ich kann es nicht mehr ſehen ... Er hat Recht: Wie wenig kann ich mich mit Michel Angelo befreunden! So oft ich von ihm ein Werk erblicke, hab' ich das Gefühl, er hätte etwas geben wollen, worauf die gewöhnlichen Vorſtellungen vom Schönen nicht paſſen — Raphael hat allein das Einfache und Richtige! Was ein Ding ſein muß, das iſt es bei Raphael; bei Michel Angelo iſt's immer etwas anderes, als das natürliche Gefühl erwartet ... Raphael's Bilder betrachtete ſie nun ſtundenlang — die Madonnen waren dann Armgart — ſüßer heiliger Friede ſenkte ſich auf Augenblicke in ihre Bruſt — Dann fuhr ſie wieder auf und ängſtigte ſich um die Ahnung, daß ſie Benno nicht wiederſehen würde ... Nun fehlte ein Brief ſchon ſeit Wochen von ihm ... Und ihr Herz, ihre ganze Seele war ſo voll — ſo übervoll —! ...

Es war die Zeit, wo in Rom jeder, der nur irgend kann, auf dem Lande lebt ... Die Herzogin mußte ſich dieſen Schutz gegen die Wirkungen der „Malaria" verſagen ... Neulich war ſie in ihrem vom Schrecken des Gemüths gehetzten „Wiederaufſuchen Roms nach Benno's Anſchauungen" beim Kloſter der „Lebendigbegrabenen" angekommen ... Sie fand da einen ſchönen, luftreinen Garten ... Oefters ſchon war ſie hinübergegangen zu dieſen Schweſtern der „reformirten" Franciscaner; ſie wohnten an Piazza Navona, nahe der Tiber ... Sie, die Mitwiſſerin eines ſchweren Geheimniſſes, blieb dort gut aufgenommen, aber um achthundert Scudi jährlich kauften die Andern ihr Schweigen ab ... Sie, ſie war es nun, die

## Neuntes Kapitel.

### Phidias Amandus Blasedow.

„Amandus!“ rief nun Blasedow seinem Sohn.

Dieser hatte gerade ein Stück seines Raubes rund genug geknetet, um es mit Behagen zu verschlucken, und wußte sich auch, um dabei unbemerkt zu bleiben, nicht anders zu helfen, als daß er seinem Vater zurief: „Ach, sieh', Vater!“ Dabei zeigte er auf einen Fleck in die blaue Luft, der aber gar keiner war und am wenigsten ein Vogel. Blasedow sah hin und bemerkte nur eine fliegende Mücke (mouche volante), einen Täuschungspunkt seiner schwachen Augen, der mit Blitzesschnelle wie ein Vogel aus der Luft herabfuhr, sich im Walde verlor und doch nichts war, als ein bloßer Blitzableiter des Donnerwetters, welches Amandus befürchtet und glücklich genug vermieden hatte. Als indeß Blasedow nur einen Vogel — und eigentlich nicht einmal diesen — gesehen hatte, begann er: „Amandus, wie viel Sinne hat der Mensch?“

Dieser nahm die seinigen zusammen und sagte: „Fünf!“

Blasedow dachte, daß die Redensart: er kann nicht fünf zählen, wahrscheinlich von den fünf Sinnen herrühre.

dieſem Kloſter die Laſt Olympiens abgenommen ... Nicht alle Gründe hatte ſie Benno erzählt, die die fromme Genoſſenſchaft damals beſtimmten, eine ſo gewagte Handlung zu begehen wie die, eine Nonne einzukleiden, die ihnen eine geheime Commiſſion des peinlichen Tribunals als eines Attentats auf den Inquiſitor Ceccone verdächtig überwieſen hatte und die ſchon allein deshalb abzuweiſen war, weil ſie möglicherweiſe niederkommen konnte. Nichts ſeltenes, daß Verbrecher den Klöſtern zur Aufbewahrung übergeben werden; aber eine Braut des Himmels, die geſegneten Leibes war — von einem Monſignore, der einen Mordanfall unter Umſtänden von ihr erlitten hatte, die keine nähere Unterſuchung des Frevels wünſchen ließen ... Das Kind blieb am Leben und wurde nicht aus dem geräumigen Kloſter entfernt. Man hatte Gründe für dieſe Zurückbehaltung. Vorzugsweiſe fürchtete man, ſolange man ein pflegbefohlenes Kind lieber ſelbſt hütete, weniger für den Ruf des Kloſters, das leicht ſeine gegenwärtige Auszeichnung, die Pallien weben zu dürfen, verlieren konnte und ſie an andere abtreten mußte, die auf dieſe Ehre und den Gewinn eiferſüchtig waren ... Außerdem hatte dies Kloſter noch eine Ehrenaufgabe, auf welche die jungen Prälaten neulich anſpielten ... In der zu ihm gehörigen Kirche befand ſich eine „Mumie“ ... Dies war der Leichnam der Stifterin des Kloſters, einer Franciscanerin, die im Jahr 1676 die ſtrengere Regel Peter's von Alcantara angenommen hatte. Bei zufälliger Oeffnung ihres Sarges im Beginn dieſes Jahrhunderts fand man die Schweſter Euſebia Recanati nicht verweſt. Der Leichnam hatte ſich in ſei-

ner urſprünglichen Geſtalt erhalten, während die Gewänder, der braune Rock, der ſchwarze Schleier, das weiße Kopf- und Halstuch zuſammenfielen. Ohne Zweifel ein Wunder. Seit dreißig Jahren petitionirte das Kloſter um die Heiligſprechung der Euſebia Recanati, die in einer Kapelle der Kirche, in einem verſchloſſenen Schrank, unter Verglaſung, in ſitzender Stellung an gewiſſen Tagen dem Volk gezeigt wurde. Seit dreißig Jahren beſtand eine Commiſſion zur Prüfung der Anſprüche, die Euſebia Recanati auf den Schmuck des Heiligenſcheines hatte. Dem Kloſter wäre die wirklich erfolgte Heiligſprechung und ein unverſehrter Heiligenleib zur Quelle des größten Gewinns geworden. Aber die Orden regten ſich voll Eiferſucht — die ſchwarzen Oblaten und Urſulinerinnen, die weißen Camaldulenſerinnen und Karthäuſerinnen, die hellbraunen Olivetanerinnen, die ſchwarzweißen Philippinen, die ſchwarzbraunen Auguſtinerinnen, die weißſchwarzen Dominicanerinnen, die braunen Karmeliterinnen und Kapuzinerinnen, die blauen Annunciaden, die rothen Sakramentsanbeterinnen und hinter ihnen die entſprechenden Mönchsorden mit allen ihren Generalen. Die geringere bloße „Seligſprechung" der Mumie genügte den „Lebendigbegrabenen" nicht, ſie wollten der Chriſtenheit eine heilige Euſebia geben, die in der That dem Kalender noch fehlte. Sie bewieſen, daß dieſe ſchrecklich anzuſehende, verſchrumpfte, braunem Leder gleichkommende Euſebia Recanati, ein Frauenbild, geſchmückt mit den glänzendſten Kleidern und mit goldenen Spangen befeſtigt, Wunder verrichtete, Lahme geſund

machte, Blinde ſehend. Die Oppoſition blieb aber zu ſtark ... Dreißig Jahre ſchmachteten die Nonnen ſchon nach Entſcheidung der Cardinäle! Als einen vorläufigen Erſatz erhielten ſie das Pallienweben, in dem ſie ſich, dreißig an der Zahl, auszeichneten wie Penelope auf Ithaka; Ceccone war es, der ſie ſo in ihren Hoffnungen auf die Heiligſprechung der Mumie, die ſie nicht aufgaben, ermunterte. Auch wären ſie gewiß ſchon durchgedrungen, ſeitdem ſie das Meiſterſtück ihres guten Willens, die Verheimlichung eines Prälatenkindes, durchführten; wenn nur nicht auch Feſelotti und die Jeſuiten ihre Feinde geworden wären. Dieſe beſchützten die neuen vornehmen Orden, die Saleſianerinnen, die Annunciaden, die Sakramentsanbeterinnen, vorzugsweiſe die Damen vom Herzen Jeſu. Die Jeſuiten ließen mit jenem Schein „wahrer Aufklärung", der ihnen überall an geeigneter Stelle ſo geläufig iſt, alle Wunder, die die Mumie vollzogen haben ſollte, ärztlich unterſuchen und erklärten ſie für null und nichtig. Die Profeſſoren der Jeſuiten lehrten auf der „Sapienza" (der Univerſität Roms) die Heilkunde und Naturwiſſenſchaften. Die Gutachten, die ihre Commiſſion für die Heiligſprechung der Euſebia Recanati übergab, waren von einer Freimüthigkeit, als hätte ſie Humboldt verfaßt. Die Waffen der Wiſſenſchaft, die in den Händen der Jeſuiten glänzen, ſenken ſie nur dann, wo es gilt höhere Zwecke zu ſalutiren ...

In ſolchen Klöſtern, wo ein Induſtriezweig getrieben wird, z. B. Blumenmachen, ſieht es wie in einer

Fabrik aus. Man läßt anderwärts Zöglinge und Kinder zur Mithülfe zu; die „Lebendigbegrabenen“ repräsentirten ihr kleines „Manchester“ für sich ... Ihr Fleiß hielt gleichen Schritt mit der Sterblichkeit unter den Bischöfen von 131 Millionen Seelen. Sie schoren und spannen und webten und die Herzogin von Amarillas konnte einige Uralte unter ihnen nicht anders betrachten, als unter dem Bild der Parzen Clotho, Lachesis und Atropos. Auch Lucrezia Bianchi spann und spann ... Dazu sang sie alte Lieder — Freiheitslieder, die sie von ihren Brüdern gelernt hatte, weniger von Napoleone, als von Marco und Luigi ... Für einen kleinen Schwesterſohn von ihr, den die „schöne Wäscherin“ vom Tiberstrand erzog, als sie die neue Judith zu spielen begann, hatte der liebevolle Ceccone großmüthigst gesorgt ... Dieser war, als seine Oheime Luigi und Napoleone nur durch die Flucht von den Galeeren freikamen, als Marco sogar zum Tode verurtheilt, dann zu den Galeeren begnadigt, endlich verbannt wurde, erst sieben Jahre alt. Ceccone ließ den kleinen Achille Speroni verschneiden und zum Sopransänger der Sixtina machen ...

Die Herzogin besuchte am Abend nach der Schreckensscene mit Lucinden den Garten dieses Klosters ... Da saß die Mutter Olympia's, die Mutter eines Kindes, dem ihre Seele fluchte, als sie es empfing, die irrsinnige, magere, hohlängige Lucrezia und spann wie immer ... Selbst aufgeschreckt wie ein verfolgtes Wild, erzählte sie ihr von ihres Bruders Luigi Gefangenschaft ... Die Spinnerin hielt einen Augenblick inne und zeigte auf die Wolle am Rocken und auf den langen Faden, den sie

aufgewickelt hatte . . . Das ist recht! Er muß Geduld haben! . . . sagte sie und feuchtete den Faden an . . .

Ja, sagte die Herzogin, du meinst die Zeit! Schwester Josepha — so war sie beim Einkleiden getauft worden —, der lange Faden ist die Zeit! Auf den müssen wir viel, viel aufreihen! . . .

Die drei Parzen in der Nähe lächelten und nickten Beifall . . .

Die Herzogin beneidete fast die Schwester Josepha . . .

Dies arme Wesen, das einst auf einen Mann, in dessen Arm sie ruhete, ein Messer zücken konnte, wußte nichts von ihrem Kinde, das eine Fürstenkrone trug und Menschen tyrannisirte . . . Sie hatte die fixe Idee von ausbleibenden Briefen — Briefen, die Gott, Jesus, St. Johannes, die Heiligen an sie schrieben — es waren die Briefe ihrer verbannten Brüder . . . Ihrer Brüder, die in den Gefängnissen Roms, unter den Torturen gesessen hatten, die vom Rechtswesen des Mittelalters gerade im Kirchenstaat noch am längsten zurückgeblieben sind . . .

Als die Herzogin aus dem Klostergarten, von den kleinen Lämmern, von den Webstühlen zurückkam, war sie über ausbleibende Briefe so trostlos wie Schwester Josepha . . . Nun mußte sie auf alle Fälle Benno den Vorfall mit Lucinden, überhaupt alles berichten, was ihr seit fünf Tagen widerfahren war . . . Seit Benno's letztem Brief waren Wochen verflossen . . . Täglich fragte sie bei einem Lotteriecollecteur, der eine große Correspondenz unverfänglich führen durfte, ob nichts für sie

angekommen wäre ... Endlich, endlich durfte doch wol ein Brief — morgen eintreffen ...

Er kam aber auch morgen nicht ... Auch nicht am nächsten Tage ... Schon fragte die Verzweifelnde und wie auf der Flucht vor sich selbst Dahinwankende das Orakel der Karten, das sie stundenlang vor sich ausgebreitet hatte und bei verschlossenen Thüren durchforschte ... Sie nahm eines jener schöngeformten eisernen Gestelle, in die man in Italien die Waschschüssel stellt, und stand wie Pythia am Dreifuß, um an den Wellenschwingungen, die ins Wasser geworfene Kiesel hervorbringen, zu erkennen, ob die Ringe, große oder kleine, Glück oder Unglück bedeutende wären ... Sie nahm Asche vom Feuer des Herdes, streute sie Nachts auf den Sims eines vom Wind bestrichenen Fensters und schrieb mit zitterndem Finger die Frage, ob Benno gesund wäre ... „Sano?" ...

Am Morgen dann las sie mit banger Erwartung, was der prophetische Wind aus den Buchstaben gemacht haben würde ... Das Orakel antwortete: Santo ...

Wie, dachte sie den Tag über — er ist doch nicht auch in ein Kloster gegangen? ... Auch er will uns ein Priester werden? ...

Damit quälte sie sich einen Tag ... Kein Brief kam ... Am Abend schrieb sie wieder: Sano? ...

Am Morgen las sie in dem verwehten Aschenstaube: Cane ...

Himmel, dachte sie jetzt und raufte sich wie wahnsinnig das Haar, ein toller Hund hat ihn gebissen! ...

Am dritten Tage las sie: Caro ...

Das machte sie ein wenig ruhiger ... So war er

vielleicht nur verliebt und vergaß ſie um — weſſentwillen? . . . Armgart's? . . .

Am vierten las ſie: Sale — Salz oder Verſtand —?...

Die Ironie des Zufalls lehrte ſie nicht, daß ſie ihre Thorheiten laſſen ſollte . . . Sie grübelte, worin Benno's Schweigen gerade jetzt ein beſonderer Beweis von Verſtand ſein konnte . . .

Als ſie am Tage, wo ſie Sale geleſen hatte, von einer Corſofahrt nach Hauſe kam, am Hauſe des Lotteriecollecteurs wieder nichts für ſich gefunden hatte, ſchleppte ſie ſich faſt zuſammenbrechend die Treppe hinauf . . .

Eben wollte ſie ihre Hauskleider anlegen . . . Da hörte ſie von der Straße her einen Wagen anrollen und ſtill halten . . .

Nach einer Weile klingelte es und Marco kam mit hochaufgeriſſenen Augen und brachte die Wundermär:

Cardinal — — Feſelotti! . . .

Die Herzogin traute ihrem Ohr nicht und erhob ſich . . .

Es war in der That der Erzbiſchof Feſelotti, Cardinal und Großpönitentiar der Chriſtenheit — in eigener Perſon . . .

Von ſolchem Beſuch ahnte ſie jetzt nichts Uebles . . . Das „Salz" des Orakels — „Verſtand" traf zu . . .

Nicht beſonders älter war Feſelotti geworden, ſeitdem die Herzogin ihn zum letzten male geſehen . . . Im Gegentheil, die Ruhe in Coni, die Sicherſtellung ſeiner Unternehmungen durch die Jeſuiten, die Nothwendigkeit, die gottſeligſte Miene zu zeigen, hatte die ſonſt ſehr lebhaften Verzerrungen ſeiner unſchönen Geſichtszüge ge-

mildert ... Sind die Hunde aus den Wölfen entstanden, so stellte Fefelotti jenen Uebergang dar, wo möglicherweise die Wölfe zuerst anfingen sich in den Gewohnheiten des Hausthiers zu versuchen ... Seine runde Nase, seine buschigen Augenbrauen, sein von Pockennarben zerrissenes Gesicht war dasselbe wie sonst, aber eine heilige, gesättigte Ruhe lag auf seinen Mienen ... Konnte er doch wahrlich lächeln über seinen neuesten Sieg ... Konnte er doch lächeln über seine Rückkehr aus einer Verbannung — wo er für den „schlechtesten Christen" hatte gelten sollen, dem man den „besten" zur „Versöhnung der Gottheit" gegenübergestellt! ... Konnte er doch lächeln über Ceccone's ohnmächtiges Schnauben, von dem er sogleich andeutete, daß es sich jetzt schon an Frauen auszutoben anfinge ... Das war nun jene Dame, zu der Fefelotti sonst als Prälat so gern gegangen war, die aber seine Intrigue mit der „kleinen Wölfin" bei den „Lebendigbegrabenen" und die Verhinderung der Cardinalserhebung Ceccone's so eiligst gekreuzt hatte ...

An ein Verschleiern seiner Empfindungen denkt in solchen Fällen kein Italiener ... Fefelotti lachte sich weidlich aus ... Sowol über die Höhe der Treppen, die er hatte ersteigen müssen, wie über die Möbel, wie über die Dienerschaft und — ein „Sommerlogis" auf dem Monte Pincio ...

Sie kluge Frau, sagte er, ich habe Sie immer so gern gehabt! Wie konnten Sie sich nur von meiner Fahne entfernen! ... Sie haben sechzehn Jahre Ihres Lebens verloren ... Wie hoch ist die Pension, die Ihnen mein alter Freund Don Tiburzio zahlt? ...

Die Herzogin hatte die Schule der Leiden in einem Grade durchgemacht, daß sie sich weder über Fesselotti's Besuch allzu erstaunt zeigte, noch auch Ceccone's Undankbarkeit ganz nach den Empfindungen schilderte, die sie darüber hegte . . . Sie wünschte dem Großpönitentiar Glück zu seiner neuen Erhebung, ließ die von ihr betonte wahrscheinlich nahe bevorstehende Papstwahl nicht ohne Bezüglichkeit für die Hoffnungen des ehrgeizigen Priesters — sie klagte aber Ceccone keineswegs allzu heftig an . . .

Fesselotti sah die Schlauheit der weltgewandten Frau . . . Sich mäßigend schlug er die Augen nieder, beklagte die Leiden Seiner Heiligkeit und gestand offen, daß durch die Wiederherstellung des Jesuitenordens, dessen Affiliirter er schon seit lange war, in die schwankenden und von den Persönlichkeiten der Päpste abhängigen Zustände der Kirche endlich Festes und Dauerndes gekommen wäre . . . Seine eigene Wiederberufung bewiese, daß sich ohne den Rath des Al Gesù nichts mehr in der katholischen Welt unternehmen lasse . . .

In der Art, wie Fesselotti es sich dann unter den von dem trippelnden Marco inzwischen angezündeten Herzenbüschen bequem machte, wie er sogar herbeigeholte Erfrischungen nicht ablehnte, lag das ganze Behagen ausgedrückt, sich bei einer Frau zu befinden, die nach aller Berechnung menschlicher Natur seine Verbündete werden mußte . . Von Ceccone's „häuslichen" Verhältnissen ließ er sich erzählen . . . Er hatte seine Freude an dem kleinsten Verdruß, den „seinem Freunde" das Schicksal bereitet hatte . . . Er stellte sich wie ein in einem kleinen

Landstädtchen begraben Gewesener, nur um recht viel Neues, Ausführliches und pikante kleine Details erfahren zu können . . . Und die Herzogin war klug genug, trotz ihrer Abneigung gegen den häßlichen Mann, dessen falsche Zähne nach jedem Satz, den er sprach, ein eigenes Knacken der Kinnlade von sich gaben und gegen den Ceccone noch jetzt ein Apoll war, doch dies Verlangen nach Befriedigung seiner Schadenfreude nicht ganz unerfüllt zu lassen . . . Sie gab eine ungefähre Schilderung der Mühen und Sorgen, unter denen Ceccone's Ehrgeiz allerdings stöhnte und schmachtete . . .

Fesolotti schlürfte Sorbett . . . Seine Zähne bekamen vorübergehend einen bessern Duft von den Orangen, aus denen es bereitet war und sie knackten jetzt nur noch von der Berührung mit dem Löffel . . . Immer mehr gewöhnte sich die Herzogin an das Wiedersehen eines Mannes, der ohne Zweifel doch nur allein der Anstifter der den Jesuiten nicht geglückten Verfolgung gegen sie wegen Bigamie gewesen . . . Kannte er alle Geheimnisse ihres Lebens? . . . Kannte er die Existenz Benno's? . . . Ihr Antheil an seinem Kampf mit Bonaventura, gegen den er vielleicht einen Proceß auf Absetzung instruirte, rüstete sich, ihn möglichst unverfänglich über dies und anderes zu befragen . . . Sie ließ dem Gefährlichen den Vorschmack der Annehmlichkeiten und Vortheile, die er denn doch durch diesen Besuch gewinnen konnte . . .

Roms Lage ist schwierig, sagte Fesolotti bei Erwähnung des Ceccone'schen Aufenthalts in Wien . . . Auf der einen Seite bilden wir das Centrum der Welt, auf der andern das Centrum Italiens . . . Wir sollen rein geistlich und für

Er dachte ferner: Hätt' ich fünf Söhne, so würd' ich sie nach den fünf Sinnen erziehen lassen. Jeder müßte einen besondern Sinn vorstellen, eine Kunst oder Wissenschaft, die gerade die vorzügliche Blüthe eines Sinnes wäre. Alle Brüder bildeten dann zusammen die höchste Potenz eines einzigen Menschen, sie würden sich wechselseitig in ihren Leistungen unterstützen können, wie ja die Sinne nicht selten unter einander ihre Thätigkeiten vertauschen. Blinde riechen die Farben. Taube sehen den Schall. Das Unglück der meisten Menschen kommt daher, daß sie sich einbilden, sehend zu sein, und auf alles doch mit wahrhafter Blindheit losgehen. Wüßten sie ihre Blindheit, so würden sie suchen, ihren Verstand auf ein anderes Organ zu stützen, wie Somnambüle, denen ihr Verstand nicht mehr im Kopfe, ihn in die Gegend werfen, wo wir unsre Verdauungswerkzeuge haben.

Wir überraschen Blasedow bei diesen Gedanken auf einer Schwäche, die er sich selber nur nicht gestehen will. In dem großen dunkeln Abendhimmel von Hoffnungen, welcher ihm die Zukunftssonne seiner Söhne verhüllt, tastet er noch mit seiner Erziehungslaterne. Er fängt mit den fünf Sinnen an und hat alle Aehnlichkeit mit jenen Philosophen, die erst denken, indem sie streiten, mit jenen Schriftstellern, die erst Ideen haben, indem sie sie schon auf dem Papier entwickeln. Er hätte so gern aus seinen vier Söhnen fünf gemacht, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Er mußte das Theilungsprincip je nach den fünf Sinnen aufgeben, welches er so gern beibehalten hätte, weil er ganz für die Idee war, daß Einer in der Welt nicht mehr alles tragen könne, daß die größte Universalität aus der größten Einseitigkeit erzielt werden müßte, wie schon die Gebrüder Müller aus Braun-

die Ewigkeit auf die Gemüther wirken und ſind von allen politiſchen Strudeln des Tags ergriffen . . . Die neue Zeit hat dem apoſtoliſchen Stuhl eine faſt unerſchwingliche Aufgabe geſtellt . . . Ohne die weltliche Würde kann die geiſtige Souveränetät des Heiligen Vaters nicht auf die Dauer beſtehen . . . Beides für die Zukunft zu einen, erfordert die äußerſte Anſtrengung . . . Ich billige ganz, wenn Ceccone ſeine kleinen Koketterieen mit den ſogenannten „Hoffnungen Italiens" zu unterlaſſen angefangen hat . . . Erzählen Sie mir noch mehr — von Wien! . . .

Die Herzogin beſtätigte, daß Ceccone von Wien in ſeinen politiſchen Neuerungstrieben bedeutend abgekühlt zurückgekehrt wäre. Der Fürſt Staatskanzler hätte ihn belehrt, daß die Tribunen Roms ſich immer zuerſt am Entthronen der Päpſte und am Halsabſchneiden der Cardinäle geübt hätten . . .

Fefelotti lachte mit vollem Einverſtändniß . . . Die Herzogin dachte an Benno und ſeine Freunde . . . Sie gab der guten Laune des Schrecklichen die gewünſchte Nahrung . . . Sie erzählte: Ceccone hätte beim Nachhauſefahren von einer ſolchen Scene mit dem Staatskanzler immer nur Fefelotti! Fefelotti! gerufen . . .

Beſtia! unterbrach der Cardinal . . .

Dann hätte Ceccone Olympien geſchildert, was „politiſche Reformen" wären . . . „Nur Ein Bedienter für dich, monatlich nur Ein Paar neue Handſchuhe und die Nothwendigkeit, deine Hemden ſelbſt nähen zu müſſen!" . . .

Fefelotti hielt ſich die Seiten vor Lachen . . .

Ich bin mit Ceccone's politiſcher Haltung ganz einverſtanden, ſagte er ... Sie iſt jetzt ſtreng und feſt ... Sie läßt ſich auf keine Transactionen mehr ein ... Rom iſt unterwühlt von Verſchwörungen ... Verbannung nur und Galeere können helfen ... Das geringſte iſt das Verbot aller zweideutigen Schriften ... Wiſſen Sie — apropos — nichts Näheres über — Grizzifalcone —? ...

Die Herzogin hörte Geſinnungen, die ſie haßte, verbarg jedoch ihre Aufwallung hinter einem Erſtaunen über das, was Grizzifalcone mit Roms — Politik gemein haben könnte —? ...

Der Cardinal drückte ſeine kleinen Rattenaugen zu ... Ein bedeutſames Knacken ſeiner Zähne trat wieder an die Stelle ſeiner Worte ... Der Duft der Orangen verflog ... Glücklicherweiſe nahm er eine zweite Schale Sorbett ...

Die Herzogin mußte die Geſchichte der Gefahr erzählen, die ſie an Olympiens Hochzeitstage überſtanden hatte ... Lucindens Name mußte genannt werden ... Dieſer war ihm keineswegs unbekannt ...

Eine Neubekehrte? warf er ein ...

Sie hütete ſich ein Wort der Mißachtung zu ſagen ...

Jeſelotti kehrte dringender auf Grizzifalcone zurück ... Glauben Sie, ſagte er, daß Ceccone jene für den Fürſten Rucca beſtimmte Liſte in den Taſchen des Räubers fand und einſteckte? ... Ich glaube nicht ... Dieſe Liſte beſaß Ceccone ohne allen Zweifel ſchon vorher in Abſchriften genug ... Er brauchte ſie ja — Hm! ... Räthſelhaft ſind die Aufträge, die dem wilden deut-

ſchen Franciscanerbruder gegeben wurden ... Nun ſagt man ja, er wäre ſpurlos verſchwunden ... Mit jenem Pilger zugleich ... Hörten Sie davon? ... Der Pilger und der Mönch ſind von den Zollwächtern, die verrathen zu werden fürchteten, ohne Zweifel todt geſchlagen worden ...

Die Herzogin entſetzte ſich ... Und warum „brauchte Ceccone die Liſte"? ...

Eine Weile verzog ſich der bisherige heitere Ausdruck der Mienen Fefelotti's, ſeine ſchwarzen Brauen ſenkten ſich auf die kleinen Augen, die ein verderbliches wildes Feuer zu verbergen ſchienen ...

Dennoch ſuchte er die Stimmung des Scherzes zurückzuführen und ſprach lieber von Olympien, die er beſchuldigte, in der „Argentina" bei allen neuen Opern die Stellen zu beklatſchen, die für die Tauſende von Carbonaris, die auch in Rom wären, oft ein Loſungswort gäben ... Das Junge Italien hat allein zwölf Logen in Rom! ſchaltete Fefelotti ein ... Doch erzählen Sie von Olympien! ...

Die Herzogin hörte nur und hörte ...

Fefelotti ſah, daß die Herzogin in politiſchen Dingen nicht mehr Ceccone's Vertrauen beſeſſen hatte ... In die Argentina geht Olympia jetzt ſeltener, ſagte ſie mit bitterer Erinnerung an den neulichen Spott Olympiens über ihre Beziehung zur Muſik ... Sie verlangte von mir, daß ich erklärte: Unſere neuere Muſik anhören zu müſſen verdiente, daß die Componiſten mit den Ohren angenagelt würden ...

Dieſe Strafe trifft in der Türkei die Bäcker, wenn ſie

ſchlechtes Brot backen! . . . Dieſer Witz wird den alten Rucca geärgert haben, wenn er ihn hörte . . . ſagte Fefelotti . . .

In dieſer heitern Weiſe dauerte die Unterhaltung fort . . . Auch auf den Cardinal Ambroſi kam Fefelotti zu ſprechen . . .

Ich habe ihm, ſagte er, ſofort eine Amtswohnung anweiſen laſſen, indem ich ihn zum Vorſtand der „Congregation der Reliquien und Katakomben" machte . . . Vielleicht iſt er ſo galant, Olympien mit der Heiligſprechung der Euſebia Recanati ein Gegengeſchenk für ſeine Erhebung zu machen . . . Sie wiſſen doch noch, daß wir einſt um die kleine „Wölfin" bei den „Lebendigbegrabenen" auseinander gekommen ſind — Sie ſchlimme Frau, die Sie mir auch in Wien einen noch gottſeligeren Prieſter auf Erden entdeckt haben — Ja Sie! Sie! Ich weiß es — Meinen Nachbar bei Coni — den magnetiſchen Biſchof Bonaventura von Aſſelyn . . . Sie haben ihn zuerſt Olympien empfohlen . . . Der Spott dabei auf mich kam allerdings wol nur von dem kleinen Grasaffen . . .

Die Herzogin ſpitzte ihr Ohr . . . Jedes Wort in dieſen leichten Scherzen und drohenden Neckreden war bedeutungsvoll . . . Ihr Palais an Piazza Sciarra ſtand alſo noch leer . . . Cardinal Ambroſi hatte ſich Olympiens Verehrungscultus entzogen . . .

Bonaventura's heiliger Ruf wurde keineswegs von ihr abgelehnt . . . Mit einem faſt ſchelmiſchen Trotz berief ſie ſich auf das Urtheil der deutſchen Kirche . . .

Gut, daß ich mich an dieſem Eindringling auf ita-

lieniſchen Boden habe überzeugen können, wie gefahrvoll dieſe deutſche Kirche wird, erwiderte Feſelotti . . . Kaum in ſein Amt eingeführt, begeht der Freche eine Unthat nach der andern . . . Der Verbündete einer Ketzerin, die auf dem Schloſſe Caſtellungo hauſt, wahrt er den durch die Milde der Zeiten übrig gebliebenen Reſten einer ſchismatiſchen Sekte die Rechte, die ſie verbrieft beſitzen wollen, beſtreitet das ihnen ſtreng eingeſchärfte Verbot, Proſelyten zu machen, behauptet, die Dominicaner hätten außer dieſen gefänglich eingezogenen, dann freigegebenen religiöſen Fanatikern noch einen Eremiten eingekerkert, der den Wohlthäter des Volkes machen wollte und nur ein Verbreiter ruchloſer Lehren war . . . Auch dieſer Eremit war ein Deutſcher! . . . England und Deutſchland! Das wird unſer Kampfplatz werden! . . . In Deutſchland iſt es ſchon wieder wie zur Zeit Luther's . . . Ein Prieſter iſt aufgeſtanden, der dem Biſchof von Trier die Ausſetzung des Heiligen Rocks zum Verbrechen am „Geiſt der Zeit" macht! . . . Die ketzeriſchen Bewegungen auf dem Gebiet der Lehre, ja des Cultus nehmen überhand . . . Erkundigungen, die wir über den Biſchof von Robillante eingezogen haben, machen ihn zur Abſetzung reif . . . Und der blinde Wahn dieſes Mannes geht ſo weit, hieher nicht als ein Angeklagter, ſondern als ein Richter kommen zu wollen . . .

Hieher – ? Er wird berufen? . . . fragte die Herzogin erbebend vor Angſt und doch auch vor Freude . . .

Der Biſchof behauptet, fuhr Feſelotti in geſteigerter

Aufregung fort, die Nachricht, daß man jenen Eremiten in der Mark Ancona als Pilger gesehen hätte, wäre ein absichtlich ausgesprengter Irrthum ... Dieser Eremit wäre nach Rom überführt worden und säße hier in irgendeinem Kerker ... Der Pilger von Porto d'Ascoli, erklärte er noch kürzlich, wäre ein anderer ... Seit man jetzt verbreitet, er wäre ermordet worden, hatte ich eine Scene mit ihm, die zu seiner sofortigen Verhaftung hätte führen müssen, wäre nicht die besonnene Vermittelung eines seiner Verwandten von ihm dazwischen getreten ...

Des Signore — Benno —? ... fragte die Mutter nach Gleichmuth ringend ...

Der Cardinal bestätigte diesen Namen ...

Benno lebt denn also noch! ... dachte die Mutter und verbarg hinter Bewegungen, die ihr als Wirthin eines so hohen Besuches zukommen durften, das Gemisch ihrer Freude und Besorgniß ... Fesolotti sprach Benno's Namen harmlos aus ... Er schleuderte nur seinen Bannstrahl über Deutschland und Bonaventura ... Dann fragte er wiederholt nach Lucinden ... Er wußte, daß sie dem Cardinal nahe stand und Aussicht hatte, Gräfin Sarzana zu werden ... Nach den Berichten der kirchlichen Fanatiker Deutschlands nannte er sie eine Hocherleuchtete, der sich nur die eine Schwäche nachsagen ließe, für jenen Bischof von Robillante eine unerwiderte Liebe im Herzen getragen zu haben ...

Die Herzogin nahm ihm nichts von allen diesen Vorstellungen ... Sie sah, dem Großpönitentiar lag das Leben aller Menschen aufgedeckt ... Er fragte wiederholt,

was die Herzogin über Donna Lucinde wisse und ob sie gut mit ihr stünde . . .

Die Herzogin sah, daß Feseletti bei Ceccone eine Spionin suchte . . . Vielleicht fand er sie in Lucinden . . . Sie hütete sich, Lucinden nach ihrer Auffassung und eigenen Erfahrung zu charakterisiren . . . Eine Vermittelung dieser Bekanntschaft durfte sie aus nahe liegenden Gründen — um Ceccone's willen — ablehnen . . .

Es war schon halb elf Uhr, als der Cardinal sich endlich erhob . . . Er hatte ein paar angenehme, höchst trauliche, für ihn mannichfach anregende Stunden verbracht . . . Er hatte sich schnell wieder in den römischen Dingen orientirt . . . Er versprach wiederzukommen . . . Dann küßte er der Herzogin mit aller Galanterie die Hand, sagte ihr die Tage und die Orte, wo er „zum ersten male aufträte" — d. h. die Messe lesen oder sie mit Pomp anhören würde . . . Das waren Schauspiele, wo sich alles, was zur Gesellschaft gehörte, versammeln mußte . . . Er versprach ihr die „besten Plätze", unter andern zu einem morgenden Gebet von ihm in der Sixtina . . .

Daß ich, sagte er beim Gehen, Ceccone's Feind nicht mehr sein will, beweise ich dadurch, daß ich den Schein von ihm entferne, als könnte er einer Dame, der er sich lebenslang verpflichtet fühlen sollte, wie Ihnen, undankbar gewesen sein . . .

Mit dieser artigen Wendung empfahl er sich . . .

Die ganze Dienerschaft, die der alte Marco rasch durch einige Hausgenossen vermehrt hatte, stand in den Vorzimmern . . . Die Umwohner hatten sich den Schlaf

verſagt, um dem Schauſpiel der Abfahrt eines Cardinals beizuwohnen . . . Feſelotti's Pferde trugen am Kopfgeſtell der Zäume die rothen Quaſten. Die Kutſche war vergoldet; zwei Lakaien ſprangen hinten auf, während ein dritter mit dem Ombrellino an der Hausthür wartete und beim Einſteigen den kleinen ſtämmigen Prieſter begleitete, der ſeinerſeits nur einfach, nur mit dem rothen dreieckigen Interimshut erſchienen war . . .

Einige Freude empfand die gedemüthigte Frau denn doch über dieſen Beſuch . . . Sah ſie auch Gefahren über den Häuptern der ihr allein noch im Leben werthen Menſchen ſich zuſammenziehen, ſo blitzte doch in ſolchen Nöthen ein Hoffnungsſtrahl auf durch die Beziehung zu einem ſo mächtigen Mann, der glücklicherweiſe ihren vollen Antheil an den Schickſalen der Bedrohten nicht ahnte . . . Benno hatte jener Scene beigewohnt und ihren ſchlimmen Ausgang gemildert . . . Sie wollte noch einen Tag warten und dann auf jede Gefahr hin dem Sohn mittheilen, worin ſie alles ihre Sorge auf ihn, ſeinen Rath und ſeinen Beiſtand werfen müßte . . . Die Vorladung Bonaventura's ſchien noch nicht entſchieden zu ſein . . .

Am Abend nach dem Beſuch Feſelotti's kam die Herzogin aus der Sixtiniſchen Kapelle, wo Feſelotti ſein „erſtes Abendgebet" gehalten hatte . . . Der kleine Raum war überfüllt geweſen . . . Der Qualm der Lichter, die Atmoſphäre ſo vieler Menſchen ließen ſie faſt erſticken . . . Feſelotti hatte der Herzogin in aller Frühe ſchon einen reſervirten Sitz zur Verfügung geſtellt . . .

Wie kräftig ſprach er ſein „Complet" — las den

90. Pſalm Qui habitat in adjutorio Domini, ſang mit jenem conventionellen Ton, der vom Herzen ſanft der Rührung den Weg durch die Naſe läßt, ſein Gloria Patri, worauf die Kapelle mit Simeon's Lobgeſang: Nunc dimittis antiphoniſch einfiel ... Nicht eine der zu Ceccone's engeren Beziehungen gehörenden Perſönlichkeiten war zugegen ... Ceccone hatte die erſten Weihen, er nahm vor kurzem auch die letzten; er übte ſich täglich im Meſſeleſen, um ſeinerſeits mit den unerläßlichen Bedingungen zur Papſtwahl hinter andern nicht zurückzubleiben ... Fefelotti's Virtuoſität in allen kirchlichen Functionen war ihm ein Gegenſtand beſondern Neides ...

Die Herzogin verſank auch hier wieder in die ſchwärmeriſchſte Sehnſucht nach ihrem Sohn ... Gerade dieſe kleine Kapelle, die für die Hausandacht der Päpſte beſtimmt iſt, enthielt Michel Angelo's „Jüngſtes Gericht" ... Man ſieht nur noch ein wüſtes Durcheinander dunkler Farben an den lampenrußgeſchwärzten Wänden ... Benne hatte ihr geſchrieben, der berühmte Geſang in dieſer Kapelle hätte ihm nie die mindeſte Erhebung gewährt; die unglücklichen Verſtümmelten, die zur päpſtlichen Kapelle gehörten, hätten im Discant geſungen wie Hühner, die plötzlich den Einfall bekämen, wie die Hähne zu krähen; die Bäſſe wären küſtermäßig roh; die alten Weiſen Durante's und Pergoleſe's kämen in ihrer einfachen Erhabenheit unwürdig zu Gehör ... Und für alles das ſchwärme der deutſche Sinn! Dieſe Sixtiniſchen Kapellenklänge allein ſchon wirkten wie ein Zauber

der Sehnſucht nach Deutſchland hinüber! Erſt der germaniſche Geiſt, der ſchon ſonſt das Chriſtenthum überhaupt zur weltgeſchichtlichen Sache des Gemüths gemacht hätte, hätte auch hier wieder in das Abgeſtorbenſte, in die Kirchenmuſik, neues Leben gebracht ... Wie klang das alles der Herzogin beim Schlußgebet des Erzbiſchofs von Coni nach: Omnipotens, sempiterne Deus! ...

Geſtern Nacht hatte ſie in die Aſche „Sano?“ geſchrieben und der Wind hatte in der That an dieſem Morgen „Canto“ daraus gemacht ... Darum war ſie mit Hoffnung in die Kapelle gefahren ... Sie war im Wagen die Treppe hinauf gekommen an den ſalutirenden, hanswurſtartig gekleideten Schweizern vorüber; ſie hatte, vorſchriftsmäßig vom ſchwarzen Schleier verhüllt, zur Menſchenmenge nicht aufgeblickt vom kleinen ihr reſervirten Plätzchen aus ... Die von Michel Angelo in die Hölle geſchleuderten Biſchöfe und Cardinäle waren ihr heute nicht wie ſonſt Gegenſtände der Zerſtreuung, wenn ſie in ihnen zum Sprechen ähnlich getroffene noch lebende Würdenträger ſuchte ... Das verſchrumpfte Antlitz Achille Speroni's auf dem Singchor ſah ſie ohne Lächeln ... Speroni, der Couſin der jungen Fürſtin Rucca, ſtand in ſeinem violetten Rock mit dem weißen Spitzenüberwurf und der rothen Halsbinde anfangs wie ein Mann, ſang auch eine Zeit lang wie ein Mann: Maria, ad te clamamus exules filii Evae! ... Dann aber, bei den für einen exul filius Evae doppelt rührenden Worten: „Maria, zu dir ſeufzen wir auf, weinend und flehend, in dieſem Thal der Thränen!“ ſprang der Unglückliche in die äußerſte Kopfhöhe über, fiſtulirte eine Weile und war zuletzt

ſchweig bewieſen, welche ihre ganze Lebenslaufbahn nach den vier Saiten der Streichinſtrumente eingerichtet haben und mit einander ſo groß geworden ſind zum und durch Quartettſpielen. Ja, Blaſedow, obſchon ſeinem Namen nach mehr für die Flöte und das Fagott beſtimmt, war nur überhaupt kein hinlänglicher Muſiker oder es kümmerte ihn die moraliſche Erziehung nicht ſo ſehr als die ſpirituelle; ſonſt würd' er ſich geſagt haben: Aus deinen vier Kindern laſſe wenigſtens vier halbwege Muſikanten werden, damit ſie in ihrem Alter wiſſen, wie viel Verträglichkeit dazu gehört, um ſein Leben lang ſeinen Onslow und Spohr zu ſpielen, nämlich vierfach. Und er würde nicht unrecht gethan haben, da ſich vier Brüder leicht erzürnen (obſchon nicht ſo leicht, wie vier Schweſtern) und in ihrem Alter noch viel öfter. Berürfte jedoch einer des andern, wenigſtens um alle Montage das zur zweiten Natur gewordene Quartett zu ſpielen, ſo würden ſie ſich einander ertragen und vielen Dingen durch die von Coloſonium ſchwitzenden Finger ſehen. Blaſedow war leider unmuſikaliſcher, als ſein Name. Hätte Paganini vier Söhne gehabt, er würde wahrſcheinlich Jeden gelehrt haben, auf einer Saite zu ſpielen, ſo daß nach Art der ruſſiſchen Hornmuſiker, ihrer Vier für Einen geſpielt hätten, was freilich weit weniger künſtlich und angenehm iſt, als wenn es einmal eine Geige auf ein ganzes Quartett ankommen ließe.

Mit ſolchen zerbrechlichen Rohrſtielen von Ideen tappte Blaſedow in der Zukunft ſeiner Kinder herum. Er betrachtete ſie dabei wie vier Bälle zum Escamotiren. Er behandelte ſie wie mathematiſche Größen, wo er ſeinen freien Willen hatte, bald mit vier Strichen einen Kreis, bald ein

bei den für einen Entmannten erſchütternden Worten: „Zeig' uns, Maria, die geſegnete Frucht deines Leibes!“ ein vollſtändiges Frauenzimmer ... Die Herzogin kannte nicht wörtlich den Inhalt dieſer für die Trinitatiszeit normalen abendlichen Horengeſänge; ſie verſtand nicht, wie die Worte in ſchneidender Ironie zur Verſtümmelung des Sängers ſtanden; im Geiſt aber hörte ſie Venno's Aeußerung: Schon um dieſe krähenden Hühner der Sixtiniſchen Kapelle allein muß die römiſch-katholiſche Kirche, wie ſie jetzt iſt, untergehen! ...

Mancher lächelnde und ironiſche Blick haftete an der Herzogin ... Er ſollte ihrem Sturz gelten ... Sie dagegen durfte dieſen Monſignores, Ordensgeneralen, Uditores rnd Adjutantes di Camera nicht minder ironiſch lächeln ... Wie nur eine Hofdame bei einer großen Cour die Geheimniſſe all dieſer ſo ſteif ſich verbeugenden Welt von ihrer Reversſeite überſieht, ſo blickte auch ſie auf alle dieſe tonſurirten Häupter, die das Frauenthum aus ihrem Leben ausgeſchloſſen zu haben ſchienen und die alle, alle doch gerade vom Frauenthum am meiſten abhängig waren — nächſt ihrem Ehrgeiz ...

Ihren Wagen behielt ſie und befahl dem Kutſcher, ſie heute auf den Corſo und in den Park der Villa Borgheſe zu fahren ... Sie kam ſich wie wiederhergeſtellt vor ...

Wie ſie gegen neun Uhr nach Hauſe kam, hörte ſie, daß ein Fremder nach ihr verlangt hätte ... Er wollte morgen zeitig wiederkommen — hieß es ...

Dem beſchriebenen Wuchſe nach war es Venno ... Ein dunkler, voller Bart, der das ganze Geſicht beſchat-

tete, ein grauer Calabreserhut — das stimmte freilich nicht zu ihrer Erinnerung . . . Aber — wer konnte es denn anders sein? . . .

Zu Nacht speiste sie nichts vor Aufregung . . .

Mit zitternder Hand schrieb sie in ihre Asche: „Sano?“ . . .

Kaum, daß sie einige Stunden schlief . . .

Am Morgen las sie: „Salve!“ . . .

In der That lag sie einige Stunden später in Benno's Armen.

## 6.

Ein geliebter Freund, der aus weiter Ferne von Reisen zurückkehrt, breitet zuvor ſeine Geſchenke aus . . . Benno brachte genueſer Korallenſchmuck und mailänder Seidenſtoffe . . . Koſtbarer aber, als alles, war ſein eigenes Selbſt . . .

Und war er es denn auch wirklich? . . . War es jener liebenswürdige junge Mann, der vor einem Jahr am Kärnthnerthor zu Wien aus dem vierſpännigen Wagen der Herzogin von Amarillas ſprang? . . . Aeußerlich machte er geradezu den Eindruck eines Italieners . . . Geſtern, friſch vom Poſtwagen gekommen, hatte er noch einen Calabreſer aufgehabt . . . Heute hatte er der Mode zwar den Tribut eines ſchwarzen Hutes gebracht, ſeinen verwilderten Bart ein wenig geſtutzt; aber das lange ſchwarze Haar, die Bräune des Antlitzes, die leichte, heitere Beweglichkeit, alles das war nicht ſo, wie es die Mutter kannte aus den wenigen unvergeßlichen wiener Augenblicken des äußerſten Schmerzes und der äußerſten Freude . . . Aber es war ſchöner noch; es war verwandter, heimatlicher als in der Er-

innerung. Sie erſtickte ſeine erſten Worte mit ihren Küſſen und Umarmungen . . . Er war es — ihr Julio Cäſare . . .

Nichts iſt anziehender als ein lebensmuthiger, froher, ſorgloſer junger Mann ... Ihm gehört die Welt . . . Alles, was die Gegenwart bietet, muß ſich ihm zu Gefallen ändern . . . Der Tag rauſcht dahin, Jahre vergehen; den Reichthum ſeiner Lebenskraft ſcheint nichts zu berühren . . . Gefühle, Leidenſchaften, Gedanken, mit denen das Alter geizt, von denen die Erfahrung nur noch Einzelnes und Abgegrenztes entgegennimmt, ihm iſt das alles noch eine in ſich zuſammenhängende große Welt, die den ganzen Menſchen ergreift, alle Sinne zu gleicher Zeit, die Seele und den Leib — den Leib und die Seele . . .

Venno verrieth anfangs nur die Stimmung, in die ihn die glückliche Lage verſetzen durfte, von ſeinem Bruder Wittekind anerkannt worden zu ſein . . . Seine Geldmittel floſſen nach Bedürfniß . . . Schon hatte er ſich bei Sopra Minerva eine Wohnung gemiethet . . . Endlich — er war bei ſeiner Mutter . . .

Allmählich erſtaunte er, die Mutter auf dem Monte Pincio zu finden . . . Wie oft hatte er im letzten Herbſt den Palaſt betrachtet, wo er wußte daß ſie wohnte . . .

Das ihm nun enthüllte Schickſal der Mutter durfte ihm, was die Geldmittel anbelangte, gleichgültig erſcheinen ... Dennoch betraf es ihn tiefſchmerzlich ... Mehr noch, er deutete faſt mit Vorwurf an, wie verdrießlich es ihm war, dieſe Veränderung erſt jetzt zu erfahren . . .

Warum, mein Sohn —? fragte die Mutter voll Beſorgniß . . .

Er wäre dann vielleicht nicht gekommen! ſagte er . . .

Die Betroffene erzählte ihm die Einzelheiten ihres Bruchs mit Ceccone . . .

Dieſer Elende! rief Benno . . . Dann aber ſprach er dumpf vor ſich hin: Hätte ich — das geahnt! . . .

Aber was haſt du? fragte immer beſorgter die Mutter . . . Du rechneteſt auf Olympiens Liebe —? ſetzte ſie angſtbeklommen, wenn auch lächelnd hinzu . . .

Benno erröthete und erwiderte nichts . . . In ſeinem Schweigen lag — ein aufrichtiges Ja! . . .

Die Mutter ſtand mit bebenden Lippen vor ihm und hielt ſeine beiden Hände . . .

Benno verhieß jede Aufklärung . . . Jetzt ſprach er von einem Freund, der ihn vielleicht bei dem jungen Fürſten Rucca ſchon angemeldet hätte . . .

Ich Thörin! wehklagte die Mutter. Ich mistraute der Sicherheit unſerer Briefe und ſchrieb dir nichts . . .

Die Mutter wagte noch nicht von Lucinden zu ſprechen . . .

Benno wurde zerſtreuter und zerſtreuter . . . Er ſchützte für eine vorläufige Entfernung das Suchenmüſſen ſeines Freundes vor . . . Dieſer hatte bereits vor ihm eintreffen wollen . . . Er erzählte nur noch einiges von Bonaventura's ſchwieriger Stellung, vom Dank, den ſich ſein Freund erworben durch die Befreiung einiger Opfer der Inquiſition, von Bonaventura's Mistrauen in die ihm von Rom durch Lucinde und die Mutter gewordenen Mittheilungen über die Identität jenes Pilgers mit dem Eremiten Fra Federigo, der ſich nach allgemein dort verbreiteter Meinung in den Kerkern der Inquiſition zu

Rom befinden müſſe, von der bedenklichen Feindſchaft Feſelotti's, die es indeſſen zu einer förmlichen Anklage durch die Congregazione de Vescovi e Regolari noch nicht hatte kommen laſſen . . .

Die Mutter wagte ſich mit einigen ihrer Erfahrungen hervor . . . Sie erzählte von Feſelotti . . . Sie erzählte endlich auch — Lucindens Mitwiſſenſchaft um das Geheimniß ſeines wahren Namens . . .

Von dieſer Seite konnte nur das Verhängniß kommen! erwiderte Benno mit den lebhafteſten Zeichen der Betroffenheit . . .

That ich recht, mit einem ſolchen Dämon Frieden zu ſchließen? fragte die Mutter und las voll Angſt in ſeinen Mienen . . .

Gewiß! gewiß! ſagte er faſt abweſend . . .

Er wollte gehen und den Freund ſuchen . . . Offenbar kämpfte ſein Inneres irgend einen gewaltigen Kampf . . . Die Mutter ſah es und wollte ihn nicht laſſen . . .

Als er dann aber doch gegangen war mit dem Verſprechen, gegen Abend zurückzukehren, als ſie in die letzte Umarmung die ganze Empfindung ausgeſtrömt hatte, die ſie vorm Jahr nach ihrem: „Auf Wiederſehn!“ in ihr Herz verſchloſſen und angeſammelt, überfiel ſie jenes Bangen, von dem wir ſelbſt nach der mächtigſten Freude und dann ohne allen Grund erſchreckt werden können. Salve! Salve! rief ſie ihm zwar nach und ihres Orakels dankbar gedenkend. Aber nun wuchs das wiedereroberte Glück zu ſolcher Höhe, daß ſie ein Schwindel ergriff. Iſt es denn möglich, rief ſie, ſein Vaterland ſcheint nicht mehr

dieſer kalte Norden zu ſein! Er ſpricht im Geiſt ſeiner Mutter, nicht blos ſo ſchön in den Lauten unſerer Zunge!...

Daß ſie in dieſer Seligkeit nicht lange verweilen durfte, machte ſie weinen ... Was hat er mit Ceccone — was mit Olympien? ...

Zwei Stunden war er bei ihr geweſen ... Nun erſt dachte ſie allem nach, was er geſprochen ...

Er hatte politiſche Aeußerungen fallen laſſen ... Er hatte nach einigen freiſinnigen Namen, nach Lucian Bonaparte gefragt ... Himmel, rief ſie, ich ſollte erleben, daß ich eine Römerin werde wie die Mutter der Gracchen! Cäſar, Cäſar, ich bin nicht ſo ſtark wie Cornelia! Ich zittere vor Gefahren, in die du dich begibſt ...

Was iſt ihm nur verderben durch meinen Bruch mit Ceccone —? grübelte ſie ... Bedarf er eines ſo Mächtigen? ... Fühlt er ſich nicht ſicher? ...

Sie erſchrak, daß er von einem Gang auf die öſterreichiſche Geſandtſchaft als von etwas für ſeine Lage Ueberflüſſigem ſprach ... Er lehnte den Wunſch eines Zuſammenhangs mit Deutſchland ab ...

Nun drängte ſich anderes in ihre Erinnerung an dieſe ſeligen zwei Stunden ... Wie ſinnig hatte er das Paſtellmedaillon des Herzogs von Amarillas betrachtet! ... Wie wehmuthsvoll umflorte ſich ſein Auge, als ſie dies Medaillon öffnete und Angiolinens blutiges Haar hervorzog! ... Sie hatte ein geheimes Fach eines Schreibſecretärs aufgezogen und ihm Erinnerungen an Kaſſel, Schloß Neuhof, Altenkirchen gezeigt, die gefälſchten Demiſſorialien, die Zeugenausſagen der

Freunde Wittekind's ... Alle dem ſprach er Worte voll Ernſt und Charakter ...

Zuletzt nahm ſie alles leichter ... Sein Lächeln war zu lieb und ſicher geweſen ... Er hatte ſie zu innig umarmt, zu oft an den Spiegel geführt und ſich mit ihr verglichen; ihre Hände küßte ſie an den Stellen, wo er ſie geküßt hatte ... Sie fühlte ihre Jahre nicht mehr, ſie gedachte ihrer grauen Haare nicht, ſie liebte Benno mit dem Feuer eines Mädchens, das ein Abbild ihrer Träume gefunden ... Zu Lucinden hätte ſie hinausfahren und ihr rufen mögen: Was willſt du uns! ... Ueber Armgart, von der ſie ſogleich geſprochen, hatte ſich Benno nur träumeriſch ablehnend geäußert ...

Alle ihre Unruhe ſammelte ſich jetzt in der Sorge um ein würdiges Empfangen des Sohns für den Abend ... Er kam dann vielleicht mit ſeinem in Ausſicht geſtellten und vielleicht gefundenen Freunde ... Letzterer hätte drei Tage ſchon vor ihm in Rom ſein ſollen, hatte Benno erzählt und ſeinen Namen mehrmals genannt ... Daß ſie ihn behielt, war von einer Italienerin nicht zu verlangen ... Auch Marco und die andern Dienſtboten, die befragt wurden, ob wol jemand nach Baron d'Aſſelyno im Hauſe gefragt hätte, behielten ihn, obgleich ihn Benno auch ihnen nannte, nur unter dem Namen des vielleicht noch kommenden „Signore biondo" — des „blonden Herrn" ... Sonſt ſchien man wegen eines ſo außerordentlich warm begrüßten Fremden wie Benno im Hauſe nicht zu neugierig ... Marco beherrſchte ſich ... Er war das Prachtexemplar eines italieniſchen Bedienten ... Schon in den Vor-Ceccone'ſchen Zeiten der Herzogin

hatte er Abends ihren Kammerherrn, Vormittags die Scheuerfrau gemacht ... Jetzt sank er zwar nicht ganz zu dieser Vielseitigkeit herab, aber den Koch mußte er doch heute Abend mit dem Kammerherrn zu verbinden wissen ... Er versprach ein Souper herzurichten, wie es sich für eine Herzogin gebührte ... Die Mutter ordnete und schmückte die Wohnung und — sich selbst ... Das Haus war in Aufregung ... Una conoscenza della Padrona — aus Wien ... Wozu brauchte es weiterer Aufklärung ...

Das beste Zimmer der Etage bot einen Ausgang auf eine prächtige Altane — das Dach eines vorgebauten, niedrigeren Hauses ... Hier war die Plateforme mit riesigen großen Blumentöpfen bestellt, mit kleinen Orangen, großen Oleanderbäumen ... Die geöffnete Thür ließ die Wohlgerüche der Pinciogärten in das einfache, heute doppelt sorgfältig geordnete Zimmer einziehen ... Noch wurden Teppiche auf die Stellen gebreitet, die die Blumenstöcke leer ließen ... Das die unschuldigste Nachahmung der „hängenden Gärten der Semiramis" ... Ein ungehinderter Fernblick zeigte ein Häusermeer, aus dem die Kirchen, Säulen und Obelisken, schon von der sinkenden Sonne beleuchtet und rosig verklärt, emporragten ... Die Luft noch wie frühlingsmilde ... Die Mutter hätte der Welt rufen mögen: Wo ist heute eine Festesfreude, wie bei mir! ...

Marco lief hin und her und kaufte ein ... Mag er ein wenig die Ohren spitzen, mag er sogar denken: Das ist wol gar der Vielbesprochene, um den die Fürstin Rucca so manche Tasse zerbrach und so manchen

Teller an den Kopf der Diener ſchleuderte! . . . So dachte ſie . . .

Aber nun: Was wird Olympia ſagen! . . .

Da ſtand ſie beim Arrangement ihrer Blumen ſtill und flüſterte: Wohl! Wohl! Was wird Olympia ſagen! . . . Mehr ſchon zu faſſen und zu denken vermochte ſie noch nicht . . .

Benno kam dann rechtzeitig und noch vor dem Abend . . .

Der Freund war nicht angekommen . . . Er hieß Thiebold de Jonge — „Tebaldo", wie man wenigſtens den Vornamen behielt . . .

Iſt es wol der? fragte die Mutter und erzählte was ſie von Lucinden über Armgart's drei Freier wußte . . .

Benno zog die gelben Handſchuhe aus, knöpfte den ſchwarzen Frack auf, ſtrich den langen lockigen Bart, der auf die weiße Weſte niederglitt, und ſagte:

Es iſt unwürdig, von Armgart in einem Augenblick zu ſprechen, wo ich nur zu ſehr verrathe, daß — ich bedauere, von Olympien vergeſſen worden zu ſein . . .

Wieder daſſelbe Räthſel, wie heute früh . . .

Die Mutter begriff dieſe Aeußerung nicht . . . Aber ſie wußte, daß die Aufklärung nicht fehlen ſollte . . . Jetzt hatte ſie nur mit Benno's Perſon, mit dem Glück, ihn zu beſitzen, zu thun und war wie eine Braut mit ihm . . . Eine Braut iſt in den erſten Tagen ihres Glücks ganz nur von ſtiller Prüfung und Beobachtung erfüllt, wie ſich der Geliebteſte in der ihm jetzt geſtatteten engeren Vertraulichkeit des Umgangs ausnimmt; wie ihm die Berührung mit ihrem eigenen kleinen Daſein ſteht; wie ihre Blumen, ihre Bücher, ihre kleinen Pedanterieen am Nähtiſch

Viereck zu zeichnen, bald mit ihnen einen Satz aus der Stereometrie, bald aus der Trigonometrie zu beweisen. Die Ueberzeugung von einer organischen Gesetzgebung in dem kleinen Vernunftstaate eines jeden seiner Kinder, die Ueberzeugung von einer nothwendig zu respectirenden Grenze einer anderweitigen und wenn auch noch unmündigen Freiheit kannte er nicht. „Wohl dem," sagte er, wie schon öfter, „welchen man nicht an eine volle Tafel setzt in seiner Jugend, wo er wählen kann hundert Dinge, von denen er nur nascht und sich verdirbt! Ach, bis zu welcher Vollkommenheit könnte es Jeder in seinem Fache bringen, wenn er von Jugend auf nur für eins bestimmt würde! Wer bei den Alten ein großer Mann werden wollte, zerdrückte schon in der Wiege Schlangen." Und dann sprach er laut: „Wie viel ist vier Mal vier?"

„Sechzehn," sagte Amandus.

„Keine organische Zahl," beklagte sich Blasedow in der Stille. „Das Schicksal will sie trennen. Sie sollen jeder für sich stehen. Die Zahl vier ist in der Musik nur eine scheinbare Einigkeit und kommt auf die heilige Sieben zurück: eine Aussicht, die bei meiner bösen Sieben nicht vorhanden ist. Aber vier Elemente gibt es und nach diesen vier Temperamente, auch viererlei Arten von Wahnsinn, nämlich Blödsinn, Narrheit, Wahnsinn, Tollheit. Blödsinn ist gleich dem Phlegma und der Erde. Narrheit ist gleich dem Sanguinismus und dem Feuer. Wahnsinn ist gleich der Melancholie und dem Wasser. Tollheit ist gleich dem Cholerismus und der öden, ganz leeren und unbewußten Luft."

Jetzt hätte Blasedow auf Amandus schließen müssen; doch ward ihm selber angst, da er für jeden geschiedten Gedanken, den er jetzt etwa finden konnte, gleich einen entspre-

von ihm beurtheilt werden; wie in die tägliche Ordnung des Aelternhauses ſein Weſen ſich beſcheiden oder vielleicht gar — o Wonne und Glück! — ihre aparten Anſichten über dieſen Brauch und jenen Misbrauch den Aeltern gegenüber unterſtützend fügt . . . Wohl dem Bund, wo dann alles ſo ſtill beklommen Beobachtete die Seligkeit des Beſitzes mehrt, kein plötzlich ausbrechender Thränenſtrom verräth, daß oft ein einziges, allzu ſorglos hingeworfenes Wort den Cultus eines ganzen erſten Jugendlebens ſtürzt — Welten wie Spinneweben zerreißt . . . Wohl dem Bund, wo die Harmonie der Herzen dann auch eine des Geiſtes und unſers irdiſchen, oft allerdings launiſch bedingten Daſeins wird! . . .

Benno ſpöttelte immer noch gern und war nie ein — Zwirnabwickler, wie Armgart die Männer nannte, die ſie nicht mochte. Aber „Mutter Gülpen" in der Dechanei hatte ihn doch ein wenig für die Schwächen der Frauen erzogen. Wo er mußte, fügte er ſich dem Ton, den die Frauen lieben. Auch Gräfin Erdmuthe hatte nachgeholfen. Er kam ſo geſchult, ſo rückſichtsvoll und artig, daß die Mutter ihre Freude hatte zu ſehen: So nimmt er ſich aus vor andern! So gleicht er — dem böſen Vater und ſo gleicht er ihm auch nicht! . . . Das Haar unter dem großen Medaillon des mit Orden bedeckten weißlockigen Herzogs von Amarillas hatte er ſich wieder betrachten zu dürfen erbeten . . . Benno ſah ebenſo voll Wehmuth den Inhalt der Kapſel, wie mit Intereſſe das Bild des greiſen Herzogs, der in jedem Zug den Spanier verrieth . . .

Die Politik war in der That die Seele von allem,

was Benno in längerer und ausführlicherer Erörterung sprach . . . Er sah sich um, ob sie unbelauscht blieben . . . Die Mutter führte ihn auf die nun dunkelnde Altane hinaus . . . Hier war alles still . . . Da saßen sie unter den duftenden Blüten . . . Ihre Hände ruhten auf dem Schoos der Mutter ineinander . . .

Benno's die Mutter außerordentlich überraschende Berührung mit den politischen Umtrieben der Jugend und den Flüchtlingen Italiens beruhte auf einem persönlichen Erlebniß . . . Nachdem er seiner Fürsorge für Bonaventura's Gefahr noch einmal alles hatte berichten lassen, was die Mutter von Fesolotti vorgestern gehört, erzählte er es . . .

Sein Grübeln über den Anlaß aller dieser Lebenswirren — es war Bonaventura's Schmerz um das traurige Geschick seines Vaters — unterbrach er fast gewaltsam . . .

Er erzählte, daß er vorm Jahre mit den Depeschen des Staatskanzlers nach Triest und von dort zu Schiff nach Ancona gereist wäre — den kürzesten Weg, um Rom in Zeit von acht Tagen zu erreichen . . . Auf diesem Dampfboot hätte er eine Bekanntschaft gemacht . . . Ein hoher stattlicher Mann wäre ihm aufgefallen, ein Greis mit weißen Haaren, aber kräftigen dunkelgebräunten Antlitzes, eine Erscheinung, vor der die Bemannung des Schiffes ebenso wol, wie die Passagiere die größte, wenn auch etwas scheue Hochachtung bezeugt hätten . . . Bald hätte er erfahren, daß dieser in einen grauen militärischen Oberrock, sonst in Civil gekleidete Mann einer der ersten Namen des Kaiserreichs wäre, Admiral der österreichischen Flotte, Fran-

cesco Bandiera*) ... Italiener von Geburt, Venetianer aus den alten Geschlechtern, hatte Bandiera die angeborene Seemannsnatur zu Gunsten des Staates ausgebildet, dem ihn die Geschicke Europas nach dem Sturz Napoleon's zugewiesen . . . Er hatte die kaiserliche Marine ebenso vervollkommnet, wie ihrer Geschichte Lorbern errungen — er befehligte die österreichische Fregatte „Bellona", die noch vor kurzem ein englisches Bombardement von Saint-Jean d'Acre unterstützte . . . Reisen nach Amerika hatte er gemacht und trug, wenn er sich in ganzer Repräsentation seiner Würde hätte zeigen wollen, die Brust mit Orden bedeckt — . . .

Die Herzogin kannte die Lage dieses Mannes . . . Sie wußte, warum sein Blick so traurig und die Ehrfurcht vor ihm so scheu gewesen sein mußte . . .

Zwei seiner Söhne, bestätigte Benno, hatten die Loyalität des hochgestellten Vaters auf eine in Oesterreich mit Indignation, in Italien mit Jubel aufgenommene Weise compromittirt . . . Attilio und Aemilio Bandiera standen als Marinelieutenants unter ihrem Vater. **) Mit dem Pistol in der Hand und im Bund mit einigen Verschworenen hatten sie sich das Commando der Fregatte „Bellona" erzwingen und mit ihr nach der Küste der Romagna segeln wollen, wo ein gleichzeitig organisirter Aufstand den Versuch einer Insurrection erneuern sollte, der schon einmal bei Forli und Rimini gescheitert war . . . Bandiera selbst, der Admiral, ihr Vater, hatte

*) Geboren 1780 in Venedig.

**) Wir geben nur Thatsachen.

sich damals den für einen Italiener zweifelhaften, für einen Oesterreicher achtbaren Ruhm erworben, die Trümmer der in Rimini und Forli gesprengten Insurrection — Louis Napoleon Bonaparte war unter den Entkommenen, sein älterer Bruder unter den Gefallenen — zur See vernichtet zu haben ... Aber der Ueberfall der Fregatte „Bellona" mislang ... Die beiden dem „Jungen Italien" affiliirten Söhne des Admirals entflohen ... Bandiera, vor dem Kaiserstaat in seinen Söhnen compromittirt, riß sich im ersten Anfall seines Schmerzes die Epauletten von den Schultern, band sich die goldene Schärpe ab, legte seine Würde nieder und begab sich nach seinem Landgut Campanede bei Mestre an den Lagunen Venedigs; er bekannte sich seiner Stellung für nicht mehr würdig ...

Die Herzogin kannte alle diese ergreifenden Vorfälle ...

Wohl kannst du denken, fuhr Benno fort, wie mich der Anblick dieses Greises erschütterte! ... Die markige Gestalt war vom tiefsten Schmerz gebeugt ... In die Wellen blickte Francesco Bandiera wie Jemand, der den Tod einem Leben ohne Ehre vorzieht ... Abgeschlossen hielt er sich von der ganzen Equipage des Schiffs ... Ich hörte flüstern, er wollte nach Korfu, wohin seine Söhne geflohen waren, wollte ihnen zureden, zurückzukehren, sich dem Kriegsgericht zu stellen, das sie ohne Zweifel zum Tode verurtheilen würde — er wollte sie ermuntern, sich der Gnade des Kaisers zu empfehlen und eine Gefängnißstrafe zu büßen, die vielleicht keine lebenslängliche war ... Auch ihm persönlich konnte dann noch vielleicht möglich bleiben, eine Stellung zu

behalten, die er trotz seiner Jahre liebte ... Das Blut eines alten Seemanns fließt unruhig und geht nicht im gleichen Takt mit dem Leben auf dem Lande ...

Die Mutter verstand die Schwere eines solchen Schicksals und horchte ... „Eine Mutter", sagte sie, „ist die Vorsehung ihres Kindes!" Das waren deine Worte, mein Sohn, als wir an Angiolinens Leiche standen! ... Ein Vater aber, fuhr sie fort, ist der Sohn selbst ... Das ist nur Eine Person mit ihm — Vater und Sohn, beide haben nur eine und dieselbe Ehre — ...

Benno seufzte ... Er verfiel auf Augenblicke in ein Sinnen. Nicht um den Kronsyndikus, wie die Mutter dachte ... Ebenso hatte Bonaventura gesprochen, der keine Ruhe mehr im Leben finden zu können erklärte, solange er wüßte, in einem Kerker der Inquisition schmachtete sein Vater ... Benno theilte die Ueberzeugung, daß Fra Federige Friedrich von Asselyn war ... Er sah Conflicte kommen mit Friedrich von Wittekind, der ihn todt glauben mußte ... Sich aufraffend fuhr er fort:

Die Begegnung des Vaters mit seinen Söhnen schien eine Scene des höchsten Schmerzes werden zu müssen ... Ich betrachtete den gebeugten Helden mit jener Rührung, die das tragische Schicksal einflößt ... Doch gerade meinen Blick vermied er ... Es hatte sich herumgesprochen, daß ich als Courier für die Regierung reiste. Meine Tasche mit den Depeschen verrieth mich; Geheimhaltung war mir nicht anbefohlen worden ...

Benno war schon so auf die Weise des politischen Lebens in Italien gestimmt, daß er den besorglichen Blick der Mutter wohl verstand ... Ein Courier mit österrei-

chiſchen Depeſchen iſt in Italien nicht vor dem Tode ſicher . . .

Die Fahrt dauerte zwei Tage und zwei Nächte ... erzählte Benno. Die Küſte der Romagna kam und verſchwand wieder. Die hohen Apenninen ſah das Fernrohr bald, bald verloren ſich die zackigen, zuweilen ſchneebedeckten Höhen. Jenſeits derſelben lag Rom! ... Auf die Länge war nicht zu vermeiden, daß Bandiera mit mir in Geſpräche verwickelt wurde. Er erkundigte ſich nach meiner Heimat. Da er ſie nennen hörte, ſprach er von einem mir unendlich theuern Namen, der aus dortiger Gegend gebürtig iſt. Den engliſchen Oberſten Ulrich von Hülleshoven hatte Bandiera auf der Rückreiſe von Rio Janeiro, wohin er die Erzherzogin Leopoldine von Oeſterreich als Kaiſerin von Braſilien überführt hatte, in Canada kennen gelernt . . .

Den Vater deiner Irmgart! . . . ſagte die Mutter lächelnd . . .

Benno erwiderte:

Du ſahſt wol an Lucindens Schilderung, daß dieſe Liebe mehr ein Gegenſtand des Spottes als des Glückwunſches iſt . . . Schon hab' ich mich gewöhnt, ſie wie meinen Stern des Morgenlands zu betrachten, dem die Lebensreiſe unbewußt folgt . . . Ich hoffe um ſo weniger auf Erfüllung, als der Freund, den ich jeden Augenblick erwarte, ebenſo leidet wie ich . . .

Mein Sohn, ſagte die Mutter voll Theilnahme, es gibt in der Liebe vielerlei Wege . . . Die gerade Straße führt nicht immer zu dem, was für uns beſtimmt iſt . . . Hoffe! . . .

Venno hielt einen Augenblick inne und ſchüttelte ſeine ihm faſt auf die Schultern reichenden ſchwarzen Locken ... Nach einer Weile fuhr er fort:

Auf dieſe Mittheilung, die mich außerordentlich überraſchte, wurde ich mit Admiral Vandiera vertrauter ... Daß der vom Staatskanzler mir gegebene Auftrag eine ganz zufällige Veranlaſſung hatte, ſchien ihn faſt zu erfreuen ... Er faßte Vertrauen, als ich ihm ſagte: Die Jugend des jetzigen Europa wächſt in neuen Anſchauungen auf! Zwei Offiziere, die ihren Eid brächen, könnte man freilich nicht entſchuldigen; aber wie oft hätten auch die Völker und die Fürſten in dieſen Zeiten ihre Eide brechen müſſen! ... Nein, wallte er auf, ich ſchieße ſie nieder, die Fahnenflüchtlinge, Verräther an ihrem Kaiſer, ihrem Schiff, dem ſie angehörten, dem Palladium ihrer Ehre! ... Die Erregung, mit der der greiſe Admiral dieſe Worte ſprach, glich der des Brutus, der ſeine Söhne zu richten hat ... Dennoch konnt' ich erwarten, daß dieſe Reiſe nach Kerfu, wo die Söhne ein Aſyl bei den Engländern gefunden hatten, die Wendung der Verſöhnung nahm. Ich bemitleidete den Greis, deſſen Inneres von Folterqualen zerriſſen ſchien ...

Die Mutter nahm ſchon längſt Partei für die Söhne ... Sie machte eine jener verächtlichen Mienen, von denen auch nur, wenn innerliche Abneigung ſie ergreift, die Südländerin ihre Geſichtszüge entſtellen läßt ...

Ihren Pahs! und Ehs! erwiderte Venno:

Ich rechnete zu des Vaters Leiden die mir vollkommen erſichtliche Liebe und Theilnahme für ſeine Söhne ... Sie ſchienen die Augäpfel ſeines Lebens ...

Beide Söhne waren der Stolz der Mutter, die nach Mailand geeilt war, um die Gnade des Vicekönigs anzurufen ... Sie hatte tröstende Versprechungen zurückgebracht, falls die Flüchtlinge reuig wiederkehrten ... Ja im Stillen gährte in des Alten Bruſt die Regung des geborenen Italieners. Er glaubte vollkommen an die Möglichkeit dieſer Verirrung, ſchrieb er ſie auch nur auf Rechnung der Verführung — Er, er wollte ihnen lieber die kaiſerliche Kugel vor die Stirn brennen laſſen, rief er aus, als ſie mit dieſen Mordbrennern und Mördern in London, Malta, Korfu, wo die Junten des „Jungen Italien" ſäßen, Hand in Hand gehen zu ſehen — Bald jedoch ſetzte er hinzu: Dort ſuchen und finden ſie die Kugel ſichrer, als wenn ſie nach Venedig zurückkehren, ihren Richtern ſich ſtellen und ihr Schickſal der Gnade des Kaiſers empfehlen! ... Was thun ſolcher Jugend, fuhr er wie — ein Italiener zu calculiren fort, ein paar verlorene Jahre? Bis dahin ändert ſich vieles. Aemilio, mein jüngerer, iſt kräftig; Attilio, der ältere, zarter — erſt dreiundzwanzig Jahre alt ...

Das Auge der Herzogin leuchtete hell auf ... Ihr Herz ſchlug für die jungen Flüchtlinge, die zu jenem Bunde gehörten, von dem zwölf Logen auch in Rom wirken ſollten — zu jenen Verſchwörungen, um derentwillen Fefeletti und Ceccone ſcheinbar Frieden geſchloſſen ... Nur blieb ſie beſorglich geſpannt ... Wie konnte dieſe Begegnung Veranlaſſung ſein, daß Benno ſo plötzlich nach Rom kam und ſogar wünſchen konnte, Ceccone und Olympien wieder zu begegnen ... Ihre Augen, die wie glühende Fragezeichen auf dem ſonnenverbrannten

Antlitz des Sohnes hafteten, ſprachen: Was willſt du mit alledem? ...

Mutter, ſagte Benno liebevoll, ich geſtehe dir's, ich habe bei allen dieſen Beziehungen nur an dich gedacht, habe aus deinem Sinn heraus darüber geurtheilt — du hatteſt mich ſchon in Wien zum Italiener gemacht ...

Divino! flüſterte die Herzogin und küßte Benno's Stirn ...

Benno drückte ihre Hand und fuhr fort:

Ich empfand Mitleid mit dem Vater und den Söhnen ... Auch die Söhne ſchienen ihren Vater zu lieben und die Schande vollkommen zu erkennen, die ſie ihm bereiteten ... Er erzählte die rührendſten Züge ihrer Anhänglichkeit ... Wie erkannt' ich das ſchöne Band, das einen Sohn an ſeinen Vater feſſeln kann — wie den Schmerz, nicht mit ihm dieſelbe Bahn gehen zu dürfen! ... Ich vergegenwärtigte mir den Mann, deſſen Namen auch wir tragen ſollten und ſagte mir: Hätteſt du ihn im Leben zur Rechenſchaft fordern dürfen, wer weiß, ob ſein Anblick dich nicht entwaffnet hätte ...

Oreſt tödtete ſeine Mutter! wallte die Herzogin auf ...

Aber die Furien verfolgten ihn! entgegnete Benno ...

Ein unheimliches Brüten trat in die Augen der Herzogin ... Sie ſchien ſich auf die Momente Wittekind's zu beſinnen, von denen ſie ſelbſt erzählt hatte, daß ſie beſtrickend ſein konnten ... Sie brütete, ob ſich Benno etwas daraus machen würde, ſich mit der Zeit einen

Wittekind zu nennen ... Feſelotti konnte mit einem Federſtrich ihre Ehe legitimiren ... Für wiſſentliche und unwiſſentliche Bigamie gab es in Rom dicht an der nächſten Straßenecke die officielle Entſühnung ...

In Ancona nahm ich Abſchied von dem greiſen Helden, fuhr inzwiſchen Benno fort. Obgleich das Schiff einen Tag raſtete, blieb der Admiral auf ſeinem Elemente. Anconas Thürme ſchreckten ihn. Er hatte die Fahne des „Jungen Italien" auf ihnen geſehen. Er hatte die Flüchtlinge von Forli und Rimini aufgefangen und an die Kerker des Spielbergs ausgeliefert ... So lohnte ihm die Nemeſis ... Er drückte meine Hand, ermahnte mich, wenn ich Aeltern hätte, ihnen Freude zu machen, empfahl ſich dem Oberſten von Hülleshoven und zeigte nach Südoſt, zu den joniſchen Inſeln hinüber. Die Heimat des Ulyſſes! ſagte er ... Ihm würde keine Ruhe mehr werden, deutete er damit an. Er wollte ſeiner Weinreben in Campanede warten. Der Gedanke an ſeine Gattin, die Mutter dieſer geliebten Söhne, füllte ſein Auge mit Thränen ...

Die Herzogin machte eine Miene, als wollte ſie ſagen: Ah bah! Was hilft das uns! Kümmere dich nicht um ihn! ...

Ich erlitt in Ancona eine Verzögerung, fuhr Benno fort, weil gerade damals Grizzifalcone den Weg nach Rom beſonders unſicher machte ... Der Eilwagen fuhr in Begleitung eines Detachements Carabiniers ...

Ueber den Angriff bei Olympiens Hochzeit, über die Gefahr der Mutter, den Tod des Räubers hatten ſich die Briefe genugſam ausgeſprochen ... Dennoch kam

chenden Wahnſinn gefunden hätte. Er ward über die allzu große Fruchtbarkeit ſeines Witzes ſo unmuthig, daß er ſich recht freute, eine Gelegenheit zu haben, ſich zu faſſen. Er faßte aber auch Amandus, deſſen fortwährende verſtohlenen Gebärden ihm mißfielen, und ſchlug ihm mit einem grünen verblaßten Regenſchirm auf die Finger, die zwiſchen der Rocktaſche und dem Munde eine für den Vater nachgerade un ausſtehliche Correſpondenz unterhielten. Während Amandus wie ein ſcheues Pferd auf die Seite ſprang und ſich auf d Hinterfüße ſetzte und Blaſedow: Oho! rief, gleichſam, als wollt' er ihn lehren Mienen machen, entdeckte dieſer an die plaſtiſche Maſſe, die Amandus bei ſich trug, indem er ſeine Rocktaſche unterſuchte. Blaſedow zitterte, aber nicht vor Wuth, ſondern vor Freude; denn es ſchien ſich ihm Alles beſtätigen zu wollen, was er über die Anlage des Knaben zur Bildhauerei ſchon vorausgeſetzt hatte. Er nahm das corpus delicti und knüpfte daran die unmittelbare Unterweiſung, die er jetzt dem Genius ſeines Kindes ſchuldig zu ſein glaubte. „Daß du von Jugend auf in deinem Fache erzogen werdeſt," begann er, „iſt für dich wichtiger, als für Andre. Komm' her und halte dich ſtill, Amandus! Der Bildhauer bedarf mehr, als jeder andre Künſtler, von Jugend auf eine Gewöhnung an plaſtiſche Anſchauungen. Das Todte ſoll dein Aug' erwecken und das Lebende tödten. Nur in dieſer Mitte hält ſich die Aufgabe deiner Kunſt. Alle deine Statuen und Gruppen, Amandus, ſollen lebendige Erinnerungen ſein, aber vom Tode. Der rechte Künſtler der Unſterblichkeit biſt du; du gibſt uns die Vernichtung und die Ewigkeit des Menſchen, du gibſt uns jenen geheimnißvollen Schlummer, der nach dem Tode in den Menſchenaugen wal

Venno mit neuem Bedauern darauf zurück . . . Dafür kürzte er die Schilderung ſeines Aufenthalts in Rom ab, der bis zum Carneval und bis zur Ankunft der Mutter gedauert hatte . . .

Da entflohſt du wieder! . . . ſagte ſie. Bereiteteſt meiner Sehnſucht die ſchmerzlichſte Enttäuſchung! . . . Nun ich von deiner Liebe zu Armgart weiß, verſteh' ich es — und alles das nennſt du deutſch! Deutſch iſt euch die Ehrlichkeit —! . . . Dein Vater war nun auch ein Deutſcher und dennoch — Doch fahre fort! . . . Ich ahne — ſagte die Mutter mit zagender Stimme — du lernteſt die Gebrüder Bandiera ſelbſt kennen . . .

Ich ging nach dem Süden, ſprach Venno mit bejahender Miene, ſah Neapel, ſchwelgte in Sorrent, kletterte über die Felſen Capris und Ischias, lernte die Sprache des Volks, die eine andere als die der Grammatik iſt, und reiſte nach Sicilien . . . Ich machte die Reiſe mit einigen Engländern, die ich in Sorrent kennen gelernt hatte im Hauſe der Geburt Taſſo's . . . Wir ſtimmten beim Anblick einer alten Bronzebüſte des Dichters überein, daß nach dieſem Abbild Taſſo die häßlichſte Phyſiognomie von der Welt gehabt haben müßte und dadurch ſeine Stellung zu Leonore d'Eſte eine neue und komiſche Beleuchtung erhielte . . . Ich blieb mit dieſen heitern Engländern zuſammen . . . Wir reiſten nach Palermo . . . Dort beſuchten wir ein engliſches Kriegsſchiff, das im Hafen lag . . . Wir dinirten am Bord deſſelben; köſtlicher und fröhlicher, als ich ſeit Jahren auf dem Lande gelebt . . . Der Wein floß in Strömen . . . Die Engländer meiner Bekanntſchaft wa-

ren mit dem Kapitän von der Schule zu Eton her bekannt . . . Am Tisch saßen zwei junge Männer, Italiener, die bei dieser ausgelassenen Schwelgerei die Zurückhaltung und Mäßigkeit selbst waren . . . Sie sprachen Deutsch und Englisch, waren bildschön, hatten Augen von einem glühenden und doch wieder so milden Feuer — . . .

Wie du! unterbrach die Mutter wie mit dem Ton der Eifersucht . . . Sie weidete sich an Benno's Anblick, der ein edler und männlicher war . . .

Sage, wie — verkleidete Angiolinen! . . . entgegnete Benno . . . Die Söhne Bandiera's waren wie Castor und Pollux . . . Redete man den einen an, so erröthete statt seiner der andere . . . Nach Tisch wurde auf dem freien Element bei einem Sonnenschein, der alle Herzen der Menschen mit Liebe und Versöhnung hätte erfüllen sollen, politisirt . . . In der Ferne lag das rauschende wilde Palermo mit seinen Kuppeln und Thürmen; sein Kauffahrteihafen mit Hunderten von Masten; das englische Kriegsschiff mit achtzig Kanonen lag dicht am Castell und diente zur Unterstützung einer Differenz des englischen Leoparden mit der Krone Neapels *) . . . Dicht lag es an dem abgesonderten Festungshafen Castellamare . . . Ich erzählte den Brüdern meine Begegnung mit ihrem Vater und fragte nach dem Resultat . . . Sie sehen es, sagten beide zu gleicher Zeit und zu gleicher Zeit füllten sich beider Augen mit Thränen . . . Abwechselnd, wie nach Verabredung und doch nur in-

*) Die bekannte „Schwefelfrage".

folge ihrer guten Erziehung und brüderlichen Eintracht, sprach immer der eine und dann erst der andere. Ihr Gemüth schien ein einziges Uhrwerk zu sein. Was auf dem Zifferblatt der eine zeigte, schlug mit dem Glockenhammer der andere ... Sie erzählten, daß sie wol gewußt hätten, welchen Kummer sie dem Vater und der Mutter bereiteten und wie sie des erstern ehrenvolle Laufbahn unterbrächen. Sie hätten aber schon lange keinen freien Willen mehr. Einmal eingereiht in den Bund des „Jungen Italien" müßten sie vollziehen, was ihnen befohlen würde. Die Befehle kämen von London, Malta und Korfu. Nur durch diese blinde Unterwerfung und gänzliche Gefangengabe seiner eigenen Persönlichkeit könnte eine große Zukunft erzielt werden. Italien müßte frei von den Fremden, frei von seinen eigenen Unterdrückern, müßte einig werden und eine große untheilbare Republik. Ich mochte, weil dieser Wahn zu eingewurzelt schien, ihn nicht bekämpfen ...

Wahn? unterbrach die Mutter. Glaubst du, daß diese Ceccones, diese Fefelottis so zittern würden, wenn sie solche Hoffnungen für Wahn hielten? ... Alle Cabinete Italiens fürchten sich vor diesen beiden Jünglingen ...

Die Republik, sagte Benno, ist nur möglich für Völker, die in dieser Staatsform eine Erleichterung für ihre übrige tägliche Sorge, für eine vom Gewinn oder von der Furcht gestachelte einzelne Hauptthätigkeit ihres geselligen Verbandes finden. Sie ist möglich bei einem Volk, das in der Lage ist, sich täglich vertheidigen zu müssen, wie die Republiken Griechenlands; sie ist bei leidenschaftlichen und den Erwerb liebenden Ackerbauern, wie in der Schweiz,

bei leidenſchaftlichen Induſtriellen, wie in den Niederlanden und in England, bei Handeltreibenden, wie in Holland und Amerika möglich. Jede Nation aber, die ſich Zeit zum Träumen laſſen darf, die nichts erzielt, nichts hervorbringt, Nationen, wie ſie Südamerika, Spanien, Italien, ſelbſt Deutſchland bietet, ſind unfähig zur Republik . . .

Die Herzogin erwiderte:

Der Italiener liebt den Gewinn mehr, wie Einer . . .

Italien ſind nicht die Gaſtwirthe! entgegnete Benno und wollte dem Thema ausweichen . . .

Die Mutter aber hielt es feſt und ſah in Italien die Republik unter dem Schutz eines verbeſſerten Papſtthums wieder aufblühen . . . Rom beherrſcht noch einmal die Welt! ſagte ſie. Das erhöhte, zur wahren Capitale der Chriſtenheit erhobene Rom! . . .

Mit oder ohne Jeſuiten? . . . fragte Benno ironiſch . . .

Ein ſpaniſcher Jeſuit lehrte, es ſei erlaubt, Tyrannen zu morden . . .

Ketzeriſche Tyrannen! . . .

Marco hatte ſein Souper beendigt, hatte ſich in ſeinen ſchwarzen Frack geworfen und ging lächelnd und ſchmunzelnd wie ein alter Hausfreund drinnen im Salon auf und ab . . .

Mutter und Sohn mußten ſchweigen, weil der Alte näher kam, auf die Blumenterraſſe durch die halbgeöffnete Thür blickte und fragte:

Altezza werden nicht mehr auf den Corſo fahren — ?

Marco that, als wäre es ganz in der Ordnung,

wenn man hier jeden Abend ein gewähltes Souper fand . . .

Hier iſt unſer Corſo —! ſagte die Mutter . . .

So will ich die Pferde ausſpannen laſſen . . . blinzelte Marco und ging . . .

Die Pferde waren gar nicht angeſpannt geweſen . . . Ein Miethkutſcher in der Nähe lieferte ſie nach Beſtellung . . . Wurden ſie nicht beſtellt, ſo war es eine kleine Erſparniß . . .

Benno, der dieſe kleinen Manöver, die Marco machte, um die Armuth ſeiner Gebieterin zu verbergen, mit Rührung bemerkt hatte, lenkte, da die Herzogin den Nachtimbiß noch etwas verſchieben zu wollen Marco nachgerufen hatte, wieder auf ſeine Erzählung ein . . . Er ſchilderte den Eindruck, den ihm die Brüder Bandiera gemacht hätten, als einen ſo nachhaltigen, daß er ſeit jenem Beſuch des Kriegsſchiffs in den Intereſſen dieſer jungen Männer wie in denen ſeiner älteſten Freunde lebte . . . Ich habe, ſagte er, an jungen Bekannten Deutſchlands die gleichen Stimmungen und Ueberzeugungen oft beſpöttelt und ihnen keine Lebensfähigkeit zugeſtanden; aber ſelten auch fand ich einen idealen Sinn in ſolcher Reinheit, eine dem Unmöglichen zugewandte Ueberzeugung ſo feſt und als ſelbſtverſtändlich aufrecht erhalten. Dieſe Brüder hatten ſich ebenſo zu Kriegern wie zu Gelehrten gebildet. Sie ſprachen von den Wurfgeſchoſſen bei Belagerungen mit derſelben Sachkenntniß wie von Gioberti's Philoſophie. Sie hatten Ugo Foscolo, Leopardi, Silvio Pellico, alles, was die Cenſur in Oeſterreich verbietet, in ihr Lebensblut aufgenommen und bei alledem blieben ſie

Jünglinge, die wie aus der Märchenwelt gekommen schienen. Daß sie sich unter den Eindrücken der See, der rohen Matrosen, des zügellosen Hafenlebens so rein hatten erhalten können, sprach für die Mutter, die sie bildete, für die strenge Mannszucht, die der Vater übte ... Den Aeltern, sagten sie, hätten sie Lebewohl sagen müssen für diese Erde ... Der Vater hätte sie anfangs begrüßt wie — Schurken. Geschieden wäre er von ihnen wie ihr Bundsgenosse. Er wohne jetzt zu Campanede wie ein Sklave, der nur schon zu alt wäre, noch seine Fesseln zu brechen. Die Mutter würde ihm die Freude an seinen wenig genossenen Blumen und Früchten versüßen und ihn von seinen jungen Tagen erzählen lassen, da sie fünfundzwanzig Jahre mit ihm verheirathet wäre und nicht fünf Jahre ihn besessen hätte. Mögen Venedigs Gondeln, sprach Attilio, mit ihren geputzten Sonntagsgästen, mit ihren Stutzern und Damen unter leuchtenden Sonnenschirmen, an Mestre vorüberfahren und auf Campanede's kleine Häuser deuten, wo ihr Vater wohne — sie würden nicht lachen, sie würden ihm — um ihretwillen stille Evvivas bringen ...

Ha ragione! sagte die Mutter fest und bestimmt ... Sie hatte keine Theilnahme für den Vater, sondern nur für die Mutter und die Söhne ...

Doch wollte sie diese nicht als Märtyrer, sondern als Sieger sehen ... Die Rosse sollten ihnen vom Schicksal so wild und stolz gezäumt werden, wie den olympischen, die sich drüben auf dem Monte Cavallo aus des Praxiteles Hand bäumten ... Diese

Evviva, ſagte ſie, werden bald laut werden und Sieg bedeuten! . . .

Benno zuckte die Achſeln . . . In ſeinen Mienen lag der Ausdruck des Zweifels . . . Es lag aber auch der Ausdruck der Kämpfe in ihnen, die ſchon lange in ſeinem Innern vor ſich gingen . . . Er war nie ein Ghibelline geweſen im Sinn der Bureaukratie Deutſchlands wie ſein Bruder, der Präſident — aber ein Welfe zu werden, wie etwa Klingsohr, Lucinde, andere Abtrünnige, widerſtand ihm ebenſo . . . Der Mutter konnte er ſeine irrenden Gedankengänge nicht mittheilen . . . Er erzählte nur . . .

Zunächſt berichtete er, wie er die Brüder auf dem Kriegsſchiff täglich beſucht und mit ihnen politiſirt und philoſophirt hätte, bis das Schiff die Anker lichtete und nach Malta ſegelte . . . Später, als die Hitze in Sicilien und bei ſeinen Wanderungen auf den Aetna zu unerträglich geworden, wäre auch er ihnen nach Malta gefolgt; er hätte ſie auf dem felſigen Eiland mitten unter den für ſein Gefühl zweideutigen Elementen der emigrirten Verbannten wiedergefunden wie zwei Engel des Lichtes . . .

Schreckhaft, fuhr er in ſeiner Darſtellung fort, war die Seefahrt ſelbſt . . . Nach Tagen der drückendſten Hitze ſprang das Wetter um und ich erlebte einen Sturm. Die Küſte Siciliens wurde ein einziger Nebelball. Das dunkelgraue, bald nur noch einem weißen Giſcht gleichkommende Meer wälzte ſich wie von einem unterirdiſchen Erdbeben gehoben. Das Schiff, ein engliſcher Dampfer, ſank und ſtieg, wie von geheimen Schlünden ergriffen, die es bald hinunterzogen und wieder ausſpieen. Jeder Balken ächzte. Der Regen floß

in Strömen. Das Arbeiten der Maſchine mehrte unſere Beklemmung, die den Untergang vor Augen ſah. Schreckhaft, wenn nur immer die Räder der Maſchine hochauf ins Leere ſchaufelten — man fühlte dann die furchtbare Gewalt des Dampfes, der keinen Gegenſtand fand und die Eſſe hätte ſprengen müſſen. Aber in dieſem Toben und Raſen des Sturms und des Waſſers erkennt man die allgemeine Menſchenohnmacht und ergibt ſich zuletzt — faſt wie der Träger einer Schuld, die gleichſam unſer Vorwitz ſchon ſeit Jahrtauſenden gegen die Natur auf ſich geladen hat. Auf dem engen Lager der Kajüte hingeſtreckt, erfüllte mich zuletzt Seelenruhe, auch wenn in der Nacht das Schiff auf ein Riff oder ein ihm begegnendes Fahrzeug geſchleudert worden wäre. Der Tod infolge einer Naturnothwendigkeit hat, wenn man ſich daran zu gewöhnen Zeit bekommt, nichts Schreckhaftes mehr . . . Ich erzähle das alles, weil Aemilio Bandiera ganz ebenſo vom Segeln auf den Wogen der Zeit ſprach . . .

Die Mutter machte alle möglichen Zeichen der Abwehr und des Proteſtes gegen eine ſolche Ergebung in das Unglück . . . Mitgefühl und Aberglaube lagen auf den geſpannten Zügen ihres Antlitzes, das jedesmal, wenn eine edle Leidenſchaft es erregte, einen lichtverklärten Anhauch ehemaliger Schönheit erhielt . . .

Attilio ſetzte hinzu, fuhr Benno fort, bei ſolchen Schrecken ſtünden ſoviel unſichtbare Engel zur Seite und fingen den Streich der Nothwendigkeit auf und ſoviel Tauſende riefen: Uns ging es ja ebenſo! . . . Oft, wenn ich mit den Brüdern auf dem Molo von La Valette

ſpazieren ging, rings das weite Meer wie nach beruhigter Leidenſchaft in lächelnder Majeſtät lag, wenn ich mich in allem erſchöpft hatte, was die Geſchichte und die geſunde Vernunft gegen die italieniſche Form, die Freiheit der Völker zu erringen, lehrten — antworteten ſie: Das mag auf euch paſſen, aber nicht auf uns! Und auch auf euch paßt es nur den Männern, nicht der Jugend! Die Jugend und ein unreifes Volk folgen der Ueberlegung nicht, ſondern dem Inſtinct. Wir wiſſen, daß unſere Einfälle, die wir da oder dort in das Erbe der Tyrannen machen, noch ſcheitern müſſen. Aber weit entfernt, daß ſie darum dem Spott unterliegen, laſſen ſie immer etwas zurück, was dem nächſtfolgenden Verſuch zugute kommt. Immer iſt wenigſtens Ein heroiſcher Zug, Ein überraſchender kleiner momentaner Erfolg vorgekommen, der dann für den nächſten Verſuch ermunternd wirkt; man hatte ein Schiff, einen Thurm erobert, es waren einige der Gegner gefallen — Wenn Sie Recht haben ſollten, daß die Freiheit immer nur eine Folge eines andern hiſtoriſchen großen Impulſes iſt — wie Graf Ceſar Balbi lehrt, der für Italien erſt den Untergang des osmaniſchen Reichs als erlöſend betrachtet — ſo muß für eine ſolche möglicherweiſe eintretende Kriſis die Geſinnung vorbereitet ſein. Wir müſſen dieſe Aufſtände, ſo nutzlos ſie ſcheinen, nur allein der Anregung wegen machen. Sie werden noch lange Jahre hindurch ſcheitern, manche Kugel wird noch die Beſiegten mit verbundenen Augen in den Feſtungswällen niederſtrecken, manches Haupt wird auf dem Henkerblock fallen: das thut nichts; alles das hält

nur die Frage wach und bereitet vor für ihre künftige Entscheidung . . .

Die Mutter horchte voll Grauen . . .

Als ich entgegnete: Lehrt durch Schriften und Gedanken! — lachten beide und erwiderten: Italien und ein Kind begreifen nur durch Beispiele! Der Buchstabe, Dank der langen Beschränkung desselben, kommt unserm ungebildeten, wenn auch geistesregen Volk nicht bei; hier will man sehen, hier mit Händen greifen, die Wundenmale berühren! Von den Jesuiten erzogen, wird dies Volk belehrt, daß die Patrioten lächerlich und schwach wären. Aber das Beispiel eines Aufstands in Genua oder Sicilien oder in der Romagna muß deshalb auf einige Tage das Gegentheil beweisen. Italien bewundert Räuber um ihres Muthes willen! ergänzte Attilio. Was ist der Tod! fiel Aemilio, der jüngere, wieder ein. Schreckhaft nur, wenn man im Leben Dinge verfolgt, die sich ausschließlich an unsere eigene Person knüpfen. Aber schon der Krieger gewöhnt sich und sogar im Frieden durch die Tausende, die mit ihm in gleicher Lage sind, von seinem Ich als einem völlig Gleichgültigen zu abstrahiren. Einer da mehr oder weniger — wen darf das schrecken! Vollends, sprach der ernstere und ruhigere Attilio, wenn man die Philosophie zu Hülfe nimmt! Die Erde ist ein Atom im Weltgebäude; diese Luft, diese Gestirne, diese Welten, diese Bäume, diese Menschen sind nur Schatten eines andern wahren Seins, das mit unzerstörbarer Göttlichkeit über dieser Welt der flüchtigen Erscheinungen thront! . . .

Die Herzogin erhob sich, überwältigt von den an-

ten würde, wenn diese irdische Hülle ihnen bliebe. Dein Meißel rettet das fleischliche Kleid der Schöpfung nicht, um dem Gesetz der Zerstörung zu trotzen, sondern, weil er keine andere Hülle hat, um die Unsterblichkeit einzuschließen. Die Ewigkeit aber schlummert in den Gebilden deiner Kunst."

Hier war Blasedow von den begeisterten Begriffen übermannt, die er mit Allem, was nicht seine eigene verfehlte Laufbahn war, verknüpfte. Er setzte sich in das Korn, nicht achtend einiger hundert Aehren, die er zerdrücken würde. Amandus drückte er dagegen an sein Herz. Die vollen Hoffnungs-Aehren schwankten über ihren Häuptern. Ceres, die geheimnißvolle, so vieler Metamorphosen fähige Göttin, flüsterte ihren Segen zu dem Opfer, welches hier in ihrem Schoße den alten Göttern und Altären gebracht wurde. Blasedow sprach weiter zu Amandus: „Ach, mein Sohn, an welche Welt rührst du mit deinem Knabenfinger! Deine Sinne werden schwindeln, wenn die Pforten aufrauschen und du in dem luftigen Tempel idealischer Schönheit wandeln wirst. Alles, was du siehst, weiß dein Auge mit schneller Herrschaft abzugrenzen. Die Gewänder, welche die blühenden Formen der Schönheit verhüllen, nimmst du mit einer Hand ab, die nicht frevelt. Frei ist deine Phantasie von den bleiernen Gedanken, welche die Menschen niederbeugen und ihren Rücken krümmen; du wischest jenen Ernst von ihrer Stirn, den prosaische Rücksichten darüber gehaucht haben; du wählst unter Tausenden und die, welche du verwirfst, kannst du sofort entadelte Menschen nennen, da du ja wahrlich auch die Leidenschaft, den Schmerz und den Leichtsinn verstehst, aber nicht einen Zug jener Leidenschaft, die sich mit matten und gesenkten Augenliedern in die Nähe mürrischer Gedanken

geregten Empfindungen ... Sie wollte, wenn von Italien die Rede war, nur vom Siege, nur von Kränzen des Triumphes hören ... Der Tod iſt nur für die Feigen da, für die Tyrannen! rief ſie ...

Auch Benno war in höchſter Erregung aufgeſtanden ... Auch durch ſeine Adern pulſte das Blut in mächtigerer Strömung ... Nach einigen Gängen hin und her auf der dunkelgewordenen Altane beruhigte er ſich und fuhr leiſer ſprechend fort:

Ich blieb länger auf Malta als meine Ueberlegung hätte geſtatten ſollen ... Die liebenswürdigen jungen Männer, mit denen ich auch über Deutſchland, über unſere Dichter und Denker ſo gut wie über Italien ſprechen konnte, feſſelten mich zu lebhaft. Ich wußte nicht, um was ich ſie mehr lieben ſollte, ob um ihrer Freundſchaft und brüderlichen Eintracht willen oder um einen ſich ſo bewundernswerth ruhig gebenden Fanatismus. Was nur Schönes in der Menſchenbruſt leben kann, das hatten dieſe Jünglinge ſich zu erhalten und auszubilden gewußt. Die Schilderung der Sternennacht auf den Lagunen Venedigs, in der ſie nach ihrer von London erhaltenen Weiſung beſchließen mußten, zum Verräther an ihren nächſten Lebenspflichten, an ihres Vaters Ehre, an ihrer eigenen, am Herzen der Mutter zu werden, war erſchütternd — Sie erzählten, daß ſie unſchlüſſig geweſen wären, ob ſie ſich nicht ſelbſt erſchießen ſollten ... Ich nannte im Gegentheil das Martyrium unſerer Zeit: Sich dem nicht entziehen, worauf uns Geburt, Stellung und das Vertrauen der Menſchen angewieſen haben! ... Möglich, daß ich dies Axiom zu ſehr von Prieſtern entnahm, die

unter dem Druck ihrer Gelübde leben müſſen und ſie nicht brechen wollen — aus Furcht, einer Sache zu ſchaden, die ſie in ihrem Weſen lieben . . . Mit einem Wort — ich ließ ein Herz voll Freundſchaft in Malta zurück . . . Auch voll Dankbarkeit . . . Das felſige Eiland feſſelte mich mit ſeinen geſchichtlichen Erinnerungen länger, als ich hätte bleiben ſollen; bald bildeten ſich unter den Flüchtlingen zwei Parteien; eine, die das Vertrauen der Brüder Vandiera zu mir theilte, eine andere, die mich für einen Spion erklären wollte. Meine Kurierreiſe von Wien war bekannt geworden und ſprach gegen mich. Ich fing an mich vertheidigen zu wollen und, wie in ſolchen Fällen es geht, verwickelte mich dadurch nur deſto mehr. Ich fürchtete Conceſſionen zu machen, die über mein noch nicht reifes Nachdenken über dieſe Fragen hinausgingen. Die Miſchung der Charaktere, die ich antraf, war abenteuerlich genug. Kaum waren reine und conſequente Geſinnungen unter Menſchen vorauszuſetzen, unter denen ein wankelmüthiger, ſchwacher, aus Furcht vor ſeiner Schwäche wieder tückiſch gewaltſamer Menſch wie Wenzel von Terſchka eine Hauptrolle zu ſpielen ſcheint . . .

Auch Pater Stanislaus war zugegen? . . . wallte die Mutter erſchreckend auf . . .

Nicht in Perſon — er dirigirt von London aus . . .

Wo er dein Nebenbuhler iſt — . . .

Lucinde hat dich gut unterrichtet! . . . ſagte Benno . . . Da ſprach ſie ſicher auch von Thiebold de Jonge? . . .

Auch von ihm . . .

Thiebold wurde die Urſache, daß ich endlich von Malta und den immer bedenklicher gewordenen Verpflichtungen aufbrach ... Mein Freund war nach Italien gekommen und wartete auf mich in Rebillante ... Wenn ich dir die Verſicherung gebe, daß Thiebold de Jonge zwar das närriſchſte Italieniſch ſpricht, aber das beſte Herz von der Welt und eine Freundſchaft für mich hat, wie ſie nur die Brüder Bandiera gegeneinander beſitzen, ſo wirſt du mir vergeben, wenn ich ihn zum Vertrauten — meiner ganzen Lebenslage gemacht habe ...

Die Mutter horchte auf ...

Noch mehr! fuhr Benno fort. Ich habe nur im vollen Einverſtändniß mit ihm gewagt hierher zu reiſen und einen Plan zu verfolgen, der — mir — eine Sache des Herzens war ... Indeſſen — jetzt ...

Welchen Plan? fragte die Mutter, noch immer der letzten Aufklärung harrend ...

Marco meldete ſich im Eßzimmer mit dem Geklapper ſeiner Anrichtungen ...

Benno ſprach leiſer:

In ſo haſtiger, völlig unüberlegter Eile hat mich die Freundſchaft für die Brüder Bandiera hergeführt ... Nachdem ich Malta verlaſſen, blieben ſie mit mir im Briefwechſel ... Ich kann ſagen, es ſind die erſten Männer, die mir im Leben nächſt meinem Freund Bonaventura imponirten. Selbſt wo ich ihre Anſichten verwerfen muß, rühren ſie mich. Ich ordnete mich ihnen ſchon in Sicilien unter ... Ich möchte dieſe herrlichen Jünglinge ebenſo meinem Leben, wie dem Leben der Menſchheit erhalten; ich möchte ſie dem Vater, der Mutter erhalten, ihnen, die zwar äußerlich tief

gebeugt und voll Demuth an den Ufern der Lagunen wandeln, innerlich aber doch ihren Stolz auf „die Knaben“ behalten haben — ... Mein Gott! Die Stunden der armen Unglücklichen ſind gezählt — ...

Wie? Warum? ... rief die Mutter ...

In wenig Wochen vielleicht ſchon — flüſterte Benno ...

Ein Aufſtand?! fuhr die Mutter empor und hielt Benno's Hand mit ihrer eigenen krampfhaft ausgeſtreckten Rechten ...

Ein umfaſſend vorbereiteter! ſprach Benno leiſe ... Es gilt Rom ſelbſt! Der Herrſchaft Ceccone's! Der Einſchränkung dieſes freiheitefeindlichen Papſtes ... Man erwartet Mazzini in Genua, Romarino in Sardinien, erwartet einen Aufſtand in Sicilien ... Die Brüder Bandiera ſind von Malta aufgebrochen ... Sie ließen zweifelhaft, wohin ſie gingen ... Einige ihrer Freunde waren weniger gewiſſenhaft ... Sie dirigirten Flüchtlinge, die über die Alpen aus der Schweiz kamen, nach Rebillante ... Unter mancherlei Geſtalten, als Pilger, als Mönche reiſen ſie vorzugsweiſe nach der adriatiſchen Küſte der Romagna ... Dort, bei Porto d'Aſcoli, dort, wo ſeltſamerweiſe jener Pilger und der deutſche Mönch verſchwunden ſind, ſoll alles vorbereitet ſein zu einem Handſtreich ... Die Brüder Bandiera werden eine Landung befehligen ... Ancona, Ravenna, Bologna werden von den Verſchworenen an einem und demſelben Tage überfallen werden ... Der Erfolg kann meiner Ueberzeugung nach kein glücklicher ſein ...

Warum nicht? rief die Mutter.

Die Brüder werden in die Hand Ceccone's fallen ...

Nimmermehr! ...

Sie werden das Schaffot beſteigen ... Die Führer all dieſer Aufſtände des „Jungen Italien" ſollen, das iſt die gemeinſchaftliche Verabredung der betheiligten Cabinete, auch des Cabinets der gekreuzten Himmelsſchlüſſel, den Tod durch Henkershand erleiden ...

Jeſu Maria! rief die Mutter ...

Ich ſehe dieſe edeln Jünglinge das Schaffot beſteigen! ... Das iſt die Angſt, die mich nach Rom geführt hat ...

Die Mutter ſtürzte an den Hals ihres Sohnes ...

Nun hatte ſie die Urſache, warum Venno wünſchte, ſie wäre bei Olympien und — Olympia begrüßte ihn noch mit ihrer frühern Neigung ...

Venno hatte gehofft, ſo den Brüdern Bandiera das Leben retten zu können ...

Marco! Einen Augenblick! Laß doch! Laß doch! rief die Mutter in den Salen und warf die Glasthür zu ...

Als ſie mit Venno auf der Altane abgeſchloſſen war, warf ſie ſich ihm wiederum mit Ungeſtüm an die Bruſt ...

Ich Olympien zürnen! ſprach ſie. Nimmermehr! Wenn du ihrer bedarfſt, ſo hab' ich nichts von ihr erduldet! Laß ſie mich mit Füßen getreten haben — wenn ſie dich nur liebt, wenn ſie deinen Wünſchen nur Erhörung gibt — Jeſu Maria, nur dieſe Söhne Italiens vor dem Henkersſchwert bewahrt ...

Venno ſtand gedankenverloren ...

Die Mutter fuhr fort:

Ich weiß es, Ceccone brütet furchtbare Dinge ... Er muß es thun ... Fefelotti, das Al Gesù, der Staatskanzler, seine eigene Liebe zur Macht treiben ihn dazu ... Aber — sei ruhig, mein Sohn! ... Laß Olympien in deinen Armen ruhen! Laß sie die Hände zu deinem stolzen Nacken erheben ... O sie sind zart, diese Hände ... Sie mordeten — nur Lämmer ... Olympia ist ein Kind! Noch jetzt! Noch jetzt! ... Vielleicht, daß du, du sie zum Guten erziehst! Vielleicht, daß du mit deinem Liebeskuß das Eis ihres Herzens aufthaust! ... Sie kann schön sein, wenn sie liebt! sagt' ich dir schon in Wien ... Sie kann vielleicht auch gut sein, wenn sie liebt! ... Mein Sohn, habe Muth, vertraue! Wir Frauen sind alles, was ihr aus uns macht! ... Fliege hin zu ihr, höre das Jauchzen ihrer gestillten Sehnsucht, fühle die Glut ihrer Zärtlichkeit, sei, sei, was sie will —! ...

Es ist zu spät —! erwiderte Benno ...

Um meinetwillen zu spät? fuhr die Mutter fort und raunte ihm ins Ohr: Ich beschwöre dich ... Ich habe dich hier nie als einen Rächer für mich erwartet ... Pah! Attilio Bandiera hat Recht: Was sind unsere Personen! ... Das Vaterland ist die Losung ... Sollen diese Jünglinge, deine Freunde, die Hoffnungen Italiens verderben —? ... Nimmermehr! ... Ein Kuß von deinem Munde und Olympia zerreißt alle Todesurtheile! ...

Benno strich sich das Haar in wildester Erregung ... Seine Augen glühten ... Seine Brust hob sich ...

Der Raum der Altane war zu eng für das mächtige Ausſchreiten ſeines Fußes . . .

Iſt es denn aber auch gewiß, fragte die Mutter leiſe, gewiß, daß dieſe Invaſion bevorſteht? . . .

Die Küſte der Adria iſt reif zum Aufſtand! flüſterte Benno . . . Die Zollbedrückungen Rucca's ſollen unerträglich ſein . . . Die achtbarſten Kaufleute arbeiten der Inſurrection in die Hände . . . Und hier in Rom —

Zwölf Logen gibt es hier! . . . fiel die Mutter ein . . .

Benno ſchwieg . . . Er ſchien mehr zu wiſſen, als er ſagte . . .

Die Brüder Bandiera, fuhr die Mutter fort, ſind, wenn ihr Beginnen ſcheitert und ſie nicht fallen oder entfliehen können, nicht anders vorm Tode zu retten, als durch Olympia . . . Ich weiß es, ſelbſt die Hand des Heiligen Vaters ſcheut das Blut der Rache nicht mehr für die, die die dreifache Krone antaſten — Auch das zweiſchneidige Schwert Petri iſt gezückt — Laß alles! Geh' zu dem jungen Rucca! Verſtändige dich mit deinen wiener Freunden — Auch mit Lucinden! Kenne mich nicht mehr in Rom! . . . Ich verlange es! . . .

Benno ſtand, immer in dumpfes Brüten verloren . . .

Ich verlange es! wiederholte die Mutter . . . Weiß ich dich nur in meiner Nähe! Kann ich deine Stirn nur zuweilen küſſen! . . . Laß mich, mein Sohn — Du fühlſt wie ein Sohn meines Landes! Das macht mich allein ſchon glücklich! Benno — Soll ich ſo dich nicht lieber nennen — nicht Cäſar? . . . Wage du dich nicht ſelbſt an Dinge, die mich um das Glück deiner Liebe bringen müſſen . . . Oder — doch? . . . Thu, wie du mußt!

Nur geh' morgen zum jungen Rucca, den du — in Wien vorm Tode durch einen Elefanten retteteſt ... Dein Name, dein Anblick wird Wunder wirken ... Ich kenne Olympiens verzehrende Sehnſucht ...

Nach den Begriffen des italieniſchen Volks iſt Größe der Empfindung mit Liſt vollkommen vereinbar ... Wie ihr mir, ſo ich euch! lautet die Moral des Südens ... Die Herzogin ſchilderte die Lächerlichkeit des jungen Ercolano Rucca, ſein Prahlen mit jenem Angriff eines Elefanten auf ihn, die Sehnſucht, die er noch immer nach dem Beſtätiger ſeines Muthes ausſpräche, ſeine Sorgloſigkeit Olympien gegenüber, die bald über ſie gekommene Langeweile, die ſie vorläufig im Gebirge in Reformen der Ackerwirthſchaft austobe ... Zwar wäre ſie auf die Grille gekommen, den ehemaligen Pater Vincente, von dem ich dir in Wien ſchon erzählte, ſagte ſie, zum Cardinal zu erheben und ihn jetzt wie ihre Puppe zu behandeln, die ſie ſchmückt ... Aber dein erſter Gruß löſcht alle dieſe Flammen aus — ...

Im Lauf der ſich überſtürzenden Schmeichel- und Ermuthigungsreden der Mutter bemerkte Benno:

Von dieſem Vincente Ambroſi hab' ich in Robillante ſeltſame Dinge gehört ... Jener Eremit von Caſtellungo bekannte ſich zu den Lehren der Waldenſer, die das erſte apoſtoliſche Chriſtenthum beſitzen wollen ... Eine zahlreiche Gemeinde bildete ſich ... Zu ihr gehörte ein junger Zögling des Collegs von Robillante, der ſich zum Prieſter bilden wollte. Die Lehren des Eremiten zogen ihn an ... Oft ſoll er Tage und Nächte bei ihm im Walde zugebracht haben. Die Geſetze verbieten aufs ſtrengſte den

Uebertritt zu den Waldenſern. Eines Tags verſchwand der junge Ambroſi und war Franciscaner geworden ... Man ſchickte ihn zu ſeiner weitern Ausbildung nach Rom. Seine dortigen Schickſale erzähltest du ... Ueberraſchend iſt es, daß mancher in Robillante glaubt, er hätte ſich durch ſein Buß- und Leidensleben nur einem von jenem Eremiten ihm ertheilten Auftrag unterzogen und ſtünde noch jetzt mit ihm in Verbindung ...

Die Herzogin hörte nichts mehr ... Sie war zu erfüllt von der einzigen Nothwendigkeit, daß Benno zu Olympien müßte ... Sie blieb bei ihrem Wort:

Olympia läßt von allen, wenn du erſcheinſt! ... Du bleibſt der Sieger! ...

Wenn ſich Benno im Lauf dieſer Ermunterungen und Verſicherungen allmählich ſcheinbar für überwunden erklärte, ja ſogar dem Ernſt ſeiner Mienen einige Streiflichter des Scherzes folgen ließ, ſo war ein Gedankengang daran ſchuld, den die Mutter nicht ſofort verſtehen konnte ... Er ſagte, mit dem Kopf nickend:

Bin ich nicht glücklich? ... Ich habe eine Mutter, die mich verzieht und mir gegen alles Verdienſt ſchmeichelt; einen Bruder, der mir bei Tortonia einen Creditbrief offen hält, von dem ich dir die Penſion Ceccone's verdoppeln zu können hoffe; einen Oheim, der mich und Bonaventura zu ſeinen Erben macht, wenn auch Frau von Gülpen bis an ihr Lebensende die Nutznießung ſeines Vermögens behält; dann hab' ich in meinem jungen Leben ſchon vier wahre Freunde gefunden, Bonaventura, Thiebold, Attilio, Aemilio ... Nun höre noch dies, Mutter! Ich wollte nicht übermüthig ſein ... Ich wollte mich in

die Strudel des Wiederſehens der jungen Fürſtin mit Vorſicht wagen . . . Hatten wir Stunden der Trauer zu erwarten, mein Freund Thiebold de Jonge ſollte uns Erheiterung bringen . . . Das Idol ſeines Herzens — ſchon einmal hat er es mir geopfert . . . Und auch jetzt wollte er meinem Gewiſſen einen tapfern Beiſtand leiſten . . . Mit einer Gemüthsruhe, die nur verſtändlich iſt, wenn man die perſönliche Bekanntſchaft dieſes närriſchen Menſchen gemacht hat, ſprach er, als er meinen Kampf und die Furcht ſahe, mich nach Rom zu begeben: Beſter Freund — — . . .

Noch hatte Benno das Lieblingswort Thiebold's: „Ich kann mich vollkommen auf Ihren Standpunkt verſetzen" nicht ausgeſprochen, als es draußen heftig klingelte . . .

Wer ſtört uns! rief die Herzogin, ſtand auf und wollte Befehle geben, die ſie für niemand anweſend ſein ließen . . .

Schon aber klingelte es zum zweiten mal . . .

Mutter, ſagte Benno, das kann nur mein ſtürmiſcher Freund ſein! An dieſer kurzen Pauſe zwiſchen dem erſten und zweiten Klingeln erkenn' ich Thiebold . . . Gegen alle Verabredung hat er ſich verſpätet . . . Ich ging zu Land, er den kurzen Weg über Genua zu Waſſer — . . .

Man hörte die laute Stimme eines radebrechenden Fremden, der nach „Ihrer Hoheit der Herzogin von Amarillas" verlangte . . .

Er iſt es! ſagte Benno . . . Ich bin wenigſtens froh, daß er noch am Leben iſt! . . .

thierisch kauert. Ach, mein Sohn, das wahrhaft Menschliche wirst du überall entdecken, wenn du dem Göttlichen nachforschest. Alles, was du höhern Ursprungs finden wirst, wird auch eine Blüthe der Humanität sein. Denke dir deinen Gott, finster zürnend, denk' ihn dir, holdselig lächelnd: immer wird dein eigenes Antlitz die Spuren der Phantasie tragen und aus deinen Augen wird das Ideal sich zaubervoll in andere hinüberspiegeln. Wirst du einen Laut der Marktsprache des Lebens verstehen? Sie werden dich zu ihren Spielen einladen, zu Spielen in dumpfen Zimmern, an Tischen, auf Sesseln, wo sie sich bücken und lauschen, daß Keiner des Andern Hoffnung ihm aus den Karten sehe; sie werden dich rufen zu ihren Festen, Festen in Sälen, die nur deßhalb geräumig sind, damit sie die Monotonie ihrer Tänze im Kreise hundertfach wiederholen; sie werden dich rufen zu ihren Göttern in qualmenden Wänden, ohne Zulaß der freien Himmelsbläue; du wirst ihre Lockung nicht verstehen, du wirst ein Schatten unter ihnen wandeln, gedrückt, gestoßen von ihrem Lärm, du wirst um Hülfe rufen für die weinende, verschmachtende Puncte deiner Seele, du wirst fliehen, weit, weit an das Ufer des Meeres, auf die höchsten Felsengipfel, wirst die Hülle deiner civilisirten Zeit von dir werfen und mit einem Gruße an die silberfüßige Mutter Thetis wie Achilles in die Wellen springen. Du missest die Tiefe des Meeres, du tauchst empor und schüttelst die Fluth aus deinem lockigen Haar. Dein Arm rudert dich durch das schwankende Element, die Brust ist wohlig angefüllt von den Wellen, die deine kreisende Bewegung erzeugt, aus tiefstem Sitze der Lungen athmest du seelenvolle, schwellende Gesundheit auf; dein nackter Rücken glänzt auf der Fluth, wie die Flossen

Die Mutter wußte, daß der alte Marco die Gewohnheit hatte, vertraute Geſpräche ſeiner Gebieterin nicht zu unterbrechen . . . Sie wußte, daß er ſolche Störungen mit völlig unklarem Bewußtſein, ob Altezza zu Hauſe wäre oder nicht, zu beantworten pflegte . . . So kam er auch jetzt mit einer fragenden Miene . . . Aber kaum ſah er: Willkommen! im Antlitz ſeiner Gebieterin, ſo war er auch ſchon wieder draußen und mit den heiterſten Scherzen hörbar . . . Die gute Laune kam wieder, da er ſah, es fing um ſeine Gebieterin an lebhafter zu werden . . .

Thiebold de Jonge trat ein . . .

Er ſah aus wie ein Räuberhauptmann . . . Nur mit dem Unterſchied, daß dieſer einmal gelegentlich, etwa zum Behuf einer ihm von Aerzten vorgeſchriebenen Badereiſe, eine elegantere Toilette gemacht hat . . . Sonſt konnte er von ſeiner „Verwilderung kein Hehl machen" . . . Die Geſichtsfarbe war braun „wie ein kupferner Keſſel" . . . Sein Bart wie die Mähne eines Löwen . . . Sonſt trug er ſich vom Kopf bis zum Fuß in Nankingſtoffen . . . Auf dem weißausgelegten Hemd von bielefelder Leinwand blitzte eine Bruſtnadel von Diamanten, die abends jedem Räuber eine Aufforderung zu einem kühnen Griff erſcheinen durfte . . . Weſte, Pantalons, gefirnißte Stiefel, alles war von jener Faſhion, die dem Modejournal und den heimatlichen Gewohnheiten entſprach . . . Mindeſtens glich er bei alledem doch einem „Schiffscapitän, der zweimal die Linie paſſirte" . . . Mit einem Gemiſch von Worten, das wahrſcheinlich bedeutete: „Ich muß tauſendmal um Entſchuldigung bitten, Frau Herzogin!"

kam er über die Schwelle des Salons gestolpert ... „Noch taumelte das kaum verlassene Schiff mit ihm“ ... An seinem Strohhut, den er, wie er Benno zuraunte, „in erster Verlegenheit“ zerdrückte, flatterten zwei rothe Bänder, wie am Hut eines Matrosen ... Seine Corpulenz hatte zugenommen ... Bei alledem war er anziehend und für Italien als Blondin doppelt interessant ...

Seinen Freund Benno noch in der Hauptsache ignorirend, radebrechte er, immer zur Herzogin gewandt, daß er eben angekommen wäre und seinen Freund aufgesucht und dessen Spur bei Piazza Sciarra und endlich auf dem Monte Pincio aufgefunden hätte ... Bitte, Hoheit, ich bin nur da, um ihm meine Ab[illegible] die auf ein vis à vis seiner Wohnung lautet, zu bringen oder etwa eine Verabredung für morgen zu treffen oder falls Hoheit heute Abend noch Befehle hätten, sie auszuführen — Ich werde überhaupt in Rom lieber Eurer Hoheit, als einem Menschen folgen, der mir den Weg über Genua angerathen hatte, ohne zu wissen, daß die Dampfschiffe von Genua nicht auf Passagiere warten, die sich von wunderbaren Kaffeehäusern und Hotels in Nizza und Genua nicht gut trennen können ... So bin ich aus Zerstreuung in Genua sitzen geblieben und wider Verabredung um fünf Tage zu spät gekommen, hoffe indessen, daß der von meinem Freunde beabsichtigte Feldzug auch ohne die Tranchéen, die ich — ...

Dies schwierige Bild aus der Kriegstaktik auszuführen scheiterte nicht gerade an Thiebold's Sprachkenntnissen, wol aber an seinem Gedächtniß ... Er hatte seine

Rede italieniſch gehalten und auswendig gelernt . . . Die Ehren, die er der Herzogin ließ, waren ungefähr die, die er etwa in Deutſchland einer regierenden Landesmutter von Braunſchweig oder Naſſau hätte erweiſen müſſen . . .

Die Herzogin reichte dem närriſchen Signore Tebaldo die Hand und bat ihn, ſogleich zum Souper zu bleiben . . . Sie klingelte, ließ ihr kleines Mahl anrichten, trat am Arm Tebaldo's in ein Eßzimmer, wo die kleine Tafel ſinnig geordnet war, und fand ſich in ihn ſo gut, als hätte ſie ihn ſeit Jahren gekannt . . . Das Gefühl, in ihm einen Mitwiſſer des Geheimniſſes zwiſchen ihr und Benno zu ſehen, durfte ſie nicht ſtören; Signore Tebaldo war nur durch die ihm nicht geläufige Sprache und die Anweſenheit der Diener verhindert, ſofort jeden „Zwang als bei ihm völlig überflüſſig" zu bezeichnen und die „Sachlage" und die „vollendete Thatſache" und überhaupt alles auf „ſeine natürlichen Vorausſetzungen zurückzuführen" . . . Sein Sprachgemiſch, zu dem ſich als letzte Aushülfe Franzöſiſch geſellte, ſein Benehmen gegen Benno, die Art, wie er die Terraſſe „himmliſch" und „ſtellenweiſe die drei Treppen belehnend" fand, die Kritik des „kühlen Speiſeſaals", die Leichtigkeit, mit der er ſeinen Stuhl ergriff und die entzückende Natur Italiens, ſelbſt mit „radicaler Unerträglichkeit" ſolcher Strecken wie von Civita-Vecchia bis hierher, die Einfachheit der Sitten, die Frugalität der Soupers — „mit Ausnahmen" — anerkannte, Roms Trümmerwelt als einen „das Auge mehr oder weniger beleidigenden polizeilichen Skandal der Jahrhunderte" bezeichnete, alles

das hatte etwas so Vertrauenerweckendes und über jede Schwierigkeit sogleich Hinwegsetzendes, daß die Herzogin nicht die mindeste Scheu vor ihm empfand . . . Zwischen eine Erzählung über seine Reiseabenteuer von Robillante bis hierher und die ersten Erfahrungen in einem römischen Hotel, das er sofort verlassen hätte, weil der „erste Cameriere sich gegen ihn das Benehmen eines Ministers erlaubt hätte", ließ er bei Abwesenheit der beiden Diener die kühn stilisirten Worte fallen:

Altezza, anch' io suon un' filio perduto, ma ritrovato! . . . Auch ich hab 'nmal eine Mutter gehabt, die in einem Zeitalter gestorben ist, von dem ich mir nur noch eine dunkle Erinnerung bewahrt habe! Jedoch an jedem Sterbetag der frühvollendeten Dulderin hab' ich mit dem alten Mann, meinem Vater, eine Messe für sie lesen lassen und ging in die Kirche, was sonst meine Gewohnheit weniger ist . . . Gott, das sind jetzt zwanzig Jahre her und oft hat mich schlechten Menschen diese Gewohnheit genirt. Aber ich that's um meines Vaters willen. So lang' ich lebe und es noch Kirchen gibt, setz' ich diese Gewohnheit fort an jedem vierzehnten October, Tag des heiligen Burkard, vorausgesetzt, daß unsere Kalender stimmen, Hoheit! . . . Ich bin nicht ganz so aufgeklärt, wie mein Freund da — Asselyn. Ich kann Ihnen, wenn Sie es wünschen, Herzogin, auf jede Hostie — selbst eine wunderthätige — beschwören, daß ich mir die Ehre, Mitwisser Ihres „übrigens längstgeahnten" Geheimnisses zu sein, durch eine Discretion verdienen werde, die Ihnen möglicherweise selbst auf die Länge peinlich werden dürfte! . . . Unglaublich! Wirklich — der Kronsyn-

dikus —! Na, wissen Sie, Benno, wie wir damals bei dem Leichenbegängniß — ... Doch kein Wort! ... In der Kunst, sich dumm zu stellen, hab' ich die Vortheile voraus, die einem gemeinschaftlichen Freund von uns zugute kamen, der eines Tags die Entdeckung machte, daß durch systematisches Ignoriren sich am besten die Ignoranz verdecken läßt! ... Bruto e muto! ... So wahr wie —

Marco's Kommen unterbrach einen, wie es schien, auf Haarsträubendes berechneten Schwur ...

Die Herzogin verstand aus den französischen Beimischungen seiner Rede, was er andeuten wollte, und Benno küßte die Hand der Mutter — Thiebold bat um die gleiche Gunst ... Die Glückliche saß, wie sie sagte, wie die Perle im Golde ...

Marco schien ihr alles das von Herzen zu gönnen ... Er sah auf nichts, als auf die Leistungen seiner Kochkunst ...

Die trauervollste, ernsteste Stimmung mußte durch Thiebold de Jonge immer mehr gemildert werden ...

Thiebold erzählte, bald italienisch, bald deutsch, bald französisch und noch öfter Benno zum Uebersetzen veranlassend, von einem aus Paris von Pitern vorgefundenen Brief ... Er verbreitete schon damit über die Züge der Herzogin den Ausdruck einer Heiterkeit, die sie seit Jahren nicht gekannt hatte ... Thiebold's Humor hatte die seltene Eigenschaft, beim Scherz dem etwaigen Ernst, der eingehalten werden mußte, nicht im mindesten seine Würde zu nehmen ... Jede vom ab- und zugehenden Marco und seinem Genossen, der eine stattliche Livree trug, gelassene

Pauſe, benutzte er, die Saiten zu berühren, die in Benno's Innern zu mächtig nachbebten ... Wie wuchs die Verehrung vor ihrem Sohn, als die Mutter ſah, daß Benno ſolche Freunde gewinnen konnte ... Thiebold äußerte in noch verſtärkterem Grade die Beſorgniß, die Benno über das Schickſal der beiden Männer hatte, die ihm ſo werth geworden ... Er theilte „unbekannterweiſe" ganz dieſe Sympathie für die Gebrüder Bandiera — ohne allen Neid ... Er ſah eine Sorge im Gemüth des Freundes und ſuchte ihr abzuhelfen; das war ihm Aufgabe genug ... Ohne ſelbſt Politik zu treiben, konnte er ſich „dergleichen Wahngebilde von einem fremden Standpunkt aus vollſtändig erklären" ... Es war der immer gleiche Trieb der Gefälligkeit, der in Thiebold's Herzen ſo freundliche Wirkungen hervorbrachte. Dieſer Trieb verband ſich mit dem behaglichen Gefühl ſeiner ſorgloſen Lebenslage, ſeiner reichlichen Mittel, vorzugsweiſe dann freilich auch — mit dem ungewiſſen Halt ſeiner eigenen Bildung. Sah er kluge Leute von einer Sache intereſſirt, ſo war er ſelbſt klug genug, ihren Meinungen „vollſtändig Rechnung zu tragen" ... Italien und Rom „waren nun einmal da" ... Die Intereſſen dieſes „überhitzten und in einem ſüdlichen Klima gelegenen Landes" waren ebenſo abzuwarten, wie der Hemmſchuh des Vetturins ... Vollends war „die Guillotine kein Spaß" ... Thiebold beſaß jene ſeltene Toleranz, die eine fremde Welt um ſo mehr achtet, je weniger ſie davon verſteht ...

Nur ſchade, daß die Herzogin der „neuerfundenen Miſchſprache" Thiebold's nicht immer folgen und ſo recht

die Gegenſätze und Natürlichkeiten genießen konnte, die in dieſer empfänglichen Seele zu gleicher Zeit Platz hatten . . .

Die Nacht war herniedergeſtiegen . . . Millionen Sterne funkelten am dunkeln Himmel . . . Auf der Altane, auf die man nach dem Souper, dem ſogar Champagner nicht fehlte, zurückkehrte, brannte eine Lampe . . . Drei ſo traulich Verbundene ſaßen unter dem Duft der Blumen und in dem ganzen Zauber ſüdlicher Natur, der ſich ſelbſt beim nächtlichen Gewirr der Städte nicht verliert . . . Glocken läuteten; die Luft, die nach dem Untergang der Sonne anfangs kühl geweht, hatte wieder ihre alte Weiche gewonnen; die Lampe warf geheimnißvolle Reflexe in das tiefdunkle Grün der hohen Zierpflanzen und zog ſchwirrende kleine Käfer an, die in ihr eine lichtere Schlummerſtätte zu finden glaubten, als die Orangen- und Granatenblüten, in deren Kelchen ſie ſchon gebettet lagen . . . So erliegen wir den Ausſtrahlungen höherer Ziele, die ein Geſetz unſerer ſchwachen, dem Irrthum unterworfenen Natur raſtlos uns auch dann noch ſuchen läßt, wenn wir uns ſchon längſt hätten genügen ſollen . . .

Benno und die Mutter knüpften an die frühere, von Thiebold unterbrochene Stimmung an . . . Thiebold konnte nun ſelbſt das ſagen, was eben Benno als ſeine Hülfe in der möglicherweiſe verhängnißvollen Wiederbegegnung mit Olympien hatte berichten wollen . . .

Ja — Armgart —! ſeufzte Thiebold . . . Wir lieben ein und daſſelbe Mädchen, Hoheit, und längſt hab' ich entſagt zu Gunſten meines Freundes. Ich

beanſpruche nur noch bei ihm Pathenſtelle . . . Seine Großmuth lehnt nun freilich mein Opfer ab und darin hat er Recht: Der Gegenſtand unſerer Liebe neckte einen mit dem andern . . . Dieſe Cigarrentaſche, die von ihr iſt — ſehen Sie, Hoheit, dieſe ſo — mangelhafte Arbeit — deutet auf eine Berechtigung, das Andenken der Geliebten gleichſam zur Lebensgefährtin machen zu dürfen, während mein Freund einen Aſchenbecher erhielt, ein Mobiliar, das ſich nur in den vier Wänden benutzen läßt . . . Er vergaß es in Robillante — ich hab's mitgebracht, lieber Freund — . . . Andererſeits könnte damit freilich das Princip der Häuslichkeit angedeutet ſein . . . Genug — „ſei dem, wie ihm wolle" und wie ſehr wir beſorgen müſſen, daß eine raffinirte Natur wie die des Ex-Paters Stanislaus mit Hülfe der ſo fanatiſch lichtfreundlichen Aeltern uns beide aus dem Felde ſchlägt, ich habe meinem Freund als einzigen Ausweg aus dem Labyrinth ſeiner möglichen Verirrungen mit Fürſtin Rucca den Ariadnefaden meiner eigenen Liebe zu ihr vorgeſchlagen . . .

Die Herzogin begriff nicht . . .

Altezza! Ich kenne überraſchende Wirkungen der blonden Haare in Italien! unterbrach Thiebold Benno's Erläuterung . . . Ich habe haarſträubende Erfolge erlebt! Ich werde noch mehr gewinnen, wenn ich Fortſchritte in dieſer verdammten — göttlichen Sprache mache, die mich beſchämend genug an mein altes Latein — Secunda — erinnert . . . Ich liebe die Fürſtin Rucca bereits bis zur Narrheit! Ich werde Benno's Erfolge paralyſiren . . .

Die Herzogin fragte nach dem Sinn dieſer Worte

und fixirte den Sohn, den Thiebold nicht aufkommen ließ . . .

Es iſt dies: Ich, ich liebe Gräfin Olympia Maldachini bereits aus dem Garten von Schönbrunn, ſchon aus der Menagerie im Prater . . . Die Erzählungen über ſie wirkten ſo auf mich, daß ihr die Wahl zwiſchen mir und Benno unmöglich werden ſoll . . . Schon vor fünf Tagen ſollt' ich im Palazzo Rucca meine Karte und einen Empfehlungsbrief von Benno an den jungen Elefantenkämpfer abgegeben haben . . . Nun iſt es ſpäter geworden und der Fürſt iſt auf dem Lande . . . Ich reiſe morgen in erſter Frühe nach Villa Torreſani, auch nach Villa Tibur, wo Lucinde wohnt, im Widerſpruch mit allen, die ſie verdammen, bekanntlich eine leidenſchaftliche Neigung von mir . . . Scherz bei Seite, Hoheit, die Schilderung der Perſönlichkeit der Fürſtin Olympia hat mehr, als meine Neugier erregt. Grüner Teint, blaue Haare, Wuchs bis Benno's Taille — ich werde Lucinden ſofort Erklärungen machen und um die Vermittelung meiner Wünſche bitten. Ich mag dieſe kleinen Figuren! Armgart iſt auch nicht groß. Ich werde der Fürſtin zeigen, was bei uns in Deutſchland ſchwärmen heißt. Weiß ich dann auch, daß mich die ſpätere Ankunft Benno's, die ich in Ausſicht ſtelle, aus dem Sattel heben wird, ſo werd' ich doch ſein Schickſal ſo lange durchkreuzen, aufhalten und nur über meine Leiche hinweg ihn zum Sieger über dieſe gebietende Göttin des Kirchenſtaates werden laſſen, daß darüber das Schickſal der Gebrüder Vandiera ſich entſchieden haben dürfte . . . Ich weiß nicht, ob ich deutlich geweſen bin, Hoheit? . . .

Die Mutter begriff halb und halb und ſah lachend auf Benno, der eine abwehrende Miene machte . . .

O, fuhr Thiebold auf, ich weiß durchaus nicht, ob es nach genommener Verabredung iſt, daß mich mein Freund Aſſelyn hier in unſerm Plan durch ein ironiſches Lächeln unterſtützt! . . . In Robillante waren wir einig: Wir wagen uns beide in die Höhle des Löwen! Wir bitten die Herzogin von Amarillas um ihre Protection! Wir unterwerfen uns Sr. Eminenz dem Cardinal Ceccone in gebührender Demuth! Wir laſſen in dieſer großen, vornehmen Welt, in der Sie leben, gnädigſte Frau Herzogin, unſer Licht leuchten ſo gut es geht und ſollte mir mein Freund Aſſelyn wirklich von jenem grünen Teint und jenen blauen Haaren in Gefahr für ſeine Tugend gerathen, ſo verderb' ich ihm jedes Rendezvous und ſetze das ſo lange fort, bis Rom entweder eine Republik geworden iſt oder Ceccone, was mir wahrſcheinlicher erſcheinen dürfte, die Sentenz für die Gebrüder Bandiera zu unterſchreiben hat — . . .

Die Herzogin ſah den Irrthum Thiebold's über ihre gegenwärtige Lage, unterſtützte aber ſeinen überraſchenden Einfall durch jede Geberde . . . Sie unterdrückte jede Einſprache Benno's, nannte Ceccone ihren Freund, ihren Gönner, Olympia ihr treueſtes Pflegekind . . . Sie ermuthigte beide, mit der jungen Frau ihr Heil zu verſuchen . . .

Es ſchlug nun elf Uhr . . .

Thiebold mahnte an den Aufbruch . . .

Benno blieb traurig und ſchien keinen Willen mehr zu haben . . .

der Fiſche im Sonnenſchein; der Schiffer, der vorüberfährt, weidet ſich, an den Maſt gelehnt, an deinem keckem Streite mit der trotzenden, aber leicht überwundenen Natur. Ach, mein Sohn, ich bin ein Krüppel, ich gehöre dem Zeitalter des Flanells an — was kannſt, wirſt und ſollſt du muthig in die Welt blicken!"

Daß Blaſedow etwas verſtimmt von ſeinem Aehrenſitze aufſtand, lag nicht ſo ſehr darin, weil Amandus ſagte: „Wir haben ja kein Waſſer hier." Denn Blaſedow entgegnete, man könnte auch in dem Waldbache, an welchem ſie bald ſein mußten, ſchwimmen lernen. Das aber verletzte ihn, daß nun Amandus ſagte, die Mutter litt' es nicht, weil Blutigel in dem Waſſer wären, und er thät' es auch nicht um hunderttauſend Thaler. Nicht die Blutigel ſaugten an ſeinem Blute, ſondern der kaufmänniſche Vergleich machte ihm wund, die ſpaniſche Fliege der Geldkrämerei, von der er jetzt ſtillſchweigend zu ſich ſelber ſagte: „Sie wird den Kindern ſchon von frühſter Jugend hinter's Ohr geſetzt und muß ihnen die Waſſerblaſen eitler Hoffnungen ziehen. Hunderttauſend Thaler! Ach, wenn die Jugend doch die Dinge früher kennen lernte, als den Preis, um den ſie zu haben ſind. Wenn ihr doch Alles gehörte, was ſie verlangte, und nicht auf jedem Zettelchen, das neben den Blumen des Lebens ſteht, auch gleich der Haarlemer Zwiebelcours vermerkt wäre? O Menſchen, verſagt doch euren Kindern weniger, als euch ſelbſt! Gebt ihnen mehr, als ihr euch ſelber erlaubt, oder laßt ſie wenigſtens nicht verſtohlen zur Seite blicken mit leerem Munde, während ihr den eurigen ſtopft! Eine Erziehung, die auf Entbehrungen gegründet iſt, war in Sparta möglich, wo die Eltern dieſelbe bittre Suppe aßen, wie die

Die Mutter ließ ihn nur mit den Beruhigungen scheiden, die sie verlangte ... Er mußte versprechen, morgen im Palazzo Rucca nach dem Principe Ercolano zu fragen und seine Karte abzugeben — Thiebold sollte inzwischen schon ins Gebirge und auf die Villa Torresani reisen ...

Das alles stand fest und unwiderruflich ... Die Mutter führte Benno an das Medaillon des Herzogs von Amarillas, ergriff seine drei Schwurfinger und flüsterte ihm — „bei Angielinens Angedenken!" — einen Schwur ... Er sollte geloben, daß er sich mit Lucinden verständigte und in die Welt Ceccone's und Olympiens einträte, ohne die mindeste Rücksichtsnahme auf irgendetwas, was ihr persönlich begegnet war ...

Benno erwiderte: Rom ist die Tragikomödie der Welt! ... Er gab der Mutter in dem, was sie verlangte, nach ...

Beim Nachhausegehen war Thiebold entzückt von dieser „seltenen Frau" ... Er verwünschte seine mangelhaften Kenntnisse im Italienischen, schwur, täglich sechs Stunden Unterricht nehmen zu wollen und erstaunte dann nicht wenig, als ihm Benno beim Herabsteigen von jener großen Treppe, die auf den spanischen Platz führt, erzählte, daß sich die Stellung seiner Mutter zu Ceccone und Olympia gänzlich verändert hätte ...

Nun erst begriff Thiebold die kalte Aufnahme, die er an Piazza Sciarra erfahren hatte, als er dort nach der Herzogin von Amarillas fragte ...

Er verwünschte die römische Welt nicht wenig ...

Dann verglich er Rom bei Nacht mit seiner Vater-

ſtadt bei Nacht . . . Die Beleuchtung war hier „unter der Würde“ — Rom verwarf bekanntlich damals als „revolutionäre Neuerung“ nicht blos die Eiſenbahnen, ſondern auch die Gasbeleuchtung *) — . . .

Die Freunde verabredeten ſich, morgen in alter Weiſe gemeinſchaftlich zu frühſtücken und das Weitere ernſt zu berathen . . .

Thiebold wollte zu Benno kommen . . .

Den Aſchenbecher vergaß ich in Robillante! rief Benno Thiebold nach, als dieſer ſchon an die Pforte ſeiner Wohnung geklopft hatte, die derjenigen Benno's gegenüber lag . . . Bringen Sie ihn doch morgen früh mit . .

Das einzige Wort, mit dem Benno die zum Tod betrübte Stimmung ſeines Innern verrieth.

---

*) Thatſache.

## 7.

Die Wirkung einer Karte, auf der zu lesen stand: „Monsieur Thiebold de Jonge, recommandé par le Baron Benno d'Asselyn" war außerordentlich . . .

Sie fiel in die Siestenstunde, wo auf Villa Torresani die junge Fürstin Rucca bei herabgelassenen Jalousieen auf schwellenden Polstern ausgestreckt lag und vielleicht in Liebesschauern vom schönen Cardinal Ambrosi träumte . . .

Sie fuhr empor . . .

Halbentkleidet lag sie auf einem Ruhebett ausgestreckt . . . Dicht war sie gegen die bösen „Zanzari" in Musselinvorhängen eingehüllt . . . Mit halbschlafendem Brüten hatte sie ein Deckenbild des Bettes, eine Amorettenscene von Albani angestarrt . . .

Diese Villa war der Mittelpunkt einer durch Kunst und Natur zum reizendsten Aufenthalt bestimmten Schöpfung . . .

Die Villa Torresani lag auf Bergabhängen hingehaucht wie im tändelnden Musenspiel . . . Alles an ihr war leicht, zierlich und gleichsam ohne Mühe geschaffen . . . Die Treppenaufgänge waren in ihren Geländern

mit zierlichſter Symmetrie durchbrechen, auf ihren Wangen mit Statuen, Aloë- und Cactustöpfen geſchmückt ... Wo ſich bei jeder neuen Etage die Treppe zwiefach theilte, plätſcherten Springbrunnen oder muſchelblaſende Tritonen ... Oben auf der gekieſelten Plateforme erhob ſich ein Bau voll Pracht und Schönheit, in zwei Stockwerken, verſchwenderiſch geziert von Säulen, Niſchen, Statuen, abgeſchloſſen hoch oben von einer Attika, deren vier Ecken freiſchwebende Marmorbilder begrenzten ... Eine ſilberweiße Herrlichkeit war es, weithin leuchtend aus einem dunkeln Boſchetto von Lorberhecken und urmächtigen Eichen ... Hier rauſchten die Waſſer, dort ſangen die Vögel, ſummten die Käfer ... Weit hinaus zur Ebene verfolgte das Auge die gelblichen Fernſichten herbſtlicher Stoppelfelder; ſie milderten ſich durch die quer hindurchlaufenden Weingehänge und die breitaſtigen, nicht ängſtlich beſchnittenen Pappeln ... In der Ferne erhob ſich Rom, die Peterskuppel, ſie, der immer hocherhobene Finger, der die Welt aus dem Erdendunſt gen Himmel weiſen ſoll ... Wer aber ſchweift hinaus bei ſo beglückender Nähe! ... Hier waltete die Kunſt und die in ihren Weihemomenten überraſchte Natur ... Durch die zur Erde gehenden Fenſter des Palaſtes ſah man die an den Capitälen bronzirten ſchwarzen Marmorſäulen eines großen Speiſeſaals mit dem weißſchwarzen Marmorgetäfel des Fußbodens ... Nach hinten empfingen die Schlaf- und Sieſtenzimmer die Kühle einer angrenzenden Cypreſſengruppe, den Duft des zur Berglehne reichenden Blumengartens, in dem die Pflanzen eines noch tieferen Südens, im Winter durch Glasdächer geſchützt wurden ... Dort

reiften Bananen . . . Dicht am Fenſter, wo Olympia ſchlief, hauchte eine Gruppe Gardenien aus ihren weißen, großmächtigen Blütentrichtern und aus der wollüſtig feuchten Wärme der fortdauernd zu erneuernden Berieſelung einen Duft aus, gegen den der Duft der Roſe verſchwand ...

Olympia lachte im Halbſchlaf — Sie lachte ſogar des Cardinals Ambroſi, der ſich ihren Sorgen für eine ſeiner würdige Einrichtung durch den eiferſüchtigen Feſelotti hatte entziehen müſſen . . . Dann erſchrak ſie, weil den — Cardinal Conſervator der Reliquien nichts als Todtenſchädel umgaben . . . Durch eine nahe liegende Ideenverbindung kam ſie auf den deutſchen Mönch Hubertus und Grizzifalcone . . . Sie warf ſich auf die andere Seite und wieder lachte ſie ihrer Schwiegermutter, die ſie fortwährend hofmeiſtern wollte . . . Sie lachte Lucindens, des Cardinals und der Herzogin von Amarillas — . . .

Da eben erſcholl das Klopfen des betreßten Dieners — Da kam die Karte . . .

Drei, vier Klingeln gingen durcheinander, als ſie die Karte geleſen hatte . . . Portier, Diener, Kammerzofe — wem hatte ſie nicht alles Befehle zu ertheilen! . . .

„Recommandé par le Baron d'Asselyn" . . .

Die Fürſtin, außer ſich, weckte ihren nebenan ſchnarchenden Ercolano . . .

Für dieſen war ſogar ein Brief vom Signor d'Aſſelyno durch den draußen harrenden mit Extrapoſt vorgefahrenen Monsieur Thiebold de Jonge ſelbſt überbracht worden . . .

Sie herrſchte dem ſchlaftrunkenen Gatten zu, er ſollte den Fremdling ſo lange unterhalten, bis ſie ſich in Toilette

geworfen hätte . . . Den Brief nahm sie selbst und erbrach ihn . . .

Benno von Asselyn beklagte in diesem Briefe sein bisheriges Los, das ihn in der Welt hin- und herzureisen gezwungen und erst jetzt nach Rom zurückgeführt hätte . . . In acht Tagen spätestens würde er dem Fürsten seine Glückwünsche und der Fürstin sich selbst zu Füßen legen . . .

So schallen auf der Insel Ceylon plötzlich wunderbare Klänge aus der Luft . . . So richtet sich die Blume auf, die nach langer Dürre ein stürzender Regen erfrischt . . . Olympia flog in ihre Garderobe . . .

Thiebold de Jonge hatte inzwischen in einer Empfangsrotunde Gelegenheit, die Geschichte der alten Kunst zu studiren . . . Neun Marmorstatuen zierten sie, geschmackvoll in Nischen angebracht; sie sowol wie der Mosaikfußboden gehörten dem wirklichen Alterthum an . . . Hier war alles echt . . . Das alte Rom war hier noch nicht untergegangen . . .

Später hat es Thiebold oft erzählt, wie ihm der erste Anblick der „kleinen Heuschrecke", die nach einer halben Stunde in gelbnaturseidenen, mit grünen Blättern und bunten Blüten bedruckten Gewändern hereinrauschte, Lexikon, Grammatik, Alberti's Complimentirbuch in vollständigste Verwirrung brachte . . . Die „gelbe Hexe" wäre viel, viel anziehender gewesen, als er erwartet . . .

Dennoch mußte er sich früh erholt haben . . . Er „reussirte" schon beim ersten Gruße . . . Benno hätte sich getrost noch acht Tage in Rom können versteckt halten . . . Thiebold beschäftigte den Fürsten und die Fürstin schon am ersten Tag mit all den Erfolgen, die wir

als die gewöhnliche Belohnung ſeiner geſelligen Talente kennen ... Sogar ein Begrüßen der Villa Tibur wurde ihm am erſten Tag nicht möglich ... Das Franzöſiſche unterſtützte die Verſtändigung ... Olympia und Ercolano ließen den liebenswürdigen „Baron“ de Jonge nicht wieder frei ...

Der Brief, die Ankunft Thiebold's hatten ſich verſpätet ... Folglich erſchien Benno ſchon am Tag nach dem Sieſtentraum ...

Ercolano holte ihn aus Rom ab und er holte ihn im Triumph ... Da hatte denn der junge Römer den Mann, der es möglich machte, die Geſchichte von ſeinem „Kampf mit einem Elefanten“ zu wiederholen ... „Dies iſt der Herr, der mich damals in Wien —“ ... Ercolano erdrückte Benno mit ſeinen Umarmungen ...

Und ſiehe da! ... Als Benno auf Villa Torreſani ankam, hatten ſich gerade — Thiebold und Olympia ſchon bei einem Ausflug in den Gebirgen verſpätet ...

Es konnte kein Wunder nehmen, daß in drei Tagen Thiebold und Benno ſchon auf der Villa Torreſani ſelbſt wohnten ... Im Garten gab es mehrere, die reizendſte Ausſicht gewährende Pavillons ... Dieſe allerliebſten kleinen Häuschen mit den grünen Jalouſieen! hatte Thiebold ſeltſam kokettirend zur Fürſtin geſagt und ſogleich wurde eines für ſie aufgeſchloſſen ... Es war die Zeit, wo alles auf dem Lande lebte ... Was wollen Sie in Rom, was in Tivoli! — wo die Freunde ſich eingerichtet hatten im Gaſthof zur Sibylle — Sie wohnen bei uns! jubelte Ercolano ... Lucinde wohnte tauſend Schritte weiter von den Waſſerſtürzen Tivolis

... Weder Benno noch Thiebold hatten ſie begrüßt und ſchon wohnten ſie in dem Pavillon der Villa Torreſani ... Die Italiener ſind ſonſt nicht gaſtfrei ... Hier aber traten Gründe ein, dieſe beiden jungen Fremdlinge nicht wieder frei zu laſſen ... Schon das erſte Zuſammentreffen des Beſuchs mit einer Viſite der Schwiegermutter, das Hinzukommen anderer Nachbarſchaften entſchied — ... Alle ſagten: Dieſe beiden Deutſchen werden die Löwen der römiſchen Geſellſchaft! ...

Thiebold's Kunſt, die Menſchen und Verhältniſſe in Verwirrung zu bringen, ohne die erſtern übermäßig zu reizen und die letztern zu unglücklich ausgehen zu laſſen, bewährte ſich auf eine beſtrickende Art ... Benno konnte in der That einige Tage zweifelhaft ſein, ob nicht Thiebold den Sieg davontrug ... Thiebold hatte ſogar den Muth, des Abends ſentimental zu werden ... Beim Anblick der Wirkungen, die er damit auf die junge Fürſtin machte, erleichterte ſich ihm die anfangs beklemmte Bruſt, erheiterte ſich ſein Rundblick auf die Verhältniſſe, in die ihn die Sorge um zwei dem Tod beſtimmte Freunde Benno's wider alle Neigung gezwängt hatten ... Benno, dem die Fürſtin noch gleichſam ſchmollte, blieb ernſt und düſter ...

Nun haben wir's, ſagte Thiebold, als Benno das reizende Gartenhaus mit ſeiner Ausſicht auf das vom Kaiſer Hadrian „Tempe" genannte glückſelige Thal mit ihm bezogen hatte und voll Verdruß die glänzende Einrichtung, die bronzirten Seſſel, die Sammtkiſſen, die Verſchwendung an Marmor und Kryſtall ſah, nun werden Sie eiferſüchtig auf mich! ...

Wir ſtreiten uns, entgegnete Benno, wie zwei Fechter, die zum Tode beſtimmt ſind! Auf dem Programm der Niedermetzelungen geſchieht dem einen weniger Ehre, als dem andern! ... Bin ich darum wol — etwa traurig? ...

Das Verhältniß Olympia's zu Benno war in Wahrheit dies: Als ſie mit Benno zum erſten male allein war und von Wien zu reden begann, erbleichte ſie, zitterte und verließ, keines Wortes mächtig, das Zimmer ... Um nur Faſſung zu gewinnen, gab ſie ſich den Schein mit ihm zu ſchmollen ...

Eine Täuſchung nur ... Sie war auf dem Gipfel alles Erdenglücks ... Sie ritt, ſie fuhr, wie in ihrer fröhlichſten Zeit ... Thiebold machte ſich zu ihrem dienenden Cavalier und ſie ließ ſich's gefallen ... Thiebold plauderte zu amüſant, war immer lebhaft und gefällig — immer „präſent" — das wollen die Frauen — ... Sie konnte vollkommen mit zwei ſolchen jungen Männern zu gleicher Zeit fertig werden ... Thiebold hatte Recht, wenn er ſagte: Unſere Tugend rettet ihr Embarras de richesses! ...

An lange Einſamkeit und ein ungeſtörtes Begegnen war freilich wenig zu denken ... Die Fürſtin war eine Neuvermählte, Ercolano rauchte nicht eine Cigarre ohne ſie, trank nicht ein Glas deutſcher „Birra" ohne Benno und ſein Leben beſtand aus Trinken und Rauchen ... Reiter und Fuhrwerke belagerten die Thore der Villa Torreſani ... Zankte auch wol der alte Fürſt, der aus der Stadt ab und zu kam, über einen Landaufenthalt, der ſeinen Zweck, zu ſparen, gänzlich verfehlte, ſo war nun einmal Olym-

pia die Nichte des regierenden Cardinals und hatte als solche den Zustrom der Fremden und Einheimischen ... Da gab es hundert Monsignori, die Carrière machen wollten; Aebte, Bischöfe kamen von nah und von fern; Feselotti sogar ordnete sich Ceccone's gesellschaftlicher Stellung unter ... Fremde kamen, die aus Kunstinteresse, andere, die aus Frömmigkeit, die meisten, die aus Geselligkeitstrieb nach Rom wallfahrteten ... Das Princip der römischen Aristokratie, so unzugänglich wie möglich zu sein, ließ sich hier nicht durchführen ... Olympia wollte nicht aufhören, die Beherrscherin Roms zu bleiben ...

Und wie war die Zeit bewegt ... Couriere kamen und gingen ... Außerordentliche Botschafter von Neapel, Florenz und Modena gab es zu empfangen ... Schon hörte man von Verhaftungen in Rom ... Von Aufhebung einzelner „Logen" ... Die Gefängnisse der Engelsburg und des Carcere nuovo füllten sich so, daß die Gefangenen des Nachts, mit starken Escorten, nach Civitavecchia und Terracina geschickt wurden ... Von ungewöhnlichen Streifcolonnen hörte man, die durch die Gebirge zogen ... Die Marine Neapels, Sardiniens, Oesterreichs kreuzte in den Gewässern von Genua, um Sicilien her und im Adriatischen Meere ... Schon wurden allgemein die Brüder Bandiera als Anführer von Trupps genannt, die demnächst an verschiedenen Stellen Italiens landen würden ...

Ceccone, der Benno sehr artig begrüßt und dem devoteren Gefährten Thiebold die Hand zum Kusse

Kinder. Bei uns aber macht sie die Jugend nur lüstern und bereitet die Verschwendung des Alters vor. Denn wer rächte seine jungen Tage nicht an seinem Alter? Wenn Kinder schon mit dem Gelde spielten, so würden sie nicht als Männer damit spielen! Legt man ihnen gar einen vorläufigen Schuldentilgungsfonds in Sparbüchsen an, so werden sie nicht nur niemals welche machen, was freilich immer die beste Bezahlung der Gläubiger ist, sondern sogar Geizhälse werden. Wer schon früh lernt, aus wie viel Kreuzern der Gulden besteht, wird auch für seinen Ehrgeiz und seine Verdienste sich gewöhnen statt mit Kronen, lieber mit Kronenthalern sich belohnt zu sehen."

Inzwischen war es so heiß, daß Amandus gern in den nahen Wald gegangen wäre. Allein Blasedow verweigerte es, weniger der Blutigel wegen, als aus folgender Erklärung: „Dem Dichter, dem Maler gönn' ich gern den stillsäuselnden Waldfrieden," sagt' er. „Dir nicht, Amandus: auch Phidias war lieber auf freiem Felde, als im Walde. Die Nymphen, die Dryaden werden von Dichtern besser geschildert, als von bildenden Künstlern, da sie Geheimnisse sind. Pan, der große Pan ist der Inbegriff jener Naturmystik, die nach dem Verlauf der Kunstgeschichte mit dem Flor der Malerei enden mußte. Dein Tempel ist frei und luftig; du mußt Raum haben, dich auszudehnen. Des Bildners Religion ist der Mensch, er hat selbst Gott in Menschen verwandelt, er hat nicht den Beruf, jene Vorstellungen, wie der Volksaberglaube die Gottheit sich denkt, wiederzugeben. Der Dichter malt den Göttern Flügel, er folgt den Eingebungen seiner Phantasie, die nicht die erhaltende Geistéskraft, sondern die zerstörende und schaffende ist. In lyrischer Aufeinanderfolge

gereicht hatte, war, das beobachteten beide, in äußerster Aufregung ... Seine Kutsche fuhr hin und her ... Sie wurde regelmäßig von zwölf Berittenen der Nobelgarde begleitet, wenn er nach Castel Gandolfo fuhr, wo der Heilige Vater eingeschlossen lebte und mismuthig über sein Körperleid die Bullen, Breves und Allecutienen unterschrieb, die man ihm aus den verschiedenen Collegien seiner Weltregierung überbrachte. Bücher wurden verboten, Excommunicationen ausgesprochen ... Wächter der Kircheninteressen gab es genug ... Wenn auch der Hohepriester nichts las, als medicinische Schriften, nichts hören wollte, als ärztliche Consultationen ... Seine Zuflucht war damals, wie bekannt, ein deutscher Arzt geworden ...

Olympia hatte in der That jetzt keine geringe Abneigung gegen die „Erhebung Italiens" ... Sie räderte und köpfte — „Ein paar Handschuhe monatlich — Ein Bedienter nur — Und deine Hemden selbst flicken —"? Mazzini, Guerazzi, Wenzel von Terschka — jeden erwartete, wenn man seiner habhaft wurde, ein eigener Galgen ... Bekanntlich unterschreibt der Heilige Vater nie die Todesurtheile selbst; man überreicht sie ihm — wenn er nichts dagegen einwendet, hat die Gerechtigkeit ihren Lauf ... Man kann die Religion der Milde nicht milder betrügen! sagte Benno ...

Als Benno zum ersten mal mit Ceccone beim jungen Rucca dinirte, bedurfte er der ganzen Erinnerung an die Verstellungskunst — des ihm schon einmal in seinem Leid aufgegangenen Hamlet ... Er gab jede Auskunft, die der geschmeidige Priester zu hö-

ren wünſchte . . . Er widerſprach keinem Urtheil, das ſich ja auch hier nicht berichtigen ließ . . . Er hörte nur mit Schrecken: Wir wiſſen alles! Wir ſind unterrichtet über die Perſonen! Wir kennen die Orte . . . Wir wiſſen, wo die Fackel der Empörung zuerſt auflodern ſoll! . . . Zwanzig Mitglieder der „Junta der Wiſſenden" haben auf die Hoſtie geſchworen, mich binnen einem Jahre zu tödten! . . . Ich weiß, daß gelooſt worden iſt! Ich weiß, daß ein Mann in Rom, in meiner unmittelbaren Nähe leben ſoll, der die Aufgabe hat, mich zu ermorden! . . . Nun wohlan! Ich will es aufgeben zu forſchen — ſonſt miſtrau' ich jedem, der mich grüßt, jedem, der in die Nähe meines Athems kommt . . .

Eben war bei Tiſch geſprochen worden von einigen Königsmördern, die kurz hintereinander in Frankreich guillotinirt wurden . . . Benno horchte, ob bei allen dieſen Schilderungen ein Advocat Clemente Bertinazzi würde genannt werden, der ihm als Mittelpunkt der Verſchwörer in Rom bezeichnet worden und — der ihn ſogar ſelbſt erwarten durfte . . . Er erblaßte, als Cola Rienzi genannt — Rienzi's Haus am Tiberſtrand geſchildert wurde — Bertinazzi wohnte dicht in der Nähe . . .

Niemand ſprach von Bertinazzi . . .

Benno bedurfte der neuen Anmahnung ſeiner Mutter, um in dieſer peinlichen Lage harmlos und unbefangen zu bleiben . . . Nur endlich zu Lucinden zu gehen, beſchwor ſie ihn . . . Immer noch war er nicht auf die Villa Tibur gekommen . . . Die Schwiegermutter Olympiens war wieder einmal mit ihrer Tochter im Streit — Lucinde ſollte „Farbe halten", und nicht auf Villa Tor-

resani erscheinen . . . Das verlangte die alte Fürstin . . . Und die junge verlangte gleiches von ihren Hausgenossen . . . Ceccone emancipirte sich . . . Das sahen Benno und Thiebold mit Erstaunen — Nach den Diners fuhr Ceccone auf Villa Tibur . . . Die Voraussetzung, daß Graf Sarzana dennoch dieser Donna Lucinde in redlichster Absicht den Hof machte, hörte Benno in der That . . . Noch hatte er diesen Cavalier nicht gesehen . . . Aber die Art, wie in Italien die Ehe geschlossen wird und um ihrer Unauflöslichkeit willen sich mit allen Verirrungen der Leidenschaft vertragen muß, hatte er genug beobachtet . . . Lucinde — eine Gräfin! . . . Er konnte sich nicht genug die Wirkung davon in Wittenberg, Kocher am Fall und in der Residenz des endlich freigegebenen Kirchenfürsten ausmalen! . . .

Thiebold war nicht mehr zurückzuhalten, Lucinden zu besuchen . . .

Er kam von ihr zurück und hatte sie außerordentlich vornehm gefunden . . . Sie gäbe Audienzen wie eine Fürstin . . . Sie hätte sich höchst bitter über Benno beklagt, der sie nicht zu begrüßen käme . . . Nur die Nähe eines „Conclaves von Prälaten", darunter Feseletti, hätte verhindert, daß er sich darüber ganz mit seiner „alten Freundin" ausgesprochen — mit ihr, die ihm den Streit über die Kreuzessplitter als Ursache ihrer gegenwärtigen Anwesenheit in Rom dankte . . .

Olympia hörte diesen Bericht voll Neid und sagte grimmig lachend:

Benissimo! Die Kammerzofe meiner Schwiegermutter! . . .

Sie aber werden sie nicht sehen ... Ich verbiete es ... wandte sie sich zu Benno ...

Benno brauchte sich nicht zu verstellen, wenn er seine Geringschätzung Lucindens andeutete ... Da aber mahnte jetzt sogar der Cardinal um den Besuch in Villa Tibur ... Olympia hörte diese Flüsterworte und wollte aufs neue widersprechen ...

Benno warf einen einzigen Blick auf sie und sagte: Ich reite morgen hinüber, Eminenz! ...

Die junge Fürstin sah empor zu ihm, wollte bitter schmähen, dann schlich sie still davon ... Welch ein Glück beherrscht zu werden von dem, den man liebt ... Wie gern hätte sie so ihr ganzes Leben ihm zu eigen gegeben ...

Der Cardinal sah das und verstand alles ... Er lachte dieser demüthig niedergeschlagenen Augen, mit denen sein Kind, erst zornig aufwallend, sich beherrschte und hinter den Säulen des Eßsaals verschwand ... Dergleichen war ihm an Olympien noch nicht vorgekommen ...

Am andern Tage fuhr sie dann aber doch mit Thiebold und ihrem Mann nach Rom — eines Modeartikels wegen, sagte sie — Sie schmollte mit Benno ... Als dieser fest blieb und bat, ihm ein Pferd nach Villa Tibur bereit zu halten, weinte sie und zog ihre Fahrt bis zum Abend hinaus ... Lucinde schien ihr die Einzige, die ihren beiden Freunden gefährlich werden konnte ...

Benno durfte hoffen, Lucinden allein zu finden ... Er hatte gehört, daß auch die alte Fürstin in Rom war, wo sie öfter verweilte als auf dem Lande — Pum-

peo's wegen — Seine erſte Aufwartung hatte Benno ihr in Rom gemacht . . .

Lucinde, die Benno in ſo vielen ſich widerſprechenden Situationen, in Demuth und Glück, in Verzweiflung und Uebermuth, ſchön und häßlich, fromm und heuchleriſch, verführeriſch und abſtoßend geſehen hatte — Sie jetzt auf ſolcher Höhe! . . . Ihr ſich beugen zu müſſen, von ihr durchſchaut zu werden, ſich und ſeine Mutter abhängig von ihrer Großmuth, von ihrer Selbſtbeherrſchung zu wiſſen — wol durfte ihn das alles mit Bitterkeit und Mismuth erfüllen . . .

Er umritt das ſchon im Abendgold ſchwimmende Tivoli und ſuchte dem Bett des Anio von der Seite ſeines rauſchenden Sturzes beizukommen . . . Der Lärm des Städtchens oben, die Schrei-Concerte der Eſel, das Lachen und Schwatzen des Volks, das Begegnen der Fremden hätten ſeiner Stimmung wenig entſprechen . . .

Anfangs mußte er ſich vom Rauſchen des Waſſerfalls in ſeinen verſchiedenen Spaltungen entfernen, dann kam er ihm wieder näher . . . Vögel flogen über ihn her, wie aufgeſchreckt vom Donnerton der ſtürzenden Gewäſſer. Sie flogen zur Linken — Unglücksboten, wie er nach antikem Glauben ſich ſagen durfte beim Anblick des wohlerhaltenen Veſtatempels, der oben auf der Höhe ſchimmerte, und in Erinnerung an die Sibylle Albunea, die einſt hier die Orakel verkündete . . .

Liegt die Villa Tibur ſo nahe dem Rauſchen des Anio? ſprach er zu ſich ſelbſt und gedachte — Armgart's, die einſt ſo im Rauſchen der Mühlen von Witeborn Ruhe und ihre Aeltern gefunden hatte . . .

Die ſchon dunkle Schlucht mit ihren ſilbernen Schaumterraſſen, ihren feuchtkühlen Grotten, ihrem wilden Baum- und Pflanzengewucher blieb zur Rechten . . . Villa Tibur lag noch höher in die Berge hinaus . . . Nur wie ein fernes Meeresrauſchen, immer gleich, immer raſtlos, nie endend als nur durch die einſtige Zerſtörung dieſer Felſen beim Weltgericht — ſo mußte der Sturz vernommen werden in der kleinen Villa, die ſich durch Olivenwälder und Bergzacken endlich unterſcheiden ließ . . .

Hoch oben glänzte noch der goldene Sonnenſchein, der hier unten im Geklüft ſchon fehlte . . . Die Cypreſſen an der endlich erreichten Thorpforte ſtanden ſo ernſt wie nebenan einige Hermen . . . Ein Reitknecht in Livree war zunächſt zur Hand, der ſchon ein Roß am Zügel hielt . . . Das Roß des Grafen Sarzana! dachte Benno . . . In der That war dieſer der Herr des Knechts . . . Er erwartete ihn, ſagte er, jeden Augenblick von oben . . . Gleich an der Pforte lag ein Wirthſchaftsgebäude, wo, wie Benno ſah, an Dienern kein Mangel war . . . Ihnen gab er zur Hut das Pferd aus Ercolano's, ihres jungen Fürſten, Stall . . .

Ueber ſich ſchlängelnde und terraſſirte Wege ging es aufwärts zur Villa, die ſich an Großartigkeit mit Villa Torreſani nicht meſſen konnte . . . Sie war ſo klein, daß Lucinde hier höchſtens nur zwei Zimmer bewohnen konnte . . . Schön aber war auch ſie, wenn auch alterthümlicher, als die auf der andern Seite des Berges . . . Die Decke des Veſtibüls enthielt Lunettenbilder von erſten Meiſtern . . . Der Garten bot Laubengänge und Boskets . . . Man zeigte einen Gang hinunter, den die

Weinrebe aus lieblichen Guirlanden bildete . . . Dort ſollten Donna Lucinda und Graf Sarzana verweilen . . . Dieſer Gang endete in einem Rundbogen von geſchnittenen Myrten . . .

Hob ſich hier vom dunkelgrünen Hintergrund in blendendweißem carrariſchen Marmor eine in Schilfblättern kniende Nymphe mit einem Schöpfkrug als eine Erinnerung an die Waſſerwelt des fernher rauſchenden Anio an ſich ſchon bedeutungsvoll ab, ſo noch mehr die an das Poſtament dieſer Gruppe gelehnte Geſtalt Lucindens . . .

Venno ſah, was das Glück vermochte . . .

Lucinde, die in St.-Wolfgang von der alten, über die Alpen ihrem Pflegling, dem Biſchof, gefolgten Renate verachtet wurde, von Grützmacher nach einem Steckbrief verglichen, von Tante Gülpen aus der Dechanei verwieſen, Lucinde, die ſich in der Reſidenz des Kirchenfürſten nur durch Rück's Intereſſe für ſie erhielt, die nicht unverdächtig der Theilnahme an einem Verbrechen auf Schloß Weſterhof geblieben war — ſein Beichtwiſſen durfte Bonaventura auch an Venno nicht verrathen — ſie, die Bonaventura in Männerkleidern nach Wien gefolgt war — ſoviel hatte Venno von ihm erfahren — ſie, ein Kind der Armuth, in ihrer erſten Jugend eine Magd — . . . Da ſtand ſie jetzt — in einem purpurrothen Kaſchmirſhawl, den ſie um beide Arme geſchlungen hielt . . . Ihr weißes Gewand lag eng an ihrer ſchlanken Hüfte . . . Ihr Haar, um den Kopf in Flechten gewunden, war frei . . . Im ſtarren Auge lag die alte Unheimlichkeit des Blicks, ihre Rache an dieſer Welt für etwas,

das sie vielleicht selbst nicht angeben konnte . . . Ihre blinzelnde Augenwimper, ihre leise, zurückhaltende Sprache . . . Letztere schon in der Todtenstille angedeutet, die Benno antraf, obgleich ihr gegenüber auf seinen langen Degen sich stützend Graf Sarzana stand, den bebuschten silbernen Helm in der Hand . . . Dennoch unterhielten sie sich . . . Benno konnte den Bewerber erst erblicken, als sein Fuß schon in die Myrtenrotunde eingetreten war . . . Vorher stand nur Lucinde seinem Auge ersichtlich — Sie, die Richterin über das Geheimste, was mit seinem Dasein zusammenhing . . .

Herr von Asselyn! sprach Lucinde Benno dem Grafen vorstellend — ohne einen Schritt weiter zu gehen oder sich in ihrer Stellung zu verändern . . .

Zu Benno sagte sie lächelnd: Kommen Sie also endlich? . . .

Sie hatte den Ankommenden schon beim Absteigen vom Pferde gesehen und längst ihrem Blute Ruhe geboten . . .

Graf Sarzana hatte sich eben entfernen wollen . . .

Benno betrachtete Lucinden, die so ruhig that, als hätte sie ihn erst gestern zum letzten mal gesehen, betrachtete den Cavalier, der in so seltsamer Umstrickung lebte . . . Beide mit dem größten Befremden . . . Graf Sarzana war ein Mann zwischen den Dreißigen und Vierzigen . . . Seine Augen ruhten auf Benno mehr finster, als freundlich . . .

Er verneigte leicht sein Haupt und sagte, daß er schon von Signor d'Asselyno gehört hätte . . Benno hatte auf den nahe liegenden Besitzungen des Cardinals

Verwandte des Grafen gesprochen, die da und dort die Oekonomie verwalteten . . .

Ein Brautpaar konnte Benno kaum zu sehen glauben . . .

Die Kälte und Ruhe Lucindens war der Ausdruck der höchsten Abspannung . . .

Graf Sarzana schien aufgeregter, wenigstens stand ein unausgesetztes Streichen der Haare seines Helms mit seiner scheinbaren Ruhe im Widerspruch . . .

Unwillkürlich bot sich für Benno die Vergleichung mit Paula und dem Grafen Hugo . . . Wie anders dies Gegenbild! . . .

Der Abschied des Grafen verzögerte sich . . .

Benno's scharfes Auge glaubte einen gemachten Zug von Verachtung vor dem sich Empfehlenden auf Lucindens Lippen zu sehen; sie wollte wol nur damit an ihre Liebe für Bonaventura erinnert haben . . . Aber auch der Graf schien nur eine eingelernte Rolle zu spielen . . . Zwar blieb er artig und plauderte noch einige Dinge, die einen Fremden interessiren durften. Die Stunden, wo der Heilige Vater seine Segnungen ertheilt, sind jedem Fremden in Rom von Wichtigkeit; sie sind das, was anderswo die Wachparaden und Manöver. Einige Paläste, einige Sammlungen sind schwer zugänglich . . . Graf Sarzana's Erbieten zur Vermittelung war freundlich . . . Auch schien er unterrichtet und behauptete Sammler zu sein . . . Er bewunderte, wie beide Deutsche sich in die italienische Art gefunden hätten, rühmte die deutschen Schulen und schien voranszusetzen, daß Lucinde eine Erziehung genossen hätte, die ihr die Kennt-

niß des Lateiniſchen ſchon durch die Fürſorge des Staats verſchafft hätte . . . In allem, was er ſprach, lag ein Anflug von Ironie . . .

Graf Sarzana hatte auf ein Convolut von Papieren gedeutet, das auf einer Bank lag . . .

Das ſind deutſche Acten! ſagte Lucinde und fuhr fort: Der Graf thut, als wenn ich ſo friſchweg die Gedichte leſen könnte, die drüben auf den Waſſerfall Catull gemacht hat! . . . Ich verſtehe das Breviarium — Das iſt alles . . .

Der Graf that, als hinderte ihn am Gehen eine Zärtlichkeit, die Benno für gemacht halten mußte . . .

Er wollte Lucinden die Hand küſſen, die ihm dieſe mit Koketterie entzog . . . Ihre Reſerve hatte immer etwas Anlockendes . . . Der Graf hörte in der Ferne das Stampfen und Wiehern ſeines ſchönen neapolitaniſchen Roſſes und konnte nicht fortkommen . . .

Unter anderm ſprach er von einem Feſt, das der Heilige Vater nach dem jungen Rucca'ſchen Ehepaar nachträglich geben wollte . . . Es war eine Gunſtbezeugung, die nicht zu ſelten ertheilt wird, ein Mahl im Braccio nuovo des Vatican . . . Die dort aufgeſtellten Meiſterwerke der alten Bildhauerkunſt werden dann im Glanz der feſtlichſten Beleuchtung geſehen . . . Lucinde kannte dieſe Wirkung noch nicht und bedauerte, daß nur Eine Dame, die die Honneurs macht, dabei zugegen ſein dürfte — diesmal Olympia . . . Der Vatican, beſtätigte Graf Sarzana, gilt allerdings für ein Kloſter . . . Lucinde kannte allerlei Ausnahmen von der Regel der Klöſter . . . Ihr Lächeln konnte beim Nennen der im Braccio nuovo aufge-

jagen ſich bei ihm die Attribute. Was weiß er nicht alles vom Bacchus zu erzählen! Wie viel Widerſprechendes liegt in dem Mythus dieſes Gottes; nur bei dem Bildhauer iſt Bacchus ſtets derſelbe Götterjüngling, der aus Indien kam und einen gewiſſen ſeelenvollen Ausdruck in ſeinem Weſen hat, der uns ſo auffallend ſcheint, weil uns im Wein ein anderes Träumen liegt, als das Träumen dieſes Götterknaben. Das Träumen des Bacchus, mein Kind, iſt das Sinnen über ſeinen Urſprung, das Sinnen nach Indien hin; Bacchus iſt fremd unter uns, wie auch der Wein, im Glaſe perlend, das ſtille Sinnen zu enthalten ſcheint über die wunderbare Metamorphoſe, die ihn von der Rebe bis in dieſen Kreis fröhlicher Menſchen brachte, die das Wunder dadurch zu ehren glauben, daß ſie es in vollen Zügen ſchlürfen und, ſtatt es geheimnißvoll zu koſten, ſich damit berauſchen. Bacchus iſt der einzige Gott des Alterthums, deſſen Gedanke auch von einem Dichter ausgegangen ſein könnte, der einzige Gott waldigen Urſprunges, während alle übrigen vom Felde ſind, vom Sonnenſchein, von der freien Luft. Es gibt keine Plaſtik ohne Fernſichten. Die menſchliche Geſtalt, von dir wiedergegeben, bedarf keiner Draperie. Sie würde dann auch nur unbeholfen ſein. Du ſollſt nur herumgehen um das Schöne. Der Maler braucht nur Beleuchtung, braucht nur eine Seite. Großer Gott, weil wir in unſerm Jahrhundert zwar Manches haben, das ſchön iſt von zwei Seiten, aber krumm, lahm, blind oder ſonſt mangelhaft auf der dritten, ſo hat unſre jetzige Bildhauerei auch ihre Zuflucht nehmen müſſen zur Draperie. Sie hat von der Malerei den Faltenwurf geſtohlen. Mein gutes Kind, hier ſind wir an einer übeln Stelle angekommen.“

ſtellten Sculpturen dem Vorfall mit dem von Thorwaldſen reſtaurirten Apollin gelten . . . Sie that, als ſähe ſie ganz die Furcht, die Venno ſchon in Wien hatte, für die junge Fürſtin das zu werden, was dem Uebermuth des Kindes jene Statue geweſen . . . Ihr Blick blieb forſchend . . . Inzwiſchen zeigte ſich der Graf unterrichtet über die Meiſter und die Schulen, denen jene Bildwerke zugeſchrieben werden . . .

Endlich ging er und bald hörte man nur noch das Klirren ſeiner Sporen, bald nur noch den Hufſchlag ſeines dahinſprengenden Roſſes . . .

Nun kommen Sie! ſagte Lucinde. Wir haben dort einen bequemeren Platz und ich bin ermüdet . . .

Sie deutete an, daß ſie den Grafen nicht im mindeſten liebte und von ſeiner Bewerbung nur fatiguirt würde . . .

Mit einigen Schritten befand man ſich in einem ringsumſchloſſenen traulichen und völlig einſamen Bosket, wo mehrere gußeiſerne Seſſel ſtanden . . .

So finden wir uns wieder! . . . ſprach ſie jetzt . . . Und ich ſehe ſchon — Sie kommen voll Zorn auf mich! . . . Hat mich die Herzogin ſo verklagt? . . .

Im Gegentheil, erwiderte Venno, des Mädchens, ihrer Umgebung, ihrer Haltung ſtaunend; meine Mutter rieth mir, mit Ihnen Frieden zu ſchließen . . . Sie wiſſen, ich habe das immer als das beſte Mittel erkannt — mit Ihnen auszukommen . . .

Ein Lachen deutete an, daß ſie ſich nicht verletzt fühlen wollte . . .

Nun, nun, ſagte ſie, verwundern Sie ſich nur erſt recht aus! . . . Ja, das iſt hier Italien, das iſt Rom, die

Villa des Mäcenas drüben — das hier Villa Tibur! ... Nicht wahr, wer das alles von Ihrem und unſerm Leben geahnt hätte, als ich unreifes Kind auf Schloß Neuhof lebte, unter Männern voll Grauſamkeit und Tücke, von denen der ärgſte Ihr Vater war! ... Der beſte von allen — war mein guter, närriſcher Jérôme, Ihr — Bruder! Seltſam! Ich hatte dort ſchon Träume, die mir alles zeigten, was ſeither eingetroffen iſt ... Ich ſah Ihre Mutter — wie oft! — in den Kellern des Schloſſes ... Ich ſah die alte Hauptmännin Buſchbeck mit der Giftſchale in der Hand ... Ich ſah das Daſein Ihrer Mutter in den Viſionen Ihres Vaters ... Wie ich Ihnen dann zum erſten mal an der Maximinuskapelle begegnete! ... Wiſſen Sie noch? Sie trugen den rothen Militärkragen jener blonden, hellblauäugigen Sandlandsklugheit, der Sie Gott ſei Dank! Valet geſagt haben ... Frau von Gülpen ahnte ſchon meine Mitwiſſenſchaft an ſo manchem und wies mich deshalb aus der Dechanei ... Wie ich dieſe ſtille Stätte des Friedens und der Hoffnung verlaſſen mußte, brach mir das Herz ... Ihr Onkel war ſo gut ... Und Ihnen iſt er der Retter Ihres Lebens geworden! ... Ich liebe, im Vertrauen geſagt, die Reue nicht, ganz wie die Spinoziſten — alle Magdalenenbilder ſind mir ſchrecklich — Aber ſchön und ein ganzes Leben verklärend war Ihres Pflegvaters Reue über einen ſchlimmen Antheil, den er doch wol auch an Ihrem Daſein hatte — denn der Kronſyndikus war ſein intimſter Freund ... Wie geht es dem Dechanten? ...

Er freut ſich jeder frohen Botſchaft aus Italien ...

Grüßen Sie ihn von mir! ... „Frohe Botſchaften

aus Italien!“ . . . Nämen ihrer nur mehr! . . . Ich fürchte, ihr, ihr gerade ſiedet und kocht ihm nichts, was ihn laben wird . . . Euer Biſchof bringt ein Ungeſtüm über die Berge, das dieſſeits nicht am Platze iſt . . . Wer iſt denn nur jener Eremit, um den er ſich noch ins Verderben ſtürzt? . . . Ein Deutſcher! . . . Erinnern Sie ſich Ihrer Scherze zu dem Gypsfigurenhändler, als wir über den St.-Wolfgangberg keuchten? . . . Halt! unterbrach ſie ſich plötzlich . . . Ich vergaß die Papiere, wo wir ſtanden . . . Holen Sie ſie mir! . . .

Benno folgte, wie von einem mächtigen Willen regiert . . . Er hörte und hörte nur . . . Ueber den Eremiten hatte ſie harmlos und ſozuſagen waffenlos geſprochen . . .

Nach wenigen Schritten war Benno zurückgekehrt und gab Lucinden ein Pack ſauberer Velinpapierbogen, die deutſche Scripturen enthielten . . .

Sie war aufgeſtanden und ſetzte ſich wieder . . .

Sie ahnen ſchwerlich, was dieſe Papiere enthalten! — ſprach ſie, das Convolut neben ſich legend . . .

Sie verwies ihn auf den nächſten Stuhl . . .

Ich höre, Sie und Klingsohr ſind die Referenten der Curie in deutſchen Angelegenheiten geworden! erwiderte Benno . . . Wir haben, wiſſen Sie gewiß, eine Reformation in Deutſchland . . . Sind das die betreffenden Actenſtücke? . . .

Sie ſchüttelte den Kopf, ließ den angeregten Gegenſtand fallen und fixirte nur Benno mit prüfenden Blicken . . .

Seltſam! ſagte ſie . . . Ihr Haar iſt von der Mutter . . . Die Augen haben Sie vom Vater . . . Ihr

Blut ſcheint von Natur langſam zu fließen, wie — durch Kunſt bei Ihrer Mutter ... Ihr Verſtand, der iſt hitzig, wie beim Kronſyndikus — und wiſſen Sie, ich hätte Sie ſchon in St.-Wolfgang mit ruhigem Blut in allerlei Unglück ſehen können — Nicht dafür, weil Sie kein Intereſſe für mich hatten — Armgart hatte es Ihnen ſchon damals angethan — Nein, Sie trugen den Kopf ſo ſchrecklich hoch — um Ihrer Klugheit willen! ... Das haben Sie ganz von Ihrem Vater ... Der konnte auch jedem einen Thaler geben, wer ihn klug nannte ... Ich läſtere ihn nicht ... Mir war der Schreckliche gütig ... Nur zuletzt nicht mehr ... Hätt' er mich da noch aufrecht gehalten, ich würde nicht ſo elend in die Welt hinausgefahren ſein ... Es — iſt — nun ſo ...

Dafür machen Sie jetzt Ihren Weg! fiel Benno mit Bitterkeit ein ... Wann werden Sie Gräfin Sarzana ſein? ...

Sie hörte auf dieſe Frage nicht, ſondern ſagte träumeriſch:

Wenn ich rachſüchtig wäre ...

Manche bezweifeln Ihre Großmuth — ...

Und wenn ich ſie nun nicht hätte, habt ihr mich nicht dahin kommen laſſen? ...

Etwa auch meine arme Mutter? ...

Der Herzogin, das iſt wahr, war ich zu Dank verpflichtet; aber ſie war nicht gut gegen mich ... Wir Frauen wiſſen, daß wir Urſache haben, uns im Leben an eine ſtarke Hand zu halten ... Nun finde ich hier vielleicht eine ſolche ... Konnt' ich ertragen, daß Ihre Mutter über mich lachte und ihrem Briefwechſel mit Ihnen,

den ich voraussetzen durfte, Ihre und des Bischofs Urtheile über mich entnahm und weiter verbreitete? ... Ich leugne nicht meine Herkunft und meine ehemalige Lage ... Ich weiß auch, daß mich im Leben noch niemand gemacht hat, und habe mir längst darüber mein System gemacht. Ich ahne sogar — im Vertrauen — daß auch diese Herrlichkeit hier bald zu Ende sein wird ... Aber was ich mir an Unglücksfällen ersparen kann, das will ich denn doch nicht unterlassen haben. Ihrer Mutter, einer höchst gefährlichen, völlig in sich unklaren, halb ehrlichen, halb listigen Frau, einer echten Italienerin, mußt' ich einen Vergleich anbieten ... Ich will wünschen, daß sie die Bedingungen ebenso hält, wie ich sie halte ... Sie sind mit der jungen Fürstin Rucca intim, fragen Sie sie in einer Schäferstunde, ob ich geplaudert! ... Selbst über Armgart werden Sie sie nicht unterrichtet finden — Sie Ungetreuer! Was wird Armgart sagen! Nicht nur Sie, sondern auch Herr de Jonge brechen ihr die Treue! ... Meine Herren, sie erfährt alles! Darauf verlassen Sie sich ... Herr von Terschka wird sie von allem in Kenntniß setzen ... Aprepos, hüten Sie sich doch vor den politischen Grillen Ihrer Mutter ...

Benno mußte anerkennen, daß der Ton des Wohlwollens durch alle diese Reden klang ... Dennoch lag er auf der Folter und hätte mit einem einzigen Wort die Maske seiner Selbstbeherrschung abwerfen mögen ...

Werden Sie den Namen Asselyn behalten? fragte Lucinde nach einer Weile ...

Benno konnte die quälende Erörterung nicht mehr pariren . . . Auch ſah er, daß ſich ihr Sinnen immer mehr und mehr auf den Biſchof richtete . . .

Der Name Aſſelyn — erwiderte er — klingt dem Italiener nicht fremd — . . .

Der Präſident, Ihr Bruder, iſt kinderlos — fuhr ſie fort — Wenn Sie da — Nein, nein — laſſen Sie die Wittekinds ausſterben! Bleiben Sie der räthſelhafte „Sohn der Spanierin", der Neffe des guten Dechanten, ein Aſſelyn! . . . Ich habe mir viel Mühe gegeben, hinter Ihr Geheimniß zu kommen, das iſt wahr . . . Aber es wiſſen nicht mehr darum, als der Biſchof, ich, ohne Zweifel der Dechant und meine alte Freundin, Frau von Gülpen . . . Aber Thiebold de Jonge ſcheint eingeweiht . . . Das iſt thöricht . . . Sie müſſen ihn freilich erprobt haben . . . Ganz ſo dumm, wie Piter Kattendyk iſt er nicht . . . Sagen Sie, wie können Sie Dergleichen um ſich ertragen! . .

Benno erhob ſich und ſagte halb ſcherzend, halb im Ernſt:

Nun wollen wir von den neueſten mailänder Moden ſprechen . . . Sonſt erleben Sie, daß ich Sie auf Piſtolen fordere . . .

Piſtolen! ſagte ſie kopfſchüttelnd. Auch das kommt in Italien nicht vor . . . Wer uns hier beleidigt, fällt durch das Stilet eines Rächers, den man dafür bezahlt . . . Das iſt ſchrecklich und doch — iſt es nicht eine unendliche Wonne, aus den deutſchen Verhältniſſen erlöſt zu ſein? . . . Rom hat ſeine Lügen, ſeine Schlechtigkeiten — aber dieſes Maß von ſchwatzhafter Tugend, eitler Sittſamkeit, biederer Langeweile von jenſeits der Berge gibt

es hier gar nicht . . . Erzählen Sie mir aber —! . . . Ja wie geht es Rück? Ich weiß durch Herrn de Jonge, daß er ohne seine Frau in Wien ist und noch unentschlossen sein soll, ob er nach dem Orient geht oder nach Rom . . .

Ein solches unentschlossenes Umherblicken wird seine Halsschmerzen vermehren . . .

Sie sind boshaft! . . . Lucinde erröthete und schwieg . . .

Woher erfuhren Sie die näheren Umstände meines Geheimnisses? Gewiß ist vorzugsweise Rück betheiligt? . . . begann Benno, der endlich mehr die Oberhand gewann . . .

In diesem Augenblick läutete es von Tivoli herüber . . . Lucinde senkte den Blick und sprach für sich den englischen Gruß . . .

Benno durfte der frommen Sitte sich nicht entziehen . . .

Darüber hatte sie Zeit gewonnen und kam auf die verfängliche Frage wegen Rück nicht zurück . . .

Die Dämmerung war hereingebrochen . . . Ueber die Höhen des Gebirgs sah man Streifen des Monds schimmern, die bald ihr mildes Licht über die dunkelnde Schlucht verbreiteten . . .

Läßt mir der Bischof nichts, gar nichts sagen? begann Lucinde . . .

Nein! erwiderte Benno und sprach der Wahrheit gemäß . . .

So war es ja immer, sagte sie mit stockender Stimme . . . Lieblos entzogt ihr mir die rettende Hand! . . . Hinweggeschleudert habt ihr mich wie ein Wesen ohne Bildung! . . . Wie hab' ich gerungen nach euerer Freundschaft, nach euerer Schonung nur . . . Kalt, grausam habt ihr mich zurückgestoßen! . . . Nun mußt'

ich mir freilich selbst helfen ... Das ist die größte Feigheit der Männer: Ein Weib um ihrer Thorheit willen leiden sehen und sie dann auf Vernunft und Besinnung verweisen ... Vernunft und Besinnung haben wir ja nicht ... Nur in der That, sei's der That der Liebe, sei's dem Rausch des Wahns oder dem Klagegeschrei der Enttäuschung, nur in Handlungen und Zuständen sind wir, was wir sind ... Vernunft und Besinnung! ... Nachdenken und Reflexion! ... Was soll das uns! ... Ich vergebe dem Bischof — doch nie, was er alles, alles an mir gethan hat ...

Penne wußte kaum, was er einem weiblichen Wesen erwidern sollte, das auf einen katholischen Priester Rechte der Liebe zu haben behauptete ... Er begnügte sich, die Wildaufgeregte zu beruhigen mit einem einfachen und ironischen:

Sie beteten doch eben voll Frömmigkeit das Ave Maria — und verlangen das Unheiligste ... Sie haben nie das Gemüth dieses edelsten der Menschen verstanden ...

Ein Gemüth ist's, wie das dieser Bildsäule! sagte Lucinde zornig ... Als wenn ein Priester von seinen Gelübden sprechen könnte, der sie doch einer andern gegenüber nicht hält! ... An jenem Abend auf dem Friedhof von St. Wolfgang schon, wo wir unter den — — Gräbern wandelten, funkelten die Sterne herab, als wollten sie sagen: Halte sie doch fest, die Stunde der Versöhnung! ... Sieh, dies wahnsinnige Weib, so sprachen die Sterne, hat zwei Jahre geschmachtet nach Wiedervereinigung mit dir! Nun kommt sie und pocht voll Hoffnung an deine Hütte! Du — du opferst sie aber schon der alten Magd, die dich bedient! ...

Lachen Sie nicht! — Die Sterne ſprachen mehr . . . Sie ſagten: Du ſchmähſt ihre Verehrung, die ſo ganz ohne Intereſſe, nur ein reines Opfer der Liebe iſt! — Ich bin um dieſen Mann katholiſch geworden — ich wäre ſchon glücklich geweſen, nur dann und wann mit ihm ſprechen zu dürfen . . . Daß ich ſeine Magd hätte ſein können, mich wirklich als Bäuerin bei Renate verdingen, davon will ich gar nicht reden ... Ich war heimiſch in ihm, als ich ihn das erſte mal ſah ... Ich fand einen Menſchen wieder, der todt war und in ihm ſein Teſtament zurückgelaſſen hatte ... Schon damals, als Ihr Vetter geweiht wurde, kannte ich ſeine Zukunft; ich kannte die ganze kommende Zerriſſenheit ſeines Gemüths; wußte, daß er dort enden würde, wo er jetzt ſteht — an einem furchtbaren Abgrund, den nur noch ſeine äußere Würde deckt . . . Ich kannte alles, was ihm über die Leiden dieſes Daſeins hinweggeholfen hätte ... Er verſchmähte es ... Nun folg' ich dem Ruf in die Dechanei, erlebe die Demüthigung, zum Hauſe hinausgeworfen zu werden; ich klammere mich an den Saum ſeines Kleides, an den Teppich der Altäre, die ſein Fuß berührt; ich wage mich in die ſchwierigſten, demüthigendſten Lebensverhältniſſe, nur um eine Erhörung meines — um Güte und Vertrauen — Gott, ich ſage nicht: um Liebe — verſchmachtenden Herzens zu finden ... Keine Hülfe! ... Nichts als die kalte Sprache der Lehre und Ermahnung ... Mit der Zeit konnt' ich ihm furchtbar erſcheinen, konnte ihm drohen, ich that es auch — ... Als ich dennoch mich bekämpfte, dennoch von dem beweinenswerthen, raſenden, wahnſinnigen Gefühl für dieſen Mann mich beherrſchen laſſe, alle meine Waffen

ſenke, ſind' ich noch immer keine Regung der Verſöhnung, kein Wort der Güte, keines des Vertrauens! ... Noch in Wien ſtößt er den Nachen zurück, auf dem ich mich zu ihm geflüchtet ... Das iſt wahr — er nahm mir in Wien eine Bürde ab, die mich zum Tod niederdrückte — aber kaum fließen meine Thränen, ſo läßt er mich auch wieder hinaus auf die ſtürmende See in ein Leben, das bisher nur Noth und Demüthigung mir gebracht ... Jetzt hab' ich einen kurzen Augenblick des Glücks! Er macht — euch alle ſchwindeln ... — Mich nicht! Ich weiß, was ich thue! ... Ja! Wie eine Bettlerin — will ich nicht wieder vor euern Thüren ſtehen! ...

Lucinde war aufgeſtanden ...

Benno erbebte vor ihrem Blick ... Er fürchtete für Bonaventura's ſchwierig gewordene Stellung ...

Sie ſind bei alledem dem Biſchof werth ... ſagte er und mit voller Ueberzeugung ...

Sie anerkannte dieſe Aeußerung, fuhr aber fort:

Weil er mich fürchtet! Weil ihr alle mich fürchtet! ... Ich habe mich freilich rüſten müſſen gegen euch! Geſucht hab' ich nichts — ich fand alles von ſelbſt ... Auf dem Schloſſe Ihrer Väter hab' ich ſchon als Mädchen von ſechzehn Jahren die ſibylliniſchen Bücher aufgeſchlagen geſehen und verſtand nur noch nicht die Zeichen, die in ihnen wie durchſtochene blutige Herzen funkelten ... Jetzt liegt mir jeder Traum der Kindheit offen ... Ich verſtehe das Wimmern und Seufzen in den Ulmen des Schloßparks von Neuhof, ich ſehe die Verwirrung euerer ganzen Familie und euer — tragiſches Ende ... Mit dem Biſchof hab' ich Mitleid ... Er liebt, ein

Amandus verstand diese Bemerkung von einem Graben vor dem sie standen, und meinte, daß er schon hinüber springen wolle, wenn nur Blasedow zuerst ginge und ihn dann drüben auffangen wolle. Dieser aber sagte: „Wir wollen nach Hause gehen. Wir können ja dabei doch an diesem Ufer bleiben.“ Er sagte das mit Wehmuth: denn das Meiste was er sagte, verstand er wohl, verstand Amandus nicht; doch hindert das nicht, dachte er: von diesen meinen Vorträgen muß doch etwas in ihm zurückbleiben, je öfter ich sie wiederhole. Er wiederholte aber gerade das Vorige nicht, sondern fuhr fort: „Und der Faltenwurf ist es nicht bloß, sondern ganze falsche Anschauungen schleichen sich in die Bildhauerei ein. Der christliche Heiligenschein, mit welchem man die Malerei umgeben hat, ist auch über die Plastik gezogen worden. Gott, ich lass' euch euren Gott! Du aber, Amandus, wirst um so christlicher und künstlerischer sein, je mehr du die Weisung befolgst: Du sollst dir kein Bild von mir machen! Man hat nun Jesus auch neben den vaticanischen Apollo stellen wollen, einen marmornen Jesus, eine Gestalt, so verkörpert, so menschlich trotz ihrer Erhabenheit, einen Jesus, der seine zweite Natur in sich trägt. Dem Gläubigen ist Jesus ein Hauch, ein Kleidessaum, den er im Vorübergehen berührt und davon gesund wird. Die Halbheit der Malerei konnte allein die Heerschaaren, die Fürsten und die Engel des christlichen Himmels wiedergeben, weil sie durch die meisterhafte Abrundung ihrer Unvollkommenheit am ehesten die Ahnung eines neuen andern Lebens weckt. Aber die hohe Vollkommenheit der Plastik weckt nur die Ahnung des allgemeinen, abgeschlossenen Menschenschicksals: denn der plastische Künstler bewahrt eben seine Gestalten vor diesem Schicksal. Christus aus Marmor,

Univ. Bibl. München

umgekehrter Jupiter, ſtatt eines Weibes eine Wolke ... Erzählen Sie mir von Paula! Ich denke, ich verdiene, daß Sie ſich's etwas koſten laſſen, mich wenigſtens — zu unterhalten ...

Dieſe Worte waren freundlich ... Venno mußte ihr den vorangegangenen Ton des übermüthigen Emporkömmlings vergeben ...

Sie ſetzte ſich wieder ...

Venno ſollte es ebenfalls thun ... Angezogen hatte ſie ihn niemals ſo wie heute ... Die Leidenſchaft verjüngte Lucinden zu ihrer erſten Jugendſchönheit ... Ja ſie fiel ſogar in ihren naiven „Heſſenmädchen"-Ton ...

Alſo — Paula! Bitte, bitte! ... Erzählen Sie! ...

Ich kann Ihnen nur erzählen, ſagte Venno, was alle wiſſen! Ich ehre den Biſchof zu ſehr, als daß ich ihm durch unberufene Fragen Gelegenheit geben ſollte, ſich über Gefühle auszuſprechen, die ihm ſchmerzlich ſind— ...

Die Wunde nicht berühren, heilt ſie euch! ... ſchaltete Lucinde ein ...

In den meiſten Fällen iſt es auch ſo ... Ob beim Biſchof und bei Paula — ich weiß es nicht ... Ich kann nur berichten, daß dieſer Ihnen ſo undankbar erſcheinende Bonaventura an Verklärung und Hoheit der Geſinnung von Tage zu Tage wächſt ... Er entſchwebt dem Irdiſchen und ich mag ihn durch Fragen nicht niederziehen aus ſeinen reinen Höhen ... So viel aber weiß ich, daß doch Er es war, der Sie vor allen miſslichen Folgen Ihrer Verbindung mit Rück geſchützt hat ... Ich weiß, Graf Hugo gab ſeine Abſicht, die Urkunde anzuzweifeln,

erſt nach einer langen Unterredung mit dem Biſchof auf . . .

Lucinde herchte . . .

Sagen Sie ſelbſt, fuhr Benno fort, was hätte den Biſchof verhindern können, dem Grafen zu rathen: Handeln Sie getroſt nach allem, was Ihnen Terſchka mitgetheilt hat! Zu offen lagen aller Welt die räthſelhaften Vorgänge des Brandes in Weſterhof. War ich nicht ſelbſt ein Zeuge derſelben? Dieſer Bruder Hubertus — der — leider — ſo räthſelhaft auch — jetzt verſchollen iſt — . . .

Den ich unter die Räuber und Mörder ſchickte? . . . ſagte Lucinde verächtlich . . .

In der That — überall ſtellen ſich ſeiner Vernehmung eigenthümliche Hinderniſſe entgegen . . . Den Dionyſius Schneid hat er gerettet, hat die Hälfte ſeiner Erbſchaft aufgenommen und nach London geſchickt, wohin dieſer Menſch, unzweifelhaft ein Brandſtifter, über Bremen entkommen ſein ſoll . . .

Alſo wer und was ſchützte mich — — vor dem Zuchthauſe? . . . unterbrach Lucinde . . .

Wenigſtens vor der Anklagebank ſchützte Sie Graf Hugo von Salem-Camphauſen . . . Er that dies infolge einer Bürgſchaft, die doch ohne Zweifel nur der Biſchof für Sie übernahm . . . Er mag dem Grafen Dinge über Sie geſagt haben, die Ihnen nicht würden gefallen haben; aber ſie beſtimmten ihn, ſich dem Unvermeidlichen zu fügen . . . Er hat die Urkunde anerkannt — . . .

Lucinde hätte gern geſagt: So kann alſo euer Biſchof wirklich auch — lügen? . . . Sie hörte nur

voll Spannung über die Folge von Bekenntniſſen, von denen Benno nicht einmal zu wiſſen ſchien, daß ſie in kirchlicher Form ſtattgefunden hatten . . .

Dann, fuhr Benno fort, erfolgte die Verſtändigung mit Schloß Weſterhof . . .

Worin lag zuletzt für Paula die Bürgſchaft des Werthes, den Graf Hugo, nach dem Zeugniß, das der Biſchof ihm ausſtellen ſollte, ihr haben durfte? fragte Lucinde . . . Die Bedingung, die Paula geſtellt haben ſoll, kannte ja die ganze katholiſche Welt . . .

Ich denke in der Art, ſagte Benno, wie Graf Hugo die Ergebniſſe ſeiner Rückſprache mit Ihnen aufnahm . . . Beide Charaktere lernten ſich zum erſten mal kennen, ſprachen ſich aus und ſchätzten ſich . . .

Ganz und ohne Rückhalt? zweifelte Lucinde lachend . . .

Ich traue ihm zu, daß er ehrlich zu Venaventura ſagte: Sie lieben die Gräfin Paula! . . .

In der That? . . .

Sie freilich glauben nicht an Wahres und Gutes in dieſer Welt . . .

Nie an den Sieg des Wahren und Guten . . .

So weiß ich keine andere Erklärung . . . Der Graf kennt ebenſo Paula's Empfindungen für Venaventura wie Venaventura's für Paula . . . Dieſer blieb mit jenem einen Tag auf Schloß Salem allein und die Folge war die Reiſe des Grafen nach Weſterhof . . .

Eine Andeutung, daß der Graf — katholiſch werden wird! ſagte Lucinde. Er hat unſere Religion in den Bekenntniſſen eines Prieſters achten gelernt . . . Was ſagt die Mutter dazu? . . .

Benno ſchwieg eine Weile ... Er wußte allerdings, daß der Graf ſeit jener Unterredung von der tiefſten Verehrung Bonaventura's durchdrungen war ... Er wußte, daß die alte Gräfin auf Caſtellungo ſich auf Grund dieſer Verehrung mit bangem Herzen zum Biſchof von Robillante verhielt und die Freundſchaft des Grafen für den Biſchof nur deshalb nicht nachdrücklicher bekämpfte, weil dieſer ihre Theilnahme für die Waldenſer und für den Eremiten Federigo theilte ...

Benno erſtaunte, daß Lucinde, die alles wußte, was ihn und Bonaventura betraf, nicht in dieſem Eremiten den Vater Bonaventura's ſah ...

Alle dieſe Rückhaltsempfindungen verbarg er unter den Worten:

Die beſte Religion, die wir haben könnten, wäre eine auf die Erkenntniß der tiefſten und edelſten Möglichkeiten und Fähigkeiten unſerer Menſchenbruſt begründete! Liebe, Freundſchaft, Vertrauen, alles Edle im Menſchenherzen — ich dächte, das iſt die einzig wahre Bürgſchaft der Gottesnähe ...

Lucinde zeigte auf den kleinen Veſtatempel, der auf der Höhe des Gebirges über dem Katarakt wie ein weißer Nebelring ſchwebte ...

Sogar Benno von Aſſelyn ſchwärmt! ſagte ſie. Nein, dieſe Religion, die Sie da nennen, iſt keine ... Oft ſchon hat die Gottheit verſucht, ob ſie ſich im reinen Menſchenthum offenbaren könnte ... Die Götter kamen auf die Erde in allem Reiz der menſchlichen Phantaſie ... Da verwilderten ſie ... Dann kamen ſie noch einmal im Reiz des menſchlichen Duldens ... Auch das — im Vertrauen

gesagt — erlag — für den Denker . . . Die Götter wohnen jenseits dieser Welt . . .

Es war still ringsum . . . Das Dunkel mehrte sich . . . Lucinde warf ihre religiöse Maske ab . . .

Aber als wenn sie Reue darüber befiel, so ergriff sie die Papiere, erhob sich und deutete auf einen Weg zur Villa, wo es heller war . . .

Dabei sprach sie:

Sie haben ganz Recht! Paula, Graf Hugo und Bonaventura gehören einer einzigen Kirche an . . .

Doch die Kinder? sagte sie plötzlich, zu den Religionsformen der Erde zurückkehrend und des oft an ihr nagenden Bundes gedenkend, den der heilige Franz von Sales gerade mit einer verheiratheten Frau, mit der Stifterin der Visitandinen geschlossen — . . .

Nein! Nein! beantwortete sie sich selbst ihre Frage . . . Die werden nicht kommen! . . . Wenigstens nach dem Urtheil der Aerzte nicht — Die Gräfin hat ihre Visionen noch immer . . . Sogar jetzt in Witoborn, wohin sie nach dem wiener Winter mit dem Grafen gereist ist . . . Die in Salem heftig eintretende Rückkehr ihrer Visionen, die Aufregung derselben für Wien, das Andrängen der Aerzte, die Neugier der Forscher und Träumer brachten beim Grafen den Entschluß zu Wege, seine Güter um Westerhof zu besuchen . . . Vielleicht regte sich in Paula die Sehnsucht nach des Obersten von Hülleshoven magnetischer Hand . . .

Ueberraschend! entgegnete Benno . . . Diese Nachrichten hatten wir selbst noch nicht in Rebillante . . . Woher wissen Sie alles das? . . .

Unwillkürlich fiel ſein Blick auf die Papiere, die ihm Lucinde entzog ... Seine Neugier mußte ſich ſteigern, als ſie fortfuhr:

Auch Sie ſollten nun doch für immer in Rom bleiben und ſich hier nützlich machen ... Sie ſollten Partei ergreifen ... Wem kann das Glück mehr lächeln als Ihnen? ... Fürchten Sie ſich doch nicht ſo ſehr vor einem Roman mit Olympia Rucca! ... Die Zeiten ſind vorüber, wo böſe Frauen ihre ausgenutzten Liebhaber vom Thurm zu Neſle ſtürzten ... Jetzt geben ſie ihnen Anſtellungen und manchmal ſogar — Frauen ... Bleiben Sie in Rom! Nehmen Sie hier eine Stelle, die nicht zu gebunden iſt! ... Schon ließ Sie, hör' ich, der Staatskanzler in eine verlockende Zauberlaterne blicken ... Für Ihre Heimat haben Sie ſeit Ihrer Courierreiſe doch den Credit verloren ... Auf dem Venetianiſchen Platz kann ich das große ſchöne Haus mit dem ſchwarzgelben Banner nie anſehen, ohne nicht die Stelle wenigſtens eines öſterreichiſchen Legationsſecretärs an Sie zu vergeben ... Rom iſt die Welt ... Und ſelbſt wenn Sie Rom nur ſtudiren wollten — ich kenne Ihr Verhältniß zu Ihrem Bruder, dem Präſidenten von Wittekind nicht — ſo brauchen Sie dazu ein Leben ... Sie können hier jeden Tag eine andere Inſchrift, jeden Tag einen andern Marmorſtein vornehmen ... Und verſtellen Sie ſich nicht! Ganz gleichgültig iſt Ihnen Olympia keineswegs ... Man flieht nicht ſo eifrig vor dem, was man verachtet ... Wär' ich ein Mann, mich würd' es ſogar reizen, dieſen Panther zu bändigen ... Schwärmen Sie in der That noch immer für die Lindenwerther — Kindereien? ...

Da Sie alles wiſſen, erwiderte Benno mit dem Ausdruck jener Toleranz, die Männer ein für allemal der lecken Rede aus Frauenmund zu gewähren haben, was wiſſen Sie von Armgart? ...

Von den engliſchen Cardinälen, entgegnete Lucinde, von jenen Aermſten, die ſich alle drei Jahr dem Martyrium ausſetzen, ſich in England von den Roheiten John Bull's beſchimpfen laſſen zu müſſen, hat Cardinal Talbot Armgart in London geſehen . . ? Bei guter Laune verglich er ſie dem Heiland, der als Kind im Tempel predigte . . . Sie legt die Bibel aus, wie ihre Mutter . . . Eine Krankheit das — nur findet ſie bisjetzt noch immer das in der Bibel, was die Engländer erſt ſehen, wenn ſie in den Katakomben waren . . . Wenn ſie nicht auf die andern Thorheiten der Engländer einginge, würde man ſie kaum dulden . . . Glücklicherweiſe reitet ſie nicht nur und ſchießt, ſie ſchwimmt und angelt auch . . . Sie könnte die Herzogin von Norfolk ſein, hör' ich, wenn die Auswahl ihrer Bewerber nicht zu groß wäre . . . Ob ſie für die beiden jungen Männer, die ihr einmal eine Flucht aus der Penſion erleichterten, noch die alte Pietät bewahrt, zweifl' ich faſt . . . Im Bericht des Cardinals erfuhr ich nichts davon . . . Mit Baron Terſchka hat ſie ſich ausgeſöhnt . . . Ja, ja, die Gefühle junger Mädchen wollen ihre Nahrung haben. Thut man auch gar nichts, lieber Herr, um ſie an ſich zu erinnern, ſo unterhält ſolche kleine Koketten mehr noch der Haß, den ſie auf manche Menſchen werfen, als eine bald verklingende Liebe aus dem Penſionat . . .

Benno widerſprach nicht . . . Er war in die Erin-

nerung an ſein zu Armgart geſprochenes Wort, ſie würde noch einſt lange in der Irre gehen und dann voll Wehmuth an ihn zurückdenken — ſo verſunken, daß Lucinde eine Frage wiederholen mußte, die ſie an ihn gerichtet hatte:

Was halten Sie von Paula's Viſionen? ...

Ich glaube nicht an ſie, aber ſie können zutreffen, ſagte Venne ...

Das iſt ein Widerſpruch ...

Nein! ... Niemand kann freilich ſehen, was erſt die Zukunft ins Leben rufen muß ... Aber ein Auge wie Paula's blickt unbeirrt von den Verhältniſſen, die uns andere zerſtreuen ... Wir würden alle ein wenig ſozuſagen allwiſſend ſein, ſchärften wir nur unſer inneres Auge, jenes Auge, das nicht mit dem Verſtand, ſondern mit dem Herzen ſieht ...

Nun — dann hoffen Sie! ... Paula ſieht Armgart in ihren Viſionen — immer nur mit Ihnen verbunden ... Sie ſtaunen? ... Ueber dieſe Papiere? ... Nun ja, freilich, das ſind Abſchriften der Viſionen Paula's ... Genau geſammelt ſeit einer Reihe von Jahren und fortgeführt bis in die neueſte Zeit ... Ich erwarte ſchon morgen aus Witoborn eine neue Sendung ... Wer ſie niederſchreibt, weiß ich nicht. Frau von Sicking — oder Norbert Müllenhoff in ihrem Auftrag — möglich ... Sie wiſſen vielleicht nicht, daß Feſelotti die Frage zu entſcheiden hat, ob das magnetiſche Leben innerhalb des Chriſtenthums Berechtigung hat ... Ich fürchte, man wird den Magnetismus verwerfen ... Die Concilien ſprechen nichts davon ... Mich ängſtigen die Gefahren

des Biſchofs, wenn ich auch beim Leſen dieſer Blätter lachen — freilich auch viel mich ärgern muß ... Ich ſehe die Zipfelmütze des alten Onkels Levinus und ſeine gelehrten Forſchungen — Ich ſehe die Tante Benigna und ihre Schweinemaſt ... Aber auch vieles Andere ... Nur ſeltſam! Die wahren Verhältniſſe der Aſſelyns und Wittekinds, wie ich ſie kenne, ſind Paula unbekannt ...

Benno wurde eben von einem der näher gekommenen Diener mit einem Blick befragt, ob ſein Pferd in Bereitſchaft gehalten werden ſollte ...

Im Wandeln waren ſie ſchon dicht bei der Thorpforte angekommen ...

Reiten Sie jetzt zurück! ſagte Lucinde ... In Italien iſt die Nacht unheimlich ...

Und Sie, Sie überſetzen dieſe Viſionen ins Italieniſche? fragte Benno erſtaunt ...

Im Auftrag Feſeletti's! beſtätigte Lucinde ... Feſeletti iſt es, der die Kirche regiert ...

Und glauben Sie nicht, daß man dem Biſchof hier die Kerker der Inquiſition öffnet und jenen greiſen Bewohner des Thals von Caſtellungo herausgibt? ...

Das iſt nicht möglich — und zwar deshalb nicht, weil man ihn gar nicht in Gewahrſam hat ...

Das glaubt der Biſchof nicht ...

Aber es iſt ſo ... Als es hieß, Pasqualetto hätte den Vielbeſprochenen in Geſtalt eines Pilgers von Loretto gefangen genommen, freuten wir uns alle des Beweiſes, den jetzt die Dominicaner nicht mehr zu geben brauchten, indem ſie ihre Gefängniſſe öffneten ... Letzteres thun ſie nicht ... In Rom gewiß nicht, verlaſſen Sie ſich darauf ...

Hubertus wurde entſandt, den Pilger aufzuſuchen ... Seither ſind leider beide verſchwunden ... Warnen Sie den Biſchof, dieſen Streit nicht wieder aufzunehmen ... Fordert man ihn vor die Schranken eines geiſtlichen Gerichts, ſchlägt man hier in den Archiven nach, wo über Tauſende von Seelen der katholiſchen Welt — Geſtändniſſe und Aufklärungen liegen — ...

Lucinde hielt inne ... Sie konnte nicht wiſſen, ob nicht in der That die Curie von Witoborn von Leo Perl's Geſtändniſſen damals nach Rom Bericht gemacht hatte ...

Daß man die Frage über den Magnetismus anregt, iſt mir ſchon ein Beweis, wie man in unſers Freundes Vergangenheit einzudringen ſucht — fuhr ſie nach einiger Beſinnung fort ... Ich wünſche ja aufrichtig, daß Bonaventura hier eine ganz andere Krone als die des Märtyrers trägt ... Wäre er darum nach Italien gekommen, um hier — in einem Kloſter elend unterzugehen —? ...

Die Waſſer des Anio rauſchten ſo mächtig, daß ſie das Geſpräch übertönten ... Beide hatten die Eingangspforte mehrmals umkreiſt ... Das Roß ſcharrte ſchon im Kieſelſande ...

Es wird zu ſpät! ſagte ſie. Ich lade Sie nicht ein, bei mir zu einem Nachtimbiß zu bleiben ... Auch iſt die Fürſtin Ihnen gram ... Sie hat ihrem Sohn Vorſtellungen gemacht über die Aufführung ſeiner jungen Frau ... Sie verlangt — hören Sie's nur — daß Sie und Thiebold von Villa Torreſani wegziehen ... Das alles findet ſich — beſonders wenn Sie der guten

der Christus des Thorwaldsen, ist nicht mehr der Heiland der Welt, sondern der Rabbi von Nazareth. Nur das Antlitz des Herrn, gerade so, wie es abgedruckt ist im Schweißtuch der heiligen Veronica, interessirt den Gläubigen; alles Uebrige an seiner Gestalt ist nur Erweckung menschlicher Vorstellungen. Der Maler legt allen Ausdruck in das Antlitz, die Gewänder fluthen anmuthig, eben, ohne herausgeforderte Beurtheilung hinunter. Da aber mußt du, als Bildhauer, nichts übersehen, du mußt Jesum ganz menschlich fassen, und du bist der größte Skeptiker an seinem himmlischen Theil, wenn du ihn allen Ansprüchen gerecht machst. Wer möchte Maria, wer möchte einen Engel des Himmels im Marmor ausdrücken? Gerade der mystische Enthusiasmus erzeugt hier etwas Heidnisches. Du brauchst deßhalb, Amandus, nicht zu erschrecken. Ja, du sollst Heide sein in deiner Kunst, du sollst deine Religion darin finden, daß du in Gott die menschlichen Verwandtschaften aufsuchst. Suche überall den Charakter nur in seinem einfachsten Ausdrucke! Werde kein Affe der Schöpfung, sondern ahme nur ihren höchsten Gebilden nach und schaffe das, was sie vergessen hat! Schmiege dich an dein Zeitalter an, aber hänge Alles, was es dir bietet, erst Tage lang in die freie Luft: denn ohne vorhergegangenes rein künstlerisches Nachschaffen der Schöpfungen unserer Zeit, ohne Umgestaltung und Vereinfachung kannst du nichts von deinem Jahrhundert brauchen. Die Religion ist dir verschlossen: so halte dich an große Thaten und Charaktere, halte dich an die Geschichte und die Ideen. Wir stehen in den Präludien großer Ereignisse; ein erhabenes Lied spannt sich auf die Saiten der Zeitharfe. Laß den Maler bei dem Drama, du, Amandus, folge dem Epiker:

Dame ſelbſt ein wenig den Hof machen ... Wir haben ſoviel gemeinſchaftliche Sorgen! ... Aber — vielleicht auch Freuden! ... Glückauf in Rom! ... Geben Sie mir die Hand! Laſſen Sie uns Verbundene bleiben! ...

Benno reichte die erſtarrte, kalte Hand ...

Lucinde ſchied mit einer Miene der Protection, wirklicher Theilnahme und — Koketterie ... Sie ſagte:

Verſprechen Sie mir, daß Sie auf Villa Torreſani nie anders von mir reden, als ſo, daß ich Männern noch in einer einſamen Abendſtunde gefährlich werden könnte — ...

Damit ſchlug ſie nach ihm mit einer Päonienblüte, die ſie am Wege abgebrochen hatte und in ihrer gewohnten Weiſe zu zerzupfen anfing ...

Der Diener hatte den Rücken gewendet ...

Die deutſche Unterredung ſchützte beide vor dem verfänglichen Inhalt ihrer Worte ...

Benno ſchwang ſich in den Sattel ...

Lucindens „Auf Wiederſehn!“ war wie ein Gruß zu einer Reihe der unterhaltendſten und vertraulichſten Beziehungen auf lange, lange Zeit ...

Benno ſchied halb außerordentlich gefeſſelt, halb in der Hoffnung, binnen wenig Wochen vom giftigen Hauch dieſer ganzen Atmoſphäre befreit zu ſein — ...

Der Weg war dunkel und abſchüſſig ...

Er mußte langſam reiten ...

Hinter der finſtern, ſcheinbar vom Silber des Waſſerſturzes mehr als vom Mond erleuchteten Schlucht unterhalb Tivolis verbreiterte ſich der Weg ... Die

Krümmungen des Anio hatten hier Anbau . . . Zur Linken ragten die Trümmer der zu einer Schmiede gewordenen Villa des Mäcenas mit dem Schimmer der Cascatellen, die aus ihren Fenstern gleiten, und mit Feuereſſenglut auf . . . Ringsum war es ſtill, doch nicht einſam . . . Einzelne Wanderer hielten am Wege inne . . . Da und dort erhob ſich aus den hohen, noch nicht abgeernteten Maisfeldern ein ſpitzer Hut . . .

Benno ritt tief verloren in Gedanken . . .

Paula, Bonaventura, alles was ihm theuer war, umſchwebte ihn . . . Welche Welt geſtaltete ſich in ſeiner Bruſt! Welches Chaos rang zum Lichte! Es waren nichts als glühende Tröpfen, die Lucinde auf ſeines Herzens geheimſte Stätten hatte fallen laſſen . . .

Allmählich beläſtigte es Benno, von drei Reitern, in der Tracht römiſcher Landbeſitzer, mit hohen Flinten auf dem Rücken, ledernem Gürtel, Gamaſchen bis weit übers Knie, auf unruhigen, ohrſpitzenden Maulthieren, faſt in die Mitte genommen zu werden . . . Eben wollte er ſeinem Roß die Sporen geben, um ſich dieſer unfreiwilligen Begleitung zu entziehen, als die Reiter innehielten, wie der Blitz abſchwenkten und zur Schlucht zurückritten . . .

Hatten ſie ſich in ſeiner Perſon geirrt? . . .

Wenige Secunden und Benno begriff, daß ihr Auge und Ohr ſchärfer als das ſeinige geweſen war . . . Er hörte den gleichmäßigen Trab bewaffneter Reiter . . . Bald ſah er einen Trupp Carabinieri, denen in einiger Entfernung eine Kutſche folgte . . .

Es war die Kutſche des Cardinals Ceccone . . .

Venno gab seinem Pferd die Sporen ... Windschnell suchte er vorüberzufliegen ... Er mußte vor einem zweiten Reitertrupp abschwenken, der die Arrièregarde des Wagens bildete ...

In die unheimlichsten Gespenster schienen sich ihm jetzt rings die Bäume und Felsen zu verwandeln ... Wie von einem Höhnen der Natur verfolgt, sprengte er dahin ... So schuldlos ihm sein eigenes Innere erscheinen durfte, immer mehr Schrecken begehrten Einlaß in seine Brust ... Ist das Rom, das gelobte Zauberland der Christen —! ... Ceccone fuhr soeben zu Lucinden, die der Mann im Purpur ohne Zweifel allein wußte ... Die Unterredung mit ihr hatte Venno's ganzes Interesse gewonnen ... Er hatte erkannt, daß Lucinde in der That aus dem Trieb ihrer Liebe zu Bonaventura auf Wegen wandeln könnte, wo man ihr eine Anerkennung nicht versagen durfte ... Nun stürzte alles zusammen ... Er sah nur noch — die Buhlerin ...

Wie glücklich war er, als er, die hohen Spitzen Alees und Statuen erblickend, die die Treppengelände der Villa Torresani zierten, unterschied, daß in den Sälen kein Licht war ...

So war Olympia doch noch nicht zurück ... Und sie blieb wol über Nacht in Rom ...

Er sprang vom Pferde und flüchtete sich in die Einsamkeit seines Pavillons ...

Wer waren die drei Reiter? ... Schwerlich Räuber ... Man kennt dich in den geheimverbundenen Kreisen als einen Freund der Bandiera — du hast die Begrü-

fungsformeln des „Jungen Italien“ und dennoch weilst du in der Nähe eines Mannes, den — Mord und Verrath umschleichen —! . . .

In seiner gewagten Doppelstellung glaubte Benno sich nicht mehr lange halten zu können . . . Es mußte zu Entscheidungen, zu Entschlüssen fürs Leben kommen . . .

So suchte er die Ruhe, von der er wußte, daß er sie nicht finden würde . . .

Man brachte ihm noch einen Brief, der während seiner Abwesenheit angekommen war . . . Die verstellte Handschrift war die der Mutter . . . .

Die Mutter schrieb, daß sich in seiner Wohnung, dann bei ihr selbst der berühmte Advocat Clemente Bertinazzi hatte erkundigen lassen, ob Herr von Asselyn nicht bald aus dem Gebirge zurückkehrte . . .

Das war eine Mahnung, der er sich entschließen mußte, Folge zu leisten . . . Sie konnte gefährliche Folgen nach sich ziehen, wenn er nicht auf sie hörte . . .

---

. . .

## 8.

Als nach Mitternacht Olympia von Rom zurückgekehrt war und ſie ihm dann in der Frühe beim Wandeln im Garten begegnete — Thiebold freilich immer in der Nähe, heute mit dem Begießen von Blumen beſchäftigt — ſah Venno wol, daß auf die Länge des Freundes Beiſtand nicht mehr vorhielt ... Mit der Gießkanne und ähnlichen Hülfsmitteln konnte er nicht überall hin folgen ... Olympia wollte heute ſogar ihre Schmähungen über Lucinden Venno nur allein vertrauen ...

Menſchen wie Thiebold können für den Umgang unentbehrlich werden; doch erfüllen ſie nicht die Phantaſie ... Sie laſſen ſich als Freunde, als Gatten, nicht als Liebhaber denken ... Venno erhielt ſeinen vollen Platz in Olympiens Herzen und die Stunde rückte näher und näher, wo die zunehmende Vertraulichkeit um ſo mehr eine ſchwindelnde Höhe erreichen mußte, als ſein „beſter Freund" Ercolano plötzlich ſchüchtern und verlegen zu werden anfing. Die Mutter hatte in der That ſeine Eiferſucht angeregt ... Das Wohnen auf ſeiner Villa hatte ſie eine lächerlichen Beweis von Schwäche genannt ... Olym-

pia trotzte der Zumuthung, die deutſchen Freunde aus ihrer Nähe entfernen zu ſollen . . . Darüber ging Ercolano wie in der Irre . . .

Thiebold war bald nur noch der Vertraute ihres Geheimniſſes mit Benno . . . Er wurde nichts als eine „ſchöne Eigenſchaft“ ſeines Freundes mehr . . . Thiebold übernahm die Commiſſionen ihrer Launen, für die ſie den Angebeteten ſelbſt zu hoch hielt . . . Thiebold mußte „das Verhältniß zum Cardinal Ambroſi“ löſen, d. h. die letzten Aufmerkſamkeiten und Geſchenke überbringen, die noch für deſſen Einrichtung beſtimmt waren . . . Sonſt aber ärgerte ſie ſich ſchon lange über Thiebold's Allgegenwart . . . Bald hatte dieſer Unbequeme gerade an derſelben Stelle, wo niemand anders als Benno erwartet wurde, ſeine Brillantnadel, bald ſein Porteſeuille verloren; er ſuchte und fand den Freund immer an einer Stelle, wo ſie mit Benno allein zu ſein hoffte . . . Wenn ſie geneigt wurde, beide aus dem Pavillon der Villa Torreſani nach einer ihr noch bequemeren Beſitzung des Cardinals umzulegiren, ſo war es, weil Thiebold wahrhaft Benno's Schatten blieb . . .

In Rom ſpielte ſelbſt im Sommer eine Operntruppe . . . Olympia beſuchte dieſe Vorſtellungen wieder . . . Das Sitzen in den Logen bot Zerſtreuung, kokette Unterhaltung, neckendes Fächerſpiel, Gelegenheit zum Hin- und Herfahren, Abholen, Sichbegleitenlaſſen, Verfehlen u. ſ. w. . . .

Da die Freunde trotz der Schönheiten des Landlebens doch von den Merkwürdigkeiten Roms gefeſſelt ſein mußten und manchen Tag in der Stadt blieben, ſo wollte

die junge Fürſtin zu gleicher Zeit mit Villa Torreſani auch die „Brezel“ an der Porta Laterana bewohnen ...

Die Aeltern waren entſchieden dagegen und beriefen ſich auf die Ehepacten, die jeden Punkt der Vergünſtigungen bezeichneten ... Sie verlangten, daß ihre Schwiegertochter die Villa Torreſani bis zu einem beſtimmten Tage nicht verließ ... Manchen Menſchen, ſagte Lucinde zu Thiebold, der hier vermitteln ſollte, iſt es Bedürfniß, ſich zu ärgern ... Wenn die Fürſtin ihre Tochter in ihrer Nähe entbehren ſollte, entgeht ihr ein Motiv der Aufregung ... Die Mutter iſt ſo gut gewachſen, daß ſie ſich gern ihrer Schwiegertochter als Folie bedient ... Wir Frauen heben nicht den Arm auf, ohne nicht zu berechnen, wie unſer herabſtrömendes Blut ihn weißer machen muß ... Beſter Herr de Jonge, heirathen Sie niemals! ...

Vierzehn Tage – drei Wochen gingen in dieſer Weiſe vorüber ...

Zum Glück hatte man Anzeichen, daß die Nachricht einer Inſurrection jeden Augenblick von der Küſte des Adriatiſchen Meers kommen mußte ... Couriere gingen und kamen; die bewaffnete Macht war aufgeboten, vervollſtändigt, marſchfertig ... Die Conſulta hielt täglich Sitzungen ... Der Verkehr mit den auswärtigen Geſandten nahm Ceccone's ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch ... Von Angſt und Sorgen ſah er in der That niedergedrückt aus ...

Wie beim herannahenden Sturm jede Hand ihr Haus verſchließt und den Gefahren der Zerſtörung vorzubeugen ſucht, ſo zeigte ſich auch jetzt in den Umgebungen dieſer

Machthaber mehr politiſches Leben, als ſonſt ... Mancher Mund ſprach ſogar beredt und frei ... Manche geheime Hoffnung ſah eine Erfüllung voraus und verrieth vorſchnell ihre Freude ... Jene große Mehrzahl von Menſchen, die als Ballaſt nur den ruhigeren Gang der Fahrt entſcheidet, gleichviel unter welcher Flagge ihre Fahrzeuge ſegeln, warf ſich unruhig hin und her ... Vorahnend machte ſie gleichſam nur ihr Gepäck leichter, um bequemer von einem Lager ins andere überlaufen zu können ... Wie richtig hatten dieſe Bandiera die Italiener beurtheilt! ſagte ſich Benno. Der Erfolg iſt hier alles! Der Muth einer That entſcheidet ihre Bedeutung ...

Nur in der Prieſterſphäre waltete unerſchütterliche Zuverſicht ... Dort ſtand es feſt, daß ein Kampf mit dem Intereſſe „Gottes“ Jeden zerſchmettern müſſe — „Selbſt die Pforten der Hölle werden dich nicht überwinden!“ lautete der tägliche, ſeit dreihundert Jahren im Mund der Katholiken übliche Refrain, der auch hier über das Antlitz der jungen und alten Prälatur einen lächelnden Sonnenſchein verbreitete ... Den „böſen Mächten“ gehört ja die Welt, dem Zufall, der Intrigue, der Selbſtverſtrickung alles Guten — Wie kann — geſetzt die Revolution wäre das Gute — „in dieſer Welt das Gute ſiegen!“ hatte Lucinde ganz im Geiſt der Jeſuiten geſagt ...“

Unter den Freigeſinnten gab es zwei Richtungen, die ſich mit Schärfe bekämpften. Für die ausführlichere Begründung ihrer Anſichten fanden ſich in England, in Frankreich, in der Schweiz und auf den Inſeln um Ita-

lien Gelegenheiten zum Druckenlaſſen ... Die eine Partei wollte ein einiges Italien, an deſſen Spitze der Heilige Vater als wahrer Friedensfürſt und Verbreiter aller Segnungen ſtehen ſollte, die durch die Chriſtuslehre dem Menſchen verbürgt und nur noch nicht genug anerkannt ſind ... Die andere ſah im apoſtoliſchen Stuhl die gefährlichſte Anlehnung der Despotie, verwies den Papſt aus den Reihen der Souveräne, ließ ihm nur allein noch die Bedeutung, Pfarrer einer Metropolitankirche der Chriſtenheit, der Peterskirche, zu heißen und nahm ſeinen irdiſchen Beſitz in die allgemeine Verwaltung eines republikaniſch regierten Italiens ... Freiheit von Oeſterreich wollten beide Parteien. Die Souveräne und Würdenträger der Hierarchie waren auf die Hülfe dieſes Staates angewieſen; die Väter der Geſellſchaft Jeſu machten die Vermittler zwiſchen Wien und allen denen, deren Beſitz in Italien bedroht war ... Da die Jeſuiten dem Staatskanzler zu weſentliche Dinge überwachten, da ſie zu viel Dämonen der Weltverwirrung ihm mit gebundenen Händen überlieferten, ſo hatte er ſich wol gewöhnen müſſen, ſie zu ſchonen und ihnen über ſeine eigene Macht hinaus den Paß zu gewähren, den ſie gewinnen wollten für die ganze Welt ... Das übrige Deutſchland, ſelbſt im Norden, gehörte ſchon den Jeſuiten ... Der Kirchenfürſt war freigegeben ... Der Proteſtantismus ſchien alles Ernſtes zur Unterwerfung wieder unter Rom durch die Innere Miſſion und die Wiederaufnahme der Romantik verbereitet zu werden ...

Das Wunderlichſte war der Contraſt, in welchem die Rückſichten der Geſelligkeit zu den Zerwürfniſſen in

der Rucca'ſchen Familie ſtanden . . . Selbſt wenn Ceccone keine Fremden zu bewirthen hatte, keine Prälaten aus der Provinz, keine Geſandten und hohe Reiſende, ſo fehlten doch auf Villa Torreſani Ercolano's Freunde nicht, die jeunesse dorée Roms, Ariſtokraten, deren Leben nur von Liebesabenteuern und den neueſten Moden erfüllt wurde . . . Der Baron d'Aſſelyno und der Marcheſe de Jonge wurden in alle Geheimniſſe derſelben eingeweiht . . . Niemand verbreitete mehr Geräuſch von ſeinem Daſein, als die jungen Prälaten . . . Dieſe geiſtlichen Stutzer machten das Glück der Familien zweifelhaft . . . Der Eine nahm dabei die Miene eines Tartuſe, der Andre die ſtolze Zuverſicht eines künftigen Papſtes an . . . Ehrgeiz und Selbſtgefühl drückte jede ihrer Lebensäußerungen aus . . . Einige Jahre hatten ſie in der Gefangenſchaft der Jeſuiten gelebt, die die Studien an ſich geriſſen haben; dann traten ſie in die Welt mit all den Anſprüchen, die ſchon eine geringe Bildung unter einem Volk voll Ignoranz geben darf . . . Sie ſtanden ſpät des Morgens auf, machten wie Frauen ihre Toiletten, ließen ſich ſtutzerhaft friſiren, ſchlugen in ihren Liſten nach, wo ſie ſeit lange in dieſem oder jenem Hauſe nicht zum Beſuch geweſen — Den Tag über rannten ſie müßiggängeriſch durch Rom und ſeine Kirchen . . . Manche ihrer Liebesabenteuer nahmen ſie ernſt und führten duftende, oft verſificirte Correſpondenzen . . . Alles das verband ſich auf das leichteſte mit einer ununterbrochenen Ehrfurcht vor dieſem Altar, jenem Crucifix, vor jeder geweihten Stelle, die zu küſſen die Sitte verlangte, ſelbſt wenn damit kein beſonderer Ablaß ver-

denn Heldensänger werden auferstehen in der Heldenzeit. Die Tage einer neuen Iliade brechen an. In meinem Haupte liegen sie, wie in den Alpen schon die Marmorstatuen, mit denen du sie verherrlichen wirst. Phidias, mein Sohn, schuf Götter, die zu Menschen wurden. Du wirst glücklicher sein, denn deine Menschen wirst du zu Göttern machen!“

Blasedow hatte diese letzten Worte gesprochen mit gen Himmel gewandten Augen. Er bemerkte erst spät, daß er nicht früh genug geschlossen hatte: denn Amandus war auf einem kürzern Wege in die Pfarrwohnung (im Dorfe waren sie längst) geeilt. Blasedow hatte den größten Theil seiner Betrachtungen nicht bloß in den Wind, sondern auch in die Luft gesprochen. Zufällig Anwesende mußten ihn für abwesend halten. Als er dieselbe Entdeckung machte, war er zu hoch in den Wolken, als daß er sich geärgert hätte. Es gibt Regionen, wo man weder von der anfrißenden fremden Galle, noch von seiner eigenen berührt wird. Blasedow befand sich ganz in der Stimmung, wo Christus sich für einen Backenstreich dadurch rächte, daß er noch die andere Wange hinreichte. Er zog, riesengroß und majestätisch, wie die Sonne, durch die Stiere, Widder und Steinböcke des Thierkreises von Kleinbethlehem. Ihm war wohl und selig und er seufzte tief auf aus seiner klopfenden, eine schönre Zukunft glaubenden Brust.

bunden . . . Die Religion iſt in Rom ein Geſetz der Höflichkeit, wie bei uns das Hutabnehmen und Grüßen vor Hochgeſtellten oder guten Bekannten . . .

Ercolano hatte nach einer heftigen Scene mit ſeiner Mutter vorgezogen, dem Baron d'Aſſelyne eine legitime Stellung als Ehrencavalier ſeiner Gattin zu geben . . . Das iſt in Italien eine ſociale Poſition wie etwa die jedes Geſchäftscompagnons . . . Ercolano wollte keinen Bruch. Er war im Stande, außer ſich in den Gartenpavillon zu rennen und Venno zu beſchwören, „beſſer" mit ſeiner Frau zu ſein, nachgiebiger, aufmerkſamer . . . Sie drohte, krank zu werden, wenn Venno Zerſtreuung, Abweſenheit, Melancholie verrieth und ſie vernachläſſigte . . .

Zwei Tage vor dem glänzenden Feſt in dem Braccio Nuovo des Vatican war eine große Geſellſchaft auf Villa Torreſani . . .

Olympia ſaß in den Reihen der Geladenen und lebte nur für Venno . . . Ihre Augen ſogen ſich den ſeinigen mit dem zärtlichſten Verlangen ein . . . Die Mutter Ercolano's verließ voll Verdruß darüber ſogleich nach Tiſch die Villa Torreſani . . . Herzog Pumpeo eilte ihr nach, um ſie zu beruhigen . . . Sogar Thiebold wollte folgen . . . Er hatte die Abſicht, Lucindens Rath zu befolgen und die feindſelige Stimmung der alten Fürſtin durch ein neues „Opfer ſeiner Tugend" zu paralyſiren . . . Lucinde hielt ihn jedoch zurück . . . Der Augenblick war nicht günſtig; Herzog Pumpeo galt für einen Raufbold . . . Sarzana fehlte gleichfalls nicht . . . Lucinden führte er zu Tiſch . . . Sein Benehmen war leb-

hafter, denn je ... Ausgelassenheit stand ihm aber nicht ... Lucinde mußte sagen: Benno überragt alle ...

Nach der Tafel besuchte die Gesellschaft eine der großartigsten Trümmerstätten, die in jener Gegend das Alterthum zurückgelassen hat, die nahe Villa des Kaisers Hadrian ...

Weitverzweigt ist dieser Riesenbau, den Benno in elegischer Reflexion das Sanssouci jenes alten Kaisers genannt hatte ... Thiebold begann, diesen Gedanken seines Freundes in die entsprechenden Einzelheiten zu zerlegen ... Die Zimmer sah er, wo Kaiser Hadrian nach Tisch den Kaffee trank und junge hoffnungsvolle Dichter und Künstler ermunterte, in ihren Studien fortzufahren ... Hier blies Hadrian die Flöte! sagte er ... Hier lagen seine Lieblingshunde begraben! ... Dort spielte er wahrscheinlich Billard! ... In der That war hier das Leben eines Kaisers jener Universalmonarchie in allen Momenten beisammen ... Raths- und Erholungssaal, Bäder, sogar die Kasernen fehlten nicht, in denen die zur Bewachung commandirten Legionen untergebracht wurden ... Für allzu heiße Tage schien gesorgt durch einen halbunterirdischen, bedeckten Gang, den einst die kostbarsten Mosaikfußböden, die schönsten Frescobilder und eben jene Statuen geziert hatten, die sich jetzt im Braccio Nuovo des Vatican versammelt finden ...

Hier nun war es, wo sich plötzlich die Gesellschaft in den Gängen verirrte und beim Lachen über die Vergleichungen des Marchese de Jonge, der eine ganz neue Art von Alterthumskunde lehrte, auseinander kam ...

In einem Seitenraum dieser Gänge blieb Benno

mit Olympia allein zurück . . . Thiebold's Stimme klang in weiter Ferne; kein Fußtritt wurde mehr hörbar . . . Der Augenblick, den Venno immer noch verſtanden hatte, nur flüchtig andauern zu laſſen, der entſcheidende, den ſeine eigene Selbſtbeherrſchung immer noch vermieden, Thiebold's Liſt durchkreuzt hatte, ſchien gekommen . . . Jetzt, wo es vielleicht nur noch acht Tage währte, daß die ſiegreiche oder geſcheiterte Unternehmung der Gebrüder Vandiera dieſer falſchen Poſition des Herzens und der Geſinnung ein Ende machte . . .

Olympia hielt Venno zurück und ſagte mit einer einzigen Geberde, die einem Strom begeiſterter Worte glich:

Wir — ſind — allein! . . .

Und ihr Flammenblick ſchien dieſe Trümmerwelt neu zu beleben . . . Die verwitterten Mooſe und Schnecken an den feuchten Wänden verſchwanden . . . Die hier und da noch erkennbaren Farben der alten Wandgemälde glühten zu Bildern der Mythenwelt auf . . . Amor und Pſyche, Venus und Adonis ſchwebten ringsum . . . Selbſt der Fußboden wurde belebt zum kunſtvollſten Moſaik . . . Wohl konnten der beglückten Phantaſie noch die goldenen Armſeſſel ſtehen, vor denen die ſchöngefleckten Felle der Leoparden und Tiger gebreitet lagen . . .

Venno mußte ſeinen Arm um die luſtige Geſtalt winden, mußte ihre Linke, eine Kinderhand, weich wie Flaum, an ſich ziehen und küſſen . . . Die junge Frau blickte zu ihm auf mit jenem Ausdruck der Liebe, der in der That ihre Züge verſchönte . . . Ihr Mund zitterte; ihre Augen waren von einem ſo hellen Glanz, als ſpiegelten ſich die Bilder, die ſie aufnahmen,

in einer reinen Seele . . . Mit weicher zitternder Stimme, die ihre Worte wie aus einem der Welt ganz an ihr fremden Register der Stimme ertönen ließ, hauchte sie:

Ja, ich sollte dich hassen, du Treuloser! . . . Wüßtest du — was ich alles um dich gelitten — um dich für Thorheiten beging . . . Rom, die Welt hätt' ich zerstören mögen und am meisten mich selbst . . .

Venne hatte schon Tausenderlei zu seiner Entschuldigung gesagt . . . Auch wollte sie jetzt nichts mehr vom Vergangenen hören . . . Ihre Lippen wollten gar keine Worte . . . Sie verlangten nur die Berührung der seinigen . . . Die blendend weißen Zahnreihen blieben wie einer Erstarrten geöffnet stehen . . . Liebe verklärte jede Fiber ihres Körpers, wurde das Athmen der Brust, das ersterbende Wort ihres Mundes — Das Geheimniß der Welt Liebe, Religion Liebe, Leben Liebe . . . Sie senkte die langen Wimpern über die im träumerischen Vergessen verschwimmenden, ihren Stern ganz innenwärts und hoch hinauf einziehenden Augen . . .

Leicht lag sie ihm im Arm wie eine Feder . . .

Venno, kaum noch seiner Sinne mächtig, zuckte absichtlich wie über eine Störung . . .

Da die Fürstin nur in den Bewegungen des Geliebten lebte, machte sie die gleiche Geberde . . . Jeder Zug der Schönheit verschwand auf eine Secunde . . . Das Ohr spitzte sich . . . Das Auge blickte groß und starr . . .

Alles blieb aber still . . . Nur über die feuchten Mauertrümmer sickerte draußen ein Wässerchen . . . Und im Nu, wie von unsichtbarer Musik regiert, verwandelten

ſich ihre Züge zur ſeligſten Harmonie . . . Ihr Sein war nur Eine Hingebung, Eine Hoffnung . . . Die zarteſten Sylphenglieder ſchwebten in Benno's Armen . . . Er hätte ſie emporſchleudern können; wie ein Kind würde ſie ſich um ſeinen Nacken mit den Armen feſtgehalten haben . . . Auf dieſen ihren entblößten Armen ſchimmerte ein großmächtiges goldenes Armband — eine einzige Spange nur, von unverhältnißmäßiger Größe . . . Das Gold blitzte in Benno's Augen . . . Er küßte den Arm um dieſes goldenen Glanzes willen, der wie ein Zauber auf ihn wirkte . . . Seine Knie wankten . . . Erſt jetzt war er in gleicher Höhe mit ihr . . . Er verlor die Beſinnung . . .

Olympia war es, die ſein glühendes Antlitz mit Küſſen bedeckte . . . Sie nannte ihn Verräther! Treuloſer! Geliebter! . . . Sie verſicherte, ihn nicht mehr laſſen zu können, ihn bis in den Tod lieben zu müſſen — . . . Benno! ſagte ſie dann, faſt die Buchſtaben zählend, und nichts mehr anderes ſprach ſie . . .

Aber dennoch will das Glück ſeinen vollen Ausdruck haben . . .

Dieſe Statuen, die hier einſt ſtanden, rief ſie endlich, kann ich nicht mehr anrufen, Zeugen unſerer Liebe und Hörer unſerer Schwüre zu ſein . . . Vernimm, mein Freund! Im Braccio Nuovo bin ich auf dem Feſt des Heiligen Vaters! Ich bin nur allein dort! Nur bis elf Uhr darf im Vatican der Fuß eines Weibes verweilen! Die Männer werden ſich ſo zeitig nicht von dem Bachanal Sr. Heiligkeit trennen wollen! Geliebter, mein Auge ſieht dich auf dem Feſt in allem,

was die Statuen Schönes bieten ... Antinous, Apollo bist nur du ... Das genügt — gehe du selbst nicht auf dies Fest! ... Sei aber um die elfte Stunde an Villa Rucca, wo ich — übernachten will ... Dort, an der Stelle, wo Pasqualette Lucinden und die Herzogin entführen wollte, ist ein leicht zu gewinnender Eingang in die Villa ... Ersteige die Mauer! ... Du kennst die Stelle an der Veranda ... Dorthin begeb' ich mich, wenn ich vom Fest zurückgekommen bin ... Ich werde vorschützen, im Garten noch frische Luft schöpfen zu wollen und find' ich dann dich — so bleibst du in meinen Armen — ... Schwöre mir's, daß du kommst! ... Zwei Nächte noch — Schwöre! ...

So lag einst Armgart an Benno's Brust — Sie „das Vögelchen" in seiner Hand, wie er sie damals genannt ... Die Genien senkten die Fackeln ... Keine Störung, keine Hülfe ... Feuer loderte durch Benno's Adern; die Berührung hatte die Glieder seines Körpers mit elektrischen Strömen erfüllt ... Auf der Lippe brannte ihm der Ausruf: Ich komme! ... Nur ihre Lippen hinderten ihn, ihn wirklich auszusprechen ...

Da zuckte sie aber plötzlich selbst auf ... Diesmal war es nicht der sickernde Tropfenfall am moosbewachsenen Gestein, es war der Fuß eines eilend Daherschreitenden ... Ich komme! war noch nicht gesprochen ... Die Fürstin nahm sein Ja! aus seinen Augen, von seinen Lippen ... Die Störung verdroß sie nicht mehr ... Das junge Paar fuhr auseinander und gab sich die Miene, als wär' es hier nur aufgehalten worden von einer gleichgültigen Absicht ... Benno ließ die Fürstin

frei, trat ſeitwärts, ſuchte etwas Blinkendes unter den Steintrümmern an der Bogenlichtung des Gemäuers ... Die Fürſtin that, als wartete ſie nur auf ihn, um weiter vorwärts zu ſchreiten ...

Der Zeuge, der ſie überraſchte, war Lucinde ...

Da ihr Antlitz glühte, ſo war ſie raſch gegangen ...

Als ſie ſah, daß ſie das Paar zu ſtören fürchten mußte, kam ſie wie auf einer harmloſen Promenade und that, als ſuchte auch ſie nur, ſelbſt eine Verirrte, auf dieſem Weg zur übrigen Geſellſchaft zurückzukommen ... Sie leuchtete im feſtlichen Glanz ... Ein leichter Sommerhut mit kleinen Federn ſchwebte loſe auf ihrem geſcheitelten Haar ... Ueber dem hellfarbigen ſeidenen Kleid trug ſie einen großen breitgewebten Shwal von phantaſtiſch bunten, grünen, rothen und gelben Querſtreifen ... Indem ſie ſcheinbar ruhig die Hände übereinander legte, ſchlugen die beiden Flügel dieſes Shawls zuſammen und machten den Eindruck einer Erſcheinung aus der Zigeuner- oder Zauberwelt ...

Sie wollte Olympien nicht erzürnen, vermied auch die leiſeſte Spur eines Lächelns und ſagte nur athemlos:

Ich ſuchte Sie, Herr von Aſſelyn ... Ich bekam eben vom Cardinal, der ſich empfohlen hat, Mittheilungen, die nicht gut ſind — ...

Worüber? fragte Olympia ohne allen Verdruß ... Sie bot Benno den Arm, um weiter zu wandeln ...

In der Ferne hörte man die Annäherung der Geſellſchaft ...

Lucinde beherrſchte ihre Erregung ... Konnte ſie

doch dieſen Augenblick der Leidenſchaft Olympiens für Benno zu irgendeinem Vortheil benutzen . . .

Ich höre, ſagte ſie, daß die Gefahren Ihres Vetters, des Biſchofs, immer drohender heraufziehen . . . In der That iſt er förmlich nach Rom beordert und befohlen worden . . .

Was kann ihm geſchehen? fragte Olympia, ſich an Benno's Arm preſſend . . .

Benno wiederholte, wie mit Beſchämung:

Der Biſchof von Robillante iſt nach Rom beordert worden? . . .

Ich kann nicht ſagen, fuhr Lucinde fort, ob wegen Prüfung des Magnetismus von der Pönitentiarie oder wegen der Dominicaner und ſeiner Vorwürfe gegen die Gerechtſame der Inquiſition . . .

Der Biſchof von Robillante? ſagte Olympia leicht und obenhin . . . Was thut das ihm und uns! . . . Tod ſeinen Feinden! . . . Feſelotti ſoll ihm ſein eigenes Erzbisthum abtreten müſſen! . . . Das will ich! Ich! Ich! Der Hut des Cardinals ſoll ihn für jede Kränkung entſchädigen . . . Das will ich! Ich ſchütze ihn — und ſeine Freunde . . .

Sie blickte voll Zärtlichkeit auf Benno . . .

Lucinde hielt ein Papier in Händen, das ſie halb in ihrer Bruſt verborgen getragen und zaghaft halb hervorgezogen hatte . . . Es war ein in lateiniſcher Sprache gedruckter kleiner Zettel . . . Die an alle Cardinäle vertheilte Anfrage des Domkapitels von Witoborn über den Magnetismus! erklärte Lucinde, als Olympia dies Papier ihr abgenommen hatte . . .

Benne nahm das Blatt, verſprach, es Bonaventura zu ſenden und fragte, ob es nicht möglich wäre, den Freund zu einer nur ſchriftlichen Vertheidigung zu veranlaſſen . . .

Nein! Nein! Er ſoll perſönlich kommen! ſagte Olympia . . . Er ſoll ſeine neuen Würden ſelbſt mit nach Hauſe tragen! . . . Ein Aſſelyn! . . . Ein Kampf? . . . Divertimento! . . . Wer ſind ſeine Gegner? . . .

Nach einem Augenblick des Nachdenkens ſagte ſie lachend:

Ha, ich beſinne mich, die Dominicaner! . . . Wohlan, reiſen wir ſelbſt nach Porto d'Ascoli, um den deutſchen Mönch und den Pilger zu ſuchen! . . . Ich weiß, worauf hier alles ankommt . . .

Olympia kannte die geheimnißvollen Umſtände, unter denen Pasqualetto nach Rom gekommen war . . . Sie kannte das Intereſſe, das ihr Schwiegervater an jenem Vermittler dieſes Wagniſſes, an dem Pilger von Loretto hatte . . . Sie kannte die Botſchaft, die der deutſche Mönch Hubertus übernommen; kannte die mannichfachen Deutungen, die man jetzt dem ſpurloſen Verſchwinden ſowol des Suchenden als des zu Findenden geben wollte . . .

Mein Oheim ſoll alle ſeine Zweifel löſen! fuhr die Fürſtin fort . . . Noch iſt, denk' ich, Cardinal Ceccone, was er war . . . Man ſagt, eine Revolution iſt im Anzuge . . . Nun wohl! Sie wird mit dem Schaffot endigen! Wer will uns hindern, die Geſetze zu handhaben! . . . Ich danke Ihnen, Signora, für Ihre Theilnahme zum Beſten der Aſſelyns . . . Niemand

ſoll dieſem Heiligſten der Prieſter, der unter meinem Schutze ſteht, ein Haar krümmen . . . Nicht das erſte mal, daß ich von den Fußzehen des Heiligen Vaters nicht früher aufgeſtanden bin, bis ich nicht die Gewährung meiner Bitten erhielt — und — die Zahl der Knienden nach mir war — nicht klein . . .

Das alles, mit dem Ton des größten Uebermuthes geſprochen, klang wie beruhigende Muſik . . . Lucinde fühlte ganz die Erquickung, die dieſe Worte gaben . . . Auch Benno ſtellte ſich, ſie zu fühlen . . . Olympia weidete ſich an den Wirkungen ihrer Macht . . .

Schon war inzwiſchen der nachgebliebene Reſt der Geſellſchaft ſichtbar geworden . . . Graf Sarzana kam faſt ſchmollend auf Lucinde zu und erklärte, ſie überall geſucht zu haben . . . Er bot ihr den Arm und entführte ſie faſt wie mit Eiferſucht . . .

Thiebold bildete den Mittelpunkt der Luſtwandelnden . . . Er war in einem nationalökonomiſchen Streit mit dem alten Rucca begriffen und zeigte ſich nicht im mindeſten befangen, als „Marcheſe" ſeine Kenntniſſe der Holzcultur zu verrathen . . . Sah er doch auch nach allen Seiten hin dieſen römiſchen Adel mit Speculationen beſchäftigt. . . Einige der nähern Verwandten Ercolano's, die die Nacht über auf Villa Torreſani bleiben wollten, glichen vollkommen den Zickeles und den Fulds . . .

An ein ungeſtörtes Alleinſein für den Ablauf des Tags mit Olympien war für Benno glücklicherweiſe nicht mehr zu denken . . . Der unheimliche, Benno zuweilen mit zweideutigem Blick fixirende Sarzana war zwar mit Lucinden auf Villa Tibur gefahren, andere fuhren nach Rom,

## Zehntes Kapitel

### Thee und Butterbrod auf der Reise

Der Sonntag (von dem ich nicht weiß, schließt er oder beginnt er die Woche) wusch die Hände und Herzen der Bewohner Kleinbethlehems von den Werktagsresten rein. Blasedow that in der Kirche sein Mögliches (Tobianus that immer noch mehr, als sein Mögliches, weil er nämlich fremde Predigten ablas), um im Lichte der Religion die Entbehrung darzustellen wie den größten Reichthum. Er trieb das harte Holz der Gemeinde an das etwas weichere seiner Worte (er war kein großer Redner) und brachte wenigstens einen erbaulichen Rauch aus dieser Friction hervor, wenn er auch Keines Gemüth gerade entzündete. Er predigte nur über die Episteln, weil er gewohnt war, der Bequemlichkeit wegen seine Texte nur zu umschreiben und sich bei dem Evangelio nicht gut vorstellen konnte, wie sich eine Geschichte mehrfach sollte umschreiben lassen. „Die Menschen sind am glücklichsten," sagte Blasedow, „wenn sie immer wieder in ihre Heimath zurückkommen. Führt man sie im Zirkel herum, so haben sie am ersten das, wornach sie trachten, die Beruhigung. Sie

die Nachbarn zerſtreuten ſich in ihre Villen, aber genug blieben zurück, die Olympien in Anſpruch nahmen ... Genug, die auch unbefangen darüber plaudern konnten, daß Donna Lucinda und Graf Sarzana ſicher in kurzer Zeit durch das Band der Ehe verknüpft ſein würden ... Schon im Herbſt würden ſie das kleine Palais bei Piazza Sciarra beziehen, hieß es ... Olympia hörte wenig darauf — Sie ließ allen ihr Glück; hatte ſie doch ihr eigenes ... Jeder Blick aus ihren Augen verwies auf die elfte Stunde nach — noch zwei Sonnenuntergängen ... Für Beuno — die ausgelöſchten Fackeln ſeines Lebens, denen eine ewige Nacht folgen mußte ...

Einen Punkt in ſich zu wiſſen, wo es nicht hell und rein im Gemüth iſt, wird dem edeln Sinn zum tiefſten Schmerz ... Jeder unbelauſchte Gedanke fällt dann in ein Grübeln zurück: Wie kannſt du dieſen Flecken von dir tilgen! Wie kannſt du Ruhe und Zufriedenheit mit dir ſelbſt gewinnen! ... Jünglinge, Männer können zuweilen in die Lage kommen, an Frauen Empfindungen zu verſtrömen, die nur formelle Erwiderungen ohne wahre Betheiligung des Herzens ſind ... Irgendeine Schonung fremder Schwäche galt es da, irgendein mildes Entgegenkommen gegen einen Wahn, der ſich ſo ſchnell, wie wol die Wahrheitsliebe mochte, nicht im verirrten Frauengemüth heilen ließ ... Verſtrickt dann zu ſein in die Folgen ſolcher Unwahrheit, die ſich das Herz, um ſeiner thörichten Schwäche willen, verwerfen muß, leiden zu müſſen um etwas, was man ſo gar nicht empfunden, ſo gar nicht gewollt hatte, das ſind

Qualen der Seele, die an ihr brennen können wie das Kleid des Neſſus . . .

Nach dieſer Scene in den dunkeln Gängen der Villa Hadriani ſaß Benno am Whiſttiſch bei den geöffneten Fenſtern des ſchönen Geſellſchaftsſaals der Villa Torreſani . . . Da gab es einen Seitenflügel, deſſen Zimmer ganz zur nächtlichen Herberge der Verwandten und Gäſte beſtimmt waren... So ſaß im Saal bis zur neunten, zehnten Stunde noch eine große Geſellſchaft beiſammen . . . Die milden Düfte der Orangenbäume zogen in die Fenſter ein . . . Phaläne mit durchſichtigen Flügeln ſchwirrten um die Glasglocken zweier hoher bronzener Lampen, die, aus dem Boden zwiſchen den Säulen ſich erhebend, hier einen Atlas vorſtellten, der die Weltkugel trägt, dort eine ſchwebende Eos, die zwei Leuchtgläſer auf ihren Fingerſpitzen balancirt . . . Auf ſchwellenden Ottomanen rings an den Wänden des Saals entlang ſtreckten ſich die ermüdeten Schönen, die halbſchlafend ſich keinen Zwang mehr anlegten... Andere ſchlürften Sorbet und wehten ſich mit ihren Fächern Kühlung, hingegoſſen an den offenen Fenſtern auf niedrigen Seſſeln, die kaum einen Fuß hoch über dem Marmorboden ſich erhoben . . . Weich und lind zog die Nachtluft herein . . . Bis in die Fenſter wuchſen die üppigen Beete ausgewählter Pflanzen mit ihren ſeltſam geſtalteten Blütenkelchen, an ſich ſchon Symbolen der Freiheit der Natur, Symbolen des allbindenden alles entfeſſelnden Liebestriebs — wer kann Blüten von Orchideen, Lilien, Nymphäen, Gardenien ſehen, ohne an die Myſterien des Lebens erinnert zu werden . . . Ein fernes leiſes Rauſchen konnte vom

Sturz des Anio ommen — es konnte auch der Sang der Cicaden ſein . . .

Trenta due! ſchnarrten die Methuſalems der Rucca-Familie beim Spiel . . . Der Alte ſelbſt war bei ſeinem Sohn geblieben und nicht nach Villa Tibur gefahren, wo er überhaupt nur ſelten verweilte, weil er dort morgens nicht zum Auszanken all ſeine Arbeiter beiſammen hatte . . . Aber auch dieſe genoſſen abendlich ihren Lebenstraum . . . Einige ſangen in ſchmelzenden Tenortönen: „Amore re del mondo!“ . . . Andere ſpielten bei Laternenſchimmer die Morra — leidenſchaftlich und wild und wie alles in Italien gleich auf Leben und Tod . . .

Felicissima notte! . . . ſprach endlich gegen halb elf Uhr Olympia zu Benno, als ſie von des ſchon halb ſchlafwandelnden Ercolano Arm entführt wurde . . .

Es klang wie der letzte Gruß — einer Braut vor dem Hochzeitstage . . .

Gegen Thiebold konnte ſich Benno nicht mehr ausſprechen . . . Die Loſe waren zu ernſt, zu furchtbar beſtimmend gefallen . . .

Thiebold ſprang dem zum Pavillon Vorauseilenden von der Geſellſchaft angeregt und lachend nach . . .

Benno erzählte, als ſie durch den Garten huſchten, von Bonaventura's Gefahr, von ſeiner Berufung vor ein geiſtliches Gericht, vom Stab, der für immer über Paula's Seelenleben gebrochen wurde . . .

Thiebold fand ſich aus ſeinen römiſchen Verwickelungen mit Schwierigkeit in die eigentliche Aufgabe der Freunde zurück . . .

Die aus Thiebold's Vaterſtadt gekommene, an ſich

wohlwollende, die Anschuldigungen der Frau von Sicking und des Cajetan Rother sogar zurückweisende Anfrage enthielt Stellen, die in deutscher Uebertragung lauteten:*)

„Ist die Person, über welche die Magnetisirte gefragt wird, abwesend, so ist dazu eine Haarlocke von deren Haupte vollkommen hinreichend. Sobald die Haarlocke in ihrer Handfläche ruht, sieht sie schlafend und mit geschlossenen Augen, wo diese Person verweilt und was sie thut" . . .

Eine Haarlocke! . . . sprach Benno . . .

Schon ergrauten des theuern Freundes Locken . . .

Und seine eigenen —? . . .

Er sah den Aschenbecher Armgart's . . . Gedachte des Abschieds — des Briefwechsels durch — „ausgetauschtes Blut" . . .

Thiebold verstand Benno's heute so düsteres Leid nur aus Venaventura's Gefahr und vertröstete, übermüdet von den Huldigungen, die seine Galanterie so vielen Contessinen und Principessen dargebracht hatte — und die wiederum auch ihm zu Theil geworden waren, sich entkleidend, mit Olympiens und Ceccone's Schutz . . .

„O so wolle", übersetzte Benno eine andere Stelle, „eine hohe Curie nach deren Weisheit, zur größern Ehre des Allmächtigen, zur größern Wohlfahrt der Seelen, die unser Heiland so theuer erlöst hat, entscheiden, ob alles das eine göttliche oder nur satanische Einwirkung ist" — **)

---

*) Dieser Anfrage wörtlich entlehnt.

**) Gleichfalls.

Benno ſchleuderte das Papier von ſich . . .

Die Verſicherung Thiebold's, daß Olympia alle ſchützen würde, konnte wenig nachhaltenden Troſt gewähren . . .

Thiebold ermunterte zum Ausharren . . .

Mit größter Spannung ſprach er von dem Feſt im Braccio Nuovo, auf das er ſich nicht nur in der Toilette, ſondern auch mit einem Handbuch der Antiquitäten gründlich vorbereiten wollte . . .

Am folgenden Morgen — wieder ein Brief der Mutter und — unter dem mit verſtellter Handſchrift geſchriebenen Couvert, wieder die kurze Anzeige, daß ſich Advocat Clemente Bertinazzi aufs neue nach Signore d'Aſſelyne hätte erkundigen laſſen . . .

Benno kleidete ſich raſch an, ließ im Stall des Fürſten ein ihm immer zu Gebot geſtelltes Roß ſatteln, verbarg ſich vor jedermann, ſelbſt vor Thiebold, und ſprengte ſofort und in höchſter Eile nach Rom.

## 9.

Unterweges hatte Benno ein Misgeſchick mit ſeinem Pferde . . . Er mußte dem Thier, das ſich den Fuß verſtauchte, mitten auf der Heide, in einer Schäferhütte der Campagna, einige Stunden Ruhe gönnen . . .

So war es ſchon ſpät Nachmittag, faſt Abend geworden, als er in Rom ankam . . .

Er mußte ſogleich das kranke Pferd in Palazzo Rucca den Leuten des alten Fürſten übergeben . . .

Dann eilte er in ſeine Wohnung . . .

Sein Zuſtand war der der Verzweiflung . . . Für morgen erwartete ihn die junge Fürſtin auf Villa Rucca . . . Zu gleicher Zeit mahnten ihn die Freunde der Gebrüder Bandiera . . . Nicht umſonſt war er in die Kreiſe der Revolution getreten . . . Unſichtbare Geiſter nicht nur, nicht nur die Stimmen ſeines Innern, ſondern wirkliche Perſonen, die ihn beobachteten, ihn vielleicht richteten, verlangten eine Entſcheidung . . .

Todt blickte ihn die „Stadt der Städte" an . . . Nur Opfer des geiſtigen Despotismus ſah er überall . . . Jeder Abbate, der an ihm vorüberhuſchte, lächelte

ihm wie mit geheimem Hohn ... Die Menſchen gingen und kamen ſo gedankenlos und leer ... Die Trümmer des Alterthums waren ihm mehr denn je nur Gräberſtätten — und was war — die lebendige Gegenwart? Aus Gebetbüchern an den Schaufenſtern der Buchläden ſprach ſie ...

Es war faſt Abend ... Er fürchtete ſich, zur Mutter zu gehen ... Die Scham, eingeſtehen zu müſſen, wie weit er mit Olympien gekommen, hielt ihn zurück ... Aber dennoch, dennoch mußte er nach einer Trennung von mehreren Tagen ſie begrüßen, mußte um die auffallenden Mahnungen Bertinazzi's nähere Erkundigungen einziehen ...

Er nahm ein leichtes Mahl in der Nähe des Corſo ...

Im Winter beſuchte er, um den Kaffee zu trinken, öfters das Café Greco ... Sonſt ſetzte er ſich gern zu den deutſchen Malern, die im Café Greco hauſen ... Aber auch hier war es ihm jetzt nur unheimlich geworden ... Die Monotonie klappernder Dominoſteine, das Raſcheln der Taſſen auf den ſchmuzigen Marmorplatten der Tiſche, die rauhen Kellnerſtimmen, die in den lächerlichſten Tonſchwingungen Erfriſchungen, die aus der Küche heraufgebracht werden ſollen, ausſchreien, die phantaſtiſch aufgeputzten Bettler an der Schwelle, die ſich als Modelle vermiethen zu jener unwahren Welt, die die Romantik der Maler noch immer in ihren Ateliers mit ſüdlichen Staffagen gruppirt, während Italien dieſe Trachten und Sitten naturwüchſig nur noch an wenig Stellen bewahrt hat — vollends die Künſtler ſelbſt kannte Venno

ſchon lange nicht mehr ſehen, ohne auch ſie der Fortpflanzung jener lügenhaften Zauber anzuklagen, mit denen Rom die Welt gefangen hält . . . Die Akademie ſage ihnen ſchon, was ſie allein hier finden ſollten . . . Selten, daß ſich eine Urkraft gegen die Tradition erhöbe und von Rom nicht blos Lehren, ſondern auch Warnungen mitnähme . . . „Eine phraſenhafte Welt, in die ich alle dieſe Künſtler verſtrickt gefunden habe! Klingsohr — das wäre ihr Mann! Klingsohr müßte auch hier mit der Cigarre ſitzen und orakeln!“ . . .

Benno begab ſich, da er auf den Monte Pincio wollte, in ein Café am Spaniſchen Platz . . . Da konnte er eine deutſche Buchhandlung überſehen, beſucht von ab- und zukommenden Geiſtlichen, die ſich nur Schriften kauften, die in Wien, München, Regensburg, Münſter und Köln erſcheinen . . . Er ſah die augsburger „Allgemeine Zeitung“, auf die ihn der Staatskanzler angewieſen hatte . . . Er fand in allem Deutſchen nur noch die Spuren Klingsohr's . . . Es war ihm jener fortgeſetzte Vatermord, deſſen dieſer ſich faſt in Wirklichkeit ſchuldig gemacht hatte . . . Er ſah in Deutſchland überall vom hohen Roß der gelehrten doctrinären Anmaßung die grünen Saaten der Neubildungen im Geiſtesleben der Völker zertreten und was gab den geheimen Druck der Sporen? Das egoiſtiſche Intereſſe der Fürſten, des Adels, der Geiſtlichkeit . . . Die Bewegung um den „Trierſchen Rock“ hatte immer mehr um ſich gegriffen . . . Die „Allgemeine Zeitung“ verrieth ihm, wie ſelbſt nach Witoborn die Bewegung hinüberzuckte . . . Er dachte an Monika, Ulrich von Hülleshoven, Hedemann . . .

An Gräfin Erdmuthe und — ihre apokalyptiſchen Bilder über Rom . . .

Es gibt Naturen, die vom Zweifel und einer Weltauffaſſung der Ironie in überraſchender Plötzlichkeit zu einer Leidenſchaft überſpringen können, die an ihnen völlig unvermittelt erſcheint . . . Es gibt Naturen, die jede Vorausſetzung, die ſogar nur von ihrer Beſonnenheit gehegt werden durfte, plötzlich durch die thörichtſten Handlungen Lügen ſtrafen . . .

Die Umſtände hatten Benno aus der Bahn des heimatlichen Lebens und Denkens hinausgeworfen . . .

Jene Courierreiſe, von den Umſtänden ſo harmlos geboten, gab ihm den Anſtoß zu einer immer mehr um ſich greifenden Revolution ſeines Innern . . . Auf dem Capitol beim Geſandten ſeines engern Vaterlandes war er deshalb vorm Jahr kalt empfangen worden . . . Aber auch auf dem Venetianer Platz beim Geſandten Oeſterreichs, wo er ausgezeichnet worden, erwartete man vergebens ſeine Wiederkunft . . . Durch ein zufälliges Begegniß, durch einen Antheil ſeines Herzens, genährt durch die Erinnerung an ſeine Mutter, genährt durch die Mahnung, daß römiſches Blut in ſeinen Adern floß, hatte er ſich den hervorragenden Erſcheinungen des „Jungen Italien" genähert — . . . Schon hatte man ihm mehr Vertrauen geſchenkt, als er begehrte und als vielleicht von andern gutgeheißen wurde . . . Und dennoch lebte er in vertraulichſter Beziehung zu Menſchen, die er haßte und die er aus Grund der Seele hätte meiden ſollen . . . Dieſe Gegenſätze unterwühlten ſeine Ruhe, brachen ſeinen Muth . . Auf ſeinem Antlitz fühlte er

wollen zwar Alles lernen; allein ſie halten nur das für wahrhaft neu, was ſie ſchon einmal gewußt haben."

Blaſedow hatte nicht vermuthet, daß jener neuliche olympiſche Siegesapfel, den er einer modernen Atalante, der Gräfin Sidonia, im Wettlaufe des Witzes unter die Beine warf, ihn in ein ſo vertrauliches Verhältniß zu ihr führen würde. Er wußte auch noch gar nicht, ob er die Einladung annehmen ſollte. Die Ausſicht, mit dem ritterlichen Grafen oder auch mit Herrn Ritter in eine Fehde verwickelt zu werden, dafür ſchien ihm der Siegespreis einer Taſſe Thee nicht lockend genug. Allein Gertrud bot ihre eigenthümliche polternde Ueberredungskunſt auf, um ihn zu der Nachmittagswanderung auf die Neige zu bewegen. Sie griff den Hochmuth ihres Mannes an und ſagte nicht ohne Grund: „Wenn ſie auch nichts Anderes haben, ſo haben ſie doch noch ihren Namen." Sie meinte ferner, daß dieſer vielleicht noch ſo viel werth wäre, wie der Blaukrumpf's, und daß Blaſedow's Zukunft ohne die Sonne der Gunſt ſchwerlich zur Reife kommen würde. Er leugnete dies aber und bemerkte bitter genug für ſeine Frau: „Er hätte nur zwei Möglichkeiten noch, entweder den Regen einer gräflich von der Neige'ſchen Theeviſite oder die Traufe eines langen Zankabends mit ſeiner Frau." Mit dieſer Erklärung machte er ſich denn in der That auf den Weg.

Dieſer Weg aber führte ihn über Dreifelden an dem rothen Ochſen vorüber, wo es noch heute einen Tanz geben konnte und die Inſtrumente der Dorfkapelle ſchon dazu geſtimmt wurden. Blaſedow wollte eben am Fenſter den Wirth zum rothen Ochſen grüßen, als er bemerkte, daß es dieſer gar nicht war. Der Fremde aber nahm den Willen

Bau der Hierarchie und das schon halbvollendete Werk der Jesuiten zusammen" . . .

Ob auch der Katholicismus? . . .

Benno hatte seinen zwischen Katholicismus und Protestantismus in der Mitte gehenden Standpunkt offen dargelegt . . . Er hatte dem Onkel geschrieben:

„Ich glaube nicht an die propagandistische Kraft des protestantischen Geistes; ich zweifle sogar an dem entscheidenden Ausschlag, den die Völker der germanischen Zunge überhaupt noch der Geschichte geben . . . Das germanische Mutterland ist in zwei Hälften gespalten: Oesterreich hat die Gedankengänge der romanischen Welt angenommen; Preußen hat die kühne Neugestaltung Friedrich's des Großen nicht zu verfolgen gewagt . . . Die germanische Welt wäre nur insofern kraftvoll, als ausschließlich mit ihr der Protestantismus geht . . . Eine durch Oesterreich vertretene germanische Welt ist keine oder der Name Deutschland wird zum Schrecken jeder Nation, die ihre Freiheit anstrebt . . . Nun aber lieb' ich Deutschland, liebe seine Bildung, anerkenne seinen Beruf . . . So seh' ich keine Hülfe, die ihm geboten werden kann, als den Untergang Roms, die Zertrümmerung derjenigen Bestandtheile der katholischen Kirche, die uns Katholiken von einer engern Gemeinschaft mit den Protestanten trennen . . . Ein gestürztes Papstthum wird Deutschland einigen; ein frei gewordenes Italien wird Oesterreich erinnern, wo Kaiser Joseph die Kraft des Kaiserstaates suchte — in einer Fortsetzung des Fridericianischen Zeitalters der Preußen . . . Gibt es einen Katholicismus ohne den Papst? . . . Das ist die große Frage

der Befreiung der Gewiſſen ... Und wird ſie in dem Sinne beantwortet, daß Rom aufhört, die Metropole der katholiſchen Kirche zu ſein, was kann, das iſt die zweite Frage, von ihrem Leben zurückbleiben, um die Schranken zwiſchen ihr und den Proteſtanten niederzureißen? ... Bonaventura will die Bibel und eine geläuterte Meſſe ... Es ſind ſeine täglichen Gedanken — ſie erfüllen ihn ganz ... Ich ſelbſt beſitze zu wenig das Bedürfniß des — Cultus, um darüber ein Urtheil zu haben" ...

Benno fand die Mutter nicht daheim ... Marco, der ihn bei jedem Beſuch mit größerm Befremden muſterte, verſicherte, er würde ſie beim Kloſter der „Lebendigbegrabenen" oder vielleicht jenſeits der Tiber finden ... Sie hätte Sancta Cäcilia, der heiligen Sangesmuſe, ihrer alten Schutzpatronin, „der ſie ſo vieles Gute dankte", ihre Verehrung bezeugen wollen ... Von bedenklichen Vorfällen meldete Marco nichts ... Der Advocat Bertinazzi hatte in der That zweimal anfragen laſſen ...

Was iſt Religion! ſagte ſich Benno — als er ſich auf den Weg machte zu den „Lebendigbegrabenen" ... Bei ihnen war heute die Mumie ausgeſtellt ... Die Menſchen ſtanden noch bis auf die Straße hinaus und jeder hatte dem gläſernen Kaſten ein Leiden vorzutragen ... Starr hing das braune Schreckbild der Euſebia Recanati an ſeinen goldenen Klammern ... Die Menſchen berührten den Glasſchrank und erwarteten Hülfe ... Selbſt aus der Zahl der Falten ihrer Kleider ſuchten ſie ſich die Nummern — die ſie für die nächſte Tombola ſetzen wollten! ... Die Maſſe iſt unverbeſſerlich! ſagte ſich Benno ...

Die Eingeweide der Vögel oder die Gewänder einer Mumie — gleichviel! Auch in der protestantischen Kirche läßt die Hebamme unter dem Kissen des Täuflings die Nabelschnur der Gebärerin mittaufen —! ... Nur auf die Vertheilung der Herrschaft kommt es an, nur darauf, was im Gesetz den Vorzug hat, die Vernunft oder die getaufte Nabelschnur — Alles andere macht die Stimmung der Luft, der Wind, das ansteckende Beispiel — Ohne den Widerstand der Priester und der Doctrinäre könnte der Deutschkatholicismus sogar den Nationalismus zu einer Art von Mystik erheben, deren die Menschheit nicht scheint entbehren zu können ...

Weder vor der Kirche, noch im Kloster bei Olympiens Mutter fand sich die Herzogin ... Equipagen gab es genug: keine mit dem Wappen des Marquis Don Albufera de Heñares, Herzogs von Amarillas, ein Wappen, das der Miethkutscher auf seine Wägen zu setzen gestattet hatte ... Venus wollte nach Sancta Cäcilia, zu welcher Kirche gleichfalls ein Kloster gehörte ...

Es war nun in den Straßen dunkel geworden, obgleich die Abendröthe noch schimmerte ... Das Volksgewühl begann in dieser Gegend wie täglich bei Untergang der Sonne ... Da wogten die Menschen durcheinander, da erscholl jener Lärm des Südens — um ein Nichts, um ein Paar alte Schuhe, um Schwefelfaden, um etwas Wasser mit einem Stückchen Eis ... Immer glaubt man, ein Kauffahrteischiff wäre eben angekommen und läge die Schätze beider Indien aus ... Schon dampften Maccaroni in den auf offener Straße errichteten Küchen ... Fische wurden gesotten in Pfan-

nen, über die — wende dich ab, deutſcher Geſchmack! — der aufgekrämpte rothnackte Arm der Volksköchin die Oelflaſche gießt . . . So mancher Arbeiter hält jetzt erſt ſein Mittagsmahl auf Piazza Navona . . . Die Fleiſcherbuden bieten noch feil . . . Seltſam geformt und faſt an die alten Arenen erinnernd ſind die zertheilten Stücke, an denen die Knochen mehr als bei uns zurückbleiben . . . „Unſere Sitten das und unſere Sitten ſind gut!“ — liegt auf den Mienen dieſer ſchreienden, ſingenden, ſchmauſenden — dann auch dazwiſchen wieder betenden Welt — . . . Die Thüren der erleuchteten Kirche Santa Agneſe ſtehen weit offen . . . Auf ihren Stufen im herausſtrömenden Weihrauchduft lagert ſich in bequemſter Behaglichkeit das ſüdliche Abendleben . . .

Vorüber am Pasquino — am Palazzo Rucca — am Ufficio delle SS. Reliquie e dei Catacombe, wo Cardinal Ambroſi wohnt . . .

Benno ſtand ſchon zu mehreren malen an dem grauen ſpaniſchen Gebäude mit den vergitterten Fenſtern . . . Er dachte: Da hinten im düſtern Hofe wohnt ein Menſch, der ein Geheimniß iſt! . . . Bonaventura erfuhr ſein Leben von mir . . . Er floh vor einem Seltirer — hatte die Mutter erzählt . . . Und doch ſoll er mit Fra Federigo im Einverſtändniß leben? . . .

So bilden ſich die Sagen, ſo verknüpft der Volksglaube . . . Das Volk kann das Seltene ſich nicht denken ohne unmittelbare Beziehung zu Gott; das Edle kann ihm nie ohne Wunder ſein; zwei große Menſchen können ihm nicht ohne das Band des Einverſtändniſſes leben — . . . Dieſer einfache, aſcetiſche Mönch erhielt eine Geſchichte,

von der er ſchwerlich ſelbſt eine Ahnung hatte . . . Venno mußte auf den Beiſtand auch dieſes Cardinals rechnen, wenn Bonaventura in Rom erſcheinen ſollte . . . Eine Regung der Dankbarkeit für Fra Federigo ließ ſich bei ihm vorausſetzen . . .

Und Fra Federigo ſelbſt! . . . Venno's eigene Erinnerungen trugen von Friedrich von Aſſelyn kein Bild . . . Nur aus Bonaventura's Charakter, nur aus dem Beſtreben ſeines Vaters, für die Welt ſeinem Weibe zu Liebe ein Geſtorbener ſein zu wollen, konnte er ſich die Züge erklären, die allgemein von jenem Einſiedler unter dem Laubdach eines waldenſiſchen Eichenhains erzählt wurden . . . Von Gräfin Erdmuthe wußte er, daß ſie eines Tags vor längern Jahren aus einem waldenſiſchen Gottesdienſt zu Fuß nach Hauſe kam, mit einem ihrer Diener auf dem Heimweg deutſch ſprach und darüber von einem Mann angeredet wurde, der hinter ihr her ging, ſich als Deutſcher zu erkennen gab, auf einer Fußwanderung nach den Seealpen begriffen zu ſein erklärte und durch Zufall jener Predigt beigewohnt hatte, die ein Geiſtlicher gehalten, der keinen katholiſchen Ornat trug . . . Der Fremdling konnte dieſe faſt altlutheriſchen Sitten des Gottesdienſtes nicht unterbringen und ließ ſich über die Waldenſer von einer Dame unterrichten, in der er mit Ueberraſchung einer geborenen Freiin Hardenberg, aus altem norddeutſchen Geſchlecht, begegnete . . . Ihm ſelbſt, ſagte er, wären die Gedichte eines Hardenberg (Novalis) von größter Anregung geweſen . . . Dann — bei einer Kapelle — zur „beſten Maria", an der ſie vorüber mußten — bekannte er ſich der über die Anerkennung ei-

nes Verwandten freudigerregten Frau zwar als Katholiken, sagte aber: Was hat wol Ihr frühvollendeter Vetter unter jener Maria verstanden, die er zum Anstoß der Seinen so oft besang! Doch wol nur Sophia von Kühn, die er liebte und die ihm starb, noch ehe sie die Seine geworden! So wird unser eigenes Leben zuletzt die lauterste Quelle unserer Religion ... Hardenberg-Novalis sang, fuhr er fort:

„Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu —!"

Er sang es in so persönlicher Freundschaft für den Erlöser, daß ich diesem Lied mein Glaubensbekenntniß verdanke ... Die Religion muß für jeden Einzelnen sein eigenes persönliches Verhältniß zu Gott werden und die Kirche soll nur so viel dazu mitthun und mithelfen, wie ein Wächter, der ein Stelldichein der Liebe hütet! Alles andere, jede andere Einmischung in unsere innere Welt ist vom Uebel! ... Die Gräfin, die ihren herrenhutischen Glauben annähernd richtig gedeutet sah, bat den Fremdling, auf Castellungo einige Tage Rast zu halten ... Er zögerte anfangs, folgte aber doch, da er ermüdet und offenbar im Beginn einer Krankheit schien ... Diese überfiel ihn denn auch, als er das stolze Schloß beschritten und die erste freundliche Bewirthung der Gräfin genossen hatte ... Sein überreizter Zustand gab sich sogleich in einem heftigen Strom von Thränen kund, dem ein Fieberfrost und eine lange Nervenkrankheit folgte ... Die Gräfin widmete ihm die größte Sorgfalt und erfüllte zugleich die Bitte, die sich in einzelnen lichten Momenten von seinen fahlen Lippen stahl, daß sie keine Nachfor-

ſchungen über ſeinen Namen und ſeine Herkunft anſtellen ſollte ... Er hätte keine Verwandte mehr, wollte todt ſein und bäte, ihn nicht anders als Friedrich zu nennen — Das Reich des Friedens, ſagte er, ſind' ich nicht mehr auf dieſer Erde, ich zöge gern hinüber; mir ſelbſt aber den Tod zu geben, wäre vermeſſen; unſichtbare Feſſeln halten mich auch noch — doch bin ich nicht mehr, was ich war — ich bin ein Todter ... Die Gräfin hatte Benno erzählt, daß der Fremdling damals wenig über vierzig Jahre zählte, eine ſeltene Bildung beſaß und mit den Lehrſätzen ſeiner Kirche um perſönlicher Erlebniſſe willen in Spannung ſchien ... Oft hätte ſie ihn für einen flüchtigen Prieſter gehalten ... In ihn zu drängen und Namen und Stand von ihm zu begehren, widerſprach ihrer Sinnesart, ja die Verehrung vor dem „Signor Federigo", wie ihn ſogleich die Schloßbewohner nannten, wuchs bei ihr zu einer ſo innigen Freundſchaft, daß die ſchon gereifte Frau, damals Witwe, ſein Scheiden nur mit größter Betrübniß würde erlebt haben ... Er ſeinerſeits faßte die gleiche Neigung für die edle Dame, deren religiöſe Denkweiſe nicht ganz mit der ſeinigen übereinſtimmte, die aber Verbindungsglieder gemeinſchaftlicher Anſichten und Stimmungen bot ... So knüpfte ſich zwiſchen beiden ein ſeeliſches Band, das aus den Erzählungen der Gräfin mehr von Benno geahnt werden konnte, als ihre Worte ſchilderten ... Sie ließ die jedenfalls auf Friedrich von Aſſelyn paſſende Aeußerung fallen, daß der Fremdling die Wappen und Farben ihres Hauſes von der ältern Linie her kannte, ſie oft mit Rührung betrachtet hätte und ſelbſt wol

dem Acci angehörte . . . Fast wie aus Furcht vor Begegnungen, die gerade auf diesem Schlosse nicht unmöglich waren, hätte der Fremde sowol den langen Bart, der ihm in seiner Krankheit gewachsen war, nicht entfernen, noch auch auf dem Schlosse selbst länger wohnen mögen . . . Unter dem Schutz der Gesetze, die aus aufgeklärtern Zeiten, als die unserigen, stammten und den die Gräfin so muthig wiedererobert hatte, verweilte er eine halbe Meile vom Schlosse entfernt in einem Hause, das er sich im Wald aus Baumstämmen selbst gezimmert hatte . . . Die Menschen der Umgegend nannten ihn „Fra Federigo" . . . Man rühmte seine Kenntnisse in der Heilkunde, in Sachen des Ackerbaus und der Güterbewirthschaftung . . . Er kannte das Recht, die Geschichte, die Lehnsverhältnisse in allen europäischen Gesetzgebungen . . . Anfangs ließ er sich nur mit Widerstreben von den Umwohnenden besuchen. Zuletzt, wenn die Gräfin auf längere Zeit nach Wien mußte, war sein Rath allen und ihren eigenen Verwaltern unumgänglich . . . Unter seiner Eiche hielt er eine Bienenzucht und nahm in dieser summenden Gesellschaft, zu der noch eine Ziege und ein Hund gehörten, immer mehr die Weise eines Eremiten an, der, geschieden von der Welt, auch sein Aeußeres nicht mehr nach den Gesetzen der Gesellschaft einrichtet . . . Briefe empfing er nicht; ebenso las er anfangs keine Zeitungen; später desto theilnehmender, bis er sich diese Lectüre versagte, nur um nicht den Reiz der Rückkehr in die Welt zu mehren . . . An Anfechtungen durch die Geistlichen und Behörden fehlte es nicht . . . Seine Anspruchslosigkeit und der Schutz der Gräfin bewahrte

ihn vor größern Unbilden . . . Bis dann freilich die Jeſuiten immer mächtiger und mächtiger wurden und die Eiferſucht der Dominicaner reizten . . . Hof und Cabinet von Turin kamen in die Hände der Jeſuiten . . . Nun begannen Verfolgungen, Einkerkerungen . . . Bald nach Feſelotti's Erſcheinen verſchwand plötzlich der inzwiſchen zum Greiſe gewordene gütige und allgeliebte Waldbewohner . . . Eines Morgens fand man ſeine Siedelei leer; ſeine Ziege hatte noch ihr Futter für einige Tage, ebenſo ſein Hund, der angebunden war . . . Als er losgeſchnitten wurde, rannte er ſchnurſtracks nach Coni bis in das dortige erzbiſchöfliche Ordinariat, wo die übrigen Gefangenen ſaßen . . . Dort wurde er feſtgehalten und eingeſperrt . . . Als man ihn eines Tags losgeriſſen fand, behauptete man, ihn in Robillante geſehen zu haben und zwar, wie die Gräfin Benno verſicherte, mit eingeklemmtem Schweif, herabhängenden Ohren, trauernd hinter einer düſtern und verſchloſſenen Kutſche herlaufen, die von zwei Gensdarmen begleitet wurde . . . Die Kutſche kam aus dem Officium der Dominicaner zu San-Onofrio und fuhr der großen Straße gen Oſten zu . . . Das Thier, ſagte ſie, hatte die Witterung ſeines Herrn und konnte ihm in ſeiner verſchloſſenen Kutſche nicht beikommen . . . Selbſt als man ſpäter vom Auftauchen Fra Federigo's bei Loretto und unter den Räubern der Mark Ancona gehört hatte, ließ ſich die Gräfin nicht nehmen, daß jene noch an einigen andern Orten auf ihrer geheimnißvollen Fahrt geſehene Kutſche ihren Freund nach Rom abgeführt hätte — eine Anſicht, die niemand mehr als Bonaven-

tura theilte — er, der sie mit einem Schmerz nachfühlte, dem Benno in Gegenwart der Gräfin nur einen unvollkommenen Ausdruck geben konnte . . . Benno's Ansicht: Dein Vater erfuhr deine wunderbare Ernennung zum Bischof von Nobillante und floh aus eigenem Antrieb vor dir und vor dem möglichen Wiedersehen deiner Mutter und Friedrich's von Wittekind! — ließ Bonaventura in einem Augenblick gelten, im andern trat ihm wieder das Bild der verschlossenen, von Gensdarmen nach Rom geführten Kutsche wie eine Mahnung entgegen, nicht eher zu ruhen und zu rasten bis sein greiser Vater aufgefunden war . . .

Benno wurde aufs mächtigste von diesen Räthseln ergriffen beim Hinblick auf San-Pietro in Montorio, wo Bruder Hubertus gewohnt hatte . . . Er hatte die Mutter in Trastevere gesucht . . . Auch in Santa-Cecilia, bei den Benedictinerinnen, fand er sie nicht . . . Nun wollte er einen Miethwagen nehmen und nach Monte Pincio zurückfahren . . . Da im allerletzten Abendsonnenstrahl leuchtete so schön und verklärt, San-Pietro in Montorio auf . . . Wo konnte er sich bessere Kunde vom Bruder Hubertus holen, als dort oder vielleicht — bei Sebastus in Santa-Maria? . . . Letztern zu meiden drängte ihn alles . . .

Er erstieg den Hügel, auf dem die Paolinischen Wasserleitungen sich sammeln, klopfte an das Kloster, neben einer Kirche, der einst Raphael seine Transfiguration gemalt . . .

Von den beim Nachtimbiß sitzenden Alcantarinern kam einer an das Sprachgitter und sagte auf Benno's Fragen:

Wir wissen von dem deutschen Bruder nur, daß man ihn

ſchon für die That und riß das Fenſter auf, ſich dem vorüberwandelnden Worte Gottes vom Lande kenntlich zu machen. Blaſedow beſann ſich auch gleich und ſagte: „Ei der Tauſend, Herr v. Lixmann!“

„Ja, Pfarrerchen,“ rief der Fremde, der es aber, ob er gleich ein Jude war, ſchon ſo weit gebracht hatte, doch als Fremder kein Schutzgeld mehr zahlen zu dürfen, und ſogar baroniſirt wurde. „Wir ſind's wirklich' Kommen Sie her, kommen Sie herauf, Männchen' Nun, wie geht's denn Ihnen, Herr Pfarrer!“

Blaſedow ging auch wirklich in den erſten Stock des rothen Ochſen, wo Herr von Lixmann, fürſtl. Sayn-Sayn'ſcher Hofagent, ihm ſogleich den beſten Platz auf dem Sopha einräumte und ihn nach der vertraulichen und protectionsſüchtigen Art der Juden behandelte, wie ſeinen beſten Freund. „Herr v. Lixmann,“ ſagte unſer Held, „Sie werden ja in der Umgegend der Neige ſo rar, wie die Ducaten! Sonſt wurde gar kein Haſe geſchoſſen, daß Sie ihn nicht gleich beim Genick gehabt hätten.“

„Nun ich ihn hab' herausgezogen aus der Patſch,“ fiel Herr v. Lixmann ein, „nun ich die Güterlotterie für den verwegenen Mann riskirt und mir alle meine Freunde in Staatspapieren zu Feinden gemacht habe von wegen der Concurrenz und der Verderbniß, die in die Börſe kommt bei den vielen Lotterien, die bloß das Geſchäft untergraben! Wie konnt' ich aber anders zu meinem Geld kommen? Der Herr Graf hat gezogen von mir eine jährliche Apanage auf — ſtraf' mich Gott — zweitauſend Prabanter des Jahrs, und, um nur etwas davon wieder zu haben, mußt' ich ihm auch noch die Güter verwalten und hinter die Oekonomie, hinter

noch in Ascoli sah ... Die Leiden des Bischofs von Macerata sind im Druck erschienen und Ihr werdet sie gelesen haben ... Seine Befreiung ist dem wunderthätigen Marienbild von Macerata beizuschreiben, das eines Tages spurlos verschwand*) ... Das Volk gerieth in Aufregung und beschuldigte das Kapitel von Macerata, das Bild weggeschlossen zu haben, um auf diese Art die Räuber zu zwingen, den Bischof freizulassen ... In der That bemächtigte sich eine solche Unruhe der Gegend, daß die Genossen des Grizzifalcone Angst bekamen und sich herbeiließen, lieber den Bischof auf freien Fuß zu stellen ... Der Heilige hat viel dulden müssen — das Marienbild ist dann wieder erschienen ... Von Bruder Hubertus, der dem Domkapitel jene Hülfe angerathen hat und so ohne alle Mühe den Bischof rettete, ist seither nichts mehr vernommen worden ... Wir wissen, er hat den Grizzifalcone getödtet in einer Nacht, wo wir ganz andere Dinge von ihm erwarteten ... Ein Tollkopf war's ... Er auch nur allein konnte sich unter Räuber begeben, deren Hauptmann er getödtet hatte ... Auch von dem Pilger wißt Ihr, der dem Grizzifalcone für seine Bekehrung hat alles lesen und schreiben müssen? ... Ein Franciscanerbruder sprach vor einigen Tagen bei uns vor und hat ausgesagt, man hätte den Mönch mit dem Todtenkopf und mit ihm zugleich den Pilger jenseit der Grenze in den Abruzzen gesehen ...

Auf Benno's dringenderes Forschen rief der Pförtner den Guardian ...

---

*) Thatsache.

Dieser kam und versicherte, beide Verschollene wären auch schon lange nicht mehr in den Abruzzen, sondern in Calabrien, wo sie ein Wallfahrer in dem schluchtenreichen Silaswalde wollte gesehen haben . . .

Im Silaswalde! . . . An der äußersten Grenze Italiens — Auf den meerumbuchteten Landzungen Neapels schon — in den ältesten Hainen der Welt von Eichen- und Kastanienbäumen — . . . Immer weiter und weiter rückte die Beruhigung des aufgeregten und selbst so düster bedrohten Freundes in Nobillante . . . Würde Benno sich freier bewegt haben, er hätte sich an Ort und Stelle begeben, um nach dem geheimnißvollen Pilger zu forschen . . . Die Ungewißheit, der Einfall der Gebrüder Bandiera, die Furcht vor Olympia's Rache, Bangen vor den Mahnungen Bertinazzi's hielten ihn von der Ausführung dieses Vorsatzes ab . . .

Benno kämpfte mit sich, ob er die Mutter heute aufgeben und nicht lieber sofort zu Bertinazzi gehen sollte, den er erst morgen in erster Frühe hatte besuchen wollen . . .

Die volle Nacht war hereingebrochen, als Benno von San-Pietro niederstieg . . .

Die Einsamkeit des Weges beflügelte seinen Schritt . . . Schon im zweifelhaften Abendlicht sind die nächsten Trümmerhaufen und Gartenmauern Roms unheimlich . . .

Er wandte sein Auge vom Anblick der Peterskuppel ab . . . Das Bild: Morgen um diese Stunde werden dort die marmornen Bilder des Vatican lebendig! machte ihm das Blut erstarren . . . Er kannte diesen Braccio Nuovo . . . Hundert lachende Priester sah er in

festlichen Gewändern, bei Fackel- und Kerzenschein, durch die mit den Marmersärgen der ersten Christen geschmückten Corridore schreiten ... Die Statuen der römischen Kaiser wurden lebendig und schlossen sich ihnen an ... Im Saal des Braccio Nuovo schimmerten Bankettische, Vasen voll Blumen, silberne Urnen voll Eis mit dem „Bier der Franzosen", wie Sarzana gesagt hatte; alles im glänzenden Licht, ausgeströmt von zahllosen Kerzen ... Die Julien, Livien und Agrippinen der Imperatorenzeit kamen mit ihren faltenreichen Gewändern in den Saal und setzten sich zu den Zechenden ... Da thront Cecceue, mit dem Rücken gelehnt an die berühmte Gruppe des Nil ... Sechszehn kleine Genien tugeln sich übermüthig auf dem kolossalen Sinnbild der Ueppigkeit und Fruchtbarkeit ... Der lachende Silen blickt auf den neugeborenen Bacchus dicht neben Bischof Camuzzi ... Fabeloni liebäugelt mit der berühmten Statue des Demosthenes, die soviel zierliche Fältchen wirft; mehr, als ein Redner voll Natürlichkeit seiner Toga erhalten konnte, als er gegen Philipp von Macedonien donnerte ... Nun trommelt die Schweizergarde ... Immer neue Gäste kommen im Purpur vorgefahren und die Medusenhäupter nicken ihnen den Gruß; die Athleten erheben sich, die Isispriesterinnen verneigen sich ... Olympia — läßt lachend vor Erwartung den Arm auf dem Sockel ihres Apollin ruhen — ... Oder blickt sie finster wie die „verwundete Amazone" —? ... Er ahnte, daß sie diesmal seiner Flucht aus Villa Torresani nicht im mindesten zürnte, sondern fest und sicher ihn für morgen erwartete ...

Die Qual der Entschlußlosigkeit trieb Benno dahin, wie von Furien gepeitscht . . .

Er kam der Tiber näher . . . Die Brücken, die in die innere Stadt führten, waren entlegen . . . Hie und da ging eine Treppe nieder, wo in einem angebundenen Kahn ein Schiffer sich streckte und auf einen Verdienst wartete . . . Er wollte sich übersetzen lassen . . .

Wie ein Träumender blickte er um sich . . . Hier in der Nähe sind die Spitäler . . . Es konnte nicht befremden, daß da und dort jene gespenstischen Gestalten der Todtenbruderschaft auftauchten . . . Die Begräbnisse finden des Nachts statt . . . Memento mori! . . . Benno erblickte einige dieser bald weißen, bald schwarzen Kutten in Kähnen auf dem gelblichen Strom dahingleiten . . .

Die Via Lungaretta schien ihm heute endlos . . . Er hatte übersehen, daß er die Abbiegung zur Bartolomäusbrücke schon hinter sich hatte und sich an Ponte Rotto befand, einer Gegend, wo es schwerlich Fiaker gab . . .

Sollte er den Besuch der Mutter für heute aufgeben? . . . Sollte er zu Bertinazzi gehen? . . .

Da schritt wieder vor ihm her ein schwarzer Todtenbruder . . . Er kam aus dem engen Winkelwerk der Häuser heraus und stieg eine Treppe nieder . . . Hier glänzte die Tiber auf . . . Im Abenddunkel boten die Lichter am Ufer und die in den Strom hineingebauten Mühlen einen besonders lebhaften Anblick . . . Eine Schar von Bettlern und Straßenjungen zeigte Benno hinter einem Gebäude den Kahn, den der Todtenbruder suchte . . .

Es zog auch ihn zum Tode . . . Er muſterte die ſtolze Haltung ſeines Gefährten . . . Oft verbargen ſich unter dieſem Kleide die angeſehenſten Nobili, wenn ſie gerade die Reihe des Dienſtes in der Bruderſchaft ihres Viertels traf . . .

Benno rief dem Schiffer, ihn noch mitzunehmen und ſtieg die Stufen nieder . . .

Der ſchwarze Leichenbruder, eine hohe, ſchlanke Geſtalt, hatte eben zum Abfahren winken wollen . . . Jetzt erſt, da er noch einen Paſſagier ſich nachkommen ſah, ſetzte er ſich . . .

Auf dem trüben, ungleichen, ſtrudelreichen Bett der Tiber glitt der leichte Kahn dahin, geführt von einem jungen halbnackten Burſchen, der den vom Kopf bis zum Fuß verhüllten Todtenbruder ſcheu betrachtete und vor Freude über die glückliche Eroberung zweier Paſſagiere ſtatt eines eine Weile ſprachlos blieb . . . Rings funkelten immer heller und zahlreicher die Lichter von den Ufern auf . . . Auch bei den Beufratellen drüben war Licht . . . Mancher Leidende mochte dort eben ſeinen letzten Seufzer aushauchen, mancher Geneſende die Hände zum Dankgebet erheben . . . Die hie und da auftauchenden Sterne ſpiegelten ſich nur matt in den trüben Wogen, auf deren Grund ſo tauſendfach die Reſte der Jahrhunderte ſchlummern, ſo mancher Fund, deſſen Entdeckung das Entzücken des Forſchers ſein würde . . . Auf der Quattro-Capi-Brücke war es ſo lebhaft wie auf Piazza Navona . . . Noch ſtachelten verſpätete Fuhrleute ihre rieſigen weißen Ochſen, deren ſtolzgewundene Hörner nur eines Kranzes bedurften, um den Opferthieren Griechenlands zu gleichen

... Noch zankten Treiber mit ihren ſchreienden, in Italien ſo heißblutigen Eſeln ... Die Glocken läuteten ... Ein ſolcher Abend ſcheint im Süden erſt das Erwachen zum Leben zu ſein ... Kähne glitten dahin mit aufgehäuften Gemüſen und Früchten ſchon für den morgenden Markt ... Die Ruderer mußten Acht haben; von den Tauſenden von Trümmerſteinen, die in dem Bett des geſchichtlichſten aller Ströme ruhen, iſt die Fahrt auf ihm keine ebenmäßige ...

Benno, tiefermüdet, redete den Todtenbruder, von dem er nur die Augen ſehen konnte, mit den Worten an:

Dieſer Dienſt in der Nacht hat ſicher ſeine Beſchwerlichkeit ...

Der Todtenbruder antwortete nicht ...

Die Römer ſind ſonſt höflich ... Benno glaubte nicht verſtanden worden zu ſein, wiederholte ſeine Worte und ſetzte hinzu:

Aber Sie löſen ſich häufig ab? ...

Der Todtenbruder zog ſtatt der Antwort jetzt ſogar ſeine ſchwarze Kopfbedeckung ſo, daß ſelbſt ſeine feurigen Augen verdeckt blieben ...

Seltſam! dachte Benno ... Der Mann iſt ſchwerlich taub ... Er trägt vielleicht ein Leid wie du ...

Benno ſchwieg und hörte auf den Schiffer, der in italieniſcher Gewohnheit ſchon für jede andere Gelegenheit ſich empfahl, wo die Herrſchaften vielleicht wieder die Tiber befahren wollten ... Er nannte ſich Felice und beſchrieb ſeinen Vater, der den Stand an Quattro-Capi drüben hätte und der beſte Schiffer von der Welt

wäre ... Benno kannte, was man alles bei ſolchen Gelegenheiten in Italien zu hören bekommt; jede neue Kundſchaft wird ſogleich fürs Leben feſtgehalten ...

Er war nicht in der Stimmung, die Unterhaltung mit Felice fortzuführen ... Er ſah auf den Todtenbruder, der vielleicht das Gelübde des Schweigens abgelegt hatte ... Vielleicht war es ein Vornehmer, den ſein nächtliches Amt verdroß ...

Wieder glitt eine Barke mit zwei Benfratellen, die von der Bartolomäusinſel kamen, vorüber ... Auch dieſe hatten ihre Kapuzen über den Kopf gezogen ... Sie wurden von einer dritten Barke gekreuzt, die gleichfalls ein Mitglied der Todtenbruderſchaft führte — in weißer Verhüllung ...

Der Gedanke lag nahe, an eine große Sterblichkeit zu denken, die über Rom gekommen ... Im Herbſt pflegte ſich ſeit einigen Jahren regelmäßig die Cholera einzuſtellen ...

Felice beſaß den angeborenen Scharfſinn der Italiener ... Eine angeſchnittene Melone, die neben dem Mantel Felice's lag, betrachtete Benno mit einem Blick, der bei ſo vielen Todeserinnerungen keinen Appetit danach ausdrückte und Felice las ſogleich die Gedanken in der Seele ſeines zweiten Paſſagiers, denn er ſagte:

Eh! ... Sie kommt dies Jahr nicht wieder ...

Benno wußte, was Felice meinte, mochte aber die Converſation nicht fortführen ...

Felice aber im Gegentheil ...

Signore, flüſterte er, als handelte ſich's um einen Gegenſtand der größten Discretion, ich ſtehe drüben bei

Capo di Bocca — dicht an der Apotheke . . . Da, wo meine Mutter die Melonen verkauft . . . Saftige, Herr! . . . Sehen Sie, verſuchen Sie! . . . Signore! Nein, ſie kommt dies Jahr nicht wieder . . . Die Krankheit mein' ich, Signore . . . Der Padrone der Apotheke hat es ſelbſt an die Leute geſagt . . . Signor, bei Capo di Bocca . . . Rufen Sie nur immer: Felice! . . .

Woher weiß der Padrone der Apotheke, daß die Cholera diesmal nicht wiederkommt? fragte Benno, um dem Redeſtrom ein Ende zu machen . . .

Signore! Weil ſie kein Gift mehr verkaufen dürfen . . . Er ſagt' es geſtern erſt dem Wirth der Navicella . . . Signore, das iſt das Kaffeehaus drüben, wo mich jeder findet, der nur am Ufer nach Felice — . . .

Gift verkaufen? Wozu Gift —? unterbrach Benno, der ſich die Pein dieſer Kundſchaftsempfehlungen abkürzen wollte . . .

Haha! lachte Felice und ſtieß ſein Ruder auf ein hartes Geſtein, das — vielleicht der Torſo einer Statue des Praxiteles war . . . Die Brunnen vergiften ſie nicht mehr . . . Das glauben die dummen Leute . . . Eh —! . . . Die Brunnen! . . . Haha, Signore! . . . Aber machen Sie eine Partie, Herr — Nach Ceri, Herr — Ceri iſt die älteſte Stadt der Welt — Ich nehme meinen Bruder mit . . . Morgen? . . . Meinen Bruder Beppo . . .

Warum ſagt ihr: He? und lacht — Was glauben die klugen Leute über die Cholera —? . . .

Felice machte eine Miene, als durchſchaute er alle Geheimniſſe der Welt . . .

Was iſt's, wenn die Apotheker kein Gift mehr verkaufen dürfen? wiederholte Benno . . .

Gift? . . . Nicht verkaufen? . . . Die Apotheker ſagen's und die armen Leute glauben's . . . Aber die Reichen — die bekommen Gift, ſoviel ſie wollen . . . Und die Aerzte — die brauchen's gar nicht aus der Pharmacia zu kaufen . . .

Die Armen? Die Reichen? Die Aerzte . . . Wie hängt das alles zuſammen? . . .

Felice machte Mienen, die Benno allmählich verſtand . . . Er ließ nur einfach die eine Hand vom Ruder los und fuhr damit hinter's Ohr mit ausgeſpreizten Fingern . . . Eine Miene, die etwa ſagte: Wir ſind nicht ſo dumm, wie wir ausſehen — die Aerzte vergiften zur Zeit der Cholera auf Befehl der Reichen die Armen — . . . Signore — nach Ceri! fuhr Felice fort, als Benno verſtanden zu haben ſchien und ſeinerſeits gleichfalls eine Geberde machte, die mit ſüdländiſcher Offenheit ſoviel ſagte, als: Felice, du biſt ein Eſel! . . . Ceri iſt die älteſte Stadt der Welt! . . . Vielleicht morgen — ich nehme noch meinen andern Bruder mit — Außer Beppo noch den dritten, den Giuſeppe . . .

Die Cholera iſt alſo eine Krankheit, die von obenher befohlen wird! unterbrach Benno . . . Alle Jahre ſoll einmal der Staatskörper von ſeinem Ungeziefer gereinigt werden! Nicht ſo, ihr Thoren? . . .

Die Miene und Betonung Felice's drückte das ſtarrſte Feſthalten ſeiner Meinung aus . . . Wie wenig ihm daran lag, ſeine Geſinnung über die Aerzte, Apotheker

und die Reichen in Rom geändert zu bekommen, ſagte die Mahnung:

Herr, die Tiber kennen ſelbſt die Römer noch nicht alle . . . Gewiß, Herr, ſelbſt wenn Sie ein Römer ſind, haben Sie noch nicht Caſtellana geſehen . . . Civita Caſtellana iſt das Wunder der Welt . . . Wenn wir Morgens um vier Uhr einen Kahn nehmen, natürlich — mit Beppo, mit Giuſeppe und Francesco — Francesco, Herr, iſt mein vierter Bruder . . .

Das erzählt man allerdings aus der Cholerazeit, unterbrach Benno mit Entſchiedenheit . . . Wer einen Feind hatte, tödtete ihn bei dieſer Gelegenheit; ſchlechte Frauen vergifteten ihre Männer, ſchlechte Männer ihre Frauen, ruchloſe Kinder ihre Aeltern . . . Im allgemeinen jammervollen Klagen und Sterben ging eine Leiche mit der andern, ohne daß man danach fragte, ob wol das Gift, an dem ſie den Geiſt aufgeben mußten, aus der ſchlechten Luft oder — aus den Kellern kam, wo nur die Ratten daran ſterben ſollten . . . Sagt man nicht das? . . .

Dieſe Frage richtete Benno an den ſchwarzen Todtenbruder . . .

Faſt getroffen von Benno's Worten hatte ſich dieſer von ſeinem Sitz erhoben . . . Vom Nachthimmel ſich zeichnend ſtand die Geſtalt in ſchöner, langer, ſchlanker Haltung — ein Bote des Minos, ein Abgeſandter des Richters aus der Unterwelt . . .

Benno hatte noch einmal geglaubt den Verſuch machen zu ſollen, den ſtummen Paſſagier zu einer Antwort zu bewegen . . .

Forst- und Landwesen herfein und nach dem Rechten sehen. Ich hab' an dem Geschäft mit der Lotterie, wozu ich gezwungen war, meine Mühe und Versäumniß nicht bezahlt bekommen. Jetzt hat er durch eine Finte, die, wenn ich kein so guter Mensch wäre, ihn auf die Galeeren brächte, mich noch um einen ansehnlichen Wechsel betrogen. Deßhalb bin ich hier und will ihm heute noch zu Leibe gehen."

Blasedow fiel erschrocken ein: „Heute noch, Herr von Lipmann, heute gibt der Graf einen großen Gesellschaftsthee?"

„Thee?" entgegnete der Hofagent; „was Thee? Werd' ich ihm Zwieback einbrocken dazu! Was ist Thee? Thee? Ich habe Vollmacht in der Tasche und Beweis, daß er falsche Wechsel hat ausgestellt auf Bananiers in meinem Namen und auf seine Ordre, Wechsel auf Paris, wo die meisten von denen Loosen noch sind abgesetzt worden, was noch mein Glück war, da ich mir in Deutschland alle Staatspapiere auf den Leib gezogen habe durch die verfluchte Lotterie, alle meine guten Correspondenten und geschwornen Makler."

Herr von Lipmann deutete mit diesen Bemerkungen Verhältnisse an, die Blasedow zu wenig Financier war zu verstehen. Daß aber Herr von Lipmann so gar verzweifelt that und ihm alle Glieder so schlaff am Körper hingen wie die goldne Uhrkette auf dem wohlgerundeten Bauche, schien ihm lächerlich, wenn er die ungeheuren Glücksgüter dieses Mannes in Erwägung zog. „Herr Baron," sagte er, „Sie übertreiben! Sie haben uns ja doch Alle in der Tasche. Was Sie an einem Einzelnen einbüßen, gewinnen Sie am Ganzen wieder. Sie übernehmen eine Anleihe des Staats, Sie emittiren Canalactien und Eisenbahnbillets und behalten die Hälfte davon für sich. Sie unternehmen ein kleines Ge-

Der Todtenbruder ſprach in der That auf ſeine Frage ein leiſes und hohles:

Man — ſagt — das . . .

Venno horchte der Stimme und fuhr fort:

Eine entſetzliche Vorſtellung, ſich ſo feige Mörder denken zu müſſen, die eine Zeit der allgemeinen Auflöſung des Vertrauens, eine Zeit der Trauer benutzen, um mit gedecktem Rücken einen dann wahrſcheinlich ſichern Mord auszuführen . . .

Wieder ſchien der Todtenbruder von dieſen Worten eigenthümlich berührt . . . Er ſchwieg, fiel nicht zuſtimmend ein, drückte keine Verachtung eines ſo feigen Mordes aus, ſondern wandte ſich nur ab, um durch ſeine kleinen Augenöffnungen auf die bald erreichte Brücke der „Vier-Häupter" zu ſehen . . .

Als ſich nun auch Venno erhob, gerieth der Kahn in ein Schwanken . . .

Felice ſpreitete raſch die Beine aus und hielt das Gleichgewicht . . .

Um ſeine ohnehin wie auf der Flucht vor dem ſchmerzlichſten befindlichen Gedanken nicht zu ſehr aufzuregen, fragte Venno:

Kennſt du das Haus des Rienzi, Felice —? . . .

Im ſelben Augenblick ſprach aber auch der Todtenbruder noch eine Antwort auf Venno's Aeußerung von vorhin . . .

Sie kam verſpätet, kam aus der kleinen Oeffnung der Kapuze, die nur allein dem Mund und der Naſe das Athmen erlaubte, dumpf und hohl . . .

O gewiß — es gibt — genug der Falschheit — in der Welt . . .

Tiefe Worte klangen seltsam . . . Sie klangen wie von einem Ergrimmten . . . Wenigstens wurden sie durch die Zähne gesprochen . . .

Benno, der selbst eben gesprochen hatte, verstand nicht sogleich und fragte:

Es gibt —? sagten Sie? — . . .

Genug der Falschheit in der Welt! wiederholte der Todtenbruder scharf und gereizt . . .

Benno horchte auf . . . Diesen Ton der Stimme glaubte er zu kennen . . . Noch kürzlich, vielleicht erst gestern hatte er diese Stimme gehört . . . Wer ist das —? sagte er sich staunend und haftete auf einer Erinnerung an einen der bei Olympien gesehenen Gäste — Zunächst an den Fürsten Corsini — der in der That seinen Palast jenseits der Tiber hatte . . .

Der Todtenbruder kehrte ihm jetzt den Rücken . . .

Eben fuhren sie unter der Brücke Quattro-Capi hinweg . . .

Wo liegt das Haus des Rienzi? wiederholte Benno noch einmal, sich zu Felice wendend . . . Er mußte dabei dem Klang der Stimme nachdenken . . .

. Signore, das Haus des Rienzi kenn' ich nicht, erwiderte Felice eiligst, aber ich versichere Sie, nach Civita Castellana ist es die schönste Reise von der Welt . . . Auch Cicero hat da gewohnt . . . Es geht gegen den Strom, aber wir nehmen noch meinen fünften Bruder —

Euere Brüder sind zahllos! unterbrach Benno ungeduldig . . . Dann nach dem Todtenbruder sich wendend, sagte

er: We hat nicht alles in Italien Cicero gewohnt! . . . Cicero und Virgil ſind dem Italiener geläufig wie die Heiligen . . . Aber Cola Rienzi, euer Volkstribun, iſt euch unbekannt geblieben, Felice! . . .

Jetzt glaubte Benno für beſtimmt annehmen zu dürfen, daß der ſchwarze Leichenbruder unter ſeiner Kapuze lachte . . .

Es war ein Lachen des Hohns . . .

Prinz Corſini konnte das nicht ſein . . . Corſini gehörte zu den Freimüthigen, aber er war in ſeinen Manieren höflich . . .

Unter dem erſten Hermenkopf der „Vierhäupterbrücke", eines alten Römerwerks, ſtieg der Todtenbruder aus . . . Er ſchien voll Ungeduld die Steinreppe erwartet zu haben . . . Beim Abſchied bot er Benno auch nicht den leiſeſten Gruß . . . Seinen kupfernen Obolus warf er dem Schiffer in die Mitte des Kahns wie ein Almoſen . . .

Felice's Grazie Eccellenza! ſagte wenig über ſeinen Stand . . .

Benno zahlte mehr, als üblich . . . Da durfte er ſich nicht wundern, daß Felice, den er fragte, ob er den Todtenbruder kenne, behauptete, dieſen nicht blos ſelten, ſondern alle Tage zu fahren . . . Er nannte ihn einen Herzog, einen Principe, „wenn er auch nur zahlte, was in der Regel" . . . Daß er Cardinäle fahre, offen und geheim, Principeſſen, mit und ohne Schleier, ſetzte ermuthigend hinzu . . . In jener Unermüdlichkeit, mit der der Italiener ſeinen Einen Gedanken des Gewinns, darin ganz dem Juden gleich, feſthält, kam er wieder auf

die Reize einer Stromfahrt von zwei Tagen bis zu dem Ort zurück, zu deren Merkwürdigkeiten nun auch noch der Eingang in die Hölle gehören ſollte . . .

Benno war endlich von ihm befreit und ging, umrauſcht vom Lärm der Straßen . . .

Das Benehmen des Todtenbruders, ſein ſtolzes, feſtes Dahinſchreiten am Quai, das Benno noch beobachten konnte, ſein höhniſches Lachen, die ſcharfe Betonung über die Falſchheit der Welt veranlaßte Benno, dem Unfreundlichen noch einige Schritte weiter als nöthig zu folgen . . . Er hatte Worte gehört, die ſein Innerſtes erſchütterten . . . Wandelte er denn auch auf Wegen, die offene und gerade waren? . . .

In wenig Augenblicken war die geſpenſtiſche Erſcheinung verſchwunden . . . Benno ſah ein offenes Thor, durch das der Todtenbruder mit ſeinem flatternden ſchwarzen Gewande hindurchſchritt . . .

Benno befand ſich hier bei den Hinterpforten größerer Häuſer, die nach vorn dem Theater des Marcellus zu liegen . . . Hier gibt es kleine Gärten, kleine Pavillons . . . Die Dunkelheit verbarg den unſchönen Anblick italieniſcher Hinterfronten mit ihren ſchmutzigen Galerieen, ihren ausgehängten alten Teppichen, ihrer aufgehängten zerriſſenen Wäſche, ihren ſchmutzigen Geräthſchaften und jenem Colorit der Wände, deſſen vorherrſchender Ton ein verfängliches Gelb iſt . . . Alles das vergißt man freilich in Italien um einer einzigen Palme willen, die aus ſolchem Gewirr in einem kleinen Gärtchen verſteckt emporwächſt . . .

Auch hinter jener Pforte, wo der Todtenbruder ver-

ſchwunden war, lag, wie Benno jetzt ſah, ein ſolches Gärtchen . . .

Wer wohnt hier? fragte er einen am Waſſer mit dem Ausladen eines verſpätet angekommenen Kahns Beſchäftigten . . .

In dieſem Palazzo —? erwiderte der Angeredete und bot ſofort ſtatt der Antwort, auf die er ſich die Miene gab, ſich gründlich beſinnen zu wollen, vorerſt ſeine Waaren an, die der Herr gerade hier am zweckmäßigſten angetroffen hätte . . . Walzbreter zur Bereitung von Nudeln, hölzerne Löffel, einen Steinkrug zur Aufbewahrung ſeines Oels . . . Wer in Italien handelt, glaubt, daß man ſich zu jeder Zeit aus dem Gebiete gerade ſeiner Branche aſſortiren könne; in die Eilwägen hinein reicht man zinnerne und blecherne Küchengegenſtände, „die man jetzt gerade wohlfeil haben könnte“ . . . Und auch dieſer Mann wahrte erſt ſeinen Vortheil und zeigte auf hundert Schritte weiter ſeinen Laden . . .

Aber den Beſitzer des „Palazzo“ konnte er nicht nennen . . . Dann war es eine großmüthige Regung von ihm, daß er, als Benno keinen Steinkrug für ſein Oel mitnahm, doch einen andern Mann anrief und dieſen fragte:

Wer wohnt in dem Palazzo? . . .

Nach vorn hin, hatte Benno inzwiſchen geſehen, ſtand allerdings ein ſtattliches Gebäude . . .

Ein Advocat . . . Ein reicher Mann — hieß es . . .

Ein Advocat? . . . Vielleicht Vertinazzi? dachte Benno und ſah ſich nach einem mittelalterlichen alten Hauſe, dem des Rienzi, um . . .

Wie auch bei uns die Kinder in die Läden treten und fragen können: Wollen Sie mir nicht ſagen, wie viel die Uhr iſt? und, wenn ſie's gehört haben, als Zugabe ihrer Frage ein Paar Roſinen verlangen, ſo tauſchten ſich auch hier mit den paar Worten die Intereſſen der ſich verſammelnden Italiener aus . . . Benno bekam ſo viel Anerbietungen von Waaren, ſo viel Verlangen nach Bajocci, ſo viel Anerbietungen zum Führen, zum Tragen, zum Helfen, daß er zu dem ſeiner Natur wenig entſprechenden Mittel greifen mußte, aus der Geberdenſprache der Italiener eine Miene zu wählen, die die einzige iſt, der die unerträgliche Zudringlichkeit weicht . . . Macht jemand dieſe Miene, ſo iſt der Italiener gewiß, einen Landsmann vor ſich zu haben, von dem er nichts zu erwarten hat . . . Benno ſtreckte nicht gerade die Zunge aus, was in ſolchen Fällen, um vor dem italieniſchen Bettelgeſindel Ruhe zu bekommen, das allerſicherſte Mittel iſt; er warf nur einfach den Kopf in den Nacken mit der Miene eines gleichſam vor Hochmuth Närriſchgewordenen . . . Da ließ man ihn gehen . . .

In der That hatte er aber doch erfahren, daß dieſer Hausbeſitzer, dieſer reiche Mann und Advocat — Signore Clemente Bertinazzi war . . .

Bertinazzi! . . .

Wieder blickte er auf die Pforte und ſiehe da, wieder trat jemand, diesmal ein Mönch mit heraufgezogener Kapuze ein . . .

Das ſind Verſchworene! ſagte ſich Benno . . .

Der Gedanke überlief ihn wie ſiedende Glut . . .

Er ſann und ſann nun um ſo mehr: Wer war der ſchwarze Todtenbruder, der dich offenbar kannte, der dir ſeine Verachtung ausdrückte — trotz deiner Erwähnung Rienzi's . . .

Benno wandte ſich in größter Aufregung wieder der Brücke zu . . . Hier hatte er einen Fiaker zu finden gehofft . . .

Schon ſuchte er danach nicht mehr . . . Es trieb ihn in die Straße, nach der hinaus das Wohnhaus des Advocaten ſeine Vorderfront hatte . . .

Auch hier bemerkte er, raſch nacheinander kommend, zwei weiße Todtenbrüder, die in dem offenen Thorweg des Hauſes verſchwanden . . .

Vertinazzi hält eben ſeine Loge . . .

Dieſe Vorſtellung ſtand nun feſt bei ihm . . .

Sollte er folgen? . . .

Er hatte das Loſungswort . . . Er trug in ſeinem Porteſeuille ein Zeichen von Silberblech mit einem aus den Flammen ſich erhebenden Phönix . . . Beides hatten ihm die Brüder Bandiera für den Fall gegeben, daß er in Rom die Bekanntſchaft des Advocaten Vertinazzi machen wollte, dem ſie aufs wärmſte über ihn geſchrieben zu haben behaupteten . . .

Mit lautklopfendem Herzen kehrte er zur Flußſeite zurück . . .

Hier war es jetzt ſtiller geworden . . . Ruhig wogte der Strom . . .

Den Beſuch der Mutter gab er auf . . . Schon ſchlug es zehn . . .

Im Hauſe des Advocaten, dem er von der Garten-

ſeite näher zu kommen ſuchte, war alles ſtill und dunkel ... Es mußte eine gewaltige Tiefe haben; die Entfernung vom Ende des Gärtchens bis zur Vorderſeite war eine anſehnliche ...

Wieder näherte ſich ein Schatten der Gartenpforte — ... Wieder huſchte dieſer an Benno vorüber und ging ins Haus ...

Benno ſtand — wie am Scheidewege ſeines Lebens ... Der Gedanke an morgen war ihm an ſich ſchon der Tod — was verſchlug es, wenn er den letzten Anlauf nahm und ſich in den Abgrund ſtürzte? ...

Wo ſollte er die Stimme, den Wuchs, den Gang des ſchwarzen Todtenbruders hinbringen ...

Eine fieberhafte Ideenverbindung zeigte ihm die drei Reiter, die ihm im Gebirge ſo ſeltſam den Weg hatten abſchneiden wollen ... Erſchien ſein Umgang mit den Tyrannen Italiens denen verdächtig, an die er empfohlen war? ...

Voll Unruhe begab ſich Benno abermals nach vorn ...

Jetzt ſah er einen Kapuziner zu Bertinazzi eintreten ...

Und nur ihm ſchien alles das aufzufallen; die Straße hatte ganz ihr übliches Leben ...

Schon griff Benno nach ſeinem Porteſeuille und überzeugte ſich, daß er das Symbol des Phönix bei ſich hatte ...

Einen in Hemdärmeln vor der Thür ſeiner Taverne ſtehenden Wirth fragte er:

Iſt das — da drüben — ein Kloſter? ...

Nein, Signore! war die Antwort ... Das Haus des Advocaten Bertinazzi ...

Ich ſehe Mönche eintreten . . .

Bei einem Arzt und Advocaten, Herr, ſagte der Wirth lachend, hat alle Welt zu thun . . . Und nicht jeder zeigt's dann gern . . . Mancher Principe wartet auf den Abend, wo er die Kutte des Todtenbruders umlegen darf — Und — nun — die Pfaffen gar . . .

Der Wirth machte eine Miene, als wäre Rom einmal die Stadt des Carnevals und der Carneval ſtünde nicht blos im Februar im Kalender — ſondern zu jeder Zeit und dann hätten am meiſten die Prieſter ihre Heimlichkeit . . .

Die Geberdenſprache des Südens iſt die Sprache der größten Deutlichkeit . . .

Benno mußte, um dem vertrauensvollen Manne zu danken, ſeinen Wein verſuchen . . .

Es war nicht der Wirth der nahen Goethe-Campanella . . . Der Orvieto, den Benno begehrte, war gut . . . Stürmiſch rollte das Blut in Benno's Adern auch ohne den Wein . . . Er war in einer Stimmung, die Welt herauszufordern . . .

In dem dunkeln Gewölbe der Kneipe ſaßen beim qualmenden Licht der Oellampe Männer aus dem Volk . . . Die Unterhaltung betraf noch immer den Grizzifalcone . . . Einige Häuſer weiter hatte der Räuber gewohnt, als er die Courage gehabt, nach Rom zu kommen . . . Man erzählte ſeine Heldenthaten . . .

Man rühmte auch den Muth der beiden deutſchen Mönche . . .

Benno horchte und horchte . . .

Der Wirth pries ſich glücklich, den Pasqualette nicht

beherbergt zu haben . . . Die Polizei hätte jeden Winkel der Herberge an der Tiber nach dem Tode des Räubers durchſucht . . . Alle Welt wußte, daß niemand durch dieſen Tod glücklicher war, als die Zollbediente, auf deren Strafe der alte Rucca es abgeſehen hatte . . .

Die Pfiffigen und Klugen haben hier immer Recht . . . Um den Grizzifalcone blieb es „Schade, daß er nicht — Gonfalionere in Ascoli geworden" . . .

Benne hörte lachen — die Gläſer aufſtampfen — hörte Geſinnungen, die denen der Lazzaronis Neapels entſprachen . . .

In ſeinem Innern klangen die Worte des Attilio Bandiera: „Man muß die Völker zur Freiheit zwingen!" . . .

Damals hatte er noch erwidert: „Mit der Guillotine?" . . .

Neue Welten waren in ihm aufgegangen . . .

In jenem Hauſe konnte er das Schickſal der Freunde erfahren, um die er ſich in ſo große Gefahren des Lebens und der Seele gewagt hatte . . . Der Tag, vielleicht die Stunde konnte ihm dort genannt werden, wann die Brüder in Porto d'Ascoli landen mußten, wann Ravenna, Bologna ſich erhoben . . .

Er ſagte ſich: Es iſt der Weg des Todes! Sollſt du ihn beſchreiten? . . .

Und gehſt du ihn nicht ſchon? antwortete eine Stimme ſeines Innern . . . Bleib' auf deiner Straße — des Verhängniſſes! . . .

Wild mit der Rechten durch ſeine Locken fahrend er-

ſchäft mit Spanien und laſſen ſich für die Vorſchüſſe, die Sie geben, eine Proviſion zu gut ſchreiben, die ihnen immer den Rücken deckt. Die Völker brauchen ja immer Geld, wenn ihre Häupter dabei etwas verdienen können. Herr von Lipmann, ich muß geſtehen, ich habe allen Reſpect vor Ihrem Genie!"

„Ob ich ein Genie bin," ſagte der Hofagent, „weiß ich nicht; aber mein Sohn iſt eins, und meine Tochter kann ihm beinahe das Waſſer reichen. Mein Sohn ſtudirt, Herr Pfarrer; wenn Sie in die Reſidenz kommen, beſuchen Sie mich, überzeugen Sie ſich, was ein Knabe von fünfzehn Jahren leiſten kann, wenn's nicht an den Eltern liegt. Meine Tochter iſt ein Jahr älter, aber es iſt das nämliche Blut. Sie ſingt, ſie componirt, ſie ſpielt Variationen (Variationen von Kalkbrenner) einzig. Wir Väter haben's geſchafft. Nun, unſre Kinder werden's anwenden. Ich habe mit alten Büchern angefangen und Schildereien und mein Sohn wird ſelbſt welche ſchreiben und von meiner Tochter iſt eine Landſchaft ſchon auf der Kunſtausſtellung ausgeſpielt worden. Mein Sohn ſollte mit Gewalt auf's Geſchäft: ich habe ſein Genie verkannt, ich habe eine große Sünde gethan, bis ich mit Herrn Itzig geſprochen."

Blaſedow bedauerte, Herrn Itzig nicht zu kennen. Herr von Lipmann verwunderte ſich darüber und bemerkte: „Was? Sie kennen Herrn Itzig nicht? Herr Itzig iſt ein College von Ihnen. Er iſt der größte Feind von Talmud und hat ſich vor zwei Jahren bei uns mit dem neuen Gottesdienſt etablirt. Er predigt lauter Liebe, Glaube und Hoffnung und hält Vorleſungen über die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, das Billet ein Carolin. Der kam eines Tages zu mir und ſagte: Herr von Lipmann, Sie ſind grauſam; Sie

hob er ſich . . . Stürmenden Muthes verließ er die Schenke . . . Sie rufen mich! ſprach er vor ſich hin und ſah — jene Geiſter des Beiſtands, von denen ihm Attilio geſprochen . . .

Auf der Höhe ſeines Lebens war er angekommen . . . Dahin alſo hatten alle Ziele ſeines Schickſals gedeutet . . . Er ſah ſeine erſten Anfänge wieder — fühlte den Kuß jener ſchönen Frau, die ſich trauernd über ihn beugte, wenn ſie aus dem Wagen geſtiegen — Die in Spanien erworbenen goldenen Epaulettes ſeines Adoptivvaters Max von Aſſelyn blitzten auf . . . Zigeunerknabe, du biſt in deiner Heimat! klang es um ihn her wie aus tauſend ſilbernen Glöckchen . . . Dann wieder waren es Geigentöne — wie ſie damals der bucklige Stammer zwiſchen ſeinen Erzählungen von der Frau, die nur die deutſchen Worte: „Tar Teiſel!“ kannte, auf dem Finkenhof ſtrich . . .

Du gehſt! ſagte er ſich und ſchritt dem Hauſe näher . . .

Und dennoch würde Benno vorübergegangen ſein, wenn nicht die menſchlichen Entſchließungen unter dämoniſchen Geſetzen ſtünden . . .

Der eine Flügel des offen ſtehenden Hausthors war ſoeben von einer nicht ſichtbaren Hand von innen geſchloſſen worden . . . Eben bewegte ſich der andere Flügel, um gleichfalls zuzufallen . . . Der Anblick dieſer kleinen, noch eine Secunde offen gelaſſenen Spalte beſtimmte den wie vom Schwindel Ergriffenen und halb Beſinnungsloſen raſch vorzutreten und die beiden Worte zu ſprechen:

Con permesa! . . .

Eine Stimme antwortete:

Que commande? . . .

Eine kurze Pauſe folgte . . .

Die Schlange wechſelt ihr altes Kleid! . . .

Das Erkennungswort des „Jungen Italien" war ausgeſprochen . . .

Es war kein freier Wille geweſen, der dieſe verhängnißvollen Worte von Benno's Lippen brachte . . . Es war ein fremder Geiſt, der aus ihm ſprach, ja — der ihn dieſe Loſung ganz deutlich und feſt ausſprechen ließ . . .

Er trat in den wiedergeöffneten Flügel und befand ſich in einem dunkeln Gange . . .

Die Thorpforte fiel hinter ihm zu . . .

## 10.

Kommen Sie aus der Schweiz? fragte aus dem Dunkel heraus eine heisere rauhe Stimme . . .

Das menschliche Wesen, dem die Stimme angehörte, entwickelte sich seinem Auge erst allmählich als eine Frau . . .

Ich will Sie dem Herrn anmelden . . . lautete die seinem Schweigen folgende Rede . . .

Ein Schlorren, ein asthmatisches Keuchen . . . Ein langes Verhallen der Schritte . . . Diese Räume schienen endlos zu sein . . .

Es ist geschehen! sprach er zu sich selbst und sagte fast hörbar:

Also nur die aus der Schweiz Kommenden erkennt man an diesem Losungswort, das ich von den Bandiera weiß! . . .

Benno zog sein Portefeuille, um das Zeichen des Phönix zur Hand zu haben . . .

Die Flüchtlinge, die sich in Robillante an ihn wandten, um in allerlei Verkleidungen weiter zu kommen, hatten auch ihm ein solches Zeichen entgegengehalten . . .

Wenn die ohne Zweifel in diesem Augenblick hier

versammelte Verschwörung entdeckt — wenn er selbst mit den Mitgliedern derselben aufgehoben wurde! . . .

Darin sah die Zerrüttung seines Innern, die Hoffnungslosigkeit seiner Seele kein Unglück mehr . . .

Beim Suchen nach dem Portefeuille fand Benno ein Mittel, sich Licht zu machen . . . Nach italienischer Sitte führte er ein Streichfeuerzeug bei sich . . . In den finstern großen Häusern Italiens hilft man sich auf diese Art gegen die überall mangelnde Beleuchtung . . . Kleine brennende Wachsenden reichen aus für jeden zu erkletternden vierten Stock . . .

Benno sah nun eine Halle, die in einen gedeckten und überbauten Hof führte . . . Da hingen alte Bilder an den feuchten Wänden . . . Sollte hier die Tiber zuweilen so weit austreten, um diese Häuser überschwemmen zu können? . . .

Die Alte, die mit einer Lampe zurückkam, unterschied er nun . . . Sie war vom Alter gekrümmt und schien aus dem Reich der Nacht zu kommen . . .

Mit der Lampe den Fremdling beleuchtend, sagte sie:

Der Herr soll wiederkommen —! . . .

War dein Losungswort eine Beschwörung, die nicht kräftig genug wirkte? sagte sich Benno . . .

Jetzt überreichte er sein zweites Creditiv, das Zeichen von Silberblech und eine Karte mit seinem Namen . . .

Die Alte nahm beides, betrachtete es flüchtig und entfernte sich wieder . . .

Inzwischen ging Benno in den Hof, der überbaut war . . . Wieder sah er einen langen Gang . . . Sessel

ſtanden in dieſem an den Wänden, ohne Zweifel für die Clienten vom Lande, die an jedem Markttag die Schreibſtuben der Advocaten belagern . . . Er verglich Rück's Lage mit der Vertinazzi's . . . Jener der leidenſchaftliche Freund der Jeſuiten und allen Umtrieben derſelben ganz wie ein geheimer Verſchwörer zugethan; dieſer, wie er wußte, ein Angehöriger der Familie jenes Ganganelli, der als Papſt die Jeſuiten aufgehoben hatte, und im Geiſt ſeines Ahnen fortwirkend . . . Das Syſtem der Menſchen- und Lebensverachtung mußte bei beiden daſſelbe ſein . . .

Die Alte kam zurück und winkte nun ſchweigend . . . Sie zeigte nach hinten, kehrte noch einmal in den Hof und zur Pforte um, die ſie mit einem eiſernen Querbalken verſchloß, und bedeutete Benno, der bei einer Stiege angekommen war, dieſe nicht zu betreten, ſondern auf eine Thür zuzugehen, die ſie öffnete . . . Es war eine jener ſüdlichen Matronen, die die Freude eines Balthaſar Denner geweſen wäre, des Runzelmalers . . .

Durch einige mit Büchern und Landkarten gefüllte Zimmer hindurch kam Benno jetzt erſt an eine andere Treppe, die er erſteigen mußte, um endlich bei dem unter den Römern hochberühmten Doctor der Rechte Clemente Vertinazzi einzutreten . . .

Dieſer trat ihm lächelnd entgegen . . .

Benno fand einen langen, hagern Mann . . . Der Ausdruck ſeiner Geſichtszüge war der jener fanatiſchen und träumeriſchen Beharrlichkeit, die ſich zunächſt als mathematiſche, oft pedantiſche Strenge zu geben pflegt . . . Ebenſo

verband ſich die Pedanterie mit Schwärmerei bei Luigi Bianchi, dem armen Gefangenen von Brünn; ebenſo leidenſchaftlich war in ſeiner träumeriſchen Welt der trockene und magere Püttmeyer ... Dieſe Menſchen wußte Benno unterzubringen ... Sie hatten nicht die Schönheit der Willensäußerung, die Grazie der Lebensformen Bonaventura's; aber der feſte, beharrliche Sinn war derſelbe ...

Clemente Bertinazzi hätte in ſeinem langen Hauskleide, das ihm bequem um die magern Glieder hing, ebenſo einen alten Geizhals darſtellen können, der über ſeinen Schätzen wacht und ſich nächtlich mit einer alten Dienerin in dieſem weitläufigen Hauſe ängſtlich abſchließt ... Doch die allmählich erglühende Kraft ſeiner Augen verrieth edlere Eigenſchaften ... Bald ſah Benno, daß dem Mann ein eigenthümlicher Flor über ſeinen Augen und den untern Anfängen ſeiner Stirn lag, jener geiſtige unbeſtimmte Dämmer, der ſich vorzugsweiſe bei myſtiſchen Naturen findet ...

Endlich, endlich, Signore d'Aſſelyno! ſagte der Advocat und ſtreckte die Rechte aus zum traulichen Gruße und zugleich den Eindruck prüfend, den ihm der junge Mann in Geſtalt und Haltung machen würde ...

Benno d'Aſſelyn! ... erwiderte dieſer beſtätigend und legte ſeine zitternde Hand in die des Advocaten ...

Warum kommen Sie erſt jetzt? Ich weiß von Ihnen ſchon ſeit lange über Malta her, wo ſich die Brüder Bandiera für Sie verbürgt haben ... Man hat Sie dort verdächtigen wollen. .. Allerdings kann man Ihre Beziehungen zu unſern Tyrannen zweideutig finden ...

Ich hörte, Sie lernten unſere Machthaber in Wien kennen und da dachte ich: Um ſo beſſer, wenn Sie dieſe Menſchen beobachten ... Ich vertraue jeder Bürgſchaft, die die Bandiera leiſten ...

Kennen Sie meine Freunde perſönlich? ſprach Benno noch in Befangenheit und ausweichend ...

Nein ... erwiderte Bertinazzi und zog, um das Bild eines alten Garçon zu vervollſtändigen, eine Tabacksdoſe ... Aber ich habe Urſache von Ihnen das Beſte zu denken ... Ja auch ſonſt hab' ich das Princip gehabt, fuhr er ſchnupfend und von unten her Benno muſternd fort, nicht zu weiſe ſein zu wollen ... Die Verſchwörer, die überall Spione wittern, haben nie mein Vertrauen gehabt ... Haben Sie noch ein drittes Erkennungszeichen außer dem Gruß und dem Phönix? ...

Benno verneinte ...

So gehören Sie den Vertrauten an, nicht den Wiſſenden ...

Die Zahl dieſer Vertrauten, wußte Benno, war in Italien ſo groß, wie bei uns die der Freimaurer ...

Sind die Wiſſenden die oberſte Spitze? fragte er ...

Die oberſte noch nicht! entgegnete Bertinazzi ... Sie haben durch den Phönix den zweiten Grad — einen vorbereitenden — und vielleicht gar ohne Schwur ... Die Wiſſenden ſind erſt der dritte ... Der vierte ſind die Leitenden ... Erſt der fünfte iſt der höchſte ... Das iſt der Grad der Namenloſen ... Zu dieſem gehör' ich nicht einmal ſelbſt und weiß kaum, ob in Rom ein „Namenloſer" exiſtirt ...

Dieſe Organiſation kann ſich halten und wird nicht

verrathen? ... fragte Benno — unwillkürlich der Worte Ceccone's — über seinen Mörder gedenkend ...

Sie kann an einzelnen Theilen verrathen werden und wird es auch, antwortete Bertinazzi ... Aber die Theile sind nicht das Ganze ... Einer kennt den andern auch noch nicht auf dem Standpunkt der Wissenden ... Derjenige, der wie ich den Grad der „Leitenden" hat, kennt immer nur zwölf Wissende ... Diese, die eine Loge bilden, sind sich untereinander selbst völlig unbekannt ... Die Gruppe, zu der Sie gehören, ist groß und an Vertrauten mögen wir wol in Rom allein dreitausend haben ... Der erste Grad vollends, derjenige, der die Losung kennt, ist dem Verrath am meisten ausgesetzt ... Sie werden genug Priester und Verdächtige in diesen Reihen finden ... Ich würde Ihnen auch noch auf den Phönix nicht Gehör gegeben haben in so später Stunde, wenn ich nicht glaubte, daß Sie irgendeine wichtige Sache zu mir führte ... Weiß man in den hohen Kreisen, daß in diesen Tagen — ...

Der Advocat hielt forschend inne ...

Ich beunruhige mich über das Schicksal der Gebrüder Bandiera, sagte Benno ... Man erwartet ihren Einfall ... Wann findet er statt? ...

Bertinazzi's Miene drückte eine Verlegenheit über diese Frage aus ... Er sagte:

Für solche Dinge haben Sie den Grad nicht ...

Dann aber, und gleichsam, um seine Ablehnung zu mildern, kam er auf Benno's Lebensverhältnisse ...

Seltsam — Sie werden, hör' ich, von der kleinen Fürstin Rucca gefesselt ... Der Unseligen! ... Nun, nun —

Sie ſind jung und pflücken die Kirſchen, wo ſie reif ſind! . . . Von Geburt ſind Sie ein Deutſcher . . .

Meine Mutter iſt eine Italienerin . . .

Gut — gut —! Und Sie bringen nichts, was mit Ceccone — Fefelotti — Rucca oder irgendeinem unſerer Tyrannen zuſammenhängt? . . .

Benno ſchwieg . . .

Einige Zimmer weiter ſchien laut geſprochen zu werden . . .

Ohne Zweifel hatte Benno die Loge unterbrochen und ſtörte Bertinazzi . . .

Dieſer nahm auch eine Lampe vom Tiſch und ſagte aufhorchend und mit ausweichender Miene:

Ich habe mich gefreut — Sie beſuchen mich wieder? . . .

Auf Benno's Lippen brannten die Fragen: Befindet ſich hinter jenen Wänden nicht jetzt die Loge —? . . . Wer war jener ſchwarze Todtenbruder? . . . Was hab' ich zu thun, um die Stunde des beabſichtigten Aufſtands zu erfahren? . . .

Natürlich, daß ſeine Stimmung dieſe Fragen unterdrückte . . .

Aber ſein Zögern gab dem Advocaten Veranlaſſung zu den leicht hingeworfenen Worten:

Treten Sie doch in den dritten Grad! . . . Sie ſchwören nur, die Unabhängigkeit und Freiheit Italiens mit jedem Mittel zu fördern, das von den Führern Ihnen vorgeſchrieben wird . . .

Mit jedem Mittel —? . . . Auch mit dem Mord? — ſagte Benno nach einiger Ueberlegung . . .

Das iſt der vierte Grad . . .

Zu dem Sie gehören? . . . wallte Benno auf . . .

Der vierte Grad anerkennt nur zuweilen die Nothwendigkeit des Todes für Verräther und Tyrannen ... Erst der fünfte Grad vollzieht ihn ... Ich sagte schon, ein „Namenloser" befindet sich vielleicht in diesem Augenblick weder in Rom noch in Italien ...

Ceccone weiß, daß ihn ein Verschworener tödten soll ... sagte Benno ...

Bertinazzi horchte auf, schüttelte dann aber den Kopf und sagte:

Das spricht aus ihm die Furcht ... Sein Tod ist von niemand beschlossen worden ... Er hat Feinde, die der sonst Allwissende vielleicht an seinem eigenen Busen nährt ... In Italien sterben die Menschen zuweilen, etwa wie bei der Cholera, aus gelegentlichem Versehen ... Ja, er soll sich in Acht nehmen ... Aber nun bitt' ich — mich in der That zu entschuldigen ... Ich habe mich gefreut, daß Sie an uns dachten —! Wirken Sie in Ihrem Kreise durch die Gesinnung, soviel es geht und — verweilen Sie nicht zu lange in ihm! ... Man könnte Sie falsch beurtheilen wie schon einmal in Malta ...

Benno's Blut ließ sich nicht mehr beruhigen ...

Wann landen die Gebrüder Bandiera —? sprach er mit drängender Hast ...

Bertinazzi zuckte die Achseln und erwiderte:

Darüber — muß ich schweigen ...

Die Landung wird in Porto d'Ascoli stattfinden ...

Haha! erwiderte Bertinazzi ... Das erwartet Ceccone —? ...

Der Advocat stand von plötzlichem Zorne geröthet .. Ein krampfhaftes Zucken glitt über seine Züge ...

wollen unterdrücken das Genie von Ihrem Sohn. Guido wird in sich vereinigen: Heinrich, Michel und Meyerbeer, er ist ein Astronom von Wissenschaftlichkeit, ein Dichter von einem Gelehrten, ein Componist von einem großen Clavierspieler. Herr Itzig, sagt' ich, setzen Sie sich; wenn es Gottes Wille ist, daß mein Geschäft künftig von meinem ersten Cassierer soll fortgesetzt werden, so machen Sie ein Genie aus meinem Sohne! Und nun bitt' ich Sie nur, Herr Pfarrer, besuchen Sie mich und lassen Sie sich vorspielen von meiner Tochter eine Oper, von meinem Sohn declamiren ein Trauerspiel. Sie werden sagen: Herr von Lipmann, Sie sind ein glücklicher Vater!"

Blasedow's Ideen streiften etwas nahe an die des Hofagenten. Ihn rührte das Entzücken eines Mannes, der im Schmutze der Gewinnsucht aufgewachsen war und doch so viel Adel des Herzens noch in sich bewahrt hatte, daß er den Vorzug der freien Geistesbildung vor dem Wucher fühlen konnte. Er schwieg zu der begeisterten Sprache des großen Börsenmaklers; allein in seinen Blicken spiegelte sich der Ausdruck der wärmsten Theilnahme wieder und er drückte sogar die Hand des Hofagenten, der ihn bat, zu trinken und zu sagen, ob es einen bessern Wein gäbe, als den, welchen Herr von Lipmann aus seinem Keller mit sich führte? Als nun der Hofagent im Detaillobe seiner Glücksgüter sogar auf seinen Garten gekommen war und erklärt hatte: er hätte im vorigen Jahre Tulpenzwiebeln gesetzt, von denen das Stück tausend Gulden kostete, sprang Blasedow auf und sagte: „Herr von Lipmann, haben Sie Mitleid mit dem Grafen! Es ist, weiß Gott! ein böser Krippenreuter; allein wer einmal in die Minusregionen hineingerathen ist,

Doch Sie verstehen meinen Unwillen nicht — beruhigte er Benno und sich selbst . . . Die Loge erwartet mich . . . Bleiben Sie der Gesinnung treu, deren mich zwei edle Menschen über Sie versichert haben . . . Und in allem Ernst — theilen Sie mir aufrichtig die Gefahren mit, die uns von den Tyrannen drohen, wenn Sie dergleichen durchschauen . . . Für heute nun — gute Nacht! . . .

Benno hielt den Arm des Advocaten, der ihm freundlich hinausleuchten wollte . . . Ein fernes Geräusch, das wol aus der Loge kam, fesselte seine Aufmerksamkeit . . .

Warum konnte Bertinazzi so aufwallen über die Erwähnung jenes Hafens an der adriatischen Küste? . . .

Alle Verwickelungen seines vergangenen, seines künftigen Lebens sah Benno jetzt in einem einzigen Augenblick mit magischer Helle . . .

Geboren durch ein Verbrechen, geboren ohne einen Vater, auf den er sich mit Ehren berufen konnte, geboren ohne eine Mutter, die er sorglos sein nennen durfte, gehegt, gehütet von Frauen, von Priestern, hatte er eine Einwurzelung im deutschen Leben um so weniger finden können, als auch daheim die Knechtschaft waltete . . . Alles, was damals in Deutschland rang und zum Lichte strebte, war in diesem Augenblick sein Bundsgenosse . . . Deutschland wollte frei sein von demselben Geist, dessen Consequenzen Italien gefesselt hielten . . . Von Italiens Tyrannen gingen die Bannflüche über Freiheit und Aufklärung in die Welt aus . . . Drei Gestalten traten ihm schon immer aus der Geschichte

vors Auge — sie lebten und wirkten gleichzeitig: Friedrich Barbarossa, der Kaiser — Hadrian IV., der Papst — Arnold von Brescia, der Tribun von Rom ... Wer sollte nicht die Größe des Hohenstaufenkaisers bewundern — und doch schloß Barbarossa Frieden mit Hadrian, seinem wahren Feinde, und überlieferte ihm zur Besiegelung eines Actes der Falschheit, den der nächste Augenblick zerriß, einen der edelsten Menschen, Schüler Plato's, Petrarca's, einen Weisen, der nach langen Irrfahrten in Frankreich und der Schweiz elf Jahre lang Rom ohne die Päpste regierte, der die Kirche verbesserte, der Vorläufer der Waldenser und der Reformatoren wurde ... Barbarossa sah mit seinen bluttriefenden Söldnerscharen den Scheiterhaufen auflodern, mit dem sich unter dem schützenden Banner des deutschen Adlers Hadrian an seinem geistigen Todfeind rächte ... Unsere Zeit kann nicht mehr mit Friedrich Barbarossa, sie muß mit Arnold von Brescia gehen ... Auch Benno's Vater war kein Ghibelline — Doch war er ein Welf im schlechten Sinne ... Wie der Kronsyndikus wollte sich Benno nicht zu Roß schwingen und die eigene Fahne und die Freiheit seiner Hufe wahren im Geist Heinrich's des Löwen, vor dem Barbarossa einst kniete und vergebens um Hülfe die Hände rang ... Auch der welfische Geist Klingsohr's war nicht der seine ... Er wollte die Vernichtung des Ichs zum Besten des Allgemeinen ... Die Form der Freiheitsthat, das lehrten die Bandiera, ist in unsern Tagen die Verachtung der materiellen Welt ... Diese, die nur anerkennt, was in Glanz und Würde

ſteht, dieſe, die den Widerſchein der regierenden und mit momentaner Macht ausgeſtatteten Thatſachen in hohler Geſinnung liebedieneriſch auch auf ſich zu lenken ſucht, dieſe, die für äußerſtes Unglück hält, gehäſſig gekennzeichnet zu werden durch den Widerſpruch mit dem Gegebenen, hatte Benno ſchon längſt verachten gelernt ... In dieſem einen magiſchen Augenblick hörte er eine himmliſche Muſik der Ermuthigung ... Boten des Friedens ſchwebten über die Erde und retteten ihn von allen Folgen ſeiner falſchen Stellung — retteten ihn vor den Schrecken — vielleicht des nächſten Tags ... Bonaventura war unter dieſen Seligen — Bonaventura, umringt von den Erfüllungen ſeiner Träume, von den Tröſtungen ſeiner Klagen ... Was in ſo vielen ſtillen Nächten von Robillante nur von des Freundes beredten Lippen gekommen, ſchien in himmliſchen Geſtalten verkörpert zu ſein ... Bertinazzi's erwartungsvoller Blick ſagte: Ich rette dich vor dir — vor Olympien — vor dem geiſtigen Tode — ... Und fändeſt du auch den wirklichen, wäre der nicht beſſer als ſolch ein Leben —? ...

Benno entſchloß ſich, nur noch Italiener zu ſein und der Revolution den Schwur des dritten Grades zu leiſten ...

Wenn Bertinazzi über dieſe Erklärung lachte, ſo war es ein Lachen ohne Falſch ... Es war das Lachen über einen erwarteten und zutreffenden Erfolg ...

Bertinazzi hob von der Wand über ſeinem Schreibtiſch einen Spiegel und ſtellte ihn auf die Erde ... Dann drückte er auf die ſcheinbar leere Wand ... Sie

öffnete ſich . . . Benno ſah einen Schrank mit verſchiedenen Schubfächern . . .

Das ſind die Acten meiner Loge! ſagte Bertinazzi und ließ Benno in Papiere einblicken, die mit allerhand myſtiſchen Zeichen beſchrieben waren . . . Ohne Zweifel eine Chiffreſchrift, die ohne den dazu gehörigen Schlüſſel nicht geleſen werden konnte . . . Den Schlüſſel behauptete Bertinazzi in ſeinem Kopf zu tragen — nur mit dieſem allein würde man ſeine Geheimniſſe entziffern . . .

Die Handbewegung auf ſeinen Kopf als Preis der Eroberung ſeiner Geheimniſſe war der Ausdruck höchſter Entſchloſſenheit . . .

Benno ſah in den Fächern einen leeren Raum, der ſeinem Schickſal beſtimmt ſein konnte . . . Bertinazzi ſchrieb verſchiedene Adreſſen auf, die ihm Benno gab und wieder andere, die dieſer für Mittheilungen an ihn empfing . . . Dann verbrannte er vor Benno's Augen alles, was Benno ſelbſt geſchrieben hatte, auch ſeine Viſitenkarte . . .

Hierauf legte er ihm das Formular eines Eides vor und gab ihm als Erkennungszeichen des dritten Grades einen gußeiſernen Ring, den er auf den kleinen Finger der linken Hand Benno's anpaßte mit den Worten:

Ein Stück der gebrochenen Sklavenkette der Welt . . . Ich werde Sie den Verſammelten unter dem Namen Spartakus vorſtellen . . . Auch Spartakus, der zuerſt in Italien das Wort: Freiheit! ausgeſprochen hat, war ein Fremder . . . Den Eid müſſen Sie in der Loge ſelbſt leiſten . . . Leſen Sie ihn zuvor! . . .

Benno nahm ein Papier, das ein Gelöbniß enthielt,

dem „Jungen Italien“ als ein „Wiſſender“ zu dienen — mit Leib und Seele, mit Wort und That, mit der Spitze des Schwerts im offenen Kampf, mit dem Beiſtand bürgerlicher Hülfsmittel bis zum Betrag des vierten Theils ſeines eigenen Vermögens — endlich mit ſteter Werbung zur Mehrung des Bundes . . . Alles das auf die Unabhängigkeit Italiens von fremder Herrſchaft, Einheit im allgemeinen, Freiheit im beſondern . . . Die republikaniſche Form blieb unerwähnt . . . Der Eid wurde auf chriſtliche Symbole geleiſtet . . .

Es gibt eine Partei, ſagte Bertinazzi, die den Schwur allein auf den Todtenkopf vorziehen möchte . . .

In Benno's Ohr klang das Wort des alten Chorherrn wieder, der ihm in Wien geſagt: Das Kreuz des Erlöſers wird die Reform mittragen müſſen! . . . Auch Bonaventura dachte ſo . . . Ihm waren dieſe Formeln gleichgültig . . .

Nun erſchloß Bertinazzi einen andern Schrank und nahm ein Hemd der Todtenbruderſchaft heraus, ein weißes, dazu eine gleichfarbige Kopfverhüllung — nur mit zwei Oeffnungen für die Augen und einer für den Mund . . .

Nehmen Sie dieſe Kleidung! ſagte er . . . Legen Sie ſie inzwiſchen an . . . Wenn Sie eine Klingel hören, treten Sie in dieſe Thür, durch die ich Sie jetzt verlaſſe, um in die Loge zu gehen . . . Sie haben Zeit genug, ſich umzukleiden . . . Niemand wird Sie erkennen . . . Ich führe Sie unter dem Namen „Spartakus“ ein . . .

Bertinazzi ging und ließ Benno allein . . .

Benno legte die Tracht an — Sie war ihm — sein Todtenhemd . . . Der Schlag der Stunden von den Thürmen klang nicht so geheimnißvoll, wie der leise, singende Ton einer Pendeluhr über dem Spiegel, der wieder an seine alte Stelle gehängt war . . .

Ob du deinen Begleiter von der Tiber finden wirst? dachte Benno und sah seine völlig unerkennbare Gestalt im Spiegel . . . Es war ihm, als gliche er jetzt erst dem Hamlet, jetzt erst dem Brutus . . . Er schöpfte Muth — nicht blos für den nächsten Augenblick, sondern für morgen, für alles, was die Zukunft in ihrem Schoße trug . . .

Die Klingel erscholl . . . Benno öffnete die Thür . . .

Anfangs nahm ihn ein Gemach auf, das des Advocaten Schlafzimmer schien . . . Ein grünseidener Vorhang trennte den kleinen Raum in zwei Theile . . . Eine Lampe zeigte ihm die Thür, die er noch mit seinem flatternden Kleide zu durchschreiten hatte . . . Vor seinem gespenstischen Bilde, das ihm ein anderer Spiegel zurückwarf, erschrak er selbst . . .

Nun betrat er einen hellerleuchteten Saal, in welchem um einen Tisch, auf dem sich ein Crucifix, ein Todtenkopf und ein Rosenkranz befanden, auf Stühlen im Kreise eine Anzahl der wunderlichsten Gestalten saß . . .

Alle, die Benno das Haus hatte betreten sehen; Todtenbrüder, wie er selbst, Mönche in Kutten, einige als Bettler, andere als Kohlenbrenner, die Unverhüllten mit schwarzen Masken . . .

Bertinazzi war in seiner gewöhnlichen Haustracht geblieben, allen erkennbar . . .

Schwarze Todtenbrüder erblickte er zwei ... Venno kennte den, mit dem er über die Tiber gefahren war, nicht sogleich von dem andern unterscheiden ...

Ihn selbst kannte außer Vertinazzi Niemand ...

Vertinazzi begann, man möchte das Omen nicht übel deuten, daß sie ihrer dreizehn wären ... Der vierzehnte fehle einer Reise wegen ... Doch auch unser Spartakus — wandte er sich zu Venno — ist vorurtheilslos genug, einen Aberglauben zu verachten, der nur die Thoren schrecken kann ...

Venno konnte sich nicht von dem Eindruck dieser Voraussetzung bei den Genossen des nächtlichen Rathes überzeugen ... Ihre Mienen blieben ihm verborgen ...

Inzwischen hatte er sich gerade einem Sessel gegenüber gesetzt, auf dem er die äußere Gestalt des Todtenbruders zu erkennen glaubte, mit dem er über die Tiber gefahren ...

Dieser selbst konnte nicht im mindesten annehmen, daß sein Mitpassagier ihm gegenüber saß ... Vertinazzi hatte Niemand sagen dürfen, wer Spartakus war ...

Den Schwur leistete Venno, indem er sich an den Tisch stellte und die ihm schon bekannten Worte, die ihm noch einmal jetzt von Vertinazzi vorgesagt wurden, mit einem Ja! bekräftigte ... Das Kreuz war ein Symbol der Leiden, die man für seine Ueberzeugung nicht abzulehnen gelobte; der Todtenkopf drückte die Verachtung jedes Erdenlooses aus, falls die gemeinschaftlichen Hoffnungen scheitern sollten; der Rosenkranz bezeichnete all die Freuden, die im Siege der Freiheit lägen ... Auch die Bewillkomm-

tung durch die übrigen sprach Bertinazzi vor und überließ den Anwesenden nur die Bekräftigung durch ein Ja! . . .

Die nächste Verhandlung knüpfte sich an einen während Bertinazzi's Abwesenheit ausgebrochenen Streit . . . Diese Männer schienen nicht mehr das volle Bedürfniß zu haben, sich gegenseitig unbekannt zu bleiben, obgleich die Masken und Umhüllungen die Stimme dämpften und veränderten . . . Man sprach nach dem Act der Aufnahme eines neuen Mitgliedes lebhaft durcheinander . . . Benno sah, kaum eingetreten, in der Einheit schon die Verschiedenheit . . . Die schönen italienischen Laute wurden mit Reinheit gesprochen, ein Beweis für die Bildung der Genossen . . . Der Gedanke an den Fürsten Corsini kehrte Benno zurück . . . Er erwartete die Stimme zu hören, deren Klang er nicht vergessen konnte . . .

Aber die schwarzen Todtenbrüder Benno gegenüber enthielten sich ihrerseits des Austauschs der Meinungen, die über manches nicht die gleichen waren, ganz wie schon Bertinazzi angedeutet hatte . . .

In der That schien man über die Gebrüder Bandiera gesprochen zu haben . . . Benno glaubte von einer Aenderung der Pläne der Brüder zu hören . . . Mehrfach wurden die Jesuiten genannt . . .

Ein wie ein Kohlenbrenner und demnach als alter Carbonaro Gekleideter stieß einen Stab auf den Fußboden und sagte, die Maske nur lose mit der Hand haltend:

Und noch gibt es Stimmen, die das Heil Italiens, ja der Welt von Rom erwarten? . . . Diese dreifache

Tiara soll der Friedens- und Freiheitshut der Völker werden? . . . Die Schlüssel Petri sollen die Zukunft der Menschheit erschließen? . . . Ehe nicht der letzte Beichtstuhl der Peterskirche verbrannt ist, kann über die Erde kein Friede kommen . . .

Wie immer schüttet Ihr das Kind mit dem Bade aus! hieß es unter einer der mehreren, diese Meinung abwehrenden Kapuzen . . .

Und Ihr könnt Euch nicht trennen von dem Blendzauber Euerer Theorieen! fuhr der Kohlenbrenner fort . . .

Sagt vielmehr, nicht von den Beweisen der Geschichte! . . . erwiderte sein Gegner . . .

Das Vergangene! sprach der Kohlenbrenner erregter . . . Ha, die Abendröthe ist schön, sie verklärt zuweilen einen stürmischen Regentag; aber sie geht der Nacht voran . . . Wo Ihr hinseht, leidet die Menschheit an der Macht und dem Einfluß, den sie noch dem römischen Zauberwesen gestattet! Von dem Tag an, wo sich ein einziger Bischof über die Rechte der andern erheben konnte, gestützt auf das alte Ansehen Roms und so manche Fälschung, die der Uebermuth schon damals wagte, hat das Christenthum seine Segnungen für die Menschheit verloren. Was die Christuslehre der Menschheit brachte, ist wie Lesen, Schreiben, Rechnen ein Erforderniß der allgemeinen Bildung geworden; die Institutionen, die uns die Herkunft dieser Bildung, ewig ihre erste Geburt gegenwärtig erhalten wollen, sind das Verderben der Jahrhunderte . . . Einen Hirten empfehlt Ihr mit Wölfen statt treuer Hunde? Einen Hohenpriester mit Scheiterhaufen und Schaffotten? Wir Römer, wir gerade müssen die Welt

zum drittenmal erobern, erobern durch die Vernichtung der Hierarchie! . . . Durch einen einzigen Messerschnitt müssen wir vollbringen, was Europa durch Tausende von Büchern, Kathedern, Kanzeln nicht hervorbringen konnte! Wir kennen das Papstthum nur als eine weltliche Behörde; als solche muß sie fallen; mit ihr fallen müssen die Cardinäle, die Generale der Orden, die höchsten und mittelsten und untersten Spitzen dieser Anstalten der Verdunkelung — erst dann ist die christliche Welt erlöst! Kommt uns nicht diese Losung von unsern Obern, so ist alle Mühe vergebens! Ihr seht's an der ruchlosen Intrigue von Porto d'Ascoli . . .

Benno konnte die leidenschaftliche Rede nicht mit der ihm auf der Lippe schwebenden Frage unterbrechen, was in Porto d'Ascoli geschehen wäre . . .

Mehrere Stimmen riefen durcheinander:

Sie wird kommen! . . .

Sie wird kommen und ihr Erfolg wird dennoch ausbleiben! sprach zur Widerlegung des Kohlenbrenners mit einer feinen, eleganten Betonung eine andere Maske, deren äußere Tracht einen Kapuziner vorstellte . . . Ist der Sitz des Papstthums nicht schon einmal in Avignon gewesen? War nicht Napoleon der Schöpfer eines weltlichen Königthums von Rom? . . . Mit je größerer Demüthigung die dreifache Krone getragen wird, mit desto hellerem Heiligenschein umgibt sich die Theokratie . . . Die Menschheit sieht nun einmal im Papstthum einen zum ersten Königsrang Erwählten aus dem Volke und kehrt immer wieder darauf zurück . . . Sie sieht einen Monarchen, den nur seine Tugenden auf den Thron beriefen . . .

aus dem kommt sein Lebtag kein Plus mehr heraus! Es ist mir um die Frau, die allerdings eitel ist, aber kein schlechtes Herz hat und innerlich viel ausstehen mag!" Blasedow mochte sogar Angst haben, daß der heutige Besuch des Hofagenten auf der Neige zu betrübenden Gewaltthätigkeiten führen könnte; allein Herr von Lipmann fixirte ihn scharf und rüstete seine Haut gegen jeden Angriff. „Die Frau?" sagte er: „der Frau will ich schenken ein golden Armband, kostet mehr, als was ich heute noch von ihrem Mann herausbaben muß; allein es nützt nichts! Sie verkaufen Alles; sie haben verkauft meine goldene Dose, die ich ihnen nicht einmal geschenkt, sondern bloß bei ihnen vergessen hatte. Er hat verkauft das goldne Taufbecken, was ich geschenkt habe wegen der Aufklärung, da er meine jüdische Gegenwart bei der Taufe von seinem zweitältesten Kinde nicht gescheut und dem Junker Gustav Adolph Nathan sogar einen von meinen Namen gegeben hat. Er hat verkauft den ehrlichen Namen, den ich ihm verschafft habe durch die Lotterie mit meinem eigenen Nachtheil an der Börse, wo man haben will Metalliques und nicht schlechte Partialobligationen von bankerutten Ritterschaftsgütern. Er hat eine Geschichte gemacht von einer Stecknadel, die ihm ans Leben gehen könnte, wenn ich wollte Untersuchung anstellen und ihn fragen, wo er den unschuldigen, bethörten Waisenknaben gelassen hat, dem er sein übermenschliches Glück, seine Güter wieder zu gewinnen, verdankt. Herr von Blasedow, lassen Sie mich ausreden, der Graf ist ein schlechter Mensch. Ich will ihn nicht an den Pranger, aber an den Bettelstab bringen."

Herr von Lipmann war so in Eifer gerathen, daß er in ein krampfhaftes von einem langen Ja! Ja! begleitetes

Sie hat an ihm einen Beistand gegen die Mächtigen der Erde . . . Napoleon raſte gegen Pius und Pius ſprach ruhig: Du Komödienſpieler! Als Napoleon noch heftiger tobte und mit dem Aeußerſten drohte, ſagte er noch verächtlicher, wenn auch mit geſteigertem Schmerz: Du Tragödienſpieler! . . . Wenn den Papſt der Despotismus tödtet, ſo bietet er ruhig die offene Bruſt; der Begriff lebt wieder auf in ſeinem Nachfolger . . . Aendert di Geſetze Roms, beſſert die Sitten, laßt den apoſtoliſchen Stuhl theilnehmen an allen Fortſchritten der Zeit, macht unmöglich, daß die Greuel von Porte d'Ascoli die Kunſt des Regiments in Italien heißen und wieder ein Segen kann der Menſchheit werden, was man jetzt nur zu vereilig ihren Fluch nennt! . . .

Benno ſtaunte der Dinge, die in Porte d'Ascoli vorgefallen ſein mußten . . . Wenn er nun auch zu fragen gewagt hätte — ſo war die Aufregung der Streitenden ein Hinderniß . . . Sie war zu groß geworden . . .

Ich höre die träumeriſche Weisheit eures gemäßigten Fortſchritts! ſprach der Kohlenbrenner von vorhin . . .

Und von den beiden ſchwarz verhüllten Leichenbrüdern fiel jetzt der eine, ihn unterſtützend, ein:

So habt ihr ſeit dreißig Jahren für die Freiheit Italiens declamirt, geſchrieben, gedichtet, gewinſelt, gebetet! . . . Das ſind die frommen Wünſche eurer freiſinnigen Barone, eurer aufgeklärten Biſchöfe! Da ſoll das Weihwaſſer nur von unreinen Beſtandtheilen geſäubert, der Katholicismus nur wahrhaft zu einem Liebesbund der Menſchheit erhoben werden . . . Und in dieſer

Geſtalt behaltet ihr alles, was ein Fluch der Menſchheit geworden iſt! . . . Ihr behaltet die Gebundenheit der Gewiſſen, die Gelübde, die Unfreiheit des menſchlichen Willens — alles, wovon eine kurze Weile die Praxis einen milden Sonnenſchein verbreiten kann, aber auf die Länge wird alles wieder wie die ſchwarze dunkele Nacht werden! . . . Ihr wollt die Hierarchie, Rom und die Cardinäle — nur nicht die Jeſuiten mehr? Werdet ihr die allein ausrotten können? Wodurch? Durch ein Verbot? Wenn alles übrige bleibt? Hat das Zeitalter der Aufklärung, hat Voltaire ſie ausrotten können? Ich ſpreche nicht von dem Gift, an dem ein Ganganelli ſtarb; ich ſpreche von jener Liſt, die aus Wölfen Schafe machte, von jener Liſt, die ſich der Menſchheit ſo unentbehrlich zu geben wußte, daß ſogar die aufgeklärteſten Staaten, Boruſſia unter Friedrich, Ruſſia unter Katharina, die Jeſuiten als Lehrer beriefen! Sie ſind unvertilgbar durch das Princip der Wiſſenſchaft, deſſen Lüge ſie als Fahne aufſtecken. Ob ſie nun dieſen oder jenen Namen tragen, bleiben ſie unvertilgbar, ſolange überhaupt unſere Kirche beſteht! . . . Dieſe katholiſche Kirche, unter deren heiligſter Oriflamme Menſchen wie Grizzifalcone für den Beſtand des apoſtoliſchen Stuhls wirken durften! . . .

Der Sprecher war nicht der Mitpaſſagier von der Tiber geweſen . . . Nun war es alſo der, der fortdauernd ſchwieg . . . Brütend ſah dieſer vor ſich hin, blieb unbeweglich und zog nur zuweilen ſeinen Fuß in die ſchwarze weite Umhüllung zurück und ſtreckte ihn wieder vor . . .

Letztere Geberde wiederholte ſich, je lebhafter der Streit wurde . . .

Wollt ihr deshalb die katholische Kirche zerstören? riefen mehrere Stimmen auf einmal . . .

Eine andere setzte hinzu:

Sie ist wenigstens dem Italiener nicht zu nehmen . . . Schreibt das nach London, wo man glaubt uns protestantisch machen zu können! . . .

Wer will das? riefen andere Stimmen und unter ihnen aufs heftigste die des Kohlenbrenners . . .

Der Italiener, fuhr der letzte Sprecher für die Kirche fort, ist und bleibt Katholik . . . Ich sage nicht: Geht und seht das Volk sich beugen vor einer Mumie, die es anbetet! Geht und seht den Aberglauben, der die Stufen der heiligen Treppe mit den Knieen hinaufrutscht! Seht den Schmerz, der sich einer ganzen Stadt bemächtigen konnte, als ihm ein geliebtes Marienbild abhanden kam! . . . Ich finde den Aberglauben überall, selbst bei Sokrates, der an seinen Dämon, bei Voltaire, der an sich selbst glaubte. . . . Nicht an sich selbst zu glauben, das ist der Katholicismus, der unausrottbar ist, so lange das Christenthum die Lehre von einem Mittler zwischen Gott und dem Menschen aufstellt . . . Hat Italien irgend einen politischen Reformator gehabt, den ihr euch ohne Verehrung vor dem Mysterium der Messe denken könnt? . . . Selbst Savonarola war kein Huß und kein Luther . . . Der frostige Gedanke des Zweifels konnte nie die Oberherrschaft über Gemüther gewinnen, die nur Phantasie und Leidenschaft sind . . . Und wo nun der Katholicismus sich nicht ausrotten läßt, da — . . .

Ließe sich nicht die Hierarchie ausrotten? riefen andere Stimmen. Das bestreiten wir! . . .

Rom iſt das reine Prieſterthum — fuhr der Vertheidiger der Hierarchie fort und ließ ſich nicht irre machen ... Rom kann der Duft, der höchſte Auszug des katholiſchen Prieſterthums bleiben ... Alles, was für die ſchweren Pflichten des katholiſchen Prieſters ſeine Belohnung, ſeine Erquickung, ſein Entzücken iſt, iſt der Blick auf die Würden, die er erklimmen kann — auf das letzte Ziel, das ihm vom Tabernakel der Peterskirche in Rom leuchtet ... Die Theokratie iſt kein Gedanke der Macht, der Herrſchaft, kein Gedanke der reinen Aeußerlichkeit und Weltlichkeit — ... Sie iſt — ...

Ein Wahngebilde der Phantaſten! Ein Schlupfwinkel der Räuber und Mörder! donnerte der Kohlenbrenner ... Wie könnt ihr von einem geläuterten Papſtthum ſprechen! Wie könnt ihr den Papſt an die Spitze unſerer Reform ſtellen! ... Das wird vielleicht die Frauen gewinnen, die weichmüthigen Seelen, aber nie gibt es ein Fundament für die Hoffnungen Italiens ... Ein Menſchenalter verrinnt und wieder tauchen Ceccones und Fefelottis auf — ... Sie, die beiden Arme des Papſtthums, die ſich verſchränken konnten in Thaten, wie dieſer teufliſche Plan gegen die Gebrüder Bandiera war ...

Die Bandiera? ſprach jetzt Benno laut und vernehmlich dazwiſchen ...

Die ſtreitenden Principien — den Kampf der Lehren Gioberti's und Mazzini's — verſtand er, aber die Urſache deſſelben blieb ihm fremd ...

Alle wandten ſich ...

Benno war es faſt, als regte ſich ſein Gegenüber, der

zweite der ſchwarzen Leichenbrüder, noch lebhafter als bisher . . .

Aber die ſtürmende Rede des Kohlenbrenners übertönte alles — auch eine Antwort auf Benno's Frage . . .

Rom bleibt ſo lange das Verderben der Welt, fuhr dieſer fort, als ſeine Geſtalt nicht eine rein weltliche, der geiſtliche Hof für immer aufgehoben wird . . . Ich bin im Princip für die Republik . . . Doch ich werde gegen ſie ſein müſſen, weil leider ſie es iſt, die, auf die Maſſen und deren geringe Bildung gebaut, uns immer und immer wieder in Rom die Macht der Päpſte zurückgeführt hat . . . Ich muß aus praktiſchen Gründen gegen ſie ſein . . . Wir müſſen nach Rom ein weltliches Königthum in den Formen der Neuzeit verpflanzen . . . Ha, die Könige! — . . . Die, die ich ſo liebe, und beſonders die, die mit der Lüge der conſtitutionellen Formen gekräftigt ſind, die wiſſen ſich auszudehnen und zu befeſtigen . . . Das ſind Schmarotzerpflanzen, die Boden und Luft brauchen und beides nur zu bald gewinnen werden . . . Die pflanzen an die Stelle der geiſtlichen Legitimität ihre weltliche; die ſorgen für ihr Geſchlecht, für die, die ihm dienen . . . Wir müſſen Rom einem Könige ſchenken, ſelbſt wenn keiner die Hand danach ausſtreckt! Wir müſſen ihm den Köder unſerer eigenen Freiheit bieten, die wir ihm eine Weile opfern! . . . Ich gebe Rom an den, der das Meiſte bietet und das Wenigſte verlangt . . . Dem Türken, wenn er es begehrt! . . . Nur nicht einem Volkstribunen, der ſich bisjetzt nur noch durch den Aberglauben der Maſſe hat halten können und zuletzt ſo regiert, wie die Ceccones regierten — durch

die Räuber . . . In hundert Jahren hat der Italiener eine Bildung und Erziehung gewonnen, dann — . . .

Zwei Anhänger der Republik — einer darunter hatte deutlich die Stimme eines Buonaparte, den noch vor kurzem Benno an Rucca's Tafel gesehen — stellten diese retrogade Wendung, die auch noch jetzt die Republik nehmen würde, in Abrede . . .

Die Mehrzahl widersprach aber allen diesen Anschauungen . . . Sie blieb bei dem Glauben, daß gerade durch die dreifache Krone Italiens Zukunft am ehesten gewinnen würde . . . Die Fürsten böten keine Bürgschaft . . . Die Läuterung des Papstthums von seinen unreinen Elementen, die Sicherung einer bessern Wahl der Umgebungen des Heiligen Vaters, die Auflösung des Jesuitenordens schien der Mehrzahl die sicherste Aussicht für die Verwirklichung ihrer Hoffnungen . . . In der Abwehr der Fremden waren alle einig . . . Diejenigen, die der Hierarchie überhaupt, dem Priesterwesen und der katholischen Kirche abgeneigt waren, blieben in der Minderzahl . . . Und jetzt lachten sie selbst darüber, daß in Italien besonders erhebliche Wirkungen durch Volksunterricht, Verbesserung der Schulen, die Verbreitung nützlicher Schriften zu erreichen wären . . .

Benno sah, daß er sich unter Männern der höheren Gesellschaft befand, die in der Mehrzahl sich noch vor äußersten Schritten hüteten . . . Die Idee des Papstthums möglichst von weltlichem Einflusse zu reinigen, die nächst bevorstehende Wahl auf einen Italiener voll Nationalgefühl und politischer Aufklärung zu lenken, die Cardinäle, die jetzt den meisten Einfluß hätten, unschäd-

lich zu machen und den Volksgeiſt ſo zu beleben, daß er an allem, was zur Erhebung Italiens geſchähe, ein Intereſſe nähme — das blieb die Loſung der Majorität . . . Unter den Hoffnungen für die Papſtwahl wurde Cardinal Ambreſi genannt, den freilich wieder andere eine Creatur der Intriguanten und Tyrannen nannten . . . La morte a Cercone! La morte a Feſelotti! war die Schlußbekräftigung . . . Dieſer Ausruf kam einſtimmig . . . Er drückte einen Wunſch, eine moraliſche Verurtheilung, wie unſer Pereat! — keine Loſung zum Morde aus . . .

Dennoch folgte Todtenſtille . . .

Jetzt fragte Benno, was den Unwillen der Verſammlung in Betreff Porto d'Aſcoli's und der Brüder Bandiera veranlaßt hätte . . .

Er hatte leiſe, wenn auch nicht verſtellt, geſprochen . . .

Alle horchten dem wohllautenden Klang der Stimme des neuen „Spartakus" . . .

Bertinazzi nahm das Wort und ſagte:

Die Brüder Bandiera werden nicht in den Kirchenſtaat einfallen . . .

Das überraſcht mich . . . ſprach Benno voll freudiger Wallung überlaut und vergeſſend, ſeine Stimme zu verändern . . .

Bertinazzi reichte Benno einen Brief Attilio's . . . Benno überſah ihn . . . In jeder Zeile bekundete er ſeine Echtheit . . .

Leſt ihn! ſprach Bertinazzi . . . Ihr ſeid neu in un-

ſerm Kreiſe und wißt nicht, wie tief Rom und die Welt, die ſich noch von Rom beherrſchen läßt, geſunken ſind . . .

Benno las mit ſtarrem Auge . . . Seine Hand zitterte . . . Ceccone, Olympia entſchieden nicht über das Leben der Freunde —? . . .

Inzwiſchen ließ Bertinazzi einige Schriften circuliren und theilte jedem Exemplare aus . . .

Benno war ſolange ſeiner fieberhaften Erregung allein überlaſſen . . .

Er las, daß die Lenker des Kirchenſtaats gemeinſchaftlich mit den Jeſuiten einen Plan angezettelt hatten, demzufolge die „Verjüngung Italiens" als der Wunſch — nur der Räuber und Mörder erſcheinen ſollte . . . Grizzifalcone war auserſehen worden, dies Werk in Ausführung zu bringen*) . . . Bis nach London hin verzweigte ſich eine falſche Fährte, auf der die Verſchwörer in die Lage kommen ſollten, Bundsgenoſſen nur der Schmuggler und der Räuber zu werden . . . Man hatte vom Vatican aus eine falſche Correſpondenz mit Korfu angeknüpft, um das dortige Comité glauben zu machen, an der Küſte des Adriatiſchen Meers, in Porto d'Ascoli, wäre alles reif, eine Invaſion zu unterſtützen . . . Während der alte Principe Rucca nur ſeine Zölle im Auge hatte, richtete Ceccone ſeine Blicke weiter . . . Auch ihm war das Erſcheinen des Räubers in der Hauptſtadt der Chriſtenheit willkommen . . . Auch ſeine Verhandlungen mit ihm, die gleichfalls jener Pilger geleitet hatte, bezweckten eine große Anerkennung des Neuigen . . . Die Liſte, deren neſent-

*) Thatſache.

lichen Inhalt er lange ſchon vor dem alten Rucca kannte, ſollte den Schrecken, den Grizzifalcone's Verrath unter den Zollbedienten und Schmugglern verbreiten mußte, zum Verderben der Revolution ausbeuten ... Ceccone ließ die Ortſchaften, wo, wie ihm durch londoner Verrath bekannt geworden, die Brüder Bandiera landen ſollten, ſo durch die Anzeigen, die dem Fürſten Rucca gemacht wurden, einſchüchtern, daß die Räuber, die Schmuggler, die Zollbediente die Fahne des Aufſtands als Hülfe und Rettung begrüßen mußten ... Wie dieſe Elemente die Revolution verſtehen würden, lag auf der Hand ... Hier konnte nur Mord, Brand, Plünderung im Gefolge der dreifarbigen Fahne gehen ... Die reinſten, edelſten Zwecke mußten von Brandſchatzungen, lodernden Flammen, Zerſtörung der Wohnſtätten des Friedens begleitet ſein ... Dies Mittel, die Revolution zu entſtellen, hatte man in Europa ſchon überall angewandt ... Die Bauern Galiziens, entlaſſene Sträflinge hatten Mord und Brand über Paläſte und Hütten verbreitet ... Was Szela, der Schreckliche, ſpäter in den Eichen- und Graswäldern Podoliens wurde, ſollte ſchon Grizzifalcone in der Romagna ſein ... Den Communismus ſchürten die Jeſuiten, alle Extreme der freien Ideen förderten ſie, um die öffentliche Meinung vor den Neuerungen zu erſchrecken ... Im Kirchenſtaat ſollten alle, die durch das Strafgericht Rucca's bedroht waren, auf das Signal warten, die Fackel der Anarchie zu ſchwingen ... Ferme, Ascoli, Macerata ſollten in Feuer aufgehen ... Italien ſollte ſich mit Schaudern von Freiheitsbewegungen abwenden, die der Welt ſolche Schrecken brachten ...

Aus dem ergreifenden Gemälde dieſer von den Cardinälen der Chriſtenheit, von den Rathgebern des Heiligſten der Heiligen angezettelten Intrigue erhob ſich der Proteſt Attilio's Bandiera, wie die Taube weiß und rein am dunkeln Gewitterhimmel aufſteigt — Attilio erklärte, noch zeitig genug gewarnt worden zu ſein . . .

Wie Benno mit bebenden Lippen dieſen Proteſt las und ſah, daß ſich die Loſung verändert hatte — wie er las, daß eine Schar von entſchloſſenen Männern den Verſuch machen würde, von Calabrien aus nach Neapel vorzudringen — wie er ſogar den Silaswald genannt fand — ja wie ſich ihm ein Flor vors Auge legte — als die Namen Fra Hubertus — Fra Federigo auf dem Papier wie Irrlichter auf dunkelm Moore tanzten — wie er ein Wort von einem „abgeſandten Franciscanerbruder" noch mit den letzten Stunden in San-Pietro in Montorio in Verbindung bringen konnte und — ihn die Aufklärung über alles zu belohnen ſchien, was Bonaventura's nächſte Sorge war, da hörte plötzlich ſein Ohr ein dumpfes Murmeln um ſich her . . .

Er blickte auf . . .

Die Männer waren ſchon vorher aufgeſtanden . . . Jetzt befanden ſie ſich in einer Gruppe . . . Der ſchwarze Todtenbruder ſtand mitten unter ihnen in heftiger Geſticulation . . . Bertinazzi bat um Ruhe . . . Vergebens . . . Das Durcheinanderflüſtern mehrte ſich . . . Timoleon! rief Bertinazzi . . . Nehmen wir unſere Plätze . . . Nein, nein! riefen andere . . . Laßt Timoleon reden! . . .

Der ſchwarze Todtenbruder ſchien ungern lauter zu

Zucken und Nicken des Kopfes verfiel. Blasedow wu
über die Leidenschaft des Mannes unruhig und bedachte
daß er Eile hätte. Als er sich empfahl, bat ihn der H
agent dringend, seine Nähe zu verschweigen. Wie kann
auch davon sprechen, dachte Blasedow, da ich gar n
wüßte, wie ich bei der Vornehmheit dieser Menschen
Einleitung dazu treffen sollte! Die idealistische Richtung
Hofagenten beschäftigte ihn mehr, als die Gefahr des Gra
und dennoch sagte er zu sich: „Sein Enthusiasmus für
Edle ist nicht der rechte. Die Juden haben ihre eignen
danken dabei, wenn sie sich mit dem Ruhm und den schö
Künsten befassen. Sie sind stolzer auf die Person, die
den Wissenschaften hingibt, als auf den Gegenstand.
wollen gerechtfertigt sein, sie wollen die Christen auch
geistigen Gütern überflügeln, wie sie an materiellen sie sc
überflügelt haben." Blasedow wußte dabei nicht einm
daß Herr von Lipmann eine Handelskrisis voraussah
einen Sturz des Anleihewesens fürchtete, er hatte sogar v
gessen, wie oft ihn dieser in der Zeit, als die von
Neigeschen Güter auf Rechnung des Hofagenten adminis
wurden, gefragt hatte: „Was sagen Sie, Herr Pfarrer? W
hat Goethe verdient? Was kann wohl der Faust geko
haben?" Blasedow wußte damals nur, daß Milton
verlorne Paradies für sechzig Gulden verkauft hatte.
Herr von Lipmann dies hörte, kniff er die Augen
sammen und sagte, künstlich schielend: „Sechzig Gulde
Machen Sie keinen Spaß!" In der That, Herr Hofag
hatte Blasedow geantwortet, fünf Pfund Sterling.
Banquier flüsterte ihm spöttisch zu: „Hören Sie, dann
das Paradies verloren genug!" Um so mehr verwunde

ſprechen . . . Doch nun mußte er es thun . . . Alles ſtand erwartungsvoll . . .

Ich hatte nur die Abſicht — — eine neue Loge zu ſtiften . . . ſagte er dumpf und hohl . . .

Benno hörte die Stimme vom Rachen . . . Die Augen des Sprechers funkelten unheimlich durch die beiden Lücken ſeiner Kapuze . . . Sie waren auf Bertinazzi gerichtet, der mit dieſem Wunſch einer neuen Logenbildung nicht einverſtanden ſchien und beſchwichtigend rief:

Laßt das! Laßt das! . . .

In dieſem Augenblick ſtreifte ein Rockärmel Benno's Wange . . .

Der Freund der Päpſte, der Kapuziner war es, der ſeine Hand ausgeſtreckt, Attilio's Brief ergriffen und das Papier in die Flamme eines der Lichter gehalten hatte . . .

Benno, betäubt noch von dem nicht vollſtändig überleſenen Inhalt, erbebend vor dem Anblick der Namen, die ſein Innerſtes erfüllten — vor dem Silaswald, in deſſen Nähe jetzt, an Punta dell Allice, die Invaſion ſtattfinden ſollte — zu gleicher Zeit mit einer Erhebung in Sicilien und Genua — Benno wollte dies Beginnen, ein Zeichen wol gar des Mistrauens gegen ihn, verhindern und ſprach:

Soll ich dieſen Brief nicht ſo gut kennen wie ihr? . . .

Da hatte die Flamme ſchon den Brief verzehrt . . .

Benno ſah, daß das Flüſtern vorhin, dies Entziehen des Briefes aus dem Erkennen ſeiner Stimme durch den ſchwarzen Todtenbruder entſtanden war . . . Er richtete vor Aufregung ſeine Augen ſo zu Bertinazzi, daß ſie wie Flammen dieſem entgegenglühen mußten . . . Denn

auch ihm war der Ton ſeines Anklägers immer bekannter und bekannter geworden . . . Es fehlte nur noch ein einziges mal, daß jener ſprach, und ein unglaublicher Name, der Name eines offenbaren Verräthers, brannte ihm auf der Zunge . . .

Bertinazzi hatte ſich in der That zu ſeinem Beiſtand erhoben . . .

Wieder drangen die Stimmen in den Leichenbruder, zu reden . . .

Dumpf ſprach dieſer:

Wir ſind in dieſem Augenblick zu dreizehn . . . Der vierzehnte, unſer Franciscaner, fehlt . . . Wir dürfen eine neue Loge bilden . . . Ja, dies will ich . . . Ich thu' es . . . Die dazu nothwendigen Zwölf werd' ich finden — . . .

Benno ſtarrte den Sprecher an . . . Er wußte, wer geſprochen — — . . .

Dann iſt Bertinazzi's Loge verpflichtet, Euch eine Hülfe zu geben! . . . ſprach der Kapuziner . . .

Einer von uns trete zu Timoleon's neuer Loge! riefen mehrere . . .

Looſt! Looſt! . . . erſcholl es von anderer Seite . . .

Warum looſen! erwiderte der ſchwarze Todtenbruder, der den Namen „Timoleon" führte . . . Ich nehme jeden von euch, der ſich freiwillig dazu erbietet — doch — nicht — Spartakus! . . .

Wieder ſprangen alle von ihren Sitzen . . . Was vorhin nur ſchien einzelnen angedeutet worden zu ſein, erſcholl jetzt vor aller Ohr . . . Die Verſchworenen zogen dichter ihre Hüllen vor die Augen . . . Sie traten auf Benno

zu . . . Schon ſtreckten ſich einige Hände nach ſeiner Kopfverhüllung . . .

Zurück! rief Bertinazzi mit einer Stimme, die an den Wänden widerhallte . . . Ich bürge für Spartakus . . .

Für einen Verräther?! . . . Einen Deutſchen?! . . . Einen Spion Oeſterreichs?! . . . rief Timoleon . . .

Verräther —? Ich? . . . Graf Sarzana! Wer iſt hier — der Verräther? . . .

Sarzana! rief die ganze Loge voll Entſetzen . . .

Ein Augenblick und vier, fünf Dolche blitzten . . . Sie blitzten nicht nur Spartakus, ſondern auch Timoleon entgegen . . . Der Name „Sarzana“ klang wie: Eine Creatur Ceccone's! . . . Kaum hatte auch Benno jetzt noch den Beiſtand des Meiſters der Loge . . . Einen Namen zu nennen war ein Bruch aller Geſetze . . . Bertinazzi trat den gezückten Dolchen entgegen und rief: Die Loge iſt aufgelöſt! . . . Friede! Friede! Friede! . . .

Die Lichter wurden ausgelöſcht . . .

Eine kraftvolle Hand drängte Benno aus dem wilden Tumult . . . Eine Thür ſprang auf . . . Mit dem Ausruf: Unglücklicher! ſtieß ihn ſein Retter — der Kohlenbrenner, wie Benno zu erkennen glaubte — in das Dunkel eines engen Corridors . . .

Ein Augenblick der Beſinnung . . . Benno griff nach einer der kleinen Wachskerzen, die er in der Taſche trug . . . Damit taſtete er vorwärts, um eine Mauer zu finden, an der er das Wachslicht durch Anſtreifen entzünden konnte . . .

Er fand die Mauer . . . Er hatte Licht . . . Er blickte um ſich . . . — —

Am Ende des langen Corridors ſtand ein Trupp Gensdarmen, der mit angeſchlagenen Carabinern lautlos ſich auf die Loge zu in Bewegung ſetzte.

Ende des ſiebenten Buchs.

Druck von A. A. Brockhaus in Leipzig.

# Der Zauberer von Rom.

Neunter Band.

Der

# Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Neunter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Uebertragung in fremde Sprachen vor.

ſich Blaſedow, daß Herr von Lipmann jetzt doch mehr auf die Zinſen der Unſterblichkeit geben mußte, wenn er ſeinem Sohne geſtattete, Verſe zu machen. Herr Itzig mußte ein gewaltiger Redner geweſen ſein, wenn er die früher ſo ernſten Scrupel des Geſchäftsmannes überwinden konnte: denn auf Thatſachen hatte ſich doch auch dieſer nicht ſtützen können, da im Gegentheil dichtenden und componirenden Iſraeliten bis jetzt ihr Ruhm mehr gekoſtet, als eingetragen hat. Exempla odiosa.

Blaſedow kam auf der Neige nicht ohne Beſorgniß an, die erträumte Annehmlichkeit dieſes Abends möchte ſich in eine für den Grafen gefährliche Kataſtrophe auflöſen. Zunächſt hatte er aber nur ſeine Freude daran, zu ſehen, wie Tobianus ihn im Vorzimmer, wo einſtweilen Herr Ritter die Gäſte empfing, anlächelte. Wenn ſich zwei Bekannte unwiſſentlich, aber nach vorhergegangener Einladung bei einem Dritten finden, ſo pflegt die erſte Begrüßung in einer Miene zu beſtehen, die man nur erwähnen, aber nicht ſchildern kann. Der feierliche Aufzug iſt es wohl zunächſt, die erwartungsvolle Voreinrichtung, der ſchwarze Frack, den aber nur Tobianus, nicht einmal Blaſedow trug, welche in dem Antlitz zweier ſich ſo Begegnender ein Lächeln hervorruft. Tobianus hatte eine gebrannte Halskrauſe vor der Bruſt, auf welcher ihm jedoch Blaſedow die gelben Spuren der Tropfſtein-Gebilde ſeiner Naſe nachwies. Er hatte ein oſtindiſches gelbſeidenes Taſchentuch außerdem lang genug heraushängen, um von Blaſedow über eine Mode verſpottet zu werden, die längſt veraltet war. Tobianus hatte indeſſen in Herrn Ritter, dem er eine unbedingte Huldigung ſchenkte, bereits einen Verbündeten erhalten, was

# Achtes Buch.

# 1.

Mühsam windet sich ein mit fünf Rossen bespannter Reisewagen die Höhen eines kahlen Gebirges hinan . . .

Die Straße ist es, die von Nizza über den Col de Tende nach dem Piemont führt . . .

Kreidige Felsen, Reste vulkanischer Zerstörungen, heben sich schimmernd hell vom tiefblauen Himmel . . . Die Vegetation wird immer lebloser, je näher dem höchsten Kamm der vom mächtigen Rückgrat der Schweizer- und Savoyer- sich abzweigenden Seealpen . . . Noch jetzt, noch am Ende des Juni, liegt Schnee in einzelnen versteckten Spalten, die ein schneidend scharfer Wind bestreicht . . .

Zeitig waren die Passagiere von Sospello aufgebrochen . . . Sie hatten Vorspann nehmen müssen . . . Bald verließen sie den Wagen, um den Pferden die Last zu erleichtern . . . Drei Frauen, die rüstig zuschritten, schienen an Anstrengungen gewöhnt . . . Ein Kind, das bald ermüdete, ließ man wieder einsitzen . . . Die beiden Männer schritten anfangs mit wetteifernder Ausdauer . . .

Bald aber ermüdete auch von ihnen der eine . . . Ein heftiger Huſten zwang ihn oft, ſtill zu ſtehen . . . Nun machten ihm die übrigen Vorwürfe über die Anſtrengungen, die er ſich zumuthete . . . Er lächelte eine Weile, ſchüttelte den Kopf, deutete an, es würde gehen . . . Zuletzt zwang man ihn, in den Wagen zu ſteigen . . . In einen grauen Leibrock mit Metallknöpfen gekleidet, ſchien er ein Diener zu ſein — ein weißes Staubhemd darüber flatterte im Winde . . .

Im Wagen nahm er das etwa dreijährige Kind, ein heiteres, ſchwarzäugiges Mädchen, auf den Schooß . . . Eine der Frauen — man hätte ſie für die Zofe der beiden andern Damen halten dürfen — ging im ärgſten Staube neben dem Schlage des Wagens und reichte zuweilen die Hand hinauf, die der Kranke dann mit Liebe drückte, während gleichzeitig ein ſanfter Blick ſeines Auges auf die Frauen deutete, die ſeine Begleiterin nicht aus dem Auge verlieren ſollte . . .

Jene aber nahmen die kürzeren Wege und kletterten wie die Ziegen, die in Schaaren auf den kahlen Höhen die wenigen Stellen ſuchten, wo die Vegetation von ihren üppigſten Entfaltungen, die die Reiſenden noch geſtern begleitet hatten, in letzten Kräutern und Grashalmen erſtarb . . . Geſtern noch Oliven, Gärten voll Orangen, Gebüſche von Myrten und hier und da die einſam träumende Dattelpalme; noch in Sospello die nächſten Anhöhen bewaldet von Kaſtanien — jetzt aber ſchon ſeit einer Wanderung von zwei Stunden nichts als niedriges Buſchwerk und ſelbſt die Alpenflora durch die große Trockenheit des Bodens gehindert . . . Hier und

da leuchtete wol das ſchöne Himmelblau der Genzianen . . .

Die beiden Frauen, in breitrandigen, am Kinn befeſtigten „Nizzahüten", deren Strohgeflecht feſt genug iſt, um von den jeweiligen Windſtößen nicht bald dieſe, bald jene Geſtalt zu gewinnen, ſammeln dem Kinde, der kleinen Erdmuthe, was ſie allenfalls an blauen, auch hier und da noch weißen und roſenrothen Blumen entdecken können . . .

Die Alpenroſe findet ſich hier nicht, ſagte die ältere und kleinere Dame; ſie muß doch mehr Schnee und Eis haben, um fortzukommen . . .

Vielleicht jenſeits — auf dem niedergehenden Abhang — entgegnete die jüngere und nickte vertröſtend der Kleinen zu, die verlangend von der Straße her aus dem Wagen ihr Händchen ſtreckte, an ihrem haſtigen Begehren durch den Fahrenden gehindert, der ſie auf ſeinem Schooße ſchaukelte . . .

Der Arme! Wie er huſtet! ſeufzte die ältere der Frauen mit Hindeutung auf den Mann im weißen Staubhemd . . . Sie fügte hinzu: Er hätte gar nicht ausſteigen ſollen . . .

Auch die Nähe eines Kranken kann bald zur Gewöhnung werden . . . Selbſt ein hoffnungsloſer Zuſtand wird zuletzt mit Ergebung in die einmal nicht zu ändernde Lebensordnung ſeiner Umgebungen hingenommen . . .

Auf den ſchottiſchen Hochgebirgen fand ich, wie hier am Mittelmeer, nahm die jüngere mit Beziehung auf die fehlende Alpenroſe wieder die frühere Aeußerung auf, ganz die gleichen Blumen . . . Dieſelben Formen haben

ſie, dieſelben Farben ... Auch die langen Wurzeln, mit denen ſie ſich feſtklammern müſſen, um den Stürmen zu trotzen ... Die Stiele ſind immer kurz ... Keine wagt ſich zu ſehr über den ſchützenden Boden hinaus ... Und ſiehe da! Die kleinen Sternblümchen ſchon verwelkt! ... Alles wie in Schottland ... Ein kurzer ſchöner Frühling — kein Sommer — gleich der Winter ...

Die Mutter, die wir an ihren grauen Locken als Monika von Hüllesheven erkennen, war ſchon an ſich bewegt vor Erwartung des Ziels dieſer Wanderung ... Noch heute konnte ſie hoffen, endlich nach langer, langer Trennung die greiſe, dem Tod nahe Gräfin Erdmuthe von Salem-Camphauſen auf Caſtellungo zu ſehen, die Pathe da der kleinen Erdmuthe Hedemann ... Mehr als zehn Jahre nach den Tagen damals in der Reſidenz des nun auch ſchon zu ſeinen Vätern verſammelten Kirchenfürſten, als die Gräfin ſo feſt darauf gerechnet hatte, ihre geliebte Monika würde ſchon den nächſten Frühling in Caſtellungo zubringen ... Was war nicht alles dazwiſchengekommen, bis ſie die edle Greiſin endlich auf ihrem ſchönen italieniſchen Schloſſe wiederſah ... Nun ergriff ſie noch Armgart's Wort: „Ein kurzer Frühling — ohne Sommer — gleich der Winter!“ ... Auf wen wol paßte die Vergleichung mit dem Leben der Alpenblumen mehr, als auf ſie, die jetzt — achtundzwanzigjährige — unvermählte Armgart! ... Sie hatte ſich mit den Jahren dem Vater da, der, um ſich etwas zu verſchnaufen, mit einem Ziegenhirten plaudert, nachgebildet, war in Wuchs gekommen und ein hochaufgeſchoſſenes, ſchlankes Fräulein geworden, wofür ſie nie Ausſicht gegeben ...

Um ſo zarter und behender waren ihre Glieder geblieben . . . Der Kopf unter dem Strohhut war wol jetzt vom Steigen roſig erglüht; ſonſt aber ſah ihr Antlitz bei weitem blaſſer aus, als in ihrer Jugend und als noch jetzt die Mutter ausſieht, die an ihrer apfelgleichen Friſche und Rüſtigkeit nichts eingebüßt hat . . . Jenes ihr eigene halbe Lächeln mit den beiden ſchimmernd weißen Vorderzähnen hatte Armgart behalten, aber es gab ihr jetzt eher etwas Strenges; ihre ſchönen Augen waren ernſt und faſt ein wenig ſtarr geworden . . . Eine Jungfrau, die mit ihren Hoffnungen abſchließt, macht ſchmerzhafte Kriſen der Seele durch . . .

Im übrigen würde Monika, die immer die Gegenwart und die nächſte Pflicht im Auge behielt, kaum ſo in Rührung gekommen ſein über dieſe Vergleichung . . . Noch in Sospello, wo ſie den Berg taxirte und dem Poſthalter, der drei Pferde Vorſpann begehrte, eines als einen Misbrauch abgehandelt hatte, war ſie wie immer laut und entſchloſſen geſprächſam geweſen . . .

Jetzt lag das Jenſeits des hohen Kulms geheimniß voll vorm Auge . . . Nun konnte ſie nur mit Wehmuth auf die da und dort ſich ſorglos bückende Armgart ſehen — konnte ſich nur ſagen: Arme Alpenblume auch du! Auch du hatteſt einen ſchönen Mai- und Wonnemond, dann ſogleich den Herbſt und vielleicht — den ewigen Winter! . . .

Armgart aber rief jetzt lachend:

Fühlt ihr nun, daß der Col de Tende ſich ſehen laſſen kann? . . . Ich ſagt' es ja gleich nach allem, was ich in Nizza erzählen hörte . . . Den Gipfel er-

reichen wir noch vor drei Stunden nicht . . . Seht ihr auch da oben noch das Haus? . . . Da füttert der Postillon noch eine Stunde und auch wir werden ohne Collation nicht fortkommen . . .

Armgart schien die Ruhe und Ergebung selbst geworden zu sein . . . Sie war selbst um Paula und ihre liebe alte Gräfin, ihr ketzerisches „Großmütterchen", nicht aufgeregt, die auch sie seit zehn Jahren nicht gesehen hatte und dort — jenseits der kahlen Höhe morgen, eine Sterbende, finden sollte! . . . Paula! Sogar von ihrer geliebtesten Freundin hatte das Leben und die bewegte Zeit sie fast im Geist verdrängen können . . . Zu den bitteren Kämpfen, die sie alle und zumal ihre Familie seit zehn Jahren durchgemacht, gehörte ein wehmüthiger, wenn auch unausgesprochener Zwiespalt Armgart's mit Paula, hervorgerufen durch die so mannichfache Verschiedenheit der Meinungen und Ueberzeugungen . . . Nächster Anlaß dieser Reise war keineswegs allein das dringende Bedürfniß, sich endlich wiederzusehen, sondern mehr noch der zufällige Umstand, daß Hehemann, der sich in einer bewegten Zeit dem Wohl des Obersten von Hülleshoven geopfert hatte, heftig an der Brust erkrankt war, Genf, wo der Oberst mit den Seinigen seit den letzten Jahren gewohnt hatte, erst mit Nizza vertauschte und dann in der Heimat seiner Porzia für immer zurückbleiben — vielleicht dort sterben wollte . . . Die Aerzte hatten ihn aufgegeben . . . Doch die Auflösung eines so kraftvoll gebauten Körpers ließ einen langen Kampf erwarten . . .

Ulrich von Hülleshoven, dessen Locken nun auch schon

ergraut sind, schreitet schon wieder wacker voraus ... Seit Jahren begleitete ihn auf solchen und ähnlichen Wanderungen immer derselbe mächtige Alpenstab ... Er kehrte diesen jetzt um, hielt das Ende mit der eisernen Spitze oben und streckte den Griff seiner Frau und Tochter zu mit der scherzenden Aufforderung, sich festzuklammern, er wollte sie hinaufziehen ... Aber Armgart stemmte im Gegentheil beide Hände an seinen Rücken, um ihm hinaufzuhelfen ... Vorwärts! Vorwärts! rief sie und ihre Kraft gab ihr das Zeugniß noch der Jugend ...

Porzia unterhielt sich indessen mit dem Postillon über ihre endlich wieder begrüßte Heimat, in der sie die Aeltern nicht, die in Deutschland waren, nicht die alten Seidenwürmerkammern ihrer mütterlichen Hütte fand, aber die Pathin ihres Kindes, die edle Gräfin, die sie einst nach England mitgenommen hatte ... Die kleine Erdmuthe plauderte bald deutsch, bald italienisch ... Da sie so viel vom Sterben hörte, fragte sie, ob es von hier in den Himmel ginge ...

Das war nun alles so, wie es war und nicht anders sein konnte ... Darum brannte die Sonne so drückend wie nur in jedem Juni, pfiff ein scharfer, der Hitze widersprechender Wind aus Nordost herüber — hüpften die Ziegen, zankten die Hirten, grüßten die über den Berg gekommenen Fuhrleute, die in zweirädrigen, maulthierbespannten Karren den guten Wein von Coni und Robillante nach diesseits führten, und — zankte auch wol Monika, die, als der Postillon am Wirthshaus wirklich hielt und die Locandiera auf die Bestellung einer Collaziene lauerte, sagte:

Das muß man den Leuten ganz abgewöhnen, den Reisenden ihren freien Willen rauben zu wollen ... In Italien soll man nur immer den Muth haben, in jeder Lage Ja! oder Nein! zu sagen ...

Sie ließ der kleinen Erdmuthe nur Milch geben ...

Mutter, entgegnete Armgart, milde lächelnd, dies Haus ist in der Voraussetzung gebaut worden, daß man hier nach Eiern und Schinken, nach Wein und vielleicht selbst nach einem kalten Huhn frägt ... Es zu bauen hat Mühe gekostet ... Die Galerie da, die Thüren, die Verschläge sind von Holz und Holz wächst hier nicht ... Unser Leben ist ja eine einzige große Verschwörung der verbündeten Menschheit gegen den Schöpfer, der uns vieles doch so gar, gar schwer gemacht hat, besonders die Existenz ... Muß denn nun immer alles so regelrecht gehen? ... Wenn es nach mir ginge, ich kehrte in jedem Wirthshause ein — ich bestelle auch hier Schinken, Eier und Wein ...

Das waren nun so die kleinen Intermezzis des gemeinschaftlichen Reisens, wo sich die gegenseitigen Stellungen ergaben ... Der Oberst ging gern auf den Ton seiner Tochter ein, der ihm sympathisch war, wenn er auch wol sich hütete, die Mutter in solchen Fällen ganz Unrecht behalten zu lassen ...

Der kleine Imbiß wurde bestellt ... Am öde und einsam gelegenen Wirthshause wurde es mit der Zeit ganz lebhaft ... Die Weinfuhrleute richteten an den abgestiegenen und sich ganz, als wäre er gesund und nur ein Diener, benehmenden Hedemann die Frage, ob

denn Blasedow, der wohl mußte, wie selten junge Männer in der Familiarität mit ältern die Grenzen zu halten verstehen, vermochte, von seinen Scherzen abzulassen. Nachdem sich noch mehrere andere Personen der Umgegend, alle in festlichem Aufzuge, versammelt hatten, erschien endlich der Graf, eine Figur, auf deren Aeußeres wir nach so vielen Präliminarnachrichten über ihr Inneres gewiß einige Neugier zu befriedigen haben. Der Graf war aber sonst ein ganz einnehmender Mann; es paßte sein aufgeschossener Wuchs vollkommen zur Pappelgröße Sidoniens. Sein Haar ging schon etwas in graue Schattirungen über, worin er selbst wohlweislich nicht die Folgen der Sorge zugestehen wollte und sich also schon bequemen mußte, sie dem Alter zuzuschreiben. Er war ein starker, obschon sehr schmächtiger Vierziger. Seine Mienen waren freundlich und sogar grüblerisch, was Blasedow sich aus dem Sprüchworte: „Noth lehrt beten!“ erklärte. Man schrieb diese nachdenkliche und träumerische Art des Grafen seinen ernsten Landraths-Pflichten zu, während dies freilich nur der ostensible Grund war. Das Capitel der „Mittel und Wege,“ wie man im englischen Parlamente das Budget nennt, hatte diesen in seiner Jugend gewiß sehr anziehenden Cavalier früh aufgerieben. Er hielt sich jedoch durch feine und gewandte Manieren aufrecht und schleuderte sich durch eine künstliche Lebhaftigkeit in eine Uebertäubung seiner mißlichen Gefühle und grübelnden Reflexionen hinein. Ueberhaupt ließ sein Aeußeres nur für den einen Schluß übrig, der sein Inneres bereits kannte. So gibt es Personen genug, an denen die glatte Ebene Kobi auf ihren Mienen nicht verräth, wie viel tausend Fuß hoch sie über der Fläche des Meeres, über uns Andere harmlose

ſie denn auch Neuigkeiten aus der Welt mitbrächten und vor allem von Rom Entſcheidendes über die Belagerung der ewigen Stadt durch die Franzoſen . . .

Armgart trat über dieſe Fragen zur Seite und Monika wußte, warum ſie es that . . . Nun beſtellte die Mutter ſelbſt noch mehr, als Armgart gewollt hatte . . .

Auch der Oberſt verſtand Armgart's Beiſeitetreten, ſeufzte und bedeutete Hedemann, der den Fuhrleuten in gebrochenem Italieniſch kurz erzählte, was er wußte, daß er ſich dem ſcharfen Winde nicht ausſetzen und ſogleich ins Zimmer treten ſollte . . .

Hedemann erwiderte mit einer Stimme, die ſeine alte Kraft und Männlichkeit nicht mehr erkennen ließ, daß ihm wohl wäre . . . Auf dieſer luftreinen Höhe, unter dem blauen Dach des Himmels hatten aus dem Munde eines rettungslos Dahinſiechenden die Worte der Ergebung einen doppelt wehmüthigen Nachdruck . . .

Nach einer Raſt von mehr als einer Stunde erklommen die Gefährten neugeſtärkt die Spitze des nun immer noch kahler werdenden Paſſes . . . Wie glich ihr mühſames Aufwärtsſchreiten den Kämpfen ihres eigenen Lebens ſelbſt, denen erſt jetzt eine etwas glücklichere Ruhe gefolgt war! . . .

Aber Muth! leuchtete aus dem Auge Monika's, Hoffnung! aus dem Auge Armgart's . . .

Des Vaters kräftige Hand half jetzt den Klimmenden nach und mancher Scherz über die Poſſirlichkeiten der Kleinen erheiterte die Stimmung, trotz Porzia's Trauer, trotz Hedemann's wiederholtem: Die Gräfin ruht wol ſchon

in Gottes Schooß! trotz aller der Miſchungen von Freude und Schmerz, die ihnen die Nennung der Namen Paula's, des Grafen Hugo und des jetzigen Erzbiſchofs von Ceni, Bonaventura von Aſſelyn, bereiten durften.

## 2.

Das waren denn jene muthigen Menschen, die einige Jahre hindurch, schon vor Paula's Vermählung, mit einer Stadt wie Witoborn, mit einer Landschaft wie die um Kloster Himmelpfort und weit hinaus in die Ebene hin, einen geistigen Kampf zu beginnen gewagt hatten, in dem sie auf alle Fälle unterliegen mußten . . .

Sie waren nur Sieger über sich selbst geworden oder trugen, wie Hedemann sich ausdrückte, das Sterben des Herrn am eigenen Leibe, auf daß an ihnen auch das Leben des Herrn offenbar würde . . .

Der Oberst hatte sein kleines Vermögen, auch fremdes, auf die Anlage einer Papierfabrik verwandt . . . Gerade deshalb, weil in jener Gegend diese Industrie brach lag, hatte er geglaubt, die Wasserkraft der Witobach und die schon vorhandenen Mühlenwerke für eine solche Unternehmung nutzen zu können . . . Die Kapitalien wurden vom Onkel Dechanten, sogar zuletzt vom Onkel Levinus dargeboten, letztere allerdings nur von Paula entlehnt — vor dem mächtigen Blick und der bündigen Rede Monika's verstummte auf Schloß Westerhof jeder

Widerſpruch . . . Lenkte doch auch ſie die ſo wünſchenswerth gewordene friedliche Ausgleichung mit der jüngeren Linie der Camphauſen in einer ſo entſchiedenen Weiſe, daß überall die nächſten äußerlichen Sorgen ſchwanden . . . Endlich hatte auch der Oberſt magnetiſche Gewalt über Paula . . . Unentbehrlich war er ihr geworden in jenen Zeiten, wo ſich in Paula's Herzen die ſchmerzlichſten Kämpfe [illegible], Kämpfe, die ihren Körper zu zerſtören drohten — ihr Wachſchlummer, ihre Viſionen, die ſonſt lindernd auf ſie gewirkt hatten, traten nach und nach zurück . . .

Der Oberſt mußte ſeiner Penſionsanſprüche wegen dann auf kurze Zeit eine Reiſe nach England machen . . . Um Paula's Leiden kehrte er zeitiger heim, als er im Intereſſe Armgart's wünſchen konnte . . . Dieſe hatte er mitgenommen, da ſie trotz der Ausſöhnung ihrer Aeltern, trotz der Befreiung von Terſchka's Werbungen ein tief in ſich verſchüchtertes Leben darbot und in ihrem Stift Heiligenkreuz um ſo weniger ſich heimiſch fühlte, als Armgart, wie Lucinde, zu jenen Naturen gehörte, die ſelten die Anerkennung der Frauen gewinnen . . . Was ſie that, wurde wenigſtens in ihrer Heimat abenteuerlich gefunden; was ſich an ihren Namen knüpfte, wurde ihr zur Ungunſt gedeutet . . . Sie hatte, ſagte man, Benno von Aſſelyn, Thiebold de Jonge, vielleicht ſelbſt Terſchka „auf dem Gewiſſen“ . . . Die Scheu der katholiſchen Rechtgläubigkeit vor allem, was den Nimbus ihrer Kirche gefährden konnte, verhinderte, daß man um Witoborn offen von Terſchka, als von einem „Jeſuiten der kurzen Robe“ ſprach, von einem Proſelyten dann,

der Glauben und Gelübde in London gewechselt ... Die Aufregung der Gegend um die Vorgänge auf Westerhof, um den Brand, um die Urkunde, den vielleicht erneuerten Proceß, das mögliche Auftreten und Erstarken lutherischer Elemente in dortiger Gegend wurde so groß, daß Armgart den Vater auch ganz gern begleitete ... Er ließ sie zurück bei Gräfin Erdmuthe, die bei Lady Elliot theils in der Stadt, theils auf dem Lande wohnte ...

Armgart wurde allmählich den Töchtern der Lady unentbehrlich; sie hatte in der Gesellschaft Erfolge, die die Aeltern nicht stören mochten ... Selbst die Nähe Terschka's beunruhigte sie nicht ... Ihr Vater hatte ihn in London wiedergesehen, hatte seinen Muth, mit den Jesuiten zu brechen, bewundert und vermittelte eine Verständigung des Flüchtlings mit dem Grafen Hugo ... Letztere gelang äußerlich, zumal da der Graf durch Terschka die Aufforderung erhielt, der beim Brand von Westerhof gefundenen Urkunde entschieden zu mistrauen und unerschrocken wieder aufs neue den Proceß zu beginnen ... Als man Terschka's Einfluß auf diese von Wien verlautenden Drohungen erfuhr, wollten ihn zwar auf Schloß Westerhof Tante Benigna und Onkel Levinus als einen unverbesserlichen Sohn der Hölle darstellen, Monika aber fand sein Benehmen in der Ordnung und erklärte, daß sie an des Grafen und Terschka's Stelle ebenso handeln, vor allem Lucinden in Wien, den Mönch Hubertus in Rom, den Doctor Rück in der Residenz des Kirchenfürsten vernehmen, ja verhaften lassen würde ... Als dann Bonaventura, nach Lucindens Beichte zu Maria-Schnee in Wien, dies große Aergerniß von einer der

ersten Familien Deutschlands abgewandt hatte, als Graf Hugo plötzlich auf Westerhof erschien und Paula nach dem ausdrücklich und wunderbarerweise von Robillante gekommenen Zeugniß Bonaventura's: Dieser Mann darf dir gehören und du ihm! jetzt willenlos geworden, ja durch Bonaventura's plötzliche Verpflanzung auf einen Boden, auf den sie ihm gebührenderweise — als Gattin des Grafen — sogar folgen durfte, überwältigt, ja davon wie berauscht, nachgegeben hatte, gewannen der Oberst und Monika eine mächtige Anlehnung auch an den von ihnen immer empfohlenen Grafen ... Dieser schätzte und verehrte schon lange die ehemalige Bewohnerin des Klosters der Hospitaliterinnen in Wien ... Paula selbst fand er dann unter dem magnetischen Rapport des Obersten ... Sein eigenes beklommenes, tief verdüstertes, erst durch jenen mit Bonaventura auf Schloß Salem hingebrachten „Einen Tag" dem Leben wiedergewonnenes Gemüth schloß sich zuletzt besonders innig dem frischen, lebendigen Sinn der Bewohner Witoberns, den „Papiermüllers" an, wie Oberst Hülleshoven und die Seinen spottend von der ganzen Provinz und den adeligen Genossen genannt wurden ...

Und anfangs machten sich die Verhältnisse ganz nach Wunsch ... Monika's Rath war für die irrend hin- und hertastende Schwester Benigna, für den vom Erscheinen des Grafen Hugo um alle Fassung gebrachten Levinus unerlaßlich ... Paula's Aufregung mußte freilich die Freunde und Verwandte mit Schrecken erfüllen ... Sie schlief zwei Wochen lang nicht eine Nacht und sprach und that dabei doch alles, was man verlangte, ordnete ihre

Ausſtattung, wobei ſie ſelbſt wie eine Magd angriff, der ein höheres Geheiß geworden . . . Wenn alles erſtaunte: „Der Domkapitular iſt Biſchof in Italien!“ — wenn man lächelte: „Biſchof in dem Sprengel, wo die Güter der künftigen jungen Gräfin Salem-Camphauſen liegen!“, ſo hörte und ſah Paula nichts von Alledem . . . Graf Hugo wurde ihr in der That noch der liebſte von all den Menſchen, die es außer Bonaventura und Armgart in der Welt gab — war er nicht der Bote, der Bevollmächtigte Bonaventura's — war er nicht zart und rückſichtsvoll in ſeinem Benehmen . . .? Paula war ſcheinbar ſo lebensmuthig geworden, daß ſie ſelbſt dem Troſtworte Monika's nachdenken konnte: „Un mariage de raison! Le comte renoncera à tout droit de possession —!“ . . . Freilich hörte ſie nicht, was Monika zur Schweſter Benigna hinzuſetzte: Muß man franzöſiſch ſagen, was uns nicht erröthen laſſen ſoll! . . . Sie hörte das Schmollen nicht über die Unnatur des katholiſchen Prieſterſtandes, über die Unnatur des Lebens der höhern Stände überhaupt . . . Doch allerdings erklärte Monika, hier keinen andern Weg zu wiſſen, als den „eurer üblichen Convenienz“ — . . . Die Familienzweige der Dorſtes durften nicht auseinander gehen . . .

Niemand unterſtützte dieſe Wendungen mehr, als Bonaventura's Mutter, die Präſidentin von Wittekind-Neuhof . . . Ihr war es faſt, als könnten nur ſo die düſtren Schleier gewahrt bleiben, die ſich inzwiſchen ſchon theilweiſe von Angiolinen, von Benno und von der Herzogin von Amarillas gelüftet hatten . . . Wenn Graf Hugo fand, daß gerade er es „nicht um Benno und Bonaven-

tura von Asselyn verdient" hätte, auf Schloß Neuhof so scheu empfangen zu werden, so gab seine „lutherische Religion" einen Entschuldigungsgrund für eine Scheu, eben in ihm den Pflegevater, den Geliebten Angiolinens zu sehen ... Durfte man doch die Besorgniß hegen, ihn wol gar von dem flüchtigen Terschka über alles unterrichtet zu wissen, was damals in jener von Löb Seligmann belauschten Verhandlung zur Sprache gekommen war ... Die kluge Präsidentin wollte ihren Gatten, den „Bureaukraten", wie er um Witoborn hieß, mit dem [illegible] Provinz versöhnen und nahm sogar an den Exercitien der ab- und zugehenden, seltsamerweise dem Schloß Westerhof entschieden feindlichgesinnt bleibenden Frau von Sicking Theil ...

Schon war Paula, opferfreudig und nunmehr in ihrem katholischen Sinn heilig überzeugt, daß sie gerade durch ihre Heirath dem Abgott ihrer Seele, einem Priester, noch eine Glorie des Himmels mehr gäbe — ihrem Gatten nach Wien gefolgt, als man immer anregendere und überraschendere Mittheilungen aus England erhielt ... Terschka spielte in London eine glänzende Rolle ... Auch dort standen ihm fördernd seine geselligen Talente zur Seite ... Sein Bruch mit dem katholischen Glauben, seine Flucht vor den Jesuiten, zu deren Orden er gehört hatte, sein Anschluß an Giuseppe Mazzini, den italienischen Agitator, und dessen Freunde, alles das gab ihm selbst in den Kreisen der englischen Aristokratie einen Nimbus ... Armgart begegnete ihm in den hohen Kreisen, in denen sie lebte ... Freilich sah sie in ihm ihrerseits nur das Abbild jener düstern Tage, wo sie

geglaubt hatte, ſie müßte ſich dem ungewiſſeſten Schickſal opfern, um nur ihre Mutter vor einer Verirrung zu bewahren, die die Ausſöhnung mit dem Vater unmöglich machte ... Aber ihre ganze Verachtung vor dem innerlich hohlen, nur geſellſchaftlich verwendbaren Mann durfte ſie ihm nicht ausdrücken, da die Aeltern ſelbſt zu viel auf ſeine gegenwärtige Geſinnungsänderung hielten, die Gräfin Erdmuthe ihm verziehen hatte, Lady Elliot ihm eine Stellung über allen Makel gab ...

Die Briefe, die in Witebern bei dem „Oberſten Papiermüller“ ankamen, brachten immer überraſchendere Mittheilungen ... Um Terſchka fingen an ſich Gerüchte zu verbreiten, als ſpielte er eine doppelte Rolle ... Er hätte nicht aufgehört das zu ſein, was er war ... Ganz übereinſtimmend mit jener vom alten Zickeles in Wien zu Benno gethanen Aeußerung: „Die Jeſuiten laſſen ihn auch ſein Proteſtant!“ ... Schon verlautete mancher Zweifel an ſeiner fanatiſch zur Schau getragenen lutheriſchen Kirchlichkeit und italieniſchen Freiheitsſympathie ... Armgart ſprach von ihm als von einem „ewig Gezeichneten“ ... Sie lehnte ſeine Begleitungen ab, ſchlug die Huldigungen aus, die ihr ſeine immer noch lebhafte Galanterie und unbeugſame Elaſticität im geſelligen Verkehr brachte ... Manche behaupteten, ſchrieb ſie, Terſchka ſpiele leidenſchaftlich und wäre ſtets in Verlegenheiten ... Letzteres mußte wol der Fall ſein; denn man bemerkte, daß ihm der Präſident von Wittekind Geld ſchickte ...

Armgart ſelbſt befand ſich im Punkt der Religion immer noch da, wo ſie gleich anfangs mit ihrem, in-

zwiſchen nach Weſterhof, Wien und Italien gegangenen „ketzeriſchen Großmütterchen" Gräfin Erdmuthe geſtanden ... Lady Elliot beſaß denſelben Bekehrungseifer, wie Gräfin Erdmuthe — hätte ſie nicht Gegner gefunden, ſie würde ſie geſucht haben ... Da kam nun ihrer dogmatiſchen Streitſucht ein geiſtesfriſches Mädchen nach Wunſch, das von den Entdeckungen, die Armgart an dem Glauben ihrer Aeltern machte, in einer ſteten, oft nach Empfang von witoborner Briefen und Nachrichten, fieberhaft kampfluſtigen Beunruhigung lebte ... Die Engländerinnen konnten Armgart um die Geltendmachung ihrer noch ungebrochenen katholiſchen Geſinnung nicht zürnen; denn einmal war und blieb ſie in ihrem Weſen für eine weniger engherzige Beurtheilung, als die in Stift Heiligenkreuz, die Anmuth ſelbſt und ebenſo beſtrickend war die eigenthümliche Art ihres Wahrheitsſinns, der ſeinerſeits aus freiem Trieb ſelbſt nichts ſchonte, was ihr am katholiſchen Leben die flüchtige und entſtellte äußere Erſcheinung war. Sie behauptete, nur den Kern feſtzuhalten, und rechnete dann freilich dazu das Martyrium, ihren Umgebungen ſo beſchränkt und lächerlich wie möglich zu erſcheinen. Sie aß am Freitag kein Fleiſch, ſie machte ihre Kreuze, ſie ging in die Meſſen; ſie ſagte: Das iſt blos meine Religion, euch lächerlich zu erſcheinen! ... Wenn man ihrer ſpottete und ſie fragte: Wie viel Jahre Ablaß und Milderung für die Läuterung im Fegefeuer ſie ſchon gewonnen hätte? zeigte ſie ihr Büchelchen und gab die Addition von einigen Millionen Jahren an mit den Worten: Die Ewigkeit iſt lang! ...

Aber im Grunde der Seele wurde ſie über dies und

und gewiegtere Menſchen und den ſtillen ſorgloſen Meeres ſpiegel derer, welche ihren Platz zur Genüge ausfüllen, hinaus liegen. Wie oft ſah nicht Blaſedow ſchon Perſonen, die hinter dem glatten Theatervorhange ihrer Mienen ganze Schickſals-Tragödien verborgen hatten und nicht ſelten mehr als bloß gemalte Couliſſen-Verzweiflung! Wie oft hatte er nicht gefunden, daß gerade nicht allein bei den Schnellfüßigſten ſpäter der hinkende Bote des Gerichtes kam, ſondern auch bei den ebenſten und ausgeglättetſten Begegnungen man nicht ahnen mochte, wie ſie auf einem Stücke Kirchhof vor ſich gehen, nur daß die Hügel und die Kreuze fehlen und die Trauerweiden längſt vertrocknet ſind. „Ach, Menſch, betete er einmal auf der Kanzel, ohne daß ihn jedoch Einer verſtanden hätte, tritt mit Vorſicht auf und ſchone ſelbſt das, was du nicht ſiehſt: denn es kommen immer auf einen Fröhlichen ſieben Trauernde, auf jeden frohen Tag kommt mehr als eine durchweinte Nacht! Auf allen deinen Wegen ſchlummert etwas Verborgenes, eine Vergangenheit, die unwiderbringlich iſt, eine Zukunft, die mit heißer Sehnſucht erwartet wird! Denke, daß in jeder Hütte, an der du vorübergehſt, ein Pilger deiner harren kann, daß dein Bruder, den du in ſo vielen Jahren nicht ſahſt, an dir vorüberzieht auf der Landſtraße, daß jede Ecke, um die du dich wendeſt, dir eine Ueberraſchung gewähren kann!“

Tobianus wurde aber weit mehr vom Grafen ausgezeichnet, als Blaſedow. Der Graf ſetzte gleichſam auf alle Knöpfe des Frackes, den der Erſtere trug, die Krone ſeines Wappens, ſo daß, indem ſich dieſer am meiſten geehrt glaubte, er einem freien Manne wie ein Laquai vorkam. Blaſedow ging gemeinſchaftlich mit Herrn Ritter in das

anderes doch ernſter und bekümmerter . . . Aus ihrer ſichern, ja trotzigen Lebens- und Denkweiſe, die von einigen groſsartigen, bis zum Anerbieten glänzender Heirathspartieen gehenden Huldigungen unterbrochen wurde, weckten die, trotz ihres Proteſtes dagegen, doch zur halben Engländerin Gewordene mehre der erſchütterndſten Botſchaften, die faſt zu gleicher Zeit in England eintrafen ...

Die eine war die Nachricht von jener Bewegung um den „Trierſchen Rock", der ſich die Aeltern, Hedemann und einige Gleichgeſtimmte, ſelbſt in dem urkatholiſchen Witoborn, angeſchloſſen hatten . . . Die Aeltern hatten in der That förmlich mit der Kirche gebrochen . . . Sie hatten eine deutſchkatholiſche Gemeinde gebildet, der ſich auch Proteſtanten anſchloſſen . . . Den Gottesdienſt leiteten abwechſelnd durchreiſende, von ihren Pfarreien oder Vikarieen gewichene Kaplane . . . Statt der Orgel ſpielte die Tochter des Pfarrers Huber die Harmonika . . . Sogar Püttmeyer wurde ſeinen Gönnern und geiſtigen Gefängnißwärtern rebelliſch und ließ ſich einigemale bei jenen Erbauungen betreffen, bis dann Angelika Müller von den Adeligen aus Wien verſchrieben wurde und die Rechte einer zwanzigjährigen Verlobung geltend machte, um den groſsen Mann in die Kirche und die Beichtſtühle von Eſchede wieder zurückzuſchmeicheln . . . Manche in gemiſchten Ehen lebende Gatten oder Brautpaare entſchloſſen ſich, dieſen Ausweg einer neuen Kirche aus allerlei confeſſionellen Bedrängniſſen zu ergreifen . . . Der proteſtantiſche Staat, damals überwiegend jeſuitiſch inſpirirt, erſchwerte die Bildung auch dieſer witoborner Gemeinde, konnte ſie aber nicht hindern . . .

Für Witobern und Umgebung war hiermit ein Aergerniß ohne gleichen gegeben ... Norbert Müllenhoff betheuerte auf der Kanzel der Liborikirche: Die Familie des Obersten von Hülleshoven und sein Anhang müßte aus dieser rechtgläubigen Gegend, wo bisher nur Gottes Athem geweht hätte, weichen, es koſtete was es wolle! ... Stutzig wurde er zwar, als die alte Hebamme, auch der buckelige Stammer und ſogar die Finkenhof-Lene der neuen Religion ſich anſchloſſen — Das iſt das ſchmerzliche Verhängniß der beſten Principien, daß ſie anfangs die umirrenden und moraliſch heimatloſen Naturen zuerſt anlocken! — Aber ſein Wort verhallte nicht und da die Familie Hülleshoven nicht wich, da die Gemeinde ſich durch die achtbarſten Elemente vergrößerte, ſo kam es zu Aufläufen, zu Beſchädigungen der Fabrik, zum Einſchreiten der bewaffneten Macht ... Allen dieſen Prüfungen ſetzte die kleine Gemeinde, die ihre ſchlechten Elemente bald ausſchied, Muth und Entſchloſſenheit entgegen ... Sie vergrößerte ſich durch die Arbeiter der Fabrik, die aus fernen Gegenden genommen werden mußten, weil auf Prieſtervorſchrift heimiſche ſchon gar nicht mehr in ſie eintreten durften ... Damals holte ſich Hedemann die Keime ſeiner Krankheit ... Der Vielgeprüfte, der an ſeinen verkümmerten Aeltern erlebt hatte, wohin getäuſchtes Vertrauen zur Prieſterwürde führen konnte, wollte nach beiden Richtungen hin auf dem Platze bleiben, wollte den Betrieb des Geſchäfts ebenſo abwarten, wie den Ausbau einer von Rom abgefallenen, apoſtoliſchen Kirche ... So gewaltig ſeine Körperkraft war, ſie erlag dieſen Mühen, Beunruhigungen, Nachtwachen, Kämpfen, die bis zum Handgemenge gingen ...

In einer kalten Winternacht, als Hedemann im Mühlenwerk noch ſpät allein gearbeitet hatte, ging er, über und über in Schweiß gebadet, in ſeine nahe gelegene Wohnung ... Dort warf ihn ein auflauernder Haufe Fanatiker in die an ihrem Urſprung nicht frierende, aber eiſeskalte Witobach ... Mit Stangen hatten ſie den Unglücklichen verhindert, aus dem bis an ſeine Bruſt gehenden Strom herauszukommen ... Sein Hülferuf, der Hülferuf Porzia's, die ſchon im Bett lag und durch die lärmende Scene ans Fenſter getrieben wurde, verjagte die böſe Rotte und endlich konnte der Mishandelte ans Ufer ... Fieberfroſt durchſchauerte ihn; eine lange Krankheit warf ihn aufs Lager ... Von dieſer Nacht an ſchrieb ſich der Keim einer Krankheit, die ſeine Lungen zerſtörte ...

Noch aber würde vielleicht Armgart auf ſolche Schreckenskunden nicht aus England zurückgekehrt ſein, hätte ſich nicht auch um dieſelbe Zeit auf ihre ſtillverſchwiegene Liebe zu Benno und Thiebold — die ſeltſame Einigkeit beider Namen dauerte fort — der trübſte Schatten geſenkt ... Die Nachricht, daß ſich Benno in die Verſchwörung der Brüder Vandiera eingelaſſen hätte, gefänglich eingezogen und auf die Engelsburg gebracht war, hatte nur vorübergehend erſchütternd gewirkt; denn wenige Wochen darauf kam die frohe Botſchaft ſeiner Befreiung ... In dieſen Wochen aber fühlte Armgart erſt, daß es ihr wie Fürſtin Olympia Rucca ging und Thiebold doch nur „eine ſchöne Eigenſchaft an Benno mehr" war. Sie hatte Benno ſonſt nur, wie ſie ſelbſt glauben wollte, ſchweſterlich geliebt; gibt es aber in der Liebe Stufen? ... Gott, Weib, Kind — es iſt daſſelbe allzündende

Feuer, entglommen demſelben Altar, entlodert derſelben Sonne — nur verehren will dies Gefühl und zuletzt erſt erkennt es ſich ganz — in der Sehnſucht nach Erwiderung . . .

Im ſtillen hatte ſich dieſe Sehnſucht immer höher geſteigert . . . Wer ſchärfer beobachtete, ſah, Armgart hatte ihre Heiligen, von denen ſie ſprach; ſie hatte noch Heiligere, von denen ſie ſchwieg . . . So war Paula ihrem wehmüthigen Blick ſchon lange der Sphäre des Irdiſchen entrückt — ſie billigte ihre Ehe, aber ſie trauerte doch um ſie . . . „Katholiſch ſein heißt einen geheiligten Willen haben", hatte ſie einſt zu Lucinden geſagt — dieſe Lehre war groß und doch in den meiſten Fällen — ſchmerzlich . . . Ebenſo mit Benno und Thiebold . . . Sie hatte beide in ihrer Verblendung um Terſchka's Willen gekränkt, von beiden für immer Abſchied genommen — wie gedachte ſie jener Scene in der Kapelle mit Thiebold, des Abſchieds von Benno, als dieſer ſie ſo tief beklagte! . . . Sie ſchrieben ſich nun nicht, einer ließ den andern nichts von ſich hören — und doch war alles, was Armgart erlebte, nur wie ein Stoff zum künftigen Bericht an beide, deren ſie als Freunde ſo gewiß zu bleiben glaubte wie ihres Schattens . . . Sie tummelten ſich ja jetzt nur in der Welt, wie ſie; ſie würden ſchon wieder zuſammenkommen und Benno würde dann alles vergeben, was zu vergeben war, würde ausgleichen, was auszugleichen — Damals hatte ſie einem alten Herzog, der ſie, für ſo arm und papiſtiſch ſie galt, zu ſeinem Range erheben wollte, geſagt, ſie wäre verlobt . . .

In jenen Wochen der Angſt und Verzweiflung um

Benno's Schickſal, hätte ſie ſogar Terſchka's Rath und Beiſtand angehen können; denn zu, zu verlaſſen fühlte ſie ſich ... Wem ſollte ſie ſagen, was ihr Benno von Aſſelyn geweſen und geworden! ... Sie flatterte wie ein zum Tod verwundeter Vogel und ſuchte nun auch Terſchka ſelbſt auf — ſie ſchrieb ihm ... Aber gerade jetzt fehlte der ſonſt ſo Zudringliche, jetzt verbarg er ſich — wo und warum? ....

Sie erhielt einen Brief von Schloß Neuhof, in welchem ſich eine Einlage des Präſidenten für Terſchka befand ... Dieſe wollte ſie ihm überſchicken; es hieß, Baron Terſchka wäre verreiſt — einige Italiener ſagten, ſeine Abweſenheit hinge mit dem Aufſtand der Brüder Bandiera zuſammen, die von Korfu nach Calabrien eingebrochen waren, mit ihrer kleinen Schaar geſchlagen wurden, im Silaswalde lange umirrten, dann von einigen Gefährten verrathen und in Coſenza — ſtandrechtlich erſchoſſen wurden*) — — ...

Den Zuſammenhang des Geſchicks dieſer edlen, damals von ganz Europa bemitleideten Jünglinge mit Benno kannte ſie nicht ... Sie hörte nur überall den Schrei der Entrüſtung über die Grauſamkeit der Regierung Neapels ... Sie durfte damals noch das Aeußerſte auch für Benno fürchten ... Im Begleitſchreiben der Einlage an Terſchka las ſie, daß der Präſident ſofort die Vermittelung der Regierung zu Gunſten Benno's in Anſpruch genommen hatte, aber der traurige Beſcheid war gekom-

*) Thatſache.

men, daß dieſe den ehemaligen Landwehrmann Benno von Aſſelyn ſchon lange als fahnenflüchtig, zum mindeſten als aus dem Unterthanenverband ausgeſchieden betrachten und ihn ſeinem Schickſal überlaſſen müſſe . . . Man ſolle ſich an Oeſterreich wenden, hatte es mit bitterer Betonung geheißen, in deſſen Diplomatie er eingetreten ſchiene ſeit ſeiner „Courierreiſe“ nach Rom . . .

Bald aber kam die Kunde, Benno wäre befreit und von der Engelsburg entflohen . . . Terſchka war es, der dieſe Botſchaft brachte . . . Von ihrer Liebe konnte er ſich an Armgart's Jubel überzeugen . . . Seiner Erzählung nach wurde Benno mit dem Advocaten Bertinazzi und einigen angeſehenen Männern gefangen genommen . . . Ein Graf Sarzana konnte ſich nicht unter ihnen befunden haben; denn von Lucinden erzählte Terſchka zu gleicher Zeit, daß ihre ſchon in London bekannt gewordenen Hoffnungen, eine Gräfin Sarzana zu werden, nicht die mindeſte Störung erlitten hätten . . . Durch eine Fallthür war es dem größten Theil der überraſchten Loge möglich geweſen, einen aus dem Hauſe des Advocaten führenden geheimen Ausgang zu gewinnen . . . Nun aber wäre Benno frei, befände ſich in Marſeille und müßte in dieſem Augenblick in Paris ſein . . . Der Stachel, den Terſchka mit den Worten: „Man ſagt, die allmächtige Nichte des Cardinals Ceccone hätte ihn befreit!“ in ihr Herz drückte, haftete nicht allzu lange, denn Terſchka führte den Stich nur zögernd; er ſchien vollauf mit dem Brief des Präſidenten beſchäftigt — mit welchem er über die von ihm noch zurückgehaltene vollere „Orientirung des Grafen Hugo in Betreff Angiolinens und der

Herzogin von Amarillas“ ſchon lange correſpondirte und — rechnete . . .

Während Armgart nun von Tag zu Tag auf Nachrichten aus Marſeille oder Paris harrte oder wenigſtens aus Witoborn oder Kocher am Fall — auch mit dem Onkel Dechanten correſpondirte ſie — erfuhr ſie die überraſchende Anweſenheit Paula's und ihres nunmehrigen Gatten wieder auf Schloß Weſterhof . . . Paula hatte ſich in Wien nicht heimiſch fühlen können und war in ihre magnetiſchen Zuſtände zurückverfallen . . . Der Oberſt ſtand mit ihr im Rapport — Graf Hugo ſah ihr jeden Wunſch am Auge ab . . . Noch mehr, als die Provinz erleben ſollte, der deutſchkatholiſche Oberſt magnetiſirte die Gräfin Dorſte, entführte ſie ihr Gatte ſelbſt dieſen Conflicten und wollte mit ihr nach Italien . . . Die Mutter des Grafen ſah darin nichts als die äußerſte Schwäche ihres Sohnes, der ſogar ſeine Gattin dem Prieſter zuführe, den ſie liebe . . . In jenen Tagen geſchah dies alles, wo Bonaventura in Rom war, um ſich zu vertheidigen wegen ſeines Schutzes waldenſiſcher Sektirer, ja wegen ſeines Rufs, ein Magnetiſeur geweſen zu ſein . . .

Wie mußte Armgart erſtaunen, als Terſchka die Botſchaft brachte: Biſchof Bonaventura kehrt nach dem Thal von Caſtellungo als Erzbiſchof von Coni zurück! An die Stelle ſeines grimmen Feindes Feſelotti! . . . Wieder war es, wenigſtens in Terſchka's Darſtellung, Fürſtin Olympia Rucca, die als die Retterin und Vorſehung auch dieſes Aſſelyns genannt wurde . . . Schon ſetzte Terſchka mit zweideutigem Lächeln hinzu, Fürſt Ercolano Rucca hätte ſich zum Attaché der Nuntiatur in

Paris machen lassen und seine Frau wäre ihm vorausgeeilt, um in Paris — eine Wohnung zu bestellen ...

Noch glitt aller Verdacht von Armgart's reiner Seele ... Nur das Eine begriff sie nicht, warum von Thiebold nichts verlautete, warum Benno nicht nach London kam, wo sich doch alle Freunde Italiens sammelten, auch die Trümmer jener so unglücklich gescheiterten Bandiera'schen Expedition ... Terschka konnte dann nicht länger bei ihr gegen Benno wühlen ... Wieder war er für einige Zeit vom Schauplatz der Gesellschaft Londons verschwunden ...

Seit dann Bonaventura in der That mit glänzender Genugthuung Erzbischof von Coni geworden war, hörte sie von Westerhof, mit Ausnahme der ihre Aeltern betreffenden Nachrichten, eine Weile nur Frohes und Gutes ... Noch war Paula in Westerhof ... Armgart schrieb ihr, sie möchte alles aufbieten, die Aeltern vor dem Aeußersten ihrer Unternehmungen zu bewahren... Als sie Briefe erhielt, die hier jede Möglichkeit der Einwirkung in Abrede stellten, kämpfte sie mit sich, ob sie nicht sofort abreisen sollte ... Sie würde diesem Triebe gefolgt sein, wenn nicht von ihrer Mutter das ausdrückliche Verbot gekommen wäre ... Die Mutter fügte hinzu, daß sich auch gegen Paula's und des Grafen längeres Verweilen in der Provinz Intriguen zeigten ... Die Geistlichen hätten gegen die Wunderkraft Paula's gepredigt ... Der Zustrom derer, die Heilung begehrten, hätte, seitdem überall in den Beichtstühlen der Besuch Westerhofs widerrathen würde, abgenommen ... Die Ehe mit einem Lutheraner, die geistige Verbindung mit einem

Deutſchkatholiken könnte ja auf alle Fälle nur Unheil bringen . . . Man trüge ſich mit Abſchriften der Geſichte, die Paula unter des Vaters magnetiſcher Hand gehabt hätte, und fände in ihnen einen Himmel und eine Erde, die mit den rechtgläubigen Bedingungen nichts gemein hätten . . . Während Paula alle Obliegenheiten ihres Glaubens noch immer erfülle, erſchiene ihr in ihren Wahn- und Ahnungsgebilden weder der blutende Chriſtus, noch ſein durchſtochenes Herz, weder das Lamm mit der Fahne, noch die Mutter Gottes . . . Sie ſähe Tempel, aber ſie wären ohne Hochaltar; ſie ſähe Opfer, aber ſie ſchienen nichts als der Duft der Blumen zu ſein . . . Paula behaupte, von jedem Dinge die Seele zu erblicken und dieſe trüge nichts zur Schau von einem Verlangen nach Erlöſung . . . Meiſt ſchwebte alles, was ſie ſähe und erkenne, über einen unermeßlichen Regenbogen hinweg . . . Armgart's Bildung und Stimmung war reif genug, zu ſagen: Sie ſieht aus den inneren Erfahrungen ihres Herzens das Land ihrer Sehnſucht, wo es keinen Haß und keine Verfolgung mehr gibt! . . . Die Mutter ſagte: Sie ſieht, unter meines theuern Gatten Hand, das Land der Wahrheit . . . Der Onkel Dechant ſchrieb: Sie ſieht — Italien! . . .

Die Gegenſätze hatten, das erkannte Armgart, um Witoborn eine Höhe erreicht, wo es keine friedliche Ausgleichung mehr gab . . . Schon hatten Monika und Benigna, Ulrich und Levinus Hülleshoven wieder ihre natürlichen Stellungen eingenommen und trotzdem, daß oft der Oberſt nach Weſterhof kam, innerlich gebrochen . . . Selbſt Graf Hugo war geneigt, für die Bewahrung

des Alten Partei zu nehmen, wenigſtens keinen Anſtoß erregen zu wollen durch zu auffallende Begünſtigung der kleinen Ketzergemeinde in Witoborn ... Und Monika ſagte offen, daß Paula noch den Grafen zu ihrem Bekenntniß hinüberziehen würde ... Briefe voll äußerſten Schmerzes kamen darüber aus Caſtellungo von des Grafen Mutter ... Armgart ſchrieb hin und her zur Vermittelung, zur Aufklärung ... Vergebens; der Bruch zwiſchen ihrer Mutter und Weſterhof wurde unheilbar ... Graf Hugo konnte ſich nur mit Schwierigkeit, Oberſt Hülleshoven unter keinerlei Bedingung mehr in Witoborn halten ...

Armgart's Aufregung wuchs, als der Onkel Dechant, der von allen dieſen Vorgängen, von Benno's Schickſalen, von den allmählichen Entdeckungen über deſſen Herkunft ſeine ſchon dem Erlöſchen nahe Lebensflamme noch einmal neu und nicht wohlthuend geſchürt ſah, gerade ihr, der er ſich, ſeit Armgart's vertrauensvoller Bitte um ſeine Hülfe beim Ausſöhnen ihrer Aeltern, beſonders theilnehmend zugewandt hatte, aus Kocher ſchrieb: „Zu den Mislichkeiten des Kampfes deiner Aeltern gehört vorzugsweiſe die ausbleibende Unterſtützung durch den Staat ... So tiefe Wurzeln hat bereits die durch die katholiſche Reaction geſchürte Reue über den Abfall von Rom bei den maßgebenden Proteſtanten geſchlagen, daß ſich niemand findet, der dieſe große Bewegung einer Reform des römiſchen Glaubens würdig unterſtützt ... Die proteſtantiſchen Regierungen fühlen ganz das, was die Jeſuiten zum Staatskanzler geſagt haben ſollen: Wir ſind Conſervatoren! Wir erhalten und bekämpfen eben das, was ihr! ... Die Fürſten Deutſchlands ſuchen die kleinſte Aen-

Geſellſchaftszimmer. Sie hatten ſich Beide umſchlungen, ſchon mehr wie zwei Disputanten, die Arm in Arm und deutſcher Sprache auf den Katheder ſchreiten, um oben lateiniſcher Sprache kein gutes Haar an ſich zu laſſen. donie waltete in weißem Battiſt hinter dem kleinen Alt Altare, auf welchem das Waſſer, wie Herr Ritter ſa das Vehikel des Thees, ſott. Sie hielt es mit ganz e gegengeſetzten Neigungen, als ihr Mann. Sie zog Bla dow in ihren engeren Ausſchuß hinein und eröffnete freiwillig eine Rennbahn der Unterhaltung, wo ſie in benswürdiger Herablaſſung mit ihrem Schützling um Wette lief. Jeder ſteckte erſt, wie in eine Conventikel, kleines mitgebrachtes Wachslicht auf, eh ſich eine allgeme Lichtglorie über die ganze Geſellſchaft legte und der G Gelegenheit hatte, ſie ganz allein zu beherrſchen. Er e wickelte ſeine Bildung, die Blaſedow in ihren Grundzüg längſt kannte. Er brauchte Tobianus dabei als Puppe kopf ſeiner Reden, die er darum nicht weniger an Alle ri tete. Seine Philoſophie war eine weltmänniſche Miſchu der Stoa und der epikuriſchen Gärten. Er, der ſo viel in ſein Leben hatte darben müſſen, entblödete ſich nicht, die Theo des Ueberfluſſes gewiſſermaßen die ſeinige zu nennen. Sei Moral wäre ſteiſch und ſeine Lebensart epikuriſch, bemerkte „Ich ziehe den Genuß dem Stolze aller Entbehrungen vor ſagte er, indem er magere Brödchen zu ſeinem Thee verzehr

Tobianus kam ſchon gleichſam athemlos mit einem G meinplatze angelaufen, um ihn für das hohe Pferd, auf we ches ſich der Graf ſchwingen wollte, als Steigbügel hinz ſetzen. Blaſedow ahnte dies und riß ihm die Erniedrigun die zuletzt die ganze Geſellſchaft traf, aus der Hand u

derung des Gegebenen zu hindern, im Vorgefühl, daß ein einziges weggenommenes Sandkorn zur ſtürzenden Lavine anwachſen könnte . . . So muß dieſe denkwürdige Bewegung, da ſie ohne den Beiſtand tieferer Geiſter bleibt, in ſich erſterben, ja ſie wird zum Gewöhnlichen herabgezogen und, ganz nach den Anweiſungen der Jeſuiten, zu einer Sache mehr oder weniger nur des Pöbels gemacht werden" . . .

Die kindliche Liebe, die Bewunderung, die Armgart vor der treuverbundenen Zärtlichkeit ihrer Aeltern erfüllte, entwaffnete ihren Widerſpruch gegen alles, was von den Aeltern unternommen wurde . . . Wie es verzweifelte Aufgaben mit ſich zu bringen pflegen, die Wahl der Hülfsmittel, die die Aeltern ergriffen, konnte ſie unmöglich alle billigen . . . Selbſt der ruhige, kaltblütige Vater ließ ſich vom trotzenden Sinn der Mutter zu Unbedachtem fortreißen . . . Allen Adelsgenoſſen der Gegend bot er das Schauſpiel eines mit Abſicht den Nimbus ſeiner Geburt Zerſtörenden . . . An ſeiner Fabrik betheiligte er ſich wie ein Arbeiter, ließ ſich wie ein Schreiber in ſeinem kleinen Wohnhauſe mit der Feder hinterm Ohr erblicken, unterſchrieb die kleinſten geſchäftlichen Veröffentlichungen mit ſeinem vollen Namen und löſte auf dieſe Art jeden Zuſammenhang mit ſeinen Standesgenoſſen . . . Und doch rührte es Armgart, daß die Mutter bei allen dieſen Dingen gleichſam nachholte, was ſie in zwölfjähriger Trennung ihrem Manne zu ſein unterlaſſen hatte . . .

Zur ſelben Zeit, als es dann plötzlich hieß, Paula iſt wirklich nach Italien gereiſt — es mußte in ſchnellem Entſchluß geſchehen ſein, da Armgart nicht einmal von Paula

ſelbſt die Nachricht erhielt — erlebte Armgart den Schrecken, daß Thiebold in London war und ſie nicht beſuchte ... Terſchka war ſeit einiger Zeit ihren Blicken ganz entſchwunden, ſie konnte von ihm über dieſe betrübende Erfahrung keine Aufklärung erhalten ... Allmählich hörte ſie, daß Thiebold in jener trüben Gensdarmenzeit ſeinerſeits in der Heimat ſich auch nur mit Mühe von politiſchem Verdacht über ſeinen Aufenthalt in Rom hätte reinigen können ... Ueber Benno hörte ſie, daß der Präſident für ihn die freie Rückkehr zu erwirken geſucht hätte, aber auch damit nicht durchdrang ... Die Mutter ſchrieb ihr nach allerlei ſeltſamen Andeutungen über Benno's jetzt immer mehr ſich lüftende Herkunft, daß ihr alter Freund undankbar genug gegen dieſe Verwendungen proteſtire; Benno wollte, hätte er aus Paris geſchrieben, jetzt ganz nur noch Italiener ſein ... „Man weiß ja", ſchrieb die Mutter, „wer alles ſeine Flucht ermöglicht hat! ... Die dir wol noch bekannte Lucinde Schwarz hat das römiſche Staatsruder in Händen! ... Iſt die Abenteurerin vielleicht einer Regung von Dankbarkeit für die Familie gefolgt, die ihr und dem Doctor Abaddon, Herrn Oberprocurator Rück, das Zuchthaus erſparte? ... Wie ſolche und ähnliche Menſchen Rom nach Gutdünken regieren, erſieht man ja aus Bonaventura's Laufbahn ... Trotz des Staatsverbrechens ſeines Anverwandten Benno, trotz der gegen ihn erhobenen Anklage über ſeine Antecedentien als „Magnetiſeur", trotz ſeiner an und für ſich höchſt achtbaren Unterſtützung der waldenſiſchen Bewegungen Italiens iſt er nach einem kurzen Aufenthalt in der „ewigen Stadt" als Erzbiſchof in die Thäler

ſeiner neuen Heimat zurückgekehrt, nachdem er vorher Lucinden in der Kirche der Heiligen Apoſtel in Rom mit einem päpſtlichen Gardiſten getraut hat ... Freilich ſoll die in Paris verweilende Fürſtin Olympia Rucca, die Beherrſcherin des Kirchenſtaats, alles möglich machen — —“

Hier brach der Brief mit räthſelhaften Gedankenſtrichen ab ... Centnerſchwer wälzten ſie ſich auf Armgart's vereinſamtes Herz ... Es folgten dann in dem verbitterten, im Ton höchſter Reizbarkeit geſchriebenen Briefe noch Scherze über den Onkel Levinus, der in allen Bibliotheken nachſchlüge, um eine klare Vorſtellung über das alte Cuneum, jetzt Cuneo oder Coni, zu gewinnen — Tante Benigna vergliche die Ehrfurcht, die hier zu Lande vor dem entthronten Kirchenfürſten geherrſcht hätte, die Trauer über ſeinen nach ſeiner Freiſprechung bald erfolgten Tod, die Feſtlichkeiten der Inthroniſation ſeines Nachfolgers mit dem Bilde der Feſtlichkeiten in Coni, zu denen wol Paula nun perſönlich erſcheinen würde — Paula's Gatte hätte vor ſeiner Abreiſe ſeine Beſitzantretung vollſtändig geordnet, hätte die Verträge mit den Agnaten abgeſchloſſen, hätte das vorausſichtliche Erlöſchen ſeines Stammes mit dem Präſidenten von Wittekind, dem nächſten Erben, zum Gegenſtand gerichtlicher Punktationen gemacht — und da dann auch der Präſident ohne Kinder wäre, ſo wäre manche geheimnißvolle Seite aus dem Lebensbuch des verſtorbenen Kronſyndikus, des Tyrannen, jetzt zur offenen Kunde gelangt — Noch läge ihr zwar nicht offen, warum in letzter Inſtanz das ausſchließliche Erbrecht Bonaventura's durch eine anderweitige Beziehung gemodelt werden könnte — aber man

ſpräche jetzt allgemein, durch Hülfe des kanoniſchen Rechts könnte ſelbſt Benno noch vor Bonaventura die Vorhand gewinnen — Nicht unmöglich, ſchrieb die Mutter, daß eine in Rom, jetzt in Paris lebende Herzogin von Amarillas, eine ehemalige Sängerin aus Kaſſels weſtfäliſcher Zeit, mit dem Kronſyndikus eine geheime Ehe geſchloſſen hat und Benno ihren Sohn nennen darf —! . . . Benno Sohn des Kronſyndikus! . . . Ueber alle dieſe ſo räthſelhaften und ganz nur abgeriſſen mitgetheilten und mit religiöſen Betrachtungen ſchließenden Dunkelheiten durfte Armgart wol in eine Aufregung gerathen, die ſie der Mutter kaum ſchildern konnte . . .

Sie ſah Benno in Rom — in Paris — in den Armen einer Mutter, die eine Herzogin war — eine Fürſtin hatte ihn gerettet — Lucinde war eine Gräfin Sarzana geworden —! . . . Noch floſſen ihre Thränen nicht; noch glaubte ſie an den Sieg des Guten und Edeln; noch ſtanden nur lichtverklärte Bilder vor ihren Augen . . . War nicht das Höchſte möglich —: Graf Hugo führte Paula nach Coni zum Freund ihrer Seele! . . . Sie ſah noch ihre magiſch ſeraphiſche Welt, ihre in den Wolken ſchwebenden Roſenkränze, ihre großen Thaten der Entſagung und der opfernden Liebe . . . Aber ſchon die Vorſtellung: Benno ein Sohn des Kronſyndikus! — das war ja ein Bild wie aus der Welt des Teufels, an die jetzt auch die Mutter nach ihren religiöſen Ausdrücken zu glauben ſchien . . .

Der Onkel Dechant, den Armgart's reiſe und inhaltreiche Briefe beſonders zu erfreuen ſchienen, ſchrieb ihr: „Nun hat deine ſonſt ſo treffliche Mutter gar den Standpunkt einer bloßen Vernunftoppoſition gegen den Katho-

licismus verlaſſen! ... Der der deutſchkatholiſchen Bewegung gemachte Vorwurf, es läge ihr ja kein Bedürfniß nach Religion, am wenigſten nach dem Chriſtenthum, zu Grunde, beſtimmt ſie, ſich dem Einfluß unterzuordnen, den Hedemann um ſo mehr auf ſie ausübt, als die freudige Geduld und werkthätige Liebe, mit der dieſer Treueſte ſich ſeinem Beruf widmet, allerdings jeden, der ſein Leiden, den ſchmerzlichen Hinblick auf die junge Frau ſieht, die ſich ſo innig ihm anſchloß, ergreifen und rühren muß ... Aber eine Monika verirrt ſich in die trübe Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben! ... Ich mußte deiner Mutter ſchreiben: „Durch den Grundverderb unſerer Kirche, den auch ich in unſern Ehegeſetzen finde, ſind Sie aus dem Denken und Fühlen Ihrer Jugend hinausgedrängt worden — aber daß Sie, Sie einen Teufel durch den andern austreiben, das iſt beklagenswerth! ... Sie herrliche, klare, geiſtesfriſche Frau, wie kommen Sie zu Hedemann's Bibelgefangenſchaft? ... So oft ich dem von Amerika angeſteckten Quäker hier beim Oberſten begegnete, erkannte ich die unwürdigſte Abhängigkeit des Menſchen, die vom Buchſtaben ... Unſere Zeit iſt nicht zu neuen Religionsſchöpfungen gemacht, die einzige Religion des Bruchs mit aller Religion etwa ausgenommen, und was wir von Verbeſſerung unſerer kirchlichen Zuſtände gewinnen können, wird immer nur die Folge gelegentlicher Veranlaſſungen ſein ... Selbſt zu Luther's Zeiten war es nicht anders ... Deutſchland hatte ſich damals in ſeiner Reichsverfaſſung überlebt, die Fürſten waren zu mächtig geworden und ſuchten ſich zu kräftigen durch alles, was ſchwach und leicht zu erobern war; ſie riſſen die geiſt-

lichen Güter an ſich und ſo zerfiel der Zuſammenhang mit Rom von ſelbſt . . . Aehnliche Umwälzungen werden auch wir wieder erleben und aus Benno's traurigen Verirrungen erſeh' ich wenigſtens eine ſchöne und große Hoffnung . . . Was er von Italien ſchreibt, der arme Verlorene, iſt herrlich . . . In der Geſchichte ſtraucheln die Bewegungen der Maſſen und Intereſſen über einen Strohhalm und ich juble im Geiſte dem neuen Tag entgegen, wenn Italien dem Papſtthum ſelbſt den Schemel unter den Füßen wegzieht . . .“

Wie erſchrak Armgart! . . . „Traurige Verirrungen?“ . . . „Der arme Verlorene?“ . . . Schon floſſen ihre Thränen . . . Sie ſchrieb an Bekannte in Paris, ihr von einer gewiſſen Herzogin von Amarillas zu berichten . . .

Am Tage darauf kam wieder ein Brief aus Kocher am Fall . . . Der Dechant, wie aus Reue, die Mutter bei Armgart angeklagt zu haben, ſchickte ihr auch eine eben erhaltene Antwort der Mutter auf ſeinen Brief . . .

Die Mutter hatte dem Dechanten geſchrieben, daß ſie ſonſt immer ſo gedacht hätte, wie er, und mit Hedemann und Erdmuthe hätte ſie in gleicher Weiſe geſtritten . . . Indeſſen wäre der Vorwurf, daß die Gegner Roms ohne ein religiöſes Bedürfniß überhaupt wären, zu empfindlich für die Sache der geiſtigen Freiheit geworden und deshalb hätten ihre Angehörigen den Beweis liefern müſſen, daß ſie dem gemeinſchaftlichen Urquell des Lichtes näher ſtünden, als ihre Feinde . . . „Ich erkannte“, las Armgart, „daß die Verneinung nur auf der Schärfe eines Meſſers geht und dabei keinen Schritt vor dem Aus-

gleiten ſicher iſt . . . Das erkannt' ich, als ich in unſrer kleinen Gemeinde, die eines Tages ohne Lehrer war, reden wollte . . . Man kann nicht reden, wenn nicht aus der reichſten Fülle des Stoffs . . . Jede andre Belebung zum Sprechen iſt todt und hülflos . . . Hier einen Satz zugeben, dort einen wegnehmen, da halb, da beinahe halb dies oder jenes wollen oder ſagen, das erzeugt vielleicht das Feuerwerk eines feinen und ironiſchen Kopfes, aber es leuchtet nur eine Weile und verpufft . . . Nun ſah ich, warum unſer herrlicher Hedemann immer und immer ſprechen kann . . . Einfach iſt ſeine Rede, aber ſie hat die Fülle der Beredſamkeit und erwärmt . . . Warum? Ich mußte mir ſagen: Aus dem Vollen nur kann ein lebendiger Glaube kommen und ſich auch im Ausſprechen lebendig bewähren! . . . Glaube iſt nicht die blinde Annahme des Uebernatürlichen, ſondern Verſenkung in die ganze Erſcheinung einer Sache . . . Das Evangelium wird dem Glaubenden wie ein Freund, auf den man ſchwört, weil man ihn in einer großen Probe einmal erkannt hat . . . Die Ueberzeugung, daß die Bewährung im Einen da iſt, erleichtert das Vertrauen dann auch auf die Bewährung im Andern . . . So verſenkt' ich mich in die Schrift und die beiden Hauptgegenſtände ihrer Verherrlichung, in Gott und ſeinen Sohn . . . Mehr braucht die Religion der Menſchheit nicht . . . Dieſe beiden großen Bilder haben ſo tauſendfache zarte Pinſelſtriche, daß ſie jede andere Weisheit überflüſſig machen . . . Nicht daß ich Wiſſenſchaft und Kunſt zurückwieſe und wie Omar alle Bücher verbrennen wollte, wenn nur die Bibel bleibt; aber ein ganzes volles Leben und ein

Leben der Gemeinſamkeit zwiſchen vornehm und gering, zwiſchen gelehrt und arm an Geiſt iſt nur durch die Schrift möglich . . . Und dieſes gemeinſame Feld iſt nicht etwa eng und das Ergehen auf ihm bald ermüdend; im Gegentheil, ich entdeckte einen Schatz nach dem andern, als ich die Bücher noch einmal zu leſen begann, die ich früher als eine Quelle der Verdunkelung des Verſtandes geflohen war . . . Ich finde die höchſte Weisheit in dem, was uns belohnt für das Gebot des Apoſtels: Forſchet in der Schrift! . . . Das menſchliche Herz will nun einmal Liebe und Liebe muß fühlen und Gebet iſt Erhöhung des Gefühls, Sammlung zum Aufblick. Worauf? Auf das Beſſere und die Beſſeren . . . Die große Zahl von Beſſeren, die die Katholiken als Heilige verehren, ſind die zu üppige Erweiterung eines Gefühls, das an ſich ganz richtig iſt . . . Die Liebe geſtaltet alles perſönlich und das iſt denn der perſönliche Gott, der lebendige, der unmittelbar auf uns wirkende, der Gott der Offenbarung . . . Mein Glaube ſieht im perſönlichen Gott keine irdiſche Geſtalt, ſie zieht das Unausſprechliche und Unbegreifliche nicht in die Sprache der Dichter und Propheten herab; für mich und für die, die fühlen wie ich, iſt der perſönliche Gott die Wirkung ſeines Vorhandenſeins in uns; ſeine größte Offenbarung war die in jenem, der den Muth hatte, ſich deshalb auch geradezu Gottes Sohn zu nennen . . . Nehmen Sie nur einmal wieder die Evangelien in die Hand, mein theurer Freund, und nicht Ihren Horaz und Virgil! Wiſchen Sie weg, was auf dieſe ehernen Tafeln der Witz, der menſchliche Spott und ſelbſt die gelehrte

Kritik geſchrieben haben, und ſehen Sie dann, was übrig bleibt . . . Von dem Tage an, wo ich prieſterlich fühlte — und jeder Religionsſtifter muß prieſterlich fühlen, keine Religion macht ſich am Theetiſch — von dem Tage an iſt mir die Erſcheinung unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti aufgegangen wie die meines beſten Freundes . . . Ich wandle mit ihm am See Tiberias, ich ſpreche mit ihm bei ſeinem Freunde Lazarus vor, ich ſehe die Fußtapfen, die er hinterlaſſen hat und die überall geſegnete ſind . . . Sein Leiden iſt ganz perſönlich das meine; ſeinen Todeskampf ring' ich mit; er lehrt mich am Kreuz lieben und vergeben . . . Auf Liebe, Glaube, Hoffnung, begründet durch Chriſtus und einen perſönlichen Gott, müſſen wir unſere Kirche erbauen —" . . . Darunter hatte denn der Onkel mit ſeiner alten zitternden Hand und in ſeinem friedlichen Sinn geſchrieben: „Im Grunde ganz unverfänglicher Glaube des Petrus Waldus, in Ruhe geſtorben um 1200, aber in ſeinen Anhängern, den Waldenſern, gekreuzigt, gerädert, geviertheilt, verbrannt bis auf den heutigen Tag. Fiat lux in perpetuis!" . . .

Das Unkatholiſchſte, was ſich denken läßt, iſt eine in der Kirche ſprechende Frau . . . Aber Armgart, ohnehin ſchon in einem geknickten Zuſtande, fühlte ſich durch dieſen Brief der Mütter vollends daniedergebeugt . . . Weniger empfand ſie Rührung um das Bekenntniß der Mutter, als um den tiefinnern, ſoweit ſchon gekommenen Schmerz, der ihm offen zu Grunde lag, um die ungeheure Aufregung, den Bruch der Seele in dieſer ſtolzen Frau zu erkennen zu geben . . . Sie ſah die erbangende Liebe für den Vater,

Liebe für den von ſeiner Krankheit gebeugten Hedemann ... Ein ſchlichter, wiſſenſchaftlich ungebildeter Mann hatte durch die immer gleiche Gediegenheit ſeines Charakters und die unerſchütterliche Conſequenz ſeiner Denkweiſe die Oberherrſchaft über ſeine Umgebungen gewonnen ... Die Mutter wollte nichts mehr wiſſen von der Herrlichkeit und Einbildung dieſer Welt — ſie wollte fühlen wie der geringſten einer und ihr Gatte folgte dem Beiſpiel, das ſie mit ſo beredten und feurigen Worten zu erläutern wußte ... Armgart durfte ſich bei Alledem wenigſtens ſagen: Du allein haſt die Aeltern ſo verbunden! ...

Voll Rührung ſchrieb ſie der Mutter, ſie wolle nun zu ihnen kommen ...

Die Mutter, ihr ſelbſt ſich nicht im mindeſten ebenſo weich offenbarend, wie dem Onkel, entgegnete ihr: „Kind, du weißt, daß Paula, dein einziger hieſiger Anhalt, den ich geſtatten würde, in Italien iſt ...“. Daß du deine Stelle im Stift einnimmſt, wieder mit Benigna, die dich mir einſt ſchon raubte, in Weſterhof lebſt, iſt nicht möglich ... Es wäre ein Bruch mit allem, was unſer Stolz, unſere Erhebung geworden iſt ... Dieſe Menſchen hier ſind ja wahnſinnig ... Gott der Herr wird auch an ihnen gute Gründe finden, warum er ſie nicht ganz verwirft; ich verwerfe ſie ... Im Stift Heiligenkreuz würdeſt du nur zu unſerer und deiner Kränkung deine Stelle einnehmen ... Glücklicherweiſe iſt dir auch geſtattet, deine Penſion auswärts zu verzehren ... Wir ſehen jedoch ein, daß unſere eigenen Wege für deine Jugend noch zu rauh ſind! Bleibe alſo noch getroſt bei deiner trefflichen Lady!“ ... Dann folgte eine Antwort auf die Frage nach den

ſagte: „Wenn Ihre Grundſätze, Herr Graf, ſtoiſch ſeyn wollen, was die Pflichten, und epikuriſch, was Ihre Rechte und Privilegien anlangt, ſo muß ich mich darüber wundern, weil ja die ganze Lehre der Stoiker auf jene Gleichgültigkeit gebaut iſt, die aus dem Mangel und der Entbehrung hervorgeht.“ Der Graf ſagte nichts darauf, weil er nicht die Miene annehmen wollte, auf einen Mann zu hören, der ſich geweigert hatte, in ſeiner Güterlotterie mitzuſpielen. Im Gegentheil wandte er ſich zu Tobianus, der zehn Looſe genommen hatte, und ſprach mit ihm im Stillen weiter, dem Candidaten Ritter die Abfertigung der Oppoſition überlaſſend. Dieſer erhob auch, zum großen Entzücken Sidoniens, ſeine bewährte Lanze und ſagte: „Ich weiß nicht, wie man nur über jene einſeitigen Syſteme der alten Philoſophie aus den Zeiten des Verfalls noch ſtolpern kann, über Syſteme, die auf eine bloße „Beliebigkeit“ der Individuen berechnet ſind und keinen innerlichen Urgrund, keine metaphyſiſche Wahrheit anſprechen dürfen!“ Blaſedow wandte ſich zur Gräfin und ſagte: „Nun ſehen Sie, wie jetzt Alles wieder auf ſeinem eigenen Loche pfeift! Die Schuld dieſer ſtreitſüchtigen Unterhaltung trifft aber nur den Grafen und den ganz in Widerſpruchseifer gerathenen Tobianus. Sehen Sie nur, wie ihm vom Thee und Grafen der Kopf ganz roth wird!“ Allein Tobianus wurde nur über die Beiſtimmung ſo erhitzt. Er gerieth ganz in Eifer vor nichts als Billigung und Lob. Er winkte ein Mal über das andere den zu laut Redenden Ruhe zu, ſo daß man wirklich hören konnte, wie der Graf folgendes Gemälde ſeiner moraliſchen Pflichtenlehre mit weltmänniſcher Gewandtheit und Wahl der Ausdrücke entwerfen konnte: „Ich gehe davon aus,“ ſagte er,

räthſelhaften Andeutungen über Benno's Urſprung in dem letzten Briefe der Mutter, die Verſicherung, daß Benno der Bruder des Präſidenten von Wittekind wäre und noch eine Schweſter beſeſſen hätte, die einſt Graf Hugo entdeckt, erzogen, geliebt und daß er lange ihr trauriges Ende beweint hätte . . .

Das war, alle ihre Lebensgeiſter erſchütternd, gerade der empfangene Eindruck, als ſie nun von jener Freundin in Paris, die von ihr um die Herzogin von Amarillas befragt wurde, Aufklärungen erhielt, die dieſe, ohne das nähere Intereſſe Armgart's zu kennen, in aller Harmloſigkeit gab . . . Die Herzogin von Amarillas, hieß es, hat aus erſter Ehe einen Sohn, der ſich Cäſar von Montalto nennt und ſie mit einer wahrhaft ſchwärmeriſchen Liebe verehrt . . . Herr von Montalto ließ ſich in Conſpirationen ein und gerieth in die Engelsburg . . . Seine Retterin, ſagt man, war die Nichte des Cardinals Ceccone ſelbſt, die ihm hierher nachgereiſte Fürſtin Olympia Rucca . . . Herr von Montalto ſoll anfangs nur an die Hülfe ſeiner Mutter, der Herzogin von Amarillas, geglaubt haben . . . Natürlich ergriff er die Hand, die ihm die Mittel bot, aus einer ſo verzweifelten Lage zu entfliehen . . . Schon die Unterſuchung, ſchon die bis zur Tortur gehenden Fragen nach den übrigen Mitgliedern der nicht ganz geſprengten Loge, die Fragen nach dem Zuſammenhang ſeiner Verhältniſſe mit denen jener in eine Falle gelockten Gebrüder Bandiera, erzählte man uns, hätten jahrelang dauern können . . . Herr von Montalto erkannte erſt durch die Bequemlichkeit der ihm gebotenen Hülfsmittel, durch den Fund eines geregelten Paſſes,

durch die ſichere Einſchiffung in Civita-Vecchia auf einem nach Marſeille beſtimmten Handelsſchiff die mächtige Hand, die über ihm waltete . . . Wenige Wochen und die pariſer apoſtoliſche Nuntiatur erhielt einen neuen Attaché im Fürſten Ercolano Rucca . . . Seine Gattin, eine allerliebſte kleine Hexe, wenn ihr Teint auch faſt grünlich iſt und ihr Wuchs einem Däumling gleicht, doch mit Augen wie funkelnde Diamanten und einem wahrhaft märchenhaft blauſchwarzen langen Haar, das ſie in reizenden Flechten trägt, und die Herzogin von Amarillas wohnen gemeinſchaftlich in einem und demſelben Palais der Rue Saint-Honoré . . . Beide ſtehen im Vordergrund der pariſer Geſellſchaft . . . Cäſar von Montalto wird täglich mit der wilden Italienerin geſehen, die Furore macht . . . Ich höre, die franzöſiſche Regierung hat von Metternich Befehl erhalten, alle italieniſchen Flüchtlinge auszuweiſen . . . Herr von Montalto wird dann wahrſcheinlich mit ſeiner Mutter und der Fürſtin Rucca nach London kommen . . .

Düſtere Nacht legte ſich nach dieſer Mittheilung auf Armgart's Auge . . . Nun wußte ſie alles . . . Und doch ſollte ſie ihre Geiſteskraft zuſammennehmen, um aus London zu entfliehen . . . Denn bleiben konnte ſie nicht . . . Sie lebte in der großen Welt, ſie konnte, ſie mußte den Ankömmlingen begegnen . . . Sie mußte, vor dem Verlorenen entweichend, in die Heimat zurück . . . Nun erſt verſtand ſie gewiſſe Aeußerungen in den Briefen des Onkel Dechanten, verſtand, warum er ihr überhaupt ſo oft und ſo eingehend ſchrieb — Er wollte ſie zerſtreuen, vorbereiten auf die Entdeckung . . . O mein Gott! beteten

ihre zitternden Lippen, als sie nach diesen Briefen suchte ... „Wir Menschen", hieß es noch vor kurzem in einem derselben, „sind das Product unserer Verhältnisse ... Die Freiheit des Willens ist eine Illusion ... Die Tugend, auf die Spitze getrieben, wird Laster ... Dem Mann gehört die Welt und gewisse Dinge müssen ihm kaum bis an die Knöchel reichen ..." — — Das waren halbe Scherze, schienen nur Aeußerungen zu sein, um Frau von Gülpen zu necken oder den alten Windhack mit seinen auf dem Monde entdeckten vorurtheilslosen Sitten und Einrichtungen zu vertheidigen; aber — nun sah sie, ein wie bitterer Ernst ihnen zu Grunde lag —! Der Ernst, daß Benno durch den Einfluß seiner Mutter, durch die Rührung und Liebe für sie, endlich durch die Dankbarkeit für seine Retterin aus ihrem Lebensbuche gestrichen war ...

Es bestätigte sich, daß Fürst Ercolano Rucca Attaché in London wurde ... Sie schrieb nichts darüber nach Witoborn ... Ein klares Gefühl wurde ihr überhaupt nicht mehr zu Theil ... Auch nicht in den jeweiligen Anwandelungen des Hasses gerade gegen Benno's Mutter, die von andern Bekanntschaften, die in Paris waren, als eine hochmüthige Frau geschildert wurde ... Dem Haß auf den Vater konnte sie ihre Kinder opfern! sagte Armgart, nun den Verhältnissen immer vertrauter und den von der Mutter und vom Dechanten erhaltenen Aufklärungen folgend. Gott hat sie schon in Angiolinens Tod bestraft; sie wird auch noch Benno's Verderben sein! ... Cäsar von Montalto! ...

In Fieberhast flog Armgart nach Deutschland zurück ...

Sie überraſchte die Aeltern, die ihr Kommen nicht ahnten . . . Sie fand die ganze Verwirrung, die ſie erwarten durfte — den Vater mit Piſtolen bewaffnet . . . Das Beſitzthum verkauft; ein Anerbieten, ſich an einer großen Fabrik im Magdeburgiſchen zu betheiligen, war vom Vater für ſich und Hedemann angenommen worden . . . Sie wollten reiſen . . . Hedemann, ein Schatten gegen ſonſt, doch in der That von einer wunderbaren Durchgeiſtigung . . . Auch die Mutter gab ſich ſeltſam feierlich . . . Nur der Vater blieb, wie immer, ruhig, natürlich und entſchieden . . .

Die Gründe, warum Armgart ſo raſch und unvorbereitet aus London kam, lagen inſofern auf der Hand, als über die Ausweiſung der Flüchtlinge aus Frankreich genug in den Zeitungen geſprochen wurde und Marco Bianchi, Porzia's in London lebender Onkel, von einem Beſuch bei Cäſar von Montalto ſchrieb, dem er vor einigen Jahren den Rath zur ſchnellen Abreiſe aus Deutſchland verdankte . . . Doch wurde aus Schonung von alledem nur ausweichend geſprochen . . . Wie fühlte ſie aber dieſe Schonung! . . . Wie durchbohrte ſie die harmloſe Frage der in Eſchede der Welt entrückten Angelika Müller nach Benno, als ſie der ſeltſamſten Hochzeit beiwohnte, die je geſchloſſen wurde, der zwiſchen Püttmeyer und ſeiner alten Verehrerin! . . . Zwei in ſich vertrocknete Menſchen, die noch alle Stadien der Aufregung, ſogar der Eiferſucht durchmachten! . . . Frau von Sicking, Gräfin Münnich, Präſidentin von Wittekind, Benigna von Ubbelohde, alle drangen auf die Ehe Püttmeyer's, die doch erſt durch das Erringen des

Hegel'ſchen Lehrſtuhls hatte möglich werden ſollen; ſie erwirkten eine Beförderung des von Pfarrer Huber's harmonicaſpielender Tochter bedenklich Begeiſterten zum biſchöflichen Archivar in Witoborn und die Verſetzung Huber's ... Wie war Armgart, durch ihren dreijährigen Aufenthalt in London, allen dieſen kleinen Anſchauungen entrückt ... In ihrem Stifte war ſie nur einen Tag ... Nach Weſterhof durfte ſie der Mutter wegen auch nur ein einziges mal — ... Tante Benigna und Onkel Levinus umſchlangen ſie voll Inbrunſt und hätten jetzt alles darum gegeben, das ſonſt ſo viel geſcholtene Kind bei ſich zu behalten und ſchon fingen wieder die alten Entführungspläne an ... Da entſchied der Vater für den Ausweg, daß Armgart, die zwar nicht zu den Deutſchkatholiken übertreten, wol aber mit Freuden in die Gegenden der Elbe mitziehen wollte, wohin die Aeltern gingen, die Mühſeligkeit dieſer Irrfahrten nicht theilen, ſondern nach Kocher am Fall zum Onkel Dechanten, zur lange ſchon kränkelnden „Tante Gülpen", ziehen ſollte ...

Armgart erfüllte dies Gebot der Aeltern und zog nach Kocher am Fall ...

Hier war ſie denn des mit dem freudigſten Willkommen! ſie aufnehmenden Dechanten letzte und würdigſte „Nichte" ... Tante Gülpen hatte ſie nicht aus dem Wochenblatt verſchrieben, hatte ſie nicht auf fremde Empfehlung in die Dechanei geſchmuggelt ... Sie war in Wahrheit eine nahe Verwandte und gab der immer ſchroffer gewordenen Beurtheilung gegen den Dechanten keinen Anſtoß ... Franz von Aſſelyn erklärte, ſich auf ſeine letzten Lebenstage keiner ſolchen „Eroberung" mehr gewär-

tig geweſen zu ſein . . . In dieſer holden äußern Anmuth beſaß er alles, was ſeinem Auge, in Armgart's innerm Weſen, was ſeinem Herzen wohlthat . . . Da waren einige gute Elemente der Feuernatur Lucindens ohne die verheerenden Folgen derſelben; da war die ewig dienende Natur Angelika Müller's ohne deren trockene Regelmäßigkeit . . . Da hatte er eine der Seelen, von denen er ſagte: Die gehen in ſolche kleine Vögel über, wie ſie unter meinem Baum am Fenſter niſten! . . . Von Armgart's Seelenwanderung verſprach er ſich vorzugsweiſe den Beſuch ſeines Grabes, von dem er oft und gern ſprach . . . Er war gerüſtet, täglich hinabzuſteigen . . . Die Aufregungen der letzten Jahre waren für ihn zu mächtige geweſen . . . Seine heitere Laune kam ſchon ſeltener und währte nicht lange . . .

Während nun der Oberſt unter den mannichfachſten Bedrängniſſen in Deutſchland umirrte — in Magdeburg löſten ſich bald die angeknüpften Verhältniſſe — und ſich zuletzt, ermüdet durch die gänzlich durch den Proteſtantismus ſelbſt zerſtörte Hoffnung auf eine große geſchichtliche Bewegung der Geiſter, nach der Schweiz begeben hatte, verlebte Armgart noch einige Jahre in Kocher am Fall . . . Die Eindrücke hier waren nicht immer erhebend . . . War auch die Verbindung mit allen den ihr werthen und theuren Menſchen gerade durch die Dechanei die lebhafteſte, ſo erfolgten doch ſelten Mittheilungen, die eine wahre Freude verbreiten durften . . . Die ſchmerzlichſten von allen betrafen Benno . . . Sie waren ſo trüb, daß ſelbſt Thiebold nur einmal nach Kocher kam . . . Einmal hatte ſich Thiebold mit der ganzen Liebe und

Hingebung ſeines Gemüths, wenn auch wie immer als „närriſcher Kerl“ ſich einführend, einige Tage zum Gaſt der Dechanei gemacht, hatte, „über ſich, als Mann, faſt ſchamroth“, die Reiſe Armgart's, ihre vorgeſchrittene Bildung, die Sammlung ihres Charakters bewundert, hatte italieniſche Anekdoten, Reiſeabenteuer erzählt, von Rück berichtet, dem in Italien, andere ſagten im Orient Verſchollenen, hatte von Schnuphaſe, der eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe mit Stephan Lengenich und mehreren andern Erleuchteten bezweckte, erzählt — aber die Art, wie er von Benno's italieniſcher „Nationaliſirung“, von den Erlebniſſen in Rom, vom gegenwärtigen londoner Wirken und Treiben Benno's als eines „mit Gott und der Welt zerfallenen“ Sonderlings und Grillenfängers ſprach, überhaupt als von einem Menſchen, den man „nach dem allerdings bedauerlichen Ende der Gebrüder Vandiera“ gar nicht mehr wiedererkannte — alles das ſagte genug, um ſein einziges — das dann „etwas deutlich gegebenes“ Wort zu verſtehen: „Als wir ja damals für immer Abſchied nahmen in der weſterhofer Kapelle!“ . . . Armgart lächelte zuſtimmend, ſie verſtand, was Thiebold mit „für immer“ ſagen wollte . . . Thiebold war dann nach dem kocherer Beſuch gleich nach London gegangen, wo er oft monatelang verweilte . . . Von dem Luxus und den Extravaganzen Olympiens konnte ſein Bericht nicht genug erzählen . . . Drei Briefe von Olympien wurden ihm nach Kocher mit einem Carissimo nach dem andern nachgeſchickt . . .

Für Armgart gab es in Kocher Zerſtreuungen der in Wehmuth erbangenden Seele an ſich genug . . .

Darunter freilich auch die erschütterndsten ... Der Onkel wollte noch einmal vor seinem Ende nach seinem geliebten Wien, wohin ihn die Curatverhältnisse des Doms von Sanct-Zeno riefen — da starb an einer Erkältung Windhack ... Und als für das alte treue, gelehrte Factotum der Versuch mit einem neuen Diener gemacht werden sollte und der Dechant dabei blieb, reisen zu wollen, kam aus Wien die Nachricht, sein alter würdiger Gastfreund, Chorherr Grödner, wäre dem österreichischen Landesspleen erlegen und hätte sich erhängt ... Die Schrecken mehrten sich dem tieferschütterten Greise; Frau von Gülpen that des Nachts, wo sie schon sonst um jedes kleine Geräusch aufstehen konnte und nun nicht mehr den Lolo als Führer hatte und überall ihre Schwester, die Hauptmännin, und ihren Mörder, den Hammaker, sah, und dennoch das nächtliche Rumoren und Wandeln und Pochen an alle Thüren, ob sie auch gut verschlossen wären, nicht lassen konnte, einen unglücklichen Fall — woran sie starb ... Und wenige Monate darauf legte sich auch der Dechant und hauchte seine edle Seele in Armgart's Armen aus ...

Sein Testament hatte Franz von Asselyn schon lange geändert und sein ansehnliches Vermögen in drei Theile zerlegt, für Bonaventura, Benno und Armgart ... Benno, in einem Briefe Thiebold's, und Bonaventura, in directer Zuschrift an Armgart, verzichteten zu ihren Gunsten ... Armgart war nun ein vierundzwanzigjähriges wohlhabendes und mit einer auch von Heiligenkreuz sich mehrenden Rente ausgestattetes Stiftsfräulein ...

Alle diese erschütternden Vorgänge erlitten diejenigen

Unterbrechungen, die das Traurige haben — andere sagen das Gute —, das Leben selbst beim größten Schmerz immer noch erträglich und anziehend zu machen ... Die Sonne leuchtete auch so und die Blumen blühten auch so ... Für Armgart gesellte sich zu den Zerstreuungen der Dechanei, zu kleinen Reiseausflügen, zu Briefen von nah und fern und zu jenen Fortschritten der innern Bildung, die uns sogar selbst überraschen und erfreuen dürfen, die Steigerung des Interesses, das an ihrer Person genommen wurde ... Mancher Offizier mit dem flatternden Husarendolman ritt im Park der Dechanei täglich die Schule, um nur von ihren Fenstern aus beobachtet werden zu können; mancher junge Beamte interessirte sich für die alten Möpse und Papagaien der in Kocher lebenden Honoratioren, um nur auch bei ihren Kaffees zuweilen der interessanten jungen Stiftsdame zu begegnen ... Armgart blieb jugendlich wie ihre Mutter, wenn sie „im Geist auch schon eisgraue Haare" hatte und über die Rosenzeit des ersten Mädchenfrühlings hinweg war ... Sie gehörte dem Leben an, wo es sich nur regte, nicht um seine Freuden zu genießen, sondern um seine Räthsel zu belauschen und seine Aufgaben zu lösen ... Am liebsten wandelte sie mit dem Onkel, wie er in seinen letzten Tagen liebte, über den Friedhof ... Schon lange und seit dem Tode Windhack's und der Mutter Gülpen sagte der Onkel nicht mehr: „Der allein richtige Gattungstrieb des Menschen ist der, leben zu wollen; kommt der Tod, so ist er da und es kann ja auch einmal eintreffen, daß gerade unsereins den Beweis führt, daß das Sterbenmüssen seit Jahrtausenden

nur ein bloßes Verſehen der Aerzte geweſen! Die Wiſſenſchaften machen ſo außerordentliche Fortſchritte!“ . . . Dieſe Lebensfreudigkeit, ſonſt auch zu Benno und Bonaventura ausgeſprochen, hielt im letzten Jahre nicht mehr Stand . . . Er liebte die Gräber und las ihre Inſchriften . . . Aus jeder ihrer goldenen Lettern hörte er ſeine eigene Grabſchrift heraus, beſtellte ſich, wie er die ſeine haben wollte, und ſah im Geiſt die Leute an einer ſolchen Stelle eines kleinen Kreuzgangs hinter dem Sanct-Zeno ſtehen und leſen: „Hier ruht in Gott“ — Nun ſetzte er wol hinzu: „Der alte Narr, der —“ . . . Eine Selbſtkritik folgte . . . Alles das plauderte er im langſamen Gehen und beſtellte ſich in der Nähe des einſt ihn im Kreuzgang deckenden Steines Roſen und Vergißmeinnicht . . . Armgart erfreute ihn dabei durch Eines — durch jenes gründliche Eingehen auf ſeinen Tod und ſein Begräbniß — eine Tugend, die viel beſſer wirkt, als ein ewiges Weg- und Ausredenwollen des Sterbens . . . „Darin kann ich Karl V. ganz verſtehen, daß er ſich Probe begraben ließ!“ ſagte ſie . . .

Des Dechanten Hauptbeſchäftigungen im letzten Lebensjahr waren ſeine Briefe mit Cäſar von Montalto und Bonaventura . . . Armgart erfuhr wenig von ihrem Inhalt — aus den von Italien kommenden nur das, was Paula und Gräfin Erdmuthe betraf . . . Oft fuhren Onkel und Nichte zuſammen nach Sanct-Wolfgang, beſuchten das Pfarrhaus, auch das erbrochene, jetzt wohlerhaltene Grab des alten Meviſſen . . . Ja noch ein Studium nahm der Dechant in ſeinem letzten Lebensjahre vor, die italieniſche Sprache . . . Oft ſprach er von Bonaventura's Vater

„daß Reichthum dann ein Glück iſt, wenn man Maximen befolgt, als hätte man ihn nicht. Ich bin Herr meiner Wünſche, ich bin ſogar der Diener derſelben, ich kann ſie erfüllen. Allein ich nehme an, die äußern Dingen gehörten mir nicht, ich gebe ſie verloren und ziehe daraus zunächſt Ruhe und Seelenſtärke. Kann man glücklichrr ſein, als wenn man, wie ich, vermögend iſt und doch davon den Schein vermeidet? Ich ſtrebe nach der Ruhe der Weiſen. Was mich aufbringt, das verſchieb' ich auf eine andere Zeit. Das, wornach ich trachte, muß von Natur mein ſeyn: ſo kann ich es auch nur mit Zufriedenheit vermiſſen. Bei all' meinem Vorhaben rechn' ich auf Zufall und Hinderniß. Was uns unglücklich macht, iſt nur der Begriff, den wir von den Dingen haben. Auch geben die Dinge alle ihren Gang, ohne daß man ſie ändern kann. Die Meinung des Volks verachte ich. Was iſt der gute oder böſe Leumund? Ich kenne mich ſelbſt nicht einmal, wie werden es Andere! Ich ſtrebe nur darnach, mich zu ergründen. Was ſoll ich gegen die thun, welche keinen Trieb dazu haben können? Ich bin auch überall Sieger, wenn ich mich in keine Streitigkeiten einlaſſe. Ich gehe ungern zu Andern, weil ich damit aus meinem Vortheil herauskomme. Wer mich wünſcht, ſuche mich! Was ſoll ich auch fremde Klagen hören? Mögen ſie meinen Troſt oder mein Mitleiden in Anſpruch nehmen, ich höre nicht darauf, weil Klagen überhaupt unweiſe ſind. Freunde dürfen von mir verlangen, was ich von ihnen auch fordern würde; doch bedarf ich ihrer? Ich bedarf Ihrer nicht. Ich wähle meinen Umgang: denn Umgang ſteckt an. Nochmals, Verleumdungen, die mich treffen, glaub' ich dadurch am beſten zu widerlegen, daß ich ſie ſelbſt noch vergrößere u. ſ. w.“

und verſenkte ſich in deſſen Entwickelungsgang. Als Paula einmal ſchrieb, ſie lerne provençaliſch, die Sprache der Troubadours, rühmte der Dechant ſeinen „verſtorbenen", im Schnee des Sanct-Bernhard „ſo elend verkommenen" Bruder, der in ſeinem immer romantiſch geweſenen Jugendſinn auch dieſe Sprache ſich angeeignet hätte vom dritten Bruder Max, dem Offizier, dem Adoptivvater Benno's, der die Kenntniß derſelben aus dem ſüdlichen Frankreich und den Pyrenäen mitbrachte . . . Er las die Minneſänger und vergaß ſeine Acten! ſagte der Dechant träumeriſch von ſeinem Bruder Friedrich . . . Es war ein Thema, über das er in ein langes, ſeltſames Schweigen verfallen konnte . . . Ueber Benno's Urſprung wurde wenig geſprochen . . . Die Erinnerung an die falſche Trauung im Park von Altenkirchen war dem Greiſe zu unheimlich . . .

Kurz vor ſeinen letzten Stunden raffte der Greis noch den Reſt ſeiner Kraft zuſammen und ließ ſich über mancherlei in einem langen Briefe an den Erzbiſchof von Coni aus, den er ſchon theilweiſe Armgart dictiren mußte . . . An gewiſſen Stellen nahm er ſelbſt die Feder und ließ Armgart nicht leſen, was ſeine zitternde Hand geſchrieben . . . Er verbreitete ſich über alles, was noch in Bonaventura's Leben, nach ſeinem Wiſſen, unaufgelöſt und zu verklingen übrig blieb . . . Auch die Loſung: Fiat lux in perpetuis! wiederholte ſein entſchwebender Geiſt ſtill vor ſich hinmurmelnd . . . Armgart ſchrieb mit Erſtaunen und ſchon an Irrereden glaubend: Nun würde er dieſe Worte nicht mehr unter den Eichen von Caſtellungo, ſondern im Vorhof der Seligen hören; ſein

Huß- und Savonarola-Scheiterhaufen würde die läuternde Flamme des gelösten Weltenräthsels sein! Sollte Bonaventura noch einst, dictirte er, den Eremiten im Silaswalde sehen, so mög' er ihm sagen: Im Leichenhause des großen Sanct-Bernhard hätte auch er eine neue Offenbarung über Gott und die Welt gefunden — — Da besann sich der Greis und stockte . . . Er ließ sich die Feder in die Hand geben und versuchte selbst weiter zu schreiben . . . Die Hand versagte den Dienst . . . Armgart mußte noch den Brief vor seinen Augen verschließen und dann sorgsam siegeln . . .

Man senkte den Greis unter die kalten Steine des Kreuzganges, pflanzte aber um die Oeffnung des Bogens, der in den Friedhof führte, Rosen und Vergißmeinnicht . . .

Beda Hunnius, auf dem nun ganz von den Jesuiten eroberten Terrain, auch jenseits der Elbe, wieder zu Ehren gekommen, wurde sein Nachfolger . . . Zu seinem Kaplan machte sich dieser neue Dechant den in Lüttich erzogenen Schifferknaben von Lindenwerth, den Thuriferar von Drusenheim, Antonius Hilgers . . . Der Arme hatte die ganze Erziehung und Abrichtung erhalten, wie sie Rom für seine Priester beansprucht . . . Er war noch ärgerer Zelot als Müllenhoff . . .

In dem schweren Amt der Bestattung und der Uebernahme der Hinterlassenschaft fand Armgart Beistand und überwand alles voll muthiger Entschlossenheit, noch ehe ihr Vater zu ihrer Hülfe aus der Schweiz herbeigeeilt kam . . . Armgart hatte ganz Kocher zu Freunden . . . Ihre Maxime war, bei jedem, der „ihr etwas zu haben schien", still zu stehen und zu fragen: Ist etwas zwischen uns?

. . . Das konnte sie selbst dem hämischen Hunnius gegenüber, der mit ihr wie mit jeder „Nichte" der Dechanei gegen deren Bewohner zu conspiriren suchte . . . Sie erfreute ihn durch ihre Empfänglichkeit für seine geistliche Poesie ... Die „Dichterapotheke" von Weihrauch, Myrrhen, Narden, Aloë und ähnlichen Spezereien, die so stark aus seinen Versen „stank", wie der Onkel sagte, erinnerte sie doch noch immer an die Zeit ihrer ersten Jugend, wo sie den Rosenkranz mit seinen fünf schmerzhaften, fünf freuden- und fünf glorreichen Geheimnissen in alle Himmel ausgebreitet sah, die Sonne als Monstranz und die Seelen als beflügelte Kreuze dem großen Herzen Gottes mit der lodernd über ihm thronenden Flamme zufliegend . . . Die Zeiten dieser Anschauungen waren freilich auch bei ihr vorüber . . . Nur hielt sie an ihrer allgemeinen Stimmung fest und die blieb eine gebundene — schon um Paula's willen, die ihr in der Ferne wie eine leuchtende Glorie, ein Ziel der Sehnsucht und heißesten Wünsche verblieb . . .

Unter den Beileidbezeugenden erschien auch Löb Seligmann . . . Er war ja so engverbunden der Dechanei, so engverbunden auch den Geheimnissen von Westerhof, von Kloster Himmelpfort und Schloß Neuhof . . . Seitdem man allgemein wußte, daß Benno von Asselyn der Sproß einer ruchlos geschlossenen Ehe des Kronsyndikus war, hatte endlich auch Löb seine Miene vertraulicher Protection gegen den Dechanten gemildert . . . Diesem hatte er sich wirklich eines Tages ganz offenbart, als er gerade von Reisen zurückkehrte und auch voll Wehmuth Veilchen Igelsheimer auf den Friedhof

hatte tragen helfen . . . Sein Auge weinte . . . Die ſanfte Zimmerblume war an ihrer ſtillen Hektik dahin gegangen und hatte den rauhen Nathan von ihrem Huſten befreit, den ihre zarte Schonung, ſagte Löb, ſich nur des Nachts geſtattete! Am Tag, da hielt ſie jeder unter den lachenden Masken und bunten Schellenkappen für wohlauf und geſund . . . Bis zum letzten Augenblick hatte Veilchen zum „Carneval des Lebens“ geſcherzt — und ſelbſt noch im Tode waren ihre langen Locken ſo ſchwarz wie in ihrer Jugend geblieben, wo ſie in eben dieſem Park der Dechanei Spinoza kennen gelernt . . . Der Dechant, nicht wenig erſchreckend über Seligmann's befremdliche Beichte, ſagte damals zu ihm: Auch daran trag' ich ſchuld, daß Leo Perl dieſe beſcheidenen Mädchenträume nicht erfüllte! . . . Löb, durch und durch „Trauermarſch“ aus „Montecchi und Capuletti“, erzählte dem Dechanten mehreremale, in mannichfachen Variationen, was ihn das Schickſal in Schloß Neuhof belauſchen ließ . . . Er gab aber die Bürgſchaft ſeiner Discretion fürs ganze Leben und hatte gleich alles doppelt erzählt, gleich auch für die, vor denen er zu ſchweigen gelobte . . . Armgart wurde die beſondere Flamme Löb's . . . Wie oft auch beſuchte ſie die noch lebende „Haſen-Jette“ und hörte dort die Neuigkeiten — über ein ſeidenes Kleid, das Frau Treudchen Piter Kattendyk ſchickte, über die in Rom eine Gräfin gewordene „damalige Lucinde Schwarz“, von der auch Veilchen noch oft geſprochen hätte, über die Barone von Fuld, die den Seligmann zuweilen noch in Druſenheim ſahen, aber nicht mehr zum „Speiſen“ einluden, ohnehin, ſeitdem ſie die Rothſchilds ſtürzen wollten; vor allem aber die Ent-

zückungen der glücklichen Mutter über David, ihren Sohn ... David Lippſchütz war auf die Beine gekommen, hatte Schulen, hatte ſchon einige Jahre die Univerſität beſucht und war bereits ein berühmter Dichter ... David Lippſchütz und Percival Zickeles in Wien vertraten vorzugsweiſe diejenige neueſte lyriſche Schule, der es „die Loreley angethan" hat ... Allerdings koſtete dieſe Liebe zur Nixe des Rheins dem Onkel Seligmann viel Geld ... Monat für Monat gingen ſeine mit einem frommen „Jehova" beſchriebenen Zehnthalerſcheine (ein bekannter jüdiſcher Heck-, Vermehrungs- und Verluſtabwendungs-Segen) in die Ferne und ſuchten den David unter nordiſchen Tannen und ſüdlichen Palmen, tiefunten am Kyffhäuſer beim ſchlummernden Rothbart oder auch „dort oben auf luft'gen Höh'n, wo Adler die Neſter ſich bau'n", und ähnlichen halsbrechenden Adreſſen auf ... Dafür war aber auch David Lippſchütz mit Percival Zickeles der Träger der neueſten Romantik, blies mächtig des Knaben Wunderhorn in allen Zeitſchriften und ſorgte dafür, daß dem deutſchen Volk ſeine Nixen, Zwerge, Held Siegfried, ſein Ritter Tannhäuſer, vor allem aber die Anerkennung ſolcher Beſtrebungen nicht abhanden kam ... Ja Beda Hunnius ſogar blieb zuweilen auf dem Markt in Kocher am Fall ſtehen und fragte die ihm begegnende Haſen-Jette: Ja, iſt denn das da wirklich euer — es folgte ein intolerantes und liebloſes auf Reinlichkeit gehendes Eigenſchaftswort — euer David, der jetzt ſoviel die Nixe belauſcht, ſo ihr Goldhaar ſtrählt mit dem ſilbernen Kamm? ... Die Mutter, allerdings gedenkend, wie ungern ihr David ſonſt ſich kämmen ließ,

beſtätigte leuchtendes Auges die volle Identität ... Die reiche Frau Piter Kattendyk, weiland Treudchen Ley, erzählte ſie, hätte den David auch in Wien — Piter, noch im Bruch mit ſeiner Familie, war meiſt auf Reiſen — „zur Tafel gehabt" ... Eine ſolche Hannins'ſche Anrede wirkte dann unten im Ghetto von Kocher am Fall mit einem ſpät verklingenden Echo als belohnender Erſatz für all die Summen, die der Onkel auf die Länge nicht mehr ganz mit dem Humor in die grünen Fluten warf, mit dem er ſonſt beim Raſiren die Barcarole ſang: „Werft aus das Netz gar fein und leiſe" ...

Der brave Grützmacher war nach der Gegend von Jüterbogk zurückverſetzt worden und wohlbeſtallter Schleuſenmeiſter an einem jener Kanäle, die Elbe und Oder verbinden ... Und Major Schulzendorf hatte das eigenthümliche Loos gezogen, eine große Strafanſtalt für ſittliche Verwahrloſung zu dirigiren, die zu den Werken der „Innern Miſſion" gehörte, jener bekannten, hier offen, dort geheim wirkenden Bundesgenoſſenſchaft der Jeſuiten ... Einer ſeiner Söhne, der die Rechte ſtudirt hatte, war bereits bis zum Präſidenten eines Regierungsbezirks, als Nachfolger des Herrn von Wittekind-Neuhof, avancirt ... Dieſer kluge Mann hatte die Gewohnheit gehabt, auf Reiſen, ſelbſt an offner Table-d'hôte, vor der Suppe erſt die Hände zu falten und zu beten ... Dieſe Gewohnheit wurde in den maßgebenden Kreiſen bekannt und ſo wohl aufgenommen, daß man ihn in ſeiner Carrière einige Zwiſchenſtufen überſpringen ließ ...

Oberſt Hülleshoven nahm nach des Dechanten Tode ſeine Tochter mit nach der Schweiz, wo er und Hede-

mann, ſoweit letzterer noch konnte, ſich in induſtriellen Unternehmungen zu bewähren ſuchten und Monika jede Aufforderung ergriff, theilzunehmen an irgendeinem Werk der Geſinnung und der auch den Frauen geſtatteten öffentlichen Bewährung ... Sie hatten abwechſelnd in Baſel-Landſchaft, dann im Aargau, zuletzt am Genferſee gewohnt ... Der Oberſt leitete Ingenieurarbeiten für die ſchweizeriſche Armee; Hedemann bebaute mit Porzia's Hülfe das Feld; Monika reiſte viel; ſie hatte zuletzt eine große Vorliebe für Genf und die calviniſtiſchen Anſchauungen ... Daß ſie ſich das Denken durch eine immer weiter gehende Vertiefung in Chriſtus vereinfachen zu müſſen erklärte, war theils die Rückwirkung Hedemann's, theils der auch jetzt nicht nachlaſſende Trotz gegen Armgart ...

Der unruhige Sinn der Aeltern ging glücklicherweiſe im gleichen Takt; uneins mit der Welt und der Zeit, waren ſie doch einig mit ſich ... Sie kauften jetzt — in jener Haſt, die Monika eigen war — mit Armgart's bedeutendem Gelde ſofort eine herrliche Beſitzung, die Armgart gehörte, dicht am Genferſee ... Es war das Schloß Vex, das einem Patricier Berns gehört hatte — dicht in der Nähe jenes Waldes, wo ſich im Jahr 1689 von den aus ihren Thälern in Italien mit Feuer und Schwert vertriebenen Waldenſern 900 wieder ſammelten und unter Heinrich Arnaud's tapferer Führung jenen Heldenzug über den Genferſee, durch Savoyen hindurch und zurück in ihre heimatlichen Thäler unternahmen, eine Unternehmung, die nach dem Aufgebot zweier Truppencorps Ludwig's XIV. und Victor Amadeus' vollſtändig vom Siege gekrönt wurde ...

Als ſie das Schloß bezogen, entdeckte man freilich hundert Fehler und hätte es gern wieder veräußert ... Aber Armgart ſagte nun: Ihr reißt euch gleich das Bein ab, wenn euch der Schuh drückt! ... Sie drang darauf, das Schloß, den Park, die ſchönen Weinberge mit allem, was daran ſchadhaft war, zu behalten ... Dabei grenzte ſie ſich ihr Leben eigenthümlich ſtreng von dem der Aeltern ab ... Sie hatte ihre eigenen Zimmer, Freitags ihre eigene Mahlzeit, manchen Abend ſogar in ihrem Flügel Geſellſchaft für ſich und die Aeltern eine andere in dem ihrigen ... Der Ton war mild, oft innig ... Die Aeltern wußten, was im Innern ihres Kindes zu ſchonen war und woher ſie den Anlaß zu ihrem jetzt ſchon eigenthümlich gehaltenen, allmählich ſogar ſpröden und ablehnenden Weſen nahm ... Benno von Aſſelyn, überall anerkannt als Halbbruder Friedrichs von Wittekind und demgemäß mit Lebensgütern reich geſegnet, verweilte nach wie vor als Cäſar von Montalto in London — bei ihm die Mutter und die Fürſtin ...

Dieſe Exiſtenz währte einige Jahre, bis eine unerwartete Wiederbegegnung den ſchon mächtig hereinzubrechendrohenden Stillſtand und Abſchluß in Armgart's jungfräulichem Leben unterbrach und überhaupt die Schickſale der ganzen kleinen Colonie wieder in neue Bewegung brachte.

## 3.

Eines Winterabends herrſchte auf Schloß Bex eine große Aufregung . . .

Sie galt einer Karte, die man, heimkehrend von einer Thalfahrt an den See, auf dem großen grünverhangenen, von einer brennenden Ampel beſchienenen Tiſche des Eintrittsveſtibüls vorgefunden hatte, wo regelmäßig die Karten der inzwiſchen dageweſenen Beſucher niedergelegt wurden . . .

„Der Baron Wenzel von Terſchka" lautete die Aufſchrift . . .

Dazu ſein Wappen und die mit „p. f. v." bezeichnete Ecke eingebogen . . .

Terſchka! . . . rief Monika erſtaunt und reichte Armgart die Karte . . . Der lebt noch! . . .

Seit lange hatte man von ihm nur gehört, daß er nach Amerika gegangen war . . .

Armgart, die nun ſchon über die Mitte der Zwanzig gerückte ſchlanke, ſtattliche Herrin von Schloß Bex, ſchlug ihren Schleier auf, der ſie beim Heimfahren im offenen Wagen gegen die rauhe Winterluft geſchützt hatte, und

ſah, ſo erröthet ſie war, ſogleich erblaſſend auf die Karte, die in ihren Händen zitterte . . .

Erregt ergriff auch der Oberſt die Karte . . . Düſter drückte er die Augenbrauen zuſammen und wiederholte mehrmals:

Iſt der aus Amerika zurück! . . .

Armgart hatte den Abend für ſich allein ſein wollen . . . Es war der 28. Januar, der Tag der heiligen Paula . . . Sie hatte ihren Kalender, den ſie auf eigene Art einhielt . . . Schon freute ſie ſich auf die Wärme ihres Zimmers . . . Am Kamin wollte ſie ſitzen, ihren Thee für ſich allein nehmen, ihre alten Angedenken hervorſuchen und über den Montblanc hinweg ſo ſtark und lebhaft nach Caſtellungo und Coni, wo Paula mit ihrem Gatten in Bonaventura's unmittelbarer Nähe wohnte, hinüberdenken, daß Paula, dachte ſie, ſie ſehen müßte . . . Schon hatte ſie ſich ausgemalt, wie zu gleicher Zeit, während die Uhr über ihrem Sopha tickte, Paula den Brief las, den ſie ihr zu ihrem Namenstage geſchrieben . . . Vielleicht war der, wie man hörte, in viele Händel verwickelte Erzbiſchof bei ihr . . . Schwerlich die alte Gräfin . . . Aber gewiß alle Freunde und Verehrer, die einer ſo hochgeſtellten Dame, wie Paula, auch dort nicht fehlen konnten . . . Sie hatte in jenem Briefe von Sancta-Paula geſchrieben, jener römiſchen jungen Witwe, die ſich von ihren Kindern trennen konnte, um die Stätten Jeruſalems zu ſehen und mit Hülfe des heiligen Hieronymus über dem Grab Chriſti ein Kloſter zu bauen . . . Und um ſo lieber träumte ſie von jenem eigenthümlichen Verhältniß, in dem ihre Lieben dort lebten, als

In dieſer Art fuhr der Graf fort und wühlte damit Blaſedow's innerſte Eingeweide um. Die goldne Krone der epiktetiſchen Moral ſchien ſich ihm in einen Armenſünderſtrick zu verwandeln. Er ſah an dieſen Grundſätzen, daß ſie die Frucht der äußerſten Entbehrung geweſen ſeyn mußten, und ſtaunte über die Verwegenheit, aus dem Syſtem der gefühlvollſten Menſchenwürde ein Syſtem der unempfindlichſten Dickfälligkeit zu machen. Er dachte: Der Lehrer dieſer Grundſätze war ein unglücklicher Sklav, dem ein gemeiner Liebling Nero's das Schienbein zerſchlug. Wenn er die Menſchen verachtete, ſeinen Ruf und ſelbſt die Götter, wer kann ihn verdammen? Allein — „Herr Graf," fuhr er auf, „Sie ſcherzen mit einer Philoſophie, die unmöglich die Ihrige ſeyn kann, oder mit Tobianus, der Ihr nächſter und vielleicht gläubigſter Zuhörer iſt. Es gibt zwei Wege, zufrieden zu ſeyn: entweder man hat Alles und entſagt, oder man hat Nichts und gibt ſich zufrieden, weil man nichts vermißt." Blaſedow konnte unmöglich hinzufügen: „Sie werden in wenig Augenblicken von Herrn v. Lipmann aus dem Sattel Ihrer Maximen gehoben werden."

Der Graf haßte unſern Helden; allein jetzt mußt' er ihn wohl einer Antwort würdigen. „Wenn ich reicher bin, als daß ich Stoiker zu ſeyn brauchte," ſagte er, „warum ſollt' ich nicht die Grundlage meiner entſagenden Maximen von Epikur hernehmen?"

„Epikur hatte täglich einen Thaler zu verzehren," fiel Blaſedow ein und ſetzte durch die Anwendung dieſer bekannten Thatſache auf die nicht minder bekannte, daß der Graf nur auf eben ſo viel täglich angewieſen war, alle Anweſende in Erſtaunen. Dieſer wandte ſich auch ab von ihm

ſich vieles davon aus Paula's Briefen doch nur zwiſchen den Zeilen erſehen ließ und der immer und immer beſprochene endliche Beſuch des Thals von Caſtellungo ſeine Mislichkeiten bot . . . Ohne die Aeltern mochte ſie nicht gehen und mit ihnen hatte es der religiöſen Differenzen wegen ebenſo ſeine Schwierigkeiten, wie in Rückſicht auf den Vater, der mit Paula im magnetiſchen Rapport geſtanden hatte . . . Dieſe Zuſtände hatten in Italien abgenommen; aber Gräfin Erdmuthe, ſo ſehr ſie die Familie der Hülleshovens ſchätzte und liebte, ſchien eine verſtärkte Rückkehr derſelben zu befürchten, wenn ſich ihrer Schwiegertochter wieder die alten Elemente ihres Umgangs näherten . . . Die alte Gräfin trug ſchon ſchwer genug an Bonaventura, den ſie lieber ganz gemieden hätte, wäre nicht einſt ſein Eifer ſo muthvoll für ihren Eremiten aufgetreten . . . Die Reiſe über die Alpen war unter ſolchen Umſtänden nur ein Sehnſuchtsziel der Familie geblieben . . .

Dies ſtille Abendträumen mußte ſich Armgart nun verſagen . . . Denn mit dem Namen Terſchka zog Beunruhigung ins ganze Haus, Schrecken vorzugsweiſe in ihre eigene Seele . . . Ein eiſiger Winter war es wieder . . . Sie ſah ſich wie damals im froſterſtarrten Walde zwiſchen Weſterhof und ihrem Stifte, ſah an ihrer Seite den dämoniſchen Schmeichler, von dem ſie damals mit Recht geglaubt hatte, daß er die Mutter berückte . . . Ein Schauder ergriff ſie in Erinnerung an ihr Gelübde, an ihr Suchen der Gefahr, an ihre Hingebung an dieſen Mann ohne jede Spur der Neigung, an alles, was ſie um ihn verloren und freiwillig geopfert hatte . . . Wieder

in ihrer Nähe dieſer Schein der Harmloſigkeit, dieſe leichte zutrauliche Manier, die nichts begehren zu wollen ſchien und eben deshalb ſogleich alles beſaß? . . .

Vater und Mutter, die ſich mit politiſchen Dingen deshalb ausdrücklich nicht befaßten, weil ihrer religiöſen Richtung vorgeworfen wurde, daß ſie nur die maskirte Revolution wäre, hatten nichts mehr über Terſchka's Leben und Treiben vernommen . . . Nur das eine war ihnen zu Ohr gekommen, daß Terſchka in irgendeiner Weiſe, welche, wußten ſie nicht, ſogar mit dem Untergang der Brüder Bandiera in Verbindung ſtand, einem Ereigniß, an dem der Oberſt den ſchmerzlichſten Antheil nahm, da ihm in Amerika der Vater der Jünglinge bekannt geworden war und durch Thiebold auch deſſen an Benno aufgetragenen Grüße ihm ausgerichtet wurden . . . Noch hatte man vernommen, daß Terſchka in dem Augenblick London verließ, als Benno dort ankam . . . Eine große Geldſumme, die ihm ſpäter, als er wieder zurückgekehrt war, von Witoborn aus zugekommen ſein ſollte, mußte, glaubte man im engern Kreiſe des Oberſten, vom Präſidenten auf Neuhof herrühren, der mit ihm über die Enthüllungen der zweiten Heirath ſeines Vaters ſchon längere Zeit in näherer Verbindung ſtand . . . Dann war er nach Amerika gegangen . . .

Monika konnte nie wieder ganz das Bild jener wiener Zeiten bannen, wo Graf Hugo und Terſchka ſo heiter und ſorglos verkehrten, die alte Gräfin trotz erſter Abneigung gegen Terſchka für ihn ſchwärmte, ja ſie ſelbſt von ihm mit einer Leidenſchaft verehrt wurde, die ihr Herz in Unruhe, ihre Entſchlüſſe in Schwankungen

verſetzte ... Daß Terſchka, der ſchon immer und immer mit dem Uebertritt umging, wie Monika ſelbſt, die Hoffnungen auf ihre Gegenliebe damals, als er Armgart und deren förmliches Sich-ihm-anbieten, um die Mutter von ihm abzuziehen, kennen gelernt hatte, aufgab, ſchien ihr natürlich zu ſein; eine alte Theilnahme löſcht ſich im Frauengemüth nie aus; wo ſie einmal Partei genommen, ſind ihre Entſchuldigungen unerſchöpflich ...

Nur Armgart, die nun ſchon wieder ganz allein in ihrer Abneigung zu ſtehen fürchtete, ſagte: Er hat irgendeine Schuld auf ſeinem Gewiſſen! Dieſe jagt und verfolgt ihn! Dieſe treibt ihn vom Guten auf, wenn er das Schlechte eben verlaſſen hatte und das Gute lieben möchte! Dieſe macht ihn zum Werkzeug jedes energiſchen Willens, der ihm imponirt! ...

In ängſtlicher Spannung ſaßen ſie beim Thee; der Sturm mehrte ſich, manche Zweige an den ächzenden Pappeln, die in nächſter Nähe des Schloſſes ſtanden, brachen ... Jeden Augenblick, glaubte man, müßte die Glocke an der Eingangspforte gezogen und Terſchka's Rückkehr gemeldet werden ...

Es wurde neun, zehn Uhr ... Schon wollte man zur Ruhe gehen, da zog es an der Glocke ... Es war eine weibliche Stimme, die ſich hören ließ ... Porzia Hedemann kam noch ſo ſpät aus ihrem dem See näher gelegenen Häuschen ... Sie hatte ſich nicht überwinden können, ihren theuren Gönnern und Beſchützern noch von einem Beſuch des Barons von Terſchka zu erzählen ... Freude ſtrahlte aus ihrem Auge und ergänzte ihre gebrochene deutſche Rede ... Terſchka hatte in gewohnter

Weiſe die Spuren ſeines Erſcheinens ſogleich angenehm bezeichnet, hatte von Mitteln geſprochen, die unfehlbar die kranke Bruſt Hedemann's heilen müßten . . . Alle Zauber Amerikas breiteten ſich ſchon um ihn, als nun auch der Oberſt einräumte, die Indianer beſäßen Heilmittel, von denen ſich die Weisheit unſerer Aerzte nichts träumen ließe . . . So ſchwebte ſchon Terſchka, noch ehe man ihn wiederſah, in dem gewohnten Nimbus ſeiner Liebenswürdigkeit . . .

Am folgenden Tage erſchien er in der That . . .

Er war in Genf abgeſtiegen, kam in einem Einſpänner dahergeflogen, den er ſelbſt führte, und ſah in ſeinem ſchnurbeſetzten Pelzrock, von Wetter und Sturm geröthet, trotz ſeiner fünfzig Jahre, noch immer ganz ſtattlich aus . . . Die kleinen Formen des Siebenmonatkindes konnten eher, als plaſtiſcher ausgebildete, durch die Jahre zuſammengehen . . . Sein Auge hatte das alte lebhafte Feuer; ſein kurzgeſchnittenes Haar war, trotz der Beängſtigungen, die ſein Gemüth die Reihe von Jahren hindurch ſchon ausgeſtanden haben mochte, nur von einem leichten Hauch der Verwandlung in Grau überflogen . . . Mit einer Unbefangenheit gab er ſich, als ſetzte die Gegenwart die nur kurze Zeit unterbrochen geweſene und völlig ungeſtört gebliebene Vergangenheit fort . . .

Die befangenen Mienen des Oberſten klärten ſich auf, als Terſchka mit Begeiſterung von Amerika ſprach . . . Monika ſah in jeder Freude ihres Gatten ihre eigene und ſchürte dies Behagen . . . Vom frühern Jeſuiten, von der Umwandelung in einen Proteſtanten, vom Freunde der italieniſchen Emigranten konnte um

Armgart's willen nicht lange die Rede ſein . . . Dieſe noch unverheirathet zu finden, ſagte Terſchka, überraſchte ihn nicht, denn er hätte ſie und ihre Familie auch jenſeits des Oceans nicht aus dem Auge verloren . . . Sein Weſen blieb harmlos; nicht eine Miene verrieth: Du liebteſt einſt dieſe Mutter, deren Locken nun immer ſilberner geworden! Und wie nahe warſt du, auch die Tochter, dieſe immer noch blühende, ſchöne, reiche Herrin von Schloß Bex die Deine zu nennen! . . .

Hedemann wurde gerufen . . . Trotz ſeines „Sterbens in Chriſto" kam er neubelebt . . . Porzia war hoch in der Hoffnung und der Gedanke des Todes, ſonſt ein ihm ſo lieber und vertrauter, erfüllte ihn jetzt mit Trauer . . . Terſchka verſprach, ihn ſeines Mittels wegen zu beſuchen . . . Im Plaudern hatte er eine noch auffallend genaue Kenntniß aller Verhältniſſe und Perſonen, mit denen er ſonſt gelebt, verrathen und bedurfte darüber keines Unterrichts, den er eher noch ſelbſt ertheilen konnte . . . Ohne Schärfe ließ er zuweilen und wie zufällig eine Anſpielung auf den natürlichen Sohn des Kronſyndikus, Cäſar von Montalto, oder auf die Fürſtin Rucca fallen . . . Er übertrieb, bei Gelegenheit des Grafen Hugo, das Princip der Dankbarkeit, ſagte aber auch, in Anſpielung auf Benno's Dankbarkeit für ſeine Befreierin, die Fürſtin Olympia:

Meine Damen, als ich noch ein Jeſuit war, kam im Colleg zu Rom die Frage auf die Dankbarkeit . . . Wir trieben Moral nach allen möglichen Unterſcheidungen hin; aber von Dankbarkeit war wenig die Rede . . .

„Seid dankbar in allen Dingen, denn das iſt der

Wille Gottes in Chriſto Jeſu an euch!“ ſagte Hedemann und freute ſich der vorgeführten Bilder aus der alten Zeit Witoborns . . .

Das iſt aber die Dankbarkeit nicht, nahm die ſtreitſüchtige, ſchon außerordentlich angeregte und ein gewähltes Mittagsmahl anordnende Monika auf, die Terſchka meint . . . Sie wollte hören, wie es mit Terſchka's religiöſem Innern ſtand . . . Terſchka hatte vom Tode Ceccone's geſprochen, der wol auch die Urſache geweſen ſein mochte, ſagte er harmlos, daß ſeine Nichte ſeit Jahren nicht nach Rom zurückkehrte . . . Ebenſo lange war Ceccone todt — er war unter ſeltſamen Umſtänden geſtorben . . .

Auch der Oberſt achtete nicht darauf, daß ſich Armgart dem Fenſter zuwandte; er ſah nur und freute ſich deſſen, wie geheimnißvoll ſeine Frau für den Mittagstiſch ſorgte . . .

„Und ſeid gewurzelt und erbaut in ihm und ſeid feſt im Glauben, wie ihr gelehrt ſeid, und ſeid in demſelben reichlich dankbar!“ wiederholte Hedemann zum feſten Zeugniß, daß die Bibel die Jeſuitenlehrer beſchäme . . .

Die Mutter, während Armgart ſchwieg und am Fenſter auf den See und die im Violett ſtrahlenden Schneeberge Savoyens blickte, wollte heute gar nicht Hedemann's Partie nehmen und meinte, manches Verhältniß des modernen Lebens, manche Verpflichtung unſerer künſtlichen und unnatürlichen Verhältniſſe ließe ſich kaum aus der Bibel herleiten . . . In dieſen Gegenden, wo der Bibelglaube und die religiöſe Phraſe faſt an jedem Biſſen Brot, den man in den Mund nimmt, haftete, war Monika allerdings etwas weltlicher

geworden; aber auch die Erinnerung an die schönen Stunden, die sie in Wien verlebt, erregte sie . . .

Hedemann ließ die Meinung nicht aufkommen, daß die Schrift nicht die umfassendstverpflichtende Dankbarkeit anempföhle . . . David war dankbar gegen Abjathar, den Sohn Abimelech's, der für David gestorben . . . David war dankbar gegen Barsillai, den achtzigjährigen, den er mit nach Jerusalem in seine Burg nehmen wollte, weil er ihm früher in Noth gedient . . . David war dankbar dem Gedächtniß Jonathan's, des Sohnes Saul's, der ihm angehangen, und rief in alle Lande: Wo ist jemand übriggeblieben von dem Hause Saul's, daß ich Barmherzigkeit an ihm übe um Jonathan's willen?! . . .

Dennoch hielt Monika die Frage der Dankbarkeit in einem andern Sinne fest und sagte:

Die Dankbarkeit, die Terschka meint, heißt nicht das Erweisen von Wohlthaten an den, der auch uns Wohlthaten erwies, sondern die Unterordnung des eigenen Willens und Interesses unter den Willen und das Interesse eines andern für ein ganzes Leben lang — . . .

Eine Stille trat darauf ein . . . Terschka genoß ihre Wirkung und sagte, so hätte er sich allerdings dem Grafen Hugo hingegeben und ganz von ihm regieren lassen . . . Unsre Professoren auf dem Collegium, fuhr er fort, ließen wenigstens nicht mit offnen Worten, aber halt ziemlich deutlich keine Dankbarkeit gelten, die eine eigene Benachtheiligung voraussetzte . . . Den Vortheil, den sie auf alle Fälle gewahrt wissen wollten, nannten sie die eigene Vollkommenheit . . . Hatten wir nicht einen ganzen Tag Disputation über die Frage: Ist man ver-

pflichtet, hundert Zechinen einem Mörder auszuzahlen, der sich dafür erbot, einen Mord zu begehen? . . . Der erste Satz war natürlich: Solange der Mord nicht vollzogen ist, kann auch von Zahlung gar keine Rede sein . . .

Man lachte . . . Selbst Armgart mußte es . . .

War aber halt der Mord vollzogen, fuhr Terschka fort — wie dann, wenn der Anstifter in den Beichtstuhl kommt und, nachdem nun sein Vortheil bereits gewahrt ist, jetzt keine rechte Lust mehr bezeugt, die hundert Zechinen zu bezahlen? . . . Darüber waren die Meinungen der Theologen getheilt . . . Einige glaubten, daß das Geld, ob vor oder nach der That, wenn auch versprochen, unter keinerlei Umständen bezahlt zu werden brauchte . . .

Schändlich! rief Monika aufwallend . . . Selbst dem Mörder muß man die Treue halten . . .

Sie urtheilen, meine Gnädigste, fiel Terschka ein, grad' wie der heilige Liguori, der Stifter der Liguorianer, unser Schutzpatron, auch urtheilte . . . Rund und fest hat der Liguori erklärt: Die hundert Zechinen müssen dem Mörder unter allen Umständen bezahlt werden! . . .

Das beste Wort, das ich je von einem Jesuiten gehört habe! fiel die Mutter ein und setzte die Entwickelung ihrer Moral der Hochherzigkeit und des Edelmuthes fort, bis der Oberst von der Dankbarkeit hinzugefügt hatte, daß er Beispiele aus seinem eigenen Leben kenne, wo sie manche Charaktere vollständig aus ihrer Bahn gelenkt hätte, wo Menschen, einmal verpflichtet, nie wieder ihren freien Willen bekommen hätten, Offiziere, die das Opfer eines einmal unbedacht geschlosse-

nen Verhältniſſes ſogar mit ältern Damen geworden und elend untergegangen wären ... Da erſt verſtanden denn Monika und Hedemann die wechſelnde Geſichtsfarbe Armgart's und ſetzten das Geſpräch, deſſen Bezüglichkeiten ſie ſich jetzt auf Benno deuten konnten, nicht fort ...

Aber von Lucinden und einem ſeltſamen Zuſammenhang des überraſchenden Todes ihres Gönners, des Cardinals Ceccone, wußte nun Terſchka Dinge zu erzählen, die, wenn ſie auch fragmentariſch bleiben mußten, weil ſie für Armgart's Ohr nicht gemacht waren, doch die ganze Behaglichkeit verbreiteten, durch Terſchka wieder in einen Zuſammenhang mit der Welt zu kommen ... Armgart hörte aus dem Flüſtern nur, daß Graf Sarzana gleichfalls als Flüchtling in London und gleich in den erſten Wochen ſeiner Vermählung von ſeiner Frau getrennt lebte ...

Acht Tage verfloſſen und Terſchka war in dieſer und ähnlicher Art auf Schloß Ber die Hauptperſon geworden ... Die Mutter konnte ſchon ſagen: Was ſollte denn nun auch werden, wenn jedem Menſchen, der einmal ſtrauchelte, der Kainsfluch immer und ewig auf der Stirn gezeichnet bliebe! ... Warum gibt es denn keine großen Männer mehr? ... Weil die Keime dazu in unſerer Civiliſation falſch aufblühen und leider zuweilen eher in den Zuchthäuſern, als in den Walhallen reifen! ... Verpflanzt doch nur einmal unſern Herrn und Heiland in das Zeitalter der Gensdarmen! ... Würde Jeſus von Nazareth drei Jahre haben lehren und hin- und herwandeln können? ... Nicht drei Tage hätte ſein hochheiliges Lehramt gedauert ...

Von Lucinden, Gräfin Sarzana, hatte Terſchka, wie nun Armgart vertraulich von der Mutter erfuhr, erzählt, daß die Klügſte ihres Geſchlechts das Opfer einer Intrigue geworden war, die auch nur in Italien vorkommen konnte. . . Graf Sarzana war in der That ein Verſchworener des „jungen Italien", theils aus Ueberzeugung, theils aus Rache gegen Ceccone, der ſeit Jahren ſeine Familie entwürdigte und wahrhaft misbrauchte . . . Auch ihm wollte der Cardinal die Hand einer Frau geben, die nur ihm gehören ſollte . . . Hatte der Cardinal Berechtigung, von Lucinden ſolche Hoffnungen zu hegen oder nicht, der Gardiſt Sr. Heiligkeit ging wenigſtens ſcheinbar auf den Vertrag ein . . . Seine Rache wollte einen erlaubten Anlaß haben, Ceccone gelegentlich aus der Welt zu ſchaffen . . . Die Ehe wurde vollzogen; der gerade in Rom anweſende neuerhobene, glänzend gerechtfertigte, wie von unſichtbaren Armen geſchützte Erzbiſchof von Coni hatte früher Gräfin Paula nicht trauen können — aber Lucinde wollte dieſen Vorzug genießen und Terſchka hatte ſogar angedeutet, daß Lucinde Mittel beſäße, den Erzbiſchof zu allen möglichen Dingen zu zwingen . . . Kaum hatte das Sarzana'ſche Ehepaar jenen Palaſt bezogen, in dem früher die Herzogin von Amarillas wohnte, ſo verbreitete ſich ein Gerücht, der Cardinal hätte bei einem Abendbeſuch in dieſem Palaſt einen unglücklichen Fall gethan . . . Blutend fuhr er nach Hauſe . . . Wol ein Jahr hätte er ſich dann elend hingeſchleppt, hätte ſehen müſſen, wie Fefelotti ſeinen ihm immer mehr abgerungenen Einfluß gewann und wäre zuletzt ſtill vom Schauplatz verſchwunden und ſogar außerordentlich heilig

und fuhr in seinen Disputationen nur gegen die ihm zunächst Sitzenden fort. Blasedow aber sagte zur Gräfin: „Wohin sollt' es wohl mit der Menschheit kommen, wenn die Glücklichen und Begüterten sich einer solchen Empfindungslosigkeit hingäben, wie sie von Ihrem Gemahle als sein höchstes moralisches Gut dargestellt wird? Sollen nicht die Thränen der Unglücklichen und Bedürftigen, wenn sie das Bollwerk so schlechter Principien nicht fortschwemmen, nach und nach den Stein eines so harten Herzens aushöhlen? Wenn der Arme seinen Stolz darin findet, zu hungern, ohne gedemüthigt zu werden, soll ihn der Reiche in diesem Stolze bestärken und nicht vielmehr seinen Menschenhaß durch Gaben der Liebe und des Mitleids zu untergraben suchen?"

„Sie verkennen sein Herz," klagte Sidonie empfindlich und Herr Ritter versuchte, im Bewußtsein seiner klaren Gedanken, die des Grafen als unklar darzustellen. „Sie müssen, sprach er leise zu Blasedow, „den Dilettanten an Sr. Excellenz übersehen. Ich bin fest überzeugt, seine Philosophie ist keine andere, als die, welcher Goethe alle seine Schriften und sein ganzes Leben gewidmet hat. Der Graf scheint in seinem Leben viel von dem Zudrang der Massen belästigt gewesen zu sein und sich gegen das Lästigste, was uns im Umgang mit Andern nur begegnen kann, gegen Zumuthungen haben schützen wollen. Möchten wir doch alle Menschen darauf hinführen können, nichts vom andern zu begehren, als was dieser ihm freiwillig bietet! Das Lauern, Lungern und Erwarten von Andern ist eine der traurigsten Erfahrungen, die man im Leben machen kann. Wie gern, will der Graf sagen, möcht' ich Protector seyn; allein, gibt man der Annäherung eines nicht verwandten und auf unglei-

geſtorben . . . Bald aber nach jener Nachricht von dem „unglücklichen Fall“ wäre Graf Sarzana heimlich aus Rom entwichen, ſeine Gemahlin in ein Kloſter, das der „Lebendigbegrabenen“, gegangen, wohin ſchon einmal ein dunkler Vorfall aus dem Leben des Cardinals ſich der Welt entzogen hätte — . . . Jetzt wiſſe es alle Welt, hatte Terſchka erzählt, Graf Sarzana hätte ſeine Gemahlin in einer „Scene“ mit dem Cardinal überraſcht, die Thür geſprengt und auf friſcher That auf ihn den Degen gezückt . . . Der Stoß war nicht tödtlich und erſt nach einem Jahr erlag Ccccone den Folgen der Wunde . . . Gräfin Sarzana wäre ſeitdem noch gar nicht lange erſt wieder aus dem Kloſter ans Tageslicht gekommen . . .

Armgart wußte freilich aus Briefen, die aus dem Thal von Caſtellungo kamen, daß Gräfin Sarzana ſchon ſeit zwei Jahren in Genua lebte, ja ſogar in Coni erwartet wurde . . . Sie ſagte alſo: Alles das wird ſich auch wol noch anders verhalten! . . .

Ueberhaupt kannte Terſchka von den Verwickelungen im Leben der Nahebefreundeten Monika's und Ulrich's mehr, als dieſe in ihrem reinen Sinn hören mochten . . . Selbſt Lucinden ließ der Oberſt, der ſich ihrer wenig entſann und von der er nur hatte erzählen hören, das Urtheil angedeihen: Wir wiſſen nicht, ob die Menſchen, die ſie verurtheilen, recht haben oder nicht; aber für ſoviel Unglück, als auch gerade ihr beſchieden zu ſein ſcheint, könnte ſie jeden faſt dauern und ihre Erbitterung gegen die Welt gar nicht wunder nehmen . . .

An den in jener Gegend üblichen Erbauungsſtunden und religiöſen Verſammlungen, an den Streitigkeiten

über die Erbſünde und die Gnade nahm Terſchka, der nun eingebürgert blieb, ohne beſonderes Intereſſe theil . . . Geiſtige Bedürfniſſe lagen ihm überhaupt, wenn ſie Ernſt vorausſetzten, fern . . . Wenn von Paris, London und Wien die Rede war, ſeufzte er ſehnſuchtsvoll . . . Anfangs kehrte er immer wieder, wenn er Schloß Ber beſucht hatte, nach Genf zurück . . . Zuweilen kam von dort mit ihm Geſellſchaft, anfangs achtbare Perſönlichkeiten, die in einer mit Fremden überfüllten Stadt leicht gefunden ſind . . . Der einförmige Kreis des Landlebens im Winter erhielt durch ihn Belebung; ſogar mehr, als man wünſchen konnte . . . Es ſtellte ſich eben eine Toleranz gegen den Erzähler ſeiner Abenteuer und Reiſen wieder her, die alle Bedenklichkeiten des Vergangenen vergeſſen zu haben ſchien . . .

Nur Armgart blieb gegen den nur zu ſchnell wieder zu Gnaden Angenommenen kalt, vermied ihn, wo ſie konnte, blieb, wenn er nicht noch vor Nacht nach Genf heimkehrte, vorſichtig auf ihren Zimmern und lebte ihrer innern Welt, die ſie ſchon ſo früh verſtanden hatte zu ihrem Univerſum zu machen . . . Ein Kind, das mit einem aus Baumrinde geſchnittenen Schiffchen ſich ſtundenlang den Ocean träumen konnte, war ſie ſonſt; jetzt kannte ſie den großen Ocean des Lebens und ſuchte auf dieſem nur ihre kleinen Schiffchen . . .

Der Oberſt und Monika waren im Grunde doch nur Gemüthsmenſchen und entbehrten, ungeachtet ihrer ſteten Berufung auf den Verſtand, eines ſcharfen pſychologiſchen Blicks . . . Sie überſahen, daß es eine Verkommenheit im Menſchen gibt, die dem Kenner ſelbſt durch den

äußern Schein des größten Behagens hindurchschimmert, wie eine nur scheinbar gepflegte Toilette durch eine zerrissene Naht und ein nicht gehörig verstecktes Bändchen in ihren geheimen Schäden sich verräth . . . Eine solche im Sinken begriffene Natur lacht und scherzt dann und am Uebermaß des Widerhalls läßt sich erst erkennen, wie innerlich alles so hohl . . . Jedes Wort hört der scheinbar so unbefangen Sprechende dann gleichsam selbst zuerst; sein Gang ist berechnet; der Schatten, den er wirft, ängstigt ihn . . . Unruhig sucht er dann Haltpunkte und Anlehnungen . . . Sie sind aber ganz wie im Zufall und wie im Traum gewählt . . . Eine alabasterne Vase, ein Spiegel, um im Bilde zu bleiben, ist von dem Vorsichtigsten dann zertrümmert, er weiß nicht wie . . .

Für die sich ganz ebenso zeigende tiefinnere Verkommenheit Terschka's hatte Armgart einen klarsehenden Blick . . . Während der Unheimliche den Vater durch seine Ställe und seine Vorschläge für die Oekonomie fesselte, die Mutter durch hundert Aufträge, die von ihm für Genf übernommen wurden, Hedemann und Porzia durch Heiltränke, die in der That vorübergehende Linderungen verschafften, sah allein Armgart mit Schrecken, wie Terschka schon so im Zuge des Eingreifens in alle Verhältnisse auf Schloß Vex war, daß ihr bereits die Geldsummen verloren schienen, die ihm anvertraut wurden . . . Sie sah eine Lebendigkeit um sich her, die sie im höchsten Grade beunruhigte . . . Terschka's Genossen, jetzt größtentheils Franzosen von unheimlichen Manieren, gingen ab und zu . . . Schon wurden Jagdpartieen arrangirt . . . Oft war

die Tafel, ohne irgend eine Einladung, zwanzig Personen stark . . . Der Oberst liebte die Jagd und Monika unterstützte diese Neigung ohnehin, weil sie — sie sagte es scherzend — gutmachen wollte, daß der Anfang ihres früheren Zerwürfnisses mit ihm ein Lachen über die Fehlschüsse des eben Erheiratheten war . . . So ging es hinauf in die Schluchten der Berge, gerade wie um Witoborn her in die Wälder . . . Monika, der es an Gründen nie fehlte, wenn etwas Inconsequentes durch Gesetze der Nothwendigkeit entschuldigt werden sollte, fand diese Bewegungen dem Gatten zuträglich, sogend nur, daß Armgart von den Zumuthungen der Theilnahme verschont blieb . . . Wohl kannte sie Armgart's Erinnerung an jenen Tag, wo sie, todtbetrübt und die Mutter an Terschka gebunden glaubend, sich infolge ihres Gelübdes in die gräflich Münnich'sche Jagd stürzen konnte, um für die Erkorene Terschka's zu gelten . . .

Der Winter verstrich . . . Armgart saß nicht immer mit ihren Büchern im Zimmer . . . Sie unterstützte Hedemann und Porzia im Reinigen und Schwingen der Sämereien, stieg in die Keller und wahrte die Wurzelgewächse gegen üble Wirkung dumpfer und feuchter Luft, benutzte jeden sonnigen Tag, wo der Boden der großen Gemüsegärten sich auflockert, um die Aussaat solcher Pflanzen zu leiten, denen längeres Verweilen des Samens im Schoos der Erde nützt, ließ die Obstspaliere und manche freischwebende junge Pflanzung mit Stroh umhüllen, unterstützte gegen den Sturm, der oft aus dem Walliserland und vom großen Sanct-Bernhard her mit Ungestüm wehte, die jungen Obstbäume mit

kräftigen Stecken, ließ die Weinstöcke niederlegen und gerade wenn ihr Blumengarten dicht voll Schnee lag, säete sie die ersten Boten des Frühlings, Primeln und Aurikeln — ihr Same darf die Erde nur leise berühren, nicht in sie eindringen — ... Bei diesen Beschäftigungen, auch beim Pflegen der Hyacinthen, die in ihren Zimmern, wie ehemals bei Paula, die grünen Keime ansetzten, trug sie ihr seltsames Lebenslooß und gab, wie in einem spanischen Gedicht, das Bonaventura auf Westerhof einst ihr und Paula vorgelesen, „Des Gärtners Lohn" — auf die Frage:

„Herr, unter Steinen und Moosen
Was schöpfst du soviel aus dem Born?"

durch Blick, Rede und ganze Haltung die Antwort:

„Dir will ich benetzen die Rosen! —
Mir will ich benetzen den Dorn!"

Es war ein Nonnenleben ohne Klausur, das ihr Ideal zu werden schien ... Die Welt hüllte sich ihr in eine Trauer, die sie nicht deuten, ja in einen Schmerz, den sie kaum anerkennen mochte ... Sie wurde ablehnend und streng; vielen erschien sie kalt ...

Der Frühling war gekommen, die Hollunderbüsche blühten, die Kastanienbäume setzten ihre braunen Knospen an, der Leman braute jene durchsichtigen, sonnigen Nebel, die die wild aus den Bergen stürmende „Bise" nicht mehr zerriß ... Terschka wohnte nun schon oft wochenlang auf dem mit allen Reizen der Natur sich schmückenden Schloß Bex ... Zu andern Zeiten wieder überredete er den Obersten, mit ihm nach dem fremdenüberfüllten Genf zu gehen ... Wer das

Gefühl hat, mit gegebenen Zuſtänden in Bruch zu leben, ergreift gern die Gelegenheit, aus ſeiner Iſolirung herauszutreten und da ſich anzuſchließen, wo von den unbefangener Urtheilenden die langentbehrte Zuſtimmung nicht ausbleibt ... Dieſe reichen Patricierfamilien Genfs mit ihren ſtrengen calviniſtiſchen, aber in andern Dingen wieder republikaniſch unbefangenen Formen wurden eine Welt, in der ſich Monika ſorglos bewegen durfte ... Sie ſprach gut franzöſiſch, konnte mit den Profeſſoren der Univerſität Streitigkeiten führen, die für jeden Zuhörer genußreich waren, der Rath des Oberſten wurde in mancher technologiſchen und Ingenieurfrage begehrt, Terſchka war die Seele der auch in Genf vorhandenen ariſtokratiſchen Geſellſchaft ... Von den Flüchtlingen, den Polen, Italienern, Deutſchen, hielten ſich alle in Entfernung ...

Aber gerade von dieſer Seite aus gab es ſcharfe Augen und der geſchmeidige, lebensſchlaue Böhme, der überall nach Macht, Einfluß, Stellung trachtete, mußte erleben, daß ihm ſchon manches fehl ſchlug ... Bald hieß es ſogar auch hier: Er ſpielt eine falſche Rolle! Er hat ſie ſchon in London geſpielt! Sein Gewerbe kann nur das eines Spions ſein! Er correſpondirt mit Wien und Rom! ... War dem nun ſo oder nicht, Terſchka blieb jener Jeſuitenzögling, der zwar mit ſcheuer Vorſicht ſeinen Weg Schritt für Schritt macht, nie aus ſich ſelbſt heraus, ſondern immer nur aus den andern die Situationen ſeines Lebens entwickelt, niemals kann er recht ein Herr werden, immer nur Diener ... Durch ſein Dienen verpflichtet man ſich die Menſchen und zuweilen ſind die Menſchen edel und heben dafür den andern, der uns dient, wie

einſt mit ihm Graf Hugo gethan; jetzt aber hatte er zuletzt doch nur noch den Oberſten und Monika für ſich, hundert Zerwürfniſſe und Streitigkeiten ſchon gegen ſich ... Bereits hieß es beim Oberſten und Monika: Man müßte doch aus dieſer Gegend fort! Man müßte doch Bex verkaufen, ſo ſchön es auch wäre! Schon wegen — Hedemann's ſollte man in eine mildere Gegend ziehen! ...

Die Herrin von Schloß Bex hatte auch hier, trotz ihrer Schroffheit, Verehrer und Bewerber ... Angeſehene Namen aus Genfs Patricierfamilien, umwohnende Grundbeſitzer, Reiſende, wiederum auch mancher Engländer, huldigten Armgart mit oft maßloſem Eifer ... Die Mutter wünſchte die endliche Verheirathung; auch der Vater; ſchon deshalb, um den Schein aufzuheben, als beſtimmten ſie die Tochter ihres Vermögens halber unvermählt zu bleiben ... Alledem geberdete ſich Terſchka trotz ſeiner fünfzig Jahre eiferſüchtig, als ſcheute er mit der Jugend keinen Wettkampf ... Nicht daß er ſeine eigene Liebe zur Schau trug — wenigſtens warf er ein: Ich werde ſo lächerlich nicht ſein! — immer aber hatte er Gründe, die Bewerber zu verdächtigen und ſuchte Scenen herbeizuführen, die zuweilen ſo ausarteten, daß die Frauen, vor allem Armgart, wahrhaft darunter litten ... Conflicte gab es, wo man erſtaunen mußte, wie ein einziger Menſch, dem der wahre innere Halt des Charakters fehlt, dennoch einen ganzen Lebenskreis verwirren und beſchäftigen kann ... Zuletzt ſtanden auch endlich die Hülleshovens mit Terſchka ſo allein, daß ein Entweder-Oder ſich ihnen als unabweisbar aufdrängen mußte ... Terſchka, fünfzig Jahre alt, in Fällen, wo

ſein Benehmen Zeugen hatte, muthig und entſchloſſen, wo er allein war, hinterliſtig, feige ſogar oder doch nur ſchlau, konnte ſchon wieder die Hände vor die Augen legen, weinen wie ein Kind und ſein Lebensloos beklagen, ſodaß die Frauen entweder mit einſtimmen oder entfliehen mußten, um ſich nur dem magiſchen Einfluß eines Gauklers zu entziehen, der die beſonnenſten Menſchen bethörte, ſeine geſchworenſten Feinde irre machte und, das ſah man nun wohl, Armgart noch erobern wollte . . .

Terſchka hatte Schulden; der Oberſt konnte ihm nicht mehr helfen . . . Monika ſchmollte mit ihm tieferbittert, ſeitdem er, ganz nur wie zum Scherz, die Aeußerung hatte fallen laſſen, er würde, wenn Armgart es beföhle, in den Schoos der römiſchen Kirche zurückkehren . . . Armgart beſuchte zuweilen die Meſſe in einem zwei Meilen höher hinauf gelegenen katholiſchen Dorfe . . . Terſchka fing an, ſie dorthin zu begleiten . . . An der Kirchthür wartete er dann, bis ſie zurückkam . . . Wieder wurde ihr der Mann wie die Schlange, deren Athem den Vogel beſinnungslos macht . . . Sie ſtand ohnehin mit ihrem katholiſchen Gefühl hier allein und nun geſellte ſich dieſem, wie ſympathiſch ergriffen, Terſchka zu . . . Monika ſagte ihm ſeitdem, ſo oft er ſich auf dem Schloſſe ſehen ließ, mit dem Ton des gebietendſten Ernſtes: Terſchka, verlaſſen Sie uns endlich! . . . Der Oberſt erklärte in Güte: Terſchka, Ihre Rolle iſt hier ausgeſpielt! Reiſen Sie mit Gott! . . . In leiſem, gemüthlichem Ton konnte er dann ſeufzen: Ich gehe! . . . Er ging und kam wieder . . . Nur einen Augenblick

blieb er dann, ſchwieg und warf einen Blick des tiefſten Schmerzes auf Armgart ... Nicht lange währte es, ſo kniete er hinter ihr in der Meſſe des kleinen Kirchleins im Gebirge ... Armgart erhob ſich dann, ſprach nicht mit ihm beim Verlaſſen des Gottesdienſtes und wich ihm für den Heimweg aus, aber ſie ſammelte nur mühſam die Kraft dazu, wankte, wenn er ſich ihr näherte, ſuchte zu entfliehen und konnte nicht von der Stelle ... Alles, alles, als wär' er durch ſie und um ihretwillen im Begriff, wieder Katholik zu werden und als wär' er's ſchon längſt geworden, wenn er nur ſicher wüßte, ob er in dieſem Fall ſeines Prieſtergelübdes entbunden würde ... Er behauptete, deshalb in Genf alle Bibliotheken nachzuſchlagen ...

So überraſchte er Armgart einſt auf ihrem Zimmer ... Seine Jahre verwünſchend, nannte er die Empfindungen, die ihn beherrſchten, wahnſinnig, dennoch erklärend, gewiſſe Namen, die gerade damals als Armgart's Bewerber genannt wurden, tödten zu können; er drohte ſich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen und hoffte bei ſolchen Worten nur, durch Armgart's Erklärung, daß ſie ihn für jung, lebensberechtigt und ihrer endlichen Erhörung für vollkommen würdig hielte, aufgerichtet zu werden ... In wilder Haſt ergriff er ein an der Wand hängendes Crucifix, küßte es mit leidenſchaftlicher Inbrunſt und bat dem „heiligen Holze", wie er es nannte, mit lauter Stimme ab, was ſeither von ihm ruchlos am katholiſchen Glauben verbrochen worden ... Seinen Prieſterſtand würde er nicht zu erneuern brauchen, ſagte er — weil er ihn ja ewig geſchändet hätte ... Alles das kam

mit einer Wahrheit von ſeinen Lippen, als machte er im Al-Geſù eine jener rhetoriſchen Uebungen durch, wo ſich ein Sprecher in einer von ihm geſchilderten Situation ganz wie ein Schauſpieler verlieren muß . . .

Armgart ſtand am Fenſter und zitterte . . . Terſchka ſprach, als wäre ſie nicht anweſend . . . Laut recitirte er eine Litanei an die allerſeligſte Jungfrau . . . Er kniete nieder, um ſein Gelübde auszuſprechen, in den Schoos der von ihm verlaſſenen Kirche zurückzukehren, auch wenn ihm, dem Leviten, nie wieder Vergebung zu Theil werden würde . . . Engel würden dann für ihn die Hände erheben und vielleicht im Jenſeits eine beſonders begnadete Seele ihn rettend in ihren Schoos nehmen . . .

Ohne Zweifel erwartete Terſchka, daß Armgart ihn emporziehen, irgend mit ihm einen Ausweg aus dem Labyrinth ſeiner Verhältniſſe bereden würde . . . Aber ſo ſehr ſich in ihr die alten Stimmungen des Selbſtopfers, die Seligkeiten des gebundenen Willens regten, die Jugendzeit mit ihren Schwärmereien war vorüber . . . Mit einem verachtenden Ausdruck ihrer Augen, der den unverkennbarſten ewigen Bruch zwiſchen ihr und Terſchka verrieth, rief ſie: Nein! Nein! Nein! ließ ihn auf dem Teppich vor ihrem kleinen Hausaltar liegen und entfloh aus dem Zimmer . . .

Da begegnete ihr der Vater, ſah ihre Aufregung, traf Terſchka, noch mit dem Crucifix, das er unaufhörlich küßte, in der Hand, ſchleuderte ihm einige Verwünſchungen zu und wies ihm die Thür . . .

Terſchka erhob ſich von der Erde, auf der er gekniet hatte, ſchwankte eine Weile, taumelte unentſchloſſen, maß den

cher Stufe mit uns ſtehenden Menſchen erſt einen Finger hin, ſo wird er uns bald die ganze Hand ausreißen. Die Großen ſind gezwungen, ſich abzuſchließen, weil ſie ſonſt bald Jedermann in Anſpruch nehmen würde. Der Graf möchte Viele, denen er begegnet und die der Hülfe wohl bedürftig ſind, protegiren; allein warum ihn zwingen und anreden und in Verlegenheit ſetzen, da nicht immer Ort und Stunde glücklich gewählt ſind! Sehen Sie, dies ſcheint mir die eigentliche Grundlage deſſen zu ſein, was der Graf mit dem originellen Inſtinkte eines philoſophiſchen Laien über die philoſophiſche Moral ſagen will! Es macht ſeinem Herzen alle Ehre, daß er das, was zunächſt nur als vornehme Entfernung und Abweiſung auftreten ſollte, aus einem höhern Principe herleitet und auf die courante Wahrheit begründet: Was du nicht willſt, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht!"

Die Gräfin begleitete dieſe von ihr wohlverſtandenen Worte des Erziehers ihrer Kinder mit einem Blicke, der über die ganze Oberfläche der Geſellſchaft wie der Strahl der aufgehenden Sonne hingleitete. Blaſedow wurde in der That davon geblendet und nahm, was ihm Sidonie an trockenem Zwieback darbot, mit einer gewiſſen unterwürfigen Scheu hin. Im Innern ſeines Herzens aber ſungen die weißen Birken ſeiner Natürlichkeit und ſeiner von der Freiheit des Waldes gewiegten Seele zu weinen an, ſo daß er die Zweige hängen ließ und in unhörbaren Lauten alſo zu ſich flüſterte: „Ach, nicht die Vorurtheile, die Stände und der Bettelſtolz betrüben mich, ſondern nur die Ideen, welchen ſich unſre Jungen hingeben, und die gleißenden Worte, mit denen ſie ſich aufzuputzen wiſſen. Auf der Stirne der Unmündigen ſchon furchen ſich Reflexionen ein. Sie reden weiſer als die Weiſen, ſie machen

Oberſten, halb als ob er an ſeinem Halſe ſich ausweinen, halb — als ob er ihn tödten wollte ... Und als dieſer wiederholt rief: Sie ſind ein unverbeſſerlicher Abenteurer! Man weiß alles von Ihnen! Sie ſind unter Räubern erzogen, Sie ſind ein Kunſtreiter — noch haben Sie nicht aufgehört den Jeſuiten zu dienen! Die Brüder Bandiera ſind durch Sie verrathen worden — durch einen gewiſſen Jan Picard — ha, kennen Sie den Namen —? — da erblaßte Terſchka, erhob ſich lautlos und verſchwand — ...

Allgemein glaubte man, er ſäße in Genf im Schuldgefängniß ... Seine Sucht, ſich in den vornehmſten Kreiſen zu bewegen, Cavalier zu ſein, Matador der Geſellſchaft, hatte ihn in nicht endende Verlegenheiten geſtürzt ... Nach und nach aber verbreiteten ſich Gerüchte, er wäre in den Canton Freiburg gegangen und hätte ſich dort reuig in das dortige, damals allgewaltige Collegium der Jeſuiten zurückbegeben ... Die Strafen, die ihn in dieſem Fall dort erwarteten, mußten, wenn er nicht ſchon früher Verzeihung gefunden, furchtbare ſein — deshalb wurde auch von andern die Möglichkeit eines ſo gewagten Entſchluſſes bezweifelt ...

Auf Schloß Bex ſtellte ſich der Friede wieder her und die Gegenſätze verſöhnten ſich in der einſtimmigen Verwerfung eines ſittlich Haltungsloſen, an den man vergebens Milde, Langmuth, Wohlthaten verſchwendet hätte ... Die Schulden, die Terſchka beim Oberſten nicht getilgt hatte, konnten als Vorwand dienen, in Freiburg nach ihm Erkundigungen einzuziehen ... Man gab dort eine kaltausweichende Antwort ... Der Uebermuth der im Steigen begriffenen klerikalen Partei hatte gerade damals,

in der von Bürgerkämpfen zerriſſenen Schweiz, den höchſten Grad erreicht . . .

Aber nur noch eine kurze Weile und es ſchlug die Stunde einer großen Bewegung . . .

Jener dreifachgekrönte arme leidende Mann mit dem tücherumwundenen Antlitz auf dem apoſtoliſchen Stuhl hatte ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht, wie ihn die Stellvertreter Chriſti aushauchen — einſam, verlaſſen, in den ſchauerlich öden Marmorſälen des Vaticans ein dem Reiz nach Neuem allzulang verweilender Gaſt . . . Draußen eine unruhige, großer Umänderungen harrende Menge, die die neue Beſcherung, das beginnende Conclave und den Namen und die Perſon eines neuen Trägers der Himmelsſchlüſſel erwartet . . . Der Sterbende iſt dann nur noch eine leere Hülſe . . . Nur noch einige geringe Würdenträger bleiben bei ihm, die auf den Augenblick harren, wo ihnen gewiſſe Functionen für den Todesfall der Päpſte vorgeſchrieben ſind, das Zerbrechen der Siegel, das Aufbewahren des Fiſcherrings, das Läutenlaſſen einer kleinen ſilbernen Glocke der Peterskirche . . . Ertönt dieſe geheimnißvolle Glocke, dann müſſen alle Gerichte aufhören, alle Glocken Roms fallen mit ſchauerlichem Geläute ein; auf allen Tribunalen wird die Feder ausgeſpritzt und nicht die Trauer, ſondern — die Freude beginnt . . . Armer Stellvertreter des Gottesſohns! . . . Nun verlaſſen dich die Deinen, die ſonſt vor dir knieten! . . . Nun eilen ſie ſich, ihre geſammelten Schätze in Sicherheit zu bringen . . . Nun ſchleichen ſie ſchon von deinem Sterbebett, noch ehe du erkaltet biſt! . . Noch einmal taſtet dein erſtarrter Arm nach einem Glockenzug, du

jammerſt um einen Labetrunk Waſſers und niemand will kommen, dir deine verſchmachtenden Lippen zu benetzen! . . . Wo ſind ſie, die Köche, die Haushofmeiſter, die Frauen deines Barbiers, des Allgewaltigen, den du zum Camerlengo erhoben hatteſt? . . . Sie ſind beim Packen ihrer Papiere, bergen ihr Gold, ihr Silber . . . Sowie das Auge ihres Herrn gebrochen iſt, verweiſt ſie die jahrtauſendjährige Regel ſofort aus dem Bereich der neuzulüftenden und friſch zu reinigenden Gemächer des Nachfolgers . . . Das iſt der Brauch, der nach Rom von Byzanz herübergekommen zu ſein ſcheint — Im Orient iſt der Tod das Geſetz, das ſich auch auf die Umgebungen eines ſterbenden Sultans erſtreckt . . . Sogar ſeinem Arzt ſieht der ſterbende Herr der Kirche an, daß ihn der Unmuth drückt um den Verluſt ſeiner Stelle — dieſe alten Cardinäle haben ſeit Jahren ſchon ihr Leben auf eigene Art eingerichtet und nichts verpflichtet ſie, das Privatleben ihres Vorgängers fortzuſetzen oder zu ehren . . . Nicht die jugendliche Sorgloſigkeit eines geborenen Erben nimmt Beſitz vom Throne, nicht die Pietät eines Verwandten, eines Bruders für einen Bruder, eines Neffen für ſeinen Onkel, ſondern ein fremder Greis folgt einem fremden Greiſe, die langjährige Verwöhnung eines Hageſtolzen und die vollkommen ſchon hartnäckig eingewurzelte Lebensart eines Cardinals den Gewohnheiten und Launen eines dahingegangenen andern . . .

Neun Tage währt dann äußerlich Klage und Trauer, aber im Stillen läuft und flüſtert die Neugier und Intrigue von Haus zu Haus . . . Wer wird der Nachfolger ſein! . . . Couriere kommen und gehen, die

Diplomatie hält Beſprechungen, Parteien bilden ſich, Stimmen werden gezählt, die Frauen werben und ſtiften Verſöhnungen, alte Cardinäle vergeſſen, daß die Aerzte ſie längſt aufgaben, ſie werden jung, haben keine Gicht und keine Waſſerſucht mehr, die Frivolen werden fromm, die Frommen weltlich — ... Welche Gedanken würden ſichtbar werden, wenn dieſen Cardinälen (ſiebzig ſollen es ſein — nach der Zahl der Aelteſten der Stämme Iſraels), die im Sanct-Peter die Meſſe um Erlangung des Heiligen Geiſtes für die Neuwahl hören, die Decke der demüthig geſenkten Häupter gelüftet würde! ... Nun ziehen ſie feierlich in den Quirinal und finden da die wunderlichſten Holzverſchläge für ſich hergerichtet ... Schon haben tagelang die Maurer alle Thore des Palaſtes außer einem einzigen vermauert, ſchon ſind mindeſtens zweihundert Fenſter in ihren Fugen mit Kalk und Mörtel verſtrichen ... Die vierzig oder funfzig anweſenden Wähler leben ohne friſche Luft, wie ebenſo viel Mönche, und ſo lange abgeſperrt von der Welt, bis der Geiſt der Erleuchtung zum Siege, zur richtigen Stimmenzahl geholfen hat ... Sie leben in ſchnellgezimmerten, auf die langen Corridore verpflanzten Zellen, die ausſehen, wie Meßbuden ... Jede hat ein kleines Fenſter auf den Corridor ... Die unbequeme Lage iſt peinlich und unterſtützt die Neigung, einig zu werden ... Haß und Abneigung ſchwinden mit dem Druck der Entbehrungen ... Fefelotti's Pracht- und Bequemlichkeitsliebe, eingeſperrt in einen ſolchen weihnachtlichen Hirtenſtall! Fefelotti ohne die Hülfsmittel — nur allein ſeiner Toilette! ... Der einzige Cardinal Vincente Ambroſi und einige Ordensgenerale mochten

wenig den Unterſchied von ihrer gewohnten Lebensweiſe ſpüren . . .

An dem Hauptthor, gegenüber den Roſſen des Monte-Cavallo, ſind vier Oeffnungen mit Drehrädern angebracht, durch welche die Speiſen eingeſchoben werden . . . Die Maſſen des Tag und Nacht ringslagernden Volkes ſehen es wohl — Fefelotti entbehrt kein einziges ſeiner Leibgerichte; die verdeckte Tragbahre verbreitet den köſtlichſten Duft . . . Aber der ſeither Allmächtige muß ſich gefallen laſſen, daß ein mit der polizeilichen Controle des Conclaves ſeit Jahrhunderten betrauter Fürſt Chigi jede Paſtete mit eigener Hand aufſchneidet und ſich überzeugt, ob ſie im Füllſel nichts Geſchriebenes enthält, keinen Brief vom Staatskanzler des Kaiſers von Oeſterreich, keine Mahnung aus Frankreich oder Spanien, kein Billet einer Verehrerin, die auf dem Corſo Francesco angſtklopfenden Herzens wohnt und Mittel und Wege ſucht, mit den heiligen Holzverſchlägen in Verbindung zu bleiben und die Stimmen zu addiren, ja von außen her den Cardinalbiſchof von Oſtia mit dem Cardinalgeneral der Kapuziner, den Cardinaldiakon der Santa-Maria in Via Lata mit dem Cardinalprieſter von Santa-Maria della Pace zu verſöhnen . . . Hülfe, Hülfe — durch die fremden, noch nicht angekommenen Cardinäle! ſchrieb Fefelotti in einer mit der Gräfin Sarzana verabredeten Chiffreſchrift, die aus Compotkirſchkernen, Geflügelknöchelchen und andern Reſten ſeiner Mahlzeit beſtand . . . Die Antworten ertheilte ihm die Gräfin und manche andere ſeiner Angehörigen unter der Etikette jener Weine, die ihm nicht vorenthalten werden durften . . .

Fürſt Chigi betrachtete jede Flaſche am Lichte, ob ſich nicht im Burgunder vielleicht unterm Kork ein verdächtiges Telegramm befand — die Etiketten abzureißen unterließ ſein Mitleid mit einem Manne, der nicht einerlei Wein genießen konnte und ohne Etikette vielleicht die Sorten verwechſelte — . . .

Anfänglich hatte der gottſelige, heiligſtrenge Sinn des Hüters der Katakomben und Reliquien, des Cardinals Vincente Ambroſi, des geheimnißvollen Flüchtlings vor dem Eremiten von Caſtellungo, des Beichtvaters der kleinen Olympia Maldachini, des Gefangenen im Kerker des heiligen Bartholomäus von Saluzzo und des dem Erzbiſchof von Coni ſeit ſieben Jahren innigſtverbundenen Freundes die allermeiſten Hoffnungen . . . Aber eigenthümlich, wie ſelbſt die Frommſten und Trefflichſten unter den heiligen Wählern nicht ganz der Meinung leben, daß der zu Wählende ein durchgreifender Reformator ſein müſſe . . . Man wollte denen, die nur einen politiſchen Kopf, einen Lenker des Kirchenſtaats, einen Politiker im Geiſt der Cabinete Neapels und Modenas begehrten, ebenſo wenig das Feld räumen, wie einer kleinen Anzahl, die überzeugt war, es müßte ein Freund der neuen politiſchen Ideen, der Hoffnungen Italiens gewählt werden . . . Die Verwirrung wurde die größte . . . Darin aber waren alle, jetzt wie immer, einig, daß der Stellvertreter Chriſti ein Mittelweſen zwiſchen Hart und Weich, zwiſchen Strenge und Milde ſein müßte — Nicht zu heilig und nicht zu weltlich —! Nil humani a me alienum! die Loſung . . . Feſelotti täuſchte ſich indeſſen gründlich . . . Bei jedem Scrutinium ſchmolz ſeine

Stimmenzahl . . . Auf die beſten Freunde war kein Verlaß mehr . . . Fefelotti legte ſich ins Bett, um durch Abweſenheit zu ſchrecken; dann, als dies Mittel fehl ſchlug, erklärte er ſich für in Wahrheit krank, ſo krank, daß man ihn nach Hauſe tragen ſollte — nach der Praxis früherer Wahlen war das eine erwägenswerthe Empfehlung — denn um ſo ſchneller machte er einem Nachfolger Platz . . . Vergebens — Die Cardinäle lachten — Fefelotti regierte draußen die katholiſche Chriſtenheit, aber nicht mehr fünf Stimmen im Conclave und er bedurfte zwei Drittel aller Stimmen! . . .

Seit ſieben Jahren war Cardinal Vincente Ambroſi aus ſeiner früher im Mönchsgewand ſo paſſiven Rolle mit überraſchender Energie herausgetreten . . . Er hatte die Hoffnungen aller ſeiner Protectoren getäuſcht . . . Schon vor ſieben Jahren hatte der junge Cardinal mit Entſchiedenheit Bonaventura's Partei genommen und dieſem kurz vor Lucindens Einſegnung in der Apoſtelkirche mit unverhohlener Freude die Botſchaft einer Genugthuung gebracht, die ihm der Heilige Vater mit Einſetzung auf Fefelotti's verlaſſenen Hirtenſitz ſchenkte . . . Ambroſi, nun ſchon graulockig, aber immer noch der „Ganymed unter den Cardinälen" genannt, trat bei allen Gelegenheiten hervor, wo irgendein Misbrauch abgeſtellt oder wenigſtens öffentlich gerügt wurde . . . Er ſowol wie der Erzbiſchof von Coni, dann ein neuer General der Dominicaner, auch der General der Theatiner und mehre erſte Pfarrer Roms, galten für muthige Kämpfer gegen die Herrſchaft der Jeſuiten . . . Nachdem noch ſelbſt Cardinal Ceccone gegen ſie geſtritten hatte, war mit Fefelotti Schule, Haus,

Kirche, dieſſeitiges und jenſeitiges Leben dem Al-Geſù gebunden in die Hände gegeben worden . . . Man trug zwar ruhig, man beugte ſich dem Joch Feſelotti's, das ſchwerer noch drückte, als das Ceccone's; im Conclave aber hörte plötzlich alle Verſtellung auf . . . Da zitterten die Mächtigen, da erhoben ſich die Schwachen . . . Nehmt Ambroſi oder — mich! donnerte der lange weißbärtige, kahlköpfige General der Kapuziner, ein mit kauſtiſchem Witz begabter Greis . . . Sich ſelbſt zu empfehlen, ſeine eigenen Tugenden zu preiſen iſt im Conclave durchaus erlaubt . . . Das wispert dann nachts auf den langen Corridoren . . . Da ſchleichen die ſchlafloſen Greiſe von Thür zu Thür; da wird geflüſtert und hoch und theuer geſchworen und Vortheile werden verſprochen und die Stimmen ſchon für künftige Aemter und Einnahmen ver- und erkauft . . . Ambroſi hatte bereits zwanzig Stimmen und bot ſie dem General der Kapuziner . . . Darüber gerieth das Conclave in Entſetzen . . . Der? hieß es. Ein neuer Sixtus V., der Rädern und Köpfen zur Tagesordnung macht! Nimmermehr! ſcholl es durch die Bretterwände und verdrießlich legte ſich nun auch dieſer Alte ins Bett und brummte: Wählt wen ihr wollt! . . . Als er ſich bald in ſein Schickſal gefunden hatte, pochte der General der Dominicaner, der die Jeſuiten über alles haßte, an ſeine Thür und bat: Bruder, wollt Ihr denn das Feld verlaſſen? Wählen wir doch wenigſtens einen, der uns vom Al-Geſù befreit! . . . Der alte Kapuziner erwiderte: Ihr ſeht ja, wie ſie ihm alle verkauft ſind! Aber ihr habt Recht! Wollen wir nicht ganz erliegen, ſchlagt eine Tabula rasa vor, einen

Menſchen, von dem bisher nichts geſprochen wurde! Einen Menſchen, der unter uns iſt und den Niemand kennt! Geht alle Namen durch und von wem ihr nicht wißt, ob er Jeſuit oder Carbonaro oder Theologe oder Heide iſt, den ruft durch Inſpiration aus! . . . Das Ausrufen durch Inſpiration iſt eine eigenthümliche Wahlmethode; mitten im Debattiren, Beten, Singen ſpringt plötzlich ein Inſpirirter auf und ruft: N. N. ſoll es ſein! . . . Dieſe an Luft, Bewegung, ihre häusliche Ordnung gewöhnten Greiſe ſind durch ihr gefangenes Beiſammenleben und die ſtete Spannung dann ſo nervenerregt, daß ſolche Rufe zuweilen Erfolg hatten und unter Scenen krankhafter Verzückung Wahlen durch Acclamation zu Stande kamen . . .

Der Kapuziner kannte ſelbſt keine ſolche Tabula rasa . . . Aber General Lanfranco kannte eine . . . Es gab einen der jüngern Cardinäle, der während aller dieſer nun ſchon mehrtägigen Kämpfe der eingeſperrten Prieſter wenig geſprochen hatte und als Erzbiſchof aus der Provinz den meiſten unbekannt geblieben war . . . Jeder dieſer Gepurpurten hatte ſchon eine lange Chronik ſeines Lebens, der heilige Cardinal der Katakomben die allbekannteſte — . . . Von dieſem aber wußte man nur, daß er einem Grafengeſchlecht in einer kleinen Stadt an der nördlichen Meeresküſte, dem Schauplatz der Thaten Grizzifalcone's, angehörte, in ſeiner Jugend an dem Uebel der fallenden Sucht gelitten hatte, darum ſowol vom Eintritt bei der päpſtlichen Nobelgarde, wie anfangs vom Prieſterſtande abgewieſen wurde, dann in die beſondere Pflege vornehmer Frauen gerieth und durch

deren Betrieb endlich auch zum Prieſteramte zugelaſſen wurde. Durch das Gebet der Fürſtin Colonna verlor er jene Krankheit ... Vollends verlor er ſie durch eine Seereiſe, eine Reiſe nach Amerika ... Zurückgekehrt erklomm er eine Würde nach der andern und um Rom hatte er ſich als Erzbiſchof von Spoleto das beſondere Verdienſt erworben, daß er einen Revolutionshaufen unter Anführung Louis Napoleon's durch Zahlung von 6000 Scudi an den Freund deſſelben, Sebregondi, von ihrem Marſch auf Rom zurückgehalten haben ſoll *) ...

Der Erwählte fiel in Ohnmacht, als auf begeiſterte Empfehlung Ambroſi's und der beiden Generale aus dem Scrutinium mit der vollen Stimmenzahl ſein Name hervorging ... Beinahe hätte ſich gezeigt, daß das Gebet der Fürſtin Colonna und die Seereiſe noch nicht die volle Wirkung erlangt hatten ... Alle mußte es rühren, daß, nachdem man ſich zugeflüſtert hatte, in der ewigen Stadt wäre einſt ein Jüngling verzweifelnd am Strande der Tiber auf- und niedergegangen in der Abſicht ſich in die Wogen zu ſtürzen — Militär und Klerus hatten ihn um ſein bemitleidenswerthes Körperleiden abgewieſen — nun das Schickſal in dieſer ſelben Stadt die dreifache Krone auf ſein Haupt hob! ... Der Erwählte erholte ſich in den Armen Ambroſi's und der Ordensgenerale; man legte ihm die Kleider ſeiner neuen Würde an und nannte ihn der Welt und zeigte ihn den Völkern ...

---

*) 1831.

uns den Vorwurf der mangelnden Welterfahrung; ſie, die wir kaum noch auf unſerm Schoße hüpfen und ſich ſchaukeln ließen, verweiſen uns bereits unſer leichtſinniges, unbewachtes und gläubiges Herz! An die Stelle des Enthuſiasmus iſt der Zweifel getreten. Die Kränze der Freude welkten ſchnell über Häuptern, die ach! eben ſo ſchnell welken werden. Für die Schönheit der Irrthümer tauſchen ſie die regelrechte Geſtalt der Wahrheit ein. Und wenn ſie ſie fänden! Wenn ihre Formeln Leben brächten in ihre vertrocknenden Herzen! Der unreife Kern wird aber nicht bleiben und die Blume iſt ſchon längſt abgeblüht. Klag' ich die Eltern oder die Erzieher, klag' ich die Luft und die Temperatur an? Wo auch der Wurm Zugang gefunden haben mag, er hat das Mark aus den Sehnen der Jugend gefreſſen. Sie ſind älter als wir, als wir, die wir ſahen, wie ſie geboren wurden!"

Der Graf hatte die Melancholie, welche ſich eines Widerſprechenden unter ſeinen Gäſten bemächtigte, benutzt, um ohne Widerſprüche ſeine Ideen zu entwickeln. Es war eine ſeiner Eigenheiten, daß er fortwährend Raiſonnements pflegte und ſich in Theorieen verlor. Er war durch die Zerrüttung ſeines Beſitzſtandes gezwungener Weiſe ein Projectenmacher geworden und hatte immer etwas Neues auf das Tapet zu bringen. Wer hätte nicht zu jener Zeit, als dieſe Vorgänge alle ſich entwickelten, in öffentlichen Blättern ihn ſtets im Vordergrunde gefunden, wenn es galt, eine neue mechaniſche, technologiſche oder Agricultur-Erfindung anzuempfehlen! Er hatte viel Papier verſchrieben, um die Menſchheit und ſich auf einen grüneren Zweig zu bringen. Er hatte ſich allen Zeitungsredactionen furchtbar gemacht durch ſeine unaufhörlichen unverlangten Einſendungen. Durch Niemanden ſind ſo viele Actienunter-

Dem Stuhl Petri, ſagt man, naht ſein Verhängniß ... Diesmal erſt hatte ihn ein Anhänger jener Partei beſtiegen, die damals in Bertinazzi's Loge vom Kohlenbrenner — es war Pater Ventura — die der Phantaſten genannt wurde ... Durch den Patriarchen von Rom ſollte vorerſt nur Italien erlöſt und die katholiſche Chriſtenheit über das allen Völkern ihre Freiheit raubende Wirken der Jeſuiten beruhigt werden ... Liebenswürdig iſt der Eindruck jedes guten und gläubigen Willens ... Wie im roſigen Lichte ſchwimmt noch jede auf ihn geſetzte Hoffnung ... Will ſie ſcheitern, ſo müht ſich die edle Abſicht, ihr den Sieg zu erleichtern, wirft aus dem zu ſchweren Fahrzeug Ballaſt über Ballaſt, will nur das Glück, nur den Erfolg, nur den Sieg, den ewigen Sonnenſchein ... Umrauſcht vom jauchzenden Zuruf der Völker hebt ſich dann die Bruſt und wagt und wagt und wofür ſonſt jeder Wille gefehlt haben würde, doch wird es vollzogen; Vertrauen heißt die Hand, die den Zagenden weiter und weiter führt; ſchon kann er das Läuten der Glocken, die Freudenfeuer, die donnernden Salven der Geſchütze, das tauſendſtimmige Hoch der Liebe nicht mehr entbehren ... Der neue Zauberer vollzog das Verhängniß eines Wunderthäters von größerer Macht, der über die Geſchicke der Menſchen thront ... In der That brachte nach Italien die erſte Botſchaft vom Evangelium der Freiheit — ein Papſt ...

Doch es war und blieb — eine phantaſtiſche Wahl! ... Ein junger Student, ein Graf, ein neugekleideter Prieſter hatte einſt auf dem Marktplatz zu Sinigaglia nachts ſeine Predigten gehalten, unter freiem Sternenhimmel, umgeben von erleuchteten, mit Tauſenden von

Menſchen geſchmückten Fenſtern, an einem improviſirten Altar, auf dem im Augenblick, wo in poetiſchen Bildern von ſeinem beredten Munde das Fegefeuer geſchildert wurde, eine große Schale von Spiritus angezündet wurde, ſodaß hoch die blaue Flamme aufſchlug und den Platz, die Fenſter, das Antlitz aller Hörer geiſterhaft beleuchtete*) ... Nun aber ſchlugen freilich andere Flammen auf ... Erſt wurden die Kerker geöffnet, die Verbannten zurückgerufen ... Bertinazzi hatte bis dahin auf der Engelsburg geſchmachtet; er wurde im Triumph durch die Straßen gezogen ... Die wenigen, die ſich damals, als Benno gefangen genommen wurde, durch eine Verſenkung retteten — Graf Sarzana hatte zu ihnen gehört, Benno hatte ſich in dem Leichenbruder nicht geirrt — waren größtentheils nach England geflüchtet und kehrten nun zurück ... Auch Sarzana, der, wie man ſagte, „aus Misverſtändniß" der Mörder Ceccone's geworden, kehrte heim — Benno dachte oft an ſein ſtilles Tibergeſpräch mit dem Unheimlichen „über die misverſtändlichen Morde zur Cholerazeit" — ... Die Herzogin von Amarillas, die Fürſtin Rucca, auch Cäſar Montalto kamen von London ... Rom war überfüllt mit Fremden, mit Flüchtlingen, Enthuſiaſten ... Die Freudenbezeugungen, die Feſte, die Ovationen nahmen kein Ende ... Waren es doch — — die Theaterflammen vom Markte zu Sinigaglia —? ...

Anfangs machten ſich die Ereigniſſe von ſelbſt ... Es gibt Zeiten, die ohne Hinzuthun von Menſchenwitz nur

*) Préliminaires de la Question Romaine. London 1860.

die Additionen der Vergangenheit ſind ... Das Anathem, das über ſo vieles bisher geſchleudert worden, wurde ihm jetzt von ſelbſt zum Segen ... Nicht blos die Eiſenbahnen wurden von dem Bann der Gottloſigkeit, der auf ihnen ruhen ſollte, befreit, nicht blos die von Rom als Teufelswerk verworfene Gasbeleuchtung; nicht blos die „materiellen Fortſchritte des neunzehnten Jahrhunderts", wie Thiebold mit Satisfaction ſagte, wurden anerkannt ... Pater Ventura — General der Theatiner — predigte und entflammte das Volk auf offener Straße mit noch viel weiter greifenden Aufklärungen über die neue Zeit ... Im Coliſeum, wie Klingsohr einſt verlangt hatte, ſprach Ventura's flammende Beredſamkeit und erläuterte den Römern, was ihrer geringen Bildung zu begreifen faſt noch verſagt war ... Ein Fuhrmann aus Traſtevere, Brunetti, der jene Schenke liebte, wo Benno damals den Orvieto getrunken, ein Freund des Wirths, deſſen Weinkeller mit dem Bertinazzi's in Verbindung ſtand und damals die Flucht eines Theils der Verſchworenen ermöglichte, Retter des „Kohlenbrenners", des Grafen Terenzio Mamiani, des Advocaten Pietro Renzi, die alle bei Bertinazzi zum „jungen Italien" geſchworen hatten, ſchwang ſich auf ſeinen zweirädrigen Karren und wurde ein ſo beliebter Volksredner, daß ſein Ruf als „kleiner Cicero" (Ciceruacchio) durch die Welt erſcholl ... Freiſinnige innere Reformen wurden verſucht ... Der alte Rucca, ohnehin entſetzt über die Rückkehr ſeiner Schwiegertochter aus London, wo ſie faſt das ganze Vermögen ihres Onkels, des Cardinals, vergeudet hatte, verlor die Pacht der Zölle, die ihm Fefelotti bereits für den ganzen

Kirchenstaat verschafft hatte ... Der Schrecken und der Widerspruch der Cardinäle, die Besorgniß der Gesandten wurde durch vorsichtige Allocutionen niedergehalten ... Die Amnestie fand ihre unbeschränkte Ausführung ... Aus Beethoven's „Fidelio" kennt ihr jene rührenden Züge von Staatsgefangenen — Schaaren, zerlumpt, verhungert, hohläugig, gingen so aus den überfüllten Kerkern hervor ... Das Volk holte sie im Triumph, hob sie auf Wagen, schmückte und bekränzte sie ... Bürgerwachen wurden gebildet ... In eine Aussicht auf eine Repräsentativverfassung zeigte sich, als eines Morgens ein Decret die Vorstände der Provinzen aufforderte, Männer des öffentlichen Vertrauens zu bezeichnen, die die Regierung in den nothwendigen Reformen des Kirchenstaats durch Rath und That unterstützen sollten ... Die Bewegung griff weiter und weiter ... In der That bewährte sich, wie noch die Welt durch Rom getragen und regiert wird ... Mit dem, wie sonst im Schlechten, so hier im Guten sich gleichbleibenden Zauber Roms griff die Bewegung über Italien hinaus, stürzte den Julithron, rief in Frankreich die Republik hervor, brach die Knechtschaft Deutschlands, verjagte den Staatskanzler, entfesselte alle Völker, die in unnatürlicher Zusammenkoppelung zu dynastischen Zwecken mit Aufgebung ihrer eigenen Nationalität um so weniger länger leben mochten, als gerade die zunehmende Förderung der Volksbildung an nichts anderes zunächst angeknüpft hatte, als an die Erhebung des Sinns für Sprache, Geschichte, eigenthümliche Volkslebensart ... Auch Dalschefski und der nunmehr ganz zusammengegan-

gene, mumienhaft vertrocknete Luigi Bianchi kamen vom Spielberg herunter und Resi Kuchelmeister weinte in ihren Armen . . . Auch sie gingen nach Rom, wo aus London Marco Bianchi eintraf — Napoleone blieb bei seinen Gipsfiguren, bei seiner Giuseppina, seinen Kindern und Ersparnissen in Deutschland und ohnehin war er mit seiner Tochter Porzia Hedemann gespannt. Sie hatte sich nicht bereit finden lassen, in Witoborn ein Depot für seine Heiligen zu übernehmen . . . Da aber bangte dem nächtlichen Schwärmer vom Marktplatz zu Sinigaglia — . . . Die blaue Theaterflamme war ihm wider Willen zu einem Fegefeuer schon hienieden für Gut und Böse geworden . . .

Größer und größer wurde der Druck der Mahnungen von Fürsten und Staatsmännern auf den Träger der dreifachen Krone . . . Immer weiter griff der Zwiespalt im geheimen Consistorium . . . Fefelotti, das Al-Gesù, dessen Bewohner sich beim ersten Anbruch der großen Veränderungen geflüchtet hatten (die jesuitischen Rundhüte sind seitdem ganz in Italien abgeschafft und eckige geworden wie die Hüte aller andern Priester), alle Vertreter des geistigen und weltlichen Despotismus suchten den dreifach gekrönten Schwärmer zur Besinnung zu bringen . . . In der That stutzte er . . . Seine Wonne war zu sehr nur die äußere Acclamation gewesen . . . Diese blieb schon zuweilen aus; der tausendstimmige Mund des Volks schwieg zuweilen bei seinen Segnungen und solche Kränkungen wurzeln im Gemüth eines Mannes, der, wie alle Italiener, den Beifall liebt . . . Schon schmollte er zuweilen . . . Er fand

Freunde und Freundinnen, die ſein Schmollen für gerecht nahmen ... Noch nannte er ſeine Erfahrungen die gewöhnlichen Belohnungen des Undanks ... Mit der Zeit vergrößerte ſich die Zahl derjenigen, die mit ihm nicht gern in der Minorität ſtanden ... Endlich ſollte gar ſein kleines Heer zu den Kämpfern ſtoßen, die Oeſterreich gegenüber mit den Waffen behaupten wollten, was bisher nur in Liedern geſungen, in Declamationen geſprochen worden ... Da fing die Hand, die die Fahnen zum Unabhängigkeitskriege ſegnen ſollte, zu zittern an ... Die Zeit der Dictatoren, der Conſuln und Tribunen Roms mit dem ganzen Gefolge der Demüthigungen des geiſtlichen Primats ſchien im Anzuge ... Nun rief der Heilige Vater vom Balcon des Quirinal herab: „Gewiſſe Rufe, die nicht vom Volke, ſondern von wenigen herrühren, kann ich, darf ich, will ich nicht hören!“ ...

Es ſanken die Fahnen der Erhebung Italiens gegen Oeſterreich ... Die von Sardinien erhobenen Banner mit dem weißen Malteſerkreuz zerſplitterten ... Das „Schwert Italiens“ brach in Stücke ... Das hatt' ich nimmermehr gewollt! erklärte der Zauberer aller dieſer Stürme; Proſpero, der Beherrſcher der Winde, ging zum Sieger über ... Er dachte noch nicht wieder an Feſelotti, den er haßte; noch bot eine ſtarke Hand, die den Nachen Petri retten ſollte, Pellegrino Roſſi ... Als dieſer vom Dolch eines Mörders durchbohrt, der Vatican von einer Revolution belagert wurde, Kugeln in die Gemächer des Stellvertreters Chriſti flogen — da verkleidete ſich der Ueberwundene in den Diener eines deutſchen Grafen, täuſchte ſeine Wächter und überließ die ewige

Stadt ihrem Verhängniß, den Siegern, den Bertinazzis, Venturas, Sarzanas, allen denen, die auf Crucifix, Todtenkopf und Rosenkranz geschworen hatten für eine Sache, der sie jetzt auf dem Capitol als Rächer saßen — Sarzana, das wußte jetzt alle Welt, hatte an Ceccone die geheiligte Rache eines Italieners geübt . . .

Rom war eine Republik geworden und stand unter dem Bann der kirchlichen Excommunication . . . Die Stadt selbst kümmerte die Ungnade des Himmels wenig; — in einem mit Priestern und Mönchen überfüllten Lande fanden sich Hände genug, die die nothwendigsten Sacramente ertheilten . . . Das „Schwert Italiens" rüstete sich am Fuß der Alpen zu einem zweiten Gange . . . Viele Flüchtlinge der Staaten, wo die frühere Ordnung schon wiederhergestellt war, strömten nach Rom . . . Cäsar von Montalto — Italiener geworden — nach manchem bittern Seelenkampfe — nun schon mit ergrauendem Haar, fehlte nicht unter denen, deren Namen bei Wahlversammlungen und Ehrenämtern auftauchten . . .

Alles das verlautete nach und nach bis zum Genfersee — dann aber nach Nizza hin, wohin man von Schloß Bex in der That übersiedelte . . .

Monika hätte sich anfangs selbst in diese Bewegung stürzen mögen . . . So vieles sah sie, was, bei aller Uebereinstimmung, doch noch, nach ihrer Meinung, anders, besonnener, vorsichtiger hätte unternommen sein können . . . Jener Trieb, der 1793 eine Manon Roland in den Rath der Männer und aufs Schaffot führte, regt sich in großen Krisen bei jeder Frau von Geist — und keine

große Begebenheit der Geſchichte iſt ohne die Mitwirkung der Frauen geblieben . . . Aber die Beſorgniß um den Gatten, die Rückſicht auf den dahinſiechenden Hedemann, die Gewöhnung an die bibliſchen Auffaſſungen der Ergebung in den Rathſchluß Gottes hinderten die Ausführung der ſich anfangs wirr durchkreuzenden Entſchlüſſe, die zuletzt nur am Ziel einer Entäußerung des Schloſſes Bex anlangten . . .

Als die Franzoſen der Republik gegen die Republik Rom zogen, ſah die Familie von Nizzas Mole aus die leuchtenden Segel ihrer Flotte . . .

Nizzas mildes Klima war für den Winter dem leidenden Freunde von einigem Nutzen geweſen . . . Der Oberſt und Monika verſchlangen die Zeitungen des Café Royal . . . Armgart hatte ſich dem Zeichnen und Malen ergeben und hörte aus der Welt nur das Allernothwendigſte . . . Sie wohnten in einem Gartenhauſe, nicht weit vom Ufer des Meeres . . . Tag und Nacht vernahmen ſie den gleichmäßigen Schlag der Wogen an das Gemäuer der Meerterraſſe . . . Einen Winter gab es hier nicht . . . Selbſt im Januar konnte Armgart im Freien, unter dem immergrünen Laub von Lebenseichen ihre kleinen Landſchaftsſkizzen ausführen, während Erdmuthe, Porzia's Kind, um ſie her auf den mit zerbröckeltem Marmorkalk beſtreuten Wegen zwiſchen den buchsbaumumfriedigten Beeten des kleinen Ziergartens ſich tummelte . . . Armgart hörte, daß in Rom drei Männer das Heft in Händen hielten, Terſchka's früherer Beſchützer, nach dem Untergang der Bandiera entſchiedenſter Gegner Mazzini, mit ihm Saffi und Armellini . . . Graf Sarzana befehligte

einen Theil des Heeres ... Oft wurde Cäsar Mentalto genannt — einmal als Befehlshaber einer Truppenabtheilung, die in den Umgebungen Porto d'Ascolis eine Gegenrevolution unterdrückte; die Räuberelemente wurden noch immer benutzt, um den gestürzten Machthabern als Anhalt zu dienen und an andern Orten wurde, eine Veranstaltung derselben Intrigue, der Fanatismus bis zur Schreckensherrschaft gesteigert — Opfer über Opfer fielen dann unter den Dolchen dieser wahnsinnig Gemachten oder Erkauften ... Alles das waren bekannte Stratageme aus dem geheimen, allerdings ungeschriebenen, aber praktisch vorhandenen Codex der Monita secreta Loyola's ...

In diese Schrecken der aufgeregten Leidenschaft donnerten nun die Kanonen der Belagerung Roms ... Die Höhe, bis zu der die Bewegung durch Rom gekommen, sollte selbst in den Augen der französischen Republik aufhören, die sich schon für den Uebergang zum Kaiserreich rüstete ... Wir kommen als Freunde! riefen die Abgeordneten der Franzosen — aber Rom antwortete durch eine Rüstung zum Kampf auf Leben und Tod ... Avezzana, Garibaldi, Sarzana befehligten ... Der Kampf entbrannte an der Porta San-Pancrazio zu einer Schlacht ... Die Römer siegten ... Die Franzosen, ohne Enthusiasmus für ihre Aufgabe, zogen sich zurück ... Vom Norden kamen die Heersäulen Oesterreichs, vom Süden die des Königs von Neapel ... Spanier landeten und die Franzosen erhielten Verstärkung ... Vergebens rief das römische Triumvirat: „Ein fester Zug waltet im Herzen des römischen Volkes: der Haß gegen die Priesterherrschaft,

unter welcher Form sie auch auftrete, der Widerwille gegen die weltliche Herrschaft der Päpste!"*) . . . Der Kampf entbrannte aufs neue . . . Die Franzosen nahmen die Villa Pamfili und die Villa Corsini . . . Garibaldi stürzte sich mit seiner italienischen Legion auf die letztere und ließ sie wieder im Sturm angreifen . . . Drei Stunden der äußersten Anstrengung und es gelang, die Franzosen von den Wällen zu vertreiben, zwölfhundert Todte bedeckten das Feld; wieder war der Sieg den Belagerten geblieben . . . Aber die Uebermacht war zu groß; nicht endender Kanonendonner verwirrte die Gemüther; glühende Bomben flogen bei Tag und bei Nacht, die Luft war ein Feuermeer; unter Schrecken, die dem entsetzten Volk dem Weltuntergang gleichzukommen schienen, ließen sich über Rauch und Trümmern die ersten Franzosen in der Stadt sehen . . . Am 2. Juli empfing Oudinot die Capitulation . . .

Noch vor diesem Tage, während sich das blutige Schauspiel des untergehenden republikanischen Roms vollzog, hatte sich die Aufregung der Gemüther nicht länger in Nizza beruhigen können . . . Der Aufenthalt daselbst war ohnehin im Sommer zu widerrathen. Trockene scharfe Winde wehen von den Alpen her, die Luft ist heiß, spärlich die Erquickung des Schattens, der kreidige Boden setzt einen dem Athem beschwerlichen beizenden Staub ab — die kleine Colonie suchte sich durch Ausflüge in die Berge zu helfen, suchte die kühleren, von einer üppigen Vegetation geschmückten Schluchten der Cimiés auf —

*) Note an Lesseps vom 16. Mai 1849.

nehmungen in neuerer Zeit angeregt worden, als durch den Grafen von der Reige. Ja ſogar zwei eigenhändige Erfindungen ſeines induſtriöſen Kopfes waren ihm gelungen und hatten ihm nicht nur ein Patent eingebracht, ſondern ſogar einen anſehnlichen Gewinn, den Niemand verſchmäht, am wenigſten er. Er hatte eine neue Art Mausfalle und eine verbeſſerte Caffeemaſchine zuſammengeſetzt. Die erſtere zeichnete ſich durch die Schnelligkeit aus, mit welcher die Maus, hat ſie nur erſt den Speck angerührt, verloren iſt. Die zweite enthielt eine recht artige Vorrichtung, zum Caffee auch ſogleich die Milch zu ſieden, durch Umſtürzen der Maſchine den erſteren zu filtriren, ja, ſogar den Mechanismus ſo einfach auseinanderzulegen, daß er für Reiſende, die ſich in Gaſthöfen, wie der Graf zu thun pflegte, ihren Caffee ſelbſt kochen, von einer außerordentlichen Bequemlichkeit war. Einige andre Entdeckungen, die der Graf machte, wollten ihm weniger glücken und er begnügte ſich nur, in den öffentlichen Blättern anzukündigen, daß er auf dem Wege wäre, bald wieder etwas Neues zu haben. Sparöfen, Schornſteine mit Klappen, Kamine, die nicht rauchen: in dieſem Fach verrieth er eine ſeltene Behendigkeit und war auch darin für etwas angeſehen. Wie er aber unbeſtändigen Charakters war, ſo wechſelten auch ſeine Neigungen. Sidonie ſagte: „Er ergreift Alles mit einem wunderbaren Eifer und läßt es wieder fallen, wenn er auf ein kleines Hinderniß ſtößt.“ Sie wollte damit ſagen, daß er die Ausdauer des Plebejers doch nicht beſäße, trotz dem, daß er dem Plebejer in's Handwerk fiel. Seit einiger Zeit beſchäftigten den Grafen die neuen Theorieen über Volksverarmung und Bürgerrettungs-Inſtitute. Er handelte ſo eben (natürlich nur im Intereſſe der Menſch-

aber das Steigen ermüdete Hedemann ... Blieb er auch meiſt daheim und athmete die Blumendüfte zahlloſer Gärten, wo allabendlich Tauſende von Orangeblüten friſch gebrochen in die Fabriken künſtlicher Duftgewäſſer getragen werden — alles das, was man von Schönheit und Wohlbehagen als Grund zum Bleiben ſich einredete, half zuletzt nichts, um die große Vereinſamung der Gemüther zu verbergen ... Nun ſchrieben Paula und ihr Gatte von Gräfin Erdmuthens zunehmender Schwäche, von einer bedenklichen Erkrankung, bevorſtehender Auflöſung, vom dringendſten Verlangen der Gräfin, ſie alle noch einmal zu ſehen — nun beſchloß man, die bisher aufrechterhaltenen Ueberzeugungen über die Schwierigkeit dieſer Begegnungen, alle Gründe dieſes gegenſeitigen langen Vermeidens zu durchbrechen und die Reiſe anzutreten ... Paula war von ihrem magnetiſchen Leben befreit ... Was die Nähe des Erzbiſchofs nicht mehr hervorrief, konnte doch wol nicht mehr der Oberſt wecken ...

Zu den Beweggründen der Reiſe geſellte ſich ein nicht zu unterdrückendes Intereſſe für Benno von Aſſelyn ... Bellona's Sichel war in mächtiger Arbeit ... Graf Sarzana befand ſich bereits, hieß es, unter den Gefallenen ... Benno's Schickſal wurde ſelbſt in Paula's Briefen für eine gemeinſame Sorge erklärt ... Armgart irrte oft einſam wie die Möve am Meeresſtrand ... Entſagt ein Frauenherz, ſo bildet ſich mit den Jahren ein Cultus des Gemüths, der unbewußt die Rechte auf ſein Verlorenes übertreibt, ja ſich das, was nie beſeſſen und genoſſen, wie ein wirkliches, ein volles Glück ausmalt ...

Und ſo erklomm denn jetzt die kleine, aus ſo eigenthümlichen Elementen beſtehende Colonie den Col de Tende . . .

Sie alle trugen über die Felſen hinweg eine Welt voll Trauer . . . Ihr Innerſtes war ſchwerbeladen und doch ſchienen ſie am Nächſten intereſſirt . . . An Steinen, an Blumen, am Plaudern des Kindes . . . Weiß man denn, was von den Fähigkeiten unſerer Natur mehr zu haſſen iſt, die ſchnelle Gewöhnung an Glück oder die ſchnelle Gewöhnung an Unglück! . . .

Nun iſt die Höhe erreicht . . . Aber der niederwärtsgehende Weg blieb noch unabſehbar bis zu den grünen prangenden Thälern, die erwartet werden durften . . . Kahle und öde Geſteine ringsum . . . Einſame Sennerhütten wechſeln mit Holzſchuppen, Zufluchtſtätten des Wanderers im Winterſturm . . . Mächtige Steine müſſen an ihnen die Schindelbedachung gegen die Stürme feſthalten . . . Zwiſchen Felſen und Waſſerſtürzen, oft wunderbaren Lichtungen, wo überraſcht der Blick bis in die Cottiſchen Alpen hinüberſchweift, zwiſchen Reſten alter Römerbauten und zerbrochenen Schlöſſern der rauheſten Zeit des Mittelalters hindurch, war dann endlich gegen Mitternacht das Städtchen Limone erreicht . . .

Hier überraſchte die Reiſenden Graf Hugo, der die Aufmerkſamkeit gehabt hatte, ihnen entgegenzukommen . . . Er kam ohne Paula . . . Der alte freundliche, herzliche Ton der Bewillkommnung half ſogleich über die lange Reihe von Jahren hinweg, wo man ſich nicht geſehen hatte . . . Armgart und der Graf ſahen ſich ſogar zum erſten mal — Sie ſtaunten einander an . . .

Das iſt das Große im Menſchen — zwei erdgeborene hülfloſe Weſen können ſich betrachten, wie ein nur einmal in der Welt vorhandenes Schauſpiel der Natur und wie eine Begebenheit, die ſo, wie in dieſer Erſcheinung, nirgend und niemals wiederkehrt . . .

Nach einer Verſicherung des Grafen, daß die Mutter noch einige Tage leben würde, überließen ſich die Ermüdeten dem aufgethürmten Maisſtroh in einem Wirthshauſe, das — in Limone! — den Namen führte „Grand Hôtel de l'Europe“ . . .

## 4.

Im Widerſpruch mit dem im goldenſten Sonnenglanz ſtrahlenden Limone lag am frühen Morgen auf den Mienen der nach ſo langer Trennung ſich Begrüßenden der Ausdruck der Trauer . . . Die Ankömmlinge ſahen wohl, daß den Grafen geſtern nur die Beſorgniß, die von ſeiner Mutter ſo heißerſehnten Freunde möchten nicht mehr rechtzeitig eintreffen, bis nach Limone getrieben hatte, von wo er über den Col Stafettep ausſenden wollte, als ſie dann endlich ankamen . . . In erſter Morgendämmerung hatte ein reitender Bote den Wink des Arztes gebracht, daß ſeine eigene Rückkehr zu beſchleunigen war . . .

Graf Hugo hatte gealtert . . . Sein braunes Lockenhaar war lichter geworden und an vielen Stellen ergraut . . . Die ſtattliche Haltung war der zurückgebliebenen Gewohnheit ſeines militäriſchen Standes zuzuſchreiben; ſeiner Stimmung entſprach ſie nicht . . . An ſeinen Antworten auf Monika's Bewunderung der ent-

zückenden Gegend ſah man, daß Schloß Caſtellungo ein Ort der Trauer war ... Auch Paula war, erfuhren ſie, von Coni, wo ſie wohnte, heraufgekommen und harrte ihrer in Caſtellungo ...

Der italieniſchen Sitte gemäß, wo Rang und Reichthum ihren äußern Ausdruck finden müſſen, fuhr mit dem Reiſewagen des Oberſten auch ein Staatswagen, ein Viergeſpann prächtiger Roſſe vor und erlaubte die Theilung der Geſellſchaft ... Obgleich ſich Armgart zum Grafen hingezogen fühlte, blieb ſie doch bei den Hedemanns ... Monika, der Oberſt, Graf Hugo nahmen die Plätze der offenen großen Equipage ein, die von einem buntgekleideten Kutſcher vom Sattel aus geführt wurde ... Zwei Bediente leuchteten in neuen Livreen mit den Dorſte'ſchen Farben ... Man konnte ſich nach Weſterhof verſetzt glauben, wenn die ſchöne Natur und der blaue Himmel nicht zu ſehr an die Glückſeligkeit Italiens erinnert hätte ...

Die Geſpräche ringsum, ſchon im Gaſthof und im Städtchen, berührten auch die Weltbegebenheiten ... Armgart hatte gehört, daß die Kämpfe in Rom zwar noch fortdauerten, aber ſchon für die Republik hoffnungslos waren ... An einem geheimen Blick der Aeltern ſah ſie, daß auch von Benno geſprochen wurde ... Zitternd ſtand ſie, mochte hören und auch nicht — jetzt ſaß ſie abweſend, faſt fiebernd, auch in Folge der geſtrigen Anſtrengung und einer nur kurzen Nachtruhe ... Neben ihr ſuchte ſich Porzia, in den Wonneſchauern des Wiederſehens ihrer Heimat, durch ein Durcheinanderſprechen zu helfen; ſie erklärte jedes Haus, jede Mühle

und grüßte jeden Vorübergehenden, als müßte sie noch von allen gekannt sein . . . Erdmuthe langte nach den Früchten, die aus den Gärten blinkten — Armgart nahm sie auf den Schoos, um sie zurückzuhalten . . . Dabei schwankte sie doch selbst vor Freude und Bangen in ihrer hochgespannten Brust . . .

Nach zweistündiger Fahrt, die unter Kastanien- und Nußbäumen, oft wie unter dem Laubdach eines Parkes dahinging, hielt plötzlich der vorausfahrende Wagen des Grafen . . . Eine Biegung des zuweilen von rauschenden Bergwässern unterbrochenen Weges verhinderte noch, die Ursache des Haltens zu entdecken . . . Als Armgart's Wagen näher gekommen war, sah sie unter einer Pflanzung von Eichen, die am Wege auf einer grünen Böschung standen, eine Gruppe sich herzlich Bewillkommnender . . . Eine Dame, die, vom blauen Sonnenäther sich abhebend, hingegeben in den Armen des Vaters und der Mutter lag und doch zugleich mit einem weißen Tuch in die Ferne wehte, um die noch Zurückgebliebenen schon zu begrüßen, konnte wol nur Paula sein . . .

Im ersten Augenblick hätte Armgart laut rufen und alle ihre krampfhaft zusammengedrängten Empfindungen in einem Schrei lösen mögen . . . Ihr Wagen flog jetzt dahin und hielt . . . Der Schlag wurde geöffnet; sie schwebte, sie wußte nicht wie . . . Paula lag überwältigt in ihren Armen und senkte ihr Haupt auf die Schultern der athemlosen Freundin . . .

Daß beide weinten, trotz der Freude — lag es nur allein im Hinblick auf die Sterbende in Castellungo? . . . Angenommen wurde es . . . Ihr krampfhaftes,

in kurzen Sätzen erfolgendes Schluchzen, das beiden ihre Empfindungen erleichterte, sagte wol mehr . . .

Ein dritter Wagen, mit dem nun noch Paula gekommen war, nahm diese und Armgart allein auf . . . Sie wollten für sich und hinter allen zurückbleiben . . . Die andern, dabei eine Italienerin, Begleiterin Paula's, fuhren voraus . . . Nun erst begrüßten sich die Freundinnen ganz so, wie sie es für sich allein bedurften; nun erst sahen sie, was sie inzwischen geworden — sie spiegelten sich in ihren thränenblinkenden Augen . . . Paula trug keine Locken mehr . . . Sie bot vollkommen das Bild einer Dreißigjährigen . . . Sie war noch nicht verblüht, hatte aber Linien des Grams auf ihrer Stirn und um den Mund jene Einschnitte, die nicht mehr weichen wollen . . . Ein leichter, mit blauen Florentinerblumen geschmückter Strohhut umrahmte ihr edles Antlitz . . . Die Freundinnen prüften sich fort und fort, Auge in Auge . . . Wer beide beobachtete, konnte zweifelnd bleiben: Sind das zwei Jungfrauen oder zwei Witwen? . . .

Das also das Land deiner Verheißungen! . . . Das das Land — deiner Träume . . . begann Armgart sich nun erst findend und in der immer paradiesischeren Gegend umblickend — . . .

Der Bediente war auf die andern Wägen geschickt worden . . . Der Kutscher hatte mit seinen Rossen zu thun . . . Die Freundinnen konnten annehmen, daß sie allein waren . . .

Seit ich hier bin, träum' ich schon lange nicht mehr, erwiderte Paula . . . Ich sehe irdisch wie alle . . . Die Luft dieser Berge ist gesund . . . Du und die

Aeltern, alle müßt ihr nun bei uns bleiben . . . Mein Gatte — sagt' er es nicht schon? — sehnt sich freilich in die Welt zurück . . . Der Kriegslärm lockt ihn schon lange, um wieder in die Armee zu treten . . . Aber — ihr bleibt . . .

Die Beziehung zu dem Lande hier war im Kriegssturm gewiß die bitterste und schwerste? unterbrach Armgart . . .

Die Mutter glich alles aus — erwiderte Paula . . . Sie war — so hochverehrt . . . War! . . . O, daß ihr zu solcher Trauer kommt! . . .

Und auch wir bringen Leid . . . Der arme Hedemann! . . .

Paula war voll herzlichsten Antheils . . . Die Freundinnen sprachen wehmuthbewegt von Westerhof, Witoborn, vom Stift Heiligenkreuz . . . Neuigkeiten gab es genug . . . Vom Erzbischof von Coni war noch nicht die Rede — nur von Coni selbst, wo Paula wohnte . . .

Coni ist zwölf Miglien von hier . . . sagte sie und bediente sich der italienischen Bezeichnung für eine Entfernung, die Armgart auf drei deutsche Meilen zu deuten wußte . . . So weit lag etwa von Heiligenkreuz Schloß Neuhof entfernt . . . Jedes Wort, das die Freundinnen wechselten, weckte heilige Erinnerungen . . .

Paula deutete auf einen zur Linken sich erhebenden grünen Hügel, auf den sich terrassenförmig ein Stationsweg hinaufschlängelte und oben eine kleine Kirche malerisch vom blauen Hintergrunde abhob . . .

Die Kapelle der „besten Maria!" erklärte Paula der den landschaftlichen Reizen schon als Künstlerin lauschenden Freundin . . .

Dieſe konnte in einem Augenblick, wo ſie ſchon ſoviel trübe mit dem Religionszwieſpalt zuſammenhängende Verhältniſſe theurer Angehöriger beſprochen hatten, in dieſer Hindeutung auf die „beſte Maria" nur einen Anlaß finden, an das unſichtbare und ohne Bild verehrte Princip der ſchmerzverklärten weiblichen Liebe überhaupt zu denken . . . Sie faltete die Hände und ſagte:

Das alſo der Altar, wo die Cocons geſegnet wurden, die dein Brautkleid werden ſollten! . . .

Paula erröthete . . .

Armgart hielt eine Lobrede auf den Grafen, rühmte den Eindruck, den er mache, ſeine Natürlichkeit, ſeine Trauer um die Mutter . . .

Er iſt gut! bezeugte Paula . . .

Das der beſte Schmuck eines Mannes! entgegnete Armgart mit Andeutung ihrer eigenen trüben Lebenserfahrung . . .

Nun ſchwiegen die Freundinnen . . . Was ſie fühlten, verſtanden ſie ja . . . Ihr Briefwechſel hatte nichts von ihren tiefern Lebenslagen verſchleiert, wenn ſie auch nicht in Allem gleicher Meinung waren . . .

Die Zahl der Wegwanderer, der Fahrenden, Reiter mehrte ſich inzwiſchen . . . Obgleich die Embleme des katholiſchen Cultus nicht fehlten, bemerkte doch Armgart Landleute, die einen eigenen Ausdruck der Mienen hatten und der ihr aus Lauſanne und Genf bekannt war . . . Sie forſchte für ſich nach Waldenſern — nach der ganzen Sehnſucht Hedemann's und ihrer Aeltern . . .

Ein Städtchen kam mit einer mächtigen, dem Ort kaum angemeſſenen Kathedrale . . . Eine hochgewölbte

Kuppel ragte weit über das ganze Städtchen hinweg ...

Das ist Robillante! sagte Paula ...

Armgart's Augen fanden schon von selbst vor dem Thor der Stadt das bischöfliche Kapitel ... Ein mächtiges Gebäude im Jesuitenstyl, die Kirche daneben mit Kuppel und schnörkelhafter Façade ... Die Kirche hatte ein Glockenspiel und intonirte soeben mit kurzem Ansatz den Schlag der zehnten Stunde, dem dann ein Musikstück, wie eine Galopade, folgte ...

Das war nun in Italien nicht anders ... Bonaventura hatte hier als Bischof, erzählte Paula, die Melodie geändert ... Sein Nachfolger hatte wieder die Tänze zurückgeführt ...

Mit dieser kurzen Erwähnung waren denn auch jene Kämpfe angedeutet, die der fremde Eindringling auf diesem Boden zu bestehen hatte ... Im letzten Revolutionssturm hatten sie nachgelassen ... Jetzt, nach Piemonts Demüthigung, begannen sie wieder ... Auch gegen die neue, in Turin im Bau begriffene Waldenserkirche hatte der neue Bischof von Robillante energischen Protest erlassen ...

Armgart's Phantasie hatte inzwischen Spielraum, sich auszumalen, wie dort Bonaventura in dem von ehrerbietig grüßenden Priestern umstandenen, nicht endenden Palaste wohnte und wie auch einst Benno und Thiebold hinter jenen stattlichen Fenstern mit den Balconen und grünen Jalousieen dort von ihm aufgenommen wurden — ...

Die Stadt selbst wurde umfahren ... Wieder glänzte im Sonnenschein Berg und Flur ... Nur die vielen, um

heit) das Kapitel über die Armencolonieen ab und bewies zur dankbaren Anerkennung jedes Freundes der Volkswohlfahrt, daß nur diese Colonieen das Radicalmittel zur Ausrottung des Bettels abgäben. „Ich würde mit Freuden," sagte er, „dazu zwanzigtausend Thaler vorschießen, wenn ich die Erlaubniß von der Regierung erhielte, in unserm Fürstenthum eine Armencolonie zu gründen. Meine mehrfachen Vorschläge sind aber noch immer ohne Erfolg geblieben, weil man nicht haben zu wollen scheint, daß es heißen soll, wir hätten unsrer vielen Armen wegen eine Colonie für sie im Lande anlegen müssen. Lieber duldet man den Bettel, als daß man an seine Stelle eine neue Vermehrung unsres Nationalreichthums stellte." Der Graf setzte das Verfahren, welches er bei seiner Armencolonie befolgt wünschte, umständlicher auseinander, als es seiner Gattin lieb war. Er sagte: „Jede angesiedelte Bettlerfamilie bekommt ihren Antheil an Land; allein jede muß auch selbst für den zum Anbau desselben erforderlichen Dünger sorgen. Ich befolge darin ganz die Vorschriften, welche van der Bosch von den Chinesen entnommen hat. Ich gebe jeder Familie zwei Kühe oder, was eben das sagen will, eine Kuh und zehn Schafe, bedinge jedoch, daß die Ansiedler selbst noch für ferneren Dünger zu sorgen haben, indem sie Haidekraut und Gras zu Streu benutzen und mit den thierischen Abgängen vermischen. Aussaat, Handwerkszeug, erste Lebensbedürfnisse, Alles schieß' ich aus meinen eigenen Mitteln oder im Wege einer Actienvereinigung vor, so daß die Familien bei allmählicher Rückzahlung der erhaltenen Vorschüsse schuldenfrei werden. Diese Armencolonien sind das einzige Mittel, den einreißenden Pauperismus zu heben und eine ungefähre Gleichheit im Volke

der Seidenwürmer willen entlaubten Maulbeerbäume störten den maleriſchen Eindruck . . . Wieder folgten die Grüße von Landleuten, die auf Armgart einen ſchweizeriſchen Eindruck machten . . .

Waldenſer! beſtätigte auch Paula . . . Wohlhabende Leute darunter . . . Dank der Fürſorge der Mutter . . . Unſere Gemeinde hier iſt nur klein — . . . Die Mehrzahl wohnt dort oben . . . In den Thälern um Pignerol ſind ihrer Tauſende . . .

Schon ſuchte Armgart's Auge nach Caſtellungo . . . Viele Schlöſſer gab es, die auf den grünen Hügeln, den Vorbergen hinterwärts aufſtarrender ſchrofferer Felswände, leuchteten . . . Paula deutete auf einen ſchimmernden Punkt in weiter Ferne — eine unter einem tiefdunkeln Waldkranz hervorragende Flagge . . .

So krank die Mutter iſt, ſagte ſie, hat ſie zu eurem Empfang das Aufziehen aller Fahnen befohlen . . . Auch eure Farben und die der Hardenbergs werdet ihr finden . . . Bei hohen Feſten ſind alle Zinnen damit geſchmückt . . . Bald wird die ſchwarze Trauerfahne wehen . . .

Das Geſpräch kam auf die Waldenſer zurück und Paula ſprach von ihnen, ohne das mindeſte Zeichen der Abneigung . . . Alle dieſe Verhältniſſe umſchlang hier ſchon lange das gemeinſame Band der Schonung und Familienrückſicht . . . Eine Frage wie die: Wird wol Graf Hugo nach dem Tode ſeiner Mutter katholiſch werden? kam nicht von Armgart's Lippen; edle Bildung ſcheut nichts mehr, als das Ausſprechen des Namenloſen; ſie läßt das Mißliche an ſich kommen, ohne es zu

rufen . . . Wie Paula, ihr Gatte und der prieſterliche Freund in Coni zuſammenlebten, wußte ja Armgart ſeit Jahren aus dem Briefwechſel der Freundin . . . Sie kannte, was hier im Herzen edler Menſchen möglich, freilich auch nach der Anſchauung ihrer Mutter und der Mutter des Grafen ein ſprechender Beweis für die tiefe Verwerflichkeit der katholiſchen Kirche war . . .

Um dieſer Schonung ihres Verhältniſſes zu Bonaventura willen berührte auch noch Paula nichts, was zum Unausſprechlichen in Armgart's Seele gehörte ... Seitdem Benno ein Opfer der Dankbarkeit für Olympia geworden, hatte er aufgehört, für dieſe ohnehin im Politiſchen nicht mit dem herrſchenden Zeitgeiſt gehenden Kreiſe anders, als in den Bildern alter Zeit zu exiſtiren . . . Der Graf hatte ſchon in Limone ſeine alte Anhänglichkeit an Oeſterreich zu erkennen gegeben . . . Die Gegend würde ihn, ſagte er, in dieſer anarchiſchen Zeit mit dem feindſeligſten Mistrauen betrachtet haben, wäre die Mutter nicht ſo hochverehrt . . . Paula verſchwieg nun auch nicht, daß ſie alle anfangs dem Ruf des Erzbiſchofs geſchadet hätten . . . Armgart erkannte an allem, was ſie ſo abgebrochen hörte, daß nach dem Tode der Gräfin irgendeine große Entſchließung im Werke war . . . Der Tod Sarzana's wurde von Paula beſtätigt . . . Von Lucinde, von Cäſar von Montalto hatte man keine Nachricht . . .

Im Austauſch der durch alle dieſe Namen und Verhältniſſe hervorgerufenen Empfindungen entdeckte man endlich die deutlichen Umriſſe des ſich allmählich als Beherrſcher eines dichtbevölkerten Thals und einer kleinen Ortſchaft erhebenden, aber mehr den Bergen zugelegenen Schloſſes

. . . Wohl konnte Armgart begreifen, wie ſich Graf Hugo's Vater mit dieſem Prachtgebäude hatte in Schulden ſtürzen müſſen . . . Caſtellungo gehörte der Gräfin, aber ihr Gatte hatte beigetragen, es weit über ihre Mittel zu einem leuchtenden Mittelpunkt der reizenden Landſchaft zu erheben — es war der einzige Adelsſitz, der hier noch an die Zeiten der gebrochenen Burgen der Tenda und Saluzzo erinnern konnte . . . Thürme erhoben ſich mit gezackten Zinnen, mit Altanen, freiſchwebenden luftigen Brücken — alles hätte, ohne den düſtern Flor, der auf dem Ganzen lag, einen um ſo anziehenderen Aufenthalt verheißen können, als die Reize der Natur, wie ihm ſchmeichelnd, ſich rings um den mächtigen Bau lehnten . . . Eine üppige Fruchtbarkeit, gute, freundliche Menſchen, die ihre Wohnungen bis weit hinauf über die Berggelände hatten, alles das machte den wohlthuendſten Eindruck . . .

Wie ſchmerzlich, daß die Diener, die den auf dem bequemſten Schlängelpfade bis zum Schloß anfahrenden Wägen entgegeneilten, ſchon in ihren Mienen die angebrochene letzte Stunde der Gräfin berichteten . . .

Hedemann, nach dem die Sterbende ein beſonderes Verlangen trug, ſtand ſchon an der Eingangspforte unter den mächtigen Wappenſchildern von Marmor und ſah ſich in der weiten ſchönen Gegend und in den blumengeſchmückten Höfen des Schloſſes mit einem Blick um, als wollte er ſagen: Hier wirſt auch du dein letztes Lager finden! . . .

Eilends ſtiegen alle aus . . . Bangklopfenden Herzens folgte man dem Grafen, der Monika den Arm bot . . .

Paula wurde vom Obersten geführt, der sich noch scheute, sich ihr zu sehr zu nähern ... Aber Paula's gen Himmel erhobener Blick schien den Dank aussprechen zu wollen, daß sich ihr Leben schon lange unter die allgemeinen Bedingungen der Natur gestellt hätte ... Fest klammerte sie sich an den ihr sympathischen Mann — den Vater ihrer geliebten, so langentbehrten Armgart ... Auch der Mutter warf sie nur Blicke der Liebe und Versöhnung zu ...

Der Aufgang, das Treppenhaus, alles gab sich in hohem Grade würdig ... Decken lagen ausgebreitet auf Marmor und Granit ... Die Diener gingen leise auf und ab in reicher Zahl ... Die alte Gräfin hielt auf den Glanz ihres Hauses; zumal, seitdem die frühere Entbehrung geschwunden ... Ordnung und Sauberkeit waltete auf allen Gängen ... Die steigende Mittagshitze verlor sich in Schatten und Kühle ... Im Schmuck der dann betretenen hohen, luftigen und hellen Zimmer herrschte ein gewählter Geschmack ... Graf Hugo's Liebhaberei waren schon in Salem kunstvolle Möbel und gediegene Einrichtungen ... Schon in Limone deutete er dem Obersten an, daß ihn Langeweile nie beschlichen hätte — zu thun gäb' es bei großem Besitz immer und oft fehle ihm die Zeit, alles allein zu besorgen — Schloß Salem war unverkauft geblieben und seit diesen zehn Jahren jährlich von ihm auf einige Wochen besucht worden ... Für die Ankömmlinge, die er gern für immer gefesselt hätte, war ein ganzer Flügel des Schlosses eingerichtet ... In einem hellleuchtenden, säulengeschmückten Saale stand dann eine von

Silber und Kryſtall glänzende, gedeckte Tafel . . . Hier fanden ſich alle Schloßbewohner beiſammen . . . Und wohl ſah man, daß der Todesengel waltete . . . An einer hohen, ſchwarzen, reich mit Holzſchnittarbeit gezierten Thür ſtanden weinende Frauen . . . Einige davon erkannten ſogleich von alten Zeiten her Porzia und begrüßten ſie . . . Auch Monika und Armgart fanden Bekannte, jene aus Wien, dieſe aus London . . . Inzwiſchen öffnete der Graf jene ſchwarze Thür und bedeutete die Freunde ihm zu folgen . . . In einem Vorzimmer ſollten alle ſo lange verweilen, bis er die Mutter auf die endliche Ankunft derſelben vorbereitet hätte . . .

Von einem würdigen Manne in ſchwarzer Kleidung, der ein Prediger ſchien, wurden zuerſt der Oberſt und Monika allein hereingerufen . . . Paula ſchloß ſich ihnen an . . .

Nach einer Weile rief Paula auch Armgart herein . . .

Dann durften Hedemann und Porzia und mit ihnen das kleine Pathenkind kommen . . .

In einem grünverhangenen Eckzimmer lag auf einem Rollſeſſel ausgeſtreckt die Mutter des Grafen, ſchon einem ausgelebten Körper ähnlich . . . Ihre knöchernen Hände hatte ſie auf der gepolſterten Lehne des Seſſels liegen . . . Sie fühlte wol kaum noch die Küſſe, die die um ſie her Stehenden oder Knieenden auf die kalten Finger drückten . . . Porzia ſchluchzte laut — die andern ſchwiegen ehrfurchtsvoll, wenn auch ihre Augen voll Thränen ſtanden . . .

Gräfin Erdmuthe winkte, daß niemand wieder hinaus

gehen sollte; sie wollte sie alle in ihrer Nähe behalten ... Die Augen lagen tief in ihren Höhlen ... Doch erkannte sie jeden ... Lichtstrahlen der Freude, daß sie Menschen, die ihr zu allen Zeiten so werth gewesen, noch einmal sehen konnte, brachen unverkennbar aus ihren, schon halb erstarrten Zügen ...

Wo gehst du denn hin? sprach die kleine Erdmuthe, da die Gräfin ihre Rede mit einem mehrmaligen: „Ich gehe —" begonnen hatte ...

In einen schönen — Garten —! ... antwortete die Sterbende mühsam jede Sylbe betonend ...

Wol in den, in den auch der Vater geht? ... fragte das Kind und wurde um dieser Fragen willen leise von Porzia weggezogen ...

Aber die Gräfin langte nach ihrem Pathchen und wehrte allen, ihm sein zutraulich Fragen zu verbieten ...

Hedemann stand hinter dem Stuhl der Sterbenden und verrieth sein Leiden durch seinen Husten ... Die Gräfin hatte ihn mit besonderer Theilnahme begrüßt. ... Da sie ihm nun, sich nach ihm wendend, zuflüsterte: „Ei — du — frommer — und — getreuer Knecht!" fiel er, das Wort des Kindes bestätigend, ein: „Gehe ein zu deines Herrn Freude!" ...

Eine Pause trat ein, unterbrochen vom Weinen Porzia's, auch jetzt vom Weinen des erschreckten Kindes ...

Als es stiller geworden, winkte die Matrone dem Obersten, der ihr in Witoborn und Westerhof immer einen so vortheilhaften Eindruck gemacht hatte und dem sie schon aus Reue über ihre Absicht, Monika mit Terschka zu vermählen, besonders ergeben war, und

ſprach mit ihm . . . Es währte lange, bis der Oberſt verſtand, was ſie wollte . . .

Wie iſt es — mit — Rom? verſtand er endlich . . .

Er nannte ihr mit ſcharfbetonten Worten die gegenwärtige Sachlage des Kampfes . . . Der Sieg der Franzoſen wäre, ſagte er, ſo gut wie entſchieden . . .

Sie überlegte lange, was geſprochen worden. . .

Monika errieth ihren Gedankengang und half dem Ausſprechen deſſelben nach . . . Dieſer Sieg, ſagte ſie dicht am Ohr der Gräfin, wird noch einmal die Herrſchaft des Heiligen Vaters wieder zurückführen — bis — einſt — . . .

Die Gräfin verfiel in einen röchelnden Huſten, ergänzte aber, als der krampfhafte Anfall vorüber war, mit einer überraſchenden Kraft: Bis einſt die wahren Streiter kommen . . . Das iſt das Lamm auf dem Berge — und mit ihm hundert — und vierzigtauſend ohne andere — Waffen — als — . . .

Nun verſagte die Stimme der Gräfin und Hedemann und Monika fielen ergänzend ein:

Als — den Namen des Herrn . . .

Den Namen des Herrn aus Monika's Munde zu vernehmen ſchien der Gräfin außerordentlich wohlzuthun . . . Sie hatte früher an ihr den „rechten Grund" vermißt, wußte nun aber aus Briefen ſchon lange, um wie viel die jüngere Freundin ihr näher gerückt war . . .

Der Sohn trat heran, um die Erregung der Mutter zu beſchwichtigen . . .

Die Mutter hielt ſeine Hand feſt und ſah ihm mit weitgeöffneten Augen ins Antlitz . . .

Warum läuten die Glocken? ... fragte sie ihn feierlich ...

Es klangen keine Glocken ... Nur im Nebenzimmer regte sich der Arzt, der hochberühmte Doctor Savelli aus Coni, der mit einem Glase näher trat, an dem nur so der silberne Löffel erklang ...

Die Mutter hörte wol diesen Klang und deutete ihn auf das Läuten von Glocken und starrte wie ins Leere ...

Nimm, Mutter! sprach der Graf mit liebevoller Bitte und reichte ihr selbst das Glas dar, das kräftig und würzig duftete ... Es war die letzte Stärkung eines von seinen Lebensgeistern immer mehr Verlassenen — edler Tokayerwein ...

Die Mutter betrachtete das Glas und erkannte wohl, daß das dargereichte Getränk Tokayer war ... In ihrem Ideengang unterbrochen, sah sie den Sohn mit einem schmelzenden Liebesblick an ... Nun zog sie ihn näher und heftete die Augen auf ein gerade vor ihr befindliches lebensgroßes Bild, das den Vater Hugo's in Generalsuniform darstellte ... Der Sohn verstand ihre Empfindungen ... In Ungarn hatten ja er und der Vater gestanden ... Er trocknete den Schweiß vom kalten Antlitz der immer mehr sich Aufregenden ...

Hinter dem Arzt trat der Mann hervor, der alle anfangs empfangen hatte ... Es war der Geistliche, der „Barbe" des jenseits des Waldes, der sich hinter dem Schloßgarten erhob, gelegenen Waldenserdorfes, ein Herr Baldasseroni ... Er hatte bisher für sich in Diodati's italienischer Bibel gelesen ...

Die Mutter sah zu ihm hinüber, langte nach der

Bibel, ließ ſie ſich auf den Schoos legen und ſetzte mit zitternden Händen das Glas mit dem Tokayerwein darauf ... An ſeinem Inhalt, deutete ſie an, wollte ſie ſich nach und nach erquicken ... So ſitzend hielt ſie lange des Sohnes Hand ...

Sie wiederholte aber, daß ſie Glocken hörte, und murmelte, das Ohr gegen das Fenſter richtend:

Glocken haben die Armen ja nicht — und keine Thürme ... Nimm nicht die Glocke — von Federigo's — Hütte ... hörſt du, mein Sohn? ...

Der Graf nickte mit einer Miene, die faſt vorwurfsvoll war ... Er that, als traute ſie ihm Unwürdiges zu ...

Dann winkte ſie Monika und Armgart, daß auch ſie näher treten ſollten ... Beide nannte ſie Du und langte nach Monika's Locken, ſtreichelte ihr auch die thränenfeuchte Wange und legte ihre und Armgart's Hände ineinander ... Dabei ſprach ſie langſam jenen ihren Lieblingsvers, der ſie einſt mit dem deutſchen Fremdling verbunden hatte:

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei — ...

Wieder trat eine Pauſe ein — jene Stille, die man den Engel nennt, der durchs Zimmer geht ...

Die Kleine verſcheuchte ihn ... Da ſie den Ernſt der Scene ſtörte, ſo duldete jetzt die Leidende, daß Armgart und Porzia das Kind den Dienern im Nebenzimmer zuführte ...

Die Sterbende ſtarrte wie tief innenwärts und hörte

nur ihre Glocken . . . Sie war ſo abweſend, daß man ſanft das Glas mit der Bibel von ihrem Schooſe fortnehmen konnte, ohne daß ſie es bemerkte . . .

Ein großes Waſſer — ſprach ſie dann in abgeriſſenen Sätzen, wird gehen und ein Donner wird ertönen — laſſ' — die Glocke unberührt — Zum Gericht — des Herrn — Schwöre mir's, mein Sohn, auch — wenn — du dem Thiere folgſt — . . .

Mutter — ! rief der Graf voll äußerſten Schmerzes — und vielleicht weniger über den Verdacht, daß er ſeinen Glauben ändern könnte, als über die Sorgen, von denen ſich die Mutter noch in ihrer letzten Stunde beunruhigen ließ . . .

Die Hochaufgerichtete fühlte den Stachel ihrer Worte in — Paula's Herzen nach . . . Dieſe ſtand beſcheiden hinter ihrem Seſſel und beugte trauernd ihr lichtblondes Haupt auf die hohe ſchwarze Sammetlehne . . . Jetzt zog ſie ihr Gatte näher und Paula kniete nieder . . .

Die Mutter gab ihr ein Zeichen verſöhnlicher Geſinnung durch eine Aeußerung, die nur der Graf und die näher Eingeweihten als eine ſolche verſtehen konnten . . . Sie taſtete nach dem Buche, das man weggenommen . . . Als Baldaſſeroni es ihr wiedergeben wollte, ſagte ſie:

No! No! Signore! . . . La Nobla — Leyçon . . .

Der „Barbe" ging in das dunklere Nebengemach und brachte ein altes kleines Pergamentbändchen, in welchem er blätterte . . .

Sie —! . . . ſprach die Gräfin und deutete auf ihre Schwiegertochter . . .

herzuſtellen. Denn eine mathematiſche Gleichheit werden wir doch nie erreichen, um ſo weniger, da ſie auch gegen die Beſtimmungen über den Unterſchied der Stände, welche die Natur einmal feſtgehalten wiſſen wollte, verſtößt. Dieſem großen Werke, die Völker auf friedlichem und die ariſtokratiſch-monarchiſche Ordnung nicht gefährdendem Wege einem beſſeren Ziele zuzuführen, die Völker durch materielle Erleichterungen ihrer drückenden Umſtände zu beglücken, hab' ich bereits einen großen Theil meines Vermögens gewidmet und will auch das Ganze daran ſetzen, weil man nirgends ſegensreichere und ſichrere Zinſen ziehen kann, als von dem Schweiße eines dankbaren und mit ſeinem Looſe zufriedenen Volkes."

Tobianus und einige Unterbeamte der Umgegend mußten den Ort und die Perſon bedenken, um ſich nicht einer Freude zu überlaſſen, die ihnen bereits das Herz abdrückte. Der Erſtere leidet, dachte Blaſedow, ohnedies am Ueberfluß fauler Capitalien, an einigen tauſend blanken Hecktbalern, die er noch nicht gewußt hat in eine gut procentirende Ehe zu verheirathen. Wenn der Graf an ſeiner verbeſſerten Mausfalle noch etwas Neues und kürzeren Proceß Ma'hendes auf dem Wege einer Actienverbindung hätte zu Stande bringen wollen, ſo wartete Tobianus nur darauf, um ſich ſogleich zu unterzeichnen. Die Gemüther der Zuhörer hatten übrigens bei den national-ökonomiſchen Vorträgen des Grafen von dem edeln Metallhintergrunde derſelben eine ſo magnetiſche Einwirkung bekommen, daß ſie zwar nicht ein geheimnißvolles Streichen durch das Zimmer rauſchen hörten, wohl aber ein klingendes Einſtreichen, einen in baare Realitäten ſich verdichtenden Niederſchlag ihrer Einbildungskraft. Es tröpfelte von der Decke und den Wänden herab mit langen Zehnthaler-

Mit erſtickter Stimme, vor der Sterbenden knieend, las Paula in einer ſeltſamen Sprache aus dieſem Buche vor . . . Es war kein Italieniſch und kein Franzöſiſch, doch eine wohllautende Sprache . . . Man hörte Reime . . . Monika, Armgart und der Oberſt glaubten das Patois von Nizza zu erkennen . . .

Paula las allmählich mit Begeiſterung . . . Sie nur und Graf Hugo begriffen, wie die Mutter gerade in dieſer Zumuthung, ihr aus der Nobla Leycon vorzuleſen, eine Verſöhnung mit Bonaventura ausſprach, den die Mutter mit unausrottbaren Gefühlen des Mistrauens verfolgte — trotz der damals alles für ſeine Stellung aufs Spiel ſetzenden Verwendung deſſelben für den in Neapel verſchollenen Frà Federigo, trotz ſeines zehnjährigen Kampfes gegen Lug und Trug im hierarchiſchen Leben um ihn her — ſie konnte eben nur die ihrem Sohn abgewandte Seele ſeiner Gattin feſthalten, deren Kinderloſigkeit, die unmoraliſchen Conſequenzen im römiſchen Prieſterleben, endlich die mögliche Gefahr, daß ihr Sohn nach ihrem Tode übertrat und den myſtiſchen Bund, der hier zwiſchen drei Perſonen waltete, immer noch enger und enger ſchließen half . . .

Die Nobla Leycon iſt das älteſte in provençaliſcher Sprache geſchriebene Gedicht der Waldenſer . . . Niemand verſtand einſt die provençaliſche Sprache ſo vollkommen und ſo rein und wußte den umwohnenden Waldenſern ihre alten, ſämmtlich in der Sprache der Troubadours geſchriebenen Werke ſo zu überſetzen und zu erläutern wie Federigo, der dieſe Sprache kannte, noch ehe er von der Sekte der Waldenſer wußte . . . Auch

Bonaventura, immer von den Erinnerungen und Sorgen um ſeinen Vater geleitet, auch in ſeinem Intereſſe für die Blüten der alten Kirchenpoeſie, kannte dieſe alte Mundart und Paula erlernte ſie in Coni ihm zu Liebe . . . Daß nun die Mutter im Stande war, ſich von ihr noch zum letzten mal aus dieſem Buche, einem für Paula allerdings ketzeriſchen, vorleſen zu laſſen, war ein Act der Liebe, der Verſöhnung, ein Gruß an den Erzbiſchof . . . Ihre Aufforderung gab auch Paula wahrhaft Schwingen . . . Sie las ſo laut die ſchönen wohlklingenden Verſe, als wollte ſie ſagen: Im Geiſt rufſt du nun ja auch noch Bonaventura an dein Lager und verſöhnſt dich mit dem edelſten der Menſchen! . . .

Als Paula bis zu den Worten gekommen war:

„Intrate in la sancta maison!"

blickte ſie auf . . .

Die Mutter ſchien entſchlummert . . . Paula erhob ſich . . .

Aber auch die Sterbende hob die Augen, ſah eine Weile, als wäre ſie abweſend, ſtarr um ſich und ſprach:

„Ich bin — der Weg — die Wahrheit und das Leben — niemand kommt — zum Vater, denn durch mich!" . . .

Das ſahen alle, ſie verweilte in den Erinnerungen an die Hütte jenes Einſiedlers, den ſie ſo wahrhaft verehrt und lieb gehabt und von dem ſie ſeit ſeiner Entweichung nichts mehr vernommen, als, in einem einzigen Abſchiedsbriefe für dies Leben, die Bitte an jeden, der ihm Gutes erwieſen und noch erweiſen wollte, nie, aber auch nie mehr nach ihm zu forſchen . . .

Intrate in la sancta maison! . . . wiederholte ſie mit einem Aufblick gen Himmel . . .

Monika und Armgart, die das noch im Nebenzimmer plaudernde Kind nun ganz entfernt hatten, gingen hin und wieder . . .

Immer ſtiller wurde es — ſtill wie ſchon im Grabe . . . Jeder hielt den Athem zurück . . . Da noch einmal ſtreckte die Sterbende die Hände aus und flüſterte mit dem Hohenliede, ſicher in Anregung ihres Gedächtniſſes durch Armgart's Abbildung der im Herzen Gottes als befiederte Kreuze aufſteigenden Seelen:

„Hätt' — ich — Taubenflügel!" . . .

Mit dieſen Worten ſank ſie, von Schmerzen überwältigt und nach Erlöſung ringend, zurück . . . Lange noch wehrte ſie Bilder ab, die ſie beängſtigten . . . Ihre Stimme blieb erſtickt . . . Ihre Hände ſanken erſtarrt . . . An ihrem geöffnet ſtehenbleibenden Munde traten kleine Schaumbläschen hervor . . . Sie war noch nicht ganz todt, aber ſchon zeigte ihr Antlitz jene herbe Strenge, die unſern Geſichtszügen der Tod verleiht . . .

Der Arzt, der Geiſtliche traten eilends näher . . . Leiſe begab ſich alles aus dem Zimmer und trat in den Saal zurück, während die Sterbende auf ihrem Lehnſeſſel von Dienern unter Hugo's Leitung ſanft zurückgerollt wurde in die dunkleren Nebenzimmer . . .

„Ach, hätt' ich Taubenflügel!" . . . wiederholte Hedemann . . .

Auch ihm erklang dies letzte Scheidewort der edlen Frau wie der Ruf nach Erlöſung von den Schmerzen, die auf ſeiner kranken Bruſt laſteten . . .

Im Saale, in welchen alle zurückkehrten, brach die Theilnahme in ihrer ganzen bisher zurückgehaltenen Macht aus . . . Die Frauen ſchluchzten . . . Auch die Männer traten bei Seite . . . Monika trat bald zum Gatten, bald zu Hedemann, der am Fenſter ſaß und Weib und Kind liebevoll an ſich gezogen hatte . . .

Es war dann ein Trauermahl, das in dem ſchönen Raume genommen wurde . . . Unſere menſchliche Natur erſcheint uns nie geringer, wird nie von uns unlieber befriedigt, als wenn unſere himmelentſtammte Seele aufjammern möchte vor Schmerz und doch unſer Leben und Sein unter dem Druck des phyſiſchen Erdenverhängniſſes ſteht . . .

Noch ehe das Mahl, deſſen ſtärkende Wirkung alle bedurften, zu Ende war, wurde dem Grafen heimlich eine Botſchaft überbracht, die ihn beſtimmte, ſofort aufzuſpringen und ſich zu entfernen . . .

Alle folgten ihm erſchreckt . . .

Der Bote ſagte, die Gräfin hätte vollendet . . .

Bebend folgte man dem Grafen . . . Paula vor allen, deren Bruſt von ſo vielen Schmerzen durchwühlt wurde, deren Gründe ſich von den Andern wol ahnen ließen . . . In ernſten Kriſen erkannte ſie, wie ſehr der Graf zu lieben war . . .

Der Arzt und der Geiſtliche lüfteten die Vorhänge des Schlafzimmers . . . Der ſchöne ſonnenhelle Tag ſchien herein und beleuchtete die Züge der Entſchlafenen . . . Sie hatte, hörte man, noch verſucht, die Worte nachzuſprechen, die über ihrem Bett unter ein Bild des ihr verwandten Dichters Novalis-Hardenberg geſchrieben waren:

„Und wenn Du Ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch Seines ewig dein!“ . . .

Da ſtockte die Zunge wie gelähmt . . . Sie hatte ausgehaucht . . .

Nun läuteten in der That fernher die Glocken . . . Die ehernen Zungen eines andern Bekenntniſſes waren es . . . Auch Geſänge miſchten ſich ein, dicht in der Nähe . . . Dieſe galten der Entſchlafenen . . . Ein Chor von Kindern ſtimmte ein geiſtliches Lied unter ihren Fenſtern an . . . Regelmäßig an jedem Nachmittag hatte ſich die Gräfin von den Kindern der Waldenſergemeinde, die vom Gebirg herunterkamen, dieſe Erquickung erbeten — der Pfarrer erklärte dies den Hörern . . .

Jetzt kam auch ein Herr Giorgio, der ſogenannte Moderatore oder Kirchenvorſtand der kleinen Colonie und brachte zu aller Erſtaunen eine Schrift, die die Gräfin in ſeine Hand gelegt hatte mit dem Bedeuten, ſie erſt ihrem Sohne zu zeigen, unmittelbar wenn ſie die Augen geſchloſſen hätte . . .

Der Graf erbrach das unverſehrte Siegel, las und theilte die Wünſche der Mutter den Umſtehenden mit . . .

Sie hatte befohlen, erſt in der kleinen Kirche des Schloſſes ausgeſtellt, dann aber in der Kirche der Waldenſer und nicht in der Schloßkirche begraben zu werden . . .

Der Graf erkannte, daß dieſer Bitte die Vorausſetzung zum Grunde lag, er würde Caſtellunge nicht behalten . . . Aufregungen, wie ſie mit dem Ausſprechen und Erörtern dieſer Vorausſetzung verbunden ſein konnten, hatten ſie jedenfalls beſtimmt, ihm ihr Verlangen nur ſchriftlich auszuſprechen . . .

Porzia ließ ſich nicht nehmen, die Leiche zu entkleiden, Hedemann nicht, den Katafalk zu ordnen, dem noch für denſelben Abend im Betſaal des Schloſſes jeder nahen durfte, der der Abgeſchiedenen ſeine letzte Ehrfurcht bezeugen wollte . . .

Es kamen ihrer von nah und fern . . . Der Betſaal drückte die ganze Geſchichte und Richtung der Gräfin aus — ſchon an den Bildern, die rings an den Wänden hingen . . . Der tapfere Heinrich Arnaud in kriegeriſcher Tracht . . . Biſchof Scipione Ricci, der die Souveränetät der Concilien gelehrt hat und vom römiſchen Stuhl als Lutheraner verdammt wurde . . . Graf Guicciardini, der kürzlich in Florenz Proteſtant geworden . . . Der Engländer Oberſt Beckwith, der ſein ganzes Vermögen den Waldenſern ſchenkte . . . Der mächtigſte Beiſtand der Gräfin, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, hatte unter den Porträts den erſten Platz . . .

Die Reiſenden richteten ſich inzwiſchen in den für ſie vorbereiteten Zimmern ein . . . Mit einer eigenthümlich bedingten Theilnahme beobachteten ſie, wie eifrig Graf Hugo bemüht war, den Erzbiſchof in Coni noch vor Anbruch des Abends über das Ableben ſeiner Mutter mit Angabe aller Einzelheiten in Kenntniß zu ſetzen . . . Ja er zeigte erſt Paula den Brief und dieſe fügte noch die mehrmalige Aeußerung um die Glocke jenes Eremiten hinzu, um den ſich Bonaventura ſo verdient gemacht . . . Ueber Paula's Leſen aus der Nobla Leyçon hatte ſchon Graf Hugo geſchrieben . . .

Paula ſchien in der That erkräftigt und geſund . . . Sie ertrug den lange und voll Rührung auf ihr ruhen-

den Blick und die unmittelbare Nähe des Obersten, ohne die Befürchtungen zu bestätigen, die man so lange Jahre über diese Wiederbegegnung gehegt hatte . . . Monika sagte: Fast scheint es, als wäre eine Kraft über sie gekommen, die sie früher nicht gekannt hat — die Kraft des Willens . . .

Armgart trauerte . . .

Ob darüber, daß unter denen, auf deren Leben ein letzter Segen und eine letzte versöhnte Erinnerung hier zurückgeblieben war, ein einziger ausgestoßen und unberücksichtigt blieb — Benno von Asselyn? . . .

Oder über ein unausgesprochenes, ersichtlich vorhandenes Leid der Freundin, ihres Gatten und des hohen Geistlichen in Coni — ein Leid, das schon mit gesteigerter Offenheit von ihrer Mutter als ein unerlaubt unnatürliches verworfen wurde? . . .

Oder endlich über den Heimgang ihres „Großmütterchens" nur allein? . . .

Der Aufenthalt in Castellungo hatte jedenfalls erschütternd und bedeutungsvoll begonnen . . .

## 5.

Nach Beiſetzung der Gräfin in der von ihr ſelbſt erbauten, oberhalb Caſtellungo's in den Bergen liegenden Kirche der Waldenſer, einer Feierlichkeit, zu der aus den Bergen und aus der Tiefe des Thals auch die Rechtgläubigen, Jung und Alt, herbeiſtrömten, aus den Thälern von Saluzzo und Pignerol, wo die Waldenſer in Maſſe wohnen, von allen Gemeinden die „Barben", „Evangeliſten", „Moderatoren" — nach dieſem Tage hätten nun ruhigere Stunden eintreten können, wenn nicht die politiſche Welt die Aufregung wach erhalten und nun auch Hedemann's Abſchied vom Leben ſich genähert hätte . . . Die Freude am Tod war bei dieſem wieder bereits eine ſolche, daß er ſich in ſeinen Gebeten Vorwürfe machte, ihn zu eifrig zu wünſchen . . .

Rom war inzwiſchen gefallen . . .

Die letzten Spuren der Revolution wurden in ganz Italien getilgt . . . Die erſten Vorzeichen jener Zeit brachen an, die in drei Jahren wieder die Kerker nur des Kirchenſtaats allein mit ſechstauſend Menſchen füllen

ſollte*) . . . Feſelotti ergriff jetzt auch noch das weltliche Ruder außer dem geiſtlichen . . . Staat und Kirche gehörten ganz den zurückkehrenden Jeſuiten . . .

Auch in der kirchlichen Sphäre der Umgegend zeigte ſich manche Wiederkehr des Alten . . . Die Jeſuiten hatten in Coni ein von Feſelotti begünſtigtes Collegium beſeſſen, das ſie freilich nicht wieder beziehen durften, da Sardiniens Verfaſſung ſie verbannte . . . Aber ſchon war in Schule, Staat und Kirche ihr dennoch geheimwirkender Einfluß bald wieder erſichtlich . . . Nobillante und Pignerol waren zwei Biſchofsſitze, die ausdrücklich ſchon lange durch Männer beſetzt wurden, die dem deutſchen Eindringling, dem Erzbiſchof von Coni, wo ſie nur konnten, wehren ſollten**) . . .

Der Oberſt und Monika konnten inzwiſchen dem Grafen im Ordnen des Nachlaſſes ſeiner Mutter, in Auszahlung einer Menge von Legaten an die Gemeinden der Thäler hier und drüben am Fuß des Monte Viſo behülflich ſein . . . Der Graf war es, der am meiſten darauf drängte, daß Paula nach ihrem Wohnhauſe in Coni zurück ſollte . . . Armgart wollte ſie begleiten . . . Wohl ſprach ſie ihr dringendſtes Bedürfniß aus, den Erzbiſchof zu begrüßen, der ſich, ſeiner Stellung gemäß, vom Leichenbegängniß der Gräfin hatte entfernt halten müſſen . . .

---

*) Thatſache.

**) Monſignore Charvaz, Biſchof von Pignerol, warf ſich Karl Albert von Sardinien zu Füßen, um ihn von ſeinen Begünſtigungen gegen die Waldenſer zurückzuhalten.

Monika, die zwar zu Paula's Heirath dringend gerathen hatte, empfand und tadelte doch, was sie das Anstößige dieser Beziehung nannte, im höchsten Grade ... Hatte sie schon sonst die Partie des Grafen genommen und ihn über das Meiste entschuldigt, was sich seinen jungen Jahren vorwerfen ließ, so erklärte sie vollends mit ihm Mitleid zu fühlen, seitdem sich jenes mystische Dreiblatt gebildet hatte, dem womöglich fern bleiben zu wollen sie sich auf Schloß Bex gelobt hatte ... Nun sah sie dies Verhältniß einer „Standesehe" in nächster Nähe ... Und das sei denn die rechte Höhe, sprach sie schon eines Tages in Paula's Gegenwart, Opfer über Opfer anzunehmen, nur deshalb, weil man wisse, sie würden von schwachen Menschen ohne Murren gebracht ... Ja sie sagte schon zu ihrem Gatten: Der Graf leidet, weil er Paula liebt — und zu Armgart: Auch Paula, scheint es, ringt mit ihrem Herzen, weil sie den Grafen mehr als achten muß ...

Daß Paula und Armgart zum nächstbevorstehenden Bonaventura-Tage in Coni sein und der Celebration der Messe durch den Erzbischof an diesem Tage beiwohnen wollten, konnte Monika nicht hindern ... Doch bekam es Armgart bitter zu hören, warum sie gerade diesen Tag wählen wollten ... Die Mutter sagte, daß sie den Doctor Seraphicus, wie Sanct-Bonaventura in der Vätergeschichte heißt, nicht im mindesten zu jenen Bekennern und Märtyrern zählen könne, die allenfalls auch die Freude evangelischen Sinnes sein dürften ...

Ich schätze den heiligen Bonaventura noch höher, entgegnete Armgart, als die andern Märtyrer, die nur

ſtalaktiten und in eine phantaſtiſche Baumannshöhle aus kryſtalliſirten und metalliſirten tropfbaren Ideenflüſſigkeiten ſchien ſich das Zimmer um ſo mehr verwandelt zu haben, als der Graf, ein rüſtiger Erz- und Schürmeiſter, die Fackel ſeiner Projectirkunſt, d. h. der Kunſt, Pläne zu entwerfen und Riſſe zu machen, recht in die Höhe hielt, um das phantasmagoriſche Wunder, Wind und Waſſer in Geld zu verwandeln, in deſto ſchönerer und beinahe durchſichtiger Beleuchtung zu zeigen. Für Blaſedow wurde das Zimmer eine Hundsgrotte, in welcher ihm der Athem verging. Allein die Uebrigen ſahen nichts als blendende Stalaktitenwände, ſo ſchön und glänzend, als ſie ſich in der Höhle von Montſerrat finden. Verwandelt ſich der Karlsbader Strudel nicht auch in Steine, die weltberühmt ſind? Finden ſich in den alten römiſchen Waſſerleitungen nicht die berühmten Canalſteine? Allein die Zapfen, welche der Graf von ſeinem der Induſtrie und dem Ackerbau gewidmeten Tempel herabhängen ließ, waren nicht bloß ordinäre Kalkſinter, ſondern vor den Augen der Geſellſchaft überzogen ſie ſich bald mit metalliſchen Oxyden und gaben den Anblick von alten Stollen, die ſich mit der Zeit, vor Wiedergeburt und unermüdlicher Schöpfungskraft der Natur, grün und gelb färben und neue Metalle anſetzen. Doch dauerte dieſe Verwandlung nur einige Minuten; der Schacht ſtürzte zuſammen, da der wahre Metallkönig erſchien, nämlich Herr von Leymann.

Blaſedow hatte dieſen Moment zuerſt mit banger Beſorgniß erwartet, ſpäter ſehnte er ſich nach ihm, als den Augenblicke, wo der Vorhang des Induſtrietempels zerreißen, die Gräber der alten Schulden und Lotterieumtriebe ſich öffnen und ſeine Erlöſung vollendet ſeyn würde. Das Unge-

zufällig in den Tod gingen und der Nachwelt nichts von ihrem Leben hinterlaſſen haben . . .

Von ihrem Leben? entgegnete aufwallend die Mutter . . . Dieſer Johannes von Fidanza iſt ja das Prototyp aller katholiſchen Schwärmer! Dieſer heilige Bonaventura hat mit ſeinem ſogenannten Gemüth alles verklären und verſchönern wollen, woran wir noch heute leiden . . . Was nur immer Gregor und Innocenz aus weltlichen Rückſichten für die Kirche erfunden haben, umgab dieſer Italiener mit dem Schein beinahe der Philoſophie . . . Mariendienſt, Cölibat, Entziehung des Kelches — alles, alles, was das Tridentiniſche Concil ſpäter in die todesſtarren Formeln gezwängt hat, brachte dieſer heilige Bonaventura als Gemüthsſehnſucht in Curs, gerade wie auch jetzt wieder mit dem Dogma der ohne Sünde geboren ſein ſollenden Mutter Gottes geſchieht . . . Mir ein Räthſel, wie euer Erzbiſchof zu den Freiſinnigen zählen kann, ſchon in Deutſchland unter den Anfechtungen der Fanatiker leiden mußte und immer noch ſeine Krone, immer noch ſeinen Krummſtab trägt . . . Wären ſolche Männer vor einigen Jahren wahr geweſen und in den Zeiten der Bedrängniß zu uns übergetreten, wie anders ſtünde es mit der Sache des Lichts und des Evangeliums! . . .

Hedemann und der Vater dachten ebenſo und ſagten das Nämliche . . .

Armgart aber ſtritt ſchon lange nicht mehr gegen dies ſtete Verurtheilen, ſeitdem ſie für ihre frühere Behauptung, daß Bonaventura ſeine Erhöhung weder Lucinden noch Olympien verdankte, kürzlich Recht erhalten

hatte. Ihr richtet und richtet, wie ihr's eben verſteht! ſprach ſie damals und verwies auf beſſere Erkenntniß der wahren Sachlagen, wenn ſie auch leider meiſt im Leben zu ſpät käme . . . Hier in Caſtellungo wurde für beſtimmt eine ſchon früher von Paula brieflich ausgeſprochene Verſicherung wiederholt, daß der aus Robillante gebürtige Cardinal Vincente Ambroſi vor zehn Jahren in Rom der eigentliche Freund und Fürſprecher Bonaventura's geweſen . . . Armgart verwies auch jetzt die Ankläger auf die Siege, deren ſie ſich ja täglich rühmten . . . War nicht vor kurzem der vom greiſen General der Kapuziner als Dekan der Studien über die römiſchen Theologen als Examinator geſetzte de Sanctis, Profeſſor der Theologie, Parochus an Maddalena, Beichtvater in den Gefängniſſen der römiſchen Inquiſition, von den Jeſuiten in ſeinen wahren Geſinnungen erkannt, gefangen geſetzt worden, entflohen und in Malta zum Proteſtantismus übergetreten —?*) . . . Wiſſet ihr, ſagte ſie mit Ironie, was in Bonaventura's Innern vorgeht und was euch alles vielleicht noch von ihm werden kann? . . .

Die hinterlaſſene Bibliothek der Gräfin war eine Fundgrube der intereſſanteſten Anregungen für Monika, den Oberſten und Hebemann . . . Auch Baldaſſeroni und Giorgio waren Männer, die auf Koſten der Gräfin in Genf, Tübingen und Berlin ſtudirt hatten . . . Ihr Ton gab ſich milde und rückſichtsvoll — ſie wußten, was bei ihrer jetzigen Schloßherrſchaft zu ſchonen und zu achten war . . . Auch ſie gaben dem Erzbiſchof das

*) 1847.

Zeugniß, daß allein ſchon ſein perſönliches Erſcheinen in Rom alle Intriguen hätte entwaffnen müſſen und daß er noch täglich dieſe Macht der Beſchämung über ſeine Gegner übe . . .

Ein Glück, daß Armgart's Vater die Schroffheiten der Mutter milderte . . . Eine Rechtfertigung der amerikaniſchen Weiſe, ſich zur Religion zu verhalten, ſagte er beim Durchmuſtern eines Schranks voll Alterthümer und beim Anblick einer kleinen Schaale, die wie eine Taſſe ausſah, aus der einſt Huß den Wein beim Abendmahl dargereicht haben ſollte, find' ich in dem Schickſal des Kelches . . . Das Trinken aus einem und demſelben Gefäß iſt vielleicht in der That nur einer Gemeinde möglich, wo ſich alles ſo perſönlich nahe ſteht, wie zur Zeit der Apoſtel und der erſten Bekenner . . . Wo noch der Liebeskuß als Gruß der Verbundenen möglich war, war auch die Ertheilung des Kelches möglich . . . Als jedoch die chriſtliche Lehre Staatskirche wurde, als ganze Völker im nächſten beſten Fluſſe getauft werden mußten, mußte vieles von den erſten Satzungen des Glaubens verloren gehen . . . Welcher Reiche gab da noch ſeine Reichthümer hin und warf ſie, ſtatt in die Kaſſe einer ihm befreundeten Gemeinde, in das weite, wüſte Meer des Proletariats! . . . Wer ſetzte noch gern die Lippe an ein Gefäß, aus dem Hunderte und noch dazu zur Zeit der einſt ſo allgemeinen Peſt und des Ausſatzes tranken! . . . Man hat das Chriſtenthum eine Weltreligion genannt; ſie iſt es auch dem Geiſte nach, nicht nach dem Buchſtaben . . . Wer den apoſtoliſchen Anfängen nachgehen will, muß die Freiheit Amerikas wünſchen, wo

ſich jede Form, Gott zu dienen, auf eigene Art befeſtigen kann ... Geſchieht es dort würdelos, ſo iſt nur der Mangel an Bildung ſchuld ... Unſere Gotteshäuſer und die Prieſter, die in ihnen lehren und Ceremonien abhalten, ſollten, wie ich von Ihnen höre — er wandte ſich an Baldaſſeroni — nach dem Ausdruck des Bruders Federigo nur noch Hüter und Wächter des Chriſtenthums ſein, gleichſam die Sänger, die Dichter, die Hiſtoriker der Kirche — ohne ſich den mindeſten Eingriff in die Lebens- und Geſellſchaftsformen geſtatten zu dürfen'...

Solcher Streitigkeiten gab es viele ... Sie konnten zu tagelangen Verſtimmungen führen — namentlich wenn Armgart ſagte: Ein Einzelner gewonnen iſt nichts — Könige, die ohne ihre Krone kommen, ſind vollends nichts; die müſſen gleich ihre Reiche mitbringen ...

Wieder den heutigen Streit unterbrach Paula's Eintreten ... Schon hatte Armgart muſternd unter den waldenſiſchen Schwertern, huſſitiſchen Kelchen, den alten Bibeln, Luther- und Zinzendorf-Ringen geſagt:

Ihr habt doch auch eure Reliquien! ...

Zu einer Erwiderung kam es nicht, da Paula allerlei Geſchäfte mitbrachte, die ſich auf die ſittlichen Zuſtände der Gegend bezogen ... Seit dieſer langen Reihe von Jahren hatte Graf Hugo für ſich und Paula den Weg der Zerſtreuung eingeſchlagen ... Nicht nur beſchäftigte er ſich und Paula mit einer umſichtigen Pflege der hier ſo reizenden und reichen Natur, ſondern auch mit den Vorkommniſſen ſeiner geſellſchaftlichen Beziehungen, mit Aufgaben der Wohlthätigkeit ... Der gute Wille,

nützlich ſein zu wollen, iſt bei gebildeten und gutgearteten Vornehmen immer rege und hier kam ein faſt ängſtliches Verlangen hinzu, durch ſolche äußere Werkthätigkeit aus dem Verſenken in zu große Innerlichkeit entfliehen zu können ... Monika mußte freilich ſchon wieder lächeln, wenn ſie ſah, mit welcher emſigen Umſtändlichkeit und mit welchem offenbaren Nichtberuf für praktiſche Bewährungen die junge Schloßherrin, nun die ſouveräne Gebieterin von Caſtellungo, die an Glücksgütern geſegnete Herrin von Weſterhof, von Schloß Salem, Beſitzerin eines Palaſtes in Coni, ihre unerſchöpfliche Wohlthätigkeitsliebe zu einer ſegensreichen und mit Vorſicht geſpendeten zu machen ſich mühte, wie ſie in die Hütten der Armen trat, momentane Hülfe, aber ſelten, nach Monika's Meinung, den rechten Rath und die rechte Warnung brachte ... Sie weiß nicht, ſagte ſie, wie ſie ſich ſchon mit ihrer Krone am Giebel der Eingangsthür in ſolche Hütten den Kopf ſtößt, vollends, wie ſie zuletzt bei ſolchen Leuten mehr Aufſehen und Schrecken, als Freude, wenn nicht gar Schlimmeres, zuweilen Spott, hinterläßt ... Sie ſpricht mit dieſen Menſchen wie ein Buch ... Sie werden ſie alle zu Gevatter bitten — Das pflegt noch die nützlichſte Folge ſolcher vornehmen Herablaſſungen zu ſein ...

Da nach dem Wunſch des Grafen, dem gleichfalls ſolche Herbigkeiten nicht erſpart wurden und der dann oft träumeriſch von Wien als einem Ausweg aus allen Labyrinthen ſprach, der Oberſt fürs erſte hier als Verwalter wohnen bleiben ſollte — auch gegen die winterlichen Verheerungen der Berggewäſſer ſollten Brücken und

Wehre gebaut werden — ſo ſammelte auf dem Schloſſe ſchon allabendlich Monika die hervorragenderen Perſönlichkeiten der Umgegend zu einem behaglichen Kreiſe und hatte für dieſe ſichere und feſte Einwohnung ganz den Beifall ſowol des Grafen wie der gütigen Paula, deren weicher Sinn keiner ihrer Schroffheiten aufbieten konnte ... Die italieniſche Sitte kennt nicht die deutſche Unterſcheidung zwiſchen den Ständen ... Der größte Theil des umwohnenden Adels war nach deutſchem Geſichtspunkt eine wohlhabende Bauernſchaft — die Comtes und Markeſes ritten mit hohen Lederkamaſchen über ihre Felder und ſprangen nicht ſelten ab, um bei den Arbeiten mit anzugreifen ... Aeltere Diener gehörten mit zur Familie ... Gemeindevorſteher, Forſtwarte, Recheneibeamte ſammelten ſich allabendlich in den unteren Räumen des Schloſſes und ſelbſt der Graf und der Oberſt ſetzten ſich manchmal zu ihnen und verſchmähten nicht den Trunk aus gemeinſchaftlichem Krug ... Einige reiche Seidenweber, die zu den Waldenſern gehörten, hatten ſich ſonſt allabendlich auf dem Schloſſe im engern Kreiſe der verſtorbenen Gräfin eingefunden; ſie blieben auch jetzt nicht aus; um ſo weniger, als in der That das Benehmen des Grafen die Beſorgniß erwecken durfte, die Mutter hätte in ſeiner Seele recht geleſen. Man ſah ihm eine große Unruhe an; man fürchtete allgemein den Verkauf Caſtellungos, ja ſogar ſeinen Religionsübertritt ... Wenigſtens ſchiene ihm, ſagte man, daran zu liegen, nicht allein nach Oeſterreich zurückzukehren, ſondern nur mit Paula, für die es dann, ſo offen lag allen das bekannte Verhältniß mit Coni, eine letzte große Entſcheidung geben müßte ...

Des österreichischen Grafen vertrauliche Stellung zum Erzbischof hätte dem letztern in den Augen der Italiener schaden müssen, wenn nicht die alte Gräfin so beliebt gewesen wäre und seinerseits auch Bonaventura ein Anhalt aller Freigesinnten . . . Schon mit dem Hirtenstab des Bisthums Nobillante hatte er gewagt, den Neuerungen Feseletti's die Spitze zu bieten . . . Als er dann zur Verantwortung für die Vorwürfe, die er den Dominicanern wegen Frà Federigo zu machen gewagt hatte, nach Rom gefordert wurde und statt dort verurtheilt zu werden als Nachfolger Feseletti's heimkehrte, hatte er den muthigsten Kampf begonnen, den ein Fremder auf diesem gefahrvollen Boden nur wagen konnte . . . Dem Colleg San-Ignazio zu Coni entzog er sogleich eine Kirche, auf die die Patres Jesuiten, damals noch nicht verbannt, Ansprüche machten — er setzte bei den Stadtbehörden durch, daß diese ihn in seiner Weigerung unterstützten . . . Ein gewöhnliches Hülfsmittel der Jesuiten, das sie bei neuen Niederlassungen, um sich die Herzen der Umwohner zu gewinnen, anwenden, besteht in dem Schein bitterster Armuth, den sie sich geben. Plötzlich erschallt dann durch die Stadt die ängstliche Kunde, die unglücklichen Väter verhungerten hinter ihren Mauern. Nun rennen fanatische Sammler durch die Häuser und rufen um Hülfe. Man bricht fast gewaltsam mit dem gesammelten Gelde, den Speisen, den Kleidungsstücken in das Colleg ein und findet auch in der That die armen Väter beim Gebet — verschmachtet, abgezehrt, vom gezwungenen Fasten fast leblos*) . . . Bo-

*) Vor einiger Zeit so zu Münster in Westfalen geschehen.

naventura bewies jedoch dem Rector Pater Speziano, der dieſelbe Komödie aufführte, und dem Magiſtrat der Stadt, daß das Colleg aus dem Profeßhauſe in Genua eine regelmäßige Einnahme bezog, die weit über die Einkünfte der ſämmtlichen andern Klöſter der Stadt zuſammengenommen ging ... Den Biſchof von Pignerol zwang er, ein höchſt gehäſſiges Inſtitut zu ſchließen. Man entzog unter allerlei Vorwänden den Waldenſern ihre Armenkinder, beſonders ihre Waiſen, taufte ſie ſchnell nach römiſchem Ritus und gab ſie nicht wieder her ... Jedes uneheliche Kind der Waldenſer gehörte an ſich ſchon dieſem „Oſpizio dei Catecumeni" ... Als vorgekommen war, daß eine Gefallene, um ihr Kind zu behalten, ſich auf die höchſten Spitzen des Monte Viſo vor den Gensdarmen geflüchtet hatte und Kind und Mutter im Schnee elend umgekommen waren*), wallte Bonaventura's Zorn ſo auf, daß er nicht eher ruhte, bis jenes Oſpizio geſchloſſen wurde ... Das Verkommen im Schnee — — gehörte ohnehin zu den erſchütterndſten Vorſtellungen ſeines Gemüths und zumal, da ſeines Freundes, des Cardinals Vincente Ambroſi, Vater, Profeſſor der Mathematik in Robillante (er erfuhr dies zu ſeiner höchſten Ueberraſchung in Rom), eines ſolchen Todes im Alpenſchnee wirklich verſtorben war ...

Von Genua aus, wohin ſich Gräfin Sarzana begeben hatte, als ſie wagte, wieder ans Tageslicht zu kommen von den „Lebendigbegrabenen", in deren Kloſter ſie ſich geflüchtet hatte nach dem Attentat ihres Mannes auf

*) Thatſache.

Ceccone, wurde der Kampf mit den freisinnigen Richtungen Italiens um so erbitterter geführt, als Genua auch für die Pforte der Mazzini'schen Einflüsse und des englischen Ketzerthums galt . . . Jesolotti bot alles auf, die weibliche Bundsgenossenschaft der Jesuiten gerade in Genua zu mehren und zu kräftigen . . . Ein Orden, der sich offen „Jesuitessen" nannte, „Töchter Loyola's", gestiftet vor zwei Jahrhunderten, hatte sich nicht erhalten können; Papst Urban VIII. schaffte ihn schon 1631 ab . . . Aber unsere Zeit hat diesen Orden erneuert — vorzugsweise in den Damen vom Heiligen Herzen Jesu (Sacré Coeur) . . . Sie leiten, schaarenweise von Frankreich kommend, die Erziehung der vornehmen Stände und halten auch außerhalb ihrer Klöster Schulen für die ärmere Klasse; sie sind in weiblicher Sphäre das, was die Väter der Gesellschaft Jesu für die Erziehung in männlicher . . . Wo diese Heiligen Schwestern vorangehen, folgen ihnen in noch nicht einer Generation ihre Brüder, die Jesuiten, nach . . . Sie bereiten ihnen den Weg; sie wecken in den Familien, bei allen Müttern, Vätern, Kindern, eine solche Sehnsucht nach diesen Rathgebern nicht nur der Seele für ihre jenseitige Bestimmung, sondern des ganzen auch diesseitigen Lebens, daß die Berufung der Väter nicht lange ausbleibt . . . Umwälzungen folgen dann in den Familien, in der Gesellschaft . . . Der süße Ton der Andacht, verbunden mit den feineren Rücksichten der Geselligkeit und Eleganz, führt dieser Congregation des Sacré Coeur alle jungen weiblichen Herzen zu . . . Mütter, oft bereuend, was sie selbst in ihrem Leben verschuldeten,

glauben in ihren Töchtern durch ſo zeitige Fürſorge alles nachholen zu können, was ſie an ſich ſelbſt verſäumten ... So ſtrömte auch in Genua und Turin die weibliche Jugend den Herz-Jeſu-Damen zu ... Zweigvereine bildeten ſich unter dem Namen der „Dorotheïnerinnen“ bei den Frauen, der „Raffaëliner“ bei den Männern, der „Leonhardiner“ unter den Klerikern ... Die obere Leitung aller dieſer weitverzweigten und auf ein Syſtem gegenſeitiger Ueberwachung (in den lieblichſten Ausdrücken, als: „Bewahre dir den Duft der geiſtlichen Blume zur einſtigen feſtlichen Ausſtellung am Altare!“ d. h.: Lebe ſo, daß es dich nie verdrießen wird, in den Conduitenliſten von andern nach deiner geiſtlichen Aufführung beurtheilt zu werden!) begründeten Genoſſenſchaften hatten die Superioren der Jeſuitenklöſter ... Ihnen gehörte das Beichtbedürfniß, Tod und Leben dieſer Seelen und ihres ganzen Anhangs ...

Die Stadt, das Land wußten, wie nahe der Erzbiſchof von Coni wiederum bei den äußerſten Gefahren für ſeine Stellung angekommen war, als die neue Aera der Hoffnungen Italiens anbrach ... Schon vorher war eines Tages Lucinde — ſie zählte nun ſchon dreißig Jahre — in Coni erſchienen und hatte, man ſprach wenigſtens ſo, dem Erzbiſchof aus Rom die ernſteſten Warnungen gebracht ... Die Leiden, die ihm dieſer faſt ein Vierteljahr dauernde Aufenthalt Lucindens in Coni zuzog, gehörten ſeinem Innenleben an und konnten nur von wenigen verſtanden werden ... Graf Hugo war es, der die Gräfin Sarzana damals mit Gewalt aus der Gegend vertrieb; er erinnerte ſie an Räck und den

witter zog mit dem bescheidenen Rollen eines Einspänners herauf, der im Hofe der Reige einfuhr, aber von der Gesellschaft überhört wurde. Indem stürzt ein Dienstbote herein und flüstert dem Grafen etwas in's Ohr, daß dieser erbleichte, aufsprang und, ohne ein Wort zu verlieren, in's Nebenzimmer sich entfernte. Es war die höchste Zeit, daß er den Moment benutzte; denn so eben trat auch Herr v. Lipmann ein und richtete, wie Macbeth, alle seine Aufmerksamkeit auf den leer stehenden Stuhl, nur mit dem Unterschiede, daß Macbeth eine Person sah, die Herr v. Lipmann zu vermissen schien. Die Herrin des Hauses hatte die Fassungskraft verloren, weil sie sich einen solchen Ueberfall an dem hellen, lichten Tage dieser Theevisite nicht geträumt hätte. Sie erhob sich matt, mit mehr Verleugnung ihres Stolzes, als man ihrem Stolze hätte zutrauen sollen, und ersuchte Herrn von Lipmann den Sessel einzunehmen, welchen sie in angenehmer Vorahnung seines Besuches für ihn allein hätte leer stehen lassen. Herr von Lipmann, von den vielen Menschen etwas geängstigt, that es mechanisch, mochte aber kaum die gebundene Wärme des enthusiastischen Grafen in dem Polster verspürt haben, als er schon merkte, daß hier nicht nur die Anwesenheit des Schuldners geleugnet, sondern sogar verborgen gehalten werden sollte. Herr von Lipmann gab indessen viel auf Bekanntschaften. Er sah gern Fremde, um sie seinem Herzen näher zu bringen oder wenigstens einzuladen, ihn seiner talentvollen Kinder und seiner Tulpenzwiebeln wegen zu besuchen. Er war in all' seinen Angriffsoperationen gelähmt, so lange ihm die anwesenden Personen nicht Name für Name vorgestellt waren. Israeliten sind durch die Unbill alter Zeiten mißtrauisch gegen alle

Mordbrenner Picard ... Hier erſt erfuhr die kleine genfer Colonie, daß Lucinde von hier nach einem Abend verſchwunden war, wo auf Caſtellungo im Kreiſe der alten Gräfin, die ſie nur widerſtrebend empfangen hatte, die Rede auf den Bruder Hubertus kam, der noch im Silaswalde beim Eremiten Federigo leben ſollte ... Man hatte erfahren, daß Hubertus einen der Verräther der Brüder Bandiera entdeckt und in ſeinem wilden Zornesmuthe gerichtet haben ſollte — einen Belgier oder Franzoſen, den die Emigration aus London abſandte, um von Korfu aus die Bandiera zu unterſtützen ... Viele behaupteten — erſt jetzt erfuhren dies die alten Bewohner Witoborns — daß dieſer Genoſſe Bocceciampo's*) jener Jan Picard geweſen, der ohne Zweifel den Schloßbrand in Weſterhof angelegt und damals ſpurlos verſchwunden war ... Allen ſchien ein Zuſammenhang Lucindens mit dieſen Vorgängen erwieſen ... Graf Hugo lehnte die Aufklärungen ab, die von ihm den Freunden gegeben werden konnten ... Man drängte in ihn ... Erſt als ſogar Terſchka's Name als deſſen, der jenen Picard der Emigration empfohlen und ſpäter Vortheile vom Scheitern der Expedition gezogen haben ſollte, mitgenannt wurde, brach man von den dunkeln, Monika, den Oberſten und Armgart erſchreckenden Vorgängen ab ... Von Gräfin Sarzana ſah man wol, daß ihr Muth, ja ihre Keckheit, auf Caſtellungo zu erſcheinen, ihr theuer zu ſtehen gekommen war ... Paula behandelte ſie mit Artigkeit, der Graf aber nur als eine Störerin der Ruhe ſeines

*) Der den Verrath leitete.

Freundes Bonaventura und die alte Gräfin vollends wandte der Apostatin den Rücken . . . Statt ihrer erschien dann die rechte Hand Feselotti's selbst, Abbate Sturla aus Genua . . . Die Welt erzählte sich, daß Sturla's erster Besuch beim deutschen Erzbischof einige Stunden gedauert und bei diesem eine Aufregung hinterlassen hätte, die ihn mehrere Wochen aufs Krankenlager warf . . .

Bald nach Sturla's Abreise gingen dunkle Gerüchte von einer neuen Reise des Erzbischofs nach Rom, ja von baldiger Niederlegung seiner hohen Kirchenwürde, von seinem bevorstehenden Eintritt in den Benedictinerorden und seinem Uebergang in ein deutsches Kloster . . . Da brach die neue Aera an ... Abbate Sturla, der inzwischen in Turin und Mailand gewesen (auch hier war der Erzbischof ein Deutscher*)) und über Coni nach Genua zurückkehren wollte, predigte in Robillante . . . Sturla erlaubte sich am Schluß seiner Rede gegen das in wenig Wochen umgewandelte Rom die Wendung: „Laßt uns beten für das Seelenheil des Heiligen Vaters! Laßt uns beten, daß Gott ihn vor dem Schicksal, ein Atheist zu werden, bewahren möge!“**) Da verlangte Bonaventura, daß der Bischof von Robillante dem Abbate die Kanzel verbot und zeigte den Obern desselben in Genua an, Sturla schiene ihm dem Wahnsinn nahe gekommen und müßte angehalten werden, sich Geistesübungen zu unterwerfen . . . Sturla floh mit

*) Gaisruck.

**) Sturla's eigene Worte.

der wachsenden Bewegung nach Frankreich und Spanien *) . . .

Nach einer wilden, an Hoffnungen und ebenso vielen Täuschungen reichen Zeit, wo namentlich Graf Hugo in der größten Aufregung lebte und unter dem Druck seines politischen Doppelverhältnisses bis zu sichtlicher Verzweiflung litt, war Sturla der erste, der in Genua wieder die alten Umtriebe begann . . . Noch ehe die Franzosen im Kirchenstaat landeten, erhob schon die Reaction ihr Haupt . . . Was sich zwei Jahre wie die Schwalben im Sumpf versteckt gehalten, flog wieder auf . . . Die Dorotheïnerinnen hatten sich in Pisa, in der Nähe von Florenz, niedergelassen . . . Die Leonhardiner suchten wieder die Priester für das Gelübde der „Ignoranz" zu gewinnen . . . Die Raffaëliner waren jene süßliche Bruderschaft, die dem Rosenbunde Schnuphase's entsprach, sich und andere als Blume pflegte und begoß und die kleinen Insekten der Fehler und Sünden, die etwa dem Wuchs der Nachbarblüte gefährlich werden konnten, in Form von Angebereien, letztere in kleine beschriebene Zettel gewickelt, in eine monatlich am Altar aufgestellte Büchse warf . . . Diesen Bündnissen gehörte der mächtigste Einfluß auf die politischen Wahlen für Staats- und Gemeindeleben . . . Nach Toscana kehrte eine Dynastie zurück, die sich gelobte, ganz nur die Jesuiten walten zu lassen . . . Jede Bibel, die in eines Katholiken Hand gefunden wurde, wurde verbrannt . . . Pater Speziano wagte aus der Schweiz

*) Thatsachen.

nach Coni zu ſchreiben, er würde mit acht Prieſtern, fünf Scholaren und ſieben Laienbrüdern zu San-Ignazio wieder einziehen und getroſt das Martyrium des Kerkers erdulden ... Beichtſtuhl, Schule, Penſionat, Univerſität, Oberaufſicht der Nonnenklöſter, Miſſionspredigt, die ganze Richtung vorzugsweiſe dieſes freiſinnigen Staates ſollte aufs neue zu einem äußerſten Kampf den Fehdehandſchuh hingeworfen erhalten ... Nun war Rom gefallen und die Einnahme der ewigen Stadt das Signal für die Rückkehr aller alten Poſitionen Feſeletti's ...

Das Intereſſe an Ruhe und Ordnung blieb allerdings bei den Poſſidenti das überwiegende; ſelbſt bei den Waldenſern, größtentheils fleißigen und wohlhabenden Bauern ... Verwünſchungen genug wurden gegen Garibaldi ausgeſtoßen, der den nur unnützen Widerſtand durch das Sprengen der Tiberbrücken um einige Tage hatte verlängern wollen ... Abendlich las man die Schilderungen aus dem „Monitore Romano", wie die einrückenden Soldaten zwar mit Ziſchen und den Rufen: „Nieder mit den Pfaffen! Nieder mit den Fremden!" empfangen wurden; aber das Drama der Befreiung Italiens von äußern und innern Feinden hatte ausgeſpielt ... Die Vertheidiger Roms hatten den Verſuch gemacht, ſich nordwärts durchzuſchlagen ... Dort kamen ihnen die Colonnen der Oeſterreicher entgegen ... Man erſtaunte, wie Garibaldi die Trümmer ſeines kleinen Heeres noch bis nach San-Marino führen konnte, wo dann alles ſich auflöſte und wohin irgend möglich zu entkommen ſuchte ...

Die erſten Acte der wiederhergeſtellten Prieſterherr-

ſchaft wurden oft beſprochen . . . Die flüchtigen Jeſuiten, hörte man, waren im Al-Geſú wieder eingezogen . . . Statt des Monitore kam wieder das alte cenſurirte „Diario“ . . . Auch Gräfin Sarzana, las man, kam nach Rom . . . In den Todtenliſten, die allmählich bekannt wurden, befand ſich ihr Gatte als Gefallener . . . Eines Abends wurde unter den Verwundeten auch Cäſar von Montalto genannt . . .

Die Geſellſchaft befand ſich gerade am Vorabend des Bonaventuratages, an dem in erſter Morgenfrühe der Graf, Armgart und Paula nach Coni reiſen wollten, im großen Speiſeſaal, als aus den Zeitungen dieſe Nachricht vorgeleſen wurde . . . Das Geſpräch war bunt durcheinandergegangen . . . Einigen Gutsbeſitzern der Umgegend, die von Monika's Stellung zur Kirche keine rechte Vorſtellung hatten und von Hoffnungen ſprachen, die man noch auf Se. Heiligkeit und deſſen perſönlichen guten Willen ſetzen dürfte, hatte dieſe geradezu erwidert: Solche Menſchen ſollen erſt noch geboren werden, die, wenn ſie von Natur eitel ſind, ertragen, daß man ihnen auch nur eine einzige ihrer gewohnten Huldigungen entzieht . . . Solche Naturen ſchmollen ewig, wie die Koketten, die uns ein Wort über ihren Teint nicht vergeben können . . . Von Dem erwarten Sie nichts mehr . . .

Paula war wegen Benno's aufgeſtanden . . . Armgart erblaßte ſogleich und ſaß ſtill in ſich verſunken . . . Graf Hugo nahm die Zeitungen, aus denen Baldaſſeroni vorgeleſen hatte und wiederholte voll Schmerz: Alſo — Cäſar Montalto — verwundet . . .

Der Vater, die Mutter ſahen auf Armgart . . .

Paula wollte ſich der Freundin hülfreich erweiſen; denn langſam erhob ſich jetzt Armgart . . .

Man konnte zum Glück hinter der Theilnahme für eine Störung, die dem Grafen wurde, die Betroffenheit verbergen . . .

Dieſem hatte man eben einen Brief überbracht, mit dem Hinzufügen, auf der Terraſſe draußen harre der betreffende Herr, der ihn abgegeben, und wünſche den Grafen ſelbſt zu ſprechen . . .

Graf Hugo hatte die wenigen Zeilen des Billets wieder und wieder überflogen und ſtand halb auf dem Sprunge, zu gehen, halb kämpfte er mit ſich zu bleiben — ob aus Theilnahme für Benno, ob aus Intereſſe für Armgart, ob vor Erſtaunen über den Brief, ließ ſich nicht unterſcheiden . . . Erſt auf Paula's an ihn gerichtete Frage, wer ſo ſpät ihn noch zu ſprechen käme, faßte er einen Entſchluß . . .

Der ſonſt ſo Aufmerkſame erwiderte ſeiner Gattin kein Wort . . . Wie abweſend verließ er den Saal . . .

Die übrige Geſellſchaft fand in alledem kein Arg und blieb noch beiſammen . . . Angeregt plauderte man durcheinander, auch nachdem Paula und Armgart ſich entfernt hatten . . . Stumm, doch innig theilnehmend hatten ihnen die Aeltern nachgeblickt, blieben aber um ſo mehr im Saale, als jetzt auch der Graf fehlte . . .

Nur durch einige Zimmer brauchten die Freundinnen zu ſchreiten, um auf eine Altane zu treten, von der ſich in den Garten blicken ließ . . . Es war ein milder Juliabend, der nach brennender Hitze des Tags die ſanfteſte Kühlung brachte . . . Der Mond, deſſen vollen Straht

Paula noch immer vermied, war im abnehmenden Licht ... Nur die Sterne erhellten die ſtille Nacht und weckten, wie ſie ſo dicht auf der Höhe der Seealpen lagen, Sehnſucht in die Ferne, Sehnſucht nach dem großen jenſeitigen Meer ... Die Terraſſe, auf die Graf Hugo hinausgerufen, lag unter der Altane zur Seite und ſtieß an ein offenes Gewächshaus, in das man eintreten konnte, um ſich, wenn man wollte, dort auf Ruhebänken behaglich niederzulaſſen ...

Benno verwundet —! ſprach jetzt Paula und zog liebevoll die tiefergriffene Freundin an die Bruſt ...

Alles geht hin —! Was bleibt übrig! ... hauchte Armgart leiſe und ſchien gefaßt ...

Wird er ſterben? ... lehnte Paula ab ...

Ich begrub ihn längſt — erwiderte Armgart, mit ſich kämpfend, um nicht, wie ſie ſagte, — „thöricht" zu erſcheinen ...

Eine Thräne aber perlte an ihrem Auge ... Die Freundin küßte ihre Stirn ... So lagen ſie eine Zeit lang aneinander ...

Vom Saale herüber erſcholl wieder die lebhafte Unterhaltung der Geſellſchaft ...

Wie wird dir's wohl thun, begann Armgart, um mit Gewalt die Gedanken an Benno zu verſcheuchen, wenn du wieder in deinem Hauſe in Coni biſt! ... Ich glaube nicht, daß dir für immer die hieſige Welt behagen könnte ...

Der Graf und ich, erwiderte Paula im Gegentheil, wären dennoch lieber hier ... Aber müſſen auch wir nicht in Coni um den Freund erbangen? ... Oft iſt

uns, als könnte ſein Lebenslicht in Einer Nacht erlöſchen . . .

Nenne ſie nicht beide zuſammen! . . . fiel Armgart ein . . . Dann ſchwieg ſie lange und ſagte entſchuldigend: Benno liebte faſt zu ſehr ſeine Mutter . . . In ihr liebte er Italien . . . Italien iſt ein Gift . . . O dieſe Mutter! . . . Sie trägt die Schuld an allem . . . Sie hat ihn auch jetzt getödtet . . .

Paula hörte, was ſchon ſo oft von den Freundinnen beſprochen worden . . . Sie kannte die Mutter Benno's nur aus den Schilderungen, die Bonaventura und Lucinde von ihr gegeben . . . Die aus dem Munde der letztern gekommenen waren wenig vortheilhaft für die Herzogin von Amarillas — auch Angiolinens, ihres Kindes Schickſal hinderte den Grafen, mit beſonderer Anerkennung von ihr zu ſprechen . . . Alles das waren ſchmerzliche Erinnerungen, wehmüthige Vorſtellungen für beide . . .

Armgart bekämpfte ſich, ſchwieg und ſetzte ſich, ihr Haupt aufſtützend, auf einen der gußeiſernen Seſſel, die unter einem zeltartigen Dach von geſtreiftem Zeuge ſtanden . . .

Nach einer Weile fragte ſie:

Wer mag den Grafen ſo ſpät noch abgerufen haben? . . .

Man entdeckte den Grafen nicht . . . Vielleicht war er weiter hinaus in den Garten gegangen, der offen, in nächtlicher Stille und mit ſeinem berauſchenden Dufte vor ihnen lag . . .

Paula ſagte, ſie brauchten wol über das Verbleiben

des Grafen keine Beſorgniß zu hegen; ſie ſetzte ſich zu Armgart, die es beklagte, dem Erzbiſchof zu morgen kein würdiges Geſchenk bringen zu können . . . Wol mochte ſie inzwiſchen an den Aſchenbecher gedacht haben, den ſie einſt Benno gegeben . . .

Paula ſagte:

Dich ſelbſt wieder zu ſehen, wird ihm die liebſte Gabe ſein . . .

Wie fürcht' ich ſeine Begegnung mit meinen Aeltern! . . . fuhr Armgart fort . . .

Paula beſtätigte dieſe Furcht, wenn ſie ſagte:

Oft ſpricht der Freund: Auch wenn zwei daſſelbe ſagen, iſt es darum noch nicht daſſelbe! . . .

Sie deutete damit den verſchiedenen Grund an, auf welchem von beiden Parteien das Leben der Kirche gebeſſert werden ſollte, ſetzte aber begütigend hinzu:

Aber auch mein Glaube iſt ſchon längſt, daß alles, was wir zu ſehen und zu begreifen wähnen, eine Täuſchung iſt . . . Iſt das ein Haus? Sind das Berge? Wir nennen es ſo . . .

Das mein' ich nicht! widerſprach Armgart . . . Die Verſtandeskräfte, die uns nun einmal gegeben ſind, ſind unſere ſichern Wegweiſer . . . Wir haben gar kein Recht, ihnen zu mistrauen . . . Für uns iſt wahr, was ſie ſagen . . . Gibt es eine andere Wahrheit, ſo kommt ſie uns gar nicht zu . . .

Waren es die gewöhnlichen Sinne, die mich einſt bei wachem Auge ſchlafen und wachen ließen bei geſchloſſenem? entgegnete Paula . . . Damals als dem heiligen Stuhl meine Angelegenheit vorgelegt und mein

Zuſtand verurtheilt wurde, glücklicherweiſe ohne Nachtheil für Bonaventura, hab' ich ein Heft in die Hand bekommen, wo vieles verzeichnet ſtand, was ich geſprochen haben ſoll . . . Als ich alles das las, war mir's doch wie einem Menſchen, der ſich an den Glauben gewöhnen ſoll, ſchon einmal vor ſeiner Geburt gelebt zu haben . . . Das glauben freilich auch viele und trauen dem Schöpfer die Armuth zu, den Stoff, aus dem er Menſchen bildete, ſo ſparſam aufbewahren, ſo vorſichtig verwerthen zu müſſen . . . . .

Armgart gedachte lächelnd des Dechanten, dem ſie Gleiches geſagt, als er ſie in einen Vogel verwandelt prophezeite . . .

Ich las damals, fuhr Paula fort, daß aus mir heraus eine Macht geſprochen hätte, die Frau von Sicking die des Teufels nannte . . . Meine angebliche Wunderkraft, die Kraft des Gebets verlor ſich in der That; ſchlimme Sagen wurden über mich verbreitet; als ich gar den lutheriſchen Grafen ins Land zog, erloſch an mich der Glaube ganz . . . Nun ſah ich, was mein Traumreden war; es war die ſtille Anſammlung von tauſend unausgeſprochen in mir lebenden Urtheilen und die für ſich ſelbſt fortarbeitende Unruhe des Geiſtes, der ſeine Eindrücke wider Willen ausſprach . . . Ich ſah einen neuen Himmel und eine neue Erde; warum? Weil ich eine Welt haben wollte für mich und Bonaventura . . . Ich ſah die Kirchenväter; ſie ſchlugen andere Bücher auf, als die wir kennen, leſen und befolgen ſollen . . . Ich ſprach, zumal aus der Seele deines Vaters, Dinge, die ich glaube jetzt auch ohne Hellſchlaf verkünden zu können —

Welt und halten es doch gern mit ihr, dachte Blasedow, wie er das ängstliche und freundliche Forschen des Hofagenten bemerkte; sie halten sich immer noch für Pilger im Westen und glauben, wenn's ihnen noch so wenig nöthig, nicht Freunde genug haben zu können. Die Gräfin war eben so klug, wie Blasedow. Sie vermied es wohl, dem Hofagenten die Anwesenden zu nennen; oder fürchtete sie, ihren Umgang in ein schlechtes Licht zu stellen, wenn sie hier einen Pächter, dort einen Steuereinnehmer und zwei Pfarrer, nur wenigstens als studirte Leute, dem Herrn v. Lipmann zugestanden hätte? Dadurch erhielt indessen ihr Mann einen großen Vorsprung, wenn er in der That nicht wieder erscheinen durfte. Herr v. Lipmann freute sich wenigstens, durch Blasedow mit den Uebrigen anknüpfen zu können, wenn dieser auch nicht aus Mitleid mit der Gräfin sich entschließen konnte, als Helena den Schiffskatalog der versammelten Helden aufzuzählen. „Um Vergebung," fragte Herr v. Lipmann seinen Nachbar Tobianus, „worin machen Sie Geschäfte?" Auf diese Weise orientirte er sich allmählich in der Gesellschaft und erst dann, als er sie vollständig übersehen konnte und überzeugt war, in Finanzsachen könnte ihm hier Niemand die Stange halten, rückte er der Gräfin mit der schroffen Frage nach dem Grafen zu Leibe. Sie entschuldigte seine Abwesenheit. Er hätte sich schon am frühen Morgen in Geschäftssachen entfernt. Als die Scene diese Wendung nahm, waren die Anwesenden trotz ihres Aufenthaltes auf dem Lande zartfühlend genug, ein leicht errathenes Geheimniß zu schonen und aufzubrechen. Die untergehende Sonne am Himmel mußte als Vorwand dienen, die untergehende Sonne des Grafen von der Neige nicht bis

freilich fehlt mir der Trieb dazu . . . Die Sprache, die deine Mutter redet, iſt die nicht, die ich dann wählen möchte . . . Doch glaube mir, Armgart, auch der Erzbiſchof denkt wie deine Aeltern; oft verheißt er Zeiten der größten Umgeſtaltung — nur müſſe die Kraft, die ſich dann bewähre, eine geſammelte und vorbereitete ſein . . . Rüſte dich, manches an ihm zu entdecken, was dich überraſchen wird — . . .

Dem Gedanken, meine Aeltern zu verſöhnen, ſagte Armgart, hab' ich meine Jugend geopfert und es ſcheint, mein ganzes Leben wird dieſem Opfer folgen . . . Trennen kann ich mich nicht mehr von dem milden und gütigen Sinn des Vaters und dieſer wieder hat alles in der Mutter, was ihm ſein Leben noch zur Freude macht . . . Was ihn ſonſt an ihr verletzte, gerade das iſt jetzt ſeine Erhebung geworden . . . Beide ſeh' ich treuverbunden und darum trag' ich alles und murre nicht und durch Schweigen helf' ich mir oft mehr, als durch Worte . . . So hoff' ich, komm' ich auch mit dem Erzbiſchof aus, der mir ohnehin zu allen Zeiten mehr ſtreng als nachſichtig war . . .

Paula ſuchte der Freundin liebevoll dieſe Vorausſetzung zu nehmen und umarmte ſie . . . Beide ſtanden ſchön und ſchlank im Abendlicht . . . Paula ſchien jetzt kleiner — doch war die Höhe der Freundinnen gleich . . . Paula küßte Armgart's Stirn . . .

Wie vieles von dem, was ich in meiner Krankheit ſah, iſt eingetroffen, ſagte ſie, und nur das eine — eine Bild, wo ich dich und Benno immer nur verbunden erblickte, traf nicht zu . . .

Du sahst mich mit ihm auf Felsen, entgegnete Armgart, sahst mich mit ihm am Ufer des Meeres ... In jeder Gefahr war ich ihm zur Seite ... Ist das nicht alles eingetroffen? Jetzt — bin ich auch bei ihm und bald — — bald — ...

Armgart —! unterbrach Paula die düstere Erwartung und zog die Freundin an sich, der ein Strom von Thränen entquoll ...

Dann entwand sich Armgart mit stürmischer Geberde und trat an den Rand der Altane, ihr Haupt auf die hohen Vasen der Blumen legend ...

Eine Weile dauerte Paula's beruhigendes Streicheln der Stirn, der Wangen und der Hände der Freundin ...

Ein leichter Abendwind erhob sich und brachte noch würziger die Düfte der Rosen und Orangen ... Nun wandte sich Armgart und erinnerte, daß sie schon in aller Frühe aufbrechen müßten ... Sie wollten zur Ruhe gehen ...

Da ist der Graf ... unterbrach sich Paula im Gehen und deutete auf den Garten ...

Armgart entdeckte unter den dunklen Schatten des Schlosses, heraustretend aus einem Boskett von Lorberbüschen, die mit hochstämmigen Camellien durchzogen waren, den Grafen mit einem Begleiter ...

Kaum hatte sie hingeblickt, so stieß sie einen unterdrückten Schreckensruf aus und sagte:

Das ist ja — Terschka! ...

Paula hatte Terschka's Bild im Gedächtniß fast verloren und lehnte die Richtigkeit der Erkennung ab ...

Armgart versicherte aber:

Er iſt es . . . Verlaß dich . . . Das iſt ſein Gang . . . Das ſeine Art, ſo mit den Händen zu fechten . . .

Der Dämon ſeines Lebens —! ſprach Paula dumpf und mit einer Theilnahme für den Grafen, die die Macht der Gewöhnung über ihr Herz verrieth . . . Sie konnte nicht liebevoller von einer Gefahr für Bonaventura ſprechen, als jetzt von einer für den Gatten . . .

Der nächſte Gedanke an eine für den Grafen zu befürchtende perſönliche Gefahr konnte nicht lange anhalten . . . Der Graf ging ruhig . . . Nur der dunkle kleine Schatten neben ihm ſchwankte — . . . Jetzt ſtanden die Wandelnden ſtill . . .

Armgart fuhr von einigen hohen Cactustöpfen der Baluſtrade zurück, die ſie verbargen — erbebend vor dem Blick, den Terſchka durch das Dunkel der Nacht auf ſie herüberwarf . . .

Was kann er wollen? . . . fragte Paula ängſtlich-erregt . . . Die Freundſchaft, die ſie für ihren Gatten empfand, ließ ſie mit einem einzigen Blick die Gefahren überſehen, die im Gefolg einer ſolchen Wiederbegegnung eintreten konnten . . . Daß Terſchka zu den Jeſuiten zurückgekehrt war und vielleicht in Freiburg, wo noch vor kurzem Hunderte der vornehmſten Adligen erzogen wurden, ſtreng, doch mit offenen Armen, vorläufig — als Lehrer der Reitkunſt aufgenommen wurde, hatte oft Graf Hugo ſelbſt geſagt . . . Unmittelbar nach Terſchka's vorausgeſetzter Rückkehr zum Orden brachen die Ereigniſſe an, die die Jeſuiten von Freiburg verjagten . . . Paula kannte jetzt alles, was Pater Stanislaus einſt bei ihrem Gatten im Auftrag des Al-Geſù hatte

ſein ſollen; gerade dieſe Gedankengänge hatten ſo oft Veranlaſſung gegeben, im kirchlichen Glauben das Aechte vom Falſchen zu unterſcheiden und Bonaventura's Entrüſtung über die ſeelenmörderiſche Thätigkeit der Jeſuiten zu theilen . . . Paula wußte, daß die verführeriſchen Plane des Paters an ihres Gatten geſundkräftiger Natur und Terſchka's Mangel an Selbſtändigkeit ſcheiterten . . . Was er wäre, hatte oft der Graf zu Paula geſagt, verdankte er dem Leben und — dem Tode Angiolinens, dann freilich vorzugsweiſe dem einen Tage, den Bonaventura mit ihm auf Schloß Salem zugebracht . . . Verließ ſich auch Paula auf die Wahrheit dieſer Worte, ſo war doch ſchon lange ein trüber Stillſtand in des Grafen Leben eingetreten . . . Die unerwiderte Zärtlichkeit für ſeine Gattin, ſein mannichfach getheiltes Herz, die jetzige Erfüllung aller ſeiner äußern Wünſche hatten einen Zuſtand der Muthloſigkeit hervorgerufen, aus dem ſich emporraffen zu wollen ſein feſter Wille ſchien . . . Der Tod der Mutter, die Ankunft des Oberſten ſchien Pläne zu erleichtern, deren Ausführung nun vielleicht in die Hand — Terſchka's gerieth? . . . Paula gerieth in die heftigſte Erregung . . .

Armgart, aus natürlichen Urſachen ſelbſt erbebend, konnte nicht alles überſehen, was ſich ſo in Paula's Seele an Angſtgedanken jagen konnte . . . Aber ſie fühlte die Hand der Freundin erkalten, fühlte, daß in Paula's Bruſt eine Theilnahme für den Gatten zitterte, die ihr ſchon lange viel mehr, als nur die Folge der Gewöhnung an ihn ſchien . . . Staunend und ihres eigenen Schreckens nicht achtend ſagte ſie:

Beruhige dich! Sieh, wie friedlich beide nebeneinander gehen . . .

Ausgeſöhnt! . . . Und — dem Walde zu! . . . ſprach Paula voll Bangen . . .

Eben gingen der Barbe Baldaſſeroni und der Aelteſte der Waldenſer denſelben Weg dem Walde zu . . . Im untern Schloſſe wurde es lebendig; die Geſellſchaft trennte ſich, Diener waren in Bewegung . . . Armgart glaubte, daß man Paula's Befürchtungen nicht zu theilen brauchte . . . Sie ſtockte eine Weile, ob ſie den Aeltern von Terſchka's Nähe ſprechen ſollte, unterließ es aber, aus Beſorgniß, daß ihnen mit dieſer Nachricht die Nachtruhe geraubt würde . . . Zu Paula's Beruhigung zog ſie zwei Diener ins Vertrauen, die ſie beauftragte, in einiger Entfernung dem Herrn und ſeinem Gaſt zu folgen . . . Der Abendwind wurde friſcher; ſie ſollten dem Grafen und ſeinem Beſuche Mäntel nachtragen . . . Armgart zog die Freundin in ihr Schlafgemach, deſſen Thüren auf die Altane hinausgingen . . . So lange wollte ſie bei ihr bleiben, bis der Graf zurück wäre . . . Schon allein das Bedürfniß, ſich über die gebundenen Stimmungen ihrer Seelen auszuſprechen, hielt ſie inzwiſchen beide wach . . .

In der That hatte ſich Armgart nicht geirrt . . .

Terſchka war es — und in leichtem, unprieſterlichem Reiſekleide . . . Er hatte den Grafen um einen unbemerkten Empfang gebeten und demzufolge ihn draußen auf der Terraſſe begrüßt . . . Die Ruhe, die die Frauen am Grafen beobachtet hatten, kam von einer innerſten Erkältung her, mit der er dem enthuſiaſtiſchen Gruß

und der beredsamen Darstellung eines abenteuerlichen Irrgangs durchs Leben vom Tage seiner Abreise nach Amerika an bis zum gegenwärtigen Augenblick gefolgt war . . . Damals als ich Ihnen rieth: Greifen Sie die Urkunde an! Sie ist falsch! Lassen Sie jene Lucinde verhaften! konnte alles noch anders werden; aber Sie folgten mir nicht! hatte Terschka, an den durch die Abreise nach Amerika unterbrochenen Briefwechsel anknüpfend, offen ausgesprochen und angedeutet, um wie viel weniger grausam ihn dann die Schläge des Misgeschicks getroffen haben würden . . .

Graf Hugo war auch darin eine vornehme Natur, daß er sich sogar gegen das Zweideutige und Sch nicht mit sofort aufwallender Entrüstung, nur mit einer Art naiver Ironie, ja einer scheinbaren Toleranz verhielt, die jedoch tief erkältend und alles Ungebührliche von sich ablehnend wirkte . . . Ein sich immer gleiches entwaffnendes Lächeln lag dann auf seinen Gesichtszügen, sein wienerisch gemüthlicher Accent bekam eine ironische Schärfe, die verwirrte . . . So bemerkte er auch jetzt mit einem Schein von Humor:

Wirklich, mein alter guter Terschka, wenn ich Ihnen dienen kann, so sagen Sie es offen! . . . Ich bin ja reich . . . Mama starb vor kurzem . . . Verfügen Sie über mich! . . .

Terschka kannte diese Manier, fürchtete sie und erwiderte nach einer Weile:

Graf, das ist alles zu spät! . . . Was ich brauche, brauchen darf, das hab' ich ja . . . Ich muß arm bleiben, wie mein unseliges Gelübde befiehlt . . .

Ja, ja, Graf, ich kann nicht mehr zurück — bleibe, was ich war und — wieder bin ... O, dieſe Kämpfe — dieſe Martern! ... Aber Graf — — Wenn Sie — Sie wollten — ...

Ich? ... Was ſoll ich wollen? ... ſagte der Graf ...

Mit dem Ausdruck des höchſten Schmerzes ſtockte Terſchka und ſah ſich um, ob niemand ihnen folgte ...

Der Graf wiederholte mit dem Ton der alten Sorgloſigkeit, wenn auch ſcharf aufhorchend, mehreremal:

Sie ſind alſo wieder Katholik, Prieſter, Jeſuit — haben in dieſer wilden Zeit — wo? — in Tirol gelebt? ...

Unter fremdem Namen leitete ich die Erziehung der Söhne eines Grafen von Wallis in Steiermark ...

Verſteckten ſich bei den Gemſen und auf den Eisfeldern der Tauern ... Hören Sie, da thaten Sie recht ... Ich hörte, daß Ihre alten Freunde in London einige Dolche für Sie geſchliffen hatten, die Ihnen — den Tod der Brüder Bandiera heimzahlen ſollten ...

Sprechen auch Sie dieſe Verleumdung nach? ... wallte Terſchka auf und begleitete ſeine Rede mit den heftigſten Geſticulationen ...

Durch wen ſollte die Erhebung von Porto d'Ascoli zu einer Espèce Räuberfeldzug werden? ... entgegnete der Graf mit Schärfe und wiederholte, was durch Bonaventura und Benno's frühere Briefe ihm erinnerlich war ... Durch einen gewiſſen Bocheciampo und Jan Picard, den man aus London nach Korfu geſchickt hatte, um an jener Expedition theilzunehmen ... Das Experi-

ment mißglückte . . . Der Einfall fand in Calabrien ſtatt . . . Aber doch ereilte die Nemeſis einen Ihrer Abgeordneten durch den Bruder Hubertus, der Ihnen, hör' ich, ſchon in Weſterhof eine unheimliche Erinnerung geweſen ſein ſoll . . . Was hatten Sie gegen den Mönch mit dem Todtenkopf, den „Bruder Abtödter"? . . . Ihren Sendling ſoll er wie den Grizzifalcone in Rom bedient haben . . . Daß die Italiener doch noch manchmal vor uns Deutſchen Reſpect bekommen! . . .

Alles das ſchrieb Cäſar Montalto aus London an den Erzbiſchof? . . . entgegnete Terſchka mit funkelnden Augen . . . Ich verſichere Sie Graf! Es ſind Lügen . . .

Der Graf hatte die Anklage ausgeſprochen, die Terſchka ſeit einigen Jahren verfolgte; die Anklage, die ihn nach Amerika getrieben; die Anklage, die ihn, aus Furcht vor den Flüchtlingen in Genf, zuletzt die Pforten des Aſyls von Freiburg wieder aufſuchen, ja in den Zeiten der entfeſſelten Revolution ſich ganz in der Welt verbergen ließ . . . Der Graf that dabei ſo, als wenn es ihm gar nicht einfiele, Terſchka's etwaige, höchſt reſpectable Motive verdächtigen zu wollen . . .

Man verlangte damals für die Bandiera, begann Terſchka, entſchloſſene und verzweifelte Männer . . . Ich ſchickte einen ſolchen . . . Es war ein Menſch, der mir in London, ich geſteh' es, unbequem wurde . . . Ich habe Ihnen nie ein Hehl gemacht, Graf, daß, ohne meine Schuld, meine erſte Jugend abenteuerlich war . . . Nun führte mich eine zufällige Begegnung mit einem Menſchen zuſammen, der ſich an mich klettete, mich aus-

preßte, beläſtigte in jeder Weiſe . . . Ich wußte ihm nichts zu bieten, als das Handgeld der Verſchwörer . . . Noch mehr, ich ſuchte dieſen Picard zuerſt in Londons Tavernen aus freien Stücken auf; ich war ihm als Brandſtifter von Weſterhof auf der Spur . . . Zwar leugnete er, vermaß ſich hoch und theuer — ich ſetzte ihm aber — in Ihrem Intereſſe, Graf — ſo lange zu, bis ich, ohne Ihre dringende Abmahnung, dieſen Gegenſtand weiter zu verfolgen, ohne Zweifel der Wahrheit über den Schloßbrand auf den Grund gekommen wäre — . . .

Sie wußten, daß es ein Gauner war, ſagte der Graf, und empfahlen ihn doch jenen Flüchtlingen, deren Partei ich nicht nehme, die aber, mein' ich, einige brave Menſchen in ihren Reihen zählen . . . Empfahlen ihnen einen Kerl, der ganz gewiß jener Diener auf Weſterhof war, Dionyſius Schneid ja wol, für den Ihr alter Hubertus hätte verantwortlich gemacht werden müſſen, wenn der alte Freund und zuweilen nicht zurechnungsfähige Protector Ihrer Jugend, einer unter Räubern zugebrachten Jugend, nicht damals mit dem Doctor — Klingsohr ja wol — entflohen wäre — . . .

Graf —! unterbrach Terſchka mit verdroſſener Geberde und hielt, vorauseilend, beide Hände an ſeine Schläfe, als könnte er Dinge nicht hören, die — das Mal auf ſeinem Arm erglühen machten . . .

Nun, nun, beruhigen Sie ſich nur! rief ihm der Graf nach und folgte langſam . . . Mein Vorwurf trifft nur die Möglichkeit, wie Sie Ihren Freunden in London einen notoriſchen Böſewicht haben empfehlen können! . . .

Meine Freunde! wiederholte Terſchka und lachte ... Was iſt, was war mir dieſe Freiheit Italiens! Dieſe Aufſtände, dieſe Bewegungen! ... Ich bin zu Grunde gegangen an meinem Bedürfniß, andere froh und glücklich zu ſehen ... Jeſus, mein Ehrgeiz war ſchon da befriedigt, wenn ich unter dem Schein der Freundſchaft ſo viele Jahre nur Ihr Bedienter war ... Proteſtiren Sie nicht, Graf! ... Ich liebte die Geſelligkeit, habe die Rechte, die ſie gab, nie misbraucht, ich lebte ihren oft ſehr ſchweren Pflichten ... Sie haben es geſagt, das unglückliche Geſpenſt meiner geringen Herkunft iſt es, das mich überall verfolgt ... Sie haben ſich gut erinnern —; ich geſtand es Ihnen ſelbſt — damals, als Sie ſich von dem lieblichen — Kinde in Zara nicht trennen konnten ...

Terſchka ſah den Eindruck ſeiner an dieſer Stelle in Weichheit übergehenden Stimme am Stillſtehen des Grafen ... Ein ſtürzendes Bergwaſſer begrenzte den Garten ... Eine Erlenbrücke führte hinüber ... Der Graf lehnte ſinnend über die weißen Stämme dieſer Brücke hinweg und blickte in die rauſchende Flut ...

Angiolina! fuhr Terſchka in melancholiſchem Tone fort ... Ach, wenn du, du noch lebteſt! ... Nie würde dein alter, verwitterter, lebensmüder Freund ſo tief ins Elend gerathen ſein! ... O, dieſe Zeiten! ... Graf, oft hör' ich ſie noch im Geiſte weinen und — lachen ... Wie ſie lachen konnte — die Angiolina — wie ſie halt wieder gut machte, was ihre Wildheit zerſtört hatte ... O Graf, um Angiolinen ſchont' ich ihren Bruder — noch vor drei Tagen ſah ich ihr Bild wie

in den Anbruch einer unheimlichen Finſterniß zu verfolgen. Die Gräfin zuckt krampfhaft in ihren Wangen, als man ſie nur unter dem Schutze des Herrn Ritter, dem Hofagenten gegenüber, verließ. Sie hatte längſt ſchon nach ihrem zweiten Sohne, dem Paten des Millionärs, Guſtav Adolph Nathan, gerufen, um ihn als Blitzableiter des vom Berge Sinai herabrollenden Ungewitters zu benützen. Leider flammte auf dieſem Sinai nicht bloß das moſaiſche Geſetz, ſondern auch der allgemeine deutſche Civilproceß. Blaſedow hatte die Frau gern und war tief gerührt, wie er ſo leicht und behaglich aus dem Hauſe trat und drinnen eine ſo reife Bombe zurückließ, von der es ihm auch bald ſo vorkam, als zerplatze ſie ſchon hundert Schritte hinter ihm. Tobianus rückte wie eine Katechismushälfte (die nämlich nur aus Fragen beſteht) an Blaſedow heran und ſchoß auf ihn mit einem ewigen Was iſt das? — Peletonfeuer ein; allein dieſer würdigt ihn keiner Antwort, höchſtens daß er ihm erwiderte, er wollte lieber allein nach Hauſe gehen. Tobianus begriff nicht, wie bei vornehmen Leuten gemeine geweſen ſeyn konnten, ohne hernach die Köpfe zuſammenzuſtecken und das Erlebte mit etwas plebejiſcher Mediſance wiederzukäuen. Allein Blaſedow ſah ſich genöthigt, ſein gewöhnliches Kunſtmittel zu ergreifen, um Tobianus abzuſchütteln. Er brauchte nämlich immer ein Buch, um ihn zu bannen: ein Buch, das er ſelbſt ſchreiben wollte. „Dann freilich, lieber College,“ pflegte Tobianus regelmäßig zu ſagen, „muß ich Sie allein laſſen, weil ich ſelbſt wünſche, daß Sie etwas herausgeben und dazu alle nur mögliche Muße als Brütezeit Ihrer Gedankeneier benutzen.“ So trennten ſie ſich auch heute. Blaſedow aber lief ſpornſtreichs nach Hauſe und ſprach

zum Verwechſeln vor mir — in den Zügen dieſes — mir immer nur impertinent geweſenen Bruders — . . .

Sie ſahen — Montalto? erhob ſich der Graf vom Geländer der Brücke . . . Wo? . . . Er ſoll ja verwundet ſein — . . .

So wiſſen Sie noch nicht, daß er in Coni beim Erzbiſchof iſt? . . .

Wer? fuhr der Graf auf . . . Benno von Aſſelyn? — in —? . . .

Coni! Auf meiner Fahrt von Genua hierher begegnet' ich ihm . . . Vor wenig Tagen . . . Ich glaubte damals nicht, daß er noch den nächſten Tag überlebt . . . Aber er iſt, verlaſſen Sie ſich, in Coni — . . .

Der Graf gerieth in die höchſte Aufregung . . . Dachte er auch nur an die morgende Fahrt nach Coni, ſo war Grund genug vorhanden, ſich zur Umkehr zu wenden . . .

Laſſen Sie mir dieſe letzte Stunde! bat Terſchka und ergriff die Hand des Grafen . . . Es iſt die letzte — meiner Freiheit! Graf, laſſen Sie uns ſo nicht ſcheiden! . . . Ich bin eine elende Ruine, zu Grunde gerichtet, verloren . . . Das iſt mein Unglück, ich kann ohne die Vorſehung anderer Menſchen, ohne eine Kette nicht leben . . . O dieſe Kette — wie iſt ſie unendlich — und ach! — wie ſchwer —! . . .

Sie ſind alſo in der That der Pater Stanislaus wieder! . . . ſagte der Graf nicht ohne wärmeren Antheil . . .

Die Feſſel iſt dehnbar aber ſie reißt — nie! . . . antwortete Terſchka im Tone der Vernichtung . . .

Eine dumpfe Pauſe trat ein . . . Eine öde Stille, . . . Nur die Blätter der Bäume fingen mächtiger und mächtiger zu rauſchen an . . .

Der Graf empfand die ganze Verwerflichkeit eines Ordens, den er ſchon lange gelernt hatte vom Katholicismus ſelbſt zu unterſcheiden . . . Aber er empfand mit Terſchka perſönlich Mitleid . . .

Sie Aermſter gehen alſo nach Rom! . . .

Zum Gericht! fiel Terſchka ein . . . .

Und kommen direct? . . .

Von Genua — . . .

Da ſahen Sie — Benno von Aſſelyn! . . .

Auf dem Wege nach Coni . . . Ich ſprach ihn natürlich nicht . . . Schon in Witoborn war er mein Todfeind . . . Ich ſah ja Armgart eben — auf der Altane . . . Graf, es wird kühl . . . Schließen Sie Ihr Kleid . . . Armgart wird erſtaunen — ihren Benno wiederzuſehen — . . .

Die nächtlichen Wanderer ſtanden am Eingang zu einem mächtig ſich ausdehnenden Eichenwalde, der die noch unzerſtörte Einſiedelei des Eremiten barg . . . Sie ſchritten in die ſich mehrende Dunkelheit hinaus . . . Eben gingen der Pfarrer und der Gemeindeälteſte an ihnen vorüber und ſprachen, als beide ſtillſtanden und ſie vorüberließen, ein: Salute! . . .

Buon viaggio! durfte der Graf erwidern, da die Wanderer bis zu ihrem Gebirgsthale eine weite Strecke hatten . . .

Terſchka wandte ſich abſeits, um nicht erkannt zu werden . . . In früheren Jahren war er nicht ſelten hier ge-

weſen und geredet wurde noch oft genug von ihm . . . Er kannte hier Weg und Steg . . .

Werden Sie denn auch für dieſe Schwärmer, fragte er den Vorausgehenden nach, ebenſo ein Protector ſein, wie Ihre Mutter? . . .

Die Geſetze protegiren ſie . . . entgegnete der Graf und ſah, nur noch Benno's gedenkend, nach der Uhr . . .

Terſchka wollte ihn nicht laſſen . . . Er ſuchte ihn in Intereſſen zu verwickeln, die für beide gemeinſchaftliche waren . . .

Man ſagt, begann er, daß Ihre Freundſchaft für den Erzbiſchof von Coni — Ihre Zärtlichkeit für — Ihre Gemahlin jetzt vielleicht — nach dem Tode — Ihrer Mutter — — . . .

Der Graf hörte nicht . . . Seine Gedanken waren nur dem Schloſſe und Coni zugewandt . . .

Warum bin ich nur ſo feige und tödte mich nicht ſelbſt! . . . unterbrach ſich Terſchka mit wilder Geberde und weckte ſowit gewaltſam den Grafen aus ſeinem fortgeſetzten Brüten . . .

Sie erwarten wirklich jetzt erſt in Rom die ganze Strenge Ihres Ordens für Ihre Flucht! . . . ſagte der Graf, mit zerſtreuter Theilnahme auf ſeine Worte hörend . . .

Terſchka erwiderte nichts, ſondern blickte nieder . . .

Sie haben mir von den Exercitien des heiligen Ignatius erzählt! fuhr der Graf, um ihn zu beruhigen, fort . . . Werden Sie alſo in einer dunklen Zelle zubringen müſſen mit einem Todtenkopf auf Ihrem Betpult, mit

dem Bild einer — verweſenden Leiche in Ihrem Bett —?*) . . .

Terſchka ſchwieg . . .

Das ſind doch in der That nur kindiſche Dinge . . . Auch hab' ich gehört, daß Sie Ihren Uebertritt, Ihren Verrath am Orden, wenn Sie wollen, als eine wohlberechnete Strategie darſtellen dürfen, als ein Mittel, deſto beſſer zu Ihrem Ziel zu gelangen — . . .

Ja — was war — denn mein Ziel? fiel Terſchka mit zuſtimmendem Aufhorchen ein . . .

Der Graf bereuete dieſe Andeutung gegeben zu haben . . .

Sie werden, begann Terſchka anfangs lebhaft, bald aber ſeine Stimme dämpfend, als könnten die Blätter der immer mehr bewegten Bäume ſeine Worte weiter tragen, Sie werden in dieſem Thal, in dieſen öden Wäldern nicht ewig bleiben wollen . . . Ihre Liebe zu den Waffen wird ſich wieder regen, zumal wenn Sie ſehen, daß eine Zeit kommt, wo nur noch die Waffen die Welt regieren . . . Oft ſchon ſind Ihnen glänzende Anerbietungen zum Rücktritt in die Armee gemacht worden . . . Ihre Lage, zweien Staaten angehören zu ſollen, zumal zweien, die ſich unausgeſetzt befehden werden, wird Sie zuletzt zu einem Entſchluß veranlaſſen müſſen . . . Ich weiß nicht, wohin Sie Ihre Ueberzeugung zieht . . . Katholiſch ſein! . . . Selbſt in jenen lächerlichen Exercitien des Ignatius liegt ein — dumpfer Ernſt — mache nur Einer mit, was ich in Freiburg habe erleiden müſſen

*) Kommt in Jeſuitenhäuſern vor.

. . . Die Revolution machte dem ſchrecklichen Kinderſpiel, das man mit mir trieb, ein Ende . . .

Was in Freiburg unterbrochen wurde, wird in Rom wieder aufgenommen werden —? . . .

Ja Graf —! Aber geſetzt, Sie nähmen wieder bei Ihren alten Waffengefährten Dienſte, Sie lebten in Wien, wofür ſich doch zuletzt die Sehnſucht Ihres Herzens entſcheiden wird — Geſetzt — Sie brauchten ja Caſtellungo nicht zu verkaufen — die Nothwendigkeit für Ihre Gemahlin, in des Erzbiſchofs Nähe leben zu müſſen — . . .

Was reden — Sie! . . . unterbrach der Graf . . .

Vergebung! ſchmiegte ſich Terſchka in demüthiger Geberde . . . Sie misverſtehen mich — Ich meine, der Oberſt von Hülleshoven iſt ein Projectenmacher und eigenſinnig wie ſeine Frau . . . Hedemann wäre für die Verwaltung Caſtellungos zu brauchen geweſen — Aber der iſt — ja wol auch todt? . . .

Sie ſind — ein ſchneller — Reiter! . . . entgegnete Graf Hugo, ſich erſt langſam beruhigend . . . Nie noch hatte jemand gewagt, ihm perſönlich die Nothwendigkeit, Paula in des Erzbiſchofs Nähe zu laſſen, ſo offen auszuſprechen, wie Terſchka . . . Ihm war Bonaventura nothwendig, Er nur blieb in des Freundes Nähe —! So und nie anders hatte ſich ſeit Jahren das Verhältniß im Munde ſeiner Umgebungen geſtalten dürfen . . .

Wollen Sie dieſe herrliche Beſitzung zu Grunde gehen laſſen? fuhr Terſchka immer demüthiger fort . . . Konnten Sie über meine Art, in Weſterhof zu Geld für Sie zu kommen, klagen? . . . Behalten Sie mich hier! . . .

Ich verſtehe nicht — entgegnete der Graf . . .

Ich fürchte mich vor Rom . . . Man wird Dinge von mir verlangen — die über meine Kraft gehen . . . Die einzige Möglichkeit der Rettung für mich wäre, daß ich draußen in der Welt eine Aufgabe fortſetzte . . . Was ich Ihnen früher im Geheimen war, Graf, wenn ich es offen würde — und — ſagen könnte — . . .

Der Graf horchte auf . . .

Treten Sie über! . . . Laſſen Sie mein jahrelanges Werk endlich mit Erfolg gekrönt ſein! . . . Thun Sie es öffentlich, ſo ſoll es mir nicht zu ſchwer werden, es meinen Obern ſo darzuſtellen, als wenn alles, was ich mir ſeither habe zu Schulden kommen laſſen, nur ein Mittel war zu höherm Zweck . . . Thun Sie es geheim, wohlan dann deſto beſſer . . . In dieſem Fall würd' ich Ihr Gewiſſensfreund bleiben, würde Ihr Wächter ſcheinen dürfen und könnte ſo fortleben, wie bisher — ſelbſt unterm Schein, Prieſterſtand und was nicht alles verwirkt zu haben . . . Oeſterreich erhält die Weiſung, meine Lage zu ignoriren — Piemont ſchützt uns ohnehin . . . Werden Sie katholiſch, Graf! . . .

Graf Hugo brauſte nicht auf und entſetzte ſich nicht . . . Es gab eine Stelle in ſeinem Innern, die von Terſchka's Vorſchlägen elektriſch berührt wurde . . . Die Jeſuiten waren ihm nicht der Katholicismus . . . Religion nannte er übliche Sitte und Landesart . . . Der geſelligen Spaltungen, die in ſeiner frühern militäriſchen Stellung für ihn als Akatholiken lagen, erinnerte er ſich ungern . . . Den ſtolzen Muth ſeiner Mutter, gerade im Widerſpruch mit weltlichen Rückſichten zu

leben, beſaß er nicht ... Mehr noch, wirkliche Liebe zu Paula fing ihn zu beſtimmen an ... Um ſich, um die Mutter aus bedrängten Verhältniſſen zu reißen, hatte er eine Standesehe geſchloſſen, ohne Paula die Zumuthungen einer Gattin zu machen — ... Und die erſten Jahre war es ein Verhältniß geweſen, wie auch nur je eine Vernunftehe unter hochgeſtellten Perſonen geſchloſſen wurde ... Als aber Paula in Italien, in Bonaventura's unmittelbarer Nähe lebte, als ſich die hochgeſpannte Leidenſchaftlichkeit dieſer Beziehung milderte, als die beſcheidene Unterordnung des Grafen unter den Erzbiſchof dieſen nicht minder, wie Paula rührte — die Jahre und die Reife des Geiſtes bringen allem Menſchlichen ſein Maß und lehren uns die wahren Güter des Lebens in Höherem ſuchen, als im perſönlichen Glück — da hegte Graf Hugo Hoffnungen auf ſein Weib ganz mit der Werbung eines Liebenden ... Das Ausſterben ſeines Stamms, die der Möglichkeit, noch einen Erben zu gewinnen, immer mehr gezählten Stunden — ſchon allein dieſe Rückſicht verlangte ein Entweder-Oder ... Und da glaubte denn Graf Hugo ſchon lange, daß er ſich und Paula dieſe Entſchlüſſe durch ſeinen Uebertritt erleichtern würde ... Den kirchlichen Beziehungen ſeiner Mutter war er entrückt; die fortzuſetzende Verbindung mit den Waldenſern ſetzte eine größere geiſtliche Neigung voraus, als er ſie beſaß ... Aus ſolchem Indifferentismus, verbunden mit Reſignation des Gemüthes, erfolgte ſchon oft ein Uebertritt zur römiſchen Confeſſion ... Und ſo konnte er Terſchka's Vorſchläge hören, ohne ſie ſofort von ſich zu weiſen ... Hatte er nicht auch eine Reihe der glücklichſten

Jahre mit dieſem Menſchen verlebt, oft über ſeine Rathſchläge den Stab gebrochen, oft ſie dennoch befolgt —? ... Zwiſchen ihm und Terſchka hatte von jeher die mitleidige Toleranz eines Herrn für einen erwieſenermaßen nicht immer ehrlichen, aber bei alledem in ſeiner Art unerſetzlichen Diener geherrſcht ...

Der Abendwind erhob ſich mehr und mehr ... Wolken legten ſich über die Sterne ...

Graf Hugo ließ Terſchka reden — ließ ſich ihm bald rathen, bald ſchmeicheln — ließ ſich von ihm den Rock zuknöpfen, aus Beſorgniß, der Graf möchte ſich „verkühlen" — Bald an dieſer bald an jener Stelle ſeines Gemüthes wurde er berührt ... Auch das Glück ſchilderte Terſchka, das er ſonſt hier gefunden haben wollte bei des Grafen Mutter ...

Die Herrliche, Gütige! ſprach Terſchka ... In London — da lag ich zerknirſcht zu ihren Füßen ... Sie ſchickte mir einen Geiſtlichen, dem ich meinen Glauben abſchwören ſollte ... Oeffentlich in einer Kirche hab' ich es nicht gethan — ich ging zum Abendmahl und nahm es in beiderlei Geſtalt ... Graf, darin ſind wir — einig; was mich einſt zum Prieſter machte — was war es? ... Für mich waren die Weihen nichts, als eine Erlöſung vom Gewöhnlichen ... Die klugen Väter erkannten es zu ſpät und gaben mir einen Auftrag, der mich dem Weltleben zurückgab ... Kann man den Jeſuiten, den Soldaten der Kirche, verdenken, daß ſie Werth auf den Beſitz eines Namens legen, wie des Ihrigen? ...

Graf Hugo verabſcheute, was er hörte, aber — er dachte an Paula und die Zukunft ſeines Namens ...

Der Zauber des gebundenen Willens lag ſchon lange auf ihm . . . Was jeder verworfen hätte, was Monika Unmoralität nannte, vertrug ſich bei ihm mit manchen geheimnißvollen Stimmungen der Seele . . . Es gab keinen andern Ausdruck für ſein Gefühl, als den, daß die reinere Natur des Katholicismus, die Natur, die ſelbſt ein Terſchka nicht entweihen konnte, geheime und myſtiſche edle Dinge verklärte . . . „Der erſte Beichtſtuhl wurde aus dem Baum der Erkenntniß gezimmert" hatte die Gräfin Sarzana vor einigen Jahren hier geſagt . . . Graf Hugo verſank immer mehr in ein brütendes Nachdenken . . .

Terſchka erging ſich in Lobpreiſungen des katholiſchen Glaubens vom Standpunkt der Weltlichkeit, die beide früher ſo eng verbunden hatte . . . Und hätte ihn ein noch ſchlimmerer Ruf verfolgt, als der, den der Graf kannte, es lag zu viel Gemeinſames in ihren Lebensbezügen, ihre Erinnerungen trafen ſo oft auf einem Punkte zuſammen, daß ihn der Graf nahm, wie er ſich gab . . . Terſchka knüpfte immer und immer an Angiolinen an . . . Und der Graf wußte, wie energiſch Terſchka auf Schloß Neuhof für ſie geſprochen hatte . . . Terſchka kam auf Angiolinens Mutter, die Herzogin von Amarillas, die aus London erwartet würde und wieder in Rom wohnen wollte, wenn ſie nicht, unterbrach er ſich, wol gar noch hierher kommt, um ihren, wie ich glaube, hoffnungsloſen Sohn aufzuſuchen . . .

Der Graf gab alle dieſe Möglichkeiten zu, hörte ſie aber voll Schrecken und Wehmuth . . .

Terſchka erzählte von Fürſtin Olympia, deren Ver-

hältniß mit Benno schon seit lange nicht mehr das alte gewesen sein sollte . . .

Der Graf hörte Terschka's welt- und herzenskundige Auffassungen; aber so groß seine Theilnahme für Angiolinens Bruder war, so sehr er Benno's Seelenkraft bewunderte seit jenem Schreckenstage auf Schloß Salem, wo Schwester und Mutter in einem und demselben Augenblick von ihm gefunden und verloren wurden, so sehr ihn der Eindruck ergriff, den nun Benno's Anwesenheit in Coni auf alle, vornehmlich Armgart hervorrufen mußte — sein Fragen und Forschen nach Diesem und Jenem war nur ein Verbergenwollen der größeren Sorgen, die sein Inneres um Paula drückten . . .

Terschka sah seinen Einfluß wiederkehren, sah, wie Graf Hugo sich an seinen Ton, seine alte Weise gewöhnte . . . Er blickte um sich . . . Sie waren tief im Waldesdunkel vorgedrungen und Zeit hätte es werden müssen, an die Rückkehr zu denken . . . Immer mehr und mehr verstärkte sich der Wind, der von den Bergen wehte . . . Die schwanken Wipfel der Bäume ließen Raum hier und da zu Durchsichten, wie in einem kunstvoll angelegten Park . . . Die Wanderer gingen einen Bach entlang, der behend unter den jetzt hin- und hergepeitschten Blütenbüschen dahinschoß . . . Nur allmählich erhob sich die grüne Bergwand . . . Schon war die Einsiedelei Federigo's in der Nähe . . . Eine Gruppe der mächtigsten Eichen stand auf der Höhe so dicht beieinander, daß ihre Baumkronen von fern her zu einem jetzt im Winde den Einsturz drohenden Dach verwachsen schienen . . .

nur zuweilen, wenn er Milzſtechen bekam und etwas einhalten mußte, zu ſich ſelbſt: „Nur zu gut ſeh' ich jetzt, wie jeder Menſch um mich herum ſein Stück Biographie am Fuß hat und hinken muß, um damit fortzukommen. Muß ich nicht eilen, endlich den Riß des Gebäudes, mit dem ich mich trage, in Ausführung zu bringen? Die Zeit iſt immer im Abrollen begriffen. Jedes Blatt, das vom Baume fällt, iſt eine Pendelſchwingung, die den Weiſer der Ewigkeit in Bewegung ſetzt Führ' ich nicht ein Leben wie im Orient, wo man niemals eine Uhr ſchlagen hört?" Und gleichſam als käm' er mit dem Dampfſchiffe aus Alexandria nach Marſeille, ſo hatte er die ängſtliche Empfindung der zurückkehrenden Levante-Reiſenden, die plötzlich nach dem harmloſen Dolce far niente des Oſtens wieder alle Uhren picken hören, in jedem Zimmer, auf Kirchen, an den Thoren, öffentlichen Gebäuden, in der Taſche jedes Menſchen, dicht am Herzen, die ewige Erinnerung an die Flucht der Zeit und an den Werth jeder verlorenen Minute. So konnt' er daheim auch kaum mit Ruhe ſchlafen, weil jeder Moment ihm unerſetzlich ſchien. Am nächſten Morgen wollte er ſeine pädagogiſche Theorie mit Gewalt angreifen und ſeinen Kindern ſtatt Marmorkügelchen den ganzen Erdball in die Hände geben, um damit zu ſpielen.

Ich war vor drei Tagen noch in Genua, erzählte Terſchka, des Brauſens und Rauſchens um ihn her nicht achtend, wo eben Sturla aus Barcelona angekommen war ... Dort ſchon hört' ich, daß ſich Cäſar von Montalto, ſchwer verwundet, unter den Trümmern der römiſchen Aufſtandsarmee befand und auf dem Wege nach Coni war, ohne Zweifel zum Erzbiſchof ... Auf der ſteilen Riviera di Ponente begegneten wir ihm ...

Wir? wiederholte der Graf ...

Pater Speziano und ich — ...

Pater Speziano! Wagt ihr euch ſo weit ſchon wieder ins Land! ...

Wir ſtiegen in Robillante aus — wohin ich bis morgen früh — zurück muß ... Incognito — bis — — nach Rom — Graf! ...

Erzählen Sie! ...

Durch Vintimiglia fuhren wir im Poſtwagen und hielten eine Weile, ohne auszuſteigen ... Vor einem Kaffeehauſe, wo unſere Pferde gewechſelt wurden, ſtand ein halb offner Wagen ... Sehen Sie da! rief Pater Speziano und deutete auf den Wagen ... Ein Kranker lag in ihm zurückgelehnt ... Ich blicke näher — mich ſchützten die Jalouſieen des Poſtwagens — und erkenne den Bruder Angiolinens ... Sollt' ich es wagen auszuſteigen und ihn anzureden? ... Sein Zuſtand ſah dem eines Sterbenden ähnlich ... Speziano hielt mich zurück ...

Der Graf gerieth in eine Stimmung des unſaglichſten Schmerzes ... Sollte alles dem Verhängniß verfallen, überall der Tod ſeine Opfer ſuchen! ...

We ſind Sie abgeſtiegen? fragte er noch einmal, ehe ſie ſich zur Rückkehr wandten . . .

In Robillante — . . . Aber für dieſe Nacht unten in San-Medardo beim Pfarrer . . .

Und die Herzogin — ſeine Mutter —? . . .

Iſt mit Fürſtin Olympia eilends aus London gekommen . . . Die letzten Nachrichten von dieſen Frauen hatte man aus der Schweiz . . . Erfuhren ſie von Montalto's Verwundung und Gefahr und ſeiner Reiſeroute, ſo kommen ſie ohne Zweifel hierher . . .

Olympia —! rief der Graf und dachte an eine nothwendig werdende Vorbereitung Armgart's auf ſo erſchreckende Möglichkeiten . . . Vielleicht klopfte er noch jetzt dem Oberſten und zog zunächſt dieſen ins Vertrauen . . .

Aber werden Sie katholiſch, Graf! drängte Terſchta . . . Es iſt die Religion der reinen Menſchlichkeit . . . Krönen Sie mein Werk, dem ich dann achtzehn Jahre meines Lebens geopfert habe — So läßt es ſich wenigſtens darſtellen . . . Die Mittel, die ich anwandte, ſind natürliche geweſen und ich bin gerettet — . . . Sie erlöſen mich von Strafen, die alles überſchreiten werden, was meine Natur erträgt . . . Das Al-Geſú macht ein Endurtheil über mich — . . . Ich habe keine Kraft, einem Geſchick zu trotzen, das mich in die Mitte der beiden mich verfolgenden Parteien nimmt . . . Wollt' ich auch zum zweiten male entfliehen, ich wäre vor Mazzini's Rache ebenſo wenig ſicher wie vor der des Al-Geſú . . . Graf, werden Sie katholiſch! . . . So hab' ich wenig-

ſtens Ruhe vor Denen, die auf mich die erſten Rechte hatten . . .

Terſchka verſicherte dann, daß ihn Pater Speziano nach Rom führen müſſe wie einen Gefangenen . . .

Der Graf ſtand ſchon lange wie eingewurzelt . . . Er blickte um ſich und ſah, daß er in dem Hain des Eremiten unter dem majeſtätiſchen Dach der uralten „Eichen von Caſtellungo" ſtand . . . Noch glänzte die von Birkenzweigen und verwittertem Moos gebaute Hütte . . . Noch lag wie ſonſt der Verſchlag für Federigo's treuen Hund, den „Sultan", wie er hieß, unverändert; noch die Hütte für die Ziege, beide Thiere, die die einzige lebende Geſellſchaft des Freundes ſeiner Mutter waren . . . Eine mächtige runde Steinplatte, verwittert und mit gelblichen Moosflechten überzogen, die als Altar zu dienen pflegte, ſtand in der Mitte des mächtigen Rundes, über dem die Baumkronen ſich ſchüttelten im zunehmenden Sturm . . . Noch hing in den ächzenden Zweigen des ſtärkſten dieſer Bäume die Glocke, durch deren Ruf der Einſiedler in einiger Verbindung mit der Welt blieb . . . Die ſchlummernden Vögel auf den Zweigen ſchienen zu träumen, mancher leiſe Laut erſcholl, mancher Vogel flog erſchreckt vom Neſte . . . Der Wind bewegte durch die Zweige auch die Glocke . . . Zuweilen ſchlug ſie an — leiſe, geheimnißvoll, geiſterhaft — Graf Hugo ſah ein ganzes Leben ihn hier wie mit ſtiller Bitte mahnen; er hörte den Ruf der Mutter, als ſie ihn um die Erhaltung der Glocke — um die Erhaltung Caſtellungo's und des Glaubens ſeiner Väter bat . . .

Terschka erkannte diese Zauber der Bestrickung für den Grafen . . . Oft hatte er hier selbst den Eremiten gesprochen, hatte sich mit dem „Sultan“ in der Hütte dort geneckt; er wußte, daß dies treue Thier dem vermeintlichen Gefangenen der Inquisition gefolgt sein sollte . . . Noch deutlich sah er die Gräfin auf einem Sessel von Baumzweigen, auf dem sie hier oft stundenlang bei ihrem Schützling zu verweilen liebte . . . Gerade damals war Terschka hier zum ersten mal gewesen, als sich die Sage von Vincente Ambrosi verbreitet hatte, der vor Frà Federigo's Lehren geflohen wäre . . .

Träumend stand der Graf und blickte auf die Glocke, deren Bewegungen immer stärker und stärker wurden . . . Er fuhr auf, als er Fußtritte hörte und die beiden Diener sah, die gefolgt waren und jetzt näher kamen, um die Mäntel anzubieten . . .

Mechanisch nahm er den einen und bot Terschka den andern . . . Dieser nahm ihn schnell, nur um die Diener zu entfernen . . . Lebhafter und lebhafter drängte er auf Entscheidung . . . Er schilderte alles, was er wünschte, als ein Facit von Umständen, die gebieterisch gegeben wären . . .

Der Graf lauschte der Glocke unter den Bäumen, die die heftigen Windstöße in Bewegung erhielten . . . Der ungleiche Klang war wie die unregelmäßigen Athemzüge einer von Angst bedrängten Seele . . . Das Bild der sterbenden Mutter stand dem Sohn vor Augen . . . Ihr Wort: „Du wirst dem Thiere folgen!“, ihre Bitte für diese Glocke, ihre Bitte für den jetzt schon in so wilder Störung begriffenen Frieden dieses

einſamen Ortes ſprach ihm aus dem Wehen jedes zitternden Blattes . . .

Laſſen Sie, Terſchka! ſchnitt er jetzt, wie aus Träumen erwachend, alle Vorſtellungen ab, die ihm dieſer im Ton einer unverſtellten Verzweiflung machte — Es war eine Proſelytenwerbung ſo eigner Art, wie ſie auch nur durch Jeſuiten veranſtaltet werden konnte . . . Keine Salbung, keine Ueberzeugung — eine Sache nur der Etikette und der praktiſchen Pſychologie . . . Der Graf widerſtand . . . Dort hinaus führen Sie meine Diener auf kürzerm Weg nach San-Medardo zurück, ſagte er . . . Was die Zukunft bringen wird, weiß ich nicht . . . So, wie Sie es begehren, Terſchka, wird und kann es nicht ſein . . .

Graf! flehte Terſchka . . . Iſt das Ihr letztes Wort? . . .

Mein letztes, Terſchka! Mein Inneres — Sie haben es errathen — iſt zerriſſen und unglücklich . . . Noch weiß ich nicht, was werden ſoll und ob ich länger mein Loos ertrage . . . Ich liebe — mein Weib! . . . Aber Ihr Auskunftmittel — — Weiß ich doch kaum, ob die Gräfin gerade dies noch begehren würde —! . . .

Graf, um ſo mehr! fiel Terſchka ein. Allbekannt iſt die Geſinnung des Erzbiſchofs . . . Auch die Gräfin, ſie, die einſt eine Seherin war, erkaltete in ihrer alten Glut und Andacht für den Glauben . . . Es ziehen Gefahren für Ihren Freund herauf, denen er jetzt erliegen dürfte, jetzt, wo die Richtung der Zeit ſich ändern wird . . . Verachten Sie meinen Beiſtand nicht — auch ein Sturla kann mich kennen lernen . . . Aber nehmen Sie mich wieder auf! Schützen Sie mich durch

Ihren geheimen Uebertritt! Ich lenke alles, was Ihr Herz, Ihre Natur, das Glück Ihrer Freunde verlangt ... Und Monika, ſelbſt den Oberſten gewinn' ich — pah durch einen einzigen Tag ... Selbſt Armgart ſoll nicht vor mir entfliehen ... Ich bin ja — ein Greis — alt — ich entwaffne halt jeden durch meine Ergebung — durch meine Demuth ... Graf, zum letztenmal, ich, ein Abtrünniger, rettungslos Verlorener, ich darf mit einem großen Zweck leben, wie und wo ich will — ich darf mit den Waldenſern gehen — Proteſtant ſcheinen ... Nur beſuchen Sie die Meſſe in Coni, in Robillante — wo Sie wollen — man lieſt ſie Ihnen geheim ... Dann gehen wir zuletzt alle nach Wien — Ihre Gattin folgt — Ihr erſtes Kind wird auf einen Heiligen getauft — Das iſt die Sprache der Welt, der geſunden Vernunft, der Verhältniſſe, in denen Sie leben, die Sprache des Troſtes, der Erhebung für — die Gräfin ſelbſt — ...

Der Graf ſchüttelte den Kopf und entgegnete:

Ein Abſchied fürs Leben ... Wir ſehen uns nicht wieder —! ...

Haben Sie Mitleid mit mir —! rief Terſchka ...

Die Glocke ſchlug unausgeſetzt ... Die Bäume rauſchten im Sturme ... Die Natur war im Aufruhr ... Der Graf ging jetzt und wie auf der Flucht ...

In franzöſiſcher Sprache rief ihm Terſchka nach:

Graf! Ich beſchwöre Sie! ... Sie werden es einſt aus eigenem Antriebe thun ... Thun Sie's jetzt um mich, um Ihren alten — treuen — unglücklichen Freund! ..

Die Glocke tönte ... Mit hellen, mit klagenden, mit ſtärkeren, mit ſchwächeren Klängen ...

Noch einmal wandte ſich der Graf zu Terſchka, wartete, bis dieſer näher kam, bot ihm die Hand und ſagte ihm ein letztes Lebewohl — ... Unſere Wege ſind getrennt, ſetzte er hinzu ... Erde und Himmel können vielleicht für mich bürgen und für das, was ich thue oder laſſe, Sie nicht mehr ... Das ſag' ich alles ohne Groll, Terſchka, ohne Sie kränken oder verurtheilen zu wollen; ich urtheile, Sie wiſſen es, über Menſchen überhaupt nicht; laſſen Sie alles wie es iſt ... Beſchütze Sie jetzt der Himmel, Terſchka! ... Sans adieu! Sans adieu! ...

Der Graf ſchritt mächtig zu, gleichſam — um dem drohenden Unwetter zu entfliehen ... Auch begann es in der That zu regnen ...

Ein Diener blieb bei Terſchka in dem wildbewegten Eichenhain zurück ...

Der Graf ſah ſich nicht mehr um ... Ohnehin ging es bergab ... Er eilte wie jetzt ſelbſt vom Sturm ergriffen ...

In einer halben Stunde hatte ſein Fuß das Schloß erreicht ... Die Frauen wachten noch ... Aber er wollte ihnen nicht die Nachtruhe nehmen durch die Mittheilung über Benno ... Sein Mund blieb auch dem Oberſten noch geſchloſſen über alles, was er gehört ... Sein Auge durchwachte aber die ganze Nacht und ſein Ohr vertauſendfachte ihm alles, was er vernommen ... Die grünen ſturmbewegten Wipfel der Eichen rauſchten um ihn her wie ferne Donner ... Der Geiſterton der klagenden

Glocke wurde eine Mahnung, als bedrohte eine Feuersbrunst die Welt und — vor allem die theuersten Menschen, die um ihn her in Ruhe schlummerten . . . Hatte es also zehn Jahre und erst des Todes seiner Mutter bedurft, um seinen ganzen innern Menschen so mächtig aus einem Zustande der Lethargie zu erwecken —! . . .

Terschka stand eine Weile vernichtet, bis er sich sammelte . . . Endlich erhob er trotzig sein Haupt, das nun schon durch die Jahre eine natürliche Tonsur trug, griff in die Tasche — gab dem Diener ein Trinkgeld und ließ sich im Gehen erzählen von den Bewohnern des Schlosses, vom Tod der Gräfin, vom morgenden Fest in Coni, von den Ueberraschungen für den Erzbischof, von den Reiseplänen des Grafen, von der dem Obersten hier schon gegebenen Stellung, von Monika's Reformen, von Armgart . . . Auch von Federigo ließ er den Diener plaudern, vom Einsiedler, der noch im Silaswalde leben sollte, nachdem er in die Hände der Räuber gefallen, aus denen ihn Frà Hubertus — wie alle Welt erzählte, mit Hülfe seines Hundes, des treuen Sultan — errettet haben sollte . . . Terschka forschte mit kurzen Fragen diesem unheimlichen Namen nach, forschte Allem, was von Franz Bosbeck, seinem ehemaligen Retter, den die Nemesis schon zum Richter über Jan Picard gemacht, im Volksmunde hier bekannt war . . . Auch Frà Hubertus mit dem Todtenkopf sollte noch leben . . . Er erstaunte künstlich . . . Alles, was er hörte, war ihm schon bekannt — . . .

Frost durchschüttelte seine Glieder — Jetzt erst warf er des Dieners Mantel um, den er bisher überm Arm

getragen hatte, und bat um die Angabe eines kürzern Weges, um ins Thal und dort zum Pfarrer zu gelangen ...

Der Wind hatte aufgehört ... Regenströme ergossen sich ... Noch schützten ihn und den Diener hier und da die Bäume der Alleen ... Sie umgingen das geheimnißvoll nächtlich schlummernde Schloß ... Eine Weile sah es Terschka mit dem Blick verzweifelnden Neides an ... Dann fragte er den Diener, ob er sich auch der Gräfin Sarzana erinnern könnte ... Auch von ihr ließ er sich einiges erzählen ... Den im spottenden Ton gemachten Bericht über diesen Besuch unterbrach er mit den dumpf vor sich hingesprochenen Worten: Auch sie — ist in Rom! ...

Terschka befahl jetzt dem Diener, ihn allein zu lassen ... Den Mantel sollte er morgen vom Pfarrer im Thal abholen ... Es war über die elfte Stunde — rings stichdunkel ... Durch ein labyrinthisches Gewinde von Gärten, über schwellend brausende Bäche — endlich an einem malerisch gelegenen Friedhof mit unheimlich blitzenden Kreuzen vorüber erreichte er das Pfarrhaus San Medarde ...

Aus einem geöffneten Fenster, wo noch Licht brannte, begrüßten ihn die heisern Worte:

Ecco! Ecco! Al fine venuto! ...

Sie kamen von Pater Speziano und klangen wie die Beruhigung eines angsterfüllten Kerkermeisters, dem ein entflohener Gefangener endlich wiederkehrt ...

## 6.

Als derselbe Tag noch goldensonnig am unbewölkten Himmel geleuchtet hatte, fuhr ein kleiner, mit Staub bedeckter Halbwagen langsam auf der Landstraße zwischen der Stura und dem Gesso dahin, zweien Bergströmen, die hinter Robillante in ihrem Lauf miteinander wetteifern . . . Um die Dämmerung gelangte das kleine Gefährt an die Thore einer Stadt, die in frühern Jahrhunderten stark befestigt gewesen sein mußte . . . Noch erhoben sich in dem alten Cuneum Römerthürme; noch erstreckten sich rund um die Stadt zackige Mauern und tiefe Gräben . . .

Die Straßen Conis, einer 15000 Einwohner zählenden Stadt, waren am südlichen Thor eng und düster, aber belebt von einer schwatzenden, muntern Bevölkerung, wie sie in Italien der Abend auf die Gasse lockt . . . Kinder, Frauen, Greise, nichts bleibt dann daheim im geschlossenen Raume; selbst die unterste Volksklasse sitzt in Hemdärmeln, Manchesterjacken, Blousen vor Kaffeehäusern, raucht, trinkt, schwatzt, streitet über die Tagesneuigkeiten, für deren Kunde ein ein-

## Eilftes Kapitel.

### Oscar, der Schlachtenmaler.

Blasedow'n war sein Erziehungsprincip jetzt erst klar geworden. Die Phidias-Bestimmung seines Amandus brachte ihn darauf, wie man zu einem gegebenen Durchmesser leicht Kreise und Tangenten in Menge ziehen kann. Er wollte seine Kinder nicht wie Glasbläser von sich werfen, die ihren Gebilden erst durch einen kühnen Schwung die Form geben, welche sie wollen. Sondern er sagte zu sich selbst: „Wozu haben die Eltern Schaden gelitten anders, als daß die Kinder davon klug werden? Blasedow legte sich gleichsam auf den Erdboden, um zu lauschen, was die nächsten Jahrzehende über Europa hereinbringen würden. Er hörte lange Zeit nur ein dumpfes Gemurmel, bis ihm die Töne immer verständlicher wurden und er ausrufen konnte: „Ich habe Licht.“ Sein Erziehungsprinzip ging aber von dem Laufe aus, den ihm die Geschichte in Kürze zu nehmen schien. Er verglich alle Zeitungen miteinander, die er mit Tobianus gemeinschaftlich hielt, und sagte: „Wir geben einer großen Kata-

ziges Zeitungsblatt ausreicht, da unter zwanzig meiſt nur einer leſen kann . . .

Geſang ertönte . . . Drehorgeln durchkreuzten ſich in ihren Melodieen . . . Der Kutſcher erfuhr in dem Lärm erſt von Andern, daß hinter ihm ſein Paſſagier nach ihm verlangte . .

Er wandte ſich theilnehmend . . .

Coni iſt eine anſehnliche Stadt . . . Aber die ſchlechtgepflaſterte Straße mußte dem Paſſagier, der ausgeſtreckt im Innern der Halbchaiſe lag, empfindlich werden . . . Der Kutſcher erfuhr, er ſollte langſamer fahren . . . Zugleich wurde nach dem Palaſt des Erzbiſchofs gefragt und von einem Dutzend Stimmen die Antwort ertheilt . . . Man begleitete den Wagen, der einen Kranken führte . . . Es war ein todtbleiches, männlich gefurchtes Antlitz mit vollem wilden, hier und da ergrauten Bart . . . Benno war damals ein Mann von vierzig Jahren . . .

Die Straßenjugend folgte dem Wagen, der auf einen großen Platz einbog, einen Exercirplatz, wie es ſchien; rings war das mächtige Quarrée mit duftenden Lindenbäumen beſetzt . . . Nicht zu entfernt von einer ſtattlichen Kirche lag hinter einem gegitterten Vorhof ein großartiges Gebäude, vor welchem der Kutſcher in ſeinem weißen Hute, ſeiner braunen Jacke, ſeiner rothen Halsbinde ebenſo ſicher anfuhr, wie der Führer einer ſechsſpännigen Carroſſe . . . Er wußte ja, daß er dem Erzbiſchof einen theuren Verwandten brachte . . .

Ein Carabinier mit gezogenem Säbel hielt vor der hohen Eingangspforte des Palaſtes Wache . . . Er deutete auf die Klingel, die der Kutſcher, der ſchon abge-

ſprungen war, nur anziehen ſollte . . . Ein Diener erſchien . . . In einer Art Livree von ſchwarzem Frack, ſchwarzen Beinkleidern, ſchwarzen Strümpfen und Schnallenſchuhen . . .

Der Kutſcher hatte ſchon eine Karte in Bereitſchaft, die dem Diener zur Anmeldung des Beſuches übergeben werden ſollte . . . Zugleich bat er um Hülfe, den Kranken aus dem Wagen zu ſchaffen . . . So wie er da läge, il povero, brächte er ihn dritto aus Genua . . . Miracolo! ſetzte er mit beredſamem Blick hinzu — er brächte einen Mann, der nur durch ein Wunder noch lebte . . .

Benno, bleich, mit blaſſen Lippen, ſtarren Gliedern, auf einer halb zum Sitzen, halb zum Liegen eingerichteten Matratze, hörte und ſah alles, was ſein Führer trieb, aber er ſchwieg . . . In der That ſchien er an den äußerſten Grad der Erſchöpfung angelangt ... Noch manches Jugendliche hatte ſich in ſeinen Zügen erhalten . . . Schmächtig und mager ſchien er geblieben, aber ſein Haupthaar war faſt grau, wie der mächtige Bart hier und da von gleicher Farbe . . . Geronimo, der Kutſcher, erzählte den ſich ſchon mehrenden Dienern, zu denen ſich Prieſter geſellten, der Kranke hätte in Rom einen Schuß in die Bruſt bekommen und die Kugel ſäße noch feſt; die Aerzte hätten behauptet, der Verwundete würde, nachdem die Anſtrengungen der Flucht von Rom nach Genua ihn ſchon dem Tode nahe gebracht, eine weitere Reiſe ſchwerlich überſtehen, aber nichts hätte ihn abbringen können, ſeinen Transport bis nach den Thälern von Piemont zu verlangen. Ihn ſelbſt zwar hätte das Hospital gemiethet

und ihm als Ziel seiner Reise nur Nizza genannt. Daß es Coni und dort das erzbischöfliche Palais sein sollte, erfuhr Geronimo erst vom Verwundeten selbst in Vintimiglia. Dieser konnte die Arme nicht bewegen, konnte keine Briefe schreiben — sie aber von andern schreiben zu lassen, hätte er abgelehnt. Niemand sollte erfahren, wohin seine Reise ging. Selbst im Spital hätte man sein wahres Ziel nicht wissen sollen . . . Wenn der Verwundete jedem die Fährte der Nachfrage nach ihm abschneiden wollte, so war es wol die natürliche Lage eines politischen Flüchtlings . . .

Schon wurde Venno emporgehoben und auch die Schildwache griff mit an . . . Der Leidende überwand die Schmerzen, die ihm diese Bewegungen zu verursachen schienen . . . War doch die Sehnsucht seines Herzens erfüllt, die letzte Freude seines Lebens gewährt . . . Geronimo hatte recht berichtet — Venno wollte allen denen, die noch an seinem Leben Interesse haben konnten, selbst seiner Mutter, verborgen bleiben . . . Deshalb vertraute er selbst dem Spital in Genua nichts über seine Absichten, am wenigsten der Post — . . . Und selbst die Feder zu führen, verbot ihm sein Zustand . . . Still in Bonaventura's Armen zu sterben, war alles, was er vom Leben noch begehrte . . . Diesen hoffte er zu finden, auch ohne sich ihm angekündigt zu haben . . . So kam es, daß ihn hier niemand erwartete . . .

Die Diener jedoch, auch wenn sie den Namen „Cäsar Montalto", der auf der Karte stand, nicht zu deuten gewußt hätten, thaten darum nicht befremdet . . . Was

ſollte nicht bei ihrem Herrn ein Sterbender ſeine letzte Zuflucht ſuchen können —! . . .

Noch war der Fremde nicht bis an die große Marmortreppe getragen worden, als auch ſchon von oben her, gefolgt von Prieſtern und Dienern, der Erzbiſchof in ſeinem wallenden Hauskleid, einem prieſterlichen Rock mit violettem Ueberwurf und goldener Kette, in athemloſer Haſt erſchien, ſich über den unglücklichen Freund warf, ihn in beide Arme ſchloß und unter Thränen an ſein Herz drückte . . .

Mein Bruder —! rief er unausgeſetzt . . .

Mehr konnte nicht von ſeinen Lippen kommen — und Mein Bruder! Mein Bruder! hatte er auf der Stiege ſchon, abwechſelnd in deutſcher und in italieniſcher Sprache, gerufen . . . Italieniſch, um ſeine Umgebungen über den Anlaß eines ſo außergewöhnlich großen Schmerzes und ſein Verlaſſen aller Formen der Etikette, die in dieſem Hauſe waltete, gebührend aufzuklären und ſie aufzufordern, in ſeine Trauer miteinzuſtimmen . . .

Das Bedürfniß, zu helfen, drängte nun ſofort jede andere Empfindung zurück . . . Schon wurden die erſten Aerzte der Stadt gerufen . . . Schon hörte man oben Thürenſchlagen, ein emſiges Rennen, ein Klopfen und Hämmern, um Zurüſtungen für ein Lager zu treffen . . . Das ganze, nur von Prieſtern bewohnte Haus war in Bewegung . . .

Die Worte: Wie konnteſt du in dieſem Zuſtand eine ſolche Reiſe unternehmen! kamen nur halb von Bonaventura's Lippen . . . Laßt! bat der Majordomo, ein

ſtattlicher Herr mit einer ſilbernen Kette auf der Bruſt und wehrte der Ueberzahl der helfenden Hände . . . Nach Benno's Wunſch leitete dieſer dann allein den Transport . . .

Auch für den Erzbiſchof war Sorge zu tragen . . . Am eiſernen Geländer der mächtigen Treppe hielt er ſich mühſam aufrecht; anfangs vermochte er den Männern, die Benno hinauftrugen, vor phyſiſcher Schwäche nicht zu folgen . . . In meine Schlafkammer! war alles, was er zu ſagen vermochte, und wieder doch zum Kutſcher mußte er ſich wenden, der auf die Anrede des Majorduomo, woher ſie kämen, vor dem Erzbiſchof ſein Knie beugte und Segen — und Trinkgeld begehrte . . . Ohne den Auseinanderſetzungen Geronimo's, ſo wichtig ſie ihm waren, länger zuzuhören, riß der Erzbiſchof unter ſeinem Ueberwurf ſein Almoſenbeutelchen hervor und reichte dem Knienden den ganzen Inhalt . . .

Jetzt raffte ſich der Erzbiſchof auf und ſchwankte am Geländer der Stiege entlang . . . In den hohen weiten Sälen des erſten Stockwerks ſtanden alle Thüren geöffnet . . . Die letzten Abendſonnenſtrahlen beleuchteten die koſtbaren Tapeten von Seide, die bunten Malereien, die ſich ſein Vorgänger Feſelotti für die kurze Zeit ſeines Verweilens in dieſen Räumen hatte anfertigen laſſen . . . Die Fußböden waren parquettirt . . . Die Wände ſtarrten von Bronz- und Kryſtall . . . Die Wohnung eines Fürſten ſchien es zu ſein und erſt in dem mit grünen Vorhängen von einem Bibliothekzimmer getrennten Schlafgemach des Erzbiſchofs ſah es einfacher aus . . . War auch hier nicht die rauhe Kaſteiung ſichtbar, die einſt

Bonaventura beim Kirchenfürſten am großen vaterländiſchen Strome beobachtet hatte und die in dem dem Schönen abgeneigten Sinn deſſelben eher ihren Grund gehabt haben mochte, als im aſcetiſchen Bedürfniß, ſo hatte doch Bonaventura hier ſowol wie in ſeinen nächſten Zimmern die Spuren der Ueppigkeit ſeines Vorgängers ſo weit getilgt, als das dem Palaſt erblich angehörende Mobiliar von ihm verändert oder entfernt werden durfte . . . Da lag nun Benno ſchon auf ſeinem einfachen Lager, verlangte von allem, was ihm zur Erfriſchung angeboten wurde, nur ein kühlendes Citronenwaſſer, vor allem Ruhe und — allein zu ſein mit dem geliebten Freunde, der an ſein Bett niederkniete, um Benno's glühheiße Hand zu küſſen . . . Alle Umgebungen waren in Beſtürzung über den Schmerz des Erzbiſchofs — . . . Noch dazu wurde ihm dies Ereigniß am Abend ſeines Namenstages . . .

Der Majorduomo ſorgte dafür, daß die Verwandten allein blieben und nur die Aerzte noch zugelaſſen wurden . . . Auch zu einem Kloſter der Barmherzigen Brüder wurde geſchickt, um einen erfahrenen Krankenwärter zu holen . . . Mit den von Feſelotti eingeführten Töchtern des heiligen Vincenz von Paula hätte man dem Erzbiſchof nicht kommen dürfen — . . .

Die Freunde waren allein — allein mit dem letzten Strahl der Sonne, der ſich durch die herabgelaſſenen Vorhänge ſtahl — allein mit dem Todesengel, deſſen dunkler Fittich ſeit einiger Zeit von Bonaventura's Lieben nicht mehr weichen zu wollen ſchien — allein mit den Rückblicken auf ein ſo tief verfehltes Leben, wie es Benno geführt,

auf ein so tief vereinsamtes, wie es Bonaventura mitten im rauschenden Gewühl der Zeit und der Welt führte . . . Wie brachen die schönen freundlichen Sterne der Jugend wieder aus den Wolken, die sie so lange verschleiert gehalten hatten . . . Wie klang ein Ton so wehmüthig und klagend durch die bangen Seelen der Freunde und sprach: Das, das wollten wir — und das haben wir gefunden! . . .

Bonaventura's Lippen bebten, ob sie fragen sollten: Weißt du denn auch, wie dein irrend Leben gerade jetzt hier angekommen ist bei seinen ersten Anfängen — und daß die liebliche Armgart in unsrer Nähe weilt? Weißt du, daß ich aus Deutschland den Besuch meiner erkrankten Mutter, den Besuch Friedrich's von Wittekind, deines Bruders, soeben gemeldet erhielt? Wird dich denn auch, ohne ihre letzten Küsse, deine in der Schweiz genannte Mutter sterben lassen? Wird jene Verirrung, die für immer die Flügel deines Lebens knickte, Olympia, deinen Tod ertragen können, jene Circe, die deine Sinne verwirrte mit dem Zaubertrank ihrer — wer kennt den Inhalt der Mischungskünste, die eine Frauenhand bietet! Oder — nun kehrten ihm Klänge des längst abgebrochenen Briefwechsels wieder — war es deine eigene Seele, die dich berauschte, deine eigene Natur, die sich des Höchsten vermaß und sich doch besiegen ließ von dem, was die Menschen dir immer und du dir selbst als dein ärmstes deuteten — deinem Gemüth! . . . Dankbar wolltest du sein —! Deutscher nicht mehr bleiben — seit du eine von Deutschen gemishandelte Mutter gefunden — und, fast möcht' ich nach deinen Briefen

ſagen, mehr noch — ſeit die Bandiera deine Freunde geworden, die Bandiera, die die Kugel des Henkertodes traf — Benno, Benno, welche Dämonen haben dich fortgeſchmeichelt von Deutſchlands Herzen und hinüber in ſoviel Irrgänge deines Lebens und in dies erſichtliche Ende! . . .

Zehn Jahre —! ſprach jetzt Benno mit einer dumpfen, heiſern Stimme, die ſich mühſam von ſeiner keuchenden Bruſt rang . . .

Rege dich nicht auf! entgegnete Bonaventura und ſetzte ſich auf den Rand des Bettes . . . Schlummre! . . . Du bedarfſt nur der Ruhe! . . .

Benno winkte, daß Bonaventura die Vorhänge am Fenſter lüften möchte . . . Er wollte den Erzbiſchof ſehen, wollte vergleichen, wie auch ihn das Leben nach ſo langer Trennung gezeichnet hätte . . .

Bonaventura erfüllte ſein Verlangen und ſah Benno's noch volles, aber ergrautes Haar — . . . Sein eigenes war ebenſo gefärbt . . . Die Magerkeit des Erzbiſchofs hatte zugenommen . . . Die glanzvollen Augen lagen tief in ihren Höhlen . . . Furchen umgaben den Mund . . . Aber die edle Bildung des Kopfes, die Geſtalt ſelbſt konnte durch die Spuren der Jahre nicht geändert werden und vielleicht der jüngſte und noch immer jugendlichſte Kirchenfürſt in Roms Hierarchie blieb er nächſt Vincente Ambroſi in Rom bei alledem . . .

Bonaventura ſprach von der Kunſt der hieſigen Aerzte . . . . Vom Doctor Savelli, der das Leben der Gräfin Erdmuthe ſo lange erhalten hätte . . . Von dem Arzt der Garniſon, der ſich auf den letzten Schlachtfeldern bewährt hätte . . .

Benno ſchüttelte das Haupt und erwiderte:

Die Aerzte iſt — nieder . . .

Bonaventura konnte ſolcher Schwäche gegenüber nichts entgegnen . . . Man brachte den Erquickungstrank . . .

Der Freund reichte ihn dem Verſchmachteten und als er getrunken, winkte nach einer Weile Benno ſelbſt, daß das Fenſter wieder verhangen würde . . . Fieber durchſchüttelte ihn plötzlich . . . Sogar auf die grünen Verhänge des Bibliothekzimmers, durch die ſich zu viel Licht ſtahl, deutete er . . . Sie wurden zurückgeſchlagen und dafür die Thürflügel ganz geſchloſſen . . . Die Erſchöpfung ſchien durch den Lichtreiz gemehrt zu werden . . .

Bonaventura bat ihn vor allem, nur zu ſchweigen . . . Reden und Denken griffe ihn erſichtlich an . . . Nur fühlen, träumen ſollte er — glücklich ſein — . . . Du biſt — bei mir! ſprach er mit der ganzen Innigkeit liebevoller Sorge und faſt ſchon hätte er, an Armgart denkend, geſprochen: „Bei uns" — . . .

In Benno's Auge, das wol von Armgart weit-, weitab irrte, traten Thränen . . . Er ſchwieg und lehnte das Haupt zur Seite, jetzt in der That, wie um zu ſchlummern . . .

Nun faſt ſtörte es, daß die Aerzte kamen . . .

Sie nahten ſich dem Lager, ſtreiften die Decke auf und riethen, trotzdem daß der Kranke ſich nicht bewegen konnte und mochte, ihn ganz von ſeinen Kleidern zu entblößen . . . Die entzündete, den Lungen nahe Stelle, wo die Kugel ſitzen mußte, war bald gefunden . . . Der Kranke zuckte mit einem kurzen Schrei auf, als ſie berührt wurde . . . Die Kugel herauszunehmen hätte den ſofortigen Tod veranlaßt . . .

Im Blick der Aerzte lag die Andeutung, daß auch ſo die Auflöſung ſchwerlich ausbleiben würde . . . Die Ruhe, ja die ſtarre, krampfartige Erſchöpfung, in der ſie den Kranken fanden, verordneten ſie durch nichts zu ſtören . . . Zwei Barmherzige Brüder, die inzwiſchen gekommen waren, wußten, was ſie die Nacht über zu beobachten hatten . . . Jetzt galt es, den von der Unterſuchung ſeiner Wunde Ohnmächtigen ſich allein zu überlaſſen . . .

Bonaventura kehrte, die Hände gen Himmel erhebend, in ſeine hohen, ſo prachtvollen; durch die eigenthümlichen Anordnungen, die er ihnen gegeben, wohnlich umgeſtalteten Zimmer zurück . . .

Sein einfacher Abendimbiß, der inzwiſchen aufgetragen wurde, konnte ihn nicht zum Niederſitzen bewegen . . . Nur wie ſchwebend ſchritt er dahin, faltete die Hände und ſah nieder wie ein Verzweifelnder . . . Ein einziger Augenblick — wie hatte dieſer ſo den Frieden um ihn her verwandeln können! . . . Den Frieden! . . . Hatte ſeine Seele Frieden? . . . Erloſch um ihn her nicht ein Auge nach dem andern? . . . Das tragiſche Geſchick, das über ſein Haus und über ſämmtliche Angehörige deſſelben hereingebrochen ſchien, hatte er erſt heute wieder geſehen, als vom Präſidenten die Nachricht gekommen, daß die Aerzte ſeiner Mutter den Aufenthalt im Süden vorſchrieben . . . Sie würden nach Neapel gehen, hatte der Präſident geſchrieben . . . So nahe dem Silaswalde! ſeufzte Bonaventura — und die Mutter bat ihn inſtändigſt, vorher noch in Rom mit ihr zuſammenzutreffen —! . . .

Eben noch hatte Bonaventura an ſeinen Freund, den Cardinal Vincente Ambroſi, geſchrieben — hatte

ſtrophe entgegen. Die große Schlange, welche das Welten-Ei umringelt, wird ſich bald wieder häuten. Drei Jahrhunderte von der Reformation entfernt und nichts als eine franzöſiſche Revolution, die noch dazu beſiegt iſt?" Blaſedow rechnete auf einen großen Fehler, der ſich in der Zeitenrechnung finden würde, auf ein nicht aufgehendes Facit und einen daraus entſtehenden Decimalbruch der bisherigen geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Blaſedow war kein Apokalyptiker; er dachte, der beſte prophetiſche Bengel, der die Offenbarung Johannis erläuterte, iſt der Preßbengel. Aus den Sonnenfinſterniſſen machte er weniger Schlüſſe, als aus den Verſtandesfinſterniſſen, die ihm in ihr letztes Viertel bereits eingetreten ſchienen. Der große Komet, den er im Jahre 1834 erwarten durfte, würde nach ihm weit mehr die Köpfe, als die Erde verſengt haben. Alles, was er Neues entdeckte, waren ihm Kräuter und Vögel und rothe Menſchen aus einem neu entdeckten Amerika. Die grüne Inſel Guanahani ſchien ihm manchmal ſchon unmittelbar vor den verlangenden Augen zu ſchwimmen; wenigſtens waren bis jetzt ſeine Kinder noch in ziemlich indianiſcher Verwilderung ſtehen geblieben.

Blaſedow's Anſicht war die von einer großen Reaction der Natur gegen die Kunſt, der Leidenſchaft gegen die Klugheit, der verfehlten Praxis gegen eine altkluge Theorie. Ob die Revolution, welche er von der Kirchthurmſpitze Kleinbethlehems zuweilen ſignaliſirte, eine moraliſche oder bloß politiſche und materielle ſeyn würde, das getraut' er ſich nicht zu beſtimmen; „allein," ſagt' er, „die Mauer um unſern Kirchhof bleibt nicht ewig ſo niedrig und nicht ewig werden über unſern Gräbern da unten" — er ſprach nicht in der

sich ihm auf Besuch angemeldet . . . Eben noch hatte er ihm die Nachricht mitgetheilt, daß Pater Speziano wagte, heimlich eine Nacht in Robillante sich aufzuhalten, in Begleitung des Doppel-Apostaten Terschka . . . Wie mußte bei solchen Bildern die Erinnerung an die alten Tage des Glücks und der Hoffnung über ihn hereingebrochen sein . . . Im Lehnsessel, am Schreibtisch, an seinem hohen Fenster hatte er gesessen und beim Abendläuten in die rosige Glut des Himmels geschaut . . . Morgen war sein Namenstag . . . An den schönen Strom der Heimat hatte er denken müssen, an sein kleines erstes Pfarrdorf Sanct-Wolfgang, an eine Gemeinde, wenn sie zum ersten mal den Namenstag ihres Seelsorgers feiert . . . Das stille Leben eines Landpfarrers hatte ihm wieder als ein so beneidenswerthes Glück vorm Auge gestanden . . . Er hörte die Frühglocke seiner Kirche; von seinem Gärtchen aus zählte er die Reihe der Kirchgänger; fühlte seine erste Pfarrersangst, ob ihrer auch genug kämen, um ihm die Beruhigung zu geben, daß sie ihn liebten . . . Wieder sah er sich auf dem engen, kaum zum Umwenden ausreichenden Platz vor seinem Hochaltar, hörte seinen eigenen Gesang und in der markigen edlen Sprache der Heimat, die er nun schon so lange auf immer abgeschworen, seine Predigt . . . Wie sah er denn auch nur gerade heute den alten Mevissen so ernst und feierlich in seinem Stuhl sitzen, den treuen Hüter der Geheimnisse, die so ganz, ganz anders, als vielleicht sein Vater gewollt, in sein Leben griffen . . . Auch seines Kainsmaals gedachte er, jener noch immer unenthüllten Beichte Leo Perl's, eines Spuks,

der ihn freilich nicht mehr wie ſonſt ſchreckte . . . Die Jahre und die innern Revolutionen ſeiner Ueberzeugung hatten ihn allmählich bewahrt, über die Thorheit eines wahnwitzigen Prieſters dauernd in ſolcher Verzweiflung zu leben, wie anfangs . . . Das erzbiſchöfliche Pallium trug er nicht wie eine gleißneriſche Hülle innerer Unwahrheit; mit ſichrem Vertrauen auf ſeine Lebenskraft hatte er ſich ein Ziel geſteckt, dem er nachlebte, ein Ziel, das nur durch den Hirtenſtab eines mächtigen Biſchofs erreicht werden konnte, ein Ziel, dem die Enthüllung ſeiner unvollendeten Taufe eine Glorie mehr werden ſollte . . . Als Lucinde von ihm mit dem Grafen Sarzana getraut wurde, hatte er mit ihr Frieden geſchloſſen (ſie ſchickte ihm an jedem Namenstage, anfangs aus dem Kloſter der Lebendigbegrabenen, ſpäter aus Genua, dann aus Rom, das letzte mal aus Venedig, zu dieſem Tage ein Angedenken und ihr diesjähriges war bereits wieder von daher eingetroffen) — von ihrer alten Drohung, „ihn vernichten zu wollen", war nichts mehr zurückgeblieben, als eine Art Superiorität, die ihr wenigſtens in des Erzbiſchofs Nähe z. B. bei ihrem Beſuch in Coni eine Stellung ſicherte, auch wenn andere ſie eine Jeſuitin, wol gar eine Brandſtifterin nannten . . . Ihr diesjähriges Geſchenk war ein Kelch von Kryſtall, umſponnen mit ſilberner Filigranarbeit, eine Arbeit aus den Werkſtätten Venedigs, von wo ſie noch ihre Begleitzeilen datirt hatte . . . Sie wäre auf dem Wege nach Rom, hatte ſie geſchrieben, „um den Raben auf den Leichenfeldern ihren Mann zu entziehen und ihn anſtändig begraben zu laſſen" . . . Wie hatte ſich das alles mit den Jahren umgewandt! . . .

So weilten Bonaventura's Gedanken in fernen glücklicheren Zeiten — da kam dieſe neue trübe Mahnung an die Gegenwart . . .

Bonaventura hatte nun den ſteten Anblick und Umgang Paula's, hatte die ſeltenſte Freundſchaft des Grafen, hatte die unermüdliche Sorgfalt Aller für ſein Wohl, hatte die edelſten Freuden der Geſelligkeit, jede nur erdenkliche Fürſorge und Ueberraſchung, die ſonſt nur einem Gatten von ſeinem Weibe, einem Vater von ſeinen Kindern kommt — und doch fehlte das Glück . . . Der Kampf mit Roms Hierarchie war ihm an ſich eine Freude — er hatte hier und da offene und geheime Bundesgenoſſen — aber Inneres und Aeußeres in ihm war nicht ausgeglichen . . . Nur das Nächſte brauchte er zu betrachten — im Grafen ſah er Kriſen entſtehen, die zu neuen Kämpfen der Seele führen mußten — und, blickte er in die Ferne, war denn jenes in die Ferne gerückte Räthſel des Eremiten, ſeines Vaters, gelöſt? — — . . .

Friedrich von Aſſelyn, ſein Vater, war damals nur vor ſeinem Sohn aus Caſtellunge entflohen . . . Er wollte todt ſein und das Schickſal ſendete ihm in ſeine Verborgenheit gerade den eigenen Sohn! . . . Er erblickte darin die Entdeckung ſeines Geheimniſſes . . . Seit den lebensgefährlichen Abenteuern, die er beſtehen mußte, lebte er jetzt im Silaswalde — . . . Cardinal Ambroſi hatte erſt vor Kurzem wieder geſchrieben, daß ſein Jugendlehrer dem muthigen Kirchenfürſten ewig Dank wiſſen werde für die Mühe und Sorge, die er ihm damals, mit Gefahr ſeiner hohen Würde, gewidmet; daß er ihn aber fort und fort beſchwöre, bis zu einer be-

stimmten Stunde seiner Lebensspur nicht zu folgen, ja daß er ihm das heilige Versprechen abnähme, ihn bis dahin nie mehr unter den Lebenden zu suchen — . . . Fiat lux in perpetuis! hatte diese erneute Bitte des Eremiten geschlossen . . . Das Losungswort der Briefe, die ihm und dem Onkel Dechanten einst aus Italien gekommen waren — der Augenblick der Versammlung unter den Eichen von „Castellungo" an einem Sanct-Bernhardstage . . . Noch lag dieser Tag um Jahre hinaus und doch mußte er bestimmend und bindend wirken . . . Mußte nicht Bonaventura des Vaters Bitte schon um seiner noch lebenden Mutter willen erfüllen? . . . Zu seiner Beruhigung diente, daß dem Vater ein treuer Wächter im Silaswalde geblieben war, sein Retter aus Räuber- und Mörderhand, jener kühne Laienbruder Hubertus . . . Wie die Reise der Mutter nach Neapel in diese Räthsel eingreifen konnte, hatte sich der Sohn mit banger Spannung eben vergegenwärtigt . . . Cardinal Ambrosi war inzwischen der innigste Vertraute seines Lebens geworden — nur wußte derselbe nicht, daß Federigo des deutschen Freundes Vater war; Vincente Ambrosi und Bonaventura hatten sich so gefunden, daß in den Zeilen, die er ihm eben geschrieben, jene Beziehung ausgenommen, sonst die geheimsten Saiten seines Innern widertönen durften . . .

Ein Erzbischof kann, wie ein Fürst, nicht frei gehen und wandeln; er ist der Gefangene seiner Würde . . . Im Speisezimmer wurde Licht angezündet und der Haushofmeister kam mit bittender Miene, Excellenza möchte sich nicht dem Mahl entziehen und die nothwen-

dige Stärkung zu sich nehmen . . . Der Erzbischof aß nicht allein . . . Eine Anzahl Hausbewohner, Hülfspriester, Secretäre, Schüler, waren seine regelmäßigen Tischgenossen . . .

Gelassen gab Bonaventura den Bitten nach, setzte sich zur Tafel auf seinen Ehrensessel und sah voll Wehmuth auf ein neben ihm liegendes Buch, das er befohlen hatte, heute Abend neben ihm aufzuschlagen . . . Es war ein Theil der Werke des heiligen Bonaventura, denen er sich seines Namenstages wegen hatte widmen wollen . . .

Es ist mein Namenstag morgen — sprach er mit leiser Stimme und im reinsten Italienisch; ich beschäftigte mich gerade mit unserm Doctor seraphicus . . . Die Stelle, die ich vorlesen wollte, — (er blätterte mit seinen magern weißen Fingern) — ich kann sie nicht wiederfinden . . . Lesen Sie, wandte er sich erschöpft zu einem jungen Vicar, der bei ihm den Freitisch genoß — eine jede Stelle wird auf unser Leben passen . . .

Der junge Mann las, was er fand: „O wär' ich doch jener Baum des Kreuzes und wären die Hände und Füße des Gekreuzigten an mich geheftet gewesen, so hätt' ich zu jenen Menschen gesprochen, die ihn vom Kreuze abnahmen: Nimmermehr laß' ich mich trennen von meinem Herrn; begrabt mich mit ihm! Doch da ich das dem Leibe nach nicht thun kann, so thu' ich es der Seele nach. Drei Stätten will ich mir im Gekreuzigten erwählen; die eine in den Füßen, die andere in den Händen, die dritte in seiner Brust! Dort will ich athmen und ruhen! Dort wohnen, trinken aus dem Quell ihrer

unausſprechlichen Liebe! Oft wandelt mich Furcht an, ich möchte herausfallen aus dieſem Aufenthalt! Glückſelige Lanze, glückſelige Nägel, die ihr dieſen Weg des Lebens uns öffnet! O wäre es mir vergönnt geweſen, jene Lanze zu ſein, nimmermehr wär' ich dann aus dieſer göttlichen Bruſt zurückgekehrt!" . . .

Läſterung! unterbrach der Erzbiſchof plötzlich aufwallend und nahm das Buch an ſich . . .

Alle erſchraken . . . Doch bei näherer Beſinnung war ihnen dieſe Kritik nicht befremdlich an ihrem Oberhirten, der die Wärme der Religion nur beim Lichte ſuchte . . .

Er winkte mit der Hand und deutete an, daß man unbehindert den Speiſen zuſprechen ſollte . . . Da er ſelbſt nur wenig aß, konnte er ſeinen Tiſchgenoſſen ſagen:

Wohin verirrt ſich nicht der ſpielende Witz einer Andacht, die mit der Feder in der Hand betet! . . . Wahrheit! Wahrheit! . . . Und vor wem denn mehr, als vor dem Herrn der Welten, vor dem Gedanken: Was iſt die Ewigkeit! . . .

Dann erzählte er von Benno's Leben — bis ſeine Thränen ihn hinderten . . .

Der Haushofmeiſter, der am untern Ende der Tafel vorlegte, kannte Benno noch von ſeinem Aufenthalt in Robillante her . . . Es war ein ſchlichter Mann, der dem Erzbiſchof von dort gefolgt war und Ordnung und Sparſamkeit in Feſelotti's Hinterlaſſenſchaft gebracht hatte . . . Daß der ſich jetzt Cäſar von Montalto nennende, verwundete Vetter des Erzbiſchofs vom Kriegsſchauplatz in Rom kam, war kein Geheimniß und

mehrte das Intereſſe; in dieſem Lande war das Urtheil über Italiens Angelegenheiten freigegeben ... Allgemein nahm man die Möglichkeit, in ſo krankem Zuſtand von Rom bis hierher reiſen zu können, für ein Hoffnungszeichen möglicher Geneſung ...

Bonaventura dachte anders ... Es hat ihn nur gezogen, hier ſein letztes Lager zu ſuchen ... Noch einmal wollte er in ſeinen Anfang zurück ... So nur war ihm dies Suchen eines letzten Wiederſehens erklärlich ...

Das beſcheidene Mahl war zu Ende, als das lebhafte Gehen der Thüren nach dem Schlafzimmer zu auf ein Vorkommniß im Zuſtand des Kranken ſchließen ließ ... Der Erzbiſchof erhob ſich eilends und ging in die anſtoßenden Zimmer ... Alle folgten ... Einer der Brüder kam ihnen mit einem Gefäß voll Schnee entgegen, den man anwenden wollte, um den Blutandrang zum Kopf des Kranken zu mildern ...

Bonaventura hörte ihn laut phantaſiren ... Als er näher gekommen war, fand er Benno hochaufgerichtet im Arm des andern Bruders, ſeiner nicht bewußt — auch Bonaventura nicht erkennend ... Es ſchien, als befehligte er noch auf den Breſchen der Mauern Roms — als riefe er die Wankenden zuſammen ... Mit erhöhter Stimme ſprach er bald italieniſch, bald deutſch, bald engliſch ... Er redete Perſonen an, die er leibhaft vor ſich ſah ... Sarzana! rief er und lachte ſogar ... Da haben Sie's denn nun! ... Leichenbruder! ... Auch Hamlet hatte erſt Muth, als eine Ratte hinter der Wand raſchelte! ... War's nicht ſo auch mit Ihnen, Ihrer neuen Loge damals —? ... Stehen Sie jetzt auf, Sar-

zana! . . . Ich bitte Ihnen ab, daß ich Sie für einen Verräther hielt . . . Ein tollerer Hamlet waren Sie freilich noch als ich . . . Achtung aber der Dame, die da kommt und die eine Krone zu tragen würdig ist — Nein — es ist — ja nur die Kammerjungfer — . . .

Bonaventura las aus Benno's wilden und lachenden Mienen die Erinnerungen, die ihn quälten . . . Die letzteren schienen Lucinden zu gelten . . . Er redete dem Freunde zu, sich zu fassen . . . Seine Hand strich ihm das Haar aus der Stirn . . .

Endlich schien der wie von Gespenstern verfolgte und wie um Hülfe bittende Blick des Phantasirenden den Freund zu erkennen . . . Seine wilde Rede stockte . . . Das Auge starrte um sich; der Kopf neigte sich zum Kissen zurück und nur die abwehrenden Hände verriethen, daß die Gedanken des Leidenden keine heitern waren . . . Fort! Fort! rief er und suchte sich der Annäherung von Menschen zu erwehren, dann murmelte er vor sich hin in jetzt nicht mehr zu verstehenden Lauten . . . Allmählich trat eine Entkräftung ein, so bedenklich, daß die hinzugekommenen Aerzte dem Bewußtlosen Stärkungen einflößen mußten . . . Darüber verfiel er in einen Halbschlummer . . .

Inzwischen war im Nebenzimmer ein Bett aufgeschlagen worden . . . Bonaventura hatte angeordnet, daß hier, in seiner Bibliothek, sein Nachtlager sein sollte . . . Man beschwor ihn, seiner selbst zu schonen — Morgen in erster Frühe wollte er die Messe lesen . . . Er erwiderte: Nachtwachen bin ich gewohnt . . . Dann trat er ans Fenster und deutete an, daß ein Unwetter heraufzöge;

man möchte die Fenſter ſchließen und ſich zur Ruhe begeben ... In der That brauſte ein plötzlicher Wind, warf offenſtehende Thüren und Fenſter ... Man entfernte ſich und ging ſcheinbar zur Ruhe ... In Wahrheit ſchmückte man heimlich den Palaſt zum morgenden Feſte...

Der Kranke lag, als Bonaventura an ſein Lager zurückkehrte, in Schlummer verſunken ... Sein Athemzug ging ſchwer und ungleichmäßig ... Die Brüder ſchloſſen nebenan die Fenſter und Thüren — das Brauſen des Windes nahm zu ... Auch die Thür, die das Schlafcabinet vom Bibliothekzimmer trennte, wurde wieder geſchloſſen ... Bonaventura trat in letzteres zurück und war nun allein — unter ſeinen Büchern, von denen die meiſten ihm über die Alpen (ohne Renate, die gutverſorgt daheimgeblieben bald nach der Trennung von ihrem Pflegling ſtarb) nachgekommen ... Seine Studirlampe brannte auf dem grünbehangenen Tiſche ... Die Glocken ſchlugen zehn...

„Nachtwachen bin ich gewohnt“ ... Bonaventura war es ſchon in ſeinen glücklicheren Tagen ... Wie viel mehr in denen, die ſeiner Reiſe nach Wien folgten ... Seinen Brief an Ambroſi holte er hervor ... Ambroſi hatte dem Heiligen Vater auf ſeiner Flucht folgen müſſen ... Nun zog er wol wieder mit ihm in Rom ein ... In Rom, wohin auch ihn, den Sohn — die Mutter rief ... Bonaventura hatte vor zehn Jahren Rom nur flüchtig kennen gelernt ... Damals war er als ein Angeklagter erſchienen, anfangs in ſeinen Schritten gehemmt, dann, als ſich alles zum Guten wandte, von Huldigungen der maßloſeſten Art, durch die Herzogin von Amarillas, Olympien, Lucinden, am wenigſten freigegeben ...

Damals war Benno bereits durch die Hülfe der Frauen gerettet ... Die Herzogin von Amarillas hatte ſich mit Olympien durch die Sorge um ihren Sohn ausgeſöhnt ... Daß Benno ihr Sohn, verkündete ſie nun ſelbſt; ihr verzweifelndes Muttergefühl hatte ohne jedes Beſinnen den Schleier des Geheimniſſes zerriſſen — und Lucinde, die vorher ſo gefürchtete Mitwiſſerin des Geheimniſſes, wurde nun ohne Scheu die Dritte im Bunde; die Herzogin hatte jede Demüthigung vergeſſen ... Zwei Menſchen gab es nur, die helfen konnten, Olympia und Lucinde — ihr erſchienen ſie jetzt wie Engel und gottgeſandte Heilige ...

Als Benno in Sicherheit war, errichteten die Frauen Pforten des Triumphes für Bonaventura ... Feſelotti mußte ihn von ganz Rom wie auf Händen getragen und ſogar vom Heiligen Vater begnadet ſehen ... Ermüdet und beſchämt von ſoviel Glück und Erfolg, hatte Bonaventura den Troſt, zu ſehen, daß ſeine Sache wenigſtens von einigen unabhängigen Männern und Richtern aus Ueberzeugung gefördert wurde ... Er hatte gehört, daß ſeine Angelegenheit beſonders freundlich Ambroſi vertrat ... Dieſen ſeltſamen Menſchen, für den er ja ſelbſt in Robillante Biſchof geworden und von dem er mit doppelt begründeter Rührung vernommen, daß ſein Vater ein Profeſſor in Robillante war, der auf einer Alpenwanderung, wo Vermeſſungen von ihm vorgenommen werden ſollten, umgekommen — dieſen beſuchte er jetzt ... Wie drängte es ihn, zu hören, ob ſein Vater, der einen ſolchen Tod nur fingirt hatte, wirklich als Lehrer oder Ver-

Allegorie, ſondern nur beiſpielsweiſe, weil er's gerade von dem Kirchthurm gut ſehen konnte — „nicht ewig werden nur Maulbeerbäume auf unſerm Kirchhof ſtehen der Seidenwürmer wegen und bloß, um Seide zu ſpinnen. Nicht ewig wird nicht am Grabe die Induſtrie ihre Spinnmaſchinen aufſchlagen, ja, aus der Ruhe der Todten ſelbſt ihr Gebein geſammelt werden, um Stiefelwichſe daraus zu machen. Nicht ewig wird dieſer Jahrmarkt mit ſeinen Marktſchreiern und Poſſenreißern Welt und die Geſchichte dazu heißen. Sondern es kommt ein Tag der Erlöſung, wo ſich endlich die feindſeligen Elemente der Moral und der Natur, des fordernden Staates und der leiſten ſollenden Gemeinde, der Kirche, des Glaubens und der Wiſſenſchaft" — hier ſtockte Blaſedow: denn ſein Herz fing ſo an zu ſchwanken und bewegt zu werden, wie die Glocke neben ihm, an welcher ſo eben der Küſter unten die Stränge zog, nur mit dem Unterſchied, daß dieſe laut, ſein Herz aber ganz ſtill wurde. Es war nicht bloß Wonne, was ihm die Sprache raubte, ſondern eben ſo viel Beſorgniß, daß er ſich geirrt haben konnte. Blaſedow war auf die Kataſtrophe gefaßt, nur wußt' er nicht, ob ſie ſich mit wedelndem Schweife zu unſern Füßen legen würde oder wild und ſchnaubend heranſtürmen. Ihm konnt' es jedoch gleichgültig ſeyn, ob ſich der kommende Herbſt an den Weintrauben erlaben würde, wie ſie vom Stocke kommen, oder erſt an dem gährenden Moſte, welchen die Weinbergsherren mit ihren Füßen erſt ausſtampfen und durch die Kelter bringen. Er hatte die Abſicht, ſeine Kinder auf Krieg und Frieden abzurichten, wie es von den Vögel-Virtuoſen die Dompfaffen gewöhnlich auf Alles ſind, ausgenommen auf geiſtliche Lieder.

führer zu ketzerischen Gesinnungen mit ihm in näherer Verbindung stand . . .

Im früheren germanischen Collegium liegt die „Custodia der Reliquien und Katakomben" . . . In dem untern Geschoß des düstern Palastes befinden sich lange, an den Fenstern vergitterte Säle, in denen die alten Steinsärge ihres Inhalts entleert, die vermoderten Knochen gesäubert und in grünangestrichene Kisten gesammelt werden . . . Nach den Inschriften der Särge werden die Namen der Bekenner festgestellt . . . Findet man kleine Phiolen mit einer eingetrockneten Flüssigkeit, die vielleicht Blut war, so hegt man die Ueberzeugung, die Knochen eines Märtyrers gewonnen zu haben . . . Ueberall liegen hier Glassplitter, zerbrochene thönerne Lampen, selbst Kleiderreste einer uralten Vergangenheit . . .

Soeben war Cardinal Ambrosi beschäftigt, einen von einem Professor des Collegiums, einem Jesuiten, „getauften" heiligen „Xystus" nach Amerika zu versenden, wo man in Mexico das dringendste Bedürfniß ausgesprochen und viel Geld darum nach Rom gesandt hatte, für eine neugebaute Kathedrale den kostbarsten Schmuck in einem heiligen Reliquienleib zu besitzen . . .

Bonaventura wartete in einem Nebenzimmer und gedachte an das Wort: „Ich ziehe in die Katakomben!" ein Wort, das Frâ Federigo zu Klingsohr und Hubertus gesprochen hatte . . . Ueber Hubertus hatte sich Bonaventura schon bei Klingsohr beruhigt, den er mehrmals in Santa-Maria besuchen wollte, endlich nur im Archiv des Vatican fand, wo Pater Se-

baſtus die deutſchen Schriften excerpirte, die Rom auf den Index ſetzt — Wohl eine Thätigkeit, die Bonaventura an Benno's Wort vom Vatermorde erinnern konnte, deſſen dieſer den Sohn des Deichgrafen mehr bezichtigte, als ſeinen eigenen Vater, den Kronſyndikus . . . Klingsohr's demüthiger Brief aus San-Pietro in Montorio nach Robillante, den Lucinde damals beſorgen ſollte und beſorgt hatte, ſtand im auffallendſten Widerſpruch — mit einer Cigarre, die Pater Sebaſtus am offenen Fenſter in der Nähe der Loggien des Raphael zu rauchen wagte . . . Soviel ſtand feſt — die Situation hier oben, dieſer Blick auf die Größe Roms, dieſer heraufſtrömende Duft aus den lieblichen Gärten des Vatican — es verlohnte ſich, mit dem deutſchen Vaterland, mit Schiller, Goethe, Kant gebrochen zu haben . . . Klingsohr analyſirte ſein Glück mit der ganzen Kraft der ihm zu Gebote ſtehenden poetiſchen Reproduktion — . . . Die „dummen, albernen Wahngebilde" in den Büchern vor ihm, die ewige Schönheit Raphael's um ihn her — auch Lucindens beſeligende Nähe — alledem wußte der kahlköpfige, hektiſch huſtende Mönch goldene Worte zu leihen . . . Von Hubertus berichtete er, daß dieſer den Pilger von Loretto aus der Gefangenſchaft der Räuber mit Lebensgefahr befreit hatte, dann aber leider, den Verfolgern ausweichend, mit dem Geretteten nach dem Süden verſchlagen wäre . . . Hubertus unterhandelte damals mit dem General der Franciscaner um die Erlaubniß, in dem Kloſter San-Firmiano, am Eingang in den Silaswald, für immer bleiben zu dürfen und ſchon hatte ſeine Bitte die Unterſtützung Lucindens

und Ceccone's gefunden — Beide waren froh, den Unheimlichen in der Ferne zu wiſſen . . . In ruhiger Ergebenheit ließ Bonaventura Klingsohrn die Gelegenheit, alle Erfahrungen ſeines Gemüthes gegen einen Mann durchzuſprechen, der ihm ſo mannichfach nahe ſtand . . . Und wie orakelte Klingsohr! . . . Am längſten verweilten ſeine Einfälle und Paradoxen diesmal beim Leben — der „Thierſeele" . . . Hubertus ſollte den Pilger mit Hülfe eines Hundes, ohne Zweifel des ſeinem Herrn bis nach Loretto und dann bis an die Bai von Ascoli nachgelaufenen „Sultan" entdeckt haben . . . Den Pilger ſelbſt charakteriſirte Klingsohr als einen Deutſchen, der der alten Zeit des Turnerthums und der Romantik entlaufen wäre und „ſozuſagen Eichendorff ins Proteſtantiſche überſetzt hätte —", wahrſcheinlich hätte er in Loretto „die Andacht ſtatiſtiſch ſtudiren" und das hochheilige Wunder von der durch die Lüfte nach Loretto getragenen Heilandskrippe in der Darmſtädter Kirchenzeitung lächerlich machen wollen . . . Grizzifalcone hätte einen ſcharfen Blick verrathen, als er dieſen Mann zu ſeinem Schreiber machte . . .

Bonaventura hielt ſeinen heftigſten Zorn und Unwillen zurück und rühmte nur die Bildung des Verſchollenen . . .

Klingsohr räumte dieſe ein und erzählte: Als wir in einer Nacht im Walde campirten und ich nicht ſchlafen konnte, ſang er, neben mir im Mooſe liegend, ein provençaliſches Lied . . . Von einer edlen Dame, glaub' ich, der ein in den Kreuzzug ziehender Ritter ſeinen Hund und ſeinen Falken zurückläßt . . . Ich überſetzte es — glaub' ich:

Weil ich Dich, Liebſte, laſſen muß,
Wie darf ich je noch fröhlich werden!
Nimm hin noch mit dem letzten Kuß
Das Liebſte mir nach Dir auf Erden! — —

Bonaventura ging dann erſchüttert ... Er ſah ja den Abſchied des Vaters von Gräfin Erdmuthe ... Als er erfahren hatte, daß ſich in Santa-Maria vielleicht eine Möglichkeit fand, mit dem Silaswald in Verbindung zu treten, als Klingsohr mit elegiſchem Aufſchlag ſeiner ſchwimmenden hellblauen Augen von Lucindens Macht und Einfluß und, Bonaventura's faſt ſpottend, von ihrer baldigen Grafenkrone geſprochen hatte, verließ er ihn, um ihn nicht wiederzuſehen ... Klingsohr behandelte ihn, im Hinblick auf Lucinden, mit Vertraulichkeit, faſt Protection ...

Es währte eine halbe Stunde, bis Ambroſi, den er für fernere Nachforſchungen im Silaswalde zu intereſſiren hoffte, ſich ihm widmen konnte ... Er ſah ſich die auch in ſeinem Wartezimmer befindlichen alten Marmorſärge an ... Auf allen Verzierungen derſelben fanden ſich die nämlichen Embleme des Glaubens an Auferſtehung ... In roher Darſtellung, ohne Zweifel von Fabrikhänden gefertigt, waren die Verſtorbenen als Jonas im Bauch des Walfiſches dargeſtellt, ein Mythus, der den Formen der Schönheit wenig entgegenkommt — ebenſowenig wie der auf allen Särgen wiederkehrende Fiſch, der in ſeinem griechiſchen Namen die Anfangsbuchſtaben für Jeſus und ſeine Erlöſerwürde ausdrückt ...

Endlich erſchien der Cardinal ... Bonaventura fand eine kleine Geſtalt, von weiblichweichen Formen, von einer

noch ebenmäßigeren Schönheit, als ſie ihm oft war geſchildert worden ... Ambroſi's Lächeln war fein, ſarkaſtiſch ſogar, ſeine Sprache ſanft und melodiſch ...

Was er Bonaventura zur erſten Begrüßung ſagte, ſchien ein Herzensbedürfniß auszudrücken, das ſchon lange von ihm genährt wäre und in dem Wunſch nach inniger Bekanntſchaft mit einem Manne beſtünde, der einen Biſchofsſitz einnahm, der vor einem Jahre ihm beſtimmt geweſen ...

Nach Entſchuldigungen dann für die Eile, die die Verpackung des heiligen Xyſtus hätte, da ein Segelſchiff in Civita-Vecchia nach Mexico bald die Anker lichte, nach den erſten ſchärferen Forſchungen in der Natur der beiden ſich in ihrem innern Grund bereits bekannten Männer, ſagte Bonaventura beziehungsvoll:

Es weht mich aus dieſen Symbolen, ſo unſchön die Formen ſind und ſo — man kann wol ſagen, roh, einem Bauer gleich, die Geſtalt Jeſu abgebildet wird, doch eine ſeltſame Weihe an ... Man ſieht einen nächtlichen Gottesdienſt geheimnißvoller Verbrüderung in einer unterirdiſchen Krypte ...

Die nahe Erwartung des Heils liegt in dieſen myſtiſchen Zeichen! ſprach Ambroſi und führte ſeinen Beſuch an den Steinſärgen entlang, auch an noch uneröffneten ... Der Geruch in dieſen Sälen war peinlich genug; die Stimmung aller Anweſenden ſeltſam beklommen; nicht gerade des Moders wegen, ſondern wie im verſchütteten Pompeji nicht Ein Glasſcherben von den Arbeitern mitgenommen werden darf, ſo hier keiner dieſer einträglichen Knochen, die im Preiſe von Juwelen ſtanden

. . . Ein Prieſter mußte den andern bewachen und die Wächter hatten wieder über ſich ihre Wächter . . .

In der That — als wenn man eine Orphiſche Nachtreligion mit geheimnißvollen Wunderzeichen dargeſtellt ſähe! ſprach Bonaventura, ſtaunend über die an den Särgen angebrachten Basreliefs . . .

Der Cardinal unterrichtete ſeinen Beſuch über die neueſten Forſchungen in den Katakomben . . . Dann ſagte er: Die Gleichheit aller Särge und die gemeinſame Begräbnißſtätte erweckt die Vorſtellung von einer faſt familienartig zuſammenhängenden Gemeinde . . .

Inzwiſchen wurden dem Cardinal eine Kerze und Siegelwachs entgegengehalten . . . Ein großes Petſchaft zog er aus ſeinen Kleidern und verſah mit dem Wappen der gekreuzten Schlüſſel und der dreifachen Krone die Stricke und die Nähte der Emballage . . .

Nachdem wollte der Cardinal ſeinen Beſuch in die obern Zimmer führen; wieder fand ſich eine Störung . . . Gleichſam als käme alles zuſammen, was den Gedanken wecken mußte: Sind denn das nicht Heuchler, die einen gottſeligen Sinn haben wollen und ſolchem Aberglauben huldigen? — traten ihm die Superiorin, die Vicarin und Sacriſtanin der „Lebendigbegrabenen“ in ihren braunen Röcken und weißen Schleiern als Abgeordnete ihres Kloſters entgegen, um das Fürwort des jüngſten der Cardinäle für die Heiligſprechung ihrer Mumie zu gewinnen . . . Sie verneigten ſich tief . . . Ambroſi nahm ruhig ein Verzeichniß aller Wunder entgegen, die weiland Euſebia Recanati ſchon bewirkt haben ſollte . . .

Bonaventura ſah, daß Ambroſi nicht lächelte, ſondern ernſt die Blätter überflog, ſie zu ſich ſteckte und die Angelegenheit der Nonnen zu prüfen verſprach . . . Beide begegneten ſich als katholiſche Prieſter . . . Beide waren erzogen und emporgekommen in ihrem Beruf . . . Jedenfalls kannten ſie keine Reform, als die auf Grundlage des katholiſchen Lebens . . . An einen Uebertritt zum Lutherthum denkt nicht der alleraufgeklärteſte, nicht der allerunabhängigſte unter den Katholiken . . .

Als die Nonnen ſich entfernt hatten, ſaßen zwei Menſchen, Heilige, wie ſie oft genannt wurden, ſich gegenüber und forſchend ruhten auf einander ihre Blicke . . . Der eine war ein Märtyrer des Duldens und ſtand deshalb jetzt erhöht . . . Der andere wurde immer verfolgt und entfloh nur von Würde zu Würde . . . Jener ein contemplativer Charakter, dieſer zum Handeln und zur praktiſchen Bewährung geneigt . . . Die Ruhe beider die gleiche; beim einen war ſie ein Wachen wie über einen Schatz von ſchönen Hoffnungen, die alles Leiden endlich belohnen würden, beim andern wie über einen Schatz voll Ergebung, dem kein neues Leiden mehr eine Ueberraſchung bieten konnte . . .

Ambroſi lobte Bonaventura's Eifer für die Waldenſer, nicht weil er ihre Lehre billigte, ſondern weil die Waldenſer ihre Rechte hätten . . . Voll Theilnahme und beruhigend ſprach er über den Eremiten, den er einen Landsmann des neuen Erzbiſchofs nannte und im Silaswalde wußte . . . Die Berichte, die er gab, beſtätigten, was Bonaventura inzwiſchen ſchon zu ſeiner Beruhigung erfahren hatte . . .

Als Bonaventura von Frâ Federigo nähere Kunden zu hören wünſchte, wich allerdings ſein Gönner aus und rühmte nur — die Gegend um Robillante . . .

Auf einſamen Wegwanderungen hab' ich da die großen Begebenheiten kennen gelernt, die dem Einſamen Stoff zur Betrachtung geben — ſagte er . . . Mein erſtes Evangelium war tagelang ein Vogel oder eine Wolke . . . Als ich ſpäter in die Schule, ins Seminar, ins Kloſter kam, fand ich freilich, daß ich infolge dieſes Träumens alles, was eine Unternehmung werden ſollte, linkiſch anfaßte; der Erfolg war immer kleiner, als meine Abſicht . . . Da begann ich nichts mehr und nun hatt' ich alles . . .

Gefahrvoll für die Welt, griffe ſolcher Quietismus um ſich! . . . ſagte Bonaventura mit aufrichtigem Tadel . . .

Darauf machte mich Frâ Federigo aufmerkſam, dem ich mein Leiden klagte . . . fuhr der Cardinal mit voller Zuſtimmung, offenbar über ſeine Worte wachend, fort . . .

Warum ſuchten Sie ihn auf? . . . fragte Bonaventura . . .

Ich wollte deutſch von ihm lernen, um in die Schweiz zu reiſen . . . Ich brachte es nicht weit . . . Ihre Heimatſprache iſt ſchwer und wir plauderten wenig über die Grammatik, mehr über Gott und die Welt . . .

Bonaventura ſah den Einfluß ſeines Vaters auf den jungen Theologen und fragte:

Sie wußten, daß Sie mit einem Ketzer ſprachen? . . .

Das wußt' ich . . . Ich ging auch mit großer Angſt zu ihm . . . War ich aber bei ihm und es wurde Nacht und ich ging dann heim, ſo erſchien ich mir wie Jakob, der auf dem Felde einem Engel begegnete und im Nebel mit ihm rang . . . Ich kämpfte oft einen Rieſenkampf gegen dieſe mächtige Erſcheinung und doch ſuchte ich meinen Gegner wieder auf, gerade weil ich bei ihm die Kraft fand, um mit jenem Engel im Nebel, mit Gott zu ringen . . . Jeder Schlag, den ich von Gottes allmächtigem Geiſt empfing, verbreitete Kraft durch meine Glieder . . . Sie hatten Recht, mein theurer Bruder, ſich für dieſen edlen Landsmann zu verwenden . . . Ich denke, Sie ſind jetzt über ihn beruhigt? . . .

Bonaventura's Bruſt hob ſich mit dem Gefühl der Beſeligung und zugleich der Spannung auf die Möglichkeit, daß Ambroſi ſeine nähere Beziehung zum Eremiten kannte . . .

Iſt es wahr, begann er nach einigem Schweigen, während deſſen ſeine Augen umirrten, daß Sie doch zuletzt vor ſeinen Lehren geflohen ſind? . . .

Der Cardinal erröthete, wie öfters, ſo auch jetzt — gleich einem Mädchen . . . Dann wiegte er den ſchönen Kopf wie über die Seltſamkeit aller ſolcher Gerüchte und über ſein Antlitz verbreitete ſich ein mildes Lächeln . . . Er hatte geſchwiegen, aber ſeine Geberden ſagten ein Ja! und wieder auch ein: Nein! . . . Nur ein Italiener oder ein Orientale beſitzt die Fähigkeit eines ſo ausdrucksvollen Mienenſpiels . . .

Ein Mönch zu ſein! fuhr Bonaventura beobachtend

fort. Konnte — Sie das ſo reizen — ſo zu den ſtaunenswertheſten Entbehrungen —? . . .

Ein Mönch in alten Tagen, unterbrach der Cardinal die ihm dargebrachte Huldigung mit lächelnder Miene, war ein lebensmüder Einſiedler . . . In den unſern bedeutet er entweder weniger oder — mehr . . . Ich ſtellte mir mit meinem Verlangen nach Gott eine Aufgabe . . . Iſt es nicht mit unſerm ganzen Glauben ſo, daß wir unſere Schultern nur zum Tragen göttlicher und unſichtbarer Dinge ſtärker machen wollen? . . . Dieſe Reliquien, dieſe Seligſprechung, von der Sie eben hörten — dieſe rechne ich auch zu dem, was mit dem Baldachin des Himmels, der Offenbarung, der Verehrung für überirdiſche Dinge überhaupt zu tragen iſt . . . Warum tragen wir es noch und handeln danach? . . .

Noch? wiederholte Bonaventura . . .

Ein flüchtiges Zittern bewegte die Augen- und Mundwinkel des Cardinals . . . Wieder folgte ein vielſagendes Mienenſpiel, ein beredſames Schweigen . . . Wie mit plötzlicher Erleuchtung glaubte Bonaventura eine Viſion zu ſehen . . . Dieſer Prieſter, ſagte er ſich, iſt ein Schüler deines Vaters! . . . Alle Grundſätze deſſelben hat er eingeſogen! . . . Um ſie in die katholiſche Kirche einzuführen trachtete er danach, eine hohe Würde zu erklimmen, die ihm möglich machte, Reformator mit Erfolg zu ſein . . . Unter allen Mitteln, um zu ſteigen, wählte er das — eines Lebens der Asceſe . . . Bonaventura gedachte der Mahnung an die Eichen von Caſtellungo, an den Tag des heiligen Bernhard, an den Tag, wo Scheiterhaufen oder göttliche Läuterungsflammen der

Blasedow rechnete auf keine einzelne Periode, in welcher ſich die Erziehung ſeiner Kinder bewähren ſollte, ſondern auf eine Reihefolge von Ereigniſſen. Er hatte, um ja recht ſchnell an's Ziel zu kommen und die höchſte Meiſterſchaft zu erzielen, für Jeden nicht bloß einen Zweig, ſondern ein einzelnes Blatt ausgeſucht, auf dem er ſein Leben lang pfeifen ſollte. Nur dem Bildhauer, als einem Künſtler, für welchen die Gegenwart keine rechten Vorausſetzungen mehr hat, erlaubte er, allgemein und erſchöpfend zu ſeyn. Oscar war der Aelteſte und beſtimmt, in den Kämpfen, die Blasedow kommen ſah, ſein Glück zu machen. Indem ihn ſein Vater für die Schlachtenmalerei ausſchließlich erziehen wollte (und dabei für die Anfangsgründe ſich auf einen Lakirer in der Nähe verließ), ſollte er gleichſam die Vorpoſtengefechte des Jahrhunderts, die kleinen Streifcorps-Affairen der Tendenzen, welche von der Landſtraße abweichen, und zuletzt die großen Völkerſchlachten malen, von denen allen Blasedow ſchon Pulver gerochen hatte. „Siegt die Sache des Volks, woran kein Zweifel," fuhr Blasedow fort, „ſo wird Amandus zu thun bekommen. Während Oscar auf den blutigen Lorbeern der Schlachtfelder, die nebenbei von ihm verewigt ſind, ſich ausruht, ſtreift Amandus ſeine Hemdärmel auf und hackt aus Marmor die Verherrlichungen des Friedens, Bürgerſtatuen und Mauerkronen auf den Häuptern verdienter Rettelbecke und Rathuſius, verdienter Gonzkowski und ſonſtiger Patrioten, die nun nicht mehr mit Undank, ſondern wenigſtens mit einer Bildſäule in den großen Wal- und Ehrenhallen der Nationen bedacht werden dürften. Da aber auch dann," ſchloß der beſorgte Vater weiter, „noch immer die Hydra der Reaction nicht um ihren

Kirche ſich erheben würden ... Fiat lux in perpetuis! ſchwebte auf ſeinen Lippen ... Schon wollte er die geheimnißvolle Loſung ausſprechen ...

Da fuhr der Wagen mit dem heiligen Xyſtus vom Hauſe ab ... Nicht zu weit entfernt vom Sopha, auf dem ſie ſaßen, ſtand ein Tiſch, auf dem eine Anzahl jener gelben, wie Ockererde zerbröckelnden Reliquienknochen lag ... So mußte er ſeine Viſion wol als eine Vorſtellung des Wahns wieder von ſeinen Augen bannen ...

Sie ſind befremdet, ſprach der Cardinal, der ihn ſo in Gedanken verloren fand, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich dieſem Ihnen vielleicht verdrießlich erſcheinenden Amte ſogar mit Liebe obliege? ... Es erinnert mich doch gewiß an Eines — an den Tod, der unſer aller ſicherſtes Loos iſt ...

Aber dieſe Reſte der Vergangenheit verehren? entgegnete Bonaventura mit wiederkehrendem Muthe ... Sogar Wunder verlangen von dieſen — todten Knochen? ... Ich habe in meinem Wirken als Pfarrer und Biſchof die Reliquienanbetung — nie unterſtützt ...

Es war ein gewagtes Wort, das Bonaventura geſprochen — ... Der Cardinal nahm es ruhig hin ...

Der Aufgeklärte und Denkende, ſprach er, wird immer trauern, wenn er ſieht, daß dieſen todten Reſten der Vergangenheit eine göttliche Ehre erwieſen wird ... Aber trägt man denn nicht auch den Ring einer Geliebten, das Haar einer theuern Mutter, und treten Sie nicht mit feierlichem Gefühl in die Gruft der Scipionen, die Sie auf der Via Appia finden? ... Iſt nicht der Beſuch der Gräber die heiligſte Gelegenheit, unſere

irdiſchen Gedanken zu läutern und von uns ſo vieles abzuſtreifen, dem wir allzu thöricht nachjagen? ... So möcht' ich auch dieſe Gebeine, die man tauſend Jahre lang heilig hielt, nicht ſofort, wie die Sansculotten mit den Gräbern der franzöſiſchen Könige in Sanct-Denis thaten, auf die Straße werfen ... Aber den wahren Sinn des Sicherinnerns im Kirchenleben wünſch' ich allerdings gedeutet und die Verehrung vor den Reliquien nur zu einer Sache der Dankbarkeit gemacht ... Bewundert doch, möcht' ich rufen, den Zuſammenklang der Zeiten! Dieſe von uns fortgeführte Melodie alter Hoffnungen und Tröſtungen! ... Wer kann die Heiligen mit einem Federſtrich tilgen! Sie leben ſo gut wie Chriſtus ... Aber auch hier: Sie können immer mehr dem rein äußerlichen Bann ihrer Bilder entſchweben, können immer mehr in ihren irdiſchen Farben erbleichen und vergeiſtigt in die Herzen der Menſchen einziehen — das ſoll und muß und wird kommen — ... Aber wie ſoll unſere Kirche dieſe Formen ſo ſchnell zertrümmern ohne Gefahr, auch das Gute zu verlieren, das ſich an ſie knüpft? ... Zumal in ſüdlichen Ländern, wo Jahrtauſende hindurch die Religion nur auf dem Weg der Phantaſie in die Herzen zog ...

Bonaventura ſah die Richtung ſeiner eigenen Stimmungen ... Auch ihn band Pietät ... Doch hatte ſein Glaube angefangen, alles auf die Bibel zu geben ... Und er ſagte dies ...

Sorgen Sie nur, daß ſie alle leſen können! ... erwiderte der Cardinal mit einem Seufzer ...

Das Bild des Aberglaubens im Volke, der Unbil-

dung der Maſſen lag nun ganz vor den beiden freigeſinnten Prieſtern . . . Ambroſi hörte die beredte Schilderung des Biſchofs, wie Deutſchland ſo weit voraus wäre . . . Wie Italien dagegen zurückſtand, zeigte die Erinnerung an die Gefangenſchaft Federigo's unter den Räubern — alle ihre Qualen verdankte der Unglückliche allein ſeiner Schreibekunſt . . .

So ſprachen beide noch lange fort - und Bonaventura ahnte die Erfüllung ſeiner kühnſten Träume in den Gedanken einer gleichgeſtimmten Seele . . . Die Formen der katholiſchen Kirche aufzugeben und ſo zu denken, wie Luther dachte, war ihnen nicht gegeben — ſie wollten dieſe Formen zurückgelenkt ſehen in die Bedürfniſſe des Gemüths, dieſe geläutert durch einen Geiſt, deſſen allgemeiner Ausdruck die Anerkennung der bisher im katholiſchen Kirchenleben verpönten Bibel war . . . Im Haß gegen die Geſellſchaft Jeſu waren ſich beide gleich; beide gelobten, ſie mit allen Mitteln bekämpfen zu wollen . . . Das läßt mich meinen Krummſtab lieben, daß er in dieſem Feldzuge ein Commandoſtab iſt, keine ſchwache einzelne Kriegerwaffe —! . . . ſagte Bonaventura . . . Bald verrieth Ambroſi's leuchtendes Auge, daß auch ihm der Proteſt eines einzelnen Pfarrers oder Mönches nur ein Tropfen auf einen glühenden Stein war; das ziſcht auf und hinterläßt nichts, als ein wenig Rauch . . . In der Frage, die er dann an den Biſchof richtete, ob er dieſen oder jenen Namen der Hierarchie ſchon kannte, lag die Andeutung, wie ſchon die Zahl der Gegner Ceccone's und Feſeletti's im Wachſen war . . .

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04319/040

Bonaventura verſprach, ſich den genannten zu nähern ... Die hohe Wonne, die dem Menſchen Uebereinſtimmung gewährt, verklärte ſein Angeſicht ... Noch mehr, ſelten iſt das Glück gewährt, noch in ſpäteren Lebensjahren, in Stellungen, die den Anſchluß der Herzen nicht mehr erleichtern, eine Freundesbruſt zu gewinnen ... Das hob ihm jetzt die ſeinige ... Das Geſpräch wurde lebhafter und zutraulicher ... Dieſem Prieſter, den Bonaventura einen „heiligen Scheinheiligen" hätte nennen mögen und mit mancher ähnlichen Erſcheinung der Kirchengeſchichte, mit Philippo Neri verglich, hätte er ſich ganz entdecken mögen ... Kämpfend mit dem, was in ihm hinderud noch dazwiſchenlag und doch ſchon auf ſein Bedürfniß der vollen Hingebung zielend, ſagte er:

So vieles in unſerm Glauben iſt wie die Beichte ... Auch ihr liegt eine Erfahrung des Gemüths zum Grunde, die ohne höhere Einbuße niemanden entzogen werden kann ... Aber wie ſie jetzt beſteht, iſt ſie doch der unwürdigſte Zwang ... Eine Zeit wird kommen, wo man erkennt, daß ſie dem Prieſter das Unmögliche zumuthet ... Was drückt unſere innere Würde mehr als die Beichtbürden, die wir tragen, ohne das Gute befördern, das Schlechte, das wir erfahren, verhindern zu können ... Wenn die Unmöglichkeit und der nothwendige Heuchelſchein des katholiſchen Prieſterthums erſt erkannt ſein wird, dann — ...

Bonaventura brach ab und erhob ſich, weil ein Geräuſch vernehmbar wurde ...

Auch der Cardinal erhob ſich und betrachtete Bonaventura mit heißen, glänzenden Augen ...

Ich möchte nur von dem die Beichte hören, dem ich ſie ſelber ſpräche, ſagte er . . . Ein Austauſch des Vertrauens unter Freunden — . . .

Ihnen — — könnt' ich wahr ſein — . . . wallte Bonaventura in ſeiner deutſchen, vom Herzen kommenden Regung auf und hielt dem Cardinal die Rechte hin . . .

Der Cardinal nahm ſie zitterndbewegt— . . .

Da trat einer der Caudatarien ein und erinnerte an die vorgerückte Stunde . . . Eine Sitzung des Conſiſtoriums rief ihn ab . . .

Der Caudatar ließ die Thür offen, durch die er gekommen und wieder gegangen war, und harrte im Nebenzimmer . . .

Es handelt — ſich heute — um Ihre Ernennung zum Erzbiſchof von Coni — ſprach Ambroſi tief bewegt. Sie ſollen an die Stelle Feſelotti's kommen . . .

Bonaventura's Mienen drückten einen Schmerz aus, als trüg' er zu ſchwer ſchon an ſeinem gegenwärtigen Kleide des Neſſus . . .

Der Cardinal winkte ihm — zu ſchweigen — Die Zahl der Diener, die draußen harrten, mehrte ſich . . .

Denken Sie an Ihren Commandoſtab! ſprach er . . . Es muß ein Feldherrnſtab ſein —, den wir in unſern Händen haben! Was iſt ein — einzelnes Kriegerſchwert! . . .

Der Ton dieſer Worte war ſo muthig, ſo offen — daß Bonaventura ſeine Viſion beſtätigt ſah . . . Ambroſi hatte Jahre lang ſich ſelbſt getödtet, um eine Auferſtehung zur That zu feiern . . . Kein Zweifel, daß dieſe Annahme die richtige war . . . Und nun hätte er weiter

forſchen, von ſeinem Vater beginnen mögen, fragen, ob nie über deſſen Herkunft, über deſſen frühere Verhältniſſe von ihm geſprochen wurde — nur ſeiner Mutter wegen hemmte er den Drang der Mittheilung, der immer höher ſtieg — Endlich begann Ambroſi, der Umgebung lauſchend, von gleichgültigen Dingen . . . Ein Schimmer von Liſt ſogar blitzte aus ſeinem Antlitz . . . Einige Worte wagte er in deutſcher Sprache; ſeine Gedanken wurden nicht klar; er ſprach wieder italieniſch . . . Anerkennend urtheilte er von Klingsohr's Gelehrſamkeit . . . Vom Bruder Hubertus ſagte er:

Dem kommt es zu ſtatten, daß der geiſtliche Stand im Süden Europas etwas anderes iſt, als im Norden . . . Unſere Mönche ſind ſchwer an ihre Regel zu bannen . . . Sie ergreifen jede Gelegenheit, ihrem Temperament zu folgen und viele gibt es, die immer unterweges ſind . . . Aufträge gibt es genug und wenn ſonſt kein Entſchuldigungsgrund vorliegt, wird dem Drang zum Betteln als einer heiligen Vocation Gehör gegeben . . . Ich war zugegen, wie der Todtenkopf den Auftrag erhielt, den Biſchof von Macerata zu befreien, und noch dringender, den Gefangenen des Grizzifalcone, den Pilger von Loretto . . . Eines gelang ihm durch Liſt, das andere, hör' ich, durch wunderbare Abenteuer, an denen — ſogar die Treue eines Hundes betheiligt iſt . . . Der Cardinal erzählte, was Bonaventura durch Klingsohr wußte . . .

Die Vertraulichkeit kehrte wieder ganz zurück . . . Mit leiſer Stimme gaben ſich dieſe Gefangenen ihrer Würde der Geſtändniſſe immer mehr . . . Ambroſi gab die

Bestätigung der Schilderungen, die Bonaventura von Benno nach seiner Befreiung von Frankreich aus über die Loge bei Bertinazzi und den Brief Attilio Bandiera's erhalten hatte . . . Bonaventura hörte die Vermuthung, daß sein unglücklicher Vater in seiner Gefangenschaft die Doppelrolle Grizzifalcone's hatte unterstützen müssen, die Dienste, die er dem Fürsten Rucca im Interresse der römischen Finanzen und die er dem Cardinal Ceccone im Interesse der Politik leisten sollte . . . Nur angedeutet zu werden brauchte diese Vermuthung, um auch die Gefahr auszusprechen, in die sich Federigo gestürzt haben würde, wenn er, durch die Kunst der Federführung zum Vertrauten des verschmitzten, beutegierigen Räubers geworden, nach Rom gekommen wäre und seine Geständnisse wirklich dem alten Rucca hätte aus dem Gedächtniß wiederholen wollen . . . Ich würde sagen, schloß der Cardinal, vom erglühten Aufhorchen seines Besuches nicht zu auffallend befremdet, ich würde sagen, beide, der Gefangene und sein muthiger Befreier, verabscheuten die Rückkehr in eine so verderbte Welt, wenn nicht auch der stille Waldesfriede, den sie dann gefunden haben, wiederum von menschlicher Verworfenheit wäre heimgesucht worden; man sagt, daß im Silaswald der von Grizzifalcone angelegte Verrath zum Ausbruch kam und auch dort der muthige Mönch seine Mission der strafenden Gerechtigkeit an einem der gedungenen Verräther vollziehen konnte . . .

Bonaventura hörte zum ersten mal von den näheren Umständen, unter denen die Invasion der Bandiera gescheitert war . . . Bisher hatte er nur gewußt, daß die kleine

Schaar durch einige aus ihrer Mitte verrathen wurde . . .

Die Caudatarien hatten ſich zurückgezogen, blieben jedoch hörbar . . . Der Cardinal ſah auf die Uhr . . . Er hatte nur noch einige Minuten Zeit . . .

Wir ſehen uns leider ſo bald nicht wieder! ſprach er mit Trauer . . . Ich muß einige Tage von Rom fort und auch Sie werden Eile haben, in Turin die Wünſche des Conſiſtoriums früher geltend zu machen, ehe dort die Intriguen Fefelotti's ankommen . . . Laſſen Sie ſich's nicht verdrießen, daß Ceccone es iſt, der Ihre Erhöhung fördern muß . . . „Die Gottloſen richten ihre Schemel auf und erheben nur die Gerechten" . . .

Nicht wiederſehen — Nach Turin eilen — dachte Bonaventura mit Schmerz und ſtand im Kampf mit ſich ſelbſt . . . Sollte er dem Cardinal ſagen, daß es auch ihn aufs mächtigſte nach dem Silaswalde zog? . . . Aber — wie konnte er es — da ſein Vater offenbar nur vor ihm, nur vor ſeines Sohnes wunderbarer Verpflanzung nach Robillante geflohen war . . .

Cardinal Ambroſi ſagte, daß er nichts unterlaſſen würde, ſich durch die Klöſter über Federigo's Befinden zu unterrichten und dann ſeinem muthigen Vertheidiger über ihn Kunde zu geben . . . Ohne das mindeſte Anzeichen, als wäre ihm Federigo's näheres Verhältniß zu ſeinem Beſuche bekannt, kam er wieder auf ſeine Heimat und ſeinen eignen Vater zurück . . . Dieſer war ein Lehrer der Mathematik auf dem Lyceum zu Robillante geweſen, hatte eine Alpenreiſe gemacht, war nicht wiedergekehrt und nie wieder aufgefunden worden . . . Um im Berner

Oberland, wo er Höhenmeſſungen hatte vornehmen wollen, Spuren ſeines Verbleibens aufzufinden, hatte der junge Student des Seminars von Robillante bei Federigo Deutſch lernen wollen . . . Die Reiſe, die er dann wirklich gemacht, war ohne Erfolg geblieben . . .

Bonaventura, der dies Verhältniß nie ſo vollſtändig überſehen hatte, wie nach dieſer Erzählung, ſtand wie an einem Abgrund . . . Warum nur trat ihm die furchtbare Morgue auf dem Sanct-Bernhard vors Auge! . . . Er gedachte: Wie muß dieſe Eröffnung des jungen Mannes damals auf den Vater gewirkt haben, der eine mit dem Vater des Cardinals ſo ganz gleiche Lage — nur fingirt hatte — . . .

Federigo konnte damals — wol noch nicht lange — bei Caſtellungo ſein —? fragte er . . .

Als ich ihn zuerſt ſah? . . .

Als Ihr Vater vermißt wurde — . . .

Einige Wochen erſt . . .

Sprach Ihnen — Federigo — nie — von den Gefahren des Schnees — denen auch — Er —? . . .

Ambroſi blieb dem plötzlich ſtockenden Wort ein unbefangener Hörer und verweilte nur bei ſeinem eigenen Leid . . . Ohne Mutter, ohne Verwandte, wär' er nur der Zögling der Liebe ſeines Vaters geweſen . . . Als er ihn verloren, hätte er ein Gefühl der Theilnahme bei allen gefunden; doch ein ſolches, das ganz ſeinem Schmerze gleichgekommen, nur bei Federigo . . . Dieſer Edle hätte ſeine Thränen aufrichtig zu denen gemiſcht, die er ſelbſt vergoſſen . . . Er hätte ihn ſeinen Sohn genannt — . . .

letzten aufgeſchoſſenen Pilzkopf gebracht ſeyn wird, ſondern die Herakliden des neuen Jahrhunderts immer zum Kampf gerüſtet ſeyn müßten, wo alſo noch immer eine kleine Ueberfalls-Affaire und Fourage-Streifpartie mit etlichen Carabinerſchüſſen für Oscar's Schlachtenpinſel abfallen wird, ſo hab' ich auch Theobald und Alboin, Beide für den natürlichen Lauf der Dinge, wie er ja zu allen Zeiten war, beſtimmt, indem der Zweite die Waffen" (Waffeln waren jedoch beiden Knaben noch das Liebſte) „der Satire tragen ſoll, der Erſte aber darnach trachten, ſich als Volksdichter aus dem Stegreif auszuzeichnen." So hat uns Blaſedow hiermit endlich die Nummern geſagt, auf welche er in der Zufallslotterie der Beſtimmung ſeiner Kinder mit dem feſten Vertrauen geſetzt hatte, es würden große Looſe und keine Nieten darauf fallen. Oscar war jetzt unwiderruflich zum Schlachtenmaler, Amandus zum Bildhauer, Theobald zum Volksdichter und Alboin zum ſatiriſchen Schriftſteller vom Vater beſtimmt worden.

Oscar war ein hochaufgeſchoſſener Junge mit den klügſten Augen von der Welt. Gewandt und verwildert, da er in ſeinem jetzt dreizehnten Jahre kaum nothdürftig leſen und ſchreiben konnte, hatte er ſich doch ſelbſt eine Lebenstheorie angeeignet und war vielleicht zu keiner Beſtimmung ſo wenig geeignet, wie gerade zur Malerei in Oel. Dennoch zeichneriſches Talent hatte er, wenn auch nur mit Kohle, und weit mehr zur Carricatur und zum Hogarth hinneigend, als zum Raphael. Mit Michel Angelo mocht' er das Ungeheuerliche gemein haben. Auch war er hauptſächlich wohl nur zur Frescomalerei beſtimmt, da er wenigſtens ſeine meiſten Carricaturen an die Wand malte. Thierſtücke gelangen

Bonaventura ſtand über eine dunkle Ahnung zitternd . . .

Er verſicherte mich, fuhr Ambroſi, des Sichabwendens ſeines Beſuchs nicht achtend, fort, für beſtimmt, daß mein Vater todt wäre, er ſäh' es im Geiſt, — doch ſollte ich ihn nur aufſuchen . . . Verlorenes, wenn auch Unwiederbringliches ſuchen wäre ſo gut wie es finden — wenigſtens fände man anderes, neue Schätze . . . Seine Thränen deutete mein Gönner nicht allein auf die Theilnahme für den Vater, ſondern auch auf die Erkenntniß, daß auch ihm aus tiefſter Reue über ſeine begangenen Fehler, aus Suchen nach ewig Verlorenem erſt die Kraft der Erhebung geworden wäre . . .

Bonaventura verbarg die Thränen in ſeinem Auge — er verrieth nichts von einer Ahnung, daß des Vaters fingirter Tod — wol gar mit dem wirklichen Tode des Profeſſors Ambroſi zuſammenhing . . . Wenn hier eine Schuld des Vaters vorläge? dachte er ſchaudernd . . . Seine Hände zitterten . . . Das erbrochene Grab des alten Meviſſen, die aufgefundenen Angedenken, die Urkunde Leo Perl's, alles trat ihm geſpenſtiſch entgegen . . . Sein Vater — konnte doch — kein — Verbrecher ſein —! . . .

Iſt Ihnen nicht wohl? fragte Ambroſi, ihm näher tretend . . .

Bonaventura hätte ſich ihm an die Bruſt werfen, alles offenbaren, alles von ſich und von ſeinem Vater eingeſtehen mögen . . . Aber dieſe neue Verwickelung wieder — war zu beängſtigend — ſie zwang ihn, ſeine Worte zu hüten . . . Nachdem er ſein Befinden als wohl bezeichnet, wagte er noch ein Entſcheidendes, indem

er leiſe, gleichſam nur in Hindeutung auf den verſchollenen Vater Ambroſi's, die Worte ſprach:

Räthſel — Räthſel ... Fiat lux — in perpetuis! ...

Eine Bewegung in den Mienen des Cardinals blieb aus ... Sein Antlitz blieb ruhig ... Von einem beſondern Sinn dieſer Worte ſchien er nicht betroffen ...

Nun mahnten die Caudatarien wiederholt ... Ambroſi mußte Abſchied nehmen und ſofort für längere Zeit, da ihn unmittelbar nach dem Conſiſtorium Ausgrabungen am untern Lauf der Tiber zu einer Reiſe veranlaßten ... Noch ſprach er ſein ſichres Vertrauen aus, daß der an die Krone von Piemont gehende Vorſchlag, das Erzbisthum Coni an den Biſchof von Nobillante zu geben, Erfolg haben würde — rieth aber, nach dem Entſchluß des Papſtes ſofort nach Turin zu reiſen ... Er wünſchte Bonaventura Glück und trennte ſich von ihm, nur noch mit einer bedeutungsvollen Erinnerung an die einſt zwiſchen ihnen auszutauſchende Freundesbeichte und einer vollkommen unbefangenen Verſicherung, daß es aufgeklärte, brave und wohlwollende Prieſter auch in Rom gäbe ... Ueber den Eremiten im Silaswalde würde er ihm unfehlbar binnen kurzem nach Coni ſchreiben ...

Bonaventura wurde vom apoſtoliſchen Stuhl zum Erzbiſchof von Coni vorgeſchlagen ... Auch Ceccone verlangte, daß er, um Intriguen vorzubeugen, ſofort nach Turin eilte ... Den Cardinal Ambroſi hatte Bonaventura ſeitdem nicht wiedergeſehen ... Aber ihr Briefwechſel blieb der lebhafteſte, blieb die Fortſetzung ihrer erſten Begegnung ... Bonaventura ſah das Wachſen des Lichts und der Aufklärung auch in Italien ... Ambroſi

geſtand in aller Offenheit, daß ſchon lange und noch immer eine fortgeſetzte Beziehung zwiſchen ihm und Frà Federigo beſtand ... Aber das Wort deſſelben: Er beſchwöre den Erzbiſchof von Cosi, bis zu einer beſtimmten Zeit ſeiner Spur nicht zu folgen! wurde von ihm ohne die mindeſte Ahnung der Verwandtſchaft wiederholt; es wurde nur auf die Lage des Erzbiſchofs, ſeine Theilnahme für einen Deutſchen bezogen ... Unterwarf ſich Bonaventura dieſem Befehl? ... Die That eines Mannes, ſagte er ſich zuletzt über dieſe ſchmerzliche Lücke ſeines Lebens, darf nicht halb ſein ... Darf ich den Vater hindern, ſeinen Ausgang aus dem Leben ſo weit zu vollenden, als er ihm ohne den Selbſtmord möglich ſchien? ... Noch lebt die Mutter ... „Es iſt eine der grauſamſten Handlungen, die es geben kann, jemand an einem ſchon begonnenen Selbſtmord hindern", hatte ihm der Onkel Dechant geſchrieben und noch in dem letzten, theilweiſe Irmgart dictirten Briefe an Bonaventura ſtand: „Ich nehme dein Ehrenwort, Bona — nehme es nicht vom Prieſter, ſondern vom Aſſelyn, daß du vor dem Tod deiner Mutter den Eremiten vom Silaswalde nie ſuchſt — nie kennſt —" ... Bonaventura gelobte es ... Sein Brief kam zwar nach Kocher am Fall zu ſpät, das Gelöbniß blieb aber gegeben ...

Mit Freuden riß ſich damals der ſo mannichfach gebundene und durch ſeinen Beruf, durch das ihm auch in Rom geſchenkte Vertrauen ſo mannichfach willensunfrei gewordene Prieſter von der ewigen Stadt los ... Er ſah die Leidenſchaft Olympiens für Beuno — er ſah die Ausſöhnung der ihm ſchon in Wien nur wenig

ſympathiſchen Mutter mit ihren ärgſten Feindinnen . . . Er ſah die Zurüſtungen der Reiſe, durch die Ercolano Rucca „an die Bruſt ſeines beſten Freundes zu gelangen" wünſchte . . . Er ahnte alles, was kommen mußte, las es aus den Mienen Lucindens, die wol auch ganz offen ſagte: „Benno liebt ja Olympien! Man liebt mit Leidenſchaft nur das, was man verſucht ſein könnte unter andern Umſtänden zu haſſen! Er ſieht alle ihre Fehler, aber er wird ſich überreden, ſie verbeſſern zu können. Und iſt es unmöglich? Wir Frauen ſind die Erzeugniſſe unſeres Glücks oder unſeres Unglücks!" . . .

Bonaventura traute Lucinden mit dem Grafen Sarzana, nachdem er die Bedingung gemacht, daß ihm Beichte und Examen (beide müſſen jeder Trauung vorangehen) vom Pfarrer der Apoſtelkirche, der die Ceſſion gegeben, abgenommen wurde . . .

Wie traten ihm die Stimmungen jener Tage aus dem Briefe wieder entgegen, mit dem Lucinde ihr heutiges Geſchenk begleitet hatte! . . . Grade heute hatte ſie ihm geſchrieben: „Dieſer Sarzana! So hat er denn die Glorie ſeines Lebens gefunden, der tückiſche Schurke, den ſie in die Grube geworfen haben ordentlich mit Ehren! An den Galgen gehörte er von Rechts wegen — wenn ich auch die Poſſe mitmachen und ihm durch eine Beiſetzung eine anſtändige Entſühnung geben will . . . Ich beſchwöre Sie, mein hochverehrter Freund! Laſſen Sie doch von nun an Ihre kleinen Fehden gegen den Geiſt der Zeit! Mit unverſöhnlicher Macht ergreift Rom jetzt die Zügel und ich weiß, es wird

niemand mehr geſchont werden! Der Schrecken wird die Welt regieren — und es iſt gut ſo, denn die Tyrannen hab' ich immer menſchlicher gefunden, als die Philoſophen, die Humanitätsſchwärmer, die Tugendhelden, die Volksfreunde, die Aufklärer, die Pietiſten, die Gensdarmen, die Vertreter der unendlich ſuffiſanten Ordnung und Richtigkeit des Lebens — die fand ich immer grauſam, herzlos und da, wo ſie recht tüchtig Widerſtand finden, recht feige und erzdumm . . . Denken Sie nur allein an die Intrigue, die mich damals zur Gräfin Sarzana machte — muß man nicht das italieniſche Volk gehen laſſen, wie es iſt? Eine Beſtie iſt's und zum Gehorchen beſtimmt . . . Und, mein Freund — die Kirche! Ich begreife in der That Ihr Reformen nicht! . . . Die katholiſche Kirche iſt gerade darum ſo ſchön und rührend, weil ſie ganz und gar eine Antiquität iſt. Mir iſt ſie nun auf die Art geradezu eine wurmſtichige alte Kommode geworden, in der ich meine liebſten Siebenſachen, meine alten verblaßten Bänder, meine alten zerknitterten Ballblumen liegen habe . . . Aus meinem im Herzen noch manchmal wiederkehrenden Frühling leg' ich dann und wann eine Roſe in die alten Schubläden hinein und deren Duft durchzieht dann die alte beweinenswerthe Herrlichkeit . . . Ein bischen moderig bleibt's immer, nun ja! aber der Duft der Roſe dringt doch auch in das alte, wurmſtichige Holz mit den meſſingenen Ringen und ſchnörkligen Schildern dran ein — ach! auch ſchon manche Thräne iſt mir in den alten Rumpelkaſten gefallen . . . Laſſen Sie doch Ihre Principien, hochverehrter Freund! Der alte Gott ſorgt ja ſchon ſelbſt für ſeine Anerkennung! . . . Der Vernünftigſte, den ich ſeit lange be-

obachtet habe, war Ihr Vetter Benno, von dem ich gar nicht einen ſolchen Cäſar Montalto erwartet hätte — den dummen Rückfall ausgenommen, der ihn nach Rom unter die Narren von 47 trieb! . . . Glauben Sie mir, er hat in Paris und London glückliche Stunden verlebt; er nahm, was ſich ihm bot, und reflectirte nicht . . . Kommen Sie nun auch endlich einmal ordentlich nach Rom? — Sie müſſen Cardinal werden, und mehr! Nur beſchwör' ich Sie, machen Sie es einſt, wenn' Sie die dreifache Krone tragen, wie es alle machten, nicht etwa wie unſer jetziger Phantaſt, der ſich auf den Vatican, die Hochwarte des wenigſtens mir ſicher bekannten Univerſums, wie ein Kind hinſtellen und aus einem thönernen Pfeifenſtummel Seifenblaſen puhſten konnte! . . . Wie leben Sie denn, mein hochverehrter Freund? . . . Iſt die alte Gräfin auf Caſtellungo entſchlafen in jenem «HErrn», bei dem nur ſie allein c...rfähig war? . . . O, des Hochmuths dieſer Frommen! . . . Finden Sie nicht, mein hochverehrter Freund, daß Jeſus in den Evangelien eigentlich nur recht bei denjenigen ſteht, die ſich gegen Geſetz und Regel auflehnen, tief in der Irre gehen und mit den reſpectabeln andern Leuten auf geſpanntem Fuße leben? . . . Rauft einer am Sonntag Aehren aus, gleich entſchuldigt er ihn; wäſcht ihm eine Frau die Füße mit koſtbaren Salben, gleich ſagt er: Laßt doch die gute Närrin! Alles, was Jeſus that, war, wie's die andern Leute nicht thun — . . . Und das wäre denn der Herr für dieſe wohlanſtändigen, vornehmen Seelen, deren Sünden höchſtens Neid und Hochmuth ſind? Nimmermehr! . . . Auch das hat mich katholiſch gemacht, daß

mein allerſüßeſter Jeſus Mein ganz aparter Freund iſt ... Im Dunkel einer kleinen Kapelle, da ein Gekennzeichneter, ein polizeilich Verfolgter, vom vornehmen Phariſäervolk Geſteinigter wie ich, gehört er ausſchließlich Mir an ... Vor dem dunkelſten Altar, da, wo von einem Crucifix, von einem ſchlechten Tüncher geklext, die Tropfen Blutes am Haupt und in der Seite, zum Greifen dick, herunterfließen, da hab' ich den Liebling meiner Seele und hör' es, als ſagte er: Lucinde — Alte, wie geht es dir? Biſt du immer noch in der Irre, immer noch unverſtanden und ohne Herzen, die dich lieben? ... Das iſt wahr, vor der allerſeligſten Jungfrau, zu der Sie mir vor langen Jahren riethen, mich beſonders vertrauensvoll zu beugen, vor Maria entzündet ſich noch immer nicht ganz mein Herz, wie ich möchte ... Ach, die Königin des Himmels hat einen Sohn verloren, hat den geläſtert geſehen — das ſind gewiß, gewiß große Leiden — aber ſie ſelbſt litt nicht viel unter Läſterungen ... Maria iſt noch immer meine Feindin, wie alle Frauen ... Grüßen Sie Paula, die ich mehr liebe, als ſie glaubt ... Hindern Sie den Grafen nicht, katholiſch zu werden ... Es wird ſich dann alles zwiſchen Ihnen leichter machen ... Die katholiſche Religion iſt die der menſchlichen Schwäche — und eben in ſeiner Schwäche liegt die Größe des Menſchengeſchlechts ..."

Jahr ein, Jahr aus kamen dieſe Ausbrüche einer erbitterten Welt- und Lebensanſchauung ... Näherer perſönlicher, ſo innigſt von ihr geſuchter Umgang war ihm mit Lucinden vor einigen Jahren in Coni unmöglich geweſen — eben durch die Art, wie ſich ihre Denk-

und Gefühlsweiſe mit einer ſcheinbar tiefüberzeugten Art, allen, ſelbſt den bigotteſten Vorſchriften der Kirche nachzukommen, vertrug und wie ſie ihm dadurch den katholiſchen Glauben, dem er immer noch ſein Tieferes und Beſſeres abzuringen ſuchte, ganz verhaßt machen konnte . . .

Unrichtig getauft zu ſein hatte Bonaventura nur damals ſchrecken können, als er es zuerſt erfuhr und das Bekenntniß eines verbitterten Hypochonders in den Händen einer rachſüchtigen Feindin wußte . . : Dieſe Feindſchaft hatte ſich durch Paula's Heirath, durch Lucindens nothwendig gewordene Beichte zu Maria-Schnee in Wien gemildert, ja ſie hatte wieder der alten Hoffnung und dem alten Werben um Bonaventura's Liebe das Feld geräumt . . . In Bonaventura's Innern gingen ſoviel Veränderungen vor, daß ihm an ein Verhältniß, das er nur zum größten Triumph derjenigen Richtungen hätte aufklären können, die er bekämpfte, die Gewöhnung kam . . . Einen Augenblick, der in den immer höher geſteigerten Wirren der Zeit einſt ihm noch kommen müſſe, einen Augenblick großer Entſcheidungen dachte er als ihm ganz gewiß beſchieden. Dann wollte er zur Widerlegung des tridentiniſchen Concils ſich erheben und ſagen: „Prieſter oder Gott — das iſt die Frage! Hat Chriſtus ſeine Vertretung in der Gemeinde oder nur im geweihten Vorſtand derſelben? Kann der Wille eines ſchwachen Menſchen deshalb, weil er geſalbt wurde, die Menſchenſeele zu ſeinem Spielball machen? Seht, ich bin getauft nach allen Regeln der apoſtoliſchen Einſetzung der Taufe! Und doch, doch bin ich ein Heide, wenn unſere Seele von Prieſtern abhängt!

Unſere Kirche ſteht und fällt mit der Entſcheidung über mein Lebensſchickſal!“ . . . Dann ſich denkend, daß alle ſeine Würden von ihm niedergelegt werden müßten, alle kirchlichen Acte, die er vollzogen, für ungültig erklärt, ſich vorſtellend, daß er in ein Kloſter gehen, ſich neu taufen, neu weihen laſſen müßte, fühlte er das mächtigſte Verlangen, bei irgend einer großen Kriſis der Zeit ſeine Lage ſelbſt zu offenbaren . . . Einſtweilen hatte er Leo Perl's Beiſpiel befolgt und eine Urkunde aufgeſetzt, die nach ſeinem Tode erbrochen werden ſollte . . . In ihr hatte er ſeinen Fall ausgeführt . . . Noch wußte er nicht und kämpfte mit ſich, ob er dies Bekenntniß in die Hände des römiſchen Stuhls ſelbſt oder nur in die ſeiner näherverbundenen Freunde legen ſollte . . . Innerlich war er mit ſich im Reinen — er verachtete den Spuk des Zufalls . . .

Nur der höhnende Schatten deſſelben konnte ihn zuweilen ſchrecken — Lucinde . . . Aber ſelbſt als ſie von Caſtellungo im äußerſten Zorn damals geſchieden war, ſelbſt da hatte ſie zu Bonaventura, der ſie, um Abſchied von ihr zu nehmen, im Kloſter der Herz-Jeſu-Damen beſuchte, auf ein Käſtchen gedeutet und verſöhnt geſagt: „Dort liegt mein Teſtament! Sie überleben mich und ich vermache Ihnen alles, was ich hinterlaſſe — cum beneficio inventarii — meinen Schulden! Sie finden Serlo's Denkwürdigkeiten, die, wie ich Ihnen ſchon vor Jahren ſagte, die Schule meiner Kunſt wurden, Leiden zu ertragen. Glauben Sie mir, Thomas a Kempis war nichts als der geiſtliche Serlo und Thomas a Kempis hat ganz die nämliche Philoſophie, nur daß der Mönch ſeine Verachtung der Welt und

Menſchen in religiöſe Vorſchriften kleidete . . . Wenn Thomas a Kempis anräth, Gott zu lieben, ſo wollte er nur wie der Schauſpieler Serlo ſagen: Verachtet die Welt und die Menſchen! . . . Dann finden Sie — noch —" ſetzte ſie ſtockend und leiſe hinzu: „die Hülfsmittel jener — Rache, die ich Ihnen einſt in einem kindiſchen Wahnſinnanfall geſchworen hatte —" . . . Und die Sie noch immer nicht Ceccone oder Feſelotti auslieferten? warf Bonaventura ein . . . Lucinde erhob ſich, nahm einen Schlüſſel, der an dem immer auf ihrer Bruſt blinkenden goldenen Kreuze hing, ging an ihr Käſtchen und ſchloß es auf . . . Nehmen Sie, ſagte ſie und deutete auf ein gelbes, vielfach gebrochenes großes Schreiben mit zerbröckeltem Siegel . . .

Es war ein Moment, an den Bonaventura oft zurückdenken mußte . . . Damals drängte ſich alles zuſammen, was oft ſo centnerſchwer auf ſeiner Bruſt lag und nun — ein Augenblick der ſeligſten Erleichterung —! . . . Aber wie ein Blitzſtrahl fuhr es auch zu gleicher Zeit durch ſein Inneres: War und iſt dein Leben und Ringen wirklich nicht mehr, als die Furcht vor dieſem zufälligen Verhängniß? Biſt du nicht Herr deines Willens, Schöpfer deiner Freuden und Leiden? Wie kannſt du erbangen vor einer Anklage, die du verachteſt, weil ſie die teufliſche Verhöhnung der chriſtlichen Idee iſt? . . . Bonaventura wandte ſich und ſagte: Behalten Sie! . . . Lucinde verſtand dieſe Weigerung im Sinn eines ihr geſchenkten Vertrauens und wurde davon ſo überwältigt, daß ſie eine Weile hocherglühend und in zitternder Unentſchloſſenheit ſtand, dann ihr Knie beugte und ſich

ihm nicht selten, ob er sich gleich, was er als Schlachtenmaler hätte thun müssen, weit weniger mit Pferden, als mit Hunden und Eseln beschäftigte. Gertrud hätte ihn am liebsten zu einem Kohlenbrenner bestimmt, damit er sich selbst die Kohlen hätte schwelen können, wie sie sagte, die er ihr aus dem Kamine zu stehlen pflegte. Das ganze Dorf aber stimmte dem Vater bei, wenn auch mit größerem Schmerz, als dieser Freude empfand, da Oscar keine Wand im Dorfe ohne Zeichnung ließ, wenn ihn nicht gerade ein Weinreben-Spalier daran verhinderte. Am liebsten zeichnete er den Satan, was um so auffallender war, da sein Vater gerade am meisten gegen diesen predigte. Wo Blasedow den Satan fortjagte, setzte ihn sein Sohn wieder hin, und Blasedow hinderte dies auch nicht, da ihm gerade die Kirchhofmauer mit Oscars Höllencartons das Unterpfand seiner Talente war. Er wird schon lernen, dachte er, an die Stelle Beelzebubs als Schlachtenmaler den Generalfeldmarschall der feindlichen Posten oder irgend ein gekröntes Haupt zu setzen, das in's Gedränge geräth. Blasedow war so gewiß, als hätt' er das Horoskop seines Jungen gelesen. Oscar's Lehrer wohnte auf der Neige, das heißt, in dem zu diesem Schloß gehörigen Dorfe und hieß Schönfärber. Allein er war gerade nur in Oelfarbe bewandert und hatte die gräfliche Kutsche als ein ewiges Denkmal seiner Kunst von Zeit zu Zeit frisch anzustreichen. Schönfärber war ein schlichter Landmann, hatte aber, während seiner Soldaten-Dienstzeit, durch das Lakiren der Tschako's eine solche Kunstfertigkeit in allen Gegenständen der niedern Oel- und Lakmalerei sich erworben, daß er es schon wagte, die Kutsche anzustreichen, und sich sogar mit dem gräflichen Wappen darauf be-

vor Bonaventura zur Erde niederließ . . . Gräfin, laſſen Sie! bat er erbebend und der alten Scenen gedenkend . . . Lucinde neigte den Kopf bis auf ſeine Füße . . . Ein in der Nähe entſtandenes Geräuſch mußte ſie beſtimmen, ſich zu erheben . . . Man hörte Schritte . . . Noch ehe ſie den Schrein geſchloſſen, den Schlüſſel wieder zu ſich geſteckt hatte, trat die Aebtiſſin der Herz-Jeſu-Damen ein, die nicht verfehlen wollte, dem Erzbiſchof bei ſeinem Kloſterbeſuch die ſchuldige Ehrfurcht zu bezeugen . . .

Einige Zeit nach einem ihm unvergeßlichen Seelenblick, den damals Lucinde auf ihn warf, war es Bonaventura, als fand ſich in den Drohungen Sturla's, der von Genua kam, ein Anklang an die Urkunde Leo Perl's . . . Doch konnte er ſich auch irren . . . Der kecke Jeſuit hielt ihm ein Bild der deutſchen Geiſtlichkeit vor, deſſen Züge auf den fremden Eindringling paſſen ſollten, und unter anderm lief die Bemerkung unter: „Unglaublich, was die Archive Roms von Deutſchland mittheilen könnten, hätte nicht die Kirche vor allem an ihren eigenen Organen Aergerniß zu vermeiden!“ . . .

Wie bitter, und ſogar triumphirend waren im Briefe Lucindens die Andeutungen über Paula! . . . Auch er fühlte es ja nach, was die lutheriſchen und abgefallenen Freunde der Familie oft genug unter ſich ſagten: Solch ein unnatürliches, jede Empfindung verletzendes Verhältniß iſt nur auf katholiſchem Gebiete möglich! . . . An ſich, vor den Augen der Welt war jede Rückſicht auf Misdeutung gewahrt — Paula war die Nichte des Kronſyndikus, Bonaventura der Sohn des Präſidenten, ihres Vetters — die Verwandtſchaft war die allernächſte des

Blutes und Graf Hugo durfte, ohne Anſtoß zu erregen, in Coni einen ſchönen Palaſt bewohnen, wo im Kreiſe einer Geſelligkeit, die Paula mit Mitteln zu unterhalten wußte, die ſich ihr in dem fremden Lande mit ſonſt nicht gewohnter ſicherer Beherrſchung zu Gebote ſtellten, allabendlich der Erzbiſchof verweilte ... Meiſt war Muſik das Organ der Verſchmelzung oft ſchroffer Gegenſätze, ja Paula wurde erfinderiſch und ergab ſich jenem ſchönen Triebe, nach- und vorauszudenken allem, was über rauhe Stunden des Lebens zerſtreuend hinweghelfen kann ... Aber ein Vorwurf des Gewiſſens fehlte nicht bei Alledem — es war ein Verhältniß, an dem, wie ſich Bonaventura ſagte, „Gott keine Freude haben konnte“ ...

Ein zärtliches Ueberwallen der Liebe hatte ſich in Bonaventura und Paula längſt gemildert ... Auf Entſagung blieb ihr Gefühl ja auch gleich anfangs begründet ... Und lenkt nicht jede Liebe, ſelbſt die leidenſchaftlichſte, zuletzt die Flut in ruhiger wallende Strömung? ... Kuß und Umarmung! Was ſind ſie denn, als ein letztes Ziel, ein Zerreißenwollen jedes Rückhaltgedankens, der Brücke, die den geliebten Gegenſtand noch einmal zur alten perſönlichen Freiheit zurückführen könnte; Kuß und Umarmung werden begehrt und gewährt, weil ſie den Begehrenden und Gewährenden als Ich vernichten, künſtlich gleichſam eine gemeinſchaftliche Schuld erzeugen, die beide Theile faſt zwingt, auf ewig Eins zu ſein ... Aber bald tritt die volle Beſeligung der Liebe nur im Austauſch des ſeeliſchen Lebens ein. Ineinander zu leben iſt dann nur noch ein Bedürfniß des Herzens. Kommen

erweckt ein Jauchzen der Bruſt und Gehen iſt die Hoffnung nur auf den Gruß, auf das Lächeln des Wiederſehens ... Dann zerlegt ſich in ſeine Stunden der Tag, in ihre Minuten die Stunde, jedes Atom der Zeit iſt erfüllt vom Glück der Gewöhnung an ſo viel willkommene Freuden und noch willkommenere Sorgen — Das iſt das Glück, das auch in der Ehe, lange ſchon vorm Erſterben der Leidenſchaft, Ausdruck des wahren Beſitzes bleibt ...

In dieſem letzten Stadium des Verbundenſeins der Liebe befand ſich der Erzbiſchof, nachdem er in jedem früheren längſt überwunden hatte ... Jeden Abend war er auf dem Schloß des Grafen, das mitten in der Stadt lag und einer der vielen weiland großen Familien des Landes gehört hatte, die im Lauf der Zeiten zu Grunde gingen und nichts behielten, als die glänzende Hülle ihrer Vergangenheit ... An dieſen Palaſt ſchloß ſich ein Garten, altmodiſchen Geſchmacks, wie die Gärten auf den Borromäiſchen Inſeln ... Der Graf hatte eine Aufgabe, dieſen Garten der freien Natur zurückzugeben ... Ein geſelliger Kreis wurde vor dem Kriege durch nichts geſtört ... Später blieben freilich nur Einige, die ſich durch die Empfindungen des Grafen nicht ſtören ließen ... Gewiß wäre der Graf, als die Revolutionen ausbrachen, nach ſeinem deutſchen Vaterland zurückgekehrt, wenn nicht auch dort die Verwirrung für ſeine Denkweiſe das Maß überſchritten hätte ... Seit lange hatte Oeſterreich geſiegt — er mäßigte den Ausdruck ſeiner Freude und konnte infolge deſſen bleiben ... Bonaventura kannte die Sehnſucht nach Thätigkeit, die den Grafen beſtimmen mußte, entſcheidende Entſchlüſſe zu faſſen, ja er

kannte des Grafen Sehnſucht — nach einem Erben — . . . Noch mehr, Graf Hugo liebte Paula . . . Es mußte kommen, daß dies zehnjährige Zuſammenleben in Coni aufhörte . . . Und doch, doch kannte er den Grafen dafür, daß dieſer im Stande war, die Nachricht von ſeiner Berufung zur Mutter nach Rom mit den Worten aufzunehmen: Die Frau Präſidentin iſt krank und Herr von Wittekind in Rom? Das wird Ihre Kraft überſteigen, mein theurer Freund, wir müſſen Sie begleiten; wir gehen mit nach Rom . . .

In ſolchen, ſein Inneres zerreißenden Stimmungen, zu denen ſich an jedem der ihm beſonders wichtigen Gedenktage ſeines Lebens noch der Hinblick auf den mit jedem Tag ſich dem Abſcheiden vom Leben nähernden Vater geſellte, verweilte Bonaventura heute unter ſeinen Büchern . . . Hier, wo ihn ſo oft die nächtliche Stille geheimnißvoll umfing — hier, wo ſein Gemüth der Mutterſprache noch zuweilen ein Opfer brachte, wie in den Verſen:

Du wunderbare Stille,
Wer deutete dich ſchon,
Im Erd- und Himmelſchweigen
Den Weltpoſaunenton!
Die namenloſe Sehnſucht
In flücht'ger Welle Gang,
In ſtiller Brunnen Plätſchern
Den mächt'gen Rededrang!

Wenn Mondenglanz die Roſe
Sanft zu entſchlummern ruft
Und Nachtviole trinket
Den Thau der Abendluft,

Wenn frei die Stumme treten
Aus ihrem blauen Zelt,
Worin das Licht der Sonne
Sie Tags gefangen hält —

Wie predigt da die Rose!
Viole singt im Chor;
Das kleinste Blatt hält Tafeln
Der Offenbarung vor!
Es rauschet und es klinget
Ein jeder todte Stein;
Der Stäubchen allgeringstes
Will nur verstanden sein!

Nur in die dunklen Schatten
Hat Gott das Licht gestellt,
Nur in die öde Wüste
Die Herrlichkeit der Welt;
Nur brechend nimmt ein Auge
Den rechten Lebenslauf!
O, schließet euch, ihr Zauber
Der ew'gen Stille, auf!

Der buntfarbigen Blume sich zu vergleichen, die, hochragend und stolz, doch erst aus welken Blättern emporsteigt — so erhebt sich die Lilie über den am Fuß des Schaftes schon beginnenden Tod — dafür besaß seine Selbstschau zu viel Demuth und doch — nun schon wieder um ihn die „heilige Stille" und ein brechend erst den rechten Lebenslauf nehmendes Auge — —! . . .

Ein wilder Sturm, wie er in Berggegenden oft ohne die mindeste Vorbereitung entsteht, hatte sich erhoben und störte die Stille der Nacht . . . Während die Fensterläden des Palastes gerüttelt wurden, der

Wind in den rauſchenden Wipfeln der Bäume des großen Platzes tobte, konnte kein Schlaf über Bonaventura's Auge kommen ... Und doch nahm der morgende Tag ſeine ganze Kraft in Anſpruch. Er wußte, daß ſich Stadt und Umgegend nicht nehmen ließen, den Namenstag ihres Oberhirten zu feiern ... Schon nach fünf Uhr wollte er die Meſſe leſen ... Nie ergriffen ihn die Anfangsworte der Meſſe: „Der du meine Jugend erfreuſt, o Herr!“ mächtiger, als an dieſem Tage der Jugenderinnerung ...

Wo das Gehör einen Dienſt der Liebe verrichtet, verſagt die Natur den Schlaf ... Bonaventura mochte ſich zuletzt auf ſeinem Lager noch ſo ermüdet ſtrecken, ſein Ohr lauſchte jeder Bewegung im Nebenzimmer ... Sturm und Regen hatten aufgehört, der Morgen graute ſchon und noch hatte Bonaventura kein Auge geſchloſſen ...

Eben mochte ſich vielleicht für einige Minuten die ermüdete Wimper geſenkt haben, als ſie ſich ſofort wieder erhob ... Bonaventura hatte das ſchnelle Auftreten der dienenden Brüder gehört ... Erſchreckend über eine mögliche Verſchlimmerung im Befinden des Kranken, ſprang er, wie er war, halbangekleidet, vom Lager ...

Als er die Thür geöffnet hatte, fand er, von einem Licht beſchienen, den Leidenden aufgerichtet ... Die dienenden Brüder reichten ihm eben von einer Arznei ... Benno lehnte das Glas ab ... Als er Bonaventura erkannte, ſagte er, er hätte lange und feſt geſchlafen ... In der That blickte ſein Auge weniger fieberhaft und ſeine Hand, die er in der Bonaventura's ruhen

ließ, hatte die feuchte Wärme, die faſt auf eine Kriſis ſchließen ließ . . .

Welche Zeit iſt's? fragte er . . .

Man ſah auf die Uhr und nannte die vierte Stunde . . .

So geh zur Ruhe! bedeutete er den Freund . . .

Dieſer nahm jedoch an ſeinem Lager Platz und ſagte, daß er der Ruhe nicht mehr bedürfe . . .

Auf dies beharrlich wiederholte Wort der Liebe wandte der Kranke ſein Haupt nach den beiden Mönchen und gab ſeinen Wunſch zu erkennen, mit dem Erzbiſchof allein zu ſein . . .

Ein Wink deſſelben und die Mönche traten in ein Nebencabinet, das nach Oſten lag . . . Beim Oeffnen der Thür ſah man den erſten Frührothſchimmer der aufgehenden Sonne . . .

## 7.

Ehe ich vom Leben ſcheide — begann Benno . . .

Mein theurer Freund, unterbrach ihn Bonaventura, du wirſt leben! . . .

In deinem Gedächtniß — im Gedächtniß manches, der auf meine Zukunft Hoffnungen ſetzte und ſchwer begreifen wird, warum ſie nicht erfüllt wurden und warum ſie gerade ſo — ſo — endigen mußten . . . Meine Minuten ſind gezählt . . . Noch deinen Namenstag feir' ich, dann iſt das Liebſte da, was ich — vom Weltgeiſt begehre . . .

Freund! . . . unterbrach Bonaventura voll äußerſten Schmerzes . . . Dieſe Worte Benno's wurden ſo zuverſichtlich, ſo feſt geſprochen, daß ſie keine Widerlegung zuließen . . .

Ich will nicht ſterben, ſagte Benno, ohne mit den letzten Segnungen unſerer Kirche verſehen zu ſein . . . Sorge dafür . . . Die Rückſicht deines Hauſes erfordert es . . . Wer mit den Prieſtern ein Leben des Kampfes geführt hat, mag ſich im Tode ihre Nähe verbitten; ich kämpfte nicht mit ihnen — meine Gegner

ſucht' ich mir auf andern Schlachtfeldern auf ... Einem deiner Vicare werd' ich beichten, daß ich nie an Religion betheiligt war ... Sie war mir kein Bedürfniß ...

Bonaventura ſchwieg ... Er wußte, daß keine Confeſſion ſo ſehr religiöſen Indifferentismus bei Gebildeten erzeugt, wie die katholiſche ...

Einen Kranken erquickt nichts mehr, als von ſeinen Umgebungen die Anerkennung zu hören, daß er krank iſt; einen Sterbenden nichts mehr, als die Anerkennung, daß er ſtirbt ... So kam es, daß Benno mit jener Kraft der Stimme ſprach, die in letzten Augenblicken oft wunderbar wiederkehrt ...

Ich erfülle, ſagte er, das Geſchick unſeres Hauſes — wie mir einſt in Rom der feindliche Dämon deines Lebens verheißen hat — als Lucinde jene Klagen ausſtieß, die ich dir vor Jahren — von London berichtete ... Vor — faſt zehn Jahren! ... Deinen letzten Brief hab' ich in meinem Porteſeuille — und heute erſt beantwort' ich ihn durch mein — Teſtament ... Was konnt' ich dir ſagen, nachdem ich mit allem gebrochen, was andere von mir vorausſetzten? ... Skeptiker, Indifferentiſt — das gibt eine impoſante Lebensſtellung, wenn man in die Lage kommt, nur reflectiren zu brauchen, ſich die Zähne zu ſtochern, im Salon die Beine übereinanderzuſchlagen ... Stell' einen der Weiſen, die im Chor der Tragödie den Heroen ſo gute Lehren geben, ſelbſt auf die Bretter, er macht die Tragödie zur Burleske ...

Benno hielt inne, ſammelte neue Kraft und lehnte Bonaventura's Entgegnungen mit einem Zeichen der Hand ab ...

Ich ſaß auf der Engelsburg, fuhr er fort, mit Räubern, deren Ungeziefer mich die Freiheit erſehnen ließ . . . An ſich iſt die Freiheit zu verlieren kein beſondres Unglück . . . Ich hätte Steine klopfen können, um ungeſtört über mich und die Dinge und dann vielleicht endlich Gott nachzudenken . . . Nur der Schmuz des Gefängniſſes entſetzte mich . . .

Wieder hielt der Kranke inne . . . Wieder fuhr er, um des Freundes Nachſicht bittend, nach einer Weile fort:

Eines Tags ſtand die Thür meines Kerkers offen und eine Mutter war es, die ich glücklich machte durch meine Flucht . . . Selbſt Lucinde nahm es ernſt mit meinem Schickſal, war ganz bei der Sache, ohne meiner Verkleidung zu ſpotten — Der arme Bertinazzi erhielt die Galeere auf Lebenszeit . . . Als ich die Hinrichtung der Bandiera erfuhr, brach mein Lebensmuth — die Mutter — konnte mich damals — gängeln wie ein Kind — . . .

Bonaventura folgte aufmerkſam allen dieſen ſchmerzlichen Erinnerungen . . .

Man ſoll die Seinen nicht analyſiren . . . fuhr Benno fort in offenbarer Wallung gegen ſeine Mutter . . . Wo Uebermaß im Verkehr der Herzen waltet — da welkt nur zu bald die Blüte . . .

Bonaventura wußte, daß Benno von Londen im tiefſten Bruch von ſeiner Mutter und von Olympien ſich losgeriſſen und gleichſam nach Rom nur entflohen war . . . Er hörte nun alles das, neigte ſein Ohr dicht an den Mund des Freundes und bat ihn nur, ſich zu ſchonen . . .

Meine Retterin, fuhr Benno in Erregung fort, war

faßte, obſchon es ſechzehn Felder hatte. Schönfärber's Verſuch war nicht mißlungen zu nennen. Er hatte als Artilleriſt zu oft eine weiße Bombe, die eben zu platzen im Begriff iſt, vorn auf ſeinen Tſchako malen müſſen, als daß er nicht das gräfliche Wappen, welches ohnehin gleichſam auseinanderzufallen drohte, in eine hübſche Einfaſſung von Hermelin hätte mit ſanften Pinſelſtrichen hineinlegen ſollen. Dieſes Wappen, in welchem außer zwei Eichhörnchen, welche Buchkerne knuspernten, auch ein Einhorn figurirte, und rings herum der Orden des goldnen Vließes, welchen ein früherer Ahn getragen hatte und der jetzt auf den Handel mit Schafwolle, welchen der Graf trieb, eine zarte Deutung zuließ — ich ſage, dieſes Wappen hatte Schönfärbern einen ſolchen Ruf und obnedies Muth gemacht, daß er in der Umgegend alle Kirchenwände mit Frescogemälden anſtrich, die aber, da er nicht wußte, daß der Kalk naß ſeyn mußte, bald nach der erſten Malerei wieder verſchwanden, was ihm ein hübſches Geld einbrachte, da er ſie immer wieder auffriſchen mußte. Indem Schönfärber unter Friſchmalerei bloß eine Friſch drauflosmalerei verſtand, hatte er ſich den Ruf eines Land-Raphaels in der ganzen Umgegend erworben. Zu dieſem führte Blaſedow ſeinen Sohn: denn, dachte er, das Techniſche muß doch die Grundlage bilden, und, wenn er auch nicht malen lernt, ſo lernt er doch Farben reiben und ſich ſeinen Pinſel ſelbſt machen. Den höhern Genius will ich ſelbſt ſchon wecken.

Als Blaſedow mit Oscarn zu Schönfärbern kam, war dieſer gerade mit einem ſogenannten Stilleben beſchäftigt, welches aus mehreren neben einander liegenden Würſten, Bäckerwaaren auf Gläſern und Fäſſern beſtand

die Fürſtin Olympia Rucca ... Es hat ſchon oft Seelen gegeben, die plötzlich den Teufel in ſeiner Rechnung betrogen — Die Heiligengeſchichte erzählt von ihnen ... Eine Heilige iſt Olympia nun nicht geworden ... Aber aus einer Tyrannin wurde ſie eine Sklavin ... Ich habe nie ſo dienen ſehen, wie Olympia ein Jahr lang dienen konnte ... An einer Tigerlüſtig hab' ich ſie kennen gelernt; ſie war nun ſelbſt gezähmt zu einem der jungen Lämmer, die ſie — als Kind erwürgt haben ſoll — aus — Zärtlichkeit ... Solche Frauen gibt es nicht — in — deiner germaniſchen Welt! ...

In meiner? ... fragte Bonaventura mit leiſem Vorwurf ...

Benno ſchwieg eine Weile ... Dann ſprach er einen Vers des Bonaventura'ſchen Gedichtes:

„Einmal, eh' ſie ſcheiden,
Färben ſich die Blätter roth —"

Er legte in den Ton der Recitation die Anerkennung deutſchen Weſens im Denken und Empfinden, fügte aber hinzu:

Als ich mein Lebensräthſel erfuhr, als ich meine todte Schweſter ſah, die Mutter an ihrer Leiche kennen lernte, ergriff mich Haß gegen alles, wofür ich bisher und worin ich gelebt hatte ... Ich brach mit einem Vater, der lügen und morden konnte; ich brach mit einem Staat, der damals keine freien Bürger duldete; ich brach mit einem Volke, das der Tyrann andrer Völker ſein konnte; ich folgte in allem meiner Mutter, deren Namen ich annahm ...

Bonaventura kannte dieſe Umwandlung, die nicht der ſeinigen glich . . .

Nicht lange war ich in Paris, fuhr Benno fort, ſo erſchien Olympia, ausgeſöhnt, engverbunden mit meiner Mutter, die mich anbetete . . . Du mußt wiſſen — als ich Olympien zum letzten mal geſehen hatte, war mir in — der Villa Hadrians durch eine ſeltſame Scene — durch die Umgebungen — durch die Umſtände, die meine Sorge um das Schickſal der Vandiera heraufbeſchworen, — — ein Stelldichein von ihr aufgedrungen worden . . . Es war ein Zwang, der ſich nicht ablehnen ließ . . . Was dem Mann Bettelpfennig, wird dem Weibe Krösusſchatz — kann ein Mann mit Bettelpfennigen geizen! . . . Tugend —?! — — Ich fühlte eine mächtige Hand, die mich zurückhielt — ich ſuchte faſt den Tod, um dem Wiederſehn auf Villa Rucca zu entfliehen — . . . Olympia und das Schickſal hielten ſich an mein erzwungenes Ja! . . . Nicht Nacht war es, als ich ſie wiederſah in einem eleganten Salon — in der Rue Rivoli zu Paris — ſie hatte mich befreit — ich hieß Cäſar Montalte, haßte die Tyrannen, liebte meine Mutter, Italien — dennoch wehte Afrika's Wind vom Meer herüber, Millionen Blüten hauchten ihren Duft in linde Abendſtille . . . Die Fürſtin nahm ſich den Dank, wie ſie ihn begehrte . . .

Wieder trat eine Pauſe ein . . . In Bonaventura's Blick lag die Anerkennung alles deſſen, was hier möglich geweſen . . . Saß er nicht an einem Leichenſtein, der verſöhnt —? . . .

Frankreich, England, das Land der ſchönſten Frauen,

konnte an ſich kein Schauplatz für die an Triumphe des perſönlichen Erſcheinens gewöhnte Nichte Ceccone's ſein ... Der Cardinal wurde ein Opfer der dir bekannten Italienerrache ... Olympia gerieth in Bedrängniſſe und die Reihe, ihr zu helfen, kam nun an mich ... Einander nützlich ſein — veredelt — bindet — feſſelte hier aufs neue ... In Olympia kehrten Regungen des Gefühls, die ſie ſchon dem Mönch Vincente Ambroſi einſt bewieſen hatte, zurück ... Sie ertrug den Verluſt ihrer glänzenden Lebensſtellung, ertrug die ihr folgende Verringerung ihrer Hülfsmittel ... Einige Jahre fand ſie in der That in mir die Fülle ihres Glücks wie ein Kind ... Dieſe abzuwehren war unmöglich ... Wie die Schlange ihr Opfer nicht läßt, fand ich bei jeder Pforte, durch die ich hätte entfliehen wollen, meine Beſtimmung ... Dieſe war verloren an — zwei Frauen ...

So dachte auch die Welt und entſchuldigte dich ... warf Bonaventura mit mildem Tone ein ...

Ein Zuſtand des Elends blieb es ... fuhr Venne fort, während ſeine Züge einen Ausdruck des höchſten Schmerzes annahmen ... Jedes einzelne Leid fühlte ich wie das natürliche Kettenglied der Folgen, die ich über mein Leben heraufbeſchworen hatte, als ich dem fürſtlichen Blut in meinen Adern folgen wollte ... Ich wollte Partei nehmen für die betrogene Hälfte meines Erdenlebens und — von Wahn zu Wahn, von Traumbild zu Traumbild lockte mich die mütterliche Welt, die mir zuletzt ein Gift wurde, das mich — langſam tödtete — ...

O mein Freund! war alles, was Venaventura aus der Tiefe ſeines Herzens entgegnen konnte . . .

Beklage mich nicht! ſprach Benno . . . Ich hatte zahlloſe, flüchtige Stunden des Glücks; ich trotzte der Sehnſucht meines Gemüths . . . Reich iſt der menſchliche Geiſt an Gedanken, die einen Kampf gegen die innern Vorwürfe des Gewiſſens unterſtützen, ja auf Augenblicke ihn ſiegen und triumphiren laſſen . . . Ich durfte mir ein — künſtliches Pflichtenleben ſchaffen — die brüderliche Freigebigkeit des Präſidenten entzog mich den Sorgen für meine Erhaltung . . . Ich las, ſtudirte, ſchrieb — . . . Da ich für einen Italiener gelten wollte, hatte ich Mühe und Verdruß genug durch die Vorbereitung zu dem, was nun — geſcheitert iſt . . . Welche Menſchen! Verunreinigend durch ihre Schwächen und Laſter die heiligen Dinge, die ſie im Munde führen — . . . Freilich — die Gegner —! Sind ſie nicht ebenſo verächtlich? . . . Ich kannte ſie ja alle, die Diplomaten von Paris und London . . . Nur in den Formen liegt der Unterſchied . . . Oft gab es Stürme im Glaſe Waſſer — elende Streitigkeiten; doch konnten ſie mit dem Schiffbruch der Betheiligten enden . . . Terſchka — we wel mag — der Schurke — hingerathen ſein —! . . .

Venaventura ließ dem Freund den Glauben an eine hienieden ſchon waltende Nemeſis . . . Drängte es ihn auch, von Terſchka's Beziehung zum Verrath der Vandiera zu erfahren, ſo gab er es doch auf — denn die Kraft des Freundes drohte zu verſiegen . . .

Benno ſchloß eine Weile die Augen; dann erhob er ſie wieder und ließ die irrenden Sterne derſelben wie

ausruhen an der Decke des immer mehr sich erhellenden Zimmers; unbeweglich starrten sie wie in eine unergründliche Tiefe . . .

Es gab auch Edle unter diesen Kampfgenossen! begann er aufs neue wie mit feierlicher Andacht . . . Euch hab' ich folgen wollen, ihr Brüder, die ihr den grausamsten Tod erlittet! Ihr leuchtetet mir voran, Dioskuren am Himmelszelt auf weißen Rossen! . . . Die Welt sich zu erschaffen aus freiem Willen — ist edler Mannestrotz! . . . Lernt' es auch , als ich, ein Katholik, dem heimatlichen Staate trotzte . . . Haben mir's später bitter heimgezahlt, als — dem Präsidenten — auf seine Verwendung die Antwort — wurde: Ist ja österreichischer Cabinetscourier —! . . . Warum wurde Germanien nur so — russisch . . . Lebt — denn — noch — Nick? . . . Und — schreibe sogleich — wenn ich — . . . an — Thiebold — . . .

Weiter reichte nicht mehr die erschöpfte Kraft, die sich übernommen hatte . . .

Die Aerzte kamen . . . Schon läutete draußen von allen Thürmen das Angelus . . . Es war fünf Uhr . . . Der helle Tag lag hinter den Vorhängen der Fenster . . . Benno hatte sich eine zu große Anstrengung zugemuthet und war erschöpft in die Kissen gesunken . . . Fast schien seine Zunge gelähmt . . . Die Aerzte sagten, die letzte Stunde ließe sich nicht vorausbestimmen . . . Sie baten den Erzbischof, sich zu schonen . . .

Bonaventura rief die Mönche und überließ ihnen und den Aerzten die Sorge für den Geliebten, für den von heißen Qualen — der Seele Zerrissenen . . . Zur

Frühmette wollt' er nun in den Dom, wo an dieſem Tage ſeit Jahren die Stadt gewohnt war, ihn erwarten zu dürfen . . .

Bonaventura's Aufmerkſamkeit, in die Mittheilungen Benno's verloren, hatte nichts vernommen von den Zurüſtungen der Ueberraſchungen, welche ihm Verehrung und Liebe bereiteten . . . In ſein Wohnzimmer getreten, fand er die Wände mit Blumen geſchmückt . . . Koſtbare neue Teppiche lagen über die Stühle gebreitet . . . Geſchenke von Gold und Silber ſtanden auf den Tiſchen . . . Alte Werke, ſeltene Drucke und Holzſchnitte hatte ihm Graf Hugo hinlegen laſſen . . . Der Haushofmeiſter, die Caudatarien, ihre Glückwünſche ertheilend, nannten die Namen der Geber, unter denen Paula's Name obenan glänzte . . .

Es lag in ſeinem Berufe, daß ſich Bonaventura in ſeine goldſtarrenden Gewänder werfen mußte . . . Die Biſchofskrone prangte auf ſeinem Haupte . . . Schon ſpiegelte ſich die nach der allmählich wieder ruhiger gewordenen Nacht goldig aufgegangene Sonne in den koſtbaren Edelſteinen ihrer Verzierung . . . Unter einem von ſechs Knaben getragenen Baldachin, begleitet von allen im Treppenhauſe verſammelten Abgeordneten der Kirchen und Klöſter der Stadt, den Civilbehörden, den Oberoffizieren des Militärs, trat der Erzbiſchof, gebeugt und trauernd, aus dem Eingang des Portals, das mit Guirlanden geſchmückt war . . . Der Vorhof innerhalb des Gitters war leer, draußen wogte die Menſchenmenge . . . Die halbe Stadt war in Bewegung . . . Selbſt einer vom Erzbiſchof ſonſt verfolgten Unſitte, der rauſchen-

den Muſik des Militärs bei Kirchenfeſten, konnte heute, auf Anlaß eines ſolchen Freudentages, nicht gewehrt werden . . . Jung und Alt ſchloß ſich der glänzenden Proceſſion an, die in den Dom zog . . . Bonaventura hatte ſonſt dieſe Ueberraſchungen an ſeinem Namenstag unmöglich machen wollen; hatte kurz vorher Reiſen angetreten oder war ein andermal in ein Kloſter gegangen . . . Allmählich aber hatte er auch hierin der Landesſitte nachgegeben und dem Onkel Dechanten beigeſtimmt, der ihm geſchrieben: „Nimm doch Liebe, wo ſie geboten wird! Iſt die Zeit angethan, ſich der Ernte ſeiner Saaten zu entziehen! —?“ . . . Angeregt von ſolchem Zuſpruch konnte er wol einmal auch ausrufen und den gewohnten Klageruf ſeiner Selbſtgeſpräche unterbrechen:

Nimm an der Welt dein ganzes Theil,
Nimm es mit vollen Händen!
Was du verſchmähſt, wird nicht zum Heil,
Nicht zum Gewinn ſich wenden!

Der Blüten nur im Lenz gedenk',
Die rings den Raſen decken,
Vom Apfelbaume ein Geſchenk
Den Winden, ſie zu necken!

Und doch im Herbſt — der liebe Baum
Was er an Früchten ſpendet!
Erinnern kann er ſich noch kaum
Der Blüten, die verſchwendet.

Zur Erde blicke nicht hinab,
Wenn Götter dich umſchweben!
Für jeden iſt das kühle Grab,
Für jeden erſt das Leben!

Für jeden dreifach ein Genuß
Und Einmal nur Beſchwerde!
Es wegt ein ſel'ger Ueberfluß
Der Freude durch die Erde!

Heute dagegen trug er im Herzen „Maria's achtes Schwert", wie er jene Leiden nannte, die jedem nur allein verſtändliche, nur allein von Gott ihm zu tröſtende und zu heilende wären ... So ſchritt er in ſeinem Trauer-Triumphzug, unter dem Geläut der Glocken dahin ... Die große, mit drei Kuppeln gebaute, dem vorigen Jahrhundert angehörige Kirche war überfüllt ... Seine Miniſtranten waren heute ſeine nächſten Würdenträger ... Den geheimnißvollen Ritus der Meſſe aus der Kirche zu verbannen würde ſich Bonaventura nicht verſtanden haben ... In einem gelegentlichen Streit mit Gräfin Erdmuthe hatte er geſagt: „Allerdings, die Meſſe ſollte in der Landesſprache geleſen werden! Aber ich gebe auf die ſtummen Augenblicke in der Meſſe mehr, als auf die geſprochenen ... Ein Gottesdienſt muß mehr als nur eine Predigt ſein ... Unſrer Meſſe iſt lediglich der Schein, daß ſie ein unblutiges Opfer wäre, ſonſt nichts von ihren myſtiſchen Vorgängen zu nehmen ... Kirchen, die nur um der Predigt willen da ſind, müſſen ja mit der Zeit leer ſtehen — wer verbürgt denn nur dem Preiſe Gottes immer würdige Sprecher, Zungen, die nicht anſtoßen, Kehlen, die nicht heiſer und rauh erklingen? ... Was macht die Gotteshäuſer der Proteſtanten ſo leer? Die alleinige Herrſchaft der Kanzel und die Einſamkeit am Altar! ... «Gott wohne nicht in Häuſern, von Menſchenhänden gemacht?» Gewiß! Aber der ge-

wölbte Raum der Kirche ſagt Ihnen, daß Gott nicht Ihr Gott allein iſt, nicht der, den Sie in Ihrem »Kämmerlein« ſich zurecht gemacht haben, ſondern der Gott des Univerſums! . . . Gerade da muß Ihr Eifer, ihn perſönlich für ſich aus der Maſſe der um ſeine Gunſt Werbenden herauszugewinnen, um ſo lebendiger angefacht werden; die Entſchließungen Ihrer Bruſt können erſt in der Kirche erkennen, wie ſchwer es iſt, unter ſo vielen, die ſeine Liebe zu gewinnen ſuchen, gleichfalls mit Würde zu beſtehen . . . Still dann zu ſein in einer Kirche mit tauſend andern Stillen — das iſt, denk' ich, die feierlichſte Aufforderung zur Einkehr in ſich ſelbſt . . . Oder — ſoll die Religion *ohne* Formeln ſein? Dann iſt ſie Philoſophie . . . Daß die Philoſophie eben Wahrheit des Lebens werde, zwingt ſie, die Religion beſtehen zu laſſen . . . Der proteſtantiſche Gottesdienſt ſagt nur: Wir ſind *nicht* katholiſch! — Das iſt gewiß wahr und war hiſtoriſch richtig — Soll aber dieſe Zeit des Proteſtes ewig dauern? Kann ein Gottesdienſt der ewigen Negation bei den Proteſtanten Sinn haben, wenn die katholiſche Kirche ſich läutert? . . . Eure Predigt wird ſich unſere Meſſe zu Hülfe rufen müſſen, um — ſchon allein die Herrſch- und Streitſucht Eurer Parteien zum Schweigen zu bringen . . . Dann werden die Proteſtanten nicht mehr *Nicht*katholiken, die Katholiken nicht mehr *Nicht*proteſtanten, ſondern beide erſt wahre Chriſten ſein —" . . .

Unter den Anweſenden waren Paula und Armgart zugegen . . . Beide eben von Caſtellungo angekommen — beide eben von der ſchmerzlichen Ueberraſchung unter-

richtet, die ihrer harrte . . . Der Graf hatte ihnen Benno's Anwesenheit und Lebensgefahr erst gemeldet, als sie sich trennten, er, der Protestant, zu Benno's Lager eilte, sie mit dieser Nachricht nun in die Messe schwankten . . . Erkundigungen, welche Graf Hugo auf der Herfahrt eingezogen, hatten ihm bestätigt, daß Benno wirklich in Coni war . . . Mit diesem Stich im Herzen sank Armgart unter die tausend Beter nieder, die am Fuß des Hochaltars knieten . . .

Sollte sie weniger vermögen, als jener Priester dort, den die gleiche Nachricht nicht hinderte, laut seine Psalmen zu singen? . . .

Als die Feierlichkeit vorüber und Bonaventura auf einem kürzern Wege, unbemerkt und in einfacher Kleidung, in seine Wohnung zurückgeeilt war, fand er den Grafen schon lange mit Benno beschäftigt . . . Die beiden Frauen harrten in einem Gemach, wo des Kirchenfürsten Audienzen gegeben wurden, vom Schmerz überwältigt und in Thränen gebadet . . . Natürlich hatte man bereits die Veranstaltung getroffen, daß der Erzbischof heute nur noch seinen nächsten Freunden gehörte . . . Die Glückwünschenden wußten nun, welches Leid diesem Hause an einem Freudentage beschieden war . . .

Graf Hugo hatte dem Sterbenden Armgart's Anwesenheit angezeigt . . . Den Frauen hatte er dann nicht verschwiegen, wie diese Nachricht Benno erschütterte . . . Bonaventura richtete sein Auge auf Armgart — auch er hatte sie seit so vielen Jahren nicht gesehen . . . Sie war ihm aber wie gestern erst von ihm geschieden . . . Ihr gemeinsames Leid verband sie

ant als Wirthshausſchild in einem nahegelegenen Dorfe lo-cken ſollte. Wenn Gemälde überhaupt dasjenige, was ſie vorſtellen, bis zu einer täuſchenden Aehnlichkeit wiedergeben ſollen, ſo konnte man dieſes beinahe vollendete unter die claſſiſchen ſetzen, da Alles, was Schönfärber auf ihm an-brachte, ſprechend ähnlich zu nennen geweſen wäre, wären es nicht ſtumme und lebloſe Gegenſtände geweſen. Eine lang-jährige Uebung hatte dem Maler ein ſo hohes Selbſtbewußt-ſeyn gegeben, daß er ordentlich zu Blaſedow ſagen konnte: „Herr Pfarrer, Jeder muß klein anfangen. Soll Ihr Sohn es einmal weiter bringen, ſo muß er ganz meine Schule durchmachen. Ich fing mit Tſchakolakiren an, und das muß er auch. Er muß mir die weiße Bombe, die eben platzen will, ganz ſo genau hinmalen können, wie ich es mußte, und zwar aus freier Hand ohne Lineal. Haben wir das erſt, dann wollen wir ſchon weiter ſehen.“ Blaſedow ſchüttelte den Kopf: doch, weil er es hauptſächlich auf Schlachten ab-geſehen hatte, ſo dachte er: platzende Bomben und Granaten, Tſchako's und Patrontaſchen mögen nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn Oscar ſie malen kann. „Schönfärber,“ fuhr er fort, „zeigen Sie ihm, was Sie können. Haben Sie auch Pferde, die Sie malen können?“ Schönfärber ſah den Pfarrer pfiffig an und ſagte: „Eigentlich ſollt' ich's Ihnen nicht verrathen: aber, da das Schild, was ich hier male, ge-rade zum weißen Roß iſt, ſo will ich Ihnen auch zeigen, wie ich's auf die kürzeſte Manier herausbringe!“ Damit zeigte Schönfärber dem Pfarrer einen großen Kaſten von aus-geſchnittenen Würſten, Engeln, Brödchen, Poſaunen, Glä-ſern, Wolken, Pferden, Meſſern und Gabeln, alle von ſtei-fem Papier, die der Maler nur anzulegen brauchte, um gleich

ſofort und ſein ſeelenvoll auf ſie gerichteter Blick ſchien fragen zu wollen: Aermſte, wie trägſt — nun gar erſt Du das alles —? . . .

Ein Geſang der chriſtlichen Dichtkunſt ſpricht aus, was edle Herzen bei höchſtem Leid erfüllt . . . Das „Stabat mater" in ſeiner unnachahmlichen Maguiloquenz . . . Jacopone da Todi war der Dichter dieſer Threnodie der verlaſſenen Liebe, die zurückgebliebenen am letzten Reſt ihres Daſeins, dem todten Leib des Geopferten, trauert . . . Die Erde iſt verfinſtert; die Menſchen, von Furcht und Bangen erfüllt, ſind geflohen — Gott hat ſeine größte Offenbarung gegeben und doch leiden und weinen grade diejenigen Menſchen, denen ſeine große Wohlthat zuerſt zugute kommt . . . Wer kennt denn, was uns frommt —! . . . Jacopone hatte ſein Stabat aus eigenem Schmerz gedichtet . . . Zeitgenoſſe Dante's, berühmter Rechtsgelehrter, Liebhaber der Weltfreuden, ſah er bei einem Feſt eines vornehmen Hauſes die Decke des Tanzſaals einſtürzen, ſah die edelſten Frauen todt oder verwundet — und ſein eigen Weib, eine blühende Schönheit, hoffnungslos aus den Trümmern davongetragen . . . Man entkleidete die Sterbende und unter den rauſchenden Prachtgewändern trug ſie, die eben nach des Gatten Wunſch noch heiter und ſcheinbar lebensfroh getanzt hatte, ein grobes Büßergewand . . . Jacopone, von Beſchämung und Schmerz überwältigt, verlor den Verſtand . . . Die Verwirrung ſeiner Gedanken hellte ſich erſt allmählich auf; doch beherrſchte ihn ein räthſelhafter Zuſtand, welchen er nicht bewältigen konnte; er redete in der Irre und wußte es, daß er ſo redete; er wußte die Weisheit der

Welt, aber er vermochte nicht, in ihr ſich auszudrücken ... Endlich meldete er ſich am Thor eines Kloſters, um als Mönch aufgenommen zu werden ... Die eben neugegründete Regel des Franz von Aſſiſi wies ihn ab, wenn er nicht Beweiſe ſeines Verſtandes gäbe ... Da zwang er den ſich jagenden, fiebernden Gedanken ſeiner Seele gewaltſamen Halt auf und dichtete, wie zu gleichem Zweck einſt Sophokles den Chor „Im roßprangenden Land", ſo ſein „Stabat mater" ... Nun erhielt er die Aufnahme ... Beweiſe ſeines wiedergekehrten Geiſtes gab er dann ferner genug, gab ſie auch im Freimuth ſeiner Gedichte ... Ueber die Sophiſten von Paris ſchwang er die Geißel ſeiner Satire ... Dem aus den Felsſchluchten der Abruzzen auf den apoſtoliſchen Stuhl berufenen Einſiedler Petrus von Morrone, der als Cöleſtin V. dem verwilderten Rom die Zügel halten ſollte, ſagte er:

„Jetzo kommt an Tageshelle,
Was du ſannſt in ſtiller Zelle —
Ob du Gold, ob Kupfer, Eiſen,
Muß ſich jetzt der Welt beweiſen!"

Dante ging einſt zu einem Turnier und blieb unterwegs im feſtlichen Gewande an einer Goldſchmiedbude ſtehen, um eine Spange zu kaufen, die noch ſeinem Kleide fehlte ... Da ſah er ein Buch auf der Lade des Goldſchmieds liegen und fing, während die Wagen und Reiter an ihm vorüberſauſten und der Goldſchmied die paſſende Spange ſuchte, zu leſen an ... Noch kannte er die Gedichte Jacopone's nicht ... Immer mehr vertiefte er ſich in die Ergüſſe einer verwandten Seele,

überhörte die Mahnungen des Goldschmieds, sich zu eilen, und versäumte das Turnier . . . Als bereits die Kämpen mit zersplitterten Lanzen nach Hause ritten, stand Dante noch immer in die Pergamentblätter verloren, die ihm der Goldschmied nicht verkaufen wollte . . . Lucinde, die Dante nicht leiden konnte, sagte bei Erzählung dieser Geschichte: Da sieht man, wie die Dichter ihre Rivalen lesen! Mit einem Neid, der ihnen Hören und Sehen vergehen läßt! . . .

Paula und Armgart wurden an Benno's Lager gerufen . . .

Armgart beugte sich über den todblassen Mann . . . Die Thränen, die ihr sonst versagten — rannen jetzt in Strömen . . . Benno mit seinen grauen Locken lag starr und drückte die Augen zu . . . Seine Lippen sogen die Tropfen ein, die über seine Wange aus Armgart's Augen rieselten . . . Daß es Armgart war, die so weinte, wußte er . . . Er wußte auch, daß Paula in der Nähe stand . . .

Allmählich trat eine Todtenstille ein . . .

Des Sterbenden Stimme erhob sich wieder, aber die Worte, die noch verstanden wurden, gaben den Entferntersthenden keinen Zusammenhang . . .

Nur Armgart, die sich dicht über ihn beugte, verstand allmählich:

Armgart — nordische — kalte — Maid! . . .

Lebe! Lebe! rief Armgart und küßte die Stirne Benno's, strich die grauen Locken vom perlenden Schweiße zurück und weinte so heftig, als wollte sie jetzt die Beweise ihrer Herzensglut nachholen . . .

Einſt — warnt' ich dich — vor — deiner Zukunft, Mädchen! . . . Ich — — Thor —! . . .

Die Worte, die noch folgten, blieben auch Armgart nicht vernehmlich . . .

Der Graf trat näher . . . Paula wandte ſich erſchüttert zum Vorzimmer . . .

Indeſſen war Bonaventura eben eiligſt abgerufen worden . . .

Auch Armgart wollte ſich erheben und zurücktreten . . . Der Sterbende ließ ihre Hand nicht frei . . .

Armgart ſtarrte Alledem mit Blicken, die dem Grafen Sorge um ſie ſelbſt einflößen mußten . . . In ihrem Antlitz lag eine ihrer ganzen Natur fremde, faſt wilde Geberde . . .

Unſer — guter — Thiebold! ſprach Benno . . . Schreib's — dem beſten — Freund — der Erde — . . Auch — Du — Mit — Bona —! . . .

Armgart verſprach jeden ſeiner Aufträge zu erfüllen und ſetzte mit bitterm Lächeln, ja wie mit prophetiſchem Schwunge hinzu:

Stummes Räthſel der Frauenbruſt! . . . Starrer Mund, der nicht reden kann, wenn doch ein Mädchenherz überquellen möchte vom Drang nach helfenden Worten! . . . Lieber erſtirbt das eigene Leben in uns, als daß die Lippe zu brechen wäre, die Starrſinn ſchließt! . . . Ach nur dir, nur dir hab' ich jeden Gedanken meiner Bruſt geweiht! Nur dir jeden Schlag des Herzens — dir hab' ich geſprochen in öden, ſternenloſen Nächten — . . .

Armgart —! hauchte Benno und erhob ſich — geiſterhaft und ſtreckte ſeinen Arm ſo aus, daß der Graf, aufs

tiefſte von dieſem freien Bekenntniß der Liebe überraſcht, vom Zuſpätkommen eines ſo hereiſchen Muthes erſchüttert, ſich zwiſchen die Umſchlungenen drängen mußte . . .

Benno ſah ihn lange und wildfremd an . . .

Freund — meiner — Schweſter Angiolina! ſprach er, wie jetzt ihn erſt erkennend . . . Bezeuge — was — die — Liebe eines — Weibes — vermag —! . . .

Auch in des Grafen Augen traten Thränen . . .

Bona! Bona! wandte ſich Benno an dieſen, der eben zurückkehrte . . . Dann ſah er ſich fieberhaft um, ſah Armgart mit dem zärtlichſten Blick der Liebe an und ſank in ſein Kiſſen zurück, die Hand Armgart's krampfhaft feſthaltend . . .

Bonaventura kam, durch irgend eine neue Veranlaſſung ſichtlich aufgeregt . . . Das Geflüſter der Aerzte, die im Nebenzimmer ſich befanden, mehrte ſich . . . Auch verbreitete ſich Weihrauchduft . . . Der Prieſter, den Benno begehrt hatte, war in der Nähe mit dem Sterbeſakrament . . .

Aber noch eine andre Urſache ſchien Anlaß der Erregung des Erzbiſchofs zu ſein . . . Er nahm den Grafen bei Seite und flüſterte ihm, während Benno in ekſtatiſcher Begeiſterung: „Einmal — eh' — ſie — ſcheiden", ſprechen wollte und auf Armgart als die „letzte Freude" ſeines Lebens deutete . . .

Dieſer Taumelkelch des letzten Entzückens ſollte entweder zu hoch aufſchwellen oder ſich bitter — vergällen . . . Bonaventura berichtete laut die eben gemeldete Ankunft eines ſechsſpännigen Reiſewagens, der,

mit einigen Damen beſetzt, ſofort am Portal ſeines Hauſes angefahren wäre . . . Die eine der Damen, die ältere, wäre ſchon in den Vorzimmern — während die andere noch im Wagen verweilte . . .

Armgart erhob ſich . . . Eine Todtenſtille trat ein . . . Auf Bonaventura's Lippen lag die Ergänzung des Berichtes: Die Fürſtin Olympia — und die Herzogin von Amarillas . . .

Alle blickten auf Benno, ob er gehört hätte — . . .

Das — Sakrament — . . . ſagte er leiſe . . .

Die Umſtehenden, zu denen ſich jetzt in höchſter Angſt auch Paula geſellte, glaubten, daß Benno die Worte des Erzbiſchofs nicht verſtanden hatte . . .

Deine Mutter iſt da . . . Bereite dich, ſie zu empfangen . . . wiederholte Bonaventura mehrmals und dicht an ſeinem Ohre . . .

Schon vernahm man eine wehklagende Stimme in der Nähe, der ſich die Stimmen der Mönche geſellten, die nach vorn gegangen waren und die plötzliche Beſtürmung des Kranken hindern wollten . . . Paula und der Oberſt gingen ſchleunigſt, um ihre Bitte zu unterſtützen . . .

Bonaventura hielt den Freund in ſeinen Armen, der mit Geberden, die denen eines flehenden, fiebergeängſteten Kindes glichen, ihn anſah und ſprach:

Die beſten Jahre — meines Lebens hab' ich ihnen — geſchenkt — Der Tod — ſei wenigſtens mein und — ſei euer — Laßt mich — von ihnen — frei . . . Fort! Fort! . . . Beide! — Beide —! . . .

Eiligſt war der Graf an die Thür, welche in die Bibliothek führte, getreten und hatte dieſe verriegelt . . .

Benno ſah dieſe Handlung, dankte mit zitternd ausgeſtreckten Händen, ſah flehend in Bonaventura's Augen und krampfte ſich um ſeinen Hals wie ein Schutzſuchender, wie ein Verfolgter, und wiederholte ſein erſchreckendes, wie Geſpenſter verſcheuchendes Fort! Fort! . . .

Bonaventura, ohne Faſſung, that jetzt nur alles, was Benno's nächſten Wunſch unterſtützen konnte, verriegelte auch noch die zweite Thür, die in jenes Cabinet führte, in welchem die Mönche ſich aufgehalten hatten und jetzt der Prieſter mit dem Sakrament harrte . . . Im Bibliothekzimmer wurde es ſtill . . .

Bonaventura bat wiederholt, die Mutter und die Freundin nicht abzuweiſen . . .

Rufe den Prieſter — entgegnete Benno — Ich kann — nicht mehr — italieniſch — ſprechen . . . Armgart — mein Cherub! Helft, helft mir —! . . . Fort! — . . Und — Beide! — . . .

Du wirſt leben, Teurer! entgegnete Bonaventura, in der That noch in Hoffnung auf die große Kraft, die ſoviel Erregungen zu ertragen fähig war . . . Wie könnteſt du bei dieſem Entſchluß verharren? . . .

Ich riß mich — von meinen — Feſſeln los und gelobte, ſie — nie wieder — anzulegen! . . . Ich ſehe dich, Schweſter —! . . . Mag die Selbſtanklagen, die wilden Worte nicht — hören . . . Friede! — Friede! — Friede! . . . Mein — Gefühl für dieſe Mutter war — wie der angeſammelte Schatz meiner unerwiderten Liebe zu allen Menſchen der Erde . . . Was hab' ich ihr — nicht alles hingegeben . . . Als dieſe heiligen Flammen verloderten, ſah ich nur die Aſche

— Berechnung — Eigenwille — Liſt, Rache, Haß ... Hab's — lange ertragen — ... Abgerechnet — nun mit — ihr und — ihrem Schatten — ... Stille — nur Stille — um — mich her ... Ich — erſticke — noch — ver — ſüdlicher — Luft —! ...

Bonaventura und Armgart erbebten ... Sie ſahen zehn Jahre eines Lebens voller Qualen, eines Lebens ohne Willen, eines Lebens der Gebundenheit und eine furchtbar ausbrechende Reue ... Wie ſollten ſie helfen —! ... Eben mußte auch die Fürſtin heraufgekommen ſein — Wieder wurde es im Bibliothekzimmer unruhig ... Man hörte das Schluchzen und laute Reden italieniſcher Frauenſtimmen ...

Benno bat mit ſtummem Blick, die Thür nicht zu öffnen ... Die Kraft ſeines Blicks ſtand in wunderbarem Contraſt mit dem erſichtlichen Zunehmen ſeiner Schwäche ...

Ich will gehen, Freund ... ſprach Armgart athemlos ... Laß' ſie ein, ſie, denen du jahrelang ihr Glück geweſen biſt ...

Benno hielt krampfhaft ihre Hand feſt und ebenſo die des Erzbiſchofs ... Die Frauenſtimmen verhallten wieder und nun ſagte Bonaventura, er wolle gehen und ſie beruhigen, Benno würde inzwiſchen ſelbſt auf einen andern Entſchluß kommen ...

Nein ... Nein —! ... ſprach dieſer und fuhr in kurzen Unterbrechungen fort: Prieſter! ... Wenn der letzte — Wunſch eines — Sterbenden — dir heilig iſt, bewahre mich vor dieſen Klagerufen! ... Die Todten

— hören noch lange — hören die Klagen um — ihr — Abſcheiden . . . Angiolina, auch du vernahmſt — den Ruf der Mutter —! . . . Abgerechnet — Stille — Stille — wie im Walde — die Blätter — rauſchen — an unſerm — ſchönen — Strom — Armgart! — Laßt — — mich — . . .

Im Hinblick auf Hüneneck, Druſenheim und Lindenwerth ſchien ſein Bewußtſein zu erlöſchen . . . Erſchöpft ſank Benno in die Kiſſen zurück . . .

Bonaventura fragte Armgart, ob ſie die Kraft behalten würde, eine Weile allein beim Freunde auszuharren, bis er den Vicar ſchicken würde . . .

Armgart verneigte bejahend das Haupt . . .

Bonaventura verließ durch die hintere Thür das Zimmer, machte einen Umweg durch mehrere der Gemächer und kam in den Empfangsſaal zu den Aerzten und den Brüdern, die er glücklicherweiſe allein fand . . . Er bedeutete ſie, leiſe und unbemerkt mit dem Prieſter und dem Sakrament zum Lager des Kranken zu treten . . . Dann ging er ins Nebenzimmer, aus dem die wildeſten Weherufe der Frauen erſchallten . . .

## 8.

Vier Perſonen traf Bonaventura, die wol die größten Gegenſätze der Charaktere und der äußeren Erſcheinung bildeten . . .

Olympia, die jetzt Dreißigjährige, in Reiſekleidern . . .

Die Herzogin von Amarillas, eine weißhaarige Matrone — redend gegen die verſchloſſene Thür, ja an ihr — mit den Nägeln kratzend . . .

Graf Hugo, der die Herzogin von Amarillas, nachdem ſie ihm als Angiolinens Mutter bekannt war, heute zum erſten male ſahe . . .

Die reine, nur in der Hoheit ihres Schmerzes ſtrahlende Paula troſtſpendend und verſuchend die Frauen zu beruhigen . . .

Olympia ging, wie die Löwin im Käfig, auf und nieder . . . Schmerz, Reue, tiefbeleidigter Stolz kämpften in ihren Mienen . . . Reue — denn ſie hatte ſeit einigen Jahren mit Benno in Streit gelebt, hatte ihm, als er ohne ſie nach Rom gegangen war, Lebewohl für immer geſagt . . . Die kleine Geſtalt war bewegt von

mit einem Pinſelſtrich drüber her die ganzen Figuren auszudrücken. „Das ſind ja Schablonen," bemerkte Blaſedow ganz erſtaunt. „Gerade ſo," bemerkte Schönfärber beifällig, „wie ſie die Stubenmaler auch haben, weil's ſo weit kürzer geht, und Alles hübſch accurat herauskommt." Oscar hatte ſein blaues Wunder, dieſe Künſte zu durchſchauen, und Blaſedow ſeufzte tief auf, indem er ſich jedoch mit dem Gedanken tröſtete: Das Techniſche iſt vor Allem einmal die Grundlage. Er machte mit Schönfärbern einen Preis aus, wofür dieſer Oscarn täglich eine Stunde geben ſollte. Schönfärber behauptete, daß der Junge in acht Tagen Alles los haben würde, wobei Blaſedow beinahe der Schlag gerührt hätte. „Nein, nein," ſagte er, „Schönfärber, übereilen Sie ſich nicht. Er ſoll's aus dem Grunde lernen und auf's Geld kommt mir's nicht an. Durch die Schablone ſoll er auch gar nicht zeichnen lernen, ſondern Alles aus freier Hand: das bitt' ich mir denn doch aus, Schönfärber!" Dieſer war unſchlüſſig, ob er auf eine ſolche Partie eingehen durfte, ſagte dann aber: „Nun, wenn er aus freier Hand gezeichnet hat, leg' ich die Schablone darauf, damit wir ſehen, wo er's getroffen hat und wo nicht." — „Das allenfalls," bemerkte Blaſedow und ging, indem er Oscarn ermahnte, wie er ſich bei Schönfärber zu benehmen hätte.

Als ſie Beide bei ihrem Heimgang einen kleinen Hügel hinaufſtiegen, fiel es Blaſedow doch recht ſchwer auf's Herz, daß Oscar durch dieſen Unterricht, ſo nothwendig er ihm ſchien, von ſeiner Hauptbeſtimmung, von den Schlachten, wenig erlernen würde. Nicht einmal Vorpoſtengefechte, dachte er, wird ihm Schönfärber, der doch Artilleriſt geweſen, beibringen können. Unter dieſen Umſtänden ereignete ſich,

Athemzügen, die ihr mächtig die Bruſt hoben ... Ihre ſeidnen Gewänder rauſchten ganz ſchrillenden Tones ...

Die Herzogin, ohnehin von der Reiſe erſchöpft, ſank zitternd, beengt von den Umgebungen, auf einen Seſſel ... Sie blickte auf den Grafen, auf die Thür ... Ihr ganzes Benehmen drohte mit einem Ausbruch von Irrſinn ...

Der Graf mußte ſich mit Paula beſchäftigen, die keine Kraft beſaß, dieſen wilden ſüdlichen Leidenſchaften, denen, wie man deutlich erſah, Benno's Kraft ſchon in Paris und London hatte erliegen müſſen, länger die Spitze zu bieten ...

Noch ahnten die Ankömmlinge nicht die Ablehnung Benno's ... Sie jammerten nur um die lange Verzögerung, die Vorbereitung des Todkranken auf ihr Erſcheinen ... Sie wußten doch, daß Armgart von Hülleshoven am Krankenlager war ... Olympia kannte dieſe als Benno's Jugendliebe ... Ihre Mienen glichen dem elektriſchen Leuchten eines dunkeln Gewölks, das ein Ungewitter birgt ...

Als die Herzogin und die Fürſtin Bonaventura eintreten ſahen, ſtürzten ſie auf ihn zu, warfen ſich ihm an die Bruſt, umklammerten ſogar ſein Knie und beſchworen ihn, ſie wiſſen zu laſſen, wie es ihrem Cäſare erginge ... Sie wollten den Geliebteſten ſehen ...

Graf Hugo und Paula traten in die vorderen Zimmer ... Sie ſahen am Benehmen des Erzbiſchofs eine feierliche Bewegung des Ueberlegens, eine ernſte Entſchlußnahme ... Wohl kannten ſie die Strenge, deren ſein ſonſt ſo mildes Gemüth unter Umſtänden fähig

war, kannten die ganze Aufrichtigkeit, mit welcher in ſolchen Lagen ſelbſt der Schein der Grauſamkeit von ihm nicht geſcheut wurde . . .

Meine Damen! begann er in italieniſcher Sprache . . . Welches traurige Wiederſehen! . . . Tröſte Sie wenigſtens die Gewißheit, daß mein edler Freund in den Armen von Menſchen weilt, die ihn lieben . . .

Mehr, mehr, als wir?! — Als wir?! — Laſſen Sie uns zu ihm! riefen beide Frauen zugleich und wie im Ton der wildeſten Eiferſucht . . .

Erfüllen Sie mir eine Bitte, ſprach Bonaventura . . . Die Augenblicke des Geliebten ſind gezählt . . .

Er ſtirbt? . . . riefen beide zugleich und die Mutter brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus . . .

In wenig Stunden iſt ſeine edle Seele hinüber . . . Laſſen Sie ihm die Ruhe — die jetzt um ihn her waltet . . . Eben verſieht ihn — die Hand des Prieſters . . .

Ohne mich, ohne — ſein Weib? — fiel die Fürſtin ein . . .

Sie konnte nicht ganz ihre Rede vollenden . . . Ein ſtrafender Blick traf ſie ſowol aus dem Auge des Erzbiſchofs, wie aus dem des Grafen, der die Thür zuzog . . . Dem Grafen war die Wiederbegegnung mit dieſen Frauen eine ſo aufregende, daß Paula jetzt ihn beruhigen mußte . . . Angiolinens Tod, der Ritt Olympiens durch den Park von Schloß Salem ſtand vor ſeinen Augen . . . Die Herzogin war im Caſino damals anfangs ſeinem Schmerz theilnehmend verbunden geweſen — die Zeit, die Ueberlegung, die Beurtheilung des Preisgebenkönnens ihrer Kinder hatte die freundliche Stimmung des Grafen von damals verändert . . .

Beruhigen Sie ſich beide, ſprach der Erzbiſchof, ich achte die Anſprüche, die Sie auf den letzten Händedruck des Freundes haben — . . .

Meines Sohnes! verbeſſerte die Herzogin und richtete ihr Auge auf die Thür, die zu den nach Benno's Lager auf andrem Wege führenden Zimmern offen ſtand und jetzt von Bonaventura geſchloſſen wurde, indem er ſprach:

Nehmen Sie an, Sie hätten für immer von Ihrem Sohne Abſchied genommen — . . .

Für immer —? — riefen beide Frauen und Olympia fügte mit gellender Betonung hinzu: . . .

Er will uns nicht ſehen —? . . .

Bonaventura ſchwieg . . .

Die Mutter blickte wie geiſtesabweſend um ſich . . . Dann ſchien ſie nachzudenken, welche Empfindungen ihren Sohn zu dieſer Erklärung hätten beſtimmen können . . . Endlich raffte ſie ſich mit leidenſchaftlichem Entſchluß auf und wollte an die Thür des Bibliothekzimmers . . .

Der Erzbiſchof vertrat ihr den Weg und wollte jedes ſtörende Geräuſch verhindern . . . Herzogin —! . . . ſprach er feſt und beſtimmt . . .

Dann ſeine Stimme mildernd und auf die der Herzogin ſich anſchließende Olympia blickend, begann er:

Geben Sie dieſe Beweisführung Ihrer Liebe auf! . . . Niemand zweifelt daran! . . . Aber der letzte Augenblick eines Sterbenden, ſein letzter Wille ſei Ihnen heilig . . . Vereinigen Sie Ihre Klagen mit den unſrigen, weinen Sie mit uns —! . . . An ſeinem Bett wacht die Liebe ſeiner Freunde — . . . Laſſen Sie ihm die ſtille Ruhe des Abſchieds vom Leben . . . Er entſchläft —

in Gott . . . Er bat nur um Eines — um — ewige Ruhe . . .

Welche Liebe? wandte ſich jetzt Olympia mit einer Miene, als hätte ſie des Erzbiſchofs Worte nicht verſtanden . . . Meinen Gatten will ich ſehen — denn das iſt er —! . . .

Sie raſſelte an der Thür, bis Graf Hugo eintrat und ihr nicht endendes Mia anima! Mio cuore! zu beſchwichtigen ſuchte . . .

Wie aus einer fremden Welt verhallten dieſe Klagelaute — ohne Echo, ohne ein Zeichen, daß ſie drüben vernommen und erhört wurden . . .

Graf Hugo ſchloß noch die von innen verriegelte Bibliothekthür ab, ſteckte den Schlüſſel zu ſich, ging zu Paula zurück und blickte nur im Vorübergehen auf den Erzbiſchof, andeutend, ob er nicht beſſer thäte, zu Benno zurückzukehren und zu verſuchen, ihn umzuſtimmen . . .

Aber Bonaventura ſtand regungslos . . .

Wir ſtören die heilige Handlung des Abbate Orſini, ſagte er . . . Beten können wir auch hier . . .

Olympiens Augen wurden weiß vor Zorn . . . Ihre Geſtalt ſchien wie von Luft . . . Sie ſchwebte hin und her und murmelte eine Reihe zuſammenhangloſer Worte, die dem Erzbiſchof ſehr wohl als Erinnerung an ſein Emporkommen und Verurtheilung ſeiner Undankbarkeit verſtändlich waren . . .

Nichtsdeſtoweniger wiederholte er: Beten wir! . . .

Drüben hörte man die Klingel des Miniſtranten . . . Weihrauchduft durchzog die Zimmer . . .

Die Herzogin weinte nur noch . . .

Bonaventura ſprach ihr mit weicher Stimme:

Die Seele unſeres Freundes iſt ebenſo krank, wie ſein Körper . . . Laſſen Sie ihm den letzten Frieden, um den er gebeten . . . Mich, einen Prieſter, hat er, die Mutter und die ehemalige Freundin ſelbſt dann noch fernzuhalten, wenn ſein Auge gebrochen iſt . . . Es muß ihm ein heiliger Ernſt mit dieſen Wünſchen ſein . . . Kann ich etwas dagegen thun? . . . In jener Zeit, wo der Freund nur noch Ihnen und Italien angehörte, muß er ſchwer gelitten haben . . .

Wahnſinn! . . . Wahnſinn! . . . rief Olympia . . .

Sagen Sie: Verklärung und Erhebung vom Irdiſchen! entgegnete Bonaventura . . . Ein Gericht hat er nicht über Sie halten wollen, ſondern über ſich . . . Sie können nicht begreifen, wie ſein Leben von Deutſchlands heiligen Eichen ausging, wie die Wipfel der Tannen, unter denen Sie einſt betrogen wurden, Herzogin — wir alle wiſſen es mit Beſchämung —, doch ihm die ſüßeſten Märchenträume ſangen . . . Anfangs wand er ſich künſtlich vom Zauber ſeiner Heimat, ſeines deutſchen Vaterlandes los und verbitterte künſtlich ſein Gemüth gegen die Welt, in der er lebte . . . Da fand er dann Sie und der künſtliche Haß wurde ein ſcheinbar natürlicher . . . Ihnen, dem Lande ſeiner Mutter, Ihren Intereſſen, Ihren Hoffnungen widmete er ſich ganz . . . Das wurde zum Fieberbrand, der ihn zuletzt verzehrte . . . Der nordiſchen Sehnſucht zum Süden ging es immer ſo . . . Nun aber, nun weht ihn noch einmal die Kühle aus den deutſchen Eichen an — umgaukeln ihn die Bilder aus den grünen Tannenwäldern

der Heimat des Mannes, der ihn erzog, ſeines wahren Vaters, des Dechanten — laſſen Sie ihm dieſe letzte Erquickung des Verlorenſeins in ſeiner deutſchen Jugend nach dem heißen Sonnenbrand, während Sie drei ja einſt — genug zuſammen glücklich waren — . . .

Die Zauberei eines Mädchens ſeh' ich, das ihn in ſeinen letzten Augenblicken beſtrickt! unterbrach Olympia und ihre Zähne glänzten, wie ſie der Wolf im Anblick ſeiner Beute wetzt . . .

Läſtern Sie nicht, Fürſtin! ſprach Bonaventura voll Unwillen, doch kehrte er zur Milde zurück und ſagte zur Mutter: Reiſen Sie mit Gott, Herzogin! . . . Sie haben lange ein Herz beſeſſen, das ſich Ihnen opferte . . . Wenn dies Herz im letzten Augenblick umfangen ſein will nur von jener Einſamkeit, die den armen verſtoßenen Knaben, der ſich ſelbſt ſo oft einen Zigeuner im Leben nannte, umfing, wenn er an die grünen Wälder zurückdenkt, die Sie verfluchten, weil Ihr Ehrgeiz dort betrogen wurde, laſſen Sie ihm dieſe Erinnerungen . . . Armgart von Hülleshoven ſchloß ebenſo die Augen ſeines zweiten Vaters, des Dechanten . . . Ich vermochte nichts gegen einen Wunſch des Freundes, der ſo feſt, ſo unwiderruflich feſt ausgeſprochen wurde — . . .

Die Herzogin weinte und ſchien ſich zu ergeben . . . Sie erinnerte ſich der letzten Jahre in London, die unausgeſetzt für Benno nur Qualen geboten hatten — Olympia hatte wieder angefangen, ihre tyranniſche Natur, Eiferſucht und jede Plage geltend zu machen — . . . Die Mutter verſtand, was Benno gethan, als er floh, und was er eben that — ſie verſtand, warum ſein

ſchroff gewordener, verdüſterter Sinn ſo und nicht anders aus dem Leben ſcheiden wollte . . .

Olympia fühlte die gleiche Berechtigung ſo harter Strafe, aber ſie ergab ſich nicht . . . Starr blickte ſie zur Erde . . . Sie hatte ſich allmählich ſetzen müſſen . . . Ihre Bruſt kochte vor Rache und Eiferſucht . . .

Die Thränen der Herzogin rührten den Erzbiſchof . . . Er gedachte der eigenen Mutter, die nun auch vielleicht bald vom Leben ſchied und im brechenden Auge das Gefühl einer großen Schuld zeigen konnte . . . Er bemerkte die wiederholt bittenden Blicke des Grafen, der von Olympiens Kälte und ihrem drohenden Schweigen allmählich das Schlimmſte befürchtete . . . Schon hatte er gehört, daß ſie in Verbindung mit Gräfin Sarzana ſtand . . . Jetzt mußte er ſogar der Terſchka'ſchen Drohungen gedenken . . . Bitte! ſprach er zum Erzbiſchof und deutete an, daß man beſſer thäte, den Verſuch zu machen, ob ſich nicht Benno umſtimmen ließe . . .

Wollen Sie mir verſprechen, ſich ruhig zu verhalten? erwiderte Bonaventura . . . Ich will noch einmal an Ihres Sohnes Lager treten . . .

Die Frauen hoben flehend die Hände, ſelbſt Olympia . . .

Da trat Paula, die inzwiſchen durch die andre Verbindung der Zimmer in der Nähe der Sakramentsertheilung geweilt hatte, ihm entgegen und ſank weinend in die einzigen Arme, die ſich ihr entgegenſtrecken durften — die ihres Gatten . . . Sie ſagte mit erſtickter Stimme:

Er iſt hinüber . . .

Der Ausdruck des Schmerzes bei den beiden Italienerinnen war unverstellt . . . Sie schwiegen eine Weile, wie vom Strahl des Himmels getroffen — und in der That wie bestraft für all' die Qual, welche Frauen, unter dem Vorwande der Liebe, über die Freiheit des männlichen Willens und ein nothwendiges Sichbewußtbleiben seiner Kraft verhängen können — . . .

Sie drängten, Benno sehen zu wollen — die Mutter wie eine Irrsinnige — . . .

Bonaventura erinnerte sie, wie oft der Freund von Angiolinens Tod gesprochen, wie oft er behauptet, die Schwester hätte die entsetzliche Scene zwischen ihm und der Mutter noch hören müssen, die Todten verließen die Erde weit langsamer als wir glaubten . . . Und eben noch hatte der Freund in diesem Sinn um die Stille seines Sterbelagers gebeten . . . Bonaventura bat die Frauen, zu bleiben . . . Selbst Klagen, selbst Thränen nicht in seiner Nähe! . . . Er hätte dies dem Freunde geloben müssen . . .

Abbate Orsini ging eben mit den Sterbesakramenten an der offengebliebenen Thür vorüber . . .

Der Anblick der Monstranz gebot den verzweifelnden Frauen Ruhe und Selbstbeherrschung . . .

Bonaventura benutzte diesen Moment, um sich zu entfernen . . . Graf Hugo begleitete ihn . . . Es drängte beide an das Lager des todten Freundes . . . Beide durften es Paula überlassen, mit der ihr eigenen Güte des Tons, mit der ihr im bittersten Leid eigenen Hoheit den zurückbleibenden Frauen Worte des Trostes zu spenden . . .

Die Fürſtin ſah, daß die Herzogin dieſer edlen Erſcheinung gegenüber ſchon lange die Faſſung verloren hatte, ob ſie gleich wußte, daß dieſe blonde Deutſche die Urſache des Bruchs zwiſchen dem Grafen und Angiolinen war . . . Oft, wenn von ihrem Ritt durch den Park von Schloß Salem als Urſache des Todes Angiolinens geſprochen wurde, hatte Olympia die Schuld auf dieſe Gräfin und ihr Geld geworfen . . . Jetzt auch ſah Olympia allmählich ſchon verächtlich zu ihr empor und ſprach zur Herzogin, die auch von den Jahren ſchon tiefgebeugt ſchien, ein Andiamo! nach dem andern; ja als dieſe mit den Nägeln in ihrem Antlitz wühlte, brauchte ſie die kalten Worte: Keine Schwäche! . . . Die Nähe des nun wirklich eingetretenen Todes beängſtigte im Grunde niemanden mehr als Olympien . . . Sie hätte den ehemals heißgeliebten Freund vielleicht nicht einmal im Tod betrachten können . . . „Nichts iſt ſchöner, als der Tod!“ hatte einſt die Mutter Benno's geſagt, als ſie zu Angiolinens Leiche trat . . . Sie wiederholte dies Wort — . . . Sie kannte aber Olympiens abergläubiſche Furcht, ergab ſich und ſagte nun ſchon, daß ſie auch ihrerſeits fürchtete, dem Anblick zu erliegen . . . Die aufgeregt hin- und hereilenden Bewohner und Diener des Hauſes konnten es zuletzt natürlich finden, daß die greiſe Dame, die zum allgemeinem Staunen die Mutter des Hingeſchiedenen war, langſam die Treppe niederſtieg und am Portal in ihren Wagen ſank . . . Die Fürſtin ging der Schluchzenden zur Linken . . . Paula begleitete ſie zur Rechten . . .

Auf der Mitte der Stiege waren ihnen noch der

Erzbiſchof und der Graf nachgekommen und begleiteten ſie beide bis zum Portal . . . Noch einmal bat Bonaventura um Vergebung und lud die Frauen ein, in einigen Stunden wiederzukommen — Graf Hugo träfe Anſtalten, dem Geſchiedenen einen militäriſchen Katafalk zu errichten mit allen kriegeriſchen Reliquien, die ſich noch in Benno's Gepäck vorgefunden hätten . . . Ohne Zweifel ſtrömte die ganze Stadt herbei, den römiſchen Republikaner zu ſehen . . . Die Herzogin verſprach, in einigen Stunden zu kommen . . .

Olympia ſchwieg . . . Sie ſah ſich mit Verachtung und einer vor Zorn bitterlächelnden Miene um . . . Ihre Gedanken ſchienen abweſend . . . Faſt war es, als wollte ſie die Menſchen meſſen, die ſie ſah, und etwa wahrnehmen, bis wie weit ſie an ihnen ihre Rache kühlen könnte . . .

Der Graf bot ſofort den beiden Scheidenden eine Wohnung in ſeinem Palais an, ja er traf in ihrer Gegenwart Anordnungen, ſie bis zum Begräbniß und noch auf längere Zeit würdig bei ſich zu beherbergen . . .

Die Herzogin ſah gerührt und bittend auf Olympien . . . Dieſe nickte gelaſſen mit dem Kopf und ließ zum Hotel fahren . . .

Olympia hatte anders beſchloſſen . . .

Von den flehentlichſten, ja fußfälligen Bitten der Herzogin, daß ſie beide wenigſtens bis zum Begräbniß blieben, erfuhren nur zufällige Lauſcher an den Thüren des Hotels . . . Trotz Benno's Beiſtand, trotz der Mittel, die ihr Benno ſchon bei ſeiner Abreiſe nach Rom lebenslänglich ausgeſetzt hatte, war die Herzogin ſchon

als ſie den Hügel erreicht hatten, eine Scene, die dem bekümmerten Vater wie gerufen kam. Unten am Fuß des Hügels hatte ſich nämlich eine große Heerde Gänſe gelagert. Waſſer, Blaſedow's Hund, von Muthwillen getrieben, ſtürzte den Hügel hinunter und fuhr unter die ſchwerfälligen Thiere wie ein Hagelwetter hinein. Blaſedow, von einer ſeltſamen Ideenverbindung ergriffen, zieht Oscar an ſich und ſucht ihm bei dieſem Vorfalle die Anſchauung einer Homeriſchen Erinnerung zu geben. Er verglich nämlich Waſſern mit dem raſenden Ajax und die Gänſe mit den fliehenden Trojanern. Er zeigte ihm, wie unten in der ſkamandriſchen Ebene ſich die Gruppen der erſchrockenen Schaaren bildeten, und verglich das Toben des Helden mit dem Sturmwind, der die Fluthen des Meeres aufwühlt. Blaſedow hoffte, daß ſich Oscarn auf dieſe Weiſe die Schlachten anſchaulich machen würden: Er rief: „Hui, hui, Telamonier, rechts und links! Sieh', Oscar, was da Leben drin iſt! Das iſt mehr als Ajax; da denke dir jede beliebige Schlacht, eine bei Chalons, eine bei Leipzig, immer müſſen ſich ſolche Gruppen im Vorgrunde bilden, immer mußt du einen Haupthelden vorn ſich plaſtiſch entfalten laſſen und mir nicht gar die Thorheit haben, im Vorgrunde, wie das ſo üblich, gekrönte Häupter zu zeichnen, die, aus der Schußweite entfernt, in den Kugelregen hineinſehen und bloß mit Ordonnanzen umgeben ſind, die den Triumphwagen gut ſchmieren, falls er gebraucht werden ſollte oder Reißaus nehmen muß.“ Oscar freute ſich höchlichſt an der Scene, was ſeinem Vater noch größere Freude machte. Waſſer trug ſo eben im kecken Uebermuth eine Gans aus den dichten Schwaden heraus: „Da, Junge,“ rief der Alte, „eine Gefangennehmung! Wie die Regimenter

wieder nur die Duenna Olympiens . . . Sie hatte gegen dieſen wilden Charakter keine Kraft des Widerſtands . . .

Olympia fragte die gebeugte, reuevolle Frau mit durchbohrender Ironie, ob ſie Verlangen trüge, Armgart von Hülleshoven kennen zu lernen —? . . .

Alle Welt erſtaunte, als ſie dann Poſtpferde beſtellte . . . Dieſe kamen nicht ſofort und ſchon machte ſie dem Wirth eine Scene . . .

Ihr Reiſewagen fuhr an, ſie bezahlte den Aufenthalt dieſer wenigen Stunden und ſchritt ruhig die Treppe des Hotels nieder an den geöffneten, rings von Menſchen umſtandenen Schlag ihres Reiſewagens . . . Die Herzogin kam nicht . . . Olympia ließ den Poſtillon eine Mahnung blaſen . . . Zehn Minuten und die Herzogin erſchien . . .

Wären die Frauen noch einen Tag geblieben, ſo hätte ſich ein Zwieſpalt, der, wie ſämmtliche über dieſe Abreiſe erſtaunten Freunde fürchten mußten, nicht ohne Folgen bleiben konnte, durch eine glückliche Vermittelung vielleicht gelöſt . . . Thiebold de Jonge traf am Morgen nach dem erſchütternden Heimgang Benno's ein und bot eine wahrhafte Erquickung allen trauererfüllten Herzen, die er hier antraf . . . Auch der Oberſt und Monika waren von Caſtellungo herübergeeilt, ſogar Hedemann, der dem erſten Jugendleben Benno's ſo nahe geſtanden hatte . . . Thiebold, der in innigſter Verbindung mit Benno geblieben war, hatte kaum von den erſten Opfern der Belagerung Roms an Porta Pancrazio geleſen, als er ſich „vom Geſchäft“ losriß und „bei

allem Unglück den glücklichen Gedanken" hatte, erſt über Coni und Caſtellungo zu reiſen ... Mit dem ganzen Schmerz der hingebendſten, treueſten, bis über den Tod ausdauernden Freundſchaft traf er den Freund ſchon vom Leben geſchieden ... Bebend trat er an den ausgeſtellten Leichnam, weinte wie ein Kind — ordnete aber doch ſogleich des Freundes graue Locken mit ſeiner Linken und drückte mit der Rechten Armgart's Hand, die ihn gewähren ließ ... Fand er von allen gebeugten Herzen den Ton der natürlichen Ergebung zuerſt wieder und konnte, den theuern, mit ſeinem Leben ſo innig verwachſenen Freund betrachtend, mit liebevollſter Proſa ſagen: „Merkwürdig; eigentlich hat er ſich nicht verändert!" ſo konnte er doch ſein „Er hat mich erzogen!" mit einem Schluchzen ſprechen, wie eine mit vierzig Jahren „mutterlos daſtehende Waiſe" ... Die Verbindung mit Benno war ungetrübt geblieben; ſeine von unermüdlichem Hin- und Herreiſen begleitete Vermittlerſchaft hatte in den ſtürmiſchen letzten Lebensjahren des Freundes die äußerſten Kataſtrophen zu verhindern gewußt ... Jetzt war alles ſo gekommen, wie jener Scherz in den zauberiſchen Tagen auf Villa Torreſani bei Rom nicht ahnen ließ und wie er doch, nach den Regeln der Nemeſis, hatte enden müſſen ...

Armgart und Thiebold konnten an Benno's Leiche noch manche Melodie aus alten Zeiten vernehmen ... Dieſe Melodieen riſſen freilich ſchmerzlich ab — „Durch weſſen Schuld —?" lag in Thiebold's Blicken, als er die hohe, ſo ſeltſam anders, als er erwartet, entwickelte Geſtalt Armgart's betrachtete und an den räth-

ſelhaften Abſchied erinnerte, den ſie ihnen beiden einſt im Schloß zu Weſterhof — ihres Gelübdes wegen — hatte geben können ... Jetzt erdrückte ihn faſt eine Art „Ehrfurcht“ vor Armgart's Geiſt und gereiftem Urtheil ...

Die Veränderung des tiefbetrübten Lebenskreiſes wurde die mächtigſte, als Bonaventura unmittelbar nach Benno's Beſtattung zu ſeiner inzwiſchen in Rom angekommenen Mutter gerufen wurde und in der That der Graf, trotz aller Gährungen ſeines Innern, erklärte, das Bedürfniß zu haben, auch ſeinerſeits den Präſidenten zu begrüßen und deshalb mit Paula den Erzbiſchof zu begleiten ... Monika erglühte über dieſe Ausrede, die einer ganz andern Rückſichtsnahme galt, vor mächtigſter Regung einer Entrüſtung, die ſie ſich nur gerade jetzt in dieſer allgemeinen Trauerſtimmung auszuſprechen ſcheute ...

Ein Glück, daß Thiebold's rege Fürſorge für alle und über alles wachte ... Das Begräbniß des Freundes, die Ausſchmückung des Grabes, das Errichten eines Denkſteins, alles das fiel auf ſeinen Theil und nichts ließ er ſich von dem, „was ſich ja von ſelbſt verſtände“, nehmen ... Er ſagte: „Auf unſerm gegenſeitigen Contocorrent hat Benno noch ſo viel Saldi und Ueberträge zu gute, daß ich ſie in dieſem Leben nimmermehr auslöſchen kann!“ ...

Armgart, wie die Sonne am herbſtlichen Tag, dankte ihm voll wehmüthiger Freude — ſo für ſein Kommen wie für ſein längeres Bleiben — ...

## 9.

Zwiſchen dem Joniſchen und dem Mittelmeer erſtreckt ſich die eine Hufeiſenhälfte des ſüdlichen Italien und berührt in ihrer Spitze beinahe das Haupt der alten Trinacria, Siciliens . . .

Die Scheide zwiſchen beiden Meeren bilden die Ausläufe der Apenninen mit den hohen Bergſpitzen des Monte Januario und Monte Calabreſe . . .

Zwiſchen beiden erhebt ſich eine bewaldete, hier in ſchroffe Felsklüfte zerſpaltene, dort in grüne, weidenreiche, aber engumſchloſſene Thäler ſich abſenkende Gebirgskette, der Silaswald . . .

Wer da weiß, daß man auf dem Aetna, während unten die Dattelpalme und Feige grünt, auf der Höhe von Schneeſtürmen überfallen werden kann, begreift, daß zwar auch der benachbarte Silaswald an ſeinen Füßen und an beiden Meeren hin die ganze Pracht der ſüdlichen Vegetation entfaltet, auf ſeinen Höhen aber und in ſeinen Schluchten den Alpencharakter der Schweiz tragen muß — ſchmale, an reißenden Berggewäſſern hingehende Wege, Thäler, die von hohen Felſen

umgeben ſind, auf denen Adler horſten, Wälder, an die ſich ſeit Jahrhunderten die Axt nicht legte, weil die Mittel und die Kräfte fehlen, die Stämme in die Ebene zu führen . . . Oft wirft die Sonne ihre ſüdlichen Strahlen ſenkrecht in die feuchten Felsritzen und läßt in ihnen eine tropiſche Luft entſtehen, wie in einem Treibhauſe; aber an anderen Stellen pfeift dann wieder durch die offenen Lücken zwiſchen den von Zwergeichen umkränzten Spitzen des Hochgebirgs die Bora ſo eiſig, daß die Hirten ihre ungegerbten Schaffelle, mit denen ſie den nackten Körper bekleiden, über und über zuſammenbinden müſſen wie die Grönländer . . . Weiße ſpitze Hüte decken die ſchwarzbraunen, ſcharfgeſchnittenen Köpfe mit ihren dunkelbraunen Augen, deren lange ſchwarze Wimpern manchen Phyſiognomieen einen ſanften, gutmüthigen Ausdruck geben . . . Andere blicken dafür wieder deſto wilder . . . Die Schaffelle ſind am Leib nach innen, an den Füßen nach außen gekehrt und bis zum groben Holzſchuh hinunter durch Schnüre befeſtigt . . . Ein braunrother Mantel dient als Decke für die Nacht oder gegen die zuweilen urſchnell ausbrechenden Gewitter . . . Die Thätigkeit der Silaswaldbewohner iſt größtentheils Viehzucht . . . Die Ziegen Calabriens, die zu Tauſenden an den ſchroffen Felsabhängen ihre Nahrung ſuchen, während die Hirten den Dudelſack blaſen oder auf der alten Pansflöte vielſtimmiges Echo wecken, liefern jene eleganteſten Handſchuhe von Paris und Mailand . . .

Wer im Silaswald nicht Ziegen treibt oder für Schafe und Rinder die fetteren Weideplätze ſucht oder Kohlen brennt, verlegt ſich auf das einträgliche

Gewerbe des Schmuggels, seit uralten Tagen für dies buchtenreiche Land ein ebenso überliefertes wie der Raub . . . Hier weht die classische Luft, die uns umfängt, wenn wir von den Thaten des Hercules, der die Landstraßen säuberte, von Theseus, von den strengen Gesetzen der Republiken des alten Griechenland lesen . . . Von Osten her weht hellenische Luft, vom Süden sarazenische . . . Flibustierthum ist die eigentliche Lebensbewährung aller dieser am Meer wohnenden Völker, die auch schon deshalb das Leben nicht so ruhig, wie andere, nehmen können, weil unter ihnen der Boden vulkanisch wankt und zu sagen scheint: Was du dir nicht heute genommen vom Ueberfluß der Erde, das verschlingt vielleicht schon morgen der uralte Neid der Götter auf unser Menschenglück — . . .

Wenn sich auf einem zweirädrigen, aber menschenüberfüllten, von einem Pferd und einem Maulthier zugleich gezogenen Karren, der in Kalkstaub gehüllt die Felsenstraße von Cosenza sich hinaufwindet, die Furcht ausspricht, daß auf dem Wege bis Spezzano der Abend hereinbrechen würde und mancher seine kleine Baarschaft an ein mit Flintenläufen unterstütztes: Gott grüß! hingeben müßte, so hatte sie vollkommene Begründung . . . Nur dürfen ebenso die acht Personen, die an dem zweirädrigen Karren wie Bienen an einem Baumast hängen, dem Impresario der Gebirgsdiligença, Meister Scagnarello, Recht geben, der die unausgesetzten, bald liebkosenden, bald drohenden Anstachelungen seiner Thiere mit einem lauten Lachen unterbrach, als ein Handschuhmacher aus Messina in seinem sicilianischen Dialekt noch

von dem furchtbaren Räuber Giosafat Talarico zu meckern anfing und vom Scagnarello hören mußte:

Das wißt ihr also noch drüben nicht, wer euer vornehmer Nachbar geworden iſt? ... Auf Lipari, dicht vor eurer Naſe, könnt ihr den Vater Giosafat und ſeine ganze Familie wie einen Prätore leben ſehen ... Seine Excellenz der Miniſter waren ſelbſt von Neapel nach Coſenza gekommen, ſprachen ein ernſtes Wort mit dem tapfern Mann und für achtzehn Ducati monatlich vergnügt er ſich jetzt auf der Jagd am Strand der See ... Sie klagen in Coſenza, daß ſeitdem ſo wenig wilde Gänſe mit dem Südweſt zufliegen ...

Die Geſellſchaft, die auf dem Karren trotz eines Umfangs deſſelben von nur acht Fuß Länge und ſechs Fuß Breite doch in mehreren Stockwerken ſaß, ordentlich, dem Preiſe nach, ein Coupé, ein Intérieur und eine Impériale hatte, ja noch Körbe, Säcke und Felleiſen in einer wahren Laokoon-Verſchlingung unterzubringen wußte, mußte beſtätigen, daß Meiſter Scagnarello vollkommen Recht hatte ... Nachdem die Regierung in Coſenza damals an einem Tage zwanzig Inſurgenten, die Brüder Bandiera an der Spitze, hatte erſchießen laſſen, mußte ſie wol des Blutes für einige Zeit genug haben ... Del Caretto, gewöhnlich der „Henker Neapels“ genannt, kam nach Coſenza, nahm die Fürbitte des Erzbiſchofs für die durch einen glücklichen Zufall gefangene Bande des Giosafat Talarico, der an Morden und unzähligen Räubereien mit Pasquale Grizzifalcone in der Mark Ancona wetteifern konnte, in ernſte Erwägung und vollzog es wirklich, was

der alte Principe Rucca in Rom und der ſelige Ceccone nur für eine erwägenswerthe Möglichkeit gehalten hatten ... Lipari erhielt den Joſafat zwar nicht als Bürgermeiſter, wie ſich, vor dem Schuß des deutſchen Mönches Hubertus, Grizzifalcone von Ascoli geträumt hatte, aber er lebte daſelbſt freier und vergnüglicher, als Napoleon auf Sanct-Helena ... Mit den achtzehn Ducati hatte es ſeine vollkommene Richtigkeit*) ...

Darum war es aber im Silaswald noch nicht eben viel geheurer geworden ... In Coſenza ſah man ja hinter den Gittern eines Thurms dieſer alten Stadt, wo einſt am Buſento Alarich, der Gothenkönig, ſein geheimnißvolles Grab gefunden, genug halbnackte Gefangene um Almoſen betteln und, wenn ſie keins erhielten, hinterher eine höhniſche Frazze ſchneiden ...

Bis die Diligenza Signors Scagnarello in der Nothwendigkeit war, um der engen Wege willen die Thiere ſo zu ſpannen, daß ſein Maulthier voran, ſein Rößlein hinterher ging, war die Zahl ſeiner Paſſagiere bedeutend zuſammengeſchmolzen ... Der Handſchuhmacher traf die Ziegen, die er erhandeln wollte, ſchon in Pedace, dann wollte er ſich um den unheimlichen Silaswald herum nach Roſſano auf die große Ledermeſſe begeben — ein Männlein war's, wie die feinen Leute dort gehen, in dunkelgrüner Jacke, kurzen braunen Beinkleidern, braunen Strümpfen und ſchwarzen Kamaſchen, mit einem braunen Mantel und einem weißen Hut, ſo ſpitz wie ein Zuckerhut, eine rothe Feder

*) Gregorovius' „Siciliana".

darauf, als gehörte auch er zur Bande des Talarico ... Hinter ihm her wurde vielfach gelacht, auch von zwei Prieſtern, die hier in vergnüglichſter Weiſe ganz zum Volke gehören und oft vertrauter mit den Räubern ſind, als mit ihren Verfolgern ... Zuletzt blieb dem Scagnarelle von Männern nur noch ein Soldat treu, der den Weg von Coſenza zu Wagen machte, obgleich er zu den berittenen Scharfſchützen gehörte — ſein Pferd lag hüftenlahm, erzählte er, in Spezzano, einem Oertchen, das ſonſt keine Beſatzung hatte, heute aber mit Soldaten überfüllt war — eine Erſcheinung, die die Paſſagiere nicht zu ſehr überraſchte, denn wo waren nicht die Truppen jetzt nöthig, um heute eine Verhaftnahme eines noch aus den kaum beſchwichtigten Stürmen der letzten Jahre zurückgebliebenen verſteckten Compromittirten vorzunehmen, morgen eine wiederum drohende neue Conſpiration zu erſticken — Sicilien und Calabrien hatten auch für ihre politiſchen Vulkane geheime Zuſammenhänge genug ...

Außer dem Soldaten blieb auf dem Karren noch eine Frau mit einem Kinde, die weiter wollte als bis Spezzano und ſchon ſeit Coſenza mit Signore Scagnarello in Unterhandlungen ſtand, was ſie wol zahlen würde, wenn ſie die Diligenza noch bis in die letzte fahrbare Gegend des Gebirges benutzte, bis nach San-Giovanni in Fiore hinauf ... Eigentlich wollte ſie zum Franciscanerkloſter San-Firmiano, wo die hierorts bekannte Welt aufhörte; denn jenſeits Firmianos begann die Wildniß, die nur den Räubern, einigen Hirten und den Geiſtern gehört, ſowol den alten

vorthin gebannten claſſiſchen, als welche im Volksglauben beſonders noch Cicero und Virgil ſpuken, wie den neueren muſelmänniſchen, beſonders ſeeräuberiſchen, vorzugsweiſe dem berüchtigten Renegaten Uluſch-Ali und ähnlichen Dämonen, die ſchon manchen hier in die Hölle abholten . . .

Sechs Uhr war es und doch lag das enge Thal, aus deſſen Mitte Spezzano auf einem hochgelegenen Felſen hervorragte, ſchon in einiger Dämmerung . . . Nur das Städtchen ſelbſt oben langte noch in den vollen goldenen Sonnenſchein . . . Der Ort war ſchwer zu erreichen . . . Langſam wand ſich der Weg auf und ab, oft tief hinunter über das brückenloſe wilde Rauſchen hier des Crates, dort des Buſento, die querdurch vom Wäglein mit Sack und Pack paſſirt werden mußten, bald wieder hinauf in die ſteilſte Höhe, wo es dann einen entzückenden, die Phantaſie dieſer Reiſenden wenig beſchäftigenden Fernblick auf das dunkelblaue Meer bis hinüber zu dem Felſeneiland Lipari gab . . . In den Schluchten war die Vegetation die üppigſte, aber kaum ließ ſich begreifen, wie ſich an den ſchroffen Abhängen den Kaſtanienbäumen beikommen ließ, um die ſchweren Laſten, die ſie trugen, abzuernten . . .

In Spezzano, einem Oertchen von einigen hundert Seelen, einem Durcheinander von Lumpen, Schmutz, von wie Wäſche aufgehängten friſchgewalzten Nudeln, von wildwuchernden rieſigen Feigenbäumen an Schuttbauſen alter Caſtellmauern, fanden die beiden letzten Paſſagiere die größte Aufregung durch die Soldaten, die ſchon einen Tag hier campirten . . . Das raſſelte mit langen

ſtutzen, der feindliche General iſt mitten aus ihnen herausentführt, Vandamme bei Culm, Franz I. bei Pavia muß ſich ergeben. Mein Junge, betrachte nur die Entſchloſſenheit unſrer Partei; ſie bringt ihren Raub in Sicherheit, das Gewimmel der Schlacht hört auf, die Reihen halten Stand, das Geſchütz ſchweigt, man ahnt, daß etwas geſchehen iſt, was dem blutigen Tag eine neue Wendung geben muß."

Inzwiſchen hatte ſich aber ſchon das Schickſal in Geſtalt des Gänſejungen auf den Weg gemacht, um dem Räuber die Eroberung ſeines feindlichen Anführers wieder abzujagen. Der Hirt der zerſtreuten Heerde hatte ſchon von dem nächſten, Bache, wo er ſich eben badete, den Seinigen Muth zugerufen, ſo daß dieſe mit den Flügeln jauchzten, wie Homer ſagt, und durch ein volltönendes Geſchrei ihre Hoffnung auf die erwartete Entſcheidung zu erkennen gaben. Der Gänſejunge hatte ſich nur leider in demſelben Bache gebadet, von dem, wir bereits mit allen Sayn-Sayn'ſchen Chirurgen und Apotheken wiſſen, daß er zahlloſe Blutigel enthält, und ſo mußte der Rettungsengel ein Gefühl, das ihm erſt ganz ſanft gethan hatte, jetzt mit einem gewaltigen Entſchluſſe abbrechen und die Blutigel, welche ihm an den Füßen ſaßen, mit den Köpfen drin laſſen, ob er gleich ſie abreißen wollte und ſich damit nur gefährliche Wunden machte. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo würde der Succurs die Stelle des raſenden Ajax, wozu er weit mehr Urſache hatte als Waſſer, übernommen und dieſen mächtig zerzauſt haben; ſo aber flüchtete der Räuber, nachdem er den feindlichen General unterwegs abgeſetzt hatte, den Berg hinauf, wo Blaſedow ſeelenvergnügt war, den Stifter ſo vieler Unordnung zu empfangen. Denn, dacht' er, den werd' ich öfter brauchen können, um Oscarn das

Säbeln über die höckerigen Straßen, die faſt erklettert werden mußten. Die Pferde konnten nur am Zügel geführt werden ... Außer den Reitern gab es ein Detachement Fußſchützen, die zur Schweizerarmee gehörten — Leute, die nicht eben heiter blickten, da die militäriſche Zucht in den Schweizerregimentern von furchtbarer Strenge iſt und die Offiziere gegen die Gemeinen mit einer das deutſche Gemüth wahrhaft verletzenden Unfreundlichkeit verfahren ... Faſt ſcheint es, als hätten die in der Schweiz ſo wenig bedeutenden höhern Anſprüche einiger alten Adelsgeſchlechter, beſonders in den Urcantonen, durch die militäriſche Organiſation der Fremdenregimenter ſich in Rom und Neapel eine Satisfaction für die heimatliche Abſchaffung des Mittelalters holen wollen ...

Was aber mag denn nur vorgehen? fragte jetzt doch Signer Scagnarello, als er ſeinen Pepe, das Maulthier, und ſeine Gallina, das Rößlein, ausſpannte und ganz Spezzano zuſammenlief, um die wichtigen Begebenheiten des Tränkens, Fütterns, Verwünſchens der Wege, Verwünſchens der Fliegen, des Ausſcheltens des noch trinkſcheuen „Pepe", Schmeichelns der alten geduldigen „Gallina" lachend und ſpottend mit durchzumachen — (in Italien geht das nicht anders und Neapel ſcheint vollends die Stammſchule aller Poſſenreißer zu ſein und trotz der ſchönen, edlen, maleriſchen Geſtalten, die überall ſich lehnten und kauerten, den Uebergang vom Affen- zum Menſchenthum zu vertreten) ... Was mag nur vorgehen? rief Scagnarello im Stall ... Die Kopfſteuer haben wir doch ſchon am Erſten bezahlt

und die Vettern des Talarico — die hoffen ja auch auf ihre Anſtellung beim Zollfach und halten ſich . . . Das Feſt der Madonna von Spezzano iſt erſt übermorgen und zu unſerer Illumination, ſeh' ich, hilft von den Soldaten Keiner, obgleich die Offiziere beim Pfarrer wohnen . . . Die Swizzeri bringen uns nie etwas, ſondern holen nur . . . Von Spezzano —! . . . Unſer armes, frommes Spezzano! . . . Bauen ſie nicht ſchon wieder der heiligen Mutter Gottes einen Triumphbogen und die Bora hat erſt zu Maria Aſcenſione alle Lampen zerbrochen —! . . .

Von den durch die letzten Abſtrafungen revolutionärer Regungen gründlich abgeſchreckten Bewohnern Spezzanos konnte niemand dieſe ſtarke Einquartierung begreifen, noch auch von den Soldaten, die ihre eigene Verwendung nicht kannten, darüber eine Aufklärung erhalten . . . Ein bunter Kreis bildete ſich um das von Scagnarello gehaltene Gaſthaus, die „Croce di Malta", wo ſeine Giacomina die Militärchargen bewirthete und des Hausherrn Einmiſchung in ihr Departement nicht litt . . . Die Offiziere hörten dem Handel der von Coſenza mitgekommenen jungen Frau zu, die, ihr Kindlein im Schoſe, auf einem verwitterten Steinblock ſaß und ihre Weiterreiſe nach San-Giovanni in Fiore in die Wildniß hinein und zwar aufs lebhafteſte erörterte . . . Alles bewunderte den Muth Scagnarello's, der ſich bereitwillig fand, nach einer einſtündigen Raſt ſeines Pepe, noch bis in die ſpäte Nacht hinaus in die Berge zu fahren. Die alte Gallina beſaß die Ausdauer nicht, wie der wilde ohrenſpitzende Pepe, dem die Freuden im „Torre del

Mauro", dem beſten und einzigen Wirthshaus von San-Giovanni in Fiore, ſo lebhaft von ſeinem Herrn geſchildert wurden, als müßte die ganze außergewöhnliche Unternehmung, die der Frau baare zwei Ducati (Thaler) koſtete, erſt von ſeiner gnädigſten Zuſtimmung abhängen . . .

Die Frau, die ſich ihrerſeits des freundlichſten Geſprächs der auf guten Erwerb bedachten Gastronima zu erfreuen hatte, kam aus Nocera, das über Coſenza hinaus dicht am Meere liegt . . . Sie hätte ihrem Kinde zufolge noch jung ſein müſſen; aber ſie trug ſchon, wie hier überall die Frauen, die Spuren zeitigen Verblühens . . . Sie war die Frau eines Krämers in Nocera und konnte ſich etwas zu Gute thun auf die Feinheit ihres Hemdes, das mit ſchönen Spitzen beſetzt theils über ihr Mieder hinauslugte, theils an den Achſeln ſichtbar wurde, wo die Aermel ihres braunen Kleides nur durch Schnüre am Leibchen befeſtigt waren . . . Auf dem Kopf trug ſie ein rothgelbes Tuch, das in Ecken gelegt flach am ſchwarzen Scheitel auflag und mit ſeinen Enden, die mit gleichfarbigen Franzen beſetzt waren, an ſich gar ſchelmiſch in den Nacken fiel . . . Die ſchwarzen Augen der ſonſt ſchmächtigen und behenden Frau gingen hin und her, ſchon vor Aufregung über die wilde Bewegung in dem ſonſt ſo friedfertigen Spezzano . . . Ihre kleine Marietta zappelte bald nach den bunten Lampen, die ſchon an den Gerüſten für das Madonnenfeſt hingen, bald nach den bunten Uniformen der Soldaten, von denen einige Liebkoſungen mit ihr wechſelten wie „Biſch guet?" „Wilſch Röſſli reita?" und ähnliche deutſche

Herzenslaute, die auch keineswegs der Mutter in ihrem Sinn verloren gingen; denn auch ohne Wörterbuch, und keineswegs nur durch den Austausch von Blicken und Geberden, verstehen sich in guten Dingen alle Nationen — nur Haß und Eigennutz hat die Verschiedenheit der Sprachen erfunden ... Durch den dolmetschenden Beistand der Umstehenden kam es heraus, die Frau war an den Gewürzkrämer Dionysio Mateucci in Nocera verheirathet, hieß ursprünglich Rosalia Vigo und wollte nach San-Firmiano, wo ihr Bruder im Kloster lebte ...

Auf diese Mittheilung hin belebten sich Scagnarello's Züge und niemanden mehr, als dem Pepe wurde nun voll Staunen und Verwunderung die ganze Geschichte dieser Frau erzählt ... Die Rosalia Vigo! Die Schwester des ehemaligen Pfarrers von San-Giovanni in Fiore! ... Das ist nur gut, daß Herr Dom Sebastiano (der Pfarrer von Spezzano) beim Erzbischof in Cosenza ist — denn noch in seiner letzten Predigt an Mariä Ascensione nannte er ihren Bruder einen Unglücklichen, der im Fegfeuer noch einmal so lange sitzen müsse als andere, weil ihm sein geschorenes Haupt mit heiligem Priesteröl gesalbt wäre und bekanntlich Oel im Feuer nicht eben löscht ... Scagnarello war nunmehr auf die interessantesten Neuigkeiten und noch ein ganz besonders gutes Trinkgeld gefaßt ...

Vollends hörte er von der Absicht der Schwester des Pfarrers, ihren geliebten Bruder wol gar aus San-Firmiano ganz abzuholen und mitzunehmen ... Der seitwärts schielenden Blicke einiger alten Bettler von Spezzano, des Murmelns einiger Graubärte, der Bekreuzigungen

einiger Matronen, die Hexen nicht unähnlich ſahen, achtete Scagnarello nicht — obgleich er alles zu deuten verſtand und vollkommen wußte, wie ſehr es eine ganz eigene Bewandtniß hatte mit der Geſchichte des Pfarrers von San-Giovanni in Fiore . . . Ach, auch Roſalia Matteucci verſtand, warum einige alte Schäfer, die in der Nähe ſtanden und den Soldaten gegenüber ihre Flinten, über ihre Schaffelle hinausragend, mit aller Keckheit trugen — ſie wollten zur Meſſe nach Roſſano — auf ihre großen Hunde blickten und deren Bläſſe berührten, die der Pfarrer von Spezzano mit Weihwaſſer beſprengt hatte . . . Pepe und die Gallina und alle Pferde, Eſel und Maulthiere, alle Hunde und Katzen, überhaupt was nur irgend mit dem Menſchen hier in näherem Umgang lebte — das wilde Heer des nächſten Umgangs der Flöhe u. ſ. w. ausgenommen — hat in Italien durch Prieſters Hand die Heiligung empfangen*) . . .

Mit dem allgemeinen, die junge Frau mehr beſchämenden, als erhebenden Rufe: Das iſt die Roſalia Vigo! Die Schweſter des Pfarrers von San-Giovanni in Fiore! fuhr die Schweigſame und nun recht in Gedanken Verlorene endlich nach ſieben Uhr aus dem noch hellſonnigen Spezzano in die ſchon dunkeln Felſenſchluchten nieder . . . Schauerlich durfte es ihr erklingen, als am Fuß des Felſens, auf dem Spezzano liegt, ein Schweinehirt, der dem auf dem zerbröckelten Geſtein des Weges hin- und hergeſchleuderten Karren Platz machte, ihr einen Will-

*) Ueblicher Brauch.

kommen und Abſchied auf einer rieſigen Meermuſchel blies . . .

Scagnarello offenbarte im Fahren dem Hirten, der ihnen folgen konnte — ſogleich ging es wieder bergauf — ſein abenteuerliches Unternehmen, noch in die lichte Mondnacht hinaus bis in den Torre del Mauro von San-Giovanni fahren zu wollen . . . Rühmte er ſich auch nicht, mitzutheilen, was er damit verdiente, ſo ſchilderte er doch die Fahrt als eine, die ſich ſchon allein durch die guten Leute von San Giovanni belohne . . . Im Grunde alles nur, um die vollere Zuſtimmung des Pepe zu gewinnen, deſſen beide Ohren an dem furchtbaren Klange der Muſchel einen muſikaliſchen Genuß empfunden haben mußten; Pepe ſchlich, wie in ſehnſuchtsvolle Gedanken verloren . . .

Auch Roſalia blieb nachdenklich . . . Ohnehin an Unterhaltung durch den Lärm der rauſchenden Gewäſſer, die wieder ohne Brücken zu paſſiren waren, gehindert, begann ſie ihre Marietta in Schlummer zu ſingen . . . Sie brachte dies zu Stande nicht etwa durch ein heiteres Wiegenlied, ſondern durch einen einzigen, lang gehaltenen Ton in A . . . Dieſen ſetzt die italieniſche Mutter ſo lange endlos fort, bis ihr Kindchen einſchläft . . . Eine Melodie würd' es ja wach erhalten — . . .

Auch Scagnarello rief ſeinem Pepe unausgeſetzt ein Wort, das freilich im Gegentheil ein Wachbleiben und muntres Traben hervorrufen ſollte: Maccaroni! . . . Der Neapolitaner legt dabei den Ton auf die letzte Silbe . . . Soll es dem Zugthier die Hoffnung erwecken, am erreichten Ziel ſeines Führers Lieblingsſpeiſe theilen zu dürfen,

oder ist es noch ein alter Rest der hier einst üblich gewesenen Griechensprache, wo Μακάρι! ein Schmeichelwort war, wie: Du altes gutes Haus!" —? Gleichviel, Pepe that sein Möglichstes . . . An die Stelle der Liebkosungen traten freilich auch zuweilen die in Italien üblichen energischen Peitschenhiebe . . .

Zur Linken sah man nach einer Stunde nichts mehr, als einen Wald von riesigen Farrenkräutern, die sich zum Ufer des auf dem Gebirgskamm entspringenden Neto niederzogen . . . Zur Rechten starrte die schroffe Felswand . . . Jenseits der Anhöhe leuchteten noch in der Sonne die Kronen eines Buchenwaldes, die dann jede weitere Aussicht versperrten . . .

Miracolo! . . . begann jetzt Seagnarello; ihr sagt, Euer Bruder würde San-Firmiano verlassen können und wieder nach San-Giovanni in seine Pfarre kommen, die er vor zehn Jahren — der Aermste —! — hat verlieren müssen? Warum doch? . . .

Die Frau unterbrach ihr Singen und mußte die kleine Marietta aufheben, die sich noch nicht ganz wollte zum Schlafen bändigen lassen . . .

Ihr glaubt, sagte sie, auf eine solche Pfarre, wo die Birnen aus nichts, als kleinen Steinen bestehen? . . . Nein, ich glaube nicht, daß in San-Giovanni auch jetzt noch ein anderer Wein wächst, als den zu meiner Zeit kaum die Ziegen getrunken hätten . . . Signore! Nein! . . . Seine Excellenza hat mir eine bessere Hoffnung gemacht . . . Mein Bruder wird Pfarrer zu San-Spiridion in Nocera . . .

Ho! Habt ihr Euch nicht versprochen, Frau? brach

Scagnarello in Erſtaunen aus und Pepe benutzte ein Sichumwenden ſeines Herrn, um ſogleich ſtill zu halten ... San-Spiridion in Nocera? ... Da tauſcht er ja mit keinem Erzbiſchof drüben in Sicilien ... Dies ſetzte er mit einem Avanti! und einem tüchtigen Peitſchenhieb hinzu ... Freilich — in Sicilien hab' ich ein Kloſter gekannt, wo die Brüder verhungerten, wenn ſie nicht abends mit der Flinte aufpaßten, ob Engländer vom Aetna kamen ... Aber in Nocera ſoll Euer Bruder Pfarrer werden! ...

Scagnarello war gutmüthig genug, ſeine Meinung: „Ich dachte, daß ihm ſowol im Jenſeits, wie ſchon hienieden die ewige Verdammniß beſtimmt iſt" — nicht auszuſprechen ...

Bei San-Gennaro! ſagte die Schweſter Paolo Vigo's; ich dächte, daß er ſich dieſe Auszeichnung redlich erworben hat ... Zehn Jahre hat er büßen müſſen und die Heiligkeit iſt er ſelbſt geworden ...

Wißt Ihr für ganz gewiß, daß ſie ihn losgeben? äußerte Scagnarello mit beſcheidenem Zweifel und der giftigen Rede des Pfarrers von Spezzano gedenkend ...

Der heilige Erzbiſchof von Coſenza, fuhr die Frau fort und reichte ihrem mildurtheilenden Führer, der die ſchlimmen Anſichten der übrigen Bewohner von Spezzano gegen ihren Bruder nicht zu theilen ſchien, eine Flaſche Wein aus einem ihr zu Füßen ſtehenden großen Korbe, der mindeſtens auf eine Woche mit all' den Dingen verſehen war, die man, nach ihrer Erfahrung, hinter San-Giovanni in Fiore nicht mehr als in der Welt auch nur gekannt vorauszuſetzen berechtigt war — der heilige Erzbiſchof von Coſenza, ſagte ſie zuverſichtlich, hat es noch geſtern

betheuert . . . Ich bin dreimal von Nocera herübergekommen und jedes mal war der heilige Herr liebreicher und gnädiger mit mir . . . Alles hab' ich ihm erzählt, warum mein Bruder ins Unglück gekommen ist — . . .

Redet nur nicht davon! . . . unterbrach sie jetzt Scagnarello mit einigem Schaudern, die Flasche zurückgebend, aus der er einen kräftigen Zug gethan hatte . . . Der Trunk hatte, schien es, sein Gedächtniß gestärkt, das ihm anfangs versagte, als es sich um den Gewinn von zwei Ducati handelte . . .

Rosalia Mateucci nahm die Flasche, stellte sie wieder in den Korb und schwieg in der That . . . Sie verstand vollkommen, daß es gewisse unheimliche Dinge im Leben ihres Bruders gab, von denen man in solcher Abenddämmerung und in der stillen Gebirgswildniß nicht sprechen soll . . . Ohnehin galt der Silaswald für verzaubert . . . Es ist dies die Ruhestätte, wo noch immer der „große Pan schläft" . . . In Abenddämmerung begegnen uns hier noch Satyrn mit Bocksfüßen und Hörnern genug, sehen aus den Bäumen noch nickende langhaarige Dryaden, ertönt oft noch ein schrilles Lachen in der Luft und niemand weiß, wo all die vergessenen Schelmerein des Alterthums am Tage sich versteckt halten; des Nachts sind sie da . . .

Rosalia Mateucci begann wieder ihr Wiegenlied . . .

Die Sonne war höher und höher an die Buchengipfel gestiegen und endlich ganz verschwunden . . . Schon hatte der Mond sich in dem weiteren Himmel, der auf kurze Zeit jetzt zur Rechten sichtbar wurde, mit silbernem Glanze gezeigt . . . Die Straße, die eigentlich

nur ein jetzt ausgetrocknetes Flußbett war, zwängte sich durch zwei Felsen, die sich so nahe standen, daß sie oberhalb, einige hundert Fuß höher, durch eine Brücke hätten verbunden werden können . . .

Scagnarello wußte nun allmählich im vollen Zusammenhang, daß seine Passagierin Rosalia Vigo, die jüngste Schwester ihres Bruders Paolo Vigo war, der in Neapel Theologie studirt hatte und doch nur die ärmste Pfarre der Welt, zu San-Giovanni in Fiore im Silaswalde, gewann . . . Ein feuriger, muthiger, wissensdurstiger Jüngling, hatte er aber diese Pfarre bereitwilligst angetreten, weil sie mit einer Aufsicht über das naheliegende Kloster San-Firmiano, eine Art geistlicher Strafanstalt, verbunden war; andererseits weil das Innere des theilweise unzugänglichen Silaswaldes noch von Ketzern bewohnt sein sollte, welche sich aus urältesten Zeiten dort erhalten haben und mit zerstreuten Anhängern in Verbindung standen, die an gewissen Tagen, auf nur ihnen bekannten Wegen, dort zusammenkamen*) . . . Seinem jugendlichen Glaubenseifer hatte sich die Bekämpfung und Ausrottung dieser Secte gerade empfohlen ... Die Ketzer trieben Zauberei, besonders mit Hülfe der Bibel ... Da erfuhr dann aber alle Welt, daß im Gegentheil auch Paolo Vigo plötzlich von ihnen verwirrt wurde, die Bibel auf die Kanzel von San-Giovanni mitbrachte und auf Denunciation des Pfarrers von Spezzano suspendirt, ja nunmehr selbst in jenes Kloster der Pönitenten verwiesen wurde, wo er hatte erziehen und bessern wollen . . .

*) Ph. J. von Rehfues' Schriften.

Urplötzliche in den Situationen der Schlachten, Streifcorps-Ueberfälle und ähnlicher Kriegsgott-Offenbarungen zu enthüllen. Oscar war auch sehr für Wasser eingenommen und hatte Humor genug, um an der Unterrichtsmethode Blasedow's seinen Spaß zu haben.

Dieser nämlich benutzte Alles, was ihm nur Streitsüchtiges in den Weg kam, um der Phantasie des Schlachtenmalers fortwährend Nahrung zu geben. Statt zu versöhnen, wo es Zank und Hader gab, statt eine Heerde Schafe, die von einem zottigen Hunde zur Ordnung zusammengebissen wird, zu bemitleiden, stellte er Oscarn alle Vorfälle dieser Art als Studien nach der Natur hin und pries ihn glücklich, daß er auf dem Lande lebte, wo die Natur und die Leidenschaft noch nicht unter der allmächtigen Zuchtruthe der Polizei ständen. Jeden Lärm im Hause oder im Dorfe mußte der Schlachtenmaler benutzen, um sich daraus Gruppen zu bilden. Oft wünschte Blasedow, es bräche im Dorfe einmal ein allgemeines Handgemenge aus oder wenigstens, um ein Bild der Unordnung zu haben, der Kirchenchor bräche ein und einige andächtige Christen stürzten in das Schiff hinunter. Alles von dieser Art war ihm erwünscht, wenn sein ältester Sohn nur gerade zugegen war. Dieser durfte keinen Sonntag vorübergehen lassen, ohne dem Vater zu erzählen, was er im Kruge für Scenen erlebt hatte. Die Beredsamkeit und malerische Auffassungskraft des Schlachtenmalers entzückte Blasedow. Es waren immer homerische Scenen, die Oscar von Zweikämpfen und allgemeinen Aufständen zu erzählen wußte; es war immer ein abgerundetes Ganze, das der Bericht Oscar's einrahmte, und der Vater dachte: Fehlt auch noch der Farbenschmelz, so rechne ich diese einfachen Erleb-

Der Guardian dieſes Kloſters mußte in San-Giovanni ſolange die Meſſen übernehmen, während die übrigen pfarramtlichen Handlungen von Spezzano aus verrichtet wurden . . .

Roſalia Mateucci wußte gegen die Auffaſſung des Pfarrers von Spezzano und des Signor Scagnarello über ihren Bruder an ſich nichts einzuwenden . . . Doch behauptete ſie, daß ihr Bruder, wenn auch eine Zeit lang von Zauberern verblendet, doch nie im Stande geweſen wäre, in die unkatholiſchen Greuel mit einzuſtimmen . . . Daß Paolo Vigo beſchuldigt wurde, vorzugsweiſe gegen Einen, den auch Scagnarello vollkommen als einen gefürchteten Hexenmeiſter kannte, Nachſicht geübt zu haben — das alles ließ ſich nicht wegleugnen . . . Auch nicht die haarſträubende Geſchichte von einem feuerſchnaubenden, geradezu aus der Hölle gekommenen Hunde, welcher auf dem Markt von San-Giovanni in Fiore einſt laut geredet und die Seele des Pfarrers in ſeine Gewalt zu bekommen begehrt haben ſollte, obgleich derſelbe ihn dann mit eigener Hand todtſchoß . . . Scagnarello wußte das alles und ſagte beim Anſtreifen an dieſe unheimlichen Erinnerungen: Bitte! Bitte! — fragte aber doch, ob ſich die Frau noch des Skeletts erinnerte, das dazumal ihren Bruder um den Tod des hölliſchen Hundes ſo in Harniſch gebracht hätte? . . .

Des Frà Hubertus! ſagte die Frau mit einem halb beklommenen, halb freudigen Tone . . . Er lebt noch . . . Ich weiß es ja —! . . .

An ſeinen Knochen kann man zwar von Fleiſch kein Pfund mehr zählen! entgegnete Scagnarello, aber —

gewiß lebt er noch — und ich will Euch nur gestehen — ich hätte mich nicht heute Nacht noch in den Wald gewagt, könnten wir nicht hoffen, noch den Bruder Hubertus einzuholen . . .

Heilige Mutter Gottes! rief die Frau freudig erregt und wagte die gefährlichste Stellung von der Welt in Scagnarello's zweirädrigem Karren. Sie stand auf, hielt ihre schlafende Marietta mit Gefahr, selbst überzustürzen, im Arm und reckte spähend den Hals in die Weite . . . Saht Ihr denn den Frà Hubertus? rief sie und lugte in die dunkle Ferne . . .

Beruhigt Euch! sprach Scagnarello und bezog diese Aufregung misverständlich auf eine Anwandlung von Furcht . . . Wenn ich meiner Frau, meinen Kindern und dem Pepe zugemuthet habe, mich bis Mitternacht noch auf die Straße zwischen Spezzano und San-Gio hinauszulassen, so ist es, aufrichtig gesagt, geschehen, weil ich hörte, daß Frà Hubertus uns ein paar hundert Schritte voraus ist . . . Denn was der Frate nun auch sein mag, ob ein Russe oder von Geburt ein Türke, wir alle haben ihn hier anfangs gleichfalls für den leibhaftigen Boten der Hölle gehalten — ja da erst gar, als er den fremden Mann nicht weit von hier in den Neto gestoßen —! . . .

Ich bitte Euch! . . . sagte die Frau sich niedersetzend . . .

Aber habt darum keine Furcht! fuhr Scagnarello fort . . . Holen wir den Bruder ein, so haben wir mit ihm ein Regiment Soldaten . . . Der Pfarrer von Spezzano, im Vertrauen gesagt, mag ihn noch jetzt nicht — aber darum hat der Bruder, der soeben in Neapel war, doch hohe Gönner und Beschützer und, was seine Leibeskräfte

anlangt, so kenn' ich manchen, der ihm noch jetzt abends aus dem Wege geht — . . .

Er war in Neapel — Und ist zurück! . . . Ich weiß es ja — weiß alles — . . . rief Rosalia freudig und verstummte dann. Letzteres zum Aerger Scagnarello's . . . Er merkte, daß es etwas ganz Neues aus dem Leben seiner Passagierin zu erfahren gab . . . Diese wich seinen Fragen aus und versank in eine wehmüthige Stimmung . . .

Es knüpften sich ihr aus der Zeit, wo sie vor Jahren ihres Bruders Wirthschaft in San-Giovanni geführt hatte, an diesen „Bruder mit dem Todtenkopf" Erinnerungen voll Schrecken . . . Ihr Bruder Paolo hatte lange liebevoll für die Seinigen gesorgt, hatte ihnen jede Ersparniß nach Salerno, wo sie her waren, geschickt, hatte, der gute Sohn, die Gebühren seiner ersten Messen nur seiner Mutter verehrt . . . Zwei Jahre war sie dann bei ihm im Silaswalde gewesen und hatte das Ihrige gethan, ihm einen so traurigen Aufenthalt einigermaßen erträglich zu machen . . . Aber Paolo Vigo verfiel in Melancholie, zumal durch die Nähe des Klosters San-Firmiano selbst . . . Seinem Gemüth mußte es schmerzlich sein, so viel verabscheuungswürdige Priester kennen zu lernen, die in jenem in Felsen eingezwängten, eine melancholische Aussicht in eine düstere Waldgegend bietenden Kloster leben mußten . . . Außerdem lebten hier alle ehrlichen Leute damals im Kampf mit Giosafat Talarico . . . Die Räuber der Abruzzen, die Genossen des Grizzifalcone, standen mit denen Calabriens in einem Schutz- und Trutz-

bündniß und bedrohten unausgesetzt die Sicherheit der Einsamwohnenden . . . Schon waren aus dem Kirchlein in San-Giovanni die heiligen Geräthschaften des Opferdienstes gestohlen worden . . . Kein Wunder, daß der Pfarrer sich mit Waffen versah und zu jeder Zeit eine geladene Flinte über seinem Bett hängen hatte . . . Nun geschah es aber eines Tages, daß die Bewohner von San-Giovanni in der größten Aufregung durcheinander rannten, auf dem Marktplatz, dicht vorm Fenster des Pfarrers auseinander flohen und sich in ihren Häusern versteckten . . . Rosalia und ihr Bruder traten ans Fenster und erkundigten sich nach dem Grund des lauten Geschreis . . . Da hieß es, im Orte wär' ein toller Hund . . . Vom Fenster aus erblickte man in der That ein wandelndes Thiergerippe, die Zunge lang aus dem Munde hängend, die Haare borstig aufwärts gebäumt — es war ein Hund, der einem verhungerten Wolfe glich . . . Kaum konnte das entsetzliche Thier sich aufrecht erhalten . . . Schon knickte es zusammen und taumelte dann wieder wildschnappend auf, bis es aufs neue zusammensank . . . Der Pfarrer erwies den Bewohnern von San-Giovanni die Wohlthat, in rascher Regung die Flinte zu ergreifen, abzudrücken und das Ungethüm niederzuschießen . . . Und eben die Folgen dieser raschen That waren die seltsamsten . . . Sie lagen in Schleier gehüllt, endeten aber damit, daß Rosalia's Bruder oft tagelang abwesend war, mit dem Bruder Hubertus gesehen wurde, sogar einen Ziegenhirten in San-Giovanni, der schon seit lange für einen Ketzer galt, an seinen Tisch nahm, zuletzt mit der Bibel auf der Kanzel

erſchien und in einer Weiſe predigte, die einen ſo großen Anſtoß erregte, daß ihn ſein Diöceſanbiſchof ſuspendiren mußte . . . Man ließ ihn bis auf Weiteres im nahgelegenen Kloſter wohnen und verbot ihm ſeine kirchlichen Functionen und Reden . . . Aus dieſer proviſoriſchen Maßregel wurde ein Zuſtand, welcher Jahre dauerte und nicht mehr enden zu wollen ſchien . . . Die Stolgebühren von San-Giovanni behagten auch dem Don Sebaſtiano von Spezzano . . .

Scagnarello war durch die Hoffnung, bald den rieſenſtarken Bruder Todtenkopf einzuholen, ſo ermuthigt, daß er, trotz der ſchauerlichen Einſamkeit, wagte, auf alle dieſe unheimlichen Dinge anzuſpielen . . . Es iſt eine Pflicht unſerer Seelenhirten, ſagte er nach einer Betrachtung über feurige Hunde, die ſich öfters hier den Schäfern nächtlich zugeſellen, für das geiſtige und leibliche Wohl der Ihrigen zu ſorgen . . . Der Pfarrer in Spezzano iſt gewiß ein Santo, aber auch er heilt die Kröpfe und kann Geiſter bannen . . . Meinen Pepe da hat er mit allen Weihen verſehen . . .

Roſalia Mateucci hatte das Thema des verhängnißvollen Hundes verlaſſen . . . Scagnarello richtete jedoch mit umſpähender Miene an ſie die Frage:

Frau — noch ſeh' ich den Bruder Franciscaner nicht — ſagt: Iſt es wahr, hat der den Hund ganz feierlich begraben—? . . .

Kaum war das aus der Hölle gekommene Thier, erzählte ſie, gefallen, ſo kam, wie wir damals glaubten, ein Abgeſandter des Satans, der die ihm verfallene unreine Seele abholen ſollte . . . Auf dem Platz

erſchien ein langer hagerer Mönch mit einem Todtenkopf, der, wie die Magd erzählte, im Kloſter Firmiano vor kurzem erſt Herberge gefunden hatte ... Die Kinder liefen ihm aus dem Wege — eine Sprache hatte er, wie unſer Truthahn, wenn ich mein rothes Kleid anziehe ...

Das alles hat ſich geändert! unterbrach Scagnarelle ... Jetzt fürchten ihn nur noch die Leute mit zu langen Flinten und beſonders der Schmied von Spezzano ... Denn ein Hufeiſen bricht er wie trockene Nudeln entzwei, wenn die Arbeit ſchlecht iſt ... Gäule heilt er, die ſchon unter den Galgen kommen ſollten ... Talarico! Der bekam Angſt vor ihm, als er hörte, daß das der Frate war, der in Rom dem Grizzifalcone den Garaus gemacht ... Nun, bei San-Firmiano! Der heilige Vater hat ihn auch gewiß nur hergeſchickt, daß er's dem Gioſafat ebenſo machen ſollte ... Signora, ich hörte aber doch — mit dem Hund hatt' es Dinge auf ſich, die einen guten Chriſten um die Abſolution bringen können ... Andere meinen, der Alte mit dem Todtenkopf hat wenigſtens ſeitdem nichts mehr mit der Hölle ... Ein Heiliger iſt's geworden, wie nur der Erzbiſchof von Coſenza auch — und — Euer, unter uns geſagt, vortrefflicher Bruder — ...

In voller Glückſeligkeit über dieſe Anerkennung ſagte Roſalia:

Ja, Signor! ... Ich glaube es für gewiß, daß Frà Hubertus ſich zu Gott gebeſſert hat ... Gerade von ihm hat mir der heiligſte Erzbiſchof von Coſenza geſagt: Geht getroſt, liebe Frau! Bis Ihr in San-Giovanni in Fiore ſeid, iſt Frà Hubertus von Neapel zurück

gekehrt ... Und nun iſt er da ... Und ich denke doch, es muß alles gut werden ...

Scagnarello erhielt noch einmal die Flaſche, leerte ſie und lobte ſehr den Wein von Nocera ...

Auf ſeine Frage, was nur der Todtenkopf in Neapel gethan hätte, erhielt er die Antwort:

Der heilige Erzbiſchof ſchickte ihn nach Neapel, um ſein Begehren beim rechten Mann vorzubringen ...

Beim rechten Mann? ... wiederholte der Kutſcher .. Und welches Begehren — ...

Daß die Bewohner von San-Firmiano nicht mehr — wie die Canarienvögel von Coſenza gehalten werden ... Sind ſie denn nicht alle Santi geworden? Hat mein Bruder ſie nicht bekehrt? Hat der Todtenkopf ihnen nicht allen die Schrecken der Hölle zu Gemüth geführt, die er ſo gut kannte —? ... Ich ſage Euch, bis nach Nocera hin ſteht das Kloſter im Geruch der Heiligkeit —! ...

Scagnarello wußte vollkommen, daß unter den Canarienvögeln die gelbgekleideten Galerenſträflinge zu verſtehen ſind, die in Neapel öffentlich im Dienſt der Straßen- und Hafenpolizei arbeiten müſſen ... Auch über die gute Aufführung der Bewohner von San-Firmiano herrſchte nur Eine Stimme und Alle wußten, daß Dom Sebaſtiano darüber nicht reden konnte, ohne ſo zornig zu werden wie ein Puterhahn ... Nach einer ſeiner letzten Predigten gab es Tugenden, die blos vom Teufel kämen — ... Doch war Scagnarello vorſichtig und hielt ſeine Meinung zurück ...

Die Einſamkeit, welche dann und wann nur vom

Gruß eines Hirten oder eines mühsam ausbiegenden Eseltreibers unterbrochen wurde, hörte bei Annäherung an San-Giovanni auf . . . Es wurde lebhafter rings im Gebirge . . . Zwar war die Nacht nun ganz hereingebrochen, Nebel stiegen auf, welche die Feuchtigkeit der Luft so vermehrten, daß Scagnarello und Rosalia ihre braunen Mäntel übernahmen; der mondscheinblaue Luft- und Nebelhauch gab den grünen Waldabhängen, den einzelnen Wiesenteppichen eine geisterhafte Beleuchtung; aber, wo der Strom der Gewässer am Wege nicht zu rauschend stürzte, da hörte man deutlich und von mannichfachem Echo weitergetragen, das Locken und Rufen der Hirten an ihre Heerden, die zur Nachtruhe unter den mächtigen Eichen sich lagerten, hörte das Blasen einer einsamen Schalmei oder an einer andern Stelle das unaufhaltsame und unerschöpfliche Lungen voraussetzende Schnurren eines Dudelsacks . . . Jagdschüsse erschollen sogar zuweilen dicht über den Häuptern der Gefährten und machten den Pepe stutzig und unterbrachen dann die Reise durch ein Intermezzo von Apostrophen, die Scagnarello an die Vernunft des Thieres richtete . . . Tüchtige Peitschenhiebe unterstützten die Beweiskraft . . .

Um ein verhältnißmäßiges Stück war man schon ganz in die Nähe San-Giovannis gekommen . . . Rosalia erkannte die Gegend . . . Die mit Früchten überladenen Kastanienbäume, die zuweilen am Wege standen, rauschten ihr wie mit vertrautem Gruß . . . Dort stand ein altes Gemäuer, das der urältesten Zeit Groß-Griechenlands angehörte . . . Der Mond schien durch die zer-

klüfteten Fenſter . . . Sie kannte jeden dieſer, bald als Aufbewahrungsort des friſchgemähten Heus, bald als Verſammlungsort der Hirten bei Unwettern benutzten Orte . . . Ihr Herz wurde ihr immer frohbanger und zagendhoffnungsvoller . . .

Scagnarello erzählte jetzt von einem Stein, an welchem ſie bald angekommen ſein müßten, wo Frà Hubertus vor Jahren mit jenen zwei Männern gerungen hätte, die im Silaswald umirrten und die „Freimaurer", welche ſpäter in Coſenza erſchoſſen wurden — die Bandiera und ihre Genoſſen — verrathen wollten . . . Denen begegnete „dort oben am Kreuz", erzählte er, der Bruder mit dem Todtenkopf, redete den einen, den er kannte, in fremder, ich glaube ruſſiſcher Sprache an und warf ihn jählings von oben da am Kreuz hinunter in den Neto . . .

Die Bürgersfrau von Nocera, die ſich auf Betrieb des Bruders vortheilhaft mit einem Verwandten verheirathet hatte, war in dieſen Ereigniſſen bewandert . . . Sie konnte leſen und ſchreiben und führte ihrem Mann ſein Hauptbuch . . . Was im Silaswald vorging, hatte ſie ſeit Jahren um des geliebten Bruders willen mit dem größten Intereſſe verfolgt . . . Lebhaft ſtand ihr in Erinnerung, wie man ſich damals gewundert, warum der fremde Mönch, ein Sohn des heiligen Franciscus, wiederum auch für dieſe wilde That ſo heil und ungeſtraft davonkam . . . Diesmal wie bei Gelegenheit der immerhin bedenklichen Todesart des Grizzifalcone . . . Roſalia ſprach noch jetzt dies Erſtaunen nach . . .

Er hat gute Freunde, ſagte Scagnarello . . . Er hat ſie da, wo ſie am meiſten nützen können — in Rom

. . . Und wenn man Rom hat, hat man Neapel . . . Damals, als der Freimaurer in den Neto flog, sah und hörte man lange nichts mehr vom Frá Hubertus . . . Mit Einem mal war er wieder da und der Sindico von Spezzano zog den Hut vor ihm ab . . . Hätte der Bruder die Weihen, er wäre längst in San-Firmiano Guardian . . .

Rosalia kannte alles das und schwieg, in Hoffnung auf die Geltendmachung eines so großen Einflusses in Neapel . . .

Nach einer Weile fragte Scagnarello:

Signora — wart ihr denn auch schon dazumal an — den — ich meine, an den Bluteichen —? . . .

Die Frau erschrak über diese Frage und schwieg . . .

Ich meine, habt Ihr ihn nie gesehen? fuhr Scagnarello leise und lächelnd fort . . .

Die Frau wußte vollkommen, was und wen Scagnarello mit seiner Frage meinte . . .

Hm! Hm! räusperte er sich und fuhrt fort: Ich möcht' es, bei San-Gennaro, auch einmal wagen und ihn besuchen . . . Nur um die Nummern zu hören, die ich im Lotto spielen soll . . . Da war ein Mann von Cotrone — wißt Ihr, was er dem gesagt hat, als der die nächsten Nummern hören wollte, die herauskommen —? . . .

Er sollte arbeiten und auf Gott vertrauen —? . . . antwortete Rosalia . . .

Nein, entgegnete Scagnarello — Das kann sich Jeder selbst sagen —! Dem Mann von Cotrone hat er gesagt: Wer gab dir früher deine Nummern? . . . „Der Pfarrer

niſſe gerade für Tiſchbein'ſche Umriſſe aus dem Homer an, bei welchem er zeichnen lernt.

Blaſedow opferte ſich ſeinen Kindern ſeit einiger Zeit mit Leib und Seele. Er lebte nur in ihrem Leben. Er machte ſich zum Gerüſt, an welchem ſie ihre Zukunftsgebäude aufmauerten. Er behandelte keinen mit dem andern überzwerch, ſondern gab jedem die Welt und die Wiſſenſchaften in der Zubereitung, wie ſie ihm gerade dienlich ſein konnte. Während er die Geſchichte vortrug, machte er ſie bei dem Volksdichter zu einem Epos, bei dem Satiriker zu einer Elegie; bei dem Bildhauer ſprach er nur über die Periode des Friedens, bei Oscar nur über die des Kampfes. Dem Bildhauer ſchilderte er die Thaten und Begebniſſe der alten Zeiten als eine ſanfte Harmonie mit obligater Flötenbegleitung der ſchönen Künſte, dem Schlachtenmaler als einen wilden Fugenſatz mit contrapunctirtem Kanonenlärm und Trompetengeſchmetter. Wie Garrik das Alphabet herſagen konnte, vorwärts, wo Alle lachten, und rückwärts, wo Alle weinten, ſo benutzte auch Blaſedow die gleichen Themen, um je bei Dieſem oder Jenem die entgegengeſetzten Wirkungen hervorzubringen. So ſchilderte er beim Bildhauer Alles objectiv, beim Schlachtenmaler Alles ſubjectiv. Dort ließ er die Maſſen walten, hier die Einzelnen, die ſich auszuzeichnen ſuchten. Er zeichnete dem Einen die franzöſiſche Revolution als eine Nothwendigkeit, dem Andern als eine wilde Anomalie. Beim Bildhauer mußte Alles zur Ruhe ſtreben, beim Schlachtenmaler Alles aus ihr heraus. Jetzt ging die Krone auf Leopold über, ſagte er mit Sanftmuth bei Amandus; jetzt griff des Thronerben vor Erwartung ſchon erſtarrter Arm nach der Erbſchaft des Dia-

von San-Geminiano in Cotrone!“ . . . Kamen ſie heraus? . . . „Nein! Auch die auf den Namen Mariä nicht!“ . . . Warum nicht auf den Namen Mariä? . . . „Der Pfarrer rechnete die Nummern nach den Buchſtaben aus — M. war 12. Sie kamen aber nicht heraus.“ . . . Ich verſtehe! Kannſt du leſen? . . . „Nein!“ . . . Auch nicht das ABC? . . . „Nein!“ . . . Im Namen Maria kommt zweimal A vor! — das gab zweimal 1 . . . „Da nahm der Pfarrer für das zweite 1 das Doppelte; manchmal das Dreifache; ſo hab' ich zehn Jahre auf «Maria» und die Heiligen geſetzt, aber nicht mehr gewonnen, als ausreichte, um den Pfarrer zu bezahlen —“ . . . Der Pfarrer ließ ſich bezahlen? . . . „Ich bezahlte die Meſſen, die meine Todten aus dem Feuer erlöſten!“ . . . Nun, mein Sohn, ſagte der Alte von den Bluteichen, ſo nimm einmal den Namen „Jeſus!“ Siehſt du, das ſind auch fünf Buchſtaben, auch fünf Zahlen und die letzte nimm dann gleichfalls doppelt — 9. 5. 18. 20. 36 . . . — So hab' ich ſie behalten —! unterbrach ſich Scagnarello — Gewinnſt du, ſagte der Hexenmeiſter, dann danke deinem Erlöſer durch gute Anwendung des Geldes! Verlierſt du aber, ſo nimm an, daß er dir eine chriſtliche Lehre geben wollte und dich blos durch deine Arbeit reich machen wird! . . . Der Mann aus Cotrone ſpielte und gewann — eine Terne; es iſt auch ſo ein ganz reicher Mann . . . Das Ding ſprach ſich aus; alles ſetzte auf den Namen Jeſus; es hat aber keinem mehr ſo glücken wollen, wie dem Mann aus Cotrone . . .

Roſalia ſeufzte über dieſe Zaubereien und ſann über

Scagnarello's Aeußerung, daß der Mann von Cotrone wol noch eine beſondere Anweiſung bei dieſem kabbaliſtiſchen Spiel des Einſiedlers von den Bluteichen hinzu empfangen haben müßte . . . Sie hatte die vollkommene Geneigtheit, dieſer Meinung zuzuſtimmen . . . Zuletzt bat ſie ihn beim Blut des heiligen Januarius, von ſolchen durch die Hölle angerathenen Lottonummern, auch von den Bluteichen, von den nächtlichen Verſammlungen, welche dort die Geiſter hielten, beſonders aber von dem erſchoſſenen feurigen Hunde und den blutigen Thaten des Bruders Hubertus zu ſchweigen und auf eine baldige glückliche Ankunft in San-Giovanni zu hoffen . . .

Nach einer halben Stunde, welche Scagnarello im ſchmellenden Geſpräch mit Pepe und zuletzt mit Klagen über die theuere Zeit und die von der Hitze verſengte zweite Heuernte zubrachte — letzteres im Intereſſe eines erhöhten Trinkgeldes — deutete er mit der Peitſche auf einen im Mondlicht grell beleuchteten Gegenſtand an demſelben Wege, welchen ſie fuhren . . .

Schon lange hatte auch ſchon Roſalia ihr Auge auf dieſen Punkt gerichtet und fragte jetzt:

Seht Ihr denn da etwas, Signor? . . .

Es iſt — ſo wahr ich Napoleone heiße — endlich der braune Bruder . . . Ich wette um meinen Pepe — er iſt's . . .

Sein Maccaroni wurde jetzt wacker durch die Peitſche unterſtützt . . .

Die Frau konnte nicht umhin anzuerkennen, daß Scagnarello's Vermuthung über einen an einem hölzernen Kreuz auf einem Stein ſitzenden Mönch Wahr-

ſcheinlichkeit für ſich hatte . . . Die braune Kapuze war halb niedergeſchlagen; ſo ſchwarz und ſtarr konnte darunter hervor nur ein Kopf lugen, der ſo gut wie keiner war oder wenigſtens nur dasjenige, was übrigbleibt wenn von einem Kopf Haare und Fleiſch weggenommen werden. . .

Scagnarello, jetzt vollends ermuthigt und ſogar von dem hinter den Felſen her immer heller und heller läutenden Glockenthurm von San-Gio ſchon angenehm überraſcht, ſchwang ſeine Peitſche und gab der hochgeſpannten Frau, die glücklich war, ſchon jetzt dem Manne zu begegnen, welcher die gute Kunde aus Neapel nach San-Firmiano bringen ſollte, jede tröſtliche Verſicherung . . .

Ein Franciscaner, in Sandalen, mit brauner Kutte, den weißen wollenen Strick um die magere Hüfte, ſaß in der That auf dem Stein am Wege . . . Es war Frà Hubertus . . . Er ſaß am Gedächtnißkreuz des von ihm vor Jahren hier in den brauſenden Neto geſchleuderten Jân Picard . . . Als er die Klingel des Pepe hörte, ſtand er auf und ging fürbaß . . . Er ſchien keine Neigung zu haben, auf eine verſpätete Equipage zu warten und ſich in ſeinen wahrſcheinlich düſter angeregten Empfindungen ſtören zu laſſen . . .

Ihn einzuholen wäre beim Bergauf unmöglich geweſen, wenn ihm nicht Scagnarello alle möglichen Interjectionen nachgerufen hätte aus jenem unerſchöpflichen, in ſeinem Reichthum noch von keinem Gelehrten würdig abgeſchätzten Wörterbuch der neapolitaniſchen Naturſprache . . . Zu den thatſächlichen Motiven, welche Scagnarello mit civiliſirteren Worten einmiſchte, um den rüſtigen

Greis zum Stehenbleiben zu bewegen, gehörte, in seltsamen Abkürzungen freilich, die ganze Geschichte der Frau, welche hinter ihm hochaufgerichtet stand, in der Linken mit dem schlafenden Kinde, in der Rechten mit ihrem Tuch, mit dem sie unabläſſig wehte; gehörte endlich auch ein Gruß vom Erzbischof von Cosenza und die ganze Ausmalung aller der Glückseligkeiten, die sich nun in San-Firmiano und in San-Spiridion zu Nocera begeben würden . . .

Der lange hagere Knochenmann stand endlich still und lachte des tollen Gewälschs . . . Sein Kopf wurde darüber ein einziges — Gebiß von Zähnen . . .

In der „Campanischen" Sprache, jenem Italienisch der Neapolitaner, in welchem die Buchstaben mit allen nur erdenklichen Freiheiten behandelt werden, oft der eine ganz für den andern eintritt und statt „Michel" Kaspar gesagt wird, hatte Hubertus in der That Fortschritte gemacht . . . Er blieb stehen . . .

Dann freilich entsprach seinem ersten frohen Gruß an die ihm sehr wohl erinnerliche Schwester Paolo Vigo's keineswegs sein fernerer Mittheilungsdrang . . . Letzterer schüttelte er zwar als alter Freund die Hand und nahm das jetzt erwachte, schreiende Kind auf den Arm, versichernd, daß seine Sehnsucht, den trefflichen Bruder der Signora nach sechs Wochen wiederzusehen, nicht minder groß, als die ihrige nach so vielen Jahren wäre — ja er kannte das schöne dem Bruder winkende Gotteshaus zu San-Spiridion in Nocera vollkommen und gab zu, daß der Erzbischof von Cosenza hinlänglich heilig wäre, um auch weissagen zu können . . .

Gewiß! Gewiß! Es wird alles gut werden! wiederholte er zum öftern . . . Aber — dem ganzen Weſen fehlte die rechte, von Innen kommende Freudigkeit . . .

So kommt Ihr von Neapel und habt noch nichts Beſtimmtes erfahren? fragte die Frau voll Beſtürzung über dies Benehmen und lud den frommen Bruder ein, neben ihr Platz zu nehmen . . .

Hubertus folgte dieſer Aufforderung, nahm die noch an Schönheitsanſchauungen nicht gewöhnte und wenig vor ihm erſchreckende kleine Marietta auf den Schoos, ſang ihr eine alte holländiſche Liedſtrophe und verſicherte, die Hoffnung wäre das ſchönſte Lebensgut, das ſich der Menſch nur immer friſch in allen Nöthen bewahren müſſe . . .

Die Hoffnung? . . . Bei San-Gennaro! rief die Frau und zitterte . . . Weiter bringt Ihr nichts von Neapel zurück, als — Hoffnung? . . .

Und ſchöne Feigen! Seht die Feigen! erwiderte Hubertus und reichte deren aus ſeiner Kutte Marietten eine Hand voll, während die Frau ihm bereits ihre Eßwaaren angeboten hatte . . .

Was kann mir alles das helfen? wehklagte Roſalia Mateucci . . . Hab' ich darum ſo viele Jahre die Reiſe von Nocera nach Coſenza gemacht? . . . Haben wir darum zwanzig Ducati an die Mutter Gottes Della Salute und abermals funfzehn an den heiligen Gennaro von Coſenza bezahlt? . . .

Das wird ſich einbringen, Frau . . . Hofft in Gottes Namen! wiederholte Hubertus . . .

Inzwiſchen fing er mit einem bei weitem dringli-

cheren Intereſſe an, dem Meiſter Scagnarello ſein Erſtaunen über die neue Garniſon von Spezzano auszudrücken ... Was wollen nur all dieſe Reiter und Jäger wieder? Geht der Weg nach Frankreich durch den Silaswald? ...

Scagnarello deutete an, daß nicht gut von ſolchen Dingen zu reden wäre, ſeitdem hier ſchon die beſten Leute zu den „Canarienvögeln“ in Neapel gekommen wären ...

Guter Bruder, was bringt Ihr von Neapel? .. drängte die Frau ... Ihr redet von Canarienvögeln ... Nur zu wohl weiß ich, die Raben, die ſchwarzen, die hacken dem heiligen Franciscus gern die Augen aus ...

Steht das wo geſchrieben? entgegnete Hubertus und ſchien betroffen von dieſer Rede, die er vollkommen verſtand und für ebenſo prophetiſch hielt, wie ſie wohlgeſetzt war ... Die Jeſuiten (dieſe nur konnte Roſalia unter den ſchwarzen Raben verſtanden haben), hatten allerdings hier die Hauptentſcheidung ... Auf den Spruch der Jeſuiten hatte der Erzbiſchof von Coſenza als die letzte Inſtanz verwieſen, von welcher hier alles abhängen würde ... Alle Welt wußte, daß zwar in den Bewegungstagen zwanzig Kutſchen voll Jeſuiten aus Neapel hatten entfliehen müſſen, ſie waren aber in vierzig wiedergekommen und die rechte Hand des Herrſchers über dies unglückliche Land blieb des Königs Beichtvater, Monſignore Celeſtino Cocle, Erzbiſchof von Neapel, ein fanatiſcher Agent des Al Geſú, eben jener „rechte Mann“, von welchem die Wünſche der Bewohner San-Firmianos abhängen ſollten ...

Zehn Jahre, erzählte wehklagend die Frau, hab' ich meine Kniee gebeugt vor dem heiligen Erzbiſchof von Coſenza . . . Jeden Quatember, wenn neue Prieſter geweiht wurden, lief ich zu Fuß die zehn Miglien von Nocera nach Coſenza und beugte meine Kniee auch nach der Meſſe noch . . . Wenn der heilige Herr in ſeinen Palaſt ging, rief ich ihn um Gnade an für meinen unglücklichen Bruder . . . Und immer gab er mir ſeinen Segen und ſagte: Ihr ſeht ja, liebe Frau, die Pfarre von San-Giovanni bleibt ihm offen; das Sacro Officio prüft lange, aber gründlich —! . . . Heiliger Gennaro! . . . Zehn Jahre prüfte das Officio —! . . . Ich wußte nicht, ob mein Bruder noch lebt —! . . . Wir ſchickten — mein Dionyſio iſt gut — was wir nur vermochten — bald an den ehrwürdigen Guardian, bald an den heiligen Erzbiſchof — aber meines Paolo Briefe meldeten nichts von ſeiner baldigen Freiheit . . . Sogar damals, als doch alles frei wurde, als ſelbſt die, denen zeitlebens die Kugel am Fuß zu tragen beſſer geweſen wäre, zu Ehren kamen, kehrte mein Bruder nicht aus dieſer traurigen Einöde zurück . . . Damals hatte nur Marietta leider das Fieber, mein Dionyſio mußte unter die Guardia civica, Jeder war froh, wenn in ſeinem Garten noch die Feigen wuchſen — Verdienſt gab es nicht . . . Dann aber, als die Ruhe wiederkehrte, als alle Welt erzählte, wie die Gefangenen und Verwundeten in San-Firmiano chriſtlich verpflegt wurden, da fiel ich vor dem heiligen Erzbiſchof in der Kirche ſelbſt auf die Kniee und bat vor allem Volk um Paolo's Freiheit . . . Zum Glück — verzeih' mir's die heilige Jungfrau! — war

gerade unſer Pfarrer von San-Spiridion geſtorben und weil ich hörte, daß ſich zehn Pfarrer um die Stelle bewarben und ſie vorerſt keiner bekommen ſollte, weil auf ein Jahr die Einkünfte auch dem heiligen Erzbiſchof gutſchmecken, kauft' ich nochmals, nach allem, was ſchon draufgegangen war, für zehn Ducati Wachskerzen und ſchenkte ſie in Coſenza der heiligen Roſalia . . . Seitdem hieß es: „Seid gutes Muthes, Frau, reiſt getroſt nach San-Giovanni — In San-Firmiano ſind Wunder geſchehen — Der Guardian hat einen Boten nach Neapel geſchickt an das heilige Officio. Wir wiſſen es ja, das ganze Kloſter iſt heilig geworden — Sie bekommen alle die beſten Stellen in der Chriſtenheit, denn die Mutter Kirche iſt gütig und belohnt jeden, welcher ſie liebt — ja, und ein Bote, Frà Hubertus, muß bald zurück ſein von Neapel —" . . . So ſprach der Erzbiſchof und das ganze Kapitel ſtimmte ein . . . Da vertraut' ich denn und machte mich auf den Weg und jetzt bin ich da und Ihr ſeid es auch und nun bringt Ihr doch nichts und ſchweigt —? Ihr wißt, denk' ich, nur zu gut, daß mein guter Bruder nur durch Euch ins Elend gekommen iſt . . . . Ohne Euch könnte er längſt in Nocera Biſchof ſein . . .

Dieſe muthige, für Scagnarello zum Bewundern ſachgemäße und kenntnißreiche, nur am Schluß etwas frauenzimmerlich ausfallende Rede hatte Hubertus theils mit ſeufzenden, theils mit begütigenden Worten begleitet . . . Scagnarello hoffte, der ſchwer Beleidigte würde mit einer Rechtfertigung früherer Misverſtändniſſe, vor allem mit Rückblicken auf die wunderbare Geſchichte vom feurigen Hunde vernehmbar werden; aber Hubertus be-

ſchäftigte ſich allein mit dem Kinde und ſang ſeine „ruſſiſchen" Lieder . . .

Roſalia Mateucci erſah nun wol aus Allem, daß Hubertus kein Vertrauen auf den Erfolg ſeiner Miſſion hatte, und fuhr in ihren Klagen über dieſe arge Welt fort . . . Sie ließ dabei jedem ſeine äußere Ehre, bezeichnete ihn aber bei näherer Betrachtung um ſo mehr als Spitzbuben . . . Vom Standpunkt einer vermögenden Krämerin von Nocera gab ſie einen Rückblick auf die ganze bewegte Zeit der letzten Jahre — namentlich auf die wilde Anarchie, welche damals entſtand, als die in Neapel durch Lazzaroniaufſtand und Schweizerregimenter geſprengte Nationalvertretung ſich in Coſenza noch einmal, unterſtützt von einem Aufſtand der Calabreſen, wieder geſammelt hatte, doch von jenem ehemaligen Räuber, ſpätern General Nunziante, im Süden, vom General Lanzi im Norden angegriffen mehr durch Uneinigkeit, als Ueberlegenheit der Truppen ſich auflöſte . . . Die Bewaffneten wurden damals zu Flüchtlingen, und wie es im Süden geht, zu Wegelagerern und Räubern . . . Dieſer anarchiſche Zuſtand hatte im Silaswald erſt ſeit kurzem aufgehört . . . Das Kloſter San-Firmiano hatte lange Zeit nur ein Gefängniß und Lazareth ſein können, wo die Brüder ſich wahrhafte Verdienſte erwarben . . . Und nun ſollten alle dieſe guten Thaten ohne ihren Lohn bleiben? Märtyrer ſollten ſich bewährt haben und keine Krone gewinnen —! Da müßte ja der Gioſafat von Lipari als ein wahrer Retter erſehnt werden und mit der Zeit in Neapel am königlichen Schloſſe kein Stein mehr auf dem andern bleiben . . .

Hubertus entgegnete in leidlichem „Campaniſch" auf dieſe unausgeſetzten Verwünſchungen, die ſchon Marietta's Weinen und Scagnarello's loyalen Proteſt zur Folge hatten:

Beim heiligen Hubert, meinem Schutzpatron! Frau, ich kann Euch verſichern, daß ganz San-Giovanni und wer anders noch von damals am Leben iſt, ſich freuen wird, Euch und die kleine Marietta zu ſehen . . . Euern heiligen Bruder nehm' ich nicht aus, wenn ich auch zweifle, daß Eure Hoffnung, ihn als Pfarrer in San-Spiridion nach Nocera zu bekommen, ſo bald in Erfüllung geht, zugleich auch, ob dies ſeinen Wünſchen entſpricht . . . Indeſſen beruhigt Euch! . . . Ei, ſo weint nicht! . . . Ich will Euch ſagen, wie es iſt . . . Ich hätte gute Freunde und Gönner — ſagt man? . . . Nun, das San-Officio in Neapel war ſackgrob — . . . Aber gut — ich fand immer, die Leute ſind geneigter, uns Gehör zu geben, wenn ſie grob ſind . . . Leider, leider — kann ich daſſelbe nicht vom Ohr und Mund Seiner Majeſtät, Monſignore Celeſtino, ſagen . . . Das iſt wahr, artig war er . . . Dem mußt' ich haarklein erzählen, was ſeit Jahr und Tag hier in dieſen Bergen vorgegangen iſt! . . . Und wenn ich jetzt ſo ſchlummerköpfig nachdenklich bin, ſo iſt es blos, weil ich, aufrichtig geſagt, meine Erzdummheit bereue . . . Ich ging auf alle ſeine Artigkeiten ein . . . „Gut! Gut! Das freut mich! Um ſo beſſer! Und was wünſchen die guten Brüder von San-Firmiano?" — . . . Ich Tropf! Das hätt' ich mir doch ſagen ſollen, daß es mit all dieſen Süßigkeiten nur bitter ſtand —! . . . Wir Brüder haben in San-Firmiano um nichts gebeten,

demes: ſo ſprach er über Geſchichte mit dem Schlachtenmaler. Diejenigen Helden, welche in Gegenwart des Bildhauers verflucht wurden, ſegnete er, wenn an den Schlachtenmaler die Reihe kam. „Das iſt der große Uebelſtand unſers Schulweſens," ſagte Blaſedow, „daß man allen Wiſſenſchaften Univerſalität zu geben ſucht und ſie auf derſelben Leier abſpielt, mögen nun Löwen oder Eſel, Murmelthiere oder Füchſe dem pädagogiſchen Orpheus zuhören. Wer ein Pfaff werden ſoll, muß Cromwell verfluchen, wer ein Staatsmann, ihn ja ſegnen. Machiavell, Gregor, Karl V., Luther, Alle ſind ſie prismatiſch geformt und werfen ſieben verſchiedene Lichter wenigſtens je nach den ſieben freien Künſten, die es gibt."

Auf die Phantaſie des Schlachtenmalers ließ Blaſedow alles Wiſſenswürdige wie flimmerndes Nebelgewölke herabgleiten. Nur zuweilen blitzte der Sonnenſtrahl irgend einer großen Thatſache durch den Pulverdampf hindurch, das Blitzen eines Gewehrs, der Donner eines Pulverwagens, der in die Luft geſprengt wird. Dann lichteten ſich plötzlich ganze Partien und Epochen und man ſah lange Schaaren aufgeſtellt von Erlebniſſen und gerüſteten Wahrheiten. Der Schüler orientirte ſich, er brauchte das Fernrohr, er zählte die aufmarſchirten Truppencorps, ſignaliſirte die Heerführer und die großen Beweisſätze, die an der Spitze der Jahrhunderte mit gezücktem Degen vorausſprengen, er ſieht ſo klar, daß er ſelbſt in dem Momente, wo ſich die ganze Anſchauung wieder verrückt, ihre Ordnung nicht verliert, ſondern in dem nun aufbrauſenden Gewühl der entfeſſelten Leidenſchaften, in dem nutzloſen Hin- und Herziehen der menſchlichen Debatten, die ſo oft die Sonne der Wahrheit verdunkelt haben, nicht den

als um was die Hechte bitten, wenn in einem Teich ihrer zu viel ſind . . . Laßt Euer Licht leuchten vor den Leuten! hat ſchon unſer allerheiligſter Erlöſer geſagt — und nur deshalb ſehnen ſich unſere Gefangenen von San-Firmiano in ihre Klöſter und Pfarreien zurück, um zu zeigen, daß ſie aus Wölfen gute Hirten geworden ſind . . . Seht nun, das alles hab' ich in Neapel vorgetragen; aber — Ei was! Bei Alledem kann ich mich irren! Es iſt im Namen unſres heiligſten Erlöſers gar nicht unmöglich — wir finden in San-Firmiano fröhliche Geſichter und Euer edler Bruder lacht hellauf, wenn er morgen früh — eher rath' ich nicht bei unſerm Kloſter anzupochen — die Ueberraſchung hat: Gelobt ſei Jeſu Chriſt! von ſeiner Schweſter zu hören und gar von der Kleinen da — wie heißt ſie? . . . Alles heißt hier Marietta . . . Kommt niemand von Euch auch einmal — auf den Namen — Hedwigis —? . . .

Dieſe Worte waren ſo gutmüthig, endeten mit einem ſo elegiſchweichen Tone, daß Roſalia Matenucci der wohlthuenden Wirkung derſelben ſich nicht entziehen konnte . . . Sie ſagte: Bei San-Gennaro! Hat denn San-Gio jetzt gar die neue Beleuchtung von Neapel —! Seht, wie hell es da liegt! . . . — Nun lachte ſie freudiglich . . .

Scagnarello fand die Aufnahme des Mönches beim Erzbiſchof von Neapel ebenfalls nicht ſo bedenklich und im Gegentheil außerordentlich ſchmeichelhaft . . . Nun verſteh' ich, ſagte er, warum die Leute Recht haben, wenn ſie ſagen, daß ſogar Seine Heiligkeit in Rom ein alter Freund und Bekannter von Euch wäre und Euch ſchon in Rußland kannte; denn unſer heiliger Vater iſt weit-

gereiſt! — ... Ja aber auch mit Recht! Habt Ihr nicht das hochheilige Erbe Petri vom Grizzifalcone befreit? ... Wußte denn auch der Erzbiſchof das alles von Euch? ... Hm! auch vom Kreuz — da überm Neto? ... Und — hm! hm! — von Eurem — feurigen Hunde? ...

Auf den ich Euch manchmal aufbinden möchte! ſchnitt Hubertus die neugierige Rede ab ... Was ſchlagt Ihr nur ſo grauſam auf Euern armen Pepe! In Spezzano, vor Eurer Abfahrt nach Coſenza, da konntet Ihr ihm gewiß ſchmeicheln! Da konntet Ihr ihn nennen: Pepito! Mein zuckerſüßes Brüderchen! Unterwegs aber iſt alles vergeſſen! ... Der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehs und Wort halten muß man Jedermann — ſelbſt ſeinem Maulesel! ... Ein alter Jäger weiß ich, daß im Wald und auch draußen in der Welt unſere beſten Freunde — wie oft — doch nur unſere Pferde und unſere Hunde ſind! — ...

Hubertus ſprach voll Scherz, aber auch voll Wehmuth und hörbaren Anklangs an einen Gegenſtand, der ihn rührte — ... Doch kam er nicht auf den Hund ... Im Gegentheil zeigte er Roſalien die ſich jetzt ein wenig öffnende Gegend, an deren öſtlicher und walddunkler Grenze, dicht unter den glänzendſten Sternbildern, eine ſchwarze Thurmſpitze in die Höhe ragte — das Kloſter San-Firmiano ...

San-Giovanni war erreicht ... Ein Bergflecken, wo ſich vor Jahrhunderten einige Menſchen um einige halbzerſtörte Thürme der Normannenzeit angeſiedelt und einige hundert Nachkommen hinterlaſſen haben, die keinen Anblick für Götter bieten ... Aber ein Maler hätte

darum doch ſeine Luſt an dieſem Städtchen gehabt . . . Die Thurmmauern ragten von Epheu überwuchert . . . In rieſiger Ausdehnung ſpazierte der immergrüne Kletterer bis auf die Felſen hernieder und an dieſen wieder, wie eine einzige Wieſe, entlang bis zu den rauſchenden, ſich hier vereinigenden Gewäſſern des Neto und des Arvo . . . Ein viereckiger Glockenthurm der Kirche war der Mittelpunkt einiger im wirren Durcheinander von den beiden Wildbächen ſich aufdachenden ſogenannten „Straßen“ . . .

Nun erſt entdeckte man, warum es ſcheinen konnte, als wäre in San-Gio die Gasbeleuchtung eingeführt . . . Schon in einiger Entfernung hörte man die beim Morraſpiel üblichen, aber in San-Gio nie ſo laut vernommenen Flüche und Verwünſchungen . . . Auch deutſche Laute wurden hörbar . . . Pechkränze und Bivonakfeuer loderten auf . . .

Auch San-Giovanni war von Soldaten überfüllt . . .

Hubertus ſah das voll äußerſten Erſtaunens, ſprang vom Wagen und eilte in wilder Erregung auf den Marktplatz . . .

## 10.

Der „Torre del Mauro“ eine Locanda, die einer Scheune ähnlich ſah, war erreicht . . .

Man fand ſie von Soldaten in Beſchlag genommen . . .

Ein Leutnant in einer jener überladenen ſüdeuropäiſchen Uniformen, mit Troddeln und Stickereien, die bei uns keinem Oberſten zukommen würden, ſtand mit der Cigarre im niedrigen rauchgeſchwärzten Thor eines von brennenden Spänen erleuchteten Hofraums . . .

Die Bivouakfeuer brannten auf dem Platz vor der Kirche . . . Dünſte von gebratenem Speck, von Zwiebeln, von Käſe ließen auf einen eben abgehaltenen reichlichen Abendimbiß ſchließen . . . Viele der Soldaten, in Mäntel gehüllt, ſchnarchten ſchon auf ausgebreitetem Stroh unter freiem Himmel . . .

Dieſe fliegenden Corps waren in den letzten Zeiten im Silaswalde ſo oft geſehen worden, daß ſie eigentlich niemanden beſonders auffallen durften . . . Nur Hubertus, ſchon aufs bedenklichſte aufgeregt, ſah neues Unheil und Scagnarello, der ſich mit San-Gios Einwohnerſchaft

in lebhafteſte Converſation verſetzt hatte, ſchürte jetzt ſeine Beſorgniß — denn Dom Sebaſtiano von Spezzano hatte allerdings kürzlich gepredigt, San-Gio müßte noch einmal untergehen wie Sodom und Gomorrha . . .

Den Mönchen wurde von Del Caretto's und Celeſtino Cocle's Regierung wenig getraut . . . Ein Schweizeroffizier, welchen Hubertus in deutſcher Sprache um die Urſache dieſer Expedition anging, ſchien zwar vom Laut der Mutterſprache freundlich berührt, aber Ordre hatte auch er, nichts verlauten zu laſſen . . . Auf den im verlaſſenen Pfarrhaus einquartierten Oberoffizier verweiſend, miſchte er ſich unter die andern Offiziere, die ſich mit ziemlich derben Späßen auf Koſten einer Frau unterhielten, die „der ſchöne Mönch wol nicht in ſein Kloſter entführen, ſondern ihnen überlaſſen würde —“ . . .

Hubertus wandte ſich einem Hauſe zu, das hier ein Ziegenhirt erſten Ranges, ein „Rico“, ein Reicher bewohnte . . . Meſſer Negrino hieß er; er war ihm beſonders befreundet . . . Leider aber war dieſer im Ruf der Ketzerei ſtehende erſte Bürger von San-Gio nicht zu Hauſe . . . Mit ſeiner Heerde war er unterwegs und vielleicht auf der Meſſe von Roſſano . . .

Schon wußte ganz San-Gio, wer mit Scagnarello gekommen war . . . Schon hatten ſich Gruppen von alten Bekannten gebildet, welche die Schweſter ihres in San-Firmiano wohnenden ehemaligen Pfarrers ſehr wohl erkannten und ſich zu Theilnehmern einer Verhandlung über die Frage machten, ob es gerathener wäre, daß Roſalia Mateucci noch mit ihrem Kinde dem Bruder Hubertus folgen und am Eingangsthor des Kloſters

unter einem Dach, das die Madonna ſchützte, übernachten oder in einem Bette bleiben ſollte, das ihr der alte, hocherfreut ſie begrüßende Meßner ihres Bruders in ſeinem niedrigen Häuschen anbot . . . Scagnarello hatte ſchon den Pepe ausgeſpannt und mußte ihm die Streu im Freien machen, da den Stall die Soldaten eingenommen hatten . . . Als weltkundiger Mann hatte er zum Bleiben gerathen . . . Es ſchien ihm, als würde Paolo Vigo ſchwerlich ſich ihm morgen als Rückpaſſagier anſchließen können . . .

Hubertus, vom Hauſe Negrino's zurückkehrend, ſcherzte bei allen dieſen Verhandlungen mit Jung und Alt, nahm die jetzt verdrießlich aus der Ruhe gekommene Marietta auf den Arm, gab Auskunft über ſeine Reiſe ſowol dem „Sacriſtano" wie dem „Sindico", welchem letztern er einige auf ſeine Reiſe übernommene Aufträge ausgerichtet hatte — aber die Soldaten, deren Abſichten auch die erſte Magiſtratsperſon des Ortes nicht zu deuten wußte, beunruhigten ihn ſo ſehr, daß er von Roſalia Mateucci für heute Abſchied nahm und ſofort nach San-Firmiano aufbrach, um, wie er verſprach, ſchon beim Mitternachtgebet dem Bruder die frohe Kunde zu bringen und dieſem zur Ueberlegung Zeit zu laſſen, wie er am paſſendſten ſeine Schweſter empfangen wollte . . .

Unter den Scherzen der Soldaten, die Hubertus ſeines Todtenkopfes wegen ſchon gewohnt war, verließ er den Platz und begab ſich in großer Spannung nach ſeinem Kloſter . . . Der Sindico, der zugleich die Poſt von San-Giovanni hielt, hatte verſichert, daß allerdings amtliche Briefe ſeit einigen Tagen für den Guardian

des Kloſters genug angekommen wären . . . Das gab ihm Hoffnung . . . Der Sindico wußte, Hubertus hatte die in San-Firmiano ſeit Jahren Eingekerkerten in Neapel erlöſen wollen . . . Zöglinge waren ſie alle der ſeltnen Strenge dieſes einfachen Mönches, Zöglinge des ihm von Frâ Federigo eingepflanzten leidlich evangeliſchen und aufgeklärten Geiſtes . . . Mit ſeiner Fürbitte war Hubertus von Coſenza nach Neapel verwieſen worden . . . Hier hatte er nur die Dominicaner verdrießlich und unfreundlich, alle andern Behörden gütig und ganz erfüllt von der ihm immer gewährten Nachſicht gefunden . . . Allerdings wurde Hubertus von Rom protegirt . . . Seit Jahren hatte man ihm geſtattet, in Firmiano zu leben; ſogar die Unterſuchung über den Tod eines Genoſſen des Boccheciampo war ihm erlaſſen worden; man geſtattete ihm all die Freiheiten, ohne welche ſein unruhiges Temperament nicht leben zu können ſchien . . . Der Sindico konnte nicht genug ſchildern, was ihm die angekommenen Briefe ſchon von Außen inhaltreich und bedeutſam erſchienen wären . . .

Hubertus verließ San-Gio . . . Einſam ging er den dunkeln Weg . . .

Seine aufgeregte Phantaſie brachte dieſe Soldaten mit ſeiner Reiſe in Verbindung . . . Der Erzbiſchof von Neapel hatte eine Menge Fragen an ihn gerichtet — vorzugsweiſe über Frâ Federigo . . . Dem hohen Herrn war alles bekannt geweſen, was dieſen Einſiedler betraf, der deutſche Urſprung deſſelben, ſeine Flucht aus einem piemonteſiſchen Thal, ſeine dortige Förderung ketzeriſcher Beſtrebungen, ſeine Gefangenſchaft unter den Genoſſen

Grizzifalcone's, dann Hubertus' muthige Befreiung deſſelben . . . Daß Frâ Federigo noch lebte, wußte der Erzbiſchof nicht minder, ja er beſchrieb mit genaueſter Ortskenntniß ein von Bergen umſchloſſenes enges Thal im Silaswalde, wo jener Flüchtling unter den ſogenannten Bluteichen ſeit vielen Jahren einſiedleriſch lebte . . . „Bluteichen" hießen jene uralten Stämme aus den Tagen, wo auch in Calabrien für die evangeliſche Lehre Blutſtröme gefloſſen waren und Scheiterhaufen loderten . . . Paolo Vigo war infolge einer Bekanntſchaft mit Frâ Federigo in ſeinen Kanzelreden verdächtig und dem Kloſter Firmiano zur Correction übergeben worden . . . Allen dieſen Verhältniſſen hatte der Erzbiſchof ſeine volle Aufmerkſamkeit geſchenkt, wußte, daß Coſenzas Kirchenfürſt vom Guardian zu San-Firmiano Bericht über Bericht über die Umwandlung erhielt, welche mit den unter ſeine Obhut gegebenen Spielern, Fluchern, Gotteslästerern vor ſich gegangen war und dennoch gab er auf die Frage, ob nicht endlich die jetzt ſo anerkennenswerthen Bewohner des Kloſters in ihre Aemter zurückkehren durften, keine entſcheidende Antwort . . .

Bruder Hubertus hatte in San-Giovanni einige Stärkung zu ſich genommen . . . Der alte Franz Vosbeck, der noch im hohen Alter einer ungebrochenen Kraft ſich rühmen zu können gehofft hatte, war er nicht mehr . . . Die lange Kette ſeiner Lebenserfahrungen war zu drückend und ſchwer geworden . . .

Schon war es über zehn Uhr — nach italieniſchem Zifferblatt die dritte Stunde — ſeine Kloſtergenoſſen mußten ſchon ſchlafen — wecken wollte er niemand, da

ohnehin die Matutin in den nächsten zwei Stunden sie wach rief . . . So unterbrach er sein Steigen auf dem schmalen Felsenpfade und setzte sich auf einen verwitterten, mit Moosflechten überzogenen Stein, traurig hinausblickend in die grüne Wildniß, in die stille Mondnacht, in die rauschenden Wasserstürze am Abhang des Felsens — hinaus in jene noch entlegenere Einsamkeit, wo ein deutscher Schwärmer seit länger als zehn Jahren unter Büchern, Schriften und ländlichen Beschäftigungen sich vergraben hatte — . . .

Alles nächste rundum und in der Ferne war grabesstill — auch San-Giovanni, das zum Handausstrecken vor ihm liegen blieb, ob er gleich um eine Stunde Weges schon von ihm entfernt war . . . Die Schwester Paolo Vigo's wiedergesehen zu haben, die Erwähnung des „feurigen Hundes", der Anblick des Kreuzes über dem Neto — alles das hatte mächtig die alten Erinnerungen seines Lebens geweckt — . . .

Welche Reihe von Schicksalen konnte er überblicken —! . . .

Seine Jugend verlebt unter Räubern . . . Die einsame Mühle eines Diebshehlers . . . Die Gefangennahme der Picard'schen Bande . . . Das Hochgericht . . . Die Meeresfahrt des holländischen Rekruten . . . Java mit seinen braunen Menschen, Palmen, Löwen, Schlangenbeschwörern . . . Wieder dann Europa . . . Deutschland, zur Zeit Napoleon's — Schloß Neuhof mit seinen grünen Wäldern — Der grimme Wittekind — Hedwig, seine geopferte Liebe . . . Brigitte von Gülpen's Betrug — . . . Die Flucht in ein schützendes Kloster — die

Verwilderung der dortigen geiſtlichen Zucht — ſein treuer Beiſtand durch Abt Henricus — ſeine Reiſen — ſeine That am melancholiſchen Bruder Fulgentius, den ſeine Hand vom Riegel nicht losſchnitt, an dem er ſich erhängt hatte — die Begegnung mit Hammaker, einem ſo hochgebildeten Manne, der dennoch ein Mörder werden konnte — mit Klingsohr — mit Lucinden — die Flucht in den blitzgeſpaltenen Eichbaum — die Flucht nach Italien — die Gefangenſchaft auf San-Pietro in Montorio — die Nacht auf Villa Rucca — Pasqualette's Tod — dann ſeine Reiſe, um den Biſchof von Macerata und den Pilger von Loretto zu entdecken — . . .

Wie führte ihn ſchon allein die Erwähnung des treuen „Sultan", welcher durch Paolo Bigo, den Pfarrer von San-Giovanni, ein ſo trauriges Ende nehmen ſollte, ſo lebhaft in die Tage zurück, wo Italiens Reiz dem „chriſtlichen Schamanen", wie ihn Klingsohr genannt, die alte Abenteuerluſt weckte —! . . .

Als damals Hubertus, entlaſſen und abgeſandt vom Fürſten Rucca, vom Cardinal Ceccone, von Lucinden und vom frommen Mönch Ambroſi, dem biſchöflichen Kapitel von Macerata gerathen hatte, die wunderthätige Madonna zu verbergen, hatte er ſich die Bevölkerung der nördlichen Felſenküſte des Kirchenſtaats zu Bundesgenoſſen für die Ausführung der Befreiung des Biſchofs gemacht . . . Durch die Volkswuth über die fehlende Madonna geängſtigt, lieferten die Anhänger Grizzifalcone's den Biſchof ohne Löſegeld aus . . . Ueber den Pilger von Loretto jedoch hatte Hubertus vergebens geſucht, irgend etwas in Erfahrung zu bringen . . . Schon

Zuſammenhang verliert, daß er immer den Trompeter der geſunden Vernunft zur Seite hat und die Signale hinausblaſen kann, um zu wiſſen, daß der Phalanx ſeinen Plänen gehorcht. Blaſedow ſprengt dann plötzlich heran und bringt keuchend die Botſchaft, daß dort drüben die Bataillone wankten und ſchleunigſt eine Verſtärkung gebracht werden müßte, weil die Lüge und Bosheit ihren Pferden die Sporen gäben und die Flanken der Wahrheit durchbrechen wollten. Jetzt ſtürzten Beide in den Pulverdampf hinein. Sieg oder Tod! gähnt der fürchterliche Todtenkopf auf ihrer Standarte. Drauf! Dran! Dorthin, wo mein Schwert blitzt! Weicht nicht, ihr ermüdeten Märtyrer der Freiheit und des Lichtes! Haltet Stand: wir führen euch Erſatz zu, Sokrates auf einem Schimmel, Plato auf einem Bläſſen, Hurrah! Das ganze Alterthum mit ſeinen unumſtößlichen Dioskuren-Wahrheiten, die nie gänzlich ſterben, ſondern nur abwechſelnd und immer wieder zum Leben erſtehen. Sieg! Sieg! Die Geſchichte hat ihr Palladium wieder. Die Nebel verziehen ſich und die Säcularhymnen der Begeiſterung und des Dankes ſteigen von den Herzensaltären zu den Sitzen der Götter auf!

In dieſem Genre etwa wurde Blaſedow's älteſter Sohn unterrichtet. Der Vater lag manchmal ganz ermattet auf dem Schlachtfelde ſeiner phantaſtiſchen Vorträge. Er gab dieſe angreifenden Lectionen immer zuerſt, weil auch ohnedies Oscar zu Schönfärbern hinüber mußte. Nachdem ſich Blaſedow erholt hatte, ließ er dann den Bildhauer kommen und den Volksdichter, weil Beide die Friedensmiſſion hatten und die Dankgefühle nach überſtandenen Titanenkämpfen in marmorne Gebete und populäre Dudelſackgeſänge verwandeln mußten. Erſt, wenn Blaſedow nach dem Allen über ſich

konnte ſich Verdacht regen, daß wol gar der geſpenſtiſche fremde Mönch, der, ohne ſich deutlich ausdrücken zu können bettelnd bald hier bald dort auftauchte, ſelbſt der Mörder des Grizzifalcone ſein mochte ... Hubertus mied die ausgeſtellten Wachen der Schmuggler, mied die Gensdarmen, welchen er ſchwerlich, in Folge der Rucca'ſchen Drehungen, eine willkommene Erſcheinung ſein konnte, und quartierte ſich auf einer Strecke von zehn Miglien bald an der Küſte bei Fiſchern, Zöllnern ein, bald landeinwärts ſich wagend, in Klöſtern oder bei einſamen Häuslern ...

Vorausgeeilt war er der Kunde, daß Grizzifalcone in Rom von der Hand eines Mönchs gefallen war ... Er vernahm ſie zuerſt im Kreiſe von zechenden und ihre Beute theilenden Schmugglern ... An der Art, wie ſie ihre Dolche ſchwangen und ihm Rache ſchwuren, erkannte er ſeine Gefahr ... Von den vielen Wohnungen, welche der Räuberhauptmann innezuhaben pflegte, hatte er eine nach der andern durchſpäht und nichts konnte er in ihnen von einem Gefangenen entdecken ...

Da ſchloß ſich ihm eines Morgens ein Hund an, der, von langer Wegwanderung ſo hinfällig wie er ſelbſt, ihm zur Seite ſchlich, anfangs ihm einen unheimlichen Eindruck machte, dem er ausweichen mußte, der aber dann immer mehr ſein Mitleid erregte ... Mit dem Wenigen, was er ſelbſt noch an Eßwaaren bei ſich trug, erquickte er das verhungerte Thier ... Der Hund umſchnupperte ihn, wie einen alten Bekannten ... Auffallend war ihm der ſtete Trieb des Thiers, zum Meeresſtrand zu gelangen ... Schon war vorgekommen,

daß gegenüber kleinen Eilanden, die vom Felſenufer abgeriſſen aus dem Meeresſpiegel aufragten, ſein Begleiter ins Waſſer ſprang, hinüber zu ſchwimmen verſuchte und vom mächtigen Wogendrang zurückgeworfen, winſelnd wieder zu ſeinen Füßen kroch ... Hubertus war ein zu guter Jäger, um ſich nicht zu ſagen: Dem Thier muß irgend eine große Sehnſucht inne wohnen, der nur die Sprache fehlt ...

Jener Felſeneilande gab es hie und da größere ... Sie ſchienen bewohnt; wenigſtens wurden ſie dann und wann, beſonders im Abenddunkel, von Nachen umfahren ... An einem der ſchroffſten, zu welchem gewiß eine ſchützende Bucht gehörte, die ſich, da ſie dem Meere zulag, dem Auge nur entzog, entdeckte Hubertus die Segel eines ſchon leidlich großen Schiffes ... Das Benehmen des Hundes, das Spitzen ſeines Ohrs, ſein heiſeres unterdrücktes Bellen erſchien ihm immer auffallender ... Schon nahm Hubertus an, das treue Thier hätte wol gar dem Pasqualette ſelbſt gehört und ſuchte zu den nächſten Verbündeten des Räubers zurückzukommen ...

Seine Erkundigungen machten ihm immer mehr und mehr wahrſcheinlich, daß jene wie ein rieſiger Felſenzahn aus dem Meer aufragende Klippe die Stelle war, die er ſuchte ... Eine unruhige, über Entſchlüſſe brütende Nacht verbrachte er auf dem Steingeröll am felſigen Ufer ... Hubertus ſetzte ſich der Gefahr aus, vom Anwachſen der Flut verſchlungen zu werden ... Ueber ihm ragten die ſtarren Häupter der Küſte, umflattert von aufgeſchreckten Seegeiern ... Zuweilen ließen ſich eben die Stimmen dort hantierender Menſchen

vernehmen ... Um Mitternacht tauchten auf dem Waſſerſpiegel Segel auf ... Deutlich ſah Hubertus, wie nur immer und immer drüben die eine Klippe geſucht wurde ... Schon richtete ſein bei Nacht doppelt wachſamer Hund Auge und Ohr mit ſtarrem Verlangen hinüber ...

Plötzlich hörte Hubertus in der Nähe des Ufers ein Rauſchen ... Er erhob ſich von ſeinem Verſteck am Fuß des feuchten Felſens, den nur zu bald wieder die heraniretende Flut beſpülen konnte, hielt ſein Hund, um durch ſein Bellen nicht verrathen zu werden, feſt die Lefzen zuſammen und lauſchte, ob es wol eine Barke war, was am Kieſelſand die Felſenküſte entlang ſo anſchlug und vom Wellenſchlag mehr geworfen, als getragen wurde ...

Vom Seetang, auf welchem Hubertus ruhte, kroch er vor und entdeckte einen Kahn, den ein einziger Ruderer mit größter Anſtrengung führte ... Ein Moment und Hubertus rief ſogleich in ſeiner humoriſtiſchen Zutraulichkeit: Heda, ſeid Ihr's denn —? Endlich! Endlich! ...

Ja, Tonello! lautete die Antwort ... Sind die Kiſten herunter? ...

Die Kiſten herunter —? dachte Hubertus —. Sie laſſen eben an Stricken die Schmuggelwaaren herunter, die zu Waſſer dann am Ufer entlang weiter geführt werden ſollen — ... Raſch hatte er ſeine Kutte ausgezogen, ſie wie einen Mantelſack zuſammengerollt, auch die Sandalen von den Füßen geſchnallt, alles, um nicht auf den erſten Blick als Mönch erkannt zu werden ... Ebenſo ſchnell nahm er die volle Sprache eines Holländers an ... Da er der Tonello nicht ſein konnte,

wollte er ſich wenigſtens für einen mit Tonello im Einvernehmen ſtehenden fremden Matroſen geben . . .

Inzwiſchen war die Barke ganz um den Felſenvorſprung herumgekommen . . . Ihr Führer war ein junger Burſche . . . Nicht wenig erſtaunte er, hier ſtatt des Tonello einen halbnackten Menſchen zu finden, der ſich ihm durch unverſtändliche Reden, aber deutliche Geberden, vorzugsweiſe durch ein Zeigen bald aufs Meer, bald auf ſeinen Hals, dem gewiß die Schlinge drohe, als einen Ausreißer von ſeinem Schiffe zu erkennen gab, der mit den oben vorausgeſetzten Helfershelfern im Einvernehmen ſtand . . .

Ohne weiteres deutete Hubertus an, der Schiffer möchte ihn ja in ſeine Barke aufnehmen und auf den Felſen hinüberfahren, wohin ſchon lange die andern, ſo ſprach mit unwiderſtehlicher Beredſamkeit ſein Mienenſpiel, voraus wären . . .

Durch ſein Fragen beſtimmte der Burſche ſchon immer ſelbſt die Antworten, die Hubertus geben konnte . . . Und bald war die Barke dem Ufer ſo nahe, daß ſein Hund nur einen Satz brauchte, um hinüberzuſpringen . . . Hubertus folgte, ergriff noch ein zweites Ruder, das am Boden lag, und deutete auf den Felſen, dem zuſteuern zu ſollen der Burſche unausgeſetzt in einer lauderwelſchen Sprache von ihm bedeutet wurde; die Genoſſen hier am Meer gehörten allen Nationen an; vorzugsweiſe fehlten flüchtige Matroſen von Dalmatiens Küſte nicht, deren Sprache vielleicht nach des Knaben Meinung es war, die der halbnackte Menſch mit dem grinſenden Todtengeſicht ſprach . . . Hu-

bertus hatte ſeine Kutte mit ſeiner weißen Schnur umwickelt . . .

Je mehr Hubertus durcheinander ſprach, deſto ſichrer wurde der Knabe und noch ſichrer mußte ihn das Benehmen des Hundes machen, der mit vorgeſtreckter Schnauze und aufgereckten Ohren wie auf dem Sprunge ſtand — keine Muskel rührte, das Auge unverwandt dem Felſen zu gerichtet . . . Die glückliche Erwartung des Thiers verrieth dann und wann ein leiſes kurzes Bellen . . .

Die Fahrt dauerte länger, als ſich Hubertus vorgeſtellt . . . Das Meer lag durchaus ruhig und doch ging bis zum Landen eine Stunde hin . . .

Die wunderlichſten Bewegungen, Sprünge und das kurze Bellen des Hundes mehrten ſich . . . Kaum war der Nachen an einem zum Landen geeigneten Vorſprung des Ufers angekommen, ſo war Hubertus nicht mehr im Stande, dem Knaben Auskunft zu geben; denn ſein Hund ſprang wie der Blitz aus dem Nachen und im Zanken darüber, im Begehren, den Flüchtling feſtzuhalten, konnte ihm Hubertus nacheilen ohne damit aufzufallen . . . Satz über Satz ging es vorwärts, als wäre der Hund auf der Inſel zu Hauſe — . . . Kaum konnte Hubertus folgen . . .

Nun mußt' er wol fürchten, der Hund möchte den Räubern gehören, deren Anweſenheit ihm jetzt aus Tonnen, Waarenballen, großen runden Flaſchen, wie ſie auf Schiffen gebraucht werden, unzweifelhaft wurde . . . Erkannte man ihn, ſo hatte ſeine letzte Stunde geſchlagen . . .

Alles blieb ſtill . . . Die Waaren lagen aufgeſpei-

chert unter den Wölbungen hoher Felsgesteine, verborgen von wildwucherndem Strauchwerk . . . Manche dieser Wölbungen waren tiefgehende Höhlen . . . Der hellste Mondschein ließ alles deutlich erkennen . . . Im Schneckengang wand sich der oft schlüpfrige und unterm Fuß zerbröckelnde Felsenpfad hinauf, bis endlich ein lautes Bellen des Thieres anzeigte, daß seine Anstrengungen belohnt waren . . . Hubertus folgte und sah, wie der Hund an einem Holzgatter kratzte, das einen mannshohen Felsenspalt verschloß . . . Offenbar war dieser hinterwärts sich erweiternde Raum eine menschliche Wohnung . . . Hell schien an einer andern Seite, der See zu, durch einen kleinern Spalt das Licht des Mondes . . .

Kaum hatte Hubertus, den Hund beschwichtigend, die Pforte des Gitters ergriffen und sie geschlossen gefunden, kaum einige Geräthschaften wie Tische, Sessel unterschieden, so beschien auch vom jenseitigen, zum Meer gehenden Spalt aus der Mond eine auf einem Lager am Boden ausgestreckte menschliche Gestalt . . .

Die Freude, die Aufregung des Hundes war nicht mehr zu stillen . . . Hubertus schwebte zwischen Leben und Tod — . . . Gleichviel ob dort der Pilger, der Gefangene Pasqualetto's, lag oder ein Angehöriger der Räuber, sein Leben hing an einem Haar . . . Er packte den Hund und erstickte ihn fast durch Zusammenwürgen der Kehle . . .

Der Schläfer auf dem Lager erhob sich indessen . . . Hubertus sah einen Kopf, den ein langer weißer Bart umflutete . . . Es war nicht möglich, die Gesichtszüge zu erkennen . . . Die Gestalt erhob sich allmählich . . . Der

Mondſtrahl der jenſeitigen Felsöffnung beleuchtete ſie . . . Der Mann kam langſam näher und mit einer Hubertus nun bekannten Stimme hörte er auf italieniſch: Was iſt dein Begehr? — Weißt du nicht, daß der Eingang am andern Gitter iſt —? . . .

Jetzt unterbrach der Gefangene ſich ſchon ſelbſt . . . Er erkannte den Hund und ſank zu dieſem nieder . . . Machtlos ſtreckte er durch das Gitter die Hände nach ihm aus. . .

Hubertus ließ die Kehle des Thieres jetzt frei und ſagte in deutſcher Sprache: Mann! Mann! Du biſt es! Gott gelobt! Ich komme, dich zu befreien! Erhebe dich! Auf! Auf! Verweilen bringt Gefahr — . . .

Noch hatte Frâ Federigo, der es war, nicht die Sprache gewonnen; er ſah nur auf ſeinen Hund . . . Aus Piemont bis hieher war ihm das treue Thier gefolgt . . . Hubertus konnte nun dem Thier nicht mehr wehren; durch lautes Bellen gab es ſeine Freude kund . . . Aber ohne Zweifel gab es auf dem einſamen Felſen Schläfer, die geweckt werden konnten . . . Auch Federigo erhob ſich jetzt von ſeinem Niederknieen, hielt ſeine Hände durchs Gitter, zog den ſich aufbäumenden Sultan zärtlich an ſich und ſuchte ihn zu beruhigen . . .

Inzwiſchen entdeckte Hubertus die Stelle, wo ein Eingang hinter dem Felſen an der Meeresſeite lag und wie dieſer zu erreichen war . . . Er entdeckte ein Bret, das von den Räubern aufgelegt und wieder weggenommen werden konnte und das den Zugang zur Höhle bildete . . . Das Bret ſtand an die Felſenwand ge-

lehnt und mußte über eine Spalte gelegt werden, unter welcher ein tiefer Abgrund gähnte . . . Hubertus hatte Mühe, den Hund zurückzuhalten, der ſchon Miene machte, hinüberzuſpringen . . .

Glücklicherweiſe ſchwieg jetzt Sultan und winſelte nur vor Begier, über die furchtbare Lücke zu kommen . . . Hubertus legte das Bret ſorgfältig auf und konnte auf eine andere Kante des Felſens gelangen, auf welcher ſich bequem bis zu jener dem Meere zu gelegenen Oeffnung gehen ließ, die in halber Mannshöhe den Eingang bildete . . .

Da fand denn Hubertus ſeinen Reiſegefährten, den Pilger von Loretto . . . Er fand den greiſen, einem Schatten ähnlichen Bewohner dieſes grauſamen Behälters, eines Neſtes für Raubvögel — fand ihn in den Umarmungen ſeines Thieres, die Augen voll Thränen und ſprachlos vor Bewunderung und Freude . . .

Zu Verſtändigungen war keine Zeit gegeben . . . Hubertus, gleichfalls vom Pilger ſofort als der Gefährte jenes deutſchen Mönches Klingsohr erkannt, drängte zu ſofortiger Flucht . . . Laßt mich hier ſterben! ſprach Federigo . . . Doch Hubertus zog ihn an die Oeffnung und deutete auf Stimmen, die am Fuß des Felſens ihm vernehmbar ſchienen . . . Es iſt die Welle, die brandet! ſagte Federigo und taſtete ſchon unwillkürlich nach ſeinem Pilgerkleide, raffte einige Wäſche zuſammen und ſuchte ſeinen Stab . . .

Ich bringe Euch nach Rom! ſprach Hubertus. Mich ſchicken Eure Befreier! Wer weiß, ob dieſe Böſewichter, wenn ich auch den Kahn gewinne und allein entfliehen

wollte, Euch nicht inzwiſchen an einen andern Ort führen, falls ich auch morgen mit der Küſtenwache hier einträfe und Euch abholen wollte . . . Kommt lieber ſogleich! . . . Ihr habt Recht, nur die Brandung iſt's! . . . — Wohlan — Gut Heil —! . . .

Hubertus half dem Greiſe zuſammenraffen, was um ihn her ausgebreitet lag und nur irgend raſch zu erfaſſen war . . . Selbſt die Decken, auf denen er ſchlief, bürdete er ſich auf; die Papiere, auf die ihn Rucca ſo ausdrücklich verwieſen hatte, ballte er zuſammen . . . Der Hund hüpfte und tänzelte nur um beide her und ſchon waren ſie zur Oeffnung hinaus, ſchon ſchwankte Federige auf dem ſchmalen Stege über die grauſige Tiefe — ſchon rafften ſie die andern Sachen zuſammen, die ſie ans Gitter der größeren Oeffnung geworfen hatten, ſchon ſchickten ſie ſich an, in eilendem Schritt den Felſenpfad hinunter zu entfliehen und das Ufer und den Nachen zu gewinnen . . .

Das kluge Thier, gleichſam als merkte es die Vorſicht, die hier zu üben war, begleitete ſein Laufen und Wiederlaufen, ſein Springen und Schmeicheln nur mit einem leiſen freudigen Winſeln . . . Aber dennoch war es auf dem Eilande lebendig geworden . . . Federige hielt inne . . . Lichter ſchwankten unterwärts am Geſtade auf und nieder, Fackeln leuchteten auf, Laternen . . . Durch einen Spalt des immer noch ſchroffen Geſteins ſah Hubertus, daß der Knabe den Nachen verlaſſen hatte und wahrſcheinlich zum Lager der Räuber gegangen war und dieſe geweckt hatte . . . Vorwärts! Vorwärts! trieb er den Befreiten an . . . Dieſer

folgte, ſprach aber beſorgt den Namen Grizzifalcone's aus . . .

Wißt Ihr denn nicht, daß Euer Peiniger todt iſt? flüſterte Hubertus . .

Er iſt todt — ſeit acht Tagen — wiederholte er dem Staunenden und ſetzte hinzu: Und ich bin es ſelbſt, der ihn erlegte . . .

Unglücklicher! rief Federigo voll Entſetzen über dieſe Tollkühnheit und die mögliche Rache ſeiner Genoſſen . . . Er hielt aufs neue ſeine Schritte an . . . Nun aber war ſchon der Weg zu ſchroff, als daß ſein Fuß ſich noch ſelbſt regieren konnte; er mußte vorwärts wider Willen . . .

Indeſſen wuchs der Lärm an den Stellen, wo man Licht bemerkt hatte . . . Nur noch hundert Schritte waren die Fliehenden entfernt vom Nachen; dennoch konnte der kurze Weg den Tod bringen . . . Die Gefahr wuchs, als Sultan die Herbeieilenden bemerkte, wüthend zu bellen anfing und ſich zum Angriff rüſtete . . . Schon ſprang er einigen Männern entgegen, die mit Piſtolen und Flinten, halbnackt und ſchlaftrunken, von einem Felſenvorſprung her ſich näherten . . .

Indeſſen hatte Hubertus den Nachen gewonnen und den ermatteten Federigo mit Gewalt vom Ufer zu ſich herübergezogen . . .

Sultan! Sultan! riefen beide im ſchaukelnden Kahne, den Hubertus ſchon losband . . .

Da blitzte Pulver auf den Feuerröhren der Ankommenden auf, Schüſſe fielen, Kugeln pfiffen . . . Darüber flog der Nachen vom Ufer . . .

ſelbſt lachen mußte, kam der ſatiriſche Schriftſteller in den Unterricht, der dann die Freiheit hatte, ſich über die ganze Welt luſtig zu machen. Wir müſſen hierauf ja doch noch zurückkommen und nehmen uns daher lieber die Zeit, zu bemerken, daß Blaſedow einen Weg einſchlug, um ſeine kriegeriſche Erziehung Oscarn einzuflößen, der dem geſcheidten Jungen mißfiel. Blaſedow pflegte nämlich keine denkwürdige Affaire in der Geſchichte zu erwähnen, die er nicht durch plaſtiſche Anſchauungen im Kleinen nachgeliefert hätte. Oscar war zu alt, um an einem Spiel mit bleiernen Soldaten Geſchmack zu finden, wie er denn überhaupt weit mehr Neigung zu der Beſtimmung ſeines jüngſten Bruders hatte, als dieſer Ahnung von der ſeinigen. Der Mutterwitz, der die jüngſten Kinder auszuzeichnen pflegt, und die Altklugheit, die ſie nicht ſelten entſtellt, gaben Blaſedow Vertrauen zu ſeinem Vorhaben, gerade dieſen für die Satire aufzuziehen, obſchon der Schlachtenmaler immer ſagte, daß die bleiernen Soldaten dem gehörten. Genug, es half ihm nichts. Blaſedow trug ihm die Geſchichte nie anders vor, als mit dem Nürnberger Hülfsapparat. Es waren freilich nur preußiſche Freiwillige, bayeriſche Chevaurlegers und nackthaarige Schotten, die er in der Eile zu commandiren hatte; allein ſie mußten Alles vorſtellen, was gerade die Jahreszahl mit ſich brachte. Hatten die Preußen kaum bei Marathon mitgefochten, ſo wurden ſie bei Cannä ſchon wieder in's Feuer geführt. Die Bayern drückten immer die Griechen aus, nicht deßhalb, weil ſie etwa aus Erinnerung an König Otto von Blaſedow dafür gehalten wurden, ſondern bloß, weil die Infanteriſten dort Helme trugen. Spielen wollte Blaſedow nicht, ſondern bloß jene Schlachtordnungen nach-

Sultan, der nachſprang und von Federigo's ausgeſtreckten beiden Armen nachgezogen werden ſollte, ſank unter, getroffen von einer Kugel, die ſeinem Herrn gegolten ... Von der unruhigen Brandung geſchleudert flog der Nachen machtlos in die Weite ... Das treue Thier blieb auf dem Meeresgrund oder in der Gewalt der Verfolger zurück ...

Mit einem Schmerz, der ſich in lautem Jammertönen kund gab, brach Federigo auf dem Boden des Fahrzeugs zuſammen — ...

Ja — dieſer wunderbaren Nacht mit ihrem Gefolge von Freude und herzzerreißendem Leid mußte jetzt Hubertus gedenken auf dem ſtillſten Orte der Welt, in dieſem einſamen Gebirgsthal Calabriens, ruhend auf einem Stein, um den ſelbſt die Eidechſen und Käfer jetzt ſchliefen ... Bilder des Kampfes, Bilder neuer Gefahren traten vor ſein erregtes Gemüth ... Eine Ahnung, welche mit dem von Neapel hinweggenommenen Eindruck der Falſchheit zuſammenhing, ſagte dem ſchlichten Mann, der alles, nur kein Menſchenkenner war: Wenn ſich Federigo's ruheloſes Leben erneuerte! Wenn der hochbetagte Greis in ſeinem düſtern Waldesdunkel nicht länger ſicher bliebe! ...

Seit jener Flucht vom Felſeneiland bei Acoli waren faſt zwölf Jahre vergangen ... Doch traten gerade heute alle Einzelheiten derſelben vor die Seele des einſamen, hier wie am Grabe der Natur wachenden Wanderers ... Er gedachte, wie damals der erſte Schmerz um den Verluſt des wie man glauben mußte todten Thieres alles andere überwog — wie die Flüchtlinge da-

mals ſich vorſtellen mußten, wie oft der brave Sultan gefangen geweſen ſein mußte, um ein Jahr zu brauchen, die Spur ſeines Herrn von Piemont bis zur Mark Ancona wiederzufinden —! ... Und am Ziel ſeines edlen Naturtriebes*) mußte das treue Thier zuſammenbrechen — ...

Aber Hubertus gedachte nun auch, wie damals mit dem anbrechenden Tage die Sorge wuchs und ihre Kräfte nicht mehr ausreichten, den Nachen zu regieren — wie der Nachen ans Ufer getrieben wurde und die Landung neue Gefahren brachte, da Federigo dem Vorſchlag, ſich den Grenzbeamten zu überliefern und nach Rom zu fliehen, aufs allerentſchiedenſte widerſprach, immer und immer als das Ziel ſeiner vor dreiviertel Jahren unterbrochenen Pilgerſchaft nach Loretto, das er ſich nur der Merkwürdigkeit und des allgemeinen Pilgerſtromes wegen hatte anſehen wollen, nur den Silaswald in Calabrien bezeichnete ... Wie erbebte noch jetzt des guten Bruders Theilnahme unter der Erinnerung an die ſeltſamen Gründe, welche für dieſe Reiſe damals Federigo angab und Hubertus wol ſchwerlich ſämmtlich erfahren hatte —...

Die von Ceccone geleiteten Fäden der Verlockung der Vandiera in einen Aufſtand der Räuber hatten ebenſo in Federigo's Händen gelegen, wie die jener Mittel, durch welche ſich Grizzifalcone die Erkenntlichkeit des Fürſten Rucca erwerben wollte ... Jene Liſten, welche er dem Räuber hatte ſchreiben müſſen, beſaß er — er warf ſie zu Hubertus' Erſtaunen zer-

*) Ein Factum.

riſſen ins Meer . . . Lebhafter war Federigo's Drang, die Inſurgenten in Korfu zu warnen . . . Federigo hoffte irgendwo eine Poſt anzutreffen, um einen Brief nach Korfu an die ihm wohlbekannten Adreſſen der Emigration zu ſchicken . . . Dies that er dann auch . . . Um die Landung in Porto d'Aſcoli zu hintertreiben, um vor den Namen zu warnen, die bisher nach Korfu gleichſam als Einverſtandene und zur Invaſion Ermunternde geſchrieben hatten, ergriff er die erſte Gelegenheit, um einige Zeilen aufzuſetzen . . . Hubertus erfuhr, daß der Gefangene in jener Höhle Briefe, deren Zuſammenhang und Beſtimmung er nicht kannte, anfangs harmlos geſchrieben . . . Als er die Abſichten ahnte, die ihm die unheimlichſten ſchienen, zwangen ihm nur noch die furchtbarſten Qualen und Drohungen der von Cardinal Ceccone gedungenen Räuber die Feder in die Hand — . . .

Eine Folge der, des unſichern Poſtganges wegen, mehrfach aufgeſetzten, aber in Korfu richtig angekommenen Briefe war dann die Landung der Bandiera in Calabrien . . . In jenem Briefe Attilio's, von welchem damals in Bertinazzi's Loge ſich Benno ſo mächtig hatte aufregen laſſen, waren dieſe Mittheilungen Federigo's ſämmtlich wiedergegeben worden . . .

Langſam kamen der Gerettete und Hubertus, welcher ſich von ſeinem neuen Freunde nicht zu trennen vermochte, durch die Abhänge des Monte Saſſo und durch die Abruzzen . . . Endlich erreichten ſie jenen alten Wald, in welchem Federigo ſeine Tage beſchließen wollte . . . Die religiöſen Geſpräche des Pilgers, ſeine genaue Bekanntſchaft mit jenem deutſchen Landſtrich, wo Hubertus ſoviel

Freude und Leid erfahren, des Pilgers Bekanntſchaft mit ſoviel Perſonen, die in die ſchmerzlichſten Schickſale ſeines Lebens verwickelt waren, feſſelten ihn in dem Grade an den deutſchen greiſen Sonderling, daß er ſich nicht mehr von ihm trennen mochte . . . Durch ihn ließ er dann an Lucinden nach Rom ſchreiben, bat ſie, ſeinen Aufenthalt vorläufig noch dem Cardinal und dem Fürſten Rucca zu verſchweigen, fügte hinzu, ſie möchte ihm insgeheim von ſeinem General die Erlaubniß erwirken, in San-Firmiano, einem Franciscanerkloſter, bleiben zu dürfen, das glücklicherweiſe in der Nähe des Ortes lag, wo ſich Federige ſeine Hütte gebaut . . . Sein früherer Pflegling, Pater Sebaſtus, war geneſen und hatte eine ſeinen Wünſchen entſprechende Stellung gefunden . . . Lucinde vermittelte alles, was er wünſchte und ſeine Bitte wurde gewährt . . .

Durch eine wunderbare Fügung des Zufalls traf es ſich auch, daß gerade dies plötzliche Verſchlagenwerden nach dem Süden Italiens zugleich die Anknüpfungen an eine ſo lange von Hubertus verfolgte Abſicht bot, ſein von Brigitte von Gülpen ererbtes Vermögen dem verhaßten Kloſter Himmelpfort zu entziehen und zweien Perſonen zuzuwenden, die ihm ſeine von Gott ihm auf die Seele gebundenen Kinder ſchienen, da ſie einſt in ſeinen Armen gerettet blieben bei jenem verzweifelten Sprunge aus der Höhe eines brennenden Hauſes in Holland . . .

Einer derſelben hatte ſeine Güte nicht verdient . . . Und doch hatte wiederum Jän Picard, damals Dionyſius Schneid genannt, aus dem Brand von Weſterhof von ihm gerettet werden müſſen . . . Anderthalb Jahre war es da-

mals her, daß Löb Seligmann am Eingang zur Kirche des Kloſters Himmelpfort jenes furchtbare Krachen gehört und im Todtengewölbe Licht geſehen hatte ... Damals benutzte Hubertus die gerade noch im Bau begriffene Begräbnißſtätte des Kronſyndikus, um den muthmaßlichen Brandſtifter im Todtengewölbe der Kirche zu verbergen ... Die mächtige Marmorplatte, auf welche Namen und Würden des Geſchiedenen gemeißelt werden ſollten, ließ er oberhalb der Grube niederfallen, in die ſein damals noch unwiderſtehlicher Arm den Verwundeten über die hinunterführende Leiter trug ... Für einige Augenblicke machte er dann Licht und bereitete unter den Särgen dem Kranken ein Lager ... Seine Drohungen mußte Jân Picard aus einem ſo entſchloſſenen Munde für Ernſt nehmen ... Drei Tage und drei Nächte verpflegte ihn Hubertus, ohne in den Verſteckten dringen, ganz ſeine auf Weſterhof vollführte That erforſchen zu können ... Sein Intereſſe für Terſchka, ſeine Sorge für den auf ſeiner Zelle und unter des Pater Maurus' Zucht verzweifelnden Klingsohr beſtimmten ihn, dieſe Laſt ſich je eher je lieber abzuſchütteln ... Lucinden hatte er das Wort gegeben, ihn nicht zu verrathen ... Zugleich vertraute er dem Ton der Verſtellung, die von einer dumpfen Bigotterie, die in Picard lebte, unterſtützt wurde, nahm von ihm das Gelöbniß der Beſſerung entgegen, ließ den gegen religiöſe Eindrücke nicht Verſchloſſenen bei einem der auf den Gräbern angebrachten Kreuze ſchwören und vertraute dem Verſprechen, daß der Flüchtling der Gattierin nach Amerika auswandern und ihre und Hilfe

der großen Summe, die er ihm für diesen Fall bestimmt hatte, ein neues Leben beginnen wolle . . . Diese Summe, vor kurzem erst erhoben, trug Hubertus in Papieren bei sich . . . Die Ueberraschung und Geldgier des Räubers nahm die Form einer Dankbarkeit an, die aufrichtig schien . . . Picard vermaß sich hoch und theuer, an den Ufern irgend eines der Ströme Amerikas Grundbesitz kaufen und sein Leben hinfort nur noch der Reue und Arbeit widmen zu wollen . . . Nach einigen Tagen, während ihn Hubertus unter den Särgen verpflegt hatte, brachte er ihn mit größter Behutsamkeit auf den Weg nach Bremen . . .

Picard ging, wie wir wissen, über London und gerieth unter seine gewohnte Gesellschaft . . . Er verthat die für England nicht zu große Summe in kurzer Zeit . . . Ohne Mittel, fiel er in seine frühern Gewohnheiten zurück . . . Die französische Sprache, deren er mächtig war, die anfänglich ihm so reich zu Gebote stehenden Summen hatten ihn in Verbindungen gebracht, die weit über die Sphäre gingen, auf welche seine rohe Bildung angewiesen war . . . So war es möglich geworden, daß er Terschka begegnete, den er von Westerhof kannte . . . Ohne sich ihm als Dionysius Schneid zu erkennen zu geben — seine kunstreichen Perücken sind uns vom Finkenhof her bekannt — knüpfte er an die ihm von Hubertus ausgesprochenen Vermuthungen über Terschka's Person an, erinnerte an ihre gemeinschaftlich bei einem Müller, später bei einem Scharfrichter verlebte Jugendzeit und hatte, da sich Terschka, trotz der lockenden Aufforderung, die sein Jugendgespiele an ihn richtete, er

sollte sich getrost die auch ihm bestimmte Summe vom alten Jugendkameraden, Franz Bosbeck, dem jetzigen närrischen Mönch Hubertus kommen lassen, befremdet und höchst entrüstet zeigte und diese Reden zurückwies, die Frechheit, Terschka's Rock- und Hemdärmel aufzureißen und ihm das holländische Brandmal der Verbrecher auf seinem Arm zu zeigen . . . Terschka, nun zum Schweigen verurtheilt, kämpfte mit sich, was er thun sollte . . . Hubertus war nach Italien gegangen; eine Correspondenz mit dem in Rom auf San-Pietro in Montorio Verweilenden war nicht möglich, ohne sein Geheimniß noch mehr zu compromittiren; — die große Summe reizte ihn aber — für ihn bestimmt war sie in Witoborn niedergelegt . . . Terschka mußte sie zu bekommen suchen . . .

Einstweilen suchte sich Terschka Picard's selbst zu entledigen . . . Die Reihen der Emigrationen waren von je gemischt . . . Mit dem Schein des politischen Flüchtlings umgibt sich der betrügerische und flüchtige Bankrottirer, der Spion, der falsche Spieler . . . Unter den verbannten Karlisten und Sicilianern gab es Charaktere, für deren erste Lebensanfänge niemand gutsagen konnte . . . Nicht nur Ceccone's Intrigue, die Intrigue der meisten Regierungen ging in England dahin, irgendwie in das innere Getriebe der Conspirationen einzutreten. Zu Horchern und Provocatoren geben sich dann reine Charaktere nicht her — so mußten sich den oft phantastischen und der Welt unkundigen Edelgesinnten Betrüger zugesellen . . . Das große Weltgewühl erschwert die gegenseitigen Prüfungen . . . Picard, der seit Jahren schon verschiedene Namen geführt und in den

abwechselndſten Lagen gelebt hatte, ſchloß ſich den für Malta und Korfu geworbenen entſchloſſenen Revolutionären an ... Bocheciampo, ein ehemaliger ſicilianiſcher Bravo, ging wie jeder andere Flüchtling unter einer Mehrzahl unbeſcholtener und den reinſten Ueberzeugungen lebender Männer ... Dieſem ſchloß ſich Picard an ... Mit goldenen Ringen, Uhrketten überladen, nannte er ſich einen Belgier van der Meulen ... Bocheciampo leitete jene Intrigue des Cardinals Ceccone, der zufolge mit den römiſchen Invaſionen der Flüchtlinge, um ſie zu compromittiren, die Räuberelemente der Mark Ancona und der Abruzzen verbunden werden ſollten ... Van der Meulen reiſte mit Bocheciampo über Gibraltar und Malta nach Korfu ... Hier muſterten die Bandiera ihr Fähnlein und beurtheilten es im beſten Vertrauen auf die Bürgſchaft der londoner Abſender ... Schon ſollte ein von ihnen gemiethetes und commandirtes Schiff nach Porto d'Aſcoli in See ſtechen, als die Briefe des von Hubertus befreiten Federigo anlamen und die Inſurgenten vor einer ihnen gelegten Falle warnten ... So ſpielte ſich der Schauplatz der demnach ſchon im Keim hoffnungsloſen Unternehmung auf eine andere Stelle Italiens, wo eine gleichzeitige Erhebung Siciliens in Ausſicht geſtellt wurde ...

Hier offenbarten ſich die ſchlechten Elemente, die ſich unter den Inſurgenten befanden *) ... Mit der dreifarbigen Fahne marſchirten die Verſchworenen, die in

*) Mazzini hat über die Vorwürfe, die ihm wegen ſeiner mangelhaften Ausrüſtung der Bandiera'ſchen Expedition gemacht wurden, eine eigene Rechtfertigungsſchrift herausgegeben.

Punta d'Alice landeten, über Roſſano auf Salerno zu, wo gleichfalls eine Erhebung angeſagt war . . . Aber im Gegentheil; vorbereitet fand man überall nur den Widerſtand; ſämmtliche Bürgergarden waren einberufen . . . Wuchs auch der Haufen der Inſurgenten von Ort zu Ort, ſo konnte er doch die erſte Begegnung mit regulären Truppen nicht aushalten . . . Die Trümmer des zerſprengten Corps ſuchten Schutz auf dem hohen Kamm der Apenninen . . .

Hier irrten ſie bis auf die höchſten Gipfel und bis da hinauf, wo im ſchmelzenden Schnee die Ströme des Neto, Leſo, Arco ihren Urſprung nehmen . . . Hubertus erfuhr im Kloſter, daß die Bandiera mit zwanzig ihrer Angehörigen in jene Schlucht gedrungen waren, wo unter den Bluteichen Frà Federigo ſeine Hütte erbaut hatte . . . Unruhig, ob ſich die Nachricht beſtätigte, daß von Spezzano aus eine Militärcolonne in den Wald rücken ſollte, verließ Hubertus ſein Kloſter, ging die Windungen des Neto entlang und begegnete zweien zerlumpten, Banditen ähnlichen Männern, die in Eile daherlaufend und ſich ſcheu umblickend ihn anriefen: Sind in San-Giovanni Soldaten? . . . Kaum waren ſie ſo nahe, um unter ſeine Kapuze zu blicken, ſo wandte ſich der eine . . . Die Stimme, die Hubertus gehört, ſchien ihm bekannt; der flüchtige Blick hatte ihm eine ſelbſt in ſolcher Verwilderung erkennbare Phyſiognomie ins Gedächtniß gerufen . . . Das iſt ja Picard! ſagte er ſich mit dem höchſten Erſtaunen und beflügelte ſeine Schritte, die Flüchtigen einzuholen . . . Je lebhafter ſie von ihm verfolgt wurden, deſto ſchneller eilten ſie vorwärts . . .

Bei San-Giovanni machten ſie einen Umweg und ſchlichen unterwärts durch die Kornfelder . . . Hubertus folgte raſtlos; zumal da er ſah, wie ſie ſich furchtſam die Mauern entlang drückten und den Schutz der Gärten ſuchten . . . Es iſt Picard! wiederholte er ſich. Picard, den ich in Amerika glaubte! Picard, der die Kraft meines Armes fürchtet! . . .

Der Ideenkreis unſres guten Hubertus war klein — aber klar trat ihm Picard's Theilnahme an jener von Porto d'Aſcoli aus irregeleiteten Unternehmung vors Auge . . . Eine Gefahr, ſowol für die ihm durch Federigo's Mittheilung bemitleidenswerth gewordenen Brüder Bandiera, wie für Federigo, welcher die der deutſchen Sprache Kundigen vielleicht gaſtlich aufgenommen — ſtand lebhaft vor ſeinen Augen . . . Ahnend, daß die Flüchtlinge trotz der Soldaten ausdrücklich Spezzano ſuchten, ſchnitt er ihnen bei ſeiner ſchon gewonnenen Terrainkenntniß den Weg ab . . .

Inzwiſchen kletterten die Flüchtlinge aus der Tiefe, die keinen Weg mehr bot, zur oberſten Saumthierſtraße empor . . . Hier erwartete ſie jedoch ſchon der ſchreckhafte Mönch, ein Knochenſkelett . . . Hubertus trat ihnen muthig entgegen . . . Picard! rief er, noch zweifelnd; aber Picard war es, er erkannte den Räuber . . . Zurückbebend ſagte dieſer, und zum Tod erſchrocken, in deutſcher Sprache: Jeſus Maria! Seid Ihr es, Bosbeck? Ich glaubte Euch in Rom! Dort wollt' ich Euch aufſuchen! Steht uns bei! Wir müſſen nach Spezzano . . . Sind Soldaten in Spezzano? unterbrach der andere auf italieniſch . . . Picard fuhr fort: Iſt alles vorüber, Alter

machen, die er bei Polybius und ſeinen Erklärern und den andern zeitgenöſſiſchen Autoren erwähnt fand. Kurz, der Treffliche unterließ nichts, was ſeinen Kindern von Nutzen ſein konnte. Er ſtieg von dem Kothurn ſeiner Bildung herab, um mit ihnen zu denken und zu fühlen nur wie ſie. Er glich einem Baume, der nach Oben hin verdorrt, während er an ſeinem Fuße neue Schößlinge treibt. Gertrud blickte die neuen Unterrichtsſcenen mit Staunen an und war froh, daß die Kinder endlich mehr geiſtigen Honig zu weben anfingen, als ſie früher natürlichen genaſcht hatten. Kein Mutterherz iſt ſo eiferſüchtig, daß es verlangen ſollte, die Kinder lägen immer bei ihr vor Anker; ſondern ſie freut ſich, wenn ſie ihre Segel aufziehen und hinausfahren und ſich Kenntniſſe ſammeln, die ſie ihnen nicht geben kann. Nur will ſie dabei die Kinder nicht aus den Augen verlieren. Das war das Einzige, was ihr Angſt machte. Ihr Sohn erſter Ehe war in Ungarn; aber ſie war darüber öfters weniger betrübt, als über ihre Kinder, die im Nebenzimmer ſaßen, und von denen ſie nicht mehr wußte, wo ſie anlanden würden. Tobianus konnte ihr auch keinen Aufſchluß, ſondern höchſtens ſeine Brille geben. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte, „er wüßte nicht, wo Blaſedow wieder den ſeinen hätte.“ Dennoch lag in dem Eifer ihres Mannes etwas, was Gertrud beruhigte. Beſcheidene Menſchen halten Alles für tief, was ſie ſich nicht erklären können. Auch ſchien es ihr, als müßte doch die Zeit kommen, wo ſich die Haſelgerte, die ſie bisher über ihren Kindern geſchwungen, in eine Wünſchelruthe verwandelte. Und in dieſem Glauben hütete ſie ſich wohl, indem Blaſedow jetzt die Ruthe zu führen ſchien, an ihrer geheimnißvollen Kraft einen irdiſchen Zweifel zu hegen.

ſo erzähl' ich Euch, wie ſchlecht es mir am Ohio gegangen . . . Und wieder rief mit wildem Ungeſtüm der andere: Sagt raſch, raſch, raſch; ſind Soldaten in Spezzano? . . .

Was wollt ihr mit Soldaten? antwortete Hubertus, der wohl begriff, daß des Italieners Worte nach Soldaten ein Verlangen nach ihnen und keine Beſorgniß ausdrückte . . . Sie werden euch fangen —! ſetzte er forſchend hinzu. Gewiß ſeid ihr von der Pandiera-Bande aus Korfu . . .

Das mag recht ſein! erwiderte der andere — es war Vocheciampo . . . Aber nur ſchnell! Schnell! Führt uns auf dem kürzeſten Wege nach Spezzano! . . .

Aus Dem, was die athemloſen und erſchöpften Männer ſonſt noch verbrachten, erſah Hubertus, daß ſich beide von den übrigen Flüchtlingen getrennt hatten, ſich mit den ausgeſtellten Poſten der bewaffneten Macht in Verbindung zu ſetzen hofften und ohne Zweifel einen Zug anzeigen wollten, welchen, wie er erfuhr, der Reſt der Inſurrection von den Bluteichen aus dieſe Nacht über den Kamm der Montagne delle Porciae hinweg unternehmen wollte, um den Meerbuſen von Squillace und von dort die See zu gewinnen . . . In San-Giovanni di Fiore, hörte er, würde dieſer Zug um Mitternacht ankommen und leicht von den Truppen aufgehoben werden können, wenn dieſe ihm nicht ſofort bis zu den Bluteichen entgegengehen wollten . . . Hubertus ſah die verrätheriſche Abſicht . . .

Dieſen Zug wollt ihr angeben? fragte er und hielt ſchon Picard's Arm feſt . . .

Picard kannte die Stärke des Mönchs und erblaßte nicht wenig über die funkelnden Augen, deren unheimliche, einer Kraftentfaltung vorausblitzende Macht er aus seinen Jugenderinnerungen heute zum zweiten mal wieder erkennen sollte . . .

Mit dem Narren in die Hölle! rief Bocheciampo, Hubertus' Gesinnung ahnend, zog ein Pistol und ergriff zu gleicher Zeit Picard's Arm, um seinen Gefährten zu befreien und ihn sich nachzuziehen . . .

Einen Augenblick fuhr Hubertus vor dem Pistol zurück, sah auch, mit einem zuckenden Blitz des Auges, daß Picard mit der Linken ein blankes Messer aus seinen Lumpen zog . . . Doch schon hatte den wilden Mönch der Anblick zweier Bösewichter, die, um den Preis ihrer eigenen Freiheit, andere ins sichere Verderben ziehen wollten, zur Wuth entflammt . . . Seine Hand drückte Picard's Arm so mächtig, daß dieser aufschrie und seinen Arm für gebrochen erklärte . . .

Hubertus suchte am Felsen seinen Rücken zu decken, ohne dabei Picard's rechten Arm loszulassen . . .

Laßt mich! schrie dieser, drängte vorwärts und drohte mit seinem blitzenden Messer in der Linken . . . Wie ein dem Ertrinken Naher, mit der ganzen fieberhaften Kraft, deren selbst die Feigheit fähig ist, wenn sie sich vor äußerster Gefahr zu retten sucht, suchte sich Picard loszuwinden und dem Italiener zu folgen, dessen Pistol sich jetzt zur Mehrung seiner Wuth als nicht geladen erwies . . .

Nun mußte Hubertus auch Bocheciampo abwehren . . . Alle drei rangen . . . Hubertus gegen zwei . . .

Immer näher kam der wilde Knäul dem jähen Abgrund des Felſenweges ... Mit verzweifelnder Anſtrengung wollten ſich die Ringenden der andern Seite zuwenden, wo die Felswand wieder höher emporſtieg ... Da riß ſich mit einer höhniſchen Lache Boccheciampo plötzlich aus dem Knäul los, ſtürzte die andern vom Rand des Weges in die Tiefe und entfloh ...

Mit einem gellenden Schrei ſuchte Picard ſich im Fall zu halten — Vergebens; die beiden Sinkenden glitten tiefer und tiefer ... Unten rauſchte die wilde Flut des Nete ... Hubertus hielt ſich an einer hervorragenden Stranchwurzel — ein Moment — und er hörte, daß Picard, der die Beſinnung verloren hatte, unaufhaltſam in die zuletzt nur noch ſchroff ſich abſenkende Tiefe ſtürzte ...

Eine Beſinnung, eine Entſchlußnahme war anfangs auch für Hubertus nicht möglich ... Eine Viertelſtunde verging, bis er ſo viel Kraft geſammelt hatte, um ſich wieder auf die Straße hinaufzuarbeiten ... Da hörte er in der Ferne Schüſſe ... Als er auf die Straße kam, hatte ſie ein Piket Soldaten beſetzt und hielt Boccheciampo gefangen ... Auch den Mönch nahm man mit und ließ ihn ſtreng bewachen ...

In der Nacht krönte ſich Boccheciampo's Verrath ... Aus dem Thurm zu San-Giovanni, in welchen Hubertus, ohne die Flüchtlinge warnen zu können, gefangen geſetzt wurde, vernahm er, wie oberhalb Firmiano's, wo ein einſamer, unbekannter Waldweg über den höchſten Gebirgskamm führt, ein kurzer verzweifelter Kampf der kleinen Schaar ſtattfand, die auf ihrem Wege gekreuzt

und zuletzt gefangen genommen wurde . . . Boccheciampo hatte den Soldaten die richtige Anzeige ihres nächtlichen Zugs gemacht . . . Man führte die Verlorenen nach Cosenza — . . .

Auch Frà Hubertus wurde später dorthin abgeführt . . . Der Erzbischof nahm sich des Klerikers an, berichtete an den General der Franciscaner nach Rom und wieder kam die Weisung, den Worten des Bruders Hubertus vollen Glauben zu schenken und ihm jede Nachsicht zu gewähren . . . Die Nachforschung nach dem verunglückten Gefährten des mit Pension nach Stromboli geschickten Boccheciampo gerieth ins Stocken . . . Einige Wochen nach Hinrichtung der Bandiera, kam Hubertus auf freien Fuß . . .

Wie Hubertus erst heute wieder jene Stelle des Ringkampfs gesehen, wie er jetzt zu jenem Felsenpfade über sich emporblickte, der damals ein Todespfad für zwanzig Menschen geworden war, brachte ihm die bange Stimmung seines Gemüths in voller Gegenwärtigkeit auch den Augenblick zurück, wo er damals, nach Entlassung aus seiner Haft in Cosenza, von jenem Kreuze aus, das er am verhängnißvollen Orte vom Sindico zu San-Giovanni auf Befehl der Regierung errichtet fand, ein Wagstück vollführte, welches allen, die davon erfuhren, unglaublich erschien . . .

Mit Stricken, Hacke und Beil stieg der Tollkühne am schroffen Felsabhang nieder und suchte dem Opfer beizukommen, das dort unten noch im feuchten Schose des an jener Stelle von Menschenfuß noch nicht berührten Neto ruhte . . .

Im Ringen hatte Hubertus bemerkt, daß Picard unter ſeinen zerlumpten Kleidern ein Portefeuille trug, auch Geld und Geldeswerth bei ſich hatte ... An letzterm lag ihm nichts; im erſtern aber fand er vielleicht Aufklärungen über die ihn wahrhaft empörende und mit höchſtem Zorn erfüllende Täuſchung, der er ſich hingegeben vor noch nicht zwei Jahren, als er glaubte, Picard wäre nach Amerika gegangen ... Nur eine ſo von frühſter Jugend gehärtete, an jede Lebensgefahr gewöhnte Natur, wie die ſeinige, konnte die Schwierigkeit dieſer Unternehmung überwinden ... Hundertmal glitt ſein halbnackter Fuß am zuletzt völlig ſenkrechten, glücklicherweiſe ſtrauchbewachſenen Abhang aus ... Nichts hielt dann die Wucht des Körpers, als ein Zweig, eine Wurzel, welche die ſchon blutig zerriſſene Hand unterſtützte ... Wo ein hervorragender Stein oder ein Aſt kräftig genug ſchien, befeſtigte der Muthige mitgenommene Stricke, die den Rückweg erleichtern ſollten, falls ſich aus der Tiefe der Schlucht ſelbſt kein anderer Ausweg bot ... Ganz allein, und ohne irgend einen Zeugen ſich an dieſe muthige Unternehmung wagend, kam Hubertus, blutend an Armen und Füßen, endlich bei den an dieſer Stelle gehemmten, in einem Keſſel wildtobenden Fall des Neto an ...

Hoch ſpritzte der Schaum des von zerriſſenen Felsblöcken zurückgeworfenen Gewäſſers auf — weitab nur vom Rande des Strombetts ließ ſich an den Büſchen mühſam weiterklettern ... Die Kohlenaugen des alten Jägers ſpähten rundum ... Hubertus fand, daß der Wildbach irgendwo ein Hemmniß hatte ... Von Weißhorn-

büſchen wildüberwuchert zeigte ſich ein Vorſprung, um den das ſchäumende Gewäſſer ſich herumzwängen mußte ...

Endlich fand ſich — unter den Büſchen das Schreckbild einer zerſchmetterten und verweſten Leiche ... Der Kopf war ſchon unkenntlich, aber die andern Glieder hatten ſich noch unzerſtört erhalten — die kühle Waſſerluft verzögerte die Auflöſung ...

Eine Weile währte es, bis Hubertus es wagte näher zu treten und den vollen Anblick des Schreckens dauernd zu ertragen ... Ein Dolch, den er nach Landesſitte in ſeiner Kutte trug, ſchnitt die Kleider der Leiche auseinander ... In den Taſchen lag noch Geld, eine Uhr; die Brieftaſche war nicht zu finden ... Hubertus durchſuchte den ganzen Körper ...

Das Portefeuille war verſchwunden ... Ohne Zweifel war es beim Sturze aus der Taſche geglitten ... Aber auf dem ſteinigen Grund der kryſtallenen Woge blinkte Geld auf ...

Hubertus blickte weiter um ſich ... Da lagen auch Blätter Papier, eingeklemmt in die ſpitzen Steine ... Die naſſen Blätter gingen beim Aufnehmen auseinander ... Hubertus ſah, daß es Bruchſtücke waren, die einem Paß oder einem ähnlichen Document angehörten ... Wieder ſuchte er mit ſpähendem Auge . . eder fanden ſich, jetzt auch am Ufer, einzelne zerſtreute Blätter ... Vom Regen und vom Schaum des Neto waren ſie ſo aufgeweicht, daß ſie ſchon beim Aufnehmen unter der Hand auseinandergingen ... Dennoch nahm er alles vorſichtig an ſich und wickelte es zum Trocknen in ſein Taſchentuch. ..

Nach langem Suchen dann nichts mehr findend, nahm er einige wild durcheinanderliegende Steine, bildete in Manneslänge in der Erde eine Höhlung, warf in sie die Reste des verwesten Körpers und bedeckte alles mit den Steinen und buschigen Weißdornzweigen, die er mit dem Dolch abschnitt . . . Uhr und Geld nahm er in sein Bündel noch hinzu, sprach einen kurzen Segen und machte sich auf den Heimweg, dessen nochgesteigerte Schwierigkeiten die Gewandtheit seines Körpers überwand . . .

Von jener Brieftasche fand sich nichts mehr — er durfte sich sagen, daß die Papierreste, die er gefunden, hinreichten, um einem so kleinen Behälter schon einen ansehnlichen Umfang zu geben . . . Das Geld floß dem nächsten Opferstock an der Kirche von San-Giovanni zu; die Uhr und die Papiere wurden bei passender Gelegenheit für einen Besuch bei Federigo aufgespart . . . Sie zu lesen verhinderten — natürliche Schwierigkeiten . . .

Nicht zu oft durfte es Hubertus wagen, die Bluteichen zu besuchen . . . Nur dann ging er, wenn ihn zu mächtig die Sorge für den immer mehr verwitternden Greis ergriff — nach einem stürmischen Wetter, nach einem Briefe, deren zuweilen welche für Federigo — dann waren sie eingelegt an Hubertus — beim Guardian einliefen; diese kamen von Rom und waren, wie Hubertus gelegentlich bemerkte, in seltsamen Chiffern geschrieben . . .

Als den Mönch eines Tages wieder die Hütte seines Freundes mit seinem, dem Leichnam abgenommenen Funde beherbergte, betrachtete dieser die Uhr mit äußerstem Erstaunen . . . Der Eremit erkannte sie für die seinige

. . . Nicht daß sie ihm jetzt geraubt war, sie hatte ihm vor vielen Jahren gehört . . . Daß Picard sie aus dem Grabe des alten Mevissen gestohlen, konnte durch die Mittheilungen des Mönches theilweise errathen werden — Hubertus wußte, daß Picard auf dem Friedhof eines deutschen Dorfes ein Grab erbrochen hatte . . . War es das des alten Mevissen —? dachte Federigo. Welche Verwickelungen konnten dann entstanden sein, falls sein Vertrauter an solchen Erinnerungen noch mehr in die Grube mit sich genommen hatte! — . . . Mit einer Aufregung, die Hubertus an seinem Freunde sonst nicht gewohnt war, durchflog dieser die Papierreste, die sich in Picard's Nähe gefunden hatten . . . Ihr Inhalt schien ihn allmählich zu beruhigen . . .

Aus einigen Brieffragmenten ergab sich aber eine Beziehung Picard's zu Terschka . . . Sie hatten sich, das ersah man deutlich, in London gekannt . . . Die Briefe waren vorsichtig abgefaßt und enthielten sogar besonnene Mahnungen, manche Ablehnung der Picard'schen Zudringlichkeit — Terschka's Ton war hier in hohem Grade vertrauenerweckend — . . .

Die nunmehrige Entdeckung der Thatsache, daß sich Hubertus damals auf Schloß Westerhof in Terschka's Person nicht geirrt hatte, nahm ihn trotz Terschka's damals so schroffer Ablehnung für ihn ein . . . Die Klage Terschka's über seine eigene hülflose Lage, auch die zufälligerweise in diesen Briefen von ihm ausgesprochene Reue über seine schnöde Behandlung des „guten Franz Boebeck", der ihm so wohlgesinnt gewesen, alles das konnte Hubertus nicht hören, ohne an sein noch

in Witoborn bei einem Advocaten ſtehendes Geld zu denken . . . Auch Federigo kannte von Caſtellungo her den Lebenslauf Terſchka's, kannte ſeinen Uebertritt zu einer Confeſſion, die an Federigo und den Waldenſern, der nur in jüngeren Jahren fanatiſch katholiſche Mönch zu achten gelernt hatte, und rieth dazu, dieſen Wink des Schickſals zu beachten . . . Wenn Hubertus doch einmal ſein Vermögen dem Kloſter Himmelpfort zuziehen wollte — und nach ſeinem Tode würde Pater Maurus in Himmelpfort ſich ſchon zu Gunſten ſeiner Anſprüche regen und geltend machen, daß Hubertus nur als ein auf Urlaub befindlicher Mönch ſeiner Provinz betrachtet werden konnte — ſo ſollte er ſich eilen, dem Erben, den er ſich nun einmal gewählt und der hoffentlich beſſer damit verfahren würde, als Jân Picard, ſeine, wie man ſähe, dringend erſehnte Hoffnung nicht zu entziehen — Die Partheilichkeit, die Gräfin Erdmuthe für Terſchka von jeher gezeigt, hatte ſich auch dem Einſiedler mitgetheilt . . .

Durch ihn, als Schreibkundigen, zugleich durch den wohlgeſinnten Guardian des Kloſters Firmiano, leitete Hubertus eine Verhandlung mit den Gerichten im fernen Witoborn ein, der zufolge Terſchka die Summe, die er dieſem gleich anfangs beſtimmt hatte, richtig in London ausgezahlt erhielt . . . Es währte ein Jahr, bis dieſe Procedur zu Stande kam . . . Terſchka's Dankesbriefe hoben nicht wenig das Gefühl des alten Mannes, der ſich einer guten That bewußt war und oft mit Schmerz von ſeinem Schickſal ſprach, das ihn gerade über die, denen er Gutes erweiſen wollte, zum willenloſen und wie von Gott beſtimmten Richter machte . . .

Die Räthsel, die den deutschen Pilger umgaben, hatten sich für Hubertus nur theilweise gelüftet . . . Bald nach dem Vorfall mit jener Uhr, einem Zusammentreffen, das Federigo am wenigsten aufklären mochte, kam das Ende des treuen Sultan, der, von seiner Wunde geheilt und einen Augenblick die Freiheit nutzend, seinem Herrn wieder bis auf mehr als funfzig Meilen gefolgt war und am Ziel seiner Sehnsucht durch den Pfarrer von San-Giovanni so misverständlich sein Ende finden mußte *) . . .

Lebhafter denn je gedachte Hubertus heute der Folgen, welche damals eine an sich so entschuldigte That des edlen Paolo Vigo nach sich zog . . . Er gedachte seiner Klagen damals, als sein zufälliger Ausgang aus dem Kloster, um zu terminiren, ihn nach San-Gio führte, ein Volkshaufe um den verendenden Hund stand, er ihn erkannte, ins Kloster trug, ganz so, wie zuweilen Sanct-Philippo Neri, mit dem ihn Klingsohr so oft verglichen, abgebildet wird . . . Paolo Vigo erfuhr die Geschichte des Hundes, war davon aufs tiefste ergriffen und besuchte den Eremiten unter den Blateichen, gleichsam um seine rasche That zu entschuldigen . . . So knüpfte sich zuletzt eine Freundschaft, die auch ihn ins Strafkloster Firmiano brachte . . .

Hier aber zeigte sich die gute Wirkung solcher Nachbarschaft . . . Jähzorn, Völlerei, alle Leidenschaften, von denen das Amt des Priesters geschändet wird, fingen dort allmählich zu verschwinden an . . . Nicht

*) Gleichfalls Factum.

## Zwölftes Kapitel.

### Theobald, der Volksdichter.

Es war ein wahres Glück, daß vor zwei Jahren e
gewaltiges Viehsterben im Fürstenthum Sayn-Sayn g
herrscht hatte: denn wie hätte Theobald anders einen Le
rer in der Poesie finden können! Blasedow wollte gera
nicht, daß Theobald bei dem Schäfer Schumacher i
Dorfe sich alle Vorkenntnisse zu einem zweiten Homer (d
öftere dormitare hatte Theobald schon gemein mit de
guten Homer) erwerben sollte; er wollte auch hier nur d
Technische von Schumachern abgesehen wissen, den To
die Volksweise, in welcher Schumacher Glück gemac
hatte. Es verhielt sich aber mit Schumachern und de
Viehsterben folgendermaßen:

Die Rinderpest war ohne Zweifel von Ungarn her he
eingedrungen, was Gertrud damals nicht leugnete, inde
ihr Sohn erster Ehe noch nicht einmal im Salzburgische
wanderte, sondern eben erst die große Glocke in Erfurt g
sehen hatte. Das Viehsterben fing in den Hundstagen a
ohne jedoch den Hunden zu schaden, was gerade im allg

genug kennte der Guardian, ein milder gutgesinnter Mann, nach Cosenza rühmen, wie sich seine Pfleglinge gebessert hätten . . . Schickte man aber eben deshalb schon seit lange niemanden mehr her? . . . Nahm man eben deshalb niemanden mehr fort? . . . Es war, als wenn dies stille Waldkloster in der Welt vergessen war . . . Hatte Hubertus Recht gethan, so ausdrücklich die Jesuiten an die Existenz desselben zu erinnern? . . .

Gerade Diesem vorzugsweise nachdenkend, hörte Hubertus jetzt die Uhr des Klosters die vierte, d. i. die elfte Stunde schlagen und machte sich, von Unruhe getrieben, noch früher auf den Weg, als er anfangs beabsichtigt hatte . . . Ueber die Höhen wehte ein frischer Nachtwind . . . Noch eine halbe Stunde brauchte er, bis er am Klosterthor die Glocke zog . . .

Hier sollte ihn aber dann sogleich ein glücklicher Zufall begrüßen . . . Es war Paolo Vigo selbst, der heute den Pförtnerdienst verrichtete . . . Eine edle Gestalt voll ernster Würde, mager, abgezehrt, begrüßte ihn . . . Der Pförtner trat Hubertus mit dem frohesten Willkommen entgegen . . .

Hubertus sah ihn voll Erstaunen, band sich seine beim Steigen losgegangene Kuttenschnur fester und sprach:

Das muß ja dem Guardian ein Traum eingegeben haben, Euch gerade heute an die Thür zu stellen! Ihr seid noch wach? Ich bitte Euch, bleibt es ja! . . . Weckt unsere Schlafsäcke die Matutin, so laßt Euch nur vom Guardian auf der Stelle Urlaub geben — . . .

Nicht wahr? Um unsern Vater aufzusuchen —? . . . fiel Paolo Vigo mit lebhaftester Erregung ein . . . Ich

konnte mir doch denken, daß Ihr gerade zum zwanzigſten Auguſt wieder zurückſein würdet . . .

Zum zwanzigſten Auguſt —? . . . Verderbt mir den Willkomm nicht! entgegnete erſchreckend Bruder Hubertus . . . Bei Sanct-Hubert! Wo hatt' ich meinen Kalender! . . . Haben wir heute den heiligen Rupert und bei Witoborn die erſten Schnepfen — —! Und ich — ich — — Eſel —! . . .

Morgen iſt doch Sanct-Bernhard! beſtätigte Paolo Vigo. Wißt ihr das nicht —? . . . Ich ſtehe wie ein Soldat auf Schildwacht und bitte Gott, mir eine gute Ablöſung zu geben . . . Ihr ſeid voll guter Anſchläge, Bruder; ſagt, wie fang' ich es an, ſofort zu den Bluteichen zu kommen! . . . Drei Nächte hatt' ich denſelben Traum und keinen guten mein' ich . . . Ich hörte an meiner Zelle kratzen, wie von einem Hunde, der herein wollte . . . Ich ſah im Geiſt den guten Sultan vor mir . . . Oeffnete ich dann, ſo fand ich nichts — . . . Dreimal das hintereinander! — Ich glaube an ſolche Dinge nicht — aber ich meine doch — Federigo iſt krank oder es geſchieht ihm ſonſt nichts Gutes — . . .

Der heilige Bernhard iſt morgen —! ſprach Hubertus dumpf und vor ſich hinſinnend, immer beſorgter und im Ton des härteſten Vorwurfs gegen ſich ſelbſt . . . Leb' ich ſo in den Tag hinein! . . . Ihr träumtet vom Sultan? Und ich träume ſchon ſeit Neapel von nichts, als von Wölfen, die an den Bluteichen eine Lämmerheerde freſſen . . . Wißt Ihr hier denn auch nicht, warum unſer San-Giovanni drüben ſo voll Soldaten ſteckt? . . .

San-Giovanni? . . . entgegnete Paolo Bigo bestürzt . . .

Euer Pfarrhaus und alle Scheunen sind voll . . . Auch in Spezzano sieht's wie im Lager aus . . . Ist morgen Sanct-Bernhard —! . . .

Glaubtet Ihr, daß ich um irgendetwas Anderes Urlaub wünschte, als um an diesem Tage — Nun Ihr wißt doch, daß ich jedesmal, wo ich an diesem Tage nicht bei den Bluteichen war, erklärte, ein Jahr aus meinem Leben verloren zu haben —! . . .

Hubertus hatte sich inzwischen durch die niedrig und rundbogig gewölbten Gänge zum Refectorium begeben, wo noch auf dem Speisetische die Lampe brannte . . . Paolo Bigo folgte ihm in den anmuthig kühlen, von kleinen gewundenen Säulen arabischen Geschmacks getragenen Raum . . . Ein Schrank enthielt die Vorrichtung, sich zu einem hier immer bereitstehenden Kruge voll Wein durch Drehen eines Hahns frisches Quellwasser zur Mischung zu verschaffen . . . Das Wasser tröpfelte hörbar von den oberen Bergen zu . . . Hubertus war erschöpft; Paolo füllte einen der im Schrank stehenden hölzernen Becher mit Wein und Wasser und erwartete vom so schweigsam gewordenen Sendboten nähere Aufklärungen über Verhältnisse, die beiden gleich theuer und werth waren . . .

Alles ringsum blieb still . . . Nur die Wasserleitung tröpfelte geheimnißvoll und lauschig in dem wieder geschlossenen Schrank . . . Düstere Schatten warf die matte Lampe durch die alterthümliche Halle . . .

Briefe sind ja von Cosenza gekommen? . . . fragte

Hubertus, der die Meldung der Ankunft Roſalia Matteucci's über die andern, ihm viel wichtigeren Dinge vergeſſen hatte . . .

Briefe von Coſenza? Nein! Aber vom Sacro Officio aus Neapel! entgegnete Paolo Vigo und ſetzte hinzu: Leider! Sie geben dem Guardian keine Hoffnung . . . Spracht Ihr denn nicht den Monſignore? . . .

Die bange Vorſtellung, die den Alten ſchon lange beſchäftigte, es könnte einen Schlag auf Federigo und ſeine geheimverbundenen Anhänger gelten, trat mit quälender Gewißheit vor ſeine vom mühevollen Wandern ohnehin erhitzten Vorſtellungen; aus fieberhaftem Blut ſteigen nach körperlichen Anſtrengungen Wahnbilder und krankhafte Gedanken auf . . . Der zwanzigſte Auguſt war ſeit zehn Jahren in den faſt unzugänglichen Schluchten des Silaswaldes ein Tag, wo anfangs nur drei oder vier Männer, jetzt ſchon oft zwanzig bis dreißig mit ihren Familien ſich verſammelten . . . Hubertus äußerte ſeine entſchiedenſten Beſorgniſſe und Paolo Vigo redete ſie ihm keineswegs aus . . . Schon berechnete Paolo, ob nicht vielleicht die Einquartierung in ſeinem Pfarrhauſe Anlaß geben könnte, den Guardian um Urlaub zu bitten — . . . Sinnend fuhr er fort, man müßte doch morgen in erſter Frühe in San-Giovanni hören können, was die Soldaten wollen . . .

Was ſie wollen — hm! hm! fiel Hubertus ein — Wenn ich an die lachende Miene des Monſignore denke und denke an den Golf von Neapel, der im Sonnenſchein funkelt wie ein Paradies und doch den Beſuv im

Leibe hat, ſo wird mir bange wie einer Mutter um ihr Kind . . . Der zwanzigſte Auguſt! . . . Mein Sohn, ich bitte Euch, mich dem Guardian nicht zu melden . . . Ich bin noch nicht angekommen . . . Hört Ihr! . . . Lebt jetzt wohl! In drei Stunden bin ich an Federigo's Hütte und ſchicke Jeden nach Hauſe, der etwa heute oder morgen kommen ſollte, um für die Seelen der armen Märtyrer Pascal und Negrino zu beten . . .

Guter Bruder! entgegnete Paolo Bigo ablehnend und erklärte auch ſeinerſeits zu dieſer Warnung bereit zu ſein . . . Ihr muthet Euch ein Uebermaß zu . . . O, daß ich ſtatt Eurer hinaufflegen könnte! . . . Soldaten! ſagtet Ihr? . . . Ich ſagte ja gleich, daß der aus Neapel vom Sacro Officio angekommene Brief ebenſo hinterhaltig iſt, wie ſchon lange das Benehmen des Erzbiſchofs von Coſenza . . . Und der Monſignore gab Euch in Nichts einen tröſtlichen Beſcheid? . . .

So artig war er, ſprach Hubertus, wie Papa Kattrepel in meiner alten Stadt Grüningen, der jeden Armenſünder, wenn er ihm den Kopf abſchlug, erſt um Verzeihung bat . . . Laßt mich doch jetzt nur ſogleich gehen . . . Schon hör' ich den Rumor da oben . . . Mitternacht muß vorüber ſein . . . Geht! Geht! . . . Ja, all ihr Heiligen, daß ich es nicht vergeſſe! Bei Sanct-Hubert's Bart, wo hab' ich meine Gedanken! Gütiger Gott, mach' auf mein Alter keinen Schwabenkopf aus mir! . . . Mein Sohn, laßt Euch getroſt Urlaub geben nach San-Gio! . . . Da werdet ihr ja eine Perſon finden, die viel lieber hat, Euch ſchon morgen wie ſonſt in Eurem Hauſe oder beim alten Meiſter Pallantio die

Polenta auf den Tisch zu ſtellen — lieber, als den ſteilen Weg hieher zum Kloſter erſt heraufzuklettern —!...

Eine Perſon? Die Polenta? Wer? fragte Paolo Vigo und ließ ſich von Hubertus die überraſchende Begegnung mit dem keuchenden Pepe, mit Scagnarelle, Roſalia und Marietta Mateucci erzählen ...

Gütiger Himmel! rief Paolo Vigo in doppelter Freude — ... Erſt aus Liebe zu ſeiner ſeit Jahren nicht geſehenen Schweſter — dann um die Gelegenheit, nun auf alle Fälle Urlaub zu bekommen ...

Hubertus mußte ſich jetzt verſtecken, wollte er unangemeldet bleiben ... Schon ertönte die Glocke, welche die ſämmtlichen Bewohner des Kloſters weckte und in die Kirche rief, wo ſie ſingen mußten ...

Während Paolo Vigo in größter Ueberraſchung, in Spannung und Rührung ſtand und jedenfalls entſchloſſen blieb, den Guardian um die ſofortige Erlaubniß zu bitten, ſeiner geliebten Schweſter und ihrem holden, von ihm noch nie geſehenen Kinde entgegenzugehen und außerhalb des Kloſters übernachten zu dürfen, ſchlüpfte Hubertus eine vom Refectorium in die Zellen führende enge Wendeltreppe hinauf, um wo möglich, ehe die Frate kamen, ſeine Zelle zu erreichen und dort ſich zu verbergen ... Schon hörte man einen Mönch, der heute das Amt des Weckers hatte, in einem entfernten Gange an die Zellenthüren pochen ... Der Regel des heiligen Franciscus gemäß rief er alle Schläfer aus ihren ſüßeſten Träumen ...

Hubertus erreichte glücklich und unbemerkt ſeine dunkle Zelle ... Sie war nicht breiter und nicht tiefer,

als zwölf Fuß, und enthielt als Bett einen Sack von Maisſtroh — die Decke darüber war ſo grob wie ſeine Kutte . . . Von Glasfenſtern war keine Rede; nur eine rohgezimmerte Holzjalouſie ſchützte gegen die im Winter oft ſchneidend kalte Luft . . .

Hubertus warf ſich auf ſein Lager . . . Er hatte vor Uebermüdung jene Empfindung, die ihn an die Zeiten erinnerte, wo auch er ſich in Java an Opium gewöhnt hatte . . . Traumartige Bilder traten vor die wachen Sinne . . . Alles ſchwebte um ihn in Licht und Farbe und Licht und Farbe war auch wieder wie Muſik . . . So ſoll einem an Erſtickung Sterbenden der Tod ſein . . . Geſtalten, die ihm wie Hexen hätten erſcheinen dürfen, waren ihm jetzt freundlich und nickten ihm mit ſüßem Lächeln . . . Mit ſeiner noch nicht beſonders geläuterten Religion nannte Hubertus das die Triumphe des Teufels, den er namentlich auch beim nächtlichen Chorſingen um zwölf Uhr Mitternacht gern in Thätigkeit wußte und oft ſchon hinter dem großen Miſſale mit ſeinem Hörnerkopfe als einen höhniſchen Mitſänger oder am Weihwaſſerkeſſel, den verunreinigend, erblickt hatte . . . Er rüttelte ſich wach und horchte nur, ob der Lobgeſang in der Kirche bald vorüber ſein würde . . .

Die Lampen in den Händen, ſchlichen die Mönche und geiſtlichen Züchtlinge erdfahl und ſchlaftaumelnd durch die Gänge . . . Hubertus, der auch hier ſchon manchen Verſchlafenen — wie oft ſonſt Klingsohrn! — um ſolche Stunde auf den Armen in den Chor getragen hatte, lauſchte dem öden Widerhall . . . Endlich ſangen einige zwanzig Stimmen . . . In einfacher Cantilene

wurde ein Pſalm vom Guardian verleſen und ſeinen Worten an beſtimmten Stellen von den andern reſpondirt . . .

Als nun wieder alles nachtſtill geworden war und jeder auf ſeiner Zelle wieder ſein Lager erreicht hatte, erhob ſich Hubertus von dem ſeinigen . . . Hatte Paolo Vigo Urlaub erhalten, ſo mußte ein andrer Pförtner für ihn eingetreten ſein und jedenfalls erwartete ihn dann der Beurlaubte nirgend anderswo, als in ſeiner eignen Zelle . . .

Letztere erreichte Hubertus ungeſehen, trat bei Paolo ein und fand ihn in der That bereit, das Kloſter zu verlaſſen . . . Auf die freudige Botſchaft, ſeine theure Schweſter wäre in San-Giovanni, war ihm die Erlaubniß ertheilt worden, ihrem Beſuch zuvorzukommen und ſie, wenn ihn ſein Herz dazu triebe, überraſchen zu dürfen . . . Bleibt aber Ihr zurück! ſetzte Paolo Vigo bittend hinzu . . . Alter, Ihr ſeid zu erſchöpft . . . Und nur darin ſteht mir bei; geht morgen früh meiner Schweſter entgegen und haltet ſie vom Kloſter eine Weile entfernt, bis ich um die achte Stunde von den Blutteichen in San-Gio wieder zurück ſein und Euch Alle bei meinem alten Meßner Pallantio begrüßen kann — . . .

Wie zwei Jünger, die für ihren Meiſter ihr Leben zu laſſen bereit ſind und um den Vorzug in den Beweiſen ihrer Liebe ſtreiten, ſo ſtanden ſie am offenen Fenſter und ſtritten, ob es nicht gerathener wäre, Paolo Vigo überließe den Gang nach den Blutteichen, um die am Morgen dort Verſammelten zu warnen, an Hubertus und ginge lieber ſelbſt nach San-Gio zur Ueberraſchung für ſeine Schweſter . . .

Mein Sohn! bat Hubertus . . . An mir iſt wenig gelegen . . . Wenn aber Euch zum zweiten Mal eine Strafe träfe, wie ſie Euch ſchon einmal ſo lange Eure Freiheit gekoſtet hat! . . . Jetzt brächet ihr ja geradezu auch das Herz Eurer Schweſter! . . . Sie verſprach, am Morgen zum Kloſter zu kommen . . . Ihr liebliches Kind wird Euch die Wange küſſen . . . Wagt nichts Neues wieder, nachdem Ihr ſchon ſo lange gebüßt habt . . .

Paolo Vigo hatte jedoch den Geiſt empfangen, der in edlen Dingen den Menſchen unwiderſtehlich zum Selbſtopfer treibt . . . Eine heilige Glut durchloderte ihn, ſeine Augen funkelten, wie die Sterne über den leiſe Flüſternden . . . Er ergriff die Hand des Greiſes und ſprach:

Weiß ich doch nicht — ich ahne die letzte Stunde unſeres Freundes . . . Krank iſt er zum Tod ſchon ſeit lange und es geht das Gerücht, daß ſein ſtilles Wirken entdeckt iſt . . . Seit jenem letzten Brief, den Ihr aus Rom brachtet, muß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen ſein . . . Ich ſah ihn ſeitdem nur einmal — und da ſchon wollte er Abſchied nehmen für immer, wogegen meine Worte kaum aufkommen konnten . . . Es ſchien, als wenn er eine wichtige Kunde aus der Welt empfangen hatte, die ihn zur Auferſtehung, zur Beendigung ſeiner Einſiedlerſchaft und zur Rückkehr ins Leben rief . . . Schon aus freien Stücken ſchien er gehen zu wollen und nun ahn' ich, er hätte beſſer gethan, dieſer Regung zu folgen — . . . Wenn man ihn heute holte, am Tage der Verſammlung, ihn in die Kerker der Inquiſition würfe —! Lebt wohl, Alter —! . . .

Nicht ohne mich —! . . . ſprach Hubertus und blieb dem Unheilverkündenden unabweislich zur Seite . . .

Mein Fuß iſt jünger, als der Euere! bat Paolo und wollte nicht dulden, daß Hubertus weiter, als bis an die Zelle des Pförtners folgte . . .

Während noch beide, und mehr mit Geberden als mit Reden, die ohnehin geflüſtert werden mußten, ſtritten, erſcholl in einiger Entfernung außerhalb des Kloſters ein klagender muſikaliſcher Ton . . . Er kam von einer Pansflöte, wie ſie hier die Hirten blaſen . . . Aus kleinen Rohrſtäben iſt eine einfache Scala zuſammengeſetzt, die unter geübten Lippen eine in nächtlicher Einſamkeit wohllautende Wirkung hervorbringt . . .

Horch! rief Paolo Vigo und bedeutete Hubertus, Acht zu haben . . .

Die Flöte blies eine Melodie . . . Es waren die einfachen Töne eines Kirchenliedes . . .

Tanto — Christo — amiamo! . . . ſprach Paolo Vigo mit Ueberraſchung der Melodie nach . . . Es iſt die Erkennungsloſung der Freunde . . . Man ruft uns . . . Seht ihr, eine Gefahr iſt da . . . O — mein Gott —! . . .

Auch Hubertus lauſchte voll höchſter Betroffenheit und räumte ein, ſo könnte ſich nur ein Verbündeter zu erkennen geben . . .

Herüber von der Mauer des Kloſtergartens tönte die ſanfte Flöte fort und fort . . . Sie blies das alte Waldenſerlied „Tanto Christo amiamo —“ zu Ende . . .

Pater Cöleſtino! rief nun ſchon Paolo Vigo mit ſtarker Stimme in eine Oeffnung, die aus dem Corridor in

meinen Wunsch gelegen hätte, wenn auch nicht in dem der Finanzkammer, die eben eine Hundesteuer auszuschreiben im Begriff war. Schafe und Rinder fielen wie getroffen von den Pfeilen des Silberbogners Apollo. Gertrud fürchtete, sie müßte den Tod haben, da ihn die Hälfte ihrer Ställe schon hatte und sie sich ohnedies über Blasedow's Benehmen nicht zufrieden geben konnte. Dieser nämlich, statt die Angelegenheit auf die Kanzel zu bringen und einen Cyklus von Rinderpest-Predigten zu halten, wie wenigstens Tobianus that, versuchte sich in physikalischen Experimenten bei dem schrecklichen Vorfalle und hätte nicht übel Lust gehabt, den Ansteckungsstoff von den Thieren auf die Menschen zu übertragen. Denn, wie die Natur einen solchen Unterschied mache zwischen ihren Geschöpfen, daß das, was den Canarienvögeln nichts anthat, doch Rindern und Schafen den Tod brachte, wie der Mensch ungehindert durch das Miasma hindurchschritte und nur deßhalb verschont zu bleiben schiene, daß er das Unverschonte begraben könne, das war für ihn Nachdenken genug. Allein bis zur Poesie bracht' er es doch nicht, wie der Schäfer Schumacher. Diesen nämlich machte das Viehsterben, wie einst Boccacio'n die Mailänder Pest, zu einem ausgebildeten Volksdichter. Schumacher war schon lange in dem Rufe, nicht nur weissagen zu können und Frostbeulen zu curiren, sondern, daß er das Alles auch in Versen besang. Er schnitt sich aus jedem Rohre, das er am Bache fand, wo er seine Heerde tränkte, eine Pfeife für seine ländliche Pansflöte und erklimmte den Parnaß der Sayn-Sayn'schen Dichtkunst, wenn auch kriechend und auf allen Vieren. Schumacher hatte mit Hans Sachs das Handwerk nicht gemein, da jener nur das hieß, was dieser war; allein Beide

die Zelle des Pförtners führte . . . Ich gehe . . . Bemüht Euch aber nicht . . . Ich öffne schon . . . Gelobt sei Jesu Christ! . . .

Amen! rief Pater Cöleſtino von drinnen her und ließ getroſt den Beurlaubten den Riegel ſelbſt zurückſchieben . . . Nur langſam erhob er ſich, um ihn wieder anzuziehen . . .

Doch auch Hubertus war inzwiſchen ſchon ungeſehen entſchlüpft und kaum konnte Paolo Vigo ihm folgen . . .

Mit raſchen Schritten gingen beide dem Orte zu, wo aufs Neue unausgeſetzt die Melodie der Hirtenflöte ertönte . . .

Endlich, an einem breitaſtigen, der Kloſtermauer ſich anſchmiegenden türkiſchen Haſelnußſtrauch entdeckten ſie einen alten Hirten und einen Knaben . . . Letzterer war es, der die Flöte blies . . .

Der Hirt war ein wohlbekannter alter Freund . . . Er gehörte zu den Nachkommen des von den Waldenſern hochgefeierten Negrino*) . . . Ein äußerlich ſchlichter, doch kluger und allgemein geachteter, auch wohlhabender Ziegenhirt, der alte Ambrogio Negrino aus San-Gio . . . Oft reiſte der ſchlichte Mann mit ſeinen Heerden bis Salerno und trieb einen einträglichen Handel mit den Gerbern ſelbſt von Palermo und Meſſina . . . Heute, als Hubertus in ſeinem Hauſe vorſprechen wollte, hatte man ihn auf der Meſſe zu Roſſano geglaubt . . . Inzwiſchen kam er heim und hatte Veranlaſſung gefunden, ſofort wieder die Flinte überzuwerfen,

*) Starb den Hungertod in Coſenza.

mit ſeinem jüngſten Sohn Matteo aufzubrechen und, wie er ankündigte, nach den Bluteichen zu eilen . . .

Ihr Herren! rief er den Ankommenden entgegen. Gott ſegn' es, daß ihr kommt! . . . Ich ſage euch! Es gibt eine große Gefahr für unſern Vater Federigo . . . Die Soldaten in San-Gio wiſſen von nichts, als von Morden, Brennen und Gefangennehmen . . . Und wen? — Das haben Offiziere im Weinrauſch ausgeplaudert . . . Um vier Uhr brechen ſie auf und umzingeln die Bluteichen — . . . Ueber den Aspropotamo her kommen die andern — . . . Wer mag ihnen verrathen haben, daß heute der zwanzigſte des Monats iſt! . . . Bleibt daheim — Herr Pfarrer, und auch ihr, guter Hubertus . . . Nur deshalb raubte ich euch die Nachtruhe, weil ich euch warnen wollte, falls euch der Geiſt getrieben hätte, heute auch an den Eichen zu erſcheinen . . .

Nimmermehr, wir gehen mit Euch! fielen Hubertus und Paolo Vigo in banger Beſorgniß ein . . .

Beide achteten der Bitten Ambrogio Negrino's nicht . . . Sie verharrten dabei, ſich ihm anſchließen zu wollen — . . . Unwiderſtehlich zöge ſie ihr Verlangen, dem greiſen Freunde in einer Stunde ſo großer Gefahr nahe zu ſein . . . Ohne Clauſur, wie ſie eben waren, wollten ſie die glücklicherweiſe ihnen zu Gebote ſtehende Freiheit nach dem Bedürfniß ihres Herzens benutzen . . .

Matteo! rief Paolo Vigo dem nach San-Gio zurückgeſchickten Knaben nach; geh ſogleich zu Meiſter Pallantio, meinem Küſter, wecke die Signora, die dieſen Abend bei ihm angekommen iſt und ſprich zu ihr: Sie ſollte

unter keinerlei Antrieb morgen hinauf nach San-Firmiano gehen . . . Morgen in erſter Frühe, ſo Gott will, um acht oder neun Uhr würd' ich ſchon ſelbſt bei ihr vorſprechen — . . .

Ambrogio Negrino unterbrach:

Heiliger Prieſter, wenn man Euch an den Bluteichen träfe — . . .

Wirſt du ausrichten, Matteo, wiederholte Paolo Vigo, was du gehört haſt? Willſt du einen herzlichen Gruß an meine liebe Schweſter und die kleine Marietta beſtellen? . . .

Matteo gab jede Beruhigung und wandte ſich mit dieſen Aufträgen nach San-Gio zurück . . .

Die drei Verbundenen geſtatteten ſich keinen längern Aufenthalt, ſondern machten ſich ſofort auf den mühevollen Weg, der zu den Bluteichen führte . . .

## 11.

Paolo Vigo's Wort: „Er nahm Abſchied von mir wie auf ewig" wurde nun auch von dem alten Ziegenhirten wiederholt . . .

Es fiel ihnen allen auf die Seele, als würden ſie den Geliebten nicht wiederſehen, wenn ſie ſich nicht eilten, es noch einmal jetzt zu thun . . .

Daß ſie zu dem Ende die Würfel ihres eigenen Looſes warfen, kümmerte ſie wenig . . .

Sie hofften jedoch auf ihr zeitiges Eintreffen . . . Wenn noch Zeit zum Ergreifen und Ausführen eines Entſchluſſes gelaſſen war, ſo ſollte ſich ihr Freund, nach Negrino's Meinung, am ſicherſten über den Monte Gigante hinweg nach dem Meerbuſen von Squillace begeben oder im äußerſten Fall in einer in der Nähe befindlichen Höhle verbergen . . .

Jährlich nur einmal, am 20. Auguſt, fanden ſich die letzten Trümmer der einſt ſo zahlreich im unteren Italien ausgebreiteten Söhne des Peter Waldus zuſammen . . . Drei Jahrhunderte waren ſeit jenen Schei-

terhausen verflossen, die auch die Fortschritte der Reformation in Calabrien geendet hatten . . . Frà Federigo fand davon im Silaswalde keine andern noch ersichtlichen Spuren, als die „Bluteichen", wo einst Hunderte der Reformirten und Waldenser — wie die Schafe mit dem Messer abgestochen wurden . . . Zufällig begegnete ihm dort ein alter Ziegenhirt, Ambrogio Negrino, der ihm diese Dinge erläuterte und sich dann selbst als einen Nachkommen des Märtyrers Negrino zu erkennen gab . . . Ihm verdankte der Einsiedler die Bekanntschaft mit noch einigen andern Trümmern der alten Sekte . . . Gehörten sie auch alle der herrschenden Kirche an, so hatten sich doch alte Gebräuche, Erkennungszeichen, Gebete, letztere meist in provençalischer Sprache in ihren Familienkreisen erhalten — Ambrogio Negrino besaß ein altes Buch, das er selbst nicht lesen konnte — die waldensische Nobla Leyçon . . . Federigo übersetzte sie ihm — anfangs allein; bald brachte Negrino andere mit, die gleichfalls diesen Gruß ihrer Vorvordern aus alten Jahrhunderten aus seinem Munde vernehmen wollten . . .

Der Kreis von Verehrern und Freunden des Einsiedlers, der seinerseits noch unter dem besonders über ihm wachenden Schutze des Mönchs Hubertus zu San-Firmiano stand, mehrte sich wider Willen Federigo's . . . Von Nah und Fern wurde sein Rath begehrt . . . Freilich hielten ihn die Meisten für einen Hexenmeister . . . Wie Paolo Vigo veranlaßt wurde, ihn zu besuchen, wurde erzählt . . . Aus seinen wiederholten Wanderungen in die Wildniß und den ihr folgenden Erörterungen entstanden in Paolo Vigo Zweifel, ernste, kummervolle Be-

trachtungen; er verrieth die Resultate derselben in seinem Wirkungskreise und erlitt die Strafe einer, wie wir gesehen, nicht endenden Suspension und Einsperrung in San-Firmiano . . .

Der Einsiedler, erschreckt von solchen Vorkommnissen, bat fort und fort seine Freunde, ihn der todesähnlichen Stille in seinem Waldthale zu überlassen . . . Hubertus besorgte dann und wann einen Brief, den der deutsche Sonderling nach Rom schrieb und von dorther beantwortet erhielt . . . Das war des Eremiten einziger Verkehr mit der Welt . . . Er lebte vom Honig seiner Bienen, von Früchten, die er selbst zog, von Vorräthen, die seine Freunde ihm brachten . . . Zuletzt war es Sitte geworden, daß alle die, welche auf dreißig Miglien in der Runde gleichsam unter des alten Ambrogio Negrino Controle standen, ihn wenigstens einmal im Jahre besuchten, am 20. August, den er nach langem Sträuben endlich als Erinnerungstag an die alte Schreckenszeit festgesetzt hatte . . .

Ich habe es immer gefürchtet, sprach Hubertus, die athemlose Eile des Wanderns unterbrechend, und ließ sich wiederholt erzählen, was der weltkundige, weitgereiste Hirt, ein Greis mit langen weißen Locken, sonnenverbranntem braunem Antlitz, von den Reden der Offiziere gehört hatte . . . Um vier Uhr, wiederholte Ambrogio Negrino in einer gewählteren Sprache, als dem hier üblichen Patois, rücken die Truppen von San-Giovanni aus, vertheilen sich in den Bergen und wollen von verschiedenen Seiten dem Thal der Bluteichen so beizukommen suchen, daß sie die ketzerische, dem Teufel

opfernde Verſammlung mitten in ihren Greueln aufheben können . . .

Die Möglichkeit einer ſo irrthümlichen Auffaſſung ihrer Verſammlungen war ihnen nach dem Geiſt ihrer Umgebungen vollkommen erklärlich . . . Sie verweilten nicht bei dem Ausdruck ihres Schmerzes über ein ſo großes Misverſtändniß; ſie überlegten nur . . . Die Verſammlung mußte verhindert und Frà Heberigo, wenn ſein Entkommen unmöglich war, in einer Felſenſpalte verborgen werden, welche Ambrogio Negrino ſchon lange für dieſen Fall aufgefunden und jedem Uneingeweihten unzugänglich gemacht hatte . . .

So ſehr auch die Männer eilten, ſie konnten nicht hoffen, vor Anbruch des Morgens an Ort und Stelle zu ſein . . . Auf dem kürzeren Pfade, den ſie einſchlugen, um an die Abhänge der oft ſchneebedeckten Serra dei Imperatore zu kommen, begegneten ſie Niemanden . . . So durften ſie annehmen, daß die geheimverbundenen Getreuen ſich längſt ſchon auf den Weg gemacht, ja an der Hütte ihres Meiſters ſchon die Nacht verbracht hatten . . .

Die Wanderer kannten ſich in ihrer Theilnahme für den einſamen Bewohner des Waldes und hatten nicht nöthig, dieſe noch durch viel Worte kundzugeben . . . Sie tauſchten nur ihr Urtheil über die kürzeren Wege aus, wenn die Wildniß überhaupt noch etwas bot, was einen Weg ſich nennen ließ . . . Nur kleine ausgetrocknete Strombetten waren noch die beſten dieſer Wege; dieſe gingen verborgen unter Geſtrüpp und Büſchen hin . . .

Die Nachtluft wurde friſcher . . . Nebel ſtiegen auf,

die den leichtbekleideten Wanderern ein frostiges Schauern verursachten . . . Der Hirt bot Paolo Vigo seinen langhaarigen Mantel, den dieser nicht abschlug . . . Zum Glück trug der Pfarrer Schuhe, nicht, wie Hubertus, Sandalen . . .

Hubertus hatte, als wäre ihm seine ganze Kraft ungeschwächt zurückgekehrt, sein dolchartiges Messer gezogen . . . An manchem Gebüsch von Steineichen, wo durch die stachlichten Blätter schwer hindurchkommen war, schnitt er die Zweige nieder und machte die Wildniß wegsam . . . Dann kamen zuweilen Buchenhaine, die wie zum nächtlichen Reigen der Elfen bestimmt schienen; so licht und traulich glänzten sie im abnehmenden Mondlicht und unter den allmählich erblassenden Sternen . . .

Eine Sorge der Verbundenen konnte sein, ob nicht auch den Lauf des Neto herauf von Strongoli oder aus Umbriatico über den Aspropotamo und Gigante her schon Corps Bewaffneter herüberkamen und das Thal der Bluteichen bereits früher eingeschlossen hatten, als es von ihnen erreicht wurde . . .

Schon war es vier Uhr . . . Schon sah man die zunehmende Helle . . . Immer matter wurde die Scheibe des Mondes, immer röthlicher erglänzten am blauenden Himmel die Sterne . . . Schon zeigte sich auf Serra del Imperatore, einem Berg, der an manchen Stellen gen Ost offen und riesig groß vor ihnen lag, die dunkelrothe Glut der aufgehenden Sonne . . . Die Spitze des Aspropotamo war die erste, die vom Sonnenlicht hell aufleuchtete . . . Aengstlich spähten sie rundum, ob nicht irgendwo am Rand des von andern Seiten zugäng-

lichen, in grünen und grauen Nebeln ſchwimmenden Thales eine Waffe blitzte . . .

Wie ſie faſt erwartet hatten, ſo geſchah es auch . . . Als ſie mit hellem Tagesanbruch endlich in der Ferne die Bluteichen ſahen, entdeckten ſie ein reges Gewimmel von Menſchen unter den mächtigen Baumkronen . . . Bald erſcholl auch aus der Tiefe, zu der ſie niederſtiegen, ein vielſtimmiger Geſang . . . Er erklang gegen die dumpfe Litanei in San-Firmigeo wie ein jubelndes Schwirren der Lerche in blauer Luft verglichen mit dem trüben Ruf der Unke . . . Reine hell: Frauen- und Kinderſtimmen ſchwangen ſich wie geflügelte Tongeiſter über die Laubdächer . . . Sie ſangen die auch ihnen wohlbekannten einfachen Hymnen, die aus alten Zeiten ſtammend das Lob des Höchſten prieſen und die heilſame Veranſtaltung der Erlöſung und die Hoffnung aller Chriſten . . . Dazwiſchen läutete ein Glöcklein, von welchem ſie wußten, daß es denen, die vielleicht noch entfernt waren, den Weg zur Hütte andeuten ſollte . . . Alles das geſchah wie im tiefſten Frieden . . .

Wol hätten die Wanderer ſich ſagen mögen: Wer wollte dieſe ſtille Andacht ſtören! Wer könnte hier etwas finden wollen, was vor Gott oder Menſchen ein Verbrechen wäre! . . . Dennoch mußten ſie eilen, die gefahrvolle Feier zu unterbrechen . . .

Nach einer kurzen Stille, welche die Wanderer durch einen die Betenden erſchreckenden Zuruf aus der Ferne nicht unterbrechen mochten, begannen die Stimmen aufs neue und ließen nach einem vollen, mächtig an den Bergwänden widerhallenden Geſang jene Pauſen ein-

treten, von denen die Wanderer wußten, daß ſie die bis zu ihnen herauf nicht hörbare Stimme Federigo's füllte ... Federigo ſprach dann die Worte vor, die zu ſingen waren ... Alles das, erinnerungsfriſch vor ihre Seele tretend, bewegte ſie um ſo mächtiger, als noch immer der Anblick der Hütte ſelbſt verborgen blieb ...

Endlich aber zeigten ſich die Windungen von Radgleiſen, die im grünen, weichen, oft moraſtigen, dann von den herrlichſten Farrenkräutern überwucherten Boden von kleinen Karren zurückgeblieben waren ... Es mußten heute von weitweg, auch von Roſſano und Conigliano die dem Ziegenhirten wohlbekannten Nachkommen der Waldenſer erſchienen ſein ... Der helle Lichtſtrahl des immer höher und höher über dem Meeresſpiegel heraufgeſtiegenen Sonnengeſchirrs fiel auf die obern Ränder des Thals ... Die Nebel zertheilten ſich und nun hatte ihr beſorgter und zugleich verklärter Blick die volle Ausſicht auf die Gruppe der Menſchen, die da unten verſammelt waren und die ſie meiſt kannten ... Kinder lagen im Graſe; andre hielten die Mütter auf ihren Armen; Männer in zottigen Schafspelzen, andere im kurzen Rock des Alpenjägers, Fiſcher, die vom Meer herübergekommen, in ihren rothen Mützen und ihren braunen Mänteln — alle umſtanden die Hütte ... Ein Haufe von nahezu achtzig Seelen, hochbetagte Greiſe darunter; aller Mienen mit jenem Ausdruck, den eine gutmüthige Denkart geben ... Noch verdeckten ſie das Bild des Mannes, der ihnen, auf die zufällige Veranlaſſung ſeiner Begegnung mit Ambrogio Negrino, zehn Jahre lang hier nichts, als nur die Geſchichte ihrer un-

ſchnitten ſich doch die poetiſchen Stoffe wie Fahl- und Sohl
leder zurecht und ſchlugen alle ihre Formen, die ſie wähle
konnten, über die Monotonie ihrer Leiſten-Tabulatur. D
Poeſie war hier einem ſtark riechenden Schnittlauche zu ver
gleichen, welchen ſich die Bauern der Umgegend in ihre
ſonntäglichen Eierkuchen buken. Schumacher war ſchon be
rühmt und wurd' es noch weit mehr durch das Viehſterben.

Wenn man an die Dichtkunſt von jeher die Zumuthun
gemacht hat, daß ſie ihre Blumen nicht bloß auf freiem Feld
und im Walde ſolle ſchießen laſſen, ſondern noch weit kräf
tiger und ſchöner aus Landſtrichen, die mit dem Dünger de
jedesmaligen hiſtoriſchen Thatſachen verſetzt ſind, aus der ra
tionellen Landwirthſchaft der Tendenzen und Zweckbeſtimmun
gen, ſo kann man nicht leugnen, daß unter den Blumen
die Schumacher zeitigte, Miſt und Objectivität genug drun
ter lag. Er glich auch darin ſchon Goethen, daß er mit dieſen
ſagen konnte, ſeine Gedichte hätten alle nicht der Form, ſon
dern des Stoffes wegen gezogen. Schumacher hatte von
der Poeſie die Vorſtellung der Steinmetzkunſt, welche groben
und maſſiven Steinklumpen durch vieles Hämmern allmählich
die Form von Treppenſtufen, Futtertrogen, Brunnenwaſſer-
Behältern und Spülichtſteinen gibt. Er gründete ſeine Poe
ſie auf ein warmes, lebendiges Intereſſe, das wenigſtens
er am Leben hatte, nämlich auf den guten Abſatz der Froſt
ſalbe, die er erfunden, der Quirl, die er aus Lerchenholz auf
dem Felde ſchnitt, während die Lerche und er ſelbſt dazu
ſang, der vielen kleinen Induſtrieen alſo, die er mitten unter
dem freien Himmel trieb. Er hielt ſich in ſeiner Schafhürde
Traum- und Gebetbücher, er verkaufte das Blauſtrumpf'
ſche Geſangbuch ſo gut wie das altchriſtliche alte, welches

glücklichen Vorfahren erzählte und nicht hindern konnte, daß sie von ihm Belehrung und Anleitung zu reinem Sinn, zur Beurtheilung des Glaubens begehrten, in welchem sie leben mußten . . . Federigo enthielt sich jeder Aufwiegelung ihres an die Gebräuche der herrschenden Kirche gebundenen Gewissens . . . Auch war die Höhe der Bildung, die im Waldenserthal bei Castellungo geherrscht hatte, hier nicht anzutreffen . . .

Schon wollte Negrino hinunterrufen, da hinderte ihn die jetzt hörbar werdende weiche, volle, innig zum Herzen dringende Stimme des Sprechers . . . Die dem Volk vollkommen verständliche, wenn auch fremdartige italienische Rede desselben fesselte sie . . . Was bestimmte nur die Warner, diese Feier nicht zu unterbrechen! Was gab ihnen so urplötzlich ein felsenfestes Vertrauen auf den Gott, der sich in jedem Menschenherzen, auch in dem der Verfolger, offenbaren müsse —! . . . Hubertus kündigte sich sonst durch scherzende Töne an, die ihn bei Jung und Alt im Gebirge bekannt machten; jetzt beschien der erste Sonnenstrahl, der sich durch den Imperatore und den Gigante stahl, die glänzende Stirn, die weißen Locken des Freundes und Lehrers, sein unter weißen Brauen aufgeschlagenes begeistertes Auge — jetzt stand er im Pilgerkleid von schwarzem rauhwollenem Tuch, mit entblößtem Halse, um den Leib einen schwarzen Seidengürtel, so hoheitsvoll und edel, daß alle drei aufhorchen und den Fuß hemmen mußten . . . Die Farbe des Antlitzes, die Hände, alles sah am Freunde blasser und krankhafter aus als sonst . . . Das von ihren Augen wieder aufgenommene theure Bild

eines Greises, den für seine letzten Lebenstage noch durch die Erregung seines Geistes ein jugendliches Feuer durchglühte, schloß doch in der That die Besorgniß nicht aus, daß diese Lebenstage kaum bis zum beginnenden Winter andauern konnten . . .

Federigo sah die Dahereilenden nicht . . . Sein Blick war nach innen gewandt . . . Schon sprach er Worte, welche die Kommenden allmählich im Zusammenhang verstehen konnten . . . Zu den Erweckungen der Waldenser hatten im Piemont gewisse Formen einer öffentlichen Beichte gehört . . . Wie die ersten Christen sich ein Gemeindeleben aus ihren Privatbeziehungen bildeten und eine Oeffentlichkeit der letzteren einführten, bei welcher nicht fehlen konnte, daß die persönlichsten Leidenschaften zur Klage und Rüge kamen, so walteten die Diaconen und „Barben" auch bei den Waldensern des Amts der Gerechtigkeit und des Auflegens von Bußen und Strafen . . . Ebenso trat auch hier bei diesen Versammlungen einer nach dem andern vor und wurde entweder aus eigenem Antriebe oder durch Mahnung veranlaßt, sich zu vertheidigen, sich zu erklären, Lehre oder Versöhnung anzunehmen . . . Hubertus und Paolo Vigo kannten den Segen, welchen diese Verständigungen der kleinen Gemeinde unter ihren Gliedern schon seit lange hervorgebracht hatten*) — . . .

Unterwegs hatte Paolo Vigo seinen Begleitern, so wenig sie auch durch Gespräch ihre Schritte hemmen mochten, doch gelegentlich wiedererzählt, warum Frà Fe-

*) Rehfues' „Neue Medea".

derigo, als die Genossen Negrino's ihn endlich zur Abhaltung mindestens Einer Versammlung im Jahre überredeten, gerade den Tag des heiligen Bernhard dazu wählte . . . Nicht nur, daß in der Höhe des August die wichtigsten Ernten beendet waren, Frà Federigo hatte ihm auch das Gedächtniß des Abtes Bernhard von Clairvaux als ein festzuhaltendes Spiegelbild frommerer Zeiten dargestellt, wo einsichtsvolle freimüthige Priester noch zu heilsamen Zwecken in den Rath der Großen traten . . . Siebenhundert Jahre war es her und in der Blütezeit des Mittelalters, als ein hoher Ernst die Völker ergriff und Männer erstehen ließ, die in einer wilden, kriegerischen Epoche kaum von solcher Weihe und Thatkraft erwartet werden durften . . . Damals, als die Philosophie in Frankreich, England und Italien erblühte, die Dichtkunst sogar über das rohere Deutschland hie und da einen milden Glanz der Sitten verbreitete, die Kreuzzüge einen seltenen Aufschwung des Gemüths und der Phantasie hervorriefen, zerstörte Rom und die Herrschaft der Päpste noch nicht alle Hoffnungen der Völker und verdunkelte noch nicht alle Lichtschimmer einer besseren Aufklärung . . . Ein einfacher Bürger in Lyon, Pierre Vaux (Peter Waldus), las damals die Bibel in einigen Abschnitten, welche in die gewandteste und poesiefähigste Sprache damaliger Zeit, die provençalische, übersetzt waren . . . Ein wunderbarer Lichtglanz überfiel ihn beim Lesen des den Laien gänzlich unbekannten Buches — gerade wie die Jünger, die nach Christi Tod im Dunkeln wandelten, plötzlich an ihrer Seite einen Wanderer bemerkten, der so mächtig die Schrift auslegte . . . Wal-

das las seine Entdeckungen Befreundeten vor, ließ auf seine Kosten die Bibel noch vollständiger in die Sprache seiner Landsleute übersetzen und nahm die einfachen Formen des ersten apostolischen Christenthums an ... Sein Vermögen gab er seiner Gemeinde; ihre Priester, denen die Ehe unverboten blieb, wählte die Gemeinde selbst; von den Sacramenten behielt man nur Taufe und Abendmahl; letzteres hörte auf ein mystischer Act zu sein und blieb nur noch ein Opfer der Erinnerung; es war eine Reformation ohne Schulgezänk, ohne Disputation der Theologen, eine Läuterung der Lehre allein durch das Herz ... Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich das Wirken der Waldenser ... Ein ganzer Gürtel Europas von den französischen Abhängen der Pyrenäen an bis nach Süditalien fiel vom herrschenden Kirchengeiste, vom weltlichen Streit der Päpste mit dem Kaiser und von Geistlichen ab, die damals sogar die Waffen führten und oft im glänzenden Harnisch zu Roß saßen, im wildesten Kampfgewühl die zum Segnen bestimmte Hand mit Blut besudelnd ... Mit einem warmen, lebendigen Eifer für die apostolische Reinheit der Lehre und des kirchlichen Lebens ging Hand in Hand die Gesittung ... Gerade dieser Gürtel Europas wurde der blühendste an Gewerbfleiß, Erfindungen, in Künsten und Wissenschaften ... Immer weiter und weiter schwang sich ein lichtheller Iris-Bogen über Europa ... Burgund, Deutschland, Böhmen erglänzten von seinem siebenfachen Strahl ... Wo der Webstuhl sauste, wo die Industrie der Städte mit dem Betrieb des Ackerbaues zu regem Austausch ihrer Erzeugnisse verkehrte, da er-

ſchellen auch bald die neugedichteten Lieder zum Lob des Höchſten . . . Ganze Städte, ganze Länderſtrecken hatten ſchon keinen andern Gottesdienſt mehr, als den der Waldenſer, der Humiliaten, Armen Brüder, der ſelbſt die Kirchen und ihre Pracht für überflüſſig erklärte und jeden grünen Raſenplatz, jedes Laubdach einer Eiche für eine Gott wohlgefällige Kapelle erklärte . . .

Paolo Vigo ſchilderte die furchtbare Verfolgung, welche von Rom aus über dieſe Bekenner des reinen Chriſtenthums anbrach . . . Die Päpſte nannte er, die zum Morden aufforderten . . . Jene Schreckensthaten des Abtes von Citeaux und jenes Vorbildes eines Alba, des Grafen Simon von Montfort, ſchilderte er, wie ſie mit Feuer und Schwert Männer, Weiber, Kinder vertilgten . . . Damals kam der Satz der römiſchen Kirche auf: „Ketzern iſt keine Treue zu halten"; päpſtliche Legaten ſchwuren auf die Hoſtie, daß, wenn die Ketzer ihnen die Mauern öffneten, ſie nur allein mit einigen Prieſtern einziehen würden, um die bethörten Bewohner zu bekehren; geſchah es aber, ſo warfen ſie die Prieſterkleider ab, zogen verborgene Schwerter, die Reiſigen der fanatiſirten Glaubensarmee brachen nach und kein Säugling auf dem Mutterarm entkam dem allgemeinen Blutbade . . . Beutegier, Habſucht ſchürten die Verfolgung . . . Simon von Montfort, Abt Arnold ſchlugen herrenlos gewordene Länderſtrecken zu Fürſtenthümern zuſammen . . . Damals war Raimund, Graf von Toulouſe, das unglückliche Oberhaupt der bedrängten evangeliſchen Bekenner, wie ſpäterhin das Haupt der Hugenotten Coligny . . . Endlich flüchteten ſich die letzten Reſte

dieſes unabläſſigen Mordens in die Berge, die Pyrenäen, die Alpen, die Apenninen . . . Jahrhundertelang erhielten ſie ſich dort, trotz einer ſie auch hier erreichenden zweiten blutigen Verfolgung, die dann das Werk der neuen Kreuzritter wurde, der Jeſuiten . . . Damals griffen ſie in den Thälern Piemonts wieder zu den Waffen . . . Zu den tapfern Namen, die in älteren Tagen mit Maccabäermuth ihre heilige Sache, Haus, Herd, Weib und Kind vertheidigten, geſellten ſich neue, wie Heinrich Arnaud, der in offener Schlacht mit einer kleinen Schaar Tauſende zurückgeſchlagen hatte, ſich über die ſteilſten Felſen Piemonts zurückzog, ein Lager in einer Schlucht wie eine Feſtung erbaute, acht Monate lang, nur von Kräutern lebend, mit ſeiner kleinen Schaar gegen die Kanonen kämpfte, die auf ſein kleines Häuflein von den Felswänden aus ein mörderiſches Feuer unterhielten, bis ſich Arnaud endlich mit dem Reſt ſeiner Schaar, 350 an der Zahl, einen ruhmvollen Abzug erkämpfte . . . Wie dann auch in Calabrien die Waldenſer hingeſunken waren, hatte Federigo oft genug erzählt . . . Damals ſtarb Negrino in Coſenza den Hungertod, Pascal in Rom auf dem Scheiterhaufen . . . Oft hatte Federigo's rührende Stimme geklagt, daß beſonders ſolche Thorheiten verderblich wären, die ſelbſt in den Gemüthern der Edeldenkenden Raum gewinnen könnten . . . Bernhard von Clairvaux, Abt eines Kloſters in Frankreich, Lehrer ſeines Jahrhunderts, ein Orakel der Fürſten, ein Rath ihrer Rathgeber, ein Straf- und Bußprediger der Geiſtlichkeit, ſogar den Päpſten ein: Bis hierher und nicht weiter! gebietend; — ach! auch der, wie die heilige

und ſo edle Hildegard, ſah in den Thaten und Lehren der Waldenſer nur die Eingebungen des Teufels —! ... Ambrogio Negrino und Hubertus waren nicht befähigt, ſich zu all den Bildern und Erinnerungen aufzuſchwingen, die von Paolo Vigo's fieberndurchregten Lippen kamen ...

Herr, erleuchte die Weiſen! verſtanden jetzt auch die Ankömmlinge aus Federigo's Rede ... Mildere ihr Vertrauen auf die eigene Kraft! Wecke dem Guten und Gerechten Deine Fürſprecher im Rath der Großen! Erſticke den Durſt nach Rache im Gemüth beleidigter Machthaber! ...

Es ſchien in der That, als wollte Federigo von ſeinen Freunden Abſchied nehmen ... Mehr als ſonſt riß ihn heute ſeine Rede hin ... Er berührte katholiſche Punkte, die er ſonſt vermieden hatte — er wollte Niemanden die Möglichkeit nehmen, mit ſeinem Pfarrer in leidlicher Verbindung zu leben ...

Mit großer Wehmuth ſprach er:

Der heilige Bernhard kann uns in vielem ein Vorbild ſein — hochragend wie jener Berg im Norden, der mit ewigem Schnee bedeckt, ſeinen Namen trägt ... Wiſſet, daß Bernhard jene Lehre, nach welcher auch die Mutter Jeſu ohne Sünde empfangen ſein ſoll, für Sünde hielt —! ... Ihr fragtet mich darum, weil der Heilige Vater dieſe neue Lehre zu verehren befohlen hat —! Nun wohl! Eines Weibes Name iſt heilig, wohl trägt Maria die Erdkugel in Händen, wenn Maria die Kraft bedeuten ſoll, deren ein ſchwaches Weib in ſeinem Aufſchwung fähig iſt ... Wohl iſt zu faſſen möglich, wie die alte wilde grauſame Zeit, die heidniſche, die ſelbſt des

Heilands ſpottete, der am Kreuze ſich ſelbſt nicht hätte helfen können, doch vor einer Mutter erſchrak, vor einer Mutter ſich beugte — o noch den Mörder befällt vor ſeiner Hinrichtung die Trauer um den Kummer, den er ſeiner Mutter bereitete . . .

Hier ſtockte der Redner und wollte abbrechen . . . Aber einige Stimmen unterbrachen ihn und deutlich vernahm man aus einem ſchlichten Hirtenmunde, der dazwiſchen ſprach, die Worte:

Wo Maria dann auch ganz die Königin des Himmels werden ſoll, wo bleibt ihr Sohn? Wo kommt der wahre Mittler zu ſeiner ihm allein gebührenden Ehre? . . .

Im höchſten Grade geſpannt horchten die Ankömmlinge und ſogen die Worte ein, welche Federigo erwiderte:

Laſſet das gehen —! . . . Seht, es war ja ſogar ein anderer Heiliger — Bonaventura ſein Name — ein Heiliger, der zur Zeit jenes Bernhard lebte — auch der hat den Pſalm David's genommen: „Herr, auf dich traue ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden!“ — und hat in jedem Seufzer des Vertrauens und der Liebe zu Gott an die Stelle Gottes — ruchlos, um es nur auszuſprechen — ein Weib mit ſeinen menſchlichen Fehlen und menſchlichem Elend geſetzt: „Maria, auf dich traue ich —! Mutter Gottes, du haſt mich erlöſet!“ So den ganzen Pſalm —! . . . Und dennoch danken wir auch dem heiligen Bonaventura ſo viel Entſiegelungen der friſcheſten Lebensbrunnen des chriſtlichen Geiſtes — . . .

Nein, unterbrachen die Stimmen der Aufgeregten, er läſterte —! . . .

Ich beſchwöre euch, rief Federigo, habt Mitleid mit

jenen armen Verblendeten, in deren Schooſe ihr, kummervoll genug ihre Bräuche theilend, voll Bangen und voll Zagen lebt . . . Laßt ſie die Altäre einer Frau zu Ehren mit Zierrath und mit Bändern ſchmücken —! Laßt ſie ihr Gebet des Morgens, des Mittags und des Abends wenigſtens an Etwas richten, was dem Heiland verwandt iſt —! . . . Aber das iſt wahr (nun erhob ſich des Sprechers Stimme, von dem man ſah, daß ihn die Geſinnungen ſeiner Umgebungen fortriſſen), wenn Maria es iſt, die uns erlöſt und vor Gott vertreten ſoll, ſo konnten jene Räuber, die mit dem Giosafat eure Hütten verbrannten, eure Heerden raubten, getroſt auf ihrer fühlloſen Bruſt ihr Bildniß tragen —! . . .

Eine freudige Zuſtimmung ging mit Zornesruf durch die Reihen — . . .

Wehe einem Kind, fuhr Federigo, aufgeregt und ganz ſich vergeſſend fort, das für ſeine Bewährung im Leben nur die Nachſicht einer Mutter hat! . . . Nie, nie, wenn auch heute in Spezzano die Lampen brennen werden, nie ſollt ihr auf Fürſprache nur der Mutterſchwäche hoffen! Denkt an die klugen Jungfrauen, die im Dunkeln ihr Oel hüteten und die Lampen nur anzündeten, wenn ihr rechter Bräutigam, der Heiland, kam! . . . Nein, ich ſehe es, ihr glaubt nicht an die Wahrheit eines gotteslästerlichen Bildes, das ſich in einer der großen und herrlichen Kirchen Milanos befindet und das einen Traum unſres heutigen heiligen Bernhard darſtellen ſoll —! . . . Zwei Schiffe ſteuern dem Himmel zu; des einen Steuer führt der Herr; des andern Maria . . . Jenes bricht zuſammen und ſeine Mannſchaft ſinkt in den

Abgrund; dieſes gleitet ſicher dem Hafen des Himmels zu — Maria ſtreckt ihre hülfreiche Hand nach den Scheiternden aus und nun kommen auch ſie in den Hafen der Gnade, ſie, die mit Chriſto gingen, ſie, die mit Chriſto verloren ſein ſollen, ſie, nur noch erlöſt durch Maria —! . . .

Ein Ausruf des Schreckens über ſolche Lehren theilte ſich ſelbſt Negrino, Hubertus und Paolo Vigo mit . . .

Zorn regt ſich in eurer Bruſt? ſprach Federigo — Eure Blicke ſagen: Nimmermehr kann ſolches ein Heiliger auch nur geträumt haben! . . . Ihr ſprecht: Du von Rom verrathener, von Rom auf das Steuer eines untergehenden Schiffes verwieſener Heiland, du, du biſt allein der wahre Führer! Deine Hand ſtreckte ſich einſt aus und ließ über Wellen den Verzagenden ſogar hinweggehen! Der Nachen, den du, du gezimmert haſt, Sohn des Zimmermanns, die Flagge, die du als Wahrzeichen aufgeſteckt, ſie, die dein mit dem Blut beſchriebenes Kreuz trägt, ſie ſollte nicht die glückliche Fahrt, die Einkehr in den Hafen der Seligen gewinnen? . . . — Doch wohin verirren wir uns — meine Freunde —! Ihr müßt in eure Wohnungen zurück — wieder ſein, was euch drei Jahrhunderte zu ſein zwangen — müßt leben mit den ſchuldloſen Nachkommen der Mörder euerer Urväter — Vergebt ihnen im Geiſte der Liebe und Hoffnung —! Verſagt euern Prieſtern nicht die Spenden, die ſie noch begehren dürfen! Auch die Spenden der Andacht nicht, die in dieſen Ländern üblich! Ein Korn Goldes iſt immer noch bei dem ſchlechten Blei verdorbener Lehre! Noch iſt die Zeit nicht reif, wo

durch dies neuchriſtliche verbannt werden ſollte (aber wohl nicht anders, als mit Feuer und Schwert hätte ausgerottet werden können). Schumacher hielt auch einen Vorrath von weltlichen Arien, wenn junge Leute aus der Umgegend gerade daran waren, ſich zu verlieben; kurz, er faßte alle höhere geiſtigen Beziehungen und manche empfindliche leibliche der Umgegend in ſeinem Kram zuſammen, den er ſelbſt in ſeinen anmuthigen Geſängen preiſen und empfehlen konnte. Für ihn blühte nicht bloß die Roſe der Dichtkunſt, die er pflückte, ſondern auch die Geſichtsroſe, die er beſprechen konnte. Vereiterungen konnte er mit wunderbaren Aezmitteln heilen und wurde oft meilenweit geholt, wenn ſich die Bruſt von Kindbetterinnen entzündet hatte. Konnte man wohl ſagen, daß dieſer Volksdichter ohne jene realiſtiſche Grundlage war, welche Goethe ſo gern bei der Poeſie vorausſetzte?

Allein nun kam das Viehſterben und damit in Wahrheit ein Moment, wo Schumacher die Kraft ſeines innern Menſchen erproben mußte. Er ſah ſeine fette Heerde vor den Augen hinwelken und die grüne Waide ſich in einen Schindanger verwandeln. Er fühlte die ungeheure Wiſſenslücke ſeines Hirnes, als auch nicht ein einziges Mittel ſeiner wandernden Feldapotheke, nicht ein Spruch aus den alten Beſchwörungs-Formularen helfen wollte. Dies war der kritiſche Augenblick, wo Schumacher dem Entrikſchäfer zu gleichen anfing und eine an Robert Burns ſtreifenden Berühmtheit ſich gewärtigen konnte. Denn, wenn die Peſt ſich bei ſeinem Viehe nicht unwahrſcheinlich unter der Zunge verbreitete, wie einige Aerzte ſagen, ſo kam ihm die Begeiſterung jetzt auf die Zunge. Er griff in ſeinen, von tiefen Seufzern aufgeblaſenen ländlichen Dudelſack und preßte, theils

der Schmelztiegel Gut und Böſe ſcheiden wird! Aber das Lamm wird bald das fünfte Siegel aufthun, von welchem ich euch ſchon oft geſprochen habe! Unter den Altären des Himmels werden die Seelen derer, die erwürgt wurden um des Wortes Gottes willen zu zeugen beginnen, daß es auf Erden weithin widerſchalle! . . . Die Stunde kommt näher —! O, bald wird die Freiheit im Glauben und Denken auch für Italien anbrechen! Auch in dieſe Thäler wird der Lichtſtrahl einer neuen Sonne dringen! Läutert euch für dieſen großen Augenblick! Thut das Gute, tragt im Herzen euren reinen Sinn und eure geläuterte Hoffnung! Wenn ich — ach! heute von euch ſcheide — ja, Geliebte ich ſcheide von euch! Es iſt das letzte, letzte — Mal — . . .

Warum mußte nur das Ohr der drei Ankömmlinge und aller in Thränen gebadeten Hörer ſo gebannt ſein von dem allgemeinen Schluchzen, Wehklagen, von den Thränen des Redners, daß jene ſich ſtill hinter einer der Bluteichen verbargen und die Worte ihres Freundes und Lehrers nicht ſtören mochten —! . . .

Jetzt mußte Hubertus, der Schärferſpähende, die erſtickte Abſchiedsrede Federigo's unterbrechen, mußte auf die ihnen gegenüberliegenden waldbedeckten Berge deuten und in wilder Haſt wie ein Verzückter rufen:

Beſteigt den Nachen Jeſu! Rettet, rettet euch! . . .

Und auch aus dem um den Greis zuſammengedrängten Haufen mußten nun wol andere, die ſeinen Leib zu umfaſſen, ſeine Hände, ſeine Füße zu küſſen nicht hindurchdringen konnten, ihr Auge auf die von Hubertus bezeichnete Stelle gerichtet und unter den Bäumen an einzelnen of-

ſenen Stellen ſchon dieſelbe Störung erblickt haben . . . Ihr Ruf fiel in den des Mönches ein . . .

Voll Entſetzen erkannten Paolo Vigo und Ambrogio Negrino, die mechaniſch dem voranſtürmenden Hubertus gefolgt waren, die Flinten der gefürchteten Jäger von Salerno, die in der That, unabhängig vom Corps in San-Giovanni, über den Asprepotamo und Gigante gekommen waren . . .

Schon ſtand Hubertus mitten unter den in noch wildere Aufregung gerathenden, theilweiſe zu den Waffen greifenden Verbündeten . . . Die Frauen flüchteten ſich zu ihren Karren . . . Die Kinder drückten ſich ſchreiend an ihre Väter, die rathſchlagend zuſammentraten . . . Hubertus hatte Federigo ſchnell begrüßt und ſeine Hand ergriffen, um ihn den Weg zu führen, den Ambrogio zum Entkommen für den ſicherſten hielt . . .

Federigo deutete gelaſſen auf eine andere Stelle des dichten Waldkranzes, wo die rothen Pünktchen ſich mehrten, die Federbüſche an den Hüten der Jäger von Salerno . . . Die von San-Giovanni erwarteten Truppen hätten allerdings vor drei Stunden noch nicht eintreffen können . . . Dies war ein Detachement, das vom Meerbuſen von Squillace gekommen . . .

Nun war alles auseinander geſprengt und raffte die Karren, die ausgelegten Geräthſchaften, die Kinder zuſammen . . . Die Männer ſtanden unentſchloſſen, ob ſie zur Flucht oder zu Widerſtand ſchreiten ſollten . . . Heute zum erſtenmal hatte ihr ſtetes Drängen, daß ihr Freund und Rathgeber ſie über Rom, über die Prieſter und die Lehre der Kirche aufklären ſollte, eine Erhörung

gefunden — Den Greis hatte der Schmerz der Trennung fortgeriſſen . . . Vier Männer, unter ihnen Ambrogio, ſchwangen ihre Flinten über Federigo's Haupt . . . Die Hitze des ſüdlichen Temperaments war bei dieſen Männern von ihrer religiöſen Denkart nicht überwunden worden . . . Hatte man auch nur ein Dutzend Schußwaffen, funfzehn Alpenſtäbe waren mit Eiſen beſchlagen; Meſſer, welche die Fiſcher und Kohlenbrenner am Gürtel trugen, waren lang und geſchliffen . . . Hubertus wartete nur auf das Zeichen, das Federigo geben ſollte . . . Er ſelbſt hatte ſich mit einem: Halt da! denen gegenübergeſtellt, die ihn nicht kennen mochten und das Erſcheinen eines Mönches und eines Prieſters für die Vorboten einer unentrinnbaren Gewaltthat anſahen . . .

Meine Freunde! rief Federigo in die wilde Bewegung . . . Verſchlimmert die Sache nicht noch mehr, als ſie ſchon iſt! . . . Wir wiſſen, daß dieſe Krieger das Gebirge durchſtreifen ſeit den blutigen Aufſtänden an den Meeresküſten . . . Wer weiß, ob ſie nur uns ſuchen . . . Wo Weiber und Kinder zugegen ſind, konnte nichts Uebles geſchehen . . .

Ambrogio Negrino mußte ihm dieſe Vorausſetzung nehmen . . . Er erzählte, was von ihm in San-Giovanni gehört worden . . . Paolo Vigo und Hubertus riethen, lieber ſofort das Aeußerſte anzunehmen und die Sicherheit zu ſuchen . . . Seit dem Aufſtand der Bandiera war nicht vorgekommen, daß ſich zu gleicher Zeit eine ſo große Anzahl von Soldaten in dieſen Gegenden hatte erblicken laſſen . . . Viele der Frauen hatten Soldaten im Leben nicht geſehen . . . Sie ſtanden

ſtarr vor Entſetzen und mehrten die Rathloſigkeit der Männer, von denen die Mehrzahl ſich vertheidigen wollte...

Federigo bat alle, ſich der Sorge um ihn ſelbſt zu entſchlagen und nur auf die eigene Rettung bedacht zu ſein . . . Den Zumuthungen zur Flucht widerſtand er entſchieden, ordnete die Leute ſo, daß ſie in zerſtreuten Haufen ſich auf die Heimkehr über ſolche Wege begaben, die nur ihm bekannt waren . . . War auch das Thal ſo eng, daß ein auf dem Gebirgskamm plötzlich fallender, ſchon als Alarmzeichen dienender Schuß ringsum in ſiebenfachem Echo widerhallte, ſo fehlten Auswege nicht und nicht alle Gebirgsſpalten konnten zu gleicher Zeit beſetzt ſein . . .

Inzwiſchen mehrten ſich die verdächtigen Zeichen und ſchon wurden die militäriſchen Commandos hörbar . . .

An ein Entrinnen iſt nicht zu denken! ſagte zu aller Schrecken der jetzt für immer dem Verderben geweihte Pfarrer von San-Giovanni . . . Ambrogio und Hubertus ſchilderten zu wiederholter Beſtätigung, was ſie in San-Giovanni und Spezzano geſehen hatten . . .

Inzwiſchen war von den Entſchloſſeneren unter den Männern ein Rückzug angeordnet worden, der vielleicht über die Serra del Imperatore möglich war . . . Eiligſt warf man die Geräthſchaften auf die Karren, gebot den Kindern Ruhe, brachte die Maulthiere und Eſel in Bewegung und in einer Viertelſtunde war es um Federigo's Hütte ſtill geworden . . . Nur noch Hubertus, Paolo Vigo und Ambrogio Negrino blieben zurück . . .

Inſtändigſt bat ſie der Greis, jenen Felſenſpalt, den er kannte und für vollkommen ſicher erklären mußte,

ſtatt ſeiner aufzuſuchen . . . Eilt euch, meine Freunde! ſprach er . . . Kümmert euch nicht mehr um mich . . . Meine Stunden ſind gezählt und ich habe nicht einmal eine ſchlimme Hoffnung für mich — ich habe ſie nur für euch . . .

Wir ſind dort alle ſicher . . . entgegnete Ambrogio . . .

Ich beſchwöre euch, geht allein! wiederholte Federigo . . . Ich ſuche mein Ende . . . Laßt, laßt mir, was beſchieden iſt —! . . . Ich verſichere euch, es wacht nicht nur Gott über mich, ſondern auch manche Freundesſeele unter den Menſchen . . . Soll ich euch, meine geliebten, theuern Freunde, unglücklicher machen, als ihr jetzt ſchon mit euerm getheilten, zaghaften Herzen ſeid? . . . Gott iſt mein Zeuge, ich pflanzte nichts in euch, was nicht ſchon in euch war! . . . Ich hielt euch zurück, euch den größten Gefahren preiszugeben . . . Wenn ich mich dem Drängen nach Entſcheidung heute fügte, ſo iſt es billig, daß mich die Folgen allein treffen . . . Flieht, flieht —! . . . Bewahrt euer Geheimniß, lehrt dieſe Menſchen das ihrige hüten — bald brechen neue Zeiten an! . . . Vielleicht vernimmt noch Euer Ohr den Sieg des Evangeliums von Rom! . . .

In dieſem Wettſtreit — die Verehrer des Greiſes wollten ſein Schickſal theilen — mehrte ſich die Unruhe ringsum . . . Das Thal wurde lebendiger . . . Von Aexten getroffen brachen hie und da die Zweige zuſammen . . . Hier blitzten Flinten auf, dort entluden ſich welche . . . Federigo wehrte Hubertus, der ihn auf ſeinen Armen forttragen wollte . . . Rettet nur euch! bat er wiederholt . . . Für mich iſt geſorgt . . .

Alle ſtarrten, als ſie ſahen, wie Federigo jetzt in ſeine Hütte trat, dort ein brennendes Licht ergriff, die Flamme an die Wände hielt, die von dürrem Mooſe gefugt waren, und ſeine Einſiedelei in Flammen ſteckte ...

Paolo Vigo ſuchte das verzehrende Feuer abzuhalten von den Gedankenſchätzen, die hier in Büchern und Blättern aufgehäuft lagen und aus denen er jahrelang Troſt und Erhebung geſchöpft hatte ... Aber die Papiere und Bücher brannten ſchon und bald züngelte die Flamme um die ganze Hütte ...

Gedanken an Rettung und Flucht verließen nun die drei Freunde gänzlich ... Willenlos ließen ſie den Greis gewähren ... Sein Betragen war ſeltſam ... So faſt, als käme ihm dieſer Ueberfall erwünſcht, ja als wäre er früher oder ſpäter auf einen ſolchen vorbereitet geweſen ...

Aus dem Brande ergriff er einige wenige Bücher, um ſie zu retten und ſeltſamerweiſe noch drei Stäbe, von denen er jedem der Freunde einen einhändigte mit den Worten:

Schützt euer Leben und euere Freiheit — ... Bewahrt aber, jeder von euch, wie irgend möglich, dieſen Stab, den ich euch auf die Seele binde —! ...

Nun vollends blieben ſie wie angewurzelt ſtehen ...

Er wiederholte ſeine Worte und ſetzte hinzu:

Sucht mit äußerſter Anſtrengung euch dieſe Stäbe zu erhalten ... Wenn ihr nicht entweichen wollt, ihr Armen, ſo bitt' ich nur noch dies ... Es kommt ein Augenblick, wo ich oder irgendwer euch mittheilt, welche Anwendung ihr von dieſen Stäben machen ſollt ...

Die Hütte brannte nieder ... Eine Viertelſtunde

darauf waren auf einer rauchenden Trümmerſtätte alle vier die Gefangenen der Inquiſition . . .

Fünfzehn auf der Flucht noch aufgegriffene Männer, an ihrer Spitze auf einem und demſelben Karren Federigo, Hubertus, Paolo Bigo und Ambrogio Negrino, kamen am Abend deſſelben Tages zu Spezzano nicht nur von Reitern und Fußvolk geleitet an, ſondern vom Schwarm der Bewohner des halben Gebirgs . . .

Das Kirchenfeſt von Spezzano mit all den Späßen, die mit tauſend Lichtern und Lampen die Gottheit, wie die Chineſen den Neumond feiern, war im vollen Gange . . .

Die Ketzer von den Bluteichen! hieß es — . . . Und mancher ſtaunte, darunter einem alten Bekannten zu begegnen . . . An der Spitze des Zugs befand ſich der „Hexenmeiſter, der von den Fanatikern verſpottet, von den meiſten mit unheimlichem Grauen betrachtet wurde . . . Die Mehrzahl wurde nach Coſenza abgeführt . . . Die vier verbundenen Freunde kamen nach Neapel . . .

Der Abſchied, den ſie alle von einander und von den Ihrigen nahmen, ließ ſelbſt die von ihrem Pfarrer fanatiſirten Bewohner von Spezzano glauben, daß die Ketzer Menſchen bleiben wie andere . . . Das Weinen der Frauen ſteckte an . . . Die Volkshaufen konnten zuletzt von den Mönchen und Prieſtern, die anhetzen wollten, nicht mehr recht zu Beſchimpfungen entflammt werden . . .

Am meiſten rührte der Abſchied, den Roſalia Mateucci von ihrem in San-Giovanni in ſolcher Lage begrüßten Bruder, dem Pfarrer Paolo Bigo, nahm . . . In Spezzano entriß ihm zwar eine Frau das Kind, das er ſegnen wollte, aber das halbe San-Giovanni, das bis Spez-

zano mitgezogen war, trat dazwiſchen und Scagnarello erbot ſich ſogar, die weinende Roſalia nach Coſenza umſonſt zu fahren . . . Was ſie an Geld bei ſich trug, hatte ſie dem heißgeliebten, unglücklichen Bruder aufgezwungen, den in ſo unwürdiger, dieſſeits und jenſeits verlorner Erniedrigung wiederzuſehen ihr das Herz brach . . . Paolo Vigo ſprach laut über die Freude, leiden zu dürfen um des Heilands willen . . . Als er laut betete, ſenkten ſich die Häupter . . . Niemand unterbrach ſeine feierlich erhobene Rede . . .

Paolo Vigo zog allem, was ihn treffen konnte, das Glück vor, bei Federigo zu ſein . . . Alles hatte man ihm genommen, nur den Stab nicht, den auch die beiden andern Gefangenen trugen . . . Der Pfarrer von Spezzano zeigte dem Guardian von San-Firmiano, der ſeinen beiden Kloſterangehörigen bis Spezzano gefolgt war, eine Vollmacht des Erzbiſchofs von Coſenza, der zufolge das Kloſter die beiden Leviten nicht reclamiren durfte...

Roſalia Mateucci ſchwur dem hochheiligſten Erzbiſchof von Coſenza eine Rache — wie ſie nur vom Blick einer Neapolitanerin begleitet ſein konnte . . .

Transporte von Gefangenen waren und ſind in dieſem Lande an ſich etwas Gewöhnliches . . .

Der Wagen, begleitet von ſechs Schweizer-Dragonern, glitt niederwärts — der kreidigen, ſtaubbedeckten Landſtraße und — den blauen Wogen des Meeres zu — hin nach Neapel, wo Hubertus, mit Verzweiflung ſich allein als den Urheber aller dieſer Schrecken anklagend, nur einen einzigen Gegenſtand ſuchte — die Rauchſäule des Veſuv . . .

## 12.

Was Lucinde vor Jahren geahnt hatte, daß ſie nach einer kurzen glänzenden Periode des Glücks nur zu bald wieder in Elend verſinken würde, war allerdings nach dem Tode Ceccone's für einige Zeit eingetroffen . . .

Aber wie ſie am Tage nach dem Hochzeitsfeſt Olympiens berechnet hatte, ſie war wenigſtens die rechtmäßige Gräfin Sarzana geblieben . . . In ihrer Theilnahme an den Demonſtrationen mediſcher Kirchlichkeit lag eine Verſöhnung für alles, was in zweideutiger Weiſe ihren Ruf treffen konnte . . . Sie war eine Büßerin, trug nur dunkle Farben, ſenkte ihr ohnehin ſchon zur Erde ſich neigendes Haupt in dem Grad, daß die jetzt faſt Sechsunddreißigjährige einen gekrümmten Rücken bekommen zu haben ſchien und mit ihren noch immer blitzenden Feueraugen die Menſchen, das Leben und die Welt von unten her um ſo unheimlicher betrachtete . . .

Jetzt, wo Friede und Ruhe wieder in Rom eingezogen war, hatte ſie ſogar die Mittel gefunden, eine Art „Kreis" um ſich zu ziehen . . . Die Sorge um einen ſolchen ‚Kreis" iſt nicht gering; ſie iſt mit ſteter Aufregung und

mancherlei Aerger verbunden . . . Sie hatte einen Donnerstag proclamirt, an dem ihr Haus allgemein und maſſenhaft zugänglich war, während ſonſt zu ihrem engern Kreiſe nur wenige „Intimitäten“ gehörten . . .

Dieſe Wiederherſtellung war ihr in dieſem Herbſt und Winter nach vielen Mühen gelungen . . . Die „Donnerstage“ der Gräfin Sarzana waren beſucht . . .

Die Wohnung, die ſie innehatte, gehörte dem älteſten Rom des Mittelalters an und lag in der „Straße der Kaufleute“ . . . Hier ſtanden alte Paläſte, die den herabgekommenen Geſchlechtern alter Tage gehörten; dunkle, verwitterte Steinmaſſen, im Erdgeſchoß und Bodengelaß oft zu Waarenmagazinen benutzt, umgeben von baufälligen Nachbarhäuſern . . . Es lag ein gewiſſer Nimbus um dieſe alterthümlichen Wohnungen und ſelbſt im dritten Stock, den die Gräfin Sarzana bewohnte, war einer dieſer Paläſte leidlich „anſtändig“, auch wenn man im Eingang an den Fäſſern eines großen Kaufmannsgeſchäftes vorüber mußte und die Treppen mit Wollſäcken verengt fand, die innenwärts auf die oberen Böden gewunden wurden . . . Darum hatten die inneren Gemächer, zumal wenn ſie erleuchtet waren, doch durch Banart und architektoniſche Ausſchmückung ein beinahe fürſtliches Ausſehen . . . An ihren „Donnerstagen“ bedienten mehre Diener in Livree . . . Für gewöhnlich hatte die Gräfin nur ihrer zwei . . . Auch eine Equipage, eine gemiethete freilich, durfte nicht fehlen . . .

Es war ein Geheimniß, woher die Einnahmen dieſer deutſchen Dame floſſen . . . Oft hatten ihr Bonaventura, Paula, Graf Hugo vergeblich Penſionen angeboten . . .

mit den Fingern, theils mit dem Arme, ſo ſchwermüthige Elegieen über die fürſtlich Sayn-Sayn'ſche Landesſeuche aus ihm heraus, daß das Fürſtenthum in dem Augenblick, wo ihm ſo viel Rinder und Schafe geſtorben waren, wenigſtens den Troſt hatte, wie ihm dafür ein Dichter geboren wurde. Schumacher, der ohnehin nun keine Heerden mehr weiden konnte, benutzte dieſe Feierſtunden und ging zuletzt ſogar in die nächſte Stadt Miſpelheim, wo das berühmte Miſpelheimer Wochenblatt gedruckt wurde. Dort ließ er ſeine Elegieen auf die Landesſeuche einrücken und wurde für den Drucker und Redacteur des Miſpelheimer Wochenblattes, der Beides in einer Perſon war, ordentlich ein Syrupſtiel, welcher ganze Fliegenſchwärme von Abonnenten an ſich zog. Schumacher beſang jedes einzelne Stück ſeiner Heerde und beſtattete es mit dem grünen Zweig (auf welchen wenigſtens das Miſpelheimer Wochenblatt jetzt kam) ſeiner Elegieen. Die Redaction ſetzte ihm an jedem Mittwoch als Honorar ſein Lieblingsgericht vor, worüber Schumacher ſehr naiv ſich in der fünfzehnten Elegie auf die Landesſeuche ſo ausdrückte:

Solang beim Wochenblatt noch Mittwochs Erbſen quillen,
Wird niemals nicht kein Troſt mein klagend Herze ſtillen.

Der Ruf von Schumacher's Elegieen verbreitete ſich faſt ſo ſchnell, wie die Peſt, die er in ihnen beſungen hatte. Selbſt in der Reſidenz wußte man eine ſo friſche Naturgabe zu ſchätzen und Blauſtrumpf hatte alle Urſache, ſich über die Lebensumſtände des neuen Volksdichters in Kenntniß zu ſetzen, da er ihn bei der zweiten Auflage ſeines Lexikons nicht mehr übergehen durfte.

Ceccone's letzter Wille verlangte, daß sie zeitlebens das kleine Palais bewohnte, in welchem ihm Graf Sarzana den Tod gegeben . . . Sie bezog es nicht; verwerthete aber die Vergünstigung durch Vermiethung . . . Als Olympia in London selbst nicht mehr mit ihren Einnahmen auskommen konnte, stellte sie die Bedingung, daß Gräfin Sarzana das Palais ihres Onkels entweder bezog oder die Nutznießung an sie, seine Erbin, abtrat . . . Lucinde zog letzteres vor . . . Nun, wo ihr jährlich tausend Scudi fehlten, traten die harten Zeiten ein . . . Ihre „Missionsreisen" wurden ihr zwar bezahlt, sie wohnte in Ordenshäusern, auch hatte sie eine Hülfe, die ihr manchmal in äußersten Fällen beistand — die alte Fürstin Rucca . . . Nur wurde auch diese vom Herzog Pumpeo so in Anspruch genommen, daß sie Schulden hatte und dann im Gegentheil von Lucinden zu borgen kam . . . Lucinde nahm in solchen Fällen keinen Anstand, über die Börsen derer zu gebieten, die unter ihren Bekanntschaften reich waren . . . So bei Frau von Sicking, die auf ihren geistlichen Tendenzreisen oft nach Rom kam und Lucindens Protection begehrte . . . Treudchen Ley, deren Gatte, Piter Kattendyk, sich nicht nur in die ernste Lebensaufgabe geworfen hatte, Stadt- und Commerzienrath zu werden, sondern sich auch mit der so schmählich von ihm beleidigten Kirche und Religion auszusöhnen (Professor Guido Goldfinger hatte das Geschäft gerettet und schwang sein Scepter über die Hauptbücher mit tyrannischer Gewalt), auch Treudchen Piter Kattendyk ließ ihrer Freundin Gräfin Lucinde Sarzana eine regelmäßige, wenn auch nur kleine Pension aus-

zahlen . . . Goldfinger hatte dieſe als Tribut der Familie, desgleichen infolge letzten Willens der ſelig verblichenen Schwiegermutter Wally Kattendyk, anerkannt und ſogar etwas vergrößert unter ausdrücklicher Nebenbedingung, daß Lucinde in der Peterskirche an einem gewiſſen Altar für das Haus Kattendyk und die Angehörigen deſſelben jährlich eine Meſſe leſen laſſen ſollte — ſie erſtand ſie wohlfeiler, als von Deutſchland aus möglich war . . .

Alle dieſe Hülfsmittel würden nicht ausgereicht haben, z. B. dem Andenken des Grafen Sarzana, trotzdem, daß er für die Sache des „Atheismus" gefallen war, auf dem Kirchhof an Porta Pancrazio ein glänzendes Denkmal zu ſetzen, im eigenen Wagen zu reiſen, einen alten Palazzo in der Strada dei Mercanti zu bewohnen, einen Jour fixe, regelmäßig zwei Bediente und eine Equipage zu halten — wenn nicht Lucinde noch einen Beiſtand gefunden hätte, welcher der frommen Convertitin ſeltſamerweiſe — aus der Türkei kam . . .

Gräfin Sarzana kannte Italien und wußte, daß dort Speculation nicht ſchändet . . . Sollte es allmählich herauskommen, daß ſie einen Handel mit allerlei koſtbaren türkiſchen Waaren, Shwals, Seidenſtoffen, Kleinodien trieb — was that ihr das —! . . . Dieſe Dinge kamen ihr aus Kleinaſien zu, wo in Bruſſa, an den Abhängen des Olympos, da wo einſt im ambroſiſchen Licht die Götter Homer's gethront, Abdallah Muſchir Bei wohnte, ein vornehmer reicher Mann, Renegat, niemand anders, als der ehemalige päpſtliche Sporenritter und Oberprocurator Dominicus Rück . . .

Wir kennen die Schreckensſcene, als Ceccone, der ohne Lucindens Plaudereien nicht leben konnte, in einem Cabinet, deſſen Thür durch Zufallen von innen ſich von ſelbſt verſchloß, bei ihr verweilte, Sarzana mit blanker Klinge die Thür ſprengte und nach dem Cardinal ſtach ... Als damals Lucinde zu den „Lebendigbegrabenen“ geflohen war, ließ ſich eines Tages am Sprachgitter ein Fremder melden, welcher ſeinen Namen nicht nennen mochte ... Ueberall Mord und Verrath fürchtend, wagte ſich Lucinde nicht ans Gitter, ſondern ließ ſich verleugnen ... Dieſelbe Meldung kam acht Tage ſpäter wieder ... Als ſie nun tiefverſchleiert und wie eine Nonne am Gitter erſchien und den Mann erkannte, welcher ſie zu ſprechen wünſchte und den ſie zum letzten mal geſehen als einen faſt von ihrer eigenen Hand Erhängten, erbebte ſie, überflog in ſchneller Faſſung die gegenwärtige Stellung, in der ſie ſich befand, ihre Rückſichten, die Geſinnung, die ſie zur Schau tragen ſollte, wechſelte nur wenige kalte Worte mit ihm und gab ſich ganz den Nimbus, der ihr als Gräfin und Fromme gebührte ... Bei einer dritten Meldung nahm ſie den unheimlichen Beſucher gar nicht an ... Inzwiſchen blieb ſie bei den alten Parzen des Kloſters wohnen und ſah die wahnſinnige Lucrezia Bianchi in ihren Armen ſterben ... Jetzt ſchrieb ihr Rück ... Ob ſie denn ganz die deutſche Heimat vergeſſen hätte, ob ſie ihn für unwürdig hielte, dem Puppenſpieler Weltgeiſt hinter die Couliſſen zu ſehen, mit einzublicken in die Gedankenmaſchinerie einer großen, ſtolzen und die Welt verachtenden Seele, wie die ihrige — oder ob ſie Furcht haben könnte — vor

wem? — vor was? — Vor ſich ſelbſt — doch gewiß am wenigſten! — Wol gar vor ihm —! . . . Er bot ihr, die in ſo viele Geheimniſſe ſeines Daſeins eingeweiht war, die ihn vor den ſchrecklichen Folgen der Rache Hammaker's vom Hochgericht hernieder bewahrt hatte, den Mitgebrauch ſeines Vermögens, das er, nach einer Trennung von ſeiner Frau, ſo weit an ſich gebracht hatte, als ihm ſein eigen Erworbenes nicht entzogen werden konnte . . . Zur Ehe nehmen konnte er Lucinden nur dann, wenn beide die Religion wechſelten . . . Auch das ſchlug Rück vor . . . Er ſchilderte den „ſchwarzen Falken", einen Indianerhäuptling voll Tapferkeit, Großmuth, Gerechtigkeitliebe, der an nichts geglaubt hätte, als an den „großen Geiſt" — . . . Er erläuterte die Philoſophie Buddha's mit wenig Federſtrichen — . . . Jedenfalls ſchlug er nicht den verhaßten „Rückſchritt" des Proteſtantismus, ſondern, wenn ſie wolle, Islam oder Judenthum vor . . . Lucinde war damals ſo unglücklich, daß ſie dieſe Zeilen lange mit Aufmerkſamkeit betrachtete. Es war ein Brief in den Wendungen, wie ſie Rück liebte — Cynismus abwechſelnd mit Melancholie . . . Offen geſtand er, daß er ſich daheim nicht mehr hätte halten können; zu ſchlimme Gerüchte hätten ihn verfolgt; ein ruheloſer, unſtäter Geiſt irre er jetzt von Stadt zu Stadt und wiche Jedem aus, der ſich, weil er wiſſe, daß er einen Kopf, zwei Arme und zwei Beine hätte, ein vernünftiges Weſen dünke . . . Rom, für deſſen Macht und Herrlichkeit er ſonſt ſeine eigene Vernunft eingeſetzt, erſchiene ihm eine wüſte Einöde . . . Er müſſe ſein altes von Hauſe mitge-

brachtes Rom nehmen und über die langweilige Stadt, die er hier anträfe, „überstülpen", um hier nur auszuhalten . . . Nur den ihm geistesverwandten Klingsohr hätte er besucht und von diesem die Empfehlung eines ehemaligen türkischen Priesters, der Christ geworden, erhalten . . . Um seinerseits umgekehrt vielleicht ein Türke zu werden, lerne er von diesem die türkische Sprache . . . Er bot Lucinden an, sein Weib zu werden und mit ihm nach Kairo zu gehen . . .

Sie antwortete ihm nicht und Rück verschwand dann aus Rom . . . In Neapel vervollkommnete er seine Kenntnisse im Türkischen, ging nach Stambul, von da nach Brussa . . . Ohne ihr die ihm bewiesene Kälte nachzutragen, schrieb er Lucinden als Abdallah Muschir Bei . . . Die beredtesten Schilderungen zeigten ihn als leidlich glücklich; er beschrieb seine Einrichtung, den Harem seiner Frauen; — nur bedauerte er, daß er krank und alt wäre . . . Gerade dies von Erdbeben heimgesuchte, jedoch über alle Beschreibung schöne Brussa hätte er gewählt, weil die berühmten Schwefelquellen der Stadt „direct aus der Hölle flössen" . . . Seinen Justinian könne er nun nicht mehr verwerthen und hätte auch nach so langer Advocatenpraxis ein unwiderstehliches Bedürfniß nach Ehrlichkeit . . . Deshalb wolle er — Kaufmann werden, wie sein Schwager Guido Goldfinger — im Orient befleißigte der Kaufmannsstand sich wirklich der Ehrlichkeit . . . An den berühmten Seidenwebereien Brussas betheiligte sich Abdallah Muschir Bei mit Kapitalien . . .

Jetzt antwortete ihm Lucinde und es vergingen seitdem nie sechs Monate, wo nicht über Stambul

und Venedig her ein Geſchenk an koſtbaren Stoffen, ſeidenen oder wollenen, an Teppichen und Shwals, auch an koſtbaren Geſchmeiden für ſie ankam . . . Da in dieſen Briefen jeder ſeinen Standpunkt beibehielt, ſo konnten ſie nicht ohne Reiz zur Fortſetzung bleiben . . . Abdallah verharrte dabei, daß er Lucinden geliebt hätte, liebe und lieben würde in Ewigkeit . . . Auch noch jetzt könnte er ſeinen Sklavinnen nur Geſchmack abgewinnen, wenn ſeine Phantaſie ſie in Lucinden verwandelte . . . Die Geſchenke Abdallah's zurückzuſchicken oder abzulehnen war zu umſtändlich — Lucinde behielt ſie und verkaufte ſie gelegentlich, wenn ſie in Noth war . . . Ein einziger Shwal half ihr dann auf Monate . . .

Ihre demnach mit türkiſchem Geld unterhaltenen „ultramontanen Donnerstage" wurden von allen jenen Menſchen beſucht, die nach Rom ziehen, wie die Weiſen des Morgenlands nach Bethlehem . . . Alle Nationen waren hier vertreten . . . Die ſüßlächelnden jeſuitiſchen Abbés der Franzoſen; die engliſchen Katakombenwallerinnen, die im feuchtmodernden Tuffgeſtein die anderthalbjahrtauſendalten Fußtapfen der Wiſeman'ſchen „Fabiola" ſuchten; deutſche Künſtler, die den Untergang des Geſchmacks von den zu weltlichen Madonnen Raphael's herleiteten und an Giotto anknüpften; Gelehrte, die alle gangbaren Geſchichtsbücher umſchrieben, ſo, daß ſie immer das Gegentheil deſſen, was die deutſchen Kaiſer erſtrebten, als das Richtigere darſtellten, die Päpſte zu allen Zeiten Recht behalten ließen — meiſt fanatiſche, geiſtvolle Menſchen — und Gräfin Sarzana wußte ſelbſt Die unter ihnen zu feſſeln, die nicht die Intrigue liebten

. . . Das Deutſche, mit dem ſie oft begrüßt wurde, behauptete ſie vergeſſen zu haben; ſchon lange ſprach ſie ihr Italieniſch mit Feinheit und jedenfalls in jenem rauhen, tiefliegenden Ton, der am gewöhnlichen Organ der Italienerinnen den bekannten Wohllaut ihres Geſangs bezweifeln laſſen könnte . . . Ihre Kunſt, einen Abend belebt zu machen, Niemanden zu lange im Schatten ſtehen zu laſſen, galt für muſterhaft . . . Gelehrte Streitigkeiten duldete ſie bis zu einem gewiſſen Grade, der jedoch bei weitem über den der Oberflächlichkeit hinausging — . . . Viel hockte ſie unter Büchern, die ihr Klingsohr bis an ſeinen vor einigen Jahren erfolgten Tod zutrug — die Hektik, die Cigarre und der Orvieto untergruben ihn —; ſie lernte unaufhörlich und konnte aus Bibel und Kirchenvätern eine Menge Beiſpiele für Behauptungen anführen, die den größten Lichtern der Sapienza und des Collegio anregend waren . . . Ihr Vorſprung war dabei der, daß ſie alles Vergangene ſo nahm, wie Gegenwärtiges . . . Die Menſchen hatten nach ihrer Auffaſſung zu allen Zeiten dieſelben Schwächen, dieſelben Bedürfniſſe; die Forderungen der Natur waren ſich zu allen Zeiten gleich . . . „Sonderbar!“ ſagte ſie — „Die Gelehrten ſind auf dieſe Vorausſetzung ſo wenig gerüſtet! Für das Natürlichſte, für den Gebrauch eines Naſentuches in der Hand Cicero's, muß ihnen erſt ein Citat aus einem alten Schriftſteller die beruhigende Anlehnung geben!“ . . .

Von Klingsohr, dem es gegangen, wie den deutſchen Lanzknechten im Mittelalter, wenn ſie bis zu dem altgefährlichen Capua kamen, ſchrieb ihr Abdallah Muſchir

Bei: „Iſt er nun zu ſeinem Vater und zum Kronſyndikus! O, dieſes eitlen Prahlers! Er erſtrebte eine Bedeutung, zu welcher ihm weniger Fleiß und Beharrlichkeit, wie er vorgab, als ſchöpferiſch geiſtige Kraft fehlte! Statt letzteres offen einzugeſtehen, ſchmähte er die Trauben, die ihm zu hoch hingen! Das ganze deutſche Volk iſt wie Klingsohr und gewiß freſſen es auch noch einmal die Kalmücken und Tartaren!“ ... Lucinde theilte dieſe Anſichten ... Als ſie die ihr von Klingsohr hinterlaſſene Habe deſſelben muſterte, Brauchbares verkaufte, ſeine Papiere, ſeine angefangenen philoſophiſchen Werke unbarmherzig ins Feuer warf, ſogar ſeine Gedichte, in denen doch nur ſie beſungen war, ließ ſie ſich ſelbſt von jener Brieftaſche nicht rühren, die einſt in Klingsohr's und ihrem eigenen Jugendleben eine ſo große Rolle geſpielt hatte ... Nachdem ſie einen Augenblick zweifelhaft geweſen, ob ſie dies Angedenken an die düſteren Verwickelungen im Hauſe der Aſſelyns und Wittekinds nicht gleichfalls mit in jenes Käſtchen von Ebenholz legen ſollte, das ihren ganzen Lebensſchatz enthielt — mit zu den noch unverkauften Gold- und Silbergeſchenken Nück's — zu all den Briefen und Blättchen, die ſie von Bonaventura's Hand beſaß — zu Serlo's Denkwürdigkeiten und zur Urkunde Leo Perl's — verbrannte ſie es — gerade an einem Tage, wo drei deutſche Pilger bei ihr vorgeſprochen hatten, die zu Fuß nach Rom gewallfahrtet kamen, Stephan Lengenich, Jean Baptiſte Maria Schnuphaſe und der Paramentenſticker Calaſantius Pelikan aus Wien ... — Alle drei erhielten zeitig den geſandtſchaftlichen Rath abzureiſen — ſie betranken ſich täglich ...

So gab es der Abwechſelungen genug, zu denen ſich dann die Reiſen, der Aufenthalt in Genua, in Coni geſellte, bis die Revolutionen ausbrachen, wo ſich Lucinde in Venedig und glücklicherweiſe durch die Hülfe hielt, die ihr aus dem Orient kam . . .

Jetzt war ein halbes Jahr ſeit „Wiederherſtellung der göttlichen Ordnung" verfloſſen . . . Wieder war die römiſche Saiſon, kurz vor dem Carneval, in aufſteigender Höhe . . . Wieder war ein „Donnerstag" geweſen . . .

Lucinde ſaß, zufrieden mit der Zahl ihrer heutigen Gäſte, mit der Erinnerung an ihre eigenen Einfälle und Repliken, die ſie zum Beſten gegeben (was muſtert man nicht alles nach einem Geſellſchaftsabend am Effect, den man im Leben machen ſoll oder will!) . . . Die Herzogin von Amarillas war zugegen geweſen, noch immer tief in Trauer gehüllt — im übrigen ſtarr, verſteinert, bis zum Peinlichen unbeweglich geworden . . . Olympia Rucca, die zur Beſſerung ihrer Finanzen mit ihren Schwiegerältern Frieden geſchloſſen hatte und ſich gleichfalls noch derſelben Trauer widmete, die auch nicht Ercolano, ihr Gatte, um Cäſar Montalto abgelegt hatte — Ercolano ſah in Benno's Verhältniß zu Olympien nur eine perſönliche Aufopferung der Freundſchaft zu Gunſten ſeines Friedens, zur Vereinfachung ſeiner Sorgen um eine „nun einmal ſchwer zu behandelnde" Frau — „Es gibt ſolche Ehemänner —!" ſagte Lucinde . . . Auch Feſeletti, der wiederum allmächtige Cardinal, war dageweſen und hatte Lucinden durch eine heimlich zugeflüſterte Mittheilung erfreut . . . Sie hatte den Athem des

Mannes zwar nicht gern in ihrer Nähe, aber sie hörte doch mit Vergnügen, was er ihr heute zugezischelt . . . Es erfüllte sich also, daß (irgendwo in Europa) mit einem hochbetagten lutherischen Landesvater, bei dessen Hoftheater die beiden Fräulein Serlo als Tänzerinnen engagirt, dann im geheimen zu Freiinnen von *** erhoben waren, durch Vermittelung dieser Favoritinnen ein für Rom günstiges Concordat abgeschlossen werden sollte . . . Hatte auch Lucinde, die dies Arrangement zu Stande gebracht, gerade kein besonderes Interesse an der Summe, die man ihr zahlen wollte, wenn die Freiinnen von *** nebst ihrer alten Mutter so lange weinten und sich kasteiten und sich abhärmten und den alten Landesvater selbst beim Champagner und nachts zwölf Uhr, wenn er im Mantel verhüllt nach Hause schlich, durch ihre Gewissensbisse peinigten, bis dieser nachgab und den für ein protestantisches Land schmählichen Vertrag mit Rom abschloß*) — ihr genügte schon, sich die Curie gründlich verpflichtet zu haben und bitterlächelnd — an Serlo's Phantasieen über die Zukunft seiner Töchter denken zu können — . . .

Heute war ein neuer Gast zum dritten mal dagewesen — Pater Stanislaus aus dem Al Gesù, Wenzel von Terschka . . . Sechs Monate hatte dieser Verlorene in Rom verweilt, ohne daß ihn jemand erblickte . . . Man sagte allgemein, er hätte eine qualvolle Gefangenschaft, dann eine glorreiche Umänderung seines Sinnes zu bestehen gehabt und nun wäre er nahezu ein Heiliger

*) Ein Factum?

Schumacher ſtand wie Hercules am Scheidewege. Auf der einen Seite die brüllende neu angekaufte und wieder completirte Viehheerde von Kleinbethlehem und auf der andern die lockenden Einladungen eines Dichterclubbs, welcher ihn wahrſcheinlich zu einem in ſeiner Manier ſingenden und hüpfenden Zeiſig abrichten und ihn künſtlich zum Naturdichter dreſſiren wollte. Schumacher entſchied ſich für die Reizung ſeiner Eitelkeit. Er wanderte zu Fuß in die Reſidenz und erſchreckte ſeine neuen Gönner ſchon durch das Alter, in welchem er ſich befand. Statt eines ſchwärmenden Hirtenjungen, den ſie ſich mit der Schalmey unterm Arme vorgeſtellt hatten, meldete ſich ein alter Schäfer, der wenigſtens dreimal ſo alt war, wie ſein Hund, der ſchon keine Haare mehr hatte. Die lyriſche Schule hatte einen Ceremonienmeiſter an der Spitze, der einen eignen Muſen-Almanach herausgab und ſich ein Vergnügen daraus machte, junge lyriſche Talente aufzuziehen und in die jugendlichen Knoſpen aus lauter Enthuſiasmus hineinzublaſen, um ſie nur ſchnell zu erblättern und in die Schlachtreihen der Coterie einzuführen. So hoffte er auch in Schumachern ein Talent zu entdecken und ihn alsbald beim Publikum einführen zu können. Er lud ihn zu einem großen Thee ein, wo ſich Blauſtrumpf, alle Geiſtliche und Profeſſoren der Reſidenz und viele ſtrebenden Kräfte nebſt einem angehenden Buchhändler, der dabei ſein Glück zu machen hoffte und ſchon die beſtweiſe Herausgabe der Schumacher'ſchen Gedichte (mit Stahlſtichen) berechnete, zuſammenfanden. Schumacher hatte alle ſeine Reime mitgebracht und wurde nun aufgefordert, zu leſen. Muth hatte er, weil er, ganz wie Goethe, ſich auf die Stoffe verließ. Er dachte, wenn die Arznei nur wirkt, dann iſt die

geworden ... Jedem, der etwa erſtaunte, wie hier möglich geweſen, daß ein Mann erſt Prieſter, dann als ſolcher weltlich beurlaubt, beauftragt, in kurzer Robe ſich in die allgemeine Geſellſchaft zu miſchen, dann in London zum Ketzerthum übergetreten war, wieder nach Rom zurückkehrte, ſein altes Prieſterkleid — „re quasi bene gesta“ ſagte Lucinde — wieder anzog — Dem wurde erwidert: All dieſe Wandelungen im Leben Wenzel von Terſchka's beruhen auf Verleumdung! Nie war er vorher ein Prieſter! Nie war er ein Proteſtant! Jetzt erſt führte ihn das Bedürfniß der Heiligung über ein leichtſinniges Leben in die geſchloſſenen Räume eines Bußhauſes! Erſt jetzt iſt er geiſtlich geworden; jetzt in den Orden des heiligen Ignaz getreten — und auch jetzt erſt heißt er Pater Stanislaus ... Allen denen, die etwa an der Richtigkeit dieſer Darſtellung zweifeln mochten, mußte dieſelbe glaubhaft erſcheinen, wenn ſie die hohle Wange, das düſter irrende Auge, den ſcheuen Blick, den faſt verſtummten Mund, eine erſchreckende Vernichtung an einem Mann wiederfanden, der ſonſt in Geſellſchaften wie Queckſilber glitt ... Der dritte Donnerstag war es heute, wo der unheimlich brütende, willenlos gewordene — alte Mann bei Gräfin Sarzana ſaß ... Mit dem Schlag der zehnten Stunde brach er jedesmal auf; er, dem ſonſt die Nacht gehören mußte ... Punkt fünfzehn Minuten nach zehn mußte Pater Stanislaus hinter ſeinen düſtern Mauern ſein ...

Lucinde urtheilte über dieſe Eindrücke, wie über etwas, was ſich von ſelbſt verſtand auf dem Gebiet ihres Wirkens und Lebens ... Sie, die ja auch in dieſer

Weiſe zu den Wiedergeborenen gehörte, ließ ganz ebenſo Terſchka gelten ... Sie begrüßte ihn ohne jeden Schein einer Kritik und gab dem Pater Stanislaus die Ehre, die ſeinem Stande gebührte ...

Nur ein einziges nagendes Gefühl quälte Lucinden unausgeſetzt ... Sie, die ſonſt die Reue als „unnütze Selbſtquälerei" verwarf, bereute doch Eines ... Es war ein Wort, das ihr einſt bei ihrer erſten Bekanntſchaft mit Cardinal Ceccone über den damaligen Biſchof von Robillante entfallen war: „Ich beſitze in meinen Händen etwas, was ihn auf ewig vernichten kann!" ... Daß ihr dies Wort hatte entſchlüpfen können, war nur möglich geweſen im erſten Rauſch über die ihr gewordenen neuen Erfolge — auch im Zorn nur über Bonaventura's damalige Abreiſe von Wien ... Bonaventura hatte ſie in einer Stadt, wohin ſie ihm verkleidet durch ganz Deutſchland nachgereiſt war, zurückgelaſſen, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern ...

Oft hatte ſie dieſe Aeußerung, die ſie auch aus Furcht vor den Drohungen des Grafen Hugo that, wenn ſie daran erinnert wurde, in Abrede geſtellt, hatte ihren Sinn harmlos zu deuten geſucht; aber Ceccone, Olympia, die Herzogin von Amarillas hatten die Aeußerung behalten, oft wiederholt und ſo rückhaltlos wiederholt, daß ſie Jeſelotti bekannt wurde ... Dieſer, von Haß und Rache gegen Bonaventura ſeit Jahren unveränderlich erfüllt, hatte der Vorgeſchichte Bonaventura's nachgeſpürt, dem Verſchwinden ſeines Vaters, dem beraubten Sarge auf dem Friedhof von Sanct-Wolfgang ...

Nach ihrer fernern frühern Aeußerung: „Käme, was ich habe, zu Tage, ſo müßte der Unglückliche auf ewig in ein Kloſter!“ fehlte nicht viel, daß die ſeit dem Tode Benno's zu einem großen Schlage der Rache Verbundenen, Feſelotti, Olympia, die Herzogin, ſchon aus ſich ſelbſt heraus die volle Wahrheit trafen . . . Zu einer ſolchen Entſagung konnte nur Jemand gezwungen werden, der mit einem dem Prieſterthum widerſprechenden Makel behaftet war . . . Selbſt die Beſuche Terſchka's, ſein lauerndes Umblicken und grübelndes Schweigen ſchien dem Privatgefühl Lucindens, das von ihrer öffentlich geſpielten Rolle abwich, mit einer Verſchwörung gegen Bonaventura — ſogar mit ihrem Käſtchen in Verbindung zu ſtehen . . .

Bonaventura war noch in Rom — mannichfach begnadet und höher noch gehoben, als er ſchon ſtand . . . Im Sommer angekommen, hatte er ſeine Mutter ſterbend gefunden, ſie aus dem Leben ſcheiden ſehen, von ſeinem Stiefvater, der dann nach Deutſchland zurückkehrte, Abſchied genommen und eben nach Neapel reiſen wollen, als er durch einen jener plötzlichen Einfälle, welche an dem inzwiſchen wieder auf den Stuhl Petri zurückgekehrten Statthalter Chriſti alle Welt kannte, zum Cardinal erhoben wurde . . . Quid vobis videtur? hatte es aus des heiligen Vaters Munde im Conſiſtorium geheißen und alles blickte auf Feſelotti . . . Die alte Regel, zu ſolchen perſönlichen Willensacten des Papſtes zu ſchweigen und ihm die volle Gerechtſame ſeines Herzens zu laſſen, Cardinäle nach eigener Gemüthsregung zu ernennen, wurde auch hier innegehalten ſo ſehr ſich

die Zeiten verändert und die Porporati den Charakter einer Ständekammer angenommen hatten, aus deren Majorität weltlichverpflichtete Miniſter kamen . . . Die Trauer eines Sohnes um ſeine Mutter war die nächſte Urſache dieſer Erhöhung . . . Ein Erzbiſchof mußte hierher nach Rom zu ſolchem Leide kommen — —! Der heilige Vater konnte ihm dafür nur den Purpur ſchenken . . .

Feſelotti ſchäumte vor Wuth über die ewigen „Rückfälle“ des „unverbeſſerlichen Schwärmers“, der die dreifache Krone trug . . . Er ſtürmte zu Lucinden, warf ihr die Veränderung ihrer Geſinnungen für den Verhaßten vor, reizte ſie durch Paula's Glück, die gleichfalls in Rom war, und verlangte von ihr geradezu — jenes Gewiſſe, das ſie gegen die „Creatur einer ihm feindlichen Partei“, wie er Bonaventura nannte, ſeit Jahren in Händen hätte . . .

Die düſtern ſchwarzen Augenbrauen zuſammenziehend ſtellte Lucinde ihre ehemalige Aeußerung wiederholt in Abrede . . . Jetzt zumal, wo ſie mit Bonaventura auf dem Fuß neuer Hoffnungen ſtand . . . Ihre Jahre ſchreckten ſie nicht — . . . Sie hatte die drei verbundenen Freunde Bonaventura, den Grafen Hugo und Paula nicht aus dem Auge verloren . . . Sie beobachtete ſcharf . . . Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß ſich im Herzen dieſer drei Verbundenen große Kämpfe vollzogen; Bonaventura ſprach für die Wünſche des Grafen, der ganz nach Wien überſiedeln oder wieder in Militärdienſte treten wollte . . . Paula ſtand an einem

Scheidewege — ob Rom, ob Wien ... Ging ſie nach Wien, ſo waren die Würfel gefallen — Dieſe Ehe hatte dann ihre natürliche Ordnung gefunden ... Und Bonaventura —? ... Lucinde war ſo erregt von dem Gedanken, Bonaventura wäre als Cardinal nun an Rom gebunden, müſſe dann und wann von Toni herüber kommen, könne ſich ihr, ihrer Macht, ihrem Einfluß nicht entziehen, daß ſie Fefelotti mit Indignation von ſich wies und dieſen Gegenſtand nie wieder zu erwähnen bat ...

Auffallend war es, daß der neuernannte Cardinal, dem am Tage der Uebergabe des Purpurhutes eines der erſten Fürſtenhäuſer Roms die üblichen Honneurs machte — Olympia, die Herzogin von Amarillas wohnten dieſen Feſten nicht bei — doch noch ſo lange in Rom verblieb ... Der Herbſt war gekommen — ſogar auf den Winter kehrte der jüngſte der Cardinäle immer noch nicht nach ſeinem Erzbisthum zurück ... Niemand wußte die Veranlaſſung dieſer verzögerten Abreiſe ... Bonaventura ſelbſt ſchützte für ſein Bleiben Studien über Rom vor ... Sein einziger Umgang war Ambroſi und die Salem-Camphauſen'ſche Familie ... Selbſt als es mit Olympia zu den unangenehmſten geſellſchaftlichen Reibungen kam, blieb dennoch Bonaventura bis in das neue Jahr hinein ... Er will den Carneval ſehen! hieß es ... Man beruhigte ſich ſcheinbar, nur Fefelotti umgab ihn mit Spionen ...

Auch Lucinde forſchte ... Ganz leiſe hatte ſie einige Fäden von einem Verkehr aufgegriffen, welchen der neue Cardinal mit Neapel, ja mit dem Silaswalde

unterhielt ... Ende Auguſt ſchon hatte ſie in Erfahrung gebracht, daß Frâ Hubertus und jener Einſiedler, welcher ihnen vor Jahren ſoviel zu ſchaffen gemacht, auf Befehl der Inquiſition gefangen genommen worden ... Noch zuckte Feſelotti, den ſie deshalb befragte, die Achſel und ſagte: Die Jeſuiten ließen dieſen Ketzer allerdings gefangennehmen, mußten ihn aber mit ſeinen Genoſſen an die Dominicaner ausliefern! Sie kennen die Eiferſucht der weißen Kutten gegen die ſchwarzen! ... Lucinde hörte, daß Bonaventura's Verbleiben in Rom mit Geheimniſſen des Sacro Officio zuſammenhing; die klare Ueberſicht des Thatſächlichen fehlte ihr noch ... Sie durfte erbangen über ein Wiederbegegnen mit Hubertus; aber ſie wollte glücklich ſein, wollte hoffen — faßte alles im heiterſten Sinne auf und fürchtete für nichts ...

Heute ſaß ſie in der allerlebhafteſten Spannung ... Der Grund, warum ſie heute noch nicht zur Ruhe gehen wollte und konnte, war kein anderer, als die noch wie im Sturm der Mädchenbruſt gefühlte Spannung ihrer Ungeduld, ob die für morgen früh beim erſten Morgengrauen angeſetzte endliche Abreiſe des Grafen — *mit* oder *ohne* Paula ſtattfand — ...

Das gräfliche Paar lebte ſehr zurückgezogen in einem der großen Hotels an Piazza d'Espagna ... Der Schleier des Geheimnißvollen, welcher Bonaventura, der ſeinerſeits bei Ambroſi wohnte, und die Freunde umgab, war ſelbſt für Lucinden in den meiſten Dingen undurchdringlich ... Lucinde hatte auch für die gegenwärtige Situation nichts anderes erſpähen können, als die Abſicht des Grafen, in erſter Morgenfrühe die längſt beab-

ſichtigte und immer wieder aufgeſchobene Reiſe nach Deutſchland anzutreten ... In erſter Morgenfrühe ſollte ein Bekannter eines ihrer Bedienten von Piazza d'Espagna, wo dieſer im Hotel aufwartete, die Nachricht bringen, ob Graf Hugo — mit oder ohne ſeine Gemahlin abgereiſt war ...

Reiſte der Graf mit Paula, ſo war es ihre Abſicht, für ihre noch immer glühende Liebe eine neue Demonſtration zu verſuchen ... Sie wollte beim Cardinal Ambroſi vorfahren, wollte die Urkunde Leo Perl's, eingeſiegelt, mit einem Schreiben an Bonaventura verſehen, am Palaſt der Reliquien abgeben — ſie wollte die Bitte hinzufügen, den Empfang ihr durch eine ausdrückliche Meldung an ihren Wagenſchlag oder einen Gruß am Fenſter beantworten zu wollen ... Reiſte Paula nach Wien, ſo hatte ſie die Abſicht, ſich aufs neue in der Glut ihrer nur mit dem Tode erſterbenden Liebe zu zeigen, ſelbſt mit Gefahr, den Bund, der ſich gegen Bonaventura verſchworen zu haben ſchien, zu Gegnern zu bekommen und die Protection Feſelotti's zu verlieren ... An ihre ſchon grauen Haare, an ihren gekrümmten Rücken, an ihre ſechsunddreißig Jahre ſollte ſie dabei denken —? ... Was iſt einem Weib von Geiſt — ihr Spiegel! Liebesfähigkeit gibt ihr der Wille und des Willens ewige Jugend! ... Da ſcheut ſie keinen Wettkampf mit der glatten Wange des Mädchens — eine „Jungfrau" war ſie ohnehin geblieben bei allen ihren Herzensconflicten mit Oskar Binder, Klingsohr, Serlo, Rück, Ceccone, Feſelotti — Gräfin Sarzana war ſie nur am Altar geworden ...

Lucinde nahm aus ihrem Schreibbureau ihr Käſtchen ... Es hatte die Form einer größern Reiſecaſſette, war von ſchwarzgefärbtem Holz und mit einem guten Schloß verſehen ... Sie ſchloß es auf — blätterte in Serle's Papieren — ließ einige Brochen von Türkiſen und Diamanten am Lichte funkeln — verlor ſich in Träume, überlegte den Brief, welchen ſie ſchreiben wollte, verſchloß ihr Käſtchen wieder und wollte nun zur Ruhe gehen ...

Als ſie in ihrem Schlafcabinet begonnen hatte ſich zu entkleiden, hörte ſie in der Nähe ein Geräuſch ... Es war ein eigenthümlicher Ton, deſſen Urſache ſie ſich nicht erklären konnte ...

Sie ergriff ihr Licht ...

Indem ſie um ſich leuchtete, fiel ihr ein, daß ſie im Nebenzimmer ihr Schreibbureau offengelaſſen und ihr Käſtchen nicht wieder eingeſchloſſen hatte — ...

Darüber ſchon zitternd trat ſie ins Nebenzimmer, fand hier alles ſtill, verſchloß raſch ihr Käſtchen und blickte um ſich ... Wieder erſcholl der fremdartige leiſe Ton, der von irgend woher draußen und dicht neben ihrem Fenſter hörbar blieb ... Jetzt hätte ſie den Ton ſo erklären mögen, als bewegte der Wind einen Klingeldraht ...

Da ein ſolcher nicht in der Nähe und die Luft ſtill war, die Nacht eher ſchwül, als windbewegt, ſo konnte jenes Geräuſch vom Winde nicht herkommen ... Es dauerte fort ... Sollten Diebe in der Nähe ſein? ... Ihren Dienſtboten zu rufen, verſagte ihr bei dieſem Gedanken ſchon der Athem ... Sie wohnte zwar in einer

lebhaften Straße, aber mit dem Gegenüber eines alten unbewohnten Palaſtes . . . Lauter Ruf hätte auch vielleicht die Diebe entwiſchen laſſen . . .

Jetzt bemerkte ſie, während jener leiſe ſchnurrende Ton fortdauerte, am Fenſter einen Schatten, wie von einem Seil . . .

Ihr Auge blieb auf dieſen hin- und herſchwankenden Schatten ſtarr gebannt . . .

Sie klingelte jetzt heftig . . . Im gleichen Augenblick ſtürzte vom Dach über ihr ein Ziegel oder ſonſt ein Gegenſtand auf die Straße, der unten zerbrach . . .

Auf ihren Balcon, der vielleicht gar durch ein Seil von oben her ſollte erſtiegen werden, hinauszuſtürzen hatte ſie keinen Muth . . . Der große weite Saal, zu welchem jener Balcon gehörte, war unheimlich; um zu den Bedienten und Mädchen zu gelangen, mußte ſie ihn durchſchreiten . . .

Sie klingelte wiederholt und bekam endlich die Hülfe ihrer Leute . . .

Vom Balcon aus entdeckte man in der That einen vom Plattdach herabhängenden Strick . . .

Die Diener, leidlich beherzte Burſche aus dem Gebirg, ſprangen, ungeachtet alles Abmahuens, mit großen Küchenmeſſern einen Stock höher und von dort, wo ſich die Waarenlager eines Tuchhändlers befanden, auf die Plattform . . .

Hier regte ſich nichts . . . Man hatte nur den freien, ſternenhellen Himmel and ein unabſehbares Durcheinander von Schornſteinen . . . Der Dieb hatte ſich alſo bereits in eines der Nachbarhäuſer geflüchtet . . .

Luigi, einer der Bedienten, fand das Seil, das mit dreifachem Knoten um einen hohen Schornſtein gewunden war und das jedenfalls einen Menſchen halten konnte, der ſich — etwa auf dieſem Wege zum Balcon hätte hinunterlaſſen wollen . . .

Ueber dem lauten Rufen und Erörtern wurde auch die nächſte Nachbarſchaft im zweiten und dritten Stock lebendig . . . Die Mägde machten ſich durch das lauteſte Schreien Muth . . .

Die Nachforſchungen, jetzt von den Nachbarn unterſtützt, führten zu keiner Entdeckung, welche den Strick erklären konnte . . . Beim Schein des von Lucinden in ihr Schlafcabinet getragenen und da erſt von ihm entdeckten Lichtes hatte ſich ohne Zweifel der Dieb aus dem Staube gemacht . . . Die Gräfin mußte warnen, die Unterſuchungen auf dem Boden fortzuſetzen, da die Lichter hin und her flackerten . . . Jetzt erſt erkannte ſie, in welcher feuergefährlichen Nachbarſchaft ſie lebte —! . . . Die Tuchhändler des Ghetto hatten hier ihre Vorräthe an Tuch und Wolle liegen . . . Das Parterre war allerdings ſo verfallen, daß dem Beſitzer des Hauſes auf anderm Wege für dieſe Räume keine Miethe mehr wurde . . .

Als es ſtill geworden, der Strick abgeſchnitten, die Schlöſſer und Riegel der Schränke unterſucht waren und alles wieder zur Ruhe ging, warf ſich die Gräfin in höchſter Aufregung auf ihr Bett und ließ ſich von den ſchreckhafteſten Bildern peinigen, die dieſen Ueberfall als wirklich vollzogen ausmalten . . .

Und wenn er ſich wiederholte —? Wenn der

Etikette darauf eben bloß — Etikette. Schumacher ſetzte ſich auf allgemeines Begehren in Poſitur und las, wie der Dichterkreis hoffte, nun wahrſcheinlich Gedichte vor, wo man ſich ſchon freute, hier doch einmal wieder etwas aus dem unmittelbaren Leben in und mit der Natur zu vernehmen. Sein erſtes Gedicht war jedoch weder eine Frühlingsahnung, noch ein Abendſonnenſpaziergang mit ſchwärmenden Maikäfern und flatternden Dämmerungsfaltern, ſondern eine Ode auf die von Schumachern ſelbſt erfundene Froſtſalbe. Er rühmte die Beſtandtheile derſelben, Terpentin und Hirſchtalg, warf allerdings einige Feldblumen in den chemiſchen Tiegel und ſchloß mit einer Anpreiſung ſeines Fabricats, wie er ſie wörtlich auf die ſteinernen Gefäſſe zu kleben pflegte. Die ganze Geſellſchaft entfärbte ſich vor Beſtürzung; allein der Obercereremonienmeiſter winkte geheimnißvoll mit der Hand und ließ ſich alſo vernehmen: „Sie ſcheinen alſo, Herr Schumacher, hauptſächlich mit der poetiſchen Myſtik ſich zu beſchäftigen? In Ihrem Gedichte liegt in der That eine tiefſinnige Allegorie verborgen. Sie miſchen die drei Naturreiche zuſammen, um ein Arcanum gegen die erfrorne Menſchheit, alſo gegen die kalte Zeit, in der wir leben, zu entdecken.“ Alles ſtimmte in die Deutung des Ceremonienmeiſters ein und pries ein Jahrhundert glücklich, das ſich immer mehr mit dem dreizehnten zu vermählen ſchien. Nur Blauſtrumpf rückte mit dem Stuhle und ſchien den Irrthum der Geſellſchaft widerlegen zu wollen. Ihn unterhielt aber der Sayn-Sayn'ſche Robert Burns ſelbſt ſo ſehr, daß er die Augen ganz klein und ſpitz zuſammen drückte und nur vor Aufmerkſamkeit zuweilen blinzelte, indem Schumacher ſchon wieder ein neues Gedicht begonnen hatte. Es war auch hier

Dieb wol gar im Hauſe, in den Zimmern noch verſteckt wäre? . . .

Sie hatte ſich eingeriegelt und ihr koſtbares Käſtchen jetzt mit in ihr Schlafcabinet genommen . . .

Allerdings lag es nahe, an ihre wunderlichen Handelsgeſchäfte, an ihren häufigen Verkauf von Pretioſen zu denken . . . Ihr aber bildeten ſich andere Vorſtellungen . . . Sie dachte an die abenteuerlichſten Abſichten — ſie ſah einen Abgeſandten Feſelotti's, der ſich ihres Käſtchens bemächtigen ſollte . . . Die längſt verbleichten Bilder Picard's, Hammaker's, Oskar Binder's tauchten mit friſchen Farben vor ihren Augen auf . . .

Der Morgen erſt bot Beruhigung, der ermuthigende, alles belebende Sonnenſchein . . . Rings öffneten ſich die an jedem Fenſter in Rom angebrachten Markiſen, die ſich Lucinde freuen konnte dieſe Nacht nicht geſchloſſen gehabt zu haben; denn nur ſo hatte ſie hören können, was am Fenſter vorging . . .

Von allen Bewohnern der Straße ſchien das nächtliche Ereigniß erörtert zu werden . . . Neugierige ſammelten ſich, blickten nach oben und disputirten . . . Noch einmal ſuchte man auf den Dächern die Spur des Diebes und fand noch manchen Ziegelſtein losgeriſſen und manchen alten leeren Blumentopf zertrümmert . . . Aber die Oeffnung, wo der Dieb niedergeſtiegen und entkommen ſein mußte, konnte in einer Häuſerreihe, welche ſich bis an Piazza Navona zog, nicht entdeckt werden . . .

Um ſechs Uhr kam eine Botſchaft, welche die Theilnahme Lucindens für jede andere Angelegenheit, ſelbſt für den Beſuch des Polizeimeiſters (natürlich eines Prälaten)

und die Unterſuchung des von ihm als corpus delicti entgegengenommenen und vielleicht auf Entdeckungen führenden Stricks zurückdrängte ... Ihr Kundſchafter zeigte ihr an, daß Graf Hugo nach fünf Uhr in einem leichten Reiſewagen, welchen drei Pferde zogen und dem ſich ein hochbepackter vierſpänniger, Gepäck und Dienerſchaft führend, anſchloß, abgereiſt war ... Paula war nicht zurückgeblieben ... Sie folgte ihrem Gatten nach Wien ...

So war denn die Entſcheidung erfolgt — das jahrelang Keimende endlich zur Reife gediehen — ... Neue Sterne — neue Bahnen ... Paula folgte den Mahnungen ihres einſt gegebenen Jaworts und zahlte die lang geſtundete Schuld der Ehe ... Lucinde erkannte die ganze Tragweite dieſer Veränderungen; ihre Phantaſie ging über ſie noch hinaus ... Nun galt es in Bonaventura's Leben die freigewordene Stelle einnehmen ... Und wie ergriff ſie die Aufgabe, die ihr ein neues Hoffen ſtellte —! ... Entſchieden und offen wollte ſie den Geliebten vor den geheimen Conſpirationen der Herzogin und der Fürſtin warnen, die ſchon ſeine Heimat, Caſtellungo, Neapel und die Verließe der Inquiſition in den Kreis ihrer Forſchungen gezogen zu haben ſchienen ... Sie wollte ihm den nächtlichen Ueberfall anzeigen, den ſie heute erlebt hatte und Veranlaſſung daraus nehmen, zunächſt die Urkunde einzuſiegeln und einen Augenblick zu erſpähen, wo ſie Bonaventura bei ſeinem Freunde ſicher zu Hauſe fand ... Auch ſie hielt ſich in ſeiner Nähe einen Spion, einen Prieſter, welchen dem fremden Kirchenfürſten ſeit einem halben Jahr

die Congregation der Biſchöfe zur Verfügung geſtellt hatte . . .

Ihre tägliche Meſſe hörte ſie — „um es mit keinem zu verderben“ — bald hier, bald dort . . . Sie kleidete ſich an und fuhr zunächſt an einen Ort in der Nähe des Ambroſi'ſchen Palaſtes, wo ihrer an jedem Morgen jener Prieſter harren und ihr ſagen mußte, wo ſie den Freund den Tag über ſehen könnte, was er beginnen, wo celebriren, wo in Geſellſchaft ſein würde . . . Der junge Abbate ſprang dann an den Wagenſchlag; ſie lehnte ihm ihr Ohr hin und erfuhr, wo ſie hoffen konnte Bonaventura zu begegnen . . .

Heute hörte ſie zwei Nachrichten . . . Eine erfreuliche, die, daß beide Cardinäle dem großen Sprachenfeſt der Propaganda beiwohnen würden, ſie alſo Bonaventura ſehen könnte — . . . Dann eine erſchreckende — beide Cardinäle würden einen Ausflug nach Neapel machen . . .

Es war Winterszeit und letztres ſchon glaublich . . . Konnte ſie aber nicht folgen? . . . Konnte ſie nicht den neueſten Ausbruch des Veſuv ſehen wollen oder vom römiſchen Winter, der diesmal ſogar Eis gebracht hatte, gleichfalls vertrieben werden? . . . Andrerſeits ſah ſie mit zunehmendem Befremden die wichtige Rolle, die im Leben Bonaventura's Neapel zu ſpielen anfing — . . .

Mit dieſen wichtigen Kunden fuhr ſie in die nächſte Kirche — die des Al-Geſú, in der eigentlich Jeder die Meſſe hören mußte, wenn er zum guten Ton, namentlich zum triumphirenden der Reaction gehören wollte — . . .

Während ſie dort, über ihre nächſten Entſchlüſſe

brütend kniete, ſaß Bonaventura in den düſteren Zimmern des Katakombenpalaſtes in der That voll tiefſter Trauer ...

Die Unfähigkeit des Grafen, länger ſeine Liebe zu beherrſchen, hatte im Wettkampf dreier Herzen den Sieg davongetragen ... Noch vor einigen Tagen hatte Paula vom Eintritt in ein Kloſter geſprochen — ... Der Tod der Präſidentin von Wittekind war unmittelbar und in der ganzen Herbigkeit eines ſich nur ungern dem Geſetz der Natur bequemenden Scheidens von den Freunden miterlebt worden — ... Nun erfuhr Bonaventura, daß das ſtille Gute Nacht! des geſtrigen Abends der Höhe ſeines Lebens gegolten hatte ... Nun konnte es nur noch abwärts gehen ... Es war zwiſchen den Freunden ſo verabredet worden, daß ſie ſich ganz ohne Abſchied trennten ...

Die nächſte Zerſtreuung, die nächſte Füllung der Lücke ſeines Innern bot die Reiſe nach Neapel ...

Ambroſi kannte jede Beziehung im Leben ſeines Freundes ... Als Bonaventura's Mutter geſtorben war, ging eine Anzeige dieſer Entſcheidung in den Silaswald ... Bonaventura würde die Botſchaft ſelbſt überbracht haben, hätte ihn nicht noch des Präſidenten Gegenwart und tiefſte Betrübniß zurückgehalten — dann, als der Präſident abreiſte und nun der Vater, wenigſtens für ihn, auferſtehen, der Sohn ihm an die Bruſt ſinken konnte, ſeine Ernennung zum Cardinal ...

Federigo's Abſicht, ſelbſt nach Rom pilgern zu wollen, hatten die Freunde nicht erfahren können ... Denn die jeſuitiſche Reaction, die mit dem Jahre 1849 über Europa hereinbrach, drang ſelbſt bis in jenen

dunkeln Winkel eines calabriſchen Waldes und machte den Einſiedler zum Gefangenen ... Monſignore Cocle, Bevollmächtigter Fefelotti's, hatte jene Verſammlung des 20. Auguſt geſprengt und ſämmtliche Ketzer des Silaswaldes feſtnehmen laſſen ...

Ambroſi mußte das Aeußerſte aufbieten, Bonaventura von unüberlegten Schritten zurückzuhalten ... Sofort nach Neapel zu reiſen, dort an die Pforte der Inquiſition zu klopfen, wie Bonaventura wollte — es war für einen Cardinal und Erzbiſchof unmöglich, falls nicht davon zu gleicher Zeit Vater und Sohn die größten Nachtheile haben ſollten ... Ambroſi kannte aber den Haß der Dominicaner gegen die Jeſuiten, die Inquiſition gehörte jenen; er zog den General-Inquiſitor ins Vertrauen ... Pater Lanfranco wirkte in der That im günſtigſten Sinne nach Neapel ... Bald wurde, zur Wuth der Jeſuiten, der alte Negrino freigegeben, ſelbſt Paolo Vigo ſollte unter gewiſſen Bedingungen zu Oſtern das Sacro Offizio verlaſſen ... Von Frà Federigo ſowol wie von dem, auf Betrieb der Jeſuiten, aufs heftigſte von den Franciscanern reclamirten Hubertus hieß es, beide würden nach Rom geſchickt werden, ſobald die Acten ſpruchreif wären und den letzten Spruch ſollte dann das heilige Officium von Rom fällen ...

Alles das wurde allerdings in einem Stil verhandelt, wie er den in ſolchen Fällen ehemals üblichen Scheiterhaufen entſprach ... Im geheimen gab aber Pater Lanfranco die Verſicherung, daß ſchon bis zur Weihnachtszeit beide Gefangene in Rom ſein würden; ſchon jetzt würden ſie beſſer gehalten, als jemals andere in ähnlicher Lage ...

Alles das geſchah aus Achtung vor den Empfehlungen zweier Cardinäle und vorzugsweiſe den Jeſuiten zum Trotz — . . . Eine ſofortige Unterbrechung der üblichen Proceduren war nicht möglich . . . Federigo galt für einen Waldenſer, war beſchuldigt, Proſelyten gemacht zu haben, Bonaventura mußte ſich ergeben in Das, was zunächſt nicht zu ändern war . . .

Ambroſi bat den Freund in Rom auszuharren . . . Er beſchwor ihn, ſein Intereſſe für den unglücklichen Vater nicht zu ſehr zu verrathen — unfehlbar würde er ihn damit nur verderben — . . . Die beiden Frauen, die vor Jahren die maßloſeſten Huldigungen vor dem Biſchof von Robillante zur Schau getragen hatten, ſaßen jetzt im Palaſt des alten, zum ſchäbigſten Wucherer geſunkenen Rucca, auf Villa Tibur und Torreſani, und erſannen nichts als Kränkungen für einen Prieſter, deſſen Erhöhung ſie nicht hindern konnten . . . Die Herzogin hatte ſich dem Präſidenten mit kalter vornehmer Haltung als ſeine Stiefmutter vorgeſtellt . . . Obſchon Erbin eines Vermögens, das Friedrich von Wittekind ſeinem natürlichen Bruder ausgeſetzt hatte, gab ſie ſich doch die Miene, dieſe Mittel nicht zu bedürfen . . . Beide Frauen waren jetzt verbunden mit Feſelotti . . . Sie ſahen Terſchka bei ſich, ſie hatten Geheimniſſe, die ſelbſt die ſchlau aufmerkende, freilich immer ſanft erſcheinende, immer demüthig ergebene Gräfin Sarzana nicht erfuhr . . . Ambroſi bat, alles ſeiner Führung und der nächſten, ſicher nicht zu entfernten Zeit zu überlaſſen . . .

Mit Ambroſi war jener Austauſch der Freundes-

beichten, von welchem ſie vor Jahren geſprochen hatten, wirklich erfolgt . . . Einer ſah auf den Grund des andern . . . Ja — Ambroſi war ein Schüler Federigo's und nur glücklicher, als Paolo Vigo . . . Ambroſi war ein Märtyrer geworden — um einſt mehr zu ſein, als ein Mönch . . . Was iſt ein Dorfpfarrer, ſagte er in der That, ganz nach Bonaventura's Ahnung, der mit einem Biſchof einen Streit beginnt! . . . Nur ein mit dem Papſte Streit beginnender Biſchof reformirt die Kirche! . . . Das war ſeine Loſung . . . Die politiſchen Stürme unterbrachen ſeine Entwickelung, aber die Stunde reifte . . . Vor dem 20. Auguſt 18** hatte auch er dem Bruder Federigo geloben müſſen, nichts zu ſein, als Katholik wie die andern . . .

Bonaventura hatte dem Freunde offen geſtanden, wer Federigo war . . . Mehr noch — er hatte ihm geſagt, daß ihm — die Taufe fehlte . . . Getauft biſt du mit dem Geiſte Gottes! war die Antwort des muthigen Prieſters, der ihm ebenſo offen geſtand, er hätte ſein Leben daran gegeben — einſt Statthalter Chriſti zu werden . . . Sein Gebet um Kraft und Ausdauer war nichtsdeſtoweniger ein reines, ein aufrichtiges . . . Er brauchte ſeine Tugend nicht zu heucheln . . . Einmal nur ſtrauchelte er, als Olympia von ihm geſagt hatte, ſeine Lippen hätten im Beichtſtuhl ihren Mund berührt . . . Ach, er hätte ſie geliebt! geſtand er dem Freunde. Er hätte ſein Bekenntniß darüber, als er beſtraft werden ſollte, nicht zurückgehalten — Aber — ſeltſam! ſelbſt dieſer Fanatismus, dem Geiſt einer Sache, nicht ihrem Buchſtaben wahr ſein zu wollen, hätte ſich

ihm in Segen verwandeln müſſen — für um ſo heiliger hätte man ihn ſeitdem gehalten —! . . . Wenn Bonaventura ſagte: Die Welt erkennt noch Heilige, wenn es ihrer nur gäbe —! — ſo überhoben ſich beide nicht — ihr Sinn war der der Läuterung, Demuth und Entſagung — . . .

Die Rettung der katholiſchen Kirche iſt ein allgemeines Concil . . . In deſſen Hände legt der Statthalter Chriſti ſeine Gewalt nieder — . . . Das war ihre Loſung und beide liebten das Kreuz . . . Daß die Religion nicht Philoſophie ſein könne, verſtand ſich ihnen ebenſo von ſelbſt, wie, daß der Katholicismus nicht zum Lutherthum übergeht . . .

Der treuverbundene Freund hatte dem Trauernden, deſſen Liebe zu Paula aufs tiefſte aus den eigenen Entbehrungen ſeines Lebens von ihm nachgefühlt werden konnte, unausgeſetzt Nachrichten vom Vater aus Neapel gebracht, hatte ihn um Mäßigung gebeten, hatte alles gethan, um die Ungeduld des Sohns von übereilten Schritten zurückzuhalten . . . Bis zur Weihnachtszeit wollte ſich Bonaventura zufrieden geben . . . Aber die Roratemeſſen kamen, die Weihnachtskrippen, das neue Jahr brach an — die Gefangenen kamen nicht. Nun wollten ſie allerdings beide ſelbſt nach Neapel . . .

Den Vormittag des 6. Januar brachte Bonaventura mit geſchäftlichen Briefen zu, die an ſein erzbiſchöfliches Kapitel gerichtet werden mußten . . .

Er ſpeiſte allein — Ambroſi war auswärts und durch ſein Amt bis über Mittag gehindert . . .

Als Ambrosi zurückkam, begleitete er den Freund zur Piazza d' Espagna, wo die Missionäre der Propaganda ihr großes Sprachenfest hielten . . .

Dort mußten sie Pater Lanfranco finden . . . Ertheilte ihnen dieser keine Beruhigung, so wollten sie am nächsten Morgen nach Neapel reisen . . .

Der Saal war überfüllt . . . Alle Welt ergreift in Rom die Gelegenheit, Würdenträger der Kirche in reicher Anzahl versammelt zu sehen . . . Erschienen sie hier auch nicht in ihren großen außergewöhnlichen Prachtgewändern, so trugen doch viele ihre regelmäßigen Ordenskleider . . . Griechen, Armenier, Kopten, Maroniten befinden sich immer in ihren eigenthümlichen Trachten . . . Auch für den Freund der Physiognomik gibt es schwerlich einen interessanteren Genuß, als soviel markirte Priesterköpfe zu studiren . . .

Bonaventura und Ambrosi kamen an, als die Feierlichkeit schon im Gange war . . .

Die Schüler der Propaganda, jüngere und ältere Scholaren, darunter manche bereits geweihte Kleriker, sprachen in all den Zungen, in welchen sie einst auf Missionsreisen die Botschaft des Heils zu verkündigen hofften . . . Wenigstens konnten Proben von einem Viertelhundert Sprachen vernommen werden . . .

Ein erhabener Gedanke — ergreifend seine Bedeutung — aber die Ausführung brachte Späße mit sich . . . Drollig erklang es dem italienischen Ohr, wenn ihm Slavisch gesprochen wurde . . . Ambrosi hatte Bonaventura in eine Falle gelockt . . . Er wollte ihn aufheitern . . . Als beide ankamen, lachte die Versammlung

grade über die Art, wie ſich eine Lobpreiſung des Höchſten im Polniſchen ausnahm . . .

Bonaventura glaubte anfangs in einen Concertſaal zu treten . . . Bald entdeckte er die kleine Fürſtin Rucca, die in eleganteſter Toilette neben ihrem Ercolano ſaß und ſo vertraulich mit dieſem lachte, als hätte die zehnjährige Epiſode ihres Lebens mit Benno gar nicht ſtattgefunden . . . In einer geſtickten ordenüberladenen Uniform ſaß Ercolano, lorgnettirte die Damen und klatſchte wie im Theater mit ſeinen hellen Glaçeehandſchuhen Beifall, wenn eine gewandte Zunge raſch über die ſchwierigen Paſſagen der fremden Idiome hinwegkam . . . Neben Olympien ſaß zur andern Seite die Herzogin von Amarillas mit ſchneeweißen Haaren; ſie blickte mit unverſöhnlichem Groll auf Bonaventura . . . Olympia beugte ſich demuthsvoll dem Cardinal Ambroſi und verzehrte ihn noch jetzt mit ſüßlächelndem Gruß — eine Geberde, die ihr auch jetzt noch angenehm ſtand; gegen Bonaventura dagegen verwandelte ſie die ſüßen Züge in jene ihr eigne plötzliche Kälte und verneigte nicht einmal ihr Haupt, wie dies die Herzogin doch beiden that . . .

Gräfin Sarzana fehlte nicht . . . Sie hatte in ihrer Nähe ſo viele, die ſich mit ihr unterhielten, daß ihr Olympia ſchon neidiſche Blicke zuſchoß . . . Der von Ambroſi den Freunden beſtellte Sitz war zufällig dem der Gräfin Sarzana ſo nahe, daß ſie mit Bonaventura einige Worte wechſeln konnte . . . Natürlich galten dieſe der Abreiſe Paula's . . . Schließlich ſagte ſie:

Morgen in der Frühe, um zwölf Uhr — ſind' ich Sie da in Ihrer Wohnung, Eminenz? . . . Zu keinem

wieder recht eigentlich ein salbungsvoller Gegenstand, den er behandelte, nämlich ein Hymnus auf sein Hühneraugenvertreibungsmittel. Er fing dieses Gedicht auf ganz sinnige Weise an, sprach von dem Wettlauf und dem kleinen Zehen, wo Jeden heutigen Tags der Schuh drücke, ging dann wieder über auf die Kräuter, die er zur Aufweichung der Leichdornen entdeckt hätte, und schloß diesmal sogar mit einer Preisangabe, indem er erklärte, sein Mittel in einzelnen Partien, aber noch lieber duzendweise ablassen zu wollen. Dem Ceremonienmeister ward es jetzt aber doch zu bunt. Er bekam einen feuerrothen Kopf. Er drehte sich auf seinem Stuhle, wie Jemand, der eine Leibesnothdurft unterdrücken muß. Endlich, als Schumacher geendet hatte und eine nur von dem lauten Bravo Blaustrumpfs unterbrochene ängstliche Stille auf allen diesen poetischen Gemüthern lag, forderte er den Naturdichter auf, der Gesellschaft einmal eine Reihenfolge von Titelüberschriften seiner Gedichte mitzutheilen, woraus sie sich ja dann etwas Beliebiges wählen könne. Jetzt blätterte Schumacher in seinen schmutzigen Papieren und theilte folgende Titel mit: Elegie an eine verreckende Kuh; Epistel an einen Barbier, der mir das Handwerk legen wollte; Satire auf einen durchreisenden Mäusefallenhändler und zugleich Ode auf mein Mäuse- und Rattengift; der Scharfrichter und der Schäfer, ein poetisches Zwiegespräch über die Heilkunst der Pferde und der Menschen; Satire auf einen durchreisenden Raupenvertilger und zugleich Ode auf meinen selbstgezogenen Kraustabak als probates Mittel gegen die Raupen; Klagen über den Ver-

Beſuch ... Nur einen gewiſſen Gegenſtand wollt' ich an Ihrem Portal abgeben und eine Beruhigung über den richtigen Empfang haben ... Und denken Sie ſich — dieſe Nacht ſollte — bei mir — ...

Ein ſchallendes Gelächter machte ihre fernere Rede für Bonaventura unhörbar ... Ein Neger hatte eben madagaſſiſch geſprochen und Gurgeltöne hervorgebracht, die noch kaum der menſchlichen Sprache anzugehören ſchienen — ...

Bonaventura war über Lucindens Anblick, ihre Rede, ihr Bedauern wegen Paula's ergriffen ... Welche glänzende Toilette hatte die Gräfin gemacht —! ... Sie trug ein ſchwerſammetnes Kleid von dunkelrother Farbe ... Arme und Hals waren frei ... Den allzu grellen Effect milderte ein ſchwarzer um den Hals feſtzugehender Spitzenüberwurf ... Um den Nacken ſchlang ſich eine Kette von ſchwarzen Perlen — mit jenem goldenen Kreuze, das ſie nie ablegte ... Hier und da war ihr Haar ſchon grau; ein kleines ſchwarzes Spitzentuch, das an beiden Seiten mit Brillantnadeln feſtgehalten wurde, lag darüber ... Die unter den Spitzen vorſchimmernden immer noch wohlgerundeten braunen Arme trugen am Handgelenk kleine zierlich gewundene Schlangen aus ſchwarzer Lava ...

Vorzugsweiſe ſchien Fürſt Ercolano die Claque zu leiten ... Eine Cöterie ihm ähnlich aufgeputzter Dandies ſchlug auf ſeinen Wink die Hände zuſammen, ſo oft eine halsbrechende Paſſage ohne Stocken von den Lippen der Sprecher glitt, unter denen ſich Neger und Malaien befanden ... Selbſt das heilige Hebräiſch fand keine Gnade

vor den Ohren dieſer Zuhörer, denen die andächtiger geſtimmten Fremden ſchen zuweilen ziſchen mußten . . . Freilich klangen einzelne Sprachen komiſch genug; andere deſto melodiſcher; z. B. Türkiſch . . . Als türkiſch geſprochen wurde, ſchlug Gräfin Sarzana die Augen nieder . . . Fürchtete ſie, um Abdallah Muſchir Bei beobachtet zu werden —? . . . Das Arabiſche klang ſchroff, raſch, „wie Roſſeshufſchlag“ *) . . . Ein ſyriſcher Prieſter ſprach kurdiſch; in ſanftem Wellenſchlag floſſen oft die Idieme der wildeſten Völker . . . Dunkel dagegen und trübe erklangen die Sprachen des Nordens, das Engliſch der Irländer und Schotten . . . Einige förmliche Wettreden wurden aufgeführt, an denen mehrere Sprecher theilnahmen . . . Auch das Holländiſche wurde hörbar — Deutſch durch den rauheſten oberbairiſchen Dialekt, der nicht im mindeſten Anklang fand und vorzugsweiſe von Olympien lächerlich gefunden wurde, indem ſie höhniſche Blicke auf Bonaventura warf . . .

Ein unverkennbarer Blick aus den Augen der Gräfin Sarzana ſagte: Sprächeſt Du das Deutſche, ſo wär' es Wohllaut und die Sprache der Götter! . . .

Die Stimmung, in welcher ſich Bonaventura befand (vor ihm lagen die Fenſter der von Paula heute verlaſſenen Wohnung; ſie waren geöffnet, mit Spuren der Abreiſe ihrer bisherigen Bewohner) beſtimmte ihn, ihrem Blick durch milden Ausdruck des ſeinigen zu erwidern . . . War es eine durch die deutſche Sprache geweckte

*) Reigebaur: „Der Papſt und ſein Reich.“

Rührung beim Gedanken an die Heimat, beim Hinblick auf alles, was ſein Leben, das Leben ſeiner Nachbarin auf dem Boden des Vaterlandes ſchon durchlaufen hatte und wie ſie beide das Gewand einer fremden Nationalität angezogen hatten und jetzt in der That durch ihre Lage Verbundene waren — oder welches andere Gefühl ihn ergriffen haben mochte — ſein Blick blieb voll Milde und Antheil . . . Lucinde hätte gewünſcht, die Rückgabe der Urkunde ſchon für heute angeſagt zu haben . . . Sie ſuchte nach einer Gelegenheit, ſich ihm verſtändlich zu machen und hatte ihn auf alle Fälle wegen Neapels zu befragen — . . .

Vor Bonaventura ſaßen mehre Mönche in ſchlichten Ordensgewändern . . .

Unter ihnen befand ſich Pater Lanfranco, der General der Dominicaner . . .

Aubreſi blinzelte ſeitwärts auf Bonaventura und flüſterte ihm die Bitte, an den General keine Frage wegen Federige's zu richten . . . Neben dem General ſaßen zwei fremde, wie es ſchien, angeſehene Weltprieſter, denen ſich anmerken ließ, daß ſie zu den Affiliirten der Jeſuiten gehörten . . . Römiſchkatholiſche Geiſtliche haben darin einen Blick, der ſich ſelten täuſcht . . .

Pater Lanfranco in ſeiner weißen Kutte ſaß mit gebeugtem Haupte, unbeweglich; am kahlen Scheitel war erſichtlich nur ſein Gehör in Thätigkeit . . . Ein ſüdfranzöſiſcher Kopf, ſcharf ausgeprägt . . . Ein Schädel nicht rund, eher länglich und nach oben viereckt auslaufend, wie die getrocknete Feige . . . Bei einem

Lobgeſang auf Maria in provençaliſcher Sprache wurde ſeine unbewegliche Geſtalt lebendiger . . .

Ein italieniſcher Zögling trat auf und ſprach malaiiſch — die Abwechslung blieb die bunteſte — . . .

Als der Redner in ſeinem wunderlich lautenden Vortrag ſtockte, ſagte einer der Nebenmänner des Generals:

Im Sacro Officio ſollen Ihre Brüder in Neapel einen Mönch haben, der dieſe Sprache beſſer verſteht! . . .

Sie kommt mir vor, entgegnete Lanfranco in fremdartigem Italieniſch, als balancirte ein Jongleur auf der Lippe mit geſchliffenen Meſſern; da kann wol eins zur Erde fallen . . .

Bonaventura konnte nicht den Namen Neapels nennen hören ohne aufzuhorchen . . . Noch dachte er nicht an den Bruder Hubertus, deſſen ehemaliges Leben in Java ihm bekannt ſein durfte . . .

Nach einer Weile wurde auch ein auf dem Programm verzeichneter holländiſcher Vortrag gehalten, für welchen der General der Jeſuiten, ein Holländer, competent geweſen wäre — er war nicht anweſend . . .

Dieſe Probe ging geläufiger . . .

Der General der Dominicaner ſagte zu ſeinem Nebenmann:

Iſt Ihr Malaie nicht auch mit dem Holländiſchen vertraut? . . .

Gewiß! ſagten ſeine beiden Nebenmänner zu gleicher Zeit und einer fügte hinzu:

Jener Bruder Franciscaner, der vor Jahren den Pasqualette erſchoß . . .

Bonaventura, erkennend, daß von Hubertus die Rede war, wollte sich in die Unterhaltung einmischen, als ihn Ambrosi mit einer heimlichen Handbewegung zurückhielt . . .

Merkt Ihr denn nicht, mein Freund, flüsterte er ihm zu, daß es nur darauf abgesehen ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen? . . .

In der That warfen die beiden Weltgeistlichen flüchtig schielende Blicke auf die hinter ihnen Sitzenden und trugen ihre Plaudereien so stark auf, daß Ambrosi's Verdacht sich bestätigte . . .

Der General schien wie Ambrosi zu denken und schwieg . . .

Doch nun wurden von seinen Nebenmännern auch die Ketzer des Silaswaldes erwähnt . . . Frâ Federigo's Name fiel, für beide, Bonaventura und Ambrosi, ein elektrischer Schlag . . .

Immer wieder unterbrach der Rebeac'us, das Beifallklatschen und Lachen, das Blättern in den Programmen eine Unterhaltung, die der General offenbar auf andere Gegenstände zu lenken suchte, als die waren, an denen seine Nebenmänner festhielten . . .

Jetzt sagte der Gesprächigste, der dem General zur Linken saß:

Eure Gnaden werden am besten die Bücher lesen können, welche bei jenem Hexenmeister im Silaswald gefunden wurden; die meisten verbrannte er in seiner Hütte . . . Sie sind in provençalischer Sprache geschrieben . . .

Sind die Gefangenen eingetroffen? fragte jetzt der andere . . .

Ich hörte bei Monsignore Cocle, fuhr der erste fort, daß Einer von ihnen kaum die Anstrengung der Reise überleben wird . . .

Dennoch sind sie da! sprach Lanfranco scharf und bestimmt und schnitt damit das Gespräch ab . . .

Die Wirkung dieser Worte, wurden sie nun in berechneter Weise so betont gesprochen oder nicht, war keine andere, als daß sich Benaventura sofort erhob und zum Gehen Bahn machte . . .

Das Aufsehen dieser Entfernung, der sich auch Cardinal Ambrosi anschloß, war allgemein . . . Jetzt sah man recht, wie diese beiden Priestererscheinungen das Interesse der römischen Gesellschaft bildeten . . . Für ihren hohen Rang zwei noch so jugendliche und männlich schöne Gestalten . . . Der eine schlank und ernst wie die Cypresse, der andere blühend wie ein Rosenstrauch . . . Von manchem Maler, mancher englischen Touristin, wurden ihre Züge verstohlen aufgefangen . . . Beide senkten ihre Augen . . . Jener, um nur seiner Sinne mächtig zu bleiben und im überfüllten Saal nicht ohnmächtig zu werden; dieser mit der ihm eignen lächelnden Schüchternheit, die ihm selbst in seinem jetzigen reiferen Alter geblieben war . . . Der Salonwitz nannte beide Freunde die „Inséparables", andere „Castor und Pollux", andere „Orest und Pylades" — natürlich mit jenen verdächtigen Nebenbeziehungen, die dem katholischen Priesterstand zur Strafe anhaften werden, solange er das Weib verschmäht . . .

Im Vorſaal wurde dem Cardinal Ambroſi von einem Dominicaner ein Brief übergeben . . . Er erbrach ihn raſch . . .

Als die beiden Freunde in ihrer alterthümlichen vergoldeten Kutſche ſaßen, gab Ambroſi den Brief an Bonaventura . . . Er enthielt die Worte:

„Die Männer von Calabrien ſind angekommen . . . Dem Beſuch des Erzbiſchofs von Coni bei ſeinem Diöceſanen, dem Einſiedler von Caſtellungo, ſteht nichts im Wege — Leider findet er den Mann, trotz aller ärztlichen Bemühungen, dem Tode nahe . . .“

Zum Vatican! rief Bonaventura dem Kutſcher mit fieberhaft zuſammenſchlagenden Zähnen . . .

Beruhige dich —! ſprach Ambroſi und zitterte doch ſelbſt . . .

Wir treffen ihn ſterbend —! . . . Wie ich geahnt! — Meine Strafe —! . . .

Ambroſi verſuchte Hoffnungen auszuſprechen . . . Die Stimme verſagte ihm . . . Wie eine Mutter nach ihrer Geburtsſtunde von Fieberſchauern erſchüttert wird, ſo lag Bonaventura in Ambroſi's Armen . . . Selbſt dem Befremden, das Ambroſi über die Reden der beiden Geiſtlichen aus Neapel auszudrücken verſuchte, konnte ſein Ohr nicht mehr achten . . .

Der Wagen jagte über den Corſo, der Tiberbrücke zu und zum Vatican — . . .

Für viele der beim Sprachenfeſt Zurückgebliebenen hatte die Sitzung durch die Entfernung der beiden gefeierten jungen Cardinäle ihr Intereſſe verloren . . . Da ſie nicht wiederkamen, ſo entfernten ſich auch andere

. . . Sogar Olympiens Wagen und der der Herzogin rollten bald dahin . . . Vor ihnen hatten ſich ſchon die beiden Weltgeiſtlichen entfernt . . . Nun ging auch der General der Dominicaner . . .

Lucindens ſcharfes Auge beobachtete wohl, wie alles das in irgend einem Zuſammenhange ſtand, wie irgend etwas vorgefallen ſein mußte, was erſchütternd in das Leben ihres Heiligen griff . . . Was konnte es ſein —! Ihr konnte etwas verloren gehen —? . . . Was hatte Olympia im Werk? . . . Auch ihr war nur ein flüchtiger Gruß von ihr zu Theil geworden — . . . Schon oft hatte auch Olympia nach dem Inhalt ihres Käſtchens verlangt — . . . Schon oft hatte auch ſie von den Geheimniſſen der Inquiſition geſprochen und ihre Thorheit verwünſcht, die ſie vor Jahren die Dominicaner; um Bonaventura's willen, beleidigen ließ — . . .

Lucinde, hochaufgeregt, erhob ſich . . . Daß ſie am Palaſt der Katakomben halten und durch ihren Bedienten hinaufſagen ließ: Gräfin Sarzana erkundige ſich, ob Seine Eminenz ein Uebelbefinden betroffen hätte? war in der Ordnung . . . Sie erfuhr, daß beide Cardinäle noch nicht zurück waren . . .

So konnte der Geſundheit des Freundes nichts Bedenkliches begegnet ſein — . . .

Sie ſann den Gründen ſeiner ſchnellen Entfernung vergeblich nach und verlor ſich in Vorſtellungen wunderlicher Art . . . Und wie es dem Menſchen geht, daß er ſeine eigne Betheiligung am Schickſal andrer nur allein vor Augen hat und, ſei's im guten oder ſchlimmen

Sinne, dieſe übertreibt, ſo ſtand ihr auch nur ihr Geheimniß über Bonaventura's Taufe vor Augen . . . Es iſt entdeckt —! ſagte ſie ſich . . . Sturla wußte davon . . . Es fehlt noch die authentiſche Beſtätigung — die Urkunde aus meiner Hand —! . . . Man wollte ſie ſchon dieſe Nacht ſtehlen — . . . Sie hätte ihm Leo Perl's Brief noch heute zurückgeben mögen . . .

Bei alledem — welch glückliche Beziehung ſchien ſich nun doch, ohne Paula, wiederherzuſtellen —! . . .

Die Wonnen eines liebenden weiblichen Herzens ſind nicht zu ermeſſen . . . So nur allein am Fenſter des Geliebten einige Minuten harren, ſo nur die Kunde empfangen zu dürfen, man würde die Anfrage ausrichten — er kommt — er denkt an dich — er beſinnt ſich auf den gewiſſen Gegenſtand — er lächelt — er erinnert ſich der beiden Abſchiede, die ich von ihm nahm, jener beiden Male, wo ich vor ihm auf der Erde lag — alles das ſchon allein kann eine Welt des Glücks für ein wahnbethörtes, für die größten Lebenshoffnungen von kleinen Almoſen zehrendes Herz werden . . .

Die Gräfin kam in ihre heute aus Beſorgniß doppelt erhellte Wohnung gerade zur rechten Zeit, um ſich mit dem Monſignore Vice-Camerlengo, dem Gouverneur von Rom, zu verſtändigen . . . Auch dieſer Beamte war ein Prieſter . . . Er ertheilte den im Kirchenſtaat in ſolchen Fällen üblichen Beſcheid: Laſſen Sie es auf ſich beruhen, Eccellenza —! Entdeckt man die Sache, wie ſie iſt, ſo könnte es — noch ſchlimmer werden! . . .

Lucinde kannte Rom . . . Der hohe Prälat blieb

eine Weile zum Plaudern; dann war ſie allein — frei — ſchloß ſich in ihr Zimmer ein und begann den Brief, der die Urkunde begleiten ſollte . . . Sie hauchte in dieſe Zeilen ihr ganzes Leben . . .

dienſt: Schimpf- und Schandgedicht auf zwei Handwerksburſchen, die nicht Vernunft annehmen wollten; die Wanzen, und was dagegen hilft, ein Lehrgedicht in drei Geſängen.... Weiter aber durfte Schumacher nicht leſen; die Geſellſchaft fuhr auf und entſetzte ſich über dieſen unreinen Bruder in Apoll. Man ballotirte ihn ſchon mit funkelnden Augen aus dem lyriſchen Theeſalon heraus und tröſtete den Ceremonienmeiſter der Schule, der verzweifeln wollte über ſeinen Mißgriff und nicht wußte, wohin er vor dem Oberprieſter der Schule, einem allgemein anerkannten trefflichen Balladendichter, ſein ſündiges Auge verbergen ſollte. Da warf ſich aber Blaukrumpf in's Mittel, umarmte zum allgemeinen Erſtaunen den Schäfer und ſagte, ſo, daß es alle hören und ſich darnach richten konnten: „Trefflicher Menſch, unübertrefflicher Dichter! Mann, du biſt berufen, die Würde der Dichtkunſt aufrecht zu erhalten. Du verbindeſt dein außerordentliches Talent mit dem Wohle der Menſchheit; du hilfſt mir den Aberglauben bekämpfen. Deine Gedichte athmen die reine geſunde Vernunft, du haſt in der Dichtkunſt die Stellung, die Mörder mit ſeinem „Thomaſius oder über die Grenzen des natürlichen Menſchenverſtandes“ in der Philoſophie einnimmt! Deines Bleibens iſt aber nicht in den Städten, ſondern, wie Johannes, ziehe hinaus in die Wüſte, predige und lehre unter den Deinigen die Wahrheit, die Vernunft, die Aufklärung, benutze dein herrliches Talent als ein echter Volksdichter nicht für die Befeſtigung des Aberglaubens, für die falſche Vergötterung der Natur, für die Schwebelei in haltloſen Schmetterlingsempfindungen, ſondern wirke auf den Verſtand, auf die Faſſungskraft und die

## 13.

Besucht man in Rom die Peterskirche, läßt sich ihre geheimen Kammern aufschließen, die gleich fürstlichen Antichambren eingerichteten Sakristeien, und schreitet man dann über einen kleinen, der deutschen Nation uralt angehörenden Kirchhof und an Gebäuden vorüber, in denen die Wäsche des heiligen Vaters und das Leingeräth zum Kirchengebrauch im Sanct-Peter gereinigt und getrocknet wird, so findet man in einer engen menschenleeren Gasse ein unschönes Eckgebäude mit kleinen, unregelmäßigen Fenstern — ein Gebäude, das einer alten Kaserne gleicht . . .

Ein unförmliches Thor sieht vollends dem Eingang zu einer Festung ähnlich . . . Im düstern Hofe befindet sich ein Wachtposten . . . Man gefällt sich in Rom darin, dies Gebäude der Welt als ein solches zu zeigen, das sich gleichsam überlebt hätte . . . Es ist der Palast der Inquisition . . .

Michael Ghislieri, als Pius V. Anstifter der Bartolomäusnacht, war einst der Besitzer dieses Palastes und machte ihn den Dominicanern zum Geschenk . . .

Im vorderen Hause wohnen die Inquisitoren und ihre „Familiaren“ . . . Dann kommen zwei Höfe, die von einem Mittelgebäude getrennt werden . . . Im hintern Hause liegen die Gefängnisse des Sacro Officio . . .

Im achtzehnten Jahrhundert war auch in die katholische Kirche der freisinnige Geist der Zeit gedrungen — die Franzosen der Republik fanden 1797 die Gefängnisse der Inquisition leer . . . Ihre Folterkammern und unterirdischen Verließe konnten nicht entfernt werden; sie blieben grauenvoll genug anzusehen, wie nur ein alter Hungerthurm von Florenz oder Pisa . . . Die Römlinge behaupten, die Revolution von 1848 hätte das Bedürfniß gehabt, wirkliche Gefangene, „Opfer der Inquisition“, jedenfalls menschliche Gebeine, Todtenschädel, Zangen und Folterinstrumente vorzufinden und die Dictatoren der Republik hätten zu dem Ende das Arrangement getroffen, dergleichen vorfinden zu lassen . . . Einige Professoren der Sapienza sind noch jetzt bereit, zu erzählen, daß ein ganzer Vorrath von Gerippen, Knochen, unter andern das Skelett einer Frau, von deren Schädel noch das schönste Haar niederfloß, aus der Anatomie zu diesem Zweck wäre geliefert worden . . .

Als noch lebenden Gefangenen entdeckte der stürmende Volkshaufe von 1848 einen einzigen . . . Einen ägyptischen Erzbischof, der hier seit Jahren eingekerkert saß; widerrechtlich hatte er die erzbischöfliche Weihe empfangen, entkleidet konnte er derselben nicht mehr werden, der Duft der priesterlichen Salbung verfliegt selbst am Verbrecher nicht — so mußte der ägyptische falsche

Kirchenfürst sich gefallen lassen, hier im lebenslänglichen Kerker Erzbischof eines Pyramidengrabes zu sein . . . Die Aegypter lieben und verehren die Thiere . . . Der Gefängnißwärter, ein Laienbruder der Dominicaner, besaß einen Vogel . . . Diesem hatte der falsche Erzbischof die schönsten Weisen gelehrt, ihn täglich gefüttert — einige Jahre lang . . . Da brach der Volkshaufe ein, befreite ihn — der Aegypter kehrte in die Welt zurück, wußte aber nicht, was er in ihr beginnen sollte . . . Er hatte Sehnsucht nach seinem Vogel und bat, ihn lebenslänglich in seinen Kerker zurückzulassen*) . . .

Die alten Verließe, in denen es einst nicht so idyllisch herging, sind noch da; sogar die Reste des Neronischen Circus, auf welchen diese ganze Umgebung des Vatican gebaut wurde . . . Folterkammern, und nicht aus heidnischer, sondern christlicher Zeit, eiserne Ringe an den Mauern, Inschriften an den Wänden, die von den Gefangenen herrühren, wie: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen leiden, denn das Himmelreich ist ihrer" — Alles das findet sich . . . Auch die Stätten sind da, wo die Bekenner des geläuterten Glaubens verbrannt wurden, wie jener Luigi Pascal aus dem Silaswalde . . . Hier liegen noch zu Tausenden die Exemplare jener oft kaum noch aufzutreibenden Bücher, die Rom verbrennen ließ . . . Die Proceßacten aller Inquisitionsopfer liegen hier beisammen zu Kapiteln in der Geschichte des menschlichen Geistes, die noch geschrieben werden sollen . . . Und noch jetzt stehen über der Schwelle jedes Kerkers Bibel-

*) Thatsache.

ſprüche, die gewiß oft mit grauſamem Hohn die Seele des Gefangenen verwunden mußten, wenn er ſie beſchritt und las: „Du wirſt verflucht ſein, wenn du eingehſt, und verflucht, wenn du ausgehſt!“ —*) . . .

Die Verurtheilung der Bibelleſer und der Verbreiter des Proteſtantismus durch die Inquiſition fehlt allerdings auch noch jetzt keineswegs . . . Die Dominicaner von Florenz, die einſt ihren eigenen Prior Savonarola verbrannten, thaten auch noch gegen das Madiai'ſche Ehepaar**) ihre Pflicht . . . Aber die Folterwerkzeuge und Hinrichtungen ſind jetzt in Italien an die politiſchen Gefängniſſe übergegangen . . . Vorführungen und Verurtheilungen im ſchwarzverhangenen Saale des Tribunals mit dem Wappen Pius' V. und dem Porträt des heiligen Dominicus kommen nur noch ſelten vor . . . Die Qualificatoren und Familiaren der Inquiſition ſitzen dann wie beim Gericht der Vehme . . . Die Fenſter ſind verhangen — Altar und Crucifix ſtehen unter einem Baldachin von ſchwarzem Sammet — ſechs Wachskerzen ſind angezündet . . . Zur Seite erhebt ſich eine ſchwarze Eſtrade, auf welche der Pater Ankläger tritt, um die Beſchuldigungen vorzuleſen . . . Beginnt ein Gericht, ſo öffnet ein Official der Inquiſitoren die Thür und ruft: Ruhe! Ruhe! Ruhe! Es nahen die heiligen Väter! . . . Dann treten dieſe, in ihren weißen Kutten, ſchwarzen Mänteln und Kapuzen, feierlich ein, knieen vor dem Altar, beten, erheben ſich, und ihr Führer, der Inquiſitor-Commiſſarius, beginnt den hei-

*) Wörtlich zu leſen.

**) 1856.

ligen Erleuchtungsgesang: „Veni Creator spiritus“ ... Dann ergreift der Vorsitzende die silberne Klingel und die Angeklagten müssen erscheinen — in braunen Kleidern, um den Hals den Strick, in der Hand eine brennende Kerze ...

Auch ein aus Neapel hereingebrachter „waldensischer Geistlicher“ und ein Laienbruder des heiligen Franciscus, der eines unsteten, abenteuerlichen Lebens angeklagt war, mit ihnen ein Geistlicher, welcher trotz seiner Klausur in einem Strafkloster dennoch zu mehreren von jenem Geistlichen verführten ketzerischen Seelen hielt, endlich ein alter Hirt aus Calabrien hatten allerdings so noch im vorigen Jahr vor einem Gericht der dortigen Inquisition gestanden ...

Das heilige Officium von Neapel lieferte sie auf höhere Weisung nach Rom — wohin drei von ihnen vor kurzem angekommen waren ... Verschmachtet der Eine — nicht infolge der an ihm verübten Martern oder peinlicher Entbehrungen, sondern durch die Jahre ... Die beiden andern gedrückt durch Kummer und Sorge um diesen ihren greisen Mitgefangenen ... Negrino wurde in den Silawald zurückgeschickt ...

Einen Tag vor ihrer Abreise von Neapel standen sie alle vier vor dem dortigen Gericht zum letzten mal — ... Den Bruder Federigo mußten schon da die Laienbrüder der Dominicaner tragen ... Was ihnen allen zur Last gelegt wurde, hatten die Gefangenen eingestanden ... Der Spruch war nicht zu hart ... Die Jesuiten wollten das Verderben dieser Leute — so trotzten die Dominicaner ... Das ist die innere hierar-

chiſche Welt . . . Hubertus ſollte zu ſeinem gleichfalls in Alarm gebrachten Orden zurück in die Strafzellen auf San-Pietro in Montorio . . . Federigo ſollte ſeinen Spruch in Rom empfangen . . . Paolo Vigo hatte geloben müſſen, Italien zu verlaſſen . . . Negrino wurde auf einige Jahre excommunicirt und unter polizeiliche und kirchliche Aufſicht geſtellt . . .

Die Oberaufſicht über die Gefängniſſe der Inquiſition hat nicht der General der Dominicaner allein, ſondern mit ihm ein Maeſtro del Sacro Palazzo, gleichfalls ein Dominicaner, zu gleicher Zeit Haushofmeiſter des Papſtes, nach unſerm Sprachgebrauch Kammerherr und Oberhofmarſchall . . . Die Aufſicht im Inquiſitionspalaſt ſelbſt führt ein einfacher Prälat des Officiums . . .

Dieſer war keineswegs erſtaunt, in ſo eiliger Haſt zwei Cardinäle vorfahren zu ſehen . . . Der General, — dieſer war es, der dem Cardinal Ambroſi geſchrieben — hatte bereits auch ihn inſtruirt . . . Der Erzbiſchof von Coni hatte ordnungsgemäß die ſeelſorgliche Competenz für den ehemaligen Eremiten von Caſtellunge . . . Waren vollends beide Deutſche, ſo konnte der Beſuch ganz in der Ordnung erſcheinen . . . Im Vatican waren Bonaventura und Ambroſi gerngeſehen; der Maeſtro del Sacro Palazzo, Hofmarſchall Pater Tommaſo hatte ſchon ſeit längerer Zeit zu allen, jene Ketzer aus dem Silaswald betreffenden Wünſchen Ambroſi's ſeine Zuſtimmung gegeben . . .

Cardinal Ambroſi ſtieg zuerſt aus und erklärte mit bewegter Stimme, Monſignore d'Aſſelyne wünſche Einlaß in die Zelle des ſogenannten Frà Federigo . . .

Der Prälat ſetzte der Erfüllung dieſes Wunſches nichts entgegen und machte dem noch im Wagen ſitzenden Cardinal d'Aſſelyno die Anzeige, der General und Pater Tommaſo hätten bereits die entſprechenden Befehle gegeben . . .

Bonaventura ſtieg aus — . . . Seine Caudatarien mußten ihm aus dem Wagen helfen . . .

Ambroſi kannte Hubertus von ihrem Zuſammenleben im Kloſter San-Pietro in Montorio her . . . Nicht auffallen durfte es, wenn auch er wünſchte, ſolange zu einem der Gefangenen gelaſſen zu werden . . . Hubertus war ein Mitglied des Ordens, dem er ſelbſt angehörte . . .

Der Prälat erklärte, daß Hubertus und Paolo Vigo verſprochen hätten, ſich bis auf weiteres nach San-Pietro in Montorio zu begeben — aber der Aelteſte der Gefangenen, Frà Federigo, wäre bedenklich erkrankt und ſchiene ſeinem Ende nah . . . In Ambroſi's Antlitz zuckte es ſchmerzlich auf — er wollte die vielleicht letzte Begegnung zwiſchen Vater und Sohn nicht ſtören . . . Obſchon ſelbſt von mächtigſter Sehnſucht nach ſeinem alten Lehrer ergriffen, ließ er Bonaventura den Vortritt . . .

Der Prälat führte ſeinen hohen Beſuch über den Hof eine Stiege hinauf, wo ſich die Cardinäle trennen mußten . . . Noch geleitete Ambroſi den halb ohnmächtigen Freund bis vor die Zelle, die er bat für dieſen aufzuſchließen . . . Ueber ihr ſtanden die grauſamen Worte aus dem 109. Pſalm: „Der Satan muß ſtehen zu deiner Rechten!“*) . . . Wie auch die Jeſuiten alles

*) Vorhandene Inſchrift.

aufboten, die Dominicaner zur Ausübung ihrer alten Gerechtſame zu zwingen, doch konnte man ſagen: Der Katholicismus dieſer Form iſt todt und das Al-Geſu kann und wird ihn nicht wieder lebendig machen . . .

Die Thür ſteht offen! ſprach der Prälat . . . Zwei Väter ſind beſchäftigt, dem Unglücklichen die letzten Tröſtungen zu geben . . . Aerzte hat er abgelehnt . . . Doch ſind deren in der Nähe . . . Sie geben keine Hoffnung — . . .

Die letzten Tröſtungen! — ſprach für ſich Ambroſi und ſetzte laut hinzu: Ueberlaßt die Vorbereitung ſeinem Oberhirten! . . . In der Stille der Einſamkeit wird die Seele des Armen ſeinen Mahnungen zugänglicher ſein . . .

Der Prälat, einverſtanden und verbindlich ſich verbeugend, öffnete ohne Argwohn die Thür . . .

Zwei weißgekleidete Mönche ſaßen in einem dunklen Vorgemach und laſen mit lauter Stimme im Brevier . . . Der Prälat winkte ihnen aufzuhören und ihm zu folgen . . . Sie traten mit ihm hinaus . . .

Bonaventura's Seele drohte den Körper zu verlaſſen . . . Bewußtlos hob er den Fuß über die Schwelle — Die Thür wurde leiſe hinter ihm angelehnt . . . Hinter dem dunklen Vorgemach folgte ein Zwiſchenzimmer . . . Es wurde durch eine Lampe erhellt, die in einem dritten Raum, in einem Alkoven ſtand . . . Noch konnte der athemlos und zitternd Stehende nicht das Lager entdecken, wo jener ihm nun endlich zugängliche — Begriff lag, der einen Augenblick nach dem Gruß der Liebe und des Erkennens vielleicht für immer aus dem Leben

ſchied . . . Ein Begriff —? . . . Wenn die Perſon, die ihn erfüllte, dennoch eine andre war —? . . .

Eine Weile verharrte Bonaventura in einer unbeweglichen Stellung . . . Alle Lebensſtröme ſchienen in dieſem Augenblick ihm zu ſtocken . . . Eine unendliche Freude und ein unendlicher Schmerz ſtritten um die Herrſchaft in ſeinem Innern . . .

Qui — viene? . . . erſcholl es jetzt mit einem Ton, der dem Lauſchenden durch die Seele ſchnitt und der ihm nicht bekannt war . . .

Bonaventura ſchritt näher . . . Jetzt ſah er, daß in einem Winkel des Alkovens ein Bett ſtand, auf welchem eine Geſtalt in einem braunen, warmwollenen Büßerkleide lag . . . Er ſah nur die langen weißen Haare des ihm abgewandten Hauptes . . . Auch eine erwärmende Decke lag auf dem ausgeſtreckten Körper . . .

Siete — voi, miei — cari — figliuoli? . . . fragte die Stimme und ſetzte die Anweſenheit der Mönche voraus . . .

Die Stimme durchſchnitt des Sohnes Herz . . . Nun war es doch wie ein Klang, den er kennen mußte — ein Klang wie die Erinnerung eines Weihnachtliedes der Jugendzeit . . .

Legite dunque! . . . La vostra lettura — non mi dispiace . . . ſprach der Greis mit matter Stimme — Die Bewegung, welche die Rede unterbrach, ſchien von Fieberfroſt zu kommen . . .

Bonaventura trat einen Schritt vor und fragte, mit leiſer Stimme und in deutſcher Sprache:

Habt Ihr es kalt, mein — Vater —? . . .

„Kalt“ und „caldo“ ſind in beiden Sprachen

Gegenſätze . . . Bonaventura ſprach ſo leiſe, daß vernehmbar nur das Wort „kalt“ von ſeinen Lippen kam . . .

Caldo! Caldo! ſprach der Greis mit Misverſtändniß und deutete mit beruhigtem Ton an, die Wärme der Decke genüge ihm . . .

Bonaventura ſah nun vollkommen die langausgeſtreckte Geſtalt — die ſich ein wenig wandte, da der Schatten, welchen der Angekommene auf die weißgetünchte Wand fallen ließ, den Greis zu befremden und aufzuregen ſchien . . .

Caldo — nahm Bonaventura, ſich jetzt ein Herz faſſend, das Wort wieder auf und ſetzte in italieniſcher Sprache die verhängnißvolle, den Moment der Erkennung, wenn es ſein Vater war, entſcheidende Frage hinzu: Caldo come sotto una coperta di neve —! . . .

Auf dies Wort: „Warm wie unter einer Schneedecke?“ — folgte erſt eine Todtenſtille . . . Dann richtete ſich der Greis auf, ſank, da die Kraft nicht ausreichte, auf ſeine beiden Arme zurück, die ſich gegen das Lager auſtemmten, und richtete die mit weißen Brauen umbuſchten Augen weit aufgeriſſen auf die im Glanz ihrer Cardinalswürde vor ihm ſtehende Geſtalt . . .

Er mochte denken: Kommt ihr endlich — und biſt du Ambroſi oder mein Sohn? . . .

Nun ſah Bonaventura das von den Spuren des Alters, des Kummers und der nahenden Auflöſung zerſtörte Angeſicht, ſah Züge, die nur mühſam aus dem weißen Barte, aus dem langhinflutenden Haare zu erkennen waren — aber — es war ſein Vater . . . Hatte ihm der Ton der Stimme ſchon die volle Beſtätigung

natürliche Einsicht der Masse: rechne auf meine Unterstützung und kehre zurück in den Schoß der Natur, welcher deine Heimath ist, du echter Pindar unsers Jahrhunderts!" Damit nahm Schumachern der Consistorialrath unterm Arm führte ihn zur Thür hinaus und miethete ihm auch sogleich einen Sitz in der Landkutsche, die zweimal in der Woche in die Provinz fährt. Der Naturdichter kam auch gerade zur rechten Zeit in Kleinbethlehem wieder an, wenn er nicht seine Stelle von einem Andern besetzt hätte finden wollen.

Blasedow kannte alle diese Vorgänge und konnte sich dennoch entschließen, seinen Sohn Theobald, der ein Volksdichter werden sollte, bei dem Schäfer einzuführen. Er sagte zu sich selbst (denn wem hätt' er's wohl sagen sollen!): „Er soll kein Dichter werden, wie die Straßburger Gänse nur dadurch so groß in ihren Lebern sind, daß sie im Koben sich nicht bewegen dürfen. Wozu dienen die von romantischen Flittern blitzenden Haarnetze in einem Lande, wo die Weiber Tücher um den Kopf tragen oder Hüte drauf! Auch Schande jener Lyrik, die sich mit den Muränen vergleichen läßt, welche die alten Römer quälten, um sich an dem Farbenspiel ihrer Zuckungen zu ergötzen oder die sich wohl gar selbst quälen, um originell zu sein. Ich bin heilig überzeugt, daß die Dichtkunst ermuntern soll. Blickt sie uns wie das erstorbene Auge der Auster an, die sich in dem Gallert ihrer Empfindungen wälzt, so werden die Kenner und Feinschmecker, die eine solche vornehme Dichtkunst genießen, immer noch erst die Citronensäure ihrer raffinirten Beigeschmäcke darauf tröpfeln lassen müssen, um einen Mischgeschmack zu haben. Was unsre poetische Literatur in den Gemüthern des Volkes nicht heimisch werden läßt, ist ihre eigene Hei-

gegeben, jetzt bedurfte es keiner weiteren Versicherung ... Langsam sank Bonaventura zur Erde nieder und beugte sein Haupt vor dem Greise, der nur durch diese Zeichen der Liebe und durch die kostbaren Gewänder seinen Sohn erkannte — ... Durch die lange Reihe der Jahre hatte auch dieser eine Veränderung seines Ausdrucks erfahren, die jenen Jüngling, dessen Bild der Vater im Herzen trug, nicht wiedererkennen ließ ...

Bona —! hauchte der Greis ... Was weckst du — mich vom — Tode —! ... Ich liege — unter dem Schnee — der Alpen ...

Und der Tod der Mutter — erst — durfte den Schnee schmelzen! ... wehklagte Bonaventura mit thränenerstickter Stimme und mit einem wie vorwurfsvollen, doch innigzärtlichen Ton ...

Der Greis legte die mageren, zitternden Finger auf das purpurrothe Sammetbaret und die Tonsur des Sohnes ... Wie ein Blinder, der durch Tasten sich erfühlen muß, was sein Auge nicht erkennt ... Schon war er auf sein Lager zurückgesunken, als er mit Thränen hauchte:

Der Mensch ist sich — seine eigene Welt ... Was zürnst du mir —! ... Dann — lange ihn betrachtend — fügte er fast scherzend und doch tief wehmüthig hinzu: Ich — kenne — dich nicht ...

Mein Vater! rief Bonaventura, des Ortes, wo er sich befand, nicht mehr achtend, beugte sich über den Greis und bedeckte ihn mit seinen Küssen ...

Die Thränen mehrten sich in des Greises Augen, die sich wieder schließen mußten ... Leise sprach er:

Nur eine — kurze — Auferſtehung! . . .

Lebe, mein Vater! . . . Iſt denn kein Arzt hier? . . . O, verſchmähſt du alles? . . . Daß ich einen Heiligen Gottes nicht noch erhöht ſehen ſoll —! . . .

Die rechte Hand des Greiſes deutete eine Weile nach oben — warnte zur Vorſicht, wobei ein unendlich liebevoller Blick der Augen ihn unterſtützte — dann ſank die Hand kraftlos auf die Decke . . .

Eine Pauſe trat ein, die nur vom ſtillen Weinen Bonaventura's und von den liebkoſenden Bewegungen ſeines Vaters unterbrochen wurde . . .

Hat dich Gott ſo erhöht! . . . ſprach der Greis, die Gewänder des wiederholt Knienden berührend . . . Und als dieſer ſchwieg und die Zeichen ſeiner Würde mit Geringſchätzung betrachtete, ſetzte er hinzu:

Als du — Biſchof in Robillante wurdeſt, da — mußt' ich fliehen . . . Denn eines Mannes — That ſoll — nicht halb ſein . . . Ich wollte nicht — mehr für die Welt — am wenigſten die Meinen — am Leben ſein . . . Deine Mutter — wollt' ich glücklich machen . . .

Sie wurde es nicht —! . . . ſprach der Sohn . . .

Der Greis erwiderte nichts . . .

Damals ſchon wollt' ich dich einem Schickſal entreißen, dem du nun doch erlegen biſt —! fuhr der Sohn fort und betrachtete die elende Umgebung . . . Man wird dich mir herausgeben müſſen . . . Man ſoll dich in einer Sänfte in meine Wohnung, in die Wohnung deines edeln Ambroſi tragen — . . .

Ambroſi! ſprach der Vater und faltete voll Verehrung die Hände . . . Wo iſt — er —? . . .

Ich rufe ihn — fuhr Bonaventura fort . . .

Der Greis taſtete nach ſeiner Hand und ſprach:

Zum — Ketzer — und mich — in das Haus — der Cardinäle? . . . Ich ſehe — auch ſo — mit Freuden auf meine — Saat . . . Herzen fand ich, in denen ſie aufgegangen . . . Auch in den euern . . . Mein Geheimniß — bleibe bedeckt — vom — Grabe . . .

Vater! flehte Bonaventura, wir beide ſehnen uns nach dem Martyrium! . . . Auch Vincente iſt angekommen an der Grenze ſeiner großen Gelübde . . . Nur auf der Höhe wollte er leiden, wie Jeſus auf einem Berge litt . . . Dank, Dank deiner Lehre . . . Er iſt heilig — nicht ich! . . .

Der Greis faltete, allen dieſen Worten ſcharf aufmerkend, ſeine Hände und ſprach:

Die Zeugen des gekreuzigten — Lammes ſeh' ich — in weißen Gewändern . . . Sind das — die Glocken — der Peterskirche — die ſo läuten —? . . . Kann — auf Erden — Stolz wol ewig — währen? . . .

Mit bangem Herzen hatte ſich Bonaventura erhoben und eine hölzerne Bank dem ärmlichen Bette nähergerückt . . . Erſchüttert von dem, auch ihm aus der Seele geſprochenen Worte, daß die Peterskirche nur den Eindruck des Stolzes mache und beſchämt vom Pomp ſeiner bunten Kleider, bat er wiederholt:

Schon die ſechste Stunde iſt es . . . Alles iſt dunkel . . . Ich laſſe eine Sänfte bringen und ſie tragen dich in die Wohnung Ambroſi's . . . Und das Officium geſtattet es . . . Mehr noch, ich bekenne dich als meinen Vater . . .

Mein Sohn! wiederholte abwehrend der Greis ... Unſer Geheimniß decke das Grab ... Schon um Wittekind's willen ... Ich habe den ſeligſten Tod ... Schöner, als ich ihn je geträumt ... Konnt' ich nicht in meiner Wildniß — bittrer enden? ... In Caſtellungo — ... Horch, was — läuten — ſo — die Glocken —! ...

Die Augen des Greiſes wandten ſich wie innenwärts ...

Jedes Wort iſt ein ewiger Vorwurf meines Innern! nahm Bonaventura mit äußerſtem Schmerz die abbrechende Rede des ohne Zweifel in Erinnerungen an Gräfin Erdmuthe und an ſeine Hütte bei Caſtellungo verlorenen Vaters auf ...

Dieſer betrachtete ihn und ſprach liebevoll mit zurückkehrendem Bewußtſein:

Nein, mein Sohn! ... Vor dem Tode — deiner Mutter dich wiederzuſehen — das hätt' ich nicht ertragen ... Lieber hätt' ich vor Schaam mir ſelbſt den Tod gegeben — den ich nun auch — in — Jeſu Namen — ...

Gib uns nicht den Schmerz, daß du nicht mehr leben willſt —! unterbrach Bonaventura ...

Laß nur noch die beiden treuen Seelen — entgegnete der Greis, die mich ſo oft — erquickt, ſo oft dem Leben — erhalten haben, nicht ohne deinen Schutz — wenn du, hoff' ich, noch Schutz verleihen kannſt, nachdem du — einem Ketzer — deine Theilnahme bewieſen ...

Einem Ketzer! Vater! ... ſprach Bonaventura und ſetzte dicht am Ohr des Greiſes hinzu: Ich ſelbſt — bin ich — denn nicht — ſelbſt — ein Ungetaufter! ...

Der Greis wandte die Augen auf den Sohn voll Beſtürzung . . .

Was Leo Perl einſt — dem Biſchof von Witoborn — bekannte — ich ſollte es ja erfahren! fuhr Bonaventura fort . . . War es nicht dein Wunſch? . . . Im Sarge deines alten treuen Dieners fand ſich ja — . . .

Mein Wunſch? unterbrach der Vater ſtaunend und ſeine letzte Kraft zuſammenraffend . . .

Bonaventura hielt inne . . . Die Aufmerkſamkeit des Greiſes war zu erregt . . . Auch machte ihn ein oberhalb des Zimmers wie von einem Fußtritt vernehmbares Geräuſch einen Moment betroffen . . .

Dann begann er leiſe eine Erzählung vom erſten Eindruck, welchen damals das Verſchwinden des Vaters auf die Welt und ihn gemacht hätte, vom neuen Bund der Mutter, von des Onkels Fürſorge für ihn, von ſeinem eigenen Entſchluß, Prieſter zu werden, von ſeiner Pfarre in Sanct-Wolfgang, einem Ort, wo dann zufällig des Onkels Max ehemaliger Diener ſchon ſeit Jahren ſich niedergelaſſen hatte . . . Bonaventura erzählte, wie treu der alte Meviſſen ſein Geheimniß gehütet — treu, falls er gewußt, daß der Verſchollene lebte . . . Dann ſchilderte Bonaventura die beim Tode Meviſſen's vorgefallenen Dinge, welche durch Hubertus dem Vater nur hatten unvollſtändig bekannt werden können . . . Eben war er an die Beraubung des Sarges angekommen, als ihm der veränderte Blick des Vaters auffiel . . . Bonaventura mußte ſich unterbrechen und fragen:

Vater — wie iſt dir —! . . .

Dieſer antwortete ſchon nicht mehr und lag wie betäubt . . .

Bonaventura eilte, um nach Waſſer zu ſuchen . . . Aus einem Glaſe, das er mit Waſſer gefüllt fand, benetzte er dem Greiſe die Stirn . . .

Noch einmal ſchlug Friedrich von Aſſelyn die Augen auf . . . Liebevoll ließ er das Beginnen des Sohnes gewähren . . . Plötzlich ſtarrten ſeine Augen nach einer Uhr, die an der Wand hing, und er ſprach:

Laß dir — von meinen Begleitern — die ich deiner Liebe empfehle — . . .

Vater! . . . unterbrach Bonaventura, voll Entſetzen die Veränderung der Geſichtszüge, ein krampfhaftes Zucken des Kinns, ein Schütteln der Hände bemerkend . . .

Die — Stunde — iſt — — hauchte der Sterbende mit kaum noch vernehmbarem Ton . . .

Bonaventura wollte die Mönche und etwaigen andern heilkundigen Beiſtand rufen . . .

Der Vater hielt noch krampfhaft ſeine rechte Hand feſt . . .

Bonaventura's Linke nahm mit ſeinem Taſchentuch vom Mund des Sterbenden ſchon leichte Schaumbläschen . . . Zugleich vernahm er noch die Worte:

Laß dir von meinen Begleitern — laß dir von ihnen — die Pilgerſtäbe geben . . . Dort der meine . . . Ich ſehe ihn nicht . . . Iſt's ein Baum — . . . Er grünt — und wächſt —! . . . Sieh die kühlen — Schatten . . . Die Zweige wie ſie — dicht — . . .

Vater, dich täuſcht dein Auge . . .

Bonaventura ſah die Kennzeichen des Todes, deren er in kurzer Zeit ſo viele hatte ſammeln müſſen . . .

Ein Baum — wie die Eichen in — Caſtellungo . . . Ha! Sieh — das Feuer! . . . Sieh, von roſigen Wolken — alles bedeckt . . . Von Licht — und — Wonne des Triumphs . . . Sie kommen von allen Zonen und bekennen das Lob des Höchſten . . . Ils — engendron — Dio — in lor — — mesêmes . . . — In ſich Gott und — Gott — in — uns . . . Die — Nobla Leyçon — hörſt du — der — Waldenſer — Lobgeſang — . . .

Vater! flehte Bonaventura und mühte ſich, dem Sinn dieſer Worte zu folgen — — Ich rufe Ambroſi — den Arzt — . . .

Der Sterbende beherrſchte noch einmal ſein unaufhaltſam ihn fortreißendes Irrereden und fuhr fort:

Die Nobla Leyçon nimm — öffne die Wanderſtäbe — meiner — Führer . . . In ihnen — findeſt du — mein Leben — und deines — . . . Kennſt — — die Nobla — Leyçon? . . .

Ich kenne ſie . . . hauchte Bonaventura mit ſtockendem Athem und die ſchweißbedeckte Stirn des Vaters trocknend . . . Er verſtand, daß in den Wanderſtäben der Gefangenen ihm ein letzter Gruß geſagt werden ſollte . . .

In kurzen abgeriſſenen Sätzen ſprach der Vater:

Sie können nicht leſen, was — die Chiffern ſagen — . . . Der Schlüſſel — iſt — die Nobla Leyçon . . . Im — Anfang — war das Wort — und das Wort — . . .

Bonaventura's Lebensgeiſter blieben in fieberhafter Spannung, während die des Vaters entſchwanden . . .

Die Nobla Leyçon — macht die Chiffern — der Pilgerſtäbe — zu Worten . . . O frayres — entende — unn — nobla — A — und — B . . . Mein Alpha und — Omega — „Herr bleib — mit — Deiner — Gnade —“ . . .

Der Irreredende erhob die Stimme zum Singen — . . .

Die erſten Worte der Nobla Leyçon enthalten das Alphabet — des — Teſtamentes, das du mir — hinterlaſſen wollteſt —! ſprach Bonaventura dicht am Ohr des Sterbenden — . . .

Amen! ſprach der Greis und ſank zuſammen . . .

Und wieder regte es ſich in der Nähe . . . Und wieder war es, als huſchten oberhalb ſchleichende Fußtritte . . .

Diesmal kam auch Geräuſch von der Thür . . . Ohne Zweifel ſetzten die Harrenden voraus, daß die Beichte des Ketzers vorüber war . . . Wenn ſein Seelenhirt noch länger blieb, konnte es ſein, daß ihm auch aus ſeiner Hand die letzte Oelung und das Abendmahl ertheilt wurde . . .

Die Thür öffnete ſich . . . Der General der Dominicaner trat ſelbſt herein, die Monſtranz in der Hand . . . Ein Aſſiſtent hinter ihm mit den Werkzeugen der letzten Oelung . . . Die Thür blieb offen . . . Draußen ſtanden Cardinal Ambroſi, der Prälat des Hauſes — Bruder Hubertus und Paolo Bigo folgten — beide freigegeben, um ihre Wanderung auf San-Pietro in Montorio anzutreten, wohin man auch Paolo Bigo zu-

nächſt verwies . . . Schon hielten beide ihre Habe und ihre Stäbe in den Händen . . . Alle Dominicanermönche murmelten draußen das Confiteor . . .

Der Sterbende erhielt noch einmal einen Augenblick ſeine Geiſteskraft, überſah, was geſchehen ſollte, überſah die Lage des Sohnes . . . Mit letzter Kraft der Stimme murmelte er — zuerſt das lateiniſche Confiteor, dann begann er italieniſch und ging allmählich in die deutſche Sprache über mit den Worten:

Laſſet uns beten! . . . Ich bekenne — an der — katholiſchen Kirche alles, was wir ihr — ſchuldig ſind — aus dem Geiſt der Liebe — und der Dankbarkeit . . . Wer in dieſer Kirche — — geboren wurde — . . .

Weiter vermochte der Sterbende nicht zu reden . . .

Schon wollte Ambroſt von ſeinem Gefühl übermannt, vortreten, als ihn die laute Rede des calabriſchen Prieſters veranlaßte, dieſem den Vortritt zu laſſen . . .

Paolo Vigo trat vor, beugte ſich am Sterbelager nieder und erhob die Stimme, um zu vollenden, was zu ſprechen nicht mehr in ſeines Lehrers Kraft ſtand . . .

Wer in dieſer Kirche geboren wurde, ſprach Paolo Vigo feſt und beſtimmt und des Generals und der Cardinäle nicht achtend, der hat ſie gelernt unter dem Bilde einer Mutter verehren . . . Nun wohl — ein reiferer Verſtand des erwachſenen Kindes erkennt die Schwächen ſeiner Aeltern; doch wird ein Sohn die ſilberne Locke des Vaters ſchonen und ſelbſt Flecken am Ruf ihrer Mutter die Tochter überſehen . . . Was die Kirche an heiligen Gebräuchen beſitzt, ſeh' ich allmählich — entkleidet ſeiner dunkeln, unnatürlichen Zauber — . . . Prieſter! Legt

die Gewänder der Ueppigkeit und des Stolzes ab! Werdet Menſchen! Redet die Sprache, die euer Volk verſteht, auf daß der Ruf: Sursum corda! auch wahrhaft zum Empor der Herzen wird ... Laßt die Meſſe, wenn ſie geläutert wird! Ein Zwiegeſpräch ſei ſie mit Gott — ... Bilder des Gekreuzigten — tragt ſie im Herzen —! Und ſolange die Völker der Erde nicht aus eitel Weiſen beſtehen, ſolange noch Heide und Muſelman die ſtrahlenden Ordenszeichen ihres Glaubens verehren, verehrt auch äußerlich das Kreuz ... Macht es jedoch lebendiger noch in euch — ... Lebendig macht alle Ströme des Heils —! ... Hinweg mit Dem, was das Herz erſtarrt —! ... Freiheit dem Gebundenen ... Sakrament ſei nicht die eiſerne Feſſel —! ... Im Tod rufe dir den Arzt der Seele — wenn ein Zeichen und ein Wort von ihm ſtatt — deiner reden ſoll ... Netzt ſogar dem müden Wanderer, wie Magdalena dem Herrn, die Glieder ... Erquickt ihn, wenn er es begehrt, durch — das Brot des Lebens! — ...

Die Umſtehenden erkannten aus dieſen Worten der Verzückung wohl die Irrlehren, für welche Paolo Vigo verſprochen hatte, Italiens Boden zu verlaſſen ... Doch der General warf einen Blick auf die Mönche, die Paolo Vigo umringten ... Sein würdiges Benehmen gebot ihnen Ruhe ... Er übergab dem Erzbiſchof das heilige Brot, das dieſer dem Sterbenden reichte ...

Auch mit dem Salböl benetzte Bonaventura die Stirn und die Hände des Entſchlafenden ... Heiliger, als dies Oel aus geweihtem Gefäß, ließ er auf die immer mehr erſtarrenden Züge des Sterbenden ſeine

maßloſigkeit. Die Alpen, die gen Himmel ragen, der Schneeſturz, der hernieder fällt, die Cypreſſe, die Myrte, dies Alles kann man nur auf Reiſen oder in Treibhäuſern kennen lernen, davon wird eine kleine Zahl Eingeweihter, die ſich nach Italien ſehnen, aber nur das Geld dazu nicht haben, gerührt. Aus dieſer künſtlichen Natur muß die Dichtkunſt doch allmählig heraus. Dies kleine Tempelchen, wo durch die Fenſter Epheu und Weinlaub ſich rankt, wo oben durch eine Laterne, die jener des Diogenes gleichkommt, weil ſie bei Tage ſcheint, eine Laterne von Thränen, die ſich in der Sonne brechen und das bunte Segel des Regenbogens aufzieben, leuchtet, wo man vor der Pforte ſich an „ſcharfgeſchliffenen Diamanten“ und ſolchen Ausdrücken die Stiefel abkratzt, liegt ſo verſteckt im Walde, daß es Niemand finden kann. Die ganze Natur und Dichtkunſt läßt ſich's viel zu viel koſten: es ſind die prächtigſten Gewänder, die angezogen werden, immer die ſchönſten Bilder- und Allegorien-Coſtümes, echte Perlen, geſammelt in Thränenkrügen; ja, dieſe prächtige Welt, welche auf dem grünen Gewölbe jener Theeclique, wo Schumacher in die Fenſter einer Soiree geflogen war wie eine Fledermaus, gewöhnlich ausgebreitet liegt, wer rührt das an, wen rührt es! Wer auf die Menge mit ſeiner Begeiſterung wirken will, muß nicht höher ſteigen, als die Lerche. Die ſteigt hoch genug, aber nie höher, als daß ſie gehört werden kann. Wer drüber hinausgeht und vom Horſt des Aaren ſpricht, der kann ſich auf einem Felſen plötzlich ohne Rückkehr finden und muß ſich von der Kritik gefallen laſſen, daß ſie ihn (aus Menſchenliebe, ſchon damit er nicht verhungert) herunterſchießt. Der wahre Dichter, der nur die Nation zu beglücken ſtrebt, ſteigt auch weit beſſer in die Erde, als

Thränen rinnen, unbesorgt um die rings im Kreise ersichtliche Befremdung . . .

Die Ceremonie jener gewaltsamen Bekehrungen wie sie hier in diesen Räumen oft genug vorgekommen sein mochten, war vorüber — . . . Die Überfüllten engen Räume entleerten sich . . . Ein Arzt hielt dem Sterbenden den Puls . . . Cardinal Ambrosi, der dem Sohn bisjetzt in allem den Vorrang gelassen, beugte sich über den Entschlummernden, der ihn nicht mehr erkannt hatte, und sprach:

Er ist — hinüber — . . .

Pater Lanfranco wußte und erzählte, daß der Erzbischof in diesem Sterbenden einen nahen Verwandten getroffen hatte . . .

Bonaventura wandte sich . . . Als der Freund die Augenlider des Sterbenden schloß, durchbrach sein Gefühl jede Rücksicht . . . Zu mächtig zerriß der Schmerz sein Inneres . . . Ueber die ausgestreckt liegende erstarrte Gestalt warf er sich und rief in italienischer Sprache, daß alle es hörten:

Lebe — wohl — mein theurer Vater —! . . .

Die Priester, die Mönche und Aerzte sahen bestätigt, daß der deutsche Cardinal in diesem waldensischen Prediger, der seiner Herkunft nach gleichfalls ein Deutscher war, einen nahen Verwandten — padre, einen „Freund", einen „Gönner" — wiedergefunden hatte . . . Ein Wunder war es, das ganz Rom beschäftigen mußte . . . Aber selbst den Heiligen Vater durfte es rühren, zu hören — Cardinal d'Asselyno hatte im Kerker der Inquisition einen ihm aus seiner Jugendzeit unendlich

werthen Angehörigen gefunden und ihn in ſeiner letzten Stunde bekehrt . . . So nur und nicht anders konnte ſeines Ruhmes neue Mehrung lauten . . .

General Lanfranco hatte ſich zuerſt entfernt . . .

Bonaventura war vom Freund emporgezogen worden . . . Hubertus und Paolo Vigo, jener in der Franciscaner-, dieſer in der Büßerkutte, drückten ihre Lippen auf die Wange des Geſtorbenen — auch auf Bonaventura's beide Hände . . . Bedeutungsvoll gab ihm Paolo Vigo ſeinen Stab und ſagte — er möchte ſich darauf ſtützen . . .

Bonaventura ergriff den Stab . . . Der andere, den ebenſo Hubertus trug, konnte gefunden werden, von wem er wollte — niemand hätte ſeinen Inhalt entziffern können . . . Der dritte, der Stab Federigo's, war vielleicht in der That nicht zu finden . . . Niemand brauchte ſich darum zu beunruhigen . . .

Daß die beiden Cardinäle noch länger blieben, war nicht zu rechtfertigen . . . Das Leben des Greiſes war entflohen . . . Hubertus hatte ſich über ihn gebeugt, hatte eine Wollflocke ſeiner Kapuze an ſeinen Mund gelegt — ſie bewegte ſich nicht mehr . . .

Mit einem letzten Scheideblick ebenſo ſprachloſer wie, wenn die Sprache auch nicht verſagt hätte, unausſprechbarer Rührung riſſen ſich beide Cardinäle vom ärmlichen Lager los, auf welchem ſie den abenteuerlichſten Schwärmer, einen Märtyrer der Ehegeſetze der katholiſchen Kirche, als Leichnam zurückließen . . .

Die Beſtattung mußte freilich an jener Stelle erfolgen, wo die Aſche der verbrannten Märtyrer, eines Pas-

cal, eines Paleario moderte . . . Aber bei allem, was die Sachlage hier mit ſich brachte, war doch für ein ehrenvolles Begräbniß, wenn auch innerhalb dieſer Mauern, geſorgt . . . Schon morgen in allererſter Frühe wollten die Freunde zurückkehren . . .

Das düſtere Gebäude war jetzt von Kerzen erhellt, die die Laienbrüder der Dominicaner trugen . . . Schon kamen einige derſelben, um die Leiche in die Todtenkammer zu bringen . . .

Hubertus hielt den die ſteinernen Stufen hinunterſchwankenden Bonaventura, den er in Witoborn als Domkapitular ſo oft geſehen und nun den leiblichen Sohn ſeines geliebten Federigo nennen durfte — Ambroſi hatte ihm auf ſeiner Zelle ſein ſo lange verſchloſſenes Auge geöffnet, auch die Gründe genannt, die ein Verſchweigen des Geheimniſſes und ſelbſt noch in dieſer Stunde, um des Präſidenten von Wittekind willen, dringend anriethen — . . . Jetzt begriff Hubertus, wie mit dem Tod der Mutter Bonaventura's die Sehnſucht des Eremiten ſich regen durfte, in die Welt zurückzukehren; begriff, wie ſeine Gefangennehmung im Auguſt ihm ſo willkommen, ja nach den Mittheilungen aus Rom, die von Ambroſi kamen, nicht unerwartet erſcheinen durfte; Hubertus begriff ſchließlich auch die Schonung, die ihnen allen zu Theil wurde . . .

Ambroſi nahm den zweiten Alpenſtab . . . Die Uhr des Verſtorbenen hatte der Prälat an ſich genommen — ſie gehörte, den Regeln des Hauſes gemäß, den Laienbrüdern . . .

Bonaventura ſtützte ſich nicht auf den empfangenen

Ein einziger leidensvoller Blick, den Bonaventura vom Hofe aus in die Höhe warf, ließ in Ambrosi den Gedanken entstehen: Glaubt der Freund — daß er belauscht wurde —? . . .

Hubertus blieb verschwunden . . .

Inzwischen aber waren die Cardinäle zu sehr ergriffen, um dem Zwischenfall lange nachzudenken, und standen schon am geöffneten Schlage ihrer Kutsche . . . Auch die Caudatarien bestätigten eine Feuersbrunst . . . Zugleich hatten sie von einem soeben hier gestorbenen deutschen Verwandten des Cardinals d'Asselyno gehört und durften nichts Auffallendes darin finden, daß die Cardinäle tief erschüttert waren, herzlich von dem im Kreise einiger Dominicaner stehenden Paolo Vigo Abschied nahmen, ebenso wenig, wie, daß ihnen letztrer als Andenken an den Pilger von Loretto zwei Wanderstäbe in den Wagen nachreichte . . .

Hubertus war inzwischen nicht zu finden . . . Die bestürzten Mönche, die ihn und Paolo Vigo nach San-Pietro in Montorio escortiren sollten, suchten ihn . . .

Beide auf San-Pietro schon morgen zu besuchen und sie dem dortigen Guardian zu empfehlen, wurde von Ambrosi versprochen . . .

So stiegen die Freunde ein . . .

Die Menschen ringsum rannten indessen der Piazza Navona zu . . . Dort sollte das Feuer sein . . . Ueber die Tiberbrücke von der Engelsburg abschwenkend sahen beide die Rauchsäule . . .

Bonaventura's Haupt lag auf den Schultern des Freundes . . .

Ambrosi ließ ihn schweigend gewähren . . . Worte des Trostes helfen nicht in solcher Lage . . . Auch ihn betrübte es, daß er nicht noch einmal Frà Federigo umarmen und ihm sagen konnte: Sieh, bis hieher kam ich durch deinen Rath und deine Lehre! . . . Er hatte vorgezogen, alle Gefahren zu bewachen, alle mislichen Zeichen draußen den Dominicanern zum Guten zu deuten und dem Freund die Vorhand zu lassen . . . Er hatte sich in allem, was seither geschehen, kraftvoll und entschlossen gehalten . . .

Was sollen die Stäbe? fragte er endlich sanft, als sich der Wagen in den Straßen mühsam durch das Gewühl der Menschen Bahn machte . . .

Bonaventura nahm sie und betrachtete sie voll Rührung . . . Noch konnte er nichts erwidern . . .

Inzwischen hatten sie den Corso erreicht, auf dem wenigstens für Wägen Platz blieb . . .

Endlich in ihrer entlegenen Wohnung angelangt, schwankte Bonaventura aus dem Wagen und sank, als beide allein waren, ohnmächtig zusammen . . .

Lange währte es, bis sich der Unglückliche erholte . . .

Auf Ambrosi's dringendes Verlangen mußte er einige Stärkung zu sich nehmen . . .

Dann trat ein stilles Weinen ein . . . Die Natur erholte sich erst, als sie ihre Rechte gefordert hatte . . .

Mit den ersten Worten, deren er fähig war, bat Bonaventura um ein Exemplar der „Nobla Leyçon" . . .

## 14.

Zu seinem höchsten Erstaunen erfuhr der Freund die nähere Bewandtniß, die es mit den Stäben haben sollte . . .

Es waren Hirtenstäbe, wie sie in Calabriens Bergen getragen werden . . . Die Griffe gewunden — die Spitzen von Eisen . . .

Griffe und Spitzen, das sah man bald, ließen sich abschrauben . . . Das Innere fand sich ausgehöhlt . . .

In beiden Stäben befand sich eine mit lateinischen Buchstaben beschriebene Rolle Papier . . .

Das Geschriebene war ein Durcheinander von unaussprechbaren Wortformen . . .

Die „Nobla Leyçon" gab den Schlüssel . . . Die Buchstabenordnung war dieselbe, die bereits in dem zwischen Ambrosi und Federigo gepflogenen Briefwechsel gewaltet hatte . . . Beide Rollen hatten denselben Inhalt . . .

Schon entzifferte Ambrosi ein Wort nach dem andern und schrieb auf, was er gefunden . . . Er stockte . . . Es war deutsch — die Ausübung einer schon lange geläufigen Fertigkeit wurde gehindert . . .

Ambrosi bat den Freund, sich zu ruhen . . . Inzwischen, sagte er, wollte er versuchen, den Inhalt, soweit ihm möglich, mechanisch zu dechiffriren . . . Das Vertrauen des Freundes gehörte ihm in allem . . . Es konnte auch hier kein Geheimniß mehr geben, dessen Kunde sie nicht theilen wollten . . .

Nach wenigen Stunden schon, während die sonstige Stille der nach hinten hinaus gelegenen Wohnzimmer des alten Gebäudes anfangs noch vom Lärm der Glocken und Feuersignale gestört wurde, Bonaventura stillverzweifelnd sein Haupt stützend und zum Tod erschöpft auf einem Ruhelager sich wand und sein ganzes vergangenes und zukünftiges Leben an sich verübergleiten ließ, unterbrochen vom Bild der letzten Liebesblicke des Vaters, kam Ambrosi in hoher Aufregung mit einer Anzahl Blätter, auf welche bereits ein großer Theil der Eröffnungen Federigo's an seinen Sohn mechanisch niedergeschrieben war . . . Die deutsche Sprache kannte er zu wenig, um ganz zu verstehen, was, Buchstabe an Buchstabe gereiht, seine Blätter bedeckte . . .

Es war nun auch von draußen her still geworden . . . Schon mochte die zehnte Stunde geschlagen haben . . .

Bonaventura konnte leicht die Buchstaben zu Worten fügen und die Sätze durch Punkte trennen . . . Durch gegenseitige Unterstützung kamen die Freunde zu folgender Entzifferung:

„Mein Sohn! Das ist ein Brief, den dein Vater dir aus dem Jenseits schickt —! . . . Höre — richte und gedenke mein —! . . .

„Du erfuhrst von den Zeiten, wo ich einst beauf-

tragt war, den Uebergang Witoborns an unſere Regierung zu regeln . . . Du kennſt die Gründe, welche mich damals den Tod wünſchen ließen . . . Oft, oft überfielen mich Gedanken an Selbſtmord —! . . . Sie hafteten nicht, weil Selbſtmord nur denkbar iſt im Zuſtand einer Verzweiflung, die mit dem ganzen Leben abzuſchließen vermag — Das war nicht meine Lage . . . Wohl ging mein Blut ſtürmiſch, wenn ich ſah, wie mein Weib am beſten meiner Freunde hing, dieſer an ihr; dacht' ich aber an die Mittel, mich ſolcher Schmach zu entziehen, ſo lockte mich wol die Welle des Stromes, der Blitz der tödtlichen Waffe eine Weile; bald aber erkannte ich dann wieder, wenn nur die Geſetze unſerer Kirche über die Eheſcheidung andre wären, daß der Anfang eines neuen Lebens voll neuer Bewährung für mich anbrechen könnte — . . . Ich wollte den Wunſch des geiſtig ſchon lange ehelich verbundenen Paares erfüllen und würde eine Scheidung durch Confeſſionswechſel möglich gemacht haben — aber in dieſem Punkte würde die Mutter nicht meinem Beiſpiel haben folgen können — aus innerem Triebe nicht — auch ihres neuen Gatten wegen nicht, der ſich kaum würde entſchloſſen haben, ſchon aus Rückſicht auf den ſchlimmen Ruf ſeines Vaters, dem Geiſt der Provinz ein Aergerniß zu geben . . . So kam ich, ohnehin von manchem Misverhältniß zu meinem Beruf getrieben, auf den Entſchluß, mir den Schein des Todes zu geben — . . ."

Die Entzifferung ging noch bis jetzt aufs leichteſte von ſtatten . . .

„Ich ließ dich einem neuen Vater und die Mutter

einem neuen Gatten zurück, der ein reicher Mann war und für euch beide ſorgen konnte ... Außerdem hatteſt du den Onkel. Hatte zwar mein Bruder Franz ſchon den Adoptivſohn meines Bruders Max, den dieſer aus Spanien mitgebracht, in ſeine väterliche Obhut genommen —“ ...

Wie? unterbrach Bonaventura ſeine Worteintheilung und Ueberſetzung des Berichtes für den aufmerkenden und in Bonaventura's Familienverhältniſſen völlig heimiſchen Freund; kannte ſelbſt der Vater nicht die Herkunft Benno's? ... Er las ſtaunend weiter:

„— ſo geſtattete ihm doch ſein gutes Herz und ſeine Vermögenslage, auch dich in deiner Laufbahn zu befördern, die dir ohnehin, da du Soldat werden ſollteſt, bald die volle Selbſtändigkeit geben konnte ... Zur Ausführung meines Vorhabens bedurfte ich Beiſtand ... Ich konnte mich auf einen Menſchen verlaſſen, der, ſeines Zeichens ein einfacher Tiſchler, mit meinem Bruder Max unter Napoleon in Spanien gedient hatte, ihm eine Rettung ſeines Lebens verdankte, aber auch ohne dieſen Anlaß ein Muſter von Pünktlichkeit und Verſchwiegenheit geweſen wäre ... Ihr alle, die ihr mich überleben werdet, vor allem auch du, Benno von Aſſelyn, niemand von euch wird je geahnt haben, daß mit dem ſchweren Amt, einen kaum geborenen Knaben aus Spanien mitzubringen, dieſer alte treue Meviſſen in Verbindung ſtand — ... Selbſt mir bekannte es der Brave nie, warum auf ſeinem Todbett Max die Weiſung hinterlaſſen, eine Summe, die ich ihm noch ſchuldete, in beſſerer Zeit, wenn ich könnte, einem in der Nähe

in die Luft. Die Sprache der Sterne entziffern wir nicht, der Mond ſteht als ein Siegel auf dem poſtreſtanten Briefe des Himmels, und Was hindurch ſchimmert und vom geheimnißvollen Inhalte verlautet, iſt Religion, iſt keine Dichtkunſt mehr. Wunderbarer wird die Menſchheit bewegt, wenn ſie an die Erdrinde von *unten her* pochen hört. Bergleute und Pfarrer, Beide ſind ſchwarz gekleidet, Beide rutſchen auf dem Schurzfelle des Handwerks in geheimnißvolle Tiefen; allein iene ſind dem Volke noch immer merkwürdiger. Dies ſinnige Deuten des Alltagslebens, dies kunſtvolle Entwickeln des poetiſchen Ariadnefadens in dem Labyrinth unſrer lärmenden und gefahrvollen Zeit, dies rüſtige Heben der aufgeſtreiften, nackten Hände und Dichten nach dem hämmernden Begleitungstakte der Praxis — darin liegt der Zauber, dem die Menſchen nachlaufen werden, Jung und Alt, Mann und Weib, darin die neue Mähr, der ſie zuhorchen wollen des Abends auf dem Marktplatze unter den Linden ringsherum. Wie in der Muſik die Harmonie die Melodie verdrängt hat, ſo ſtreben unſre Dichter jetzt auch nur nach gewaltigen Tonmaſſen, nach dem Septimenaccord der Zerriſſenheit ſogar; allein die Menſchen wollen von der Dichtkunſt nicht erſchüttert ſein, ſondern ihr im Gedächtniß weich betten und ſie gleichſam als friſche Maienzweige und grüne Pfingſtwonne in ihre dumpfen ſtockigen, wenn auch eben erſt ganz friſch mit Sand beſtreuten Stuben hängen. Der Dichter ſollte heutiges Tags nur nach Melodie ſtreben: er braucht nicht viel mehr, als das Hülfsmittel des Dreiklanges: wozu die Kunſtſtücke des Contrapunktes und des Contraſtpunktes, der die Empfindungen zu *Epigrammen* darauf macht! Geht doch hinaus, ihr Zwitſcherer in den Pavagenkäſten der Muſenalmanache, geht doch mit der gold-

Kochers am Fall, in Sanct-Wolfgang, wohnenden und von dort gebürtigen Tischler, einem ehemaligen Soldaten seiner Compagnie, auszuzahlen . . . Da die Zahlung nicht drängte, ich auch die Summe nicht sofort besaß, sprach ich zu niemand davon, am wenigsten zu unserm guten Bruder Franz . . . Letztrer würde die Summe gegeben, aber auch die Verwendung derselben haben erfahren wollen . . . Benno war schon damals zum Häfner Hedemann in Borkenhagen bei Witoborn gegeben . . . Ohne Zweifel ist Benno entweder das Kind einer spanischen vornehmen Frau oder einer Nonne . . . Mevissen kannte das Geheimniß; er hütete es wie ein Soldat die Parole seines Wachtpostens . . ."

Bonaventura mußte voll Rührung ausrufen:

Guter, kindlicher Sinn des Vaters —! . . . Alle diese Dinge — wie waren sie so ganz anders und nur dir blieben sie verborgen! . . . Die Neugier seines ältesten Bruders, meines freundlichen Erziehers war seine Furcht! . . . Und gerade in dessen Händen lagen, selbst dem Bruder verborgen, die Fäden aller der Veranstaltungen, die für den armen geopferten Benno getroffen werden mußten —! . . .

Ambrosi kannte die Beziehungen und vermochte voll gesteigerten Antheils zu folgen . . .

„Es drängte mich, endlich jene Schuld von einigen hundert Thalern an den alten Soldaten in Sanct-Wolfgang zu berichtigen . . . Als ich Abschied von meinem bisherigen Dasein und meinem Namen nehmen wollte, besuchte ich deshalb den kleinen Ort, den Mevissen bewohnte . . . Ich fand einen räthselhaft verschlossenen Menschen; einfach und würdig sein Benehmen; obschon

nicht mehr jung, hatte er geheirathet, ſein Weib war geſtorben; ohne Kinder hielt er eine kleine Tiſchlerwerkſtatt für die einfachen Bedürfniſſe des Landlebens, die ihn ernährte . . . Die Summe, welche ich ihm ſchuldete, mochte er früher mehr bedurft haben, als jetzt; dennoch hatte er nicht gedrängt . . . Nach den erſten Verſtändigungen ſah ich wohl, daß ſich Meviſſen jene Summe durch irgend einen werthvollen Beiſtand, den er dem Bruder geleiſtet, verdient hatte . . . Ich ſuchte den Anlaß ſeiner Bewährung zu erfahren und zeigte mich voll Neugier ſchon aus Intereſſe für Benno's Vater, meinen zu früh vollendeten Bruder Max . . . Ich grübelte, forſchte — kein anderes Wort kam von den Lippen des ſchlichten Mannes, als daß mein Bruder — ſein bravſter Chef geweſen . . . Angezogen von ſoviel Ehrlichkeit und Charakterſtärke, beredete ich ihn, mich als Diener auf einer Schweizerreiſe, die ich machen wollte, zu begleiten . . . Er nahm dieſen Vorſchlag an und ihm verdank' ich die Ausführung meines gewagten Unternehmens — . . . Den Schein zu erwecken, daß ich zu den Opfern der Lawinen des großen Sanct-Bernhard gehörte, das war die Aufgabe . . ."

Ambroſi ſeufzte . . . Bonaventura's Herz klopfte voll geſpannter Erwartung . . . Es war die noch nicht ganz enthüllte Stelle im Leben des Vaters . . .

„Im Canton Wallis, zu Martigny, legt' ich alles ab, was an mich erinnern konnte. Ich hatte mir neue Kleider gekauft, die in einem Packet verborgen werden mußten, das Meviſſen trug — Das meiſte, was mein Koffer enthielt, hatten wir verbrannt — . . . Der Dunſt,

den die verbrannten Papiere und die sengenden Kleider verbreiteten, fiel im Gasthof zu Martigny auf; so hielten wir mit unsern Zerstörungen inne . . . Einiges mußte auch für das Leichenhaus auf dem großen Sanct-Bernhard zurückbehalten werden . . . Mevissen's Handschlag durfte mir genügen, um die Gewißheit zu haben, daß von ihm sein Geheimniß würde mit ins Grab genommen werden . . . Unter dem Zurückbehaltenen befand sich vielleicht eine seltsame Urkunde, von welcher ich dir reden muß — aus Gründen, die du erfahren sollst — . . ."

Bonaventura verstand das schmerzliche Lächeln seines Freundes . . . Es galt der Erinnerung an die Qualen, die sich früher, in seinem jetzt überwundenen Glauben, der unrichtig Getaufte über seine Lage bereitet hatte . . .

„Mein Sohn! Ich rufe dir mit der Schrift: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!" — — Ich hatte in Witoborn mit dem Husarenrittmeister von Enckefuß, dem neuen Landrath des neugebildeten Kreises, die Besitzergreifung, namentlich die Archive aus einer heillosen Verwirrung zu ordnen, in welche sie während des Krieges gerathen waren, wo man die wichtigsten Acten zu Streu für die Pferde benutzt hatte . . . Bischof Konrad war ein wohlwollender, aufgeklärter Mann . . . Ich hatte sein Vertrauen gewonnen; auch er liebte, wie ich, alte Drucke, Miniaturen, kunstvolle Heiligenschreine, ohne daß er darum, wie ich, auch geistig unter den Ranken und Blüten der damals modischen Romantik und Phantastik wohnte . . . Auf einem Krankenlager, von welchem er nicht wieder erstehen sollte, übergibt mir der Bischof

einen ſoeben empfangenen Brief des am ſelben Tage zur Ruhe beſtatteten Pfarrers von Borkenhagen, eines getauften Juden . . . Nehmen Sie das! ſprach der Biſchof. Es iſt das Teſtament eines Narren! Ich ſoll es nach Rom ſchicken! Wahnſinn! Doch — da manches Geheimniß Ihrer Familie betheiligt iſt — zerreißen Sie die Stilübung —! Sie iſt lateiniſch geſchrieben — . . .

„Ich las den Erguß eines melancholiſchen Gemüthes, das, zerfallen mit ſich ſelbſt und mit der Welt, in dieſem Brief das Judenthum für die vollkommenſte Religion erklärte, die Lehre Jeſu nur eine von Jeſus nicht beabſichtigte Abweichung vom Judenthum nannte und ſich in ſeiner letzten Stunde von einem Gaukelſpiel losſagte, das er jahrelang mit Bewußtſein getrieben hätte . . . In dieſer Ueberzeugung, hieß es in dem merkwürdigen Briefe, hätte er zwar nicht damals gehandelt, als er den Glauben gewechſelt — damals hätte er Jeſus und der chriſtlichen Kirche etwas abzubitten gehabt — aber die Erinnerung an ſeine Verwandte, die Thränen einer verlaſſenen Geliebten hätten ihn beſtimmen ſollen, wenigſtens nicht auch Prieſter zu werden . . . Er hätte es werden müſſen; er hätte die Weihen annehmen müſſen aus Furcht vor einem Tyrannen, dem Kronſyndikus auf Schloß Neuhof . . . Mishandlung, Drohung, ſogar Weinen und Flehen dieſes Mannes hätten ihm ſo lange zugeſetzt, bis er Prieſter wurde . . . Jahrelang aber hätte er ſein Amt mit Unluſt und ohne Ueberzeugung geführt . . . In dieſem Sinne, ſchrieb er, hätte er die Sakramente ertheilt, ohne die entſprechende Richtung des Willens . . . Getauft hätt' er in beſtimmter Voraus-

ſetzung, daß das, was er that, eine leere Formel war ... So zunächſt alle Verwandte des Kronſyndikus — ſogleich ſeinen erſten Täufling, Bonaventura von Aſſelyn ... Seine erſte Trauung, zwiſchen Ulrich von Hülleshoven und Monika von Ubbelohde, gleichfalls Verwandte ſeines Peinigers, wäre von ihm vollzogen worden, ohne den Willen und die Ueberzeugung, daß er wollte, was er that ... Mit dieſem bittern Hohn gegen ſein Geſchick, zu welchem ſich die Andeutung über eine unrichtige Ehe geſellte, die einſt irgendwo von ihm vorher ſchon hätte geſchloſſen werden müſſen — und wie zu vermuthen war, auch dieſe auf Anſtiften des Kronſyndikus — wollte der menſchenfeindliche Mann, der ein Rabbiner, ja, wie man aus einigen Stellen ſeines Briefes erſah, ein Kabbaliſt geblieben war, aus dem Leben ſcheiden ..."

Bonaventura erkannte jetzt die Gründe, warum Lucinde vor Jahren, damals, als ſie ſeinen Epheu zerſtörte, von Monika's Ehe als von einer löslichen geſprochen ...

„Meine Empfindungen waren damals noch ſo katholiſch, daß ich über dieſe Entdeckung den größten Schmerz empfand und darüber anders dachte, als mein hochbetagter freidenkeriſcher Biſchof, der einige Tage nach Uebergabe der Urkunde an mich gleichfalls aus dem Leben ſchied ... Aber ſollte ich meiner Familie, meinem eigenen Kinde noch einen neuen, von mir mit Entſetzen empfundenen Makel anhängen? ... Ich dankte der Vorſehung für dieſe glückliche Wendung, die ein ſo wichtiges Document in meine Hand gelangen ließ ... Sollte

ich ſie zerſtören? Daran verhinderte mich mein rechtgläubiges Gemüth, ja der feſte Entſchluß, eines Tages deine richtige Taufe nachholen zu wollen . . . Und in dieſe Schrecken und Beunruhigungen meines Gewiſſens miſchte ſich die immer mehr geſteigerte Trauer um mein unſeliges Verhältniß zu deiner Mutter . . . Ein treuer, aufrichtiger Freund, den ich um ſo mehr liebte, als ſeine kühle und verſtändige Natur zu meinem eigenen Weſen die heilſamſte Ergänzung bot, konnte ſich einer Leidenſchaft nicht entwinden, die die einzige war, welche ihn vielleicht je überkommen . . . Noch mehr, ich war von ihm abhängig; die Güter des Lebens, die ich nie zu verwalten wußte, verbanden uns, während alles andere uns hätte rathen müſſen, uns zu trennen . . . Eine Lage entſtand, die vor der Welt meine Ehre in einem Grade bloßſtellte, der mich über mich ſelbſt verzweifeln machte . . . Ich ſprach nie von dem, was mich drückte, und doch erkannte ich alles, was vorging . . . Ich ſah, daß Wittekind meinen Haushalt beſtritt, meine Schulden bezahlte, die Entſcheidungen in jeder Frage gab, wo meine Zuſtimmung kaum noch begehrt wurde . . . Schon gab ich mir die Miene, ſolche Zuſtimmungen von meiner Seite gar nicht mehr zu beanſpruchen — ich vergebe deiner Mutter; ſie folgte ihrem weiblichen Sinn, der ſich an Starkes und Verwandtes halten will — unwahr iſt es, daß ſich nur die Gegenſätze lieben — . . .“

Die Freundſchaft der Leſenden, grade die aus dem Gefühl entſprungen war, ſich verwandt zu ſein, mußte dieſen Ausſpruch beſtätigen . . . Bonaventura dachte an die Sterbeaugenblicke ſeiner Mutter, die in Einem Punkte

ruhigere geweſen waren, als er erwartet hatte — ihr zweiter Gatte hatte mit der Ueberzeugung von ihr Abſchied nehmen dürfen, daß ihr ganzes Glück und ihre wahre Lebensbeſtimmung nur er geweſen . . . Bonaventura gedachte des Tages, wo auf Schloß Weſterhof die Mutter ihm geſagt hatte, gern beuge ſich ein Weib dem Worte: „Und er ſoll dein Herr ſein!“ — wenn der Gatte es nur wäre —! . . .

„O mein Sohn, damals verehrte ich noch eine Kirche, die einer Form zu Liebe zwei Menſchen, und wenn ſie ſich haſſen und wenn ſie ſich zum Anlaß ewiger Verwilderung werden, doch aneinanderſchmiedet — eine Kirche, die dem frivolſten Prieſterwillen eine Macht über unſer ewiges und zeitliches Wohl gibt . . . Aber mein Sinn ſollte ſich ändern . . . Er änderte ſich in dem Grade, daß ich nicht für mich allein der Wohlthat der Erleuchtung theilhaftig werden wollte . . . Als du Geiſtlicher wurdeſt, als ich hörte, du hätteſt dich den Römlingen angeſchloſſen, da erfreute es mich zu vernehmen, daß Meviſſen jene Urkunde damals beim Verbrennen meiner Effecten im Gaſthof zur Balance zu Martigny zurückbehalten hatte . . . Mein braver Begleiter ſchrieb mir zuweilen und unter anderm meldete er: «Einiges hab' ich nicht verbrennen mögen . . . Beſonders auch Geſchriebenes nicht . . . Es iſt bei mir ſicher wie im Grabe . . . Und ſollte ſich einſt noch einmal Ihr Wille ändern oder eine andere Zeit kommen, wo Sie bereuen, was Sie gethan — dann laſſen Sie in Gottes und ſeiner Heiligen Namen mein Grab öffnen. Was ich nicht vernichtete, finden Sie dort!» . . .

Und dies Grab iſt erbrochen worden —! . . . Ich weiß es — ein Räuber, deſſen Hand mein treuer Hubertus richtete, hat die Witterung gehabt, daß ein Schatz — der Liebe mit dieſem armen Manne begraben wurde —! Daß es zu ſpät ſein mußte, ihn zur Verantwortung zu ziehen und mich zu beruhigen über das Verbleiben jener Urkunde —! In deinem eignen Torfe mußte ein Fluch zu Tage kommen, den deinem Leben ein wahnwitziger Prieſter geſchleudert —! Haſt du ihn nie vernommen, ſo vernimm ihn von mir! . . . Bona, du biſt Würdenträger einer Kirche, die ein Recht beanſprucht, dich ſofort aus ihrem Schooſe auszuſtoßen . . . Warum? . . . Weil es ein Prieſter ſo wollte —! Mit einem Zucken ſeiner Miene, einem tückiſchen Hinterhalt ſeiner Gedanken wollte —! Bona, verkünde dieſe Vermeſſenheit des katholiſchen Prieſterthums —! . . . Verkünde ſie der Welt! Zeige, wohin die Anmaßung der Concilien und der Päpſte geführt hat! Frage, ob alle die neugetauft werden müſſen, die du taufteſt — alle die neu verbunden, die du verbandeſt — alle Sünden noch einmal vergeben, die du vergeben —! . . . Ich wünſchte, daß die dreifache Krone dein Haupt zierte und du ſagen könnteſt: Höre, höre, Chriſtenheit — wenn Roms Geſetze Recht behalten, ſo iſt ſein oberſter Prieſter jetzt — ein Heide —! . . .“

Tieferſchüttert hielten die Freunde in ihrer Arbeit inne . . . Schon ſchlug die mitternächtige Stunde . . . Eiſige Schauer überliefen ſie . . . Ein Diener kam und ſchürte die ſchon erloſchene Flamme im Kamin . . . Einen kurzen Bericht, den er vom jetzt gelöſchten Brande an

Piazza Navona gab, hörten die Tiefergriffenen kaum . . . Abweſend war ihr Geiſt, ergriffen ihr Ohr und ihr Auge von dem, was ſie dem entrollten Papier entzifferten, ebenſo wie von den Andeutungen eines Zukunftbildes, das ſich mit himmliſchen Farben vor ihrem geiſtigen Blick entrollte . . .

„Doch", fuhr Bonaventura fort, die Buchſtaben zu leſen und zu überſetzen, die Ambroſi mit Geſchicklichkeit zu Papier brachte — „kehre mit mir zurück auf den Tag meines ſcheinbaren Todes! . . . Gefahrvolle Schneeſtürme hatten geweht und mühſam erklommen wir die mächtige Höhe . . . In der Nähe des Hospizes warfen wir Pilgermäntel über, ließen uns die Morgue aufſchließen und, während Meviſſen beſchäftigt war, den führenden Auguſtinerbruder nach einem der dort aufgeſtellten Gerippe, vor welchen alles, was an und bei ihnen gefunden wurde, beiſammen lag, zu fragen und ihn zu zerſtreuen, legte ich vor einen der jüngſt Verunglückten, der mir an Wuchs ziemlich glich und an dem durch ſeinen Sturz zerſchmetterten Kopf völlig unkenntlich war, mein Portefeuille und den Trauring deiner Mutter — . . ."

Ambroſi ſagte:

Vor meinen Vater —! . . . Wie hat das Schickſal uns ſo wunderbar verbunden —! . . . —

Bonaventura, erlöſt von dem jahrelang ihn quälenden Bilde eines unheimlicheren Zuſammenhangs der Todesarten ihrer Väter, der natürlichen des Profeſſors Ambroſi, der künſtlichen Friedrich's von Aſſelyn — konnte nur mit ſeinen zitternden beiden Händen die linke Hand

Ambrosi's ergreifen und mit stummer Geberde aussprechen, was er empfand . . .

„Als ich dann noch die Portefeuilles vertauscht hatte, fiel mir erst die ganze Schwere meiner That aufs Gewissen . . . Mein Führer, muthvoller als ich, mahnte zum Gehen — seine Absicht mußte sein, soviel als möglich für die Augustiner nicht wiedererkennbar zu erscheinen . . . Am Hospiz, wo uns die Mönche einluden, einzutreten, trennte sich Mevissen — er mußte es schnell thun, um unsere Physiognomieen nicht zu lange dem Gedächtniß der Nachblickenden einzuprägen . . . Es war ein Abschied für ewig und dennoch ging Mevissen — wie zu einem Wiedersehn auf den folgenden Tag — . . ."

Solche Treue lebte jahrelang neben mir und dem Onkel — ohne ihres Ruhmes zu begehren —! schaltete Bonaventura ein . . .

„Aber, der Gedanke: Die Spur jenes Unglücklichen, für welchen du nun genommen werden wirst, blieb vielleicht den Seinigen auf ewig verloren — du hast ein Verbrechen auf dich geladen, größer, als dein Selbstmord gewesen wäre! — der verfolgte mich bald mit allen Schrecken eines bösen Gewissens . . . Im Portefeuille des Todten, für welchen man mich nehmen konnte und sollte, fand ich keinen Namen, nur Höhenmessungen und Zahlenreihen . . . Noch im ersten Eifer meiner scheinbaren Selbstvernichtung warf ich diese Anklage gegen mich in die Tiefe eines Waldstroms . . . Ringend, mich in die Stimmung meines alten Leichtsinns, meiner romantischen Sorglosigkeit, meiner angebornen lässigen Natur zurückzuschmeicheln, umging ich Turin . . . Die Thäler, die

nen Harfe, von der ihr singet und saget, hinaus aufs Land und greift in die Saiten! Werdet ihr auch in die Herzen greifen? Werden die Delphine euch forttragen, wenn ihr von den Dorfmusikanten aus dem Schiff des Wirthshauses geworfen werdet? Werden die Kraniche des Ibykus euch eine Genugthuung bei der Polizei verschaffen? Ihr modernen Poeten seid gute brasilianische Goldwäscher. Ihr schlammt aus dem Sande der Flüsse die Körner wohl heraus; ihr entdeckt die Silberadern von Quito, indem ihr die Sträuche aus der Erde reißt und gediegen Silber aus den Wurzeln schüttelt: ihr entdeckt Kremnitz, indem ihr aus dem Magen eines Hirsches sogar Goldkörner herausscheidet; allein ihr versteht den Stoff nicht zu benutzen, ihr könnt aus allen euren Hesperidenäpfeln nicht einen kleinen Verlobungsring löthen, den Hans an Gretens Finger steckt: das wäre Poesie — Volkspoesie!"

In dieser Art wurmte Blasedow fort und überredete sich, daß Theobald ohne Schumachern nicht gedeihen könne. Den Genius, dacht' er, will ich selber wecken. Ohrfeigen und den Staar für die Schönheit der Dinge stech' ich ihm schon. Tonfall und Wahl der Worte ist meine Sorge. Für den Klang will ich das grobe Trommelfell seines Ohres schon in den Resonanzboden einer Laute verwandeln. Allein daß er jede Schildkröte, wie einst Apoll, ergreift und die Höhlung derselben in eine Lyra verwandelt, daß er aus Froschschenkeln dazu ein Plektrum macht und aus Schafsdärmen sich die beiden Saiten wirbelt, das kann ihn nur Schumachern lehren, der selbst ein Schäfer und in seiner Art ein Dichter ist! Blasedow rechnete darauf, Theobald sollte bei Schumachern sich an den Boden der Natur legen und

ich mit meinen neuen Kleidern durchwanderte, waren zufällig Waldenſerthäler . . . Ich kannte die romaniſche Sprache . . . Aber ich floh vor allem, was mich an Religion erinnerte . . . Nur mein romantiſcher Trieb gab mir Kraft, nur jener phantaſtiſche Sinn, der dem Schönen und Reizvollen ſich ergibt und moraliſcher Imputationen nicht achtet . . . Ich wollte nach Genua, wollte mit dem Reſt meiner Baarſchaft zu Schiff gehen und mir in Südamerika ein neues Leben begründen . . . Ueber Coni hinaus wurde ich krank; ſeeliſch und körperlich angegriffen, ſchleppt' ich mich jetzt nur noch langſam vorwärts . . . Scheu mied ich die große Straße und ruhte mich oft in Wäldern . . . Da war es denn, wo ich in einem einſamen Thale aus einem ſchönen Hauſe einen vollſtimmigen Choral vernahm . . . Ich trat in einen neugebauten Raum, wo ein Redner geiſtliche Erweckungen hielt . . . Der Gottesdienſt war bald zu Ende . . . Ich ſah eine hohe ſtolze Dame, der, als ſie aus dem Hauſe trat, alle ehrerbietig auswichen, ich grüßte ſie und folgte ihr . . . Zu meinem Erſtaunen ſprach ſie mit ihrem Diener deutſch . . . Ich redete ſie in gleicher Sprache an . . . Dies gethan zu haben, bereute ich freilich ſofort, denn ich hörte ihren Namen und mußte erſtaunen, mich in der Nähe eines entfernten Zweigs meiner eigenen Familie zu befinden . . . Entfliehen konnte ich nicht; ich war zu hinfällig, wurde krank, kam dem Tod nahe und befand mich monatelang in einem Zuſtand faſt der Geiſtesabweſenheit . . . Als ich genas, war ich ſo von Dankbarkeit und Ehrfurcht vor dieſer edlen Frau erfüllt, aß ich mich nicht mehr von ihr trennen konnte . . . Da ich

mich als Katholiken bekannt hatte, durfte ſie in meiner Abſicht, als Einſiedler in ihrer Nähe zu leben, nichts Auffallendes finden . . ."

In Bonaventura's Innern klangen die Lieder des Dichters Novalis . . . Sein Vater klagte ſich nur allein an . . . Was ſein träumeriſchphantaſtiſcher Sinn hätte aus dem Geiſt der Zeit entſchuldigen können, ergänzte nur die Liebe und Bildung des Sohnes . . .

„Die Gewiſſensſchuld, der Schmerz um meine That auf dem Hospiz, die Gewißheit, daß aus meinem geglaubten und beſtätigten Tode bereits ein neues Leben in der aufgegebenen Heimat erblüht war (die Gräfin erzählte mir von einer Heirath des Präſidenten von Wittekind, eines Couſins der reichen Erbin, mit der ſie zu proceſſiren angefangen — eine Zeitungsannonce nannte den Namen der Gattin Friedrich's von Wittekind —) alles das gab mir eine tiefe Traurigkeit und mehrte den Abſchluß mit dem Leben . . . So entſtand die Neigung, mich um die Lehre der Waldenſer zu kümmern . . . Gräfin Erdmuthe gab mir die alten Schriften, die ſie geſammelt hatte und die in ihrem Text vielleicht niemand ſo verſtand, wie ich . . ."

Auch Ambroſi war in ein tiefes Erinnern verſunken und ſchien kaum zuzuhören . . .

Bonaventura chiffrirte inzwiſchen für ſich weiter und las . . .

Die Darſtellung des Vaters lenkte jedoch auf jene Empfindungen zurück, die ſich in Ambroſi's Innern angeſponnen haben mußten; deshalb begann der Freund aufs neue die laute Mittheilung . . .

„Ich würde vergebens gerungen haben, aus meinen durch die Ehegesetze geweckten Zweifeln an Roms Hierarchie zu einer Versöhnung mit dem ewigen Grund aller Dinge, der in unserm Gewissen den einzigen Weg zu seiner Erkenntniß vorgezeichnet hat, zu gelangen, wenn nicht ein wunderbares Erlebniß mich zum Frieden mit mir selbst gebracht hätte . . . Alle Schätze der Erde sind nichts gegen die Seligkeit eines erlösten Schuldbewußtseins . . . Dann streckt jubelnd die Dankbarkeit ihre Hände gen Himmel und ruft: Verhängniß, Zufall oder wie dein Name sein mag, ewiges Gesetz des Lebens, ich bringe dir den Dank einer befreiten Seele bis in den Sphärenfang der Sterne —! . . . Unter den vielen, die in meine Waldhütte kamen, um sich Raths zu erholen, wie ich ihn grade geben konnte, kam auch ein anmuthiger Jüngling . . . Seine Mienen hatten einen melancholisch trauernden Ausdruck . . . Ich konnte ihn nicht sehen, ohne sogleich mit tiefster Wehmuth auch deiner zu gedenken . . . Es war verboten, daß sich die geistlichen Schüler von Robillante, überhaupt rechtgläubige Seelen meiner Hütte nahten — dennoch geschah es — ich wurde ein Beichtiger wider Willen . . . Auch diese Schüler, die sich oft in den Wäldern tummelten, gingen nicht, ehe ich nicht jedem gethan oder gerathen, wie und was er wollte . . . Vielen Umwohnern mußt' ich Briefe schreiben, andern über ihre Geldsachen rathen, manchen lehrte ich die Sprachen, auch deutsch — Knaben wie Mädchen . . . Jener Schüler aus Robillante wollte Deutsch lernen . . . Die Gabe der Sprachen schien dem jungen Novizen versagt; desto reger war sein For-

ſchereiſer in Aufgaben der Phantaſie und des Gemüths . . . Vincente Ambroſi wollte Mönch werden; ich that nichts, um ihn in dieſem Entſchluß wankend zu machen, kämpfte auch nicht gegen ſeinen Glauben, den er mit Hingebung und innerlich ergriff . . . In ihm liebte ich dich . . . Schon lange bewohnte ich meine einſame Hütte und war noch ohne Seelenruhe, immer noch gefoltert vom Hinblick auf den Sanct-Bernhard und meinen Betrug . . . Meine Thränen feuchteten oft mein nächtliches Lager . . . Oft trieb es mich, nach dem Hospiz zurückzukehren und nach allem zu forſchen, was ſeither dort geſchehen war . . . Aber die Vorſtellung: Deine Gattin hat ſich mit dem Freund vermählt und darf nicht in Bigamie leben! ſchreckte mich; man konnte mich erkennen; dieſe einſam wohnenden Mönche behalten die wenigen Eindrücke, die ihnen werden, deſto lebhafter . . . Immer und immer aber ſah mein gefoltertes Gewiſſen die größten Verwickelungen entſtanden aus den verwechſelten Portefeuilles, aus dem Hinlegen meines Ringes unter die Sachen, die einem andern gehörten, deſſen Spur nun verloren und der, für mich geltend, begraben wurde . . . Was half mir das Glück meines äußeren Schickſals, die liebevolle Sorge und der Schutz meiner Gräfin — . . . Mir fehlte Seelenfriede . . . Dieſen fand ich erſt, als mich wieder jener Prieſterzögling beſuchte, der oft in dieſe Gegend Almoſen zu ſuchen ausgeſchickt wurde . . . Er klagte über die Nichtbefriedigung ſeines Innern und erſchloß mir zum erſten mal, warum ſein Gemüth ſtets ſo krank, ſein Sinn ſo traurig war . . . Er hatte bei unſrer erſten Begegnung

früher Deutſch von mir lernen wollen, weil er nur zu ſehr bedauerte, es in einer ernſten Sache, von der er damals nicht ſprach — es ließ ſich an den Selbſtmord des Vaters denken — nicht verſtanden zu haben . . . Er wäre das einzige Kind ſeiner Aeltern; ſeine Mutter, eine Frau von hoher Bildung, wäre eben aus dem Leben geſchieden geweſen, ſein Vater, Lehrer der Mathematik am Collez zu Nobillante, um ſich in ſeinem tiefen Schmerz aufzurichten, hätte ihn ins Seminar gegeben und eine Fußreiſe in die Alpen angetreten ... Um die Savoyer und Deutſchen Alpenzu vergleichen, hätte er vier Wochen ausbleiben wollen und wäre nicht zurückgekehrt ... Da alle Nachforſchungen ohne Reſultat blieben, machte ſich nach einigen Monaten der Sohn auf den Weg, um wenigſtens Einiges über des Unglücklichen Schickſal in Erfahrung zu bringen ... Der Vater war die Straße über den kleinen Bernhard, den Bernhardin, gegangen, hatte von da aus die Walliſer, die Berner Alpen beſucht — überall fand er des Vaters Spuren, auch auf der Heimkehr noch am Genferſee, noch in Martigny, ja bis zum Hoſpiz hinauf ... Da war dann plötzlich derjenige, von welchem er geglaubt hatte, daß es unfehlbar nur ſein unglücklicher Vater hätte ſein müſſen — ein anderer, den gleichfalls der Schneeſturm überfallen, ein von einem deutſchen Domherrn und ſeinem Diener damals erſt vor einigen Wochen in Saint-Remy begrabener, ein Deutſcher, Friedrich von Aſſelyn genannt — Den Namen hatte er deutlich und richtig aufgeſchrieben; er ſtand in Saint-Remy auf meinem vom Bruder Franz geſetzten Grabſtein — ..."

Die Freunde konnten an dieſer Stelle nichts thun, als ſich gerührt die Hände drücken . . .

„Weinen durfte ich bei der Erzählung des Jünglings – denn ſein Leid hätte jeden gerührt . . . Mein Weinen war aber ein Weinen der Freude, das der junge Geiſtliche nicht begreifen konnte . . . Ich rief ihm, da mein Entſchluß, mein Geheimniß zu hüten, ſo lange deine Mutter lebte, feſtſtehen ſollte: Ich kann dir nicht ſagen, mein Vincente, daß dein Vater lebt; aber glaube mir, die Stunde der Trauer, als alles dir zu ſagen ſchien: Du findeſt ihn, wenn auch im ſchreckhafteſten Bild des Todes, und du ſahſt dich dann doch in deiner ſchmerzlichen Hoffnung getäuſcht — dieſe Stunde, mein Sohn, wird dir gelohnt werden mit ewigen Himmelskronen! . . . Der Jüngling deutete alles im Bilde . . . Ich wurde ihm näher verbunden und tiefer verloren wir uns in die großen Aufgaben des Lebens . . . Von dieſer Zeit an erhob ſich mein Inneres zum Dank gegen Gott . . . Denn Dank gegen Gott, das iſt das Gefühl, deſſen Ausdruck wir tauſendmal im Munde führen und doch nur ſelten verſtehen, ſelten in die Urſachen ſeiner wahren Beſeligung zergliedern können . . .“

Wieder hielten die Freunde inne . . . Wieder beſiegelte ihr Händedruck den gottgeſchloſſenen Bund ihres Lebens . . .

„Nun wagte ich, auch an die Läuterung Anderer, an die der Kirche zu denken . . . Gräfin Erdmuthens Glaube überträgt unſer Glück auf die Wohlthat der Erlöſung durch die Gnade . . . Dies Bild der Gnade begriff ich und pries am Glauben der Proteſtanten, daß

ſie, die ſo Vieles aufgaben, was ſie noch wie andere Chriſten hätten hüten und tragen ſollen, ſich das Bewußtſein einer faſt perſönlichen Wahl und Führung Gottes gewonnen hatten . . . Ich ſah die Hand der Vergebung vor mir, ich fühlte an mir ſelbſt die wider Verdienſt geſchenkte Gnade des großen Erlöſungswerkes . . . Nun verſtand ich die reinen, andächtigen Bücher der Waldenſer, kindliche Hingebungen an die Schrift . . . Die Bibel wurde mir ein Buch göttlich geführter Menſchenſchickſale . . . Liebe, Glaube und Hoffnung wurde mein Evangelium . . . Warum mehr? Und wozu irgend etwas, was nicht auf dieſem Grunde ruht? . . . So lehrte ich an manchen Tagen unter meinen alten Eichen und die Menſchen kamen von nah und von fern, bis die Verfolgungen ſie hinderten . . . Da hätt' ich denn ſchon den wirklichen Tod ſuchen können, wenn in dieſer Welt auf ſolchen Drang der Tod geſetzt iſt . . . Immer entſchloſſener theilt' ich die Ueberzeugung der Gräfin, daß das Verderben der Welt der Stuhl des Antichriſts in Rom iſt . . . Die Fortſchritte der Bibelverbreitung, das Wirken engliſcher Miſſionäre gerade auf italieniſchem Boden, die enge Verbindung zwiſchen Politik und Religion gerade in dieſem Lande, der erwachende Freiheitsdrang Italiens, der nur allein über die Zerſtörung der Prieſterherrſchaft Roms hinweg ſein erſehntes Ziel des Volks- und Bürgerwohls erringen kann, alles das erfüllte mich mit hoher Spannung . . . Ja, in einer ſolchen Stunde kam mir der Gedanke, nicht allein meinen zweiten Sohn, Vincente Ambroſi, für die Sache einer großen Reform zu gewinnen — ihn nannt' ich auch in dieſem Sinn ſchon mein — ſon-

dern auch meinen ersten, der, wie ich hörte, in die Netze der Römlinge gefallen war . . . Noch schob ich es auf, bis ich hörte, daß sich Dein Wahn sogar an den Unternehmungen jenes Kirchenfürsten betheiligte, von denen mir die Gräfin in höchster Aufregung leidenschaftlichster Parteinahme für den gekrönten Vorkämpfer des Protestantismus in Deutschland erzählte . . . Da schrieb ich dem Bruder Franz und dir, Bonaventura, sub sigillo confessionis eine Aufforderung zu einem Tag des Concils unter den Eichen von Castellungo . . . Es war eine That, die selbst die Möglichkeit, mich, deine Mutter, uns alle zu beschämen, nicht scheute, eine That der Uebereilung gewiß, geschehen in jener alten Hast, die ich noch nicht ganz überwunden hatte — Ach, es sollten Prüfungen kommen, die mein Blut in ruhigere Wallung, mein Denken in kühlere Erwägung brachten — . . .“

Cardinal Ambrosi mußte bestätigen, daß Bonaventura's Vater schon damals von seiner baldigen Entfernung aus Castellungo gesprochen . . .

Die Geständnisse kehrten auf den in heftigste Erregung gerathenen, auf und niederschreitenden Vincente selbst zurück . . .

„Wie aber erreicht man ein allgemeines Concil? Wie setzt man die Majestät dreier Jahrhunderte des Lichts zum Richter über das Concil von Trident? Arme Mönche und Landpfarrer haben keine Stimme im Rath der Kirche! Ein Cardinal, ein Papst muß es sein, der dem Schöpfer das Wort nachstammelt: «Es werde Licht!» Und wie wird man Cardinal, wie Papst —!— So sprach mein Schüler eines Tags mit bebender Stimme.

«Dazu ſind alle Wege offen!» erwiderte ich lächelnd. «Keiner iſt freilich ſicher!» Einer, ſetzte ich hinzu, wäre neu, der: In Rom ein Mönch im alten Sinn der Väter zu ſein! «Werde ein Heiliger, mein Sohn!» ſprach ich . . . Das will ich werden! antwortete Vincente . . . Ich erſchrak, ergriff ſeine Hand und fuhr fort: Mein Sohn, kein Urtheil über die Menſchen und Dinge dieſer Erde darf dann früher über deine Lippen kommen, bis die kühle Erde oder der Purpur deine Stirn bedeckt! «Das ſchwör' ich zum dreieinigen Gott!» ſprach Vincente Ambroſi und ging nach Rom — . . ."

Ambroſi hatte ſich niedergelaſſen, legte ſein Haupt auf den Tiſch und faltete die Hände . . .

Auch Bonaventura's Schweigen war ein Gebet . . .

Nach einer feierlichen Stille ſagte er:

Und ich, ich mußte dir das letzte Wiederſehen deines Vorläufers und Apoſtels rauben —! Den Blick — der Bewunderung —! . . .

Er iſt jetzt unter uns! ſprach Ambroſi mit verklärtem Blick gen Himmel . . . Und wie bald — einigt uns alle — das große Gottesherz —! . . .

Eine lange Pauſe trat ein . . .

Dann mahnte Ambroſi ſelbſt, daß der Freund fortfuhr . . .

Dieſer las: „Als mein treuer Schüler nach Rom zu den ſtrengen Alcantarinern gepilgert war, hätte ich in hoher, göttlicher Freude in meiner Klauſe leben können, wenn ich mich nicht einige Jahre ſpäter hätte zu jenen Briefen hinreißen laſſen . . . So lebte ich mit Zittern und Zagen unter den Eichen von Caſtel-

lungo, hoffend und wieder erbangend, erbangend, daß meine Entdeckung nahe war . . . Mevissen mußte todt sein — ich hörte nichts von ihm . . . So ging noch ein Jahr, noch ein zweites hin . . . Da kam plötzlich die Nachricht, daß mein eigener Sohn als Bischof in Nobillante erwartet wird —! . . . Ich wußte nichts vom Zusammenhang dieser wunderbaren Wendung, ich sah nur die Wirkung meiner Mahnung an die Eichen von Castellungo . . . Dein Denken, dein Fühlen entnahm ich aus dem, was ich allein von dir wußte . . . Es war mir verhaßt; ich hätte fürchten müssen, dich in die traurigsten Conflicte zu verwickeln . . . So entfloh ich . . . Ich bot alles auf, dir, deiner Mutter, deinem zweiten Vater die volle Freiheit eueres Lebens zu lassen, mir nur den Schein meines Todes . . . Ambrosi wurde der treue Vermittler zwischen deiner Liebe und meiner Furcht . . . Ich hörte von deiner veränderten Richtung, von deinen Kämpfen, deinen Siegen . . . Ist es nicht gut, zu entbehren um einen Gewinn? . . . Sah ich dich nicht, ob hier, ob dort, in meinen Armen, vereint mit dir in jenen großen Opfern, die nie ausbleiben werden, solange die Erde in ihren Bahnen der Dunkelheit und der Sehnsucht zum unsterblichen Lichte rollt —! . . . Ich fürchtete nichts von den Schrecken dieser Welt — nichts von den Schrecken Italiens . . . Müssen sich nicht selbst die Drohnisse der Natur in Quellen der Freude verwandeln, wenn sie uns die Gemeinsamkeit des Erdenloses lehren und das Bild eines großen Zweckes aufstellen, dem aus Tod erst an der ewigen Schöpfungsquelle die Erfüllung wird! . . . Wenn ich dir schildern sollte,

von ihm die Töne erſelben deuten lernen. Er ſollte nicht die Dichtkunſt von einem Schäfer lernen, obſchon Apoll einſt ſelber die Schafe des Admet weidete, ſondern nur tüchtige und praktiſche Beobachtungen machen. Die Einſamkeit draußen auf dem Felde ſchien dem beſorgten neuen Peſtalozzi die Mutter des dem Dichter ſo nöthigen Tiefſinnes zu ſein. Schumacher kannte alle Kräuter der Haide und der Wieſe, er wußte jeden Baum zu nennen und hatte tauſend Geſchichten zu erzählen, die er den geſchwätzigen Kräben abhorchte. Er war weit mehr innerer, als äußerer Dichter, gerade in dem umgekehrten Verhältniß ſeiner mediciniſchen Kenntniſſe, da er mehr äußerlich, als innerlich curirte. Blaſedow beſchloß, ihm ſeinen Sohn in die Lehre zu geben.

Theobald war ein flinker Burſch, der in der That ein außerordentliches Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft hatte. Er ſprach nicht ſelten Stunden hindurch in Verſen ſo lange, bis es ihm Gertrud verbieten mußte. Sie gab das Meiſte auf ihn und ſetzte in ſeine Zukunft ein ſo großes Vertrauen, daß ſie, wie ihre Ausdrucksweiſe war, dachte, der Schlag ſollte ſie rühren, als Blaſedow erklärte, er wolle den Jungen bei Schumachern in die Lehre geben. Allein noch nicht genug, Blaſedow fügte ſogar, um ſich und ihren Schreck darüber zu verbeſſern, hinzu, Theobald könnte auch ein Handwerk lernen, da es dem Dichter immer angemeſſen wäre, wenn er ſein griechiſches Dichterfeuer in einem ausgehöhlten Schäferſtabe oder ſonſt einem Vehikel trüge, wie ja auch die edeln Metalle nicht rein gefunden würden, ſondern nur als Erz in Verbindung mit erdigem Geſtein, und der Apoſtel Paulus ohnedies den Vorhang des neuen Bundes, da der alte zerriſſen war, nicht blos

wie ich auf meinem Pilgergang nach Loretto, in der Gefangenſchaft der Räuber, im Silaswald in jener Waldeinſamkeit, die ich in meinen Jugendträumen ſo oft geprieſen und erſehnt, hin und her bewegt wurde von einer Welt anbringender, mich ſtets beſchäftigender Thatſachen, wie ich namentlich im Hinblick auf dich und deine große Laufbahn von Zweifel, Hoffnung, innigſter Vater- ja Freundesliebe bewegt wurde — dann ſoviel freundliche Genien fand, die mich auch wiederum einen Jüngling wie Ambroſi, entſagungsmuthig, willensſtark und willensrein finden ließen — Paolo Vigo — wie ich nun drei ſchon einem Gottesreiche gewonnen ſah, das mit klingenden Harfen näher und näher den Nebeln der Erde kommt — . . ."

Bis hierher hatten die Freunde geleſen, als die Lampe erloſch und ſie ſahen, daß der helle Morgen tagte . . .

Sie hatten das Schwinden der Zeit nicht bemerkt . . . Auch das Verglimmen des Feuers im Kamin nicht . . . Nun meldeten ſich die Rechte der Natur im Gefühl, daß es Winter war . . .

Draußen läuteten die Morgenglocken . . . Sie waren ſo ſelig ergriffen von Freundſchaft, Liebe und Hoffnung, daß ihnen die Beſinnung auf die Welt, ſogar der Hinblick auf die in den öden Mauern des Inquiſitionspalaſtes liegende Hülle der edlen, ſchwärmeriſchen Seele, die hier zu ihnen ſprach, wie ein Traum, eine märchenhafte Jugenderinnerung war . . .

Den Reſt der Blätter wollten ſie auf den ſtilleren Abend laſſen und wenige Stunden noch ruhen . . .

Dann hatten ſie die Abſicht, zunächſt zum General der Dominicaner zu fahren und dem zu danken ... Hierauf wollten ſie in den Inquiſitionspalaſt, ſpäter nach San-Pietro in Montorio ...

Schon hörte man von der Straße her den Lärm des Tages ...

Eben wollten die Freunde ſich trennen, als ſie bemerkten, daß der Diener, welcher die auf dem entlegenen Zimmer Eingeſchloſſenen nicht ferner hatte ſtören dürfen und auch inzwiſchen geruht hatte und ſie ſtaunend noch nicht zu Bett gegangen wiederfand, noch eine Eröffnung für ſie bereitzuhalten ſchien ... Er ſagte, daß die trübe Nachricht erſt nach Mitternacht gekommen wäre und er nicht ſofort ſie zu melden gewagt hätte ...

Es war verhängt, daß ſich keine Ruhe auf die leidüberladenen Herzen ſenken ſollte ...

Die Feuersbrunſt hatte auf Via dei Mercanti ſtattgefunden ... Sie war ſeit Jahren eine der größten, die in Rom ſtattgefunden ... Die daſelbſt in einem alten Palaſt befindlichen Waarenmagazine waren von den wüthenden Flammen zerſtört worden ... Von oben und unten ſich begegnend hatten ſie die Stiegen unbetretbar gemacht ... Man beklagte Verluſt an Menſchenleben ...

Ambroſi und Bonaventura fragten nach Gräfin Sarzana ...

Der Diener berichtete ihren Tod ...

Ein Franciscanerbruder, erzählte er und die ſich mehrende Dienerſchaft ergänzte ſeinen Bericht, hätte retten wollen ... Muthig ſtürzte ſich der Mönch in die

Flammen, zumal als man zu ſehen glaubte, daß eine Dame, die oben einen Ausgang aus der Zerſtörung ſuchte, einem Räuber ein Käſtchen entriß, das ſie mit Verzweiflung und hülferufend vor ihm zu wahren ſuchte ... Auf einer mit Eiſenblech beſchlagenen Leiter erreichte der Mönch den Balcon, der ſchon mit brennendem, zur Rettung beſtimmtem Geräth überhäuft war, kletterte in ein vom wirbelnden Qualm und mit liſternden Funken erfülltes Zimmer, wo durch die zerſprungenen Fenſterſcheiben hindurch deutlich das Ringen der Dame mit einem Mann erblickt werden konnte, dem ſie jenes Käſtchen nicht überlaſſen zu wollen ſchien ... Der Mönch machte ſich Bahn, ergriff den kleinen Schrein, warf ihn auf die Straße — in die verzehrende Glut, die ihn ſofort zerſtörte ... Die Flamme loderte ſo hoch auf, daß bereits die glühend gewordene Leiter brannte ... Eine neue verſuchte man anzulegen ... Vergebens ... Noch einmal hörte man aus dem allgemeinen Lärm der Verwüſtung und Zerſtörung heraus die Stimme des Mönchs, der ſeine ſchon brennende Kutte abgeriſſen hatte, hörte den mächtigen Ausruf: „Schon einmal gelang es, Brüderchen!“ ... Da verloren ſich die italieniſchen Worte, die der Muthige noch verſtändlich gerufen hatte, in eine fremde Sprache ... Mit dem einen Arm ergriff der Mönch den Räuber, mit dem andern die Gräfin Sarzana, hob beide hochhinweg über die brennenden Geräthſchaften auf dem Balcon und ſchickte ſich zum Sprunge an ... Die Balken des Daches ſtürzen, die Flamme ſucht mit gierigem Schlund die ſchon Erſtickenden ... Jetzt, mit dem Ausruf: Noch einmal in Jeſu Namen! ſpringt der

Rettende in die Tiefe . . . Mit zerſchmetterten Gliedern lagen drei Menſchen auf der Straße — bedeckt von den brennenden Balken und dem Schutt der Zerſtörung — . . . Sie lagen todt — . . .

Während Bonaventura erſtarrt zur Bildſäule, von Ambroſi gehalten, jedes Wort wie die Spitze eines Dolches fühlte, doch mit dem innigſten Antheil ſein Ohr darhielt, fuhr der Bericht fort:

Nun ſtellte es ſich heraus, daß der eine der beiden Männer jener deutſche Mönch war, der einſt den Grizzifalcone erſchoſſen hat, Frà Hubertus . . . Der andere hat ſich keineswegs als Räuber herausgeſtellt . . . Es war — ein Freund der unglücklichen frommen Gräfin, der nur allein zum Helfen gekommen war — ein Prieſter des Al-Geſu, Pater Stanislaus . . . Die Gräfin Sarzana wurde über die Engelsbrücke getragen, noch hatte ſie einige Beſinnung; ſie erreichte das Krankenhaus der Deutſchen nicht mehr . . . An den Stufen der Peterskirche hielt die Bahre . . . Dort iſt ſie verſchieden . . .

Bonaventura war auf einen Seſſel geſunken . . .

Den todten Pater Stanislaus, hieß es, holten ſeine Ordensbrüder . . . Frà Hubertus hätte, verſicherte man, mit ſeinem Muth und ſeiner unbändigen Kraft den ſchreckhaften Ausgang auf alle Fälle verhindert, wär' er nur anfangs auf dem Brandplatz verblieben . . . Aber mitten im Gewühl behauptete er die Spur eines Mannes verloren zu haben, dem ſein leichtbeſchwingter Fuß aus dem Sacro Officio gefolgt war und den er im Gedräng der Menſchen aus den Augen verlor . . . Darüber verſtrich die Zeit . . . Endlich erblickte er in jenem

vermeintlichen Kampf mit Gräfin Sarzana den Geſuchten, rief Worte in einer unverſtändlichen Sprache hinauf, kletterte in die Höhe — alles ſtand entſetzt . . . Es war — als wenn der Tod, ein Knochengeripp, beleuchtet vom blutrothen Schein der Flammen, die ſchon brennenden Sproſſen der Leiter herabklimmen wollte, zwei Leben im Arm — Der Erfolg des Sprunges gab dem Senſenmann, was er ſuchte — . . .

Die Erzählenden hielten auf einen Wink Ambroſi's inne . . .

Bonaventura vernahm nichts mehr.

# Neuntes Buch.

## 18??

Selbſt am brauſenden Donnerton des Waſſerſturzes niſtet ein Vogel im traulichen Verſteck . . .

Die ermüdete Menſchenſeele, Erquickung bedürfend, ſucht ſich ihre Ordnung aus den Schrecken der Zerſtörung, ſucht — und findet ihre alte, ihr ſo wohlbekannte Gewöhnung an Freud' und Leid — auch in Sturm und Ungewitter . . .

Am Fuß eines alten unſchönen Gemäuers in Rom, die Pyramide des Ceſtius genannt und, der Inſchrift zufolge, das Grabdenkmal eines wohlhabenden Rechs aus Kaiſer Auguſtus' Zeit, ſchmettert in die blaue ſonnige Frühlingsluft eine Nachtigall . . .

Die Sängerin der Haine würde vielleicht entfliehen, wenn die Fittiche der Nachtunholde, das ringelnde Schleichen einer Schlange ſie umkreiſten — die Wildheit der Menſchen ſtört ſie nicht . . .

Kanonen donnern — . . . Wilde Lieder erſchallen — . . . Tauſende von Menſchen üben ſich im Dienſt der Waffen . . . Die Nachtigall ſingt ihre Klage unter Roſenbüſchen . . .

Am Fuß des alten Gemäuers breitet ſich ein Kirchhof aus . . .

Wohlgewählt dieſer Platz beim alten Cajus Ceſtius, Koch und Gaſtwirth in dem alten Rom —! Auch Herberge gab er ohne Zweifel den Fremden — den Griechen, Perſern, Afrikanern . . . Und dieſer Kirchhof hier gibt jetzt den Juden und Ketzern Herberge, wenn ſie in Rom ihr Auge ſchloſſen . . . Dieſe Roſen und Lilien an dem alten Gemäuer, wo die Nachtigall ſchlägt, gehören dem Kirchhof der Proteſtanten . . .

Rom iſt in Waffen . . .

Ein Dictator iſt erſtanden . . . Eben ſteht er oben und überſchaut an dieſem entlegenen Ende der Stadt, vom Monte Teſtaccio aus, die Ebene mit ſeinem Fernrohr . . . Eine kräftige, gedrungene Geſtalt mit gebräuntem Antlitz, ſchlichtem, ſchon weißem Haar, faſt deutſchen Augen . . . Ein Italiener iſt's mit dem grauen Reiterhut und einer rothen wallenden Feder drauf . . . Sein militäriſcher Stab begleitet ihn . . .

Von hier aus ſieht man deutlich drei Heere zu gleicher Zeit, die in Latiums großer Ebene, der Campagna, ſo lagern, wie einſt die Cimbern und Teutonen hier und zur Zeit der Völkerwanderung die Hunnen lagerten . . . Dem Meere zu liegt das Heer der Franken . . . Dem Gebirge zu das Heer der „Deutſchen" — was eben „Deutſche" unter Oeſterreichs Fahnen ſind — . . . An der ſüdlichen Seite liegt das Heer der Italiener, im Bund mit der Erhebung in Rom und ſeinem ſieggewohnten Führer . . .

Der Monte Teſtaccio iſt ein ſeltſamer Berg . . .

Vom Abfall der Küchen, die eine Verwaltung, die im Alterthum ſorgſamer als die ſpätere päpſtliche war, hier auf einen Haufen an die Thore der Stadt ſchaffen ließ, hat ſich ein Hügel erhoben, in welchem Unkraut wuchert auf angeflogener Erde, die, in die Ritzen eingedrungen, den Mörtel dieſer zu einem Ganzen vereinigten Scherben bildet . . . Wie mancher ſchöne Henkelkrug liegt da in Trümmern —! . . . Weſſen Hand mag ihn einſt an die dürſtende Lippe geſetzt haben —! . . .

Noch ſind die Götter des friedlichen Hauſes nicht ganz von dieſen Gefäßen gewichen, die ihnen einſt geweiht waren . . . Der Monte Teſtaccio iſt ausgehöhlt und verbreitet ſüßen Kellerduft aus zahlloſen Weinkellern . . . Hier hatte vielleicht ſchon Cajus Ceſtius ſeine Weinvorräthe . . . Ueber dieſe Trümmer gibt es Treppen, Eſtraden, Lauben von Akazien- und Holunderbüſchen, wo die, die einen Guten im Kühlen zu ſchätzen wiſſen, in Hemdärmeln ſitzen und das ſchöne „Aller Weisheit ſich entſchlagen“ üben, das in Rom von jeher beim Becher geliebt wurde . . .

Auch heute fehlen, wie nicht die Nachtigall und die Roſen unter den Gräbern, ſo auch die Trinker nicht . . . Maſſenhaft durchforſchen ſie die heiteren Katakomben des Teſtaccio . . . Wilde und ſanfte Geſtalten gemiſcht — Prieſter und Mönche ſogar — in Waffen, die meiſten mit rother Blouſe — die Büchſen ſind in Haufen zuſammengeſtellt . . . Der nahe Kirchhof ſtört da Niemanden — hat doch der Tod ſeit Jahren in Italien furchtbare Ernten gehalten . . . Throne brachen zuſammen . . . Völker kämpften gegen Völker . . . Die letzte

figürlich, ſondern auch im Webſtuhl hätte wieder flicken können, da er ein Teppichfabricant war, ſo gut wie die Tyroler. Und, fügte Blaſedow hinzu, je gemeiner und roher das Werk der Hände, deſto feiner und edler das des Geiſtes, wie auch Metalle und ganz harte Körper weit beſſer elektriſche Leiter ſind, als Leinwand oder zartes, warmes Tuch. Gertrud wollte jedoch von keiner andern Leiter hören, als auf welcher Theobald die Kanzel beſteigen konnte. Blaſedow kehrte ſich aber nicht daran, ſondern erklärte die Ohnmacht, in welche ſie fiel, für unmächtigen Widerſpruch und ging.

Als Vater und Sohn draußen vorm Dorfe die freie Ausſicht nach der Gemeindewieſe hatten, bedauerte jener, den Schlachtenmaler nicht mitgenommen zu haben. Denn, ſiehe! ein gewaltiges homeriſches Treffen wickelte ſich aus der Perſpective heraus, ein Zweikampf, der mit dem des Hektor und Achill ſich wenigſtens entfernt, und zwar etwa noch um tauſend Schritte, vergleichen konnte. Blaſedow ärgerte ſich, nicht etwa über die Störung, daß Schumacher gerade im heftigſten Handgemenge mit einem ihm noch Unbekannten begriffen war, wohl aber, daß der Schlachtenmaler gerade um dieſe Stunde bei Schönfärbern ſein mußte und ihm hier eine nicht unzweckmäßige Studie nach der Natur verloren ging. Er hätte gern um Hülfe gerufen, nämlich, daß man den beiden Raufbolden ſo lange in der Fortſetzung ihres Kampfes geholfen hätte, bis der Schlachtenmaler zurückgekommen oder gar geholt wäre; allein wie ſollten die beiden Menſchen es aushalten, da ſie ſich ſchon beide genug zugeſetzt zu haben ſchienen! Indem Blaſedow und Theobald ihre Schritte beflügelten, bemerkte man wirklich die Aufführung eines Buches aus der Ilias. Denn Schumacher ſtand mit einem

Entſcheidung über Italiens Wiedergeburt iſt nahe herbeigekommen . . .

Die Waffenruhe trat ein durch den Tod des Stellvertreters Chriſti . . .

Ihrer mehre ſind ſich in kurzer Friſt gefolgt . . . Einige Greiſe ſanken in ſtürmiſcher Zeit dahin, wie ſchon ſonſt ein Stephan II. nur drei Tage auf jenem Stuhl ſaß, auf welchem man, nach Innocenz' III. Wort, „zwar weniger, als Gott, aber mehr, als ein Menſch iſt" — Bonifaz VII. ermordete ihn. Auch dieſer wich in einem Jahre ſchon vor Donus II. Auch Clemens II. Freiherr von Horneburg, ein Deutſcher, blieb in jener Schwebe zwiſchen Himmel und Erde nur ein Jahr; Gregor VIII. nur wenige Wochen . . . So herab bis zu Pius VIII., der gleichfalls nur wenig über ein Jahr die Himmelsſchlüſſel trug . . . Seitdem kamen andere und ſchon hatte Frankreich in Avignon, Oeſterreich in Salzburg einen oder den andern wählen und krönen laſſen . . .

Das neuntägige Trauergeläut unterbrach den Kanonendonner in der Campagna und Roms Dictator, beſtürmt von ſeinen Kriegern, beſtürmt vom freiſinnigen Theil Europas, daß Er am wenigſten noch in Rom eine Papſtwahl dulden möchte, erhob dennoch ſein Schwert und ſprach:

Der letzte der Reihe! . . . Doch hört ſein Wort! Iſt es ein Prätendent auf die weltliche Herrſchaft Roms, wie ſie alle waren, ſo ſenden wir ihn zu den beiden Heerſäulen draußen, deren Bajonnete ihn halten mögen, den Schatten ohne Macht und Würde . . . Iſt es

aber ein Nachfolger Petri im Geiſte Petri, ein Friedensfürſt und Apoſtel, ſo ſoll die Welt ſeine ſegnende Hand nicht entbehren . . . Dann wird unſer Schild ihn tragen . . . Unſer ihm zujubelnder Beifall feiert eine Erlöſungsſtunde der Menſchheit . . .

Drei Tage dauerte nun ſchon das Conclave von nur noch dreißig Cardinälen . . . Immer noch eine anſehnliche Zahl von Anweſenden unter den meiſt unvollſtändigen Siebzig — in ſolcher Zeit —! . . . Offen und ehrlich hatte der Dictator in die Welt gerufen, daß jeder, der den Purpur trüge, unbekümmert an die Thore Roms pochen dürfe; Rom würde ihm öffnen und ihn ſchützen . . .

So ruhten denn nun ſeit zwölf Tagen die Waffen und an das Schreckensvolle, an brennende Dächer, ſtürzende Thürme, an die Verheerungen der Seuchen, hatte ſich die bedrängte Stadt ſchon wieder ſo gewöhnt, daß zwölf Ruhe- und Trauertage Feſttage ſchienen . . . An die Thore, die mit hausbohen Barrikaden befeſtigt waren, hinter die Schanzkörbe der Mauern wagten ſich die Frauen, die Kinder, die Greiſe . . . Bang und erwartungsvoll umſtanden ſie die Batterieen, die mit brennenden Lunten den Monte Cavallo umgaben, wo die Cardinäle eingemauert und den Heiligen Geiſt erwartend ſaßen . . .

Der Dictator hatte wieder ſein Roß beſtiegen und ſprengte mit ſeinem Stab vom Fuß des Teſtaccio dem Thor der Bocca della Veritâ zu und zur Stadt zurück . . . Er blickte ſorglos . . . Durch nichts verrieth er, daß die Welt in dieſem Augenblick einer Mine glich,

die ein einziger Funke in die Luft ſprengen und ihn vor allem ſelbſt vernichten konnte . . .

Lächelnd grüßte er zwei ihm wohlbekannte Damen in Trauer, welche die allgemeine Erlöſung vom Schrecken dieſer Tage benutzten, um den Sonnenſchein, die Nachtigall, die Roſen und die Gräber zu beſuchen . . . Von bebenden Hoffnungen, ſchmerzlichen Erinnerungen bewegt, ſuchten ſie Erholung auf dem Friedhof . . .

Ein blühender Knabe von ſieben bis acht Jahren ſaß munter und ruhig vor ihnen . . .

Die Reiter bogen aus und ließen den offenen Wagen hindurch . . . Mitten durch die Zelte und Gruppen der ſingenden oder ſich im Kriegsſpiel übenden Krieger hindurchfahrend, ſteigen die Frauen, der Knabe und ein Diener am Thor des Friedhofs der Proteſtanten aus . . . Sie tragen Kränze in den Händen . . .

Der kleine grüne Fleck dieſes Todtenackers war in den letzten Stürmen ſichtlich verſchont geblieben . . . Manche der Ahornbäume, die ſeine Alleen bildeten, lagen zwar niedergeſägt; ebenſo Sträucher mit verwelkten Schneeballen oder Jasmindolden; die Gräber waren verſchont geblieben . . . Der ſtille Geiſterhauch, der doppelt geheimnißvoll über dieſe in der Fremde Geſtorbenen hinweht, ſchien ruhige Grüße der Sehnſucht nach dem Vaterlande hinüber oder von dorther zurückzutragen . . . Aeltern, Geſchwiſter, Kinder der hier Ruhenden weilen in der Ferne . . . Manchem jenſeits der Alpen Weinenden ruht hier ſein ganzes Glück — unter einem — wie oft! — nur einfachen grünen Hügel . . . Doch prangen auch auf marmornem Monument die Bildniſſe berühmter Künſtler,

Gelehrten, hochgefeierter Staatsmänner . . . Meiſt ſind die Züge der Abgebildeten leidend — man ſieht es, der Geſchiedene hatte noch auf dieſe milde weiche Luft, auf dieſen heitern Sonnenſchein ſeine Hoffnung geſetzt und ſie betrog ihn — . . . Dürftige Holzkreuze mahnen an manchen armen jungen Maler, der in Italien ſein Ideal geſucht und in einem römiſchen Spital in einer einzigen Fiebernacht es finden ſollte . . .

Jetzt halten die beiden Damen in Trauer — hohe, ſchlanke, edle Geſtalten, gefolgt vom Diener und geführt vom voranſpringenden Knaben — vor einem Denkſtein, auf welchem der Name zu leſen ſteht:

„Graf Hugo von Salem-Camphauſen."

Sie nehmen dem Diener ihre Roſen und Lorberkränze ab, die dieſer aus dem Wagen mitgebracht, und legen ſie auf das Grab, das erſt kürzlich ſeine Vollendung erhalten hatte . . . Graf Hugo, nicht in die Dienſte ſeiner Armee zurückgetreten, hatte auf Schloß Salem ſeiner Gattin gelebt und dem Sohn, den ſie ihm gebar . . . Benno Thiebold Bonaventura Graf von Dorſte-Salem-Camphauſen wurde lutheriſch getauft . . . Graf Hugo ſtarb bei allem Glück an einem Siechthum des Herzens — es hatte ſeit Jahren der Kämpfe zu viel beſtanden . . . In Rom hatte er Geneſung gehofft und heute vor einem Jahr erloſch ſein Auge . . . Das da iſt ſein lieber Sohn — er wird erzogen von zwei Müttern ſtatt einer — . . . Von Paula und von Armgart . . . Letztere iſt nun auch ſchon von grauen und nicht (wie bei ihrem auf Caſtellungo noch mit dem Vater lebenden ſtreitbar rührſamen Mütterchen) verfrühten Locken . . .

Das heutige Opfer der Freundſchaft und Dankbarkeit konnte nicht lange währen; denn die bangen weiblichen Herzen entdeckten bald, daß ſie zu allein waren in ſo wildem Kriegerjubel — . . . Es war eine Stunde Allerſeelen . . . Sie gedachten voll Innigkeit aller Todtenhügel, die ſich ihnen in der Welt ſchon erhoben . . . In der Ferne das noch immer von Armgart mit Roſen und Vergißmeinnicht umfriedigte Grab des Onkels Techanten — Benno's — der Tante Benigna, des Onkel Levinus — des Präſidenten von Wittekind — . . . Auch in der Nähe gab es trauervolle Erinnerungen . . . Nicht weit von hier, auf dem Kirchhof der Laterangemeinde, lag ein Hügel, der die Herzogin von Amarillas bedeckte, von welcher man ſagte, daß ſie ein Jahr vor ihrem Ende nachts wie ein verſtörter Geiſt in ihren Zimmern umirrte und die Ruhe ſuchte, die ihr nur noch der Tod geben konnte . . . Am Vatican befand ſich Lucindens Grab . . . Im Inquiſitionspalaſt ein Hügel, der Venaventura's Vater deckte . . . Bruder Hubertus' Aſche ruhte auf San-Pietro in Montorio . . . Terſchka's Ruheſtätte kannte man nicht . . . Die Frauen ſuchten und forſchten auch nicht nach ihr — ebenſo wenig, wie nach den Umſtänden, unter denen Lucinde, Terſchka und Hubertus aus dem Leben gingen . . . Es gab darüber grauenvolle Sagen — Armgart und Paula glaubten ihnen nicht; nicht mehr um der Religion willen, ſondern deshalb, weil ein weibliches Herz die Schleier böſer Dinge ungern gelüftet ſieht . . . Wo iſt der Widerhall zu finden, die ganze Grabesrede, die jedem dieſer Menſchen gebührte! . . . Nur in Gott ruhen ſie; nachfühlen

und von ihnen träumen mag der Dichter . . . Paula und Armgart waren gerechter als andere — was man von Lucinden ſprach, erſchöpfte ſelbſt ihrem Urtheil nicht die volle Wahrheit . . .

Oder ſollte Lucinde wirklich den Tod gefunden haben, überraſcht bei einem Briefe, den ſie gerade an Bonaventura ſchrieb —? . . . Vor einem offenen Käſtchen, in welchem Documente lagen, die — mit den Schickſalen der Familien Wittekind und Aſſelyn zuſammenhingen, mit Venno's Urſprung, wie man glaubte, mit ſeines Vaters betrügeriſcher zweiter Ehe, mit dem ſcheinbaren Tod des weiland Regierungsraths von Aſſelyn —! Was ließ ſich nicht alles an unheimlichen Stellen im Leib dieſer Familien auffinden —! . . . Oder ſollte es wahr ſein, daß Feſelotti, das Al-Geſù und Olympia im Bunde jenes Käſtchen bei Gelegenheit einer Feuersbrunſt ebenſo wollten verloren gehen laſſen, wie die verhängnißvolle falſche Urkunde, die Hammaker geſchrieben, einſt bei jenem Brande zu Weſterhof gefunden wurde —? . . . War es wirklich Terſchka, der dieſen Raub hatte auf ſich nehmen wollen — — müſſen — ihn ſchon lange verſuchte —? . . . Hatte Terſchka's Ohr im Inquiſitionspalaſt, in welchen nur die Verſchlagenheit des ehemaligen Anwohners der Porta Cavallagieri ſich einzuſchleichen wußte, die Beziehungen belauſchen ſollen, die zwiſchen Bonaventura und dem deutſchen Einſiedler aus dem Silaswald obwalteten —? . . . Und hatte die Feuersbrunſt zu früh begonnen und der Mönch mit dem Todtenkopf, der alte Freund aus ihrer Jugendzeit, der zwiſchen Weſterhof und Himmelpfort ſo oft im wogenden Kornfeld traulich mit

ihnen plauderte und ſcherzend ihnen Cyanenkränze wand, ſeinen ſeit Jahren geſuchten zweiten Schützling in dem Augenblick wiedergefunden, wo ihn zugleich auch über dieſen der Himmel zum Richter machte — freilich mit dem Einſatz ſeines eignen Endes —? . . .

Wandte ſich alledem ein grübelndes Forſchen und Staunen zu, ſo ließen die beiden Frauen andere die geheimen Fäden offen und klar darlegen; ſie ſelbſt verglichen das Meiſte, was im Schooſe Gottes ruht, dem ſtillwaltenden Naturgeheimniß, das oft ein einfaches Summen ſchwärmender Käfer im heißen Sommerbrand tiefer auszudrücken ſcheint, als Bibliotheken voll Menſchenweisheit — . . . Mochten ſie nicht glauben, daß ein Falter, der von Blume zu Blume fliegt, vom All mehr ſchon erfahren hat, als wir —? . . .

So war es ihnen, wenn man von Lucinde ſprach . . .

Eine Stunde verging . . . Die düſtern Vorſtellungen ſchwanden im Hinblick auf die Enthüllungen des Conclave . . . Bonaventura, der [illegible] Bekämpfer der jetzt überall aus Italien vertriebenen und nur noch in Spanien und Deutſchland niſtenden Jeſuiten, Bonaventura, der noch immer in Coni wohnende Gegner alles deſſen, was Fefelotti von Trident und Brixen, zuletzt von Salzburg, Wien und Würzburg verdammte — auch er war eingezogen in den wiederum vermauerten Palaſt des Quirinal . . .

Von ihrer Wohnung aus, die ſie in Palazzo Ruspiglioſi genommen, hatten die Frauen den Einzug der Cardinäle mit angeſehen . . . Die lange Proceſſion war durch die Krieger hindurchgegangen, deren drohen-

des Toben der Dictator beſchwichtigten mußte . . . Tauſende bis in die höchſten Dächer und Schornſteine hinauf blickten nieder auf die ſeit lange zum erſten mal wieder zuſammengekommenen höchſten Würdenträger der in Auflöſung begriffenen Hierarchie . . . Noch befanden ſich unter ihnen manche der Alten und Unverbeſſerlichen . . . Da eine hagere, leichenfahle Geſtalt, gebeugt von der Laſt der Jahre, aber funkelnden ehrgeizigen Auges . . . Dort eine beleibte, freundlich lächelnde, ſelbſt mit dem Bäuchlein grüßende und nicht minder hoffnungsvolle — trotz der Sorgen, die auf dieſer erledigten Krone laſteten . . . Hier eine mit wirklichem Schmerz niederblickende, der ſchweren Zeit gedenkend — . . . Geprüft waren ſie alle, dieſe „letzten Märtyrer", durch die bitterſten Erfahrungen, zum mindeſten durch ihre ungewohnten Entbehrungen . . . In dieſer diesmaligen Wahl entſchied ſich die Frage der ſäculariſirten Hierarchie für immer . . .

Unter ihnen ſchritt Cardinal Vincente Ambroſi — gern als der künftige Stellvertreter Chriſti bezeichnet . . . Noch immer gab er ein wohlthuendes Bild männlicher Schönheit . . . Schneeweiß ſein Haar, ſchwarz die ſcharfe Augenbraue . . . Ihm galt der Zuruf der Römer — . . . Um ſo mehr, da man wußte, daß das alte Recht der drei großen rechtgläubigen Dynaſtieen Frankreich, Oeſterreich und Spanien gegen ihn geübt werden ſollte — das Recht, daß, als Bevollmächtigter einer dieſer Monarchieen, ein Cardinal gegen ihn proteſtiren durfte . . . Gegen Einen nur und Einmal nur durfte proteſtirt werden — dann „ſtirbt die Biene, wenn ſie

den Stachel in ihren Feind ſenkte", wie Cardinal Wiſeman ſagt . . .

Auch Fefelotti folgte . . . Krumm, ganz vom Alter gebeugt, citronengelb, geführt von zwei Conclaviſten . . . Ein Ziſchen und Höhnen der Maſſe verfolgte ihn, wie mit Spießruthen; jeder Mund hatte eine andere böſe That von ihm zu erzählen . . . Auch die Feuersbrunſt vor Jahren auf Strada dei Mercanti wurde nur ihm, nur der Fürſtin Olympia Rucca mit ihm im Bunde zugeſchrieben . . . Letztere war nach Spanien entflohen und lebte ihre angeborene Natur, vielleicht auch innern Schmerz, jedenfalls die Zerſtörung und den gänzlichen Verfall, den ſolchen Naturen das Alter verhängt, in den Stiergefechten von Madrid, im Muth der Eſpadas und Picadoren aus . . . Alle Trümmer des ehemaligen Roms verendeten in Spanien — Der junge Rucca befand ſich dort mit ſeinen Orden, mit ſeinen Titeln und dem klingenden Werth aller ſeiner verkauften Güter — . . .

Ein Glück für Fefelotti, daß ihm im Zug der Cardinäle Bonaventura d'Aſſelyno folgte — ſein Gegner, ein Name, den Italien verehrte — . . . Sogleich verſtummte der Hohn, als die rollenden Augen dieſer wilden Menſchen den Erzbiſchof von Coni ſahen . . . Auf Bonaventura paßten die Worte Samuelis: „Sieh nicht auf ſein Angeſicht, noch auf die Höhe ſeiner Geſtalt — ſieh auf ſein Herz" . . . Angeſicht und Geſtalt ragten im Zuge majeſtätiſch und doch ſprach nur jeder von ſeinem muthigen Geiſt, von ſeinem edlen Herzen — Nach des Präſidenten von Wittekind Tode wußte alle Welt die Geſchichte Federigo's . . .

Drei Tage hatte das Volk durch einen kleinen Schornstein am Quirinal den aufsteigenden Rauch beobachtet, der vom Verbrennen der Wahlzettel im Ofen der Kapelle des Conclave kommt . . . Im kleinen Garten, der zu dem von seinem Besitzer verlassenen und deshalb leicht zu ermiethenden Palast Rospiglioſi gehörte, wandelten Paula und Armgart schon seit drei Tagen auf und nieder wie mit Flügeln, die ihr Wille gewaltsam niederhalten mußte; bangfrohe Sehnsucht und Erwartung hob ihre Seelen, als wäre nur noch der Aether ihr Bereich . . .

Die dreifache Krone gewinnt nur Er —! sprach Armgart zur Freundin, der sie Führerin und Lenkerin aller ihrer Lebensentschlüsse geworden . . . In deinen Jugendträumen hast du ihn so gesehen; so wird es sich auch erfüllen! . . .

Was sah' ich nicht alles und die Erfüllung — — blieb aus! . . . sprach Paula . . .

Alles kam anders — als wir erwarteten, aber es traf zu — zum Guten —! . . .

Armgart durfte gewiß so sprechen in Rücksicht auf den eignen Frieden, der in ihr Inneres eingezogen war . . . Thiebold's Hand hatte sie abgelehnt, aber die fortdauernden Beweise seiner Freundschaft ließ sie sich gefallen; wenn die Trennungen zu lange dauerten, konnte sie seine erheiternde Nähe kaum entbehren . . . Thiebold, reich und guter Laune, gefällig, alles zum Besten wendend, reiste zwischen den „letzten Trümmern seiner schöneren Vergangenheit" hin und her . . .

Sein Pathe, Benno, wie er genannt wurde, hatte

großen Enterhaken, ganz wie die alten Griechenfürſten, auf ſeiner zweirädrigen Schafhürde und vertheidigte ſich als ein antiker Cavalleriſt gegen einen Hopliten, der auf Leben und Tod auszugehen ſchien und mit einer Schlinge Schumacher's Hund wie einen herrenloſen bereits eingefangen hatte und ihm die Kehle zuſchnürte. Ein Grauſen bemächtigte ſich Blaſedow's, als er den Gegner des Schäfers erkannte. Es war der große Unbekannte der Umgegend, der Namenloſe, der Abdecker, der zwar noch Niemanden geköpft hatte, aber ſchon einmal Jemanden außerhalb des Fürſtenthums gerädert. Blaſedow's Blut erſtarrte zu Eis. Er hielt inne und zitterte, Theobald in die Nähe dieſes Unehrlichen zu führen. Indem ward es ihm aber auch klar, daß des Volksdichters Vogel der Rabe iſt und eine ſeiner ſchauerlichſten Pflichten die, verweſte Verbrecher vom Rade loszuflechten. Er hörte Bürger's Lenore an ſich vorüberſauſen und ſah mit grellen Augen eine Kindsmörderin auf dem Galgen ſtehen, die im Wahnſinn lachte. Er hörte das monotone Lied eines Bänkelſängers, deſſen Bild auf Jahrmärkten den Tod durch das große Schwert eher zu einer Lockung, als zu einer Abſchreckung macht, dies Singen und Sagen, das einen ſo geheimnißvollen Eindruck auf die Gemüther hervorbringt und Mörder in Volkshelden verwandelt. Er hielt ſich an Theobald, der ſich an ihm hielt, beſann ſich eine Weile, ſchüttelte ſeine kalten Glieder und ſchritt rüſtig vorwärts.

Am Kampfplatze angekommen, trieb ſein Zuruf die Gegner auseinander; aber Schumacher tobte, daß ja ſein Hund am Verenden ſei. Der Nachrichter ließ den Strick nach und hätte das Thier, das ſich mühſam erholte, faſt erwürgt gehabt. Beide Parteien drängten ſich an den Pfarrer heran,

jetzt nur die Krieger im Auge, die Kanonen an den Schanzkörben hinter dem braunen Geſtein der Ceſtiuspyramide, die dreifarbigen Fahnen und die blitzenden Bajonnete auf dem nahegelegenen alten Römerthor . . .

Als ich heute in unſerm Hauſe das Bild des Guido an der Decke betrachtete, ſprach Paula, den Aufgang Aurorens über die Gewäſſer, mußt' ich deiner Erzählung gedenken, die du nach dem Schreckenstage des Weſterhofer Brandes vom Jagdgelag auf Münnichhof gabſt — an des ſeligen Onkels Schilderung der Farben, die dem Aufgang der Sonne über Meereswogen vorangehen . . . So geh' ich auch heute ganz in Licht und Purpur . . .

Armgart drückte die Hand der Freundin und ſprach: Wir ſind bis zu Gräbern gekommen und haben immer noch Hoffnungen für dieſe Erde —! . . .

Während ſie ſo plauderten auf dem marmornen Sarkophage, verſunken in Träume und Erinnerungen, und ihre Augen dem Knaben folgten, der nach Schmetterlingen haſchte, erbebte plötzlich die Luft vom Donner eines Kanonenſchuſſes . . .

Die Krieger ringsum griffen zu den Waffen . . Auch auf dem Monte Teſtaccio wurde es lebendig . . . Der Schuß kam von der inneren Stadt . . .

Bald fielen, während die Kanonenſchüſſe ſich wiederholten, Glocken ein . . . Immer mehr und mehr der ehernen Zungen begannen auf allen Thürmen zu läuten . . . Ueber die ganze Stadt wehte ein einziger klingender Luftſtrom . . .

Die Wahl iſt vollzogen! rief Armgart und brach auf . . . Der Knabe wurde gerufen . . .

Sicher war es jetzt kaum zum Hindurchkommen, wenn man auf den Monte Cavallo zurückfahren wollte . . . Paula mußte ſchon geführt werden . . . Sie ſchwankte in zitternder Erwartung . . .

Der Donner der Kanonen, das Läuten der Glocken währte fort . . .

Pfeilgeſchwind ſchoß der Wagen durch die Vorſtädte . . . Im Innern der Stadt mußt' es langſamer gehen . . .

Haben wir das verſäumt! klagte Armgart und zugleich erwartungsvoll forſchend, ſo oft der Wagen im Gewühl der Truppen, der Bivouaks, der Volksmaſſen halten mußte . . . Sie fragte, was man wiſſe . . .

Man hörte nur Trommeln, Commandewörter, Drohungen ſogar — . . .

Zu den Waffen! ſchrie das Volk und von Traſtevere ſtürmten die Menſchen in wilder Wuth über die Brücken . . .

Was mag es geben! fragten ſich die Frauen, voll Bangen über eine unerwartete Wendung . . .

Daß zur beſtimmten Stunde aus dem kleinen Schornſtein nicht Rauch gekommen war, galt bis jetzt für das einzige Zeichen, daß Jemand das richtige Zweidrittel der Stimmen für die Wahl erhalten hatte . . . Wer es war? wußte noch niemand . . . War es Feſelotti — dann Tod und Verderben —! . . .

Dem Monte Cavallo zu, wo nur denen Platz ge-

laſſen wurde, die beweiſen konnten, daß ſie dort wohnten, hieß es:

Feſelotti iſt es nicht . . .

Aber auch Ambroſi war es nicht . . .

Man hatte gehört, daß von den drei weißen Gewändern, die für den neugewählten Papſt bereitgehalten werden müſſen, nicht dasjenige geholt worden war, das zu einer kleinen Geſtalt paßte . . . Anfangs hieß es: Man holte das mittlere . . . Endlich, ſchon an dem von Truppen umlagerten vermauerten Palaſt, lärmten die Rufe wie bei den Vorbereitungen zu einem Bühnenſpiel durcheinander: La roba grande! . . .

Halb ohnmächtig über die Schlußfolgerungen, die ſich aus dieſem üblichen Vorſpiel eines überlebten Vorgangs ziehen ließen, kam Paula am Thor des Palazzo Ruspigliosi an . . . Armgart ſprang aus dem Wagen — eilte durch die Säle, riß eines der von den Dienern und deren Freunden und Angehörigen nicht belagerten Fenſter auf und blickte in den ſchon vom Abendlicht beleuchteten menſchenüberſäeten Platz . . . Hoch und herrlich bäumten ſich über dem Gewühl von Menſchen, Roſſen, Kanonen, Waffen aller Art, wehenden Fahnen die Koloſſe der Dioskuren, die Phidias und Praxiteles geſchaffen . . . Jeder der ehernen Roſſebändiger hatte in der einen freien Hand die dreifarbige Fahne . . .

Armgart rief nach Paula . . .

Dieſe ſchwankte näher — krampfhaft ihren Sohn umfaſſend . . . Ueber dem Portal des päpſtlichen Palaſtes am großen Fenſter wurde es lebendig . . . Eine Mauer, vor wenig Tagen erſt aufgeführt, riſſen in wilder

Haſt Arbeiter im Schurzfell nieder . . . Stein auf Stein fiel . . . Die Balconthür wird frei . . . Ein lieblichſter Abendſonnenſtrahl fällt auf die bunten Gewänder der Männer, die jetzt auf dem Balcon erſcheinen . . .

Cardinal Ambroſi tritt hervor, jubelnd vom Volk bewillkommt . . . Er trägt eine Rolle in der Hand . . . Trotz des Purpurſtrahls der Sonne und ſeiner Gewänder erſchien er vor Aufregung hocherröthet . . .

Das Jauchzen, das Rufen der Menge, die ihn gleichſam für eine getäuſchte Hoffnung ſchadlos hielt — er konnte nicht der Gewählte ſein — hörte endlich auf . . . Todtenſtille trat ein, unterbrochen vom Krachen der Kanonen auf der Engelsburg, vom Läuten der Glocken . . .

Ambroſi, wie Johannes der Täufer den Ruhm ſeines Freundes Jeſus verkündete, rief mit lauter Stimme:

Annuncio vobis gaudium maximum! . . . Habemus Papam eminentissimum Cardinalem Archiepiscopum Cuncensem Dominum Bonaventuram d'Asselyno . . .

Trommeln wirbelten, Trompeten ſchmetterten — Fahnen flatterten . . .

Von ſeinem Roß herab ſalutirte der Dictator mit ſeinem im Sonnenſtrahl blinkenden Schwert dem neuen Biſchof Roms, einem Deutſchen . . .

Wohlgefällig und neugierig murmelnd ging es durch die Reihen . . . Der Name war bekannt und in ſeinem Ruf bewährt . . . Es war eine Wahl, die zugleich ein Symbol der Univerſalität und Unparteilichkeit der Kirche erſcheinen durfte . . .

In italieniſcher Sprache fuhr Ambroſi fort:

Der erſte Papſt, der nicht heilig geſprochen wurde, hieß Liberius I. . . . Der neue Biſchof von Rom nennt ſich in Demuth Liberius II. . . .

Die Spannung mehrte ſich . . .

Ambroſi fuhr fort:

Liberius II. nimmt die Wahl unter der von den Cardinälen zugeſtandenen Bedingung an, daß ſeine erſte That als gekrönter Biſchof von Rom die Berufung eines allgemeinen Concils iſt . . .

Der Dictator ſchwang ſein Schwert . . . Ein Sturm der freudigſten Unterbrechung folgte . . . Die Krieger riefen wie mit ehernen Zungen: Evviva! . . .

Ambroſi fuhr fort:

Auf daß ſich jedes katholiſche Herz auf die ſeit dreihundert Jahren ruhende Frage der Kirche und Lehre, auf eine Kirchenverbeſſerung nach dem Wort Gottes, Chriſti und der Apoſtel vorbereite, gibt das verſammelte Conclave der zweiten Bedingung des neuen Herrſchers der Kirche die Zuſtimmung: In allen Sprachen der Chriſtenheit iſt das Leſen der Bibel geſtattet! Von allen Kanzeln der katholiſchen Chriſtenheit ſollen die Völker ausdrücklich ſieben Wochen lang und in jeder Abendſtunde dazu aufgefordert und angeleitet werden — ! . . .

Der Dictator nahm ſeinen Reiterhut mit der wallenden Feder vom greiſen Haupte . . . Geiſterhaft lag ein heiliges Schweigen über dem Menſchenmeer . . .

Endlich ſchloß Ambroſi:

Und daß das Concil in heiliger Stille, fern vom Geräuſch der Waffen und weltlichen Störungen gehalten werde, ſo iſt dafür ein ſtilles Alpenthal Italiens

beſtimmt in der Erzdiöceſe des Gewählten . . . Zwiſchen Ceni und Robillante im Piemont liegt das Schloß Caſtellungo . . . Dorthin und zum 20. Auguſt dieſes Jahres, zum Tag des heiligen Bernhard von Clairvaux iſt die Verſammlung der Biſchöfe der Chriſtenheit ausgeſchrieben! . . . Betet, daß der Geiſt Gottes die Stätte und die Stunde ſegnen möge! . . .

Der Jubelruf nahm an Kraft und lufterſchütternder Macht noch zu, als, von den üblichen Gewohnheiten der Papſtwahl abweichend, diesmal der Gewählte ſelbſt vom Cardinalvicar vorgeführt wurde und an dem rieſigen Fenſter in den Kleidern ſeiner Würde erſchien . . .

Dieſe Kleider ſind eines Zauberers Tracht — In Perſien tragen ſich ſo die Eingeweihten der Geheimniſſe der Natur . . .

Aber der neue Zauberer von Rom erſchien, ob auch unter ſilbergeſticktem, weißen Tragbimmel, ob auch in der Sottana von weißem Moor, ob auch die weiße Mozzetta auf der Bruſt, ob auch mit dem rothſammetnen Baret auf, dem edlen Dulderhaupt, doch wie ein Menſch der Demuth und Schwäche, wie ein Vater, ein Freund, ein Bruder aller Menſchen . . . .

Alle blickten zu ihm auf voll Liebe . . . Lang umfloſſen die weißen Locken das allmählich freudig niederlächelnde Haupt des Gewählten . . . Die Hände ſtreckten ſich ſegnend über die in endloſen Jubel ausbrechende Menge: an der Rechten blitzte der mächtige Fiſcherring Petri — . . .

Die Abendſonne beglänzte einen Verklärten . . . Als ihre Strahlen ſein braunes Auge trafen, mußte er es

ſchließen . . . Er ſchloß es auch um des thränenvollen Blickes willen auf jene beiden Frauen am wohlbekannten Fenſter, deren weiße Tücher ihm: Hoſiannah, Sieger und Ueberwinder —! entgegenwinkten — . . .

Das ſah der letzte der Päpſte wol nicht, wie hinter den Frauen ein kräftiger Männerarm ſich Bahn machte und einen Knaben emporhielt . . . Thiebold war es, plötzlich angekommen und keine Gefahr des Krieges ſcheuend . . . Wie konnte Er — fehlen bei ſolchem Augenblick der Verheißungen und Erfüllungen —! . . .

Endlos war der Jubelruf des Volks . .

Ging es zum Frieden mit der Welt oder zur letzten Entſcheidung mit dem Schwert — die hier Verſammelten riefen die Forderung der Jahrhunderte, die unvertilgbar ewige Loſung und das gottgegebene Erbe der Menſchheit:

Freiheit —! Freiheit —! Freiheit —!

Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vom

# Baum der Erkenntniß.

um ſein Urtheil zu hören. Blaſedow wehrte ſich den unheimlichen Gaſt vom Leibe und fragte nach der Urſache des Streites. Es fand ſich, daß die beiden mediciniſchen Pfuſcher ſich einander in das Gehege ihrer Praxis gekommen waren. Schumacher durfte nur auf Menſchen, der Andere auf das Vieh ſpeculiren. Das Verhältniß hatte ſich aber gerade umgekehrt mit der Zeit und eben verſuchten Beide, es wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Blaſedow lag auf der Folter und ſtand eine Seelenangſt aus, die ihm die Sprache raubte. Endlich aber ermannte er ſich und fuhr den Fremden an, ſie allein zu laſſen, da er mit Schumachern zu reden hätte. Der Menſch ging nun, nachdem er den Hund auf wunderliche Art manipulirt und ihn darauf auf die Füße gebracht hatte. Die Schimpfreden Schumachers verfolgten ihn; doch blieb er ſtill dabei und ſchritt rüſtig ſeiner Wege.

Blaſedow ſetzte ſich in das Gras und konnte lange nicht ſprechen. Der Gedanke, daß Theobald, als Volksdichter, bei Niemanden paſſender in die Schule gehen würde, als bei dem grauſen Wächter und Wirth des Rabenſteines, durchſchauerte ihn mit einer Gewalt, die dem Schäfer Beſorgniſſe und Theobald Weinen machte. „Ach, dachte Blaſedow, wie ernſt iſt das Lebensziel, wie ſchwindelnd der jähe Abhang, der zu ihm hinführt! Schleichen nicht finſtere Schatten zu jeder Stunde hinter uns her und langen mit geſpenſtiſchen Händen? Wenn ein Kind kaum noch an einer Fenſterbrüſtung mit den Blumen ſpielt, ſtürzt es hinunter. Für jeden Menſchen kann eine erſchütternde Trauerpoſt ſchon immer unterwegs ſein. Gräßlich! Gräßlich!“ Blaſedow's Lippen bebten, ſein Auge blickte wie im Fieber, es bemächtigte ſich ſeiner eine ſtarre Empfindung, die er

Vom

# Baum der Erkenntniß.

Denksprüche

von

Karl Gutzkow.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Ist todt und „grau" all unser Denkbemüh'n,
„Des Lebens goldner Baum" allein nur „grün."
So heisst er „golden" um der Früchte willen,
„Grau" um die Blätter, die die Frucht verhüllen.

Kann hier ich auch nur Blatt um Blatt Dir zeigen
(Manch welkes drunter, trauernd an den Zweigen!)
So hoff ich doch, dass du im Laub entfernte
Goldschimmer einige siehst vom Tag der Ernte!

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Gott | 1 |
| Weltlauf | 19 |
| Das innere Gesetz | 41 |
| Kampf und Bewährung | 69 |
| Bildung | 86 |
| Die Zeit | 109 |
| Die Stände | 127 |
| Erziehung | 135 |
| Das Geschlecht | 147 |
| Der Mensch zum Menschen | 168 |
| Walten und Schaffen des Genius | 190 |

# Gott.

Nie wirst du in die leere Luft verzweifelnde Gebete entsenden und Bitten an das allwaltende Geschick richten um Abwendungen und glückliche Ausgänge, wenn du dich früh gewöhnt hast, die natürliche Folgerichtigkeit aller deiner Handlungen als eines der ersten Attribute der Gottheit, ja als die waltende Gottheit selbst zu erkennen.

Die Liebe Gottes dürfen wir doch wol besonders darin finden, daß sie uns wenn nicht befiehlt, doch verzeiht, wenn wir nach den Gesetzen der Natur leben.

Daß man beten ſoll, iſt vorzugsweiſe Dem geſagt, der nicht weiß, wie er es anzufangen hat, ſich irgendwie gegenſtändlich zu werden.

Suche dich auszuzeichnen und hervorzutreten mit allen Regungen und Schwingungen deiner Seele, nur nicht mit denen, die dich gen Himmel tragen ſollen.

Die Disharmonie der Welt liegt nur in unſerer Anſchauung.

Mit dem Verhalten zur Verſchiedenartigkeit der Religionen iſt es leider wie mit dem Familienſinn, der ſeine eigenen Kinder wunderbar ſchön findet, während ſie andern nicht ſelten häßlich erſcheinen. Lehren und auseinanderſetzen läßt ſich da nichts. Jeder hat ſeine eigene, ihm nur allein verſtändliche Stimmung.

Uebereinſtimmung verlange in der Liebe, nicht im Glauben.

Erſt, wenn du dich kleiner als das Atom eines Sonnenſtäubchens fühlſt, ahnſt du Gott. Am wenigſten, wenn du dich als ſogenannten Halbgott fühlſt.

Gebundenheit iſt die Wurzel der Religion, Hingebung ihre Blüthe.

Mit den zunehmenden Jahren verwandelt ſich unſer religiöſer Glaube mehr und mehr in Fatalismus. Nicht in jenen blindgläubigen, dem Zufall ſich anheimgebenden, ſondern in die Ueberzeugung von einem im Menſchenleben waltenden Geſetz der Stetigkeit. Wer auf ſein verfloſſenes Daſein zurückblickt, wird eine Hand entdecken, die in das Chaos unſrer Erlebniſſe Harmonie bringen wollte und ſchon mannigfach gebracht hat. Jede Ausſchreitung fand ihre Strafe, jede Ungebühr

nicht anders zu lösen wußte, als wenn er sich in einer Gewaltthätigkeit hätte äußern können. Er ergriff seinen Knaben, ließ den Schäfer, der ihn für wahnsinnig hielt, stehen und lief, so schnell Theobald nur konnte, nach Hause zurück. Er schloß sich den ganzen Tag ein, aß und trank nichts, sondern blieb auf dem Sopha, lang hingestreckt, in einer allgemeinen Erstarrung seiner Gedanken und Gefühle. Ach, so muß es Menschen sein, die irgend eine schwere That im Schilde führen, einen Selbstmord, eine gewaltsame Trennung von den Ihrigen, Menschen, die auf einem Verbrechen ertappt zu werden fürchten. Das muß der Uebergang zur Verrückung der Vernunft sein. Gott erbarmte sich aber und sandte dem wunderlichen Manne, mit dessen Schicksal wir uns beschäftigen, als Tröster den Schlaf und dazu gute Träume.

rächte ſich, auf Nacht folgte Licht, auf allzu reiche Freude wie auf die gehobene Welle die ſich ſenkende des Leids. Das Erkennen dieſer Regelmäßigkeit in den Ausgleichungen, das Nachfühlen des Sichwiederholens der ſtetigen und ſymmetriſchen Geſetze unſers Lebens wird dann zuletzt die einzige Richtſchnur unſeres Handelns, mäßigt unſere Wünſche, zügelt unſere Leidenſchaften, ſtärkt und belebt unſere Hoffnung.

Der Aſtronom Laplace wollte unter ſeinen Sternen nur Mathematik, nicht Gott gefunden haben. Als wenn nicht ſogar unſer Glaube an die Richtigkeit der Elemente des Euklid nur ein Offenbarungsglaube wäre —!

Eigentlich ſollte ich mich ſchämen, Gott mit meiner Perſon zu behelligen. Aber ſeltſam, ich fühle, daß ſich Gott mit mir beſchäftigt.

Zu den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele rechne doch nicht den, daß es eine jenseitige Welt geben müßte, wo die Ungerechtigkeiten der diesseitigen ausgeglichen würden. An dieser Seite der irdischen Unvollkommenheit trägt doch Gott keine Schuld.

Ich weiß, warum du orthodox bist und mit den Frömmlern gehst! Dir fehlt die wahre Bildung. Da kennst du deinen Schaden, aber deine Eitelkeit kann die Beschämung nicht ertragen, unbedeutend zu erscheinen. So tritt die Kirche und ihr fanatisch behauptetes Recht für deine Einfalt ein und entlastet dich deiner Unwissenheit — ! Und zum Ueberfluß kannst du bei solcher Armseligkeit, wie einmal unsere politisch-sociale Lage ist, statt zu dienen, noch herrschen und auftrumpfen. Indessen Letzteres wol nur noch auf eine gemessene Frist.

Ein trauriger Anblick — die Sonntagsleere einer Kirche und ein Brunnen, der kein Wasser mehr gibt — !

Wo eine Kirche nur zu den geduldeten gehört, wie die proteſtantiſche in Italien, die katholiſche in Rußland, iſt es für die ihr Angehörigen einfach malhonett, ohne äußere Veranlaſſung bei ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen zu fehlen.

Es gibt ein berechtigtes Zweifeln, woraus ſich das Größte erſchafft. Es gibt aber auch ein Zweifeln, mit deſſen ewig zweckloſer, immer nur reflektirender Ohnmacht du dir deine ſittliche Kraft verringerſt.

Wenn uns der Zweifel beſchleicht, daß unſere Ahnungen über die Natur und Größe Gottes nur Täuſchungen geweſen, ſo erhebe uns der Gedanke, daß es doch ſicher keine Täuſchungen waren über die unergründliche Tiefe des Menſchengeiſtes.

Ueber die Prieſter ſollen wir fühlen wie Voltaire; über die Religion ſelbſt wie Fénélon.

Die Meinungen, die man dir als Religion aufdrängt, abzulehnen, das eben ſei deine Religion.

Schon ſeit Jahren ein geliebtes Weſen im Schooße der Erde zu wiſſen, das am Gang unſeres Lebens, aber auch am allgemeinen Gang der Menſchheit Antheil genommen und an jedem die Welt bewegenden Ereigniß wie mit allen Faſern des Herzens hing — Gedanken, die ſich an dieſen Schmerz, an dieſe Rührung anknüpfen, ſprechen mehr für die Unſterblichkeit der Seele, als Beweiſe der Philoſophie. Nicht das, daß uns da noch die geliebte Geſtalt, gerade ſo wie ſie geweſen, in derſelben Friſche der Erſcheinung, oft noch wie gegenwärtig unter uns zu wandeln ſcheint, daß ſie Kinder, die ſie verlaſſen mußte, Eltern, denen ſie durch ihr Scheiden das Herz brach, wie ein ſchützender Genius umſchwebt (das Ohr des Geiſtes hört das ſanfte Wehen

ihres Flügelſchlages, aber die Einbildungskraft und die Sehnſucht können ſich täuſchen), nein, ihr Einmalgelebthaben, ihr Miteingegriffenhaben in die Welt, das hat der Erde, die ſie verlaſſen mußten, unzerſtörbare Spuren eingegraben, wie ſich Pflanzen im noch flüſſigen Geſtein der Erdbildung abdrückten. Dieſen Merkzeichen einer Vergangenheit, die in unſern Todten ruht, begegnen wir noch überall; wir, die Ueberlebenden, müſſen, was uns auch begegnet, immer wieder an ſie anknüpfen und — blickten wir nur in die alten vergilbten Briefe, die uns von eines Todten Hand zurückgeblieben ſind. Wie friſch iſt ihre Sprache, wie unmittelbar gegenwärtig die Laune, die darin lacht, wie unſterblich ihre ſcherzende glückliche Sorgloſigkeit! Wie ſich nun freilich das, was in uns ſo ſichergeſtaltet fortlebt, auch im Allgemeinen erhalten und dem Todten bewußt geblieben ſein ſoll, wiſſen wir nicht. Das aber dürfen wir zu wiſſen glauben, daß für die Lebenden nichts in der Zeit geſchehen kann, das nicht auch irgendwie noch den Todten gehört. Oder ſollte Chriſtus nie erfahren haben, was daraus entſtanden, daß er am Kreuz gelitten hat —?

Es iſt ſo wunderbar, wie ein Pulsſchlag Zeit nach dem andern durch die Welt zuckt, das ganze All berührt und dann geräuſchlos in die geheimnißvolle, unergründliche Tiefe der Ewigkeit dahinſinkt! Und dann — wie wunderbar wieder unſer Drang, dahin zu ſtreben, daß der elektriſche, ewig thätige Strom wie ſelbſtbewußt auch unſer eignes Leben, unſere eigene Bruſt mitdurchzittert!

Sagt uns doch nicht, daß wir das irdiſche Glück verachten ſollen! Es gibt ja keine Ahnung von künftigen, irgendwie erdenklichen Himmelswonnen, die ſich nicht an etwas anknüpften, was wir hienieden kennen, hienieden vorempfinden, hienieden genießen, verlieren, ſchmerzlich vermiſſen lernten.

In meiner frühſten Kindheit hatt' ich Gefühle, die mich durchbebten, wunderbarer und erhabener, als ſie mir je eine ſpätere Wirklichkeit bieten konnte. Sicher werden es ſolche Gefühle ſein, die uns wieder beim Nahen des Todes befallen.

Warum ſchwinden dem Alter die Jahre wie Stunden? Der Nachen des Lebens gleitet auf der Woge der Zeit wie von ſelbſt hinunter. Das Ruder der Hoffnung war es, das uns erlaubte, ſeine Bewegungen zu regeln, die Stunde zu beflügeln oder zu hemmen, den Augenblick zu genießen wie die Ewigkeit. Das Alter legt dies Ruder aus der Hand. Es hofft nicht mehr und darum gleitet pfeilgeſchwind der Nachen dem Hafen zu. Nun frägt ſich, was beſſer iſt, dies ſchnell abrollende Ende oder ein Ende, das noch bis zum letzten Augenblick — Enttäuſchungen bietet. Die Wahl wird von deinem Glauben abhängen, den du vom Jenſeits hegſt.

Der Troſt, den im Unglück die Natur gewährt, liegt in dieſem ſo ſanft auf uns ausgeübten Hinüberziehen ihres ſtillberedſamen Waltens aus Menſchenſphären in die allgemeine, unſichtbare Weſensſphäre. Was iſt denn da noch das perſönliche Menſchenleid — in dieſem allgemeinen Wechſeln, Steigen, Fallen, Sterbenmüſſen und Sichwiedererneuern! Und ſo wunderbar reich ein Geiſt ſein mag, auch ihn nivellirt die Natur.

Das Gefühl, im Leben ſo viele Umwege gemacht, ſo viele nutzloſen Dinge verfolgt, ſo viele verfehlten Abſichten und Zwecke betrieben zu haben, iſt wol am Abend unſerer Tage eines der allerſchmerzlichſten, die uns heimſuchen können. Und dennoch liegt auch in ihm, ſinnt man ihm nur tiefer nach, eine troſtreiche Verheißung.

Unſer Leben iſt ein Verſuch zur Unſterblichkeit.

Die Seele iſt wie die Luft. Niemand ſieht ſie und dennoch kann ſie der Phyſiker wägen.

Das fühlen wir unwiderleglich, die Beſtimmung des Menſchen fällt nicht zuſammen mit dem Zweck dieſer Erde.

Erhebe es dich, wenn du den Tempel der Natur betrittſt, daß du überall das Streben nach Geſetz und Ordnung erblickſt! Bunt und mannigfach ſind die Erſcheinungen, aber ein einiges Weſen iſt es, dem jedes Blatt, jede Blume, jeder Ruf eines Thieres, jede todt liegende Steinmaſſe entgegen zu drängen ſcheint. Es iſt Kunſt der Naturbetrachtung und Folge der allmähligeren und reiferen Vertrautheit mit ihrem Leben, ſofort den Blick auf die Einheit der Erſcheinungen in ihrer Mannigfaltigkeit, auf das Dauernde im Wechſel zu richten. „Tretet ein, auch hier wohnen Götter!“ ſagte ein Spruch des Alterthums.

Ob die Welt nun doch bald allgemein glauben wird, daß all unſer Denken und Wollen nur Fleiſch und Blut, Sauerſtoff, Phosphor, mit einem Worte Stoff iſt, darüber ſollten wir eigentlich nicht zu empfindlich werden. Wird es doch eben von der Menſchheit in der unermeßlichen Fülle ihres Lebens, ihrer Handlungen, ihrer Meinungen und Gedanken nicht geglaubt. Es kann aber einen Mittelweg geben zwiſchen Verehrung vor den neuen Fortſchritten der Naturwiſſenſchaft und unbedingter

Anhänglichkeit an die alten Meinungen; einen Mittelweg, der von keiner Halbheit kommt und zu keiner Halbheit führt, sondern von und zu der Ueberzeugung, daß zuletzt auch zur reinen Stoffgläubigkeit faſt eben ſo viel — Idealismus gehört wie zur alten ſupernaturalen Geiſtgläubigkeit.

Vielen Beweisführungen der Kraft- und Stofflehre ſteht unſer natürliches Bewußtſein gerade ſo gegenüber, wie wenn jemand unſere Bewegung läugnen wollte. Wir laſſen ihn disputiren und — gehen eben. Der Weg von den Geheimniſſen der Blutbereitung im Menſchen bis zur Denkkraft eines Spinoza, von dem in einem trepanirten Froſch beobachteten Gehirnleben bis zu den großen enthuſiaſtiſchen Thaten der Geſchichte iſt ein ſo weiter und gleicht ſo ſehr den Milliarden von Meilen, die zwiſchen den Sternen liegen, daß man, ihm nachforſchend, auf den Zwiſchenſtationen bald ermüden würde und beſſer thut, ſich an die beiden äußerſten Pole, die alten Faktoren des Daſeins, Materie und Geiſt, zu halten — mag allerdings auch in einem Totalbegriff, in der Idee Gottes, ihre Einheit liegen.

## Dreizehntes Kapitel.

### Alboin, der Satiriker.

Als Blasedow die Schrecken der ersten Träume überwunden hatte und in die zweiten kam, die, ungleich der zweiten Periode der Geburtswehen, leichter sind, als die ersten, und auflösen und dem Schlafgott volle Gewalt lassen, wenn sie auch gerundeter und deutlicher sind, hatte er sich in eine so lange Traumreihe verwickelt, daß er bis zum hellen Morgen schlief. Und noch war nicht einmal der fünfte Act seiner Träume in eine allgemeine Schlußgruppe aufgelöst, als er schon von einem lauten Rufen an die Fenster seines Zimmers hinauf geweckt wurde. Indem er aufwachte, war sein erster Gedanke: Alboin, und sein zweiter: die Satire; er hatte aber nicht Zeit, über die Art, wie er den Unterricht seines letzten Sohnes anknüpfen sollte, in Verlegenheit zu kommen, denn man rief ihm noch einmal. Als er, aufgesprungen, Herrn Ritter hinter den herabgelassenen grauen Vorhängen (weiße gab ihm Gertrud nicht, da sie ja doch bald grau würden!) wahrnahm und noch zwei junge Männer mit ihm, dacht' er, die Satire böte sich ja ordentlich von

Gibt es ein Jenſeits und ſehen wir uns dereinſt wieder? Was ſagen Naturwiſſenſchaft und Philoſophie zu dem Glauben der Religion und zu den bunten, mit den Farben der Phantaſie geſchmückten Vorſtellungen der Dichtkunſt —? Wer Jean Pauls „Selina“ geleſen hat, der lebte wol ſchon als eine vom irdiſchen Stoff entfeſſelte Seele, vorgenießend, im Aetherreich einer jenſeitigen Exiſtenz. Die Mutter ſieht da ihr Kind, das ſie dem unerbittlichen Tode mit Verzweiflung preisgeben mußte, in den Auen der Seligen wieder. Herzen, die Jahre lang neben einander ſchlugen und des Lebens ernſte Prüfungen bis zum Augenblick der unerbittlichen Naturnothwendigkeit treu überſtanden, trennen ſich nur auf kurze Zeit, um ſich mit verklärten Leibern in einer ſchönern Welt ewiger Vereinigung wieder zu begrüßen. Der Freund findet den Freund, treue Kindesliebe findet die Eltern, Liebende, die mitten in der Roſenzeit ihrer Neigungen des Lebens ſchönſte Blüthen von der Hippe des Todes hinweggeſchnitten ſehen mußten, feiern im Reich der Sphären, unter Jubelchören der Engelwelt, nach kurzer Trennung ein Wiederſehen ...

Schöner Glaube, dem immer ernſter und ernſter die Anfechtung der Wiſſenſchaft droht. Was ſchon die Philoſophie aller Zeiten gegen dieſe für eine Geiſterwelt die

Vorſtellungen der ſinnlichen entlehnenden Hoffnungen einwenden mußte und eingewendet hat, das iſt der reiferen Bildung bekannt. Aber noch in gröſsere Kreiſe hat ſich ſeit dem Studium der Naturwiſſenſchaften die Botſchaft verbreitet, daß allen dieſen Vorſtellungen nur ein Wahn zum Grunde liegen ſolle. Und ſetzen wir die Naturwiſſenſchaft ſelbſt deſshalb nicht herab! Sie hat uns von Vorurtheilen befreit. Sie hat der Menſchheit ſo vielfache Bedrängniſſe genommen. Zürnen wir ihr nicht, wenn ſchon immer weiter die Vorſtellung um ſich greift, daß der Menſch wie alles Uebrige wäre, was da lebte, nur der Ueber- und der Durchgang eines nach Geſtaltung ringenden höhern Naturgeſetzes. Ja, ſie lehrt, daß unſer Geiſt der Flamme gliche, die für ſich keine Selbſtſtändigkeit hätte, wenn ſie nicht auf und in einem brennbaren Stoffe loderte. Sie lehrt, daß unſer Leben nur irgend einen uns unbekannten Zweck des allgemeinen einzigen Gottes, der Natur, erfüllt. Sie nennt dies Daſein des Menſchen auf der Erde eine Blüthe, eine wunderbar duftende Blüthe, unſer Denken eine Fülle von Träumen und Sinneseingebungen, unſer Glauben, Hoffen, ja unſere ganze Geſchichte einen conventionell gewordenen, ſchon aus vorſündfluthlichen Zeiten ſtammenden Irrthum und in die Sinnenſchranke bliebe ewig

unſer Geiſt gebannt, und was von uns, wenn die Erde unſern Leib wieder aufgenommen, einzig nicht verweſe, das wäre der materielle Staub, die Aſche, die zu neuer Erde würde und von neuen Bildungen der Natur neue irdiſche Geſtaltung gewönne....

Auf tauſend Herzen laſtet dieſe furchtbare Vorſtellung wie der Druck der Verzweiflung. Das Leben, das ſich ihnen doch eigentlich bei ſolchem Glauben an Reiz ſteigern ſollte, verliert daran. Wenn unſer Leben keinen Zweck mehr für uns ſelbſt hat, wenn wir nur die Stufen eines über uns hinwegſchreitenden Naturgeſetzes ſind, Aſche und Staub für neue Bildungen, an denen das lebendige, volle, uns in dieſem Augenblick ſo kräftig hebende Bewußtſein unſerer ſelbſt keinen Theil hätte, wenn das Erinnern verloren ginge, was ſoll uns da noch das Leben? Dann ſind wir Gekerkerte, eingeſchloſſene Büßer einer unbekannten Schuld, dann iſt die Sonne uns verfinſtert, die Erde uns ſo dunkel wie das Grab.

Aber ſchon hat ſich die Naturwiſſenſchaft ſelbſt gegen die zu weit gehenden Schlußfolgerungen aus ihren Behauptungen erhoben. Sie hat zugeſtanden, daß ſie nur die Theile in der Hand hat, nicht das geiſtige Band. Wie wird denn doch zuletzt aus einer Knoſpe Blüthe? Wie entſteht die bunte Farbe? Wie der Duft? Beſchreibung

— wahrlich! iſt noch nicht Erklärung! Man mag Geſetze gefunden haben, aber der Geber derſelben, die Nothwendigkeit der Entwickelung vom Keime bis zur Blüthe, blieb verhüllt. Schon ſind Magnetismus und Elektricität die Führer aus dem Reich der Materie in das des Geiſtes geworden. Noch ſicherer geleitet uns die moraliſche Welt. Wie verirrte ſich, fragen wir, der Begriff der moraliſchen Welt in die flimmernd rotirenden Bewegungen unſerer Gehirnnerven? Und auch der Begriff des Guten wäre nur ein urweltlicher Pflanzenabdruck in dem weichen Brei unſerer Vorſtellungen?

Nein, einſtweilen wollen wir denken: Was die Geſtirne ſind, das wiſſen wir nicht; daß ſie aber ſind, das ſehen wir. Hienieden ſcheint der einzelne Menſch an ſich nichts, aber fehlen kann nicht der geringſte, wenn die Menſchheit im Ganzen gelten ſoll. Die Erde iſt für den Menſchen da, der Menſch nicht für die Erde. Noch weniger deckt den vollen Zweck der Menſchheit der Zweck der Erde ...

Höher hinauf läßt ſich die Gedankenleiter vielleicht nicht klimmen. Aber ſie führt zu einer offenen Pforte. Will ſich Jeder das, was er von der Schwelle derſelben aus wahrzunehmen glaubt, nach ſeinem Bedürfniß ausmalen, ſo magſt — du es thun mit den ſchon ſo ſcharf

umriſſenen, farbenprangenden Bildern deiner liebevollſten Sehnſucht — ich thue es mit den allerdings nur noch grauen Umriſſen anderer Ahnungen und anderer Träume — aber im Glauben an ein Jenſeits ſind wir Eins.

Eine große Erhebung liegt in der Entdeckung, die man beim Studium des Culturgrades aller Völker macht, daß die Begriffe von dem, was allein dem Menſchen ſeinen wahren Adel und Schmuck verleiht, zu allen Zeiten und unter allen Zonen dieſelben geweſen ſind, noch ſind und auch wol ewig bleiben werden. Die Menſchheit iſt ein Baum, der mit millionenfachen Aeſten gen Himmel ſtrebt.

# Weltlauf.

Positives Glück gibt es auf Erden nicht. Irdisches Glück heißt —: Das Unglück besucht uns nicht zu regelmäßig.

Nichts wird in der Natur dir wahrhaft schön erscheinen, wenn dir nicht zugleich eine geistige Beleuchtung darauf fällt.

Wir träumen öfters das, was wir fürchten; seltner das, was wir hoffen. Das Glück aber, das uns im Traum beschеert wird, ist gewöhnlich eine jener lächerlichen Ueberraschungen mit Annehmlichkeiten, an

welche wir am allerwenigſten noch gedacht hatten, oder die Erfüllung eines jener uralten Wünſche, die wir längſt, längſt ſchon zu den Todten legten.

Der Dichter ſagt: „Was du in der Jugend begehrſt, haſt du im Alter die Fülle!“ Meinte Goethe damit die ſüßen Schauer deiner erſten idealen Wünſche? Deine träumeriſchen Hoffnungen auf den Sieg und das Recht der wahren Menſchengröße? Mit nichten —! Er meinte, das Alter bringt dir ſolche Erfüllungen, die dich nicht mehr beglücken. Unter den hochgethürmten Aſchenhügeln des Alters glimmt und glüht es von weitaus andern Dingen, die du dir, wenn du den Werth, den ſie künftig für dich haben ſollten, geahnt hätteſt, in der Jugend viellieber gewünſcht haben würdeſt.

Gib mir, o Gott, Weisheit aus Erfahrung und aus — bitterſten Leiden! Nur gib mir die größere nicht — aus Vergehen und Schuld!

Im Unglück tröſtet nur die Gewöhnung an den ganzen, unverkürzten, durch nichts gemilderten oder weggeläugneten Umfang der ſchmerzlichen Thatſache ſelbſt. Darum tröſtet auch nur der, der mitfühlt, nicht der, der uns durch ſogenannte Troſtgründe erheben will.

Seltſam, was wir in ſpäteren Jahren Frohes und Glückliches erleben, das erinnert uns nur zu bald an ſchönere Stunden, die wir ſchon erlebt haben, und wir legen's — zum Uebrigen. Aerger aber und Verdruß, die ſind uns immer vollſtändig neu, kommen uns ganz unerhört und haben keine Analogie im all ſchon verwundenen Aerger und Verdruß der Vergangenheit.

Ihr Verſtandesmenſchen, ja, eure Weisheit blieb über die Gemüthsnaturen, die euch an Tiefe und Bedeutung weit überlegen waren, zuletzt ſiegreich! Ihr habt ſie erdrückt, ihr habt ſie beſeitigt. Aber nach Jahren vergleiche Einer die Thaten, die von Jenen und die, die von Euch zeugen! Wie ſtehen da die ſiegreichen

Handlungen der Kaltvernünftigen ſo welk und entblättert, während aus den Irrthümern, aus den Niederlagen des Gemüthes wie über Trümmern ein unverwelklicher Frühling emporragt.

Wie wenig bedarfſt du, wenn du unglücklich biſt! Unerſättlich macht dich nur das Glück.

Willſt du dir den abendlichen Frieden deines Lebens ſichern, ſo ruf' deine Fahrzeuge zeitig vom hohen Meere heim! Wirf die Netze des Erfolgs nur noch am nächſten Ufer aus!

Ich entſchuldige die kalte Handlungsweiſe und den Mangel an Aufopferung manches Egoiſten dadurch, daß ich mir denke, er hat wol ein vorahnendes Grauen, wie tiefe Wunden — Undankbarkeit ſchlägt.

Im Alter nimmt nicht die Fülle der Ideen ab, nur die Luft, ſie auszuſprechen.

Seid doch wach und zum Beſuch der Gottheit gerüſtet zu jeder Stunde! Weiheſtunden gibt es ja, wo wir Ueberirdiſches zu empfinden wähnen und wo wir auch unſer Beſtes im Schaffen, im Denken, Fühlen und Handeln hervorbringen. Selten freilich werden ſolche Weiheſtunden diejenigen, auf welche wir uns erſt mit der Erwartung, daß ſie feierliche und weihevolle werden ſollten, umſtändlich vorbereiteten.

Wir beſitzen Schätze, die wir viel zu ſelten muſtern und wären's nur — Kleinigkeiten, wie die Fähigkeit, eine Frühlingsnacht zu empfinden.

Wird Liebe zur Leidenſchaft, ſo iſt ihr bekanntlich nichts ſo peinlich, als für die lodernde Flamme nicht

ſelbſt an, wie ein Eber, der uns gerade in's Meſſer läuft. „Herr Pfarrer, ſtören wir?“ rief Herr Ritter, der wahrſcheinlich unter dem Wir ſeine Begleiter nicht mit inbegriff, ſondern nur ſich ſelbſt und Alles, was er vorſtellte, in der Eile pluraliſch zuſammenraffte, wie Könige und Recenſenten. „Keineswegs!“ ſagte Blaſedow durch das halbgeöffnete Fenſter und rieth den Herren, einſtweilen auf dem grünen Raſen vor dem Hauſe zu ſpazieren oder in den Garten zu gehen, bis er ſelber käme — „und Alboin,“ fügte er heimlich hinzu. Dieſem rief er die Stiege hinunter, zog ſich ſchnell an und eilte dann, ſich über den Beſuch der Herren zu freuen, wenigſtens ſo es ihnen zu ſagen.

„Dieſe beiden jungen Studenten,“ ſagte Herr Ritter, als Blaſedow mit Alboin im Garten war, wohin ſich die Ankommenden verfügt hatten, „beſuchten mich, weil ich eine Abhandlung geſchrieben habe über die metaphyſiſchen Anſpielungen in der Walpurgisnacht des Goethe'ſchen Fauſt. Es ſind ſtrebende junge Talente, die ſich wahrſcheinlich vor dem deutſchen Publikum einſt noch geltend machen werden und alle Zeichen tragen, daß ſie es verdienen.“

„Es ſind vielleicht zwei junge Schriftſteller,“ bemerkte Blaſedow künſtlich erſchreckend, „welche mich in ihren Heine'ſchen Reiſebildern wollen als Folie ihres Witzes auftreten laſſen?“

„Keineswegs,“ verbeſſerte Herr Ritter, „über Heine und ſeinen Anhang ſind die jetzigen Beſtrebungen auf den deutſchen Univerſitäten bereits wieder hinaus. Die Zeit geht raſch. Das Neueſte iſt den nach uns Kommenden ſchon nicht mehr neu genug. Dieſe jungen Männer, Herr Schmeißer und Herr Büſſer, ſind mit mir heilig davon überzeugt, daß

immer neue Nahrung zu haben. Aber auch dem Haß geht es ſo. Auch der kann verzweifeln, wenn er nicht immer neue Nahrung findet, Veranlaſſungen, die ſein Vorhandenſein rechtfertigen ſollen. Nichts macht ihn dann ergrimmter, als ohne Reizung in und an ſich ſelbſt erſticken zu ſollen.

Es iſt eine oft vorkommende Erſcheinung, daß Gemüthsmenſchen für Verſtandesmenſchen und Verſtandesmenſchen für Gemüthsmenſchen genommen werden. Das Mißverſtändniß entſteht daraus, daß der Gemüthsmenſch fürchtet, in der Welt, wie ſie nun einmal iſt, mit ſeinem Gemüth nicht auszukommen. Dadurch wird er immer geneigt ſein, ſeinen Verſtand, ſoviel er davon eben beſitzt, in lebhafteſte Thätigkeit zu verſetzen. Er ſetzt ihn aus Angſt in Thätigkeit und bei oberflächlicher Beurtheilung kann er ſogar als ein Dialektiker und Sophiſt erſcheinen. Verſtandesmenſchen dagegen wirken um deßwillen oft wie gleichſam gemüthliche, weil ſie ſich vor den Gefahren des Gemüths vollkommen ſicher wiſſen. Wehe jedoch dem, der dieſer gemüthlich behaglichen Ruhe, dieſem Gemüth der Verſtandes-

menſchen allzuſehr vertraut! Sie können dein innerſtes Herz ſchon in Stücke geriſſen haben und dich mit Lächeln verenden ſehen, während ihre erſte Cigarre noch nicht ausgeraucht iſt.

Schreibe das, was du dir bei Andern als Mangel an Werthſchätzung deuteſt und was dich oft ſo von Herzen bekümmern kann, in der Regel lieber auf die ſo weit unter den Menſchen verbreitete Untugend der — Trägheit.

Mit deinem Glauben an die Menſchen halte dich aufrecht, wenn ſie dich auch hundertmal betrogen hätten. Denke dir, wenn dir je ein Freund zu Theil werden könnte, für den du das Erkennen verlernt hätteſt!

Wir ſchwachen Menſchen leben lieber von den Vorſchüſſen, die wir der Zukunft abborgen, als von den zwar mäßigen, aber ſichern Renten der Vergangenheit.

Hüte dich vor dem Ausfallenlaſſen der Tage! Die Zwiſchentage zwiſchen den im Kalender rothangeſtrichenen Tagen, die irgend einer Hoffnung, einer Erwartung, einer Freude gelten, bringt dir kein Gott wieder zurück.

Es gibt Menſchen, die immer die Principien ihres Weſens erläutern, immer von den Gründen ihres Handelns ſprechen. Und gerade ſie ſind die ſchwächſten. Bäume, von denen allmälig die Wurzeln ihres Stammes ans Tageslicht kommen, erliegen dem nächſten Sturm.

Ein Geheimniß nicht nur der Chemie, ſondern des ganzen Lebens iſt, aus Kohle Diamanten zu ſchaffen.

Ein jedes Glück iſt demjenigen vergänglich, der nicht in ſich ſelbſt den Himmel trägt und ſchon aus ſich allein die Quellen ſtrömen läßt, die ſeinen Durſt nach Seligkeiten ſtillen.

Wir ſehen, wie in einem durchſichtigen himmelblau klaren See, die verlornen Tage der Vergangenheit ſchimmern. Ach, die glänzende Klarheit täuſcht über die Erreichbarkeit der Tiefe —!

Beruhige dich doch! Allerdings darfſt du annehmen, daß dich die Welt nicht ganz ſo hoch anſchlägt, wie du dir, wenn du übermüthig biſt, ſelbſt erſcheinſt, aber ſie ſchlägt

dich auch nicht ganz ſo gering an, wie du dir ſelbſt erſcheinſt, wenn du verzagſt.

Ein Weiheaugenblick, zu entdecken, daß unſer Leben im Herzen eines Freundes gebucht wurde, daß bei ihm Dinge, Handlungen und Aeußerungen verzeichnet blieben, an die wir uns ſelbſt, im Drang des Weiterlebenmüſſens, kaum noch würden erinnert haben.

Das Meer iſt ſalzig wie die Thräne, die Thräne iſt ſalzig wie das Meer. Das Meer und die Thräne ſind ſich durch die Einſamkeit verwandt. Das Meer hat ſie ſchon, die Thräne ſucht ſie.

Wie nur diejenigen Wunden heilen, die man ausbluten läßt, ſo verwindet man auch nur diejenigen ſchmerzlichen Erfahrungen, die man ſich nicht wegläugnet

und in ihren Folgen ganz auskoſtet, ohne ſich daran etwas zu mildern oder zu beſchönigen.

Welchem Alter gehört die Herrſchaft der Welt? Dem Lebensalter von fünfzig Jahren. Es mögen Perioden kommen, wo die Zwanziger, die Dreißiger, Vierziger regieren; aber immer wieder drängt die Geſchichte darauf hin, daß ihnen das Ruder der Dinge entwunden wird und ſich die Beſitzthümer, die Erfolge, Meinungen und Ueberzeugungen nach den Intereſſen und Stimmungen derjenigen Menſchenklaſſe regeln, die fünfzig Jahre alt und — vorausſätzlich weiſe geworden iſt.

Nur der Jugend ſteht die Thorheit an. Dem Alter ſteht Alles ſo, wie es iſt, oder — noch ſchlimmer.

Ein ganzes Unglück verdrießt uns nicht ſo ſehr, wie ein nur zur Hälfte eingetroffenes Glück.

Wer immer getäuſcht wurde und immer noch hofft, iſt entweder ein Narr oder ein Engel.

An das Entbehren kann ſich der Menſch in ſolchem Grade gewöhnen, daß ihm ſogar der erſte Lichtblick eines neuen Glücks fremdartig und unzugänglich wird.

In Augenblicken überſprudelnder Freude ſind wir für die Verdrießlichkeiten des Alltagslebens am allerempfindlichſten.

Grauenhaft iſt das Bewußtwerden unſrer irdiſch beſchränkten und thieriſchen Natur, wenn viele Menſchen in einem und demſelben Augenblick einer gleichen Gefahr ausgeſetzt ſind. Der einzige gräßliche Schrei beim Zuſammenbrechen einer von hundert Menſchen beſtandenen Eſtrade, das Umſchlagen eines zu ſtark bemannten Bootes, oder das gemeinſame ſorgloſe und doch gefahrvolle Schlafen bei einer nächtlichen Eiſenbahnfahrt, die Seekrankheit auf einem Schiffe und ähnliche gemeinſame und gleichbedingte Erlebniſſe machen uns in dem Grade zu einer wenn auch etwas höher organiſirten Thiergattung, daß auf Augenblicke unſere kühnſten Einbildungen vom Werth unſeres Daſeins zerſtört werden können.

Leider läßt der rechte Augenblick meiſtentheils ſo lange auf ſich warten, daß wir von all unſerer Aufmerkſamkeit bereits ermüdet ſind, wenn er endlich wirklich eintrifft.

Scheint es manchmal, als wenn wir uns förmlich beeiferten, uns unglücklich zu machen, ſo möchte man faſt

annehmen, wir ahnten den Werth des Unglücks für unſer beſſeres Selbſt.

Der Himmel verhängt nicht immer Widerwärtigkeiten über uns, um uns zu demüthigen, ſondern auch, um uns ſtolz zu machen.

In den Schwankungen des Lebens hältſt du dich nur aufrecht, wenn du für jede und alle Lagen deinen Schwerpunkt in Wahrheit und Gerechtigkeit ſuchſt.

Wenn ihr nur wüßtet, wie wohl wir hinter dem, was ihr an uns lobt, euern Tadel erkennen!

Ein alter Geſangbuchvers räth uns an, ſo zu leben, wie wir, wenn wir ſterben, wünſchen würden,

gelebt zu haben. Man kann dem Spruch auch die Anwendung geben: Lebe mit jedem Menſchen ſo, wie du, wenn er ſtirbt, wünſchen wirſt, mit ihm gelebt zu haben!

Denke zuweilen darüber nach: Wer wird wol einſt deinem Sarge folgen? Wer wird wol einſt geneigt ſein, für dein Grab einen Kranz zu winden?

Bleiben wird von uns nur das, was wir dem Allgemeinen geweiht.

Nicht mit dem ſcheidenden Herbſt fühlen wir uns älter werden, weit mehr mit dem kommenden Frühling.

wir für die meiſten Reſultate, die unſre Zeit zu haben glaubt, die Begründungen noch einmal prüfen müſſen, und ſeien Sie verſichert, Herr Pfarrer, wir haben noch ein großes Feld vor uns, ein Feld, das nur zum Tummelplatz für Kinderſpiele bisher gedient hat und welches wir von Grund aus umackern, beſtügen, beſäen und beernten werden."

Blaſedow bereute, daß er ſich nicht hatte verleugnen laſſen. Er hoffte erſt, wenn keine Belehrung, doch Satire von den unklaren dialektiſchen Gährungen des Herrn Ritter als einen Schaum abzuſchöpfen, der ſich an der Sonne des Witzes recht bunt und kaleidoſkopiſch ausnehmen würde; allein, dachte er jetzt, wiewohl zu ſpät, dieſer moderne Galimathias regt nicht einmal die Lachmuskeln auf, wie es, wenn man neugebornen Kindern am Munde kitzelt, kein Lachen iſt, in das ſich die Lippen verziehen, ſondern Krampf. Man hört nur eine wilde Jagd von Redensarten an ſich vorüberſauſen, Gerippe verfaulter Ideen von ehemals, Embryone von jetzt, die aus dem Mutterleibe zu früh geſchnitten ſind, eine gräßliche Freiſchützenſcene, wo man, wenn Samiel die geſunde Vernunft vorſtellen könnte, gern ausrufen möchte: „Samiel, hilf, nämlich mir und ihnen!"

Inzwiſchen waren die beiden jungen Studenten, Schmeißer und Püſſer, zu Anfang ehrerbietig und nicht ohne Unſchuld. Sie dankten artig, wenn ihnen etwas geboten wurde (und Gertrud bot Alles, was ſie hatte und ſich ſo in der Frühe ſchickte!) Sie konnten ihre Jugend nicht mit Füßen treten und mußten noch zuweilen darüber ſtolpern, was erwachſenen Knaben ſo ſchön ſteht! Je mehr ſie ſich aber, mit Hülfe Ritter's, in ihren modernen Ideenlargen verkauderwälſcht hatten, je mehr ſie die Fährte der Univerſität rochen und unter die Luftpum-

Wohl ſind die Königinnen der Blumenwelt die, die auf der Höhe des Frühlings blühen, Maiblume, Jasmin und Roſe. Aber auch am noch gefrornen Fenſter dem ſchlanken Wuchs der über dem Waſſerglaſe ſchwebenden Hyacinthe, dem Krokus, der noch aus dem Schneegefild heraus ſein buntes Glockenköpfchen heben muß, zu lauſchen, es kann über die Wonnen der Roſenzeit gehen. Erinnerung, Sehnſucht, Hoffnung ſind die Begleiter der erſten Frühlingsboten und Sehnſucht beglückt oft mehr als Beſitz.

Wir können uns in ſpätern Jahren vieler und oft wunderbar vereinzelter Dinge erinnern, die unſer Emporkommen betrafen; allein das eigentliche Entwickeln und Wachſen unſeres Weſens können wir vollſtändig nicht überſehen. Die Krone des Baums ſieht wohl auf ihre Zweige herab, aber nicht auf den Stamm. Deßhalb ſind alle Selbſtbiographieen, auch die ſtrengſten und gewiſſenhafteſten, unvollſtändig.

Iſt dein Ehrgeiz ein ſo brennender, daß du für jede einzelne kleine Niederlage durchaus ſogleich eine Genugthuung haben willſt, ſo kannſt du dir den Lauf deines ganzen Lebens in Frage bringen. Das Schickſal gewährt Schadloshaltungen, ſelten aber andere als unerwartete. Harre aus —! Das Schickſal zahlt nicht ſelten in ſolchen Fällen das Capital mit ſämmtlichen rückſtändigen Zinſen wieder.

Schon die herbſte Prüfung des Charakters iſt die, daß man ſich, eben als „Charakter," nicht einmal ſoll umſehen dürfen, wenn Gaſſenbuben nach uns mit Steinen werfen.

Willſt du dich in deinen alten Tagen vor Leid bewahren, ſo gib, wenn es irgend in deiner Kraft liegt, jede Unternehmung auf, deren Erfolg außer von dir noch von Andern oder von einer beſondern Gunſt des Schickſals abhängt. Auch ohne dieſen äußern Grund ſollten

wir uns viel öfter, als wir thun, ein Geſtändniß über das machen, was unſere Kraft noch in ihrer vollen Gewalt hat und was nicht.

Wenn es uns ſchlecht geht, werden wir noch immer weit mehr wahres Mit-Leid finden, als wahre Mit-Freude, wenn es uns gut geht.

Die großen Schmerzen des Todes ſind darum da, daß wir uns anſtändigerweiſe vor dem Tode fürchten dürfen.

Wie die Geſtirne ſichtbar werden, wenn die Nacht heraufzieht, ſo zeigt ſich des Menſchen wahrer Werth erſt im Unglück.

Was dir auch begegnen mag im Leben, es ſoll dir, wenn nicht Alles an die Spitze des Degens, doch Nichts an den Griff kommen.

Habe nur keine Sorge, du beſcheidener großer Mann! Haben dich die Menſchen einmal anerkannt, ſo werden ſie ſich durch alle nur möglichen ſpätern Einwände von den für ſie ſo drückenden Pflichten der Verehrung bald wieder loszuwinden ſuchen.

Ein glücklicher Zufall, der aber auch zu glücklich iſt, gehört zu den bedenklichen Dingen.

Anerkennung geht in der Regel nur ſo weit, als ſie dazu dient, dem Anerkennenden ſelbſt Relief zu geben.

Von ſo manchem abgünſtigen Urtheil ſagt man wohl — und manchmal in der Hauptſache mit Recht — es entſpränge dem Neide. Wollte man aber der Quelle genauer nachforſchen, ſo würde man finden, daß es nur aus einem unabweislichen Trieb zur Gerechtigkeit entſprang. Wer nun dieſen Trieb entweder nicht hat oder ihn mit Vorſicht zu beherrſchen verſteht, der erfreut ſich nicht ſelten der Auszeichnung, als edel geprieſen zu werden.

Je mehr unſer Geiſt erfährt, deſto mehr nimmt er auf. Je mehr unſer Herz erfährt, deſto mehr muß es hingeben.

Schmerz um die Wunden, die uns die Welt ſchlug, wird Philoſophie, Schmerz um die Wunden, die wir uns ſelbſt ſchlugen, Poeſie.

Jedes Leid, das einen von Nahrungssorgen Gepeinigten trifft, wird ihm noch dreimal größer erscheinen, als an sich schon nöthig gewesen wäre. Nahrungssorgen gleichen den in einem sonst gleichmäßigen Flußbett plötzlich eintretenden Felseneinschnitten, die sofort böse Wirbel und gefährliche Stromschnellen veranlassen. In ihrer beschleunigten Bewegung ziehen sie alles mit sich abwärts.

Wenn sich unedle Naturen endlich entschließen müssen, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, so pflegen sie gewöhnlich hintennach noch ein Extrastückchen ihres Charakters, irgend etwas Gemeines, als unverlangtes Agio draufzugeben.

Kein Tod ist so tragisch, wie der des Gecken.

Um sich mit den Mängeln dieser Welt auszusöhnen, muß man das Behagen beobachten, wie selbst eine Gruppe

des Elends das nächſte phyſiſche Athmen, das Leben und Weben und Sein in der Luft, die allen zugetheilt iſt, genießt. Auch Kranke und Krüppel gewöhnen ſich glücklicherweiſe mit der Zeit, die ſchwachen Fäden, mit denen ſie am Leben hängen, ſo auszuſpinnen, als wären ſie vom reinſten Golde. Da will man ſagen — die Strafe der ewigen Gefangenſchaft wäre härter als die Todesſtrafe!

Die Liebe iſt uns gegeben, den Tod willkommen zu heißen. Wir gehen ſo gern, löſcht eine Kerze nach der andern aus.

Die letzte Stunde wünſche ich mir nicht zu frühe und wünſche ſie mir nicht zu ſpät.

Nur Begeiſterung hilft über die Klippen hinweg, die alle Weisheit der Erde nicht zu umſchiffen vermag.

# Das innere Geſetz.

Wer ſich ſeine Lebensſchickſale ſelbſt zu beſtimmen weiß, iſt in der Regel doch nur ein Egoiſt.

Das Gefallen an der Lüge ſchleicht ſich beim Menſchen unter den mannichfaltigſten Beſchönigungen und Entſchuldigungen ein. Bald heißt es, die Unwahrheit der andern Menſchen zwänge uns, dieſe ebenſo zu bedienen; bald iſt ſie wol gar nur eine bloße Geiſtesübung, um die langweilige Anwendung der Wahrheit angenehm zu unterbrechen. Beſonders giebt es junge Mädchen und Frauen, die zur Gewöhnung an die Wahrheit erſt durch eine herbe Lektion des Schickſals gelangen

können. Die Lüge wirbelt ſie Tag ein Tag aus, vom Erwachen bis zum Schlafengehen, im immer gleichen Kreiſe um.

„Wie? Ich ſollte mich nicht ſo geben, wie ich bin?“ Gewiß! Prüfe dich aber erſt, ob du auch ſo, wie du biſt, ſein darfſt!

Wir werfen uns zuweilen Fehler vor und geſtehen es ſogar Andern ein, daß wir deren eine große Anzahl haben. Näher aber betrachtet, haben wir dabei die geheime Abſicht, aus dieſen ſogenannten Fehlern gerade einige unſrer ſchönſten Tugenden hergeleitet zu ſehen. Ach, ich bin ſo außerordentlich zerſtreut, ſo unordentlich, ſo vergeßlich! Es ſoll heißen: Nicht wahr, ich bin eine poetiſche Natur?

Was du dir Charakter nennſt, nenne dir doch viel lieber Trotz!

Die Tugend ſoll dich glücklich, aber nicht hochmüthig auf dich ſelbſt, am wenigſten neidiſch auf Andere machen, neidiſch wol gar auf ſolche, die der Tugendhafte nur zu meiden, zu bemitleiden hat. Oft iſt es, als wenn nur darum die Tugendhaften ſo verdammungsſüchtig ſind, weil ſie ſich ärgern über die Annehmlichkeiten, die ſie ſich um ihrer Tugend willen im Vergleich mit Andern müſſen entgehen laſſen. Den kirchlichen Zeloten ſieht man gradezu den Zorn um die Entbehrungen an, die ihre Scheinheiligkeit ihnen auferlegt.

Wer in ſeiner Jugend ein ſtarkes Gedächtniß hatte und in ſeinen ſpätern Jahren es verliert, der merke wohl auf, wie es mit ſeinem Herzen ſteht. Denn vielleicht hat nicht der Geiſt da nachgelaſſen, ſondern nur eine Saite des Herzens. Je ſtolzer und von ſich eingenommener man wird, deſto mehr verliert ſich jene Innigkeit der Seele, die aufmerkt und behält. Schwaches Gedächtniß kann auch armes Gemüth ſein.

ven der Facultäten geriethen, deſto mehr gebärdeten ſie ſich mit wunderlich-ängſtlichen Manieren und kamen in eine apoſtoliſche Pfingſtſprache hinein, die wenigſtens Blaſedow nicht mehr verſtehen konnte. Die Entfernung eines Katheders vom andern waren ihnen die Meridiane der Welt. Die Wiſſenſchaften der Jahrhunderte waren ihnen in Geſtalt einiger wenigen Profeſſoren verkörpert; ſie ſchwuren dabei jedoch auf Niemanden, ſondern hatten an jedem einen Fehl bemerkt, eine Lücke, die ſie auszufüllen dachten.

„Wir gehen," ſagte Ritter ganz keck, „einer Zeit entgegen —"

Hier ſtockte er, weil, wie Blaſedow bemerkte, er ſich ſchämte zu ſagen: „wo wir junge Männer an die Stelle der ausgeſtorbenen alten treten werden." Blaſedow forderte ihn auf, dies ganz dreiſt einzuräumen, und Schmeißer räumte es ein, wobei Püſſer die Augen niederſchlug und Ritter anbetete: denn Ritter, ſo ſtolz er war, hielt viel von den beiden jungen Männern, und dies ſchon deßhalb, weil ſie ſelbſt von ſich ſo viel hielten und, indem ſie ſprachen, weder grammatikaliſche Fehler machten, noch ſich in Anakoluthieen verwickelten. Die Zukunft floß den beiden Studenten glatt von der Zunge. Sie waren um ſo gewiſſer in ihren Hoffnungen, als ſie in ſich den Speculanten in der Philoſophie mit dem Dichter vereinigten.

Es kam die Rede auf einen Lehrer der Geſchichte, deſſen Ruhm und auch die Bücher, die ihm denſelben verſchafft hatten, ſchon in alle lebenden Sprachen, ſogar in eine todte, die römiſche, überſetzt waren. Schmeißer ſchmiß Alles um. Er ſagte: „Er gibt uns freilich allgemeine Geſichtspunkte und verweiſt uns in Betreff des Details auf die

Die Kunſt des Lebens fängt da an, wo deſſen Natürlichkeit aufhört. Doch nur denjenigen Lebenskünſtler kann man rühmen, der die ſpröden Stoffe der Charaktere und Situationen deshalb beherrſcht und deshalb vermittelt und an einander ſich aufreiben, ſpielend von ſich abgleiten läßt, um zuletzt doch wieder der Natur die Ehre zu geben.

Euripides bezeichnete das unausgeſprochene Einverſtändniß der geſitteten Welt über dasjenige, was der Anſtand mit ſich bringt, mit dem ſchönen Ausdruck: „die ungeſchmiedeten Ketten der Sitte.“

Wer ſich nicht früh gewöhnen wollte, ein noch ſo kleines, zuviel empfangenes Geldſtück zurückzugeben, ein gegebenes Verſprechen, obſchon uns daran Niemand mehr erinnert, dennoch zu löſen und ſich in ähnlicher Strenge gegen ſich ſelbſt zu üben, der würde bald auch in größern Dingen verlernen, ſich und Andern gerecht zu werden.

Urtheile nicht zu raſch über ſogenannte Gemüthloſigkeit! Kannſt du es denn wiſſen, ob jener ſo kalt und ſtreng erſcheinende Mann nicht auch gegen ſich ſelbſt mit derſelben rauhen Wahrhaftigkeit verfährt, die er gegen Andere übt?

Wir werden immer gut thun, Vorwürfe, die uns wie nur im Scherz gemacht wurden, getroſt als im Ernſt gemeint hinzunehmen.

Nur wenn wir die Offenſive ergreifen, ſtehen wir in dem Kriege, den wir gegen unſere Leidenſchaften führen, als Sieger da. Die Carrikatur dieſer Wahrheit waren jene alten Mönche und Heilige, die, um der Sünde widerſtehen zu können, dieſe unmittelbar aufſuchten und ſie gleichſam zum Zweikampf herausforderten.

E. M. Arndt wollte den Dämon des Sokrates kurzweg als einen Engel im Geiſt der Bibel gefaßt ſehen.

Der Dämon des Sokrates war ſein gegenſtändliches, von allen Rückſichten entblößtes „beſſeres Selbſt," ſein Gewiſſen.

Wir erſchrecken und erſtaunen, wir ärgern oder wir freuen uns über viele Dinge nur deshalb, weil es hergebracht iſt, über ſie erſchrecken, erſtaunen, ſich ärgern oder ſich freuen zu ſollen.

Der beſte Freund, den ein großer Mann finden kann, iſt der, der es übernimmt, ſeine Menſchlichkeiten vor der Welt zu decken.

Ja, wie wir unſere Untugenden auszuſchmücken verſtehen! Wir machen aus ihnen ſogar Charaktergröße. „Nein, ich kann nicht leiden, daß man ſich Schmeicheleien ins Geſicht ſagen ſoll!" Lieber Freund, für die

ſibiriſche Kälte und Liebloſigkeit deines Urtheils haſt du dir einen glänzenden Namen gefunden.

„Ich bin natürlich —!“ Bitte, du haſt nur die Unart, alles auszuſprechen, was dir über die Zunge läuft.

„Ich bin kein Egoiſt —!“ Nein, aber du haſt dir den Egoismus angewöhnt.

Wer immer wieder ſeine Wunden hartnäckig von ſelbſt aufreißt, verräth, daß er ſich vor ihrem allzu ſchnellen Vernarben nicht ſicher glaubt.

Werde dir doch oft das Glück zutheil, daß du dich in einem edeln Motive oder einem nicht gewöhnlichen Charakterzuge, wovon du glaubteſt, er wäre dein eigenes

tiefſtes und nur Gott bekanntes Geheimniß, von irgend einem Herzenskündiger errathen ſiehſt!

Für eine einzige Schuld legt ſich ein edler Menſch eine zwanzigfache Strafe auf.

Es iſt erſtaunlich, wie viele Menſchen es verſtehen, ſich mit wahrem Bienen- oder Bibertalent ihre kleinen, zerſtreuten, unendlich weit auseinanderliegenden Verdienſtchen zur Berechtigung eines Tempelchens auszubauen, in welchem ſie ſich einen Cultus der Verehrung zu errichten wiſſen, als exiſtirte außer ihren eignen Leiſtungen nichts Anderes in der Welt. Sogar die Gemeinde, die jede Verehrung braucht, wiſſen ſie ſich mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit zu preſſen.

Manche Wucherer glauben, ſie wären keine, wenn ſie ſich innerhalb der ſogleich anfangs von ihnen mit

entſchiedenſter Niedertracht entworfenen Stipulationen außerordentlich ſtreng und gewiſſenhaft bewegen.

Wir ſchwachen Menſchen finden das nur des Erlangens werth, wornach wir Viele ſtreben ſehen —!

Hat man lange in der großen Welt gelebt, ſo wird man erſtaunen, ſich eingeſtehen zu müſſen, welche Fortſchritte wir ganz wider Willen in der Virtuoſität der Unwahrheit gemacht haben. Man huldigt jeder Schwäche, nennt eitle Frauen ſchön, ſchmeichelt dem Ehrgeiz der Männer, duldet den Stümper, verſchweigt ſeine Meinung dem Mächtigen. Anfangs war's vielleicht nur ein gewiſſer Humor, der uns ſo das Geſellſchaftsleben nehmen ließ, das nun einmal, wie wir ſagen, nicht zu ändern wäre, dann wurde es Gewohnheit, zuletzt Schwäche. Der Augenblick, wo wir uns, beſchämt über eine ſolche Richtung unſres Innern, die Wahrhaftigkeit zu retten ſuchen, kann nur dann Erfolg haben, wenn wir zugleich die Kraft und

den Muth beſitzen, mit einer Geſellſchaft, die ſolche Umgangsformen vorausſetzt, für immer zu brechen.

Es iſt unglaublich, welche Anſtrengungen die Menſchen machen, um ihren Mangel an Unternehmung und Muth zu verbergen. So mancher Knabe, der ganz einfach — wir geben dies zur Beherzigung für Erzieher — ſeine Schüchternheit nicht eingeſtehen will, giebt ſeiner Verlegenheit den Schein des Trotzes, des Eigenſinns, ja nicht ſelten der Roheit. Die Unbeholfenheit erfindet tauſend Schleichwege, um hinter dem Zugeſtändniß ihres wahren Schadens herumzukommen. Bald prahlt, bald ſpottet ſie, bald wird ſie zügellos, bald blaſirt, ja ſogar ſcheinbare Tugenden und Pſeudo-Charakterbildungen entſtehen aus dem einfachen, ſtillverborgenen Bewußtſein, ſich im Leben und Umgang mit den Menſchen nicht recht helfen zu können. Von einer großen Bevölkerung, der Berliniſchen und ſogar der ganzen ſpecifiſch-preußiſchen, iſt es längſt bekannt, daß im Grunde ihr ſo viel gerügtes, vorwitziges, auftrumpfendes Weſen nur ihren Urſprung hat an der Quelle eines tiefen Gefühls von Unzulänglichkeit und verlegener, ſich natürlich

für die beanſpruchte Stammesgröße nicht ſchickender Unerfahrenheit.

Die geheime Miſchung von — Liebe und Intereſſe kann kein Scheidekünſtler der Welt in ihre Urbeſtandtheile auflöſen.

Es giebt eine Menge Naturen, deren erſte und urſprüngliche Regung beim Urtheilen oder Handeln immer eine ſchlechte iſt und die erſt durch ein Zweites, durch die Reflexion, den Schein der Güte gewinnen. Wer wäre dieſen heuchleriſchen Phraſenmenſchen nicht ſchon oft begegnet! Umgekehrte Fälle giebt es aber auch. Rouſſeau hat von ſeinem Feinde Voltaire geſagt, daß bei ihm die erſte Empfindung immer eine gute geweſen wäre und ihm erſt durch Reflexion hintennach die ſchlechte kam.

Da wo man Recht hat, fängt die Selbſtbeherrſchung des Edeln an.

Nichts erkräftigt und hebt mehr den Geiſt, als eine unterlaſſene Rache.

Kaum glaublich und doch bewieſen, daß Neid und Prahlerei zuſammengehen. Es iſt, als wenn der künſtliche Ueberſchuß des Erlogenen beim Prahlen die Negative im Gefühl des Neides decken muß und umgekehrt die Lücke im Selbſtgefühl, die zum Neide drängt, ſich erſt wieder füllt durch Prahlerei. Daher die ſeltſame Erſcheinung, daß ruhmgekrönte Menſchen, die den Neid gar nicht nöthig hätten, dennoch neidiſch ſind. Sie ſind eben nebenbei Prahler.

Ein Prahler fühlt ſich arm. Er kommt immer auf ſich und ſeine eigenen Leiſtungen zurück.

Die meiſten unſerer Fehler erkennen und legen wir erſt dann ab, wenn wir ſie an Andern entdeckt haben und geſehen, wie ſie denen ſtehen.

Menſchen, die berechtigt ſind, eine höhere Werthſchätzung beanſpruchen zu dürfen, als wir uns, manchmal ſogar aus bloßer Trägheit nur, die Mühe geben wollen, ihnen einzuräumen, wirken auf uns wie Gewiſſensbiſſe. Um endlich des nagenden innern Vorwurfs, den ſie uns verurſachen, ledig zu werden, helfen wir uns gewöhnlich einfach damit, ihren Werth ohne weiters ganz in Abrede zu ſtellen.

Man webt keine kunſtvolleren Spitzen, als ſich deren an den Schleiern finden, mit denen wir unſere geheimen Wünſche und Intereſſen zu verhüllen wiſſen.

Bedeutende, aber citle Menſchen, denen anerkannt zu werden ein nie genug zu befriedigendes Bedürfniß iſt, machen unter anderm auch ein übertriebenes Aufſehen von

Bücher, allein seine Gesichtspunkte haben keine innere Nothwendigkeit. Sie sind ein Aggregat von dürren Lebenserfahrungen, wie Püffer einmal so schön gesagt hat: nur das schiene ihm bewiesen, was er als einen dürren Ast vom Baum des Lebens brechen kann."

Püffer blickte verschämt nieder, als ihn sein Freund Schmeißer so hochherzig, wie eine Autorität, citirt hatte. Er übernahm den Faden des Gesprächs und führte ihn so fort: „Wie dieser Lehrer in der Geschichte nichts als Unordnung sieht, so hat ein anderer, der uns die Philosophie vorträgt, dafür einen Begriff von Ordnung, der bis an's Mathematische streift. Es paßt die ganze Fülle von Erfahrungen bei ihm in eine einmal fertige Form hinein, so daß Schmeißer einmal sehr witzig gesagt hat, dieser Mann scheine ihm ein weit größerer Gelbgießer, als Philosoph zu sein."

„Ganz vortrefflich," sagte Ritter; „und unterscheiden Sie dabei nur, daß seine Gußform ein bloß äußerlicher Schematismus ist. Seine Kategorieen haben keine innere Nothwendigkeit: wie auch Einer von Ihnen Beiden vorhin schon so treffend bemerkt hat, es gäbe zwei Nothwendigkeiten, ein Muß und ein Soll. Das Soll ist das unmächtige Muß, möcht' ich hinzufügen. Das Soll ist ein beliebiges Muß, während das Muß immer das nothwendige Soll."

„Wissen Sie wohl, Schmeißer," bemerkte Püffer, „daß Sie" (die jungen Leute hatten so viel Hochachtung vor einander, daß sie sich nicht einmal duzten) „bei irgend einer Gelegenheit den Gegensatz zwischen Sollen und Müssen anders und zwar unendlich tief gefaßt haben?"

„Ach, Sie meinen in Leipzig, als wir nach Gohlis gingen?" bemerkte Schmeißer.

durchaus gewöhnlichen Individuen, mit denen ſie der Zufall in nähere, ſelbſtverſtändlich ihnen huldigende Beziehung brachte. Sie ſcheinen zu fühlen, daß nicht jede Anerkennung ihrer würdig iſt.

Wem es nicht ein Bedürfniß geworden iſt, glücklich zu ſein, der wird es niemals werden.

Berührt uns in nächſter Nähe etwas unangenehm, ſo mögen wir uns nur fragen, ob unſere Stellung im Großen und Ganzen dadurch alterirt wird. Dürfen wir dies verneinen, ſo ſollten wir uns doch erleichtert fühlen.

Der höhere Werth des Menſchen entſcheidet ſich darnach, ob er noch für dieſe Erde Hoffnungen hat, die über ſein Grab hinausgehen.

Wir ſollten uns nicht nach dem beurtheilen, was wir uns ſelbſt zu ſein ſcheinen, ſondern nach dem, was wir im Ring des Allgemeinen und im Großen, im Ganzen ſind. Die Kunſt, abgezogen von unſerm Ich, unſer Daſein ſo zu betrachten, wie es ſich dem Allgemeinen ergiebt, gleicht dem feinen Ohr eines Vortragenden, der im Stande iſt, ſofort die Wirkung ſeiner Stimme mit den Räumlichkeiten, wo er ſpricht, und mit den Nerven derer, die zuhören, in einen wohlthuenden Einklang zu bringen.

Wahrhaft iſt doch nur das ein Glück, das ſich mit Andern theilen läßt.

Oft weißt du es vollkommen, daß du dieſen oder jenen Fehler, dieſe oder jene Ungerechtigkeit begangen haſt. Statt aber jenen zu bereuen oder dieſe wieder gut zu machen, verhärteſt du dich vielmehr vollends gegen dein beſſeres Gefühl und trotzeſt nun erſt recht darauf, ſo

fortzufahren, wie begonnen. Du nennſt dir das Kraft und Charakter!

Wirſt du angeſchuldigt, ſo rechtfertige dich, wenn du vorausſetzen darfſt, daß deine Richter edel ſind! Aber einen Feind wirſt du niemals überzeugen. Gegen einen Feind nützt es ſogar, ihm ſo haſſenswürdig wie möglich zu erſcheinen. Von all den eingebildeten Gründen ſeines Grimms wird er der Welt einen allmählig nur lächerlichen Eindruck machen und am Uebermaß ſeines Zorns zuletzt berſten wie der Bel zu Babel.

Von ihren Grundſätzen zu reden, iſt am meiſten denen eigen, die gerade unter der Herrſchaft nur ihres Naturells ſtehen.

Niemand ſoll Richter in eigener Sache ſein, ſo beklagenswerth es iſt, daß man den einfachen, ſo natürlichen Gerechtigkeits- und Straftrieb, der uns gebietet,

ungebührliche Handlungen mit ſittlichem Zorn zu verfolgen, in dem Fall Rache nennt, wo die Ungebühr gegen uns ſelbſt gerichtet war.

Die gefährlichſten Feinde der weiblichen Grazie ſind die ſogenannten ſelbſtändigen Anſichten und das beliebte: „Ich bin nun einmal ſo!“

Von gewohnten Laſten der Pflicht fühlen wir kaum, wie ſchwer ſie ſind. Ein Kind ſtöhnt um eine Kiſte von fünf Pfund, die es auf die Poſt tragen ſoll, und nimmt ſie bald auf dieſen, bald auf jenen Arm. Sein täglicher Schulranzen aber, mit dem es hüpft und ſpringt und ſingt, wiegt zehn Pfund.

Maßloſes bringt Reue und Reue — wiederum das Maßloſe.

Sprich doch nicht von deiner Wahrheitsliebe, wenn du nur rückſichtslos warſt.

Wir armen, ewig irrenden Menſchen verwechſeln ſo oft, wenn wir ſchaffen, die Freude über die dabei glücklich überwundene Anſtrengung mit der Berechtigung zur Freude über das gelungene Reſultat ſelbſt.

Himmel, ich danke dir, daß du mich nicht in die Lage verſetzeſt, das Entſetzliche, das ich über manchen Menſchen zu ſagen wüßte, ausſprechen zu müſſen —!

Weibliche Putzſucht iſt nicht immer auf die Eroberung der Männer gerichtet. Die meiſten Frauen ſind nur eitel im Hinblick auf den Neid, zuweilen auch auf den Geſchmack ihrer Mitſchweſtern.

Nenne nicht deinen Mangel an Fleiß und ſtetiger Aufmerkſamkeit Phantaſie und nicht die Schwäche deiner Nerven Gefühl.

Du hältſt mich für ſtolz. Warum? Etwa, weil es dich nur verdrießt, zu wiſſen, daß ich es ſein dürfte?

# Kampf und Bewährung.

Warum heißt es nur immer Neid, wenn ſich eine Kraft, beunruhigt von dem Werth einer andern, fühlt und nicht minder zum Vollendeten aufſchwingen will —!

Ja, wer es dahin gebracht hätte, für die Wahrheit zu flammen und zu glühen, ohne — „aufgeregt“ und „aufregend“ zu erſcheinen! Die leider den Ausſchlag gebende Weltklugheit verlangt dieſe unmögliche Verbindung von Eis und Flamme.

Unerquicklich iſt es, mit dir zu ſtreiten, wenn du nur vertheidigen willſt, was du biſt, was du warſt und

immer zu bleiben gedenkſt. Was ſoll ich ſtreiten, wenn ich nicht hoffen kann, dich zu ändern!

„Richte nicht!“ So lehrte die chriſtliche Religion und doch iſt ihre Geſchichte eine einzige Kette von Verdammungen und Verurtheilungen. Und von wie vielen Momenten unſer Urtheil beirrt werden kann, das zeigte dir ſchon ſo manche Beſchämung, ſo manche Reue, die der Uebereilung zu folgen pflegt. Um den Grund und das Weſen eines Menſchen zu erkennen, kann man bei ſeiner Erforſchung nicht tief genug ſteigen. Iſt es nicht z. B. einem Menſchen von hohem Geiſt und von lebhafter Einbildungskraft höher anzurechnen, wenn er das Rechte und Edle thut, als einer geringern Intelligenz und einem trägern Umlauf des Bluts? Das Gegentheil des Rechten und Edlen wird bei Reicherbegabten aus einer geheimnißvollen innern, oft dämoniſch und wider Willen ſpukenden Gaukelei der Combinationen und der Möglichkeitsvorſtellungen mit ſo verführeriſchen und lockenden Farben ihnen vorgeſpiegelt, daß ſie des kräftigſten Anhalts an die beſonnene Erwägung bedürfen, um nicht dem Reiz zu erliegen, den das Kluge, Schlaue, Kecke,

Trotzige immer vor dem Mäßigen und Ergebenen voraus hat. Darum ſeid milde, wenn der aufgeregte Genius öfter ſtrauchelt, als die träge, immer mit den angebornen Scheuklappen der Vorſicht dahinſchleichende Mittelmäßigkeit.

Der heitere Anblick, einen übermüthigen ſieggewohnten Matador, wenn ihm einmal etwas ſcheiterte, beſchämt und kleinlaut von dannen ziehen zu ſehen, ſollte dich reichlich ſchadlos halten für die lange Geduld und Nachſicht, die du mit ſeinem hochgeſchraubten Selbſtvertrauen üben mußteſt.

In bedeutenden, angefeindeten und beneideten Stellungen wirſt du dich durch kleine Ränke und Intriguen vollends verderben. Ohne große Intriguen freilich — flüſtert uns die Erfahrung zu — kannſt du dich nicht erhalten. Eine große Intrigue iſt aber zum Glück immer eine That.

Anmaßung, die das große Wort führt und ſich vordrängt, iſt oft mit einer ſchneidenden Schärfe des Verſtandes verbunden. Dennoch fehlt dieſer Art des Verſtandes die Kraft, nachhaltig überzeugen zu können. Ueberzeugend iſt nur diejenige Verſtandesſchärfe, die gleichſam erſt im zweiten Treffen wirkt, d. h. die, die nur nothgedrungen in Reih' und Glied eintritt, nachdem zuvor das Gemüth mit Leidweſen bekannte, ſich hier nicht an ſeinem Platze zu befinden.

Die Höhe der wahren ſittlichen Kraft eines Menſchen läßt ſich erſt dann ermeſſen, wenn ihn die Umſtände aus ſeiner gewohnten Sphäre gedrängt haben.

Starke Geiſter ſuchen zuweilen die Aufgabe ihres Lebens lediglich da, wo ſie Widerſtand finden. Das iſt eine große Thorheit. Denn zur Strategik Derer, die in unſer Lebensſchickſal eingreifen wollen, gehört es ja, daß ſie uns Schwierigkeiten und Aufenthalte an Stellen bereiten, wo unſer wahrer Lebensberuf gar nicht

„Ja, Sie hatten damals geäußert: das Sterbenmüſſen wäre die Nothwendigkeit der Natur, und das Sterbenſollen die Nothwendigkeit der Freiheit.“

„Kann ſein,“ entgegnete Schmeißer. Ritter aber fand dieſen Ausſpruch ſo geiſtreich, daß er Blaſedow triumphirend anblickte und ihm gleichſam ſagen wollte: Das ſind wir, die Kinder der neuen Zeit, des neuen Jahrhunderts! Blaſedow wußte dabei nicht, wo aus noch ein; er bewunderte die Hochachtung, welche dieſe drei Menſchen vor ſich hatten, wie ſicher ſie ihrer künftigen Unſterblichkeit waren und wie ſie ſich einander ſchon als Autoritäten citirten. Von der Speculation war jetzt das Geſpräch auf die Poeſie übergegangen und es ergab ſich, daß beide junge Männer, gleich den alten Philoſophen, ebenſowohl Dichter, wie Weiſe waren. Schmeißer ſagte: „Wenn ich auch wohl geläufiger im Combiniren von Begriffen bin, ſo übertrifft mich doch Püſſer an Dichtergaben. Er hat ſchon Ausgezeichnetes in dieſem Betracht geleiſtet, wie wir denn überhaupt namentlich im Felde der Poeſie einen blühenden und kräftigen Nachwuchs bei der jetzt ſtudirenden Jugend zu erwarten haben. Bedeutende, ganz bedeutende Talente werden ſich in kurzer Zeit aufgeſchwungen haben. Die jetzigen Stimmführer ahnen nicht, daß die Verſchwörung gegen ihre Macht ihnen ſchon mit ſpottendem Blicke gegenüberſteht. Püſſer hat unter Anderm einen neuen Fauſt geſchrieben, einen Fauſt im Lichte unſrer Zeit, der Aufſehen macht. Einige Bruchſtücke, die er mir davon vorgeleſen (er iſt heimlich damit), übertreffen die Auffaſſung, mit der ſelbſt Goethe bei dieſem bedeutenden Stoffe verfahren iſt.“

Püſſer blickte bei dieſer Bajazzo-Lobpreiſung ſeiner Doctorkünſte mit verſchämtem Stolze zu Boden, ſoweit näm-

liegt. So müht ſich dann ein Titane ab, mit Felsblöcken Mücken zu treffen.

In jedem bedeutenden Menſchenleben kommt eine Zeit, wo man anfängt, ſein Erlebtes, ſein Errungenes und Geſchaffenes zuſammenhalten, ordnen und verwalten zu wollen. Möge ſie dir eine reiche Ernte und die heiterſte Ruhe bringen! Bedenke aber auch, es iſt dies eine Zeit, die ſchon Manchem gefährlich wurde; denn in der Freude, etwas geleiſtet zu haben, oder in dem Drang, ſich überreden zu dürfen, man hätte etwas geleiſtet, ſchloß man viel zu früh ab und wurde einſeitig.

In unſerm Lebensgang gleichen wir alle dem Däumling im Märchen, der aus dem Walde zurück wollte und die Brodkrumen als Wegſpuren von den Vögeln verzehrt fand. Keinen Fehltritt können wir wieder ſo ungeſchehen machen, wie er begangen wurde! Kein Unrecht können wir wieder ſo gut machen, wie wir es Andern zufügten! Keinen Irrthum können wir wieder

so berichtigen, daß ſich der Weg zur Wahrheit ganz noch einmal zurück antreten ließe! Wen man verletzte, den kann man nicht genügend zu tröſten hoffen durch Abbitte oder durch fernere Unterlaſſung des Unrechts. Und da mag uns denn auch, wenn wir, wie Däumling, die Siebenmeilenſtiefel gefunden haben, die Reue nicht wieder dahin zurück führen, wo nun einmal das Beſſere verſäumt wurde und ein trauerndes Kreuz ſagt, daß hier nichts mehr gutzumachen iſt, ſondern vorwärts in eine neue Welt, zu neuen Prüfungen, zu beſſern Bewährungen.

Die meiſten Menſchen denken aus Gewohnheit nicht, manche aber, und das nicht wenige, aus Furcht.

Bemitleidenswerth iſt der Menſch als Gattung, wenn ſelbſt der Edelſte, von gemeinen Creaturen gehetzt, nicht immer das rechte Mittel zur Abwehr trifft.

Zuletzt, du verſchlagener Sohn der Hölle, mußt du dich denn doch bequemen, auf die Frage der Ehrlichkeit und der Einfachheit runde Antwort zu geben.



Je älter du wirſt, deſto mehr gewahrſt du mit Schmerz, daß du einen gewiſſen unternehmenden Schwung deines Geiſtes verlierſt. Die Anſchauungen, am Maß der Dinge, wie ſie ſind, gemeſſen, fangen an, einer überraſchenden Originalität zu entbehren, die Gedanken ſind nicht mehr von alter Friſche und Kühnheit. Nach Entdeckung dieſer traurigen Erfahrung haben viele Dichter, Denker, Künſtler, Menſchen der That und des ſchaffenden Berufs nach Hülfsmitteln der Wiederbelebung ihrer Geiſteskräfte geſucht. Der Eine verfiel auf dies, der Andere auf jenes. Die einzig wahre und einzig fördernde Methode, deinen Geiſt jung zu erhalten, ſcheint mir das Vermögen, dir die Stimmungen, ja ſogar die Irrungen, ſogar die Halbheiten und Träume deiner Jugend wieder wie gegenwärtig zurückzurufen. Die erſte Freundſchaft, die erſte Liebe, die erſte Ausfahrt in die Welt mußt du dir mit allen ihren ſpäter erkannten Unzulänglichkeiten täglich wieder heraufzubeſchwören verſtehen und an den

Schauern und Wonnen, die ſüßwehmuthsvoll dann deinen Geiſt überrieſeln werden, wird dir auch wieder jene ewige Zaubergewalt der immer lebendigen Anregung erwachſen, die du im Alter in äußern Hülfsmitteln vergebens ſuchſt.

Laß doch all dein Lockenſchütteln, dein Augenrollen und dein Händeballen! Das rechte Sturmesbrauſen und der rechte Drang, das rechte Wehen zur That fährt nur über den ruhigen Meeresſpiegel der Ueberzeugung.

Das durch Mühe erworbene Glück iſt allein ein wohlthuendes. Es gewährt zugleich die Behaglichkeit eines phyſiſchen Ausruhens.

Auf ſein Leben blickt man, je älter je öfter, zurück wie auf einen aus der Druckerei kommenden ſogenannten Aushängebogen. Wie mancher Fehler blieb noch auf ihm ſtehen trotz der gewiſſenhafteſten Correktur! Ihn

noch zu beſſern iſt unmöglich. Das Verkehrte ging hinaus in die Welt, iſt gedruckt, wurde getrocknet, wird geglättet, ſchön eingebunden und bald von aller Welt geleſen werden. Glücklich ſchon der, der von dem, was er durch ſein Leben hat ausdrücken wollen, wenigſtens den Sinn im allgemeinen verſtanden ſieht.

Gedanken werden dann nur geſtaltend und ſchöpferiſch, wenn ſie an etwas Vorhandenes anknüpfen.

Selbſt jede Geſchmackloſigkeit, mit Fleiß und Conſequenz durchgeführt, wie z. B. ein Rococobau, eine ganze Stadt, wie Dresden, hat etwas, das unſer Urtheil entwaffnet.

Wer muß, der kann! Möge dir dies rauhe Wort da nur gelten, wo Müſſen eine innere Nothwendigkeit ausdrückt.

Jugendliche Weltanſchauung ſchreitet jambiſch, reife trochäiſch.

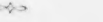

Alles Halbe entfremdet uns die Menſchen. Wir gewinnen ſie uns ſogar noch mehr durch Egoismus und Einſeitigkeit. Doch müſſen wir in dieſen Unarten dann auch entſchieden auftreten.

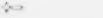

„Unbemußt" lautete neulich ein Druckfehler, den wir in „unbewußt" zu corrigiren hatten. Unbemußt aber leben zu dürfen, unbemußt denken und fühlen zu dürfen, welch ein Glück wäre es — ! Rings um uns her weht uns grade das Gegentheil, das Bemußtſein, wie die eigentliche Luft unſres Daſeins an.



Heinrich Heine iſt dahin! .... Wie matt und ſchwunglos blieben doch alle Grabreden, die ihm gehalten

wurden, da nicht eine einzige ſagen konnte: „Hier brach ein edles Herz!“

Dem Dünkel der Dummen verliert man in der That an Größe, wenn man einmal aus irgend einem Herzensgrunde zur Welt der kleinen Geiſter hinunterſtieg.

Wechſle zuweilen den Ort deines Aufenthalts! Dein Weſen will neue Triebe ſchlagen.

Wie drückend iſt es doch, daß wir unſern gerechteſten Zorn ſo oft mäßigen müſſen aus Taktgefühl! Die natürlichſte Regung von der Welt fordert uns zuweilen auf, Gewiſſenloſigkeit und Uebermuth zu züchtigen. Ja, wer möchte ſich nicht verſucht fühlen, einen leichtſinnigen Borger, einen pflichtvergeſſenen Schuldner durch öffentliche, ihn an den Pranger der Verachtung ſtellende Aufforderung an ſeine Schuld zu mahnen. Und hätte

man jede Gewähr des Rechts dafür, der öffentliche Takt zwingt unſern Zorn zur Selbſtüberwindung. Derſelbe ſtrenge Geſetzgeber iſt es auch dann, der da verlangt, daß kein geiſtig Schaffender über die Beurtheilung, die er erfahren muß, eine zu große Empfindlichkeit verräth. Es iſt faſt, als verlangten die Gefühle der Menſchen, daß wir uns im Schmerzlichſten bezwingen, nur um die Herſtellung des Geſetzes der öffentlichen Mäßigung, als der Bedingung unſeres civiliſirten Zuſammenlebens, mit retten und fördern zu helfen.

Eine Mittelmäßigkeit, an die wir uns bereits gewöhnt haben, iſt immer im Vortheil gegen ein Talent, das wir erſt kennen lernen müſſen.

Sich den Neugeſtaltungen der Zeit zu entziehen, rächt ſich an jedem Geiſt, ſelbſt an dem bedeutendſten, — Goethe nicht ausgenommen.

Der größte und bedeutendſte Geiſt wird von dem Augenblick an langweilig, wo er ſchon genug gethan zu haben glaubt, wenn er nur ſich ſelbſt gibt. Auch er muß verſtehen, ſeine Perſon im Zuſammenhang mit den allgemeinen Thatſachen zu erhalten.

Du glaubſt mich durch deine Schilderung vernichtet zu haben? Du haſt mich definirt.

Sei bei dem, wer ein bedeutendes Ich hat, nicht zu ſchnell mit deiner Anklage auf Egoismus zur Hand. Eine zum Egoismus berechtigte Natur hat es nicht immer in der Macht, daß ſie ihr Ich auf eine Weiſe geltend macht, die wohlthut.

Da man weiß, daß die ſchönſten Tugenden bis dicht an manche ſchlimme Fehler ſtreifen, ſo verurtheile

nicht ſogleich die ſchlimmen Eigenſchaften deiner Kinder! Beuge ſie vielmehr einfach zum Guten! Gewiß iſt z. B. Neid auf fremde Verdienſte unſchön; kann aber ohne ihn Ruhm- und Ehrbegierde beſtehen, die zu unſern Bewährungen mit ein Sporn ſein ſoll?

Sophiſt iſt derjenige, deſſen Behauptungen einem Zimmer mit drei Ausgängen gleichen.

Daß ſich mancher bedeutende Kopf ſo zeitig überlebt, hat ſeinen Grund darin, daß er ſich über Menſchen und Dinge Syſteme ſchuf und die an ihnen feſthaltende Zähigkeit oder wol gar Eitelkeit Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe nannte. Nichts läßt einen Denker ſo ſchnell veraltet erſcheinen, als ihn die Eindrücke, die der fortſchreitende Tag bringt, immer und immer wieder in dieſelben fertigen Schubfächer werfen ſehen. Selbſt auf Hegels Leben und Thätigkeit kann man in Folge dieſer Monotonie in mancher Hinſicht nur zurückblicken wie auf

lich die Vierergläser in der Brille, die sowohl er, wie Schmeißer, sein Kritiker pränumerando, trug, es zu sehen zuließen. Blasedow dachte, daß ein Faust nach Goethe noch eine Iliade nach Homer wäre, hatte aber gar nicht den Muth, einen so gescheiten Gedanken laut werden zu lassen: denn diese drei Herren hatten ihn längst in die Tasche gesteckt oder benutzten ihn gleichsam als ein leeres Glas, auf welches sie ihre Spieldosen mit den abgerichteten Zukunfts-Melodieen legten, damit es einen helleren Ton gäbe. Ritter war für den neuen Faust sehr eingenommen und hätte gern davon eine Scene gehört, allein Püsser meinte, es müßte ihnen dazu einmal eine passende Stunde kommen; auch wäre eine einzelne Scene, die er aus dem Zusammenhang reißen müßte, unverständlich. „Ich habe übrigens," fuhr er denn doch fort, „die Faustsage mit dem indischen Mythus zu verbinden gesucht oder wenigstens Faust als eine Gottheits-Incarnation geboren werden lassen, damit ich nämlich nicht die Noth habe, an der Goethe scheiterte, daß Faust in die Hölle kommen soll und doch unserem Gefühle nach alle Ansprüche auf den Himmel hat. Ich lasse Faust dann wandern und es ziemlich unklar dabei, ob er nicht auch zu gleicher Zeit den ewigen Juden vorstellt. Bei Harun al Raschid geb' ich ihm eine Zeitlang die Stelle eines Hofnarren und drücke damit den in der Literaturgeschichte nicht nachweisbaren orientalischen Humor, den Humor der träumerischen Phantasie, gleichsam die Negation von Tausend und eine Nacht aus, wie wir nur den abendländischen Narren haben, nämlich den Narren bei Shakespeare, bei den Deutschen Till Eulenspiegel, den Narren des Verstandes. Faust wird Christ in Rom und muß sogleich seine weltgeschichtliche

einen verſteinerten Ameiſenbau, eine Curioſität naturhiſtoriſcher Muſeen.

Wer nur immer verkleinert und herabſetzt, verräth, wie wenig er je ſeine Kraft ſelbſt erprobt hat. Denn erprobte Kraft meint nie den Himmel ſtürmen zu können. Nur wer die eigene, hinter dem reinſten und glühendſten Wollen immer noch menſchlich zurückbleibende Schöpferkraft geprüft hat, lernt gerecht urtheilen.

Halte dir einen tüchtigen Feind! Er wird dir ein Sporn ſein, dich zu tummeln.

Als Jüngling fragen wir: „Was iſt wahr?“ Als Mann: „Was iſt ſchön?“ Als Greis: „Was iſt gut?“

„Treu, fleißig, ehrlich!“ Das ſoll man Dienenden in ihr Führungsbuch ſchreiben und thut man es nicht, ſo hat die Polizei ein Recht, nach den Gründen der Verweigerung zu fragen. Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, ſchreibt man dieſe Formel, auch wenn man Merkmale genug hat, ſchreiben zu müſſen: „Untreu, faul und unehrlich —!“ Das Verhalten der meiſten Menſchen zur Welt iſt ein ſolches Zeugnißgeben: „Treu, fleißig, ehrlich!“

Es iſt Jedem heilſam, ſich auch einmal als Carricatur ſehen zu können.

Zeige doch, edle Bildung, offen den Stern auf deiner Bruſt! Warum nur immer für's Leben ſo im Incognito?

Jedes Leben iſt ein Verſuch, begangene Jugendthorheiten wieder gut zu machen.



Jedem Talente unſere Anerkennung, nur nicht dem, das, um ſich auszubreiten, wühlt und wühlt und ſich ſelbſt nirgendwo niederſetzen kann, ohne erſt einem andern „Platz da —!“ zuzurufen.



Unheimliche Menſchen das, die mit unſerer eigenen Natur eine gewiſſe Verwandtſchaft hatten, beinahe auch daſſelbe Lebensziel verfolgten, ja ſich ſogar dazu derſelben Mittel bedienen mußten und ſchon oft mit uns verwechſelt wurden — und von denen wir uns doch im innerſten Kern und vom tiefſten Grund unſres Weſens aus himmelweit verſchieden fühlen.



Die Menge erkennt Gott nur durch die Schrecken der Natur, den Genius nur durch ſeine Triumphe.

Das Bedeutende auch ohne die laute Sprache des Sieges zu erkennen, vermag nur ein Sinn, der ſelbſt bedeutend iſt.

Von den vier Temperamenten, wenn ſie noch nicht zur Fabel geworden ſein ſollten, trifft die bedeutenden Naturen das choleriſche.

Wo nur dieſen ſüßlichen Gemüthern die Kraft herkommt, all ihre Gedanken des Neides, der Mißgunſt, der Eitelkeit, Gedanken, von denen wir wiſſen, daß ſie an ihnen Tag und Nacht zehren und ſie förmlich aufreiben, unter dieſem ewig gleichen und immer wohlwollend ſcheinenden Lächeln zu verbergen!

Es iſt ein glückliches Gefühl, für einen Haß, den wir bis dahin nur inſtinctmäßig nährten, plötzlich einen triftigen Grund zu erhalten.

Lieber Freund, damals als du die bekannte, mit einer Anſtellung belohnte Wandelung deiner Geſinnung durchmachteſt, da hab' ich nur bewundert, wie du für dies neue Syſtem auch ſogleich in deinem tiefſten Innern den treibenden Drang des Gemüthes nachzuweiſen verſtandeſt!

Ein productiver Schöpfer in Kunſt, Literatur, Wiſſenſchaft, Staat, Induſtrie, in allen höheren Beziehungen des Lebens, findet vor den Schwierigkeiten der von ihm zu löſenden Aufgaben kaum Zeit, auf ſeine Leiſtungen — eitel zu ſein. Nur dem Verfertiger der kleinen Dinge, vor allem dem Dilettanten, wird es möglich, ſich beim Verwundern über ſich ſelbſt ſo lange aufzuhalten.

„Ich fühle mich ewig jung —!" Richtig, du willſt ſagen: Du fühlſt dich ewig unreif.

Gleichniſſe ſind keine Beweiſe.

Wir trauen uns das Aeußerſte an Kraft zu, wo es ſich um unſer Recht, in der Regel aber nur das gebührende Maß, wo es ſich um unſere Pflicht handelt.

Lieber Freund, du haſt vielleicht Recht, ſo weit dein Urtheil die Sache betrifft. Gerade aber weil — Du es biſt, der ſo urtheilt, haſt du Unrecht.

Was dir mißlang, das iſt dir nie gänzlich mißlungen, wenn die bauende Hand deine eigene war!

Was ſtrebſt du nur nach Macht und Einfluß, der du doch ſchon lange auf deiner Scholle König biſt! Sieh nur einmal um dich und du wirſt deines Reiches ſchon inne werden.

Wollten wir alle unſre Speiſen unter dem Mikroſkop unterſuchen, ſo würden wir möglicherweiſe vorziehen, zu verhungern. In gleicher Weiſe iſt es leider auch unmöglich, ſein Leben ganz nur nach abſolut guten Grundſätzen einzurichten. Wer darf unter allen Umſtänden wahr ſein? Wir müſſen nur die Lüge nicht liebgewinnen.

Von ſich ſelbſt zu abſtrahiren iſt ſchwer und ſich ſelbſt leibhaftig und ganz objectiv zu ſehen, bedeutet ſogar den baldigen Tod. Aber eine moraliſche Anwendung dieſes Aberglaubens bliebe es: Um dich zu ſammeln und zu prüfen, ob du in allen Dingen auf dem rechten Wege, ſo verſuche die Auffaſſungen und Pflichten deines Lebens aus der Seele eines Andern herzuleiten, dich ganz in deſſen Thun und Laſſen zu verſenken und das, was du ſelbſt thun oder laſſen ſollſt, gleichſam aus ſeinem Weſen heraus zu entnehmen —! Bald wird dir dann gegenwärtig werden, wie auch du — ihm erſcheinſt und welchen Schatten du überhaupt im Licht des allgemeinen Urtheils wirfſt.

Und doch ſind es wunderliche und oft ſehr ſchwierige Naturen, die das Rechte erſt aus der Seele eines Andern heraus zu treffen vermögen.

Ein furchtbarer Augenblick im Leben iſt der, wo wir erkennen, daß wir die zu groß angelegten Contouren unſeres Daſeins nicht mehr mit den Mitteln unſerer Perſon allein auszufüllen vermögen.

Lotterie führt zu Lotterei.

Der bedeutende Menſch kommt mit der Zeit auf eine gewiſſe Höhe, wo ihm Niemand mehr eine aufrichtige Meinung ſagt. Dann wird es ihm ein ganz beſonderer Segen ſein, ſich ſelbſt darnach umzuthun.

Allzu lange andauernde und wol gar zum Lebensberuf gewordene Beſchäftigung mit dem Partikulären, Kleinen, Nebenſächlichen vermindert die Geiſteskräfte. Bibliothekare ſind dem Schwachſinnigwerden ausgeſetzt. Der Spezialiſt muß immer bedacht ſein, ſich die Verbindung ſeiner kleinen Objekte mit den Geſichtspunkten zu erhalten, die allein den Rundblick aufs Allgemeine und Entſcheidende gewähren.

Zu manchem Menſchen kann man ſagen: der Himmel wollte, daß du bedeutend wurdeſt! Er gab dir dafür ein doppeltes Geſchenk: es ſein zu können und die Lage, die dir eigentlich gebietet, es ſein zu müſſen! Nur Eines gab er dir nicht, es ſein zu wollen.

Zu beurtheilen ſind die Menſchen nicht nach der Hebung (Arſis) ihrer Handlungen, ſondern nach der Senkung (Theſis).

Die Bedeutenden unter ſich verſtändigen ſich ſchon. Wären nur nicht die Zwiſchenträger, die Vermittler, die Mitläufer —!

Alles, was der Renommiſt treibt, iſt conventionell. Er liebäugelt beſtändig mit dem qu'en dira-t-on?

Bilde dir die Befähigung aus, Alles, was du erſtrebſt und erlebſt, dir gegenſtändlich zu machen und unterzuordnen einem einzigen großen Gedanken, dem leitenden deines ganzen Lebens. Beſitzeſt du dann freilich nicht den Muth, dieſe Richtſchnur deiner Handlungen frei und offen auch mit den Lippen zu bekennen, nun, ſo kann es an ſich den Werth deines Daſeins nicht verringern, wenn deſſen edleres Wollen auch nur unausgeſprochen in ihm treibt, drängt, wirkt, verborgen wie die Blüthe der Religion duftet, Gebet, Selbſtbetrachtung, die ſich nur unter dem Auge Gottes weiß. Beſitzeſt du ihn aber, dieſen Muth, der ſeinen Handlungen und Unterlaſſungen, ſeiner Liebe, ſeinem Haß,

deutung in den Kämpfen der Ghibellinen und Guelfen fort-
ſetzen, Kämpfen jedoch, die ich in einem ſolchen Helldunkel
laſſe, daß ſie auch das Nibelungenlied mit in ſich aufnehmen
und Fauſt wieder als Hagen erſcheinen laſſen, während
Siegfried die noch nicht zum Durchbruch gekommene Na-
türlichkeit und Unbefangenheit des Gemüths ausdrückt. Hier-
auf entwickelt ſich die Reformation und erſt mit ihr nimmt
die Wirkſamkeit Mephiſto's auf Fauſt zu. Mephiſto
laſſ' ich in verſchiedenen Metamorphoſen dem von ſeinem Le-
ben und Wiſſen jetzt erſt wahrhaft müden Denker gegenüber-
treten. Der Teufel naht ſich ihm erſtens als Guttenberg.
Sie erfinden zuſammen die Buchdruckerkunſt. Dann als
Berthold Schwarz. Sie erfinden zuſammen das Pul-
ver. Endlich als Luther. Sie ſtiften zuſammen die Re-
formation. Ich kenne die Anfeindung, welche dieſe Combi-
nation finden wird; allein ich weiß, wer Fauſt iſt, ich weiß,
wer Luther iſt; die Gegenſätze des abſtrakten Verſtandes
erzeugen nur den Witz, keine Poeſie. Die Gegenſätze, nach
welchen meine Dichtung ſtrebt, ſind organiſche, ſind Vernunft-
gegenſätze, ſind ſolche, die ohne die Negation nicht gedacht
werden können. Jetzt zeigt ſich Mephiſtopheles immer
mehr in ſeinem wahren Lichte. Es iſt der kalte, nüchterne
und hohnſprechende Verſtand, der Fauſt auf den Fersen ſitzt.
Fauſt flieht vor ihm und weiß kein anderes Rettungsmittel,
als daß er ſich in den Strudel der Sinnlichkeit wirft. Dieſe
Sinnlichkeit macht ihn zum Don Juan; doch iſt er nicht
jener gedankenloſe, leichtſinnige und bloß mit einer trivialen
Moral aufgefaßten Don Juan der Oper, ſondern, dem Py-
thiſchen ſich annähernd, ein Spiritualiſt in der Sinnlichkeit,
der, ſtatt durch die Sinnlichkeit in die Hände Satans ſich

auch äußerlich den Stempel eines weihevollen Ursprungs, das Gepräge bewußten Wollens vor der Welt aufzudrücken wagt, so führst du, wie der Dichter sagt, „ein Schauspiel für Götter" auf, vorausgesetzt, daß Inhalt und Form deines Lebensgedichts immer unter den Gesetzen der Schönheit und Wahrheit zugleich stehen.

Bitter ist es, das heute zu müssen, was man gestern noch wollen konnte.

Die Weisheit soll die Klugheit zur Dienerin haben. Jene thront, diese regiert.

Brach dir am Wagen deines Lebens ein Rad, ei, so flechte die Stücke auf den Giebel deines Hauses und laß — die Störche drin nisten!

In nichts haben gewiſſe Tagesſchriftſteller ihr Vorbild, die Franzoſen, mehr erreicht, als in der Kunſt, Dinge und Menſchen mit einer kurzen ſpöttiſchen Definition zu erledigen.

# Die Bildung.

Wenn wir etwas für unſere Bildung verausgaben ſollen, ſo hat uns der Thaler volle dreihundert und ſechzig Pfennige. Geben wir etwas für unſer Vergnügen aus, hat er nur dreißig Groſchen.

Bildung heißt, ſich zu jedem Menſchen ſo ſtellen, daß das Aneinanderklingen ſeines und unſeres Weſens Wohllaut gibt.

Nicht dein Nichtwiſſen gibt dir den Schein der Ignoranz, ſondern nur die Art, wie du dein Nicht-

wiſſen zu verdecken ſuchſt. Schweige —! Mancher wird doch vielleicht glauben, du verſtündeſt die Sache, wovon geſprochen wird.

Die größte Wonne des Wiſſens und Lernens hat doch nur der Autodidakt.

Pedanterie zeugt von wenig Begriffen. Niemand iſt pedantiſcher, als ein noch auf dem Arm getragenes Kind.

Verſchiedenes zu Verſchiedenem ſucht der Sammlerfleiß, Verſchiedenes zu Gleichartigem der Scharfſinn, Gleichartiges zu Verſchiedenem der Witz, Gleichartiges zu Gleichartigem die Poeſie.

Unſere beſten Gedanken ſind nicht diejenigen, die wir finden, wenn wir ſelbſt ſuchen, ſondern diejenigen, die wir finden, wenn wir andern Suchenden nachgehen.

Wir leben alle weit mehr unter dem Druck und dem Geſetz der Gattung, als wir glauben. Manche Menſchen kommen aus dieſer Abhängigkeit ſo zu ſagen vom Centralnervengeflecht der Allgemeinheit nie mehr heraus. In unſrer erſten Entwicklung leben wir jahrelang nur im Charakter anderer Menſchen, d. h. wir ſprechen, denken und handeln nach Art derer, die uns erziehen, pflegen, die wir vorzugsweiſe lieben, bewundern lernten oder denen wir auch nur inſtinktmäßig folgen. Daß wir endlich ein kräftiges, ein eigenes Ich ausſprechen können, iſt leider erſt meiſtentheils die Folge irgend eines außergewöhnlich herben Geſchicks. Erſt durch ein perſönlichſtes Duldenmüſſen, durch ein gefahrvolles Angerufenwerden vom Geſchick mit unſerm eigenen Namen wird die Freiheit, das Bewußtſein des bisherigen Nachtwandlers geweckt. Das iſt dann aber auch der Augenblick, mit dem wir für unſere Zukunft ſtehen oder fallen.

Fallen nennen wir die Rückkehr in die Allgemeinheit, die Fortſetzung des Nachtwandelns, die Unbedeutendheit.

Von einem Irrthum erlöst, aber auch ſo recht von ihm erlöst zu ſein, gewährt größere Freude, als eine Wahrheit gefunden zu haben.

Sicher auch dann würde, wie die Dichter ſagen, ein Schauſpiel für Götter gefeiert werden, wenn die Menſchen in allen Lagen ſo handeln und immer ſo denken wollten, wie ſie ſich in Stammbüchern und Albums geben.

Tief glaubſt du zu ſein? Du biſt nur ſchwerfällig.

Suchſt du deinem Gemüth die rechte Wärme des Lebens, ſo wählſt du zuletzt doch nur den ſicherſten Weg, wenn du — dem Lichte folgſt.



Schurken gehen ungern ins Theater, wenn ſie auch die bewundernswürdige Virtuoſität beſitzen, ſich die Spiegelbilder, die ihnen in erſchreckender Treue dort entgegengehalten werden, durch allerhand Unähnlichkeiten, die ſie entdecken, doch wieder vom Gewiſſen hinwegzuräſonniren.



Schön iſt mir alles, was das, was es ſein will, auf eine nicht ſtörende Weiſe iſt.



Tief iſt der, der auch die ſchweigenden Menſchen und Dinge ſo verſteht, als wenn ſie redeten.

Die Seele läßt ſich aus ihren Schlummerbanden durch ein reines, frohes Leben, durch Anſchauen der Natur, durch den Umgang mit guten Menſchen löſen, der Geiſt aber nur durch den Geiſt.

Erwarte von deinem „Feuchtersleben" nicht allzuviel! Aus Lebensmaximen läßt ſich kein Leben aufbauen. Nur ein Kitt ſind ſie, ein Mörtel zum Binden und Befeſtigen von Kräften, die anderweitig hergenommen werden müſſen.

Verſchiebe nur nicht das Ausſpinnen eines Gedankens auf beſſere, freiere Stunden! So kommt er dir nicht wieder, wie er im Augenblick des Entſtehens da war.

Die Handſchriftendeuter, die aus Schriftzügen auf unſern Charakter ſchließen wollen, würden ihre Kunſt

vervollkommnen, wenn ſie lieber aus der Form unſerer Schriftzüge auf unſere jeweilige Stimmung ſchlöſſen.

Warum rührt uns das Schöne? Es ſchmerzt uns ſeine Einſamkeit, ſein unerwartetes Kommen, ſein baldiges Vergehen.

Wir haben die der deutſchen Sprache eigenthümliche Bezeichnung einer „ſchönen Seele“ bekanntlich zuerſt von Goethe im „Wilhelm Meiſter“ mit der beſtimmten Hindeutung auf ein weibliches, ſanftes, chriſtliches Gemüth mit — herrenhuteriſcher Färbung erhalten. Sollte bei Bildung dieſes Begriffs Goethe'n nicht eine Moderniſirung des griechiſchen Kaloskagathos, die verbundene „Güte und Schönheit,“ vorgeſchwebt haben? K. G. Carus hat folgende Definition gegeben: „Unter dem Ausdruck einer „ſchönen Seele“ pflegen wir eine eigenthümliche Reinheit und innere Großartigkeit der Fühlung im Gemüthe und der einfachen Klarheit im Erkennen und Wollen zu bezeichnen.“ Sinnig ſind die körper-

lichen Merkmale, die Carus von der ſchönen Seele angibt. Er ſpricht ihr eine Hand zu, die er die pſychiſche nennt und die aus feinen, ſchlanken, verlängerten Fingern und ebenſo verlängerten Nägeln beſtehen ſoll. Es iſt nicht geſagt, daß ſich dieſe Hand immer nur bei ſolchen vornehmen Frauen findet, die in der trägen Beſchaulichkeit ihrer Boudoirs mit einem feinen engliſchen Nagelſtahl ihre Finger und Nägel pflegen können; man findet ſie auch bei Frauen aus dem Volk, bei mildthätigen, hingebend geſtimmten Naturen, ſanften Müttern, duldenden Ehegattinnen, die unter mancherlei Bedrängniſſen zu leiden und ſich dem Schickſal ſtill ergeben zu fügen verſtehen.

Man kann mit jener Carus'ſchen Definition der ſchönen Seele um ſo einverſtandener ſein, als ſich in ihr das Gefühlsmoment mehr hervorgehoben findet als die Intelligenz. Es iſt ein Vorwurf, den wir gegen die pſychologiſchen Erörterungen jenes geiſtreichen und den Dingen auf die Tiefe gehenden Denkers nie haben unterdrücken mögen, daß ſich das, was er hochzuſtellen und bedeutend zu nennen pflegt, gewöhnlich mehr in der Gegend des erkennenden und intereſſirten Geiſtes als in der des Herzens befindet. Die Welt der Entſagung, der Unterordnung und Demuth iſt doch ſehr oft im

hineinzuſpielen, durch ſie gerade aus ihnen ſich herausbringt. Fauſt, als Don Juan, bahnt ſich den Uebergang zu ſeiner letzten Metamorphoſe, nämlich der, daß er Dichter wird und ſich ſelbſt dichtet. Er überwindet ſich und die Welt und ſteigt als entfeſſelter Gott wieder zu ſeinen Höhen empor, von welchen er herabgekommen iſt."

Selbſt Blaſedow konnte nicht umhin, dieſer verworrenen Inhaltsanzeige wenigſtens das Lob einer Conſequenz zu ertheilen, die Polonius ſelbſt in dem Wahnſinne Hamlets entdeckt hatte. Die beiden Andern, Schmeißer und Ritter, ſprachen ſo vergnügt von dieſem Rieſengedichte, als hätten ſie ſelber Theil daran, wie es denn ein ſchöner Zug an allen Dreien war, daß ſie ſich untereinander nicht beneideten, ſondern weidlich lobprieſen. Jeder war gleichſam eine kleine Handausgabe des Andern, wenigſtens ein Regiſter, das er neben dem Folianten ſeiner eigenen Ideen noch recht gut in der Taſche tragen konnte. Wer ſich ſelbſt vergaß, brauchte ſich nur im Andern aufzuſchlagen: dann hatt' er's gleich, was für ein großer Mann er war oder werden mußte. Püſſer wußte alle Gedichte Schmeißers auswendig; und, wenn dieſer den Muth verlor, was jedoch ſelten der Fall war, ſo hielt ihm jener das Geſammtbild ſeiner Erſcheinung objectiv mit ganz fertigen Conturen vor: denn ſie hatten ſich Beide ſchon längſt in ihrem Charakter, in ihren Wünſchen und Beſtrebungen abgeſchloſſen. Sie pflegten ſehr oft in ihrer erſten Natur und in dem, was ihnen ſchon zur zweiten geworden wäre, zu kramen und ſchloſſen den Widerſpruch gegen ihre Verſchanzungen und Lebenslaufgräben mit dem kurzen und ſpitzen Fallgitter ab: So bin ich einmal!

Blaſedow litt erſt bei dieſem Wetter, wo der Baro-

Leben leider nur die leere Reversſeite von Medaillen, die ſehr glänzend nach der Seite des Geiſtes, des Intereſſes, der „höhern Empfänglichkeit“ ſtrahlen. So treffend und anregend die Definitionen des menſchlichen Weſens nach den Eindrücken der menſchlichen Geſtalt ſein mögen, ſo verwundet doch nicht ſelten auch bei Carus die allzu ſichere Eintheilung in Hoch, Höher, Höchſt, in Gewöhnlich und Mittel, in Niedrig und Gering je nach der Außenſeite des Menſchen, über die uns ſo unabweisbar tief der Glaube an ihre Zufälligkeit eingeprägt iſt. Bei all der ebenſo gelehrten wie geiſtvollen Erörterung kommt dann immer recht beklemmend Eins ins Gedränge, eben jenes Herz, das oft unter unſcheinbarſter Hülle ſo treu und warm zu ſchlagen weiß. Leſen wir nicht ſchon im Hafis, wenn anders Daumer recht überſetzt hat, das ſchöne Wort, daß das, was uns Menſchen hienieden oft häßlich, garſtig, krumm, buckelig, lahm und ſchielend erſcheinen will, im Auge Gottes eitel Schönheit iſt?

Eine „ſchöne Seele“ zu heißen iſt der Ehrgeiz ſo vieler Frauen. Aber meiſt verſtehen ſie darunter nur die

Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, zu genießen. Die Schönheit der Seele beſteht in mehr als nur im glücklichen Genuſſe des Schönen. Sie ſoll dem Schönen auch zum Siege verhelfen über das Unſchöne und Rauhe und Gemeine des Lebens. Eine „ſchöne Seele“ ſoll ſtreiten und, wenn ſie träumt, von gewonnenen Schlachten träumen. Die „ſchöne Seele“ ſoll auch mit dem Herzen denken und jede ſtörende Lücke, die ſie im Leben findet, handelnd zu füllen bereit ſein. Wenn ihr Innerſtes Muſik in Allem iſt, ſollte ſie ohne die Harmonie der Welt nicht ſein und leben können. Eine ſchöne Seele, die nicht dem Unterdrückten beiſpringt, nicht der Uebergewalt ſteuert, die abweſende Gegenpartei vertritt, nicht immer und überall ausgleicht und das Ungebührliche in ſeine Schranken verweist, verdient nicht den Namen; ſie iſt nur Empfindlerin.

Die Phantaſie erfindet, das Herz entdeckt.

Wie viel Unheil richten nicht in der Welt dieſe nagenden, alles zerzupfenden Halbnaturen an, die heute

einen Anlauf zur Bedeutſamkeit nehmen, morgen der geringſten Schmeichelei unterliegen, ihre Stimmungen der Langenweile für ein Bedürfniß nach Lebenspoeſie ausgeben, mitten aus künſtlich heraufbeſchworenen Verhimmelungen in die trivialſte Abhängigkeit von den Geſetzen der Erde fallen, ewig ſich mit dem Schein einer gebildeten Selbſtbeherrſchung ſchmücken, dann aber um des geringſten, ihr Intereſſe berührenden Anlaſſes willen doch ihrer Zunge den unbedachteſten Lauf laſſen, charakterlos jedem Neuen nachlaufen, dem, was ihnen imponirt, ſo lange huldigen, bis eine neue Erſcheinung es wieder verdrängt hat, in allem, was ſie nur aus ſich heraus lieben und verehren ſollten, abhängig ſind von fremder Zuſtimmung, und wo dieſe, bei den tauſenderlei verzweigten Egoismen des Lebens ausbleibt, ſchnell die Fahne ihres eben vorgezogenen Günſtlings wieder verlaſſen, Menſchen, die nie mit etwas fertig werden, alles anfangen, ſtets gefunden haben und doch ſchon wieder ſuchen und ſuchen und mitten in der Selbſtqual, die aus einem ſolchen dämmernden Zuſtand entſteht, mitten in dem drängenden Unmuth der Nichtbefriedigung und einer für die Eitelkeit nicht genug ausreichenden allgemeinen Anerkennung plötzlich zum glückſeligſten Stillſtand all dieſes Wogens und Wollens gelangen, wenn man etwa —

die Weiße ihrer Hände rühmt! Denn man wird wol ſchon gemerkt haben, daß in Vorſtehendem vorzugsweiſe eine Erſcheinung aus dem Leben des weiblichen Geſchlechts geſchildert ſein ſollte.

Tiefe des Geiſtes erkennt man nicht an dem Angeregtſein von Allem, was den Denker intereſſirt, ſondern an der Dauer, wie lange man bei Jedem verweilt.

Was iſt ſchön? Dasjenige, was in einem und demſelben Augenblick die Phantaſie überraſcht, dem Gemüth wohlthut und auch den Verſtand dadurch befriedigt, daß dabei alles richtig zugegangen.

Schreibe doch Einer ein ernſthaftes Buch über die Frage: „Was erſcheint dem Proſaiſchen poetiſch —?“

O ſieh nur die klägliche Miene, die der freche Alltagsſinn macht, wenn er einmal gezwungen wird, dem Evangelium des Schönen zuzuhören —!

Geſchmack iſt angeboren und man kann ihn nicht lehren. Man kann nur anleiten, ihn zu üben und auszubilden.

Wo von der Fülle des Glanzes und dem Zauber des Unerwarteten deine Augen geblendet ſind, da mußt du die Augen des Herzens aufthun. Die werden bald erkennen, welcher Glanz vergänglich, welches Gold ächt oder Flitter iſt.

Vergleicht man das weite Gebiet alles Wiſſenswürdigen mit der Muſik, ſo heißt Bildung nicht, jedes Inſtrument behandeln können, nicht einmal auf dem einen, das man vielleicht kann, jedes Tonſtück vom

Blatt ſpielen, ſondern Bildung iſt die Fähigkeit, den Schlüſſel, die Tonart, die Zeichen zu nennen, die von einem Tonſtück den näheren muſikaliſchen Charakter angeben. Bildung beſitzt derjenige, der ſich einen wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Maßſtab erworben hat, jedes Wiſſenswerthe nach ſeiner ureigenen, im Gegenſtand ſelbſt liegenden Berechtigung deſſelben faſſen und würdigen zu können.

Entſtünde nur die Ordnungsliebe ſo vieler Menſchen aus Schönheitsſinn und nicht aus Pedanterie!

Die Lebenshumoriſten werden immer ſeltener. Je mehr ſich Parteiung, Heuchelei, Bigotterie in der Welt ausbreitet, je mehr die erſchwerten Umſtände des Daſeins, Concurrenz, Bildungsanforderung die Menſchen in die Enge treiben, deſto ernſter werden ſie und deſto humorloſer. Wie in der Kunſt durch Schulen, Syſteme, Theorieen, Kritiken die abſolute Objektivität gelehrt wird und auf dem äſthetiſchen Gebiet den Humor

einengt, ſo findet man auch im praktiſchen Leben weit mehr Menſchen nach der Schnur, mathematiſche Pflichtmenſchen, als gefällige Lebenskünſtler. An älteren Herren und Frauen wiſſen wir oft nicht, was uns an ihnen ſo gefällig erſcheint. Es iſt noch der Beſitz jenes Wohlwollens, jener Beweglichkeit, jenes Lebens und Lebenlaſſens, jenes Eingehens auf Andere, jener Freude an der Natur, an den Ereigniſſen, den Charakteren, kurz aller jener Auffaſſungen des Daſeins, die eben zum Humor gehören. Humor beſitzen heißt, einen Thron errungen haben und dieſen zum Spielplatz verwandeln können.

Der Enthuſiasmus iſt die Blüthe des Geiſtes. Schön ſteht es Jedem, der ſich in dieſer Maienzeit erhalten kann. Es giebt aber einige Gebiete der Forſchung, wo der Enthuſiasmus mehr erſchreckend als erhebend wirkt. Dazu gehört die Naturforſchung. Der Naturforſcher, der eine zu lebhafte Phantaſie verräth, macht uns gegen ſeine Experimente mißtrauiſch.

Dasjenige, was der witzige Kopf am leichteſten findet, erſcheint oft Andern gerade als das Geſuchteſte.

Wir ſind immer beſſere Menſchen, wenn wir eben Muſik gehört haben, nicht aber immer beſſere, wenn wir eben welche machten.

Unbekannte, nie beſuchte Stellen des Waldes durchſchneidet oft die mathematiſch gerade Linie einer neuen Eiſenbahnanlage. Solchen plötzlich mit der Welt vermittelten und gleichſam aus einem langen ſtillen Traum aufgeſchreckten Geheimgegenden des Naturlebens gleichen gewiſſe, zuweilen überraſchend zum Vorſchein kommende, ſeltſame und höchſt wunderbare Menſchen.

Schlechtigkeit des Charakters, verbunden mit Geiſt, mit genialer Verſtellung, Machiavellismen u. ſ. w. imponirt nie den Frauen. Dieſe bleiben feſt in ihrem Haß

und ihrer Verwerfung. Männern dagegen mildert ſich ihr Urtheil, wenn ſie das Schlechte mit Virtuoſität behandelt ſehen.

Wenn man etwas lieſt, will man den Verſtand angeregt haben; wenn man etwas hört, das Gemüth und die Phantaſie. Eine über irgend einen Gegenſtand, den man einleuchtend machen will, niedergeſchriebene Abhandlung muß anders motivirt und in der Reihefolge der Beweisführung geordnet ſein, als eine darüber gehaltene Rede. Daher kommt bei Reden und Theaterſtücken, die, vorgetragen, hinreißen, der geringere Eindruck, wenn man ſie lieſt. Der Vortrag ſelbſt thut dazu nichts.

Der beſſere Weg höherer Bildung iſt der, vom Enthuſiasmus zwar zur Kritik überzugehen, aber auch von dieſer wieder zum Enthuſiasmus zurückzukehren. Die meiſten Menſchen, wenn ſie zur Erkenntniß gelangt ſind, daß ihre erſte Bildungszeit aus einem unreifen und allzugläubigen Erfaſſen beſtand, glauben

dann, die nüchterne Kritik, die ſich ihrer bemächtigt, wäre die wahre Höhe der Bildung. Im Gegentheil. Die wahre Bildung beſteht darin, von einer beſonnenen und ruhigeren Erwägung der Menſchen und Dinge, die in einem gewiſſen Alter zur philoſophiſchen Nüchternheit und kritiſchen Anmaßung umzuſchlagen droht, zum idealen Blick der Jugend wieder zurückzukehren und ſo wieder zu lieben, zu haſſen, zu hoffen, zu ſchwärmen, Welt und Menſchen mit dem immer wachen Auge der Sehnſucht und Hingebungsbedürftigkeit zu betrachten, wie einſt.

Immer und überall kindlich — iſt kindiſch.

Die deutſche Sprache hat für alle möglichen Mißlichkeiten und Schlechtigkeiten der Handlungsweiſe und des Charakters mehr Ausdrücke, als nöthig; in der Grobheit iſt ſie ſogar unerſchöpflich. Wenn ſie aber eine ſyſtematiſche Methode, ſchlechte Lebensmaximen zu verfolgen, bezeichnen will, ſo greift ſie doch zumeiſt nach

meter doch immer nur dieſelbe Temperatur anzeigte, mehr, als wenn er gefallen und geſtiegen wäre, wie ſchädlich dieß Letztere ſonſt auch Rheumatikern zu ſeyn pflegt. Doch ſpäter verwandelte ſich ihm der Schmerz über die Altklugheit unſrer Jugend in eitel Vergnügen, um ſo mehr, da Alboin zugegen war, von dem er erwartete, daß er Stoffe für die Satire bald zu unterſcheiden wüßte. Denn die drei jungen Männer fingen allmählich an, ſich in Cirkeln zu bewegen und auf die weiſen Ausſprüche wieder zurückzukommen, welche ſie ſchon einmal zu fällen die Herablaſſung gehabt hatten. Blaſedow dachte an Asmus omnia secum portans und holte ordentlich Athem, als er ſah, daß die jungen Unſterblichkeits-Candidaten den ihren verloren hatten. Er berührte ſogar hin und wieder eine Frage, auf welche er hören mußte, daß darüber ihr Urtheil noch nicht abgeſchloſſen wäre. Als Blaſedow wenigſtens nach den Bauſteinen fragte und den Grundriß ſehen wollte, wieſen ſie jede Antwort zurück und erklärten, es gäbe in unſerer Zeit viele Dinge, die noch kein Urtheil zuließen. Sie meinten dies aber, wie Ritter ergänzte, ganz objectiv, da urtheilen nur ſo viel wäre, als die Dinge in ihre Ur-Theile, in ihre urſprünglichen Theile auflöſen, d. h. man könne nur über Ganzes und Fertiges Urtheile fällen, und jene Erſcheinungen, an die Blaſedow in der neuern Philoſophie und Poeſie erinnerte, wären alle nur halb und unvollendet. Kurz, in dieſer Art tanzten die drei Unſterblichen vor Blaſedow ihren pas de trois, indem ſie nicht aus ihren Zügen wichen, niemals einen falſchen Tritt verſuchten, nie ſich verwickelten, ſondern immer da blieben, wo ſie wußten, daß ſie groß, fertig und „bedeutend“ waren. Auch ihre Sprache hatte nichts von der jugendlichen

fremdländiſchen Ausdrücken, wie Tyrann, Spionage, Denunciant, Intriguant, Egoismus, Koketterie, Prüderie, Bigotterie, Tartüfferie, Raffinement, Blaſirtheit, Gourmandiſe u. ſ. w. Eine Beruhigung für den noch erhaltenen beſſeren Kern unſeres Weſens.

Wir haben eine heilige Scheu vor allem, was ſich auf unſre Mutter bezieht, auch vor unſrer Mutterſprache. Darum drücken wir frivole Begriffe lieber in einer fremden Sprache aus.

Die Sprache iſt das Volk. Die franzöſiſche Sprache ſchreibt mehr Buchſtaben, als ſie ausſpricht. Leichter Sinn, der mehr verſpricht, als er hält. Die deutſche Gewiſſenhaftigkeit verſchluckt auch nicht eine Silbe.

Hüte dich, in einer dir gemeſſenen Friſt zuviel ſagen zu wollen! Du wollteſt die kurze Spanne Zeit vor

einem Großen und Mächtigen nutzen, wollteſt einer neuen Bekanntſchaft ſchnell überſichtlich erſcheinen, wollteſt alles, was dir für den Augenblick wichtig war, raſch erſchöpfen und — erſchienſt geſchwätzig! Die Gelegenheit, ſo kurz am Kragen gefaßt, ließ dich anders erſcheinen, als du biſt. In ſolchen Fällen wäre zu ſchweigen, wie ſo oft, beredter geweſen.

Manche Menſchen bilden ſich ein, deßhalb ein warmes Herz zu beſitzen, weil ſie in Augenblicken des Zorns und der Leidenſchaft aufwallen und wol eine Zeit lang für irgend etwas heftig erglühen können. Nein! Ein warmes Herz beſitzen heißt —: Mitten in einem Stillſtand der Seele, der dem unbewegten Stillſtehen der Blätter des Waldes im heißen Mittagsſonnenbrand gleicht, dennoch ſo erregt ſein können, als ſchüttelte ſie der wildeſte Sturm.

Oft lernen wir, ſelbſt nach jahrelanger perſönlicher Bekanntſchaft, die Menſchen wahrhaft nur erſt durch einen Briefwechſel kennen, den wir mit ihnen führen.

Nicht nur, daß wir ſo vieles, was unſer Innerſtes bewegt, mündlich auszuſprechen nicht den Muth hatten, nein, unſre ganze Art, uns im Zuſtand der Sammlung zu geben, kann nur bei einer ſolchen Gelegenheit erprobt werden. Erſtaunlich dann, wie viele Menſchen, die bislang für uns Werth hatten, in einem Briefwechſel nicht die Probe beſtehen.

Wenig verbreitet iſt jene hohe Gerechtigkeit, die immer noch bewundern kann, wo ſie auch nicht mehr zu lieben vermag.

Man rühmt ſolche Schriftſteller, die man „geſunde Naturen“ nennt. Wer geſund iſt, kann von Glück ſagen. Ein Verdienſt iſt es nicht.

Neigung zum Schreibtiſch und zur Correſpondenz iſt nur den geiſtig Bevorzugten eigen.

Unwiſſende ſind gleich über jeden Zweifel an ihrer Bildung empört, während Unterrichtete mit dem größten Behagen zugeſtehen können, daß der Menſch niemals auslernen könnte.

Wenn genial organiſirte Köpfe philoſophiren, dichten, ſchaffen, handeln, ſo arbeiten Phantaſie und Gemüth naturgemäß ſo lebhaft mit, daß der nächſte, aus dem Zuſammenhang geriſſene einzelne Gedanke, das nächſte einzelne Motiv ihres Schaffens oft unklar und unzureichend erſcheint. Da haben denn die kritiſchen Silbenſtecher ein weites Feld für die Vergleichung des mehr oder minder gelungenen Gebildes mit ihrer eigenen immer ſo blanken und flach regelmäßigen Art.

Bei Schmerzen merken wir, daß wir Alle nur aus Einer Form gegoſſen ſind, aber in dem, was uns Freude macht, kommen wir uns doch alle recht fremdartig vor.

Wollteſt du in einer Geſellſchaft etwas mittheilen und wurdeſt dabei zufällig unterbrochen, ſo ſorge, daß man nicht vergißt, auf dein Vorhaben wieder zurückzukommen. Wie einmal die Welt iſt, macht ſie aus deiner Beſcheidenheit Unbedeutendheit.

Weiſe iſt derjenige, der zugleich gut von Natur und gut aus Ueberzeugung iſt. Mit andern Worten der, deſſen Verſtand ihn zwingen würde, gut zu ſein, wenn er nicht ſchon gut von Natur wäre.

Der ſchönſte Schmuck eines großen Menſchen iſt ſeine Harmloſigkeit. Freilich gehört ſelbſt eine Art Größe dazu, ſich in die Natürlichkeit und Einfachheit eines großen Menſchen finden zu können.

# Die Zeit.

Gereiche es dir zum Troſt, daß, wie ein Bild, alles Schöne und Gute, bis es erkannt wird, erſt nachdunkeln muß.

Immer mehr werden in unſern Tagen die Schäden zum Ausbruch kommen, wo man am Körper Europas auf die Symptome curirt hatte, während der Sitz des Uebels in der Tiefe lag.

Ihr klagt über unſern Mangel an freier Bewegung, über unſer vom Staat bevormundetes Leben, und

gebt nur einmal einigen Männern, etwa in einem Comité, in einem gewählten Vorstand, eine Gewalt, eine Berechtigung, etwa an einen zum Dienen Verpflichteten Befehle oder Verweise ertheilen zu dürfen, wie werft ihr euch in die Bruft, wie umgebt ihr euch mit dem Nimbus der Offizialität, wie versteht ihr sogleich die Tyrannen zu spielen!

Im achtzehnten Jahrhundert hatten die Menschen eine Leidenschaft, sich gegenseitig groß und bedeutend zu finden. Im neunzehnten kann man sich nicht genug bis ins Armseligste anatomiren.

Die Welt wird noch Dinge erfüllt erleben, von denen man jetzt nicht das Aussprechen der leisesten Ahnung dulden würde. Unwiderstehlich ist die Macht der Natur und Gerechtigkeit.

Ich habe Ahornbäume so gestutzt und zersägt gefunden, daß sie hölzernen Kandelabern glichen. Jahrelang

trieben ſie kaum noch einige Blätter, bis ſie ſich doch zuletzt wieder mit ihrem vollen grünen Schmuck bekleideten. Sie glichen Völkern, die man für überlebt erklären will.

Dahin haben wir es denn doch gebracht, daß unſere Geheimenräthe, die wirklichen mit Excellenzrang, einſehen, Politik treiben heißt einen Puls mit bedeutend mehr als ſiebzig Schlägen in der Minute haben. Sie brauchen nur auf ihre Chefs, die Herren Miniſter, zu ſehen, wenn dieſe aus den Kammern kommen oder neue Wahlen anordnen. Die Vorläufer des Fortſchritts, unſere armen Märtyrer aus den Zeiten nach den Befreiungskriegen, ſchickte man, nur wegen dieſes beſchleunigten Pulsſchlags, auf Feſtungen und in die Zuchthäuſer.

Welche Fortſchritte hat doch unſere Zeit im Religioſen gemacht! Ein neuerer Dichter nennt ſeine geiſtlichen Gedichte auf dem Titel ſelbſt ſchon „Fromme Lieder.“ Ob wol je Paul Gerhard oder Gellert gewagt hätten, die ihrigen ſo zu nennen?

„Gläubige Jünglinge —“ werden aufgefordert, ſich zu melden, wenn ſie in ein Seminar eintreten wollen. — Wenn ein Fauſt verzweifelte und dann von Oſtermorgengeſängen mit Rührung ergriffen wird, wenn er den Glauben der Kinderſeele aller Weisheit der Welt deßhalb vorzieht, weil uns dieſer in die Zeit zurückführt, wo wir noch ſchuldlos waren und die Leidenſchaften des Lebens nicht kannten, dann mag man von „Gläubigkeit“ des Jugendgemüths ſprechen. Aber Jünglinge, die kahlen Bäumen gleichen, die ſich erſt belauben ſollen, Jünglinge, die ſich mit den Runen der Wiſſenſchaft erſt die leeren Seiten ihrer Seele zu füllen haben, Jünglinge der Unreife, die ſchon einen geſchloſſenen Phalanx bewußter Chriſtlichkeit bilden wollen, welche trübe Verirrung des Zeitgeiſtes! Die Fürſten und die Miniſter glauben zwar, weil der Widerſpruch gegen dieſe Erſcheinungen nur im Allgemeinen ſchwach iſt, ſo würden ſie von der öffentlichen Meinung gebilligt. Sie irren ſich. Die Stille im Lande über dies heuchleriſche Gebahren iſt nur die Folge der Furcht. Nicht ſo ſehr der Furcht, ſich die allerdings faſt unerläßliche Gunſt der Großen zu verſcherzen, als jener, durch Widerſpruch den Geiſt der Unzufriedenheit zu mehren, den jene ſo bewußt gepflegte Gläubigkeit entfernen ſoll. Man will

es den Regierungen glauben, daß die Gefahren der Anarchie groß seien, man hat diese Anarchie erlebt und wünscht nicht ihre Wiederkehr. Aber nur daher jenes Schweigen. Es ist das Schweigen des Geschehenlassens, nicht der Zustimmung. Die Familienväter machen es in der Stille mit ihren Kindern ab, daß auf geistig freien Wegen kein Heil mehr in dieser, nach der einen Seite hin gedankenlos frivolen, nach der andern gedankenlos bigotten Welt übrig bleibt. In der geringen Frequenz theologischer Hörsäle und der Seminarien liegt eine Mahnung. Wer sie hören wollte!

„Partei" nennen manche Wortführer einen isolirten Desperationsstandpunkt, auf welchen nur sie allein durch Zufall, Ungunst des Geschicks oder ein Uebernehmen ihrer Kräfte gerathen sind.

Die Schmalkaldner Fürsten hatten es bitter zu bereuen, als sie Karl den Fünften von jener liebenswürdigen Seite beurtheilten, die ihnen der Verschlagene

Haſt, die ein Ziel vor Augen hat, es im Nu erreichen will und ſich in einen Wirrwar von Anakoluthieen verwickelt. Sie trugen das, was ſie ſprechen wollten, gleichſam vor und recitirten es. Alles dieſes beſchäftigte die Aufmerkſamkeit Blaſedow's, aber noch mehr zwei Federmeſſer, die Püſſer und Schmeißer in Händen hielten und damit erſt ganz leicht balancirten. Es fiel Blaſedow auf, daß ſie Beide zu gleicher Zeit den Gedanken hatten, mit Solinger Federmeſſer Stahlklingen (mit denen ſie auf Hieb und Stoß wahrſcheinlich beſſer fochten, als mit krummen Säbeln) zu fechten und gleichſam ihren Reden ſelbſt zu ſecundiren. Allmählich ermüdete den jungen Männern der Arm von dem Waffenſpiel und ſie legten ihn mit Vorbedacht auf den Tiſch, der ein ganz ſchlechter war und im Garten Wind und Wetter trotzen mußte. Wie in Gedanken verſunken, ſenkten Beide ihre ſcharfen Inſtrumente, dieſe Schneyder, mit welchen ſie dem Zeitgeiſt zur Ader laſſen wollten, in das faule Holz des Tiſches und ſchnitten nach Studentenart, dachte Blaſedow, erſt, und aus Zerſtreuung irgend ein Symbol hinein. Galeerenſklaven, Wilde und Studenten haben eine Aehnlichkeit, dachte immer noch der Herr des Tiſches; die Erſten tätowiren gern ihre Haut, die Letzten die Pulte, die nicht einmal ihnen gehören. Plötzlich aber verbeſſerten ſich Püſſer und Schmeißer, zogen ihre Meſſer zurück, klappten ſie zu und ſteckten ſie ein. Ritter aber, der ſchon während des xylographiſchen Verſuches Blaſedow leiſe zugewinkt hatte, die beiden Künſtler nicht zu ſtören, brach jetzt in einen lauten Glückwunſch an Blaſedow aus, indem er ſagte: „Ein Stammbuchblatt für Sie, Herr Pfarrer!“ Blaſedow, recht unwirſch darüber, brummte: „Wenn das ſeine Frau ſähe!“

auf den Reichstagen zeigte. Sie unterſchieden nicht, was an ihm das Bleibende und Vergängliche war. Auf dieſe Art ſcheinen unſere Juriſten jetzt an den Verbrechern irr geworden. Sie beſuchen ſie in ihren Gefängniſſen, ſuchen ihrer innerſten Natur beizukommen und laſſen ſich durch Treuherzigkeit, durch die Momente des Ausruhens und der Anſammlung neuer Kraft ſo ſehr täuſchen, daß ſie durch ihren Glauben an bildſame und noch zu beſſernde Naturen unſere ganze Strafgeſetzgebung zu verwirren anfangen.

Wenn der Staat ſo zum Vielfraß geworden iſt, wie gegenwärtig, dann haben die Laſſallianer eigentlich recht, wenn ſie verlangen, daß er lieber unſern ganzen Menſchen in Entrepriſe nimmt.

Die Ruſſen tadeln im Auslande Alles — mit Ausnahme deſſen, was ſie ſich zufällig gekauft haben.

Syſtemveränderungen, Glaubensmetamorphoſen und ähnliche Revolutionen unſeres Innern, zu denen man im Alter Jahre braucht, machen wir in der Jugend oft in wenigen Stunden durch.

Allerdings ein müßiger Gedanke —: Wenn uns Goethe in unſerer Literatur fehlte und wir Das, was er uns war und iſt, erſt zuſammenſetzen müßten aus Leſſing, Klinger, Herder, Heinſe und Andern! Und doch iſt es uns oft ſo, als fehlte in unſerm deutſchen Geiſterreiche noch ein großer Herrſcher, für deſſen Begriff wir hier und da nur Anleihen machen können und für deſſen Herſtellung ſelbſt Goethe nur einen verhältnißmäßigen Bruchtheil abgeben würde.

Von allen Heilmitteln der Seele iſt die Zeit zwar das wirkſamſte, aber auch das koſtſpieligſte. Man muß es mit einem unwiederbringlichen Daſein bezahlen.

Jeder jüdiſche Kämpfer, der auch noch nach der Emancipation ſeiner Glaubensgenoſſen in den Reihen der Streiter für die allgemeine geiſtige und bürgerliche Freiheit ausharrt, zählt für zwei.

Die geſunde Vernunft am Cigarrenrauchen kann doch wol nur die ſein, daß das Spiel des allmäligen Vertilgens eines glimmenden Stengels von zuſammengerollten Tabaksblättern ein müßiges Behagen weckt. Addirt man nun die Millionen ſolcher Stengel, die täglich in der Welt vertilgt werden, welcher unendliche Ueberſchuß von Zeit, Gefühl des Glücks und Behagen wird bewieſen!

Er hatte für die Leiden ſeines Volks ein offenes Ohr und ein fühlendes Herz, aber keine helfende Hand! Das wird die Geſchichte an den Sarkophag der meiſten Herrſcher ſchreiben müſſen.

Wenn es auch wahr iſt, daß ſich ſelbſt der redlichſte, der beſte Charakter, den man mit irgend einer Aufgabe in die Mitte einer gewaltig ſich bewegenden und leidenſchaftlich durcheinander tummelnden Welt ſtellt, ohne Liſt nicht behaupten kann, ſo iſt es doch noch immer nicht nöthig, daß die Biedermänner in ſolcher Lage auch gleich gar ſo durchtrieben werden.

In Athen trat zuweilen eine Niederſchlagung aller ſchwebenden Wucherfragen ein, die Seiſachthie. Rom hatte ſeine Diktatur, die das Wahren und Befolgen der herrſchenden Geſetze dem Belieben eines Einzelnen überließ. Papſt Sixtus V. verordnete tägliche Hinrichtungen, um endlich Rom von einem Raub- und Mordgetreibe, das überhand genommen, zu befreien. Wie nun, wenn die Unſicherheit in unſern großen Städten, z. B. Berlin, nicht länger mehr zu ertragen ſein wird, für den unaufhörlichen Kampf der Sicherheitswächter mit einem verwilderten, beſtialiſchen Theil der Bevölkerung die Kräfte nicht mehr ausreichen, die Gefängniſſe immer mehr von den Uebelthätern zwar für eine ſchlimme, aber doch noch nicht die ſchlimmſte Chance betrachtet werden, da ſie dort Obdach

und Nahrung finden, und dies Elend immer höher und höher steigt, ja die Bedingungen unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens ganz aufhören läßt — würde nun da der entschlossene Wille, mit einer so gottverlassenen Brut, die sich nur außerhalb des Gesetzes erhalten will, endlich einmal aufzuräumen, in unserem Verfassungsleben und namentlich bei den Advokaten Hülfe und Beistand finden? Oder erleben wir noch den Krieg der ehrlichen Menschen gegen die unehrlichen und für Fürsten und Staatsmänner die Nothwendigkeit, über alle human klingenden Phrasen hinweg, mitten im Frieden einen permanenten Belagerungszustand erklären zu müssen?

Gedankengemeinplätze und auch gewisse Bilder haben ihre Modezeit und periodische Wiederkehr. So war vor dreißig Jahren die „tönende Memnonssäule" im Gebrauch. Die realistische Gegenwart hat es mehr mit dem „rothen Faden."

Die historische Vergangenheit unseres Erdballs und die Erzählung seiner politischen Geschichte scheint die Schule zur historischen Tugend nicht mehr bleiben zu

wollen. Denn findet man da nicht eine nicht endende Galerie von Bildern des Rechts und Unrechts, vom bejammernswürdigen Kampf des ſchwachen Guten mit dem mächtigen Böſen? Unſere Zeitgenoſſen haben darum auch immer mehr Neigung, den Blick abzuwenden von dem, was uns durchaus die Vergangenheit lehren ſoll. Der Aufblick ins All, die Anknüpfung unſeres Erdenberufs an die Geheimniſſe des Univerſums im allgemeinen haben eine Würdigung der früheren Begebenheiten unſeres Erdballs hervorgerufen, deren wunderbare Macht in allen Gebieten der Tradition rieſenhafte Wirkungen hervorzubringen ſcheint und uns ſogar ermuthigen kann, anzunehmen, daß die, welche unſere Geſchichte immer wieder den Leidenſchaften der Nationen und Dynaſtieen überantwortet wiſſen wollen, ſchon im Beginn ihrer Verbrechen gegen den Geiſt der Zeit vom Gericht der öffentlichen Meinung ſo gekennzeichnet ſind, daß ſie ohne Kampf erliegen müſſen, ohne Widerſtand geſchlagen ſind. Es rauſchen die Pforten eines Zeitalters auf, wo die alten Annalen der Geſchichte zwar eine gewiſſe Beweiskraft nie verloren haben werden, dieſe aber mit den heiligen Urkunden einer erhabenen und tief in die Maſſen eingreifenden Naturbetrachtung werden theilen müſſen, einer Naturbetrachtung, die uns jetzt ſchon lehrt, Vieles

geringfügig zu achten, was uns in den alten Tagen der Spittler, Schlözer, Dohm u. A. mit Furcht und Schrecken erfüllte.

Den Fürsten nahen sich nicht so viele Schmeichler, wie den Völkern Aerzte ihrer Leiden, Propheten ihrer Schicksale, Ausleger ihrer Träume. Seit funfzig Jahren ist dieses Zuhofegehen bei des Volkes Majestät, dies Hutabziehen und Demüthigen vor dem großen ungekrönten Souverän, Masse genannt, Mode geworden. Was schwänzeln und fliegen die Kammerherren nach den Winken dieses oft so ungnädigen Gebieters! Der Souverän, heißt es in der Regel, liegt in Elend gehüllt, auf Stroh hingestreckt und die hohen Agnaten und Cognaten, die Vetter-Liebden und Schwäger Durchlauchts, die ein-, zwei-, dreijährigen Buben und Mägdlein, schreien nach Brot und Kartoffeln, und vor ihnen knieen alle Weisen des Morgen- und Abendlandes, singen Lobgesänge und räuchern mit Myrrhen und Aloe. Kein Potentat genießt so viel Verehrung wie jetzt das Volk. Für die Heilung seiner Schäden und Gebrechen werden Preise ausgeschrieben, tausend Vereine sind ihm zu Liebe schon gestiftet worden

und abertauſend ſind im Entſtehen begriffen, alle Parteien der Welt drängen ſich zu dem hohen Patienten, fühlen ihm den Puls, bieten ihm Arzneien, ihren leiblichen und geiſtlichen Troſt an, und die Poeten, die nun vollends, die ſich doch ſonſt vom Volk die Schleppe tragen ließen und ſie jetzt dem Volke tragen, kommen auf den Zehen, wickeln ihre Verſe in den Abfall des Volkselendes, verwäſſern ihren Nektar, verdünnen ihre Ambroſia, Alles, Alles, dem „Volke“ zu Liebe, dem großen majeſtätiſchen Gebieter des Jahrhunderts. Es iſt auch da eine Grenze, wo die Wahrheit aufhört und die Mode anfängt.

Hätte man doch noch die alte Sitte, daß ſich die Könige vor die Fronte ihrer Armeen riefen und ihre Händel durch Zweikampf ausmachten —! Einige Gänge — und Ruhe und Friede wäre in der Welt.

Wann wird die Zeit anbrechen, wo ſich die Fürſten nicht gegenſeitig ihre Throne, ſondern die Völker gegenſeitig ihre Freiheiten verbürgen?

Es zieht ſich jetzt durch die ganze, auch die deutſche Welt ein eigenthümlicher, blaſirt genußſüchtiger, witzelnd ironiſcher, ſelbſtgenügſam frivoler Ton, der dem Ernſten, Geſinnungsvollen und Schwunghaften um ſo mehr aus dem Wege geht, als leider auch genug aus dem Schoß der Wiſſenſchaft und Kunſt heraus ſelbſt geſchieht, um eine nüchterne, ja dummdreiſte Verachtung des Ernſten und Geſinnungsvollen auf den Thron zu ſetzen. Eine altkluge Zweckmäßigkeit, eine cigarrenrauchende geſunde Menſchenverſtandslogik hat ſich mit der „Reſpektabilität“ der materiellen Intereſſen und den faits accomplis der politiſchen Reaktion ſo eng verſchwiſtert, daß ſie einen Geiſt zur herrſchenden Tonangabe machten, der ungefähr die Anſchauungen von Rittergutsbeſitzern beim erſten Glaſe Champagner nach verkaufter Wolle als die mittlere Durchſchnittsintelligenz unſres Zeitalters hinſtellt. England zeigt ein Heilmittel gegen dieſen „Snobbismus“ — politiſches Ehrgefühl.

Wenn wir um uns blicken, ſo finden wir Kunſt- und Literaturperioden, die im Abſchluß begriffen ſind, entwickelte Sprachen, die nur noch wenig einer weiteren

Mehrung bedürfen, ſociale Verhältniſſe, die jede originelle Entwickelung unterbrechen — der Stifter einer neuen Religion würde jetzt in die Hände der Gerichte oder der Irrenärzte gelangen. In einer ſolchen Zeit ſollte das, was ſie noch auf ihrem unfruchtbaren, ſo ſteinigen Boden hervorbringt, gerade um ſo höher geſchätzt, gerade um ſo liebevoller gehegt werden.

Es wird bekanntlich auf unſeren Univerſitäten gelehrt, daß zu geſchichtlich bedeutenden Schöpfungen, welche die Geſetzgeber vorſchlagen und die Völker ausführen ſollen, ein „naturwüchſiger" Grund und Boden gehöre. Man rühmt England, das eine Verfaſſung beſäße, wie auf Felſen gegründet. Auch in Frankreich, wo ſo vieles durcheinander ſchwankt und auch ganz ſeit einigen Menſchenaltern zum Sturz gekommen iſt, ſpricht die von der Militärherrſchaft begeiſterte Staatsweisheit, beſonders die der Börſe, ſeit einiger Zeit mit beſonderm Nachdruck von dem zu wahren geſchichtlichen Bauten nothwendigen Granit, großartigen Quadern von Geſetzen, Felsblöcken von Inſtitutionen, metalliſchen Grundlagen von Kugeln und Kanonen.

Allein Ritter pries ihn glücklich: denn die beiden jungen Männer machten Alles berühmt, womit sie sich abgäben, und diese Anfangsbuchstaben zweier so viel versprechender Namen würden, wenn er sie einst auch nur als Facsimile lithographiren ließe, ihm ein schönes Geld einbringen. Blasedow schlug ein Gelächter auf, was sonst seine Natur gar nicht war, und bat dann die jungen Männer mit spöttischer Miene, ihm doch lieber alle seine Möbel mit Erinnerungs-Einschnitten zu versehen, weil er auf diese Weise seinen alten Hausrath ja am lohnendsten würde in die Versteigerung bringen können. Indeß fühlten sich die jungen Leute von dem Spotte nicht getroffen, sondern blickten mit Genugthuung, indem sie Abschied nahmen, auf einen Ort, von dem es dermaleinst heißen konnte, daß sie dort gesessen, sie dort gegessen und getrunken hätten! Sie blickten mit Rührung auf die xylographische Verewigung ihres kurzen Aufenthaltes in Kleinbethlehem und schritten dann mit Herrn Ritter zum Garten hinaus der Zukunft und der Unsterblichkeit entgegen.

Blasedow schlug die Hände über dem Kopf zusammen und selbst Alboin lachte, als sie allein waren. „Warum lachst du?“ frug der Vater.

„Ei,“ sagte Alboin, „der Eine hat sein Sacktuch vergessen.“

Also noch eine Reliquie! mußte sich Blasedow gestehen. Er ließ Alboin das Tuch unter dem Tisch aufgreifen und fand ein gesticktes I' darin und die Zahl 6. Also, sechs Sacktücher im Ganzen, dachte Blasedow, und doch opfert er eines davon der Erinnerung? Aus Liebe zum Ruhm putzt sich der junge Mann nicht einmal die Nase! Inzwischen fing sich in Alboin der Mutterwitz an zu regen und gab sich in

Gervinus hat ganz im Widerſpruch mit dieſen Anforderungen der deutſchen Katheder und der Pariſer Börſe eine Ehrenrettung jener hiſtoriſchen Baukunſt gegeben, die auf nicht viel mehr als auf Sand baute. Er erzählt in ſeiner Geſchichte unſeres Jahrhunderts die allmählige Bildungsgeſchichte Nordamerika's, eines ſo wenig naturwüchſigen Staates, und gibt ihm das Zeugniß, daß derſelbe mit den ſtaunenswürdigſten Erfolgen des Glücks und der Macht Europa plötzlich eingeholt hätte. Wie, man will lehren, Volksherrſchaft könnte nur auf kleinem Raum gedeihen? Die Union hat ein unermeßliches Ländergebiet. Solchen Verfaſſungen, die leicht verändert werden können, gibt man Schuld, daß ſie keine Pietät erwecken könnten, und überall zeigt ſich in Amerika die Anhänglichkeit an bewährte junge Gebräuche. Nordamerika hat die allgemeinſte Toleranz in Religionsſachen und iſt doch in ſeinem Durchſchnittscharakter religiös. Es hat keine Militärmacht und iſt doch kriegeriſch. Es iſt von einer Bevölkerung aus aller Herren Ländern zuſammen geſetzt und dieſe glüht von Vaterlandsliebe. Nur Unbemittelte gelangen dort zu Staatsämtern und die Verwaltung iſt muſterhaft in ihrer Sparſamkeit. Kurz Alles wurde dort auf Sand, nichts auf Granit gebaut, und das Menſchenleben

wächst, blüht und gedeiht dennoch. Unſere Univerſitätsprofeſſoren werden mit der Zeit viele Paragraphen aus ihren Collegienheften ausſtreichen müſſen oder wenigſtens in Noten unter dem Text das mögliche Vorhandenſein einer anderen Weltordnung, als ſie oben lehrten, anzuerkennen haben.

Ueber einen geſcheiterten Idealiſten lacht ihr —! Um Phaethon, der den Donnerwagen lenken wollte und zu ſchwach war, die Zügel zu führen (er ſtürzte, wie Prüdhomme, Louis Blanc, wie die beſſere „Linke" der Paulskirche) weinten die Heliaden ſo lange, bis ſie in zitternde Erlen verwandelt waren. Ihre Thränen floſſen ſo reichlich, daß ſie ſich zum Bernſtein verdichteten.

Die Juden glauben an einen ſiebenten Himmel. Dann kann den rumäniſchen die Erde kaum der erſte ſein.

Die alten Aegypter beteten Kühe und Stiere an. Das ſeltſam unruhige, hitzige Temperament der Juden

machte, als ſie aus Aegypten kamen, bereits die Kälber zu Götzen.

Der rechte Zeiten- und Weltweiſe ſieht auch diejenigen Sternſchnuppen, die am Tage fallen.

Wohin gerathen wir! Schon hat Montesquieu geſagt, daß nur diejenigen Geſetze gute wären, die ſchon die Sitte und das Bedürfniß vorgeſchrieben hätte! Nun vergleiche man die anſchwellenden Geſetzes-Folianten, die Verordnungen, die täglich erſcheinenden, und — unſere Wünſche!

Seitdem ſich die Schulmänner und Philologen des Studiums der altdeutſchen Sprache bemächtigt haben, kommen ſich dieſe Herren genial vor. Sie tragen denſelben Zopf, ob er nun Cicero oder Walther von der Vogelweide heißt.

# Die Stände.

Das beſte Mittel zur Bildung des Volks iſt unſer Beiſpiel.

Dienende kann man durch nichts ſo ſehr belohnen, als durch Vertrauen. Einen von einem Diener gewechſelten Thaler ungezählt zurücknehmen, macht ihn unter Umſtänden glücklicher, als ein Trinkgeld.

Dem gemeinen Mann muß man, um ihn auf dem guten Wege der Ehrlichkeit zu erhalten, öfters geſtatten, davon einiges Aufhebens zu machen. Nähme man

ihm die laute Freude und ſogar ein oft prahleriſches Lärmen über einen ſo außerordentlich fleckenloſen Ruhm, ſo würde man ihm die Lebensluft beengen und ſich vielleicht gar das gute Spiel mit ihm verderben. Darum iſt für den ſittlichen Kern eines Volks mit dem Uebermaß von Humanität auf dem öffentlichen Strafgebiet Gefahr verbunden.

Einen unmotivirten Fußtritt des Zorns oder Uebermuths trägt der Hund ſeinem Herrn nicht nach und in ſchreckhaftem Grade imponirt dem gemeinen Mann Herzloſigkeit.

Wird der Philiſter großartig, ſo platzt in der Regel die Baßgeige.

Das natürliche Gleichgewicht im Leben ſtellt ſich immer wieder her — Söhne von Bedienten ſind in der Regel anſpruchsvoll, wenn nicht ſtolz.

Auf einem Verwaltungsposten, wo man unaufhörlichen und allseitigen Bittgesuchen ausgesetzt ist, gewöhnt man sich bald ein summarisches Neinsagen an. Es gehört Milde des Gemüths und ein angeborner Gerechtigkeitssinn dazu, in dieser vielleicht an sich unerlaßlichen Kunst des „Erledigens" nicht auch allzu gedankenlos zu werden.

Eine der schmerzlichsten Erfahrungen, die der Menschenfreund täglich machen kann, ist die ruhige Gewöhnung des Dienenden an den Mißbrauch der Macht.

Wir wollen nicht alles preisen, was man vom Volk zu hören bekommen kann. Aber verachte man es doch erst dann, wenn man ihm Gelegenheit gegeben hat, sich auszusprechen.

Wer Schriftſteller iſt, habe an ſeinen Fingern getroſt Dinte.

Um in unſern kleinen Reſidenzen nur einigermaßen erträglich leben zu können, hat man ſich daſelbſt nicht einzubürgern, ſondern einzuadeln.

Ein Intendant der königlichen Schauſpiele trat ſein Amt mit der beſcheidenen Erklärung an: „Meine Herren, ich verſtehe von dem Amt, das mir die Gnade Sr. Majeſtät übertragen hat, ſo gut wie nichts, aber ich hoffe, es noch mit Ihrer Hülfe zu erlernen!“ Drei Jahre darauf war der beſcheidene Mann die Anmaßung ſelbſt. Er hatte das Nichtverſtehen ſeiner Aufgabe in ein geregeltes Syſtem gebracht.

Wie trivial iſt der Satz, daß Große nicht die Wahrheit erfahren können — und wie iſt er doch ſo wahr und ſo ewig neu —!

Was nennen die Reichen Arbeit! Wir kannten einen Fürſten, der in allem Ernſt auf die Oekonomie ſtolz war, ſich die Wappen ſeiner Briefpapiere ſelbſt zu malen.

Wie die Großen rechnen lernen —! Adalbert Stifter erzählte mir, er hätte in Gegenwart der Fürſtin M. ihren Sohn, deſſen Lehrer er war, die Aufgabe machen laſſen, zu berechnen, wie viel zwölfkaratige ſilberne Löffel ſich aus ſechs Dutzend dreizehnkaratigen herſtellen ließen, wenn jene ein Loth ſchwerer hätten wiegen ſollen, als dieſe. Der junge Prinz rechnete und rechnete. Endlich unterbrach die durchlauchtigſte Frau Mutter ſeine Anſtrengungen mit den zornigen Worten: „Aber beſter Herr von Stifter, wenn dergleichen bei uns vorkommt, ſo ſchickt der Ouvrier einfach die Rechnung und wir bezahlen ſie!“

Sei glücklich in deinem Entbehren, wenn du die Qualen der Reichen und Vornehmen ſiehſt! Dieſen kann es ja ſchier Herz und Verſtand wegnagen, wenn ihr Fürſt ſchon ſeit Jahren mit der Verweigerung irgend eines Titels oder eines höheren Ordensgrades ein Neck- und Verſteckſpiel mit ihnen treibt.

„Ich habe mich um einen Orden beworben! Nicht wegen meiner, ſondern um meines Weibes und meiner Kinder willen, denen ich gar zu gern eine Freude bereitet hätte —!“

Wer Fürſten erziehen will, ſoll vorzugsweiſe ihr Gedächtniß ausbilden. Ein Herrſchender ſoll den Leichtſinn und die Intriguen ſeiner Umgebungen, die nur die Erinnerung an das Nächſte und an ſie ſelbſt zu ſchüren ſuchen, nicht nur dadurch überraſchen, daß er Namen und Thatſachen der Vergangenheit, ſondern auch Wünſche und Vorſätze für die Zukunft behält.

Er ſoll kein Taſchentuch zu ſich ſtecken, ohne daran gleichſam auf gemachte Knoten zu fühlen.

Große wünſchen, daß man zuweilen etwas von ihnen erbittet, und können es nicht gut ertragen, wenn man ſie umgeht. Gewähren oder abſchlagen, beides erhöht ihre Würde.

Du Thor, du kommſt aus dem Palaſt eines Großen, aus dem Schloß eines Fürſten und denkſt mit behaglicher Hoffnung: welchen Eindruck hab' ich ihm wol gemacht? Der Fürſt aber, der große Staatsmann ſpricht im ſelben Augenblick zu ſich ganz das nämliche, aber nur in Bezug auf ſich: „Welchen Eindruck hab' Ich ihm wol gemacht — ?"

Aufzuhorchen, welche Wendungen die Wahrheit nimmt, um ſich dem Thron zu nähern, ſollten früh

kindischen Ausstellungen an dem Besuche zu erkennen. B
sedow fand, daß Albein's Maßstab, da er der Jün
war, die Verzärtelung und die mütterliche Medisance n
allein er dachte, irgendwo muß die Lust am Widerspruch
fangen. Die größten Komiker auf der Bühne sind im Le
unumgänglich. Die Laune vor den Coulissen ist nur
momentane Erstickung der Launen hinter ihnen. Die n
sten satirischen Schriftsteller hatten Eigenheiten, die keine V
träglichkeit mit ihnen zuließen. Wer war eigensinniger
Voltaire und wer verwundete heftiger? Gute Mensc
können keine Satiriker sein, da ein Satiriker gar nicht
den Zug kommt, wenn er nicht Alles tadelt.

Blasedow grübelte, wie er seinen Sohn, ohne daß
verdürbe, doch hinlänglich schlecht werden lassen konnte,
einen guten Spötter aus ihm zu machen. „Die Aufgabe
ungeheuer," sagte er sich, ja, er gestand sich sogar, daß
Andern nichts davon gesteben durfte. „Ein Humorist
nichts heißen," fuhr er fort. „Wer immer vom Teufel
die Maske vornimmt und selbst im Spotte zeigen will,
für ein reiner Engel er ist, wer die Insekten nicht mit spi
Nadel aufsteckt und nicht ausharren kann, bis sie sich
zappelt haben, wer immer wieder auf jede Verletzung
Verwundung, die er sich aus Muthwillen erlaubt, sein gu
Herz, wie ein ganzes Füllhorn von Blumen, ausschüttet
jeden Backenstreich durch hundert Küsse wieder abbittet:
ist kein Satiriker, das ist ein Humorist. Albein aber
ein Satiriker werden. Er soll die Menschen durch seine
Zunge nicht unterhalten, sondern sie beunruhigen. Jede Th
heit eines guten, jede Bosheit eines schlechten Herzens
in ihm ihre unversöhnliche Rüge und ihren Pranger find

die Fürſten angeleitet werden. Aber ſie verſtehen es auch ſchon von Natur. Ein noch lebender Dichter fiel in Ungnade, als er ſeinem Monarchen ein Gedicht widmete, worin er deſſen Herzensgüte pries. Der Fürſt begriff ſehr wohl, es ſollte ſo viel heißen, als, es fehlte ihm an Verſtand.

# Erziehung.

Jedes Kind, das zur Welt kommt, predigt sogleich das Evangelium der Liebe.

Nein, nicht zum Entbehren erziehe die Deinen, nur zum mäßigen Gebrauch dessen, was sie besitzen.

Die Erziehung soll frühzeitig die Kritik wenn nicht aller, doch der meisten Wünsche des Herzens sofort an die Beantwortung durch den Verstand verweisen.

Wir ſind viel zu ſchnell bei der Hand mit dem Urtheil, daß uns dies oder das durch die Natur verſagt wäre. Ein wenig mehr Fleiß und es ſtellt ſich das Gegentheil heraus.

Wenn Erzieher ihren Zöglingen die Schwärmerei widerrathen, ſo thun ſie im Grunde kaum etwas anderes, als ſie zur Herzensträgheit anleiten.

Früh ſoll auch das Weib wollen und wählen lernen. Weibliche Würde iſt etwas Angeborenes, mehr aber noch eine Errungenſchaft.

Lehne kein Geſchenk ab, das dir ein Kind anbietet —! Wäre deine Ablehnung auch noch ſo gut gemeint, ſie würde Entwickelungskeime ſtören.

Am ſicherſten wird in der Erziehung das Gute nicht durch die offene Mahnung um des Guten willen, ſondern durch eine lebhafte Darſtellung der Folgen des Schlimmen hervorgebracht.

Von einem Baum, der noch in Blüthe ſteht, mußt du nicht ſchon Früchte erwarten.

Bei Schauſpielern gilt es für eine praktiſche Regel, daß man mit der Mehrzahl derſelben nicht in theoretiſchen Ausdrücken ſprechen kann, wenn es ſich um die Auffaſſung einer Rolle oder das feinere Verſtändniß irgend einer einzelnen Stelle handelt. Man muß ihnen die Meinungen, die man anſchaulich machen will, in eine zugänglichere, praktiſche Ausdrucksweiſe überſetzen. Auch in der Erziehung und in manchen Lebensbezügen überhaupt bewährt ſich dieſe Regel. Wem man Tage lang gepredigt hat: „Sei gleichmäßig in deinem Weſen zu den Menſchen, bleibe deinen Vorſätzen treu, ſei in deinem Umgang an Haltung und Ton würdig!“

der wird oft umsonst suchen und suchen, wie er es anstellen soll, dieser Vorschrift nachzukommen. Sagt man ihm aber: „Sei geistig vornehm!“ so versteht er sogleich was gewünscht wird und sucht es nach Kräften zu treffen.

Es ist lange nicht so thöricht wie es klingt, wenn man sagen wollte: der Jugend muß man auch Unterricht im richtigen Fühlen geben.

Ein wunderbar latenter Zustand — die der elterlichen Strenge zu Grunde liegende elterliche Liebe —!

Früh lehre man die Kinder, sich über eine erlittene Kränkung, einen bitter empfundenen Schmerz der Klage enthalten.

Die höhere und ſeeliſche Erziehung hat die Aufgabe, die Eingebungen der Natürlichkeit mit den Geſetzen des guten Tons ſo in Harmonie zu bringen, daß man gebildet wird und doch natürlich bleibt und natürlich bleibt bei aller Bildung.

Die Identität der Perſon pflanzt ſich mehr von Mutter auf Tochter, als von Vater auf Sohn fort.

Bei klugen und herzensguten Kindern iſt die beſte Methode, einen ſtarren Willen zu brechen, Nachgiebigkeit.

Grob iſt beſſer als fein, bei Handtüchern und in der Erziehung.

Der Schatz des Alterthums liegt für die Menſchheit im Großen und Ganzen faſt noch unangebrochen

da. Man wird ihn erſt heben, wenn man auf den Schulen die alten Klaſſiker in Ueberſetzungen lieſt und das Studium des Urtextes den Gelehrten überläßt.

Du freuſt dich des Kindes, das dir auf einer Wanderung durchs Feld Blume um Blume pflückt und dir jede Handvoll, die ſein Eifer zuſammengebracht hat, als glückliche Trophäe reicht —! Iſt dies endloſe Pflücken und Sammeln nur die Entfaltung eines ſinnigen Gemüths? Iſt es im Kinde nur das, was du ſelbſt aus deiner Stimmung hineinlegſt —? Schlimmes wird es im Gemüth des Kindes wol nicht ſein, aber doch vielleicht etwas andres, als es dir zunächſt erſcheint.

Merkwürdig, wie kluge Menſchen jahrelang ihre Eitelkeit verbergen konnten. Allen blieb ſie zweifelhaft, bis ſie plötzlich an ihren Kindern, wenn ſie deren haben, hervorbricht. Sich ſicher glaubend unter dem Deckmantel der Elternliebe, zeigen ſie ſich mitunter im

Würdigen und Fördern ihrer Kinder wie vollkommne Narren.

Wenn Shakespeares Polonius seinem nach Paris reisenden Sohn Laertes eine Reihe beherzigenswerther Lebensregeln mit auf den Weg gibt, so möchte man glauben, er hätte folgende Unterweisung des Grafen Eberhard von Erbach an seinen Sohn Georg aus dem sechzehnten Jahrhundert vor Augen gehabt:

„Lieber Sohn, biß gottesfürchtig! Bet morgens und abends vleißig, gedenk' in all deinem Thun an Gott! Geht dirs wohl, so dank' ihm, geht dir's übel, so klag's ihm. Gedenk, daß alles Glück und Unglück von Gott kommt und bald ein Ende nimmt. Erkenne dich vor einen armen Sünder, glaub, daß dich der Sohn Gottes Jesus Christus hab' mit seinem Blut erlöset; beharr darauf und bekenne es bis ans Ende, so wird er dich wieder bekennen vor Gott, seinem himmlischen Vater. Biß nicht hoffärtig, halt aber deinen Stand ehrlich. Sey wahrhaftig! Halt was du zusageſt und ob dir' Leib und Gut drauf ging, denn wenn du leugſt in Schimpf oder Ernſt, ſo biſt du ein Teufels-

kind, der iſt ein Vater der Lügen. Sey züchtig mit Worten, Gebärden und Werken. Schände Niemands Weib oder Kind. Sey kein Palger; aber wenn man die Fähnlein fliegen läßt, dann biß keck und fliehe nicht; dann es iſt beſſer ehrlich geſtorben, denn ſchändlich geflohen. Sey nicht verthuniſch, biß aber auch kein karger Filz; zu Ehren ſpare nichts. Rede niemandes übell, gedenk' allzeit an dich ſelbſt, daß du auch ein armer Menſch biſt. Nicht handle fälſchlich mit den Leuten, handle frei und rund, das beſtehet am längſten; doch lerne die Leut wol erkennen, denn gegen einen frommen mußt du wieder fromm ſein. Vor einem falſchen hüte dich und rede gegen ihn deſto langſamer. Die nothdürftigen Armen laß dir befohlen ſein; Schmeichler, Gotteslästerer und Schalksnarren laß dir nicht wolgefallen. Wer dich ſtraft und dir wol rätht, den habe lieb. Treue Kirchen- und andre Diener habe ſehr lieb, lohn' ihnen nach deinem Vermögen. Untreue Diener laß mit Güte von dir kommen, behalte ſy nicht. Jedermanns Schand hilf decken; doch wenn du regierſt, ſo ſtrafe das übell. Biß denen, die unter dir ſind, ein Vatter; nicht beſchwere deine Unterthanen über die Billigkeit; dann dieſelb Nahrung hab' ich oft übel ſehen gerathen. Halt hart über dem Frommen und ob ihm

ſchon bisweilen eine Thorheit widerfährt, ſo ſtraf aber mit Vernunft, ſoviel dir gebühret. Hüte dich vor dem Zutrinken, daraus, ſpricht Sankt Paulus, kommt ein unordentlich Leben."

Zwei Jahrhunderte ſpäter überſetzte ein alter preußiſcher Dragoneroberſt, der unter Friedrich II. gefochten hatte, Freiherr Johann Karl Friedrich von Eberſtein, dieſe Lehren an ſeinen auf die Leipziger Hochſchule gehenden Sohn Wilhelm, nachdem derſelbe im Kriegsdienſt bereits als Cornet verwundet und zum Verbleiben unter den Fahnen ſeines königlichen Herrn untauglich geworden war, in die Anſchauungen eines durch die Nachahmung der Pariſer Sitten doch noch nicht ganz um ſeinen beſſern Kern gebrachten Zeitalters.

„Reichthum und Mittel," ſchreibt der alte Kriegsheld unter anderem, „habe ich nicht. Darauf darfſt du dich keinen Staat machen. Doch habe ich es in meinem ſauern Dienſt ſoweit gebracht, daß meine Kinder nicht vor anderer Leute Thüre Brod ſuchen dürfen. Ich werde alles an dich wenden, was meine Umſtände mir erlauben; im Gegentheil aber kannſt du auch verſichert ſein, daß ich einem widerſinnigen ungerathenen Sohn nicht das allergeringſte gebe, ſondern ihn ſich, als ſeinem eigenen Macher, lediglich überlaſſe. Ich gebe

Sein Symbol muß nicht die Biene sein, die zwar sticht, aber auch Honig gibt, sondern der Skorpion. Keine der Wunden, die er schlägt, darf heilbar sein, es sei denn, daß man ihn selbst ergriffe, zerstampfte und auf die wunde Stelle einriebe. Selbst, wenn man ihn auf den Rost bringt und mit glühenden Kohlen peinigt, darf er nicht nachgeben, sondern er muß, gerade wie der Skorpion auch, nur mit seinem eigenen Stachel sich selber tödten. Die Aufgabe, die ich mit Alboin zu lösen habe, streift an Versündigung; allein folg' ich nicht der Natur meiner Kinder? Geb' ich nicht Jedem das, was er will und was er vertragen kann?"

Blasedow war Kenner des menschlichen Gemüths genug, um zu wissen, daß die Satire und der Witz überhaupt nicht die Blume ist, die von der grünen Pflanze des Geistes gen Himmel strebt, sondern das graue vertrocknete Samenkorn, welches aus der Blume befruchtend zur Erde fällt. Er wußte, daß nur Phantasie dazu gehörte, das eroberte Paradies zu dichten, allein Spleen und Humor dazu, das verlorne Paradies darauf folgen zu lassen; daß die Satire keine Mitgift der Natur ist, sondern eine Reaction der Nothwendigkeit gegen die Freiheit, das Product der Erfahrung und Verneinung. Dann müßt' ich aber lange warten, gestand er sich, bis Alboin seine Geißel über die Thorheiten und Gebrechen des Jahrhunderts schwingt! Erst den ganzen medicinischen Cursus durchmachen, die Pathologie der kranken und die Materia medica der gesunden Vernunft, bis er wagen darf, dem rheumatischen Leiden der Zeit eine satirische Fontanelle zu setzen, das ist lange! Blasedow fühlte wohl, daß er seinen jüngsten Sohn nicht in gerader Richtung zum gewünschten Ziele bringen konnte, sondern sich begnügen müsse,

dir einen Hoffmeister mit, weil du noch unerfahren bist. Weiß ich auch wohl, daß du dieses vor ganz überflüssig ansiehest, und mehr zu wissen glaubst, als ich und viele kluge Leute, so irrst du dich doch hierin in der Wahrheit. Diesen Mann gebe ich dir mit, considerire ihn als deinen Vater. Er soll dich auf der Reise in Gesellschaften und in denen Collegiis begleiten, beständig mit dir discouriren; er soll dich die Arten der Menschen kennen lernen und wie man sich in der Allgemeinheit und insbesondere gegen jede Art dieser Menschen zu verhalten habe. Hütte dich für dem Spiel, für dem Trunk und für dem weiblichen Geschlecht als vor drey Quellen, woraus in dieser Welt alles Unglück für einen jungen Menschen gewiß fließet. Versäume das Gebeth nicht, halte Gott und der Welt Heyland Jesum stets in deinem Herzen, bitte ihn ohne Unterlaß, daß er dich mit seinem heiligen und guten Geist regiere, leite und führe dich. Sey hiernächst gegen Jedermann, auch gegen den geringsten, höflich, aufrichtig ohne Falsch. Achte einen Jeden klüger, weiser, vernünftiger und besser, als du dich selbsten achtest. Sey aber auch klug und wisse, daß die ganze Welt im Argen lieget und viele falsche, hinterlistige, böse Menschen darinnen seyn. Aplicire die Worte des Heylands hier: seyd einfältig

wie die Tauben und klug wie die Schlangen! Sey allzeit wirthschaftlich! Sey in deinem Anzuge reinlich, aber nicht prächtig! Zur Reitkunst rathe dir, dich noch etwas zu apliciren. Lerne auch einige Mohnate fechten. Außer diesen beiden noblen Künsten weiß ich keine, so dir nöthig sein könnte, und will kein Geld auf Tanzen, Voltigiren und dergleichen verwenden. Die Music übe zu deiner Recreation dergestalt, daß es nicht viel Geld kostet und dir die edle Zeit nicht verloren geht. Suche dich bei Leuten, welche wegen ihrer Dexterité und Droiture in gutem Ruf und Ansehen stehen und welche dereinst Werkzeuge zu deinem Glück abgeben können, besonders bekannt zu machen, dich bei ihnen zu insinuiren und ihre Freundschaft zu erlangen. Hüte dich in ihrer Gesellschaft zu voreilig, spitzfindig oder ruhmräthig zu sein. Höre vielmehr, als du selbst sprichst. Gib Acht allezeit, wo Andre hinauswollen. Nimm dich mit denen sogenannten Bon Mots in Acht, denn man schlägt einen Andern leicht damit in die Augen und kann dann viel Ungelegenheiten haben. Gib Niemand Gelegenheit zu Händel! Verabscheue das niederträchtige Raufen, halt aber steif und fest auf deine Ehre! Wirst du dazu genöthigt und die Sache kann mit Conservation der Ehre nicht anderst abgemacht werden, so befiehl dich Gott

und ſei muthig und ſcheue weder Piſtolen noch Degen. So lange du aber dieſes Extremum vermeiden kannſt, ſo vermeide es. Sind deine Studien vorbei, ſo haſt du deine Freiheit, einen Employ zu erwählen, ſo dir gefällig. Nur bedenke immer, wozu du capable biſt."

# Das Geſchlecht.

Das Wort „Lieben“ wird durch jeden Zuſatz ſchwächer. „Ich liebe dich wie mein Leben!“ — oder „Ich liebe dich ſterblich!“ — iſt lange nicht ſo viel, wie das einfache: „Ich liebe dich!“

Lieben heißt, nur um eines einzigen Menſchen willen auf Erden ſein, für ihn nur athmen und wachen, ihm jede Freude, die uns beſchieden, voll und ganz abtreten, jeden Schmerz, der ihn treffen könnte, auf uns voll und ganz übernehmen, ſeiner äußern Erſcheinung, ſelbſt wenn ſie die Welt wenig würdigt, Schönheiten abgewinnen, die Niemand zu ſehen die rechten Augen hat, ſeinem

innern Weſen, ob ihm auch die Größe der bevorzugten Geiſter fehlt, gerade dasjenige ablauſchen, was, wenn es den bevorzugten Geiſtern fehlen ſollte, dieſe vor dem Geliebten herabſetzen würde, für jeden Fehl, der an einem, wie wir alle, nun einmal Menſchlichgearteten nicht weggeläugnet werden kann, eine neue Tugend als Erſatz entdecken, ihn in ſeiner Stimmung nehmen wie das Wetter, das wir uns von Gott ſo müſſen wie gegeben gefallen laſſen und für alles das die lohnende Gegenliebe nicht darin finden, daß der Geliebte uns ganz ebenſo wieder liebt, uns die gleiche Form der Liebe widmet, nein, nur daß er die Form duldet und nicht ſtört, die unſre eigene Erquickung, Erhebung, unſer Leben iſt.

Die wahre Liebe iſt die treue Begleiterin der Alltäglichkeit.

Sei dir doch ja die Liebe kein „räthſelhaftes“ Gefühl. Du ſollſt ſuchen, dir klar zu machen, warum du liebſt.

Anatomiſch genommen lieben wir nicht mit dem Herzen, ſondern eben ſo, wie wir denken, nur mit dem Kopf. Darum ſollte man nur da von einem „gebrochenen Herzen" ſprechen, wo bereits die Saiten der Vernunft geriſſen ſind und der Geiſt ſich in dunkeln Wahn verhüllte.

Die Täuſchungen der erſten Liebe ſind darum ſo rührend, weil ſie uns meiſtentheils auch zugleich den erſten ſchönen Glauben an die Beſtimmung der Erde und den höheren Werth der Menſchennatur rauben.

Eine Freundin raubt ihrer Freundin durch Hinterliſt und Koketterie den Geliebten — man glaubt ſich in die Wüſte verſetzt unter Tiger und Hyänen.

Ach, nur nicht Mitleid für Liebe!

Das erſte Geſtändniß der Liebe iſt ein förmlicher phyſiſcher Schauer. Er durchbebt und erſchüttert noch mehr den Körper, als die Seele. Die Lippen zittern, die Worte fehlen. Eine Ahnung dieſer gewaltigen Agonie läßt wol die reinen Gemüther ſo lange zögern, bis ſie ſich gefangen geben.

Der Brautſtand iſt jener ſonderbare Stand des Lebens, den man mit Recht als den glücklichſten zu bezeichnen pflegt und dem dennoch Niemand eine allzulange Dauer wünſcht, am wenigſten die zunächſt Betheiligten.

Amor treibt dumme Streiche. Neckſt du Jemanden damit, daß er bei gewiſſen Beſuchen erröthe, ſo wird's bald auch wirklich geſchehen.

In einem verſchwiegenen Zuſammentreffen zweier Menſchen an einem gegebenen Ort und zu beſtimmter Stunde, einem Stelldichein, liegt ein ſo mächtiger Reiz,

daß ſchon Viele bei ſolchem Anlaß ohne jeden wahren Drang der Neigung ein Ja! gewährten und zum Opfer der Situation wurden. Das Bezogenſein zweier Menſchen lediglich nur auf ſich allein in der Welt hat etwas ausnehmend Beſtrickendes.

Es giebt nur da Liebe und Freundſchaft, wo ſich Einer dem Andern beugt! Und nicht immer der Schwache vor dem Starken — auch der Starke vor dem Schwachen.

Das Daſein des Weibes iſt eine ſtete Mahnung an den Mann, ſein Streben innerhalb der Naturgrenzen zu halten.

Männer, die nicht mehr im Stande ſind, an weibliche Tugend zu glauben, ſind geiſteskrank.

Warum ſchuf Gott Mann und Weib? Um den Begriff des vollendeten Menſchen außerhalb unſerer Perſonen zu verlegen.

Der Rath, den dir ein weibliches Herz ertheilt, wird immer der klügſte ſein.

Erſtaunlich iſt, wie ein Mann allmählig nur noch Augen für die geiſtige Schönheit ſeiner Frau hat, während er, wenn ihr die Güte des Herzens fehlt, für dieſelben Reize, die ihn ſonſt entzückten, vollkommen gleichgültig wird.

Wüßteſt du, ſtolze Schöne, was noch Alles ein Jüngling, vertrauensvoll an die hohe Beſtimmung der weiblichen Natur glaubend, in dem Moment, wo ihn der Zauber deines Anblicks zum Geſtändniß der Liebe

hinreißt, von ſeiner Ideenwelt in dich hineinlegt und erſt hineindichtet, du würdeſt demüthig werden.

Freundſchaft und Liebe wollen bewieſen ſein. Freundſchaft und Liebe verſtehen ſich nicht von ſelbſt. Was die Freundſchaft thut und die Liebe vorausſetzt, muß eine Ausnahme von der allgemeinen Regel des Lebens ſein.

Auf dem kindlichen Gemüth eines jungen Mädchens, wenn ſie zum erſtenmal in die Welt tritt, liegt ein Thau, ſtrahlender als Diamanten. Wer möchte einer Blume den Schmuck nehmen, der zugleich ihre Erquickung und Nahrung iſt!

Wenn ein Mädchen des Looſes inne geworden iſt, die Ehe, des Weibes nächſten Beruf, verfehlt zu haben,

in ihm die Prädisposition zur künftigen Verhöhnung de Schlechten und Lächerlichen zu wecken. Er schlug dazu ein Methode ein, die von seiner Kenntniß des Menschen ein schö nes Zeugniß ablegte.

Sein Grundsatz wurde der, in seinem Jungen früh de Zwiespalt der menschlichen Natur und den Widerspruch de gegenseitigen Verhältnisse, in welchen wir leben, zur Klar heit zu bringen. Er wußte recht gut, daß aus einem zufrie denen Gemüth nichts Beißendes kommt und daß die Wanzen wenn sie hungern, am empfindlichsten stechen. Blasedow lockerte die Knospenseele des Knaben und sein noch ganz mit grünen Blättern bedecktes Selbstbewußtsein früh auf und trieb ihn aus jener Einseitigkeit heraus, in welcher die orga nische Natur sich nur zu entwickeln pflegt. Er versuchte mit seinem Zögling im Geistigen Alles, was Aerzte im Körper lichen so gern mit Menschen versuchen würden, wenn sie nur Jemanden dazu fänden, der es litte, trotz der besten Bezah lung, Arsenik z. B. zu schlucken und gleich ein Gegengift hin terher, eine ansteckende Materie sich in offene Wunden zu streichen und für die Vermehrung der Wissenschaften seine Lebenszeit zu vermindern oder für acht Groschen Trinkgeld einigemal am Rande des Abgrundes herumzuklettern. Die Aerzte, dachte Blasedow ohnehin öfters, sollten sich gegen die bei Mördern und Brandstiftern immer noch übliche Todes strafe erklären oder wenigstens das Henkeramt an sich zu bringen suchen. Was könnten sie nicht leisten und entdecken wenn ihnen die Verurtheilten zu physiologischen und Medici nal-Experimenten überlassen würden, etwa zur Scalpirung einzelner Theile an ihrem Körper, um zu sehen, wie die Muskeln bei Lebenden sich bewegen? Würde nicht jeder Todt

ſo ergreift ſie in der Regel ein Trieb, ſich dem Allgemeinen zu weihen. Wählt ſie dafür den richtigen Cultus, ſo kann ſie zur Prieſterin der Menſchheit werden.

Manche Mädchen treten ins Leben wie die Buchhändler neue Bücher in die Welt ſchicken. Sie ſind ſo loſe gebunden, daß, wer ſie öffnet und nur eine Weile in ihnen blätterte, ſie eigentlich — ſogleich kaufen und behalten müßte. Andere ſind weniger leicht delabrirt. Dieſe werden ſogar nur verſiegelt abgelaſſen. Wunder denkt man, welches Geheimniß ſich hinter ſoviel Sprödigkeit verbirgt. Die Käufer mögen ſagen, ob der Inhalt die Neugier und den hohen Preis werth geweſen.

Jüngling, haſt du ein Mädchenherz gefunden, das du liebſt, ſo laſſ' es nicht unter die Räder deiner Entwickelung kommen!

Das Zarte, Sinnpflanzenartige im Weſen der Frauen gehört zu ihren liebenswürdigſten Reizen. Oft aber nimmt auch dieſen Schein des ätheriſchen Noli me tangere ein abſoluter Mangel an Intereſſe für die ernſten Dinge des Lebens an, jeder Mangel an Charakter, jede Unempfänglichkeit, jede Unbildung.

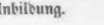

Das bloße Wiſſen um des Wiſſens Willen iſt eine gefährliche Ausſaat im Frauenherzen. Frauen ſollen den Zweck, warum ſie lernen, in nächſter Nähe ſehen, ſollte dieſer auch nur der ſein, daß ſie lernen, um die Welt des Mannes zu achten.

Eine geiſtreiche junge Frau geſtand uns: „Wenn doch die Frauen nur begreifen wollten, wie bequem und angenehm es iſt, 31 Jahre alt zu ſein, wir würden uns nicht ſo lange mit den Demüthigungen plagen, die mit dem Schein von 29 Jahren verbunden ſind.“

Es gibt Frauen, die im geheimſten Verſteck ihrer Seele das Schönſte, Edelſte und Bedeutendſte bergen. Es kann nicht heraus. Die Gewöhnung und Umgebung ſind es, die an ihnen alles gering, oberflächlich, ja nicht ſelten ſpöttiſch und böſe machen.

Ich mißtraue jedem weiblichen Weſen, das ernſte Fragen mit ſüßem ſtereotypem Lächeln beantwortet. Es wird in ſeinen vier Pfählen auf die heiterſten Fragen mürriſch antworten.

Penelope am Webſtuhl hab' ich oft abgebildet gefunden. Penelope aber, die Nachts ihr Gewebe wieder auftrennt, wäre ein ergreifenderer Vorwurf. Oder geht dieſe Miſchung von Liſt, Liebe, Sorge, Schmerz, Hoffnung, die in den Zügen der treuen Gattin geſchildert werden müßte, über die Kraft der Malerei hinaus und gehört nur dem Dichter?

Die erſte Stelle im Paradieſe werden diejenigen einnehmen, die ſich in der Ehe getäuſcht haben und doch ausharrten.

Kein Herz liebt wärmer und mit ganzer Seele hingegebener, als das eines Mannes, dem ſich noch einmal in den Jahren, wo wir keine Liebe mehr zu gewinnen hoffen dürfen, ein weibliches Weſen aufrichtig hinzugeben vermag.

Der wahre Reiz, welcher Liebende verbindet, beſteht darin, ſich gegen die Welt ſchützen und vertheidigen zu müſſen.

Gegen ſo manche Verſtimmung, die im ehelichen Leben vorkommt, pflegt man Liebe, Schonung, Duldung und ähnliche Syſteme des Gemüths als Vorbau zu empfehlen. Wir wollen eines der ſicherſten Präſervative gegen eheliche Verſtimmung nennen. Es iſt die Einführung einer

gewissen höflichen Gegenseitigkeit. Es giebt noch vielfach andere Lebensverhältnisse, wo man gut thun würde, den Umgang statt auf eine vieldeutige Güte einfach auf Anstand zu begründen.

Jeder Mann, der sogleich in dem ersten Jahr seiner Ehe den Zauber seines Werthes, den er seiner Gattin haben sollte, verliert oder geschehen läßt, daß sie (wie in der Regel versucht wird) jenen Zauber muthwillig zerstört, wird ein unglückliches und verfehltes Leben führen.

Der Mann liebt wahrhaft nur da, wo ihm sein Gegenstand die reichste und vollste Gelegenheit verbürgt, sich in seiner vollen Liebesfähigkeit und seinem ganzen Manneswerth darzustellen.

Wir lieben im Alter ganz noch ſo feurig wie in der Jugend, nur daß ſich in letzterer unſere Liebe von ſelbſt verräth, im Alter ſie geſucht, entdeckt, ermuthigt ſein will.



„Eine ausgezeichnete Hausfrau!“ — und doch eine herzloſe Gattin. In der Ehe iſt es noch nicht genug, daß in der Sorge für die Harmonie des Hausganzen die Sorge für die einzelne Perſon mit aufgeht. Aus der Sorge für die einzelne Perſon, für den Gatten und wie nun deſſen Natur und Bedürfniß einmal iſt, ſoll erſt die Harmonie und Schönheit des Hausganzen hervorgehen.



Manche Ehefrau ſteht lebenslang mit dem feurigen Schwert neben ihrem Gatten, um von ihm fern zu halten, was nur irgend noch ans verlorne Paradies erinnern könnte.

So oft ſich Eheleute, wenn ſie Kinder haben, in Gegenwart derſelben vorwerfen: Wir hätten uns nicht heirathen ſollen! begehen ſie einen Mord.

Bis der Jüngling einen Begriff von Frauenſchönheit — äußerer und innerer — gewonnen hat, hat er ſich meiſt längſt ſchon zu ſeinem zeitlichen Verderben verliebt und gebunden.

Eine Frau, die Geiſt und Talent hat, ſteht unter ihrem Geſchlecht einſam. Vergebt ihr, wenn ſie ſich zu den Männern flüchtet.

Größe iſolirt. Seid nachſichtig, wenn große Männer mehr, als ihr billigt, die Frauen ſuchten.

Gerade deßhalb, weil die Form das Weſen des Schönen iſt, können auch Liebe und Freundſchaft ohne Form nicht beſtehen.

„Siehſt du nicht, wie nachgiebig ich bin!“ Ja, ganz recht, du führſt mit mir ein Buch, worin du für das Soll einer jeden Nachgiebigkeit von deiner Seite das Haben einer Nachgiebigkeit von meiner notirſt. Schenke mir aber dreimal ein Soll, bis du einmal ein Haben verlangſt, dann will ich dich nachgiebig nennen.

Es iſt ſchwer, mit Perſonen umzugehen, bei denen man, wenn man ſo edel war, in einem Streit, um ihn nur zu beendigen, nachzugeben, immer auch wirklich verloren hat. Leider iſt dies zumeiſt in der Ehe der Fall.

Satan hat wol an wenig Menſchen ſo viel Freude, wie an einer jungen Wittwe, die, vom Sterbebett ihres

Mannes hinwegblinzelnd, schon wieder lüstern die Augen in die sich ihr neu erschließende Welt schweifen läßt, sich frei und begehrenswerth fühlt!

Das Unglück der Männer sind diejenigen Frauen, die trotz aller Eigenschaften einer mit uns durchaus und nun und nimmer zusammenklingenden Natur uns doch durch irgend einen einzelnen unwiderstehlichen Reiz zu fesseln vermögen. Den gemeinen Mann vielleicht durch gute Küche, den Genius durch ein reizendes schalkhaftes Lächeln mit stets sichtbar werdenden Perlenzähnen.

Durch die Ehe werden weit mehr die Männer als die Frauen enttäuscht. Nur verhindern unsre Institutionen, daß die ersteren davon soviel Aufhebens machen können, wie die letzteren.

Eine ſchmerzliche Enttäuſchung iſt es, wenn man ſich ein weibliches Weſen ausgeſchmückt dachte mit allen Reizen innerſter Anmuth, mit Empfindungen, ganz würdig, Liebe und Phantaſie herauszufordern, mit einer Unſchuld des Herzens, die dem vollen Zauber der äußeren Schönheit entſpricht und man findet dann bei näherem Erkennen ein kleinliches, endliches, leidenſchaftliches, eitles, durch und durch geringfügiges Weſen und Streben.

Das iſt ſo ungroßmüthig in einer nicht glücklichen Ehe, daß man darum, weil man ſich einander näher als zu andern Menſchen gerückt iſt, dem nächſten Angehörigen die Ausbrüche von Ungeſelligkeit und Leidenſchaft zu empfinden gibt, von denen die Fernſtehenden verſchont bleiben.

Die Klagen der Männer über die chriſtliche Welt, die unſere Frauen aus dem Sklavenzwinger entließ und ſie zu Genoſſinnen, ja Gebieterinnen unſeres eigenen Lebens machte, müſſen verſtummen, wenn man die Bewährungen einer edeln Weiblichkeit ſieht, eine Tochter, die

ſchläger Gott danken, wenn ihm ſtatt der Knochen, die beim Rädern zerſchlagen werden, bloß die Adern geöffnet würden und er durch Unterbinden derſelben gerettet werden könnte wenn er nur tapfer die Zähne zuſammenknirſchte, wie jener engliſche Matroſe, der ſich dieſem Verſuche ausſetzte und dafür nichts haben wollte, als bloß Durſt und dann mehrere Quart Spiritus? Und wie viel Kräuter ſind nicht da, von denen man bis jetzt nur weiß, daß ſie Hunden und Katzen giftig ſind, aber dem Menſchen vielleicht gar nicht, wenn es nur Einer probiren wollte! Blaſedow's Moral war feſt genug, um ſich in geiſtigen Dingen Experimente dieſer Art zu erlauben, bei ſeinem Sohne wenigſtens, dem er eine Zukunft dafür geben wollte. Er zog ihm methodiſch das Fell wenigſtens ſeiner Phantaſie über die Ohren, ließ ihn manches verbotene Gift koſten und mehr wiſſen, als für des Knaben Alter paſſend war. Er tauchte ihn bald in ſiedendes, bald in Eiswaſſer, um ihm jenen Indifferentismus zu geben, jene kalte Gleichgültigkeit, welche der Rückhalt aller Satire ſein muß. Er ſetzte Preiſe aus auf die beſte Lüge, die Alboin vorbringen würde, wenn auch die Wahrheit, wie z. B. genaſchte Kirſchen, auf ſeinen Lippen ſichtbar war. Er wurde bevorzugt und zurückgeſetzt, geſchlagen und geliebkost, je nach dem Stadium, in welchem ſich die Dreſſur des Vaters befand. Verleumdung hörte er am liebſten aus dem Munde des Jungen. Seine beklagenswerthe Erziehungstheorie ſagte ihm: Je mehr der Junge fühlt, was dazu dient, Andre in ein falſches Licht zu ſtellen, deſto mehr wird er einſt lernen, der Welt und ihrem Treiben das Wahre aufzuſtecken. Alboin, unter dieſen Umſtänden der Abſcheu des Dorfes und der ewige Hirſch der mütterlichen Parforcejagd mit knallender Peitſche, fand

ihren Eltern die Sorgen der Exiſtenz erleichtert, eine Gattin, die dem Unglück keine Entſtellung des Bildes ihres Gatten geſtattet, eine Wittwe, die mit dürftigen Mitteln die Würde ihres Namens behauptet und ihren Kindern den verlornen Vater erſetzt.

Man empfiehlt in hundert und aber hundert Erziehungsſchriften das Nachdenken und bei Männern, die ohnehin durch ihren Beruf und die Regung ihres Blutes gewappnet ſind gegen die Zukunft, was ſie auch bringe, iſt dies wol auch die richtige Aufforderung. Kraft und Weisheit ſollen ſie ſich aus der Vergangenheit holen. Frauen aber ſollte man zum Vordenken erziehen. Es gibt auf dem Schädel des Menſchen, abſchüſſig nach dem Hinterkopf zu und vom Organ der Verehrung aus, eine Stelle, die Gall das Organ der Vor- und Vorausſicht genannt hat. Bei den meiſten Frauen geht es dort gar flach abwärts. Wer im Glück aufwächst, keine Elternſorge ſah, wem frühzeitig immer Das zu Theil wurde, was ihm nothwendig erſchien, der lernt jene Vorausſicht ſelten kennen, die ſich denn auch bei weiblichen Charaktern da nur bildet, wo theils

angeborene Anlage ſtattfindet, theils in aktiver Veranlaſſung weiſe, in paſſiver unruhige, widerſpruchsvolle, unbeſtimmt handelnde Eltern frühzeitig die Kinder zwangen, die Sorgen des Hauſes mit auf ſich zu nehmen, ja nicht ſelten allein durchzuführen und bei Zeiten die Führer und Lenker in der Familie zu werden. Je geregelter aber die Eltern, deſto mehr müſſen ſie bedacht ſein, bei ihren Kindern dem Hang zur Sorgloſigkeit zu ſteuern. Sorgloſigkeit nennen wir hier jenen Mangel an Phantaſie, der ſich ein nächſtes Bedürfniß nicht als gegenwärtig vorſtellen kann. Wem dieſe Gabe der Vorausſicht fehlt, muß ihn nicht jedes Eintreffende überraſchen? Frauen dieſer Art ſind wirthſchaftlich und haben doch keine Eintheilung. Sie ſind den Tag über raſtlos und finden doch nie eine Befriedigung ihrer Mühe. Jedes Kleinſte, das ſie bei etwas Phantaſie und vorausſichtlicher Combination erwarten mußten, befremdet ſie; jedes Kleidungsſtück, deſſen Natur es iſt, allmählig abgenutzt zu ſein, erbittert ſie. Sagte ihnen da die Vorausſicht, wie die Umſtände es mit ſich bringen, daß eine Lücke eintritt, ſähen ſie innerhalb eines begrenzten Horizonts dieſe Lücken allmählig entſtehen, ſähen ſie mit ergebener Toleranz in die ſich von ſelbſt verſtehenden Thatſachen der Zukunft, ſie

würden nicht durch das Eintreffen derſelben ewig aufgeregt werden. Dieſe Frauen ſind unfähig, einen Geſellſchaftsabend zu ordnen. Sie ſehen nichts, was doch kommen muß, keinen Zwiſchenfall, keine an ſich außerordentliche, aber für gewöhnlich immer eintretende Störung. Sie laden zu Tiſch: es fehlt an Ordnung ſowohl wie an Reichlichkeit. Der ſinnige Fernblick, der ſich ſchon jedes Kommende als gegenwärtig ausmalen kann, iſt bei ihnen nicht angeleitet worden, Umſtände, die vom Willen unabhängig ſind, mit in Rechnung zu bringen.

Wenn man in der Erziehung der Frauen von Verinnerlichung des Gefühls ſpricht, ſo geben die Weisheitslehrer dazu Anleitungen, die auf ein gründliches Zurechtlegen des Vergangenen zielen. Daß ſich aber das Erlebte einprägt, dafür ſorgt ſchon das Naturell, das Intereſſe des Verſtandes und Herzens. Viel mehr kommt es auf die Bildung der Fühlfäden an, welche die weibliche Seele in das Zukünftige auszuſtrecken hat. Eine ſolche Ehe zumal, wo der Mann der ewig Vorausſehende und die Frau die ewig Ueberraſchte iſt, kann unmöglich eine behagliche ſein.

Oberflächlich ſind die Frauen, die einem Mann ihr Herz nicht ſchenken können, deſſen Geiſt ſie in Verlegenheit ſetzt.

Der Mißbrauch eines Mutterherzens iſt Kirchenraub.

# Der Menſch zum Menſchen.

Ermüde doch nicht, dir die Menſchheit zu gewinnen, ſelbſt wenn du mit Betrübniß wahrnehmen ſollteſt, daß alle Liebe und Freundſchaft, die du gefunden, doch nur die Folge deines erſten Entgegenkommens geweſen.

Glück verbreiten wir nur da, wo wir nicht an unſer eignes denken.

Nur diejenige Geſelligkeit iſt ſchön, die an den Traditionen der Sitte keinen Zweifel aufkommen läßt.

Willst du die Probe haben, ob die Liebes-, Freundschafts- und Hingebungsversicherungen, die du empfangen hast, auch wahr gemeint sind, so beobachte, wie sich dein neuer Freund benimmt, wenn er dir in einem gesellschaftlichen Kreise begegnet. Ist er da gegen dich zerstreut, getheilt in seiner Hingebung, wol gar fremdartig, so könnte ihn höchstens Eitelkeit oder Gefallsucht entschuldigen, wenn er die Besinnung auf die Gefühle, deren er dich unter vier Augen würdigte, im Kreise anderer Machtbegabungen oder Schönheiten oder auch nur zerstreuender Eindrücke vergessen zu haben scheint. Dünkel, Ehrgeiz, Dummheit auch erkennst du daran, daß sich an einer fürstlichen Tafel dein Nebenmann, der dich bei einer andern Gelegenheit wohl zu würdigen wußte, kaum noch auf dich besinnen zu können scheint. Hohe Bildung und Liebenswürdigkeit verräth es, im Salon denselben Ton festhalten und fortsetzen zu können, den z. B. eine Frau im Boudoir einhält.

Anerkenne fremdes Verdienst und der Anerkannte wird dich fördern.

Unerträglich iſt es, mit Menſchen zu verkehren, die auch im gewöhnlichen Leben, wo es auf Beweisführung für unſern Charakter und unſere Natur gar nicht ankommt, dennoch immer die Principien und bewußten Maßſtäbe zur Hand haben, die ſie ja immerhin beim Handeln im Großen und Allgemeinen leiten mögen.

Geſteh' es nur, viele Menſchen hältſt du nur deßhalb für gut, weil es dir läſtig und unbequem ſein müßte, von ihnen das Gegentheil anzunehmen. Und im Grunde iſt es auch gut ſo. Man kann nicht leben mit einer Geſellſchaft, deren Beſtandtheile man bis auf die Atome unterſuchen wollte.

Der Geiſt muß ſich unter jedem Himmelsſtrich bewähren. Dem Herzen geſtatte für ſeine Offenbarung ein eigenes Klima.

Wenn uns Jemand ein Unrecht zugefügt hat und er erkennt seinen Fehler, so verdrießt es ihn in der Regel, sich schämen und sein Unrecht wieder gut machen zu sollen. Da zieht er den bequemeren Ausweg vor, dich zu hassen. Deßhalb wird man gut thun, sich nicht sofort allzuempfindlich zu zeigen für jedes Unrecht, das uns widerfuhr.

Da es leider nur zu sehr feststeht, daß ein Unrecht, wozu die Menschen sich zu bekennen gezwungen werden, sie nicht reuevoll, sondern trotzig macht und daß sie den, der sie beschämte, hassen, so stöbre nicht jedes dir zugefügte Unrecht auf. Es ist wie im Leben der Bühne. Gewiß ist das Schauspielerleben ein Gassenlaufen durch fortwährende Kränkungen. Aber schon Iffland hat gesagt: Wer empfindlich ist, kommt zu nichts.

Die große Mehrzahl der Menschen muß man, will man sie gut haben und gut behalten, leider ganz in der Art lassen, wie sie eben sind. Der geringste Versuch, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, sie zum

Bewußtsein ihres Thuns und Lassens zu führen und aus ihrem gewohnten Geleise, ihrem einmal angenommenen Wesen aufzustören, macht sie gefährlich, während sie sonst ziemlich unschädlich neben uns hertrotten.

Einen Freund gefunden zu haben, das scheinen manche Menschen die Entdeckung eines bequemen Sophas zu nennen, auf welchem sie glauben sich mit ihren Unarten so recht ausflegeln zu können.

Das sind wunderliche Heilige, denen mit unverkennbarer Fraktur und mit tausend Schlängelchen und Aederchen listig sein sollende Gedanken im — ehrlichsten Antlitz auf- und abhüpfen.

Närrischer Kauz, jage mir nur keinen Schreck ein! Das, was du als Maske vornimmst (Gemüthlichkeit, um Pfiffigkeit zu verbergen), das ist wirklich deine wahre

Natur. Dein Pfiffigsein erschreckt mich nicht, deinem falschen Gemüthlichsein, dem vertraue ich.

Auf diesen Fuß kann man sich mit den meisten Oesterreichern stellen.

Die besten und edelsten Menschen gleichen zuweilen schönen Gegenden, die im Nebel und Regen das nicht sind, was im Sonnenschein. Erst unsere Liebe und der Glaube an sie giebt ihnen die rechte Beleuchtung. So ist es zumeist auch nur unsere Schuld, wenn uns so viele Menschen nicht in ihrem vollen Werthe aufgehen.

Es ist schwer, mit Menschen zu leben, die bei einer zufälligen Heiterkeit, die sie befällt, sogleich alles heiter, bei einem zufälligen Unmuth, der sie ergreift, sogleich alles unmuthig ansehen.

bei Blasedow immer gute Aufnahme, Mitleid für Verfolgung, Entschuldigung für Anklage, Nüsse und Aepfel für verdiente Prügel.

Blasedow schauderte oft, wenn er den Abgrund sah, in welchen Alboin hineingeführt wurde! Allein der Gedanke, hier einen Taugenichts in den Eingang des Posslipp eingehen und dort am Ausgange einen Satiriker herauskommen zu sehen, gab ihm Muth, eine Erziehung durchzuführen, welche bis zum Frevel ging. Absolut schlecht, tröstete er sich, wird er auch nimmermehr! Das Gute in seinem Gemüth wird nur zurückgedrängt und einstweilen festgebunden. In Zukunft ist all' die Bosheit verraucht und nur die Spottlust und die Menschenkenntniß übrig geblieben. Werden nicht schon diejenigen die besten Erzieher, welche in ihrer eigenen Jugend verzogen sind? Blasedow arbeitete gleichsam an einem künstlichen Satan in seinem Jungen, wie sich der Maler die Fenster verhängt, um gerade ein passendes Licht zu haben, oder am Gemälde selbst Schatten aufsetzt, die er später alle wieder wegnimmt. Ohne den Geist, der stets verneint, ist keine Satire möglich. Diesen citirte Blasedow und dachte: Besser, ich ruf' ihn, als er kommt selbst! Es war dies ein Verfahren, gerade wie man für eine Glocke die Form aufmauert und sie wieder fortnimmt, wenn der Guß gerathen ist.

Blasedow hielt Rabener für keinen Satiriker. Er nannte, wenn man die Satire einer Pastete vergleichen wollte, Swift das Füllsel derselben und Rabener nur ihre trockene, angebrannte Brodrinde. Satire ohne Witz, Spott ohne Lachen ist ein Salat, dem der Essig fehlt. Deßhalb war auch der Vater bedacht, in seinem Sohne vor allen Dingen den Sinn für das Komische und Lächerliche zu wecken. Er bot alle seine Erfindungsgabe auf, Situationen zu veranstalten, wo

Unmöglich iſt es, mit Menſchen zu leben, die nur Eins von Beiden können, entweder zerſtören oder aufbauen.

Ein rechtes Hauskreuz ſind Kranke, die ihr Siechthum nicht eingeſtehen wollen und für die Verdrießlichkeit, mit der ſie ihr trauriger Zuſtand erfüllt, unaufhörlich nach äußern Gründen ſuchen.

Wenn man ſich recht herzlich freut, daß Jemand Glück hatte, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß man ihm auch einräumen will, das Glück verdient zu haben.

Takt iſt die höchſte Blüthe einer allmählig erlangten Umgangsbildung. Herzensgüte und Beſcheidenheit brauchen ſich nicht viel Mühe zu geben, dieſen Bildungsgrad zu erlangen. Ihnen iſt er angeboren. Takt iſt der Verſtand des Herzens.

Höre zu, wenn man dich tadelt! Höre aber auch zu, wenn man dich lobt! Entwindest du dich dem Lobe, so kränkst du den, der sich's zum Verdienst anrechnen durfte, dich erkannt zu haben.

Setze dich nicht unnütz selbst herab! Was du selbst von dir Schlimmes gesagt hast, wird geglaubt.

Edles, mildes, gutes Herz, du möchtest so gern helfen, möchtest allen Menschen nur Glück bereiten! Kämest du aber auch nur mit deiner Hülfe immer noch früher, ehe sie verlangt wird. Längst kann ein Auge schon hoffnungsvoll nach dir hinüber geblickt haben, längst schon kann eine in deiner Nähe hörbar seufzende Existenz wurzellos geworden, vom Strom des Verderbens unterwühlt zusammengebrochen sein, während sie noch äußerlich wie lebenschimmernd und mit alltäglichem Grün überzogen neben dir zu weilen scheint. Edelmuth des Herzens, auch du schärfe die Augen! Es gehört Entäußerung dazu, einem fremden Dasein

in ſeinen Grundquellen nachzufühlen und aus den Symptomen einzelner Stockungen deſſelben ſich die Zuſtände ſelbſt zu entnehmen, wie ſie ſind. Sagſt du aber wol gar: Ehe ich helfe, will ich die Noth eingeſtanden und bekannt wiſſen! dann weiß ich freilich, du leideſt nicht nur an Trägheit deiner Gefühle, ſondern in deinem Wohlthun birgt ſich ein anderer, ſchlimmerer Wurm — Herrſchſucht und Haß.

Zeige dich doch ſo oft als nur möglich in dem einfachen, immer aber ſchönen Schmuck der Güte. Glaube nicht, daß die Güte je den Schein der Schwäche geben kann oder wol gar langweilig wirkt.

Du rühmſt dich, daß dein eignes Selbſt dir Freunde erworben hätte, die Feinde, die du haſt, ſchreibſt du dem Geſchick zu. Meiſt iſt es aber umgekehrt. Die Freunde ſchenkte dir das Geſchick, die Feinde erwarbſt du dir ſelbſt.

Halte inne, wenn ein behaglicher Augenblick dich überrascht und du anfängst, Geständnisse und Bekenntnisse zu machen! Was dir da über die Zunge läuft, in der Regel wird es hintennach bitter bereut.

Schrecklich sind Menschen, die einmal gehört haben, man müßte, um Geist zu zeigen, nicht immer der Meinung des Andern sein, und nun auch jeder Behauptung, die sie hören, eine andere gegenüberstellen.

Frohmuth ist die Freude eines Vogels auf dem Felde; Sorglosigkeit die Freude eines Vogels im Käfig.

Hat einmal eine Freundschaft den Höhepunkt ihrer Bewährung erreicht, etwa durch ein großes, von ihr gebrachtes Opfer, so tritt sie in eine gefahrvolle Krisis, die nur zwei edle Menschen überstehen können.

Freundschaften, die aus früherer Verfeindung entstanden sind, pflegen innige zu werden. Man hat sich in der Kraft seiner Individualität bereits erprobt.

Wenn dir ein Unglück begegnet ist, das Wenige kennen, so plaudre es selbst nicht aus. Nicht immer ist es die Schadenfreude, die es weiter trägt, aber auch selten das wahre Mitgefühl.

Mit manchen Menschen kann man nicht zu Zweit umgehen, während sie uns zu Dritt ganz angenehm sind.

Manchmal kommt uns eine Beleidigung recht erwünscht. Sie gibt uns über den, der sie uns zufügte, die Freiheit des Urtheils.

Hüte dich vor den ewig Späßelnden! Es ſind Intriguanten.

Man beweiſe ſich nicht als Freund, ſchreien die Menſchen, wenn ſie Beweiſe der Freundſchaft nicht in bedeutenden, wichtigen Kriſen, ſondern bei hundert kleinen Nergeleien, Quälereien und Wünſchen haben wollen.

Ich bin dir höflich, weil — ich dir Beſſeres nicht zu bieten vermag.

Bei gewiſſen Menſchen, die keineswegs zu den verſteckten gehören, iſt es deßhalb ſchwer, auf den wahren Grund ihres Weſens zu kommen, weil ſie eine angeborne Güte veranlaßt, Lebensarten und Umgangsformen anzunehmen, die durchaus nicht in ihrem eigentlichen Charakter liegen. Es gehört ein feiner Sinn dazu, ihren Werth nicht zu unterſchätzen, und Vorſicht und Behutſamkeit,

ihre wahre Natur nicht zu unserm Nachtheil herauszufordern.

Tyrannische Naturen verlangen, daß man sie mit dem Aufgebot aller unserer Kräfte bedient und dabei doch nur so wenig Geräusch (oder davon Aufhebens) wie möglich macht.

Laß dir aufs allerdringendste die Vorsicht angerathen sein, daß du auch nicht von einem einzigen Menschen in der Welt annimmst, er wäre unbedeutend.

Zeige, daß du gütig bist; aber verbirg die Absicht, es sein zu wollen, eben so sehr wie die Freude darüber, daß du es sein kannst. Jede Rührung, die du über dich selbst empfindest, wird dir die Welt zum Uebel deuten. Sie glaubt nicht, daß unsere Tugend aus zwei Theilen bestehen darf: aus einem Schatz und

einem Wächter, der ihn hütet; aus Gäſten, die da anklopfen, und einem Wirth, der aufthut; aus einem Gewinn unſers Werthes für uns ſelbſt und aus unſerer Freude daran.

Als ein gutes Mittel, ſaumſelige Menſchen zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten, auch der Verbindlichkeiten des Umgangs, zu bringen, kann man die fortgeſetzte Anwendung kalt zuvorkommender Höflichkeit empfehlen.

Wer in den Ruf kommen will, witzig zu ſein, muß lediglich die Scheu überwinden, zu Zeiten auch blos albern zu erſcheinen.

Thee, ſcheint es, macht nicht ſo mediſant wie Kaffee.

Wer da so umständlich kommt und „deinen Rath“ begehrt, der sucht gewöhnlich nur für Entschlüsse, die längst von ihm gefaßt sind, Jemanden, der die Verantwortlichkeit mitübernimmt.

Es ist eine gewöhnliche Art und Weise Derer, die uns Freunde sein wollen, die Zahl der Feinde, die wir hätten, nicht groß und ergrimmt genug darstellen zu können. Um sich zu beruhigen, ziehe man immer ein gut Theil von den Schilderungen ab, die sie nur deßhalb machen, um ihren eignen Werth für uns zu erhöhen oder um sagen zu können, wie sehr sie uns vertheidigt hätten.

Viele Männer erscheinen schroff und kalt, weil sie in ihrem innersten Wesen etwas Weibliches haben und, statt zu lieben, geliebt sein wollen. Fällt auf sie dieser Sonnenstrahl, so thauen sie überraschend auf.

Ein Dichter, der auf ſeine Gedichte, ein Maler, der auf ſeine Bilder eitel, eine Schöne, die ganz nur von ihrer Schönheit erfüllt iſt, wirken im höchſten Grade unerfreulich. Iſt aber der Dichter nur eitel auf die zufälligen Kenntniſſe, die er hat, der Maler auf ſeine Kunſt, einen Hofball zu arrangiren, die Schöne auf Empfindungen, die ſie nicht hat, ſo läßt ſich mit ſo wunderlichen Heiligen ſchon auskommen.

Unerträglich ſind die Menſchen, wenn ſie jeden kleinen Schein, den ſie vom Recht hatten, mit nicht endenden Worten und Scenen ausbeuten. Willſt du Menſchen zum innigſten Umgang in Liebe und Freundſchaft befähigen, ſo erziehe ſie zur Großmuth!

Auf Roheit Hoheit —!

Alboin lachen mußte. Ja, er gestattete es wohl selbst oder that wenigstens, als bemerkt' er's nicht, wenn ihm Alboin einen Esel bohrte oder einen Zopf drehte oder wohl gar an der gepolsterten Stuhllehne ihn am Schlafrocke feststeckte. Es war die größte Behaglichkeit in ihm, wenn ihm das durchtriebene Kind einen Aerger verursachen wollte. Ihm gab Alles das Hoffnung, was sie Andern würde genommen haben. War Gertrud's Strickknäul zur Erde gefallen, so bückte sich Alboin nie, es zu holen, verwickelte sich aber absichtlich so hinein, daß er am Strickzeug alle Maschen und Gertrud's Augen bis zur mänadenhaften Entrüstung aufriß. Blasedow pochte bei diesen Unarten das Herz vor freudiger Bewegung. „Er wird, er wird!" Dieser Ausruf erstickte auf seinen Lippen. Wenn Alboin schrie, ohne eine Thräne zu vergießen, und Gertrud gerade welche vergoß, weil der verstockte Knabe nicht einmal mehr weinen könne, so dachte Blasedow: die Verstellung ist die Mutter des Witzes; wer immer in den Gebärden, die er macht, auch mit seinem Herzen drin ist, wird nie ein Künstler, geschweige ein Satiriker! Der Junge war dem Vater oft nicht einmal verschlagen genug. Dann brütete er mit ihm zusammen Kuckuckseier aus und hieß ihn sie leise in die Nester seiner Brüder fallen lassen. Er zeigte ihm, wo die besten Pfirsiche standen und im Herbst die besten Weintrauben und hob ihn selbst auf die Mauer, um in fremde Gärten zu springen. Dann aber lief er fort und kam mit den Besitzern des Gartens wieder, um den Dieb gefangen zu nehmen, so daß Alboin an der Beurtheilung menschlicher Verhältnisse ganz irre werden mußte, wenn er in seinem Vater erst den Genossen und dann den Richter seiner schlechten Streiche sah. Wenn unter diesen Umständen nicht ein

Apotheker liefern Mückenfett, Hirſchtalg, Bärenfett, Alles aus einem und demſelben — Schweinſchmalztopfe. Das ſind die Lobeserhebungen und Schmeicheleien, die Weltroutine für Alle und Jeden bereit hält.

Klatſchſucht iſt oft ein reſpektabler und liebenswürdiger Mittheilungsdrang, dem es leider am würdigen Stoff gebricht.

Der Umgang mit Flegeln iſt leicht. Schwer aber iſt auskommen mit den zartbeſaiteten, ſogenannten edlen Naturen, die gewöhnlich aufs tiefſte verletzt ſind, wenn doch nicht alles nach ihrem Wunſch gegangen.

Weß das Herz voll iſt, davon — ſchweige der Mund!

Für das Ertragen jener Umgangsroheiten, mit denen es, wie man zu ſagen pflegt, „ſo böſe nicht gemeint ſein ſollte," iſt denn doch nicht Jedermann gemacht.

Nirgends läßt ſich mehr phyſiognomiſches Menſchenſtudium anſtellen als in einer Gemäldegalerie. Nämlich unter den Zuſchauern. Den geiſtvollen und charakteriſtiſchen Künſtlergebilden gegenüber hat man da ſogleich von jedem Kopf ſein ſpecifiſches Gewicht.

Einen Feind haſſen wir nicht ſo ſehr, als einen Freund, der ſich nur halb bewährte.

Die Urſache, warum dir ein Menſch zu zürnen ſcheint, ſuche, wenn du darüber nachſinnſt, nicht in dem, was du ihm gethan, ſondern in dem, was du ihm zu thun unterließeſt.

Kalt wollt Ihr nicht den plötzlich leidenſchaftlich auflodernden, dann aber um ſo mehr wieder in Apathie verſinkenden Menſchen nennen. Kalt aber nennt Ihr den, deſſen Gemüth eine ſich immer gleichbleibende, wenn auch maßvolle Wärme des Antheils beſitzt —!

Discretion lernt ſich nur im engern Zuſammenleben mit Menſchen. Ein einſamer Charakter plaudert ſich und Andere aus purer Gemüthlichkeit aus.

Man kann Niemanden beibringen, wie er es anſtellen ſoll, nicht eitel zu ſein. Man kann nur lehren, Eitelkeit verbergen.

Es wird vielen Menſchen ſo ſchwer, eine Unterhaltung zu führen. Sie glauben das Beſte zu thun, wenn ſie Thatſache an Thatſache reihen. Und dennoch müſſen ſie ſehr bald entdecken, daß ſie auf dieſem Wege weder Andere anregen können noch für ſich

ſelbſt ſicher ſind, ſich nicht bald erſchöpft, zu fühlen. Die Kunſt der Unterhaltung beſteht darin, aus Thatſachen ſofort allgemeine Gedankenreihen herzuleiten.

Den übertriebenen Glauben an ihren Werth wollen wir doch denen am eheſten verzeihen, die durch ihre Eitelkeit ein zufriedenes Gemüth gewinnen für ſich ſelbſt und zugleich für Andere, die über ſie lachen müſſen, des Lebens Heiterkeit verbreiten.

Wie jedes Glas einen Ton hat, durch deſſen Angabe im fortgeſetzten Crescendo es zuletzt ohne alle Berührung ſpringt, ſo ſuchen ſchlaue Menſchen jeder ihnen begegnenden Perſönlichkeit durch Ergründung des geheimſten Zuſammenhanges ihrer geiſtigen Textur ſogleich als ſiegreiche Matadore beizukommen. Man erkennt ſie daran, daß ſie uns nur immer Eine Seite unſeres Weſens vorhalten. Iſt dieſe eine liebenswürdige, die uns ſchmeichelt, ſo iſt die Gefahr für uns doppelt groß.

Sich in der Welt mit einem uns eben verhängten Schmerz plötzlich vereinſamt zu betreffen, iſt lange nicht ſo erſchreckend, als die Entdeckung unſerer Vereinſamung, wenn wir uns nach dem Genoſſen einer plötzlichen Freude umſehen.

Wenig Menſchen vergeben es uns, wenn wir ihnen den Effekt berechneter Phraſen durch die Natürlichkeit einer unerwarteten Zwiſchenrede, eine Interpellation, verderben.

Es iſt Menſchen von Geiſt und Herz eigen, ſich gern einfach und gemüthlich zu geben. Gleichgeſtimmten Seelen gegenüber kommen ſie damit vortrefflich aus. Aber mit dummen Menſchen iſt dieſe Umgangsform gefährlich. Die Dummen nehmen die künſtliche oder freiwillige Schwäche der Starken meiſt für eine natürliche und können, da ſie gewohnt ſind, immer gradeaus zu tappen, es wirklich dahin bringen, daß ſogar der geſcheidteſte Menſch ihnen gegenüber durch ſein Incognito ins Gedränge kommt.

Sprich immerhin laut über dich ſelbſt, nur — denke nicht laut über dich ſelbſt —!

Wie oft möchte man nicht im Leben die Worte des Dichters:

„Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht —!“

mit Hervorhebung des drittletzten Wortes der wiederholen!

Eines der glücklichſten Beſitzthümer des Menſchen iſt ein dankverpflichteter Freund.

Bizarr iſt die Phantaſie der Furcht. Noch bizarrer die des Mißtrauens.

# Walten und Schaffen des Genius.

---

Große Gedanken sind umrauscht von einer göttlichen Musik. Der Dichter hört diese Musik meistentheils früher, ehe er noch den Gedanken, den sie begleitet und einführt, klar anzugeben vermag.

Dichten heißt: Bedeutenden, aber schweifenden Anschauungen der Phantasie oder auch seltsamen, aber unbestimmten Regungen des Gemüths durch den Verstand eine begrenzte Form geben. Modische Blender kehren diesen Proceß um. Sie stutzen die Verständigkeit mit phantastischem oder allerlei Gemüthsflitter auf.

Die höchste Gunst der Muse, die dem schaffenden Genius zu Theil werden kann, ist die, daß seine ihm persönlich behagliche Weise auch zugleich unmittelbar den Begriff des Schönen selbst deckt. Darum aber ist die Reise, die manchmal ein Genius von seiner Heimath aus erst zum Land der Schönheit machen muß, noch nicht der gerechte Maßstab seiner Beurtheilung.

Wenn du ein Bild von Kaulbach siehst, so frage nicht Cornelius um sein Urtheil. Es ist erklärlich und sogar verzeihlich, daß jeder Künstler oder Dichter, der aufgefordert würde, eine Aesthetik zu schreiben, nur eine solche gibt, wonach seine eigenen Schöpfungen als die maßgebenden herauskommen.

Dem Urtheil der Meister über Meister ist am wenigsten zu trauen. Denn es steht fest, daß bedeutende und schöpferische Menschen nichts empfangen, nichts hören, lesen oder sehen können, ohne sich nicht sogleich davon produktiv angeregt zu fühlen und das Ver- und Auf-

genommene aus eigenen Mitteln zu ergänzen. Daher muß es wol auch kommen, daß ſich oft bedeutende Menſchen vom Mittelmäßigen ſo auffallend befriedigt fühlen, während ihnen das Gleichartige und nicht minder von bedeutenden Menſchen Ausgegangene fremdartig erſcheint. Dieſe Selbſtthätigkeit des ſchöpferiſchen Genius geht ſo weit, daß ihm ſogar das nächſte Auffaſſen und Begreifen einer fremden Entwicklung unmöglich werden kann.

Dichter und Künſtler ſollten nicht auch Staatsämter, ja Feldherrnſtäbe führen können —? Ohne eine ſtarke Willenskraft, ohne eine im Nu entſchloſſen getroffene Wahl zwiſchen Ja! oder Nein! iſt kein ſchaffender Dichter und Künſtler möglich.

Es gibt zweierlei Redner: Redner, die nur vor Wenigen, und Redner, die nur vor Vielen ſprechen können. Ein Redner, der an einer kleinen Tafel vortrefflich ſpricht, kann es oft nicht in einem Ständeſaal, und ein Redner, der keinen Toaſt ohne Stocken ausbringen kann, wird zum Mirabeau in einer Volks-

verſammlung. Der Unterſchied iſt der, daß bei dem Einen der Verſtand, die Combination die Worte ſucht und zuſammenfügt, beim Andern die Phantaſie, die dichteriſche Anſchauung, die ſich von Wenigen beengt, von Vielen gehoben fühlt.

Ob du ein Redner biſt, wird ſich erſt zeigen, wenn man dir widerſpricht.

Von jedem kleinen Zuge des gewöhnlichen Lebens, der dich überraſchte, von jedem Lächeln, das dir ein wunderlicher Zufall abgewann, von jedem wehmüthigen Gefühl, das deinen ganzen innern Menſchen bei irgend einer Erfahrung mit Rührung überwallte, nimm an, daß dir damit etwas begegnet iſt, was allen Menſchen tauſendmal unter gleichen Umſtänden ebenſo begegnet. In dieſer Ueberzeugung und in dem Vertrauen, ein ſo Apartes getroſt als ein Allgemeines ausſprechen zu dürfen, liegt der beſondere Vortheil des Poeten.

Kind aus seiner Innerlichkeit herausgerückt wird, dann müßt' es nur eine Schlafmütze sein und das war Alboin nicht.

Nach diesen Vorstudien der künftigen satirischen Laufbahn stieg der Erzieher eine Stufe höher. Der Sinn für das Lächerliche war bereits ausgebildet genug: es kam nun darauf an, in dem angehenden Swift auch das cholerische Temperament zu entwickeln und ihm einen Zorn und Ingrimm gegen die Menschheit im Allgemeinen künstlich beizubringen. Blasedow schloß bereits oben sehr richtig, daß nur derjenige ein guter Spötter sein könnte, der selbst Blößen genug dafür darbiete, und führte dies so weiter: Je mehr er leidet, desto mehr rächt er sich; so wie ihm der Spott selbst geschmeckt hat, so brockt er ihn später auch Andern ein. Zu diesem Ende fing er, wenn er früher eine inflammatorische, anreizende, sthenische Methode gebraucht hatte, jetzt eine asthenische und deprimirende an. Er untergrub plötzlich den Uebermuth seines Jungen, ohne ihm jedoch das gewohnte Asyl zu entziehen, wenn er irgendwo die Flucht ergreifen mußte. Er kam ihm nie mehr zur Hülfe und tröstete ihn auch nur mit einem Spotte, der früh die Gesinnung des Knaben erbitterte. Widerfuhr ihm etwas (und es widerfuhr ihm genug, da er Wenige in Ruhe ließ), so knüpfte Blasedow daran allgemeine Betrachtungen über Weltlauf und Menschenschicksal an. Alboin sammelte so viel Galle, daß Gertrud Tobiannus zu Rathe zog, indem dieser sich mit einer ländlichen Apotheke und hinreichenden Dispensationskenntnissen versehen hatte, eine Folge des guten Cursus in der Pastoraltheologie, den er in Halle gehört. Blasedow war mit den depurativen Mitteln, welche ihm die beiden Aerzte verordneten, sehr zufrieden: denn er wußte, wie empfindlich und

Verlangt ihr im Bereich der Dichtkunſt immer nur „Wahrheit“ und „Natur,“ ſo werdet ihr zuletzt die Phantaſie vertrieben haben.

Katzenhumor hat derjenige Autor, der uns zumuthet, etwas belachen zu ſollen, was doch in ſeinem wahren Grund nur verletzt und beängſtigt.

„Warum corrigirſt du ſo viel an deinen Arbeiten?“ Ich leſe im Geiſt die Kritik der Bosheit und ſehe die ſorgloſe Bereitwilligkeit des Publikums, ſie für die Stimme der Wahrheit zu nehmen.

Eine verächtliche Literatur, die den Modethorheiten und Lieblingsneigungen des Publikums, beſonders denen der Frauen, ſchmeichelt, z. B. die amerikaniſche.

Nichts läßt ſich leichter affektiren als Erhabenheit.

Das Wörtchen und muß ein origineller Schriftſteller ſoviel als möglich zu vermeiden ſuchen.

Die Romantik der Phantaſie laſſen wir uns gefallen, die Romantik des Herzens nicht minder. Gefährlich iſt die Romantik des Verſtandes. An ihr iſt die ganze deutſche Philoſophie und Wiſſenſchaft krank.

Der Genius, der ſich an die Regeln hält, braucht Jahre, bis er erkannt wird. Den regelloſen ſetzt der Unverſtand ſofort auf den Thron.

Es würde der Bühne nützlich ſein, wollte man der Schauſpielkunſt das Recht, ſich eine Kunſt nennen zu

dürfen, nehmen und ſie vielmehr eine Wiſſenſchaft nennen.

Für den Schauſpieler iſt es gefährlich, daß er erſt dann ein vollendeter Künſtler wird, wenn er ſich die Routine erworben hat, ebenſo gut auch nur ein gewandter Handwerker zu ſein.

Nur durch den Anblick vorzüglicher Schauſpieler kann man ein guter Dramatiker werden, aber auch nur durch eine gewiſſe Regelmäßigkeit im Anblick mittelmäßiger Schauſpieler kann man ein guter Dramatiker bleiben. Die guten Schauſpieler laſſen den Dramatiker in einer für ſeine Schöpfungen mit der Zeit gefahrvollen Weiſe vergeſſen, was er ihnen zu danken hat.

Wir blätterten kürzlich in einigen ältern franzöſiſchen Stücken nach den erſten Originalausgaben und fanden in den Trauerſpielen Voltaire's zuweilen Fingerzeige

über die Darſtellung dieſer oder jener Situation, über den Vortrag dieſer oder jener Effektſtelle. Statt aber zu ſagen: Dieſe Stelle muß ſo oder ſo betont oder geſpielt werden, drückte Voltaire ſich aus: „Für den Fall, daß man etwa dies Stück auf Provinztheatern geben ſollte, muß ich bemerken, daß alle mit einem Stern bezeichneten Verſe nur ſcheinbar kalt geſprochen werden dürfen.“ Der Schalk von Ferney wußte ſehr wohl, daß auch den erſten Künſtlerinnen der Welt oft genug Noth thut, vom Dichter erſt die wahre Abſicht zu erfahren, die er mit dieſer oder jener Stelle ſeines Gedichts verbunden hat. Er war indeſſen Weltmann und Kenner der Künſtlereitelkeit genug, ſeine Vorſchriften ſcheinbar an Provinzſchauſpieler zu richten, was uns an jenen verdrießlichen Herrn erinnerte, der in einem Gaſthof ſeinem etwas luſtigen und laut trällernden Nachbar ſchrieb: „Mein Herr, ſagen Sie doch gefälligſt Ihrem Bedienten, daß er ſein häufiges und ſtörendes Singen einſtellen möchte!“

In einer Provinzialſtadt ſtirbt kürzlich der Direktor des Theaters. Die Garderobière, aus Trauer, betrinkt ſich. Sie will eine Treppe hinunterſteigen und

bricht den Hals. Während der eine Todte im Hintergebäude der Bühne ruht, der andere Leichnam im Blute ſchwimmend gefunden wird, ſpielt die Truppe unter Gelächter des Publikums die Poſſe: „Wenn Leute kein Geld haben.“ Kann es ein ſchauerlicheres Bild der Tragikomödie des Bühnenlebens geben?

Man braucht nur Schillers Jugendſtücke und Iffland zu leſen, um zu erkennen, wie doch unſre alten Schauſpieler beſſere waren. Eine neue Welt bekämpfte damals die alte. Sie wollte den Sieg erringen mit den Waffen der Poeſie. Auch die Schauſpieler durften da Herolde, Dolmetſcher, Mitkämpfer des Heereszuges ſein. Wie dreiſt und offen ſind die Bezeichnungen Tyrann, Buhlerin, Schurke u. ſ. w., die in jenen Stücken vorkommen —! Jetzt geht alles auf der Bühne der wirklichen Welt aus dem Wege. Die Schauſpieler, denen jedes ſcharfe Wort umſchrieben, gemildert wird, ſind meiſt Maſchinen, ſchöne Puppen, keine Menſchen mehr.

Wir möchten Angesichts unserer wie Sand am Meer zunehmenden Liedercompositionsfülle wünschen, eine so praktische, kenntnißreiche und zugleich dichterisch gestimmte Befähigung, wie die unglückliche Johanna Kinkel war, hätte ein solches Büchlein über Salongesang und neue Liedermoden geschrieben, wie sie ein derartiges über Clavierunterricht herausgegeben hat. Veranlassung, Ungeschmack und Oberflächlichkeit, verhimmeltes, süßliches Wesen, ein ewiges Thränenloben und nicht endendes Stern- und Blumenschmachten zu geißeln, hätte sie da genug gefunden.

Nach dem Begriff des Schönen frage man Andere, nur nicht die, die selbst schaffen. Jeder Künstler arbeitet nach einem andern System der Aesthetik.

Im Roman sieht die Masse auf Verknüpfung des Zufälligen, der Gebildete auf Entwicklung des Nothwendigen. Durch eine und dieselbe Thatsache beiden Forderungen zugleich genügen, macht den kunstvollen Dichter.

Sage mir, wer dich liest, dann ſag' ich dir, was du biſt.



Wenn Boileau lehrte: „Nichts iſt ſchön, was nicht wahr iſt," ſo möchte man fragen: konnte aber etwas wahrer ſein als der Buckel des Aeſop und die Häßlichkeit des Therſites? Und dennoch hat Boileau recht und die Macbethhexen mit ihrem „Schön iſt häßlich, häßlich ſchön!" haben nicht minder recht. Denn unter Umſtänden iſt der Buckel des Aeſop eine Schönheit. Er rührt uns im Vergleich mit Aeſops Weisheit. Therſites wird der Schönheit deſſen gegenüber, den er ſchmählt, ebenfalls zu einer behaglich genießbaren Folie des Achilles, wie Caliban eine Folie Miranda's und Ariels iſt. Im Nachgefühl des kurz zuvor aufgenommenen Schönen kann man auf dem Häßlichen mit vollem Behagen verweilen. Des Dichters Kunſt iſt eben die, das Häßliche zur Verſtärkung der Kraft des Schönen richtig anzuwenden.



Lieber Autor, ich ſoll dir etwas wünſchen —! Ich wünſche dir nicht Geld, nicht Ruhm, nicht Ehre, nicht

Feinde (obſchon auch dieſe etwas werth ſind), ich wünſche dir zwei Dinge, die zum Handwerk gehören. Einmal — kein allzumächtig wallendes Herz! Der Leſer iſt nie ſo ergriffen wie der Autor. Geht mit dem Autor die Empfindung durch, ſo bleibt der Leſer meiſt auf halbem Wege zurück und ſieht nur kalt, unergriffen, lächelnd der mit dir durchgegangenen Leidenſchaft nach. Dann wünſch' ich dir zum zweiten einen wahren Himmelsſegen des Schriftſtellers: keine Furcht vor Mißverſtändniß. Wer oft unverſtanden geblieben iſt, wer lieblos gedeutet und entſtellt wurde, der greift in die große Vorrathskammer der Sprache tiefer, als ſeiner Originalität gut iſt. Die Flickwörter „ja," „wol," „freilich," „nämlich" löſen den klarſten Denkproceß und feſteſten Periodenbau in eitel Unentſchiedenheit auf.

Jemand hat der Poeſie des Tages vorgeworfen, daß ſie bei weitem hinter den gegenwärtigen großen Leiſtungen der bildenden Kunſt zurückgeblieben wäre; wo wären, frägt er, in unſrer gleichzeitigen deutſchen Poeſie nur allein die Parallelen zu Rauch, Cornelius, Overbeck, Veit, Leſſing, Kaulbach, Rietſchel u. ſ. w.? Wir

erwiedern, daß es richtig ſein mag, das claſſiſche Zeitalter der deutſchen Kunſt für ſpäter gekommen anzunehmen, als unſere claſſiſche Literatur kam. Aber man vergeſſe Eines nicht! Wenn die deutſche Literatur zur Herſtellung ihrer Schöpfungen noch eine andere techniſche Fertigkeit, die man ſich handwerksmäßig erwirbt, in Mitthätigkeit verſetzen könnte, eine andre als die, nur mit der Feder auf weißes Papier zu ſchreiben, ſo würde ſie in dem Falle, daß ſchon allein dieſe Fertigkeit dem nächſten ſo außerordentlich beſtechenden Effect der Maler und Bildhauer gleichkäme, hinter den genannten Erſcheinungen nicht zurückbleiben, ja ſie vielleicht übertreffen.

Dichter und Künſtler, kümmert euch doch nicht um die Weisheit der Aeſthetik! Gleicht der Spinne! Dieſe klettert bereits an den Fäden hinauf, die ſie ſich eben erſt aus ihrem Körper ſpinnt. Indem ſie ſpinnt, macht ſie ſich ſelbſt ihre Leiter, um weiter zu klimmen, und die Wanderſpinne baut ſich ſogar ihren eignen Wolkenwagen, indem ſie ſchon drauf fährt.

Dreihundert Soldaten, las ich kürzlich, für den König von Preußen weniger und die Mittel wären da, eine Akademie für Dichter und große Styliſten zu begründen. Auf den Gedanken einer Akademie ſollte man in unſerm Jahrhundert nur noch kommen, um in anſtändiger Form den Genius vor Mangel zu beſchützen.

Für ſein erſtes Werk iſt der Schaffende ſelten ehrgeizig, erſt für ſein zweites.

Künſtler nenn' ich den, der dem vom Nachdenken Erfundenen, ja demjenigen, das ſchwer und mühſam den Erwägungen über das hier Beſſere, dort Nothwendigere oder Nützlichere abgerungen wurde, den leichten Schein des Natürlichen und ſich wie von ſelbſt Verſtehenden zu geben weiß.

Es iſt traurig, für wieviel gelehrten Hochmuth und Dünkel der Name Goethe's als Beſchönigung dienen muß.

reizbar Leidende werden, wie lieblos ſie die Urſachen ihrer Krankheit in Andern ſuchen und wie geeignet das Krankenbett der Kinder iſt, um ſie früh an ihrem Alter vorangeſchrittene Reflexionen zu gewöhnen. Blaſedow trieb dieſe aſthenische Methode bis auf's Aeußerſte. Nachdem Alboin einige Jahre alle nur mögliche Freiheit und Zügelloſigkeit genoſſen hatte, demüthigte er ihn zuletzt und machte ihn zum Geſpött der Welt. Eines Tages klebte er ſich aus alten Zeitungen (was Tobianus ſehr übel nahm, da er ſie zu ſammeln pflegte) einen förmlichen Harniſch zuſammen, ein Coſtume, wie es etwa die Peſt- und Cholerawärter aus Wachstaffent zu tragen pflegen. Einen ganzen Jahrgang der Sayn-Sayn'ſchen Landeszeitung (ſie erſchien jedoch nur wöchentlich einmal und brachte alle Nachrichten erſt in dem Moment, wo ſie ſicher beſtätigt waren) verbrauchte er dazu. In dieſem Aufzuge ſollte Alboin hinfort nur noch geſehen werden. Blaſedow hatte die Adler-Vignette der Landeszeitung ſo angebracht, daß die papierne Spottgarderobe wie ein Lakaienanzug ausſah, wie ja auch die königlich preußiſche Staats-Uniform der Hofbedienung ganz mit weißſeidenen Adlern durchwirkt iſt. Gertrud wollte ſich das Haar zerraufen, als ſie ſah, welchen Hanswurſt Blaſedow aus dem Jungen machte; aber dieſer ſagte: „Rouſſeau hätt' in ſeinem Leben nicht ſein bei aller Weichheit zuweilen ſehr herbes Weſen bekommen, wenn er nicht einmal in einer Bedienten-livree geſteckt hätte; auch Voltaire wäre bei Friedrich dem Großen Kammerdiener geweſen!" Alboin ſträubte ſich anfangs gegen den Scherz nicht; da er aber zuletzt die Zeitungstracht immer trug und immer dieſelben politiſchen Nachrichten auf ſeinem Rücken geleſen werden konnten, ſo fingen

Wenn ihr Muſiker der Zukunft doch nicht glauben wolltet, daß es die Muſik veredelte, wenn ſie ſich dem Wort gleichſam als Seele und Blüthe deſſelben entſchwingt oder ſich als bunter Schmetterling nach kurzem freien Flatterfluge immer wieder auf dem Worte niederläßt! Nur in der weiteſten Entfernung vom Wort liegt das Reich der Töne. Was der Ton ſagt, muß ein in Worten Unausſprechliches ſein. Findet doch euern Ruhm in ſolchen abſoluten Tonfreudigkeitsausbrüchen, denen ſelbſt ein Shakſpeare, ein Goethe nur ohnmächtig nachzuſtammeln vermöchten!

Die Anlage der Deutſchen zur Dichtkunſt beruht auf keinem Uebermaß von Phantaſie, ſondern nur auf der uns eigenen Vermählung des Gedankens mit dem Gemüth.

Wenn im Drama Leidenſchaft, Irrthum und dunkles Geſchick die ſchreiendſten Diſſonanzen zu einem Chaos gehäuft haben, ſo bildet allein der Tod den verſöhnenden Schlußakkord. Beſtreitet der Witz und die Weichlichkeit

unſrer Zeit dieſe Lehre, ſo iſt ſie doch die in uns tief begründete. Kein Gedicht, das tragiſche Conflicte ohne den Tod oder durch etwas, was dem Tode gleichkommt, löste, wird ſich erhalten.

Man hat Goethe vorgeworfen, daß er ſich in ſeinen alten Tagen mit Mittelmäßigkeiten umgab. Aber man kann in der That keinem bedeutenden Menſchen verdenken, wenn er zuletzt in dem Werben um die Zuſtimmung der ihm Gleichſtehenden müde wird und ſich die Huldigung derer genügen läßt, die ihm vollſtändig neidlos und gern das zugeſtehen, was er ſich in Ehren erworben hat.

Niemand braucht mehr gelehrte Ausdrücke als der Halbwiſſer. Während ſich der Forſcher in der Fülle ſeiner Kenntniſſe behaglich ergeht und oft mit ſeinem Stoff, ihn gründlich handhabend, zu ſpielen ſcheint, hält ſich der Dilettant mit Wohlgefallen an das Wenige, das er weiß, und kann es nicht hoch genug hinaufſchrauben und dunkel genug dem Laien verhüllen. Daher kommt

es, daß eine wahrhaft populäre und allgemein faßliche Darſtellung ſeiner Wiſſenſchaft immer auch nur dem Meiſter gelingt.

Man beurtheile den wahren Werth eines Schriftſtellers nicht nach den gerade von ihm vorliegenden Leiſtungen! Selten geben die meiſten Autoren das, was ſie wollten, ſeltener noch das, was ſie können; ſie geben in der Regel nur das, was ſie um dieſes oder jenes Zweckes willen geben müſſen. Nichts iſt z. B. zwingender und für den Autor beeinträchtigender als ein einmal gewählter Stoff.

Um in Deutſchland mit einem guten Werk durchzudringen, muß man hintennach ein mißlungenes ſchreiben. Dann erſt wird das vorangegangene erkannt.

Ganz gewürdigt könnte ein großer Geiſt im Grunde doch nur immer durch ſich ſelbſt werden.

Geweckt wird der Genius durch die Noth, aber nur das Behagen erhält ihn.

Der Genius ſoll auch perſönlich in ſeinem ganzen Weſen und Benehmen für die Welt die Feiertagsſtimmung des Lebens ausdrücken.

Von den vielen Formen eines halben Wahnſinns iſt der Dichterwahn ſchon der allerpeinlichſte.

Geſpräche ſollen in der Erzählung nur zur Belebung und Darſtellung der Handlung dienen. Dienen ſie auch noch zur Charakteriſtik der Perſonen, ſo werden ſie langweilig.

Am Kunſtwerk ſtört jede noch ſo ſchöne Ausſchmückung, die nicht folgerichtig aus dem Gliederbau des Ganzen hervorging.

Das Reiferwerden des Schriftſtellers mit den Jahren liegt nicht immer in der Entfaltung neuer Fähigkeiten, ſondern in ſeiner zunehmenden Selbſtkritik, beſonders aber in der Ausbildung eines feinen Vorahnungsgefühls für Mißdeutungen, denen er mit größerer Beſonnenheit vorzubauen lernt.

Dieſe Neckenpoeten —! Sie pflanzen Eichbäume in irdene Scherben.

Kann man der Menge nur überhaupt beikommen und ſie zum Leſen, zum Anſchauen zwingen, ſo iſt ſie vom Mäßigen ſchon über Erwarten entzückt.

Wer uns als „Realist“ unter die Blaufärber und Lohgerber einführt und sich etwas darauf zu Gute thut, sie in ihrem ganzen Thun und Handeln, in ihrer Hantierung am Farbentopf und in der Lohgrube zu schildern, der darf an ihnen nichts idealisiren, weder Inneres noch Aeußeres.

—<>—

„Was beweist das —?“ soll der Mathematiker Condorcet gefragt haben, als er Racines „Phädra“ sah. So nüchtern diese Frage auch klingt, die Aesthetik kann ihr eine gewisse Berechtigung nicht absprechen.

—<>—

Roman nennt man die Entwicklung von Menschenschicksalen durch Bedingungen universeller Natur. Solche Bedingungen sind die Geschichte, die Sitten eines Landes, die Sitten einer Zeit, die Stimmungen einer Zeit, die Voraussetzungen der Religion, der Philosophie, der Kunst oder eines ganzen Standes, einer Familie. Die Novelle ist die Entwicklung von Menschenschicksalen durch Bedingungen partikulärer Natur. Hier steht der Geschichte die Chronik gegenüber, den Sitten des Landes

die Sitten eines Orts, den Sitten einer Zeit einzelne Moden, den Stimmungen einer Zeit eine akute Krankheit derſelben, den Vorausſetzungen der allgemeinen Wiſſenſchaft irgend etwas Beſonderes an ihnen, z. B. aus dem Gelehrten- oder Künſtlerleben. Die Novelle beruht, was das Schickſal und die Führung unſeres Erdenlebens anlangt, auf dem Zufall. Die Laune des Zufalls iſt ihre weſentliche Triebfeder und, mechaniſch geſprochen, ihre Unruhe. Es kann nur Kunſtromane geben, es gibt Künſtlernovellen. Es gibt Sittenromane, aber es gibt nur Dorfnovellen. Die einfache „Erzählung", um auch dieſe dritte Gattung zu erwähnen, iſt die Entwicklung von Menſchenſchickſalen durch die Bedingungen ihrer ſelbſt. Sie ſchließt die Nebenbedingung, irgend etwas Univerſelles oder noch etwas Partikuläres beſonders zur Anſchauung zu bringen, aus. Sie beruht auf ihren eigenen Vorausſetzungen und nähert ſich deßhalb am meiſten dem Drama. Aus Romanen und Novellen ein Drama zu ſchaffen, iſt gefährlich und beinahe unmöglich. Die Erzählung aber iſt ſchon an und für ſich ſelbſt ein objektiv berichtetes Drama. Der Roman und die Novelle ſtehen höher als die Erzählung, denn ſie laſſen keine andere als eine künſtleriſche Leiſtung zu, während die Erzählung nur die

Merkmale der Glaubwürdigkeit und Folgerichtigkeit an ſich zu tragen hat. Vorzugsweiſe die ſchwierigſte Form iſt die Novelle. Da in ihr der Zufall nicht blind walten darf, ſondern nur das als Zufall den betheiligten handelnden Perſonen zu erſcheinen hat, was im höheren Sinne doch Verhängniß iſt, ſo kann ihre Aufgabe nur durch Humor gelöst werden, dieſe höchſte Gabe des dichteriſchen Schaffens, die ſelbſt bedeutenden Dichtern nur ſpärlich verliehen war.

Wer Novellen ſchreiben will, muß zuvörderſt die Anſchauung irgend einer anekdotiſch auffallenden Widerſinnigkeit haben, einer erſchütternden Zufallsbegegnung im ernſten Genre, einer anmuthig-komiſchen im heitern. Um dies Faktum herum iſt dann der Faden der Entwicklung anzulegen und das im Zuſammenhang Sinnige aus dem vereinzelt Widerſinnigen einſchmeichelnd und überzeugend darzuſtellen. Ohne Zweifel hat Tieck ſeine Novellen ſo gearbeitet.

Gerade deßhalb, weil es mit dem Verſe in unſerer gebildeten Zeit eine nicht allzu ſchwere Sache iſt, hat man darauf zu achten, daß nicht der Dichter Berechtigung hat, vor dem Publikum zu erſcheinen, ſondern

das Gedicht. Letzteres iſt die feſte, ſicher umgrenzte Geſtaltung einer Thatſache, die nur das iſt, was ſie ſein will, und weder einer Einleitung noch eines Anfangs bedarf, weder einen Uebergang bildet zu Nachfolgendem, noch auch ſelbſt das Nachklingen eines Vorangegangenen iſt. Dies ſcharfe und allein wahrhaft objektive Reſultate verbürgende Hervortreten einzelner Gedichte, die gleichſam nur die geſammelten Errungenſchaften glücklicher und darum ſeltener Stunden der Weihe ſind, vermiſſen wir bei Dichtern, wo man die Vorſtellung nicht unterdrücken kann, daß ihre Arbeiten Ergebniſſe eines mit der Hand auf dem Papier feſtgehaltenen Dichterſeinwollens ſind.

Unſere Epoche ſteht auf dem Standpunkt der Reflexion. Die Reflexion iſt an ſich unpoetiſch. Doch kann ſie poetiſch werden, wenn ſie ſich in ihre Beſtandtheile auflöst und ihr Gegenüber, ihre Vorder- und Nachſätze, ihre Urſachen und Wirkungen zur Erſcheinung bringt. Die „Poeſie des Gedankens“ iſt die individuelle Geneſis des Gedankens, der im Gemüth noch einmal vollzogene oder geprüfte dialektiſche Proceß. Daher die

moderne Schilderung der Seelenzustände, die Analyse der Gegensätze des Lebens, die Widerspiegelung der Literatur in der Literatur, des Gedankens im Denker selbst, der Phantasmen im Dichter, der Ueberzeugungen im Märtyrer. Keine Zeit war so berechtigt, wie die unsrige, die Geschichte des Genius poetisch zu erfassen und die Literatur selbst zum Gegenstand der Literatur zu machen.

Den Roman des „Nebeneinander," den ich aufgestellt habe, wird man verstehen, wenn man sich aus einem Bilderbuch die Durchschnittszeichnungen eines Bergwerks, eines Kriegsschiffs, einer Fabrik vergegenwärtigt. Wie da das neben einander existirende Leben von hundert Kammern und Kämmerchen, wo eine von der andern keine Kenntniß hat, doch zu einer überschauten Einheit sichtbar wird, so wird der Roman des „Nebeneinander" den Einblick gewähren von hundert sich kaum berührenden und doch von einem einzigen großen Pulsschlag des Lebens ergriffenen Existenzen. Eine Betrachtungsweise, wo ein Dasein unbewußt die Schale oder der Kern des andern wird, jede Freude von einem Schmerz benachbart ist, von einem Schmerz, der über das, was jene himmel-

die Leute im Dorfe bald an, seinen Aufzug lächerlich zu finden und es auch zu sagen. Blasedow bemerkte auch mit Freuden, daß, je mehr Alboin verspottet wurde, er desto mehr sich absonderte und innerlich ergrimmte. Könnt' ich nur einen Juden aus ihm machen, dachte Blasedow, oder wüßt' ich seine Eltern an den Galgen zu bringen oder mich wenigstens in einen Abdecker zu verwandeln, so würde der gesellschaftliche Paria schon Witz und Bitterkeit genug in sich sammeln. Blasedow wäre indessen fähig gewesen, etwas zu stehlen oder sich wenigstens für einen Todtschläger auszugeben, um Alboin recht jene Verachtung zuzuziehen, den heißen Sandboden, aus welchem die spitzen Dornen und Disteln der Satire wachsen. Glücklicherweise, als Alboin's Harnisch eines Tages von einem heftigen Gewitterregen aufgeweicht war und ihm Frankreich, England, Italien, alle stehenden Rubriken der Landeszeitung nach und nach in Fetzen vom Leibe fielen, kam er auf den Gedanken, seinem Jungen eine körperliche Auszeichnung zu geben. Er dachte an Aesop's Buckel und dessen scharfe Fabeln: und, gleichsam als würde der Witz schon folgen, wenn nur der Buckel erst da wäre, so schnallte er ihm unter dem Hemde ein künstliches Polster an und band ihm die Hände so, daß er nicht versuchen konnte, es abzunehmen. Gertrud wollte Gewalt gebrauchen; aber Blasedow erhob sich riesengroß und ergriff sechs Teller auf einmal, indem er mit fürchterlichem Blicke sagte: „Entweder dein Gesundheitsgeschirr oder mein Wille!" Gertrud entschied sich für die Partie, welche ihr die wohlfeilste schien, und Alboin mußte ein viertel Jahr lang als Aesop im Dorfe figuriren. Blasedow schützte bei Leuten, die sich über den gepolsterten Rücken verwunderten, eine orthopädische Anord

hoch erhebt, ſeinerſeits tief zu Boden gedrückt ſein kann und wo andererſeits eine Unbill auch ſchon wieder unbewußt den Rächer auf den Ferſen hat, wird den Roman noch mehr als früher zum Spiegel des Lebens machen. Dem „ſocialen Roman“ iſt das Leben ein Concert, wo der Autor alle Stimmen und Inſtrumente zu gleicher Zeit, ſie in- und nebeneinander vereinend, ſpielt oder leitet. Wiedergeben läßt es ſich mit der Feder nur in der Form des Nacheinander, aber auf die Anſchauung kommt es an. Iſt dieſe ſo viel als möglich nach allen Lebensäußerungen zugleich gerichtet und könnte man hoffen, daß dieſe von einem großen Hintergrund ausgehende Romanform in manche Diſſonanz Wohlklang, in manche Verzweiflung Troſt, in manches unbefriedigte und unlösliche Einzelne einen beruhigend löſenden Widerklang aus Sphären bringt, die mit dem nächſt Geſchilderten in einen ſichtlichen Zuſammenhang zu bringen unnatürlich erſcheinen müßte, ſo wäre man vorläufig wenigſtens da wieder angekommen, wo die Poeſie überhaupt ſtehen ſoll, daß der Dichter Seher iſt, die Poeſie Religion.

Idealismus — Realismus —! Man hat gegenwärtig eine sich realistisch ausdehnende Literatur, d. h. man hat die Ideen, Abstractionen, die Träume von Glauben, Wissen, Denken, Fühlen u. s. w. aufgegeben und daguerreotypirt die Wirklichkeit. Manche thun dies ganz roh. Diesen bricht wol jedes Forum, auch das realistische, den Stab. Irgend einen Zweck, eine Idee, eine Zuspitzung muß auch die Beobachtung und Schilderung des Getreidesäens oder der Schafzucht oder der doppelten Buchhaltung haben. Aber darüber könnten zuletzt Alle einverstanden sein, daß der ganze Streit insofern ein müßiger ist, als wahrlich vernünftigerweise keine noch so neue Theorie etwas Anderes wollen kann und wird, als einen Idealismus, der sich real, d. h. auf Voraussetzungen der Natürlichkeit und Wirklichkeit, zu offenbaren und auszusprechen hat, und einen Realismus, der seine Anschauung des Lebens und der bunten Erscheinungswelt zum Kunstwerk zu concentriren sucht.

Vom dichterischen Standpunkt aus können Idealismus und Realismus verschiedene Wirkungen hervorbringen, doch in ihrem Werth vor dem Musenhof sind

ſich beide in dem Falle gleich, daß entweder zur Seele die rechten Glieder oder zu den Gliedern die rechte Seele kam.

Verwerflich iſt die Zwittergattung, die ein Stück vom Idealismus und ein Stück vom Realismus iſt. Idealiſiren darf der Künſtler, aber er darf es nur in ſo weit, als dadurch dem Realen kein Abbruch geſchieht in dem, was für ſeine Weſenheit nothwendig iſt.

Einem idealiſtiſchen Dichter läßt man es hingehen, wenn er ſchreibt: „Die Saaten blühten, die Lerche ſtieg wirbelnd auf, Luſt und Freude wehten über Feld und Flur!“ Es iſt einfach empfunden, wenn auch nur ſo obenhin geſagt. Iſt nur ſein übriges Herz und was er ſchildert in Ordnung, ſo iſt es wunderlich, wenn der Realiſt, der zufällig auf dem Lande geboren wurde, kommen wollte und ihn fragen: „Kannſt du aber auch Gerſte von Hafer unterſcheiden? Weißt du, wie die Lerchen des Morgens und wie ſie des Abends ſingen?“ Da müßte ihm jeder ſogleich erwiedern: „Wie

aber dreht der Töpfer die Drehscheibe? Wie viel Procent Sauerteig nimmt der Bäcker in die verschiedenen Brodsorten?"

„Publicum," wie altfränkisch erscheinst du noch unserm Geschlecht! Publicum, das ist so ein alter Vetter in chokoladefarbenem Leibrock, mit langen Schößen, einem gebrannten Jabot über der langen, bis über den Nabel gehenden Weste, hirschledernen Handschuhen, appetitlicher Wäsche und etwas steifen und pedantischen Manieren. Publicum, du abgesetzte Größe aus dem altfränkischen Zeitalter, geh' in die Rumpelkammer und setz dich neben einen ausgestopften General aus dem Siebenjährigen Kriege oder ein altes Kostümbild aus den Zeiten Maria Thereſiens! Die Kunst, Literatur, Wissenschaft existirt jetzt nur noch für das „Volk." Das „Volk," eine große imposante Amazone mit der Mauerkrone auf dem Haupt, hat das kleine Männchen „Publicum" verbannt, ihm höchstens eine der Falten ihrer bauschigen Gewänder zum Schutz angewiesen, wo es mit der Brille Bücher in Ganzfranzbänden studieren und dann und wann zur Herzstärkung eine Prise nehmen kann.

„Volksliteratur“ kann zweierlei bedeuten: Büchlein, kommſt du vom Volke? Oder: Büchlein, gehſt du zum Volke —?

Kommſt du vom Volke, ſo bringſt du uns wol die genauſte Kunde mit, wie es unter dem Dach der Armuth, hinterm Pfluge und auf dem Heuboden, am Werkſtattstiſch, in der Dachkammer, da wo die Geſellen und die Lehrlinge, nicht weit ab von der Regentraufe, ſchlafen, ausſieht. Dieſe Bücher haben wir gewiß Alle gern, wenn ſie Wahrheit bringen, dem Leben abgelauſcht ſind, ein gutes, ſanftes und höchſtens einmal zur Förderung des Guten ein wenig zorniges Herz verrathen. Dieſe von unten kommenden Bücher und Lebensbilder ſind uns ſo willkommen, daß wir ſie gerade noch immer höher und höher in der Gunſt ſteigen ſehen möchten. Auf ſeidnen Polſtern, auf ſammtnen Divans, unter leuchtenden Kerzen hat man ſchon die vornehmſten Damen über deine Gedanken hinterm Pfluge, ehrlicher Bauer, deine Gedanken auf dem Heuboden, brummiſcher Knecht, deine Gedanken hinter der Drechſelbank, luſtiger Geſell, und deine — falls du nicht ſchnarchſt — Gedanken unter der Dachkammer bei der Regentraufe, drolliger Lehrjunge, lachen, weinen geſehen und euer Elend, euer Glück, euere Poeſie

und euere Prosa las sich gedruckt allerliebst in den zarten, weißen, durchsichtigen Fingerchen mit den blitzenden Diamantringen und den langen, gepflegten, chinesischen Nägeln. Ja sogar höchst verdorbene ästhetische Mägen, Mägen, die an einem ewigen kritischen Sodbrennen litten, haben sich durch die einfache, ländliche oder kleinstädtische Kost dieser Lectüre wieder erholt und all die Unverdaulichkeit überwunden, die bei ihnen die Trüffelpasteten- und Mixed-Pickles-Literatur des Salons zurück gelassen.

Nun aber die Bücher, die zum Volke zurück gehen sollen!

Darf ich da ein Geheimniß verrathen? Es besteht einfach darin, daß sich die Menschen, die wir „Volk" nennen, eigentlich doch weit mehr geehrt sehen, wenn man sie wieder in Blutsverwandtschaft mit dem alten Vetter Publicum bringt. Der Trieb, sich zu bilden, ist so allgemein noch nicht. Die Volksliteratur sollte da erst anfangen, wo die brütende Nacht der allgemeinen geistigen Blindheit aufhört, da, wo ein Arbeiter, ein Handwerker, ein Ackersmann, Jäger, Schiffer — wer nennt die Millionen Wege, die uns durchs Leben führen müssen — die Augen aufschlägt und emporsehen will, um auch an den Sternen sein Hoffen zu befestigen, auch die treibende

Macht des Denkens für ſich zu erproben. Für dieſen Trieb zu ſchreiben, ſollte dem Autor Freude machen.

Und wie ſollſt du dann ſchreiben?

Erinnere dich einer Abendeinkehr im „Goldnen Einhorn“ oder im „Silbernen Mond“ eines kleinen Städtchens auf der Reiſe. Da ſitzen in der Wirthsſtube Menſchen meilenweit entfernt von der großen Heerſtraße der Ereigniſſe. Sie leſen, was die große Welt ſchon vergeſſen hat, ſie zanken ſich über die einzige Zeitung, die ſie halten können, ſie discouriren über Krieg und Frieden, die Heuernte und die Kartoffelkrankheit, über den Kometen, über ein Eiſenbahnunglück, vielleicht gar noch über das von Verſailles. Ein gebrummtes Danke! begrüßt dich beim Eintritt für deinen „Guten Abend.“ Nun denke dir, du wollteſt dich in dieſem Städtlein wählen laſſen zu einer Erſten oder Zweiten unſerer königlichen oder großherzoglichen Ständekammern, wie würdeſt du wol den Mund aufthun und deine Weisheit nicht unter dem Scheffel laſſen —? Glücklicher Autor, es handelt ſich jetzt nicht um Wählen und Gewähltwerden, Steuernbewilligen und Steuernverweigern, es handelt ſich nur darum, daß du reden und ſchreiben ſollſt, um in einem ſolchen Kreiſe überhaupt verſtanden zu werden.

Iſt es nicht eine traurige Thatſache, daß in keiner Kunſt ſo viel Rivalität ſtattfindet wie in der Muſik? Kann man nicht die beſte Oper zu Grunde richten, wenn man ſchon bei den Proben nicht freundlich und entgegenkommend ihre Schwierigkeiten erklimmt, ihre Mängel und Sonderbarkeiten mit einem Lächeln vor den Orcheſtermitgliedern und den Sängern als eine „Conceſſion an den Genius“ behandeln und ausführen läßt und bei der Vorſtellung Abends ſich ſelbſt ſchlaff und ungläubig zeigt? Es giebt ein gewiſſes: „Ich werde mit der unbefangenſten Hingebung dieſen Gegenſtand befördern!“ das den Gegenſtand, ſtatt zu befördern, im Keime erſtickt. Wenn ſich in Deutſchland ſo wenig Talent für einheimiſche Oper entwickelt, liegt es an Dieſem und Jenem, am meiſten an unſern Kapellmeiſtern.

Den „Don Quixote“ des Cervantes lieſt man wol jetzt noch in ſeinen erſten Kapiteln mit ſteigendem Intereſſe, in der Mitte ſchon etwas langſamer, ganz bis zu Ende wol noch ſchwerlich. Es mag daher Vielen dasjenige neu ſein, was man im „Don Quixote“ ſchon über Literatur und Buchhandel zur Zeit des Cervantes

zu leſen bekommen kann, während es klingt, als hätte es ein Autor unſerer Tage geſchrieben. Im 62. Kapitel beſucht Don Quixote eine Buchdruckerei, nähert ſich einem Setzerkaſten und läßt ſich in ein Geſpräch mit anweſenden Schriftſtellern, Ueberſetzern und Buchhändlern ein. „Ich bitte Euch," ſagt er zu einem Schriftſteller, „wird das Buch da auf Eure Koſten gedruckt oder habt Ihr vielleicht das Verlagsrecht an einen Buchhändler verkauft?" — „Der Druck geſchieht auf meine Rechnung," erwiderte der Befragte, „und ich denke, an dieſer erſten Auflage wenigſtens 1000 Dukaten zu gewinnen. Sie wird 2000 Exemplare ſtark, welche, zu ſechs Realen das Exemplar, im Nu vergriffen ſein werden." — „Euer Gnaden ſcheint mir die Rechnung ohne den Wirth gemacht zu haben," entgegnete Don Quixote; „man ſieht wohl, daß Ihr mit den Berechnungen der Buchhändler und mit ihrem Verkehr unter einander nicht ſehr bekannt ſeid. Ich ſage Euch zum Voraus, wenn ſie ſehen, daß Ihr 2000 Exemplare von einem Buch auf dem Halſe habt, ſo werden ſie Euch ſo drücken und die Exemplare ſo wohlfeil verlangen, daß Euch angſt und bang wird, zumal wenn das Werk wenig Salz hat und nicht viel werth iſt." — „Wie," verſetzte der Autor, „Ihr wollt, daß ich es an einen Buchhändler

verhandle, der mir drei Pfennige für den Bogen gibt und erſt noch glaubt mir damit eine große Gnade erzeigt zu haben? Nein! Ich laſſe meine Bücher nicht drucken, um mir einen Namen zu machen; denn ich bin, Gott ſei Dank, durch meine früheren Werke berühmt genug. Geld iſt es, was ich jetzt ſuche, denn ohne dieſes iſt der Ruhm keinen Heller werth."

Es gibt eine Geckerei des Geiſtes, die ſich mit dem lächerlichen Effekthaſchen vergleichen läßt, das klein gewachſenen Leuten von reizbarer Eitelkeit eigen iſt. Wie dieſe ſtundenlang vorm Spiegel ſtehen können, ihr Halstuch ordnen, ihre Füßchen vorſtrecken und bei jeder Erinnerung an ihre Figur, die gegen Wuchs und Erſcheinen Anderer im Rückſtand geblieben iſt, in einen kollerartigen Zorn gerathen, ſo iſt es auch einem an Wuchs zu kurz gekommenen, ſonſt vielleicht lebhaften Geiſt eigen, ſich in ſelbſtgefälliger Phraſe zu ergehen, ſich von keines Andern Art imponiren zu laſſen und an die eigenthümlichſten Erſcheinungen mit der Miene heranzutreten, als ſtünde er mit ihnen auf einer und derſelben Linie. Hülfsmittel, um einen von Hauſe aus nur kleinen Geiſt in die Höhe zu recken, gibt es ja

nung und einige Drüſen im Rücken vor; er erklärte das Kiſſen für ein Kräuterkiſſen. Albein mit ſeinem ſtolzen Namen war eine Carricatur geworden. Man lachte ihn aus, wo er ſich ſehen ließ. Nur Blaſedow nahm ihn, wenn er weinte, zu ſich auf's Zimmer und auf den Schoß und lehrte ihn, wie die Menſchen noch weit größere Gebrechen hätten, als er. Er führte ihn in das Gewirr der Leidenſchaften ein, aus welchen ſich die Charaktere zuſammenſetzen, er zeigte ihm die Galläpfelabnormitäten, die ſich ſelbſt auf grünen Waldesblättern bilden. Ja, er ging ſo weit, ſeinen jüngſten Sohn über alle übrigen zu erheben und mit ihm gemeinſchaftlich über die Beſtrebungen derſelben zu ſpotten. Er ſagte zu ihm: „Was malt Oscar? Schlachten, wo die Hauptſache, der Kanonendonner, nicht gemalt werden kann. Was iſt Theobald? Ein Volksdichter, der keine Noten ſingen kann. Und was ſelbſt Amandus mit ſeinem Thone jetzt und Marmor künftig? Was iſt Marmor, der Stein, denn Anderes, als nach den neuern geognoſtiſchen Entdeckungen ein Amalgam verweſter Infuſionsthierchen, die Ewigkeit alſo eine Verweſung, der belvederiſche Apoll ein Schindanger von mikroſkopiſchen Panzerwürmchen? Und was biſt du ſelbſt, Albein Swift, mit all' deinem Spott und Ingrimm? Ein Affe, der ſein Gegenüber im Spiegel raſiren will und ſich ſelbſt den Hals abſchneiden wird." In der That, wenn Blaſedow zuweilen den Deckel von dem Topfe, worin jedes ſeiner Kinder ſeinen Bildungsproceß durchgohr, abnahm und in das Gewühl von Form- und Zügelloſigkeit hineinblickte, ward es ihm oft, als hätt' er ſchon den Verſtand verloren und wie Viele würden ſich nicht in ſeiner Umgebung gefunden haben, die ihm eine ſolche Ueberzeugung gern beſtätigt hätten.

genug. Man macht ſich zum Vertheidiger poſitiver, machtbegabter Dinge, die vor jeder Neuerung einen Vorſprung voraushaben, man ſchließt ſich bald an eine impoſante Majorität, bald an eine vornehmthuende Minorität an. Vor allem aber unterſtützt man ſein Raiſonnement durch die oft leider nicht wegzuläugnende Thatſache, daß das, was der originelle Kopf verſuchte, erfolglos war.

Schönheit der Proſa beruht ſo gut auf rhythmiſchen Geſetzen, wie die Schönheit des Versbaues. Können wir über eine proſaiſche Rede, um die Länge und Kürze der darin gebrauchten Worte zu bezeichnen, häufige Jambenzeichen (⏑ –), Tribrachyszeichen (⏑ ⏑ ⏑), Päonquartuszeichen (⏑ ⏑ ⏑ –) und wol gar das Zeichen des Proceleusmaticus (⏑ ⏑ ⏑ ⏑) ſetzen, ſo fehlt jede ſchöne Continuität, die Sätze zerbröckeln in ein loſes Geröll und von angenehmer Klangwirkung iſt nicht die Rede. Die Schönheit der Proſa beruht auf einer durchgehend anapäſtiſchen Bewegung, zwei Kürzen als Auftakt, dann eine Länge (⏑ ⏑ –), zwiſchendurch wenig Jamben und viel Choriamben (– ⏑ ⏑ –). Man vergleiche nur den Rhythmus der Proſa, die man ſchreibt, mit dem Rhythmus

derjenigen, die man diktirt. In letzterer zeigt ſich, daß wir, wenn wir ſprechen, von ſelbſt dem Genius der Sprache huldigen, der für ein wohllautendes Abwechſeln zwiſchen langen und kurzen Silben einen uns ganz unbewußten Trieb hat.

Zu denjenigen Gemeinplätzen, die man täglich wiederholen hört, muß man gewiſſe Unterſcheidungen zwiſchen Genie und Talent rechnen, Unterſcheidungen, die von den Einflüſſen des Dilettantismus herrühren, der leider zu allen Zeiten, während die berufenen Geiſter ſchufen, die Theorie ihres Schaffens beſtimmen wollte. Der Dilettantismus iſt entweder unendlich anmaßend oder unendlich zerfloſſen. Anmaßender Dilettantismus hat die Lehre vom Genie aufgebracht, dem leider das Talent fehlen ſollte, gewöhnlich alſo — er ſelbſt. Zerfließender Dilettantismus will in Allem, was das Talent hervorbringt, den Funken des Genies vermiſſen. Das Wahre an dem ganzen Gegenſatz zwiſchen Genie und Talent iſt, daß es nie ein Genie ohne Talent und nie ein Talent, das den Namen verdient, ohne Genie gegeben hat. Die eigentlichen Werthbeſtimmungen des geiſtigen Vermögens und artiſtiſchen Schaffens liegen nur im

Grade, nur in der Weihe, nur in der erreichten Vollendung deſſen, was man geben will, aber nicht in einer von jenſeits hergeholten Urverſchiedenheit zwiſchen Genie und Talent. Das Genie iſt das ſchöpferiſche Talent in ſeiner höchſten Potenz. Die Bezeichnungen geringer Potenzen des Talentes mit dem Namen Genie, wo dem Schwunge nur die rechte Anlage und Ausbildung fehlen ſolle, iſt eine Erfindung eben jener Dilettanten, die das wahre Können und Vermögen in allerhand Rubriken und Etagen deßhalb vertheilen müſſen, um dabei immer auch noch für ſich ſelbſt ein Plätzchen zu gewinnen. Shakeſpeare war ohne Zweifel Talent und Genie zu gleicher Zeit, doch würde man ſeit hundert Jahren weit beſſer gethan haben, mehr ſein Talent hervorzuheben als ſein Genie. Die abſolute Talentloſigkeit würde dann einer zufällig nicht mit Talent begabten Geniehaftigkeit, die aber eben auch keine iſt, nicht ſo viel Feld eingeräumt haben in unſerer Literaturgeſchichte und unſerer noch täglich graſſirenden Dilettantenkritik. Was war denn Kotzebue? Unſere überſchwängliche Phraſenmacherei ſagt: Ein großes Talent! Aber gerade im Gegentheil! Kotzebue war, im Sprachgebrauch dieſer Talent- und Genieunterſcheidungen, ein Genie, jedoch im edlen und rechten Sinne des Wortes nur ein mäßiges

Talent. In unſern kritiſchen Aburtheilungen hat man zu ſehr die natürlichen Unterſcheidungen von Genie und Talent unter einander geworfen, wie noch viele Beiſpiele beweiſen würden. Will man Genie vorzugsweiſe einen prädeſtinirten, gleichſam von der Natur beſtimmten Epochemacher, alſo einen wohlthätigen Genius im Leben der Menſchen nennen, dann wäre gegen dieſen Ausdruck nichts einzuwenden. Nur muß man dann auch zugleich hinzufügen, daß es doch immer erſt die Zeit geweſen iſt, die allmählig irgend ein in ſeinen Schöpfungen eminentes Talent zum epochemachenden Genius erhoben hat und daß es große Talente gab, die nur durch Umſtände, deren Erörterung hier zu weit führen würde, nicht in die Lage kamen, der Durchgangspunkt geſchichtlicher Zufälligkeiten zu werden und ſie zu Trägern einer Epoche zu machen, d. h. zu ſogenannten „bahnbrechenden Genies.“ Oft kommen im gewöhnlichen Leben und in der Kritik Fälle vor, wo man glauben möchte, man ſähe das Genie nur da, wo zufällig mit dem Talent ein heißblutiges, ſanguiniſches Temperament verbunden iſt. Ihr armen Verſtändigen und Beſonnenen dann! Mancher hat deßwegen auch ſchon wirklich Schiller ein Genie und Goethe nur ein Talent genannt.

Es lebe, ſo ſprach ich vor längeren Jahren in einem geſellſchaftlichen Kreiſe am Todestage Schillers, den neunten Mai, es lebe ein Mann, den ich mit Namen nicht zu nennen weiß! Es lebe ein Unbekannter, ein räthſelhaft Namenloſer, von dem ich, um ihn kenntlich zu machen, nichts zu ſagen vermag, als daß er einmal irgendwo aufgetaucht iſt an einem beſtimmten Ort, bei einem beſtimmten Anlaß, gehüllt in einen Mantel, den Hut tief in die Augen gedrückt, bei einer Huldigung der Liebe und des Schmerzes anweſend war und dann ſpurlos wieder verſchwand —!

Als Friedrich Schiller in die Gruft geſenkt wurde — die nähern Umſtände ſeiner Beſtattung ſind Gegenſtand einer ganzen Literatur geworden — da folgte dem Sarge in nächtlicher Weile nur eine geringe Anzahl von Leidtragenden, deren Namen man verzeichnet hat. Schlichte Bürger ſind es geweſen, mittlere Beamte. Man hat aus Schmerz um die geringen Ehren, die man damals dem großen Todten widmete, deren Namen wie in Erz verzeichnet gleich alten Griechen oder Römern, die ſich bei einer Waffenthat opferten. Denn ein Opfer mußte man allerdings die Begleitung zu einer Zeit nennen, wo in Weimar eine anſteckende Krankheit herrſchte. Von Perikles' Tod an bis in die Tage der

Cholera kennt man die Wirkung der Epidemieen auf die öffentliche Stimmung. Zu dem kleinen Gefolge gesellte sich, als der Zug auf den Platz bei der Stiftskirche einbog, ein Unbekannter, folgte dem Sarge tief verhüllt und verschwand nach Vollzug der feierlichen Beisetzung. Sonst schloß sich Niemand an. Alles schlief, als die Fackel dem Zuge voranleuchtete. Kein Sängerchor, keine Marschallstäbe gingen dem Trauerzuge voran, kein Zudrang des Volks beschloß ihn; zwanzig Männer, deren Namen man kennt, und — ein einziger Unbekannter!

Oft schon schlug deutschen Herzen in Ahnungswonne die Brust bei dem Gedanken: das war Goethe! Die Dichter des kurzen Augusteischen Zeitalters unserer Literatur haben uns selbst das Recht gegeben, mit einer noch höheren Hoffnung die Ahnung zu wagen: das war Karl August! Bande des Bluts, vermuthet man jetzt, waren es, die den unbekannten Leidträger an den dahin gegangenen Unsterblichen fesselten, und man nannte den Officier Karl von Wolzogen....

Laßt uns sagen: Es war der Genius des deutschen Volks, der in irdischer Gestalt dem Liebling der Nation die letzte Ehre erwies für uns Alle! Es lebe der verhüllte Träger einer Jahrhundertspflicht — der stumme Voll

ſtrecker einer Volkshuldigung — der Vertreter des Genien-cultus — der geheime „Wiſſende“ einer andern Vehme, der Vehme für die Unterlaſſungsſünden, die ſich die Menſchheit für ihre Prieſter und Propheten nur zu oft zu ſchulden kommen läßt, der Unbekannte von Weimars Stiftskirche!

Nur diejenigen Standbilder rühren und erheben uns, an deren Sockel wir die Inſchrift zu leſen glauben: Geweiht dem unermüdlichen Geiſte, der immer neu ſchaffend, nimmer beim Geleiſteten lange verweilend, in den Tagen, da er lebte, nicht die Muße und das Glück hat finden können, im Bereich ſeiner Schöpfungen auszuruhen und zu vernehmen, wie geliebt ſie ſind und wie bewundert!

# Die ſchöneren Stunden.

## Vierzehntes Kapitel.

### Recapitulation.

So haben wir nun die Grundzüge gezeichnet jener wunderbaren Erziehung, welche Blasedow ihrem Principe nach schon in der schlesischen Preisaufgabe zu lösen gesucht hatte, die er aber jetzt erst mit festem Eifer in ein zusammenhängendes System brachte. Er wollte dem natürlichen und anfänglichen Menschen die Zukunft mit vollen Händen in den Schoß werfen. Er machte seinen Kindern den zukünftigen Ernst jetzt zum Scherze. Er ließ sie ihrem Fache so entgegenreifen, wie Prinzen und Könige immer schon das sind, was sie einst werden sollen, Prinzen nämlich und Könige. Unter den vielen Erziehungs-Systemen, welche unser Jahrhundert trotz seiner großen Bildung immer wieder entdecken zu müssen glaubt, war das seinige einzig genug. Er verzichtete sogar auf die Ausbreitung seines Evangeliums, weil er behauptete, bloße Apostel seiner Lehre könnten immer nur die Hälfte, d. h. gar nichts von dem thun, was darin ein Messias thäte. Denn seine neue Heilsordnung für die Kinder bestand darin, daß die Kinder aus den Schulen herausge-

# Die schöneren Stunden.

Rückblicke

von

Karl Gutzkow.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1869.

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

Daß es auch einſt im großen Leben der Menſchheit ſchönere Stunden gegeben haben ſollte, als die unſrigen, dürfen wir ſelbſt einem Schiller gegenüber, der dieſe Anſicht in ſeinem Zuruf: „An die Freunde“ feſtſtellen wollte, beſtreiten.

Im Leben jedes Einzelnen jedoch verklärt der abendliche Glanz der Sonne, der ſchon lange unſre nächſte Umgebung, unſer ſich ſchon dunkelndes nächſtes Mühen und Sorgen nicht mehr trifft, alles in der Ferne Aufragende, verklärt die Berge, auf deren waldigem Rücken ſich der Knabe tummelte, den Kirchthurm, um deſſen Spitze er mit Verzweiflung den Kampf ſeiner Tauben mit dem Habicht verfolgte ... An die Stelle der Tauben ſind andere Dinge getreten, die man gehegt und gepflegt, die Ideale — dann ſchon ſeit lange nur noch die Intereſſen. Mit den Gefahren, denen ſich die letzteren täglich ausſetzen müſſen, haben die ſchöneren Stunden aufgehört.

Wenn der Verfaſſer in dieſer Sammlung nicht blos Jugendeindrücke, ſondern auch einzelne Lichtmomente aus den Erfahrungen des reiferen Alters giebt, ſo ſind letztres eben Stunden, die nicht blos die Erinnerung verſchönte, ſondern die ſogleich an der Quelle des Genuſſes als wirkliche ſchönere Stunden empfunden wurden, Eindrücke, von einer Reiſe heimgebracht, von einer Begegnung mit einem berühmten Namen, von einem Nationalfeſt, wie wir deren einige auf Anlaß von Geburtstagen unſrer großen Geiſter, die hundertjährig geworden, in unvergeßlicher Erregung und Hingebung feierten.

Auch die gelegentliche Vertheidigung Julians des Abtrünnigen gegen David Strauß und ein „Verſuch“ (Eſſay) über die Ewige Jüdin durfte ſich in dieſem Sinne hier einreihen laſſen, jene, weil ſie (abgeſehen von den „ſchöneren Stunden“ des Heidenthums, die Julian wiederherſtellen wollte) zuerſt in einem Jahrbuch für die Schillerſtiftung, dieſe mit ſo ſchönen und überwiegend erfüllten Hoffnungen begrüßte Nationalſchöpfung, erſchien; dieſer, weil der novelliſtiſche Rahmen deſſelben ebenfalls von einer den — ſchöneren Stunden gewidmeten Form der Geſelligkeit hergenommen iſt. Selbſt die kleinen Nekrologe, die man eingeſtreut finden wird, entbehren vielleicht jener Farbe

und Stimmung nicht, jener Beleuchtung, die wir als das „Geheimniß der Reminiscenz" schätzen gelernt haben. Und vollends Lessing nur zu nennen, heißt, an die schöneren Stunden unsrer Literatur erinnern.

Möge die nachsichtige Theilnahme, die bereits mancher dieser Aufsätze, als er allein erschien, gefunden hatte, sich erneuern beim Wiederbegegnen desselben in einer Verbindung, die vielleicht für die durch den Titel ausgedrückte einheitliche Stimmung einen Widerhall auch in den Erinnerungen aus dem Leben unsrer freundlichen Leser und Leserinnen selbst hervorruft.

# Inhaltsverzeichniß.


| | Seite |
|---|---|
| Peschiera | 1 |
| Ein Besuch bei Cornelius in Rom | 33 |
| Eine Besteigung des Vesuv | 33 |
| Antike Romantik? | 62 |
| Die ewige Jüdin | 96 |
| Ein ländliches Fest | 164 |
| Schillerfestspruch | 189 |
| Körnerfestspruch | 199 |
| Lessing und Emilia Galotti | 214 |
| Hofrath Teichmann | 233 |
| Heinrich Meidinger | 241 |
| Ein Besuch in Coppet | 254 |
| Zwei Gefangene | 291 |

# Peschiera.

„Wie erreich' ich das Dampfboot, das von Riva den Gardasee befährt?"

„Mit dem Omnibus, Herr! Er geht in der Nacht ab, um zwei Uhr. Um halb zwei werd' ich Sie wecken!"

Es war noch deutsche, nicht italienische Zeitrechnung.

Schon halb zwei Uhr Nachts wieder aufstehen und weiterfahren, wenn man, bestäubt und ermüdet, Abends erst um Zehn in Roveredo angekommen ist —!

Es half aber nichts. „Es führt kein anderer Weg nach Süßnacht!"

Vor fünfundzwanzig Jahren hatt' ich dieselbe Fahrt an den schönen See gemacht, den die Erinnerungen an den noch schöneren Comersee lange schon verdrängt hatten.

Doch erkannte ich das Wirthshaus von Roveredo, die Betten von Maisstroh, die ersten Berührungen mit italienischem Sein und Leben, mit Flöhen und Trink-

nommen werden müßten und jedes für ſich einen eigenen Seelſorger hätte, „weil ja,“ ſagte er, „erſtens Kinder keine Bienen ſind, die nur maſſenweiſe ihren Honig weben und es gar nicht des Anfangens für werth halten, wenn ſie nicht gleich ein ganzes Honigkloſter mit hundert Wachszellen aufbauen können, und weil zweitens diejenigen Kinder am leichteſten fortkommen, die das Handwerk ihres Vaters lernen.“ Blaſedow ſagte: „Erziehungsmethoden muß es geben ſo viel, als es Kinder oder zukünftige Berufe gibt.“ Er verlangte für jede Pflanze einen eignen Gärtner oder wenigſtens ihre eigne Behandlung und Pflege, worin auch nichts Widerſinniges zu liegen ſcheint. Blaſedow war überzeugt, daß es in dieſer Sache nur darauf ankäme, ſich die Zeit zu nehmen. Man müſſe aushalten und er hielt treulich aus.

Wir können unmöglich den ganzen Verlauf dieſer vier verſchiedenen Erziehungs-Curius verfolgen, wie anziehend es auch ſein möchte, Blaſedow's Anſichten über die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, denen er ſeine Kinder widmen wollte, zu vernehmen. Ja, es kann ſelbſt für den Liebhaber der Groteske kaum etwas erfunden werden, was ihm ſo viel Erſchütterung für das Zwerchfell abwärfe, als dieſer aus ernſten und kindiſchen Elementen zuſammengeſetzte Unterricht. Blaſedow machte es mit ſeinem, wie mit dem Clavier-Unterricht, wo man den Kindern, die kaum die Octave greifen können, kein Duodez-Piano hinſtellt oder ſie nur Compoſitionen ohne Octave ſpielen läßt: ſondern die Töne müſſen heraus, ſollten es auch die Gelenke mit aus den Fingern. Eine Zubereitung der Wiſſenſchaften für Kinder war ihm ein Unding, oder wenigſtens ſagte er: „Von dieſem mit dem Schleim pappelnder Ammen und Kindswärterinnen angefeuch-

geldern wieder, untersuchte Riegel und Schloß und legte mich zur Ruhe, um schon nach drei Stunden wieder geweckt zu werden. Die Kritik muß man jetzt jenseits der Berge lassen. Ich nahm den Bleistift, strich in Ernst Förster's „Reisehandbuch" bei Roveredo ein nicht vorhandenes Wirthshaus „La Rosa" aus, schrieb dafür „Corona und Post" hin und sagte mir: „Jetzt nimm alles von der freundlichsten und besten Seite! Selbst diese groben Leintücher, mit denen du dich zudeckst! Selbst diese stinkenden Talglerzen, die du eben auslöschst! Selbst nach drei Stunden deine zu erwartende Rechnung! Es ist — Italien! Laß jene Correctur Förster's deine letzte Splitterrichterei sein!"

Um halb zwei Uhr Nachts kam ich dann auch über alles hinweg, was sich noch nicht recht fügen wollte — über die leider mit wachenden Augen zugebrachten drei Stunden der Nacht, über die Ermüdung in allen Gliedern, über die mir schon bekannte Naivetät Italiens, wo der Hotelier zu gleicher Zeit der Kellner, der Hausknecht, der Koch und der Lohnbediente seiner „La Rosa" oder richtiger seiner „Corona" ist und für jede dieser vier Hypostasen seiner Persönlichkeit eine eigene Bezahlung verlangt — ich fuhr in Nacht und Grauen von dannen, ganz einverstanden damit, daß auch jenseits der Alpen am 24. April 1858 eine Nacht noch bedeutend kalt sein durfte.

Sie war es nicht wenig und mußte es noch mehr in den rauhen Felsschluchten werden jenseit der Etsch, die man früher mit einer Fähre, jetzt — und da wollte Italien nicht mehr die Oesterreicher haben — auf einer Brücke passirt. Nur der Omnibus schien mir noch ziemlich reformbedürftig zu sein.

Denn nie ist mir ein wunderbareres Glas vorgekommen als rings in den Fenstern des nach allen Seiten hin offenen Omnibus von Roveredo nach Riva. Die Pferde sprengten im Galopp, ich, der einzige Passagier, flog in dem Wagen hin und her, zehn Scheiben in ihren Rahmen nicht minder und doch zerklirrten sie nicht. In tausend Trümmer wird das gehen! dacht' ich bei den ersten hundert Schritten und alle Nerven zitterten bei der Musik, die diese lockern Fenster aufführten. Wir kamen aber wohlbehalten um sechs Uhr mit der hinter dem Monte Baldo schon aufgegangenen Sonne in Riva an; wir waren ganz, kein Glied, keine Scheibe war zerbrochen auf dieser Poststroute, die ich allerdings den Reformen Victor Emanuel's empfehlen würde, wäre nicht Riva dem Hause Habsburg verblieben.

Der Gardasee ist in seiner Nordspitze von hohen, düstern, kahlen Felsen umgeben. An Torbole, wo ich vor fünfundzwanzig Jahren die ersten in Oel gesottenen Fische aß, ging's vorüber nach Riva, das sich als ein kleines

Städtchen von jenem Gemisch schweizerischer und italienischer Sitten zeigte, das darum keineswegs eine Annäherung an die Boulevards von Paris ausschließt. Die Bewohner dieser italienischen kleinen Städte gehen lieber barfuß als beschuht, aber eine Reihe stolzer Arkaden versagen sie sich nicht, an deren Pfeilern blau- und weißcarrirte Gardinen flattern, unter denen einige alte Tische und Schemel stehen und ein Mann in Hemdärmeln sich als Restaurant und Cafétier wie nur auf dem Boulevard des Italiens offenbart und dir in einer beulenzerdrückten blechernen Kanne aus einem halbdefecten und halbzerbogenen Schnabel einen am Feuer gekochten dicken Kaffee — nicht etwa selbst credenzt, sondern durch einen Giacomo, Peppo oder Battista, einen Burschen von zehn Jahren, nicht selten mit einer weißen Kochmütze, credenzen läßt. Und die Fuhrleute, die Eseltreiber, die Gebirgsbauern sitzen um dich her wie dir vollkommen ebenbürtige Granden; sogar die „Gazetta di Milano" kannst du in Riva zu lesen bekommen und dich freuen, wie zwischen den Monarchen soviel Einigkeit herrscht; schon wieder war ein deutscher Fürst in Paris bei Napoleon III. und alle huldigten dem Manne der Ordnung und dem geschworenen Feinde der Anarchie.

Riva am Gardasee erwacht allmählich aus seinem Schlummer. Da und dort fliegt eine nie angestrichen ge-

weſene Jalouſie in einem alten Gemäuer auf. Matronen mit grauem Haar — italieniſche Matronen, den Macbethhexen nicht unähnlich! — ſtecken einen wahren Dennerkopf in die friſche Morgenluft, die ſich ſchon durch die Sonne erwärmt, die immer höher und höher über den Schnee des Monte Baldo herüberlugt. Im kleinen Hafen braust ſchon der Dampfer „Benaco"; ein Polizeiſoldat, mit der Flinte auf dem Rücken, bewacht ihn vor dem Einbringen etwaiger Contrebande lokalſteuerpflichtiger Gegenſtände; ebenſo mürriſch iſt er wie die Bewohner von Riva, die ſich allmählich den Gewerben, beſonders dem Schuſter- und Schloſſerhandwerk, dem Flicken von Netzen und alten Jacken, dem Verkauf von Zwiebeln und Knoblauch, ergeben. Die Zahl der grauhaarigen Matronen mehrt ſich. Hier und da ſchießt ein Wägelchen zum Hafen nieder von den Bergeshöhen und entladet Paſſagiere an der kleinen Brücke, die uns endlich, endlich auf den „Benaco" laſſen wird.

Der kleine Duodezdampfer wird gelichtet. Die Honoratioren der Equipage ſind einige Offiziere, ein Weltgeiſtlicher, ein Kapuziner. Die beiden letztern ſchienen ſich nicht als Kameraden zu betrachten. Der eine ſah ſtumm auf den Monte Baldo, der andere auf den Monte Tremalgo. Ich genoß die köſtlichſte Frühlingsluft und ergötzte mich an den Uebergängen in der Farbe des Sees

Hier, wo ihn die jetzt von den Bergen herabstürzenden Schneegewässer noch unmittelbar speisen, ist er tiefdunkelblau; je weiter nach Süden, wird die Farbe heller und heller und geht zuletzt in das reinste Bronzegrün über. Noch aber waren die Ufer hoch und schroff. Ich erinnerte mich des Wasserfalls von Ponale, dessen Höhe ich vor Jahren erklomm, in einer engen Schlucht, wo sich in den Donnersturz des Wassers das Rauschen einer Mühle mischte und das Schieferdach des Müllers nie trocken wurde, die Kinder der Müllerin mit ihren Ziegen immerfort in einem sprühenden feinen Regen spielten, an den nassen Wänden die üppigste Flora der Farrnkräuter sproß ... Es war damals die übelberufene und doch so schöne Zeit des „Jungen Deutschland" ... In einer Hand hielt ich die Gerte, die den störrischen Esel antreiben sollte, in der andern das „Junge Europa" von Heinrich Laube. Der Verfasser des letztern saß eigenbeinig selbst vor mir auf einem zweiten Esel und der Nachen, der ein Stück der gemeinschaftlich reisenden damaligen „jungen Literatur" trug, lag am Ufer, bewacht von einem dritten Gefährten, der sich inzwischen mit den Fischerknaben im Italienischsprechen und Italienischfluchen übte, welches letztere, wie wir noch später sehen werden, in Italien weiter hilft, als alle Kenntniß der feinern Sprachwendungen Dante's und Petrarca's. Damals fuhr man noch nicht auf einem Dampf-

boot in vier Stunden von Riva nach Desenzano oder Peschiera; wir brauchten für den halben See allein zwei Tage in dem theuergemietheten Nachen. Da hatten wir Zeit genug, sowohl die Poesie der Situation selbst gründlichst auszukosten, wie uns über Heine, Börne, Hegel und Goethe zu zanken. Vom „Benaco" aus sah ich jetzt zur Linken im Schatten des Monte Baldo immer noch den kleinen Nachen hingleiten, einen Ruderer vorn, einen hinten, Heinrich Laube unterm ausgespannten Segeltuch ausruhend auf den Lorbern, einen zweibändigen Roman geschrieben zu haben: „Das junge Europa", meine Wenigkeit, diesen Roman zum ersten Male lesend und trotz Italien unvermögend, mich ganz in diese phantastischen Valerius und Hippolyts hineinzufinden. Es waren diese Gestalten schon damals die ersten Contouren jener schlesischen Junker, die späterhin von Gustav Freytag billardsicherer und sporengewandter in Scene gesetzt worden sind. Gewiß, mußt' ich mir nach fünfundzwanzig Jahren sagen, warum nahmst du nur alles so schwer! Diese Leichtblütigen und Leichttalentirten, wie hüpfen sie lachend und glücklicher durchs Leben! Wallst nun da schon wieder gen Rom und vergrübelst dich in Jahrhundertfragen, Weltgeschichte, Religion und ähnlichen schweren Ballast, mit dem man in einer Welt wie dieser, bei einer Aesthetik wie der unserigen, nie so weit kommt wie — —

Doch dieser göttlichen Frühlingsluft zeige jetzt kein trübes Angesicht! Wie dehnt sich die Brust in diesem balsamischen Anhauch, der da vom Süden her über den Spiegel der nun schon rheingrünen Woge fährt! Dort links liegt Malcesine! Den alten Thurm dort sahst du auch vor Jahren im Mondlicht und erkletterteſt ihn sogar! Es ist derselbe, um den Goethe vor zweiundsiebzig Jahren beinahe ein Gefangener der venetianischen Republik wurde. Goethe wollte den Thurm zeichnen, ihn mitnehmen wie alles, was ihm auf seiner Flucht aus der Hofluft Weimars und dem Schrecken über ein Dasein, das sich dem Göttersohn plötzlich zu verflachen anfing, auf hesperischem Boden neu begegnete. Der Podesta und Actuar des Nestes überfielen ihn in dem alten Gemäuer, wollten ihn festsetzen als Spion des Kaisers Joseph, der ihn ohne Zweifel beauftragt hätte, die Festungswerke von Malcesine zu zeichnen für einen von der Republik Venedig erwarteten Ueberfall Oesterreichs. Goethe erzählt, wie viel Mühe es ihm gekostet hätte, den Leuten seine bekannte tendenziöse Harmlosigkeit und politische Indifferenz begreiflich zu machen. Erst die Versicherung, daß auch er ein Republikaner wäre, aus einer Stadt gebürtig, die sich ihrerseits gleichfalls vom Kaiser Joseph unabhängig zu erhalten suchen müßte, und der glückliche Zufall, daß im Orte Jemand lebte, der in Frankfurt a. M. bei dem berühmten Tabackshändler Bo-

longaro gedient hatte und wahrscheinlich Auskunft geben konnte, wenn nicht über den Dichter des „Werther" und „Götz", doch über den Hirschgraben, wo er geboren, verschaffte ihm die Freiheit. Goethe erzählt das alles in seiner „Italienischen Reise" in einem — etwas sonderbaren Stil. Es ist ein Vortrag, der großväterlich genannt werden könnte und wie für Kinder berechnet. Der Blick, den er dabei auf die Zeitlage wirft, kommt uns jetzt vor, als wenn Jemand heute von der Schlacht von Magenta wie von einer einst einmal zwischen einem gewissen Griechen- und Perservolke gelieferten Schlacht bei Marathon sprechen wollte.

Wenn sich nun der Gardasee erweitert, so nehmen seine künstlichen Anpflanzungen einen Charakter an, der schon Ende April einen völlig südlichen, die Sinne gefangennehmenden Eindruck macht. Leider kannte ich auch schon diese Täuschung, die uns hier nur eine schöne Episode der italienischen Landschaft gibt. Nach diesem Vorgeschmack der südlichen Vegetation in der Alpenabdachung tritt eine lange, lange Monotonie und hinter unserer deutschen Natur zurückbleibende Dürftigkeit der Gegend ein, die so lange dauert, daß uns im Grunde erst jenseit der Apenninen die Natur wieder so entgegentritt, wie wir sie schon in Chiavenna, in Botzen für immer erreicht zu haben glauben. Diese Citronen- und Orangengärten des westlichen Gardaseeufers sind künstliche, glasbedeckte; aber schon

jetzt standen sie offen und zogen sich in solcher Fülle, mit so viel Reichthum an goldenen Früchten über die von Feigen- und Olivenbäumen gefüllten Felsspalten und Abdachungen des Ufers hin, daß man in die glücklichste Stimmung versetzt wird. Drei Fischermädchen merkten das. Sie wollten nach Salo. Sie waren nicht älter als jede vielleicht dreizehn Jahre, kleine Gestalten, braune Zigeunergesichter mit brennenden, verschmitztblinzelnden Augen. Eine, wie ein Hexenmädchen, mit wirrem, schwarzem, borstigem Haar, unschön, aber durch die weißen, perlenartigen Zähne, durch die listigen Augen anziehend. Diese schien die eitelste. Sie zog die Aufmerksamkeit durch Gesang auf sich und begann jene bekannten italienischen Schifferritornelle, in welche die andern mit dem ergänzenden Dreiklang einfielen. Im ersten Augenblick kam das der Stimmung prächtig zu Statten. Es entsprach der Harmonie des Ganzen, dem gleichmäßig im Takt gehenden Fortschaufeln des Bootes, dem Rauschen der aufgewühlten, weiß sich kräuselnden Woge, dem blitzenden Sonnenschein und der mattgrünen, immer mehr von Nebelflimmer ahnungsvoll gedämpften Umgebung. Zuletzt wurden jedoch die Altstimmen zu rauh, die Wiederholung immer eines und desselben Refrains mit seinen schläfrigen Zwischenpausen wurde lästig, man mußte der deutschen Sangesweise und unserm reichen Lieder- und Melodieenschatz, unserer

Jodelfrische, auch den mit dem Ton verbundenen gesinnungsvolleren Worten und Gefühlen entschieden den Vorzug geben.

Bardolino blieb zur linken, Desenzano zur rechten. Es ging auf Peschiera zu. . .

Diese kleine, in der neuesten Zeit so oft genannte Festung liegt an der südlichen flachsten Spitze des Sees und ist zur Ergänzung der Fortificationen angelegt worden, die die Festungen Verona, Mantua und Legnano verbinden. Der Dampfer kam um 11 Uhr an und landete am Kai eines Kanals, der schon zu den Außenwerken der Festung gehört. Omnibus fahren von hier zur Station der großen Eisenbahnstraße, die Venedig mit Mailand verbindet.

Ringsum ist plötzlich alles öde und kahl, wie auch am südlichen Ufer des Lago maggiore. Aus der nächsten Umgebung ist mit einem mal die Poesie verbannt. Nur die schneebedeckten Höhen der Voralpen winken noch hoch am Horizont der Ferne. Ringsum stehen dürftige Weiden am Wege, links und rechts erheben sich grasbewachsene traurige Wälle, auf denen einsam die Wache schildert. Der Eindruck der Festungswerke ist nicht bedeutend. Man möchte glauben, sie liegen so flach, daß jede Artillerie der Belagerer sie leicht bestreichen kann.

Auch im Städtchen, im Innern der Festung, wo ein-

teten Brei bleibt bei den Kindern wenig zurück. Es geht ihnen Alles wieder dünn weg und man muß in späteren Jahren noch einmal von Vorn anfangen.“ Blasedow erklärte, die Wissenschaften seien den Kindern und überhaupt den Menschen nichts Natürliches; es müsse dabei immer ein Zwang stattfinden. Träte aber dieser Zwang, statt mit der Ruthe, mit einer Puppe auf, so würden die guten Stoffe nur unnütz verschwendet, ja beschwerten auch das Kind mit Säften, die zu stark seien für das noch dünne und hellrothe Blut. Seine pädagogische Physiologie bestand also darin, den Kindern vom Rostbeaf der Wissenschaft und Burgunder der Kunst die größten, ganzen und wahren Portionen vorzuhalten. Erst würden sie lecken, dann kosten, sie würden einige Bissen verdauen. Sie würden mit der Zeit nach mehr verlangen, als man ihnen Anfangs geboten hätte. So erzählte er denn auch nie: Seht einmal, lieber Engel, da gab es einmal ein Volk, die nannten sich die Römer und waren sehr kriegerisch und hatten einen König, der hieß Julius Cäsar; sondern im Gegentheil, er nahm, als er dem Schlachtenmaler Unterricht gab, Niebuhr zur Hand und sprach von Rom als von einer ewigen Thatsache; er schämte sich, die Geschichte der Römer wie Zwieback einzubrocken und mit der Milch eines gemüthlichen Mährchentones aufzuweichen. Er sprach mit jedem Kinde über sein künftiges Fach ohne allmähliche Annäherung, sondern trat mitten hinein in die Verwirrung der Objecte, indem er sich auf die Spürkraft der Jugend verließ, die sich schon Licht und Luft machen würde, wenn sie rings nichts als Bäume um sich sähe und Gesträuch. Homer, Shakespeare, Lessing, da machte Blasedow nie einen Unterschied, geschweige, wenn er mit dem Schlachtenmaler

zelne Kasernen liegen, ist alles einsam und fast geringfügig. Duodezkasematten ziehen sich in regelmäßigen kleinen Parallelen hin. Schon jetzt im April braunte hier die Sonne wie bei uns im Juli. Hier, in solcher Oede, leben zu müssen, hier auch nur ein Jahr lang in Garnison zu liegen, muß eine qualvolle Entbehrung sein. Eine Anzahl Offiziere saß mit eleganten Damen an einer einzigen, schattigen Stelle im Freien. Die Damen stickten, lasen, einige Offiziere rauchten; eben schien das Frühstück eingenommen zu sein; andere belustigten sich, in ein Wässerchen, das überbrückt vorüberfloß, einen Pudel springen zu lassen. Es war der Mincio, der vielbesprochene, der durch Schleusenwerke einen höhern oder geringern Wasserstand zeigen kann. Wie der Pudel im Mincio schwamm und wieder ans Ufer zu kommen ruderte! Wie die Offiziere sich im besten wiener Deutsch an seinem Bade, am Schütteln seines triefenden Fells amüsirten! Die harmloseste Scene auf einer dem Tod geweihten Stätte. Hier und da fiel der heiße Sonnenstrahl auf die hervorlugenden Kanonenrohre.

Die jüngeren österreichischen Offiziere machen einen angenehmen Eindruck. Kleidsam ist ihre Tracht, muthvoll und ritterlich ihr Benehmen. Die Bedächtigkeit, das Studirte und Abstracte der Preußen fehlt ihnen. Man durfte sie liebgewinnen, ebenso um ihrer gefälligen Formen

willen — die weißen oder hellblauen Röcke saßen ihnen wie angegossen — wie wegen ihrer harmlosen Natürlichkeit und Frische. Die höhern Chargen haben schon etwas minder Anziehendes, die Backenbärte sehen streng und profoßenhaft aus. Die Generale und Obersten mochten Ernsteres erlebt haben und wußten aus Erfahrung, auf welchem Boden sie hier lebten. Dies abgeschlossene, von den Bewohnern des Landes gemiedene, von den Frauen sogar höhnisch behandelte Garnisonsleben der Oesterreicher in Italien muß quälend und im höchsten Grade aufreizend gewesen sein. Im Jahre 1844, zur blühendsten Zeit der Metternich'schen Gewalt, wo ich zum zweiten mal die Lombardei besucht hatte, herrschte diese Abgeschlossenheit noch lange nicht so wie nach den Siegen Radetzky's. Damals befehligte die berüchtigte Polizei Torresani's in Mailand und doch sah ich die Ungarn und Kroaten mit den Mailänder Handwerkern und Grisetten auf den Schaften der Säulen von San-Lorenzo im vertraulichsten Verkehr. Jetzt, wo sich doch schon Oesterreichs ganze äußere Weise vortheilhaft verändert hatte, wo namentlich in sein militärisches Wesen ein neuer, nicht mehr zopfiger und corporalstocksmäßiger Geist gekommen war, herrschte die ersichtlichste Erbitterung. Schon damals erwarteten diese Offiziere, die in Peschiera ihren Pudel im Mincio rudern ließen, jeden Augenblick den Allarmschuß.

Und wer es doch nur dahin gebracht hätte, so wie Goethe von Welthändeln zu fühlen, so von Kaisern und Republiken zu denken wie der Patriciersohn und Geheimerath damals in Malcesine und — zu allen Zeiten! Wer sogar das leichte Blut und wieder doch das seltene Talent zur „Gesinnungscorrectheit" jener sarmatischen Valerius und Hippolyte hätte — mich ärgerte schon, daß der damals so mannichfach bekehrte Heinrich Laube seinen Helden „Hyppolit" schrieb! Goethe trieb unter dem Donner der Kanonen Mineralogie und Farbenlehre und die neuen jungen Goethianer — eine ganze, mit Orden und Titeln geschmückte Schule hat in München, Stuttgart und Wien Radetzky's Thaten in Lied und Wort gefeiert. Zu dem Standpunkt, im Italiener nur jenes Gesindel, das uns in Hotels, Gasthöfen und Douanenhäusern so unerträglich werden kann, zu sehen, ein Gesindel, dem man allerdings in manchem Augenblick wünschen möchte, es würde von allen Mörsern, nicht blos Peschieras, zu Brei geschossen, hab' ich mich nicht erheben können. Die piemontesischen Offiziere, die ich später in Mortara und Novara sah, gebräunte, bärtige, schlanke Krieger von würdiger, ernster Haltung, Krieger, denen die Namen Mortara und Novara so im Ohr klingen mußten, als wenn die Knotenpunkte der preußischen Eisenbahnen und preußischen Hauptgarnisonen Jena und Kollin hießen, blieben mir nicht hinter meinen ritter-

lichen ganzen und halben Landsleuten in Peschiera zurück. Warum soll es im Völkerleben keine Gerechtigkeit, warum nicht wenigstens die Schönheit des tragischen Geschicks geben? Wie die Nemesis ausgleicht, wie Gottes Politik trotz unseres realistischen 19. Jahrhunderts immer nur Idealpolitik ist, das haben wir gesehen und erlebt bis zu dieser Stunde, wo wir diese alten Erinnerungen wieder auffrischen.

Im Eisenbahnwaggon auf Mailand dahinbrausend, sagte ich dem schönen See Lebewohl, nicht ahnend, daß hier schon in einem Jahr die Zeltlager von Piemontesen, Franzosen, ja Arabern aufgeschlagen sein sollten, auf diesen sanften blauen Höhenzügen Schlachten geliefert, diese, oft wie vom „Carneval von Venedig" belebten Eisenbahnstationen die Verbandplätze sein würden Tausender von Verstümmelten und Sterbenden! — — Und sechs Jahre später kam dann Custozza und auch Peschiera gieng verloren.

# Ein Besuch bei Cornelius in Rom.

Man wird vor einiger Zeit in den öffentlichen Blättern gelesen haben, daß sich die hinterlassene Wittwe unseres großen Malers Cornelius, des Mitwiederherstellers einer ihre Kraft aus dem Heroischen und Großartigen schöpfenden Kunst, eine jugendliche Römerin, an einen ihrem Alter entsprechenderen Marchese wiederverheirathet hat.

Dieser einem Grabe entsproßte Liebesfrühling erinnerte mich an die Nachricht, wie auch vor zwanzig und mehr Jahren die Kunde von einer sofortigen Wiederverheirathung der Wittwe unseres Dichters Karl Immermann aufgenommen wurde. Des Weibes Erbtheil ist allerdings das Verscherzen seiner Freiheit, das Bedürfen der Anlehnung und Anrankung an den starken Baum der männlichen Kraft und Fürsorge. Dennoch that es damals Allen

leid, eben erſt vom Glück des trefflichen Dichters vernommen zu haben, als er eine um zwanzig Jahre jüngere Braut heimführend keine Erſchütterung ſeiner bisherigen Verhältniſſe, kein Zerreißen bisheriger allmälig zur unliebſamen Gewohnheit und drückenden Laſt gewordener Bande fürchtete und ſein Selbſtverjüngen, dem die ſchönſten Triebe ſeiner ſchaffenden Kraft folgen ſollten, nur wie gleichſam eine einzige ſchöne Sommernacht hindurch genoß — und unmittelbar darauf hören zu müſſen, daß ſofort ſeine Wittwe die Liebe und die Hand eines anderen Mannes gefunden und angenommen hatte. Wie hatte Immermann im Vorahnen ſeines neuen Glücks geſchwelgt —! Schreiber dieſer Zeilen hatte zufällig einen unmittelbaren Eindruck davon, als er mit dem damals 44jährigen Bräutigam im nächtlichen Dunkel an den Ufern des hamburger Alſterbaſſins luſtwandelte und die Hoffnungen hörte, die der eben in Vollendung ſeines „Münchhauſen" Begriffene auf einen geordneten, dem mißgünſtigen Urtheil der Welt nicht preisgegebenen Ehebund ſetzte, nachdem er Jahre hindurch mit Gräfin Ahlefeldt, der geſchiedenen Gattin des Freiſchaarenführers Lützow, eines jener Verhältniſſe unterhalten hatte, wo die Seligkeit des Beſitzes nur zu oft mit Qualen der Reue, jedenfalls mit mancher verletzenden geſellſchaftlichen Beſchämung erkauft werden muß. Der Bruch koſtete die äußerſte Anſtrengung, Kämpfe

der Verzweiflung — und in kaum einem Jahre war Alles — „Love's labour lost."

Cornelius war freilich nicht etwa zwanzig, sondern schon fünfzig Jahre älter, als seine Römerin. Er hätte ihr Großvater sein können, wie jener Doge Marino Falieri, der bekanntlich kopflos genug war — nicht etwa ein halbes Kind zu heirathen — warum nicht? — nein, sich um den Kopf zu bringen wegen einer unbedeutenden Beleidigung, die ein venetianischer Junker seiner Angiolina, wie Lord Byron die Dogaressa genannt hat, zufügte. Der große Maler fürchtete nicht den Spott der Welt, sondern er befand sich vortrefflich bei seiner Angiolina, die ebenfalls ein halbes Kind war und von Deutschland, Münchens Ludwigsstraße, von dem schönen Hause, das sie einst in Berlin auf dem Königsplatz erben sollte, keine Vorstellung hatte. Und gerade um deswillen, weil Cornelius so glücklich, so befriedigt, so jugendlich angeregt erschien durch diese Spätliebe des sein ewiges Jugendgefühl nur aus Weisheit verbergenden Männerherzens, ist dieser neu entsprossene Frühling auf seinem Grabe, die neue Ehe der Wittwe mit einem Gleichgealterten, ein rührender Einblick in unser allgemeines Menschenloos. Wenn alle unsere Leben noch lebten und mit sehenden Augen — mit den hellglänzenden der Freude und Zustimmung oder mit den düsterrollenden der Mißbilligung

wahrnehmen könnten, was in ihrem Wirkens- Schaffens- in ihrem nächsten Daseinskreise Alles hat geschehen können, seitdem sie auf jene weite Reise gegangen, von welcher wir doch Alle hoffen, in irgend einer Art wieder heimzukehren —!

Es war im Jahr vor dem Kriege der Franzosen und Italiener gegen Oesterreich, als ich in Rom zur schönsten Frühlingszeit, wo sich noch nicht aus den Thälern zwischen den sieben Hügeln die fieberschwangern Dünste der Malaria erhoben hatten, Tag für Tag, Stunde für Stunde eine Aufgabe des Studiums, eine Pflicht der Vorbereitung für meinen Roman: „Der Zauberer von Rom" zu lösen suchte. „Nehmen Sie," sagte Cornelius, „die 365 Tage des Kalenderjahres und die siebenzig Jahre des Menschenlebens, und Sie können in Rom an jedem Tage etwas Anderes studiren."

Von je hab' ich mich nur auf ein geringes Maß des Genusses gesetzt, auf Reisen bei berühmten Personen vorzusprechen. Waren diese Männer mit den Entwickelungen des deutschen Lebens, des politischen oder Culturlebens, verwachsen, so entmuthigte mich die Rücksicht auf die meist so ungleiche Beschaffenheit der Stimmung. Da ist Einer conservativ, der Andere ultramontan, der Dritte ist mit seinem Antheil an deutscher Literatur über Goethe und Schiller nicht hinausgekommen. Und wen bringt

man in sich selbst dem Fremden mit? Dem Einen eine Tabula rasa, dem Andern eine Tafel, die mit Vorurtheilen, mit den mißgünstigen Urtheilen Anderer beschrieben ist. An ein uneigennütziges, rein nur aus der Freude am Persönlichen, am Reiz der Durchdringung von Streben und Individualität im Menschen bei uns entstandenes Motiv des Besuches wird ebenfalls selten geglaubt. Der Schwäche zu geschweigen, die es vielleicht ist, vielleicht nicht, daß wir uns sträuben, zu viel von unseres eigenen Lebensfahrzeuges Fracht und Ladung, von unserem eigenen Sein und Vermögen, bei solchen Anlässen, schon um der Höflichkeit willen, als Ballast über Bord werfen zu müssen.

Cornelius wohnte in einem Palazzo dicht an Fontana Trevi. An dieser von wildsprudelndem, aus den Höhen des Gebirges hergeleitetem Wasser immer erquickend erfrischten Stätte kreuzen sich mehre Straßen. Da hält der Maulthiertreiber und gönnt seinem Beppo eine kurze Rast an den Wassern, die sich aus einer Neptuns- und Tritonen-Gruppe, aus Muscheln und Krügen von Marmor, in ein weites Bassin stürzen, während er sich selbst der Länge nach niederkauert und sich aus der „Jungfernquelle" erfrischt, einer kleinen, besonders abfließenden Cascade, die nach dem Glauben des Volks sogar Weissagung lehren, hellsehend machen, verjüngen soll, wie unser Oster-

waſſer. In dem Palazzo iſt es ſtill und kühl. Nach dem Hofe zu gehen, wie überall in Rom, die beſſeren Gemächer. Gewölbte Arkaden begrenzen jedes Stockwerk. Zwei Stiegen hoch wohnte hier, als beſcheidener Einmiether, Cornelius, den ich glücklicherweiſe daheim antraf. Eigentlich wohnte er ſchon „am Land", wie die Wiener ſagen. Eine Dienerin hatte geöffnet.

Das „Studio" des Künſtlers war nicht groß. Man erſah ſogleich, daß ſich ſeine Muſe gewöhnt hatte, ſich nur auf den großen Wandflächen der Kirchen und Paläſte zu ergehen. Die Beleuchtung an dem doch ſchönen ſonnenhellen Vormittag ſchien eine faſt zu dunkle. Die volle Heimath des Künſtlers konnte hier nicht ſein. In der That hatte man bereits von ſeiner baldigen Rückkehr nach Deutſchland geſprochen.

Cornelius war klein von Geſtalt, behende, ſchmächtig. Der Gegenſatz zwiſchen jener Welt voll Größe und Hünenkraft, die in des Künſtlers Seele gelebt hatte und noch lebte, und zwiſchen den Schultern, die einen ſolchen Atlas, die antike Welt, Homer, die nordiſche Mythologie, die Nibelungen, die Geſchichte der Propheten und Heiligen trugen, war für mich keine Ironie, ſondern ein lebendiger Beweis für die Macht des menſchlichen Geiſtes. Da ſtand kein Fauſt, wie er in unſerer Phantaſie lebt, kein Recke des nordiſchen Alterthums vor uns. Der Olymp,

oder dem Satiriker darüber ſprach, obgleich ſechs Jahre reichlich zwiſchen dieſen beiden Jungen in der Mitte lagen.

Wir haben im vorletzten Kapitel wohl zu verſtehen gegeben, daß Blaſedow an den Schrecken der Scharfrichterei ſich gewöhnen würde, wenn es ſich darum handelte, in Theobald, dem Volksdichter, den Sinn für die Ballade zu wecken. Ja, ſo ſchwer es ihm wurde, ſo gab er dem Unterrichte Linke's, ſo hieß der Nachrichter, vor dem Schumacher's doch den Vorzug. Gertrud erfuhr davon und wollte ſich das Leben nehmen: erſt die Erklärung, daß Theobalden, als er zum erſten Male Linke's Wohnung betreten, der Hals mit dem Schwerte leiſe geritzt worden wäre, dieſe Genugthuung, die man im Volksglauben dem Rabenſtein geben muß, um vor ihm ſicher zu ſein, beruhigte ſie. Theobald mußte ſich alle Geſchichten, die er von Linke erfuhr, alle Lieder, die dieſer Menſch zu ſingen pflegte, aufſchreiben. Blaſedow war ſo unerbittlich, daß ihn nicht ſein eigenes Zittern und nicht einmal das ſeines Jungen rührte. Seine Methode war ihm heiliger Ernſt und er hatte zu viel Vertrauen auf ſie geſetzt, als daß er nicht in jedem Gange, den Theobald zu Linke machen mußte, einen Schritt weiter rechts zum dereinſtigen Volksdichter Parnaß erblickt hätte. Theobald machte noch keine Verſe, denn Blaſedow ſagte: „Man leiert ſich leicht in einen Ton hinein, der ſpäter nicht mehr auszurotten iſt. Diejenigen Dichter, welche ſchon im vierzehnten Jahre Verſe machten, ſind keine große Dichter geworden oder mußten ſich aus der Lyrik in andere Gattungen werfen. Die Dichtkunſt iſt nicht die Braut, ſondern nur die Tochter des Genius. Sie kann ſich nur vermählen mit dem Bräutigam der Reflexion. Die echte hinreißende

Walhalla, das Land der Seligen und der Verdammten ruhte auf den Schultern eines Mannes, der äußerlich etwas von einem Professor sogar, von einem bloßen Docenten über die Aufgaben der Kunst hatte. Wenn auch sein Auge von einer gewinnenden Freundlichkeit blitzte, drückten doch die eigenthümlich fest zusammengepreßten Lippen Strenge, ja Herbheit aus. Seine Rede war sicher und gewandt, seine Haltung, trotz zuvorkommender Herzlichkeit, die eines höheren Büreaubeamten, der unter Umständen zugeknöpft sein kann. Jene Geheimräthlichkeit, in welche allmälig auslaufen zu können leider zu sehr das beflissene Streben unserer deutschen Kunst und Wissenschaft geworden ist, fehlte dem Eindruck nicht, den der artistische Freund und Berather zweier Könige hervorbrachte, Ludwig's von Baiern und Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen.

Die tiefgefühlte Ueberzeugung des Besuchenden, daß bei ihm eine innere Meinungsverschiedenheit über die Ziele der modernen Kunst nicht die größte Hochachtung und Bewunderung ausschließen durfte vor Allem, was der Besuchte im Großen und Ganzen für die Wiederbelebung des höheren Styles der Malerei geleistet hatte, blieb nicht ohne Bekenntniß. Denn es lagen denn doch zu beklemmend die Erinnerungen auf mir an jenen „Christus in der Vorhölle", der am berliner Dom den

in Angriff genommenen, dann wieder stockenden und noch jetzt unvollendet gebliebenen, der kasseler Novantike der Kattenburg ähnelnden Campo santo schmücken sollte. Dieselbe Richtung des verewigten Königs, die in allen ihren Ausströmungen, so Großartiges sie bezweckte und aus so bewundernswürdig feinfühlig ästhetischem Sinn sie hervorgegangen sein mochten, nach dem Praktischen hin, namentlich aber der politisch-religiösen Seite, den Widerspruch des Zeitgeistes gefunden hatte, theilte Cornelius. Sein „Christus in der Vorhölle" sollte so zu sagen mit ein Bindeglied in jener allgemeinen Kette von allerhöchsten Willensäußerungen sein, die damals so schwer lastend auf dem Streben und Bewegen der Nation lag. Unausgesprochen konnte auch der Zweck meines Aufenthalts in Rom selbst nicht bleiben. Er wurde mit Aufmerksamkeit und ruhiger Prüfung entgegengenommen. Dem Rechte, eine heilsame Wirkung, die „Roms Zauber" auf Deutschland geübt haben sollte, zu bezweifeln, entzog sich Cornelius nicht; lebte er doch im vollen Zusammenhang mit den Erscheinungen des Tages, kannte zu umfassend den Gang unserer Entwicklungen seit jener Zeit, wo uns die Befreiung vom Joch der Franzosen auf die bewußtere Heraus- und Feststellung unserer Nationalgüter gedrängt hatte. Dennoch sagte er:

„Für mein Theil bin ich glücklich, daß ich katholisch

geboren bin. Es wurde mir dadurch in einer Zeit, die ohnehin anders dachte, als die gegenwärtige, viel Kampf, viel inneres Herzeleid, vielleicht sogar Reue erspart. Mit Ruhe konnte ich mich des Gewinnes erfreuen, den mir die katholische Anschauung für meine Kunst einbrachte. Darum verkennen Sie aber die Convertiten nicht! Besuchen Sie, ich bitte Sie dringend darum, Overbeck! Sie werden ein klares, reines, edles Gemüth finden, ein Gemüth ganz ohne Falsch und Heuchelei!"

Die liebenswürdigste Collegialität sprach sich im Verlauf des Gesprächs noch zum Oefteren und selbst beim Scheiden in der Bitte aus: „Besuchen Sie aber Overbeck —!"

Auf der Staffelei fand ich einen landschaftlichen Carton, der zu den Ausschmückungen des berliner Campo santo gehören sollte. Es war eine Gegend von jener Einfachheit der südeuropäischen Landschaft, die dem Gemüth mehr Trauer als Erquickung gewährt, oder richtiger gesagt eine Trauer, die sich schon wieder des Trostes bewußt ist, der in Sehnsucht und Ahnung liegt. Das Schöne und Poetische am Schmerz ist hier bereits wieder der Trost. Die Ansprüche, die unsere Zeit an die Landschaft macht, und die Vergleichung mit dem berühmten Namen des Künstlers konnten allerdings diese Arbeit nur dürftig erscheinen lassen. Cornelius erläuterte sie mit einigen durchaus

anſpruchsloſen Worten und gab ihre beſondere Beſtimmung an.

Dann erwähnte er ſeine neugewonnene Häuslichkeit, bedauerte, dieſe ſchon in ſeine entfernte Landwohnung verlegt zu haben, erklärte aber die Gerüchte, die ſein Niemalszurückkehrenwollen nach Berlin behaupteten, für irrthümlich. Die Erörterung der deutſchen Kunſtzuſtände lag nahe. Eine Berichterſtattung über manches, was im damaligen Augenblick beſprochen wurde, veranlaßte ihn zu treffenden, größtentheils ſcharfen Anmerkungen. Ich nehme Anſtand, die Namen zu nennen, denen er Folgendes nachſagte:

„O, das iſt ein armſeliger Mann, an den ich nur mit wahrem Mitleid denke —! Was malt er denn? Seine Armuth ſoll Einfachheit ſein, akademiſche Regelangſt Claſſicität —! Was er kann, das hab' ich ſchon ehedem von ihm hier in Rom geſehen — es iſt, daß er nichts kann. Bunte Wände mag er malen und fürſtliche Säle ſchmücken, aber aus Allem, was ſeine mühſelig zuſammengeſtellten Gruppen oder ſeine Einzelfiguren mit ihren Gliedermannsattitüden ſagen wollen, blickt mich die ewige Schülerhaftigkeit an und ob er auch hundertmal Profeſſor wäre —!"

Von einem Andern äußerte er:

„Ja, ſehen Sie, der wird gewöhnlich viel geringer

gachtet, er hat weniger Erfolg als der Andere, aber ich habe ihn doch lieber, so dummes Zeug er in der Regel malt. Zuweilen haben seine Sachen wirklich einen Kern. Dann ist er auch vielseitiger und macht nichts ohne eine gewisse Frische. Freilich geht er dann auch mit dieser Frische und mit seinem resoluten Verstande, der Alles besser als Andere weiß, wie blind auf's absolut Geschmacklose zu. Denn er ist eigensinnig und eingebildet. Wenn seine Leistungen das wären, was seine Commentare sind, so käme ihm keiner gleich. Und bei alledem hab' ich ihn gern, wenn man auch, wie gesagt, im Allgemeinen und noch mehr im Besonderen über ihn die Achseln zucken muß."

Die Stimmung eines Genius, der, auf dem Gipfel seines Ruhmes angelangt, eine ziemliche Anzahl von Prätendenten desselben Ruhmes sich nachklimmen sehen und, in der That ein wenig bei Seite treten muß, um auch Andern auf dem Plateau des Parnasses Platz zu lassen, sprach sich in den Aeußerungen aus:

„Ich lasse ja Alles gelten, was sich Ehre und meinetwegen auch Auszeichnungen und Geld zu erwerben sucht —! Aber nur gar so marktschreierisch und unkünstlerisch sollten sie's nicht treiben! So aus innerster Seele heraus ordinär und die schöne Gottesgabe mißbrauchend —! Der Laie kann's gar nicht so nachfühlen, wie gerade uns Künstlern zu Muthe ist beim Buhlwesen

und dem gemeinen Sinn dieſer Menſchen. Grade uns Künſtlern iſt ſolche Schlechtigkeit ſpeciell verſtändlicher!“

Da ich vollkommen wußte, auf wen dieſe bittern Worte zumeiſt gemünzt waren — der Name wurde nicht genannt — und mir aus eigenem Streben der Spruch, daß unſer himmliſcher Vater viele Wohnungen hätte, geläufig war, ſo verfehlte ich nicht, für die Zeit und für die Wahlen, welche die Zeit für ihre Gunſt trifft, eine Lanze einzulegen und der freundlichſten Aufnahme, die an ſich meine Entgegnung fand, auch die Anerkennung der Aeußerung zuzumuthen, daß ſich namentlich im geſchichtlichen Bereich die Weltauffaſſung der Maler doch endlich von jener Einſeitigkeit frei machen ſollte, die aus den allzutypiſch gewordenen Anſchauungen der Ateliers nicht herauskommen zu können ſchiene. Das wäre, bemerkte ich, wie wenn wir auch in der Wiſſenſchaft noch immer nach den Lehren von den „vier Zeitaltern“ oder von den „ſieben Monarchieen“ oder nach den ſphäriſchen Ringen und Himmelskreiſen Dante's die Geſchichte eintheilen wollten. Die Künſtler hielten zu feſt an den Traditionen ihrer Schule, an dem Bann der ſo einförmig gleichmäßigen Symbole, an dem hergebrachten Apparat für die Verſinnlichung der Ideen. Die groteskeſte Anwendung des Alten, z. B. der Dürer'ſchen Holzſchnittmanier bei Wiedergabe von modernen Begriffen und Erſcheinungen, die naturgemäß ein

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GÖTZKOW, K.
3-598-51032-2
FN. 04320/041

ganz anderes Gepräge haben, lasse diese Künstler wie Menschen erscheinen, die um zu gehen sich rückwärts bewegten. Es sollte doch befördert werden, daß endlich die Kunst aus ihren alten Kategorieen herausträte, das Große und Erhabene nicht mehr grade in dieser oder jener Sage, in diesem oder jenem Ereigniß der Geschichte, das Schöne nicht mehr in dieser oder jener traditionellen Behandlung sähe. Ein Werk z. B., um grade von Overbeck zu sprechen, wie jenen zierlichen Kunstgarten im Städel'schen Museum zu Frankfurt am Main, „der Triumph der Religion in den Künsten," dieses gruppirte Zusammensitzen von einer Anzahl verwandter Richtungsvertreter in einem wohlgeordneten, mit Springbrunnen versehenen Garten, könnte doch unmöglich der Geist der Zeit mit jener Andacht betrachten, die beim Schaffen den Künstler beseelt haben mochte — es fehlte bei Siebenachteln der Beschauer die Stimmung. Freilich ahnte ich damals noch nicht, daß unsere allermodernsten Maler in der Nachahmung der „Schule von Athen" (z. B. Kaulbach in seiner Gratulationscour am Hofe der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts im Reformationszeitalterbilde) in solchen, nur mit einem weitschichtigen Commentar zu verstehenden Gruppirungsbildern schier das Unglaubliche leisten würden. Die Wachtparade von Krüger im berliner Schloß steht gleich daneben.

Cornelius kam auf seine Unpopularität in Berlin zu sprechen, auf das ganz aufrichtig von ihm eingestandene Fiasco seines „Christus in der Vorhölle."

„Was ist denn aber Popularität!" rief er aus. „Was ist denn die Gunst des Publikums? Und nun gar die Gunst des berliner Publikums? Kennen Sie Liszt?" fuhr er mit einem plötzlichen Einfall fort.

„Ich bin ihm befreundet —"

„Nun sehen Sie! Als dieser Mann," hob er mit ganz besonderer Behaglichkeit hervor, „vor Jahren zum ersten Mal nach Berlin kam, da war ich grade anwesend. Was war das für ein Aufsehen! — Er spielt gut Clavier" — warf Cornelius wie nebenbei ein.

„Man sagt's —" erwiderte ich mit gleicher Naivetät.

„Nun gut! Der König gab ihm den Orden pour le mérite! Den neugestifteten der Friedensklasse. Die Frauen tranken bei seinen Concerten aus dem Wasserglase, das seine Lippen berührt hatten. Die Studenten machten ihm zu Ehren einen großartigen Aufzug, eine Schlittenfahrt, als wenn der Kaiser von Rußland gekommen wäre. Der Mann muß gar nicht gewußt haben, wo er damals hinsollte mit all der Huldigung, die er in Berlin gefunden. Die Toaste — die Ständchen — wollten kein Ende nehmen —"

„Es gieng noch über den Ehrensäbel —"

„Nun gut. Einige Jahre vergehen. Ich war selbst nach Berlin versetzt worden, hatte dort Aufträge, wurde, ich kann wohl sagen, ebenfalls gefeiert, wenn auch nicht mit gleichen Kundgebungen. An Kränzen, Diners, Soupers war aber kein Mangel, und auch die Stiche von meinen Bildern wurden in den Himmel erhoben; die Kunstrichter hatten nur Lob für mich. Das gieng aber vorüber, wie es auch mit Liszt vorüber gegangen ist. Ach, der kam, als auch ich in's Hintertreffen gerückt war, eines Tages wieder nach Berlin und welch ein Schicksal erlebte er —! Das war traurig. Niemand frägt nach ihm, Niemand sieht nach ihm und doch spielte er, glaub' ich, wieder, spielte noch besser als früher und man beklagte nur die theuren Eintrittspreise. Aller Enthusiasmus war verraucht —"

„Variatio delectat —"

„Was thut ich aber?" fuhr Cornelius jetzt auf und erhob sich in ganzer Gestalt. „Wie ich dem Mann eines Tages einsam unter den Linden begegne, Niemand sich nach ihm umsieht, Keiner ihn grüßt — die Zeitungen hatten andres zu thun, als auf seine noch vorhandene Anwesenheit zu verweisen — da dachte ich: Du Aermster, mußt du da jetzt an derselben Stelle, wo in bunten Schnurjacken und Mützen die Studenten mit den Peitschen knallten, die Klingeln an den Schlitten läuteten, die Straßenjugend lärmend und schreiend auf die Aeste der

Poeſie begleitet auch ſeltner die erſte, als die zweite Liebe wie auch Cäcilia, die Heilige der Muſik, kein Kind i ſondern eine reife Jungfrau, die entweder noch keinen Geliebten gefunden oder den, den ſie hatte, durch den Tod verlier mußte.“ So wollte alſo Blaſedow in Theobald lieb die Sehnſucht nach Poeſie, als dieſe ſelbſt wecken. Poeſ die Fähigkeit, ſich in Reimen auszudrücken, iſt nichts Seltene aber die Sehnſucht darnach und die echte ohnedies — dara zielte der Schütze hin. Wie oft aber faßte er nicht ſeinen künftigen Homer an der Hand und ſagte ihm: „Mein Soh die Poeſie iſt gegenwärtig bei allen europäiſchen Nationen die ſelbſt welche oder den Sinn dafür haben, in Widerſpru mit ſich ſelbſt gerathen.“ Theobald hatte gerade ei neue Jacke und Alboin ſeinen Zeitungspanzer bekomme als Blaſedow einmal das Thema während eines Spazie ganges ſo fortführte: „Die Dichtkunſt überall,“ ſagte er, „ an ſich ſelber irr geworden, indem ſie ſelbſt zugegeben h daß ſie eine neue Welt nicht ſchaffen könne. Die gegenwärti deutſche, franzöſiſche und engliſche Literatur zeigt uns, w verlegen ſie iſt um ihren Inhalt, um ihren Zweck und ih Wirkſamkeit. Unſer Maſchinen- und Erfindungs-Zeitalt hat den Gedanken erzeugt, daß auch die Literatur ſich d Entdeckungsreiſen anſchließen müſſe, den polytechniſchen G ſellſchaften und ähnlichen Inſtituten, die um jeden Preis etw Neues aufbringen wollen. Die Miß- und Mißgeburten d neuen Romantik ſind dieſe gewaltſam abgetriebenen halbfer gen Leibesfrüchte einer ſo an der Vergangenheit verzweifel den Literatur. Und ich frage dich, Theobald, hat ni ſelbſt Goethe den Unfug dadurch begonnen, daß er mann Gattungen in der Poeſie ineinanderſchmolz und geglaubt h

erklaubten Bäume kletterte, um besser sehen zu können — ganz Berlin war auf den Beinen und Alles schrie Hurrah mit! — mußt du jetzt da so still dahinschleichen, wie ein Schatten, wie ein Nachzügler von gestern? Was hat ich —? Ich ging auf ihn zu und sagte: Liszt, speisen Sie einmal bei mir! Ich lade Ihnen auf übermorgen einige Freunde ein! Er nahm die Einladung an. Ich aber schickte Boten über Boten durch die ganze Stadt, ließ einladen, was nur Namen hatte, Staatsmänner, Offiziere, Künstler, Gelehrte, und arrangirte ihm in meinem neuen Hause ein Fest, von dem noch eine Woche lang alle Zeitungen redeten. Ich sparte nichts, ich wollte nur einem armen Opfer dessen, was man berliner Popularität nennt, über seinen Schmerz hinweghelfen, und im Stillen sagt' ich mir selbst: Ja, ich will Berlin Vergeßlichkeit lehren! Und wer weiß, ob ich nicht Liszt wieder en vogue gebracht habe! Sehen Sie, bester Doktor, das ist mein Trost. Wenn ich wieder nach Berlin komme, vielleicht erbarmt sich dann auch Jemand meiner und bringt mich durch eine Tafel von fünfzig Gedecken wieder in die Höhe!"

Mit dem wiederholten Bedauern, daß Cornelius im Augenblick an der fontana Trevi keine Häuslichkeit hatte, nahm der liebenswürdige Meister von mir Abschied. Ich hatte durch das anregendste Gespräch den Eindruck em-

pfangen, daß es für den Ruhm, ſeinem Zeitalter eine Richtung, der Kunſt einen charakteriſtiſchen neuen Ausdruck gegeben zu haben, neben dem hervorragenden großen Talente doch noch einer gewaltigen Energie der Perſönlichkeit und einer eminenten Vielſeitigkeit des Geiſtes bedarf. Cornelius beſaß beide Bedingungen in ſeltnem Grade.

# Eine Besteigung des Vesuv.

Wenn man die Schneekoppe oder den Vater Brocken besteigt, dessen langweilige, ewig graue Nebel-Schlafkappe etwa in gleiche Höhe (3500 Fuß) mit der rothen phrygischen Mütze des Vesuv gerückt ist, so vertheilt sich Anstrengung und Genuß auf eine Menge von Zwischenstationen. Denn jene ehrwürdigen vaterländischen Gipfel beschließen eine zusammenhängende Kette von Bergen. Auch geben sie kein Bild, wie sich etwa die Erde von einem Luftball aus gesehen darbietet. Ihre Aussichten führen allerdings auch auf die Ebene, aber erst in allerweitester Ferne auf diese zurück.

Dagegen erhebt sich der Vesuv unmittelbar über dem Meeresspiegel und steht mit seiner Höhe, die etwa einer zehnmaligen unserer höchsten Kirchthurmspitzen gleichkommt, so isolirt, daß sich die meisten Reisenden von einer Besteigung desselben abgeschreckt fühlen. Mancher hat wochen-

lang in Sorrent Orangen gegessen und abgewartet, bis die Trauben vollkommen süß sind (seltsam, nicht viel früher als bei uns), und begnügte sich, den vulkanischen Riesen nur aus der Ferne mit der ihm aus der „Stummen von Portici" erinnerlichen Dekoration verglichen zu haben.

Als ich Rom verlassen wollte, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, in dessen Begleitung ich später den Vesuv bestieg. Wir trafen uns als Reisepassagiere von Rom nach Neapel im Vorder-Coupé der Mallepost, welchen Sitz ich in jener verklungenen Postillonshornzeit, wo man zwar langsamer, aber mit mehr Poesie und Gewinn an Thatsachen reiste, bei jeder Fahrt zu erobern suchte. Der junge Mann war ein Italiener, sprach jedoch vortrefflich deutsch. Er hatte seine Bildung in Wien empfangen, das er leidenschaftlich liebte. Er schwärmte für Deutschland. In Italien, zumal in Rom, wo er geboren, erschienen ihm Leben und Menschen geradezu verächtlich. Sein Oheim war Jahre hindurch in Wien der römische Nuntius gewesen. Wenn er unter Anderm auch über die italienische Langeweile klagte, so hatte er vollkommen Recht; denn unsere kleinen deutschen Residenzstädtchen bieten mehr laufende Unterhaltung an Musik, Theater, Geselligkeit, als selbst Florenz und Neapel.

Mein Begleiter hatte außerdem noch gut für Oesterreich schwärmen, denn die Wiener Diplomatie bezahlte

ihm seine Reisekosten nach Neapel hin und zurück. Schon eine Weile vor den pontinischen Sümpfen und vor einem Diner in Terracina, wo wir zufällig den Maler der „pontinischen Sümpfe" und der Büffel, die den Schlamm derselben, richtiger das etwas trübe Wasser dieser Kanäle und der in eine einzige Strömung gebrachten Rinnsale in steter Bewegung erhalten, Rudolf Lehmann, zum Tischgenossen hatten, erhielt ich das Geständniß, daß in einer Ledertasche, die mein Begleiter vorn, dicht auf seinem noch knurrenden Magen, trug, eine Depesche des florentinischen österreichischen Gesandten an den österreichischen Gesandten in Neapel enthalten war. Es handelte sich damals um den Abschluß jener Verträge Oesterreichs mit den italienischen Höfen, die am nächsten Neujahrstage 1859 das verhängnißvolle Wort der Tuilerieen: „Ich bin mit Ihrem Monarchen nicht zufrieden!" zur Folge haben sollten.

Diese Tasche des Kuriers in außerordentlichen Diensten, sozusagen eines diplomatischen „Vertrauten," spielte mit dem „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!" („Ja, ja, merkwürdig, was drinnen stecken mag!"), wie der Träger der Tasche selbst mit feinem Lächeln eingestanden hatte, von Rom bis Neapel eine eigenthümlich exceptionelle Rolle. Der vorgezeigte Paß meines Begleiters befreite dieselbe sofort an allen den Haltepunkten, wo wir andern Menschenkinder mit Untersuchung unserer Bagage und der

Nothwendigkeit, an die offiziellen Krethi und Plethi unsere klingenden Skudi oder Dukati zahlen zu müssen, geplagt wurden, von jeder Belästigung. In Gaëta, dem später um seine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Franko-Sarden so gefeierten Meeresbollwerk, in manchem anderen düstern, vom zweifelhaften Licht des Mondes und der Sterne beschienenen Hafenkastell, wo einst die Sarazenen ihre nächtlichen Besuche gemacht haben mochten, um Christen-sklaven auf ihre Feluken zu entführen, die inzwischen im Dunkel eines äußersten Felsenvorsprungs der höchst pittoresk zerrissenen Küste kauerten, zuletzt noch vor den Thoren Neapels selbst waren wir der systematisch organisirten Plünderung unserer Reisekasse, unter dem Vorgeben von so und so tarifirten Gebühren und Loskaufsgeldern vom Muß des Kofferöffnens, ausgesetzt. An der Porta di Caserta, bei der endlichen Ankunft in Neapel, wurde mir's dieser Plagen endlich zu viel. Ich sollte eine Summe von nahezu zwei Thalern für die Unterlassung des Oeffnens zahlen. Der Beamte verlangte vor Zeugen, in aller Naivetät, wie gesetzlich normirt, diese Loskaufssumme von Erfüllung seiner Pflicht! In einem Gemisch von allen Sprachen Europas, die mir plötzlich wie durch ein Pfingstwunder zu Gebote standen, polterte ich meinen Zorn über Neapels verrottete Zustände aus, setzte mich auf den Boden der Dogana nieder, erklärte ent-

schieden, meinen Koffer öffnen zu wollen, ihn jeder Untersuchung preiszugeben, doch die Schamlosigkeit eines Begehrens um Bezahlung für eine Schonung, die ich gar nicht verlangte, würde ich nicht unterstützen. König Bomba, der damals noch lebte, erhielt eine Kritik seines Regierungssystems, die mich leicht in sein Kastel Sant Elmo statt in ein Hotel der Santa Lucia hätte führen können. Mit einem ungefähr wie „Sonderbarer Schwärmer" lautenden Bescheid erhielt ich den Wink, meinen Koffer wieder zu schließen und mich meiner Wege zu trollen. Die zwei Thaler rettete ich hauptsächlich durch die Anwendung deutscher Kraftworte. Der Neapolitaner ängstigt sich vor allen unheimlichen Anzauberungen. Solche konnten möglicherweise auch in meinen ihm unverständlichen Worten liegen. Oefters bin ich auf die Art in ähnlicher Lage mit plötzlichem ungehinderten Deutschreden in Italien zum erwünschten Ziele gekommen.

Die ersten Eindrücke der rauschenden Parthenope waren vorüber. Die Wohnung hatte ich einige Male gewisser Unbehaglichkeiten wegen mit allerlei verdrießlichen Opfern an Geld wechseln müssen. Der Toledo war einige Dutzend Male flanirend ausgemessen worden, das bourbonische Museum, und letzteres nicht allzuschnell durchwandert. Die noch ungelesenen, in Schränken aufbewahrten Papyrusrollen, die in Herkulanum gefunden worden sind, verglich ich

etwas befremdet mit dem Behagen der mit dem Entrollen und Entziffern derselben beauftragten drei jungen Custoden, die ganz à la Parisienne Cigarren rauchend und über Theater und Ballet ihre Witze machend diese Anstellung für eine perpetuirliche zu halten schienen; ihr Eifer, die Wißbegierde unserer Böckh und Mommsen zu befriedigen, schien vollständig unter Null zu stehen. Am Grabe Konradin's des Enthaupteten hatte ich die selbstverständlichen patriotischen Seufzer ausgestoßen — im Gésu nuovo hatte ich einen Jesuiten predigen hören, nicht von einer Kanzel herab, sondern von einem Tabernakel, auf dem er im Doziren, Ermahnen, Bekämpfen der Ketzer, Schildern der Seligkeiten des Paradieses und der Schrecken des Fegfeuers auf und ab spazieren ging, wie ein Dulcamara vom Wochenmarkt. Ich hatte mir das Blut des heiligen Januarius zeigen lassen; es war eine schwarzgeronnene Masse in einem Fläschchen, deren Saison des Flüssigwerdens leider auf eine andere Kalenderzeit, den 3. Mai und den 19. September, fällt. Auch das San Carlino-Theater und die Rivalin der Ristori, Signora Sadowski, lagen bereits hinter mir. Mein diplomatischer „Vertrauter", der beim österreichischen Botschafter wohnte und stündlich im Ministerium auf die Resultate der Verhandlungen mit den ministeriellen Nachfolgern der Del Carretto's für seine räthselhafte Tasche

und sein schlaues: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ wartete, verabredete mit mir einen Ausflug nach Pompeji und auf den Vesuv.

Hätten wir zwei Tage gewartet, so würden wir das unheimliche „Sicherheitsventil der Erde“, wie Humboldt die Vulkane genannt hat, vielleicht ohne Gefahr kaum haben besteigen können. Denn auch dieser großartige Eindruck wurde uns noch zu Theil, wenigstens von Neapel aus die volle Glut eines Ausbruchs, einer gewaltigen Zornesregung des ungebändigten Riesen beobachten zu können, die drei Wochen lang von Nah und Fern die Reisenden herbeiführte und alle Gasthofspreise der Chiaja und Santa Lucia in die Höhe trieb. Aus dem unteren Aschenkegel hatte sich ein Lavastrom ergossen, der für Portici eine ernstliche Gefahr zu werden drohte. Nächtlich sahen wir, und dann mit besonderer Wirkung, das Vorschreiten gleichsam einer Feuersbrunst, die sich am schön geschweiften Nacken des Berges entlang und dann herniederzog. Die Nacht gehört wesentlich zur Hebung des Eindrucks hinzu. Sie allein ist es, die das als Flamme erscheinen läßt, was nur das phosphorische Leuchten einer weichen, sich allmälig abkühlenden Steinmasse ist. Auch die Gluthen, die aus dem Krater des Vesuv geworfen zu werden scheinen, sind keine wirklichen Flammen, sondern nur der Widerschein eines inneren Brandes im Schooß des Ver-

ges ſelbſt, um welchen ſich Jahrtauſende hindurch die leichtblütigſte Bevölkerung der Erde ſorgloſem Lebensgenuß hingibt, ſingt und tanzt, lacht und ſchreit, als hätte es nie ein Herkulanum und Pompeji gegeben.

Letzteres hatten wir nach einer köſtlichen Fahrt am Ufer des Meeres hin mit aufmerkſamem Staunen durchwandert. Der neuen Eiſenbahn, die ſich wie ein Gürtel durch die große Bay von Neapel bis faſt vor Sorrent hinzieht, hatten wir uns nicht anvertrauen mögen. War es doch viel ſchöner, mit einem leichten Vetturin, wenn auch ſtaubbedeckt und wie die Cactus und Aloës am Wege weißgeworden, erſt Torre del Greco, dann Portici, dann Torre dell' Annunciata zu ſehen, um hierauf nach Pompeji abzuſchwenken, das etwas tiefer in's Land hinein, vom Meere abwärts liegt. Unſer Kutſcher wurde uns eine lohnendere Volksſtudie und ein beſſerer Cicerone, als ein Eiſenbahnſchaffner, wenn freilich auch er über den Veſuv, wie der „Vertraute" über die diplomatiſche Taſche, nichts weiter zu ſagen wußte, als: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!"

Wir kamen Anfangs durch Schaaren von Galeerenſklaven, die unſere Landsleute, die buntaufgeputzten Schweizer, bewachten. Wie mancher politiſche Märtyrer mochte darunter geweſen ſein, Freunde der damals noch gefangen gehaltenen Poërio und Settembrini! Die Geſtalt Ma-

aus solchen Mischungen könnten sich specifische neue Gattungen für die Poesie herausscheiden? Die Folge dieser Verwirrung kann dir nur zu gute kommen: denn wir sehen immer mehr, daß das krampfhafte Productiv-Vermögen in der Literatur sich auf die breite Basis des Romans zurückzieht und dadurch der wahren Beruhigung der Aufregung in die Hände arbeitet, einer Beruhigung, die nur im Epos liegen wird." Ein ander Mal sagte er ihm: „Im Ausdruck, Theobald, Einfachheit! Der Gedanke gibt den Ausdruck. Das Wort, mit Schmuck überladen, erdrückt oft den Sinn. Der Sinn muß der schmucke, stattliche Bannerträger eines Gedichtes sein, nicht das Wort. Ein Büschel auf dem Haupt eines Rosses schmückt das Thier mehr, als die kostbarste, mit Gold gestickte Schabracke. Der gute Dichter nennt ein Bett: ein Bett; der schlechte nennt das Bett: des Schlummers Lagerstätte. Der gute Dichter sagt: Gib mir die Hand: der schlechte: Reich' mir deine Rechte' Der Schmuck und das Hauptbild des Gedichtes, die Allegorie und das Symbol müssen im Ganzen liegen; beim Volksdichter zumal, der von Allen gesungen werden will und überhaupt gesungen. Ich sage nicht, Theobald, daß jedes Gedicht singbar sein muß, daß ein Gedicht keinen Werth hat, welches man nicht in Musik setzen kann: es gibt Gedichte genug, die ihre Musik in sich selber tragen und durch Töne überladen werden würden: allein deine Gedichte sollen in Musik gesetzt werden, d. h. du mußt die Musik nicht vorwegnehmen, du muß nicht Ausdrücke gebrauchen, die schon die Stelle der Musik vertreten, du mußt sparsam mit Bildern sein und die Composition die blühenden Bilder sein lassen. Was ist z. B. musikalischer als die Nachtigall? und ein Lied, worin die Nachtigall singt,

saniello's verläßt uns nirgends in Neapel. In Portici schien sie uns die Barcarole: „Leise, ihr Schiffer, habt Acht —!" im Angesicht des königlichen Schlosses und Parks zu singen. Noch waren Mazzini und Garibaldi proscribirt, aber man konnte an die Rolle glauben, die ihnen Italiens Genius, wie vor zehn Jahren in Rom, so noch einmal wieder, und zwar hier, zutheilen konnte, besonders wenn man erfuhr, daß die Gebildeten in Neapel, die Gelehrten, viele Grundbesitzer und Adelige allen anderen Italienern voran waren in Schätzung des Lernens und Wissens. Deutsche Literatur, Rechtswissenschaft und Philosophie werden in Italien nirgends so gewürdigt wie in Neapel. Die Buchhandlung von Detken am Schloßplatz hat eine reiche Anzahl von Hegel's Werken abgesetzt. Freilich störten in solchen Träumen die auf dem ganzen, einige Stunden dauernden Wege angetroffenen kirchlichen Schaustellungen, die bunten Marienpuppen — anders kann man diese Bilder nicht nennen — die Gerüste zu Illuminationen, Triumphpforten für die zu erwartenden Prozessionen. Es war ein Marientag. Man hatte da nicht das Bild eines Volks, das sich erhebt, um mit kräftiger Hand die wahren Quellen seines geistigen und politischen Elends abzugraben und sie für immer zu verschütten.

Mein Kurier im außerordentlichen Dienst billigte vollkommen den Vorschlag, uns zur Besichtigung Pompejis,

zum Durchwandeln der „Gräberstraße" in einem zwischen Torre Annunciata und der verschütteten Stadt neu angelegten eleganten Restaurant zu erfrischen. Vom Orvieto, mit welchem ich bereits in Rom, namentlich in Tivoli, nicht weit vom Vestatempel und den Grotten der Sibylle, eine engere, auf Hochachtung gegründete Freundschaft geschlossen hatte, wurde fast zu viel genossen. Das Blut kam in eine Wallung, die der Besteigung des Vesuvs nicht eben günstig wurde, zumal da unmittelbar darauf auch die Versuche einer Bekanntschaft mit den hier örtlichen Lacrymä Christi hinzukommen sollten. Doch um so entschlossener trat der Fuß auf die so merkwürdige Auferstehungsstätte, die ein Städtchen zu Tage gebracht hat und noch bringt, das wie aus der Nachmittagslaune eines römischen Rothschild entsprungen zu sein scheint. Muß man sich ohnehin gewöhnen, für Italien die Dimensionsmaßstäbe zurückzulassen, die wir für Paläste, Prospekte und Avenüeen aus Petersburg, Berlin und Paris mitbringen, müssen wir uns gefaßt machen, auf dem berühmten Rathhausplatz von Florenz mit seinen Statuen und seiner Loggia dei Lanzi, Alles, was man dort sucht und findet, nur wie das Ameublement eines mäßigen Wohnhauses zu betrachten, in Rom nichts gewaltig zu nennen, als die Trümmer des Coliseums und das Innere der Peterskirche (das Pantheon ist ein schmutziger, nur

ein wenig größerer Backofen), so erscheint uns Pompeji, und sollte man es auch noch ganz in seiner ehemaligen Ausdehnung zu Tage fördern, eher wie ein etwas größeres Modell zu einer Stadt, als wie eine Stadt selbst. In den Hauptstraßen konnte kein Wagen dem andern ausbiegen. Das Amphitheater, das Forum sind wie für kleine geschlossene Gesellschaften bestimmt. Die Wohnungsräume sind von einer Enge, daß ein Nachbar die Athemzüge des andern hören konnte. Wo nur haben sich diese Menschen, die hier wahrscheinlich winterliche Villegiatur hielten, getummelt und mit kräftigem Flügelschlage ausgelebt —? Dazu die mathematische Regelmäßigkeit. Ein Haus wie das andere. Es ist, als hätte solche Städte ein Baumeister auf Akkord geliefert. Die Ausschmückung, die Malerei der Wände, der musivische Fußboden, Alles ist wie aus einer und derselben Fabrik hervorgegangen. Das einzige Haus des Diomedes macht von dem kasernenartigen, allerdings höchst anmuthigen, farbenfrischen und graziösen Charakter der ganzen Stadt eine Ausnahme. Die Fresken an den Wänden, meistentheils so erhalten, als hätten eben erst die Künstler den schützenden Vorbau, hinter dem sie arbeiteten, abbrechen lassen, sind nach Erfindung und Ausführung von einem Reiz, der uns fast in den Zeiten zu beirren scheint. Denn man glaubt die Richtung des Geschmacks, die uns vor fünfzig Jahren

diese Wandgemälde wie zur Sättigung unseres innigsten Verlangens nach Schönheit und bedeutungsvoller Symbolik damals zuerst hat nachahmen lassen, bereits mit all den einschlagenden und mitkonkurrirenden Stimmungen unseres Jahrhunderts im Bereich der Theorie von Kunst im Allgemeinen und von Poesie und Lebenshumor im Besonderen so vom Alterthum ausgesprochen, so schon den Gemüthern eingeprägt zu sehen, wie gegenwärtig. Und doch ist unser Genuß an diesen tanzenden Gestalten, an diesen Blumengewinden, diesen Schmetterlingen und Vögeln ein Ergebniß moderner Sentimentalität, während jene alte Zeit lachend selbst das Elegische empfunden zu haben scheint, so naiv, ursprünglich und lebenstreu treten uns diese Bilder entgegen, die dabei zugleich nie, wie bei unseren mittelalterlichen Bildern, durch die sinnige Absicht, die ihnen zu Grunde liegt, mit dem Mangel an korrekter Ausführung versöhnen müssen. Denn die letztere läßt nichts zu wünschen übrig. Was kann nicht da noch alles Herrliches zu Tage treten! Die mit der unausgesetzten Fortführung der Arbeit des Aufdeckens der Verschüttungen beschäftigte auffallend geringe Zahl von Kräften wurde uns dadurch erklärt, daß man behauptete, die Beaufsichtigung müßte jedem Glassplitter gelten, den sich die Arbeiter nur zu gern aneignen und ihn an Hehler und Unterhändler als pompejanische Ausbeute verkaufen. Soldaten bewachen

die Arbeiter, Offiziere wieder die Soldaten und die Offiziere wieder civile Instanzen. Es wird hier gearbeitet, wie man bei Giesecke und Devrient in Leipzig Papiergeld druckt.

Mit dem Zusammenwohnen in den Städten nahm es die alte Zeit, auch die mittlere, gar gemüthlich und genau. Auch in den Städten des Mittelalters konnte ein Nachbar über die Straße hinweg dem Nachbar aus dem Fenster zum Morgengruß die Hand bieten. Darin muß ein Kulturmoment gelegen haben. Einer schliff sich ganz reell am andern ab. Die Nothwendigkeit, sich nicht zu oft auf die Hühneraugen zu treten, erschuf respektable Umgangssitten. Talente und Charaktere wurden leichter erkannt. Kein Wunder, daß in Rom Jedermann wußte, daß Herr Cajus Niemand anders sein konnte, als Julius Cäsar, und in Augsburg „Herr Antoni" Niemand anders als Anton Fugger. Die Menschen wuchsen miteinander auf, Einer rankte sich am Andern empor. Wir legen jetzt unsere Städte nicht mehr mit beengenden Zwingmauern, mit Wällen und des Nachts zeitig geschlossenen Thoren an, wir sondern schon sogar jedes Haus ab und suchen es, wenn das Glück gut geht, mit einem Garten zu umgeben. Kaum, daß sich Nachbarn, wenn sie zu einander ziehen, als Anstandsregel einen Begrüßungsbesuch vorschreiben. Für die Kunst hat jenes enge Zusammen-

wohnen gewiß großen Gewinn gebracht. Das Lustspiel z. B. machte sich unter einer Gesellschaft, die so eng zusammenwohnte, wie in Pompeji, fast von selbst.

Zwei Rosse waren uns von Torre dell' Annunciata aus nachgeführt worden. Als wir den Schlußstein Pompejis, welchen, wie bei allen alten Städten Italiens, die Arena bildet, gesehen hatten (auch an dieser Stätte einer verweichlichten Bildung gefielen sich die Menschen darin, von einem gesicherten Amphitheaterplatz aus an den Kämpfen der Menschen und Thiere die Schauer des Gräßlichen, das Andere, nicht sie selbst traf, zu erproben —), wandten wir uns westwärts dem mit einem weißen Wölkchen wie mit einer Negligéehaube bekränzten Feuerberge zu. Daß jedem Gaul noch ein Führer und als Dritter im Bunde noch ein eigentlicher Guide zugesellt war, hatte sich als das Ergebniß jahrtausendjähriger Satzungen herausgestellt. Der Guide war weder in der Geschichte noch in der Geologie heimisch. Auch seine Weisheit über den Vesuv gipfelte in dem: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro."

Die Kosten eines Ausflugs auf den Vesuv sollten sich aber noch steigern, obschon uns der Weg, den wir nahmen, nicht an der Hütte des vielgeschilderten, jetzt von den Fortschritten — nicht der Aufklärung, sondern der Hotelkultur weggefegten „Eremiten", nicht am „Observatorio" vorüberführte. Nach einem Ritt, der nur eine Stunde

gewährt haben mochte, weil wir nach dem Gesetz der Kontraste aus der Stadt des Todes mit doppelt frischem Lebensmuth auf und davon sprengten, gelangten wir an den Beginn der steilen Erhebung des Berges, die ein berittenes Weiterklimmen verbietet. Wir hatten einige unansehnliche Dörfer, einige einzeln gelegene Hütten, die Anpflanzungen der „Lacrimä Christi" zurückgelegt und in Betreff letzterer gefunden, daß die diese etwas frivole Gethsemaneh-Erinnerung erzeugenden Rebengärten eine große Ausdehnung, aber eine solche auch die einzelnen Stöcke selbst haben. Sie machen sich's so bequem und lagern sich in so breiter Raumverschwendung über die Gegend, daß sie hier dem Berge nur ein mäßig grünes Kleid geben. Dort ein Stock, hier einer. Dazwischen mehren sich schon die erratischen Felsblöcke, die zerbröckelten Lavaschichten. Noch kommt ein letzter Feigenbaum, noch ein letzter Oleanderbusch, jetzt nur noch Ginster und Dornen, und allmälig heißt es: „Gegend zwischen Schierke und Elend", wie im Faust. Das Auge aufzuschlagen und hinunter zu sehen, hatten wir uns verboten. Wir wollten wie mit verbundenen Augen auf die Höhe reiten und erst dann die Binde ablegen, wenn uns der vorauszusetzende schönste Anblick der Erde lohnte. Für unser theures Geld! konnten wir wohl hinzufügen, denn da, wo die steilere Erhöhung mit der sanfter aufsteigenden einen verhängnißvollen,

stumpfen, beinahe rechten Winkel bildet, bestürmte uns erst recht ein Haufe der eigentlichen Vesuvianer, die den arglosen Fremdling an den Krater geleiten, die Rosse inzwischen in einen Bretterschuppen stellen, den mitgebrachten Begleitern, und wäre selbst der berühmte Guide Cozzolini von Resina darunter, zumuthen, in dem „Atrio" zu bleiben, und sich nunmehr der ihnen gehörigen Opfer allein bemächtigen. Wir waren zu zwei; für Jeden zwei Lootsen auf dem Meer von Asche, das wir zu durchsteuern hatten, das konnte nach den uns gemachten Schilderungen der Mühsale, die damit verbunden wären, nicht zu viel erscheinen. Stricke, um uns in's Schlepptau zu nehmen und nöthigenfalls auf die fast senkrecht zu werden drohende höchste Spitze hinaufzuziehen, wurden reichlich mitgenommen.

Der erste Marsch über Steine aller Art, an welchen geologische Studien zu machen vorläufig die Lust gebrach, ging noch leidlich von statten. In diesem Augenblick der höchsten Anstrengung war ich auf's Lebhafteste versichert, daß Leopold von Buch, Gay Lüssac und Alexander von Humboldt in jedem Punkt Recht gehabt haben, den sie über diese unterirdische Küche des Vulkan, die eigentlichen Zwecke der zuweilen bis zu Erdbeben die Hämmer rührenden Cyclopen aufstellten. Ich ließ ihnen ohne Widerrede die ganze Tertiärperiode und das Hinzutreten von Wasser zu den geheimen Vorgängen in diesem Theil der

Erde als Ursache des Feuers gelten, war weder Vulkanist noch Neptunist, sondern suchte nur möglichst rasch emporzukommen. Der Orvieto vom Albergo an der Gräberstraße zu Pompeji und einige weitere Ergänzungen noch unterwegs mit „Christusthränen" hatten mich nicht in die richtige Disposition zum Ersteigen des Vesuv gebracht. Die Flügel der Phantasie waren dadurch zwar um einige Schuhe verlängert worden und die Stimmung gipfelte bereits im Voraus bis auf die Höhe von 3500 Fuß über die Erfahrungen des Lebens und besonders des Lebens in Italien, Wirthshausrechnungen, Trinkgelder, unablässigen Bettel; ja ich sah im Geist Plinius mit seinem Vater von einem Kahn aus das großartigste Feuerwerk, das je auf Erden abgebrannt worden ist, wie die Leistung eines kühnen Pyrotechnikers, eines wiener „Stuwer", bewundern und begriff beinahe, warum Tiberius, dieser edle Charakter, den damals Adolph Stahr noch von dem jahrtausendjährigen Verkanntsein nicht „gerettet" hatte, gerade die Insel Capri zu seinem Aufenthalt wählte, die von dem tückischsten aller Verschwörer, dem Vesuv, eine sichere Eruptionsweite bot; sogar die Elementargeister unter mir sah ich, die grollenden und ungebändigten, in menschliche Gestalten verkörperten, wie sie etwa im zweiten Theil des Goethischen Faust hätten auftreten können und bei einer würdigen Mise-en-scène auf der Bühne in schwefelgelben

Trikots, zinnoberrothen Gesichtsmasken und krystallinisch-kandirten Mänteln, etwa wie die Kurgäste in Nauheim, wenn sie von den Gradierhäusern und Inhalationssälen kommen, würden haben erscheinen müssen — und selbst das theure Vaterland, seine Hans Heilings und seine Spielhöllen, traten mir mit dem Schlund des Vesuvs in Verbindung. Ich sah, wie Nauheim auf Befehl von hier aus plötzlich seinen besten Strudel vor einigen Jahren verlieren und später ihn wiedergewinnen konnte. Aber bei alledem galt es klimmen und klimmen und die Thatsache feststellen, daß alle Reisebeschreibungen unklare Vorstellungen über den Vesuv verbreiten. Denn wo sagt wohl eine, und ich empfehle diese Stelle einem künftigen italienischen Verlepsch: „Der Vesuv hat die Gestalt eines Trichters, dessen Spitze — verstehen wir uns recht — dessen, um uns küchentechnisch auszudrücken, Dille, also der Schnabel, der in eine Flasche gesteckt wird, in die wir eine Flüssigkeit gießen wollen, eine beinahe senkrecht aufsteigende Erhebung von einigen hundert Fuß ist, bestehend aus nichts, als zermürbter Lava und Asche. Bei jedem Schritt vorwärts versinkt man bis über die Knöchel in diesem schwarzen Schutt und gleitet, da sich nirgends ein Halt bietet, jeden Schritt, den man vorwärts gethan, um mehr als die Hälfte wieder zurück." Ich fühlte, daß sich mir jene Netze, worin bekanntlich unsere Athmungs-

eignet ſich ſo ſchwierig für die Compoſition; es iſt ſchon eine Ueberfüllung, das ſchöne Wort Nachtigall, das allein einen ganzen Glockenwald von Accorden in unſer Ohr duften und klingen läßt, durch Geſang auszudrücken. O, die Sprache und der Geiſt, der ſie belebt, mein Sohn, iſt ein unendlich Feines, und du wirſt dir noch viel die Ohren ſtutzen müſſen, um für dieſe Wunder der Kunſt und Natur ganz empfänglich zu werden." Und dann ſagte er ihm auch wohl wieder: „Heutiges Tages, mein Sohn, will man in der Dichtkunſt immer nur die Originalität ſehen. Laß dich deſſen nicht irren. Die Zeiten ändern ſich, die Nerven beruhigen ſich. Heute ſoll aus jedem Gericht etwas Eigenthümliches herausſpringen, weil man eben an das Alte und Ewige nicht glaubt und immer eine neue Erfindung, eine neue Dampfvorrichtung etwa und dergleichen ſelbſt in idealiſchen Dingen entdecken will. Aber ſei getroſt: ſchon morgen will ich nachfragen und bin gewiß, man wird mir und dir einräumen, daß keine Originalität origineller iſt, als die Schönheit. Wie viel Gedichte haben ſich nicht bemerkbar gemacht, weil ſie originell ſind! Allein, ſind ſie nicht auch ſchön, ſo dürften ſie bald vergeſſen ſein. Das wahrhaft Schöne iſt auch immer originell. Das einfachſte Gedicht, zart und ſinnig durchgeführt, iſt originell. Deßhalb alſo, Theobald, brauchſt du keine Angſt zu haben."

Und ſo ſprach Blaſedow mit ſeinem dritten Knaben Stunden lang und wiederholte ſich ſo oft, bis der in der That Einiges davon begriff und ſich in ſolche Anſchauungen, wie ſie Blaſedow nur leider nicht entwickelte, ſondern gleich fertig hinſtellte, doch allmählig hineinzudenken anfing. Dem Bildhauer gab er die beſten Aufmunterungen, indem er ſagte: „Die Zeit, Amandus, wo man die Verdienſte

werkzeuge hängen, bedenklich zu erweitern anfingen, und in der That mußte ich mich etwa ein Dutzendmal in die Asche werfen, um nicht die sofortige Schlußkrisis des sich an diesem Tag bei mir in bester Form ausbildenden „Lungenemphysems" zum Ausbruch kommen zu lassen. Die Stricke und das Nachstoßen der Führer halfen wenig. Der Italiener ist so wenig für einen an Andere zu gewährenden Schutz und Beistand talentirt, daß man lieber leidet und duldet, als seine schwächliche und sich um Alles selbst nicht exponirende Hülfe in Anspruch nimmt. Es stellte sich auch bald heraus. Diese Beistände schleppten sich noch selbst mit sechs Flaschen Wein, die sie uns und sich selbst als erste Rate ihrer buona manchia, ihres Trinkgelds, oben am Krater octroyirten.

Der „Vertraute" der österreichischen Diplomatie war etwas früher am Rande der Trichterspitze, die man Somma nennt, angekommen, als ich. Ich stellte dem gemachten Jubel der vier Vesuvianer oder höllischen Cyclopenhandlanger, dem tollen Tanzen derselben, dem Schreien, Singen und Hervorziehen der sechs Botiglien, die sie als eine verdiente Belohnung für sich selbst und eine nothwendige Stärkung für uns wie Siegestrophäen über ihren Häuptern schwangen (die später verlangten Preise dafür stellten sich beinahe à Botiglia gleich Hochheimer Domdechant heraus), vorläufig eine stumme Resignation entgegen. Ich

fühlte, daß der Boden, den unser in den Schäften mit Asche überfülltes Schuhwerk betrat, heiß war; dennoch warf ich mich der Länge nach nieder und suchte erst die Dauer der Athemzüge mit der Ausdehnung meines Brustkastens in Harmonie zu bringen. Die dargereichten Becher mit rothem Traubenblut lehnte ich ohne Beschwerde für mein Wörterbuch einfach stumm ab. Mein Begleiter verschwendete ebenfalls keinen Protest gegen die nicht bedungene Stärkung. Er kannte seine Landsleute. Es galt jetzt nur, sich zu orientiren, wo man war. Es war die Höhe des Vesuvs, die unmittelbare Nähe des unheimlichen Kraters, der eine lange und grausame Geschichte hat. Erst vor einem Jahr wurde Herr Delius, ein Reisender aus Bremen, von seinem Schlund in die Tiefe gerissen. Unsere Vesuvianer gebärdeten sich bald als Stammesverwandte der Räuber in den Abruzzen. Was hätte sie hindern können, Vier gegen Zwei, auf dieser einsamen Höhe, wo ein Hülferuf im blauen Himmelsrund wie das Summen einer Fliege verhallte, die Fügungen eines „unglücklichen Zufalls" zu erleichtern —? Wenigstens würde ich Niemandem rathen, den Vesuv mit solchen Führern, die nun außer ihrem bedungenen Honorar noch zu den sechs Flaschen Wein eine besondere baare Geldzulage begehrten, allein zu besteigen. Der Streit darüber erhob sich allerdings erst am Schluß des erhabensten Schauspiels von der Welt.

Ein längeres Stillstehen ergab, daß es den Fußsohlen anfing unerträglich heiß zu werden. Das Liegen auf dem Boden konnte ebenfalls nur auf kurze Zeit Bestand haben. Man bewegte sich also und sah, daß man sich auf einer riesigen Schüssel befand, die sich in der Mitte vertiefte zu einem Spalt, aus dessen Windungen in gleichmäßigen Intervallen ein schmauchender Zug wie etwa aus einer riesigen Studentenpfeife kam. Paff —! Paff —! Jeder Zug war von einem Auswurf von Schlacken begleitet, die glühend heiß waren und gerathen sein ließen, sich sein Haupt bedeckt zu erhalten. Das Paff —! Paff —! wurde etwa mit jener gelinden Vehemenz hervorgestoßen, wie eine Lokomotive, die frisches Wasser genommen hat, in einer gewissen feierlichen Prüfung ihrer neu gewonnenen Kraft sich allmälig wieder mit dem harrenden Train, die Nebengeleise ausmessend, vereinigt. Jeder Stoß schien ein Hinderniß wegräumen zu wollen und nur dadurch unschädlich zu werden, daß es hier oben eine Oeffnung gab. An ein Hinunterſehen in eine Tiefe war nicht zu denken. Denn theils fehlte für das Auge eine abzusehende Bahn — die Windungen und Vorschübe, die den Schlund verengen, beginnen sogleich an der Mündung — theils benahm der Schwefelgeruch der in bestimmten Intervallen heraufgeschleuderten Massen dem Nahestehenden so sehr den Athem, daß man zu ersticken fürchten mußte; von der

Hitze des Bodens zu schweigen, die sich in nächster Kraternähe noch bedeutend steigerte. Das in dieser unheimlichen großen Schüssel servirte und sie ganz bedeckende Gericht waren unfehlbar riesige Maccaroni, zubereitet aus Schwefel und Pech. Die Färbung des zuweilen in ein schönes Roth übergehenden Gelb dieser zierlich in einander gewundenen Schwefelwürstchen oder Pechnudeln war die allerfrischeste. Will man vom Inhalt der Schüssel lieber das Bild von Gedärmen brauchen, so hab' ich nichts dagegen. Die Rundgänge auf der heißen, gelbrothschwarzen Schüssel haben etwas Unbequemes auch deßhalb, weil nirgends der Boden recht fest und haltbar erscheint, vielmehr mit plötzlichen Spaltenöffnungen zu überraschen droht. Auf dem „Eismeer" bei Chamouny hat man eine ähnliche Empfindung der Unsicherheit, nur in Gletschertemperatur übersetzt.

Aber das Schönste wurde drum doch der Blick in die Welt hinaus! Schon stand die silberne Sichel des Mondes über uns, aber die Sonne war noch nicht untergegangen. Aus einer zehnfachen Münsterthurmhöhe verfolgte das Auge Land und Meer, schweifte bis zu den gleich Nußschalen liegenden Inseln Capri und Ischia hinüber, bis zum Golf von Amalfi und weit hinaus über das Kap Miseno. Himmel und Wasser schienen in Eins zu verschwimmen. Die bunten Flaggen der Schiffe konnten

für den Widerschein einiger Rosenwölkchen gelten, die sich in die blaue Aetherwelt wie Schmetterlinge verirrt hatten. Kein Vogel hält sich in dem Schwefeldunst des Vesuv auf, todtes Schweigen umgab uns ringsum und dennoch glaubte man die bunte Welt da unten, Neapel und die ganze so reich bevölkerte und bebaute Hufeisenküste des meilenlangen großen Golfs deutlich zu vernehmen, die Welle des Meeres bis hier herauf rauschen zu hören. Nun konnte immerhin auch Großgriechenland unter uns liegen oder die Zeit der Normannen oder die der Spanier, die hier geherrscht haben — alles das war sich gleich. Die Kirche San Gennaro konnte ein Apollotempel, das Kastell Sanct Elmo ein alter Pelasgerbau sein. Was ist auf diesem Punkt der Erde, dem „aus dem Himmel gefallenen Stück Paradiese" nicht alles geschehen —! Wie war es die Sehnsucht und der Mittelpunkt des Alterthums —! Schon des grauesten zur Zeit der Phönizier —! Die römische Welt konzentrirte sich hier, sie lebte hier und in Bajä und in Puteoli von ihren Zinsen, sie ging hier unter —! Der äußerste Norden sandte dorthin nach jenem Dämmerstreifen am Meere, nach Sicilien, seine tapfern Söhne — und Konradin blutete auf jenem Platz, wo jetzt ein Ausrufer an einer Circusbude schreien und zum Eintreten auffordern mag —! Ja, wie alles das da unten sein Menschenrecht übt, durcheinander wimmelt und

jetzt doch nur stille steht —! Hier oben hört man nichts, hier oben bewegt sich nichts. Selbst die Schnelligkeit auf der Eisenbahn, die dort soeben von Portici ein weißes Wölkchen als den Vorreiter eines Trains erkennen läßt, diese erste süditalienische Probe eines von Gregor XVI. mit dem Anathem der Kirche belegten Vorwärts, scheint die einer Schnecke zu sein. Und in welch starrer Ruhe steht der Monte Somma hinter uns, über ihm der silberne Mond —! Zur Linken schließt der Monte Sant Angelo, zur Rechten der Monte Gando das nächste Panorama, ohne es ganz zu begrenzen. Darüber hinaus ist Alles noch Berg und Thal, bewegte Welle und belebte Luft und — Gott und die Welt, unser Denken und Ahnen ist — hier fühlen wir es — ebenso endlos, ebenso ewig und unbegrenzt —!

Grade die Erhabenheit des Anblicks, grade die gewaltigen Schauer der Seele, die uns erschüttern müssen hier am Eingang sowohl in die Urwerkstatt der äußeren Schöpfung, die noch immer nicht beendet scheint, wie in jene Hallen des inneren Heiligthums der Gottheit, wo der Erfinder des Weltgedankens die Rolle, einen winzigen Stern, wie die Erde, zu schaffen, einem seiner untergeordneten Geister, einem Demiurgos, übertragen zu haben scheint, der in den göttlichen Urgedanken seine eigene Unkraft, Thorheit und Leidenschaft, Pech und Schwefel,

miſchte, während der erhabene Erſte der Erſten auf ſeinem Thron ſich ſelbſt nur die Ueberwachung der Geiſtesgeſchichte vorbehalten hat, der Geſchichte der Liebe, der Harmonie, der Heranbildung der vernunftbegabten Weſen zu ſeinem eigenen Sein und Weſen — grade während ſolcher Stimmung dann die kannibaliſche Natur des Menſchen erproben zu ſollen, wie wir mit unſern vier Veſuvianern, das konnte reizen, plötzlich aus einer halben Seraphswelt in dieſe irdiſche mit den Worten: Ihr Canaillen! Veſtien! Nichtswürdige Hallunken! herauszufallen.

Das vierblättrige Kleeblatt verlangte ſeine Bezahlung hier oben am Rande des Kraters, wo ein Jahr zuvor Herr Delius aus Bremen verſchwunden war. Sie behaupteten einen anderen Weg einſchlagen zu müſſen und wollten abgelohnt ſein. Es kam eben zu einem neuen Verlangen nach Zulage, außer den ſechs Votiglien, die ebenfalls theuer genug angerechnet wurden. Da trat mein Zorn wieder in jenes bereits beim Eintritt in Neapel erprobte Stadium. Während der „Vertraute" in ſeiner Mutterſprache die Unbill ſolcher Forderungen auseinanderſetzte, ergriff mich derſelbe furor teutonicus, den vielleicht Neapels Bewohner ſchon zu den Zeiten des Spartacus kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Denn ohne Zweifel haben damals die Sklaven, als ſie ihre Ketten brachen, auch geſprochen, wie ihnen der Schnabel gewachſen war, und

ohne Zweifel waren Deutsche darunter. Ich sprach rundweg lediglich deutsch und zahlte, was ich wollte, ohne die begehrten Supplemente. Die „Donnerwetter!" die „Nichtswürdige Räuberbrut!" die „Lumpenbagage —!" thaten das Ihrige. Die Meuterer verstummten. Es stiegen ihnen entweder Erinnerungen aus der Hohenstaufenzeit auf, oder irgend eines der gefallenen, unverständlichen Worte erschien ihnen als befähigt, sie zu „verzaubern", „festzumachen", sie irgendwie zu „verwünschen". Völlig verdutzt ließen sie uns unsern Rückweg in Ruhe antreten.

Daß ich dabei Betrachtungen anstellte, ob man denn wirklich gut thut, das Volk durch allzuviele Konzessionen zu verwöhnen, oder ob es nicht besser wäre, es zuweilen die Absätze unserer Stiefel fühlen zu lassen, kann möglich sein; denn auf Stiefel kam uns jetzt Alles an. Diese fest in den weichenden Aschengrund einzusetzen, um beim Herabsteigen Halt zu haben, wurde unerläßlich. Wir kamen auf diese Art zum „Atrio" zurück, wir wußten nicht wie. Erst beim Hinunterschwingen unserer Gliedmaßen erkannten wir das Hinauf, das wir sie hatten tragen müssen.

Die Führer unserer Rosse gaben unsern Verwünschungen über ihre Kameraden ein zustimmendes Gehör. Sie thaten es um so lieber, als es nun auch für sie galt, uns

zu dem von ihnen zu nehmenden Abschied in freigebiger Laune zu erhalten. Wir ritten, wie wenn noch jetzt der Boden unter uns heiß gewesen wäre, in beinahe übermüthiger Laune durch die „Thränen Christi" hindurch nach Torre dell' Annunciata, wo durch die Marienfeier Alles in Aufruhr gebracht war. Mönche und Soldaten, Schiffer und Weinbauern, Possidente und Bettler, Weiber und Kinder waren in einander gewickelt wie in einen einzigen Knäul. Die Illumination aus tausend Lampen, die für die Nacht beabsichtigt war, beschäftigte den ganzen Ort.

Zwei Tage darauf illuminirte auch der Vesuv. Aus dem Aschenkegel brach ein Lavastrom hervor, der sich bis nach Portici den Weg bahnte. Bei Nacht war die malerische Wirkung außerordentlich. Wie eine brennende Stadt glühte es der Länge nach an der Höhe. Ueber dem Krater lag dichtes Gewölk, brennendroth vom Widerschein eines unterirdischen Feuers, das jedoch selbst nicht gesehen wurde. Die Flammen, die in „der Stummen von Portici" aus dem Vesuv hervorbrechen, haben vielleicht selbst bei Pompejis Einäscherung nicht das vom Aschenregen verfinsterte Tageslicht gesehen. Das Centrum der Erde liegt schon etwas sehr weit von ihrer Peripherie.

Es war zu spät geworden, als daß wir, zurückgekehrt

nach Neapel, noch in die Oper hätten gehen können. Beſſer auch, am Toledo im Café Europa ſitzen, die Nachtfriſche genießen und bei einer Schale „Granita“, einem ſüßen Schnee, den ich allem „Eiſe“ vorziehen lernte, über den Anfang und das Ende der Erde nachdenken. Mein „Vertrauter“ nahm das, was wir heute an ſeinen Landsleuten erlebt hatten, für einen Beweis mehr, daß Italien ohne die öſterreichiſchen Bajonnete nicht länger exiſtiren könnte. Dennoch befand ſich unter ſeinen Bekannten, die wir in jenem Café fanden, ein unterrichteter, von einem gewiſſen myſteriöſen Dunkel umgebener öſterreichiſcher Offizier, der ſo wenig an die fernere militäriſche Zukunft Europas und ſpeziell ſeines Vaterlandes glaubte und ſo verſichert ſein wollte, daß die Deviſe Napoleon's: „das Kaiſerreich iſt der Friede“, ernſtlich gemeint war, daß er, wie ſich ſpäter herausſtellte, wenn nicht förmlich Muſelman wurde, doch in die türkiſche Armee trat. Er hatte die ſeltſame Art eines ſtillen Opiumeſſers, kannte Heine und Lenau und ſchien an jener Hamletſtimmung zu leiden, die ſich des Offiziers im thatenloſen und die freie Ausübung der angebornen Menſchenrechte ſo empfindlich beeinträchtigenden Garniſondienſt zu bemächtigen pflegt.

Die Ledermappe meines Gefährten kam am andern Tage von Caſerta zurück, wo Re Bomba mit ſeinen Miniſtern weilte. Mein Begleiter entführte ſie wieder, mitten

durch Dummheiten, die Erinnerung an große Männer durch Flanelljacken für Gichtbrüchige ehrte, wird mit der allmähligen Auflösung des immer noch nicht ganz entbundenen Zopfes der Menschheit enden. Wer wird noch ferner das Copernicanische Sonnensystem dadurch ehren, daß man zwölf Knaben jährlich in Thorn einmal die Reynase putzt, ihnen ein neues Hemd auf den Leib zieht und Thorner Pfefferkuchen schenkt? Ich rechne stark drauf, daß sich der Geschmack für das wahrhaft Schöne in kommenden Jahren besser anläßt und daß die Menschen, je kleiner sie mir allerdings zu werden scheinen, doch die Größe an den Todten werden zu schätzen anfangen. Ich bin überzeugt, Amandus, daß ich keinen Beruf für dich passender wählen konnte. Die Menschen werden immer träger werden, ohne jedoch gerade Rückschritte in geistiger Bildung machen zu wollen. Im Gegentheil, sie werden nach Gelegenheiten geizen, um dadurch wenigstens Verdienste sich zu erwerben, daß sie die der Andern anerkennen. Der Sinn für das Große wird sich mit der Kraft dafür nicht verlieren, sondern nur steigern, da es doch eine Betünchung der Schande geben muß. Wer in Antrag bringt, den Gänsen des Capitols ein Denkmal zu setzen, wirft damit ehrenvoll die Genugthuung zurück, als könnte er noch einmal dazu kommen, das Capitol retten zu müssen, wenn auch nur durch sein Geschrei. Dixi et salvavi animam meam, kann Jeder sagen, der, ohne lesen zu können, doch für die Errichtung eines Guttenberg-Denkmals Geld versteuert. Wer Goethen und Schillern Denkmale setzt, kauft sich gern damit einen Ablaß, die Schriften dieser Geister selbst zu studiren. Die Denkmäler werden die katholische „Fülle der guten Werke" werden, opera operata, aus denen heraus

auf dem Nervengeflecht des Magens, nach Florenz, dem damaligen Mittelpunkt des Einflusses Oesterreichs auf die italienischen Fürsten. Es durfte durchaus angebracht erscheinen, beim Abschied, mit einem Blick bald auf die Mappe, bald auf den Vesuv, dem liebenswürdigen jungen Manne nachzurufen: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ Denn auch für die Welt sollte es bald aus österreichischen Couriertaschen einen flammenden Ausbruch geben.

# Antike Romantik?

Gelegentlich las ich wieder die kleine Schrift, die vor zehn Jahren Dr. Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, über Kaiser Julian den Abtrünnigen herausgegeben hat.

Wie sich die Gesichtspunkte mit den Jahren ändern!

Die polemische Spitze, die der geistvolle, so bekenntnißmuthige Verfasser seiner Auffassung jener an den Namen Julians geknüpften „Wiedereinsetzung des Heidenthums als Staatsreligion" des großen römischen Weltreiches gegeben, ist noch jetzt keineswegs abgebogen, aber die volle Berechtigung, die Denk- und Empfindungsweise Julians sowohl, wie die Stimmung und das Interesse der von ihm angetroffenen Zeit- und Weltlage mit Erscheinungen unserer Tage in Vergleichung zu bringen, scheint denn doch unter keinerlei Umständen mehr eine zutreffende. Es geht hier so wie mit den Schlagworten des Momentes immer.

Man gibt der ſcheinbaren Ueberzeugungskraft eines plötzlichen Einfalls wohl einen Augenblick ſeinen Beifall, wird ſich aber nicht der Gerechtigkeit entziehen können, ſpäter die in Vergleichung gebrachten Charaktere und Dinge doch wieder ſo in ihren alten Stand zu ſetzen, wie ſie allein der Wahrheit entſprechen.

Strauß wollte in jener merkwürdigen Erſcheinung, daß etwas über drei Jahrhunderte nach dem Tode Chriſti eine bereits ziemlich univerſal gewordene neue Religion, die ſogar zwei Kaiſer ſchon ſollten „zur Staatsreligion“ erhoben haben, wieder als ſolche ſuspendirt und der leidenſchaftlichen Wiederherſtellung des Heidenthums geopfert wurde, eine durchaus perſönliche Willkür jenes Neffen Conſtantins ſehen, deſſen kurze, kaum drei Jahre andauernde Regierung damals die chriſtliche Welt in eine Bewegung brachte, die ebenſo viel Bangen wie Leidenſchaft weckte. Er verglich Julian mit den Romantikern unſerer Tage, Julians Bekämpfung des bereits chriſtlich gewordenen Zeitgeiſtes mit dem „Zurückſchraubenwollen“ auch unſerer aufgeklärten Zeit auf die Anſchauungen des Mittelalters und ſah in Julian einen jener Stimmungsdilettanten, die auf ein nur phantaſtiſch und verſchönert ergriffenes Heidenthum hin ſo ſchwärmten, träumten, poſitive Einrichtungen trafen, wie etwa wir jetzt Manche für den romaniſchen Bauſtyl, für gothiſche Dome, Ritter-

burgen, nebſt den entſprechenden Auffaſſungen des kirchlichen, politiſchen und geſelligen Lebens, ſchwärmen ſehen. Nach Strauß' Meinung raffinirte ſich Julian eine Ueberzeugung, die er ſelbſt nicht mehr hatte. Nach Strauß beſtand er deßhalb auf die Wiedereinſetzung des Alten, weil ihm ein konſervatives und reaktionäres Syſtem geiſtreicher und poetiſcher dünkte.

Indeſſen ſcheint uns die Aehnlichkeit anderer alter Stimmungen mit neueren, wie man ſie gleicher Weiſe z. B. in der Darſtellung der Regierungszeit Jakobs I. von England gefunden hat, zutreffender zu ſein als dieſe. Die von Strauß mit Geiſt und Gelehrſamkeit, wie man an ihm gewohnt iſt, hervorgehobene Parallele verfehlt eine augenblickliche Wirkung nicht, doch muß man zuletzt der Wahrheit die Ehre geben und kann nur wenig von dem in Vergleichung Gebrachten ganz ſo gelten laſſen wie der polemiſche Zweck und der ein wenig „zu Tod gehetzte" Witz ſeiner Auffaſſung es braucht. Selbſt der Umſtand, daß der für ſeinen Helden ſo warm ergriffene Geſchichtsſchreiber Julians, Auguſt Neander, allerdings ein Romantiker geweſen und jene Anſchauungen des deutſchen Geiſtes vertrat, die wir vorzugsweiſe an die Heidelberger Zeit von 1806—1812 anzuknüpfen pflegen, unterſtützt doch nur ſcheinbar die mehr amüſante als erwieſene Strauß'ſche Ausführung.

Wir alle wissen, daß die Christuslehre zu einer Zeit in die Welt trat, wo alle Bedingungen dem Annehmen eines neuen Glaubens entgegenkamen. Das römische Reich hatte eine Ausdehnung gewonnen, die sich weder politisch noch geistig mehr vom Mittelpunkt desselben aus beherrschen ließ. Die römischen Adler, die schon lange nicht mehr von den mit besonderer Vorliebe dem Gewerbe und dem Ackerbau ergebenen italischen Völkerschaften, sondern von den umgränzend wohnenden Barbaren emporgehalten wurden, siegten zwar in den Schlachten, beugten sich aber überall vor den alten Institutionen der Sitte und Ueberlieferung, die sie in Gegenden antrafen, wo der schaffende, jahrtausendjährige Weltgeist mehr hervorgebracht hatte, als was vom römischen Forum und Capitol aus die Imperatoren und Proconsuln über die Erde verbreiten konnten.

Es war aber nicht nur die Staatsräson der Römer, daß sie den Glauben, ja anfangs sogar die Regierungsformen der unterworfenen Völker und Reiche schonten, es erfüllte sie auch eine geistige und moralische Stimmung mit Scheu vor dem Geist der Fremde, dem Wunderbau der Pyramiden, vor den Mysterien der syrischen Astarte, dem Tempel Salomos. Schon längst hatte sich unter den Gebildeten jener Zeit das Bedürfniß einer geläuterten und vereinfachten Religion verbreitet, einer Religion,

welche die Ueberfülle der mythischen Erinnerungen nur noch der Poesie überließ und sich den „Besten Größten Jupiter" immermehr zu einer Einzigen Gottheit erhob, die Himmel und Erde schuf und regierte. In diesem Sinn hat man später die Anschauungen schon Virgils christliche genannt; eine Bezeichnung, die von dem bescheidenen, weltscheuen, im Umgang zurückhaltenden und, wie man erzählt, aus Pedanterie für jenes Jahrhundert auffallend sittenreinen Sinn dieses Dichters fast bis zum zutreffenden Beiworte des Frommen unterstützt wurde.

Wir wissen aber auch, daß mit dem Bedürfniß nach Vereinfachung und Vergeistigung der Religion gleichzeitig die Neigung für das Mysterium im Zunehmen war. Es ist die alte Erscheinung, daß die Aufklärung Formen des Aberglaubens nicht ausschließt. Napoleon galt wenigstens in Rom für einen Atheisten, während er auf die Gunst der gewählten Stunde und des glücklicheren Tages hielt, wie seine Kammerdiener verrathen haben. Nach irgend einer Richtung hin will das Herz seine Befriedigung. Demnach wurde auch diese, wie man sie gewöhnlich nennt, „überlebte" alte Welt religionssüchtiger denn je, und gerade im Vollgefühl ihrer Philosophie, im Stolz auf ihre sonstige Vorurtheilslosigkeit. Dem „unbekannten Gott" baute man Altäre, lediglich aus dem Drange, zu suchen,

was Allen und für Alles genügend nirgends mehr gefunden werden konnte.

In der Kaiserzeit wirkten die alten Götter entweder schon wie ihre Standbilder nur in rein künsterischem Sinn oder mystisch und spukhaft in der Art, wie wir in den Legenden und den alten römischen Novellen lesen: In Rom lebte ein Weib von wundervoller Schönheit, sie war die Wittwe eines reichen Senators, besaß einen Garten voll der ausgesuchtesten Pflanzen und Bildsäulen, immer aber wenn sie vom Lager aufgejagt wurde durch schreckhafte Träume und aus ihrem Palast Nachts durchs Fenster blickte, sah sie im Mondenlicht die bronzene Gestalt eines Mercur, um den die Wellen eines Springbrunnens plätscherten, sie blickt hin und glaubt das Bild sich bewegen zu sehen; es gewinnt Leben, lächelt dem liebessüchtigen Weibe und erhebt sich von seinem Postament, schreitet auf sie zu und siehe da, es ist dann der Teufel, der also mit verlockender Stimme ihrem Herzen gesprochen! Folgt hierauf ein Pakt mit der Hölle, erst viel Wonne, dann viel Schmerz, zuletzt Bekehrung und Erlösung durch irgend eine christliche Gnadenfügung. Der heidnische Standpunkt war hier der des Hexenthums mit Blocksbergmysterien und nächtlichen Natur- und Geheimculten. In solchen ständigen Schauern zwischen dem Drang zum Mystisch-Ueberirdischen und dem Rückfall

in die Sinnlichkeit blieb die Welt nach den Tagen des Augustus noch lange. Je größer der Drang der weltlichen Noth und je höher die aufgethürmte Fluth des Wahns und der tyrannischen Anmaaßung und je unersättlicher der Durst nach den aus allen Weltgegenden geborgten Reizen des Daseins stieg, desto haltloser wurde die sittliche Kraft des Widerstandes, desto „seufzender die Creatur", durchschauerter das Verlangen, vielleicht noch von den Sternen zu gewinnen, was schon lange die Sonne Niemanden mehr gewähren zu wollen schien.

Das Christenthum kam dieser allgemeinen Sehnsucht nach dem Neuen, Wunderbaren und Ueberirdischen mit besonders drei günstigen Umständen entgegen.

Einmal entsendete es seine Boten gerade von jener Eingangspforte in den mystischen Osten aus, dem sich die ganze römische Welt ebenso zudrängte, wie alle Welteroberer vor und nachher bis Napoleon I. und III. hin. Die Kraft, die Rom aus dem Kampf mit den Völkern des Westens und Nordens gewann, wurde immer nur für die bei Weitem erwünschtere Ausdehnung des Reiches nach dem Osten hin benutzt. Mit den Galliern und Germanen kämpfte man, wie jetzt die Franzosen mit Afrika, nur um eine Schule zu haben, deren Kriegsfertigkeit vorzugsweise den unüberwindlichen Parthern und Persern entgegengestellt wurde. In unsern Geschichtswerken hält

man gewöhnlich dieſe Kämpfe für ebenſo nutzlos und thöricht, wie die Römerzüge der deutſchen Kaiſer; aber iſt es nicht, möchte man fragen, als hätte das alte römiſche Weltreich ſchon frühe die Gefahren geahnt, die dem civiliſirten Abendlande einige Jahrhunderte ſpäter von den Arabern und Türken drohten? Und für dies immer mächtiger, immer dringender werdende Verlangen, im Innern Aſien's die Fußſtapfen Alexanders aufzuſuchen und ſich bis nach Indien hin zu befeſtigen, waren nun eben die Stätten, wo zufällig auch die Apoſtel und Bekenner die meiſten Juden antrafen und bei ihnen ihre erſten Erfolge gewannen, dieſe Städte am öſtlichen Buſen des mittelländiſchen Meeres, die volkreichen, immer geſuchten und mit beſonderer Aufmerkſamkeit in allen ihren äußern und innern Vorgängen beobachteten großen Handels- und Waffenplätze.

Die zweite Aeußerlichkeit, die den Fortgang der ſomit gerade an den damaligen allgemeinen Weltreiſezielen aufgetauchten neuen Lehre beförderte, war die von den politiſchen und bürgerlichen Dingen abziehende Tendenz dieſer Lehre und ihr Beſtreben, lediglich nur das menſchliche Daſein ihrer Bekenner neu zu begründen. Schon in der Apoſtelgeſchichte finden ſich die widerſprechendſten Nationalitäten zuſammen als Begründer der erſten Gemeinden, jüdiſche Handwerker, griechiſche Kaufleute, römiſche Cen-

turionen. Zwar wurde wieder eine bisher unbekannt gewesene, völlig neue und höchst wunderbare Geschichte und Mythenlehre, die des alten Testaments, zu Gunsten einer gering geschätzten Nationalität, der jüdischen, eröffnet, aber für die Beziehung derselben auf Welt und Zeit lag sie gewissermaßen schon todt; sie hatte nur im Christenthum einen sich verwerthenden Auslauf. Die geistigen Anschauungen und chiliastischen Hoffnungen der Christen lehrten eine so gründliche Verachtung der Trüglichkeit und Verworrenheit der Zeiten und staatlichen Einrichtungen des Augenblicks, daß sich der neuen Religionssekte jede Verstimmung, jeder unbefriedigte Ehrgeiz, auch jede Furcht vor einem rauhen Zusammenstoß mit der tyrannischen Zeit zuwenden mußte. Dazu gesellte sich die Wechselseitigkeit des Schutzes der kleinen Gemeinden. Einer der Bekenner blickte in das Leben des andern. Wo Reichthum Sünde wurde, da hörte die Armuth auf. Auf dem kleinen Gebiet jener christlichen Anfänge ließ sich alles verwirklichen, was die socialen Theorieen späterer Tage utopistisch geträumt haben.

Drittens, wenn man die dem Christenthum förderlichen Umstände weiter überblickt, so wird man Gemüthern, die solchen Erörterungen äußerer Zufälligkeiten gegenüber nur auf den Willen Gottes und die Kraft des Kreuzes Christi selbst verweisen, auch in der That nach der mehr innerlichen

der Pabſt oder das Gewiſſen Dispens ertheilen, um zu thun, was man will, und Gott, Schiller und Goethe einen guten Mann ſein zu laſſen. Je ſchlechter unſre neue Literatur wird, deſto mehr werden der alten Denkmäler geſetzt werden. Die Statuen werden Pasquille auf die Nachlebenden ſein; die Lorbeern des Miltiades werden, ungleich dem alten Themiſtokles, den Themiſtokles unſers Publikums wenigſtens deſto beſſer ſchlafen laſſen. Warum auch nicht? Man bezahlt ſeine Kirchenſteuer, wenigſtens einen Stuhl in der Kirche, wenn man auch nicht darauf ſitzt, man gibt dem Armen, dem Könige, man gibt den Künſten und Wiſſenſchaften, was man ſchuldig iſt — nur laßt mich in Ruhe und ſtört mich in meinem Garten nicht, den ich hinter meinem Hauſe und Perlhühner und Faſanen darin habe'" Und wieder ein ander Mal ſagte Blaſedow: „Gib Acht, der ſteigende Sinn für Denkmäler, Amandus, gibt noch mehr Denkmäler, als nöthig wären! Die Fürſten und Miniſter werden bald auf den wiſſenſchaftlichen Ruhm eiferſüchtig werden, den man jetzt ſo gefliſſentlich zu ehren anfangt. Man wird bald nicht anders noch Conceſſionen zu öffentlichen Statuen erhalten, wenn man nicht (wie du ja vom Brodbacken weißt, wo immer noch Teig genug übrig bleibt, um eine Puppe daraus zu backen) verſpricht, auch den regierenden Landesfürſten gleichſam als eine Nachgeburt des in Stein zu verewigenden Local-Homers und Local-Sophokles ausbauen zu laſſen. In ſolchen Fällen tröſte dich mit dem Alterthum, wo du finden wirſt, daß wenigſtens auf öffentlichen Beſchluß hin ſelten diejenigen abgebildet wurden, welche es verdienten, und weit öfter ſolche, die keine Hoffnung hatten, anders, als durch Stein oder Erz, auf die

und geiſtigen Seite der neuen Lehre hin folgen können. Da muß man es als eine vorzügliche Gunſt, die dem Chriſtenthum zu Theil wurde, hervorheben, daß ſich dieſe Religion keine Symbolik zu erfinden brauchte, ſondern daß ſie dieſe durch ihre eigenen Schickſale ganz wie zufällig und noch neu und ihr eigenthümlich angehörend beſaß. Die alten Symbole hatten ſich überlebt. Was waren etwa einem ägyptiſchen Neophyten die Naturgeheimniſſe des Nil-Lebens, die Symbole eines Apis oder Ibis! Welche unmittelbar gegenwärtige, noch in jedem täglichen Pulsſchlag nachgefühlte lebendige Kraft konnte in der Strahlenſonne des Mithrasdienſtes, in den geflügelten Löwen und menſchenhäuptigen Stieren Babylons liegen! Der Sinn derſelben war einſt vielleicht tief, vielleicht reichte er auf die wahren Offenbarungen der Geſchichte zurück; jetzt war daran alles todt. Und wenn nicht, ſo ließen dieſe Symbole immer wieder den Wettſtreit der alten Religionen zu, den Wettſtreit über den Vorzug des Einen vor dem Andern oder über die Auffaſſung ob durch Vernunft oder durch Gefühl. Das Chriſtenthum dagegen hatte in ſeinem Beginn nur eine einfache Lehre von einem einigen Gott, nur eine Geſchichte oder Mythologie desſelben, wenn man will, die Niemanden mehr verpflichtete — der Jehova des alten Bundes war in Chriſtus aufgegangen — es hatte eine Moral, die an ſich keiner Wahr-

heit der beſſern heidniſchen Philoſophie widerſprach. Auf dieſen Grund bildete ſich dann jene Symbolik, die zu jedem gemeinſamen Bekenntniß und zu jeder Religion gehört. Sie bildete ſich einfach durch die hiſtoriſchen Erlebniſſe der neuen Lehre ſelbſt. Der Stifter derſelben wurde zum Begriff. Seine Schickſale, ſein Leib, ſein Blut, die Zufälligkeit ſeiner Todesart, die Kreuzigung, ſeine Familienverhältniſſe, alle dieſe Thatſachen, die Niemand erſt zu erfinden brauchte, wurden Ausdruck der Verehrung, der Dankbarkeit, der Vergötterung, zuletzt Ausdruck des Dogmas. Da ſaß man in ſtiller Einſamkeit, bei abgeſchloſſenen Thüren, vor einem Liebesmahl der Erinnerung — und hatte damit einen Cultus. Niemand brauchte dieſen zu erfinden. Eine Dogmatik entſtand aus einer Anekdote. Mit der Zeit wurde letztere allerdings an Auswüchſen überreich, dieſe wurden beſtritten, die Dogmatik ſpaltete ſich, aber bei allen chriſtlichen Parteien, die ſich bildeten, beruhte der Glaube lediglich auf einer einzigen unleugbaren Thatſache, die etwas völlig Neues ſetzte für Alles, was ſeit Tauſenden von Jahren Religionsſymbol geweſen war, die Perſon ihres Stifters.

Bei alledem ging die Verbreitung des Chriſtenthums langſamer von Statten, als man in Berückſichtigung dieſer günſtigen Umſtände hätte erwarten ſollen. Bei aller Verwandtſchaft mit Stimmungen der Zeit war die Lehre doch

ſo ſpezifiſch neu, daß ſie Jahrhunderte brauchte, um ſo allgemein zu werden, wie wir ſie immer als ſchon faſt univerſal geworden vorausſetzen, wenn wir z. B. von Conſtantins Annahme dieſer Lehre leſen oder von einem von Hunderten von Biſchöfen (d. h. einfachen Geiſtlichen und Gemeindevorſtehern) beſchickten Nicäiſchen Concil u. ſ. w. Der Sprachgebrauch der Kirche ſetzt „Concile," die von „Biſchöfen" beſchickt ſind, ſchon in die erſten Apoſtelzeiten. Aber noch Auguſtinus lebte in einer ganz von heidniſchen Eindrücken regierten Welt. Würde noch Diocletian, der nicht einmal zu den tobſüchtigen Tyrannen der römiſchen Imperatorenreihe gehört, ſondern eines ihrer beſſern Glieder geweſen iſt, dreißig Jahre vor jenem Nicäiſchen Concil eine Chriſtenverfolgung angeordnet haben, wenn die Chriſten nicht eine unendlich kleine Minorität im damaligen Volksleben gebildet hätten? In allen Städten, wo die Märtyrer jener Aera ſo grauſam geopfert wurden, ſind es wuthſchnaubende große Volkshaufen, die einzelne Perſönlichkeiten der Stadt, nicht einmal immer die ſogenannten Biſchöfe oder Vorſteher der kaum in ihren Mitgliedern bekannten kleinen Gemeinden zum Richtplatz geleiteten. Daß ſich, während noch rings die Welt im Heidenthum lag, gerade am Hof von Byzanz die chriſtliche Bewegung früher bemerkbar machte, als anderswo, dieſe Erſcheinung hatte in der Bedeutung dieſer Eingangs-

pforte zum Osten ihren Grund. In Rom sieht die Pietät der katholischen Kirche schon lange ein begründetes Papstthum, während gerade dort das Christenthum eine viel geringere Ausdehnung gewann, als in Alexandria und Antiochien. Den Andrang des Christenthums an den byzantinischen Hof beförderten die Frauen, die der neuen Lehre leichter gewonnen wurden; aber Constantin nahm doch im Grunde nicht das Christenthum allein als seinen Glauben an, sondern den Entsühnungen, die ein in seinem Gewissen belasteter Mörder auf sein Alter zu bedürfen schien, nahm er auch noch den Gott der Christen hinzu, jenen Gott, dessen Symbol, das Kreuz, er, ein alter Heide, der in wichtigen Augenblicken immer noch auf den Flug der Vögel sah, in der Schlacht gegen Maxentius in einer zufälligen Form der Wolken erblickt haben wollte. Die Welt war damals so erfüllt von den Kämpfen der militärischen Befehlshaber gegeneinander, daß die Vorgänge, die sich auf den endlichen Sieg des Christenthums bezogen, gegen den großen Lärm, das Waffenrauschen der Heereszüge und den Anprall der schon wie für ihre spätere große Wanderung gerüsteten Völker gegeneinander verhältnißmäßig doch immer noch sehr in den Hintergrund traten.

Dann erst wird man den dem Kaiser Julian gemachten Vorwurf, er hätte „seine Zeit künstlich zurückschrauben" wollen, richtiger beurtheilen können, wenn sich

die Forschung besonders die Aufgabe stellen wollte, zwischen der profanen und der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hindurch den sowohl von Politik wie vom theologischen oder philosophischen Zwist gleich weit entfernten öffentlichen Geist jener Zeit zu schildern, besonders insoweit er sich kundgegeben, wo sich Christ und Heide schon überall an denselben Thatsachen betheiligten. Uebt es doch noch im fünften Jahrhundert, wo die römische Welt schon von barbarischen Zuwanderungen umengt zu werden anfing, einen eigenthümlichen Reiz aus, durch das Leben z. B. des Augustinus hindurch sich die Zusammenhänge mit den uns so geläufigen Bildungsmomenten der classischen Zeit ziehen zu sehen, mit Rhetorenschulen, Kunst und Wissenschaft des alten Griechenlands und Roms, mit den verloren gegangenen Schriften Ciceros, die noch von ihm erwähnt werden. So müssen wir uns selbst noch im fünften Jahrhundert eine allgemeine, von der Religion unabhängige geistige öffentliche Meinung in Sachen der Bildung denken. Dann tritt die Vorstellung, daß diese zur Zeit des Julian noch viel mächtiger gewesen sein muß und viel umfassender die Geister beherrschte, offen zu Tage. Selbst die Legende kann nicht verschweigen, daß das Christenthum auch damals erst sporadisch auftrat und sich an einzelne, gleichsam dem großen Walde des Heidenthums ab-

gewonnene Einsiedeleien knüpfte. Sie gesteht dies sogar dem Zeitalter Julian's selbst zu in einer Zeit, wo dieser noch nicht die Krone trug. Der heilige Martinus von Tours war ein Kriegsoberster im Heer Julians, als dieser noch zwischen Straßburg und Paris als kaiserlicher Prinz befehligte. Sohn eines Christen scheint Martinus, als Constantin schon die christliche Religion duldete, doch in dem Heer mit seinem Glauben so allein gestanden zu haben, wie jetzt etwa in einem Regiment einzelne Juden auffallen. Man zog den spätern Heiligen auf, verspottete ihn seiner Meinungen und Sitten wegen, ja sein General, Julian, soll ihm, da er einst seinen Abschied begehrte, vorgehalten haben, ob er etwa Furcht hätte vor einer bevorstehenden Schlacht? Man kann geneigt sein, hier der Legende Glauben zu schenken. Diese Frage ist ganz im Geist des eigenthümlichen Hasses, den Julian später gegen die Christen darlegte. Martinus erbot sich, um seinen Muth zu zeigen, am Tage der Schlacht dem Feinde zuerst entgegen zu gehen. Das Wunder der Legende ist es dann, daß die alemannischen Schaaren am folgenden Tage abzogen und sich Gott einen Apostel der Kirche erhalten wollte. Die naive Ursprünglichkeit dieser theilweise glaubhaften Anekdote giebt die allgemeine Zeitlage richtiger an, als sie sich den kirchenhistorischen Berichten entnehmen läßt, die schon die ganze damalige Zeit als vom Christenthum gewonnen glauben

laſſen, indem ſie ſein ſporadiſches Auftreten gleichſam in Eins zuſammenziehen. Wie blühend lebte noch die alte Wiſſenſchaft auf den Schulen von Alexandria und Athen! Wie zogen die daſelbſt aufgeſpeicherten Bücherſchätze und die vom Vortrag der Philoſophie, Sprachenkunde, Poetik, der Heilwiſſenſchaften und Sternkunde belebten Hörſäle Alles an, was in der damals bekannten Welt auf die Erwerbung wahrer Bildung bedacht ſein wollte! Wie tief auch der Geiſt der Wiſſenſchaft zum Rhetoriſchen und Dialektiſchen geſunken ſein mochte, die Bedeutung eines Libanius war eine unbeſtrittene in der ganzen damaligen gebildeten Welt. Gregor von Nazianz und Euſebius von Cäſarea, zwei ſpätere Heilige, ſtudirten in Athen. Die Chriſten beklagten ſich ſpäter aufs Bitterſte, daß ihnen Julian, der ſie doch nur mit geiſtigen Waffen bekämpfen wollte, den Beſuch dieſer Univerſitäten unterſagte und mit höhniſchem Spott ſie gleichſam auf die Armuth verwies, die ſie ja in weltlichen und geiſtlichen Dingen zugleich lehren wollten. Beſäßen wir alſo jene oben angedeutete, überſichtliche Darſtellung der noch lange dauernden Einwurzelung des chriſtlichen Bekenntniſſes in dem viel allgemeineren klaſſiſchgebliebenen Boden der Bildung damaliger Zeit, der Vorwurf, Julian hätte ſich „am Geiſt ſeiner Zeit verſündigt,“ würde, wenn auch nicht ganz zu beſeitigen, doch im Weſentlichen ſehr zu mildern ſein.

Noch weniger aber kann man Strauß in der Behauptung beistimmen, Julian hätte sich für seine Wiedererweckung des Todten einen künstlichen Aufschwung geben müssen. Es mag zum Wesen eines Romantikers gehören, das Zufällige, Kleine, Interessante zur Hauptsache zu erheben und sich durch allerlei blendenden Schein gegen den wahren Inhalt der Dinge einnehmen zu lassen. Es ist wahr, daß der Glaube dann seine Kraft nicht aus dem offnen, ehrlichen und großen Anblick der Dinge nimmt, wie sie sind, sondern daß er sich aufstachelt und kleine Zufälligkeiten der Beleuchtung, den Dämmerschein irgend eines willkührlich gewählten Augenblicks für das ganze, volle, strahlende Licht der Wahrheit ausgibt. An sich entspricht der Wunsch, irgend ein Untergegangenes wenn nicht philosophisch, doch vielleicht poetisch zu rechtfertigen, dem Gemüth; es entspricht auch immerhin zuweilen einer verkehrten Seite des Gemüthes, etwa dem Hochmuth, dem Stolz, sich einem allgemein Bekannten entziehen und seine eigene, besondere Welt verehrt wissen zu wollen. Ist das, was Allen gehört, allerdings vom Staub der Straße überweht, so schmückt sich dagegen der romantische Dilettant seine Liebhaberei mit den frischesten Farben und behängt sie mit dem Flitter des blendendsten Scheins. So kann jetzt das Mittelalter, so konnte vielleicht damals das Alterthum zu einem in der Hand des Mächtigen gefahrvollen Spielwerk erhoben

werden. War aber wirklich Julian ein solcher Dilettant auf das Heidenthum? Strauß behauptet es. Nach Strauß imponirte ihm nicht jene Knechtsgestalt, die die Christuslehre als das Ideal alles menschlichen Erdenwandels hinstellte. Das wissenschaftliche und poetische Gewand dieser Religion kam ihm nach Strauß armselig vor; er sehnte sich nach der vornehmeren Gesellschaft Platos und der alten Weisen und Dichter zurück. Strauß imputirt Julian eine Sentimentalität, die an den verlassenen, zertrümmerten Standbildern der alten Kunst trauernd vorübergegangen wäre und etwa ausgerufen hätte: „Euch hat ein Phidias geschaffen und was seid Ihr nun! Wenn Euch die Hand des Fanatismus noch verschonte, so wuchert doch Moos und Unkraut um Eure unsterbliche Schönheit! Warum soll eine Welt, wo alles Schein ist, berechtigt sein, die Gedanken, die einst die Helden des Homer an den auf dem Ida thronenden Zeus, die Hörer des Sophokles an die Wächterin der Akropolis, Pallas Athene, anknüpften, für leerer zu halten, als das, was sie jetzt als Wahrheit verehrt?“ So, im schaalen, eklen Ueberdruß am bereits allgemeinchristlichen Geist seiner Zeit, hätte sich der vornehme geistige Blasé die alte Götterwelt noch einmal verlebendigt. So hätte er sein Regiment, wie mancher neuere Fürst, mit einer Proklamation angetreten, die dem von seinem Vorgänger Zugestandenen und allgemein bereits

Verbreiteten die eigene, allerhöchste Genehmigung wieder entzog.

Die Thatsache der Proklamation ist allerdings richtig. Die in Parteien gespaltenen Bischöfe wurden vom kaiserlichen Hof in Byzanz verbannt; Rhetoren und Philosophen lehrten in unmittelbarer Nähe des Kaisers, der einst selbst auf der Universität von Athen studirt hatte, wieder die Weisheit der Stoa; dem allerdings noch nirgends mit Gewalt gehinderten Dienst der alten Götter wurden wieder reiche Spenden zur Verherrlichung ihrer Opferculte, zur Dotirung ihrer Priester zu Theil; neue Tempel wurden gebaut, alte in Vergessenheit gekommene Feste, selbst auf solchen Stätten, die durch Zufall überwiegend christlich geworden waren, wie in Antiochia das Fest des heiligen Haines der Daphne, erneuert. Ja, um die Aehnlichkeit mit unserer Zeit zu mehren, der Kaiser ergriff statt des Schwertes sogar die scharfe Feder. Er bekämpfte seine Gegner; er forderte sie auf die Waffen der Wissenschaft heraus. Und gewiß! Julian wird jene Eitelkeit des literarischen Dilettanten besessen haben, die auch Georg von Sachsen, Heinrich VIII. und Jakob I. von England besaßen. Er schrieb, wie man damals schrieb, ganz so witzhaschend wie man nach Lucian, ganz so schwülstig, wie man nach den Regeln des Longinus zu schreiben lernte. Nichts ist aber in geistigen Dingen so gemeinsam und der Mode unter-

Nachwelt zu kommen. Wie Demetrius in Athen im Nu durch dreitausend Bilder hat geehrt werden können, erklärt sich auch kaum anders, als durch eine Form, aus der die Bilder wie zinnerne Soldaten oder Münzthaler hervorgingen. Also tröste dich, es waren nicht Alle Alexander und Pindare, die die alte Plastik zu verewigen hatte, sondern oft nur ihre Lieblinge und Sklaven und guten Gevatter. Agesilaus sagte sagar: Hab' ich Großes gethan, so brauch' ich kein Denkmal; hab' ich nichts gethan, so helfen mir alle Denkmale der Welt nichts! Diese lakonische Ansicht reißt nicht ein, mein Sohn; laß uns nur erst die ganze deutsche Literatur und Kunst verewigt sehen, so wird man Eifersucht genug erweckt haben und die Menschen bald davon überzeugen, daß gerade diejenigen, welche keine Kunde von sich verdienten grade des Denkmals bedürftig sind. Dein Verdienst wird dabei die beste Rechnung machen."

Ein Hauptmittel Blasedow's, den Satiriker für den Witz empfänglich zu machen, bestand auch darin, daß er ihm komische Schriften zu lesen gab und ihn während dessen beobachtete. Sowie die satirische Arznei wirkte und die Gesichtszüge des Knaben sich zum Lächeln verzogen, befahl er, das Buch zuzuschlagen und sprach mit Albein die Ursachen durch, die ihn vermocht hatten, gerade hier zu lachen. Freilich lachte Albein noch weit öfter über Dinge, die gleichgültig waren, als über das wahrhaft Witzige; doch war es Blasedow schon hinreichend, ihm dasjenige, was ihm komisch dünkte (und später traf er schon das wahrhaft Witzige), in die einzelnen Factoren zu zerlegen und ihm zu zeigen, wie hier der Contrast oder der Nonsens oder sonst eine rhetorische Figur dem Lesenden wie ein Flaum in die Nase kitzelte.

worfen, wie die Form der Polemik. Wer kennt nicht den Styl, der zwischen Luther und seinen Gegnern herrschte! Wer kann ihn rühmen! Spricht Julian mit Wohlgefallen oder mit Ironie von sich selbst, von seiner äußern cynischen Erscheinung und Lebensweise, so war's der Styl der Zeit. Auch die Kirchenväter jener Zeit sind mit sich selbst beschäftigt, rühmen und preisen ihre Entbehrungen und Abtödtungen in selbstbespiegelnder Weise. Gregor von Nazianz, der mit Julian in Athen studirte und die Unstätheit seines Wesens schon in seiner äußern Unruhe, dem hastigen Schritt, dem stotternden und gedankenlosen Sprechen desselben erkannt haben wollte — er vergaß hinzuzufügen, daß damals über dem kaiserlichen Prinzen das Schwert des Damokles hing, die Blutsentenz seines Oheims, des Kaisers Constantins — Gregor von Nazianz, der Heilige, sagt von sich: „Ich lebe zwischen Felsen und unter wilden Thieren! Nie sehe ich Feuer und bediene mich keiner Schuhe. Ein einfaches Oberkleid ist meine ganze Bedeckung. Stroh ist mein Lager und zur Decke habe ich einen Sack. Mein Fußboden ist allezeit befeuchtet von meinen Thränen" u. s. f. Diese Liebhaberei an sich selbst, diese Bespiegelung des Ich muß allgemein in jener Zeit gelegen haben und was davon in Julians Schriften Eitles, Gesuchtes und sogar Schmutziges sich wiederfindet, scheint ein der allgemei-

nen schlechten Mode jener Zeit dargebrachtes Opfer gewesen zu sein.

Das Bild vollends eines „Büchermenschen", das Schlosser von Julian aufgestellt hat und das Strauß nach der satyrischen Pointe seiner Darstellung stehen lassen muß, tritt doch wohl in seltsamen Widerspruch zu einem Krieger, der in den wildesten Schlachten befehligte, von Byzanz über Rom bis Paris an der Spitze seiner Legionen die Welt gesehen hatte und nach zwei und ein halbjähriger Regierung im brennenden Wüstensand gegen die Perser den Tod nicht nur des Helden, sondern, allseitig zugestanden, den des geläuterten Weisen starb. Die Affektation bewährt sich nie in großen Augenblicken. Würden wir uns bei jener nüchternen Abneigung, die Schlosser gegen ein freies und ureignes Wesen großer Individualitäten überhaupt hat, nicht befremdet fühlen, wenn er ebenso auch Friedrich den Großen nur deßhalb, weil dieser schriftstellerte und mit den Sophisten seiner Zeit liebäugelte, einen Stubenmenschen, und seine Eroberung Schlesiens eine phantastische Grille nennen wollte?

Die Bedingungen seiner Zeit abgerechnet, wußte Julian sehr wohl, warum er noch einmal den Versuch wagte, die Anschauungen der antiken Welt zu retten. Wie wenig eine wirkliche Sittenreinheit die Folge der Annahme auch des christlichen Glaubens (wir betonen wiederum diese

Wendung, weil des „Chriſten" Conſtantins ſich gleichbleibender Aberglaube kaum das alte Heidenthum ausſchloß) von Seiten des regierenden Kaiſerhauſes war, lehrte ſeine eigne Erfahrung. Nur mit Mühe entging Julian dem Blutbade, das bei den neuen Thronbeſteigungen in Byzanz ſchon Sitte geworden war, wie in den ſpätern Zeiten der türkiſchen Herrſchaft. Wir ſind nicht einmal gewillt, den zweiten chriſtlichen Kaiſer, Conſtantius, der ringsum ganze Vetterſchaften ermorden ließ, perſönlich einer Aehnlichkeit mit den grauſamen Muſtaphas und Murads ſpäterer Perioden anzuklagen; es ſcheint faſt, als hätte die ſeidne Schnur ihren Urſprung nur aus dem Janitſcharen- oder Prätorianerregiment gehabt und ſich ſo zu ſagen von ſelbſt gewunden, um für die Erbfolge die Regelmäßigkeit und für den Herrſcherwillen die einheitliche Ausführung ſicher zu ſtellen. Um Aufſtände und Spaltungen zu verhüten, erwürgten ſchon allein die Befehlshaber der Leibregimenter alles, was etwa außer dem gekrönten Haupte ſonſt noch mit verdächtigen Anſprüchen bei einem Thronwechſel hätte emporblicken können. Aus einem ſolchen Blutbade entrannen Julian und ſein Bruder Gallus. Dieſer rettete ſich durch den damals neumodiſchen Schein chriſtlicher Asceſe, indem er die Sitten eines der Welt entſagenden Mönchs annahm; Julian ſelbſt begrub ſich in Macellum, einem cappadociſchen einſamen

Bergschlosse unter Büchern und athmete erst nach Jahren wieder freier auf an den Ufern des Ilissus, im Schatten jener Oelbäume, unter denen Plato und Sokrates einst wandelten.

Kehren wir auf unsern Satz zurück. Nur erst eine Sache mäßig und ungleich verbreiteter Privatüberzeugung war damals die Annahme des Christenthums. Rom setzte, während die Kirche, ihre Geschichte rückwärts construirend, schon eine lange Reihe von Päpsten aufführt, doch noch auf einen Triumphbogen, den es Constantin widmete, statt des anfangs beschlossenen Dankes an den Jupiter Optimus Maximus, nicht etwa einen Dank an den Deus, den alleinigen Gott der Christen, sondern an die allgemeine, dem philosophischen Geist der Zeit entsprechende, für alle Parteien neutrale Divinitas. Noch hundert Jahre später verfolgte die Kaiserin Eudoxia den Bischof Chrysostomus, weil er gegen eine ihr errichtete Bildsäule gepredigt hatte, und Constantius selbst, Julians nächster Vorgänger und Christ, wenn man will, schien auf den Namen einer Gottheit Anspruch zu machen, da er, wie man erzählt, bei einem Einzuge in Rom auf dem Triumphwagen in starrer absichtlicher Unbeweglichkeit in seinen goldnen Kleidern nicht wie ein Mensch, sondern wie eine Bildsäule saß. Was konnte mehr dem Geiste des Christenthums, wenn er der herrschende gewesen wäre, widersprechen?

Zu der demnach noch ziemlich verfrühten Berechtigung, das Christenthum den damaligen herrschenden Zeitgeist zu nennen, gesellten sich zuletzt positive Gründe, die Julian gegen die neue Lehre einnahmen.

Fanden wir in der an sich so erhabenen und edeln Tendenz derselben, ein Weltbürgerthum, eine reine Menschlichkeit und nur die Jenseitigkeit unserer Bestimmung zur Grundlage ihres Wesens machen zu wollen, die besonders wirksamen Beförderungsmittel ihrer Ausbreitung, so ist doch darin kaum eine träumerische Romantik oder Stubenweisheit zu finden, wenn Julian gerade in dieser Tendenz Gefahren erblickte nicht nur für die Welt, die er zu regieren überkommen hatte, sondern Gefahren für die Menschheit überhaupt.

Uns, die wir nur den Verlauf der Jahrhunderte überblicken und nach Julian nur noch wenige Namen bis zu Romulus Augustulus aufzuzählen brauchen, uns mag es ein träumerischer Wahn erscheinen, daß Julian noch daran denken konnte, das große Weltreich der Römer zusammenzuhalten und seine Herrschaft auf den Geist zu erbauen, der dies Weltreich geschaffen hatte. Warum sollte dies aber Ihm ein Wahn erschienen sein? Ihm mußte der eigentliche geheime Feind dieses Weltreichs eben dies Christenthum sein. Eine Religion, die den Menschen von seinen irdischen Bedingungen lostrennte, ihn an ein jenseitiges

Reich der Verheißung, an eine frühere oder spätere Wiederkunft Christi unter himmlischen Heerschaaren verwies, bot keine Bürgschaften mehr für den Bestand dieses Riesenreiches, das nur durch Gewaltmittel irdischer Art, im höhern Sinne durch ein politisches Einheitsbewußtsein altgriechischer oder altrömischer Tugend aufrecht erhalten werden konnte. Die Christen entzogen sich zwar nicht dem Waffendienst, kämpften aber mit Unlust für diese überhaupt nur schnöde und vergängliche Welt, die doch zuletzt des wahren Ruhmes vor Gott ermangelte. Das Evangelium wurde den Juden, den Griechen, den Römern, Parthern, Medern gepredigt; wie durfte eine Staatsreligion Barbaren, römischen Feinden, mit der Palme des Friedens entgegenkommen! Die antike Tugend des Bürgers, die sich zunächst dem Wohl ihrer Stadt widmete und mit einseitiger Vorliebe nur die eignen Laren schützte, diese war im Entschwinden. Julian vermißte sie bei den zum Christenthum Uebergetretenen in solchem Grade, daß er sogar den einseitigen Wahn der Juden, noch für sich und ihr eignes Volk und ihren Gott eine Zukunft zu hoffen, höher schätzte, als eine Lehre, die gar keine Heimath und kein anderes Vaterland mehr kannte, als ein Jenseits. Haß wird bitter und höhnend. Nur zum Spott begünstigte Julian die Juden und versprach einer Nation, die wenigstens noch Bürgertugend und ein Vaterland

hätte, den Wiederaufbau ihres Tempels. Zugleich wollte er damit eine der bekannten Prophezeiungen Christi über diesen Tempel, für das christliche Gefühl allerdings vermessen genug, durch die That widerlegen.

Mehr noch, als die Erhaltung des römischen Weltreichs, deren Möglichkeit so unmittelbar nach der Kraft Constantins für keinen phantastischen Traum gelten durfte, schien dem Kaiser die Sache der Menschheit selbst gefährdet, wenn eine Religion um sich griff, die den Menschen so ganz von der Erde ablöst. Schon erlebte man die Ausschweifungen der Ascese, die Säulenheiligen, die Einsiedler der thebaischen Wüste. Es ist die Entrüstung eines wirklichen Freundes der gesunden Vernunft, wenn Julian über eine Religion seinen Zorn ausschüttet, die ihre Bekenner nur an die Gräber riefe und die Kirchhöfe zu ihrem traulichsten Aufenthalt machte, nur über die Geheimnisse des Todes und des Jenseits brütete, immer nur mit Asche das Haupt bestreut haben wollte und ein trübes Jammern und Klagen durch die bunte, sonnige Welt erschallen ließe. Julian ist entrüstet über die Mißachtung geistiger Vorzüge, die durch die Seligpreisung der Armen am Geiste verbreitet wurde; er will die Geistesgröße vergangener Jahrhunderte, die großen Namen der alten Dichter und Denker gerettet sehen vor einer anschwellenden Fluth des gedankenlos gepriesenen Nichtwissens, vor

den Fischern, den Zöllnern, Bettlern, die in der That in allen Städten das Christenthum schon zum Schrecken der Besitzenden gemacht hatten; denn nur aus den gespendeten Wohlthaten, aus der Theilung der Güter, der Beförderung des Müssiggangs schöpfte diese Lehre, so hieß es, ihren Anhang und ihre wahre Kraft.

Herzinnige Freunde des Christenthums, wie August Neander, sind insofern gerecht gewesen, als sie die Wahrheit solcher und ähnlicher Vorwürfe, die man schon drei Jahrhunderte nach ihrem Ursprung der Christuslehre machen durfte, anerkannt haben. Warum sollten wir einem kälteren Beurtheiler des Christenthums, unserm sonst so vorurtheilslosen Strauß, hingehen lassen, daß er eine durch ihren immerhin zugestandenen Irrthum, aber durch ihren Tod tragisch rührende Erscheinung eines geschichtlichen Charakters so zu einer lächerlichen macht! Die Flecken, die diesen Charakter entstellen, sind die seiner Zeit. Es sind dieselben, die uns weder einen Luther noch einen Friedrich den Großen in ihrem wahren Wesen haben entstellen können.

Daß sich in dem Ersatz, den sich Julian für das in seiner Zeit durchaus noch einen episodischen Charakter tragende Christenthum im lebendigen Wiedererneuern des Heidenthums erwartete, sein Sinn betrog, das lag nicht an der Lüge auch gegen sich selbst. Wohl mochte es seinem

Denkersinn schwer ankommen, sich die alte Fabelwelt noch im frischen allgeglaubten Andenken und als Beherrscherin der Geister zu vergegenwärtigen. Aber man kann wenigstens sagen, daß er seine Vernunft nicht betrog. Man braucht nur an den Sinn zu denken, den schon längst der Neuplatonismus den alten Mythen gegeben hatte. Springt nicht die Anknüpfung dieser Mythen an das ewig Wiederkehrende in Feuer, Wasser, Erde, Luft, an die unenträthselten Geheimnisse der Schöpfung uns noch täglich in die Augen? War nicht die Mehrzahl dieser Sagen geheiligt durch die Dankbarkeit der Lokalculte, die es in einer Zeit, wo am nächsten Thor im damaligen Leben der Städte schon die Welt Abertausenden sich zu enden schien, nicht so widersinnig erscheinen ließen, wenn in Rhodus Apollo, in Athen Minerva, in Ephesus Diana der alleinige und alles andere Fabelwesen überwiegende Ausdruck der an Göttliches gebundenen Menschenexistenz war? Und breitete nicht zuletzt Julian über die ganze, von ihm mit neuen Ehren ausgestattete alte Götterwelt gleichsam ein Oberstes, das Auge des einen wahren Gottes, seinen „Helios"? In den warmen und beredten Lobpreisungen dieses von ihm als neue und größte Gottheit des römischen Staates eingesetzten Begriffs ist Gott Helios nicht die Sonne, sondern das Licht, nicht der große Riesenkörper, der uns seine belebenden Strahlen (an sich die

Bürgschaft unseres Erdendaseins) sendet, sondern der allumfassende, lichterhellte Aether, somit schlechtweg das Außer-Irdische. Die Sonne war ihm nicht, wie dem Parsen, die Gottheit selbst, sondern nur die Pforte zu ihr. Alle Götter nannte er in diesem Sinn nur die Vorideen zu einem ihnen entsprechenden höhern Jenseits.

Niemand wird dem Gedanken Raum geben, daß Julian, auch wenn seine Regierung dreißig Jahre gedauert hätte, den Entwickelungen des Weltgeistes hätte Einhalt thun können. Daß aber auch Er schon diese Ueberzeugung hätte besitzen müssen, und weil er sie nicht besaß, er ein Narr zu nennen, das heißt die Geschichte in der That zu handgreiflich ex eventu beurtheilen. Die Verzweiflung, den christlichen Geist nicht bannen zu können, hätte ihn in den Perserkrieg und den Tod getrieben — so sagt man. Eine unverbürgte, rein christliche Auffassung, wie auch die, daß seine letzten Worte gelautet haben sollten: Galiläer, Du hast gesiegt! Wenn Julian für seine Bestrebungen nur die geringen Erfolge erlebte, die bei einem Anstemmen gegen das einmal beschlossene Verhängniß der Weltordnung möglich waren, so lag dafür weniger in seinem Verkennen der geistigen Richtungen seiner Zeit der Grund, als in seinem Verkennen eines andern Zeitgeistes, dessen Nichtachtung ihm an sich zur Ehre gereichte. Wir wollen noch zum Schluß darüber unsre Ansicht sagen.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.

3-598-51032-2
FN. 04284/005

Die alte Welt hatte sich zu Julians Zeit allerdings in Einem vollkommen „überlebt." Es hatte sich jener Charakter, den die Geschichte den byzantinischen nennt, schon in seiner ganzen Ausdehnung ausgebildet. Die Nähe des Orients hatte den Luxus asiatischer Höfe noch mehr nach Byzanz verbreitet, als schon die ersten Imperatoren Schwelgerei und sittliche Entartung jeder Art aus Syrien und Aegypten nach Rom verpflanzt hatten. Die Hofordnung in Byzanz war die eines asiatischen Despoten. Schon bedienten Eunuchen die kaiserliche Familie, schon waren die Hofämter vertheilt in jener bis zur Küche hinuntergehenden „Cadenz," die später an allen abendländischen christlichen Höfen wieder aufgenommen wurde. Und diesem Schranzenthum, unter welchem schon die Bischöfe, wenigstens die weltlicheren arianischen ebenfalls mit prunkendem Aufzuge einherwandelten, machte Julian bei seinem Regierungsantritt mit einem einzigen Federzug ein Ende. Man denke sich ihn nicht im Imperatorenkleide mit dem goldnen Stirnband über weithinwallendes gesalbtes Haar. Er schor das Haupt, trug den Philosophenbart und ging in schlichtester Kleidung. Und leider war er auch noch ein Cyniker mit Bewußtsein. Er gefiel sich in seiner Diogenestracht, er legte darauf einen Werth, der selbst die dem Luxus Abgeneigten verletzen konnte. Wie aber erst mußte er die maaßlose

Prunksucht der Zeit, die in den Genüssen der erschlossenen Ferne schwelgte, verletzen! Ist schon Diogenes in der Tonne ein Gegenstand des Spottes, wie erst ein Diogenes auf dem Throne! Hierin lag für seine Zeit Julians wunde Ferse. Hier vereinigten sich Christen und Heiden gegen ihn. Hier rüstete sich die Rache der um ihre Aemter gekommenen Würdenträger gegen den Erfolg seiner Unternehmungen gemeinschaftlich mit Denen, die ihn schlechtweg nur unpraktisch nannten. Die Zeit trug nicht mehr Erscheinungen, die wie die alte Römergröße hinterm Pfluge wollte angetroffen sein.

Indessen war diese Sonderlingsneigung nur ein unglücklicher Nebenumstand in Julians Charakter. Sie kann an sich sein Denken und Handeln nicht entstellen. Er haßte die üppige Verworfenheit eines Hofes, dem er entfloh, um sich sein Leben zu retten. Er mußte sich eine volle Jugendzeit hindurch in einem finstern Castell an Entbehrungen gewöhnen, um nur nicht dem Argwohn seiner Oheime aufzufallen. Er war ein Krieger, machte durch die Ebenen Ungarns, die Wälder Deutschlands, über die Ströme Galliens seine Feldzüge und Märsche und gewann sein schlichtes Kleid wirklich aus Ueberzeugung lieb, wie dies auch der übrigen Nüchternheit seiner Sitten entsprach. Die christlichen Schriftsteller haben mit Uebertreibung seine Fehler aufgezählt, sie können Sinnenlust

nicht zu ihnen zählen, nicht jene Versunkenheit in Wollust, die Alexandern den Großen entstellte — einer großen Kraft würde man sonst an sich die Neigung, natürlichen Trieben zu folgen, weniger vorwerfen, aber gewiß eine Preisgebung des ganzen Menschen an sie. Von Julian weiß man weder das Eine, noch das Andere. Seine Gattin Helena, eine Prinzessin des constantinischen Hauses, ließ er in Rom begraben, nachdem sie in Vienna getödtet worden war durch ein scheußliches System, demzufolge durch bestochene Aerzte von Byzanz aus regelmäßig die Hoffnungen seiner Nachkommenschaft im Keim vertilgt werden mußten. Es wird nichts über ihn von späteren Verbindungen mit Frauen gemeldet. In dieser „rauhen Tugend," wie Shakespeare sagt, in diesem stetigen Eindruck des Harten, Starren, Knappen, Nüchternen, Willkürlichen, Eigensinnigen, den Julians bewußtes und unbewußtes Wesen machte, lag etwas, was dem phantastisch-sinnlichen, gleichsam in Allem das Aufgebauschte, nur mit schweren Stoffen Dahinwallende liebenden Charakter jener Zeiten widersprach und Julian zu einer jener immer wiederkehrenden Ausnahmen von der Regel machte, die, so groß sie fühlen, denken, handeln mögen, doch die Meisten hassen, Wenige bewundern, Niemand liebt.

Auf hohen Standpunkten ist der Zauber der Persönlichkeit entscheidend. Wenn Nero den Schauspieler machte,

ſo ſtand es ihm. Er konnte mit Recht wehklagen, als er ſich tödten ließ: Was für ein großer Künſtler geht doch mit mir zu Grunde! Wenn aber Julian den Prieſter machte, ſo ſtand es ihm nicht; es ſtand ihm ebenſowenig, wie der Prieſter Robespierre'n ſtand. Der Kaiſer ſtreute heilige Körner, opferte Stiere, ließ ſich bei öffentlichen Prozeſſionen an den Altären der Götter mit der Prieſterbinde ſehen, er machte ſich quâ Julian nur lächerlich. Einer andern Perſönlichkeit würde alles das geſtanden, ihr würde Beifall, Nachahmung nicht gefehlt haben; bei Julian ſah die allzuſubjektive und bewußt aufgeklärte vernünftige Perſönlichkeit heraus. Er war klüger als er ſich ſtellte, und was er angriff, griff er mit der linken Hand an. Dieſe mochte vielleicht ſo kräftig, ſo geſchickt wie die rechte geweſen ſein, aber es läßt ſich immer ſeltſam an, Verkehrtes zu ſehen. Solche Naturen, die am Ungeſchick ihres eignen Weſens leiden, die Verſtand zeigen wollen, wenn ſie nur gemüthlich ſind, oder Gemüth, wenn Alles von ihnen nur Verſtand erwartet, ſie zünden nicht; bald ſtehen ſie allein. Julians Stellung war an der Spitze einer Armee oder im Saal einer Akademie, ganz wie beim Philoſophen von Sansſouci. Auch dieſen ſich mit der Flöte zu denken oder wohl gar im Ornat des Prieſters — man malt ihn ja jetzt zuweilen andächtig, „allein in einer Kirche eine Muſik von Graun ſich vorſpielen laſſend“ — wirkt gar wunderlich,

wenn auch die Liebe zur Muſik oder die Ueberzeugung für das, was der gekrönte Epitomator Fleurys vom Chriſtenthum noch glaubte, nicht im Mindeſten raffinirt zu ſein brauchte und wirklich eine Herzensüberzeugung war.

Die Ueberzeugungen Julians waren in der Theorie aufrichtige. Edel war es, daß er die Lehre, die er theoretiſch beſaß und befahl, auch praktiſch ſelbſt nicht verleugnen wollte. Er mühte ſich ab, mit ſeinem Beiſpiel in Dingen voranzugehen, die er dem Volk nicht allein zumuthen wollte. Nur der Eifer, den er dabei an den Tag legte, ſtand ihm nicht. Er wollte fromm ſein im Geiſt alter Tage, er war es in der Theorie, praktiſch kam es bei ihm wunderlich heraus. Er verfiel keineswegs in Aberglauben, wenn es auf die Größe ſeines Berufes ankam. Als ihm die Opferzeichen von dem Feldzug, der ihm den Tod bringen ſollte — er ſtarb nach einem Siege über die Perſer, von dem Pfeil eines fliehenden Reiters durchbohrt — abmahnten, ſo folgte er ihnen nicht, ſondern ſagte vielmehr ſein: Auf die Stimme der Götter nicht zu hören, das iſt ja unſer menſchliches Erbtheil!

Unſere Apologie galt nicht dem Beginnen Julians, ſondern ſeinen Motiven, ſeinem Charakter. Mindeſtens ſchien uns ſeine Bedeutung zu eigenthümlich, als daß man nicht wieder hätte verſuchen ſollen, ſie aus dem Procruſtesbett — eines witzigen Einfalls zu befreien.

# Die ewige Jüdin.

Der Winter ging zu Ende. Der letzte der „Donnerstage" war gekommen, dieſer ſo ſchönen, ſo unterhaltenden, anregenden „Donnerstage", die allwöchentlich einen Kreis von Bekannten, Freunden und Freundinnen verſammelt hatten, um ſich bald im Leſen von Dramen mit vertheilten Rollen, bald in muſikaliſchen Produktionen, bald in dem Muth zu üben, eine ſelbſtverfaßte literariſche Arbeit vorzutragen. Der Kommerzienrath Pauli hatte den Anfang mit Schilderung ſeiner letzten Badereiſe gemacht und reiche Lorbern geerntet. Der Zudrang zu den „Donnerstagen", die jedesmal mit einem reichen Mahl zu endigen pflegten, (die Bewirthung kam an die Hausſtandhalter die Reihe herum), mehrte ſich ſo, daß bereits die Ballotage nothwendig und der Vorſchlag zum Beſchluß erhoben wurde, nicht mehr als dreißig Perſonen zuzulaſſen.

Aber nach Neujahr war das ſchöne Gleichgewicht des

Zwecks und der Mittel zur Erreichung desſelben in's Schwanken gerathen. Der Tanz hatte ſich eingemiſcht und auf der Höhe des Karnevals ſah es mit den geiſtigen Tendenzen der Donnerstage etwas bedenklich aus. Die Seele der Abende waren die Frauen. Unter dieſen war die Mehrzahl, wenn nicht jung, doch jugendlich geſtimmt. Man kam auf Theaterſpielen, auf Lebende-Bilderſtellen — einige der gefeiertſten Charakter- und Heldenrollenleſer, die unermüdlichen Quartettſänger, vollends die verſchämten Neulinge in produktiver Literatur traten in den Hintergrund. Die Schuld wurde vorzugsweiſe auf die anmuthigſte und liebenswürdigſte Erſcheinung des ganzen Kreiſes geſchoben, Ludmilla Schott, eine reiche Erbin, die jüngere Schweſter der Kommerzienräthin Pauli und der Frau Regierungsräthin Dingler. Die beſondere Gunſt einer alten Tante hatte ſie mit Glücksgütern bevorzugt, die ſie ſogar ſchon im Hauſe bald ihrer Schweſter Dingler, bald ihrer Schweſter Pauli genießen konnte. Ihre Eltern waren todt, die Tante nicht minder.

Allgemein verſicherte man, daß der junge Doktor Hugo Oſten ſeit Jahren das Herz Ludmillens beſaß und ſelbſt da noch auf Erhaltung ſeines Beſitzes rechnen durfte, als plötzlich Ludmilla vom Glück ſo begünſtigt wurde. Er war aus Nothwendigkeit und Neigung Schulmann geworden, arbeitete jedoch à deux mains, indem er auch

als Privatdozent einige Stunden in der Woche für Hörer der Universität las. Wer sich herausnehmen konnte, mit ihm vertraulich zu reden, der sagte ihm wohl, „Lieber Doktor, gewiß werden Sie jetzt die Schulfuchserei aufgeben und sich ganz Ihrer Liebhaberei an der Universität widmen?" — er hatte sich vorzugsweise auf die Sprache der alten Etrusker geworfen. Dieselben Vertrauten erfuhren aber auch, daß es mit dem Abblühen und Welken seiner Schulträume allerdings seine Richtigkeit hatte, daß er sich jedoch noch nicht würde entschließen können, seine Zukunft allein auf Ludmillens Reichthümer zu begründen, die ohnehin von den beiden Schwägern, den Verwaltern derselben, in einem mystischen Dunkel gehalten wurden. Daß ihm Ludmillens Herz gehörte, konnte wenigstens an seinem und an ihrem Geburtstage, zur Weihnachtszeit, bei Landpartieen und bei den Extratouren des Cotillons nicht bezweifelt werden.

Es hätte wirklich ein schönes Paar gegeben. Hugo Osten forschte zwar nach den Sprachresten der alten Etrusker und war lieber heimisch unter den braunen, schwarzbemalten Töpfen der etruskischen Abtheilung des Museums, in düstern feuchten Räumen, als im Opernhause. Sein Aeußeres aber war elegant, sein gesellschaftliches Benehmen geschliffen. Bei den Leseabenden erhielt er regelmäßig die schwärmerisch-feurigen Rollen, bei den lebenden Bildern

hätte ihn ein Intendant der Schauspiele nur mit Seufzen betrachten können unter Erwägung des so sehr verwaisten Fachs der jugendlichen Helden. Und Ludmilla war geradezu eine Schönheit. Kopf, Schultern, Hüften, alles erschien von plastischem Ebenmaß. Ihre braunen Augen waren nicht immer so unruhig, wie an den „Donnerstagen" und sonst in Gesellschaften, aber auch da konnten diese, zumal wenn Hugo las oder sprach, träumerisch stillstehen und, beschattet von langen, schwarzen Wimpern, auf ein tieferes Innenleben schließen lassen.

Aber seit dem Karneval schien auch zwischen diesem jungen Paar eine Verstimmung eingetreten. Der Schein von Zusammengehörigkeit, der es seither wie ein feiner Duft umgeben hatte, verlor sich. Ludmilla hatte zu malen angefangen. Sie besucht: die Ateliers einiger Künstler. Man drängte sich um die reiche Erbin. Offiziere, junge Beamte näherten sich ihr um so ermuthigter, je mehr der Doktor zurückzutreten schien. Die rauschenden Vergnügungen nahmen kein Ende. Der Verkehr im Hause der Schwäger steigerte sich in solchem Grade, daß schon Hugo Osten tagelang ausblieb. Selbst wenn sich Ludmilla hätte darüber beklagen wollen, sie konnte es um etwa unausgefüllter Mußestunden willen nicht thun. Denn sie wußte kaum, wo sie die Zeit hernehmen sollte, um allen Anforderungen, welche die Geselligkeit an sie stellte, zu genügen.

Ja, ihr schien es fast lieb zu sein, daß sie sich nicht so oft vor ihrem Freunde darüber zu entschuldigen brauchte.

Die „Donnerstage" wurden noch eingehalten, aber sie hatten sich ganz an Aeußerlichkeiten verloren. Die älteren Männer und Frauen spielten Whist, die übrige Welt probirte einaktige französische Komödien, die als das Resultat von „Lear" und „Wallenstein", die man bisher gelesen hatte, übrig geblieben waren. Auch hier war Ludmilla der Mittelpunkt. Sie war immer die reizende junge Wittwe, die schalkhafte junge Frau Pathe, das verstellte Gänschen von Buchenau, je nach den Diskussionen über das festzustellende Repertoir. Dabei wußte alle Welt, daß sie der junge Bildhauer Berends für die nächste Ausstellung als „Studienkopf" modellirte. Der berühmte Pianist Meyer wollte bei dem Chef ihres Schwagers, des Regierungsraths, beim Minister des Innern, in dessen nächster Soirée mit ihr vierhändig spielen. Auch bei einem Fürsten der Börse sollten lebende Bilder gestellt werden, für welche der Kommerzienrath, Ludmillens anderer Schwager, eigens gebeten worden war um die Mitwirkung der reizendsten Ruth oder Hagar, die sich nur hätte finden lassen können. Sogar bis zu Vorschlägen, die Manège zu besuchen, war es von Seiten einiger Offiziere gekommen, die sich ihr zu Stallmeistern angeboten hatten. Das schwirrte nur so um die immer aufgeregter Gewor-

Es entging Blasedow nicht, daß die Grundbestimmung des Lächerlichen auch in der Schmerzlosigkeit und Behaglichkeit liegen müsse und so hätte er gern gewünscht, ein künstliches Mittel zu finden, um Alboin auf unschädliche Weise Schmerzen zu verursachen und ihm dabei den Don Quixote in die Hand zu geben. Er frug Jobianus öfters und in allem Ernst, ob er in seiner Hans-Apotheke kein Mittel hätte, künstliches Leibschneiden (aber ohne Stuhlgang) zu erregen, weil gerade nichts so sehr zur Unbehaglichkeit stimmt, als Bauchgrimmen. Allein Jobianus trug sich nicht mit erfolglosen Mitteln und konnte sein Experiment nicht ausführen, wie wichtig es ihm auch gewesen wäre, Alboin zu zeigen, wie man den Witz als Mittel gegen Unterleibsbeschwerden anwenden könnte. Blasedow ging in diesem Unterricht so methodisch zu Werke, daß er nach einander eine Woche nur für das Launige, die zweite für den Witz schlechthin, die dritte für das Humoristische, die vierte für das Naive, die fünfte für das Bizarre und Bärocke bestimmte. Namentlich für diese beiden letzten Begriffe ließ Blasedow seinen Schüler selbst die Beispiele suchen. Um ihn für das Bizarre zu erziehen, hätt er ihm freilich nur die Tollheit seiner eigenen Erziehungsmethode eingestehen sollen; er sagte ihm aber: „Bizarr ist alles Außerordentliche, was du in's Lächerliche ziehst und barock alles Gewöhnliche." Er gab z. B. Alboin auf, die Kleidung zu beschreiben, welche Julius Cäsar trug, als er den Pompejus besiegte. Alboin hatte nicht antiquarische Kenntnisse genug, um das Costume der damaligen Zeit richtig einzuhalten; doch mußt' er schriftlich seine vollständige Garderobe Cäsar's entwerfen, die denn freilich barok und lächerlich genug war. Er trug ihm unter Anderem einmal

dene und um Hugo Osten her, der sich zurückzog, ohne darum die Berechtigung zu haben, über Untreue zu klagen. Denn warum hockte er auch so viel unter seinen braunen, henkellosen Töpfen mit den unverständlichen, schwarzen, „corrupten", wie die Schwäger sagten, Figuren und Bildern —!

„Schandenhalber" mußte der „letzte Donnerstag der Saison" noch einmal „in würdiger Weise" eingehalten werden. Die ältere Generation drang auf einen ernsten Gegenstand. Die dreißig Personen hatten gegenseitig eine Art Fühlung bekommen. Man durfte sie einen Kreis von Vertrauten nennen. Man durfte Vorwürfe hinnehmen und austheilen. Der Doktor wurde gezankt. Warum brachte er denn nicht selbst etwas „Höheres" auf's Tapet?

So erklärte er denn, eine gelehrte Vorlesung halten zu wollen, und begann, als der Thee eingenommen war, in folgender Weise:

„Die ewige Jüdin — La juive errante — ein weiblicher Ahasver — !"

„Ah —!" ging es durch den ganzen behaglich erwärmten, mit Gasflammen erleuchteten Saal. Man rückte ihm noch Lichter und ein Glas frischen Wassers hin. Jeder suchte die besten Stellen, um gut zu hören; die ältere Generation auch wohl nur die dunkleren, hinter dem Ofenschirm oder einigen Etablissements von

Zimmerblumen, um ihr vorauszusehendes Einschlummern diskret verbergen zu können.

„Soll diese ‚ewige Jüdin'", fuhr der Doktor aus einem allerdings bedenklich starken Convolut zu lesen fort, „nur ein müßiges Spiel der Phantasie sein, ein Seitenstück zum ‚Ahasver', wie ihn etwa der Contemporain in der Contemporaine, Goethe's Faust in jener gräflich Hahn-Hahn'schen ‚Faustine' gefunden hat, deren ‚immense Seele' nach langem ‚unverstandenen' Suchen ‚des Rechten' bei einem Legationssekretär, den die russische Diplomatie zu verwenden wagte — die Meugden's sind ja wohl Kurländer? — ihre Beruhigung fand? Wirklich, hatte ich diesen Neulingsgedanken eines jungen Schriftstellers, der vielleicht den ‚Ahasver' von Julius Mosen oder den neulich erschienenen ‚Ahasver' eines neuen ‚Hellers' unter den mehreren ‚Hellern' unserer Literatur las, einige Nächte nicht schlafen kann, in den Kaffeehäusern keine Cigarre mehr zu Ende raucht, seinen Freunden wie ein Nachtwandler erscheint, bis er dem Vertrautesten unter ihnen, dem, dem er die Erstlinge seiner Muse am frühsten darzubringen pflegt und der dafür zum Dank das schöne Vorrecht hat, die erste Rezension darüber schreiben zu dürfen, bei einer nächtlichen Wanderung durch die Stadtpromenaden das Siegel seines verstörten Wesens löst und ausruft: Himmel! Ich habe einen neuen Gedanken!

Ahasver, der Schuster von Jerusalem, der dem Herrn beim Tragen des Kreuzes das Ausruhendürfen vor seiner Werkstatt verweigerte und dafür verurtheilt wurde, nimmermehr auf Erden zur Ruhe zu gelangen; dieser Ahasver, der nicht sterben kann, der von Ort zu Ort, von Zeitabschnitt zu Zeitabschnitt in Becker's Weltgeschichte pilgert, überall hin seine müden Augenlider trägt und sie nicht schließen kann, ob auch die Völkerwanderungen, die Kreuzzüge, die verfänglichsten Jahreszahlen und Daten aller Epochen um ihn her schwirren, die Türken nach Europa hereinbrechen, das Papstthum durch Luther einen empfindlichen Stoß erleidet, der dreißigjährige Krieg die Barbarei der alten Jahrhunderte zurückzurufen droht, die französische Revolution aus- und der deutsche Bundestag zusammenbricht; dieser Ahasver, der tragische ‚Chor' der Geschichte, der hinter jedem Band der Weltgeschichte an Gott und die Menschheit einen Protest voll titanischer Ironie richtet, bis zuletzt bei Gelegenheit, entweder der Emanzipation der Juden oder bei Erschaffung der österreichischen Metalliques — darüber hat unser Neuling andere Ansichten als Mosen, Heller, Hamerling und Andere — also entweder durch Gabriel Riesser oder durch Amsel Rothschild der Fluch der Legende paralysirt wird und sich Ahasver, sei's den Stützen der Throne und dem christlichgermanischen Prinzip des Professors Stahl oder

den Nationalliberalen zur Verwendung ſtellt und jetzt ruhig ſterben kann, wie jeder andere ſteuerpflichtige Menſch des neunzehnten Jahrhunderts — mit einem Wort dieſe großartige typiſche Geſtalt der tendenziöſen Dichtung — überſetzt in's — Weibliche! Eine Ahasvera, ein Weib voll Unruhe, Seelenſchmerz, Reue, ewig jung in ihren Gefühlen, weiß an Haaren und doch nicht weiſe an Philoſophie, das gebrochene Herz in Permanenz, ſie, die Alles verſteht, die Alles verſtanden hat, ſie, die jedoch darum ſelbſt noch nie verſtanden worden iſt, kurz die femme incomprise, die femme mecomprise par excellence —"

„Verſchnaufen Sie aber endlich —!" unterbrach Ludmillens Schwager, der Regierungsrath Dingler, den ſtürmiſchen Vorleſer, der aus ſeinem langen Peroriren herauszukommen ſuchte.

„Erlauben Sie," entgegnete dieſer, „daß das Unterbrechen erſt an die Reihe des Freundes meines Dichters kommen muß —!"

Dann las er weiter.

„Wie?" unterbricht vielleicht hier mit ſtarrem Munde und mit dem Ausdruck der Bewunderung der bereits mächtig gewonnene Freund. „Wie?" Alles das oder wenigſtens Aehnliches ſoll auch deiner Frau oder deiner Tochter des Schuſters von Jeruſalem begegnet ſein —?"

„Auch noch die entrüſtete Ablehnung oder vielleicht die

Zuſtimmung des Dichters zu vernehmen — auch die ſchöne Frau eines Schuſters hat unter Franz I. von Frankreich Carrière machen können — das wollen wir unſern geehrten Hörern und Hörerinnen erſparen. Denn wir müſſen ihnen ſogleich von vornherein bekennen, daß unſere „ewige Jüdin“ keine Erfindung der Phantaſie, kein Einfall eines äſthetiſchen Nachmittags-Kaffees iſt . . .“

„Ah bah!“ rief der Regierungsrath, und Ludmilla fiel ſogar mit Ironie ein: „Sie kommt ja auch ſchon in Eugen Sue's ‚ewigem Juden‘ vor . . .“

„Das wußte ich nicht —!“ ſagte der Doktor beinahe betroffen und machte Miene, ſein Heft zuzuſchlagen und ſich zu erheben.

„Nein, nein! Laſſen Sie ſich nicht ſtören,“ fiel Frau von Engelſchall ein, eine vielbeleſene Dame, Rentenbeſitzerin und Wittwe, „es geſchieht bei Eugen Sue für unſer Intereſſe leider nur allzuflüchtig — wiſſen Sie, Ludmilla, an der Stelle, wo wir ſo ſchrecklich lachen mußten . . .“

„Und dieſes Weib,“ parodirte Ludmilla aus Eugen Sue, „das beim Scheiden jedes Jahrhunderts ausruft: Ach! und beim Beginn jedes Jahrhunderts: Ach! und die Einzige, die mit mir am Nordpol anlangt — Ach! — und die Einzige, die mit mir am Südpol anlangt — Ach —!“

Alles lachte, ſelbſt der Vorleſer.

Der Kommerzienrath Pauli hatte ſich überzeugt, daß Niemand von israelitiſcher Geburt im Saale war. Er gehörte der Börſe an, war chriſtliches Vollblut und hatte eine Art Konkurrenzneid auf die Stämme Israels. Doch ſtand er in allem Andern auf der Höhe der Zeit und rief auch jetzt in die allgemeine Heiterkeit und das Parodiren der Klagetöne der „Ewigen Jüdin“ mit kräftiger Stimme hinein:

„Fahren Sie fort, Doktor! Ich hoffe, daß Ihre Vorleſung ohne Vorurtheile iſt und Niemanden (er ſah ſich im Kreiſe rundum) beleidigen wird . . .“

Alles war ſtill. Ludmilla ſtellte einen Lampenſchirm vor ſich hin und ſtreckte ſich im Dunkel deſſelben auf einem weichen ſammetnen Fauteuil. Sie bot einen reizenden Anblick. Das dunkle Haar war in dicken Flechten als Krone hochaufgethürmt, nur eine ſchwere Locke fiel tief über die eine der ſchönen Schultern hinab, die nur zur Hälfte von dem niederartig heraufgehenden Leib des roth und weiß geſtreiften Kleides bedeckt und in duftige Falten von weißem Seidenflor gehüllt war. Ungeduld, ja ein trotziges Schmollen ſchien es, das ſie fortwährend jene Locke um die Finger ihrer Hand wickeln ließ.

Der Doktor las:

„Die ‚ewige Jüdin‘ iſt alſo ein Gebild, das jenem

Ahasver-Sagenkreiſe, aus welchem die Redensart ‚Pech haben‘ entſtammt zu ſein ſcheint, unmittelbar nahe ſteht. Auch die ‚ewige Jüdin‘ hat zu den Zeiten des Heilands gelebt. Sie hat viel tiefer in die erſte Entwickelung der Religion der Liebe und des Jenſeits eingegriffen, als der nur ſagenhafte, ſo entſetzlich grob und herzlos geweſene Gegner des neuen Meſſias, der Schuſter von Jeruſalem, der mit ſeinem Fluch das Judenthum, geſtehen wir's nur aufrichtig, erſt recht wieder zum Vollbeſitz ſeiner alten Ehre gebracht hat. Denn die Folge des Zerſtreutſeins, des ewigen Wandernmüſſens, des Nichtſterbenkönnens der Juden — welche iſt es denn anders geweſen, ohnehin im Zeitalter der Freizügigkeit, des ungeſtörten Anſiedlungsrechts und der Gewerbefreiheit? Doch wohl keine, als die, daß die Juden die Welt beherrſchen. Darüber kann kein Zweifel ſein. Jeder Blick in eine Zeitung beweist es, und nicht einmal der Blick in die öſterreichiſchen allein."

Kommerzienrath Pauli räuſperte ſich wieder unwillig. Er haßte die Juden, wollte aber nicht den Schein dafür haben.

„Es war in jenen Tagen, begann der Doktor auf's Neue, „wo Rom bereits den Mittelpunkt der Welt bildete. Die römiſche Republik löſte ſich ſoeben auf. Triumvirn, die ſich gegenſeitig Königreiche an den Kopf warfen, jedoch nur, um ſich damit zu tödten, bildeten den Uebergang zum

Kaiserreich. Antonius hatte in den Armen der schönen Cleopatra sein Drittheil der Weltherrschaft verschwelgt, Octavian August, dem die Götter zwei zuverlässige Arme, Mäcen für den Frieden, Agrippa für den Krieg, gegeben hatten, wurde Gebieter über Länder und Völker, die sich bis zur Ultima Thule, dem damaligen Ende der Welt, erstreckten."

„Die Römer waren als Eroberer sehr besonnen. Sie hatten zahllose Kronenreisträger niedergeworfen, die Heere derselben zerschmettert, ihre Schlösser in Brand gesteckt, aber sie vernichteten drum die Monarchieen und die Dynastieen selbst nicht. Sie annektirten, ja, aber mit einem Schein von Selbstständigkeit, der den Völkern und ihren Herrschern gelassen wurde. Sie verfuhren mehr in der Form der Gestaltung des preußischen Nordbunds. Es war ihnen lediglich darum zu thun, daß die mit ihnen vereinigten Länder permanente Spenden an Geld und Truppen nach Berlin — wollt' ich sagen nach Rom — sendeten. Freilich Konspirationen mit noch unbezwungenen Völkern, ein Liebäugeln mit den Parthern oder Germanen, ein Abwarten, ob diese nicht für sie in die Schranken treten würden, das duldeten sie nicht. Aber sonst konnten getrost die Britannen ihre celtischen Gottheiten, Vercingetorix seine menschenopfernden Druiden, die Könige und Völker des Orients ihre unterirdischen Naphtha-

flammen, die sie anbeteten, behalten, wie sie wollten. Jedes Land erhielt eine Abhängigkeit von dem ihm zunächst stationirten römischen Divisionsgeneral, der in der Regel sehr gern seine Legionen dazu herlieh, um diesen Tigranes XIV., Mithridates IV., Ptolomäus VIII., Seleucus XXII. u. s. w. ihre angestammten Throne zu erhalten, vor Allem aber ihnen die Möglichkeit der Beitreibung von Steuern und Rekruten für den Nordbund zu erleichtern. Selbst den Grausamkeiten dieser Scheinkönige, ihrem Niedermetzeln solcher Gegner, die sie oft im eigenen Lande fanden, ihrem oft mordgierigen Wüthen gegen die eigenen Familienangehörigen sahen die Militärbevollmächtigten Roms in aller Ruhe zu. Rom selbst wurde eine Zufluchtsstätte jeder Partei. In dem ungeheuren Gewühl der Tiberstadt konnten sie sich bewegen, leben, wie sie wollten, Alle, der Sieger und der Besiegte, der Legitime und der Illegitime, der Usurpator und der Prätendent. Senat oder Kaiser nahmen Jeden auf, hörten Jeden. Nur demjenigen drohte das bekannte vae victis —! der etwa in Rom selbst nicht Ruhe gehalten, hier seine Feindseligkeiten, Meuchelmorde, Konspirationen, Pamphlete, Denkschriften u. s. w. fortgesetzt hätte."

Die Regierungsräthin Dingler sah mit gesteigerter Erregung auf ihren Mann, den die politischen Anspielungen etwas unruhig zu machen schienen.

„Es gab damals," fuhr der Doktor unerschrocken fort, „eine Monarchie, deren innere Revolutionen unablässig nach Rom Flüchtlinge entsendeten. Dieß war die Dynastie des Herodes, jenes Majordomus oder ersten Ministers des letzten der Könige aus dem Maccabäerstamm, der sich mit der Zeit selbst zum König von Palästina gemacht hatte. Seinen Herrn und König, er hieß Hyrkan, hatte Herodes in's Gefängniß werfen und ermorden lassen. Es ist nicht zu sagen, welche Gräuel den Thron der Juden befleckten. Selbst nicht die schaudervollen Begebenheiten der Häuser Atreus und Thyest kommen ihnen gleich. ‚Wenn die Juden je zur Herrschaft gelangen sollten, so sind sie fürchterlich —!' sagte mir noch jüngst ein guter Freund, der an Judenfurcht als fixer Idee leidet und mich schon oft auf Ferdinand Lassalle verwiesen hat, von welchem er behauptet, er wäre fähig gewesen, unter Umständen ein zweiter Robespierre zu werden. Aber die Geschichte der Herodes-Dynastie ist in der That entsetzlich. Sie kommt sogleich nach der Geschichte Nero's. Ja, sie ist noch schrecklicher als Nero's, denn Nero's Grausamkeiten waren einfacher als die des Herodes. Bei Nero's Wüthen machen nur einige wenige Umstände die psychologische Frage schwierig, besonders Nero's Liebe zur Kunst, diese verfängliche Zweideutigkeit des Kapitels über die moralisch veredelnden Wirkungen der Aesthetik im Allge-

, als ihm seine Beinkleider zerrissen waren, sich in einem
iese deßhalb an den heiligen Geist zu wenden und ihm
und offen sein gegenwärtiges Bedürfniß einzugestehen.
ser Brief fiel in die Hände Tobianus, circulirte in Ab
ist bei dem ganzen Sayn-Sayn'schen Klerus und trug
t wenig zur Entwicklung der späteren Schicksale unsers
den bei. Alboin mußte Gespräche zwischen dem Landes
er und der Katze des Hauses anstellen, Briefwechsel zwi
en zwei Spazierstöcken, er mußte die schönsten Gedichte
odiren, indem ihm Blasedow die Anleitung dazu gab.
ch trug er ihm nicht selten auf, „gewöhnliche Gegenstände
goldne Prunkkleider zu hüllen und einen Spaziergang durch
einbethlehem zu beschreiben, als wenn er durch die Re
nz ginge, die er schon kannte. Er mußte sich dabei auf
elzen heben und wie ein Derwinenarch herablassend sein.
mußte die Heuwägen mit Staatscarossen vergleichen und
Kühe eine neue Art gehörnter Pferde nennen. Selbst für
Ironie suchte Blasedow nach Anknüpfungen, obgleich
e höchste Potenz des Witzes dem Jungen schon einzuimpfen
nicht gelingen wollte. So trat noch Alles derb und
b auf in diesen wunderlichen Geistesspielen. Sehr beliebt
r bei ihm auch diese Uebung, hundert Dinge zu einem
nzen zusammenzumischen und dabei die Wahl des Passen-
ganz zu vergessen. Er trug ihm z. B. auf, eine Schick-
s-Pastete zu backen, wozu Alboin dann alle nur mög
e Begriffe zusammenraffte, die in ihrer Verbindung Lachen
regten. Ueber die Satire endlich selbst sagte er: „Wenn
ß und Carricatur durch alle Künste, durch den Ton so
, wie durch die Farbe, können ausgedrückt werden, so ist
tire nur durch das Wort, nur durch die Poesie zu üben.

meinen und der Muſik im Beſondern. Bei dem Herodes dagegen —"

„Wie? Was war das?" unterbrach Aſſeſſor Werder, der ſeinen ſonoren Baß bei jeder Gelegenheit geltend zu machen wußte, „bitte dieſe Stelle noch einmal —"

Der Doktor las ſie, ohne Anſtand zu nehmen, zum zweiten Mal. „Bei dem Herodes dagegen," fuhr er fort, ſekundirt von Denen, die keine Kontroverſen haben wollten und auf muſikaliſche Fähigkeiten keine Anſprüche machten, „ſowohl bei dem Alten, den die ſchaudernde Bewunderung vor den koloſſalen Dimenſionen ſeiner gräßlichen Natur ‚den Großen' genannt hat, wie bei ſeinen Geſchwiſtern, Kindern, Geſchwiſter-Kindern und Kindes-Kindern (Herodes hatte außer ſeinem zahlreich beſetzten Harem noch nacheinander ſieben regelrechte Frauen) kamen in Mitwirkung erſtens noch eine Art wirklicher Superſtition, die Nero nicht kannte, zweitens eine gewiſſe Iffland'ſche Hausväterlichkeit, eine gelegentliche Rührungsſuppe, die heute Schonung übte, wo morgen Wuth ausbrach, heute Thränen vergoß, wo morgen die gräßliche Ironie des grauſamſten Witzes zum Himmel auflachte — (als z. B. der alte Herodes ſtarb, ließ er die Vornehmſten der jüdiſchen Ariſtokratie ermorden, nur ‚damit man in Jeruſalem Thränen ſähe, wenn er ſtürbe' — die Thränen der Verwandten jener Ermordeten ſollten ſeinem An-

denken zu gute kommen, die Straßen sollten sich mit Trauerkleidern, wenn auch nicht über ihn, füllen —!). Das dritte Un-Neronische an diesem Herodes ist die Heuchelei, die Verstellungskunst und so ganz erbärmliche Kriecherei vor den Römern; denn diese Könige oder ‚Viertelskönige' (Tetrarchen) waren Herrscher unter dem römischen Damoklesschwert. Und viertens wütheten diese Herodes (auch das fehlt bei Nero) gegen ihr eigenes Land und ihre eigenen Unterthanen um deßwillen, weil sie sich schadlos halten wollten für die Demüthigungen, die ihnen wieder die Römer verhängten. Jeder Fußtritt von einem Pontius Pilatus, einem Quinctilius Varus (demselben, den dafür die Deutschen im teutoburger Wald tüchtig geklopft haben — wodurch eigentlich die Juden Ursache haben sollten, die Söhne des Armin, trotz ihrer deutschen Leiden im Mittelalter, werther zu halten) — jede Mißhandlung, die vom Bundesoberhaupt hingenommen werden mußte, stachelte sie zum Erproben der ihnen doch noch bei alledem gebliebenen Kraft auf dem eigenen Bereich. Es war gerade so, als wenn sich unser musikliebender Herzog Ernst von Koburg für seine etwaige Nullität in Berlin Revanche auf dem thüringer Walde holen wollte."

Hier brachen der Kommerzien- und Regierungsrath in offne Proteste aus und der Assessor unterstützte diese.

Die Frauen wollten jedoch nur hören. Es verlangte sie nach dem Uebergang aus diesen orientalischen Orientirungen zur „ewigen Jüdin".

„Die Erscheinung Jesu Christi," las der Doktor, „wird viel zu sehr aus der Versunkenheit der damaligen ganzen Welt und zu wenig aus der der Juden und deren Folgen im Besondern hergeleitet. Das auserwählte Volk Gottes stand von den Abhängen des Libanon an bis an den arabischen Meerbusen zur Zeit Christi auf dem Standpunkt der Verzweiflung. Johann Jakoby von Königsberg kennt die Geschichte seines Volks besser als ich. Aus ihr weiß er, was es heißt: Ein großes Ganzes, das jeden Widerspruch zermalmen kann, gibt der kleinen Tyrannei, die dem großen Ganzen als Sklave dienen muß, Vorschub und Berechtigung —! Die Römer wollten wie gesagt, nur Geld und Soldaten. Deßhalb ließen sie diese Herodesse schalten und walten, wie sie wollten — sie unterschieden sich durch griechische oder egyptische Beinamen — ja sie stärkten den an sich nur schwachen Arm derselben. Kein Volk in der Geschichte hat so die Kraft des Widerstandes offenbart, wozu sich der Mensch erheben kann, wenn er in Verzweiflung geräth, wie das jüdische. Der Jude, angewiesen durch Tradition und religiöse Aufklärung auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, der Jude, ein geborener Republikaner, ein Unterthan nur seines Gottes

und seines Gewissens, der Jude, ein Theokrat, der alles das, was man später verführerisch die ‚Schönheit der katholischen Kirche' genannt hat, bereits damals besaß, den steten Beistand, die stete Begleitung des Priesterthums bei all seinem Thun und Lassen und nicht bloß bei seinen Pflichten, sondern auch bei seinen Rechten, dieser unruhige, lebhafte, klar denkende, vom Familienleben immer zum Gemüthvollen gestimmte Jude mußte die Ausbrüche einer Herrscherwuth erleben, die ihm die freien Athemzüge in Gottes Allen gegebener Luft erstickten. Da half er sich durch wilde Empörungen. Aufstände, wie die des Judas und Matthias, brachten Vorspiele einer Todesfreudigkeit und eines so nur bei Numanz und Saragossa wieder vorgekommenen Heldenmuths, die des Tacitus Wort erklären konnten: ‚Die Römer verdroß nichts so sehr, als daß die einzigen Juden noch nicht zu den Ueberwundenen gehörten.'"

Jetzt war die Reihe der Opposition ausschließlich an den Kommerzienrath gekommen. Sein Räuspern, sein Aufstehen, sein Sehen nach den Lichtern, ob sie auch hell genug brannten, bedeutete Widerspruch. Es wäre ihm lieber gewesen, der Vorleser hätte sich noch länger bei den Gefahren aufgehalten, die uns drohten, wenn die Juden die Oberherrschaft gewinnen. Doch fand er keine Unterstützung.

„In diesen Schrecken," las der Doktor weiter, „wurden

Johannes und Chriſtus geboren; aus ihnen und ihren Folgen heraus iſt der Meſſiasgedanke entſprungen in derjenigen Geſtalt, die ihm Jeſus gegeben: Rechnet nicht mehr auf dieſe Erde überhaupt, ſondern ſetzt all eure Hoffnung auf die Welt dort oben —! Wenn man will — ein Verzweiflungsgedanke. Dieſe Schrecken trieben die Eltern des Heilandes nach Egypten, wo in Alexandria die Juden zwei Stadtviertel allein inne hatten. Jener Quinctilius Varus, der einſt dem Auguſtus ſeine Legionen wiedergeben ſollte, die er bei Detmold im teutoburger Walde verloren hatte und beinahe Veranlaſſung wurde, daß das Muſterbild aller gemäßigten Tyrannei, der Kaiſer, ſich den Schädel einrannte, ließ Tauſende von Juden an's Kreuz ſchlagen. Die ſanften Wellen des galiläiſchen Meeres, an deſſen Ufer Jeſus wandelte und lehrte, boten den einzigen Frieden in jener Zeit, wo ein Rabbi, der ſich als der verheißene Meſſias ankündigte, das allein für dieſe ſo entſetzlich gewordene Zeit und Welt Wahrgebliebene lehrte: Erwartet nichts mehr hienieden, ſetzt all' euern Gewinn in eine unſichtbare, überirdiſche und zukünftige Welt —! Ein Satz, den ſpäter Julian Apoſtata für politiſchen Hochverrath erklärte, weil bei ſolcher Gleichgültigkeit für die Erde ein Kaiſer, wenn er die Franzoſen, wollt' ich ſagen die Parther, zu züchtigen hatte, weder zu hinlänglich Geld noch Soldaten kam."

Der überwiegend nationalliberal gesinnte Kreis murmelte etwas wie „Natürlich!“ oder „Selbstverständlich!“ „Erst der Bürger, dann der Mensch —!“

„In jener permanenten Versammlung entthronter oder flüchtiger Fürsten,“ las der Doktor, dessen politisches Glaubensbekenntniß zweifelhaft blieb, „in diesem von Prätendenten wimmelnden permanenten ‚Frohsdorf‘ oder ‚Hietzing‘ zu Rom, lebte auch eine reiche Anzahl von Mitgliedern der Herodesfamilie — Judenprinzen, die nur auf den Augenblick harrten, wo sie wieder zu einem ‚Viertelthron‘ (Tetrarchie) im heiß und sehnsüchtig geliebten Vaterlande gelangen konnten. Sie lebten mit königlicher Pracht und immer in der Nähe des Hofs und der Großen. Hatten sie gerade kein Geld und blieben die Sesterzen, die ‚Talente‘ der Heimat aus, so entwickelten sie, z. B. ein Enkel des ‚großen‘ Herodes, Herodes Agrippa (Schmeichelei für den Generalfeldmarschall des Kaisers gab ihm diesen Beinamen), ein beneidenswerthes Talent zum Schuldenmachen. Diese jüdischen Prinzen fanden Bankiers und römische Große, besonders Frauen, die ihnen bei etwaigem Ausbleiben ihrer Wechsel Vorschüsse leisteten. Prinzessin Antonia, eine der besseru Erscheinungen des Augustushofes, zog nie die Hand zurück, wenn sie ein Jude ergreifen wollte. Die Juden waren unternehmend und schön. Ihre Augen hatten ein bren-

neubes Feuer. Sehr sauber zu sein, war schon damals nicht ihr Nationalruhm. Die Römer machten schon lange den gemeinen Juden zum Stichblatt ihres Spottes. Ihr Vermeiden des Schweinefleisches konnte unter den Hofherren ein Gelächter hervorrufen, das sogar die unter einem Ungeheuer wie Caligula so strenge Etikette durchbrach und im kaiserlichen Palast die Wände widerhallen ließ, wenn jüdische Gesandte ihre Klagen vortragen wollten und der Kaiser ihren Eifer mit den Worten unterbrach: ‚Apropos, warum eßt ihr denn kein Schweinefleisch?‘ — Bei alledem gab es in Rom sehr hervorragende Juden, sogar Dichter. Horaz würdigte einen ihrer Heinrich Heine oder Emil Kuh (der Grad seiner Leistungen ist uns nicht bekannt geworden) seiner besondern Freundschaft. Die vornehmen Frauen hatten Sinn für die Jehovareligion. Es war eine Zeit angebrochen, wo man vor Ueberfülle an Gottheiten einen noch ‚unbekannten Gott‘ zu suchen anfing. Man betrachtete die Religion wie eine Art Kurmethode, um veraltete Uebel nicht aus der überlieferten und abgenutzten Apotheke der Religion und Philosophie von früher, sondern mit neuen Reagentien zu heilen, mit Rheumatismusketten, Betty-Behrend'schen magnetischen Kräuterkissen, Revalenta arabica. Darin war das alte Rom vom neuen so verschieden. Im neuen, im Rom der Zuaven, die absolute Intoleranz für jede Abweichung vom

Kanon, im alten die liebende Umarmung aller möglichen Superſtitionen, jedes Humbugs, der wie Religion ausſah. Das Pantheon ſtand allen Göttern offen, balſamirten Vögeln, dem Ibis mit dem langen Storchſchnabel ſo gut wie dem Jehova, jenem, dem überwiegenden Theil der Römer allerdings deßhalb ſo lächerlichen Gott, weil ihn die Juden nicht ausſprechen durften, ihm ſozuſagen einen Interimsrock zur gewöhnlichen Abnützung gaben. Vornehmen Damen, myſtiſch geſtimmten Prinzeſſinnen gefiel aber juſt dies Unausſprechliche und Pſeudonyme. Gegen Kröpfe, Blähſucht, all' die Krankheiten, wogegen die Bäder von Bajä nicht helfen wollten, halfen vielleicht, ſo glaubte man wenigſtens, die Edelſteine Urim und Thummim, die der Pontifex maximus der Juden auf ſeiner Bruſt trug, die Gebetriemen an den Armen der Hebräer, die Zahlen der Kabbala, deren Anfänge in jene Zeit fielen."

„Einer dieſer in Rom wohnenden Judenprinzen war einer der mehreren Söhne jenes ‚großen' Herodes, der ſelbſt Herodes hieß. Seine Gemahlin war ein Geſchwiſterkind zu ihm und ſelbſt vom ‚großen' Herodes eine Nichte, Herodias ihr Name, die Mutter jener Salome der jüngeren, die ſo ſchön getanzt haben ſoll. Und dieſe Tänzerin eben, das iſt die geſchichtliche — ‚ewige Jüdin.'"

Frau von Engelschall war beruhigt. Jetzt stand sie auf der Höhe der Orientirung. Sie warf der träumerisch vor sich hinbrütenden Ludmilla bedeutungsvolle Winke zu, die auf das Ach! Ach! Eugen Sue's gehen sollten, auf diese tiefe, melancholische Note mit dem Fermatenzeichen zweier Jahrtausende.

„Sie haben sie wohl schon zum Oefteren abgebildet gesehen," fuhr der Doktor fort, „von Leonardo da Vinci, Carlo Dolce, Lucas Cranach, diese Bajadere von Prinzessin, wenn sie das Haupt des Johannes ihrer Mutter oder ihrem Stiefvater überbringt. Ihr rechter Vater war keineswegs jener Herodes Philippus, dessen — Gattin sie später wurde. Lachen Sie hierüber nicht, meine Damen! Die Verwirrung in der Familie der Herodes hat sogar die Geschichtsschreiber angesteckt. Die Kinder aus den sieben Ehen des ‚großen' Herodes laufen auseinander wie die Zweige des Giftbaums in der ‚Afrikanerin'. Es muß des Namens Herodes Philippus in den Verbindungen des Königshauses zwei gegeben haben, weil Salome, die Tänzerin, Stieftochter eines Herodes Philippus, ebenfalls einen Herodes Philippus heirathete. Seltsam, daß die Ehegesetze der Juden nur Einspruch thaten gegen die Verbindungen zwischen Schwager und Schwägerin, nicht zwischen Geschwisterkindern oder andern Descendenzgraden. Welche tiefen physiologischen Blicke Moses dabei in die

Naturorganisation der Menschen oder welche moralischen er in die Gewohnheiten der Geselligkeit geworfen hat, das mag aus den Schrifen Schelling's, Schubert's oder — Balzac's erforscht werden. Wahrscheinlich wollte er jenen romantischen Geschichten vorbeugen, die sich zwischen Verschwägerten, als Inhabern eines traulicheren Bruder- und Schwesterverhältnisses, leichter anspinnen ließen, als die abgeschlossene Haremslebensart der Orientalen, auch die der Juden, sonst zugelassen haben würde —"

Die Verschwägerten mußten hier in ein lautes Lachen ausbrechen. Die Kommerzien- und die Regierungsräthin suchten ihre Schwester in den Ausdruck des Spasses, den ihnen das Gefährlich-sein-sollen der Verschwägerungen machte, mit hineinzuziehen. Ludmilla lächelte auch in der That, doch nur wie abwesend.

„In unserem Fall," las der Doktor, „erschien ein Schwager der Herodes, ein Bruder ihres Gatten, ebenfalls eines Tages in Rom, ordnete dort bei Tiberius, dem Nachfolger des August, seine Ansprüche auf die von seinem Vater ihm als Erbe zuerkannte Landschaft Galiläa, sah hier Herodias, das Weib seines Bruders (nach Vater und Mutter seine Nichte), in dem ganzen Glanz, der die stolze anschlägige, schöne Frau umgeben haben mochte, huldigte ihr mit Verblendung aller seiner Sinne und entführte sie seinem Bruder nach ihrer gemeinschaftlichen Heimat."

Der Zweck der Satire iſt, die Thorheit zu geißeln: allein nicht Alles darfſt du ſtrafen. Den Irrthum erreicht die Satire nie. Du kannſt auf das Verbrechen keine Satire machen, du kannſt einen Dieb nicht perſifliren. Regierungen, die ſich vor der Satire fürchten, pflegen den Schriftſtellern zu ſagen: Werft Euch auf paſſende Gegenſtände! Damit meinen ſie, man ſolle Satiren auf die Galeeren ſchreiben, Satiren auf die Zucht- und Armenhäuſer! Dieſes Feld iſt jedoch ſo ſehr ohne Satire, daß, wenn z. B. ein Gourmand allerdings perſifflirt werden kann, man ſogleich damit aufhören muß, wenn er ſich den Magen verdorben hat. Wo man ſich mit ſeinen Irrthümern, Thorheiten und Verbrechen ſchon die Finger verbrannt hat, da würde die Satire mit dem glühenden Brandmal-Eiſen nur den Henker verrathen. Nimmermehr wirf alſo deinen Stachel dahin, wo die Polizei ſchon den ihren hingeworfen hat. Die Satire, mein Sohn, hat über alle Gattungen des Lächerlichen als Mittel zu gebieten; allein du mußt dich wohl hüten einen chirurgiſchen Schaden durch die bloße Klyſtierſpritze der leichten Ironie oder eine hyſteriſche Frauenzimmergrille mit der Knochenſäge des verwundenden Spottes heilen zu wollen. Einen Irrthum des erhitzten Verſtandes thuſt du am beſten und heilſt ihn durch lauliche ironiſche Aufſchläge. Du mußt, um z. B. den Pietismus lächerlich zu finden, dieſe, man kann wohl ſagen, ſchwierigſte Aufgabe der Satire, dich gar nicht mit dem Pietismus ſelbſt einlaſſen, wie hier rohe Hände zu thun pflegen, ſondern darfſt nur, um ſiegreich zu Werke zu gehen, *einen* Weg einzuſchlagen. Du mußt alle Intention des Spottes fahren laſſen und gehſt vom Princip des Pietismus aus, führſt dies in begeiſterter Art durch, kommſt immer höher und höher, näherſt dich der Vorhalle

Ein „Da haben wir's!“ des Regierungsraths mit komiſch zärtlichem Blick auf ſeine Schwägerin Kommerzienräthin rief allgemeinen Beifall hervor.

„Er nahm Salome,“ fuhr der Doktor fort, „das Kind der Entführten, ebenfalls mit ſich.“

„Bon voyage!“ rief der Kommerzienrath mit Anſpielung auf ſeine kleine Eugenie, die nicht anweſend, aber Allen als zuweilen ſehr der Nachſicht bedürftig bekannt war.

„Herodias,“ fuhr der Doktor fort, „hatte in den Treubruch für den Fall eingewilligt, daß Herodes Antipater (ſo hieß der als Viertelskönig von Galiläa durch Tiberius Beſtätigte) ſeine bisherige Gemahlin, die Tochter eines Königs der Araber, verſtieß, ja ſie völlig aus dem Lande der Juden verjagte. Die Juden hatten ſich eine Art von Luxemburg, eine Grenzfeſte gegen die Araber und Parther erbaut, die Feſte Machairus, Schwertheim, könnten wir's überſetzen. Dorthin ſollte der neue Gatte ihre Vorgängerin entſenden und ſie ihrem Vater, dem König Aretas, ganz wieder zur Dispoſition ſtellen. Von Anſtrengungen des in Rom zurückgelaſſenen Gatten, Herodes Philippus, ſeiner entflohenen Gemahlin und ihres Kindes wieder habhaft zu werden, wird nichts berichtet. Ihm durfte genügen, daß der Araberkönig die Schmach ſeiner Tochter mit einem furchtbaren Einfall in Judäa rächte. Aretas holte ſein beleidigtes Kind aus Schwert-

heim ab im Gefolge eines Heeres, das die Truppen des Galiläers ſchlug und ſeiner Herrſchaft ein trauriges Ende bereitet haben würde, wenn ſich nicht — eben der Nordbund der Römer in's Mittel gelegt und dem winzigen Königlein eine Diviſion unter Befehl des Generallieutenants Vitellius zu Hülfe geſchickt hätte."

„Zu ſehr à la Mommſen!" brummte der beleidigte Baßſänger, der Aſſeſſor — „Moderne Maßſtäbe an durchaus andersbedingtes Altes gelegt —!"

„Ohne Zweifel," las der Doktor, der den Einwurf kaum vernommen haben mochte, weiter, „ohne Zweifel beſaßen Herodias und Salome die Bildung der damaligen römiſchen Welt. Sie haben den Hof der Fürſtinnen Julia und Livia beſucht und deren Gegenbeſuche empfangen. Sie haben beim Plaudern in den ſonnenlichten marmornen Impluvien, beim Plätſchern der Fontänen, beim Flöten der Nachtigallen in dem Oleandergebüſch, das dem Hofe Schatten gab, die beſten Adreſſen köſtlicher Salben und Wohlgerüche, der echteſten perſiſchen Shawls und Teppiche, der längſten germaniſchen Chignons von Prinzeſſinnen und Kaiſerinnen entgegengenommen, die im Wechſeln ihrer Moden und Männer, in Ermordenlaſſen ihrer Gegner eine allen Schrecken des Styx hohnſprechende Virtuoſität beſaßen. Die Mutter der Salome hatte ſicher noch jene Fulvia gekannt, die Gattin des Antonius, die ihrem

Mann die egyptiſchen Stunden mit Cleopatra vergab, weil er die ihrigen — —" der Doktor verſchluckte etwas dieſe Worte — „mit ſeinen Adjutanten nicht ſtörte. Als die Männer, die nach Alleinherrſchaft ſtrebten und die Republik im Blute erſticken wollten, auch des göttlichen Redners Cicero anſchlagreiches Haupt (Mördern gegenüber kann es für uns in Cicero's Charakter keine Schwächen gegeben haben) förmlich abſäbeln ließen, da hat Fulvia den Kopf des unerſchrockenen Konſularen vor ſich auf den Tiſch geſtellt und die kalte Zunge des beredteſten Mundes, den Adlerfittig der ſchwungvollſten Beredſamkeit, den Blitz der Beweisführung, den Donnerkeil der ſittlichen Entrüſtung — in kindiſchgewordener Megärenwuth mit Nadeln durchſtochen. Im Uebrigen werden, was die Bildung der Herodias und Salome anbelangt, Beide das Geſetz der Bibel geleſen haben und überzeugt geweſen ſein, daß der einzig wahre Gott doch nur zu Moſes im flammenden Buſch geſprochen hat und David ein König war über alle Könige der Erde. Indeſſen, ſie kannten auch Latein und Griechiſch, das ſie ſprechen mußten — jenes für Rom, dies für Egypten und Kleinaſien, die im lebhafteſten Verkehr mit ihrer Heimath ſtanden. Sie kannten dieſe Sprachen vielleicht aus beſſern Quellen, als aus dem Geplauder ihrer Sklavinnen. Die edle Oktavia, Kaiſer Auguſtus' Schweſter, verlor ihren Sohn Marcellus. Alle Welt,

die nur irgend in die Saiten zu greifen verstand, besang damals diesen Tod. Die Hoffnung der Erde schien den Römern mit diesem Prinzen verloren gegangen. Nur der einzige Ovid, der Leichtfertige, trauerte nicht um Marcellus. Ihm war Julia, die Wittwe des Marcellus, das Ideal seiner Dichtung. War es deren zweiter Gemahl, jener Generalfeldmarschall des Kaisers, Agrippa, der ihn dafür in die Verbannung schickte —? Elegieen, Spottgedichte mit Bezüglichkeiten auf den Hof und die Großen muß es damals geregnet haben und die Judenprinzessinnen werden sie mitgelesen haben. Sicher wurden auch die Theater besucht. Wehklagte doch die Rechtgläubigkeit, daß sogar Arenen und Theater in Jerusalem gebaut wurden. Man ahmte den allgemeinen Brauch nach. Cleopatra von Egypten war die tonangebende Frau der Zeit. Sie hatte die Moden für Rom, die Sitten, die Tracht, den Kopfputz der vornehmen Frauen erfunden. Was Cleopatra trug, trug die Welt, die gefallen wollte. Herodias wuchs zu Cleopatra's Zeit auf und Salome, die ewige Jüdin, war schon, wie Nero, das Kind einer Zeit, die alle Vorurtheile überwunden hatte. Der Gesang, der Tanz, der sonst nur den Sklaven und Sklavinnen ziemte, war eine Fertigkeit der Vornehmen geworden. Nero sang — wahrscheinlich Tenor. Salome tanzte — wahrscheinlich eine Art Cancan."

„Nein, nein!“ proteſtirte, wie aus ſittlicher Entrüſtung heraus, der Aſſeſſor, fand jedoch keinen Anklang. Man wollte jetzt nur hören, nur wiſſen, wo alles hinauswollte. Es lag eine gereizte Bezüglichkeit in den Worten des Doktors. Ludmilla ſchien anzunehmen, daß alles auf ſie ſelbſt gehen ſollte.

„Salome,“ fuhr der Doktor fort, „hatte den egyptiſchen Beinamen Pharaïdis. Es gab eine ältere Salome, die Schweſter des ‚großen‘ Herodes, die alle Julien und Livien des Kaiſerhauſes an Verſchmitztheit, Gefallſucht und Blutgier übertroffen hatte. Auch dieſe lebte noch in Rom mit allen ihren Morden auf der Seele. Sie hatte ſchon ihren vierten oder fünften Mann genommen, einen griechiſchen Römer, hochgeſtellten Günſtling der kaiſerlichen Gnade, einen Herrn von Alexas. Das waren zwei Seelen, die ſich gefunden hatten, die alte Prinzeſſin Salome Alexas und Kaiſerin Julia — nicht jene Julia, die Tochter des Auguſt, die damals verbannte und im Exil geſtorbene arme, leichtſinnige Julia, ſondern die Mutter des Tiberius, die Kaiſerin Livia, die ſich Julia nennen ließ, um dem juliſchen Geſchlecht anzugehören. Als die alte Salome ſtarb, vermachte ſie dieſer ihrer Freundin Julia ihr ganzes Vermögen. Ob jene auch die kleine Salome Pharaïdis geſehen hat — die alte Schlange die kleine Schlange, die aus Rom nach Paläſtina, ſo wie man heute Chopin und

Thalberg abzuſpielen oder in Oel zu malen aus den großen Weltſtädten mit nach Hauſe bringt, ſo die Tanzkunſt mit nach Jeruſalem brachte, die ſie vielleicht in Rom bei Pathyllus, dem Beſtris jener Tage, gelernt hatte? Es zu bejahen iſt erlaubt. Sie muß bezaubernd geweſen ſein, dieſe Tänzerin à la Grecque, Salome die Jüngere, als ſie vor ihrem Stiefvater, Herodes Antipater, ihre Dreſſur zeigte. Ihr Tanz war bei ſeinen Diners eine Zugabe zum Deſſert. Nur darum war der viertelkönigliche Herr in ſolchem Grade von ihr entzückt, daß er nach den Evangelien zu ihr ſagte: „Bitte von mir, was Du willſt, ich will Dir's geben, und wäre es die Hälfte meines Königreichs" (alſo etwa ein Achtel von Bayern oder Württemberg) — weil er gerade den „Oberſten und Hauptleuten und Vornehmen aus Galiläa" und ohne Zweifel auch jenem Vitellius, der ihm den rachedürſtigen Schwiegervater erſter Ehe vom Leibe gehalten hatte, auf dieſe Art etwas Außerordentliches zu zeigen im Stande war. Ich vermuthe Vitellius zugegen, weil dieſer zuweilen von Syrien, wo ſeine Truppen kantonnirten, zu Militärinſpektionen nach Judäa kommen mußte und die Scene jenes verhängnißvollen Tanzes in Schwertheim, in dem Grenz-Luxemburg Paläſtinas, ſtattfand. Ob die reizende Sylphide ſchon damals die Gattin eines ihrer Oheime geworden war, des ebenfalls Herodes Philippus benannten

Fürſten, der die Viertelskrone von Judäa und Trachonitis trug —? Das iſt ſchwer zu ſagen, ja der Sage zum Trotz iſt ſogar die Tänzerin Salome noch zum zweiten Mal verheirathet."

„Halten wir uns zunächſt an die Sage und die Bibel. Dieſe machen Salome zur Veranlaſſung der Hinrichtung Johannes des Täufers. Der „Rabbi Jochanan", wie Johannes hebräiſch hieß, ſaß in jener Grenzfeſtung Schwertheim gefangen. Er hatte dem Zorn und Unwillen der Juden über die vom Geſetz verbotene Heirath ihres Fürſten mit ſeiner Schwägerin Herodias einen die Menge hinreißenden Ausdruck gegeben. Den Araberkrieg und die Leiden, die in deſſen Gefolge über das Land gekommen, wovon das Einrücken der Römer nicht das Geringſte war, ſahen die Juden für eine Strafe Gottes wegen Verletzung ſeiner heiligſten Geſetze an. In unſern Tagen iſt man nicht mehr ſo leicht in Harniſch zu bringen um Uebertretungen der kanoniſchen Geſetze, für welche Rom aus ſeinem Gnadenſchatz für Geld und gute Worte nachſichtige Dispenſe bereit hält — in der griechiſch-katholiſchen Kirche jedoch —"

Hier bat mit entſchiedenem Ernſt der Kommerzienrath, als dießmaliger Hauswirth, für ſeine Unterbrechung um Entſchuldigung und ſagte:

„Sie erwähnen konfeſſionelle Dinge — wenn vielleicht in unſerem Kreiſe —"

„Griechiſchkatholiſche Hörer —?“ entgegnete der Doktor, endlich über den Widerſpruch gereizt.

„Das nicht, aber Sie erwähnten ſchon zum Oeftern römiſchkatholiſche Gegenſtände — Herr Hüpeden iſt aus Weſtphalen —“

„Für mein Theil,“ ſagte der Angeredete, ein Steinkohlengrubenbeſitzer, der ſich mit einem großen Vermögen zurückgezogen hatte, „ſo gebe ich Ihnen Rom und wenigſtens einen Theil der Kleriſei preis — meine Frau denkt ebenſo —“

„Ich bin überzeugt,“ verneigte ſich der Wirth verbindlich, „daß auch unſer Herr Doktor die Grenzen des in ſolchen Fällen Schicklichen einhalten wird —“

„Aber in der griechiſchkatholiſchen Kirche,“ ſchnitt der Vorleſende entſchieden die Rede des Wirthes ab, „in welche das moſaiſche Geſetz übergegangen iſt, verbieten ſich die Heirathen zwiſchen Verſchwägerten auf's Allerſtrengſte. Johannes muß bei ſeinen Strafreden einen Zulauf gehabt haben, der einer Empörung nahe kam. Auch die Kriegsbeſchwerden hob der neue Jeſaias hervor. Ganz übereinſtimmend mit dem Geſchichtſchreiber Joſephus läßt ihn der Evangeliſt Marcus zu den Sätzen, die vorzugsweiſe Johannes ſprach (an jeden berühmten Rabbi knüpfen ſich gewiſſe Axiome, die gerade ſein Mund zuerſt vorgetragen haben ſoll), auch den fügen, welchen Schiller in ſeine

Kapuzinerpredigt aufnahm: Contenti estote stipendiis vestris! Seid mit eurem Kommisbrode und der regelmäßigen Löhnung zufrieden — nennt euch nicht unsere Retter, unsere Bundesgenossen, und zieht uns noch mehr als der Feind das Fell über die Ohren —! Ja, die Richtung des Johannes ging vorzugsweise auf Thaten. ‚Wer zween Röcke hat,‘ rief er, ‚der gebe den einen dem, der keinen hat‘ — reiner Kommunismus! Herodes wagte sich nicht an das Leben eines solchen Volksmanns, der das zu allen Zeiten dem Volk willkommen Gewesene versprach, ja des geviertelten Herodes Haß gegen die Römer (er sammelte in Machairus eine Ausrüstung für 60,000 Mann) und eine gewisse diesem Herodes eigene Indolenz, die dem lauernden Zuwarten eines listigen, auf dem Sprung liegenden Thieres gleichkam (einen ‚Fuchs‘ nannte ihn auch drum Jesus), bestimmten ihn, vor dem Rabbi Jochanan eine Art Ehrfurcht zu verrathen. Von Herodias erzählt die Geschichte das Gegentheil, daß sie den großen Vor-Apostel haßte. Von Salome dagegen wieder behauptet die Sage, daß sie, wie eben die Töchter ihren Müttern gegenüber zuweilen die Caprice haben, es mit dem Vater zu halten, geradezu diesen Rabbi Jochanan — liebte.“

Dem Kreise der Zuhörer ließ der Vorleser hier eine Pause. Jeder mochte an den Statusquo seiner eigenen Familienverhältnisse denken. Dann fuhr er fort:

„Geſchen muß Prinzeſſin Salome den Staatsgefangenen, den ſie liebte, oft genug haben. Dieſer ſaß in Machairus. Dort inſpizirte Herodes gewöhnlich ſeine Truppen. Der Viertelskönig mag oft über ſeine Gemahlin Herodias gelächelt haben, die ‚dieſen Menſchen' ſo leidenſchaftlich haßte. Sie nannte ihn den Gegner ihres Glücks, ihrer Ruhe. Religiöſe Abneigung war bei den Juden mehr zu fürchten, als ihre wankelmüthige politiſche Stimmung. Der Heuſchreckeneſſer, der Jordantäufer muß ein würdiges Bild in der Citadelle von Schwertheim vorgeſtellt haben. Hoheitsvoll, des geiſtigen Entſatzes gewiß, den ihm ſein hochverehrter und bewunderter Freund Jeſus draußen durch Fortſetzung des Taufens im Jordan und des Lehrens gewährte, mag er in ſeinem langwallenden Haar, in ſeinem an die Rauhheit der Wüſte gewöhnten Körperbau, in der ganzen ſtrengen Tugend eines der Sekte der Eſſäer angehörenden Schwärmers einen bewältigenden Eindruck auf Jeden gemacht haben, der in ſeine Nähe kam. Die Neugier, ihn ſehen zu wollen, wird ausdrücklich in dem kurzen Bericht ſeines Lebens als das Motiv des Zulaufs, den er fand, hervorgehoben. ‚Was ſeid ihr hinausgegangen zu ſehen —?' Johannes wird eine gewiſſe Freiheit in ſeiner Gefangenſchaft behalten haben. Denn er konnte, wie die Evangelien erzählen, Boten, ‚Jünger' nennt ſie die Schrift, an Jeſus

der göttlichen Ideenwelt, selbst im Triumph einer wahrhaften Vernunft- und Gefühlsreligion die Himmel vor dir aufgethan und blickst nun, im Vollgenuß göttlicher Seligkeit, mit jenem Lächeln, das ja auch Christus seinen Gläubigen nicht untersagt hat, auf den Irrthum zurück, der weit, weit hinter dir geblieben, dir vergebens auf deinen Sinai hinauf nachklettern wird und dessen eitle Bemühungen du jetzt erst mit großherziger Herablassung bemitleiden kannst. Dies ist der einzige Weg, wie die Satire dieser falschen Schärfung, dieser Pseudo-Organisation, dem Pietismus beikommen kann. Vor allen Dingen hüte dich, in der Satire zu stark aufzutragen, wenn es sich nur um Irrthümer handelt oder um Handlungsweisen, deren Zwecke sonst offen und ehrlich sind. Schön und sanft ist jene Satire, wo sich der Schalk im Dichter die Erfolge einer zu verspottenden Absicht selbst ausmalt und sie natürlich ganz anders erfindet, als der Zweck jener Absicht war. Kann man einen Arzt, dem viele Kranke sterben und der doch ein eigenes System in der Medicin haben will, heftiger und zugleich harmloser verwunden, als wenn man alle die glücklichen Kuren beschreibt, die ihm gelungen sind, und ihn darstellt als Juviter Soter, den Erretter? Oder gesetzt, ein Vermöglicher schützte vor, er gäbe den Armen deßhalb nichts, weil sie durch Almosen nur im Betteln bestärkt würden, so würdest du eine Satire auf diesen Mann nicht besser einrichten können, als wenn du die großen und edlen moralischen und nationalökonomischen Folgen schildertest, die der hochherzige Gedanke des Vermöglichen dir zu haben schiene! Ueberhaupt muß die Satire, selbst wenn sie die Gebrechen ganzer Zeitalter geißelt, immer komisch zu bleiben suchen, weil die Menschen sich auch eher deßhalb bessern, wenn sie lächerlich, als

entſenden. So manchen Staatsgefangenen hat die Liebe gerettet. Zumal im Orient, wo mehr als Eine Sultanstochter mit einem Sklaven entfloh, den ſie in rauhem Kittel unter ihren Fenſtern Waſſer tragen ſah, um die Blumen zu begießen. Aber Herodias, die Mutter, haßte ihn um deßwillen nur deſto mehr. Als Salome, immerhin mit einer gewiſſen Beſcheidenheit, nach ihrem Nachtiſchtanz und unter den Beifallsſpenden der Höflinge und der römiſchen Militärbevollmächtigten, des Vitellius und ſeiner Adjutanten, die Mutter fragen ging, was ſie vom Vater begehren ſollte für ihren ſchönen griechiſchen Cancan, da vernahm ſie etwas, das der Sage, nicht der Bibel nach (die Bibel läßt ſie ſogar mit dem Haupte ‚eilends hüpfen') ihr einen Stich in's Herz gab. Wehe! Sie ſollte den Tod des verhaßten, ihr ſo werthen Volksführers begehren. O dieſe Mutter —! Die Viertels-Königin wollte auf einem ſichern Boden ſtehen."

„Und daß auch noch Salome das Haupt des edlen Märtyrers auf einer Schüſſel in den Prunkſaal, wo man geſchwelgt und gezecht hatte, hereinbringen mußte —! Ihr Stiefvater, dem die Hinrichtung doch leid that und der nur, als er ſie genehmigte, ſein königliches Wort hatte einlöſen wollen, konnte wohl ſelbſt dieſen Anblick kaum begehrt haben. So war es denn nur Herodias, die bei dem Mahle Anfangs nicht zugegen geweſen, gewiß aber

in dem Augenblick im Saal erſchien, wo man die Mutter einer ſolchen Tochter, einer ſolchen Tänzerin beglückwünſchen wollte. O du erſtes „Haupt voll Blut und Wunden —!“ Da gingen ſo eben die Körbe voll Blumen, die Amphoren voll Wohlgerüche im Kreiſe rundum, um den Duft der Speiſen zu vertreiben. Und die Fremdlinge mögen nach den Schüſſeln verlangt haben, in denen wohlriechendes Waſſer zum Waſchen der Hände geboten wurde. Denn ſeltſam und unheimlich blieb den Heiden doch der Juden ganze Lebensweiſe, zumal war ihnen ihr Eſſen und Trinken nicht geheuer. Muſiker werden auf dem goldenen Chor der Marmorhalle mit einem rauſchenden Tuſch eingefallen ſein, als der Tanz beendigt und durch die Erfüllung der Bitte der Tänzerin gekrönt war. Tauſende von Augen weinten draußen und zwei Augen ließen auch hier noch Tropfen in die blutige Schaale rinnen, und dazu klang die rauſchende Begleiterin der Freude, die Adufe, unſer mit klingenden Schellen behangenes Tambourin, der ſilberne Triangel, der kupferne Kaſtagnettenteller, Zilzel genannt. Die zehnſaitige Zither mit ihrem Rauſchen wie von Windharfen, ihrem Summen wie von tauſend im ſonnenlichten, dufterfüllten Hain ſich tummelnden Käfern, fehlte gewiß nicht. Sie wurde mit dem Plektrum geſchlagen und erſetzte unſere Violine. Blumen lagen auf den muſiviſchen Eſtrich geſtreut, dicht neben der

Stelle, wo die Prinzessin getanzt hatte, begleitet von dem liebäugelnden Blick der Männer, die auf rothen, goldverbrämten Polstern am Rand der Tafel sich streckten, die leeren Becher über ihre gesalbten, mit Goldbinden geschmückten Häupter hinausreichten, die ihnen geschäftige Sklaven immer wieder frisch aus Kannen füllten, die zur Abkühlung in einem Bassin mit Sprudelwasser standen. Silber- und Goldgeschirr ringsum. Dreifüße mit brennendem Räucherwerk, Fontänen von Rosenwasser, plätschernd in allen Ecken des Saales. Die Schilderungen, wie bei einem solchen Mahl Wohlgerüche, ja sogar Salben verschwendet wurden, verschwendet an die Kleider, an den Körper, an die Geräthschaften, sogar an den Fußboden, wo man drüber doch ausgleiten konnte, sind für unsern Geschmack nicht zu fassen, ja sie wecken Vorstellungen von nicht anders zu bewältigenden Gerüchen, sogar Vorstellungen vom Popp'schen Anatherinwasser."

„O — O — O!" unterbrach man ablehnend. Man war erschüttert und nun dieser bittere Uebergang —!

„In welchem Glanz mochten dabei die Gewänder der Frauen gestrahlt haben —!" fuhr der Doktor fort. „Auf syrischen Webstühlen fertigte man damals einen Silberstoff, der dem Filigran ähnlich gewesen sein muß, denn in Rom machten die Juden damit selbst bei Hofe, wo man doch Alles kannte, was schön und theuer war, Furore.

Wer ein ſolches Kleid anhatte und zufällig die Sonne auf ſich ſcheinen laſſen konnte, der ſah wie eine Lichterſcheinung aus und flößte Schauer und Ehrfurcht ein. Aber zum Tanz wird ſolcher Silberſtoff zu ſchwer geweſen ſein, wenn er nicht in Geſtalt einer engen Chlamys dicht an den ſchönen Formen ſaß. Ein Unterkleid, das was man jetzt mit dem profanen Namen — „Chemiſe“ bezeichnet, trugen die Jüdinnen nicht. Die dem Körper nächſte Gewandung war dem Auge ſchon ſofort ſichtbar. Vielleicht war die Tunika der Tänzerin rothgefärbt mit dem Blut der Purpurmuſchel. Sie war vielleicht aus einem wollenen Stoff, weicher wie der junge Flaum eines ſich mauſernden Vogels. Sie reichte nur bis zum Knie, wo die goldenen Bänder begannen, die ſich zuletzt in purpurroth: Sandalen verloren. Das Auge war gewiß von einer angebrannten Mandel mit einem ſchwarzen Strich untermalt und ließ die Glut der ſchönſten Sterne deſto geſammelter erſcheinen, wie zwei brennende Strahlenherde. Ueber dem in einen kräftigen Knoten gewundenen, mit Edelſteinen wie beſäeten ſchwarzen Haar, über den goldenen Spangen am Ohr, den Perlenſchnüren am Halſe wölbte ſich, vom rechten nackten, mit Spangen geſchmückten Arm gehalten, gewiß ein Schleier, der ſich enger zuſammenziehen, wieder lüften, ganz abnehmen ließ je nach Willkür, wie Bathyllus in Rom oder ſein Nebenbuhler, der Tänzer

Pylades, den Unterricht im Schleiertanz gegeben haben mag. Der Stoff ist dann Seide, die Farbe ist weiß, die Stickerei golden. Den Nasenring, den noch Judith getragen hat, als sie sich schmückte, um Holofernes zu berücken (Hebbel's Holofernes würde diese Zugabe zum Kostüm seiner Judith pikant gefunden haben), hatte jene Zeit denn doch schon abgelegt —"

„Einen Nasenring —?" rief ein großer Theil der Damen entsetzt.

Aber Frau von Engelschall merkte, daß der Vorleser auf die Höhe seines Gegenstandes gekommen war, auf die Verwandlung Salome's in die „ewige Jüdin", und rief:

„Bitte — bitte — jetzt —!"

„Und dich, strahlende Sylphide, stolze Fürstentochter," begann in der That der Doktor mit gehobener Stimme. „Dich hat zwar Dante — nicht auch, wie andere schöne Frauen, in die Hölle versetzt — die Ehre, den Reigen der um Liebe und Leidenschaft verdammten Seelen anzuführen, läßt er Semiramis, jener unnatürlichen Mutter, die ihren eigenen Sohn ehelichte — aber die Sage hat auch Dich, Salome, unter die Schaaren gesellt, von denen der düstere, unbarmherzige Florentiner singt:

Und wie die Staaren ihre Flügel tragen,
Zur kalten Zeit, in großen, vollen Schaaren,

So werden von dem Hauch die böſen Geiſter
Von hier, von da, herauf, herab geführet,
Und keine Hoffnung ſtärkt dieſelben jemals
Nicht nur der Ruh', nein auch nicht klein'rer Strafe.
Und wie die Kran'che ziehen, ihre Klagen ſingend,
In Lüften ſich zu langen Reihen ſchaarend,
Sah ich herunter kommen, Seufzer dehnend,
Die Schatten, von genannter Pein getragen —!

„Salome Pharaïdis iſt die Ruheloſe, ewig Irrende, die nächtliche Ahasvera —! Die Stolze liebte den Wüſtenprediger, liebte ihn, wie Königstöchter lieben, zumal wenn ſie ſchon ſelbſt wieder der Reif einer Herrſcherin ſchmückt, wie dieſe Katharinen und Eliſabeth von Rußland die Schiskoi und andere Antinous ihrer Palaſtgarden geliebt haben. Ach, ein einziger Sonnenſtrahl der geſinnungslos wechſelnden Gunſt entzündet da ein ganzes Leben und Leib und Seele ſind für immer verzehrt und werden Aſche. Dieſe Fürſtinnen? O die haben nichts davon, als eine ſchöne Erinnerung. Sie fliegen mit Schmetterlingsflügeln zu neuen Blumen hinüber. Der ſtrenge Rabbi verſtand dieſe gnädigen Blicke nicht. Die herablaſſende Huld der gekrönten Tänzerin war an den ſtrengen Pythagoräer, an den Lehrer der Religion des unſichtbaren und unausſprechlichen Gottes verſchwendet. Ihm, dem ſelbſt die Weisheit des großen Rabbi Simon, Sohnes des großen Hillel, der in Jochanan's Jünglingsalter in Jeruſalem lehrte,

zuviel vom vergänglichen Glanz des Tempels hatte, zuviel vom blendenden Schimmer der Marmorſäulen und der erblindenden Herrlichkeit der goldenen Gefäſſe, ihm, der an den Phariſäern den Hochmuth und die Selbſtgenüge haßte, an den Sadducäern den frivolen Cynismus der Gottesleugnung und des abſoluten Nihilismus, ihm, der vom wilden Honig und von den Heuſchrecken der Wüſte lebte, waren die verführeriſchen Gebilde beſtrickender Frauenliebe längſt aus dem Bereich ſeiner Wünſche und Begierden entrückt. Herodias, die Mutter Salome's, kannte vielleicht das Doppelgefühl, das im Buſen ihrer Tochter lebte, die Liebe und — vielleicht gar die Rache? Die Weiber jener Zeit hatten meiſtens alle zwei ſolche ſich widerſprechende Herzenskammern. Auch Salome war, wie faſt alle Frauen jener Zeit, mit Schlangengift geſäugt und unter Leichen auferzogen. Mord war ihr vielleicht wie das Ritzen einer Nadel. Als dann aber doch das edle, blaſſe, blutloſe Haupt auf der goldenen Schüſſel, die ſie ſelbſt zu Herodes und ſeinen Gäſten hineingetragen hatte, ſo ernſt, ſo fahl, ſo feierlich und grauenvoll ſchön dalag, als ſie damit aus dem Saale verſchwinden wollte, da wankte — die Uebermüthige — ? — und drückte einen Kuß auf die blaſſen Lippen. O, faſt möchte man glauben — und Dante, der die Frauen auch ſeiner Zeit gekannt, würde es für gewiß gehalten haben — daß die Möglichkeit, die

Lippen eines abgeſchlagenen Kopfes zu küſſen, die ſelbſt Klärchen in einem ſechsten Akt des „Egmont“ nicht würde wahrgemacht haben, in jene Region der Nachtſeiten des menſchlichen Gemüths gehört, die dem Wahnwitz nahe liegt. Das glänzende Farbenſpiel der zu Tode gemarterten Muränen, das die Römer bewunderten, der brechende Blick des ſterbenden Fechters, die von den liebenden Umarmungen des Flammengottes verzehrte Semele — das iſt die Gegend der Pſychologie, wohin der Sage nach auch der Kuß der Salome auf das todte Haupt des Johannes gehört.“

„Aber der Muth, ob der Muth der Leidenſchaft oder ihres Mitleids bleibt unentſchieden, bekam ihr übel. Die Lippen des Hauptes öffneten ſich und jener Hauch, von welchem Dante an der oben angeführten Stelle ſpricht:

> Die Höllenwindsbraut, welche nimmer ruhet,
> Mit ihrem Ungeſtüm hinreißt die Geiſter,
> Die ſie umwirbelnd und zerſchlagend peinigt —

dieſe fuhr aus dem Munde des Märtyrers, hob die Frevlerin, die Sünderin der charakterloſen Liebe, die Zeugin für das Gute zur verſpäteten Stunde, die Näſcherin im Giftgenuß, die aus fremdem Leide Wonnen Saugende, die halbe Bekennerin, die halbe Julia, wenn Julia die ganze Liebe, die Liebe für Leben und Tod iſt, die Repräſentantin jener ſchneidenden Schiller'ſchen Worte: „Gut-

herzig sind sie alle —!" hoch, hoch, hoch in die Lüfte und ließ sie, wie Christus den Ahasver, „wandern, wandern, wandern", „ruhelos", so sie die „ewige Jüdin", im Leeren, Haltlosen, gehalten nur durch die Kraft des Wirbelwindes selbst, „tanzen, tanzen, tanzen ruhelos" bis an's Ende der Tage."

Der Vorleser machte eine Pause. Alles war erschüttert. Niemand widersprach. Niemand sah auch die Marmorblässe, die auf Ludmillens Wangen getreten war.

„Daß nun die königliche Tänzerin," fuhr der Doktor in ruhigem Tone fort, „für ihre irdische Person der Sage nach ebenfalls ihr Haupt verlor, und, sonderbar! durch eine Eisscholle, das ändert am Schicksal ihrer Seele nichts. Von einer Eisscholle? fragen Sie verwundert. Am See Genezareth — unterm 52. Grad östlicher Länge und 30. Grad nördlicher Breite — Eisschollen? Die Möglichkeit, die Herodesprinzessin mit den Erscheinungen eines nordischen Winters zusammenzubringen, wird dadurch erklärt, daß es in den Pyrenäen kleine Seen gibt, die zuweilen zufrieren. In die Pyrenäen nämlich wurde ihr Stiefvater Herodes von Kaiser Caligula verbannt, als er auf die Frage, wozu seine vom Bund mit den Römern nicht vorgeschriebene Aufhäufung von Kriegsmaterial für 60,000 Mann zu Schwertheim hätte dienen sollen, keine genügende Auskunft geben konnte. Der Bruder der Herodias,

Herodes Agrippa, war nach ziemlich wunderbaren, faſt wie eine Guſtav Nieritz'ſche Erzählung für die Jugend ſich leſenden, aber geſchichtlich verbürgten Erlebniſſen zum Gewinn des Titels eines ganzen Königs, keines Viertelskönigs, und zu einem Theil von Judäa mit großen Gnaden und Vorrechten gelangt. Seinen Schwager und Oheim, Herodes Antipater, denſelben, der nach Johannes' Tod nun auch noch den Heiland hatte kreuzigen laſſen mit widerſtrebend erlangter Erlaubniß des römiſchen Militär-bevollmächtigten Pontius Pilatus, ärgerte dieſe Bevorzugung. Er ging mit Herodias nach Rom, um ſich gleiche Gunſt auszuwirken. Da erfolgte jene verhängnißvolle Frage, angeregt durch ein Heldenſtück von Angeberei ſeines Schwagers Herodes Agrippa. Er erhielt Zeit, erſt zu Vienne in Gallien, dann in Lyon, zuletzt — die Ankunft des rundreiſenden Kaiſers verjagte ihn überall — in den Pyrenäen über das Ausbleiben ſeiner Antwort nachzudenken. Seltſam, wie brav da die ſo übel berufene Herodias geweſen —! Als eine Schweſter des Agrippa (der nunmehr jener dritte Bibel-Herodes iſt, der die Apoſtel des gekreuzigten Jeſus verfolgte) ſollte ſie es freigeſtellt erhalten, ob ſie nicht lieber nach Judäa zurückkehrte. Sie entgegnete: „Habe ich Glück mit meinem Gatten getheilt, will ich ihm auch in's Unglück folgen —!" Und Salome, die Tänzerin, muß ſie da in ihr Exil begleitet oder ſie

wenn sie als schlecht dargestellt werden. Das Mittel aber, um immer komisch zu bleiben, liegt darin, daß du dich an nichts hältst, als an die Consequenzen der Thorheiten. Die Motive stelle nie in Abrede, sondern entwickle nur die Folgen, und der Contrast des Wahren und Falschen wird sich bald von selbst ergeben."

Und an diese Vorschriften knüpfte Blasedow nun immer Uebungen an. Er ging die verschiedenen Zeitalter und Stände durch, um ihre Widersinnigkeiten zu entdecken. Er befahl Albein, Bücher anzulegen über die Lächerlichkeiten der Aerzte, der Soldaten, der Advocaten, der Fürsten, der Hofmarschälle, der Liebhaber, der Sängerinnen, der Geistlichen u. s. f. Jede Woche mußte Albein zwei Satiren machen. Er führte ihn dabei in ganz verwickelte Situationen ein. „Denke dir z. B.," sagte er ihm, „du schriebest ein Journal und hättest einen anmaßenden Schauspieler. Wie würdest du das anfangen, ihn zu verspotten?" Er gab ihm dann die Themen ungefähr so an: Herr N. N. erwirbt sich nicht bloß um die Literatur, sondern auch um die Geschichte die größten Verdienste. Ihm verdankt nicht bloß Schiller, daß er verstanden, sondern auch Wallenstein, daß er nicht vergessen wird. Wir würden keine rechte Vorstellung mehr von einem gewissen Tasso haben, wenn ihn Herr N. N. nicht spielte u. s. w. Diese Schemata, welche Blasedow seinem Sohn über die Recensenten, Prahler, Geizhälse, u. s. f. sammelte, waren jenen Schablonen zu vergleichen, über welchen Oscar zeichnen lernte.

Und Oscar, der Schlachtenmaler — wie weit rückte dieser Bataillen Raphael vor! Blasedow machte bei diesem eine bittere Erfahrung: denn, nachdem derselbe mehrere Jahre

öfters beſucht haben. Denn wenigſtens die Sage läßt ſie einen gefrorenen Pyrenäenſee betreten, vielleicht auf ihm ſchlittſchuhlaufen, wie die Damen im Bois de Boulogne bei Paris. Sie machte, als elegante Patineuſe, auch auf dem Eiſe, die ſchönſten Pirouetten, auf zwei und auf einem Bein, juſt wie die Fürſtin Metternich oder der Balletchor in Meyerbeer's ‚Propheten'. Da bricht das Eis, ſie ſinkt unter, und als ſie wieder auftaucht, hebt ihr eine Eiſesſcholle ganz gemächlich, grade wie ein Scharfrichterſchwert, das gleichſam zum Delinquenten ſagt: ‚Es thut Dir doch nicht weh?' den Kopf aus der Schulter."

„Das iſt die Sage —?" riefen entſetzt und mitleidsvoll mehre Frauen.

„Ja," erwiederte der Doktor und fuhr fort, „aber ihre Seele war ſchon längſt verdammt und blieb es auch, als ſie noch lebte. In gewiſſen Nächten, inſonders zum erſten Mai, welchem für reine Gemüther ſo wonnigen Tage bekanntlich für unreine die ‚klaſſiſche Walpurgisnacht' vorausgeht, führte ſie den Chor der wilden Geiſter an, der ruhelos umirrenden, unſeligen, der Erlöſung nicht theilhaftig gewordenen. Salome Pharaïldis iſt die Königin des wilden Heeres, nicht zu Roß, wie die Kiß'ſche Amazone oder die Königin Tomyris, ſondern nur getragen von jenem ewig dauernden Hauch aus des enthaupteten Täufers Munde. Seine Ablehnung ihres Kuſſes, ſein Wort der

Tugend: ‚Fahre dahin —!‘ das allein trägt ewig die Schwebende. Ruhe gewährt der Ruheloſen nur um die Zeit von Mitternacht bis zum erſten Hahnenruf der Eichbaum und die Haſelſtaude. Das Heer, das ihr in den wilden Nächten folgt, iſt die ‚große Schaar der Hexenheit‘. Und der dritte Theil der Welt gehört Pharaïlden. Dabei verſchmilzt ſie ſeltſamerweiſe mit ihrer Mutter Herodias in Eine Perſon. Voll Mitleid und beinahe verſöhnt wird ihrer gedacht im zwölften Jahrhundert, wo ein Mythograph berichtet:

Sonderbares Geſtirn, das heilig macht das Unheil'ge,
Rom an Petrus verleiht, Pharaïlden verſöhnt!
Glücklich machte dies Kind den Herodes, bis ſie entbrannte
Für Johannes und nie, wenn ſie dieſen beſaß,
Anderer Liebe begehrte. Darob ergrimmte der Vater,
Schlug des Heiligen Haupt. Ach, wie jammert ſein Kind!
Will ihn noch einmal ſeh'n! Sie ſtreckte die Arme, die weichen,
Aus nach dem theuerſten Mann, netzte mit Thränen das Haupt,
Ja ſie begehrt es zu küſſen. Doch weicht es zurück und ein Windhauch
Weht von dem Munde daher, hebt Pharaïlden empor,
Hebt ſie wirbelnd zum Dach, in die Luft, in die Leere des Himmels!
Alſo des Heiligen Zorn, der ſie im Tode verſchmäht,
Wie er im Leben gethan. Doch wollten die Sterne es anders —
Dient der Trauernden doch trauernd ein Drittheil der Welt!
Und ſo ward ihr erlaubt, auf Haſelſtauden und Eichen
Nächtlich ſich auszuruh'n, wenn es Mitternacht ſchlägt

Und noch der erste Schrei des Hahns nicht im Dorfe erklungen.
Pharaïldis, ihr Nam', seit sich ihr schreckliches Loos
Milderte durch den Tribut der Verehrung, die sie gefunden.
Sonst hieß Herodias sie, Meisterin war sie im Tanz.

„Jakob Grimm hat die Versöhnung der Menschen mit ihr erklärt und den Namen Pharaïldis aus aller Beziehung zu den Pharaonen gebracht. Dem großen Forscher ist Pharaïldis — ‚Frau Hildis', ‚Frau Hulda', ‚Frau Holle', die bekannte wilde Jägerin unserer Wälder, die Tannhäuserbestrickerin, zwar auch eine Teufelinne, aber — die Zeit, die heute sogar schon die Mörder liebkost und die Todesstrafe abschafft, hatte eben ihre Zwischenstufen bis zur Verwirrung aller Begriffe von Recht und Strafe..."

„Bitte, bitte —!" riefen die anwesenden Juristen.

„Diese modernen Anspielungen —!" fiel der Kommerzienrath ernstlich tadelnd, ja um des ‚anziehenden Stoffes' willen bedauernd ein. Aber der Doktor las:

„Der Zeitgeist nahm sich schon im Mittelalter des ‚wilden Heeres' an, ließ Baumeister den Teufel benutzen und ihn hintennach doch um ihre Seele prellen, wenn einem Dom, eine Brücke gelungen war, ja der ‚arme' Teufel, der ohnmächtig die Zähne fletschte und aus dem Gitter, in das ihn Gott oder die Vernunft gebannt, die schon machtlos gewordene Tatze streckte, fing an, Niemanden mehr zu schrecken. Pharaïldis findet zu gewissen Stunden

Ruhe auf dem ehrwürdigen Eichbaumſtamm, auf der wunderthätigen Haſelnußſtaude. Ja, der franzöſiſche Volksaberglaube ſorgt ſogar dafür, daß die arme verdammte Seele nicht verhungert und verdürſtet. Denn ſie bringt Pharaïden in Verbindung mit Fee Abonde, der Göttin des Ueberfluſſes, die allen Köchinnen und guten Hausfrauen eine wohlbefreundete, werthe Bekanntſchaft iſt, deren Beſuch ſie vollkommen ſpüren, wenn ſie Morgens in ihre Küche und Vorrathskammer treten und da der feſten Ueberzeugung ſein dürfen, daß Nachts ihre Töpfe mit den Bratenreſten, ihre Milchkumpen, ihre Butterbüchſen nicht ſo völlig todt geſtanden haben, wie ſich dieſe ſtille Welt der wichtigſten Lebensfragen Morgens wieder vorfindet. Da von Mäuſen oder Ratten oder Katzen zu reden, die hier vielleicht geknuspert und genaſcht hätten, das wäre kleinlich. Es fehlt ja auch nichts in den Töpfen, Kumpen oder Büchſen. Aber es erſcheint bei Alledem rathſam, die Deckel nur loſe aufzuſetzen und nicht Alles zu hermetiſch zu verſchließen. Denn Fee Abonde kann kommen, die gute Dame, die nicht im Ueberfluß für ſich ſelbſt lebt, aber den Ueberfluß für Andere bringt, ihn wenigſtens wünſcht, ihn zaubern kann aus Dankbarkeit für ihren vielleicht ſchon durch den Duft der Speiſen geſtillten Hunger. Das ‚wilde Heer' iſt alſo auf dieſe Art die abſolute — Stille geworden, die nächtliche, geheimnißvolle Stille, die uns ſo

seltsam ergreifen, so rühren, so durchschauern kann, nicht nur im Walde, nicht nur auf einer luftigen, einsamen Bergeshöhe, sondern auch, wenn wir des Nachts vielleicht einen brennenden Durst verspürten, etwa aufstehen, Licht machen und durch unsere in nächtliches Dunkel gehüllten, gespenstisch stillen Zimmer und in die Küche gehen. Diese Stille dann um uns — wie spricht sie so beredsam —! Sie sagt: Es muß ein Leben in diesem todten Raume geben! Es müssen auf dem Sopha da jetzt unsere verkörperten Gedanken, dort an dem Nähtisch unsere verkörperten Seufzer sitzen. Tausenderlei Unausgesprochenes hat Leben gewonnen und geht und weht und huscht und schlorrt umher — und eine gute Mutter und Hausfrau denkt, das ist die Fee, die uns die Töpfe und die Scheuern füllt. Und der handelnde, thatkräftige Mann denkt, das sind die Schicksalsdämonen, die den Weiser an der Uhr unserer Erwartung zurückstellen, das Zünglein an der Wage der Erfolge und am Für und Wider der Entschließungen! Und unglückliche, beladene, reuevolle Seelen denken: Das ist das Vorspiel jener Auferstehung der Todten, die möglicherweise nicht so still und versöhnlich von Statten geht, wie sie Orsina in Emilia Galotti geträumt hat, wenn ihr gebrochenes Herz, ihr Durst nach Rache ausruft: „Ha, welch' eine himmlische Phantaste! Wenn wir einmal Alle, wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir Alle in Bac-

chantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir Alle ihn (Jeden, der uns betrog) unter uns hätten, ihn unter uns zerriſſen, zerfleiſchten, ſein Eingeweide durchwühlten — um das Herz zu finden, das der Verräther einer Jeden verſprach und Keiner gab! Ha, das ſollte ein Tanz werden, das ſollte —!"

Die Damen waren an dieſer Stelle gewaltig erſchrocken. Der Regierungsrath ſah ſich nach Unterſtützung auch ſeines Proteſtes gegen eine ſo ſcharfe Zuſpitzung des Gegenſtandes um. „Nach der allerliebſten Schilderung der nächtlichen Stille in der Küche des Doktors bei ſeinen Wirthsleuten!" fiel die Regierungsräthin ein. Sie erreichte aber nur, daß ihr Lob feſtgehalten blieb. Alles beglückwünſchte den Vorleſer um die gute Dame, die Fee Abonde, die Frau von Engelſchall ſogar behauptete, beſtimmt einmal in einer Mondnacht geſehen zu haben . . .

„Pharaïldis," fuhr der Doktor fort, „Du ſiehſt, wie groß das Heer iſt, das ſich Deinem Tanzreigen anſchließt —!"

„Das iſt aber doch zu arg!" erhob ſich die Kommerzienräthin.

„Aber bezieht ſich denn das Alles auf uns —?" beruhigte ſie jetzt Ludmilla und winkte um Ruhe.

„Von den ſanften Seelen," las der Doktor, „die betrogen wurden, von den Jungfrauen und Frauen der

Tugend ist hier nicht die Rede. Eine Orsina ist es, die ihre Sehnsucht nach Einreihung in die Geschwader des wilden Heeres und der ewigen Jüdin ausspricht, eine Orsina, die Mätresse eines Fürsten. Unabsehbar ist der Zug, den die ruhelose Seele der „ewigen Jüdin" durch die Jahrhunderte geführt hat —! O, er mehrt sich von Tage zu Tage, von Nacht zu Nacht, wenn auch nicht mehr Mord die lilienweißen Hände der Schönheit befleckt, nicht mehr das Gift, das Orsina, als „für Weiber wie sie selbst bestimmt", bei sich führte, sondern das etwa in Gestalt von Cyankali bei einem gemüthlichen Theeabend kredenzt wird! Diese Frauen, die hintennach die Köpfe wieder küssen, die sie abschlugen, diese Frauen, die mit einer Vergangenheit, die durch ihre eigene Schuld zur unglücklichsten der Welt wurde, manchmal noch liebäugeln können, Frauen, die Demjenigen noch etwas wie Thränen widmen, den sie doch geopfert haben, das sind die vom Wirbel gefaßten, ewig um sich selbst geschleuderten Naturen, die nie die Erde berühren, ewig tanzen, arme Seelen, die wohl unser Mitleid, aber nie ihre Rechtfertigung und Erlösung finden können —! Das Alterthum hatte diese Charaktere nicht. Ariadne, Dido sind nur die Ahnungen derselben. Medea war einfach eine Furie. Die römischen Imperatorenfrauen und Imperatorentöchter entbehren jener Zuthat von Sentimentalität, die uns erst mit dem Nazaräismus ge-

kommen iſt. Cleopatra, dieſe war ſchon das Ideal für Herodias und Salome Pharaïldis. Aber auch Cleopatra tödtete ſich nicht aus Liebe zum Antonius, den Oktavian beſiegt hatte. Sie tödtete ſich nur aus Verzweiflung, weil ihre Schmeichelkünſte auf Oktavian nicht mehr wirken wollten, aus Stolz, weil ſie das Schickſal nicht ertragen konnte, durch Roms Gaſſen im Triumph geführt und vom Pöbel der ewigen Stadt verhöhnt zu werden, weil man ſie gehindert hatte — Toilette zu machen! Die ‚ewige Jüdin' durchirrt die Geſchichte erſt, ſeitdem ſie Ahasver durchirrt. Es ſind die Frauen, die neben einem großen Gedanken ſtanden und ſich mächtig von deſſen Göttlichkeit durchſchauert fühlten, und die doch nur aus ihm herausgeſtreckt die menſchlichen Arme irdiſcher Beglückung erwarteten, die Frauen, die den Genius und deſſen Rechte wohl verſtanden haben, das Geringe mißachten lernten, zuweilen ſich wie von eines Gottes Nähe zum Höchſten und Heiligſten erhoben fühlten und die dennoch immer wieder zurückſanken in die ewige Leere und Haltloſigkeit der Alltäglichkeit, des Vergänglichen und des Nichtigen."

„Und der dritte Theil der Welt gehört Pharaïlden —! Entſetzliches Wort —! Zur Nacht gehört ihr dies Drittheil — zur Nacht, wenn die Augen der Treue, der vertrauensvollen Liebe, der ſtillbeglückten, friedlichen Welt, die in reinen Herzen eingehegt lebt, ſchlummern —! Das

iſt das Zwiſchenreich dann zwiſchen Gut und Böſe, das dieſem ‚wilden Heer‘ der Leidenſchaften gehört. Da konnten die Brunhilden und Fredegunden der fränkiſchen Königszeit Kirchen bauen, das Waſſer zur Taufe vom Jordan holen laſſen, vor den Erzbiſchöfen von Lyon und Arles knieen — und ſie opferten doch ihre Männer, zertraten das Glück und die Ordnung der Staaten. Antonia, die Gattin des blinden Beliſar, Fauſtina, die Mutter, die einen edlen Menſchenfreund, Kaiſer Antonius Pius, Fauſtina, die Tochter, die den größten Denker unter den Königen, Mark Aurel, ſo unglücklich gemacht haben, Zoë von Byzanz, unter Umgebungen, die das geſammte damalige Leben in allen ſeinen Aeußerungen zu chriſtianiſiren ſuchten, immer im Kampf mit dem andringenden Heidenthum lagen, immer den Glanz der Kirche aufrecht erhalten mußten, und dennoch die Mörderin ihres Gemahls — gehören ſie nicht alle jener Schaar Pharaïldens an? Auch Zoë trauerte; ſie machte den Mörder zum Kaiſer und entdeckte, daß dieſer ſie getäuſcht hatte, äußerlich durch Künſte, die einen verlebten Greis zum Adonis aufputzten, innerlich durch Haß, der ſich für Liebe ausgegeben hatte; ſie brach zuſammen, zitterte, ſie wurde — ein Hauch, den Reue und Verzweiflung umwirbelten. In die Nähe des Heiligſten der damaligen Chriſtenheit, des Lateran zu Rom, kam Marozia, eines Papſtes Geſellin, eine Frau voll Verbrechen

und Unglück, heute von Uebermuth geſchwellt, morgen gehetzt und gejagt von Gewalten, die ſchon damals den Stuhl Petri als einen unmöglichen Sitz weltlicher Macht zu zertrümmern ſuchten. Marozia, die Tochter einer Herodiasnatur, Theodorens, war dreimal vermählt; ſie war die Geliebte eines Papſtes und machte ihre Söhne und Enkel ſelbſt zu Päpſten — zu Oberprieſtern der Chriſtenheit, Opferern an Altären, unter denen die Gebeine der erſten Märtyrer der Kirche ruhten —! Einen dieſer Oberprieſter ließ ſie erdroſſeln, bis ihr eigener Sohn nahe daran war, es ihr heimzugeben. In einem ewigen Kerker konnte ſie dann hin- und herraſen und ſich von den wilden Geiſtern umwirbeln laſſen, die in ihrem Innern tobten. Die beiden Johannen von Neapel zu erwähnen liegt nahe; doch entbehrte deren Leben der beſondern Beimiſchung geiſtiger Bezüge. Aber Barbara von Cilli, Kaiſer Sigmund's unberechenbare Gemahlin, gehört zu den Schweſtern der ewigen Jüdin. Sie ſtand dem Scheiterhaufen Huſſens nahe, hörte die Rufe der Taboriten um den Kelch und lebte mit ihrem der Treue nicht fähigen Herzen mitten unter den czechiſchen Wüſtenpredigern, die wie Johannes vor Königen und Hohenprieſtern die Botſchaft des ewigen Heils ſtrafend verkündigten. Die Weltlichkeit in den Motiven des Huſſitenkampfes milderte vielleicht in etwas die Beſchämung, die Barbara hätte

lang gezeichnet und gemalt hatte und seines Vaters Anleitung und Unterricht genossen, ergab es sich, daß er gar kein Auge für die Farbe hatte, sondern Alles grau in Grau sah. Die schönsten Gemälde, die er betrachtete, kamen ihm wie Chodowiecki'sche Kupferstiche vor. Hätt' er Domenichino's Johannes ansehen können, er würd' ihn für die Müller'sche Copie desselben gehalten haben. Oscar zeichnete recht artig; allein von der Farbe sprach er wie ein Blinder und mischte sie untereinander, blau und grün. Beides konnte er nicht unterscheiden, wie wir Andern auch, wenn es nämlich bei Licht ist. Blasedow war erzürnt genug und hielt die Sache für Verstellung: er war gewiß, daß der Schlachtenmaler, falls ein organischer Fehler an seiner Puville wäre, sich doch wenigstens durch eine gute Anordnung seines Farbenkastens orientiren könnte, wie Blinde in einem Zimmer sich leicht zurechtfinden, wenn es nämlich immer in der Verfassung bleibt, wie sie einmal von ihnen erfaßt worden ist. Möglich daß sich der Fehler legt. Wir können es abwarten.

Wir schließen nun hiemit die Betrachtungen, die wir dem Erziehungssysteme Blasedow's ausschließlich gewidmet haben, und kommen auf den fernern Verlauf unsrer Memoiren zurück.

empfinden ſollen, als ſie unter die Glaubensſtreiter mit den Liebesanſprüchen einer Wittwe trat, die ihr ſchon grau gewordenes Haar nicht mehr bedenken wollte. Maria Stuart aber, dieſe ſtand unmittelbar einem John Knox gegenüber, dem erſten Presbyterianer, der ſie auf die Rolle aufmerkſam machte, die im Herzen einer edlen Frau eine Idee ſpielen kann. In dem Herzen, das Maria Stuart ſo oft verſchenkte, lebte nur das Bedürfniß des Glücks, nur die Seligkeit der Schwäche, der Niederlage im Titanenarm der Kraft oder der Schönheit. Knox predigte, was Johannes predigte. Er hielt ihr den Spiegel vor, der ihr Bild wiedergab, wie ſie aus Frankreich gekommen, gebildet von den Guiſen, Zögling der Vergnügungen von Paris, eine Thörin, die ſich einbildete, daß Roms erblindeter Glanz auch ferner noch vor Schottland und der Welt ihre Sünden bedecken könnte. Die Mörderin Darnley's wird in dem nächtlichen Zuge der ‚ewigen Jüdin' nicht fehlen, nicht Bianca Capello, nicht Diana von Poitiers, nicht die beiden Mediceerinnen von Paris. Selbſt Sabina, die Gattin jenes wilden Ulrich von Württemberg, erblicke ich unter den Gefährtinnen Pharaildens, nicht minder Anna von Sachſen, die Gattin des ſchweigſamen Oraniers, der freilich die Kunſt, weibliche Sturmſeelen, wie die Tochter Moritzens war, zu feſſeln und zu befriedigen, nicht verſtanden haben mochte. Einen be-

ſondern Reigen führt jene Tochter Guſtav Adolph's, die unſeligſte Frau ihrer Gattung, Chriſtina von Schweden, die im Stande geweſen, die Sache zu verleugnen, um welche ihr Vater ſein Heldenblut verſpritzt hatte, eine Renegatin, in deren Haupt nur die Phraſe lebte, ein leeres, hohles Wiſſen, der Ehrgeiz, der ihre glühendſte Leidenſchaft war, leidenſchaftlicher noch als ihre Liebesregungen, obſchon ſie den letzteren zur Sühne einen Monaldeschi geradezu — abſchlachten ließ. Nicht freilich mit kaltem Blut hatte ſie Letztres gethan. Denn gab es hitzig Tolleres, als dieſe Hinrichtung auf einem fremden Boden, die Ausübung einer Gewalt über Leben und Tod bei einer Entthronten —! Die Hitze des Blutes kam aber bei ihr nicht von der Liebe, ſondern von dem beleidigten Ehrgeiz her. Ehrſucht, Eitelkeit trieb ſie in den Schooß jener Kirche —"

„Herr Doktor!" unterbrach der Kommerzienrath mit einem Blick auf Herrn und Madame Hüpeden.

Letztere aber entgegnete unbefangen: „Wir müſſen recht bitten —!" und der Gatte fügte ſogar hinzu: „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht —!"

„In den Schooß jener Kirche," las der Doktor, ſeine gewaltige Erregung mildernd, „von deren durch die Jeſuiten neugewonnener Erſtarkung Deutſchlands Reformation noch immer mehr verkürzt und eingeengt worden wäre,

wenn nicht ihr heldengroßer Vater sein Schwert zur Burg Zion emporgehalten hätte, daß es auf ewig durch alle Zeiten sonnenhell glänzen wird. Nein, das Glück kann nicht gewohnt haben in den Zügen jenes Kopfes, den wir auf einem Medaillon unter einer der Säulen der Peterskirche zu Rom abgebildet sehen können. Dort hat Christinen Innocenz XII. ein prachtvolles Denkmal setzen lassen aus der Erbschaft, die sie den Kardinälen hinterlassen hat; der Franzose Teudon gab darauf in einem Basrelief ein Bild der Innsbrucker Abschwörung ihres Glaubens; darüber hängt das Bild einer unschönen Frau, ein reines Karpfenprofil, eine vorgestreckte, gekrümmte, spitze Nase — etwas von Friedrich dem Großen. Ihre Mutter war eine Brandenburgerin —"

„Bitte, das ist gehässig —!" rief der Regierungsrath.

„Tendenziös!" fiel der Kommerzienrath ein.

„Nein, es interessirt doch!" entgegnete Frau von Engelschall. „Ich habe noch die Crelinger in „Monaldeschi" spielen sehen, oder war es die Hagn —? Also dermaßen häßlich war Christine —!"

„Ihre Seele war es jedenfalls!" entgegnete Hugo Osten und las: „Sie hatte Herodescapricen, diese „Sibylle des Nordens" —! Sie ließ die Künste und die Gelehrsamkeit leben, und fiel es ihr plötzlich ein, so machte sie doch die Männer lächerlich, deren Talente sie zu bewun-

dern vorgegeben. Sie ließ die Professoren, die sich mit dem Tanz oder der Musik der Alten beschäftigten, bei Hofe in antikem Geschmack tanzen, musiziren, und verlangte dieß von den Widerstrebenden und befahl es wie ein Tyrann, wenn sie auch vor Scham vergingen, diese Armen. Meibomius und Naudäus mußten die Sarabanden des altgriechischen Chors tanzen und dazu singen, während sie sich und ihre Hofgesellschaft, Stallmeister Monaldeschi obenan, vor Lachen die Seiten hielten. Ein französischer Arzt, Bourdelot, von der Art jener modernen medizinischen Nihilisten, die ebenfalls alle Räthsel der Welt beim Zerlegen eines wohlgetrüffelten Truthahns vergessen können —"

Ein schallendes Gelächter belohnte diese Stelle, die ein Blick des Doktors in einen Winkel begleitet hatte, wo Sanitätsrath Quilling, eine Figur von 3 Fuß im Durchmesser, unter tropischen Pflanzen sanft entschlummert schien.

„Machte ihr," fuhr der Doktor, alle Erläuterungen abschneidend, fort, „das Lernen und Wissen trotzdem, daß sie Griechisch und Lateinisch sprach, lächerlich und verlangte, daß sie nur noch Opern und Ballette studiren, Kunstreiter und Stierkämpfe sehen sollte. „Ihre Gesundheit erforderte dieß," sagte der in hippokratischen Funktionen bei ihr dienende Luzifer. Sie stiftete den Amaranthenorden mit eleusinischen Geheimnissen seltsamer Art. Einen

Geſchichtſchreiber, der ſie verurtheilt hatte, ließ ſie enthaupten. Seinen Sohn, der bei ſeines Vaters Werk geholfen, gab ſie dem Henker als Zugabe — die reine Gruppe des Laokoon! Ihre Vergnügungsſucht fand nur als Hinderniß Geldmangel oder Kränklichkeit. Die lutheriſchen Predigten machten ihr Langeweile. Da fanden jene verkleideten Jeſuiten, auf die ſich das freie Einfuhrsrecht für die fremden Geſandtſchaften ebenfalls erſtrecken durfte — ſie kamen aus Portugal — ein günſtiges Terrain für eine blaſirte, an keinem Reiz der Erde mehr Gefallen findende Natur, die ohnehin wußte, daß ſie allgemein verachtet und gehaßt war. Nachdem ſie katholiſch geworden, aber ſogar in Rom durch ihre Frivolität Mißfallen erregt hatte, legte ſie Cromwell'n nahe, er möchte ſie nach England einladen. Ohne Zweifel würde ſie wieder Proteſtantin geworden ſein, wenn ſie nicht der ſtrenge Puritaner verachtet hätte. Sie hatte das Raffinement, ſich Liebe und Neigung, die ſie durch ihre Perſon nicht mehr gewinnen konnte, aus beſonderen Intereſſen verſchaffen zu wollen. Mangel an Geld führte ſie dann auf's Goldmachen. Die Zauberin und Hexe war vollſtändig. Schamlos wagte ſie ſich ſogar nach ihrem eigenen Vaterlande zurück, bekam neue Regierungsgelüſte und brüskirte ihre Landsleute durch offene Schauſtellung ihres veränderten Glaubens, der ihr nur der Oppoſitionsluſt wegen von

Werth geweſen. Denn an ſich fühlte ſie mit größtem Aerger die Feſſeln, die ihr die Kirche auferlegte. Die römiſche Kirche fürchtet nichts ſo ſehr als das „Skandalon", und empfindet auch deßhalb über Konvertiten mehr Pein und Verlegenheit, als wahrhafte Genugthuung. In Hamburg wollte ſie ihr „Von Babylon nach Jeruſalem" ebenfalls zur Schau tragen. Dort ſtürmte aber das Volk ihre Wohnung und jagte ſie ſelbſt zum Thor hinaus. Sie hatte nirgends mehr Ruhe. Selbſt in Rom irrte ſie wie Ahasver. Heute verſammelte ſie Dichter und zauberte mit ihnen ein „Arkadien" voll Sehnſucht nach Natur und Schönheit, morgen ſchloß ſie ſich mit Politikern ein und wollte durch Intriguen Europa aus den Angeln heben. Ihre „immenſe Seele" gerieth auf's Schriftſtellern. Ihre Briefe ließ ſie drucken. O welche Phraſen, welche Gemeinplätze liegen da vor uns in ihren Briefen an Salmaſius —! Als ſie endlich in Rom geſtorben war, mit offenem Bekenntniß, daß „vier Päpſte, die ſie erlebt hätte, Menſchen ohne Verſtand geweſen wären", ließ die dankbarere Kirche zwanzigtauſend Seelenmeſſen für ſie leſen. Aber wenn je ein auf die Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion, die man tödtete, aufgedrückter Kuß die ſtrenge Ablehnung von Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion gefunden hat, den Johannes-Hauch, der auch Chriſtinen von Schweden einſt hob:

— wirbelnd zum Dach, in die Luft, in die Leere des Himmels — so gaben ihr dieſe Meſſen keine Ruhe. Jener Hauch ſetzte ſie des Nachts höchſtens auf die Eichenſtämme und Haſelſtauden ihrer ſkandinaviſchen Heimat ab — auf das vergebende Gedächtniß um ihres Vaters willen. Sie iſt eine Inkarnation der Tochter der Herodias, wie zuvor noch keine dageweſen. Gefolgt iſt ihr ſeitdem aber noch manche."

„Die Meiſten darunter freilich in der Stille der Herzenskammern und in einem engeren Kreiſe. Die großen Dimenſionen des Schickſals machen auch nicht die Aehnlichkeit. Jene Olympia Maldachini, die Beherrſcherin Roms und eines andern der vielen Alexander unter den Trägern der dreifachen Krone, die einen Prieſter, den ſie liebte und der ſie verachtete, beſchuldigte, er hätte ſie in der Beichte geküßt, und dem ſie dann doch aus Reue über ihre Lüge und aus Mitleid um die Strafen, die den Angeſchuldigten trafen, bis zu den höchſten kirchlichen Würden emporhob, hat ein neuerer Autor um zwei Jahrhunderte ſpäter in einen Roman verpflanzt*). Und wäre hier nicht zu reden von Lady Hamilton, der Stellungen-Gauklerin in Neapel? Von Pauline Bonaparte, die noch mehr als jener Jerôme und faſt wie Julia, die Tochter des Auguſt, die Würde, die von einer neuen Kaiſerdynaſtie

*) In den „Zauberer von Rom."

vorausgeſetzt werden mußte, kompromittirte? Ach, auch zu reden von jener Theroigne von Méricourt, der „Circe der Revolution", die, ihr Geſchlecht verleugnend, in dem Gedanken des Siegs der Menſchenrechte Läuterung geſucht hatte von den Schlacken der Leidenſchaft, in den Lorbeerkronen der Bürgertugend Erſatz für den Verluſt ihrer jungfräulichen Ehre — der Wahnſinn ließ ſie in einem Irrenhaus ſterben, ſie, der wir das ſchöne Parallelbild zu der ruheloſen, nur auf Eichen und Haſelſtauden geduldeten Pharaïlde verdanken, wenn ſie in ihrer berühmten Rede zum Konvent ſprach: „von den ruheloſen Tauben, die Noah aus ſeiner Arche entſendete und die zu ihm zurückkehren mußten, weil die Erde nicht mehr da war und nur noch eitel Waſſer" —! Endlich, wäre nicht ſelbſt Germaine von Staël zu nennen, jene Frau der abſoluten Empfänglichkeit, die Frau der reinſten Idealität und dennoch — ein Weib der Haltloſigkeit, geſchaffen zum ſelbſtbereiteten Unglück —! Bei ihr war der unſtete Flug Pharaïldens, der Flug mit Drachenflügeln, ja, zum Fluge mit Taubenflügeln geworden. Aber ringsum — die Sündflut! Wer ihr Grab bei Coppet geſehen hat, das düſtere, vermauerte Mauſoleum inmitten einer wuchernden Waldwildniß, der fühlt ihr den Schmerz ihres Lebens nach, hört den Aufſchrei einer Verzweiflung, die ſich nur mühſam beruhigte durch Betäubung. Das Chaos ſcheint es,

das Tohu-Wabohu der wüſten Leere des Weltalls, wohin ſie nach einem Leben voll Täuſchungen, voll — verweigerter Johannesküſſe (in Weimar —!) zu entfliehen gewünſcht."

„Die moderne Hypoſtaſe der „ewigen Jüdin" mordet nicht mehr. Sie lebt nicht mehr in der Nähe der Morde. Sie lebt aber immer noch und irrt und wandert noch alle Zeit. Gedenket ſelbſt George Sand's Lälias — die ſich jetzt auf den Eichbäumen und Haſelſtauden — der Dorfgeſchichte ausruht! Ach, dieſe Ruhe iſt nur Schein, ſie iſt nur Ermattung, Hoffnung auf Erlöſung. In den Straßen einer deutſchen Stadt am Rhein ſeht ihr auch die „ewige Jüdin" in Geſtalt einer Büßerin! Sie iſt wohlgenährt. Scheinbar heiter lächelt ſie in die erſtaunte Welt hinaus — ſie trägt den Schlüſſelbund zu einem Pharaïdenkloſter im Gürtel, das ſie ſelbſt geſtiftet hat — für verlorene Seelen, die zum „guten Hirten" zurückgekehrt. Die „ewige Jüdin" von heute liebt morgen, was ſie heute haßte; ſie wird morgen haſſen, was ſie heute liebte. Noch immer gehört ein Drittheil der Welt dem Wahne. Ein Drittheil tödtet, was es geliebt, zerſtört, was es aufgebaut. Die Nacht hält dem Tage, der Tag der Nacht nicht Wort. „Ihr ſeid nicht warm, ihr ſeid nicht kalt —! O, daß ihr eines von Beiden wäret!" Und an jedem Fenſter mit ſchattigen, holden Blumen,

hinter jedem rauſchenden Vorhang, wo ſich träumen, ſchwärmen läßt, in Prunkgemächern, wo ſich köſtliche Düfte verbreiten, von Lichtern ein Flammenmeer zittert, Muſik zum wirbelnden Tanz auffordert, in einer Hollunderhecke des Dorfes, überall kann noch jetzt die haltloſe Seele der „ewigen Jüdin" dahinfahren, die mit Gefühlen, mit Herzen ſpielt, Wahrheit ſich wegtändelt, Mitleid nur und Thränen hat, wo ſie hätte durch Selbſtaufopferung ſiegen, mindeſtens den, dem ſie ihr Zeugniß geben wollte, beglücken können. O ihr verſchmachtenden Seelen —! Nichts kann wahrhaft beglücken, als einig ſein mit ſich ſelbſt und mit ganzer Seele das, was wir erſtreben, feſt und treu bis zum Tode umfaſſen, das aber, was wir nicht erreichen können, mit Würde — entbehren."

Den Vorleſer lohnte jetzt der reichſte Beifall. Er hatte Recht behalten. Behend und leicht ſprang er von ſeinem Sitz, nippte erſt jetzt an dem Waſſerglaſe und ſuchte unter den Beglückwünſchenden und Anerkennenden nur Ludmilla, die jedoch verſchwunden war, ohne damit aufzufallen. Galt es doch jetzt die Oeffnung der Flügelthüren und das Einnehmen des Soupers.

Selbſt die Opponenten hatten Lob und theilnehmende Würdigung. Wiederholten ſie auch ihre Bedenken gegen die zutreffende Richtigkeit der politiſchen Anſpielungen, ſo löſten ſich dieſe doch mehr oder minder lediglich in Er-

## Fünfzehntes Kapitel.

### Das architektonische Frühstück.

Wir müssen aber um mehrere Jahre zurück. Wir haben, von Erziehungsträumen gewiegt, uns allmählich in eine Zeit verloren, die für unsre Geschichte noch lange nicht angebrochen ist. Wir knüpfen an den letzten Besuch, den Blasedow von Herrn Ritter und den beiden jungen Unsterblichen empfangen hatte, wieder an und setzen hier gleich ein Billet her, welches Blasedow in Betreff eines andern Besuchs von Jobianus kurz darauf erhielt. „Lieber College," schrieb dieser ungefähr, „Consistorialis Blaustrumpf ist auf dem Weg, um in die Kirchen, die sein letztes Circulär gezogen hat, seinen Samen zu streuen. Es sollen große Predigersynoden im Werke sein und allgemeine Maßregeln ergriffen werden, wo sich irgend noch abergläubischer Ansteckungsstoff vorfindet. Die unsichern und verdächtigen Gegenden werden cernirt werden, und wer weiß, da in meinem Dorfe Alles gesunde Vernunft ist, ob nicht der Cordon gerade mitten durch uns Beide gezogen und mein Besuch bei Euch abgeschnitten wird. Denn, so lange der Rumor in

ſtaunen und Neckerei gegen die Anſichten des Doktors über politiſche Dinge überhaupt auf. Auch die konfeſſionelle Unparteilichkeit und eine ‚merkwürdige Anerkennung des Judenthums‘ wurde vom Kommerzienrath, der jetzt nur ſeine Weine und die kühle Stellung der Vorbereitungen zur Bowle im Kopf hatte, ausdrücklich betont. Die Hüpeden's aus Weſtphalen ließen ſich die am Schluß genannte ‚Frau in einer deutſchen Stadt am Rheine‘ des Genaueren erklären, und Frau von Engelſchall hob geradezu hervor, bisher im Unklaren geweſen und jetzt erſt ausreichend unterrichtet und beruhigt worden zu ſein über das Ach! Ach! des unglücklichen, räthſelhaften Eugen Sue'ſchen Weibes vom Nordpol, das ſeine Wanderungen je nach Entdeckung der mit einem Kreuz bezeichneten Fußtapfen des Ahasver (ſeine wahrſcheinlich ſelbſtverfertigten Stiefel trugen einen derartig geformten reuevollen Stiftbeſchlag) einrichtete und ihn alle Jahrhunderte einmal antraf, um von ihm auf ihr Ach —! Ach —! ein durch die Welten ſchallendes Vorwärts —! Vorwärts —! der Ermuthigung zu vernehmen.

Auch bei Tiſch ſaß der Doktor nicht neben Ludmillen, die ſogar ſeine Blicke vermied und mit dem Aſſeſſor über Richard Wagner'ſche Muſik ſprach, welche nunmehr auch der Regierungsrath beim erſten Verſuchen der Ananasbowle die Muſik der ‚ewigen Jüdin‘ nennen wollte.

Am folgenden Morgen war der junge Bildhauer Berends nicht wenig betroffen, als er ein Billet von Fräulein Ludmilla Schott empfing, worin sie ihn ohne Zulassung weiterer Einreden bat, von dem Gedanken, sie als Studienkopf auf die Ausstellung zu bringen, abzustehen. Auch Pianist Meyer erhielt die vierhändigen Sachen als für sie zu schwer zurück. Sogar die für den Abend angesetzte erste Probe zum Tableau Loreley (Lieutenant von Pfundschwert sollte den unglücklich versinkenden Schiffer machen und dabei aus einer Versenkung mit dem halben Oberleib sichtbar werden) wurde abgesagt mit der Bitte, den Part einer andern Dame zu übertragen. Die Manöge, die auf jener Probe Pfundschwert und einige Kameraden von verschiedenen Waffengattungen wieder anregen wollten, konnte nun ebenfalls nicht mehr zur Sprache kommen.

Mit der überraschenden Nachricht, daß dem Doktor Osten eine zwar noch wenig Gehalt, aber schon ein gewisses Relief bringende Professur an einer schweizer Universität angetragen worden, verbreitete sich die der Verlobung und demnächstigen Verheirathung desselben mit der eben so schönen, als geistvollen und reichen Ludmilla Schott, die ihre nicht wenig betroffenen Schwäger aufgefordert hatte, über ihre Vermögenslage endlich den Bericht aufzusetzen und denselben — nicht ihr, sondern dem Doktor

Oſten mitzutheilen. Die Befremdung ſeitens des Letzteren, als er ein Konvolut von Berechnungen in blauem Umſchlag überreicht bekam — eine Befremdung, die Ludmilla hocherröthet durch eine offengelaſſene Thür beobachten konnte, veranlaßte die ſtille und gegenſeitig beglückende Wiederaufnahme eines nur für einige trübe Wintermonate unterbrochen geweſenen, ſonſt aber ſchon lange ſtillverſchwiegen, mit Selbſtbeherrſchung gehüteten und beinahe ſelbſtverſtändlichen Geheimniſſes.

Auf der Hochzeit, wo der ganze ‚Donnerſtag‘ anweſend war, gab auf den Wunſch, den alle Mitglieder äußerten, der Doktor möchte doch ſeinen „ſo würdigen Schluß“ dieſer nun leider für den nächſten Winter geſtörten, wenigſtens „ſo nicht wieder zuſammen zu bringenden“ Abende im Druck erſcheinen laſſen, Ludmilla, ſtatt ihres darüber etwas verlegen lächelnden Gatten, die feſt und beſtimmt bejahende Zuſage.

# Ein ländliches Feſt.*)

Der Weg führte durch eine herrliche Buchenwaldung. Am Ende der wie ein Dom uns überwölbenden Allee erblickte ich ſchon die ſogenannte „Ruine".

Ein zerfallener Thurm trug das flatternde Banner der gräflich Heberſtein'ſchen Familie, doch war die Ruine neuern Urſprungs.

Epheu bedeckte braunangeſtrichene Backſteine. Die Windharfe war kürzlich reparirt.

Lächerlich oder nicht, die Ausſicht der Novantike war herrlich. Die Beſitzungen mehrer Paginas aus dem gothaer genealogiſchen Kalender lagen wie ein bunter Teppich meilenweit vor uns ausgebreitet.

Auch ich ritt unter den Cavalieren einen ſtattlichen

*) Zu dieſer Geſellſchaftsſtudie lieferte dem Verfaſſer eine Mitarbeiterin ſeiner „Unterhaltungen am häuslichen Herd", die ſich längre Zeit in ariſtokratiſchen Kreiſen bewegte, die Materialien.

Braunen und bemühte mich, so wenig wie möglich lateinisch zu erscheinen.

In meinen jungen Tagen war ich ein Reiter. Noch ging es mit dem Sattelschluß, doch unter den dünnen Glacéhandschuhen gab's bedeutende Wasserblasen vom Reiben der strammen Zügel.

Bei alledem hielt ich mich und Gräfin Corinna lobte sogar meine Art, die Reitgerte zu halten.

Sie selbst gefiel sich im Verschränken ihrer Arme. Die wunderbar anmuthige Amazone konnte zuweilen ganz den Medusablick der Riß'schen annehmen und doch war sie nichts als Herzensgüte. Mit Ruhe sah sie auf den Kopf ihres schnaubenden Rosses, das an dem Flattern der Schleppe ihres Gewandes Gefallen zu haben schien und bei ruhigem Schritt den Hals auf den weichen Boden niederbog, den der Schaum seines Gebisses bedeckte.

Graf Anton Heberstein ritt neben Corinna, hielt (es gab ein schönes Bild) der ruhig die Arme Verschränkenden die Zügel und deutete das jeweilige Aufstampfen und Scharren der Vorderfüße ihres Thieres auf eine Neigung desselben — wahrzusagen.

Sie erröthete und meinte, das wären Künste von Renz.

Daß es hier ein interessantes Geheimniß gab, wußt' ich halb und halb.

Ihres Roßführers Sohn, Graf Louis, galt im Stillen für Corinna's Verlobten. Ob heute die Declaration vor ſich gehen ſollte?

Durch Zufall war ich in das ländliche Feſt und in die Cavalcade gerathen und hatte ſchon Winke erhalten, mich auf einen Toaſt vorzubereiten.

Läſtige Verbindlichkeit, die einen präſumirten Toaſtbringer um jeden Genuß beim Mahle, bei einer Landpartie, in jeder Geſelligkeit bringen kann! Die andern eſſen, trinken, lachen — unſereins muß an ein „Goethe ſagte einmal —" oder dergleichen denken. Ich ſchlug im Geiſt Petiscus' Mythologie auf und beſann mich auf einige leidlich anſtändige Schalkheiten Amor's und Hymen's.

Die Cavalcade war zahlreich. Sie beſtand aus Fahrenden und Reitenden.

Voraus ritt Corinna, wie geſagt, armverſchränkt und zuweilen höchſt nachdenklich. Ihr Zügelführer war ein Mann von Geiſt, der ſeinen Eindruck durch zu vieles Sprechen nicht abnutzte. Dann kam meine Wenigkeit carambolirend mit zwei Phaethons, in welchen ſich ein Berg von leuchtender Seide befand, ein ganzer Tiſch voll Gerſon'ſcher pariſer Neuigkeiten. Unter jenen Zeugen ſteckten zwei Damen, die ohne Zweifel dieſe Stoffe anhatten.

Es war Gräfin Leopoldine, Corinna's Mutter — gewiß einſt ſehr ſchön; doch fiel der Apfel Corinna weit vom

Stamm Leopoldine. Es ist seltsam und nur durch die „genea- (brich dir den Hals nicht, lieber Leser!) genea-nomischen Briefe" meines Freundes Levin Schücking zu erklären, wie bei menschlichen Geburten die Aepfel oft so weit vom Stamm fallen und die Weisheit des Sprichworts Lügen strafen.

Das zweite in den Kleiderstoffen steckende Wesen ist Comtesse Natalie, Corinna's jüngere Schwester. Das allerliebste Kind wäre gern auch geritten, aber ihre Entwickelung wäre noch nicht vollendet, hieß es; die Aerzte hatten das Reiten um so mehr verboten, als Corinna's Lebhaftigkeit beim ersten Versuch sogleich Neigung zur Voltige zeigte.

Den zweiten Phaethon nimmt Gräfin Marianne Fürstenberg ein. Sie pflegte sonst bei solchen Partieen den Marstall ihres Vaters nicht zu verschmähen; jetzt ist sie verheirathet, seit einigen Wochen erst; sie zieht den Wagen vor.

Ihr Mann courbettirt zur Seite. Das ist eine Riesengestalt auf einem mittelalterlichen Turnierpferde. Pinto, eine Bulldogge von menageriemäßigem Aussehen, ganz geeignet, die Sehnsucht nicht nur nach einem Maulkorb, sondern nach einem Käfig für ihn zu wecken, ist der Gegenstand einer noch entschiedenern Aufmerksamkeit des Grafen Dohren als für seine Gattin. Pinto trottet wie ein gezähmter Panther nebenher. Wer ihm traute —! Ich sah,

wie Otto der Welf und Richard Löwenherz einst mit ihren Löwen spazieren gehen konnten.

Noch kamen Wagen mit Damen die Hülle und Fülle, eine Anzahl Offiziere aus der nächsten Garnison, einige Arbeiter vom nächsten Landgericht; glücklicherweise fehlten einige bürgerliche Namen nicht und befreiten mich von der Aufgabe, hier für mich allein die Einheit des Menschengeschlechts zu vertreten. Den Rest bildete Dienertroß in allerlei eleganten Costümen, von denen mehrere erst vor einigen Wochen im pariser „Follet" gestanden hatten. Corinna's Vater, Graf Dohren, den wir den Zug beschließen sehen, wie ihn seine älteste Tochter eröffnete, spricht eben von Farbenzusammenstellungen. Der auf Kunst dilettirende Mann konnte tagelang damit zubringen, zum Carneval Costümes zu zeichnen und die Livreen seiner Diener nach Phantasiebildern zu ändern. Wie gesagt, ich verweise auf das geistvolle, kleine Buch meines Freundes Schücking, wo ausführlicher dargestellt ist, wie die wunderliche Natur unter Vater, Mutter und Kind im Punkt der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit des Geistes und des Körpers seltsame Gesetze befolgt.

Eine Persönlichkeit haben wir ganz vergessen, nächst Corinna doch die wichtigste der Landpartie.

Graf Louis, der etwa dreiundzwanzigjährige Sohn des Grafen Anton Heberstein, der mögliche Gegenstand

meines in Geburtswehen befindlichen Toastes und der Schöpfer des erwarteten ländlichen Festes. Graf Louis war bereits durch die Erbschaft einer verstorbenen Tante selbständig geworden und besaß Güter, deren Ertrag vollkommen ausreichte, ihn schon bei Lebzeiten seines Vaters, der ein Witwer war, selbst ein Haus machen zu lassen. Kleine buntgemalte und vergoldete Karten mit allerlei erdenklichen Arabesken der Freude, mit gespickten Hasen, Champagnergläsern, brennenden Plumpudding geschmückt, hatten de la part du comte Louis Heberstein alles, was rings in der Umgegend gesellschaftsfähig war, zu einer Fête champêtre eingeladen. Man hatte schon viel gelacht über diese etwas realistische Grundlage idealer Poesie, d. h. über die schlechte lithographische Anstalt in nächster Garnison- und Kreisgerichtsstadt; doch war der Zweck erreicht, die Gesellschaft war versammelt und die fête champêtre sollte auf der sogenannten Cottage stattfinden. Allerlei Unnatur, bengalisches Feuer und vielleicht — auch mein mythologischer Toast standen in Aussicht.

Graf Louis war ein schöner Mann; er hatte bei den Husaren dienen wollen und wurde nur scheu, weil man ihn zu den braunen, statt zu den rothen stellen wollte. Auch für ihn war die Farbe ein Studium wie für den Grafen Dohren, den Vater jener Dame, die er liebte oder wenigstens durch sein arkadisches Fest heute erobern wollte. Man muß

geſtehen, das Menſchenkind, das ihn als ſein Groom begleitete — der kleine Tom Pouce ſaß hinten auf dem Phaethon ſeiner Couſine Fürſtenberg — war das niedlichſte, mit bunten Läppchen ausgeſchmückte Puppchen von der Welt, etwas cretinartig beängſtigend im Ausſehen wie einer der Drei Zwerge, die man in Erinnerung an eine gewiſſe Bibelſtelle über Gottes Ebenbild ebenfalls nur für Automaten zu nehmen geneigt iſt; genial aber war der Gedanke des Grafen Louis, ſeinem Groom ein feines Neſſeltuch um den Arm — ich habe vergeſſen, ob den rechten oder linken — anheften zu laſſen; es ſollte dazu dienen, wenn Tom Pouce vom Wagen ſprang und die Dame ſeines Herzens in eine Colliſion mit ihm kam (etwa beim Abſteigen vom Roß), an dem profanen Tuch der Livree die Berührung ihrer Finger unmöglich zu machen.

Corinna, die Liebliche, war die Seele des Ganzen. Graf Anton ſcherzte mit ihr in jenem Patois von Abkürzungen und Interjectionen, die ſich, ſo närriſch ſie ſich anhören, zuweilen bei den geſcheidteſten Leuten an die Stelle der Gedanken drängen. Auch die übrige Geſellſchaft war in dieſem Rothwelſch heimiſch und verſtand ſich vortrefflich.

Bei der Ruine ſind wir angekommen.

Die Luft iſt ſtill, die Windharfe ſchweigt.

Graf Louis hatte für einen Erſatz der Zephyre ge-

Eurem Hause nicht beseitigt und auf eine natürliche Ursache zurückgeführt ist, wird Euch Blaustrumpf schwerlich den Desinfectionsschein des natürlichen Menschenverstandes ertheilen." Als Blasedow dies Schreiben erhielt, sagte er „Spukt es denn jemals anders, als wenn Tobianus hier ist? Ist er nicht der rechte elektrische Leiter, der uns immer das dumme Zeug des Abends in's Haus bringt?" Gertrud schämte sich, daß es nur spukte, wenn Tobianus im Hause war. Sie glaubte, daß ihre Gedanken, die auf Tobianus Rechnung machten, entziffert und vom Himmel oder von ihrem ersten seligen Mann, der um so eher im Himmel sein mußte, als er bei ihr auf Erden schon genug in der Hölle gewesen war, gestraft würden. Wir müssen auf diese unheimlichen Vorgänge später zurückkommen.

In der Residenz (deren Namen wir erst im zweiten Theile, wo sie der alleinige Schauplatz ist, verrathen wollen) rüstete sich Blaustrumpf in der That zu einer Inspectionsreise. Die Darmstädter Kirchenzeitung und Tobianus hatten also ganz richtige Nachrichten gebracht. Blaustrumpf wollte im Lande theils gegen den Aberglauben predigen, theils, durch Umgang mit den gemeinen Leuten selbst, praktisch die Philosophie der Spinnstuben, wie er den Aberglauben nannte, widerlegen. Mördern, seinen Schwiegersohn, hätte er gern mitgenommen: allein, da dieser seine Predigten an der Hof- und Stiftskirche übernehmen mußte, so steckte er nur dessen Thomasius ein, dieses vielerwähnte Werk, zu welchem Blaustrumpf das Geld, die Ideen, ja sogar seine Tochter, die gleichsam als Preis auf die beste „Abgrenzung der gesunden Vernunft" stand, hergegeben. Das Buch wollte nicht fort werden und hatte, wie der Verleger Maurer sagte, weit

ſorgt. Geheimnißvoll bat er die Geſellſchaft, ſich ſo zu ſtellen, daß Niemand die Windharfe ſehen könnte. Man that ihm den Gefallen. Draußen ſchnoberten die Roſſe. Das eigentliche Ziel des Feſtes war noch nicht erreicht. Es lag weiter abwärts.

Jetzt ertönten harmoniſche Accorde. Ohne Sturm in den Wipfeln, ohne Windsbraut, die über die Kronen der Buchen hinwegjagte — Graf Louis bat nur, ſich nicht umzuſehen. Man ſollte nur hören. Es war ein unendliches Weh, das in den Lüften zu klagen ſchien; ein Geiſterruf aus abgeſchiedenen oder erſt noch erwarteten Zeiten; ein Gruß an die tiefſten Räthſel der Bruſt aus jener Welt, wo alle Räthſel ihre Löſung finden.

Aber ach! Corinna zerſtörte die Magie und rief: „Cher cousin, das ſind Narrenspoſſen!“

Man wandte ſich. Einer der Diener hatte ſich hinter einen Schlehdornbuſch verſtecken müſſen, der dicht an dem künſtlich zerbrochenen Rundfenſter allerliebſt natürlich wuchs. Man ſah's nur allzu deutlich; der Diener arbeitete mit Leibeskräften an einem rieſigen Blaſebalg, den Graf Louis dem heute fehlenden Spiel des Aeolus ſubſtituirt hatte.

„Magnifiquo!“ hieß es bei Alledem allgemein, trotz des nicht minder allgemeinen Lachens. Man klatſchte, man wünſchte den wunderbaren Effect des großen aus einer Schmiedewerkſtatt entliehenen Inſtruments noch

länger zu genießen, aber Corinna war verschwunden. Sie lief schon auf dem Wege zur Cottage weiter und rief mir, als ich ihr im Gewühl der nacheilenden Gesellschaft näher kam, ein unendlich holdes: „Was sagen Sie zu diesem Surrogat des Sturmes?" zu.

Sie hörte nicht meine Antwort, die ich vielleicht etwas zu tendenziös vorbereitete. Was ließen sich nicht über eine Aeolsharfe, deren Töne von einem künstlich versteckten Blasebalg hervorgerufen werden, für zeitgemäße Betrachtungen machen, z. B. über den heutigen deutschen Parnaß!

Graf Louis schien darüber verstimmt, daß man sein Programm nicht einhalten, sondern sich auf eigene Hand belustigen wollte. Indessen war da nichts zu machen. Die Königin des Tags eilte voraus und auch die übrigen Damen klagten über die Feuchtigkeit in der Ruine; es hatte gestern geregnet. Einige stiegen wieder in die Wagen, die andern folgten dem Wiesen- und Feldpfade, von welchem aus die Ebene einen herrlichen Rundblick bot. Ein heller, blauer Himmel trug etwaige Herzenssehnsucht bis zu jenen kleinen Wölkchen, die am Rande des Horizonts oft so pittoresk, so täuschend ähnlich den schneebedeckten Häuptern der Alpen sehen. Es sind wohl auch Fata-Morganen von den Alpen her und lägen die Alpen tausend Meilen weit entfernt; ich lasse mir's nicht nehmen.

Wieder kam ein Stück Park und noch immer nicht

die Cottage, sondern erst ein merkwürdiges Bauwerk, eine sogenannte Einsiedelei.

Ich weiß nicht, ob meine Leser die rechte Empfindung von einer solchen Einsiedelei haben; sie besteht theilweise aus einer Appellation an unsere Geruchswerkzeuge. Ein solcher Pavillon ist mehr oder minder groß; zuweilen massiv von Steinen, zuweilen auch nur von Holz, zuweilen nur von Baumrinde mit Moos.

Der unserige war recht umfangreich und nahm sich von fern noch mehr als die Ruine wie der Wächter der ganzen paradiesischen Gegend aus; in der Nähe entbehrte er allerdings keineswegs jener Veranlassungen zu Betrachtungen über die Verwandtschaft von Patschouli und Modergeruch. Die immer geschlossenen Fensterladen hinterließen den letztern auch hier. An der Schwelle wucherte Gras; auf den Fenstersimsen konnte ein Nees von Esenbeck Studien über Moos- und Algenbildung machen; wie feucht die Wände waren, das sah man recht an den pompejanischen Malereien ringsum; den Musen fehlten die Nasen, den Satyrn die Hörner; ein Versuch, an den Wänden Salpeter zu sammeln, würde sich gelohnt haben.

Indessen — auch hier wieder hatte sich Graf Louis in großartiger Erfüllung seiner Verheißungen bewährt. Ein „Charmant!“ begrüßte ihn aus dem Munde fast der ganzen Gesellschaft, als man die wunderbare Meta-

morphoſe dieſes bekannten Pavillons entdeckte, in welchem ſonſt ſchon manche Dame erſchreckt wurde durch ein aus dem Fußboden gleitendes Thier, eine Blindſchleiche oder Kröte. Alles war heute gelüftet; wolkenartige Muſſelindraperieen bedeckten die vor Feuchtigkeit zerronnenen Frescomalereien, Blumenfeſtons liefen quer über den Plafond, der ſonſt nur den Spinnen zugänglich war, und was das Schönſte von allem, die Draperieen ſenkten ſich auf den mit Teppichen belegten Fußboden herab, theilten die Rotunde in mehrere Theile und bildeten förmliche Cabinets, in welchen ſich umkleiden und neue Toilette machen zu dürfen um ſo lockender erſchien, als Graf Louis das geſammte weibliche Dienſtperſonal mit den Toilettenkäſtchen hatte nachkommen laſſen. Lächelnd ſtanden die Kammerzofen hinter den Schirmen und präſentirten als Ueberraſchung ſich ſelbſt und die Kämme und die Büchſen und die Spiegel.

Es ſtand wieder feſt, Graf Louis hatte ſich ſelbſt übertroffen. Selbſt Corinna ſchien gefangen und ich arbeitete, halb eiferſüchtig, an — meinem Toaſt. Es war erſichtlich, daß der Abend als Bouquet des Feſtes die Proclamation der Verlobung bringen mußte. Graf Louis war ſeines Sieges gewiß; er wollte heute zeigen, was Corinna an ihm gewann.

Oft betrachtete ſie den ſchönen ſchlanken, behend hin- und herhüpfenden Cavalier.

Man entschuldige ihn, wenn er keinen Blick für die offene Wahrheit ihres Auges zu haben schien, keinen Blick für die stille Gläubigkeit einer kindlichen Seele, die alle Mittel besaß, sich durch Geist, Witz, Satire zu behaupten und dennoch gemüthvoll blieb und jede Wunde, die zuweilen eines ihrer Worte hätte schlagen können, sogleich wieder liebevoll selbst verband. Sie hatte dem Grafen den Blasebalg längst verziehen. Er hätte dies aus ihren Augen ablesen, zuweilen in die blaue Tiefe einer Mädchenseele, in die bangen Schauer einer bräutlichen Ahnung blicken sollen — aber — ach! sein Programm —! Er keuchte und schwitzte vor lauter Ernst im Betreiben des Lächerlichen.

Unglücklicherweise wurde ihm auch die Féerie mit dem Pavillon zerstört.

Thörichte Frauen! Eine einzige Spinne löste den ganzen Zauber. Während die Männer draußen die Cigarren anzündeten und auf den Moment harrten, wo die Damen neumetamorphosirt und zur Tafel geschmückt hervortreten würden, erscholl ein furchtbares Geschrei; wir fürchteten für die Musselinvorhänge die Berührung mit einem Schwefelholz oder Aehnliches — es war eine Spinne, die auf die Kleider der Gräfin Leopoldine gelaufen war, als eben die Dame ihrem Teint ein wenig nachhelfen wollte; im Nu war der Pavillon verlassen und die Toi-

letten kamen in einem Zuſtande zur Anſicht, der zwar nicht ganz den vorwitzigen Beſuch Aktäon's bei Diana und ihren Begleiterinnen reproducirte, der aber doch eine ſo bedenkliche Verwirrung hervorbrachte, daß wir gezwungen wurden, unſer Lachen zu hemmen und zu entfliehen. Corinna war noch im Reitkleid und nicht zu bewegen geweſen, anderswo als auf der Cottage ſich umzukleiden. Sie beruhigte mit Mühe den jungen Grafen, der einige Diener und Dienerinnen mit einer Flut von Vorwürfen überhäufte für die ſchlechte Säuberung des Lokals und die geringe Unterſtützung ſeiner phantaſtiſchen Combinationen. Bewundernswürdig war die Art, wie Corinna die Spinne vom jähen Tode errettete. Während die einen geradezu „Feuer!“ riefen, die andern von den Offizieren, die ſich nicht nähern ſollten, dennoch ihre Säbe begehrten, ging ſie an einen blühenden Akazienbaum, langte einen Zweig hernieder, brach dieſen ab, hielt ihn auf das Kleid ihrer halb ohnmächtigen Mutter, ließ ſich behutſam die Spinne auf die grünen Blätter und weißen Blüthen flüchten und warf ihn dann weg. Jetzt wurde ich ſogar eiferſüchtig auf meine Stellung als Barde in dieſem Kreiſe; eine Menge Dilettanten ergriffen den nahe liegenden Reim von Akazie und Grazie. Man ſah, wie an unſerer unerſchöpflichen Lyrik unſere ſchöne Sprache allein ſchuld iſt.

Endlich sollten wir zur Cottage kommen. Ich schlug einen Weg quer durch die Büsche ein. Noch ist mir's, als sähe ich jede weiße Winde am Wege, die sich an Schwarzdornbüschen emporrankte. Feldthymian durchwürzte die Luft; in der That konnte man sich auf den Rücken einer Schweizeralpe versetzt glauben, denn auch die Cottage war ein Schweizerhaus. Oekonomie und Ställe und landwirthschaftliche Zwecke gingen hier Hand in Hand mit der Romantik. Die Cottage gehörte zu jener Erbschaft, die Graf Louis von seiner Tante gemacht hatte, die eine recht bürgerlich denkende Frau war; denn sie liebte die Geheimnisse der Butter- und Käsebereitung ebenso sehr wie die Oekonomie des Geldbeutels; in diesem Schweizerhause lebte sie sogar der Ersparnisse und Beaufsichtigung ihrer Einkünfte wegen des Winters. Demgemäß war es wohnlich eingerichtet, hatte einen Reichthum von Anbauten mit Kühen, Schafen, Kälbern und einem Hühnerhof, dessen gegenwärtige normale Bedeutung für zehn Meilen in der Runde heute schon öfters besprochen worden war; Graf Louis war Hühnerolog mit einer Leidenschaft, als ließe sich das Huhn der Märchen wahr machen, das täglich einen Dukaten legte. „Bis jetzt", sagte sein Vater etwas kaustisch, „kostet ihm eher noch jedes Ei einen Dukaten."

Das grün, roth und weiß angestrichene Schweizerhaus

hatte massive Grundmauern und gab sich nur äußerlich den Schein, von Holz zu sein. Eine prächtige Veranda schloß sich unmittelbar an. Auf dieser war eine große Tafel gerichtet. Schon harrten die Diener und nahmen die Hüte und Mäntel der Ankommenden entgegen und Champagner fror in Eisvasen und Blumen dufteten und jenseits einer großen, mit zahllosen Blüten geschmückten Wiese stimmte in einem Teiche eine zu erwartende Tafelmusik von Fröschen schon die Instrumente; eine Umfriedigung durch Schilf verbarg dies ländliche, wohl unbestellte Orchester. Darüber her flaggten Segel und deuteten auf eine kleine Flotille, die daselbst vor Anker lag und ohne Zweifel auch Anlaß zu einer Entdeckungsfahrt auf dem kleinen Teiche geben sollte.

Graf Louis machte den Cicerone und Erklärer des pittoresken Rundgemäldes, das sich hier aus Farbe und Duft gebildet hatte und nicht bloß zu sehen, sondern auch mit allen Athemzügen der Brust zu genießen war. Corinna hörte ihm sinnend zu, freute sich der Tauben, der Hühner, lachte über die grotesken Formen der bunten exotischen Hähne und erzählte Geschichten von Fröschen, die sich in Prinzen verwandelt hätten.

Schon gruppirte man sich um das jugendlich strahlende Paar, schon sah ich den bedeutungsvoll bestätigenden Blick einiger Herren, die mich auf den Höhepunkt

des heutigen Festes vorbereitet hatten. Corinna wandte sich nach einem plötzlich beginnenden Musikstück von Waldhörnern, Schalmeien und Flöten, deren Bläser man nicht sah, brach aber sogleich wieder in ein lautes Lachen aus.

Man wandte sich und sah, daß inzwischen eine große, die eine Seite der Veranda bedeckende Zeltwand zurückgezogen wurde und wie im ersten Act des „Propheten" eine theatralisch angeordnete Pastoralscene den Blicken darbot. Meyerbeer's große Windmühle fehlte, aber die holländische Heuernte war in vollem Gange. Sämmtliche Knechte und Mägde der Cottage, über deren Abwesenheit man sich gleich anfangs hätte verwundern sollen, waren, verstärkt durch Ergänzungsmannschaften aus den umliegenden Dörfern, in bunten Idealcostümen als ländliches lebendes Bild gruppirt. Die einen mähten, die andern luden Heu auf, andere schlummerten auf einem mit Bändern geschmückten Wagen, wieder andere flochten Garben, Kinder schmückten sich mit Kränzen, die man wieder von andern winden sah — wenigstens sollten dies alles die steifen und unbeholfenen Statisten der arkadischen Scene ausdrücken.

Es war, aufrichtig gesagt, ein wenig ridikül. Man sah den plumpen Gestalten die Verlegenheit und den Mißmuth auf dreihundert Schritte an. Vollends als die Gesellschaft in Jubel ausbrach und klatschte und

dem Grafen Louis ironisch Glück wünschte und einen neuen Theaterintendanten entdeckt haben wollte und der deutschen Literatur nicht minder Glück zu dieser Eroberung eines poetischen Arrangeurs wünschte. „Ist das die Elßler? Ist das die Taglioni Ihrer Truppe?“ ging es durcheinander im Hindeuten auf die hervorragendsten der plumpen Erscheinungen, die beschämt und verlegen niederblickten, jenen altenburger Bäuerinnen nicht unähnlich, die uns zuweilen in ihren Hosen auf der Promenade von Leipzig begegnen.

Corinna hatte nur ein einziges mal die Lorgnette auf das landschaftliche Bild gerichtet und sich dann abgewendet. Ihr Vater mußte seinen grimmen Pinto festhalten, der nicht übel Lust zu bekommen schien, die arkadische Scene zu zerstören. Ich merkte, daß Corinna die Witze ihres Papa nicht hören mochte, der plötzlich eine wunderbare Geläufigkeit der Zunge und der Ideengänge bekam bei Vergleichung dieser gezwungenen Schauspieler mit den entsprechenden am Hoftheater in Oper und Ballet. Die Mutter, Gräfin Leopoldine, wurde unwillig und ließ einige „Fi donc!“ erschallen, die mehr gegen den Vater als gegen Graf Louis gerichtet waren. Zum Glück hörte man plötzlich Wagen anrollen, Pferdetrappeln und Säbelklirren. Es kam noch ein zweites Contingent zu dem ländlichen Feste, das einen andern Weg eingeschlagen

eher Anlage zum Rückgange eines Krebſes, als vorwärts. Blaukrumpf aber bot Alles auf, ihm Bahn zu machen und zu ſeinem Gelde zu kommen. Er packte auch diesmal fünfzig ſauber gebundene Exemplare vom Thomaſius in den Reiſewagen, dicht neben ſeinem Flaſchenkorb, um, wie er ſagte, auch von dieſem edeln Champagnerwerke zuweilen den Kork ſpringen zu laſſen und für die feurigen, lauteren Ideen deſſelben hier und da en gros oder en détail Liebhaber zu finden, d. h. nach dem Ladenpreiſe mit dem gewöhnlichen Buchhändlerrabatt, nämlich 33⅓ Procent. Blaukrumpf rechnete auf mehrere Wochen, nämlich vom Erntefeſt an bis beinahe Martini. Doch die letzte Minute noch, die er in ſeinem heimiſchen Wirkungskreiſe war, wandte er für ſeine hohe Aufgabe an und predigte. Freilich war auf dieſe Predigt ein Dejeuner geſetzt, das ihm zu Ehren von der Oberbaudirection veranſtaltet worden. Blaukrumpf wollte den Reiſewagen um zwei Uhr vorm Gaſthof zum Fuchſen (wo man jedoch in der Stadt noch am wenigſten geprellt wurde) anfahren laſſen, um mit der ganzen gebundenen Wärme und fliegenden Hitze eines ſo intereſſanten Frühſtücks in die vier Wände des Wagens zu kommen und gleich Gelegenheit zu haben, angenehm zu ſchlafen, was er ſich gern geſtatten durfte, da er in der Umgegend der Reſidenz nicht mehr zu wachen brauchte, ſondern hier dem Aberglauben längſt mit Stumpf und Stiel den Garaus gemacht hatte. Blaukrumpfs Mittel waren kräftiger Art: er hätte, wie man ſonſt die Hexen verbrannte, jetzt gern die verbrannt, die noch an Hexen glaubten. Die Polizei wurde ohnedies in der Nähe des Fürſten kräftiger verwaltet, als da, wo er's nicht ſehen konnte oder nichts zu fürchten hatte. Die Landjäger erhielten

hatte. Ihnen kamen die Plump-Puddings der Einladungskarten zu rascherer Erfüllung. Man ging zu Tisch.

Von dem Diner — das eigentlich, es schlug schon sechs Uhr, ein Souper zu nennen war — kann ich, was die Speisen betrifft, nichts berichten, als daß glücklicherweise diese keinen ländlichen Charakter trugen. Die Sitzplätze der Gäste waren durch Zettel in den Gläsern angedeutet; Corinna lehnte den Platz an des Grafen Louis Seite ab; sie schützte die Sonne vor, die sie blendete. Ein Vorhang half nach und nun mußte die junge Comtesse, wenn sie nicht zu sehr auffallen wollte und zu sehr die Blicke ihres Vaters, ihrer Mutter, ja die ihrer determinirten Schwester herausfordern, doch an des jungen Grafen Seite Platz nehmen — „Sind doch schon die Ehepacten geschlossen!" flüsterten meine Gewährsmänner. Schon glaubte ich mich auf einen gewissen Moment rüsten zu können, wo sich Graf Anton Heberstein, der inzwischen immer feinlächelnd und sinnignachdenkend verblieb, erheben, an sein Glas klopfen und eine Gesundheit ausbringen würde, deren weitere Illustration dann von mir vorausgesetzt wurde. Da unterbrach beim ersten Teller Suppe wieder ein schriller Accord die kaum wiederhergestellte Harmonie der Spannung und Erwartung —

Graf Louis gab heute schon die vierte oder fünfte originelle Idee zum Besten.

Aus der Raritätenkammer seines so jung schon ererbten Besitzes brachte er ein uraltes chinesisches Service der ökonomischen gräflichen Tante hervor, eine Antiquität, die zu Zeiten August's des Starken von Sachsen hoch im Preise gestanden haben mochte. Die Teller waren fabelhaft klein und standen mit dem durch die frische Luft erregten Appetit im komischsten Gegensatz. Die sonst so vortrefflich bereiteten Speisen, deren Gänge indessen kein Ende nehmen wollten, konnten unter solchen Umständen kaum gewürdigt werden. Viele der Damen gaben ihre Teller geradezu zurück, weil sie behaupteten, die auf dem Porzellan abgebildeten Gegenstände verdürben ihnen den Appetit. Mich selbst traf das Geschick, meine Portionen regelmäßig mit gemalten Schlangen und Drachen verzehren zu müssen.

Graf Louis blieb consequent in der Vertheidigung der Schönheitsanschauungen des Rococozeitalters und krönte seine Idee nach dem Dessert noch mit dem Kaffee, der gleichfalls in chinesischen Tassen servirt wurde. Die Tassen hatten keine Henkel und mancher zarte Finger verbrannte sich. Man kann sich die Scherze, die Polemik, die Ironisirung der Speisen, die Anspielungen auf chinesische Damenfüße, auf die Schenkel der bereits concertirenden Frösche, auf den Appetit der Heinchen und ähnliche Verspottungen der kleinen Schüsseln und Teller denken. „Bitte,

noch ein Splitterchen Braten!" „Noch ein Fingerhütchen Sauce!" „Gefälligst einige Senftörnchen!"

Corinna wurde bleicher und bleicher; sie mochte sich denken, daß sie schon die Honneurs des Hauses zu machen und die Einfälle eines in Bagatellen so dictatorisch auftretenden Mannes zu vertheidigen hatte.

Inzwischen hatte sich die Sonne golden zur Ruhe begeben. Sie glänzte noch einmal in dem Gewässer des Teichs, ließ die Fenster der rings in der gewaltigen Ebene aufragenden Schlösser blitzend widerstrahlen und färbte den Abendnebel, der sich duftgleich auf den Hochwald legte, mit rosigen Tinten. Die Conversation blieb lebhaft und angeregt, die Gruppen vertheilten sich im Abenddunkel, einige befuhren den Teich, andere verloren sich im Park, Neigung fand sich zu Neigung — und mich selbst beglückte Corinna's Mutter, die auf meine Frage, wie sie zu Corinna's Namen gekommen, an mich gefesselt blieb. Nach langen Beweisen, die sie für ihre Bekanntschaft mit den Schriften der Frau von Staël führte, gab sie mir als ein Zeichen besonderer Vertraulichkeit die Mittheilung, daß allerdings die Verlobung ihrer Tochter mit dem Grafen Louis so gut wie fait accompli wäre. An der Wildheit ihrer jüngern Tochter merkt' ich, daß diese Raum suchte, sich desto mehr auszudehnen und demnächst an die Reihe der Freier zu kommen.

Alles das wäre durchgängig romantischer Eindruck gewesen, hätte nur die Musik aufgehört, ihren der Situation so wenig entsprechenden Lärm zu machen; sie hatte ihren ersten pastoralen Charakter durch Blech über Blech verstärkt.

Aber trotz dieser Erschütterung der Luftwellen sprach melodisch der tiefe Friede, der auf der weiten herrlichen Landschaft ruhte, das friedliche Rauschen in den Baumwipfeln des Parks, aus dessen dunkeln Schluchten sich Rehe hervorwagten, die schattengleich ebenso schnell wieder verschwanden. Der Mond stieg auf, der Abendwind rauschte durch die hohen Schilfblätter, an der Veranda sagte jeder sich schließende Blütenkelch ein flüsterndes: Gutenacht! Das Concert der Frösche war ein Chor, der das feierliche Ensemble der Natur nicht störte.

Nun wurde es allgemein bekannt, daß der entscheidende Augenblick auf den Schluß des Festes, auf ein Feuerwerk und eine gewisse bengalische Flamme verlegt war, die das verlobte Paar in dem Augenblick umstrahlen sollte, wo es sich gerade in einer an die Veranda stoßenden Muschelgrotte befand. Dann sollte Graf Louis die Applaudissements des Dankes für sein so geistvoll arrangirtes und sich krönendes Fest entgegennehmen; er wird dann Corinna's Hand ergreifen, diese küssen, die Aeltern werden hinzutreten, die Hände der Liebenden ineinanderlegen, ein

Tusch wird folgen und dann —: Vester Doctor, dann ein Wort von Ihnen — so flüsterte mir schon ein Dutzend Stimmen ins Ohr.

Meine Redeblumen waren geordnet; ich glaubte um so mehr an den glücklichen Ausgang, als Corinna, je dunkler es wurde, desto aufgeregter erschien, ja sogar trällerte, sang, hin- und hersprang, lachte, bald sich mit den Frauen neckte, bald mit den Herren, zuletzt sogar einigemal laut declamirte und mit mir, heute dem Repräsentanten der alten Hof- und Gratulationspoesie, einen Wettkampf in Reimen begann.

Eben schlug es aus dem Thal halb zehn Uhr. Die Nacht war hinlänglich hereingebrochen, um trotz des Mondes dem Feuerwerk volle Wirksamkeit zu lassen; schon sammelte man sich auf der Veranda, die munterste Conversation, deutsch, französisch, italienisch ging durcheinander; die Dienerschaft reichte Limonade, Eis, Confituren.

Ein Böllerschuß — die ersten Leuchtkugeln stiegen auf; im magischen Licht glänzte die ganze Cottage; Raketen prasselten, ein Pot à feu entlud sich, die Garben senkten sich wie feurige verlöschende Trauerweidenzweige in den Teich; Schlag auf Schlag entwickelte sich ein Feuerwerk, für dessen Erfolg sich beim Arrangeur die anwesenden Artillerieoffiziere der Garnison verbürgt hatten.

Enger und immer enger wurde der Kreis, immer

dichter und dichter drängte man sich an die Muschelgrotte, wo ein Piedestal, von hohen Blattpflanzen und exotischen Blumen umgeben, eine kleine Pappfigur trug, die einen Amor darstellte, der zum Zeichen der Verschwiegenheit den Finger auf den Mund legte. Bravis folgten auf Bravis. Die Feuerwerker der Artillerie übertrafen sich selbst.

Endlich war der Augenblick der höchsten Spannung erschienen. Hinter der Muschelgrotte sollte erst blutrothes, dann mildbläuliches Licht aufflammen und im letztern eine gewisse Gruppe dann den Abend krönen — —

Die blutrothe Flamme ergoß ihren Feuerschein; alles war wie in die Gluten der Hölle getaucht; aus der Cottage, der Schweizerei, aus den Ochsen- und Schafställen, aus dem Park und der Wiese war Herculanum und Pompeji im Kampf mit dem Vesuv geworden — — Jetzt kam das milde bläuliche Licht. Alles blickte auf den Amor von Pappe — eben noch, bei der blutrothen Beleuchtung, stand unter seinem Blätter- und Blütendach Corinna neben dem Grafen Louis; jetzt, wo sich schon eine Runde wie zur Cour und Gratulation gebildet hatte, erblickte die erstaunte Gesellschaft nur den verdutzt allein dastehenden jungen Cavalier, Corinna's Schwester, ihre Aeltern, die nächsten Anverwandten neben ihm. Corinna hatte sich unter den Nächststehenden Bahn gebrochen und während man noch nach ihr rief, suchte, durch immer mehr ange-

zündete Präparate das blaue Licht in Permanenz erhielt, die Musik, die im blauen Licht ihr Stichwort hatte, fort und fort schmetterte — hörte man das Sprengen eines Rosses über das Pflaster des Hofes dahin — —

Dort, wo die Wagen schon eingespannt, die Reitpferde zur Rückkehr gesattelt standen, hatte Corinna sich auf ihr Roß geschwungen und war in Nacht und Nebel verschwunden —

Der erste, der die Besinnung hatte, ihr zu folgen, war Graf Anton, Louis' Vater —

Graf Louis, der Sohn, biß sich auf die Lippen. Jetzt erst hatte er ein Auge für Corinna gehabt — Die Stimmung des Abends war dahin. In getheilten Häuflein, ordnungslos kehrten die Theilnehmer des Festes in ihre mehr oder weniger entfernten Schlösser und in die Stadt zurück.

Noch jetzt entsinn' ich mich, daß ich für meine Person damals zu den wahrhaft Befriedigten gehörte — nichts ist peinlicher, als einer Empfindung Worte leihen, die uns nicht von Herzen kommt. Von dem unterbrochenen ländlichen Feste sprach man noch lange in der Gegend. Graf Louis reiste in die Residenz.

Corinna reichte einige Wochen darauf ihre Hand — dem Vater des Grafen — Grafen Anton —

Darüber empfand ich kein Mitleid. Bei mehren Gelegenheiten hatt' ich mich überzeugt, daß Graf Anton einer der charakterfestesten Männer war, die ich je kennen gelernt, und trotz seiner fünfzig Jahre in allen Lagen seines Lebens jugendlicher fühlte als sein Sohn. Auch dachte ich an jenes Bild unter den hohen Buchenwölbungen, als Corinna so ruhig, still und armverschränkt dahinritt, während Graf Anton ihr Pferd am Zügel führte — —

Graf Louis hat sich einige Jahre darauf mit seinem Vater verschwägert und Comtesse Natalie geheirathet. Die Ehe scheint zu gegenseitiger Zufriedenheit zu sein; wenigstens lebt Gräfin Natalie in Wien und ihr Gatte in Paris.

# Ein Schillerfestspruch

vom 9. November 1859.

---

Beglückender Ruhm, ein Liebling seines Volkes zu heißen!

Wie dieser Ruhm erworben wird, das ist schwer zu sagen; denn oft dem Größesten ward er nicht zu Theil.

Was ist es, das unserm Friedrich Schiller die vollsten, blühendsten Kränze unserer Herzenshuldigung erwarb?

Die Erkenntniß seines hohen Dichterschwunges, seiner Denkertiefe, seines sittlichen Adels?

Ein Geheimniß der Liebe ist schwer zu ergründen — und selbst der deutsche Kern in Schiller's Wesen erschließt nicht ganz das Räthsel dieser bevorzugenden Liebe des deutschen Volkes. Goethe übertraf Schillern in Schilderungen deutscher Art und Sitte. Nicht, daß Schillern die Gabe des Volksthümlichen versagt war — der deutsche Bürger spricht aus dem Musikus Miller, der deutsche

Krieger aus Wallenſtein's Lager, der deutſche Landmann aus Wilhelm Tell — aber im Gegentheil, ob auch ſelbſt Schiller's eigenes Leben noch ſo ſehr mit den deutſcheſten Farben ſich malt vom Zopf des Karlsſchülers an, bis — um hoffähig zu werden, zur Erhebung in den Adelsſtand, der Deutſche liebt gerade an Schillern, daß er ſich bei ihm nicht wiederfindet. Je mehr Schiller ſein Volk in die Ferne führte, deſto gefeſſelter folgte es ihm. Die Hütte lernte durch ihn den Palaſt kennen, das kleinbürgerliche Leben die große Staatsbegebenheit, die an die Erde gebundene Endlichkeit das Unendliche über den Sternen, bei den Göttern Griechenlands, auf den glückſeligen Inſeln der Phantaſie und der Ahnung. Und ſelbſt dem Worte: „Schiller war ja ein Kosmopolit!“ lächelt der Deutſche und weiß ſich an ſeinem Liebling wohl zurecht zu legen, wie ein Weltbürgerthum zu Schiller's Zeit ein geläuterter Patriotismus war.

Was iſt es nun, das Schillern zum Liebling des deutſchen Volkes macht? Müſſen wir denn heraus mit der Sprache und offen eingeſtehen: Weil wir mit ihm — ſchwärmen können? Wunderliches Wort, das nur uns Deutſchen angehört! Wir verurtheilen dieſe uns zur andern Gewohnheit gewordene Ekſtaſe des Gemüths und werden dennoch in dieſen Feſtestagen hundertfach das Geheimniß unſerer Liebe zu Schiller durch das zauberiſche Wort des

em Consistorium ihre speciellen Instructionen, namentlich
r die unheimlichen Tage und Nächte, Walpurgis, Johan-
s, drei König, St. Andreas und ähnliche, wo, wie Blau-
umpf sagte, noch immer der Katholicismus im Bunde
t dem Satan aus den Sitten des Landvolkes hervor dunkle.
unkelmann war einer seiner Lieblingsstrafwörter, und
h hieß (ironisches Spiel des Zufalls!) sein Küster an der
f- und Stiftskirche auch Dunkelmann, was Blau-
umpf gern in Dankelmann verwandelt hätte, wäre
ht das Turnierbuch des Landes dagegen gewesen, da es
adeliges Geschlecht dieses Namens gab.

Der Zusammenhang der Predigt, des Ober-Baudirecto-
ms und des Frühstücks war aber folgender: Die Landes-
ierung beabsichtigte, die Residenz nach den Anforderungen
neuen Baugeschmacks zu verschönern. Sie hatte mehrere
hitekten reisen lassen und fand zu ihrem Leidwesen, daß
Bürger wenig Eifer zeigten, ihre alten Häuser einzurei-
und sie nach schönen neuen Mustern wieder aufzubauen.
Oberbauamt versprach die Risse unentgeltlich zu liefern,
in die Leute wollten auch die Steine geliefert haben und
schten sonst noch Erleichterungen. Dies Ansinnen hätte
h der Landeskasse mehr geschadet, als der Hauptstadt in
etischer Hinsicht genützt, und so konnte sich die Regierung
nichts weiter einlassen, als auf moralische Weise den
geist in der Stadt zu beleben. Der Landesfürst stieg
eder Baustelle, die sich vorfand, aus und erkundigte sich
Herablassung nach dem Eigenthümer. Er erleichterte auch
Abgaben derjenigen, die sich neue Häuser hatten bauen
, gleichsam als würden sich die Besitzer von alten und
festen Häusern sagen: Ich will zwanzigtausend Thaler

Ideals gelöst hören. Und auch wir, die wir jetzt auf Schiller, als Liebling der Deutſchen, in der Runde anſtoßen wollen, würden nicht minder auf die neue Beſiegelung dieſer Herzensliebe uns Brüder unterm Sternenzelt nennen, würden unterm Läuten und Schmettern und Flimmern aller Huldigungen, welche Comité-phantaſie nur erfinden kann, im Preiſe des Ideals unſere volle Genüge finden und nichts vernehmen von einer Stimme, die etwa ſprechen wollte —: Du unbeſonnenes Volk! Kaum ſtarrten die deutſchen Gauen von blinkenden Waffen, die ſich zum blutigen Kampfe rüſteten; kaum verrollten die Donner beweinenswerther Schlachten; kaum nahte ſich mit ungewiſſem, kein Vertrauen weckenden Schritt die himmliſche Geſtalt des Friedens, bot den lächelnden Gruß, den wir nicht anzunehmen wagten; da ſtürzeſt du dich in einen bacchantiſchen Feſtrauſch, der etwas Erſchreckendes haben könnte, wenn er an die Zeiten des ſinkenden Griechenlands erinnerte, als Griechenland ſeine Freiheit verlor und nichts mehr hatte als nur noch ſeine Bildſäulen und ſeine Dichter! Selbſt das Wort, daß das in ſchmerzlichen Irrungen und in einer tiefen Spaltung befindliche Vaterland durch dies Feſt doch zufällig wieder jeden Stamm, jeden Gau, jedes Gefühl, jede Meinung zu Einem Dankopfer der gemeinſamen Nationalität vereinigt ſieht, mag ich nicht hören, wenn das deutſche Volk nicht vor Europa die un-

gewöhnlichen Formen, die dies Fest bei uns angenommen hat, durch den Gegenstand selbst zu vertreten weiß, Antwort gebend auf den Vorwurf: Mit so maßlosem Jubel feiert ein männliches Volk wohl eine große erlösende, geschichtliche, befreiende That, nicht aber die zufällige Geburt eines noch so bewunderten oder geliebten Dichters!

Edler Schiller! Tritt in deiner hohen würdevollen Gestalt aus den unbestimmten Dämmerungen der enthusiastischen Begeisterung dieser Tage und erleuchte dein Volk und die Welt über die wunderbare Schwingung, die dein Geburtsfest dem öffentlichen Geiste Deutschlands gegeben! Nicht dein Talent feiern wir ja, sondern die Arbeit deines Talents! Nicht den göttlichen Ursprung deiner Muse, sondern dein menschliches Mühen in ihrem Dienst! Nicht das, was dir die Himmlischen freiwillig von ihrer Unsterblichkeit gaben, sondern das, was du sterblich, mit Aufopferung deines Lebens, ihnen abgerungen! Der Geist der That, der befreienden, erlösenden, lebenschaffenden That ist es ja, der das deutsche Volk aus Schiller's Leben und Dichten wie mit Riesenarmen, stählend und entflammend, umfängt und den im Zusammenklang aller deutschen Herzen gerade in diesem Jahre feiern zu dürfen uns wie ein gottgesandtes Geschenk vom Himmel kam!

Oder ergreift nicht das Herz ein Erzittern des Muthes, wenn es den Kampf mit dem Leben erblickt, den Schiller gekämpft? Griff seine Hand nicht nach den Zügeln des Geschicks und lenkte den Wagen „vom Steine hier, vom Sturze da", so, wie Goethe nur schön gesagt, nicht selbst erlebte? Schiller's stählerne Kraft im zerbrechlichen Körper, sein energisches Wollen, im Schaffen und Nutzen der Zeit sein unermüdlicher Treufleiß, bei jedem Beginnen sein Priesterernst und an jedes Beginnen der Einsatz des Lebens, bis die heilige Flamme, zu leuchtend für die irdischen Bedingungen ihrer Nahrung, so rührend früh erlosch — das ist das klingende Rauschen von Wehr und Waffen, mit denen die That, das Leben des Helden dahinschreitet.

Ein Held war Schiller nicht nur in seinem menschlichen Sein, sein ganzes Dichten und Denken hatte das Ziel auf die That gestellt. „Ich suchte die Natur", spricht Goethe von sich und von Schiller: „Schiller suchte die Freiheit." Die Freiheit jener geistigen Welt, die sich neben der natürlichen und über sie erbaut. Der eine ergründet die Schöpfung, der andere ergänzt sie. Schiller dichtete, um etwas zu geben, etwas zu sagen, etwas zu beweisen; er riß sein Volk zu befreienden Thaten empor; — Thaten, wie sie erst in der Seele des Menschen vollzogen sein, im Herzen überwunden haben müssen, ehe sie Ausdruck suchen können im Leben, im

Staat, in der Kirche, der Sitte. Schiller war der Erzieher ſeines Volks. Jedes ſeiner Gedichte ſchon wurde ein Glockenruf mehr zu einem idealen Gottesdienſt, zu dem ſich die Menſchen in Schaaren drängten. Sich im Ideal zu erhalten, das iſt unſere höchſte Kraft! Religion, Vaterland, Liebe, Freundſchaft, Treue durchs Leben und Treue bis zum Tode, jedes Band der Herzen hienieden müßte verkümmern, wenn der Druck der Erdenſchwere ſeine höhnenden Geſetze allein geltend machen wollte. Schön ſpricht Goethe von der Natur, aber das Goetheſche Wort widerhallt Ergebung in das einmal nicht zu Aendernde, ſetzt Beſſerung von der Zeit voraus, mahnt höchſtens, daß zuvor erſt jeder allein das Gute ſuchen möge. Schiller'ſches Wort — und es rollt wie Feuer durch unſere Adern; ein Schwung der Bewährung überkommt die Seele; das Gemeine ſinkt; im allgemeinen Chore ſteigt die Menſchheit zu jenen Geſtalten voll Anmuth und Würde, welche die Urbilder des Guten ſind, Schatten, geworfen zwar in einer himmliſcheren Sonne als der unſrigen, doch erreichbar, doch der ſittlichen Anſtrengung zugänglich. Wenn die Xenien ſagten: „Schöne Naturen zahlen mit dem, was ſie ſind, gemeine mit dem, was ſie thun"; — Schiller lehnte dies ſittliche Zahlen mit dem, was wir thun, nicht ab. Er ſprach: „Der Menſch hat keinen andern Werth als in ſeinen Wirkungen."

Wie Schiller der deutschen Geschichte ein Dichter der That war, beweisen die nationalen Wirkungen seiner Schöpfungen. Das vielgetheilte Deutschland der siebziger Jahre mit seinen engherzigen Lebensformen bekämpften seine „Räuber", aus deren jugendlichen Uebertreibungen für die Empfindungsweise ein frischer Waldduft der Natürlichkeit zurückblieb. Den geheimen und offenen Schäden des deutschen Duodez-Staatenlebens jener Tage trat „Kabale und Liebe" gegenüber, zeigte mit Fingern auf souveräne, nur der Hofgunst verantwortliche Cabinetsminister, auf Fürsten, die ihre Unterthanen wie Sklaven verkauften, feierte mit Himmelsglorien Patriotenbegeisterung, wenn sie auch auf Erden dem witzelnden Hohn der Gewaltschergen zum Opfer fiel. Wie sich um das thronerschütternde Wort: „Sire! Geben Sie Gedankenfreiheit!" die Hoffnungen einer kommenden Zeit schaarten, fühlen wir noch jetzt, so oft es aus weihevollem Künstlermund gesprochen wird. Zu dunkel glühte zwar der Finger der aufgehenden Eos. Blutig schrieb die französische Revolution die Forderungen des Zeitgeistes nieder. Schiller, zum Bürger der französischen Republik ernannt, mäßigte die nachstürzende Hast des Bruchs mit der Vergangenheit und arbeitete, mit Gefahr, verkannt zu werden, an der für Deutschland zuvor zu vollziehenden Revolution der Selbsterziehung, der Vertiefung des Charakters, der Belehrung durch die Geschichte,

deren ernsteste Epoche er dem Volk mit Beredsamkeit erschloß. Vorahnend, daß die Frage der deutschen Einheit nach innen, damals wie jetzt, bei Vaterlandsnoth zurücktritt gegen die Frage um Deutschlands Kraft, Ehre und Bestand nach außen, haftete sein Auge, wie das des Sehers, an Napoleons Gestalt und schuf der Nation ein Gegenbild im Wallenstein, noch ehe die Kriegsgefahren die innersten deutschen Marken erreicht hatten. Wie dann seine Seele das geheime Bangen der Deutschen über die immer näher und näher rückende Prüfung mit- und vorausfühlte, verrieth sein Genius, vielleicht ihm selbst unbewußt, in jener bewunderungswürdigen Schnellkraft, mit der er eine große Katastrophe der Geschichte nach der andern auf die Bühne verpflanzte. Durch Schiller gewöhnte sich das deutsche Volk, dem gigantischen Schicksal ins Antlitz zu sehen und festzustehen dem Athem der Geschichte. Schon vor dem bejammernswerthen Zusammenbruch des Vaterlandes erlosch sein edles Auge, aber wie die vorahnende Sorge einer sterbenden Mutter ließ er seinem unglücklichen Volk seine großen dramatischen Schöpfungen als Quellen des Trostes und der Hoffnung zurück. Schon entrollen sie Bilder der Erlösung, der Befreiung von langem Druck, Bilder des ausharrenden Muths. Sie unterbrechen den ehernen Gang des gewaffneten Schreckens durch die Mahnungen an Milde und Menschlichkeit. Sie führen das

ewig nur am Frieden betheiligte Weib mitrathend in den Streit der Männer ein. Ja selbst des Kindes harmlose Frage: „Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?", gesprochen beim stillen Heimgang unter'm nicht gesehenen Hut des Landvogts, vergegenwärtigte dem Leid des gedemüthigten Vaterlands, daß ein Sichgewöhnenmüssen des Hauses und des täglichen Daseins an die Schmach einer langen Fremdherrschaft im Lande darum doch noch nicht die Hoffnung ausschließt, daß einst wieder von Berg zu Berg die Feuerzeichen lodern können. Und der Knabe ergreift dann die Armbrust des Vaters! Das Weib die Axt und schützt ihr Hausrecht —! „Und wenn im Kampf die Muthigsten verzagen", verläßt sie die Trift, auf der sie ihre Lämmer weidete —

Dann wird ein Weib die Oriflamme tragen
Und wie die rasche Schnitterin die Saat
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen!

Welcher Jüngling riß sich im Befreiungsjahr nicht von seiner Liebe los und folgte nicht den Drommeten, die in den Kampf riefen, wie Max Piccolomini? Und welchem von denen, die fürs Vaterland den Tod erwarben, legte sich nicht der schönste Kranz, den ein Krieger in seines Volkes äußerster Lage, wenn er den Sieg erringen will, suchen muß, auf sein Ehrenbett mit dem Wort des schwedischen Hauptmanns, das die Ueberlebenden tröstete:

Man ſagt — er wollte ſterben!

Das, das iſt das Geheimniß unſerer Liebe zu Schiller! Die Erhebung unſerer Herzen! Der Muth zur That! Der treue Beiſtand, den die Nation in allen ihren Lagen bei ihrem Liebling findet! Muth und Freudigkeit weckt, was uns an Schiller erinnert. So lieblich, ſo reich, ſo tief anheimelnd bei Goethe uns anmuthet, was in ſeinen Schöpfungen an deutſche Art und Sitte erinnert, es iſt wie Epheu, der ſich trauernd-träumeriſch an das Vergangene ſchmiegt. In Schiller iſt alles Zukunft. Palmen winken oder der Lorbeer. Deßhalb, deßhalb feiern wir auch das hundertjährige Gedächtniß ſeines Namens ſo klingend und weithinſchallend, wie das Schlagen — an einen ehernen Schild! Hoch der Dichter der That, ein Hort des deutſchen Vaterlandes!

# Körnerfestspruch.

Vom 25. August 1863.

Ueber unser theures Vaterland sind Tage gekommen, die, um einst richtig geschildert zu werden, dem Geschichtsschreiber unseres Volks keine andere Vergleichung darbieten, als mit jenen sonnenhellen Tagen der griechischen Vorzeit, wo sich Feste an Feste reihten, die Jugend sich in ritterlichen Spielen tummelte, das Alter lauschend und prüfend an der Lippe der Dichter und der Weisen hing. Ein Rausch, ein enthusiastischer, hat sich der Nation bemächtigt und des Singens, des Jubelns und Preisens scheint noch auf lange kein Ende werden zu wollen. Es ist denkbar, daß uns plötzlich die Besinnung kommt: Wir stehen an der säcularen Schwelle unserer klassischen Zeit! Unser Auge muß sich der Fülle des Glanzes gewöhnen, der uns von jetzt ab, aus hundertjährigen oder fünfzigjährigen Erinnerungen entgegenströmt! Ein Tag „Allerseelen" des Jahres gefeiert, wird, wenn wir die Gegen-

wart nicht um ihre Rechte verkürzen wollen, genügen müssen, unsere Genien, unsere Geistes- und Nationalthaten zu ehren!

Jetzt ist diese Stunde der Besinnung noch nicht gekommen. Nicht, daß wir, staunend und überrascht, an Wiegen und an Gräbern stünden und erst durch Tage des Kalenders erinnert werden müßten, uns zu unterrichten: Wer war der Sänger und der Held, den heute und morgen unsere Lieder, unsere Kränze ehren? Welchen schönen, edlen Tod hat er erlitten? Welches hoffnungsreiche junge Leben hat er ausgehaucht? Dafür ist die Bildung zu tief in alle Schichten unseres Volks gedrungen. Nein, diese Rückblicke auf die Vergangenheit sind für jetzt noch bei uns Thaten der Gegenwart! Diese Erinnerungsfeste sind Flammen, die, da und dort im Vaterland auflodernd, sich vereinigen zu einem Brande nationaler Läuterung! Welkes Laub, verwittertes Moos, Aschenkrüge werden zu neuer Weihe, auf neu errichtete Altäre geschichtet, rostige Schwerter von den Wänden genommen, vergilbte Fahnen auf's Neue geschwungen und aufgerichtet — alles, weil der Cultus des Todes jetzt noch bei uns eine Feier der Auferstehung, ein Opferdienst des neuen Lebens ist.

In einen Augenblick, wo ein Theil der besten Jugend Deutschlands ein herzerhebendes, seltenes Fest auf Leip-

zum Fenster hinaus werfen, weil ich dann von der Regierung alle Jahre fünf Thaler geschenkt bekomme! Blaustrumpf versprach, sein Möglichstes mitzuwirken. Er sagte: „Die Religion ist zu Allem nütz," und bewies oft genug in der Hof- und Stiftskirche, daß das Christenthum nichts gegen die Landesverschönerung einzuwenden hätte. Der Grund des allgemeinen Bauabscheues der Stadt war ihm jedoch noch tiefer gelegen, und er zeigte dem Oberbaudirectorium an, daß er am Sonntage vorm Erntefeste über das abergläubische Sprichwort predigen wolle: Wer anfängt zu bauen, stirbt bald. Das ganze Bauamt versprach, in der Kirche im festlichen Ornate zu erscheinen, und arrangirte nach der Predigt jenes Frühstück im Fuchsen, von dem wir schon gesprochen haben und jetzt noch hinzufügen, daß Blaustrumpf diese Auszeichnung wohl verdient hatte.

Blaustrumpf's Text hieß: Daß man mir viel Holz zubereite! Denn das Haus, das ich bauen will, soll groß und sonderlich sein. (2. Chron. 2, 9.) Die Predigt hatte zwei Theile. Im ersten bewies er an sich das Widersinnige jenes Aberglaubens und suchte einen natürlichen Grund für denselben anzugeben. „Möchte derselbe," sagte er, „nicht dadurch entstanden sein, daß man, wenn man stirbt, allerdings für seine Nachkommen besorgt ist und ihnen noch kurz vor seinem Tode ein besseres Obdach aufzubauen sich beeilt? Oder möchte das Sprichwort nicht eine Warnung sein für diejenigen Neubautner, welche Tag und Nacht mit auf dem Gerüst herumklettern, nach Allem sehen und Jedes besser wissen wollen, als das hochlöbliche Bauamt, so also, daß gar leicht Jemand von einem Balken oder Stein könne erschlagen werden?" Kurz, der erste Theil beschäftigte sich

zigs Auen feierte, wo die Festtagsstimmung der Deutschen sogar unsere Fürsten ergriffen hat, und die Thaten, die am grünen Tisch aus den gespitzten Stahlfedern der Diplomatie nicht gleiten wollten, nun aus dem festlich geschwungenen, mit deutschem Eichenlaub umwundenen Becher fürstlicher Verbrüderung — hoffentlich keine Schaumperlen! — kommen sollen, in diesen denkwürdigen August des Jahres 1863 fällt auch die halbhundertjährige Erinnerung an die erhebende rührende Gestalt des Heldenjünglings, der für eine edle Ueberzeugung sein zukunftreiches, noch eine Fülle von Daseinsansprüchen mit den schönsten Keimen in sich schließendes Leben einsetzte, die Erinnerung an dies unsterblich bleibende Vorbild der Deutschen, wie sich in Zeiten der Vaterlandsgefahr ein jedes Herz, und wär' es vom Glück eines eben gewonnenen zärtlichen Besitzes der Liebe berauscht, ein jeder Geist, und wäre ihm, wie beim Dichter, ein behagliches Versenken in seine besondere, gleichsam nur einmal vorkommende und so nicht wieder zu ersetzende Eigenheit zur anderen Natur geworden, als Ring an die Kette des Allgemeinen zu schmieden hat.

Freunde! Theodor Körner, der Sänger von „Leyer und Schwert", fand einen Tod, den in jenen, nunmehr fünfzigjährigen Tagen damals Tausende fanden. In diesem Augenblick sind, sicher, unabsehbare Schaaren gen Wöbbelin bei Ludwigslust gezogen, dorthin, wo die Eiche

grünt, die Körners ſterbliche Reſte beſchattet! Gewiß — eine heilige Stätte! Auch dieſe Stadt hier, Dresden, ehrte ſie durch eine Abordnung! Dennoch möchte ich ſagen: Liegt ſie nicht gleichſam am Wege? Könnte ſie nicht durch Zufall auch im Walde bei Kitzen liegen, wo der junge Krieger, dem ein Säbelhieb faſt das Haupt geſpaltet hatte, zum Tode einſam verſchmachtete? Denn an dem Tage, als Körner in „Lützows wilde verwegene Jagd“ trat, und zur Wahrheit wurde, was früher nur die romantiſche Erinnerung geſungen: „Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus“ — an dem Tage, als Körner, wie jeder Andere, den Tſchako mit dem Kreuz oder Todtenkopf auf ſein Haupt ſetzte, da reihte er ſich der allgemeinen Todesſchaar ein, die damals die Blüthe der deutſchen Jugend den tödtlichen Geſchoſſen des Feindes entgegenführte. An den Ufern der Elbe, vor und hinter der Oder blieb nach dem 17. März 1813 kein Jüngling, der eine Muskete tragen konnte, am warmen Herde, hinter ſeinen Büchern, hinter den Geräthſchaften ſeiner Werkſtatt zurück. Sechzehnjährige Knaben bedeckten die Leichenfelder von Groß-Görſchen und Bautzen! Klagt um Körners rührend frühen Tod unter der Eiche von Wöbbelin! Im großen, rauſchenden, deutſchen Eichenhain kann man ſeinen Tod nur preiſen und — — wir hier in Dresden, hier, wo ſein Eltern-, ſein Geburtshaus ſich mit Blumen ſchmücken läßt, wo

sich sein junges Leben so vielversprechend entwickelte, hier vollends können wir dem Tribut der Erinnerung die freundlichere Seite abgewinnen. Wenn Körner selbst so schön gesagt hat:

Wo sich die Seele frei kämpft aus der Tiefe,
Da jauchzt der Geist der nahen Gottheit zu;
Und drohte sie, mit leuchtendem Verderben
In seines Lebens Blüthenkreis zu schmettern:
Er fühlt den Gott und er vergißt den Blitz —

so vergißt sich in Dresden Körner's Tod und nur der schöne Blüthenkreis seines Lebens, die Leben schaffende Nähe der Gottheit bringt sich in freundliche Erinnerung.

Theodor Körner, der Sohn des edelsten, des hingebendsten Freundes, den unser großer Schiller in seinen jüngeren Jahren, den Jahren der Irrfahrt und der Heimathlosigkeit, gefunden, ist eine liebliche Blüthe der Schiller'schen Poesie selbst. Man wird ihn in diesen Tagen, um seines Todes willen, mit Max Piccolomini vergleichen; aber sein Schillersches Erbtheil war noch umfassender, als nur die Aehnlichkeit mit dem Helden, von dem es heißt: „Und alle rührte sein Geschick!" Von jenem Carlos, den Schiller unter den sonnenbeglänzten Rebgeländen des Körner'schen Weinberges zu Loschwitz schrieb, hatte er das warmblutige, vertrauensvolle, hingebende Naturell, und im Uebrigen war sein ganzer Bildungsgang wie ein angewandter Be-

weis für die schöne ideale Welt, die Schiller auferbaut hat. Rousseau mußte wohl für seinen „Emil" vergebens ein entsprechendes Urbild suchen. Schiller hat seinen „Emil" in Theodor Körner gefunden. Sein Leben und sein Tod war wie ein Beweis, daß auch für Schiller's ideale Welt, namentlich die vielangefochtene lyrische, ein wirklicher realer Inhalt möglich ist. Und auch Goethe stand dem jungen Liebling der Musen nicht zu fern. Man ist versucht, beim jungen Körner eine gewisse Aehnlichkeit mit Göthe's Jugenderziehung zu finden. Die wohlhabende Lage, die Bildung, die poetische Stimmung der Eltern Körner's that keinen Einspruch gegen des Jünglings frühe Neigung zur Poesie. Er erging sich schon als Knabe bei manchem gelegentlichen Anlaß in Vers und Reim und ganz in jener scherzhaften Art, wie uns solche als im Körner'schen Hause üblich neuerdings sogar in ihrem Einfluß auf den sonst so ernsten Schiller bekannt geworden ist. Von da des jungen Körner außerordentliche Leichtigkeit in den poetischen Formen, ein natürliches Ausströmen der poetischen Rede, worin sich nicht irre machen zu lassen ihn Goethe ermuntert hat, wenn auch allerdings die Gefahr nicht vermieden werden konnte, daß die leichte Strömung über allzu sichtbar werdende Kiesel glitt. Nur durch dies heitre Gewährenlassen seiner trefflichen Eltern ist es erklärlich, wie mit zwei und zwanzig Jahren Körner aus

dem Leben scheiden und schon so mannichfache, so vielseitige poetische Arbeiten hat hinterlassen können. Dresden mag sich der Freuden und Anregungen rühmen, die es einem so kurzen Lebenslaufe wie Blumen streute. Die geachteten Verhältnisse des Vaterhauses, der herrliche Besitz am Elbufer, der Unterricht in der ehrwürdigen Kreuzschule, das damals schon regste Bühnenleben Dresdens, die klassische Gemäldegallerie, unter den neuern damaligen Leistungen der bildenden Kunst die Werke Kügelgens, die wie mit Mondscheinstrahlen gemalten poetischen Landschaften eines Friedrich, über den Plauen'schen Grund hinweg, die bald in Rauch- bald in Sonnennebel gehüllte Gnomenwelt des Bergbaues, den sich Körner als Beruf gewählt hatte und der ihn auf zwei Jahre ganz nach Freiberg führte, wo er wie jeder andere, der den schwarzen Lederschurz trug, in die Grube fuhr und Schicht machte — alles das sind heitre Bilder, die in diesen Tagen gerade seine Vaterstadt mit Rührung, mit Erhebung sich vorführen darf. Körner hat die poetische Seite des Bergbaues mannichfach besungen und dabei den Humor walten lassen, der ihn vielleicht mit der Zeit aus der Reproduction der Schiller'schen Dichtweise ganz herausgeführt und seine komische Ader zu noch lebhafterm Pulsiren gebracht hätte. Naiv ist sein Scherz, gesund seine Laune. Wurde auch in seinen kleinen Possen das alltägliche Gleis des

Lebens vielleicht zu sehr von ihm betreten, so soll eben die komische Muse nicht zu wählerisch sein, sie bedarf eines dreist zugehenden Schrittes und des schaffenden Muthes.

Aber eine noch unendlich höhere Genugthuung darf dem sächsisch-deutschen Gefühl in einer andern Betrachtung liegen. Vor fünfzig Jahren, als durch die beklagenswerthe Beirrung eines sonst edlen und festen Charakters Sachsen für die deutsche Erhebung vom Joch der Fremdherrschaft ein so gefahrvolles Hemmniß bot, da war es eine aus den maßgebendsten Anknüpfungen des Sächsisch-Dresdener Lebens stammende edle Persönlichkeit, die, von der allgemeinen deutschen Sache ergriffen, jene volle Poesie der That um sich verbreitete, die zu ewigstrahlendem Gedächtniß Denen zu Theil geworden ist, die im goldenen Buch unserer Freiheitserhebung auf den ersten Blättern verzeichnet stehen. Ein Sachse wurde der Tyrtäus der neuen Erhebung, während auf dem mit der Raute geschmückten Schilde noch eine Weile ein Trauerflor ruhte! Und durchgehends ist es an unserm Dichter und Helden anziehend, wie er in so schöner Vereinigung die wärmste Begeisterung für Oesterreich mit gleicher Sympathie für Preußen und innerster Anhänglichkeit an seine engere Heimath verband. Wie er den sieggekrönten Helden von Aspern besungen, wie er sich später, als er verwundet vor

den in Sachsen stehenden Franzosen sich verbergen mußte, an den Abhängen des böhmischen Erzgebirges doch auf deutschem Boden, unter „deutschen Eichen“ weiß, ebenso rührte ihn der frühe Tod der Königin Louise, deren leidverklärte Züge er in Rauch's edler Marmorbüste besungen hat. Ein Sachse, trug er die preußischen Feldzeichen, nachdem er noch kurz zuvor, ganz wie zum Oesterreicher geworden, in den schönen Umgebungen der Donaustadt geschwelgt und in den geselligen Kreisen derselben durch seinen unbefangenen, anspruchslosen Sinn sich die Herzen der Männer und Frauen gewonnen hatte. Das ist die rechte Mischung unserer Stammesunterschiede, die sich immer finden sollte und die damals, beim Einzelnen wie beim Vaterlande, sich von selbst ergab, weil eben — Noth an Mann war.

Eine kalte Welt- und Menschenauffassung ist gewohnt, nichts aus dem reinen Ursprung eines mächtigen Dranges, aus der innern Stimme einer opferfreudigen Ueberzeugung herzuleiten. So hat man auch Körners Entschluß, sich aus den glücklichsten Verhältnissen, die ihm Wien bot, in die sichere Todesbahn der Schlachten zu werfen, herleiten wollen aus einer bittern Lebenserfahrung, vielleicht gar mit seiner Neuverlobten selbst. Eine thörichte Anklage, auf die man nur erwiedern kann: Wenn ihn aus den Armen des Glücks irgend etwas Anderes hätte entführen

können, als der mächtige Ruf der Freiheit und des Vaterlandes, so war es vielleicht das Bewußtsein, daß seine Jugend allzufrüh in die volle Entfaltung dichterischer Bewährung gekommen war und daß sich sein Genius vor den Lockungen allzuflüchtiger Erfolge schützen mußte. Die Vertiefung, deren Nothwendigkeit Körner für seine Muse fühlen mochte, wollte er in der Vertiefung seines ganzen Lebens finden. Diese tändelnden Spiele des Witzes und der Phantasie, in die er sich verloren hatte, konnten leicht das Massengestein zerbröckeln, das eine wahre Dichterbrust darzustellen hat. So griff er nach dem Höchsten, was ihm die Zeit zur Läuterung bot, nach dem Einsatz des Lebens, dem Tod für's Vaterland. Nicht im Seitwärtsstehen und nur ironischem Glossiren der Zeit suchte er die Vertiefung, die sein Geist bedurfte, um sich nicht an die leichten Forderungen der Bühne zu verzetteln; nicht in der Flucht in entlegene Jahrhunderte und überwundene Anschauungen, welche damals so manche hochbegabte Geister, und manche zu ihrem Verderben ergriffen; nicht in einer hohlen, unwahren Unterscheidung seines Dichtertalents von seinem eigenen menschlichen Sein und Streben — nein, er wählte das Ideal der griechischen Schönheit, die Geistesschöne, die eben noch, an den Ufern des Illissos, im Akademoshain, im Zwiegespräch mit Denkern wandeln konnte, eben noch um den Kranz beim

tragiſchen Wettſpiel rang und auf den Ruf der Noth in die Ebene von Marathon, von Platää niederſtieg, um die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu vertheidigen.

Theodor Körner hat diejenige Läuterung, diejenige Vertiefung gefunden, die allein der Tod gewährt. Er ahnte ſein Geſchick. Seine Reiſe zum Heere war eine Wallfahrt wie zum beſtimmten Opfertode. Er bekränzte ſich mit ſeinen letzten, ſeinen ſchönſten Liedern; ein Seher, ein Prieſter voll Andacht. „Vater, ich rufe Dich!“ Ein Gebet vor der Schlacht! Mit dem ſicherſten Vorausgefühl ſtellt er die Bitte:

Und ſollt' ich einſt im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet nur mein Glück!

Und ſeltſam! Die Nachempfindung ſolcher trüben Ahnung, die Bewunderung vor ſolcher Heldengröße ſtimmt in ein ſolches Wort mit ein und ſagt: „Wohl ihm!“ Was würde wohl Körner noch erlebt haben? Ja gewiß, es hätte ihm das höchſte Glück gewährt, mit dem Schwerte vollbringen zu helfen, was er ſchon im Geiſt in ſeiner „wilden Jagd“ als Bild geſehen: Den Uebergang über den Rhein! Die „ſchwarzen Schwimmer“, die durch die Fluthen rudern! Und in höchſter Stimmung der Saiten hätte ſeine Leyer den Einzug der Siegesſchaaren in die Thore von Paris beſungen. Aber was hätte er nach

wenigen Jahren in Deutſchland gefunden? Jetzt antworten, ſtatt unſerer, ſogar ſchon die Staatsmänner und die Fürſten: Getäuſchte Hoffnungen! Neue Feſſeln, ſtatt der alten! Und treten wir ſeiner eigenthümlich bedingten Lebenslage noch näher, vielleicht gerade ihn hätte — nicht die Lockung der Mächtigen, wohl aber eine innere, den Menſchen wider Willen beſtimmende Folgenreihe ſeiner Verdienſte aus ſeiner Bahn drängen können. Ein Offizier, und vielleicht, wenn er im Heere verblieb, höhern Ranges, würde er, mehr als jeder andere auf das Geſetz verpflichtet, an das Geheiß der Obern gebunden geweſen ſein. In Wien, zum Burgtheater zurückkehrend, würde ihn entweder die Cenſur empfangen haben oder jenes „Capua der Geiſter," das damals hohe Ehren austheilte, wenn man dachte, wie Körner's Freunde und Gönner, Gentz und Schlegel dachten. Schmerzlicher Gegenſatz: Eine Jugend, die auch im Frieden Körner's Lieder ſang, dieſe Lieder, die wiederum in Dresden zum zweiten Male wie neu geſchaffen wurden durch den melodienreichen großen Tonmeiſter, deſſen edles Standbild uns dort aus Rietſchel's Meiſterhand entgegenglänzt, Karl Maria von Weber — ich ſage, hunderte von edlen Jünglingen, die eben noch mit leuchtenden Augen: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!" eben noch in gehobener feierlicher Stimmung, die akademiſchen Hieber gekreuzt, „ahnungsgrauend, todesmuthig bricht der große Morgen

damit, die innern Widersprüche des Themas aufzudecken. Im zweiten jedoch faßte der Redner die praktischen Folgen dieses Irrthums in's Auge und aus dem Stuhle, worin das Bauamt saß, erhob sich ein leises, aber zufriedenes Seufzen und die Mitglieder blickten sich einander zu, als wollten sie sagen: Er trifft's! Blaustrumpf entwickelte alle die betrübenden Folgen, welche jener Satz für das äußere Ansehen der Städte haben könne, für die Architektur, diese große und älteste Kunst, die schon bei den Egyptiern, wie Blaustrumpf erzählte, ein so merkwürdiges Bauwesen, ja selbst bei den Indiern die interessantesten Gebäulichkeiten hervorgerufen hätte. Blaustrumpf bewies aus Gründen der National-Oekonomie und des öffentlichen Sanitätswesens, was für Unbequemlichkeiten und physische Nachtheile aus eng und finster angelegten Gassen in die bürgerliche Gesellschaft gekommen wären, und unterstützte seine Schilderung eines luftigen, frei angelegten Stadtviertels durch eine sehr passende, vielleicht zufällige Gesticulation, indem er, da ihm heiß wurde, seinen Priesterrock lüftete und recht die Behaglichkeit einer legèren und ungenirten Existenz zum Besten gab. Am Schluß seiner Predigt kam er dann wieder auf die Baukunst als eine vorzugsweise heilige zurück und verlor sich, ob nun als Freimaurer oder Christ oder bloßer Archäologe, in den Tempel Salomonis. Er schilderte alle die Holzzufuhren aus dem Libanon. Er sagte, daß am Tempel Salomonis 153,600 Menschen ihr Brod verdient hätten. Die ganze Gemeinde gerieth in Entzückung über das prächtige Gebäude, welches Blaustrumpf im Riß mittheilte. „Hiram hieß der Baumeister!“ schloß er dann, indem er auf den Stuhl zeigte, wo das Bauamt saß, ging noch einmal auf den Text zurück, wo er das Wort: „Daß

an," geſungen hatten und darauf — die Wagen beſteigen mußten, die bereit gehalten wurden, um ſie in die geöffneten Thore der Feſtungen zu führen!

Solchen verkümmerten Ernten der von Theodor Körner mitgelegten großen Saat gegenüber, muß man mit dem Dichter Den glücklich preiſen, den im Jugendlenze die Parze dahin rafft, muß man an Göthe's ſchönes Bild von jenem indiſchen Gott denken, der mit feurigen Armen zu den Unſterblichen emporträgt, was auf Erden keine Stätte findet. Die lichten Höhen, in die ſein verklärter Geiſt geſtiegen, ließen nach fünfzig Jahren roſige Wolken zur Erde nieder. Fünfzig Jahre und eine Zeit brach an, die den Heldenjüngling in ſeiner edlen Unbefangenheit ganz ſo verſteht, wie er lebte und ſtarb, ganz ſo rein ſeinen Opfertod nachempfindet, wie er ihn erlitten, erleiden wollte. Die heutige Jugend wäre derſelben reinen Hingebung fähig und keine falſche Deutung miſcht ſich jetzt in Körner's Entſchluß, keiner von jenen Mißklängen, die ſo ſchrill aus den Nachrufen ſeiner preußiſchen Biographen und Bewunderer, eines Streckfuß, eines Stägemann, ertönen, die ihn ſogar 1813 ſich ſchon erklären laſſen gegen die ſpäteren demagogiſchen Umtriebe! Er beſang Fürſten, weil ſie um das gemeinſame Vaterland litten; Fürſtinnen, weil ſie am gebrochenen Herzen um die Nation ſtarben; er wollte nicht ſchmeicheln, wollte nichts für die Theorie der Staa-

ten beweiſen — der Sinn und der Wille, der ihn in den Tod führte, war klar und hell, wie der kryſtallene Tropfen des Morgenthau's, der, an einer Blume hängend, rein den Himmel wiederſpiegelt.

So leuchte, verklärter Geiſt, Deinem Volke! War auch, Theodor Körner, Dein Kranz, wenn dazu nur des Dichters Lorbeer die Blätter hätte geben ſollen, nicht ſo voll und ſchwer, wie er auf den Häuptern der großen Dichtergenien unſeres Volkes ruht, Germania brach reichlich Laub von ihrer Eiche und flocht es Deinem Lorbeer hinzu! Und, glaubt es, kein Dichterkranz grünt ewig, wenn nicht das Vaterland, deſſen Freiheit und deſſen Größe ein Reis mit hinzugefügt! Dante trug um ſeine Schläfe die Cypreſſenzweige Italiens; Shakeſpeares unſterbliches Dichterwappen führt in ſeinem Felde Roſe und Diſtel, die Blumen Britanniens.

Für die Knechte giebt es keine Sonnen!
Auch die Kunſt verlangt ein Vaterland!

Der Du dieſe Worte geſprochen, Theodor Körner, bleibe der Dichter der deutſchen Jugend, wenn ſie ſingt; der Held der deutſchen Jugend, wenn ſie kämpft! Und die, die im reiferen Mannesalter die Erregungen des Augenblicks, ſelbſt feſtliche, nicht mehr über ſich Herr werden laſſen, auch ſie müſſen, wenn auch mit maßvoller

Abwägung Deines Schaffens, Deines Wirkens, Deines Lebens, Deines Strebens, Dir zurufen: Du wirſt leben, ſo lange die Wurzeln und die natürlichen Träger des deutſchen Geiſtes deutſche Kraft ſind, deutſche Freiheit und ein einiges Vaterland!

# Lessing und Emilia Galotti.

Gotthold Ephraim Lessing hatte von seinem Vater einen zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit neigenden, energischen Geist geerbt. Die strengen Regeln der Meißner Fürstenschule, auf welcher sich seit 1741 der Knabe und Jüngling zur Universität vorbereitete, nährten diesen Trieb zur Selbstbestimmung, der auch glücklicherweise der Trieb zur Selbsterziehung wurde, da des jungen Lessings Hang zur Freiheit früh schon mit einer außerordentlichen Wißbegierde und einem auf die volle Ergründung der Sache, nicht den Ruhm der Person, gerichteten Ehrgeiz verbunden war. Seinem Wissenstrieb konnte durch fremde Anleitung kaum Genüge geschehen. Mit außergewöhnlicher Reife des Geistes, ja heimisch schon in den gelehrten Streitigkeiten der damaligen Zeit, bezog der kaum achtzehnjährige Jüngling die Universität zu Leipzig.

Die frühe Parteinahme für die ihm mehr oder weniger zuſagenden Richtungen, welche durch die Gelehrten der Univerſität vertreten wurden, entſprach ſeinem zum Kritiker beſtimmten Naturell. Im Sichten und Wählen begleitete ihn alsbald ein gebildeter Geſchmack als gewandteſter Führer. Neigung zur Satyre ließ ihn frühe ſogar auf dem Gebiet des gelehrten Wiſſens die Gefälligkeit der Erſcheinung vom Lächerlichen unterſcheiden. Die Theologie, die zu Leipzig in ſtarrer dogmatiſcher Regel gelehrt wurde und ſelbſt unter Gellert's Behandlung nur wie eine „weinerliche" Nachmittagspredigt auf ihn wirkte, ſtieß ihn ebenſo ab, wie die vom Hauch einer organiſcheren Naturbetrachtung, obgleich Haller eine ſolche ſchon verſucht hatte, noch wenig berührte Medizin jener Zeit, zu welcher ſich der junge Student, als er ſich der Theologie abwandte, einige Zeit zu halten verſucht fühlte. Sein kritiſch-polemiſcher Geiſt entdeckte überall die Trockenheit erſtarrter Formeln und Syſteme. Das mächtiger umrollende Blut der Entwickelung zum reiferen Mann entfremdete ihn vollends dem gewöhnlichen Gang, wie ſich die damalige Jugend zu Aemtern vorbereitete. Leipzig bot durch ſeinen bewegteren Menſchenverkehr, durch die Lebhaftigkeit ſeiner Handelsbeziehungen, durch die Rückwirkung des üppigen und ſinnlichen Dresdener Lebens auf die zweite Hauptſtadt des Kurfürſtenthums Sachſen der Veranlaſſungen zur Zer-

ſtreuung ſo viele, daß Leſſing mehr und mehr von ſeinen ernſten Fachſtudien ablam und ſogar die Anregung der Schauſpieler und einiger poetiſchen Talente, die für die damals gerade vom Hanswurſt befreite Bühne arbeiteten, dem ausſchließlichen Umgang mit den exakten Wiſſenſchaften vorzog. Leſſing wurde zwar ſchon in einem Alter von 21 Jahren in Wittenberg Magiſter, verſetzte aber immer noch ſeine Aeltern in Angſt, er möchte von der damals als freigeiſtig verrufenen Richtung der preußiſchen Hauptſtadt ſich zu ſeinem ſittlichen und bürgerlichen Verderben fortreißen laſſen. Seine volle Freiheit errang er erſt, als ſeinem Vater die wachſende Bedeutung des Sohnes beim endlichen Anblick der von dieſem herausgegebenen „kleinen Schriften“ nicht mehr zweifelhaft ſein konnte.

Bei allem Hang zur ungebundenen, poetiſchen Lebensweiſe, der ſchon früh den jungen Studenten und Magiſter überkam, bei all' ſeinen bereits verſuchten poetiſchen Tändeleien in lyriſchen Gedichten und Epigrammen, ja ſeinen erſten kleinen, wirklich zur Aufführung gelangten Luſtſpielen, die den tändelnden, etwas umſtändlich redſeligen und für unſern Geſchmack nicht mehr genießbaren Charakter der deutſchen Dichtkunſt jener Tage nicht verläugneten, bewahrte ſich Leſſing ſeine urſprünglich gelehrte Neigung ſogar bis zu einer von ſeinen Freunden als pedantiſch geſcholtenen antiquariſchen Bücherliebhaberei. Ihn,

den es ſo mächtig an die friſchen Quellen des Lebens, der Kunſt, der Bühne, des Umgangs mit Menſchen zog, feſſelten unausgeſetzt die alten und neuen Bücherſchätze, die ihn ſogar zum Liebhaber von Seltſamkeiten und Curioſitäten machten. Die erſte Grundlage ſeines Weſens, die Beſtimmung zum Gelehrten, war im Vaterhauſe und in Meißen für immer tief gelegt worden. Die bereits erworbenen Schätze des Wiſſens trugen in unabläſſiger Ergiebigkeit und Mehrung, ungerufen und unbegehrt, auch noch dem Schöngeiſt ihre Zinſen und riefen ihn vom Thespis-Karren, aus den Galerieen der Gemälde, aus den Muſeen der Skulpturen, die er, wo er konnte, aufſuchte, immer wieder in die Bibliotheken, ja in die kleinen Trödelbuden der Antiquare zurück. Sich lediglich und vollſtändig dichteriſch auszuleben, wie Goethe, Schiller und die verwandten Genien, wurde Leſſing's Geiſt durch Eigenſchaften gehindert, über welche die Literaturhiſtoriker noch nicht einig ſind. Wollten wir es und zwar mit Leſſing ſelbſt, der ſich keinen Dichter nannte, den Mangel einer wirklich ausgeprägten dichteriſchen Individualität nennen, ſo fürchten wir auf Widerſpruch zu ſtoßen. Charakteriſtiſch iſt, daß ihm die Empfindung für die Reize der Natur fehlte. Leſſing wünſchte bekanntlich, weil ihn das Grün der Natur langweilte, dieſe zur Abwechſelung einmal gelb zu ſehen — ein Scherz, der ohne Zweifel nur deshalb

übertrieb, weil Lessing die Ueberschwänglichkeit und Sentimentalität jener Naturvertiefung ablehnen wollte, die schon damals, wie auch wohl noch jetzt, den Vorrechten des schaffenden Verstandes auf dem Gebiet der Poesie Abbruch that.

Die große Bedeutung Lessing's für die Geschichte der deutschen Literatur liegt in der innigen Verbindung seines dichterischen Schaffens mit den kritischen Gesetzen, nach welchen die dichterischen Gebilde aller Zeiten zu beurtheilen sind. Den wahren Begriffen des Schönen hat sein Leben und Wirken theoretisch und praktisch zu gleicher Zeit Bahn gebrochen. Indem Lessing in seinem „Laokoon" die Lehre aufstellte: Das Schöne ist um seiner selbst willen da, befreite er den ganzen Reigen der Musen, die Dichtkunst, Malerei, Bildhauerkunst, Architektur, Musik, sowohl von nüchterner äußerer Zweckbestimmung, der zufolge z. B. das Schöne auch nützen müßte, wie von dem bisherigen, durch den Ungeschmack der Zeiten immer enger und enger gewordenen Regelzwang der Schule, ohne darum das künstlerische Schaffen der Anarchie zu überlassen, welche namentlich dann hereinzubrechen droht, wenn irgend ein bedeutender ursprünglicher Genius sein eignes schöpferisches Vermögen zum Gesetz dessen machen will, was absolut richtig und vollkommen sein solle. Bereits Lessing hatte dafür gesorgt, daß Goethe vom Götz ablenken mußte, Schiller

auch ſonſt pedantiſche und ſubmiſſeſte Unterwürfigkeit lehrenden geſelligen Lebens auf die Sprache der Helden übertrug, während im Komiſchen die affektirte Rolle gewechſelt wurde und ſich der plumpe Spaß für die lange Entbehrung der Freiheit im trivialſten Volkston ſchadlos hielt, ſo führte Leſſing für beide Gattungen eine und dieſelbe natürliche Sprache ein. Die Perſonen in Minna von Barnhelm reden überall natürliches Deutſch, wie die Perſonen Emilia Galotti's. Die Natur giebt für Schmerz oder Heiterkeit dieſelben Wortformen, erſt die Fabel ſichtet und ſondert ihren Gebrauch, hemmt die heitre Ergiebigkeit des natürlichen Ausdrucks durch die tragiſchen Wendungen eines Sujets oder entfeſſelt ſie durch die Neckerei der Mißverſtändniſſe bis zur Ausgelaſſenheit. Selbſt auf der höchſten Höhe des Schmerzes wird dieſe Sprache der Natur dem Ton verwandt bleiben, in welchem wir täglich reden, und gerade in dieſer Gewöhnlichkeit des Ausdrucks liegt dann die Macht des uns unmittelbar näher und näher gebrachten erſchütternden Ereigniſſes. Noch im Nathan, wo Leſſing den inzwiſchen allgemeiner eingeführten fünffüßigen Jambus anwandte, fließt die Rede mit einer ſo großen Natürlichkeit, daß dadurch die vorgeführten Perſonen die ſchönſte individuelle Lebenswahrheit gewinnen und einem didaktiſchen, tendenziöſen Gedichte den Eindruck überzeugender Wahrheit ſichern, ganz nach dem Geſetz des

man mit viel Holz zubereite!" insofern berichtigte, als man heutiges Tages mehr für massive Gebäude wäre und sprach das Anathema über das jetzt widerlegte Sprichwort und den Segen über die Gemeinde.

Als nun Blaustrumpf in den Fuchs kam, fand er schon die ganze städtische und Landes-Baudeputation versammelt. Es waren ihrer so viel, daß man Rom damit in drei Tagen hätte aufbauen können: Der Hofarchitekt, ein Freund der modernen Baukunst, der Rathsbaumeister, ein Verehrer der Antike, der Brücken-Inspektor, ein Dilettant im gothischen Styl, der Brunnen-Inspektor, der Land- und Wege-Baumeister, die Wasserbau-Deputation, bestehend aus einem Architekten für unterschlächtige und einem andern für oberschlächtige Mühlen. Zu diesen Sieben kamen noch drei Maurermeister und zwei städtische Beigeordnete aus dem Rath. Blaustrumpf war der Dreizehnte, das hatte der Brücken-Inspektor, der ein Freund der mittelalterlichen Baumystik war, bald heraus und theilte es der Gesellschaft in dem Augenblick mit, wo Blaustrumpf hereintrat. Einen solchen stillen Empfang, dessen Ursache er eben auch erfuhr, hätte er sich nicht vermuthet. „Wir frühstücken," zankte er, „weil ich gegen etwas Abergläubisches gepredigt habe, und hier muß ich gleich wieder auf etwas Irrationelles stoßen!" Doch war es ihm im Grund ganz recht, daß sie ihrer Dreizehn waren: denn nun konnte er schnell nach Haus schicken und Mördern, seinen Schwiegersohn, als Aushülfe einladen lassen. Dieser kam, ein kleines, dürres Männchen, das der dicke, keuchende Blaustrumpf in seiner Rocktasche hätte verbergen können. Mörder's fürchterlicher Name sprang gegen sein furchtsames Wesen lächerlich genug ab. Er sah mit seinem Namen aus,

„Laokoon“: Das Schöne iſt um ſeiner ſelbſt willen da —! In den erſtern dieſer größern Dramen Leſſing's ging der Reiz dieſer Natürlichkeit der Sprache noch über ein nur äſthetiſches Gebiet hinaus. Die Wirkungen der Minna und der Emilia, die außerordentlichen Beifallsſpenden der Nation, die gerade dieſen Dramen entgegenkamen, ergriffen das Leben ſelbſt, läuterten die Kundgebungen des Gefühls, übertrugen die Geſetze des Natürlichen und Feinergebildeten auch auf die Formen des Umgangs und halfen jenen „Zopf“ tilgen, mit welchem man nach allen Richtungen hin, auch nach denen des Staates, die Formen der damals herrſchenden ſteifen Regelmäßigkeit zu bezeichnen pflegt.

Der innere Bau und die Charakteriſtik der Leſſing'ſchen Dramen iſt ein Gegenſtand der bedeutendſten Unterſuchungen von Seiten unſrer Literarhiſtoriker und beſten Kritiker geworden. Wie ſehr man ſich auch, ſelbſt innerhalb der größten Bewunderung, hat entſchließen müſſen, dem Geſtändniß Leſſing's, es hätte ihm die ihn mächtig drängende poetiſche Urſprünglichkeit gefehlt, entgegenzukommen und an ſeinen Dramen etwas Berechnetes und mit kühler Erwägung Angelegtes zuzugeſtehen, dennoch ſind alle Stimmen darin einig, daß ein jedes der Leſſing'ſchen Dramen in mannichfacher Hinſicht von epochemachender Wirkung war. Erſt mit Minna von Barn-

helm gab es ein nationales Luſtſpiel oder, richtiger geſagt, die Kränze winkten, um an ein nationales Luſtſpiel überhaupt glauben und darnach ringen zu können. Mit Emilia Galotti wurde die Bühne ein Spiegel der Zeit, ein mächtiger Hebel des ſittlichen Lebens. Schiller's „Kabale und Liebe" kann man mehr oder weniger nur eine Reproduktion der Emilia nennen. Lady Milford iſt Gräfin Orſina in einer neuen und handgreiflicheren Umgebung.

Wer ſich über Leſſing's Lebensmomente, ſeine Irrfahrten, ſeine vom Glück wenig begünſtigten Hoffnungen und Beſtrebungen, ſeine gelehrten Streitigkeiten, die verſchiedenen Schickſale ſeiner Schriften genauer unterrichten will, findet dazu in Adolf Stahr's „Leſſing. Sein Leben und ſeine Werke." (Berlin, 1859) die vollſtändigſte Anleitung. Das Wiſſen des Verfaſſers und ſein Vortrag ſind ſo anerkennenswerth, daß die Punkte, in welchen die ruhigere Prüfung von Stahr's jeweiligen Ueberſchwänglichkeiten abweichen möchte, nicht in Betracht kommen.

„Emilia Galotti" wird ſich ſeiner ſcharfen Charakteriſtik und des ſo ſicher angelegten Aufbaues ſeiner Scenen wegen für die deutſche Literatur dauernd erhalten, wenn auch die vorgeführte Handlung, namentlich die Kataſtrophe in unſern Tagen noch mehr als in früheren wenig Ueberzeugendes behalten ſollte. Leſſing trug ſich lange mit einer Uebertragung der römiſchen Erzählung von Virginia, der

Tochter des Appius Claudius, in die Sphäre moderner Anschauungen. Ein Vater ermordet seine Tochter, um sie nicht in die Hand eines tyrannischen Wüstlings fallen zu lassen. Um eine so entsetzliche That gerechtfertigt erscheinen zu lassen, bedurfte es überzeugender Motive. Für die That des Appius Claudius lag sie in der Tyrannei des Tarquinius, in dessen unwiderstehlichem Machtgebot. Damals gab es noch keine Rechte der Frauen, kein Ja oder Nein des selbständigen Herzenswillens, das Weib wurde Dem übergeben, der es begehrte oder bezahlte, die Freiheit ihres Willens wahrte die Jungfrau, wenn sie nicht liebte, Liebe nicht erhören und erwidern wollte, höchstens durch ihren Tod. Der Vater kam in jener Erzählung der That zuvor, die vielleicht seine Tochter selbst vollzogen hätte.

Ohne Zweifel hat Lessing berechnet (denn vom Rechnen kann man seine Art zu dichten nicht freisprechen), daß die Hauptkraft der Schauspielkunst seiner Zeit in den Leistungen der Väterrollen, in denen eines Eckhof, Schröder und der ihnen Nachstrebenden lag. Liebliche elegische Mädchenerscheinungen gingen schon manche der zu früh vollendeten Charlotte Ackermann voran. Ein rührendes inniges Geheimleben waltet überhaupt zwischen einem Vater und einer Tochter — eine romantische Erhebung, der Glaube an die Tugend, der Glaube an eine Berechtigung der Tu-

gend, ſich aus dieſer Welt voll Laſter in reinere Regionen flüchten zu dürfen, hat ohne Zweifel die Seele Leſſing's bei dieſem Werk dichteriſch bewegt und zu den feinen Künſteleien des Verſtandes im Aufbau der Scenen und der Charakteriſtik den Grundakkord der höheren Harmonie gegeben. Und doch — ein Vater könnte den kalten Stahl in das Herz ſeines Kindes ſtoßen? Die Rechtfertigung dieſer That durch die politiſche Lage Roms erinnerte den Dichter an Alles, was von ihm als Kritiker bekämpft wurde. Da ſah er ſogleich die Tragödien der Franzoſen, wie ſie gerade dies Motiv in ihrer phraſenhaften Gewöhnlichkeit, wie eine matte ausgeblaßte Hinterwand, die Rom und ſein Capitol auf Theater-Leinwand gemalt wiedergab, hinſtellen würden. Durchaus wollte Leſſing hier die Staatsaktion fernhalten und nur den reinen Quell des Lebens geben, ein ſozuſagen von melancholiſchen Hängeweiden beſchattetes ſtilles Murmeln aus den Urtiefen der menſchlichen Seele her. Sein römiſcher Hintergrund wurde ſomit das Leben der deutſchen Duodezſtaaten jener Zeit, ſein Tarquinius Superbus jener Prinz von Guaſtalla, der mit dem einſchmeichelnden Gift moderner Bildung, mäcenatenhafter Kunſtliebe, poetiſchen Lebens auf ſchönen Villen, für welche man nur die Monrepos und Solituden Deutſchlands zu ſetzen brauchte, um ſogleich Alles zu ſagen, ein junges Mädchenherz bethörte und einem Vater

wünſchenswerther erſcheinen laſſen konnte, daß — „eine Roſe lieber von ſeiner eignen Hand gebrochen wurde, ehe der Sturm ſie entblätterte.“

In der Seele Leſſing's geſtaltete ſich dieſer Plan mit deutſch-bürgerlicher Einfachheit. Die Tochter eines verdienten Offiziers, Odoardo Galotti, iſt im Begriff, einen achtbaren, mit ſeinem Landesherrn nicht auf dem beſten Fuße ſtehenden Grundbeſitzer, den Grafen Appiani, zu heirathen. Die eigne Neigung Emiliens kommt dem liebenswürdigen Grafen entgegen. Zu gleicher Zeit hat ſie das zweifelhafte Glück, dem jungen Landesherrn zu gefallen. Dieſer verfolgt ſie bis in die Meſſe und von dort bis in's Elternhaus; er läßt die Veranſtaltungen gewähren, die ſein Cavalier und Rathgeber, Marinelli, trifft, um ihm Emilia auf ſein Luſtſchloß Doſalo zu verlocken. Marinelli überſchreitet die ihm gegebene Vollmacht und rächt ſich für eine ihm vom Grafen Appiani widerfahrene Beleidigung auch noch dadurch, daß er vorher den Bräutigam ermorden läßt. Emilia flüchtet ſich mit ihrer Mutter in ein nächſtes Obdach. Dies iſt das gefahrvolle Schloß des Prinzen. Der Prinz bietet ſeine Ueberredungskunſt auf, die junge Braut zu beruhigen, den Grafen als unverwundet darzuſtellen. Marinelli ordnet die Verzögerung der Gewißheit über den Ausgang des Ueberfalls. Schon kommt der Vater Emiliens mit der

vollen Wahrheit; er kann nicht zur Tochter und zur Gattin dringen; der Zufall führt die Mätreſſe des Fürſten zu gleicher Zeit auf das Schloß, ſie klärt ihm mit viſionärem Blick den Gang der Intrigue auf und Marinelli's Verlegenheit läßt ihn auch nicht länger zweifelhaft über das, was hier entweder ſchon geſchehen iſt oder noch geſchehen kann. Nun fliegt die Tochter in maßloſem Schmerz an ſeine Vaterbruſt, er ſieht die Mutter in Verwirrung; die Reden der Mätreſſe Orſina, die auch ihm Gift in die Hand gegeben, athmen Verzweiflung am ganzen Daſein, ja malen die Vernichtung als das ſüßeſte Lebensloos aus. Die verwirrende Phantaſie verſetzt alle ſeine Geiſter in Aufruhr; in dieſer Stimmung ſieht er die Furcht, den Schmerz, die Bedrängniß ſeines Kindes und erſticht Emilien. Emilia bittet ihn ſelbſt um dieſen Tod. Die Wechſelreden zwiſchen Vater und Tochter vor und nach der That ſind von unvergleichlicher, tief ahnungsvoller Schönheit.

Goethe theilte bereits die Meinung der Zeitgenoſſen, daß Leſſing angenommen haben müßte, Emilia hätte entweder bereits den Prinzen zu lieben angefangen oder gefürchtet, ihn künftig lieben zu müſſen. Er tadelt Leſſing für das, was ihm in dem Werke zu fehlen und hinter der Bühne liegen geblieben zu ſein ſcheint.

Räthſelhaft und peinlich lange währen allerdings die Scenen, wo Emilia mit und ohne Mutter beim Prinzen

in deſſen innern Gemächern verweilt. Wäre Emilia wirklich fähig geweſen, zu lügen, als ſie ihr ganzes Glück ausſprach, dem Grafen Appiani zu gehören? Wäre ſie wirklich fähig geweſen, vom blutenden Leichnam dieſes Geliebten hinweg in die Arme eines Verführers zu ſinken? Kann „das Haus der Grimaldi", in welches ſie eingeführt zu werden fürchtet, in der That eine ſo vergiftende Atmoſphäre ausgeſtrömt haben, daß ſie ganz beſtimmt vorausſah, dort müßte ſie unterliegen?

Der Vater deutet dies an — dieſer Vater, der ein Krieger iſt, ein geachteter Mann, kein Bettler, kein Penſionär, nicht gezwungen, von den Almoſen des Fürſten zu leben! Die Mutter ſcheint ſchwach, aber ſie ſcheint es doch nur; man hat keine Berechtigung, ihrem Entſetzensſchrei über die That, die am Grafen verübt wurde, ihrem Jubelruf, die Stimme der Tochter im Nebenzimmer zu vernehmen, zu mißtrauen. Aber in der That — hier ſind Lücken, hier ſind hinter der Scene liegen gebliebene Motivirungen; hier hat uns wirklich die ſichre Führung des ſonſt ſo verſtändigen Dichters verlaſſen. Stahr will dieſe Lücken nicht anerkennen. In begeiſterter Durchführung ſieht er eine pſychologiſch gerechtfertigte That, ſoweit man nur annähme, daß die handelnden Perſonen — Italiener ſind. Ihr raſches Blut laſſe ſie ſchneller handeln, ſchneller haſſen, ſchneller fürchten und wohl auch ſchneller — lieben? Be-

denklich für die Deutung ſeiner Meinung, derzufolge Emilia dem Prinzen zu unterliegen fürchtet trotz ihres Glaubens an Tugend, zu bedenklich, ſagen wir, citirt er die bekannte Scene zwiſchen Richard III. und Königin Anna an der Leiche ihres ermordeten Gemahls. Dennoch ſcheinen ihm alle nur im raſcheren Rollen des italieniſchen Blutes zu handeln. Er ſagt: „Emilia will ſterben dem zum Trotz, der ihr den Geliebten gemordet, ſie will ſich ſelbſt mit dem Opfer ihres Lebens den Hoffnungen deſſen entziehen, der ihr ihr Lebensglück zerſtört hat.“ Die Bemerkung iſt fein; ob auch wahr? In Allem, was ſie oder ihr Vater äußert, liegt die Furcht vor dem, was möglich wäre. Alſo — ſie hat ſich halb und halb ergeben — warum ſagt uns darüber nichts der Dichter?

Und nirgend, mit Ausnahme der Zeichnung des Banditen Angelo, iſt in dem Drama der italieniſche Schauplatz als am Gang der Handlung ſpeziell betheiligt geſchildert. Einige landſchaftliche Striche ausgenommen und die Handlung könnte eben ſo gut ſpielen, wo „Kabale und Liebe“ ſpielt. Von einem als raſcher umkreiſend vorausgeſetzten Blut der handelnden Perſonen iſt keine Spur. Im Gegentheil tritt nach der am Grafen vollführten That eine bedenkliche Stockung, ja unitalieniſche Schläfrigkeit des Scenenganges ein. Ein Mord, vollzogen in der Nähe eines fürſtlichen Schloſſes! Und wenn

die Anſtalten Marinelli's auch noch ſo gut getroffen waren, ſchon die Verſtellung mußte den Effekt eines ſolchen Ueberfalls greller hervorheben. Statt deſſen bleibt Alles wie im tiefſten Frieden. Ruhig und gemächlich geht die Handlung ihren Gang. Wenn auch fürſtliche Nähe dem Ausbruch eines perſönlichen Schmerzes noch ſoviel Dämpfer aufſetzen mochte, ſo bis zu einer faſt weſenloſen, ſo zwei Akte hindurch faſt ſtumm andauernden Zurückhaltung des natürlichſten Ausbruchs der Verzweiflung, der Unterſuchung des Vorgefallenen, des Ausrufes: „Wo bleibt nur der Graf?“ — ſo weit können ſich in der That wenigſtens keine italieniſchen Charaktere beherrſchen. Oder iſt das Kommen und Gehen, das Schweigen und Schleichen, dieſe unbeſtimmte Ausfüllung der Scene und mangelnde Verſtändigung der Hörer vielleicht wirklich ein Mangel der Dichtung, eine dem Autor weniger gelungene Bewährung ſeiner ſonſtigen Meiſterſchaft?

Einen klaren Einblick in die Abſicht des Dichters kann das im Werke ſelbſt ſo loſe Gebotene nicht gewähren. Wohl aber können wir die Wirkung verſtehen, die bei alledem dieſe unmotivirte, rein dem Ahnenden im menſchlichen Gemüth überlaſſene That Odoardo's auf Leſſing's Zeitgenoſſen ausübte. Zwar klagte der Dichter über die Aufnahme ſeines Werks, zwar erfuhr die in Charakteriſtik und Dialog ſo große Schöpfung für den Gang

der Handlung den ſchärfſten Tadel von Kunſtrichtern, die man achten darf, aber die magiſche Wirkung der That Odoardo's blieb nicht aus. Es muß in jener Zeit, den gegebenen politiſchen und ſozialen Zuſtänden gegenüber, gegenüber der tyranniſchen Willkür, die an den größeren und kleineren Höfen herrſchte, eine Stimmung des Gemüths gegeben haben, die den Selbſtvernichtungsphantaſieen einer Orſina entgegenkam und ein Suchen und Beſchleunigen ſeines Endes unter jeder nur irgend hinzutretenden Nebenveranlaſſung als ein Ziel lehrte, wie der damals zuerſt in Deutſchland auftauchende Hamlet ſagte: „auf's Innigſte zu wünſchen.“ Alle Spötteleien Schlegel's und Börne's: Warum nahm Oberſt Galotti nicht Extrapoſt und fuhr mit ſeiner Tochter aus dem kleinen Guaſtalla in einen andern Duodezſtaat? alle Ungewißheit über die wahre Sachlage der Relationen zwiſchen Emilia und dem Fürſten, ähnlich dem Verhältniß zwiſchen Hamlet und Ophelia, können auch jetzt noch nicht hindern, daß eine weihevolle und vom rechten Glauben an die Sache getragene Darſtellung beim Anblick dieſes Endes die Seele mit Schauern überrieſeln läßt und uns zwingt, aus der Tiefe der Ahnung heraus das Loos dieſer uns vorgeführten ſchwachen, unentſchloſſenen und wie die armen Inſekten ſich in die Flamme ſtürzenden, weil willen- und machtlos gewordenen Menſchen mit- und nachzufühlen.

wie ein Kind, das man in einen großen Cuirassierstiefel stecken würde. Kaum mit der Nase blickte er aus der ungeheuren Tonne seines Namens heraus.

Der Fluch des babylonischen Thurms schien aber bei dieser Gesellschaft noch in Wirksamkeit zu sein: denn, ob sie gleich Alle nur den einzigen Bauzweck hatten, so boten sie sich doch unter einander Kalk statt Steine, statt Sand Holz; sie waren über ihre Principien Alle im offensten Widerspruche. Und doch sollten sie zusammen eine neue Kirche bauen. Sie sollten sich über einen Grundriß vereinigen, an dem jedes dieser Mitglieder des Bauamtes sein eigenes Ideechen gern angebracht hätte, und Blaustrumpf, der diese neue, noch im Streit begriffene Kirche einweihen sollte, der schon die Predigt dazu liegen hatte, war am wenigsten im Stande, die Widersprüche mit einander auszusöhnen: denn er nahm Partei. Er machte große Augen, als er kaum oben am Tische Platz genommen und die Baudirection, der bei den kalten Speisen ganz warm wurde, von dem Brücken Inspektor so angeredet wurde: „Wenn ich sage, daß die Kirche gothisch angelegt werden müsse, so wird man mir keinen Eigennutz dabei vorwerfen: denn ich baue nichts daran, da ich mit der neuen Actienbrücke leider genug zu thun habe. Bei meinen Arbeiten bin ich leider verhindert, meinem Geschmacke zu folgen. Brücken sind Brücken, da kann man wenig Gothik anbringen, nicht einmal einen Nepomuk, weil wir Protestanten sind. Allein in den Riß der Kirche hab' ich als Bauamtsmitglied hineinzureden und Sie, Herr Consistorialrath, sollten mich eher unterstützen, als so grimmig anblicken. Das Christenthum hat sich seinen Kirchenstyl selber geschaffen. Die gothischen Kirchen sind Blüthen der christlichen Ideen. Jeder Zug in dieser Architektur im

Weniger wohlthuend wirkt am Schluß allerdings die nur ſchwach betonte Gerechtigkeit. Faſt will ſich der Prinz noch als ein Gegenſtand des Mitleids aus dem Conflikt der von ihm hervorgerufenen Leidenſchaften empfehlen. Faſt ſcheint es, als wenn Seydelmann Recht gehabt, wenn er Marinelli ſich mit einem Blick entfernen ließ, der gleichſam ſagte: In Kurzem rufſt Du mich doch wieder zurück.

Unſere Meinung iſt, um Alles zuſammenzufaſſen, die: Leſſing ging in ſeinem Haß gegen das, was Staatsaktion und franzöſiſchen Geſchmack berührte, in der That zu weit. Seine „Dramaturgie" iſt nicht das letzte Wort, das die Geſetze des Dramas erledigt hat. Der Tod einer Tochter durch die Hand des Vaters bedarf eines mächtigeren Motivs, als Leſſing in „Emilia Galotti" gefunden. Daß Emilia ſelbſt ſterben will, iſt glaubhaft — warum ſollte ſie nicht ſchon allein dem gemordeten Freunde folgen wollen! Daß aber auch der Vater ihr dieſen Tod giebt — aus Furcht vor „dem Hauſe der Grimaldi"! — aus Furcht vor der Macht eines ſolchen Duodezfürſten! — aus einem räthſelhaften Inſtinkt, der ſich nur gleichſam verirrt und ſtatt des Prinzen, deſſen Opfer erſticht! — das iſt ein Proteſt gegen Corneille und Racine, der nicht überzeugt. Corneille und Racine hätten in ihrer Weiſe allerdings geſagt: Appius erſtach Virginia aus Haß gegen den Tyrannen Tarquin und zur Ehre und Größe Roms!

Sie wohl hätten dies phraſenhaft dargeſtellt, Shakespeare aber vielleicht — groß.

Leſſing war in den letzten Jahren ſeines ſo kurzgemeſſenen Lebens auch in Italien. Er ſah es endlich, das Land ſeiner Sehnſucht; er war in Rom und Neapel und kehrte vom claſſiſchen Boden ſeltſam verſtimmt, ja — wir können keinen andern Ausdruck finden, kleinlaut zurück. Prinz Leopold von Braunſchweig, den er begleitete, mag ihn gequält haben mit den Repräſentationspflichten eines fürſtlichen Reiſenden; Zeit und Gelegenheit beſaß er aber vollauf, Alles zu ſehen, was Winkelmann ſah. Fand Leſſing, daß er das Schöne und Antike zu ſehr — aus Büchern ſtudirt hatte? Einen vollen, freien, unbefangenen Blick für ſüdliches Leben und ſüdliche Welt hatte ſich der deutſche Philolog von Stendal errungen. Der deutſche Philolog von Camenz war nur groß in den Geſetzen der Abſtraktion geblieben. Vielleicht erſchien ihm auf dem Marsfelde Roms ſein alter polternder Oberſt Odoardo — ſchwächlich gegen jenen Appius Claudius, den er in ſeinen jüngern Jahren, nach den Vorausſetzungen der römiſchen Erzählung, hatte wiedergeben wollen — — „Nathan der Weiſe," Leſſings letztes dichteriſches Werk, hat einen unverkennbar ſüdlicheren Hauch. Leſſing wäre vielleicht nicht der einzige geweſen, dem die volle dichteriſche Weihe erſt im ſpätern Alter kam.

# Hofrath Teichmann.

Wir machen unſre freundlichen Leſer und Leſerinnen auf ein Werk aufmerkſam, das, ſowohl durch den Namen des Herausgebers, wie durch ein darin angeſammeltes überraſchend neues Material zur Geſchichte unſerer claſſiſchen Literaturzeit ein nicht geringes Intereſſe erregt: „Johann Valentin Teichmanns, weiland königl. preuß. Hofraths, literariſcher Nachlaß. Herausgegeben von Franz Dingelſtedt. Stuttgart 1863."

Vielfach ſind bereits die Verdienſte hervorgehoben, die ſich, nach den reichhaltigen Mittheilungen des genannten Buchs, Iffland um ſeine Zeitgenoſſen Goethe und Schiller, deßgleichen um geringere Geiſter, mit denen es der Dichter der „Hageſtolzen" und der „Jäger" wohl aufnehmen konnte, Kotzebue, Werner u. a. in ſeiner Eigenſchaft als Führer des Berliner Hof- und Nationaltheaters erwarb.

Dieſe Hingebung an ein fremdes Verdienſt war für

Iffland's Stellung durchaus mustergültig, und verdient um so mehr manchem unter den gegenwärtigen Leitern der deutschen Bühne zur Nachachtung empfohlen zu werden, als man in neuerer Zeit verlangt hat, daß auf jenen zahlreichen, buntbewimpelten, wohlbefrachteten deutschen Theater-, besonders Hoftheater-Schiffen, die auf dem weniger stürmischen als von seichten Untiefen und Sandbänken bedrohten Meer des Zeitgeschmacks umtreiben, das Steuerruder von Männern geführt werden soll, die als Dichter gleichfalls der dramatischen Muse huldigen. Die Erfahrung hat, mit einigen rühmenswerthen Ausnahmen, nicht durchaus für die immer günstig ausgefallene Wahl dieser Kategorie von Bühnenlenkern sprechen wollen. Wir könnten manchen Poeten nennen, der, in die Lage gekommen als Theaterlenker für das Wohl und Wehe auch seiner Mitstrebenden zu sorgen, plötzlich — einen hereinbrechenden völligen Verfall der deutschen Bühne erblickt haben will und erklärte, dem Zeitalter des Blödsinns, dem Possen-, Opern- und Balletwesen ließe sich kein geordneter Widerstand mehr leisten. Sie machten mit wie die andern.

Indem wir die Unterbringung des reichen Materials dieser Sammlung für die entsprechenden Fachwerke der Literatur- und Theatergeschichte unsern Düntzer und E. Devrient überlassen, bemerken wir nur, daß der Sammler dieser Reliquien, der selige Hofrath Teichmann, ein drama-

turgiſcher „Charakterkopf“ ſein würde, wenn man ihn ganz nach dem Leben, in ſeinem Verhalten zu den Bühnenzuſtänden Berlins ſchildern wollte. J. V. Teichmann war nur ein „Theaterſecretär“ alten Styls, ein „Journaliſt,“ Concipient und Expedient, wie ſolche Amtirung wohl allmählich eine Gipfelung in Commiſſions-, Hof- und andere Rathſchaft erfahren hat, ſonſt ſich aber neben dem dirigirenden Theaterchef in der Regel mehr ſtumm als beredt zu verhalten hat.

Seinem innern Weſen nach gehörte unſer Teichmann jener verdienſtvollen Gattung von Menſchen an, die ſich in der Nähe bedeutender Beſtrebungen, namentlich auch im Leben des ſchaffenden Genius, als dienſttreue Vermittler und redliche Rechnungsträger ſo mancher irdiſchen Nebenbedingungen nützlich machen. Eben ein ſolcher, und nicht minder in Berlin, und gleichfalls ein Hofrath, ſagte gelegentlich: „Damals als ich die Wahlverwandtſchaften ſchrieb!“ Das Wort war keineswegs vermeſſen und nur richtig zu deuten. Hofrath John war Goethe's Schreiber und hatte ſich das allerdings achtbare Verdienſt erworben, aus Goethe's, durch vieles Streichen und Verbeſſern für gewöhnliche Orientirung zum Chaos gewordenen Manuſcript jene unſterblichen Werke zu — mundiren, deren Urſchriften, die Schlackenhülle des reinen Goldes, ſofort ins Feuer wanderten. Hofrath John wurde in Berlin

Beamter und, einmal an Streichen und Gestrichenes gewöhnt, einer der gefürchtetsten Censoren des Vormärz. Zu gleichen Funktionen stand J. V. Teichmann dem Grafen Brühl zur Seite, dem Nachfolger Ifflands, dem großen Reformator des theatralischen Kostümwesens. Während dreizehn Jahren, welche die glänzende Periode dieses Berliner Bühnenchefs dauerte, konnte auch J. V. Teichmann sagen: „Damals als ich mit Goethe in Briefwechsel stand —!"

Das silbergraue Haupt, die stets freundlich lächelnde Miene und die Anekdoten des Verewigten werden denen, die das Glück hatten, ihn näher zu kennen, unvergeßlich bleiben. Er und ein alter Theaterdiener, Namens Zäger, repräsentirten am Berliner Hoftheater eine Zeit, wo zwar weder die „Pagenstreiche" noch „Rochus Pumpernikel" verschmäht wurden, aber im ganzen doch noch eine gewisse andächtige Verwandtschaft mit der Sphäre unterhalten wurde, die so schön auf den Theatervorhängen abgemalt zu werden pflegt: Apollo mit den Musen allerlei priesterlichen Opferdienst treibend. Noch wurden die Autoren nicht durch zudringliche Theateragenten „vermittelt." Noch kam nicht der naturgemäße und vollständig zu entschuldigende Gedanke des Zur-Thür-Hinauswerfens gleichzeitig mit dem Gedanken an eine neue Tragödie in die Vorstellungen eines Theaterchefs. Man beklagte auch wohl

ſchon damals im Bureau und an der Kaſſe eine „Verirrung“ Goethe's, wenn für ſchweres Geld die Excellenz ſtatt eines bei ihr beſtellten feurigen Prologs zur Wiedereröffnung der Vorſtellungen nach dem Sieg über den Corſen den „Epimenides“ ſchickte, den der boshafte Spreewitz ſogleich mit: „J, wie wie meenen Sie des?“ kritiſirte. Aber es galt doch noch nicht, in den Novitäten Konkurrenzſtücke mit dem „Aktienbudiker“ oder „Orpheus in der Unterwelt“ zu gewinnen. In der Sphäre der Hochachtung, ſelbſt vor einem leeren Hauſe bei Torquato Taſſo, ja ſogar vor einem mißrathenen dritten und vierten Stück, falls nur ein Autor zwei gute geſchrieben hatte, waren Teichmann und Zäger aufgewachſen, und man konnte ſie nicht ſehen, ohne an andere Zeiten und andere Sitten zu denken.

Für die Poeſie nahm J. V. Teichmann noch einige Erweiterungen ſeines exklusiv klaſſiſchen Erinnerungskreiſes auf, aber nur ſehr bedingt und vorübergehend. Er ließ Raupachs komiſche Muſe gelten. An jede neuauftauchende jüngere Erſcheinung knüpfte er die Hoffnung auf Wiederkehr des goldenen Zeitalters; aber ſein Glaube an Hebbel, O. Ludwig u. ſ. w. ging über die zweite oder dritte Vorſtellung ihrer Stücke nicht hinaus. So ergriff auch ihn zuletzt Peſſimismus. Mit dem Ruf: Vogue la galère! ließ er Charlotte Birchpfeiffer als eigentliche

Nachfolgerin Schillers gelten. Es war der Humor der Verzweiflung.

Spröder noch waren seine Konzessionen im Punkt der Darstellungskunst. Da folgte er den Leistungen der Gegenwart kaum noch weiter als bis Seydelmann und Charlotte v. Hagn. Rühmte er nach diesen beiden glänzenden Erscheinungen noch irgend etwas, so mußte es ihn wenigstens an diese beiden Namen „erinnert" haben. Sein verklärter Blick, wenn er mit einem mehr oder weniger mit ihm Einverstandenen in einem Winkel bei Stehely oder in den Vorgemächern der Generalintendantur über einen Gast am königl. Theater oder ein neues Engagement sprach, war nur auf die lichten Höhen gerichtet, wo Flecks, L. Devrients, Seydelmanns Gestaltungen oder die Rollen der Bethmann und Charlotte v. Hagn wie die Platonischen Urbilder glänzten. Sie kehrten in menschliche Bezirke nicht mehr zurück. Ein Mephisto, wie ihn Seydelmann direkt aus der Hölle, über und über mit Pech und Schwefel kandirt, heraufbeschwor; eine Margarethe Western, wie sie in den „Erziehungsresultaten" durch die Hagn von einem Schlafsopha — herabgekugelt wurde, „kehrte nie wieder." Der Schwärmer in grauen Locken vergaß, daß diese Erinnerungen consensuell nur die Vorstellung einer genußfähigern eignen Jugendzeit weckten, eines sonnenhelleren politischen Horizonts, reinerer, kathedermäßigerer Idealität

in allen Geſchmacksanſchauungen des Tags, nebenbei auch wohl der allerliebſten kleinen Geſelligkeit, die unter vier bis fünf gleichgeſtimmten enthuſiaſtiſchen Freunden von Charlotte v. Hagn auf der Friedrichsſtraße geübt wurde, wo die ſpitzen, ſchaumperlenden Pokale von Roſen umkränzt ſchienen und die Grazien ſelbſt, in niedlicher Jockey-Livree, hinter den Stühlen der Gäſte ſtanden.

Einige Jahre vor ſeinem Tode bot der gutgeherzte und in der That mit geiſtiger Feinfühligkeit begabte treffliche Mann das Bild Klärchens im Egmont, wenn ſie mit gebrochenem Herzen ſpricht: „Weißt Du, wo meine Heimath iſt?“ Die Scene um ihn her hatte ſich verändert. Auch die Kunſt war in Belagerungszuſtand verſetzt. Dabei die knechtiſche, liebedieneriſche Unterwürfigkeit bei denen, die ſich doch der Kenntniß des Beſſern rühmen durften! Im Grunde fehlte auch ihm der Muth zum Widerſtand. Wenn man eine Weile mit ihm geſeufzt und geklagt hatte, bald von Seydelmanns berühmtem „Er ſchläft!“, bald von Charlotte v. Hagns Vicomte v. Letorières geſprochen, und man dann für perſönliche oder allgemeine Wünſche Abhülfe, Beiſtand, Förderung erwartete, ſo blieb man auch bei ihm auf dem nur reflectirenden Standpunkt des Chors in der griechiſchen Tragödie, und „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck“ löſten ſich meiſt in die freundſchaftliche und wohlmeinende

Frage auf: „Haben Sie zur heutigen Vorstellung ſchon ein Billet?“

Dieſe Macht, ohne Rekurs an ſeinen Chef, einem durchreiſenden Künſtler oder Autor einen Platz im Opernhauſe zu ſichern, war ihm geblieben. Allerdings auch das ein „Ziel auf's innigſte zu wünſchen.“ Unter Licht, Farbe, Sammet, Muſik, ſchönen Frauen vor und hinter der ſtrahlenden Bühnenrampe vergißt ſich auf Augenblicke jedes andre „goldene Zeitalter.“

Auch J. V. Teichmann vergaß das ſeinige. Hatte er doch ſeine Erinnerungen an ſchönere Stunden gebucht daheim im Pult liegen. Wir glauben nicht, daß er über die ſpätere Periode Graf Redern, Theodor v. Küſtner und v. Hülſen Niederſchriften, Memoiren, Auszüge aus dem königl. Theaterarchiv im polemiſchen Sinn, d. h. Varnhagen'ſchen Treppenwitz, hinterlaſſen hat.

Die Anordnung und jeweilige Ergänzung des nur bedingungsweiſe als „J. V. Teichmanns literariſcher Nachlaß“ zu bezeichnenden intereſſanten Werks iſt eine dankenswerthe Leiſtung des im „Eingerichtet und bearbeitet“ gern verweilenden Dingelſtedt. Sein Vorwort iſt mit Witz und Behagen geſchrieben.

Großen und Kleinen läßt eine ſinnige Anwendung auf die Dogmen des Glaubens zu. das Kreuz als Grundriß, das Schiff als ein echtes Sinnbild des apoſtoliſchen Zeitalters, die Roſe über dem Eingange, die bunten Fenſter, die nach Außen trüb und nach Innen hell glänzend ſind, die Kuppel mit ihrem Fernblick gen Himmel, Alles dies zuſammengenommen iſt der wahrſte Ausdruck des chriſtlichen Lebens, wie auch ſchon, wenn das innerſte Weſen deſſelben die Muſik iſt, ein großer und tiefſinniger Autor die Baukunſt des Mittelalters gefrorne Muſik genannt hat."

Der Brücken-Inſpektor mußte an eine große Minorität ſeiner Anſichten gewohnt ſein: denn er verzog keine Miene, als die übrigen Mitglieder des Bauamts, die beiden ſtädtiſchen Beigeordneten ausgenommen, zu lachen anfingen und Blauſtrumpf trotz des kalten Cayaunen, den Zunge und Zähne zernagten, doch noch ſtoßweiſe folgendermaßen losbrechen konnte: „Wir haben glücklicherweiſe durch eine Feuersbrunſt vor zehn Jahren den letzten Reſt jener trübſeligen Bauart verloren, welche den dunkeln Zeiten des Mittelalters, wie eine wuchernde und formloſe Kellerpflanze, entſproß; die Magdalenenkirche iſt abgebrannt. Es ſoll eine neue gebaut werden, die heilige Magdalena iſt auf ihren katholiſchen Himmel und die dem Aberglauben fröhnende Malerei verwieſen, ich habe meine ganze Beredtſamkeit gegen den gnädigen Landesfürſten gewandt und durchgeſetzt, die neue Kirche ſolle heißen ganz einfach: Geiſtliches Verrichtungshaus! Nun ſeh' ich mit Verwunderung, daß Sie, meine Herren, immer noch keine Anſtalten machen, dem Namen und der Idee einen entſprechenden Körper zu geben, ja, bemerke ſogar, daß myſtiſche Cirkel und Allegorieen mit dieſem Gebäude vorgenommen

# Heinrich Meidinger.

Am 21. Mai 1867 ſtarb in Frankfurt a. M., fünfundſiebzigjährig, der älteſte Sohn des Verfaſſers der weiland vielbegehrten franzöſiſchen Grammatik, die das traurige Schickſal der Kehrſeite aller Popularität erlebte, zum Gemeinplatz herabzuſinken. Den Vortrag einer altbackenen Anekdote pflegt man ſchon ſeit lange mit „Meidinger!“ zu unterbrechen.

Die Meidinger ſtammen aus Augsburg. In Stettens Geſchichte der alten Reichsſtadt begegnet man ihrem Geſchlecht bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Die Meuttings, Meitings, Meuttinger, Meitinger, auch ſchon Meidinger (Oberbayeriſches Archiv XII. 1. S. 13) beſaßen Häuſer in der Stadt, Schlöſſer in der Umgegend. Sie hausten auch in Friedberg jenſeits des Lechs und in der bayeriſchen Grafſchaft Schwabeck. Angeſehene Mitglieder der Familie waren Lukas Meitinger, hochbegnadet bei

Kaiſer Maximilian, der ihm ſein Haus in der Kreuzgaſſe abkaufte und zu ſeiner Reſidenz erhob, und deſſen Oheim Hieronymus, der in Chiemſee Biſchof geweſen. Später verlor ſich das Geſchlecht nach Tirol und Salzburg, wo nach Verſchmelzung deſſelben mit den HH. von Valentin eine ausdrückliche Erhebung deſſelben in den Adelsſtand erfolgte. Salzburgiſche Meidinger wanderten zu Anfang des 18. Jahrhunderts um der Religion willen mit den Emigranten nach Thüringen. In Römhild wurde ein Meidinger Pfarrer, verlor jedoch ſeine Stelle, als ſich ſein Freimuth beikommen ließ, einige ungezogene Meininger Prinzen, die den Gottesdienſt ſtörten, von der Kanzel herab mit den Worten anzureden: „Mein Haus iſt ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube!“ In Frankfurt a. M. aufgenommen, ließ er ſeine Kinder beſcheidene Handwerker werden. Drei Pädagogen Meidinger, in ihrer Art den Frankfurtern älterer Generation als Originale erinnerlich, waren Söhne eines ſolchen. Als Johann Valentin, der ſein Franzöſiſch in Neuwied am Rhein, wo er eine Hauslehrerſtelle bekleidete, von dort anſäſſigen Refugiés gelernt hatte, ſeine „praktiſche“ Grammatik Frankfurter Buchhändlern zum Verlag anbot, mußte er von Laden zu Laden gehen, um die Antwort zu erhalten: „Beſter Hr. Meidinger, ſolcher Sachen haben wir gar zu viel!“ Der junge Autor, der zugleich hinter

dem spätern Bundestagspalast eine kleine Schule errichtet hatte (die sogar in spätern Jahren eine Zeitlang vom Altmeister der deutschen Volksschule, Diesterweg, unterstützt wurde, der im Häuschen seines Freundes Meidinger, in der kleinen Eschenheimer Gasse, mit seinem jungen Weibe wohnte), gab sein Manuscript auf eigene Kosten heraus, und siehe da! die günstigste Konjunktur trat ein. Der Ausbruch der französischen Revolution, die beginnenden Kriege mit dem republikanischen Frankreich mahnten alle Welt an die traurige Nothwendigkeit, sich mit seiner Einquartierung verständigen zu müssen. So wurden denn nach und nach — Reutlinger, Schaffhauser und Wiener Nachdrücke nicht gerechnet — mehr als 30 Auflagen gedruckt, jede zu 8000 Exemplaren.

Ein ähnliches selbstverlegendes Schriftstellerthum, jedoch mit wesentlich ungleicheren Ergebnissen, war auch das seines ältesten Sohnes.

Heinrich Meidinger hat vom Jahr 1821 bis 1861 eine stattliche Reihe statistischer, geographischer, linguistischer und handelspolitischer Werke herausgegeben, die ihm in den betreffenden wissenschaftlichen Kreisen einen ehrenvollen Namen, in England, dem seine Aufmerksamkeit vorzugsweise zugewendet war, manche Auszeichnung durch Mitgliedschaftsdiplome alter berühmter Vereine eintrugen; die Kosten dieser in ihrem Material ebenfalls nicht ohne

Opfer entstandenen Werke bestritt er, nachdem sein erstes Buch bei Cotta in Stuttgart erschienen war, zum größten Theil selbst.

Heinrich Meidinger, geboren am 23. Nov. 1792, hatte die Handlung in dem Frankfurter Wechselgeschäft Chiron Sarrazin erlernt, kam dann nach Aachen in ein Tuchgeschäft, von dort nach Paris. Zur Zeit der empfindlichsten Reaktion des aufgeregten französischen Nationalgefühls gegen alles was deutsch hieß (1813—1815) stand er in einer Pariser Kommandite des Straßburger Fabrikanten Humann, der bekanntlich späterhin, unter Louis Philippe, eine Rolle spielen sollte, ziemlich ähnlich der des mit allen Parteien verquickbaren Hrn. v. d. Heydt in unsern Tagen. Von Paris ging Meidinger zwei Jahre in ein Londoner Geschäft, und kehrte endlich nach Frankfurt a. M. zurück, um sich an einer von naheſtehenden Verwandten eingeleiteten Unternehmung zu betheiligen. Trübe Erfahrungen brachen über ihn und die Seinigen herein, doch blieb sein Muth ungebeugt; die Ergebnisse seines rastlosen Selbstbildungseifers tröſteten ihn über Täuschungen und Verluste. Schon im Dienst seiner Prinzipale hatte er halb Europa durchreist, zunächst, wie der technische Ausdruck ist, um Verbindungen „für sein Haus" anzuknüpfen; er that es mit der Feder in der Hand, rastlos jeden Augenblick der Muße seinen Studien wid-

mend, der Beobachtung, der Vergleichung. Volks- und Staatsleben, die Gesetzgebung, commercielle und gewerbliche Verhältnisse beschäftigten ihn ebenso wie die Gebräuche, die Sprechweise der ländlichen Bevölkerungen, die Sitten des Familienlebens, das sich seiner vertrauenerweckenden Persönlichkeit überall leicht eröffnete. Sein Jungfernbuch, um uns englisch auszudrücken, wurden jene bei Cotta erschienenen „Briefe von einer Reise durch England, Schottland und Irland." Seine Studien über England, die unermüdlich fortgesetzt wurden, concentrirten sich in dem umfangreichen, durch die rasch vorwärts schreitende Zeit noch nicht durchaus überholten Buch „Das brittische Reich in Europa" (Leipzig, Fleischer 1851.) Meidinger wußte sich in den vornehmsten neuern Sprachen gewandt auszudrücken, Englisch sprach und schrieb er mit Vollkommenheit. Mit liebenswürdigem Humor pflegte er zu erzählen, daß ihm ein paar Bogen, die er in London auf der Reise geschrieben hatte, „The German Selfteacher, or a new mode of radically studying the German Language" (London 1839) an äußerm Entgelt mehr einbrachte als fast sein ganzes übriges literarisches Wirken. Auch Beiträge zum Quarterly Review of the Statistical Society of London wurden von ihm geliefert, wie für Zschokke's Ueberlieferungen, Andree's Hesperus, in neuerer

Zeit die Reden'sche Zeitschrift, das Bremer Handelsblatt, Viebahns Handelsarchiv.

Wir müssen es den betreffenden fachwissenschaftlichen Organen überlassen, vollständiger die Verdienste zu würdigen, die sich H. Meidinger um Statistik und Geographie erworben hat, und dabei namentlich hervorzuheben, wie seine Schriften „über die Mainschifffahrt" (1850), „über die Neckarschifffahrt" (1850) anregend gewirkt haben, bis sein größeres Werk in vier Bänden: „Deutschlands Ströme in ihren Verkehrs- und Handelsverhältnissen" (Leipzig 1854) alles zusammenfaßte, was sein reger Fleiß über die wichtigsten Lebensfragen des deutschen Volks, die sich an unsere Verkehrsadern, den Rhein, die Donau, die Elbe, die Weser, die Oder knüpfen, gesammelt hatte.

Nur eine Seite seines Wirkens sei in diesen flüchtigen, dem Andenken eines Ehrenmanns gewidmeten Zeilen noch hervorgehoben: die treue Hingebung an das Leben, die Geschichte, die fortschreitende Entwicklung seiner Vaterstadt Frankfurt a. M.

Nichts hat ihn auf diesem Gebiet unberührt gelassen. Vom echten antiken Bürgersinn eingegeben war seine Antheilnahme an den Verbesserungen der innern Verwaltung Frankfurts, am Bekämpfen verrotteter, dem Geist der Zeit widersprechender Zustände, des „alten Zopfs," der „Wirthschaft auf dem Römer," wie er sich auszudrücken pflegte.

Sein Urtheil hatte sich in der großen Welt gebildet. Die frische Luft der Reisen, des langen Lebens in Frankreich und England umwehte seine Standpunkte. Handels- und Industrieverhältnisse, gewerbliche Gesetzgebung, Communalverwaltung, Armenpflege, Polizei — nach allen diesen Richtungen hin gehörte er in Frankfurt zu den Opponenten, obschon er vor dem Schicksal eines jüngern Bruders Johann Valentin bewahrt blieb, den die verhängnißvolle Zeit der bundestäglichen Ausnahmezustände, der permanente österreichisch-preußische Belagerungszustand Frankfurts in den Jahren 1831 bis 1848 zu einem Opfer der Untersuchungskommissionen gemacht hat. Verfolgung und Einkerkerung traf damals die Ehrenwertheſten. Im Frankfurter „Römer" herrschten mit dictatorischer Strenge die servilen Untergebenen des Bundestags. Nicht etwa mit Zittern und Zagen wurden die vom Palais in der Eschenheimer Gasse gegebenen Metternich'schen Befehle ausgeführt, sondern mit fanatischer, grundsätzlicher Uebereinstimmung. Man bräucht nur an die Namen der HH. v. Günderode, v. Meyer und andere Schöffen und Bürgermeister zu erinnern, deren straffes Regiment und consequentes Bescheidgeben: „Das dürfen wir hier in Frankfurt nicht!" eine interessante Parallele abgeben würde zum Jahr 1866, der Vollbewußtseinszeit „berechtigter" Frankfurter „Eigenthümlichkeit."

Durch eine maßvolle Zurückhaltung in den Formen blieb Heinrich Meidinger vor den Rückschlägen einer Polemik bewahrt, welche er nichtsdestoweniger mit Freimuth gegen den im „Römer" herrschenden Geist in einigen Zeitschriften führte, die sich damals im besondern mit Frankfurter Zuständen beschäftigten, Brönners „Frankfurter Jahrbücher" und „Gemeinnütziger Chronik," Hammerans „Freystädter" und Hadermanns „Volksfreund." Sein Vermeiden aller Parteiung, sein würdiges äußeres Auftreten entwaffnete die Gegner. Wie sehr man die Motive achtete, die seine Feder leiteten, ersah sich aus dem mehrfach wiederholten Angebot seiner Freunde, ihn für erledigte Senatorstellen in Vorschlag zu bringen. Doch schon seiner schwankenden Gesundheit wegen, im übrigen in Folge seiner Bescheidenheit, entzog er sich dieser wie mancher andern ihm zugedachten städtischen Auszeichnung, welche letztere ihm schon allein für sein gründliches Sammelwerk: „Frankfurts gemeinnützige Anstalten" (zwei Bände 1845 und 1856) gebührt haben würde. Wie sein Freimuth als aus edelster Quelle entsprungen geachtet wurde, wie sein, wir möchten sagen, vornehm männliches äußeres Erscheinen auf den niedrigen Polizeisinn, der sich seit 1831 auf dem „Römer" eingenistet hatte, beschämend wirkte, beweist die Folge seines Verhaltens nach einem Aufsatz, den er 1831 in Gustav Oehlers „Zeitbilder" hatte ein-

rücken lassen: „Ueber die Gebrechen der Frankfurter Verfassung.“ Der Herausgeber wurde auf's Amt gefordert, um den Verfasser zu nennen, der gewagt hatte, an Frankfurts Verfassung zu rütteln. Gustav Oehler, charaktervoll und fest, wie sich schon im Beginn seiner Leiden der späterhin noch vielgeprüfte Märtyrer der Frankfurter Bundestagsherrschaft bewährte, verweigerte, den Namen zu nennen. Man hielt ihn sogleich fest und warf ihn ins Gefängniß. Erst nach einigen Tagen erfuhr Heinrich Meidinger das Geschehene, ging selbst auf's Polizeiamt und bekannte sich als Verfasser. Oehler wurde freigelassen, Meidinger blieb ohne Anfechtung.

Schließlich glauben wir dem Andenken des Verstorbenen, das in weiteren Kreisen, nicht blos von seinen Mitbürgern werthgehalten zu werden verdient, keinen Abbruch zu thun, wenn wir nicht unerwähnt lassen, daß für die gegenwärtige Frankfurter Localtrauer aus dem Hinscheiden dieses trefflichen Patrioten nicht, wie schon geschehen, Capital gemacht werden kann, etwa mit einem „Wieder Einer“ u. s. w. Sein lichthelles Auge, das in Erregungsmomenten Funken zu sprühen schien, verdüsterte sich, so oft er nach dem Juli vorigen Jahrs um Frankfurts Vergangenheit wehklagen hörte. Allerdings berührte auch ihn nicht eben angenehm der so roh ausgefallene erste Beginn der neuen Zustände. In seinem nächsten Lebenskreise

liebte er Ruhe und Behagen, vor allem würdevoll eingehaltene Umgangsformen. Wer ihm diejenige Achtung, welche sein gemessenes Auftreten, sein ehrwürdiger weißer Bart, sogar die unvermeidliche weiße Halsbinde des alten Englands von vor 50 Jahren voraussetzen durfte, schuldig blieb, mit dem brach er kurzweg ab und verweigerte den weitern Verkehr. In dem rohen Beginn des neuen Régime's erblickte er jedoch keine Norm für die Zukunft. Er gab vollkommen zu, daß Frankfurts Selbständigkeit in einem Moment zusammenbrach, wo sich allerdings die seither erfolgte Verbesserung der Frankfurter Verfassung und die Zulassung neuer, frischerer Elemente in die berathenden und ausführenden Collegien erfreulichst zu bewähren angefangen hatte. Gemeinnützige Neuerungen in localen Dingen, einige großartige Baupläne zur Mehrung des öffentlichen Behagens und der Gesundheitspflege waren in Angriff genommen. Dennoch lag für Meidingers Urtheil kein eigentlich beruhigender Fortschritt in den gesteigerten Finanzverpflichtungen der Stadtkämmerei, in einer schwindelhaft betriebenen Baulust privater Unternehmer, in den Consequenzen eines vorzugsweise auf die Befriedigung des Luxus sich richtenden industriell-mercantilen Geistes. Für die Poesie des epheuumrankten alten Eschenheimer Thurms, für die Kämpfe der Frankfurter mit den Rittern von Kronenberg, für Lersners

den sollen. Das geistliche Verrichtungshaus ist aber ein
rnunftmünster; es sollten darin keine Winkel und Ecken
ebracht sein, in die sich die Lichtscheu verstecken könnte.
i, luftig, durchflichtig soll das Gebäude, dieser Tempel der
en praktischen Vernunft (denn auch Kant's theoretische
rnunft ist Schwebelei), ich sage, soll dieser Tempel ausge-
rt werden und sich weder durch überladene Massen, noch
h besonders auffallende Bautenzeichen auszeichnen. Nehmen
unser Logengebäude! Ist die Loge □ „zum gerechten
stides" nicht ein Meisterstück eben so niedlicher, wie ver-
diger Architektonik! Nehmen Sie die Garnisonskirche, die
selige Windicke gebaut. Welch reines, luftzugängliches
wahrhaft erbauliches Gebäude ist das! Das ist seiner
timmung gemäß für Compagnien und Bataillone einge-
lt, es ist eine Kaserne gleichsam, nur mit dem Unterschied,
da keine Gewehre geputzt werden, sondern die rostigen
nüther! Und wenn mir das geistliche Verrichtungshaus
t etwas Aehnliches wird, dann möcht' ich gar keinen Fuß
insetzen."

Der Hofarchitekt gab dieser Erklärung seinen vollen Bei-
Er sagte: „Wir sollen bauen, wie uns der Schnabel
achsen ist. Jedes Zeitalter hat seine eigene Art; warum
en wir nicht die unsrige haben? Die moderne Baukunst
nur die eine Aufgabe, nämlich ihrem Zwecke gemäß zu
n. Sie will wohnliche, bequeme, behagliche Gebäude
ellen. Die alten Formen der Antike, der Gothik, müssen
entlehnen, während wir doch unsern eigenen schönen und
nden und neuen Styl haben. Das geistliche Verrichtungs-
soll dem Gottesdienst gewidmet sein. Man baue einen
en Würfel mit plattem Dache, hinlänglichen, wenn auch

Chronik, für die Kaiserkrönungen, für Goethe's Traummärchen von der schlimmen Mauer am Senkenbergischen Garten und ähnliche Motive zu einem Bilde der trauernden Francofordia war allerdings Meidinger nicht Romantiker genug. Sein Standpunkt war ein allgemein deutscher. Mehr noch: die napoleonische Zeit war an ihm vorübergegangen; er hatte gesehen, wie sowohl bei Staaten wie bei Dynastieen die leidenschaftlich gesteigerten Interessen der Selbsterhaltung à tout prix die eigentlichen Factoren der politischen Begebenheiten sind, gegen welche zuletzt kein Wunsch des Gefühls, keine uns noch so überzeugend gewordene abstracte Theorie gleich mächtig aufkommt. Da war es dann nicht die kalte Blasirtheit des Realpolitikers, sondern die Ueberzeugung vom gebieterischen Gesetz der Nothwendigkeit und die Unterwerfung unter ein berechtigtes, allgemeinvaterländisches Höheres, die ihn mit einem „Lieber Gott, was wollen wir machen!" bestimmte, dem alten Frankfurt, das ihm vorzugsweise nur in seinem Antheil an Deutschlands Kulturfortschritten Werth hatte, Valet zu sagen und anzuerkennen, daß sich im Jahr 1866, wenigstens für die alte Reichsstadt, etwas Unabweisliches vollzog. Meidingers statistische, immer sogleich nach Zahlen greifende Auffassungsweise rechnete aus, daß die auf etwa 80,000 Seelen eingerichtete vaterstädtische Staatsmaschine, Polizei, Rechtspflege, Armee u. s. w. einen Kostenaufwand

und Perſonalbeſtand verurſachte, der für einen Regierungsbezirk von 300,000 Seelen ausgereicht haben würde. Schadloshaltung für das momentan mit Leidweſen Verlorengegebene erblickte er in den Ausgleichungen, die ſich in jedem großen Nationalleben von ſelbſt machen. Nicht unerwähnt mag dabei bleiben, daß ſein proteſtantiſcher Sinn Frankfurt bedenklich abgewichen erblickte von dem kräftigen confeſſionellen Geiſt, der in alten Zeiten Mainzer und Würzburg-Aſchaffenburger Weſen nicht hätte in die Stadt eindringen laſſen. Ob Frankfurts Particularexiſtenz, der Bund der Börſe mit Oeſterreich, ein offenes Thor geweſen für Richtungen, die allerdings der aufgeklärte Zeitgeiſt von ſich weiſen muß, mag unentſchieden bleiben, bis die Zeit reif geworden ſein dürfte, die geheime Geſchichte der Beeinfluſſung der öffentlichen Meinung Frankfurts und durch Frankfurt eines großen Theils von Deutſchland ſeit 1848 wahrheitsgetreu zu erzählen.

Das ſchöne Charakterbild eines Kaufmanns, der ſich durch einen ernſten und nur an den wahren Gütern des Lebens haftenden Sinn zu einer geachteten Stellung auf wiſſenſchaftlichem Gebiet, durch Freimuth und Vaterlandsliebe unter ſeinen Mitbürgern erhob, gewinnt an Reiz durch die Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit des Dahingeſchiedenen, durch die ſtill einſiedleriſche Lebensweiſe in einem ſelbſterbauten Hauſe, unter Büchern und Zeit-

ſchriften, die mit Sorgfalt gemehrt und gewählt wurden, durch den Verkehr mit einem Familienkreiſe, in welchem der Verſtorbene patriarchaliſch waltete als Berather ſeiner Angehörigen, als Freund ſeiner Freunde. Zu den letzteren gehörten die anerkannteſten Geographen und Statiſtiker Deutſchlands, in Frankreich und England mancher hervorragende Name; in Frankfurt ſtanden ihm beſonders nahe die Mitglieder des mannigfach von ihm geförderten Geographiſchen Vereins, unter ihnen auch als nächſter Nachbar der Muſiker und Naturforſcher Schnyder von Wartenſee, der, ein in Frankfurt eingebürgerter Schweizer, ſelbſt ſchon hochbetagt und mit heiterm Geiſt ſein Mehr als achtzig Jahre tragend, doch den Verluſt gerade dieſes vieljährigen, ihm engverbundenen Freundes als eine der ſchmerzlichſten unter den Lücken empfunden haben wird, die uns immer zahlreicher fühlbar werden, je näher uns die Heimathluft des Grabes weht. Seitdem iſt auch er dahingegangen.

# Ein Besuch in Coppet.

Zum hundertjährigen Geburtstag der Staël.

---

## I.

Vevey am Genfersee, 23. April 1866.

Gestern vor hundert Jahren, am 22. April 1766, wurde Frau v. Staël geboren.

Die Todten ihre Todten begraben zu lassen pflegt der Franzosen Art zu seyn; sie halten vorzugsweise auf Gegenwart und Zukunft, und werden sich schwerlich in ihrem nationalen Erinnerungskalender den Tag mit einem rothen Strich bezeichnet haben.

Deutsches Gemüth dagegen, zumal in der Nähe Coppets wohnend, wo Germaine Necker so manches Jahr verlebte, einen bedeutungsvollen Kreis maßgebender Persönlichkeiten um sich versammelt hatte, auch begraben liegt, kann bei so solennen Anlässen, auf die wir durch unsere

Säcularpietät ohnehin geſchult ſind, ein Opfer der Huldigung nicht gut zurückhalten.

Dankbarer Erinnerung auch ſollten die großen Verdienſte geweiht bleiben, welche ſich die ſo vielfach vom Schickſal, von jenem Schickſal, das in den Sternen und dem das in unſerer Bruſt liegt, heimgeſuchte Frau um deutſche Art und Kunſt erworben hat.

Allerdings hat ſie, neben einer Fülle von Wahrheiten die ewig über uns feſtſtehen werden, auch manchen Irrthum über uns ausgeſprochen. Wenn ſie z. B. an einer Stelle ihres Buchs „über Deutſchland", des bis zur Stunde immer noch beſten Werks eines auswärtigen Schriftſtellers über unſer geſelliges literariſches und künſtleriſches Leben in älterer Zeit, ſagt, und zur Mehrung unſeres Ruhms der Biederkeit und Gewiſſenhaftigkeit ſagt: „die Herrſchaft des Lächerlichen ſei bei uns nicht ſo entſcheidend wie bei den Franzoſen," ſo haben wir nach dieſer Richtung hin Fortſchritte gemacht, die ihr ſelbſt nicht zu gute gekommen ſind. Die immer mehr auch bei uns verbreitete Kunſt, den Kern der Dinge und Menſchen einer kurzen epigrammatiſchen Definition zu opfern, witzhaſchend partem pro toto reden zu laſſen, Strebungen und Ziele, die „des Schweißes der Edlen werth", zu einem „Bonmot von geſtern" zu machen, hat auch den Namen der Staël ſchon bei uns überwiegend caricirt.

Seit „Freund Ubique" die sogenannte schwarze Wäsche unserer classischen Literaturzeit auf die Zäune hing, die Tage von Weimar von der Nachtseite, die sie stetig begleitete, schilderte, auch seither Tagebücher und Briefwechsel genug erschienen sind, die zahllose in den göttlichen Werken unserer großen Heroen gleichsam verhalten gebliebene Menschlichkeiten freigegeben haben, so hat sich auch um Germaine von Staël, statt des hesperischen Duftes der Idealität, wie er eine „Corinna" bei ihrer Krönung auf dem Capitol umwallte, ein recht mephitischer Klatschduft verbreitet. Nahe genug ist auch sie schon gekommen „zum übrigen" gelegt zu werden, mit einigen pikanten Anekdoten über A. W. v. Schlegel, mit den nicht hinwegzuleugnenden Ausbrüchen der Ungeduld Schillers und Göthe's über die ihrer olympischen Ruhe zugemuthete Gêne durch die seltsam aufgeregte und die Welt mit Fragen quälende Frau, mit den Nadelstichen der kleineren Geister, die sich dafür rächten, daß die auf ein voraussichtliches künftiges Druckenlassen ihrer gesammelten Eindrücke reisende Berühmtheit an ihren Thüren vorüberging.

Aber wir Deutschen hätten wahrlich alle Ursache, uns bei der Erinnerung an die Staël nur an das zu halten, was von ihr selbst geschrieben und gedruckt vorliegt. Nur mit Bewunderung sollten wir von einer Frau sprechen, die im Stande gewesen, so ihren nationalen Vorurtheilen

zu entſagen, wie dies in ihrer Schilderung unſeres Vaterlands zur Zeit ſeiner tiefſten Erniedrigung geſchehen iſt. Mit der ganzen Innigkeit eines weiblichen Weſens, das ſein Glück im Suchen, Entdecken, liebevollen Werthhalten des Kleinen und Unſcheinbaren, im Hervorziehen und Ermuthigen des Beſcheidenen, im ſteten Lernen und ſich unterordnenden Aneignen, im Nachprüfen des vom Manne nach den Geſetzen des abſtracten Denkens oder des thatkräftigen Muthes Aufgeſtellten mit der Gegenprobe des Gemüthslebens, wo ſich dann auch das weibliche Herz getraut, bis in das Innere jedes Helden der Geſchichte und jedes Denkers zu dringen, hat ſie ſich in deutſches Ahnen und Fühlen, in die Sitten unſerer Altvordern und ihrer damaligen Zeitgenoſſen von 1806 bis 1810 verſenkt. Keine unſerer damaligen traurigen Niederlagen entzog uns in ihren Augen etwas von dem Ruhm, welchen Tacitus den Germanen geſichert hat. „Dann wird Deutſchland das Schickſal der Polen erleben!“ äußert ſich jetzt eine edelgemeinte Muthloſigkeit unſerer ſonſt zuverſichtlichſten Premiers im neueſten diplomatiſchen Notenverkehr; eine ſolche Befürchtung, man leſe ihr Werk, beſchlich die Staël nie, ſelbſt nicht im Angeſicht franzöſiſcher Präfecten und Maires, die bereits unſere ehrenwerthen Kreisdirectoren und Bürgermeiſter erſetzten, und des Carnevals von Weſtfalen. Nennt ſie auch Deutſch-

land, wie Metternich Italien, mehr oder weniger einen „geographischen Begriff", so konnte ihr damals dazu der Zusammenbruch der äußern Reichseinheit den Anlaß bieten. Unsere geistige Einheit dagegen, die Hoffnung auf eine sich aus ihr entwickelnde politische Verfassung, die, so eigengeartet sie sein mochte, doch das eine sichere Merkmal der Freiheit vom Joche der Fremden trug, blieb ihr unter allen Umständen gegenwärtig. Diese Gesinnung einer Frau, die sich gegen Napoleon so muthig verhielt, steht um so höher, als ihr wohl der unendlich flaue Wind nicht entgangen sein konnte, welcher in den höchsten geistigen Kreisen Deutschlands, die sie so andachtsvoll verehrte, damals über die nationalpatriotischen Dinge und Hoffnungen wehte.

Es ist möglich, daß die Thüren der kleinen Häuser von Weimar und Jena zu niedrig waren, um den Kopfputz à la Sibylle durchzulassen, wenn die in der großen Welt erzogene Dame ihre Besuche machte. Die Hofräthinnen mögen nicht wenig über sie „losgeplatzt" sein, wenn sie sich empfahl und die engen Treppchen wieder niederstieg; je mehr man über ihre Toilettenkünste klatschte, desto mehr vergaß sich ja der Unmuth, daß man in der Sprache der Besucherin keine Unterhaltung mit ihr hatte führen und nur mit scheinbarer Treuherzigkeit lächeln und die Achseln zucken können. Dieser Treuherzigkeit, die sich

in den oben angedeuteten literarischen Fundgruben Luft gemacht hat, glaubte die gute Frau. Ihr Buch ist ein Denkmal des edelsten Vertrauens. Keine unserer engherzigen Spießbürgerlichkeiten nahm ihr die schöne Vorstellung vom Genius unseres Volks. Sie kannte vielerlei von dem Schutt und Moder, aus dem sich die Blume unserer damals vorzugsweise sich romantisch anlassenden Bildung erst erheben mußte, kannte die Gegensätze des jungen Geistes unserer Universitäten und jener Erbärmlichkeiten der Duodeztyranneien, die Schiller in „Kabale und Liebe" gezeichnet hat; sie hatte ein Auge für die Kriecherei der Sklaven, die hochfahrend gegen die wieder ihnen Untergebenen sind; aber sie sah in alledem nur die Fehler des Menschen überhaupt und unserer Gesellschaft. Keine auf den schlechtesten Landstraßen gebrochene Achse ihres Reisewagens, kein unglückliches Verhängniß fortdauernder Regentage, die ihr ganze Landstriche, die sie bereiste, in ein düsteres Einerlei hüllten, keine unserer damaligen Herbergen zum „Wilden Mann" oder zum „Schwarzen Bären", die selbst in unsern reputirlichsten Residenzen der an die Eleganz von Paris, den Comfort Londons gewöhnten Diplomatenfrau Unterkunft gewähren mußten, nahmen ihr die gute Laune oder verdarben ihr den Eindruck unseres Vaterlands. Sah sie in der gemischten Gesellschaft eines Marktschiffes, das sie über den

Rhein setzte, einen Handwerksburschen in einem Buch lesen, hörte sie unter der rauchgeschwärzten Thür einer hessenländischen Hütte eine Mutter ihrem Kind ein Lied singen, begegnete sie in thüringischen Städtchen einer Knabenschaar in langen Mänteln, die wie Luther vor den Häusern Choräle sang, so wußte sie liebevoll Kleines im Großen unterzubringen. Der Prozeß des Gemüths, den sie bei solchen Eindrücken vollzog, erklärt sich durch ihre sinnige Definition vom „Enthusiasmus". Sie nennt ihn den in reinen Seelen immer vorhandenen „Ueberschuß an Stimmung," wo dann das immer vorhandene Mehr dem Minder zu gut kommt.

Schließlich muß einen an ihrem hundertjährigen Geburtstag von deutscher Hand auf ihr Grab gelegten Frühlingsblüthenzweig die Anerkennung rechtfertigen, daß sie um ihr noch heute lehrreiches und maßgebendes Buch über Deutschland schwer gelitten hat. Wer die Ungeduld eines Autors kennt, der von einem Werk endlich dessen saubere Abschrift und den Vertrag mit dem Verleger vor sich hat, nichts weiter fürchtend als nur noch die Recensenten und die Druckfehler, der wird ein Martyrium zu schätzen wissen, das 1810 ihr endlich vollendetes Buch beim kaiserlichen Censuramt in Paris einreicht, auf 40 Lieues von Paris, innerhalb deren ihr als „Ideologin" von Napoleon auf französischem Boden nur zu leben gestattet war,

eben breiten, als länglichen Fenstern, Altar, Chor, Orgelchor, Sacristei und unterirdische Heizung, wie beim Theater, mit erwärmter Luft: den ich sehe nicht ein, warum man im Winter in unsern Kirchen erfrieren soll! Unsre Vorahnen hätten die Kirchen wahrlich nicht gothisch gebaut, wenn sie selber eine angemessene Form hätten erfinden können. Sie waren aber so ungeschickt, daß sie lieber die Christen im Winter erfrieren ließen, als eine Bauart, die für das heiße Italien ganz passend ist, den im Norden nothwendigen Beschränkungen unterwarfen."

Blaustrumpf hatte vom Cayaunen nur eine fettige Hand, sonst würd' er die des Hofarchitekten wacker geschüttelt haben. Dennoch mischte sich in seine Zufriedenheit eine unangenehme Empfindung, nicht die, daß er plötzlich niesen mußte, denn das bekam ihm wohl, aber, weil der ganze Tisch einfiel und den Trumpf darauf setzte: Helf' Gott! Blaustrumpf stieß den Teller heftig zurück und erklärte: „Wir kennen uns so lange und sollt' ich denn noch nie dabei geniest haben: und sollten Sie nicht wissen, daß dies Helf' Gott! für einen Mann verletzend ist, der sein Leben der Ausrottung des Aberglaubens gewidmet hat? Denn schon das lateinische Prosit! beweist, wie sehr man das Niesen als eine Gelegenheit benutzt, an die Nase ein kleines Beschwörungs-Amulet, Prosit genannt, anzuhängen. Das Niesen ist ein zufälliger Akt. Es ist nichts, als eine mit einem gewissen zischenden Geräusch und plötzlicher Zusammenziehung der Muskeln des Unterleibs, wie auch derer, welche auf die Lunge wirken, verbundene Ausstoßung der Luft aus der Nase, wenn nämlich durch irgend etwas deren Geruchsnerven gereizt worden sind."

ungeduldig den Erfolg abwartet, wegen der endlich ankommenden Cenſurſtriche unterhandelt, die Correctur des Drucks überwachen will, aber in dem Streit mit dem Cenſor nicht vorwärts kommt. Ueberall hatte dieſer „Schlangen unter Blumen“ gewittert. Ausdrücke, wie: „chineſiſche Mauer zur Abſperrung der Ideen,“ „harte Zeiten wie die unſrigen“ u. ſ. w., mußten fallen. Beſonders anſtößig waren Stellen erſchienen, die andeuteten, daß Dinge, die heute gälten, morgen im Preis geſunken ſein könnten, ferner daß Kinder nicht immer die volle Erbſchaft ihrer Väter anträten. „Es kann jemand“ — ſie meinte nicht Napoleon, ſondern Friedrich von Preußen, deſſen Geringſchätzung deutſcher Literatur ihr ein Anlaß ernſter Betrachtungen wird — „entgegengeſetzte Elemente zwingen zuſammenzugehen, bei ſeinem Tode trennen ſie ſich.“ Dieſe Andeutung des auch bei großen Herrſchern möglichen Naturgeſetzes erſchien der Cenſur ebenſo ungeziemend, wie die Aeußerung über Joſephs II. öſterreichiſche Reformen: „Aber nach ſeinem Tode blieb nichts übrig.“ Das ſchwarze Geſpenſt des Todes mußte auch hier fort. Die Feinfühligkeit der Cenſur, ihr praesagium deſſen, was an höchſter Stelle unangenehm wirken konnte, ging ſo weit, daß ſelbſt bei dem harmloſen Wort empiro, welches doch nicht immer das franzöſiſche Kaiſerreich, ſondern für gewöhnlich nur eine einfache Herrſchaft, z. B.

der fünf Sinne über unſer Urtheil ausdrückt, jedesmal geforſcht wurde: ob der Autor wohl mit empire auf den Pariſer Krönungstag von 1804 habe anſpielen wollen. Es durfte nicht geſagt werden: „Der Realismus findet zuweilen Vertreter, welche Furcht und Schrecken verbreiten dans l'empire même de l'imagination“.... Und in der That, auch hier machte ſich der Realismus mit Furcht und Schrecken geltend. Denn ſchon war mehr als die Hälfte des Buchs, in einer Auflage, die man nach dem glänzenden Erfolg der „Corinna“ auf 10,000 Exemplare genommen hatte, gedruckt, als die Gendarmen des Polizeiminiſters Savary, Herzogs von Rovigo, beim Verleger erſchienen, die gedruckten Bogen mit Beſchlag belegten und die Fortſetzung des Drucks unterſagten. Für die zur Einſtampfung beſtimmten Vorräthe wurden 40 Louisd'ors bezahlt. Das Werk, als ein „unfranzöſiſches“, wie es im Reſcript des Miniſters hieß, durfte innerhalb der kaiſerlichen Staaten nicht erſcheinen. Die Verfaſſerin erhielt den Befehl, binnen 24 Stunden Frankreich für immer zu verlaſſen. Erſt einer Eingabe bedurfte es, einen Aufſchub von acht Tagen zu erwirken. Es wurden ihr vier Häfen der franzöſiſchen Küſte genannt, wo ſie ſich einzuſchiffen hätte. Erſt 1813 erſchien ihr Buch mit einer aus London datirten Vorrede. Der Tyrann, der ſehr wohl nicht bloß den Druck, ſondern auch die Ver-

breitung der ihm mißfälligen Schriften zu verhindern verſtand, der nicht bloß die Verleger, ſondern gelegentlich auch die Sortimenter erſchießen ließ, hatte es erreicht, daß die Deutſchen ſich nicht zur Zeit ihres Elends an dieſem Ehrenſpiegel ihres beſſeren Werths erheben durften. Das Buch der Staël war in dem Geiſte geſchrieben, der zu Ludwig XIV. nach einer Niederlage, die er erlitten, jemand ſagen ließ: „Ein König — und Thränen!“ Jedes ſeiner Blätter ſagte damals der geknechteten, zu gegenſeitigem Brudermord angeleiteten, tiefhoffnungsloſen deutſchen Nation: „Ein Volk wie das deutſche — und Thränen!“ — —

Beſuchen wir ihr Grab.

## II.

In letztverfloſſener Woche hatte ſich der Frühling endlich auch am ſchönen Leman Einlaß erzwungen. Lange genug hatten ihn bald die ſcharfen Nordoſte (vor deren heftigen, den Athem benehmenden Stößen ſich die auf Hunderte von internationalen „Penſionen“ vertheilte, überwiegend kranke Fremdenwelt an die äußerſte Spitze der Halbmondſichel des See's, am Eingang zum Valais, unter den Dent de Jaman zu ducken pflegt), bald der böſe Bornand, ein von den Gletſchern des Montblanc losgelaſſener, aus den Schluchten Savoyens hervorbre-

chender Sturmgeist, zurückgehalten. Wonnige Tage brachen an. Nur spärlich für unser an das deutsche üppige Grün gewohntes Auge breiten sich unter den unabsehbaren, noch kahlen Weingebirgen (wie man hier statt Weinbergen sagen muß) die Wiesen aus; massenhaft aber waren auf ihnen die Veilchen ausgestreut, denen jetzt ein nicht minder reicher Vergißmeinnichtsegen folgte. Die Nägelchen der Hollunderblüthen sind erschlossen und würzen die Luft, wie der rothe Schmuck der Mandelbäume, der weiße der Kirschbäume und unter welchen Farben alles die Hoffnungen der wiedererwachten Natur in's Feld rücken. Hier, wo es den Ruf eines südlichen Klima's aufrecht zu erhalten gilt, hatten auch den Gedanken an den Schlummer der Natur Lorbeer, Cypresse und Taxus nicht aufkommen lassen. Unter Schnee und Regen hielten diese vor unsern Fenstern den immergrünen Stand. Erst jetzt, wo die heimische Natur wie mit klingendem Spiel zum Ersatz kommt, läßt der Lorbeer seine welken Blätter sinken. Sanft und still wogt im dunkelsten Blau der See. Durchsichtige Nebelgehänge umwallen die mittleren Lagen der Savoyer Alpen. Oberhalb hebt sich noch auf den Graten ihres Rückens der Schnee in blendender Weiße vom blauen Himmel ab; daß aber die Pfeile der Sonne ihre gewaltige Macht haben, sieht man an den Silberadern, die sich am zerklüfteten Gestein herniederziehen,

Schmelzwassern, die in behenden Sprüngen dem See zueilen. Das Gesammtbild von Sonne, See, Luft, Berg Thal ist zauberhaft, und die Reize, die immer wechselnden Mannichfaltigkeiten der Beleuchtung beschreiben sich nicht. Bei hohem Mittagsglanz, wenn auf einige Zeit die magische Scenerie unbeweglich festzustehen scheint, möchte man profan genug denken, sich an die Dekorationsmalerei eines Quaglio oder Deplechin erinnert zu fühlen. Selbst der zur Mehrung des Effects auf der Bühne herabgelassene, durchsichtige Gazeschleier fehlt nicht. Es soll diese Vergleichung eben nichts anderes sagen, als daß selbst die erhabenste, ursprünglichste Natur, um ganz schön zu sein, unsere Seelenthätigkeit in Mitleidenschaft versetzen muß, und nur gewinnen kann durch eine Ergänzung aus dem Bereich des künstlerisch gestaltenden Gefühls.

Um die nördliche Seite des Sees zieht sich die Eisenbahn wie ein Gürtel. Ihr sonntäglicher Frühzug war nur wenig besetzt. Die Kirchen oder, wie man hierzuland fast freimaurerisch sagt, die „Tempel" machen hier ihre Ansprüche auf Besuch nachdrücklich geltend. Engländer, Russen, Deutsche, Katholiken haben hier ihren besondern Gottesdienst. Secten, die man bei uns verfolgen und bitter quälen würde, versammeln sich in Privatzimmern und befriedigen ihre Andacht nach Bedürfniß. Vor allem aber ist es die große Rivalität zwischen der „Na-

tional-" und der „freien Kirche", die ihre Bekenner zu gewiſſenhaften ſonntäglichen Hörern ihrer „Miniſter" macht. Unter der „freien Kirche" denke man ſich aber keine Uebertragung der Lehren Ronge's auf die Lehren Calvins, ſondern im Gegentheil die ſtrengſte reformirte Parallele jener altlutheriſchen Kirche, die in den Jahren 1817—49 dem hochſeligen Gemahl der in jener ſchönen Villa dort unten am See wohnenden Fürſtin Liegnitz, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ſo viel Bekümmerniß bereitete. Der Unterſchied der hieſigen Freigläubigen von den Staatlichgläubigen beruht auf ſehr ſchwierig anzugebenden, in die Geſelligkeit und ſogar in die Politik eingreifenden Verhältniſſen; im Dogma verfolgen beide dieſelbe ſtrenge Richtung. Ob dieſer dem romaniſchen Schweizerland eigne ſtarke Verbrauch an religiöſer Erregung und Debatte eine Folge des Umſtands iſt, daß ſich die hieſige Kirche immer noch als ecclesia militans betrachtet gegenüber einem durch Frankreich, Italien und das nachbarliche Freiburg, das viel Neigung zur Polemik hat, allerdings mächtig vertretenen Katholicismus, oder ob die Pädagogik, ein beſonderer Nahrungszweig dieſer Lande, einen betriebſamen Anbau des kirchlichen Lebens als eine Art gleich a priori vertrauenerweckender Bürgſchaft für die vielen Bonnen, Gouvernanten, Penſionate anempfiehlt, iſt ſchwer zu entſcheiden. Das angeborne Naturell

der Bevölkerung, das im Grunde für die Würdigung eines ſo hohen religiöſen Bedürfniſſes den Ausſchlag geben ſollte, könnte unſeres Erachtens höchſtens durch eine reuevolle Erwägung ſeines ſchöneren Gegentheils auf ſo viel Liebe zur Religion geführt haben. Denn nirgends iſt uns, wenigſtens in den untern Regionen, eine ſo überſchwängliche Freude an allen guten Dingen, die dem Menſchen von Himmel und Erde gegönnt ſind, vorgekommen wie hier. Zwiſchen den Weinbergen taumelnden Männern, ja ebenſolchen Frauen zu begegnen, andere im kühlen Schatten von Hecken und Mauerwänden ihren Rauſch verſchlafend zu finden, iſt eine tägliche Erfahrung. Der galliſch-romaniſche Sinn verläugnet ſich auch hier an allerlei Burleskem nicht. Cafés chantants, Mummereien am hellen Tag, Aufzüge mit Trommel, Muſik und phrygiſchen Mützen, reſolute Soldatenluſt ſchon vom Plan-Plan der Kinder an — man ſucht mit Mühe die Mittelglieder zwiſchen dieſen natürlichen Elementen waadtländiſcher Gemüthlichkeit und jener puritaniſchen Strenge, die ſich bei ſo viel Liebe zum Buntſcheckigen immer nur ſchwarz kleidet, ja die Eiſenbahnſtationen Cully, Lutry u. ſ. w., wo wunderlich geformte ſchwarze Frauenhüte aus- und einſteigen, erſcheinen laſſen wie die von Gnadau oder Düſſeldorf, wo wir den Herrenhuterinnen und Diakoniſſen begegnen.

Lausanne ist in einer guten halben Stunde erreicht. Die alte Bischofsstadt ließe sich jenen Frauenphysiognomieen vergleichen, die man häßlich nennt, und die doch vielleicht durch ihr Auge oder blendende Zähne oder ihr Lächeln oder durch alles zusammengenommen, pikant wirken. Und seit James Fazy das alte dumpfe Genf in eine Pariser Demi-Monde-Dame mit falschem Chignon und mächtiger Crinoline verwandelt hat (die „Spielhölle" ist geschlossen), raffte sich auch Lausanne auf, hat aber das bessere Theil erwählt, und mehr die geistige Erbschaft Genfs angetreten, die gewissenhaftere Wahrung jenes spezifischen französischen Schweizerthums, das schon vor Rousseau's Zeiten eine besondere Nüance des französischen Geisteslebens bildete. Manche wissenschaftliche Unternehmung, die in dem immer weltstädtischer gewordenen Genf verkümmerte, hat sich nach Lausanne geflüchtet.

Wir lassen die Stadt mit ihrer trotzigen Burg, ihrer edlen Kathedrale — in deren gnadeverheißender Nähe die Blendfenster eines unmittelbar daran gelegenen Gefängnisses störend wirken — auf der Höhe. Binnen Kurzem soll eine atmosphärische Bahn, die in der Anlage begriffen ist, Ankömmlinge, die in Ouchy, unten am See, mit dem Dampfboot landen, und auf halbem Wege, die mit der Eisenbahn anfahren, urschnell auf die Höhe Lausanne's bringen. Der See und seine Ufer erweitern sich. Das

Dampfroß braust dahin unter dem Eindruck einer immer gleich wohlthuenden Wiederholung kleiner heiterer Städte, die mit Penſionen und Penſionaten geſegnet ſind, mit dem Blick auf die immer näher rückenden Höhen des Jura, unter uns der See mit jenen ſeltſamen langen Furchen, die ſeinen blauen Spiegel zu unterbrechen pflegen, ſeinen weißen Segeln, deren heute nur geringe Zahl auf Sonntagsruhe deutet, mit ſeinem ſavoyiſchen Gegenüber, wo die annectirte bitterſte Armuth einen neuen Aufſchwung von Paris her erwartet. Graf Walewski, der Jockeyklub, die Haute Finance und jene Frauen, die jetzt Stöcke und Herrenhüte tragen (Herrenhuterinnen anderer Art), haben verſprochen — mit Umgehung des in den Tuilerien wenig gut angeſchriebenen Genf (Glais-Bizoins neuliche Aufnahme im Genfer Theater wird die Stimmung nicht gebeſſert haben) — ihr ganzes Sommerbedürfniß nach Poeſie und Villeggiatur am ſüdlichen Ufer des Genfer-Sees zu befriedigen; und in der That hat man ſchon begonnen, die allerdings mit den ſchönſten Kaſtanienwäldern beſetzten Ufer, rechts und links der ſchäumenden Drance, mit Villen zu bebauen. Wenn die Kaiſerin Eugenie geruhen ſollte, Biarritz einmal mit den Bädern von Evian zu vertauſchen, ſo wäre für die Schweiz eine Concurrenz eröffnet.

Coppet liegt ſchon hart in Sicht Genfs. Die Eiſen-

bahn führt uns fast über die Wipfel seines Schloßparks hinweg. Die Geschichte des Orts (Coppet doch wohl ein römisches Caput?) ist alt. Die Gelehrten in Lausanne, welche über die erinnerungsreiche, bis in die Römerzeit, jetzt die Pfahlbauten, hinaufreichende Chronik ihrer Heimath gründliche Untersuchungen anstellen, mögen entscheiden, ob Schloß Coppet in der That, wie man versichert, von jenem von Grandson erbaut wurde, dessen geharnischtes Abbild mit abgehauenen Händen (vielleicht auch nur mit zufällig defecten) auf einem Grabdenkmal der Lausanner Cathedrale ausgestreckt ruht; die fehlenden Hände sollen von einem gottesgerichtlichen Zweikampf herrühren. Der gegenwärtige Herrensitz wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts von einem deutschen Grafen v. Dohna erbaut, einem Angehörigen jenes alten Geschlechts aus dem lieblichen Müglitzthal bei Pirna in Sachsen. Des Grafen Hauslehrer war hier in Coppet zwei Jahre hindurch Peter Bayle, der berühmte Dialektiker, dessen Scharfsinn unter seinem außerordentlichen Wissen litt. Es war in Bayle's jungen Tagen, als er im südlichen Frankreich auf einige Wochen katholisch geworden war, hierauf von Gewissensbissen gedrängt zurückconvertirte, und sich dann der empfindlichsten Ahndung durch die in solchen Dingen strenge Gerichtsbarkeit Ludwigs XIV. durch die Flucht nach der Schweiz entzog.

Der oberschlächtige Mühlenbauer behauptete, daß er schon
n Voſſen's Homer die Götter habe nieſen und ſich Proſit
agen hören. „Um ſo mehr," bemerkte aber Blauſtrumpf
iſt dies ein verdächtiger Gebrauch. Ich finde das Nieſen
nit einer Menge von abergläubiſchen Meinungen verknüpft.
Fine Meinung gibt's im Volke, welche in Betreff des Nie-
ens geradezu den Ruin alles gewerblichen Fleißes zur Folge
aben könnte. Die Leute ſagen nämlich: Wenn du früh
Morgens aufſtehſt und du mußt nieſen, ſo leg dich drei
Stunden wieder zu Bett, ſonſt mußt du die ganze Woche
einer Frau unterthan ſein. Ob nun dabei das Geſchäft
erſäumt wird, kümmert die Leute nicht'"

Ein Anderer aus der Geſellſchaft meinte, daß in dieſem
lberglauben doch etwas Gutes läge: denn, wer nieſe, pflege
en Schnupfen zu haben, und dem könne es gar nicht ſcha-
en, noch drei Stunden ſich wieder in's Bett zu legen.

Blauſtrumpfen war ein Knöchelchen in den unrechten
als gekommen, ſonſt hätt' er ſogleich erwidert: aber ge-
öhnlich findet man, daß ſich die Leute verſchlucken, wenn es
r ärgert, daß ſie etwas billigen ſollen. Blauſtrumpf
ußte in der That, als er getrunken hatte, ſagen: „Sie
aben Recht, es liegt dem Aberglauben manches Gute zu
runde. So heißt es in dem kauderwälſchen Syſteme des-
lben: Wer des Morgens aufſteht und nur einen Schuh
er einen Strumpf anhat, bekömmt den Schnupfen: das iſt
n echt klarer mediciniſcher Gedanke, an dem nur zu be-
uern iſt, daß man ihm eine ominöſe und prophetiſche Form
gegeben. Auch darin ſteckt eine diätetiſche Wahrheit, daß es
ißt: wer am Gharfreitag nicht trinkt, der, nun folgt frei-
h gleich der Bauernſchluß, wird das ganze Jahr nie be-

Noch eine andere Beziehung hatte Ludwig XIV. zu Coppet. Das Schloß kam in die Hände des Bankiers Högger von St. Gallen, welchem Ludwig XIV. 20 Mill. Livres ſchuldete. Der erſte Verſuch eines Rothſchild ſcheiterte in trauriger Weiſe an den noch mangelnden Bequemlichkeiten des conſtitutionellen Syſtems. Die Börſe, welche ſeit dem Spiel mit den holländiſchen Tulpenzwiebeln ſchon mit all ihren Wagniſſen exiſtirte und ſich bei einem Ultimo in der Rue Quincampoix zu Paris um Differenzankäufe wegen Miſſiſſippi-Actien, wie jetzt nur die Berliner oder die Wiener, bis zu Thätlichkeiten verſteigen konnte, ermangelte der Anlehnung an öffentliche Meinung und Stände. Die Prozeſſe des Gläubigers gegen ſeinen königlichen Schuldner und deſſen Nachfolger endeten damit, daß ſich der Aermſte, bankerott wie er geworden, von St. Gallen nach Verſailles bettelte, und dort, neben einer Zauberwelt von Pracht und Luxus, die theilweiſe mit ſeinem Geld geſchaffen und unterhalten war, in einer Bauernhütte ſtarb. In den ſchweizeriſchen Blättern finden wir öfters das Sprichwort „Travailler pour le roi de Prusse“ citirt; hieße es travailler pour le roi de France, ſo wäre für die Lexicographen hiemit eine Erklärung da. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erſtand Necker von Genf, Germainens Vater, Coppet. Er athmete hier von ſeiner Siſyphusarbeit auf, Unmögliches möglich

zu machen, die franzöſiſchen Finanzen zu retten, den ſtürzenden Wagen der franzöſiſchen Monarchie noch eine Weile aufzuhalten. Zweimal legte er, ein Vorläufer der Lafitte und Caſimir Perier, ſein Portefeuille nieder. Als er es zum drittenmal übernahm, rettete ihn ein günſtiger Stern vor dem Schickſal der Gironde, mit welcher etwa ſeine Grundſätze gingen. Seine Tochter bildete zu dem ehemaligen Buchhalter, dem Mann der Logik und der Zahlen, einen Gegenſatz, wie Manon Roland zu ihrem Gatten. Pol weckt den Gegenpol. Die Staël, ganz Idealität, immer unter dem Einfluß jenes „Ueberſchuſſes von Stimmung" wie ſie den Enthuſiasmus, die Schwärmerei, genannt hat; ihr Vater ein Rechner und leidenſchaftlicher Adminiſtrator; Manon Roland (auch dieſe hatte in ihrem Weſen etwas Genferiſches; ihr Vater war ein gebildeter Kupferſtecher, der für die Uhrmacher Zifferblätter gravirte; er gab ihr eine aufgeklärte, halb gelehrte Erziehung), nicht minder ein leidenſchaftliches ſtürmiſches Herz, ewig bewegt und ſelbſt im wüſteſten Gewirr des Lebens immer noch das Große und Schöne allein feſthaltend; ihr Gatte gehörte der phyſiokratiſchen Schule an. Roland hat in allem Ernſt das Begrabenlaſſen der Todten widerrathen: aus unſerer Haut könnte noch Leder, aus unſerm Fett Brennmaterial gewonnen werden für die immer koſtſpieliger werdende Beleuchtung.

Kam man früher von Genf, ſo führte, hart am Seeufer entlang, eine aufwärtsſteigende Platanen-Allee, durch ein von einer niedrigen Mauer begränztes Wieſengrundſtück, in gerader Linie auf die herrſchaftliche Wohnung, die, nach Demolirung der alten Burg, im Styl der Villen des endenden ſiebzehnten Jahrhunderts wieder aufgebaut worden iſt. Links liegt eine kleine Erhebung, die mit einer förmlichen Waldwildniß und wie aller Pflege entbehrend bedeckt iſt — ihre Beſtimmung wird uns ſpäter erklärt werden — daneben, in deſto ſorgſamerer Hut, ein Gemüs- und Obſtgarten mit einer Dependenz des Schloſſes, die gegenwärtig zur Schule und zum Gottesdienſt der Eglise libre beſtimmt iſt. Dann führt ein von Wirthſchaftsgebäuden flankirter, durch einen rauſchenden Brunnen belebter, von einem gewaltigen Neufundländer, der mit unheimlichem Anſatz auf den Beſucher einſpringt, bewachter Eingangshof zu einem mit Ziegeldächern, theilweiſe in abgeſtumpfter Thurmform, bedeckten Gebäude, deſſen Längenausdehnung wieder der rechte Flügel des eigentlichen Schloſſes iſt. Die vordere Seite deſſelben, mit einem Balkon geſchmückt, liegt dem See zugewandt, ſeine beiden Flügel bilden einen im Sommer mit Blumenterraſſen geſchmückten kleinen Hof, den eine ſtattliche, von künſtlich gearbeitetem Schmiedeeiſen geformte, mit Wappenkrone überragte Pforte vom kleinen Park

trennt. Noch erkennt man Ueberbleibſel der alten Burg aus einigen ſtarken Mauerwällen heraus, durch deren Beibehaltung die herrſchaftliche Wohnung dicht in den Weiler Coppet hineinragt. Unmittelbar begränzen ſie die Scheuern und die Ställe des Orts, der im weſentlichen nur aus einer einzigen am See ſich hinziehenden Straße beſteht. Waren die auf den Balkon führenden Fenſter und Thüren des Unterhaltungszimmers geöffnet und Frau v. Staël huldigte mit ihren Gäſten ihrer Leidenſchaft der Converſation, deren kunſtvolle Handhabung ſie für eine der weſentlichſten Proben eines feinen Geiſtes gehalten hat; ſo konnten die Geſpräche Sismondi's, Conſtants, Châteaubriands, Schlegels, Chamiſſo's, Bonſtettens, des Prinzen Auguſt von Preußen, der Récamier über die Wipfel eines ſchönen Kranzes von Platanen hinweg, der die Stelle eines Vorgartens vertritt, den Spionen Napoleons nur von Vortheil ſein, auch bildend für die Bevölkerung wirken. In der That wird man romantiſch angeweht bei einem etwaigen Morgenimbiß im Wirthshaus „Zur goldenen Orange", gegenüber dem Spezereigeſchäft von — „Natural, Fils".

Im Innern des Schloſſes genießt man die alte Poeſie des Wohnens entre cour et jardin. Veſtibules, Treppen, Antichambres, Empfangszimmer, alles, als wäre der Faubourg St. Germain von Paris an den Genferſee ver-

ſetzt. Auch eine „dunkle Geſchichte“ Weſtfalens von Levin Schücking könnte hier ſpielen. Ein kleiner Geſellſchaftsſaal mit Billard; zur Rechten das Unterhaltungszimmer mit dem gemüthlichſten Apparat von Divans, Fauteuils, Eckſeſſelchen, ganz ein Tempel für jenen Cultus der „Cauſerie“, für welchen Frau v. Staël unter den deutſchen Autoren nur Wieland ganz nach ihrem Geſchmack ausgebildet angetroffen haben will; zur Linken ihr Arbeitszimmer, das mit ſeinem großen, fern vom Fenſter, in die Mitte des Zimmers gerückten fachwerkreichen Schreibtiſch eher dem Atelier eines Miniſters gleicht — alles das iſt in ſeinem frühern Zuſtande, mit den alten Tapeten, Teppichen, Sopha und Stuhlüberzügen, Spiegeln, Bildern und Kaminſchirmen gelaſſen worden. Beim Anblick der gewaltigen Kamine, die dieſe hohen und weiten Räumlichkeiten erheizen ſollen, und in Erinnerung an unſere eignen Penſionsrechnungen für „Chauffage“ gedenkt man mit ſchauerlicher Ahnung des Augenblicks, wo auf unſerer Mutter Erde, die ſich ohnehin, trotzdem daß ſie dort vom See und von den Bergen her ſo lieblich durch die Fenſter grüßt, immer mehr abkühlt, die Wälder ausgeholzt und die Kohlenſchachte abgefahren ſein werden. Das Schlafgemach der Dichterin iſt den Blicken der Neugier entzogen. Unten dagegen, im Erdgeſchoß, wird ein „Schlafzimmer der Frau v. Récamier“ gezeigt, worunter wohl zu verſtehen, daß überhaupt

die bevorzugten Fremden hier ihr Nachtlager fanden unter einem wohlplacirten Himmelbett, umgeben von gewirkten Wandtapeten mit Zeichnungen, die in ihrem zuſammengewürfelten, halb antiken, halb modernen, halb mythologiſchen, halb niederländiſchen Inhalt auf die Mannichfaltigkeit der Träume, wie ſie uns durch die beiden Thore bei Homer zuzukommen pflegen, berechnet ſcheinen, gegenüber einer aus einer Menge kleiner Vierecke zuſammengeſetzten Spiegelwand, in welcher ſich allerdings wohl am häufigſten oder glücklichſten die berühmte unveränderliche Schönheit der Frau v. Récamier, der Ninon de l'Enclos der Kaiſerzeit und der Reſtauration, wiedergefunden haben mag. Alles das iſt in ſeiner alten Weiſe unverändert; nicht eben mit den Spuren des bekannten imperialiſtiſchen, dem Zeitalter des Auguſtus ſich anſchließenden Geſchmacks, ſondern in dem ältern ſchäferhaft arkadiſchen der Rococozeit. Es war ein Act der Pietät, daß Frau v. Staël dieſe Anordnungen ſo ließ, wie ſie die Beſitzung von ihren Eltern überkommen hatte.

Im Vergleich mit der geringen Vorliebe für Quellenſtudien, die man bei Schriftſtellerinnen heutiges Tags antrifft, iſt der Bibliotheksſaal wahrhaft imponirend. Manche Benedictinerabtei wird keinen größern haben. Man betrachtet ihn mit dem ganzen intimen Intereſſe, das ſich bei unſern Zeitgenoſſen, in einer für die gegen-

wärtige Literatur immer bedenklicher ſich ſteigernden Progreſſion, für „alte Bücher“ verbreitet. Wo mag der reiche Inhalt, der hier aufgeſchichtet ſtand und gewiß auch für die franzöſiſche Revolution werthvolle Ausbeute gewährte, hingekommen ſein? Jetzt erinnert die Mehrzahl dieſer Schränke an die portative Bibliothek des alten Marquis im „Vicomte von Letoriéres,“ der ſeine ſpirituoſen Herzſtärkungen in Geſtalt handlicher Ausgaben des Horaz und Tibull bei ſich führt. Da wo man Montesquieu und Voltaire erwartet, ſtehen Gläſer und Porcellanſervice. Nur die Bibliothèque Universelle de Genève füllt einen der Schränke in Hunderten von Bänden des alten zierlichen Halbfranz mit den ſauber auf hellfarbigem Lederrücken golden ausgeprägten Titeln. In einem andern ſieht man eine reiche Sammlung von Broſchüren und Zeitſchriften, ſorgfältig zuſammengelegt und des Buchbinders harrend. Kirchliche Erbauungsliteratur! So ändern ſich die Zeiten. Schon die Tochter der Staël, die Herzogin v. Broglie, machte jenen Uebergang der Frau v. Krüdener vom Geiſt ihrer Mutter, deren Weiſe die fromme Kurländerin anfangs nachahmte, zur evangeliſchen Inſpiration und Erweckung mit. Sie war eine religiöſe Schriftſtellerin.

Mannichfachen Stoff zur Betrachtung über die Charaktere und ihre Wandlungen, über Bleibendes und Ver-

gängliches im Zeitenſtrom, bieten die in dieſen Räumlichkeiten aufgeſtellten Bilder und Büſten. Vor allem feſſelt Davids bekanntes, in häufigen Stichen wiedergegebenes Bild der Staël, dem ſich, zur Ergänzung bei etwa angeſtellten phyſiognomiſchen Studien, Gruppenbilder, wo ſie als Kind oder Mutter wiedergegeben, anſchließen. Die berühmte Frau war nicht ſchön. Von ihrer Mutter, die einſt ſo anziehend wirkte, die Voltaire, Gibbon entzückte, hat ſie nur die Kleinheit und Rundung der Formen, vom Vater dagegen die hervortretende maſſige Stärke dieſer Formen, buſchige Augenbrauen, ſtarke Naſe, wulſtige Lippen, gedrungenen Hals. Blutfülle und Leidenſchaft iſt der hervortretende Eindruck, den der Künſtler, faſt möchte man ſagen, veredelt hat durch die Auffaſſung des Ganzen als Urbilds der Corinna. Ein eigen Ding iſt es mit den Hüllen der „ſchönen Seele.“ Schon Hafis hat Herrliches geſagt über die Menſchen, die wir häßlich nennen, und die bildſchön vor Gott ſind. Man verſteht es nach dieſem Porträt, warum Corinna in ihrer Liebe immer die Initiative ergreifen muß. Die Feuerſpritze, mit deren Handhabung, im Grund äußerſt komiſch, der weltſchmerzliche junge Engländer Oswald, der Held der „Corinne,“ gleich im Beginn eingeführt wird, hätte er auf's Capitol richten ſollen, wo die Improviſatorin in ewigem Brande ſtand. Der Kampf des Geiſtes, das Ringen der Seele,

um ſich bei ſo viel Materie doch im reinen ätheriſchen Licht zu erhalten, mag nicht gering geweſen ſein. Halt und Stütze konnte jener faſt knabenhafte unreife Schwede, ihr Gatte Staël-Holſtein, deſſen Bild ihr gegenüber hängt, in einer wunderlichen Ordenstracht, die faſt an gewiſſe myſteriöſe Geſtalten im Großkophta und Wilhelm Meiſter erinnert, nicht gewähren. Ihres zweiten Gatten, des Italieners Rocca, Art und Naturell erſieht ſich aus den Zügen ſeines Sohns, die allerdings von außerordentlich ſüdländiſcher Schärfe ſind, ohne die mildernden rundlichen Züge der Mutter, die ſich auf die Geſtalt der Großmutter zurückführen, deren gepudertes Köpfchen, ganz Eſprit und siècle de Voltaire, ebenfalls in einem Bilde wiedergegeben iſt. Madame Necker war eine Demoiſelle Curchod aus Lauſanne. Als Voltaire von Berlin entflohen war und drei Winter nacheinander in Lauſanne wohnte, ſpielten die dortigen Dilettanten „beſſer als in Paris," wie Voltaire (nach einem unterrichteten Artikel im Wochenblatt Le Conteur vaudois) verſichert haben ſoll, ſeine Tragödien auf einem Dachboden. Demoiſelle Curchod gab die weiblichen Hauptrollen. Sie war die Seele der Geſellſchaft, allbewundert. Gibbon, der in Lauſanne, wie Peter Bayle in Coppet, vom Katholicismus, zu dem auch er ſo zu ſagen ſeinen Eltern entlaufen war, auf Befehl ſeines Vaters bei einem Lauſanner Geiſtlichen zurückconvertirte,

hatte ſich ſterblich in die junge Künſtlerin, eine Pfarrerstochter, verliebt. Sie wählte die Hand des Genfer Kaufmanns Necker. Als ſie ſpäter Miniſterin und Mutter war, ſoll ſie gegen ihre Tochter die Strenge ſelbſt geworden ſein. Es pflegt ſo zu gehen, daß Mütter, die große Erfolge hatten, dieſe nicht gern an ihre Töchter abtreten, oder der Vorwurf der Eitelkeit, den ihnen die Stimme des Gewiſſens machen will, verwandelt ſich vor dem innern Bewußtſein in die höchlichſte Belobung ſeiner ſelbſt, daß man Neigungen in den Weg träte, deren Gefahren man ſelbſt nur zu gut kennen gelernt hätte. Germainens Vater war gegen ſie deſto nachgiebiger. Die Tochter der Staël, Herzogin v. Broglie, wurde bald nach dem Tod ihrer eigenen 17jährigen Tochter gemalt. Die Züge der Trauer, die ihr Bild wiedergibt, würde ſie vielleicht auch ohne dieſen ſchmerzlichen Verluſt getragen haben.

Aus dem Kreiſe der Freunde und Bekanntſchaften der Staël muß für uns Deutſche ein ſchöngemaltes Bild A. W. v. Schlegels das feſſelndſte ſein. Wir beſitzen keine beſonders in die Tiefe gehende Biographie des geiſtvollen Brüderpaars, deſſen große Verdienſte um die Literatur alter und neuer Zeit in literarhiſtoriſchen Werken mannichfach und gründlich genug gewürdigt ſind, deſſen perſönliche, rein individuelle Entwicklung aber durch die

trunken. Dieſe wenige Fälle finden ſich, wo ſich wirklich etwas geſunde Vernunft und praktiſche Lebenserfahrung in den Aberglauben verirrt zu haben ſcheint; alles Uebrige iſt vom Uebel und, ſeiner Raiſon nach, immer nach dem Schema eingerichtet: Heute regnet es, folglich hat geſtern Jemand eine Schwalbe todtgeſchlagen. Nehmen Sie den Unſinn! Aber der Mangel an Vernunft wäre noch am eheſten zu ertragen; denn der Rationalismus muß ihn leider noch in ganz andern und höhern Dingen nachweiſen; allein der Mangel an Moral! Im Aberglauben iſt an alles Schlechte Glück, an alles Gute Unglück geknüpft. Wer bei unehelichen Kindern Gevatter ſteht, glaubt das Volk, der hätte Glück. Wenn uns eine reine Jungfrau des Morgens begegnet, ſo ſind wir nach dieſer Philoſophie nicht ſo gut dran, als begegnete uns ein gefallenes Weibsbild. Ja, den Kindern reiner und keuſcher Eheleute wird von den verdammungswürdigen Hexen das Prognoſtikon geſtellt, daß ſie „narrig" werden, indeſſen ſie von den ſogenannten von der Bank gefallenen Kindern nicht Gutes und Glückliches genug zu ſagen wiſſen."

Indem nieste Blauſtrumpf wieder und, obgleich diesmal das Helf' Gott! ausblieb, ſo ſagte doch einer der Beigeordneten. „Sie müſſen's benieſen, Herr Conſiſtorialrath!" Alle lachten, weil dies wieder eine neue abergläubiſche Bemerkung war und Blauſtrumpf ſie auch unſanft genug aufnahm. Er rückte mit dem Stuhl zurück und erklärte: „Meine Herren, wachen Sie über ſich! Man kann ſich ſolche kleine Unarten ſo angewöhnen, daß man die Schwächeren dadurch in ihren größeren beſtärkt. Daß etwas, was erzählt wird, dadurch, daß man es benieſt, auch wahr wird, iſt ein verderbliches Axiom und dient den Lügen als ein wahrer

grelle Hervorhebung und Verurtheilung der Flecken ihrer beiderſeitigen Charaktere nicht durchaus erſchöpft ſein dürfte. Im Leben des ältern Bruders ſind im Grunde ganze Partieen dunkel geblieben, namentlich ſeine Pariſer und die Coppet-Zeit; manches was vielleicht Varnhagen hätte mittheilen können, iſt aus perſönlicher Abneigung, die wohl eine gegenſeitige war, unausgeſprochen geblieben. Die Verachtung, die A. W. v. Schlegel als Profeſſor in Bonn in Hülle und Fülle Menſchen und Dingen zeigte, welche zu ſeiner Zeit (einige darunter in jeder) in unnahbarer olympiſcher Höhe ſtrahlten (z. B. Schiller), hatte ſo wenig auf Anklang zu rechnen, daß ſich der gealterte Sonderling vor Deutſchland ſelbſt aufgab, die Pflege ſeiner Vergangenheit, die ſich die meiſten Autoren doch in gewiſſen Jahren dringend angelegen ſein laſſen, vernachläſſigte, und auf eine Anerkennung in einem Londoner gelehrten Journal mehr Werth legte als auf ſämmtliche deutſche Literaturzeitungen. Die geckenhafte Schauſtellung ſeiner Perſönlichkeit zog ihn in den Strudel der Univerſitätsanekdoten, die von Bonn aus nach allen Richtungen ſein Bild verkleinerten. Und doch iſt die Eigenart, die ihn von ſeinen Umgebungen und den gänzlich nach 1813 veränderten Richtungen abhob, ſo bedeutend, ſeine Anmaßung, wenn man will, auf ſo viele bleibende Leiſtungen begründet, daß man auch bei ihm wohl anfangen könnte, von ſeinem

perſönlichen Weſen, das — natürlich wider Willen — einen gelehrten Abbé des achtzehnten Jahrhunderts im diplomatiſchen Salon des neunzehnten erſcheinen ließ, weniger Kritik als Analyſe zu geben. Wenigſtens nöthigen uns die ſcharfen, der Goethe'ſchen Art verwandten Geſichtszüge, die wir in dem Coppet'ſchen Bilde wahrnehmen, mit bezwingender Macht das Geſtändniß ab, daß wir es doch nur dieſem Mann, ſeiner Shakeſpeare-Ueberſetzung, ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur verdanken, wenn wir die Leſſing'ſchen Theorieen, angewandt auf den Gang der Literaturgeſchichte, die Unterſchiede des Claſſiſchen und Romantiſchen, die Charakteriſtik der Dichtungsarten u. ſ. w., jetzt wie leichte Scheidemünze ausgeben. Verlangt man vom echten Kritiker, wenn er das Höchſte und Seltenſte ganz zu würdigen im Stande ſein ſolle, eine Congenialität mit ſeinem Gegenſtand, ſo ſcheint dieſe Bedingung in den Zügen dieſes Kopfs in ſeltenem Grad gewährleiſtet. Nach keiner Richtung des menſchlichen Strebens hin, ſelbſt außerhalb des literariſch-künſtleriſchen Gebiets, ſcheint hier die Kraft des Verſtändniſſes zu fehlen. Gewiſſe Velléitäten, lächelnde Eingeſtändniſſe des Unvermögens und der Entſagung, die wie Streiflichter über die ſtrengen Züge hüpfen und ihren Ernſt mildern, ſtehen mit dem Winterpelz, in dem der

Maler den Verehrer der ſüdlich empfindenden Herrin des Hauſes wiedergegeben hat, in ſymboliſchem Einklang.

Den kleinen Park, wo ſchon die Kaſtanienbäume vollbelaubt ſtanden, epheuumwachſene Pappeln und Erlen im erſten keimenden Grün, belebten Amſeln und Finken. Ein Mühlbach rauſcht zur Rechten durch künſtliche Rinnen und gewinnt durch Veranſtaltungen von Fall zu Fall Kraft, um Bretter zu ſägen, die in der Nähe zahlreich aufgeſchichtet liegen. Die Wege, noch etwas verwildert und die Spuren des Winters tragend, führen in die Wieſen, Weinberge, Rapsfelder ringsum. In der Mitte der Baumanlage befindet ſich ein wunderliches Ungethüm, vielleicht eine Satire auf die Manie der orientaliſchen Studien, die nach Bonaparte's ägyptiſchem Feldzug aufkamen, eine Eremitage in Form eines rieſigen ſtrohbedeckten Zuckerhuts, die Pforte bewacht von zwei gräßlichen, roth und ſchwarz angeſtrichenen Phantaſie-Hermen aus Holz, die Häupter verzerrte Eulenköpfe, die Füße aufgerichtete Spatzenſchwänze. Möglich, daß bei glühender Hitze die vom dunkeln Innern gewährte Kühle zur Romantik des ländlichen Aufenthalts gehörte. Das Gold wurde bekanntlich bei den Alten auch von fabelhaften Greifen und Drachen gehütet.

Und das „Grab" unſeres hundertjährigen Geburtstagskindes? Hier unter dieſer Pyramide von Stroh kann

es nicht ſein. Auch in dem Erdwall am Ende des Parks nicht, wo eine verſchloſſene Thür ſich ohne Zweifel dem Koch des Hauſes öffnet und in den Eiskeller führt. Hat das Schloß, deſſen Räumlichkeiten noch ausgedehnt ſind, eine Kapelle? Die Broglies ſind katholiſch, die Staël war reformirt. Oder liegt ſie auf dem Kirchhof des Orts bei den andern guten Chriſten begraben?... Jetzt erhalten wir die Erklärung jener Wildniß, welche uns beim Eingang ſo aufgefallen war. Die Staël hat ſich ein Grab gewählt, das halb an das Platen-beſungene Grab im Buſento, halb an das Mauſoleum Hadrians, die Engelsburg, erinnert. Leben und Tod ſollte es zugleich bezeichnen, Sichtbarkeit und Unzugänglichkeit. Inmitten eines Mauerrings ohne Pforte, von Tannen, Buchen, Pappeln eines völlig abgeſonderten Gehölzes überwachſen, verſchließen zwei Gräber die ſterblichen Reſte der Staël und ihres zweiten Gatten, des Herrn v. Rocca. Niemand darf dieſe Einfriedigung betreten. Wild wachſen darinnen Baum und Buſch, Blumen, Moos und Unkraut durcheinander. Wurm und Schmetterling, Vogel und Eidechſe können ſich darin ergehen nach Gefallen. Drüber waltet der Baldachin des Himmels mit den Sternen der Nacht; die Säulen, welche ihn tragen, ſind der Jura, der Salève, der große Molé. Kein enger Sarg ſchließt das weite Herz ein, das verhältnißmäßig früh zu ſchlagen

aufhörte, und doch iſt ſeine Aſche nicht in alle Winde zerſtreut. Man hat hier die Pyramide der Wüſte, den Aſchenkrug der Via Appia und die mondbeſchienene Harfe Oſſians in den flüſternden Wipfeln der Bäume beiſammen. Romantiſcher Traum der Berechnung! Hundert Schritte weiter die — Eiſenbahn dem See nahegerückt, und die Expropriationsgeſetze hätten dieſe ſeltſame Grabſtätte, die ſich gegen den Glauben an ewige Vernichtung ſichtbar wehren zu wollen ſcheint, unbarmherzig durchſchnitten.

Natürlich war auf die Säcular-Erinnerung auch nicht ein einziger Blumentopf in Coppet eingerichtet! Die Jalouſieen waren, wie immer, wenn die Herrſchaft in Paris iſt, herabgelaſſen. Da gab es keine feſtlichgekleidete Schuljugend; kein Blumenkranz ſchmückte die Pforte; kein Comité in ſchwarzem Frack und weißen Handſchuhen bewillkommte im Bahnhof ankommende Sängerchöre und begleitete ſie auf eine mit Flaggen geſchmückte Feſttribüne.... Dieſe Schweizer halten zäh am Augenblick und gehen nur mit den veränderten Münzſtempeln der Zwanzigfrancsſtücke vorwärts. Ja, wo einſt ihr Morgenſtern die Tyrannen und die Fremdlinge niederſchlug, da jubelt wohl auch die eidgenöſſiſche Erinnerung hochauf; ſonſt aber müſſen die Herren Miniſter der verſchiedenen Egliſen erſt die Anregung geben, ob außer den heurigen Wahlen und

der Emancipation der Neger sonst noch etwas die besondere Aufmerksamkeit des Volks beschäftigen darf. Hier, einer so heidnischen Vergangenheit und den dermalen überwundenen Standpunkten der Unchristlichkeit angehörenden Frau zu Gefallen hätte erst zu viel vergeben und vergessen werden müssen, ehe zu einem Merkzeichen der Erinnerung die Erlaubniß gekommen wäre. „Es ist heute Sonntag!" hieß es fast ablehnend im Munde der Beschließerin, als sich der einzige Säcularfestbesucher Coppets durch den Neufundländer gemeldet hatte! Der Sonntag hieß aber Jubilate, und der Evangeliumstext war die Auferstehung, und so konnte denn doch einer für alle opfern, er wurde zugelassen. Die Angehörigen großer Namen pflegen mit dem alten Diener in Bauernfelds „Deutschem Krieger" zu sagen: „Man gewöhnt's".

Und das Haupt der Familie, der alte Herzog von Broglie, muß allerdings ein schwacher und vergeßlicher Herr geworden sein. Man ersah sein hohes Alter in dem Arbeitszimmer seiner Schwiegermutter. Neben einem gelbüberzogenen Sopha, worauf sie sich oft mag ausgeruht haben, wenn sie einen Brief der Delphine oder ein Capitel der Corinne fertig geschrieben hatte, steht ein Rollsessel mit einem sinnreich praktikabeln Schreib- und Lesepult. Wenn man hört, daß auf diesen kleinen Rädern der ehemalige Minister Louis Philipps umhergefahren

wird, der Präſident der Akademie, ein Geſchichtſchreiber des ſinkenden Rom, Haupt der Doctrinäre, ſo lange ſeine Ueberzeugungen mit Guizot gingen — ſpäter trat eine Verbindung mit Thiers ein — ſo erblickt das Auge auf dieſem Schreib- und Leſepult die Chronik einer Zeit, die wir die ſchöne poetiſche Jugend des conſtitutionellen Lebens nennen müſſen, die Geſchichte der Kämpfe, die wir mit ihren heißen Anſtrengungen, ihren ſpannenden Hoffnungen und Enttäuſchungen mitdurchlebten, Gefühlen, die vielleicht die Herzen nicht ſo leer gelaſſen haben, wie unſer gegenwärtiger Kampf zwiſchen Lüge und Wahrheit. Die Söhne des Herzogs nehmen an dem letzteren Theil. Der eine, Mitglied des geſetzgebenden Körpers in Paris, hat ſich, wenn man nach dem officiellen Compte rendu analytique der Blätter ſchließen darf, mit der Macht der Actualitäten vollſtändig abgefunden. Seine Vota klingen ganz ſo ſtaatsweiſe, ganz ſo von der Nothwendigkeit der ſogenannten providentiellen Menſchen und neuer Geſellſchaftsbegriffe überzeugt, als hörte man den „Herzog v. Perſigny“ ſprechen, dem neulich der arme Thiers, man hätte darüber weinen können, in der Kammer ſeine gelehrte Vorleſung über die Geſchichte des conſtitutionellen Syſtems und die Theorie von der Theilung der Gewalten hielt, rein wie eine Schul-Chrie in usum Delphini, einen zitternden Eiertanz mit verbundenen Augen. Der andere

Sohn ſteht in Toulon bei der Marine. Auch die Schwiegertochter der Staël, Gattin ihres Sohns, ſoll noch leben. Doch — man belächle deutſche Sentimentalität, die trotz der Abonnements dieſer neuen Frau v. Staël auf ein Dutzend von Erbauungszeitſchriften an einer ſolchen Stelle keineswegs die Welt verändert ſieht, keineswegs der Gegenwart, und wenn ſie von noch ſo vielen Orden und Brillanten hier oder Heiligenſcheinen dort wiederſtrahlt, geſtattet, zur Vergangenheit zu ſagen: Du haſt dich überlebt! Ein Geiſterhauch weht uns auch hier nicht kalt, ſondern glühend heiß an wie blühendes, empfindendes, handelndes Leben. Das iſt der Zauber des genius loci. Der Wächter auf der Zinne einer Burg ſtößt ins Horn, als ſollten über Wald und Berg geharniſchte Mannen klimmen, an ihre Schilde ſchlagend mit Schwertern, die unter den Hohenſtaufenfahnen kämpften — und ein Lichtſchimmer, der das Fenſter einer einſamen Dachſtube erhellt, vergegenwärtigt uns Dichter und Denker, als ſähen wir nicht von ihnen die Bücher, die vielleicht mit Staub bedeckt in einer Bibliothek modern, ſondern den urgegenwärtigen Augenblick, wo ſie ihre Feder ſchrieb. So auch kann uns die Gegenwart erſcheinen wie ſchon nachgeborne Zeit, die rinnende Stunde, die um die Vergangenheit trauert, ſelbſt ſchon wieder dahingegangen, und was in ihr lebt, Schatten, Bild und Nebel geworden — —

Hier aber ſind keinem der einſt hier geſprochenen großen Worte die Flügel des Lebens genommen; noch brennen die glühenden Farben, mit denen Künſtlerhand die menſchlichen äußern Erſcheinungen feſthielt. Es ſind Funken des göttlichen Lichts, die unzerſtörbar ſind. Dieſe geöffneten Lippen ſind beredt, dieſe Wangen können lachen, dieſe Augen weinen; zahlloſe Herzen ſtimmen in Gedanken und Empfindungen ein, die eine ganze Epoche bewegten, Geſetze des Urtheils, des Geſchmacks vorſchrieben und fortzeugend bis auf uns herab wirkten. Nie wird die Einbildungskraft erlöſchen, wenn ihr Feuer durch Pietät geſchürt wird. In den Katakomben Roms, in den Sälen des capitoliniſchen Muſeums leben Paulus, Petrus, Auguſtus, Livia, Druſus, wie im Braccio nuovo des Vaticans Rom und Griechenland nicht untergegangen ſind. So ſitzen auch hier auf den alten Seſſeln mit den verſchoſſenen Ueberzügen, in den weiten Röcken mit den hohen Krägen und breiten Rabatten, den mächtigen Halsbinden, den gelben Stulpen an den hochgehenden Stiefeln, die Opponenten Napoleons, Wahrer der von ihm verachteten Menſchenwürde und der gefeſſelten Völkerfreiheit, Frauen darunter, die den ſinkenden Muth der Männer anfeuerten und das Palladium natürlicher Unbefangenheit, dieſer Reglerin aller Weltverwirrung, bewahrten. Die Welt, die ſich hier einſt bewegte, iſt eine Culturgruppe, die in ihrer organi-

ſchen Zuſammengehörigkeit an unzerſtörbarer Dauer dadurch nichts verlieren kann, daß zu ihr der Lorbeer gehört, deſſen Blätter welken, die Nachtigall, die zu ſchlagen aufhört, Frauenzauber, der mehr als jedes andere Schöne auf Erden dem Geſetz der Vergänglichkeit unterworfen iſt.

Ab und zu iſt es allerdings eine Pflicht der Generationen, dieſer Wiederauferſtehung, die an ſich im Schooße der Geſchichte wohlgeborgen iſt, mit menſchlicher Kraft nachzuhelfen. Iſt dieß bei unſern Leſern durch unſern Bericht zu Gunſten einer Frau möglich geweſen, die ſich durch ihr glänzendes Talent nicht beſtimmen ließ, vor allem die wünſchenswerthen Ziele des Lebens nicht allein in dem zu finden, was ihr wohlthuend und worin ſie Siegerin war, ſondern weit mehr in dem, was ſie mit Schmerz entbehrte und worin ſie ſich unterliegend fühlte, ſo wäre ſein Zweck erreicht.

kſals-Deckmantel. Noch herrſcht auf dem Lande der
ube, daß, wenn man beim Schuhanziehen niest, es Un-
bedeutet. Ich frage: Iſt's möglich? Ferner: Wer früh
tern niest, bekömmt ſelbigen Tages etwas geſchenkt.
, die Litanei dieſer Klagen über mangelnde Vernunft
roß; doch, bitt' ich, kehren wir auf den Tempelbau zurück,
Sie ſich, meine Herren, allzuſchwer machen!"

Der Rathsbaumeiſter war für die Antike und bemerkte:
hätte gern das Verrichtungshaus in Form einer No-
e gebaut."

„Ja," fiel der Hofarchitekt bitter ein, „ſo wie Sie das
ter gebaut haben, ohne akuſtiſche Berückſichtigungen?"

„Herr Hofarchitekt," erhitzte ſich der Rathsbaumeiſter,
e fürſtliche Reitſchule hat zweierlei Durchmeſſer, ſo daß
er Fürſt hat ſchließen müſſen, weil ihm alle ſeine Pferde
n die Mauer laufen." — „Keinen Zank," fiel einer der
eputirten ein: „dem Theater läßt ſich vielleicht durch
Nachhülfe mit akuſtiſchen Schallbecken eine Verbeſſerung
n, oder wir verwandeln die Reitſchule in's Theater und
nden das Theater dagegen mit dem fürſtlichen Marſtall."

Brücken-Inſpektor bedauerte dies. „Denn, ſo oft ich
ie Oper gehe," bemerkte er, „hab' ich das Vergnügen,
ür einfaches Geld zweimal zu hören. Man muß nur
rechte Stelle haben: ganz vorn im Parterre hört man
Orcheſter einmal vor und dann noch einmal hinter ſich,
natürlich und dann reflectirt. Schade, daß man das Echo
Vorſtellungen nicht extra auffangen und gleichſam als
enreſte an Kinder auf einer eigens angebrachten Ga-
für ſechs Pfennige den Platz vermiethen könnte. Einſt-
n hat die Theaterdirection alle Plätze und Abonnements

# Zwei Gefangene.

In Literaturgeschichten kann man lesen, daß der Verfasser dieses Buchs vor vierunddreißig Jahren eine literarische „Jugendsünde" mit „einigem Gefängniß" abzubüßen hatte. Nur vier Wochen sollten es sein, die ihm vom großherzoglich badischen Hofgericht in Mannheim zum Nachdenken fern von seinem damaligen Wohnort Frankfurt am Main „vergönnt" wurden, aber die vorausgegangene Untersuchungshaft machte zwölf daraus. Es war Winter, die Zelle konnte geheizt werden, das Nachdenken bekam mir im Ganzen recht wohl.

Als mir die nicht unfreundlichen Wärter die Geschichte meiner „Bleikammer" erzählt hatten, die Art, wie meine Vorgänger, wenigstens die aus jüngster Zeit, darunter einige „Hambacher", die vor den frankenthaler Assisen gestanden hatten, unter Anderen Jakob Venedey aus Köln,

ihr Loos ertrugen, und auch ich mich an meine Lage gewöhnt hatte, an die grauen Wände, die Eisenstäbe, einen kleinen, im Innern des sogenannten „Kaufhauses" gelegenen Hof, da vernahm ich eines Tages ein ungewöhnliches Rasseln an den beiden Eingangsthüren der Zelle. Ein Antichambre lag noch vor meinem Drawing-Room. Mit anderen Worten, ich hätte als zweiter „Trenck" zwei Thüren zu durchbrechen gehabt.

Zum Rasseln mit den Riegeln und an den Schlössern gesellte sich ein lautes Peroriren. Man hatte mir eine Geschichte von einem meiner Vorgänger erzählt, der sich nur mit äußerster Anstrengung in die einsamen Mauern hatte einführen lassen wollen, sich der Länge nach auf den Boden warf, mit Händen und Füßen um sich schlug und mit diesen ungefügen Geberden mehrere Tage zubrachte, man sagte, um sich zu unterhalten, er konnte die Einsamkeit, das abstrakte Aufsichselbstbezogensein, womit nach Hegel alles „Nachdenken" anfängt, nicht ertragen. Sollte mir ein solcher neuer Krakehler Gesellschaft leisten oder war der Unhold, der beinahe im Ton Karl Moor's die Menschheit eine falsche, heuchlerische Krokodillenbrut nannte, Gott und mehrere Heilige zur Betheuerung seiner redlichsten Absichten anzurufen schien und die Anordnungen der Gerechtigkeitspflege des Großherzogthums Baden „dem Haß und der Verachtung" preisgab, wie schon damals

der technische Ausdruck der konstitutionellen Staatsanwalte lautete. Denn des Verlagsorts meiner „Jugendsünde" wegen war ich auf das Gebiet des damaligen konstitutionellen Versuchsfeldes, auf Rotteck's und Welker's Terrain gerathen.

Die Thür wurde aufgerissen und ein noch jugendlicher, nicht großer, behende gebauter Mann mit markirtem Gesichtsausdruck stürzte herein, beachtete mich, der ich im damals modischen, geblümten, sogenannten warschauer Schlafrock erwartungsvoll auf die Dinge, die da kommen sollten, in eine Ecke an den eisernen Ofen trat, nicht im Mindesten, sondern setzte seine räthselhaften Beschwörungen unsichtbarer, mir nicht sofort geläufiger Geister mit heftigen Gestikulationen fort, während er in dem engen Raum auf und ab lief wie ein eben aus dem großen Dressurkäfig einer Menagerie in seinen eignen wieder zurückgelassener Panther.

Es war gleichsam die Beschwörungsscene aus „Faust". Nur umgekehrt. Ich, der einsame, grübelnde Laborant hinter dem eisernen Ofen, der seine Jähhitze ausglühte, immer länger und länger werdend vor Spannung und Neugier, mein „Incubus! Incubus! mache den Schluß —!" für mich selbst, mehr in Gedanken als laut aussprechend und der „fahrende Scholast" hin- und herrennend, wie die Darsteller des Faust zu thun pflegen, wenn sie sich schier die schöne, langwallende Perrücke ausreißen möchten

vor Ungeduld über den ſich bäumenden und aus allen! Nüſtern Qualm entſendenden Pudel. Der Moment, „der Kaſus macht mich lachen“, wo die Darſteller in der Regel wirklich ſo albern lachen, als wenn es alle Tage paſſiren könnte, daß aus Pudeln Menſchen ſpringen, war noch nicht eingetreten.

„Ich ſollte durchgehen wollen —? Schändlich — Ha! dieſe Bande —! Was ſind denn lumpige dreizehnhundert Gulden —! Freilich wenn man ſie gerade nicht hat — Aber darum mich auf Nummer „Sicher“ bringen —! Das iſt dieſer Muſterſtaat —? Das das Land der konſtitutionellen Freiheit —? Rotteck, Welker, Ihſtein —! Hört meinen Fluch! Ich ſage: dreizehnhundert Donnerwetter ſollen in ſolche Gerichte ſchlagen —!“

Um meinen „Warſchauer“ vor'm Verſengen zu retten, trat ich etwas in den Vordergrund und erlaubte mir als gegenwärtiger, doch mehr oder weniger betheiligter Einwohner dieſer Zelle, jedoch mit einer gewiß ſehr leidenden und ſeit jener Zeit mir faſt zur andern Natur gewordenen elegiſchen Stimme, die Frage:

„Darf ich bitten —?“

Ich meinte: Aufklärung —! Zweck, Stand, Name, Charakter —! Was wollen Sie bei mir? Haben Sie gemordet — geraubt — oder was ſteht Ihnen hier zu Dienſten?

Man hatte den Panther einfach hereingelaſſen und hinter ihm wieder zugeſchloſſen. Beide Thüren, auch die des Antichambre.

Der Anzug des mir zugedachten Geſellſchafters ließ gerade auf keinen Vagabunden ſchließen. Im Gegentheil, mein Störenfried war ein Elegant. Allmälig verſtand ich etwas von ſeinen Apoſtrophen an die ewige Gerechtigkeit. Die Entrüſtung, die ihn in fortgeſetzten Malicen gegen die Paragraphen der badiſchen Gerichtsordnung ſich ergehen ließ, galt der Vorausſetzung, daß er hätte „durchbrennen" wollen und wahrſcheinlich um dreizehnhundert Gulden, die mein Mann für eine Kleinigkeit anſah. Denn auch das Wort „Bagatelle!" war ſchon in der Antichambre ein Dutzendmal ſo über ſeine Lippen gekommen, wie etwa Percy Heißſporn bei Shakſpeare ruft: „Bagatell, Bagatell!" Sein Rock war nach neueſtem Schnitt, die Stiefel waren lackirt, die Handſchuhe vielleicht eben erſt auf einer anderen Seite des äußerlich vier- und innerlich in ſeinen Zwecken vielſeitigen mannheimer Kaufhauſes gekauft, der Hut feiner Kaſtor, über den linken Arm, und dieſen deßhalb beim Fuchteln etwas hindernd, hing ein pelzbeſetzter Ueberzieher. Ohne Zweifel, dachte ich, ein Jünger Merkur's, der einen Wechſel nicht zur Verfallſtunde honorirte, oder ein mannheimer Permiſſioniſt, der dieſer ſchönen Stadt von auswärts zu-

gezogen ist und einen unbeschränkten Credit in Anspruch genommen hat, der zuletzt wegen mangelnder Deckung die Geduld eines Schneiders, Weinhändlers oder Hoteliers erschöpfte.

Endlich schien der Fremde doch zu bemerken, daß er nicht allein war, oder richtiger gesagt, es entfiel ihm ab und zu beim Herumrennen und Deklamiren gegen einen noch immer für mich in Dunkel gehüllten Repräsentanten der „Krokodillenbrut" ein flüchtiger Wink, ein parenthetisches Zugeständniß, eine gleichsam in Klammern gegebene Anerkennung, daß er vollkommen wüßte, wo er wäre, und daß neben ihm noch ein anderes menschliches Wesen athmete. Auf meine fragenden Mienen und ein meinerseitiges jeweiliges: „Ich darf wohl bitten —!" flog mir aus dem Sturm des Wortdurcheinanders ab und zu ein „Gleich" — „Nur noch einen Augenblick" — „Ich werde sogleich die Ehre haben" — ja zuletzt sogar die Versicherung entgegen, daß mein Leidensgefährte vollkommen die Adresse wüßte, mit welcher er eingeschlossen war. Denn wenn er mitten in Wendungen wie: „Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen — haha, ich spiel' ihm auf!" — Oder „Ha, sie sollen mich hier bis an den jüngsten Tag auf Staatskosten füttern — Methusalemsalt will ich werden — aber auf eure Kosten!" — zuweilen seinen Kopf zur Ofengegend richtete, wohin ich mich noch

immer wieder zurückgezogen hatte, ſo unterbrach er ſich doch endlich ſchon mit dem Wort: „Sogleich, Herr Doktor!“ — und zuletzt ſogar mit einem noch eingehenderen und freilich meine Spannung nur noch höher ſteigernden: „Warten Sie, bitte, noch zwei Minuten! Grade zu Ihnen habe ich gewollt —!“ — „Aber Schufte, Schurken, Verläumder ſind's!“ Dieſer Ausbruch verdrängte wieder die gute Regung, die Enthüllung vollſtändiger zu geben. Erſt mußte er, ſo ſchien es, ſeinen Zorn und Aerger ganz hinunter kämpfen und die im Zuge befindliche Leidenſchaft bis zum endlich gebrochenen matten Flügelſchlage bringen.

„Herr Doktor, Sie werden denken, daß ich nicht recht bei Sinnen bin!“ hieß es endlich, und ein angenehmes Lächeln glitt über die Geſichtszüge des Fremden, der jetzt ſtill ſtand, zu mir heran trat und mir die Hand bot.

„Bitte — thun Sie ſich keinen Zwang an!“ ſagte ich. „Ich bemeiſtere meine Wißbegier!“

„Nein, jetzt bin ich ruhig, ich finde mich in meine Situation und ſehen Sie, ich kann auch ſchon wieder lachen!“

Dabei lachte er aus Leibeskräften und beinahe konvulſiviſch und in allen Tonarten. Er begann vom Lachen des Spottes, ſteigerte ſich zum Lachen der Selbſtironie und endete mit dem Lachen jenes höheren, verklärten

Humors, der die Welt für eine Nußſchale anſehen kann, die zum Vergnügen kindlicher Götter im Aethermeer ſchwimmt. Der letzte Ton, den er dabei von ſich gab, war eine in höchſter Höhe endende Lachkadenz, die zuletzt in der Kehle erſtickte und etwa ſagen ſollte: Nein, es iſt denn aber doch wirklich unerhört —!

Ich war vorbereitet, jetzt Aufklärung zu erhalten. Mein Geſellſchafter unterbrach ſeine bisherige Redeweiſe und fing an — zu ſchwäbeln:

„Ich muoß Ihne ſaage, Herr Doktor, da Sie ſich doch auch für die Konſcht intereſſire, die dramat'ſche, daß es hier in dieſer Schtadt „Mannem", die aus lauter Quadraate aufgebaut iſcht, einen Kavalier giebt, der ſich Graf von Luxburg nennt, einen nahen Ahnverwandten von dem Graf Balken, dem in der Schachmaſchine, wenn Sie das Stuck v'leicht kenne ſollte! Außerdem gibt's da — (jetzt ſprang der Sprecher in die pfälziſche Mundart über) „ä Comidé, Deadercomidé, wiſſet Sie, wo wir doch hier in Mannem, wir Peltzer, den Geſchmack mit Löffle gfreſſe hawwe, ſchon von dene Zeite her, vom Iffland dozumol und dem Daalberg do, ei Sie kennet doch wohl unſern große Daalberg, wo dozumol der große Mäcän geweſen iſt vor den Schiller, daß der aach driwwe in Sachſehauſe bei Frankfort hätt' beinahe wolle üwer di Brick in de

Main hinnunerſpringe vor lauter Freide und Jammer üwwer die Mannemer Konſchtpflege —?!"

Dem immer gelaſſen Zuhörenden, der ſeinem Gaſt einen der beiden im Gemache befindlichen Schemel zum Sitzen zugerückt hatte, klärte ſich jetzt auf, daß er einen Schauſpieler vom „Hof- und Nationaltheater" zu Mannheim — wie der Fremde das Bindewort ſcharf accentuirte, indem er hinzufügte: „Mer ſein drum käns von beedem — „weder Hof noch National" — vor ſich hatte. Der Intendant deſſelben, der die großherzoglichen Anſprüche vertrat, und das Komite, das die Rechte der ſtädtiſchen Verwaltung wahrte, hatte meinen nunmehrigen Leidensgenoſſen verhaften laſſen unter dem wahrſcheinlich nicht unbegründeten Vorgeben, daß derſelbe ſein Engagement ohne Abwickelung einiger noch unerledigter Schwierigkeiten zu verlaſſen beabſichtigte. Eine Gaſtſpielreiſe des Gefangenen nach Hamburg war vom günſtigſten Erfolg für ihn begleitet geweſen. Er hatte am Stadttheater bei den beiden berühmten Direktoren und Schauſpielern Friedrich Ludwig Schmidt und Karl Lebrün eine neue Stellung für ſich und ſeine Gattin gewonnen. In Mannheim war man vollſtändig darauf vorbereitet, zwei höchſt beliebte Darſteller zu verlieren, glaubte aber gewiß zu ſein, daß ſich Beide entfernen würden, ohne einen aus der Theaterkaſſe empfangenen Vorſchuß von dreizehnhundert Gulden

berichtigt zu haben. Um der Gedächtnißkraft des Künstlers, der demnach Mannheim so wenig zu schätzen wußte, nachzuhelfen, hatte man ihn auf die Polizei gefordert, ihn ohne Weiteres hier zurückbehalten und gebeten, so lange mit einem Sperrsitz in der Staatsverwaltung vorlieb zu nehmen, bis die genannte Summe gezahlt wäre. Keine noch so hoch und theuer gegebene Versicherung, die Summe würde von Hamburg aus sogleich berichtigt werden, half. Graf Luxburg und die Herren vom Komité wollten baares Geld sehen. „Sie wissen, daß ich das Geld zahlen kann, diese Herren," versicherte der Künstler; „sie wissen, daß es mir von meiner hamburger Gage abgezogen werden wird — nein, es ist eine reine Chikane, weil ich die Ehre nicht zu würdigen wüßte, auf einem Theater zu stehen, wo die ‚Räuber' zuerst gegeben worden sind und jeder Schoppenstecher Abends im Wirthshaus ein geborener Kunstrichter ist!" Um eine Zerstreuung zu haben und sein „schaudervolles, übrigens lächerliches Loos" mit einem ebenfalls „reine Märtyrerschaft" erduldenden anderen freien Charakter zu theilen, hätte er gefragt, ob er nicht wenigstens mit mir in ein und dasselbe „Loch gespannt" werden könnte, welches ihm denn auch gnädiglich und lachend (denn lachend geschah die ganze Prozedur seiner Einkerkerung, schon der außerordentlichen vis comica des beliebten Schauspielers wegen) bewilligt wurde. Meiner

darauf in zwei Klaſſen theilen müſſen: Sperrſitz mit Echo, und Sperrſitz ohne Echo. Die reinen Plätze koſten ein Drittel mehr, als die unreinen; doch zieh' ich die unreinen vor, wie Kochzucker vor hartem, wie wurmſtichigen Varinas vor geſundem, weil man mehr hat, mehr Stoff und mehr Unterhaltung."

Der Rathsbaumeiſter ärgerte ſich empfindlich, ob er gleich nur zu eſſen ſchien, und ſagte: „Die Akuſtik iſt ein Wurf des Zufalls. Die größten Architekten haben blind geworfen, und ich brauche nur an die ſchöne Kirche in Darmſtadt zu denken, die auch ſtatt eines Echos ihrer mehrere hat und deßhalb den Katholiken abgetreten wurde."

„Alle dieſe Mißſtände," fiel nun Blauſtrumpf ein, „werden Sie vermeiden können, wenn Sie aus unſrem geiſtlichen Verrichtungshauſe einen einfachen wohnlichen Tempel der Natur machen, ohne große Kunſt, einzig nur den Zweck im Auge. Vereinigen Sie ſich mit den Ideen unſeres Herrn Hofarchitekten, nehmen Sie die Bauart des ſeligen Windicke, ſeine herrliche Garniſonskirche, nehmen Sie die zum Muſter! Ja, meine Herren und .·. Brüder .·., höchſtens, daß Sie etwas von dem netten Styl borgen, in welchem unſre Hochwürdige .·. Mutter □ zum großen Ariſtides gebaut iſt. Ueberhaupt nur ein Dach, eine Thür hinein und eine heraus, die Fenſter frei und luftig; der wahre Schmuck des Ganzen komme von der Kanzel und dem Lichte der Vernunft, die auf dieſer Kanzel thronen wird'" —

Es war aber dies Vernunftlicht Niemand anders, als Mörder, der an jener Kirche Hauptprediger werden ſollte. Mörder ſchwieg während des ganzen Frühſtücks ſtill und war nur mit der Erſparung des Mittageſſens beſchäftigt. Er war

Zustimmung hatte er gewiß zu sein geglaubt. „Denn," sagte er, „Langeweile sollen Sie bei mir nicht haben und amüsiren wollen wir uns beide, Sie den Pfaffen und dem Bundestag, ich dem Grafen Luxburg und dem ganzen mannheimer Komité zum Trotz." Mein Leidensgefährte war Theodor Döring.

Damals war der später so berühmt gewordene Künstler etwa dreißig Jahre alt. Ich zählte dreiundzwanzig Die Bühne hatte mir bis dahin fern gestanden. Berliner Jugenderinnerungen galten wohl manchem im königlichen oder königsstädter Theater empfangenen Eindruck, aber eine regelmäßigere Beziehung zur Bühne hatte ich erst in München und Stuttgart gehabt. In Stuttgart waren mir Seydelmann und Moritz persönliche Freunde geworden. Dem Letzteren, der sich zum ersten Mal als Hamlet versuchen wollte und die Stimmung des: „Wie schaal, ekel, unersprießlich ist doch das ganze Treiben dieser Welt!" nirgends mehr als bei einem Gefangenen voraussetzte und deßhalb ein „Durcheinander von allerlei Hamlet-Winken" von mir zu erhalten wünschte, hatte ich soeben über „Sein und Nichtsein", „Geh' in ein Kloster —!" und sonstige Lichter der Hamletrolle eine lange Expectoration geschrieben. Dilettantische Dramaturgie à la Franz Horn und Gervinus. Der Sinn und die Theilnahme für die Bühne war die regste, aber der Trieb des

Schaffens wandte ſich noch andern Richtungen zu, den allgemeinen Zielen der damaligen ſozial-politiſchen Gedankenwelt, für welche die doppelt und dreifach cenſurirte damalige Bühne keine Anknüpfungen bot.

Draußen tobte der Novemberſturm und rüttelte an den Schieferſteinen, womit die nahen Dächer bedeckt waren. Der Regen ſchlug an die kleinen, mit Blei gefugten Fenſterſcheiben. Zuweilen praſſelte es vom ſich löſenden Kalkbewurf den Schornſtein herunter, der eine Oeffnung in einem unbenutzten Kaminloch hatte, das ſich zu einem Fluchtverſuch verwenden ließ, wenn man etwa Luſt verſpürte, in den Irrgängen ſeiner Windungen zu erſticken.

„Das ſoll uns Alles nicht anfechten!“ ſagte Döring, auf das Wetter und die Klauſe, die uns ſchützte, blickend. „Wir wollen uns ſchon unterhalten!“

Schon hatte er Auftrag gegeben, daß ihm ſein Bett gebracht wurde, ſeine nöthigen Bedürfniſſe zur leiblichen Pflege, vor Allem ſeine regelmäßige Verköſtigung, und dieſe letztere ſo beſchaffen, wie ſie ein Gourmand mit der Deviſe: „Wenig, aber gut!“ vorauszuſetzen pflegt. Er ſeufzte: „Mein armes Weib!“ Damit wollte er ſagen, daß ſich ſeine Gattin nicht minder von dem Druck des tragiſchen Geſchicks in einem der mannheimer „Quadrate“ (die Stadt iſt in lauter Vierecken gebaut) jetzt durch Verwünſchungen des mannheimer Hofgerichts, des Komités,

und vor Allem des Grafen Luxburg, „des Erfinders des Pulvers und Seitenstücks zum Grafen Balken in der Schachmaschine“ erleichtern, besonders aber auf's Eifrigste bedacht sein würde, erstens für eine mehr oder weniger entferntere Zukunft die Frage der dreizehnhundert Gulden mit einem in's Vertrauen gezogenen Advokaten, zweitens für die nächstnächste Zukunft mit ihrer Mutter und ihrer Magd die Frage des Mittagessens und eines gefüllten Flaschenkellers zu erörtern. Jedes Geräusch, das an sein Ohr schlug, schien ihm der Ankunft seiner sehnlichst erharrten Gattin und der Zufuhr von Lebens- und Erhaltungsmitteln zu gelten. „Hermann, mein Rabe —!“ Die ganze Sehnsucht des „alten Moor“ lag in seinen Gesichtszügen, über welche sich allmälig eine gewisse Wehmuth verbreitete. Ich konnte letztere allerdings auch auf mich selbst beziehen. Denn voll herzlichen Antheils und mit einer nur durch die Rücksicht auf das Zeitalter Metternich und der Mainz-Rinnkatscher Einkerkerungen, in welchem wir damals lebten, gemilderten jeweiligen Rührung und Betroffenheit über die Strenge der Preßmaßregelungen selbst in dem damaligen Musterstaat des Konstitutionalismus, dem „freisinnigen“ Baden, nahm er die Geschichte meines Preßvergehens, verübt durch den Roman „Wally, die Zweiflerin“, aufmerksam und den besten Ausgang aus dieser „reinen Lächerlichkeit“ wünschend entgegen.

Bald ergab ſich für unſer freiwillig-unfreiwilliges Zuſammenſein ein beſonders behagliches Moment der Uebereinſtimmung, das ſich durch den Ausruf: „Was? Sie ſind ein Berliner? Und wir ſind Landsleute —?“ und in einem ſofortigen Uebergang des Dialogs in die weiche, milde, heimatliche Sprache des „Na nu!“ und „Ach Herrje!“ kundgab.

„Kennen Sie Quitteln unter der Stechbahn?“ fragte mich mein mir jetzt noch näher gerückter Leidensgefährte.

„Neben Josty! Was werd' ich nicht!“ lautete die Antwort.

„Nun ſehen Sie, Doktor, da bin ich Commis geweſen! Eigentlich heiß' ich Häring!“

„Kein poetiſcher Name, wie ſchon Wilibald Alexis bewieſen hat.“

„Das iſt mein Vetter! Aber Alexis war mir denn doch zu hoch! ‚An Alexis ſend' ich Dich — ſang man ehemals zur Guitarre. Nein, ich nannte mich: Döring! Aber das ö ſcharf hervorgehoben! Voll! Tönend! Döring! Wie ‚Ewige Götter!‘ in der Tragödie!“

„Dennoch wurden Sie Komiker?“

„Was? Komiker?“ ſprang mein neuer Freund entrüſtet auf und warf dabei den Schemel und beinahe den Schreibtiſch und daneben meinen großherzoglich badiſchen Waſſerkrug um. Die noch jetzt dem gefeierten Mimen

eigene Reizbarkeit, wenn ihn Jemand vorzugsweise einen Komiker nennt, regte sich schon damals. Es erfolgten die im Ton Lear's, Richard's des Dritten und Franz Moor's gesprochenen Worte: „Ich spiele tragisch und komisch! Auf meinem Repertoir finden Sie —“ folgten dann die erhabensten Gestalten der alten und neuen dramatischen Literatur, und nicht bloß dem Namen, sondern auch sogleich den rasch in kurze Geberdenumrisse gefaßten Charakteren nach. Ich bat um Verzeihung und ließ mich auf einige berühmte Darsteller ein, die ebenfalls gleich groß auf dem Kothurn wie auf dem Soccus gewesen.

Wie ich meinen Gefährten, der sich keineswegs als Epigone fühlte, sondern das sichere Vollgefühl künftiger Bewährung in sich trug, eben auf die Einseitigkeit eines Talents wie Talma aufmerksam gemacht hatte, von welchem großen Mimen nur zu bekannt ist, daß ihm lediglich der tragische Wurf gelingen wollte, hatte ich mich ein wenig gewendet. Wieder meine bisherige Stellung einnehmend, fuhr ich zurück. Denn mein Mitgefangener stand in armverschränkter Haltung wie eine Bildsäule vor mir. Sein Haupt war ein wenig geneigt, die dunkeln Haare waren halb ins Antlitz gestrichen; über die Stirn hinweg wand sich eine einzelne, wie verlorene Locke.

Ich verstand, was die Stellung sagen sollte. „Vortrefflich —! Das ist Napoleon —! Ganz nach dem Le-

den —! Der Schuldner Talmas, wenn der junge Artillerieoffizier gerade kein Geld hatte —! O, glauben Sie mir, Herr Döring, man kann dreizehnhundert Gulden Schulden haben und darum doch noch eine glänzende Zukunft!"

Mein Mitgefangener hörte nur halb und antwortete nicht. Schon war er mit einer neuen Stellung beschäftigt. Ich that ihm den Gefallen, seinen stummen Wink zu verstehen und mich einen Augenblick umzuwenden.

Nach einigen Sekunden hatte ich einen gebückten Greis vor mir, der sich auf einen Stock stützte, der gerade nicht zur Hand war — wodurch jedoch der Effekt nicht gestört wurde — und den Kopf etwas schief hielt, als hörte er nur auf einem Ohr. Die Umrisse des Profils waren wie eine einzige Linie. Zu oft hatten wir in der Schule den Kopf Friedrich's des Großen mit drei Strichen „gemalt". Sofort wurde der Held von Mollwitz und Leuthen als täuschend wiedergegeben erkannt.

„Wahrlich, es fehlte nur noch der schiefgesetzte Dreimaster!"

„Das nur so beiläufig! Wir blieben bei Quitteln stehen —" unterbrach der Künstler seine eigenen bewunderungswürdigen Gebilde.

„Ja, Quittel! Galanteriewaarenhändler unter der Stechbahn! Sein Konkurrent hieß Fiocati und wohnte

in der Königsſtraße . . . Dieſer handelte auch mit Papageien und nachgemachten Paradiesvögeln —"

Jeder kleinſte Zug aus dem alten Leben Berlins, den ich anführte, erregte in den Lachmuskeln meines Landsmanns Revolutionen. Sein Lachen war anſteckend. Man konnte mit ihm lachen ohne alle Urſache. Man lachte dann nur über das Lachen ſelbſt. Sein Lachen ging alle Regiſter durch, die nur in der Stimme bei einem aus dem tiefſten Zwerchfell heraufſteigenden Lachen in Mitleidenſchaft gerathen können. Beſonders komiſch erfolgte ein plötzliches Abbrechen des Anſatzes zum Lachen und ein gewiſſer, ſozuſagen abſchnappender, gleichſam in der Kehle ſtecken bleibender Ausdruck des Nichtweiterkönnens im Lachen. Erſt ein Wort, ein Bild gab dann Ruhe. Solcher Worte und Bilder, die ſich uns beim Rückblick auf unſere Jugenderlebniſſe vom „Oberbaum" bis zum „Unterbaum", vom „Oranienburger" bis zum „Halliſchen Thor" aufdrängten, gab es genug. Durch ein einziges in berliniſcher Mundart geſprochenes Wort wurde manchmal eine Situation klar. So auch hier. Nachdem mein Mitgefangener mit gebrochenem Italieniſch das Fiocatiſche Geſchäft charakteriſirt hatte, ſagte er:

„Nein bei Quitteln! Stechbahn! Perjemieten — verkooft — Walddeibel verkooft!"

Am Quittel'ſchen Laden begann nämlich derjenige Theil

des berliner Weihnachtsmarktes, wo die zur Besteckung mit Lichtern bestimmten hellgrünen Papierpyramiden verkauft wurden und die Passanten der damals lebensgefährlich engen „Werder'schen Mühlen" durch eine Gasse kleiner, frierender Waldteufelverkäufer hindurch mußten.

Kein solches Bild konnte, das merkte ich nun schon, vor die Phantasie des geborenen Mimen treten, ohne sofort von seinen Geberden, seinen Reden plastisch und dialektisch illustrirt zu werden. Auch der berliner Waldteufeljunge stand im Nu gezeichnet vor mir. Mit drei, vier Handgriffen waren unten die Stutzen der Beinkleider aufgeschlagen, die Aermel des Rocks verkürzt, ein Hosenträger losgelassen, das Halstuch gelockert, die Haare über die Nase gestrichen. Das Bild eines frierenden, bald auf dem linken, bald auf dem rechten Bein stehenden berliner Gamins stand fertig vor mir.

„Es geschieht meinem Vater schon recht," sagte ich zustimmend und mit Anspielung auf einen der schwachen Erstlingsversuche jener Zeit, die berliner Welt in Bildern zu illustriren, „es geschieht meinem Vater schon recht, warum kooft er mir keene Handschuhe! Aber Ihre Maske! Ich hätte glauben mögen, Sie wären noch nicht zehn Jahre alt."

„Soll ich jetzt hundert Jahre alt werden?"

„Ich bin mit achtzig zufrieden! Machen Sie den alten Wellenberger in Iffland's Advokaten!“

Im Nu wurde die Toilette geordnet und mein Proteus fing an, die Skala von zehn Jahren auf achtzig durchzumachen. Die Länge des Körpers konnte sogleich so bleiben, wie der Gamin war, denn das Alter kriecht wieder bis zum Kind hinunter. Der Kopf wuchs in die Schultern. Die schlanke Taille verschwand. Brustkasten und Bauch schienen in Eins verwachsen, wie der Körper beim Altersemphysem eine solche einzige Rundung anzunehmen pflegt. Die Augen quollen vom Zusammenpressen aller Muskeln und Adern hervor. Das Haar hing schlicht auf den Nacken herab. Mit schwerfälligem Gange, langsam die gichtische, sich nicht mehr recht in der Gewalt habende Hand ausstreckend, tastete der Greis auf den Tisch hinauf und langte zitternd nach einem Glase, um mit seinen doch noch scharfen, die Stumpfheit des Alters widerlegenden Sinnen und mit weltkluger Kombination den vom Intriguanten hineingeschütteten Inhalt, Gift, zu untersuchen.

„Bravo!“ rief ich und zerstörte durch Fortreißen des Spielers vom Tische selbst das schauderliche Bild, das nur der Lampen und der Scene bedurfte, um die erschütterndste Wirkung hervorzubringen. Ich fürchtete, der Blutandrang zum Kopfe, der nöthig war, um ein breites Antlitz mit

den ſchlaff herabhängenden Wangen des Alters hervorzubringen, könnte dem Künſtler ſchaden.

„Aber Quittel, Quittel?“ fuhr er fort mit Donnerton.

„Was alſo hat Quittel mit Häring zu thun?“ fragte ich ebenſo.

„Mit Döring!“ verbeſſerte der Mime in demſelben gewaltigen Klang der Stimme, der die Schildwachen unten hätte ſtutzig machen können.

„Mit der Komödie!“ rief ich wieder ebenſo parodirend.

„Tragödie!“ donnerte der Künſtler.

„Tragiko-Komödie!“ räumte ich mit gleichem Ton ein.

Unſer Stimmenwettkampf beruhigte ſich endlich.

„Sie waren alſo bei Quittel Commis?“ fragte ich gemäßigter.

„Ja! Ladenſchwengel war ich!“

„Und hatten damals Ihre Beſtimmung verfehlt —“

„Doch nicht! Wie ſo? Nein!“

„Warum nicht? — Sie würden jetzt die dreizehnhundert Gulden nicht vermiſſen, meinen Sie?“

„Dieſe damals ſo gut wie jetzt —“

„Jetzt keine Unklarheiten! Bitte, Bitte, Aufklärung!“

Döring begann:

„Ich war bei Quittel gewiſſermaßen der beſte Commis und für's Geſchäft ſozuſagen unerſetzlich. Denn ich amüſirte Prinzipal, Perſonal und Käufer. Kam eine Karoſſe

erall nur die Beilage zu dem fetten Conſiſtorialrath-Bruch-
cke, die beſcheidene, aber geliebte Niere neben dem Sonn-
gsbraten. Er rankte ſich an ſeinen Schwiegervater wie ein
rtliches Schlinggewächs auf und war nur Einem verſtändlich,
n, ja ſelbſt der Gemeinde nicht, da er auf der Kanzel nicht
rach, ſondern nur zirpte. Mörder beſaß theoretiſche
nntniſſe. Er liebte die Bücher mehr, als die Welt. Er
tte ein gutes Herz, wenn er es auch nicht in feurige Aus-
ung brachte. Seine Frau kennen wir noch nicht. Sie
erragte ihn aber an Körpergröße, ſo viel wir hören und
n glauben wollen, da Mörder nicht anders predigen
nte, als auf einer „Hütſche.“ Dieſe Erhöhung fiel ihm
mal um, und er verſchwand vor der Gemeinde in dem
genblicke, als er ſagte: „Ueber ein Kleines werdet ihr
ch ſehen, und aber über ein Kleines werdet ihr mich nicht
en!“ Mörder war Blauſtrumpfen unentbehrlich. Er
nte ihm als Encyklopädie, die er immer in der Eile nach-
lug. Auch mußte er ihn zuweilen am Aermel zupfen,
m er in ſeinem Eifer zu weit ging. Heut flüſterte er
r zu, daß der Wagen vorm Hauſe ſchon lange warte.
auſtrumpf erhob ſich alſo, dankte für die vom Bau-
egium erhaltene Ehre und ſtieg mit erhitztem Kopfe die
egen hinunter. Der Abſchied von Mörder war einfach
herzlich. Blauſtrumpf revidirte die Verpackung ſeiner
ecten, namentlich des buchhändleriſchen Commiſſionsartikels,
fuhr, indem er ſich im Wagen Alles nach ſeiner Bequemlich-
einrichtete, davon. Mörder blickte, wie ein Kind, das zum
en Male entwöhnt wird, zu ihm auf. Die Thränen ſtanden ihm
Auge und er eilte in ſeine Wohnung, die ihm, ob er gleich ſeine
u darin fand, doch einſamer und verlaſſener, als je, vorkam.

vorgefahren, ſo ſprang ich an die Ladenthür und ſtand zum Empfang bereit. War's eine Gräfin, eine Hofdame, eine Fürſtin, ſo ſpielte ich den Oberkammerherrn. War's eine Kommerzienräthin, etwa von „Unſere Leut", nun, main, ſo werd' ich doch auch wiſſen, was iſt ain fainer Meſchores. Kamen Herren, die einen Fächer ſuchten, ein Etui oder ſonſt etwas, vielleicht zum Auslöſen eines Vielliebchens, ſo war ich „Jonker" „auf Ehre", „auf Taille" und ſpielte „die Bewonderung" der beſchenkten Dame, fand Alles „ſüperbe und jar nicht theuer, auf Ehre". Und den Damen führte ich wieder die Bedürfniſſe der Herren vor, wenn ſie auf Briefbeſchwerer, Falzbeine und ſonſtige Schreibtiſchnippſachen aus waren. „Wie niedlich! Nicht wahr, reizend? Allerliebſt!" Kurz, ich hatte die großartigſten Erfolge und übte mich auch zugleich damit für die Bühne, mit der ich mich ſchon — Sie kennen ja die berliner Liebhabertheater — intimer eingelaſſen hatte. Mit alten Offizieren bramarbaſirte ich, mit nervenſchwachen Damen ſäuſelte ich, mit Juden jüdelte ich, mit Sachſen, Braunſchweigern, Hamburgern, die ich ſogleich erkannte, ſprach ich im Idiom ihrer reſpektiven Vaterländer, und für jeden Gegenſtand machte ich mich zur Modelldame. „Wie reizend ſtehen dieſe Berloquen am Haar —!" „Sehen Sie dieſe Ohrringe, wie das läßt — natürlich auf einem andern Teint als dem meinigen!" —

„Dieſe Armbänder ſind nicht echt, aber die Imitation iſt klaſſiſch — pariſer Arbeit!“ Kurz, Alles hielt ich mir ſelbſt an's Ohr, an's Haar, an die Augen — Schnupftabaksdoſen an die Naſe — genug, ich hatte den Zulauf der Kunden und ſchwätzte ihnen alle Ladenhüter, Gott und den Teufel auf. Aber meine theatraliſchen Studien, die ich dort ohne Klingemann oder Schreyvogel begann, hatten Einen Nachtheil, ſie bekamen zu viel Publikum, nämlich hinterm Ladentiſch ſelbſt. Sie zerſtreuten die Kollegen und zogen den Ernſt und die hohe Würde des Kaufmannſtandes zu bedenklich in's Lächerliche. Die Herren Prinzipale hatten den Kopf voll Soll und Haben, Uebertrag und Bilanz, und lachten wohl Anfangs über meine Schnurren, ſpäter aber verbaten ſie ſich derartige Belebungen des Geſchäfts. Und als ich die flotten Geſchichten nicht laſſen konnte und die Commis gerade erſt dann recht lachten, wenn ich mich quälte, ruhig und ernſthaft zu ſein, ſo gab es unangenehme Scenen, und das Quittel'ſche Geſchäft wurde verlaſſen.“

„Sie gingen zur Bühne!“

„Zur Bühne! Und ſogleich in die allertiefſten Abgründe derſelben —! Mich hat keine königliche Theaterelevenſchule, keine höhere Kunſtpflege mit dramaturgiſchem Kinderbrei aufgepäppelt. Ich kam ſofort in's Waſſer und mußte ſchwimmen oder untergehen. Danzig, Poſen,

die polniſchen Länder und Wälder ſahen meine erſten Verſuche in Rollen, die heute ausgeſchrieben wurden, die Nacht gelernt, morgen ſchon geſpielt ſein mußten. Schenken hörten meine erſten Seufzer, vor den Couliſſen vielleicht um unerwiederte Liebe, hinter den Couliſſen um rückſtändige Gage, bis mich der ſanfte Fittich meines Genius in alle Lüfte trug und an den Rhein abſetzte, auf die Mainzer Bühne. Von „dene Mänzern“ kam ich zu „dene Mannemern“. Aber jetzt wird's die hohe See. In Hamburg da hab' ich Furore gemacht. Die Hamburger Bühne iſt „Schröder's Erbe“. Was ich noch nicht habe, dort werd' ich mir's erobern!“

Nach dieſen Reiſeausflügen, theils auf den Schwingen der Wehmuth in die Vergangenheit zurück, theils auf denen der Ahnung und Hoffnung in die mehr oder weniger entfernte Zukunft, regte ſich naturgemäß immer mehr der materielle Hunger und ein über das andere Mal ſchon drückte ein Stocken der Stimme und ein nach Luft ſchnappendes Stöhnen die vollkommene Ueberzeugung aus, daß denn doch ein hinter Schloß und Riegel verſetzter Menſch eine empfindliche Beeinträchtigung ſeines freien Willens erleiden muß. Denn ſchon lange hatten die Glocken draußen ihr gewöhnliches Zwölf-Uhr-Geläute hinter ſich, die „Wachtparad' von dene badenſiſche Grenatier'“ war auch ſchon verklungen, erſt nach Ein Uhr kam

mein tägliches Deputat, das mir aus dem Pfälzer Hof geschickt wurde. In eigenthümlich ironischem Kontrast zu unserer Situation hieß der Wirth desselben Herr Schlemmer.

„Ein Uhr oder der Ritter und die Waldgeister" — nannte sich, als ich noch Tertianer war, ein Stück, das auf dem Königstädter Theater gegeben wurde," begann ich in Anknüpfung an die ersehnte Ein-Uhr-Stunde.

„Haben Sie also noch Schmelka gesehen?"

„Schmelka, Angely, Plock, Beckmann! Meine größte Passion war aber eine weibliche, eine würdevolle, pathetische Jungfrau, Raimund's geborene Fee Cheristane, ein Fräulein Herold —"

„Lebt jetzt als Nonne in einem sächsischen Kloster —"

„Nächst ihr hatte mir's ein schalkischer Kobold angethan, eine Wiener Lokalsängerin — eine köstliche Frau von Schlingen in den „Wienern in Berlin" — sie war mir und Vielen damals lieber als die Sontag, mit der sie in der Gunst des Publikums rivalisirte — sie hieß Auguste Sutorius."

„Das ist meine Frau!"

„Wie?" rief ich erstaunt.

„Dieselbe — die zum Donnerwetter jetzt endlich mit dem Eßkorb kommen könnte, mit dem Flaschenkeller, mit

dem Bericht von unſerm Advokaten! Ich gerathe in Verzweiflung!“

Der Mann, der mit einer Fee, der „roſenfarbenen“ wie ſie in einem Wiener Zauberſtück hieß, vermählt war, mit Wenzel Müller's und Ferdinand Raimund's Nannerln und Katherln und Reſeln, verlangte von dem beſchwingten Geiſt der Poeſie jetzt nichts als die Befriedigung ſeines immer grimmiger gewordenen inneren Währwolfs. Und ſiehe! Das Vorrecht aller Ehemänner, ſelbſt derer, die nicht mit roſenfarbenen Feen und mit jodlerjauchzenden Sennerinnen im ſchalkiſchen Mieder verheirathet ſind, das allgemeine Vorrecht der Ehemänner wurde dem Glücklichen zu Theil, er konnte ſofort aufjubeln: „Guſte“ — an die Thür ſpringen und mit allen Fäuſten Willkommen! trommeln. Die Riegel raſſelten, die Schlüſſel klirrten. Die roſenfarbene Fee erſchien in eleganter Toilette, liebreizend, anmuthig wie eine Salondame. Hinter ihr her kam der Gefangenwärter mit einem ſchweren Menagekorb in der einen, Weinflaſchen und Gläſern in der andern Hand.

„Guſtel —!“

„Theodor —!“

„Dieſer Luxburg —!“

„Dieſes Comité —!“

„Schändlich —!“

„Schaudervoll —! Aber furchtbare Rache —! Doch erſt — eſſen —!"

Die Vorſtellung meiner Perſon machte ſich von ſelbſt.

„Der Doktor hier, den Du aus ſeinen Schriften kennſt, ein Mannheimer Märtyrer wie ich, das iſt ein Verehrer von Dir aus Deiner Jugend —!"

„Aus meiner Jugend —!" rief ich verbeſſernd.

Die Dame erröthete und ſchlug die ſchwarzen Wimpern ihrer ſchönen Augen nieder.

„Er hat Dich auf der Königsſtadt bewundert —! Aber Doktor! Sie iſt keine Wienerin, ſondern eine „Schläſierin". Aus „Gruus Braſſel" — Stößt auch a Biſſel mit der Zungen an. Das ſteht ihr aber „jemiethlich". Holtei hat Stücke für ſie geſchrieben. Aber Wien kennt ſie drum auch und — Backhänerln, Backhänerln, Doktor, brät ſie — jetzt ſetzen Sie ſich, langen Sie zu —! Laſſen Sie heute Schlemmern Schlemmern ſein — wir ſchlemmen hier. Nachher, Guſtel, erzählſt mir von unſerm Advokaten —! Jetzt nur keinen Aerger mehr — um dreizehnhundert Gulden — beim Eſſen keine Unannehmlichkeiten —!"

Die Rede erſtickte im lechzenden Schlürfen eines köſtlich duftenden Tripel-Extraktes von Bouillon.

Die Gattin meines Mitgefangenen, die ſich athemlos gelaufen hatte, ließ ſich bei alledem nicht nehmen, ihren

empörten Gefühlen Luft zu machen. Der Anblick des ärmlichen Zimmers, der Eisenstäbe am Fenster, des düstern Hofes, des spärlichen Hausrathes — mein Koffer wurde herangezogen und für sie zum Sitz gestaltet, da sie doch als Feenkönigin unmöglich auf einem Schemel thronen konnte — die Erinnerung an den tückischen Ueberfall, der den geliebten Gatten erst höflich auf's Amt gefordert und dann sogleich dort zurückgehalten hatte, die Vergleichung dieser Lage mit dem in Hamburg erlebten Triumph und einem mehrjährigen dort errungenen Contrakt mit so und so viel Spielhonorar und eventueller Gagensteigerung, alles das verlangte den natürlichen Ausdruck der Empfindungen des Staunens, Schauderns, Anklagens, Verwünschens, Vertröstens, Hoffnunggebens. Die Verhandlung mit dem Advokaten war bereits im Zuge. Die Gattin versprach eine baldige Erlösung.

„Meinetwegen bleib' ich hier mit dem Doktor zusammen, so lange auch der sitzen muß —! Verdirb mir jetzt meinen Appetit nicht —! Chateau la Rose, Doktor! Sie müssen die schlesische Küche kennen lernen. Ja! es sein gemithliche Menschen, die Grunß Brassler' (Breslauer)! Sie hat der Gräfin Rossi manchen Applaus durch ihre Schnadahupferln streitig gemacht! Wär i nit komma, wer weiß, sie hätt's noch zur Gräfin oder Fürstin gebracht

— Jetzt — willſt aber nicht ſo gut ſein, mir noch ein Paar Löffle Supp' vorzulegen —!"

Die liebenswürdige junge Frau that das Alles bereits ohne Geheiß. Mit ihren zarten weißen Fingern ordnete ſie den Tiſch, der von Skripturen aller Art wüſt genug ausſah. Sie hatte ein Tiſchtuch ausgebreitet, Löffel, Meſſer und Gabeln zurecht gelegt, ſie tranchirte und ſervirte die Speiſen.

Es war ein lukulliſches Mahl. Man ſah ihm die fehlenden dreizehnhundert Gulden nicht an. Ueber den Wein und deſſen auffallende Güte, angezeigt ſchon durch die Etiketten, äußerte mein Leidensgefährte einen Grundſatz, der in Knigge's „Umgang mit Menſchen" und Feuchtersleben's „Diätetik der Seele" aufgenommen zu werden verdient. „Glauben Sie," ſagte er, „Doktor, daß ich meinen Leib, dieſe edle Bildung der göttlichen Vorſehung, dieſen wunderbaren, feingegliederten Organismus, der wie die Schrift ſagt, ſogar die Ehre hat, unſerm himmliſchen Vater ähnlich zu ſehen, zur Aufbewahrungsſtätte ſchlechter oder auch nur mittelmäßiger Stoffe machen werde? Oder habe ich irgend eine ſtrafbare Handlung begangen, irgend etwas in der Welt verbrochen, daß mir Andere oder wohl gar ich mir ſelbſt die Buße auferlegen ſollte, all das Gift zu trinken, das Weinhändler in Geſtalt von Wein auf Flaſchen abziehen, mit einer verführeriſchen Etikette

verſehen und auf ihrem Preiscourant mit Preiſen notiren, in deren Falle, weil die Preiſe gering erſcheinen, nur die Gimpel eingehen? Nein! Dafür halt' ich meinen Leib zu gut. Das bin ich meinem Schöpfer ſchuldig, der nicht gewollt hat, daß ich Bauchgrimmen kriege oder am Sodbrennen leide und um einen Gulden mehr oder weniger meine Lebensſäfte vergifte! Er hat gewollt, daß der Menſch nur das Beſte genießt, was ſeine unendliche Güte und Allmacht für ihn hienieden hat wachſen laſſen —"

Dieſe Worte wurden mit derſelben komiſch ſalbungsvollen Betonung geſprochen, die in ſpäteren Jahren in der unvergleichlichen Leiſtung des Künſtlers als Falſtaff zu dem Regiſter ſeiner eindrucksvollſten Nüancirungen und Tonmalereien der Rede gehörte.

Nach einem durch Anekdoten, Mimoplaſtik aller Art, Charakteriſtik der in dem ſchwebenden Intendanzprozeſſe vorzugsweiſe handelnden und größtentheils zum Theater gehörenden Perſonen gewürzten Mahle trug der Gefängnißwärter nicht nur den Reſt des höchſt reichlich verſorgt geweſenen Menagekorbs davon, ſondern auch noch meine inzwiſchen angekommene eigene Atzung als einen am heutigen Tage überflüſſigen profit tout clair für ihn ſelbſt. Den Blick in die Zukunft ſuchten ſich die Eheleute möglichſt zu erheitern. Es war hier nichts Anderes möglich, als daß der Gefangene ſein Loos ſo lange ertrug, bis die

Hamburger Bühnenverwaltung in irgend einer Weiſe ihr neues Mitglied aus ſeiner Verſtrickung befreite. Die Anſchuldigung, als wenn der Gatte bei Nacht und Nebel die ſehr nahe gelegene Grenze des Großherzogthums hätte überſchreiten und ſein Heil in einer heimlich ſchon lange vorbereiteten Flucht ſuchen wollen, wurde mit Entrüſtung zurückgewieſen. „Nur ein Graf, nur ein ſolcher Konſchtgraf, ein ſolcher Intendanzenkavalier, ein ſolcher „Jonker", „geborener Sachverſtändiger", ein ſchwäbiſcher Balken (aus der Schachmaſchine) iſcht im Schtand, ſich aus ſeinem vernagelte Hiern eine ſolche Räuber- und Mordg'ſchicht, wie die da, zu erſende —!"

Die roſenfarbene Fee, das wiener Ratherl, Nannerl, Reſi hatte der Sachlage ihren ſchuldigen, von Herzen gekommenen Tribut gebracht und verfiel in eine ſtill ſinnige Ergebung. Auguſte Sutorius hatte ein länglich ovales Profil von edlem Schnitt. Ihre Wangen blieben geröthet, leider, wie ſich ſpäter ergab, weniger von ihrer Entrüſtung und noch weniger von einem geſund umrollenden Blute — es waren jene unheimlichen Roſen, die uns auf den Wangen der Jugend ſo erſchrecken können. Sie hatte von Kindesbeinen an auf den Brettern gelebt, hatte Amoretten und Genien auf ſchwebendem Tauwerk oft mit Lebensgefahr gegaukelt und mußte unter dem Direktor der Direktoren, dem literaturgeſchichtlich ſo berüchtigt

## Sechzehntes Kapitel.

### Misvelheimer Kalenderwesen und dasige Verläumdungen.

Blaustrumpf hatte den Kutscher und sein Geräth nur gemiethet. Wäre Beides sein eigen gewesen, so hätte der Erstere wohl nicht, als sie das Thor schon passirt hatten, bemerken dürfen: „Wir werden eine gute Aufnahme finden, denn es begegnen uns Schweine!“ Blaustrumpf wollte gerade in einen sanften Mittagsschlummer versinken, als er diese superstitiöse Bemerkung vernehmen mußte. „Wie?“ rief er dem Kutscher zu, „sagt doch das noch einmal!“ Und der Kutscher lachte und schlug tapfer zu, indem er sagte: „Will man gut Glück zur Reise haben, so muß Einem begegnen, ein Wolf oder ein Hirsch oder ein Bär oder ein Schwein, nur kein Hase und kein altes Weib, das gerade im Spinnen begriffen ist; was freilich hier selten vorkommt, während ich anderswo öfters gesehen habe, daß Hirtenweiber ihren Rocken in die Tasche gesteckt haben und während des Gehens spinnen. Auch möcht' ich wohl, daß Sie nicht früher vom Tisch gegangen wären, Herr Consistorialrath, im Fuchsen nämlich, als

gewordenen Cerf, als endlich gereiftes Mädchen, ihre Seele und Lunge zu Grunde ſpielen. Dann aber wieder als Ehefrau gleichen Schritt zu halten mit der Lebhaftigkeit eines ſolchen Gatten, wie Theodor Döring, das hätte ſelbſt eine kräftiger organiſirte Natur außer Athem gebracht.

„Mein Bett — mein Raſirzeug — meine Perrücken!“ rief er ihr nach. „Die Perrücke zum Lear, zum Shylock, zu Franz Moor —! Und Bärte —! Bärte! Alles raſch hieher, eh' es Abend wird!“

Nachdem ſich unſer Donauweibchen, unſere liebliche Jodlerin entfernt, ihr Gatte ihr einen Kuß und eine lange Lobrede auf ihre „ſchläfiſchen“ Tugenden nachgeſandt hatte, trat keineswegs Ruhe ein. Kein Bedürfniß zum Schlaf, kein Verlangen nach einer Cigarre. Noch war damals der braune Glimmſtengel nicht zu jener koloſſalen Bedeutung gelangt, die ihm unſer heutiges Kulturleben einräumt. Der Menſch vermochte noch mit ſich allein zu leben, ein Buch zu leſen, einen blühenden Baum, eine Blume zu betrachten, ohne ſich dabei zur Nivellirung ſeiner Stimmung auf das gegebene Maß aller Dinge, das Maß abſoluter Gleichgültigkeit, der Cigarre zu bedienen. Noch lehrte die Cigarre nicht die Ataraxie und das Nil admirari —! der Stoiker. Noch lehrte ſie nicht, Rafael'n „einen unſerer beſſeren Maler“,

Michel Angelo „einen wunderlichen Heiligen", das göttliche Meer „ein praktisches Reservoir für Hummern und Austern" zu nennen.

Zurückgebliebenes Obst auf dem Tisch brachte unsere Empfindungen wieder in die Sandebene der Mark Brandenburg. Wir waren darüber einverstanden, daß die trotz des Sandes vorhandene Poesie der Spree noch nicht gewürdigt, Berlins Volkscharakter, ja sogar seine Sprache noch eines „rettenden" Lessing's bedürfte. Ich äußerte von einer der vor uns liegenden Birnen des Nachtisches, daß sie zwar verdorben wäre, aber darum doch wie die überreif gewordene Mispel eine besondere Delikatesse in unsern Kinderjahren gebildet hätte. „Und wissen Sie noch, wie man in Berlin eine solche teige, vor Ueberreife faul gewordene Birne nennt —?"

Meine Feder ist nicht im Stande, die eigenthümliche Wirkung zu beschreiben, die durch das seltsame, sicher auch bei Grimm zur Notirung gelangende Wort „mudicke" bei meinen Kameraden hervorgebracht wurde. Erst schwieg er. Sein Auge richtete die hellsten Strahlen seines Glanzes gen Himmel. Wie Thoas die auf Tauris gelandeten Fremdlinge auf ihre Herkunft examinirte und diese sich dreist zum Geschlecht der Labdakiden bekannten, ebenso kann Staunen, Schauder, Bewunderung das berühmte „geflügelte Wort": „Du sprichst ein großes Wort gelassen

aus!" nicht mit gröſserm Reichthum nüancirender Tonſchwingungen vortragen, als mein Landsmann endlich das einzige Wort: „Mudicke!" wiederholte. Nichts von dem hierauf folgenden Lachen will ich erwähnen, das man auf dem „Gendarmenmarkt" in Berlin vom „franzöſiſchen" bis zum „deutſchen Thurm" hinüber hätte vernehmen können, nur die leiſe, wie aus tiefſtem Herzen heraufkommende, andachtsvolle und mit einem gewiſſen ſeeliſchen Tremolo ſyllabirte Wiederholung: „Mudicke —!" möchte ich zu ſchildern vermögen. Es war ein Phantaſiebild der früheſten Kindheit, das mit dieſen faſt wendiſch oder ebotritiſch klingenden, aber urdeutſchen und auf „Muder" oder „Moder" zurückgehenden Tönen vor ſeinen Augen heraufzog. Da ſaß ihm wieder die alte Obſtfrau an der Ecke — der lackirte ungeheuere Sonnenhut mit ſchwarzen Franſen bedeckte ihr kupferrothes Antlitz — ſie ſucht dem kleinen Sextaner für einen Sechſer Birnen aus dem Korbe heraus und dieſer verfolgt mit norddeutſch-kritiſchem Blick die mit den ſchwarzerdigen Fingern herausgeſuchten Früchte: „Herrjes, Sie ſuchen ja lauter ‚ſooſche' 'raus! Eene mudicke die will ick mir ſchon gefallen laſſen —!" Die „ſooſchen" Birnen, das waren die pelzigen, abſolut morſchen Birnen, die innerlich hohlen, die ihren Saft nicht einmal entwickelt hatten, gleichſam Stutzer ohne Waden, Denker ohne Inhalt, ſtaatliche Neuerungen und

Fortſchrittszugeſtändniſſe ohne fünfzigjährige Volksſchulenunterlage. Die einzige zugelaſſene „mudicke“ war dagegen eine von Saftüberfülle in gelinde Fäulniß übergegangene und dennoch außerordentlich ſüß ſchmeckende, die Superſtation des Salons, die raffinirte Naturwüchſigkeit und gurlihafte Koketterie. Einmal kann man ſie ja ſchon genießen. Und dazu denn — um jenes Bild zu vervollſtändigen — der Duft aus den übrigen Körben, aus den Rettig-, den Zwiebelkörben — die bunten Aſterntöpfe à Stück ſechs Dreier — die hochgeſchichteten, rothbäckigen Aepfel mit ihren ahnungerweckenden Hindeutungen auf die Weihnachtszeit — der Herbſtwind, der dazu die rothen Blätter der ſchon entlaubten Bäume der Linden durch die Friedrichsſtraße „kräuſelt“ — der mächtige Papierdrache auf dem Rücken, der zum halliſchen Thor hinausgeſchleppt werden muß mit einem Bindfadenknäul ſo lang, um den Chimborazzo auszumeſſen . . . Der erregte Künſtler brauchte einige Zeit, um ſich von den Empfindungen zu ſammeln, die ſeine Bruſt zu zerſprengen drohten ob dem Worte „Mudicke“. Und noch öfter im Lauf des Geſprächs konnte er im Stande ſein, kopfſchüttelnd über des Lebens unergründlichſte Tiefen, über alles Daſeins Anfang und letztes Ende, über die Klippen, an denen man überhaupt in dieſem Leben und mit fehlenden dreizehnhundert Gulden insbeſondere ſcheitern muß, und über die

Frage aller Moral und Poesie, ob „Süß, aber faul!“ oder „Faul, aber süß!“ mir leise in's Ohr zu raunen: „Mudicke —!“ Das Wort wurde ein Beitrag zu Jean Paul's „Immergrün unserer Gefühle“.

Das Bett kam. Mit ihm die nöthigsten Reinlichkeitsutensilien, die Perrücken und die Bärte.

Mit diesen letzteren wurden alle Geister des Himmels und der Hölle, die Genien der Güte und der Milde im Nathan, die Dämonen der Rache, der Leidenschaft in den Charakteren Shakspeare's, Schiller's und Goethe's heraufbeschworen. Zuweilen schienen die Wände des Gemaches zu zittern. Die Schildwache glaubte gewiß Hülferufe zu vernehmen. „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich um ein Pferd —!“ Der Gefängnißwärter kam in der That herauf und deutete auf die hereingebrochene Stille der Nacht und die Hausgesetze.

„Bester Mann! Sorgen Sie für unser Nachtessen und für Lichter, die nicht so nichtswürdig stinken —! Blast Wind' und sprengt die Backen! Wüthet! Blast! Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit, bis ihr die Thürm' ersäuft, die Höh'n ertränkt — ihr schwefelichten, gedankenschnellen Blitze —! Und eine Lichtscheere, bester Freund! Das Nachtessen nicht zu spät —! Herr, lassen Sie uns rasen —! ‚Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns

beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Die Bosheit, die Ihr uns gelehrt habt, will ich ausüben —!" Na, beruhigen Sie sich nur! Wir thun hier keiner Fliege was zu Leid!"

Der Wärter ging kopfschüttelnd. Zunächst waren wir darin einverstanden, daß die Probe aller Schauspielkunst die Darstellung des Lear ist. Mein Leidensgefährte wollte diese Probe jetzt in Hamburg anstellen. Er behauptete, daß im dortigen Parket noch höchst „kniffliche" alte Kunstrichter säßen, die in dieser Rolle noch Schrödern gesehen hätten. Die Perrücke zum Lear war schon da, ganz neu gearbeitet. Die weißen Haare flüteten wie bereifte Winterzweige von einer mit Fleischfarbe bestrichenen ledernen Stirn. Der Bart war lockig und ging bis über die Brust hinunter. „Ich will euch predigen —!" Dazu diente ein Regenschirm als junge Eiche in des greisen Königs Hand, und der eine der etwas wackeligen Schemel wurde jener Baumstamm, mit welchem Schröder in Wien einen so „ungeheuren Effekt gemacht hätte". Nämlich: „Das wird er nicht herausfinden," hatte man auf einer jener Burgtheaterproben gesagt, die Heinrich Laube jetzt als so gott- und musenverlassen zu schildern pflegt, seitdem nicht er sie mehr leitet, „das wird Schröder nicht treffen, was wir hier in Wien zu sehen gewohnt sind! Lear muß sich einen Baumklotz in die Mitte der Szene stellen lassen und bei dem Wort: Ich will euch predi-

gen —!“ auf diesen Stumpf steigen und von dort aus reden —!“ Also die geheimflüsternde Medisance der ehrenwerthen Herren Kollegen in den Coulissen. Und siehe da! Schröder erscheint, bestellt sich ebenfalls einen solchen Baumklotz, macht diese „Nüance“ also Eckhofen und seinen Nachahmern nach. Der Augenblick kommt heran, Schröder spricht: „Ich will euch predigen —!“ er will den Baumstamm besteigen, aber siehe! die Kraft dazu verläßt ihn. Er schwankt, er vermag die Anstrengung über sich nicht mehr, der müde Greis — sinkt in die Arme des Narr'n zurück! Das Publikum am Abend „raste“ vor Begeisterung und spendete „frenetischen Beifall“, wie sich die aus dem Französischen übersetzte wiener Feuilletonistik des heutigen Tages ausdrücken würde.

Auch das Nachtessen kam, auch besseres Licht, die kunsthistorisch-dramaturgische Unterhaltung blieb darüber ununterbrochen. Selbst mit Messer und Gabel wurde heldenhaft gestritten. In der Weise des alten Athen gab es zum Tragischen noch immer eine komische Zugabe. Zum Lear, Richard III. und Shylock eine burleske Scene aus dem schon damals zum „älteren Repertoir“ gehörenden Schwank „Das Abenteuer in der polnischen Judenschenke“. Ein kleiner polnischer Jude tanzt den polnischen Nationaltanz. Die Beine lagen fast ausgestreckt am Boden. Man hätte sagen mögen, der Künstler rutschte

diesen Tanz und hätte dazu Beine wie von Kautschuk gehabt. Natürlich fehlte auch Lorenz Kindlein's „Ich komme nach, so bald ich kann" nicht, Schewa's Schreck vor den „blanken Geschichten", nicht Kommissionsraths Frosch's potsdämliche Verschwiegenheit wider Willen.

Längst waren fernhin die Trommeln des Zapfenstreichs verklungen, schon hatte die Jesuitenkirche, in deren Nähe Sand Kotzebue ermordet hat, ihre mehreren Gebetsmahnungen durch das allen Jesuitenkirchen eigene schnelle Gebimmel gegeben, die Vorstellung, daß jetzt in allen Wirthshäusern, in allen „schwarzen Bären" und „goldenen Löwen" das Schicksal Theodor Döring's das Scheppengespräch bilden würde und nun wohl auch bald die Theaterabonnenten über die vom Regen spiegelblank gewordenen Straßen in ihre respektiven Quadrate eilten, um zu Hause beim Kartoffelsalat den beliebten Beleber der Scene zu beklagen, der heute fehlte, erweckte denn doch zuletzt einigen Stillstand der Konversation, der lebhaftesten, die je in einem Gefängniß stattgefunden haben mag. „Es ist Schlafenszeit —!" hieß es. „Dort steht mein Bett —! Also ein Gefangener —!" und „Le premier jour d'un condamné —!" so seufzte auch ich.

Fehlende dreizehnhundert Gulden —! Eine Summe, die damals ein großes Zahlbrett erforderte —! Viele schwere, wuchtige „Brabänner" à 2 Flor. 42 kr. —!

Noch gab es im deutſchen Süden — Oeſterreich ausgenommen — kein Papiergeld. Und wenn nun gar die Herren Schmidt und Lebrün in Hamburg ein ſolches Debüt des neuen Mitgliedes beanſtandeten und die nicht immer flotte Kaſſe einer Privattheater-Unternehmung eine ſolche Operation der Uebernahme eines Vorſchuſſes als eine ſofortige Schuld des neuen Mitgliedes an ſie ſelbſt ablehnen zu müſſen glaubte —! Tiefes Schweigen herrſchte ringsum. Der Geiſt wurde erhabenen Zweifeln und Gedanken nicht unzugänglich. Zwar — „der alte Schmidt“ (der Direktor in Hamburg) hatte den für alle Thespiskarrenführer charakteriſtiſchen Grundſatz, wenn von Grundſätzen, von Liebe, Haß im Theaterleben, von Rache, Nachtragen, Feindſchaft, Unverſöhnlichkeit u. ſ. w. die Rede war, zu ſagen: „Pah! Wenn ich einen Schauſpieler *brauche*, ſo ſchneide ich ihn vom Galgen ab —!“ Wie nun aber, wenn dieſer großartige, praktiſche Philoſoph dießmal den künftigen Garrick *nicht* brauchte, auch einen Andern finden konnte, der ſich einer gleichen Zukunft gewiß zu ſein ſchmeichelte (in Mannheim war bereits der ſpätere „Rhetor“ Schramm der erwartete Erſatzmann Döring's geworden) und dießmal die nöthige Ergänzung des Perſonals ſo zu ſagen am Galgen hängen blieb —? Vorläufig mußten uns wieder Thalia und Melpomene auf andere Gedanken, auf troſtreichere, bringen. Der

Erſatzmann Schramm ſollte ein guter Elias Krumm ſein — „den er mir nachſpielt" — ſagte mein Genoſſe, und ſogleich ſchlich Elias Krumm im Dämmerlicht der Kerkermauern mit bewunderungswürdigen und wahrhaft ſataniſchen Katzenbuckeln auf und nieder. Eine durchaus neue Auffaſſung ſchien mir die zu ſein, daß der Künſtler dieſen Liebhaber krummer Wege, einen Hauslehrer, als einen grundböſen Menſchen gegeben wiſſen wollte, eine geiſtige Kröte, die mit Kriecherei Impertinenz verbindet. „Ich faſſe ihn dabei als echten Pedanten. Wenn der Schurke zum Major ſagt: ‚Sind Sie der Mann, dem Deutſchland ſeine Freiheit verdankt —?' ſo laſſe ich in dem Worte ‚verdankt' von den drei Schlußbuchſtaben — ‚n — k — t' — auch nicht einen einzigen ohne die ihm gebührende volle Hervorhebung ſeiner Betonung, auch wenn mir darüber die Kinnlade brechen und alle Gelenkbänder aus den Fugen gehen ſollten. Nehmen Sie's nicht übel, Doktor! Das gelehrte Vieh iſt nämlich ſo! Eitel iſt es ſogar auf jedes Komma, das in ſeinem Munde unausgeſprochen ſtecken geblieben iſt."

Auf dieſe Art wurde es natürlich zwölf Uhr, bis wir in's Bett kamen. Eine Stunde war noch allein auf's Entkleiden ſelbſt hingegangen und zwar in der Art: Eine halbe Stunde allein verſtrich im einfachen Trikot mit dem übergezogenen Schlafrock und eine andere im Trikot ohne den

s vor Ihnen wäre abgeraumt worden: denn ohnedies werden
ir schwerlich gut Wetter behalten, wie auch mein Hund
ute früh Gras gefreſſen hat."

Der Kutſcher hatte kaum dieſe Bemerkungen ausgeſprochen,
s Blauſtrumpf ein Gelächter erhob, welches mehr an
erzweiflung und Abällino erinnerte, wie er die bekannten
chterlichen ironiſchen Redensarten an den venetianiſchen
dtenkopf richtet. Die ganz leiſe wie aus verſagender Luft-
hre geſprochenen Worte: „Ihr glaubt an dergleichen?" er-
unterten den Kutſcher fortzufahren, nämlich mit ſeiner Rede,
gut wie mit ſeinem Wagen. „Ja," ſagte er, „ich bin
ines Handwerks eigentlich ein Maurer und weiß, was
enes Wetter ſagen will. Hat der Maurer Regen, ſo
wimmt ihm bald ſein Geldbeutel fort. Und da haben wir
mer nichts Anderes thun können, als einen ſtarken Hahn
t grell rothem Kamme ſo lange einzumauern, bis ein Ver-
auf das Wetter war. Ohne das würden wir fortwährend
geregnet geweſen ſein!"

Blauſtrumpf ſagte ganz ſpitz: „Weil alſo der Hahn
ſchlechte Wetter nicht mehr anzeigen konnte, daraus
folgen, daß es auch nun gut ſein mußte? Weil alſo der
rauß den Kopf in den Buſch ſteckt und die Jäger nicht ſieht,
denkt er, werden ihn die Jäger auch nicht ſehen? Nein,
er Menſch, wo ſeid ihr in Elementarunterricht gegangen?"

„Ich bin eine Mispelheimer Retour," bemerkte der Kut-
r, „und war immer daſelbſt anſäſſig, auch früher dort in
Schule; allein, was Wind und Wetter, Glück und Un-
ck betrifft, davon wiſſen die Herren Gelehrten nichts, Herr
ſiſtorialrath; da muß man alte Leute fragen, die Erfahrung
en und wiſſen, wie es ehemals war."

übergezogenen Schlafrock. Ob während des Schlafes Licht oder nicht Licht brennen sollte, das kostete ebenfalls noch eine längere Diskussion, die zu dem Resultat führte, daß ich mir für mein Theil Dunkel, mein Mitgefangener sich hinter einem Gerüst von Kleidern, Holzkörben, Koffer, das aufgebaut wurde, Helle sicherte. Mit dem stolzen Bewußtsein, daß ich „ein gutes Theaterbein" hätte, würde ich jetzt endlich haben einschlafen können. Denn „Sie haben ein gutes Theaterbein!" war ein dem zweiten Stadium unseres Negligés gegebenes überraschendes Zeugniß. Eine sich daran anknüpfende Diskussion über Beine im Allgemeinen und auf der Bühne, über Säbel-, Teckel-, Dachs- und sonstige Beine berühmter Mimen verscheuchte noch vorläufig das überwältigende Herannahen von „Morpheus liebenden Armen".

Als wir endlich in die Stimmung Egmont fünfter Akt gekommen waren: „Süßer Schlaf — Du löset die Knoten der strengen Gedanken — vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes —" hörte ich plötzlich einen gellenden Schrei ausstoßen. Ich springe auf. Mein Zellengenosse steht bereits vor mir im Hemd, das Licht auf dem schwarzblechernen Leuchter in der Hand und blickt starr auf's Bett, aus welchem er wie von der Tarantel gestochen gesprungen war:

„Was ist? Haben Sie Wanzen oder Flöhe?"

„Nein, Herr, — Sie haben ja hier —!“ Der Ausdruck des höchſten Entſetzens ſtockte auf der ihm ſonſt ſo geläufigen Zunge.

„Ach, Mäuſe — meinen Sie —? Ja, ich glaube deren ſchon öfters eine nicht geringe Anzahl vernommen zu haben —“

„Jeſus, das rumort ja hier wie auf einem Dachtboden! Hu! Da ſitzt eine: Auf meinem eigenen Bett —! Und da bei Ihnen — eine andere über Ihrem Kopfkiſſen —!“

„Sind Sie denn ein ſolcher Feind von Mäuſen —?“

„Aber hören Sie! Jetzt bitte ich — Spaß bei Seite —!“

„Dieſe Mäuſe kommen aus dem offenen Kamin dort oder auch ſonſt woher. Ich glaube ſchon Löcher in der Mauer bemerkt zu haben —“

„Und das können Sie ſo hinnehmen —? So gleichſam als ſelbſtverſtändlich —?“

Bereits lag mein Leidensgefährte, bewaffnet mit der jungen Eiche Lear's, dem Wanderſtab, dem Regenſchirm, im Kampfe gegen die beiden Störer unſerer Nachtruhe. Er focht gegen ſie an, über und unter den Betten herum. Es war ein tragiſches Seitenſtück zum Schluß des „Verſchwiegenen wider Willen“. Die Paraden, Finten, Terzen, Quarten des Berliners waren hier ernſthaft gemeint.

„In einem richtigen Kerker muß es ja Mäuse geben —!“ versicherte ich.

„Das halt' ich aber nicht aus! Dieſe Schrecken ſollte ein ſolcher Graf von Luxburg, ein ſolches Comité mannheimer Philiſter über harmloſe Menſchen verhängen dürfen, die keine Verbrechen begangen haben —?“

„Beruhigen Sie ſich! Am Tage kommen die Mäuſe nur, wenn es kirchenſtill iſt. Und da Sie Ihrerſeits — was Stille anbelangt — ein Präſervativ an ſich ſelbſt haben —“

„Am Tage! Aber mich bringt keine Macht der Erde hier Nachts wieder ins Bett. Wo Mäuſe ſind, kann ich nicht ſchlafen! Das iſt ein Naturfehler von mir. Sehen Sie! Schon wieder haſcht da eine der Beſtien —!“

„Gefangene gewöhnen ſich an jede Geſellſchaft! Denken Sie an Dieſjonval und die Spinnen —“

„Spinnen —? Ich muß hinaus! Ich ſchreie dem Wärter —!“

„Nehmen Sie doch Vernunft an! Dieſe kleinen Thierchen — was werden ſie Ihnen denn thun —! Legen Sie ſich zur Ruh —“

„Ich will Sie nicht inkommodiren, Doktor! Befreunden Sie ſich mit Spinnen und mit Mäuſen, aber ich kann hier nicht länger bleiben. Mäuſe! Sie thun ja gerade, als wären das bloße Rheinſchnaken —“

„Die Rheinschnaken sind im mannheimer Hofgarten viel gefährlicher! Haben Sie noch nie gehört, daß die Frau Großherzogin Stephanie eine Prämie auf die Vertilgung der Rheinschnaken ausgesetzt hat, weil diese alle heidelberger Professoren in Verzweiflung bringen, wenn sie bei ihr im Schloß an Sommerabenden bei offenem Fenster Vorlesungen halten sollen —?"

Nach einer Weile versuchte es mein Zellengenosse, seine Idiosynkrasie gegen Mäuse zu überwinden. Er sprach zwar von Ausgeburten der Hölle mit kleinen listigen Aeuglein, langen, schlangenglatten Schwänzen, gespitzten Teufelsohren und von einer Sage, derzufolge die Mäuse Symphonieen wie von satanischen Paganinigeigen aufführen könnten — dennoch ging er in sein Bett zurück.

Wenn er nichtsdestoweniger nach einigen Augenblicken wieder aufsprang, so kann nicht geleugnet werden, daß die neugierigen Besucher unserer Zelle sich heute massenhaft eingefunden hatten, fragende Blicke nicht weit von unseren Nasen nach unseren Augen richteten, mit windschneller Behendigkeit uns umkreisten und auf einem Zipfel des Kopfkissens, dicht über uns, Posto faßten, dann wieder in eine gewisperte Correspondenz traten mit den Wettern und Muhmen, die sich inzwischen auf unserem Eßtisch an die Reste der Speisen gemacht hatten, mein letztgeschriebenes Manuscript annagten und lieber, wie gewisse Kri-

tiker, die Wichse an unſern Stiefeln als pikanter vorzogen. Schon nagte die gewohnte, kindergeſegnete Familie, die mit mir unter einem Dache hauste, an allem, was Tuch, Leder oder weiches Druckpapier war. Nirgends drohte eine verrätheriſche Falle. Nirgends erinnerte ſie ein angebrauntes Stück Speck an das Wort des Virgil: Timeo Danaos et dona ferentes.

Das merkte ich wohl noch, die naſchhaften Gewohnheiten ihres Daſeins wurden heute meinen vierbeinigen Gefährten noch zum Oeftern von einem Zweibeinigen geſtört. Ich hörte Lear's mit einiger Schonung meines Schlummers ausgeſtoßene Verzweiflungsapoſtrophen an alle zerſtörenden Wirkungen von Waſſer, Feuer, Luft, Stricken und Drähten, und vermuthete den großen Künſtler auf der Mäuſejagd, worüber ſich jedoch der „Löſer aller Knoten der ſtrengen Gedanken" bei mir nicht ſtören ließ, ſondern „eingehüllt in gefälligen Wahnſinn" verſank ich und „hörte auf zu ſein".

Am folgenden Morgen ſchliefen wir noch, als ſchon der Riegel ging, der Wärter kam, um den Ofen zu heizen und das gefängnißübliche Frühſtück, einen ziemlich verdächtigen Kaffee, zu bringen.

Die Schilderung der nächtlichen Schrecken, die ich verſchlafen hatte, konnte das Haar zu Berge ſträuben. Einſtweilen machten wir Toilette. Döring erklärte, er

fühlte, daß ihn ſolche Kerkerleiden um Leben und Geſundheit bringen würden.

„Selbſt Waſſer und Brod will ich ertragen —! Aber Mäuſe —? Nein —! Ich bin der unglücklichſte Menſch, wenn kein Gott vom Himmel kommt und mir dreizehnhundert Gulden leiht —!“

Als ich mich überzeugt hatte, daß mein Leidensgefährte wirklich im Stande war, über dieſe Störer unſers Friedens in Melancholie zu verſinken, ſiehe, da kam auch in der That dieſer wunderbare Gott —! Die Botin ſeines Erſcheinens war „Guſte von Gruuß Braſſel“, die roſenfarbene Fee. „Ein Uhr oder der Ritter und die Waldgeiſter“ brauchte nicht mehr als: „Ein Uhr oder Theodor Döring auf der Mäuſejagd“ parodirt zu werden.

„Theodor —“

„Guſte —“

„Du biſt frei! Biſt gerettet —!“

„Was hör' ich —!“

„Die dreizehnhundert Gulden ſind ſo eben richtig und baar bezahlt!“

„Bezahlt —? Von wem —? Der Unglückliche —!“

„Von Deinem Advokaten! Er legt die Summe aus, er will Vertrauen zum Ehrenwort eines Künſtlers haben! Mehr als dieſer Graf von Luxburg und ſein ganzes Comite!“

Es trat eine eigenthümliche Pause ein. Dem erlösten Gefangenen war das Wort: „der Unglückliche!“ entschlüpft. Er schien ebenso von Rührung, wie von einem gewissen Schrecken über die gespendete und wiederzuerstattende Hülfe erfüllt zu sein. Eine Schuld an ein Institut ist lange nicht so drückend als eine Schuld an eine Person.

„Das nenn' ich anständig —“ sagte er endlich, aber etwas kleinlaut.

„Nein, wahrhaft groß nenn' ich's —!“ fiel ich ein. „Dieser Advokat ist ein edler Mensch! Ein Bewunderer Ihres Genius! Er hat Sie nie ohne Rührung Lorenz Kindlein, nie ohne die heiterste Befriedigung den Commissionsrath Frosch spielen sehen! Er kennt, was es heißt, wenn Shylock auf seinen Schein besteht und ein Pfund Fleisch aus Antonios Rippen begehrt! Er will Ihnen danken für das gesunde Lachen, das Sie ihm verschafft haben! Er will Ihnen danken für die Erhebung durch Ihre tragischen Gebilde! Er will die Ehre einer alten Musenstadt, einer Kunstanstalt, die Ehre Mannheims retten —! Nehmen Sie das edle Opfer an! Sie sehen, es ist noch nicht Alles ‚foosch‘ im Staate Dänemark!“

„Mudicke —! — erwiederte Döring und mit Rührung gen Himmel blickend.

Der Künſtler ergänzte die Urſache ſeines erſten Schreckens, womit ihm die Freude beinahe vergällt wurde, mit der feſten, jetzt mehr bürgerlich als romantiſch geſprochenen und überhaupt durch die Mäuſe aus aller humoriſtiſchen Auffaſſung ſeiner Lage gekommenen Verſicherung: „Ich werde, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt und ſo wahr ich hier ſtehe und noch hoffe, meinem Namen einen ruhmvollen Klang zu verſchaffen, dieſe edle Bürgſchaft nicht im Stich laſſen, ſondern, ſobald ich in Hamburg bin, Alles aufbieten, die gute Meinung, die hier ein mir völlig unbekannter Menſch, ein Advokat noch dazu, von einem Schauſpieler hegt (allerdings, Doktor, aufrichtig geſagt, Anfangs bin ich darüber erſchrocken) redlich zu verdienen!“

Als der Gefängnißwärter meinen neugewonnenen Freund aufforderte, ſich nun nach Belieben ſeiner Freiheit zu bedienen und dem Abſchied, der genommen werden mußte, eine Schilderung unſerer geſtrigen Unterhaltung voranging, merkte ich wohl an der dabei mit unterlaufenden Kopie meiner Art und Weiſe, meines Gehens und Stehens, meines Schweigens und Sprechens, daß ſich die unerſchöpfliche Gallerie charakteriſtiſch wiedergegebener Perſönlichkeiten des ſelten begabten Künſtlers um ein neues Portrait vermehrt hatte. Ich trug ihm dieſe Aeußerung ſeines Humors nicht nach.

In meinen trüben, grauen Mauern wurde es nach diesem phantastischer Tage einsamer und stiller als zuvor. Ich glaubte geträumt zu haben. Noch lange umgaukelten mich die Gestalten, die ich wie mit Händen greifbar gesehen hatte. Jetzt waren es nur stumme Schatten! Dennoch lehrten auch sie mich ausharren, dulden und hoffen

Blaustrumpf konnte sich, wenn man bedenkt, daß er eben im Verdauen begriffen war, schaden: denn der Aerger trieb ihm das kirschrothe Blut in's Gesicht. Er hätte gern den Kutscher unter seine rationalistische Retorte gebracht; allein er wußte ihm nur von hinten beizukommen und konnte sein Mienenspiel nicht beobachten. Indessen hielt er's doch für seine heilige Pflicht, die abgerissene Lappenweisheit des Kutschers zu zerstampfen und in seiner rationellen Papiermühle weißes sauberes Papier, das sich mit kalligraphischen Vernunftideen beschreiben ließ, daraus zu machen. Er benutzte die Stellung des Kutschers a posteriori, um ihm einige leichte Camillenlavements mit der Klystierspritze der Teleologie oder der Zweckweisheit beizubringen. Er fing an, ihm zuerst die logischen Begriffe von Ursach und Wirkung zu erklären. „Ursache, mein Freund, einer Wirkung ist die Erkältung, die den Gesunden krank, und eine Arznei, die den Kranken wieder gesund macht. Gesetzt nun, meine Schwester in Misvelheim wollte mich nicht freundlich empfangen, wie kann daran der Hase Schuld sein, welcher uns über den Weg läuft? Empfängt sie uns aber freundlich, soll ich mich dann bei jener Sau bedanken, die die Güte gehabt hat, uns am Thore zu begegnen?"

„Ja," meinte der Kutscher, „wenn man es so nehmen will, dann wäre freilich am Glauben der Leute wenig Gescheites; allein die Erfahrung hat es doch immer bewiesen, und vom Hundertsten wüßten wir Menschen auch nicht, wie es mit dem Tausendsten zusammenhinge. Ich habe mein Lebtag gefunden, daß es nicht gut ist, z. B. brennendes Feuer aus einem Hause in's andere zu tragen."

„Das ist auch nicht gut," fiel Blaustrumpf heftig ein, „denn daraus sind schon hundert Feuersbrünste entstanden:

# Die Söhne Pestalozzi's.

Roman in drei Bänden

von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK-MUENCHEN

X V. 14176a

# Erſtes Buch.

Gift

# Erſtes Kapitel.

Der Frühling war gekommen.

Nicht aber mit dem Bilde vom goldnen Sonnenſchein, der ſich auf die vom Eiſe befreiten Fluren und Ströme niederſenkt, nicht mit dem Bilde vom frohen Geläut der Heerden, die wieder aus enger Winterhaft auf die mit zahlloſen weißen, rothen und gelben Blümchen geſchmückten Bergeswatten getrieben werden, läßt ſich jener Seelenzuſtand vergleichen, welchen unſere in einer Gebirgsgegend Deutſchlands beginnende Erzählung zunächſt zu ſchildern hat.

Vielmehr führt derſelbe den Leſer in den ſchroffſten Gegenſatz zu den Feierſtunden der Natur, in einen Frühling, der verſchneit iſt, in einen Sonnenſchein, der den Fluren und Strömen ſeinen goldnen Glanz nur gelogen hat, in ein wildes Geläut der Heerden, die angſtgetrieben in jäher Flucht von den Sennhütten wieder zurückeilen; denn der Winter iſt wieder auf den Bergen hereingebrochen in einer Nacht voll Sturm, Regen, Schnee und eiſesſcharfen Schloſſen — —

Eine Dame sitzt im Geschäftsbüreau eines Advocaten und frägt ihn:

„Sagen Sie mir, mein Herr — was hat man zu thun, um von seinem Manne geschieden zu werden — —?“

— — — Dumpfe Stille und ein Lächeln des Advocaten war zunächst die Antwort. Die Thür des Nebenzimmers, wo die Schreibgehülfen des Rechtskundigen arbeiteten, hatte die Dame schon beim Eintritt gebeten, sofort schließen zu dürfen.

Heiliger Genius der Ehe, Friedensbote des Himmels, der du die christlichen Völker das Band zweier Herzen als Rückkehr zum Paradiese, die Ehe als eine Sühne für den Sündenfall, als die Erhebung der Töchter Evas zur vollen Gleichberechtigung mit den Ansprüchen des Mannes auf wahre Menschenbestimmung zu erfassen lehrtest, ja sogar erst aus Mann und Weib allein das Bild des einigen, des vollkommnen, ganzen Menschen überhaupt geschaffen hast und in jenen Zeiten, wo die Werke der Priester als Werke von ewiger Dauer aufzufassen durch Rom, das Rom der Stellvertretung Christi, gelehrt wurde, die Huldigung empfingst, daß man die Lehre aufstellte und sie in die Gesetze der Staaten einführte: „Ehescheidung ist unmöglich —!“ verhülle Dein Angesicht und traure über die Worte, die hier — in einem dumpfen, niedrigen Gemach, neben staubbedeckten Acten, vor tintenbefleckten Tischen, auf Schemeln, die für Bauern-

gefäße berechnet ſind, innerhalb glattgegriffener Holzſchranken — widerhallen und nur vom Ticken einer alten Wanduhr, die alle Stunden einmal ein nüchternes Kuckuck! abruft, unterbrochen werden.

Der Advocat Hellwig zu Buchenried, einem angeſehenen Fabrikſtädtchen am Fuße einer langen Gebirgskette, war keineswegs ein Rabuliſt.

Er führte die Proceſſe, die nicht weit von ſeinem Wohnorte zu Dornweil, der Regierungs- und Gerichtsſtadt des anſehnlichen „Kreiſes", in erſter Inſtanz entſchieden werden ſollten. Eine neue Verwaltungsorganiſation hatte in dies kleine, gewerbreiche Gebirgsſtädtchen einer unſerer öſtlichen Provinzen, nach Buchenried, kein Kreisgericht, kein Steueramt, kein Landwehrdepot oder ähnliche Culturbebel der Neuzeit, jedenfalls Belebungen des Verkehrs, Mehrungen der Erwerbsquellen verlegt, ſondern nach dem unbedeutenderen nachbarlichen Dornweil. Die Telegraphendrahtleitung ließ ſich dorthin bequemer legen. Und ſo ſpielte denn der freundliche, klugblickende „Juſtizkommiſſarius" Hellwig nicht mit ſeinen Richtern Abends im Caſino Boſton, war durch keine „Wage" mit ſeinem Proceßgegner zu Bruderpflichten verbunden. Er hätte aber auch, der kleine Mann im grauen Rock mit einem grünen Schreibärmel bis zum Ellenbogen hinauf, der geſuchte Herr Hellwig, der heute, erſchreckt durch Damenconſultation, ſchnell den grünen Schirm von ſeinen angegriffenen Augen abgenommen und neben ſich hingelegt

hatte, mit hinübergezogen sein können nach Dornweil, wohin er zu den Terminen in einem eigenen Einspänner zu fahren pflegte, es würde doch mit seiner Praxis ehrlich und gewissenhaft hergegangen sein, Dank jener schönen Idealität, die noch im deutschen Richter für seinen Beruf durch unser unabhängiges deutsches Universitätsleben genährt wird.

Nur in der Situation lag es, daß Hellwig allerdings soeben das Ansehen eines recht verschmitzten Sportelhahns hatte. „Was hat man zu thun, um von seinem Mann geschieden zu werden —? — Hm! Hm! —“ Er saß mit zusammengeschlagenen Beinen, spielte mit seiner gedrechselten Hornbose, brachte die Prise zehnmal an die Nase, ehe seine an Alles, nur jetzt nicht an die Wirkung des Schnupftabacks auf die Stärkung des Gedächtnisses denkende scheinbare Zerstreutheit die Prise in die dunkeln Nasenhöhlen führte, schielte mit entschieden falschem Blick bald links an's Fenster, bald rechts an die Barrière hin — die in seinem Audienzzimmer, der groben, aufgeregten Bauern die den größten Theil seiner Clientel bildeten, wegen nöthig war — die Dame saß innerhalb dieses Burgfriedens dicht angelehnt an's Gitter.

War aber nicht auch die Situation in hohem Grade eine spännende und fragwürdige? Die Dame war ihm völlig unbekannt. Sie sah entschieden vornehm aus. Sie war gebieterisch eingetreten, anfangs verschleiert. Sie hatte ihn allein zu sprechen ge-

wünſcht. Eben erſt, als ſie kurzweg ihre Frage ausgeſprochen, hatte ſie ein wenig gezupft und gerückt an dem blauen Schleier, der ihr Antlitz und einen eleganten modiſchen Hut bedeckte, einen Hut, der in jenen Tagen, wo der geheimnißvolle Beſuch in Buchenried an der forellenreichen Illig, beim Juſtizcommiſſarius Hellwig, ſtattfand, noch ein wirklicher Hut mit Kopf und Seitenflanken, keine bloße Haube, wie jetzt, kein Phantaſieſchlupf war.

„Bitte, darf ich nicht wiſſen, mit wem ich die Ehre habe —?“ Das hatte Hellwig nicht gefragt. Denn im Geiſt hatte er hierauf ſchon hinter dem blauen Schleier die Antwort gehört: „Beſter Herr, der Name thut gar nichts zur Sache —!“

Das aber fragte er doch:

„Proteſtantin —?“

Ein kurzes „Gewiß —!“ war die Antwort und ein aufklärender Zuſatz, aber weniger entſchieden vorgetragen, folgte: „Es iſt die Angelegenheit einer Freundin. Die Dame nimmt Anſtand, ſich zu nennen — deshalb habe ich übernommen, ſtatt ihrer —“ Nun verrollte die Rede. Im Lügen hatte die Frau keine Gewandtheit.

„Es iſt nicht Neugier,“ begann Hellwig, die ſchlanke, jugendliche, wenn vielleicht auch nicht eigentlich ſchöne Erſcheinung — wer konnte das unter dem Schleier ſehen —! im braunen Moiré-Seidenkleide, mit zierlich eleganten Stiefelchen, die jedoch bis zu

den zuweilen sichtbaren Strümpfen über und über mit förmlichem Straßenkoth bespritzt waren, von der Seite betrachtend; „es ist nur mein Wunsch, dem späteren Urtheil vorzubeugen, daß es dann nicht heißt, der Advocat Hellwig da in Buchenried hätte für die Lösung eines unglücklichen Eheverhältnisses wahrhaftig einen besseren Rath ertheilen können —!“

„Haben Sie darum keine Sorge —!“ sagte die Dame kurzweg.

Der Advocat fuhr fort:

„Man hat in der That in solchen Fällen den Trieb, dem Aeußersten vorzubeugen — versöhnliche Schritte einzuleiten — zu vermitteln —“

„Die Sachlage ist eine allgemeine — die Frage noch gar nicht bis zur Entscheidung gediehen — meine Freundin wünscht sich nur für etwa eintretende Umstände einigermaßen über unsere hülflose Frauenlage zu — orientiren —“ So hatte die Sprecherin muthvoll zu erwidern eingesetzt. Wieder aber schloß sie mit einiger Kleinlautheit.

„Nun denn,“ begann der Advocat, „das römische Recht behandelt bekanntlich die Ehe wie einen Vertrag. Wir dagegen —“

Da unterbrach sich plötzlich der Sprecher und fragte mit wirklich erschreckter Gebehrde und voll Theilnahme:

„Ist Ihnen nicht wohl? Sie bedürfen einer Stärkung — ohne Zweifel haben Sie einen wei-

allein, daß man diese hübsche Verhütung von Feuersgefahr in einen mystischen Spruch bringt, dagegen soll ein Mann von Aufklärung Einspruch thun."

„Nun, Herr Consistorialrath, Sie sagen von Feuersbrunst; und es sind keine drei Wochen her, daß in Mispelheim drei Scheunen, Vieh und beinah auch Menschen abgebrannt sind, und wir haben's alle eine Stunde vorher gewußt, daß es so kommen müßte. Es war Sonntag; die Betglocke des Abends sollte läuten vom St. Blasienthurm und der Küster überläßt das Ding seinem Jungen. Er läutet und läutet, und mitten im Läuten fängt erst die Uhr an vier zu schlagen. Wann die Glocken und die Uhren aber zusammen schlagen, gibt's immer Feuer, und es traf auch ein."

Blaustrumpf erstickte fast vor Zorn, aber er versuchte es wieder mit der Ironie und sagte: „Ei, dann ist es schlimm genug, daß noch drei Scheunen abgebrannt sind, da man ja die besten Vorzeichen des kommenden Unglücks schon erhalten und die Spritzen nur in Bereitschaft zu setzen hatte. Ich will euch aber sagen," lenkte er ein, „Mispelheim scheint tief, tief im Aberglauben verstrickt zu sein, und ich werde Predigten, Katechisationen, Beichten, alle möglichen kalten Umschläge gebrauchen, um eure erhitzten Phantasieen abzukühlen. Leider, leider tragen meine eignen Verwandten einen großen Theil der Schuld an dieser Mißachtung praktischer Vernunftgrundsätze. Inzwischen könnt ihr Euch, guter Freund, in diesem Buche unterrichten, was man Causalität und Nexus, Ursach und Wirkung, Mittel und Zweck, Anfang und Folge nennt." Damit griff Blaustrumpf in die Nähe seines Flaschenkorbes (in diesen selbst, wäre dem Kutscher vielleicht lieber gewesen) und reichte ihm ein Exemplar vom Thoma-

ten Weg gemacht —? Vielleicht zu Fuß —? Soll ich klingeln —?“

In der That hatte die Dame plötzlich den Schleier etwas gelüftet und zeigte sich auffallend verfärbt. Sie war, wie man selbst durch den Schleier hindurch hatte sehen können, in's Zimmer anfangs hochgeröthet eingetreten. Nachdem sie Platz genommen, wurde sie immer blasser. Bald hatte sie ihr Taschentuch ergriffen, führte es manchmal an die Stirn, an die Wange; jetzt plötzlich auch an den Mund — so daß es war, als wenn ein — Kolikanfall ihr den Athem nahm. Sie hatte sich abgewendet — aufrichtiges Mitleid flößte sie dem Advocaten ein. Dieser klingelte um frisches Wasser, obschon die Dame mit der linken Hand abwehrend gewinkt hatte.

„‚Ich habe keinen weiten Weg gemacht,“ sagte sie, nachdem sie sich etwas erholt und von dem mittlerweile gebrachten frischen Wasser getrunken hatte. „‚Ich wohne ganz in der Nähe —“ setzte sie wieder mit jenem zaghaften Tone, der die Unwahrheit verrieth, hinzu und trocknete dabei die Lippen mit einem battistenen, gestickten Taschentuche, dessen Namenszug zu erforschen den Advocaten nicht wenig reizte; „es geht vorüber —“ hauchte sie und verbarg rasch die Stickerei ihres Tuches, in welcher selbst den schwachen Augen des Advocaten eine Krone nicht entgangen war; „die Frühlingssonne ist immer tückisch. ‚In der Sonne war es heiß und die Winde sind noch kalt. Hier

ſcheinen ſie von den Bergen zu kommen, auf denen wohl noch Schnee liegt —“

Das iſt die Vermuthung einer Frau, ſagte ſich im Stillen der Advocat, die im Gegentheil den weiteſten Weg gemacht hat und gar nicht aus unſerer Gegend iſt —! Auch die Abſicht, durch den Verſuch eines harmloſen Plauderns Gleichgültigkeit vorzuſpiegeln, entging ihm nicht.

„Sagen Sie mir offen und rund heraus,“ begann wieder die Dame, nachdem ſie ſich etwas erholt hatte, aber immer noch eine Todtenbläſſe in ihrem, wie ſich jetzt deutlich erkennen ließ, plaſtiſch geformten Angeſicht zeigend, „worauf ſcheiden die Gerichte?“

Der Advocat ſchickte ſeinen Mittheilungen über die traurigſte Parthie der richterlichen Praxis die Bemerkung voran, daß es dabei manchen unheimlichen Vorgang aus dem Leben der Seele, ja aus dem Leben der Natur zu erwähnen geben würde —

„Verſchweigen Sie nichts!“ ſagte ſie. „Ich bin ſelbſt verheirathet! Ich kenne alles, worauf es möglicherweiſe hier ankommt —!“

Aha! tönte es im Innern des Rechtsbeiſtandes wider. Er mußte die Stirn runzeln. Daß er eine Adlige vor ſich hatte, war ihm gewiß.

Die Ariſtokratie der Provinz, in der er wohnte, hatte einen übel berufenen Namen in Eheſachen und im Umgang den Namen für rückſichtslos, ſchroff und

wild. Von dem Gedanken, mit hierortigen Adelsfamilien in Collisionen zu kommen, fühlte sich Herr Hellwig unangenehm angemuthet.

Indessen blieb er nichts von seinem Wissen schuldig.

Er legte die Gesetze aus, wie sie einmal auf protestantischem Gebiete sind und wie sie damals in ihrer Anwendung noch nicht durch eine neue, kirchlich sein wollende Richtung der Regierungsmethode empfindlich eingeschränkt wurden. Abneigung, Untreue, böswillige Verlassung, ein von einem der beiden Theile begangenes Verbrechen, Erwerbs- und Erhaltungsunfähigkeit u. s. w., kurz die ganze Scala der traurigsten Collision des menschlichen Charakters mit dem Ideal der Liebe wurde von seiner Darstellung vorgeführt, ja auch die Hypothese widerlicher Krankheiten fehlte nicht, und manche Nachtseite des menschlichen Lebens, manches Geheimniß aus dem Gebiet der erloschenen Fackel Hymens, mancher Vorgang aus dem Grenzleben der Natur und der Seele wurde angedeutet, einem Gebiet, das die unbarmherzige kanonische „Casuistik", jene verdächtige Vermählung der cynischen Anschauungsweise des heidnischen Alterthums mit der salbungsvollen Neugier des mittelalterlichen Beichtstuhls an's Tageslicht gezogen hat.

Die jetzt wieder ganz verschleierte Dame hörte Allem aufmerksam zu, ja sie ermuthigte den Sprecher, wenn seine Delicatesse Anstand nahm, zu sehr auf

die Details einzugehen, und manche Partieen des ehelichen Lebens verschweigen wollte.

Wieder trat eine längere Pause ein. Das Sprechzimmer des Advocaten lag in den Hof seines eigenen Häuschens hinaus. Diesem schloß sich ein frühlingbelebter Garten an. Helle Kinderstimmen wurden unter den frischumgegrabenen, noch schwarzbraunen Erdschollen der Beete vernehmbar. Wohl mußten sie hier erklingen wie Glockentöne, die zu einem Begräbniß rufen, wie ein fast fröhlich anmuthendes Armensünderglöcklein vor Vollstreckung eines Beförderns vom Leben zum Tode. Die Dame horchte erschrocken auf. Sie saß tief sinnend und schien durch die Kinderstimmen gerührt. Ihre Linke hielt krampfhaft das Holz des Gitters, woran sie saß. Die Rechte ließ einen der ungestickten Zipfel des Taschentuchs über ihren Schooß hinweg bis zur Erde gleiten. Offenbar grübelte sie, welches der erwähnten Motive auf sie selbst anwendbar sein würde. Vielleicht war es Haß, der in diesem Augenblick ihre Züge so marmorkalt erscheinen ließ — vielleicht auch nur einfach die Vergleichung der Motive, die ein Verstandescalcül still in sich vollzog. Trauriger Scharfsinn des menschlichen Geistes, der sich vielleicht bemühte, das möglicherweise hier in Wahrheit nur Halbzutreffende für das Ganze zu deuten, vereinzelte Merkmale in Eins zusammenzufassen, das keineswegs vollkommen vor dem Gesetz Ausreichende mit Gewalt, vielleicht durch Lüge, durch Erfindung —

ja durch Selbstentehrung einzuzwängen in die todten Paragraphen, die nach dem Gesetzbuch hier erst über zwei Menschenleben sollten entscheiden können —!

Nach einer Weile stummen Nachdenkens fragte die Dame:

„Und welches ist nun die Stelle, die in diesem Falle etwa vorhandene Kinder einnehmen —?"

„Kinder verhindern vorläufig jede Ehescheidung, selbst wenn diese auf gegenseitiger Uebereinkunft der Gatten beruhen sollte —"

Die Dame horchte lange dem Klange dieser Worte nach. Eine ganze Welt moralischen Lebens lag in ihnen ausgesprochen —! Dann sagte sie tonlos:

„Meine Freundin hat keine Kinder —"

Der Advocat suchte einen leichteren Ton geltend zu machen. „Um so besser!" antwortete er, eine Prise nehmend. „Die armen Kleinen müssen in solchen Fällen mit so unglücklich getheiltem Herzen aufwachsen —"

„Oder — doch vielleicht —" lenkte die offenbar jetzt ihrer eigenen Situation Nähergekommene ein und gab sich dabei auf ihrem Stuhl eine andere Stellung. Sie ließ wieder die Augensterne sinken, so daß erst jetzt die langen dunkelfarbigen Wimpern derselben sichtbar wurden. — „Doch vielleicht —" Aber nun konnte sie nicht weiter.

Der gute Meister Hellwig hatte niemals zu den Pessimisten gehört, die von dem bekannten Satze der Juristen ausgehen: Wer mir nicht von sich das Gegen-

theil beweist, der ist mir bis auf Weiteres — schlecht! Seine Bauernpraxis beruhte größtentheils auf Erbschafts-, auf Mein- und Dein-Sachen, wo die Beweggründe und die Charaktere in der Regel offen genug zu Tage liegen. Bei aller Heimtückerei des Landvolks kann sich die Natur und die Absicht des gemeinen Mannes selten verleugnen. Auch hier kam dem Advocaten nicht der Gedanke: Vielleicht — — ist die Freundin erst noch im Begriff, Mutter zu werden —! Er bemerkte nicht das eigenthümliche Aufzucken der Lippen seiner Hörerin, als er, wie ganz gelegentlich, die Bemerkung hatte fallen lassen:

„Uebrigens wird keine Scheidung vollzogen, so lange die Frau, die sich trennen will, im Zustand der Hoffnung ist! Der Gesetzgeber hat damit eine weise Absicht verbunden. Nicht nur, daß die Frauen in dieser eigenthümlichen Verfassung für beinahe unzurechnungsfähig gelten und dann auch in der That, wie die Erfahrung lehrt, auf Gedanken gerathen können, auf Unternehmungen, die sie oft hinterher ernstlich bereuen, zum mindesten als nicht aus ihrem freien Willen hervorgegangen anerkennen — es ist auch möglich, daß ein Kind, wenn es erscheint, zum Anlaß der Versöhnung wird und das Band der lockergewordenen Eintracht wieder anknüpft."

Das Ohr der Dame nahm jedes Wort von den Lippen des Advocaten mit einer Schärfe auf, die sich immer mehr zu steigern schien. Scheinbar wollte sie

die persönlich nicht im Mindesten Betheiligte sein. Der Advocat, der aus Zuvorkommenheit diesen Schein gelten ließ, vermochte auch in der That nicht zu entdecken, ob er sich dem Gebiet genähert hatte, worauf vorzugsweise die Dringlichkeit des Interesses seiner Rathserholerin gerichtet war.

„Auch darin," fuhr er fort, „findet der Richter einen Grund, die Scheidung einer werdenden Mutter zu unterlassen, daß die Vermögensfrage nach Geburt eines Kindes und nach dem wichtigen Ergebniß: ob ein Sohn oder eine Tochter —? zuweilen eine recht complicirte werden kann —! In den vornehmen Regionen werden in der Regel Ehepakten geschlossen, denen zufolge, wenn eine Scheidung eintritt, Bestimmungen vorausgesehen sein können zu Gunsten entweder des Vaters oder der Mutter, Bestimmungen, die sich verändern nach Vorhandensein eines Kindes. Ist z. B. der Mann nicht der schuldige Theil oder, sagen wir, derjenige, welcher zunächst nicht selbst die Trennung des Ehebundes wünscht, so hat er jedenfalls ein Recht, die Stellung der Frage abgewartet zu verlangen: Wie, wenn ich inzwischen einen Sohn oder eine Tochter haben werde, wie wird es dann mit dem Vermögen und besonders mit dem Vermögen, das die Frau eingebracht hat —? Ist dagegen der Mann der schuldige Theil oder nur der, der die Trennung wünscht, so darf keinenfalls sein Kind unter seiner Schuld oder seinem Dringen auf Scheidung leiden! Gesetzt, eine

Dame von Vermögen ſcheidet ſich von ihrem Gatten, ſo kann durch Ehepakten der Fall eintreten, daß ſie das eingebrachte Vermögen, vielleicht mit Ausnahme eines Pflichttheils, ganz wieder mit ſich zurücknimmt, wohingegen, wenn die Ehe mit Kindern geſegnet wäre, dies Vermögen den Kindern und, wenn der Vater die Kinder erziehen und behalten darf, für die Zeit ſeiner väterlichen Gewalt über die Kinder ihm ſelbſt verbliebe. Gesetzt ſich die geſchiedene Frau oder der geſchiedene Mann wieder zu verheirathen oder iſt wol gar vielleicht derjenige oder diejenige ſchon vorhanden, auf welche die Getrennten für den Fall ihrer errungenen Freiheit als neue Gatten reflectiren, ſo könnte hier, da in der neuen Ehe wieder Kinder zu erwarten ſtehen, ein höchſt verwickelter Caſus eintreten, falls dem Allem nicht ſchon bei Zeiten und bei den Motiven der Scheidung vorgeſehen würde —"

Die Hörerin ſchwieg jetzt und ſaß wie ſtarr. Sie lebte offenbar nur im Nachhall der vom Advocaten gegebenen Schilderung, im grübelnden Prüfen, im vollkommen abgezogenen Vergleichen aller einzeln hervorgehobenen Momente.

„Darf ich die eigentliche Sachlage nicht genauer wiſſen?" fragte Hellwig jetzt mit gleichſam eigner Anerkennung der Naivetät ſeiner Frage, die ſchon in dem Ton, in dem er ſprach, lag. „Meiner Discretion können Sie verſichert ſein," ſetzte er auf ſeine Doſe klopfend hinzu.

Statt einer Antwort auf dieſen Verſuch zur Er-

öffnung vertraulicher Geſtändniſſe erhob ſich die Dame und verrieth, daß ſie ſich für genügend unterrichtet glaubte. Mit den Händen begann ſie ſchon ein gewiſſes Manöver, das nur Aerzte und Advocaten kennen, eine für die Söhne Apolls und der Muſen nicht eben erbauliche, wenn auch für die Frage der Exiſtenz nothwendige Bedingung ihres Berufs. Heimlich zog ſie ein Portemonnaie hervor und legte eine Bezahlung auf den Rand des Tiſches, vor welchem der Rathgeber geſeſſen hatte, der ſich jetzt ebenfalls erhob und nicht wenig erſtaunen mußte über die erſt jetzt von ihm vollkommen überſehene impoſante Geſtalt. Er grübelte, ob er denn dieſe Dame nicht irgendwo ſchon geſehen hätte.

„Können Ehepakten von den Gerichten umgeſtoßen werden?“ fragte ſie während des Stehens und verrieth damit, daß gerade der letzte Theil in Hellwigs Aufklärungen der „für ihre Freundin“ bezüglichere war.

„Wenn ſie legal vollzogen ſind und ſie ſogleich zuvor nichts enthielten, was dem Weſen der Ehe überhaupt widerſtrebt, dann gewiß nicht —“ Alſo beruhigte ſie der Advocat.

„Dem Weſen der Ehe überhaupt widerſtrebt? Was wird darunter verſtanden?“ lautete eine Frage, die offenbar wie Beſtürzung klang.

„Bedingungen ſind das, die für einen Ehebund unnatürlich geweſen wären, ihn zur Illuſion gemacht hätten, wie etwa: Die Vermeidung der Gemeinſchaft,

die Verschiedenheit des Wohnortes und dergleichen, was in der großen Welt nicht selten vorkommt —"

„Und in Vermögenssachen —?"

„Herrscht die vollste Freiheit. Die Fragen über Mein und Dein sind dem Belieben anheimgegeben. Sie beruhen auf besondern Interessen, die jeder vor Eingehung einer Ehe und Abschluß eines Ehepaktes, ob er sich in Schaden begeben will oder nicht, prüfen mag —!"

„Ich danke Ihnen!" sagte die Dame, warf noch einmal einen blinzelnden Blick auf die Kante des Tisches, den der Advocat gleichsam verstehen sollte und den er vollkommen auch verstand, nahm einen Sonnenschirm, den sie an die Balüstrade gestellt hatte, und entfernte sich eben so rasch, wie sie gekommen.

Auf dem Rande des Tisches fand der Rathgeber einen Doppellouisd'or.

Und so sehr ihn nun auch die Neugier hätte reizen können, so fand er es doch unpassend und mit seinem Beruf nicht vereinbar, jetzt rasch durch das Nebenzimmer zu laufen und neugierig der Dame über die Straße nachzusehen oder wol gar zum Spähen einen seiner Schreiber nachzuschicken. Einfach schüttelte er den Kopf, trug das Goldstück in sein Einnahmebuch ein und ging, an die Flucht der Zeit durch den „Kuckuck" seiner Wanduhr erinnert, auf seine nächste Geschäftsnummer über, die — eine Scheune betraf, über deren Beschaffenheit sich zwei Bauern beim An- und Verkauf eines Gehöftes nicht hatten vereinigen können.

ſius. Der Kutſcher blätterte darin und gab es ehrfurchtsvoll wieder zurück. Blauſtrumpf dachte an ſeinen kleinen ambulanten Buchhandel: zwölf Groſchen Trinkgeld mußt du ihm doch geben, und gibſt du ihm dafür das Buch, ſo kannſt du Mördern zwölf Groſchen zu gut ſchreiben, da mit üblichem Buchhändler-Rabatt netto der Preis auch nicht größer iſt. Es that ihm wohl, gleich von vornherein ſo gute Geſchäfte zu machen: denn er liebte ſeinen Schwiegerſohn, wie der feurige Luther ſeinen ſanften Melanchthon.

Miſpelheim war gegen Abend um neun Uhr erreicht. Blauſtrumpf hielt vor dem Hauſe ſeiner Schweſter an, welche, wie er ſelbſt, gewöhnlichen Urſprungs, an den Drucker und Herausgeber des Miſpelheimer Wochenblattes verheirathet war. Blauſtrumpf lebte mit Schweſter und Schwager eigentlich ſeit Jahren in Unfrieden und der Grund davon war durchaus kein perſönlicher, ſondern eine Aufklärungsfrage. Sein Schwager nämlich hatte das Privilegium, einen hundertjährigen und einen jährlichen Landeskalender zu drucken. Dieſer brachte ihm ein ſchönes Geld ein, aber auch den Haß des Conſiſtorialraths. Blauſtrumpf ſah in dieſem Kalender den eigentlichen Heckthaler (er koſtete aber nur ſechs Groſchen) für den Aberglauben. Dieſer Miſpelheimer Kalender mit ſeinen Bauernregeln, Wetterprophezeiungen, Holzſchnitten und Traumdeutungen war die Eſſigmutter, die allen Diöceſan-Erfahrungen Blauſtrumpf's ſo viel Säure verurſachte. Der Kalender erſchien jährlich mit der Martinsgans zu gleicher Zeit auf dem Tiſch. Jede Neuerung in ſeiner äußern Einkleidung und Redaction hätte eine Empörung der Bauern an Markttagen, eine Erſtürmung der Buchbinderläden zur Folge gehabt. Das wußte Blau-

## Zweites Kapitel.

Nun wirbelten draußen im Felde die Lerchen und die Baumblüthe prangte wie ein ſilbernes Geſchmeide um die Häupter der kleinen Vorhügel, die ein wellenförmiges Auslaufen des Gebirges in die Ebene bezeichneten.

Ringsum überwog, trotz einiger auf Waſſerkraft und viel Holz angewieſenen Fabriken, das üppig wuchernde Hirtenland. Aber auch die geregeltere Bodenpflege wurde durch lange grüne Streifen keimender Saaten bezeichnet, durch die gelben Decken der Rapsblüthe, die rings ihren würzigen Duft verbreitete. Noch vor kurzem hatte es lange geregnet. So breitete ſich denn die Landſchaft — mit ihren unabſehbaren Abwechſelungen von Kirchthurmſpitzen, blendendweißen Meierhöfen und waldumfriedigten Einzelgehöften — in verdoppelt friſchem Farbenreiz aus.

Die Wege waren nicht günſtig für den Fußwanderer. Von Buchenried aus, über die kleine, über maſſenhaftes Kieſelgeröll dahineilende Ilig hinweg (eine nur ſchmale Holzbrücke ſchloß vom bequemeren

Ueberſchreiten derſelben Reiter und Fuhrwerke aus) gab es zwiſchen den mit Hecken und Stangen eingefriedigten Weideplätzen Fußwege, welche die Windungen abſchnitten, die ſich unterwärts ausdehnten, eine gepflegte Kunſtſtraße entlang. Der Sonnenſtrahl dieſer letzten Apriltage hatte hier noch nicht mit voller Macht durchdringen können. Die Dame, die ſich in Buchenried dieſe Wege zwiſchen den Wieſen als kürzer hatte bezeichnen laſſen, um in den nächſten Ort, Burghauſen, zu gelangen, durfte an eine Schonung ihres Kleides, ihres eleganten Schuhwerks nicht denken. Zuweilen mußte ſie den weichen und ſchlüpfrigen Thonkalkboden ganz verlaſſen und dicht an den Wieſenrändern hinſtreifen, nur um nicht auszugleiten. Nichts ſchien ſie ſich verdrießen laſſen zu wollen. Nur nach innen gewandt ſchien ihr Denken und Fühlen zu ſein. Sie ſchwebte dahin wie eine windbewegte Flocke, macht- und willenlos.

War die verſchleierte Fremde ſchon im Städtchen genug aufgefallen, wo ſie in den Straßen vor Niemand, ſelbſt wenn ſie die Leute um die Hausnummer des weitberühmten Advocaten angeſprochen hatte, die Hülle, die ſie unkenntlich machen ſollte im Antlitz, lüftete, ſo mußte ſie vollends Jedem, der ihr jetzt nachſah, und Jedem, der ihr begegnete, eine ſeltſam befremdliche Erſcheinung ſein. Wie ſie da eben ſo über die ſchmale Illigbrücke dahinſchritt, zuweilen ſich umſah, ob ihr Niemand folgte, und ſie ſich zwiſchen den

ſchmalen Wieſenſtegen verlor, über den linken Arm einen koſtbaren türkiſchen Shawl gelegt, den Hut mit einer Reiherfeder geſchmückt, den ſeidenen Sonnenſchirm mit einem Griff von kunſtvollem Elfenbeinſchnitzwerk in der Hand, über die hellbraunen Handſchuhe hinweg einen ſchweren goldenen Armring mit Steinen beſetzt tragend, das ſeidene Kleid hörbar rauſchend und ſich zuweilen ſteif aufbauſchend, ſo daß die Wanderin beinahe am Gehen verhindert wurde — dieſes ganze Bild mußte Jeden den Kopf ſchütteln laſſen. Wer ſie grüßte erhielt von ihr ein kurzes Nicken zur Antwort. Sah er etwas beſſer gekleidet aus, ſo antwortete ihm auch wol ein prüfender, ängſtlich beſorgter Blick aus den ſchwarzumrandeten großen braunen Augen.

Schon ging es auf Mittag. Arbeiter ſaßen am Wege, hier unter einem erſt halbbelaubten Weiden-, dort an einem blühenden Apfelbaum, und verzehrten ihre beſcheidene Mahlzeit. Die Wanderin hatte das Wort: „Nicht wahr, das iſt der Weg nach Burghauſen —?“ für jede Gruppe, die ſie antraf, für Jeden, der ihr begegnete, bereit. Immer war ſie dann zu ihrer Beruhigung auf der richtigen Fährte. Zuweilen ſah ſie auch, wenn die Verſchiebung der Hügel es geſtattete, das Städtchen, das ſie ſuchte, ſchon ganz nahe vor ſich liegen und, wenn gerade die Sonne darauf ſchien, wie zum Greifen mit der Hand. Dennoch waren es zwei Stunden, die ſie zurückzulegen hatte, eine volle Meile. Sie hatte heute ſchon die-

ſelbe, das Auge täuſchende Entfernung zu Fuß zurückgelegt und da noch dazu den längeren Weg genommen, unten auf der Landſtraße.

Als ſie ſich bei einer Ausbiegung, die ſie machen mußte, um eine vom zurückgebliebenen Regenwaſſer noch unwegſame Strecke zu umgehen, auf ihren Sonnenſchirm ſtützen wollte, brach deſſen langer zierlicher Elfenbeingriff ab. Sie hatte den halben Stab in der Hand und ſtand verdrießlich und hemmte eine Weile ihren haſtigen Schritt. Laut ſprach ſie ein ungeduldiges „Dumm!“ vor ſich hin. Sie glaubte allein zu ſein.

Um ſo erſchreckender wirkte auf ſie ein ſchadenfrohes Lachen, das ſie zur Seite von einem Menſchen vernahm, der in Hemdärmeln, lang ausgeſtreckt, am Wege im Graſe lag. Aus einem Strauch, der bereits blühte, ehe er Blätter trug, hatte ſich dieſer einen dicken Zweig herausgebrochen und ſchälte ihn eben zum Spazierſtock mit einem hell blinkenden großen Meſſer. Die Blüthen fielen unbarmherzig unter ſeiner markig ausholenden Hand.

„Hahaha!“ lachte er. „Kann ich etwa Madame meinen Stock offeriren?“

Die Wanderin beeilte ſich weiter zu kommen. Ihre mißliche Lage, dieſen einſamen, wenn auch kürzeren Weg gewählt zu haben, erkannte ſie erſt jetzt, ſeitdem ſie ſich zuweilen wie in Hohlwegen eingeſchloſſen fand, abgeſchnitten von jedem Ueberblick der Gegend und

rings überragt vom üppigen Grase und zahllosen hochstaudigen Blüthenkronen. Ab und zu waren auch schon kleine Gehölze gekommen, die jetzt, wo sich die Aussichten verloren, größeren Umfang zu gewinnen drohten.

Der schrille Ton der Schadenfreude tönte ihr noch im Ohr, als sie plötzlich den, der diese so höhnisch bezeigt hatte, dicht an ihrer Seite erblickte. Er mußte den Weg abgeschnitten, quer über die Wiesen gegangen sein und gesellte sich ihr zu hinter dem Hürden Statet, von einiger Höhe auf sie hinunterschauend.

Noch trug er, an dem frischgeschälten Stabe, seine ausgezogene Jacke quer über die Schulter und ging in Hemdärmeln. Die Mittagssonne machte heiß.

„In Burghausen ist heute wol Ball, Madame?" rief er mit der gleichen höhnischen Stimme, die noch von vorhin im Ohr der Wanderin nachgellte. „Oder war einer in Buchenried? Gewiß haben Sie da Ihre Kutsche verpaßt?"

Hatte vielleicht der boshafte Mensch ein scharfes Gehör, so konnte er die lauten Athemzüge der Wanderin vernehmen. Sie antwortete nicht, sondern lief nur und wie in Todesangst. Ein Gehen war dieser eilende Schritt nicht mehr zu nennen.

„Donner, Ihre Beine können ausholen, schöne Madame oder Mamsell — Fräulein — oder was?" spottete der unheimliche Gesell und hielt mit der angsterfüllten Frau gleichen Schritt. Mit Entsetzen be-

merkte ſie, daß er Miene machte, ſich trotz der Beſchleunigung auch ſeiner Gehweiſe den Rock anzuziehen, wodurch er ſeinen Stock frei bekommen mußte. Ein einziger Blick in die Höhe hatte genügt, der Wanderin ein verwildertes, von ſtruppig röthlichem Bart überwuchertes Angeſicht zu zeigen, liſtige, katzenartig lauernde und doch ſcheue blaue Augen, eine ſtumpfe Naſe, eine kleine ſtark ſchon gefurchte Stirn. Der hämiſche Geſell ſchien bei Alledem noch jung zu ſein.

Wieder kam ein Gehölz mit dichtem Unterwuchs. Mit Schauder trat ſie in die engen Wege ein. Doch hatte die Veränderung des Terrains das Gute, daß der Fremde aufgehalten wurde und nicht ſofort oben aus dem eingefriedigten Wieſenrain herauskommen konnte. Dadurch gewann die Geängſtigte einen Vorſprung. Doch nur für kurze Zeit. Nur zu bald hörte ſie, daß ihr der Geſell dicht auf den Ferſen war. Bei einer halben Wendung des Kopfes bemerkte ſie, daß ſein Rock eine Jägerjoppe war und daß er ſeinen Schlehdornſtock bald behaglich in der Hand wog, bald damit hin und her fuchtelte.

„Sind Sie ſo in der Gegend bekannt, Madame?“ rief er, nun ſchon dicht in ihrer Nähe.

Die Wanderin gab keine Antwort, ſondern eilte ſich nur.

„Na, na, haben Sie ſich nur nicht! Ich werde Ihnen nichts thun! Seien Sie doch lieber froh, daß Sie angenehme Geſellſchaft haben —“

Die Angeredete ließ sich durch Nichts zum Stillstehen bewegen.

„Soll ich Ihnen nicht Ihren Shawl tragen? Oder geben Sie mir Ihren Sonnenschirm — der nützt Ihnen im Walde hier doch nichts —?“

Die Dame zog den Sonnenschirm im Gegentheil fest an sich. Er kam ihr wie eine Waffe vor, die sie auch, wenn sie angegriffen worden wäre, aus Verzweiflung würde geführt haben.

Die Bekanntschaft des unheimlichen Begleiters mit Toilettengegenständen, die er so richtig bezeichnete und besser zu kennen schien, als für die einfachen Landleute, denen sie seither begegnet war, vorauszusetzen gewesen wäre, milderte etwas die Steigerung der Angst, die der fremden Dame die Besinnung zu rauben angefangen hatte. Sie faßte sich, mäßigte ihren Schritt und erwiederte ein einfaches:

„Ich danke Ihnen —! Gehen Sie auch nach Burghausen, so bitte ich, thun Sie es allein —!“

„Nach Burghausen? Ich will noch viel weiter, Madame! Gewiß, Sie sind in der Gegend bekannt? Wissen Sie nicht, wo das Schloß Wildenschwert liegt —?“

War es nun die Wirkung dieser Frage oder die Folge eines Blicks, den die Wanderin auf jenes große Messer richtete, das den Dornstock beschnitten hatte und jetzt zwar zusammengelegt, aber doch in der Westentasche ihres nun schon dicht neben ihr hinschreitenden Begleiters hervorragen zu sehen war, sie stand

unwillkürlich, wie vom Schlage getroffen, und ſchien nicht zu wiſſen wo aus wo ein.

„Alle Donner, was haben Sie für eine ſchöne Taille!“ ſagte jetzt der Freche, umfaßte die ſchlanke Geſtalt und zog ſie an ſich, um ihr mit wildem flammendem Blick in's tiefverſchleierte Antlitz zu ſehen.

Die Wanderin ſtieß den Menſchen ſo heftig zurück, daß er unſicher, wie auch ſein Beginnen ſelbſt geweſen war, zurücktaumelte. Der Hülferuf, den die Ueberfallene ausſtoßen wollte, erſtickte ihr in der Kehle.

„Sie mögen eine vornehme Dame ſein,“ grinzte der Freche, „aber die Erſte ſind Sie doch nicht, die früh morgens ſchon beim Kaffee Glacéhandſchuhe trägt und ſich doch manchmal — einen Kuß gefallen läßt von einem ſo ſtrammen Kerl, wie Unſereins —“

Die Dame unterbrach ſeine unſaubere Rede. „Gehen Sie voran —! Ich kann den Weg allein finden —“

Damit blieb ſie ſtehen und wollte ihm Platz laſſen, an ihr vorüber und weiter zu gehen.

„Machen Sie doch hier keine Geſchichten!“ fuhr der rohe Geſell mit losbrechendem Zorn auf, faßte den Arm ſeiner Begleiterin und entdeckte jetzt mit gierem Blick das goldene Armband, deſſen Anblick ſeine Zorneswallung wieder zu durchkreuzen und auf andere Gedanken zu lenken ſchien. „Verlieren Sie's nur nicht!“ ſagte er, als wäre ſchon lange von dem Armband geſprochen worden.

Indem fielen in weiter Ferne plötzlich einige Schüsse.

„Paff!“ rief der Unheimliche, ließ den Arm der Dame los, wandte ſich und begann vom Wetter zu reden — das für die Schnepfenjagd günſtig wäre. „Kein Wind!“ ſagte er, die Hand in die Höhe ſtreckend. „Da kommen ſie und merken nicht die Jäger! Seben Sie mir's denn nicht an —? Ich bin ein Jägersmann —!“

Die letzten Worte kamen halb geſungen heraus —

„Wenn Sie einen guten Dienſt für mich wüßten —“ fuhr er mit Vertraulichkeit und ohne Zweifel durch die Schüſſe etwas zur Selbſtbeherrſchung gemahnt fort — „ſo könnten Sie mir die Weiterreiſe erſparen. Oder iſt's nicht mehr weit bis Schloß Wildenſchwert —?“

Wieder zuckte die Wanderin, die ſich doch durch die Schüſſe in demſelben Maße hätte ermuthigen laſſen ſollen, wie ſie ihren Begleiter zur Vorſicht zu mahnen ſchienen. Aber die Zeichen der Nähe von Jägern ſchien auch auf ſie eben ſo beängſtigend zu wirken. Nicht minder ſchien es die Frage nach dem Schloſſe Wildenſchwert. Beklommen hielt ſie den Athem an, horchte auf, ſpähte ängſtlich um ſich her und erwiederte nichts.

Das Gehölz lag jetzt hinter ihnen. Die Gegend wurde wieder freier. In der Ferne ſah man Arbeiter. Auch näherte ſich Burghauſen. Der verwilderte Jäger, (denn als ſolcher machte ſich ihr Begleiter immer mehr geltend) trällerte Jagdlieder, hielt aber doch jetzt in ſeinen

Zudringlichkeiten inne und gab sich sogar den Schein, als wäre sein Benehmen im einsamen Walddickicht nur ein Scherz gewesen. Er fing an, von allerlei zu plaudern, und hatte schon einen ansehnlichen Theil seiner Biographie erzählt, ehe noch die neben ihm wie mit Windeseile dahinfliegende Frau auf eine einzige Thatsache derselben genauer geachtet hatte.

Soviel schlug zuletzt allmählig doch an ihr Ohr, daß der unwillkommene Genosse Hennenhöft heißen wollte, Soldat gewesen, dann in einer entlegenen Provinz in Privatdienst gestanden hätte und jetzt hier im Gebirge bei einem Förster, um eine Stelle zu suchen, angefragt, keine gefunden hätte, zunächst nach Burghausen zurückwollte, wo seine „Siebensachen," wie er sich ausdrückte, auf ihn warteten, seine „Zeugnisse," wie er ein über das anderemal hervorhob, sein Schießzeug, seine Kleider — er wollte neun volle Jahre beim Militair gestanden und doch keine Versorgung bekommen haben, wetterte deshalb und schimpfte nicht wenig auf Gott und die Welt, bat wiederholt und, wie er sich ausdrückte, „in allem Ernst" um Recommandation und sagte, er hätte jetzt seine ganze Hoffnung auf einen alten Kameraden gesetzt, einen Jäger, Namens Wälfing, der einige Meilen weiter bei einem steinreichen Grafen, dem Grafen von Wildenschwert, in Diensten stünde.

Die Begleiterin hörte immer nur zu und war

ſtrumpf's Schwager und widerſtand jeder Zumuthung, die Redaction des Kalenders, wie er ſagte, in die Hände der Freimaurer zu geben. „Da wollen ſie mir Predigten über die fünf Sinne hineinſetzen," beklagte er ſich einmal, „und ſtatt der Witterungsanzeigen lauter Fragezeichen und Gedankenſtriche, als wenn es keinen hundertjährigen Kalender mehr gäbe. Lieder ſchickt er mir, wovon die Bauern nicht die Melodien verſtehen, und Räthſel, die kein Menſch löſen kann! Da würd' ich ſchlechte Geſchäfte mit dem Kalender machen. Er hat mir das Privilegium ablaufen wollen; allein ich muß den Kalender behalten, ſchon des Wochenblattes und ſo vieler andern gangbaren Artikel wegen, die ich auf dieſem Wege leichter verbreiten kann. Sie wollen eine aſtronomiſche Geſellſchaft an die Spitze des Büchelchens ſtellen und Thierärzte, Maſchinenbauer, Prediger und Kupferſtecher dafür in's Intereſſe ziehen. Blauſtrumpf ſagte, eine Akademie der Wiſſenſchaften könnte ſich's zur Ehre rechnen, den Mispelheimer Kalender jährlich herauszugeben. Allein, abſolut, ich habe mein Privilegium, und für den Küſterdienſt, den er mir angeboten, dank' ich. Geben bei meinem Geſchäft zwar auch nur mehr Pfennige, als Groſchen ein, wie beim Klingelbeutel, ſo ſind ſie doch mein und ernähren ihren Mann."

Blauſtrumpf hatte nun aber eine Einladung zur Hochzeit erhalten, die die Tochter ſeines Schwagers, ſeine Nichte alſo, mit einem achtbaren Bürger in Mispelheim feiern würde. Es war der Verwandtſchaft, des Blutes und ſogar der Ehre wegen, daß man ihn trotz der Feindſchaft oder wenigſtens trotz eines mehrjährigen wechſelſeitigen Stillſchweigens doch nicht überging, um ſo mehr, da ſeine Schweſter in dem Augenblick, wo ihre älteſte Tochter getraut wurde, ſelbſt noch eines

ſchon beruhigt, bemerken zu können, daß die Erzählung den wilden Geſellen zerſtreute. Ihm für eine Recommandation dienen zu können, ſtellte ſie durch Kopfſchütteln in Abrede. Erneuertes Fragen nach ihrem Namen, ihrem Wanderziel lehnte ſie mit kurzen Antworten ab, ja bei ſeinem wiederholten Zurückkommen auf Schloß Wildenſchwert entſchlüpfte ihr die halb und halb begonnene, doch ſogleich wieder abgebrochene Erklärung, ſie wäre dort bekannt, könnte ihm jedoch die Verſicherung geben, daß es daſelbſt keinen Jäger Namens Wülfing gäbe — weshalb er gut thun würde —

„Mich dorthin nicht zu incommodiren?“ fiel der Jäger, Hennenhöft, wie er ſich genannt hatte, mit einem forſchenden unheimlichen Blicke ein.

Die Dame nickte mit Entſchiedenheit. Jetzt, wo man im Felde ab und zu wieder Menſchen ſah, fing ſie ſogar an, ſich mit ihrem Portemonnaie zu beſchäftigen, das ſie freilich noch mit dem Taſchentuch umhüllt trug. Als ſie ſich von Bauersleuten, die ihnen begegneten, die Verſicherung hatte geben laſſen, daß der Weg, der jetzt durch offene Felder ging, die erſt die Saat in kaum ſchuhhohem Wachsthum zeigten, und nicht mehr unterbrochen durch Gehölze, die nun zur Seite blieben, nach Burghauſen führte, nahm ſie ihren ganzen Muth zuſammen, ſagte zu ihrem Begleiter: „Sie würden mir in der That einen Gefallen thun, wenn Sie mich allein gehen ließen! Nehmen

Sie dies als einen Beitrag für Ihre Reisecasse —!“ Damit gab sie ihm einen neuen blanken Thaler.

Der dienstlose Jäger sah sie darauf groß an. Ein flüchtiger Blick auf das einen Augenblick geöffnete Portemonnaie hatte ihm gezeigt, daß es voll Silber und Gold stak. Sein Lächeln sagte nicht ganz: Sieh, sieh, das hätte ich Dir mit einem einzigen Griff oben im Dickicht abnehmen können! war aber doch schwerlich ganz so gutmüthig gemeint, wie es sich den Schein gab. Jedenfalls schimmerte ein Anflug von Ueberraschung, sogar von Dankbarkeit über seine grinsenden Züge. Er zog die Mütze, steckte den Thaler zu sich, blieb stehen und ließ die Dame allein.

Tiefe holte einen tiefen Athemzug wie aus erlöster Brust. Der Weg ging abwärts. Sie schoß dahin, wie von einem Wirbel erfaßt. Bald konnte sie die Landstraße benutzen. Sie hätte wieder den Weg abschneiden können durch Wiesen und Felder, aber sie blieb auf dem allgemeinen breiten Fahrwege. Die Obstbäume, die ihn begrenzten, standen in voller Blüthe. Vor einigen Stunden hatte sie denselben Weg gemacht.

Wie sie so dahinschoß, kam ihr plötzlich wieder dasselbe üble Befinden, das sie im Zimmer des Advocaten befallen hatte... Sie hätte sich in's Gras werfen mögen, so elend wurde ihr zu Muth. Sie kämpfte mit sich, ob sie wenigstens still stehen, an einen der Bäume sich lehnen sollte. Einmal hätte sie geradezu auf einen der Steinhaufen, die für die Pflege der Chaussee in bestimmten

Zwiſchenräumen mit Nummern von Kalk darauf lagen, niederſinken mögen. Ein Weh überfiel ſie zum Aufjammern.... Doch ſtrengte ſie alle ihre Kräfte an, erſt das Städtchen zu erreichen. Vom Rathhausthurme deſſelben, grade der Poſthalterei, die zugleich ein Wirthshaus war, gegenüber, ſchlug es Zwei, als ſie in der Gaſtſtube ankam und dort auch wirklich — zuſammenbrach.

Vor wenigen Stunden, ehe ſie nach Buchenried ging, hatte ſie hier ein Eſſen beſtellt. Dies ſollte ihr jetzt ſervirt werden, während ſie mit einer Uebelkeit kämpfte, die ihr alles, was ſie zum Eſſen vor ſich ſah, zum Ekel machte. Mit einigen kaum hingehauchten Worten verſicherte ſie die Poſthalterin, die Mägde, die ihr beiſprangen, mit Arzeneien, ſtarken Gerüchen, Thee dienen wollten, daß ſie nichts begehrte, als — die Extrapoſt, die ſie ſchon ebenfalls vor ihrer Wanderung beſtellt hatte. Auch dieſe ſtand bereit. Ihr Uebelbefinden wollte ſie verbergen. Nachdem ſie verſucht hatte, einen halben Teller Suppe, etwas gedörrtes Obſt zu ſich zu nehmen — alles Fleiſch ſtieß ſie mit Widerwillen zurück — bezahlte ſie, gab reiches Trinkgeld und ſchwankte in den Wagen, der ſie denſelben Weg zurückführen ſollte, den ſie vor einigen Stunden ein Knecht der nächſten Poſthalterei heraufgeführt hatte. Die Ruhe im Wagen, die innegehaltene Diät ſchien ihr wohlzuthun. Um vier Uhr wechſelte ſie ihr Gefährt, das ſie von hier an immer geſchloſſen beſtellte. Allerdings zeigten ſich am Himmel Regen-

wollen. Um ſechs Uhr ſtieg ſie vor den Thoren eines Städtchens Namens Altenberg aus, umging die Bleichgärten und Bewäſſerungscanäle des durch Leinwandhandel berühmten Städtchens und machte wieder einen Weg von einer halben Stunde zu Fuß. Schon war es allmählig dunkel, auch kühl und ſtürmiſch geworden, als ſie über den letzten, glücklicherweiſe nur mäßig bewaldeten Hügel hinweg, in die ſich hinfort ganz gleichmäßig haltende Ebene niederſtieg. Am Wirthshauſe eines Dorfes erwartete ſie ein herrſchaftlicher Wagen mit einem ſtolzen Wappen am Schlage. Ein Bedienter, im langen hellbraunen Livréerock mit metallenen Knöpfen, kam mit den Worten auf ſie zu und öffnete den Schlag:

„Frau Gräfin ſind lange geblieben —! Es wurde uns ſchon bange —!“

„Es wird nicht viel über ſechs Uhr ſein —“ antwortete die Angeredete mit gleichgültigem Ton. „Die Frau Pfarrerin wollte mich den ganzen Tag bei ſich haben —“

„Wenn Frau Gräfin nicht ausdrücklich befohlen hätten, daß wir hier ausſpannen ſollten, wir würden hinübergekommen ſein —“

„Den Gäulen wird die Ruhe gut gethan haben. Jetzt aber ſchnell nach Hauſe —!“

Auch der Kutſcher, in gleicher Livrée wie der Bediente, hatte, als die Dame kam, zum Gruß den Treſſenhut erhoben.

Neun Uhr schlug es. Eine Windsbraut schien in die alten Ulmen und Lindenbäume des gräflich Wildenschwert'schen Parks gefahren zu sein, so ächzten und schwankten die erst halbbelaubten, aus dem Park über die Straße hinausragenden Zweige, als die Gräfin dicht am Rande der Einfassungsmauer dahinfuhr.

Daß die Herrin des Schlosses erst so spät und allein nach Hause kam, sofort auf ihre Zimmer ging, sich daselbst einschloß und den Grafen, der schon lange von einem Jagdausflug mit seinen Jagdgenossen heimgekehrt war, ihm selbst und seiner, wie man an dem erleuchteten und belebten Schlosse erkennen konnte, sehr angeregten Gesellschaft allein überließ — alles das fiel nicht im Mindesten auf.

## Drittes Kapitel.

Gräfin Jadwiga Wildenſchwert verdankte die ſlaviſche Modelung ihres Vornamens Hedwig dem Umſtande, daß einſt ihre nicht mehr lebende Mutter ihrem Vater von der Grenze Polens her große Güter zugebracht hatte. Ihr einziges Kind war dort geboren und Pathen und Pathinnen mußten aus dem benachbarten, größtentheils polniſchen Adel gewählt werden. Etwas von ihren ſlaviſchen Pathen hatte ſie mit „eingebunden" erhalten, raſches Entſchloſſenſein und Mangel an Furcht vor allem Schein des Abenteuerlichen.

Als Gräfin Jadwiga ihr ſchnell erleuchtetes, comfortabel eingerichtetes Ankleidezimmer betreten hatte, entledigte ſie ſich eilends ihrer Kleider, that ihrer Wirthſchafterin, einer noch nicht lange angenommenen Frau Terenbach, einige Fragen, ohne viel auf die darauf folgenden Antworten zu hören, nur Einen wahrhaft intereſſirten, wahrhaft verlangenden Blick warf ſie auf ihren Schreibtiſch im ebenfalls erhellten Nebenzimmer, um zu entdecken, ob auf einer ſchöngeform-

ten Granitſchaale, die in der Mitte eines teppichbelegten runden Tiſches ſtand, Briefe lägen. Daß ihr Ausflug ſeinen Zweck erreicht hätte, war für Frau Derenbach kurz und bündig hingeworfen worden. „Die Frau Pfarrerin iſt wohl! Ich habe mit dieſem Beſuch endlich eine alte Schuld abgetragen —“ Man glaubte im Hauſe, die Gräfin wäre vom Gebirgsdorfe Neukirchen zurückgekehrt, wohin ſich als Pfarrerin vor Jahren ein Mädchen verheirathet hatte, das im Hauſe ihrer Eltern für einige Zeit freundliche Aufnahme gefunden.

Die von einem demnach fingirten Beſuch Zurückgekehrte fand nur Einen Brief. Doch ſchien es derjenige zu ſein, den ſie erwartet hatte.

Sie ließ dem Grafen ſagen, ſie wäre zu ermüdet, um noch Toilette machen und ſeinen Jagdcumpanen Geſellſchaft leiſten zu können. Auf die erſtaunte Bemerkung Madame Derenbach's, daß ſie ja von oben bis unten beſchmutzt wäre, auf die Gebehrden des Entſetzens bei Jungfer Doris, ihrem Kammermädchen, über dieſelbe Wahrnehmung, verſuchte ſie zu lachen, ſprach von einer reizenden, doch ſehr unwegſam gelegenen Pfarrwohnung, rühmte, wie ſie ſich bei den Bewohnern derſelben unterhalten hätte, und verlangte kräftiges Nachteſſen, Thee und dazu kalte Speiſen. Aus den Zimmern ihres Gatten herüber vernahm man nicht nur die lauteſte Converſation, ſondern auch das Klappern von Schüſſeln und das

Klingen von Gläſern. Der Jäger Wülfing und ein dritter Diener bedienten drüben. Schloß Wildenſchwert bot einen beinahe fürſtlichen Anblick der Belebung dar durch die auf und ab waltende Dienerſchaft, die theilweiſe auch den Beſuchern angehörte.

Die Gräfin hatte ſich in ein reizendes Negligée geworfen. Jetzt zum erſtenmal tritt uns von allen Seiten frei und unverhüllt ihre Erſcheinung entgegen. Auf ſtarken Hüften, breiten, doch im Nacken ſanft gerundeten Schultern erhebt ſich ein Kopf von wohlgeformter Bildung. Das dunkelbraune Haar war in einen großen Knoten gewunden, der ſenkrecht auf dem Scheitel thronte und den hintern Kopf freiließ, eine gewagte Friſur in dem Falle, wo letzterer zu klein oder zu platt iſt. Hier zeigte ſich ein vollkommenes Ebenmaß. Gräfin Jadwiga's Kopfbildung war länglich oval, die Naſe in griechiſcher Weiſe faſt mit der Stirn verbunden, das Kinn, Thatkraft verkündend, ohne ſinnlich vorgeſtreckt zu ſein. Die Marmorbläſſe, die Erſchöpfung jetzt ſtand dieſem Kopf idealiſch. Wie plötzlich ſo eben der jungen, erſt ſeit einigen Jahren verheiratheten Frau eine dunkle Locke von der linken Schläfe, wo ſie bisher aufgeſteckt geruht hatte, niederglitt auf die halb entblößten Schultern und zu dem hellgelben Negligéekleide, das ſie angezogen und noch nicht mit einem gleichfarbigen, weit auf die Schulter herabgehenden Kragen bedeckt hatte, den maleriſchſten Abſtich machte, gab ſie ein Bild weiblicher

Schönheit, wovon heute, vor nichts, als Verhüllungen, Advocat Hellwig in Buchenried keine Vorstellung gehabt hatte. In ihrem Zimmer war geheizt. Sie öffnete ein Fenster, weil sie am ganzen Körper zu glühen behauptete. Bald aber schüttelte sie im Gegentheil ersichtlicher Frost. Rasch schloß sie es und ließ noch einen weißen Vorhang nieder, um sich ganz allein anzugehören und selbst nicht die vielen Lichter im gegenüberliegenden Schloßflügel zu sehen.

Auch der Heißhunger, den sie zu fühlen behauptet hatte, war nur eine Täuschung gewesen.

Als sie eine Tasse heißen und starken Thees rasch hinuntergestürzt hatte und zu dem kalten Huhn, das tranchirt vor ihr lag, zu den Bratenschnitten und Eiern übergehen wollte, widerstand ihr alles. Sie fühlte nur noch das Bedürfniß vollkommener Ruhe und Einsamkeit. Eine Chaiselongue wurde an den Kamin gerückt. Der Brief, den sie sogleich zu sich gesteckt hatte und zuweilen in der Tasche des weiten Kleides mit den Fingern befühlte, ob er wol recht stark oder nur dünn war, schien jetzt ihr einziges Gedanken- und Sehnsuchtsziel zu sein. Auf dem schwellenden Polster streckte sie sich der Länge nach aus, stützte das Haupt auf und befestigte wieder die losgegangene Locke, die sie erst bemerkt hatte am Spiegel über'm Kamin. Am Rahmen dieses Spiegels befanden sich zwei Leuchter, jeder mit drei Kerzen. Diese

brannten alle. Der Spiegel ſchien, wie die Zahl, ſo auch den Glanz zu verdoppeln.

Während das kleine, wieder faſt unberührt gebliebene Souper abgetragen wurde und ſie auf dem Kanapee ausruhte, ließ ſie die bunten Phantaſie-Bilder, die jede ſtarke Nerven- und Muskel-Anſtrengung in unſerm dann ſo aufgeregten Blut entſtehen und vor die Seele treten läßt, an ihren Sehnerven, ſelbſt bei geſchloſſenem Auge, vorüberziehen. Sie bedachte zum erſtenmal in einigem Zuſammenhang die Abenteuer dieſes bewegten Tages. Erſt als das unheimliche Bild des Jägers Hennenhöft (ſie hatte den Namen behalten), ja ſogar ſein Antlitz, ſein Mund ihr wie dicht an ihre vor Träumerei halbgeöffneten Lippen trat, fuhr ſie entſetzt auf, blickte um ſich, ſah, daß ſie allein, alles in nächſter Nähe ſtill war, ging an die Thür und riegelte zu.

Das Kerzenlicht reichte aus, um auch in weiter Entfernung, auf dem Ruhebett ausgeſtreckt, den aus der Taſche gezogenen Brief leſen zu können.

„Liebe Seele," ſchrieb ihr Linda von Fernau aus der Reſidenz, ſeit frühſter Mädchenzeit ihre treueſte und vertrauteſte Freundin, „die Aufträge, die Du mir gegeben haſt, ſind beſorgt. Morgen geht ein großer Carton an Dich ab, der Dir Alles bringen wird, was ich von Deinen Beſtellungen ſofort vorräthig fand. Die Gegenſtände, die erſt neu zu beſchaffen waren, kommen, ſobald ſie fertig ſind. Meyer's haben die

neuen Kindes genesen konnte, wie es Mütter und Töchter genug gibt, die in Erfüllung ihrer edeln Pflichten mit einander wetteifern. Blaustrumpf hatte die Absicht, mit dieser Familienangelegenheit die geistliche Inspectionsreise zu verbinden. Er überredete sich, daß ein neuer Kalendersturm ihm vielleicht doch noch gelänge. Wenigstens hoffte er, einige seiner Truppen in die Festung des unüberwindlichen Buchdruckers und sein privilegirtes Kalender-Gibraltar hineinwerfen zu können, und hatte sich zu diesem Ende, weil er den Geschmack seines Schwagers kannte, sogar auf Reime gelegt. Er hoffte von seinen Geistesfrüchten vielleicht epigrammatische Stachelbeeren anzubringen, und hatte nach etwa folgendem Muster ein ganzes Arsenal von Schutz- und Trutzwaffen wider den Aberglauben mitgebracht. In Betreff der Meinung z. B., daß Spinnen Glück bringen, hatte er den Vers gemacht:

Das Glück, das eine Spinne bringt,
Das Lied, das eine Grille singt,
Das Häuschen, das die Heinzen machen,
Das Alles sind spottschlechte Sachen!

Ferner in Betreff der Meinung, daß ein Paar Mannsbeinkleider, um die Ohren gewickelt, Frauenzimmer vom Ohrenweh befreien:

Es fand ein Magd ein Hosenlatz,
Sie dacht', es wär' ein großer Schatz;
Als sie ihn nun wollt' recht beschauen,
Thät sie sich hinterm Ofen kauen.
Sie sprach: Ach, du mein liebes Aas,
Hätt' ich den Vogel, der dein gewest,
Der wollte mir viel nützer werden,
Als alle Hosenlätz' auf Erden.

Alle diese komischen und etwas frivolen Reime hatte Blaustrumpf, als ein Eisenmenger in seiner Art, unter dem Titel: „Entdecktes Hexenthum" zusammen-

größte Eile verſprochen. Zum Beſatz rathe ich Dir ſchwarzen, nicht gleichfarbigen Tüll. Wenn Du aber bei Deiner Meinung verharren willſt, ſo ſprich Dich zeitig darüber aus!“

„Alles Uebrige, gute Seele, was Du theils offen eingeſtehſt, theils nur angedeutet haſt, hat mich auf's allertiefſte bekümmert —! Zuvörderſt — daß Deine Mittheilungen bei mir wie im Grabe ruhen, deſſen kannſt Du verſichert ſein. Selbſt zu meinem Mann, vor dem ich ſonſt kein Geheimniß habe, ſprach ich nicht eine Sylbe davon, obſchon der Gute, wie Du weißt, von Dem, was in Dir vorgeht, genug unterrichtet iſt und, als Dein Brief ankam, mich auch ſogleich fragte: Nichts von meinem Bruder? Du weißt, wie ihn alles aufregt, was Otto betrifft. Aber Du haſt Unrecht, wenn Du ſagſt, daß mein Mann Otto haßt. Abgeſehen davon, daß der Treffliche unfähig iſt, irgend einen Menſchen zu haſſen oder gar zu verfolgen, ſo iſt Otto ſein Bruder, freilich nur ſein Bruder von demſelben Vater, nicht der Sohn ſeiner früh verklärten Mutter, aber das hat nie einen Unterſchied gemacht in ſeinen Gefühlen für Otto. Mein Mann hat ſeine Erziehung geleitet, und wahrlich! die äußerſten Opfer gebracht, um ihm die Befähigung zu einer glänzenden Carriere zu geben, die Otto auch noch machen muß, wenn anders ſeine angeborenen, reichen Gaben zur vollen Entfaltung und ruhigere Stimmungen in ſein Gemüth kommen ſollten. Mein Heinrich

iſt nicht ſchuld, daß Otto zum Geſpött der Menſchen geworden iſt wegen ſeines ewigen Wechſels im Wählen ſeines Berufs. Aus dem Cadettenhauſe hat ihn mein Mann genommen, nicht, um ihn zu verhindern, ein tüchtiger Officier zu werden, ſondern im Gegentheil; weil er das Höchſte leiſten ſollte, ließ er ihn erſt ſtudiren, erſt Reiſen machen. Da hätte er dann wieder eintreten, auf Avantage dienen können. Was aber geſchieht —? Als eine Zurückſtellung für die Erfüllung ſeiner Militairpflicht länger nicht mehr möglich war, dient er zwei Jahre, und kaum Lieutenant geworden, tritt er in die Diplomatie über, für die ihm, wie wenigſtens Heinrich ſagt, geradezu alles fehlt, alter Adel, Geldmittel, Sinn für Gehorſam und beſcheidene Unterordnung. So iſt denn auch auf dieſer Laufbahn ſeines Bleibens nicht geweſen und immer bei ihm die Frage vor der Thür: „Was wird nun?“ Heinrich ſagte neulich in ſeinem gerechten Unmuth über Otto: Er wird ſich auf's Trainiren von Pferden legen, bei den Wettrennen concurriren und von den zerbrochenen Rippen ſeiner Jockeys leben —!“

„Ladwiga, ich thue Dir weh, weil — nein, ich kann das Wort nicht niederſchreiben, das Du in Deinem Letzten zu meinem Entſetzen ſo offen ausgeſprochen haſt und nicht ein-, nein zehnmal wiederholteſt! Ich beſchwöre Dich, geliebte Freundin, bekämpfe dieſe Richtung Deines Gemüths, die Du immer mehr zu unſer Aller Verzweiflung kund giebſt —!

Denn daß Du Dich von Bernhard ſcheiden laſſen willſt, das haſt Du ſchon an Heinrich ſelbſt geſchrieben und ihn um ſeine Rathſchläge gebeten, wie Du es damit anſtellen ſollteſt. Wem zu Liebe Du dieſen entſetzlichen Schritt thun willſt, das weiß Heinrich noch gar nicht, ſtellt ſich wenigſtens, es nicht zu wiſſen, aber er ahnt es und leidet furchtbar unter dem Gedanken, als könnten wir es geweſen ſein, die dazu mitgeholfen hätten — mitgeholfen, Deinen Mann unglücklich zu machen! Hat doch, wie mein Mann ſagt, Bernhard die Thorheit begangen, in den Ehepakten, die er mit Deinem Vater ſchloß, ſich den Verzicht auf Dein Vermögen, einen Verzicht, der, wenn Du einmal kinderlos ſtürbeſt, erklärlich ſein könnte, ſogar, wie Heinrich verſichert, für den Fall einer Scheidung, ob dieſe nun durch Deine oder ſeine Schuld herbeigeführt würde, gefallen zu laſſen. Siehſt Du, ſo groß war die Liebe Bernhard's zu Dir, das Verlangen des ſtolzen Mannes, etwaigen Widerſtand gegen ſeine Bewerbung zu brechen, ja ſeine Delicateſſe, die Beſorgniſſe Deiner Eltern zu widerlegen, die vielleicht dahin gingen, als wenn er nur nach Deinem Vermögen geſtrebt hätte —!"

„Haſt denn Du ein Recht, Bernhard ſo namenlos unglücklich zu machen, ihn ſo vor aller Welt zu beſchämen? Den Genuß eines großen Vermögens haſt Du ihm zugebracht, Ihr habt Euch eingerichtet dem Namen eines, wenn auch zurückgekommenen, doch hochberühmten Grafengeſchlechts gemäß. Ich kenne,

aufrichtig gesagt, Deinen Mann zu wenig, um zu beurtheilen, ob ihm einst möglich werden würde, mit dem Pflichtheil Deines Vermögens, der ihm für den Fall zu Theil wird, wenn Du ihn verläßt, auszukommen. Die Fortsetzung seiner bisherigen Liebhabereien, der Jagd, der Bauten, der Sammlungen wird ihm dann unmöglich werden. Kind, laß ihm seine Art! Finde Dich doch in die Natur Deines Mannes, Du hast ihm ja vor Gott und Menschen Treue und liebenden Gehorsam gelobt —! Meine Ehe kann ich Dir nicht als Beispiel vorhalten. Denn ich bin die glücklichste Gattin und Mutter von der Welt und würde sogar die Kinder, die mich überglücklich machen, entbehren können im Vollbesitz der Liebe meines Heinrich. Aber ich kenne viele Frauen, denen ebenfalls kein glückliches Loos aus der Urne des Schicksals zutheil wurde, als sie sich verheiratheten, und die sich dennoch, wie sie's nur eben vermögen, in Gottes Rathschluß zu finden wissen. „Suchet Euch vielmehr Schätze bei Eurem himmlischen Vater zu erwerben!" heißt es in der Schrift. Dies Wort wird auch uns Frauen gesprochen, wenn wir nur irdischen Gütern, nur der Befriedigung unseres Wohlgefallens nachjagen und die Entbehrung, namentlich des sogenannten „Glücklichseins," nicht lernen können. Ich will nicht sagen, daß die Liebe, dies beseligende, den ganzen Menschen durchleuchtende Gefühl, ein Gut sei, dessen wir uns zu entbehren gewöhnen müßten; aber diese „namen-

loſe Sehnſucht", die Du als den Zuſtand Deines Gemüthes ſchilderſt, dies nur durch die höchſten Wonnen des „Ineinanderverbundenſeins zu befriedigende Bedürfniß Deines Herzens — iſt es denn frei von den Schlacken irriſcher Wünſche? „Ladwiga, iſt dasjenige, was Du ſuchſt, wirklich das reinere Gold jenes Strebens, das ſich in Erwerbung unſichtbarer Kronen bewährt? Die unglücklichen Frauen, die edel denken, ich erkenne ſie alle ſehr wohl und begegne ihnen oft! Ebenſo erkenne ich auch die unglücklichen Männer, die ſich in ihrer Wahl irrten. Aber die meiſten darunter tragen ihr Schickſal gelaſſen und finden immer noch Mittel und Wege, ſich erheben, ſich Genugthuungen und Freuden der Liebe und Anerkennung verſchaffen zu können. Den Einen lohnt die treue Pflichterfüllung ſeines Berufs, den Andern ſein befriedigter Ehrgeiz oder ein glücklicher Erwerb, noch den Dritten entſchädigen höhere Stimmungen, z. B. das Bewußtſein, dankbare Herzen verpflichtet zu haben bei Vereinen, bei Aufopferungen für gemeinnützige Zwecke. Wer je im Leben Thränen der Armuth getrocknet hat oder Leiden der Kranken gemildert, der ſpricht wahrlich nicht mehr von ſeinen eigenen Thränen um verfehltes Lebensglück und ähnlichen eigenen Leiden. Auch manchmal die ſchöne Kunſt, auch die Schätze der Bildung geben Troſt. „Ich habe eine Nachbarin, die muſicirt den ganzen lieben langen Tag! Himmel, Heinrich iſt außer ſich darüber. Aber ich ſage ihm oft: Laß doch die Arme!

Sieh ihren unausstehlichen Mann an —! Er ist steinreich, aber gewiß — die kleine Frau ist nicht glücklich — so zeichnet sie denn und musicirt Tag ein Tag aus —!"

„Auch vom magnetischen Rapport sprichst Du, liebes Herz, sagst, daß Dir dieser zu Deinem Gatten fehlen sollte, und behauptest, daß Du dagegen, so oft sich Dir mein Schwager genähert hätte, ganz durchschauert gewesen wärst von namenlosen Gefühlen. Aber, liebes Kind, wo las ich denn kürzlich, daß wir uns vor diesen „namenlosen Gefühlen" in Acht nehmen sollen! Ein jedes Gefühl, das eine wirkliche Offenbarung unseres göttlichen Ursprungs ist, muß einen rechtschaffenen Namen haben. Wir müssen es klar und deutlich bezeichnen können, was wir empfinden, sonst kommen wir in die Nieverungen, wo die Irrlichter hausen. Welche Irrungen haben die namenlosen Gefühle nicht schon in der Religion erzeugt! Und auch in der Liebe soll man wissen, warum man liebt. Man soll wissen, man liebt einen Mann von Charakter, von erprobter Ehrenhaftigkeit, von heldenhaftem Streben für sein eignes Lebensziel und für das Wohl der Seinigen, einen Mann von gutem und edlem Herzen für seine Mitmenschen. Hast Du diese Gewißheit bei unserm Otto — —? Ich will keinen Stein auf meinen Schwager werfen. Aber frage das Urtheil der Welt —! Erkundige Dich, ob wohl Jemand im Stande ist, von seinem Wesen nur allein eine klare und Jedem zutreffend erscheinende Bezeichnung zu geben!"

„Allerdings, Hedwiga, Du haſt Dich ja bekämpfen wollen! Du haſt dieſe Winterſaiſon, die Dich nicht erheitern konnte, dieſen Carneval, der nur eine einzige Freude für Dich hatte, wenn Du mit Otto im Theater warſt, im Theater und Concerten ihm begegneteſt oder gar mit ihm tanzteſt, mit dem feſten Vorſatz verlaſſen, in den Kreis Deiner Pflichten zurückzukehren. Augenblicke kamen Dir, wo Du den männlichen Beiſtand, der Dir in Bernhard zur Seite ſteht, anerkennen mußteſt und unter anderem die Art lobteſt, wie Dir Dein Gatte eine gewiſſe Freiheit läßt. Gelaſſen hielt er die Zimmer-Einrichtung im Hotelgarni zu Deinem Empfang bereit und ging dann ſeinen Studien nach. Sogar ein Programm Deines zweiten Winters in der Reſidenz, nachdem ſich das für den erſten, das von Dir entworfen, ſo wenig bewährt hatte, machte er, lehrte Dich, die Zeit eintheilen, die Beſuche regeln — mein Mann wäre glücklich, wenn er zu ſeinen vielen Eigenſchaften, die ich an ihm bewundere, auch noch die einer gewiſſen Liebe zur Regelmäßigkeit fügen könnte, deren Mangel ihm zuweilen vor meinem, wie er behauptet, practiſcheren Verſtande beſchämt. Warum bleibſt Du nicht dem Vorſatz treu, die Leidenſchaft für Otto aus Deinem Herzen zu reißen? Warum gehſt Du nicht mit feſtem, entſchloſſenem Schritt auf der Bahn der guten Vorſätze weiter und hätteſt das Verſprechen, das Dir Otto geben mußte, niemals an Dich zu ſchreiben? Jetzt willſt Du es ihm

zurückgeben, Jadwiga —! O bedenke diese Qualen der Angst, wenn Briefe an Dich kommen, die Du mit gierer Hast, scheu um Dich blickend, empfängst, Briefe, die Dir vielleicht Dein Mann selbst überbringt und mit dem Worte begleitet: Wohl von Otto Fernau —? Einen wahren Stich müßte Dir ja das durch's Herz geben, Dir das Blut aus den Wangen treiben. Und verlangst Du von Otto verstellte Handschriften oder giebst falsche Adressen an, die Dich zum Sclaven eines Mitwissers machen oder wohl gar in die Hände der Dienstboten liefern, welch' ein Zustand —! Nein, herzige Freundin, thu' alles das nicht, am wenigsten verlange, daß ich es bin, die für alle diese Jammerzustände die Vermittelung übernimmt! Deine Aufforderung, so leidenschaftlich sie ist, so sehr Du mich bei allen Rechten und Pflichten unserer Freundschaft beschwörst, Jadwiga, ich sollte Briefstasche spielen, sollte in meinen an Dich gerichteten Briefen Briefe von Otto nach Wildenschwert einschließen — das alles muß ich ablehnen. Otto besucht uns ja auch nie. Wenn Du zu wissen behauptest, er verzehrte sich in Sehnsucht nach Dir, so bedaure ich, keine Quellen zu haben, um diese Nachricht entweder bestätigen oder widerlegen zu können. Ich höre nur, daß er sich in der That mit den Pferden abgiebt, den Jockey-Clubb besucht und der Prophezeiung meines Mannes immer näher kommt."

„Vergieb, gute Seele, wenn ich Dir in diesen

Zeilen wehe gethan habe. Grade, weil ich Dich ſo liebe, Ludwiga, kann ich Deiner Schwäche nicht ſchmeicheln. Erhebe Dich! Beſchließe mit Deinem Gatten eine Reiſe! Da wirſt Du ihn wieder von ſeiner vortheilhafteſten Seite kennen lernen. Hätteſt Du doch Hoffnung auf ein Kind! O welche mit Roſen bekränzte Brücke der Verſtändigung würde das ſein —! Lebe wohl, gute Schweſter! Schreibe mir bald — verbrenne aber dieſen Brief und alles, was auf dieſe unſeligen Dinge Bezug hat —! Hörſt Du? Wirf dieſe Zeilen ſogleich in's Feuer! Verſprich mir's — —! Ewig und treu bin ich Deine alte Linda —"

Dieſer Aufforderung, den Brief der im Kamin noch nicht verlohten Gluth zu übergeben, bedurfte es nicht. Mit dem Ausdruck der tiefſten Verachtung all dieſer weiſen Rathſchläge ſah die Gräfin ſofort den Brief ihrer Freundin auf dem glühenden Roſt liegen, in Flammen aufſchlagen und zu Aſche verzehrt werden. Sie ergriff ſogar noch einen kleinen vergoldeten, chineſiſch bemalten Blaſebalg und weckte noch heller die Flammen, die in einer Sekunde dieſe Kundgebung aus einer Anſchauungswelt, die ſie aufzugeben gedachte, verzehrten.

Ihrem Naturell folgend, würden Andre in ganz laute Apoſtrophen des „kalten, theilnahmloſen, nur auf den jüngeren und ſchöneren Schwager eiferſüchtigen Herzens" ihrer Freundin ausgebrochen ſein, würden vielleicht über die Zumuthung, einem unwiderſtehlichen

Gefühl nicht Gehör geben zu sollen, in Lachen ausgebrochen, auf und ab gegangen sein, dann sich wieder auf die Chaiselongue geworfen und sich entweder in ein Meer von Combinationen gestürzt oder eine bestimmte gerade Straße zu einer, wie es hier nun fast den Anschein hatte, keimenden festen Entschließung für irgend ein Vorhaben, eingeschlagen haben. Gräfin Ladwiga wich allem, was sie peinigte, aus. Zunächst richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf das Geräusch der jetzt abfahrenden Gäste ihres Mannes, auf deren lautes Lachen, Grüßen, Rufen nach Regenschirmen, Commandiren der Kutscher und Diener unter wildfrohem Bellen der Hunde. Sie hatte sich nicht einmal berichten lassen, wer drüben gewesen.

Jetzt bereute sie diese Unterlassung doch. Denn der Lärm des Abschiednehmens nahm plötzlich einen sonderbaren Charakter an. Er verwandelte sich in Zank, in heftigen Wortwechsel. Sie hörte die gellende Stimme ihres Mannes.

„Elender Bube —!" rief dieser heftig. „Du sollst am längsten Deinen Trotz an uns geübt haben —"

Alles wurde wieder still. Nur den Sturm hörte man toben. Der Regen schlug in ungleichmäßigen Intervallen an die hohen Schloßfenster. Die Ableitungsrinnen führten von den Dächern plätschernde Wasserstürze in den gepflasterten Hof.

Die Gräfin suchte zu errathen, welchem Diener dieser Ausbruch des Unwillens gelten mochte.

Allmälig wieder schienen Entgegnungen stattzufinden.

gefaßt und hoffte damit bei seinem Schwager Einlaß zu finden. Einstweilen empfing ihn dieser und seine Schwester am Hause ausnehmend freundlich und Blaustrumpf würde es auch sogleich erwidert haben, hätt' er sich nur von dem Kutscher losbäkeln können. Dieser hatte wenig Lust, den Thomasius statt baaren Trinkgeldes anzunehmen, Blaustrumpf aber auch seinerseits nicht, ihn unter dem Preise loszuschlagen. Er gab ihm zuletzt das Trinkgeld und das Buch, war aber den ganzen Abend verstimmt und ließ erst am folgenden Morgen eine genauere Beobachtung seines Benehmens gegen seine Schwester, seinen Schwager, die Familie und das ganze inficirte Städtchen zu, das ihm wie ein alter Holzschnitt von anno 1700 vorkam. Er legte sich dann nieder und träumte von nichts als von Traumbüchern.

Als er erwachte und die ersten Morgenberührungen mit den Seinigen gehabt hatte, empfand er wie ein junger Student, der zum ersten Male von der Universität nach Haus kommt, den ganzen Ballast, den man immer mitladen muß, wenn man durch das „wirthbare" Meer der Freundschaft und Verwandtschaft fährt. All' die lästigen Zumuthungen der Menschen, welche, ohne durch Bildung dazu ein Privileg zu haben, gerade durch die Bande der Verwandtschaft sich zu Allem ermächtigt glauben, was man sonst, wo man fremd ist, unterdrückt, all' diese Vertraulichkeiten, die nicht seinen egoistischen Stolz gerade beleidigten, wohl aber dasjenige, worauf er welchen hatte, versetzten ihn in eine üble Stimmung. Wären die Epigramme des „Entdeckten Herenthums" nicht gewesen, so hätt' er sich keine Belästigung gefallen lassen. Indessen ließ er sich selbst an's Kreuz, wenigstens einstweilen, der Langeweile schlagen, um desto gewisser später den Aberglau-

Wenigſtens ließen ſie ſich aus des Grafen erneuertem Toben abnehmen.

„Du willſt mir den Dienſt kündigen, Schurke? Nicht von der Stelle laß' ich Dich, bis ich, ich Dich gehen heiße! Das ſoll Dir zur Zähmung dienen —! Den Fuß halt' ich auf Deinen Nacken, ſo lange, bis ich ihn loszulaſſen beliebe —“

Noch niemals hatte die Gräfin ihren Gatten von einer Seite gekannt, dermaßen in Zorn ausbrechen zu können. Sie kannte ſein eigenwilliges Naturell, fürchtete, ihm zu widerſprechen, aber bis zu einer ſolchen Gewaltthätigkeit hatte ſie ihn noch niemals fortgeriſſen geſehen. Sie gerieth in der That in Angſt. Denn war vielleicht, wie es ſchien, der Gegenſtand des Unwillens der Jäger Wülfing, der, wenn er bedienen half, ſeinen Hirſchfänger nur ganz in der Nähe des Anrichtetiſches abzulegen pflegte, ſo konnte die Scene, die jetzt von begütigenden Worten ihr unbekannter Stimmen unterbrochen wurde — ſie fiel im Corridor des Frontenbaues vor, in der Nähe des großen Geſellſchaftsſaales — die übelſten Folgen haben. Die geöffneten Thüren des großen am Geſellſchaftsſaale befindlichen Balcons trugen alle Worte zu ihr hinüber, nur nicht die Erwiederungen des Dieners, die wahrſcheinlich nur in Gebehrden beſtanden.

Die Gräfin ſchloß wieder ihre Zimmer auf

und trat in's Vorgemach, dann auf den Corridor, der rings durch's ganze Gebäude lief.

Wie sie an eine Lauftreppe gekommen war, die nach der Küche und den Wirthschaftsräumlichkeiten führte und jetzt vom herbeigeeilten, ängstlich lauschenden übrigen Gesinde, dem männlichen und weiblichen, bestanden war, schrieen eben die Mädchen hell auf und Frau Terenbach gerieth einer Ohnmacht nahe. Denn ein Poltern, ein Ringen, ein Handgemenge und das Rufen des Grafen hörte man:

„Ich werde Dir's zeigen, daß ich meinen Fuß auf Deinen Nacken halten kann —" Er mußte wol eben seinen Gegner zu Boden geworfen haben.

Zu gleicher Zeit rannte einer der Diener mit einem Hirschfänger am breiten schweren Bandelier vorüber, offenbar, um die gefährliche Waffe in Sicherheit zu bringen.

„Es ist Wülfing —!" hieß es von den bebenden Lippen aller Umstehenden zur Aufklärung ihrer Herrin.

Kaum auch währte es eine Secunde, so kam der Jäger mit einem zerrissenen Livreerock, beschmutzt, so weit die wenig helle Beleuchtung erkennen ließ, mit zerzaustem Haar, todtenblaß und wie geistesabwesend. Anfangs rannte er den Corridor daher, offenbar, um den Diener mit dem Hirschfänger einzuholen. Dann blieb er taumelnd an der Wand stehen, tastete sich weiter, als wenn er eine Thür suchte, und blieb dann wieder stehen, als wollte er noch einmal zurück.

Plötzlich rannte er wie ein getroffenes Wild an die Vaustreppe, wo alles auseinanderstob. Die Gräfin flüchtete sich. Als der Jäger sie sah, lachte er wie irr und rief:

„Geschlagen —! Getreten —! Mit —! Mit —“

Die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

Die Gräfin hatte bereits wieder Muth. Nur vor dem ersten Zusammenstoß mit dem Wüthenden war sie zurückgefahren. Jetzt mußte sie fast mit Gewalt vom übrigen dienenden Personal verhindert werden, daß sie nicht dem wie ein des Aeußersten fähiges wil des Thier daher taumelnden Wülfing in den Weg trat.

Als sie in ihre Zimmer zurückgekehrt war, allerdings zitternd an Händen und Füßen, erhielt sie von Frau Derenbach, die kaum ihrer selbst noch bewußt geblieben war, in abgerissenen Worten, zusammenhängender vom Kammermädchen, hernach vom Koch, vom Gärtner, die den Frauen gefolgt waren, den Bericht, daß sich Wülfing schon den ganzen Abend nicht nach Gebühr betragen hätte. Er hätte einen Brief bekommen, der ihn wohl zumeist zum Fluchen, zum Fußstampfen, zum Murmeln zwischen den Zähnen veranlaßt hätte. Sein Bedienen wäre ohne Besinnung gewesen. Er hätte eine Schüssel fallen lassen und grade dem Grafen auf seine Kleider; er hätte nicht einmal darüber Reue bezeigt, im Gegentheil auf eine Rüge des gnädigen Herrn trotzige Worte gemurmelt. Dann, beim Abfahren der Herrschaften, hätte er beim

Uebergeben der Mäntel und Ueberzieher eines in's andere geworfen und jetzt, wo von den Herrschaften zwei die Nacht über hierbleiben sollten, hätte er, als ihm der Herr Graf eine sorgsame Bedienung, ein Vorleuchten auf die von den beiden Herren bewohnten Zimmer befohlen, irgend etwas erwiedert — was, darüber waren die Berichterstatter nicht einig.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr auch die Gräfin endlich, wer alles dagewesen, und daß die beiden fremden Herren, die noch die Nacht über blieben, ältere Bekannte des Grafen waren, der eine, ein Sohn des Medicinalraths Staudtner aus Wiesbach, einer der nahegelegenen Städte, der Andere, ein Geistlicher, dessen Name nicht genannt werden konnte. Der Graf hätte beide mitgebracht von seinem Jagdausfluge. Nur da in die Berichterstattung über das nicht authentisch wiederzugebende Wort, das den Grafen aus dem Munde Wülfing's so gereizt hätte, in irgend einer Art der Wirth zum Mohrenkopf an der sogenannten Waldenge hineinspielte, einem bei allen jagdliebenden Herrschaften der Umgegend wohlgeschätzten, mitten im Walde gelegenen und dennoch besonders seinen Gasthause, einem Rendezvous aller Gourmands vom Adel und aus der höheren Bourgeoisie der Umgegend, so hatte vielleicht der Graf diese seine Nachtgäste eben von dorther mitgebracht. Die Gräfin rieth auf den Schwiegersohn des Wirths vom Mohrenkopf, einen jungen Geistlichen Namens Nesselborn. Gewiß wollte der Graf beiden Herren

ſeine Sammlungen zeigen, was ſich am paſſendſten bei Tageslicht machte. Darüber war kein Zweifel, daß die Sachlage im allgemeinen darauf hinauslam, als hätte Wülfing von dieſen bürgerlichen Gäſten die trotzige Aeußerung gethan: „Dieſe würden wohl gelernt haben, ſich ſelbſt bedienen —!“ Dies oder etwas Aehnliches hätte eine verdächtige Beziehung zum Wirth vom Mohrenkopf gehabt.

Natürlich hatte in den Augen aller Berichterſtatter Wülfing das entſchiedenſte Unrecht. Nur das Kammermädchen, die Doris, ſchien bereits über eine zwiſchen ihren beiden Herrſchaften obwaltende Verſtimmung hinlänglich unterrichtet zu ſein oder ſie hatte ſonſtige Beeinfluſſungen ihres Urtheils, um die Aeußerung zu wagen: „aber auch den Herrn Grafen nicht begreifen zu können —“ worauf ſie ſich entfernte, um zu ſehen, wo der ſchöne, ſtattliche, ſchlanke Jäger geblieben war.

Nun wurde aber alles ſtill. Seit dem letzten in der Reſidenz verlebten Carneval hatte ſich die Gräfin Hadwiga für krank erklärt, mindeſtens für angegriffen und ſchlief in Folge deſſen in dem Flügel, wo ſie wohnte, allein. Sie hätte wohl verſucht ſein können, zum Grafen hinüber zu gehen und den gewiß ſehr Aufgeregten zu beruhigen. Indeſſen überwand ſie dieſe Regung der Theilnahme . . . Der Sturm brauſte fort. Die Läden an den Fenſtern und die nicht ganz feſten Marquiſen, die Wetterfahnen auf thurmartigen Erke-

bungen des Daches klapperten und knarrten. Die Lichter in den Zimmern und in den Gängen erloschen. Gräfin Jadwiga ging um so lieber zur Ruhe, als sie durch den gewaltthätigen Vorfall theils über die schlummernden Leidenschaften im Charakter ihres Mannes erschreckt und zu neuen Gedankenreihen veranlaßt worden war, theils durch Wülfing an den Gefährten von heute Mittag erinnert wurde, dessen unheimlichen, ja leicht ihr Alibi, ihre Nichtanwesenheit im Pfarrhause zu Neukirchen, verrathenden Besuch auf Schloß Wildenschwert sie nicht unwahrscheinlich voraussehen konnte.

## Viertes Kapitel.

Am folgenden Morgen erfuhr man ſchon in aller Frühe, daß der vom Grafen gemißhandelte, nach Anderer Meinung mit Recht beſtrafte Jäger Wälſing völlig verſchwunden war. Er hatte aber ſeine Kleider zurückgelaſſen, ſeine ihm zumeiſt ſelbſt gehörenden Waffen. Daraus ließ ſich entnehmen, daß er zurückkehren würde. Die eigenmächtige Beurlaubung mußte vollends das Uebel noch ärger machen.

Ohnehin in Angſt, dem Schloß würde der Beſuch ihres unheimlichen Begleiters von geſtern bevorſtehen, ließ die Gräfin, als ſie beim Morgenkaffee, den ſie wieder für ſich allein nahm, ein Billet des Grafen wegen des geſtrigen Lärms um Entſchuldigung bat und ihr die Anweſenheit einiger Gäſte, des Doctors Staudtner und des Predigers Neſſelborn, anzeigte, ſagen, er ſollte ſich doch mit dieſem Wälſing nicht länger aufhalten, ſondern ihn für ſofort entlaſſen betrachten.

Im Uebrigen lebte die Gräfin ganz nur in der

Erinnerung an die Unterredung mit dem Advocaten. Ermüdet und in allen Gliedern von dem anstrengenden, halb heimlich ausgeführten Ausflug, den sie sich zugemuthet hatte, überhörte sie die Fragen, die man an sie richtete, und gab Antworten, als hörte sie reden, wenn doch alles um sie her stumm und still war. Die Sorge für die Gäste, für den Mittagstisch überließ sie ganz Frau Derenbach. Auf den einen der Gäste konnte sie sich besinnen, einen jungen Arzt, den Sohn des Medicinalraths, der sich zuweilen selbst um ihr Befinden bekümmerte. Von der Mohrenkopfstochter wußte sie, daß diese ein junger Candidat geheirathet hatte, der zu den alten academischen Freunden der jungen hiesigen Adligen gleicher Generation gehörte, wenn diese studirt hatten. Die Gräfin konnte sich denken, daß ihr Gatte die Gelegenheit benutzte, sich für seine Sammlungen von Münzen, Alterthümern, Waffen, alten Drucken Raths zu erholen. Es waren dies Liebhabereien ihres Gemahls, die sie nicht theilte.

Aber jetzt hörte sie seine Stimme.

„Jadwiga, ist's erlaubt —?“ hieß es an ihrer Thür, die nicht verschlossen war. Dennoch trat der Graf nicht ein. Er wartete, bis seine Gemalin selbst geöffnet hatte und ihn mit einem verlegen lächelnden „Guten Morgen!“ begrüßte.

Der Graf war im Schlafrock. Eine kurze gedrungene männliche Gestalt. Die Züge waren nicht unschön, aber etwas scharf gezeichnet. Die Nase war

etwas habichtartig gekrümmt. Die ſchwarzen Augenbrauen lagen dicht über den hellen und klaren Augen, zogen ſich aber an ihren zu den Schläfen hin ſich verlaufenden Enden nicht herab, ſondern in die Höhe, wie bei aufgeregten, reizbaren und nicht ſelten ungutmüthigen Naturen vorkommt, während ſie ſich bei ſanften und ergebenen in gefälliger Rundung, wie muſikaliſche Fermatenzeichen, zum Auge niederſenken. Die Stirn war bereits ſtark gefurcht, die Geſichtsfarbe etwas gelblich. Die Zähne, die bei einem jeweiligen und dann vollkommen angenehm und wohlwollend wirkenden Lächeln ſichtbar wurden, glänzten in untadelhafter Vollſtändigkeit und kamen faſt zu deutlich zum Vorſchein — „wie bei einem Raubthier —“ hatte einſt Ladwiga an ihre Freundin geſchrieben. Die Hände waren weiß, lang und mager; kräftig trat der Fuß auf, der ſich freilich in dieſem Augenblick in gelbſaffianenen Hausſchuhen nicht hören ließ. Unter dem blauen, mit gelber Seide gefütterten Schlafrock von einem geblümten Stoff war bereits die Toilette des Grafen vollſtändig. Der Graf liebte ſich zu tummeln. Immer mußte er etwas auf dem Strich haben.

„Kann ich darauf rechnen, Dich noch vor Tiſch mit meinen Gäſten bekannt zu machen — etwa beim Frühſtück —?“ fragte er zurückhaltend und lächelnd.

„Du haſt geſtern einen großen Aerger gehabt —?“ antwortete die Gefragte und wich aus.

„Wülfing war unverſchämt. Sonſt ſchien der

Menſch brav. Es muß ihm etwas in die Quere gekommen ſein. Ich werde ihn ſchon bändigen —"

„Ueberlaß ſolche Zähmungen doch Andern —! Wer wird ſeine Leute erſt ziehen wollen —! Hoffentlich wird er nicht wiederkommen!"

„Im Gegentheil, dieſe gezähmten Naturen werden ſpäter die beſten. Darf ich alſo auf Dein Erſcheinen beim Frühſtück rechnen —?"

„In allem Ernſt! Ich würde meine Wohnung nicht zu einer Dreſſiranſtalt machen —" kam die Gräfin auf den unterbrochenen Gegenſtand zurück, verſtimmt über den Widerſpruch.

„Es ſind zwei gelehrte junge Männer, der Sohn unſeres Arztes und ein Geiſtlicher —" fuhr der Graf, feſthaltend an ſeinem Gedankengange, fort, ohne den Wunſch der Gattin zu beachten, daß er auf den ihrigen einlenkte.

„Meine Nerven ſind angegriffen! Die Dienſtboten müſſen entweder entſchieden gut ſein oder ſie ſind ſchlecht. Ein Beſſernwollen von Züchtlingen überläßt man den Vereinen —"

„Doctor Neſſelborn, ſo heißt der Geiſtliche, hat eine Tochter des Mohrenkopfwirths von der Waldbeuge —! Ich lud auch die Frau ein, die zum Beſuch bei ihren Eltern iſt. Sie wird den Mann abzuholen kommen, wenn ihn, wie ja eingetreten iſt, ſchlechtes Wetter verhindern ſollte, noch geſtern auf die Waldbeuge zurückzukehren. Es würde Dir Spaß machen, über die Naivetät der kleinen Dame zu lachen —"

ben daran zu bringen. Er war ohnedies in Verlegenheit, wie er seinen Anschlag vortragen sollte, da der Kalender längst wie ein fabelhafter Pontus zwischen ihm und seinem Schwager lag. Dennoch legte er sein Fahrzeug aus und wagte es, in die Druckerei zu schiffen, seinen Schwager in einen engen Winkel zu treiben und wie ein Corsar oder Frühlingsdichter ihm das Messer und das Manuscript auf die Brust zu setzen, um es anzunehmen und dann wieder, aber im Druck, herauszugeben. Sein Schwager zog den ältesten Setzer in seiner Druckerei zu Rathe, da von diesem die hauptsächlichste Anordnung des Kalenders besorgt wurde und er ohnedies einen Bruder hatte, welcher Kattunformenstecher war, aber auch Holzschnitte für sauber zu formende Tafelbutter und den Kalender lieferte. Blaustrumpf erhielt die Zusage der Aufnahme. Er hatte den Ton getroffen, in welchem, wie sein Schwager sagte, Niemand unübertrefflicher war, als Schumacher, als er noch seine „Elegieen auf das Viehsterben" in das Mispelheimer Wochenblatt lieferte. Blaustrumpf ging auf sein Zimmer und schrieb Mördern, daß dieser Erfolg allein schon die Reise belohnen würde. Im Grunde seines Herzens regte sich eine milde Rührung, als er den Brief beendet hatte. An dieser Weichheit hatte seine gegenwärtige Lage den größten Antheil: denn wie unbeholfen war sie! Wie gemein die Umgebung! Wie plump das Benehmen der Verwandten! Der ganze Schmelz, den die Wissenschaften geben, und die Zartheit der Empfindungen, welche sie wecken, lief hier an und erblindete. Ja, hatte er nicht kaum mit der einen Hand dem Aberglauben einen Stoß versetzt, indem sein Schwager einen ganzen Stoß von Gedichten gegen ihn abdrucken

„Zum Lachen bin ich nicht in der Stimmung —“

Ladwiga verfolgte ihre Gedankenreihe, Graf Bernhard die seinige. So war es immer. Sprach Ladwiga von Paris und der Graf gerade von London, so vereinigten sie sich nicht. Jeder ging seine Straße und blieb auf ihr. Auch Ladwiga gab nicht nach durch das Verlassen ihrer Fährte. Höchstens, daß sie dann einfach schwieg. Das sind die Naturen der absoluten Initiative. Zwei solche Charaktere wirken aufeinander wie zwei aufeinander stoßende Locomotiven. Eine wird zertrümmert — vielleicht beide.

Graf Bernhard von Wildenschwert hatte die gute Eigenschaft, daß er jede Nichtverständigung mit seiner Gattin sofort abbrach, ihre Meinungen und Erklärungen für vollberechtigte nahm und sich nur ruhig mit den seinigen, die ebenfalls unverändert dieselben blieben, zurückzog. Kaum hatte er jetzt die Erklärung Ladwigas vernommen, daß sie sich von ihrer gestrigen Reise zu angegriffen fühlte, um die Honneurs und Conversation zu machen, als er sich auch schon von ihrem Zimmer mit den vom wohlwollendsten Lächeln begleiteten Worten entfernt hatte:

„Also zu Tisch! Du hattest einen Brief von Linda Fernan —! Ist doch Alles wohl —?“

Den hochliegenden Ton des Nachhalls seiner Frage nahm er schon mit sich zur Thür hinaus.

So war dieser Mann, den seine Gattin, verblendet von einer noch nie so wie jetzt gefühlten Lei-

denſchaft, durchaus abſchütteln wollte. Widerſprochen von ihm zu bekommen wäre ihr jetzt lieber geweſen. Aber ſeine „eigenſinnige Rechthaberei“ und das darauf baſirte „Mitleid, wenn man nicht ſo glücklich war zu denken wie er“ — wir ſprechen ihren Auffaſſungen nach — erbitterte ſie. Jetzt hatte er ſich ohne Erörterung, ja ſogar ohne das Abwarten einer Antwort auf ſeine Frage ſofort entfernt.

Zweifelhaft konnte es ſein, ob der Graf aus Theilnahmloſigkeit ging oder weil er ſchon wußte, daß Jadwiga längere Zeit bedurfte, bis ſie aus ihrer eigenen Gedankenreihe, Beſſerung eines Dienſtboten, auf ſeine Bitte zurückkam. Er kannte das und begnügte ſich mit Zurücklaſſung des Effectes, der darin beſtand, daß er ſich ſelbſt in die Zimmer ſeiner Frau bemüht, ſie um das Machen der Honneurs für ſeinen Beſuch gebeten und um das Befinden ihrer Freundin gefragt hatte. Darin lag für ihn Genugthuung. Er wußte, daß in der Regel eine nachträgliche Einlenkung der Gedankenreihen ſeiner Frau auf die Gedankenreihen des Gatten einzutreten pflegte. Unter dieſem moraliſchen Uebergewicht ihres Mannes litt aber Jadwiga. Sie beſtritt dem Grafen die Berechtigung, ſich weiſer zu dünken als ſie. Die Ehe iſt allerdings da, wo nicht die volle magnetiſche Kraft der Liebe die Herzen feſſelt, ſie erwärmt und zu einem gleichmäßigen Thun und Laſſen reizt, eine unerträgliche Beeinträchtigung unſrer perſönlichen Freiheit.

Graf Bernhard frühstückte allein mit seinen Gästen. Das Wetter blieb unfreundlich. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber die Temperatur war kalt geworden. Der Wind bog die Baumwipfel des Parks, der sich nach einigen Seiten hin unmittelbar an das Schloß anlehnte. Man blieb mit Behagen auf dem Zimmer. Auch verstand der Graf, intelligente Köpfe zu fesseln. Vielseitig unterrichtet, hatte er längere Zeit hindurch die Verwaltungscarrière verfolgt, aus der er schied, da er eine Bewerbung um die Hand des reichen Fräuleins von Wolmerode durch eine verhältnißmäßig ziemlich schnelle, wenn auch an verdrießliche Bedingungen geknüpfte Erhörung gekrönt sah. Seine Mittel waren nur spärlich gemessen. Jetzt besaß er deren vollauf. Er verwendete sie auf Bauten, Anschaffungen aller Art, Verbesserung seiner ihm von seinen Vorfahren mit Schulden überlieferten Güter, mit Liebhabereien, die kostspielig waren, Sammlung von seltenen Münzen und Alterthümern. Für einen Streitkolben oder die Hängematte eines Wilden von Neuseeland zahlte er mehr, als ein Doppelgewehr oder ein modernes Himmelbett im Geschmack der Pompadour gekostet haben würde. Für die Summe, um die er einen alten Tartarensattel oder gar ein paar Sporen, die eine historische Persönlichkeit getragen hatte, kaufte, würde er sich ein Wagen- oder Reitpferd mehr haben halten können. Diese Sammlungen befanden sich in einem neuen Anbau des alten Rococoschlosses, der nicht ohne Geschmack

ausgeführt war. Den beiden nach vorn gehenden Seitenflügeln entsprechend, waren hinterwärts, dem Hofe, Garten und Park zu, zwei kleine Flügel angehängt, zur Rechten ein Gartensalon mit Zimmergärten und Treibhausanlagen, zur Linken ein förmliches kleines Museum. Auch die Bibliothek des Grafen war gewählt. Sie wurde nach allen Richtungen hin, vorzugsweise der ökonomischen und ethnographischen, erneuert.

Jadwiga besaß nicht die geringste Sympathie für die Welt ihres Mannes. Sie hatte ihn genommen, alle Welt sagte es, um Gräfin zu werden. Noch Näherstehende, die tiefer blicken konnten, fügten hinzu: Sie war die einzige Tochter eines Hauses, das seit einem halben Jahrhundert enorme Gewinne in Bergwerken gemacht hatte, die einst ihr Großvater, ein gewöhnlicher Bergmann, zu Spottpreisen gekauft hatte. Erst Jadwiga's Vater hatte sich adeln lassen. Der Tod raubte Jadwiga früh ihre Mutter, die ihrerseits eine Bürgerliche war, aber ebenfalls einer durch Speculationen außerordentlich reichen Familie entstammte. Der Vater, nur seinem Erwerb und Ehrgeiz nachgehend, überließ die Tochter Erziehern und Gouvernanten. Sie entwickelte sich nach ihrem Charakter nicht zu ihrem Vortheil oder richtiger gesagt, nicht zum Gefallen der Menschen. Sie konnte voll leidenschaftlicher Hingebung an irgend eine Idee, auch an eine Person, zumal an Freundinnen sein, wie sie dies an Linda von Derschau, spätere von Fernau war. Ebenso

ſchroff aber auch und abſtoßend war ſie gegen Andere. Deshalb ſtand die Zahl ihrer Bewerber nicht einmal in einem Verhältniß zu ihrem enormen Reichthum. Endlich fiel es ihrem Vater ein, ſich zum zweitenmale zu verheirathen. Er wählte eine arme, aber außerordentlich hochmüthige Alt-Adlige. Dieſe Verbindung reizte Jadwigen nicht wenig. Jetzt hätte ſie eine Fürſtin werden mögen, nur um ihrer jungen reizenden Stiefmutter einen Trumpf auszuſpielen. Und als ihre Freundin Linda, trotzdem daß dieſe drei Jahre jünger und ohne alle Mittel war, ſogleich beim erſten Eintritt in die Welt ſchon einen Bewerber fand, den ſie auch ſogleich nahm, den Regierungsrath von Fernau, da capricirte ſich Jadwiga den Erſten Beſten nehmen zu wollen, der ſich mit nur einigermaßen paſſenden Eigenſchaften anbieten würde. So trat ſie eines Tages ihrer übermüthigen, vom Commerzienrath Wolmer von Wolmerode, ſo zu ſagen in Gold gefaßten Stiefmutter als die Verlobte eines Grafen entgegen, ſich weidend am erſichtlichen Aerger der jungen, Jadwiga's Vater beherrſchenden, im Wohlleben ſchwelgenden Frau. Gegen den Glanz des von Wildenſchwert'ſchen Namens ließ ſich nichts einwenden. Die Genugthuung, die ſich Jadwiga vor ihrer Stiefmutter hatte geben wollen, geſtand ſie offen ein. Geheimniß dagegen blieb derjenige Vorgang ihrer Seele, den man einfach Neid auf die ſchnelle Verheirathung ihrer Freundin Linda und anderer jungen Mädchen hätte nennen können.

Die unlautern Beweggründe dieſer Verbindung rächten ſich. Der Graf hatte bei ſeiner Bewerbung die liebenswürdigſte Seite herausgekehrt; er trug eine Schwärmerei für Fräulein von Wolmerode zur Schau, die ſoweit ging, daß er ſich bereit fand, ſich auf Ehepakten einzulaſſen, wie ſie ein Geldmenſch, ein ſolcher war Jadwiga's Vater, egoiſtiſcher nicht hätte ſchließen können. Seither ſtellte ſich heraus, daß Jadwiga das Bedürfniß eines innern Glücks fühlte, wenigſtens eines Glücks, wie ſie es verſtand. Ihr Stolz hatte nur eine relative Bedeutung, ihrer Stiefmutter und deren ganzer Sippe gegenüber. Sonſt war ſie nicht ſtolz, auch nicht geizig. Es konnten keine unedlen Leidenſchaften für die innere Leere, die ſie fühlte, ergänzend bei ihr eintreten. Sie konnte ſogar, was man ſo nennt, ſchwärmen. Freilich nur für Dinge, die nicht in Jedermanns Geſchmack liegen. Eine ſchöne Naturſcene ließ ſie kalt, während ſie auf ein Bild, das dieſe Scene darſtellte, die größten Summen hätte verwenden können, zumal, wenn ſie das Bild von Andern bewundert wußte. Derſelbe Gegenſtand, der ſie heute gleichgültig ließ, verſetzte ſie morgen in Extaſe, falls ein Intereſſe für ſie auf denjenigen fiel, der ihn betrieb oder ihn empfahl, oder wenn Perſonen oder beſondere Zuſtände damit in Verbindung traten. Sie knüpfte Beziehungen an, wenn die Menſchen, die dabei in ihre Nähe kamen — eine angenehme Stimme beim Sprechen hatten. Sie löſte wieder andere, wenn ſie eine Farbe

verletzte, die sie bei den Möbeln des Hausstandes antraf, in welchem jene Menschen wohnten. Dabei läßt sich nicht einmal sagen, daß diese Capricen auf unvermittelten, plötzlich entstehenden Einfällen der Eitelkeit oder des Uebermuths beruhten. Im Gegentheil waren es Ausbrüche einer Natur, die nicht einmal mit sich zufrieden war. In der That konnte man Jadwiga in gewissem Sinne unglücklich nennen. Sie hatte das Bedürfniß, für die bizarren Ausstrahlungen ihres Wesens, an denen sie selbst keine Freude hatte, (doch tadelte sie sich auch darüber nicht) einen Mittelpunkt zu finden.

Und so viel stand bald nach der glänzend gefeierten Hochzeit fest, in ihrem Gatten fand sie diesen Mittelpunkt nicht. Hätte sie Humor gehabt, so würde sie sich durch eine Ironisirung des Grafen geholfen haben. Humor aber, wenn er rein und echt ist, zieht nur in kindliche Seelen ein. Mit einem „O nein! O nein —!“ das von einer Gebehrde begleitet war, die mehr wie Angst, als Unmuth aussah, konnte die junge Frau jede Zumuthung ablehnen, sie sollte doch das, was einmal nicht zu ändern wäre, um des Himmels willen leicht nehmen. Urtheile waren das nicht, was sie zum Ablehnen dessen, was ihr mißfiel, bestimmte, nicht klare Vorstellungen, keine in deutliche Worte gefaßten Gedanken, sondern das ihr Fremdartige störte sie geradezu physisch, drückte und erstickte sie; die freie Lebensluft nahm es ihr. Graf

Bernhard ſagte ſich ſchon längſt: „Sie haßt blos die Vorſprünge der Bildung! Was Syſtem iſt, das macht ihr Kopfſchmerzen! Sie möchte, wie Kalif Omar, alle Bücher verbrennen, alle Wiſſenſchaften und Künſte aus der Welt ſchaffen, wenn nur ein Bilderbuch übrig bleibt, das ſie einmal als Kind mit Vergnügen geleſen hat! Alles, was Geiſt hat oder iſt, beläſtigt ſie —!“ Der Graf ſchrieb ihre Eigenſchaften eben auf Rechnung ihrer Unwiſſenheit. Als die Gegenſätze zum erſtenmal aneinander prallten und des Grafen „Syſtem,“ wie er es nannte, ſich wechſelſeitig ſo wenig als möglich zu incommodiren, noch nicht eingeführt war, hatte er ihr auch das offen geſagt. Dann aber fand er doch eines Tages die ſeltſame Frau in ein halbgelehrtes Werk vertieft und überzeugte ſich, daß ſie darin ſchon ſeit Wochen ſtudirt, ja daraus Auszüge gemacht hatte. Warum aber hatte ſie es gethan? Weil Linda von Fernau, ihre Freundin, ihr darüber mit Entzücken geſchrieben. Der Graf war Pſycholog genug, ſich zu ſagen: Es iſt die reine Eiferſucht, der Neid, der hier ihre Muſe geworden! Aber er bedeckte ihre Hände mit Küſſen und bat ihr die Vorwürfe ab, die er ihr über den Mangel an Kenntniſſen gemacht hatte. Sie hatte damals zu dieſem Beweiſe von Galanterie gelacht und mit ſich geſchehen laſſen, was geſchah — es war vor etwa drei oder vier Monaten geweſen, kurz vor ihrer Abreiſe zum Reſidenz-Carneval.

Das Frühſtückszimmer lag zu ebener Erde und

ging nach vorn. Der Speiſesaal empfing ſein Licht von der Rückſeite des Schloſſes her. Nach vorn ſchlängelte ſich ein Fußweg einen mäßigen Hügel hinunter, auf welchem ſich das Schloß erhob; am Fußweg war eine geradeausgehende ſteinerne Aufgangstreppe, rechts und links mit Vaſen und Statuen geſchmückt, noch in altem Geſchmack, vom Regen verwittert und der Ergänzungen harrend, die nächſtens aus den Ateliers der berühmteſten Künſtler, Bildhauer und Erzgießer eintreffen ſollten. Die gußeiſernen Lehnen waren goldbronzirt und ſtanden in vollem Gegenſatz der Eleganz zu dem unmittelbar am Fuße der Treppe ſchon beginnenden Dorfe, deſſen Linden und Pappeln (letztere deckten einigermaßen durch ihre Regelmäßigkeit das chaotiſche Durcheinander der nächſten Nachbarſchaft) die armſeligen Hütten, die verfallene Kirche, die geſchmackloſen Amtsgebäude nicht hinreichend verſtecken konnten. Doch war ein neues Schulhaus in Angriff genommen, wie überhaupt der Graf die Abſicht hatte, nach allen Richtungen hin zu reformiren und ſein erheirathetes Vermögen zur Mehrung des Behagens ſeiner Umgebungen anzuwenden. War dies noch nicht geſchehen, ſo lag die Schuld — an ſeiner Principienreiterei. Ueber das Gleichgewicht gutsherrlicher Fürſorge und gemeindlicher Selbſtverwaltung war ihm die Streitfrage noch zu wenig klar und entſchieden.

Als der Graf mit ſeinem Amtsinſpector, mit

einem zufällig anwesenden Geometer und seinen beiden Nachtgästen in dem trotz seiner riesenhohen Fenster durch die Seitenflügel etwas dunkeln Frühstückszimmer um den runden Tisch saß und selbst den Thee bereitete, selbst einschenkte und durch die Bedienten, unter denen noch immer der Jäger fehlte, herumreichen ließ und das Nichterscheinen der Gräfin entschuldigt hatte, kam der junge Geistliche auf den Schulbau zu sprechen, erzählte, daß er soeben die Interimsschule besucht und dem Unterricht von außen her gelauscht hätte. Er bekannte sich umsomehr als einen Pädagogen, als ihn sein Vater, der ein einfacher Dorfschulmeister war und noch gegenwärtig den Bakel schwang, zu Ehren des großen Reformators der neuen Schule Lienhard genannt hatte in Erinnerung an eine der ersten Blüthen des volksthümlich gehaltenen deutschen Sittenromans und den bekannten Haupthelden desselben — „der ja wol ein Maurer war —?" warf der junge Doctor Staudner ein.

„Lienhard und Gertrud" von Pestalozzi war gemeint, ein Buch, das dem Grafen vollständig unbekannt, auch dem Inspector und dem Geometer nicht einmal dem Namen nach geläufig war. Lienhard Nesselborn, der junge Geistliche, gab für alle einen aufklärenden Bericht.

Darüber entspannen sich Debatten über Erziehung und Schulwesen überhaupt. Der Graf tadelte seinen Schulmeister und beurtheilte ihn nach den einseitigen Voraussetzungen seines Standes. Schon am Tage

llte, und kam ihm dabei wohl einen Augenblick der Ge-
ſtand derſelben ſelbſt aus dem Geſichte? War ſeine Schwe-
, in ihrem andern Zuſtande und ebenein als Mutter ei-
Braut, nicht ſo umſtändlich, daß ſie über Alles erſchrak
immer daran eine Hexerei anzuknüpfen wußte? War
Haus nicht überlaufen von gewöhnlichen Leuten, die, was
ne Schweſter nicht wußte, nachtrugen und auf Tritt und
ritt eine Fußangel der Großmutter des Teufels entdeck-
? Was für die andern Umſtände der Mutter nicht gut
r, war für den Brautſtand der Tochter erwünſcht. Blau-
umpf predigte, wo er hinkam, in jedem Winkel des
uſes. Er riß die Fenſter auf, wo es zu dunſtig war, er
tete das ganze Haus, weil er den Aberglauben zum Theil
ſchwüler Luft herleitete. Er rieth zu Aderläſſen und
pröpfköpfen, um das dunkle Blut zu mindern. Er pre-
te auf der Kanzel bei großem Zulauf gegen die Vermi-
ung falſcher Urſachen und falſcher Wirkungen. Der Pfar-
von Mispelheim, Inſpector Geigenſpinner, war ob
in der eifrigſte Anhänger einer Lehrmeinung, die das
nſiſtorium ſelber billigte und durch Beförderungen ihrer
kenner begünſtigte.

Blaukrumpfen war es aber eben ſo ſehr um die
ſrottung, als die Erkenntniß des Aberglaubens zu thun.
konnte jetzt ſchon den Verlauf ſeiner Reiſe mit Ruhe
ehen, da der Kalender ſeine Sinngedichte bringen ſollte.
ßhalb ſtellte er auch mit der Hebamme ſeiner Schweſter
abwechſelnd mit einer weiſen Frau, die alle Vorberei-
gen zu Hochzeiten im Orte lenkte, ein Verhör an. Ueber
wangerſchaft erfuhr er folgende landesüblichen Mei-
gen: Wenn eine Frau in andern Umſtänden über den

vorher hatte er ſich ſeinen Gäſten mannichfach als einen Ariſtokraten neueren Schlages (der Jargon unſerer Stände-Kammern nennt ihn einen Freiconſervativen) zu erkennen gegeben. Die ganze Schulfrage, ſagte er jetzt, würde heillos übertrieben, die Lehrer wären Nichtsnutze, die nur vom Dünkel und der Genußſucht unſrer Epoche angeſteckt wären. Für ſeine Rügen, die er gehäſſig genug ausſprach, berief er ſich auf die Zuſtimmung des Pfarrers.

„Ja, das ſind die rechten —!“ wallte der junge Neſſelborn auf, der doch ſelbſt ein Geiſtlicher war. „Zwiſchen Schule und Kirche herrſcht eine alte Feindſchaft — Sie wird immer noch größer werden. Schule und Pfarre thun vorläufig am beſten, ſich einander mit dem Rücken anzuſehen —!“

„Das ſagen Sie,“ entgegnete der Graf, „der Sie ſelbſt dem geiſtlichen Stande angehören?“

Staudtner, der junge Arzt, winkte ſeinem Freunde und verſuchte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken. „Herr Anbelang,“ ſagte er zu dem Wirthſchaftsinſpector, „ſorgen Sie nur, daß die Kirche dann zwiſchen beiden ſteht! Iſt nicht vor einigen Jahren hier in die Kirche der —“

„Vor fünf Jahren —“ lautete die ſchnelle Antwort des Herrn Anbelang, ehe noch die Frage mit „der Blitz geſchlagen —?“ ganz beendigt war.

„Ich fühle mich mehr als Pädagog, denn als Geiſtlicher,“ begann trotzdem der junge Nachmittags-

prediger von Bruckbach, einer ansehnlichen, zwanzig Meilen weiter nach Westen zu entfernten Stadt, die ihren Früh- und Nachmittagspredigern auferlegte, auch Unterricht in einer klassenreichen Stadtschule zu geben. Doctor Lienhard Nesselborn erzählte, daß ihn sein Vater eigentlich anfangs zu seinem Nachfolger in der Dorfschule bestimmt hätte und nur fremder Einfluß es gewesen wäre, der ihn auf die lateinische Schule und die Universität gebracht hätte. Er hätte aber auch da die ihm früh eingeimpfte pädagogische Neigung nicht unterdrücken können, wäre Mitglied des am Orte der Universität befindlichen Schullehrerseminars geworden und hätte unter einem der mehreren Schüler Pestalozzi's, die noch bei dem Meister in Iferten selbst die Grundlage ihrer Bildung und ihres Talents zur Directionsführung gelegt hätten, alle Curse des pädagogischen Wissens und Könnens durchgemacht. Nach Beendigung seines anziehenden Vortrags erklärte er, es verschlüge ihm nichts, wenn ihn sein Schicksal von der Kanzel wieder auf den Schulkatheder verweisen sollte. „Es ist doch die höchste Wissenschaft und die berechtigtste Kunst," sagte er mit edlem Feuer, „die Kindesseele aus der Hand der Natur entgegenzunehmen und sie auf Stufen, die immer höher und höher steigen, dem Ideal aller Erziehung entgegenzuführen, dem reinen, unverkünstelten, gottähnlichen Menschenthum —!"

„Wo dann der moderne Staatsbürger fertig ist, der keine überlieferte Ordnung mehr anerkennt, seinem

König und der Obrigkeit ständlich den Gehorsam verweigert und vor allen die Herren Geistlichen Schwarzröcke schimpft, deren Autorität man nur noch aus policeilichen und Zweckmäßigkeitsgründen zu schonen hätte —“

Auf diese scharfe Aeußerung des Grafen, die sich vom Wirthschaftsinspector und vom Geometer, der hier im Auftrage der Regierung Vermessungen leitete, eines lebhaften Zunickens zu erfreuen hatte, schwieg der junge Geistliche und sah ebenfalls bedeutsam seinen Freund an, den Doctor Standtner, der ihn hier eingeführt hatte und ihm weder beistand, noch ihn ganz im Stiche ließ, wie er wenigstens zeigte, als er scherzhaften und sarkastischen Tons äußerte:

„Die Schule müßte allerdings eigentlich für uns Christen über der Kirche stehen! Denn bei den Juden, die doch in Allem unser Vorbild sind, gab es zwar einen einzigen großartigen Kirchenbau, sozusagen eine Peterskirche, den Tempel Salomonis in Jerusalem, sonst aber in jeder Stadt, meines Wissens, nur Schulen. Wer dort Samstags in die Kirche gehen wollte, ging in die Schule, wo gelehrt und katechisirt wurde, ich weiß nicht, ob nach Socratischer oder Dinterscher Methode —“

Da der Graf trotz seiner scharfen Rüge eines neuerdings so hochgesteigerten Selbstbewußtseins der Volksschullehrer, auf welche er eine Schilderung der Streitigkeiten seines Lehrers mit dem Ortspfarrer fol-

gen ließ, doch in seinem gastfreien Wohlwollen verharrte, seinen Gästen nach dem Thee noch feurige Südweine vorsetzen, dazu Cigarren austheilen ließ und zum Rauchen aufforderte, so erholte sich allmälig der junge Geistliche von seiner Niederlage und nahm die dominirende Stellung wieder ein, die ihm der Graf als sonst gebührend auch zuzuerkennen schien.

In der That war der junge Geistliche eine anziehende und bedeutende Erscheinung. Sein dunkles Haar wallte in natürlichen Locken lang auf seine Schultern herab. Den Hals trug er fast entblößt. Nur ein leichtes Tuch hielt lose sein feines Hemd zusammen. Der Rock war noch fast der Pikesche eines Studenten ähnlich. Kurz geschnitten, hatte er keinen Kragen und konnte, da er schwarz war, wie die Tracht eines Methodisten herauskommen. Die Fußbekleidung waren Schuhe mit Kamaschen. Sein Antlitz sah luftfrisch und sonnengebräunt aus. Ein Turnergesicht! hatte er sich gestern selbst ausgedrückt, als man sein unstubenmäßiges Aussehen rühmte. Braune Augen leuchteten unter schwarzen Wimpern. Sie hatten ein Feuer, das die Wärme des Gemüths nicht ausschloß. Um den angenehm geformten Mund spielte ein feines Lächeln, das sich selbst im leidenschaftlichen Affect nicht verlor und dann allerdings der ganzen Erscheinung des auch schlank und behend gewachsenen Mannes etwas wenn nicht Unentschlossenes oder wol gar Lässiges gab, doch etwas Weibliches und ganz in jenem

Doppelſinn des Wortes, das ebenſo liebenswürdige Güte und Verſöhnlichkeit wie mangelnde Thatkraft ausdrückt.

„Indem er zerſtreut durcheinander von den angebotenen Speiſen, Getränken und zuletzt auch von den Cigarren nahm, benutzte er den vom Wirth artig gebauten Uebergang zu einer minder ſchroffen Aufſtellung der obwaltenden Gegenſätze, ſtellte ſich aber doch wieder ganz auf die Seite der Schule. „Die Geiſtlichen,“ ſagte er, „beanſpruchen das Aufſichtsrecht über die Schule, ohne etwas vom Jugendunterricht zu verſtehen. Das ſind noch Reſte jener Zeiten, wo Friedrich der Große ſeine Unterofficiere als Schulmeiſter abcommandirte. Seitdem in unſeren Tagen das Schickſal aller Staaten, die nur irgend nennenswerth, darauf hingewieſen hat, daß ſich in den tiefſten Unterlagen des Volkslebens alles erneuern, erkräftigen, in ſeiner Leiſtungsfähigkeit ſteigern müßte, iſt auch die Volksſchule über den Horizont der gelehrten oder lateiniſchen Bildung hinausgewachſen. Es iſt leicht geſagt: Leſen, ſchreiben, rechnen lernen — man vergißt, welche Schwierigkeiten ſelbſt mit der richtigen Anbahnung dieſer einfachen Disciplinen verbunden ſind! Will man entgegnen: Auch die alte Zeit hat dieſe Fähigkeiten zu Stande gebracht ohne den neuen — Schwindel, wie Sie es wol nennen, Herr Graf! ſo frägt ſich: An wie viele gelangte denn damals die Austheilung des heiligen Geiſtes? Und auch das

frägt ſich: Was waren dieſe Pfingſtgaben — wirklich vom Himmel gefahrene feurige Zungen oder ein bloßer Mechanismus, der den Menſchen ſelbſt nicht ergriff, ihm weder eine moraliſche, noch eine weitere intellektuelle Ausbildung gab? Lehren, das muß zugleich Erziehen heißen, Wiſſen, das muß zugleich Können werden. Der Elementarunterricht muß die Keime einer weiteren Entwicklung mit ſich bringen und die individuelle Menſchenbildung muß Hand in Hand gehen mit dem Belaſten des Gedächtniſſes, dem Ueben und Stählen der geiſtigen Fähigkeiten. Wahrlich, unſer großer Meiſter, Heinrich Peſtalozzi, der edle treffliche Schweizer, hat zwar von ſeiner Methode geſagt, ſie ließe ſich wie ein Mechanismus, wie ein förmlicher Rechenknecht, ein Küchenrecept ſelbſt von einem Stümper anwenden. Doch hat er damit nur den Folgen des traurigen Zufalls, daß mehr Lehrer nöthig ſind als geboren werden, vorbeugen wollen. Wie dem ſei, auch dieſer Mechanismus iſt nicht leicht, er will gekannt, angewendet, nach den Umſtänden gemodelt ſein. Das ſind alles Gebiete, durch welche wir Theologen, die wir nur vom metriſchen Aufbau eines Sophokleiſchen Chors und von den verſchiedenen Lesarten an einer verfänglichen Stelle im Römerbrief wiſſen, wie in finſterer Nacht dahintappen."

Das Bild der Nacht lag nahe. Denn ſeltſam düſter war es draußen geworden trotz der Mittagsſtunde. Der hereingebrochene Frühling ſchien gänzlich

vom Geſtirn des Tages vergeſſen zu ſein. Graue Wolken entzogen ihm ſeinen belebenden Strahl. Jetzt wurde ſogar die Färbung der vom Sturm heraufgetriebenen atmoſphäriſchen Gebilde am Himmel förmlich blau und ſchwarz.

Der Graf hatte den Redeſtrom des Geiſtlichen nur mit einer kurzen Frage an die Diener, die aufzuräumen begonnen hatten, unterbrochen, ob ſich Wülfing wieder eingefunden hätte? Dann, als er vernommen, daß dieſer von Niemand wiedergeſehen worden, und Befehl gegeben hatte, des Jägers Kammer zuzuſchließen und ihm den Schlüſſel zu bringen, winkte er mit einem wohlwollend lächelnden Blick dem Geiſtlichen nur bat, daß er die Unterbrechung entſchuldigen und fortfahren möchte.

„Alles recht ſchön," ſagte er dabei, die Luft in ſeiner Cigarre anziehend; „aber dieſe Schulmeiſter müſſen in Demuth und in der Furcht des Herrn erhalten bleiben, ſonſt machen ſie ſich und die Bauern zu üppig. Dieſe ſticht ohnedin ſchon lange der Hafer, daß ſie fortwährend ausſchlagen und über die Stränge hauen!"

Doctor Staudtner ſchielte nach dem Billardzimmer nebenan, legte ſeine linke Handfläche platt auf den Tiſch, preßte den untern Daumen an den Zeigefinger und gab damit pantomimiſch zu verſtehen, daß ſich eine Partie Billard beſſer lohnen würde, als ein Geſpräch, das ſich ſchwerlich mit dem Bekehrtwerden einer der beiden ſtreitenden Parteien endigen würde.

Der Wirthschaftsinspector, Herr Anbelang, der Geometer, Herr Pfeiffer, waren stumme Zuhörer geblieben, die in den Rücksichten auf den Grafen und auf einen Geistlichen hin- und herschwankten.

Der Graf verstand den Wink, sprang auf und öffnete die Glasthür des Billardzimmers. Dort trat man ein. Der Graf nahm vom Queue-Gerüst eine Anzahl Stäbe herunter, präsentirte sie seinen Gästen und langte die elfenbeinernen Kugeln aus den grünen Säcken der mit einem weißen, jetzt schnell herabgenommenen Tuche geschützten Tafel. Doctor Staudtner machte sich an das schwarze Brett, das an der kahlen Wand hing, suchte die Kreide, leitete die Verständigung über die Höhe des Points und stellte die Kugeln auf. Er schien erst jetzt in sein Fahrwasser gekommen. Doctor Staudtner war eine kleine Gestalt, mit dünnem blondem Haarwuchs am Haupte, aber mit einem ziemlich starken, wohlgepflegten, in's Röthliche schimmernden Bart um Lippe und Kinn. Er mußte eine Brille aufsetzen beim Spielen, zeigte aber in seinen Bewegungen viel Gewandtheit und war auch meist beim Spiel der beste Treffer. Beim Auszahlen hatte er fast allein gewonnen. Der Graf spielte von allen am schlechtesten. Er schien zerstreut zu sein.

Das Diner sollte um vier Uhr genommen werden. Da das Wetter trübe und stürmisch blieb, doch keinen Regen brachte, schlug der Graf den zuletzt ermüdeten und sich von ihrem Spielunglück nicht sehr

befriedigt fäblenden Gäſten vor, mit ihm eine Spazierfahrt zu machen und der Frau Paſtorin entgegenzufahren — denn gewiß würde die liebenswürdige Frau ihr Wort halten, des Herrn Paſtors reizendes Käthchen. „Oder — halt! Wie heißt ſie?“ unterbrach ſich der Graf. „Nicht wahr Gertrud? Wenn Sie Lienhard — müßte ſie Gertrud heißen —!“

„Dann hätte ſie ja ſchon mein Vater als Kind kennen, ſie als meine künftige Gattin vortaufen laſſen müſſen!“ ſagte Neſſelborn. „Mein Vater wartete lange auf eine Gertrud als eine ſchweſterliche Ergänzung zu mir. Die kam aber nicht. Endlich brachte ihm mein Bruder, ein Oeconom, ein Enkelchen. Da mußte denn der geliebte Name heran. Leider ſtarb das Kind. Macht ihn nun mein Bruder noch Einmal zum Großvater und iſt's wieder ein Mädchen, ſo wird ſie unbedingt wieder Gertrud heißen müſſen.“

„Das iſt ja gefährlich wie — der Adel —!“ rief der Graf. „Die Perſonen dem Begriff geopfert, das Individuum der Gattung —! Wo bleibt denn da das ſtolze „Ich gleich Ich“ von Euch Materialiſten —?“

Staudtner kannte an ſeinem Freunde Neſſelborn eine gewiſſe Umflorung des Auges, Vorboten eines Unmuthes, der den alten Studiengenoſſen zuweilen hinreißen konnte, eher alles zu erſcheinen, nur kein zahmer Nachmittagsprediger. Das Mindeſte war dann, daß er Hut und Stock nahm und ſich, ohne ein Wort zu ſagen, aus einer Geſellſchaft, wo man ihn reizte, entfernte.

Staudtner ſuchte die heitere Stimmung zu erhalten. Er erzählte, während der Graf den Wagen bezeichnete, der angeſpannt werden und vorfahren ſollte, die Geſchichte eines Menſchen, der kein Menſch geworden war, nur ein Menſchenbegriff, kein Weſen der Wirklichkeit, nur ein Phantaſiegebild. Er erzählte die Geſchichte einer Prinzeſſin Inteſtina, die man in derſelben Fürſtengruft Weimars zeigte, wo Schiller und Göthe liegen. An einem kleinen Behälter, der das Herz und die Eingeweide eines Prinzen enthalten hätte, deſſen Körper in der Lage war, anderswo begraben werden zu müſſen, hätte ſich infolge der lateiniſchen Aufſchrift: „Intestina Principis N. N.“ bei den Cuſtoden, alten ausgedienten weimarſchen Kammerhuſaren, der Sarg einer kleinen unmittelbar nach der Geburt geſtorben ſein ſollenden durchlauchtigſten „Prinzeſſin Inteſtina“ gebildet. Dieſe Geſchichte beluſtigte leidlich. Sie paßte für Männergeſpräch, wo man ſich nicht viel Zwang anlegt, auch nicht den Zwang, von Menſchenanſätzen, von Grillen im Wachsthum der Stammbäume, von Stereotypen der Schöpfung und ähnlichen Beſchränkungen des Begriffes „Ich gleich Ich“ zu ſprechen.

„Umſobeſſer —“ rief der Graf, als jetzt der junge Geiſtliche in Abrede ſtellte, daß es ſeine Frau mit ihrer Abſicht, auf's Schloß zu kommen und ihn abzuholen, ernſt gemeint hätte, „umſobeſſer, dann hat unſere Partie einen Zweck! Wir holen Frau Hedwig — eine Namensſchweſter alſo meiner Frau Jad-

Weg schreitet, den eben ein armer Sünder zum Richtplatz gegangen, so muß das Kind eines gleichen Todes sterben. Hier dachte aber Blaustrumpf an die erfreuliche Criminal-Statistik des Fürstenthums und sagte spöttisch: „Das hat gute Wege!“ Die alte Brautjungfer fuhr fort: „Und wenn Hochzeit ist, und es werden keine Gläser zerbrochen, so werden die jungen Leute nicht reich.“ — „Sie meinen, wenigstens der Glaser nicht!“ fiel Blaustrumpf ironisch ein. Die Hebamme hatte das Wort. „Und dann ja kein Tuch so um den Leib wirbeln, als wär's ein Strick,“ sagte sie: „denn dann muß das Kind gewiß einmal hängen. Auch müssen Sie sich in die Bettvorhänge keine Nadeln stecken: denn davon bekommen die Kinder böse Zähne.“ — „Und da Sie gerade von den Betten sprechen,“ fiel die Brautjungfer ein, „so muß man mit der flachen Hand auch nicht auf das Brautbett schlagen, wenn man es macht!“ — „Warum nicht?“ frug Blaustrumpf. „Es ist nicht gut;“ hieß es. Die Frau wußte weiter nichts, als: Es ist nicht gut. Sie bekam dabei ein Schütteln und Frösteln in den Gliedern und blieb dabei: Es ist nicht gut. So liegen in dem dunkeln Ocean des menschlichen Glaubens Gegenden von unergründlicher Tiefe, wo das Volk nicht einmal mehr etwas bestimmt Gefährliches und Eventives ahnt, sondern bloß vor dem Abgrunde und dem Ungeheuerlichen, was er bergen könnte, erschrickt. Das Volk fürchtet sich noch immer vor dem Kampfe, in welchem sich der Himmel und die Hölle das Recht auf die Erde streitig machen. Es hat die Ahnung einer bestimmten seligen Ordnung der Dinge und sieht diese bei unzähligen Vorkommnissen gestört. Ueberall, wo der Aberglaube sagt: Es ist nicht gut, da scheint eine Unter-

wiga — ab! Wir entführen ſie von der Waldbenge mit Gewalt! Und dann haben wir zwei Gefährte nöthig!“

Der Thür zugewendet rief er:

„Noch die blaue Kaleſche, Franz!“

Jetzt erhob der Gatte entſchiedenen Einſpruch. Zum Mindeſten wollte er ihn gegen den zweiten Wagen erhoben haben. Er ſagte, er ſelbſt bliebe zurück und wollte den Ortspfarrer und wol auch den Schulmeiſter beſuchen.

Das machte denn auch ſofort Staudtner richtig. Die Entſchiedenheit ſeines Handelns erſetzte bei ihm den ſeltenen Gebrauch des Wortes. „Reſſelborn bleibt zurück —“ erklärte er.

„Und mich ruft mein Amt —“ „und mich das meinige —“ fielen die beiden anderen Männer ein, der Beamte des Grafen und der der Regierung.

So war denn Ein Wagen vollkommen ausreichend für den Grafen, für Staudtner und die reizende Tochter des Wirthes zum Mohrenkopf, wenigſtens ehemals eine berühmte Schönheit, die für den Adel der Umgegend ebenſo anziehend geweſen, wie der Champagnerkühler ihres Vaters und die Trüffelſauce ihrer Mutter.

Man verabredete, um vier Uhr wieder beiſammen zu ſein. Die Vermehrung der Geſellſchaft durch die Frau Pfarrerin ſchien gewiß. Auch der Medicinalrath, der Vater des jungen Staudtner, konnte kommen, ſicher doch auch — Gräfin Jadwiga.

Und plötzlich ließ der Graf nun doch die blaue Kaleſche

noch mitanspannen. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß seine Gemalin aus ihren Eigensinnsanfällen durch auffallenden Lärm zu vertreiben war. Jemehr Leben sich um sie her bewegte und je weniger der Graf dabei den Schein annahm, als berücksichtigte er sie, desto lebhafter wurde zuweilen sie selbst. Zuweilen —! Denn des Grafen gelegentliche, sich auf diese Erfahrung beziehende Aeußerung: „Du bist ja wie die Kanarienvögel, die immer lebhafter singen, je lauter um sie her gesprochen wird!“ hatte sie ihm nicht wenig übel genommen. Sie verdarb ihm zuweilen das Zutreffen seiner Maximen, auf deren Richtigkeit er sich soviel einbildete. Jetzt ließ er knallen und peitschen und trotzdem, daß dazu die Hunde bellten, rief er noch beim Niederfahren von der Anhöhe, auf welcher das Schloß lag, halb und halb unnütze Befehle aus dem geöffneten Schlage an die den Abfahrenden nachblickenden Hausinsassen. Den Schlüssel zu Wülfings Zimmer hatte er zu sich gesteckt.

Lienhard Nesselborn, der Geistliche, der lieber Pädagoge gewesen wäre, besuchte den Pfarrer und den Schulmeister.

Beide waren in ihren Aemtern neu. Sie kannten sich einander noch wenig, schienen noch nicht einmal persönlich eine Fühlung zu haben und doch hatte der Pfarrer schon den Schulmeister beim Gutsherrn verklagt —! Wahrscheinlich, sagte sich Nesselborn, als er den Pfarrer verlassen hatte, aus

keinem andern Grunde, als weil er gehört hatte, der Graf iſt ein Ariſtokrat. Dem Pfarrer, glaubte er zu bemerken, paß ſeine Exiſtenz wie ein neuer Rock. Im Grunde war ſie feiner und bequemer als ſeine alte Lage geweſen ſein konnte, in einem Dorf über dem Gebirge hinaus, aber noch drückten die Nähte, noch war ihm hier etwas zu weit, dort etwas zu eng. Hätte der Mann Kinder gehabt, die neue Einwohnung würde raſcher von ſtatten gegangen ſein. Neſſelborn erzählte dem viel älteren Collegen, daß er ein einziges Töchterlein, das er hatte, zu Ehren Jean Pauls und ſeines ſchönen Buches über die Erziehung „Levana" genannt hätte, worüber die Pfarrersleute griesgrämig lächelten.

Beim Schulmeiſter war Leinhard mehr in ſeinem Element. Dieſen fand er im Gegenſatz zu den Aeußerungen des Grafen ſchüchtern und zurückhaltend — wenn auch nicht unmöglich war, daß ſich hinter ſeinem verlegenen Dreinſehen Selbſtgefühl verbarg. Als der lange hagere Mann mit ſeiner Lehrſtunde beim Eintreten eines Gaſtes abbrach — er war gerade im Handhaben der Kugeln an der Rechenmaſchine begriffen — ermunterte er ihn, fortzufahren. Der gute Dorfſchulmeiſter konnte nicht. „Ich habe," ſagte er, „die Scheu der Hühner, wenn ſie Eier legen! Sie ſuchen ſich den dunkelſten Winkel, um ihr Geſchäft im Stillen abzuthun." Stoff bei Alledem, den Zaghaften geſprächſam zu machen,

gab es genug. Als Neſſelborn das Schulhaus verlaſſen hatte, nahm er einen Eindruck mit, der ihm wohlgethan hatte. „Ihr klagt die Lehrer an," ſagte er ſich, „und vertieft Euch nicht in ihr Gemüth —! Dieſer da wollte mit ſeinem kleinen Lehrapparat und Wiſſen allein ſein. Alle Lehrkunſt iſt Ausfluß des Gemüths, Ergebniß der Stimmung, der individuellen Perſönlichkeit —!"

Dermaßen blieb das Wetter rauh, daß Lienhard nicht verſucht ſein konnte, die Rückkehr der Ausgeflogenen im Freien abzuwarten. Er begab ſich in's Schloß zurück und benutzte die ihm ertheilte Erlaubniß, ſich in die Sammlungen des Grafen zu begeben, von welchen diejenigen, die nicht aus Gegenſtänden von Gold oder Silber beſtanden, neben dem Bibliothekraum bequem zugänglich waren. Es milderte ſich ihm dadurch die Peinlichkeit des Wartens. Er war geſpannt, ob in der That ſeine Gattin ihren Scherz, ſie würde ihn abholen, wahr machte. Den Muth, ſich den Männern, die ſie abholen wollten, anzuſchließen, traute er ihr mehr zu, als er wünſchen mochte. Das Peinliche lag ihm nicht ſo ſehr darin, daß er dem Grafen gegenüber doppelt drückend hätte fühlen müſſen, wie ſehr er ſich in der Wahl einer Wirthstochter als Lebensgefährtin vergriffen (die Schönheit und eigenthümliche Naturkindsliebenswürdigkeit derſelben hatte überall ſo viel Anklang gefunden, daß er ſich längſt über dieſen ihn etwa treffenden Vorwurf beruhigt fühlte),

es war vielmehr eine andere Beſorgniß, die ſein Behagen ſtörte. Einmal hatte ſich die Gräfin noch nicht blicken laſſen. Ihr Erſcheinen war für die Mittagsmahlzeit in Ausſicht geſtellt. Konnte man aber wiſſen, ob ſie kam? Wie peinlich dann, wenn ſeine Frau nur vom Schloßherrn empfangen war. Und kam die Gräfin wirklich, dann griff die Mohrenkopfstochter, das wußte er ſchon, mit allen Händen zu, um ſich ſämmtlicher Freiheiten zu bedienen, die man ihr geſtattete. In der Regel durfte ſie reden, was ſie wollte, Alles ſtand ihr. Bei Alledem fürchtete er grade heute die ſeltſamſte Begleitung des Intereſſanten und allgemein Gefallenden, das man ſeiner Gattin nachrühmte, von einem gewiſſen Hauch — der Gewöhnlichkeit, nicht blos jener Gewöhnlichkeit, die ſich am geſtrigen Abend durch die boshaft trotzige Anſpielung des Jägers auf den Urſprung und die Beziehungen des jungen Geiſtlichen zum Wirthshauſe hinlänglich kenntlich gemacht hatte, ſondern auch ein Hauch geringer Anſchauungen überhaupt, der Lienhards eigene Erſcheinung dann — mitbeſchlug und mittrübte.

Als es auf vier Uhr ging, hörte der in den Bücherſchätzen des Grafen Vertiefte die geräuſchvoll getroffenen Vorbereitungen zum Mittagsmahl. Lienhard erhob ſich von einigen alten Büchern, in denen er Nachrichten gefunden hatte, die ihn feſſelten. Des Grafen Großvater hatte ſich für die Unternehmungen eines preußiſchen Adligen, des Freiherrn von Rochow

intereſſirt, der auf ſeinem Gute Rekahn eine Muſterſchule, allerdings im Sinne einer jetzt veralteten Erziehungslehre, errichtet hatte.

Das Anfahren der rückkehrenden Wagen weckte ihn aus ſeinen Träumen und aus manchen Betrachtungen über die mit Ungebühr verſpotteten Schwärmereien der Zopfzeit.

Als er den Wagen entgegenging, ſah er, daß deren drei ſtatt zwei zurückkamen. Auch der Medicinalrath kam und fuhr im eigenen Gefährt. Im erſten ſaßen ſein Sohn, der Graf und Hedwig, Lienhards Frau. Der dritte fuhr leer.

Der Lärm des Hauſes wirkte in der That auf die Gebieterin. Sie erſchien in gewählter Toilette. Die Diener erklärten dem jungen Pfarrer das Schlagen der Flügelthüren, das Rauſchen von Gewändern, die Verweiſung aller Gäſte auf den Salon im Mittelbau als die Vorboten des Erſcheinens der Gräfin.

Ein mit Marmor, Bronze und Stuck überladener Raum nahm die Gäſte auf, ehe ſie zu Tiſch gingen. Neſſelborn mochte ſeiner Gattin nicht ſofort entgegentreten. Frau Hedwig bezeichnete ſchon ihr Kommen durch eine Lebhaftigkeit und Wortfülle, die ihm vorkam, als ließe ſie ihn nun völlig überflüſſig erſcheinen.

Der Saal hatte drei mächtig hohe Fenſter, die zugleich Ausgänge auf einen Balkon bildeten. Nur wenige Augenblicke war hier Lienhard allein. Dann kam die Gräfin hinter einer Portière von der einen Seite,

zu gleicher Zeit traf durch die Mittelthür die übrige Gesellschaft ein.

Die Gräfin trug die Farben braun, schwarz, gelb, vertheilt an Seide, Sammet und Krepp. Goldene Armbänder, ein goldenes, kleines mit Perlen besetztes Diadem im Haar, gaben ihr ein beinahe fürstliches Aussehen. Sie hielt sich hoch und stolz denen gegenüber, die sie kannte, herablassend den ihr noch fremden, gütig sogar gegen die junge Frau Pfarrerin, die sich übrigens diesen Titel sofort verbat und nur Frau Nachmittagspredigerin genannt werden wollte. Schalkisch und herzgewinnend war der Ton, wie die leider zu kleine, aber schöne und nur etwas zum Starkwerden neigende Frau sich sogleich einführte, ihren Widerstand gegen die gewaltsame Entführung erzählte, ihre improvisirte Toilette entschuldigte — ganz nur im Vorübergehen vertraulichst ihren Mann grüßte, von Levana an den bösen Papa, den Nachtschwärmer, einen Gruß bestellte — ihr Entzücken über die glänzende Ausstattung des Saales und die Schönheit der Gräfin aussprach und bei Alledem sogar noch Zeit fand, etwas anzudeuten, das sofort ihr Hinsinken in einen Sessel, ihre Erschöpfung und ein gewisses Sichgehenlassen entschuldigte. Die Gräfin hatte sie holdseligst begrüßt. Als sie sah, daß die Nachmittagspredigerin andeutete, sie wäre in der Erwartung, Levana ein Schwesterchen oder Brüderchen zu geben, wurde sie verlegen und einsylbig. Lienhard's feiner Takt bemerkte es sogleich

und nunmehr litt er ſchon ſehr unter dem Naturkindsweſen ſeiner Frau.

„Wir wohnen in unſerm Bruckbach," ſagte Frau Hedwig, „noch ſchlimmer als auf dem Lande! Hier wächſt das Gras doch nur auf den Wieſen, dort in Bruckbach in den Straßen! Die Störche niſten auf den Schornſteinen am großen Markt und wenn wir nicht ein Kreisoberamt und ein Juſtizcollegium hätten, ſo wären wir uns noch Abends in den Straßen mit unſerer eigenen Handlaterne Licht verſchaffen müſſen. Damit ſind wir aber noch lange nicht bis zur Einführung der Gasbeleuchtung. Sie, ſchlimmer Herr Pfeiffer — Sie, ja Sie ſollen an allem ſchuld ſein! Wie geht's Ihnen denn —?"

Sie meinte den zum Diner wieder zurückgekommenen Geometer, der noch ihre beſondere Begrüßung nicht bekommen hatte. Die Annahme, dieſer unſchuldige Mann könnte von hier aus über zwanzig Meilen hin in Bruckbach die Gasbeleuchtung einführen oder deren Einführung verhindern, war ein reiner Scherz.

Der Vater des Doctor Staudtner, der Medicinalrath, führte die Gräfin zu Tiſch, der Graf die redſelige Nachmittagspredigerin, die ihr vieles Sprechen durch den Mangel an Zuhörern entſchuldigte, die ſie von den geiſtlichen Functionen ihres Mannes gewohnt wäre. Sie hatte ſich in ihr ſchönſtes Kleid, einen Atlasſtoff in blau geworfen. Weiße Spitzen garnirten den Ausſchnitt und den Bruſtlatz, der einen blen-

deutweißen Hals zeigte. Frau Herwigs Haar war röthlich blond, lockig und von einer so üppigen Fülle, daß sie nicht zu wissen schien, wohin damit. Da und dort hatte sie es in Flechten und losen Toupets unterzubringen gesucht. Seltsamerweise waren ihre Augenbrauen schwarz, wodurch sich ein auffallender Contrast bildete, der Manchen anzog, Anderen unheimlich erschien. Die weißen Zähne und rosigen Lippen waren untadelhaft. Am Mund bildeten sich beim Sprechen eigenthümliche, fast schmollende, unwillkürlich kokette Grübchen am Kinn und an den Wangen. Als Pienhard noch Candidat war, hatte er diese Grübchen als Nestchen der Amoretten besungen.

Im Analysiren dieser anziehenden Schönheit schritt der Medicinalrath mit Gräfin Ludwiga die große Hauptstiege hinunter in den Speisesaal. Die vielleicht zu große Fülle der Nachmittagspredigerin erklärte er aus ihren Anspielungen auf die Störche, worüber die Gräfin erneuert lächelte. Schon wurde die Herrin des Hauses so zerstreut, daß sie erst nach einiger Zeit auf ihre Nachbarschaft aufmerksam wurde, veranlaßt durch ihre Vornamensschwester, die darum bat, soweit als möglich von ihrem Gatten entfernt sitzen zu dürfen. Dieser hatte den Ehrenplatz neben der Herrin erhalten.

Der Medicinalrath und sein Sohn schienen zwei vollkommene Gegensätze zu bilden. Betrachtete sie jedoch ein Seelenkundiger genauer, so erkannte er, daß die Eigenschaften des Sohnes schon, wie man zu sagen

pflegt, latent im Vater ſchlummerten. Jener war eine hohe wohlbeleibte Geſtalt, dieſer nur mittelgroß und mager. Jener immer geſprächig, angeregt, ein Liebhaber, wie man bald erſah, des Glaſes; dieſer ſchweigſam, kalt und mäßig. Jener überfließend von Artigkeiten, dieſer ſchroff, ja zuweilen grob. Dennoch verſtanden ſich beide vortrefflich. Der Grund ihres Weſens war bei beiden das Streben nach Gewinn und Herrſchaft. Der Vater hatte ſich den Medicinalrathstitel durch ſeine Sommerpraxis erworben, die einem berühmten norddeutſchen Bade galt. Dann überließ er als Kreisarzt ſeine officiellen Verpflichtungen einem ihm von der Regierung zugeſtandenen Erſatzmann und zog mit jedem erſten Juni in jenes viele Meilen von ſeinem Wohnorte entlegene Bad, um mit der Mitte des September wieder in ſeine Winterquartiere zurückzukehren. Die Nachmittagspredigerin weckte die größte Heiterkeit am Tiſch und bei Niemand mehr als beim jungen Staudtner, der einmal des Vaters Praxis erben ſollte, als ſie an eine an den Medicinalrath gerichtete Frage, ob er ſich nicht bald den Schneegänſen anſchließen würde, die längſt nach Norden gezogen wären, eine Schilderung anſchloß, die eine dem Leben entnommene Satyre war.

„Auch bei unſerem Bruckbach," ſagte ſie, „iſt ein ſolches Bad, ein Schwefelbad, das einen ganz abſcheulichen Geruch verbreitet und nicht mehr viel beſucht wird. Ein einziger Arzt genügt dafür und dieſer kommt dann von unſerem Bruckbach. Das iſt zum Lachen, wie

lage von Normalharmonie dem ängstlichen Wahne zum Grunde zu liegen, und er fürchtet etwas, das ihm eine Abweichung von der Regelmäßigkeit derselben zu seyn scheint. Das fruchtbarste Feld für die phantastischen Blumen und Wucherranken des Aberglaubens ist die Hoffnung eines neuen Lebens, das in der Mutter keimt. Hier ist der Zusammenhang in der That geheimnißvoller Art und nur Menschen von so dürren und trockenen, wenn auch gutgemeinten Begriffen, wie Blaustrumpf, könnten, um hier zu predigen, Folgendes wiederholen, was er sagte: „Die Bildung des Menschen ist ja eine rein physische Nothwendigkeit. Der Embryo bekömmt ja das Wenigste von der Mutter, sondern bildet Alles, seine Nahrung, sein Gestalt und sein Fleisch aus sich selbst hervor. Auch strebt der Embryo fortwährend darnach, sich unabhängig zu machen, schon nach dem Grundsatze der Perfectibilität des Menschengeschlechts. Er empört sich gegen das Ei, in dem er sitzt. Er wird stärker, als seine Umgebung, er bricht sie zuletzt. Alles, was in der Mutter an künftiger Bestimmung des Kindes fühlbar wird, geht auf physische Empfindungen. Die Verstimmungen des Nervensystems entstehen ja nur aus den Senkungen des Ovariums. Druck in der Herzgrube kann man im dritten Stadium spüren, auch Druck auf die Harnblase, überhaupt auf alle Gefäße, wodurch auch namentlich beim Gehen der Schwangern leicht Anschwellungen der Nerven bei den untern Gliedmaßen entstehen können: aber von einem Druck auf die Gehirnnerven weiß die Physiologie nichts; und dieser Druck kömmt nicht von dem zarten keimenden Weltbürger, sondern höchstens von der trüben, mit nichts als Aberglauben geschwängerten Atmosphäre der Spinnstuben her.“

dieſer Mann auf Patienten wartet! Natürlich iſt er ſelbſt der erſte Badegaſt, revidirt die Quellen, die Badeanſtalten, erläßt die Anzeigen und ſorgt für die Zeitungen und Billards im Kurſaal. Alle Jahre giebt's einen neuen Kurſaal-Pächter, weil der frühere immer Bankerott macht. Nun lauert unſer Doctor auf leidende Menſchheit. Jeden Morgen ſteckt er die Naſe in die Hotels, ob Jemand angekommen. Iſt die Poſt fällig, ſo macht er ſeinen Spaziergang am Poſthofe und ſchielt auf die Paſſagiere, die ausſteigen. Sieht er die Promenaden von zwei Menſchen wimmeln, Menſchen, die er nicht unterzubringen weiß, ſo geräth er in die größte Aufregung, ſchneidet ihnen den Weg ab, grüßt ſie und erkundigt ſich hinter ihrem Rücken, ob es Kurgäſte oder bloße Paſſanten wären. Hat er endlich ein Dutzend Namen zuſammen, ſo wird eine Kurliſte in die Zeitungen geſchickt. Der Mann dauert mich! Studiert zu haben und ſich ſein Brod ſo ſauer verdienen zu müſſen, da doch lieber Steine klopfen —!"

Das heftige Lachen des jungen Staudtner über dieſe Schilderung war eigentlich Bosheit gegen ſeinen eigenen Vater. Ohne Zweifel mußte ſich dieſer getroffen fühlten. Doch vergab er ihm wie der ſchönen Sprecherin den Spott. Das Gemeinſame der beiden Staudtner's war das Geltendmachen aller erlaubten Hülfsmittel, um ſich in einer Welt, wie die unſere nun einmal iſt, behaupten zu können. Ueber den zu lachen, der den Schaden hat, gehört zu den Hauptartikeln der Lehre vom Erfolg.

Lienhard Neſſelborn ſchien eine reinere, edlere Natur zu ſein. Ihm war jedes heftige Sichſchütten vor Lachen fremd. Es lag ein Druck auf ſeinem Gemüth, ein ſtilles Leiden in ſeinem Auge, das ihn der Gräfin ſympathiſch machte. Sie wich dem ärztlichen Thema aus, hörte nicht auf die Redſeligkeit der ſchönen Blondine mit den ſchwarzen Augenbrauen und ermunterte ihren Nachbar zur Rechten (zur Linken ſaß der Medicinalrath), von den Eindrücken zu berichten, die er beim Pfarrer und beim Schulmeiſter empfangen. Er hatte von ſeinen Beſuchen geſprochen.

Auf die jeweiligen „Sieh! Sieh!“ oder „Ei! Ei!“ oder „Das iſt erfreulich!“ womit ſie die zurückhaltenden Mittheilungen ihres Nachbars unterbrach, folgte von Seiten ihres Gatten ein erneuerter Proteſt gegen die moderne Lehrerwelt.

„Sie, mein theurer Herr Pfarrer,“ rief er über den ganzen Tiſch hinüber, „verwechſeln die ideale Stimmung, die Sie perſönlich, von Ihrem gebildeten Standpunkte aus, über die Aufgaben des Unterrichts, die Ziele aller Volksbildung, haben dürfen, mit den Anſprüchen, die von Schulzüchtern erhoben werden, die aus dem unterſten Volk, meiſt aus Handwerkern oder Bauerhinterſaſſen, ihren Urſprung nehmen. Das geringe Wiſſen, das ſich dieſe Menſchen aneignen, erfüllt ſie mit einem maßloſen Dünkel. Da wir Nicht-Schulzüchter allerdings über die erſten Anfangsgründe unſeres Wiſſens hinaus ſind, ja immerhin in Ver-

legenheit kommen würden, wenn man uns in manchen Details des Elementar-Unterrichts, in unregelmäßigen Zeitwörtern, Rechnen mit Brüchen, ja ſogar in den verſchiedenen Pflanzengattungen examiniren wollte, ſo hatten dieſe Menſchen ihr in ſich geordnetes, aber ſehr kurzes Wiſſen für die Quelle aller Weisheit und ſich ſelbſt für die eigentlichen Prieſter und Propheten der Menſchheit. ‚Ich muß wahrhaftig lachen, wie man noch immer auf der Bühne die Schulmeiſter ſchildert! Man mache doch nur einmal, wie ich in meiner Beamtencarrière, die nähere Bekanntſchaft mit dieſen Menſchheitsverbeſſerern, die ihr biſchen Wiſſen, ihre Lehrgangsdreſſur höher ſtellen, als das Wiſſen der Gymnaſien und Univerſitäten! Ein auf der Bühne richtig geſchilderter Schulmeiſter müßte jetzt ein Phantaſt, ein unausſtehlicher Rechthaber ſein, etwa wie Kotzebue ſeiner Zeit die Naturphiloſophen ſchilderte. Aus einer einzelnen einſeitigen Virtuoſität, die ſich ein ſolcher Menſch im Seminar angeeignet hat, der Eine im Rechnen, der Andere im Geigenſpielen, der Dritte im unerſchrockenen lauten Alleinreden, nehmen ſie eine Veranlaſſung zu maßloſem Dünkel her. ‚Iſt nicht jetzt auch ſchon der Schulmeiſter auf dem Lande der eigentliche Tribun und Aufwiegler?‘“

Schärfere Anklagen konnten kaum ausgeſprochen werden. Der Medicinalrath ſchien ſie zu unterſtützen und zu theilen. Neſſelborn glühte. Die Kräfte ſeiner Selbſtbeherrſchung ſchienen nicht länger vorhalten zu wollen.

Seine Gattin aber beugte dem Ausbruch vor. Sie zog die Lacher auf ihre Seite und that es gerade dadurch zumeist, daß sie die zornige Rede des Grafen auf ihren Mann und auf sich bezog. „Ja, wir sind Schulmeister!“ rief sie. „Wenn es nach mir ginge, müßte mein Mann seinen schwarzen Nachmittagstalar ganz an den Nagel hängen, seinen schwarzen Sammethut und die Bäffchen auch noch dazu. Die stehen ihm nämlich gar nicht. Dann legten wir eine Erziehungsanstalt an, wie die war, worin ich selbst erzogen bin. Eine Gräfin wollte mein Vater nicht aus mir machen, aber zum Mindesten eine Frau Medicinalräthin — nicht wahr, Heinrich?“

Die letztere Anrede galt dem jungen Staudtner und erregte ein allgemeines Lachen, da der Ton des Vortrags in der That die Schalkheit selbst war. Flüsternd, doch so, daß es Alle hören konnten, sprach sie:

„Das war nämlich mein erster Courmacher! Er hatte es bequem! Er wohnte in unserer Nachbarschaft! Sonst würde er sich nicht drum gerührt haben —“

Das Lachen steigerte sich; denn gerade das Phlegma und die Bequemlichkeit des jungen Staudtner galten für erwiesen.

„Da brachte der Heinrich aber von der Universität den Lienhard Nesselborn mit,“ fuhr sie fort, „der — doch ich komme von meiner Anstalt ab — nicht von der, die wir erst anlegen wollen, sondern von der, wo ich, daß Gott erbarm'! — zur Frau

Nachmittagsspredigerin dreſſirt worden bin. Nun gut. Das iſt eine Anſtalt geweſen für Mädchen. Wir wurden, unſerer Hundertundzwanzig, darin erzogen, wie die Blumen auf dem Felde wachſen, namentlich die wilden Hyacinthen. Nicht in geregelten Gärten, nicht in Töpfen, nicht in umgekehrten altmodiſchen Champagnergläſern, die mit grüngewordenem Waſſer ewig am Fenſter ſtehen — nein —"

Den Champagner ſervirte man bereits in mattrothen großen Kelchen. In ihre Rede hinein bezeichnete ſie dieſe Kelche als „zart wie Biscuit", worüber der Faden ihres Vortrags abriß. Der Graf gab den Ton dafür an, ſie auf hundert Dinge zugleich zu bringen. Ueber jede Naivetät der jungen Frau platzte er wie über die Einfälle eines privilegirten Hanswurſten mit Lachen heraus.

Frau Hedwig ſchilderte den Hyacinthenflor ihrer ehemaligen Mitgenoſſen, die gleichmäßige Tracht der jungen Mädchen, ihre Spaziergänge, ihre regellos angeſetzten Stunden, ihren wechſelſeitigen Unterricht, der die Koſten des Inſtituts erleichtern, Lehrer und Lehrerinnen ſparen und den Preis der Penſion ſelbſt niedrig ſtellen ſollte. Vor allem rühmte ſie die Führerin der Penſion, eine energiſche junge Frau, die ihren Mann zum Oekonomen der Anſtalt gemacht hätte, während ſie allein das geiſtige Ruder führte. Sie hätte unterrichtet, correſpondirt, wäre alles in Allem geweſen, während der Mann die Einkäufe auf dem

Markt besorgt und für die Ersparung beim Verbrauch von Holz, Licht und Kartoffeln gesorgt hätte. „Ich versichere Sie," so schloß Frau Hedwig — „es ist manches gute Korn in unserem Gedächtniß sitzen geblieben, trotzdem daß wir nur drei Lehrer in der Anstalt hatten, die aber auch nur ab und zu gingen. Examiniren Sie mich einmal! So gut wie Einer weiß ich, daß Columbus Amerika entdeckt hat und ein gewisser Franz Drake die Kartoffeln nach Europa brachte!"

„Von wem ist Japan zum Christenthum bekehrt worden?" fragte der Graf und stellte sich, als wollte er's mit dem Examiniren ernst nehmen.

„Ja," antwortete die junge Frau, „wenn Sie so fragen, Herr Graf, dann jagen Sie mir einen japanischen Schrecken ein —!"

Als man über ihr mit Absicht gemachtes Wortspiel zu lachen aufgehört hatte, setzte sie hinzu:

„Von China aber weiß ich, daß es mit einer großen Mauer umgeben ist."

Die Gräfin horchte nur immer und lächelte. Sie fand sich in die Weise Jedes der Anwesenden, nur heute nicht in die ihres Mannes. An diesem erschien ihr gradezu alles unausstehlich. Jede seiner Fragen, jeder der feinsollenden Witze, jeder seiner heftigen Lachausbrüche, die selbst Lienhard Nesselborn, ihren Nachbar, zu verletzen schienen, ließ sie verstummen, wenn sie auch hätte reden wollen. Und Lienhard saß selbst gedrückt und vermied sogar den Blick seiner mit

ſo gewagtem Frohmuth dominirenden Frau. Er wußte, wenn er ihr einen Blick zuwarf, der ſie zur Mäßigung mahnen ſollte, ſo verfehlte er erſt recht ſeine Abſicht. Sie redete ihn dann unmittelbar an und verrieth ſogleich, daß er ihr gleichſam einen Denkzettel gegeben. „Mein Mann hält mir eine vorläufige Gardinenpredigt.“

Salbungsvolle Vortragsweiſe, eine völlige Ausglättung aller ſeiner, übrigens noch friſchen und rundgeformten Geſichtszüge unterſtützte die Abſicht des Medicinalraths, dem Grafen über die pädagogiſchen Antipathieen Recht zu geben und zu gleicher Zeit den Erziehungsſchwärmer Neſſelborn zu verſöhnen. Dies Choralſprechen des Vaters, wie es der junge Staudtner nannte, erreichte nicht ſelten die Oberhand.

„Man ſollte unſeren Pädagogen,“ ſagte er, „nachdrücklich zu Gemüth führen, daß es ſich in der That nicht mehr darum handelt, blos Menſchen zu bilden für eine einſame Inſel in der Südſee, für ein Arkadien, das es gar nicht giebt. Menſchenerziehung —! Lieber Himmel, wir ſind Deutſche, wir ſind Deutſche des neunzehnten Jahrhunderts, ſind Handwerker, Kaufleute, Officiere, Gelehrte — wir haben eine ſo ſtreng bezeichnete Aufgabe im Leben zu löſen, daß wir nur Zeit verlieren — und was iſt Zeit jetzt für ein koſtſpieliger Artikel! — wenn wir dem Erzieher Raum geben, ſich durch Philoſophiren und ewiges Verallgemeinern in Widerſpruch mit den gegebenen Verhältniſſen zu ſetzen. Indeſſen —“

Der Graf ſchnitt den beabſichtigten zweiten Theil dieſer Rede, den verſöhnenden für Neſſelborn, ab. „Ja, für die Stände, für die einzelnen Lebensſtellungen," rief er, „ſollte unmittelbar erzogen werden! Die Verallgemeinerung darf nicht zurückgehen bis auf den Menſchen, der nur ein bloßer Begriff iſt, ein Findling, ein Ausgeſetzter der Wüſte, der, wenn er die Schule verläßt, nicht weiß, was er im Leben beginnen ſoll! Wenn ich nicht irre, hat das jener andere Schweizer, der Herr von Fellenberg, vor Ihrem Heinrich Peſtalozzi voraus, Herr Doctor, daß er an die Geſellſchaft anknüpfte, wie ſie einmal iſt! Herr von Fellenberg miſchte nicht Bauern und Barone, nicht künftige Landwirthe und Kaufleute, Ruſſen und Engländer zuſammen, ſondern trug dem künftigen Beruf ſeiner Zöglinge, ihrer elterlichen Lebensſtellung Rechnung, erzog alſo nicht Menſchen für ein Paradies, ſondern Menſchen für unſere Welt und unſere Epoche."

Von Neſſelborn erwartete man allgemein jetzt eine Antwort. Selbſt für Frau Hedwig wurde ihr Mann beinahe zu zahm. Dieſer ſah jetzt nur auf den Wirthſchafts-Inſpektor, der eine eigene Art hatte, ſich gleichſam jeder Aeußerung, die man gethan, am Schluß derſelben, wie ſeines Eigenthums, zu bemächtigen. Noch ehe Jemand mit ſeinem Vortrag fertig war, ſchnitt Herr Anbelang ihn ab und fiel mit einem „Sehr richtig!" oder mit dem Schlußgedanken der Worte, die geſprochen, ein, ehe der Sprechende noch

zu Ende war. So hatte er auch jetzt, wo der berühmte Landwirth Fellenberg genannt worden war, zwar nicht vor dem Grafen schon vorausgesagt: „für unsere Welt und unsere Epoche —“ aber etwas Aehnliches. Sah in einem solchen Falle alles zu ihm hinüber und erwartete die Kundgebung auch seiner Meinung, so blieb er die Leistung des Erwarteten schuldig, worüber regelmäßig eine peinliche Lücke entstand.

Als diesmal diese Pause vorüber war und der Pfarrer dem Inspektor Zeit gelassen hatte, sich auch seinerseits zu äußern, von welcher Erlaubniß jener diesen keinen Gebrauch machte, begann endlich der Gatte der Frau Herwig:

„Abkürzung des Bildungsganges —! Wahrlich ein Ruf, der wie Posaunenton über alle Länder dahin fährt, über die volkreichen Städte, die brausenden Maschinen, die dampfenden Schlote, das Ameisengewimmel, Abbild unsres ganzen jetzigen Erdenlebens innerhalb unserer Culturgrenzen —! Mit dieser Abkürzung, mit diesem: Was ersparst Du uns? Was können wir Fertiges von Dir, ungeprüft, ununtersucht, so sicher entgegennehmen, wie im Fabrikleben der Arbeiter des dritten Stadiums der Rohstoffbearbeitung die Ergebnisse des zweiten entgegennimmt — ich sage, mit dieser Abkürzung und Theilung der geistigen Arbeit die wahre Aufgabe aller Bildung, die Darstellung eines dem höheren Zweck alles Erdenlebens

entsprechenden Menschen, die Wahrheit der sittlichen Freiheit zu verbinden, das ist eine unendlich schwere Aufgabe. Aber sie muß gelöst werden. Zwischen den Gängen eines Mittagsmahls jedoch ist davon nicht zu sprechen —"

„Ist davon —" Diesmal blieb Herrn Adelang das abschneidende Einfallen im Munde stecken. Er hatte im Vorwegnehmen der Rede des Sprechers schon an jener Stelle, wo Nesselborn mit den Worten „eines Mittagsmahls" fertig war, die kleine Pause des diesem nöthiggewordenen Athemholens benutzt, um dem Gedanken sein Punktum zu geben; da aber begriff er erst, welche grobe Ablehnung darin für den Grafen lag.

Zum Glück fiel Frau Hedwig parodirend ein:

„Nein, nicht bei einem so kostbaren Salat! Um diese Zeit! Das kommt aus Ihren Treibhäusern?" Und um die heitere Stimmung, die sie mit ihrem Wort hervorgebracht, festzuhalten, fügte sie hinzu: „Bekommt Levana einen Bruder, so bilden wir ihn sogleich zum Supernumerar-Lazareth-Assistenten aus —!"

In diesem Scherz lag zugleich eine Anspielung auf den jungen Staudtner, der als Arzt nur noch wenig verdienen mochte. Jetzt rührte sich aber auch dieser.

„Nein," sagte er, „das wird wieder eine Tochter! Und diese soll dann meine Frau werden! Levana ist schon zu alt für mich. Bis zur Heirathsfähigkeit Ihrer — nun, wie soll sie heißen —?"

Es wurden Namen vorgeschlagen.

„Ja, das sagen Sie wohl, Herr Consistorialrath," bemerkte die „weise Mutter": „wenn eine Frau in den Umständen nicht oft auf die Bleiche geht, bekömmt sie doch keine weiße Kinder." Blaustrumpf lächelte: „Gut, ich sage nichts dagegen; wenn es nicht für das Kind nützt, so nützt es doch vielleicht für seine Wäsche."

So sieht man wohl, daß Blaustrumpf alle Hände voll zu thun hatte, um diese vernagelten Gemüther, wenn es mit dem Schlüssel des Causalnexus nicht gehen wollte, mit der Brechstange seines Zorns zu öffnen. Er stöberte überall, wo er nur hinlangen konnte, die Spinngewebe alter Vorurtheile aus und wischte mit dem langen Aermel seines Consistorialtalars alle Mai-Kreidezeichen von den Thüren ab, die als Amulette gegen böse Gewalt dienen sollten. Er war rüstig, wie ein Weißtüncher, und hatte immer einen gelöschten Kalktiegel der gesunden Vernunft hinter sich, wenn er irgend eines Bürgers Haus besuchte und sich in dem Unter- und Oberstübchen seiner Begriffe umsah. Gern hätt' er an Häuser, die ihm verdächtig schienen, schwarze Tafeln als geistliche Pockenschilder ausgehängt und die Bewohner derselben in Contumaz-Anstalten eingeschlossen; doch, da sich hier für keine Veranstaltung finden ließ, so mußte er sich wohl begnügen, nur mit seinem rationalistischen Desinfectionschlorkalke die Menschen und hauptsächlich die Gegenstände zu bespritzen. Inspector Geigenspinner sagte: „Ach, es thäte Noth, und nur die lange Gewöhnung an ihn," (er spielte damit auf eine Versetzung an) „nur diese hinderte die Gemeinde, seinen Ermahnungen eifriges und reuevolles Gehör zu schenken."

Geigenspinner gehörte zu jenen Geistlichen, die den

„Frau Profeſſor Gottſcher!“ rief der Graf auf dieſe gewagten Scherze eingehend und ſie noch erweiternd. „Aber wie hieß die doch?“

„Adelgunde!“ ſagte Leonhard ruhig.

„Adelgunde!“ wiederholte der Graf und gab, indem er mit dem Glaſe aufſtand, das Zeichen zum Anklingenlaſſen der übrigen Gläſer auf die Hoffnung ſeiner Nachbarin, die verlegen niederblickte und unter den langen Wimpern ihrer vor Erregung blitzenden Augen zur Gräfin hinüberlugte, von welcher ſie fürchtete, ſie würde von all dem Durcheinander unangenehm berührt.

Und in der That, Hedwiga ſaß auf glühenden Kohlen. Niemand blickte herzhaft auf ſie hin, alle vermieden, ihr wehe zu thun. Sie aber glaubte im Gegentheil, Aller Blicke durchbohrten ſie. Sie glaubte himmelhoch in leerer Luft zu ſchweben und ſuchte nach Anhalt und ſank in ihren Phantaſieen immer tiefer abwärts. Was redete man da ſo offen von Frauenhoffnungen, von erwarteten Söhnen und Töchtern? Sie kämpfte mit ſich, ob ſie nicht ſofort vom Tiſch aufſpringen ſollte, und ſann über eine Ausrede nach, die entſchuldigte, wenn ſie es that. Aber erhob ſie ſich, dann erbebte ſie, daß gerade die Flucht auffallen würde. Und der Medicinalrath — wie indiscret waren ſeine Blicke, wie verfänglich ſeine Fragen —! So eingepfercht leben zu müſſen in Vorausſetzungen, die Jeder wie die einfachſten Anſätze eines Rechenexem-

pels zuſammenzieht —! So ſein müſſen, ſo ſein ſollen, wie dieſe Menſchen ſich's alle denken —! Und ſchrecklicher noch, ſo wirklich ſein, wie ſie denken, ſo ihnen Recht geben zu müſſen —! Was iſt doch der Menſch eine Maſchine —! Eſſe ich hier —? Was, ich weiß es nicht. Führe ich die Gabel, das Meſſer —? Ich lebe meilenweit von hier, ich rede und ich weiß nicht worüber —! Sehen ſie Dir's denn an, daß Du Dich vor Welt und Menſchen verſteckſt — ja vor Gott, vor den Geſetzen der Natur verſteckſt —! Aermſte —! Und wenn Du die Kraft in Deinem Arm fühlteſt, Berge zu verſetzen, wenn Du Meere abdämmen, Ströme in ihrem Lauf hindern zu können glaubſt, Du kannſt keine Knospe hindern, aufzubrechen, kein Blatt in ſeiner Entfaltung hemmen —! Das iſt, wie die Sonne den Schnee ſchmilzt, wie die Wärme belebt, wie die Kälte erſtarren macht, wie ein Stein im Waſſer unterſinken muß —! Alles um ſie her feierte den Triumph des Lebens und was lebendig blühe und gedeihe — ſie dagegen ſtieß mechaniſch an die Gläſer an, lächelte holdſelig und opferte dem Tode.

Der Medicinalrath war ein Diplomat. Dem gräflichen Paar fehlte das Band der Kinder. Er verweilte bei einer „Adelgunde" nur ſo lange, bis er genügend ſein literar-hiſtoriſches Wiſſen über die gelehrte Demoiſelle Kulmus, Frau Gottſched, erſchöpft hatte und über die Perrücken und Zöpfe der lateiniſchen Schulen hinweg raſch beim Rector eines benachbarten Gym-

naſiums angekommen war und den Deckel von einem Schatz von Anekdoten abgenommen hatte, die über dieſen Orbilius, wie er ihn nannte, und deſſen Zerſtreutheit in Umlauf waren. Jeder gab noch einen neuen Beitrag hinzu und Leonhard meinte:

„Da ſcheint es doch, als wenn die Jugendſeele der Forelle gleicht, die nicht im ſtillen Waſſer leben kann, nicht im Teich dahin zu ſchießen vermag mit ihrer behenden Zierlichkeit; ſie muß Strudel und Klippen, Steingeröll und Hinderniſſe haben; das erſt weckt und ſtärkt ihre elaſtiſche Kraft —! Die Jugend wird bedeutend, ſelbſt wenn man mit ihr verfehlte Experimente macht. Der Menſch wird dann die reife Frucht; Wiſſen und Können iſt ja nur die Blüthe, das Blatt und die Wurzel —“

Kurz vor Beendigung des Mahls befiel den Grafen eine ihm ſelten überkommende humoriſtiſche Laune. Sonſt war er mathematiſch regelmäßig in ſeinen Unternehmungen, heldenhaft trocken in ſeinen Behauptungen, umſtändlich ſtreng in ſeinen Erwägungen. Heute machte ihn die junge Nachmittagspredigerin und deren Natürlichkeit zur Ausnahme von ſich ſelbſt. Aus einem Geiſt ſprach er heute, der nicht der ſeinige war. Er handelte nach fremden Motiven. Der Diener Franz flüſterte ihm, als er wiederholt nach Wälfing gefragt hatte, zu, ſchon hätte ſich ein fremder Jäger gemeldet; er ſähe zwar abgeriſſen aus, doch ſchiene er handfeſt und jagdtüchtig zu ſein. Herrſchaftliche Die-

ner pflegen dem Jäger in einem vornehmen Hause die Initiative für alles zu überlassen, was schwer fällt.

Die Nachmittagspredigerin wußte, weshalb am Abend vorher die gewaltthätige Scene mit einem Mitgliede der Dienerschaft des Hauses stattgefunden hatte. Man hatte es ihr auf der Herfahrt erzählt. Sie konnte es verstehen, warum der Graf sagte, seine Diener sollten Respect vor seinen Freunden und Hausgenossen bekommen, und darauf den Befehl ertheilte, der neu sich meldende Jäger sollte sofort im Saale eintreten und sich in Gegenwart seiner Gäste examiniren lassen. Seine Fragen, woher er käme, wie er hieße, wo er früher gestanden hätte, sollte er hier am Tisch beantworten.

Da in diesem Augenblick alles auf die Lippen der Gräfin sehen mußte, ob diese ihre Zustimmung zu diesem von ersichtlicher Weinlaune hervorgerufenen Befehl geben würde, so mußte man bemerken, daß ihre Lippen bebten und die stolze Frau wie eine Bildsäule dasaß.

„Wir wollen uns nicht umsonst mit Volkserziehung beschäftigt haben — der Neuling kann sogleich die Gründe kennen lernen, warum sein Vorgänger entlassen wurde! Kommt Wülfing zurück, so soll seine Strafe die sein, Jemand noch neben sich dulden zu müssen —! Wir entlassen Wülfing nicht. Zur Jagdzeit können wir zwei Jäger brauchen. Nicht wahr, Jadwiga —?"

Der Graf redete mit seiner Frau, ohne deren

Antwort abzuwarten. Sofort ſprach er weiter und jetzt nur mit Franz und zur Thür hingewendet. Er ſah nicht, wie alle Gäſte voll Verlegenheit dreinſchauten. Keiner wußte, ob die halbgeöffneten Lippen und die Marmorblöſſe der Gräfin Befremden über etwas Ungeziemendes an ſich oder über eine zuweitgetriebene Galanterie für ſeine Nachbarin ausdrücken ſollten, für die Tochter eines Hauſes, wo Lienhard Neſſelborn, wie ſich der entlaufene Jäger ausgedrückt haben ſollte, wohl gelernt haben würde, ſich ſelbſt zu bedienen.

Darüber machte nun Franz ſchon Anſtalten, den Höhepunkt der Tafel, eine Beluſtigung für die Herrſchaften herbeizuführen — was konnte einen ſolchen ſtolzen Jäger mit dem dreieckigen Federhut, dem ſilbergeſtickten Bandelier, den ſilbernen Treſſen auf ſeiner grünen Livree vor den übrigen Bedienten ſogleich zahmer machen, als ſo von der Landſtraße her in die Herrlichkeit eines gräflichen Tafelzimmers eingeführt zu werden, Gegenſtand des Lachens, des Spottens, der Demüthigung, ein reines Deſſertvergnügen —?

Schon hörte man derb auftretende Schritte ſich nähern und ſah den zweiten Diener in die eine der geöffneten Thüren hinauswinken — —

Da erhebt ſich plötzlich die Gräfin und geht einer entgegengeſetzten Thür zu. Sie hat ihr Taſchentuch an's Geſicht gedrückt. So ſchnell, ſo krampfhaft haſtig, als wenn ſie ein Naſenbluten befallen hätte:

und doch nicht schnell genug, daß nicht der junge Staudtner und ihre Namensschwester, Frau Hedwig, ihr nachgesprungen wären, um ihr beizustehen.

„Bitte, bitte — bleiben Sie — einen Moment — ich komme sogleich zurück —!“

Damit verschwand Hedwiga. Ein Nasenbluten, das hatten die Beiständigen gesehen, war nicht die Ursache der jähen Flucht.

Der Graf deutete sich die hastige Entfernung als eine Kundgebung der Unzufriedenheit mit seinen heute einmal ausnahmsweise beliebten demokratischen Gelüsten. Gerade deshalb, weil er heute früh verlangt hatte, daß sich seine Gattin in die Ausnahmen ebenso leicht finden sollte, wie in die Regeln, blieb er passiv, beruhigte die Gesellschaft und nöthigte sie, selbst da noch behaglich am Tisch sitzen zu bleiben, als die Gräfin sagen ließ, sie bäte ihres andauernden Unwohlseins wegen um Entschuldigung, doch sollten sich die Gäste durch nichts stören lassen.

Der Medicinalrath machte ein pfiffiges Gesicht. Er suchte die Augen des Grafen, um diesem etwas, was sich laut nicht gut aussprechen ließ, aus den seinigen zuzublinzeln.

# Fünftes Kapitel.

Auf ihrem Zimmer hatte Gräfin Larwiza bald erfahren, daß das Examen des Jägers Hennenhöft zu seinem Nachteil ausgefallen war.

Die durch ihr plötzliches Verlassen der Tafel gestörte gute Laune ihres Gatten hatte dessen kritische Schärfe gesteigert.

Man berichtete ihr, daß sich der kecke Nimrodssohn als einen alten Kameraden Wölfings angekündigt hätte, ohne darum Anstand zu nehmen, seinen alten Freund aus seiner Stellung, die dieser vielleicht nur zeitweilig, aus Schaam oder aus Trotz, verlassen hatte, verdrängen zu wollen. Treiil und frech hatte Hennenhöft im Schlosse, im Hofe, im Garten und dann sogar im Speisesaal unter den Gästen sich umgeblickt, hatte die an ihn gerichteten Fragen mit ersichtlicher Ruhmredigkeit beantwortet und war zuletzt vom Grafen ohne Angabe weiterer Gründe abgewiesen worden. Larwiza hatte die Genugthuung, noch selbst den Aufdringling vom unbeobachteten Fenster aus mit einer höhnischen und aus Mund schadenfrohen Ge-

behrde das Schloßportal durchschreiten und zum Dorf hinuntersteigen zu sehen.

Damit wurde aber die Last, die auf ihrem Herzen lag, nicht leichter. Es rangen Entschlüsse in ihr nach einem endlichen Abschluß. Doch nach allen Seiten hin führten diese auf die Wege des Verbrechens. Sie sah für Jedes, was sie etwa beschloß, vollkommen die strafende Nemesis voraus, sie sah sogar die ernste Gestalt der irdischen Gerechtigkeit mit der Waage in der Hand und mit dem Schwerte, aber ihre Gedanken hafteten nur am Wie? der Ausführung, am Vorzug des einen Auswegs vor dem andern. Die mit dem Glück des Reichthums begabten Menschen und die in der Stufenleiter der Gesellschaft Bevorzugten glauben, daß die Gesetze nur für den geringen Mann gegeben sind.

Schon senkte sich die abendliche Dämmerung herab auf die längliche Thal-Mulde, in deren Mitte sich, von freundlichen Anlagen umgeben, aus Feldern, Obstanlagen und zerstreuten dichten Gehölzen Schloß Wildenschwert erhob. Der wolkenbedeckte graue Himmel that das Uebrige, um zeitig die Nacht hereinbrechen zu lassen. Der Sturm aus Nordwest, der den ganzen Tag über gewüthet hatte, mit dem Wachsen, Drängen und Keimen des Frühlings im vollsten Widerspruch, hatte die düstern Vorhänge des Himmels nicht zerreißen können. Nur beim Sinken trat die Sonne, die hinter den Wolken ihren gewohnten Weg

genommen, am Rande des Horizonts noch einmal her-
vor und warf einen Scheideblick, blutigroth, unheim-
lich die Wetterfahne auf der Spitze der Kirche und die
hohen Fenster des Schloſſes beleuchtend, von den dun-
kelviolett gewordenen Rändern der Anhöhen herüber.

Die in ſich ſelbſt ſchmerzlich getheilte, das Böſeſte
brütende Frau fühlte ſich ſogar durch dieſen letzten
Abendrothſchein ermunternd aufgeregt. Die Fenſter-
ſcheiben glühten. Sie öffnete ihr Schlafgemach, das
nach dem Park hinauslag. Die Wipfel der vom
Sturmwind gepeitſchten Ulmen ſtanden wie im Feuer.
Ihr hob ſich die Bruſt dabei wie vor ſeligem Ent-
zücken. Denn das war dieſelbe Beleuchtung, wie ſie
vor einigen Monaten geſchienen hatte, als ſie in der
Reſidenz von Otto von Fernau in die Oper begleitet
wurde — dabei zu Fuß gegangen war — der Wagen
rollte langſam hinter ihnen her. Sie waren aus dem
großen, vor dem Thor befindlichen engliſchen Garten
gekommen, wo ſie die läſtige Zeugenſchaft der Diener
nicht gehindert hatte, ſich auszuſprechen, wie ſie fühlten.
Jetzt ſchritten ſie über die berühmten Boulevards, de-
ren Mitte den Fußwandelnden gehört, dahin; rechts
und links brauſte das Gewühl von Roſſen und Wa-
gen. Damals ſchien völlig ebenſo die Sonne durch
die Bogen eines majeſtätiſchen Thores und blitzte
bis hinüber auf eine Fülle der herrlichſten Tempel
und Paläſte, vergoldete die Inſchriften, die auf
ihnen Apollo und die Muſen, Mars und ſeine Krie-

ger feierten. Wohl hatten damals die Bäume kahl gestanden, der Winter hätte sich jeden Augenblick in seiner ganzen Strenge wieder einstellen können, aber in ihnen selbst blühte es wie ewiger Frühling, wie der sinnenberauschende, wonnige Süden . . .

Die Erinnerung an den Mann, der sie zum erstenmal mit dem bestrickenden Gefühl, einem Manne gegenüber ein Weib zu sein, ein Weib der Liebe und Hingebungsbedürftigkeit, zu erfüllen und zu beleben vermocht hatte, trieb sie jetzt hinunter unter das schwankende Dach der erst halbbelaubten Bäume. Von den Gästen konnte sie da Niemand sehen. Noch erte sie nicht die Wagen vorfahren, die diese nach ihren verschiedenen Wohnorten zurückbringen sollten.

Wie mußte der Gärtner den Kopf schütteln, der seine Herrin da so halb entblößten Hauptes, nur mit einem Zipfeltuch bedeckt, durch die rauschenden Alleen hinschreiten sieht —! Einen großen rothen Shawl preßt sie um ihre Schultern. Wie ein Meer wogt und rauscht es über ihr. Und ebenso schaukelt sich ihr Herz. Da muß denn wohl desto sicherer der Fuß auftreten und trotzig schreitet sie dahin über die feuchten, hier mit künstlichen Felsgesteinen und Farrenkräutern, dort mit niedrigem Drahtgitter eingefaßten Wege. Im zunehmenden Dunkel schimmern geisterhafte Birken. Hadwiga's Phantasie sieht die Zweige sich beleben. Sie weicht ihnen aus. Nun verirrt sie sich auf eine Erhöhung, wo durch

Talar nur benutzen, um Gesinnungen zu verbergen, die, wenn sie sich offen zur Schau stellen dürften, durch ihre Weltlichkeit verletzen würden; oder es wäre auch möglich, daß er seine noch immer sichtbaren weltlichen Manieren gebrauchte, um gleichsam zu zeigen, daß er mit dem geistlichen Stande nichts was menschlich wäre, für unverträglich hielte. Blaustrumpf liebte Pfarrer, die Whist spielten und Liebhabertheater arrangirten, weil er sie für das beste Gegengift gegen den Pietismus hielt. „Die Religion," sagte er, „soll den Menschen Vergnügen machen," und hatte somit nichts dagegen, wenn die Geistlichen sich gerade als die Meister des Vergnügens (maitres de plaisir) benahmen. Geigenspinner hatte überhaupt viele Hofmanieren. Er wußte, ohne gerade zu verleumden, doch immer lieber das Böse von den Menschen zu sagen, als das Gute, am liebsten von seinen Collegen. Tobianus stellte er aus Spottlust in das rechte, Blasedow aus Haß in ein falsches Licht. Blaustrumpf war sehr aufmerksam, als Geigenspinner folgendes theils factisch falsche, theils falsch gemeinte Zeugniß ablegte: „Tobianus ist in der Theologie das, was bei Quartetten immer derjenige ist, der die Bratsche spielt und das Abendessen zu der Unterhaltung vergibt. Er hat die beste theologische Bibliothek in der Umgegend und kauft die meisten Bücher. Er würde keine Ruhe haben, wenn in der Theologie etwas Wichtiges vorgefallen wäre und er nicht wenigstens eine Recension darüber gelesen hätte. Er will nicht wissen, was der Sinn einer neuen Erscheinung ist, sondern bloß, was man darüber sagt. Frägt man ihn: Haben Sie Lücke's Lukas gelesen, so antwortet er: Nein, aber Schuderoff's Prediger-Journal sagt ungefähr dies darüber. So kann man im-

Felsenfen ein kleiner See gehemmt wird, um mit deſto größerer Fülle an einer andern Stelle als Waſſerfall niederzuſtürzen, dann wieder aufzuſchäumen mit mächtigem Giſcht, ſich durch künſtlich zuſammengelegte Felſen den Weg zu bahnen. Sinnend ſteht ſie über der Tiefe und grübelt über — ewige Vernichtung.

Aber nicht an Selbſtvernichtung wollte ſie denken, wenn auch an Zerſtörung. Sie wollte beſitzen, erreichen, was ſie ſuchte, aber wegſtoßen, was ſie an Erreichung ihres Zieles hinderte. Aber ſie ſah ſich — o ſchrecklich! gefangen in ſich ſelbſt, bedingt durch ſich ſelbſt, abhängig von Einflüſſen, die ſie nicht abwenden konnte, mochte ſie auch rütteln am eiſernen Thor der Nothwendigkeit, ſoviel ſie wollte. Wie ſollte ſie dieſen Bann brechen? Wie Menſchen finden, die ihr zu thun ermöglichten, was ſie zu thun ſchon entſchloſſen war? Sie wollte die Trennung von ihrem Mann. Sie wollte die Gattin Fernau's werden. Aber ſie wollte königlich, feenhaft, mit dem ganzen Füllhorn ihrer Beſitzthümer in das Leben des Heißgeliebten eintreten. Entzückte ſie auch das Bewußtſein, ihm nichts zuzubringen und darzubieten, als ſich ſelbſt — der Gedanke machte ſie zittern: er ſah wie eine Prüfung Otto's aus. Sie ſelbſt hätte entbehren können — wie aber dann Fernau, wenn —? Nein, nein, wozu grübeln —! Wozu Verſuchungen anſtellen —! Warum nicht den Geliebten in ein goldenes Daſein, in weiche, wie von Zauberhänden geſchaffene Lebens

lagen einführen? Otto von Fernau ſollte an ihrer Seite nicht wie ein Gott der Erde ſchwelgen —? Er, der ſo maleriſch hingegoſſen in der Loge des erſten Ranges, die Arme verſchränkt, ſo ſicher zu den Sitzen des Königs und der Prinzen hinüberlorgnettiren konnte, wer verdiente ſo eine hervorragende Stellung, zu welcher das „Talent zum Glück“ eben Otto mehr als Graf Wildenſchwert beſaß —? Ihr Gatte mit ſeiner albernen Verſchwendung auf Bauten, Sammlungen, Wirthſchaftsreformen, Experimente aller Art —! Nichtigkeiten für ſie, Phantaſtereien, denen auch ſie — ſich opfern laſſen ſollte? Opfern durch — das Kind, deſſen Wachsthum ſie unter ihrem Herzen fühlte —?

An eine düſtere Tanne mit langen Hängewipfeln lehnte ſie ſich und ſtarrte in die Nacht. Sie grübelte —: Dieſem Kinde zu Gefallen ſollſt Du Deine Juwelen, Deine goldenen Spangen, Deinen Hermelinmantel von Purpurſammet, der Dir ſo majeſtätiſch ſtehen ſoll, Deine Karoſſen, die glänzenden Livreen Deiner Diener, den Beſitz eines Palaſtes, den Fernau's Phantaſie in der Reſidenz erfinden und bauen laſſen wird — hinwerfen auf die gräfliche Wiege —? Von ihrem eigenen Vater war für ihre Zukunft nichts mehr zu erwarten. Der Commerzienrath Freiherr Wolmer von Wolmerode war in die Hand einer ehrgeizigen Familie gerathen, die für jedes Jahr, das er älter geweſen, als die ſchöne Freiin Saldern zum Ottenfels (und deren waren beinahe dreißig), die höchſte Summe hatte

anrechnen und teſtiren laſſen, die ſich nur erſchwingen ließ bei ſo viel Zärtlichkeit, wie ſie der greiſe Herr zur Schau trug. Dieſe Zärtlichkeit — wie ergrimmt war Jadwiga auf ſie —! Sollten dieſe Summen ſeine unverwüſtliche Jugend beweiſen, ſeine Fähigkeit, noch lieben zu können? Er bewies dieſe Fähigkeit durch die ſchwächſte Hingebung an die Launen und die raffinirten Veranſtaltungen ſeiner jungen Frau. Obſchon der Vater jetzt nicht mehr eigentlich arbeitete, ſo war doch von den „Errungenſchaften" dieſer zweiten Ehe die Rede —! Man ſagte, daß ſchon jetzt aus dem Beſitz des Vaters große Summen, manche mit ſeiner eigenen Zuſtimmung, verſchwanden, um für ſeine einſtige Witwe in Sicherheit gebracht zu werden. Mittel und Wege zur Bereicherung, die vielleicht ihre junge Stiefmutter ſelbſt nicht kannte, gaben ihre Verwandte an. Jadwiga wollte ſich ihr Vermögen ſichern um jeden Preis. Sie brütete über einen Betrug ihres Gatten und — der Natur.

Wie ſie ſich aus den eiſernen, vom Urbeginn der Schöpfung geſchmiedeten Feſſeln der Naturnothwendigkeit loswinden konnte, das war ihre Sorge. Um ſie her am Wege lauerte der Mord. Der Dolch des Macbeth, der in den Lüften ſchwebende, zog und zog auch ſie und ſchmeichelte ihr mit wunderbarer Ueberredung. Noch ſchauderte ſie vor den gräßlichen Bildern der Möglichkeiten zurück. Selbſt vor dem Bilde jenes ſubtilen Mordes, der ſein Opfer nicht mit blutigen

Händen erstickt, nicht auf ein Messer hinzustürzen, auf eine zu leerende Giftphiole taumeln läßt, sondern durch Hunger, Entbehrung, Verwahrlosung tödtet. Ergriffen sie diese Bilder, so wehte ihr der Sturm dazu das Tuch vom Scheitel und lockerte ihr Haar, so daß es schwankte wie die Blüthenrispen, die an der Einfriedigung des Parks von den Haselnußstauden herniederhingen. In solchem Grade war ihr ganzes Ich herausgetreten aus ihr selbst. Ja sie sah sich verkörpert wie eine Matrone mit gelben Runzeln, lauernd dahinschleichend, ängstlich um sich blickend. Sie mußte stehen bleiben, den nächsten Baumstamm festhalten und vor sich hinmurmeln: Nur das nicht —! Sie richtete ihren Blick gen Himmel.

Der Himmel kleidete sich in Nacht und hatte vor sein geschlossenes Zelt nicht einen einzigen Stern als Wächter gestellt. Wie denn aber anders —? flüsterten wispernde Geisterstimmen um sie her. Für das, was sie vorhatte — nein! nicht offnen Mord, nein! nicht Selbstzerstörung — wohl aber — Verbergen ihrer Mutterhoffnung, heimliche Niederkunft, Beseitigung des Kindes, das ihr und ihrem künftigen Gatten und ihren künftigen Kindern ihr eingebrachtes großes, eine Million übersteigendes Vermögen erhielt — dazu bedurfte sie eines entschlossenen Beistands. Ohne Freunde, ohne Vertraute ließ sich die Mitgift ihrem Angebeteten nicht erhalten. Schon die Trennung vom Grafen — wie schwer war sie durchzuführen! Noch hatte sie gegen ihn

oder gegen Andere, als eben die Fernau's, Otto und die Schwägerin, kein Wort von einem ſolchen Verhaben fallen laſſen. Es war eine fürchterliche Empfindung, die ihr eiſige Schrecken über den Nacken rieſeln ließ, als ſie ſich zum erſten Male klar und offen ſagte: Du mußt hier die vom Geſetz verlangte „Schuldige" ſein! Sie ſah das Bild eines Leichtſinns vor ſich, den ſie ſonſt gar nicht fühlte, der vollkommen ihren Phantaſieen fremd war! Nie war ihr Sinnen frivol. Sich mit Roſen ihr Haar umkränzt zu denken, den Becher voll perlenden Weins am Munde, unter Lichtern, Muſik, am Arm eines Mannes, der ſie mit verbrecheriſchen Küſſen bedeckte — das zerrann ihr ſogleich in Nichts und kam ihr kaum. Bei alledem mußte ſie ſich wiederholen und hatte heute den ganzen Tag darüber gebrütet: Du mußt die „Schuldige" ſein! Wie verräthſt Du dieſe Deine Eigenſchaft? Wie erklärſt Du, daß nur Fernau das Glück Deines Lebens iſt? Wie zerreißeſt Du jetzt das Band der Sitte? Wie verſcherzeſt Du die Liebe und Achtung der Menſchen? Wie giebſt Du dem Geſetz einen Anhalt, Dich für eine Meineidige am Altargelöbniß zu erklären —? Und zur Mehrung dieſer Schwierigkeiten — wie entziehſt Du Dich und Dein dem Naturgeſetz zu bringendes Opfer der beobachtenden Nähe der Menſchen? Wie und wo verbirgſt Du Dich und was in Dir lebt —?

Beim Gedanken an die nur auf ſich allein zu übernehmende Schuld fiel es ihr wie ein kurzes und

aus der Hölle kommendes Streiflicht in die Nacht der Seele: Könnte es wohl der Graf mit den Huldigungen, die er heute der schönen Frau von der Waldenge, der Mohrenkopfstochter, brachte, ernst meinen —? Könntest Du daraufhin Eifersucht, Verachtung heucheln? O wie suchte sie eine Schuld da, wo keine nachzuweisen war —! Es blieb ihr nichts, als das so allgemeine, so nichtssagende Wort: „Die Unerträglichkeit des Grafen!“ Das rief sie denn auch, um sich Muth zu machen, in den Sturm hinaus. Aber aus dem Leeren hallte es leer zurück. So gar „unerträglich“ war der Mann nicht, der seine Gäste, ob auch bürgerliche, so leutselig behandelte und sie vor den Anmaßungen seiner Diener schützte —! Sie war doch selbst nur die Urenkelin eines armen, spekulativ gewesenen Bergmanns.

Freunde, Mitwisser, Vertraute — darauf kam Alles an und in diesem Gedanken sammelte sie sich wieder. Sie ließ der Reihe nach ihre Lebensbeziehungen an sich vorübergehen. Ein Wort des Gärtners, der ihr nachgegangen war und eben an einer aus Stroh gebauten unheimlichen Einsiedelei, der sich zu nähern sie hätte erschrecken sollen, ihren Weg kreuzte: „Aber, Frau Gräfin, Sie erkälten sich ja! Ein Spaziergang so spät noch am Abend —!“ machte keinen andern Eindruck auf sie, als den, sich zu erinnern an die mögliche Vertraulichkeit mit geringen Leuten, die um Lohn dienten und durch Geld ver-

pflichtet werden konnten. Der Gärtner hat Frau und Kinder! ſagte ſie ſich. Aber bei Frau und Kindern, iſt ein Geheimniß da ſicher —?

Bei alledem blieb ihre Muſterung innerhalb der niederen Sphäre. Ihre Amme die lebte noch und holte ſich oft eine Unterſtützung. Sie lebte in einer geräuſchvollen Stadt. Alte Diener ihrer Mutter — die waren todt oder ſtumpf geworden oder ſie ſtanden in zu naher Beziehung zu ihrem Vater. Dieſem letztern ſich zu vertrauen —? Dieſen Gedanken machte die Geldfrage nicht ganz verwerflich. Dem Grafen wollte weder der Vater noch deſſen Gattin beſonders wohl. Graf von Wildenſchwert war ja recht eigentlich dazu beſtimmt geweſen, ihnen beiden einen Dämpfer aufzuſetzen. Nur in der That, der Schwiegerſohn verſtand es, dieſe Suprematie auszuüben. Aber Ladwiga kam von dieſem Gedanken bald zurück. Nicht aus moraliſcher Scheam, ſondern aus Verachtung vor ihrem, wie ſie es nannte, kindiſch gewordenen Vater.

Aber ein Feind des Grafen müßte es doch wohl ſein —! Dieſe Vorſtellung behielt ſie feſt. Nur ſiehe —! Da kommt ihr mit blitzesſchneller Erleuchtung der Gedanke an den Jäger Wülfing. Dieſer Menſch, ehrgeizig und, ſoweit ſie ihn zu kennen glaubte, nicht unmächtig, wurde vom Grafen ſo beſchimpft, daß er ſich nicht mehr im Schloß ſehen laſſen wollte. Wer weiß, ob er nicht über Rache brütet —! Und gar

ein Jäger iſt's ſeinem Berufe nach —! Da rauſchten ſogleich Wälder um ſie her, Wälder, die ihrer Mutter gehört hatten und theils verpachtet, theils vom Wirthſchafts-Inſpektor Anbelang adminiſtrirt wurden. Sie rief nach dem Gärtner —

Dieſer hatte ſich in der Nähe gehalten. Das Benehmen der Gräfin, die, während der Graf Gäſte hatte und im Schloſſe muſiciren, ſingen, Kartenſpielen ließ, ihrerſeits wie eine Irre im Park umherlief, mußte ihm befremdlich erſcheinen.

„Wülfing noch nicht zurück —?“ fragte ſie.

„Nein, Frau Gräfin —“

„Der Fremde, der ſich meldete, war er wirklich nicht zu brauchen —?“

Der Gärtner lachte und ſchüttelte den Kopf.

„Wo iſt er geblieben —?“

„Ein Vagabund —! Wohl über alle Berge —!“

„Warum kommt Wülfing nicht zurück —?“

Der Gärtner ſchwieg. Sein Blick ſtreifte flüchtig das Schloß. Jadwiga verſtand dieſen Blick in ihrer Art und vielleicht hatte ſie da das Richtige getroffen. O wie that dieſer Blick ihr ſo wohl —! Er ſagte: Es iſt ja dem Armen das Grauſamſte geſchehen; er wurde ja mit Füßen getreten —! Wie gerne hätte ſie mit eingeſtimmt und ihr Urtheil dem Gärtner noch deutlicher gemacht, ja die Empfindungen der Betheiligten zur Rache angeblaſen —! Sie fragte, indem ſie ſich zu beherrſchen ſuchte: „Wo mag er ſich denn jetzt verſteckt halten —?“

„Drüben in Kloſterode hat er ein Mädchen —!“ berichtete der Gärtner. „Eine Tagelöhnerstochter —! Aber ein ſchmuckes Ding und brav —! Bei der wird er ſein. Im Grunde weiß es im Schloſſe Jeder, Frau Derenbach und die Doris auch —! Ziehen ſie ihn doch alle mit der Guſtel auf und ärgern ſich über ſeine Gänge nach Kloſterode. Dort wird er ſich erholen und dann wol wiederkommen. Er hat ja all ſeine Sachen, ſogar ſein Schießzeug dagelaſſen. Legen Sie ein gut Wort für ihn ein, wenn er wiederkommt, Frau Gräfin! Er hat nur Zeit geſucht, mein' ich, ſich zu faſſen. Keine Kleinigkeit für einen ſo ſtattlichen Jäger, mit Füßen getreten zu werden —! Um die Guſtel thut's mir leid. Die iſt eine Patbe meiner Frau. Wir haben ihr nicht viel einbinden können. Aber drum beſucht ſie uns doch oft. Jeden Sonntag gewiß. Ihr Vater arbeitet oft auf dem Schloß. Da hat ſie Wülfing zuerſt geſehen. An eine Heirath war freilich nicht zu denken, da ja der Herr Graf die verheiratheten Dienſtboten nicht leiden mag —! Das wiſſen Sie ja, Frau Gräfin —!“

Jedes dieſer Worte war für Jadwiga's geſpanntes Ohr Muſik. Wülfing hatte ihr von je gefallen. Sie hatte ſchon längſt gemerkt, daß ihre Mädchen, beſonders die Doris, ihr Auge auf ihn geworfen hatten. Sogar die alte Köchin! Das hörte ſie nun auch noch jetzt vom Gärtner. Der Graf hat Feinde —! Er liebt die verheiratheten Dienſtboten nicht —! Sie

erinnerte sich, daß auch der Gärtner dem Grafen nichts zu Dank machte und dieser ihn schon öfters veraltet genannt hatte.

Und wie mußte erst die Gustel den Grafen hassen —! Auch des Heirathsverbotes wegen. Auch das war eine von den „Schrullen" im „System" ihres Mannes, die sie nach ihrer Hochzeit entdeckt hatte. Als eine vereinzelte Maxime betrachtet, gefiel ihr früher die damit ausgedrückte Weisheit ganz wohl. Jetzt brachte sie alles Einzelne in einen Zusammenhang. Da war denn auch diese Maxime ein Glied in der großen Kette, die sie selbst schleppen mußte. Ob wohl diese Gustel, dachte sie, mit Wülfing so zusammenschmelzen könnte, daß Beide Eine Person würden, Ein Gewissen, Ein einziger Begriff des Hasses gegen den Grafen? Die grübelnde Frau sah sich im Geiste nach einem großen Walde versetzt, aus welchem schon ihr Vater Tausende für gefällte Buchen und Tannen hatte herausschlagen lassen und der immer noch auf eine Meile Weges die Sonne nicht durchließ, wie ihr Gemahl gerühmt hatte, als er ihn zum erstenmale besuchte. Wenn Wülfing — dort — — —

In diesem unvollendeten Gedanken störte sie Wagengerassel. Sie nahm an, daß sich die Gäste jetzt wohl entfernen würden. Durchschauert von Nachtkälte verließ sie den Park und kehrte über eine kleine Lauftreppe in ihr Zimmer zurück, das sie behaglich erleuchtet, sogar erwärmt vorfand.

mer Stoff zur Unterhaltung bei ihm finden, während er noch nie eine Predigt gehalten hat, die er selbst geschrieben hätte. Pfeifen, Journale und neue Bücher sind seine einzige Sorge. Seine eklektische Weisheit nennt er: Mit der Zeit mitgehen. Man kann ihm dabei nicht gram werden, denn er ist ohne Ansprüche und nimmt Rath und Lehren von Jedermann an. Seine Pfarre ist für ihn ein Versorgungsposten. Er ist stolz, es als Sohn einfacher Eltern, die ihm einiges Geld hinterließen, so weit gebracht zu haben."

Hier steckte Geigenspinner; doch schlug Blaustrumpf selbst die Brücke, um auf Blasedow überzugehen, und sagte: „Sein Nachbar, Blasedow, ist mir widerlich. Ein Mann voll Arroganz, die er aber unter der Maske von Originalität verbirgt. Sein Benehmen bei meinem Lexicon hat mir gezeigt, was sich das Land in diesem Manne für eine Plage großgezogen hat; seine Eingaben an das Consistorium sind unter der Firma der evangelischen Freiheit wahrhafte Pasquille auf jene Disciplin, ohne welche zwischen Untern und Obern kein Verhältniß bestehen kann. Jeden Erlaß seiner Obern benutzt er nur, um ihn mit romantisirenden Glossen wieder zurückzuschicken. Ich bin überzeugt, daß es mit diesem Manne kein gut Ende nimmt. Wenigstens gräbt er sich selbst die Grube, in die er hineinfallen wird!"

Geigenspinner ging nun noch weiter: „Sie halten noch immer zu viel auf ihn, Herr Consistorialrath; ich habe Anzeigen, daß Blasedow am Hirn leidet. Er zerstört sich selbst mit Muthwillen: er takelt seine längst gestrandete Vernunft immer mehr ab. In dem arroganten Gefühle, daß sein hoher Geist sich selbst genug wäre, kümmert ihn keine neue Zeitschrift, keine neue wissenschaftliche Entdeckung. Ohne das Neue noch gesehen

Kaum war ſie eingetreten, ſo meldete ſich der Medicinalrath.

Sie konnte ihn nicht abweiſen. Er wollte Abſchied und die Beruhigung mit ſich nehmen, daß ſich die Gräfin in Wahrheit nicht krank befand.

„Und," ſetzte er hinzu, als er eingetreten war und, um den Puls zu befühlen, ſeine Handſchuhe wieder ausgezogen hatte, „ich kann mir wohl denken, daß die Naivetäten der kleinen hübſchen Frau nicht nach Ihrem Geſchmack geweſen —"

„O warum nicht?" entgegnete die Gräfin, ſich im Verſtellen übend. „Gern hätte ich ſie auch noch ſingen gehört. Sie hat eine hübſche Stimme und iſt wirklich eine allerliebſte Frau!"

Natürlich mußte der Puls der Gräfin dem Medicinalrath auffallen. Ihrem Glauben nach war er durch die Mittheilungen des Gärtners ſchwerer und voller geworden. Des Medicinalraths Wahrſpruch lautete auf Vorſicht wegen noch allzuſtrenger Jahreszeit. Dann bat er, daß die Herrſchaften, wenn ihnen etwas zuſtieße, während der Zeit ſeiner Abweſenheit in jenem Kurorte, wo ſeine Ernte blühte, ſich bei ſeinem Sohn Raths erholen ſollten. Sein Sohn wollte den Verſuch machen, wieder einmal einen Sommer auf dem Lande zuzubringen.

„Im Gegentheil, Medicinalrath! Ich begleite Sie! Sie müſſen mir verordnen, daß ich Ihr Bad mitbeſuche —! Darauf muß ich für beſtimmt beſtehen —!"

Der Medicinalrath horchte hoch auf. Der betreffende Kurort gründete seinen Ruf auf Schwefel und Eisen. Für den Zustand der Gräfin, der dem Arzte ohne Widerrede Ueberreizung erscheinen mußte, Hyperſthenie, wäre die Verordnung reines Gift gewesen. Lachend zog er die Augenlider in die Höhe, sammelte seine Gedanken an dem reizend gemalten, mit Amoretten übersäeten Plafond, athmete den Duft der köſtlichen Einrichtung, den Glanz von schwellenden, himmelblauseidenen Divans und Canapées ein und sagte lachend:

„Ei, wenn Sie es so verſtehen —! Sie brauchen allerdings bei mir nicht zu baden! Bewegung, Zerſtreuung, Luftveränderung werden Ihnen vor allem gut thun —“

„Das iſt herrlich —! Weiter wünſche ich nichts —! Vertreten Sie das vor meinem Mann —! Aber mit Entſchiedenheit —!“

Eine ſolche Patientin dort aufzuführen, mit dieſer Clientel diesmal zu beginnen, das that dem Manne wohl. Concurrenz und Brodneid giebt es in jeder Lage.

Mit einer Virtuoſität, wie ſie ſich Jadwiga immer mehr in dem ihr ſonſt fremden Laſter der Lüge erwerben wollte, verlangte ſie, daß der kluge Herr, der ſie mit ſo eigenthümlich prüfenden, halb fauniſchen, halb gemacht würdevollen Blicken muſterte und ihr im Grunde dadurch peinlich wurde, gutſagte für ihre Nerven-,

Bruſt-, Hals- und ſonſtigen Leiden und es übernahm, beim Grafen das ſtrengſte Fürwort für ihren Aufenthalt in jenem Bade einzulegen. Schon jetzt ſtand bei ihr feſt, daß ſie gerade dies Bad am wenigſten nehmen würde. Sie hatte zunächſt nur den Zweck, ihre Abweſenheit von Wildenſchwert zu betreiben, ihr Alleinſein einzuleiten und den unheimlich prüfenden Blick des Arztes, der da ſagen wollte: „Aber wie iſt es denn mit meiner Diagnoſe auf die Erhaltung des Wildenſchwert'ſchen Stammes —?“ irre zu führen. Sie führte ihn in der That irre. Sie entließ den Medicinalrath mit dem Gefühl: ‚Ich habe mich getäuſcht, die Frau ſteht nur ſchlecht mit ihrem Manne —!

„Adieu, Doctor!“ rief ſie ihm nach. „Machen Sie Alles ab mit dem Grafen! ‚Ich ſehe Sie ſobald nicht wieder! ‚Ich reiſe vielleicht ſchon morgen zu meinem Vater und komme aus der Reſidenz ſogleich zu ‚Ihren Najaden oder wie heißen die Damen, die ‚Ihnen zu ‚Ihrem fünfundzwanzigjährigen Doctorjubiläum aus dem Kurort den ſilbernen Becher brachten —?“

Die Koſten dieſes Bechers, eines Meiſterwerks eines neuen Benvenuto Cellini, hatte vorzugsweiſe die Gräfin berichtigt. Das Gedicht dazu hatte ihr Linda von Fernau gemacht. Die Gräfin hatte es nur abgeſchrieben. Nothdürftig hatte ſie es behalten und ſuchte nach dem Namen der Hauptperſon in dem Gedicht. „Wie hieß doch die bewußte Chorführerin —?“

„Hygiäa —!“ sagte mit zweifelhaft prüfendem Lächeln der Medicinalrath.

„Richtig! Ihr kaustischer Herr Sohn sagte ja noch: Die Gesundheitsgöttin hat deshalb den fast unaussprechlichen, beinahe wie Gähnen klingenden Namen, weil alle Krankheit überstanden ist in dem Augenblick, wo der Kranke anfängt sich zu langweilen —!“

Damit war Doctor Staudtner der Aeltere entlassen.

Im Schloß war Alles im Aufbruch begriffen, aber doch fand dieser noch die Zeit, dem Grafen zuzuflüstern:

„Ihre Gemahlin ist ungewöhnlich angegriffen! Die Deutung, die Sie ihrem Zustande geben zu müssen glaubten, wird von ihr nicht eingestanden. Fragen darf ich nicht. Sie will mein Bad gebrauchen. Das würde ihr nicht bekommen. Aber die Reise dorthin würde sie jedenfalls zerstreuen. Daß sie schon morgen wieder in die Residenz zurück will, ich glaube zu ihrem Vater, das wissen Sie wohl schon —?“

Als es im Schloß still geworden war, sich die letzten Spuren der unverändert heiter gebliebenen Lachtaube von der Waldbenge verloren hätten, merkte der Graf, daß ihn der Bericht des Arztes hätte überraschen sollen. Im Anfang hatte er nur gedacht: „Die Gräfin will in's Bad reisen?“ Er hatte sich dabei im Entlassen seiner Gäste, im Scherzen mit der Nachmittagspredigerin nicht irre machen lassen. Jetzt, als er allein war, als ihm zunächst Frau Derenbach in den

Univ. Bibl. München

Wurf kam und dieſe kein Wort von einem ſolchen Plan zu wiſſen erklärte, da kam es ihm vor, als ſollte er endlich erwachen aus einem Rauſch, der ihn ſeit geſtern gefangen gehalten. Ja als es klingelte aus den Zimmern der Gräfin und das mit einem Nachdruck, den man, galt es einem plötzlichen Vorhaben, an ihr kannte, ja als ihm ſchon Diener und Mädchen mit dem Bericht entgegenrannten, ſie hätten Ordre, alle Koffer in Bereitſchaft zu halten, weil am morgenden Nachmittag die Gräfin eine Reiſe in die Reſidenz anzutreten gedächte, da kam er denn doch dieſen Entſchluß ſonderbar und verfügte ſich in die Zimmer ſeiner Frau.

Wie mußte er erſtaunen, als Ludwiga, die an Eiferſucht nie gedacht hatte und auch jetzt nicht daran dachte (ſie ging immer weiter in ihrem böſen Spiel), ihm ſagte:

„O Du wirſt Dich ſchon zerſtreuen! Dieſe köſtliche kleine Frau bleibt ja noch einige Zeit in der Gegend! Sie ſcheint Dich ganz bezaubert zu haben, wie überhaupt dieſe edle Geſellſchaft von heute. Wahrſcheinlich wirſt Du dieſe Tiſchgänger oft ſehen wollen. Und immerhin, ſie gefallen mir noch beſſer, als Deine Jagdgeſellen. Aber ich für mein Theil will den Sommer allein ſein —“

„Sonſt verlangteſt Du ja im Gegentheil nach Zerſtreuung —“ unterbrach der Graf.

„Das ändert ſich bei mir! Ja, ja, ich bekomme

Cannen — ich kann nicht ſagen, daß ich mich —“ muthig wurde der Ausfall gewagt — „beſonders glücklich fühle —“

„Hadwiga!“ rief Graf Bernhard befremdet und wollte die Hand ſeiner Frau ergreifen.

„O, bitte, laß das —! Wie Du nach Cigarren riechſt!“ fiel ſie zurücktretend ein. „Wirklich, berühr' mich nicht!“ fuhr ſie fort, als er ihr folgte; „oder haſt Du etwas von der Nachmittagspredigerin gelernt? Dieſe ſchöne Frau pflegt jeden ihrer Sätze mit einem Betaſten der Kleider ihres Nachbars, einem Schlage auf die Schultern zu bezeichnen Aber glaube ja nicht, daß ich eiferſüchtig bin! Ach nein —! In der That nichts weniger als das —“

Welche ſchrillen Töne waren das —! Wo kam plötzlich ſoviel Bosheit her —! Wohl durfte der Graf darüber auf's Aeußerſte erſchrocken ſein, bebte doch Hadwiga ſelbſt über das Echo ihrer Worte. Denn, was ſie auch ſprach, es kam nicht aus ihr ſelbſt. Sie hatte einen Dämon über ſich Herr werden laſſen. Dieſer redete aus ihr wie bei den Beſeſſenen in der Bibel.

Graf Bernhard bekämpfte ſich und meinte ironiſch:

„Du biſt heute in der That ſehr liebenswürdig —!“

Was ſchüttelte, was regierte die verblendete Frau —? Wer zauberte ihr ſo das Bild jenes Mannes vor, der ſich ihres ganzen Lebens, ihrer Gedanken und Gefühle bemächtigt hatte —! Otto von Fernau, der

blonde Lockenkopf, ſtand vor ihr, ermuthigte, ſtachelte ſie. Sie fühlte den Athem ſeines ſchwellend rothen Mundes, die Gluth ſeiner blühenden, mit lockigem Bart umzogenen Wangen, ſie ſog den berauſchenden Duft ſeiner Nähe ein. Ihrer Freundin Linda hatte ſie ſchon geſagt, ihre Finger kniſterten Funken, wenn ſie an die Locken dieſes Mannes geſtreift hätten. In dieſem Augenblick ſchlang Otto von Fernau im Geiſt ſeinen Arm um ſie und machte ſie zum beneidetſten Weibe der Erde. Da lachte ſie denn mit einem Muth, der nicht aus ihr ſelbſt kam, höhniſch ihrem Gatten in's Geſicht und ziſchte ihm die Worte entgegen:

„Liebenswürdig —? Mancher Liebe nicht würdig zu ſein, kann wohlthun —!“

Der Graf ſtand erſtarrt. Der Ausruf: „Ladwiga —!“ erſtarb auf ſeinen Lippen. Aber nicht mit Schmerz wollte er dieſen Namen gerufen haben, ſondern mit Zorn. Die Natur hatte er nicht, ſich ſofort einer Unbill zu unterwerfen. Sein pedantiſches Weſen, das ihm Ladwiga vorwarf, brachte ebenfalls mit ſich, daß er ſeine Frau im Allgemeinen wie ein noch der Erziehung bedürftiges Kind betrachtete; ja jede, ſelbſt die vorzüglichſte Frau betrachtete er ſo. In ſeinem empörten: „Was fällt Dir denn ein —?“ lag nichts, was Ladwiga rühren, entwaffnen, beſchämen ſollte. Im Gegentheil, jetzt weckte er die wirkliche, nicht mehr die verſtellte Entrüſtung. Ladwiga hatte den Mann vor ſich, der, wie ſie

einmal zu Linda gesagt, eine Rede heute mit „nicht nur—" abbrach und nach vierzehn Tagen, ohne eine Unterbrechung gelten oder auf sich einwirken zu lassen, mit „sondern auch" fortfuhr.

„Schulmeistern Sie schon wieder, Herr Graf?"

Dies böse Wort kam schon vollkommen natürlich.

Die Geschäftigkeit um beide Gatten war eine so große, daß sich jede Fortsetzung dieser Scene von selbst verbot. Der Graf zog sich zurück, ganz im Tumult seines beleidigten Eheherrnrechts, ganz nur in der Meinung, die Eifersucht seiner Gattin geweckt zu haben, ja in dem Glauben, lediglich die Anlehnung an ihren Vater, an ihre Freundin gäbe Jadwiga diesen trotzigen Muth. Er wollte die Fortsetzung der Vorbereitungen zur Reise dem Dienstpersonal untersagen. Dann besann er sich wieder auf den üblen Eindruck eines solchen Befehls, bestellte sich den Thee auf sein Zimmer und wurde nur durch die Ankunft des Postboten beruhigt, der ihm Briefe, namentlich einige längst erwartete Sendungen für seine Sammlungen brachte.

Jadwigas Aufregung wurde jetzt die des Triumphes. Sie hatte den Anfang mit dem Spielen jener Rolle gemacht, zu welcher sie eines Abends, im traulichen Tête-à-Tête, Otto von Fernau ermuthigt hatte. Mit einem gewissen magischen Aufblitzen seiner Augen, das sie so bestricken konnte, hatte er ihr gesagt: „Giebt es eine Seelenwanderung, nun, dann kommt sie viel-

leicht nach unſerm Erdenleben —! Vorläufig wiſſen wir nur von einem Einmaligen Bewußtſein. Kein Gott vom Himmel kann Dir wiedergeben, was Du hienieden verſäumteſt! Sich hinwinden unter dem Joch der Rückſichten, ſich beugen vor den Schöpfungen einer Laune des Zufalls, den wir in unbeſonnener Stunde zum Herrn unſeres Geſchicks machten, zittern vor ſich ſelbſt, vor den Regungen unſers Gemüths, den Mahnungen eines weichlichen Mitleids, das nur die trügeriſch ſchmeichelnde Hülle unſrer Schwäche, unſrer feigen Furcht iſt — das bringt den Tod, wovon es nie, nie eine Auferſtehung giebt! Sei wahr, Ladwiga! Erkläre, was Du fühlſt! Sprenge die Bande, die nicht ſo feſt geſchmiedet ſind, als Du glaubſt! Schon der Muth Deiner Zunge, Virtuoſenkeckheit kann ſie löſen —!" Sie hatte ſich erklären laſſen, was er meinte, und ließ nun dem Muth der Zunge ſeinen Lauf. Da kreiſelte der Wirbel, da hüpfte die Rede, die einmal begonnene; mit hundertfachen Sprüngen tanzte ſie dahin. Ladwiga lachte, ſprach laut — So mußte es fortgehen, wenn ſie zum Ziel gelangen wollte.

Es iſt ein dunkler Abgrund in der menſchlichen Seele, der, wo ſich die Engel und die Teufel begegnen —! Dieſe Stelle gäbe es nicht —? Ach! wo die Blumen der Unſchuld blühen, wo die Menſchen am ſchwindelnden Rande des Verderbens behütet, weil glaubensſicher, dahinſchweben, da, wo alles Güte und

Liebe zu athmen ſcheint, wird nicht zuweilen auch da der Beweis geführt, daß es ebenſo gut, wenn einen Gott, die Perſonification alles Guten, auch einen Teufel, den perſönlichen Verwalter des Böſen geben muß —? Oder wer hätte nicht ſchon die Nähe des hämiſchen Geſellen, wie ihn der Dichter nennt, gefühlt, wenn die reinſte, wohlwollendſte Natur, ein geliebtes Weſen ſogar, plötzlich wie an ſich ſelbſt irre geworden ſcheint und keine Beruhigung, kein Zureden mehr hilft, um den Trotz zu brechen oder die Willensmeinung, die Geſinnung auf den rechten Weg zurückzulenken —! Donner können da rollen, Berge einſtürzen, eine Fluth von Thränen beſchwörend von unſern Wangen rollen und die Verblendung — läßt nicht von ihrem Wahn, das tolle Gelüſt raſt, wie im Wirbel getrieben, wie im Veitstanz dahin —! Giebt es nicht Stimmungen der Seele, wo der Verſucher es darauf angelegt zu haben ſcheint, daß ſich eine harmloſe Natur im Erproben auch einmal ihres Gegentheils verſucht, im Ueben ihrer Kraft, im Reiz der Abwechſelung, im Neckſpiel des Gefallens am Täuſchen vorausgeſetzter Erwartungen von uns —! „Wer heißt Euch denn, immer für uns gutzuſagen —!“

Jetzt befahl die Gräfin geradezu, eine große Kiſte vom Boden zu holen, ſie mit Kleidern zu füllen und den Deckel ſo laut aufzunageln, daß es weithin im ganzen Schloſſe widerhallte. Bekanntlich ſtellt ſich der Teufel, um uns zu berücken, wie ein Engel. Jad-

zu haben, wirft er es ſchon mit Widerwillen in die Rumpelkammer des alten Trödels, wie er's nennt. Er verhöhnt den ganzen theologiſchen Journalcirkel unſrer Gegend und läßt die Anſichten der berühmteſten Theologen am Rande ihrer Aufſätze nicht unangefochten. Mit Bleiſtift ſind Einwürfe an den Rand geſchrieben, die an Blasphemie ſtreifen. Weiß er nichts Beſſeres, ſo ruft er aus: Nimm Nießwurz! Geh' nach Abdera! Vater vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! und dergleichen. An einem Artikel von unſerm trefflichen Wegſcheider hatte er die ganze Paſſion vermerkt und oben darüber geſchrieben. Die ewige Kreuzigung des Herrn. Nun kamen alle Kreuzes Ausrufungen zu den einzelnen Kapiteln. Mich dürſtet' rief er, wo ihm etwas zu trocken ſchien. Dann folgte: Und ſie reichten ihm einen Schwamm mit Eſſig! Kurz, Blaſedow iſt die Plage der ganzen Diöceſe."

„Ach," ſagte Blaufrumpf unwillig, „da wollen wir doch gar keine großen Umſtände mehr machen!" Geigenſpinner aber ging immer weiter und holte ſogar die Abſchrift einer Gloſſe, die Blaſedow über eine günſtige Recenſion des Thomaſius gemacht hatte, dieſes, wie der Mann ſagte, für das Fürſtenthum ſo theuren Buches. „Vernunft-Religion," hatte Blaſedow geſchrieben, „iſt keine Religion mehr. Sie iſt ein Edles ihrer Abſicht nach, kann aber die Offenbarung nicht verdrängen. Die Offenbarung iſt ſo groß, nicht ihres Inhaltes, ſondern ihrer Form wegen. Dieſe Form, dieſes hiſtoriſche Gewand kann die Vernunft-Religion ſich nicht umlegen. Sie kann dem religiöſen Bedürfniſſe, das ſich immer in hiſtoriſche Zuſtände vertiefen möchte, keine Anknüpfung geben. Wer der Religion bedar

wiga hatte dem ränonischen Manne, den sie lieben zu müssen glaubte, das Versprechen abgenommen und sich das Halten desselben durch einen feierlichen Schwur versichern lassen, daß Otto von Fernau nicht an sie schriebe. „Du willst die Beständigkeit meiner Liebe prüfen —?“ hatte er sie gefragt mit einem Blick, den vielleicht jeder andere listig und unheimlich gefunden haben würde. Ihr hatte dies Senken der Augenwimpern Schwärmerei bedeutet, Schmerz, Verzweiflung. Der Angebetete hielt sein Versprechen. Und diese moralische Selbstüberwindung imponirte ihr nun. Sie entflammte ihren Muth, die Rolle, die sie begonnen, durchzuführen. Denn war es nicht edel, tugendhaft, daß sie nicht mit dem Geliebten correspondirte —? Uebte sie nicht eine großartige Selbstbeherrschung aus —? So erkauft sich der Herzlose durch gedankenlos gespendete Wohlthaten, der Räuber durch die gleichmäßige Vertheilung der Beute den Muth, der Stimme des Gewissens zu trotzen.

Allmählig wurde es still im Schlosse. Die äußern Vorbereitungen zur Abreise waren vorgeschritten. Schon wurde die Gräfin von den Fragen der Diener über Dinge, die bei ihr noch nicht reif waren, überrascht. Jede Reise erfordert eine Um- und Selbstschau über unsere gewohnten Bedürfnisse. Um sich zu sammeln gebot sie jetzt Ruhe. Der Graf hatte sich nicht wieder sehen lassen. Fast hätte sie es gewünscht, denn sie lechzte darnach, die Fortsetzung ihrer Liebkosigkeiten

auszuspielen. Wie ein Raubthier stand sie, lauernd, ob die Beute käme. Gern noch hätte sie einige herrschende „Nein!", noch ein trotziges: „Warum? Darum!" angebracht. Nun mußte sie alles bis morgen lassen. Ihre Gedanken glichen einem Schlachtfelde, wo die Sturmcolonnen eine Verschanzung nehmen wollen und die Führer, obschon rechts und links die Krieger, von Kugeln durchbohrt, dahinsinken, unablässig rufen: „Vorwärts! Durch!" Jetzt abzulassen, jetzt schwach zu werden, das war ihre einzige Furcht. Half nicht die Leidenschaft im Weiterspielen ihrer Rolle, so mußte sie jetzt den Stolz zu Hülfe nehmen.

Aber zur Ruhe konnte sie nicht kommen. Ihr Blut rollte wie im Fieber. Auch das Stillwerden im Schloß ängstigte sie. Jedes erlöschende Lichtchen hätte sie wieder anblasen mögen. Das Wächterhorn vom Dorfe schien ihr heute viel zu früh vernehmbar. Die Schloßuhr hätte sie zurückstellen mögen. Aber die Zeit rann dahin —! Die Verleugnerin der Natur mußte geschehen lassen, daß der Augenblick ihrer trotzigen Abreise immer näher rückte. Vom Besuch beim Advocaten gestern klang ihr das Wort in's Ohr: „Böswillige Verlassung." Schaamgefühl, das sie noch vor einigen Stunden über eine verwerfliche, vom Gesetz gebrandmarkte Handlung befallen hatte, es war dahin. Sie verfolgte nur noch die Stufenfolge ihres Plans: Du verlässest das Schloß und kehrst nicht zurück! Du sagst als Grund: Weil es Dir so beliebte —! Du

ſprichſt einfach die Erklärung aus, Graf Bernhard Wildenſchwert könnte Dich nicht glücklich machen —! Sofort begiebſt Du Dich auf Reiſen! Du verleugneſt die Orte Deines Aufenthalts! Du verweigerſt dem Grafen, wenn er Dich aufſuchen ſollte, den Eintritt zu Dir oder jedenfalls das, was er begehren wird, die Rückreiſe; Du verſchweigſt noch lange, um gewaltthätige Conflicte zu hintertreiben, den Namen Deines Angebeteten —! Entweder biſt Du, wenn Du Mutter wirſt, in Paris, oder irgendwo auf dem Lande —! Vielleicht irgendwo in einem dunkeln Walde —!

Fernau hatte ihr in Bezug auf ihren künftigen Aufenthalt geſagt: „Ich bin für die großen Städte —! Sie allein geben Gelegenheit, als Einſiedler zu leben. Die kleine Stadt oder gar das Land hindert uns, den Menſchen auszuweichen. Einer iſt da auf den andern angewieſen. Diogenes in der Tonne wäre ein Narr auf dem Lande, in Athen galt er für einen Weiſen.“

Solche Bemerkungen konnte Graf Wildenſchwert auch machen. Für Jadwiga waren ſie dann langweilig. Machte ſie Fernau, ſo fand ſie nur Weisheit darin.

Schon hatte es eilf Uhr geſchlagen. Sie war noch nicht zu Bett gegangen. Sogar die zwölfte Stunde kam heran und noch trat ſie an's Fenſter und öffnete es. Sie hatte gewußt, daß es die Zeit des

abnehmenden Mondes war, dieser demnach noch in der zweiten Hälfte der Nacht hervortreten sollte. In der That ließ der bewölkte Himmel für einige seiner Strahlen Raum. Wie ermüdet von seinem Kampf gegen den Sturm lag jetzt der Park. Der Blumen- und Obstgarten schimmerte mit weißem Blüthenschmuck. Gestern war es sogar noch auf einige Augenblicke Schnee gewesen, der sich den hoffnungsreichen Obstblüthen zugesellt hatte. Die Kelche des blauen Hollunders waren da, doch dufteten sie erst, wenn sie sich erschlossen haben. Das stand noch zurück.

Daß plötzlich die Jagdhunde ihres Mannes zu heulen anfingen, fiel dem unseligen Weibe nicht auf. Ihr Wächter Wülfing fehlte und der Mond ist eine alte Antipathie der Hunde —! Es ist, als sähen sie wirklich im gelben Himmelsgestirn den Mann, der für uns blos im Kalender steht.

Jetzt verwandelte sich das Geheul der Hauswächter in ein fröhliches Gewinsel und Kläffen, als wenn sie Jemand begrüßten. Es hörte dann ebenso schnell wieder auf und verstummte ganz.

Als die Gräfin, von einer Ahnung ergriffen, rasch an die schweren, faltenreichen Gardinen zurückgetreten war, schien ihr, als beschwichtigte die Hunde eine flüsternde, durch die stille Nacht deutlich vernehmbare Stimme.

„Das ist Wülfing!“ sagte sie sich. Ihre Vermuthung mußte leicht auf diesen Namen kommen.

Denn neben allem, was sie heute Abend Entscheidendes gedacht, gesagt, gethan hatte, lief immer mit gleichem Schritt der Schatten des Bildes von einem treuen Diener, dem sie auf den eingebrachten Gütern ihrer Mutter ein glückliches Lebensloos mit einem braven, lebenslang ihr verpflichteten Weibe bereitete — — Er holt sich seine Sachen! schlußfolgerte sie. Sie sagte sich, daß nur Wülfing die reizbaren Thiere mit dem magnetisirenden Strich seiner Hand so schnell beruhigen konnte.

Die Stube des Jägers lag in einem Wirthschaftshause, das sich unmittelbar der Hinterfront des Schlosses gegenüber erhob und zwischen den beiden neuen Anbauten dasselben einen freien Raum offen ließ, Eingänge zum Park und zu den Gärten.

Die Gräfin entriegelte rasch die Thür, die aus ihrem Schlafgemach in den Seitenbau führte. Im Gegenüber desselben befanden sich die Sammlungen des Grafen, die dort allein, theilweise durch eine Kuppelvorrichtung, ein vortheilhaftes Licht empfingen. Der diesseitige Flügel war ein Blumenhaus, aus welchem eine gußeiserne Treppe in einen oberen Stock führte, wo sich die eleganteste Einrichtung, ein Rauchzimmer, ein sommerliches Kaffeezimmer mit Balkon, auch ein Cabinet mit Schreibtisch für die Gräfin befand.

Die Lauscherin stand klopfenden Herzens auf dem Balkon. Dieser führte zum Park und ließ sie nur

wenig vom Wirthschaftshause sehen. Deshalb begab sie sich in ihr nicht viel benutztes Sommerboudoir, das ihr in der Regel zu sonnig war. Sie mußte leise auftreten; der leichte Bau schütterte unter ihren Füßen.

Wie sie hier durch eine herabgelassene Jalousie, deren bewegliche Schichtholzstäbe sie leise umdrehte, hindurchspähte, sah sie ihre Vermuthung bestätigt. Es war Wülfing, der eben zum Fenster seiner zu ebener Erde belegenen Stube schon wieder herausstieg und einen bereits hinausgeworfenen Pack Kleider auf seine Schulter heben wollte. Zunächst stieg ihr der Gedanke auf: Nimmt er auch seine Livrée mit, so ist er ein Dieb —!

Jetzt glaubte sie ein Wispern zu vernehmen. Wülfing wandte sich und sprach zu ihrem Standpunkt hinüber durch Gebehrden. Also war er nicht allein. Vielleicht, dachte sie, daß ihn seine Geliebte, die Gustel, die Tagelöhnertochter aus Klosterode, bei seiner Entweichung unterstützt —? Vielleicht aber auch — —

Und kaum hatte die Gräfin diesen zweiten Gedanken gefaßt, als sie ihn auch schon bestätigt sah. Wülfings Beistand war Hennenhöft, der Unheimliche.

Die Gräfin sah ihren Begleiter von gestern aus dem Dunkel in die Mondhelle hinaustreten, über und über mit Waffen beladen, mit zwei Gewehren, mehre-

ren Hirschfängern, mit Kugelformen, Jagdtaschen, alles noch ungeordnet mit beiden Händen zusammengehalten und schnell vom aufräumenden Wülfing entgegengenommen.

Die Versuchergedanken der Lauscherin hätten im besten Zuge sein können, wenn nicht das Beginnen der beiden Männer dem Abbrechen jeder Brücke zur erneuerten Annäherung ähnlich gesehen hätte. Welch ein Gegensatz — diese Frau, jetzt hingezogen und wie magisch gebannt an ein unheimliches Treiben offenbarer Verbrecher — und die vornehme, bei Hofe vorgestellte Gräfin, deren erstes Erscheinen auf einer königlichen Cour die Bewunderung Aller gewesen ob ihrer schönen Gestalt, wahrhaft fürstlichen Haltung und der Fülle ihrer Brillanten —! Man hatte damals von ihr gesagt: Die junge Frau schwimmt in Diamanten! Bei jeder veränderten Bewegung hatte die von den Kronleuchtern kommende Beleuchtung eine andere ihrer Riviören zum Effekt gebracht. Und wenn sie fuhr mit ihren stolzen Gespannen —! Wenn die Bedienten, der Kutscher ihre ausgesuchten neusten Livréen zeigten —! Ist das dieselbe Frau, die sich in diesem Augenblick gleichstellte nicht nur allen anderen Weibern der Erde, nicht nur der ärmsten Hirtenfrau, die von ihrer Stunde auf der Alm überrascht wird, nicht nur der Frau eines Handwerkers, der sich einige Tage hindurch, bis die Wöchnerin erstanden, die Ordnung seiner Wirthschaft von einer guten Nachbarin bestreiten lassen

muß, sondern sogar — Verbrechern! Wird sie die Jalousie öffnen, wird sie wie eine am Wege liegende, verzweifelnde Zigeunerin ihre Hand ausstrecken und rufen: Nehmt mich als Dritte mit auf in Euren Bund! Ihr seid die Rechten, die ich brauche! Gut, gut, daß Ihr steht — vielleicht könnt Ihr auch — morden!

Die Hunde winselten wieder ab und zu, aber mit behaglicher Freude und Ungeduld. Wülfing schien zur Eile zu drängen und Hennenhöft keine Lust zu haben, schon zu gehen. Jener legte Einiges vom Mitgenommenen wieder zurück, das Bandelier und den Hirschfänger. Dieser riß beides wieder an sich. Darüber schien es Streit geben zu wollen mit Gebehrden, mit leise geflüsterten Worten.

Plötzlich brach Hennenhöft den Streit ab, indem er eine Gebehrde des Schreckens machte, die nur, man sah es sogleich, eine erkünstelte war. Er that, als käme Jemand. Die gierigen Augen riß er weit auf. Die hämische Miene der Schadenfreude über Wülfing's Angst gab ihm vollkommen den Kopf eines Judas.

Wülfing wollte dennoch fort. Darüber lachte Hennenhöft. Nachdem er verrathen, daß er nur falschen Lärm geschlagen, zögerte er jetzt grade. Er hatte Wülfing, der vor Schreck spornstreichs hatte davonlaufen wollen, zurückgehalten. Dieser wollte den Weg durch den Park zurücknehmen. Wie erbebte die Gräfin, wenn sie gedachte, daß vielleicht schon beide

im Park am Abend versteckt gelegen hatten und sie ihnen hätte begegnen können —! Vielleicht in jener Eremitenhütte —! Sie zitterte über den Gedanken, daß Hennenhöft sie erkannt und von ihr Andern erzählt haben konnte. Wenn sie jetzt nur gingen, beide, beide und eilends —! sprach sie vor sich hin.

Hennenhöft ging nicht. Listig umspähend, zu allen Fenstern hinaufblickend, fing er an, die Hölzer der Marquisen zu untersuchen. Vorsichtig rüttelte er an denen, wo die Stäbe zusammengezogen lagen. Nur ein wenig ließen sie sich auseinander treiben. Der eigentliche Mechanismus war von innen. Die Waffen legte er auf die Erde und zog aus seinen Taschen, aus der Brustseitentasche seiner Joppe, etwas, dessen Anblick dem Genossen den heftigsten Schreck einflößte. Wülfing machte ablehnende Gebehrden. Hennenhöft ballte die Faust zum Zimmer des Grafen hinauf ... Da kommt Wülfing einige Schritte näher. Was soll es geben —? Hennenhöft bückt sich, blickt zu den Fenstern, faßt die Wände an, klopft an sie, vielleicht, ob sie massiv sind, rüttelt an den Jalousieen. Will er einsteigen —? Dort stehlen —? Viele der Münzen in den Sammlungen des Grafen waren von Silber und Gold. Doch waren diese noch in besondern Schränken verschlossen.

Was ist doch die menschliche Sprache für eine wunderbare Erfindung der Gottheit! Oder wenn sie sich

der Menſch ſelbſt geſchaffen hat, wie die Philoſophen behaupten, ſo iſt das Wunderbare die Kraft zu ſolcher Erfindung, die Verabredung und Virtuoſität darin —! Und bei Alledem — wie unzureichend iſt dies Göttergeſchenk, wenn es ſich darum handelt, einen Gedanken auszudrücken, der durch die Menſchenſeele fährt, ſchnell, wie das Zucken der Augenwimper. Eine Welt voll Vorſtellungen, Vorausſetzungen, Schlußfolgerungen enthält ein ſolcher Gedanke, der nur den tauſendſten Theil einer Sekunde braucht, um gedacht zu werden —! Schwerfällig und lahm würde unſere Schilderung ausfallen, wenn wir nur den Verſuch machen wollten, den einen Blitz der Schadenfreude zu ſchildern, der durch Jadwiga's Seele fuhr, bei dem Gedanken, daß dem Grafen ſeine Medaillen geſtohlen würden —! Für ſie lag ein ganzes Leben im Zucken dieſer einen Vorſtellung, eine Genugthuung für ihre Ehe, die ſie nicht befriedigte, eine Lection für den Charakter des Grafen, eine Betrachtung über den geheimen Zuſammenhang ſeiner beſtraften Liebhaberei mit dem Weſen ſeiner Bildung und Eigenthümlichkeit überhaupt, eine Betrachtung über die Ausgleichungen, deren ſich die Weltordnung bedient, um den Berg nicht übermüthig zu machen, ihn zu hindern, daß er des Thales ſpotte, und alles Menſchenſtreben und Menſchenprahlen zu verweiſen auf die eine und nämliche allgemeine Fläche, die Abhängigkeit vom Zufall —

Nicht ebenſo ſchnell, aber doch auch nicht in all-

und in der Art, wie die Masse, bedarf der Aufgeklärte der Religion nicht — wer ihrer bedarf, dem muß sie Geheimnißvolles bieten. Religion und Philosopie sind himmelweit verschieden, gerade so weit, wie der echte Thomasius und Dr. Mörder, der bloß über ihn geschrieben hat."

Das war ein tiefer, tiefer Stich in den sonst mit so viel Fett umhüllten Herzmuskel Blaustrumpf's. Er überwand aber die persönliche Kränkung und sagte mit ersticktem Aerger: „In dem wärmen wir noch eine pietistische Schlange auf, wenn er erst seine wahre Haut anlegt." Geigenspinner meinte: „Nein das wäre eben das Verfehlte an dem Manne, daß er keine Principien hätte, sondern nach Ort und Stunde und Stimmung des Gefühls oder der Leidenschaft sich äußere. Er nehme den Freigeist gegen den Pietisten und diesen wieder gegen Voltaire in Schutz. Er müsse immer die Meinung bekämpfen, welche ein Anderer vertheidigte, und lebe in ewigen Widersprüchen." Dann kam Geigenspinner auf die Mohrentaufe, die einen reellen Anklagepunkt gegen ihn abgab und welche sich Blaustrumpf auch gründlichst notirte. Den Schluß bildete die Erziehungsmethode Blasedow's, die man leicht als Beweis von Geistes-Abwesenheit benutzen konnte. Er mußte dabei wahrhaft als ein moderner Don Quixote erscheinen. Den Rest aber gab das Gespenst, das in Kleinbethlehem spukte, und wo sich Blaustrumpf, als er davon hörte, erhob, wie eine Feuersäule, die sich an dem Hintergrunde eines dunkeln Gewitterhimmels entzündet. „Ein Gespenst?" fragte er, indem er beide Hände Geigenspinners ergriff. „Ohne Scherz," bestätigte dieser, „die ganze Gegend erzählt davon, und Tobianus, der Blasedow's Frau um so lieber hat, als ihm die seinige gestorben ist,

mähliger Folge verwandelte ſich die Schadenfreude wieder in Entſetzen. Sie ſah Wälſing zu ſeinem Genoſſen hinſpringen, um dieſen an Ausführung ſeiner Abſichten, die ihr noch nicht klar waren, zu verhindern. Dieſer ſtieß gegen Wälſing hinterwärts mit dem Fuß aus und traf ihn empfindlich. Währenddeſſen ſtopfte er in die Ritzen der Jalouſieen einen nicht erkennbaren Gegenſtand, eilte ſich damit und verfuhr beinahe mit einer gewiſſen Gründlichkeit. Jadwiga erkannte den Stoff, den er in Händen hatte, Wolle oder Werg. Es wurde erſichtlich, die Jäger wollten Feuer anlegen und wenn nicht das ganze Schloß, doch zum Mindeſten dem Grafen ſeine Sammlungen zerſtören. Das Rachegefühl ſchien für Wälſing mit ſeiner beſſern Natur zu kämpfen. Noch ſah es ſo aus, als wenn ihm die letztere die Kraft gab, dem ruchloſen und für ihn ſelbſt ſo überaus gefahrvollen Beginnen zu ſteuern. Denn nur auf ihn allein würde der Verdacht der Brandſtiftung gefallen ſein.

Die Natur des Weibes iſt in der Regel die Zaghaftigkeit. Aber in Augenblicken der Gefahr übertrifft ſie nicht ſelten die Haltung des Mannes. Dieſe ſchwächt die Erwägung der vielen Umſtände, die oft zu gleicher Zeit auf eine Entſchließung beſtimmend oder ſie hemmend eindringen, während die weibliche Natur weder an ein Vorher noch Nachher zu denken gewohnt iſt und durch eine Gefahr augenblicklich jene bekannten „Arme der Götter" herbeizurufen glaubt. Sie wird

heldenhaft. Sie bewaffnet sich mit dem bloßen Wort, als wäre schon das ein zweischneidiges Schwert, und stürzt sich mitten in die Gefahr.

Was that es ihr jetzt, ob sie von dem fremden Vagabunden erkannt wurde —! Dieser hatte soeben aus seiner Rocktasche ein zusammengerolltes Bund Schwefelfaden und eine Lunte gezogen. Die Jalousieen waren mit Oelfarbe gestrichen und das Holz ausgetrocknet von der Sonne. Sie mußten sich bald entzünden, wenn das eingestopfte Werg, das vielleicht noch mit einem brennbaren Stoff bestrichen war, in Brand gerieth. Das gewundene Schwefelbund war stark genug, um einige Zeit hindurch mit nachhaltiger Kraft die Flamme nähren zu können. So lag alles bereit. Jetzt zog Hennenhöft, unbehindert durch Wülfing, der fast in ein Handgemenge mit ihm gerathen war, ein Streichfeuerzeug und der erste Funke loderte auf.

In diesem Augenblick, wo die Gräfin das erste, blaue Phosphorflämmchen, den Uebergang desselben in die lichtere Flamme des Schwefelholzes aufzucken sah, hatte sie die Klammer der Jalousie, hinter der sie stand, gelöst, stieß das Holzgitterwerk zurück und rief:

„Wülfing! Hennenhöft! Wollt Ihr beide zum Zuchthause reif werden —?!“

Wie ihr diese Worte gekommen und dazu die Kraft, und grade diese Worte, Worte der Mahnung

und Drohung, und ob dieſe Worte widerhallen konnten weithin, im ganzen Schloſſe, und Hülfe wecken — darüber hatte ſie keine Vorſtellung. Nur erſtarrt ſtand ſie, wie zu Boden geſchmettert vom Ungeheuern des Bildes: Das Schloß ſteht in Flammen! Die Zunge verſagte ihr den fernern Dienſt. Die erſchütterte Frau hatte noch beide Arme weit zum Fenſter hinausgeſtreckt und hielt dieſe immer noch in gleicher Haltung und merkte gar nicht, daß ſie ſtand, wie in Verſteinerung.

Erſt als ſich die Folgen ihres Rufes zeigten, kam ſie zur Beſinnung. Die Männer entflohen. Wälſing der erſte. Hennenhöft, der nicht erſtaunt geweſen ſein konnte, ſich hier bei Namen gerufen zu hören, da er dieſen dem Grafen, der Tiſchgeſellſchaft und allen Dienſtboten hatte nennen müſſen, folgte wie inſtinktmäßig, angeſteckt durch das Beiſpiel ſeines Kameraden. Das mächtige Schwefelbund blieb am Boden liegen. Die Mordbrenner nahmen den Weg über den Park zurück, dicht am Standpunkt der Gräfin vorüber, die nun beide wohl erkannt hatten. Die Hunde riſſen wie wütend an ihren Ketten. Ihren Meiſtern wollten ſie nach.

Auf dem Lande ſpringt man nicht ſofort aus dem warmen Bett, wenn nächtlich die Wächter des Hauſes im Hofe unruhig werden. Da muß es ſchon eine beſondere Art von Bellen ſein, die einen fremden Ankömmling, einen verdächtigen Schleicher begrüßt.

Einen Hund ärgert ein Frosch, der sich aus seinem Sumpf zuweit vorgewagt hat, eine Schnecke, die sich dem Sultan viel zu sehr in der Nähe seiner Hütte fortzubewegen scheint. Ueber einen verspäteten Wanderer, über Fuhr- und Marktleute, die bei Nacht reisen, zu bellen, gönnt man den Hunden als frohe Unterhaltung.

Im Hause regte sich nichts. Die Gräfin blieb mit dem Furchtbaren, das sie erlebt hatte, allein.

Noch stand sie eine Weile wie ein Bild aus Stein. Dann erholte sie sich. Allmählig kehrte das warme Leben zurück. Sie horchte. Die Fußtritte waren längst verhallt. Sollte sie das Haus verlassen? Zu den in den Hof gehenden Thüren staken die Schlüssel von innen. Sollte sie das Schwefelbund entfernen? Die Möglichkeit hindern, das Gescheiterte noch einmal zu versuchen? Es waren seltsame Gedankenreihen, die sie verhinderten, der Ueberredung dieser Anreize zu folgen.

Einfach schlich sie sich in ihr Zimmer zurück, warf sich auf ihr Lager und that, als wenn sie einen bösen Traum gehabt hätte.

## Sechstes Kapitel.

Das nächtlich Erlebte hinderte die Gräfin nicht, ihren Vorsatz, abreisen zu wollen, mit Entschiedenheit auszuführen.

Länger hatte sie geschlafen, als sie sich vorgenommen. Es war wie ein bloßes Besinnen auf die schreckhaften Eindrücke der Nacht, als sie mit einer den Leuten beinahe schon erklärbaren Ruhe, ja mit Gleichgültigkeit sich erzählen ließ, daß Wülfing nicht nur heimlich in der Nacht auf's Schloß gekommen, in sein Zimmer gestiegen sei, sich seine Sachen geholt hätte, darunter Manches, was der Herrschaft gehörte, sondern daß ihn die Rache sogar soweit getrieben hätte, das Schloß anstecken zu wollen.

Ein Schwefelbund war mitten auf dem Hof gefunden worden. Verschüttete Streichzündhölzer, eine aus Baumwolle und Zwirn gedrehte Lunte hatten daneben gelegen. Weitere Spuren des Verbrechens hatte man noch nicht entdeckt. Die Jalousieen und was zwischen den Sparren der einzelnen Flügel eines dieser Vor-

fenſter angebracht war, blieb noch unerwähnt. Die Lunte, die Schwefelhölzer, das Schwefelbund genügten für die Conſtatirung eines beabſichtigten Verbrechens.

Der Graf, hieß es, wäre außer ſich. Offenbar hätte der Frevel ſeinen koſtbaren Sammlungen gelten ſollen. Schon wäre er in die nächſte Gerichtsſtadt, nach Dornweil, geritten, und hätte Wildenſchwert, alle Dörfer der Umgegend alarmirt, vor allem ſofort in Kloſterode die Tagelöhnerfamilie Widmann aufheben und verhaften laſſen. Der Thäter müßte Unterſtützung gehabt haben. Im Park hätte man vielfach Fußtapfen verfolgen können. Ohne Zweifel wär' es „eine ganze Bande." Die Gräfin merkte, daß dabei ihre eignen in den feuchten Parkwegen zurückgebliebenen Fußtapfen mit in Verrechnung gekommen waren.

Die halb künſtliche, halb natürliche Kaltblütigkeit, die ſich Jadwiga für die Motivirung ihrer Reiſe abgewonnen hatte, ſteckte auch dieſen Berichten gegenüber ihr Verhalten an. Zunächſt war Graf Bernhard abweſend. Das war ihr eine höchſt willkommene Diverſion der von ihr heraufbeſchwornen Sachlage.

Dornweil war einige Meilen entfernt. Als ehemaliger Juriſt ließ ſich der Graf nicht nehmen, die Einleitung der Unterſuchung ſelbſt zu überwachen, manche Recherchen ſelbſt anzuſtellen, dem Verhör der Tagelöhnerfamilie, die in's Dornweiler Stockhaus gebracht werden ſollte, womöglich ſelbſt beizuwohnen. Die Schloßherrin

wußte, daß der Graf ſchon lange mit der Regierung haderte um die Anſtellung eines Gensd'armen in Wilden ſchwert. Jetzt war ihm ein willkommener Anlaß geboten, dem Landrath, dem Staatsanwalt gegenüber auf ſein altes Thema, die Unſicherheit auf dem Lande, zumal beim zunehmenden Fabrikenbetrieb, zurückzukommen. Seine Rückkehr war vor Mittag nicht zu erwarten. Vielleicht gelang es den vereinigten Anſtrengungen und dem Eifer ihrer Dienerſchaft, (die Doris und der Bediente Ernſt wurden mitgenommen) daß bis dahin ſchon die zum Entweichen Entſchloſſene abgereiſt war.

Sie ſelbſt ließ nicht ein Wort fallen über ihre Kenntniß des Vorganges, der das ganze Schloß, das Dorf, die Umgegend in Aufregung verſetzte. „Der Jäger Wälſing hat Ihnen für die ihm widerfahrene Mißhandlung das Schloß über dem Kopf anſtecken wollen —!" So hieß es von allen Seiten. Sie erwiederte: „Ja! Ja! Wenigſtens vermuthet man ſo —!" Sie trieb nur zur Beſchleunigung ihrer Abfahrt.

Das erſte Motiv dieſes ſonderbaren Verhaltens war die Furcht vor einem Aufenthalt. Sie ſagte ſich: Bekennſt Du, Zeuge des nächtlichen Vorgangs geweſen zu ſein und ihn ſelbſt geſtört zu haben, ſo wirft ſich eine ſolche Fluth von Neugier, von Fragen, ſelbſt von behördlicher Zudringlichkeit auf Dich, daß Du Bleigewichte in die Füße bekommſt und hier Tag für Tag gefeſſelt bleibſt —! Da blieb ſie zu allem

ſtumm, hörte nur und — verwunderte ſich über die Maßen.

Allmälig ſchien es ihr, als wenn Doris und Franz die Vorbereitung zur Reiſe hinhalten wollten. Sie entdeckte, daß Madame Derenbach mit ihnen flüſterte. Doris hatte ebenſo ein Auge auf Wülfing, wie Franz das ſchönſte Mädchen der Gegend, die Guſtel Widmann, dem letzteren nicht gönnte. In dieſem Sachverhalt lag eine Entſchuldigung für die Langſamkeit, die Jadwiga nach mehrmaligem Antreiben zur Eile, wie ſie ſich ausdrückte, zum letztenmale in Güte rügte. Die Bemerkung, zeigen zu wollen, wer hier im Hauſe Herr wäre, war ihr ſeit einiger Zeit geläufig. Ein Wort, wie: „Das iſt eine Natter, der ich noch einmal den Kopf zertrete —!“ angewendet auf Frau Derenbach, wurde oft ſchon zwiſchen den Zähnen gemurmelt. Die Vornehmen und Reichen und, wie wir vorausſetzen dürfen, von Kindesbeinen an ſorgfältig Erzogenen haben manchmal ein förmliches Gelüſt, die Vorausſetzungen deſſen, was man vornehm oder gebildet nennt, ganz über Bord zu werfen, ſich gehen, behaglich ſchaukeln zu laſſen vom allgemeinen Denken, Urtheilen und Fühlen, ja ſogar im Sprechen eine Gourmandiſe darin zu finden, Ausdrücke zu brauchen, die der Gaſſe angehören. Fürſten, regierende ſogar, zanken mit Wendungen, die kaum ihre Diener brauchen. Fürſtinnen machen keine Toilette, ohne ſich für den Etikettezwang der gewählten Worte, die ſie in der nächſten

halben Stunde ausschließlich anwenden müssen, zuvor am Schimpf- und Glimpf-Wörterbuch unsrer Sprache schadlos gehalten zu haben.

Ludwigas Ingrimm gegen diese Behinderung milderte sich nur dadurch, daß sie, beseelt vom tiefsten Mistrauen, wie sie war, das Kopfzusammenstecken ihrer Umgebungen auf ein Interesse allein an ihrer Gesundheit, an ihren körperlichen Zuständen deutete. Sie hatte Frau Derenbach und die Doris schon öfters auf Belauschungen ihres geheimsten Lebens und Seins ertappt und war entschlossen, die letztere nur deshalb in die Residenz mitzunehmen, um sie dort zu entlassen. Wildfremde Personen wurden die ihr willkommneren.

Unmittelbar nach dem zweiten Frühstück, für die Dienerschaft schon das Mittagessen, verließ sie das Schloß in einem über und über bepackten Reisecoupé. Franz und Doris, vollends durch die Zusammenreise geärgert, weil sie sich nicht leiden konnten, nahmen auf dem mit einem Dache versehenen Hintersitz Platz. Sie mochten ihr Schicksal ahnen; zu ihren Füßen, in einer mächtigen Bahre, lagen ihre sämmtlichen Habseligkeiten, die ihnen die Gräfin befohlen hatte, mitzunehmen.

Die Gräfin saß in ihrem eleganten, einst zu ihrer Hochzeitsreise eigens gebauten Wagen modernster Construction mit den vorzüglichsten englischen Patentachsen und den sinnigst erfundenen Vorrichtun-

gen für Schreiben-, Leſen- und Schlafenwollen und noch einem enormen Raum für Unterbringung eines maſſenhaften Gepäcks. Ihre eigenen Pferde gingen nur bis zur nächſten Poſtſtation mit. Dann führte ihr Kutſcher die ſtattlichen Renner zurück und überließ ſeinen Sitz einem Poſtillon, der mit Poſtpferden die Gräfin weiterfuhr. Die Reiſe konnte erſt am Abend des folgenden Tages zum Ziele gelangt ſein. Die Flüchtige hätte ſich für die Hälfte des Weges einer Eiſenbahn bedienen können. Doch ſcheute ſie die Weitläufigkeiten des Umpackens und wollte allein ſein.

Unangenehm war ihr, daß ſie mindeſtens drei Stunden lang denſelben Weg fahren mußte, den der Graf zurückkommen konnte. Denn die Station, wo ſie Poſtpferde nehmen wollte, war eben die Gerichtsſtadt ſelbſt. Jene diaboliſche Inſpiration, die ihr unabläſſig zurief: Durch! (in der Ferne winkte die Geſtalt jenes Mannes, der ihr erſchien, als hätte ſie ſchon vor Jahren lediglich nur durch ein Mißverſtändniß des Schickſals ſeinen Beſitz verfehlt —) hatte ihr den Muth gegeben, dem Kutſcher und dem Bedienten beim Einſteigen zu ſagen:

„Begegnet uns der Graf, ſo wird nicht gehalten! Im Gegentheil, wenn Ihr ihn ſeht, wird erſt recht zugefahren —!“

Mit einer gewiſſen Behaglichkeit ſtreckte ſie ſich auf ihre halbſeidenen, weichen elaſtiſchen Polſter aus. Sie hatte die Spiegelfenſter von allen Seiten auf-

ward in die Sache hinein verwickelt: denn es spukt immer nur dann, wenn er in's Haus kömmt."

Blaustrumpf, der jetzt auf die rechte Höhe seines Inspections-Reisezwecks gekommen war, raffte sich auf und nahm noch an demselben Tage einen Wagen, um Tobianus zu besuchen und von da aus das Terrain zu beobachten. Er wollte den Leuten einmal zeigen, was Gespenster sind! Mit Ingrimm setzte er hinzu: „Und ihm, dem Blasedow, was Wissen und Glauben, Vernunft Religion und Offenbarung, Thomasius und Mörder sind!" Es gewitterte, regnete und donnerte; aber Blaustrumpf riß sich von der Hochzeit los und konnte nun auch auf keinen Baum mehr sehen, ohne ihn gleich in einen Scheiterhaufen zu verwandeln.

gezogen; die Luft blieb kalt, der Himmel unfreundlich. Da ſie bald vom grünen Walde umfangen war, ſo erhielt das Spiegelglas eine dunklere Hinterwand, die ihr Bild rückſtrahlen ließ. Der Anblick, der ſich ihr bot, ſtellte ſie vollkommen zufrieden. Trotz der Anſtrengungen, die ſie ſich zugemuthet hatte, ſtand ihr die ausgeſuchte Toilette, die ſie gewählt. Die Maxime, auf Reiſen nicht in geringerem, die Abnutzung vertragenden Coſtüme zu gehen, hatte ſie heute gefeiert bis zur Annahme, ſie könnte Fernau begegnen oder jedenfalls nicht unmöglich gewärtig ſein, ſchon morgen Abend von ihm begrüßt zu werden. Ihr Coſtüm zeigte nach außen eine Harmonie, die ihr Inneres nicht beſaß. Die Farben Gelb, Lila, Grau waren für ihr Reiſekleid, ihren Hut und Schleier, ihre Hand- und Fußbekleidung anmuthig vertheilt. Das Kleid hatte einen garnirten Ueberwurf über die Achſeln und nach vorn hinab als Verzierung dieſelbe Garnitur. Unter dem Hut leuchtete der Beſatz im friſchſten Roth, gleichfarbig war die nur loſe geſchlungene Cravatte. Hochroth ſchimmerten auch die Näthe und Aufſchläge der Handſchuhe, die Grafenkrone und ihr Namenszug auf dem duftenden Spitzentaſchentuch.

Je weiter ſie kam, deſto behaglichere Ruhe kehrte in ihr Gemüth ein. Sogar zum Lächeln verzog ſich ihr Mund, als ſie einen Streit ihrer Begleiter vernahm über die Frage, ob das Dach niedergelaſſen werden ſollte oder nicht. Die Doris wollte ſehen und

geſehen werden. Franz dagegen verſicherte, Wülfing und ſeine Bande ſtäken im Walde und dem Wagen wäre leicht eine Kugel nachgeſendet.

Am Ausgang des Waldes lag die Chauſſeegeld-Hebeſtätte. Der Graf hatte ſich durch eine Jahresſumme von dem Zwang, an den Schlagbäumen halten zu müſſen, losgekauft. Heute ſprang der Einnehmer aus ſeinem Häuschen, winkte mit der Hand und hielt die herrſchaftliche Carroſſe auf. Er glaubte, ihr Dahereilen hinge mit dem beabſichtigten Schloßbrand, mit Wülfing's That zuſammen. Die Gräfin ließ das Fenſter hinunter, um zu hören, was es gab.

„Sie werden ſie bald haben —!“ berichtete der Mann. „Die Gensd'armen haben ſich überall hin vertheilt! Man hat ihre Spur. Zwei ſtecken im Walde —! Wülfing, wer hätte das von dem gedacht —! Und die Widmann's — auch die ſolches Geſindel —! Hier wurden ſie vorübergeführt! Das ganze Neſt — Der Alte und die Mutter ſchrieen und verſchworen ſich, nichts zu wiſſen. Aber die Guſtel verrieth ſich. Die ging ſtill und ſah zur Erde nieder — Sie ſind nach Dornweil in's Gericht —!“

Doris und Franz jubelten. Sie forſchten und fragten. Der Kutſcher lehnte ſich rückwärts und verlor darüber beinahe die Leine. Wer der Zweite wäre —? ſo lautete die Frage von allen Dreien.

„Einer von Widmann's Jungen ſagen ſie. Der Guſtel ihr Bruder — ein tückiſcher Burſche, der

gedient hat — ich weiß es und der Graf meint's auch. Ja, der Herr Graf ist auf die Waldbeuge hinüber —! Vor einer Viertelstunde fuhren sie hier vorbei —"

Das Chausseehaus lag an einer Wegekreuzung. Die Gräfin erfah, daß sie ihrem Mann nicht begegnen würde. Daß es ihn gedrängt hatte, erst den Umweg zu machen, um die „Herrschaften" auf dem Rohrenkopf vom Vorgefallenen zu unterrichten, machte sie lachen. Dann ärgerte sie's wieder, daß der Graf ihre gestrigen Drohungen gar nicht für Ernst genommen zu haben schien. Sie sagte sich: Er kann nur immer Einen Gegenstand im Kopf haben und dann nur immer den, den er sich selbst vorgenommen hat —! Wie wird der noch im Leben fallen über Bäume, die ihm Andere in den Weg legen —!"

Das letztere Bild bot sich von selbst. Im Walde hatten sie zwangsweise den neuen Chausseeweg ausfahren helfen müssen. Baumstämme zwangen die armen Rosse, sich die spitzen, frischaufgeschütteten Steine in die Hufe zu klemmen.

Als man weiter fuhr und Hedwiga erlöst aufathmete über die Sicherheit, nicht mehr ihrem Mann zu begegnen und am wenigsten in Dornweil beim Wechseln der Pferde mit ihm zusammenzutreffen, kam ihr mit jener Auguste Widmann ein besonderes Mitleiden. Sie hatte das Mädchen gern gesehen. Sie war hübsch, hatte feurige, entschlossene Augen. Sie half sogar mit ihren von Garten- und Feldarbeit rauhen Hän-

ren, doch mit Geschick, in der Nähstube des Schlosses, strickte gewandt und konnte sich überall nützlich machen. Immer hatte sie ihr wie zu etwas Besserm bestimmt geschienen. Ihr schien sie an dem projektirten Verbrechen vollkommen unschuldig zu sein. Wenn sie nicht schrie und jammerte wie die Eltern, so konnte darin der Schmerz um ihren Geliebten liegen, dessen Schuld ihr bis zu einem gewissen Grade erwiesen sein mußte. Die Gräfin vertiefte sich in diese Verhältnisse. Nur Hennenhöft blieb der störende Nebengedanke. Aber dennoch — als wenn sie der Biß einer Schlange getroffen hätte beim Ruhen im schwellenden Moose, so zuckte sie auf — über einen Gedanken, der ihr schon wieder durch die Seele fuhr — —! Wozu war nicht alles dieser Hennenhöft zu gebrauchen —!

Noch eine halbe Stunde mochte sie gefahren sein im schnellsten Trabe, als plötzlich die Rosse stillstanden und sie erschreckt aus ihren grübelnden Träumen fuhr.

Die Rufe: „Da sind sie!" „Da bringen sie sie!" „Dort dräben aus dem Walde —!" „Sie sind geschlossen —" „Die Bauern passen mit Knitteln auf —" „Barmherzigkeit, wie sie dahinschleichen —!" „Sie werden vorwärts getrieben —!" „Zwei Gensd'armen zu Pferde nehmen sie in die Mitte —!" „Ist das der Andere? Das ist ja der Kerl, der sich meldete um den Dienst —" „Gestern bei Tafel —" „Herr Gott, die waren im Einvernehmen —?" — dies Durch-

einander der drei Personen außerhalb des Wagens klärte die Gräfin über das auf, was das Halten des Wagens veranlaßt hatte. Die Lorgnette, die auf ihrer Brust gehangen hatte, zitterte, als sie vorsichtig das Glas vor's Auge brachte. Sie mochte nicht zu lange hinübersehen. Alles bestätigte sich ihr, was man draußen als sichtbar gemeldet hatte. Franz, so hörte sie, sprach von Absteigenwollen. Sie verbot es.

Die geschilderte Scene spielte etwa tausend Schritte weiter. Vom Waldesrand her und an diesem entlang entwickelte sich der Zug. Nur ab und zu zwischen den Rossen der Gensdarmen wurden die Gefangenen sichtbar. Ohne Zweifel kamen sie auch mit der Zeit auf die Landstraße. Deßhalb befahl die Gräfin, sich nicht länger aufzuhalten, sondern schleunigst zuzufahren, so daß mit dem unheimlichen Troß keine weitre Berührung stattfinden konnte.

Der Kutscher mußte gehorchen. Franz, halb schon auf dem Aussteigetritt, mußte unter sein Dach zurück. Nun, wo von nachgesandten Kugeln keine Rede war, wünschte er das Dach selbst zurückgenommen. Und nun verbot es die Doris. Sie hatte das Taschentuch vorgenommen und schluchzte.

In Dornweil angekommen, erklärte plötzlich die Gräfin in einem Gespräch mit dem Posthalter, mit Fremden des Gasthofes, wo sie abgestiegen war, beide Gefangene — für unschuldig. Sie sagte es Jedem, der sie im Posthof über das Ereigniß ansprach, sagte

es jetzt auch ihrer Dienerſchaft. Dann verlangte ſie, auf's Amt, zum Staatsanwalt geführt zu werden, um ihre Ausſage zu Protocoll zu geben.

Das Staunen war allgemein. Noch vor wenig Stunden hatte der Graf das Städtchen allarmirt. „Warum hat er mein Aufſtehen nicht abgewartet!“ ſagte die Gräfin zum Poſthalter, während ihre Diener mit geöffnetem Munde der ſeltſamſten Mär lauſchten. „Ich hatte nur meine Reiſe vorzubereiten! Das Geſchrei der Anklagen um mich her betäubte mein Ohr und verwirrte meine Gedanken, die ich für mich zuſammennehmen mußte. Bringen Sie mich zum Staatsanwalt, falls es hier einen giebt, oder zu einem der Richter —! Daß beide unſchuldig ſind — ich kann es beweiſen —!“

„Aber der Schwefelbund, die Lunte, Frau Gräfin —!“ riefen ihre eigenen Diener.

Die Gräfin hatte einen gewiſſen Blick in der Uebung, der ihr im Kreiſe wenigſtens Derer, denen ſie zu befehlen hatte, ein augenblickliches Verſtummen und das Unterbleiben jeder Einrede ſicherte. Bei allen Fremden verſtand ſich die Beſcheidung des Urtheils von ſelbſt.

Das Amthaus in Dornwell iſt ein altes Gemäuer in jenem oſteuropäiſchen Geſchmack, wo ſich gewiſſe Vorausſetzungen der italieniſchen Architectur mit dem Charakter ſlaviſcher Holzbauten verbunden haben. Wir befinden uns in einem Theil Deutſchlands, der zu den Zielpunkten der ſlaviſchen Einwanderungen gehörte.

Die Stadt hatte einen großen Marktplatz, den sogenannten Ring, wo die Hauptgebäude des Orts, die Kirche, das Rathhaus, die Herbergen, beisammen lagen. Die slavische Linde, ein Baum der Weichheit und Milde, durch seinen würzigen Blüthenduft den Völkern einer träumerischen Phantasie der Lieblingsbaum, beschattete den Platz in einigen uralten Exemplaren, auch die schneckenartig gewundene Treppe, die bereits von außen her in das alte mit sonderbaren Dächern, Kuppeln und Thürmen ausgestattete Amthaus führte. Eine dieser Stiegen, dicht vorüber an einem Brunnen mit aus Kupfer getriebenen Emblemen von Fischen und Drachen zu einer Außengalerie führend, mußte die Gräfin zurücklegen, um zu einem Assessor zu gelangen, der am Amt die Stelle des Staatsanwalts bekleidete.

Kaum hatte sie einige Stufen dieser Außentreppe hinter sich, als ihr von obenher ein Mann entgegentrat, den das helle Tageslicht — es war die dritte Nachmittagsstunde — dermaßen grell beleuchtete, daß sie ihn in jeder Linie seines Antlitzes erkennen mußte — Herr Hellwig, der Advocat von Buchenried, ihr vorgestriger Rathgeber.

Beim Herniedersteigen blätterte dieser Unwillkommne in Acten, die er in der Hand hielt, und schien so vertieft in seine Lectüre, daß er die Dame, die ihm entgegenstieg, erst da genauer ansah, als sie bereits dicht vor ihm stand.

Rasch den Schleier überziehen zu können, hatte die überraschte Gräfin die Zeit verpaßt. Dies nun noch vollends nachträglich zu thun, konnte auffallen. Befand sie sich doch auch schon im Zuge des keckſten Auftrotzens.

Der Advocat grüßte mechaniſch. Erſt als er die Reiſemütze, die er trug, wieder aufgeſetzt hatte, mochte er ſeinen Beſuch von geſtern erkannt haben. Wenigſtens ſah er auf die Fremde, auf den Wagen drüben vor der Poſt, auf den Bedienten, den Kutſcher, auf Alles wie zu gleicher Zeit. Jadwiga bemerkte nicht mehr ſein Befremden. Nach einigen Schritten weiter abwärts ſtand er bewegungslos ſtill, zog nach einigem Beſinnen die Augenbrauen erſtaunt in die Höhe und ſtieg wieder in's Amthaus zurück.

Da haſt Du ſchon den erſten Rückſchlag —! ſagte ſich die Gräfin. Muß Dir Dein Unſtern auch gerade dieſen Mann in den Weg führen —! Was kann Dir nicht daraus für Nachtheil erwachſen —! Gewiß wird er ſich erinnern, daß es gerade Ein Punkt geweſen, bei dem Du mit ſo dringlicher Wißbegierde verweilteſt —! Gewiß wird er davon reden —! Horch, wie er Dir nachſchleicht! Das Verderben rollt ſchon heran auf Dein Haupt — —!

Eine luſtig ſchwebende Gallerie, die Jadwiga beſchreiten mußte, unterſtützte die Vorſtellung, die ſie ergriffen hatte von einem Dahinſchweben in den Lüften oder als müßte alles unter ihr zuſammenſinken.

Sie trat in eine kleine gewölbte Thür ein. Schon

war ſie draußen an den Fenſtern der Amtsſtube vorübergegangen. Dieſe führten auf die Gallerie hinaus. Schon hatte ſie die Actenrepoſitorien geſehen, die Schreiber, die ihre Federn ſpitzten. Der junge Aſſeſſor, der vielleicht von ſeinem Nachmittagskaffee kam, zog ſich eben ſeinen Büreaurock an.

Die Gräfin trat ein, leidlich geſammelt. Sie nannte ihren Namen und erklärte ihr Verhaben.

Bereitwillig griff der Aſſeſſor zu den erſt am Vormittag aufgegebenen Anſagen des Grafen. Er wußte ſchon, jeden Augenblick konnten die Verbrecher eingebracht werden. Ein heftiger Widerſtand, den namentlich der Eine geleiſtet haben ſollte, hatte den Transport erſt nach Einholung eines dieſſeitigen weitern Beiſtandes von Gensd'armen ermöglicht.

Wie mußte der junge Richter aufhorchen, als die Gräfin mit graziös lächelnder Miene, ihre bauſchigen Kleider in die Nähe ſtreifend und ſich niederſetzend, erklärte, ſie fühlte das Bedürfniß, den wahren Sachverhalt mitzutheilen, da ſie zufällig Zeuge der ganzen nächtlichen Begebenheit geweſen wäre.

„In der That —! Der Herr Graf ſagte nichts davon —"

„Ich ſprach den Grafen noch gar nicht. Meine Aufmerkſamkeit galt den Zurüſtungen zu einer längern Reiſe, die ich antrete. Ich hatte den Kopf ſo voll von meinen eigenen nächſten Angelegenheiten. Als ich endlich den Zeitpunkt wahrnahm, wo ich bereit ſein

konnte, auch mich in diesen Tumult zu mischen, da war mein Mann schon über alle Berge, die arme Tagelöhnerfamilie verhaftet und die Verfolgung der unschuldigen Flüchtlinge angeordnet —"

„Gnädige Gräfin — ich erstaune —"

„Ich habe alles gesehen. Als ich heute früh erwachte, war mein Mann, wie gesagt, bereits unterwegs —! Ich hoffte ihn einzuholen und rechnete darauf, hier eine wahrheitsgetreue Darstellung zu Protocoll zu geben!"

„Thun Sie das —!" sagte der Assessor. „Und Sie verbürgen die Unschuld dieser Leute —?" Der junge Mann griff zu den bereits über den Fall angelegten Acten.

Jadwiga hatte Besorgniß, es möchte jene Jalousie, die offenbar zum Angezündetwerden bestimmt war, schon zur Sprache gekommen sein. Sie bat, ob sie nicht die Deposition ihres Mannes vorgelesen erhalten könnte.

Nach kurzem Besinnen las ihr der Assessor diese vor.

„Nun gut," begann lächelnd Jadwiga, als die Vorlesung zu Ende war, „das ist alles, wie man es sich ausersonnen und wie ich's habe hingehen lassen, weil ich meinen Kopf voll hatte —! Sie sehen, dort drüben steht mein Wagen — bis unter den Kutschersitz ist er bepackt —"

Ihr Blick begleitete den des Assessors. Sie athmete auf, als sie den Advocaten nicht am Posthause und an ihrem Wagen erblickte. Diesem wurden soeben

## Letztes Kapitel.

### Die Geisterbeschwörung.

Der Wagen fuhr vor Tobianus' Hause an; doch war dieser ausgeflogen und hatte die rasselnden getrockneten Bohnen — denn dies wird das Gespenst sein, dachte Blaustrumpf — wieder im Unterfutter seines Oberrockes mitgenommen. Die Haushälterin des Pfarrers war in Verlegenheit, als sie den wahrscheinlich vornehmen geistlichen Herrn in noch größerer sah. Er wußte nicht, ob er sich nach Kleinbethlehem zu wenden sollte; wenigstens fürchtete er, es möchte ihm hier wie verschlafenen Tilsiter Postillonen gehen, die sorglos das frische Haff entlang fahren und plötzlich tief im Wasser stehen. Der Unsinn steckt an, fürchtete er; das Blasedow'sche Treiben schwemmt mich mit fort, und es ist nie gut, wußte er, auch nur die geringste Berührung mit Kreisen zu nähren, die wir gesonnen sind, in ihrem Mittelpunkte zu zerstören.

Wie er aber so in dem großen Gedanken-Magazine seines Kopfes einen Ballen gegen den andern austauschte und hier und dorthin warf, fuhr er doch mitten in's frische Haff hinein, in die Gegend, wohin die Straße gerade führte. Sie führte aber nur nach Kleinbethlehem. Blaustrumpf war

drei Postpferde vorgespannt. Er wird Dich nicht erkannt haben! sagte sie sich zu ihrer Ermuthigung. Daß er ganz in's Amthaus zurückgekehrt war, hatte sie nicht bemerkt.

„Erzählen Sie, Frau Gräfin!" begann der Assessor, nahm einen Bleistift, um sich Notizen zu machen für sein Protocoll, und drückte die Thür eines Nebenzimmers zu, um die Schreiber am Zuhören zu verhindern.

„Ich hatte," begann die Gräfin einen Bericht, den sie sich im Wagen bis in die einzelnen Details zurechtgelegt hatte, „gestern Abend bis tief in die Nacht mit den Zurüstungen meiner Reise zu thun, Briefe zu schreiben, viel zu rechnen, manches aufzuräumen — wie das eben so geht. Uebermüdet, fürchtete ich noch nicht schlafen zu können. Ich hatte das Bedürfniß, frische Luft zu schöpfen. Wie ich mein dem Parke zu gelegenes Schlafzimmerfenster öffnen will, höre ich unsere beiden Jagdhunde winseln, wie ihnen eigen ist, wenn sie Jemand liebkost. Ein bekannter Laut der Freude und des Behagens. Wie? dachte ich, wer kann noch so um Mitternacht die Hunde streicheln und mit ihnen schön thun? Mein Gedanke fiel auf Wülfing. Man hatte ihn den Tag über vermißt. Am Abend vorher hatte er mit meinem Mann eine Scene gehabt. Sie wissen das wol schon. Ich will nicht entscheiden, auf wessen Seite die Schuld lag —"

In den Mienen des Aſſeſſors zeigte ſich ein Ausdruck des Befremdens.

Die Gräfin verſuchte zu lächeln. „Wir Frauen,“ fuhr ſie fort, „ſind geneigt, die Fehler unſerer Männer, unter denen wir ſelbſt zu leiden haben, ſtrenger zu beurtheilen, wenn wir ſehen, daß auch andere darunter leiden. Mein Mann iſt heftig. Doch will ich es glauben, daß auch Wülfing ungezogen war. Indeſſen Wülfing war im Ganzen ein guter Diener, aufmerkſam und treu. Wir haben ihn, ſo lange ich verheirathet bin — drei Jahre. Wir hatten ihn oft gelobt und ſeinen Ehrtrieb dadurch überreizt. Doch würde ich ihm auch nicht verdacht haben, wenn er nach jener Scene auf und davon gegangen wäre. Seine Strafe würde der zurückbehaltene Lohn geweſen ſein.“

Es bedurfte keiner Erinnerung des Aſſeſſors an eine klare und regelmäßige Fortführung des Berichtes. Die Gräfin lenkte ſchon von ſelbſt wieder von ihrer Abſchweifung ein.

„Als ich jenen Ton der Hunde vernommen hatte und ſogleich an Wülfing dachte, ſchloß ich eine Verbindungsthür auf, die mich in einen Seitenbau unſeres Hauſes führte. Dieſer wird nur im hohen Sommer bewohnt. Die einzelnen kleinen Gemächer hatten Fenſter mit — Jalouſieen. Eine derſelben öffnete ich leiſe. Ich ſpähte in den Hof hinunter, als ich zu meinem Schrecken noch einen andern Mann bemerkte, deſſen kurze Joppe,

die ich im Mondenlicht unterſcheiden konnte, eben falls auf einen Jäger ſchließen ließ. Was will denn dieſer Menſch? dachte ich mit Befremden. Bald entdeckte ich, daß er in Verbindung ſtand mit dem Fenſter im Zimmer Wülfing's. Das Fenſter ſtand offen. Jetzt unterſchied ich, daß Wülfing nicht fehlte. Dieſer reichte ſeinem Kameraden aus dem Fenſter ſeine Sachen. Jetzt kann ich beſchwören — weil ich's zu deutlich geſehen habe — daß Wülfing dabei ſorgfältig unterſchied, was ihm gehörte und was uns. Alles Herrſchaftliche legte er zurück, ſein Bandelier, ſeinen Hirſchfänger mit dem Griff von Silber und Elfenbein. Das Wetter war unfreundlich, der Sturm heulte. Die Wolken wurden über den Mond dahingetrieben, ſo daß es ganz dunkel wurde. Stichdunkel war es längſt in Wülfing's Kammer. Deßhalb verſuchte er Licht zu machen. Das Feuerzeug und die Schwefelfäden hatte er entweder bei ſich oder beides kam aus ſeinem Zimmer. Das Auswählen deſſen, was Wülfing und was uns gehörte, machte einen Aufenthalt, der erklärlich erſcheinen laſſen kann, daß beide, als unmittelbar am Schloß das Wächterhorn hörbar wurde, plötzlich entſchlüpften. Auch hatte der Zugwind über uns eine Thür zugeworfen, ſo daß es weithin in dem kleinen Anbau, in welchem ich mich befand, widerhallte. Mir fielen, wie ich eine Bewegung des Schreckens machte, die Sparren der Jalouſie zu. Als ich dieſe wieder geöffnet hatte, waren Wülfing und ſein Gefährte verſchwun-

den. Alles, was man im Hofe fand, diente nur, um Licht zu machen. Denn auf dem Hofe galt es noch Vieles zu unterscheiden und es war so dunkel, daß man die Hand kaum sah. Das Schwefelbund und das Streichfeuerzeug ließen meine Leute liegen; alles Andre schleppten sie fort. Sie machten aus Haß und Liebedienerei eine Anklage, die mir unbegründet erscheint. Wie würde ich denn sonst gegen unser Interesse zeugen—!"

Der Assessor war nicht der Neuling, den der Bericht der Gräfin vorauszusetzen schien. Er fragte nicht ohne einige Ironie:

„Die beiden Leute machten sich also nur Licht, um — besser sehen zu können —?"

„Ich versichere Sie —! Mondschein stand im Kalender, aber es war stichdunkel —"

„Die Zeiten sind vorüber, gnädige Frau, wo man sich zum Lichtmachen eines dicken Convoluts von Schwefelfäden bedient —"

„Gewiß! Gewiß! Aber wer kann sogleich sagen, was mit diesem Material — ein Jäger vorhat! Wülfing hatte davon einen Vorrath in seiner Kammer. Ja, ja, ich entsinne mich, daß ich mit Wülfing über das Anlegen einer Bienenzucht gesprochen habe —! Wir haben wilde Schwärme in unserem Walde. Um diese einzufangen, bedient man sich des Schwefels. Ich ermunterte ihn oft dazu — davon anzuschaffen — ich vermuthe, der aufmerksame Mensch hatte sich für den Sommer darauf vorbereitet —"

Hätte der Graf oder Hedwiga's Vater diese Erklärung gehört, sie würden gesagt haben: Da sieht man, was Dir Deine polnischen Pathen eingebunden haben —! Nicht drei Worte in dieser Erklärung waren begründet, höchstens, daß es im Walde wilde Bienen gab —! Wie aber floß die erlogene Aussage so gewandt dahin —!

Die Gräfin hörte auf, ihrer erfinderischen Phantasie den Zügel schießen zu lassen. Denn einmal fiel ihr ein: Wie, wenn nun Wälfing in seinem Verhör verräth, nicht eine Sylbe von dieser Entschuldigung zu wissen —? Der andere Grund, der sie stocken, zuletzt ganz schweigen ließ, war das langsame Vorüberschleichen des Advocaten Hellwig auf der Gallerie, auf welche sie eben hinausgesehen. Geradeso, wie dieser Mann sie jetzt bei dem Assessor wiederfand, hatte sie neulich bei ihm gesessen. Ein sardonisches Lächeln, das sie durch die Fensterscheiben hinter dem Rücken des Protocollanten fast zu grüßen schien, zeigte ihr, daß sie erkannt war.

Die Pause, die darüber in ihren Mittheilungen entstand, schien sich bei dem Assessor mit allerlei Bedenken zu füllen, die sein zum Mißtrauen und zum Anzweifeln von Berufswegen geschultes Denken durchkreuzten. Indessen, die hohe Stellung der vor ihm sitzenden Dame, die unbezweifelbare Zulässigkeit gerade dieser Instanz der Beurtheilung des vorliegenden Falles, die nun einer Zurücknahme der ganzen Anklage gleich-

kam, machte sich zuletzt von selbst geltend. Der Assessor formulirte die Aussage der Gräfin zu Protocoll und gab ihr dadurch Gelegenheit, ihr Angesicht abzuwenden und die Augen im Raume umherstreifen zu lassen. Sie sah, daß Advocat Hellwig in's Verhörzimmer getreten war, die geschlossene Thür des Nebenzimmers öffnete, sie offen stehen ließ und sich drinnen, wie sie sogleich bemerkte, mit einigen Actennummern nur scheinbar zu schaffen machte . . . Muthlos ließ sie den Kopf sinken und drückte ihr Taschentuch an's Gesicht.

Die Vorlesung ihrer Aussage, wie solche vom Assessor aufgesetzt worden, gab ihr wieder einigen Aufschwung. Als sie sich durch die Bündigkeit und überzeugende Sicherheit im Vortrag des Assessors für ihre eigenen Luftgebilde ermuthigter fühlte, sammelte sie sich sogar zum Aussprechen einer Bitte, wobei sie aus Furcht vor dem Lauschen des Advocaten den Ton etwas änderte. Sie bat, der Assessor möchte ihrer Aussage hinzufügen, daß sie wünschte, die Taglöhnerfamilie Widmann und namentlich Auguste Widmann würde sofort entlassen. „Wir sind denn doch die Benachtheiligten —!" sagte sie. „Und wenn wir selbst nicht klagen — und mein Mann wird ebenfalls nicht klagen, wenn er hört, daß ich es nicht will —" Sich unterbrechend in dieser gewagten Voraussetzung, zog sie ihre mit Goldstücken gefüllte Börse, eine Häkelarbeit von Perlen, nahm eine Summe, mehr als fünfzig

Thaler in Gold betragend, heraus, die ſie deponirte, um ſowohl die Wirmann'ſche Familie, wie die beiden Gefangenen, die inzwiſchen eingebracht wurden — alles ſprang plötzlich, als man Pferdehufſchlag vernahm, an's Fenſter — für die ausgeſtandene Angſt für's Erſte ſchadlos zu halten. Sie verlangte ausdrücklich, daß den vermeintlichen Verbrechern angezeigt würde, ſie ſollten ſich wegen fernerer Unterſtützung an ihre Adreſſe wenden. Ihre Wohnung in der Reſidenz würde leicht zu erfragen ſein.

Gegen einen ſo beſtimmt ausgeſprochenen, wenn auch nur leiſe und halb wie vertraulich vorgetragenen Wunſch ließ ſich nichts einwenden. Der Aſſeſſor verharrte bei ſeinem ruhig aufhorchenden Ernſt. Er blickte nicht einmal, wie ringsum die anderen Arbeiter, auf den Marktplatz hinüber, wo ſich der kurze Tumult, das Zuſammenlaufen von Menſchen bald verzogen hatte. Sinnend beendete er ſeine ſchriftliche Aufnahme, verſchloß die empfangene Geldſumme und machte zuletzt nur noch mit halbverlegenem Lächeln die Bemerkung:

„Sie werden die Güte haben, noch das Protocoll als mit Ihren Erklärungen übereinſtimmend zu unterſchreiben —“

Die Gräfin erwartete dies. Vor Unruhe hatte ſie vorher ſchon die Handſchuhe abgezogen.

Der Grund des Lächelns von Seiten des Aſſeſſors ſchien nicht zu ſchlimm für ſie gemeint. Vielleicht kam derſelbe jetzt zum Vorſchein, als er ſagte:

„Was die Identität Ihrer Person anbelangt, — so habe ich leider noch nicht die Ehre gehabt — indessen dort drüben Ihr Wagen und, wie ich zu unterscheiden glaube, das gräflich Wildenschwert'sche Wappen am Schlage — "

Bei alledem sah der Assessor nicht blos zum Fenster hinaus, sondern auch in die gewölbten niederen Räume seiner Umgebung. Er suchte Jemand, der sich bekannte, die Gräfin Jadwiga von Wildenschwert, geborene Freiin von Wolmerode, persönlich zu kennen. Sein Blick traf den Advocaten Hellwig.

Die Wiederbegegnung mit dem wohlwollenden Rathcertheiler kam auf ihren Höhepunkt. Als Hellwig, den Blick des Protocollanten sofort verstehend, einige Schritte vorgetreten war, sich verbeugte und sich höflich lächelnd für ihre Identität verbürgte, war es Jadwiga, als ginge ihr das Leben aus.

Sie schwankte zur Thür. Ein Blick von der Gallerie, auf welcher sie, wenigstens war ihr Gefühl dies, Spießruthen lief — alle waren aufgesprungen und sahen ihr nach — zeigte ihr, daß sich eben der Advocat gebückt hatte und die Recognition mit der Feder vervollständigte.

Wie sie nun aber doch noch in ihren Wagen und zum Sitzen kam, das wußte sie nicht. Sie war die offene Treppe am Rathhause hinuntergeschritten, unter den halbbelaubten Lindenbäumen hinweg zur Post gelangt — alles ohne klares Bewußtsein. Nachdem sie in der

Zerſtreuung ihre ganze Börſe hingehalten hatte, um den Diener Franz die Zeche für ihre Leute bezahlen zu laſſen, begriff ſie erſt, was ſie gethan, als dieſer die Börſe erſtaunt in der Hand behielt und ſie nicht öffnen mochte. Seine Gebieterin rief ihm dann, er ſollte auslegen.

Der Poſtillon blies ein luſtiges: „Wohlauf zum fröhlichen Jagen!“ Das Pflaſter der Stadt unterſtützte nicht eben die Reinheit ſeiner Töne.

O, wie wohl war ihr, als das Horn dem vom Sattelpferd aus ſeine drei Roſſe regierenden alten Knaben im gelben Poſtrock auf den Rücken flog, der Bläſer die Peitſche ergriff nur zur Beſchleunigung eines Trabes ausholte, der ſich ſogar, in Erwartung eines ſplendiden Trinkgeldes, zum Galopp ſteigerte.

# Siebentes Kapitel.

Liebe, Deine Zaubergewalt ſchafft und erhält die große Ordnung des Lebens —! Die unvordenkliche Weisheit des Schöpfers hat es ſo im Anbeginn geordnet.

Aber ſie zerſtört ſie auch wieder. Sie ſcheint in der That die einzige Macht zu ſein, die den Menſchen mit den Gewalten des Schickſals in einen ebenbürtigen Wettkampf eintreten läßt. Die Liebe ruft das Unmögliche in's Leben. Sie macht das Märchenhafte zur Wirklichkeit. Abgeſehen vom mächtigen Zauber der Liebe auf die Liebenden ſelbſt, auf die Selbſtbeſtimmung im Bereich ihres eignen Schickſals, wie oft vermittelt ſie nicht Verhältniſſe, die ganz außerhalb der nächſten Intereſſen zweier verbundenen Herzen zu liegen ſcheinen —! Wie man beim Schlendern durch's Feld ſich Blumen pflückt oder ein Lied um die Wette mit der Lerche ſingt, ſo wie im Spiele, ſo im Genuß, ohne alle Mühe vermittelt ſie Durchkreuzungen des Hergebrachten, Empfeh-

in großer Verlegenheit. Er ließ halten und blickte auf das inficirte Dorf, als wollte er einen Angriffsplan darauf entwerfen. Er konnte das ganze Feld überſehen, das er am liebſten in ein Schlachtfeld verwandelt hätte, wenn er Blaſedow und die Geſpenſter nur hätte hierher citiren können. Er umzirkelte mit den Augen den Raum, als wollte er den Teufel in einen Zauberkreis bannen. Sein Einſpänner graſte am Rand des Weges; der Mispelheimer Kutſcher knöpfelte an ſeiner Peitſche und Blaukrumpf griff nach einem ungebundenen Thomaſius, der ſich von dem Ballen gelöſt hatte. Er las gerade die Stelle: „Von religiöſen Gefühlen unterſcheidet man A herzzermalmende, B herzzerſchmelzende. Jene ſind mit der Selbſterkenntniß verknüpft. Dieſe begleiten die ſelige Vereinigung mit Gott.“ Dieſe Stelle mißfiel Blaukrumpfen. Er dachte: Mörder bekommt doch auch manchmal das böſe myſtiſche Zeug, wo ich ihm die Daumſchrauben der practiſchen Vernunft anlegen möchte und ſo lange drücken, bis ſeine Gefühlskrämpfe nachlaſſen. Er ergriff ſeinen Rothſtift und ſchrieb dabei: **Nulla religio nisi cognitione.** Während dem ſtand er aber auch ſchon dicht vor Blaſedow's Hauſe. Er hatte in der kleinen Jagd, die er doch manchmal auch gegen Ketzereien ſeines Freundes anſtellen mußte, ſich ſo verpirſcht, daß er nichts von dem Vorhaben des Kutſchers merkte und ſichtlich erſchrak, ſich nun mit Gewalt in eine Lage verſetzt zu ſehen, an die er gerade den Gewalthebel anlegen wollte. Tobianus glänzte und liebte ſchon wie ein verſchmachtender Aal vor dem Conſiſtorialrath. Er zappelte und ſchmiegte ſich mit einer Rührung, die ſich leider nicht hatte vorbereiten können. Blaukrumpf beſpritzte ihn mit dem lautern Gruße der Collegialität. To-

lungen, Beförderungen, Entsagungen auf Vortheile, Zuwendungen aller Art. Sie drängt ſich mit ihrem Füllhorn auf den Markt des Lebens. Sie geht für die Intereſſen des Geliebten durch's Feuer. Trotzige, jugendmuthige Männer zucken zuweilen die Achſel und klagen: Glaubt Ihr, daß ich ein Narr bin und auf Erfolg hoffe? Ein Weib, das liebt, macht den Erfolg. Hat ſie nur einige Gewalt und Erfindungskraft, ſo lacht ſie aller Bedenklichkeiten der Männer.

Freilich muß es eine Liebe ſein, die im Stande iſt, wie jetzt Jadwiga's, ſtundenlang durch eine abwechſelungsreiche Gegend fahren und von all den Hügeln, die ſich erheben, von allen Kirchen und Kapellen darauf, allen alten Burgtrümmern, ſmaragdgrünen Berglehnen, von allen hier durch Wieſengrün, dort durch ſchroffes Felsgeſtein ſich ſchlängelnden Flüſſen, ſo gut wie nichts wahrzunehmen.

Und auch das Kennzeichen, das die Liebe mit dem Glauben gemein hat, trug die ihrige. Ihr war ihre Thorheit vor der Welt ihr Ruhm vor Gott. Wenigſtens vor dem Gott, den die Alten lange nicht ſo kindiſch abgebildet haben, wie wir uns den ſchalkhaften Amor denken. Amor und Pſyche waren mehr als zwei ſich unter Blumen neckende Schmetterlinge. Wo man eine wahrhafte Liebe ſich erproben ſieht, wie bleiben da alle Künſtler und Dichter hinter dem Urtext zurück! Das volle zutreffende Wort, das richtige Bild, wer träfe es beim Ueberſetzen in die faßbaren Sprachen—!

Auch die Weltherrſchaft Amors hat einen Curialſtyl der Gewöhnlichkeit, der ſich zu den wahrhaften, den feurigen Zungen der Liebe verhält, wie bei einem Taufeſt — der herumgebende Teller einer Hebamme mit zwei niedlichen Kinderſchuhen darauf zur Sixtiniſchen Gottesmutter mit dem Kinde.

Jadwiga wußte, daß ſie eine Fülle von Thorheiten hinter ſich zurückließ. Sie ließ ein Vergehen gegen den Grafen zurück, eine Täuſchung der Gerichte, eine muthwillige Verheimlichung der Wahrheit. Sie war intelligent genug, ſich zu ſagen: Der Juſtizcommiſſarius Hellwig wird dem Unterſuchungsrichter mittheilen, daß Du Dich bei ihm nach den Motiven und Nebenumſtänden, die bei Eheſcheidungen obwalten können, erkundigt haſt! Man wird Deine Entlaſtung der beiden Verbrecher mit Deinem Haß gegen den Grafen in Verbindung bringen und — verwirft im beſten Falle entweder Dein Zeugniß ganz oder bringt Dich noch ſelbſt in einen näheren Zuſammenhang mit dem vorausgeſetzten und vielleicht ſogar von den Inculpaten eingeſtandenen Verbrechen —! Und entdeckt man dann vollends die Brandvorrichtungen am Fenſter des Seitenbaues, ſo wird Dein Mann außer ſich ſein, ja der Umſtand, daß die Zerſtörung zunächſt ſeine Sammlungen getroffen haben würde, Gegenſtände, für welche Du niemals eine beſondere Neigung verriethſt, ja ſie geradezu in Zuſammenhang brachteſt mit ſeinem ganzen Dir ſo

antipathiſchen Weſen, dieſer wird Dir in ſeinen Augen den Schein geben, Du hätteſt ihm dieſe empfindliche Schädigung gegönnt — ſie wol gar befördert! Die Geldſumme, die Du für die Verbrecher zurückgelaſſen haſt, ſieht wie eine Beſtechung aus und könnte den Verdacht erwecken, die Verbrecher hätten einen Auftrag vollzogen, den Du ihnen ertheilteſt —!

Wie aber der Glaube alle ſeine Sorgen auf Gott wirft, ſo that es auch in dieſem Fall eine wahnbethörte Liebe. Hadwiga nahm ſich vor, auf die Verwirrung, die ſie hinter ſich gelaſſen, nicht mehr zurückzublicken. Nur noch vorwärts wollte ſie ſchauen. Sie grübelte über die Gefahren, die es erſt künftig zu überwinden gab, und ſchwelgte im Vorgenuß des erwarteten Glücks der Wiedervereinigung mit Fernau. Alles Andere glaubte ſie abthun zu können. Zunächſt galt es den Beſuch bei ihrem Vater. Dieſer hatte eine halbe Meile von der Reſidenz entfernt ſeine Villa bezogen. Dann galt es einen Beſuch bei Linda. Was bei dieſen Begegnungen rathſam, was unerläßlich ſein würde, was es da zu thun, was zu vermeiden gab, für alles das verließ ſie ſich auf die Inſpiration des Augenblicks. Nur das Wiederſehen Otto's war eine Frage voll unerſchöpflicher Anregung. Hier variirten die Bilder, hier rollten die bunten Geſtaltungen wie im Kaleidoscop nacheinander auf. Die Seligkeit, ihm wieder nahe zu ſein, die Erwägung, die ſie anſtellte: Was darf er nun wiſſen von allem, was geſchehen iſt und was

noch geſchehen wird, geſchehen muß —? Was darf er hoffen —? Was ſoll er fördern und unterſtützen —? dieſe beſchäftigte ſie ganz. Dem Geliebten Sorgen zu bereiten, ihm die Bürden, die ſie trug, ebenfalls fühlbar zu machen, das beabſichtigte ſie nicht. Sie wollte ſich ihm zu eigen geben, wie ein ihm vom Himmel gefallenes, bedingungslos gewährtes Glück.

Im Hotel einer großen Provinzialſtadt übernachtete ſie. Ehe ſie zur Ruhe gegangen war, hatte ſie noch zwei Briefe, einen an Linda, einen an Fernau geſchrieben.

Der letztere war kurz. Er ſagte einfach: „Ich danke Ihnen, daß Sie Ihr Wort gehalten und mir nicht geſchrieben haben. Vielleicht koſtete es Ihnen auch keine Ueberwindung. Nun, das will ich ja jetzt unterſuchen. In einigen Tagen bin ich bei Ihnen. Begrüßen Sie mich, wie und wo Sie wollen, nur nicht bei meinem Vater, wo ich einige Tage zu bleiben gedenke. Vor meiner Abreiſe hatte ich viel Verdruß. Beſinnen Sie ſich auf Tröſtungen, die erheben. Ihre Philoſophie wechſelt zuweilen. Ich bin am liebſten Ihre Schülerin für das Syſtem en rose. Ich will glücklich ſein, mich zerſtreuen und lachen. Wiſſen Sie, daß ich mein ganzes bisheriges Leben, all mein Wohlbehagen und mein Glück immer nur wie eine mühevolle Arbeit genoſſen habe? Meine Mutter iſt früh geſtorben. Nur wenig konnte ſie ſich meiner Erziehung widmen. Mein Vater iſt ganz ſo Lebensphiloſoph, wie ich es in anderer Art auch

ſein möchte. Nämlich die Sphäre, die meinen Vater glücklich macht, liegt mir zu tief und ſeine Genüſſe ſind mir zu gewöhnlich. Aber ſeine Grundſätze ſind gut. Meine Stiefmutter, ſo höre ich, will ihn jetzt bilden. Sie nimmt ihn mit in die Vorleſungen und in die Kirchen. Das wird ihn grade ſo alt machen als er iſt und nicht gern ſcheinen will — — Dieſe Rollen wollen wir umtauſchen. Sie, mein Herr, ſollen mich erziehen. Aber ich hoffe, Ihre Lehren hängen nicht von Ihrer fünften oder ſechsten Cigarre, von Ihrem unruhigen Drehen Ihres Zwickelbarts, nicht von Ihrem plötzlichen mädchenhaften Rothwerden ab, das Ihnen aber ganz hübſch ſteht, und nicht von Ihrem Zorn, der Sie wieder ſo kreideweiß machen kann wie die Wand und wo Sie dann, Sie Herr Tyrann, die angenehme Eigenſchaft beſitzen, nicht ein Wort zu ſagen, keineswegs zu beſſern, keineswegs ein ganzes Schloß in Aufruhr zu bringen, nicht Ohrfeigen und Fußtritte auszutheilen an Jeden, der Ihnen begegnet — Ach, ich greife unſeren Plauderſtunden vor —! Gute Nacht, Fernau. Ich bin müde. Wiſſen Sie, ich thue viel, ſehr viel für Sie —! Doch nein — ich thue alles nur für mich. Ich habe an Linda geſchrieben. Um mich her ruft die Welt: Weiter —! Weiter —! Weiter —!"

Der Brief an Linda lautete:

„Ich komme ſelbſt, liebe Linda —! Will etwa Dein Mann zugegen ſein, wenn ich Dich begrüße, ſo ſchicke ihn nicht fort! Ich erhebe vor Jedem mein

Haupt, ja vor einem Ankläger nur noch höher. Lieber freilich wäre mir, Du könnteſt es ſo einrichten — wir haben heute den fünften Mai — daß ich am zehnten bei Dir den Thee trinke und — — doch lieber allein. Streiten will ich dann nicht mit Dir, Linda! Was Du mir geſchrieben haſt, iſt alles ſehr ſchön und ſehr wahr und macht dem Herzen einer guten Gattin und noch mehr dem Verſtande einer guten Mutter Ehre. Wir Frauen ſollen auf die Regel erzogen werden. Die Ausnahmen machen ſich von ſelbſt. Ich habe einmal gelacht über ein Gebetbuch, worin ſich Apoſtrophen an Gott für beſtimmte Fälle, z. B. wenn ein Schieferdecker vom Dach fällt, befinden. Lehre einmal allein die Menſchen — was Charakter iſt! Wenn einer ertrinkt, hilft ihm aller Vorſatz, würdig zu ſterben, nichts. Er hält ſich an Binſen, an einen ſchwimmenden Spahn. Man ſpricht von Grundſätzen! Sage Deinem Mann, er ſollte weniger Weisheit und mehr Liebe für ſeinen Bruder haben. Du klagſt die „namenloſe Liebe" an —? Ich bleibe dabei: Liebe weiß nicht warum ſie liebt; nur der Haß — der hat zu jeder Zeit tauſenderlei Gründe. Die Sucht, Jemanden verfolgen zu wollen, wird nie in Verlegenheit kommen um eine Rechtfertigung. Doch ich will weder Dich noch Heinrich beſchuldigen. Die Debatte gebe ich auf und gehe nur noch in den Kampf, bewaffnet mit Thatſachen. Uebermorgen früh, beim Kaffee in Wolmerode, erkläre ich mich meinem Vater und werde ihn

erſuchen, vorläufig an Bernhard eine Benachrichtigung zu ſchicken. Wildenſchwert habe ich verlaſſen, um es nicht wieder zu ſehen. ‚Ich ſage noch nicht, ob ich Deine Schwägerin werde. ‚Ich liebe Fernau, das iſt gewiß. Keinen Mann der Erde kann es geben, der mir ſo den lieblichen Kinderglauben jedes jungen Mädchenherzens, ihr Dereinſtiger wäre bereits durch Gottes Rathſchluß für ſie in den Sternen vornotirt, wieder heraufbeſchwören könnte. Doch weiß ich noch nicht, was ich ſelbſt für Fernau bin. Linda, glaube mir's, ich bin nicht ohne Stolz — oder um es im Sinn der Andern und zuweilen in meinem eignen zu ſagen, ich bin im Gegentheil recht — dummſtolz. ‚Ich kenne doch meine Unbedeutendheit und will bei Alledem geliebt, leidenſchaftlich geliebt ſein. Leidenſchaftlich —! ‚Iſt das nicht Thorheit? Leidenſchaftlich um Eigenſchaften, die ich gar nicht beſitze —! Verriethe Otto, daß er mich nur um mein Vermögen liebt, ſiehe, ſo bin ich gerade ſo kindiſch, wie alle andern Parvenütöchter, die nur Körbe austheilen, um den Ruf ihres Reichthums immer noch vergrößerter in die Welt zu bringen. ‚Ich ſchäme mich, mit dieſen meinen Mitſchweſtern auf einer Linie zu ſtehen und doch kann ich nicht anders. ‚Ihr habt mir ja ſelbſt dieſe Grillen in den Kopf geſetzt, habt den Ehrgeiz wachgerufen, der Welt durch meine Perſon etwas beweiſen zu ſollen und dumme Menſchen zu widerlegen. Linda, ich ſage Dir, ich kämpfe ſchreckliche Kämpfe —! ‚Ja, ja, das Weib ſoll noch gefunden werden, das ſich mir vergleichen

ließe. Bisher habe ich Euch für eitel und oberflächlich gehalten und ich mag es gewesen sein. Aber zuweilen sammelt auch der gewöhnliche Mensch ein paar zerstreute, nicht zum rechten Aufgehen gekommene Keime heroischer Kraft und überrascht diejenigen damit, die immerfort in der Fülle der Vollendung strahlen und sogar an jedem Wochentage so sind wie wir Mittelgut nur einmal des Sonntags. Ich zähle jetzt fünfundzwanzig Jahre und will durch einen recht unüberlegt gewesenen Einfall von vor drei Jahren nicht für immer das Glück meines Lebens verscherzt haben. Für diejenige Befolgung Deiner weisen Rathschläge, zum Ersatz für meinen verlorenen Frieden jetzt eine Künstlerin oder Wartefrau an den Krippen zu werden, dazu habe ich kein Talent."

Der ehemalige Groß-Fabrikant, jetzige Commerzienrath Freiherr Julius Wolmer von Wolmerode war nicht wenig erstaunt, als er beim Diner, das er der Entfernung von der Residenz wegen zu einer Stunde einnahm, wo andere zu soupiren pflegen, plötzlich seine Tochter neben sich zu sitzen bekam. Er hatte, wie fast täglich, Gäste vom Civil und Militär, kam etwas verspätet aus der Residenz, lud sogleich die Harrenden zum Platznehmen ein, erblickte einen leeren Stuhl neben sich, die Thür ging auf und Alles, ausgenommen die im Einverständniß befindlichen Damen des Hauses, schien außer sich vor angenehmster Ueberraschung, die Gräfin, früher die Königin des Hauses,

herbeigeführt wie durch eine Zauberüberraſchung, auf der reizenden Villa Wolmerode anzutreffen.

Die Stiefmutter, eine überaus anmuthige junge Dame, nur etwas zu klein, mit weißen wohlgepflegten Händen, blendend weißem, durch Reißmehl in's Schwanenhafteſte gemalten Teint, mit rabenſchwarzen, halb à l'enfant behandelten Locken gebot einer Reihe von Vettern und Baſen weiter hinunter zu rücken, um ihr Töchterlein, das zwei Jahre älter als ſie und einen Kopf höher war, neben den zärtlichſten Vater von der Welt ſich ſetzen zu laſſen, worauf auch die Mutter der Freifrau von Wolmerode, die Obertribunals-Vicepräſidentin von Salbern zum Ottenfels, um einen Stuhl weiterrücken mußte und dadurch leider die Gelegenheit verlor, die Direction des Weinkredenzens, gewiſſe ermunternde Blicke des Wirths an die Bedienten, ſeine Luſt zum Zutrinken und namentlich die allzuüppige Verſchwendung des Schaumweins ökonomiſcher überwachen zu können.

Dieſe Mutter, für Jadwiga gleichſam eine Großmutter, hatte Veranlaſſung gegeben, daß Linda's Gatte von Jadwiga's Vater nicht mehr eingeladen wurde. Der Regierungsrath Heinrich von Fernau hatte ſich nach einer der Vorleſungen, in welche der gezähmte Julius Wolmer Freiherr von Wolmerode zwangsweiſe mitgenommen wurde, nach einer Vorleſung über den zweiten Theil des Fauſt, beim Thee, den er nachher im Hauſe der neuen Mutter Jadwiga's einnahm,

höchst schnöde Witze erlaubt über die Betrachtungen des vortragenden Professors, betreffend die in dem dunkeln Gedichte vorkommenden Frauengestalten, die „Mütter" genannt. Heinrich von Fernau hatte gesagt: „Der Mann mühte sich ab, herauszubekommen, was sich wohl Goethe darunter gedacht haben mochte, als er seinen Faust von Mephistopheles aufgefordert werden läßt, in die Schluchten eines alten Gemäuers zu blicken und sich von dem Schrecken überrieseln zu lassen, allwort — die „Mütter" zu erschauen —! Goethe hatte damit unzweifelhaft die Schwiegermütter gemeint —!" Jener Vortragende, ein junger Halb-Theologe und Halb-Philologe, vorläufig Professor an einer „Musterschule", war heute grade zugegen.

„Ei, Papa," rief Jadwiga, als sie sich (sie war vollständig in ihrer allerdings geschmackvollen Reisekleidung geblieben) zu Tische setzte; „ei, Papa, der Frühling treibt ja jetzt mit Macht! Alles grünt und blüht! Und Du nur zeigst Dich noch mit winterlichem Eis und Schnee — warum das —?"

Jederman bei Tafel wußte, daß diese Bemerkung auf das noch kräftige, volle, starre Haar des Herrn Geheimen Commerzienraths und Freiherrn, jetzt auch Handelsausschuß-Präsidenten, ging, das derselbe ehedem und noch bis vor kurzem pechschwarz zu färben pflegte, während jetzt dieser Schmuck schneeweiß auf dem Haupte, um Wange und Oberlippe saß. Denn der Freiherr trug Schnurr- und Cotelettenbart. Früher

bianus bäumte sich wie ein junges Roß und trug seinen geistlichen Oberhirten so in das Pfarrhaus, daß sein Fuß an keinen Stein stieß: denn, dachte er, jeder fortgenommene Stein kann sich hier einst in Brod verwandeln.

Es war Mittagszeit und Gertrud glücklicherweise auf Tobianus vorbereitet. Der Consistorialrath ging nun schon mit drauf. Sie schrak sichtlich zusammen, als sie dem gefürchteten Groß-Inquisitor gegenüber stand und die geringen Fortschritte im Christenthum bedachte, durch welche sich Kleinbethlehem auszeichnete. Das Wort „Visitationsreise" verursachte ihr Gliederreißen, um so mehr, als Blasedow, der oben in seinem Zimmer mit Theobald, dem Volksdichter, Unterricht hielt und diesem Volksmelodieen einübte, sagen ließ, er hätte Zahnschmerzen. Blasedow suchte dem Besuch auszuweichen, ohne daß er in seiner Rolle blieb. Er sang gerade mit Theobald: „Prinz Eugen, der edle Ritter," mit einer Donnerstimme, daß Blaustrumpf fragte: ob sie denn Einquartirung hätten. „Nein," sagte Gertrud, „Blasedow gibt seinen Kindern Singunterricht, hat aber grimmige Zahnschmerzen." Blaustrumpf lächelte und besah sich die Umgebungen der Localität. Tobianus schloß alle Schränke und Thüren seines Kopfes und Herzens auf und bot dem Consistorialrath Alles, was ihm beliebte. Wie Gertrud im Leiblichen alle Hände voll zu thun hatte, so er im Geistlichen. Er hätte Blaustrumpfen rasirt, wenn dieser nicht gewohnt gewesen wäre, es selbst zu thun. Er schlug ihm aber den Schaum und Gertrud war glücklich, daß sich's das Consistorium bei ihr so bequem machte. Indessen sang Blasedow oben für ein ganzes Regiment: „Frisch auf, Kameraden!" und schlug dabei den Takt, daß

hatte der Papa etwas von einem unternehmenden Don Juan gehabt. Jetzt umspielte hohe Ehrwürdigkeit sein weingeröthetes Antlitz, das der großen Gestalt, der Fülle und Corpulenz des seiner Machtstellung in der industriellen Welt, ja sogar im Staate, vollkommen bewußten, stets mit Orden oder kleinen Interimsbändchen auftretenden Herrn entsprach.

„Ja, ja, Kind, reiner Montblanc jetzt!“ rief der Papa aus. „Vollständiges Mer de glace — Chamonnixthal — baha!“ Dann setzte er leiser, aber doch Allen hörbar hinzu: „Ich brauche meine Zeit für Comitésitzungen, Kind —! Da ist sie besser angewandt, als für die Pinseleien der Toilette —!“

Der Grund muß aber doch noch ein anderer sein —! dachte seine Tochter und versuchte sich aus der Fülle ihrer Aufregungen und drückenden Sorgen in dies Wogen hier von Licht, Glanz, Heiterkeit, Lebenslust zu finden. Wenigstens sah während der Tafel alles nach Glück und Freude aus.

Zärtlicher konnte die kleine, weißschwarze junge Frau am Ende des Tisches nicht beim Hochzeitstage auf ihren Gemahl geblickt haben (seitdem hatte der Schmelz ihres dunkelbraunen Auges nach dieser Richtung hin etwas abgenommen) als jetzt ihre Mutter den Blick auf den Sohn richtete und hinüberrief: „O viel, viel ehrwürdiger steht ihm ja diese natürliche Farbe seines Haars —!“ Die Obertribunals-Vicepräsidentin hatte an den Jahren des Bewerbers um die Hand ihrer Tochter

nie Anstoß genommen, selbst nicht an seinem noch sehr grünen Adel. Dafür war die Parthie zu glänzend. Auch Frau von Saldern zum Ottenfels hatte eine kreideweiße Haut, aber mehr wie Birkenrinde, auf welche der Silberglanz des Mondes fällt. Die Geborstenheit derselben zeigte sich beim Versuch eines holdseligen Lächelns, als Jemand äußerte: „Ja, ein ächter Nestorkopf wie aus der Iliade!“ Dieser Ergänzer war jener Professor Bögendorf, der Vorleser über „die Mütter“ aus dem zweiten Theil des Goethe'schen Faust.

Darin sympathisirte nun Gräfin Jadwiga mit ihrem Vater, daß sie Gespräche, die zu viel Erinnerungen an die Qual ihrer Lehrstunden voraussetzten, nicht besonders mochte. Erwünschter waren ihr, wenn sie denn doch ihre Ignoranz verrathen mußte, Gespräche, in denen ihr Vater als Sachkenner excellirte. Der Papa war an den größten Fabriketablissements betheiligt und sprach in seiner Stellung als merkantil-technologischer Sachverständiger und Vertrauensmann der Regierung in den Gang der öffentlichen Maaßnahmen entscheidende Worte hinein. Kammgarnspinnerei war sein allerneustes Thema. Mehrere Herren vom Fach glaubten seiner Tochter eine Aufmerksamkeit zu erweisen, als sie auch die Fabrikleistungen ihrer Gegend und die Theilnahme des Grafen von Wildenschwert für gewerbliche Aufgaben rühmend hervorhoben. Das darauf von Jadwiga erwiederte: „Wohl, wohl, aber — ich verstehe nichts davon —!“

war fragwürdig. Aber man lachte darüber. Ueber den frischen gesunden Ton, den da der Papa wieder im Hause hörte, wurde er in seiner Auseinandersetzung irre. Die Schwiegermutter, eine Frau, die ein Ohr hatte, scharf wie ein Maulwurf, entnahm aus der Ablehnung Ladwiga's etwas Befremdliches und blickte auf ihren Teller. Aber plötzlich bekam sie eine edle Regung. Sie holte nach, was der Wirth heute ganz zu vernachlässigen schien. Sie winkte den Bedienten, besser die verschiedenen Weinsorten in Circulation zu bringen.

Das sah nun Ladwiga, die Richtung des Hauses hatte das Uebergewicht auf des Papa's Zähmung. Hier waltete nicht mehr der unternehmende, vollblütige Bonvivant, der die Zügel seines Lebenswagens selbst führte, muthig mit der Peitsche ausholte und so lustig zu knallen pflegte, daß die Leute die Köpfe zum Fenster hinausreckten und riefen: Da kommt wol der Baron Wolmerode —? Ha, es giebt noch fröhliche Zeit für die Welt —! Ladwiga fing an, vollkommen überzeugt zu sein, daß es seine Richtigkeit hätte mit dem Einschlafen des Papa's bei den abendlichen Haus-Vorlesungen aus Wilhelm von Humboldts „Briefen an eine Freundin" und Schuberts „Nachtseiten der Natur." In der That, nur allein seit den letzten sechs Wochen war er um drei Jahre älter geworden, um zehn Jahre seit dreien. Die Schwiegermutter wohnte sonst in der Residenz nur dort noch nicht in dem stattlichen Hause ihrer Tochter. Hier aber, für den Sommer-

aufenthalt in Villa Wolmerode war sie für die Dauer zugezogen und mit ihr zugleich ihre unverheirathete Schwester Agathe. Dies Fräulein Agathe von Seelenhorst war eine unangenehme Zugabe zur Heirath des Vaters. Beinahe auch hätte sie diesen kopfscheu und das Verlöbniß rückgängig gemacht. Wolmer von Wolmerode liebte die Jugend. Er hatte ein für seine Jahre gerechnet halbes Kind geheirathet, gradezu, wie Jederman beim zweiten Glase Rheinwein von ihm erfuhr, aus sinnlichem Wohlgefallen. Jetzt war er durch den Anhang seiner kleinen Frau, allerdings Verwandte, die größtentheils hohe Aemter bekleideten, mitten unter die Frommen gerathen. Tante Agathe, die Schwester der Schwiegermutter, gehörte zu den Seherinnen des Salons, den Pythonissen der Gesellschaft. Doch wußte die Kluge immer, was sie wollte. Trotz ihrer für beständig halbgebrochenen, schwärmerischaufgeschlagenen Augen hatte sie beim Vortrag ihrer Visionen eine Stimme wie ein Raspeleisen. Dieser Naturfehler hätte sie zum Halten des Gebots: „Die Frau soll schweigen in der Gemeinde!“ an sich schon auffordern sollen. Aber im Gegentheil. In dem Kreise, wo sie lebte und wirkte, wurde diese Raspel für Wohllaut genommen und jedenfalls hatte die Besitzerin derselben den Vortheil einer penetranten Beherrschung selbst des lautesten Gespräches. Allerdings schien Tante Agathe einem Gespräch, während ihre Augen gleichsam nur halb schlummerten, zuzuhören. Sie schwieg in der Regel,

bis ſie endlich ſprach. Begann ſie dann zu erwachen aus ihrem myſtiſchen Brüten und ergriff das Wort, ſo konnte ihr höchſtens nur der Profeſſor Bögendorf die Converſation als Domaine ſtreitig machen; auch dieſer beſaß eine Stimme ſo ſchneidend, ſo ſcharf, daß man ihn auf einem Bahnhofe hätte anſtellen können, um die Reiſenden über die Abgänge der verſchiedenen Züge zu orientiren.

Nachdem das erſte Zurechtfinden vorüber war, verſank Gräfin Ladwiga wieder in ihre eigene Welt.

Ab und zu horchte ſie auf. Dann war es ihr ſeltſam, daß auch dieſer kleine Trompeter, Profeſſor Bögendorf, ganz wie der Nachmittagsprediger Lienhart Neſſelborn, von einem „erziehlichen" Charakter des Unterrichts, von Fragen der moraliſchen und intellectuellen Menſchenbildung ſprach, ohne jedoch dabei ſo liebenswürdig zu erſcheinen, wie Ladwigen neulich der Gatte der kleinen Schwätzerin, Frau Hedwig von der Waldbenge, erſchienen war.

Auch bei dieſem Muſterlehrer Bögendorf war die Schule die Grundlage aller Staatenordnung und wahren Volkswohlfahrt.

Der kleine Pädagog war die Sicherheit ſelbſt. In ſeiner goldenen Brille ſchien ſich die Weisheit der Welt concentrirt zu haben. Seine lauſchenden grau-grünen Augen fanden, wie, iſt ſchwer zu ſagen, wenn ſie ſcharf fixirten, einen Weg ſogar unter den ovalen Brillengläſern hindurch. Erſtaunte man über dies

Vexierspiel der Augen, so war vielleicht die plötzliche Senkung des Blicks bei ihm nicht Schreck, wie es schien, sondern die christliche Demuth.

Denn von Nesselborn unterschied sich Bögendorf dadurch, daß er einen besondern Accent auf Religion legte. Doch hatte er ein Talent zum Accommodiren. Er bewies sogar die hohe Christlichkeit Schiller's und Goethe's.

Auch Professor Bögendorf sprach über Pestalozzi begeistert wie Nesselborn. Es kam heraus, daß er mit dem Gleichgesinnten befreundet, sein Universitäts- und einige Zeit hindurch Seminargenosse gewesen. Nesselborn, Staudtner und Bögendorf hatten von je für die innigsten Freunde gegolten.

Hätte Jadwiga Sinn gehabt für eine Vertiefung in geistige Eindrücke und wäre sie nicht grade an diesem Tage von den quälendsten Angelegenheiten ihrer eigenen Person in Anspruch genommen gewesen, sie hätte vielleicht bemerkt, daß es eine seltsame Erscheinung war, wie sich zwei so vollkommen ungleiche Persönlichkeiten, Nesselborn und Bögendorf, in einem gleichen Enthusiasmus für denselben gefeierten Namen begegnen konnten. Auch der vorlaute Sprecher von heute nannte Pestalozzi den Eckstein, den die Bauleute anfangs hätten verwerfen wollen, der aber dann der Träger eines Baues für Jahrhunderte geworden wäre. Auch ihm, also orakelte er, war Pestalozzi der neue Erlöser der Menschheit. „Freilich," setzte er hinzu,

„der alte Erlöſer, Chriſtus der Herr, war ihm kein perſönlicher Lebensbegleiter, wie ja faſt bei allen großen Männern des vorigen Jahrhunderts — Aber —“ fuhr er lächelnd fort, „wir löken ja alle umſonſt wider den Stachel! Darum begleitete doch der Herr unſern Meiſter ſchattenhaft und verklärt, wie er die Jünger begleitete auf dem Wege nach Emmaus. Chriſtus wirkte auch in ihm, in dem Mann von Herten. Chriſtus erfüllte ſein Herz mit jener Liebe, deren Urſprung wir ſo ſelten kennen! In ſpäteren Jahren hat dafür auch Peſtalozzi dem Meiſter der Meiſter die volle Ehre gegeben. Als ihm einſt liebliche Stimmen die alten heiligen Choräle vorſangen, da hat er Thränen vergoſſen und bezeugt, daß er in Wahrheit nie Anderes gewollt, als das Geſetz der Demuth und unſer aller Leben, Weben und Sein in Gott.“

In den großen, menſchenüberfüllten Städten iſt auffallender Weiſe die Herrſchaft der Matadore eine nachhaltigere. Wenn auch dort naturgemäß die Verſchiedenartigkeit der Anſichten mehr Vertreter findet, ſo ſorgt doch der Matador ſchon dafür, daß er ſich nur in einer Schallweite bewegt, wo ihm das Echo ſeiner Worte von Andern nicht geſtört wird.

Tante Agathe und die Schwiegermutter belohnten die Auslaſſung des Lehrers mit vertraulichem Zunicken. Die übrigen Anweſenden fanden keine Veranlaſſung zum Widerſpruch. Vollends wiegte ſich der Hausherr in dem Gefühl einer beſondern Befriedigung.

konnte er doch seiner Tochter zeigen, welcher Geist jetzt über sein Haus gekommen war.

Nur die Zerstreute und zur Kritik alles ihr hier Fremdgewordenen nicht im Mindesten Aufgelegte sammelte sich in dem einzigen Worte:

„Aha, Pestalozzi! Ist das nicht Der, der uns das Buchstabiren erfunden hat?"

Die Gräfin war gewissermaßen die Hauptadresse, an die sich alle Erörterungen richteten.

„Die Ahnungen des Lautirens, gnädige Frau Gräfin —!" berichtigte Bögendorf, nicht ohne einige Ironie über die Unwissenheit einer so vornehmen Frau. „Pestalozzi," fuhr er fort, „hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert den wechselseitigen Unterricht eingeführt, noch ehe daraus die Engländer Bell und Lancaster, gleichfalls dazu durch ein Bedürfniß getrieben, ein besonderes, mit Bewußtsein auftretendes System machten. Um den gnädigen Herrschaften eine Vorstellung zu geben von Dem, was man auf diesem Gebiet scheinbar ganz Einfaches, Kleines, Geringfügiges erfinden, als Neuerung aufstellen kann und wie unermeßlich bedeutend, ja großartig die Wirkung davon sein kann, so erwähne ich Ihnen blos, daß Pestalozzi es gewesen, der zuerst die Schiefertafel in die Schule einführte —!"

Viele lächelten. Doch schien die allgemeinste Theilnahme angeregt. Niemand hatte von diesem Verdienst des Schweizers etwas gewußt. Jedem war sogleich

an ſeinen eigenen Kindheitserinnerungen klar, welch eine unendliche Bereicherung mit dieſer Errungenſchaft in's Leben der Schule, in alle Kreiſe des erweiterten Wiſſens gelangte. Sogar Wolmer von Wolmerode verfiel aus ſeiner künſtlich befliſſenen und für die Tochter höchſt komiſchen Feierlichkeit in ſeinen alten natürlichen, zuweilen derbgroben Ton und rief beim Tranchiren des Bratens aus:

„Profeſſor, daß ich's Ihnen nur aufrichtig geſtehe, Ihr Peſtalozzi war mir bisher vollſtändig ein böhmiſches Dorf! Ob dieſer Mann dazu beigetragen hat, daß ich richtig leſen und ſchreiben und vorzugsweiſe rechnen gelernt habe, das wußte ich nicht. Aber daß dieſer Mann die Schiefertafel erfunden hat, das ſtellt ihn für mich wenigſtens unmittelbar neben Gutenberg und Columbus! Profeſſor, wenn Sie Beiträge zu einem Denkmal für dieſen — wie heißt er? Peſtalozzi — ſammeln, ich betheilige mich für jährlich funfzig Thaler, bis die Statue fertig und enthüllt iſt —!“

Wetter, das war ein Wort —! Selbſt die Tochter mußte erſtaunen. Den geweckten und lebhafteren Humor der Geſellſchaft feſthaltend und doch dabei den Teller mit den Bratenſchnitten ordnend, fuhr der Papa in ſeiner alten, wieder aus den Zeiten des unverwüſtlichen jeune homme ſtammenden Weiſe fort:

„Die Schiefertafel —! Ja, wahrhaftig, das klingt ſo leicht, ſo einfach, wie Einem — eine Schiefertafel

zerbricht! Aber eben das leichte Zerbrechen und das leichte Ersetzen ist hier das Ei des Columbus. Welch ein raffinirt liebenswürdiger Humanitätsgedanke, dem Kinde etwas in die Hand zu geben, das ihm erlaubt, allerlei Phantastereien, Thorheiten, Unsinn, Fehler über Fehler niederschreiben zu können, ohne daß davon für Jahrhunderte die Spuren aufgespeichert bleiben in den Registraturen der Käseladen, den Archiven der Butterteller oder auf den Dächern als comprimirte Dachpappe —! Doctor —" unterbrach er seine humoristische Auslassung — „waren denn unsere Ahnen wirklich solche Esel und ließen ihre Kinder ein Schreibheft nach dem andern vollkritzeln —? Was muß nicht erstens das gekostet haben —! Die Lumpen waren damals freilich noch gewöhnlicher als jetzt —" warf er zweideutig ein zu allgemeinem Lachen — „aber Pestalozzi hat das Kind zu einem wahren Crösus mit seiner Schiefertafel gemacht! Nun konnte sich Hans hinsetzen wie Moses und Gesetze machen und sogleich, wenn sie nicht paßten — o hätte doch Moses das auch mit Manchem auf dem Sinai so gethan —! — wieder auslöschen. Nun konnte er Männerchen malen, statt zu rechnen, konnte sie rasch tilgen, wenn der Lehrer kam. Welche prächtige Carricaturen ließen sich zeichnen — denn was giebt es nicht — aber nichts für ungut, Herr Professor! — für wirklich curiose Lehrer —! Nehmen Sie's nicht übel, einen Sparren haben die Lehrer alle —! Das kommt vom nothwendigen Alleinregieren in der Schule ohne

die Decke bebte. Man hörte deutlich, wie er die Pausen benutzte, um Erörterungen über das Volkslied einzuschalten. Blaustrumpf rasirte sich indessen und bemerkte nur, ohne sich zu schneiden, er begriffe nicht, wie man Zahnschmerzen und eine solche Stimme haben könne, und endlich, warum Blasedow nichts als Kriegslieder singen lasse. Tobianus, der aus Angst den schönsten Schaum schlug, war gutmüthig genug, um, Blasedow bemänteind, zu sagen: „Ich glaube, sein dritter Junge soll Feldprediger werden!“ „Ja,“ meinte Blaustrumpf verwundert, Krieg wird's aber noch lange nicht geben. Der Fürst hat sich mit seinen Agnaten ausgesöhnt und die stehenden Truppen sind bis auf zwei Drittel entlassen worden, schon, weil die Garnisonskirche zu klein ist, um alle auf Einmal zu fassen.“ Als sich Blaustrumpf endlich seines Bartes entledigt hatte, schien er auf Gertrud übergegangen zu sein: denn diese zankte mit einer männlichen und Dragonerstimme im obern Stock und schrie, ob die Singstunde denn noch nicht bald aufhören würde? Sie setzte es durch ihren Lärm durch, daß sie Blasedow die Treppe herunterzog, um ihn dem Consistorium zu Füßen zu legen. Blasedow erschien, der lange, hagre Don Quixote, mit einer ungeheuren Serviette um den Kopf, die so gebunden war, daß die beiden Zipfel des Knotens eben wie die Hörner des Moses aussahen. So standen sich nun die beiden feindlichen Männer gegenüber. Blasedow künstlich ächzend und stöhnend und nur auf seinen Zahn deutend, weil er nicht sprechen wollte, Blaustrumpf äußerlich verlegen, aber innerlich voll Klugheit und Schlangentist. Tobianus fürchtete aus dieser Mischung von Consistorial-Salpeter und Blasedow'scher

conſtitutionelles Syſtem. Nein, dieſe Naſen manchmal —! Dieſe Beine —! Dieſe Ellenbogen —! Dieſe Hoſen —! Doctor, Sie lachen? Leider! Alles Gute hat die Kehrſeite von etwas Schlimmen. Die Kinder konnten leichter Schabernack treiben mit den Schiefertafeln. „Ich glaube, ſogar die franzöſiſche Revolution brach gleich hinter den Schiefertafeln aus. Die Kinder wurden zu ſicher, zu ſelbſtſtändig — ſie fühlten ſich mit ihren Sinaitafeln! Schiefer — der kommt ja wohl aus Graubünden —? Der ganze Kalanda, ich erinnere mich von Pfäffers und Ragaz, iſt eine einzige unzerſägbare Schiefertafel und „Schillers Räuber," glaube ich, ſpielten in Graubünden. Da haben wir's. Schiefertafel und die rothe Mütze —! Und welchen Duft hat eine neue Schiefertafel zu Weihnacht —! Griffel und Schwamm ſind gleich daran gebunden —! Je größer, deſto mächtiger das Verſuchsfeld der Phantaſie —! Und die Uebergangsſpuren unſerer Bildung — wie geſagt — gleich getilgt! Hören Sie, Doctor, das war groß. Man verſteckte ſeine Anfänge, ſeine Lehrzeit. Man konnte nicht auf einen Ballen Papier zeigen und ſagen: Siehſt Du, Humboldt, ſiehſt Du, Napoleon, ſo viel Zeit habt Ihr gebraucht, bis Ihr Euern Namen ſchreiben konntet! Hundert Thaler jährlich, Profeſſor! Aber in fünf Jahren muß das Ding dann auch fertig ſein!"

Profeſſor Doctor Bögendorf ſtrahlte. So erfüllt war er von dieſer Huldigung, die hier ſeinem Beruf (er würde als Juriſt oder Mediziner ebenſo für ſein Können

und Wissen geschwärmt haben), die hier den Anregungen, die er einem so hochgestellten Kreise gab, dargebracht wurde, daß er nicht im Mindesten bemerkte, wie so manches feine Ohr um ihn her, zumal Tante Agathe und die Schwiegermutter, aus dem humoristischen Gepolter des Wirthes Anspielungen heraushörte, die für zwei Anwesende, Gräfin Jadwiga und ihre neue Mutter, die junge, von einer reizenden Toilette gehobene Präsidentin der anderen Tafelecke, eigenthümlich beziehungsreich waren.

Der Gatte und Vater hatte mit seinem Verweilen im Kindesleben jedenfalls auch auf Descendenzhoffnungen anspielen wollen. Das schallende Bravo der Officiere, Beamten und Geschäftsfreunde hatte diese Anspielung noch unterstrichen.

Frau von Wolmerode (Martha hieß sie) blickte etwas verschämt und gleichsam „nicht ohne" auf den Blumenstrauß, der neben ihrem Teller lag.

Die Gräfin jedoch saß auf glühenden Kohlen. Ihr Lächeln ging bald in Stirnrunzeln über. Für den Abend bedurfte sie, jetzt auch nach einem ausbrechenden allgemeinen Zugeständniß, der Ruhe. Noch ehe sich die Gesellschaft, die zu Musik, Spielpartie und Gesellschaftsspiel übergegangen war, aufgelöst hatte, hatte sich die Tochter des Hauses zurückgezogen.

Für den folgenden Morgen hoffte Jadwiga auf die Frühstücksstunde. Immer war das eine Zeit gewesen, wo sie in früheren Jahren mit ihrem Vater

manches verfängliche Wort hatte wechseln dürfen. War es doch auch die einzige, wo sie dem so Vielbeschäftigten, dem fleißigen Mehrer seines Reichthums, dem Liebhaber des Lebensgenusses mit ihren eigenen Angelegenheiten kommen durfte. Auf die Zeugenschaft der neuen Mutter hatte sie ausdrücklich gerechnet. Nur die Schwiegermutter und die weise, hysterische, sich durch stetes Kränkeln, jeweilige Ohnmachtsanfälle, durch nicht abreißenden Verkehr mit dem Arzte zur Hauptsache in der Familie machende Tante Agathe waren ihr störend. Doch mußte sie sich ergeben, das Haus so zu nehmen, wie es geworden.

Als die Gräfin in leichter Morgenkleidung, in einem weitbauschigen roth und weiß gestreiften Negligée und ganz wie zu einem ausgedehnteren Aufenthalt in der Villa entschlossen hereinrauschte in einen lichthellen zum Frühstücknehmen bestimmten kleinen Pavillonanbau des geräumigen, von einem berühmten Architekten erbauten Landhauses, fand sie bereits ihre Angehörigen zu ihrem Empfange bereit. Die Frauen schienen wie zu einem Verhör gerüstet. Der Vater war bereits wieder zu einer ihm gar nicht stehenden und für sie selbst drückenden Nullität heruntergesunken. Baron Nestor, wie man ihn seit gestern nannte, legte der Tante, die ständig mehr liegen als sitzen sollte, Kissen unter. Die Cigarre, die ihm sonst beim Frühstück unerläßlich gewesen, hatte er schon bedächtig im Vorzimmer abgelegt.

Da sich die kleine Gesellschaft beim Frühstück selbst bediente, so brachte die Tochter des Hauses ihr Anliegen an, das nicht überraschen konnte nach den Plaudereien ihrer Doris und des Franz, die bereits der Schwiegermutter und der Tante den Standpunkt klar gemacht hatten. Frau Martha war dabei nur Körper oder Stoff — oder, wie die Mutter und die Tante gesagt haben würden, Seele. Die Engel bildete man allerdings so ab von weißem Marmor oder Gips. Aber die Toilette war weltlich. Die Morgenrobe der schönen Frau war von Naturseide mit rothem Schnurwerk besetzt — auf dem Kopf saß ihr eine Art türkischer Fez, ebenfalls in Roth. Man hätte sich in den Harem eines türkischen Pascha träumen dürfen. Die Mutter ließ die Tochter nie anders erscheinen, als wenn sie erst von ihr frisirt und toilettirt war.

Die Wirkung der Erklärung Jadwigas war die alleraufregendste.

Als die unerschrockene Frau in dem Ton einer gleichsam nur wie beiläufig hingeworfenen Bemerkung hinzugefügt hatte, daß sie an Otto von Fernau Gefallen fände und vielleicht an dessen Hand ihren weiteren Weg durchs Leben nehmen würde, ging die Wirkung ihrer Mittheilung in den Ausdruck eines vollkommnen Empörtseins über.

„Mündig bin ich ja doch —?" hatte sie gesagt, so lange man ihr noch Zeit gelassen, allein zu reden. „Die

Vermögensauseinandersetzung wird den Grafen nicht zum Bettler machen. Die Ehepakten haben allem vorgesehen. Sie haben auch dafür gesorgt, daß ich als Frau von Fernau nicht unter der Armuth seiner Familie zu leiden haben würde —"

An diese Worte schloß sich ein Blick, den Ludwiga auf das Portrait ihrer Mutter warf. Es war ein zufälliger. Sentimentalität lag ihr fern. Die Wirkung dieses Blicks zeigte sich in einem momentanen Schweigen der drei aufhorchenden Frauen.

Aber auch Ludwiga's Papa war nicht sentimental. Ein Commandoblick, der ihm aus den Augen der Schwiegermutter zu Theil geworden, erlaubte ihm, heute natürlich, das heißt, ganz er selbst zu sein. „Bist Du verrückt? Bist Du toll geworden? Das ist ja ein Scandal der Menschheit —!" Das war der Anfang für eine Fluth ähnlicher Kraftausdrücke.

Um die Wirkung dieser Auslassungen zu verstärken, rutschte Tante Agathe aus ihren Kissen auf die Seite, womit „ein Anfall" angedeutet wurde. Mit einer gewissen, förmlich wie flatternden Handbewegung verlangte sie nach Wasser. Man befürchtete Brustkrämpfe. Martha erhob sich aus ihrer hingegossenen Attitüde und geleitete die Tante, die in den kritischen Moment der Ekstase, in die Luftschwebe, zu kommen drohte, zum Zimmer hinaus bis an die Thür.

Die Schwiegermutter kochte. Doch nur dem Vater gebührte zunächst das Kundgeben seiner Meinung,

Dieser gab sie Fraktur und das in solchem Grade, daß die Frau Obertribunal-Vicepräsidentin Zeit bekam, an die Rolle zu denken, die hier zunächst die ihrer würdigere war, die Rolle der „edlen Weiblichkeit."

„Daß Du um Deine gesunde Vernunft gekommen bist," rief der Vater, „das sah ich schon in diesem Winter! Willst Du vielleicht zu Pferde steigen und Wettrennen mithalten? Sind Dir die Schmeicheleien eines Hochmuthsnarren, wie diese Fernau's alle sind, zu Kopf gestiegen? Du hast die respektable Stellung einer Gräfin —! Du hast hier Deiner Mutter auf ihre sieben Perlen in der Krone Deine gräflichen fünf setzen wollen —! Das gelang Deinem Hochmuth. Und nun willst Du auf eine Art, die alle Menschen mit Fingern auf Dich wird zeigen lassen, vernünftig werden? Meines Wissens ist der Graf ein Ehrenmann —! Seine Schwächen mag er haben — wir sind alle Menschen — aber Du könntest Gott danken, daß Du bei ihm Deinen Verstand zu bilden Gelegenheit hast, Deine mangelhaften Kenntnisse zu erweitern, Dich mit Deinem Geld in der Welt nützlich und Andern wohlthätig zu machen —! Verdirb mir meine Morgenruhe nicht! Donnerwetter, ich will Dir zeigen, daß ich — mit meinem Haar, ja! die Weisheit des Winters habe!"

Da kam denn noch nachträglich die Kehrseite des gestrigen Humors. Das ganze Verhältniß, dem sich einst Ludwiga entzogen hatte, als sie die Bewerbung des Grafen annahm, trat zu Tage.

Noch eine Weile ſchwieg die Tochter. Sie ſah den Vater in den Händen einer jungen ſchönen Frau, unter dem Druck einer herrſchſüchtigen Schwiegermutter, beſpöttelt von einer mitberathenden, alles dominirenden Hausprophetin. Sie hatte ja auch vorausgeſehen, daß ſie in dieſer Angelegenheit wie ein Kind würde gegängelt werden. In den Schlußworten des Vaters vernahm ſie die Rache für ſeine verletzte Eitelkeit. Weitern hatte ſie eine Saite berührt, die nur zum Schein in ſeinem Gemüth ſo ſchlaff gelegen, daß er darüber Scherze machen konnte. Jetzt zeigte ſie ſich angezogen bis zum Reißen des ſchrillſten Tons. Den Scherzen, die wir über uns ſelbſt machen, iſt am wenigſten zu trauen.

Ludwiga war die Tochter eines ſolchen Vaters. Mit derſelben Rückſichtsloſigkeit, wie ſie dieſer ſeinem Kinde gezeigt hatte, trat auch ſie jetzt gegen ihn auf und drückte ihm ihren Zorn über die Möglichkeit, ſie hier ſo zu demüthigen vor einem längeren Weilen, einer geſellſchaftigen Null, wie ſie die Wahl ihres Vaters immer genannt hatte, mit den Worten aus:

„Ich verbitte mir Deine Ungezogenheiten, die ich hören zu wollen nicht hierher gekommen bin! Noch bin ich die Gräfin Wildenſchwert —!“

Allmählig hatte die Schwiegermutter die inneren Uebergänge vom Empörtſein zur edlen Weiblichkeit ſiegreich durchgerungen. Mit einem beſchwichtigenden „Bitte —!“ legte ſie ſich in's Mittel und ſah zugleich

mit einem so gemacht rührenden, so künstlich thränenvollen Blick auf ihre Tochter, dies unschuldige Opfer so peinlicher, alle Fäden der Geduld zu zerreißen drohender Situationen, daß der junge Liebhaber mit dem weißen Nestorhaupt („Flammen unterm Schnee" nannte er zuweilen seine Devise) eine neue Ermuthigung bekam, es mit seinem Kinde zu wagen. Dicht an Ludwiga herantretend und sie von oben bis unten messend, rief er:

„Nur wie ist mir denn —? Was habe ich denn schon in der Stadt im Winter da und dort flüstern hören —? Ich wollte ja gestern mit dem Pestalozzimann anstoßen und ihn fragen, wie man am besten junge Grafen erzieht —?"

Wenn die vermeintliche Geberin einer großelterlichen Hoffnung bei diesen Worten in der That die Besinnung zu verlieren schien und so, als würde es ihr vor den Augen dunkel, hin und her schwankte und sich am gelben Kanapee, neben welchem sie stand, zu halten suchte, so konnte sich jetzt Frau von Saldern zum Ueberfluß mit dem vollsten Glorienschein, die verletzte Weiblichkeit zu schützen, zwischen die Streitenden werfen, den Schwiegersohn zurückhalten, die Thränen ihrer Tochter Martha beschwichtigen und bei alledem bitter und scharf genug sagen:

„Liebe Gräfin, Sie haben uns oft genug empfinden lassen, daß Sie mit uns kein einiges und auf Liebe und wahre Freundschaft begründetes Verhältniß

wünſchen! Dennoch wage ich es, ſtatt dieſer Ihrer — gegen Ihren Geiſt und Ihre Welterfahrung allerdings weit zurückſtehenden jungen Mutter, die Sie, Gott weiß es, mit wahrer Schweſterliebe an ihr Herz hätte drücken mögen, Ihnen den Rath zu ertheilen: Stehen Sie von dieſem Schritte ab! Bekämpfen Sie ſich! Sie werden ſich an Ihren Gatten gewöhnen —! Widrigenfalls Sie aber nichts dazu beſtimmen würde, Ihren Entſchluß zu ändern, ſo bekämpfen Sie wenigſtens die Leidenſchaft für jenen Baron von Fernau! Gegen Ihre Freundin Linda, die Regierungsräthin, kann ich nichts haben. Aber ſchon Linda's Mann iſt boshaft. Die Fernau's ſind es alle. Baron Otto, der Ihnen im verfloſſenen Winter ſo auffallend den Hof machte, iſt ſogar ein zweideutiger Charakter, von welchem ſeine eigenen Verwandten die Hand abziehen! Schön mag er ſein, dagegen habe ich nichts. Aber kann ein Weſen, wie Sie, die auf den Kern ſieht, die äußere Schaale beſtechen? Sind Sie nicht gereift genug, um ſich zu ſagen: Der innere Grund muß gelegt ſein, das Herz geläutert —!? Die wahre Schönheit iſt die vor unſerem Herrn und Heiland im Himmel —! Auch meiner Martha ſage ich das täglich. Unſer Spiegel iſt das Evangelium. Wenn Sie nicht glücklich ſind, liebe Gräfin, nochmals, ſo laſſen Sie wenigſtens die Fernau's —! Ihnen und uns allen bringt dieſe Familie keinen Segen —"

Die Angeredete ſaß wieder auf den ſchwellenden

Polſtern des Kanapees. Eine Weile ſchwieg ſie. Sie hatte den zornfunkelnden Blick auf die Thür gerichtet, durch welche ſo eben die Tante Agathe wieder hereinſchlich. Der Bruſtkrampf war entweder vorüber oder er hatte ſich gar nicht eingefunden. Die Debatte bewegte ſich auf einem für ſie zu intereſſanten Felde. Sie fühlte ſich geſtärkter und wollte ihre Weisheit nicht unter den Scheffel geſtellt ſein laſſen. Für die Kundgebung ihrer Anſichten hatte ſie eine eigene, an ſich vollkommen beſcheiden ausſehende Manier. Sie machte ſich gleichſam zu einer Abweſenden, die Niemanden ſtören wollte, ſchwieg, hob kleine Fäſerchen vom Fußboden auf oder ſchob etwas an den Gardinen zurecht oder verrieth ſonſt jenen inneren Frieden und jene harmoniſche Ruhe, die im Denken und Fühlen des Gerechten liegen ſoll; aber durch dieſe ſtillen Ausſtrömungen ihrer reinen Liebesſeele retardirte ſie eben alles, was im Zimmer vorging, hemmte alle Weiſer der Uhr, machte jede ſich noch ſo geiſtreich dünkende Aeußerung eines eben Sprechenden zu eitel Stückwerk und lenkte zuletzt alles in die Bahn, wo ſie allein alles Holz unter ihre ſcharfe Sägeſtimme bekam und jeden noch ſo ſtolzen Eichbaum durch ihre aus wunderbaren Quellen fließende Beſtimmtheit zu Fall brachte oder, um mit dem Vater Jadwigens ein Bild vom Hafenleben zu brauchen, jeden noch ſo ſtolz geräſteten Dreimaſter — abtakelte.

Die Rede der verwittweten Obertribunals-Vice-

ausgebrannter Kohle, zu der noch die Schwefelnatur Gertrud's kam, eine Pulvererplosion und hielt sich in ängstlicher Entfernung.

Blaustrumpf zitterte so viel mit den Augen, daß Blasedow dachte: Er zuckt so viel, weil ihm jetzt in seinem Lexikon Blatt vor Blatt aufliegt und er in sich die Uhr des jüngsten Gerichts jetzt aufzieht. Blaustrumpf sprach aber nicht vom Lexikon, sondern vom Kreosot, das gegen Zahnschmerzen Wunder wirkt. Blasedow zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Ich habe schon Alles versucht, sogar das Ausziehen der hohlen Zähne! Denn in der That waren die Zahnschmerzen, die Blasedow vorgab, auf einer Seite gelegen, die keine Zähne mehr hatte. Tobianus aber erlaubte sich mit seinem hellen Basse die Bemerkung: „In einer Zeitung las ich kürzlich, daß das Kreosot von den jungen Candidaten zu häufig als Reinigungsmittel der Kehle bei Frühpredigten angewendet würde, denn es soll auf die Lunge wie die Schwindsucht wirken." Blaustrumpf, der sich bei seiner Körperfülle wohl nicht vor der Schwindsucht mehr fürchtete, bemerkte hierbei nur, daß Tobianus viel Journale las, wie ihm Geigenspinner schon in Mispelheim gesagt hatte. Sie verflochten sich auch bald zu einem kleinen Weichselzopf von theologischen Journaldebatten, indessen Blasedow auf dem Sopha stöhnte, nämlich vor Abscheu an den beiden Collegen, den er, wenn er heftig wurde, immer durch künstliche Zahnschmerzen verdecken konnte. Gertrud schlug eine Tafel auf, wie zur Kindtaufe.

Blasedow verlor gegen Mittag sein Zahnweh und wünschte nur, er hätte mit einer angeblichen Erleichterung seines Uebels auch seine Zähne wieder bekommen. Die große

präſidentin hatte die Schweſter noch theilweiſe mit angehört. Für Ludwiga enthielt dieſe nichts als Anläſſe zum Widerſpruch. Beim Tadel der Fernau's kam ihr ſogar die dringendſte Aufforderung ihrer gereizten Leidenſchaft, an den zweiten Theil des Fauſt und die noch unerklärten, mit dem Begriff der „Mütter" verbundenen Goethe'ſchen Schauer zu erinnern.

Es war ihr jedoch in allem zu ernſt zu Muthe, zu verächtlich ihre Stimmung gegen das, was ſie hier eben umgab. Sie unterdrückte jeden Reiz zum heftigen Widerſpruch und ſelbſt die Worte, die ſie ſprach: „Nun Gott ſei Dank! Der Vater wird nun wol ſchon aus Ihrer Rede gemerkt haben, daß Sie an ſich meinem Plan nicht widerſprochen haben wollen! Wäre ich dann zum Ueberfluß noch ſo geſchent, Ihrem alten Adel zu Liebe einen Bürgerlichen zu heirathen, dann —" ließ ſie in ihrem Ausgange zwiſchen den Zähnen verhallen. In der That war ſie über das katzenartige Hereinſchleichen der ſieben Weiſen Griechenlands, wie man die Tante nannte, erſchrocken.

„Welche Rolle theilt denn nur eigentlich die Frau Gräfin den Meinigen und ihrem Herrn Papa in dieſem Conflicte zu —?"

Alſo lautete die erſte Aeußerung des Buches der Weisheit und in der That traf ſie das einzig Richtige und Praktiſche bei einem ſoweit gediehenen Stande der Dinge. Die Tochter des Hauſes hatte zu entſchieden die Feſtigkeit ihres Entſchluſſes kundgegeben.

Von Jadwiga's Dienerschaft wußte die Sprecherin, daß es auf eine außerordentlich lange Abwesenheit von Schloß Wildenschwert abgesehen war. Das hieß, in ihre Sprache übersetzt: Auf eine factische Trennung —

Die mit indirecter Redeweise und mit den entsprechenden schielenden Augen Angeredete erwiderte mit schneidender Bitterkeit:

„Dank, Dank! Die gute Tante übernimmt die Rolle meiner verklärten Mutter —! Bitte, liebes Fräulein, bleiben Sie ein wenig dort unter dem Bilde stehen. Gewiß, es zürnt Ihnen nicht, es wird nicht auf Sie herunterfallen —!"

Das heuchlerische alte Fräulein war von diesem plötzlichen Hereinziehen der abgeschiedenen Geister in die Debatte und von der Annahme, sie könnte erschlagen werden durch ein Familienportrait, in solchem Grade erschreckt, daß es rasch in natürlichster, behendester Gehweise zurückhufte, entrüstet ihre Schwester anblickend, die ebenfalls zusammenfuhr vor Grauen über das Auch-nur-Annehmenkönnen, es würde hier ein lebensgroßes Bild von der Wand fallen und tugendhafte, edle Menschen erschlagen.

„Leiben Sie," fuhr Jadwiga unbekümmert um die Gebehrden des Grauens, die vor ihr gemacht wurden, fort, „leihen Sie einer schwachen, hülflosen Frau den Beistand, den ich in einer so schweren Krisis von den Meinigen erwarten muß! Ich verspreche Ihnen, noch keine Leidenschaft für einen Andern proclamiren zu wollen. Ich proclamire nur in Ihrem

Kreiſe, unter den Geiſtesaugen meiner verklärten Mutter und vor dem Ohr meines Vaters, meines natürlichen Beiſtandes, daß ich vom Grafen von Wilden ſchwert geſchieden ſein will und daß ich Freunde bedarf, die mir die Ausführung dieſes meines Willens erleichtern. ‚Ich werfe ihm Dinge vor, auf die mich kein Gericht ſcheidet. Um unſer Herz, die Sympathie der Seelen, kümmern ſich die Geſetze nicht, obſchon ich weiß, daß im äußerſten Fall auch das Motiv der unüberwindlichen Abneigung entſcheiden kann. Die Schuld muß ich allein tragen, mein eignes Benehmen muß uns ſcheiden. Soll ich es damit bis auf die Spitze treiben? Soll ich eine überwieſene — Ehebrecherin ſein —?“

Hier ſtieß die Obertribunals-Vicepräſidentin einen Schreckensruf aus, in welchen auch ihre Tochter Martha einfiel, da die Mutter durch einen Blick vorausſetzte, daß die Tochter dies that.

Die Tante horchte nur. Ebenſo, wie ſich der Vater, der im Grunde ſchon mannichfach gerührt war, abgewendet hatte.

„‚Iſt es da nicht würdiger,“ fuhr ‚Ladwiga fort, „daß für meine Handlungen mein Wille eintritt und daß mein Vater derjenige iſt, der dem Grafen dieſen Willen kundgiebt?“

Noch einmal loderte Baron Neſtor auf. Die ruhige Gefaßtheit und der ihm ſattſam bekannte, durch nichts zu brechende Trotz ſeiner Tochter empörte ihn auf's Neue.

„Die Ehre," rief er, „und die statt Deiner empfundene Schaam wird den Grafen bestimmen, in aller Ruhe zu sagen: Nehmen Sie sie hin —! Je früher je lieber —!"

Die Ausbrüche des heftigsten Abscheus vor den Schritten der verblendeten jungen Frau folgten ebenfalls noch einmal in den Mienen der drei anderen Damen. Dann aber rückte bei allen die Entschließung näher und näher. Der Vater überlegte, wie er sich in dem Briefe, den ihm sein Kind zumuthete, ausdrücken würde. Natürlich wollte er sich nicht zum Anwalt der „antipathischen Gefühle" seiner Tochter machen, sondern einfach die Sachlage berichten, wie sie war.

Das Orakel öffnete ab und zu das Fenster, in dessen Nähe es sich jetzt hielt, und schloß es wieder. Sie widerstand dem Gelüst, unbequem summende Fliegen zu tödten. Nach ihrem Geist der Milde ließ sie alle in die sonnige Frühlingsluft hinaus. Diese Gebehrden unterstützten den Ausdruck sittlichen Abscheus, der in ihren abgerissenen Worten lag, in ihrem Sprechen nach Richtungen hin, wo sich die Personen, mit denen sie redete, gar nicht befanden.

Warum die „vollendete Thatsache", die mehrmals von ihr betont wurde, dem Zukunftsblick der inspirirten Seherin keinen grelleren Ausdruck der Entrüstung abgewann und warum sie einzig bedacht schien, die Lösung des gräflichen Ehebundes so glatt und klargelegt als möglich zu machen, verrieth allmählig Martha's

Mutter. Der gräfliche Hochmuth, der Nimbus des Schloſſes Wildenſchwert und die Reichthümer der Stieftochter hatten die neuen Elemente der Familie längſt geſtört. Die ehemalige Abſicht Jadwiga's, auf die veränderten Umgebungen ihres Vaters mit einer Art von Mitleid hinunterzuſehen, war ihnen fühlbar genug geworden. Und was die Reichthümer anbelangte, ſo war Jadwiga das Kind des Glücks. Sie beſaß, was ehedem den Namen Wolmer von Wolmerode mit einem noch größeren Blendzauber umgab, als jetzt. Die gräflichen Ehepaten kannte man. Wer konnte wiſſen, wie ſich noch Jadwiga's Zukunft geſtaltete —! Auf alle Fälle rückte ſie ihnen als die geſchiedene Gräfin Wildenſchwert näher. Da hatte ſie die Fürſprache ihres Vaters nöthig, fiel gleichſam in deſſen Oberhoheit zurück und wurde ihnen untergeordnet.

„Der leidige Mammon," begann immer entſchloſſener die Tante, „wird auch hier die Hauptſchwierigkeit bilden —! Denn an ſich — hm! wo ſich die Herzen einander zur Mördergrube gemacht haben, wo Verſtellung und gegenſeitiger Betrug hauſen, da iſt es beſſer, man ſcheidet ſich. Die Schrift erlaubt es auch. Freilich will ſie nicht, daß die Geſchiedene zum zweitenmale heirathet. Unſerer Zeit iſt das freilich Thorheit, wie ſo Vieles, was Gott der Herr geſprochen hat. Die grünen Gardinenmuſter —" wandte ſie ſich mit vollſtändig gleichmüthigem Ton zur Schweſter, „ſcheinen mir zur grauen Tapete zweckmäßiger im

Zimmer nach Norden. Ich werde dem Tapezierer darüber schreiben —" So ging sie, wie sie gekommen.

Sie dekoriren sich nach ihrem Geschmack die Zimmer, die sie den Sommer über bewohnen wollen! war Karwiga's erster Gedanke. Doch behielt sie auch den zweiten für sich: „Ich soll ein Exempel nehmen, wie jetzt in Villa Wolmerode für Alles so weise gesorgt wird, während unter meiner Leitung alles drunter und drüber ging —! Der Vater war bereits überwunden. Das Talent der Tante, an einer Stelle, wo die Rathlosigkeit der Andern geradezu auf Nichts gestellt war, ihr „Ich habe gesprochen" anzubringen und dann zu — verduften, hatte sich auch hier bewährt. Trotz ihrer schnarrenden, alles beherrschenden Stimme blieb sie ein Hauch, der nur ein Leben innerhalb der Seele verrieth, die vollendete Geistigkeit, die Niemanden drückte. Die Eigenschaft des großen Julius Cäsar, „zu glänzen durch Abwesenheit", hatte sie in ein System gebracht.

Der Vater, das sah sein glücklich-unglückliches Kind, meditirte nur noch über die Form des nach Wildenschwert zu richtenden Briefes. Sie wünschte diesen vorher zu lesen und recapitulirte, was darin gesagt werden müßte. Der Commerzienrath bekam darüber einen hippokratischen Zug im Gesicht. So in Gegenwart einer jungen Frau von Antipathie der Gefühle, Verfehltheit einer blindgetroffenen Wahl, Ungleichheit der Charaktere und der Neigungen, Ver-

Andeutung jedes frohen Blickes in die Zukunft reden zu sollen, erfüllte ihn mit Befangenheit. Er wurde blasser und blasser. Die Wangen, sonst so roth und so frisch, wenn auch gefurcht, hingen schlaff. Die Schwiegermama erwarb sich seinen innigsten Dank, als sie ihre Tochter Martha aufforderte, zu gehen und sich dem Anhören so unchristlicher Wendungen, die nur auf reine Selbstvergötterung und Selbstrechtfertigung ausliefen, zu entziehen.

Nachdem in der That Martha mit einem nichtssagenden Lächeln gegangen war und sich erboten hatte, „ihrem Töchterlein" den Aufenthalt im Vaterhause so angenehm als möglich zu machen, hielt es die Mutter drum doch für nothwendig, dies „Töchterlein" mit seinem scharfen Urtheil und seinem Haß auf die in's Haus eingedrungene Familie nicht mit dem Vater allein zu lassen.

Sogar das vorauszusetzende Tête-à-Tête zwischen Vater und Tochter, wenn beide den Brief an den Grafen entwerfen würden, schnitt sie ab mit einer vollkommen einschmeichelnden, die „vollendete Thatsache" anerkennenden Bitte, die dahin ging, doch auch ihre Erfahrung zum Abfassen eines so wichtigen Dokuments nicht ablehnen zu wollen. Sie berief sich auf die Gerichtspraxis ihres seligen Gatten und die tiefen Blicke, die sie schon damals in die Nachtseiten des ehelichen Lebens hätte werfen müssen. Ach, noch jetzt, sagte sie, überliefe sie darüber manchmal ein Schauder. Das

schriftliche Verfahren in Gerichtssachen hätte ihr Gelegenheit gegeben, sogar solche Fälle kennen zu lernen, die jetzt, nach eingetretener Mündlichkeit, bei verschlossenen Thüren verhandelt würden.

Dieser Brief kam zu Stande, nachdem alle Concepte wieder hatten zerrissen werden müssen, bis Tante Agathe davon Einsicht genommen. Die tiefe Erschöpfung, in welche die Tochter des Hauses verfallen war, ja das Gefühl eines unendlichen Wehs, das allmälig in ihr erstarrtes Herz einzog, ließ Dinge und Verhältnisse zuletzt mehr über sich Herr werden, als sie anfangs für möglich gehalten hatte.

Sie blieb noch zwei Tage. Es drängte sie ganz zur Entscheidung, zum vollen Auskosten des Leidenskelches — ehe sie zum vollen Genuß ihrer erwarteten Seligkeit überging. Diese hätte getrübt werden können durch des Grafen persönliches Erscheinen. Einem solchen mußte die Energie des Vaters vorbeugen. Deßhalb blieb sie noch auf dem schönen Landsitz, wo soviel holde und zugleich wehmüthige Erinnerungen für sie an all den prächtigen Sälen, den lauschigen Corridoren, den kleinen Mansardenstübchen, an den einsamen schattigen Lauben und Boskets hafteten. Eine früher nur ländlich gewesene Umgebung war jetzt in Harmonie gebracht mit dem eleganten Styl der Villa. Da gab es Palmenhäuser, im Innern mit hängenden Balkons von Gußeisen, Fontainen, die ihre Strahlen aus plastischen Gruppen entsen-

deten, Gruppen, die keineswegs in Einklang ſtanden mit dem Charakter der Bigotterie, der allmählig den meiſten Ausſchmückungen des Schloſſes aufgedrückt worden war. Für die Gasbeleuchtung breiteten zwar Cherubs und ſchwebende Engel ihre Flügel aus und ſogar eine Hauskapelle mit byzantiniſchem Goldgrund der Wände, mit Fenſtern von Glasgemälden, mit einem Altar von carrariſchem Marmor und vergoldetem Kreuz darauf, davor Sammetdecken mit ſchweren Goldfranzen, war theils ſchon da, theils im Entſtehen begriffen; aber die Badeſtube wurde drum doch in einem Charakter renovirt, dem vielleicht eine Vorſtellung von den Bädern Caracalla's zum Grunde lag. Profeſſor Bögendorf hätte darüber die näheren Citate beibringen können.

Zwiſchen einem ausnehmend ſchönen Schmuck des Gartens, einem Schattengang von Buchsbaum, der, in doppelter Mannshöhe gezogen, nach dem früheren Zuſtand dieſes ſchon lange adeligen Beſitzthums angehörte, hatten Vater und Tochter noch ein kurzes Alleinſein erobern können. Da gab der Erſtere ſeinem bethörten Kinde manche beſonnene Andeutung für die Zukunft. „Du bleibſt, da keine Kinder vorhanden ſind, unbeſchränkte Herrin Deines mütterlichen Vermögens. Dagegen haſt Du dem Grafen eine lebenslängliche Rente von zehntauſend Thalern zu zahlen, eine Laſt, die getragen werden muß, die aber nicht viel verſchlagen wird, wenn Du mit Deinem Eigenthum beſon-

nen verfährst. Wäre aus dieser traurigen Ehe eine Tochter da, so würde diese Rente zu capitalisiren sein. Wäre vollends ein Sohn da; dann könntest im Gegentheil nur Du eine Rente verlangen und müßtest ihm ganz Dein Eigenthum lassen, ja verlörst diese Rente zur Hälfte, wenn Du wieder heiratheſt. Hm!" setzte Baron Neſtor väterlich und gütig hinzu, „nimm Dich doch ja mit diesem Fernau in Acht —!"

So sind die Väter. Nach Gewitterstürmen, zuckenden Blitzen, rollenden Donnern kommt bald wieder des Himmels milde Bläue und über alle Irrpfade im Leben eines geliebten Kindes lacht der Sonnenschein der Güte und Vergebung.

In der Residenz fand die verirrte Frau eine Stätte endlicher Ruhe, die sie sich nicht im Stadthause ihres Vaters, sondern in einem Hotel bestellt hatte. Linda von Fernau hatte diese Bestellung ausgerichtet. Drei Zimmer, ein Schlaf-, ein Boudoir-, ein Empfangszimmer, alles von fürstlicher Ausstattung und in der Regel nur für die höchsten, die Stadt besuchenden Herrschaften reservirt. Zwei correspondirende Zimmer nach hinten waren für die Domestiken bestimmt.

Von Linda fand Jadwiga einen Brief, der sie schmerzen mußte. Sie wurde darin ersucht, nicht zur alten Freundin zu kommen, ihr überhaupt zu vergeben, wenn sie bitten müßte, sie wie eine hier nicht für sie Vorhandene zu betrachten. Ihr Gatte, den sie über Alles liebte und dem sie in diesem Falle auch

Serviette hatte er ſich nur umgebunden, um mit deſto größerer Behaglichkeit das ihm vorgeſetzte Conſiſtorialgericht zu verzehren. Er wollte durch das körperliche Leiden den Seelenleiden einer höflichen Begrüßung ausweichen, wie Frauen, wenn ſie in andere Umſtände kommen, anfangen, gar keine mehr zu machen. Als der Tiſch von allen Seiten wie ein Schlachtterrain beſetzt war und die verſchiedenen Manöuvers gegen die Speiſen zu ſpielen begannen, erwachte Blaſedow's gute Laune. Er fühlte ſich auf ſeinem Poſten ſicherer, ſeitdem Blauſtrumpf aus ſeinem Vortheil durch den Beſuch und nun gar das angenommene Mittageſſen heraus war. Blaſedow begann ein Vorſpiel des ſpätern Kampfes. Die kleinen Brodkügelchen eines leichten Witzes ließ er in einem ſanften Bombardement auf Blauſtrumpf niederregnen und ſagte z. B. gleich von vornherein, als Amandus und Alboin erklärten, ſie könnten ja Beide von einem Teller eſſen: „Nein, das gibt Feindſchaft!“ Blauſtrumpf fragte, als bekäm' er ſchon etwas zu notiren: „Meinen Sie das moraliſch?“ Gertrud aber antwortete: „Ach, es iſt nicht gut, Herr Conſiſtorialrath, das Sprichwort geht einmal ſo.“ Blauſtrumpf zog die Augenbrauen finſter zuſammen und Blaſedow merkte, daß ein Gewitter im Anzuge war. Er rief Waſſern, ſchnitt ein Stück Brod ab und gab es ihm, indem er das Knurren des Hundes mit der murmelnden Bemerkung begleitete: „Es iſt ein neues Meſſer.“ Blauſtrumpf, der auf Alles achtete, tappte wie ein Bär auch gleich auf den Leim zu, den Blaſedow hingeſetzt hatte, um ihn zu fangen, und ſagte: „Was? Ein neues Meſſer? Was hat denn das neue Meſſer mit dem Hunde zu thun?“ Gertrud, die nur an das Rindfleiſch und am wenigſten an

aus Ueberzeugung geberdete, hätte ihr verboten, sowohl sie anzunehmen, als sie zu besuchen. „Mit Thränen, Hadwiga," schloß Linda's Brief, „beschwöre ich Dich, folge dem Dämon nicht, der Dich in den Abgrund zieht! Kehre zurück zu Deinem Gatten —!"

Die Empfängerin las den Brief mit einem sich halb vor Schmerz, halb vor Unwillen verzerrenden Ausdruck ihrer Gesichtszüge. Sie zerriß ihn. Die einzelnen Stücke verbrannte sie nach und nach an einem Licht, das sie angezündet hatte, um einfach eine Visitenkarte einzusiegeln, die sie an Fernau schicken wollte.

Aber auch diese Sendung zerstörte sie. Sie hatte auf die Visitenkarte: „Morgen" geschrieben. Jetzt nahm sie eine andere, die sie völlig leer ließ. Sie wartete auf den Lohndiener. Diesen hatte sie zur Post nach etwa angekommenen Briefen geschickt. Eine Antwort vom Grafen konnte noch nicht da sein. Sie erhielt auch nichts, als einen Brief auf grobem Papier mit der naivsten Adresse von der Welt aus Klosterode bei Dornweil.

Auguste Widmann drückte ihr mit tausend Segenswünschen den Dank aus für die Reinigung ihres Namens von Schimpf und Schande. Vater, Mutter, Bruder und sie selbst wären sofort freigelassen worden. Der Geliebte säße zwar noch, aber auch er hätte Hoffnung, loszukommen. Leider, schrieb sie, stimmten seine

Aussagen nicht mit denen seines Kameraden, der ihn allein in's Unglück gestürzt hätte.

Eine Stelle am Schluß war für die Gräfin eigenthümlich beängstigend und wohlthuend zugleich. Auguste Widmann schrieb, sie würde ihr alles erzählen, wie es gekommen; denn da sie auf dem Gericht sogar Geld in ihrem Namen bekommen hätte, könnte sie es nicht besser anwenden, als sich auf den Weg zu machen und sich ihr zu Füßen zu werfen. Das wollte sie thun, schrieb sie, wollte ihre Hände mit Küssen bedecken und für sie lebenslang durch's Feuer gehen, für ihre Retterin, ihre edle Wohlthäterin, die gnädige Erlöserin ihres armen, braven Wülfing —

Der Brief war mit orthographischen Fehlern, aber in gewandtem sicherem Ausdruck geschrieben.

Die Gräfin beschloß, die Doris zu entlassen, sobald Auguste Widmann angekommen wäre. Den Lohndiener hatte sie bereits zu ihrer alleinigen Verfügung gemiethet. Dieser war unterwegs, jetzt die Visitenkarte an Baron Otto von Fernau zu tragen. Franz ahnte seine baldige Entbehrlichkeit.

Der Abend kam heran. Die geöffnete Thür eines Balkons mit Oleandern, blühenden Azaleen, Rosenstöcken, die schon im Erschließen begriffen waren, ließ die vor Erwartung Zitternde das Rollen der Wagen in die Oper, in die Schauspiele vernehmen. Alles pulsirte belebt — wild rauschte und wogte es in den Straßen — Gesang, Pianospiel ertönte von jenem Hause her,

von dieſem dort —! Es wird der Harrenden ſo ſüß bang, aber auch ſo drückend und ſchwer um's Herz. Die Kellner zünden die Gasflammen ihres Salons an. Fünf wie ätheriſch leuchtende Glaskugeln in der Mitte des Zimmers über einem mit rothgelber Seidendecke belegten Tiſch, zwei andere noch an dem goldenen Spiegel oberhalb der mächtigen Stutzuhr auf marmornem Conſolentiſch — eine weibliche Geſtalt von Bronce lehnt ſich träumeriſch über die Uhr hinweg und ſieht ſehnſüchtig hinaus in die Ferne — vielleicht iſt es Iphigenie in Tauris, vielleicht Ariadne, die Verlaſſene, am Geſtade von Naxos —

Still ergeben will auch ſie ſein — zitternd ſchließt ſie den Ballon. Sie geht ungeduldig auf und nieder. Doris und Franz hatte ſie in's Theater geſchickt, jeden in ein anderes; beide mochten einander nicht und im Intereſſe ihrer Herrin lag es am wenigſten, ſie zu verſöhnen. In's Fremdenbuch wollte die Gräfin erſt morgen eingetragen ſein. Sie verlangte ſelbſt das Buch zu ſehen, um ſich, ſo entſchieden nahm ſie alles, ſelbſt zu überzeugen, ob man ihrem Befehl nachgekommen.

Sollte ſie noch etwas leſen —? Da liegen Zeitungen, die ſie des Theaters wegen verlangt hatte — —

Oder ſollte ſie noch einmal auf ihre Toilette zurückkommen —? Sie hatte in ihrem Boudoir nebenan einen beweglichen Spiegel, der ihre Erſcheinung in ganzer Geſtalt wiedergab. Sie war vom Kopf bis

zu Fuß weiß gekleidet, in einen Cashemirstoff, der sich anfühlte weich wie Schwanenflaum. Das einzige Raube daran waren Besätze und Schnüre der kunstvollsten Arbeit. Die Aermel, offen und hängend, zeigten die fast bis zum Ellnbogen hinauf mit den schwersten blitzenden Bracelets geschmückten Arme frei. Ein Spitzenteller, die feinste Stickerei der Niederlande, bedeckte ihr von Doris unter hundert Verweisen der ungeduldigen Herrin gemachtes Haar. Doris hatte sich bei dieser Gelegenheit ihr Maaß gefüllt. Eine mächtige Haarsträhne, die sich die Gräfin an die Stelle legen wollte, wo sie ihr Haupt bedecken und schmücken sollte, hatte sie der Herrin rasch aus der Hand gewunden und gesagt:

„O das nicht, Frau Gräfin —!"

„Was nicht —?" hatte die Gräfin befremdet gefragt und kleinmüthig hinzugesetzt: „Sind etwa weiße Haare darunter? Das sollte mich nicht Wunder nehmen —!" Nun ein verschmitztes Lächeln der Zofe und ein verlegenes Schweigen. Da erinnerte sich die Gräfin eines gewissen Aberglaubens. Frauen, die in der Hoffnung sind, sollen sich ihr Haar nicht selbst machen.

An diese Aeußerung zurückzudenken, sie mit den Erlebnissen und den mannichfachen ungelösten Dissonanzen in Verbindung zu bringen, die sie hinter sich zurückgelassen hatte, war die einzige, abgerissene, unruhvolle Beschäftigung ihres Innern, der sie sich hin

gab. Sie ſuchte damit die ſich in ihr ſteigernde Ungeduld zu bekämpfen.

Endlich klopft es an die Thür. Der Lohndiener meldet Baron von Hernau.

Anfangs ſtehen ſich unter dem Geſetz der äußern Lebensformen und der gebotenen Vorſicht zwei Menſchen gegenüber, die für die Lehre von der Attraction der Gegenſätze als Beweis hätten dienen können.

Die ſtolze, ſchlanke, plaſtiſche Ladwiga — und ein junger Mann von mittlerer Geſtalt, von blondgelocktem, kurzem, doch ſtarkem Haar, von einem faſt rötblichen, über Lippen und Kinn gezogenen Bart, ſtahlblauen, großen Augen unter faſt weißlich ſchimmernden, langen Augenwimpern — der volle Gegenſatz zu dem breitſchultrigen, behäbigen, ſtämmigen, im Hausſchlafrock gealterten ausſehenden Grafen Bernhard von Wildenſchwert — eine Erſcheinung, wie die eines unſrer Romeo oder Edgarde auf der Bühne, leidenſchaftlich, ſicher, von einer Klangfarbe des Organs, einem Tenor, daß ſich ihr die Himmel zu öffnen ſchienen, wenn Otto ſprach und entweder Lüge der Welt den Krieg ankündigte oder ein kurzes, naives „Gräß Gott —!“ begleitet vom Schimmer der blendendſten Zähne, vom ſchalkhafteſten Lächeln, ſo nur hinwarf. Jeder Strahl ſeines Auges verkündigte Feuer, Leben, Muth, Unternehmung. Ein blaues Halstuch lag loſe geſchlungen um den aufrechtſtehenden Kragen des Hemdes. Das Kleinſte an ihm war ſoignirt, während die zunächſt hervortreten-

den Elemente ſeiner äußeren Erſcheinung im Gegentheil eine geniale Nichtachtung der Toilette zu verrathen ſchienen.

Nach einigen Sekunden der formellen Begrüßung und einem kurzen Umblicken zur Verſicherung, ob die Thür in's Schloß gefallen war und der Fußtritt des anmeldenden Dieners auf dem Corridor verhallte, ſank Gräfin Hadwiga, die wahnbethörte Frau, überwältigt von jenen „namenloſen" Gefühlen, für deren Berechtigung ſie ſo muthig geſtritten hatte, in die Arme des Mannes, der ihr allein, wie ſie offen der Welt erklären wollte, das Gefühl zu wecken verſtanden hatte: Du biſt ein Weib und die Liebe iſt Dein Leben!

# Zweites Buch.

## Achtes Kapitel.

Der Kreislauf der Natur hatte nach ſiebzehn Jahren wiederum den Frühling ſchon dicht am Thor des Winters ausgeſetzt. Diesmal mit nachhaltigerem Erfolg. Das beide Götterkind verkam nicht. Der Monat Mai war in der That jener Kuß, den nach dem alten Dichter Pogau der Himmel der Erde als einer Braut und künftigen Mutter giebt.

Ueber eine liebliche Gegend des mittleren Deutſchlands, doch mehr dem Oſten zu, war der Himmel blau und ſonnig ausgeſpannt. Thal und Berg, Flur und Wald, Dorf und einſames Gehöft lagen ausgebreitet in maleriſcher Abwechslung.

Ein Knabe von etwa zwölf Jahren konnte von einem an einer Waldecke gelegenen Berganke aus, wo er eifrig nach etwas zu lugen und zu forſchen ſchien, nur in die Ferne blicken, wenn er ſich beide Hände über die Augen hielt. So blendete die goldene Morgenſonne.

Wäre der haarbeinige Junge Uhlands Hirtenknabe geweſen, er hätte der Empfindung Worte

geben dürfen, hier ebenfalls wie ein König den Herrscherstab zu schwingen über eine schöne Welt, die zu seinen Füßen lag. Da streckte sich zur Linken ein Hochwald, der mehr als die Hälfte des schönen Rundblicks begrenzte. Zur Rechten war alles die üppigste Wohnlichkeit in Mühlen, Dörfern, Vorwerken und Herrschaftsgebäuden. Unmittelbar zu Füßen lag ein stattliches Dorf, beherrscht von einem hochragenden Kirchthurm und einem alterthümlichen, etwas zopfig gebauten Schloß, erreichbar durch eine stolze Pappelallee, die, Natur gleichsam in Tressen und Livree, unmittelbar von einer bandartig gewundenen Landstraße abbog. Ja, man sage, was man will, gegen die Pappeln! Sie sind in der Natur das, was die Portiers an den Schlössern oder die steinernen Wappenschilde über den Portalen derselben. Nützen doch die letzteren auch nichts, wecken sogar unliebsame Betrachtungen und doch liegt in ihnen ein bezeichnender Stolz. Sie sind die Ehrenwache für die Traditionen des Besitzes.

Der kleine Späher an der Waldecke hatte wenig von einem romantischen Schäferknaben.

Nicht Glück und Heiterkeit, nicht der Stolz, etwa eine Heerde von fünfzig Lämmern mit seinem gestrengen Spitz zusammenhalten zu dürfen, leuchtete aus seinen Augen. Ja er hatte noch das Untermaaß der durch die Wirklichkeit gegebenen Berichtigung einer zum Goldschnitteinbande in einem Kunst-Album sich eignenden Beschreibung eines Hirtenknaben.

den Aberglauben als Zweck der Inſpectionsreiſe dachte, ſagte: „Man hat das Sprichwort, man ſollte mit neuen Meſſern das Brod erſt Hunden anſchneiden, ſie hielten dann beſſer!“ Blauſtrumpf ſchlug die Augen nieder, um ihr Feuer zu mildern, und ſchien ſich nur heimlich dieſe abfallenden Redensarten in die Vorrathskammer ſeines Gedächtniſſes zu bergen. Tobianus bemerkte die Urſache ſeines Unwillens und ſtieß Blaſedow an. Dieſer aber fuhr mit künſtlichem Zorn ſeinen Satiriker an und ſagte: „Sprich bei Tiſch nicht über Tauben!“ Blauſtrumpf horchte hoch auf, weil er ahnte, daß hier wieder ein Sprichwort, wie Gertrud in ihrer Unſchuld ſagte, im Spiele war. Sie merkte ſeinen fragenden Blick und erklärte ihm lachend: „Man ſagt wohl, die Tauben draußen flögen fort, wenn man bei Tiſch von ihnen ſpräche.“ Blauſtrumpf ſchwieg und aß zerſtreut weiter. Inzwiſchen wurde das Bombardement immer heftiger. Blaſedow und Gertrud, zwei ganz entgegengeſetzte Forts, fingen an, einen angenehmen Kugelregen, in welchem jedoch Blauſtrumpf Lebensgefahr ausſtand, zu unterhalten. Tobianus ließ ſeine Blicke wie parlamentirende Adjutanten von einer Partei zur andern ſprengen; aber ſie blieben unverſtanden. „Wenn du ſatt biſt,“ ſagte Gertrud zum Bildhauer, „ſo legſt du den Löffel mit der Höhlung nach oben.“ Dann wandte ſie ſich an Blauſtrumpf: „Eſſen Sie doch, Herr Conſiſtorialrath! wenn nichts übrig bleibt, bekommen wir morgen gut Wetter.“ Und Blaſedow nahm abſichtlich eine Schüſſel ſo, daß er das Salzfaß umſtieß. Tobianus eilte, es wieder zu füllen. Doch wie einen Hund hetzte Blaſedow durch einen Blick ſeine Frau auf ihn und ließ dieſe ſagen: „Laſſen Sie doch, Tobianus,

Seine Kleider waren zerlumpt. Seine Füße trugen keine Schuhe. Das zerrissene Hemd war schmutzig, sein flachsblondes Haar struppig. Seine Augen lagen tief in den Höhlen. Sie blickten scheu und zugleich frech. Lugte er nicht in die Ferne, so arbeitete er mit einem blanken Messer an Weidenruthen, die er auf seinen Posten mit hinauf genommen hatte, um sich Pfeifen zu schneiden. Einige hatte er schon fertig und manchmal blies er darauf. Bald wieder streckte er sich in's Gras, bald ging er in den Saum des Waldes zurück, des hier von lichtschimmernden Buchen gebildeten.

Immer beschäftigt, ab und zu in die Ferne und wieder zur Linken in den Wald zu späben und an seinen Pfeifen zu schnitzeln, bemerkte er nicht, was hinter ihm zu seiner Rechten vorging.

Die Waldecke war die vorgeschobene Spitze eines ziemlich steilen Felsrückens, dessen Rand einen bequemen Fußweg um den Wald herum bildete. Man wählte ihn, obschon er steil aufwärts ging, mit Vorliebe, weil man, wenn man später wieder niedersteigen mußte, den Weg abgekürzt hatte, um zu einigen Punkten der Wegend zu gelangen, die unterwärts, im Ebenen, weit von einander getrennt lagen. Dieser Weg hatte auch den Vortheil, Schatten zu bieten. Die strahlende Sonne brannte heiß.

„Hungerst Du schon wieder im Müßiggang herum, Bartel? Besuchst nicht die Schule, wie andere Kinder,

die von ihren Eltern jetzt nicht im Felde gebraucht werden? Dein Vater hat keine Hufe Land, baut kein Korn, keinen Hafer, kaum daß er sich um sein Haus herum ein Paar Kartoffeln setzt, und Deine Schwester reicht wahrhaftig aus, um Deine Geschwister zu waschen und zu kämmen, wenn sie noch gewaschen und gekämmt werden — Du aber bist der Schimpf im ganzen Ort, schneidest Deinem alten Schulmeister Gesichter, wenn die andern Kinder in die Lehre, in den Unterricht gehen —! Wetter, Junge! Schickt Dir nicht endlich unser Herr Pfarrer den Gensd'armen in's Haus, so soll es der Landrath thun — darauf kannst Du Dich verlassen —!"

Der erste Schreck des Burschen über diese Anrede war bald vorüber.

Allerdings war sie von einem Mann gekommen, den er gerade zumeist fürchtete, vom herrschaftlichen Förster. Dieser hatte sich ihm, im weichen Grase wohlgemuth schlendernd, rücklings genähert. Er kam mit dampfender kurzer Meerschaumpfeife, in einem grauen kurzschößigen Rock mit grünen Aufschlägen und Besätzen und mit einem leichten Strohmützchen, dessen weit vorragender Schirm die Augen vor'm Geblendetwerden durch die Sonne schützte. Wohl von seinem nicht allzuweit entlegenen Hause mochte er kommen. Dies lag am Rande einer langen berganſteigenden Wiese, die sich, von beiden Seiten von uralten Eichenstämmen eingeschlossen, tief in den Wald hineinzog.

„Mein Vater will nicht, daß ich in die Schule gehe —“ war die trotzige Antwort des Burschen, der zu seinen Weidenruthen zurückkehrte, nachdem er im ersten Schreck aufgesprungen war und sich an den Waldrand zurückgezogen hatte.

„Deinem Vater wird man sein „Will nicht“ austreiben —! Wäre der Wirthschaftsdirektor nicht ein zu guter Mann, er müßte Dich vor dem Schulhause Pranger stehen lassen mit Eselsohren am Kopf — so lang —! Und was treibst Du nur eigentlich hier —?“ unterbrach sich jetzt der Jäger und drückte forschend die Augen zusammen und ging dem Jungen näher. „Schon manchmal habe ich Dich auf dem Platz hier angetroffen! Was lauerst Du hier immer? Worauf paßt Du?“

„Ich schneide Pfeifen —“

„Hier wachsen keine Weiden —“

„Die bringe ich mit —“

„Warum hier am Wege —? Da kommt der Schulze! Na warte, mit Dir muß einmal Ernst gemacht werden —!“

Der Jäger wandte sich von dem trotzigen und hämisch dreinlächelnden Jungen ab, der schnell jetzt seine Weidenruthen zusammenraffte und spornstreichs in den Wald lief. Jener ging inzwischen einem dicken, breitschultrigen Bauer entgegen, der sich mit einem blaugewürfelten Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte, einen großen breitkrämpigen Hut in

der andern Hand trug und vor Anstrengung beim Ersteigen der Anhöhe nicht wenig schnaufen mußte.

„Schulze, werdet Ihr denn nicht endlich mit diesem Buben da, des Bartels Jungen, ein Ende machen —? Nie geht der Bengel in die Schule, Sommers nicht und nicht Winters —?“

„Die Kanaille,“ antwortete der Schulze Stutzbart, der reichste Bauer zu Steinthal, dem Orte hier zu Füßen des Berges, „jetzt muß sie dran! Der Pfarrer hat's jetzt dem Landrath berichtet! Vom Bartel, seinem Alten, hatte ich schon gar keine Antwort mehr gekriegt. Was sie in der Schule lehrten, das könnte sein Junge auch von ihm lernen —! hieß es. Die reine Spitzbüberei und Tücke dieser Menschen! Ich sage zu Jedermann: Versucht Gott den Herrn nicht —! Aber dreimal sag' ich's zu einem Maurer —! Noch neulich, als der Bartel in Stettingen das neue Haus richten half und grade der Polier krank geworden war und ich kam zufällig dazu und sah den lästerlichen Kerl oben auf dem Dach, die Branntweinflasche in der Hand, und hörte ihn eine Rede halten und Bratwürste, Semmeln und Bänder hinunterwerfen, so daß Einer glauben mußte, in seiner Betrunkenheit würde er alle Augenblicke hinunterstürzen, kopfüber — da hab' ich's ihm gesagt. Bartel, hab' ich gesagt, Ihr treibt's so lange mit Lästern, Schwören, Fluchen, Saufen, bis Ihr der Nase lang einmal daliegt, dem Teufel zum Leckerbissen! Da

meinte er: Dann macht meine Frau noch ein gut Geſchäft mit mir! Nun mußte ich wieder lachen. Denn Ihr wißt doch? Sie, die Barteln, läuft auf dem Lande umher und ſammelt für die Fabrik in Olberſchwende Knochen —"

„Sagt man —!" fiel der Förſter ſinnend ein, „und ein Wunder iſt's, daß Ihr ihn einmal bei einem Bau getroffen habt —"

Dieſe Worte verhallten ſchon. Der Förſter und der Schulze machten beide denſelben Weg. Sie wollten nach Stettingen. Vor dem fortgeſetzten Waldrande konnte man noch nicht den Ort ſehen. Hinter ihnen her jubelte aus dem Walde der Nachruf des Burſchen.

Die Zeiten, wo der Landbewohner den Gewinn, den der Menſch durch Bildung erwirbt, verkennt, ſind vorüber. Nicht mehr die Kirche allein, nicht mehr das Gemeinde- und das Wirthshaus ſind die Mittelpunkte des ländlichen Lebens, auch die Schule, auch das Haus des Lehrers iſt der Stolz des Landmanns geworden. Weithin ſchimmert das neue Schulhaus in der Gemeinde! Es iſt noch unbeworfen; man ſieht an den rothen Backſteinen, wie maſſiv es gebaut iſt — Stein auf Stein geſchichtet. Rothe Ziegel bilden ſein Dach. Zahlreich, luſteinlaſſend ſind die Fenſter —! So prangt ſchon am Eingang der kleinſten Ortſchaften jetzt der Stolz der Gemeinde. Und der Wanderer, der Reiſende im roßgezogenen Gefährt erfreut ſich des weithinſchallenden Geſanges, des lauten

Vorſprechens und Nachſagens der Kinder oder er geräth ſelbſt in ihre fröhliche Mitte, wenn ſie, ſummend wie die Bienen, die Schule verlaſſen und dann ein Jedes die lang verhaltene, ſeinem Naturell unerläßliche Stimmung, manchmal toll genug, austobt.

Die Behinderungen des Schulbeſuchs durch die Theilnahme der Kinder am Feldbau ſind ſtreng geregelt. Die Saat- und die Erntezeiten bilden allerdings noch natürliche Ferien der Schule. Aber nicht mehr der Winter allein treibt die Jugend in die Schulſtube und giebt ſie vom Hauſe frei. Auch im Sommer hat ſich das immer mehr um ſich greifende Geſetz der Bildung mindeſtens die erſte Morgenfrühe als die Zeit bedungen, wo ſich die älteren Arbeiter im Felde genügen müſſen. Später mag das Kind des Tagelöhners dem Vater das Eſſen über die Stoppelfelder hinaustragen an die gemähten Schwaden, unter denen er im Mittagsſonnenbrand eine Weile raſtet; dann mag das Kind die Arme mit ausſtrecken und beim Binden der Garben behülflich ſein. Hier, in unſrer Gegend, bietet auch noch der Wald den Kindern Gelegenheit zu mannichfacher Hantierung. Da giebt es Beeren zu ſammeln, die man in Töpfen meilenweit verſchickt. Da giebt's Laub, Tannenzapfen zu ſammeln. Dieſe wie jene gehen ſackweiſe als Verkaufsartikel hinaus. Vor allem iſt die Kohlenbrennerei in dieſen Wäldern (der ganze Strich Feld und Waldwuchs umher iſt meilenweit

eines der großen Güter des Barons Otto von Herman, richtiger, seiner Gemahlin, der ehemaligen Gräfin von Wittenschwert,) ein Erwerbszweig, der auch den Kindern der umliegenden Ortschaften eine Unterstützung ihrer Eltern erlaubt. Das Fabrikleben liegt noch fern, lädiert sich aber schon. Der erste Vorposten dieses Segen und Pestband zugleich verbreitenden Fortschritts ist die chemische Fabrik in Oberschwende. Sie bereitet Düngemehl, Salmiak, Schwärze aus Knochen.

Die Regierung hält auf Schulpflichtigkeit. Nicht gerade der Bildung wegen. Leider —! Sie kann nicht früh genug die Menschen in Zahlen umstempeln, in Rekrutennummern, „Spielende," „Rosende," „Futter für Pulver." Darum so zeitig die stete Controle, Durchsiebung, Durchbeutelung der Generationen. Wie viel haben wir —? So wird gezählt und gerechnet, immer schon im Voraus. Dem Schullehrer kommt's zu Gute. Auf diese Art braucht er nicht mehr der Hansnarr des beliebigen Wollens oder Nichtwollens der Väter und Mütter zu sein. Gering sind freilich immer noch die Besoldungen; noch sind die Seelengärtner angewiesen auf ein volleres und gerütteltes Maaß, wie ihnen die Gemeinden die Existenzmittel, Naturalien und baar Geld spenden sollten. Aber der Staat, die polizeiliche Ordnung, die Erwägung, daß nur eine durchgreifende, Niemanden sozusagen aus den statistischen Tabellen herausfallen lassende Volksbildung ein starkes, patriotisches, hingebungs-

freudiges Volk für die Lasten des öffentlichen Lebens in Krieg und Frieden erzieht, hat doch jener Zeit ein Ende gemacht, wo Schulbesuch und sogar der Lehrstoff abhing vom Gottesgnadenthum der Familien, der weisen Gesetzgebung der Ortsvorstände und ähnlicher Instanzen der Beschränktheit. Lehr- und Lernstoffe sind vorgezeichnet. Die Schule, zwar nicht emanzipirt, (und nie wird sie es sein von den Thorheiten und Zufälligkeiten des Hauses, Müttern, die nirgends mehr, als auf dem Lande, ihre Kinder verhätscheln, Vätern, die, stolzer als Reichsgrafen, weil sie mehr Rübe, als die Nachbarn, im Stalle haben, mit geballter Faust in die Schulstube einbrechen und dem Lehrer für jeden Schlag auf den Rücken ihres Kronprinzen eine Tracht Prügel androhen) hat den Recurs an solche Mächte, die Beistand leisten, näher schon und freier. Der Lehrer vertritt ein Princip. Ist er fromm oder nur pfiffig, so lehnt er sich an die Kirche. Jedenfalls am sichersten an das nächste Amthaus.

Aus dieser Ordnung wagte der Maurer Bartel in Steinthal herauszufallen. Mit einem Nest voll Kinder trotzte der hintersässige Schaarwerker dem Schulhalter von Steinthal, dem würdigen, weißgelockten, greisen Vater Johann Jacob Nesselborn.

Lienhards Vater war erst seit zehn Jahren in die hiesige Schulstelle eingetreten. Er war gekommen im vollen Glanz einer Bewährung, die ihm von den Orten aus, wo er zwanzig Jahre hintereinander das

Scepter des Schulregiments geschwungen hatte, einen Namen in der pädagogischen Welt gemacht hatte. Se gar einen Orden trug er, das allgemeine Ehrenzeichen, das ihm sein fünfundzwanzigjähriges Lehrerjubiläum eingebracht hatte. Ueberdies war er noch für die Schule gewissermaßen ein Mann der Ausnahme. Er hatte — einiges Vermögen. Freilich nicht durch Schullehrerei, sondern durch einen glücklichen Erbanfall. Das gab ihm denn eine gewisse Sicherheit. Und sein Schulscepter war keine Phrase. Ein recht sicht- und fühlbar treffendes war es: ein alter, trockner Kaninchenschwanz, der mit seinen Höckerchen und Knötchen wie das Schwert des Damokles über den Häuptern der Schuljugend von Steinthal tänzelte und manchmal nur an einem Faden der Geduld des Alten hing, der ebenfalls keineswegs eine geflochtene dickfädnige Schnur von Pferdehaaren, sondern ein sehr leicht zerreißbarer, feinseidener war. Temperament, so hieß es in des alten Johann Jacob Nesselborns kurzgefaßter, aber praktischbewährter Pädagogik, Temperament, das müssen die Rangen am Lehrer spüren, sonst tanzen sie ihm auf der Nase. Die steinthaler Stelle verdankte er seinem Sohne, dem weiland Nachmittagsprediger Reinhard Nesselborn zu Bruckbach. Als es der Vater gar so eng auf der Brust bekam und ihm sein zweiter Sohn gestorben war, wollte er die Ursache seiner jeweiligen Unpäßlichkeiten in einer ungesunden Lage des Städtchens Zinzen gefunden haben, wo er so viele Jahre

als Rector der Stadtschule gewirkt hatte. Da empfahl man ihm wieder die Landluft. Bei Frau von Fernau verurlte es von Menschen, die zu ihren frühern Lebenskreisen gehört hatten, nur eines Wunsches und sofort war er gewährt. Der Schwiegervater der schönen Wirthstochter vom Mohrenkopf an der Waldbeuge erhielt die stattliche Schulstelle in Steinthal. Was diese an Sold nicht einbrachte, um die Stelle in Zinzen aufzuwiegen, legte die Baronin zu. Von des Alten Erbschaft war schon viel dahingeschmolzen. Nicht grade durch seinen Sohn Lienhard, der in Amt und Brot war und im Genuß des Erfolges von unsäglichen Opfern und Anstrengungen, die allerdings der alte Mann gebracht hatte, um ihn studiren zu lassen, sondern mehr durch jenen zweiten Sohn, der ein Oekonom geworden war, lange kränkelte und starb. Dieser hatte ihm eine Schwiegertochter hinterlassen, die ebenfalls schon dahingegangen war. Die noch jetzt vorhandenen Mittel sparte Johann Jacob Nesselborn für Gertrud, sein Enkelchen. Ein solches war wirklich noch gekommen, um sich jenes Vornamens zu bemächtigen, den ihm sein verstorbenes Schwesterchen hinterlassen hatte.

Und wie sollte nun wol bei einer so klar zu Tage liegenden Sachlage der Treffliche seine Hand jedem bettelnden Lumpen öffnen? Wie sollte er einem so schlimmen Kunden, wie diesem Maurer Bartel, der nur Arbeit annahm, wenn er grade einmal Lust zu arbeiten hatte, und in der Regel es seiner Frau überließ,

verſchüttet Salz ſoll man nicht wieder aufraffen, ſonſt hat man kein Glück!“ Jetzt, wo eben die Zwiſchenpauſe des zweiten und dritten Ganges eingetreten war, konnte ſich Blaufſtrumpf nicht länger halten, ſondern holte tiefen Athem und ſagte mit einer leiſen Stimme, die aber Tobianus wie eine unglückbedeutende Grabesſtimme vorkam: „Ich erſtaune, daß Sie in Ihrem Hauſe ſo viel kleines Unkraut von abergläubiſchen Sprichwörtern und ſogar darnach eingerichteten Gewohnheiten dulden.“ Blaſedow erwiderte eben ſo gelaſſen: „Es iſt ſchwer, es auszurotten. Die Schwalben niſten Jahr aus Jahr ein in meinem Hauſe; ich habe nicht den Muth, ihr Neſt einzureißen, ob ich gleich nur Lärm und Schmutz an den Fenſtern davon habe.“ Blaufſtrumpf, immer noch mit lauernder Gelaſſenheit: „Das würdigſte Amt eines Seelſorgers iſt aber Kampf gegen Vorurtheile. Die Menſchheit ſoll ausgelüftet werden. Der reine Chlorkalk der Vernunft ſoll die Spinnenweben des Aberglaubens von den Wänden vertreiben. Ich erſtaune, daß Sie ſich dieſem großen Zwecke nicht anſchließen.“ Blaſedow ſagte dagegen: „Kreuzzüge gegen die Kreuzſpinnen kann ich nicht unternehmen und wenn die ewige Seligkeit darauf ſtände! Die Tradition und die Natur bieten dem Menſchen ſo vielen Stoff, daran die Religion und Ahnung des Ewigen anzuknüpfen. Wer freilich alles Geheimnißvolle gleich einreißt, wer kecken Muths in abgelegene Oerter geht und dann wieder kommt und ſagt: Seht, was hat mir's geſchadet? dem kann's freilich nichts ſchaden. Die Religion iſt ſo etwas Entlegenes und die Gottesnähe eine ſolche Himmelsferne, daß ich froh bin, hier und da eine Spur zu entdecken, die zu ihr führt, wenn auch erſt über die umwegſamſten Irrgänge.“

durch Herumwandern und Knochensammeln die gemeinschaftlichen Kinder zu ernähren, gestatten, bei'm für reich geltenden Schulmeister — „daß Gott erbarm!" sagte beim Vernehmen dieses Prädikats immer der Alte — Anleihen zu machen —? Als ihm Nesselhorn darüber mehrmals die Thür gewiesen hatte, vermaß sich der Maurer, ihm kein Kind in die Schule zu schicken, vielmehr ihn überall einen Dummkopf zu nennen, die Bewohner des Orts gegen ihn aufzuhetzen und zu behaupten, er selbst wüßte mehr, als sogar, wenigstens in weltlichen Dingen, der Pfarrer. Der Pfarrer hatte dem Schulmeister für seine Ablehnungen Recht gegeben. Bartel fand Anhang. Er konnte wagen, laut aufzulachen, sogar wenn von Religion und einem jenseitigen Leben die Rede war. Denn in den Wirthshäusern war kein Mangel an Genossen seiner Ruhmräthigkeit. Zumal, wenn er einen blanken Thaler auf den Tisch warf, was er in überraschender Weise zuweilen vermochte, und die ihm Zustimmenden freihielt. Diese Generation kam noch vom Vorgänger Nesselhorns her und vom Vorgänger des braven Pfarrers Peterenz. Es gab sogar unter den Respektabeln im Orte sogenannte Tiftler oder Heimliche, die, wenn sie einen recht langen Zug aus ihrer Pfeife und dann wieder einen aus ihrem Glase Bier gethan hatten, sich hierauf erst den Mund wischten und dann zu äußern beliebten: Bartel, Bartel, lasset das gehen —! Tenkt man über

Dergleichen nach, so sind's freilich sehr, sehr — curiose Sachen —!

Allmälig kam Ferdinand Bartel oder Nante, wie des Maurers Junge hieß, aus seinem Versteck im Walde wieder hervor. Erst sah er sich verschmitzt um. Seine hohlen, scheuen Augen suchten den Jäger — dieser hieß Wülfing — und den Schulbeißen — er hieß Stutzbart. Beide waren inzwischen in den Windungen des hochgelegenen Pfades verschwunden. Wieder kehrte Nante zu seinen Schnitzereien zurück und pfiff seine Lieder.

Es war eine sehr zeitige Frühstunde. Noch rauchten die Schornsteine in den zerstreuten zahlreichen Menschenwohnungen und verriethen die Geschäftigkeit der Hausfrauen für die Bereitung des ersten Imbisses. Die Rauchsäulen stiegen empor zum Zeichen sich gleichbleibenden guten Wetters. Auf eines dieser Häuser war des Knaben Blick gerichtet. Drinnen war heute Geburtstag. Kinder trugen Geschenke in das Haus. Er sah Blumen und allerlei Verdecktes in Körben. Manchmal schleppten ihrer drei eine kreischende Gans an den Flügeln und ebenfalls in jenes Haus, um sie dem Geburtstagskinde zu verehren.

Das Geburtstagskind war der Schulmeister, der seinen achtundsechzigsten Jahresring angesetzt hatte. Noch stand er, ein rüstiger Stamm. Um des Geburtstags willen war die Lehrstunde nicht ausgesetzt. Die Kinder verschwanden unter dem Schuldach und

lieben auch drinnen. In Steinthal war das Schulhaus ein neues, nur ein gediegenes altes, neu nur an den Wänden mit Schiefer bekleidet. Ein scharfes Ohr konnte den Gesang vernehmen, den die Kinder anstimmten, in sogar die Begleitung mit der Violine, deren Bogen strich ach! recht zittrig ging. Heute vielleicht auch vor Ergriffenheit über die dargebrachten Geburtstagsverehrungen.

Wieder begann der Knabe sein listiges Lugen und Spähen. Und bald schien er in Sicht zu haben, was er erwartet. Denn er steht auf, geht hin und her, erweitert die Ausdehnung der Wege, die er macht, drückt sich an den niedrigen Baumwuchs des Vorwaldes und hält endlich einen Mann an, der mit langsamem Schritt, düsterm Blick, wie in Gedanken versunken, desselben Weges kommt, den vor einer halben Stunde der Jäger und der Schultheiß gegangen. Auch er, wie die letztern, kam vom Thalgrund herauf.

Diesen Neuangekommenen konnte man für einen Arbeiter aus einer Feuerwerkstatt halten, sogar für einen Kohlenbrenner, hätten ihm nicht ein mit einer Feder geschmückter Hut, die Flinte, die er auf dem Rücken trug, ein Hirschfänger an der Seite, ein jägermäßiges Ansehen gegeben. Doch trug er eine graue mit Ruß geschwärzte Blouse, Hemd und Beinkleider waren an einzelnen Stellen schwarzabgefärbt, auch die Hände geschwärzt und dieselben Spuren seines ansehnlichen nur mit den zahlreichen Kohlenbränden des Waldes im

Zusammenhang stehenden Amtes trug auch ein großer Zwerchsack, der ihm auf dem Rücken lag und den er jetzt, wo ihm Nante Bartel begegnete und ihm näher in den Wald hereinzukommen winkte, in's Gras warf. Seltsam — dieser Sack war mit nichts, als mächtigen runden Broden gefüllt. Eines derselben rollte hinaus beim Hinwerfen der schweren Bürde in's Gras.

„Schneide nur nicht so verdammte Gesichter, Bengel! Hier auf dem Fleck, da, wo ich bin, bleib stehen! Was thust Du, als wenn wir uns hier vor den Brennesseln zu fürchten hätten —? Der Inspector im Schloß, ja, ja, der hat einen Sterngucker, den er nach allen Himmelsgegenden hinschrauben kann. Beim Heumachen spionirt er damit manche Feierstunde aus, die nicht mitberungen ist beim Accord auf Tagarbeit. Aber was brauchen denn wir beide hier zag zu thun —? Was giebt's —?"

Der Knabe sah lüstern auf die eben erst frisch aus der Bäckerei gekommenen Brode. Sie verriethen sich nicht nur durch den Geruch der Backstube, den sie noch an sich trugen, sondern auch durch eine Zuthat noch von Gewürz. Es war sogenanntes Feiertagsbrod, wie man's auf dem Lande liebt; der Teig wie gewöhnlich, doch mit einer Zuthat von Anis geknetet.

„Vater will Euch heute Nacht um eilf an der Wolfshalde treffen —! Mutter, läßt er sagen, sei in Zwenkau — die Gichtlern hat acht Thaler drauf gezahlt —"

Der mürrische Waldmann hörte anfangs die Bestellung und den Bericht des Knaben schweigend an. Darüber glaubte Kante, er wäre nicht verstanden worden, und wiederholte seine Worte.

Jetzt unterbrach ihn der Ueberverdrießliche. „Junge," sagte er, „hören kann ich schon." Dann, nach einigem Besinnen und gleichsam wie ungern der Bestellung Folge gebend, fügte er hinzu: „Wo ist denn Dein Vater? Unten war er heute nicht —"

„Im Rauenheimer Ochsen hat er am Schornstein zu repariren —. Um eilf, sagte er, auf der Wolfshalde — Schöner Mondschein sei's — Ihr sollt's aber nicht vergessen —"

„Daß Mondschein ist, weiß ich schon selbst!" lachte nun der Mann. Sein Angesicht war von struppigem, rothem und weißem Bart überwachsen. Wieder griff er nach dem Brod und nach dem Sack und wollte gehen.

„Ich soll aber auch sagen, ob Ihr kommt, Waldmeister —?" drängte Kante Bartel.

„Hui! Der Sternguckt sieht's!" antwortete der als Waldmeister Angeredete. Seinen Ton hatte er plötzlich geändert. Schadenfrohe Neckerei war's, was er eben gesagt, worauf er übermäßig lachte, als auf seine, dem Tubus des Wirthschafts-Inspectors im Schlosse unten geltende Drohung der Knabe wie von der Tarantel gestochen von ihm zurücksprang.

Fortgesetzt lachend schritt der unheimliche Mann

ein Stück von dem köstlichen Brod herunter und gab's dem Jungen, der es gier zu verschlingen anfing.

„Wenn ich komme — so ist's —" wollte der Waldmeister sagen, unterbrach sich aber und verbesserte sich: „Was macht denn die Marlene —?"

„Sie will den Abend mitgehen —"

„Hm —!" — Anfangs hatte der Waldmeister die Bestellung ungern vernommen. Sogar wie mit Trauer hatte er dreingeschaut, als ihn der Knabe so vertraulich angeredet. Das allgemeine Urtheil über diesen Mann: „Er ist ein Heimlicher —!" (Ein Unheimlicher war gemeint —) dämmerte im Bewußtsein des verwilderten, nicht unbegabten Knaben. Als aber die Marlene genannt war, des Knaben Schwester, und der Waldmeister hörte, daß diese mitkommen wollte um eilf Uhr Nachts beim Mondenschein zur Wolfshalde, da lachte er in seinen rothen Bart hinein und ging wohlgemuth mit seinem Sack von dannen. Hinter ihm her klang das Wort des Knaben: „Adjes, Herr Hennenhöft —!"

Der Knabe sah dem halb wie taumelnd Dahinschreitenden verlegen nach. Angstvoll, ob er auch die Bestellung nach Gebühr ausgerichtet, zitternd über den Vater, der ihn, wenn etwa der Waldmeister um eilf Uhr an der Wolfshalde nicht erschien, in einer Weise züchtigen wird, deren Vorgefühl ihn schon jetzt ergreift. Nun ißt er sein Brod langsamer. Ueber den gefüllten Sack sagte die Welt: Der Herr Waldmeister Hennen-

läßt wohnt allein im Walde —! Da muß er wohl für Vorrath immer auf längere Zeit ſorgen —!

Waldmeiſter, du liebliches, von Dichtern gefeiertes Kraut —! Wie kommt Asperula odorata (ſo nennt ſich das trockne Herbarium der Gelehrten —!) in Verbindung mit einem ſo unheimlichen, düſtern Meiſter des ehemals gräflich Wildenſchwerdt'ſchen, jetzt freiherrlich Fernau'ſchen Waldes! Dem Volk biſt du die erſte Meiſterin des Waldes, die erſte Siegerin mit Blüthenduft über alles Kraut und Gras und Laub, das ſich in den Tagen des Maien zum goldnen Lichte dehnt und der Welt das ewige Wunder von der auferſtehenden Natur erzählen will! Hier knüpft ſich dein ſchöner Name an einen Herrſchaftsbeamten, der ſeit zehn Jahren und länger auf Meilenweite die Fernauſche Waldung beaufſichtigt, die Kohlenbrände leitet, die Harz- und die Theergewinnung beaufſichtigt, das Holz ſchlagen läßt und der Meiſter des Waldwuchſes iſt, während Wälſing, der Förſter, das regiert, was drinnen ſpringt und ſingt und „kreucht und fleugt — —" Aber dort, tauſend Schritte vom Rande Bartel entfernt, von dem Hungerer, der ſich jetzt nach dem Verſchlingen des würzigen Brodes anſchickt, irgend einen neuen Zeitvertreib zu ſuchen, vielleicht das Schulhaus zu umſchleichen und beim Verlaſſen deſſelben die fleißigen Kinder zu ärgern, blüht unter Buchenſchatten auch das weißblüthige Kraut, das ſich den meiſten Moosen gleich entwickelt; ſteinigen

und doch mit leicht sich ihm anballender Erde versehenen Bodens bedarf es. Die Stellen, wo der duftende Waldmeister seine weißen Blüthen treibt, sind spärlich, ob er schon da, wo man ihn endlich antrifft, reichlich vorhanden ist. Muß man ihn somit auch zuweilen von weither holen, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß er die Entwurzelung verträgt, nicht zu schnell verwelkt und seinen aromatischen Geruch so bald nicht verliert.

Da konnte denn auch eine liebliche Kindergestalt, die aus dem Buchengrunde heraufsteigt, von Sonnenlichtern und wilden Bienen umgaukelt und die Schürze voll Waldmeister, den sie gebrochen, getrost noch an's Plaudern denken, wenn ihr bei ihrem Heimgange Einer begegnete. Den Maiwein, wozu diese Schürzevoll (viel zu viel für eine Bowle, die nicht Kopfweh machen soll) geholt worden, sollte es erst am Abend geben und natürlich nirgend anderswo, als unten dort, wo heute Geburtstag ist, im Schulhause. Nesselborn hatte von seinem zweiten Sohn, dem früh verstorbenen Oekonomen, viel Sorgen, aber auch Brecher derselben, dies liebliche Kind und — eine Art Weinkeller geerbt. Allerdings gingen in dem letztern die Flaschen [illegible] umgekehrten Verhältniß, wie bei Gertrud die Jahre kamen. Mit den Flaschen ging's wie mit den sibyllinischen Büchern. Jemehr sie abnahmen, desto höher stiegen sie im Preise. Immer seltner und seltner kam die Bewilligung, eine der letzten Erinnerungen an ein früh dahingegangenes Leben zu entsiegeln. Aber zum

Geburtstag eines Achtundſechzigjährigen mußten heute wenigſtens zwei ſpringen. Das aber durchzuſetzen, dafür zeigte Gertrud, des Alten Enkelin, einen mit ihrem zunehmenden Alter ſchon erſtarkten Willen.

Sie mochte ſchon volle zwölf Jahre alt ſein, die hoch im Wuchs aufgeſchoſſene, ſchlank entfaltete Gertrud Neſſelborn. Ihr Haar war dunkelblond. Sie trug es in zwei langen Zöpfen über dem Rücken hinweg, ohne damit aufzufallen. Denn hier zu Lande heißt es: Wer lang hat, läßt lang hängen. Der Zopf war die allgemeine Tracht der Kinder und ſogar der Jungfrauen bis zu einem gewiſſen Alter, wo beim Tanz im Wirtshauſe, beim Schwingen und Geſchwungen werden die Zöpfe denn doch zu ſehr in's Gedränge kommen. Die Augen Gertrud's waren blau, verſtändig, ſogar ſtrenge, wenn ſie in Erregung und wohl gar in's Strafen gerieth. Denn ihre beſondere Fähigkeit war die, den Großvater im Schulhalten unterſtützen zu können. Das Lehren überließ ſie dem alten Johann Jacob, aber das Aufpaſſen, das Anbefiſten, das Beſchäftigen einer für den Grad gehaltenen Vorklaſſe noch nicht reifen Abtheilung, das Ueberwachen der Arbeiten, das Ordnen beim Sitzen und Verlaſſen des Schulhauſes war ihr Geſchäft. Gertruds Haut war an ſich ſchon bräunlich. Da that ihr die Sonne nicht zuviel, wenn ſie überdies noch die Fleißigſte im Garten war. Sie war ein Muſter von einem Kinde. Ihre Geſichtsformen, die ſchon von Natur

feingebildet waren, verschönerten sich von Tage zu Tage. So dehnt und gestaltet sich die Knospe, um bald, bald zu erblühen. Von ihren beiden Eltern hatte Gertrud die guten Eigenschaften, innerlich und äußerlich, nichts von den schlimmen, die man auch nicht mehr kannte. Schon lange ruhte über Vater und Mutter das Grab.

Gertrud haßte diesen Naute Bartel. Und wie konnte Gertrud hassen —! Die biblischen Geschichten konnte sie den Kleineren in der Schule just wie ein Lehrer vortragen; aber wenn sie manchmal sagte: „Gott ist ein eifriger, ein starker Gott —!" dann rollte ihr Auge und ihre Hand ballte sich.

So auch jetzt, als sie den Verächter der Schule, den frechen Sohn noch frecherer Eltern, den Urheber so vielen Kummers für ihren theuern Großvater hier oben auf der Höhe und am Walde erblickte.

Wie sie aus dem moosgrünen Buchengrunde, der im Walde eine sanfte Mulde bildete, heraufstieg über den theilweise noch nachgebenden, weichen Boden, begegnete ihr Naute und zeigte sogleich seine Rohheit und versteckten bösen Tücke. Offen wagte er der schlanken Gestalt, die größer war, als er, nichts Ungeziemendes anzuthun. Als aber ein Fink über ihnen seinen frischen frühlingsbekannten Schlag erschallen ließ, parodirte er den Vogel und legte ihm einige jener Worte unter, die das Volk als Sinn dessen, was die Vögel singen und sagen wollen, erfunden hat. An den

Blaustrumpf hatte nach einer so gemüthlichen Erklärung freilich den Vortheil des Witzes voraus und sagte: „Sie rechnen also auch die Kreuzspinnen zu den unmittelbaren göttlichen Offenbarungen?“

Blasedow schwieg und besann sich auf seine Position. Es gibt Menschen, dachte er, denen gegenüber man immer nur den Verstand walten lassen soll. Im Gespräch mit ihnen verliert man immer, wenn man einmal sein Gemüth, sein Herz an's Fenster schickt, um die Unterhaltung mit dem Manne auf der Straße fortzuführen. Er schlug daher das Stammbuch seines Herzens krachend zu. Er drückte aus seinem Humor, wie aus einem Schwamme, alle Gefühlsfeuchtigkeit durch die kleinen Porenhöhlen heraus und nahm aus seinem Waffenverließ jene Speere hervor, welche einen Widerhaken hatten und nicht von dem reuigen guten Herzen wieder herausgezogen werden konnten. Einen solchen Speer schleuderte er jetzt kühn auf Blaustrumpf zu und traf ihn mit diesen Worten: „Ach! ich habe vergessen, daß Sie für das fürstliche Raritäten-Cabinet reisen und Wichtelmänner und Wehrwölfe auf dem Lande fangen wollen. Wie ich gehört habe, ist wieder eine neue Reformation, wie vor dreihundert Jahren, im Werke.“ — „Keineswegs,“ fiel Blaustrumpf ein, „wir wollen nur die Kirchenverbesserung in ihrem gehinderten Ziele weiterfördern; wir wollen die dogmatischen Ströme in der Theologie durch zeitgemäße moralische Canäle verbinden und durch die theologischen Systeme statt der schwerfälligen frühern Beweis-Landstraßen die praktischen, auf den Wink zusagenden oder nicht zusagenden Eisenbahnen des natürlichen Menschenverstandes ziehen.“ Blasedow ergänzte: „Vortrefflich; wenn man aber nur erst die Einsamkeit und die

Finkenruf, ſo oft ſich dieſer wiederholte, reihte er regelmäßig, und dabei auf die Schulmeiſters „Trude“ nicht hinblickend, den nachahmenden lauten Schorruf: „Schöner, ſchöner Bräutigam —!“

Gertrud ahnte, was er damit ſagen wollte. Es ſollte in ſeiner Nachahmung eine herausfordernde Lascivität liegen. Sie ſtutzte auch nicht wenig und ſchlug einen andern Weg ein, um dem Jungen nicht in die Quere zu kommen. Das half aber nichts; denn grade da mußte ſie hinauf, wo der Müßiggänger ſtand am Rande des Waldes. In den moorigen Boden, den die ſchönſten Blumen, darunter Veilchen, beſtanden, war ſie zu tief hineingerathen. Was ſollſt Du Dich vor dem Bengel fürchten —? fragte ſie ſich muthig. Sah ſie doch, daß er um ſo feiger wurde, je näher ſie kam.

„Faullenzer, nächſtens wird Dich der Gensd'arm in die Schule holen —!“ rief ſie ihm zu und wollte ſeinem neugierigen Schielen auf ihre Schürze aus dem Wege gehen. Darüber entglitt ihr ein Zipfel derſelben und ohne daß ſie es merkte, verlor ſie eine Anzahl ihrer kleinen Büſchel.

Hanke ſprang hinzu und hob ſie ihr dienſtbefliſſen auf.

Das verſöhnte ſie nicht, ſondern gab ihr nur einen erhöhten Muth, ihm gründlich den Text zu leſen. Aus ſeiner raſchen Dienſtbefliſſenheit fühlte ſie nur den Beweis der inneren Haltloſigkeit heraus.

Das ländliche Selbstgefühl ist nicht im Entferntesten höflich.

„Schämen solltest Du Dich —! Die kleine Hartmeyer kann besser lesen als Du —! Ich glaube nicht, daß Du weißt, wie Du Deinen Namen schreiben sollst —"

„Hobo, das kann ich so gut wie Andere —" war die prahlende Antwort, deren Lüge sich durch ein verlegenes Zuwenden des Rückens zu erkennen gab.

„Dein Vater sagt im Wirthshause, daß Du noch dem Herrn Pfarrer was zu rathen aufgeben sollst! Du Unnütz! Zu Schelmenstreichen wirst Du Professor werden. Hast neulich wieder den Bachsteg an der Mühle weggenommen, daß die alte Ludolfin hat hineinfallen müssen, als sie Abends heimwollte —"

„S'ist des Neumann's Karl gewesen —!" rief Laute mit der den Kindern eigenen Art, ihre Versicherungen mit trotziger Entschiedenheit auszusprechen.

„O, man hat Dich schon gesehen! Aber es soll damit bald ein Ende haben. Dich bringt nächstens der Gensd'arm gebunden in die Schule —!"

„Er soll einmal kommen! Dann schlägt ihn mein Vater todt —!" rief der Junge und streckte die geballte Faust aus.

„Schlägt er den Gensdarmen todt? Nun dann muß Dein Vater auf den Rabenstein! Hast doch wol schon vom Rabenstein gehört? Kämst Du in die Schule, so könntest Du wissen, was Religion ist —!"

Der Bursche lachte frech auf.

Aus Gertrud's Munde brach jetzt eine Flut von Verwünschungen. Das hämische Verlachen der Religion reizte sie über die Maßen. War sie doch selbst Religionslehrerin. Sie kannte alle Nutzanwendungen des Großvaters, die dieser auf die biblischen Geschichten mit den Einleitungsworten folgen ließ: „Seht Ihr, lieben Kinder, so ist es auch noch heutzutage —?" kannte alle „Was ist das —?" des Katechismus auswendig bis auf's „Und." Und dieser Schlingel von Schulschwänzer wollte sich einen Aufgeklärteren, einen Weiseren dünken, als andere Christenseelen —? „Warte," rief sie, „wenn Du nur erst Soldat werden mußt, dann werden sie Dir die zehn Gebote schon auf den Rücken bläuen —! Aber," unterbrach sie sich, „Dich nehmen sie ja gar nicht — Du kommst erst mit Deiner ganzen Bande dahin, wo keiner gern hinmag —! Das sagen sie jetzt hier alle —!"

Eine starke Aeußerung, aber eine solche, die in Kante's Gegenwart nicht selten fiel. Fiel sie, so sollte er nach Anweisung seines Vaters den, der sie that, ohne Weiteres niederschlagen und ihn so lange am Halse würgen, bis er braun nur blau würde. Kante hatte sich schon zahllose oft ein ermunterndes: „So war's recht!" im Hause der Seinigen erworben nach Berichterstattung über die Befolgungen dieser Weisung. Die Gebehrde der Mutter in solchen Fällen, mit einem Griff den Pantoffel auszuziehen und mit diesem loszuschlagen, konnte er nicht nachahmen, da er barfuß ging.

Hier aber kam ihm auch eine solche Regung nicht. Gertrud stand vor ihm so fest, so sicher, so verklärt von einer, ihm zwar nicht bewußten, aber doch auf ihn wirkenden Hoheit, daß er den Kopf scheu zur Erde senkte und hämisch grinsend bei Seite ging.

Andererseits fühlte Gertrud das Gewagte ihres Angriffs. Auf dem Lande erlebt man mehr Ehrenhändel als in den in diesem Punkt doch so empfindlichen Kreisen der Gesellschaft. Ein „Was hat er gesagt —?" „Was wär' ich —?" „Wo sollt' ich hinkommen —?" erschallt in Bauern- und Wirthshäusern, auf Gassen- und Feldwegen nie anders, als mit unmittelbar darauf ausbrechenden Thätlichkeiten. Dem Schulmeisterhause gebührt zumal die strengste Bewachung der Zunge. Die Reizbarkeit der Eltern, ihren Kindern gegenüber, kennt keine Grenzen. Kaum, daß über die Fähigkeiten und das Betragen der Kinder das Urtheil des Lehrers freigegeben ist. Der alte Nesselborn sagte oft, wenn er die Zeitung und von schwer zu lösenden Conflicten berichtet las: „Sie sollten da einen Schulmeister hinschicken! Das sind die Feinsten —!"

Es war jedoch nicht die Furcht vor einem Racheüberfall des Bauern oder der Bauernfamilie oder der Marlene, eines starken, kräftigen Mädchens, sondern eine Regung aus Gertruds erzieherischer Natur, daß sie den Versuch machte, einen Abtrünnigen der Schule zu bekehren. Sie wollte ihrem Großvater eine ganz unerwartete Geburtstagsfreude

werden. Denn noch gestern hatte der alte Mann gesagt: Er gäbe was drum, wenn ihm Einer das Spektakels mit diesen bösen Menschen, den Barrels, abverdöbe —!

Ein schneller Blick Martins hatte Hanke's Aeußere gemustert. Er trug keine Schuhe und die Schultracht verlangt Fußbekleidung. Vielleicht paßten ihm ein Paar alte Schuhe von ihrer Mutter, deren sie noch einige im Vorrath auf der Bodenkammer besaß. Vielleicht holte er sich diese. Wenn er mit dem Vater handlangern eines weiten Weges ging, konnte er sie anziehen. Sie redete ihm zu, in die Schule zu kommen, und bot ihm die dafür nöthigen Schuhe an.

Da ruhmredete er aber —! Ha, er hätte die schönsten neuen Stiefel, die er anziehen könnte, so oft er nur wollte —! Und wieder wiederholte er sein gewohntes Wort, der Schullehrer wüßte nichts und sein Vater sei gescheuter als alle Studirten und was Andre mehr wüßten, als er, das brauchte man gar nicht zu wissen. Er wollte nicht so dumm werden wie — nun nannte er eine Anzahl Knaben aus dem Dorf. Dabei schnitt er seine Pfeifen und blies Stückchen darauf oder griff — zur Abwechslung einmal, wo ein Vogel ihm vorkam, nach einem Zweige desselben, streifte die langen Blätter ab und brachte, wenn er sie ansetzte, allenfalls auch einen Ton hervor.

Darüber hatten sich beide im Selbander thalwärts gewendet. Der Weg ging abschüssig durch Kern-

felder. Die Winterſaat hatte ſich ſchon einer anſehnlichen Höhe zu erfreuen. Ab und zu war der Weg mit Brombeerhecken beſetzt. Gertrud merkte, daß ſie's in der Gewalt hatte, den Burſchen jedesmal, wenn er ſich mit dieſen Hecken zu thun machen wollte, durch einen von ihr angeregten Gegenſtand weiterzulocken.

Da fand ſie plötzlich ein Stück bedruckten Papiers, hielt es ihm mit raſchem Einfall hin und rief:

„Wenn Du doch ſo ruhmräthig biſt, ei, kannſt Du das hier leſen —?“

Der verwilderte Burſche geſtand ſeine Schaam und ſein Unvermögen nicht ein. Mit einem verächtlichen Lachen überflog er das Papier und gab es zurück, als hätte er's vollkommen verſtanden.

„So —?“ ſagte Gertrud und las weiter darin. Erſt that ſie's für ſich. Sie ſtellte ſich, als wäre ſie vom Inhalt auf's angenehmſte überraſcht. Auch ſie wandte ſich jetzt einer Brombeerhecke zu oder ſah ſich um nach einer grünen Grasſtelle oder nach Schatten und las dabei und lachte überlaut.

„Ach, das iſt zu nett!“ rief ſie und fuhr fort, als läſe ſie: „Ja, da war einmal ein Knabe, der wollte gar zu gern Maurer werden —“

Nun ſchwieg ſie und las weiter für ſich.

Nante drückte ſeinen Unglauben an eine auf dieſem durch Zufall gefundenen Papier befindliche und ihn ſo nahe berührende Geſchichte aus.

„Ha, ha!“ lachte er mit ablehnender Geberde.

und doch reizte es ihn. Wollte doch auch er Maurer werden.

„Es war einmal ein Knabe, der wollte Maurer werden und fürchtete sich, das Gerüst zu besteigen, weil das Gerüst gar, gar so hoch war —“ las die erfinderische Gertrud wieder ganz laut.

Siehe, wie fand sich der Naute getroffen —! Die Gerüste waren ihm allerdings immer ein Gegenstand besondern Nachdenkens gewesen. Alle Augenblicke einmal berichtete sein Vater von Einem, der heruntergefallen war. Jetzt schwieg er und folgte nur. Die für sich mit Behagen Weiterlesende schien fast ihre Maikräuter in der Schürze vergessen zu haben.

„„Ja,“ las sie wieder nach einer Weile ganz laut — „wenn ich Flügel hätte, sprach der Knabe —!“ Nun unterbrach sie sich und reichte das Blatt Nauten mit den Worten: „Lies aber selbst. Es ist zu prächtig —!“

Verlegen stand Naute und stierte auf das Blatt. Eine Gruppe von Kirschbäumen unterbrach die Felder. Es war eine Stelle, auf die schon, wenn die Kirschen reif waren, eine nächtliche Razzia beschlossen stand. Er dachte noch kaum daran. Auch ein Kind schmetterte hier. Naute spottete nicht mehr: „Schöner, schöner Bräutigam!“

„Wenn ich Flügel hätte, dann wollte ich sogar Dachdecker werden —“ las Gertrud, indem sie ihn einsehen ließ und that, als wenn er folgen könnte — „dann könnte ich den Knopf auf den Kirchthurm setzen und einen Hahn noch oben auf den Knopf drauf —“

„Hahahaha!“ lachte Nante. Das waren handgreifliche Thatsachen —! Sie fesselten ihn wie eine Kalendergeschichte.

Immerfort lachte der Sohn des Maurers. Aber spottend. Sein Vater pflegte sich auch ohne Flügel ähnlicher Wagstücke zu vermessen und hatte es schon manchmal bis zu Schlägereien kommen lassen, wenn seine Wirthshauszuhörer entgegneten: „Ja, Du —! In's Fundament hinein kannst Du graben, aber nicht in die Luft —! Die ist Dir zu wackelig —!“

Das Graben in's Fundament war nebenbei eine besonders anzügliche Anspielung auf die Bartels überhaupt. Denn die Sage ging, Bartel begleitete, wenn er mit Spaten, Kelle und Hammer über Land ging, blos seine Frau, die Knochensammlerin, um ihr in nächtlicher Weile behülflich zu sein, auf den Kirchhöfen die Leichen auszugraben.

„Eines Tages,“ las Gertrud im Weitergehen, „hatte der Knabe wieder auf diese Art gesprochen. Da krähte hinter ihm der Hahn im Hühnerhofe seiner Mutter und siehe da! ein ganz klein, klein Männlein stand dicht hinter dem Zaune —“

Die kleine Rattenfängerin von Hameln ging immer vorwärts unter dem süßen Schalmeienklang ihres Märchens. Der bethörte Knabe folgte und horchte. Wie sich schon erkennen ließ, war er ärgerlich, daß nun Gertrud wieder so leise las, ab und zu still stand und für sich lachte. Sie ließ nur die Worte fallen:

„Nimm Dir doch ein Maaß von einem Schneider, rief das Männlein, und ſo oft Du eine Höhe beſteigen willſt, brauchſt Du blos —“ Jetzt lachte ſie ausgelaſſen.

Nante Bartel hatte Phantaſie genug, ſich ein Schneidermaaß als eine Leiter vorzuſtellen. Iſt nur im „Unſinn“ des Märchens eine gewiſſe „Wirkung“, ſo erſcheint es den Kindern vollkommen glaubhaft. Selbſt daß das Maaß von einem Schneider war, der, wie Gertrud weitermurmelnd las, „hoch hinaus wollte,“ war eine Sproſſe mehr, dieſe luſtige Leiter für betretbar zu nehmen, für eine Leiter, in welche der Schneider beim Maaßnehmen ordentlich je Sproſſe für Sproſſe mit der Scheere hineingeſchnippſt hatte —! Von einem Schneider, der „hoch hinaus wollte,“ hatte kürzlich erſt die ganze Gegend etwas zu vernehmen gehabt.

„Der kleine Maurerlehrling — Friedlieb hieß er — machte nun mit dem Schneidermaaß als Leiter ſeine Sachen ganz gut. Alle ſagten: Nein, was kann der Friedlieb ſo gut klettern! Und ſein Meiſter, der ſchenkte ihm zu Weihnacht ein ſchönes Schurzfell vom feinſten Handſchuhleder und eine Kelle von purem, purem Silber —! Aber — eines Tages —“ Wieder brach die kleine Diplomatin ab.

Inzwiſchen waren beide in Steinthal angekommen. Die Hitze war drückend. Nante wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Noch kam die Spannung ſeiner Aufmerkſamkeit zu den beißen Sonnenſtrahlen hinzu, denen ſich im Thalgrund kein Luftzug entgegenwarf.

Gertrud behielt ihr Blatt vor den Augen, schielte nur nach links und nach rechts, um nicht den Kühen in den Weg zu kommen, die schon in die Ställe zurückgetrieben wurden — Brummkäfer und Stechfliegen wurden den Thieren mit steigender Sonne allzuempfindlich — Gertrud that, als wenn erst jetzt, nach dem „Eines Tages—," diesem Zauberwort der Spannung in jeder Erzählung für Jung und Alt, die Wendung des Emporklettern könnens an einem Schneidermaaß vorzugsweise überraschend geworden wäre. Aber laut sprach sie nur weiter:

„Ja, lerne lesen, Bartel, dann weißt Du's von selbst und ich schenke Dir dann ein Buch voll von solchen prächtigen Geschichten!"

„Wart' 'en wen'g!" rief plötzlich der Knabe im Dialect der Gegend und rannte blitzschnell zu seiner in der Nähe gelegenen Hütte hinüber.

Was wird er wollen? dachte Gertrud und fürchtete sich stehen zu bleiben. Denn die Marlene, Nante's älteste Schwester, war ein wildböses Ding, dem Jeder im Dorfe, die jungen Bursche und die ältern Dorf-Don Juans ausgenommen, gern aus dem Wege ging. Bald hörte sie auch ihr Keifen.

„Was willst Du? In die Schul' gehen? Willst Dir, bist Du verrückt, Stiefel dazu holen —?"

Es wurde unruhig unter dem Stroh- und Lehmdach. Hinter Mauersteinen, die im Hofe aufgeschichtet standen, von der offenen Senkgrube her, auf deren pestilenzialischem Spiegel sich ein paar Enten

Sternennächte abgeschafft hätte! Es ist der wahren Religion nichts günstiger, als die Glückseligkeit der Menschen. Wenn der Landesfürst darnach strebt, daß Niemand mehr in Verzweiflung kömmt und man Alles von ihm haben kann, dann wird sich Niemand mehr an Gott wenden! Es ist immer gut, wenn die Fürsten sich auf diese Art um die Aufklärung verdient machen. Sie nützen wenigstens damit dem Magen, wenn auch nicht gerade dem Herzen ihrer Unterthanen. Namentlich müßten aber die Fenster des Abends nach neun Uhr bei Strafe der Vernunft-Excommunication nicht mehr aufgemacht werden dürfen, damit man beim Anblicke des gestirnten Himmels nicht in die alte Religion des Träumens und Ahnens zurückfalle und sich von dem Augustinischen Beweise für das Dasein Gottes entferne. Es wär' auch gut, den Wäldern ihr Rauschen und den Flüssen ihr Plätschern zu verbieten. • Auch sollten der Musik gewisse Tonreihen nicht gestattet bleiben und Orgeln und Harfen gänzlich außer Gebrauch gesetzt werden, weil durch diese Instrumente doch immer wieder das Unerklärliche der Gottheit hindurchsingt und klaget und die Menschen wie mit Sirenengewalt zu verlocken sucht, sich im Strome des ewigen Aethers und der himmlischen Gottesahnung zu baden." In dieser Art spottete denn Blasedow, aber auf feierliche Weise, fort; doch Blaustrumpf sagte: „Gäbe Gott, man könnte alles Dumpfe und Halbe in der Welt ausrotten und könnte gerade jene Momente vertilgen, welche immer wieder an die Schlaglichter der Vernunft und Aufklärung die Schlagschatten der Mystik setzen! Wer seinen Gott," fuhr er fort, „nicht am hellen, lichten Tage hätte, würde ihn des Nachts unter Sternen und funkelnden Johanniswürmchen nicht finden. Lassen Sie uns übrigens," schloß er mit Würde, „von diesen Dingen abbrechen,

wohl sein ließen, aus einem ärmlichen Garten, in welchem eine große Höhlung im Boden zum Aufnehmen der Knochen dem Hause wichtiger war, als einige Anpflanzungen für Salat und Zwiebeln, kamen die übrigen Mitglieder der Bartel'schen Familie zusammengelaufen und staunten und bezten und schrieen und spotteten über den Gaste, der in der That mit beschäftigen Stiefeln aus dem Hause gerannt kam und sich seiner Verführerin zum Lernen und Wissen anschloß.

Der pädagogische Lehrsatz, den einige neuere Erzieher haben aufstellen wollen: Fessele die Kinder zuerst durch den Vortrag alles Wissenswerthen im Märchenton' war bewiesen.

Das Schulhaus, nach den Wetterseiten Nord und West ganz mit Schiefer belegt, gehörte noch einer älteren Zeit an, wo bereits hier und da im lieben Vaterlande der Eifer erwacht war, die Schule nicht mehr den abgedankten Soldaten, den sitzensmüden Schneidern allein zu überlassen. Ein deutscher Adliger, Freiherr von Rochow, hatte den ersten Versuch gemacht, die etwas zu sehr in's Vornehme, wenn nicht gar Aufgeblasene verfliegenen Ideen des Erziehlehrers Basedow, gewöhnlich die philantropischen genannt, auf die Sphäre des Dorflebens zu übertragen. Schon aus jener Zeit stammte der Sinn der Steintbater für Lehre und Unterricht, auch der Bau des Schulhauses, das nur ab und zu etwas ausgebessert werden mußte, um noch jetzt mäßigen Anforderungen zu ge-

nützen. Das Dach war sturmfest, die Fenster nicht allzuwacklig, an den Nichtwetterseiten rankte wilder Wein bis zur Dachfirst empor und zwei mächtige Lindenbäume, dicht an einer stattlichen, mit eisernem Geländer versehenen Aufgangstreppe, machten es zwar in den beiden Schulstuben (die Verbindungsthür blieb herausgenommen und bot Platz für den Sitz des Lehrers, der auf diese Art beide Räume zugleich im Auge behielt) finsterer als wünschenswerth und lockten das Zwitschern der Vögel in den Unterricht hinein, boten aber auch Schatten und gaben vor dem Hause einen hübschen Plauderſitz dicht an der Wilden-Wein-Wand und neben den vergitterten Kellerluken, in denen sich, wir wissen es schon, mehr befand, als nur thönerne Krüge voll Oel, die Kartoffeln, der Torf und die dem nahen Wald entstammenden Holzkohlen.

Die Unterbrechung des Unterrichts, der gerade beim Repetiren einiger Bibelsprüche, namentlich auch des Jesus Sirach'schen „Müßiggang ist aller Laster Anfang", stand, war allerdings die lauteste, die sich denken läßt, als Gertrud die Thür aufgerissen hatte und den zaghaften Neuling halb mit Gewalt, halb mit Schmeichelreden hineincomplimentirte. Und wen hinein —? Des Bartels Ferdinand —! Selbst der Großvater mußte in das allgemeine Halloh miteinstimmen und fand lange nicht die Sammlung, um das Lachen und Höhnen und theils ironische, theils schon kameradschaftliche Begrüßen, letzteres von gleichge-

stimmten Seelen, zur Ruhe zu bringen. War doch heute ohnehin, des Geburtstags und der überbrachten Geschenke und einer gewissen Kunde von Mahlzeit wegen, als welcher letztere heute gegen Abend unter den beiden Linden draußen den Honoratioren des Orts serviert werden sollte, die Aufmerksamkeit der Kinder eine getheilte, die Disciplin beinahe aus Rand und Band. Denn jede noch so kleine Abweichung vom Regelmäßigen im Schulleben bringt bei den Kindern Feiertagsstimmung hervor, das heißt, Neigung zu Reuterei.

Da kam nun die fahrungsvolle improvisirte Rede, womit der Großvater den jungen Schulrefraktär und seine Bestellung unter die gemeinsame Fahne des Fortschritts begrüßte, der Wiederherstellung der Ruhe zu förderen Statten. Der alte Reisetbern nahm es mit der Eröffnung von einem Conflict mit den Gensd'armen und mit der Rachsucht einer Abtheilung Familie feierlich. Er bitt sogar für den Kampf ein besonderes Gebet. Dann theilte er seine Heere in ihre einzelnen Pferde ab — er hatte fünf Klassen und diese manchmal in einem einzigen Zimmer. Dieser alte, wahre „Musterschullehrer" —! Auf die Art ließ sich der Neuangekommene, ohne allzu große Beschämung für einen so herangewachsenen und voraussichtlich vollkommen unwissenden Schlingel, vor einer, ihn nicht zu sehr drückenden kleineren Gemeinde examiniren.

Examiniren —! Ach, das Examiniren wurde auch hier wieder — Exanimiren —! Diesen Wortwitz hatte der alte Nesselborn, ohne besonders viel Latein zu können, von seinem Seminar mitgebracht, das ein lateinischer Direktor, aber drum ein ächter, weiland frisch aus der Schweiz, von Iferten am Neufchateller See, gekommener Pestalozzianer dirigirte. Er hieß Ballauf. Ballauf war ein Phantast. Er wußte das Hundertste in's Tausendste zu mischen. Aber höchst anregend wirkte er, das mußte man ihm lassen, besonders wenn er von seinen Adjuncten zweckmäßig in Zaum und Zügel gehalten wurde. Ballauf hatte sich eines Tages vor Lachen geschüttelt über einen Druckfehler. „Ein exanimirter Apotheker sucht Stellung —!" So las er den Seminaristen aus der Zeitung vor und ließ ein wahres Feuerwerk seines Humors prasseln über — Exanimirung, eine Perspektive über die Leiden des ganzen Lebens! Er citirte den Shakespeare'schen Apotheke raus „Romeo und Julia", ebenfalls als einen solchen, den „des Lebens Weh und Stöße" und eine totale Geschäftslosigkeit bis zum Verkauf von Gift hätte — exanimiren können. Alle Seminaristen und wenn auch ehemalige Schneider darunter waren oder Tischler (wie in der That der damals jugendliche Johann Jacob Nesselborn ein gelernter Tischler gewesen und auch in den Kopf Hobelspähne bekommen hatte, als er ein „Herr Lehrer" hatte werden wollen) lachten mit Ballauf über diesen „exanimirten Apotheker", den schon ganz um seinen

Lebensathem gekommenen armen geprüften Stellenjucher. Sie wußten, daß auch bei ihnen das Leben aus nichts, als aus Examinirt- und Examinirtwerden bestand, aus vierteljährlichen, halbjährlichen, beim Kommen in's Seminar, beim Gehen, beim Melden um diese, beim Antlopfen um jene Stelle gehaltenen Prüfungen —! „Das ganze Leben — examinirt uns durch ein stündliches — Examiniren! Prüfung — Prüfung, allezeit —! Durchgesiebt und durchgebeutelt, bis wir endlich reif sind für die letzte, selige, die himmlische Tenne dort oben — wo es wieder heißen wird: Wirst Du auch hier bestehen —? So hatte Direktor Ballauf, Professor, zuletzt Schulrath und Ritter hoher Orden, mit verklärtem Blick gen Himmel ausgerufen und — der alte Nesselborn wiederholte gern dies Geschichtlein vom examinirten Apotheker.

Auch Kante Bartel war beim Examen vollständig examinirt. Er stand beschämt da, so sehr ihm seine gleichgestimmten Kameraden auch einzublasen suchten.

Inzwischen war Gertrud mit ihrem Waldmeister in den Keller gegangen, um ihn dort auf nassen Sand zu legen. Sie billigte sehr, als sie zurückkam, daß der Großvater den träumerischen, verlungerten, an's Spielen gewöhnten großen Buben durch seine Buchstabenbilder zu fesseln und vorläufig zu beruhigen suchte. Freilich mußte er da zu den ganz Kleinen hinüber. Während die andern schrieben oder rechneten oder auswendig lernten, standen diese vor einer Erfindung des alten Nessel

born, die er ſchon in der Zeit vor ſeinem Rectorat in Zinzen gemacht hatte. Die Kenntniß der Buchſtaben ſuchte er den Kindern durch das Medium der Phantaſie beizubringen. Seine geſchickte Hand hatte ſchon vor dreißig Jahren, als ſo recht der Anſchauungs-Unterricht in Gang gekommen war, einen Haufen Tafeln zuſammengemalt und zuſammenbeſchrieben, die jetzt freilich arg zerriſſen waren, oft ſchon auf neue Pappe hatten geklebt und namentlich vom Fliegen-Unrath und deren unwillkommener Punktiermanier gereinigt werden müſſen. Der Buchſtabe A war da das nothwendige Attribut eines nebenbei abgemalten Affen. Jedes Kind kennt von den durchreiſenden Gauklern her einen Affen. Das B war das Attribut des Bären, das C eine Wiegeſchaale mit einem mächtigen Centner, das D ein Degen, das E ein Eſel, das F ein Fuchs, das G eine Gans, das H ein Hahn und ſo fort. Es unterhielt prächtig. Und die Bilder waren ſchon immer auf die Buchſtaben ſelbſt hinauskommend auch gezeichnet. So bildeten einſt die alten Hieroglyphen den Uebergang zur Schrift. Und ſo bezeichneten auch die Hebräer ihre Buchſtaben mit dem Namen ähnlichlebender Gegenſtände. Auch beim alten Neſſelborn, wie auf dem Offenbarungsberge Sinai bei Moſes, war das K das Kameel. Beim ſpätern Fortſchreiten des Lehrgangs wurden die Bilder zugedeckt. Dann mußten die Buchſtaben errathen werden, wobei freilich eine Zeitlang das K wirklich immer noch Kameel

genannt wurde. Auch die Bekanntſchaft mit Zuſammenſetzungen Ab, Ac, Ad wurde durch Bilder eingeleitet. Leider liefen die großen und die kleinen Buchſtaben, die noch immer aus unſerer Orthographie die Brüder Grimm nicht haben verbannen können, verwirrend in den Köpfen der Kinder durcheinander. Dieſe übermütigen Kreüſſiſſe des Wiſſens ehemals, die gelehrten Mönche des Mittelalters, denen es nichts verſchlug, den Weg zu den Wiſſenſchaften ſo ſchwer als möglich und die Buchſtaben und die Leſezeichen in hunderterlei Arten zu machen —! Sie wurden vom alten Raſſelborn recht verwünſcht.

Daß nun der wüſte Neuling der Schule für die letztere erhalten blieb, wäre ſchwerlich verbürgt geweſen, wenn nicht die weiſe kleine Erzieherin auf den Gedanken gekommen wäre, ihn für's Erſte noch durch ein Extra-Mittel zu feſſeln. Während ſie bei den Mädchen das Schreiben beaufſichtigte, bei den Jungen das Rechnen, hatte ſie bald bemerkt, daß ihre pädagogiſche Ueberwachung beim Repetiren der Buchſtaben, die er behauptet hatte längſt zu kennen, immer maulhängiger wurde. Sie kannte dieſen verdächtigen abweſenden Blick, der ſich nach dem Loch in der Stube ſehnt, das der Zimmermann offen gelaſſen. Auch mochten die Stiefel, die ungewohnten, dem Knaben eine drückende Pein ſein. Die Hitze war groß. So ſchlug ſie denn dem Großvater eine der heiterſten Abwechſelungen im Schulleben vor, eine wahre Wonne der Unterbrechung des

müde und angstvollen Vernehmüssens, die Erquickung der Schule durch — frisches Wasser.

Wem ist sie nicht erinnerlich diese Cisternen- und Oasen-Episode der Hundstags- und Saharawüsten-Schulstunden — die in der Regel nur zur Nachmittagszeit gestattet wird und keineswegs alle Tage, auch wenn die Hitze noch so sehr sich gleich bliebe —! Da werden zwei der Stärksten beauftragt, das Wasser in einem Eimer vom Brunnen zu holen — alles muß sitzen bleiben — ein blecherner Becher wird gefüllt und gebt von Einem zum Andern. Welche „klaftertiefen" Züge werden da gethan! Wie verlangt man nach „noch Einmal!" Wie haben die Lehrer und die zur Mitaufsicht Chargirten aufzupassen, daß alles mit Maaß und Ziel geschieht, kein Aufstand ausbricht, Niemand sich selbst aus dem Eimer schöpft —! „Hier haben wir noch nicht —!" rufen die Starrwilligen, beim Gedanken an Zurücksetzung gleich die Augen Rollenden. Nicht die Labung selbst verfehlt zu haben, giebt ihnen sofort den trotzigen Drohungsten, nein, der Gedanke nur, nicht so wie die Andern für voll gelten zu sollen. Am gesündesten wäre es, wenn sich die Kinder sogleich nach solcher Labung austummeln könnten. Aber noch hat es lange nicht elf, Nachmittags nicht vier geschlagen. Gewöhnlich thut, um wenigstens allmälig wieder Ruhe zu schaffen, das Vorlesen einer Geschichte gut. Nesselborn mutbete seiner Schule schon den „Ro-

binſon" und die „Entdeckung Amerikas" zu. Heute erwärmte er wieder die abgekühlten Lungen durch Chorgeſang. Er dirigirte dieſen durch ein Spiel auf der Geige, das paganiniſche Doppelgriffe ausſchloß.

Seinen anfänglichen Widerſtand gegen eine Vormittagserquickung und eine Vorwegnahme der Hundstagsfreuden ſchon im Monat Mai hatte Gertrud zu brechen verſtanden. War doch heute ſein Herz zu jeder Liebesgabe geneigt, zum Nehmen ſowol wie zum Geben. Die kluge kleine Seelenfängerin hatte es ſo eingerichtet, daß ſofort der Bartel der Eine von den Dreien war, die das Waſſer hatten anſchaffen müſſen. Da konnte er ſich nicht wenig zu gute thun auf die ihm zugetheilte Rolle und hörte der Ermahnung des Großvaters, nun auch für keine Stunde rückfällig zu werden in ſein bisheriges „unchriſtliches Leben", wenn auch mit einigem Lächeln, doch aufmerkſam zu. Der Vorzug beim Waſſertragen hatte die Zurückſetzung beim Eſſen in's Gleichgewicht gebracht.

Das pädagogiſche Mittel, gewiſſe ſchwierige Charaktere der Kinderheerde zu iſoliren und beim Schließen der Schule ſie erſt dann hinauszulaſſen aus dem Schulraum, wenn ſich draußen die Schaaren der Heimgehenden und zu allerlei Unfug, zum Prügeln, zum Zerſchlagen der Schiefertafeln jetzt Uebergeneigten verzogen haben, wurde auch von ihr angewendet. Der Alte mußte den Kante feſthalten, wie einen böſen Hund,

den man erst freiläßt, wenn ein besuchender Gast wieder das Hofthor geschlossen hat und in Sicherheit ist.

„Ich wette, er kommt schon Nachmittag nicht wieder —“

„Worauf wettest Du?“ fragte Gertrud.

„Nun, wer heute Abend zuerst zu Bett geht —“

Das war eine peinliche Wette. Zu den verdrießlichsten Erfahrungen, die Gertrud noch beinahe täglich machen mußte, gehörte das Zubettgetriebenwerden —! Als wenn sie noch ein so kleines Kind gewesen wäre —!

Aber — sie gewann die Wette! Nante Bartel kam punkt Ein Uhr wieder. Wie glücklich war sie da —! Zu Bett gehen, wenn es Maitrank giebt und die Männer beisammen bleiben und plaudern, bis der Wächter ruft —? Nein, sie sah nun einem wahren Festabend entgegen.

Da sollte auch das Märlein, wovon sie dem Großvater Bericht erstattet hatte, zur Sprache kommen. Sie selbst war begierig, wie es eigentlich enden sollte. Als ihr der Großvater für ihr Geburtstagsgeschenk, eine Menschenseele, dankte, da sagte sie:

„Vielleicht weiß der Herr Pfarrer einen Schluß dafür!“

und beruhigen Sie mich vielmehr über eine Angelegenheit, welche diesem Hause seit einiger Zeit einen verdächtigen Ruf in der Umgegend gegeben hat und auf das Landvolk nicht gut wirken kann!"

Tobianus und Gertrud erblaßten, als sie diese Bemerkung hörten. Beide hatten einen innern Rapport, der noch nie zwischen ihnen ausgesprochen war und erst über Blasedow's Leichenhügel einmal Worte finden sollte und Tobianus war nun gar der Lockvogel des Gespenstes, ein unfreiwilliger Geistescitirer, da es nie anders im Pfarrhause spukte, als bei seinen Besuchen. Blasedow meinte: „Der Besuch des Consistorialraths käme gerade jetzt erwünscht: denn ein so großer Gegner der Geister, wie er, werde auch wohl mit diesem fertig werden und könne er ja heute Abend den Versuch einer Teufelsbannung anstellen." Blaustrumpf erkundigte sich nach allen nähern Umständen und begriff namentlich nicht den Zusammenhang des Tobianus mit dem Spuke. Dieser war so verwirrt, daß ein schlechter Inquirent ihn selbst für verdächtig gehalten hätte. Blasedow sagte auch: „Tobianus stände in geheimem Verkehr mit dem Unterirdischen und wisse auf geschickte Weise mancherlei, was man ihm nicht zutrauen sollte, anzuzetteln." Gertrud erröthete darüber und Tobianus zeigte gleichsam die leeren Hände der Unschuld vor und suchte sich von einem Verdachte zu rechtfertigen, der ihn ernstlich gar nicht treffen konnte. Blasedow fuhr fort: „so gut, wie manche Menschen, die nicht einmal an die Elektricität glaubten, elektrisches Haar hätten, könne auch Tobianus eine kleine Hölle mit sich führen, ohne daß er dran glaubte. Ja es hätte einen Professor der Physik gegeben, der gegen das

# Neuntes Kapitel.

Nur eine kurze Strecke war der Ärzter Wälfing mit dem Schultheißen Stutzbart zusammengegangen. Des Letztern Leibesfülle ermöglichte ihm nicht die Behendigkeit, die der Erstere nöthig hatte, um seine amtlichen Wege zurückzulegen.

Vielleicht hatte auch Wälfing den Schnellschritt nöthig, um im gleichen Tact mit seinen Empfindungen zu bleiben. Denn zu Gleichmuth und zu behaglichem Schlendern schien in ihm nichts anzulegt.

„Hat der Bartel seine Steuer bezahlt —“ fragte er noch.

„Auf Heller und Pfennig!“ keuchte der Schulz. „Toll genug, während noch die besten Leute zurück sind —! O, ich habe meine Noth mit dem Eintreiben —! Will meinem Schöpfer danken, wenn sie einen Receptor aus der Stadt kommen und ausklingeln lassen: Der Einnehmer ist da! Dann mag er den Büttel rufen, der Büttel mag die Leute heraustreiben, alle Namen nach dem ABC. So brauch' ich mich nicht mehr von Amtswegen furanzen zu

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GÖTZKOW, K.
3-598-51032-2
FN. 04321/042

laſſen. Und für was? Ein ſchönes Ehrenamt, Schulze ſein — ein Aergeramt iſt's!"

Wülfing hörte nur halb auf dieſe Ausbrüche des Unmuths, die von einem loyalen Mann kamen, einem allzeit auf die Wünſche der Regierung Befliſſenen, den es aber ebendeßhalb verdroß, daß ihm ſein Ehrgeiz ſo viel Controle, Rechnerei, Verantwortlichkeit, Naſe über Naſe und nur jährlich zwölf Thaler Vergütung für Schreibmaterialien und ſonſt nichts, höchſtens nach dreißigjähriger Aufopferung eine Medaille einbrachte.

„Geht denn die Mauerei ſo gut?" fragte der Jäger. „Wo ich hinſehe, daß hier gemauert wird, find' ich den Menſchen nie und ich komme doch in der ganzen Gegend herum. Aber in den Wirthshäuſern da find' ich ihn überall und ſeinen Gruß dann möcht' ich ihm immer in den Rachen zurückſchleudern."

„Ein frecher Kerl!" entgegnete der Schulze, eingehend auf den Zorn des Jägers, der ſich in ſo ſtarken Ausdrücken, die man an dem ruhigen ernſten Mann ſonſt nicht gewohnt war, kund gab. „Und mag wol daher kommen," fuhr der Schulze fort, „daß ſie beide zuſammen verdienen — Er und Sie. Und wenn nicht Er — aber glaubt mir, er hat ſchon Arbeit — dann gewiß Sie. Ihr kauft man in der Fabrik jede Kiepe voll, die ſie bringt, nach dem Gewicht ab —"

„Aas und Fraß für die Hunde!" fuhr der Jäger in ſeinem grollenden Poltern fort.

„Ueberall ſagen ſie, ſeine Marlene, das ſchwarze Ding, kommt in Euren Wald — als die Frau Waldmeiſterin —“

Dieſe Vermuthung belachte der Jäger mit einer Sicherheit, die dem Schulzen bezeugte, daß an dieſem Gerücht ſchwerlich etwas ſein konnte. Denn Wüſting, der freiherrlich fernauſche Förſter — Oberförſter hätte man ihn nennen können, wenn ſich nicht die Regierung dieſen Titel für ihre eignen Wälder vorbehalten hätte — und der Waldmeiſter Hennenhöft waren zwei Freunde, Buſenfreunde nannten ſie Einige, Andere anders; ihr wahres Verhältniß bot manchem ſchärfern Beobachter Gelegenheit, über dieſe Art von Freundſchaft, die ſich kaum einen Guten Tag! gönnte und doch zuweilen auf ganz geheimnißvoll aparten Wegen ging, ſeine Gloſſen zu machen.

Nach einer Weile meinte dann der Schulze aber doch:

„Ja, aber warum denn nicht? Sie liegt ja jetzt ſchon Tag und Nacht bei ihm draußen im Walde und kommandirt allen Köhlern und Harzern! Stattlich iſt ſie gewiß und ich ſage Euch, um's Schulgeld laſſen die Bartels ihren Jungen nicht aus der Schule — das iſt purer Uebermuth und ſoll blos heißen: Um fortzukommen in der Welt, haben wir auch ſo —!“

Der Jäger antwortete darauf nichts weiter, ſchüttelte nur den Kopf und verfiel umſomehr in Schweigen, als ihn ein Blick, den er auf den Höhenweg,

den sie verlassen hatten, zurückwarf, den oben am Waldrand mit seinem Sack dahinschreitenden Hennenhöft bemerken ließ. Auch trennte sich jetzt sein Weg von dem des Schulzen, der sich einer seiner eingefriedigten Wiesen und der darauf angebrachten Milcherei zuwandte und schon mit Wonne die Grüße seiner dort stehenden Kühe vernahm. Wülfing wollte auf's Amthaus.

Oder vielmehr er mußte dorthin. Der Wirthschafts-Inspector Herr Anbelang, derselbe, der vor Jahren beim Grafen Wildenschwert gestanden hatte, hatte ihn dringend auf's Schloß beordert, dessen einer Flügel ganz allein von diesem Bevollmächtigten der Herrschaft bewohnt wurde. Herr Anbelang hätte das ganze Schloß bewohnen dürfen, denn seit vielen Jahren stand die stattliche Behausung leer. Aber seine Verantwortlichkeit war darum nicht geringer und vielleicht eben deshalb um so größer. Um von seinen Sorgen einmal etwas auf die Schultern des besonnenen, umsichtigen und dem Wohl seiner Herrschaft vollkommen ergebenen Jägers zu werfen, hatte er heute diesen rufen lassen.

Es ist ein eignes und im Grunde trauriges Leben, das gebreitet liegt um einen solchen unbenutzten, seit Jahren leerstehenden Herrschaftssitz. So mancher Erdenbewohner irrt obdachlos durch die Welt, so mancher entbehrt des Nothwendigsten im Hausrath, geschweige, daß er sich eine Anwandlung des uns alle eingepflanz-

ten Triebes gestattet, sein Leben über das Nothwendige hinaus zu schmücken. Und hier liegt ein Heimwesen voll Bequemlichkeit, Schönheit und Pracht in steifer, müder Ruhe —! Treibhäuser werden erhalten und Niemanden erfreut deren Blüthenfülle. Remisen stehen geschlossen mit Wägen, die nie in Uebung sind und dem sich ändernden Geschmack zum Opfer fallen. Die Ställe sind mit Rossen belebt, die lediglich für die Wirthschaft einige Dienste leisten. Der „Inspektor — Oberinspektor betitelt ihn die Herrschaft selbst und hätte ihm schon die Würde eines Amtsraths von einem Minister erbeten, wenn sich auch diesen Titel nicht die Regierung für ihre Domänen vorbehalten hätte — nimmt sogar Anstand, seiner eigenen Familie zum Spazierenfahren die Rosse zu gönnen. Das Schloß ist wohlerhalten, die Fenster werden alle Monate einmal geöffnet, die Teppiche hinausgehängt, die Vorhänge gelüftet. Die zahllosen, unbenutzten Betten müssen auf einen Boulinggreen getragen werden, der hinter dem Schlosse mit mächtigem Umfang wie ein riesiger Smaragd sammetweich erglänzt. Sieht man dann durch die Fenster selbst, so erblickt man schön parquettirte Zimmer, allerdings noch mit altmodischen Tapeten, manche darunter bemalt mit Scenen aus Ovids Verwandlungen. Himmelbetten ragen auf mit zierlichen Knaufen und Gardinenhaltern von Bronce oder geschnitztem kostbarem Holze. Gestickte, freilich auch völlig verblaßte seidene Schirme

ſtehen vor den Kaminen, auf welchen Uhren prangen, die keine Hand mehr aufzieht. Die Möbel haben weiße Interimsüberzüge und über die Kronleuchter ſind unförmliche Säcke von Taffet gezogen. Wie könnte alles Das ſo belebt ſein —! Wie könnten durch die Säle hier glückliche Menſchen rauſchen —! Wie könnte es praſſeln in dieſen großen Küchen, dampfen in dieſen Waſchhäuſern —! Und nun erſt unter den Alleeen, von denen eine, eine rundgeſchweifte herrliche Platanen-Allee, rings den ganzen Aufgang zum Schloſſe bildet und mit ihren mächtigen Kugelkronen alles Wirthſchaftliche abſcheidet und verdeckt — was könnten ſich da Wagen und Roſſe und Luſtwandelnde tummeln, ſtändige Bewohner und, wenn dieſe gaſtfrei ſind, die froben von Nah und Fern Geladenen —!

Dieſer, die große Pappelallee ablöſenden Platanen-Allee näherte ſich Wülfing nachdenklich. Er hatte einen Poſten, wie er ihn ſich nicht beſſer wünſchen konnte. Seine Frau, die Guſtel Widmann von damals, hatte ihm zwei Kinder geboren, Söhne, die ſich draußen in der Welt ausbildeten; eine Tochter, die ſein energievolles, muthiges Weib unterſtützt hätte, hatte nicht kommen wollen. Die Herrſchaft gab die Mittel, um ſeine Knaben zu Technikern auszubilden. Aber unabhängig von einem dauernden, auf ſein Gemüth liegenden Druck, der ſich am empfindlichſten geltend machte, wenn er ſich der Waldmeiſterei oder wol gar dem Verweſer derſelben ſelbſt näherte, hatte ſich bei ihm in neueſter Zeit

so manche unwillkommene Erfahrung eingestellt. Was ihn verdroß beruhte im Wesentlichen auf seinen Beziehungen zur Herrschaft. Daß diese seit Jahren von ihren mehren großen Gütern grade Steinthal nicht besuchte, konnte sich Wülfing erklären. Daß sich aber drum doch die Existenz der Herrschaft, die man sonst hier niemals gespürt hatte, fühlbar machen konnte, das war erst seit einem Jahr eingetreten. Es wurden Abzüge gemacht, Einschränkungen anbefohlen. Die sonst so reichlich gespendeten Gratificationen fielen weg. Der Ober-Inspector, die Gewissenhaftigkeit selbst, verrieth, daß man ihn von Seiten der Herrschaft drängte, die Einnahme zu steigern. Seither hatte es noch aus der Residenz herüber immer geheißen, im Walde sollte alles beim Alten bleiben, weder Hennenhöft noch Wülfing sollten irgendwie belästigt werden — jener hatte die Mittheilung mit Lachen, dieser mit einem stillen Seufzer aufgenommen — jetzt aber und seit letzter Weihnacht erst, einer Zeit, wo Wülfings Gemüth besonders bewegt zu sein pflegte und sich selbst Hennenhöft, der unheimliche, aus seiner frühern Rohheit in einen ergrimmten Menschenhaß übergegangene Bewohner einer auf Resten eines zerstörten Klosters errichteten Kohlenschwelerei noch vergrabener hielt, als sonst, kam die entschiedene Mahnung, der Wald müßte weniger kosten und mehr einbringen. Der Wildstand wäre zu gering. Baron von Fernau hatte um Thiere geschrieben, jedes Reh, das man ihm aus Steinthal

für seine Tafel geschickt hätte, kostete ihm nach dem letzten Geschäftsbericht des Ober-Inspectors genau berechnet 250 Thaler.

Die Aufführung eines ähnlichen Exempels, das auf die Verwerthung des Holzes gehen sollte, hatte auf Hennenhöft dermaßen übel gewirkt, daß Wülfing vorzog, ihm noch mehr aus dem Wege zu gehen, als gewöhnlich. Wülfing trug seinen Unmuth ruhiger und hatte sogar die feste Absicht, den Wünschen des Barons mit Gewissenhaftigkeit entgegenzukommen. Da ergab sich die andre Sorge: Wie steuert man der Wilddieberei? Wie verhütet man den Holzfrevel? Wie die unleugbaren Kohlenunterschleife —? Und wie, wenn nun Hennenhöft mit den systematisch betriebenen Diebereien im Zusammenhang stünde —? Das eben war Wülfing's Sorge und schreckhaft klang ihm das Abschiedswort seines treuen, vielgeprüften und viel Schweres tragenden Weibes im Ohr: Wenn sie Dich quälen, Alter, so reis' ich zur Baronin —!" Ein Wort, das — Ungeheueres einschloß.

„Da sind Sie ja, Förster!" empfing ihn Herr Aubelang schon unter der Thür eines abseits gelegenen, durch einen mächtigen Schwibbogen, die Einfahrt in den Garten, vom Schlosse getrennten Anbaus. „Ja, Wülfing, wir haben mit einander ernste Dinge zu besprechen —! Vor Mittag lasse ich Sie nicht wieder los — Meine Frau ist drauf gerichtet, Sie über Tisch zu

behalten — Wir müssen Berichte aufsetzen wie für's Finanzministerium!"

„Wenn Sie die Feder führen wollen, Herr Ober Inspector! Manches habe auch ich zum Vergleichen mitgebracht!"

Wülfing stellte seine Büchse in die Ecke der Wirthschaftskanzlei, die beide inzwischen betreten hatten, und knöpfte seine Jagdtasche auf, worin sich allerhand Papiere befanden.

„Das hier ist die wilde Kanzlei —!" So nannte er seine wahrscheinlich ihm nur allein verständlichen Notizen auf dem Papier.

„Setzen Sie sich, Förster! Wir bekommen noch Besuch —"

„Wohl der Baron von —"

„Ja wohl! Ja wohl —!"

„Tümpling von nebenan? Und den Gensd'armen aus —"

„Ja wohl — ja wohl —"

„Friedrichswalde? Alles wegen der —"

„Ja wohl! Ja wohl —!"

„Wilddieberei und dem Holz —"

„Wie Sie sich denken können —"

„Diebstahl —"

Jetzt erst kam Wülfing mit dem Wort „Holzdiebstahl", das er hatte bringen wollen, ganz zu Stande.

Herr Anbelang gehörte zu jenen Schnelldenkern, die jede an sie gerichtete Frage früher schon beantworten,

Nachtwandeln geschrieben hätte, und doch bei Neumond auf allen Dächern gesehen worden und in manches verbotene Fenster gestiegen wäre." Tobianus vermied besonders Gertrud's Blick und suchte sich dadurch zu vertheidigen, daß seine gespenstigen Eigenschaften doch erst zu wirken anfingen, wenn er in Blasedow's Atmosphäre käme. Dieser leugnete das nicht und erklärte es chemisch, wie sich die verschiedenen Luftarten auch erst bei passender Mischung entzündeten. Tobianus war in großen Aengsten, denn auch Blaustrumpf staunte ihn vom Kopf bis zur Brust an, wo der Teller stand, und griff sich zuweilen an seinen Kopf; „ob es möglich wäre — unter Geistlichen! unter Geistlichen!" rief er. Blasedow beruhigte ihn. „Sie wollten," sagte er, „eine große Beschwörung für die Nacht veranstalten und sich durch einen Punsch dazu rüsten. Man könne ja den Dr. Mörder'schen Thomasius als Beschwörungsbuch dabei brauchen und gleich sehen, wie weit die Grenzen des natürlichen Menschenverstandes und die Kraft des Buches gingen." Tobianus dankte Blasedow im Stillen, daß er das Buch erwähnt, und benutzte es als Ableiter seiner Verlegenheit. Er besaß es eigenthümlich und überraschte den Schwiegervater und den Verleger des Thomasius, d. h. des gedruckten, mit seiner gründlichen Kenntniß der von Mörder entwickelten Grundsätze. Blasedow sagte: „durch die kritischen Dardanellen der Jenaischen Literaturzeitung wäre das Buch wie ein stolzer Dreimaster hindurchgeschwommen und die Kanonenschüsse von den Forts hätten es nicht treffen sondern nur begrüßen wollen." Blaustrumpf, der die angezogene Recension selber geschrieben hatte, ärgerte sich, daß Blasedow Alles ausstöberte, und meinte: „das Buch verdiene auch

ehe der Fragende mit seiner Rede zu Ende ist. Allzulebhafte Geisteskraft war es beim Herrn Ober-Inspector eben nicht, die sich auf diese Art geltend machte, eher eine Art Furcht, ein geistiges Stottern, wie es der jetzige Sanitätsrath Dr. Staudtner, der Jüngere, bezeichnete, wenn dieser manchmal einen Besuch hier in Steinthal machte, was er öfters that seit einem Zusammentreffen mit seinem Freunde Lienhard hier im Schulhause des hierher versetzten Vaters des letztern. Die Baronin von Fernau, die gegen alle, die ihr einst als Gräfin Wildenschwert nahe gestanden hatten, die Güte und Zuvorkommenheit selbst geblieben war, hatte damals unendlich beklagt, daß beide Herren nicht das Schloß selbst bezogen hatten. Seitdem that es zuweilen Staudtner. Kurz — wie die Stotternden aus Angst, ein Wort nicht zu treffen, vorher schon stutzen und zungenscheu werden, so gab Herr Anbelang seine Antworten, schon ehe man sie erwartete — eine Gesprächsweise, die den Verkehr mit ihm peinlich machte. Immer hatte man das Gefühl, ihn auf der Flucht seines Denkens wie ein durchgegangenes Pferd einfangen zu müssen.

„Hat denn unser Baron wieder eine Mahnung —"

„Und was für eine —!"

„Hereingeschickt —? Und warum kommt er denn nicht lieber einmal —"

„Wie kann Einer das wissen —?"

„Selbſt — um ſich die Sachen hier anzuſehen? Jetzt ſoll ein —“

„Allerdings mit Macht —“

„Förmliches Treibjagen hier angeſtellt werden — Mir kann's an ſich — —!

„Das verſteht ſich von ſelbſt —“

„Ganz recht ſein. Aber zum Lachen iſt 's doch mit dieſem —“

„Baron Tümpling —“

„Baron Tümpling! Der ſollte doch nicht ſo —“

„Wahrhaftig, das ſag' ich auch —“

„Dickkopf mit ſeiner Kaninchenjagd und ſeinen paar ausgeborſten —“

„Nun eben, nun eben —!“

„Bäumen! Und gar ein Gensdarm dabei! Wann wollen denn die Herren —“

„Punkt zwei Uhr —“

„Herüberkommen —?“ Dieſe letztere Ergänzung ſeiner Reden bekam Wälſing wieder geſchenkt.

Nachdem ſich beide an die mit Eiſenſtäben verſehenen Fenſter ſo geſetzt hatten, daß ſie arbeiten, rechnen und ſchreiben, überhaupt ſich verſtändigen konnten, ohne zu ſehr von den ſtechenden Strahlen der Sonne beläſtigt zu werden, kamen ſie ſo recht von Herzen zu der Ueberzeugung, daß ſich die Zeiten im Hernau'ſchen Hauſe ſeltſam verändert hätten. Kein Wunder. Denn von dem Gemal der geſchiedenen Gräfin Wildenſchwert hörte man Dinge, die nur zu ſehr die Be-

rechtigung zu den Warnungen bestätigten, die nicht nur Linda von Fernau, sondern alle Welt über den Schritt, den die Gräfin damals gethan, ausgesprochen. Das Seltsamste war jedoch, daß nicht der mindeste Bruch zwischen diesen durch eine, wie man sagte, rasende und wahrhaft verblendete Leidenschaft zusammengeführten Ehegatten ersichtlich wurde, trotzdem, daß die Baronin Jadwiga gegen früher ein völlig verändertes Wesen angenommen hatte.

Statt eine leichtsinnige, von den Vorkommnissen der großen Welt zerstreute Dame zu sein, hatte sie etwas Ernstes angenommen. Sie hatte von Fernau zwei Söhne und war diesen eine Mutter, die sich bis zur Peinlichkeit gewissenhaft zeigte. Wer ihren Rath, ihre Hülfe begehrte, wurde selten abgewiesen. Ausführlich durfte er sich aussprechen und mußte es sogar thun. Die Baronin prüfte alle Verhältnisse. Sie hatte dem jungen Staudtner in der Residenz eine Praxis gemacht. Sie hatte den Advocaten Hellwig in Buchenried, der in der That über den geheimnißvollen Besuch bei ihm gegen Jedermann, selbst damals vor dem Gericht in Dornweil, reinen Mund gehalten hatte, ansehnliche Geschenke gemacht. Sie würde auch in Lienhard Nesselborn's Leben eingreifender und fördernder, als durch die Uebertragung einer ihrer Schulen auf seinen kränkelnden und des Stadtlebens nicht frohen Vater und die bessere Dotirung derselben eingetreten sein, wenn ihr nicht seine Frau eine unangenehme Erinnerung geblieben wäre. Dennoch zeich-

nete sie auch ihn bei jedem Besuche aus, beschenkte ihre Namensschwester Hedwig und deren Kinder — zur Levana war in der That noch die Adelgunde gekommen — ließ ihn in Sommerferien auf ihren Gütern wohnen oder zu sich in einen Badeort kommen zu ihrer Anregung und Unterhaltung, wenn Fernau vielleicht nach Wien oder Paris gereist war. Diesem, ihrem Gatten, gegenüber blieb sie, wie sie einst gewesen, entweder immer noch wirklich so verblendet wie damals, als sie um seinetwillen ihre liebsten Beziehungen, ja einige Jahre hindurch die Achtung der Gesellschaft zum Opfer brachte, oder — das war Linda's, ihrer Schwägerin, Meinung — weil sie zu stolz war, einzugestehen, daß sie sich geirrt hätte. Es liegen im weiblichen Herzen Kräfte, von denen der Mann keine Ahnung hat. Haß und Liebe kann es mit gleichem Heldenmuth verbergen. Es kann sich überwinden mit Kämpfen, die dem Mann, wenn er sie ebenso durchmachen sollte, an's Leben gehen würden oder an seinen sittlichen Kern und diesen zerstören. Ein Weib läßt die Welt über's Grab noch hinaus im Unklaren, wie sie es wahrhaft gemeint hat.

In solche Betrachtungen verloren sich die beiden Rechner nun freilich nicht. Sie blieben bei ihren Thatsachen. Daß nach Fernau's Heirath der Ueberfluß, die Pracht und Herrlichkeit, die das neuverbundene Paar hatte entfalten können, alle Urtheile hatte verstummen lassen, daß ihre schwelgerische Lebensweise es

hatte mit ſich bringen können, daß unzählig viel Andere daran Theil nahmen und daran mitgenoſſen und den Herrſchaften ſchmeichelten, ſtand feſt. Ebenſo aber auch, daß man jetzt auf's Neue zu urtheilen anfing, Fernau ſich iſoliren ſah, von Spielverluſten des Barons, verfehlten Speculationen, einem ärgerlichen Prozeß hörte, den er als Stiefſchwiegerſohn gegen die Wittwe ſeines gleichfalls verſtorbenen Schwiegervaters, des Freiherrn Wolmer von Wolmerode, angeſtrengt hatte. Alles Dinge, die früher unbeachtet geblieben. Schon fand man Vielerlei, was Nachtheiliges verlautete, vollkommen glaubhaft. Entſchieden blieb, es ſollte die Ertragsfähigkeit der Güter der Baronin geſteigert werden. Es ſollte vom Steinthal'ſchen Rentamt ebenfalls mehr Geld in die Reſidenz abgeführt werden, als ſeither. Es ſollte die Ausholzung der Wälder weit über das von den Grundſätzen weiſer Oekonomie erlaubte Maaß hinausgehen. Alles das trat zu Tage, verbunden mit einer ſonſt gar nicht Sitte geweſenen Nachgiebigkeit gegen die kleinen Nachbarn der Güter, wie dieſen Baron von Tümpling. Letztrer war es, der die Gensd'armen zu Hülfe gerufen hatte.

„Wenn der Verkauf der Rinden aber nicht mehr die Koſten deckt, wie wenigſtens ſonſt — ſo iſt ja eben die Ausholzung Schuld daran! Es ſind ja allein hier für 30,000 Thaler Eichen und Buchen verkauft worden — Oder wie hoch belief ſich Ihre —"

„32,000 Thaler —!" antwortete der Schnell-

denker und erſparte dem Förſter das ohnehin verdrießliche Wort „Bilanz“.

Dieſe Art der Verſtändigung wirkte auf beide Theile ſo unbehaglich, wie der Gegenſtand ſelbſt. Die Rechner kamen zu keinem gleichen Takt. Wülfing wurde verdrießlich, ja rebelliſch, als Anbelang die Litaneien der Herrſchaft von Wilddieberei, das Reh koſtet 250 Thaler, Holzdiebſtahl u. ſ. w. wie ein Evangelium behandelte. Er proteſtirte mit allerdings nur künſtlich gemachtem Unglauben gegen dieſe Vorausſetzungen und ſchwieg erſt dann, als ſich Anbelang erboben hatte und ausrief:

„Was? Keine Wilddieberei? An der Salzlecke ob der Wolfshalde keine Verſammlung von Dieben und Hauſirern, die das geſchoſſene Wild in die Städte tragen oder fahren, zehn Meilen weit —? He? Sind Sie taub, Wülfing, daß Sie des Nachts die Schüſſe nicht hören? Im Mai — im Mai Schüſſe —? Im Mai im Walde Pulver —?“

Wülfing ſchwieg. Schlaff hingen ihm die Arme. Bläſſe bedeckte ſein Angeſicht. Unwillkürlich blinzelte ſein umbuſchtes Auge nach der Ecke hin, wo ſein Feuerrohr ſtand. In ſeiner Jagdtaſche fand er kaum die Ladung zu einem halb Dutzend Schüſſen. Im Mai — ein Schuß im Walde! Das war, als hätte ihn Jemand gefragt: Spricht man bei Euch laut in der Kirche? Unterhält man ſich, wenn der Herr

Pfarrer auf der Kanzel steht —? Oder hört man es, wenn vor der Ertheilung des Segens die Gemeinde still für sich ein Vaterunser betet —?. Der Mai ist der Wonnemond auch für die Thiere im Walde! Ruhig darf da der Auerhahn sein Nest bestellen auf der Höhe grüner Tannenwipfel. Friedlich darf die Wildente im stillen Schilf und Rohr ihre Eier bebrüten. Ungescheucht darf der Hase rammeln und seine Jungen setzen. Selbst die Wachtel, die sich in die Sommer- oder Wintersaat duckt, fällt dem Jäger in die Hand nicht getroffen vom Rohr, sondern nur überlistet vom Schlagnetz. Heiliger Friede weht durch das neubekleidete Holz und durch das grünende Feld; eine Sabbathruhe, die dem Schöpfer seine Liebespläne nicht durch Menschenleidenschaft ewig gestört sehen will. Und gilt es dann auch, grade in dieser Zeit den Raubthieren nachzustellen, den Mardern, Iltissen, wilden Katzen, so muß es mit schleichendem Fuß geschehen. Leise weiß sich der Jäger den versteckten Lagern zu nähern und die junge Brut mit dem Knauf seines Hirschfängers zu erdrücken. Die Vögel singen lustig. Der Pirol läßt seinen hellen Pfingstruf, der Kuckuck seine Lebensprophezeiungen für Jeden, der sie hören will, erschallen. Alles das hatte Wülfing im Geiste vor sich auf das Wort des Ober-Inspectors. Er stützte das Haupt und starrte vor sich hin, als wenn ihn der Wald mit goldenen Fäden umspönne und nichts in dem magi-

ſchen Gewebe lärmte oder rauſchte, als nur das Summen der Bienen und Käfer.

Nun rechnen die beiden zuſammen, verſtändigen ſich über die Anſchläge und bringen beſſere Hoffnungen heraus, wenn — Dies Wenn hatte die Loſung zum Streifzuge gegeben. Noch dieſe Nacht ſollte der Feldzug beginnen. Baron Tümpling hatte Vollmacht von ſeinem Freunde Fernau. Das Uebrige hing vom Landrath und deſſen verwendbaren Gensdarmen ab.

Die Eſſſtunde auf dem Lande iſt die, wo die Sonne im Zenith ſteht. Dennoch frühſtückten noch die beiden Berather. Die Frau Ober-Inſpectorin brachte ſelbſt die Teller voll Butterſchnitten und Schinken und das perlende Bier vom nahen Friedrichswalde. Verdient war alles durch manchen Schweißtropfen, der den beiden Männern von der Stirn floß.

Nach dem Frühſtück gab's noch immer dieſelbe Arbeit. Dann endlich kam der Mittagstiſch. Nun war Mittagsſchlaf nicht minder verdienter Lohn. Und als auch dieſen beide gehalten hatten, da kam, wie verabredet, Baron Tümpling mit zwei jagdmäßig gerüſteten Dienern, Gensdarmen von Friedrichswalde, zwei Jagdvolontären, guten Freunden des Barons. Und dabei blieb es, alle dieſe Mannſchaften ſollten ſich Nachts um eilf Uhr an der Salzlecke ob der Wolfshalde einfinden. Die Anordnungen des Streifzuges wurden beſprochen. Wülfings Bruſt hob ſich mit hörbaren Athemzügen.

Als Baron Tümpling, die Hauptperson beim Streifzuge, die Route beschrieben hatte, die man einhalten wollte, wurde die Frage: „Ist sie nicht richtig —? Wünschen Sie eine andre, Herr Wülfing —?“ von dem leidenschaftlichen Jagddilettanten, der sich ärgerte, kein Material für seine Lieblingsneigung vorzufinden, mit einer eigenthümlichen Gekniffenheit des Tons vorgebracht, so daß Wülfing aufwallte und entgegnete:

„Denken Sie etwa, Herr Baron, daß ich unsre Salzlecke nicht kenne? Ich muß sie jetzt für die paar Hirsche, die wir noch haben, jede Woche auffrischen! Unser Herr Ober-Inspector hat gewiß auch diesen Posten mit in der Jahres- —“

„Fünf Thaler siebzehn Groschen —“ schnitt schon der Schnelldenker ab.

Wülfing behielt den verdrießlichen Schluß seiner Rede: „Jahresrechnung angebracht“ für sich, wie so Vieles, so Vieles — so Vieles.

Und da sollte er nun noch, ehe er heimkehrte, ins Schulhaus und unter den Linden Maiwein mittrinken helfen —! Gertrud hatte das im Schloß so ausgerichtet, hatte auch die Gensdarmen des landräthlichen Auftrags, den Maurer und Beihufner Bartel zum letzten Mal in Güte an die Schulpflichtigkeit seiner Kinder zu erinnern, durch ihre Mittheilung über den Raute in aller Güte überhoben.

Natürlich war der Herr Oberinspector unter den

Linden vor dem Schulhause nächst dem Pfarrer die Hauptperson.

„Also punkt Eilf!“ sagte der Baron und trat mit seinen Truppen beiseit, um diese zu zerstreuen und sie bis zum Abend an einzelnen, scheinbar harmlos gewählten Posten als Wächter und signalbereite Zuzügler aufzustellen.

nur unbedingte Huldigung." — „Ja," sagte Blasedow, „der Jenaer Recenſent wußte auch nichts darin zu verbeſſern, als einige Druckfehler." Blauſtrumpf arbeitete nach Kräften, von den Jenaer Dardanellen loszukommen, und ſegelte mit Tobianus durch alle Inſelgruppen der deutſchen Journaliſtik hindurch, während ihnen Blaſedow wie ein griechiſcher Brander beizukommen ſuchte und dann und wann einige ironiſche Pechkränze auf den Bord ihrer Unterhaltung warf. Inzwiſchen ſaßen ſie ſchon im Garten und tranken Caffee und hatten auch Herrn Ritter, den Gertrud ſchnell rufen ließ, als ebenbürtig in ihren Kreis aufgenommen, als Blaſedow folgendes Lied von der jetzigen deutſchen theologiſchen Kritik anſtimmte: „Die theologiſche Journaliſtik iſt in Betreff der Kritik ein Spitzruthenlaufen, wo die Geißeln aus Chriſti Dornenkrone genommen ſind, und der Redacteur dazu die große Trommel der chriſtlichen Liebe ſchlägt. Die Parteien gehen, wenn ſie ſich nicht einander Scheiterhaufen errichten, doch immer mit dem mitleidloſen Blicke jenes leviſchen Reiſenden an ſich vorüber und laſſen den armen von der Philoſophie und neuern kritiſchen Forſchung geplünderten Leib des Herrn, ohne ihn zu kennen, am Wege liegen. Die Anzahl der Kerzen, die im Tempel angezündet werden ſollen, beſchäftigt den Sohn Aarons mehr, als der Hülferuf des Verwundeten. Das Chriſtenthum iſt tolerant geworden, die Theologie aber ausſchließlich und alleinſeligmachend. Die Verſchiedenheit der Principieen hat in der Theologie ordentlich eine Ariſtokratie hervorgerufen, die ſich mit den Plebejern in der Wiſſenſchaft und den bloßen Rittern nicht gemein machen will. So wenig auf die Hauptfrage iſt das theologiſche Antwortgeben gerichtet, daß nur die Manieren, Begründungen

## Zehntes Kapitel.

Im Schulhause hatte sich inzwischen die Stimmung verändert.

Nicht gerade in's entschieden Unbehagliche und Unerfreuliche. Eigentlich im Gegentheil. Gertrud und die Führerin des Hauswesens, die alte Lene, waren in gesteigerte Glücksstimmung versetzt.

Nur beim Großvater hatte ein Brief, den er während der Nachmittagsschule empfangen, mitten in einem Katechisirversuch Gertruds über die fünf Welttheile, eine etwas gemischte Stimmung hervorgerufen und allerdings ebenfalls erhöhte Freude, aber auch — Bangen und beklommene Sorge.

Sein Sohn Lienhard, der zwar nicht mehr Lehrer an der Stadtschule in Bruckbach, aber noch immer Pfarrer in dem kleinen Ort, allerdings jetzt nicht mehr Nachmittagsprediger, sondern Oberpfarrer war, hatte ihm den gewohnten Brief, der regelmäßig zum Geburtstag des Alten eintraf, auch diesmal wieder geschrieben. Auch die Schwiegertochter, Frau Hedwig, und die Kinder, die schöne Levana und die liebliche Adelgunde,

hatten Poſtſcripta beigefügt, die Enkelinnen federfertig, gewandt im Styl und im Erledigen der Herkömmlichkeiten des Lebens merkwürdig reſolut. Aber — latet anguis in herbis —! So zwar konnte ſich der alte Neſſelborn, trotzdem, daß er das Wort Examiniren kannte, nicht ausdrücken. Aber er hatte ein derbes Sprichwort noch aus der Tiſchlerwerkſtatt ſowol in's Seminar wie in ſein ſpäters Leben mitgebracht —: „Das dicke Ende kommt nach!“ ein Sprichwort, das daſſelbe ſagt. Der Sohn hatte, wie er geleſen, wieder ſeine alte Abſicht, die geiſtliche Laufbahn aufzugeben, aufgenommen. Unzufrieden, daß er nicht in einer großen Stadt lebte, unzufrieden, daß ſein Amt nicht genug einbrachte, betrieb er oder „umwälzte er ein großes Vorhaben im Gemüth,“ eine Redensart, die dem Vater noch aus den Studentenjahren ſeines Sohns immer als etwas nicht ſehr Heimliches und Freudenbringendes, ſondern Koſtenbringendes erinnerlich war. „Ich komme ſelbſt, um das Nähere zu beſprechen und treffe vielleicht noch zu Deinem Wiegenfeſte ein!“ hatte er diesmal geſchrieben. Ließ ſich nun eigentlich dazu eine böſe Miene machen? Der Sohn kam ſelbſt —! Und — „Wiegenfeſt —!“ Ein feierlicher, auch dem Alten geläufiger Ausdruck. So manches der feineren Stadt- und jetzt auch der Bauernkinder ließ er zu Geburtstagen der Eltern auf ein ſauber colorirtes Papier, wovon er ſich einen kleinen Vorrath zu halten pflegte, nach den Schulſtunden einen „Wunſch“ copiren. In den zwei oder

drei dafür üblichen Schablonen kam das Wort „Wiegenfest“ — selbst für die dicksten Bauern vor.

Also, der Bruckbacher Wunschbrief von doppeltem, doch bereits bezahlten Porto (die ihn ehemals begleitenden Geschenke waren schon lange abgeschafft) kündigte den Onkel an —! Gertrud wetteiferte grade vor einer großen Landkarte mit dem Schnelldenker im Seitenbau des Schlosses oben, als sothane Kunde anlangte. Denn wie Herr Anbelang schon jede Frage beantwortete, noch ehe sie ausgesprochen war, so beantwortete auch Gertrud bei ihrem sokratischen Unterricht die meisten Fragen statt der Kinder selbst. Hätte sie's nur gewußt, es thun ja das die größten Professoren auch, wenn sie künftige Assessoren zum dritten Examen vor sich sitzen haben! Warum sollte es der kleinen Professorin mit ihrem gutmüthigen, jedem Menschen das Beste gönnenden Herzen untersagt gewesen sein! Auch der Großvater mochte nicht gern, daß das Bewußtwerden des Nichtwissens zu tief in seiner Schule einriß. So vor einem Hörer, etwa einem Vater, der einmal gelegentlich die Nase in die Schulstube steckt, und vollends vor einer ehrgeizigen Mutter, die zu Weihnachten oder sonst einen schönen rosinengespickten, noch warmen Stollen in's Schulhaus schickt, ihr Söhnlein oder Töchterlein bloßzustellen durch das ewige Stummbleiben desselben auf die an den Peter oder die Lise gerichteten Fragen, das verstößt gegen jene pädagogische

Politik, die extra, wie auf der Universität semesterweise die Pastoralklugheit, so auch in den Seminarien gelehrt wird, die practische Anwendung des heiligen Spruches: Seid klug wie die Schlangen und ohne falsch wie die Tauben —!

Auch Gertrud fragte: „Wie sieht die Erde aus? Ru — Ru — Rund!“ Oder „Welche Farbe haben die Menschen in Asien? We — We — Weiß —?“ und sagte nicht nur „Richtig!“ wenn das Kind, ohne eingehender an die Erde gedacht zu haben, „Rund“ nachsprach, oder an die Menschen in Asien, „Weiß,“ sondern sie sagte auch „Richtig —!“ wenn im ersten Fall auf ihr Schnarren: R — Ru — u. s. w. der Zögling der sokratischen Methode eingefallen war mit „Roth!“ oder im zweiten Fall auf ihr We — We — herauskam „Grün!“ Die Schnellvordenkerin berichtigte den Fehler und „ging weiter.“

Der Großvater machte es ebenso. „Wie heißt das Naturreich, zu welchem das Eisen gehört? Das Mi — Mi — Mi —“ Wenn dann Einer einfiel mit Mineratreich, so war das wahrlich ein Rechter! Er hätte ja auch ebenso gut „Militärreich“ gesagt oder sonst einen dummklugen Einfall gehabt haben können. Zum Militärreich gehört allerdings das Eisen.

Tante Bartel hatte schöne Antworten auf die von Gertrud an ihn gerichteten Fragen gegeben. Z. B. auf die: „Womit baut man Häuser? Mit Sch — Sch — Sch —“ „Mit Steinen —!“ Ganz

stolz war er schon auf sein bewiesenes Wissen. Ohne Zweifel kam er morgen wieder. Von Vater und Mutter hatte er erzählt, daß diese die Nacht nicht nach Hause kommen würden und auch die Marlene wäre in den Wald gegangen. Zum Waldmeister —! Das sagte er nicht.

Der andere Waldmeister jedoch, der da aus dem Buchengrunde und aus der Schürze und aus dem Keller, der duftete endlich lieblich in einer großen blaulasirten Suppenterrine, die viel Brunnenwasser, aber auch manchen guten Tropfen Weins aufgenommen hatte. Schulze Stutzbart hielt es nicht unter seiner Würde, sich unter den Lindenbaum zu setzen; kam doch sogar der Herr Pfarrer Peterenz zu dem vornehmen und wohlrangirten weiland Rektor von Zinzen, den nicht nur das Besuchtwerdenkönnen von einem Oberpfarrer als Sohn, sondern auch das Gerücht von einem ansehnlichen Reichthum weit über seine gegenwärtige Stellung erhob. Die Geburtstagsgeschenkgeber waren einer alten Sitte gefolgt und ehrten im Grunde durch ihre Verehrungen nur sich selbst. Denn je größer die Verehrung, desto hervorragender die Stellung dessen, der sie geschickt. Je tiefer abwärts im Volke, desto mächtiger wirken die Hebel des Ehrgeizes. Was für einen bestimmten Namen, einen Bauernhof mit so und so viel Rüben sich einmal „ziemt", das wird auch mit Gewissenhaftigkeit beobachtet. In diesem Fall durften sich dann auch die Schenkgeber in ihrer Glorie zeigen. Von den Kuchen, die sie geschickt hatten, den

Würsten, der Butter, die aus ihren Vorrathskammern gekommen, nahmen sie im Vorübergehen am Lindenbaum persönlich eine tüchtige „Probe," einen „Mumpfel" (Mundvoll) und hörten der schuldigen Lobrede zu, die vom Schulmeister, von der Lene und sogar schon von Gertrud, die sich für alles Schickliche zur Virtuosin ausbildete, gespendet wurde. So ging es denn immer ab und zu am Tisch mit Sitzen, Weiterhinaufrücken, Aufstehen. Manche Füllung der Terrine mußte wiederholt werden. Von einer Flasche kam es zu zweien und sogar zu dreien.

Daß der Herr Oberpfarrer kommen und seinem Vater persönlich Glück wünschen würde, das erfuhren alle und Niemand erfuhr es lieber als der wohlwollende Herr Pfarrer Peterenz. Konnte doch vielleicht der Herr Collega ihm die nächste Predigt abnehmen. Er fürchtete die Vergleichung nicht. Lienhard Nesselborn war kein Redner. Er überstürzte sich. Wenigstens das letzte Mal, daß er hier gepredigt, hatte er sich nicht an die Erfahrung gewöhnt gezeigt, daß in allen Kirchenräumen, selbst in den kleinsten, der Ton einige Zeit braucht, bis er zu Jedes Ohr gelangt. Auch in natürlicher Weise hatte er sprechen wollen, mit richtiger Hervorhebung jeder Hebung und Senkung im Wort- und Gedankengang. Aber auch das ist nur in Kirchen möglich, wo man den Emporen, dem Schiff und der Stellung der Kanzel schon ihre Launen abgelauscht und gleich beim ersten Einsetzen des Tons

geprüft hat, welche Schallwirkung die Kirche überhaupt verträgt.

Allen, auch dem Förster, der jetzt vorsprach, schien natürlich das Bouquet des Tages mit dem Schlage der sechsten Stunde anzukommen, wo die Postkalesche eintraf, die regelmäßige Verbindung Steinthals mit der Welt. Wälsing hatte sich längst mit dem Manne versöhnt, der einst die Veranlassung zu seinem Unglück beim Grafen Wildenschwert geworden war oder vielleicht die Veranlassung — zu seinem Glück —

An einem gewissen gemacht zustimmenden Nicken des Großvaters mit dem Silberlockenhaupt merkte Gertrud allmählig, daß es mit dem Glückwünschen zum Kommen des Sohnes eine eigne Bewandtniß haben mußte. Des Großvaters „Ja, Ja —" und „Nein, Nein —" das er den Leuten erwiederte, kam nicht so freudig, wie unterm Lindenbaum das Gespräch von den Andern geführt wurde.

Auch der Herr Oberinspector hatte seit Jahren die Herablassung, bei dieser Gelegenheit sich mit den Leuten gemein zu machen am behaglichen weißgedeckten Tisch, der links und rechts zwei unmittelbar daranstoßende Düngerhaufen, den Geruch zweier Kühe, die sich Vater Nesselborn hielt, das Summen von allerlei bösen grünschillernden Mistkäfern und ein jeweiliges gräuliches Bellen eines Spitz, der nur auf das Schonen kleiner Kinder dressirt war, nicht ausschloß.

Vor Allem mußte, wie alle Jahre, so auch in

dieſem das greiſe Geburtstagskind ſeine Lebensgeſchichte erzählen. Das war eine unerläßliche Nothwendigkeit. Weniger war ſie's von Seiten der Hörer — dieſe kannten ſie ja ſchon auswendig — als eine von Seiten des Erzählers. Die großen Emporkömmlinge der Handelswelt, die Millionäre der Gewerbe, der Börſe, des Glücks oder der eigenen Verdienſte, klappern ja ebenfalls gern in gewiſſen Feierſtunden, wenn man ihren Champagner gerühmt hat, mit den „ſechszehn Batzen," mit denen in der Taſche ſie ihr „väterlich Haus verließen" oder „in dieſe oder jene Stadt gekommen" oder „in die Lehre getreten waren —!" Auch beim Mainwein am Schulhauſe zu Steinthal, ſo dünn das Getränk war und ſo wenig gewiſſe gewagte Witzzuthaten der Lene dem Kopfweh am folgenden Morgen vorbeugten, fehlte niemals des Alten Rückblick auf ſeine „von Gott behütete und gnädiglich geleitete" Schullehrer-Laufbahn. Selbſt Gertrud hätte dieſen ſchon ſtatt ſeiner vortragen können. Er wäre nichts als ein einfacher Tiſchlergeſell geweſen und hätte einen Bruder gehabt, der nach Amerika ausgewandert wäre und grade mit einem recht hübſchen Vermögen in dem Augenblick hätte ſterben müſſen, wo er ſich anſchicken wollte zu heirathen, er hätte zum Glück noch nicht gewußt, wen. Da wäre ſein Hab und Gut, fünftauſend Dollars (wie weit hätte es nach dieſem ſchönen Anfang noch der Peter Lebrecht Neſſelhorn in Amerika bringen können —!) an den einzigen noch

lebenden Bruder Johann Jacob Neſſelborn gefallen, der ſich inzwiſchen ſeinerſeits einmal bei ſeinem Handwerk am Finger verletzt, auch das beſtändige Stehenmüſſen an der Hobelbank nicht gut hätte vertragen können und einen Uebergang zum Lehrerberuf machte. Für den Lehrerberuf aber hatte der Direktor einer Schulmeiſterpräparandenanſtalt ihn ſogleich mit dem Gruß empfangen: „Neſſelborn heißeſt Du? Ei, da biſt Du ja zum Schulmeiſter geboren! Denn Dein Name heißet: In Neſſeln geboren —!“ Regelmäßig erntete der Alte an dieſer Stelle daſſelbe Lachen und regelmäßig fügte ſein loyaler Sinn hinzu: „Das war dazumal! Seitdem wird es ſchon hier und da mit uns armen Kreuzträgern beſſer —!“ Alle wußten, wie dann der berühmte Ballauf es geweſen, der den Präparanden in's Seminar hinübernahm, an welches dieſer als ein ehemaliger Zögling Peſtalozzi's verſetzt worden. Ballauf hatte noch zu jenen Sendlingen gehört, die deutſche Regierungen in die Muſteranſtalten des Schweizers geſchickt hatten zu einer Zeit, wo die Geiſter noch mit Hinzuziehung des Herzens die Lücken des Lebens ergänzten, wo ein glühender Enthuſiasmus noch hoffte, die Natur des Volkes umſtimmen zu können, es aus Trägheit in Schwung, aus Egoismus in Opferfreudigkeit zu erheben. Jene Zeit war es, wo man den Quellen der Nationalkraft nachzugraben gezwungen war durch den corſiſchen Eroberer. Damals hoffte man ſie dort zu finden, wo unſere

großen Dichter und Denker, die Claſſiker des achtzehnten Jahrhunderts, die Ideale der Menſchenwürde, der Menſchenveredelung aufgeſtellt hatten. Noch wurden nicht die bebrillten Naſen gerümpft über den erziehlichen Adam im Menſchen, der ein grundverdorbner wäre und nur durch „Zucht“ zu derjenigen Vollkommenheit gelangen könnte, die grade dieſer Staat, dieſer Beruf oder eine ſonſtige Modification des allgemeinen Menſchenthums erforderte. Ballauf war ein Schwärmer. Er ſchwärmte wie Peſtalozzi, Luther, Sokrates, Jeſus. Lienhard Reiſelborn hatte einmal die Erzählung ſeines Vaters mit den Worten ergänzt: „Ja, damals war es eine Zeit, wo die Fürſten und die Völker zitterten und ſie in ihrem Beben griffen nach Allem, was ihnen eine neue Hoffnung auf die Erlöſung vom fränkiſchen Joche bot! Ein neues Geſchlecht ſollte ruhmreichere Schlachten ſchlagen. Als ſie dann mit Strömen Blutes geſchlagen worden waren, da wurden die geiſtigen Hülfstruppen abgelohnt oder gar, wenn ſie nicht freiwillig gingen, als Meuterer mit Gewalt entwaffnet.“

Auch heute erzählte ſein Vater ſeine gewohnten Seminaranekdoten und wie ihm z. B. das Lateinlernen verſalzen worden wäre — durch eine Grammatik —

„In der die beſten Seiten ausgeriſſen geweſen,“ ergänzte der ſchnelldenkende Oberinſpector.

d der Schematismus den Parteien ihr buntes und abstechen-
s Colorit gibt. In Betreff der Hauptfrage des Christen-
ums reiten sie wie auf den Mauern des Kynast rund im
reise herum und halten künstlich genug den Rand. Der
Burmfraß der theologischen Kritik ist die Consequenzmacherei
d die damit verbundene Angebung. Die Herren scheuen
h nicht, ihre wechselseitigen Untersuchungen in der Prüfung
s auf gewisse Grenzpunkte zu führen, wo ein jäher Abhang
und man als irreligiös und unchristlich durch die Conse-
enzenmacher gleich vom tarpejischen Felsen gestürzt wird.
a ist ein Lehrsatz. Er ragt wie ein verwitterter Felsblock
s dem Meere hervor, das Alter schützt ihn und der Leucht-
urm der Kirche mit angehörigen Pfründen, der darauf ge-
aut ist. Die Wellen der gesunden Vernunft wogen nun
eran, die Brandung der Kritik und des weißen, schönen
aren Schaums neuer Entdeckungen und Wahrheiten ist
underbar; doch, weil der Fels nicht weicht, so sollen die
Wellen darum weniger schön sich gekräuselt haben, sie sollen
icht zum großen Ocean der Ideenwelt gehören; der alte
hurm mit seiner Priester-Oellampe trotzt auf seinen Felsen.
nd hier ist wenigstens noch ein Hinderniß der Geschichte;
llein die theologische Kritik wirft der Wahrheit noch weit
ehr Steine des Muthwillens in den Weg. Die Consequen-
n hält sie dem kühn schnaubenden Roß des Gedankens vor,
wird scheu, es fürchtet den Ruf der Ketzerei. So herrscht
keiner Wissenschaft so viel Wegelagerung, als in der hei-
gen. Jeder Newton, jeder Euler in diesem Bereiche
ürde sich für die Maschinen und Instrumente schon, mit
enen er seine Experimente machen will, eine schützende
Wagenburg bauen müssen. So kommt es auch, daß in keiner

„Nur wie er im zweiten Examen durchgefallen wäre, weil er —“

„Otaheite mit Madagaskar verwechselt hätte und Guinea mit Genua —“

Die Pausen, die aus diesen immer zu früh kommenden plötzlichen Einschaltungen des Schnelldenkers entstanden, war man im Gespräch mit ihm gewohnt. Die Erzählenden bekamen darüber Muße, öfter an ihr Glas, an einen Zug aus ihrer Pfeife zu denken. Es war aber auch bekannt, daß sich Johann Jacob Nesselborn nun nicht mehr weiter wagte, als bis zur Volksschule und daß er die ihm zufallende Erbschaft auf seine Söhne verwendete, um denen eine gewählte Bildung, dem ältesten sogar eine gelehrte zu geben. Die spätere Wendung, der frühe Tod der Mutter dieser Söhne, der Tod des zweiten Sohns, der Besitz einer schönen Anzahl von Staatspapieren für dessen hinterlassene Waise, die üblichen Scherze, daß sie noch in eine Pension kommen sollte, wo sie sich so ausbildete, um einen Grafen heirathen zu können, wurden heute wiederum vorgetragen — lockte dieselbe doch schon die ebenfalls sokratische Fragmethode der neckenden Gäste unterm Lindenbaum selbst hervor. Auch der Höhepunkt, die Berufung an eine Stadtschule, das Rektorat in Zinzen, der blinkende Orden, das Bruststechen und die Verpflanzung in die dahiesige schöne, ihm nun einmal zum unerläßlichen Lebensbalsam gewordene Landluft, alles, alles kam an diesem Tage, wie immer, so auch heute zu

seinem vollen Rechte, wenn auch einige Thatsachen nicht so recht frank und frei von der Leber oder dem gekitzelten Zwerchfell herunter wollten. Nämlich die den Oberpfarrer betreffenden. Ueber diesen Punkt behielt der Großvater heute etwas Gedrücktes und auch Gertrud schwärmte zwar scheinbar muthwillig herum, aber schon wie eine Biene in verschlossener Stube, die gegen die Fensterscheiben anfährt, wo, wie Goethe's letzter Wunsch lautete, „mehr Licht", Klarheit der Situation, zu finden ist.

Wülfing saß am allerstillsten. Ihn beschäftigte die nächtliche Operation. Tümpling, ein ehemaliger Husarenrittmeister, hatte diese ganz militärisch geordnet, wie eine Streifpartie im Kriege, einen kleinen Ueberfall von Hochkirch. Der Baron war später noch einmal im Schloß erschienen und hatte behauptet, für den Holzfrevel bestünde eine Verschwörung in der ganzen Gegend; es wären Menschen daran betheiligt, die sich sogar die Miene der Entrüstung über die nicht endenden Diebereien zu geben verständen. Wülfing war über diese Anspielung, die er auf sich selbst gerichtet glaubte, anfangs purpurroth geworden. Später hatte er sich erhoben, wollte den Baron zu näherer Erklärung auffordern, vermochte aber doch, halb sprachlos wie er war, nicht weiter zu kommen, als daß er, um nur etwas zu sagen — verlangte, daß alle zum Zusammenwirken Entschlossenen an Eidesstatt geloben sollten, auch nicht Einem, der nicht

handelnd betheiligt wäre, vom heutigen Vorhaben etwas zu berichten — „Topp! Selbst den Weibern nicht —“ hatte der ehemalige Rittmeister, ein übergereizter Hagestolz, hinzugefügt. Auf des Barons verfängliches Wort: „Geben Sie Ihr Ehrenwort, Herr Wülfing, daß Sie keinem Menschen, es sei, wer es sei, von unserm Vorhaben etwas stecken —!“ hatte der Förster mit dem Fuß aufgestampft. Der Rittmeister nahm nichts zurück, keine Aeußerung, die etwa falsch hätte gedeutet werden können. „Ich habe Ihr Ehrenwort —!“ Wülfings „Natürlich —!“ verlor sich im Schaum seines Zorns.

Seine Stimmungen zu beherrschen hatte der Jäger schon lange von seinem treuen Weibe gelernt, das ihm oft genug die Folgen der Jähhitze vorgehalten hatte. Es war ein großer Ernst in sein Gemüth eingezogen. Jener Tag, wo er sich für die Mißhandlung durch den Grafen Wildenschwert hatte rächen wollen, durfte ihm heute in Erinnerung kommen. Denn eben um den Sohn des Schulmeisters hatte er damals sein Geschick herausgefordert. Aber er hatte den damaligen Nachmittagsprediger seitdem schon oft wiedergesehen, ja den Vorfall oft mit ihm selbst besprochen und sich daran gewöhnt, daß Lienhard Nesselborn sogar einmal mit offenbarem Bezug auf ihn selbst hatte predigen können über das Thema: „Nicht blos unsere Irrthümer, auch unsere Sünden fördern uns! Vorausgesetzt, daß wir sie von Herzen bereuen —!“

Die Reue erfüllte Wälfings ganzes Innere. Die hochherzige Entlaſtung der Gräfin von damals war anfangs von den Gerichten nicht angenommen worden. Da hatten aber den Grafen die Entweichung ſeiner Gemalin, die unmittelbar darauf folgende Zuſchrift des Vaters, der Antrag auf Scheidung mit ſoviel Muthloſigkeit, Andre ſagen, mit ſoviel Verachtung der Welt und Menſchen erfüllt, daß er der Ausſage ſeiner ihm entflohenen Frau beitrat, die Spuren der verſuchten Brandſtiftung (jenes in die Jalouſieen gezwängte Werg fand ſich erſt im hohen Sommer) ignoriren zu wollen erklärte und zuerſt die Anguite, dann ihre Familie, zuletzt Wälfing und ſogar den übelberufenen, wenig empfohlenen Hennenhöft zu entlaſſen rieth. Wälfing hatte ſpäter erfahren, was ſich im Kopf des Grafen für eine Vorſtellung gebildet hatte. Sie war ſo furchtbar, daß ſie der Graf zu verfolgen ganz aufgab. Meine Frau war im Einverſtändniß mit den Böſewichtern! Sie ſelbſt hatte die Brandſtiftung angeordnet! Sie hatte mir in meinen Liebhabereien wehe thun wollen! Sie hatte die Entfernung vom Schloſſe, die längere Abweſenheit durch die Unbequemlichkeit einer Brandſtätte motiviren wollen — ! Das war es, was, wie man erzählte, plötzlich der Graf glauben zu müſſen ſich überredete. Doch hatte er alles niedergeſchlagen, aus Beſorgniß, daß er ſich durch das Ausſprechen ſeiner Vermuthungen, die er nicht begründen konnte, nur ſchänden, zum Mindeſten lächerlich machen würde.

Sicher würde die Reue in Wülfings Innern den Frieden verbreitet haben, den sein nächstes Leben darbot, das Glück, das ihm eine charakterfeste Hausfrau und zwei Kinder gewährten, wäre nur nicht zu jener alten Schuld eine neue gekommen, eine neue, die er sich anfangs sorglos, ja mit Freuden aufgebürdet hatte —! Hatte es doch gegolten, sich zu gleicher Zeit zu rächen und — aus dem tiefsten Gefühl der Verpflichtung heraus einem Wesen zu danken, das noch bis zu dieser Stunde seine Hand schützend über ihn, sein Weib und seine Kinder hielt. Die neuesten Erfahrungen mit dem Gatten der Frau von Fernau waren die ersten Abweichungen von einem Jahrelang gegen ihn beobachteten, rücksichtsvollen, ja ihn mit Güte überhäufenden Verhalten. Sollte es vielleicht Otto von Fernau gar nicht einmal wissen, was sich vor Jahren zwischen vier Menschen, von denen drei zum Vierten gesagt hatten: Sie könnten für ihn einen Mord begehen! zugetragen hatte —? Des Muthigsten hatten sie sich vermessen, Hennenhöft, Wülfing und die Auguste. Ob auch eines — „Mordes —?" Wülfing zitterte, wenn ihm in trüben Stunden durch sein erregtes Hirn fuhr: „Wenn es wirklich ein Mord gewesen wäre —?"

Eine geheime Schuld ist wie ein vergrabener Brunnen. Er bricht sich anderswohin Bahn, als dorthin, wo man ihn gehemmt. Er sickert allmählig an den ungeahntesten Stellen aus der Erde. Oder wie ein versinkender Schacht stürzt zuletzt ein künstlich

gewählter ganzer Bau zuſammen, der einen Schaden verbergen ſollte. Mehr zertrümmert er, als was die gehäßte Schuld allein erfordert und mit ſich gebracht haben würde. Denn bei einem haltloſen Gewiſſen, im Schmerz des nagenden Vorwurfs über eine Einzelthat tritt zuletzt das ganze Leben eines Schuldigen in Mitleidenſchaft. Dann ſcheint uns Alles an uns verfehlt. Sünden fallen uns ein, die wir längſt geſühnt zu haben glaubten, längſt dahingetragen wähnten vom Strom der Vergeſſenheit. Die Entſchuldigungsgründe, die ſonſt für uns zu ſprechen bereit ſchienen, zergliedern wir unbarmherzig. Sie wollen nicht mehr Stich halten. Wir, wir allein entdecken Lüge in dem, was alle Welt bereitwillig für Wahrheit genommen. Die Selbſtqual ſieht ſich ſchon von Anbeginn auf falſchen Wegen und möchte vergehen vor dem Antlitz des ewigen Lichts, wie unſer Auge beim Anſchauen der Sonne erblindet.

Dieſe Mitleidenſchaft des ganzen Menſchen an nicht geſühnter, nicht offenbarter Schuld zeigte ſich bei den Bewohnern des ſchönen, maleriſch gelegenen, von Baumalleen und blumigen Wieſen eingeſchloſſenen Forſthauſes in ihrer Haltung, in ihrem Vermeiden aller rauſchenden Luſtbarkeiten, in ihrem fleißigen Beſuch der Kirche, die ſie nie ohne Thränen verließen, in ihrem Erſchrecken vor jedem Briefe, den ihnen der Poſtbote brachte, in ihrer Neigung zum Wohlthun, ſoweit ihre Mittel es erlaubten, in ihrem ſpärlichen

Umgang, welchen der an Einſamkeit gewöhnte Waldbewohner doch ab und zu nicht hätte entbehren ſollen. Frau Auguſte Wülfing beugte nicht ganz ſo demüthig ihr Haupt, wie ihr Mann. Sie hatte einen ſichern, nicht etwa trotzigen, nur in ſich beruhigten und Niemanden ſcheuenden Blick. Der Wagemuth der Frauen iſt bei gewiſſen Conflicten des Lebens größer. Der Horizont ihrer Vorſtellungen über die Verantwortlichkeit iſt enger gezogen. Gewiſſe Uebereinkommen der Sitte, ja des Ehrgefühls zweifeln ſie mit unbefangenerem Sinne an. Sie ſeigen nicht ſo viel Mücken, wie die Männer, ja verſchlucken vielmehr, um mit der Schrift zu reden, ſelbſt Elephanten. Sie ſind nicht, wie ſo viele Männer, groß im Kleinen, klein im Großen, ſondern ruhiger wägen ſie Eines gegen das Andre ab.

Doch auch vor Einem Menſchen ſchlug die Förſterin das Auge nieder, vor dem Waldmeiſter Hennenhöft. Darin waren Mann und Frau einig. Mit dieſem mieden ſie jede Berührung, ohne ſich darum mit ihm zu verfeinden. Sie näherten ſich niemals der Behauſung deſſelben, die auch an ſich ſchon eine unheimliche war. Mitten im Walde hatte einſt ein altes Kloſter geſtanden. Vielleicht hatte ſich der Wald erſt nachträglich ſo dicht um die zerſtörten Trümmer deſſelben gelagert. In tiefen, erweichten, von Moos und Farrenkräutern bedeckten Mulden fand der Spaten bald beim Graben Widerſtand. Dann ſtieß man auf Mauern, Gewölbe.

Hier und da hatte sich noch in einem gewaltigen Gevierk ein Thurm, eine Zelle erhalten. Die Sage ging, daß von hier aus unterirdische Gänge nach dem Schlosse Steinthal führten. Auch dies war auf den Trümmern einer alten Burg erbaut. Doch verschwanden diese und ähnliche Eindrücke einer hinterlassenen Zerstörung durch die neuen An- und Ueberbauten jener waldstillen Einsamkeit. Da gab es lange Schuppen, wo die abgeschälten Baumrinden trockneten, andre für gesammelte Holzkohlen, Oefen, Vorrichtungen zum Schwehlen der abgehauenen Baumstämme, zum Verwandeln des aus den Tannen gewonnenen Theers in die zähere Form des Pechs — alles das stand unter der Aufsicht eines Mannes, der seinerseits selbst das Bild eines unheimlichen Daseins, ja einer Entwickelung bot, die sogar die ihm so nahe stehende, ihm durch ein Verbrechen verbundene Försterfamilie nicht ganz übersehen konnte.

Niemals fiel es Wülfing und seiner Frau ein, den Waldmeister in etwas, das zu dessen Bereich gehörte, stören zu wollen, ihn über Pläne und Absichten für die Zukunft zu befragen, wohl gar ihn an sich zu ziehen und zum Vertrauten ihrer eigenen Lebenshoffnungen zu machen. Sie begnügten sich mit dem, was man „Guten Tag und Guten Weg" nennt. Sie räumten ihm jeden Vorrang ein, jede Oberhand, die dem Waldmeister und dessen vielverzweigten Funktionen über den Förster, den Beaufsichtiger nur des grünenden

Holzes und der lebendigen, flüchtigen Bewohner des Waldes, zustand. Auch seine Lebensweise ließen sie ihm hingehen, sowohl früher mit einer verwilderten Person, einer Zuhalterin, die er zuweilen mißhandelte, zuweilen ganz aus seinem Hauswesen verjagte, bis sie wiederkam und einmal nach einer seiner Rohheiten erkrankte und starb, wie wiederum gegenwärtig mit dem verrufensten Mädchen der Gegend, der Marlene des Maurers Bartel von Steinthal. Nichts Schrecklicheres konnte Auguste ihrem Manne berichten, als einmal ein Wort, das ihr Hennenhöft höhnisch zugerufen hatte, als er mit seinem Brotsack, den er alle acht Tage in einem entlegenen Orte füllte, auf dem Rücken, an ihrem Hause vorüberging und auf eine Mahnung hin, die sie in Form eines Glückwunsches zur baldigen Verheirathung mit der Marlene gewagt hatte, kurzweg so ausbrach: „Haha! Ich halt's ja nicht mit der Jungen, sondern mit der Alten! Die geht auf die Kirchhöfe und scharrt die Leichen aus —" Auszuscharren gab es für jenes Vierblatt genug.

Jetzt sollte Wülfing mit seinem ehemaligen Kameraden in einen offenen Zusammenstoß gerathen. Sein Wort war einmal gegeben. Keiner Menschenseele, sogar seiner Frau nicht, sollte er von dem nächtlichen Streifzug erzählen, einem Abenteuer, wobei es scharf hergehen konnte. Der Zorn, daß man ihn selbst — er hatte es vollkommen begriffen — für einen geheimen Mitverkäufer des erlegten Wildes gehalten,

hatte ihn hingeriſſen, mehr zu verſprechen, als ihm lieb war. Den Streifzug mußte er mit ganzer Hingebung an die ihm von Fernau und dem Rittmeiſter geſtellte Aufgabe nun mitmachen. Sollte er aber nicht zuvor zu Hennenhöft gehen und ihm ſprechen —: Menſch, ich habe Dich an mich gekettet durch meine erſte Jugendſünde —! Wir dienten zuſammen unſere Militärzeit bei den Jägern ab —! Ich folgte Deiner Verführung zum Leichtſinn, zum Trunk, zum Spiel —! Sogar zum Verbrechen haſt Du mich verleitet — als ich ſah, daß Du beim Bataillon im Depot unſerer Armatur ſtahlſt, Leder, Tuch entwendeteſt, und ich nicht nur nicht Dich angab, ſondern ſogar einzurichten ſuchte, mit Dir zu gleicher Zeit Nachts am Depot auf Wache zu kommen, Dir die Zeichen der Sicherheit anzugeben, wenn Du einſtiegſt und den Staat beſtahlſt, den König, die Kameraden —! Hintennach diente ich noch als Vermittler Deiner Entwendungen bei den Gaunern und Hehlern. Ach, Dich traf eine fünfjährige, mich eine zweijährige entehrende Strafe —! Von einer ehrenvollen, unſerm Beruf entſprechenden Zukunft waren wir abgeſchnitten —! Ich wollte mich beſſern. Ich faßte den heiligen Entſchluß dazu. Da und dort, wo ich Dienſte ſuchte, gab ich die aufrichtigſten Verſicherungen. Aber überall ſtanden mir meine Zeugniſſe im Wege. Muß ein Fehltritt ſo für ewig, ewig geſchehen ſein —! Muß er ſo unauslöſchliche Folgen nach ſich ziehen!

Wiſſenſchaft mehr über den Anfang geſtritten wird, als in der Theologie. Sie iſt noch immer nicht im Reinen, was Verſtand, Vernunft, Glaube, Offenbarung iſt. Ihre Syſteme ſind zur größeren Hälfte mit Voruntersuchungen angefüllt, ſtatt über den Vogel, den ſie ſehen, zu ſprechen, ſprechen ſie über die Augenlinſe und die Brille. Dies entſpringt aus der Furcht, in Conſequenzen gezogen und, ſtatt von den Jüngern Chriſti, von den Jüngern Jeſu, von den Jeſuiten, geprüft zu werden. Die Rationaliſten ſogar gehören zu dieſen Jeſuiten. Denn für ihren kleinen Bettelſack von Dogmen ſcheuen ſie ſich nicht, um ihn durchzuſchmuggeln, alles Wiſſenſchaftliche in der Theologie nach ſeinem Paß zu fragen, wie Diebe, die, um ſelbſt fortzukommen, ſich unter ihre Verfolger miſchen und rufen: Halt ihn!"

Dies ſetzte Verſtimmung und trübe Gährung. Blaſedow blieb als Bodenſatz allein. Die drei Andern ſprachen den Nachmittag und die Dämmerung des Abends die ganze Theologie und Paſtoralwiſſenſchaft durch und geriethen über alle Streitigkeiten des Tages ſelbſt in welche. Die Geiſter von tauſend Büchern, die ſie citirten, fochten mit ihnen, und wenn ſie etwas einiger geweſen wären, ſo hätten ſie in ihrem Eifer leicht eine neue Religion in der kurzen Zeit ſtiften können, oder etwas erfinden, was, wenn ſie es früher ſchon hätten einführen können, Chriſtus den Tod am Kreuze würde erſpart haben. Das ſagte auch Blauſtrumpf und bemerkte gleichſam mit dem Unwillen eines Hebarztes: „Warum bin ich nicht früher gerufen worden?"

So ehrenvoll es Tobianus ſchien, bei dieſer neuen Religionsſtiftung zugegen geweſen zu ſein, ſo überkam ihn doch mit zunehmender Dämmerung ein unheimliches Grauen.

Erbarmt ſich keine Gnade des Himmels, kein menſchliches von Gott erleuchtetes Herz und glaubt den Verſicherungen eines Sünders, daß er ſeinen Fehl bereut, daß ſein Vorſatz, ſich zu beſſern, von Herzen kommt —? Verzweifelnd rang ich mit den Widerwärtigkeiten meines Schickſals, kam zu nichts, wurde nichts, bis Du dann aus dem Gefängniß zurückkehrteſt, mich ſofort begrüßteſt, mir die alte Kameradſchaft aufdrangſt und leichtſinnig über Dein Schickſal lachteſt, trotzteſt und von Wiederherſtellung Deiner Ehre prahlteſt —! Ich Thor, der ich Dir glauben konnte und Dich nicht ſofort aus meiner Nähe verwies —! Zum Guten hatte ich ernſtlich zurückkehren wollen. Ich ſuchte einen Dienſt, der mich ehrlich ernährte, und wieder, wieder verblendeteſt Du mich und bahnteſt mir den Weg zum Glück durch ein neues Verbrechen — durch eine Fälſchung meiner Zeugniſſe! Mit Schaudern ſah ich, wie Deine geſchickte Hand mir das beſte Lob der Militärbehörde ſchrieb, den Stempel des Regimentes, die Handſchrift des Kommandeurs, des expedirenden Feldwebels nachahmte —! Die richtigen Zeugniſſe wurden vernichtet. Zitternd überreichte ich die falſchen bei Herrſchaften, Förſtereien — ich erhielt den Dienſt als Livreejäger beim Grafen Wildenſchwert, der ſich ſo eben glänzend verheirathet hatte! Ich fügte mich in alle Launen meiner Herrſchaft, diene treu und ehrlich, bin aus Furcht über Entdeckung meiner Vergangenheit und meiner Frevel die Beſcheidenheit ſelbſt.

Bis dann einmal wieder eine böse Stunde über mich kommt —! Ich war ermüdet, abgehetzt den ganzen Tag. Die Gräfin hatte die Dienerschaft für sich in Beschlag genommen; noch am späten Abend sollte ich flink auf den Beinen sein, ich schlief fast im Gehen — da erfaßt mich mein böser Geist und verführt mich, zum Grafen zu sagen, als er mich aufgefordert hatte, den Pfarrer Nesselborn zu bedienen: „Auf dem Mohrenkopf wird er doch wohl gelernt haben, sich selbst zu bedienen —!“ Der geistliche Herr hatte die Tochter eines Wirths geheirathet. Diese war schön. Sie hatte, glaub' ich, sogar dem Grafen den Kopf verrückt. Da schlug mich dieser, warf mich nieder, stieß mich mit Füßen — beschimpfte mich vor dem ganzen Schloß —! Racheschnaubend entfloh ich. Grausenvolles Geschick, daß ich Dich, Dich wieder treffen muß in dem Augenblick, wo ich vom Schlosse mit zerrissenen, beschmutzten Kleidern, in meinem glänzenden stolzen Tressenrock, wie irrsinnig, hinunterrenne —! Ich wollte zu meinem guten Engel, zu Auguste, nach Klosterode, um mich bei ihr auszuweinen —! Da begegne ich dem Versucher, der sich auf's Neue an mein Leben klettet —! Hahaha! lachtest Du auf voll tückischer, teuflischer Freude. Du glaubtest an meine Stelle kommen zu können. Aus meinem Unglück wolltest Du Vortheil ziehen. Geh Du nur selbst! Melde Dich! Versuch's mit ihm, falz' es ihm anders, als ich gekonnt —! So rief ich und nannte Dir den Ort, wo ich mich verbergen wollte

bei meinem Engel — Aber nach einer Stunde kamst Du zurück, wuthschnaubend, ebenfalls rachedürstend —! Man hatte Dich nicht nur abgewiesen, sondern sogar ausgelacht. Da beredest Du mich, mit mir beiseit zu gehen, zu berathschlagen. Ich für mein Theil wollte fort, heimlich nur auf und davon. Denn die Schaam überwog schon mein Rachegefühl, ich wollte nur noch im Schloß meine Sachen bergen und sie mir holen in der Nacht. Du begleitest mich — es war anfangs mondhell — der Mond verfinsterte sich — aus der Hütte meiner Geliebten, die in Thränen verging, hattest Du verdächtige Dinge mitgenommen, die ich erst' erkenne, als Du von ihnen eine Tod und Verderben Andern, und mehr uns noch selbst drohende Anwendung machen willst —! Nahe daran sind wir, ich zögernd, Dich um Einhalt bittend, ein neues Verbrechen zu begehen. Wir schwingen die Brandfackel —! Nun wurde das Auge Gottes über uns sichtbar, Gottes Mund hörbar, Gottes Hand fühlbar —! Eine Stimme aus der Höhe sprach zu uns. Wir stehen erstarrt über den Anruf in stiller Nacht. Das furchtbare Wort: „Reif zum Zuchthaus" schallte in unser Ohr wie Posaunenton des jüngsten Gerichts, ein Mahnruf an den Ort, wo wir uns schon einmal befanden —! Wir entfliehen. Und dieser Ankläger, dessen Zeugniß uns vernichten mußte, wenn man uns ergriff — was that er —? Wie mit einem göttlichen Gnadenstrahl schmolz er die Eisenstäbe unseres Gefängnisses, in das wir schon

abgeführt wurden —! Dasselbe faßte er aus, was auszusagen wir uns auf der Flucht, im Walde, gehetzt von den Verfolgern, auszusagen verabredet hatten —! Und da inzwischen keine neue Einwendung vom Schlosse gekommen war — so sind wir frei — nicht nur frei, sondern zu Gnaden aufgenommen, versöhnt mit den Menschen, die uns Brot geben, die uns die Hand reichen zur Rückkehr in die Gesellschaft der Tugendhaften —! Mein Weib, mein Strafengel, wenn ich je wieder hätte straucheln können, hielt das Flammenschwert nicht blos über mir, sondern, Verworfener, auch über Dir, den die Güte einer vornehmen Frau, die Du schon einmal gekränkt und beleidigt hattest, dermaßen beschämte, daß Du sie fußfällig batest, eine Bahn wandeln zu dürfen — die dann freilich — —

An dieser Stelle in seinen Erinnerungen wetterleuchtete es in Wülfings Seele. Da zuckten Blitze blau und gelb. Da betäubte ihn der Duft des höllischen Schwefels, gleichsam wie wirklich in der Luft eingeathmet. Ein Abgrund nach dem andern gähnte ihn dann an in unheimlicher Beleuchtung.

Sein ganzes Leben war er so durchgangen und noch nicht auf dem Höhepunkt angelangt, der aus ihm zu letzt einen bußfertigen und gebesserten Menschen gemacht hatte, ja selbst das Wunderbarste seither auch an Hennenhöft vollbracht zu haben schien.

Auf dem Wege vom Amtshause bis zur Schule war er noch unentschlossen, ob er nicht zu Henner-

höft ſagen ſollte —: Hüte Dich um Gottes-willen vor dieſer Nacht! Verlaß Dein Haus nicht —! Hänge die Büchſe an die Wand, die Dir eigentlich zu tragen als Waldmeiſter gar nicht geziemt —! Beſinne Dich auf die Abgründe, an denen unſer beiderſeitiges Leben dahinwandelt —! Auf die Dinge, die wir zu verſchweigen, mit ewiger Nacht zu bedecken haben und die unfehlbar an's Tageslicht kommen, wenn unſere Perſonen nicht mehr ſicher ſind —! Auch eben dieſe Gefahr, dich ſelbſt zu verlieren, iſt es, die Dir heute droht —! Du ahnſt Dein Verderben, das Verderben ſo vieler Andern und Deiner Wohlthäter nicht —!

Bis zur Klarheit eines feſten Entſchluſſes, am wenigſten bis zum Muth, ſein gegebenes Ehrenwort zu brechen, hatte ſich der Jäger nicht hindurcharbeiten können. Der Augenblick nahm ihn in Anſpruch, dieſer erhebende, wo er fühlen durfte, wie ſo innig wohlthuend es iſt, nach den allgemeinen Geſetzen der Ehre behandelt, hineingezogen zu werden in den Kreis von Perſonen, bei denen es heißt: Ein Mann ein Wort! Sollte er den „ſchlummernden Hund" wecken, den ihn manchmal geſpenſtiſch anbellenden Ruf ſeiner jungen Jahre? Sollte er ſich nicht mit Behagen in dem Gefühl wiegen: Sieh, ſie wiſſen nichts von Deinen jungen Tagen und wenn ſie's wüßten, ſo laſſen ſie Dich nichts davon empfinden —!? Warum dies Gefühl muthwillig zerſtören —! Muthwillig —? ſtutzte

er freilich und ein Schauder überfiel ihn, bedachte er, was es alles an Hennenhöft zu schonen gab.

So in sich getheilt stand der Förster am Lindenbaum und erhielt von Gertrud sein Glas, gefüllt mit frisch ergänztem Waldmeistertrank, und Niemand hatte einen Groll auf ihn und Niemand würde etwas davon geglaubt haben, wenn ihn hier ein böser Leumund hätte ausschließen wollen. Pfarrer Peterenz hatte zu oft in seinen Augen Thränen gesehen, die nicht verstellte schienen. Der Schnelldenker hatte erst heute wieder des mit ihm Rechnenden Frage: „Sie werden doch nicht denken, daß ich mich selbst am Gut der Herrschaft —?“ mit: „Wo denken Sie hin, Wülfing?“ vor dem entscheidenden Schlußwort „vergreife“ beantwortet. Der alte Schulmeister hatte sogar die Geschichte seines Falls in des Grafen Wildenschwert Gnade von jeher mit einer Art Genugthuung vernommen. Denn die Wahl grade dieser Frau, der Tochter eines Wirthes, und wenn sie noch so schön war, noch so liebenswürdig, noch so sehr Gegenstand der Bewunderung eines ganzen ritterschaftlichen Kreises, war durchaus gegen des Alten Verhoffen gewesen. Das schöne altumbuldigte Kind war nichtsweniger als eine „reiche Wirthstochter,“ wie es anfangs geheißen hatte. Sein Sohn war, und eben in Folge dieser Heirath, lange für ihn nicht das geworden, was man nach seinen reichen Gaben und nach dem, was auf seine Ausbildung verwendet worden war, hätte erwarten sollen.

Die Post kam um sechs Uhr an. Schon beim Vorüberfahren grüßte mit einem dem Vater bekannten schwarzen Sammetbarett der Sohn des Hauses aus dem Schlage. Alles, die Lene und den Großvater ausgenommen, eilte dem Wagen nach, der erst an der Post hielt. Herr Lienhard deutete nach hinterwärts auf sein Gepäck.

Nicht lange, so kam er vom Waldhornwirth und Posthalter daher und alles, was ihn zu begrüßen geeilt war, Gertrud zumeist, half an seinen Effekten tragen, die sich in den diesmal dazu gehörenden Cartons als Geburtstagsgeschenke zu erkennen gaben. In der That, es war eine kostbare mit Früchten belegte Torte und mit einem jubelnden „Vivat der Großvater" darauf —! Es war von Levana ein gestickter Tabacksbeutel, ein schönes Rückenkissen von Adelgunde, ein Ballen schwarzen, feinen Tuchs zu einem neuen sonntäglichen Anzug vom Sohn — alles bewunderte die Bescheerung und nur Gertrud merkte, daß der Großvater zu alledem höchst sonderbar lächelte. Dies Lächeln, das so in den Mienen sitzen bleibt, ohne daß es der Lächelnde weiß, kannte sie schon. Sie wußte, bemerkt nun der Großpapa, daß es den Schein hat, als lächelte er, so macht er grade ein Gesicht zum Erschrecken —!

Aber Herr Lienhard war die Liebenswürdigkeit und Angeregtheit selbst. Jetzt war der Herr Oberpfarrer ein Mann in den Vierzigen, aber noch von jugendlicher Frische. Das Wort des Oberinspectors: „Ihre Gattin, Herr Oberpfarrer, hat etwas von dem

Salz, das die Männer jung erhält —!" lehnte er nicht ab, obschon des Großvaters Lächeln und ein ängstlicher Blick Gertruds, des so frühreifen sinnig beobachtenden Kindes, verriethen, was das „Jawohl! Jawohl!" des Sohnes und des Onkels sagen konnte. Salz beizt — und beißt auch frisch und jung.

Der Oberpfarrer von Bruckbach schüttelte allen, auch dem Förster die Hand. Er begrüßte den Pfarrer Peterenz collegialisch. Gertrud, die er für zu groß geworden erklärte, um sie noch so, wie er gemocht hätte, küssen zu können, herzte er dennoch. Der Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Bruder, die hervorgehoben wurde, widmete er einen gewiß aufrichtig gemeinten Blick der Rührung. Nur die Nachricht, daß Gertrud nun bald in eine passende Erziehungsanstalt kommen sollte, veranlaßte für einige Sekunden seinerseits ein nachdenkliches Schweigen.

Die Wahl einer passenden Erziehungsanstalt für junge Mädchen, namentlich solche, die zu einer einfachen bürgerlichen Lebensstellung erzogen werden sollen, nicht zu „klavierklimpernden, französischparlirenden, englischlispelnden Salondamen oder neunmalweisen Gouvernanten", wie er sagte, gab Veranlassung zum Austausch manches Urtheils, mancher Erfahrung. Der vierzigjährige Sohn des alten Schulmeisters hatte sich noch jetzt die Liebe zum Beruf seines Vaters erhalten. Wieder brach er über die meisten Erziehungsanstalten den Stab. Er bekannte offen, bemerkt zu haben, daß

die meiſten nicht vom Staat oder der Gemeinde ausgegangenen Schulen oder Bildungsanſtalten reine Erwerbsſpeculationen ihrer Begründer wären. Dieſe in der Regel ſchiffbrüchig gewordenen Charaktere, ſagte er, eröffneten ihre geiſtigen Ringplätze mit großen Phraſen; aber es ſtäke nichts dahinter, als die proſaiſche Abſicht, ſich eine Exiſtenz zu machen. Da würden Grundſätze, pädagogiſche Regeln ausgehängt, aber nicht eingehalten. Man opferte dem nüchternen Zweck des Erwerbs die Erhabenheit der aufgewandten erzieblichen Mittel. Um von den Behörden die Conceſſionen zu erhalten, um die Controle der Schulinſpectoren zu Gunſten der auf unſichern Füßen ſtehenden Anſtalt zu gewinnen, fügte man ſich dem Geiſt, der von oben her für die Schule und die Löſungsmethode ihrer Aufgaben diktirt würde. Der Oberpfarrer zeigte ſich ſo im Zuge, daß der Vater immer einſylbiger wurde. Schon einmal hatte Lienhard ſeine geiſtliche Laufbahn aufgeben und beweiſen wollen, daß auch Privaterziehung auf ſoliden Grundlagen fußen könnte. War dieſe Kriſe auf's Neue eingetreten — —?

Es kam zu manchem Anprall im Meinungsaustauſch. Der Förſter hörte beſcheiden zu und dachte an ſeine beiden tüchtigen Söhne im Gewerbinſtitut. Der Oberinſpector und der Pfarrer faßten wenigſtens die Volksſchule anders auf, als Lienhard, ohne darum in jene Intoleranz gegen die Pädagogen zu verfallen, die einſt jener Pfarrer in Wildenſchwert gezeigt hatte.

Pfarrer Peterenz apostrophirte sogar das greise Geburtstagskind und sagte, er wünschte ihm einen Dichter, der sein Leben als Muse eines —

„Auf die Postille gebückt zur Seite des wärmenden Ofens saß der redliche Tamm —" unterbrach der Schnelldenker aus Beisens siebzigstem Geburtstag.

Pfarrer Peterenz brachte neuere Dichter als Verherrlicher des Schulmeisterstandes in Vergleichung und rühmte Jeremias Gotthelf, der so recht den Kern und die echte Natur im Leben des Volkserziehers getroffen hätte.

Damit kam er bei Reinhart Reichlein nicht gut an. Sein lockiges, jetzt theilweise ergrautes Haupt in den Nacken werfend, sprach er mit blitzenden Augen:

„O nein, nein, nein! Dieser Schulmeister Käser des Jeremias Gotthelf ist ein jämmerlicher Wicht, ein Stümper von Anbeginn bis zu Ende! Nicht verkenne ich die homerische Kunst der Schilderung im Vortrag des Erzählers, nicht die Kunst, der Natur ihre geheimsten Details mit überraschender, oft unser heiterstes Behagen weckender Darstellung abzulauschen. Aber ist dieser Käser die würdige Auffassung des Lehramts? Zeigt nicht der schweizerische dünkelhafte Theolog, der statt Pizius hätte Pilatus heißen sollen, wie ihm die große Frage der Volkserziehung und Bildung eine durchaus überflüssige erscheint — ? Er verspottet sie, er giebt sie dem Raserümpfen der Herren Kirchen- und Ober-

Die Aussicht auf den Punsch wog seine Angst nicht auf. Er sah den Consistorialrath fest entschlossen, es mit dem Spuke aufzunehmen, und Dienst-Rücksichten geboten ihm auch, ihn in seinem Eifer gegen den Aberglauben zu bestärken. Nun wußte er aber, daß er selbst dabei eine unbewußte Rolle spielte. Er war die leuchtende Flamme, wie Blasedow sagte, welche die Fledermäuse in's Zimmer locke. Durch seine Vermittlung kam der Spuk zum Vorschein; über ihn ging der Weg ins dunkle Jenseits der Natur. Dies machte ihn schaudern und benahm ihm die Lebensgeister, noch ehe er sie durch den Punsch wieder auffrischen konnte. Der Gedanke, daß, wenn er die Ursache des Gespenstes war, er auch bei Bannung desselben die Rückwirkung auf irgend eine empfindliche Weise empfinden müßte, zernagte ihn. Er wurde schweigsamer und mit hereinbrechendem Dunkel vollends muthlos. Es war ihm, als müßte er sich auf einen Elektrisirstuhl setzen oder als könnte ihn jeden Augenblick der Schlag rühren. Es entfernte sich von den beiden geistlichen Disputanten, die sich nicht einmal ein Compliment ohne Controverse sagen konnten, und irrte wie ein Nachtwandler im Hause und Hofe umher. Er hätte gern die Flucht ergriffen, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Gertrud sah ihn und dachte, er sucht etwas, was ich ihm nicht zu zeigen brauche. Sie schwamm bereits in all den vier Elementen, welche die Welt und den Punsch bilden, und Tobianus hätte gern in einem Winkel die Nacht und den Abend verschlafen.

Er hielt es auch nicht aus. Blasedow kam von oben herunter. Herr Ritter wollte bleiben und Blaustrumpf streifte schon die Aermel auf, um das spukende Hexenkind aus der Taufe der gesunden Vernunft zu heben. Blau-

schulräthe preis! Wie dieser Dichter in allem immer nur mit dem Rückschritt gegangen ist, wie er die Berufung des Volks zur Mitberathung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Vaterlandes fortwährend zum Gegenstande des Spottes machte und auch im Kirchlichen und Christlichen nur das pries, was Gott den Herrn zum Zuchtmeister, sein heilig Evangelium zur Zuchtruthe stempeln sollte, so hat er auch die große pädagogische Frage des Jahrhunderts nur als eine armselige, mit Lumpen bedeckte Bettlerin hingestellt. Er will die Schulmeisterwelt der Schweiz vor Pestalozzi schildern und giebt doch nirgends ihrem dann folgenden Retter und Erlöser die Ehre! Er macht die wohlmeinenden Behörden lächerlich, die in seinen blödsinnigen, wie ein Kalb so dummen, dabei diebischen, verlogenen Käser die Funken der Erleuchtung werfen wollen. Kann uns Liebesgetändel oder eine poetische Genremalerei dafür schadlos halten, daß ein durch und durch zum Lehramt unberufener, ehemaliger Webergesell in der Erzählung seiner Schulmeisterleiden und -Freuden nur den Lehrerstand im Großen und Ganzen grade so verspottet, wie ihn die Pastoren, unsere Herren Collegen, verspottet haben wollen —? Wie sich dann aber alles Unlautere durch sich selbst bestraft, so auch hier. Dieses Kalb, dieser Käser, ein Simplicissimus der Schule, trägt seine eigene Geschichte vor und thut es in einem Styl, mit Betrachtungen, Abschweifungen auf Anderes, die doch

nur das Ergebniß der größten geiſtigen Durchbildung ſein können! Woher iſt nun dieſem Menſchen, muß der Leſer auf jeder Seite, bei jeder aus irgend einer Predigt des Pfarrers Biſſius herübergenommenen, rhetoriſch aufgeputzten und im Schweizerſtyl aufgedonnerten Stelle fragen, woher iſt dieſem Webergeſellen all dergleichen gekommen? Wo wird denn der Bruch des Erzählers mit ſich ſelbſt, die Erkenntniß, die Erleuchtung, das gründlichere Vonvornanfangen eines ſolchen Eſels geſchildert? Immer denkt man, nun geht er nach Burgdorf oder noch früher nach Stanz und läßt ſich taufen bei dem Mann Gottes, Peſtalozzi, der die Kinder aus der Gewalt ſolcher Mondkälber des Schulamts zu befreien geſendet worden iſt, und es bildet ſich der Geiſt, der alſo über ſich ſchreiben, alſo ſich recenſiren und ſelbſtabkanzeln kann. Aber nein, das Ganze bleibt ein ungelöſtes Räthſel. Gelöſt bleibt nur der Haß des Buchſtabengläubigen, des Zuchtruthentheologen auf die Schule im Allgemeinen, die er ſogar um das Wort „Meiſter" bemäkelt. Das „Meiſtern" ſoll wahrſcheinlich allein der Kanzel gehören."

Einer ſolchen tiefergriffenen Auslaſſung gegenüber ſtellten ſich der Pfarrer und der Oberinſpector nicht auf die angegriffene Seite. Es hätte für die Verſtändigung wenig gefruchtet und vollends ihnen ſelbſt den Schein einer Geſinnung gegeben, die ſie in ſolcher Schroffheit, wie ſie von Lienhard angegriffen wurde, nicht beſaßen. Dem Letztern entfuhren ſeine ge-

wohnten zustimmenden „Allerdings!“ „Ja freilich!“ u. s. w., wie immer um zwei Worte im Satze zu früh. Auch da, als Pfarrer Peterenz die mit einem Seufzer, aber auch mit einem „letzten, wirklich letzten“ Glase begleitete Erklärung beendigt hatte:

„O wer doch von allem, was uns im magischen Lichtglanz der Idealität vorschwebt, die gemeinen irdischen Nebenbedingungen entfernen könnte! Das ist das gemeinsame Loos bei Allem, was wir erstreben —! Wie auch an der schönsten Blume, wenn man sie gründlich studiren will und sie deßhalb aus der Erde zieht, der feuchte Moder des Erdreichs mit Würmern und Schnecken uns anwidert —! Der vollkommene Musterlehrer, lieber College, ja, ja, der soll noch geboren werden, fast hätte ich gesagt, wie der vollkommene Musterschüler —! Auch solche sollte es geben, Kinder, die in die Schule nicht das vorurtheilsvolle Haus übergiebt, sondern die Natur, ein Kind, das vollends nichts zu verlernen, nur aufzunehmen braucht —! Es ist nur zu wahr, es steckt alles voller Schlacken —!“

„Der rechte pädagogische Glaube heiligt, läutert, reinigt alles —!“ entgegnete Lienhard Nesselborn. „Wir müssen erziehen für ein Leben, wie es Gott nur im Sinn gehabt haben kann, als er den Menschen geschaffen. Rousseau's Emil ist nur eine Fabel für die Welt, wie sie ist. Aber für die geistige Welt, für

das Gewissen des Erziehers hat dieser Civil gelebt und lebt noch alle Tage —!"

Es wurde Zeit, sich zu trennen. Den Nachtimbiß nahm Jeder bei sich daheim. „Noch manches Jahr wie heute —!" hieß es von allen Seiten, als man schied mit dem Gefühl, daß der Herr Oberpfarrer etwas vorhatte, was er mit seinem Alten erwägen wollte. Mit geistigen Hülfsmitteln konnte der weiland Rektor von Zinzen nicht wie ein Xenophus beisteuern. Wahrscheinlich war es also auf die sogenannten Batzen des Alten abgesehen. Der Pfarrer sagte beim Nachhausegehen zum Oberinspector:

„Es waren vier Flaschen recht guten Weins zur Bowle verbraucht worden!"

Endlich einmal ein Jahr, den der Schnellcenter nicht abgeschnitten hatte.

Dieser grübelte über die nächtliche Excursion, über das gegebene Ehrenwort und den sonderbar trüben Blick, den er beim Abschied am Förster bemerkt hatte.

Als es nach Entfernung der Gäste so sonderbar still wurde zwischen Großvater und Onkel, da geriethGertrud beim Abräumen in eine recht bellommene Stimmung.

# Elftes Kapitel.

Mit erhabener Feier schwamm schon im noch sonnenblauen Abendhimmel die fast ganz gefüllte Scheibe des Mondes. Noch war die Wächterin des Tages am westlichen Horizont nicht untergegangen. Kein Wölkchen begleitete das stille Emporsteigen der silbernen Scheibe. Es mußte eine herrliche, im Frühling eine Sommernacht geben.

Noch schärften die Knechte ihre Sensen zur frühen Heuernte. Hier sitzt ein Bauer am Thorweg seines Hofes und bessert die Einfahrt aus — denn im Aprilregen sind die hölzernen Riegel verquollen. Die Arbeit geschieht mit Schonung der Schwalbennester dicht über dem Thorweg, die seit Jahren dem Hause Glück gebracht haben. Quer über der großen Straße des Dorfs hinweg jagen die Kinder die Gänse heim, jede in ihre besondere Behausung. Die Gans gilt für den Vogel der Dummheit. Mehr noch sollte sie der Vogel des Zorns und der Leidenschaft heißen. Wie sie die Hälse weit vorstrecken, um ihr Ziel zu erreichen, wie sie Jeden, der ihnen in den Weg kommt,

anschnauben mit einem sausenden Tone, der dem Blasen aus den Nüstern eines erzürnten Rosses entspricht —! Sie fürchten keinen Hund, der bellend in ihre Reihen bricht —! Sie unterstützen ihr gellendes Schreien mit dem Schlag der Flügel, womit sie kräftig wie der Schwan ausholen. Im Mittelpunkt des Dorfes, der Kirche gegenüber, an einer Stelle, wo ein kleiner schmutziger Tümpel liegt und daneben ein langer Schuppen steht zum Bergen der Feuerleitern und der ledernen Feuerkübel und sich alle Gassen vereinigen, unter vier, fünf schlanken Pappeln, tummelt sich noch die Jugend des Orts. Fiele da auch der künftige Erbe eines großen Bauernhofes in's Wasser, der Grund ist nicht tief und von allen Häusern und Hütten sind die Augen herübergerichtet und wachen über jeden Streit, der sich erhebt. Des Geschreis an dieser Stelle, des Lärmens der Jungen ist kein Ende. Hier führt auch Nante Bartel schon wieder das Wort. Wie sich die Naturen doch alle so frühe kundgeben —! Die Einen unter den Kindern müssen immer befehlen, die Andern immer gehorchen. Den Einen unter ihnen ist alles immer recht, die Andern krakehlen über jede Kleinigkeit.

Durch diese lebendige Abendchronik des Dorfes dahin schreitet Wälsing. Er wird von allen Seiten gegrüßt. Er mußte es ein Glück nennen, ein ihm von Gott geschenktes, daß er so sorglos, so unbefangen hier wandeln, so still geduldet unter geachteten

Männern sitzen durfte. Denn Niemand kümmerte sich um seine Vergangenheit. Munkelte man auch etwas von einer beim Militär verbüßten Strafe, so wird Militärstrafe vom Volk leichter gedeutet, als eine, die bürgerliche Gerichtshöfe verhängen. Man kennt die Strenge der militärischen Gesetze. Aber man schien auch von seinen Jugendsünden nichts zu wissen. Er sowol wie Hennenhöft hatten gleich anfangs, als sie in ihre Aemter eingesetzt wurden, hier so sicher auftreten dürfen, wurden so vom ersichtlichen Wohlwollen der Herrschaft ausgezeichnet, daß üble Nachrede ihre Stellung nicht erschüttern konnte. Und anfangs hielt sich Hennenhöft auch besser, als wenigstens Wülfing und seine Frau erwartet hatten. Der thörichte Mensch affektirte anfangs, man hätte es kaum glauben sollen, und sogar einige Jahre hindurch, eine förmliche Verliebtheit in die geschiedene Gräfin und that, als hätte er sich damals auf dem Wege von Buchenried nach Burghausen einer Gunstbezeugung von ihr rühmen dürfen. Die noch nicht lange verstorbene Person, mit der er auf der Waldmeisterei gehaust hatte, war älter als er gewesen. Erst seit Hennenhöfts Bekanntwerden mit der Marlene Bartel schien der Geist der guten Vorsätze von ihm gewichen zu sein.

Als der Förster das Dorf verlassen hatte und durch Kornfelder, hohes Wiesengras und über manchen von Weidenbüschen beschatteten Bach seinem Walde zuschritt und nun endlich die Sonne ganz un-

hergegangen war und eine aus dem Blau des Himmels und dem Roth der Abendgluth gemischte Dämmerung violette Fäden ausspann und die Sehweite immer enger und enger zog, da wollte es ein unwillkommener Zufall, daß dem Förster eben die Marlene begegnete und eben am Arm des schon alternden, graubärtigen, von einem frühen Starkgelebthaben nicht mehr niet- und wetterfesten Hennenböst.

Eine Anwandlung des Zorns befiel den Förster, als ihm das verhaßte Paar so wohlgemuth und frech in den Weg trat, Marlene beinahe in seine Arme taumelte in Folge des abschüssigen Weges, dessen Niedergange sie sich gleichsam mit equilibristischem Spiele dahingab, die Hüften hierhin und dorthin werfend und mit muthwilligem Lachen ihren steifern Anbeter nachsichziehend. Sie war in der That noch mehr als eine Dorfschönheit, diese Tochter der Knochensammlerin. Die Nase stand ihr zwar aufgeworfen und zu kurz in der Mitte des frischen Antlitzes, auch waren die Lippen zu wulstig, die Backenknochen standen etwas spitz hervor und dennoch machte ihr Körperbau ein üppiges Ganzes. Ihr Haar war voll, ihre Augen glänzten wie glühende Kohlen. Sogar die fast bis zum Knie sichtbaren Füße waren zierlich. Dabei trug sie keine bäuerliche oder ländliche Tracht überhaupt. Sie ging wie ein Stadtmädchen mit aufgebauschten Kleidern, wie ein sonntäglich geputztes Fabrikmädchen. Als solches

hatte sie auch drüben in Olberschwende gearbeitet und sich dabei weiche Hände zu erhalten gewußt. Von Hausarbeit trugen diese keine Schwielen. Ihr Lachen war in überraschender Art einnehmend. Sie brauchte nur den Mund aufzuthun und ihre weißen Zähne zu zeigen, die etwas vorstanden, so gab sie den Eindruck eines weiblichen Wesens, das sich keines anderen Berufs für die Welt bewußt zu sein schien, als zum Vergnügen der Männer da zu sein.

Der equilibristische Schwung, den sich beim Niedersteigen das, wie Wülfing sogleich sah, halbbetrunkene Mädchen in dem Augenblick absichtlich gegeben hatte, wo sie plötzlich auf dem Feldwege des Försters ansichtig wurde, warf sie gradezu in des Emporsteigenden Arme.

Hennenhöft, von ihr losgekommen, stolperte hinterher.

„Gevatter," sagte sie in Bezug auf ihr absichtliches Fallen in Wülfings Arme, „das hat was zu bedeuten —!"

„Laßt Ihr taufen, so sucht Euch einen andren Pathen!" entgegnete der Förster und schleuderte sie zur Seite.

„Oho, Landsmann!" fiel Hennenhöft ein. „Ist Dir die Schulmeisterassemblée zu Kopf gestiegen? Hoffähig sind wir alle noch nicht. Das werden wir erst noch. Nicht wahr, Marlene —?"

In dieser Anrede an die Tochter des verrufenen

Maurers lag eine seltsame Vertraulichkeit, in dem „Wir werden noch hoffähig" sogar ein hämischer Bezug auf die Last, die beide gemeinschaftlich zu tragen hatten. Wülfing erschrak anfangs und glaubte einen Augenblick, sein wieder so leichtsinnig gewordener Kumpan hätte seine jetzige Zuhälterin zur Mitwisserin der gemeinschaftlichen Geheimnisse gemacht. Darüber stutzte er dermaßen, daß er schwieg und ruhig weiter gehen wollte.

Nun aber hielt ihn die Marlene mit Grobheiten auf, schimpfte über den Schulmeister und die Verlockung ihres Bruders in seine „Gänseschule", prahlte mit dem Bezug ihrer Eltern in die Stadt, wo aus dem Knaben ein Studirter werden sollte, der dem Pfarrer und Ober-Inspector neunmal etwas zu rathen aufgeben sollte, und endete mit einer Wendung, die dem Jäger kalt die Haut überrieseln ließ:

„O, auch wir können Paten von unserer Baronin haben —! Nicht blos Deine Kinder soll sie in die lateinische Schule geschickt haben! Wenn's der Waldmeister hier will, so macht sie auch aus mir eine Baroneß' — Haha — Förster, für Geld kann man jetzt alles haben —! Ei, hab' ich denn eine Waschtrogbank? Oder einen Kuhmagdfuß —?"

Die Gebehrden, die sie bei diesen Worten machte, waren die frechsten. Während des gekrällerten Liedes: „In Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verloren," zog sie den Rock in die Höhe und tanzte voraus, den

ſtrumpf malte eine Galerie Wagner'ſcher Geſpenſter an die Wand, bei denen Tobianus dachte: Er hat gut lachen: er ſpielt keine Rolle mit. Mit dieſen Gedanken taumelte er in den Hof. Es war ganz finſter geworden. Die Hühner und Tauben ſchliefen ſchon. Man konnte fallen, wenn man nicht Beſcheid wußte. Tobianus formte ſich einen Gedanken aus, der an der brütenden Wärme ſeiner Angſt bald eine ſichre Geſtalt gewann. Er wollte ſich auf den Heuboden verbergen und in Frieden und Sicherheit die Bannung des Geſpenſtes abwarten. Dem Vorwande, er hätte nur Ruhe ſuchen wollen, hoffte er, würde es an einem Tage an Glauben nicht fehlen, wo es ſo mancherlei Außergewöhnliches zu verdauen gegeben hätte. Ach, Tobianus, beſinne dich! du wirſt ein Geſpenſt des Abends vermeiden und dir ein anderes dein Lebenlang aufbürden! Wähle zwiſchen einem Spuk, den ja Blauſtrumpf ſogar heute zerſtören will, und einer ewigen Furie, in die du Gertrud verwandeln wirſt! Es ſind Räthſel, aber ſie löſten ſich einfach.

Als ſich nämlich Tobianus in der That ſchon leiſe auf den Boden geſchlichen und ſich im duftigſten Heu verſteckt hatte, bemerkte er in einiger Entfernung ein Flüſtern und Lachen, das ſich mit glücklicher Behaglichkeit im Heu wiegte und hin und her ſchaukelte. Er war durch ſein leiſes Auftreten der Entdecker einer glühenden Neigung ſeines Kutſchers, des uns wohlbekannten Peter Grich, zu einer der Mägde Gertrud's geworden und konnte gleich ſeinen Prieſterſegen über das in ſorgloſer Glückſeligkeit ſchwelgende Paar ausſprechen. Er hatte ſich freilich an dieſer unechten und plattirten Ehe keinen Vorwurf zu machen; dennoch peinigte ihn ſchon die Nähe des abweſenden Sacramentes, wie ſchon Andre

lachenden Hennenhöft nachſichziehend, der ſein Gleichgewicht verlor und ab und zu im Weiterſtürzen ſtrauchelte und fiel.

Erſt jetzt bemerkte Wülfing, daß Hennenhöft wieder die Flinte, ſenkrecht gehalten und das Schloß mit dem Leder verdeckt, auf dem Rücken trug und den Hirſchfänger zur Seite. Einem Waldmeiſter ziemte die Jägerrüſtung nicht. In erſter Regung hätte er ihm nachſtürzen und ihm die Armatur entreißen mögen. Gekreuzt nur wurde dieſe Regung von dem zweiten Gedanken: Hennenhöft, Leben und Tod ſtehen für Dich heute Nacht auf dem Spiele —! Ich warne Dich —! Aber auch dieſer Vorſatz, den ohnehin das nothgedrungen gegebene Ehrenwort ſofort erſticken mußte, würde nicht haben zur Verwirklichung gelangen können. Denn das offenbar durch eine Schlemmerei halbtrunkene Paar war bald verſchwunden. Es war dunkler geworden. Wülfing ſah nicht mehr das Paar und hörte nur noch das Johlen und Jauchzen des übermüthigen Mädchens.

Erſchüttert ſchritt er weiter. Die Nacht ſenkte ſich entſchiedener hernieder. Mit dem immer mehr verſchwindenden letzten Reſt des Sonnenglanzes miſchten ſich jetzt ſchon für ihn die Schatten des Waldes. Erſt allmälig trat die Wirkung des Mondes ein.

Das Laub raſchelte unter den Füßen des ſinnend Heimgehenden. Der Blick in die langen Reihen der Tannen hätte Andern, nicht im Walde Heimiſchen,

geſpenſtiſch erſcheinen dürfen. Und heute ſchien ſich auch dem verſtörten Förſter hier die Geiſterwelt zu öffnen. Den Waldmeiſter ſah er dahintaumeln in ſein Schickſal —! Wenn ihn eine Kugel trifft in dieſer Nacht —! Wenn ſein Mund auf ewig geſchloſſen wird —! Wenn alles mit dieſem Menſchen zu Grabe geht, was zuviel, zuviel Mitwiſſenſchaft gefunden hat vor — ſiebzehn Jahren — —!

Eine kurze Freude durchzuckte ſein Inneres. Er ſtand ſtill, um dieſe von Herzen zu genießen. Ja, er atmete auf, gleichſam als wollte er erproben, wie ihm dann zu Mute ſein würde, ihm und ſeinem Weibe —! Jene da in der Reſidenz, für die Andere ihr Gewiſſen geopfert hatten, lebten ſorglos und kümmerten ſich um nichts. Sie ſchienen ſich mit ihrem Gott abgefunden zu haben.

Dann aber durchzuckte ihn wieder der andere Gedanke: „Wie, wenn Hennenhöft nur verwundet und gefangen genommen würde —! Wenn ihm dann Rache den Mund öffnete? Wenn der zornſchnaubende Tümpling alle Haltbeit des gerichtlichen Verfahrens, alle Einmiſchung der Vergebung des Barons Hernau, namentlich der Baronin, abſchnitte —? Jetzt erſt vergegenwärtigte er ſich Alles, dem er ſo gern auswich und dem er nachzudenken ſich nie gern überwinden mochte. . . . Der unheimliche ehemalige Waffengefährte war erſt ſpäter an die Waldmeiſterei gelangt, als er ſelbſt an die Förſterſtelle. Jenes Amt hätte

auch er mitbekleiden können, aber die Baronin sicherte ihm den gleichen Gehalt, wie wenn er auch Waldmeister gewesen wäre. Sie schuf das zweite Amt nur, um Hennenhöft eine ruhige, beschützte Stellung zu geben und ihn zugleich unter die Aufsicht Wülfings, besonders der dankerfüllten, treubewährten Gattin des Letztern zu stellen. Das Verhältniß trug alle Keime der Verfeindung in sich und dennoch hatte es sich die Jahre über leidlich erhalten. Erst in neuerer Zeit, seit drei oder vier Jahren, murmelte zuweilen Hennenhöft, er hätte sein Sclavenleben satt, er wünschte sich wieder Freiheit, wollte in die Welt zurück — nicht nach Amerika, wohin er schon einst entsendet worden war — mit dem Knaben, den die Gräfin insgeheim geboren hatte. Er war nicht nach Amerika gegangen. Den Knaben behauptete er Auswanderern übergeben zu haben. Wenn im Forsthause manchmal in Winterabendstunden die Uhr so gespenstisch pickte und hinter dem Ofen die Grille ihr eintöniges Lied sang, dann sagte wol Frau Wülfing: „Er hat ihn umgebracht —!" Dann konnten die an diesem Verbrechen Betheiligten in ein tiefes Schweigen versinken. Frau Auguste holte die Bibel vom Wandgesimse und las laut daraus vor und mit Thränen in den Augen gingen sie, das Licht in den zitternden Händen, in ihre Bettkammer. Doch jeder anbrechende frische Morgen, jeder Sonnenstrahl, der belebend auf die Scheiben ihrer kleinen Fenster fiel, ermuthigte sie wieder und redete

ihnen das Schrecklichste aus und dann sagten sie sich wohl: Wie könnte dieser Mensch nur so wohlgemuth sein, so sich tummeln, so zwar eigen und menschenscheu leben, doch nicht wie Einer, der sein Gewissen betäuben will —! Fürchtete Hennenhöft Gespenster, warum wohnt er allein? In diesem düstern Gemäuer der Waldmeisterei, unter den Trümmern des alten Klosters —? Müßten ihn da nicht die noch nicht gebannten alten Geister schrecken, nicht die sich in Rache gestalten verwandelnden eignen Gewissensbisse —? Oft schon war dem minder gewissensbeschwerten Genossen des Verbrechens der Unterschlagung eines Kindes um seine wahre Herkunft und des an einem Vater verübten Raubes seines legitimen Sohnes und der Beraubung des Vaters um ihm gebührendes Gut und Geld der Gedanke gekommen: Das Stück ist noch nicht zu Ende —! Hennenhöft hat noch etwas vor —! Er sinnt auf einen großen, raschen Zug aus dem Glückstopf —! Saßen ihn dann die Kerkerleute brüten wie über ein solches Schlangenei, deuteten sie sich in dunkeln Worten an: Wenn sich's in dem Ei mit einem goldenen Krönlein auf dem Haupte regen sollte, mit einem Grafenkrönlein — wenn das unglückliche, um seinen Namen betrogene Kind noch lebte und Hennenhöft es noch einmal ausspielen sollte als Trumpf gegen den Baron von Kernau, ein: Wer kann mich stechen? Wer zählt mehr? Kernau oder Wittenschwert —? wie tauchten da in dem Jäger so seltsame Vorstellun-

gen auf —! Dann verknüpften sich miteinander Einzelheiten, Zufälligkeiten, selbst Aeußerungen, wie einmal die des Bäckers von Stettingen, die Wälfing selbst belauscht hatte: Nun, Waldmeister, ich möchte wol wissen, ob Ihr die Amseln und Finken bei Euch zu Gaste habt, ein so guter Kunde seid Ihr für meinen Sonntagebacktrog —! Das waren zuckende Blitze, die wie mit dem Schlag einer Augenwimper entsetzliche Möglichkeiten für die Einsamkeit der Waldmeisterei beleuchtet hatten —

Auch heute leuchteten ihm diese Blitze. Wälfing fuhr zurück, er blickte empor, sein wie abwesender Blick sammelte sich. Er erkannte sein Haus.

Seine treuen Hunde springen ihm entgegen. Sein gutes Weib ruft aus dem Fenster: „Kommst Du nun endlich?“ Seine Jägerburschen, ein schon älterer und ein gelehriger Schüler, springen hinzu, ihm die Bedienung zu reichen. Er grüßt alle, er beruhigt sein Weib, er läßt sich den Nachtimbis auftragen und hört mit Freuden, daß Frau Gustel den beiden Söhnen geschrieben hat. Er liest, was sie zusammengebracht. Das Postscriptum, das zum Briefe noch von ihm gehörte, vor allem die Einlage mit Geld, die fünf Siegel darauf, das war seine Sache. Damit hatte es wol noch Zeit. Er erzählt vom Ober-Inspector, vom Schulmeister, vom Oberprediger aus Bruckbach. Aber von Hennenhöft sagt er nichts und nichts von den Genoveven und dem Baron von Tümpling.

Daß er noch an die Salzlecke müßte und den Hirschen aufpassen, nicht um diese zu schießen, sondern nur um zu sehen, ob sich noch soviel einfänden, als er immer gezählt, das kommt so beiläufig endlich auch heraus.

Da erstaunt die Frau nicht wenig und widerräth entschieden die Partie.

„Der Caspar geht mit —!" Sein Beruhigungswort meinte den älteren Gehülfen — „Ruhe" — er meinte den jüngeren — „behütet das Haus — "

„Wo Du den ganzen Tag schon unterwegs gewesen bist! — Du hast Dich auf dem Schloß geärgert. Ich sehe Dir's an — "

Der in der That erschöpfte und übermüdete Mann stellte alles in Abrede.

„Drei Tage Haar nacheinander strengen nicht so an, als das verdammte Rechnen und Schreiben — " sagte er.

„Nun sieh, drum bist Du müde! Dir geht es mit dem Tintenfaß wie mir — "

„Gustel, ich muß die Hirsche zählen — Sie kommen nur im Mondenschein — Der steht heute hell. Um Eins sind wir wieder da. Dann laß' mich morgen früh schlafen, daß ich's wieder einhole — "

„Hansel, laß' es heute —! Die Wilderer sind des Teufels — "

„Wir sind Wettes, Gustel —! Gieb mir die Bibel —! Geh' zur Ruhe! Um eilf Uhr rück' ich aus — "

„Du hast noch mehr vor, Mann — Du verschweigst mir etwas —"

„Nichts verschweig' ich Dir, Gustel —"

Caspar wartete auf Verhaltungsmaßregeln. Ob er noch bis eilf Uhr schlafen sollte —? Und welcher von den Hunden mitginge oder ob keiner —

Der Meister beantwortet alles mit Ruhe.

Doch im vollen Gegensatz zu dem Frieden, den er zeigen will und den er auch leidlich im Gedenken seines gegebenen Worts zu Stande bringt, bricht jetzt sein Weib in den Schreckensruf aus:

„Du hast was mit Hennenhöft —?"

„Ei wo —!"

„Ihn verführen die Bartels! Hennenhöft muß ihnen zeigen, wo die Wildstände sind, wo der Luftstrich geht —! Hansel, Hansel, sag' mir die Wahrheit —!"

„Hab' sie Dir schon gesagt —"

„Laß Dich mit Hennenhöft in keinen Streit ein! Wecke seinen Neid, seinen Haß nicht —! Er redet übel genug von Dir —"

„Glaub's nicht —"

Die Frau sieht sich um. Sie erzählt von den Gehülfen. Die sollte er nur fragen. Der Caspar hätte ihm neulich blos im Scherz gesagt: Waldmeister, das Gewehr muß ich Euch nächstens nehmen —! Da —"

„Warum sagt das auch Caspar —?" fährt Wil-

fing dazwischen und springt auf und will an die Thür, um seinem Gehülfen zu verweisen, den Nachbar zu reizen.

„Laß es! Schweige —! Willst Du Dich noch mehr verrathen —?“ hält ihn die Frau zurück. „Er hat sich vor'm Caspar gegen Dich vermessen! Er hat gesagt, er könnte die Försterei ebensogut haben wie Du und die Schloßverwaltung noch dazu. Es würde eine Zeit kommen und bald wäre sie da, wo man ihn vierspännig würde fahren sehen und Grafen würden ihm die Tese reichen und Freundschaft mit ihm schließen —“

„Wie —? Grafen —?“ unterbrach der Jäger erstarrt.

„So hat er sich vermessen! Und als mir's Caspar erzählte und, toll genug, mich groß darauf ansehen wollte, da sagte ich: Ja, sagt ihm nur, vierspännig vielleicht, aber auf einem Karren mit zwei Rädern! Graf! setzte ich lachend hinzu, obschon es mir eiskalt über den Rücken lief, Graf! An unserer Mutter Teri lag eine Gerberzähle, wo ein Gerber wohnte, der die Nachrichterei mitbetrieb — ja, der hieß Graf! So scherzte ich, daß sie's ihm wiedersagten. Aber ich hatte den Tod im Herzen.“

„Der Schurke —!“ murmelte Wälfing. Dann aber faßte er sich, gedachte das Gespräch mit Caspar über diese vermessene Ruhmredigkeit beim Wandeln unter den mondhellen Tannen fortzusetzen, beredete sein Weib, zur Ruhe zu gehen und blieb dabei, seinen

Vorſatz nicht aufſchieben zu können. Mit dem Ober-Inſpector Aerger gehabt zu haben, gab er zu. Ja, er hätte ſich gezankt und die Wette gemacht, es gäbe noch mehr als zwanzig Hirſche im Forſt. An der Salzlecke — da könnte und müßte er ſie nun zählen.

Es war ein eigner Blick, mit dem Auguſte das Licht ergriff, das ſie mechaniſch angezündet hatte. Der Blick kam ihr bei den Worten: „Aerger mit dem Ober-Inſpector". Der Gatte verſtand, was ihr Auge ſagen wollte. Welche Undankbarkeit für ſoviel Treue und Hingebung, die wir gewiſſen Perſonen gezeigt haben —! Undankbarkeit — das hatte Frau Guſtel oft ſchon geſagt, die könnte aus ihrem zum empfindungsloſen Stein erſtarrten Herzen Funken ſchlagen, die alles in Brand ſtecken müßten, Manches in Aſche und Trümmer begraben, was Manchem und ihnen ſelbſt theuer und lieb auf Erden wäre — —

Darauf rief er lebhaft: „Na, na, Guſtel, immer allegro —!" Er geleitete ſie mit ihrem Licht zur Ruhe.

Das Poſtſcriptum zum Brief an die Söhne ſchrieb er lieber gleich und verſagte ſich die Ruhe, die er Casparn gönnte, den er nach zehn Uhr wecken zu wollen erklärte. Auch das Geld zählte er ab und drückte ſchön ſauber die nöthigen fünf Siegel auf den Brief. Dann nahm er die Flinte und unterſuchte Schloß und Lauf, verglich auch noch einmal die aus ſeiner Jagdtaſche genommenen Rechnungsbücher, keineswegs elegant geführte Muſter für doppelte italieniſche Buchhaltung,

und öffnete zuletzt das Fenster und lauschte dem mondhellen Forst.

Alles war still. Nur die Nachtschwalbe strich um's Haus. Ein brüllender Laut, der aus seinem Kuhstall kam, ließ ihn lächeln. Er gedachte: Die alte Kuh fürchtet doch nicht für ihre Milch —? Denn das Volk glaubt, die Nachtschwalbe, die am Tage schläft, besuche Nachts die Kühe, um ihnen die Milch abzumelken. Des Jägers Glaube war das nicht. Sein scharfes Auge sah die Wiese vorm Hause belebt selbst in der Nacht. Genoß doch alles im Wonnemond die Freiheit. Er sah die jungen Hasen dahinschießen und schrillend die Birkhühner streifen.

Zuletzt versuchte er ein wenig zu schlummern. Das ging. Aber mit dem Glockenschlag zehn, mit einem auch hier begleitenden zehnmaligen Kuckuckruf der alten Schwarzwälderin über sich, weckte er Caspern und bald schritten beide wohlbewaffnet zum Mondenglanz hinaus. Die Vorwürfe, die er dem Begleiter wegen Hennenbösts hatte machen wollen, machte er ihm, aber mit Maßen ....

Inzwischen war es zur nämlichen Stunde noch friedlich stiller geworden im Steinthaler Schulhause.

Gertrud hatte gesehen, daß sich der Großvater die Hände an beide Ohren legte, als der Onkel vertraulich mit ihm zu reden anfangen wollte. „Morgen!" hatte er gesagt. „Du sollst nicht über einen Streit die Nacht hingehen lassen —!"

bemerkt haben, daß es ein peinigendes Gefühl iſt, falſche Banknoten, die man doch nicht ſelbſt verfertigte, nur in der Hand zu haben. Tobianus ahnte ſogar, daß ſich dieſe Nachbarſchaft im Verlaufe des Abends und der Nacht zu Scenen entwickeln könnte, die ihn zum Mitſchuldigen derſelben machten. Er überlegte, ob es beſſer wäre, eine Sünde lieber zu toleriren oder ſich in die Gefahr einer Ceremonie zu begeben, die zuletzt doch nur etwas Peinliches für ihn hatte und in Gegenwart dreier beherzter Männer ihm keine ernſtliche Beſorgniß hätte einflößen ſollen. Kaum jedoch neigt ſich das Zünglein der Wage von den verliebten Zungen neben ihm ab, als er im Hofe Lärm vernimmt und wenigſtens ſo viel deutlich unterſcheiden kann, daß Peter Erich aufſpringt und die Magd einſtweilen zu verlaſſen gedenkt, um eine etwa andringende Gefahr zu recognosciren. Peter Erich mußte aber ſehr wenig Vertrauen zu ſeiner Lage haben: denn er ſprang ſchnell die Leiter hinunter und überließ Tobianus einſtweilen die Bewahrung ſeiner Ariadne auf einem Naxos, das für den Pfarrer neckiſch genug wurde. Helle Schlaglichter fallen in die dunkle Heukammer. Stimmen rufen mit Beſorgniß nach dem ſo nothwendigen Rapport der ihrer Entwickelung ſo nahen Geiſtergeſchichte. Die Magd zittert nebenan und wühlt ſich ſo tief in das Heu, daß ſie von dem Angſtſchweiße des Tobianus aus kaum noch die Breite eines ihm ohnehin mangelnden Schnupftuches entfernt war. Jetzt ſind Gertrud, Blaſedow, Blauſtrumpf, Ritter auf dem Heuboden und behaupten, die Müdigkeit müſſe ihn vielleicht hieher getrieben haben. Blaſedow braucht eine ungeheure Heugabel und ſticht auf's blinde Ungefähr in den weichen Wieſenwachs hinein. Da trifft er die Magd, und Gertrud

Nach diesem Spruch war es also besser, zu schweigen und den morgenden Tag abzuwarten, an welchem leider der Onkel, so lautete seine Erklärung, schon wieder abreisen mußte.

Bemerkt ein Kind im Elternhause Gewitterschwüle, so stecken ihm die Athemzüge. Ein unendliches Weh legt sich auf sein liebevolles Herz. So gern möchte es jeden Gegensatz im Leben versöhnen. Es kennt die Schwere der Erwägungen, den Ernst der Bestrebungen noch nicht. Es kann nicht begreifen, warum nicht alles in der Welt mit Liebe und Güte hergeht. Wie ein verscheuchter Vogel flatterte auch Gertrud hin und her. Sie nöthigte dem plötzlich einsylbig gewordenen Onkel das Nachtessen förmlich auf und hätte dem Großvater eine Strafpredigt halten mögen für sein mißmüthiges Keifen noch über dies und das. Bei seiner langen Betrachtung während des aus Eiern und allerlei Geräuchertem bestehenden Abendimbisses, einer Betrachtung über sein immer näher rückendes Abscheidenmüssen vom Leben hielt ihm das besorgte Kind den Mund zu. Darüber bekam sie die Weisung, sie sollte zu Bett gehen. Aber sie ließ sich nicht nehmen, auszuhalten, bis die Hunde an die Kette gelegt, alle Fensterladen nach unten verschlossen, die Hausthür von innen verriegelt war. Sie, die, wie der Großpapa, die gewonnene Wette ganz vergessend, heute wieder einmal sagte, eigentlich „mit den Hühnern hätte zu Bett gehen" sollen, hielt doch jeden Abend die letzte Rundschau und rief der Lene erst

dann eine Gute Nacht! wenn dieſe ihre Dachkammer längſt hinter ſich verſchloſſen hatte.

Nach einer traumgeängſteten Nacht hatte das ernſte Kind nichts Eifrigeres zu thun, als den Frühſtückstiſch zu richten. Ihre Zöpfe, die ſelbſt im Verhältniß zur ſchlanken Geſtalt der Trägerin ungewöhnlich lange waren, hatte ſie bald gedreht. Welches Kleid ſie anziehen ſollte, die Wahl koſtete ihr kein Kopfzerbrechens. Aus dem Garten hatte ſie ſchon Kaiſerkronen, Feuerlilien, Maiblumen geholt und in ein hohes blaues Glas mit darauf gemalten goldnen Sprenkelchen geſteckt. Die anmuthige Zimmerzierde wurde auf den weißgedeckten Tiſch geſtellt. Kuchenreſte von geſtern gab es genug. Sie ſelbſt ſetzte die Kaffeemühle in den Schooß und drehte den Griff, der heute ſchwerer als ſonſt zu regieren war; denn anderthalb Loth mehr als gewöhnlich waren eingemeſſen worden. Die Schulſtunde begann um ſieben. Sechs ſchlug es bereits — da kam der Großvater, der Onkel, aber auch der feierliche Augenblick, wo ſie aus dem Zimmer geſchickt wurde und nur ab und zu, rechts und links, beim Rein, beim Bettmachen abgeriſſene Bruchſtücke eines bewegten Geſprächs erhaſchen konnte.

Wie ſchnitt ihr das oft vernommene „Nein, nein!“ des Großvaters in's Herz —! Sie mußte innehalten im Fegen und Kehren und ſich ein wenig in die Nähe des Schlüſſellochs begeben. War doch auch bei dieſem Streit von ihr ſelbſt, von ihrer weitern

Ausbildung, die ſie im Grunde gar nicht entbehrte, und von ihrem Vermögen die Rede.

„Was ich von dem Erbe meines Bruders hätte für mich behalten können," ſagte der Großvater, „für den Abend meines Lebens, ein paar Ruhetage noch vorm Tode, das habe ich in zwei Theile getheilt. Den einen haſt Du für Deine Studien bekommen, den andern hat Dein Bruder an ſein Landweſen verbraucht, anfangs verloren, dann allmälig wieder gewonnen, ja mit Einigem noch vermehrt. Das ſind viertauſend Thaler, in guten Obligationen, die ich für Gertrud's Zukunft aufbewahre. Sie iſt eine Waiſe. Wenn ich ſterbe —"

„Werden wir da nicht väterlich, mütterlich, ſchweſterlich an ihr handeln —?" unterbrach ihn dringend der Sohn.

„Dein Weib und mütterlich —! Deine Töchter und ſchweſterlich —! Wenn Redensarten Kattun und Hemden wären —! Nein, lieber Sohn, darauf hin kann ich die arme Waiſe, die ſchon Vater und Mutter verloren hat, nicht in der Welt zurücklaſſen. Die Zinſen habe ich aufgeſpart, um Gertrud jetzt auf zwei Jahre in ein Stift zu geben, in kein vornehmes, verſteht ſich — es giebt ja Stifte auch für Mädchen, die nur zur Hauswirthſchaft erzogen werden ſollen —"

„Zu Betſchweſtern —!"

„Laß ſie in dunkelblauem Kattun, mit einem

weißen Schürzchen über die Achseln geben, wie eine Nonne, was thut's! Als Geistlicher solltest Du doch wissen, daß von Religion nicht genug in die jungen Herzen kommen kann, wahrhaftig lieber zuviel, als zu wenig. Später schwitzt genug heraus —!"

Eine Weile wurde es stiller. Gertrud mußte sich tummeln. Die Schule fegte und spritzte die Neue. Dem Staube konnte nicht genug da gewehrt werden. Die große schwarze Tafel war abzuwaschen, mancher Tisch von vergossener Tinte zu reinigen.

Gertrud lauschte an einer andern Stelle.

Der Oheim erklärte noch einmal im Zusammenhang sein Vorhaben. Endlich wollte er seinen Predigerberuf, der ihm nachgrade zur unerträglichen Last geworden wäre, einen Beruf, an den er nicht mehr länger den Rest seiner Tage vergeuden wollte, aufgeben und sich dem Erziehungsfach widmen. Vom Staate, sagte er, könnte er eine Förderung dafür erst dann hoffen, wenn er sich bewährt hätte. Seine früheren Leistungen an der Schule seines Wohnorts wären vergessen. Jetzt wollte er seine Kraft noch Einmal zusammenfassen und ein großes Erziehungs-Institut in der Residenz gründen, ein Pensionat für Internen, eine Schule für Externen. Es sollten sechs Classen gebildet werden. Er wollte suchen, seine Zöglinge reif zu machen sogar für die Universität. „Ich bedarf dazu eines Grundstücks, das mir in der Residenz schon empfohlen worden ist —! Die stille Lage einer Vor-

ſtadt begünſtigt mein Unternehmen. Ein Garten ſoll zum Unterricht, zum Tummelplatz beim Turnen dienen. Das Haus iſt geräumig. Es bietet größere und kleinere Zimmer. Manchen Lehrer habe ich ſchon in Ausſicht, auch manchen Schüler. Ein gutgeſchriebener Proſpekt, eine glückliche Beſetzung der wichtigſten Lehrfächer entſcheidet. Zahlloſe Eltern giebt es, denen verſagt iſt, ihre Kinder ſelbſt zu erziehen. Sie wohnen entweder auf dem Lande oder ſind auf Reiſen oder trauen ſich nicht die Kraft zu, dieſes ſchwierigen Amtes ſelbſt zu warten. Auch mißtraut man den öffentlichen Lehranſtalten. Sie ſind Kaſernenhöfe geworden, keine Akademieen mehr. Wer nicht mitmarſchiren kann, bleibt zurück. Die vom Staat angeſtellten Gelehrten leben ihrer Eitelkeit, ihrem Ruhm in den gelehrten Zeitſchriften, von Vorleſungen und ſonſtigen Allotrien her. Ein lateiniſches Schulprogramm zu ſchreiben, das einige Recenſionen erlebt, iſt ihnen wichtiger, als die Arbeiten der Schüler zu corrigiren. Ueberall fehlt die nachhelfende perſönliche Erziehung. Mein Proſpekt wird zwar alles das ſo offen heraus nicht ſagen können. Sonſt wüchſen mir Feinde wie Sand am Meer. Aber zwiſchen den Zeilen wird es der aufmerkſame Leſer angedeutet finden. Da werde ich mich endlich, endlich in meinem Elemente wiſſen! Hab' ich auch nur im Beginn zwanzig Penſionäre, in drei Jahren hab' ich deren das Zehnfache. Man wird die Ergebniſſe mei-

nes Inſtituts kennen lernen. Natürlich werde ich ſie nicht unter den Scheffel ſtellen. Man ſoll es ſehen, wie raſtlos ich arbeite. Das Jauchzen von unſerm Turnplatz ſoll über die Mauern unſers Gartens, ja über Deutſchland hinwegſchallen. Die fröhlichen, friſchen, geſunden Geſichter werden unſere lockendſte Empfehlung ſein. Ich habe alles, was ich mir zur Realiſirung dieſes meines neuen Lebensplans nur wünſchen kann. Und denke nur an die Freundſchaft meiner alten Univerſitätsgenoſſen —! Vögendorf iſt Schulrath geworden und mein nächſter Vorgeſetzter. Staudtner, mein alter Freund, jetzt Sanitätsrath, vermittelt den Ankauf des Hauſes und die Beſchaffung von Zöglingen, die Beziehungen zur Geſellſchaft. Nichts, nichts fehlt, als nur Geld, wenig Geld, Vater, Geld zur bloßen Anzahlung auf die Erwerbung des Grundſtücks — die Hypotheken bleiben ja ſtehen — kurz das Geld zur erſten Einrichtung. Zweitauſend Thaler ſind bereits da, von Freunden geſammelt; gieb Du mir noch Gertruds vier, ſo bin ich mit ſechstauſend Thalern ein Napoleon in meinem Vorhaben und ſchaffe im Andenken unſeres Meiſters Peſtalozzi Großes —!"

Das Bild vom Napoleon, das der Onkel brauchte, erſchreckte Gertrud. Sie hatte von dieſem Mann nicht viel Gutes vernommen und kannte ſein trauriges Ende. Sie verzog ſich und kam dem Wohnzimmer erſt von einer anderen Seite wieder bei. Da vernahm ſie, daß der Großvater in einer eben ſo langen Gegenrede be

griffen war, die jedoch nicht dem Vorhaben des Onkels selbst galt, sondern mehr seiner Frau und seinen Kindern.

„Das war Dein erstes Unglück!“ schloß der würdige Greis einen Rückblick, wie es schien, auf die ganze Entwickelung seines Sohnes. „Dein zweites war die Wahl Deiner Frau! O gewiß, es war eine schöne Person und noch ist sie schön und sie wird ewig jung bleiben! Lachen konnte sie, um einen Hypochonder zum Galoppiren zu bringen. Aber Dir war sie nichts nutze, nichts Deinem Charakter, nichts Deinem Beruf. Dein Sinn ging von je, auch als Du jung warst, auf Hohes und Ernstes und der Sinn Deiner Frau war von Anbeginn Gesellschaften, Umgang mit den vornehmen Ständen, Putz und Klatscherei. Das war ihr von je lieber, als Dich in Deinem ernsten Amt zu unterstützen. Die Frau eines Pfarrers — gerechter Gott, die muß sein Segen werden oder sie wird sein Fluch! Seine ganze Ernte kann sie verderben, seinen geweihten heiligen Rock in eine Hanswurstjacke verwandeln —! Lienhard, Lienhard, darin hast Du gefehlt, daß Du mehr an Dein Wohlgefallen, als an Dein Wohlergehen dachtest —! In Deinem Weibe ließest Du Dir selbst schmeicheln! Jetzt sind Deine Kinder herangewachsen. Der Apfel ist nicht weit vom Stamm gefallen. Die kleine Stadt Bruckbach genügt den weltlich gesinnten Herzen nicht mehr. Putz, Luxus sind selbst für Bruckbach

nicht mehr zu erschwingen. Denn mit den heranwachsenden Töchtern kommt in eine Mutter eine ganze Hölle von Teufeln! Hochmuth, Ehrgeiz, Prahlsucht —! Was sie nicht begehrt für sich selbst, begehrt sie für ihre Töchter. Gehen schon die wie die Pfauen, so kann Sie doch nicht zurückbleiben, kann deren Magd nicht scheinen wollen. Da wird dann die sogenannte Liebe zu den Kindern das Außenschild für eine verruchte Verwüstung der bemessenen Verhältnisse eines braven Mannes, der in seiner einsamen Kammer mit gestütztem sorgenschwerem Haupte die Stunde verfluchen muß, wo er an's Freien gedacht oder sich wenigstens nicht besser besann, als er grade diese, diese Wahl traf – "

Der alte Rector hatte in seine Dorfschule städtische Lebenserfahrung mitgebracht. Er tändelte kindlich mit den Kindern und war doch aus festem Holz geschnitten. Das wußte auch sein Sohn; er hatte Respekt vor dem alten Johann Jacob und übertrug diesen Respekt auf die ganze Sphäre, in der sein würdiger Vater erstarkt war. Lienhards Schwärmerei für Erziehung war eine ächte. Ein Grauen schüttelte ihn bei dem Gedanken: Siebzehn Jahre konnte Deine Frau die Umwandlung Deines Berufs aufhalten —! Von jenem Besuch vor siebzehn Jahren in Schloß Wildenschwert hatte sie ein förmliches Verdammungsurtheil der pädagogischen Gelüste ihres Mannes heimgebracht — so hatten ihr die Huldigungen des Grafen wohlgethan! Nun war sie

aber selbst die eifrigste Betreiberin des Berufswechsels geworden, freilich nur um jener Gründe willen, die der Vater angegeben. Lienhard fühlte die Wahrheit von Allem, was der Vater gesprochen hatte, die Wahrheit vom Segen und Fluch, der für Jeden und vollends für einen Pfarrer in seiner Frau läge.

Die Todtenstille, die eingetreten war, wirkte auf Gertrud so erschreckend, daß sie sich flüchtete, als fühlte sie sich von Grabesluft angeweht. Der Onkel erwiederte kein Wort mehr — Ja es war ihr, als hätte sich ein tiefer Seufzer von des guten Onkels Herzen losgerungen — —

Gertrud lief angstvoll in die Schule und schloß deren Fenster. Es hatte sich zum Regen gewendet. Gegen Morgen war die Sonne nur mit Mühe durch einen Hof von Wolken gedrungen. Gertrud legte die Lesebücher auf die Tische, sah nach den Dintefässern und rüstete sich schon, was sie vollkommen verstand, die ersten Anfänge der Schule zu halten, wenn etwa der Großvater unpäßlich oder verhindert blieb. Das Aufstellen einiger der älteren Knaben und Mädchen als Mitaufpasser unterstützte sie. Erstaunlich ist's, wie früh dem Menschen die Herrschaft zu üben etwas Wohlthuendes und wie geschickt er ist, den Tyrannen zu spielen —! Die Aufpasser nahmen sich in der Regel mehr heraus, als sie sollten. Sie hieben schon wüthend zu, wo der alte Nesselborn nur erst mit Worten strafte. Ihr empfindsamen Freunde des Fort-

ſchritts und der Humanität —! Ihr wollt die Strafen mindern und mildern —? Laſſet das Volk über ſich ſelbſt aburtheilen und ihr werdet erſtaunen, welcher kategoriſche Imperativ im Herzen des ſocialen Menſchen lebt —!

Die Kinder kamen zur Schule. Auch Nante Bartel kam. Doch ſchien er verſtört. Bald bemerkte Gertrud, die den Großvater nicht abrufen mochte, daß es unter den durcheinander ſchwatzenden Kindern etwas gab, was ſo gut wie eine Neuigkeit war und zu Nante Bartel in Beziehung ſtand.

Bald entſpann ſich auch über dieſe Neuigkeit eine Schlägerei. Die aufgeſtellten Helfer Gertruds ſprangen auf einen Winkel zu, wo ſich Nante wie eine Katze gebehrdete. Er biß um ſich und wand ſich unter den Fäuſten der ſtärkeren Jungen, die einen Schlag rächen wollten, den er einem Nachbarsbuben gegeben hatte, der zu ihm geſagt: „Na, Deinen Vater, den haben ſie jetzt —!“

„Wen haben ſie jetzt —?“ rief Gertrud da zwiſchen. Sie war an ſich ſchon aufgeregt. Sie wollte den Nante und ſogar deſſen Vater rühmen. Sie glaubte nur an eine verſpätete und jetzt überflüſſig gewordene Ahndung der Widerſetzlichkeit gegen den Schulbeſuch.

„Nein, ſie haben die Wilddiebe!“ „Alle ſitzen ſie jetzt —!“ „Einer iſt todtgeſchoſſen —!“ „Die Nacht an der Wolfsbalge —!“ „Soldaten und Gensd'armen waren dabei —“

entdeckt etwas von einem geistlichen Rocke. Wie sich allmählig der verborgene Hintergrund dieser Entdeckungsscene herauswickelt, ruft sie in einem beinahe convulsivischen Anfalle von Eifersucht Zeter über den treulosen Verführer ihres Hauswesens. Die Männer lachten, selbst Blaustrumpf, der bei Lichte aber eine Brille aufsetzen mußte, um Alles besser zu sehen. Die Magd war davon gesprungen, und nur Tobianus stand da, sprachlos, verwirrt, eine männliche Susanne vor den von den Umständen allerdings bestochenen Richtern. Dazu kam, daß er Peter Erich, seinen eigenen Kutscher, ungern nannte, weil doch immer etwas davon auf ihn und seine Kalesche fiel. Gertrud weinte und mußte die Leiter hinuntergetragen werden. Erst die kräftigen Ausathmungen des dampfenden Punsches gaben ihr wieder neues Leben, doch nur dazu, daß sie wünschte, sie läge im tiefsten Grabe. Tobianus hatte selbst so viel Angst ausgestanden, daß er seine Rechtfertigung nur in stotternden Absätzen geben konnte. Auch war die Beschwörung noch nicht vorüber. Blaustrumpf sagte: „daß man sich doch diese wenigstens nicht verderben wolle," und meinte damit zunächst den Punsch, den er zu schöpfen begann. Die Gemüther wurden warm; Gertrud hatte, als es zehn Uhr schlug, Furcht in der Küche und kam mit verweinten Augen und nasser Schürze in's Zimmer. Tobianus nahm ein Glas, credenzte ihr's und legte dabei die Hand auf's Herz. Sie weinte bitterlich. Doch, da sich der Freund hoch und theuer vermaß, sah sie ihn fragend und schmerzlich an und zog ihm endlich versöhnt noch einiges Heu aus dem verwilderten Haare. Die Kinder waren zu Bett, die phantastischen Wolken eines verhältnißmäßigen Rausches zogen über die Stirne der glühenden Männer. Sie wechsel-

So ging es durcheinander.

Nun erst merkte Gertrud, daß es trotz des leise, aber allgemein niedertröpfelnden Regens im Orte belebter geworden war als sonst. Männer riefen. Frauen steckten die Köpfe zusammen. Einspänner jagten zum Schlosse hin. Jetzt besann sich das tiefbewegte Kind, daß es ihr in der Nacht gewesen, als hätte sie schießen hören. Ach ja, außer der Welt, die sie selbst bewegte und ängstigte, gab es noch eine andere. Die tobte und lärmte jetzt um sie her.

Noch war sie zu keinem Entschluß gekommen, wie sie Friede und Sammlung herstellen sollte. Nante stand wie zum Aeußersten gerüstet. Er schien ebensosehr in Furcht wie in Wuth zu sein. Mit dem ihr in jeder Lage eigenen Muth wagte sich die kleine Schulhalterin mitten in den erregten, theils schlagfertigen, theils sich schon prügelnden Haufen, der sich an's Fenster hin bewegte und jetzt die kostbaren Scheiben bedrohte. Nante hatte Beistand gefunden. War er doch der Matador des Dorfes, der sieggewohnte Händelsucher, dessen Fahne sogar dann lockte, wenn man kaum die Ursache seiner Herausforderungen verstand. Das ist traurig, wie sich Knaben oft im grimmigsten Ernst so feindselig gegenüber stehen können —! Der Schaum tritt ihnen vor den Mund. Das Auge kehrt sein Weißes heraus. Unbekannt mit den Wirkungen der Leidenschaften, ohne Erfahrung über den Bau des menschlichen Körpers, den die

Brutalität der Bejahrteren zu schonen pflegt, wagen sie jede Beschädigung, jeden Stoß, jeden Biß, sollten sie selbst die edelsten Theile treffen. Vollends traurig, dann beobachten zu müssen, wie diese wuthschnaubenden Knaben im Grunde nur die Herzlosigkeit ihrer Eltern oder älteren Brüder nachahmen und sich dieser Nachahmung und des Gedankens: Das wird an Dir gerühmt, an Dir gepriesen werden —! vollkommen auch bewußt sind.

Gertruds Angst und Verlegenheit wuchs, als auch plötzlich die aufgefärbte Marlene in die Schulstube brach und mit einer aus Verzweiflung und Roheit gemischten, wahrhaft wüthenden Gebehrde über Kinder, Bänke, Bücher, Scripturen und Schiefertafeln hinweg ihren Bruder beim Arm faßte und ihn aus dem Saale riß.

„Du sollst nach Hause kommen, Range!“ schrie sie. „Willst Du das Haus bewachen und die Kinder! Sie sagen, die Gensd'armen wollten uns holen —! Da muß ich in den Wald; Hennenhöft, der soll ja — — — —“

Ein Schreien mehr als ein Schluchzen erstickte ihre Rede, während sie ihren Bruder am Arm zerrte und rückwärts zur Thür zurückschreitend alles niedertrat, was ihr in den Weg kam, selbst Gertrud, die den kleineren Kindern beistehen wollte gegen den Unhold, der aussah, wie wenn er eben erst aus den Federn gekommen. Daß ihr der Unterrock zu entfallen

drohte, womit sie als einzigem Ueberwurf erschienen war, mehrte noch ihren Zorn.

Der alte Nesselhorn kam soeben die Stiege herunter. Sein Sohn war oben geblieben. Der Greis war in solchem Grade von dem aufregenden Gespräch ergriffen, so noch wie abwesend, daß er weder etwas von einem Einfangen von Wilddieben begriff, noch die Aufregung im Orte sah oder in dem Tumult, den er auf seinem Vorplatz zwischen der Hausthür und Treppe antraf, etwas andres als eine neue gewaltsame Entführung des verwilderten Schulverächters erkennen konnte. Da war ihm jetzt grade Galle genug im Blute, um mit gereizten Worten, die der Sprechweise des Volks angehörten, loszubrechen und für sein Alter rasch wie ein Windspiel auf die Marlene zuzuspringen und ihr den Einbruch in seine Heerde wie einen Raub zu verweisen, einen Diebstahl, den sie hier am hellen lichten Tage und vor Aller Augen zu begehen wagte.

Da schrie die verwilderte Dirne:

„Alter Tapp, nimm Dich in Acht, daß ich Dir nicht die Hiebe zurückgebe, die ich von Deiner knöchernen Hand zuviel gekriegt habe! Meine Mutter ist schon lange aus, aus Dir in der Fabrik Stiefelwichse zu machen —!"

Dieser fürchterlichen Rede folgte die frechste That. Das wie tollgewordene junge Frauenzimmer griff nach einem der Schemel, der noch vom gestrigen Tage, wo

dieſe unter den Lindenbäumen geſtanden hatten, auf der Hausflur zurückgeblieben war, ſchwang ihn und würde den Greis getroffen und unfehlbar verwundet haben, wenn in dieſem Augenblick nicht ſein Sohn, der eben die Treppe herunterkam, hinzugeſtürzt wäre und ſich der wüthenden Tochter des überführten Schmugglers, ja, der vielleicht um ihren Geliebten oder Verlobten Gekommenen entgegengeworfen und ſie zurückgeſchleudert hätte.

Der Greis lag ohnmächtig in des Sohnes Armen. Jetzt warf ſich auch der kräftigere Theil der Schuljugend auf das boshafte Frauenzimmer, drängte es hinaus und verfolgte es mit höhnendem Pfeifen und Lärmen. Laut ſchimpfend ging ſie dahin. Nante folgte kleinlaut und blickte zur Erde. Beider Heimgehen war wie ein Spießrutenlaufen durch's Dorf. Von allen geöffneten Thorwegen, allen Scheunen und Hütten kamen Männer und Frauen, ſprachen laut ihre Schadenfreude, ihre Befriedigung über das auf die Bartels hereingebrochene Schickſal aus und drängten zum Schulhauſe hin, wo der alte Keſſelborn immer noch im Arm ſeines Sohnes lag.

Unter ſolchen Umſtänden konnte heute Vormittag die Schule nicht ſtattfinden. Die Kinder wurden auf Nachmittag beſchieden und entlaſſen. Gertrud war fortgerannt, um kaltes Waſſer zu holen. Der Großvater wurde auf denſelben Seſſel geſetzt, der ihn in der Hand der innern Furie hatte niederſchmettern

ſollen. Einige Zeit war der Alte ganz ohne Bewußtſein geweſen. Der Sohn ließ Eſſig kommen, den man in die Waſſerſchüſſel goß. Mit dieſer Miſchung wuſch er dem Vater Stirn und Schläfe. Er öffnete ihm die Weſte, lockerte das Halstuch. Anfangs beſorgte man einen Schlaganfall. Das ganze Haus füllte ſich mit Menſchen. Sie verzogen ſich erſt, als der Oberpfarrer um Ruhe und Schonung bat. Auch Pfarrer Peterenz war herbeigeeilt und griff an, den Alten in die oberen Zimmer zu bringen, wo er ſich erholte, dann weitere Hülfsleiſtung ablehnte und dem Sohn dankte, daß er im rechten Augenblick gekommen wäre. Möglich ſonſt, ſagte er, daß er nicht mehr lebte.

Gertrud ſah aus dem Unglück etwas Gutes entſpringen. Sie flog hin und her. Erſt war es das Entſetzen, das ſie wie im Kreiſe wirbelte. Jetzt aber, wo die Gefahr vorüber ſchien, küßte ſie dem Onkel hoffnungsvoll die Hände, die ſie ihm getrocknet hatte, nannte ihn den Retter des Vaters und übertrieb die Kraft der Marlene, das Gewicht des Schemels, die Nähe, in der die Verwegene beim Großvater geſtanden — alles nur, weil ſie hoffte, nun würde der Großvater die Wünſche des Onkels erfüllen. Ei, dachte ſie, das Vermögen ſoll mir ja doch bleiben und der gute Großvater, der ſagt ja ſelbſt, die Lene kann nicht mehr lange leben, aber ich lernte ja ſchon Schule halten, ich kann mich gewiß ernähren! Und der Onkel verſpricht's zu verzinſen und wiederzugeben!

Er hat dem Großvater die höchsten Prozente versprochen und Haus und Hof, Möbel und Geräth, Bücher und Werthsachen als Unterpfand —! Wenn ich doch nur den Schlüssel zu Großvaters Schrank hätte, ich gäbe dem Onkel gleich alles —! Sieht er doch gar zu traurig aus —!

Das Haus entleerte sich von Alten und Jungen. Draußen gab es schon wieder etwas Neues. Ein Pfeifen und höhnendes Schreien verfolgte die Marlene, die dem Walde zulief. Sie hatte sich in der Eile besser gekleidet und gegen den Regen ein grellrothes Tuch über den Kopf gebunden. Hinter dem Dorfe herum sah man sie querfeldein laufen, der Anhöhe zu, in die Kornfelder, in die Hecken. Lange konnte man sie verfolgen. Lange mußten ihr auch die Zeichen des Spottes, vorzugsweise von den Frauen kommend, vernehmbar bleiben. Aber sie sah sich nicht um. Ohne Zweifel wollte sie Gewißheit über den Waldmeister haben, von dem sie im Gewirr der nächtlichen Ereignisse, an denen sie theilgenommen, nur in Erfahrung gebracht hatte, er wäre verwundet.

Pfarrer Peterenz wußte bereits mehr vom wahren Sachverhalt. Auf dem Schloß hatte er Hennenhöft in seinem Blut und verröchelnd angetroffen. Zwei Kugeln waren diesem, wahrscheinlich aus einer Doppelbüchse, durch die Brust gegangen. Es hatte nur nicht gleich allgemein bekannt werden sollen, weil der Oberinspector außer sich darüber war und die

größte Verantwortung besorgte. Er für sein Theil, sagte der würdige Geistliche, könnte hier nur Gottes Finger erblicken. Das tödtliche Blei hätte einen ungetreuen Verwalter getroffen, der sich gegen seine Herrschaft, die ihm soviel Gutes erwiesen, der größten Undankbarkeit schuldig gemacht hätte. „Von jeher war mir," fuhr der würdige Mann fort, „dieser Hennenhöft widerwärtig! Er konnte meinen Blick nicht ertragen. Vielleicht wußte er, daß ich mit einem Theil seines Vorlebens bekannt geworden war, doch dem Willen unseres Patronatsherrn gehorsamte und reinen Mund darüber hielt. Frau von Fernau hatte ihm wahrscheinlich die Abwendung einer großen Gefahr oder sonst einen Dienst zu verdanken oder es war Rücksicht auf Wülfing, dessen Kamerad Hennenhöft in alten Zeiten gewesen. Welche einträgliche Stelle hatte er —! Er bekam Geschenke über Geschenke und durfte nur an die Baronin schreiben und jeder Wunsch wurde ihm gewährt —! Und dennoch verleitete ihn dieser zuchtlose Maurer zur Genossenschaft für einen schon seit Jahren betriebenen Betrug der Herrschaft. Das irrfahrende Weib, die Knochensammlerin, war unverholen die Verkäuferin des geraubten Wildes. Die Tochter diente als sinnlicher Köder für den jetzt auf der Bahre Liegenden — wer weiß, was alles in seiner Behausung betrieben wurde! In früheren Jahren war ein Gerücht verbreitet, man hätte unheimliche Töne, namentlich des Nachts unter den Trümmern des alten Klosters, die seine Wohnung

bilden halfen, vernommen —! Man will den Ruf eines Kindes, zuweilen ein Weinen gehört haben —! Niemanden ließ der Mensch in seine Nähe kommen. Selbst die frühere Magd, die er mitgebracht hatte, als er, ich glaube aus Frankreich, in sein Amt gekommen, durfte nur an der äußersten Spitze seines Anwesens wohnen —! Beobachten hat man wollen, daß er giftige Kräuter gesammelt und mit den Apothekern der Umgegend in einem Verkehr stand, der schon längst die Aufmerksamkeit der Behörden hätte auf sich ziehen sollen —! Sein Nachbar, der Förster, ist brav und zuverlässig. Ich höre, der Ueberfall fand statt an der Salzlecke, wo die Sippschaft den Hirschen auf der Lauer lag. Anfangs sollen sie den Versuch gemacht haben, sich zur Wehre zu setzen —! Da mußte man zum Gebrauch der Schußwaffe schreiten. Die Kugeln, die den Hennenhöft trafen, sollen aus dem Doppelrohr des Jägerburschen Caspar gekommen sein. Als der Widerstand der saubern Gesellschaft gebrochen war, war der Förster außer sich und bejammerte den unehrlichen Tod des ehemaligen Kameraden. Sofort, während die Anderen auf Verfolgung der Missethäter begriffen waren, hat er sich über den Sterbenden geworfen, ihn nach seinen letzten Wünschen befragt, sich auch vorsichtig alles angeeignet, was sich bei ihm finden ließ. Gewiß kann manches davon über die geheimen Schliche des Bösewichts Auskunft geben. Wülfing lief damit in

die Waldmeisterei und wird uns wohl bald einen Bericht erstatten —"

Der Pfarrer ging wieder. Der Oberinspector hatte ihn auf's Dringendste gebeten, ihm in den ersten Erhebungen dieses so unerfreulichen Vorfalls beizustehen. Die Post, mit welcher sein Amtsbruder nach Bruckbach zurückkehren wollte, ging erst am Nachmittag, so daß sich das Abschiednehmen noch verschieben ließ.

Wieder waren Vater und Sohn allein. Der Erstere hatte sich erholt oder stellte sich wenigstens so. Vienhard zwang ihn, sich auf ein altes, mit gewürfeltem Kattun überzogenes Kanapée auszustrecken, legte ihm Bettkissen unter den Kopf und verlangte, er sollte die Erschütterung durch Ruhe zu überwinden suchen. Gertrud blieb wie die zwischen Himmel und Wasser hin und her flatternde Möve. Land, festen Ruhesitz gönnte sie sich nicht.

„Warum wendest Du Dich nicht für Dein Vorhaben an die Baronin —?" fragte der Vater, dem sein Zwiespalt mit dem Sohn nicht aus dem Kopf wollte, obschon ihm wehe that, dem Sohn eine Festigkeit zeigen zu müssen, die diesem nach dem letzten Vorfall beinahe lieblos erscheinen konnte.

„Ich that es ja schon — Sie schlug mir mein Gesuch rundweg ab —!"

„Seltsam —! Diese reiche Frau! Die uns immer so gnädig gewesen —! Mir hat sie diese

Schulſtelle — Deiner Frau ſo viele Geſchenke gegeben —!"

„Ich konnte mich auch nicht in ihren Reſſis finden. Ich hatte ſie ſchon vor einem Jahr um zehntauſend Thaler zu dieſem Behuf gebeten. Auch damals ſchlug ſie mir meine Bitte ab. Jetzt, wo ich ſie erneuerte, antwortete mir ſogar Fernau ſtatt ihrer. Er entſchuldigte ſich und ſeine Frau —"

„Dieſe ſteinreichen Leute —! Aber Du ſollſt ja auch einſt gegen die Baronin —"

„Was —?"

Der Vater wollte nicht recht heraus mit der Sprache. Dann ſagte er, halb vorwurfsvoll und halb mit Lächeln:

„Du haſt ſie ja beſungen, hör' ich, und —"

„Ein thörichter Rauſch, der mich vor Jahren ergriffen hatte —" geſtand Lienhard mit Erröthen zu. „Es iſt manches Jahr darüber hingegangen. Ich war damals erſchüttert von ihrem Bruch mit Wildenſchwert, den ich haßte, ſeiner Anſichten wegen und weil er meiner Frau in ſo auffallender Weiſe den Hof machte. Als es dann eine Frau von Fernau gab, mußte ich beſorgen, daß die Briefe, die ich allerdings der in der Welt Herumreiſenden nachzuſchicken gewagt hatte, Briefe jedoch, die unverfänglich und nur der Ausdruck meiner damaligen tiefen Gemüthsverſtimmung waren, läſtig fielen. Nach einigen Jahren ſah ich die Baronin wieder. Doch war ſie ſo außerordentlich gütig

ten ihre Charaktere ohne ferneren Rückhalt aus und zeigten ſich die blanken Karten ihrer Geſinnungen. Das hinderte aber die ſteigende Luſt der Behaglichkeit nicht, bis Gertrud auffuhr und an die Thüre rannte. Blaukrumpf ſtieß den Stuhl hinter ſich um und griff nach einem bereit gehaltenen Exemplar des Thomaſius. Er ſtürmte zur Thür hinaus auf die Hausflur und erblickte die beiden kleinen weißen Zwerg-Geſtalten, den häuslichen Störenfried. Schon hat er einige Donnerworte auf die lallende Zunge gelegt, um ſie fortzuſchleudern, da reißt ihm Tobianus, der ihn in ſeinem Eifer zu mäßigen ſucht, die Rockſchöſſe ſeines beſten Frackes hinten ab. Die daraus entſtehende Verlegenheit und Verwirrung wurde jedoch von Blaſedow meiſterhaft benutzt. Er ergriff aus ſeinem Stiefel ein darin verſteckt geweſenes ſpaniſches Rohr, warf das über den Frack mit Tobianus rechtende Conſiſtorium links, ſeine Frau rechts und ſtürmte den die Flucht ſuchenden weißen Schatten nach. Vom Garten aus vernahm man einige durch die ſtille Nachtluft gellende Streiche mit dem ſpaniſchen Rohr und ein zweiſtimmiges jämmerliches Klageduett. Blaſedow ließ ſich nicht wieder ſehen. Die Andern aber ſtaunten und begaben ſich, erſchöpft und übermannt, ohne klare Gedanken, zur Ruhe.

gegen mich, daß ich meine Beſinnung zuſammennehmen mußte, um mit klaren Augen zu ſehen und mir einzuprägen, wie ſehr ſie lediglich den Baron liebte —! Jetzt ſind wir alle durch unſer Haar an das erinnert, was ſich für uns ziemt —"

„Der Graf ſcheint verſchollen zu ſein —"

„Doch nicht —! Er iſt in den Dienſt der Regierung zurückgegangen und macht jetzt merkwürdige Reiſen für unſere Handelsverbindungen — ſogar an der Spitze eines Geſchwaders, das unſere Conſulate unterſtützen ſoll —"

„Verſuche die Anfrage noch einmal —!"

„Zum Drittenmal? Nein, die frühere Theilnahme für uns und Andere hatte wahrſcheinlich nur den Grund, der verblendeten Frau Bundesgenoſſen zu verſchaffen —"

„Wofür —?"

„Damals galt es, einen inneren Schaden zu verdecken. Brauchen wir Beiſtand von der öffentlichen Meinung, dann kann man uns um den Finger wickeln —"

„Ich denke, ihre Söhne wachſen heran. Da halten Eltern das Ihrige zuſammen —"

„Der Baron iſt ein Verſchwender — Das ungeheure Vermögen ſoll durch ſeinen Leichtſinn zuſammengeſchmolzen ſein —"

„Hier ſpürt man nichts davon —"

„Hätte Graf Wildenſchwert den Beſitzſtand behalten, ſo würde er ſich gewehrt haben. Ich verachtete früher den Mann. Ich Thor —! Wildenſchwert war ein

Mann von Geist und Energie! Gab er aus, so wußte die Welt warum. Die Frau hat an dem Mann unverantwortlich gehandelt —"

„Jetzt mit Einem mal —? O, wie bist Du so wetterwendisch! Früher sprachst Du anders —! Da nanntest Du den Grafen einen Pedanten, mit dem eine Frau von — was weiß ich! Poesie glaube ich, nicht gleichen Schritt hätte halten können —! Freilich hatte sie damals Deiner Frau einen kostbaren türkischen Shawl geschenkt. Sieh, Leonhard, auch jetzt sprichst Du wieder — nur Deiner Frau nach —!"

„Beginne nicht von Neuem —!"

Leonhard wandte sich dem Fenster zu. Der Vater lenkte ein.

„Die Baronin ist manchmal milde wie Oel und manchmal so scharf wie Essig!" sagte er. „Alle Weihnacht schickt sie mir ein Sümmchen Geld, das mir zu meinen Neujahrsrechnungen zu Statten kommt. Aber immer spielt sie dabei einen Trumpf aus, ein hartes Wort für die Schule. Als sie einmal vor Jahren hier im Orte war, verwandelte sich ihr fast schreckhaft die Miene, als sie in die Schule nur unter die Kinder trat. Sie zog die Augenbrauen zusammen, drückte ihren Shawl fest über die Schultern, blickte nur so in die Schulstube hinein und murmelte: Schulmeister, ich habe selbst Kinder! Ich kenne die Verantwortung von Eltern und Lehrern! Aber mir graut, sprach sie und wie sich schüttelnd, vor dem Gedanken, daß Kinder

mißrathen und eine Geißel ihrer Eltern werden können — da graut mir manchmal vor Kindern —! Hat sie Dir für ihre abschlägigen Antworten keinen Grund angegeben —?"

Der Sohn schwieg anfangs. Für sich gestand er sich, daß ihm die Baronin seine Bitte mit ähnlichen Motiven abgeschlagen hatte. Dann zog er sein Portefeuille aus der Brusttasche, öffnete es und zeigte dem Vater ein Billet, das die Antwort der ehemaligen Gräfin Wildenschwert enthielt.

Der Alte sah sich nach seiner Brille um. Da las dann lieber der Sohn selbst:

„Ich bin nicht für die Institutserziehung. Eltern sollen selbst ihre Augen auf die Kinder richten und zu jeder Stunde. Eltern sollen sich nicht von fremder Hand Ruthen binden lassen. Denn das werden zumeist Kinder, die wir nicht selbst erzogen haben. Bleiben Sie bei Ihrem Beruf, Nesselborn! Sie können von der Kanzel herab —"

Der Vater ergänzte aus sich selbst und mit gehobener Stimme die Vorlesung, die der Sohn mit verächtlicher Miene abbrechen wollte.

„Mehr für die Schule thun!" fiel der Greis ein. „Die Kanzel predigt den Eltern! Wo nicht das Haus die Schule unterstützt, da ist alle gute Aussaat des Unterrichts verloren —!"

Der Alte fühlte ja noch in allen Nerven die Widersetzlichkeit des Hauses gegen die Schule. Im

Wesentlichen mochte der Schluß des Briefes der Baronin ebenso gelautet haben.

Doch ebenfalls erregt, ebenfalls gehoben, rief Lienhard, den Brief zusammenknüllend:

„Und eben weil das Haus seine Pflicht nicht erfüllt beim großen Werk der Volks-, Nationals, der Menschenerziehung, so soll dies die Schule, das heilige Lehramt übernehmen! Der Schulmeister muß Menschen bilden, die den Namen Mensch verdienen, falls es der Staat nicht thut —! „Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen?" rief einst sogar der Erlöser seiner Mutter zu und sonderte damit sein Wirken vom Hause ab, vom engen Begriff der Familie. Die Welt war sein Haus, die Menschheit wurde seine Familie! Sparta zog ein Heldengeschlecht, weil es die Kinder den Händen der Eltern entriß und sie als die Hoffnungen des Vaterlandes vom Vaterland erziehen ließ. Unser Meister Pestalozzi entzog gleichfalls dem Hause die Kinder. Er entführte sie mit Gewalt den Vorurtheilen, der Trägheit, der Dummheit, dem Schmutz und kleidete sie in die reinen, weißen Gewänder der Lehre. Er wusch, er kämmte sie physisch — den verwilderten Eltern zum Trotz. Elternerziehung! Fortimpfung des Egoismus, der kleinlichen Gesellschaftswählerei, der Merisance auf einen Besuch, der eben gegangen, des falschen süßen Lächelns auf einen, der eben kommt —! Principlosigkeit, Naturalismus an allen Ecken und Enden —! Unterdrückung

der jüngern Geſchwiſter durch die ältern. Hauserziehung —! Was heißt ſie? Mütter, die ihr Naturell an ihren Kindern austoben, Väter, die unter ihrem Beruf keuchen und den Kindern alles hingehen laſſen wie es eben geht, weil ſie Ruhe haben wollen um jeden Preis und den letzten Reſt ihrer ohnehin auf ewig verſpielten Lebenspoeſie in — einer Cigarre, in einer Partie Billard auf dem Caſino finden —! Hauserziehung —! Mein Programm wird dieſe Hauserziehung ſchildern. Es wird die Schule nicht unter, ſondern neben die Kirche ſtellen, nicht die Kirche einer beſtimmten confeſſionellen Einſeitigkeit — davon werde ich himmelweit entfernt ſein! Nein, neben den Tempel der Menſchheit, der auch der Tempel der Gottheit iſt — denn der vollendete Menſch das iſt das reinſte, das duftendſte Opfer, das dem Urgrund der Dinge, dem Schöpfer Himmels und Erden gebracht werden kann! Stehe mir bei, Vater, ich beſchwöre Dich, zur Erreichung dieſes Ziels! Denk' an die Stunden bei Deinem ſeligen Ballauf zurück! An Deine eigene Begeiſterung, die Dich von der Hobelbank an die Schulbank getrieben hat, denk' an den Segen, den Du ſchon verbreitet haſt, an die Liebe Deiner Kinder, Deiner Vorgeſetzten —! Vater, ich gelobe Dir, ich werde Gertrud ein Beſchützer ſein, wie Du es ihr biſt. Auch nicht ein Pfennig ſoll ihr entzogen werden von dem Ihrigen, ihre Zukunft mag ſich geſtalten wie ſie wolle —"

In dieſem Augenblick klinkte Gertrud die Neben-

thür, die Thür des von ihr geordneten Schlafgemachs des Großvaters auf. Noch hatte sie den Staubwedel in der Hand. Das beängstigte Kind drückte diesen, wie eine Friedenspalme, dicht an die Brust mit bittender Gebehrde und warf aus der Ferne, sich an der Schwelle haltend, dies, um sogleich entfliehen zu können, wenn ihr Vorwitz bestraft werden würde, einen Blick auf den Großvater, der sich erschrocken umsah, einen Blick, der einen Stein hätte erweichen können. Sie begleitete denselben mit dem halberstickten, doch laut eingesetzten Ruf:

„Aber Großväterchen —! So thu's doch —!"

Wie sich aber im Menschen die Gedankengänge seltsam bilden, so auch hier.

Aus dem Bilde, das Lienhard von den Mängeln der Hauserziehung entwarf, entnahm nur der Vater die herbste Erinnerung, die den Sohn befallen hätte aus seiner eigenen Lebenserfahrung mit der schönen Mohrenkopfhedwig und deren Töchtern. Er entnahm nur des Sohnes Reue über die für seine Lebensgefährtin getroffene Wahl. Er entnahm nur die trüben Stunden, die dem Vater Gattin und Töchter bereiteten, nur die Sehnsucht dieser vergnügungssüchtigen Frauen, in eine große Stadt versetzt zu werden und sich unter Eindrücken zu tummeln, die ihnen weniger Zwang auferlegten, als das Predigtamt.

Da rief er der Enkelin mit gebieterisch ausgestrecktem Zeigefinger ein: „Hinaus —!" und dem

Sohne wiederholte er ſein entſchiedenes „Nein!“ Das war wie von Eichenholz dann, feſt und knorrig. Ein Schulmeiſter lernt zeitig Charakter haben. Das ſagte er nicht, aber er verrieth's.

Den Kampf des Sohnes gegen dieſen Ausbruch des alle Selbſtbeherrſchung preisgebenden väterlichen Unwillens unterbrach ein erneuerter Lärm auf der Straße.

Stimmen, die laut durcheinander ſprachen, wurden vernehmbar. Ein Wagen fuhr langſam vorüber. Säbelklappern erſcholl. Man ſah hinaus und wurde eines Trauerzuges gewahr. Auf einem, von zwei Ochſen gezogenen Leiterwagen lag eine geſchwärzte Decke, die ohne Zweifel den entſeelten Körper des Waldmeiſters barg. Angebunden an den Wagen folgten ihm eine Frau und fünf Männer. Der Eine, der noch ein Tuch um die Stirn trug wie ein Verwundeter, war Bartel, der Maurer. An den weißen Kitteln von zwei Andern erſah man, daß ſie demſelben Handwerk angehörten. Zwei junge Burſche mußten Bauernburſche der Umgegend ſein. Das beſchämt niederblickende Weib, mit einem Tragkorbe auf dem Rücken, war die Mutter der Marlene. Die Frauen drückten ihren Widerwillen gegen dieſe übelberufenen Menſchen laut aus. Die Männer ſchwiegen. Der ganze Zug von Gensdarmen und einigen mit Knütteln verſehenen Knechten des Barons Tümpling bewegte ſich dem Inquiſitoriat der nächſten Stadt zu, wo auch die

Leiche des Waldmeisters die Beschau des Physikats zu gewärtigen hatte.

Der mit seiner ganzen Lebensstellung zerfallene Lienhard murmelte vor sich hin:

„Auch das sind Opfer einer verfehlten Einrichtung unserer Gesellschaft! Die Natur schenkt mit voller Hand! Warum soll man nicht nehmen —? In unserer Brust stehen andere Gesetze als im allgemeinen Landrecht —!"

„Canaillen sind's!" rief sein Vater entrüstet. Dem innersten Zwiespalt zwischen Vater und Sohn würde jener jetzt noch nach anderer Richtung hin Ausdruck gegeben haben, wenn nicht Pfarrer Peterenz wieder eingetreten wäre und beide heute ohnehin feiernden Männer aufgefordert hätte, ihn und den Oberinspector zu begleiten zum Besuch der Waldmeisterei, wo es galt, sich so schnell als möglich in Besitz alles für die Herrschaft wichtigen Eigenthums zu setzen, auf alles Geschriebene Beschlag zu legen und dem Förster Wülfing, der diese Arbeit schon begonnen hätte, beizustehen.

Das Wetter fing an sich aufzuhellen. Streifen blauen Himmels traten hinter den grauen Nebelvorhängen heraus. Es regnete nicht mehr.

Schon um von den Stimmungen des tiefsten Unmuths frei zu werden und sich in einem sie beide gleich viel und gleich wenig interessirenden dritten Gegenstande wieder zu vereinigen, entschlossen sich Vater

und Sohn, der Aufforderung zu folgen, nahmen Hüte und Regenschirme und gingen mit dem Ortspfarrer zum Schlosse hinauf, von wo sich zur beabsichtigten Inventaraufnahme eine kleine Karavane in Bewegung setzen wollte. Der alte Schulmeister hatte gestählte Nerven. Die ihm gegönnt gewesene kurze Ruhe hatte ihn schon leidlich wieder in's Gleichgewicht gebracht.

Leonhard war nicht in solchem Grade zerstreut, daß er nicht noch hätte in die Küche sehen sollen, wo Gertrud grade mit dem Kartoffelschälen für die Mittagsmahlzeit beschäftigt war. Als sie aufstehen wollte, drückte er sie sanft nieder, streichelte ihre Stirn, sah ihr eine Weile in die verlegen niederblickenden Augen und sprach liebevoll:

„Du hast es gut mit mir gemeint! Werd' es Dir auch nicht vergessen —!"

## Zwölftes Kapitel.

Mit dem tiefsten Schmerz hatte Wülfing gesehen, welche Anstalten der ritterschaftliche Nachbar an der Salzlecke getroffen hatte, um sich sein Jagdvergnügen künftighin minder gestört zu erhalten.

Ein förmlicher „kleiner Krieg" wurde in Scene gesetzt.

Wülfing versuchte zu scherzen, als er mit seinem Caspar, der ihn mit allerlei Unterhaltung begleitet hatte, an der Wolfshalde eintraf und die strategische Unternehmung sich entwickeln sah. „Sie hätten nur noch Cavallerie und Artillerie aufbieten sollen, Herr Rittmeister, und die Schlacht bei Leipzig —"

„Wäre vollständig gewesen —" hatte der Schnelldenker schon hinzugefügt. Denn nicht minder hatte auch dieser es für seine Pflicht gehalten, bei einer so nachdrücklichen Unternehmung anwesend zu sein. Die Abschiedsscene vom Hause, die er hatte aufführen müssen, schilderte er nicht. Er fürchtete die Herzen der Männer zu erweichen, namentlich der „Volontärs," die sich freiwillig

richtiger, aufgeboten, angeſchloſſen hatten und auf einen verzweifelten Widerſtand gefaßt ſein ſollten.

Der Mond war aufgegangen und der ſtillere Theil des Nachtbildes entwickelte ſich. Von einem dichten Gehölz aus wurden die Lauſcher alles deſſen anſichtig, was ſich rings um ſie her begab. Es war ein Tannengehölz, wo ſie poſtirten, hochgelegen, freie Bewegung geſtattend, rings aber von Buſchwerk, Haſelnußgeſträuch, Kirſchlorberhecken eingeſchloſſen.

Vorſichtig erſchienen erſt die durch die Auffriſchung der in einem Wieſenrain befindlichen Salzlecke angezogenen Hirſche. Es waren faſt ſo viel wie Wülfing als noch vorhanden angegeben hatte. Die Thiere kamen rudelweiſe. Die jüngern Thiere folgten den wegweiſenden Alten. Die Geweihe ragten über die forſchend ausgeſtreckten Köpfe empor. Sie hielten ſich dicht an den mächtigen Stämmen eines Eichwaldes, immer den Schatten ſuchend, das Licht vermeidend, ja wie erſchreckt durch ihren eigenen Widerſchein.

Jetzt ſteigen ſie abwärts, dem Wieſenrain zu. Alles iſt ſtill. Nur aus weiter Ferne hört man zuweilen das Bellen eines Hundes, das Schlagen einer Thurmuhr, das Rauſchen einer Mühle.

Die Thiere ſchlürfen die ihnen wohlthuende, kräftige Soole ein. Der Muthwille, die Streitluſt regt ſich. Die Geweihe kreuzen ſich. Doch kommt es zu keinem jener erbitterten Kämpfe, die unter

Hirſchen zuweilen wie ein Zweikampf ausgefochten werden; die übrigen Genoſſen ſtehen dann ringsum wie Kampfrichter.

Jetzt wird es lebendig vom Wäbicht her. Wäbicht hieß eine in alter Zeit angelegte Baumſchule, an welcher man das ſpätere Verſetzen der herangewachſenen Bäume vergeſſen hatte und die nun ein Bild der überraſchendſten Regelmäßigkeit bot, den „Waben" oder Zellen eines Bienenſtocks ähnlich. Mächtige, hochragende Bäume ſtanden hier beiſammen, deren Kronen ineinander gewachſen waren, da ſie nicht Raum zur Ausbreitung gefunden hatten, ein ſeltſam künſtlicher Urwald wenigſtens in den Kronen. Dieſe waren ſo dicht, daß ſchon oft im Scherz geſagt wurde, es ließen ſich darin Hütten bauen.

Und in der That ſchien es, als wenn ſich eine Bewegung aus dieſen Laubkronen entwickelte. Auf ihnen ließ ſich lauern und hocken, ſicher abwarten, was in die ſo regelmäßig angelegten Gänge des Wäbicht eintrat an Getier oder an Menſchen. Hier war es oft ſchon Wülfing geweſen, als hätte er über ſich her Stimmen vernommen, ſo daß er hinaufgerufen, wer über ihm ſei, worauf ihm geiſterhafte Stille geantwortet, bis er ſich entfernte mit dem vor ſich hin, aber niemals recht ſicher geſprochenen Worte: Es müſſen wol Luchſe oder wilde Katzen ſein —!

Die Raubſchützen treten aus dem Wäbicht. Die wie Waben [Wafen, Waffen, Wäffen, Striemen — auch am Waffeleiſen —] ſo regelmäßig gebildeten Baum-

reihen lassen, vom schrägfallenden Mondenlicht erhellt, weithin Karren erkennen, in denen die Hirsche, die erlegten, entführt werden sollen.

Der erste Schuß fällt. Da liegt ein prächtiger Achtender vom tödtlichen Blei getroffen. Der Schütze war Bartel. Alle erkennen den Thäter und jetzt wird auch Hennenhöft erkannt — der Waldmeister unter den Waldfrevlern —!

Wülfing hört und sieht nicht die Commandos des Rittmeisters, die mehr in Zeichen, als in Worten bestehen. Der Ausgang des gewählten Standplatzes war früher schon durch die Heckenbucht gehauen worden. Darübergelegte Zweige hatten ihn verdeckt gehalten. Ohne Geräusch verließ das Aufgebot seinen Standort und vertheilte sich abwärts steigend nach verschiedenen Richtungen. Es galt die Salzlecke zu umzingeln, sich nach allen Seiten hin schußgerecht aufzustellen und den Rückzug in's Wäbicht abzuschneiden. Denn dorthin gab es keine Verfolgung. So regelmäßig es aussah, der Schein täuschte. Dieser Baumgarten war eine Wildniß. Ein Weg legte sich vor den andern, eine Baumreihe kreuzte die andere. Wer unten nicht weiter kommen konnte, flüchtete sich in die Wipfel. So fliehen und greifen die Wilden in Amerika ein.

Bald entbrennt der Kampf. Schuß auf Schuß fällt. Als Wülfing Hennenhöft erkannt hatte, blieb er beim Schnelldenker zurück, dessen Herz hörbar

klopfte. Auch Wülfing hatte jetzt nur Füße, die ihm wie mit Ketten an den Boden gebunden ſchienen. Erſt das muthige Schreien der Angreifer beſtimmte ihn, ſich loszureißen. Schmach und Schande, Du ſtehſt wie angewurzelt, ein müßiger Zuſchauer —! Wülfing bricht ſich Bahn, geradeaus, die Parole modelnd nach dem Augenblick — die hin und her fliegenden Kugeln ſchrecken ihn nicht. Auch war der Sieg ſchon ſo gut wie errungen. Die Einen fliehen, die Andern ſind gefangen. Vor ihm liegt Hennenhöft, zum Tod getroffen.

Noch erkennt dieſer den Kameraden. Noch deutet der Unſelige mit krampfhaftgehobenem Arm auf die röchelnde Bruſt. Noch will er ſprechen. Abgeriſſene Flüche treten auf den Mund, dem bald ein Starrkrampf die Lippen offen ſtehen läßt. „Gräfin — Kind — Sohn —“ lauten die Entſetzensworte, die Hennenhöft noch hervorſtößt. Der Arm des Sterbenden ſtreckt ſich, um auf die Ferne zu deuten. „Nicht Amerika —!“ iſt der letzte noch articulirte Laut, den Wülfing verſteht. Ein Jammern erſtickt die Rede des Sterbenden, ein Ton, als fühlte er ein Entſetzen eigener Art, die Verzweiflung über ein noch Unvollendetes. Der Sterbende will ſich erheben. Wülfing will ihm helfen. Jener rüttelt ſich, wälzt ſich. Die Hand taſtet auf die Bruſt. Wülfings eigenen Händen, die die Hände des Sterbenden beruhigen, feſthalten wollen, wird ein Schlüſſel fühlbar. Dieſen ergreift er, ſteckt ihn zu ſich, auch die Börſe des Sterbenden. Er erinnert ſich, daß in ihr das

Waldmeisters übrige Schlüssel staken. Ein Instinkt leitet ihn bei Allem. Die Stimme des Weltgerichts, den Posaunenton des Auferstehungstages glaubt er zu hören, der ihm spricht: Das muß alles so sein —! Du mußt sein Todtengräber werden und ehe die Sonne über diese schuldbefleckte Erde aufgeht, mußt Du an Ort und Stelle in der Waldmeisterei zerstören, was nur irgendwie zerstört werden kann —!

Darüber näherten sich die Andern.

Hennenhöft ist todt. Caspar, Wülfings älterer Knappe, ein Bauernsohn aus der Gegend, Schütze mit Leidenschaft, rühmt sich, seinem Blei zweimal auf ihn die Richte gegeben zu haben. Der Rittmeister triumphirt. Die Gensdarmen knebeln die Gefangenen. Ein vollständiger Sieg war errungen. Von dem Abenteuer gab es auf Jahre zu erzählen. An den Karren ergriff man die Hexe, die Knochensammlerin, die Verwandlerin der Kirchhöfe in Stiefelwichse — „Glanz der Unsterblichkeit!" wie der Rittmeister ausrief. Mit einer Handkoppel, die er von den Hüften loswand, hieb er der Alten einen Willkomm über den Rücken. Die freche Familie hatte zuerst jene Ausdrücke über den Stoffwechsel der Knochen aufgebracht, wie Marlenens gestrige Uebermuthsrede zum Schulmeister bewies.

Wülfing durfte sich schon sein Gesicht mit beiden Händen bedecken. Jeder glaubte ihm, daß er sich für seine Herrschaft, seinen Nachbar, seinen Collegen, seinen Wald schämte. Niemand fand ein Arg darin,

daß er ſpornſtreichs davonlief und den Uebrigen den Transport des Todten, der Gefangenen, der gefallenen Hirſche überließ. Daß er die Sachen des Waldmeiſters, auch die Uhr an ſich genommen hatte, wie er bekannte, fand man in der Ordnung. Man ließ den erſchütterten, todtenblaß und vom Mond beſchienen ſelbſt wie eine Leiche ausſehenden Mann im Walde zurück oder hieß ihn zu ſeinem Weibe eilen. Caspar blieb bei den Trophäen ſeiner That.

„Gräfin — Kind — Sohn —!“ Und „Nicht Amerika —!“ Das war das Echo, das dem Dahintaumelnden jedes Baumblatt wiederholte, jeder Windhauch noch verſtärkte. An den Schlüſſel, an die Börſe taſtete er, als ob er die Siegel der ewigen Gerechtigkeit, ehe ſie erbrochen, die Zornſchaalen des Himmels, ehe ſie ausgegoſſen, in Händen hielte. Er ſtrauchelte. Sein Fuß, ſonſt ſo feſt und ſicher, glitt an Stellen aus, die ihm bekannt waren wie die Fläche ſeiner Hand. Jetzt ſah er Thiere, die er lange ſchon geſucht, Raubthiere der kleinen, ſchleichenden Art, Iltiſſe, Marder — er konnte nicht verweilen und ſich die Stellen merken, wo ſie in einem der moosbewachſenen Felsblöcke verſchwanden, die ſich wie erratiſch hineingeworfen mitten im Walde befanden. Das kam wie vom Geiſterſehen. Seine Augen hatten nichts als Licht und der Wald wurde doch dunkler und dunkler. Der Mond trat hinter die heraufziehenden Wolken. Ein Wetter drohte. Schon bewegten ſich raſcher um ihn her die Blätter. Schon

erwachte, unſanft aufgerüttelt, die vor wenig Stunden noch ſo friedlich in Schlummer gewiegte Natur.

Die Ruhe ſeines Weibes mochte er noch nicht ſtören. Wie von Furien gejagt, umging er ſein Haus. Er ließ die Hunde bellen, die ſeine Nähe witterten. Ihm galt es nur, einen Vorſprung zu gewinnen, keine Minute zu verlieren vor'm — Sichöffnen der Gräber.

Waren es denn die Schrecken des eigenen Gewiſſens, die ihn ſo dahinjagten mit verſtörtem Angeſicht —? Mußte er ſich Hennenhöfts Mörder nennen —? Solche Gedanken fletſchten ihn an wie die Zähne aus dem Munde lachender Teufel. Haſt ja alles geſchehen laſſen, wie es ging! Die Kugeln, die ihn auf ewig verſtummen ließen, kamen Dir ja recht —! Was Du wünſchteſt und durch Andre geſchehen ließeſt, das haſt du auch gewollt —! Er hörte ſie triumphiren die Verſuchungen ſeines Herzens. Halloh! Das war der wilde Jäger, der auf wiehernden Pferdegerippen, mit knallenden Peitſchen und verſtimmten Jagdhörnern durch den Forſt ritt, Er immer mit ihm, Er kameradſchaftlich vom Junker mit den Feueraugen auf's Roß gezogen, feſtgehalten, feſtgedrückt mit knöchernen Armen, eine Beute für die ewige Verdammniß.

Drum vollendete ſich aber doch ſein nächſtes Beginnen. Er erreichte die Waldmeiſterei, die einſame herrenloſe Wohnung. Zwei mächtige Hunde riſſen an der Kette. Ihr Heulen war wie Klaggeheul um

den gefallenen Herrn, deſſen Blut ſie vielleicht an Wülfings Kleidern rochen. Zwei Hütten ſchützten die Hunde vor dem Regen, deſſen der Jäger nicht achtete. Jetzt ſtieg er etwas nach abwärts. Sein Auge, ſein Fuß fanden ſich zurecht. Hier die langen Schuppen für die Rinden, die zum nächſten Aufſtreich beſtimmt waren — immer war's ein luſtiger Tag, wenn die Gerber von zehn Meilen in der Runde kamen und ſich überboten und ihre Käufe durch ein Gelag beſchloſſen, wo beim Trinken Einer die Auktions-Finten des Andern auslachte. Dort die langen Tächer, unter denen die Rohlen aufgehäuft lagen. Rechts und links wandelte man durch ſchwarzes Geröll oder durch Lohe. Ein Gelaß galt den Tannenzapfen, die einen Handelsartikel bis zur Reſidenz hin bildeten. Da lag das kleine Häuschen, halb in die Erde gebaut. Eine offene Stiege führte hinter ihm her in die Trümmer des Kloſters, wo ein Roß ſtand in einem halb darüber, halb darangebauten Stall und eine Ziege meckerte. Düſtere Tannen hatten auf den Trümmern Wurzeln gefaßt und überragten die Niederlaſſung, die jetzt völlig menſchenleer war. Die Arbeiter wohnten zerſtreut im Walde und in den Ortſchaften ringsum und kamen erſt des Morgens hierher mit frühſter Sonne.

Der wie von einem räthſelhaften Ruf Gezogene trat an's Haus, zog den Schlüſſel, drückte auf die Klinke. Sie gab ſogleich nach. Das Haus hatte offen geſtanden! Die ganze Nacht hindurch!

Da, dachte der Jäger, der sein Herz pochen hörte, da kann es drinnen keine Geheimnisse geben —!

Eine Katze mit funkelnden Augen stellte sich gegen ihn an. Er machte Licht. Ein Jäger im Walde ist nie in Verlegenheit, sich gegen die ihn überfallende Nacht sicher zu stellen. Selbst ein kurzes Wachsende fehlte in seiner Tasche nicht, das so lange vorhielt, bis er hier eine Laterne gefunden hatte, die er anzündete. Alles lag todt und still und keineswegs ungeordnet. Zu stehlen gab es hier wenig. Er sah Schränke. Sie standen offen oder die Schlüssel staken. Nach dem Schlüssel, den er mitgebracht, griff er und kehrte zur Hausthür zurück. An dieser paßte er nicht. Warum griff der Sterbende so hastig nach diesem Schlüssel —? Wülfing probirte ihn an der Küche, der Schlafkammer, an einer Kommode. Nirgends paßte der seltsam geformte Bart. Es war ein starker, großer Schlüssel, der eine Thür von Gewicht voraussetzte. Wie besinnungslos trat Wülfing in den Regen hinaus, leuchtete mit der Laterne. Die Schuppen waren durch Holzriegel gewahrt. Wohin führte dieser Schlüssel?

Jetzt fiel ihm, wie er rathlos dastand, die Börse ein. Das darin enthaltene Geld kümmerte ihn wenig. Es lagen noch zwei Schlüssel darin unter zusammengeballten Papierthalern und großen und kleinen Münzsorten. Wohin führen diese beiden —? Nirgends sah er verschlossene Schränke. Er betastete die Wände, zog alle Tisch- und Kommodenkasten heraus. Da fand er

endlich auch Papiere. Doch enthielten ſie nur Verwaltungsnotizen. Einen Stehpult klappte er auf. Da lagen Rechnungen. Wohin er blickte, nichts von Briefen, Aufzeichnungen verdächtiger Art, nirgends die Spuren von Geld, deſſen doch Hennenhöft ein Anſehnliches zuſammengeſcharrt haben mußte. Sein Refrain war von je geweſen: Noch kommt mir eine luſtige Zeit! Dann ſpiel' ich auf wie ein Baron —!

In geſteigerter Unruhe, ungewiß, ob er ſich dieſe Erfolgloſigkeit ſeines Ueberfalls der verlaſſenen Wohnung zum Guten oder zum Schlimmen deuten ſollte, fiel ſein Auge auf einen Sack in der Küche. Das war jener Brotſack, den ſich Hennenhöft ſelbſt füllen zu laſſen pflegte, ſelbſt heimtrug. Auffallend war ihm, wie groß noch darin der Vorrath an Brot war. Das iſt doch keine Atzung für eine einzige Perſon —! ſagte er ſich und grauenhaft ſchoß ihm wieder der Gedanke durch den Kopf: Wer theilt denn mit ihm? Dann ſagte er ſich: Oft genug hatte er Gäſte! Wein und Bier und ſchärfere geiſtige Getränke vermehren den Appetit —! Letztre hatte er in den Spinden der Küche erblickt. Rathlos betrachtete er die drei Schlüſſel. Sie waren nicht etwa verroſtet, ſondern glatt und blank wie von täglichem Gebrauch.

Erſchöpft ſetzte er ſich auf einen Schemel. Vom Licht wurde ein Vogel ſcheu in einem grünen, halb verhangenen Käfig an der Wand. Das Thier flatterte hin und her und ließ einige Laute von ſich

# Zweiter Theil.

hören, wie ſich irrend in der Zeit. Es war eine Blaudroſſel, ſelten in dieſer Gegend und ein beſonders werthvolles Exemplar, das abgerichtet war auf gewiſſe Tonweiſen. Eine Wanduhr ſchlug dazu Drei. Der Vogel glaubte die Schläge erwiedern zu müſſen und machte einige Anſätze zum Pfeifen, die nicht recht vorwärts gehen wollten. Die Katze umſchnurrte den ihr kaum bekannten Förſter. Sicher hatte er etwas an ſich von ihrem Herrn.

Der Regen ſchlug an die Fenſter. Der Morgen kündigte ſich noch durch keinen Lichtſtreifen an. Der Vorſprung, den Wülfing gefunden hatte, war beträchtlich. Dennoch ging er ſo ungenutzt vorüber —! Dieſe Schlüſſel müſſen zu ſeinen Geheimniſſen führen—! dachte er in Verzweiflung. Denn wo hat er ſein Geld liegen? Wo ſeine falſchen Dienſtzeugniſſe, ſeine andern, ſeine richtigen Anſtellungsdecrete, wo ſo manchen wichtigen Brief vielleicht von unſerer Baronin, Briefe, die doch gewiß ſeine ſchlaue, mit den Jahren immer tückiſcher gewordene Berechnung ſorgfältig aufbewahrt hielt —?

Nach einer Weile dumpfen Brütens erhob ſich der völlig rathlos Gewordene. Noch einmal pochte er an die Wände, beſtreifte ſie mit den Händen von oben bis unten, ob er nicht ein Schlüſſelloch fände; dann, als alles vergebens war, trat er wieder unter die Hausthür, die er öffnete, um ſich draußen umzuſchauen.

Da fiel ihm auf, daß die Katze hinausſprang

und trotz des Regens, den kein Thier ſo ſcheut, wie die Miniaturausgabe des Tigers, die Anhöhe hinter dem Hauſe hinaufſprang, wo ſie plötzlich im Dunkeln verſchwand. Der Förſter nahm die Laterne, die Schlüſſel und folgte dem Thiere.

Zwar war der Schein des Lichtes matt, ließ aber den Dahintaſtenden unterſcheiden, daß zur Rechten von der Anhöhe eine hölzerne verwitterte Treppe hinaufführte in die Speicher, zur Linken aber niedergetretenes Gras und eine natürliche Stufenbildung im grasbewachſenen Hügel einen anderen Gang bezeichnete, dem er folgte.

Hier kam er gleichfalls an Schuppendächer, wie die Katze. Aber auch für Menſchenfuß ſchienen ſie überſchreitbar zu ſein. Er unterſchied, daß ſich der Weg über den kleinen Hügel auf dem Dach fortſetzte. Links und rechts auf dem Dach war die Färbung durch Wind und Wetter eine andere, als auf einem einzigen ſchmalen Streifen, der ſich quer hinüberzog. Dieſem folgte er.

Nun aber kam ein tiefer Spalt. Der Schuppen war in eine Enge hineingebaut, die nach der einen Seite Reſte des alten zerſtörten Kloſters zeigte. Der Spalt war ſo ſchmal, daß der Jäger nicht unterſcheiden konnte, ob die von Gras überwucherte alte Mauer eine Oeffnung hatte oder nicht. Wie ſollte er hier hinüberſteigen —!

Die Katze, die ihm nur ab und zu neben ihm

ſichtbar wurde, ſprang über den Spalt hinüber. Er that es ihr nach. Das Gegenüber hielt. Gemäuer ſenkte ſich in eine mit Unkraut wild überwachſene Mulde, die wiederum in einen Bretterſchuppen endigte. Letzterer ſchien ohne Eingang zu ſein und lag vielleicht nach der andern, nicht ſichtbaren Seite hin offen. Doch ſchien eine Reihe von Steinen einen Weg zu bilden, der um den Schuppen herumführte.

Da der Boden weich, jetzt während des Regens glatt und nachgiebig war, ſo thaten die Steine gute Dienſte. Der emſig Spähende, gezogen wie von einer magiſchen Gewalt, wählte einen derſelben nach dem andern. Die Katze war verſchwunden. Jetzt aber ſtand er vor einer Thür, die in den Schuppen führte. Da er ſie verſchloſſen fand, langte er nach den Schlüſſeln und ſiehe! der mittelgroße konnte öffnen.

Anfangs fuhr er erſchrocken zurück. Er ſah nur in ein nächtliches Dunkel und eine Kröte huſchte ihm über den Fuß hinweg. Die Luft, die ihn anwehte, war feucht und modrig. Die Laterne in den Schuppen hineinhaltend, bemerkte er, daß der Raum völlig leer ſtand, ſich aber mit einem weißen Schimmer endigte. Nachdem er den Schlüſſel wieder ausgezogen und zu ſich geſteckt hatte, folgte er dieſem blendenden Schein und entdeckte eine Mauer, zur Linken eine ſich ſpiralförmig windende ſteinerne Treppe. So war die Sage, daß ſich theilweiſe die unterirdiſchen Gewölbe des Kloſters erhalten hätten, nicht unbegründet. Der Jäger

ſtieg unerſchrocken hinunter. Er zählte ſchon über zwölf Stufen.

Plötzlich ſtockte ſein Fuß. An den Wänden hatte er mit ſeiner Linken hingetaſtet, während die Rechte mit der Laterne vorleuchtete. Bisher hatte er dabei nur feuchten, ſich abbröckelnden Kalk, den Gallert von Schnecken, die ihr Gehäuſe verlaſſen, geſpürt — jetzt ſtieß er auf einen Kaſten, der in der Wand befeſtigt war, und vor ſich ſah er das Ende der Stiege und einen geräumigen mit Mauerſteinen gepflaſterten Platz.

Hier bin ich in ſeiner Werkſtatt! ſprach er laut vor ſich hin. Was giebt es nun hier —?

Zunächſt feſſelte ihn der mächtige Kaſten. Eine unklare Ahnung erfüllte ihn mit Schaudern und ließ ihn an allen Gliedern zittern, als er vor dem Kaſten vertrocknete, ſteinharte Stücke Brots entdeckte, beſſer abwärts auf dem gemauerten Eſtrich Krüge, Geſchirre von Thon mit hölzernen Deckeln, auch Stroh und Decken. Wie mechaniſch und ſeiner nicht bewußt brachte er den kleinſten der drei Schlüſſel an den Schrank. Auch dieſer paßte.

Als er geöffnet hatte, glaubte er am Ziel ſeiner Forſchung zu ſein. Hier lagen ſorgſam aufbewahrt Papiere, eines über das andere geſchichtet. An den zerbröckelten Siegeln erkannte er ſogleich, daß es zum größten Theil Briefe waren. Nur eines Blicks bedurfte es, um ihn zu beſtimmen, mit fieberhaft erregter Hand alles hier Vorgefundene zuſammenzuraffen

und zu ſich zu ſtecken. Seine noch nicht abgelegte Jagdtaſche war dafür groß genug.

Aber auch dieſe Bergung verhängnißvoller Documente war eine halb bewußtloſe. Denn ſein Blick war ſchon wieder ſtarr auf einen andern Gegenſtand gerichtet, auf eine Unzahl kleiner Gläſer und eine eben ſo große Menge kleiner Schächtelchen, die Apothekerzeichen trugen und theilweiſe jene noch Flüſſigkeiten, dieſe noch Pülverchen enthielten.

Das ſind Gifte —! wollte er ſich ſagen. Aber die richtigen Aufſchriften der pharmaceutiſchen Proviſion entgegneten ihm: Nein, es müſſen Arzeneien ſein —! Für wen waren ſie beſtimmt? Und warum lagen ſie ſo verborgen —? Und warum ſind ſie ſich alle ſo ähnlich —? Wenige Blicke genügten, um aus den Aufſchriften zu erkennen, daß die Etiketten wechſelten. Manche trugen die Signatur entfernter Städte. Die Jahreszahlen gingen zurück um ein Jahrzehend.

Sich von dieſen Vorräthen ſchnell etwas anzueignen, war nicht möglich. Wo hätte die Maſſe untergebracht werden ſollen —! Der wie in eine Märchenwelt Eingetretene verzweifelte, denn nun entdeckte er auch noch im oberſten Fachwerk des Schrankes Geld — Staatspapiere — Geldrollen. Er öffnete eine. Sie enthielt Sovereigns und Napoleons.

Niederwärts mußte er ſteigen, um nicht von Schwindel befallen zu werden und zuſammenzubrechen. Aber der Höhepunkt ſeiner Entdeckungen war noch

nicht erreicht. Noch hatte nicht der letzte Schlüssel, der stärkste von allen, seine Dienste gethan —! Daß sich ihm durch diesen noch ein Ungeheures offenbaren würde, ahnte er. Den Eingang dazu — entdeckte er eben.

Eine Thür, die zur Rechten der Stiege lag, trat immer magischer, immer gespenstischer aus den dunklen Umrissen heraus. Die Krüge, das Stroh, das Brot, worauf anders konnte es schließen lassen, als auf einen — Gefangenen? Entsetzt und nur, um sich durch den eigenen Hülferuf die Brust zu erleichtern und sich Muth zu holen, rief er mit Donnerstimme: „Ist hier wer —?" Dabei setzte er schon den größten der Schlüssel an das Schloß der geheimnißvollen Pforte. Der Gedanke: Einen Gefangenen hätte hier dieser Unmensch vielleicht verhungern lassen, wenn ich nicht gekommen wäre und doch schon vielleicht — nach Leichen scharre —! lähmte ihm die Sinne. Der Schlüssel paßte, drehte sich, die Thür ging auf.

Alles war still. Rings sah er nur tiefe Dunkelheit. Er brauchte einige Zeit zur Erholung. Sein Auge war umflort. Er sah nichts. Allmälig gewann seine Hand Kraft, die Laterne aufzuheben. Er griff darnach, hob sie in die Höhe und schlich sich näher.

Da sah er, was ihn ein dunkles Gefühl zu sehen hatte erwarten lassen. Auf Stroh, an einen Block befestigt, lag ein menschliches Wesen — vielleicht ein

Kind — ein Jüngling — er konnte es nicht unterscheiden — aber mit todtblaſſen Zügen — doch lebend. Er hörte Athemzüge und wußte, daß es nicht ſeine eignen waren.

Vernichtet, wie er war, mußte er ſich auf den Boden ſetzen. Einen Seſſel gab es nicht in dem Raum. Nur den Waſſerkrug ſah er, einen großen, wol für die natürlichen Bedürfniſſe beſtimmten Topf, einiges Spielzeug, Pferdchen von lackirtem Holz. Seidene Läppchen waren dieſen als Zierrath um den Kopf gebunden.

Er ſtreckte die Hand aus, um den Knaben — ein ſolcher ſchien es dem kurzgeſchnittenen Haar nach zu ſein — aufzuwecken. Sogleich zog er ſie wieder zurück. Er wollte den Schlummer nicht ſtören. Die Zelle maß nicht mehr als zehn Schuhe im Geviert und war nicht volle fünf Fuß hoch. An der obern Decke bemerkte er einen Luftſpalt. Von einem Ofen, von einem Tiſch oder einem Stuhl war keine Rede. An dem erwähnten Pflock war ein lederner Gurt erſichtlich, der ſich unter der Decke, die das ſchlummernde menſchliche Weſen einhüllte, verlor. Wahrſcheinlich ging der Gurt um den Leib des Gefangenen und hinderte ihn in ſeinen Bewegungen.

Zerronnen war nun jede Hoffnung, die Zügel des Geſchicks in Händen zu behalten —! Eine Fortſetzung des begonnenen Frevels — das war hier

nicht möglich. Das Verhängniß mußte seinen Lauf nehmen — —

Hennenhöft, das sah er sofort, hatte den Sohn der Gräfin Jadwiga von Wildenschwert nicht nach Amerika geschafft, war weder, wie beschlossen, bedungen und bezahlt war, selbst ausgewandert, noch hatte er das in Paris eben geborene Kind in einem französischen Seehafen Auswanderern übergeben. Er hatte den Knaben vielleicht erst morden wollen, dann ihn in der Ferne bis zu einem gewissen Alter aufwachsen lassen, hierauf hierher gebracht und Jahre lang wie ein Thier gefüttert, wahrscheinlich um damit einen letzten Trumpf der Gewinnsucht auszuspielen, vielleicht auch, also schlußfolgerte der Tieferschütterte, aus Zartgefühl, aus wirklicher Absicht, seinen Schwur zu halten oder um seine Dankbarkeit zu bezeigen, wie sich sie bezeigte, und mein unglückliches Weib [illegible] —! Was wird sie sagen, wenn diese Kunde in unsere Hütte dringt und hinausschallt — in die Welt —!

Noch konnte er sich nicht aufraffen. Ob der Tag anbrach, er wußte es nicht. Einer hätte ihn erheben sollen, er hatte alles an sich gerissen, was die Unthat erläuterte. Daß er nun aber [illegible] die Unwahrheit sprechen, sich in so Vielem verstellen mußte — welchen Aufschwung erforderte diese Rolle —! Starr sah er vor sich hin und brütete. Der Knabe, das Bild der Gräfin Wildenschwert, lag im festen Schlaf. Schon kam ihm die Vorstellung, daß jene Gifte Opium

wären. Selbst die Katze, die ihm nachgeschlichen war in die Gefängnißhöhle und den Schlummernden umkreiste, weckte diesen nicht durch die Sätze, die sie über seinen Fuß hinweg machte.

Das Kind zu wecken, konnte der Erschütterte sich nicht entschließen. Angezeigt mußte natürlich alles werden. Nur die Briefe gedachte er zu unterschlagen. Er erhob sich, schloß den Schrank und schlich zu den Wohnungen der Menschen zurück, die sich Gottes Ebenbilder nennen und, grausamer als die Thiere des Waldes, mit Bewußtsein ruchlose Thaten verüben.

Oben war der Tag im Anbrechen. Es regnete. Der Förster kehrte in die Wohnung des Mörders zurück, des Doppelmörders, denn Hennenhöft hatte Leib und Seele gemordet, des Unmenschen, der sein Leben in Gefahr bringen konnte, ein Leben, das ein Unterpfand der täglichen Nahrung des Kindes, ein Unterpfand der Entdeckung des Lebendigbegrabenen war. Der Knabe hätte ohne Wülfing's Suchen verhungern müssen —! Und dieser Mörder hatte sich oft gebehrdet, für die Mutter des Kindes durchs Feuer gehen zu wollen, ja zu thun, als ob er für sie schwärmte, zu thun, als hätte sie ihn damals vor siebzehn Jahren auf dem Wege von Buchenried nach Burghausen für sein ganzes Leben bezaubert —

Eine Stunde saß Wülfing, in Thränen, das Haupt aufstützt. Noch einmal schlich er zurück in

die unterirdiſche, von Engeln behütete Behauſung. Noch immer ſchlief der Jüngling, wie er ihn jetzt ſchon nannte nach näherem Anblick. Er ſegnete ſeinen Schlaf. Er fühlte des Jünglings Glieder an. Weich waren ſie, muskelſchlaff. Ein glückliches Lächeln, wie zurückgeſtrahlt von einem ſchönen Traum, lag auf den Zügen des armen Unglücklichen.

Aber von einem Traum —? fragte ſich Wülfing. Was hat er erlebt, daß er träumen könnte? Er iſt betrogen um ſein Recht als Menſch von Mutterleibe an —! Das wurde dem zum Tode Betrübten klar, der jetzt Siebzehnjährige hatte hier mehr als wenigſtens dreizehn Jahre unter der Erde gelebt. Da konnte er die Welt nicht kennen, hatte keine Erinnerung und träumte wol nur von ſeinen Rößlein und ihrem ſeidenen Zaumzeug —

Jetzt kamen die Arbeiter. Denen verſchwieg der Erſchütterte noch, was er entdeckt hatte. Den Tod des Waldmeiſters wußten ſie ſchon. Man klagte darüber und — wich dem Jäger aus. Der ſtand hier als Richter, als Wächter. Seine Gebehrde war drohend genug. Er hob die Rechte gen Himmel. Alle zogen ſich ſcheu zurück vor ſeinem Zornesblick. Niemand ſchien hier ſeines Gewiſſens recht ſicher zu ſein. Aber von einem Lebendigbegrabenen im Kloſterverließ zeigte ſich auf den Mienen und in den Reden der Arbeiter keine Spur.

Dann kam die Marlene dahergeſtürmt wie eine

Wilde. Aber ſchon unterwegs hatte ſie den Tod ihres Verehrers erfahren. Sie hatte in der Nacht irgendwo in der Entfernung nur auf Poſten geſtanden. Ungewiß, ob ſie jetzt fliehen oder weilen ſollte, näherte ſie ſich. Sie ſtutzte, als ſie den Jäger fand.

„Natter!“ ſchrie dieſer ſie an und faßte ſie bei'm Kragen. „Was weißt Du von dieſem Böſewicht, den jetzt Gott gerichtet hat —?“

Sie konnte nicht lange trotzen. Sah ſie doch ihrer Verhaftung entgegen. Der zurückgelegte Weg und der erwieſene Tod Hennenhöfts hatten ſie kraftlos gemacht. „Was ſoll ich denn noch wiſſen —?“ fragte ſie.

Ihre Haltung ſchien keine Verſtellung.

„Wo iſt des Schurken Geld?“ rief der Jäger, noch ausweichend mit dem Furchtbarſten, das er entdeckt hatte.

Da loderte ſie auf. „Hätt' ich's geſtohlen —?“ ſchrie ſie. Sie mußte überhaupt erſt auf die Zukunft gerechnet haben, im Gegenwärtigen war ſie nicht heimiſch, nicht theilhaft des vollen Vertrauens ihres Anbeters.

Als ſich die Unruhe in der Waldmeiſterei mehrte, riß ſie ſich los. Sie verſchwand wie der Luchs, der in die Wipfel der Bäume ſchlüpft.

Der gegen die neunte Stunde eintreffenden Commiſſion erzählte endlich Wülfing, was er entdeckt hatte.

Der Eindruck ließ ſich ermeſſen. Dreimal war ſeither Wülfing im Gewölbe geweſen. Er mochte nun

nicht wieder zurück. Er gab den Schlüssel an den vor Aufregung zitternden Ober-Inspector und wankte zu seinem Weibe.

Als die Männer, Anwalte des Friedens, Wächter der Ordnung, Bewaffnete und Unbewaffnete, aus dem Verließ emporstiegen, das Geld, die Gläser, die Gefäße, zuletzt ein weinendes menschliches Wesen, das sich vorm Licht des Tages versteckte, als fühlte sich sein Auge von tausend Nadeln gestochen, heraufstrugen, da war Eines über alles Zweifel gewiß, die Grausamkeit und der Frevel des von Gotteshand gestraften Waldmeisters. Eines aber blieb das Dunkelste, die Antwort auf die Frage: Wem gehört dies Opfer der Hölle an, dieser schon halb der Erde entrückte, weil nie auf ihr gewesene Engel, den die Dämonen der Finsterniß von der Himmelsleiter herunterrissen und die Flügel zerbrachen, so daß er auf Erden bleiben mußte — nein, nicht auf Erden, sondern in ihrer Gewalt blieb, in dunkler schreckenvoller Unterwelt — wessen, wessen Kind ist es — —?

Noch weniger verstanden und völlig seltsam war die Aeußerung des tieferschütterten Lienhard, als er zum Vater gewendet sprach:

„Vater, dieser Knabe ist mein! Das ist der Urmensch — die Tafel, die noch des Lebens verworrene Runenschrift nicht bekritzelt hat mit den Vorurtheilen von Jahrtausenden —! Das ist der Mensch, der neugeborne, der noch nicht das Licht, nicht die Luft erträgt, nicht

die Luft der Zeit, nicht das Licht dieser Welt —! Er jammert zurück in den Leib seiner Mutter, in die Nacht des Friedens, in den Traum eines schöneren Daseins —! Vater, Vater, den will ich erziehen zum Muster der Menschheit — zur Glorie unserer Meister Sirach, Socrates, Christus, Baco, Rousseau, Pestalozzi —! Himmlisches, ewiges Licht vom Ursitz der Ideen, gieb mir deinen Segen zu diesem Werke, Vater, gieb Du ihn mir —! O mehr verlange ich ja nicht. Behalte Dein Geld und Dein Gut —! Ich bin gekommen und nehme reichen, reichen Gewinn mit, Gewinn über Alles —! Eine Seelenknospe, einen reinen, unentweihten, vom Leben, von der Schule, vom Staat, von Kirche, Haus, Gesellschaft noch unvergifteten — Begriff —! Den, den werde Ich zum Menschen machen, den werde ich erziehen!"

Die Nächsten, die alles, was der Oberpfarrer gesprochen, verstanden hatten, waren erschüttert. Aber der Tumult, die Bewegung um das Wunder, der Waldmeisterei war zu groß, als daß das Vernommene einen längern Nachhall hätte finden können selbst bei denen, die es begriffen. Der Schnelldenker schnitt alles Erörtern ab durch die Bitte, das halb ohnmächtig in den Armen der Gensdarmen liegende, jammernde und alles ringsumher mit Entsetzen betrachtende Menschenkind nicht zu stören. Selbst die schmeichelndsten, sanftesten Worte schienen dem armen Jünglingskinde wie spitzes Schilf zu sein, an das der Finger nicht

ſtreifen kann, ohne die Nerven des ganzen Körpers verletzt zu fühlen. Licht, Schall, Geruch, alles that ihm weh. Der Knabe jammerte nur nach ſeinem Spielzeug, den Pferdchen und nach „dem Mann". Das ſollte Hennenhöft ſein, ſein Mörder. Seine Sprache brachte immer nur dieſelben Worte „Pferd" und „Mann" und „Mann" und „Pferd". Dieſe bedeuteten ihm Baum und Haus, Thier und Menſchen, Himmel und Erde.

Es war der Menſch, der noch in der Krippe liegt, der neugeborne — doch ſchon vielleicht ſiebzehn Jahre alt.

Das Entſetzen der Menſchen verwandelte ſich in Andacht. Selbſt den Männern traten die Thränen in die Augen über eine Feierſtunde der Natur, über die wie unmittelbar empfundene Nähe der allwaltenden Gottheit.

Ende des erſten Bandes.

## Berichtigungen.

Seite 156 Zeile 7 von oben lies vorgestern statt gestern.
- 182 - 2 - unten - „während ihre Augen gleichsam schlummerten, nur halb zugehörten.“
- 200 - 11 - oben - sie statt sich.
- 202 - 1 - unten - allen statt alle.
- 201 - 7 - - - durchgegangen statt durchgangen.

# Die Söhne Pestalozzi's.

Roman in drei Bänden

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

V. 14176 a

# Drittes Buch.

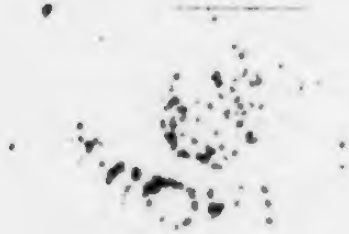

## Erſtes Kapitel.

### Die Anleihe.

Es war ſechs Jahre nach dem gebannten Geſpenſt. Der Graf von der Reige, mit welchem Herrn von Lipmanns Geldkatze noch immer Mäuschen ſpielte, hatte nun allerdings eine große mechaniſche Saug- und Pumpmaſchine erfunden, vermittelſt welcher er, wie Herr von Lipmann ſagte, mit der Zeit ſelbſt den Ocean hätte ausſchöpfen können. Auch benutzte ſie der Graf dazu, wenigſtens einige Goldwellen aus dem Ocean (denn Herr von Lipmann verſtand darunter ſeinen Credit und ſein Vermögen) auszupumpen, weil der Banquier im Grunde doch das Genie des erfinderiſchen Grafen bewunderte und von der Saugmaſchine für die höhere Waſſerbaukunſt ſich keine geringen Reſultate verſprach. Indeſſen half Blaſedow'n dieſe neue Bereicherung des Saug- und Pumpſyſtems in ſeiner Arbeit nichts. Er war nämlich ſeit einiger Zeit in Finanzverlegenheiten und wußte ſich um ſo weniger zu helfen, als das Korn mißrathen war und Gertrud ſeit den Heuſtoppeln, die ſie aus Tobiannus Haaren zog, aus Mißſ-

## Dreizehntes Kapitel.

Ein Streit der Liebe und der Rücksichten loderte in hellen Flammen auf —!

Eine glückliche Mutter war es, die ihn veranlaßt hatte. Ihr gegenüber stehen mit entgegengesetzten Ansichten zwei noch glücklichere Töchter. Ein glücklicher Vater, Allen opponirend, hebt scherzhaft drohend die Rechte empor. Nun bittet auch noch eine vierte weibliche Stimme um's Wort. Es ist die der jüngsten Tochter. Zwei junge Männer, verklärt von Freude und Glück, wollen vermitteln und geben dem Einen Recht und Recht dem Andern —

Dieser seltsame Liebesstreit findet statt im Fernau'schen Hause. Nicht im Pallaste Hadwiga's von Fernau — sondern bei Linda von Fernau, ihrer Schwägerin. Das ist nur eine bescheidene erste Etage in einem dem jetzigen Regierungspräsidenten von Fernau nicht zu eigen gehörenden Hause.

Der Corridor, das geräumige Wohnzimmer sind mit Kränzen geschmückt. Gestern hatte der feierliche, doch nur im engsten Familienkreise vollzogene Ver-

ſpruch der beiden älteſten Töchter des Hauſes mit zwei jungen Männern ſtattgefunden, die ſchon Rühmliches leiſteten und für die Zukunft noch Erfolgreicheres verſprachen. Maria und Louiſe von Fernau trauerten nicht über die Ausſicht, künftig ihren Adel ablegen zu müſſen. Ihr Adel war ihnen das Glück, den Männern gehören zu dürfen, die ſie liebten. Aſſeſſor Guſtav Bering war ein geiſtvoller Juriſt, Max Hegewald ein geſchmackvoller Baukünſtler, einfach, wie die Verlobungskarte ſagte, „Architect".

Die dritte Tochter des Hauſes, erſt ſechszehn Jahre alt, Mechtild genannt und vor Kurzem erſt durch die Confirmation aus der Reihe der Kinder in die der Jungfrauen getreten, ein Weſen voll Lieblichkeit mit Augen wie Vergißmeinnicht, aber nicht ſo Gewöhnliches in ſich bergend, wie das abgebrauchte Bild vermuthen läßt, hielt es in dieſem heißentbrannten Streit mit dem Vater, der, ſeine gewohnte Nachmittagscigarre beim Kaffee mit Behaglichkeit rauchend, erſt ſeine Schwiegerſöhne ermunterte, ein Gleiches zu thun, dann ſeine Töchter belobigte, daß ſie ſelbſt dazu Feuer und Aſchenbecher brachten, nun aber in die Wolken hinein, die von ſeiner in einer Sophaecke halb ausgeſtreckten Geſtalt den neuen „Verlobungskleidern" gefährlich zu werden drohten, in eine im Stillen fortglimmende Debatte ein dreimaliges entſchiedenes „Nein! Nein! Nein!", die Töchter ſagten, gepufft und gepaſſt hatte.

Mechtilt gab dem Papa vollkommen Recht. Sie wollte zeigen, daß sie wüßte, wie sie nun ihre Schwestern bei der Ordnung des Hauses zu ersetzen hätte. Sie litt erstens nicht, daß sich die glücklichen Bräute mit dem Kaffee bemühten. Sie selbst machte ihn, sie schenkte statt ihrer ein, bediente statt ihrer. Es stand ihr zwar noch nicht so recht natürlich, sie hatte kein besonderes Geschick zum Serviren und die silberne Milchkanne, glücklicherweise mit Rahm nur mäßig gefüllt, da die Männer „schwarz" tranken, war auch schon einmal umgefallen. Aber sie sagte, nachdem sie etwas „ausgezankt" worden war, jetzt zum zweiten Beweise ihres vorschreitenden Avancements zur Würdigkeit mit fester, ihrem jugendlichen Alter noch widersprechender Bestimmtheit:

„Nein, diesen Besuch dürft Ihr unter keinerlei Umständen machen! Fahrt die Reihe herum, wohin Ihr wollt, immer zugleich oder abgesondert — das ist einerlei, obschon die Leute genug lachen werden, wenn Ihr immer Euer Vier auf einmal ankommt — aber zur Tante dürft Ihr nicht fahren! Die Tante kennt uns gar nicht und wir kennen sie auch nicht —! Der Onkel bekam uns im Theater und erst neulich wieder einmal im Concert zu sehen. That er da nicht, als wüßte er uns gar nicht unterzubringen —! Und Edmund, unser werther Herr Vetter, und Bruno sind auch zwei so unerzogene dumme Jungen, daß sie kaum wissen, sollen sie die Mütze — oder tragen sie schon

Hüte? — abnehmen, wenn sie uns begegnen. Stellt Ihr Euch in der Schloßstraße als Verlobte vor, so könnte es ja den Anschein haben, als wenn Ihr Euch für die Hochzeit Geschenke verdienen wolltet —!"

„O, o, o —!" hieß es jetzt ablehnend von allen Seiten. Selbst der Vater hielt einen Moment im Rauchen inne und meinte, solche Voraussetzungen gingen zu weit.

Da die Schwestern und die Mutter über Mechtild's Vermuthung ihre Mienen halb und halb zum wirklichen Zorn verzogen hatten, so platzten lieber die Verlobten gleich in ein offnes Lachen aus und erklärten ihrer kleinen Schwägerin, daß sie ihren Verlobungsbesuchen Motive unterlegte, die allerdings die richtigen wären. Gustav Bering sprach von einem vollständigen Silberservice und Max Hegewald von einem Kronleuchter und einem Teppich. Er würde sich selbst alles aussuchen und blos in die Schloßstraße die Rechnung schicken.

„Wozu ein Opfer bringen," lenkte der Hausherr wieder zum Ernst der Berathung ein, „wo keines nothwendig ist! Wozu sich den Zwang auferlegen, die Treppen da hinaufzusteigen, sich anmelden zu lassen, zu warten, bis die gallonirte Dienerschaft herauskommt und im günstigsten Fall ein: „Wird angenehm sein!" herausbringt! Dann kommen allerlei hohle Redensarten —"

„Nein — nein —" widersprach die Mutter.

„Ein Belächeln unserer bürgerlichen Herkunft —" fuhren Bering und Hegewald zu gleicher Zeit fort —

„O nein — o nein — o nein —!" lautete nun sogar ein fünffach angestimmtes Ablehnen solcher Voraussetzungen, vielleicht der Vorbote einer sich allmälig bildenden Verständigung.

Aus Aller Blicken sprach die feste Ueberzeugung, daß zwei so männlich auftretende Erscheinungen — Hegewald hatte schon einige wohlgelungene Regierungsbauten ausgeführt, Bering sah einer Verwendung im Justizministerium entgegen — für sich selbst sprächen und sogar für Tante Ludwiga, wenn diese statt zweier Söhne zwei Töchter hätte, vollkommen, selbst ohne Adel, berücksichtigenswerth erscheinen würden.

Ueber diese Concession bekam die Ansicht der Mutter die Oberhand. Die Regierungspräsidentin Linda von Fernau war dieselbe geblieben, die sie als junges Mädchen und junge Frau gewesen. Zwar hatte sie zugenommen an Erfahrung und Reife des Urtheils, Rückständen mancher bittern Lebenserfahrung, aber ihre Sanftmuth im Auffassen, die Milde ihres Ausdrucks war noch immer die alte. Frau von Fernau war eine zierliche kleine Gestalt, immer noch anmuthig, so daß diejenigen, die sie die ältere Schwester ihrer Töchter nannten, keiner allzu groben Schmeichelei angeschuldigt werden konnten. Ihre großen, eigenthümlich schwarz umrandeten Augen öffneten, Augen, die zugleich Strenge und Milde ver-

riethen, die zarte weiße Rechte in die Hand ihres Mannes legend, sagte sie:

„Kinder, Ihr irrt Euch Alle, glaub' ich! Jadwiga war einst viele Jahre meine Freundin. Wir haben uns gekannt und geliebt, bis Ihr Beide, Du und der Bruder, Euch trenntet! Unsere Wege konnten uns nicht mehr zusammen gehen lassen. Gehässigkeit habe ich aber nie an dem Gruß bemerkt, den sie uns zuweilen gönnt. Erst als wir nach unserer Versetzung in die Provinz wieder hierher zurückkamen und sie nicht besuchten, erst da begann die eigentliche Entfremdung. Jetzt kann man wenigstens den äußeren Ton wiederherstellen. Faßt sie doch Euch mit Bitterkeit fragen: Wohnen denn jetzt Eure Eltern hier —? Eure Jugend, Euer Glück überwindet solche Kränkungen bald. Wenn Ihr die Stiege hinunterhüpft und Euch sagen dürft: Die sitzt dort oben in all ihrem Reichthum und Glanz und weint doch vielleicht manche heimliche Thräne und denkt an ihr verscherztes Lebensglück, das sie sich vor der Welt nicht eingestehen will —! so wird Euch noch Einmal so wohl zu Muthe werden um's Herz. Ihr werdet in Eure beiden Wagen steigen —"

„Nein in Einen Wagen!" riefen die Verlobten zu gleicher Zeit.

„Nun gut, fangt mit Ersparnissen an! Ich habe nichts dagegen —" entgegnete die Mutter, die ihrer Meinung schon den Sieg zu Theil werden sah.

Und der Vater fiel in der That mit dem Scherz

ein: „Es wird nur darauf ankommen, wer den Rückensitz hat —!“

Die Blöße, die er sich mit diesem Wort der Zerstreutheit gegeben, als wenn sich nicht von selbst verstünde, daß beide Bräute den Fond einnahmen und beide „Bräutigämmer“, wie Mechtild die Schwäger zu nennen pflegte, den Rückensitz, brachten ihn ganz aus den Vortheilen seiner bisherigen Position. Die Schwiegersöhne brachten ein entschiedenes: „Wir ristiren's —!“ zu Gehör und Mechtild mußte sich, da der Vater schwieg und auf seine ausgerauchte Cigarre blickte, womit bei ihm Definitivsentenzen verbunden zu sein pflegten, gefangen geben und schweigen. Die Locken schüttelnd und die Mutter mit ähnlichen Augen, wie sie die Mutter hatte, blau mit einem schattigen schwärzlichen Rande, ordentlich wie strafend anblickend, verließ sie das behagliche kühle Zimmer. In ihrer Backfischsprache sagte sie nichts mehr, als:

„Nein, zu diesen — Ekels —!“

Vom folgenden Tage an wurden nun jene Visiten gemacht, die sich zuletzt, da sie überall dasselbe Beglückwünschtwerden, dasselbe beredte Erklärenmüssen seines Glücks mit sich brachten, in eine Pein würden verwandelt haben, wenn nicht die Liebe in der That das Wort „Schatz“ grade für die bräutliche Stimmung erfunden zu haben scheint. Diese ist ja überreich. Der Höhepunkt im Leben eines Mäd-

chens iſt erreicht, ihre Lebensbeſtimmung hat vorläufig ihre Löſung gefunden.

Bei Alledem wurden aber doch — zwei Wagen genommen. So beim Regen, der zuweilen in die heißen Junitage hineinfiel, mit vier Regenſchirmen aus Einem Wagen herauszukriechen, das würde doch zu komiſch geweſen ſein. Ja ſelbſt beim Sonnenſchein kam ihnen dieſelbe immer gleiche Entwickelung derſelben vier Perſonen mit den freudeſtrahlenden Jubelbotſchaftsgeſichtern zu drollig vor und noch Eins war maaßgebend, gerade damals waren die Crinolinen modiſch geworden.

Frau Hadwiga von Fernau bewohnte im Sommer, wenn ſie nicht auf Reiſen war, die Villa ihres Vaters, Villa Wolmerode, dicht bei der Reſidenz. Sie hatte dieſe Schöpfung der vereinigten Kräfte ihrer Mutter und ihres Vaters der Wittwe des Letzteren abgekauft. Wie vorauszuſehen geweſen, hatte dieſe, ihre Stiefmutter, die junge Frau mit den ſchwarzen Haaren und dem milchweißen Teint, nur wenige Monate über ihr Trauerjahr ausgehalten, um die Reſultate ihrer Ehepakten zu benutzen, welche die Mutter und die neunmalweiſe Tante abgeſchloſſen hatten. Um 40,000 Thaler hatten ſie Wolmerode dahingegeben. Ein feuriger, ſtattlicher Officier von der Garde, dem Martha ihre Hand reichte, hatte Schulden zu tilgen, die eine Mehrung des Baarfonds der jungen Wittwe wünſchenswerth erſcheinen ließen. Die Mutter ſprach bald nach dem Begräbniß des großen Induſtriellen,

dem bei seinen Jahren die Anstrengung, jung und lebensmuthig zu erscheinen und Abends Gedichte vorlesen zu hören, aus Leben gegangen war, von den melancholieerweckenden Erinnerungen, denen man in dieser schönen, ihrer Tochter verschriebengewesenen Besitzung überall begegnen würde. Tante Weisheit klagte über ein verdrießliches Mißverhältniß der ererbten Villa zu den Kosten ihrer Erhaltung. Ihre Sägestimme hielt täglich Vorlesungen über Nationalökonomie und die Annehmlichkeit auch in städtischen einfachen Zimmergärten. So machte denn der Kürassierrittmeister von Pfannenbauer eine Parthie von 120,000 Thalern. Er bereitete bereits in aller Stille das Nehmen seines Abschieds vor. Denn so unmittelbar nach dem ertheilten kriegsherrlichen Heirathsconsens die Fahne zu verlassen, steht einem Krieger nicht gut und kann unter Umständen seinen künftigen Beziehungen zum Hofe schaden, kann ihn als einfachen Tropfen im Meer der „Gesellschaft" untergehen lassen, den die Vergessenheit deckt, wenn er sich nicht vielleicht bei den Wettrennen wieder erholt und „zum Wohl des Vaterlandes" zu Grunde wettet und rennt. Mutter und Tante hatten zu thun mit dem Zähmen dieses Kürassier-Officiers. Die Vorlesungen und der Kirchenbesuch machten den Uebergang zum „Major a. D." und raubten ihm bei Zeiten seine Taille. Er bekam Gemüth und wurde dick.

Auf ihrer Villa steht Frau Jarwiga an einem

muth den Heubau vernachläſſigt hatte. Man denke ſich nur, wie die Kinder inzwiſchen herangewachſen waren! Wie friſche junge Erlen ſchwankten ſie und wiegten ſie ſich in der Luft, wie Maikäfer ſchwirrten ſie auf, ſie brummten und ſummten im Hauſe herum, daß Gertrud die zehn Thaler, welche nun nöthig waren, um ſie in die Stadt zu ſchicken, um ihrer los zu werden, gern gegeben hätte; doch hatte ſie Blaſedow nicht. Das wurmte ihm die Ruhe und den Schlaf ab: er war zwar längſt eher mit Holzbirnen, als mit Kirſchen zu vergleichen; jetzt aber dörrte er gar wie Backobſt zuſammen und verlor ſogar den Muth, weil der einzige Graben, den er noch bis zu ſeinem Ziele zu überſpringen hatte, nicht etwa in einer geſellſchaftlichen Rückſicht, in einem Zank mit ſeiner Frau, in einem Riſico ſeines Amtes, ſondern in zehn Thalern beſtand, die die Jungen haben mußten, wenn ſie in der Stadt nun Dasjenige praktiſch weiter ausführen ſollten, was ſie in der Theorie bei ihm gelernt hatten.

Blaſedow ſah überall dieſe zehn Thaler, welche ihm fehlten. Er ſah ſie im Traume, in der Luft, er nahm ſie hundertmal in Gedanken ein, aber er konnte ſie nicht wieder ausgeben, er konnte ſie dem Schlachtenmaler, als dem Aelteſten, nicht anvertrauen, ſo viel Schinken und Würſte (als Guirlanden der Triumphpforte in die Zukunft hinein) auch ſchon in Bereitſchaft lagen. Wie ſie im Rauche hingen, hingen auch die zehn Thaler darin, aber im andern Sinne. Blaſedow hatte ſogar ſchon das Küchenmeſſer ergriffen und Gertrud mit Gefahr ihres Lebens gefragt, ob ſie nicht in einem alten Strumpfe ſpare und er wiſſe es, ſie lege ſich etwas auf ſeinen Tod zurück, ſie ſollte nur ihr Leben be-

Sonntag Vormittag und beaufsichtigt eine Lehrstunde, die ihre bereits universitätsreifen Söhne Edmund und Bruno noch nach der Kirche empfingen.

Es war in demselben Zimmer, wo sie einst den Vater überredet hatte, in ihrem Scheidungsantrage die Initiative zu ergreifen.

Alles war hier umgestaltet. Nicht ein Sessel, kein Spiegel und Tisch hätte an die alte Ausstattung unter ihrer Stiefmutter erinnern dürfen. Selbst der gartenkünstlerische Charakter war verändert. Wo sich sonst dunkle Laubengänge ununterbrochen dahingezogen hatten, Grotten aufgerichtet waren von Blumen-Estraden, da hatte jetzt das Eisen selbst Stämme nicht geschont und schöne Aussichten geschaffen. Frau Jadwiga liebte die Einsamkeit nicht in solchem Grade, wie „junge Verliebte", wie sie mit spottendem Rückblick auf die Verirrung ihres Vaters zu sagen pflegte.

Von ihrem Sitze aus, wo sie an einer kleinen Häkelarbeit beschäftigt war, konnte sie über den Garten, über die pappelgeschmückte Abbiegung der Villa-Auffahrt von der allgemeinen Landstraße, über das kleine Dorf Lichtenhayn und die Kirche, auf die sie keine Patronatsrechte, wie in Wildenschwert und noch jetzt auf ihren andern Gütern hatte, hinweg alle die Blicke schweifen lassen, die sie vom Verfolgen des Unterrichts ihrer Söhne übrig behielt.

Diese lasen eben im Tacitus. Beide Söhne waren nur im Hause, in keiner Schule erzogen worden.

Zum Herbst sollten sie eine rheinische Universität beziehen und ein junger Candidat des höheren Schulamts war seit Ostern ihr Hauslehrer, nach vielleicht einem Dutzend Vorgängern, die er schon gehabt. Die Jünglinge mußten sich den Grad der Reife bei einer besondern Prüfungs-Commission erwerben, die in der Regel streng verfuhr, wie sich für die Verächter und Umgeher der Schule ziemt. Doctor Hellwig sollte die hoffentlich für reif zu Erklärenden auf die Universität begleiten.

Wer hätte glauben mögen, daß die ehemalige Gräfin Ladwiga, die für oberflächlich galt und jedem nur irgendwie in die Tiefe gehenden Gespräch noch jetzt aus dem Wege ging, solchen Stunden seit Jahren mit gespannter Aufmerksamkeit beiwohnte, sich in den Vortrag des Lehrers mischte, die Söhne tadelte wenn sie falsche Antworten gaben, ja Manches besser faßte und begriff, als die zerstreuten Jünglinge —!

Beide waren Abbilder ihres Vaters. Blondgelockt, von pfirsichblüthfarbenem Teint, strotzend von Blutfülle und Gesundheit. Doctor Hellwig war der Mutter dabei ein Gegenstand nicht minderer Aufmerksamkeit als die Söhne. Sie hatte ihn schon als Studenten gekannt, wo sie ihm an jedem Donnerstag den Freitisch gewährt hatte, oder wie sie dem Vater des jungen Mannes geschrieben, ihn zu Gaste lud. Jeden Weihnachten beschenkte sie ihn. Doctor Hellwig war ein Sohn jenes Advocaten in der Gebirgs

noch von einer Kuppel hernieder und wurde dort nur durch Rankengewächse gedämpft, die ſich oben aus unſichtbaren Töpfen entwickelten. Marmor- und Alabaſter Statuen ſchmückten die Niſchen der überweigenr rothgehaltenen Wände. Die Mitte der Rotunde nahm ein offenſtehender Flügel ein. Ringsum entfaltete ſich ein Reichthum von ſchwellenden Seſſeln, Conſolen mit bronzirten und künſtleriſch geformten Füßen, von Vaſen und Spiegeln.

Die Mutter der jungen Bräute hatte recht gehabt, als ſie geſagt: „Ihr werdet der Tante eine Freude machen! Euer Anblick wird ſie rühren —!“

In der That ſtand der Baronin eine Thräne im Auge, als ſie raſch eintrat, beide hoffnungsvolle Paare begrüßt und die Hände der beiden Bräute feſt gehalten hatte, die ſie zu ſich auf ein Kanapee zog.

Frau von Fernau war noch jetzt, obwohl beinahe fünfzig Jahre zählend, eine Frau mit manchen Spuren ihrer ehemaligen Schönheit. Doch entſprach im Ganzen ihre Erſcheinung ihren Jahren. Ein gewiſſer leidender Zug machte ſie weniger alt, als der Umſtand, daß die plaſtiſchen Züge ihres früheren Profils ſchärfer jetzt und eckiger geworden waren. Dennoch hatten ſie nichts Spitzes, nichts, was den ungeheuren Seelenaufregungen, denen ſie in den letzten Jahren ausgeſetzt geweſen, entſprochen und ihr etwas Unheimliches, Lauerndes, Gewiſſensſcheues gegeben hätte. Wie eine Art Märtyrerſchaft war es, was auf ihrer Hal-

tung, ihrem Blick, ihrer Sprechweise lag. Die Verlegenheit, nicht zu wiſſen, ob auch ihr Gatte kommen würde, ob ſie ihn als nicht anweſend oder verhindert bezeichnen ſollte, gab ihr Etwas, das eine gewiſſe Strenge, die ſonſt in ihrer Erſcheinungsweiſe lag, milderte.

„Doch ſchön, daß Ihr unſrer gedacht habt! Wie geht es der Mutter? Und der holden Mechtild? Die Kleine ſah ich kürzlich im Saale der Kunſtausſtellung —! Hätte ich einen guten Maler in der Nähe gehabt, ich hätte mir ihr Bild beſtellt. Das iſt das Dumme im Leben —! Zehn Minuten darauf vergißt man ſeine beſten Einfälle —“

Sie wollte von den beiden Verlobten hören, von deren Stellungen und Lebenshoffnungen und von der Art, wie ſich beide Paare ſo zu gleicher Zeit hätten kennen lernen und erklären können.

Da war denn unter Erröthen und Lachen von einer diesjährigen Julireiſe nach Oſtende die Rede, die im Zuſammenhang mit dieſem Sichfinden der jungen Herzen geſtanden hätte. Die Tante war eben im Begriff, der ausführlichen Erzählung des Aſſeſſors ihr Ohr zu leihen (doch ſo, wie eben die Frauen hören, weniger um des Gegenſtandes willen, als um die Art zu beobachten, wie in einem ſolchen Fall eine fremde Perſönlichkeit, die man zum Erſtenmal ſieht, ſich ausdrückt, ob gewandt oder ſtockend, tief

oder oberflächlich, angenehm oder langweilig), als ihr Gatte eintrat.

Herr von Fernau kam in einem eleganten Hauskleide, ein blauseidenes Taschentuch im Brustlatz, mit lose geknüpftem blauseidenen Halstuch, mit Lackstiefeln, ein jeune homme von unverwüstlicher Dauer. Wer allerdings die kleinen Runzeln an den Augen näher verfolgte, die Netzzeichnungen, in die sich die durch eine üppige Pflege des Körpers gespannten Wangen legten, eine gewisse durch gemachte Leichtigkeit der Bewegungen verdeckte Steifheit der Beine, der mußte auch hier an die Thatsache glauben, daß der Zahn der Zeit an Nichts, was lebt und um zu vergehen geboren wird, machtlos vorüber geht. Beim ersten Blick jedoch war Herr von Fernau ein hoher Dreißiger. Sein Haar war noch wenig grau und lockte sich wie sonst. Die allerdings weiße Färbung der Haare des Schnurr- und Knebelbarts war durch hellbraune Tusche beseitigt.

Der Onkel war gütig und that, als wenn zwischen ihm und dem Vater der jungen Mädchen nie etwas vorgefallen. Er dehnte die Herzlichkeit noch weiter aus und ermuthigte dadurch seine Gattin, ebenfalls noch weiter zu gehen und — nun doch vielleicht weiter, als er vorausgesetzt. Die Tante sprach schon von einer innigen Verbindung beider Familien, einer vollständigen Aussöhnung, von ihrem bevorstehenden Gegenbesuch und von der Hoffnung, die ganze Fa-

milie an einem der nächsten Tage bei sich zu Tisch zu sehen.

„Aber so zu Tisch," setzte sie hinzu, „daß Ihr gleich den ganzen Abend hier bleibt und vor Nacht nicht wieder heimkehrt —!"

Die jungen Mädchen, die jungen Männer genossen den Triumph, dem Vater und Mechtild Stand gehalten zu haben und der Mutter eine große Freude heimbringen zu können.

Der Assessor mußte auf Ostende zurückkommen, umsomehr, als auch Fernau im vorigen Sommer dort gewesen, wie denn überhaupt der Nachfolger des Grafen Wildenschwert jedes Jahr das Meer aufsuchte und behauptete, von dorther das Geheimniß der Verjüngung, das lebenstärkende Jod, aufgesogen in die Haut, mitzubringen.

„Wir richteten unsere Eroberung schlau ein. Wir wußten, der Herr Regierungspräsident von Fernau benutzte seinen Urlaub zu einer Badereise nach Ostende mit Gattin und Töchtern. Unsere Gefühle hatten sich zwar noch nicht declarirt, aber —"

„Die Vereinbarung war schon durch Blicke getroffen," fiel Herr von Fernau ein und riß sich mit Gewalt von dem Titel seines Bruders los, der ihm einen peinlichen Eindruck machte, da sein Name zur Zeit durch nichts, als ein einfaches „Lieutenant a. D." unterstützt werden konnte. Auch von Orden war ihm nichts weiter zu Theil geworden, als ein emaillir-

tes Kreuz, das man ſich durch eine in eine gewiſſe Kaſſe eingezahlte Summe kaufen kann. Alles das, während Graf Wildenſchwert in die Verwaltung zurückgetreten war und die Welt erfüllte mit ſeiner großen Schifffahrts-Expedition, von welcher der mit Belobigungen und Auszeichnungen aller Art überhäufte Bevollmächtigte der Regierung noch immer nicht zurückgekehrt war. Die neueſte Kunde von ihm war aus Macao.

„O nein! O nein!“ proteſtirten die beiden Bräute gegen die Annahme eines bereits ohne Wiſſen der Eltern ſtattgefundenen Verlöbniſſes.

„Marie!“ berichtigte der Aſſeſſor Bering. „Du wußteſt es doch ſchon —“

Marie entgegnete erglühend:

„Ich wußte nur von dem letzten Ball bei Geheimrath Steinmetz, daß —“

„Aha —!“ fiel Otto von Fernau lachend ein. „Beim Cotillon wurde es eingeſtanden, aber noch nicht zu Protocoll gegeben —! Und Du, Louiſe —?“

„Aber Louiſe —!“ rief die Schweſter.

Louiſe blickte beſchämt nieder. Sie war ſonſt die Lebendigſte und Dreiſteſte und gerieth jetzt in Verlegenheit.

„Louiſe! Louiſe!“ fiel Otto von Fernau vollends ein. „Du haſt alſo den Herrn —“

Fatal, da konnte Fernau nicht weiter. Der Name Hegewald war ihm entfallen. Doch wandte er ſich

zu ſeiner Gattin und cachirte ſeine Verlegenheit mit den Worten:

„Sie hat etwas von einer Kokette, die Kleine — Nicht —?“

„Onkel!“ proteſtirte bittend Louiſe.

Hegewald aber, ein großer, ſchöner, ernſter, junger Mann, drückte durch ein Lächeln die Beſtätigung dieſer herausfordernden Charakteriſtik aus.

„Wie war alſo alles? Wie war's? Erzählt!“ rief Fernau mit beſtem Humor. „Sie, Aſſeſſor, Sie haben ſich alſo ſchon auf jenem Ball erklärt und —“

„Nur durch Blicke —!“ antworteten Bering und Marie zu gleicher Zeit.

„Und Händedrücke — natürlich — bei jeder Française, wenn Sie demie chaine machten —“

„Nicht wahr? Er iſt recht bös —?“ fiel die Tante glückſelig ein.

Aber das betreffende Brautpaar gab nach und Marie machte ſogar das Zugeſtändniß, daß ſie nicht im Mindeſten überraſcht geweſen, als die Reiſe der Eltern nach Oſtende durch die Rheinreiſe der beiden Freunde gekreuzt worden wäre. Die Herren hätten ſich dann angeſchloſſen, um die Reiſe bis Oſtende mitzumachen.

„Iſt Alles vorher Verabredung geweſen —!“ rief Fernau in die Hände klatſchend.

„Nein! Nein! Das doch nicht —!“ proteſtirten beide Paare und der Architect (der wie Fernau ihn ſogleich

begrüßt hatte, seinen „Baurath" so gut wie in der Tasche hätte) — fügte sogar hinzu: „Im Gegentheil —"

„Im Gegentheil?" nahm die Tante auf. „Waren Sie den Reisenden nicht willkommen —?"

Jetzt erhielt man eine Enthüllung über die betreffenden Liebesromane, die pikant zu werden schien durch ein beschämtes Aufspringen Louisens, die an's Fenster rannte und sich daselbst hinter die langen damastschweren Vorhänge versteckte.

„Mein Freund," berichtete Hegewald statt Berings, „war viel glücklicher als ich. Er entdeckte sehr bald die Neigung Marien's und die Begegnung in Köln schien ihr nur willkommen zu sein —"

„Mir war sie es auch —" rief Louise und guckte beschämt hinter dem Vorhang mit ihrem holden Köpfchen hervor.

Aber die Schwester und der zukünftige Schwager protestirten. Sie sagten, sie hätte nichts davon kund gegeben. Bering erzählte sogar:

„Sie that, als wäre ihr die ganze Reise verdorben gewesen —!"

Und Schwester Marie fiel ein:

„Ja, ja, Onkel, sie hat ganz, ganz abscheulich kokettirt —!"

„Aha!" hieß es von Seiten Fernau's und „Aber Louise —!" von Seiten seiner Gattin.

Hegewald ging jetzt selbst an's Fenster, holte sein Bräutchen zurück, umarmte, küßte es sogar rasch und

denken, denn jetzt müſſ' es heraus! Gertrud vermaß ſich hoch und theuer, daß ſie immer noch denke, er würde ſie unter die Erde bringen und dort unten würden wohl alle Schmerzen einmal aufhören, alle Schulden bezahlt und alle Sünden vergeben ſeyn. Blaſedow ließ das Meſſer ſinken und Gertrud weinte bitterlich. Sie könnte Bürgen ſtellen aus dem ganzen Dorfe, ſagte ſie, wie jämmerlich es ihr ginge. „Ja," antwortete Blaſedow mit verbiſſenem Spott und drohender Anſpielung: „Siebenbürgen." Nämlich er meinte, daß ihr Erſpartes nach Ungarn und Siebenbürgen hinwandere, wo ihr erſter Sohn noch immer in Arbeit war. Gertrud merkte dies wohl und fuhr auf ihn zu: „Soll er fechten?" Blaſedow ertrug ihren Tigerblick und zermalmte ihn, daß er ſcheu wurde und es nicht aushielt. „Schlechtes Weib!" ſeufzte er und ging gravitätiſch aus der Küche.

Was half ihm aber ſein Stolz? Seine Söhne waren nun im Hafen ſeiner Wünſche angelangt. Es fehlte nur noch der Schilling, den die Londoner Themſefahrer verlangen, um die Reiſenden an den Strand zu ſetzen. Geldnoth, geſtand er ſich ohnedies, iſt die ſchmutzigſte Lage, in welche ein edler Menſch kommen kann: denn ſelbſt ein weiſer und gerechter Mann muß an ſich irre werden, wenn ihm ſein Geld ausgegangen iſt. Er wollte damit gewiß ſagen, daß das Unedle der Armuth in dem allgemeinen Nichtigkeitsgefühle liegt, welches uns beherrſchen würde, wenn uns Stand und Einkommen nicht hälfen, uns zu iſoliren und über uns emporzuheben. Der Normalzuſtand iſt der, daß man kein Geld hat, und dieſer iſt fürchterlich. Blaſedow fühlte es wohl, wie Feld und Flur dann ihre Farbe verlieren, wie ſelbſt die

wie verſtohlen und erklärte den Vorwurf des Kokettirens dahin, daß ihn Louiſe allerdings lange — er drückte ſich im familiären Styl aus — hätte „zappeln“ laſſen. Sie hätte aber eben die Art, ihr Gefühl zu verbergen und Ja! zu meinen, wenn ſie Nein! ſagte und Nein! zu ſagen, wenn ſie Ja! meinte. In Köln wäre ſie die Ausgelaſſenheit ſelbſt geweſen, hätte, wahrſcheinlich um ihn als Architecten zu kränken, nichts von den herrlichen Bauten bemerken wollen und erklärt, am Dom genug gehabt zu haben. Dieſe Weiſe hätte dann bis Aachen gedauert —

Jetzt hielt Louiſe dem Erzähler den Mund zu. Sogar eine Thräne wurde ſichtbar. „Ihr quält mich recht —!“ ſagte ſie.

„Das wird wahrhaftig ſpannend!“ rief Fernau mit ſeiner hochliegenden ſpitzen Stimme. „Da ſcheinen ganz eigenthümliche pſychologiſche Probleme durchgemacht zu ſein —!“

„In der That,“ ſagte der Aſſeſſor und küßte ſeiner künftigen Schwägerin, um ſie zu beruhigen, die Hand. „Laſſen wir den Wildfang in Ruhe. Sie hat in Köln nur den Dom ſehen wollen, die Beſichtigung der andern Bauten ganz abgelehnt, meinen Freund, deſſen Liebe ſie kannte, bitter geneckt durch die ganze Tour bis Aachen hin. Dann aber auch zur Strafe wurde ſie nachdrücklich geheilt und zum Geſtändniß ihrer Liebe gezwungen durch — rathen Sie einmal, durch was —?“

Fernau rieth hin und her. „Durch etwas Vergessenes —?“ „Durch eine Unpäßlichkeit —?“ „Durch ein Malheur an der Locomotive —?“

Seine Gattin hörte nur auf die Phantasieen ihres Mannes.

„Durch einen Tunnel!“ berichtete Bering.

„Was?“ riefen Onkel und Tante zu gleicher Zeit. Louise wollte wieder aufspringen.

„Das müssen Sie erzählen! Bändigung einer Schönen durch einen Tunnel! Denn geliebt hat sie Sie denn doch! Die Liebe äußert sich in solchen Capricen —! Aber durch einen Tunnel? Wir sind ganz Ohr —!“

Max Hegewald, der Architect, nahm Anstand, die Geschichte zu erzählen, zumal, da er zu bemerken glaubte, daß sich über Frau von Fernau's Stirn ein Wolkenschatten legte. Ihr Lächeln blieb sich zwar gleich. Aber allmälig saß es wie erstarrt auf ihren Lippen. Sie auch war es nicht, die immer noch drängte, diese sonderbare Begebenheit erzählt zu erhalten, sondern nur ihr Gatte.

Der Assessor erzählte statt des Freundes und künftigen Schwagers.

„Schon der erste große Tunnel, den wir zurücklegten, hatte ein eigenthümliches Schweigen bei meinem immerfort lachenden, nichts als Scherze machenden und nur zu Neckereien aufgelegten Gegenüber hervorgebracht. Als wir dann in die eigentliche in-

duſtrielle, die Betriebs- und Gebirgswelt Belgiens kamen und ſich dieſe unterirdiſchen Straßen mit bewunderungswürdiger Kühnheit wiederholten, wurde Louiſe allmälig immer kleinlauter. Ja, als Hegewald von dem längſten Tunnel, den wir bald erreichen ſollten, erzählte, daß bei deſſen Bau gegen hundert Arbeiter verſchüttet wurden und eines jammervollen Hungertodes hätten ſterben müſſen, da geſchah ihr das Wunderbarſte. Sie hat es uns ſpäter erzählt. Wieder nahm ſie Hegewald's Artigkeiten mit Neckereien auf, ſetzte ſich immer dahin, wo er ſie nicht ſehen, nicht mit ſeinen Blicken in ihren Augen leſen konnte, ſang „neue Lieder gedruckt in dieſem Jahr" und machte ſich auf den Stationen mit ihrem Sonnenſchirm aus den Fenſtern heraus oder mit Verläufern von Früchten oder während des Fahrens mit dem Telegraphendraht unnütz. Als wir endlich in den grauenvollen Bergſchlund hineinfuhren, uns dunkle Nacht umgab, der matte Schein einer im Waggon aufgehängten Lampe zuletzt faſt erloſch, das Waſſer an den Felſenwänden blinkte, endlich die Stelle kam, wo die Unglücklichen rettungslos verloren geweſen, das Jammergeſchrei der Unglücklichen, das vergebliche Bemühen zu helfen, die Verzweiflungsrufe der Angehörigen gleichſam wieder an unſer Ohr drangen und der allmälige Hungertod vor die Phantaſie trat, die dunkle Straße aber immer, immer noch nicht endete, vielmehr die Lampe vom Luftdruck vollkommen erloſch und das angefangene ſtille Zählenwollen

von hundert auf hundert kam und selbst bei dem beklommenen Laute Tausend! der Tunnel noch nicht endete und die Möglichkeit, daß ein solcher Berg doch noch einmal zusammenbrechen und Alles begraben könnte, was da so muthig durch ihn hindurchbrauste, keineswegs schon überwunden war und erst endlich, endlich der dampfende Feuertrain an's helle Tageslicht hervorschoß, da will sie — nein, ich wiederhole nicht, was in ihrem Innern vorgegangen. Das aber wissen wir Alle (wir waren ja alle erschüttert) Louise brach in ein convulsivisches Weinen aus. Von Stund' an war sie die Zahmheit selbst und machte ihrem Bewerber, dem ihr gegenübersitzenden Ritter Toggenburg, die Erhörung zuletzt noch leichter, als mir meine Marie, die trotz des Cotillons bei Geheimrath Steinmetz erst in Ostende mich zu ihrem officiellen Ritter und Führer am menschenwimmelnden Meeresstrand erkor. Louise hielt schon, wie eine dunkle Sage, aber sehr glaubhaft berichtet, beim nächsten und letzten Tunnel die ihr zur Beruhigung hingereichte Hand des Architecten felsenfest —!"

Das „Nein! Nein —!" Louisens kam nicht zum vollen Austönen. Eine zärtliche Umarmung durch ihren Bräutigam milderte den ernsten Eindruck dieser Mittheilung. Die Voraussetzung des Onkels, es handelte sich hier um ein psychologisches Problem, war bestätigt, aber die Forschung über das Ueberwältigende des Eindrucks, den die Tunnelfahrt in

einem überreizten Gemüth, das ohne Zweifel durch Tändeleien und scheinbare Ausgelassenheit seine innere glückliche Bewegung hatte verbergen wollen, hervorbrachte, nebenbei der Hinblick auf den Beruf des schon lange im Stillen Geliebten — Alles das kam zu keiner weitern Erörterung in Folge des Hinblicks auf die Tante, die plötzlich wie abwesend schien. Auch der Onkel stockte und sah verlegen zur Seite. Man mahnte sich gegenseitig an den Aufbruch und begann ihn sofort auszuführen. Onkel und Tante hinderten nicht.

Den jungen Männern war die Veränderung der Stimmung ebenso aufgefallen, wie ihren Bräuten. Anfangs eine so heitere Begrüßung und jetzt — ein fast steifer, mindestens feierlicher Abschied —!

Dennoch waren beide Paare in jener glücklichen Stimmung, wo man Alles, was uns im Leben begegnet, rosenroth ansieht. Sie brachten die Nachricht mit nach Hause, daß sie ausnehmend gut empfangen worden wären und nächstens einen Gegenbesuch erwarten dürften, auch sämmtlich nach Wolmerode würden eingeladen werden.

Mechtild erklärte sogleich, sie ginge nicht mit.

# Vierzehntes Kapitel.

Allerdings war es für Alles, was den Namen Fernau trug, ein peinliches Gefühl, noch jetzt zuweilen, obgleich schon fünf Jahre nach dem Tode des Waldhüters Hennenhöft verflossen waren, erinnert zu werden an irgend Etwas, das Bezug haben konnte auf ein Ereigniß, das seiner Zeit das allgemeinste Aufsehen, einen Schrei der Entrüstung nicht blos im nächsten Umkreise der Entdeckung, sondern in ganz Deutschland hervorgerufen hatte.

Unmenschen hatten ein Kind um den Genuß des Lebens, um Licht, Freiheit, Entwickelungsmöglichkeit gebracht. In dunkler, feuchter, unterirdischer Höhle hatte ein Wesen leben müssen, dessen Existenz an jenem Orte vielleicht selbst den gewissenlosen Urhebern seines Daseins, seinen Eltern, so urtheilte man, nicht bekannt gewesen, ein Kind, das unfehlbar eines jammervollen Hungertodes hätte sterben müssen, wenn mit dem Tode des Wärters, der es bewacht und ernährt hatte, der Schlüssel zu seinem Gefängniß verloren

gegangen wäre. Das grauenvolle und wie durch Gottes Hand entdeckte und durch einen Zufall in seinen möglichen schrecklichsten Folgen gemilderte Ereigniß hatte die Empfindungen aller Zeitgenossen, die davon Kunde erhielten, aufgeregt. Es hatte Kundgebungen der Theilnahme veranlaßt, die aus dem Waldfindling, den man Theodor (Theodor, Gott gegeben) Waldner nannte (er mußte noch erst getauft werden), ein Kind der Epoche machten, einen Pflegebefohlenen der Nation. Schriften wurden gewechselt über die Möglichkeit seiner Herkunft, über die Ergebnisse seiner Erziehung, die Methoden, welche eingeschlagen werden sollten, ihm die geraubten zehn, vielleicht fünfzehn Jahre der Freiheit zu ersetzen. Denn ein kurzes freigewesenes Vorleben glaubte man für den Jüngling annehmen zu müssen. Man wallfahrtete zu ihm, suchte sich sein Bild einzuprägen, tauschte mit ihm Worte der Verständigung aus. Besonders waren es die Frauen, die gleichsam die Ehre des ohne Zweifel hier schwerbelasteten Muttergefühls retten wollten.

Der grauenvolle Vorgang mußte auch die Aufmerksamkeit der Behörden beschäftigen. Die Untersuchung über den begangenen Forstfrevel, über die auf frischer That theils gefangenen, theils nachträglich eingezogenen Wilderer, von denen die Mehrzahl auf einige Jahre in's Arbeitshaus wanderte, war an sich schon im Gange. Sie wurde ausgedehnt auf die durch den Förster Wülfing entdeckte Frevelthat seines

Waldgenossen. Die willkürliche Freiheitsberaubung eines Menschen ist in den Strafgesetzbüchern vorgesehen. Der Mörder am physischen und Seelenleben eines unglücklichen Kindes, das von Sonne, Mond und Sternen, von Wald und Flur, von Gott und Mitmenschen keine Vorstellung hatte, war bereits gerichtet. Aber die strafende irdische Gerechtigkeit begnügte sich nicht mit dem Gottesgericht, das die Menschen noch durch den Ausbruch ihres Schauders und Unwillens unterstützten. Hennenhöfts Leichnam mußte heimlich begraben werden, um ihn den Verstümmelungen, den Mißhandlungen zu entziehen, womit die aufgeregte Bevölkerung ihren Ingrimm über die That zu erkennen geben wollte. Aber bald suchte sich das empörte Gefühl weitere Opfer. Da fügte es sich seltsam. Derselbe Entdecker des Frevels, den man erst pries, auf Händen trug, überall mit rühmlicher Erwähnung feierte, erschien plötzlich der Mitwissenschaft an dem begangenen Frevel verdächtig. Ja die Anzeichen, als wenn seine schnelle Aneignung der Schlüssel des Erschossenen, seine Untersuchung des verlassenen Wohnorts, sein Auffinden Theodor Waldners nicht zufällig, sondern von Angst eingegeben gewesen wäre, brachten es, als Hennenhöfts Vorgeschichte endlich gerichtlich festgestellt war, dahin, daß auch Wülfing eingezogen wurde und sogar sein Weib mehre Monate den Aufenthalt in den Gefängnißmauern theilen mußte. Die Söhne des un-

glücklichen Paars mußten ihre Studien unterbrechen. Auf den Namen ihrer Eltern war zu viel Schande gefallen.

Indessen hatte Lienhard Nesselborn versucht, sein feierlich gegebenes Wort zu bewahrheiten. Er hatte den Findling mit sich genommen und machte sein Haus zum Tempel eines Cultus, der von allen Gegenden Menschen herbeiströmen ließ, die das Wunder der Zeit sehen wollten, und seinen Namen mit einem glänzenden Nimbus umgab. Nesselborns Beredsamkeit, die ihm im Gespräch und mit der Feder nicht versagte, riß alle Hörer und Leser hin. Es wurden Summen aufgebracht, um sein Erziehungswerk zu unterstützen.

Letzteres galt denn also jenem Menschen, den Rousseau nur künstlich, als ein Problem der Philosophie, aufgestellt hatte. Auch Pestalozzi, der hochherzige Begründer der neuen Erziehungs- und Unterrichtsmethode, hatte diesen Menschen gesucht. Unter den Verwilderten hatte er den Urmenschen nicht aus der Hand der Natur bekommen. Er mußte ihn hinnehmen, wie er war, befleckt mit den Lastern der Verwahrlosung, entstellt durch körperlichen Unflath, durch Krankheiten und körperliche Gebrechen. Wie würde der edle Schweizer gejubelt haben, hieß es in manchen Berichten, über die reine unentweihte Psyche, die seine Menschenliebe erst aus jenen hundert Schreckgestalten verwahrloster Kinder, den Ueberbleibseln der im Kampf der Urkantone gegen die Franzosen am Ende des

vorigen Jahrhunderts gefallenen Landleute mühſam herausſuchte und die jetzt Lienhard Neſſelborn unmittelbar gegeben fand in einem, wie von den Aerzten bekundet wurde, unreinen, geſunden, lediglich nur unentwickelten Körper —! Da ließen ſich Weihestunden der Erziehung feiern. Geiſt und Leib noch unverdorben, Phantaſie und Urtheil erſt zu leiten, zu bilden! Das Nachdenken und Vergleichen erſt zu wecken —! Da hatte keine Amme ſchon mit ihren erſten Liedern das Ohr des Säuglings ebenſo mit dem verfänglichen Reiz für Wohllaut, wie mit Vorſtellungen von Gut und Böſe, Schwarz und Weiß, Vertrauen und Schrecken erfüllt. Da war kein Finger, wenn es donnerte und blitzte, gen Himmel gehoben worden und hatte von einer erzürnten Gottheit über uns geſprochen. Da war die Seele noch wie eine unbeſchriebene Tafel, auf welcher kein Wahn zum Glaubensſatz geſtempelt, keine Verabredung der Civiliſation die angeborene Mitgift der menſchlichen Natur genannt wurde, keine untergeſchobene Lesart als der von Gott gewollte Text zu leſen war —!

Theodor Waldner war nach Wuchs und Geſtalt ein Jüngling wohl von ſiebzehn oder achtzehn Jahren, nach Geiſt und Gemüth ein unmündiges Kind. Er kannte nur ſein Spielzeug, ſeinen Wächter, den er nicht haßte, ſondern ſogar ſchmerzlich vermißte, nur den Schlaf, ſein Trinkwaſſer und ſein Brod. Das letztere, ſtark gewürzt, war das Einzige, was er

freudigste Botschaft, bringt sie gerade das Fehlende nicht, von uns mit Gleichmuth aufgenommen wird. Das Geld ist die Unruhe der Lebensuhr. Nur durch sie gehen die Stunden mit der Zeit vorwärts. Blasedow wußte aber Mittag von Abend nicht mehr zu unterscheiden. Er war in den Wendepunkt gekommen, wo die Richtung der Augen sich einwärts kehrt, wo sich, wie bei Magnetischen, alles Leben auf das Sonnengeflecht hinzieht und man Pistolen neben dem Träumenden abschießen kann, ohne ihn zu erschrecken. Blasedow war nebenbei nicht harmlos genug, um an seiner Verlegenheit die bloß persönliche Klemme zu sehen, sondern er bezog die fehlenden zehn Thaler bald auf den ganzen Zusammenhang der Weltordnung, auf die wichtigsten Begebenheiten in der Geschichte und das menschliche Elend im Allgemeinen, auf seinen Pessimismus, der ihn alle Dinge schwarz sehen ließ. Aus zehn Thalern, die ihm fehlten, schlug er sich eine Theodicee über Zweck, Ursache und Mittel der Schöpfung, schlug er sich eine ungeheure Medaille, die er dem vor seinen Augen sich verkörpernden Weltgeiste an einem Armensünderstricke umhängen wollte. Des Nachts schüttete er die zehn Thaler über den gestirnten Himmel aus und lachte, als sie fast alle zu den Füßen der hellglänzenden Venus rollten. Er nahm Dante's Hölle zur Hand, um zehn Thaler zu vergessen. Er las und las, bis sich ihm die Großen, die dort schwitzten, alle in das Brustbild des Landesfürsten verwandelten, welches auf den Thalerstücken geprägt war. Er griff nach Kant's Kritik der reinen Vernunft und wollte sich von diesem metallischen Zuge seiner Phantasieen befreien, aber die Philosophie verwandelte sich gleich in Numismatik, in den Antinomieen erblickte er die sich wider-

wochenlang vertragen konnte. Die ihm dargebotenen nahrhafteren Speisen verursachten ihm die empfindlichsten Leiden, Convulsionen, Uebelkeiten von tagelanger Dauer. Das Fleisch war ihm das Widerwärtigste. Pflanzenkost und Obst, daran gewöhnte er sich zuerst. Selbst Milch widerstand ihm. Wie nun erst jene geistigen Getränke, die uns zur Gewohnheit geworden —! Sein Anfangsleben in Gottes sonnenbeschienener Welt war zu einem einzigen Schmerz geworden. Er sehnte sich unter fließenden Thränen in seine dunkle Höhle zurück. Mit den wenigen deutschen Worten, die von seinen Lippen kamen, rief er voll Sehnsucht: „Mann!“ und meinte damit nicht blos den verruchten Räuber seiner Freiheit, sondern auch das Meiste, das sich an die Erscheinung dieses Mannes anknüpfte: Kleider, Schuhe, Brod. Das Licht war ihm ein spitzer auf ihn gerichteter Pfeil. Das Schönste auf Erden, die Blumen, verursachten ihm Ohnmacht. Nur die Sterne erfreuten ihn. Nach diesen langte er, wie nach einem glitzernden Schmuck, gleich einem Kinde. Der Glanz der Himmelslichter blendete ihn nicht. Die Nacht milderte die Wirkung ihrer Strahlen.

Nesselborn konnte nicht verhindern, daß die Naturwissenschaften, die Philosophie und Theologie, seinen Zögling wie ein Präparat betrachteten, woran jeder Forscher seine Untersuchungen anstellen wollte. Der Allerweltscharakter seiner Frau, die eitle Aufgeregtheit seiner Töchter ließ jeden Besuch in die kleine Kammer

Theodors eintreten, jeden mit ihm Sprechverſuche anſtellen, jeden ihn quälen mit dem Wecken von Erinnerungen, die nicht da waren, mit dem Vorführen von Begriffen, die nicht gefaßt wurden. Die Magnetiſeure und Homöopathen erforſchten an ihm die Wirkungen der Metalle und Arzneimittel. Die Erſcheinungen dabei waren wunderbar genug. Eiſen und Gold, Silber und Blei hatten verſchiedene Wirkungen. Ebenſo Nux vomica, Belladonna und ähnliche Medicamente, die ſchon durch den bloßen Geruch bei ihm Ohnmachten und Uebelkeiten verurſachten. Die Sprachforſcher wollten bei ihm unterſuchen, ob die Sprache etwas uns Angeborenes oder Angelerntes iſt; ſie verfolgten den eigenen Trieb des Unglücklichen, ſich verſtändlich zu machen, den Inſtinkt, ſich Sprachformen zu bilden, Beiwörter zu erfinden, die Haupt- und Zeitwörter abzuwandeln. Allmälig fand ſich ein größerer Reichthum an deutſchen Worten, als man bei ihm erwartet hatte. Die Theologen ſchauderte es vor dem gänzlichen Unvermögen, das ſie entdeckten, die Vorſtellungen von Gott zu faſſen. Wo blieb da erſt Chriſtus, der Seligmacher, die Lehre vom Mittleramt, die Erlöſung und das jüngſte Gericht! Der Sohn der Natur glaubte, wenn man davon ſprach, man machte ihm Poſſen vor. Daß es Poſſen, Betrug in der Welt gab, hatte er am allerfrühſten erkannt. Die boshafte Eulenſpiegelnatur der Menſchen hatte der Arme ſogleich am Tage ſeiner Auferſtehung kennen lernen müſſen. Die Bauern hatten

ihm ſtatt Waſſer Branntwein zu trinken gegeben, als Speiſe Unflath und Schnupftabak. Schon trennte ihn das tiefſte Mißtrauen von den Verſicherungen der Menſchen. Für Poſſen hielt er es, wenn man ihm von einem Weſen ſprach, das Alles wachſen ließe, auch ihn behütete, auch ihn aus ſeinem Gefängniß erlöſt hätte. Er ſah nur immer die nächſte Urſache. Den Baum ließ ihm die ſchwarze Erde wachſen. Sein Erretter war ihm ein Mann im grünen Rock, der nur zu bald aus ſeinem Geſichtskreiſe verſchwand.

Ein tiefer Blick in die menſchliche Natur liegt dem erſten Stadium des Peſtalozzi'ſchen Unterrichts zum Grunde, wenn die Kinder angeleitet werden, ein ihnen Vorgeſprochenes einfach zu wiederholen. Der Menſch braucht die Sprache wie der Fiſch ſeine Floſſen. Er weiß nicht, womit er rudert. Daß Sprechen etwas bedeutet, das iſt ihm gegenwärtig, wenn er ſeine Begierden kundgiebt, ſeine Leidenſchaften, Hunger und Durſt, Liebe und Zorn. Aber die Worte ſind ihm dabei wie das Athmen der Luft. Er bildet ſie nicht erſt, er hört nicht ihren Klang, er hat keine Vorſtellung, ob ſie möglicherweiſe auch etwas Anderes bedeuten könnten. „Ich bin ein armer, elternloſer Knabe, den man im Walde gefunden hat —" das kann in eines Kindes Seele gefühlt, im Gedächtniß gewußt werden, aber die klare Vorſtellung darüber kommt erſt mit dem gewählten, wohlgegliederten, klarverbundenen lauten Wort. Und nicht allein dieſe

Vorstellung, die eben ausgesprochene, sondern das ganze Heer von Vorstellungen ist dann damit angekündigt, das sich an dieser Einen anrankt wie ein üppiges Gewächs von Schlußfolgerung, Ahnung anderer Möglichkeiten, anderer Daseinsformen. Das Denken ist das Unsbewußtwerden von Gegenständlichkeiten. Ein Kind sagt hundertmal etwas über den Weg hin und macht sich das Gesagte nicht gegenständlich. Soll es dasselbe Wort, das es so leicht gesprochen, wiederholen, es auf Befehl sagen, so stockt es sogar. Das Wort bekommt ihm dann einen ganz andern Sinn, eine wuchtigere Schwere. Das Echo des Wortes hallt ihm dann in seinem sich regenden Denkvermögen wieder.

O wie schwelgte Lienhard, dem der Magistrat seines Wohnorts Urlaub von einigen der schwereren Verpflichtungen seines geistlichen Amts gegeben hatte, in Befolgung des andern Pestalozzi'schen Satzes: Unterrichte nicht lückenhaft! Ueberspringe nicht die Entwickelungen! Gefalle Dir nicht im Fragmentarischen! Deshalb gefalle Dir nicht darin, weil Dich wahrscheinlich nur die Consequenz ermüdet und Du ein schlechter Lehrer bist, den sein eigner Beruf langweilt —!

„O du heiliges Einerlei!" konnte Lienhard seinem Vater, ausgesöhnt mit ihm wegen der verweigerten Gelder zur Anlegung seines Instituts, schreiben, „wie mußt Du des guten Lehrers einzige Hausgottheit sein, sein Morgen- und sein Abendsegen, sein Vergnügen und

seine wahre Unterhaltung! Immer Dasselbe, rastlos, wie der Tropfen rinnt aus spärlich fließendem Quell, wie die Dachtraufe ihr gemächlich Lied singt, wie die Mühle am Bach klappert — ich habe die Virtuosität für das Einerlei der Schule an Dir bewundern lernen, Vater, und nenne den Lehrer ein Geschwisterkind vom Sisyphus und vom Ixion, diesen Armen, die immer nur denselben Stein, dasselbe Rad bergauf treiben mußten —!" Doch Lienhard erweiterte mit Waldner dies Einerlei. Er that es mit Vorsicht und Behutsamkeit. Nie jedoch sprang er vom Thier zur Pflanze, vom Eichbaum zum Kürbis, vom Giebel des Daches vor ihm nach Nubien und Abyssinien über. Er sah, daß Theodor nichts lernte, wenn er ihn in's Feld nahm und hier einen Frosch analysirte, dort einen Schmetterling. Die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens entzückt, nach Pestalozzi, nur den reif gewordenen Geist, der von jedem Einzelnen weiß, wohin er es unterzubringen hat. Beim Wissenden laufen die scharfen Conturen, in denen die Natur zeichnet, nicht mehr durcheinander. Ihm ist der Gesang des Vogels nicht das, was der Duft der Rose und wenn er ihm dasselbe ist, so ist's in einem höheren Sein.

Lehre nichts, was Du nicht auf Anschauung begründest —! Dies dritte große Gesetz der Pestalozzischen Unterrichtsweisheit suchte Lienhard nach Kräften zu befolgen. Er nahm es anfänglich mit seiner Aufgabe so ernst, so heilig —! Die Entbindung

von ſeinen Aemtern, die hinzuſtrömenden Gelder gaben ihm die willkommene Muße, den pädagogiſchen Trieb, der ſo viele Jahre in ihm geſchlummert hatte, mit wahrer Luſt zu befriedigen. Theodor Waldner fühlte nichts, was er nicht gleichſam faſſen, mit ſeiner weichen zarten frauenzimmerlichen Hand berühren konnte. Das Rechnen prägte ſich ihm nur durch Beiſpiele ein. Die Heuhaufen der Torfſchule konnte Pienhard dem Blick des Stadtbewohners nicht vorführen. Er wählte zur Unterſcheidung der Zahlen des Knaben-Jünglings Spielzeug. Denn noch lange währte es, bis Theodor die Freude an ſeinem hölzernen Roß verlor, an den Bändchen, womit er es ſchmückte. Die bloße Lehre, die bloße Wort-Demonſtration, daß es beſſere Urbilder von Roſſen, als dieſe kleinen hölzernen Abbilder gäbe, hätte nicht viel gefruchtet. Erſt das Beſteigen eines wirklichen Roſſes, die Freude an deſſen Wiehern, die Freude an dem eigenen Muth, ſich wie mit dem Thier zu vereinigen, die ſchwankende Bewegung auf dem Sattel, erſt dieſe Erfahrung verdrängte bei Theodor die Luſt am kindiſchen Spielzeug. Freilich hatte es lange bis zu einem ſolchen Wagniß gewährt. Denn Anfangs konnte Theodor nicht einmal gehen. Jahrelang an einem Riemen auf dem ſteinernen Eſtrich ſeines Gefängniſſes feſtgehalten und mit freiem Raum zur Bewegung nur ſoweit ausgeſtattet, als er brauchte, um dem Natürlichen ſeinen Tribut zu bringen, hatten die zarten

ſchwielenloſen, vollkommen der innern Handfläche gleichenden Füße keine Uebung für ihre Beſtimmung. In den erſten Tagen nach ſeiner Auffindung mußte der Erſtandene getragen werden. Dann wurde ſein Gehen ein unſicheres Taſten, wobei der Körper zuſammenzubrechen drohte. Noch lange währte es, bis ſich eine vorgebeugte, unſichere Haltung und eine wie ſchleichende Art des Gehens verlor. Zu des Unglücklichen Schwächung hatte der übermäßige, ſeit Jahren fortgeſetzte Genuß des Opiums beigetragen. Er hatte mehr als ſein halbes Leben verſchlafen. Die gerichtliche Unterſuchung beſchäftigte ſich eifrig mit dem Auffinden der Gelegenheiten, woher ſich Hennenhöft die ſtete Erneuerung derſelben Recepte für Opiumpulver oder Opiumtinktur hatte verſchaffen können und bald waren einige Apotheker in die energiſch betriebene Unterſuchung mitverwickelt.

Wie es aber mit Allem geht, das eine Weile über ein gewöhnliches Maaß hinaus die Aufmerkſamkeit der Menſchen beſchäftigte, die Abnahme des Intereſſes bleibt nicht aus. Sie wird ſogar eine unverhältnißmäßige und ungerechtfertigte, je höher im Beginn die Erwartungen geſpannt waren. Schon nach einem halben Jahre hatte man ſich an das Außerordentliche gewöhnt. Theodor Waldner geriet zwar nicht in Vergeſſenheit, aber die Gerichte ließen im Verfolgen jener Spuren nach, die auf den wahren Urſprung des Kindes hinzuleiten geſchienen hatten.

Allerdings fand der Scharfſinn der Inquirenten wenig Anhalt, um innerhalb discreter Grenzen weiter zu forſchen. Von Wülfing, von deſſen Frau und Kindern war nichts herauszubekommen. Nur das Verbundengeweſenſein mit Hennenhöfts leichtſinnigem Vorleben und einigen verbrecheriſchen Handlungen deſſelben, ſchon ehe das von Wülfing aufgefundene Opfer unerhörter Grauſamkeit geboren ſein konnte, wurden erwieſen. Papiere, die einen Aufſchluß gegeben hätten, wurden nicht gefunden; eine Ausſage, man hätte eines Nachts in des Förſters Wohnung eine Rauchſäule aufſteigen ſehen, gewiß von verbrannten Papieren, deren Aſche auch im Ofen gefunden ſein ſollte, blieb ohne nähere Beweisführung. Wülfing, ſein Weib und ſeine Kinder, waren für die Rückkehr in ihre frühere Exiſtenz verloren. Die Strafverbüßung des Jägers zur Zeit ſeines Militairſtandes in Gemeinſchaft mit Hennenhöft machte ſchon an ſich das Wiederantreten ſeines Amtes unmöglich. Als anfangs Wülfings Frau, dann der Förſter ſelbſt aus dem Gefängniß entlaſſen waren, erſchienen ſie in Steinthal nur noch Einmal, um ihren Umzug, vorläufig in die Hauptſtadt, ſpäter, wie man ſagte, nach Amerika vorzubereiten. Man ſteckte die Köpfe darüber zuſammen, daß Baron Otto von Fernau ſelbſt nach Steinthal gekommen war und dieſe Leute mit einem Aufgeben von Wohlwollen entlaſſen hatte, das Manchem gemacht erſchien. Das Weſentliche der inzwiſchen theils er-

wiesenen, theils vermutheten Lösungen des Räthsels der Waldmeisterei bestand darin, daß Hennenhöft nach dem Versuch, auf Schloß Wildenschwert Feuer anzulegen, eine Zeitlang vagabondirte, dann nach Frankreich gegangen war, im Havre, dem Einschiffungsort der deutschen Auswanderer, gelebt hatte und dann vier Jahre später, überraschend genug, die Stelle des Waldmeisters auf den Gütern der Frau von Fernau bekam. Man erhob, er wäre daselbst gleich Anfangs geheimnißvoll aufgetreten, hätte nur eine alte Magd zur Bedienung gehabt, manchmal Zuschriften empfangen auf feinem Papier und mit adligen Siegeln, zuweilen sich auch kurze Abwesenheiten von seinem Amt gestattet, doch niemals länger als höchstens zwei Tage. Die Opiumvorräthe waren theils schon aus Frankreich mitgebracht und führten auf Schiffsapotheken zurück, theils waren sie nach alten Recepten und mit Klagen über Schlaflosigkeit, die er fingirte, hier und da in den Apotheken erneuert worden. Sein Opfer, den Knaben Theodor Waldner, mußte er, so vermuthete man, aus Frankreich mitgebracht haben. Das zarte Aeußere, eine vorzugsweise betonte „Vornehmheit" der Gesichts- und Körperbildung, (man hatte sich so ausgedrückt) einige französische Worte, die dem Jüngling, dessen Erinnern man mit den äußersten Anstrengungen zu wecken versucht hatte, bekannt gewesen schienen, alles das sollte nach Einigen darauf hinführen, daß Hennenhöft den Abkömmling einer vornehmen Familie

Frankreichs für irgend einen Zweck, entweder für immer oder für eine gewisse Zeit, hatte verbergen sollen. Sogar diese Auffassung machte sich geltend, daß man Heunenhöfts That in milderem Lichte betrachtete. „Er hatte das Kind ermorden sollen und fühlte dafür zu menschlich —"

Wie es möglich geworden, daß sich auch eine Meinung gebildet hatte, dahin gehend: Dies Kind ist von Gräfin Jadwiga heimlich geboren, sollte nicht leben, nicht vorhanden sein, weil anderufalls die Scheidung der Gräfin ihren Mann zur Zurückhaltung ihres Vermögens autorisirt und sie ihrem Gatten, dem Baron von Fernau, nur einen mäßigen Besitz würde zugeführt haben —! das ergab sich leicht aus den Fäden eines Schicksals, die Jadwiga nicht in ihren Händen hatte behalten können. Von ihrem Besuch bei dem Advocaten Hellwig in Buchenried an bis zu ihren unausgesetzten Wohlthaten an Menschen, die sie fürchten, berücksichtigen, sich wohlgeneigt stimmen mußte, lief eine einzige Kette unheimlicher Lebensmomente neben ihr her, eine Kette, an welcher denn auch die in der großen Welt immer wache üble Nachrede genugsam rasselte. Das Verbrechen war auf ihrem Grund und Boden, von ihrem Angestellten verübt worden. Vor Jahren war die Gräfin Wildenschwert so gut wie entflohen. Dies war fast gleichzeitig geschehen mit Ereignissen, die so unaufgehellt geblieben, daß selbst der Graf nicht den

sprechenden Einnahmen und Ausgaben, und auf Seite 348 seiner Auflage erblickte er sogar das traurige Schema der Negation: Nichts ist 1) der leere Begriff ohne Gegenstand (ens rationis), 2) der leere Gegenstand eines Begriffes (nihil privativum), 3) die leere Anschauung ohne Gegenstand (ens imaginarium), 4) der leere Gegenstand ohne Begriff (nihil negativum). In diesem vierten Zustand befand er sich, in einem radicalen Nichts, im nichtigsten Nichts, im nihil negativum. Blasedow schlug das Buch zu und sich vor den Kopf.

Rath mußte nun aber doch geschafft werden. Die Kinder hatten längst die Reifen der väterlichen Erziehung gesprengt; wie junger Wein gährte ihr Uebermuth; sie bedurften neuer Gefäße, um sich zu klären und zu erhalten. Blasedow empfand eine solche Ehrfurcht vor den Schöpfungen seiner Weisheit, daß er sich in Acht nahm, ihnen eine strenge Zumuthung zu machen. Er glich den fürstlichen Vätern junger Regenten, wenn jene selbst nicht an die Regierung gekommen waren; sie nennen ihre eigenen Kinder Majestät. Er ordnete sich ihnen unter, er betete ihr Talent und ihre Zukunft an. Was er ihnen geben konnte, das hatten sie. Konnt' er ihnen nun doch nicht einmal zehn Thaler mehr geben! Gertrud rieth zu einer Eingabe an das Consistorium; doch Blasedow entgegnete, daß man dort eher geneigt wäre, ihn um zehn Thaler zu strafen, als damit zu belohnen. Auch würde ihm Blaustrumpf kurz erwidert haben, daß das Consistorium das landesherrliche Münzregal nicht besäße. Dann dachte er an Basse in Quedlinburg und wollte einen Roman schreiben: „Die Geister um Mitternacht;" doch wollte Basse erst das Buch sehen, dann

Muth gehabt hatte, sie weiter zu verfolgen. Man wußte, die Gräfin hatte sich keineswegs an jenen Badeort begeben, wo sie damals der Medizinalrath Staudtner erwarten sollte, sie hatte sich südwärts gewendet und führte ihre Correspondenz mit unbestimmten Adressen, bald durch Hotels, bald durch Banquiers. Oft wußte man wochenlang nicht, wo sie war. Wülfing, der eines Verbrechens verdächtigte Jäger, war unterdessen ihr Diener geworden —! Die angetraute Frau desselben, ihre Kammerfrau, wurde Auguste Widmann —! Als sich der Graf, um einen letzten Versuch zur Verständigung zu machen, angeschickt hatte, sie in Rom aufzusuchen und in der That dorthin abreiste, fand er sie dort nicht. Nach näherer Forschung sollte sie auch nie in Rom gewesen sein. Meist lebte sie in und um Paris. Und als dann auch dort der Graf eintraf, wies man ihn nach England. Zurückgekehrt fand er Jadwiga bereits auf deutschem Boden und mit Otto von Fernau so verbunden, daß die Sicherung seiner Ehre jeden Gedanken an eine Aussöhnung preisgeben mußte. Die Scheidung erfolgte, die Scheidung des Vermögens nicht minder. Der Graf privatisirte eine Zeitlang, ging dann wieder in den Staatsdienst zurück und war in diesem Augenblick in weiter, weiter Ferne, jenseits des Oceans. Noch mehr. Die Fernaus verschwanden nach dem ersten Schreckensruf über das, was auf ihren Gütern geschehen war, ganz nach Italien. Das

gab Verdacht genug. Wo aber fanden ſich feſte Handhaben für eine Unterſuchung? Wo Berechtigungen zu einer poſitiven Anklage? Die Fußtapfen der Gräfin Wildenſchwert hätte Jemand aufſuchen müſſen von jener Reiſe, die ſie vor ſiebzehn Jahren gemacht, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Wer hätte dazu ein anſtachelndes Intereſſe gehabt? Jetzt wußte man kaum, ob Graf Wildenſchwert auf der andern Hemiſphäre die Geſchichte des Findlings Theodor Waldner überhaupt erfahren hatte. Als die Fernau's nach einigen Jahren aus Italien zurückkehrten, waren die dunkeln Sagen verhallt und verhallten vollends im Lärm der Karoſſen, die an ihrem Palais auffuhren, in den rauſchenden Klängen glänzender Bälle, die ſie gaben, in den ausgewählten Diners, für welche es in großen Städten nie Mangel an Gäſten giebt, ſelbſt wenn ſich die Geſellſchaft anfangs wie von einer „Rabenmutter," wie man wohl noch zuweilen hinter ihr her ziſchelte, hätte zurückziehen wollen. In einer großen Stadt löſt ſich ein Kreis von Bekannten heute auf, ein anderer bildet ſich über Nacht.

Die Haltung der Frau von Fernau, falls ſie ſich getroffen fühlte, konnte ſogar Bewunderung erregen. Feſt ſtand, daß es eine ſchwärmeriſche Liebe geweſen ſein mußte, die ſie vermocht hatte, ihr erſtes Eheband zu löſen. Wenn ſie leichtſinnig gehandelt hatte, ſo mußte man erſtaunen, wie pflichtgetreu ihr ſpäteres Leben wurde. Sie war ihren beiden Söhnen eine Mutter

voll Strenge. Ja, nach Manches Urtheil überwog die Strenge die Liebe. Sie wollte vollkommen erzogene Kinder aufstellen und schlug eigne Wege dafür ein, dies Ziel zu erreichen. Ihr Reichthum erlaubte ihr, die Schule zu umgehen. Für jede Altersstufe, für jedes Fach hielt sie besondere Lehrer. Sie betheiligte sich am Unterricht selbst und nahm dadurch eine Umwandelung mit ihrer eigenen mangelhaften Bildung vor. Bereicherte sie sich auch nicht mit geregelten Kenntnissen, so lernte sie doch dem Wissensstoff eine größere Aufmerksamkeit, ja mehr Werthschätzung widmen, als sie bisher gekannt hatte.

Derjenige, der zuweilen zu sagen pflegte: Diese Strenge ist die Sühne für eine drückende Gewissensschuld —! war Jadwiga's Schwager, Linda's Gatte.

Das Verhältniß Heinrichs von Fernau zu seinem Bruder Otto hatte sich gleich nach Jadwiga's zweiter Verheirathung für immer in ein gegenseitiges Ignoriren verwandelt. Als die Kunde vom Steinthaler Waldwunder kam, steigerte sich die Nichtachtung bei Heinrich von Fernau bis zum Haß, bei Linda wurde sie Mitleid. Die sanftere Natur derselben war überzeugt, daß Jadwiga weder den Tod, noch die lebenslängliche Gefangenschaft ihres Kindes, wenn anders der gefundene Jüngling der Gräfin Wildenschwert rechtmäßiger Sohn war, gewollt hatte. Ihr Gatte bestritt diese milde Auffassung. „Sie war verblendet bis zum Wahnsinn! Ihren Haß gegen den Grafen

übertrug sie auf Alles, was dessen Namen führt! Irrfahrend, wie sie damals war, von Ort zu Ort entfliehend, glich sie Medeen, die ihren Mordplan nicht in den gewohnten Hallen ihres Hauses vollzog, sondern in der wüsten Angst und dem Sturm des Reisens und des Irrfahrens. Das Haus civilisirt die Gefühle, aber der irrende Wanderer denkt, er ließe die Spuren seines Verbrechens hinter sich zurück und Niemand würde sie wieder auffinden —!"

Vor Linda's Töchtern konnte der Vorfall an sich, das Auffinden eines fast lebendig begrabenen Jünglings, nicht unbesprochen bleiben. Aber gerade der Umstand, daß man immer abbrach, wenn von den mannigfachen Möglichkeiten der Erklärung des Räthsels gesprochen wurde und wer ein Interesse gehabt haben könnte, ein Kind unter der Erde so verschwinden zu lassen, reizte die Aufmerksamkeit der heranreifenden Töchter und mit der Zeit begriffen sie vollkommen, welche Gründe die Eltern gehabt haben mußten, die Trennung von Onkel und Tante auf's Strengste innezuhalten, ja sogar öffentliche Beweise dafür zu geben, daß sie stattfand.

Zwei Jahre war nun schon Theodor Waldner des allgemeinen Sonnenlichts, der Freuden und Leiden dieses Erdenlebens theilhaftig geworden, als eines Tages Heinrich von Fernau in Dienstangelegenheiten jene Stadt hatte berühren müssen, wo Lienhard Nesselborn damals sein Erziehungswerk schon bis zu einem

gewiſſen Höhegrad gebracht hatte. Leider hätte ſich das Urtheil verbreitet, daß der treffliche Mann auf falſchem Wege war. Er hatte, hieß es, theils dem Mißſtande nicht vorbeugen können, daß ſich das durch den Jüngling geweckte außerordentliche Intereſſe aller Stände in ſein Erziehungswerk einmiſchte, es fördern wollte und nur unterbrach und kreuzte; theils waren es, wie ſchon Andere und tiefer ſahen, ſein eigenes Haus, ſeine Gattin und ſeine Töchter Levana und Adelgunde, die, wie ſie ſchon Neſſelhorns ganzes Leben und Wirken mehr ſtörten als förderten, ſo ſich auch hier die nachtheiligſten Einmiſchungen zu Schulden kommen ließen. Dieſen Perſonen war nicht, wie dem Gatten und Vater, Theodor Waldner der geheimnißvolle Urmenſch, der aus Gottes Hand rein hervorgegangene Gegenſtand einer rationellen Erziehung; ihnen war er der Träger eines geſellſchaftlichen Geheimniſſes, ein Graf, ein Fürſt, wohl gar ein Thronerbe — ſie glaubten für ihn alles nachholen zu müſſen, was ein dunkles Schickſal an ihm verſäumt, ihm geraubt, für ſein glänzendſtes Behagen und fürſtliches Wohlbefinden ihm geraubt hätte. Sie ſchmeichelten dem gewonnenen Halbbruder — ſo wurde er genannt. Sie ſetzten ihm Vorſtellungen eines künftigen großen Geſchicks in den Kopf. Sie ſahen anfangs im dunklen Hintergrund der Zeiten eine „Raben-“ — dann eine weinende Mutter, die nur noch durch Rückſichten gebunden wäre, ſich offen zu enthüllen, eine

vornehme Dame, die ſich nach dem Zögling und Pflegling ihres Hauſes ſehnte und ihm ſchon lange eine glänzende Schadloshaltung vorbereitete. Ein andermal ſahen ſie nur einen betrogenen Vater. In dieſem Fall war Theodor ein Weſen, das Andern im Wege geſtanden hatte, um Unberechtigten einen großen Gewinn, einen, wenn man den Umfang der gewagten That erwog, außerordentlichen, ungeſtört zu überlaſſen. Das Erziehungswerk des Vaters ging ihnen zu langſam. Um es zu fördern, griffen ſie mithinein und griffen ihm vor. Theodor ſollte ſich dem Allgemeinen nähern; er ſollte unter das Niveau der Bildung kommen, die Alle theilen; er ſollte genießen, wie wir. Dadurch machten ſie den Unglücklichen krank und geiſtig verwirrt. Eigenſinn pflanzte ſich in die kindliche Seele, Mißtrauen und ein tiefer, in ſeinen Urſachen ihm ſelbſt unerklärlicher Schmerz, ſo daß man ihn nicht ſelten weinend antraf und von ihm hören mußte, er ſehnte ſich zurück in ſein dunkles Grab.

Heinrich von Fernau durfte damals, bei ſeinem Beſuche Bruckbachs, nicht umgehen, das Wunder des Tages in Augenſchein zu nehmen. Denn nach einer längeren Stille, die über das Auftauchen des räthſelhaften Jünglings bereits angebrochen war, hatte ſich jetzt gerade wieder das Intereſſe erneuert. Es waren Aufſätze erſchienen gegen die Methode, wonach Theodor erzogen wurde. Sie kamen meiſt von durchreiſenden Pädagogen; die biſſigſten erſchienen anonym und kamen vielleicht von Neſſelborns nächſten Umgebungen.

Hätte sich Heinrich von Fernau der Besichtigung des Gegenstandes dieser theilweis gehässig gewordenen Polemik entzogen, so würde er seinen Bruder vollends compromittirt haben. Denn ob auch mit gesteigerter Ueberzeugung angenommen wurde, besonders nach Wülfings Entlassung aus dem Gefängniß, daß Hennenhöft vor Jahren einen stillen Waldort gesucht hätte, um ein ihm in Frankreich übergebenes, wahrscheinlich doch nur französisches Kind heimlich aufzuziehen und vor jeder Nachforschung über die Herkunft desselben sicher zu stellen, so ließen sich doch Andre immer noch nicht nehmen, daß die Betheiligten näher zu suchen seien, ja auf dem Grund und Boden selbst, wo man die Unthat entdeckte. Der Regierungspräsident mußte den Findling in Augenschein nehmen.

Die Aehnlichkeit desselben mit dem Grafen Wildenschwert und mit seiner Schwägerin war ihm unverkennbar. Einen Jüngling traf er zwar nur von mittlerem Wuchse, der sich auch schwerlich noch, so schien es ihm, in die Höhe strecken würde, aber die Augen waren die großen braunen Augen Jadwiga's, der Mund war der des Grafen und sein Lachen machte ihn diesem vollends ähnlich. Die Haare hatten die dunkle Färbung der Haare der Mutter und waren lockig. Die Weiße der Haut erklärte sich durch die lange Entziehung des Sonnenlichts. Weder Vater noch Mutter besaßen diese Weiße in solchem Grade. Theodors Stimme war leise und unsicher, woran die

erſt allmälig gekommene, jetzt aber ſchon ziemlich vorgeſchrittene Erlernung der Sprache Schuld ſein mußte. Dem wohlwollenden Manne, ſelbſt Vater lieblicher Kinder, zitterte die Stimme, als er mit dem Opfer eines ihn vielleicht ſo nahe berührenden Frevels ſprach.

Des Präſidenten ſcharfes Auge erkannte nur zu bald, daß die Gegner der Neſſelborn'ſchen Erziehung recht hatten. Die ganze Stadt und Umgebung theilte dieſe Meinung. Der Oberpfarrer hätte das Beſte bezweckt, hieß es, doch wäre er viel zu ſchwach, um den böſen Einflüſſen ſeines Hauſes zu ſteuern. Der Jüngling kam aus einer Geſellſchaft in die andere. Ihr beſonderes Wohlgefallen an ihm hatten die Frauen. Der letzte Winter hatte aus dem damals Neunzehnjährigen, der noch ein Jahr vorher nicht hatte gehen können, ſchon einen Tänzer gemacht. Die Klage über den Stillſtand ſeines Verneiſers war allgemein, während die Fülle von Gegenſtänden, die man auf ſeine noch ſo dürftigen Vorkenntniſſe pfropfte, nicht abnahm, ſondern immer mehr durcheinander ging.

Der Präſident äußerte ſich darüber gegen Neſſelborn mit voller Aufrichtigkeit.

Dieſer, mit einer Thräne im Auge, ergriff die Hand des milden Richters, ſah ſich um, ob Beide allein waren, und machte mit zitternder Stimme das Geſtändniß:

„Ja, nehmen Sie den Knaben von mir —! Doch nehmen Sie ihn in einer Form, die mich nicht blosstellt —! Ich bin nicht Herr meiner selbst. Gott ist mein Zeuge, ich bin mit Enthusiasmus an meine Aufgabe gegangen. Aber der unglückliche Wahn der Menschen, dieser Wunderknabe müßte der ganzen Welt gehören, er wäre der Sohn Aller, hat mir den stillen Frieden meines Werks gestört. Meine besten Absichten wurden durchkreuzt. Diese Kerkerblume mußte eine stille Pflege haben — anfangs wie unter einer Glasglocke. Ach, mein Haus ist nicht still —! Der Charakter meines Weibes war von je für bunte Abwechselung. Sie liebt die Menschen, die Charaktere, die Lebensbeziehungen. Meine Töchter arten ihr nach. So habe ich denn auch die Zügel im Schicksal meines Zöglings nicht in Händen behalten können. Ich sehne mich, ja ich sehne mich recht von Herzen darnach, sie mir abgenommen zu sehen. Nur beschwöre ich Sie, edler Mann, thun Sie Alles, um was ich Sie bitte, in der Form, daß ich dabei für die Aufgabe meines Lebens, für meinen Erzieherberuf nicht den Glauben der Menschen verliere! Lassen Sie diesen Rath meinen eigenen gewesen sein, auch die Ausführung desselben die meinige —! Der Knabe ist wie eine vom Stamm gebrochene Blumenknospe, die man künstlich aufblasen wollte. Noch einmal muß er zum Stiel zurück, muß wieder Kind werden unter den Umgebungen der einfachsten

Natur, unter Eindrücken der Dürftigkeit. Sonst geht er zu Grunde. Ja noch mehr! Er wird ein schlechter Mensch, wenn er nicht noch einmal wieder an die Schwelle seines Grabes zurückgebracht wird, noch einmal von dort aus langsam und bedächtig seinen Eintritt in die Welt versucht —"

„Wie läßt sich das ausführen —?" hatte der Präsident voll Theilnahme und Ueberlegung gefragt.

„Ich kenne Niemanden," hatte Nesselborn geantwortet, „der ihn mit geeigneterer Mischung von Ernst und Milde behandeln, ihn halb zum Lernen, halb zu ihm noch so nothwendigen Uebungen des Körpers, und wär's im Garten- und Landbau, in mancher Handwerkerei, im Drechseln, Tischlerarbeiten und Aehnlichem anleiten könnte, als meinen eigenen Vater, eine Kernnatur. Nur ein einfacher Dorfschulmeister! Seine bisherige Stütze, sein Enkelkind, wird eine Erziehungsanstalt besuchen. Da steht denn mein Vater allein und ist gewiß geneigt, auf meine Bitte einzugehen, falls sie von Ihnen unterstützt wird. Ein Jahr bei diesem trefflichen Erzieher und Theodor kann dann zu uns zurückkehren. Inzwischen werde ich meinen Plan in's Werk gerichtet, in der Residenz ein Erziehungs-Institut in größerem Umfang angelegt haben — ich kann nicht länger in dieser Stadt und überhaupt in meinem geistlichen Beruf bleiben —"

Ludwig's Schwager verstummte freilich, als er

drucken und erſt nach Ablauf zweier Meſſen bezahlen. Herr von Lipmann fiel ihm jetzt ein. Er wollte bei ihm ein Anleben eröffnen. Wie ein Blitz fuhr dieſer Gedanke in den Glockenſtuhl ſeiner Träume. Seine Augenbrauen waren faſt verſengt vom Lichtglanz dieſer Hoffnung. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb an Herrn von Lipmann:

„Kommen Sie, Herr von Lipmann, nur einen Tag zu uns heraus; denken Sie an den Grafen nicht und die Güterlotterie, ſondern an jenes Himmelslotto, in dem es nur Nieten gibt für die, welche ſchmutzigen Herzens ſind! Reißen Sie, wenn nicht Ihren Leib, doch Ihren Geiſt von den Eſtafetten und Telegraphen, von den Coupons und Pfandbriefen, von Ihrem Garten los, und wär' er noch ſo zaubervoll, Herr von Lipmann! Fragen Sie ſich doch nur einen Augenblick: Was bin ich? Was hab ich? Wohin fahr' ich? Ach, Herr von Lipmann, hätte ich Sie vor mir, ich zöge Ihnen den blauen Frack von ſo feinem holländiſchen Tuche aus, nähme Ihre ſchwere Uhrkette, Ihre Ringe; ich legte es Alles an einen Gewahrſam und nähme Sie in den Hemdärmeln mit hinaus in den Wald, wo das Eichhörnchen knuſpert und das Birkhuhn unter den Sträuchern vorüberhuſcht! Und eigentlich, Herr von Lipmann, auch das iſt nicht der Ort, wohin ich mit Ihnen wallen möchte, ſondern hoch hinauf in die Luft, wo es keine Stiege gibt, in die funkelnde Sternennähe, in die Gebirge der Phantaſie, wo unſre Hoffnungen wie Sanct Gotthards ragen, unſre Ahnungen Höhlen, unſre Täuſchungen Gletſchern und Schneelawinen gleichen! Sollten Sie den nur in die gewöhnlichen Wirthſchaftsbücher der göttlichen Weltordnung, nur in das Conto der täglichen Einnahmen und Ausgaben im Himmel verzeichnet ſein und

den Ort nennen hörte, wo Nesselborns Vater Schulmeister war. Dorthin gebracht war Theodor Waldner dicht an die Schwelle seines Grabes wieder angekommen —! Bei dem Gedanken, daß etwaige böse Absichten auf die fernere Existenz des Findlings gerade dort den freiesten Spielraum hätten gewinnen können, hatte ihn Schauder ergriffen. Das Gerücht des Zusammenhangs jener Localität mit dem Schicksal des Findlings konnte und mußte neue Nahrung gewinnen! Und was sollte davon sein Bruder denken —! Nannte man ihn, den Regierungs-Präsidenten, als Beförderer dieser Rückverpflanzung, in welchem Lichte erschien er —? Im Laufe der Bedenken, die er ausgesprochen und die Nesselborn zu widerlegen gesucht hatte, bemerkte er, daß sich zu den Motiven dieses Plans, Theodor auf's Land zu geben, auch das Aufhören der Mittel gesellt zu haben schien, die früher zur Erhaltung des Findlings von allen Seiten herbeigeströmt kamen.

Frau Hedwig, Nesselborns Gattin, hielt sich für vollkommen berufen, dem hochgestellten Beamten, der ihr Haus beehrt hatte, ein Mittagsmahl anzubieten. Ohne zu verletzen konnte er die mit allen Formen der Geselligkeit gemachte Einladung nicht ablehnen. Er mußte erstaunen über die Anordnung der Tafel, den Gang der Gerichte, deren Zubereitung, die Bedienung. Hier sah er die Reminiscenzen einer ehemaligen Wirthstochter. Er begriff es, daß man Nesselborns

Verhältniſſe zerrüttet nannte. Die Töchter waren anmuthig, von wunderbarer Lebhaftigkeit, geſprächig wie ihre Mutter. Theodor Waldner, ein anmuthiger Jüngling, ſaß mit am Tiſch; er bot ein Bild, das den Gaſt bald abſtieß, bald rührte. Zuletzt wurde der Unglückliche ohnmächtig. Er mußte vom Tiſch gebracht werden.

Auffallend war dem Präſidenten, daß es der Oberpfarrer ſowohl während des Tiſches wie nachher ganz ſeiner Frau und ſeinen Töchtern überließ, die Idee der Verpflanzung Theodors auf's Land und der Uebergabe deſſelben an den über alle Maaßen geprieſenen Großvater weiter zu verfolgen. Im Schweigen des Hausherrn lag beinahe Verlegenheit. Er erröthete ab und zu, antwortete zerſtreut und wich ſogar den Fragen aus, die ſein Beſuch, noch waren andere Perſönlichkeiten der Stadt zugezogen, offen und frei über die Erinnerungen Theodor Waldners an ihn richtete. Die Frauen fielen immer ſtatt des Befragten ein. Sie behaupteten, franzöſiſche Erinnerungen wären bei ihrem Zögling unverkennbar. Er hätte die größte Leichtigkeit im Erlernen der franzöſiſchen Sprache, hätte die beſtimmte Erinnerung an ein großes ſchönes Schloß, wo er gelebt haben müßte. Auch ſeine erſten Träume hätte Neſſelborn aufgeſchrieben. Wenn der Menſch nur träumen könnte, was er erlebt hätte, ſo wäre unverkennbar, daß das Kind von einer vornehmen Frau geboren geweſen ſein müßte, die gewiß ſeine

Mutter geweſen. Springbrunnen, Löwenwappen, Arkaden und hohe Treppen ſpielten in dieſen Träumen eine Hauptrolle, aber auch weiße Männer, in denen man Mönche eines beſtimmten Ordens erkennen müßte; auch Schiffe und Matroſen kämen vor. Der ſchwarze Mann wäre immer Hennenhöft, der Wald- und Kohlenbrandmeiſter.

Heinrich von Fernau hatte für die Verpflanzung Theodors auf's Land alles, was in ſeinen Kräften ſtand, gethan, wenn auch nichts für die Verpflanzung deſſelben gerade nach Steinthal. Er widerrieth ſogar die letztre. Dennoch kam ſie zu Stande. Ein halbes Jahr darauf war Neſſelborn in die Reſidenz gezogen und hatte in großartiger Weiſe ein Erziehungsinſtitut errichtet, das auf eine Parallele mit einem Realgymnaſium abgeſehen war und in kurzer Zeit einen über die Maaßen glücklichen Erfolg hatte. Was nur an reichen Eltern vorhanden war, die ihrer Kinder Erziehung nicht ſelbſt beaufſichtigen konnten, ſchien dieſe Anſtalt in's Auge gefaßt zu haben. Von allen Seiten ſtrömten ihr die Zöglinge zu. Die Neſſelborn'ſche Anſtalt gewann einen Ruf bis nach Amerika und Rußland.

Als man es eines Tages in einer Geſellſchaft auffallend gefunden hatte, daß die ehemalige Gräfin Wildenſchwert ihre Söhne nicht auch der Neſſelborn'ſchen Anſtalt anvertraute, obſchon Grafen und Prinzen in ihr erzogen wurden, und Linda ihrem Gatten von

einem doch für die ganze Familie tief verletzenden Lächeln berichtete, das ſich dabei auf den Mienen vieler Mitglieder dieſer Geſellſchaft hätte beobachten laſſen, ſprach ihr Gatte beim Nachhauſefahren mit tiefem Seufzen:

„Nicht Neſſelborn ſelbſt, den ich für einen edlen und guten Menſchen halte, aber ſein Weib und ſeine Töchter haben ſich die Mittel zur Begründung des großartigen Etabliſſements durch Einſchüchterungen und Drohungen Ladwiga's verſchafft —! Darum auch die Verpflanzung des Findlings gnade wieder nach Steinthal zurück —!"

Linda hörte nur zu und entſchlug ſich jeder Meinung.

„Die Verpflanzung Theodor Waldners," fuhr ihr Gatte mit düſterm Stirnrunzeln fort, „nach Steinthal, zurück auf den ſo verfänglich denkbaren Boden des Verbrechens ſelbſt, war damals in Bruckbach bei den Frauen anders motivirt als bei dem Manne. Ich las es aus ihren Blicken. Sie ſprachen ſo befliſſen, ſo ſtark aufgetragen und in Folge deſſen ſo wenig Glauben erweckend von den franzöſiſchen Erinnerungen des Findlings — aber ich glaube, ſie haben Mittel und Wege gefunden, vielleicht durch directe Zuſchrift, Ladwiga hörbar zu machen, daß im Gegentheil die Erinnerungen ihres Zöglings ganz andere wären, als von denen ſie öffentlich Bericht erſtatteten —! Daß ſie den Findling nach Steinthal verpflanzten, war eine

Strafe für die frühere Verweigerung der Mittel zur Errichtung ihres Instituts, von der ich gehört habe. Nun hat vielleicht Jadwiga diese Menschen mundtodt machen wollen, die aus ihres Zöglings aufgeschriebenen Träumen herausfanden, was sie finden wollten. Denn auch der unglückliche Waldner selbst schien mir der Lüge und Verstellung schon fähig. Warum hat Nesselborn sein Wort nicht gelöst und den jetzt schon Zweiundzwanzigjährigen, der noch immer in Steinthal haust, nicht auch in sein Institut herübergenommen? Nach einem Jahre schon hatte er's thun wollen. Er verwildert auf dem Lande, er verbauert. Man hört, er hilft dem alten Nesselborn, der jetzt ein hinfälliger Greis ist, Schulehalten —"

Bis zu dem Tage, wo sich auf einer Reise nach Ostende die Neigung der beiden ältesten Töchter Linda's für zwei junge, anziehende, hoffnungsvolle Männer durch deren plötzliches, wie zufällig herausgekommenes, aber mit Absicht angelegtes Erscheinen in Köln so hochbeglückt fühlte und diesem eine baldige Erklärung folgte, die den Aufenthalt in dem berühmten Seebade zu einer paradiesischen Erinnerung für's Leben machte, hatte sich in der Sachlage dieser Nesselborn-Waldner'schen Verhältnisse nichts besonders verändert. Ein früher gehegtes Verlangen Heinrich von Fernaus, jenem Jäger Wülfing näher zu kommen oder ihn von Andern beobachten zu lassen, regte sich wol manchmal bei ihm, fand jedoch, wenn er ihm auch nachgegeben hatte, keine rechte

Befriedigung in dem Sinne wie gewünscht. Wülfing behauptete sich fest in einem neuen Broterwerb, den er versuchte. Als man ihn und seine Frau ihrer Haft entlassen hatte, war er nur noch einmal nach Steinthal zurückgekehrt. Die Söhne hatten sie außer Landes geschickt. Auch das war — in Anbetracht ihrer Mittel, eine überraschende Selbsthülfe gegen den Druck der öffentlichen Meinung. Wülfing blieb in der Residenz und eröffnete ein Holzgeschäft. Mittel mußte er dazu gehabt haben. Wer streckte sie ihm vor? Diese Quelle ließ sich nicht ausfindig machen. Einmal bestellte der Präsident seinen Holzbedarf in Wülfings Geschäft persönlich. Er ging in ein kleines Comtoir und traf nur die Frau an. Ruhig und klar sah sie ihm in's Auge. Es sah nett und reinlich, sogar behäbig in ihrem Häuschen aus, das sie in einem entlegenen Theil der Stadt, an einem Ablageplatz der Holzkähne, bewohnten. Die weißen Gardinen, die grünen Fensterjalousieen, das Blumengärtchen am Hause stach erfreulich ab gegen den Schmutz von Torf und Holzresten, der berufsgemäß den Weg zu ihrer Wohnung bezeichnete.

An ihr mußte man vorüber, wollte man nach Villa Wolmerode und dem Dorfe Lichtenhayn etwa mit einem Nachen gelangen.

In der That machten der Präsident, seine Gattin und Mechtild diese Wasserpartie an demselben Tage, wo die Brautpaare der Mittagseinladung gefolgt waren,

die ſie nach einem Beſuch, der ſich nur auf die Abgabe von Karten beſchränkt hatte, von Onkel Otto von Fernau und Gemalin empfingen. Die Einladung war an das geſammte Haus, an Eltern und Kinder ergangen. Indeſſen hatte man nur für die beiden Brautpaare angenommen.

Der Diener des Hauſes verſtand ſich auf's Rudern. Man hatte ihm ſeine Livree ausgezogen und ſeine rothgeſtreifte Hausjacke und eine Wachstuchmütze als einen Quaſi-Matroſenanzug zu tragen anempfohlen. Mechtild unterſtützte ihn beim Rudern. Der Kutſcher dagegen und noch ein angenommener Lohndiener hatten die beiden jungen Paare zum Diner begleitet.

## Fünfzehntes Kapitel.

Das Wetter war sommerlich schön und sehr heiß. In den Weinrebengängen der Villa Wolmerode und zwischen den hochgezogenen Tannenspalieren gab es eine anmuthige Frische. Noch hatte sich die zahlreichst eingeladene Gesellschaft nach dem Wunsch der Gastgeber erst im Garten, im Park zerstreut. Bei einem Diner auf dem Lande müßte man, sagte Baron von Fernau in angeregtester Laune, eine „Respecthalbestunde" gewähren. „Die Suppe und das Rindfleisch" wären darauf eingerichtet.

Ein Wagen nach dem andern fuhr vor. Die Brautpaare kamen im Wagen der Eltern. Sie fanden Toiletten und Uniformen, Brillanten und strahlende Orden. Man versammelte sich erst im Schatten einer hohen Estrade, die dicht am Hause mit exotischen Pflanzen besetzt war, an einem Springbrunnen, dessen Ränder die lieblichsten Blumen schmückten. Beim Vorgestelltwerden bekielten die Brautpaare nur die Namen von einigen Wenigen unter den Gästen.

„Was haben Sie, Sanitätsrath? Ein Billet-

doux, das Sie auch hierher verfolgt? An einem Sonntage? Oder gilt es Ihrer gesegneten Praxis —?"

So rief Otto von Fernau einem untersetzten, breitschultrigen Mann mit kahlem Scheitel nach, der von einem der zur Aufwartung gerüsteten Bedienten ein Billet empfangen hatte mit dem Bemerken: „Soeben abgegeben —"

„Wer brachte das?" fragte Staudtner, früher der junge Staudtner genannt, jetzt schon seit lange in der ärztlichen Welt der alleinige Inhaber seines Namens und, wie es schien, nicht gewillt, ihn auf die Nachwelt fortzupflanzen. Sanitätsrath Staudtner war jetzt ein beinahe fünfzigjähriger Garçon, lebte auf glänzendem Fuß und sparte die Mittel, die ihm die Verbindung mit einer Frau verzehrt haben würde, für sein Alter. „Ein Arzt," pflegte der auch als Geburtshelfer berühmte Mediciner zu sagen, „den die Systeme überholen und die Großmütter des Nachts für gewisse Augenblicke im Frauenleben nicht mehr rufen lassen können, ist der bemitleidenswertheste Gegenstand von der Welt."

„Ein Knabe aus dem Ort —!" berichtete der Diener und noch ehe die neugierige Einmischung einiger Damen und Herren, mit denen der Sanitätsrath eine seiner pikanten Conversationen angefangen hatte, Zeit fand, diese mysteriöse Einladung wie das Anfangskapitel eines Romans zu behandeln, war der kleine, plänlich bebrillte Mann verschwunden. Er hatte sich

im Uebrigen in die Toilette geworfen, die in England sogar für jedes Mittagsmahl, selbst im Familienkreise, vorausgesetzt wird. Doch hing ihm alles schlottrig und lose am Körper: Frack, Weste, Cravatte. Er hatte derbe, beinahe cynische Manieren. Der Rest alter akademischer Grobheit, der ihm trotz seiner Eleganz geblieben war, gehörte zu den besonderen Empfehlungen seiner ärztlichen Kunst, wenn er sich auch die Personen und die Verhältnisse erst vorsichtig ansah, ehe er bei einer Consultation aufstand und etwa Ausdrücke gebrauchte, wie: „Lieber Himmel, was Ihnen eigentlich fehlt? Ei, Sie fressen und saufen zu viel —!"

Schon hatte der Berufene, der Oertlichkeit kundig, einen Weg eingeschlagen, der ihn Aller Blicken entzog. Der Bediente, der ihn auf einige Schritte begleitet hatte, wurde mit dem Bescheid entlassen:

„Auf mich braucht bei Tisch nicht gewartet zu werden —!"

Mißmuthig, die Stirnfalten dicht zusammenziehend im unschönen, vollends durch die blaue Brille unheimlichen Antlitz, öffnete er die nur angelehnte Thür eines Spaliers, das in den Gemüse- und Obstgarten führte und von da in's Freie.

Zu ein Wirthshaus des etwas tiefer dem Flusse zu gelegenen Dorfes Lichtenhayn war er beschieden worden. Nochmals las er das mit Bleistift geschriebene Billet:

nicht auch, Herr von Lipmann, in jene großen Notizbücher der Gottheit, wo ſie ihre beſten Gedanken einſchreibt, freilich oft flüchtig und nie ſo ſauber und nett, wie im Wirthſchafts-buche der Weltökonomie, aber tiefſinnig dem Inhalte nach, ein Gedanke, ein neuer, und wenn nicht dies, doch wenigſtens die Beſtätigung eines alten? Ach, Herr von Lipmann, es iſt ſchwer, Philoſophie zu lehren, wenn man ſie für das Räthſel des Lebens hält; aber der Tod und die Ewigkeit, der Kreislauf unſrer Seele durch die Sterne, die Läuterung unſrer Gewänder, die beim Einen von Leinwand, beim An-dern von Asbeſt ſind, ihre Läuterung in dem Urlichte der Sonne und der Blick in's Antlitz der Allmacht! Welch eine Stufenleiter, wo ſchon die unterſte Sproſſe, der Stein, auf dem Jakob ſchlief und der unſer Grab decken wird, ſo ſchwer zu he-ben und ſo unendlich Räthſelhaftes zu verſchließen ſcheint! Ach, wir denken beim Tode nur deſſen, was er uns nimmt, nicht deſſen, was er uns gibt! Wir zittern, es einſt nicht mehr zu können, wir weinen, daß einſt unſre Augen trocken ſein müſſen, es fröſtelt uns, daß wir einmal ſo kalt werden. Da ſchallt Muſik aus den Bäumen eines Palaſtes, Echo trägt ſie dem Echo zu, die Gäſte bilden mit ihren Augen eine Reihe Brillanten, die alle à jour gefaßt ſind, à jour éternel, auf ewig! Und wie oft denkt man doch in dem Gewirr, daß einer nach dem Andern ſich leiſe aus ihm fortſchleichen muß, daß man ihn, während die Andern zechen, hinaustragen wird, und daß er ſagen muß: Leb' wohl, du gutes Tageslicht, leb' wohl, du ſeidenes Sopha, du Mahagonytiſch, du Polſterſtuhl, leb' wohl, du Feder, die ich eben noch führte, leb' wohl, du Rollen eines Wagens, der vorüberfährt, leb' wohl, du heiſeres Bellen des Hofhundes, leb' wohl, Alles, was mit mir nicht ſtirbt, nein, was ſo

„Wir waren eben in Ihrer Wohnung, trafen Sie nicht, fuhren Ihnen nach und beschwören Sie, kommen Sie einen Augenblick in den goldenen Löwen. Ehre und Existenz stehen auf dem Spiele — —!

L. und A."

Wer diese Hülferufenden waren, wußte er sogleich. Es ärgerte ihn, daß sich der Ort schon mit Sonntagsnachmittagsgästen zu füllen angefangen hatte. Im goldenen Löwen war eine laute Erörterung nicht möglich. Zu einem Gehölz blickte er hinüber, das in der Nähe lag und noch ziemlich still zu sein schien. Abends lag dort das Volk im Freien und verzehrte die mitgenommenen Speisen und Getränke. Jetzt ließ sich das Rendezvous vielleicht dorthin verlegen.

In der That kamen ihm schon vor dem Wirthshause zwei elegante weibliche Erscheinungen in größter Aufregung entgegen und baten ihn, um Störung zu vermeiden, mit ihnen in jene Birken- und Tannenwaldung zu gehen. Ein Miethskutscher, der sie hergeführt, fütterte eben seinen dampfenden Gaul. Auch den Damen stand der Schweiß auf der Stirn. Sie klagten, daß sich im Wirthshause kein Wort ohne Zeugen würde sprechen lassen. Schon zogen sie den Sanitätsrath abwärts in die tiefer gelegenen Felder, durch die hindurch man zum Wäldchen gelangte. Das Korn war bereits gemäht.

Vom Schlosse aus ließ sich diese Wanderung leicht beobachten.

„Was habt Ihr denn? Was ist denn —?“ sagte der Arzt unwillig und setzte hinzu: „Ich kann mir's schon denken! Ihr macht saubere Streiche! Geht es Euch diesmal an den Kragen, so habt Ihr's verdient —“

Die beiden Damen waren mehr elegant, als schön. Ihr Wuchs war schlank, doch nicht hoch. Die Taillen waren wespenartig, wie es aber schien, nicht ohne Zwang hervorgebracht. Die buntgefütterten Sonnenschirme hauchten ihren etwas welken Gesichtszügen ein Colorit an, das ihnen, verbunden mit ihrem Eifer, mit ihrer Angst und Ungeduld bei Alledem einen Schein von Jugendlichkeit gab, der sich beim Antangen in den Schatten des kühlen Wäldchens etwas verlor. Die Stimmen der jungen Mädchen waren seltsam tief und beinahe rauh. Sie trugen sich völlig gleich, so daß man sie hätte verwechseln können. Lilafarbene, weißgestreifte Kleider vom leichtesten Foulardstoff bauschten sich von ihren schlanken Hüften auf. Die hellfarbenen Strohhüte waren mit zierlich gearbeiteten Aehren und Kornblumen garnirt. Nur durch die Schleier unterschieden sie sich; die eine trug einen blauen, die andere einen rosenrothen.

Die mit Rautingstiefelchen bekleideten Füßchen konnten dem trotzig vorschreitenden Sanitätsrath kaum folgen. Das Jammern um Hülfe, um Abwendung einer großen Gefahr ging bei beiden Begleiterinnen so durcheinander, daß er sich zuletzt beide Ohren zu-

hielt und ihre zuletzt in's Weinen gerathende Rede mit den Worten unterbrach:

„Ich weiß es nun schon —! Die ganze Stadt ist auch voll davon —! Ihr ruinirt Euren vortrefflichen Vater —! Die Schuld liegt lediglich an Eurer Mutter —! Das war ihr Lebenlang eine Kokette und ist es trotz ihrer Jahre noch! Alle Gurli's sind Koketten! Und seit es nicht mehr mit ihrem eignen zuckersüßen Mündchen gehen will, kokettirt sie mit Euch! Ihr habt das Schicksal Eures Vaters auf dem Gewissen —! Schämt Euch solcher Zügellosigkeiten —! Frechheit muß ich's nennen, die ganze Stadt nennt es so! O, jetzt kommt es heraus, wie Ihr Euch schon seit lange im Institut benehmt. In einer Erziehungs-Anstalt, bei einem Unternehmen, dessen Fortgang der leichteste Hauch der üblen Nachrede stört —! Diese Schande ist so groß und soviel Wasser auf die Mühle Eurer Feinde, daß man Eurem Vater — man erwartet das allgemein — die Concession zur Fortführung seines Instituts entziehen wird —"

„Um Gotteswillen —!" schrieen die Mädchen einstimmig auf.

Der in seinen Ausdrücken nicht wählerische Cyniker setzte hinzu:

„Ja! Ja! Verlaßt Euch drauf! Man wird ihm die Bude schließen —!"

Im Wäldchen war man an eine der Stellen angekommen, wo sich die Sonntagsbesucher aus Stei-

nen und Moos Sitze, hier und da sogar Kochherde erbaut hatten. An manchen harrten schon Kinder, die von ihren Eltern vorausgeschickt waren, die Lieblingsplätze mit Beschlag zu belegen und sie so lange zu hüten, bis Eltern und Geschwister nachkamen.

Erschöpft ließen sich auf einen glücklicherweise wenig gestörten Erdwall die Töchter Lienhard Nesselborns nieder, die ältere jetzt etwa vierundzwanzigjährige Levana und die um etwas über zwei Jahre jüngere Adelgunde.

„Der Fürst soll außer sich sein —!“ sagte der alte, langbewährte Freund ihres Vaters, der Mitbegründer seines Glücks, ein Charakter, der sich Nesselborn gegenüber Ausnahmen von seinen sonstigen abstoßenden und menschenfeindlichen Eigenschaften auferlegte und auch jetzt nichts von seiner gewohnten Frivolität verrieth, sondern im Gegentheil die Nothwendigkeiten der strengsten Sittlichkeit mit allem Ernst proclamirte. „Ich bin gefaßt,“ fuhr er fort, „daß der Fürst hier heute bei offener Tafel —“

„Was? Auch der Fürst ist bei Fernan's —?“ unterbrachen beide Mädchen im Ton des Schreckens.

„Wenigstens wurde er erwartet! Vielleicht sind sie schon zu Tisch gegangen. Was haltet Ihr mich auf mit Eurem Scandal —! Ich schäme mich, mit Euch betroffen zu werden —“

„O retten Sie uns —!“ baten flehentlich die Mädchen. „Retten Sie den Vater —!“

„Wie ist das noch möglich —?“

„Bestimmen Sie —“ begann Levana.

„Den Fürsten —“ ergänzte Adelgunde.

„Zu was? Zum Schweigen? Da müßt' ich ein Wagenrad aufhalten können —! Der Fürst hat öffentlich erklärt, er würde sich vom Minister eine Audienz erbitten, um ihm die scandalösen Vorfälle in einer hiesigen Erziehungsanstalt vorzutragen —“

„Bestimmen Sie den Schulrath —!“ flehte Levana.

„Ja! Bögendorf vermag Alles —“ setzte Adelgunde hinzu.

„Bögendorf vermag nichts, was gegen seine Pflicht geht,“ entgegnete der Sanitätsrath. „Und Ihr habt noch ganz andere Mächte zu fürchten, die gesammte Schulbehörde, die Concurrenzinstitute und den Minister selbst —“

„Wird Ihnen Bögendorf etwas abschlagen —? Ihnen —! Die Mutter sagt —“

„Was sagt die Mutter —?“

„Bögendorf beherrschte die Minister — und —“

„Und —“

„Sie —“

„Was? Ich und —?“

„Bögendorf's Theophania —“

„Kupplerisches Volk, das Ihr seid!“ brach der Sanitätsrath mit noch erregterem Zorn hervor, ja sogar mit einer sittlichen Weihe, die den beiden

jungen Mädchen besonders an diesem Mann so schreckhaft sein mußte. Woher plötzlich soviel Tugend —! Bei einem Mann, der sie öfters durch alle Zimmer ihrer schönen Wohnung im großen Erziehungshause jagte, um von ihnen einen Kuß zu bekommen —! Die Anspielung auf Theophania Vögendorf, als deren Verehrer man ihn zuweilen „denuncirte", wie er sich ausdrückte, reizte den Sanitätsrath. Wieder sah er auf seine Uhr, auf die Villa. Er wollte fort.

Die Mädchen aber klammerten sich an ihn an und schluchzten und beschworen ihn. Ihre spitzenbesetzten, vom feinsten Parfüm duftenden Taschentücher waren naß von den diesmal vielleicht aufrichtig geweinten Thränen der Reue und Verzweiflung. Sie hatten beide die Gewohnheit, die Standtnern, dem Arzt des Instituts, schon bekannt war, immer zu gleicher Zeit mit ihren Antworten einzufallen und die Eine immer Dasselbe zu sagen, was eben die Andre sagen wollte. Das war komisch genug an ihnen. Ihre gleichartige Natur ging soweit, daß sie dieselben Fragen mit beinahe denselben Worten im Gespräch an Jeden richteten, der sich mit ihnen unterhielt. Nach Standtner war diese Gleichgestimmtheit ihrer Bildung, ihrer Regungen, die Reizlosigkeit der Einen gegen die Andere das einzig Gute an ihnen. Die Solidarität ihrer Empfindungen machte ihre Erscheinung angenehm. Sie

lachten unbefangen über sich selbst. Um sich nur von einander unterscheiden zu können, waren sie sogar auf den Gedanken gekommen, im Converstren verschiedene Rollen, ja die Aeußerungen von Meinungen zu übernehmen, die sie gar nicht hatten. Wenn sie immer mit denselben Aeußerungen zugleich losplatzten und darüber unter den Zuhörern ein schallendes Gelächter entstand, verabredeten sie sich, daß immer nur Eine streng mathematisch genommen nach der Andern sprechen sollte.

Eigentlich war schon im Geist der Sanitätsrath mit ihnen ausgesöhnt. Sie hielten ja beide seine Hände zu fest und küßten sie zu unablässig und würden ihn, den Onkel, wie sie ihn nannten, umarmt haben, wenn sich nicht in den Büschen hier und dort zuviel Leben gezeigt hätte. Sie hatten große blaue Augen, ein verführerisches Lachen und ein gewisses Blinzeln mit den Augenwimpern, das ihnen nicht blos etwas Schalkhaftes, sondern sogar etwas träumerisch Sinniges gab. Sie kannten die Wirkung dieses Blinzelns und brachten es viel öfter an, als das natürliche Leben des Auges erfordert. Scharfblickenden Frauen galten beide Mädchen für Heuchlerinnen. Predigertöchter und dennoch Koketten, das empört das Urtheil der Menschen. Männer urtheilen in solchen Fällen milder, wenn auch nicht so milde, wie Staudtner, der nicht im Entferntesten sitten-

ſtrenger Puritaner war, wie ſein heutiges rauhes Weſen hätte vermuthen laſſen ſollen. Im Gegentheil; die innerſte Baſis ſeines Weſens war die gleiche geblieben, wie ſie ſich ſchon damals auf dem Schloſſe Wildenſchwert gezeigt hatte. Seinen in der Regel beſtimmt und ſcharf ausgeſprochenen Meinungen lag eine Weltanſchauung zum Grunde, die ſich mit den Jahren zu einer diaboliſchen geſteigert hatte. Selten nur einmal, daß dies unſchön und ſtreng gezeichnete Antlitz, dieſer Kopf mit der kahlen Glatze lächelte. Unter vier Augen aber, für ſich allein ſogar in ſeinen vier Wänden (ſeine Diener glaubten zuweilen, ihr Herr drohte toll zu werden) konnte er ſich ausſchütten vor Lachen. Das war dann das endlich losplatzende Lachen der verhaltenen Schadenfreude und des Triumphs über die Art, wie ihm ſeine Behandlung des Lebens gelang, über irgend einen gelungenen Anſchlag, die Thorheiten gewiſſer Charaktere, z. B. den alten Univerſitätskameraden Vögendorf, der ihm ſeine verblühte Tochter Theophania zudachte. So apathiſch er ſchien, ſo abgeſpannt er zur Erde niederblickte, immer hatte er etwas, was er verfolgte, immer einen in's Auge gefaßten Zweck und in der Regel eine Intrigue. Die jungen Damen Neſſelborn konnten ſich an keine geeignetere Perſönlichkeit wenden, um ihnen zu helfen. Schon jetzt hatte er wieder in ſeinem Antlitz jene Schlänglein zucken, denen, wenn er allein war, die Lachexploſion folgte. Schon das

gewohnte Unisono ihrer Fragen und Antworten amüsirte ihn.

„Jetzt muß ich zum Diner —“ sagte er, sich aufraffend und sich den Schmeicheleien der Mädchen entwindend — „ich will überlegen, was mit Eurem verdammten Handel zu machen ist —“

„Wenn der Fürst anwesend ist —“

„Und auch der Schulrath —“

„Morgen soll im Schulcollegium —“

„Darüber Sitzung gehalten werden —“

„Laßt mich reden! Was sagt zu Alledem der Vater —?“ unterbrach sie Staudtner.

„Der hat sich eingeschlossen und weint —“ antworteten beide.

„Neulich ist Euer Großvater gestorben —! Da solltet ihr doch in Trauer gehen —“

„Die Mutter will es nicht —“ antworteten beide.

„Wo ist Theodor Waldner —?“

„Wissen Sie das nicht? Bei uns ist er!“

„In der Vorwerkstraße —? Und Gertrud —?“

„Gertrud sucht eine Gouvernantenstelle. Wenn Sie drüben vielleicht die Frau von Fernau dafür gewinnen könnten —“

„Gertrud muß ebenfalls zu Euch —!“

„Aha! Zu uns —! Sieh, sieh —!“

Die Mädchen wußten, daß der Onkel zuweilen den Schnelldenker in Steinthal besucht und dort von Ger-

trud einen angenehmen Eindruck empfangen hatte. Er hatte gesagt, wenn er heirathete, wäre ein Wesen, wie wenigstens äußerlich Gertrud Nesselborn erschien, für ihn maßgebend.

„Sie soll zu uns — ja, ja! — Theophania, wenn sie aus der Schweiz zurückkommt, soll sich wundern —“

So ging es schmeichlerisch durcheinander. Die Mädchen nahmen das Leichteste schwer, das Schwerste leicht. Sie thaten, als müßte vor ihren trippelnden Füßchen jeder Stein des Anstoßes rabinfliegen und Welt und Schicksal rollen wie eine leichte goldene Kugel —

„Waldner ist also hier —! Nun, dann unterfteht Euch nur keine Eurer gewohnten Indiscretionen —! Ihr wärt sonst verloren für alle Zeit —! Hättet Ihr, Ihr vor vier Jahren schon Gouvernantenstellen angenommen in England, Amerika — dann hätte Euch irgend ein verrückter Yankee geheirathet oder man schickte Euch mit 'ner Schiffsladung voll Mädchen nach Sidney, wo Ihr hingehört, ausrangirte Waare, wie Ihr seid, Ladenhüter, gut für die Colonieen —!“

„Onkel —!“ riefen beide Mädchen mit gemachter Entrüstung, künstlichschmollenden und drohenden Gebehrden, von denen nicht berührt zu werden sich der Sanitätsrath retirirte. Darüber war man an den inzwischen noch lebhafter gewordenen goldenen Löwen wieder zurückgekehrt. Staudtner erklärte, er würde

bleibt, wie es ist, wenn mein Auge nicht mehr sieht! Herr von Lipmann, nehmen Sie meine Hand, kommen Sie, ich sehe etwas, was uns aus dem dunkeln Grabe herauswinkt! Blicken Sie nur hin, da ist ja die Höhle des Plato, von der er spricht, um uns die Wesenheit der Ideen zu beweisen! Dunkler Raum: um uns her — Feuchtigkeit tröpfelt von den Wänden der Höhle, aber am äußersten Ende winkt ein heller Sonnenschein. Und am jenseitigen Rande des Felsens, der dicht vor der Höhle steht, wanken ernste Schatten vorüber, stolze, gereifte Gestalten in langen Gewändern. Ja sie sind's, die Unsterblichen, wir hören ja ihren Fußtritt über uns; sie lassen jene Schatten dort an der Wand zurück; hinauf, hinauf, wir wandeln unter ihnen, wir sind im Lichte der Schöpfung mitten inne, wir wandeln kühn durch das Centralfeuer der Ideen, unverwundbar, unsterblich! Und beginnt dies selige Dasein denn erst nach dem Tode? Flüstert es nicht zu jeder Stunde, wo wir unser Ohr für den Geist der Liebe und Offenbarung spitzen, um uns her, raschelt es nicht hinter den Wänden, lockt es uns nicht hinaus in die freie Welt, preßt es uns nicht die Brust zusammen so liebend und zärtlich, daß wir selbst im Schmerze Seligkeit empfinden? Ach, Herr von Lipmann, es gibt eine schönere Welt, als die wir erleben, eine Zeit, die sich nicht in Tag und Nacht scheidet! Rom, Griechenland kannten sie, die Weisen aller Jahrhunderte schmeckten sie, und wir dürfen ihrer noch immer harren und gewiß sein, wenn wir weiße Feierkleider anthun und uns auf dem Scheiterhaufen unsrer irdischen Existenz, den Göttern ein seliges Opfer, selbst verbrennen! Wer säete Feindschaft unter uns Menschen? Tragen wir nicht alle das Abelszeichen der Gottähnlichkeit an unsrer Stirne? Führt die Nabel-

gegen Abend zu den Eltern kommen und ihnen ein gründliches Strafgericht halten. Indessen — jetzt triumphirten schon die kleinen Lacerten — wollte er sehen, ob mit dem Fürsten oder mit Bögendorf etwas zu machen wäre. Jeden auffallenden Ausdruck von Dank verbat er sich „vor den Leuten hier" und kehrte, seine Schritte beschleunigend, auf demselben Wege, wie er gekommen, zur Fernau'schen Besitzung zurück. Die Dorfkirche hatte eben ihren Nachmittagsgottesdienst beendigt.

Ein bereits im vollen Zuge befindliches Diner mit mehr als dreißig Gästen erwartete den Verspäteten in kühlen anmuthigen Räumen. Ein schallendes Durcheinander von halb ernst- halb scherzhaft gemeinten Vorwürfen begrüßte ihn. Eine laute, gellende Stimme, die alle andern übertönte, rief:

„Ich habe nicht das unter andern Umständen beneidenswerthe Glück, zu den Patienten des Herrn Sanitätsraths zu gehören, vernehme aber so Außerordentliches über die Erfolge seiner Praxis, daß Herr Sanitätsrath nicht nöthig gehabt hätten, sich durch einen Expreſſen bei Tisch abrufen zu lassen, ein Mittel, das junge Aerzte anwenden, um die Welt glauben zu machen, sie besäßen eine colossale Praxis —!"

Die Herrin des Hauses, Frau von Fernau, hatte diesen überlauten Sprecher zur Rechten. Ueber seine Aeußerung lachte sie lebhafter, als sonst ihre Ge-

wohnheit war. Zugleich gab sie dem Sanitätsrath die Orientirung über die Persönlichkeit, die so laut gesprochen.

Das Lachen der Wirthin stand für Standtner in einem seltsamen Contrast zu dem Eindruck, den ihm die Nachricht gemacht hatte: Theodor Waldner ist in der Residenz! Er hatte ihn bei seinen Besuchen in Steinthal nur von der Seite betrachtet und sich im Hause Fernau's besonders dadurch befestigt, daß er von solchen Sommerausflügen, die er für seine Gesundheit nöthig erachtete, zurückkehrte und bei seinem ersten Besuch in der Schloßstraße der Existenz desselben niemals Erwähnung that. Seiner Philosophie zufolge hatte Frau von Fernau, wenn sie Waldners Mutter war, ganz „selbstverständlich" gehandelt.

Der laute Sprecher neben Jadwiga war der wallachische Fürst Demetrius Porphyrogenitus, ein Russe mit griechischem Deckblatt. Der Kürze wegen nannte man ihn Fürst Dmitri. Seiner Versicherung zufolge stammte er in gerader Linie von Miltiades ab, seine geistige Abstammung führte auf Rurik zurück. Zum Air der exclusiven Selbstgenüge, das alle Russen kennzeichnet, kam bei ihm noch ein gewisser Zusammenhang mit dem Orient hinzu, etwas von einem Pascha mit drei Roßschweifen. Seine Tournüre war französisch, wie ein feiner Lack auf Juchtenleder. Er sprach von Philosophie, Styl und constitutioneller Monarchie ebenso gewandt, wie über

die Racenkreuzung der Hunde. Eben, vor Staudtners Eintreten, hatte er erzählt, daß er sich aus dem deutschen Hundepatagonien, Leonberg in Schwaben, wo die Hundehöhe der der Hospizhunde vom Sanct-Bernhard gleichkommt, einen hätte kommen lassen um dreihundert Ducaten, über welchen Preis die Damen vor Entsetzen aufschrieen. Die Redensart: „auf den Hund kommen —" versicherte auch Otto von Fernau, hätte in Folge der hohen Hundepreise längst ihre Berechtigung verloren.

Dieser Fürst Porphyrogenitus war seit einigen Wochen in der Residenz erschienen, bewohnte einige Zimmer in einem ersten Hotel und hatte zunächst die Besuche erneuert, die er vor einem Jahr gemacht hatte, als er seine beiden Söhne, die „Prinzen" Constantin und Alexander, zur Vollendung ihrer Ausbildung in's Nesselbornsche Institut gegeben hatte. Zu ihrer Ueberwachung hatte er ihnen noch einen Hauslehrer mitgegeben, einen gewissen Doctor Küstner. Letztrer hatte eine Wohnung im Institut selbst angewiesen erhalten. Was seitdem dem Fürsten daselbst mit seinen Söhnen passirt war, hinderte vorläufig nicht bei Tisch seinen guten Humor, der eine Rakete nach der andern, bald in deutscher, bald in französischer Sprache aufsteigen ließ.

Die Unterhaltung wogte belebt durcheinander. Vielleicht gab es heute von der Art, die gewohnt war, das Wort zu führen, eher zu viel Gäste, als zu wenig.

Vor allen ſuchte Schulrath Bögendorf zu glänzen. Wie der nahm er dieſelbe Stelle hier in dieſem Hauſe ein, wie ehemals, und nannte ſich auch deshalb das „eiſerne Vieh von Wolmerode —“ bekanntlich die Gegenſtände, die man bei einer Wohnungsveränderung nicht mitnimmt. Obſchon bei „Tante Weisheit“, bei Frau Majorin von Pfannenbauer und deren Mutter immer noch in hohem Anſehen, hatte ihn doch der Ernſt, wie Frau von Fernau die Erziehung ihrer Söhne auffaßte, auch bei der Stieftochter der zweiten Frau des ſeligen Commerzienraths Wolmer von Wolmerode unentbehrlich gemacht. „Tante Weisheit“ wünſchte ſogar dieſen Freund im Lager der Feinde. Er konnte vermitteln und rapportiren.

Seine Beredſamkeit gerieth heute mit der des Fürſten Dmitri in einen Wettkampf, wie wenn ſich zwei Kanarienhähne niederſingen wollen.

Bögendorf hatte ſoeben eine Reiſe nach der Schweiz zurückgelegt — ſeine Frau und Tochter waren noch zurückgeblieben — und ſprach von einer Idee über den Rigi, die nächſter Tage im Feuilleton einer politiſchen Zeitung ausführlicher von ihm erörtert werden ſollte.

„Wenn man den Rigi beſteigt,“ hatte er eben begonnen, als ihn ein Ragout unterbrach, aus dem er ſich mit ſcharfzuſammengekniffenen Mienen, links gewendet zum ſervirenden Diener, die Trüffeln herausfiſchte —

„So hat man einen Sperrsitz für ein erhabenes Schauspiel der Natur!“ benutzte der Fürst die Pause des Trüffelsuchens, um sogleich einzufallen. „Aber, n'est ce pas, Monsieur, man hat sich's viel Anstrengung kosten lassen müssen, besonders wenn man zu Fuß geht, wie ich immer thue in der Schweiz! Auf dem Rigi kommt man dann an — steht morgens im Schlafrock, Bettüberzug und Pantoffeln und siehe da: Der Herr Regisseur tritt heraus und kündigt an: Madame Sonne haben den Schnupfen! Keines der hervorragendsten Mitglieder der Komödie kann heute das Lob des Herrn singen, die Organe sind sämmtlich belegt und verschleiert — die Vorstellung ist abgesagt —! Das Entree, das Zimmer acht Francs auf Rigi-Kulm, wird aber nicht zurückbezahlt —!“

Fürst Demetrius Porphyrogenitus setzte voraus, daß seine Bemerkung ein schallendes Gelächter hervorrufen würde und gab selbst dafür das erste Zeichen an. Doch fanden sich nur wenige Gemüther, die ihm den Gefallen thaten, seine Vergleichung auch nur zu belächeln.

Niemand verhöhnte ihn sogar greller als — der Sanitätsrath. Dieser, der nie anders lachte als für sich allein, lachte plötzlich noch nachträglich aus Leibeskräften. Jeder, der den Sanitätsrath kannte, mußte sich erschrocken wenden und Niemand sah ihn betroffener an, als die Wirthin des Hauses, deren Diamanten im Haar, auf der Brust, am Arm bei jeder Bewegung,

die ſie machte, einen funkelnden Effekt gaben. In Staudtners Lachen konnte ſie nur eine Verhöhnung ihres hohen Gaſtes erblicken, den Fernau im Bade Spaa hatte kennen lernen.

Dagegen glaubte der Fürſt, im Sanitätsrath einen Bewunderer ſeines Geiſtes erobert zu haben. Staudtner's Scharfſinn hatte es ſogleich erkannt, daß er den richtigen Weg eingeſchlagen, dem Fürſten auffällig und von Werth zu werden.

„Durchlaucht würden jedenfalls ſichrer gehen," ſagte eine feine beſcheidene Stimme, „wenn Sie den Rigi nur im Diorama beſtiegen! Da wird niemals wegen eingetretener Hinderniſſe etwas abgeſagt. Madame Sonne muß unter allen Umſtänden ihr Lever halten!"

„Sehr gut —! Sehr gut —! Sehr gut —!" ſchrie der Fürſt jetzt auch dieſer Aeußerung Beifall zu. Schon oft war er in dieſer Reſidenz geweſen, nie aber hinlänglich lange, um ganz deſſen inne zu werden, daß ſie weniger die Metropole der Intelligenz, als die der Ironie genannt zu werden verdient. Dieſen ſcharfen Treffer hielt er für eine bloße Erweiterung ſeines Witzes. Derjenige, der ihn gemacht hatte, war ein untergeordneter Gaſt, der jedoch eine gewiſſe Stellung an der Tafel hatte, der Doctor Hellwig, Erzieher der ebenfalls anweſenden Söhne des Hauſes.

Auch Bögendorf ſchien den Fürſten ſchonen zu wollen und wich dem Schein jeder ſtrafenden Erwi-

derung aus. „Ich hatte," erzählte er, als er wieder zum Alleinbesitz des Worts gekommen war, „das seltne Glück, auf dem Rigi die hohe Herrlichkeit der Natur anzutreffen in der Laune ihre Schuldigkeit zu thun. Ich gebe zu, die Gedanken der Andacht, die ich mitbrachte, wurden mannigfach gekreuzt. Ich bestieg den Berg von Küßnacht aus und zwar zu Roß —! Lachen Sie nicht über diesen Anblick —! Das Roß eines Reservisten der schweizerischen Cavallerie war geduldig und zahm —"

Einige anwesende Officiere verzogen die Miene zum Lachen und wollten damit die Militärorganisation der Schweiz kritisirt haben.

„Ich sage," nahm der Schulrath seine Rede wieder auf, „diese Gedanken der Andacht, mit denen ich hinaufritt, wurden mannigfach gekreuzt —"

„Nein bitte, bitte —" unterbrach Fürst Dmitri, der erst jetzt den letzten Rest seines Tellers vertilgt hatte und noch bei dem so mitleidig hervorgehobenen Roß eines schweizerischen Reservisten und bei dem ironischen Lächeln der Officiere stand, einem Lächeln, das er trotz seines Appetits bemerkt hatte, „bitte, die schweizerische Milizverfassung ist eine sehr mustergültige in einem Staat, der in der Lage ist, sich auf die Defensive beschränken zu müssen! Dieser Dragoner, der wahrscheinlich im Urlaub war, und Ihnen sein Pferd für — ich glaube, die Taxe ist ja wohl —"

„Zehn Franken, Durchlaucht —!“ ſchrie wiederum der Sanitätsrath mit gellender Stimme und mit einer Befliſſenheit, die alle, die ihn kannten, für die herausforderndſte Ironie von der Welt halten mußten.

Fürſt Demetrius Porphyrogenitus nahm ſie aber wieder für die reinſte Ergriffenheit und Spannung auf die kriegswiſſenſchaftliche Bemerkung, die Seine Durchlaucht machen wollten. „Ganz recht, zehn Franken —“ nickte er gnädig und prägte ſich jetzt ſogar durch die Lorgnette die Züge ſeines heute gewonnenen, ſo enthuſiaſtiſchen Bewunderers ein.

„Und ein Trinkgeld —“ murmelte Staudtner noch vor ſich hin in einem Ton, der freilich ſchon etwas verdächtiger klang, doch den Fürſten in ſeinem ſich entzündenden Attachement nicht irre machte.

„Jawohl! Jawohl! Und lieber mehr als weniger —! Hahaha!“ rief er, ſich ſeinen langen gefärbten Schnurrbart mit der Serviette putzend. „Dieſer Dragoner muß ſich mit ſeinem eigenen Pferde auf's Pikett ſtellen! Das Pferd gehört ihm perſönlich. Aber, meine Herren: Ce bonhomme qu'est ce qu'il fera? Er wird ſein Roß ſchonen, es pflegen; ſein Roß iſt kein Arrongut, das man ſchindet und nur um ſein Futter betrügt — es iſt —“

„Vortrefflich, vortrefflich —“ rief Staudtner.

„Schont es, Durchlaucht, wenn man es den Rigi hinaufreiten läßt —?“ bemerkte mit Schärfe der Aſſeſſor Perina, der junge Verlobte.

„Mein Herr," replicirte der Fürſt, ihn groß anſehend, „ſind Sie Pferdekenner —?"

„Durchlaucht," warf ſich, einen Streit beſorgend, die Dame vom Hauſe dazwiſchen, „wir wollen Hunde und Pferde aus dem Spiel und unſern lieben Schulrath nicht länger auf dem Rigi ſo frieren laſſen — denn dort oben iſt es ſehr kalt, ich weiß es —!"

„Charmant —!" rief der Fürſt verbindlich. „Mais," ſetzte er gewagt genug hinzu: „Der Schulrath zu Pferde und dann in Schlafrock und Pantoffeln und nun die Sonne — da kann man umgekehrt ſagen: Du ridicule au sublime il n'y a qu'un pas! C'est tout à la mode d'ici —! Hahaha! Aber fahren Sie fort! Alſo entwickeln Sie vom Rigi — le sublime!"

Der wallachiſche Fürſt fand keinen Mitlacher. Sein Herz ſchien in der That zu boshaft. Nur Staudtner würde vielleicht wieder gewiehert haben, wenn er nicht Bögendorf hätte ſchonen wollen. Das aber ſah man, Fürſt Dmitri war kein Freund der modiſchen Frömmelei der Reſidenz. Er merkte, daß er angeſtoßen und ließ einen vertraulichen Blick, der nach Zuſtimmung ſuchte, im Runde der Tafel herumgleiten. Nur vom Sanitätsrath wurde die Fühlung erwiedert. Sie wechſelten wie freimaureriſche Liebeserklärungen aus.

Der unglückliche Schulrath —! Heute fand er viel Widerſacher. Er ſprach ſo ſelbſtbewußt, ſo ſicher. Er bekannte, daß die Gefühle der Andacht, wie überall in der Schweiz, ſo auch auf dem Rigi

durch die Kundgebungen der Gewinnſucht geſtört wür den. Theure Hotels, Speculation mit Allem, ſelbſt mit dem Sonnenaufgang, mit dem Kuhreigen. Das Uebrige der Störung thäte die Zuſammenwürfelung der Narrheiten aller Nationen, die Geſchwätzigkeit der Franzoſen, die ſtumpfe Apathie der Amerikaner, die bizarren Sonderlings-Einfälle der Engländer — ſo wollte er zu charakteriſiren fortfahren —

Aber Phyſiognomik der Völker, das war grade des Fürſten Porphyrogenitus Steckenpferd! Bei jeder Nation, die Bögendorf mit einem kurzen Schlagwort kennzeichnen wollte, rief er „Wie ſo?“ dazwiſchen. Als er darüber den Schulrath ſtumm gemacht hatte, wollte er die Eigenthümlichkeit jeder Nation gründlich ſtudirt haben, den Engländer zu Hauſe vom Engländer auf Reiſen, die Stände und Abſtufungen der Bildung unterſchieden wiſſen. Er gab ſich nicht eher zufrieden, als bis ihn diesmal ſogar der Herr des Hauſes erinnerte, dem Schulrath das Wort zu laſſen.

„Aber wirklich, Durchlaucht, beeilen Sie ſich, die Sonne geht jetzt auf —!“

Schulrath Bögendorf war ſchon ſeit längerer Zeit zu den entſchieden Frommen übergegangen. Er bewährte ſich auch hier nach den Vorausſetzungen eines wiedergebornen und im allgemeinen mildergebenen Sinnes. Sein Haar war ſchon ergraut, ſein Antlitz mit Furchen durchzogen, das Lächeln ſeines Mundes

ſchnur, der wir als Neulinge entbunden wurden, nicht zurück auf das Geheimniß des erſten Menſchen und ſollen wir die Letzten ſein, die ſich als Brüder erkennen? Ja, Herr von Lipmann, wenn Sie fühlen, daß die Börſe mit all ihren Silberpiaſtern doch nichts gegen das geſtirnte Firmament iſt, daß die Staatspapiere ſo tief fallen können, wie die Hölle, aber nie ſo hoch ſteigen, wie der Himmel; wenn Sie es über ſich vermöchten, an meine Bruſt zu ſinken und zu rufen: Auch ich bin in Arkadien geboren! — würden Sie, Herr von Lipmann, dann noch ein Darlehn von zehn Thalern Preuß. Courant für einen Gegenſtand halten und nicht vielmehr ſagen: Nimm was du tragen kannſt, es iſt dein, wie es mein war! Ich aber bin nun ſtumm, preſſe mein armes, zerſpringendes Herz zuſammen und — hoffe."

Nun hatte aber leider der erſte Geſchäftsführer der Firma von Lipmann nur die Procura für den Geld-, nicht für den Herzbeutel des Hofagenten. Er vertrat ihn in Wien und London, nur nicht in Arkadien. Blaſedow bekam in Abweſenheit „unſers Herrn von Lipmann" eine abſchlägige Antwort. Der ſaubere Zettel des Handlungshauſes war ein Strichregen am Abend einer ſchönen Landparthie; von den Wieſen, auf denen man tanzte, mußte man in die ſtickigen Kammern eines Bauernhauſes. Oder wer ſchämte ſich nicht eines Morgens der tollen und verworrenen Dinge, die er im Jubel eines vorangegangenen Feſtabends ausgeſprochen! Dieſer moraliſche Ekel und Jammer, der weit ärger iſt, als der phyſiſche! Und doch will dies Alles noch nicht Blaſedow's Schmerz beſchreiben: denn bei ihm kam Alles zuſammen, Wehmuth und Stolz; er ſah, daß er nicht nur nichts bekommen, ſondern ſogar noch etwas verloren hatte. Er würde

blieb in der Regel nur ein halbes. Wenn ſeine Lippen verſuchten, ſich zum Lächeln zu verziehen, ſo gaben ſie eine ſonderbar wehmüthige Wellenlinie. Der eine Winkel blieb dann ernſt und geſchloſſen, der andere öffnete ſich leiſe. Nach Staudtners Meinung war dieſe Art ſeines alten Univerſitätsfreundes, ſich zu geben, Maske. Aber es fiel ihm nicht ein, dies dem allgewaltigen Schulbeherrſcher zu ſagen. Die Maske förderte ja den alten Freund, ließ ihn mit vollen Segeln fahren! Unter vier Augen lachten noch beide ſelbſt manchmal zuſammen — wenn auch nicht über die Maske. Bögendorf gab Geſellſchaften, größere, wo Frau Schulräthin und ihre Tochter Theophania dafür ſorgten, daß es luxuriös herging, kleinere, wo man ſich auch „im Herrn" ſeiner Gemüthlichkeit freute. Der „Herr", das war Bögendorfs ſteter Begleiter, eine durchaus intime Bekanntſchaft von ihm, die ihm zu jeder Zeit ſo nahe ſtand, wie ſein Schatten. „Der Herr hat es ſo gewollt", „der Herr wird alles zum Guten wenden —" Da war der „Herr" die einmal beliebte Redewendung für unſer gewöhnliches unbeſtimmtes „Man" oder „Es" oder für den Zufall oder für das Schickſal überhaupt. Wie Bögendorf den „Herrn" handhabte, auch wenn er ſich eine lange Nachmittagspfeife ſtopfte und mit Staudtner ſcherzte: „Altes Haus, Du wirſt wirklich alt! Du ſollteſt heirathen — Biſt immer noch entzückt von Neſſelborns Töchtern — jetzt ſogar von ſeiner

Nichte —!" und dann Theophania, eine wegen auffallendſten Ueberfluſſes an Schönheitsmangel ſitzengebliebene Jungfrau, den Kaffee gemüthlich kredenzte, ebenſo hatte er es auch darin zur Virtuoſität gebracht, in jeder Situation, wenn ihn noch ſo ſehr Zorn, Aerger, Ruhmſucht, Geldgier übermannten, ſchnell die Rolle zu erkennen, die ihm ziemte. Dann konnten unter ſeinem lächelnden Antlitz, im tiefſten Herzen oder um den Magen herum oder um die etwas angeſchwollene und ihm eine gelbe Farbe gebende Leber wahre Höllenſtrudel toben, ſchäumende Bergwaſſer der Leidenſchaft, dem Halb-Rhein gleich an der Via mala oder wie die Rhone an einer Stelle in Frankreich plötzlich zwiſchen Felſen ihre Spur verloren geben läßt — drüber hin wehten nur Palmen des Friedens. Er lächelte, wenn Stanetner erklärte, Theophania einſt als Tochter und Erbin adoptiren zu wollen, falls ſich bei ihrem Vater organiſche Fehler herausſtellen ſollten, die dieſer zum Glück noch nicht hätte. Er lächelte, ſelbſt wenn die von ihm abhängigſten Lehrer Karten und Anzeigen von Verlobungen mit einfachen Bürgerstöchtern ſchickten, wo doch die ganze deutſche Schulwelt wußte, daß Theophania Bögendorf noch zu haben war. Auch jetzt lächelte er zu den Auslaſſungen des Fürſten und ließ dem erdengeſchmückten Sünder volle Zeit, ſich in der Glorie ſeiner Weltlichkeit zu entwickeln.

Endlich konnte er beginnen und that es mit einer gewissen bezüglichen Schärfe, die seine ganze verhaltene Bitterkeit verrieth:

„Die Großartigkeit des Schauspiels läßt alles, was um uns her verdrießliche Prosa ist, verstummen. Ich staunte, daß selbst die geschwätzigste Kammerzofe, der stumpfste Bediente, der seine Herrschaft auf den Kulm begleitete, ein Zeugniß für die allgemeinen Grundlagen unsrer Bildung, die Zusammengehörigkeit unsres christlichen Bekenntnisses ablegt —"

„Wie? Was?" rief der Fürst. „Wissen Sie denn nicht, mein Herr, der Parse ist ja Feueranbeter par excellence —!"

„Sagen wir also des menschlichen Ursprungs —!" verbesserte sich der Schulrath mit sanfter Neigung des Hauptes. „Da liegen sie nun, diese todten Kolosse, diese stummen Verkündiger der Größe des Herrn! Eine gewaltige Ausdehnung von den Vorbergen Tyrols bis zur Blümlisalp und dem großartigen Hofstaat der „Jungfrau" — denn auch den „Mönch" möchte ich und den „Eiger" zu ihren —"

„Courmachern zählen — Sehr gut, sehr gut!" schrie der Fürst und unterbrach in erheiterndster Weise den salbungsvollen Predigerton des Schulraths, dem eine Bemerkung abgeschnitten wurde, ehe er sie in ihrer ganzen feinen Bezüglichkeit ausgesprochen hatte.

„Ich meinte," fuhr Bögendorf fort, „Hofstaat im mittelalterlichen Sinne —! Der Mönch und der

Eiger ſind die mächtigen Trabanten der leider meiſt allzuſittſam verſchleierten Jungfrau, der Mönch iſt ihr Beichtvater, und der „Eiger“ — Herr Doktor, ich habe lange geforſcht, woher wol der Name ſtammen möchte und glaube —“ Er hatte ſich zum Lehrer der Söhne des Hauſes gewendet — „und glaube, daß ſich hier der Name jenes Nibelungenkobolds, des Schatz- und Trubenhüters, wiederholt, des Zwerges Eigel — —“

Doctor Hellwig hatte zuviel mit den jungen Söhnen des Hauſes zu thun, die ſich einem unmäßigen Trinken ergeben hatten, als daß er ſich hätte zu einer beſondern Beachtung dieſer ihn ehrenden Anrede ſammeln können.

„Hofzwerg!“ rief aber der Fürſt; „par dépit ſo genannt, obſchon er wahrhaftig ein Rieſe iſt Das iſt charmant, Herr — Herr — Herr —“

„Schulrath Bögendorf —“ ergänzten mit Bewunderung mehre Damen und Herren den Namen, der dem Fürſten entfallen war.

„Das Erhabene des erſten Strahls der aus dem Dunſtgewölk im Oſten aufſteigenden Sonne —“ predigte der Gefeierte, indem er die Verſchiedenheit des Grundes, auf welchem die Zuſtimmung des Fürſten erfolgt war, vom ſeinigen mit einem milden Blick der Toleranz auf ſich beruhen ließ — „liegt in dem Belebtwerden dieſer unermeßlichen Schnee- und Gletſcherfläche. Es erwacht ein Frühling des Lichts

auf dieſen Leichenfeldern —! O dieſe urweltliche Einſamkeit oben, dieſe ſtumme Trauer einer erſtarrten Natur — ſcheint ſie nicht plötzlich Sprache zu gewinnen —? Ja, und was predigen uns dieſe rieſigen Häupter? Das Lob des Herrn, den Preis ſeiner Schöpfung, den Zuſammenhang der Welten, die Harmonie der Geſtirne —! Da ſtört jede gemeine Aeußerung der Menſchennatur, ſtört ſelbſt das Alphorn, obſchon ich einen gewiſſen wehmüthigen Eindruck ſeiner einfachen Klage, gleichſam ein langgezogenes, nichtmehrweiterkönnendes, erſchöpftes Weinen, das in ihm liegt, nicht in Abrede ſtellen will —"

Der Fürſt rief: „Charmant! Charmant! Sie meinen die Noſtalgie des Schweizers — das Heimweh — ich kenne das — ich hatte Gouvernanten aus dem Canton de Vaud. O da könnte ich Ihnen eine Geſchichte —"

Aber die Durchlaucht erlebte, daß man zwar ihr nicht ziſchte, wol aber Staudtnern, der laut gerufen hatte:

„O erzählen Sie, bitte, bitte, Durchlaucht —"

Bögendorf behielt das Wort. „Ich ſage," fuhr er fort, „obſchon ich dieſen harmoniſchen Eindruck des Alphorns nicht leugnen will, ſo ſtört er doch, da wieder mit ihm nur die Sammelbüchſe verbunden iſt. Nein, nein, was ich vermißte und was ich nächſtens öffentlich für den Rigi beantragen werde, das iſt die Fürſorge für einen geordneten ſchönen Choral, einen Mor-

genhymnus, gesungen von Sängern, die irgendwo in einem verborgenen Raum verweilen und weder ihre Morgentoilette, noch ihre Notenblätter verrathen müßten, unsichtbar allen Gefühlen den gemeinschaftlichen, die Herzen verbindenden Ausdruck gebend. Ich gestehe, ich gedenke hier unsrer hiesigen großartigen Musikleistungen. Ich hoffe sogar unsern Monarchen zu gewinnen. Für Kirchengesang hat er Außerordentliches geleistet. Der Rigi, das wäre eine Kölner Domgesangschor-Empore der Natur —! Die Aussichten, die der Rigi bietet, auch sie sind Aussichten in die Ewigkeit! Heißt es in der Schrift: Man sollte sich hinstellen auf die offene Gasse und das Wort des Herrn predigen vor den Leuten, nun wohl, welche Durchschauerung der Herzen, welche Demuth, welche Andacht würde man beim Einfallen eines Händelschen Chors in den beginnenden Sonnenaufgang mit hinunternehmen vom Rigi —"

„Während man sich jetzt nur über die theuere Rechnung — Flacon Sodawasser 1 Franc 50 Centimes — ärgert —" fiel der unverbesserliche Rumäne, aller Romantik unzugänglich, ein und zerstörte dem Schulrath den Nachhall seines für Viele, namentlich die jungen Bräute erhebend gewesenen Vortrags.

Da bewährte sich die Vermittelung durch einen taktvollen Hausherrn. „Das Gebiet des Rigi ist meines Wissens katholisch!" sagte Herr von Fernau. „Es würde doch wol Sr. Majestät Schwierigkeiten verursachen, unsern Domchor für einige Sommerwochen für die

Schweiz zu beurlauben, um auf dem erhabnen, jetzt ſchon immer bequemer zu erreichenden Standpunkte, (der „Pilatus“ macht ihm Concurrenz) geiſtliche Concerte aufführen zu laſſen. Aber die Diplomatie überwindet alles —! Ihr Plan iſt herrlich, Schulrath! Die Gelegenheit, einer verwöhnten Weltlichkeit einen unvergeßlichen Eindruck himmliſcher Weihe zu hinterlaſſen, kommt ſo nicht wieder. Man könnte einen Verein ſtiften, der dieſen Zweck verfolgt, eine Verbindung allenfalls von Dilettanten —“

An dieſer Stelle wurde der Sprecher unterbrochen von einem Kindergeſange. In einiger Entfernung, aber deutlich vernehmbar, erſcholl ein munterer Knabenchor, kriegeriſch und friſch, ein Wanderlied. Die Strophe, die in den Saal hereinſchallte, begann mit: „Der Hauptmann, er lebe! Er geht uns kühn voran —!“ Nach Vollendung derſelben erſcholl Trommelwirbel, Trompetenblaſen, alles im geregelten Rhythmus und melodiſch.

„Iſt denn Krieg im Lande?“ ſagte der Fürſt aufhorchend und mit einer ſich plötzlich verändernden misgeſtimmten Miene.

„Es ſind die Neſſelbornianer —!“ riefen die halbbetrunknen, übermäßig aufgeregten Söhne des Hauſes.

„Das Neſſelborn'ſche Inſtitut —!“ beſtätigten einige der Gäſte, die ihren Blick auf die Fenſter frei hatten.

Nun war eine Schleuſe bitterſten Unmuths beim

Fürsten aufgezogen. Stumm blickte auch Vögendorf auf seinen Teller.

„Dieser Herr Nesselborn," rief der Fürst mit einer Stimme, die sich im Lauf der Rede förmlich überschrie — hoch von Natur liegend konnte sie, wenn sich ihre Anwendung steigerte, aus dem Fistuliren gar nicht mehr weiter — „dieser Mensch sollte seine Zöglinge lieber eingeschlossen halten hinter Schloß und Riegel —! Das ist ein Geschrei in Deutschland mit deutscher Erziehung —! Wo man hinhört, will man gefunden haben, daß keine Nation so vollendete Menschen aufstellt, als die deutsche. Aber nehmen Sie mir nicht übel, meine Herrschaften, die Methode und die Disciplin in Deutschland — Eins ist in der Erziehung miserabler als das Andre. Die Schüler wachsen auf wie die Wilden, überfüttert mit Stoffen, die sie nicht verdauen können. Für's Leben werden sie auf Rohheit und Geschmacklosigkeit angewiesen. Ich bewundere in diesen Schulen die Lehrer, die den französischen Unterricht geben. In der Regel sind sie noch die einzigen, die eine gewisse Strenge der Methode, Nüchternheit im Vortrag mit der Reserve einer erst allmälig zu erklimmenden höhern Stufenleiter verbinden. Diese lassen noch im Schweiße des Angesichts gleichsam Steine karren, ehe sich die Prachtgebäude, Racine und Corneille, vor den Schülern erheben dürfen. Aber freilich werden grade meist diese braven Lehrer ausgelacht, unter Anleitung derselben

Magiſter, die ſo dumm ſind, keinen franzöſiſchen Satz bilden zu können. Die engliſche Sprache iſt jetzt bei Ihnen eine Concurrenz der franzöſiſchen geworden. Weil ſie bequem, unregelmäßig, willkürlich iſt wie eine Wildniß, ohne Zwang und Regel. Iſt es aber auch zu verwundern, daß die Deutſchen eine verwilderte Schule und Erziehung haben? Eine Nation, die eine Literatur wie die deutſche hat, kann nur aus Revolution in Revolution ſtürzen —! Nennen Sie mir eine Literatur, die mit zwei zum Verbrennen durch Henkershand verurtheilten Schriften ihren Anfang genommen hat, Goethe's Werthers Leiden und Schillers Räubern —? Jene lehrten den Selbſtmord, dieſe den Mord Anderer. Wäre ich der Stock- und Polizeimeiſter Ihrer Reſidenz, dieſen Jungen da draußen würde ich ihre Trommeln confiſciren und die Schläger mit Gensdarmenbegleitung nach Hauſe ſchicken —!"

An Widerſpruch für ein jedes Wort in dieſer herausfordernden und für die Situation, in der ſich der Fürſt befand, frechen Expectoration fehlte es nicht und wenn nicht in Worten, doch in den Mienen aller in lächelnden, in verneinenden, lag der volle Ausdruck der Entrüſtung.

Die Stimmung des Schulraths hätte nach Aller Empfindung die entſcheidende, die empörteſte ſein müſſen. Aber grade Er enthielt ſich nicht nur einer nähern Aeußerung, ſondern machte ſogar die pfiffige

Miene einer gewiſſen Zuſtimmung, ſo daß der, wie man zu ſeiner Entſchuldigung flüſterte, entrüſtete Vater der beiden Taugenichtſe Prinz Conſtantin und Prinz Alexander die Oberhand gewann, um fortfahren zu können:

„Da werden Proſpekte hinausgeſchickt in die Welt, Proſpekte, die eine Schule als das Muſter aller Unterrichtsanſtalten darſtellen, als Plato's Akademie, überſetzt in die Vorausſetzungen unſerer Zeit —! Hochberühmte Namen, die nie die Naſe in eine ſolche Schule geſteckt haben, müſſen verbürgen und beſcheinigen auch wirklich durch Atteſte die vortrefflichen Leiſtungen des Herrn N. N. Und was iſt das Wahre an der Sache? Nichts als Schwindel —! Die Anſtalt iſt miſerabel —! Die Lehrer ſind Dummköpfe —! Der Director iſt ein Confuſionsrath —! Die Schüler terroriſiren den Schulplan, ſie werfen ihn alle Augenblicke über den Haufen und wenn die Herren von der Controlbehörde kommen, ſo feſſelt ſie die Frau Directorin mit einem ſolennen Frühſtück —! Dann den Kopf voll Madeira oder Portwein, den Magen voll Auſtern und Caviar, machen die Herren die Runde in den Klaſſen und atteſtiren, wie es bei Moſes in der Bibel heißt: „Und ſiehe, alles war gut!“ Aber das Geſchrei vom Turnplatz, das über die Zäune hinweg die Nachbarſchaften zur Verzweiflung bringt, dieſer feinſollende Gradmeſſer der bekannten Mens sana in corpore sano — das iſt ſchon der Vorbote einer totalen Verwandlung einer ſolchen Anſtalt in eine Menagerie.

geweint haben, hätte er nicht gefühlt, daß man im Comptoir des Hofagenten über ihn lachte.

Für diejenigen, welche am ersten Juli ihren Miethzins zahlen sollen und erst am fünfzehnten das Geld dazu haben, ist dies Kapitel nicht geschrieben. Sie verstehen Blasedow's Lage ohne Ausmalung. Ich hätt' es auch gern umgangen; allein wie kann Blasedow seine Söhne in die Residenz schicken? Wie kann eine Krisis unsers Helden übergangen werden, die schon deßhalb dichterisch ist, weil sie gerade so menschlich ist! Nichts unterwühlt die Einheit des gesellschaftlichen Friedens mehr, als Mangel in einer Lage, wo man auf den Mangel nicht angewiesen ist. Die baare Armuth hat nur für den etwas Rührendes, der sie selbst nicht ertragen könnte; allein eine völlige Auflösung des moralischen Gleichgewichts kann nur dort eintreten, wo der Geist über die Materie weit hinaus ist und das Ideal plötzlich in die Lage kommen soll, einen Wechsel zu bezahlen. Und so wie der arme Knabe, der in eine höhere Klasse versetzt ist, an den Häusern entlang schleicht und nicht weiß, woher er das Geld nehmen soll, um sich die nun nöthig werdenden Bücher zu kaufen, so irrte Blasedow umher und hatte nun gar noch die Demüthigung mit seinem enthusiastischen Briefe und dem kalten Wasseraufguß der Procura. Er schämte sich schon fast, der Verzweiflung nachzugeben, und war in das zweite Stadium finanzieller Noth eingetreten, in das der Erfindungsgabe. Er blickte nicht mehr deßhalb so scheu, weil er die zehn Thaler nicht hatte, sondern, weil er darüber nachdenken mußte, wie er sie sich anschaffen sollte. Er mußte sich in die krampfhafte Aufregung versetzen, ohne die man nicht den Muth hat, etwas zu borgen. Er mußte

O ti done! Dieſe lärmenden Straßenausflüge, dieſe Reiſen in die Gebirge, dieſe Touren ſogar bis in die Schweiz — es ſind Marktſchreierfanfaren, die nur die Großſprechereien der Proſpekte fortſetzen. Mich wundert, daß nicht ſchon letztere in Farbendruck an die Straßenecken geklebt werden. Pah! Seht da, das ſind die Buben vom Herrn N. N.! ſo rufen die entzückten Mütter, wenn ſie dieſe Turncapriolen geſchnitten ſehen! Es ſind Fälle vorgekommen, meine Herrſchaften, wo in der Schweiz Herr N. N. in einem guten Wirthshauſe (das Bier war da am kühlſten) ſitzen blieb und ſeine dreißig Scholaren die Zügel der gemeinſchaftlichen Unternehmung ergreifen mußten, Quartiere beſtellen, für Eſſen und Trinken ſorgen. Ich bin wahrhaftig kein Freund der Klöſter. Au contraire. Aber das iſt das Gute an einer mönchiſchen Erziehungs-Anſtalt, daß die Lehrer Clauſur halten müſſen und mit ihren Schülern nicht auf der Straße herumflaniren. Die Schulzwecke erfüllen ſich nur hinter Schloß und Riegel, auf den hölzernen Bänken der Klaſſen, höchſtens auf den Spaziergängen im Kloſtergarten. Dieſe Inſtitute kommen mir vor wie der Mäuſethurm von Bingen. Ueberall hat er Löcher zum Durchſchlüpfen und zum Genießen Ihrer göttlichen deutſchen Freiheit, jener Freiheit, die aus den Räubern Ihres Friedrich von Schiller datirt —!"

Eine ſolche Charakteriſtik mußte die Geſellſchaft

so empören, daß die Bräute nur immer an den Frackschößen ihrer Verlobten zu zupfen hatten, um sie zu verhindern, dem rohen Fremdling zu erwidern. Als aber auch Vögendorf, durch Blicke aufgefordert, dem Fürsten zu widersprechen, nur ein mehrmaliges gemachtes Seufzen und ein lautes „Nur zu wahr!" von sich hören ließ, da rief Assessor Bering:

„Herr Schulrath, es ist Ihre Pflicht, diese Schilderung zu widerlegen —!"

„Wie kann ich das?" antwortete der Reisemarschall. „Seine Durchlaucht lieben grelle Farben, aber sie sind theilweise nur zu wahr. Nur die Verdächtigungen einer leichtsinnigen Controle von oben, das grelle Bild des Aufgehaltenwerdens der Examinatoren durch ein solennes Frühstück und eines Durchbrennens der Kassen mit weintaumelndem Kopf — hm! das möchte ich denn doch ernstlich zurückgewiesen haben!"

Dem Fürsten imponirte der erhabene Nimbus deutscher Officialität nicht im Mindesten. Vögendorf's übliches: „Man hat gefunden —" oder das statistisch-büreaukratische „den letzten Erhebungen zufolge —" das ihm sonst eigen war und schon begann er damit — erschien ihm ein Seitenstück zu den Gouvernementsgutachten der gräko-slavischen Welt, die er als vollkommen hohl und bestochen kannte. Als sich Assessor Bering und Architect Hegewald gedrungen fühlten, wenigstens die Verdächtigungen der deutschen Literatur mit jugendlichem Feuer und zu nicht gerin-

ger Angſt ihrer Bräute zu bekämpfen, erlebte er den Triumph, daß der Schulrath ſagte:

„Ei, meine Herren, der Unterricht in unſern Klaſſikern muß allerdings nachgrade behandelt werden, wie ein beſonnener Lehrer mit gewiſſen Stellen der heiligen Schrift umgeht —! Deshalb hat auch unſer neuer Schulordnungsplan, die vielangegriffene Schul-Modulative, dieſe Quinteſſenz einer theuererkauften pädagogiſchen Erfahrung, den ſtrengen Befehl für ſämmtliche Seminarien der Monarchie erlaſſen: Kein Zögling der Seminarien darf in ſeinen Mußeſtunden die deutſchen Klaſſiker leſen —!“

Dies Wort, das der Fürſt mit einem ſchallenden Braviſſimo! aufgenommen hatte, ging ſelbſt für die conſervative Mehrheit der Tiſchgenoſſen über das Maaß deſſen, was man von des Schulraths beſonnener Vermittlung erwartet hatte. Von allen Seiten würde ſich die Oppoſition ergangen haben in Strömen des Staunens, der Verwunderung, der Bitte um nähere Erläuterung, wenn nicht Herr von Fernau mit dem Meſſer an ein Weinglas geklopft und nochmals an den Rigi, dann an die geächteten Klaſſiker anknüpfend, das Wohl der beiden Brautpaare ausgebracht hätte. Den edlen Schiller rühmend, ihn den Dichter des Frauenthums, des heiligen Eheſtandes nennend, rief er: „Ehret die Frauen, ſie flechten und weben himmliſche Roſen in's irdiſche Leben —“ und empfahl den Brautpaaren eine baldige

Reise auf den Rigi, den Flitterwochenberg der ganzen Welt — allen übrigen Anwesenden aber empfahl er das Zusammenklingenlassen der Gläser.

Jetzt war der Fürst wieder das volle Gegentheil dessen, was sich hatte erwarten lassen. Im Zustimmen zu diesen Worten gebehrdete er sich am lärmendsten. Seinen Schnurrbart streichend, die Spitzen wohlbehaglich drehend, drückte er sein volles Wohlgefallen an den frischen Erscheinungen der Nichten des Hauses aus. Das leichte Blut seiner Nationalität ging mit ihm durch von Extrem zu Extrem. Was er im Augenblick grade verfolgte, trieb er auf die äußerste Spitze. Ebenso schnell schlug er um. Nun sogar gefiel er sich im Recitiren langer Tiraden aus Schillers „Glocke". Wenn Sanitätsrath Staudtner Lust gehabt hätte, mit einigen satyrischen Seitenhieben auf die Verbannung der Klassiker aus den Seminarien fortzufahren, so würde auch ihm der Fürst ein „Bravo!" zugerufen und secundirt haben. Wer eine brillante Rede, Witz und vor allen Dingen den Erfolg hatte, der war des Fürsten Meinungen, so scharf er sie eben aufgestellt hatte, sofort wieder um und trieb ihn hinüber auf die amüsantere Parthie.

„Zur Privatlectüre der Seminaristen," erklärte Staudtner, der sich im Stillen seinen Plan mit dem Fürsten machte, trocknen Humors, „zur Erholung in stillen Abendstunden hat die neue Schul-Modulative

erſtens empfohlen alle Schriften der Miniſterialräthe ſelbſt, zweitens alle Verlagsartikel ſolcher Buchhändler, bei welchen Freunde und Verwandte der Miniſterialräthe ihre Schriften haben erſcheinen laſſen, drittens die Schriften ſolcher Kirchenräthe und Profeſſoren, auf deren eifrigſte Beförderung und Empfehlung dieſer Schul-Modulative im Auslande gerechnet wird."

Der Fürſt entnahm daraus zwei Thatſachen, die er auf's Schärfſte hervorhob, indem er ſagte:

„Mein Herr, ich entnehme aus Ihren Bemerkungen erſtens, daß in der That in Deutſchland jede dritte Perſon ein Buch geſchrieben hat, und zweitens, daß überall, nicht blos in der Wallachei, eine Hand die andere wäſcht!"

Die Tafel wurde aufgehoben. Den Kaffee nahm man theils in dem anſtoßenden Salon, deſſen zur Erde niedergehende Fenſter geöffnet wurden, theils im Freien. Bei dieſer Gelegenheit benutzte der Sanitätsrath einen Augenblick, wo ſein alter Freund, noch undeklarirt gebliebener und jetzt pikirter Schwiegervater, der Schulrath (deſſen populärgehaltene Monographie: „Wanderungen durch den Eichenhain der deutſchen Sprache" die Schul-Modulative den Seminariſten ebenfalls ſtatt Schiller und Goethe zur Privatlectüre empfohlen hatte) allein ſtand, um ihn bei Seite zu rufen.

„Was iſt denn das für ein toller Skandal mit dem Fürſten und mit Neſſelborn? Willſt Du denn

das wirklich zum Eclat kommen laſſen?“ fragte er, ſcheinbar ohne beſondere Partheinahme, trocken und nur wie von dem angeregten Gegenſtand unangenehm berührt.

Die geheimnißvolle Gebehrde des Sanitätsraths hatte anfangs den Schulrath irre geführt. Seine Theophania war noch mit der Mutter in der Schweiz geblieben, um Molken zu trinken. Die Mutter hatte dem Sanitätsrath wegen Verhaltungsmaßregeln geſchrieben. Darüber erwartete anfangs der Vater eine vertrauliche Mittheilung. Als er ein anderes Thema berührt ſah, ſah er ſich zuvörderſt verdrießlich um. Hierauf und ohnehin noch verſtimmt durch Staudners Spott über die Schulmodulative, platzte er mit den Worten hervor:

„Reſſelhorn iſt verloren! Der Fürſt hat ihm den Untergang geſchworen —! Er will ſeine Sache bis zum König treiben —! Morgen übergiebt er eine Darſtellung der Vorfälle dem Miniſter. Dann kommt es zum Vortrag, zur Entſcheidung und Reſſelhorn nimmt wenigſtens für den Ruf ſeiner Familie ein Ende mit Schimpf und Schande —“

„Nachdem ihm Eure Controle ſeit drei Jahren die glänzendſten Zeugniſſe ausgeſtellt hat —“ ſagte Staudner bitter.

„Wer hätte das gethan —?“ verwahrte ſich der Schulrath. „Oft genug hab' ich ihn gewarnt. Gleich von vornherein fand ich die Anlage ſeines Unternehmens der Art, daß ihm die Anſtalt über den Kopf wachſen

ſuchung folgte, die die Einmiſchung der Polizei herbeiführte und dieſe zu weiteren Anzeigen und Beſchwerden veranlaßte. Zöglinge der Neſſelbornſchen Anſtalt waren an Orten geſehen worden, die ſich im Verkehr der Schule kaum nennen ließen. Schulden waren angehäuft worden, Briefe und Rechnungen liefen ein von Wirthen, Handwerkern, Kaufleuten, die ſich zu Leiſtungen aufgefordert ſahen, wofür das Inſtitut keinen Auftrag gegeben hatte. Das Entſetzlichſte aber vor allem war, daß ſich aus dem Syſtem der Vertuſchung, das von Frau Herwig, der Direktorin, und ihren Töchtern Levana und Adelgunde, vertreten wurde, wie aus einem Baſiliskenei ein wahres Ungethüm entwickelte. Dieſe Mädchen, ergriffen von jenem Schrecken vor dem Looſe des „Sitzenbleibenmüſſens", das junge Mädchen mit jedem ſich neuſummirenden Jahr ihres Alters manchmal fieberhaft ergreift, überdies ſeit früheſter Kindheit gefallſüchtig und, trotz des Berufs ihres Vaters, von jener Gleichgültigkeit für religiöſe und ſittliche Anſchauungen, die ſeltſamer Weiſe zuweilen in unmittelbarer Nähe der Religionsverwaltung, wie aus einer Art Abſtumpfung gegen die Weihe derſelben platzgreifen kann, fingen mit den älteſten Zöglingen des Hauſes, den beiden Prinzen aus der Wallachei, Liebeshändel an, die bis zu förmlichen Eheverſprechen, geheimen Verlobungen, gewechſelten Ringen und in Folge deſſen bis zur Sprengung aller Bande und Rückſicht auf die Anſtalt ihres Vaters

ausarteten. Die eigene Mutter war betheiligt an den Tollheiten dieser Verblendung. Zu dem Wahn, daß im Leben der Großen Unregelmäßigkeiten an der Tagesordnung wären, und die verschmitzte Voraussetzung begeht, daß sich solche junge Halblinge, würde es nur klug angefangen, für immer mit den Netzen der Bestrickung umgeben ließen und sie für's ganze Leben von ihrem Ursprung, ihren Rücksichten auf Namen und Stand abwendig gemacht werden könnten, leistete die Mutter dem Treiben ihrer Töchter Vorschub, duldete geheime Zusammenkünfte, sogar außerhalb des Hauses, die Annahme der ihnen von den Prinzen gemachten Geschenke, bis zuletzt die Schuldenmasse und manche andere Folge, sogar für die Gesundheit und das Leben der jungen wallachischen Pensionäre, so auffallend wurden, daß der Vater herbeieilen mußte, erst den Doctor Küstner „zum Teufel jagte," dann seine Söhne aus dem Institut nahm, sie anfangs bei sich im Hotel einschloß, dann bei Freunden unterbrachte und, als sie auch da nicht Ordre parirten und immer wieder mit den Nesselborns in Verbindung blieben, sich in seinem Zorn vermaß, die ganze Anstalt, wie er sich ausdrückte, in die Luft sprengen zu wollen. Die Versicherung, daß er an einem Memoire für den Minister arbeitete, mit allen Belegen, die ihm ein von ihr eroberter Briefwechsel seiner Söhne geliefert hatte, (größtentheils Briefe der Töchter des Direktors) war vollkommen glaubhaft. Dem Schulrath hatte er noch

kurz vor Tisch die Versicherung gegeben, er würde nichts schonen, auch nicht seine eigenen Söhne.

„In einem solchen Falle," sagte der Sanitätsrath, „kauft Ihr natürlich sogleich über zu dem, der Lärm macht —"

„Auch Du bist ein Gegenstand seiner Anklage —" erwiederte der Universitätsfreund. „Bei Tisch schien er nicht gewußt zu haben, daß Du der Arzt des Instituts bist —!"

Staudtner wußte, was ihm würde vorgeworfen werden können, zeigte sich aber über eine ihn persönlich treffende Rache des Fürsten wenig beunruhigt.

Dennoch verfiel er für längere Zeit in ein Schweigen und horchte nur beim Lustwandeln in den entfernteren Gängen des Gartens den Mittheilungen des Schulraths, die noch manchen Zug zu dem Gemälde der Verwirrung im Nesselbornschen Institut hinzufügten. Nicht nur die Verschmitztheit der unreifen Jünglinge, die herzloseste Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel, die sowol diese Wallachen, wie ihre Genossen zu ihren unerlaubten Zielen hätten führen sollen (dem Vergiften des Hundes war ein methodisches freches Lügensystem und ein „Wegbeißen" der ihnen widerstrebenden Elemente in der Dienerschaft gefolgt) auch das ganze innere Getriebe der Anstalt erfuhr die rücksichtsloseste Kritik. Die stete Angst um den Verlust der Pensionäre, hieß es, lähmte alle energischen Maßregeln. Der Turnunterricht hätte sich

bis zu Reit- und Schießübungen gesteigert; ein ehemaliger verdorbener Militär, der den Reitunterricht gäbe, machte durch das Gehenlassen seiner rohen Natur alles wieder zunichte, was der sittliche und intellektuelle Unterricht der Lehrer in den Gemüthern der Kinder aufgebaut. Die Eitelkeit Nesselborns auf die vielen Nationen, denen seine Zöglinge angehörten, ginge soweit, daß diese sogar den Schülern bekannt geworden wäre und sie regelmäßig einen Dümmling mit Farben bemalten und ihn den Otaheiter nannten, womit sie die vielen Völkerschaften im Institut „vervollständigen" wollten. Die Censuren der Lehrer würden vierteljährlich gewissenhaft in ein großes Censurbuch getragen, aber wie erstaunten diese Männer über die Modificationen derselben, wenn sie die Abschriften in den den Schülern in Wahrheit ertheilten Censuren verglichen —! Zuerst milderte schon Nesselborn den Tadel. Dann kämen noch die Frauen hinzu und milderten den zurückgebliebenen Tadel in die hoffnungsvollsten Erwartungen. Bögendorf brach den Stab über die ganze Anstalt und schloß:

„Wen die öffentliche Meinung bereits verurtheilt hat, und das wird nach dem Vorgehen des Fürsten die unausbleibliche Folge sein, den muß eine weise Regierung fallen lassen —!"

„Sieh! Sieh! Das ist doch sonst nicht Eure Ansicht —!" entgegnete Staudtner mit Bitterkeit. „Was die öffentliche Meinung verwirft, das grade haltet

den nur zufällig Verlegenen ſpielen und kam nicht mehr zur Beſinnung.

Tobianus war es nun, der zu den Präludien der Blaſedow'ſchen Erziehung den Schlußſtein liefern ſollte. Und doch vermochte Blaſedow nicht, dabei Gewalt zu brauchen. Ein ſchnelles Wort würd' ihm von Tobianus die zehn Thaler verſchafft haben, dieſer hätte ſie aus Furcht gegeben und ohnehin aus Liebe, wenigſtens zu Gertrud. Zu einem Induſtrieritter war Blaſedow trotz dem, daß er genugſam Ritter von der traurigen Geſtalt heißen konnte, doch nicht fähig. Er hatte eine edle und verſchämte Natur; er fürchtete überdies, Tobianus mehr Zinſen, nämlich moraliſche und Umgangszinſen, zahlen zu müſſen, als das Capital werth war. Er fing indeſſen, da keine Thür und kein Truhenſchloß anders offen war, allmählich an, ſeine Operationen zu machen. Man muß auf dem Lande leben und noch obenein Pfarrer ſein, um zehn Thaler für etwas Großes zu halten. Wer, wie Blaſedow, nur Korn ſah, Naturalzehnten und die kleinen baaren Accidenzien für Leben und Tod in der Gemeinde, der glaubte gewiß, jene Summe nur durch eine ſcharfſinnige Strategie und conſequente Belagerungskunſt erobern zu können. Blaſedow eröffnete ein förmliches Genieweſen, um, wenn nicht Tobianus in die Luft zu ſprengen, ihn doch zu beſtimmen, daß er zehn Thaler ſpringen ließ. Er zog Lauf- und Schanzgräben um ihn her und rückte den Caſematten, wo Tobianus ſeine Reichthümer feuerfeſt gelagert hatte, immer näher. Tobianus blühte wie ein dicker Tulpenkelch, ſeitdem Blaſedow gegen ihn ſo viel Sonnenſchein entwickelte. Deßhalb dacht' er auch, der Schlag ſollt' ihn

Ihr aufrecht —! In diesem Trotz schien Euch ehemals die Bürgschaft eines Scheins von Kraft zu liegen. Freilich, wenn Nesselborn in Euer großes Nachtwächterhorn stieße, Feuer und Licht der Aufklärung wohl zu bewahren warnte und so weiter —"

„Das ist kein Thema für Dich!" unterbrach der Schulrath und wollte sich loswinden.

„Na, er hat ja schon manche Versuche gemacht, in Eurer Sprache zu reden —" hielt ihn der verstimmte Mediciner auf.

„Sie sind darnach ausgefallen!" lautete die Antwort.

„In jedem Programm, das er erscheinen läßt, wird schon jetzt der Herr mit zwei großen Anfangsbuchstaben gedruckt, der „HErr" —"

„Komm, komm! Man servirt den Kaffee —" drängte der Schulrath.

„Du bist dem Hause hier attachirt! Vergiß nicht, daß mit Nesselborns Untergang für Fernaus zwanzigtausend Thaler auf dem Spiel stehen —!" rief ihm Staudtner nach und murmelte dabei in den Bart: „Freilich werden sie gewußt haben, warum sie an ihn eine so hohe Summe riskirten —"

„Ei," wandte sich Vögendorf und hielt mit verschmitzter Miene die Hand an den Mund, um die zischelnden Worte zu dämpfen, „Theodor Waldner befindet sich ja in demselben Institut, das errichtet wurde, um ihn in Vergessenheit zu bringen —! Hier

waltet die Nemesis eigenthümlich vor oder, sagen wir, die Wege des Herrn sind unerforschlich!"

War es die erneuerte Berufung Bögendorfs auf den Herrn oder eine gewisse Wahrheit, die dieser Entgegnung des Schulraths nicht abzusprechen war, Staudtner schwieg einige Augenblicke und fügte sich dem Verlangen des alten Universitätsfreundes, zur Gesellschaft zurückzukehren.

„Ich muß noch den Fürsten sprechen," sagte Bögendorf. „Er hat mein Urtheil über einige Gouvernanten begehrt, die sich ihm für die Erziehung seiner Tochter in Bukarest empfohlen haben —"

„Von einer Idee mit Gertrud Nesselborn hab' ich gehört — Du wirst Dich doch nicht unterstehen, ein so vortreffliches Mädchen —"

Kaum hatte der Schulrath den Fürsten am Ende des Heckenganges, wo sich beide befanden, mit der Lorgnette hinauslugen sehen, als er auch schon seine Schritte beflügelte und für jedes weitere Wort des Sanitätsraths taub blieb.

„Die Walladei hat nur russische Orden! Der Hospodar ist ein erbärmlicher russischer Satrap —!" schleuderte ihm noch Staudtner zornig nach.

Seiner Meinung nach, die auch Andere theilten, war Bögendorf mit dem Bändchen des Landesordens vierter Klasse, das er im Knopfloch trug, keineswegs befriedigt. Dieser Orden war gekommen, als Bögendorf sein fünfundzwanzigjähriges Doctor

jubiläum zum Gegenstand einer öffentlichen Demonstration gemacht hatte. Es verdroß ihn, berühmt zu sein in seinem Fache, in Schulangelegenheiten zuweilen als Consulent für auswärtige Regierungen berufen zu werden und niemals mit einer Anerkennung dafür im Knopfloch zurückzukehren. Jenen neuen Schulordnungsplan, die Modulative, einen Fehdehandschuh, hingeworfen dem ganzen Gang der inneren pädagogischen Entwickelung seit fünfzig Jahren, hatte er vertheidigt sowol in der Presse, wie auf Schullehrerversammlungen; er hatte durch einige Schulbücher die in jenem Plan vorgezeichnete Richtung praktisch auszuführen und den Weg zu zeigen versucht, wie man die Ideen dieses Plans schulgemäß zu verwirklichen hätte. Für diese letztere Mühewaltung hatte er als Belohnung nur den Erlaß des Befehls erhalten, jene Bücher in allen Schulen einzuführen. Immerhin lag in dieser Sicherstellung stets wiederkehrender neuer Auflagen eine bedeutende Geldeinnahme. Aber Bögendorfs Ehrgeiz ging höher. Noch fehlte seinem Titel das besondere Prädicat des „Geheimen". Erst mit dem „Geheimen Regierungs- und Schulrath" war jene Höhe erreicht, die er erstrebte. Der Sitte gemäß verwandelt man diesen langen Titel in die Abkürzung eines „Geheimraths", wobei gleichsam homöopathisch das Weniger die Wirkung eines Mehr hervorbringt. Ein „Geheimrath" ist unter den Beamten das, was ein Graf unter den Baronen. „Ge-

heimrath", das ist das permanente Commandowort: „Brust heraus!" „Kopf hoch!" „Jetzt bist du erst der Mann des abgeschlossenen Strebens —!" Ein Geheimrath kann nicht vermeiden, daß sein Fuß wie jeder andere gemeiner Sterblichen das Trottoir der Erde berührt, aber schon unter der Achsel fangen bei ihm die rosigen Wolkenschichten der Verklärung an: sein Haupt ist über dem gemeinen Dunstkreis der Gesellschaft erhaben; ja man kann zuweilen zweifeln, ob ein solcher Mandarin das Gedächtniß für die alltäglichen Vorkommnisse des Lebens, für zweimal zwei ist vier oder Stiefel werden aus Leder verfertigt, verloren hat. Für diesen „Geheimrath" der Erwartung hatte Bögendorf ein Capital an Studien der Vornehmheit, der Zerstreutheit, der lächelnden Herablassung, sogar einer gewissen tränmerischen Niaiserie, des Fassens der Menschen gleichsam am Knopfloch, falls es die Distance erlaubte, des Sehens nach hinten, wenn die Augen nach vorn gerichtet sind, bereit liegen. Ein richtiger Geheimrath hat Fliegenaugen. Eben spricht er mit dir und doch sieht er zu gleicher Zeit, daß hinter ihm ein Ehespräsident vorübergeht, einer der Wenigen, die ihm noch die Initiative des Grüßenmüssens zurückgelassen haben. Daher kommt es, daß er eine halbe Stunde mit Dir gesprochen hat, gnädig Deine Klagen anhörte, lächelnd Deine Hoffnungen vernahm

und fünf Minuten darauf sich auf keine Sylbe davon mehr besinnen kann.

Unter so bewandten Umständen mußte es Staudtner für eine große Gnade halten, daß ihm Bögendorf beim Scheiden von der Villa noch einen Beweis der Erinnerung gab an ihr eben geführtes Verdauungsgespräch, bekanntlich die aufrichtigste und ehrlichste aller Gesprächsformen.

Wahrscheinlich that es nur Bögendorf, weil ihn Staudtner's letzte Drohung wegen Gertrud Nesselborn überrascht hatte. „In der That," versicherte er den Sanitätsrath, „unter den Bewerberinnen um die Gouvernantenstelle beim Fürsten befindet sich, wenn nicht direkt Nesselborns Nichte, eine Gertrud Nesselborn, doch die Waldenburger Seminardirektion, die sie empfiehlt auf eine Annonce des Fürsten —"

Weiter konnte Bögendorf in seiner Berichterstattung und in einigen Bezüglichkeiten, die ihm daran anknüpfbar erschienen, nicht kommen. Schon forderten seine Aufmerksamkeit einige ihm seelisch verbundene Damen. Mit ritterlicher Galanterie half er ihnen in ihre Wagen. In vielen Familien, nicht blos bei Majorin von Pfannenhauer, war Schulrath Bögendorf neben dem seelischen Befruchter auch jener Ballastwagen, den man auf den Dampfschiffen bald nach links, bald nach rechts schiebt, um auf den Wogen das Gleichgewicht zu erhalten. Einige Damen trauten ihm aber magnetische Ausströmungen zu. Er besaß

sie aber jedenfalls nur da, wo diese nervenschwachen Damen auch das schon von Goethe gerühmte Geheimnis kannten, den Genius zu feiern. „Willst Du den Genius erfreu'n, so lern' ihn vor allem bewirthen —!"

Die culinarischen Genüsse der heutigen Tafel bildeten den Gegenstand des Gespräches mit den Damen, deren Wagen man ihm zur Verfügung gestellt. Unterwegs analysirte er ein Ragout mit derselben tiefsinnigen Miene, die Schleiermacher'n eigen war, wenn er über die platonische Weltseele sprach.

Oder galt der wahre Grund seines Tiefsinns dem letzten Wort, das ihm Staudtner nachgerufen hatte? Staudtner hatte nichts geäußert über die Molkenkur in Appenzell, ob sie streng oder milde zu nehmen, mit oder ohne Kräuter. Und als Theophanieus Vater mitten in seinen Erklärungen über die Gouvernantenstelle abgebrochen hatte, machte Staudtner eine boshafte Miene und rief: „Grüße die Gaiser —!" Zu Gais in Appenzell verweilte noch die Bögendorfische Familie. Fast klang es, als hätte er die Ziegen gemeint, die um den Säntis kletterr. Hatte Staudtner in Wahrheit ein so tiefgehendes Interesse für Gertrud Reisetborn —?

Vom Fürsten Porphyrogenitus nahm der Sanitätsrath mit den Worten Abschied:

„Durchlaucht hatten Recht, ich ließ mich abrufen, um zu zeigen, daß ich Praxis hätte. Aber

ſehen Durchlaucht jetzt, es iſt ſechs Uhr! Nicht wahr, für einen beſchäftigten Arzt bin ich doch zu lange geblieben? Uebrigens — eine Bitte. Kann ich die Ehre haben, Ihnen morgen um neun Uhr — in der Frühe — meine Aufwartung zu machen? Ich habe Durchlaucht eine — Angelegenheit vorzutragen —"

Der Fürſt ſah in dieſer Anrede nichts, als die Zudringlichkeit eines Charlatans, der einen neuen Patienten gewinnen wollte. Bei Alledem gefiel ihm der Mann. Doch mußte er mit Bedauern entgegnen:

„Ich wollte um neun Uhr zum Unterrichtsminiſter fahren, der mir eine Audienz —"

„So komm' ich um acht —" unterbrach Staudtner die ausweichende Erklärung.

Der Fürſt ſtutzte und konnte ſich einer ſo entſchiedenen Ankündigung nicht entziehen. Für jetzt hatte er ſich zu erſchöpfen in Liebenswürdigkeiten für die Bräute, die allgemein einen günſtigen Eindruck hervorgebracht hatten und von Onkel und Tante mit den herzlichſten Glückwünſchen und Grüßen an die Ihrigen entlaſſen wurden. Der Fürſt und Staudtner kamen im Gedräng des Abſchieds auseinander.

Bald trat auf Villa Wolmerode jene drückende Stille ein, die ſchon ſeit längerer Zeit den Hausherrn beſtimmte, jeden Abend auszufahren, Abweſenheiten, die zuweilen bis über Nacht dauerten.

Seine Gattin machte ſich wieder mit ihren Söhnen zu ſchaffen. Der Hauslehrer mußte des Sonn-

tags Abends eine Lektüre mit ihnen vornehmen, der ſie beiwohnte. Zwar waren die Söhne heute ſo gut wie berauſcht und Doctor Hellwig widerrieth die Vorleſung; aber die Mutter war in ſolchen Dingen exakt und conſequent. Der Curioſität halber ſchlug ſie für heute als Lektüre — die „Räuber“ von Schiller vor.

Sie wußte nicht, daß in Schillers Erſtlingswerk ein Lebendigbegrabener vorkommt, dem eine mitleidige Seele nächtlich die nothdürftige Nahrung reicht.

## Sechszehntes Kapitel.

In einer Dachkammer, auf einem holzharten Sopha, vor einem mit Büchern und Schreibheften bedeckten einfachen Tisch von unlackirtem Tannenholz sitzt ein älterer Mann mit den Mienen der Verzweiflung.

Sein weißgelocktes Haupt hat er in beide Hände gestützt, blickt bald starr auf die Bücher, die vor ihm liegen, bald gegenüber auf die Wand, die über einem Bett, dessen Kopfende fast das schräggehende Dach berührt, einen großen beschriebenen Zettel angeheftet zeigt, den Stundenplan des Instituts, dessen Führer, dessen Vorsteher und Besitzer der Verzweifelnde selbst ist.

Lienhard Nesselborn zählt jetzt funfzig Jahre. Aber sein Haar, sein Antlitz kommen einem Sechsziger gleich. Die Hände sind mager. Die blauen Adern darauf stehen hervor und lassen sich förmlich mit den Fingern wirbeln. Zahllos sind die Furchen der Stirn. Der Mund ist zusammengedrückt, die Lippen sind eingekniffen bis zum völligen Verschwinden. Das graue

lange Haar hängt wirr und ungekämmt über der Nacken. Ein dünnes weißes Halstuch, der Knoten war aufgegangen, liegt locker und lose auf der Bruſt, die eine ſchwarze Weſte bedeckt. Auch der Rock iſt ſchwarz. Nicht der Trauer wegen um ſeinen im 73. Jahre ſeines Lebens verſtorbenen und bis dahin ziemlich rüſtig gebliebenen Vater. Dieſe halbgeiſtliche Kleidung war ſchon ſeit einiger Zeit ſeine gewöhnliche — Staudtner rechnete ihm nach, ſeitdem er zum erſten Mal in ſeinen Programmen den Namen des Herrn mit zwei großen Anfangsbuchſtaben hatte drucken laſſen.

Leonhard Neſſelbom war tief unglücklich. Sonſt war ihm der Sonntagnachmittag eine Zeit der Freude, der Erholung, der Ruhe geweſen. War er dann nicht mit ſeiner Familie ausgefahren, ſo hatte er ſeine Penſionäre begleitet oder er war allein daheim geblieben, um, wie er ſagte, das Haus zu hüten. In Wahrheit erlabte ihn dann die ringsum herrſchende Stille. Die Externen ſtörten nicht, die Internen waren in Feld und Wald hinaus, begleitet von den Hauslehrern. Dieſe ſtille Zeit wurde dann von ihm benutzt zum Rechnen, Correſpondiren mit den Eltern ſeiner Zöglinge.

Natürlich war das Zimmer, in das er ſich heute zurückgezogen hatte, nicht das ſeinige. Er hatte ein prächtiges zu ebener Erde, dicht am Eingang des ſtattlichen, in zwei Straßen gehenden Eckhauſes, ein Zimmmer voll Eleganz und Bequemlichkeit. Da ſtan-

rühren, als Blasedow eines Tages ganz leise zu ihm sagte: Tobianus, schießen Sie mir zehn Thaler vor!

Die menschlichen Charaktere geben sich in keiner Lage so frei und natürlich, als wo man ihnen etwas abborgt. Seneca und seine Schule nahmen das Unglück als Prüfstein des Charakters an. Er sagte: ein weiser und gerechter Mann im Kampf mit dem Schicksal ist ein Schauspiel für Götter. Allein man kann ein großer Stoiker sein und doch sehr kleinliche Empfindungen verrathen, wenn man ihm etwas abborgt. Es wird nicht gesagt, daß es immer nöthig wäre, das Verlangte zu geben; allein die Ausflucht schon, in der man sein Heil vor Zudringlichen sucht, oder die Art, wie man ein wirkliches Unvermögen entschuldigt, wirft gewiß die grellsten Lichter und die dunkelsten Schatten auf die Menschen. Erinnerte sich doch auch Blasedow aus seiner Jugend, daß er als Kostgänger in der alten gothischen Musenanstalt, die ihn erzog, niemals über sich vermocht hatte, seinem Nebenmann, der Muth oder Noth genug hatte, um borgen zu können und zu müssen, etwas abzuschlagen. Und es war nicht die Gutmüthigkeit, gestand er sich späterhin oft, die ihn so apostolisch mildthätig machte, sondern Ehrgeiz, weil er wohl fühlte, im Kampf mit der Knickerei und den peniblen Empfindungen offenbare sich der Mann. So oft sich Jemand auf der Schule und Universität an ihn festsaugte und unter einem Thaler oder zwölf Groschen nicht wieder losließ, so bekämpfte er ordentlich in sich den angebornen Ameisentrieb der Sparsamkeit und schüttete ohne Weiteres seine Taschen aus, wo sich freilich unter dem gebackenen Korn von Brodkrumen selten viel geschrotetes Korn von Viergroschenstücken vorfand.

den schwellende Sessel mit grünem Leder überzogen, die Tische waren mit grünen Decken belegt, Fußteppiche milderten die Heftigkeit des Auftretens beim ewigen Hin und Her in seinem Comtoir — auch das war seine Studirstube zugleich. Gypsstatuen sah man ringsum, die Köpfe des Socrates, eines Baco von Verulam, Matthias Gesner, Pestalozzi, die elegantesten Bücherstände voll gewählter, schön gebundener Lektüre.

In diesem Zimmer hätte er heute nicht auszuhalten vermocht in Folge der über ihn gekommenen Stimmung. Bald in diesen, bald in jenen Saal des weitläuftigen, allein für seine Anstalt bestimmten, ihm eigenen Hauses hatte er irren müssen. Zuletzt, geleitet durch eine Ideenverbindung, die in ihm aufstieg, war er in ein Lehrerzimmer gerathen, das seit einigen Tagen sein Sohn, wie er ihn ehemals genannt hatte, sein Kunstwerk, seine Schöpfung, sein Seelengebilde, der Findling von Steinthal, Theodor Waldner, bezogen hatte.

Dieser und einer der älteren Hauslehrer, der Doctor Wehrmann, war mit seinen sämmtlichen Zöglingen, Jung und Alt (den Internen), hinaus in die Sonntagsfreude — er wußte selbst nicht, wo man sie suchen wollte —! Das überließ er, wie leider so vieles — und sein Gewissen rief mit strafendem Weltgerichtston: Alles, Alles! — seiner Frau, seinen Töchtern und den Lehrern.

War er denn aber darum ein träger und müßiger Arbeiter? Im Gegentheil. Er hätte sich das Haar zerraufen mögen, sein langes, lockiges, graues Haar, das ihm so genial, so ehrwürdig stand — ! War er denn ohne Erfolge? Ohne die Belohnung seines Innern, ohne die Anerkennung seines Eifers von außen her? Auch da hatte er sich selber ein stolzes Ja! zurufen wollen, ob es auch in seinem Gewissen zuweilen zu rumoren, in seinem Herzen zu zittern anfing. Er hatte sich in solchen zagen Augenblicken erhoben und sich die Zahl seiner Schüler vergegenwärtigt, die stets im Zunehmen begriffen war, und auf die Ueberschüsse gedeutet, die zwar nicht groß, aber doch ausreichend waren zur Tilgung der mäßigen Zinsen bei Baron von Fernau —!

Heute freilich war jenes stolze Ja! ausgeblieben. Heute verfing das gesunde heitere Lachen seiner Frau nicht mehr. Heute erscholl auch letzteres nicht. Frau Hedwig war mit ihm allein im Hause. Diener, Mägde, alles hatte einen sonntäglichen Urlaub bis acht Uhr Abends, zur Essstunde der dann zurückgekehrten Pensionäre. Die Töchter, die unseligen, wo mochten sie weilen? Auch das wußte er nicht. Frau Hedwig sputte in den Schlafsälen der Pensionäre, untersuchte deren Wäsche, revidirte und stöberte nach verbotenen Dingen, Cigarren, Näschereien, Büchern aus Leihbibliotheken, Briefen. Sie that es, um — sich selbst zu entfliehen. Sie wollte heute einmal streng sein, „Exempel statuiren." Ja wahr

heit wollte sie nur den Mann vermeiden, der ihr gesagt hatte: „Du bist mein Schicksal von Anbeginn gewesen! Dir hab' ich Namen, Stellung, Ehre, Alles geopfert —!" Als sie darauf laut aufgelacht und Lienhard ihr dann wieder, mit Thränen der Reue über sein hartes Wort, die Hand hatte reichen wollen, da hatte sie ihn von sich gestoßen, ihn einen erbärmlichen Feigling genannt und sich zu einer Arbeit gewendet, die sie lange nicht vorgenommen. Immer war sie noch eine anmuthige Frau, seit Jahren dieselbe Erscheinung mit dem kleinen allerliebsten Spitzenhäubchen auf dem wohlfrisirten Köpfchen, dem neckischen Grübchen im etwas vollmondartigen, aber frischen, runzellosen Antlitz, mit rauschenden seidenen Kleidern und jetzt im Hause mit Handschuhen an den Fingern — denn was gab es bei ihrer „Rundschau" nicht alles anzufassen und mit einem Blick voll „Aversion" auf den Vorplatz hinauszuschleudern, wo später alles die Waschfrau zusammenraffen und in's Waschhaus tragen mußte —!

Lienhard zitterte vor Sorge und vor Schmerz. Die Sorge gab ihm in längeren Pausen das Aussehen eines tiefsinnigen Grüblers, der eine Möglichkeit gegen die andere, Plus gegen Minus, Befürchtung gegen Erwartung abwägt. Stimmte aber die Rechnung nicht, so sprang er auf, rannte hin und her, sprach gegen die vier Wände, schlug sich vor den Kopf und war zuletzt in diesem Wirbel in jenes stille

Dachkämmerchen gerathen, deſſen Umgebungen ihm ſagten: Sieh, wie arm und einfach hier Alles —! Gab es nicht Zeiten, wo auch Du einſt glücklich geweſen biſt, eine ſolche kleine Welt Dein eigen zu nennen und ſie Dir reich, groß, beneidenswerth zu geſtalten durch Dein inneres Leben, Deine Ideale, Deine Hoffnungen auf die Bewährung in Deinem Lieblingsberuf —! Und nun wurde alles ein einziger Schmerz in ihm. Ach, wie hatte er ſich vor jenem Fürſten gedemüthigt —! Er war zu ihm gegangen und hatte ihn gebeten, verſchweigen zu wollen, weßhalb er ihm die Prinzen genommen. Mit kreiſchender Stimme hatte ihn der Wallache angefahren, die deutſche Nation und ihren genialiſirenden Schwindel verwünſcht. Einen Schreibſekretär hatte er aufgeriſſen und ihm die Rechnungen gezeigt, die ſeine Söhne außerhalb des Inſtituts, ohne Controle, hatten auflaufen laſſen bis zu verhältnißmäßig für ſo junge Männer entſetzlich hohen Summen. Er hatte ihm geſagt: „Ich weiß es, daß Sie hier die Ruſſen, die Moldovaner, die Wallachen für halbe Barbaren halten! Ich werde Ihnen aber zeigen, daß wir vom Concert europäiſcher Bildung nicht ausgeſchloſſen ſind! Sie finden in Bukareſt und Jaſſy mehr Eleganz, mehr Tournüre, mehr Kenntniß der franzöſiſchen und engliſchen Literatur, als in Ihren großen Städten, wo man an die Stelle der Erziehung entweder die Emancipation von allen Ueberlieferungen oder eine vornirte Auffaſſung

des Christenthums setzen will —! Auch Sie erziehen, wie Ihr Prospekt sagt, auf Moral und Tugend. Eine schöne Tugend habe ich bei Ihnen kennen lernen! Eine Gewissensache ist's für mich, ein solches Nest der Lüge und Phrase aufzustöbern —!" Lienhards Töchter hatte der brutale Mensch mit den unsaubersten Namen bezeichnet, Briefe vorgezeigt, die allerdings eine förmliche Absicht verriethen, sich von den beiden jungen Prinzen entführen zu lassen und dadurch die Väter zu zwingen, die sträflichen Verbindungen als faits accomplis gutzuheißen. Als dem Fürsten die Vorstellung vor sein aufgeregtes Gemüth trat, daß die Söhne noch jetzt diesen tollen Gedanken verfolgten und sogar aus dem Hotel, dann aus dem Hause des Freundes, wohin er sie einstweilen gegeben, mit den Töchtern des Direktors correspondirten, ergriff ihn eine solche Wuth, daß er dem unglücklichen Vater die Thür wies. „Lassen Sie einen Friseur kommen," rief er ihm boshaft nach, „und sich Ihre langen, deutschen Haare stutzen! Wissen Sie, mein Herr, es ist kindisch, graue Haare à l'enfant zu tragen!" Damit hatte er die Thür zugeschleudert.

Wie lag nun Nesselborns Erndte vernichtet —! Die Saaten geknickt nach dem goldensten Sonnenschein, der für die Zukunft das Beste versprochen hatte — alles von einem plötzlichen Unwetter darniedergeworfen —! Zurückblicken mußte er auf alles, was er gewollt, was er erstrebt hatte . . . Der Pre-

rigerberuf hatte ihm die Genugthuung nicht gewährt, die er gesucht. Dem Menschen, Jedem für sich allein, hatte er näher treten wollen. Ein Geistlicher wirkt nur im Allgemeinen, spricht nur zur Masse, sein Lehren ist Wissenschaft, keine Kunst. Erst der Erzieher wird Künstler, ein sichergebender Bildner aus geistigem Stoff, ein bewußter Schöpfer und Ergänzer der Natur. Der Erzieher hat zugleich die Selbstbefriedigung des Virtuosen. Er erwirbt sich ein Talent, das Tausenden verschlossen bleibt, selbst wenn sie persönlich vortrefflich erzogen wurden. Wer erinnert sich noch der Stufenleiter, die ihn allmählig zum Bewußtsein seines Ich's gebracht hat —! Erinnerungen haben wir von unsern Spielen, unsern Kindheitsfreuden und Leiden, von unsern Fehlern und deren Bestrafung; wir wissen uns die Bilder einzelner Lehrer, die Mängel oder Vorzüge ihres Unterrichts vorzuführen. Nichts aber wissen wir vom allmähligen Wachsen unsres Geistes, nichts von unsren Antworten, ob sie treffende gewesen, nichts von einem gewissen Etwas in unsrer Art, das dem Lehrer auffiel und ihn bestimmte, uns theilnehmend zu beobachten. Wir kennen unsere Kindheitstugenden nicht. Wir sehen nicht mehr unsere Arbeiten, unsere Schreibhefte; ja wir gäben etwas darum, einen Aufsatz zu lesen, den wir in unserm fünfzehnten Jahr geschrieben haben. Aber dem Lehrer sind diese Entwickelungsstufen gegenwärtig. Der vergleicht sie mit der Entwickelung Anderer. Der kennt

die Unterschiede unserer Naturen von denen unserer Mitschüler. Und im Bilden unserer Charaktere macht sich ein Lehrer selbst zum Charakter. Lehrer — wie scharf, eigenthümlich unterscheiden sie sich —! Sie haben dieselbe Thätigkeit, sind durch dieselben Lehrstoffe gebunden und doch wie verschiedenartig ihre Erscheinung —! Von je hatte Lienhard einen hocherhebenden Eindruck gewonnen, wenn er Pestalozzi's Schüler mit einander zu vergleichen suchte. Die Einen waren aus dem Norden, die Andern aus dem Süden gekommen. Es waren Naturen der schärfsten Umrahmung ihres Wesens — der Eine war mehr ein Rechner, der Andre mehr ein Zeichner, der Dritte mehr ein Sprachforscher, der Vierte mehr ein Geograph — und jedem der Söhne des großen Meisters war seine Wissenschaft in's innerste Leben gedrungen und vom Standpunkt seines Könnens aus legte er das Ideal der Lehre seines Meisters aus. Nennt man einfach den ersten besten Namen aus der Reihe dieser Söhne Pestalozzi's, so hat man eine bedeutende Individualität bezeichnet.

Durch die erste Erziehung Theodor Waldners hatte sich auch Nesselborn als Pestalozzianer einen berühmten Namen gemacht. Der glücklichste Zufall hatte ihm Gelegenheit gegeben, auf diese wunderbare Erscheinung sofort Beschlag legen, seinen Namen nicht nur an die Entdeckung eines Verbrechens, sondern auch an die Beweisführung für eine Theorie anknüpfen zu

können. Seine gedruckten Berichte über die ersten intellektuellen Aeußerungen des Findlings wurden verschlungen. Alles, was er beobachtet hatte, interessirte nicht blos den Erzieher, jeder Denker nahm Antheil, jeder einfache Menschenfreund. Dann war's ein glücklicher Zufall, den er dem Regierungspräsidenten Heinrich von Fernau verdankte, daß Reisselborn grade im rechten Augenblick Waldners Namen vom seinigen trennte. Die Welt hatte sich an das Vorhandensein jener Märchenerscheinung gewöhnt. Sie war in vieler Hinsicht anders ausgefallen, als man erwartet hatte. Schon gab es Stimmen, die die Schuld davon auf den Erzieher warfen. Aber sie verstummten, als Reisselborn selbst erklärte: Ich habe mich in Vielem übereilt, die Natur geht langsamer als der Geist, eine Pflanze muß in den Boden zurück, dem sie entrissen wurde, soll sie wahrhaft gedeihen, ich übersprang zuviel Mittelstufen, eine einfachere ländliche Erziehung wird dem Geiste Zeit lassen, zu erstarken. Daß es dann sein Vater war, der den veränderten Erziehungsplan mit Waldner weiterführte, milderte die Vorwürfe, die man gegen den Sohn hatte erheben wollen . . .

Nun war die Begründung seines Instituts gekommen —! Der Hauskauf mit den Fernau'schen Hypotheken —! Fünf Programme lagen vor ihm, berichtend, was er geleistet zu haben glaubte. Muthig war er hineingegangen in halbe Dinge, die er als vollendete

geſchildert hatte, in trübe, die eine phraſenhafte Schönfärberei als leuchtende ausmalte . . . Sein ſechſtes Programm —! Eben, als er vom Fürſten nach Hauſe gekommen, taumelte er nieder an ſeinem Schreibtiſch und ließ den Kopf auf einige Blätter ſinken, auf denen er die Einleitung ſeines ſechſten Programms entworfen hatte. Auch dies ſollte wie immer zur Einleitung eine Abhandlung bringen. Diesmal: „Ueber den Humor in der Schule —"

„Haha! Teufelshumor —!" lachte er verzweifelnd auf, als ſeine Frau den von ihm erſtatteten Bericht über den Beſuch beim Fürſten mit grellem Lachen entgegengenommen hatte, mit einem Lachen, das ihm durch die Seele ſchnitt.

„Was wird er uns denn anhaben können —? Du haſt den Profeſſortitel haben wollen. Nun, den ſchlagen ſie Dir ab. Das wird alles ſein —!"

„Meinſt Du —? Alles —? Iſt es nichts, daß die vornehme Welt ihre Kinder von uns zurückzieht —! Dieſe Prinzen allein haben mein Budget für die Hülfslehrer bezahlt — Iſt das nichts, daß ich die Conceſſion nicht erhalte, die Primaner zur Univerſität abgehen laſſen zu dürfen —? Nichts, daß man mir vielleicht einen Curator ſtellt —? Nichts, daß unſere Töchter unbedingt aus dem Hauſe müſſen —?"

„Haha! Das wäre —!"

„Wie? Du zweifelſt? Welche Satisfaktion, glaubſt Du denn, wird der Miniſter verlangen?"

Univ.-Bibl. München

„Einige Lehrer läßt man springen! Den Magister Krickeberg —"

„Den alten Mann —?"

„Sind wir in der Lage, Invaliden zu füttern —?"

„Sein Unterricht in der Arithmetik war der beste, den ich je gehört habe —"

„Den übernimmt Wehrmann —"

„Der confuseste von allen unsern Lehrern —!"

„Der treueste! Der bewährteste —! Wir sind keine Anstalt, die der Staat bezahlt —"

„Die sich aber erbot, mehr zu leisten, als die Anstalten des Staats —!"

Frau Hedwig übte ihr Frauenrecht. Wenigstens glauben die Frauen, es zu haben — in Folge ihrer mangelnden Verantwortung. Wohlgemuth ging sie im Hause auf und ab, obschon bis zum Jüngsten der achtzig bis neunzig Internen eine dumpfe Schwüle gefühlt wurde, die über dem Giebel des Hauses lag. Die Untersuchungen über die Excesse der Prinzen und ihres Anhangs hatten den Gang der Unterrichtsstunden gehemmt. Oefters hatte am Hausthor die Polizei geklingelt. Der Direktor fehlte bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten. In manchen Dingen sind die Minder die schärfsten Beobachter.

„Ueber den Humor in der Schule —!" Ach! Dies Thema hatte sich Reisselhorn so recht behaglich zurechtgelegt. Der dem Geiste Pestalozzi's immer

Nun hätte ja auch nach dieſer Theorie Tobianus immerhin das Geld verweigern können; aber er mußte nicht in ne moraliſche Epilepſie fallen, die man immer bei den Schlafrocks- und Pantoffelnaturen antrifft, wenn man ihnen en Schreck verurſacht, ſie um ein Darleben zu erſuchen. Die Furcht, das Geld nicht wieder zu erhalten, hängt aus en verglasten Augenfenſtern eines ſolchen Menſchen plötzlich in Leichentuch heraus, und die ehrlichſten Leute, die nur rade im Augenblick nicht bei Caſſe ſind, können ſich in den Gedanken des Erſchrockenen wie Spitzbuben abſpiegeln: denn r hält ſie dafür. Er gibt das Geld ſchon auf, was er leien muß. Zu einer Nothlüge fehlt das Genie und die chnelle Beſinnung, bei Tobianus ſogar die moraliſche Erlaubniß. Hätte Tobianus nur geſagt: Ich gebe ſie Ihnen; llein in acht Tagen brauche ich ſelbſt zehn Thaler: wollen Sie mir dann zwanzig wieder geben? Nein! So mußte ſich Blaſedow unter ſeiner eigenen Pumpe quälen und winden nd mußte ganze Stücke Luft, die ſich bei der gehemmten Reſpiration ſeiner geängſteten Lungen in der Kehle ſammelen, hinunter ſchlucken, ja, mußte ſogar die Phraſe, die den anzen zweiten Theil ſeiner Lebensgeſchichte entſchied, noch inmal wiederholen, wobei es ihm wie vielen ſtolzen Leuten ing, daß man nämlich mitten in der Periode plötzlich keine uft hat und Einem die Stimme verſagt. Wie leicht kann an das nicht Furcht nennen? Da es doch nur Stolz und del iſt, in dem wir nicht gemein ſein wollen und etwas Bedenkliches mit voller Bruſt ausſprechen und doch grade in er Kehle nicht Kraft genug haben, um anzügliche und entſchiedene Erklärungen, z. B. gegen vorlaute Secondelieutenants, gegen bramarbaſirende Studenten, gegen grobe Poli-

untreuer Gewordene wollte mit Jean Paul und andern gemüthvollen Pädagogen, wie A. W. Grube, an die Abhandlung des letzteren über den gleichen Gegenstand anknüpfen, wollte den Humor zwar gelten lassen, andererseits ihn aber auch bekämpfen. Das war nun schon so die Fortsetzung — des Druckenlassens des Namens „Herr" mit zwei großen Anfangsbuchstaben. Die Volksschule, die allgemeine collegiale Lehrerstimmung, jener noch immer still fortlebende alte Geist des ächten Pestalozzismus, der pädagogischen Idealität, sollte in seiner Abhandlung gewonnen werden durch sein Zugeständniß an die unleugbare Wahrheit, daß die Kunst, unter Thränen zu lächeln, eine Kunst, die nur aus dem tiefsten Herzen, aus dessen ewigem Reichthum bei aller Armuth und Entbehrung, fließen kann, Niemandem mehr zu Gebote stehen müßte, als dem Lehrerstande. „O was soll Dich hinwegsetzen" hatte er geschrieben, „über die anstrengenden Mühen Deines Amtes, über die geringe Verwerthung desselben, über den Unverstand der —" Da hatte er schon gestockt. Da hatte er schreiben wollen „der Eltern und der Vorgesetzten —!" Aber diese nähere Bezeichnung strich er aus. Denn empfindliche Ahndungen konnte sie ihm einbringen —! Ein Privatinstitut darf nicht von den Eltern, von deren Gunst die Frequenz der Anstalt abhängt, als von unverständigen Eindringlingen in's Schulleben reden. Noch weniger kann das Damokles-

ſchwert der officiellen Controle das Wort: „unverſtändige Einmiſchung der Behörden“ erlauben. Er hatte geſchrieben: „über den Unverſtand der unberufenen Einmiſchung in die heilige Erziehungsaufgabe, die ſo oft von unerwartetſter Seite kommt —!“ Nun denn, da war er den Erinnerungen an ungebildete Väter ausgewichen, die ihn mit jener jetzt immer mehr im Volk um ſich greifenden, durch falſche ſoziale Theorieen genährten Flegelhaftigkeit im Geltendmachen ſeiner perſönlichen Anſichten und Intereſſen auf die Stube rückten und mit Wegnahme der Kinder drohten, wenn ſie mit Latein, Griechiſch, „häuslichen Arbeiten“ „gequält“ würden — er hatte die Erinnerungen an den Magiſtrat unterdrückt, mit dem er eine Fehde über die Verlegung des Turnplatzes hatte — die Nachbarn ſeines Hauſes hatten ſich über den Lärm der Neſſelborn'ſchen Turn-, Reit- und Schießübungen beklagt — er hatte Erinnerungen an die Geiſtlichkeit vermieden, die durchaus einen Einfluß auf den Religionsunterricht haben wollte — Erinnerungen an die Staatsſchulanſtalten, die ſo ſchonungslos jede Blöße aufdeckten, die ſein Privatunternehmen gab. Es war vorgekommen, daß ein Profeſſor, der den Virgilius oder wie man jetzt philologiſcher ſagt, den Vergilius, im Stadtgymnaſium erläuterte, von Feinheiten der Tition ſagte: „So ſprach man ehedem im alten Rom, in der City. In der Vorſtadt freilich, etwa bei Neſſelborn's, mag man anders geſprochen haben!“ Kurz —

„Um Dies und Aehnliches zu ertragen, dazu gehört Humor!“ hatte er damals erwidert, als ihm sein bester Philologe, Professor Zipfel, von diesem Attentat auf seine Gelehrsamkeit wuthschäumend berichtete — und so stand denn auch jetzt in dem Concept zu lesen: „Humor ist dem Lehrer sein Manna in der Wüste eines mühevollen Berufs! Es würzt ihm sein trockues Brot; Humor hilft ihm den Stein des Sisyphus rollen; Humor hilft ihm in's Faß der Danaiden schöpfen; Humor ist der milde Genius, der ihm die Perlen des Schweißes von der Stirn trocknet, ihm milde Kühlung zufächelt, ihn auf seinem Lebenswege begleitet bis zum Grabe.“ Dann aber, nach einer Schilderung einer einfachen Dorfschullehrerlaufbahn vom Seminar bis zum Grabe, wobei ihm die Rückerinnerung an seinen eben geschiedenen Vater milde und wahrhaft innige Farben geliehen hatte, verbannte er doch aus der Schulstube diktatorisch jeden Anflug von Humor, nannte Humor das Verderben des Unterrichts, die Untergrabung der Autorität des Lehrers, den losen, schlotterndhaltlosen Anker auf dem wogenden Meer der Jugendleidenschaften, die nur ein ernstes, majestätisches Quos ego —! beherrschen könnte. „Der Humor ist das Fließende und der Unterricht ist das Feste. Der Humor läßt überall Lücken und die Lehre muß geschlossen sein. Der Humor des Lehrers entkräftet sein strafendes Wort. Er nimmt dem Unterricht die Weihe einer Religion, eine überzeugende

Kraft. Er nimmt jedem ſyſtematiſchen Aufbau das Gepräge der ſtrikten Nothwendigkeit. Der Humoriſt als Lehrer läßt annehmen, daß ſich von dem, was er behauptet, immer auch das Gegentheil erweiſen ließe. Bei einem Lehrer, der Neigung zum Lachen verräth, werden die Schüler nicht ruhen, bis ſie ihm die ernſte Außenſeite ſeines Antlitzes ſo lange gekitzelt haben, bis ſich dieſe in die Falten verzieht, die ihnen die lieberen ſind. Das Lachen dann des Lehrers iſt die gefahrvollſte Klippe jeder Unterrichtsſtunde. Denn die Schüler ſind geborne Revolutionäre. Ihre Tendenz iſt deſtruktiv. Hat der Lehrer ein grelles Lachen geſtattet und ſelbſt, durch ſeinen eigenen Witz, ſeinen eigenen Humor angeregt, das Beiſpiel dafür gegeben, ſo iſt es wie mit einem in's Waſſer geworfenen Kieſel. Die Wellenlinien zittern fort. Es gehört die äußerſte Anſtrengung des Lehrers dazu, einen Stillſtand in dieſen Echo's, die hundertfach werden, im ewig vibrirenden Zwerchfell der Jugend, hervorzubringen. Ja, durch des Humoriſten Anſtrengung, ernſt zu bleiben, wird das Uebel vollends ärger. Der Humoriſt kann ſich nicht ſelbſt gegenſtändlich erblicken, ohne über ſich zu lachen. Nun kann ihm wohl gar ſeine Anſtrengung, in den Ernſt zurückzukehren, komiſch vorkommen. Dann wäre es beſſer, die Stunde würde ſofort geſchloſſen. Denn der Schulernſt iſt dahin. Derſelbe Schulernſt, deſſen immer weiter umſichgreifendes Abhandenkommen —"

Hier nun sollten diese an sich nicht unwahren Beobachtungen eine Zuspitzung erhalten auf die pädagogischen Extreme der Zeit, auf jene „Schulzucht," das Steckenpferd der von oben herab gelehrten neuen Pädagogik, der Pädagogik der Modulative. Jetzt — diese Stellen wiederanblickend — schämte er sich ihrer.

Als seine Frau aus den Schlafsälen zurückgekehrt war, fragte er:

„Wo sind die Mädchen —?"

„Sie suchen Staudtnern auf —"

„Soll Staudtner helfen? Ein Neolog —? Ein Mensch, kalt wie ein Frosch —? Verrufen um seine herzlose Gleichgültigkeit für alles, was die Zeit, die Herzen bewegt —? Bögendorf, der könnte alles, wenn er wollte —! Aber auch er schmiegt sich dem starren Willen des Ministers und den fanatischen Räthen desselben, die ihre Weisung, die Schule zu beaufsichtigen — man möchte glauben, aus Spanien und Rom erhalten haben! Ehe ich nicht mein System ebenfalls auf die Erbsünde baue und jedem Besuch, der in meinem Zimmer vorspricht, die „Gnade" oder den „Mittler" vorsetze, eher komme ich zu keiner Gunst. Und wie soll ich gedeihen, wenn die Zöglinge der ersten Klasse nicht reif erklärt werden zum Examen für die Universität —! Schon dreimal sind meine eingereichten Schulpläne auf den Kopf gestellt worden. Muß ich die Lehrer anstellen, die man verlangt, so wächst mein Budget in's Unerschwingliche.

Stelle ich ſie nicht an, ſo ſtreicht mir die Schulbehörde ohne Weiters ganze Klaſſen und reduzirt die Schüler um 50, 60, die immer den Ausſchlag geben müſſen —! Die unſeligen Mädchen hätten ſollen zu Vegetarier ſein —"

„Der ſie haßt, weil ſie ſeine Theophania ausſtechen —?"

Neſſelborn verachtete ſolche Frauenauffaſſungen und verwarf ſie von ſich. Heute ſchwieg er. Dann erhob er ſich wieder mit dem Ausruf:

„An die Vermittelung des Präſidenten von Fernau hätte ich denken ſollen. Aber ach —! Wer mag ſich dieſen verfänglichen Beziehungen nähern —! Jetzt vollends, wo uns Waldner zurückgefallen iſt! Gott, Gott, wenn Baron Fernau, ſein Bruder, den Einfall bekäme, uns die Kapitalien zu kündigen —!"

„Der wird ſich hüten —!" ſagte Frau Henni; im drohendſten Ton, wiederholte, was ſie auf ihres Mannes Aeußerung: „Vevana und Adelgunde müſſen auf alle Fälle aus dem Hauſe —" immer erfaßt: „Dann gehe auch ich!" und kehrte zu ihren Arbeiten zurück, revidirte den Speiſeſaal und traf die Rüſtungen für's Nachteſſen. Frau Brüge, das Faktotum des Hauſes, die Frau des Portiers, unterſtützte ſie. Die Kochfrau und deren Beiſtände waren noch von ihrem Sonntagsurlaub nicht heim.

Auf die Unverantwortlichkeit im Benehmen ſeiner Töchter konnte Neſſelborn nicht den Drang haben, noch einmal zurückzukommen. Denn theils war dieſe

schon in einer für sein Vatergefühl herzzerreißenden Art den Töchtern genug von ihm vorgehalten worden, theils hatte er sich der Fahrlässigkeit ja selbst anzuklagen. Zeitiger hätte er die Augen aufthun und, als er sah, was er sah, entschlossener dazwischentreten sollen. Auch war er die nicht endenden romanhaften Verwickelungen im Leben seiner Töchter so gewohnt, wie Bögendorf die Calamitäten seiner Theophania, die noch immer auf die endliche Eheentschließung des alten Junggesellen Staudtner rechnete. Die peinliche Empfindung fast aller Eltern, daß sie ihren Töchtern die Erfüllung des allgemeinen weiblichen Looses herbeiwünschen, hatte sich auch bei ihm in solchem Grade gesteigert, daß er, je älter die Töchter wurden, desto unsichrer auftrat im Festhalten eines abwartenden, im äußersten Fall entsagenden und die Würde des Hauses wahrenden Benehmens.

Es schlug sieben Uhr. Der Portier kam am frühesten nach Hause. Er bekleidete eine Amtirung, die in der Anstalt am öftersten hätte wechseln sollen. Die Gewöhnung an Bestechlichkeit war grade hier die verderblichste. Aber Frau Hedwig behielt den gewissenlosen ehemaligen Unterofficier. Besorgte doch seine Frau die Wäsche. Bröge selbst übernahm die Reinigung sämmtlicher Kleider und Stiefel der Zöglinge. Seine Kinder unterstützten Mutter und Vater in ihren Funktionen. Die Lehrer wurden die Sklaven dieses langen, massiven, jeden Sonntag sich mehr als ein

Glas über den Durst gönnenden Haustyrannen, der an den letzten Vorkommnissen einen noch nicht genug aufgeklärten Theil der Schuld trug. Für Welt waren sowohl Brüge wie seine Frau und ihre Kinder fähig zu Dingen, die im schreiendsten Widerspruch mit der Bestimmung des Hauses standen. Brüge hatte, es kam heraus, des Nachts gleichsam nur vergessen, die Schlüssel abzuziehen. Er hatte die Fensterladen nur angelehnt und — vergessen, sie zu verschließen. Die Verstellung, über diese seine Unterlassungen gleichsam aus allen Himmeln zu fallen, verstand er in solchem Grade, daß selbst Frau Herwig getäuscht wurde. Allmählig kamen denn auch die Kochfrau und ihre Gehülfinnen. Die Töchter des Hauses hatten dafür gesorgt, daß diese, wie katholische Pfarrersköchinnen, das kanonische Alter hatten.

Um halb acht Uhr gelangte an Reisselborns Ohr eine Schreckensbotschaft. Es war eine Nachricht, die selbst die stumpfe Resignation der Herrin des Hauses, der Mutter so vieler ihr anvertrauten Kinder brach. Frau Herwig sank auf ein Sopha mit dem Ausruf:

„Nein! Nun kann ich nicht mehr weiter —!"

Reisselborn stand starr, der Wand, an die er sich lehnte, ähnlich. Im Corridor schlichen die zurückkehrenden Knaben an ihm vorüber. Waren sie aus seinem Gesichtskreise, so stürmten sie auf die Säle zu. Viele mußten ihre Kleidung wechseln, alle sich reinigen, um zu Tisch zu gehen. Reisselborn sah

es, daß manche unter ihnen, namentlich die größeren, zerzauſt, an den Kleidern nicht nur, ſondern auch in Geſicht und Händen beſchädigt waren. „Allmächtiger Gott," rief er dem Doctor Wehrmann entgegen, „was hat es denn gegeben? Wo iſt Waldner —? Der Unſelige —?"

Ehe noch Doctor Wehrmann, eben auch ein pädagogiſcher Humoriſt, aber von jener Art, wo der Humor den Ernſt des Entſchluſſes, den muthigen Behelf im entſcheidenden Augenblick nicht zu fördern pflegt, ſeinen Bericht über eine unerwartete Ausartung des ſonntäglichen Ausflugs begonnen hatte, hörte man einen zweiſpännigen Fiaker vorrollen, der die beiden verhängnißvollen Töchter des Hauſes brachte.

Nach der Mutter Meinung konnte lediglich aus dem Munde dieſer Berichterſtatterinnen eine wahrheitstreuere Darſtellung erwartet werden, als die von Wehrmann kam, der, wie in ſeinem Unterricht, niemals bei der Stange bleiben, das Weſentliche nicht vom Unweſentlichen unterſcheiden konnte. Auch hatte man bereits erfahren, daß Levana und Adelgunde mit dem Ausfluge und deſſen Ausartungen im Zuſammenhang ſtanden. Der Vater, dem es heute eine wahre Pein war, das Antlitz ſeiner Töchter zu ſehen, ſuchte ſich an Doctor Wehrmann und die älteren Schüler zu halten. Die letzteren ſchienen ein böſes Gewiſſen zu haben und flüchteten ſich auf ihre Zimmer. „Wo iſt Waldner —?" rief er einmal über das an-

dere. „Bekomme ich denn keine Antwort — keine —?“ Es war ein Ton, komisch anzuhören, wenn man ihn als Parodie zu Cönia Jear nahm.

Inzwischen hatte sich die Mutter orientirt . . . Lienhard hatte ein Hausgesetz erlassen, darin bestehend, man sollte für bedenkliche und in jeder Hinsicht fragwürdige Dinge niemals Bezeichnungen brauchen, die weit über oder weit unter dem Umfang von Bedenklichkeit oder Fragwürdigkeit stünden, den man auszudrücken hätte. Bei Tisch entbehrte er keine überschwänglich preisenden oder verurtheilenden Worte, wie „famos“ oder „scheußlich,“ aber auch keine ordinären oder laxen Bezeichnungen für Dinge, die einen strengen Maßstab verlangten. Wenn die Zeitungen beim Bericht von einem Mordanfall, ob dieser nun gelungen war oder nicht, von einem „Attentäter“ sprachen, so konnte er ausrufen: „Alle Begriffe von sittlicher Zurechnung gehen verloren durch die nichtswürdigen Ironisirungen aller Dinge und die ewigen Witzhaschereien —! Wie ist es nur möglich, ein Wort des Spottes, der achselzuckenden Geringschätzung, ja der Entschuldigung für die Bezeichnung eines todwürdigen Verbrechens in die Sprache hereinzulassen, in die Zeitungssprache, die sich erlaubt, mit uns Allen zu reden, uns Allen einen thatsächlichen Bericht zu erstatten —! Wie entsittlichend muß es auf die Bildung des Volks wirken, hört es einen mit Blut besudelten Mörder blos deshalb, weil sein Attentat nicht glückte oder weil es

zei-Inquirenten, in einem mit unſrer Entrüſtung parallel laufenden Athem zu Protokoll zu geben. Tobianus verſtand nun wohl, weſſen Blaſedow begehrte. Es ſcheint, als wollt' er nicht Nein ſagen; warum aber nicht gleich Ja? Warum erſt den armen zerknirſchten Collegen ſo weit bringen, daß er wie ein ungeduldiges Kind die Karten zuſammenwirft, die er ſo ſauber und leiſe an einander gelehnt hatte und mit etwas verzerrter Geberde auffährt: „Laſſen Sie's nur!" Tobianus ſagte: „Sie ſind wunderlich, ich bin ja bereit;" und ein Saal mit tauſend Lichtern wurde mit dieſen Worten für den elektriſirten Blaſedow aufgeriſſen. In all' ſeine Adern ſchoß es wie ſiedender und wärmender Wein hinein, ſeine Glieder hatten wieder die alte Länge und ein ſtilles ſeliges Lächeln umſpielte wie die aufgehende Sonne den kleinen Montblanc ſeiner Naſe. Tobianus nahm aber dies Lächeln wie die Affenpfote des Schalks, die hinter einem Vorhange plötzlich ſichtbar wird, fürchtete Ueberliſtung und verlor ſich nun in jenes unglückſelige Zaudern, welches Darleihern eigenthümlich iſt. Denn ſie geben nie das ſchnell, was ſie ſogar ſchon verwilligt haben, ſondern weiden ſich erſt an der Demüthigung des Andern, ſteigen eine Staffel nach der andern über ihn hinauf, erlauben ſich, was ihnen ſonſt nie geſtattet geweſen wäre, zupfen ihm an den feinſten Haaren, die mit den Gedanken ſeines Gehirns caxillariſiren, bringen zur Sprache, was ſie längſt einmal für eine paſſende Gelegenheit auf dem Herzen hatten, und richten ſich immer erſt die Hildebrands-Schadenfreude eines kleinen Canoſſa an, ehe ſie die Abſolution ertheilen. Tobianus bediente ſich hier ſeines Vortheils, wie jeder Philiſter. Die noch zu zahlenden zehn Thaler Pr.

einem hochgeſtellten, aber verhaßten Manne galt, „Attentäter" genannt —! Eben ſo roh, ja niederträchtig iſt es," fuhr er bei einer anderen Gelegenheit fort, „einen entthronten Fürſten immer als „Ex-König" zu bezeichnen —!" So durfte man ihm auch nie vom „Schwänzen der Schule" reden, am wenigſten durfte dies Lehrer mund. Eine „Holzerei" oder „Keilerei," ihm ſchon an ſich verhaßt, machte, daß er ſich, wenn man ihm mit dieſen techniſchen Schulausdrücken davon Bericht erſtatten wollte, beide Ohren zuhielt.

Eine „Holzerei" oder „Keilerei" war es aber doch geweſen, was im Lichtenhayner Wieſengrunde, dicht am Ufer des Stroms, unfern der Villa Wolmerode, vorgefallen war; ja, es mußte noch mehr geweſen ſein, eine förmliche Menterei und Empörung.

„Waldnern hat man geſchlagen —?!" rief der evel denkende, nur zu ſchwache Neſſelborn mit Entſetzen aus.

„Verwundet ſogar —?" ergänzte die Mutter.

„Wer hat uns das gethan?" ſchrie Neſſelborn die Töchter an.

Dieſe zogen ſich zurück.

„Wehrmann! Sind Sie zu gar, gar nichts in der Anſtalt zu brauchen! Bleiben Sie ewig das Spiel dieſer böſen, dieſer teufliſchen Buben! Wer hat Waldnern mißhandelt? Und wo iſt er —?"

„Es wird ſo arg nicht geweſen ſein!" erwiederte die Mutter polternd. „Wo er aber hingekommen iſt, das iſt freilich — hm! recht — curios —"

Auch ſie ſchien noch das Bedürfniß einer eingehenderen Orientirung zu haben.

Neſſelborn, der am Aufgang zu den obern Stockwerken Poſto gefaßt hatte und bald nach oben hinauf, bald in die widerhallenden Corridore des Erdgeſchoſſes Fragen und Drohworte ſchrie, ſah, daß ſeine Frau an die Thür des Zimmers ihrer Töchter pochte.

Die Mädchen, geängſtigt von ihrem Antheil am Vorgefallenen, hatten ſich eingeriegelt.

„Iſt denn das Alles nur erhört —!“ rief Neſſelborn, ſich die Haare raufend. „Dergleichen kann hinter meinem Rücken ſtattfinden —? Und ich kann nicht einmal einen wahrheitsgetreuen Bericht erhalten —!“

Wehrmann flüſterte mit der Directorin. Dieſer Lehrer gehörte zu ihren beſondern Schützlingen. Hatte er die mächtige und im Hauſe allein entſcheidende Gewalt für ſich, ſo konnten ihm die Ausbrüche ſelbſt der äußerſten Entrüſtung Seitens des Directors gleichgültig ſein. Jetzt ſchmollte er bereits mit dem ſo rückſichtsloſen öffentlichen Herabſetzer des Werthes, den Wehrmann für die Anſtalt durch fünfjährigen Dienſt glaubte geltend machen zu dürfen. Daß der Director einem Lehrer Vorwürfe in Gegenwart der Schüler machte, ſtand nicht in den Hausgeſetzen, verſtand ſich aber nach Recht und Billigkeit von ſelbſt.

Erſt von den kleineren Penſionairen kam für den Herrn und Regenten des Hauſes eine einigermaaßen

zuſammenhängende Berichterſtattung. Seine Gattin hatte von je gegen die Angeberei geeifert. Sie hatte hierin mit Zuſtimmung zu Neſſelborns Verabſcheuung unzutreffend gewählter Worte) das „Petzen" in ſolchem Grade in Mißcredit gebracht, daß ſie ſogar das, was man „petzte" oder „anbrachte," niemals als gehört betrachtete und ſogar lieber den Angeber ſtrafte als den Angezeigten. Nach Neſſelborns entgegengeſetzter Anſicht war ihm das Verdächtigen des Angebens geradezu etwas Himmelſchreiendes. Außer ſich konnte er gerathen, wenn man dieſen Trieb der Kinder ſtörte. Denn was wäre denn das Angeben, erklärte er, Anderes, als der Drang des Kindes, Wahrheit und Gerechtigkeit ſiegen zu laſſen —? Wäre es irgendwo etwa nur Schadenfreude, nur Bosheit, da würde ein Lehrer von nur einigermaaßen ſeelenkundigem Blick den ſchlechten Urſprung der Denunciation bald erkennen. Aber dem tieferen Seelenblick wäre dieſe Neigung der Kinder, zu denunciren oder anzubringen, nur die Folge jenes Druckes, den die ſittliche Weltordnung, wenn ſie geſtört würde, auf das Gemüth des Kindes ausübte. Kindern ihre Angebereien zurückzugeben, hieße ſie irremachen am ſittlichen Geſetz. Die gläubige Kinderſeele wäre noch nicht ſo wie die unſrige mit Täuſchungen überladen, noch nicht ſo abgeſtumpft gegen die Erfahrung, daß wir nicht mehr entdecken können, dieſe Erde ſollte die Harmonie ſelbſt ſein, Gottes Hand regierte Alles und ließe kein Unrecht aufkommen. Der

Beobachter des Kindes könnte es ja sehen, daß der Angeber selbst darunter im tiefsten Gemüth litte, wenn sein Angegebener gestraft würde. Wer wollte nun die Entartung von uns Erwachsenen auf eine Welt übertragen, wo noch alle Fehler sanft und milde zum Guten geleukt werden könnten, alle Fehler noch dicht neben sich Tugenden wachsen hätten, ja Fehler und Tugenden einer und derselben Wurzel entstammten —?

Und so bekam denn auch der unglückliche Mann, in dem sich Kraft und Schwäche, Weisheit und Thorheit seltsam zu vermischen angefangen hatten, von den Kleinen, die sich bis in den ersten Stock, wo sich die Lehrzimmer befanden, wieder hinuntergeschlichen hatten, den Bericht, daß sie anfangs in Lichtenhayn mit frohem Gesang eingezogen wären, daß sie lustig gespielt, Krieg und Belagerung nachgeahmt hätten, bis die Großen wegen Cigarren, die sie hätten rauchen wollen, mit Herrn Wagner in Streit gerathen wären — — „Wehrmann hatte sie ihnen erlaubt!" ergänzte sich Nesselborn selbst — doch wäre diese Störung noch vorübergegangen; denn die Erstklässler, die älteren Pensionaire (ohne Rücksicht auf die ihnen gewisse spätere Abstrafung durch die Tyrannen der ersten Klasse wurden sie namhaft gemacht) hätten sich in den Wald zurückgezogen mit ihren Cigarren. Nach einer Stunde wären sie wiedergekommen mit den beiden Prinzen Constantin und Alexander und mit —

Hier stockte der Bericht. Er mußte stocken. Denn

wie eine Furie kam Frau Hedwig die Stiege heraufgestürmt und jagte, rechts und links Ohrfeigen austheilend, die „angeberische Brut“ (Kinder reicher Kaufleute, auf dem Lande wohnender Gutsbesitzer, in ihrem Wohnort wechselnder Offiziere und Beamten) in die oberen Säle hinauf, wo sie von den lauschenden Erstklässern mit sofortiger Abstrafung würden empfangen worden sein, wenn nicht auch deren Furcht und Neugier gespannt gewesen wäre, die fernere Entwickelung und Feststellung des Thatbestandes abzuwarten. Zum Glück kamen zu ihrem Schutz die beiden andern im Hause wohnenden Aufsichtslehrer, Bechtold und Petri, von ihrem gemessenen Sonntagsurlaub nach Hause.

Nesselborn stand seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er mußte sich an den Wänden festhalten, um die Kraft zu haben, nur in sein Zimmer schleichen zu können. Einer Ohnmacht war er nahe. Denn aus dem Zorn seiner Gattin, aus der Zurückhaltung der jüngeren Eleven, aus einem gewissen maliciösen Lächeln Wehrmanns sah er ja, seine Töchter hatten sich mit den beiden Prinzen Rendezvous gegeben, alle waren mit den Cigarrenrauchern zusammengetroffen, hatten sich zum Gros der ganzen Cavalcade zurückbegeben, Händel gesucht und Theodor Waldnern mißhandelt. Wenn den Pflegevater desselben, der jetzt nach dem Tode des Großvaters den jungen Mann wie seinen Augapfel zu behüten und auf Villa Wolmerode, von wo seine Existenz abhing, keinen Anstoß

zu geben hatte, noch etwas aufrecht hielt, so war es die ihn mit einer gewissen Befriedigung erfüllende Annahme, daß sein neuer Hauslehrer Courage gezeigt und sich den frechen Einmischungen der Prinzen widersetzt hatte.

Auch die Herren Bechtold und Petri schienen schon unterrichteter zu sein, als der Director. Das war der tiefe innere Verfall seiner Anstalt. Zu ihm, dem Chef, wurde diejenige Instanz, der sich Jeder respectvoll zu nähern und was man wußte, vorzubringen hatte, nicht erblickt. Alles schlich um ihn herum, Alles vermied ihn. Daß man seine Frau zwar nicht offen und geradezu an seine Stelle setzte, das erfaßte sich wohl, aber heimlich, im Vorüberhuschen wurde ihr Alles zugeflüstert, was geschehen war.

Frau Hedwig trat denn auch zuletzt entschlossen in sein Zimmer, dessen Thür offen geblieben war, und sagte ihm:

„Du mußt Dich sogleich anziehen und zum Regierungspräsidenten gehen —?"

„Zu wem —?" rief Nesselborn erstaunt und die Ursache gerade dieses Auftrags in einem solchen Augenblick nicht fassend.

„Als sich Waldner so kindisch und unvernünftig betragen hatte —"

„Unvernünftig? Aber wenn nicht — unsre —" Nesselborn sah auf das Zimmer seiner Töchter.

„Was hilft jetzt alles Wenn und Aber —! Die

Mädchen hatten meine Zuſtimmung, Staudtnern um Vermittelung anzugehen. Sie trafen ihn nicht zu Hauſe, hörten, daß er eben nach Wolmerode zum Diner war und fuhren ihm nach. Da traf ſich alles erwünſcht. Der Fürſt und Bögendorf waren ebenfalls auf der Villa und gewiß hat Staudtner etwas ausgerichtet. Wahrhaftig! Der Fürſt ſollte doch froh ſein, wenn ihm nicht jetzt noch für ſeine Söhne die Gerichte auf den Hals rücken —"

„Die Gerichte —! Iſt denn Waldner in ſolchem Grade mißhandelt —?"

„Vielleicht iſt ihm — eine Rippe zerbrochen —"

„Jeſus —! Und Alles das mit Bezug auf uns — meine Anſtalt — unſre Töchter —! Kommt denn Alles, Alles zuſammen! Was hatten nur die unſeligen Mädchen in Lichtenhayn noch länger zu bleiben —?"

„Die Prinzen laſſen eben nicht von ihnen —! Die armen Mädchen weinen und ſchluchzen genug darüber, daß in dem Augenblick, wo ſie hatten zurückfahren wollen, die beiden Prinzen, die zu Pferde waren, ihrem Kutſcher in die Zügel fielen und ſie himmelhoch beſchworen, auszuſteigen. Sie bezahlten den Kutſcher, daß er bis zum Abend im goldnen Löwen warten ſollte, ſtellten dort ihre Miethsgäule ein und gingen mit ihnen in den Wald —"

„Vor Tauſenden von Menſchen —"

„Ja, vor Tauſenden von Menſchen —"

„Um ſo ſchlimmer —! So wenigſtens faſſ' Ich es —"

„Auch Graf Linſingen und Baron Tetter kamen nach, Wilſon und Conybeare, Otſchakoff und Kriſinsky — Sie erzählten mir, der Zank um die Cigarren — nun das eben war das ganze Unglück —"

„Darauf gingen ſie aus dem Walde zu den Uebrigen zurück — fingen aus Uebermuth Streit an —"

„Warum auch brauchte ſich Waldner zu widerſetzen —?"

„Warum hielten Levana und Adelgunde die Frechen nicht zurück? Stifteten nicht Frieden —? Verwieſen den Prinzen ihre Einmiſchung —?"

„Die ſchwachen Mädchen —!"

„Wenn die Prinzen vorgeben, ſie zu lieben, da waren ſie nicht ſchwach —"

„Waldner verdarb Alles. Er wies die Prinzen, als nicht mehr dem Inſtitut angehörig, von den Uebrigen fort —"

„Da hatte er Recht —"

„Sich den Stärkeren zu widerſetzen —? Thorheit —!"

„Nach Deiner Denkungsart —! Und wieſo den „Stärkeren?" Stand ihm denn nicht Wehrmann zur Seite —? Das ganze Inſtitut —? Und ich ſage noch einmal: Nicht die Mädchen —?"

„Bei einem Handgemenge! Als die Prinzen nicht gehen wollten, faßte ſie Waldner ohne Weiters beim Kragen und wollte ſie zum Fliedner'ſchen Garten, wo ſie alle vesperten, hinauswerfen —"

„Brav, mein Junge, brav —!“ unterbrach Neſſelborn wie ein Wahnwitziger.

„Aus einem öffentlichen Lokal!? Nun, er hat dran glauben müſſen. Prinz Conſtantin hieb ihm mit der Reitpeitſche ſo lange über den Kopf, bis man für's Auge fürchtete. Da ſprang Prinz Alexander hinzu — Conſtantin ſoll dann freilich Waldnern noch mit Füßen getreten haben —“

Neſſelborn redete nichts mehr, ſondern ſah ſich nur nach ſeinen Ausgangskleidern um. Es war dunkel geworden. Die Glocke läutete zum Nachtmahl. Die Hände falten, beten ſollte er jetzt —! Sollte die Herzen der Jugend auf den Schöpfer des Lichts, den Ernährer und Erhalter alles Lebens, den Urquell aller Güte und Weisheit richten — kaum konnte er vorwärts ſchreiten, noch weniger ein Wort ſprechen.

„Das wird den Fürſten zahm machen, den alten meine ich —“ meinte die Logik der Mutter von ſo leichtſinnigen Töchtern.

„Im Gegentheil, das wird ihn vollends zur Rache entflammen —!“ ſtöhnte Neſſelborn.

Jetzt hörte er ein Schleichen, ein Rauſchen. Es waren die Töchter. Sie hatten in der Küche die Austheilung der Portionen zu überwachen.

Der plötzliche Anblick dieſer verlorenen Kinder gab dem Vater eine ſolche Kraft, daß er auf Beide

zusprang, mit jeder Hand eine der Unseligen festhielt, sie schüttelte und rief:

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier? Ich kenne Euch nicht —"

„Alter Narr!" fiel die Mutter wuthentbrannt ein, trat ihm in den Weg und befreite ihre geliebten Augäpfel, die sich flüchteten. Aus ihrem Zimmer hörte man beide weinen. Ein Mittel, den Vater sogleich wieder kraftlos zu machen.

„Was hat Fernau mit dem Unglück zu thun —?" fragte er, nothdürftig stammelnd. Da erfuhr er, daß zufällig auch der Regierungspräsident im Flierner'schen Garten in einem abgesonderten Pavillon Thee getrunken hätte mit seiner Gattin und seiner jüngsten Tochter. Den Anblick des Streites hätten ihm die Gäste, der Wirth entziehen wollen. Doch wäre der Lärm zu arg geworden. Als die Prinzen nach Waldners Zusammenbrechen davongerannt wären, hätte sich der Präsident des Verwundeten angenommen und ihn mitleidig von seinem Bedienten in einen Kahn tragen lassen. Er hätte versprochen, ihn während der Heimfahrt, die sogleich angetreten wurde, mit nassen Umschlägen behandeln zu lassen. Das Fräulein, die Mutter selbst hatten dabei mitangegriffen —

„Und wußten sie, wer der Gegenstand ihrer Wüte war —?"

„Ein Lehrer des Instituts, sagte man ihnen —"

„Und wie er hieß, das fragten sie nicht —?"

Courant deckten ihm Rücken und Flanken. Nun konnte er operiren, militärisch und chirurgisch. Er schlug, ein langweiliger Leporello, ein langes Register von Geschichten auf, die er alle seinem unglücklichen Freunde verrückte. Er verwies ihm seine Kinder- und Rinderzucht, seine geistliche und leibliche Ackerwirthschaft, sein Benehmen mit Schulmeistern, Küstern und Kindbetterinnen. Er brachte Blasedow's Bleistiftspolemik am Rande der Journale, die ihn noch an den Rand irgend eines Abgrunds bringen würde, zur Sprache und schloß, wie der Philister dies dann immer thut, wenn er sich warm und alles vom Herzen und der Leber herunter geredet hat, mit Enthusiasmus. Er rückte seine Sammtkappe auf ein Ohr, ließ nun erst Wein holen, stopfte zwei thönerne Pfeifen, lud Blasedow ein, die Nacht bei ihm zu bleiben, und zeigte mit lachenden Spiegelblicken in sich selbst, daß er im Grunde doch ein genialer Mensch wäre und zehn Thaler Pr. Courant so ohne Abschied zum Fenster hinauswärfe. Er that, als beständen die Fidibus, mit welchen er seinen Kanaster anzündete, aus zusammengerollten Freischeinen, umarmte seinen „Freund, seinen einzigen und wahren Freund," mehrere Male und gab ihm zuletzt sogar die gewünschte Summe, mit dem Bemerken, ob er nicht noch zwei Thaler acht Groschen mehr haben wolle? Blasedow steckte das Geld mit Zufriedenheit zu sich und riß sich aus den Liebkosungen des Collegen los. Dieser gab aber nicht Ruhe, sondern begleitete ihn noch in tiefer Nacht über sein Dorf hinaus und schied von ihm wie von einer Geliebten. Blasedow aber lief sporenstreichs in die Nacht hinein und ließ sich von keinem Irrlicht locken. Er war kalt und nüchtern geblieben. Es fröstelte ihn sogar, weil er ohnedieß nicht

Die Mädchen ſchüttelten den Kopf. Jetzt ſahen ſie das Terrain ſichrer, entflohen aber doch in die Küche.

„Du mußt ſofort zum Präſidenten und ihm danken. Nimm einen Wagen und bringe Waldnern nach Hauſe —! Das iſt ein ſchönes Zuſammentreffen —! Was werden ſie auf der Villa ſagen —?! Und wenn es dann der Präſident erfährt, wen er in den Kahn aufgenommen hat —! Wie wird es ihn verdrießen —! Schon früher lehnte er jede Einmiſchung in die Exiſtenz Waldners ab. Und nun muß er ihm hier ſo nahe rücken —! Waldner muß fort von hier — fort —! In die Welt hinaus —! Und Gertrud ebenfalls —!“

„Gertrud und Theodor kommen zu uns —!“ rief Reſſelborn diktatoriſch.

Jetzt widerſprach Frau Hedwig nicht. Der Boden der Reflexion war verlaſſen. Handlungen, Entſchlüſſe zu faſſen galt es. Schon wieder ſiegreich zeigte ſich die praktiſche Natur der ehemaligen Wirthstochter, die im Grunde durch ihres Mannes Inſtitut ganz wieder in ihr Element gekommen war. In den Gängen des Inſtituts, über den Thüren, überm Speiſeſaal, zum Verſammlungszimmer, zu den Schlafſälen, ſelbſt über der Waſchküche, überall im Hauſe waren Sprüche angebracht, altdeutſche aus Freydanks „Beſcheidenheit“ oder aus den Fabeln des Burkard Waldis, auch griechiſche und lateiniſche. Frau Gertrud verſtand nicht, aber ſie wußte zu üben, was über dem Lehrer-

verſammlungszimmer ſtand: Es zieme dem Manne, aequam servare mentem, den ruhigen Sinn zu bewahren, den gleichmäßigen — rebus in arduis, bei noch ſo ſchwierigen Verwickelungen —

Ein Fiaker war nicht ſofort zur Stelle zu bringen. An Sonntagen ſind die kaum an den Stationsplätzen wiederangelangten Miethsfuhrwerke ſofort wieder genommen. Neſſelborn mußte ſein ſchweres Herz und ſeine müden Glieder allein tragen. Da bot er das Bild, das uns oft in den Straßen einer großen Stadt ſo ſchmerzliche Ahnungen wecken kann. Mitten unter Flanirenden, Lachenden, das Leben heiter Genießenden; mitten unter Männern, die jeder Dame unter den Hut ſehen, Frauen und Mädchen, die, was ſie ſprechen, von Jedem gehört glauben und darum ihre Reden darnach einrichten; mitten unter Knaben mit koketten Spazierſtöckchen, Soldaten mit ihren Liebchen am Arm — ſieht man zuweilen tiefernſte Geſichter, andre, ſtarr die Augen hinausrichtend, ja Menſchen dahinrennen und mit ſich ſelbſt reden. Dann iſt es eine Magd, die einen Arzt rufen ſoll, ein Vater, deſſen Kind ein Unglück betroffen hat, ein Kind, deſſen Mutter im Sterben liegt ... So nichts hörend, nichts ſehend von Allem, was um ihn her verging, taumelte Neſſelborn dahin. Wie der Tod ſo blaß und athemlos. Selbſt Grüße, deren höfliche Erwiederung ihm ſonſt die peinlichſte Sorge war, konnte

er im Abenddämmerlicht überſehen. Eben zündete man die Laternen an.

Erſt da, als er wirklich einen Wagen gefunden und ihn genommen hatte und endlich vor dem Hauſe des Präſidenten hielt, fiel ihm ein, wie ſo beſchämt er vor dem Mann ſtehen mußte, den ein Zufall zum Pfleger des mißhandelten Waldner gemacht.

Die Dienerſchaft ſagte ihm ſogleich beim Klingeln zu der Thür zu jener Etage, die Heinrich von Fernau bewohnte, daß ſich der junge Mann nicht im Hauſe befand, ſondern unterwegs aus dem Kahn in eine andere Verpflegung gegeben worden war.

Schon fühlte ſein geängſtigtes Gewiſſen einige Erleichterung von dem gewaltigen, auf ihm laſtenden Druck. Nach dieſer Mittheilung ſchöpfte er Hoffnung, ſich ſchnell entfernen zu dürfen.

Die Diener riethen auf den Namen, wo der Verwundete untergebracht war, und beſchrieben die Lokalität. Ihrer Ortskenntniß, wo dieſe ſtockte, nachhelfend, hoffte er loszukommen und nicht gezwungen zu ſein, dem Präſidenten Rede zu ſtehen. Darüber trat aber ein liebliches Mädchen aus dem Wohnzimmer. Mit aufmerkſamer Spannung hörte ſie, um was es ſich handelte. Nach ſchneller Orientirung und artiger Verbeugung nöthigte ſie den Direktor zum Nähertreten.

Ein anmuthiges Bild edler Häuslichkeit empfing den Eintretenden. Schon brannte eine Hängelampe

im geräumigen Zimmer, während noch die Fenster offen ſtanden und die Abenddämmerung hereinließen. Zurückgelehnt an eines der Fenſter ſtanden zwei Paare, die ſich mit vertraulichem Plaudern unterhielten, der Vater, ein geſticktes Handläppchen auf dem ausdrucksvollen Haupte, ging, eine Cigarre rauchend, auf und nieder — durch Teppiche wurden ſeine Schritte gemildert — die Mutter ſtand vor einem kleinen länglichen Korb, der mitten auf dem runden, mit einer dunkeln Decke belegten Tiſch unter der brennenden Ampel ſeine weiße Wäſche aufnehmen ſollte, die von der jüngſten Tochter herbeigebracht und ſortirt zu werden ſchien. Auf einem Tiſch an der Ecke eines großen Sophas dampfte ein ſilberner Keſſel, umgeben von Taſſen, Zuckerſchaale, Theekanne und chineſiſch bemaltem Theebehälter. Eine ſauber gekleidete Magd zündete die Kerzen an, die auf Spiegelpfeilern ſtanden. Auf einem Seitentiſchchen ſtanden Vorbereitungen zum Teckentönnen des großen Tiſches. Nur noch der Korb ſchien dafür ein Hinderniß zu ſein.

Der Präſident erkannte ſogleich den Direktor und brach, ohne die Anweſenden vorgeſtellt zu haben, mit Entrüſtung in die Worte aus:

„Aber, beſter Herr Keſſelborn, was ſoll denn nur das, was wir heute erlebt haben! Sie müſſen ja wahrhaftig eine ſo wilde Geſellſchaft, wie ſich heute in Lichtenhayn austobte, unter die allerſtrengſte Aufſicht ſtellen —! Dieſer unglückliche Waldner —! Ich kam leider zu

ſpät, als der Lärm ſchon die höchſte Höhe erreicht hatte und die beiden Buben, dieſe Prinzen, ihm noch hätten Arme und Beine zerſchlagen können —“

„Sie wiſſen —“ ſtammelte Neſſelborn —

„Wurde ja ſelbſt ein Zeuge —“

„Daß der Mißhandelte —“

„Ihr neuer Hauslehrer war, Theodor Waldner, der uns ſchon Einmal beſchäftigte, Herr Direktor Neſſelborn —!“

„Wo iſt er —? Wo find' ich ihn —?“ Der Scharfangeredete erſchrak über die Bezüglichkeit in der Betonungen des Präſidenten.

„Sie ſehen hier meine Frauen eben im Begriff, an den unglücklichen Mißhandelten Wäſche zu ſchicken —“

„Nein, laß mich mitgehen, Vater —!“ unterbrach Mechtild.

Neſſelborn ſchaltete in athemloſer Angſt und Verlegenheit ein:

„Ich habe einen Wagen unten —! Ueberlaſſen Sie alles das mir —! Nur meine Pflicht und die meines Hauſes iſt es, für ihn zu ſorgen —! Ich denke ihn ſofort mit mir zu nehmen! Wo iſt er —?“

„Einen Transport würde ich entſchieden widerrathen —“ ſagte der Präſident. „Wenigſtens thun Sie nichts, was nicht Doctor Hochſtätter billigt, unſer Arzt, den ich ſofort habe bitten laſſen, den Armen zu beſuchen. Bewußtlos lag er im Fliedner'ſchen

Garten auf dem Boden —! Und einer solchen Scene, Herr Reiselborn, haben Ihre eigenen Töchter beiwohnen und sie nicht verhindern können —?"

Alle Anwesenden wandten sich ab zum Zeichen ihres empörten Gefühls. Reiselborn stand einer Ohnmacht nahe und mußte die Lehne eines Stuhls ergreifen, auf welchen anfangs Frau Linda, doch nur stumm, gedeutet hatte.

„Waldner zeigte Muth, Vater —!" unterbrach Mechtild. „Er hat es seinen Gegnern tüchtig gegeben —!"

„Ein Schwarm der obern Classen empörte sich gegen seinen Befehl, der ein durchaus zuständiger und respektvertienender war! Er hatte verlangt, man sollte die Cigarren wegthun, dann die Prinzen Porphyrogenitus nicht in den Kreis der unter seinem und eines Andern, einer Schlafmütze, des Herrn — wie hieß er? — Befehl stand, treten zu lassen —! Als sich die Wallachen auf den Schutz Ihrer Töchter beriefen, soll Waldner mit Recht erklärt haben, diese gehörten weder als Lehrerinnen, noch als Schülerinnen in eine Landpartie von Knaben; er hätte keine Instruktion, die Befehle dieser jungen Damen zu befolgen; worauf der älteste Prinz die Peitsche erhob —! Und diese frechen anderen Zöglinge — ich höre, es sind Söhne von „Grafen" und „Baronen" darunter — sie nahmen gegen den neuen charakterfesten Lehrer Partei, mit Ausnahme der Kleinen, die ein Hülfsgeschrei erhoben,

das uns herbeizog. Leider, wie gesagt, kamen wir zu spät. Die Feiglinge hatten die Flucht ergriffen. Ihre Töchter verschwanden ebenfalls wie im Handumwenden. Der Vorfall ist eine Schande für Ihr ganzes Institut —!"

„Sie sehen mich bestürzt genug," entgegnete Nesselborn stammelnd und drängte, um nur auf und davon zu kommen. Er befand sich in einer Situation, als hätte man ihn an einen Schandpfahl gestellt.

„Ihr Diener beschrieb mir den Ort, wo —"

„Wir trugen," fuhr der Präsident zu berichten fort, „den Besinnungslosen in einen Nachen. Da wir ohnehin bergan noch zwei Ruderer anzunehmen hatten, so stand uns hinlängliche Hülfe zu Gebote. Wir entkleideten ihn im Nachen soweit es thunlich war und feuchteten unsere Tücher an, um ihm kühlende Umschläge zu machen. Das Gesicht ist geschunden, der rechte Arm verstaucht; ein Schmerz an der linken Hüfte kommt mir verdächtig vor und bedeutet hoffentlich keinen Rippenbruch. Mein Erstaunen können Sie sich denken, als ich unterwegs bei einem Moment der Besinnung, der über den Betäubten kam, erfuhr, wer es war, den wir heimführten —! Der Träger eines Schicksals, das uns schon Einmal — kurz Ihr Pflegekind — das Ihnen Gott in die Hand gegeben, um Ihren Namen berühmt zu machen, Herr Direktor, ein Wesen, das Sie wie ein anvertrautes Gut zu behüten verpflichtet sind —"

„Sie sehen auch meinen Schmerz, Herr

Präsident —!“ schaltete Nesselborn mit zitternder Stimme ein.

Jetzt kam eine seltsame Pause. Der Präsident hatte die Heftigkeit seiner Stimme gemildert. Die Töchter sprangen gleichsam in die Lücken, die soeben für die peinliche Situation entstanden war, hinein, um jene zu verbergen. Sie sprachen geschäftig mit dem Mädchen, das ihre Arbeit mit den Lichtern beendigt hatte und jetzt den gefüllten Korb vom Tisch nahm, um zu decken. Diese Arbeit verrichtete der jetzt eintretende Diener, wobei die Töchter halfen, während Mechtild mit der Mutter unterhandelte, ob sie die Magd begleiten dürfte.

Die Pause wurde durch nichts Anderes hervorgerufen, als durch die Befangenheit des Präsidenten, ein unwahres Motiv anzugeben, das ihn bestimmt hatte, sich des auf Theodor Waldner erkannten Verwundeten baldthunlichst zu entäußern und ihn anderswo unterzubringen. Mit vollkommen begründetem Rechte hatte er noch gesagt:

„Ich fürchtete die Abendkühle, die auf dem Wasser eingetreten war, den Zugwind; die Fahrt ging bergan und langsamer, als ich geglaubt hatte. Der Aermste fieberte. Der zufällige Anblick eines traulichen Hauses, der Wohnung des Holzhändlers Wülfing, den Sie ja kennen von Steinthal her —“

Da stockte sein Bericht.

Nesselborn griff sich an die Stirn. Sollte alles

heute zusammenkommen, was wie der Schatten eines Gotteesfingers aussah —! Hier wurde Wülfing genannt —?

„Schon vom Schloß Wildenschwert her — kennen wir ihn ja —“ stammelte er.

Nun trat die Unterbrechung durch die Töchter ein. Das Erscheinen des Dieners deckte die drückende Pause. Allmählig gewann der Hausherr Fassung.

„Ist es nicht wunderlich, ja erschütternd —“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „der Retter, der eigentliche Auferwecker des armen Begrabenen, wohnt seines Geschäftes wegen nicht am Ufer des Stromes, wo ich mich nach einer raschen Bergung des Kranken umsah —! Wer konnte uns die nächste Sorge um den Leidenden besser abnehmen —? Meine Frau ergriff den Gedanken, ich kann wohl sagen, mit Inspiration. Der Leidende ließ mit sich geschehen, was geschah. Die kräftigen Ruderer griffen an und so übergab ich ihn Wülfing, den ich nicht daheim traf, aber seinem, wie ja wol erwiesen ist, achtbaren Weibe, das natürlich nicht wenig über diese abendliche Ueberraschung erstaunte, aber vom Schicksal Waldners ebenfalls aufrichtig gerührt schien. Dieser war bereits in's Fieberstadium gekommen. Ich verfügte sogleich alles Nöthige, um meinen Arzt in Wülfings Wohnung zu dirigiren, und lasse nun hier soeben einen Korb Wäsche hintragen, Leinenzeug und was sonst noch im ersten Augenblick nöthig sein dürfte —“

Das entscheidende Motiv verschwieg der Präsident. Als er den Namen seines kranken Schützlings erfahren hatte, da wurde seine Gattin heftig erregt, hatte mit ihm zu flüstern angefangen, Mechtild hatte sich in französischer Sprache eingemischt, protestirend gegen die Bedenken der Eltern, doch hatten letztere überwogen. An einem Tage, wo Linda's Kinder bei Hadwiga eine gewiß zu deren heiterster Befriedigung ausgefallene Annehmlichkeit genossen, sollten sie jenen räthselhaften, vielbesprochenen, ihnen vielleicht so nahestehenden jungen Mann bei sich aufnehmen —! Nein, Mechtilds Einmischung wurde abgelehnt. Der zufällig auf die Holzhöfe gerichtete Blick hatte auf einen Ausweg geführt, der dem zunächst Nothwendigen entsprach und alles Verfängliche bei Seite rückte.

Der Unmuth des Präsidenten, im Strom seiner Entrüstung sich durch die Beschämung unterbrochen zu sehen, nicht ganz wahr gewesen zu sein, sprach sich in dem entschiedenen Ton aus, womit er „Mechtild!" rief, als das sechszehnjährige liebliche Kind wieder davon anfing, Hanny, so hieß ihr Mädchen, begleiten zu wollen.

Reisselborn hatte inzwischen einige Fassung gewonnen. Er vermochte die Worte, womit er sich empfahl, mit einiger Würde auszusprechen.

„Herr Präsident," sagte er, „ich kann Sie nicht hindern, an Ihrem Samariterwerk weiter zu arbeiten! Aber ich bitte dann wenigstens, Ihrem Mädchen zu befehlen, daß sie mit mir in den unten harrenden

wußte, ſollt' er der Freude oder dem Schmerze nachhängen. Dennoch war er ſtolz genug, auch dieſen Gedanken in ſich auszuführen: „Dummköpfen imponiren Männer von Werth, ſelbſt wenn ſie Lumpen tragen. Er mußte ſich zuletzt noch für die Ehre bedanken, daß man baarfuß vor ſeine Thüre kömmt und bettelt. Er mußte zu dem Capital, das ihn ſo ſchmerzte, noch ein Agio von Begeiſterung geben. Großer Genius, wie dank' ich dir! Du haſt mir ein Adelswappen in den Schild meiner Stirne geſetzt, das mir Achtung ſelbſt da verbürgt, wo ich nicht hehlen kann, daß ich darbe!“ Es war die erſte Nacht ſeit langer Zeit, die Blaſedow nicht durchſtöhnte, ſondern durchſchlief.

Wagen steigt —! Von des Arztes Entscheidung mag es dann abhängen, ob ich Waldner bei Wülfing lasse oder ihn dorthin mitnehme, wohin er gehört. Eine Genugthuung wird ihm werden, das verspreche ich Ihnen! Mein Beruf, Herr Präsident, ist schwer. Ein einziger unbewachter Augenblick reißt die Schöpfungen von Jahren nieder. Ich hatte heute zweien meiner Hauslehrer einen sonntäglichen Urlaub gestattet. Ich hätte die zahlreiche jugendliche Gesellschaft nicht hinauslassen sollen mit so schwacher Bedeckung, noch dazu einen Neuling darunter, der sich erst Ansehen verschaffen soll. Hoffen wir, daß von diesem unseligen Tage, außer einer trüben Erinnerung, nichts Beklagenswerthes zurückbleibt —!"

Die Kunst der Rede, die Pienhard als Geistlicher nie hatte erobern können, stand ihm als Pädagogen einschmeichelnd zu Gebote. Es scheint, als wenn die Gewandtheit und der gleichmäßige Fluß eines Vortrags abhängig ist von den Zuhörern. Die Kirche zeigt die letztern in buntester Mischung, ohne eine bestimmte Physiognomie. Zu seinem Cursus über Homiletik, den einst Nesselborn auf der Universität gehört hatte, war ihm von einem praktischen Theologen gesagt worden: Uebe Dir Deine Predigt ein, indem Du Dir in Deinem Zimmer — hier einen alten Haubenstock, dort eine langhalsige Flasche mit einer Mütze darauf, an einer andern Stelle eine Uhr oder dergleichen aufstellst —! Die lächerliche Ab-

irrung von Deinem arbeitenden Geiſte und Deinem wallenden Gefühl, die Dir dieſer wechſelnde burleske Anblick gewährt, ſtumpft Dich ab gegen die Zerſtreuungen der Kirche! Als Pädagog hatte er nun ein beſtimmtes und ſcharfumriſſenes Publicum, entweder in den Klaſſen die Schüler oder in ſeinem Empfangszimmer die Lehrer und Eltern. Nur da ſah er ſie denn auch oft genug — alſo erzählte er wohl ſelbſt — die dummen Haubenſtöcke und leeren Flaſchen und mechaniſchen Uhren — im weiten Schiff der Kirche waren ſie ihm im Allgemeinen niemals recht ſichtbar geworden. Sie hatten dort die Nachdrücklichkeit und ſozuſagen die Perſönlichkeit ſeiner Rede nicht unterſtützt.

Das Mädchen folgte ihm mit dem Korbe. Als er draußen war, befreite der Aſſeſſor die Stimmung, die der Direktor zurückgelaſſen, von ihrer Peinlichkeit.

Denn man mußte lachen, als ihm Bering nachrief:

„Ein Compliment an Ihre Fräulein Töchter —!"

Erſt als Rechtile im Spott zuweit ging und ſich an's Fenſter ſtellte und dem eben Abfahrenden die bekannte Gebehrde, beide ausgeſpreizten Hände an die Naſe gehalten, nachſandte, ſtellte ſich der Ernſt der Stimmung mit dem ihr erteilten Verweiſe der Eltern wieder her.

## Siebzehntes Kapitel.

Der grüne Wald mit ſeinen rauſchenden Baumwipfeln, der Heimath der Amſeln und Finken — und jetzt ein Holzhof — der Ernteplatz eines großen Theils des Waldlebens — mächtig fällt der Gegenſatz ab —!

Dort alles buſchig, verwachſen, traulich, lauſchig; hier ein kahler Fleck Erde, beſtanden von Haufen aufgeſchichteter, ſchon im Walde geſägter blattloſer Stämme und Zweige. Der Boden ſandig und moorig und in dem Fall, daß auch Torf oder die Steinkohle zum Geſchäft hinzugenommen werden, die Umgebung alltäglich und unerfreulich genug.

Auch der Wülfing'ſche Holzhof war der vollſte Gegenſatz zu jenem grünen Runde um ſein oberhalb Steinthals gelegenes ehemaliges Heimweſen. Der Fluß hätte eine heitere Abwechſelung bieten können. Weiter abwärts ſchloſſen ihn ſogar bewaldete Ufer ein. Hier oben war er von langen Kähnen verunſtaltet und ſtändig von einer Decke von Abgängen des Holz- und Torfverkehrs belegt. Dürftig ſah es aus unter dieſen aufgeſchichteten Holzpyramiden, unter denen ſich

ab und zu nur ein verwitterter Weidenbaum, eine bis auf die Wurzel hinunter mit ungeſtutzten Zweigen bedeckte italieniſche Pappel fand oder ein Gebüſch von weißem Flieder. Dem eingezäunten Raume benachbarten ſich wieder andere Lagerſtätten von Holz und Torf. Hier und da erhob ſich als Abwechſelung der Schornſtein einer vor die Thore der Stadt verbannten chemiſchen Fabrik, mephitiſche Dünſte verbreitend und nach dem Glauben des Volks die Brunnen vergiftend.

Das zum Wülfing'ſchen Geſchäft gehörende Wohnhaus war zweiſtöckig und bot einen freundlichen Anblick. Uebermäßig mit Blumen und bellen Gardinen geſchmückt war es nicht. Ein Gärtchen am Hauſe zeigte nur die nöthigſten Anpflanzungen für die Küche. Die ſchweren Zwiebelköpfe ſchwankten wie taumelnd an ihren langen Stengeln im Winde hin und her über dem breitblättrigen Salat und den ſchon unter den Dornreiſern, die ſie hatten ſtützen müſſen, zuſammengeſunkenen verwelkten Erbſen. Im Innern herrſchte Reinlichkeit und ein Ausdruck des Behagens. Das Ehepaar bewohnte das Haus allein. In der Nähe lag ein kleineres Haus für den Holzmeſſer. Die Arbeitsleute und Auflader kamen von Außen. Die Wülfing'ſchen Söhne hatten ſchon einträgliche Stellen gefunden trotz ihrer Jugend. Sie waren im Auslande, beide bei Eiſenbahnen in Belgien und Frankreich angeſtellt. Wülfing mußte in Folge ſeines Geſchäfts vielfach, des Holzankaufs wegen, reiſen.

Im Ganzen genommen war er trotz ſeiner herben jüngſten Prüfungen, innerlich und äußerlich, in ſeiner alten Welt geblieben.

An jenem Sonntag hatte er einen Ausgang gemacht in eine Wirthſchaft, wohin ihn manchmal „ſeine Alte," wie er Auguſten ſchon lange zu nennen pflegte, mit Gewalt trieb, um ſich zu zerſtreuen im Lärm einer Kegelbahn, bei einem Glaſe Bier, beim Gefiedel einer Geige oder dem Geklimper einer Harfe. Er war vermögend und nicht geizig. Er hätte in größere Concerte, in's Theater gehen können. Seine „Alte" jedoch, die drum noch keine Matrone war, hatte von ſolchen Vergnügungen dieſelbe Anſicht, wie der ehemalige Jäger. Nicht der Klang der Freude, nicht das Lachen in einem Volkstheater, einer halbbedeckten Sommerbühne (eine ſolche lag dicht in ihrer Nähe) ſtörte ſie oder ſtand ihnen etwa im Widerſpruch mit dem Beſuch einer ſchlanken neugebauten Vorſtadtskirche wunderlich pathetiſchen Namens, „Zwölf-Apoſtel-Kirche" — („Auch dem Judas geweiht?" ſagte mancher Vorübergehende, der über dem Portal die goldne Inſchrift las) einem Beſuch, den ſie ſonntäglich machten — nein, das Störende wenigſtens beim Theaterbeſuch war ihnen die im Theater vertretene romantiſche Welt, die Welt der Verwickelungen, der Abenteuer, die Welt der ſchlechten, wilden Charaktere, der leidenden und verfolgten Unſchuld. Eine bekannte Erfahrung iſt's, daß derjenige, der eine Schuld auf

dem Herzen trägt, ſelbſt wenn er ſie bereut und längſt gebüßt hat, oder derjenige, der in ein verwickeltes Lebensverhältniß gerathen iſt und noch darin ſteckt, durch die Vorgänge auf der Bühne auf's ſchmerzhafteſte erregt wird und darin ganz dem Böſewicht gleicht, der bekanntlich alles Bühnenſpiel flieht ... Wahrlich, auch Wülfing und ſeine Frau hatten viel in ſich zurecht zu legen, viel zu überwinden, viel bei Seite zu ſtellen, um nicht darüber zu ſtrauchelu. Sie nannten es „das Simuliren," was ſie ſich einander als ſchädlich und zu nichts führend verboten hatten.

Das Erſtaunen Wülfings, als er nach Hauſe kam und von „ſeiner Alten" mit dem ſchon draußen ihm zugeraunten Worte: „Wir haben einen Gaſt bekommen —!" empfangen wurde, war nicht gering.

Doch hatte ihm die religiöſe Stimmung, die beide Eheleute ſchon ſeit längerer Zeit ergriffen hatte, ebenfalls jenes: Verwundere dich über nichts —! der heidniſchen Stoiker, wenn auch aus anderer Motivirung, beigebracht.

Der erſte Gedanke an eine wunderbare Fügung Gottes, aufblitzend mit verklärendem Lichte, hielt bei Beiden vor. Nur das fragte ſich noch, ſollte dieſe „Fügung" belohnen oder mahnen? Sollte ſie beruhigen oder prüfen? Die Frommen gewöhnen ſich daran, Gott für ihren Freund zu halten, der ihnen nur Angenehmes zuweiſt. Dennoch war es nicht wenig beängſtigend für ſie dies Bearüßenmüſſen des Aechzen-

den als eines alten Bekannten und das Gedenken — an ihre gnädige Frau von Fernau. Der Arzt war, als Wülfing kam, ſchon dageweſen. Auch der Verwundete war aufgeklärt über die Perſönlichkeiten, die ihn aufgenommen. Der Arzt wollte wiederkommen. Die äußerlich ſichtbaren Verletzungen hatte er für wenig erheblich erklärt; über den Schmerz in der Rippengegend hatte er ſich noch nicht ausgeſprochen, ſondern nur verlangt, daß der Patient in unveränderter Lage bleiben ſollte und nicht aus dem Hauſe entfernt würde, wenigſtens ſo lange nicht, bis er ſpät Abends wiedergekommen. Eine luftig und kühlgelegene Kammer, ein reinliches Bett, ſaubere Geräthſchaften ringsum hatten dem Arzt Vertrauen auf eine Pflege eingeflößt, die denn nun, auch er betonte dieſe Zufälligkeit als eine wunderbare, in die Hände deſſelben Mannes hatte kommen ſollen, welchem Waldner die Rettung ſeines Lebens verdankte —! Daß ſpäter Wülfing eingezogen und um ſeine Mitwiſſenſchaft an dem begangenen Verbrechen prozeſſirt worden war, war ebenſo ſtadtbekannt, wie Wülfing's Freiſprechung.

Kopfſchüttelnd trat der Holzhändler in die Gaſtſtube, wie jene Kammer genannt wurde, obſchon die einzigen „Gäſte," die hier hätten erwartet werden können, nur die ſich ſchon im Ausland bewährenden Söhne hätten ſein können, die aber nicht kamen. Hier unter dem Druck gewiſſer nicht zu tilgender Antecedentien des Vaters leben zu müſſen, hätte ſie zu ſehr gedemüthigt.

Eine Lampe war so gestellt, daß sie nicht die Augen des Kranken blendete. Als er eine Suppe hatte nehmen sollen, genoß er sie kaum zur Hälfte. Jetzt lag er mit zusammengefalteten Händen im Bette, die Stirn mit Tüchern umwunden, ruhig ausgestreckt. Nie hatte Wülfing das Opfer Hennenhöfts wiedergesehen seit jenem Schreckenstage, wo er den Eingekerkerten vor'm Hungertode errettet hatte.

Ein erschütternder Augenblick —! Wülfing und sein Weib standen theilnahmsvoll am Lager eines Menschen, dessen Herkunft sie kannten — und den sie, ohne ihn aufklären zu können oder zu wollen, ruhig und ergeben, lächelnd und sogar zu scherzen versuchend, vor sich liegen sahen. Waldner hatte den ehemaligen Jäger, dem Kameraden seines grausamen Nährvaters, die eine Hand dargereicht, während die andere die ihn schmerzende Seite des Körpers hielt.

„Muß mich der Himmel so dafür bestrafen, daß ich Sie nicht früher besuchte, Herr Wülfing! Ich bin zwar erst acht Tage hier, aber mein erster Gang hätte sogleich zu Ihnen sein sollen —! Ich weiß es ja, was ich Ihnen alles zu verdanken habe —!"

Der Mann, dem eine Thräne im Auge stand, bat den Sprecher, sich nicht aufzuregen. Sanft legte er die ihm dargereichte Hand Waldners wieder auf die Decke des Bettes zurück.

Den Lebensretter des ihm so wunderbar wieder zugeführten Jünglings rührte auch der Blick, den er

auf die Geschäftigkeit seiner Frau richtete, die eine Magd, die sie hielten, stündlich erwartete, um die vom Arzt verschriebene Arzenei anfertigen zu lassen, und endlich trotzdem, daß ihr eine Centnerlast auf's Herz gewälzt war und sie kaum zu athmen wagte, selbst darum gehen wollte. Glücklicherweise meldeten sich die von einem Spaziergang heimkehrenden Familienglieder des Holzmessers nebenan und ersetzten die Magd, die „ihren Sonntag" genoß.

Die nächsten Worte konnten nur der Ursache der Verwundung gelten, der Orientirung über die so freundliche Handlungsweise des Präsidenten. Nicht lange auch währte es, so kam ein Wagen vorgefahren und Nesselborn stürzte herein. Die Fanny vom Präsidenten richtete ihre Aufträge vorn im Wohnzimmer aus.

Das Recht, sich Waldners geistigen Vater zu nennen, das Nesselborn früher als einen glänzenden Ehrentitel vor aller Welt zur Schau gestellt hatte, war lange nicht mehr von ihm geübt worden. Selbst die Begrüßung des vom Sterbebett des greisen Vaters zu ihm berufenen Zöglings des letztern war eine ziemlich nüchterne gewesen. Theodor hatte die Verlassenschaft des alten Schulmeisters mitgebracht, die eine geringfügige war; der Besitz der im Seminar für weibliche Erzieherinnen befindlichen Gertrud war schon lange vormundschaftsgerichtlich angelegt. Der erste auf den Ankömmling gerichtete Blick, namentlich Frau

Hedwigs und der Töchter, hatte hingereicht, um ſie zu überzeugen, daß Theodor Waldners Entwickelung höchſtens eine beſcheidene Mittelſtraße wandelte, nicht die Spur einer glänzenden Anlage verrieth und auch äußerlich die Manieren des Torfes mit ſich gebracht hatte, wenn auch Frau Hedwigs erſtes Wort geweſen: „Ei ſieh, ſieh, wie hübſch Du geworden biſt, Theodor!“ Des Kerkerbewohners Haut hatte in der That die alte Weiße behalten. Keine Sonne, ſelbſt nicht die brennende Hitze der Feldarbeit im Juli, die er in Steinthal zur Unterſtützung des Alten und zur „Ausbildung ſeines Körpers“ hatte verrichten müſſen, hatte vermocht, ſeine Haut zu bräunen — ein Beweis gegen gewiſſe Behauptungen über die Bildung der verſchiedengefärbten Menſchenracen. Der bemitleidenswerthe Stoff für ſo manches glänzende Experiment, das die Wiſſenſchaft mit ihm angeſtellt, beſaß noch immer nicht die ſtraffen Muskeln, die abgeſtumpften Nerven, die ſich unſer, früh den Händen der Natur entrückter und unter die Einflüſſe einer „verfeinernden“ Civiliſation gerathender Körper erwirbt. Der Schüler und allmählige Schulgehülfe des alten Rector Neiſelborn hatte etwas Mädchenhaftes, ein braunes zaghaft blickendes Auge, ein immer noch beinahe verſchämtes Lachen. Seine Zähne waren ſo weiß, daß es einen Genuß gewährte, ſie unter den ſchwellenden roſigen Lippen blinken zu ſehen. Sein Wuchs war nur mittel, ſein Gang immer noch nicht

## Zweites Kapitel.

### Schülerschwänke.

Nun durfte auch nicht länger mit der Abreise gesäumt werden. Das geliehene Silber verwandelte sich in Quecksilber und hatte keine Ruhe mehr. Die neuen schönen Thaler wurden auch die Wagenräder, auf welche der Stallknecht die obere Kalesche legte. Rings am Rande des Einspänners wurde ein Bund Stroh ausgelassen, worauf die Brüder ihre Sitze nehmen sollten. An Brod, Schinken und Thränen ließ es Gertrud nicht fehlen. Die Knaben hatten einen Vorrath auf länger als einen Monat. Das Geld lag in einem großen Korbe, in welchem die nothwendigste Wäsche und sonstige Garderobe verpackt war, und einer muß der größern Sicherheit wegen immer auf diesem Korbe sitzen. Ein Umstand, der die Abreise verzögert, war der, daß Töffel schon so lange verreist war. Er mußte auf den Getreidemarkt in die Residenz fahren — jetzt will ich auch ihren Namen nennen: sie hieß Kaputh — und Blasedow hatte keine Lust, ihn abzuwarten. Er überließ den Knaben den Wagen allein und sagte: „Wenn man sich darauf nicht einmal verlassen sollte!“

wie der der meiſten andern Menſchen; eher wie der Gang eines Matroſen, der nach einer Reiſe um die Welt zum erſtenmal wieder feſtes Land betritt. Er hielt die Füße beim Ausſchreiten breit auseinander, was im Uebrigen ihm männlich und kräftig ſtand.

Für Neſſelborn war vor allem der Beweis von Charakter und Kraft, den Waldner heute gegeben, ein überraſchender. Sein ſchmerzbewegtes eigenes Innere war vollkommen in der Stimmung, einmal Flitter und Scheinweſen hinauszuwerfen beim Wägen des wahren Gehalts im Menſchen. Von Unbeſonnenheit, Vorwitz, Misbrauch des dem jungen Gehülfen erwieſenen Vertrauens konnte er nicht ſprechen wollen. Die Nähe Wülfings und der Frau deſſelben war ihm zu beklemmend. Das ganze Lebensräthſel Waldners lag hier in der Stille rings um das kleine Häuschen im Holzhofe ausgeſprochen. Für Neſſelborn und die Seinigen ſtand feſt, daß die Wülfings in die Geſchichte des Findlings mehr verwickelt waren, als die Gerichte hatten herausbringen können. Doch jetzt davon Andeutungen zu geben, in dieſer betrübenden Situation, würde ungeziemend geweſen ſein. Nur das war ihm peinlich, dem Gebot des Arztes folgen und Waldnern auf dem Holzhofe laſſen zu ſollen. Ein Erziehungsinſtitut iſt wie ein Kloſter; was ein unliebſames Aufſehen erregen könnte, läßt man lieber innerhalb der Ringmauern deſſelben erſterben. Das überbrachte Weißzeug der Regierungspräſidentin war eine wohlthuende Aufmerk-

samkeit, erwies sich aber, gegenüber den gefüllten Leinwandschränken der sorgsamen Hausfrau, die jetzt um den Kranken waltete, als überflüssig. Doch entließ man die Dienerin Fanny ohne Rückgabe des von ihr Ueberbrachten und dankte verbindlichst.

Der Kranke lächelte zu Nesselborns Erzählung über die Lichtenhayner Vorfälle. Aber ein Schütteln mit dem Kopf war die ganze Widerlegung, deren ihm die Irrthümer der Darstellung werth erschienen. Als ihm Nesselborn in die Berichtigungen, die Waldner mit schwacher Stimme gab, hineinsprach und sein „Wozu aber auch?" „Wozu war das nöthig?" zu oft anbrachte, schwieg der Kranke, suchte sich auf die andere Seite zu wenden und kehrte dem verdrießlichen Inquirenten den Rücken.

„Herr Direktor," sagte Wülfing, „lassen Sie ihm Ruhe! Nehmen Sie mir nicht übel, das kann Einen ärgern, wenn man das, wofür man gelitten hat, für überflüssig erklärt bekommt! Nun gar von Einem, für dessen Ehre und Reputation sich vielleicht der junge Mann seine Knochen hat zerschlagen lassen!"

„Herr Direktor," fiel Frau Auguste ein, „das ist leider stadtbekannt, wie Ihre Schüler wild sein können und verwegen! Ziehen die Kleinen hier mit Trommeln und in Turnerjacken vorüber, so rennen die Leute an die Fenster und denken, der Franzos ist im Land —!"

Zum Lachen hätte hier Keinem zu Muthe sein

ſollen. Waldner aber lächelte. Freilich war ſein Lächeln ein bittres. Es enthielt eine Kritik der Erziehungsweiſe ſeines „Vaters.“

Neſſelborn, der ſich am Bett niedergelaſſen hatte und bei Darreichung von Erfriſchungen, die Frau Auguſte auf einen Tiſch geſtellt hatte, behülflich ſein wollte, hatte dies Lächeln bemerkt und nahm davon Veranlaſſung zu ſagen:

„Es ſoll mich freuen, wenn ſich Deine Urtheilskraft entwickelt hat! Gut war's, daß Dir der allzuſehr erweiterte Horizont, in den man Dein lichtſcheues Auge ſchon hatte blicken laſſen, durch die Verpflanzung nach Steinthal verengert wurde —! Dem Blinden, dem man den Staar geſtochen, verurſacht das erſte Wiederſehenkönnen Schmerz. Ich lernte verſtehen, daß Du Dich in Deine Grabeshöhle, aus der Dich dieſer — edle Mann“ — das Wort ſtockte Neſſelborn im Munde — „befreite, wieder zurückſehnteſt. Gieb nun aber auch drum die Liebe nicht auf —! Zeige Dich nicht erbittert auf Menſchen, von denen Du vielleicht Anderes erwarteteſt —! Richte nicht, urtheile nicht allzuſchnell —! Selbſt die Wahrheit hat nicht immer ihre paſſende Stunde. Das wirſt Du noch oft genug im Leben erkennen lernen.“

Waldner antwortete nicht, ſondern ließ nur ſeine großen braunen Augen auf dem Sprecher ruhen, der die ſeinigen hatte niederſchlagen müſſen vor dem Blick des Jünglings.

Wülfings riethen, den vor Schmerzen nur kurz Athmenden jetzt ruhen zu lassen bis zur Wiederkehr des Arztes. Sie versprachen die gewissenhafteste Pflege und Obhut. Die Frage des Direktors, ob denn auch Waldner wüßte, wem er die freundliche Aufnahme in den Nachen verdankte, unterbrachen sie mit Winken, die der Entschlummernde nicht sah. Ihr Kopfschütteln verrieth, daß darüber noch keine Erörterung stattgefunden hätte. Nesselborn ging, ohne von Waldnern lauten Abschied genommen zu haben. Doch war dieser nicht in Schlaf verfallen. Nur zu träumen schien er und abwesend zu sein. Nesselborn entfernte sich auf den Zehen, leise flüsternd, er würde morgen wieder kommen.

Das Fieber des Jünglings schien sich zu vermehren. Ab und zu sprach er einzelne Worte, lachte, deutete dann wieder Furcht an, wies Personen fort, die er zu sehen glaubte, und verlangte, so oft er zur Besinnung zurückkam, zu trinken. Deutlich konnte man die Namen Gertrud und Mechtild unterscheiden, die in den abgerissenen Reden vorkamen. Selbst „der Mann," das Grauengespenst seines ehemaligen Wächters, tauchte ihm wieder wie aus der Unterwelt auf und sogar die „Rößli" wurden erwähnt, mit denen er gespielt hatte in seinem langjährigen Kerker, im Grabe der glücklichsten Zeit im Menschenleben, des holden Blüthentraums der ersten Kindheit. Dann lehrte er wieder die Fibelschützen im Dorf und nannte

Einige bei Namen. Auch der Name des Lehrers Bechtold kam vor.

Der zurückgekehrte Arzt fand diese Erscheinungen normal. Mit den Umschlägen, namentlich an jener schmerzhaften Stelle an den kurzen Rippen, rieth er fortzufahren. Bei jedem Druck darauf stieß der Leidende einen Schmerzensruf aus. Eine Veränderung des Bettes, der Pflege, des Aufenthalts sollte nicht stattfinden.

Als der Arzt gegangen war, verbrachten die Wülfings einige drückende, für ihr Gemüth tiefschmerzliche Stunden im Nebenzimmer, wo eine Lampe brannte. Die Thür zum Krankenzimmer war angelehnt. Das Sprechen der Wächter konnte nur ein Flüstern sein. Die Magd, die endlich gekommen war, sollte einige Stunden schlafen, dann Frau Augusten im Wachen unterstützen.

Allein wollte die wohlmeinende Frau Niemanden bei ihrem Pfleglinge lassen, auch einen jungen Mann nicht, der noch in spätester Stunde aus dem Nesselhorn'schen Institut kam, den Träger jenes Namens, der im Fiebertraum auf den Lippen des Schläfers ruhte, Bechtold. Es war ein Unterlehrer in Nesselhorns Anstalt. Aus freien Stücken war er gekommen und durfte nicht lange bleiben. Liebevoll blickte er auf den ihm erst seit einigen Tagen Befreundeten, streichelte seine Stirn und entfernte sich mit dem Versprechen, morgen wiederzukommen und

jede ihm nur irgend freie Stunde am Lager des Kranken zuzubringen.

„Das ist doch alles recht wie Gottes Finger —!“ sagte, als das Ehepaar allein war, endlich der ehemalige Jäger, der sich seit fünf Jahren seinen Bart nicht mehr hatte stehen lassen, rings aber noch im Zimmer die Erinnerungen an seinen alten Stand an den Wänden hängen hatte und nichts verrosten ließ. Hier draußen war es einsam. Die Hunde von Steinthal waren nicht mitgekommen. Die neuen bellten des Nachts fast zu viel. Jede herumschleichende Katze veranlaßte ein nicht endenwollendes Halloh. Der Fluß lag dunkel und flutbete unhörbar.

„Ja, wie Gottesfinger —!“ wiederholte Wülfings Frau. Die alte Wanduhr hob dabei zum Schlag der eilften Stunde aus. Die fast kinderlos zu nennenden Eltern saßen wieder wie so oft im Walde und erleichterten sich von den Lasten, die ihr Gemüth drückten.

„Es wird kommen, wie die Schrift sagt: Das letzte wird noch ärger werden, als das Erste —!“ fuhr die fleißige Besucherin der Zwölf-Apostel-Kirche fort und langte nach der Bibel.

„Ich habe schon gedacht,“ meinte Wülfing, doch erst nach einer Weile, „ob es uns recht sein soll, daß der Präsident auf den Einfall gekommen und ihn zu uns brachte —! Hat man uns angeschuldigt, wir hätten die Hand im Spiele gehabt, den Sohn des Grafen

Wildenschwert aus der Welt zu schaffen, so könnten wir jetzt, so dürfte Einer glauben, vielleicht nachholen wollen, was wir versäumten —! Wenn ihm nur nichts bei uns geschieht —!"

„Laß die Menschen denken —!"

„Der Baron möchte schwerlich wünschen, daß seinen Junkern noch einmal das Vermögen wieder aus der Hand genommen wird und noch einmal alles an den Grafen oder — den da zurückfällt —"

„Das wäre schrecklich — Eher —"

„Eher —?"

Eine beklemmende Pause trat ein. Wülfing brauchte Zeit, sich von dem Gedanken zu befreien, der ihm, wie seiner Frau, durch den Kopf schoß: Eher läßt Baron Fernau den Findling aus der Welt schaffen —

„Neulich begegnete ich ihm —" begann wieder Wülfing. Die Frau verstand, daß nur Otto von Fernau, Jadwiga's Gemahl, gemeint war.

„Sprach er von ihm —" fragte sie.

Auch da wußte Wülfing, daß nur Theodor Waldner gemeint sein konnte.

„Dazu ist er zu stolz —"

„Er mag es wohl nicht wissen —"

„Fast glaub' ich's —"

„Sie ist dafür zu stolz —! Ich möchte beschwören, sie hat mit ihm noch kein Wort drüber geredet —"

In dieser Vermuthung lag die Andeutung eines überwältigend grauenvollen Verhältnisses. Beide Leute, geringer Herkunft, faßten es nach einer gewissen Großartigkeit sogar. Sie liebten, bemitleideten und bewunderten Frau Jadwiga.

Ab und zu noch in solchen und ähnlichen abgerissenen Sätzen erleichterte das Ehepaar sein Herz. Aber nur leise kamen ihre Worte über die Lippen, unterbrochen wurden sie von Seufzern, die sich ihrer bangen Brust entrangen, von angstvoll scheuen Blicken, Horchen nach dem Schlummernden nebenan, an dessen schweren Athemzügen der Schmerz erkennbar wurde, den ihm die Erweiterung der Brusthöhle beim unwillkürlich tiefen Athemholen verursachte. Dabei rühmten sie sich nicht ihrer Treue und Ausdauer, der maßen sich freilich derselben auch für den Fall nicht, daß sie noch länger auf die Probe gestellt werden sollte. Aber sie klagten auch nicht über das, was sie an Ehre und Achtung vor der Welt verloren hatten. Die Lage, in die sie die eigene Schuld und zugleich die heroischste Standhaftigkeit im Bezeugen ihres Dankes für die Wohlthaten der ehemaligen Gräfin gestürzt hatte, war ihr Lebensloos und für ewig gezogen. Ihre eigenen Kinder hatten sich daran gewöhnen müssen. Sie hatten erkannt, daß ihnen darum deren Liebe nicht mangelte. Diese Kinder hatten Kenntnisse und Talente. Daß sie diese im Auslande verwertheten, war der Eltern eigener Wille. Die Söhne schrieben

selten, immer aber liebevoll. Der Unterstützung bedurften sie nicht; auch die Eltern nicht der ihrigen. Ein für allemal hatten sie von Frau Ludwiga Versprechungen erhalten, die erfüllt wurden. Der Schnellrenker in Steinthal zahlte ihnen ihre Pensionen und hatte Befehl, ihnen bei Holzankäufen die billigsten Preise zu stellen. Wer sich darüber verwunderte, dem nannte der Oberinspector, noch ehe der Ausdruck der Verwunderung geendigt hatte, nicht anders antworten als: „Die Herrschaft ist gnädig! Es soll um ihretwillen Niemand leiden —!"

Als Wülfing lange geschwiegen hatte, die Uhr schon zwölf schlug, die Magd geweckt werden sollte, um ihn im Wachen abzulösen, sagte sein Weib zu ihm:

„Laß nur nicht böse Gedanken —!"

Darauf sah sie Wülfing groß an und schüttelte den Kopf.

„Der Herr wird alles wohl machen —" vertröstete sie.

„Aber wie Du sagtest: Das Letzte wird ärger werden, als der Anfang —!"

Mit diesem Wort ging er zur Ruh.

Sein Weib ließ noch der Magd eine Stunde Schlummer. Gewiß waren es arge Gedanken, die durch ihr Herz fuhren — verführerische — Höllengedanken. Sie wußte, den Hermann's, denen sie gedient hatten, zum mindesten der Gräfin, konnte am Leben des Kranken nebenan so gut wie nichts gelegen

ſein, eher alles daran, daß er nicht exiſtirte. Hennenhöft hatte ihn nach Amerika bringen, zum mindeſten das bei Paris auf einem Dorfe geborne Kind einem Auswandererſchiff übergeben ſollen. Es ſterben ſo viel Kinder Terer, die in den neuen Welttheil hinüberziehen, um ein neues Glück zu ſuchen —! Eine Weberfamilie nimmt den Knaben mit —! hatte Hennenhöft geſchrieben. An Geld hatte es die Kammerfrau der Gräfin Wildenſchwert, Auguſte Widmann, nicht fehlen laſſen. Damals ſeit einem Vierteljahr verheirathet an den Leibjäger und Courier der hin- und herreiſenden Gräfin, ſchickte ſie, was Hennenhöft begehrte. Und doch erwachte in dem zum Unglück in's Vertrauen gezogenen Böſewicht, der auf der Bahn des Verbrechens nur einige Zeit wie ſtutzig geworden war und keineswegs reuig, der unſelige Gedanke, ſich für ſpätere Zeit eine Zwickmühle offen zu halten. Erſt galt es, zu verbergen, daß die nach Amerika auswandernde Weberfamilie nicht vorhanden und das für ſie beſtimmte Nähr- und Pflegegeld in ſeine Taſche gewandert war. Schon im Havre that er das Seinige, den Pflegling ohne Blutvergießen zu ermorden. Schlechte Nahrung und Pflege ſind für ein neugeboren Kind der Tod. Daß er keine würgende Schlinge wand, nicht mit entſchloſſenem Griff dem Kind die Kehle zudrückte, war die Folge des Gefühls der Unſicherheit auf fremdem Boden und, wie die Briefe bewieſen, die Wülfing verbrannt

Gertrud meinte nur, ſie würden Töffeln, der Wagen und Pferd wieder zurückbringen ſollte, verfehlen. „Ach, verfehlen!“ äffte ſie Blaſedow und erntete dafür eine Grobheit, aber auch ſeinen Zweck. Die Kinder ſollten ſich ſelbſt fahren und in der Ausſpannung den Wagen an Töffeln abgeben. Sie verſprachen dies treulich. Sie waren ſo übervoll von ihrem Glücke, daß Gertrud kaum noch deren Hunger, dafür aber deſto mehr ihr eignes Schluchzen zu ſtillen hatte. Sie ſollten nun wirklich in die Welt hinaus. Blaſedow war ſtolz darauf, aber ſchweigſam und verſchloſſen wie ein Held vor der Schlacht.

Es war ein friſcher Herbſtmorgen, als die Söhne reiſen ſollten. Der Nebel ſtritt mit der Sonne um den Vorrang und die Siegesblicke der Letztern zeigten die nach langem Regen faſt ſchon entblätterten oder doch in's Gelbe verfärbten Bäume. Die Jungen mußten eben noch ein Bund Stroh mitnehmen, um ſich hineinzuwühlen. Gertrud packte und ſchnallte an der alten Kaleſche und an dem ſchwachen Verlaß, den ſie auf alle vier hätte. Blaſedow ließ ſich nicht ſehen. War er noch oben oder ſchon ſo früh ausgegangen? Sein Zimmer fand man verſchloſſen; aber der Fenſtervorhang bewegte ſich, ohne daß es vom Winde ſein konnte, mehrere Male. Gertruds Zuſtand war ein Bitterſalz, eine Miſchung ſalziger Abſchiedsthränen und bittrer Vorwürfe auf einen Vater, der ſich ſeiner Kinder ſo wenig erbarme, daß er ihnen nicht noch den Segen mit auf den Weg gebe. „Mütter,“ ſagte ſie, „haben doch immer nur den Schmerz allein. Werden die Kinder groß, ſo verwandelt ſich Alles, was ſie thun, in neue Geburtsſtunden. Wer ſie einmal unterm Herzen getragen hat, der wird an dem Fleck auch nie wieder geſund.“

hatte, der Furcht vor einer gutmüthigen Dirne, die seine Genossin geworden war im wilden Hafenleben und unter den Auswanderern, die so manchen Aussatz zurücklassen, ehe sie ihre Hoffnungs- und Todtenschiffe besteigen. Geistig und physisch Kranke lassen sie zurück, Unvermögende, denen die letzten fünf Franken am Ueberfahrtsgeld fehlen und die drüben nicht Sklavendienste übernehmen wollen für den Vorschuß, den ihnen ein menschenfreundlicher, liebevoll lächelnder Spitzbube von Agent anbietet. Dolmetscher gesellen sich den hin- und hertaumelnden Landsleuten, Dolmetscher, die das Deutsch der Berge verstehen, das gemüthlich trauliche Deutsch auf Du und Du, nicht jenes Deutsch der Thäler, das auch allenfalls ein Franzose erlernt. So bildet sich in diesen Seestädten eine deutsche Bevölkerung, wo sich Hennenhöft behauptete, sich an eine verwilderte aus Schwaben gebürtige Sirene anschloß, die ein Gewerbe daraus machte, den Auswanderern in den Schenken noch einmal die letzten Jodler und Schnaderhüpferln von den grünen Alpen her vorzusingen und ihnen dafür die Reiselage, die sie schon um den Leib schnürten, noch einmal zu lüpfen und zu erleichtern. Das Philomenerl (Philomena hieß der hochstolzirende Taufname des römischen Kalenders, der so oft, wie die vornehmsten Prinzessinnennamen der byzantinischen Welt, Agathe, Helene, Eudoxia, Anastasia hinausgeworfen wird auf die vaterländische Dorfjugend, hier auf eine

— Philomele der Bierhäuſer an der obern Donau) das Philomenerl war eine Kindsfreſſerin — nämlich vor Liebe. Ein Buſſerl vom reinen keuſchen Munde des kleinen Engels, den ſie wartete und pflegte neben ihrem Geſangs- und Harfenhandwerk, ging ihr über alles. Ihr Augapfel war's geworden, den ſie hütete und dem ſie den Reſt von reiner Liebe ſchenkte, der ſich zuweilen noch im unreinſten Gefäß vorfindet, im übernacht ſchmutzig gewordenen Glaſe eine Neige edeln Weins. Aber bald hauchte das Philomenerl ihr Leben aus. Philomelenthum im Tabaksqualm und bis zur frühen Morgenſtunde unter Nachhülfe von Punſch und Grog, um die Lungen zu erfriſchen, untergräbt. Die ſchon aus Schwaben mitgebrachten Roſen der Schwindſucht hatte man lange nicht in den Schenken des Havre ſehen können, die Wangenſchminke bedeckte ſie. Aber die Dornen zeigten ſich am frühen Morgen, wenn die „Sängerin" ſchlafen wollte und ihr der Huſten die Bruſt zerſägte. Eines Zimmermanns Tochter war ſie, der als Schiffbauer nach dem „letzten Blick" der Europamüden gekommen war und ſich, wie der Germane in der Fremde zu thun pflegt, allda „zu Tod ſoff." Nun correſpondirte Hennenhöft, Hafenbummler und Auswanderungsberather geworden, mit der Heimath und wollte einen ruhigern Poſten und bekam ihn und ſogar einen, der ſeinem alten Gewerbe gemäß. Seltſame Vorſätze zum Guten, die ein Verbrechen durch Verbrechen gut machen

wollten, begleiteten ihn —! Vor allem durfte der bei Paris geborne Sohn einer Reisenden, die, wie man im Wirthshause ein Stück seiner Garderobe vergißt, so einst ein Kind hatte liegen lassen, nicht am Leben sein für diese alte Welt in Deutschland und die, die dort einen solchen Ruheposten zu vergeben hatten. Die frühere Lüge, die es verschwiegen, daß der Knabe noch lebte, lebte, weil eine Philomena Halbbauer vom Schwarzwald, eine immer wie eine Fee geputzte Sängerin, ihn mütterlich geliebt hatte und ihm im Sterben noch die Hände zusammenlegte, daß er für sie beten sollte zur Mutter Gottes und den vierzehn Nothhelfern, die ihre und des auch ursprünglich katholisch getauften kleinen Etienne Gottheiten waren, sie mußte durchgeführt werden und dazu gab ihm den Muth das andere Lebensweisheitswort: Wer weiß, wann aller Tage Abend —! So kam Hennenhöft in die Waldmeisterei. Erst besah er sich alles, wie es dort ausschaute und blieb noch nicht. Dann kam er wieder. Und auch da blieb er noch nicht. Endlich aber, ganz gegen seines Nachbars, des Försters, Erwarten und ohne dessen Beistand, war er einmal im Walde da und eines Morgens installirt, man wußte nicht, wie. Philomenetis Bild und die Ermüdung vom täglichen und nächtlichen Anhören des Juchhei Amerika! das auch heute noch ohne die Kurfürsten von Hessen unter Thränen gejubelt werden kann, schien lange in seinem Innern

nachzuwirken. Die ermüdeten alten Banditen der Abruzzen haben Talent zu frommen Eremiten; die Räuber der Pußten, der polizeilichen Hetzjagd müde, ergreifen zuletzt selbst den Stock des Büttels oder hüten Nachts als Wächter die Törfer, die sie sonst ausplünderten. Viel vermag im Menschen auch die Ehre, Andern befehlen zu dürfen! Dann thut man das Gute nicht aus sich, sondern aus der Beobachtung Anderer und aus der Mahnung zum Guten für Andre. In Hennenhöfts Schreibereien hatten sich, als sie Wülfing vor'm Verbrennen noch einmal durchgelesen, sogar Andeutungen gefunden, daß sich der Waldmeister für einen edel gewordenen Menschen hielt, der Andern eine große Wohlthat erwies durch seine Benutzung eines alten unterirdischen Gemäuers zu einer That, die ihm respektabel erschien. Daß er diese mit Milde geübt, zeigte die Sehnsucht des Findlings nach „dem Mann," das Uebermaß der Anwendungen von Opium, das er im Anfang seines Frevels massenhaft wahrscheinlich aus Schiffsapotheken mitgebracht hatte, in Dosen, die den bethlehemitischen Kindermord des Herodes in aller Stille hätten vollziehen können, ohne Schwert und ohne Blut. Das Opium hatte die Langeweile zum Genuß machen sollen, die Trägheit der Zeit beflügeln, die Hantierungen des Wärters um den Schlummernden her, vor allem die Reinigung des Kerkers verdecken. Jene Marlene, die Maurertochter, und die Kuppelhexe, ihre Mutter, wurden für ihn

Abirrungen der Magnetnadel, die ſchon lange auf Entſagung gezeigt hatte. Sie weckten ihm wieder Erinnerungen an „den Havre," an Geigen und Klarinetten, jenes qualmige Licht, das durch den wirbelnden Tielenſtaub der Tanzböden, durch die Stickluft der Eſtaminets ſeinen Durchgang ſucht. Wülfing hatte Zettel der Marlene gefunden mit Verheißungen, wie ſie einſt aus dem Munde des Philomenerl gekommen ſein mochten. Auch Spuren fanden ſich, daß Hennenhöft am Scheidewege ſtand, wo er nicht wußte: Hältſt Du Dein gegebenes Wort und ſetzeſt Dein Opfer irgendwo, nach nächtlicher Fahrt, während es betäubt von Opium in einem mit Holz bedeckten Wagen ſchlummert, in einer Stadt am Thore aus? Oder: Giebſt Du ihn als noch lebend den Fernaus an? Oder: Enthüllſt Du alles dem Grafen Wildenſchwert — unter Bedingungen, die Dich reich und ſtraffrei machen müßten —? Daß Graf Wildenſchwert in weiter Ferne verweilte, entrückt allen Vorgängen Europas, hinderte die Entſcheidung für die beiden erſten Unternehmungen und alle drei blieben ſtecken in dem Gedanken an die Strafe, die ihn bei Allerem würde getroffen haben. Die Spuren von dieſen Vorgängen im Leben des nun ſchon vor den ewigen Richter Geſtellten waren getilgt. Das aber ſtand nicht minder feſt bei Wülfings, ſie, die die Schandthat Hennenhöfts anders empfunden hatten, als die Welt, konnten wohl den Jüngling, den ihnen

jetzt der Zufall in die Hände spielte, bemitleiden, aber — von Herzen lieben konnten sie ihn nicht.

Warum sie ihn nicht lieben konnten, das sagte der Ausbruch gehässiger Anspielungen, die den rückkehrenden Nesselborn aus dem Munde seines Weibes empfingen.

„Nun das ist ja eine saubere Herberge für ihn —!“ rief diese aus. „Da ist er ja wie in das bekannte polnische Wirthshaus gerathen —! Oder wo spielt die Geschichte, die ich immer in meiner Jugend für eine Beleidigung meiner Eltern gehalten habe, wenn sie Einer erzählte? Die Wanderer bekamen immer die Streu gemacht an einer Stelle, wo sich Nachts aus der Decke ein mit Steinen beschwerter Pfahl herunterließ, der sie im Schlaf erschlug —!“

Nesselborn hörte nicht auf diese Reden. Er aß den ihm aufbewahrten Nachtimbiß für sich allein. Im Grunde war das keine Ausnahme von der Regel. Saß er auch im Speisesaal an der langen Tafel mit den Pensionären und betete dem Mahle vor und aß scheinbar ebenfalls, so aß er doch nur wenig und konnte davon nicht satt werden. Ein Lehrer hatte einmal behauptet, er äße schon deßhalb vorher und veranlaßte sich Mangel an Appetit, um auch die Anderen, namentlich die Lehrer, zu zwingen, sich zu schämen über das allzureiche Vorhandensein des ihrigen. Diesem Verläumder war er damals mit schäumendem Zorn gegenübergetreten. Allerdings aß

er nur wenig und aß ſpäter noch Einmal mit ſeiner Familie, aber er hielt nur deßhalb die Scheinmahlzeit ſo ſpärlich, weil ihm der Reiz zum Eſſen fehlen mußte bei einem Akt der Beaufſichtigung der Zöglinge, dem Belauſchen ihrer Geſprächsäußerungen, ihrer Manieren beim Eſſen und ähnlichen Ausübungen des Erzieheramts. Daß in ſeine Haltung eine Unwahrheit kam durch dieſen Schein und die denſelben offen aufdeckende entgegengeſetzte Wirklichkeit, fühlte er von je und heute ſtand ſie ihm im Zuſammenhang mit ſeinem ganzen Lehrerwirken.

Die Zöglinge waren zur Ruhe. Die Töchter kamen ihm nicht in den Weg. Sie hatten Licht in ihren Zimmern, deren Thür verriegelt blieb. Ein Erziehungshaus geſtattet keine Ausbrüche häuslicher Verſtimmungen. Alles, was Scene war, mußte vermieden werden, ſonſt hatte man Zuhörer auf allen Treppenſtufen. Die Mutter war eine Wahrerin dieſer Regel, feſt und ſtreng, wie Minerva, die ſich des Medusenſchildes bedient. Auch ſie hielt dieſen empor und jede Rede verſtummte, jede Gebehrde verſteinerte. Das iſt ein Druck in einer Familie, wo die tiefſten Schmerzen, die auf dem Herzen laſten, ſich nur — geflüſtert ausſchreien können —! Und „Geh unter die Komödianten!“ konnte Frau Hedwig zu Neſſelborn ſagen, wenn der verzweifelnde Mann, der nicht reden, nicht ſchreien ſollte, ſich nur einfach mit Geſtikulationen das Haar zerzauſte, mit den

Händen gegen den Himmel wies oder zuletzt die Handfläche an den Boden hielt, zum stummen Zeichen, daß er sagen wollte: Da unten, da unten einst im Grabe wird Ruhe sein —! „O," hatte er einst bei solchem Pantomimenspiel mit heiserer Stimme geflüstert: „o, Pestalozzi hatte ein heldenmüthig, aufopferungsfreudiges Weib! Sie nahm den Mann, der ein armer gescheiterter Theologe und häßlich wie die Nacht war —! Nicht immer war auch sie mit ihm auf gleichen Accord gestimmt! Sie zankten sich und die ganze Lehrer- und Schülerwelt wurde Zeuge ihrer Leidenschaften! Aber sie versöhnten sich auch wieder. Alle sahen den Streit und alle sahen den Frieden —!" „Ja, sie konnten sich gehen lassen!" fiel Frau Hedwig dann wol ein. „Kein Schulrath guckte ihnen in die Fenster, keine Verläumdung lauschte an den Thüren und brachte alles sozusagen in die Zeitungen! Und dann, Männchen," setzte die „charmante" Frau hinzu, „ei, Du wirst Dich doch nicht mit dem wüsten Schweizer vergleichen? Bist ja ein bildschöner Mann —!"

Sie scherzt auch jetzt und spottet des Regierungs-Präsidenten. Alles sieht sie im besten Licht, denkt an keine gesteigerte Feindschaft des Künstlers, an keine Verschlimmerung ihrer Lage durch den Vorfall im Lichtenhayner Wirthsgarten. Sie schöpft aus einem Briefe, den Stauptner geschrieben hatte (Frau und Töchter hatten ihn sogleich geöffnet) die schönsten Hoffnungen. Dieser Brief lautete:

„Es thut mir leid, altes Haus, daß ich Dir Kosten verursache. Ich war gestern Abend im ärztlichen Verein und so übler Laune, daß ich mich auf Principienreiterei einließ, die sonst meine Sache nicht ist. Man rief den Collegen Hochstätter ab, um einen Verwundeten zu untersuchen — Theodor Waldner —! Ihr macht schöne Streiche —! Das wird das Ende vom Liede sein! Deine Töchter müssen aus dem Hause —"

„Nun —?" unterbrach sich Nesselborn und sah die Mutter mit Augen an, wie gerechtfertigt.

„Bah!" antwortete diese. „Lies weiter —!"

„Als Arzt Deiner Anstalt aufgezogen und während unseres ganzen gemeinschaftlichen Mahls (nach dem Fernau'schen Diner hatte ich keinen Appetit) gefoppt mit Holzhöfen, Holzwegen, Holzereien und ähnlichem Spott, kam der Oberlandesphysikus auf ein Apropos von den Rückenlehnen der Schulbänke und der Breite der Schultische. Der Magistrat hat ein Gutachten vom Oberlandesphysikus verlangt, ob die Stadtschulen- und Gymnasienbänke mit oder ohne Lehnen und von wieviel Zoll Breite die Tische sein müßten. Da ich hörte, daß sich das Collegium, in gebeimer Berücksichtigung des Systems der Sparsamkeit bei unsern Stadtvätern, für Bänke ohne Lehnen und Tische, wo ein Kind beim Schreiben nicht den Ellnbogen auflegen kann, ausgesprochen hatte, so sammelten sich alle meine verdrießlichen Stimmungen über Dich, Deine Töchter, Dein ganzes Haus —"

„Mich wagt er nicht zu nennen —" unterbrach die unerschütterliche Hausfrau.

„In einem Zornausbruch über die Bänke ohne Lehnen und die schmalen Tische! Ich donnerte, (die Wuth kam anderswo her) ich würde eine Schrift herausgeben über die Thierquälerei, Kinder im zartesten Entwickelungsalter zu zwingen, fortwährend mit gekrümmtem Rücken zu sitzen oder ihnen zuzumuthen, auf Rechnen und biblische Geschichte Acht haben zu sollen und dabei mit den Nerven ihrer Spina dorsi in Conflikt zu liegen! Und da Du nun in Deinen sämmtlichen Klassen auch keine Lehnen hast und die Tische viel zu schmal sind, so kann ich Dir nicht anders helfen, als, Du mußt alles ändern. Ich bestehe jetzt darauf und muß mich in den Zeitungen, wo ich gegen die Magistratsschulen streiten werde, auf meine Praxis berufen können. Zum Glück hat Dein Unglück es gewollt, daß Du einem Holzhändler verpflichtet bist —"

Frau Hedwig kicherte wohlgemuth über diesen noch immer in der Welt vorhandenen Humor. Nur „Eine schöne Ausgabe wird das —!" setzte sie hinzu.

„Damit Dir aber nicht einige Deiner Klassen geschlossen werden oder Deine Menschendreßieranstalt ganz in Miscredit kommt (um den „Charakter" als Professor bist Du für's Erste) so treibe morgen schon um sechs Uhr Deine Töchter aus den Federn, laß sie eine elegante Toilette machen und schicke sie vor acht Uhr

Nun war dies aber ruhmredneriſche Verleumdung. Blaſedow, der oben hinter der Gardine Alles hörte und eben zu ſehen war, weil er einmal die Gardine ergriff, um ſich ſein Auge zu trocknen, was Gertrud auch veranlaßte, den Abſchied zu beſchleunigen (nicht der Thränen, ſondern der Gardine wegen), ich ſage, Blaſedow ſagte und zwar ſich ſelbſt: „Sie iſt nur eine halbe Hekuba. Nach Siebenbürgen hin iſt immer der eine Herzlayren gerichtet.“ Er, ein ganzer Priamus dagegen, hatte nicht den Muth, von den Kindern Abſchied zu nehmen. Ihm würde das Herz gebrochen ſein. Aber die Jungen waren im Anzuge. Der Schlachtenmaler klatſchte mit der Peitſche. Blaſedow verhielt ſich ganz ſtill und ſo fuhr denn die Karavane auf und davon.

Lebe wohl, Blaſedow! Auch die Muſe vermag dich nicht zu tröſten! Was du begonnen, muß ſie vollenden! Lebe wohl, alter Murrkorf: übe Geduld! denn es wird lange währen, ehe du die Narben der Zweige, welche das Schickſal von dir abgeſchnitten, verſchmerzen wirſt! Der Winter iſt vor der Thür. Kehre unter deinen Büchern zu dem Umgang alter Weisheit zurück und denke, du haſt Samen ausgeſtreut, daß er ihr ähnlich werde! Das Uebrige ſteht nun in Gottes Hand.

Die vier Dichter- und Künſtler-Embryone benutzten die erſten Strahlen einer Mündigkeit, die für ſie mit den letzten Hecken des Dorfes anfing, um die eßbaren Reiſevorräthe zu unterſuchen. Schlachtenmaler nahm zuvörderſt die zehn Thaler und ſteckte ſie, da ſie, wie er ſagte, dem Pferde zu viel zu ziehen gäben und den Wagen nur ſchwerer machten, in die Taſche. Dann zwang er dem ſatiriſchen Schriftſteller die Peitſche auf, indem er ihn daran erinnerte, daß, wenn der Vater ſo oft geſagt hätte, er müßte eine Geißel der Menſch-

zu mir — verſtanden zu mir — quoique garçon —? Noch ſchwört Bögendorf auf meine Tugend; denn mein Definitivum über Theophania iſt noch nicht abgegeben. Vielleicht gelingt mir's, noch den Sturm zu beſchwören."

Neſſelborn begriff nicht — die Mutter bezog ſich auf die gewiß nicht vergebens geweſenen Bitten der Töchter, auf den glücklichen Zufall des Zuſammentreffens mit Bögendorf und dem Fürſten beim Diner — im Uebrigen hatte ſie nur Eines aus Staudtners Brief aufgegriffen, die Forderung einer eleganten Toilette. Sofort ging ſie durch eine Seitenthür zu den eingeſchloſſenen Töchtern, um mit ihnen zu berathen, welches ihrer Garderobenſtücke ſich zur Erfüllung dieſer ſeltſamen, von Staudtner geſtellten Bedingung am beſten eignen würde.

## Achtzehntes Kapitel.

Gegen acht Uhr saß Fürst Dmitri Porphyrogenitus noch im Schlafrock, rauchte aus einer kleinen zierlich gewundenen Korallenpfeife türkischen Tabak und correspondirte an seine Gemalin, eine geborne Prinzessin Capodimonte. Diese wohnte im Sommer auf ihrer Villa, genannt Villa Mirabilis, nahe bei Bukarest.

Nur wenige Stunden hatte der Wallache geschlafen. Der heiterste Traum hatte ihn bis jetzt umfangen gehalten, ein Traum, wie man ihn nur träumt, wenn man von einem köstlichen Diner noch in die Oper fährt und sogar nach der Oper noch mit einigen Freunden eine Dame vom Ballet besucht, die eine Freundin eines dieser Freunde war und Berühmtheit genug besaß, um ein schnell angesagtes Souper förmlich wie ein Tischleindeckdich! aus dem Boden steigen zu lassen. Das „Kaltstellen" einiger Flaschen Champagner, das Bestellen von fünf Couverts à zwei Thaler bei einem Restaurant in der Nähe ihrer glänzenden Wohnung, das machte diese reizende Sylphide,

wenn ihr auf der Bühne auch erst zwischen den Coulissen ein Billet überbracht wurde, während des Spiels oder wenigstens im Zwischenakt ab, nachdem sie etwa (sie war allerdings nur Koryphäe, nicht Solotänzerin) als Amazone, rauschend in rother Atlastunika mit drüber geschnalltem Brustharnisch von schillerndem Goldflitter, den goldnen Pappheim auf dem schönen Haupt mit den langen schwarzen Locken, in ihre Garderobe rennen mußte, um sich für den nächsten Akt in eine Metamorphose zu werfen, etwa als ruhelose Willis oder unerlöste Seele einer Tänzerin, die im Chor einer Schaar verlorner Bal-Mabille-Habitués im blauen Mondenlicht mit Schattentanz als No. 5. oder 6. in der Suite mitzuwirken hat.

Fürst Porphyrogenitus war erst nach zwei Uhr in der Nacht zu Bett gekommen. Schon um sieben Uhr wurde er von Jemand, der ein Mitglied dieser Compagnie joyeuse gewesen war, geweckt, einem Botschaftsrath, bei dem er, in einem officiellen, sehr umfangreichen Gebäude, seine beiden Söhne in Verwahrsam gegeben, speciell in die besondere Obhut eines verheiratheten Sekretärs der Ambassade, des sogenannten Kanzlers. Der Kanzler hatte nach den Voraussetzungen des Raths die jungen Prinzen zu einem gemüthvollen Sonntagsnachmittagsspaziergang mitgenommen, zu einem Concert mit zwei- und einem halben Silbergroschen Entrée und etwas Naturgenuß in irgendeinem dürftig angelegten, doch einige

Tannen und Birken, letztere speciell slavische Bäume, nicht ausschließenden Garten. Dann war der Rath in die Oper gegangen und hatte die kleine „Orgie" bei der Freundin eines anderen Attachés mitgemacht und mußte nun dem bekümmerten Vater, dem Fürsten, die Kunde bringen, wie sehr er sich gestern geirrt, als er ihm die tröstlichsten Versicherungen über die sonntägliche Solidität seiner Söhne gegeben. Schon beim Nachhausekommen in der Nacht hatte ihn der Portier der Ambassade mit üblen Nachrichten über die Prinzen empfangen, mit einer Geschichte von einem Ritt nach Lichtenhayn, vom dortigen blutigen Kampf mit einem Lehrer der Nesselbornschen Anstalt, einer jähen Flucht auf den gemietheten Rossen, einem Ueberreiten einiger Sonntagsspaziergänger vor den Thoren, einem Sturz des Einen mit dem Gaule, als die Polizei der jungen Brauseköpfe habhaft werden wollte, Confiscation des Gauls, Reclamation der Polizei, der Pferdebesitzer, der übergerittenen Sonntagsspaziergänger — alles erst vorläufig angezeigt bei der Ambassade. Der Rath hatte nur eine Stunde geschlafen und weckte in eigner Person den Freund aus dessen süßesten Träumen.

Fürst Porphyrogenitus philosophirte über Rousseau und Bernardin de St. Pierre nach Villa Mirabilis an die geborne Prinzessin von Capodimonte. Der zärtliche Gatte und Vater setzte ihr, in französischer Sprache, auseinander, warum die Spartaner ihren Söhnen nur eine Erziehung unter Bürgschaft des Staates

gegeben hätten. Er wollte, nachdem er es mit den geliebten Söhnen der Fürstin erst in Brüssel, dann in Genf, zuletzt in Deutschland versucht hatte, jetzt die Unverbesserlichen zu russischen Cadetten machen und sie in die Zucht von St. Petersburg geben. Die politische Neigung, so schrieb er eben, hätte allerdings für Constantinopel sprechen sollen. Daß er russische Militärdisciplin zu Hülfe rufen wollte, entschuldigte die Nothwendigkeit. Er appellirte an die religiösen Empfindungen der Fürstin und war grade bei einer salbungsvollen Erörterung über das vierte Sakrament der griechischen Kirche, die Buße, auch bei einigen ehrwürdigen Popen und Protopopen, die er in Wiesbaden, ob in oder neben dem Kursaal, sagte er nicht, kennen gelernt haben wollte, die sich für die petersburger Moralität, besonders die des Kadettenhauses mit blauer Uniform und dunkelrothen Aufschlägen, verbürgt hätten. . . .

Im Salon, wo sich des Fürsten eilig kritzelnde, jetzt so unliebsam unterbrochene Feder hatte vernehmen lassen, herrschte noch dieselbe Unordnung, wie im Schlafcabinet nebenan, wo alles bunt durcheinander lag, wie man sich zu entkleiden pflegt, wenn man halb berauscht von einer durchschwärmten Nacht heimkehrt. Schon in vielen Städten Europas hatte der Fürst auf den Namen der schwarzen Gottesmutter von Kasan den Schwur abgelegt, daß ihn nie, selbst nicht Syrakuser Wein oder Würzburger Borbeutel, um seinen

Verſtand bringen könnte: in der That beſaß er eine außerordentliche Willenskraft, die ihn ſelbſt in den dichſten Umnebelungen des Alkohol nicht verließ. Geſtern aber bei der reizenden Asminda Lindenthal hatte er mit den böſen Geiſtern capituliren müſſen. Die Tänzerin erhielt von ihrem Champagner-Lieferanten nur eine gewiſſe Carte noire, ein dämoniſches Getränk, wo beinahe der Cognac den Zucker überwog.

Dem Freunde Botſchaftsrath hatte der Wallache ſofort mit philoſophiſcher Faſſung gedankt für ſeine zeitige Aufklärung und ihn gebeten, vorläufig „ſeine Jungen" conſignirt zu halten. Das Strafgericht würde erfolgen. Die Bezahlungen und Entſchädigungen regelte hoffentlich, ſagte er, etwas zu ſeinen Gunſten die Polizei, das Ambaſſadenhotel, das Völkerrecht. „Für das Geld," hatte er noch eben ſeiner Gattin geſchrieben, „das mich dieſe ſchlechtbehüteten, mal gardées, Kinder hier koſten, hätte ich die Künſte und Wiſſenſchaften dieſes Staates unterſtützen können. War es doch meine Abſicht und ich werde es heute dem Miniſter ſagen, nicht grade Gemälde oder Statuen bei Ihnen zu kaufen (das muß man nur in Paris und in Rom) aber eine Zahl jener Anwendungen der ſchönen Künſte auf die täglichen Bedürfniſſe, in denen Sie hier in der That excelliren, Excellenz —! Du mußt nämlich wiſſen, theure Eudoxia, daß ſich der nüchterne Sinn dieſer Start zwar nicht bis zu den Kunſtwerken erſten Ranges erheben kann, daß man hier

aber gut versteht, Correggio und Michel Angelo mit Küchen- und Zimmergeräthschaften in Verbindung zu bringen. Man hat hier einen zweiten Canova im Setzen von Oefen aus Thon oder Porzellan und einen Raphael für Fenstervorsetzer und Tapeten. Das kleinste Küchengeschirr ist geformt, wie in Herkulanum und Pompeji —! O, ich werde den Minister dadurch zu versöhnen suchen, daß ich ihm sage: Ich wollte in der That nur das Institut Nesselborn für ausnehmend schlecht erklären, im Uebrigen aber gäbe ich den Beweis unseres vollen Vertrauens auf sein Wirken schon dadurch, daß ich seinem Wunsch, ma chère, nach mehren Koketten von französischen Gouvernanten, die wir zum Teufel jagen mußten, es jetzt mit einer deutschen zu versuchen —" Hier kam die Mittheilung des Freundes von der Ambassade und die Schaalen des Zornes wurden übervoll. Botschafterath Papuschkin entfernte sich, als der Fürst zum fünften oder sechstenmale ausgerufen hatte:

„Diesen Nesselborn ecrasire ich —!"

Eben wollte der zärtliche Gatte und liebende Vater an seine geliebte Eudoxia weiterschreiben, als es klopfte und statt des noch in den Federn liegenden Dieners des Fürsten ein Kellner des Hotels erschien und eine Karte überbrachte.

„Schulrath Bögendorf! Sehr angenehm —!" rief der Fürst, legte einen Bogen über seinen auf Rosapapier geschriebenen Brief und huschte in sein

Kabinet. Die rothen Beinkleider hatte nur die gelbe Schnur des blausammtnen Schlafrocks zusammengehalten, sie waren ihm fast beim Aufspringen vom Sessel auf die Erde gefallen. Während des Taronspringens kam dem Fürsten die Ideenassociation: Hatte sich nicht auch Dein gestriger Bewunderer, der Sanitätsrath, zum Besuch gemeldet? Was war nicht alles durch das Souper bei der reizenden Koryphäe in den Hintergrund seiner Seele getreten —!

Bögendorf hatte dem Fürsten nicht nur den Frack, sondern sogar die weiße Cravatte gewidmet. Er durfte die mille excuses der Durchlaucht, womit diese, nothdürftig ein Tuch um den fleischigen Hals geschlungen und den Strick um den korpulenten Leib fester gedreht, zurückkehrte, als am Platze entgegennehmen.

Bereits kannte er die brutalen Vorfälle während des Lichtenhayner Diners, noch nicht die mit den überrittenen Spaziergängern und den confiscirten Pferden. Den Entschluß, diesen Söhnen eine spartanische d. h. russische Erziehung angedeihen zu lassen, billigte er vollkommen und meinte sogar, auch bei uns würde es noch dahinkommen, daß wir endlich die Vorzüge einer den Gymnasiasten und obern Realschülern zu ertheilenden Uniform erkennen lernen würden. Jedes dritte Wort im Kundgeben seiner desfallsigen Meinungen unterbrach der Fürst mit einem: „Sehr gut!" „Charmant!" „Ganz meine Ansicht!" „O wie wahr!"

„Certainement!“ „Auf dieſe Art,“ ſagte der Schulrath, „gekennzeichnet durch die Uniform, durch einen rothen oder gelben Streifen am Kragen oder am Aermel, würden ſogar die Anſtalten ſogleich erkannt werden, denen die ſich ſchon wie Studenten gebehrdenden, in Wirthshäuſern oder an andern verrufenen Orten einkehrenden Excedenten angehörten —!“

Der Fürſt erklärte vor Behagen über ſo viel Uebereinſtimmung, noch nicht gefrühſtückt zu haben und ſchellte nach zwei Taſſen.

Darüber ergriff Bögendorf die Hauptſache:

„Se. Excellenz, der Miniſter, erwartet Sie —! Vor zehn Uhr geht er nicht in's Amt. Sie werden ihn vollkommen in einer Stimmung finden, Maaßregeln der Strenge gut zu heißen. Ja, Durchlaucht, die Furcht, die im germaniſchen Charakter vor den Inſtitutionen des Slavismus vorwaltet, wird mit der Zeit ſchwinden. Noch nennt man es Kaſernen- und Korporalſtockerziehung, wenn man verfährt, wie bei den jungen Ruſſen. Aber woher haben denn die ſlaviſchen Völker dieſe militäriſche Zucht und im Unterricht dieſe faſt pedantiſche Methode? Von den Franzoſen, die ihre Lehrer waren, und von den Jeſuiten. Wahrlich, ich bin kein Freund der Jeſuiten. Vom Miniſter kann ich das Gleiche verſichern. Aber woher haben die Jeſuiten, die, wie Sie wiſſen, Durchlaucht, nach ihrer Aufhebung durch Ganganelli nach den ſlaviſchen Staaten auswanderten und

von Kaiserin Katharina mit offnen Armen empfangen wurden, woher, frag' ich, haben sie ihr pädagogisches Wissen, ihre bewunderungswürdige Methode? Von den besten Vorbildern der lateinisch-germanischen Welt! Von unsern Klosterschulen —! Von der Continuität ihres Zusammenhangs mit der allgemeinen Entwickelung der pädagogischen Idee seit des Herrn Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen —!"

Fürst Porphyrogenitus war noch, theils von dem Amazonensouper, theils von den salbungsvollen Worten, die er eben an seine geliebte Eudoxia auf Villa Mirabilis geschrieben hatte, zu sehr zerstreut, als daß er dieser kühnen Ableitung der jesuitischen Menschendressur nicht nur von Muret und Lipsius, sondern sogar von Matthias Gesner, Grävius, Reiske, Ernesti (der Schulrath ließ diese Namen fallen) seinen vollen Beifall und zugleich in die zweite der leeren Tassen, die gebracht wurden, Kaffee schenkte, den der Schulrath jedoch ablehnte.

Dem Fürsten that der duftende Mokka noth. Denn obschon er bereits gegen zwei Uhr bei Asminda Lindenthal Kaffee getrunken hatte, so war der Champagner doch diesmal mit seinem Gelübde an die schwarze Maria von Kasan in zu gewaltigen Conflikt gerathen. Er hatte Migräne. „Magenreflexion!" sagte der unterrichtete Fürst und schüttete aus einem Schächtelchen etwas Magnesia in seine Tasse.

Bögendorf hatte bei Alledem die Absicht, den

heit werden, er nun gleich mit den Pferden anfangen könnte, zog sein Taschenmesser und zerlegte einen Schinken, den die Brüder mit einander theilten. Schlachtenmaler setzte hinzu: „Mutter hat gesagt, wir sollten ungefähr auf diese Art zu Mittag essen; da wir aber geneigt sind, dies Mittagessen in die Frühe zu verlegen und noch nicht gut für uns sagen können, wenn die Sonne am höchsten steht, so werden wir doch vielleicht in einem Gasthof —." Hier stockte der Wildfang, weil die Uebrigen ihm keinen Muth machten. Nichts war ihnen so dringend untersagt worden, als in Gasthäusern einzukehren. Sie hätten ja Essen genug im Wagen und Heu für das Pferd und einen Trog sogar zum Wassertrinken für alle fünf zugleich; „den Luxus sollten sie sich nicht unterstehen," hatte Gertrud gesagt. Der Bildhauer meinte, „man könnte es ja auf den Zufall ankommen lassen," und Schlachtenmaler lachte, indem er sagte: „Was wir heute zuviel ausgeben, können wir ja morgen sparen."

Ueberhaupt hatten sie noch Ursache, sich zu beobachten. Sie mußten von Vetter Tobianus Abschied nehmen. Als Theobald, der Volksdichter, nicht einhalten wollte mit dem Schinken, zog ihm Schlachtenmaler mit der Peitsche schnell Eins über's Ohr. Theobald war sich der ungesetzmäßigen Handlung so gewiß, daß er still das Messer fortlegte und sich die verdiente Züchtigung gefallen ließ. „Das sag' ich euch gleich," fing Schlachtenmaler an: „wenn der Eine mir nach Rom und der Andere nach Jerusalem will, dann bringen wir nichts Gescheites zu Stande. Einigkeit muß sein, Kindereyen müssen unbedingt nicht mehr vorfallen. Frei ist der Mann, der sich selbst beschränkt. Wir zählen zusammen einundsechszig Jahre; da könnten wir doch

Sanitätsrath und dem dritten alten Freunde Neſſelborn, bei dem man ſo angenehme kleine Diners und gemüthliche Abende haben konnte, im Winter ſogar Bälle, einen Liebesdienſt zu erweiſen. Zu gleicher Zeit wollte er zwei oder drei Fliegen mit Einer Klappe ſchlagen. Seine Bitte um das Einhalten eines gewiſſen Maßes der Anſchuldigung bei Seiner Excellenz knüpfte er an den Auftrag, den ihm ſchon geſtern vor Tiſch der Fürſt gegeben hatte, ihm rathen zu wollen, auf welche von einer Anzahl bei ihm eingelaufener Adreſſen zur Beſetzung einer Gouvernantenſtelle für ſeine Prinzeſſin Tochter Axinia er reflektiren ſollte. Noch war nicht die Photographie an die Stelle der Reiſepäſſe getreten, ſonſt würde der Fürſt von den Bewerberinnen das Beilegen eines Porträts verlangt und ſich dadurch ſchneller zurechtgefunden haben. Er hatte mit den Franzöſinnen, von denen ſchon Axinias Bildung eingeleitet worden war, unangenehme Erfahrungen gemacht. Die durchlauchtigſte Mutter verlangte jetzt eine deutſche Erzieherin. Seine Erinnerungen an Paris hielten noch ſo nachhaltig vor, daß auch er diesmal in der That die beſte Abſicht hegte, eine vollendete Erzieherin, ein Mädchen von Grundſätzen zu engagiren, „ſelbſt wenn ſie," wie er bereits in einigen Salons und auch geſtern wiederholt hatte, „einen Buckel hätte."

Der Schwärmer für die Schulmodulative brachte

ein Packet Briefe und Empfehlungen zurück, legte es auf den Tisch und sprach seine Bewunderung darüber aus, daß die feine Spürkraft des Fürsten schon herausgebracht hätte, wie von allen Offerten die einer jungen Schülerin des Seminars zu Waldenburg die beachtungswürdigste wäre. Eine Bürgschaft, wie die vom Direktor jenes Seminars geleistete, wäre ohnehin das Allerzuverlässigste.

„Aber wissen denn auch Durchlaucht, wie sich diese vortreffliche Acquisition nennt —?" fragte der Rathgeber lächelnd.

Der Fürst griff nach den Papieren. Sein Gedächtniß war stark genug, sich zu erinnern, daß der Vorsteher der weiblichen Lehrerbildungs-Anstalt von „seiner theuren Tochter Gertrud" gesprochen hatte.

„Parbleu, ich habe nur das Zeugniß gelesen! Den Namen — in der Petition — à la bonne heure — „Nesselborn —?!" Gertrud Nesselborn —?!"

„Eine Nichte unsres unglücklichen —"

„Maledetto —!"

„Die weibliche Erziehung, Durchlaucht, ist meine besondere Mission! Ich habe Schriften für die Bildung der weiblichen Herzen herausgegeben. Die Eine hat mir manche Freude auf diesem Felde bereitet. „Theudelindens Lebensmorgen" hat fünf Auflagen erlebt. Schon bei meinen Inspektionsreisen fiel Gertrud Nesselborn mir auf. Sie ist noch nicht

zwanzig Jahre alt, schön gewachsen, von anmuthigen Zügen —"

Der Fürst gerieth in einige Verwirrung. Diesmal hatte er nichts Schönes gewollt. Auf Villa Mirabilis hatte er zu bedenkliche Prüfungen seines Talents für Verstellung durchlebt. Die Französinnen zu entfernen, ehe sie gegen ihn zeugen konnten, hatte ihm aus eigenen Mitteln enorme Summen gekostet. Seine gesellschaftliche Kraft beruhte auf Aemtern, die von ihm unentgeltlich zu übernehmen waren. Ein wallachischer Landtagsmarschall fungirt umsonst und reich war er nur durch seine Gattin.

„Sie spricht gewandt französisch," fuhr Bögendorf fort, der bei seiner Empfehlung nichts im Sinne hatte, als seiner armen Theophania keine neue Concurrenz in der Lehrerwelt zu verschaffen. Gertrud im Nesselbornschen Institut war ihm unangenehm. Man sah die Wirkung, die sie ausübte, schon an dem dürren Holz — Staudtner. „Sie hat ein Lehrtalent," fuhr er fort, „das sich selbst an erster Stelle bewähren könnte, in einer Schulanstalt mit fünfzig Mädchen in Einer Klasse und für die höheren Fächer. Ich würde in jeder Beziehung zu ihr rathen. Freilich — der gegenwärtige Conflict Ew. Durchlaucht mit ihrem Onkel — Sie schwärmt für diesen Onkel —"

„Schwärmt — Schwärmt —?"

„Empfiehlt sie das nicht —"

„C'est selon —! Au contraire —?“

Der Fürſt gedachte der ſeelenloſen Berechnungskunſt der franzöſiſchen Vorgängerinnen.

„Und dann — Ew. Durchlaucht waren mit Recht empört über den geſtrigen Vorfall mit dem Lehrer des Inſtituts —! Ohne Zweifel hat er Ihre Söhne gereizt — Aber Ew. Durchlaucht erinnern ſich jener merkwürdigen Geſchichte von einem vor fünf Jahren aufgefundenen jungen Mann, von welchem damals alle Zeitungen meldeten, man nannte ihn Theodor Waldner —“

„Ja wohl! Ja wohl!“ rief der Fürſt und rieb ſich die Stirn. „Eine Geſchichte wie von der eiſernen Maske Ludwigs XIV. — Mais —“

Plötzlich hielten ſeine Combinationen vor dem Landhauſe Wolmerode an — Er orientirte ſich. „Qu'est ce que me revient —!“ rief er außer ſich.

„Nein, ſprechen wir davon nicht —!“

„Superbe! Superbe! Frau von — Mais — fahren Sie aber fort —“

„Es ſind Irrthümer — falſche Vorausſetzungen —“

„Natürlich! Natürlich! — Wie wird dieſe Frau von Jemand? Eine Dame, die — die — Mais — in der That etwas —“

„Jener Findling iſt ein Zögling unſres Reiſethorn und wurde der Augenzeuge ſeiner Vertrods. Eigentlich hat ſie ihn erſt erzogen —! Sie liebt ihn. Zum

Mindeſten wie eine Schweſter. Wenn ſie nun hört, daß Ihre Söhne dieſen Armen — dieſen — wollt' ich ſagen —"

„Ich verſtehe — Dieſe junge Dame — wie heißt ſie —? Gertrud würde mir jetzt in der That —"

Bögendorf blickte zur Erde — —

„Die Augen auskratzen, wenn ich ihrem Onkel ein Eclat machte — Hm, hm — Mais —"

„Durchlaucht, ich gönne Neſſelborn eine Lection —!" ſagte Bögendorf mit Bosheit. „Doch möchte ich —" jetzt kam ſeine ſcheinheilige chriſtliche Duldungsmiene — „daß ihm nicht mehr geſchieht, als — vielleicht das Abſchlagen des von ihm angeſuchten Profeſſortitels — oder ſonſt eine Demüthigung. Dann wäre ja auch wol ſeine Nichte nicht zu aufgebracht. Sie iſt wirklich angenehm. Schlank gewachſen. Dunkles Haar — brauner Teint —! Bitte, verfahren Sie gnädig, Durchlaucht —"

Der Fürſt fühlte ſich an Asminda Lindenthals wunderbare Geſtalt erinnert. Nur von England her kannte er dieſen ſchlanken Wuchs, den man weder in Frankreich, noch in Italien, am wenigſten bei den Slaven findet. Alles geht dort in's Breite oder Runde. Seine Arinia war klein, Frau Eudoxia dick. Asminda hatte nichts von jenem ſozuſagen Windſpielartigen der Engländerinnen, nichts vom Eckigen, Mageren, Hektiſchen, das ſich bei den Töchtern Albions nur zu oft in ihren Linienwuchs einmiſcht. Sie war

nicht zu groß, aber mittel und doch schien sie schlank, eine Folge der Gleichartigkeit ihres Baus. Dazu das üppige, volle Haar, das sie hoch aufgetürmt trug mit einer den alten Toupets der römischen Kaiserinnen nachgeahmten Frisur. Sie sollte eine noch schönere Schwester haben, Namens Cora, die bei ihr Aschenbrödeldienste verrichtete. Zuweilen hinzugezogen zu den Soupers, hatte Cora so sehr den Sieg über ihre Schwester errungen, daß sie Asmindra jetzt von ihrem geselligen Kreise verbannte. Die Schilderung der Reize dieser Cora hatte den Fürsten gestern fast verleitet, die Thüren der Nebenzimmer zu forciren, wo man ihm die Anwesenheit Coras weißgemacht hatte. Durchaus wollte er die noch unentwickelte, demnächst zum Eintritt ebenfalls in's Ballet angemeldete Schwester kennen lernen. Aber nur die Mutter hatte er gefunden, die in einem hexenartigen Costüm in der Küche kauerte und das Feuer unterhalten half, woran der Restaurant die in verdeckten Körben gebrachten Speisen erwärmte. Und nun malt dem Fürsten da der verschmitzte Schulrath eine Person von „achtzehn Jahren" mit „anmuthigen Zügen" — „schlanken Formen" — „plastischem Gesichtsschnitt" — „fertigem Französisch" — und diese Schönheit war die Nichte eines Onkels, den er hatte „coaxiren" wollen . . .

Bei alledem überwand sich der Vallache und zeigte sich nicht schwankend. Die Gouvernanten von ehemals

hatten ihm bisweilen Villa Mirabilis zur Hölle gemacht. Seinerseits wieder eine Verirrung ahnend, fürchtete er sich umsomehr vor den Folgen seiner Leidenschaft, als es schien, als wenn Gertrud Nesselborn stolz, tugendhaft war. Eine „prüde Gouvernante“ —! Es schüttelte ihn.

Da kam eine neue Visitenkarte und entschied die Haltung des Fürsten. Sanitätsrath Staudtner ließ sich melden. „Einen Arzt weist man nicht ab —!“ rief der Fürst sich plötzlich besinnend. Bögendorf stand unentschlossen, ob er Staudtnern hier das Feld freilassen und gehen sollte.

„Ich bin gesund, Herr Sanitätsrath! Keine Consultation, Herr Schulrath! Bleiben Sie —!“ rief bereits der Fürst, das aufgegangene Halstuch anziehend und die mächtige Brust herauskehrend, sodaß sie in ihrer ganzen Nacktheit sichtbar wurde. Halb sprach er in sein Schlafkabinet hinein, halb in die offen gebliebene Thür zum sich draußen nähernden Staudtner.

Ein griechisches Wort aus Bögendorfs Munde, ein Wort aus dem Homer, bedeutend: „Ein haariges Herz,“ wie Bögendorf wie im Apropos des Fürsten Brust genannt hatte, war ein doppeltes Compliment sowol für den Herkules wie für den Slaven, der ein Grieche sein wollte.

Der Grieche verstand nicht das griechische Wort und berief sich, da er an jedem Wort aus dem Munde des Empfehlers einer „schön gewachsenen, anmuthigen Gouvernante“ hing und sich das Wort wie-

zerholen ließ, auf die Verschiedenartigkeit der Aussprache. „Den Homer," sagte er, „kenn' ich in- und auswendig. Das ist ein Dichter, den man nur versteht in einem Lande, wo zu den Quellen des Nationalreichthums vorzugsweise die Schweinezucht gehört —!"

Darüber trat der Sanitätsrath ein.

Scheinbar war er angenehm von Bögendorfs Anwesenheit überrascht. Und in der That setzte er so viel alte Freundschaft für den gemeinschaftlichen Universitäts-Sodalen noch voraus, daß er annahm, auch Bögendorf hätte den Fürsten, ganz wie er ihn gestern gebeten, zu beschwichtigen gesucht. Ueber den Willkomm mit: „Schweinezucht" war er etwas betroffen.

Der Fürst wiederholte seine Bemerkung über den Homer, zog somit den Sanitätsrath sogleich in die schwebende Conversation und erntete eine aufrichtige Anerkennung sowol von Seiten des Schulraths, der sich nach einem ironischen „Guten Morgen —!" das allenfalls auch hätte sagen können: Du bietest hier wol in erster Morgenfrühe, unbelauscht und in aller Stille, Deine Praxis an —? zum Gehen rüstete, wie von Seiten des Sanitätsraths für die Erklärung seines Paradoxons.

„Der Reiz des Homer, meine Herren," hatte der Fürst erläutert, „liegt natürlich zunächst in seinen Fabeln. Aber ich versichere Sie und ich kenne dafür meine

Landsleute, auch in einem gewiſſen Duft, der den ganzen Homer durchzieht —!“

„Dem Duft der Poeſie —?“ ſagte Staudtner, ironiſch auf den Schulrath blickend. Homers „ewig lachender, blauer Himmel“ ſpielte bei den öffentlichen Schulprüfungen eine bekannte Rolle.

„Nein, nein —“ fiel der Fürſt ein. „Ich meine — Bratenduft! Staunen Sie nicht, meine Herren! Denken Sie ſich nur ein Volk, wie das der Athener! Was dinirte man denn ehemals in unſerm Athen? Die Vornehmen und Reichen mögen Wachteln geſpeiſt haben, ſogar macedoniſche Forellen. Der gemeine Mann aß Zwiebeln und Fiſche und letztre meiſt getrocknet. Nun leſen Sie aber den Homer! Denken Sie ſich, daß die herumwandelnden Sänger, die ja wohl den Homer verbreitet haben, ſeine Schüler oder wie Sie ſie nennen wollen —“

„Die Hämorrhoiden —!“ ſagte ein Primaner in meiner Klaſſe, der darauf examinirt wurde —!“ ſchaltete Staudtner ein zum Entſetzen des Schulraths, der ſich in der Rüge einer ſolchen Geſchmackloſigkeit nur deshalb mäßigte, weil der Fürſt über die Maßen lachte und den Einfall „ſüperbe“ nannte.

„Nein,“ ſetzte der unterrichtete Wallache ſeine Auseinanderſetzung fort, „dieſe — richtig — dieſe Homeriden — haha! — wandelnde, Doctor, ich leide daran — das heißt an den ſtillſtehenden — Haha! Kurz, dieſe Sänger trugen bekanntlich die

Iliade und Odyssee auf Märkten, in Wirthshäusern und bei öffentlichen Spielen vor. Da ergötzten sie ihre Hörer durch nichts so sehr, als daß in ihren Erzählungen ewig Fleisch gebraten wird, Lämmlein, Zicklein, Spanferkel! Das Fett brenzelt und träpfelt durch den ganzen Homer. Immer dreht sich der Spieß. Und nicht bloß bei den Phäaken. Auch bei den Hellenen und vor allen bei den Göttern. „Hier ist des Volkes wahrer Himmel!“ sagt schon Ihr Goethe in Bezug auf die Deutschen von einem Ort, wo tüchtig getrunken wird. Aber ich sage Ihnen mit Homer, des Volkes wahrer Himmel und die eigentliche Poesie ist ihm da, wo gut gegessen wird!“

Mit dem bedeutsamen Worte: „Also — mäßig, Durchlaucht —!“ empfahl sich Bögendorf.

Mäßig? dachte Staudtner und ahnte, worauf die Bitte hatte gehen sollen. Er sagte zu sich: Nein, gar nicht!

Als der kleine Kahlkopf, seine blauen Brillengläser zurechtrückend, dem Fürsten gegenübersaß und die Absicht eingeleitet hatte, die ihn hergeführt, loderte der Fürst wieder in hellen Flammen auf. Die Späße seiner Söhne hatten ihm ein zu empfindliches Geld gekostet. Selbst die waldenburger Gouvernante war in den Hintergrund getreten.

Um das Ziel seines „Gar nicht“ zu erreichen, legte Staudtner seine Minen ähnlich an, wie Bögendorf. Zwar fand auch er, wie er versicherte, die Ver

wohl schon einigen Verstand haben. Es geht nach der Mehrheit. Ich bin achtzehn Jahre alt, ihr Andere verhältnißmäßig. Sind wir uneins, so zählen wir die Jahre zusammen. Hab' ich z. B. nur einerlei Meinung mit Theobald, der zwölf Jahre zählt, so bin ich von euch Beiden, die ihr zusammen einunddreißig zählt, überstimmt: denn ich und Theobald sind nur dreißig. Das ist nicht mehr wie billig: denn es könnte leicht scheinen, als wäre Theobald von mir bestochen. So wie ich aber mit einem von euch Beiden, Lehmkneter Amandus oder Albin von Samosata, zusammenstimme, so ist die minderjährige Minorität unterdrückt." Dies war gleichsam die constitutionelle Verfassung, die sich der kleine Staat gab und zu deren Besiegelung Schlachtenmaler vorschlug, Einer solle dem Andern eine leichte Ohrfeige geben. Man würde dies gewiß gethan haben, wenn der Wagen nicht schon dicht vor Tobianus' Thüre gestanden hätte.

Der Pfarrer kam heraus und reichte jedem der Brüder die Hand, dem ältesten aber einen Brief, welchen er an Sophien abgeben sollte. Sie war nämlich durch Vermittelung der Gräfin Sidonia in eine adelige Familie als Gesellschafterin gezogen worden; diese Familie wohnte gegenwärtig in Kaputh und Oskar wurde feuerroth, als er dies hörte: denn was hatte er um Sophien nicht gelitten! War sie nicht die erste Neigung seines knabenhaften Gemüthes gewesen und die erste Veranlassung zu einem Gespenste, das seit der Bannungsscene mit Blaustrumpf auch im Dorfe das letzte geblieben? Hatte er sich nicht mit ihr nächtlich in einem Bettlaken über den Hof in den Garten geschlichen und in der Laube mit ihr gesessen, ohne daß sie noch recht wuß-

irrung der jungen Damen Reſſelborn, ſich trämmen zu laſſen, ſie könnten einſt in Bukareſt als Fürſtinnen Porphyrogenitus auftreten, einen Einfall aus dem Tollhauſe; doch entſchuldigte er dieſen Wahn durch die Leidenſchaft. „Ich verſichere Sie," ſagte er, „die jungen Damen ſind reſpektabel! Sie haben eine vortreffliche Erziehung genoſſen. Nur durch ihr lebhaftes Temperament, das ſie von ihrer Mutter erbten, laſſen ſie ſich verleiten, ſich den falſchen Schein der Koketterie zu geben, die ihnen, Sie mögen es glauben oder nicht, Durchlaucht, vollſtändig fremd iſt —"

„Gewiß, gewiß, Herr Doctor! Sie ſind Garçon? Nun ſo greifen Sie ſelbſt zu —!" erwiderte der Fürſt mit Impertinenz.

„Durchlaucht haben die Mädchen noch nicht geſprochen —?" entgegnete Staudtner, jede Wallung, die ihn hätte beleidigt zeigen können, niederkämpfend.

„Ich würde ſie maltraitiren, wenn ſie mir unter die Hände kämen —"

„Das müßte Jedem leid thun, der die lieblichen — doch was rede ich? Der Geſchmack iſt verſchieden. Die Mädchen haben einen ihnen ganz eigenthümlichen Reiz —"

„Geld für ſich depenſiren zu laſſen —? C'est très commun —!"

„Nein, Durchlaucht, etwas Anderes! Durchlaucht kennen jene Papageien, die ſogenannten Inſeparables —"

„In den Menagerieen —? Ja, ja, neben der Schlangen —?“

„Hm! Es giebt kleine allerliebste Anacondas, die in Brasilien die Damen in den Haaren tragen —! Doch ich spreche von den bunten Vögeln Juviens —! Einer dieser Inseparables kann ohne den andern nicht leben. Auch diese beiden Schwestern — Levana heißt die ältere, sie ist brünett, von feurigen Augen, mit kleinen, zuweilen schalkhaft blitzenden Zähnen —“

„Diese Zähne wird sie schon zeigen in ihrer Schärfe, besonders wenn ihre Schwester mit einem Bissen liebäugelt, der auch ihr gefallen würde —! Aber zum Glück für beide hatte ich ja zwei Söhne —!“

„Das eben nicht, Durchlaucht —! Grade das ist das merkwürdigste Gegentheil —! Diese Schwestern sind so seltsam geartet, daß man hier die Eine anbeten kann, ohne daß sich dadurch die Andre genirt fühlen würde — es sind zwei Schwestern von einer gegenseitigen wahrhaft romantischen Liebe —“

„Die Eine steht an der Thür für die Andre Schildwacht —“

„Während die Andere wieder bei einer gleichen Gelegenheit diesen Dienst für die Schwester leisten würde —“

„Das ist amüsant!“ lachte der Fürst, setzte aber bitter hinzu: „Nun gut, Schildwachtstehen heißt das Militärische verüben. Ich bringe meine Söhne nach Petersburg —“

„Vortrefflich! Schon auf der nächsten Station ist dieser Roman von Seiten der Prinzen vergessen —“

„Das hoffe ich. Und wenn die Mädchen, wie Sie ja versichern, keine Schwärmerinnen sind, was sonst die Art aller deutschen Nähmädchen zu sein pflegt —“

„Durchlaucht, Nähmädchen —! Diesen jungen Mädchen, Gefühlszwillinge möchte ich sie nennen, fehlt nichts, als ein Piedestal, um zu brilliren! Aber darin haben Durchlaucht Recht, hinaus in die Welt müssen sie — müssen sich erproben — ihren Idealismus abschleifen — sogar diese Manier, die siamesischen Zwillinge zu spielen und nur Eine Person, ich versichere Sie, grade in jeder, jeder Situation nur Eine Person vorzustellen — Sie würden sich bewähren als Gesellschafterinnen, Gouvernanten —“

Das heftige Lachen des Fürsten erschütterte alle Gläser und Vasen, alle Tassen und das Schreibzeug im Zimmer. Bei alledem war seine Ablehnung nur Maske für einen Antheil, den in ihm die Idee von einer vollkommen mangelnden Eifersucht zwischen zwei Schwestern geweckt hatte. Erst diese Nacht hatte er zwischen dem fünften und sechsten Champagnerglase, als vom Botschaftsrath die Gesellschaft auf die fehlende Cora anzustoßen aufgefordert wurde, Betrachtungen angestellt über die Ursachen, warum die Frauen weniger das Gemeingefühl ihres Geschlechts haben, als die Männer. Aus Anlaß des Ballets hatte er die Möglichkeit eines Amazonenvolks bestritten, die Mög-

lichkeit einer geschlossenen Einigung der Frauen unter sich selbst. Hier nun hörte er von einem Bunde der Solidarität zwischen zwei Schwestern. Aber, dachte er sogleich, jene beiden stolzen Schönen, diese Asminda und ihre, wie man sagt, sie bald überstrahlende Schwester Cora, wie kann man sie mit zwei Erscheinungen vergleichen, die sich sein väterlicher Ingrimm, der Söhne wegen, gewöhnt hatte, sich als kleine, wie Carlos im Clavigo sagt, „bleichsüchtige, trippelnde Dinger" vorzustellen mit sentimentalen Vergißmeinnichtaugen, im Munde mit deutschen Mondscheinphrasen.

Er sagte dies denn auch.

Jetzt aber sprang Staudtner auf und rief:

„Durchlaucht lästern! Klein sind meine beiden Perlhühner allerdings — Darin arten sie der Mutter nach —"

„Dem Vater soll die Nichte ähneln, eine gewisse Gertrud Nesselborn, die sich mir als Gouvernante für meine Tochter hat empfehlen lassen —"

Staudtner orientirte sich. Bötzendorf hatte Gertrud empfohlen — „O, eine Einfalt vom Lande —!" fuhr er auf.

„In der That —? Sie soll ja fertig französisch sprechen —"

„Mit welchem Accent —?"

„Immer den Ton auf die erste Sylbe gelegt —?"

„Die Töchter der Frau Direktorin sind zwei

Damen von Tournüre! Ueberall präſentabel —! Wie würden ſie denn ſonſt das Glück gehabt haben, Ihren durchlauchtigſten Söhnen zu gefallen —!"

„Unisono oder wie ſagten Sie —? Aber reden wir nicht mehr davon —! Ich bringe meine Söhne in den nächſten Tagen nach Petersburg. Es iſt mir unangenehm, ich geſtehe es, der politiſchen, delicaten Beziehungen unſerer Hospodare zu Rußland wegen, aber bei aller Anhänglichkeit an den Großherrn, c'est à dire an unſre Selbſtändigkeit, Schulen bietet uns unſer Suzerain nicht. Aber ich halte mich nicht acht Tage an der Newa auf. Eine Audienz beim Kaiſer und ſofort entfliehe ich nach Krakau und Wien. In vier Wochen muß ich auf Villa Mirabilis ſein —! Doctor! Sie ſollten dies Eldorado kennen lernen!"

„Ich denke mir die Lage und Ausſtattung reizend —! Nehmen Sie die Damen Neſſelborn zu Gnaden an, verſöhnen Sie ſich mit ihnen, machen Sie ſie zu Gouvernanten Ihrer Prinzeſſin Tochter —!"

„Der Teufel auch —!" ſprang der Fürſt auf. „Wollen Sie mich zum Beſten haben —?"

„Wenigſtens würde ich dann die detaillirteſten Schilderungen über Villa Mirabilis erhalten. Die Mädchen nennen mich ihren Onkel. Sie würden beide an einem und demſelben Briefe für mich ſchreiben. Wenn die Eine aufhört, fängt die Andre an —! Ihre Solidarität geht zuweilen ſoweit, daß ſie ihre Kleider verwechſeln — ſie ſind ſich eben in Allem gleich!"

„Glauben Sie, Herr, ich ſammelte Naturſpiele —?“

„Inſeparables! Ich bin überzeugt, wenn die Prinzen wirklich einen Roman mit den jungen Damen gehabt haben, es würde beiden nichts verſchlagen, wer die Gegenſtände ihrer Gegenliebe geworden wären —“

„Wie in dem Liede: Zwei Seelen und Ein Gedanke —“

„Zwei Herzen und Ein Schlag —! Durchlaucht ſollten Ihren Unwillen überwinden und die Mädchen kommen laſſen. Und noch Eins, Durchlaucht: ein ernſtes Wort! Ich verſichere Sie, Neſſelborn iſt ein edler Menſch. Das Inſtitut iſt ihm über den Kopf gewachſen. Sie erwerben ſich einen Lohn für Ihr moraliſches Bewußtſein, wenn Sie ſich ſagen: Ich habe dem Mann eine Lektion gegeben, die ihm heilſam ſein wird —! Das ſtörende Element ſeines Inſtituts, die beiden für eine Knabenanſtalt in der That allzupikanten Mädchen entferne ich —! Durchlaucht erwerben ſich den Dank jedes Menſchenfreundes —! Die jungen Damen heißen Levana und Adelgunde. Aufrichtig geſtanden, ſie ſind in der Nähe und wenn Sie befehlen —“

„Was? Hier im Hotel?“ rief der Fürſt verwirrt aus und zeigte auf ſeine mangelhafte Toilette —

„Bleiben Sie à votre aise, Durchlaucht! Das hebt Ihre Würde —! Die Damen warten in einem benachbarten Zimmer. Der Wirth des Hotels überzeugte ſich, daß ſie unter meiner Obhut gekommen ſind “

Eine Morgenviſite zweier jungen Damen von eleganter Tournüre und wechſelſeitiger ſchweſterlicher Toleranz benahm dem Fürſten Porphyrogenitus in ſolchem Grade die Erinnerung an ſeine vortrefflichen Grundſätze, daß er ſchon gar nichts mehr erwiderte, ſondern ſich nur raſch mit dem Spiegel, mit ſeinem Bart, ſeinem Haar, dem ſchon eine natürliche Tonſur eigen war, mit den Schnüren ſeines Schlafrocks und dem Heraufziehen ſeiner Hausſtiefel von feinſter moskowitiſcher Lederſtickerei beſchäftigte.

„Ich habe in der Nähe einige Patienten zu beſuchen. In einer halben Stunde komm' ich zurück, um die Fräulein abzuholen —! Bitte, verwechſeln Sie nicht die Eine mit der Andern —!"

Der Fürſt ſtand unter dem Zauber der Erwartung von zwei weiblichen Inſeparables, zwei Frauenherzen ohne Neid, ohne Eiferſucht, ohne Intrigue. Eine die Begünſtigerin der Wünſche der Andern. Das war ihm ganz neu. Wieviel hatte er ſchon leiden müſſen unter der Eiferſucht der Bedienungen ſeiner Frau, der franzöſiſchen Zofe auf das wiener Stubenmädchen, der wallachiſchen Amme auf die böhmiſche Köchin, der eingebornen Nähterinnen und Plätterinnen unter ſich! Eine Perſpektive für die in ſeiner Villa Mirabilis zu erwartenden Entbehrungen ging ihm auf. Sollte er nicht lieber ſeiner Eudoxia alle Details über ihre hoffnungsvollen Söhne verſchweigen und zwei Gouvernanten ſtatt Einer mitbringen —?

Nach drei Minuten huſchten mit Befangenheit über den Corridor zwei jugendliche Geſtalten und pochten nach einigem Athemholen an Thür No. 7.

Sie trugen Kleider von weißem Battiſt, glatt und hochgehend, mit zwar nur einfach leinenem Kragen, feineren leinenen Manſchetten, aber die himmelblaue, ſchmale Cravatte und das Gürtelband mit Schleife von gleicher Farbe bei Levana und die gleiche Cravatte und das gleiche Gürtelband, doch mit Schleife in Roſa, bei Adelgunden machten einen anmuthigen Effekt. Die Eine trug ein rundes Hütchen mit einem kleinen Vergißmeinnichtſtrauß, die Andre einen Brüſſeler Hut, verziert mit Mooskröschen. Dieſe kleine Verſchiedenheit hob den Reiz, zu prüfen, wie weit ihre Uebereinſtimmung ging.

Sanitätsrath Staudtner kehrte erſt nach einer Stunde zurück und hörte vom Corridor aus ein ſo heitres Lachen und Plaudern im Zimmer des Fürſten, daß das Achſelzucken eines inzwiſchen zum Vorſchein gekommenen Bedienten nicht nöthig war, um ihn zu beſtimmen, dieſem zu ſagen:

„Wenn etwa Durchlaucht nach mir verlangen ſollten, ſo bitte ich, ſagen zu wollen, ich wäre ſchon zweimal dageweſen. Die Damen finden wol auch den Weg allein nach Hauſe —!“

Das Ergebniß dieſer Ausſöhnung war ein merkwürdiges.

Lienhard Neſſelborn erhielt zwar auf ſeinen Wunſch,

den Charakter eines königlichen Professors zu gewinnen, eine abschlägige Antwort, doch ohne die mindeste weitre Kränkung. Sein Institut, der Bestand seiner oberen Classen blieb ungefährdet.

Sogar die beiden Prinzen Constantin und Alexander gingen nicht nach Petersburg, sondern kehrten, nachdem sie Urphede geschworen hatten, in die Anstalt zurück.

Levana und Adelgunde begleiteten den Fürsten nach Villa Mirabilis. Sie wurden überall als die Erzieherinnen seiner Tochter Prinzessin Axinia proklamirt.

Der Abschied von der Mutter war nicht ganz so herzzerreißend, als sich hatte erwarten lassen. Der Vater hatte den Töchtern in ihre Albums einige Sprüche geschrieben, die einige Spuren trugen, daß sie von seinen Thränen benetzt waren. Sonst wünschte er einen Abschied, wie jener Jakobiner gestimmt hatte — „sans phrase“.

Die Rippe des jungen Waldner war zum Glück nicht zerbrochen. Nach einigen Tagen kehrte er in das große stattliche Eckhaus der Vorstadt, wo sich die Anstalt seines „Vaters“ befand, zurück. Das geschah, als die Prinzen und ihre Genossen in der That schon wieder den Schein angenommen hatten, lediglich mit Planzeichnungen, Cubikwurzeln, Gleichungen des dritten Grades und den Feinheiten der französischen Participialconstruktion beschäftigt zu sein.

Gebieterisch aber stellte sich Eine Nothwendigkeit heraus —! Einen weiblichen Beistand, einen Ersatz für

die dem Bestand des Instituts geopferten Töchter des Hauses, die mit aller Entschiedenheit und wie gewohnt vollkommen einstimmig verlangt hatten, ihr Glück draußen in der Welt zu versuchen, mußte denn doch Frau Hedwig haben.

Und so beschied man denn die Nichte in's Haus, Gertrud Nesselborn. Man hatte sich bei ihr entschuldigt, daß ihre Cousinen eine Stelle übernommen hatten, um die sie sich selbst beworben. Gertrud kam sofort und, wie es schien, ohne um die ihr entgangene Stelle besonders zu zürnen.

ten, was die Liebe war? Und hatte Blasedow es ihm nicht mit einem entsetzlichen Prügel eingebläut, so daß er mit Sophien allen Geschmack daran verlor? Tobianus brachte außerdem noch einige alte Schulbücher mit, die er den Brüdern schenken und es dann Gertruden zur Freude sagen wollte. Als er denselben Nachmittag Blasedow erzählte, er hätte seinen Jungen einen alten Telemach mitgegeben, einen zerrissenen Bröder, Scheller's kleines Wörterbuch, den Horaz mit Gottschling's deutschen Noten und mehreres Andere ad modum Minellii, lachte Blasedow aus drei Gründen laut auf: „erstens brauchten sie das Zeug gar nicht; zweitens wären ganz andere Ausgaben jetzt in den Schulen eingeführt, und drittens würde Schlachtenmaler schon nicht faul sein, die ganze Bescherung beim Antiquar zu verkaufen." Bitterböse fiel Gertrud ein: „Dann würde es ihr doch leid thun, den Menschen geboren zu haben."

Gegen Mittag vereinigten sich alle einundsechzig Stimmen, die auf der Kalesche saßen, dahin, daß sie am rothen Ochsen in Dreifelden halten und anständig essen wollten. „Man möchte ja glauben," sagte Schlachtenmaler, „wir wären wie die Kirchenmäuse bloß vom Wort Gottes aufgezogen oder hätten uns von den Flöhen ernähren müssen, die die alten Weiber Sonntags aus ihren Unterröcken verlieren und in den Kirchstühlen zurücklassen!" Der Wirth zum rothen Ochsen nahm die ihm wohlbekannten Pastorssöhne freundlichst auf und setzte ihnen vor wie reisenden Landjunkern, die die Universität beziehen. Für dies hätten sie sich auch gern ausgegeben; aber der Wirth sagte: „In Kaputh ist ja noch keine Universität!" — „Ja, aber es wird jetzt eine hinkommen," meinte

# Viertes Buch.

## Neunzehntes Kapitel.

„Kreuzhimmeltausendsakkerment, wat ie'n bei wieder für 'ne verfluchtige Ziegelsiehrung —! Baron Ertel, halten Se doch zum Donnerwetter de Arme nich immer wie'n Schneider vom Leibe ab —! Die Ellenbogen flantiren Ihnen ja in der Luft 'erum wie Windmühlenflügel, Baron Ankerer —! Ruhig, Schritt vor Schritt, meine Herren! Langsam —! Wollen Se wol zum Himmelkreuzsakkerment Ihre Absätze niedrig halten — Herr Graf —! Mister Shoddie, gerade gesessen —! Mister Conybeare, warum immer krumm wie ein Federmesser-Canif —? Diese Engländer — die schönsten Pferde haben sie und sie sind doch die allerschlechtesten Reiter —! Achtung, meine Herren: Eins, Zwei, Drei! Trrrrabb!"

Ein mächtiger Peitschenschlag unterstützte das letztere, donnernd geschnarrte Commando.

Diese Belebung einer etwas dunkeln Manége kam aus dem Munde des Ritt- Stall- oder Fechtmeisters Ferderer, der in der Mitte seiner Reiteleven stand, die

hohen Stulpſtiefel in den in erſter Morgenfrühe friſch angefeuchteten Sand der Arena gedrückt.

Ein gewichſter Schnurrbart kennzeichnete einen förmlichen Baſchi-Boſchuk-Kopf. Statt des Turbans, der auf Federers Kopf am paſſendſten geſeſſen hätte, ſaß nur eine wachslederne Mütze auf einem faſt fleiſchloſen Todtenkopf mit hervorſtehenden funkelnden Augen. Ein gewiſſes Aufwerfen und jeweiliges Befeuchten der Lippen verrieth den Liebhaber geiſtiger Getränke. Der ehemalige, und wie man ſagte, nicht mit den vortheilhafteſten Zeugniſſen entlaſſene Huſarenlieutenant einer deutſchen Kleinſtaatenarmee war ohne alle Bildung, aber ein beſonders beliebter Reit- und Fechtlehrer. Was jenſeits mehrer großen Ströme und Berge hinter ihm lag, das war hier vergeſſen. Seit dreißig Jahren ſchon dreſſirte er in der Reſidenz Pferde, Reiter, Hieb- und Stoßfechter.

Den betreffenden Unterricht hatte er auch im Neſſelborn'ſchen Inſtitut. Früher ging das alles in dem großen Hofe und Garten in der Neuſtadt ſelbſt vor ſich. Damals war das ein Juchhe, ein Jubel, ein Aufſehen für die ganze dortige Bevölkerung. Aber die Nachbarn beklagten ſich und die Pferdeverleiher gaben für den Spectakel ihre Thiere nicht mehr her. Der Unterricht mußte in den betreffenden Reitbahnen ſelbſt, unter den Augen der Beſitzer, gegeben werden. Federer war finanziell herunter. Sonſt hätte er ſich ſelbſt einen Pferdeſtall gehalten. Ein Verſuch, den er einmal

gemacht hatte, ſich zur Selbſtſtändigkeit aufzuſchwingen, war geſcheitert. Seinen Unterricht mußte er in fremden Ställen geben, unter denen er in Folge ſeiner Grobheit, Trunkſucht und Unregelmäßigkeit in Geldſachen immerfort wechſelte.

Bei alledem galt ſein Unterricht für klaſſiſch. Wenigſtens bei Frau Direktorin Neſſelborn, die herausgefunden hatte, daß er auch der wohlfeilſte war. Daß ſich der berühmte Roſſebändiger gewöhnlich von ſeinen Eleven heute einen Thaler, morgen zwei, manchmal auch nur fünf Silbergroſchen, wenn er gerade Durſt und noch nicht gefrühſtückt hatte, borgte, kümmerte ſie nicht. Dieſe des Reitens befliſſenen Zöglinge des Inſtituts hatten eigene Taſchengelder. Schon ein paar mal war Federer abgeſchafft worden, aber die Eleven hatten immer wieder darauf angetragen, daß man auf den „tollen Kerl“ zurückkam.

Um die Arena herum ging eine Tribüne, die Abends, wo in der Regel auch Damen ritten, erleuchtet wurde.

Von hier aus ſieht eben ein junger Mann dem Reiten von zehn bis zwölf jungen Neſſelbornianern zu. Die Hufe der Roſſe ſchlagen zuweilen dröhnend an die hölzerne Zwiſchenplanke. Einmal über das Andere ruft der müßige Zuſchauer in die im Sande wenig widerhallenden Hufſchläge, in das Schnauben und Wiehern der Roſſe, in die Schwatzereien und Späße der Zöglinge Ermahnungen hinein. Jetzt ganz entſchieden:

„Federer, ich ersuche Sie, unterlassen Sie Ihr unanständiges Fluchen —!“

Federer erwiedert nichts. Dieselbe Ermahnung, auch die, er sollte sich nicht so in seinem trivialen Dialekt gehen lassen, hatte er schon oft vom Director selbst erhalten, blieb aber zum Jubel seiner Eleven, bei „Satanscanaille,“ „alte verfluchtige Schindmähre,“ „Besenstieleinkeilenmüssen“ (in Orte, die er näher bezeichnete) — tadelte die Dressur der Pferde, falls sie nicht von ihm gekommen war, hunzte die Stallknechte herunter, die ihm nicht die nöthigen Egards erwiesen, alles, weniger, weil es sein Naturell mit sich brachte, als in der Absicht, für die Zöglinge den Hanswursten zu machen.

Sein Morgengetränk war Cognac. Man sagte ihm oft: „Federer, wenn man einen Fidibus Ihrem Athem zu nahe ansteckt, gehen Sie in Feuer auf —!“ Er erwiederte dann: „Ich bin versichert —! Meine Seele kommt zu Gott —!“

Der junge Mann setzt nun auch die Polemik gegen die Roheit des Stallmeisters nicht mehr fort. Auch antwortet ihm Federer nicht. Nicht etwa aus Verachtung, im Gegentheil. Angst und Respect hatte er genug vor ihm. Aber er denkt: Dich will ich schon zahm kriegen! Du sollst noch froh werden, wenn ich Dir den Gaul kitzle und den Sattel nicht zu lose binde, daß Du festsitzst —! Der junge Mann hatte die Absicht, den nächstbeginnenden neuen Reitcursus mitzumachen. Ein Naturreiter

das war er ſchon. Vom Lande her. Schon öfters hatte er vor den Augen des Stallmeiſters geritten. Natürlich hunzte ihn dieſer dermaßen herunter, nannte ihn einen ſo erbärmlichen Sonntagstrottler, daß er ſich nicht mehr auf ein Roß wagte, ehe er nicht einen förmlichen Curſus mitmachte.

Dieſer unerſchrockene und doch immer gelaſſene Lehrer (Theodor Waldner iſt's) hatte die Anſicht aufgeſtellt, es würde paſſend ſein, wenn künftig, um den „practiſchen Curſus," nämlich die Ausritte über Land, zu überwachen, immer ein Lehrer mit zu Roß ſtiege. Denn Federer hatte gerade für dieſe Ausritte einige Raſtorte im grünen Walde, an Kreuzwegen und Hecken, gefunden, die nicht im Mindeſten geeignet waren, Schulziele zu befördern. Sie beförderten die Luſt an „noblen Paſſionen."

Verdrießlich endlich auch über ſo viel unnütz verlorene Zeit, als dies Aufpaſſenmüſſen, dies Hin- und Herbegleiten der reitbefliſſenen Zöglinge des Inſtituts koſtete, verließ Waldner die Tribüne. Er ging durch den Stall in einen Hof und auf die Straße, ohne dabei die Abſicht zu haben, ſich vom Portal des Hauſes beſonders entfernen zu wollen. War es doch ein förmliches Profoßenamt, das er hier zu üben hatte. Das Gelüſt der Penſionaire, in ein Weinhaus, zu einem Schweizerbäcker zu entſchlüpfen, war immer rege. Die wallachiſchen Prinzen waren zum Glück nur noch drei Monate in der Anſtalt geblieben. Ein

Brief aus Villa Mirabilis war gekommen mit der Weisung, die gefährlichen Burschen, die immer wieder zu neuen Reclamationen Veranlassung gaben, einem durchreisenden russischen Militär, dem Obersten Knutsowski, mitzugeben, der sich anheischig gemacht hatte, sie todt oder lebendig, wie er sich mit martialischem Ernst und zum äußersten Schrecken Nesselborns ausdrückte, nach Petersburg zu bringen. Nesselborn verlor zwar ungern eine Einnahme, aber er war von einem zu tiefen Weh befallen über Alles, was an den Fürsten Porphyrogenitus erinnerte. Doch waren die Elemente der Widersetzlichkeit und Unordnung darum nicht aus dem Tempel — des Chiron verschwunden. „Daß auch der Erzieher des Achilles gerade hat ein Centaur sein müssen, halb ein Mensch, halb ein Pferd —!" seufzte oft der Vater der inseparablen Nevana und Adelgunde, die indessen vergnügt aus der Wallachei correspondirten und sich unter den Gräco-Slaven ausnehmend gut zu gefallen schienen. Sie schrieben niemals vom Fürsten, immer nur von Fürstin Eudoxien und Prinzessin Axinien.

Gerade beim Reitunterricht zeigten sich die von den Wallachen hinterlassenen Spuren. Baron Ertel, der wie ein Schneider die Arme halten sollte, dann Fuckerer, der die Ellnbogen wie Windmühlenflügel flanliren ließ, die Engländer, Amerikaner, vor allen ein Graf Linsingen hatten sämmtlich Race" oder waren „Naturen," wie Doctor Wehrmann, der Humorist

und „Ueberdauer aller Generationen“ im Institute, sich auszudrücken pflegte, wenn er die jeweiligen Verzweiflungsausbrüche seines Prinzipals beruhigen wollte.

Der Unterricht mußte noch eine halbe Stunde währen. Ein kühler Spätherbsttag war's. Nicht schön stand der Winter vor dem Thor.

Waldner ging auf und ab, um sich zu erwärmen. Sein Tagewerk war auf die Minute vorgezeichnet. Jede Stunde hatte ihre besondere Aufgabe. Aber die Aufpaßstunden konnten ihn zur Verzweiflung bringen. Auch das war bedenklich, sie ließen ihn in's Träumen verfallen und dann träumte er oft so lange, so schwer, so wehmuthsvoll unglücklich, daß er beim besten Willen — die Sammlung für die Arbeits- und Thätigkeitsstunden versäumte. Gertrud, halb und halb die neue Regentin im Hause geworden, jedenfalls noch immer seine einzige wahre Freundin, seine Pflegerin und Erzieherin (ein Amt, das sie sogar von ihrem Seminar aus fortgesetzt hatte) hatte ihm schon lange gesagt: „Theodor, Du mußt in den Aufpaßstunden, ja selbst, wenn Du beim Reit- oder Fechtunterricht zusiehst, irgend eine Aufgabe lösen —! Selbst auf der Straße kannst Du das —! Zieh ab und zu ein Büchlein aus der Tasche und lerne, wenn nichts, wenigstens ein paar Vocabeln —!“

Gertrud war praktisch geblieben. Sie faßte Theodorn so, wie ihn der Großvater aus Bruckbach übernommen hatte. Lernen sollte er. Und wenn

Schlachtenmaler und fuhr fort: „Eine Akademie iſt ohnehin
hon dort. Wir ſind alle eigens nach Kaputh eingeladen
orden, um die neue Univerſität gleich beziehen zu können.
Man würde ſie längſt eröffnet haben, wenn es nicht zu ſehr
n Verbrechern in Sayn Sayn fehlte.“ Der Wirth meinte:
Wie ſo?“ — „Nun,“ entgegnete der Schlachtenmaler, „man
at noch kein anatomiſches Theater aufkochen können, weil
er im Lande Jedermann wenigſtens ein ehrliches Begräbniß
rdient, wenn's auch ſonſt Schelme genug gibt.“ — „Ja,
s weiß Gott!“ ſagte der Wirth, indem er die ſchwarze
afel anblickte, wo ſeine Schuldner mit doppelter Kreide ver-
ichnet ſtanden. Aber erſchreckend, daß er's hätte vergeſſen
nnen, fuhr er fort: „Hat Ihnen denn aber der Vater kei-
n Empfehlungsbrief an Herrn von Lipmann, ſeinen
ten Bekannten vom Ochſen her, mitgegeben?“ — Sie mei-
n einen Wechſel?“ fragte der Schlachtenmaler ſtolz, wäh-
nd die dummen Brüder zu ſeinem Aerger kindiſch kicherten.
er Wirth bemerkte ehrerbietig: „Der junge Herr von
ipmann warten auch mit Sehnſucht, daß die Univerſität
Kaputh eröffnet wird. Der Fürſt hat dem Vater geſagt,
ſollte ſie nur gründen, dann könnte ſein Sohn ſogleich
ran Profeſſor werden. Und um dieſer Profeſſur willen geht
r Hofagent wirklich damit um, die Univerſität an die Börſe
bringen und ſie auf Actien zu ſtiften.“ Schlachtenmaler
te in dieſer Art das Geſpräch mit dem Wirthe fort und
uhr dabei Manches über die Kaputher Zuſtände, wovon
in der Reſidenz angelangt, Nutzen zu ziehen hoffte. „Um-
ſt erhalten wir dies Eſſen nicht,“ flüſterte er ſeinen Brü-
n zu und verſtand darunter, daß er fürchtete, geprellt zu
rden. In der That mußten die Reiſenden einen Thaler

er auch hier beim Onkel und ſchon in Steinthal beim Großvater etwas zu —, lehren angefangen hatte, ſo war das nur — um beſſer zu lernen. Gertrud wollte ſein geiſtiges Wachsthum — ſie hatte es darin ſchon verhältnißmäßig weit gebracht.

Das Büchlein mit franzöſiſchen Vocabeln hatte Waldner bei ſich, aber er zog es nicht heraus. Die Straße war dafür zu belebt. Grade gegenüber lag ein beſuchtes Modemagazin. In ganzer Geſtalt konnte er ſich da in nach außen angebrachten Spiegeln erblicken. Sein Erſcheinen war ſtattlich geworden. Mittelgroß, etwas breitſchultrig, wodurch er kleiner erſchien, war er allerdings geblieben. Die übermäßige Zartheit der Haut hatte ſich nicht verloren. Freilich entſtellte jetzt ſeine Stirn eine Narbe von den Mißhandlungen der Prinzen, die bei Waldners Rückkehr in's Inſtitut ihn in einem öffentlichen Schulakte hatten um Verzeihung bitten müſſen. Der Fürſt, ihr Vater, hatte dafür den ſtrengſten Befehl hinterlaſſen, als er mit den beiden Gouvernanten Hals über Kopf abgereiſt war. Aber Gertrud legte Waldnern eine ſeiner ſchönen braunen Locken ſo geſchickt auf die Stirn, daß die Narbe meiſt verdeckt war. Sein weißer Caſtorhut, ein weißgelblicher Paletot ſtanden ihm elegant. Das blauſeidene Tuch auf der Bruſt, das aus einer Taſche des Paletot hervorlugte, war eine Idee Gertruds, die überhaupt nach ihrem Eintritt wieder die ganze Sorge für ihren ehe-

maligen Pflegling in Steinthal übernommen hatte. Zwei Jahre der Trennung hatten sie einander nicht entfremdet. Der Briefwechsel zwischen ihnen war der lebhafteste geblieben. Jeden seiner Briefe schickte sie ihm am Rande mit den Correcturen der gemachten Sprachfehler zurück. Auch noch aus der Ferne war sie seine gütige Lehrmeisterin geblieben. Daß sie ihn jetzt als eine so stattlich männliche Erscheinung wieder sah, störte in dieser ihrer Liebe nichts.

Und doch war Theodor Waldners Stimmung eine unglückliche. Je reifer seine Bildung wurde, desto mehr nahm die Erkenntniß des an ihm verübten Verbrechens zu. Jetzt mußte er fast dreiundzwanzig Jahre alt sein und war doch weit, weit hinter den Gleichgealterten zurück —! Er fühlte, daß er Andre nicht mehr einholen würde, daß ihm für ewige Zeit der Stempel der Unzulänglichkeit, einer mangelhaften Entwickelung auf die Stirn gedrückt bleiben würde. Unser Geist nimmt bis in unser höchstes Alter den Lernstoff auf, aber die Behinderungen am Lernenwollen werden mit den Jahren stärker! Das Leben des Herzens, des Gemüths, die durch die Praxis gewonnene Urtheilskraft drängt die Thatsachen zurück, deren nur unser erster kindlicher Glaube, die Liebe und Furcht vor Eltern und Lehrern Herr werden will. Waldner fühlte nach kurzer Beschäftigung mit geistigen Dingen Ermüdung. Er bedurfte der Ruhepausen, ohne doch diese zu lieben. Gering dachte er nicht vom Wissen, schämte

ſich vielmehr ſeiner Wiſſensarmuth, die er nicht verſchuldet hatte. So oft wie ſonſt weinte er nicht mehr. Das konnte nur noch Gertrud entdecken, wenn er in ſeinem Dachſtübchen ſaß und ſie ihm noch jetzt manchmal einen freien Augenblick widmete, wie ſonſt deren hunderte, oder einer der Lehrer, der ſich ihm liebevoll angeſchloſſen hatte, Fritz Bechtold. Neſſelborn und vollends Frau Hedwig — eiferten unabläſſig gegen dies, wie ſie ſagten, unmotivirte einſame Weinen des Findlings. Die letztere erklärte, er würde ſich hoffentlich endlich einmal an ſein Schickſal gewöhnt haben. Wenigſtens hätten es die Menſchen gethan und redeten nicht mehr von ſeinem unterirdiſchen Kerker. Ob er etwa wieder, wie in Bruckbach, in ihn zurückwollte?

Das wollte er nun freilich nicht. Er ſagte das auch der kalten Frau. Fühlte er ſich doch ſchon ſo genug wie ein Einſiedler auf dieſer Erde. Der Gedanke, geiſtig ewig ſo gut wie noch im Kerker zu leben, war ihm furchtbar. Wenn ihm Andere ſagten: Das Räthſel Deines Lebens erfüllt ſich noch und für einen Grafen-, wer weiß ob nicht einen Fürſtenſohn weißt Du wahrhaftig genug —! ſo leuchtete wohl ſein ſanftes, braunes, immer wie umflortes Auge, aber dieſe Wetterſtrahlen der Hoffnung und Freude zuckten nur vorübergehend auf. Bald wieder verſank er in Trauer und Apathie. Er konnte ſogar ſagen: „Laßt mich bleiben, was ich bin —! Denn

wenn ich noch als das herauskomme, was zu sein man mich hatte verhindern wollen, so werde ich größere Gefahren zu bestehen haben als seither, und wer weiß, ob dadurch nicht auch noch Andre unglücklicher werden, als ich —!"

Eine besonders erfreuliche Entwickelung Theodors war die nach der moralischen Seite hin. Ein Gefühl von Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeit wohnte ihm inne, wie wenn wir Andern, die wir uns von Kindesbeinen an in der Welt tummeln dürfen, bekennen müßten, daß wir durch die Fülle des sieghaften und starken Unrechts im Leben abgestumpft werden, gegen das Ungebührliche zu kämpfen. Wie Waldner nur mit großer Mühe den Unterschied der Stände, die Nothwendigkeit von Herrschern, Kriegern begriffen hatte, namentlich nicht den dauernden Fortbestand und gar die Vererbung von Berechtigungen gewisser Familien im Adel und vollends von so hohen Aemtern, wie Fürstenwürden, so empörte ihn auch jeder Misbrauch der Kraft am Schwachen, das Spiel der Gescheuten mit dem Vertrauen der weniger Begabten. Hatte er anfangs doch selbst so schmerzlich gelitten unter den Späßen, die sich die Menschen mit ihm erlaubt hatten —! Nach fast allen Richtungen hin hatte man sein Vertrauen misbraucht. Man hatte sich die Seiten gehalten vor Lachen, wenn der Arme in die ihm gestellten Fallen fiel. Durch die immer mehr zunehmenden Beweise, wie rücksichtslos sich die Menschen ihr Ueber-

gewicht anzuwenden erlauben, hatte er im Grunde gegen das ganze Menschengeschlecht Mistrauen gefaßt. Schon hielt er im Durchschnitt Jeden so lange für schlecht, bis ihm das Gegentheil bewiesen war. Daher ein scheuer Seitenblick, der ihm eigen geworden, eine mistrauische Zurückhaltung, wie wir sie zu beobachten pflegen, wo Jemand auf seiner Hut sein muß. Noch jetzt setzte er sich auf keinen Stuhl, ohne Besorgniß, er könnte damit einbrechen. Nach allen Seiten hin vermißte er Offenheit und Ehrlichkeit. Ja die sanfte Natur, der noch jetzt Thränen in die Augen traten, wenn Waldner an Metzgerläden vorüberging und die ausgeweideten, noch blutenden Körper der geschlachteten Thiere sah oder ein noch lebendes Roß, das die Knochen am Leibe starr hervorstehen hatte und schwere Lasten ziehen sollte, konnte in Feuer und Harnisch gerathen, wenn sie Unrecht leiden und den Uebermüthigen triumphiren sah.

Wie übel uns aber ein solches Sicherheben für Recht und Gerechtigkeit in der Regel zu bekommen pflegt, das hatte Waldner damals in Lichtenhayn erfahren —! Nesselborn nahm ihn am Tage seiner Rückkehr aus Wülfings Pflege bei Seite und sprach ihm liebevoll:

„Guter Sohn, wie schon überhaupt das ganze Leben nur eine Prüfungsanstalt für ein jenseitiges ist, unsere Welt keine Welt des Abschlusses und der Vollkommenheit, so bedenke auch, daß in einer Schular-

ſtatt, wie der meinigen, die Gerechtigkeit ſich mit Klugheit und Vorſicht zu verbinden hat! Wir ſteuern alle auf ein ſchönes Ziel zu, aber wir haben dabei Klippen und manche Untiefen zu vermeiden. Grade gegen einen hartnäckigen Eifer, gegen eine thörichte Leidenſchaft, einen ungebändigten Trotz loszuſteuern, das hieße unſer Fahrzeug zerſchellen und außer Stand ſetzen, noch ferner Gutes zu wirken. Beobachte die beſten Kinder! Ihr Fehlen iſt oft nichts als Irren! Sie wiſſen, daß ſie irren! Und doch können ſie, und zwar nicht aus Trotz, nicht aus böſem Willen, ſondern, man möchte ſagen, aus einem beinahe phyſiſchen Unvermögen nicht in die rechte Straße einlenken —! Da muß ſich dann der Erzieher zurückhalten, nachgeben und die beſſere Stunde abwarten, die Vernichtung jenes ſchrecklichen Dämons, der den Menſchen zuweilen niederhalten, ihn binden und knebeln kann. Giebſt Du bei ſolcher Störrigkeit dem Kinde gute Lehre und Ermahnung, ſo fletſcht Dir wohl der böſe Dämon zu allem, was Du ſprichſt, die Zähne entgegen, zieht Gott und ewiges Gericht, Liebe und Freundſchaft in ſein giftiges Schäumen und Wüthen und verſteift das Kind, ich ſage — aus bloßer innerer Hülfloſigkeit, aus bloßem momentanen Ungeſchick zum Guten, in's Aergſtmöglichſte. Aber auch da mußt Du bei Seite treten und Deinen Trieb, zu züchtigen und zu meiſtern, für's Erſte zügeln —!"

Gertrud ſtand grade daneben, als der Onkel dies

weibevoll und tieferschüttert gesprochen hatte. Er hatte ja die furchtbare Ahnung, daß er sich die Kinder so vieler fremden Menschen wiedererkauft hatte — um den Preis — seiner eigenen —! Waldner sah Gertrud fragend an, ob sie diese Worte billigte.

„Ja, Theodor!“ sagte sie und in der vollen Liebe, die sie für ihren theuren Onkel hegte, und mit der ihr eigenen tiefen, sonoren, festen Stimme.

Gertrud war seltsam in die Höhe geschossen. Je majestätischer jedoch ihr Wuchs geworden, desto ruhiger ihr Gang, desto gemessener ihr entschiedenes, von früh bis in die Nacht eifriges Hantieren. Bögendorf hatte Recht gehabt, dem Fürsten ihr Bild als ein auffälliges vorzuführen. Von einem Besuch des Lehrerinnenseminars war seinem Gedächtniß die hochentwickelte Gestalt eingeprägt geblieben. Auch Gertruds Gesichtszüge waren plastisch und nur etwas zu streng, um ganz schön genannt zu werden. Ihr Haar war dunkel und voll. Sie bedeckte es mit einer Haube wie eine Magd. Ihre ganze Tracht war einfach. Im Institut wurde sie nie anders gesehen, als im dunkelblauen Kleide mit einer weißen Schürze, die zugleich die Brust bedeckte und mit zwei Bändern über die Achseln befestigt gehalten wurde.

Unendlich werthvoll war für Waldner die Zeit beim alten Rektor Nesselborn gewesen. Da hatte ihn Gertrud sogleich wie mit schwesterlicher Liebe empfangen. Sie hatte ihn sogar auf die Zeit schon vorbereitet, wo sie selbst nicht

mehr im Schulhause beim Großvater sein würde. Die Zeit rückte näher, wo sie nach Waldenburg geschickt werden sollte. Zuletzt blieb er mit dem Alten, der immer hinfälliger wurde, allein. Die Sorge für Andere weckte seine Erfindungskraft. Der Unterricht Anderer unterrichtete ihn selbst. Nicht bloß sein Geist machte verhältnißmäßige Fortschritte, auch sein Gemüthsleben. Nur vermehrte sich sein trübes Wesen durch das stete Zusammensein mit einem Greise, der sich zum Scheiden vom Leben rüstete und auch endlich in seinen Armen entschlief. Das machte einen tiefen Eindruck auf ihn, in der Nähe eines Sterbenden zu sein und zum erstenmal die für Jeden so erschütternde Lehre über die Nichtigkeit unsres Menschendaseins zu empfangen. Für Waldner mußte der Tod von doppelter Bedeutung sein. An den Gott, den ihm die Theologen predigten, hatte er anfangs nicht glauben mögen. Er hatte sie immer starr angesehen beim Anbieten ihrer Theorie vom Sündenfall, Mittleramt, Versöhnungstod. Der Tod des alten, ihm oft sehr streng und hart gewesenen, aber im Grunde guten und nach mancher Richtung hin bewunderungswürdigen Rektors (die Grabrede des Pfarrers Peterenz gab ihm seine volle Stellung) entriegelte ihm mehr das Jenseits, als alle Theologie. „Lebt denn nicht die Sonne mehr, wenn wir sie Abends hinter dem Walde verschwinden sehen —?“ hatte er Gertrud geschrieben, die zum Begräbniß nicht mehr zeitig ein-

treffen konnte und ihm auch hatte überlaſſen müſſen, mit der Lene, die ſich in ein Spital eingekauft hatte, für die erſten Tage des Großvaters hinterlaſſene Habe zu hüten.

Seitdem war der wohlthuendſte Eindruck, den Waldner vom Leben empfangen hatte, der Beſuch beim Präſidenten Fernau geweſen. Für die ihm in Lichtenhayn geleiſtete Hülfe hatte er ſich doch bedanken mögen. Dieſe Regung war aus ihm ſelbſt gekommen. Man hatte ihm den Dank bei Wülfings näher gelegt. So ſehr er ſich auch gedrungen fühlte, dieſen auszuſprechen, ihn konnte er nicht für ſo verdient halten, wie den an die Fernau's. Immer war ihm beklommen und ängſtlich zu Muthe geweſen unter den Händen dieſer Menſchen auf dem Holzhof, von denen er behauptete, daß ſie ihn nicht liebten. Die Feinfühligkeit ſeines Ahnungsvermögens hatte er behalten aus ſeinem unentweihten erſten Naturzuſtande. Auf den erſten Blick wußte er: Der liebt mich, der nicht —! Nie hatte er ſich darin getäuſcht. Frauen, die ihn, als er eben erſt ſozuſagen geboren war, auf den Schooß nahmen, ihn, wie ein Kind, mit Zärtlichkeiten überhäuften, hatte er gleich anfangs nicht gemocht und es ergab ſich allmälig, daß es Phantaſtinnen geweſen, die bei ihm nur die Seltſamkeit ſeines Schickſals hatten mitgenießen, nicht ſeine arme hülfsbedürftige, ungeſchickte und allen Träumen aus der Welt Bernardin de St. Pierre's widerſprechende Natur fördern und erheben wollen.

Freundlich war ihm in Steinthal Niemand gewesen. In der That war es, als hätte sich dort alles vor ihm gefürchtet. Ihn beschützen, schien man zu glauben, hieße Partei nehmen gegen die Gutsherrin, die den Störer ihrer Lebensruhe zwar nicht verwies von einem Terrain, wohin er seiner Auffindung nach gehörte, aber zuweilen doch durchblicken ließ, wenigstens that es Otto von Fernau durch den Oberinspector, daß ihr der dortige Aufenthalt des Findlings nicht genehm war.

Das Räthsel seiner Herkunft hatte sich schon lange nach Frankreich hinübergespielt. Er hatte wirklich Erinnerungen von dort. Schiffe waren ihm wie alte Bekannte gewesen. Dennoch wußte er, daß man eine vornehme Frau beschuldigte, ihn in aller Stille geboren zu haben. Daß er jetzt hier in ihrer Nähe lebte, war ihm wohlbewußt. Auch war ihm bekannt, daß sich die Brüder Fernau vermieden. Um so seltsamer das Spiel des Zufalls, das ihn mit dem Einen in Zusammenhang gebracht —! Ganz abweichend von ähnlichen Erscheinungen, die schon vorgekommen, drängte ihn nichts, jene vornehme Frau zu sehen oder sich ihr bemerkbar zu machen oder wol gar von ihr seine Anerkennung zu verlangen. Das vollkommene Gegentheil jenes unglücklichen englischen Dichters, der in den höchsten londoner Regionen der Aristokratie seine Mutter gefunden zu haben glaubte und dann diese mit allen Beweisen einer bis zur Manie gehen-

ſechzehn Groſchen zahlen, ihr Pferd mit eingerechnet. Hätte Gertrud dieſe Verſchwendung geſehen, ſie würde ſich in eine Furie verwandelt haben.

Als die Brüder weiter fuhren, waren ſie in die fröhlichſte Stimmung gerathen und drückten ihre Freude durch einen Lärm auf der Landſtraße aus, der das Pferd hätte ſcheu machen können. Schlachtenmaler verwies ihnen dieſe Unbändigkeit, nicht um des Pferdes, ſondern um ihrer ſelbſt willen. Er ſagte. „Vom Vater haben wir die Philiſterei doch nicht gelernt, daß wir gleich einen Höllenlärm verführen, wenn wir einmal gut gegeſſen und getrunken haben. Je wohler es Einem wird, deſto ſtolzer muß man ſich benehmen. Die müſſen wahrlich kümmerlich genug zu Hauſe leben, welche man nicht wieder erkennt, wenn ſie einmal über Land ſind und unter freiem Himmel tafeln.“ Amandus, der Bildhauer, zog zur Antwort eine Pfeife hervor, die er in der Rocktaſche verſteckt hatte, ſtopfte ſie und zündete ſie mit Schwamm, Stahl und Feuerſtein, das er alles verborgen bei ſich trug, an. Schlachtenmaler bemitleidete ihn: denn er ſah die Folgen dieſes frühreifen Beginnens voraus; die Uebrigen aber genoſſen die Freude des Bildhauers mit und weideten ſich an dem Glück der Unabhängigkeit, welches ſie hinfort genießen würden. „Er wird euch ein Opfer bringen!“ warnte der Schlachtenmaler, und Amandus, vom Rauchen ſchon kreideweiß, aber es doch aus ſproſſender Männlichkeit nicht unterlaſſend, bemerkte nur einfach: „Wenn der Wagen nur nicht ſo rüttelte!“ In der That mußte er jenes Opfer bringen, das Schlachtenmaler vorhergeſehen hatte. Man wußte keinen beſſern Rath, als ſich im nächſten Wirthshaus einen Kaffee zu beſtellen. So war dieſer kleine ſpeiende

den Aufdringlichkeit verfolgte, empfand vielmehr Waldner eine kalte Verachtung gegen die Perſonen, die ihm das Leben gegeben. Er zitterte, als er bei ſeinem erſten Ausgang mit den Penſionären in die Nähe der Villa Wolmerode kam. Da die Bewohner der letzteren mit jenen Fernau's, die ihm einen ſo edlen Liebesdienſt erwieſen hatten, in Feindſchaft lebten, ſo hatte er den Muth, dieſe zu beſuchen und ſich ſogar von einer Eleganz nicht blenden zu laſſen, die anders auf ihn wirkte, als die Eleganz der Frau Direktorin, ſeiner ſogenannten zweiten Mutter, dieſer herzloſen und kalten Mutter. Wie ein in den Lüften Schwebender kam er ſich vor, als er zwar nur von Mechtild von Fernau, die allein zu Hauſe war, (die Mutter war mit den Schweſtern auf Ausſteuereinkäufen und der Vater auf ſeinem Bureau) empfangen wurde, aber einen Eindruck davon empfing, als wenn ein Engel vom Himmel herniedergeſchwebt wäre und mit ihm geſcherzt hätte. Dieſer Beſuch war der erſte Silberblick im gährenden Chaos ſeines Lebens.

Mechtild hatte ihn zum Bleiben genöthigt, ihn nach ſeinem Befinden gefragt, ihm einen Antheil für die unglückliche Vorgeſchichte ſeines Lebens ausgedrückt wie er ihn, ſo wohllautend und ſo herzlich für ſein Ohr und Gemüth, noch nie vernommen. Es war ihm, als wenn ſie ſich ſelbſt in ſeine Lebensnacht verſetzt hätte, noch mit ihm ſpielte, ihn zu tröſten und zu unterhalten

verſuchte. Mechtild that Fragen, die noch Niemand an ihn gerichtet hatte.

So wollte ſie z. B. wiſſen, was er nur immer vor ſich hin gedacht hätte und wie ihm ſo viele Jahre hindurch die Vorſtellung von Zeit und Raum geweſen wäre —? „Hatten Sie denn gar keinen Begriff von Muſik, etwa durch das Geräuſch, das Ihre Bewegungen machten, etwa durch die wenigen Worte, die Sie noch erſt ſprechen konnten, oder durch das Raſſeln der Schlüſſel, wenn der Unmenſch Hennen höſt kam —?"

So fragte ſie ihn aus und erſtaunte nicht wenig zu hören, daß es ihm zwar immer geweſen wäre in ſeiner Kerkernacht, als würde ein einziger furchtbar-ernſter Ton ausgehalten, eine Note mit dem Fermatenzeichen der Ewigkeit; wirkliche Muſik aber, Abwechſelung der Töne, hervorgebracht durch Inſtrumente und ſogar die menſchliche Stimme, davon hätte ihm jedes ahnende Gefühl gemangelt und ſpäter hätte ihm das Innewerden der Töne nur Schmerzen verurſacht: ja es wäre ihm über Muſik ſo weh zu Mute geworden, daß er gebeten hätte, mit dieſen Folterqualen für ſein Ohr und ſeine innerſten Nerven, die bis zu den Füßen hinunter erzittert hätten, aufzuhören.

Das liebliche Mädchen war geiſtesreif genug, ihm ſagen zu können:

„Sie beſaßen ſie ſchon, durch dieſe ewige Einſamkeit, die Ruhe, die uns die Muſik erſt geben ſoll —! Die

Wärterin ſingt ihr Kind bald ein. Aber auch wi wollen von Muſik Ruhe und Frieden und erlauben ihr, ſo zu wogen und zu toben, nur aus dem Grunde, um uns ein deſto heißeres Verlangen nach Frieden und Stille zu geben —" Dann hatte ſie die Frage hinzugefügt: „Waren Sie ſchon einmal im Theater —?"

„Zuweilen!" hatte er geantwortet.

„That Ihnen auch das ſo weh —?"

„Da that mir alles wohl —! Denn es mußte doch meiſt nur immer Einer reden —! Der ſprach ſich aus und es kam ein Andrer —! Selten, daß ſie durcheinander ſchrieen —!"

„Hm!" hatte ſie ſinnig ihr Köpfchen aufſtützend und ihn von unten her betrachtend geſagt, „ſeltſam —!" Sie ermunterte ihn durch ihr eignes Sprechen, ebenfalls weiter zu ſprechen.

„Und," hatte er dann weiter bekannt, „im Theater herrſchen Recht und Gerechtigkeit! Die ſollen in jedem Stück zu Ehren kommen, die Tugend ſoll belohnt, das Laſter beſtraft werden —!"

Darauf hatte das liebliche Mädchen lange geſchwiegen, ſo daß er annehmen zu müſſen glaubte, er ſollte abbrechen und ſich zum Gehen erheben.

Aber wie aus Träumen fuhr ſie auf, vertröſtete auf das baldige Kommenmüſſen ihrer Mutter und Schweſtern und richtete die Aufforderung an ihn:

„Gehen Sie doch einmal in's Theater, wenn

Goethe's Faust gegeben wird! Hier werden sie ihn wohl noch nicht gesehen haben —?"

Theodor hatte den Kopf geschüttelt. Er hatte ihn noch gar nicht gelesen.

„Man giebt ihn hier mit einer schönen Musik von einem polnischen Fürsten. Da ist eine wunderbar schöne Stelle im ersten Akt, die Sie an den ewigen Einen Ton in Ihrem Kerker erinnern muß. Es ist so: Die Geisterwelt regt sich, Faust ist noch in Grübeln versunken, aber schon bereiten sich die Wunder mit ihm vor, die später kommen! Während dessen halten die Bässe und die Geigen eine einzige Note, immer dieselbe aus, ohne Aenderung nach auf oder nach unten. Das ist dann grade, als hörte man, wie die Zeit oder die Schöpfung im Entstehen ist! Sie in Ihrem Kerker hatten nur Steine um sich —! Hätten Sie aber Gräser und Blumen um sich gehabt, ich glaube, sie hätten etwa so reden müssen — so jenen einzigen majestätischen, ewigen Ton aushalten —!"

Alles das hatte Mechtild von Fernau lächelnd, ohne die mindeste Prätension, gesprochen, war dann an den Flügel gegangen, der offen stand, und hatte ihn gefragt, ob ihm Musik noch immer weh thäte. Und als er gerufen: „O nein! Nein!", spielte sie ihm einige Schubert'sche Lieder, weiche und melodische, nicht rauschende Melodieen, nicht zu stark im Baß gehaltene.

Als dann die Mutter und die Schwestern kamen

und ſich nach einigem Befremden und Erſchrecken ebenfalls ihm freundlich zugewendet hatten, da war Mechtild verſchwunden. Das hatte ihm unendlich weh gethan. Aber ihr Bild hatte er ſich eingeprägt. Mit einem ſchönen Zeichentalent, das er beſaß, hätte er ſie ſofort aus dem Kopf portraitiren können. Sie war nur klein, aber der Kopf ausdrucksvoll und von ernſter Reife, ohne deßwegen ſtreng zu ſein. Die Stirn war nicht groß, aber mit ausdrucksvollen Erhebungen über den hellbraunen Augen, die von tief liegenden, ſcharfgezeichneten Augenbrauen und ebenfalls dunkeln Wimpern beſchattet waren. Der Mund erſchien ein wenig größer als er in Wirklichkeit war; ein gewiſſer Typus der Entſchloſſenheit drückte die Winkel etwas an die Wange zurück. Durch ein vielleicht nicht ſchönes, vielleicht den Geſetzen vollkommener Vollendung nicht entſprechendes Grübchen in der Oberlippe trat die letztere aufgeworfen hervor. Doch war das ein Zug, der dem Enſemble des Antlitzes keinen Abbruch that. Wie ſehnte er ſich nach einer Vorſtellung des Fauſt—! Jeden Tag las er den Theaterzettel. Immer brachte er Andres —!

Das träumeriſch harrende Hin- und Herwandeln in der Nähe des Reitſtalls gelangte auch an die Schaufenſter eines Buchladens. Hier ſtanden ſchöne, in Gold gebundene Ausgaben des Fauſt, den er beim Onkel geſucht, gefunden, ſofort geleſen hatte und nur beklagte, wie ihm ein vollkommenes Verſtändniß

deſſelben noch mangelte. Er muſterte die Bücher und Kupferſtiche. Der Laden gehörte einem jener Antiquare, bei denen ſich Altes und Neues in Kunſt und Literatur harmoniſch geſellt, ſodaß dem Verkäufer ein von ihm gefordertes Weniger für das Letztere ein vortheilhaftes Mehr für das Erſtere einbringt.

Betroffen blickte er auf die Schrift, die im Schaufenſter hing: „Theodor Waldner oder ein Verbrechen am Seelenleben des Menſchen.“ Er wußte, daß Neſſelborn eine ſolche Brochure geſchrieben hatte. Man hatte ſie ihm vorenthalten. Damals, als ſie erſchien, hätte er ſie kaum leſen können. Später war ſie auch bei ihm in Vergeſſenheit gerathen.

Waldner betrat den Laden, um ſich die Beleuchtung ſeines Schickſals zu kaufen. Als er das Schriftchen für einige Groſchen erſtanden hatte, war ihm, als faßte er glühende Kohlen an. Schon jetzt hätte er ſagen mögen: Was da geſchrieben ſteht, iſt alles grundfalſch! Ich kenne mich anders, als Ihr —! Sein zweiter Gedanke war die Furcht, ob er die Schrift überhaupt leſen dürfte, ob es ihm Neſſelborn nicht verbieten würde — denn täglich ſchüttelte letzterer über ihn den Kopf und wollte ſich erſt jetzt des klaren Verſtändniſſes ſeiner Natur rühmen dürfen.

Wie noch Waldner die Büchertiſche muſterte und ſich beim Einſtecken des ihn betreffenden Schriftchens auf dem Gefühl ertappte: Du möchteſt wohl dem Mann da ſagen, daß Du ſelbſt dieſer Theodor

Waldner biſt —! öffnete ſich die Ladenthür und eine verſchleierte junge Dame trat ein mit der Frage:

„Haben Sie Xaver Saintine's kleinen Roman „Picciola" —?"

„Franzöſiſch —?" fragte der Buchhändler.

„Gleichviel —! Am liebſten franzöſiſch! Man ſagte mir, er würde bei Ihnen antiquariſch zu haben ſein —"

Der Buchhändler ſuchte in Brüſſeler Nachdrücken. Die Dame lüftete den Schleier, der etwas naß geworden war von fallenden erſten Schneeflocken. Ueberraſcht begrüßte ſie den plötzlich mit purpurrothem Antlitz daſtehenden Waldner. Es war Mechtild von Fernau.

„Wie geht es Ihnen? Der Vater hat neulich bedauert, Sie nicht geſprochen zu haben —! Kaufen Sie hier Ihre Bücher —?"

Dem Beſitzer eines Buches, das ihn ſelbſt der Geſchichte des Jahrhunderts einreihte, verſagte die Sprache. Nur den Gruß der ſchönen dunkelbeſchatteten Augen ſog er ein. Unter dem Hute verſendeten dieſe ihre Strahlen wirkſamer noch, als damals daheim im Zimmer. Und an der Anmuth der Lippen, die eben dieſe Worte geſprochen, an dem Wohlwollen, das in Mechtilds ganzer Erſcheinung lag, haftete er, wie gebannt.

Inzwiſchen brachte der Buchhändler die kleine von ihr begehrte Schrift, die ſie jetzt mit einem Anflug

von Verlegenheit aufschlug. Sie erkannte sie als die richtige und erstand sie für einige Groschen. Ein zierliches Portemonnaie öffneten ihre dunkelbehandschuhten kleinen Finger. Die Art, wie sie das Geld herausnahm, bezahlte, etwas zurückbekam, dies einsteckte, alles war so graziös, daß Waldner nur sehen konnte. Das Geld hatte sie mit den zwei vordersten Fingern gefaßt und hielt dabei die andern drei in nacheinander aufsteigender Höhe. Das Büchelchen glitt unvermerkt in einen Schlitz ihres Kleides. Dies war dunkelblau wie der Schleier am grauen Krepphut.

Um nicht ganz stumm zu bleiben, sagte Waldner mit stockender Stimme:

„Ich warte immer noch auf die Ankündigung des Faust —"

„Ja — so —!" antwortete sie, wie sich besinnend, und setzte mit ihrem graziösen Lächeln, wobei sich seltsamerweise die Oberlippe zurückzog und die schönsten Zähne sichtbar wurden, hinzu: „Erinnern Sie sich noch —? Wohl wegen des Einen Tons —? Hm! Das kleine Buch, das ich da eben kaufte, behandelt etwas ganz Aehnliches. Ich höre, es soll ein Kerkerleben schildern, eine Gefangenschaft. Picciola ist eine Blume, die den Unglücklichen in seinem Elend tröstete. Das Werk ist von der Akademie in Paris gekrönt worden. Da werd' ich's schon lesen dürfen. Besuchen Sie uns doch bald —!"

Damit entschwebte die holde Gestalt, ganz

Grazie — wie ein Hauch, ein Duft, den ein vorübergetragener Blumenkorb zurückgelaſſen. Artig auch zugleich ſich dem Buchhändler empfehlend, war ſie verſchwunden.

Der letztere kannte die Dame nicht. Waldners erſtes Wort war, ob ſich nicht noch ein Exemplar von dem ſo eben verkauften Buche vorfände. Leider war dies nicht der Fall. Aber der Beſitzer des Gewölbes reichte ihm ein anderes Werk deſſelben Verfaſſers hin: Le Mutilé. Waldner lernte franzöſiſch, trieb es täglich, doch konnte er weder dieſen Titel überſetzen, noch überhaupt erwarten, in den Inhalt des Büchleins ohne große Anſtrengung einzudringen. Aber er muthete ſich die Löſung dieſer Aufgabe zu. Auch — ſeiner dürftigen Kaſſe heute eine große Ausgabe. Mit Geld wurde er knapp gehalten. Er mußte Gertruds gedenken, die kürzlich bei einer für den Onkel gemachten Vierteljahrsbilanz gefragt hatte: „Nun, und Theodors Gehalt —? Er lehrert doch ſchon —!" Worauf die „Mutter" laut aufgelacht hatte und gerufen: „Wann iſt's denn Sitte, daß Eltern ihren „Kindern" zahlen —!" Der „Vater" gab ihm ab und zu heimlich.

Ueber dieſe wie im Land der Seligen zugebrachte Epiſode ſeines Lebens hatte Waldner unglücklicher Weiſe den Augenblick verpaßt, wo ſeine Aufſichtsbefohlenen die Reitbahn verlaſſen hatten. Als er hinaustrat unter die fallenden Schneeflocken, die noch hin und herſchwebten wie durcheinander gewor-

ſene Federbaumen, ſah er ſchon die aufgeregte Schaar am Ende der Straße. Am entgegengeſetzten Thor ſo eben Stallmeiſter Federer mit einem der Scholaren um die Ecke.

Unentſchloſſen, wohin er ſich wenden ſollte, ob dem Flüchtlinge nach oder zu den noch auf ihn Harrenden, entſchied er ſich für den größeren Troß, da ihm nicht ganz zuverläſſig erſchien, ob dieſer nicht ebenfalls Luſt bezeigte, wie es in Neſſelhorns verpöntem Lexikon hieß — „exzulmeiſen.“

„Wer fehlt? Wer iſt mit Federer gegangen?“ rief Waldner ſchon aus der Ferne, ſah ſich um und ſetzte mit zorniger Erregung hinzu — zornig auch über ſich ſelbſt, da er im Himmel geträumt hatte und dabei ſeine Augen nicht auf die Erde gerichtet behalten —: „Wo iſt Graf Linſingen —?“

Ein Lachen war die einſtimmige Antwort.

„Federer hat ihn mitgenommen! Linſingen wird ihn wol freihalten ſollen —!“ ſagte der junge von Ertel.

„Das ſollen Beide büßen —!“ rief Waldner.

„Sie waren ja von der Reitbahn verſchwunden —!“ entgegnete von Zuckerer.

„Und ſtanden gar nicht einmal an der Thüre —!“ meinte ein Ruſſe.

So meiſterten ihn die Buben. Im Geiſt hörte er ſchon, daß daheim die Anklagen ebenſo lauten würden. Vorläufig aber noch — was war ihm Zank, was wäre ihm ein ewiges Gefängniß geweſen, wenn ihn

eſuv eine gute Entſchuldigung geworden, es ſich auf's
eue bequem zu machen und das erhaltene Geld gar nicht
zuſehen.

Der Gaul wurde wieder ausgeſpannt und in den Stall
führt. Schlachtenmaler ſagte: „die Mutter würde über die
chonung, die ſie dem Thier anthäten, ſehr zufrieden ſein.“
inter dem Wirthshauſe war eine ſanfte Erhöhung, auf
elcher einige ſchattige Linden, Tiſche und Bänke ſtanden.
eher wollten ſie ſich den Kaffee bringen laſſen. Alboin
innerte an den Brief des Vaters. Schlachtenmaler ſagte:
Wir wollen ſehen, ob die Adreſſe paßt,“ und zog einen
rken verſiegelten Brief hervor, auf welchem ſtand: „An
eine Kinder. Zu erbrechen,“ (mit Amandus war es
ſſer geworden) „wenn ihr an einen grünen anlockenden
atz im Walde gekommen ſeid. Steigt dann aus, bindet
n Gaul an einen Baum feſt, erbrecht das Siegel und leſt
ch das Vermächtniß eures euch liebenden Vaters vor!“
e Brüder ſahen nun wohl, daß die Lokalität nicht zutreffe.
lboin meinte, „wenn ſie länger warteten, ſo würd' es
n Leſen zu finſter werden.“ Der ermattete Amandus
hnte: „der Vater hätte gut beſchreiben; wenn ſich nun
ſolcher Fleck gar nicht fände!“ Schlachtenmaler meinte:
er Platz iſt ganz richtig. Den fehlenden Wald ſehen wir
r vor den vier Lindenbäumen nicht.“ Während alſo der
ffee gebracht wurde, öffneten ſie den Brief, und der Jüngſte
ßte ihn vorleſen. Er lautete:

„Meine Söhne!

„Der Augenblick iſt da, wo ihr für mich, wie die Schöpfung
Gott, zeugen ſollt. Die goldnen Hörner oder die Eſels

darin eine Blume — er ſuchte dieſe Blume noch in den Straßen — der Frühling im Winter — tröſten, ein würziger Hauch erquicken, ein Atom der Geiſterwelt Hoffnungen auf Freiheit und Erlöſung geben konnte —! Jenen Gefangenen ſah er ſchon deutlich vor ſich. Vielleicht war's ein Gefangener der Inquiſition. Er ſah die blühende Liebe — die ihn erquickte — ach! eine arme Blume, vielleicht in einem Topfſcherben am Mauerrand des Gefängniſſes. Dieſen Scherben, er dachte ſich's ſo, hoben zuweilen vom Mauerrande zwei Hände empor, Hände in dunkelbraunen Glaçeehandſchuhen, jede mit fünf zierlichen, wie die Skala der Töne auf- oder abſteigenden Fingern —! Dann wurde die Blume getränkt — Er malte ſich ſo den Inhalt der „Picciola" aus.

Der achtzehnjährige Graf Linſingen kam nicht zu Tiſch. Durch und durch ſchon mauvais sujet, war er der Sohn eines berühmten Diplomaten, der ihn nicht auf ſeine Station, Madrid oder Liſſabon, hatte mitnehmen wollen und ihn für einige Jahre dem Direktor des Inſtituts auf die Seele band. Der ebenfalls für die diplomatiſche Laufbahn beſtimmte junge Cavalier war der intimſte Freund der wallachiſchen Prinzen geweſen und ſetzte die Unregelmäßigkeiten und den Geiſt der Widerſetzlichkeit, den jene eingeführt hatten, im Inſtitut fort. Volle achthundert Thaler fehlten am Budget des Hauſes, wenn Neſſelborn dieſen hoffnungsvollen künftigen Staatsmann vor die Thür ſetzte.

Die Vorwürfe für ſeine Unachtſamkeit genoß denn auch Waldner auf's allerreichlichſte. Frau Herwig entzog ihm nichts von dem bittern Kelch, den er hatte erwarten dürfen, ahnte ſie doch das für ſie ſo Unangenehme, die Nothwendigkeit einer Beſtrafung des Achthundert-Thaler-Penſionärs.

Denn ungeachtet der himmliſchen Klänge, die durch Waldners Seele zogen, ungeachtet der ſüßen Sirenenſtimmen, die ihm flüſterten: Sei doch milde, bedenke doch, der Stallmeiſter Federer hat eine kecke Tochter mit einem Tituskopf voll rabenſchwarzer Locken und mit feurig brennenden Augen —! Das ganze All iſt ja durchzogen von Sehnſucht und Liebe —! ſprach er auf alles, was er an Rügen geduldig entgegennahm, feſt und beſtimmt:

„Gut — Ich erwarte aber auch, daß Graf Linſingen exemplariſch beſtraft wird —!“

Gertrud ſetzte hinzu: „Natürlich! Vierundzwanzig Stunden Carcer —!“

Schon war die Stellung der jungen Lehrerin im Hauſe ſo geſichert, daß Neſſelborn nur ein einfaches „Verſteht ſich!“ hinzufügte und nicht achtete auf das heftige Thürzuſchlagen, das zum Speiſeſaal heraufdröhnte aus den Zimmern ſeiner Frau.

Heute aß er ſich vollkommen ſatt am Tiſch der Internen. Es galt, unten am häuslichen Tiſch einer Scene auszuweichen.

## Zwanzigſtes Kapitel.

Gern hätte der ſelige Großvater, um ſeinem Sohneskinde eine vollkommenere Ausbildung zu geben, ein anderes Inſtitut gewählt, als ein ſolches, das Gertrud zugleich zur geſchulten Lehrerin machte. Er gönnte ihr nicht die herben Prüfungen und Entſagungen dieſes Berufs. Nur der hohe Preis ſchreckte ihn ab, ſich an andre Inſtitute zu wenden. Dasjenige, in welches er Gertrud gab, war ein Lehrerinnen-Seminar. Ein reicher Standesherr hatte es begründet. Für jährlich nur hundert Thaler, die Hälfte der Zinſen des Kapitals, das Gertrud beſaß, gewährte es jungen Mädchen freien Unterhalt und eine Ausbildung für das Ertheilen von Schulunterricht. Der deutſche Standesherr haßte den Zeitgeiſt und wollte ihn, wie auch Andere, durch die Schule bekämpfen.

Die Debatte iſt noch nicht geſchloſſen über die Frage, ob die Lehrerin für öffentliche Schulen Berechtigung hat. Gertruds Oheim faßte die Löſung derſelben von einer Art Desperationsſtandpunkt. Als ihn

einſt ſein Vater auf ſein Gewiſſen gefragt hatte, ob er Gertrud, die damals ſechszehn Jahre alt geworden war, in die Anſtalt von Waldenburg ſchicken ſollte, ſchrieb er ihm: „Vater, Du willſt Gertrud zur Lehrerin machen —! Ich habe mit Peſtalozzi, unſerm großen, vielverkannten, unglücklichen Meiſter, immer geglaubt, die Schule ſollte nur eine Fortſetzung der Familie, des Lehrers Geiſt die Fortſetzung vom ächten Vater- und Muttergeiſt ſein. Wie ein göttliches Feuer habe ich es empfunden, dies Lodern der Liebe für jedes mir ſonſt ganz fremde Kind — ich hätte die Schule zu allen Zeiten gern zum Wohnhauſe machen wollen und aus dem Wohnhauſe heraus wieder Lehre und Unterricht entwickeln. Und warum ſoll denn nun da das Weib nicht auch die Gehülfin des Mannes ſein? „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt —“ ſo heißt das Evangelium unſeres pädagogiſchen Glaubens. Und wenn auch zehnmal die Abtrünnigen, die heimlichen und offenen Feinde unſeres Meiſters, bewieſen haben wollen, Gertruds Lehrgang wäre eine Unmöglichkeit, das Kind hielte dem Syſtem eines träumeriſchen Kinderfreundes nicht Stand — dennoch bleibt es wahr, auch der erſte Unterricht ſchon kann gleich Mutter- und Ammenmilch ſein. Freilich, armer Peſtalozzi, wie wurdeſt Du vom Geſchick, ich meine vom zähnefletſchenden, boshaften Teufel des Zufalls geäfft —! Jene Gertrud, die ihm ſein Urbild, ſein Beiſtand geweſen, ihm die Hülfe leiſtete, die ihm ſein im vorneh-

men Patrizierthum aufgewachſenes, ſonſt braves Weib nicht leiſten konnte, Gertrud, die Freundin und Magd ſeines Hauſes, heirathete einen ſeiner treuſten Lehrer und Gehülfen, den appenzeller Hirtenknaben Krüſi — und das Kind, das die ſchon bejahrte Frau, das Urbild aller erziehenden und lehrenden Mütter, gebar, wurde — ein Cretin —! Gertruds Zögling, das Schooßkind ihrer Liebe, war ein ſtummer, blödſinniger Knabe, noch nach Jahren eine Gemeindelaſt, ein Armenhausverſorgter! O, eine Lehre daraus zu entnehmen — wie wären ſie ſo gern bei der Hand, dieſe blasphemiſchen Tadler und — Lober des edlen Schwärmers —! Verdorre ihnen die Zunge —! Aber die arme Gertrud Krüſi in Ehren — gebt die eigentliche Erziehung nicht den Frauen! Laßt ſie den Männern —! Die höhere Bildungsſtufe, die Aufſicht bleibe letztren unter allen Umſtänden. Ein Franzos hat neulich lehren wollen: „Das Weib iſt krank —!“ Es ſteht unter einem beſchämenden Naturgeſetz —! hätte er ſagen können. Das macht die Frauen reizbar, aufgeregt, ungleichartig, excentriſch ſelbſt im Guten; ſie kennen das Maaß im Beſten nicht. Wer in ein Nonnenkloſter geblickt hat, ſah auch in ein Lehrerinnen-Seminar. Der religiöſe Fanatismus iſt auch da von obenher befohlen und wird geweckt und genährt wie durch die Exercitien der Jeſuiten. Aber, Vater, ich kann Dir keine Anſtalt zaubern, wie ich ſie haben möchte, und auch das glaube ich, Gertrud iſt gegen die Anfechtung der Lüge

gefeit. Es iſt ein Heldenmädchen. Die zwei Jahre, ſeit ich ſie nicht geſehen, hat ſie zugenommen an Weisheit und Verſtand. Das ſagt auch Standtner, der ſie ja ab und zu geſehen hat. Wird ſie Lehrerin, nun, ſo laß ſie ihr Pfund nützen — ! Ich mag nicht die Lehrerinnen als Inſtitution, während ich viele darunter als Perſonen lieben und verehren muß. Aber ſelbſt als Perſonen ertrag' ich ſie nur dem Schauer gegenüber, den wir in Süddeutſchland, in der Schweiz empfinden am Poſt Eiſenbahn- und Telegraphenamtsſchalter, wo wir beim letzten Ferienausfluge meines Inſtituts ſo häufig weibliche Beamte antrafen. Weißt Du, es iſt nicht, daß ich die Befähigung bezweifle, noch weniger die Pünktlichkeit und Amtstreue — nein, was mich ſtört, iſt die Verrückung der Schranken zwiſchen Haus und Welt; die Abnahme des Zaubers, den Jahrtauſende im heimlichen, zurückgezogenen Leben der Frauen gefunden haben; die Zunahme des Trotzes der Frauen gegen die Männerwelt, der immer mehr die wahre Beglückung von emanzipirten Amazonen verſagt werden wird; das Herüberſchleppen deſſen, was im Grunde das eigentliche Intereſſe der Frauen überhaupt nur ſein kann; des Gefühls und zarten Gattungslebens, in den Staub und den Schmutz der Alltäglichkeit; die Abſtumpfung der keuſchen, unentweihten, ſelbſt noch im häßlichen Frauenbilde ſeeliſch aufzuſuchenden und aufzufindenden Lieblichkeit und Grazie des Weibes. Ich will nicht ſo hochmüthig ſein wie unſer Doktor

Wehrmann, der schon früher jene Reise bis in die Schweiz ausgedehnt hatte und diese weiblichen Beamten mit Zeisigen verglich, die man abgerichtet hätte, ihr Futter im Karren selbst heraufzuziehen; ja, es wäre nur ein Quasiverstand, der sich in ihnen bewährte und keine Rechnung könnte die Behörde ungeprüft entgegennehmen von solchen Verantwortlichkeiten in der Crinoline. Jedenfalls, mein' ich, ist die beste Emancipation der Frauen ein Heranziehen derselben zum Lehramt. Die elende Lage der Volksschullehrer schreckt junge Männer ab, diesen Beruf zu wählen. Schon meldet man uns aus allen Staaten einen Mangel an Lehrern. Lasset denn also, anstatt wieder zu den ausgedienten Unteroffizieren zu greifen, die Frauen für die Schule gewonnen sein. Ich kenne Lehrer, denen der Athem versagt in einem Classenlokal, aus dem soeben eine Lehrerin gekommen ist —! Aber was hilft's! Die Welt ist nicht unsre Schöpfung. Man spricht von überhandnehmender Frivolität und Sittenlosigkeit der Frauen. . . Ich finde in dieser Erscheinung, wenn sie wahr ist, eine — Selbsthülfe der Naturordnung gegen das — Vermännern der Frauen —!"

Gertrud hatte in ihrem Stift Erfahrungen gemacht, von denen sie unverbrüchlich schwieg. Ihr Verlangen, Erzieherin in einem vornehmen Hause zu werden, ging nicht aus Weltlust hervor, sondern aus einem Geständniß, das sie sich über die Herbigkeit ihres eigenen Charakters machte. Sie hatte etwas

Mannweibliches bekommen. Die allzubreite religiöſe Grundlage der geringen Ausbildung, die das von ihr bewohnte Stift doch nur bot, verdüſterte ihren Blick. Sie frömmelte nicht; nur das machte ſie ernſt, daß ſie ſo viel um ſich her frömmeln ſah. Sie durchſchaute die Heuchelei der Lehrer und Schülerinnen. Schulrath Bögendorf beſuchte alle Jahre dieſe Anſtalt. Er hatte einen berühmten Namen für dieſe Seite der Erziehungsthätigkeit und ſich in mancher Schrift für die ſegensreiche Wirkung dieſer noch immer angezweifelten Bildung von Lehrerinnen förmlich verbürgt. Wie behaglich hatte ſie nun dieſen Mann die ſchweren Pflichten der Religion üben ſehen —! Eſſend, trinkend, converſirend, wie ein in einem Kloſter vorſprechender Prälat, wandte er ſein „wie der Herr will“ oder „wer den Meiſter gefunden hat“ und ähnliche Wendungen der Wiedergeburt wie jene Priſe Taback an, die ein italieniſcher Abbate ſelbſt während des Gebets vor'm Marienbilde nimmt.

Nur die tiefe Trauer, in die Gertrud durch den Tod ihres guten Großvaters verſetzt wurde, hatte ſie verhindert an einer heftigeren Kundgebung gegen die ihr anfangs wie ein förmlicher Verrath vorgekommene Störung der Hoffnung auf eine Gouvernantenſtelle in den untern Donaugegenden durch ihre eigenen Couſinen. Erſt Doctor Standtner gab ihr, als ſie der Onkel in ſein Haus gerufen hatte, eine Aufklärung über die Gefahren, denen ſie entgangen war. Er hatte dies

mit so seltsam lüsternen Anspielungen gethan, daß sie für's Erste nicht mehr auf diesen Gegenstand zurückkommen mochte, ja Staudtnern überhaupt aus dem Wege ging und zumeist, wenn er mit einer gewissen unheimlichen Miene auf Bukarest zurückkommen wollte. Die Nothwendigkeit, sich dem tiefverletzten, im Grunde trotz ihres Lachens wahrhaft verzweifelnden Gevatter ihrer Tante Hedwig gegenüber zu behaupten, störte sie auf aus allen Träumereien über das, was ihr gut oder besser gewesen wäre.

Als Lehrerin konnte Gertrud in einer Knabenanstalt nicht wirken. Bald erhielt sie die Stellung einer Dirigentin der Oekonomie des Hauses, mit andern Worten, eines Aschenbrödels. Auch diese nahm sie mit scheinbarem Begnügtsein an. Ihr scharfer Blick erkannte bald, daß in diesem Hause, wo sie nicht einmal das verlassene Zimmer der Töchter einnehmen durfte, sondern sich mit einer Bodenkammer begnügen sollte, alles vom Fundament aus reformirt werden mußte. Das Zimmer unterm Dach verließ sie bald, da sie erklärte, nicht Lust zu haben, sich abends spät, wenn sie zu Bett gehen wollte, der Begegnung mit den Lehrern und den oben schlafenden Pensionären auszusetzen. Sie erhielt eine Kammer in des Onkels unmittelbarer Nähe und benutzte diese Nachbarschaft zum Empfangen manches stillen Rathes, zum Ertheilen manches nützlichen heimlichen Winks aus ihren eigenen Beobachtungen. Grade als eine

Dienende und an allem, was zu beſorgen war, Mithelfende kam ſie auf die Quellen der eingeriſſenen Mißbräuche. Ihre Tante gehörte zu den ſeltſamen Naturen, die das Mangelhafte ſehen, aber nicht laut gerügt wiſſen wollen. Die offene Bekämpfung der Mängel hieße, dieſe eingeſtehen. Bald ſollten die Mängel durch die Perſonen entſchuldigt werden, die einmal nicht zu ändern wären, bald durch die zahlloſen in einem ſolchen Erziehungshauſe zu löſenden Aufgaben ſelbſt. Frau Hedwig ſagte zu Gertrud: „Ich bitte Dich nur um Eines, Kind, laß Dein Wühlen und Stöbern nicht darauf hinauskommen, daß Du hier im Hauſe einen ewigen Menſchenwechſel einführen willſt! Neue Penſionäre, neuer Zuwachs in den Schulklaſſen ſoll uns willkommen ſein. Im Uebrigen aber haben ſolche Privatinſtitute ſchon an ſich unter dem Fluch zu leiden, daß ſie Niemand unter den Lehrkräften eine dauernde Verſorgung in Ausſicht ſtellen können. Da iſt es ſchon an ſich wie in einem Taubenſchlag. Der Eine kommt, der Andre geht. Und beim Dienſtperſonalwechſel kommt noch weniger etwas heraus. Die Dienenden ſind in der Regel ſchlecht. Die beſte Erziehung iſt auch da, nicht auf alles zu ſehen und auf alles zu achten. Ich habe ſchon Manchen durch Ignoriren ſeiner Fehler und durch eine gewiſſe ihm bewieſene Großmuth gebeſſert. Die Rückenſeiger ſollen Apotheker werden —!“

Gertrud verſprach, die gute Lehre anzunehmen.

ohren, die ihr an euren Häuptern tragen werdet, wird man mir aufsetzen. Bedenkt das und macht mir Ehre! Ich erzog euch zuvörderst zur Freiheit. Gemeine Gefühle ließ ich in euren Gemüthern nie überwuchern: Unkraut werden sie noch immer zeitigen; aber es wird nicht höher wachsen, als die Palmen und Cedern, zu welchen ich den Samen in den Libanon eurer Zukunft pflanzte. Ihr seid frei; ich lehrte euch nur, daß außer euch noch Millionen Menschen in der Welt wären. Das war genug, mehr durftet ihr nicht wissen, um diese Millionen mit stolzem, sich zur Gleichheit vermessenden Auge anzublicken. Ihr hörtet aus meinem Munde nicht früher von Grafen, Präsidenten, Ministern sprechen, als von Menschen. Ihr wißt nichts von den Unterschieden der Stände. Drum werdet ihr mit keckem und echt vornehmem Muthe auftreten. Ihr werdet nicht zittern, wenn ihr in das Vorzimmer eines Mächtigen berufen werdet, ihr werdet euch vorher keine Fragen und Antworten einüben, ihr werdet, wenn ihr sprecht, die Nachsätze der Perioden nicht im Halse stecken behalten; ihr seid frei, seid meine, seid die Söhne Blasedow's."

„Daß ihr ein Herz haben werdet, hoff' ich zu Gott, zu eurer Mutter und zu manchem Kummer, den ich nicht hindern konnte, daß er durch die Ehestandsgardinen zu eurem Ohre dränge. Kinder erfahren vom Leben meist nur das, wofür sie Gott den Eltern als Trost geschenkt hat. Sie haben ein scharfes Auge für die Witterungen, die auf den Stirnhorizonten der Eltern heraufziehen. Und, wo ihr nicht deutlich sehen konntet, da, weiß ich, lauschtet ihr — genug, ihr habt empfinden gelernt, wenn ihr auch noch keinen Namen für eure Gefühle habt. Es ist besser, ihr gebt dem Armen schnell ein Stück Brod, eh' ihr euch besinnt, ob das Mit-

Doch ging es keinen Tag ohne einen Zusammenstoß mit den leitenden Gewalten im Hause. Letztere waren nicht der Onkel und die Tante, sondern bald die Bequemlichkeit und Nachlässigkeit der im Hause wohnenden Lehrer, bald die Unbotmäßigkeit der Zöglinge, bald die Vertuschung und der geheime Unterschlupf, der allen Mißbräuchen vom dienenden Personal gegeben wurde. Vor allem lag der strengen Beobachterin Waldner am Herzen. Diesem gehörte alles, was in ihrem durch die Seminar-Erziehung herb gewordenen Gemüth an Weihe und Weichheit verblieben war. Sie sorgte geistig und körperlich für ihn. Nicht nur sein Wissen suchte sie zu regeln und zu vervollständigen, sondern auch sein physisches Wohlergehen beobachtete sie bis zur Wäsche hinunter. Und wie war auch Waldner nach allen Richtungen hin der Liebe und Hülfe so bedürftig —! Auch seine Garderobe hatte die Tante, als er angekommen, geprüft, alles am äußersten Zipfel angefaßt und mit einer Mischung von Ironie und Dégout emporgehalten, dann auf einen Haufen geworfen, um es waschen, flicken, ergänzen zu lassen. Aber erst Gertrud brachte ihn in den Wiederbesitz aller dieser den Händen einer alten Nähfrau übergebenen und da vergessenen Gegenstände. Die Thätigkeit in den Nähkammern, wo manchmal drei, vier weibliche Arbeiterinnen zu thun hatten, gehörte zu den Bedürfnissen der reichen Pensionäre und den Interessen des Tischgeräths. Mußte doch selbst Nesselborn um einen

fehlenden Knopf einige Tage lang beim Unterricht erſt der Gegenſtand des Spottes ſeiner Schüler ſein.

Ein großer Troſt wurde für Gertrud ein im Hauſe wohnender Lehrer, Fritz Bechtold, der ſich Waldners liebevoll annahm und vorzugsweiſe die Wiſſenslücken des armen ſozuſagen Zuſpätgeborenen zu füllen ſuchte. Bechtold gehörte zwar nur den untern Lehrern an, war ein Seminarzögling und wurde von den ſtudirten Herren, die im Inſtitut unterrichteten, über die Achſel angeſehen. Aber da hatte denn doch Gertrud ihre Freude, zu beobachten, wie der Onkel, trotz ſeiner immer mehr zunehmenden Charakterſchwäche, Wahrhaftigkeit genug behielt, dieſem Lehrer der Elementarklaſſen das Zeugniß zu geben: „Sie ſind alle nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulöſen! Die ſtudirten Arroganzen am wenigſten —! Das ſpreizt ſich, das bläht ſich und dieſen Philologen ſitzt kein Gedanke klar im Kopf, kein Wort kommt befruchtend, entflammend, wie heiliger Pfingſtgeiſt auf die Schüler herab —! Warum ſind die Elementarlehrer als hochmüthig verſchrieen —? Weil ſie Urtheil genug haben, zu erkennen, daß Wiſſen und Lehren zweierlei iſt. Unſer Profeſſor Tipfel iſt eine Autorität im Fach der römiſchen Dichter, aber welche Confuſion herrſcht im Kopf dieſes Mannes —! Und Wehrmann vollends behauptet, in allen Fächern unterrichten zu können, und nicht den einfachſten euklidiſchen Satz kann er klar und an-

ſchaulich zum Vortrag bringen —! Der Magiſter Schlickum hat als ein ewiger Hauslehrer, ein Seitenſtück zu Harniſchs Felix Kaskorbi, Grafen und Fürſten unterrichtet, immer zwiſchen vier Wänden und Ohren allein docirt und wird jemals ein Satz aus ſeinem Munde in jener Fraktur geſchrieben, die allein vom Schüler verſtanden und reſpektirt wird —? Bechtold dagegen lehrt wie in Granit eingegraben. Sein kurzes Wiſſen iſt ihm wie auf der Reiſe ein Nachtſack, ein Plaid, man weiß ihn zu allem zu gebrauchen, während die großen Herren mit ihren ſchweren Kiſten und Kaſten die Opfer ihrer überladenen Bagage werden. Ebenſo feſt iſt Bechtolds Auftreten im Handeln. Was ein ſolcher Lehrer geſagt hat, das muß an ihm eine That ſein. Er nimmt, wenn nicht ein Irrthum zu bekennen, nichts zurück. Er befiehlt und der Schüler gehorcht. Mit den hochgelahrten Herren aber, mit Tipfel, Wehrmann, Schlickum wird in den Klaſſen ewig unterhandelt —! Kein Befehl kommt zur Erfüllung ſo wie ſie ihn ausgeſprochen. Denn natürlich, Tipfel denkt während der Stunde nur an Jahns philologiſche Jahrbücher und ſeine letzte Conjektur, Wehrmann an die neuen ſchönen Einbände ſeiner Bücherankäufe, womit er kokettirt, und Schlickum, dieſer ächte Hauslehrer der Ewigkeit, addirt die Reſultate der letzten abendlichen L'hombreparthie in den Theegeſellſchaften meiner Frau —!"

Profeſſor Tipfel war aber doch mit dieſer Charakte-

riſtil nicht ganz ſo getroffen, wie ihn Neſſelbom getroffen zu haben glaubte. Im Gegentheil, dieſer Gelehrte hielt ſich für das Muſter eines Pädagogen. Darin hatte Neſſelbom Recht, ſein wahrer Ehrgeiz ging auf die Jahnſchen Jahrbücher und die darin enthaltenen Recenſionen von oder über ihn; aber ſein drittes Wort war Erziehungsſtrenge und kein Lehrer polterte ſoviel, tadelte, ſchrie ſoviel, wie dieſer Profeſſor Tipfel. Das Licht der erſten Klaſſe, der Vermittler der Anſtalt mit jener ſehnlichſt erwarteten Licenz, die Schüler zur Univerſität abliefern zu dürfen, hatte er ſeine Gymnaſialſtellung aufgegeben, theils weil er eine vermögliche Frau geheirathet hatte, theils aus Zerwürfniß mit dem Direktor des Gymnaſiums, der einige gelehrte Händel in öffentlichen Blättern mit ihm durchgefochten und dabei die ſarkaſtiſchſte Ironie entwickelt hatte — collega carissimus war das dritte Wort bei den Ohrfeigen, die dem erſten jetzt lebenden Kenner der römiſchen Satiriker ertheilt wurden. Neſſelbom ſchätzte dieſe Erwerbung nicht wenig und Tipfel kam auch, trotz ſeiner kleinen, verhutzelten Geſtalt, nie aus olympiſchem Donnergroll, Blitzen und Wetterleuchten des Zankens, Ermahnens, Strafens heraus. Man nannte ihn Zeus den Wolkenverſammler. Sein Poltern war aber nichts als Wind. Seinem kurzſichtigen Blick entging alles. Es entging ihm, wenn man über ſeine Donnerwetter lachte, wenn man ſich unter dem Tiſch

die schriftlichen Präparationen oder jene neueren „Eselsbrücken" zusteckte, jene bereits gedruckten Präparationen, die ein diabolischer Feind der Gelehrtenschule (er heißt noch dazu „Freund") in die Welt hat ausgehen lassen. Komisch war Tipfels plötzlicher Uebergang in die allgemeine Sprache der Menschen und der einfachsten häuslichen Lebensanschauungen in solchen Fällen, wo die Würde der Schule durch irgend ein Ereigniß des gewöhnlichen Lebens unterbrochen wurde. Regnete es stark oder hagelte es plötzlich oder nur ein Vogel setzte sich an's Fenster, den Nervenschwachen an bedeutliche Zeichen des alten Auguriums erinnernd, oder eine Lampe qualmte oder der Ofen rauchte, so sank dieser Jupiter oder Juppiter, wie er zu schreiben befahl, zum Kinde herab. Dann konnte er sich als der Unbeholfenste aller Sterblichen zeigen, der er auch zu Hause war, ganz abhängig von seiner Frau, einer reichen und beinahe schön gewesenen Metzgerstochter.

Heute aber, als in der That Graf Linsingen bei seinem Nachhausekommen um drei Uhr Nachmittags zu vierundzwanzig Stunden Carcer verurtheilt worden war, gab es einen eigenthümlichen Incidenzfall. Professor Tipfel hatte es plötzlich höchst ernst genommen mit einem Ausbruch seines giftigen „Schlangenzischens und ewigen Wallfischkiemenwassergesprudels." Doctor Wehrmann, der Humorist und Naturgeschichtslehrer, hatte die jeweiligen Töne in Tipfels Klassen mit diesen Erscheinungen

des animaliſchen Wüſten- und Oceanlebens verglichen. Die Direktorin war mit ihm in Conflict gerathen. Ein arger Schnupfen, den er ſich zugezogen haben wollte in Folge einer Nichtbeachtung gewiſſer Befehle, entflammte ihn zu einer Wuth, die alle Paragraphen der auf jeder Etage angeſchlagenen gedruckten „Hausordnung" verletzte. Alles Schreien und Rufen, alles auffallend laute Sprechen in den Corridoren war nach §. 8. verboten.

„Ich will mein Leben nicht in dieſem Hauſe zum Opfer bringen, nicht Leben und Geſundheit —! Und dazu noch neben dem Scheuern der Zimmer — noch — noch — noch — noch dieſe moraliſche —"

„Aber was iſt denn nur, Herr Profeſſor —?" rief man von allen Seiten.

Auch Neſſelborn kam dahergerannt mit erröthetem Angeſicht. Eben hatte er mit ſeiner Gattin conferirt, warum Graf Linſingen die Verurtheilung zum vierundzwanzigſtündigen Carcer nur ſo gleichgültig, ja beinahe triumphirend aufgenommen haben mochte. Frau Hedwig hatte geſagt:

„Er wird an den Vater ſchreiben, er ſollte ihn aus dem Inſtitut nehmen, oder er entläuft jetzt ſelbſt —!"

Gertrud hatte ihre zufällige Anweſenheit bei dieſer Erörterung benutzt zu dem Wort:

„Um ſo beſſer für unſer Inſtitut —!"

Da folgte denn eine Abtrumpfung der Nichte,

ſich nicht in Dinge zu miſchen, die ſie nichts angingen. Hierauf aber das Geſchrei des Profeſſors —! Schon auf halbem Wege war Zipfel dem Director entgegengerannt, die Menſchen, alle Welt intra et extra Ilium verwünſchend. Neſſelborn bat ihn ums Himmelswillen, mit ihm in's Conferenzzimmer zu treten und ſich vor allen Dingen erſt auszunieſen, ehe er ſprach. Denn grade fortwährend nieſen zu müſſen, dieſe Mahnung an ſeine ſchwache Lunge, an die Uebergänge aus ungeheizten in geheizte Zimmer, die ihm, wie er behauptete, lebensgefährlich wären, beſtimmten ihn zum Fahrenlaſſen aller Rückſicht.

„Herr Direktor," rief er. „Wir haben heute — hazzi! — Montag —! Meine letzte Stunde — Horaz' Epiſteln — hazzi! — gab ich am Samſtag von elf bis zwölf, die ſchlimmſte Schulzeit — hazzi! — weil ſich die ungebändigte Freiheitsluſt grade Sonnabends gegen zwölf am mächtigſten regt und jeder freche — hazzi! — Schabernack ſelbſt bei den beſſern Zöglingen dann ein bereitwilliges Ohr findet. Und gerade, als wenn der Scherz des großen Venuſiners — hazzi! — mit dem wir ſchloſſen: „Der Philoſoph iſt alles, der König der Könige, frei, voll Ehre, ſchön und vorzugsweiſe geſund — hazzi! — wenn er nicht grade den Schnupfen hat — —" ſo erkläre wenigſtens ich pituita molesta est — grade als wenn er, ſag' ich, Bezug auf uns ſelbſt hätte nehmen wollen — was muß geſchehen? Sechs Externen und zwei Internen hatten wieder einmal ihre Ueberſetzungen

miserabel gemacht. „Ich befahl — hazzi! — daß sie von Zwölf bis Eins nachtleiben, die Uebersetzungen noch einmal machen und mir heute abliefern sollten. Und solches bei mir denkend, ging ich heim. Daß ich dann aber schon zehn Minuten nachher, aus einem Buchladen tretend, wo ich etwas — hazzi! — mitzunehmen hatte, jene sechs Externen wohlgemuth daherschreiten sehe, nahm mich allerdings, experientia doctus, nicht wunder. Dennoch stellte ich mich den Uebermüthigen in den Weg. Quo terrarum —? fragte ich. „Die Directorin hat uns entlassen, die Klasse muß gescheuert werden!" Gut, ich ergebe mich. „Ich bin das schon gewohnt. Ihre Frau Gemahlin ist dafür bekannt, daß sie nicht etwa die Magnetnadel Ihres Instituts ist, die unverwandte — hazzi! — die unverrückte, die nach Recht, Pünktlichkeit und Ordnung hin —"

„Aber, Herr Professor —!" unterbrach Reisselborn mit strengem Verweis. „Lassen Sie Ihre Anzüglichkeiten —!"

„Nein, heute Montag," fuhr Professor Tipfel fort, „heute hatte ich Vormittag nichts im Hause zu thun. Um drei Uhr tret' ich in die Klasse. Schon ein Dunstgeruch wie von verbrannten Wachholderbeeren weht mich an. Ich kenne diesen Geruch. Schon die Alten kannten ihn und warnten vor ihm. Imiperum metuens — sagt ein satyrisches Fragment aus den Zeiten des Hadrian. Aber meine Wiederanknüpfung der Lectüre — hazzi! an nisi si pituita molesta est

erlebte die empfindlichſte Ironie. Ich nieſe, nieſe noch einmal. Ich rufe: Fenſter auf! Aber ſiehe da! Draußen graupelt es. Wir haben Winter, der Ofen iſt überheizt. Warum? Graupeln bedeutet, daß die obere Luftſchicht der Atmoſphäre zwar kalt, die untere aber warm iſt —"

„Umgekehrt —!" warf Doctor Wehrmann, der Phyſiker, ein. Alle Lehrer waren inzwiſchen herbeigekommen.

„Herr Wehrmann, umgekehrt oder nicht —!" wandte ſich Tipfel, der ſich durch das Berichterſtatten und Hören ſeines eigenen Vortrags ſchon etwas zu beruhigen angefangen hatte. „Herr Wehrmann, Sie müſſen natürlich unter allen Umſtänden der Orator pro domo ſein! Was hier im Hauſe geſchieht, iſt bei Ihnen immer vollkommen und vernünftig! Schämen Sie ſich Ihrer Connivenz an ſolche verdammten gegebenen Zuſtände —! Ihnen kann man kurz vor der Stunde das Klaſſenlokal ſcheuern, weiß anſtreichen, ja die neuen Lehnen der Schulbänke mit friſcher, grüner, nicht unwahrſcheinlich Arſenik enthaltender Oelfarbe anſtreichen —"

„So? Daß ſich die Zöglinge die Kleider verderben —? Nein, nimmermehr!" fiel mit trocknem Ernſt Doctor Wehrmann ein zum Jubel der an der Thür lauſchenden Directorin. „Nein, Herr College, dagegen würde auch ich proteſtiren!"

„Sie vergeſſen," ſuchte der Director in aller Treuherzigkeit zu berichtigen, „ſchon am Samſtag

wurde geſcheuert —! Wie konnte denn da am Montag —“

„Nein! Nein! Nein!“ ſchrie Tipfel nach einem kurzen Anfall erneuerten Nieſens. „Das iſt ja grade das Unerhörte, des scelus infandissimum! Die Lüge, Herr, die mich nicht minder revoltirt, als mein plötzlich ausgebrochener Schnupfen! Die Lüge, die kein angezündeter Wachholder, kein Witz des Herrn Doctor Wehrmann in Wahrheit und Weihrauch verwandeln wird! Am Samſtag iſt nicht, nicht geſcheuert worden! Die Directorin hat die ſtraffälligen, von mir zum Nachbleiben verurtheilten, miſerabeln Ueberſetzer aus eigener Machtvollkommenheit begnadigt, hat, weil ſie ſcheuern laſſen müßte, geſagt: Geht! hat aber hinterher dieſe Procedur dennoch unterlaſſen, hat ſie abſichtlich, abſichtlich unterlaſſen, weil ich ihre Grundſätze im Punkt des Nachbleibens kenne, und hat mir dadurch, daß ſie kurz vor Beginn meiner Stunde am Montag, ſage, erſt am Montag, die Scheuerung vornehmen ließ, ſo recht ad oculos, ad aures et nares — hazzi! — beweiſen wollen, daß es ein reiner Willkürakt, ein vollſtändiges sic volo, stat pro ratione voluntas ihrerſeits, ein tel est mon plaisir geweſen, daß ſie die ſchlechten Ueberſetzer am Samſtag entließ! Ich verlange Satisfaction, Herr Neſſelborn. Meine Achtung vor Treue und Glauben, vor Menſchenwürde kann ich unter Umſtänden in Ihrem Hauſe opfern,

heißt, was euch dazu treibt. Kinder, wär es von mir
t zu künſtlich, ich würd' euch zurufen: Seid ewig
irlich!"

„Was ihr gelernt habt, vorſtellen, ſein und werden ſollt,
n red' ich nicht: denn es iſt in euch gepflanzt, euer Herz
euch dies ſelber ſagen. Jeder von euch hat einen ho-
Beruf; Jeder hat, wenn einmal doch der Mantel Chriſti
heilt werden ſoll, einen Rockſchoß davon. Euer Wiſſen
Stückwerk, aber nicht alles ſind nur Lücken. Einiges habt
ſchon vollſtändig und, wenn ihr Neues ſammelt, wißt
wo ihr's anlegt. Worauf es beim Lernen ankömmt, iſt
Fach, wo hinein man ſein Wiſſen legt. Wer ein Ziel
ſein Leben weiß, bearbeitet ſchnell das rohe Material,
er empfängt, und paßt es in die Fugen ein, wo er es
chen kann. Ich hab' euch in die Karten blicken laſſen,
welchen ich euch gegen das Leben ausſpielen wollte. Ich
nicht eitel, aber ſtolz darauf, daß ich ein neues pädago-
es Syſtem entdeckt habe, das Syſtem der unmittelbaren
eſtination. Indem ich euch für beſtimmte Fächer erzog,
tet ihr, wo ihr euren Henkel anſetzen ſolltet an die Dinge
ſie zu faſſen. Und verließet ihr gar die Bahn die ich euch,
eichnete (was ich jedoch für's Erſte euch noch verbiete),
abt ihr doch ſchon eine Conſequenz des Lebens mit Ernſt
gemacht und werdet euch um ſo ſchneller in einen an-
Beruf finden können, wie Ströme ſich wohl mit Leich-
t ein neues Bett graben, aber nicht Seen. Ein De-
n wird leichter ein Staatsmann, als ein Student in's
e hinein; ein Geiſtlicher wird eher ein Schauſpieler, als
Kunſt-Cleve im Allgemeinen, ja, wie oft geſchieht es
daß man, wie auf dem Billard ein Stoß nach Nordoſt

Meine Gesundheit aber und mein Leben zu erhalten, das bin ich meiner Familie schuldig."

Schon während dieser Worte, die von den lauschenden Schülern auf den Corridoren mit fortwährendem Niesen sekundirt wurden, öffnete sich die Thür, die Directorin trat artig ein mit der ihr eigenen Grazie, geröthet, wie ihre Rosaschleife am gestickten zierlichen Häubchen, lächelnd, liebreich, wenn auch mit übermäßig funkelnden Augen, knixte und sprach:

„Ich danke Ihnen, Herr Professor, für Ihre Artigkeiten! Ja, die Reinigung des Zimmers konnte am Samstag, obschon wir alle Hände voll zu thun hatten und mir plötzlich eine Magd krank geworden war, vollkommen vollzogen werden — gewiß, gewiß! Ich schob lediglich diese Reinigung auf, um sie am Montag kurz vor Ihrer Lection vornehmen zu lassen, deshalb vornehmen zu lassen und deshalb durch den angezündeten Wachholder, durch das Ueberheizen des Zimmers als eben erst geschehen besser zu bezeichnen, damit ich Ihnen einen Beweis meiner Mißbilligung Ihrer Lehrerstrenge gäbe! Herr Professor, es war nichts, nichts, als die reine Bosheit von meiner Seite. Verstehen Sie —? Bosheit, daß ich die Schüler, die nacharbeiten sollten, fortschickte, Bosheit, daß ich erst, als sie schon fort waren, erfuhr, die Magd läge krank und könnte leider meine Befehle nicht ausführen —!"

Abermals knixte sie ironisch und empfahl sich. Vor allen Zeugen hatte der Professor verloren und

nur dadurch wurde ihm wieder Oberwasser, daß sich jetzt Fritz Bechtold erlaubte zu äußern:

„Sie wünschten ja auch nur Satisfaction für Ihren Schnupfen, Herr Professor, keine — für die Aufhebung einer von Ihnen verhängten Strafe —"

„Wie?" rief der Professor empört, wandte sich und stellte sich vor den Sprecher, um ihn von oben bis unten zu betrachten. Den Kopf in den Nacken werfend, fuhr er fort: „Herr Reisselborn! Ich wünschte denn doch, daß ich für die Conversation in Ihrem Hause in meiner Sphäre bleibe."

Und grade mit diesem Unterlehrer hatte sich Tipfel seither am liebsten unterhalten, hatte ihn zum Vertrauten aller seiner kleinen Bedürfnisse, etwa nach gutem Schreibpapier, nach besten Stahlfedern, nach empfehlenswerthen Buchbindern, nach intelligenten Copisten mit schönen Handschriften, ja nach gutem Leder zu Schuhen und Stiefeln, Tuch zu Kleidern, nach Sommer- und Winterhüten gemacht. Denn in diesen realistischen Dingen des schwebenden Augenblicks, in welchen der zeitgenössische Mensch nun einmal vegetiren und athmen muß, war oder — gebehrdete sich wenigstens Professor Tipfel, unanstellig zu sein wie ein Kind.

Tipfel hatte seinen Hut genommen, seinen Paletot angezogen und stürzte fort. Reisselborn rief ihm nach, die nachlässigen Uebersetzer würden bestraft werden, womit er das Uebel, das ihm drohte, nur noch ärger machte. Denn Tipfel sah diese Worte für eine

Betheiligung der Direktion an Bechtolds Auffassung, am Spott des schnöden Unterlehrers an und machte eine jener Mienen, die Nesselborn in Verzweiflung bringen konnten, weil sie den Briefen voranzugehen pflegten, die einige Stunden später einliefen: „Hochgeehrter Herr, ich halte es meiner Würde für angemessen ꝛc. — wegen meines Nachfolgers wollen Sie sich inzwischen ꝛc. —" Schreckensworte, die auf sein ohnehin gebeugtes Haupt wie mit Keulenschlägen niederfuhren.

Frau Hedwig schien nicht übel Lust zu haben, die ganze Schuld dieser Irrung, deren mögliche Folgen sie vollkommen übersah, auf Gertrud zu wälzen. Als Nesselborn, händeringend über den Verlust eines so berühmten Gelehrten und vollkommen zu Vorwürfen geneigt, in ihr Zimmer kam und seine Frau nicht minder verzweifelnd, nicht minder ihre Kleider aufschnürend und nach Luft und Athem stöhnend, antraf, da mußte er noch zu allem obenein klein beigeben. Denn in kurzen Intervallen, wenn sie zu Luft und Athem gekommen war, rief Frau Hedwig:

„Ich unglückliche Frau, die ich habe meine Kinder hergeben müssen, meinen Trost, meinen Beistand, meine Hülfe in allen Nöthen! Was haben diese armen Mädchen, diese Wesen voll Gemüth und Liebe, Dir, einem Rabenvater, gethan, daß Du sie so feige opfertest und jetzt diesen Miethling in's Haus genommen hast — diesen Dorftenfel, diesen schwarzen Satan, der sich in allem stockdumm stellt und doch die Verschmitzt-

heit ſelbſt iſt! Wer ſtellt ſich hier den Mägden entgegen und befiehlt und ordnet an und hebt auf, was ich befohlen habe —! Samſtagnachmittag will ſie auf die Zimmer der Lehrer verwendet wiſſen und die Bröge — bei dieſem Wetter, bei dieſem Unrath, den die Buben in die Klaſſen ſchleppen — ſoll ſich auch da noch tummeln, immer gleich alles in ein paar Stunden fertig bringen, natürlich auch die Klaſſenzimmer —! O, es wird hier bald heißen: Sie oder Ich —!"

Für das Martyrium, eine zankſüchtige, ihm rückſichtslos auftrumpfende Frau zu haben, hatte ſich Reſſelborn eine Maxime gebildet, deren Befolgung ihm zuweilen von Gewinn wurde. Sein Scharfblick wollte gefunden haben, daß der Zänker vor dem Echo ſeines Zanks erſchrickt und nichts ſo ſehr haßt, als eine ruhig das Echo ſeiner unſchönen und oft ſchreckhaften Worte ausklingenlaſſende Stille. Der Zänker will Erwiederung, wie der bellende Hund Reizung. Schweigt man und überwindet ſein Gelüſt, die dargebotene Fehde aufzunehmen und ebenſo entſchiedene Trümpfe auszuſpielen, ſo bleibt der Zänker im vollen Nachhall ſeines tobenden Gebahrens und behält im Ohr nichts, als ſeine eigenen, in der Regel übelgewählten und übelklingenden Worte. Dadurch wird dann zuletzt — ſozuſagen ſein Schönheitsſinn beleidigt und wer hätte nicht den für die Wirkung ſeiner eigenen Rede und ſeines eigenen Benehmens —! Scheu und knurrend tritt der Zänker, dem man das Wort allein läßt, bei Seite und verſtummt.

Allerdings hatte Frau Hedwig dieſe Waffe ihres Mannes gegen ihre Zankſucht, die ſie ſchon lange erkannt hatte, abzuſtumpfen gelernt. Auch heute fuhr ſie heraus:

„Erwiederſt ſchon wieder nichts? Biſt wieder großartig, wie die ſieben Weiſen Griechenlands? Am Samſtag den dritten Stock mit Waſſer beſchütten laſſen, ſogar den Carcer —! Wo wir doch daneben die Krankenſtube haben und drin den kleinen Gordon, der auch — ſo gut wie verloren iſt —!“

Dieſe Hereinziehung eines Krankenbetts in den Streit war ein centnerſchwerer Stein, geworfen auf Neſſelborns Seele, eine förmliche Brechſtange für ſein Schweigen. Wenigſtens mußte er laut aufſtöhnen und ſchwer ſeufzen. Dieſer kleine Engländer war ihm von ſeinen in der Welt herumreiſenden Eltern auf die Seele gebunden; jetzt lag das arme Kind am Nervenfieber. Der Typhus iſt ein Schrecken für jedes Inſtitut. Grade deswegen hatte es Neſſelborn für weiſe gehandelt erklärt, wenn auch einmal der dritte Stock, die Lehrerwohnungen, der Carcer und alle Umgebungen des Krankenzimmers gelüftet und zumal vor dem Anbruch des Winters noch einmal gründlich gereinigt würden. Gewiß ſtünde Gertrud hiefür im Einverſtändniß mit dem Rathe Staudtners — flüſterte er.

Nur der zufällige Umſtand, daß grade in dieſem Augenblick eine der vielen „Freundinnen“ der Frau Directorin anfragen ließ, ob ſie in einer halben Stunde vorfahren dürfte, um ſie in einen neueröffneten Win-

tergarten abzuholen, wo man ein Concert anhören und Kaffee trinken konnte, hinderte einen Ausbruch des Vesuv. Die Anfrage wurde mit süßen, holdseligen Worten beantwortet, die Aufforderung angenommen mit Mienen, die wie Honig von einem Baum tropften, in dessen obern Zweigen sich der zusammengekauerte zähnefletschende Bär versteckt. Als die Dienerin der Frau Kriegsrätbin gegangen war, brach um so ungebändigter das Unthier hervor. Reisselborn ließ es rasen.

Als er seine Maxime heute länger als je in Anwendung gebracht, suchte zwar die von aller Welt als die Charmanteste ihres Geschlechts bewunderte Frau eine Spitzenhaube aus ihren Garderobevorräthen für den Wintergarten aus, behielt aber doch dabei die Stimmung, die ihr erlaubte, als sie endlich die rechte gefunden hatte, wie ein Furienbild vor ihn hinzutreten und ihm ein schmetterndes: „Rede —!" zuzurufen. Sie wollte ihn heute zwingen, das leere Verhallen ihrer Zornausbrüche nicht aufkommen zu lassen.

„Du lötest heute einmal wieder recht gegen den Stachel — Deiner eigenen bessern Natur!" sagte endlich der geprüfte Dulder mit stiller Ergebung. „Du bist nur unglücklich über den kranken kleinen Gordon, ich weiß es ganz wohl; Du bist unglücklich über die Briefe, die uns von unsern Kindern fehlen —! Dein Zanken ist nichts als versetzter Schmerz. Darum flößest Du mir auch nur Mitleiden ein."

Damit ging er auf ſein Zimmer. Wie wahr er geſprochen hatte, vernahm er aus dem diesmaligen Ausbleiben jener höhniſchen Lache, die in der Regel aufgeſchlagen wird, wo Bosheit oder Unverſtand die Waffen ſtrecken muß.

Erſchöpft warf ſich der Tiefverſtimmte auf ſein Kanapee und ſtützte ſein Haupt auf. Briefe, Zerſtreuungen, Arbeiten gab es genug. Auch an einen Erſatz für Tipfel mußte er denken. Der reiche, wohlſituirte Gelehrte kündigte ihm gewiß. „Koſte Deine Leiden aus —!“ ſagte er ſich oft. „Im Uebermaaß liegt zuweilen die Heilung —!“

Eben hatte er grade keine Lehrſtunde. Die Tipfelſche Stunde füllte für's Erſte Schlickum aus. Nach zehn Minuten ſtillen ſchmerzbewegten Sinnens, das ſich zuletzt ganz an die ſo ſelten von ſich Nachricht gebenden, übrigens von einer wahren Fülle des Glücks, das ſich auf ſie niedergeſenkt hätte, ſchreibenden Töchter verlor, brachte ihm Gertrud den Kaffee.

Gertrud that das immer mit Ruhe und Anmuth. Wie eine dienende Königin! dachte auch heute ihr Onkel. Die Bruſtlatzſchürze ſtand im ſeltſamen Gegenſatz zu ihrer Geſtalt, zum Ernſt ihrer Mienen, zu den dunkelbeſchatteten geiſtvollen Augen.

Auch die Requiſiten zum Rauchen trug ſie ihm auf den mit grüner Decke belegten Tiſch. Der ganze Raum verband die Eleganz eines Empfangszimmers für oft ſehr hochgeſtellte Perſonen mit dem Comfort und

der erlaubten Nachläſſigkeit eines Studirzimmers. Alte ſchweinsledrene Folianten, die den Eindruck einer Trödelbude würden gemacht haben, waren dem Anblick mit grünen Damaſtvorhängen entzogen.

Die Directorin war jetzt mit ihrer Toilette und mit dem Wintergarten beſchäftigt.

„Wie geht es — dem kleinen Horace —?“ fragte Neſſelborn. Horace war der Vorname des kranken Kindes.

„Er phantaſirt —“ lautete der betrübende Bericht. „Der Doctor hätte wol ſchon wieder dageweſen ſein können —“

„Die Brege iſt bei ihm —?“ fragte Neſſelborn nach einiger Beſinnung.

„Die Brege iſt die ſchlechteſte Krankenwärterin von der Welt. Lieber ſitzt ſie unten bei ihrem Mann —! Bei ihrem Verkauf von Wurſt- und Schinkenbroten —! Ihre Mahlzeiten — jetzt der Kaffee, ſind ihr größere Lebensfragen, als irgend etwas Andres im Inſtitut. Dabei muß ſie an ihrem eignen Tiſch tafeln oder ſie ſagt, es bekäme ihr nicht —! Die geringen Leute ſind oft luxuriöſer, als die vornehmen —! Ich werde die Brege dieſe Nacht ablöſen müſſen —“

„Unter keiner Bedingung —! Brege hat ohnehin den Carcer zu beaufſichtigen. So geht damit die Pflege des Kindes in Einem hin —“

„Der Tod eines Kindes in einem Inſtitut iſt doppelt, ja dreifach mehr ein Unglück, als in jeder andern Lage —“

„Das weiß ich. Deshalb empört mich auch —“

Reſſelborn verſchwieg, was er ſagen wollte. Er wollte den Leichtſinn rügen, daß ſeine Frau ein todtkrankes Kind im Hauſe haben und in den Wintergarten fahren konnte. Bei alledem gönnte er ihr die Zerſtreuung und ſich ſelbſt eine kurze Erlöſung vom Druck ihrer Gegenwart.

„Der Doctor iſt recht nachläſſig —“ fuhr Gertrud mit erneuerter Anklage fort.

„Staudtner —?“

„Ich würde wirklich einen andern Arzt nehmen —?“

„Für dieſen Fall mit dem Kinde, meinſt Du —?“

„Nein, überhaupt!“

„Oho! Staudtner iſt mein älteſter Freund —“

„Hier im Hauſe haſt Du höhere Pflichten, als die einer alten Freundſchaft —“

„Du willſt nur alle Menſchen aus meiner Nähe verbannen —“

„Menſchen, die nichts taugen —“

„Du richteſt! Wiſſe, nichts iſt vollendet in der Welt —!“

„Eine Arzenei muß vollendet ſein oder die Regierung ſchließt die Apotheke. Jeder Arzt muß der beſte ſein, den man haben kann —! Bei all' Eurer Freundſchaft bezahlſt Du doch Staudtner —“

„Staudtner iſt einer der geſuchteſten Aerzte —“

„Lebemänner mögen ihn ſuchen, Weltdamen. Für eine Erziehungsanſtalt paßt Staudtner nicht. Ein Zu-

ſtitutsarzt muß mit Würde auftreten. Leib und Seele, beide müſſen ihm gleich heilig ſein —"

Für die Richtigkeit dieſer Verurtheilung Staudtners hatte Neſſelborn mehr Beweiſe, als ſie Gertrud zu Gebote ſtehen konnten. Dennoch ſchwieg er ablehnend und richtete nur ſeinen Blick auf eine der Niſchen des Zimmers, die mit Gypsſtatuen geziert waren. Die der letzteren, die er in's Auge faßte, war Aeskulap. Lächelnd deutete er auf die kahle Glatze des Gottes der Heilkunſt und ſagte:

„Sieht nicht Staudtner dem ähnlich —?"

„Ich wollte, er ſähe dem Andern ähnlich —!" Gertrud zeigte auf eine ſchöne ſchlanke Geſtalt, die eine Rolle in der Hand und zugleich mit beiden Armen und mit unnachahmlicher Grazie die Toga übereinandergeſchlagen hielt.

Da lächelte Neſſelborn und meinte:

„Ja, Kind, das ſoll Demoſthenes ſein —! Weißt Du, wer Demoſthenes war —?"

„Ein berühmter Redner —"

„Gegen wen donnerten ſeine Reden —?"

„Gegen Philipp von Macedonien —!"

„Glaube mir aber, die Gelehrten täuſchen ſich. Das iſt Demoſthenes nicht —! So kann kein Redner im Feuer des Gefechts ſtehen und dabei auf einen ſolchen Faltenwurf ſeiner Toga bedacht ſein! Die Praxis ſchreibt andere Geſetze vor, mein Kind, als die Theo-

eine Wirkung auf Südweſt hervorbringt, auch im Leben erſt durch Carambolage zu ſeiner Beſtimmung kommt!"

„Ich benutze die letzten Augenblicke, wo ich doppelt mit euch leben möchte, weil ich euch bald ganz vermiſſen muß, um euch noch etwas Knigge nach meiner Art mit auf die Wanderſchaft zu geben. Was Gott betrifft, ſo habe ich euch oft genug geſagt, daß weder ein Bild, noch eine Geſchichte, ſelbſt wenn's die evangeliſche wäre, ihn euch zu faſſen erleichtern würde. Gewöhnt euch, Kinder, Gott überall da zu finden, wo ihn die andern Menſchen nicht ſehen! Wollt ihr fromm ſein, ſo denkt: Alles iſt Gott, was euch umgibt! Nennt man euch Pantheiſten, ſo hütet euch wohl, dies zuzugeben: denn ihr erweiſt ja nicht Allem göttliche Verehrung, ihr meint doch nur, daß Alles in der Hand Gottes ſtehe und daß, wo ſeine Hand, da auch ſein Finger waltet; ferner: daß ſelbſt das Lebloſe doch ein treueres Abbild Gottes ſein müſſe, als euer Gedanke: denn dieſer ſtreite wider Gott, jenes nicht weil es nicht ſtreiten könne und, wenn euer Streiten zwar unendlich höher ſteht, als jene Genügſamkeit, ſo müßt ihr doch ſuchen, ſoviel es geht, das Göttliche von eurem Eigenen auszuſcheiden, es nicht zu vermiſchen: denn das, was nicht denkt, iſt gewiſſer Gottes, als daß dasjenige, was ihr in euren Gedanken für Gott haltet, nicht der Reflex euer ſelbſt iſt. Und, wollt ihr ein philoſophiſches Syſtem über Gott haben, ſo denkt euch das All hinweg, die Geſchichte hinweg, die Natur auch hinweg und denkt euch den Moment des Nichts, wenn ihr ihn faſſen könnet . . . . . Wer würde da nicht die Hand vor die Stirn ſchlagen und zur Erde niederfallen und die Allmacht anbeten, die einzige Eigenſchaft Gottes, die ſein ganzes Weſen ergründet! Habt ihr in dieſen Gedanken

rie! Wie kann ich in Allem und Jedem auf Vollkommenheit ſehen, auf Vollkommenheit rechnen —! Du verdirbſt Dir nur Dein Leben, vergifteſt Dir nur Deine Ruhe, wenn Du über Alles unbefriedigt bleibſt, ewig nach Zielen ſtrebſt, die wir Menſchen, nach unſern irdiſchen Bedingungen, für keines unſerer Ideale erreichen können!“

Gertrud, ſchon befriedigt durch des Onkels Geſprächigkeit, zündete ein Licht an, um ihn zu bewegen, die gewohnte Nachmittagscigarre zu rauchen. Dabei fixirte ſie die ſchöne, allerdings „geleckte“, ſchön gekräuſelte, wohltoilettirte Geſtalt in der Nähe.

Mit jenem ihr ſo ſelten kommenden, aber ihren Zügen außerordentlich anziehend ſtehenden, ja wie aus einer Welt unendlicher Heiterkeit hervorbrechenden Lachen ſagte ſie:

„Nein, es iſt doch der große Redner, Onkel! Es iſt nur der Moment, wo ſich Demoſthenes vorbereitet. Sieh, er lieſt ſeinen Entwurf noch einmal durch! Er hat die anſtändige Toilette gemacht, die ſich geziemt, wenn man in die Oeffentlichkeit tritt! Die hundert Falten und Fältchen, die allerdings wie nach dem damaligen Modejournal gelegt ſind, drücken die Ordnung aus, die jede Rede, jede Predigt, jeder Aufſatz in ſeiner Anlage haben muß — groß A., klein a., Römiſch I., Arabiſch 1. u. ſ. w. —“

Der Oheim nickte beifällig. Wo hatte er ſich je ſo ſinnig mit ſeinen Töchtern unterhalten können —!

Gertrud ging und ließ den Oheim in einer getrösteteren Stimmung zurück. Freilich währte diese nicht lange. Der levantische Trank mundete ihm heute nicht. Die Cigarre legte er bei Seite. Das Licht konnte er brennen lassen. Denn schon zeitig brach das Abenddunkel herein.

Vier Uhr war's. Er hörte seine Frau von dannen fahren. Einige Klassen entleerten sich.

Als es stiller geworden, kam Gertrud zurück, um das Kaffeegeschirr zu holen. Als sie die Tasse unausgetrunken und den Inhalt kalt geworden, die Cigarre gar nicht angebrannt sah, tadelte sie den Onkel. Er sollte doch seinem Unmuth nicht so nachgeben.

„Ich bin zu unglücklich, Kind —!" sprach er mit einem Seufzer, der Jedem, der ihn würde gehört haben, durch die Seele hätte gehen müssen.

Gertrud legte ihre Hand auf seine heiße Stirn. Diese Hand war nicht gepflegt, wie die seiner Töchter. Sie trug die Spuren rauher Feld- und Gartenarbeit. Dennoch that sie ihm wohl. Weder Levana, noch Adelgunde besaßen diese magnetische Kraft, hatten sich ihm auch nie so kindlich genaht, wie jetzt Gertrud; sie waren immer nur gekommen, wenn sie von ihm haben, ihn zu etwas überreden wollten. Gertrud strich ihm seine ehrwürdigen grauen Locken.

„Ja," fuhr er fort und mühte sich, die Thränen zurückzuhalten, „Gott ist mein Zeuge, ich habe es mit allem gut im Sinne gehabt! Meine Anstalt sollte der

Menſchheit dienen. Ich wollte die Menſchheit veredeln helfen, wollte grade in der höhern Bildungsſphäre die Saat der Natur und des Bewußtſeins unſerer Menſchenwürde ausſtreuen — und mich äfft heute, wie ſo oft, der Dämon des ſchadenfrohen Spottes! Mit Horaz, an den mich der elende, egoiſtiſche Pedant ebenſo erinnert, wie der arme, vielleicht dem Tode geweihte Gordon, muß ich ausrufen: Wir ſelbſt ſind an ſich ſchon ſchlechter als unſre Väter waren, ſterben aber relicturi progeniem vitiosiorem —! Das heißt —"

„Das mag heißen, wie es will, lieber Onkel," unterbrach Gertrud, „laß das einen Heiden geſagt haben! Wir Chriſten haben einen andern Glauben, als den. Ich kann mir ſchon denken, wie es heißt, daß es immer ſchlechter wird in der Welt —!" Dabei zog ſie ihre Hand zurück, ſanft und allmälig.

„Den Glauben an eine Erziehung des Menſchengeſchlechts durch Gott hätten wir —?" wallte Neſſelborn auf. „Gott ſelbſt hielte mit uns Schule? Vielleicht. Aber — nach Gottes Rathſchluß ſind wir auch im Beſitz unſrer menſchlichen Freiheit. Was iſt alles Schule halten? Schöpfen in's Faß der Danaiden, vergebliche Siſyphusarbeit —! Wo ich hinblicke, Unkraut, mannshoch, unter dem nur — niedrigen Weizen —!"

„Nur Deine Schuld, Onkel —!"

„Hab ich denn die Boten Gottes, die mir mein Amt erleichtern —? Muß ich nicht mit dem gewöhnlichen allgemeinen Pfluge mein Feld ackern —?

Wo ſind ſie, die Engel, die mir die Menſchen, wie ſie ſind, erſetzen —!“

„Stelle die leidlich Guten an den richtigen Platz —! Leihe ihren Maßregeln Deine Autorität, Deine Kraft und Würde —! Zöglinge, die einen ſchlechten Geiſt verbreiten, entferne! Das untere Perſonal beſſere von Grund aus —! Für mich und die kurze Zeit, die ich hier bin, wäre Brögges Maaß ſchon zehnmal voll geweſen —“

„Er kaſſirt die Schulgelder ein. Da hab' ich ihn immer ehrlich gefunden —“

„Eine einzige gute Eigenſchaft ſoll hier für ein Dutzend ſchlechter ſprechen —? Er hatte den wallachiſchen Prinzen kleine Vorſchüſſe gemacht bis auf zweihundert Thaler und ſich dafür faſt das Doppelte verſchreiben laſſen —!“

„Die früheren Hausverwalter und Portiers hatten andere Fehler —“

„Seine Frau trägt Briefe aus, die Penſionäre nicht ſchreiben ſollten —“

„Ich kann nicht den Spion machen, nicht jeden Korbdeckel aufheben. Ich kann nur die Schaar der Guten anführen, voran mit dem Cherubsſchwert, das durch alle Himmel der Wiſſenſchaft, Kunſt, Natur und der reinen Herzen leuchtet —! Wer nicht mit mir will, mit meiner heiligen Schaar — „hier Gott und Schwert Gideons —!“ den muß ich in Nacht und Unwürde zurücklaſſen —“

„Die Unwürde gewinnt im Gegentheil den Vor-

ſprung und geleitet Dich aus einer Irrung in die andere —!“

„Wenn mir nun jetzt Tipfel kündigt —?!“

„So nimm den jungen Mann, der ſich Dir aus der Univerſitätsſtadt angeboten hat —“

„Den Erzieher der Fernaus —? Nein — das darf ich nimmermehr —! Ich habe auf mein Unternehmen zwanzigtauſend Thaler von den Fernaus —! Schon bemerkte ich, daß ihnen meine Aufnahme Waldners ein Dorn im Auge iſt —“

„Laß ſie doch den Dorn ſtechen! Tief! Tief! In ihr Herz hinein —!“

„Gertrud! Wie Du flammſt, wie Du zitterſt! Gertrud! Ich — verbiete Dir dieſe Berührungen eines Gegenſtandes —“

Die Stimme des Onkels ſtockte. Er ſah Gertrud wie mit einem Mendſablick vor ihm ſtehen. Ihre dienende Stellung kam in dieſem Augenblick wie in Wegfall. Hätte ſie Purpur und Seide getragen, ſie würde wie eine Königin geſtanden haben. Das Auge ging in blaues Stahlgefunkel über, die Naſenflügel bebten und erweiterten ſich, die Lippen ſchloſſen ſich aneinander, wie bei Trotzigen, die auf jeden Gegenſtand gerüſtet auftreten; von der Fülle ihrer Haare löſte ſich eine der aufgekämmten Schichten und fiel auf die Stirn, wodurch ſich die plaſtiſche Bildung ihres Kopfs noch mehr dem Charakter der Antike näherte.

„Soll ich einen Lehrer nehmen," fuhr Neſſelborn fort, ſich erſchreckt von ihr abwendend, „der mir ſchreibt, er könnte ſein Aufſichtsamt über die ſtudirenden Söhne der ehemaligen Gräfin Karwiza nicht fortſetzen? Er erfülle den Anſprüchen, die von den Eltern gemacht würden und denen auch nicht ein Zug im Charakter dieſer nicht zu bändigenden jungen Studenten, die jetzt ihre Freiheit genießen wollten, nachkäme und entſpräche? Die Mutter bildete ſich ein, zwei Heilige erzogen zu haben und wollte keiner einzigen ſeiner Verſicherungen vom Gegentheil Glauben, ſeinen Anordnungen ihre Genehmigung ſchenken. Jetzt wäre ſie ſogar ſelbſt auf die Univerſität gereiſt! Es wären Scenen ſolcher Thorheit und Verblendung vorgekommen, daß ſie den Doctor hätten kränken und verſtimmen müſſen trotz der Dankbarkeit, die er ihr ſchuldete —! Allerdings — er bietet mir ſeine Lehrkraft an —"

„Das Muſter eines gewiſſenhaften und unterrichteten Lehrers ſoll er ſein —!"

„Wer ſagt das —"

„Fritz Bechtold kennt ihn —"

„Bechtold und Waldner und Du —!" wallte Neſſelborn auf. „Ihr wollt das Inſtitut, ſcheint es, allein beherrſchen —! Die Tante ſagt Dir auf den Kopf zu, Du wollteſt durch Waldnern noch einmal eine Gräfin werden —!"

Gertrud ſchlug beide Hände, wie über das unſinnigſte Gerede von der Welt, vor die Stirn. Sie that

es mit einer Miene ſo großer Entrüſtung, daß ſie der Onkel beſchwichtigen zu müſſen glaubte. Ja, als er ſah, daß ihr die Thränen in die Augen traten, zog er ſie an ſich, ſtreichelte ihre Wange und ſprach:

„Es iſt ja nur Thorheit — Gertrud — ich weiß es. Daß Du aber doch den Theodor — liebhaſt —“

Raſch, doch ſanft entwand ſich Gertrud dem Onkel. Sie ließ ihn nicht ausreden. Sie wollte gehen. Als ſie des Onkels Hand nicht mehr fühlen konnte, ſah ſie zur Decke empor und ſprach mit erſtickter Stimme, wie wenn ſie von Allem hier um ſie her auf's äußerſte gequält würde:

„Warum bin ich denn nur eigentlich hier —?“

Der Onkel erſtaunte über dies Wort.

„Du biſt unſere gute Gertrud,“ ſagte er wie zur Erklärung. „Ein verſtändiges, liebes Kind! Du biſt gereift und klüger als wir hier alle ſind! Harre nur aus, entzieh mir Deinen guten Willen nicht —! Ach, ich habe Töchter auferzogen, im Glauben, daß ſie einſt mein Stolz, meine Freude ſein würden —! Muß ich nicht erleben, daß ſie vielleicht jetzt auf Bahnen wandeln —“

Thränen erſtickten des Oheims Stimme und nun war es an Gertrud, ihn zu tröſten. Sie legte den Arm über ſeine Schulter, hielt ihm den niedergeſunkenen Kopf, ſtreichelte mit ihrer Linken ſeine Wange und würde ſelbſt die edle Stirn des Bruders

ihres Vaters geküßt haben, wenn nicht eine Unterbrechung gekommen wäre.

„Stör' ich —?" rief eine heiſere, widerliche Stimme durch die halbgeöffnete Thür, die zum Corridor führte.

Staudtner war's, der ſich die Miene gab, als wenn er ein verfängliches Tête-à-Tête überraſcht hätte.

Gertrud war über die Zweideutigkeit ſeiner lächelnden Frage, über ſein bämiſches Sichzurückziehenwollen empört.

„Onkel," rief ſie, „den klage an, der Dir ſeine Freundſchaft bewieſen hat — durch das elende Glück Deiner armen, verlaufften Töchter!"

Die ſchneidendſte Schärfe lag in dieſen Worten, die Neſſelborn hätten befremden müſſen, wäre ihm nicht ſchon längſt die Ahnung aufgeſtiegen, daß der Cyniker mit der blauen Brille die auffallende Entwickelung des „Mädchens vom Lande", die ihn ſchon in Steinthal überraſcht hatte, mit den lüſternen Blicken eines leidenſchaftlichen alten Cölibatärs verfolgte.

Ihr Taſſengeſchirr in der Hand, ging Gertrud verächtlich an Staudtner vorüber, der weit die Augen über ſeine Brillengläſer hinaus aufreißend und ein ſardoniſches Lächeln verſuchend, zu Neſſelborn eintrat, um ihm über den kleinen Gordon, den er beſucht hatte, Bericht zu erſtatten.

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Schon längst hatte Theodor Waldner, in Ermangelung eines eigenen französischen Wörterbuchs, seinen Freund Fritz Bechtold gefragt, was Le Mutilé bedeutete.

„Der Verstümmelte —!" hatte ihm dieser gesagt und ihm sein eigenes Wörterbuch zur Verfügung gestellt, um die Lektüre, die er vorhatte, in erster Freistunde zu beginnen.

Ueber den Erwerb dieses Buches hielt Waldner reinen Mund. War er doch noch bestürzt genug von den Folgen seines Gesprächs mit Fräulein von Fernau, von Linsingens Abstrafung und vom Intermezzo mit Professor Tipfel ... Strafe soll verhüten und vorbeugen. Sie soll auch dem beleidigten Gesetz oder den beleidigten Personen eine Genugthuung gewähren. Dennoch läßt in weichen Gemüthern die Nothwendigkeit, strafen zu müssen oder die Veranlassung einer Strafe gewesen zu sein, eine Leere zurück, die sich erst allmälig durch Vernunftgründe füllt. So streng

und gerecht Waldner ſein konnte, er litt unter dem Zwange, es ſein zu müſſen. Das war ſeine in Steinthal bei Gertrud und einem einfachen Dorfſchulmeiſter wiedergewonnene reine Natur, die Natur, die er in der Brochüre des Onkels geſchildert fand. Dies Schriftchen hatte ihn nicht feſſeln können. Mehr reizte ihn der Roman. Freilich ging die Lektüre ſchwierig von ſtatten. Aber er bekam heraus, daß es eine recht ſchreckliche Geſchichte war, in die er ſich vertiefen wollte. Jener berühmte Papſt Sixtus V., der in ſeiner Jugend die Schweine gehütet hatte, dann Prieſter geworden war, in dieſer Laufbahn bis zum Cardinal ſtieg, ja ſogar durch den Schein, als wäre er die Hinfälligkeit und Charakterſchwäche ſelbſt, der Träger der dreifachen Krone wurde, hatte als Papſt plötzlich die Maske ſeiner Verſtellung fallen laſſen und verfuhr gegen die in Rom obwaltenden Mißbräuche mit bisher unerhörter Strenge. Diejenigen, die in Wort oder Schrift ſeine Strenge tadelten, ließ er nicht minder grauſam beſtrafen. Einem talentvollen Dichter, der den Helden der Erzählung macht, ließ er die Zunge ausſchneiden und die Hände abhauen. Aber dieſer Verſtümmelte lebt fort, liebt, birgt eine Welt von Gefühlen und Gedanken in Haupt und Herzen und kann nichts mehr davon ausſprechen, nichts mehr davon niederſchreiben —! Die ergreifendſten Gedichte, die kühnſten Gleichniſſe, die ſtrahlendſten Bilder, alles hat er wohlgeordnet, in den gewählteſten

heit, Consequenz und Zusammenhang gewonnen, dann
et ihr lächeln zu der Erfahrung, die euch jeder Tag bietet,
die Menschen nichts so uneins macht, als Gott, in dem
eins sind. Das Christenthum nehmt als eine ehrwürdige
quie, heilig wie einen Dom, der schon in Trümmer fällt,
rend er noch nicht einmal ausgebaut ist. Von Christus
mit Andacht und stellet ihn höher als Sokrates. In
her schätzet den Mönch und den Deutschen, weniger den
logen. Gegen nichts seid gleichgültiger, als gegen den
logischen Parteienkampf: denn, mischt man sich ein, so
h man oft dahin, Alles über den Haufen zu werfen und
u bereuen, wenn man sich dadurch um das Recht bringt,
nehmend über die Religion zu sprechen."

„Den Staat vermeidet! Nichts ist lockender als die Rolle
Thrasybul. Bieten sich euch Conspirationen, so fragt
ob schon die Armee gewonnen sei? Sagt man: Nein,
einige Recruten; dann erwidert: Wir warten lieber noch
Weile! Drängt euch die Freisinnigkeit und die Lust nach
schen Märtyrerkronen, so bedenkt, es gibt der gesetzlichen
nüpfungen genug, um sich das Leben sauer zu machen.
Liberalismus ist in der Literatur längst ausgebildet, ist
in einige Formen der Staatsverfassung übergegangen;
hat also nicht nöthig zu conspiriren. Ich warne euch,
ich verfluch' euch nicht! Es gibt, in eurem Alter zwar
nicht, aber wie lange dauert's noch! eine Freiheit, die
Niemand verkümmern kann, die Freiheit, unglücklich zu
Hausbackene Klugheitsregeln euch zu geben, ist meine
e nicht: ich weiß, daß es der beste Weg zur Weisheit
inmal ein Thor gewesen zu sein; ich weiß, daß diejenigen
meinen Jugendgenossen, welche immer die Folgen be-

Worten vor seiner Seele stehen, er hatte sie geschrieben in die Luft, in den Strom der Welle, in die grünen Schatten des Waldes — aber ach! in ihm selbst muß alles ersterben — die Welt erfährt nichts, nichts vom Leben seiner Seele.

Das ist Dein fortgesetzter Kerker! rief es in dem mühevoll Lesenden, der bei jedem fünften oder sechsten Worte stockte und nach dem Wörterbuch greifen mußte. Das ist die ewige Hülfslosigkeit meiner mangelnden Bildung! O nutze, nutze die Organe, die Dir Gott erhalten, wiedergegeben hat! Einst warst du schon dieser Dichter, freilich ohne seinen Geist —! Damals wußtest du nicht, wozu Arm und Zunge dienen —! Jetzt weißt Du es, besitzest die Flossen, um zu schwimmen, die Fittiche, um zu fliegen, breite Dich im Meere, im Luftmeer der Unendlichkeit aus —! Lerne, lerne — bilde Dich —!

So ergriffen fand ihn der gute Fritz Bechtold, der ihm jede freie Stunde widmete, ihm mittheilend von seinem ebenfalls erst im Wachsen begriffenen Geist. Der Freund war eines armen Handwerkers Sohn, anfangs zur Schlosserei bestimmt, dann kam er vom Besuch einer Sonntagsschule auf die Reize des Lernens. Seinen Wissenstrieb befriedigte er, indem er sich die Mittel dafür durch frühes Lehren verschaffte. Er wurde ein vollkommenes Bild eines Elementarlehrers. Fest und sicher war seine Rede, körnig und massiv sein Auftreten. Er wankte und

wich nicht, bis ſeine Schüler aufgenommen hatten, was ihnen ſein Vortrag darbot. Dazu war ſein Wuchs kraftvoll, breitſchultrig, der Kopf von ſcharfen, nicht unſchönen Zügen, das Haar, dunkelblond und rauh, kurz geſchnitten. Sein Haar verglich er ſelbſt mit Seehundsfell, womit man die Koffer beſchlägt. Aber ſein Sinn war nicht rauh, im Gegentheil, er bewies eine faſt zärtliche Freundſchaft für den räthſelhaften Waiſenknaben, der ihm von Neſſelborn zu beſonderer Hut, zu ſtändlicher Nachhülfe empfohlen war.

Als zum Nachteſſen geläutet wurde, war es nur zu dunkel auf dem Corridor geworden, trotz der Beleuchtung, ſonſt würde man haben ſehen können, welche Gluth auf Bechtolds Wangen trat, als er Gertrud, der Geſchäftigen, beim Niederſteigen in den Eßſaal begegnete. Es geſchah ihm das regelmäßig, wenn er ſie ſah, vollends wenn er mit ihr ſprach. War dann Waldner in der Nähe und Bechtold beobachtete den Blick der Liebe, den Gertrud auf den gemeinſchaftlichen Freund warf, ſo geſchah dieſem Armen immer etwas am Herzen, das wie ein plötzliches Stocken in deſſen beiden Kammern war. Aber ſeltſam — nur deſto inniger legte er bei alledem den Arm um die Schulter des Freundes und erwies ihm die Liebesdienſte, deren der erſt wenig über zwölf Jahre Lebende, der Spätgeborne, nur zu ſehr bedürftig war.

Gertrud, die am gemeinsamen Mahle nicht theilnahm, schien im dritten Stock etwas vorzuhaben.

Sie huschte an einer unheimlichen Gitterthür vorüber, die zum Carcer führte, in welchen eben Bröge, der Pedell, die Kost für den Grafen Linsingen trug. Sie betrat die Krankenstuben, deren es hier zwei gab. Noch andere lagen in Anbauten des stattlichen Gebäudes.

Frau Bröge saß bei dem fieberkranken kleinen Engländer und hütete seine Bewegungen, die oft die gewaltsamsten waren und sich den zur Vorsicht vergitterten Fenstern zuzuwenden drohten.

„Ihr Mann wird doch die Nacht die Wache übernehmen —?"

„Ja, Fräulein —!"

„Daß er nur nicht schläft und das Kind vernachlässigt —!"

„Na hören Sie —! Wir haben schon Kranke gepflegt, ehe Sie da waren —!"

Das war der trotzige Ton, der Gertrud hier gleich anfangs begrüßt hatte. Die Anrede mit Fräulein hatte der Onkel befohlen. Hier und da hatte Gertrud den Trotz schon zu vertreiben verstanden. Daß er jetzt wiederkehrte, mochte theils an dem Unmuth über die Plackereien solcher Nachtwachen liegen, theils in dem noch nachhinkenden Aerger über den Conflikt mit Professor Tipfel.

Gemeine Naturen rächen sich an jedem Gegen-

stande, der bei einem Aerger ihrer Ohnmacht am nächsten liegt. Hätte jetzt Gertrud die böse, das Haus beherrschende Frau mit Worten gestraft, sie würde sich nicht verantwortet haben, aber das kranke Kind hätte dafür büßen müssen.

So schwieg denn auch das besonnene Mädchen, sprach einige englische Worte mit dem kleinen Horace, der sie anlächelte und für eine Cousine aus seiner Heimath zu halten schien. Er phantasirte von Erdbeeren, die unterm Johannisbeerbusch an der Mauer des alten Abteigartens wachsen sollten.

„Dort pflücke ich Dir welche —!" sagte Gertrud, befühlte die brennende Haut des Kopfes und entfernte sich mit einem sich ihrem theilnehmenden Herzen entringenden Seufzer.

An der Carcerthür faßte sie das Schloß an. Es war wohlverwahrt. Als sie die Treppen niederstieg, die erste, die in den dritten Stock, dann die zweite, die in den mittleren Stock führte, begegnete ihr auf letzterer Sanitätsrath Staudtner, der heute schon zum drittenmale zu dem kleinen Horace kam und die Beleidigung von vor einigen Stunden um so weniger vergessen hatte, als er sich bei solchen Erkrankungen eines aufrichtigen Eifers bewußt sein durfte.

„Wodurch hab' ich mir denn heute Ihre liebenswürdigen Complimente zugezogen, mein Fräulein —?" hielt er sie mitten auf der Treppe an, in den Worten galant, im Blick böse und erbittert.

„Laſſen Sie mich nur durch —!“ entgegnete Gertrud. Der Kahlköpfige hatte ihr den Weg verſperrt.

„Was ſollte denn das nur heißen —? Mich anklagen —? Meine Freundſchaft bewieſen —? Elendes Glück der verkauften Fräulein Neſſelborn und dergleichen Unſinn —?“

„Der Onkel ſucht die Quellen ſeiner Verſtimmung an hundert Stellen, wo ſie nicht liegen!“ antwortete Gertrud. „Ich glaube, er bereut es, ſeine Zuſtimmung zu jener Verſorgung ſeiner Töchter gegeben zu haben, die ja Sie, wie ich gehört habe, allein vermittelten —“

„Athmen die Briefe der jungen Damen nicht das aufrichtigſte Gefühl der Dankbarkeit für mich und überhaupt irgend etwas Andres, als Glück und Freude —?“

„Ich las einen dieſer Briefe und fand zwiſchen den Zeilen nur die Abſicht, den armen Eltern nicht wehe thun zu wollen —“

„Sie ſind eine Grillenfängerin! Fräulein, machen Sie uns doch hier im Hauſe den Gaul nicht ſcheu —! Ihr Syſtem paßt — wohin etwa? Nach Herrenhut —! Schade um Sie, Fräulein! Wenn man eine ſo graziöſe, ſchlanke Hüfte —“

„Laſſen Sie Das —!“

Gertrud war einige Stufen zurückgeſprungen. Staudtner hatte, wie ſchon oft, ſo eben wieder den Arm um ihren ſchlanken Leib legen wollen. Jetzt

verfolgte er ſie mit wahrer Leidenſchaft. Alles rings um war ſtill. Nur vom Eßſaal herüber vernahm man das laute, fröhliche Lachen und Sprechen der Knaben. Oben war es, als gingen leiſe Schritte. Vielleicht lauſchte die Brüge.

„Fräulein Gertrud!“ rief Staudtner mit einer Stimme, die ſich zwar mäßigte, aber die Glut ſeiner Leidenſchaft nicht verbergen konnte. „Laſſen Sie uns endlich Waffenſtillſtand, beſſer noch Frieden und, wenn Sie wollen, Frieden auf ewig ſchließen —! Gertrud! Wollen Sie mich — zur Ehe bekehren, auch das —! Gertrud, Sie ſind ein zu reizendes Mädchen! Ich habe ſchon in Steinthal — Ihren Wuchs — Ihren ſchönen gewölbten Nacken —“

Für Gertrud blieb nichts mehr übrig, als in die nächſte ihr erreichbare Thür zu entfliehen. Sie that es mit ſo raſchem Entſchluß und mit ſoviel Gegenwart des Geiſtes, daß ſie ſogar Zeit gewann, noch den Riegel von innen vorzuſchieben, der ſie vor dem ſinnlich aufgeregten Manne ſchützen mußte.

Erſt als es draußen ſtill geworden war und ſie Staudtners Schritte auf der dritten Treppe zu vernehmen glaubte, ſah ſie ſich um, wo ſie ſich befand. Ihr Herz ſchlug ihr hörbar. Aber noch ängſtlicher mußte es ſchlagen, als ſie erkannte, daß ſie ſich in Doctor Wehrmanns Zimmer geflüchtet hatte. Der Tabacksgeruch verrieth ihr die Nummer des Zimmers, auch ohne daß ſie in der Dunkelheit, die

ſie umgab, die Gegenſtände unterſcheiden konnte. Auf die Zimmer der Lehrer zu gehen, ziemte ſich für ſie unter keinerlei Umſtänden und ſelbſt die Direktorin warf nur zuweilen durch die Thürſpalten in ſie einen verſtohlenen Blick hinein und hatte in der Regel dann zu klagen über die in den Zimmern herrſchende Unordnung.

Gertrud ſprach vor ſich hin: Wenn man Dich aus dieſem Zimmer heraustreten ſähe —!

Eben glaubte ſie hinlänglich ſicher zu ſein, den Riegel wieder zurückziehen und auf den Corridor hinaustreten zu können, als ſie am Fenſter des Zimmers, wo ſie ſich ſo unfreiwillig befand, plötzlich ein Geräuſch vernahm — etwa wie von einem Vogel, der hinausfliegen wollte, oder von ſonſt einem Stoß an die Fenſterſcheiben.

Es war dunkel. Aber eine vom Hofe aus, wohin das Fenſter führte, einiges Licht verbreitende Laterne ließ ſie entdecken, daß ein weißer Gegenſtand am Fenſter hin und herſchwankte.

Schnell hatte ſie ſich zurechtgefunden. Ueber dieſem Zimmer lag der Carcer. Ohne Zweifel ſollte an einem Bindfaden von dieſem aus ein Brief entweder hierher in dies Zimmer oder in den Hof gelangen.

Leiſe trat ſie an's Fenſter, öffnete es und ſah die Schnur, die geſchüttelt wurde. Letztres geſchah, weil das daran befeſtigte Blättchen beim Niedergleiten hier und da von den Wandvorſprüngen gehemmt wurde.

Vorſichtig blickte ſie vom Fenſter abwärts. Das Papier ſchwankte hin und her.

„Wer wird es wol an ſich nehmen —?“ dachte ſie.

Aber ebenſo ſchnell kam ihr der Gedanke, es wäre vielleicht beſſer, einem Dritten zuvorzukommen. Sie zog die Schnur wieder empor, langte weit zum Fenſter hinaus, riß das Papier an ſich, kam es ab, ſchloß das Fenſter und faßte ſich ein Herz, das Zimmer zu verlaſſen.

Auf ihrem Zimmer im Erdgeſchoß, das ſie unbemerkt erreichte, las ſie die Aufſchrift des Briefes: „An Fräulein Thella Federer.“ Das war die Tochter des Stallmeiſters, jenes kecke Mädchen mit dem Tituskopf.

Sollte ſie den Brief öffnen? Sollte ſie die Zeit nicht verſäumen, im Hofe zu lauſchen, wer den Brief in Empfang hatte nehmen ſollen —?

Sie entſchied ſich für das Letztere, ſteckte den Brief ein und huſchte in die Nähe des Hofes, den ſie von einem entlegenen Fenſter bequem überſehen konnte.

Noch hing die Schnur und wurde zuweilen oben geſchüttelt. Das Fenſter des Carcers war bis auf eine Ritze von einem Fenſterladen, der hinlänglich Licht hereinließ, geſchloſſen. Damit hatte man die Converſationen verhindern wollen, die hinter den Eiſenſtäben her von den Gefangenen in die Fenſter der Klaſſen und Schlafſäle hinunter gehalten wurden. Graf Finſingen konnte ſeine Schnur nicht verfolgen und zog ſie ohne

Zweifel darum nur hin und her, weil er an einem Zeichen merken wollte, daß unten der Brief abgenommen war.

Bald auch ließ ſich eines der Brögeſchen Kinder ſehen, ein Mädchen von ſieben, acht Jahren, das an den Bindfaden beranſchlich und nicht wenig erſtaunt ſchien, nichts daran befeſtigt zu finden.

Einen Gegenſtand, den es unſchlüſſig ſchien, ob ſie ihn nun, wahrſcheinlich als Zeichen für den Empfang des Briefes, an der Schnur befeſtigen ſollte, konnte Gertrud nicht unterſcheiden.

Erſchüttert und kraftlos, wie ſie ſchon von ihrer Begegnung mit dem Sanitätsrath Staudtner war, hielt ſie eine Fortſetzung ihres Lauſchens für unmöglich, auch ihrer nicht würdig. Beſtimmt aber nahm ſie ſich vor, hier alles Vertuſchen zu verhindern. Die Direktorin hatte ſich, wie gemeldet worden, vom Wintergarten noch in die Oper begeben, wo die Kriegsräthin über zwei Logenplätze zu verfügen hatte. Somit war der Onkel bis zehn Uhr ihrem Einfluß entzogen. Gertrud beſchloß, an ſein pädagogiſches Gewiſſen zu appelliren, und diesmal täuſchte ſie ſich nicht in ihrer Hoffnung.

Als der Onkel aus dem Speiſeſaal gekommen war, erzählte ſie ihm ihre Erlebniſſe. Gegen Staudtners Frivolität aufzutreten, konnte ſich Neſſelborn nicht zutrauen. Um aber den darüber gefühlten Vorwürfen ſeines Innern, der Beſchämung über ſeine Schwäche zu entgehen, warf er ſich mit deſto größerer Entſchloſſen-

heit auf die Verfolgung der Umtriebe, die ſich durch Gertruds Entdeckung bloßgelegt hatten. Der mit Oblaten verklebte Brief, den Reſſelborn ſofort aufriß, lautete: „Geliebte, himmliſche Thekla! Mein Plan iſt vollſtändig gelungen. Ich bin zum Carcer verurtheilt! Vierundzwanzig Stunden —! Davon gehören Dir, mein angebeteter Engel, volle ſieben! Macht einen capitalen Punſch! Bald nach zehn Uhr bin ich bei Dir — Dir, mein Alles —!“

Im erſten Augenblick ſtand Reſſelborn wie angedonnert. Dann aber rannte er an einen Schrank ſeines Zimmers und holte — eine coloſſale Ruthe hervor. Zu ſeinem Geburtstag vor zwei Jahren hatte ihm Wehrmann, der Humoriſt, dies Symbol der pädagogiſchen Herrſchaft mit einem launigen Gedicht verehrt — der Griff der Ruthe war kunſtvoll aus Elfenbein geſchnitzt und ſtellte einen Eſelskopf mit langen Ohren vor. Alle Lehrer hatten zu dieſem Spaß beigeſteuert.

Dieſen Zuchtmeiſter der Schule alten Stils wollte jetzt Reſſelborn an den vielleicht noch hängenden Faden anbinden und ſo dem Incarcerirten in ſeiner Haft eine Antwort geben, wie ſie ihm gebührte.

Gertrud widerrieth dieſen Einfall. Vielmehr war ſie der Meinung, der ganze Verfolg des Exceſſes müßte plangemäß abgewartet werden. Alle müßten heute in die Falle gehen, die zu ſolchem Frevel mithülfen und,

dachten, meiſt ein kleines Herz hatten. Wer hielte nicht in ſeiner Jugend das Gefährlichere für das Edlere! Ich kann nichts, als euch in die Obhut Gottes empfehlen. Macht mir den Kummer nicht!"

„Was ich jedem von euch für das Fach, zu dem er geboren wurde, ſchon geſagt habe, mag ich hier nicht wiederholen. Nur das Allgemeine will ich berühren: Lernt nie anders auswendig, als mit den Augen! Was ihr gedruckt vor den Augen reproduciren könnt, das geht auch hinter die Pupille in's Gehirn hinein; der Klang aber iſt Wind. Mündliche Vorträge ſchreibt niemals nach, ſondern hört ihnen zu! Wer euch nicht feſſelt, von dem würdet ihr auch nichts lernen, ſelbſt wenn ihr ihm nachſchriebet. Ergänzt die Vorträge durch Bücher: denn wiſſet, kein Vortrag enthält ſo Nothwendiges und Neues, daß es nicht auch gedruckt wäre. Unſer Zeitalter will es ſo: wer etwas Neues hat, wird nicht lange anſtehen, es öffentlich mitzutheilen. An Tendenzſchriften geht nicht eher, bis das Buch des Gegners euch zur Seite liegt! Die Jugend widerſteht ſelten der Ueberredung, welche in einer abzweckenden Schrift liegt, und lieſ't ſie immer das Für, ſo ſtumpft ſie ſich gegen das Wider ab. Könnt' ich jetzt noch einmal meine Jugend erleben, dann würd' ich mir vornehmen, vorm einundzwanzigſten Jahre keine feſte Meinung zu haben: denn noch im zwanzigſten Jahre hatt' ich Meinungen, über die ich mich ein Jahr ſpäter von der Achſel anſah. Unſere Zeit weiß für ihre Tendenzen ſo außerordentlich viel Material in Bewegung zu ſetzen, die Sprache, die Geſchichte, das iſt Alles ſo mobil, damit verbarricadirt man ſich ſo leicht, daß alle Parteien etwas Unangreifbares und noch mehr etwas Verlockendes haben. Wie geiſtreich wird nicht der Abſolutis-

nunmehr ergriffen auf frischer That, exemplarisch straffällig würden.

Der Onkel kam inzwischen von seinem schnell unternommenen leisen Recognoscirungsgang in den Hof zurück. Die kurze Pause war ohne Zweifel schon von der kleinen Brege zum Hinauflassen der Schnur benutzt worden. Diese war nicht mehr zu sehen. Jetzt wollte Nesselborn den Pedell zur Rede stellen. Aber auch dem widersprach Gertrud.

„Das späte Ausbleiben der Tante wird Brégen etwas stutzig machen. Denn das ist sicher, der Schändliche öffnet nach zehn Uhr den Carcer und läßt den Grafen hinaus — aber die Oper ist erst um zehn Uhr zu Ende —"

„So geschieht wahrscheinlich alles um halb eilf —!" Nesselborn wollte mit dieser Vermuthung noch mehr sagen. Sie sollte heißen —: Um halb eilf, wo meine Frau die Unternehmung erfahren hat und sie nicht wird zur Ausführung kommen lassen —

Diesem Einwand beugte Gertrud dadurch vor, daß sie an das Krankenbett des kleinen Horace erinnerte. An diesem sollte Brége wachen. Ferner rieth sie: Verschlafen, wie Brége wäre, böte er keine Bürgschaft für eine gewissenhafte Obhut über das leidende Kind. Der Onkel sollte Waldnern und Bechtold in's Vertrauen ziehen und denen die Aufgabe stellen, wach zu bleiben, um den Moment zu belauschen, wann ohne Zweifel Brége, oben sich allein glaubend, die

Carcerthür öffnen und den Gefangenen an's Hausportal geleiten würde. Wenn auf ein gegebenes Zeichen dann Reiselborn herausträte und den Flüchtling ergriffe und dem gewissenlosen Haustiener, wie sie nunmehr, sagte Gertrud, für bestimmt erwartete, kündigte und ihn mit seinem ganzen Anhang aus dem Hause verwiese, so würde man auch die Beruhigung haben, daß der untreue wüthende Mensch sich nicht am Lager des Kindes austobte, sondern dann sofort die Obhut der beiden bereitstehenden Lehrern überlassen bliebe.

Der Onkel billigte alles. Sofort ging er in die Dachstubenregion des Hauses und überraschte die auf Waldners Zimmer befindlichen Freunde nicht wenig durch seinen späten Abendbesuch.

Eben lasen sie in dem seltsamen Buch, das zwar Reiselborn, der es aufschlug, für eine verfehlte Lectüre erklärte, doch nicht zur Veranlassung von Abweichungen in seinem mit Energie ergriffenen Plane machte.

Er enthüllte den Freunden alles. Beim förmlich taktischen Vorgehen, das er als beabsichtigt schilderte, verwies er sie als Parole auf den Lärm, den das Ergreifen der beiden Flüchtlinge unten dicht vor seinem Schlafzimmer machen würde — „Ein argumentum ad aures —! Nicht ad oculos —! Nicht etwa von Eurer Thür aus hier die Lauscher machen —! Das würde Brege gleich bemerken und Vorsichtsmaßregeln ergreifen —!"

Dann sollten, fuhr er fort, beide Wächter sogleich hinausspringen, hinunterkommen, den Frevel hemmen helfen und die Wache beim kleinen Gordon übernehmen.

Die jungen Lehrer waren freudig bereit, ihre Nachtruhe zu opfern und nicht nur der Schlange der bisherigen Hausfrevel auf den Kopf treten zu helfen, sondern nach vollbrachter That auch die Wache am Krankenbett zu übernehmen.

Alles traf zu, wie Alba bei Goethe sagt, „wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß.“ Nach zehn Uhr war Frau Hedwig nach Hause gekommen, sehr ermüdet, doch außerordentlich angeregt und wohlgestimmt. Ihre Toilette war ihr zwar, weil übereilt, nicht genehm gewesen, aber sie hatte sich im Dunkeln halten können, so hell auch das Lichtmeer von Gas gewesen, das im Opernhause dahinfluthete.

„Wir müssen auch bei uns Gas einführen! Herrlich, dieser Effekt der Logen und Tribünen —! Das Ballet — prachtvoll! Obschon es die Augen sehr angreift —! Diese Mädchen, die für den Chor ausgesucht werden, sind doch wunderschön —! Alle schlank, wie, wie — unsre Gertrud! Ja, Du mußt einmal auch das Billet der Kriegsräthin benutzen — dieser charmanten Frau! Sie kann die Zeit nicht erwarten, daß ihre Enkel heranwachsen —! Wir bekommen sie alle in unsere Anstalt. Aber schmeicheln muß man ihr, das ist wahr, alles muß man an ihr kostbar finden! Freilich ists auch kostbar. Ihr Schmuck heute war unter

Brüdern tauſend Thaler werth. Ach, wie ermüdet doch das viele Sehen —! Und weißt Du, Wen ich auch im Theater geſehen habe — unſern Fernan! Ich meine den der Gräfin —! Die anderen — die gehen wol nicht in's Ballet —! Na, mit ſeinem Glas hat er mich oft fixirt — und dann immer das Ballet —! Seine Frau iſt alſo bei ihren hoffnungsvollen Söhnen —! Und da wirft er auch gleich die Maske ab. Wirklich ſoll er — hm! — nicht viel taugen. Die Söhne hat ſie uns nicht geben wollen — baba —! Sieh, wie ſtill ſchon alles im Hauſe iſt —! Linſingen hat doch wol zu eſſen bekommen —? Und der kleine Gerdeu iſt doch verſorgt —? Wenn uns nur das Kind nicht ſtirbt —! Es heißt dann gleich: Bei Reſſelborns iſt der Typhus und die Kinder ſterben ihm wie die Fliegen —! Noch immer kein Brief aus Bukareſt angekommen —? Wenn ich nur keine ſchweren Träume habe —!"

So plauderte die lebensluſtige Frau durcheinander. Auch ſie war eben eine „Natur", wie ſie von manchen Freunden des Hauſes genannt wurde, Freunden, die zur neuen Zeit halten wollten, als welche angefangen hat, dem, was bisher „Bildung" hieß, zu mißtrauen und das „Naturwüchſige", wenn auch ab und zu mit einem falſch angewendeten Dativ, über alles zu ſetzen.

Wie aber erſchrak ſie, als um halb eilf Uhr dicht an ihrem Schlafzimmer, als ſie ſich eben auf ihre weichen Matratzen werfen wollte, ein Pöllenſchem ausbrach, ihr Gatte, der demnach noch aufgeblieben war,

aus seinem Arbeitszimmer ein „Werda?“ donnerte, Wortwechsel vernehmbar wurde, Bröges Stimme in ein weinerliches Gewinsel ausartete, Frau Bröge mit einem trotzigen „Es wird sich was bei Knall und Fall —!“ dazwischenfuhr, oben die Treppen herab Waldners und Bechtolds Stimmen vernehmbar wurden, der ängstliche, noch wache Schlickum eine Glocke zog — eine Nothglocke. Seinem Zimmer lag die lärmende Glocke am nächsten.

Rasch ihren Unterrock wieder anziehend, eine Zeppe drüber, einen weiten Pudermantel mit hochrother Einfassung — wie eine Ballettänzerin sah sie selbst aus — nur wie eine für die Pensionirung reife — stürmte auch sie auf den Schauplatz der Begebenheiten, fand aber bereits vollendete Thatsachen, Dinge, die wenigstens vorläufig nicht zurückzunehmen waren, die Entlassung der sämmtlichen „Brögeschen“, die verschärfte Incarcerirung des Grafen Linsingen, den definitiven Entschluß, mit dem Stallmeister Heverer ein Ende zu machen. Gertrud ließ sich zum Glück nicht sehen. Ihre Einmischung, ihre Freude über diese Beschlußfassungen hätte sofort die Frau Direktorin zu Suspendirungen, mindestens Amendirungen der gefaßten Beschlüsse veranlaßt.

Als alles wieder still geworden, Linsingen in seinen Carcer abgeführt, Bröge vom Krankenbett des kleinen Gordon verwiesen war, herrschte über die so gelungen ausgefallene Unternehmung nirgends mehr

Freude als am Krankenbett neben dem Carcer. Freilich — ein trauriger Gegenſatz: Die beiden Lehrer Walter und Bechtold in heiterſter Stimmung, in die faſt auch das ganze Haus verſetzt wurde durch das „unterbrochene Opferfeſt," wie Wehrmann ſogleich dem Erlebten den Treffer gab, und der arme leidende Horace, dem ſich nun jene mit liebevoller Sorgfalt widmeten. Schon das Nonplusultra des Raffinements bei Vinſingen war jenes abſichtliche Verwirrenwollen des Carcers geweſen —!

Ach, auch der kleine Engländer war im Geiſte ein Schüler des lüderlichen Federer —! Auch Er ritt eben auf einem Pony-Pferdchen, das ihm ſeine Tanten geſchenkt hatten, die Horace noch lieber zu haben ſchienen, als ſeine Mutter, dieſe Mutter, die vielleicht in dieſem Augenblick am Golf von Neapel ſchwelgte, von Sorrent im dunkelblauen Meer nach Capri oder Ischia fuhr —! Daß der Knabe ſo viel von Früchten phantaſirte, wollte Bechtold für ein Zeichen der Geneſung halten. „Von Früchten geht Geſundheit und Leben aus —!"

Zur Erholung von dem grauenhaften Lebensbilde des „Verſtümmelten", einem Bilde, in das ſich leider allmälig die unreineren Farben der franzöſiſchen Poeſie miſchten, Wiederſpiegelungen der Pariſer unſittlichen Welt, verweilten die jungen Lern- und Wiſſensſchwärmer bei den Früchten, von denen Horace phantaſirte. Das ſind ſo junge Lehrerſtimmungen. Sie knüpfen an alles eine Gelegenheit zum Fragen und zum

Forſchen an. Sie examinirten einander. So gruppirten ſie auch jetzt die von dem Kinde erwähnten Pflanzen und Früchte in ihre richtigen botaniſchen Ordnungen. Bald machte Waldner, bald Bechtold den Lehrer, jener nur zur Uebung und um der Methode willen. Das im franzöſiſchen Roman etwas unheimlich angeſchlagene Thema der Frauen lebte in ihnen unentweiht und rein. Wenn Bechtold die Anſtifterin dieſer heutigen, dem guten Geiſt der Erziehung verſchafften Genugthuung, Gertrud, eine Prieſterin genannt hätte im Tempel alles Guten und Edlen — etwas Aehnliches kam über ſeine Lippen — ſo würde Waldner nicht widerſprochen haben. Sie, die treue Sorgfalt ſelbſt, die herzige Geſinnung, die Liebe, die in der Bruſt eines Mädchens Raum haben kann, er hatte ſie ja erkannt. Waldner verſank in Träumereien bei Vergleichung Gertruds mit der ſtillen Leſerin des andern Romans von der Blume im Kerker. Reicht Mechtild an Gertrud hinan oder — Gertrud an Mechtild —? Das war die dunkle Frage in ſeiner Bruſt.

Der Morgen in einer Schule, in der größten wie in der kleinſten, hat etwas ungemein Wohlthuendes. Alles kommt mit friſcher Kraft, froh und geſammelt. Die ſich ſcheu Nahenden, in ihren Arbeiten Rückſtändigen unterſcheidet man noch nicht von den Fleißigen. Auch der Sinnige und Tüchtige kommt gemeſſenen Schritts und überlegt, worauf alles es

heute ankommen wird. Die Kleinen grüßen den Lehrer kindlich. Auch von den Köpfen der Großen fliegen die Deckel, die schon bei Einigen mit bunten Streifen besetzt sind — unschuldigen Landes- oder Standfarben. Der Humor der Jugend ist in seiner ganzen Frische. Das Zeichen zum Beginnen der Stunden, im Sommer um sieben, im Winter um acht, wird etwas später gegeben. Die gelben Strahlen der noch nicht lange aufgegangenen Novembersonne fallen in die zeitig geheizten Zimmer. Noch ist es hier und da kalt. Die Schüler legen Holz oder Torf oder Steinkohlen nach und finden dafür die ganze Billigung der frösteln eintretenden Lehrer. Ueber Nacht haben diese manches pädagogische Vorkommniß des gestrigen Tages vergessen. Sie treten in die Klasse ohne allen Groll. Das vom Primus gehaltene Gebet und der Aufruf der Präsenzliste zeigen die Würde und das Maaß eines erlaubten Selbstgefühls innerhalb der Welt der Schüler selbst. Die Internen erhielten schon ihre religiöse Morgenansprache beim Frühstück. Heute hatte sie Wehrmann gehalten. Ergriffen von den Vorfällen der Nacht, hatte sie der Humorist nicht so gedankenlos gesprochen wie gewöhnlich, wenn er den Direktor ersetzte.

Es gehört Charakter dazu, am Morgen etwas ganz so wieder aufzunehmen, wie es am Abend beschlossen wurde. Sämmtliche Brüge's bezweifelten das Vorhandensein dieses Charakters im Hause. Dies

Aufrechthalten des Angedrohten und Befohlenen war schon so oft ausgeblieben —! Zu aller Frühe schon hatten die Brögeschen die Oefen geheizt, die Kleider und Schuhe geputzt, den kranken Horace besucht und ihn für besser befindlich erklärt; sie gebehrdeten sich, als wäre gar nichts vorgefallen.

Aber leider schlief ihre gewöhnliche Retterin in solchen Fällen, die Direktorin, heute länger als gewöhnlich. Gertrud und Nesselborn faßten alles so auf, wie es ihnen gestern erschienen war. Die Zeit hatte nichts geändert. Es blieb dabei, die Bröges sollten weichen. Auch für Federer war schon ein Absagebrief gesiegelt. Nesselborn bekam förmlich Muth. Und siehe da! Ganz freundlich und wohlgemuth schlüpft Professor Tipfel an ihm vorüber und nickt seinen „Guten Morgen!" re quasi bene gesta, als wenn gestern gar nichts vorgefallen wäre —! Damit fiel unserm Vielgeplagten ein Stein vom Herzen.

Der Postbote brachte allerdings gleichzeitig eine Sorge, einen Brief, wieder vom Doctor Hellwig, der sich nochmals in allem Ernst als Lehrer in den klassischen Fächern empfahl und erklärte, die Verbindung mit den Fernaus abgebrochen zu haben. Eine Stelle seines Briefes war merkwürdig. Der Onkel zeigte sie Gertrud: „Meine pädagogische Erfahrung ist noch nicht groß," hatte der junge Philologe geschrieben; „aber ich glaube, man begegnet selten einem so hoch gesteigerten elterlichen Wahn, wie bei Frau von Fer-

nau. Sie erklärt ihre Söhne im Angeſicht der aller leichtſinnigſten Streiche, die ſie ohne Aufhören machen, für wahre Muſter einer gewiſſenhaften Erziehung! Sie deutet jeden der immer mehr ausartenden Fehler derſelben auf die Wurzel einer Tugend —! Ja, ich werde nie die Augen vergeſſen, die wie irrſinnig ſtarrten, als ſie mir neulich ſagte: „Doctor, meine Kinder müſſen gut ſein —!“ Es war, als hätte ſie hinzufügen wollen: Oder — ich ermorde ſie und mich und alles, was um uns her lebt, oder — thue ſonſt etwas —!“

Gertrud bebte zuſammen über dieſe Aeußerung. Als ſie geflüſtert hatte: „Das iſt das Gewiſſen —!“ brach der Onkel ab.

„Ich werde dem Hellwig ſchreiben —!“ ſagte er. „Beſuchen kann er uns ja —! Vielleicht iſt es ſogar der Baronin lieb, wenn wir ihn ihr abnehmen —! Eine friſche Kraft könnte ich allerdings brauchen —“

So ſehr fühlte ſich Reſſelborn. Auch Frau Hedwig bekam beim Frühſtück jene merkwürdige Stelle zu leſen. Der Gatte, der ſich, um ſie in gute Laune zu bringen, heute beſſer gekleidet und ſogar ordentlicher — gekämmt hatte, hoffte ſie dadurch geneigter zu finden, alles ſo zu laſſen, wie geſtern beſchloſſen. Nun erſt erfuhr die Direktorin, wie dieſer Entweichungsverſuch entdeckt worden war. Allem hörte ſie aufmerkſam zu, zeigte ſich aber mürriſch. Bei alledem war es ein gewonnenes Spiel, daß ſie nur klagte über die Schwierigkeiten, neue Kräfte ſtatt der doch in mancher Hin-

us, wie genial der Liberalismus motivirt! Denkt also stets
i einem Satze, dessen Wahrheit euch überraschte, daß es von
esem Satze eine Widerlegung geben könne, die noch weit
änzender ist! Endlich werdet ihr doch wohl die Grenze ent-
cken, wo die Gelehrten sich nicht mehr überbieten können."

„Im Umgang mit Frauen seid stolz! Das ist das einzige
ittel, hier Strudel, Klippen und Sümpfe zu vermeiden.
er vor Frauen scheu ist, wird in Gefahr kommen, jede für
bewerth zu halten, und keine Gefahr ist größer. Sprecht
r mit Frauen, so haltet den Kopf unverrückt in die Höhe
d wendet ihn nicht, sondern nur die Augen, je nach eu-
n Einfällen und Affecten. Erwägt noch Eins! Laßt euch
n Frauen nicht überflügeln! Denn, da sie nicht nöthig hat-
n, das zu lernen, was ihr wißt und noch lernen müsset,
konnten sie ihrem kleinen Inhalte bald eine Form geben.
ie imponiren euch durch ihre Abrundung. Bedenkt dies!
as sie haben, bieten sie auf Einmal. Sie haben im
ntergrunde der Vortruppen, mit welchen sie harceliren,
r noch sich selbst, ihre Person, das, was sie ihr Herz
nnen und was selten mehr als ihre Eitelkeit ist. Wisset
r das, kann es euch da noch schwer fallen, Frauen für zu
bedeutend zu halten, als daß ihr sie zum Mittelpunkte eu-
s jungen Lebens macht?"

„Von besondern Regeln geb' ich noch die. In Allem seid
llständig und immer nach dem Besten strebend: denn sel-
n ist im Leben, wie bei Tabakrauchern der wurmstichige
nasler gesuchter als der gesunde, und nur einem so gro-
n Philosophen, wie Herbart, wird man verzeihen, daß er
n System mit einem Sprachfehler eröffnet: Ich = Mich
tt Mir. Gegen Künstler seid so nachgiebig, wie gegen

ſicht erprobten alten zu finden. Das „Einſchulen“, das Anleiten zu den Obliegenheiten der dienenden Geiſter war ihr von je das Mühevollſte. In der That koſtete es manches „Lehrgeld“.

Neſſelborn hatte um neun Uhr eine Unterrichtsſtunde in der Geſchichte. Er verdankte es Gertrud, daß er im neuen Winterlehrplan für ſich keine Acht-Uhr-Stunde mehr angeſetzt hatte. Denn des Morgens gab es für den Direktor immer etwas, das ihn abhielt. Die Frühſprechſtunde lag vielen Eltern ſeiner Zöglinge am bequemſten. In der Regel kam er erſt um halb in die ſich dann ſelbſt überlaſſene Klaſſe und kam unvorbereitet. Zuweilen mußten ihn erſt die Schüler erinnern, wo ſein Vortrag in der letzten Stunde ſtehen geblieben war. „Ein Schuldirektor,“ ſagte Gertrud, „und zugleich der finanzielle Verwalter ſeiner Anſtalt, ſollte nur ſo viel Stunden geben, als nöthig ſind, um die Zöglinge kennen zu lernen und ihnen zu zeigen, daß auch der Direktor zu den Lehrern gehört und etwas weiß.“

Heute wurde Neſſelborn noch um neun Uhr dringend abgerufen. Der Vater eines ſeiner Externen wünſchte ihn zu ſprechen und ließ ſich nicht abweiſen. Er behauptete, keine Zeit zu haben, wiederzukommen und perorirte draußen. Der Mann war ein Bierbrauer, aber ein reicher und ein Mann bei der Stadt. Ein Brief, den er dem Direktor geſchrieben, war ihm voraus gegangen. Die Antwort wollte er ſich jetzt holen.

Und erſt jetzt las Neſſelborn in aller Eile die Epiſtel, die er beim Empfange geſtern Abend als zu umſtändlich zurückgelegt hatte für eine bequemere Stunde.

Herr Bröckelmann, Stadtverordneter, Bekenner eines gemäßigten Fortſchritts, Liebhaber friſch angekommener Zeitungen, deren er mehrere hielt, behauptete, der deutſche Unterricht in Tertia wäre gradezu — „die reine Affenſchande". Die Aufſätze, die ſeinem Jungen zu ſchreiben zugemuthet würden, beförderten, ſagte er, den abſoluten Blödſinn. Was ſich durch das verrückte Gehirn eines ſolchen Gelehrten Bahn brechen wollte, das müßte nun auch mit Gewalt durch den Hirnkaſten des Schülers —! Das ſagte er ohne alle Schonung. Er wußte ſich ſicher, hier nicht zur Ordnung gerufen zu werden, was ihm bei den Sitzungen der Stadtverordneten nicht ſelten geſchah.

Der angeſchuldigte Lehrer war Wehrmann, auf den allerdings die ſcharfe Charakteriſtik paßte. Wehrmanns letztes Aufſatzthema für Tertia war „Die Geſchichte einer Mütze" geweſen.

Herr Bröckelmann nannte eine Reihe von Aufſätzen, die er ſeinen Jungen anfangs mit aller Ergebung hätte anfertigen laſſen. Nun aber riſſe ihm die Geduld. „Geſchichte einer Mütze!" rief er aus. „Bald kommt der Junge nach Hauſe und ſoll die Gedanken Luthers nachdenken auf dem Wege von Wittenberg nach Worms! Bald ſoll er ſich entſcheiden, ob

das warme oder das kalte Klima dem Menſchen zuträglicher wäre! Die Geſpräche zwiſchen einer Biene und einer Seidenraupe über die Frage, wer von beiden der Menſchheit größeren Nutzen brächte, habe ich noch hingehen laſſen, da mein Junge in die Handlung treten ſoll und ich noch nicht weiß, ob in Colonial- oder Schnittwaaren —! Aber beim Geſpräch zwiſchen einer Gans und einem Schwan, wo gleichſam die Proſa und Poeſie aneinander gerathen und Gänſefedern und Schwanendaunen in Vergleichung gebracht werden ſollten (letzte Michaelisferienarbeit) da riß mir ſchon die Geduld und jetzt, lieber Herr, bei „Geſchichte einer Mütze" wünſcht' ich, daß dergleichen aufhört, oder ich nehme meinen Jungen aus der Schule."

Ach ja! da galt es nun wieder den „Humor in der Schule" —! Aber auch nach allen Seiten hin, auch nach der tragiſchen —! Neſſelborn konnte ſich nicht verſchweigen, daß „jener Lehrer, der alle Generationen überdauerte", ein bequemes Hausfactotum war, ganz gemacht, um überall mit leidlicher Wirkung am Platze zu ſein. Seinen vollen Glanz zeigte Doctor Wehrmann bei Feſtlichkeiten, Geburtstagen und jährlich beim großen Carnevalsball, der in dieſem Winter ohne die geliebten Töchter gefeiert werden mußte. Aber Wehrmanns Geiſt, den er auf alle Fälle beſaß, erging ſich meiſt in Narrheiten. Im Grunde faſelte er von Morgens bis Abends. Die Wirkung da-

ren auf die Schüler war die allerſchlimmſte. Sie ſchoben den kleinen, etwas ſäbelbeinigen, aber im Kopf keck und ſelbſtbewußt gezeichneten Doctor überall vor, wo es etwas Mißliches, eine Kreiſtunde, eine Ausfahrt durchzuſetzen gab. Seine Schweizerreiſe mit dem Inſtitut war berühmt geworden. Ihre Schilderung hätte in den Annalen der Erziehung eine bleibende Stelle verdient. Trotzdem daß ſeine ganze Sorge vom Ort des Ausmarſches an bis auf die Wengernalp nur im richtigen Einhalten der Tables d'hote beſtanden hatte, im à tempo des richtigen Abbrechens der Beſichtigung der berühmteſten Merkwürdigkeiten, um nur rechtzeitig in all die goldnen Hirſchen und Bären zu gelangen, von denen er ſich eine Hotel-Menagerie, wie er's nannte, als Reiſe-Erinnerungsandenken zuſammengeklebt und in ſeinem Zimmer aufgehängt hatte, brachte er ein förmliches Lazareth nach Hauſe, fünf gequetſchte Naſen, ſechs zerſchundene Kniefcheiben, drei verſtauchte Arme, die lange in der Binde getragen werden mußten, die Beulen und Contuſionen nicht zu rechnen, die ſich faſt alle beim Rutſchen über Grauwacke oder Tertiärperiodenſchichten zugezogen hatten oder bei ausbrechenden Meutereien der zuletzt in's beinahe Banditenhafte übergehenden Geſellſchaft, wenn dieſe z. B. verſchiedener Anſicht wurde über Wege, die eingeſchlagen werden ſollten, oder über die Stationen zum Raſten. Keſſelborn

und Frau hatten keine Nacht ſchlafen können während dieſer Wehrmannſchen Wanderung mit einundzwanzig der vermöglichſten Penſionäre in die Schweiz. Bereits aus allen Schluchten ſahen ſie ſie ſchon an Stricken herausgezogen, an allen Seeufern als geländete Leichen. Das Wiedermitbringen der Wäſche und Reſervekleider war im Verfolg der ausbleibenden oder ſich nur auf ein kurzes „Gut-Heil!“ beſchränkenden Briefe ſchon ganz aufgegeben worden, wenn ſie ſich nur noch ſelbſt mitbrachten. „Nie, nie wieder eine ſolche Reiſe —!“ hatte Frau Hedwig mit tragiſcher Entrüſtung ausgerufen. Vollends auch um deshalb, weil Wehrmann die Koſten in's Ungeheuerliche hatte anſchwellen laſſen, ſo daß Neſſelborn gar nicht den Muth hatte, die auf jeden der Theilnehmer entfallende Quote den Eltern oder Vormündern derſelben in Rechnung zu ſtellen.

Die „Geſchichte einer Mütze“ konnte der Direktor beim beſten Willen, ſeine Lehrer und ſeine Anſtalt aufrecht zu halten, nicht zuläſſig finden. Er mußte Herrn Bröckelmann Recht geben, als dieſer fortfuhr:

„Was ſoll ich nun vom deutſchen Sprachunterricht denken, wenn ſo ein dämlicher Junge —“

„Bitte, ein vielverſprechendes Talent —!“ fiel Neſſelborn ein, ohne auch nur annähernd den Betreffenden genauer zu kennen.

„Sitzt und die Feder kaut und Geſichter ſchnei-

ter und nicht weiß, wie er's herausbringen soll, was von so einem alten Schabbesdeckel erzählt werden kann —! „Vater, so hilf mir doch!“ hört man dann jammern. Nun soll sich Einer, in unserm Jahrhundert, bei unserm zunehmenden Fortschritt in allen Fragen hinsetzen und nachgrübeln und sagen: Fange doch erst von der Wolle an, dummer Junge, woraus Tuch gewebt wird —“

„Sehr, sehr fein, Herr Bröckelmann —“

„Komme dann auf die Tuchwalkereien und auf's Tekatiren —“

„Vortrefflich —!“

„Lasse dann meinetwegen eine Studentenmütze draus werden —“

„Allerliebst —“

„Und laß die dann immer weiter herunterkommen! Meinetwegen erst an dem Studenten seinen Stiefelputzer —“

„Ganz charmant —“

„Von da an irgend einen lumpigen Bettler —“

„Bitte, bitte, nicht zu früh — Herr Bröckelmann —! Das muß erst das Ende sein —!“

„Oder der Stiefelputzer verkauft die Mütze —“

„So ist's recht —! Bravo —!“

„Auf die Art kommt sie in eine höhere Region —!“

„Der vollkommene Stoffwechsel —!“

„Wovon ich kürzlich gelesen habe —“

„Sieh! Sieh! Ein ferner —“

„Bis ſie dann doch zuletzt hinuntermuß an den Plundermatz —!“

„Der ein Lied drauf ſingt oder pfeift —! Der Plundermatz und ſein Karren und ſein Lumpenſack ſind gleichſam die Vorverſammlung der Würmer oder noch beſſer, Charons Nachen, der alles, was hier gelebt und gewirkt hat, mitſichnimmt, hier vielleicht die Mütze in die Papiermühle, uns aber alle in ein ewiges Jenſeits, wo wir mit verklärten Leibern —“

„Nicht wahr, reiner Unſinn —?“

„Je nun — ich meine doch —“ Neſſelborn ſprang förmlich zurück. Er hatte ſich nun in das Thema verliebt und glaubte es geiſtreich behandelt zu haben.

„Ne —“ ſchüttelte Herr Bröckelmann den Kopf. „Iſt dazu die Schule da —? Giebt man darum ſo viel Geld für Papier, Tinte und Schreibmaterialien aus? Ein Kopf kann nur vollſtändig dämlich werden, wenn er über ſolche Geſchichten grübeln und ſie in Styl bringen ſoll.“

„Verlaſſen Sie ſich, Herr Bröckelmann, obſchon Sie, ohne Schmeichelei geſagt, ganz allerliebſt das Thema behandelt haben —“

„Na! Stadtverordneter braucht mein Julius nicht zu werden —!“ meinte Herr Bröckelmann im ungeſchminkten Bewußtſein ſeiner Fähigkeiten.

„Ich werde mit dem Lehrer ſprechen. So burleske Themata ſollen, ich verſpreche es, nicht wieder vorkommen —“

Der Bierbrauer ſchied mit dem Wunſch, daß überhaupt ſein Sohn nicht weitergeführt werden ſollte, als ſich in den Wiſſenſchaften einem künftigen Handelsbefliſſenen gelemmen zu ſein geziemt. Er proteſtirte gegen zu viel Latein und wünſchte auch weniger Religion. Für letztre, meinte er, ſorgte bereits der Confirmations-Unterricht. Der Mann gehörte zu einer Fraktion des magiſtratiſchen Beiraths, die es entſchieden mit dem Licht hielt, weniger mit dem Licht der Gas Continental-Geſellſchaft, die bekanntlich mit den Magiſtraten überall im Hader lebt, als mit dem Sonnenlicht der Aufklärung.

Neſſelborn gab ihm das Geleite mit Wiederholung jener regelmäßig wiederkehrenden Wendungen ſeines Proſpektes, daß ſeine Anſtalt ſozuſagen für alles erzog, ſowol für Realien, wie für Humaniora, für künftige Techniker und Handlungsbefliſſene, wie für Militärs und Gelehrte. Auch die Nationalitäten, am wenigſten die Religionen machten einen Unterſchied.

Als ſich der Vielgeplagte auf einem Schreibtäfelchen, das ſeine Pro Memorias zu enthalten pflegte, notirt hatte: „Wehrmann — Mütze", hörte er ſchon die erwartete herzbrechende Scene mit den Brögeſchen. Sie flehten die Directorin, die endlich erſchienen war, um Verzeihung an und verſprachen die entſchiedenſte Beſſerung.

Haſtig trat Gertrud herein und machte den Onkel

auf die Gefahr aufmerksam, die über seinem Ansehen, seiner Würde schwebte.

Sicher würde wieder alles so gekommen sein, wie es immer kam, wenn sich nicht Staudtners Stimme in die von nebenan vernehmbare Debatte gemischt hätte. Dieser war so eben vom Hauspatienten gekommen und hatte bereits aus der Chronik des Instituts das Allerneueste vernommen. Mit besonders scharfeinsetzender Stimme gab er für alles Beschlossene seine Zustimmung zu erkennen, rühmte, als wenn Gertrud es hören sollte, ihren Beistand bei diesen Entlarvungen gewissenloser Miethlinge und rief, als befänd' er sich in seinen eigenen vier Pfählen, diesen ein schallendes „Hinaus!" zu. Dann sprach er leiser.

Noch zögerte Nesselborn, ob er eintreten und Staudtnern für seinen Beistand danken sollte, als die Verbindungsthür zwischen seinem und dem Wohnzimmer geöffnet wurde, Frau Hedwig freudestrahlend hereintrat und rief:

„Nachrichten von den Kindern —?"

„Der Fürst hat an mich geschrieben —" sagte Staudtner und zeigte einen Brief, den er zur Freude der Eltern mitgebracht hatte.

Gertrud wollte gehen. Aber Staudtner verlangte, daß sie zuhörte. Mit dem Schein, als hätte er den gestrigen Vorfall auf der Treppe und schon vorher bei Nesselborn völlig vergessen, verband er ohne Zweifel, wie der Inhalt des Briefes bewies, die Ab-

ſicht, ſich gegen eine Anſchuldigung und noch dazu eine aus einem Munde wie Gertrude gekommene, zu rechtfertigen, die Anſchuldigung, er hätte die Töchter in's Unglück geſtürzt.

Der Brief war franzöſiſch. Um die Richtigkeit der Ueberſetzung zu verbürgen, ließ der Sanitätsrath ſeinen alten Schulfreund ſelbſt den Verſuch machen, zu überſetzen. Wo der Onkel nicht weiter konnte, ließ er Gertrud helfen. Staudtner lehnte ſich, die Arme verſchränkend, an's Fenſter und wollte nur den Triumph genießen, ſeiner Rechtfertigung zuzuhören.

„Beſter Doctor," ſchrieb Fürſt Porphyrogenitus aus Villa Mirabilis — „es drängt mich wahrhaft, Ihnen endlich ein Lebenszeichen zu geben und Ihnen — sincérement — aufrichtig — zu danken für die außerordentliche Theilnahme, die Sie meinen Familienangelegenheiten, den wichtigſten meines Lebens, gewidmet haben. Meine Gattin verbindet ihren Dank mit dem meinigen. Xrinia iſt überglücklich —! Sie hat ſtatt einer Gouvernante jetzt zwei —! Für ganz Rumänien können wir die ſeltene und in ihrer Art einzige Erſcheinung verkündigen, daß es in einem Hauſe zwei Lehrerinnen geben kann, die ſich nicht mit Haut und Haaren einander — Qui ne se mangent pas —"

„Aufreſſen —!" ſchaltete Staudtner, als der Vater mit dem derben Worte zauderte, feldſchwig ein.

„Es ſind in Wahrheit ganze Weſen von Tournüre

Kinder und wie ihr's gegen euch wünschtet. Gibt ein Dichter euch sein neuestes Werk mit nach Hause und ihr sehet ihn darauf zum ersten Male wieder, so vergeßt das Urtheil nicht: denn er zittert, wo er eins seiner Werke zur Prüfung vorgelegt weiß; er nimmt euer Stillschweigen für Mißbilligung, eure Nachlässigkeit für absichtliche Kränkung. Ihr werdet selbst genug nach dem Thau der Ermunterung lechzen, ohne welchen phantastische Pflanzen verwelken. Gegen Offiziere befleißigt euch einer gesetzten Zurückhaltung. Diese Herren sind nicht allein von sich, sondern auch von ihrer Uniform eingenommen; was sie Kränkendes auf sich beziehen, nehmen sie auch als dem Landesherrn geschehen an. Lacht nicht zu ihren, den Dienst betreffenden Bemerkungen: denn, wenn dieser Dienst auch ein Spiel ist, so geben ihm doch der Ernst und die Massen, die man dabei verschwendet, ein imposantes Aussehen. Dem Duell entzieht euch nicht, wenn es euch angetragen wird; doch versucht vorher jede List, die euch beweisen kann, ob der Ausfordernde nur ein Voltron ist oder ob er euch dafür hält! Auf Rappiere setzet Säbel, auf Säbel Pistolen: diese Steigerung macht eurem Muthe Ehre und schreckte schon manchen Raufbold ab. Auch unterlaßt nicht, bei jedem Duell auszubedingen, daß die Todtengräber, die euch begleiten, die Zeugen, schwören, niemals den Gegner anzuzeigen, und wenn ihr verheirathet seid, so wird euch diese Maxime von jedem Duell befreien, daß ihr ausbedingt: der euch Ueberlebende müsse eure Familie ernähren und dies gerichtlich machen. Gegen Adlige braucht so viel Ironie, als ohne Verletzung erlaubt ist. Der Einzelne kann und wird sein von nicht ablegen: behandelt ihn auch immer darnach. Das Wort „gnädige Frau" würd' ich nie im feudalistischen,

und Grazie —“ fuhr Nesselborn vor Vergnügen lachend fort. „Ich begreife, wie sie meinen Söhnen — pouvaient tourner — haben die Köpfe verdrehen können. Ihr Wissen ist correkt und vollständig. Dem Französischen fehlt eine bessere Aussprache. Mais — c'est allemand — das ist man an den Deutschen gewohnt. Axinia hat hierin die Mutter als competenteste Lehrerin. Geschichte, Geographie, Literatur — alles bei diesen beiden jungen Damen à merveille —“

Der wonnestrahlenden Mutter zu Gefallen übersetzte Staudtner mit:

„Kolossal —!“

„Axinia hat zwei Freundinnen gewonnen, die sie nur mit ihrem Leben zu verlieren gedenkt. Denn wir haben, bester Doctor, die Eigenschaft aller Naturvölker, de ne pas varier — nicht zu wechseln in unsern Attachements und noch dankbar zu sein. Wir fesseln unsre Ammen, unsre Wärterinnen, unsre Erzieherinnen auf Lebenszeit, womit ich jedoch nicht den Eltern unsrer jungen Freundinnen den Kummer gemacht haben will, als sollte ihnen der Besitz ihrer charmanten Töchter allzulange vorenthalten bleiben. Meine Axinia entwickelt sich. Wie lange wird es dauern, so muß sie reisen! Dann wird eine Zeit kommen, wo sie auch in Ihrer Hauptstadt auftreten soll, einer Volalität, die ich in mancher Hinsicht schätze. Ihr Ballet ist gut. Es übertrifft das Ballet von Paris.

Nur die Libretti sind einfältig. In jedem Sommer gesottene Hummer und fortwackelnde, dicke Zwerge vor. Das ist theils arm, theils unschön. Aber für die Darstellung hat man bei Ihnen die Anmuth und die Schönheit —"

Frau Herwig nickte mit Andacht.

„Die Damen Levana und Adelgunde werden einst meine Tochter und die Mutter begleiten. Unser Winter verspricht amüsant zu werden. In einigen Tagen gehen wir nach Bukarest. Mein dortiges Palais ist klein, es enthält nur sechszig Zimmer, aber es ist bequem und in manchem Betracht ein Denkmal für meine Liebe zu den schönen Künsten. Lesen werden wir diesen Winter sehr viel, viel lernen, aber auch tanzen und gesellige Spiele üben —! Aber jungen Damen vervollkommnen sich hier noch selbst in der Musik. Sagen Sie den Eltern, ich sehe nicht gut dafür, daß sie noch nach die Schwiegereltern eines Bojaren werden. Levana gefällt sehr. Adelgunde ist noch etwas schüchtern; aber ich kenne einige Vettern des Hospodaren, die nichtsdestoweniger für sie schwärmen. Adieu mon cher Docteur! Apropos Monsieur — Diabolus —?" („Aus Polnisch —" schaltete Nesselborn ein —) „Sollten Sie mich durch eine Antwort ehren wollen, so erzählen Sie mir etwas von dem neuentdeckten Augenspiegel! Meine beiden Pupillen verfaaen zuweilen den Dienst. Und schreiben Sie mir auch ein Recept gegen das —

Doppeltsehen! Kommt das von den Wallungen des Bluts oder ist es ein organischer Fehler? Nämlich, ich sehe zuweilen alles doppelt; sogar meine Ausgaben, leider nicht meine Einnahmen. Im allem Ernst: Wo schleift man die besten Brillen in Deutschland, Doctor? Empfehlen Sie mir eine gute Brille! Bitte auch: „Wie geht es Adminda Lindenthal und ihrer Schwester Cora, die, wie Sie wissen, beide —"

„Das ist nicht nöthig —!" zischte Frau Hedwig und protestirte mit scheinbarem Abscheu gegen diesen Rest der Mittheilungen. Sonst war sie von dem Brief entzückt. Sie bemitleidete den Doppelseher und sprach in allem Ernst von einem berühmten Opticus.

Staudtner hatte den Schluß über das Doppeltsehen gleich so aufgefaßt, wie er gemeint war. Die Stelle war mystisch zu verstehen und bezog sich auf die Inseparables. Doch hütete er sich wohl, diese Ansicht auszusprechen.

Staudtner unterstützte die radicalen Maaßregeln und versprach, auch für Feverer Ersatz zu stellen. Der Reitunterricht im Institut dependirte gewissermaßen von seiner Begutachtung.

Gertrud war inzwischen verschwunden.

Nesselborn hatte schon längst neun Uhr schlagen hören und besann sich erst jetzt auf seinen Geschichtsunterricht in Prima. Es kostete ihm wieder Mühe, sich zu vergegenwärtigen, wo er das letztemal stehen geblieben war.

Richtig! bei der Reformation. Da er sich an heischig gemacht hatte, drei Söhne eines katholischen Adligen aufzunehmen, ohne denselben irgendwie religiösen Anstoß zu geben, so kam ihm dieser Umstand heute zu paß. Vor längerer Zeit schon hatte er sich in einer Abendstunde die Geschichte der Reformation so zurechtgelegt, daß sie für das Ohr von Katholiken keinen Anstoß mehr bot.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Anstrengungen, die gemacht wurden, um für die Bröge'sche Familie einen Ersatz zu finden, führten unter vielen Bewerbern, von denen bisher keiner ein vollkommenes Vertrauen hatte erwecken können, eines Morgens auch einen Mann in's Haus, der schwerlich geahnt hatte, daß er hier alte Bekannte finden würde.

Es war ein breitschultriger, etwas verkommen aussehender Funfziger. Ein langer grauer Rock mit weißen Metallknöpfen gab ihm etwas, das an einen Zuchtmeister erinnerte, und ein solcher wurde ja hier gesucht. Die Augenbrauen, längst ergraut, hingen in dicken Büscheln über den etwas scheuen und schielenden Augen. Man hätte schon an einen Mann der Strenge bei ihm glauben können.

Umsomehr, als aus seinem mit gelben Zähnen besetzten Munde, der auffallender Weise nach Kaffeebohnen roch, höchst feierliche und salbungsvolle Worte kamen. Die Bestimmung der Kaffeebohnen auf nüch-

fernen Magen kannte Niemand beſſer, als Brege, der all dieſe Bewerber, die er am geſchloſſenen Portal höhniſch nach ihrem Anliegen fragte, einlaſſen und ihnen die Thür zum Arbeitszimmer des Direktors zeigen mußte. Was bei den höheren und gebildeten Ständen in der Frühe die weißen Halsbinden ſind, Merkmale von Solicitantenbeſuchen und erbetenen Audienzen bei vornehmen Stellenvergebern, das iſt bei einem Theil des gemeinen Mannes der Kaffeebohnengeruch im Munde. Eine Weile ſchlägt die gekaute Bohne den Zuſelgeruch nieder.

„Wie heißen Sie —?“ fragte der in geſchäftliche Correſpondenzen vertiefte Direktor der Anſtalt, die einen braven zuverläſſigen, vorzüglich empfohlenen Hauswart zu bedürfen angekündigt hatte.

„Bartel, Herr Direktör —“ lautete die heiſere Antwort des Unterwürfigen, der faſt jedes ſeiner Worte mit einem Seufzer, wie von zurückgehaltener Andacht, begleitete.

„Ihr bisheriger Stand —?“

„Maurer, Herr Direktör — Maurer am Bau —“

„Maurer am Bau der Menſchheit —!“ ſagte Reiſelhorn lächelnd vor ſich hin und zerſtreut. „Ja, das bin auch ich, da möchte ich Sie ſchon willkommen heißen. Maurer! Hm, hm! Es giebt in einer ſolchen Anſtalt, wie der meinigen, mit der Kelle und dem Mörtel immer etwas zu flicken und nachzubeſſern —“

„Da wär' ich ja ganz der Mann —“

Der Maurer Bartel zog ein Convolut nicht sehr appetitlicher Papiere aus der Brusttasche seines grauen Rockes, den er aufgeknöpft hatte, wobei eine vollkommen warmhaltende, bis auf den Leib hinuntergehende Weste von schwarzem Tuch zum Vorschein kam.

„Haben Familie —?" warf Nesselborn, während Bartel suchte, dazwischen und prüfte den zuweilen wie mit Schwärmerei aufgeschlagenen Blick der scheuen Augen.

Bartel that, als hörte er nicht, murmelte nur in seine Papiere hinein und übergab diese endlich.

„Das sind alles Zeugnisse von Maurermeistern, Bauunternehmern —" sagte Nesselborn. „Sie sind doch wol schon lange in andere Branchen übergegangen —?"

„Ja, ich habe changirt —!" lautete die jetzt mit unsicherer Stimme vorgetragene Antwort. Ein Blick gen Himmel konnte bedeuten: Ich bin in's Stadium einer entschiedenen Besserung übergegangen!

„Sieh, sieh —" sagte plötzlich der in den Papieren Blätternde, der vorzugsweise die Jahreszahlen prüfte und nach Lücken zwischen denselben forschte — „sieh, sieh — da steht ja Steinthal —! Haben Sie denn in Steinthal gewohnt? Erinnern Sie sich nicht von dorther meines Namens —?"

„Erziehungsanstalt, Vorwerksstraße Nummer 17 — Weiter weiß ich nichts, Herr Direktör, aus dem Bureau mein' ich, wo ich —"

„Ah — ſo —! Haben Sie ſich bei dem Vermiethungsmakler nur meine Wohnung notirt —!“ ſprach Neſſelborn lächelnd. — „Nur meine Hausnummer! Alſo denn — erinnern Sie ſich nicht mehr des alten Schulmeiſters von Steinthal —? Neſſelborn —! Deſſen Sohn bin ich —!“

Nun riß der noch nicht lange aus dem Arbeitshauſe entlaſſene Wilddieb, Hehler und Einbrecher Bartel, Marlenens und des ſchulſpröden Nante Vater, ein Beiſpielgeber für die Ueberflüſſigkeit alles Unterrichts, weit die Augen auf, fühlte ſich wie auf einem zu richtenden Giebelgerüſt, unter ſich die grauſige luſtige Tiefe; neben ihm fehlte diesmal die muthgebende gefüllte Flaſche und die Schüſſel voll duftender Bratwürſte.

„Herr — Herr —“ lallte er.

„Prediger Neſſelborn bin ich, jetzt Director einer Privat-Erziehungsanſtalt —“

Bartel kämpfte mit ſich, ob er nicht lieber gleich an den Rückzug denken oder es wirklich wagen ſollte, muthig vorwärts zu operiren. Auf jeden Fall rief er ſeine Reſervetruppen zu Hülfe. Dieſe beſtanden in einigen Predigerzeugniſſen, obligaten Seufzern, verklärten gen Himmel aufgeſchlagenen Blicken und jetzt in ſeinen ſogar wie zum Beten gefalteten Händen.

„Wie ſind Sie denn von der Maurerei und aus Steinthal ſo abgekommen —?“ fragte der mit den kleinen Vorgängen der Praxis ſeines Vaters nicht Vertraute. Der Antheilnahme eines gewiſſen Bartel an

den Vorfällen, die einſt mit der Auffindung Theodor Waldners verknüpft waren, konnte ſich der Zerſtreute, mit Hunderten von Perſonalverhältniſſen Beſchäftigte nicht ſofort entſinnen. An jenen Vorgang knüpften ſich ihm nur die Namen Wülfing, Hennenhöft, Baron Tümpling, Pfarrer Peterenz u. A.

„Die Wege des Herrn ſind wunderbar —!“ ſtammelte der ohne Zweifel durch den Verein zur Verſorgung entlaſſener Strafgefangenen zum Guten Erweckte. „Sind alſo Sie, Herr Direktör, der junge Sohn des alten Herrn Neſſelborn —!“

„O meine Jugend wird Ihren eigenen ſchon ergrauten Haaren nicht viel nachgeben —“

„Und Ihre werthe Frau Gemalin und Dero Fräulein Töchter —“

„Befinden ſich wohl! Ohne Zweifel haben Sie Ihr Gewerbe nicht mehr mit Erfolg ausüben können? Vielleicht behinderte Sie ein körperliches Gebrechen —?“

„Schwindel — Herr Direktör —! Für's Gerüſt Alles, nur keinen Schwindel —!“

„Das läßt ſich begreifen —! Und Sie wählten nun — welche Laufbahn —?“

„Mancherlei — nach Gottes Rathſchluß —“

„Ihr Vertrauen auf den Herrn, ſeh' ich, hat Sie hülfreich begleitet —?“

„Ach wohl —! Aber noch in keinen Hafen eingeführt —“

„Thue Gutes! spricht David in den Psalmen. Alles Uebrige überlasse dem Herrn! Ja, das ist ein guter, trefflicher Pfarrer, Euer Peterenz in Steinthal — Meinen Vater hat er mit einer schönen Rede zur Ruhe bestattet —"

„Ist er tort, der alte würdige Herr Nesselborn Rektor? Gott, er hat aus meinen Kindern — aus meinem Sohn Nante einen wahren Augenspiegel erzogen —!"

„Das freut mich zu hören —! Aber — hm, hm — Ihre Papiere hier — Hm —!"

Der Sohn eines Vaters, der aus diesem Munde schwerlich einen lobenden Nachruf über's Grab hinaus erwartet haben würde, hatte inzwischen die Papiere so verglichen, daß sich die Jahreszahlen ergänzen sollten. Da fehlte denn aber eine Bescheinigung über die Führung von voll drei Jahren. Auch wechselten die letzten zwei Jahre auffallend und die Zeugnisse drückten sich lakonisch genug aus für oft kaum vierwöchentliche Dienste.

Nesselborn fragte nach Zeugnissen aus den betreffenden drei Vorjahren.

Bartel brachte jetzt eine Wendung an, die ihm irgendwo entweder ein Bußprediger für entlassene Sträflinge oder sonst ein ihm im Herrn verwandter Bruder, der für die Verirrungen des Lebens in gleicher exceptioneller Lage gewesen, einstudirt haben mochte. Er brach in ein plötzliches heftiges Weinen aus oder we-

ondern im allgemeinen höflichen Sinne brauchen, wie in Oeſterreich geſchieht. Für feindſelige Conflicte gelten hier dieſelben Regeln, wie bei den Officieren. Gegen Juden verfahrt nach ihrer Bildung. Gemeine behandelt mit Entſchiedenheit: denn ſie ſind's gewohnt und ſogar weniger von den Chriſten, als von den Ihrigen. Wollt' ich euch eine Lehre geben, wie man ſich beliebt macht, ſo möcht' es ſehr leicht ſein, ſich bei reichen Juden einzuſchmeicheln: man darf nur mit Rothſchild in ſeinem Garten ſpazieren und von theuren Zwiebeln ſprechen; Rothſchild erwähnt eine koſtbare Gattung, die er nicht hätte, und der Andere ſagt mit etwas Ironie: Freilich, die iſt Ihnen zu theuer! Nein, ich ſage euch nur, wie man die Menſchen erträgt, und da würdet ihr wohl thun, nicht zu lachen, wenn ihr reiche Juden ſich ihres Vermögens rühmen hört und ſie in ihrer kindiſchen Freude, wie ſie bei jedem Gemälde ſagen, was es ſie koſtet, duldſam gewähren zu laſſen. Gelehrte Juden nehmt wie andere Gelehrte auf und ſtoßt euch an etwaige Arroganz nur dann, wenn ihr die Kenntniſſe beſitzt, ihnen den Widerpart zu halten. Gegen Handwerker ſeid freundlich und kommt ihnen in ihren mangelhaften Begriffen entgegen. Mit wie wenig bunten Lappen laſſen ſich Kinder, mit wie wenig Worten ſchlichte Bürger beglücken! Nichts erobert Menſchen dieſer Art mehr, als wenn man in ihre Kreiſe hinabſteigt, einmal auch in ihrer Sprache redet und nichts verſchmäht, was von oder zu ihnen kömmt. Nur hütet euch, den Umgang ſolcher Leute zu ſuchen: denn es iſt beſſer, ihr ſeid ein Athen der Zweite, als in einem böotiſchen Flecken der Erſte. Vollends hütet euch vor weiblichen Sirenenlockungen, daß euch, ſtatt auf dem Meere, hier auf einem kleinen Froſch-

nigstens in Töne, die dem Weinen nahekamen, streckte beide Arme gen Himmel, rang die Hände und rief:

„Soll ich denn ewig in der Sünde beharren und nicht erkauft sein für die Gnade, die Gott der Herr verheißen hat, als welcher spricht: Wirf Deine Sünde auf das Lamm, das für uns alle gekreuzigt worden ist —!"

Nesselborn fuhr zwei Schritte zurück. Das Schluchzen des ehemaligen „Maurerpoliers," wie ihn die Zeugnisse nannten, wurde nach dieser an die Decke des Zimmers gerichteten Apostrophe ein beinahe convulsivisches.

Als sich der Erschrockene gefaßt hatte und um sich blickend zu seiner Beruhigung bemerkte, daß das Gespräch nicht ohne Zeugen zu sein anfing, fragte er ihn:

„Sie haben wol eine Zeit lang Gefängnißstrafe verbüßt —? Für welches Vergehen denn —?"

Der von Bartel verübten Verbrechen waren mancherlei zur Sprache gekommen. Nicht bloß die Wilddieberei hatte ihn endlich festgemacht, auch die Constatirung von Diebstählen und Unterschlagungen bei Bauten, ja sogar offene nächtliche Einbrüche, letztere allerdings mit mildernden Umständen.

„Satanas ist es, der Eurer begehret —!" rief er aus. „Satanas hat die ganze Welt verführt und trat sogar vor den Herrn! Ach, auch mir verstellete er sich zum Engel des Lichts — zweiten Corinther — und da habe ich — drei Jahre, Herr Nesselborn, habe ich gesessen, von wegen — Jagdfrevel, wie Sie viel

leicht noch wissen werden von dazumal her über den — Gott sei ihm gnädig, den Hennenhöft —?"

Jetzt fiel dem Präsidenten die Binde von den Augen. Das verrufene Subjekt hatte er vor sich, das damals soviel von sich reden gemacht hatte und im Grunde, wenn man wollte, nach Gottes Rathschluß die Ursache der Auffindung des unglücklichen Trägers eines räthselhaften Schicksals geworden war.

„Sind — Sie — jener —?" fragte er und suchte nach einer Wendung, die ihm möglich machte, ebenso seine Entrüstung zu bezeugen, wie Bartels, wenigstens schien es so, gebessertem und reuevollem Zustande Rechnung zu tragen.

Die Verlegenheit jedoch, in die ihn seine Befangenheit versetzte, und zugleich Bartels klägliches Schluchzen und Händeringen, das für die Ruhe des Hauses störend zu werden anfing, schnitt ein dem Direktor zu Hülfe kommender Secours ab.

Gertrud, die unermüdlich Thätige, hatte bei ihrem Oheim ungehinderten Eintritt. Bald gab es da Schlüssel abzuholen, bald sie wieder aufzuhängen, Notizen in große Rechnungsbücher einzutragen und Aehnliches. Geräuschlos kommend und verschwindend, mitten in Gesprächen mit Besuchenden, mitten im lauten Arbeiten des Oheims, wenn er sich etwa eine Schulrede oder ein längeres Gebet oder eine sonntägliche Ansprache einstudirte, fand sie sich mit ihrem scharfen Gehör sogleich mitten in die Situationen

hinein, die Stimmungen, die grade im Zimmer herrschten und die sie nur störte, wenn sie dazu Beruf fühlen mußte.

Wen hier heute ein Zufall zum Mitbewerber um die Brögesche Stelle gemacht hatte, das wußte sie bereits nach einem kurzen Verweilen im Zimmer. Sei es, daß sie schon unter dem Zorn der Tante litt, die ihr stündlich sagte: „Da hat man es nun! Man schüttet das alte Wasser aus, ehe man weiß, wo man neues herbekommt —!“ oder ähnliche Wendungen für ihren Aerger über die festgehaltene Kündigung, oder sei es, daß auch sie durch die Erinnerung an ihre Jugend weich gestimmt war, sie ließ ruhig die Frage fallen:

„Wo ist denn jetzt Ihr Nante — Ihr Sohn —?“

Nesselborn erläuterte diese Frage durch die Hindeutung:

„Meine Nichte! Die Enkelin meines Vaters —!“

„Unser Fräulein — Schulhalterin!“ rief Bartel, sich die thränenden Augen mit einem großen blau und schwarz gewürfelten Tuche wischend. „Mamsell Nesselborn, die meinen Nante gelockt hat mit lieblicher Rede, so dem Herrn wohlgefällt —! O wie sind Sie so schön geworden, Mamsell Nesselborn —! Ja, man sah es schon damals —! Und mein guter Nante —!“

„Ihre Kinder, die an die Gemeinde vertheilt wurden, waren so ziemlich auf guten Wegen —“

„Sind es auch noch, Mamsell! Aber der Nante —! Nun sehen Sie, der sollte seine Militärzeit abdienen —!

Beim Bau aber — lieber Gott — da war er vom Gerüst gefallen und brach sich's Bein und das wurde schlecht geheilt — und dienen beim Militär kann er nun nicht — denn er hinkt! Aber beim Train, glaubten wir erst, könnte er vielleicht eingestellt werden oder sonst bei Militärschneiderei. Denn, als er hinkte, siehe, da wurde er Schneider. Aber sie wollen nichts beim Militär, was da hinkt und kreucht und nicht fleugt — alles soll vorwärts — paschol — springen und hopsen jetzt sogar wie in der Springerbude. Da mußt' er denn in die Civilschneiderei hinein. Denn dieses ist er geworden, ein Schneider, und ein drömerischer — sonst sehr braver Junge, das ist er noch immer —"

Gertrud mußte an ihr Mährchen von damals denken, an das Schneidermaaß, das dem Maurer hatte helfen sollen beim Klettern. Der Arme schien die Jakobsleiter wörtlich genommen zu haben, war gefallen, blieb aber doch beim Schneidermaaß, das ihm jetzt hoffentlich in anderer Art Wort hielt.

Als Gertrud verstummte, zeigte sich Nessel horns Abhängigkeit vom Geist und klugen Willen seiner Nichte schon darin, daß er nachdachte: Meint sie vielleicht, daß ein Maurer und ein Schneider zwei vortreffliche Acquisitionen für unser immerfort im Repariren, ob von Balken, Wänden, Oefen oder zerrissenen Hosen begriffenes Haus wäre —? Bei Alledem fiel ihm zu erschreckend auf's Herz die Be-

ziehung dieſes zweideutigen und für die Aufrichtigkeit ſeiner Beſſerung wenig Garantie bietenden Bewerbers zu einem Vorgang, der für ihn, bei ſeiner Abhängigkeit von Otto von Fernau und deſſen Gattin, all den romantiſchen Reiz, den derſelbe auf Andere ausübte, längſt eingebüßt hatte. Da Gertrud ſchwieg, brach er eine weitere Erörterung ab, gab die Papiere an den auf der Lauer Stehenden zurück und ſagte:

„Ja, lieber Bartel, das ändert freilich die Sache —! Mein Haus iſt der Ausbildung der Jugend gewidmet. Ich hänge vom Vertrauen des Publikums ab. Wir können nur mit Menſchen verkehren und arbeiten, auf denen nicht der leiſeſte Hauch einer übeln Nachrede ruht —“

„Natürlich —!“ entgegnete Bartel ſeufzend und bereitete einen Rückzug vor, der ihm auch unter den obſchwebenden Verhältniſſen das Liebere war.

„In welchen Verhältniſſen leben Sie denn jetzt?“ fragte Gertrud. „Wo iſt Ihre Frau? Wo ſind die Kinder —?“ Alles das kam würdevoll, ſtreng und milde zugleich von ihren Lippen.

„Ach, Fräulein — danke der gütigen Nachfrage —“ ſagte Bartel und bereitete wenigſtens einen anderweitigen Erfolg ſeiner Bewerbung, eine Anleihe, Unterſtützung oder etwas Aehnliches vor — „wenn Sie vielleicht, Herr Direktör, etwas Abgelegtes — an Kleidern oder ſonſt —“

Neſſelborn langte in ſeine Taſche. Bartel hätte „Abgelegtes“ lieber gehabt. Ein Gulden — höher fällt ſelten eine ſolche außerordentliche Unterſtützung

aus. Abgelegte Kleider und Schuhe aber, an die rechten Absatzquellen gebracht, bringen immer noch mehr ein. An ein Selbsttragen denkt in solchen Fällen selten ein Bettler.

„Die Marlene glaube ich neulich einmal gesehen zu haben —“ fuhr Gertrud fort. „Sie war ja mit nichts als Staat und Putz überhäuft —“

„Die hat einen sehr guten Posten —“ schaltete Bartel schnell ein.

„Wo sie hoffentlich etwas für Sie und für ihre Geschwister thut —!“ meinte Gertrud. „Und Ihre Frau —?“

Nesselborn stand keineswegs auf Kohlen. Er hatte sich sogar Zeit genommen, ein Achtgroschenstück, das er anfangs spenden wollte, im Stillen manipulirend, in einen Thaler zu verwandeln. Denn Gertrud vergeudete nicht unnütz ihre Zeit. Der Onkel sah sie gefesselt und von einer Gedankenreihe beherrscht, die er nun selbst gespannt war zu verfolgen.

„Meine gute Alte,“ sagte Bartel, den das lange Sprechen ohne Anfeuchtung der dazu nöthigen Organe ebenso anzugreifen schien, wie ihm durch Verlegenheit die Stimme verkürzt wurde — „Du lieber Himmel — hm — die sitzt noch immer sozusagen — — unter den Gerippen —! Nämlich — Knochensammeln geht sie nicht mehr. Nein! Aber sie ist doch da, wo Sie sich, liebes Mamsellchen — hm! — die Nase zuhalten würden, wenn Sie nämlich ein bischen allzunahe

an dieſe Kocherei kämen —! Draußen, wiſſen Sie, da, wo die Holzhöfe liegen —"

Gertruds Augen leuchteten, während in denen Neſſelborns aller Glanz erloſch.

„Dort iſt doch eine chemiſche Fabrik — nennen ſie's —"

„Bei Eurem alten Feinde oder Freunde, dem Förſter Wälſing —"

„Freunde, Mamſell —? Ach ſo! Sie meinen von damals wegen dem armen Findelkind — das ja Sie, Herr Direktör —"

„Ja, ja, der jetzt hier in meinem Hauſe weilt —" ſetzte Neſſelborn hinzu, im Grunde unangenehm berührt von ſo verfänglichen Erwähnungen aus dieſem Munde. Otto von Fernau durch irgend etwas, was den ſeit einiger Zeit gegen ihn reizbar gewordenen Gatten Jadwiga's hätte verſtimmen können, unterſagte er ſich auf's Allerſtrengſte.

Bartel hatte niemals vor Gericht eingeräumt, daß ihm oder ſeinen Kindern von Hennenhöfts Verbrechen etwas bekannt geweſen. Die Richter hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß dem auch in der That ſo war. Auch noch jetzt ſchien es ein Ton der Ehrlichkeit zu ſein, der durch ſeine für Gertrud längſt erwieſene tartüffiſche Verſtellung hindurchdrang, wenn er fortfuhr:

„Lieber Himmel, ich habe keine Urſache, den Holzhändler zu loben! Mir hat er Fallſtricke gelegt und eine Grube gegraben für länger als drei Jahre. Denn

das Zeugniß des Herrn, der im dritten Jahr bei mir einkehrte, gilt in dieser Welt wenig, wenn dieses hier" (er deutete auf seine Papiere) „nicht stimmt. Aber Wälfing handelt jetzt wie ein Samariter an mir, das muß ich sagen. Sein Holzhof liegt dicht an der Fabrik. Da hab' ich ihn eines Tages angesprochen und seine Frau las just in der Schrift von Gott eingegeben und die Hunde draußen mußten schweigen. Ich hatte keinen Rock mehr anzuziehen, noch weniger einen solchen neuen wie heute. Sie aber gab mir Fleisch und Brod und rief sogar hinaus: „Rusch!" Seitdem mache ich klein Holz für Wälfings, wenn ich sonst nichts zu thun habe. Und die Kinder, die noch nicht in der Lehre sind, dürfen da auch manchmal helfen. „Bartel, wenn es Dir stockt in Deinen Geschäften, dann hast Du hier Arbeit —" Meine Geschäfte sind Hausiren für's Chemische. Uns zu Gefallen macht der Herr da draußen, jetzt heißt er Professor, so kleine Artikel wie Tinte in Blau und Grün und Fliegenpapier und was gut für die Ratten ist, ohne daß es die Menschen vergiebt. Macht freilich auch Größeres, aber weil er schon von ehemals her die Mutter — oder vielmehr die Marlene gekannt hat —"

Hier verwickelte sich der Neumüthige und umschrieb dieselbe edle Handlung des Chemikers mit verschieden lautenden Motiven. Wahrscheinlich sollte es heißen, der „Professor" hätte schon von früher in Olberschwende, wo er nur Assistent gewesen, die Knochensammlerin gekannt,

würde aber ſchwerlich etwas für ſie gethan haben, wenn ihm nicht hier, in einer Stadt, wo derſelbe jetzt ſelbſtſtändig etablirt war, die Marlene, das volle blühende Gegenbild des bleichen Todes, wiederbegegnet wäre. Vom Schneider Nante ſprach der Vater nichts ungefragt.

Aber grade nach dieſem fragte Gertrud dringlicher, ſo daß ihr Onkel ironiſch lächelnd einfiel:

„Ich glaube gar, Du reflektirſt —?“

„Auf Nante Bartel, wenn er brav und gut geblieben iſt, wie er während der ganzen traurigen Prüfungszeit ſeiner Eltern geweſen —! Einigemal ſchrieb er mir nach Waldenburg. Aber gehen Sie jetzt, Bartel! Sie für Ihre Perſon können nicht in dies Haus kommen. Ich glaube es ſchon, daß Sie's jetzt auf guten Wandel und Ruf abgeſehen haben. Aber unſere Luft hier muß rein ſein. Der Verſuchungen zu Rückfällen giebt es hier zu viele. Nach dem Nante erkundigen Sie ſich aber! Wenn Sie wiſſen, wo er iſt, dann kommen Sie wieder —! Oder beſſer noch, Sie ſchicken ihn lieber gleich ſelbſt! Zwiſchen Zwölf und Ein Uhr! Das iſt die beſte Zeit. Dann iſt auch die Frau Direktorin zugegen —“

Damit war Bartel ſchon zur Thür hinaus. Nicht etwa gewaltſam, ſondern nur dirigirt durch die Art, wie Gertrud ein Geſpräch abzukürzen und auf die Hauptſache zuzuſpitzen verſtand. Dem, den ſie entließ, gab ſie dann gleichſam den Drücker der Thür in die Hand. Ohne ſich im Mindeſten beleidigt, im Gegentheil durch

ein bewieſenes Vertrauen, ja durch eine gewiſſe Vertraulichkeit gehoben zu fühlen, ging man.

„Aber ich verſtehe Dich nicht —“ meinte der Onkel.

Gertrud bedeutete ihn, eine Weile noch zu ſchweigen, horchte auf, ſchlich leiſe an die Thür, öffnete ſie wieder und ſah zum Corridor hinaus. Man hörte die Hausglocke gehen. „Bei ſolchen Menſchen,“ ſagte ſie lächelnd, „muß man ſich immer vergewiſſern, ob ſie wirklich das Haus verlaſſen. Wie leicht benutzt ſo ein Menſch die Gelegenheit —“

„Und doch ſcheinſt Du ſeinen Anhang in's Haus ziehen zu wollen —?“

„Lieber Onkel,“ ſagte Gertrud mit dem Kopf nickend, „ich ſehe es kommen, daß die Brözes durch alle möglichen Künſte es durchſetzen werden, nicht zu weichen. Ihr Rückhalt iſt die Tante. Wenn ſie neulich dem Sanitätsrath nachgab, ſo geſchah es, weil ſie grade unter dem Eindruck des Briefes aus Bukareſt ſtand. Schon den andern Tag verdächtigte ſie die Motive des Staudtner'ſchen Rathes. Du wirſt ſcharfblickend genug ſein, den Grund zu durchſchauen, weßhalb ihr Staudtners Rath bald wieder im Preiſe geſunken iſt — was mir übrigens an ſich eine willkommene Erſcheinung wäre —“

„Ich ahne nicht das Mindeſte —“ ſagte der Onkel verwundert und machte in der That den Eindruck eines unſchuldigen Kindes.

teiche angeln zu dürfen wünschten! Das Gemeine, selbst wenn es gut ist, das Philisterhafte, selbst wenn es euch herzlich liebt, verleugnet sich nie und wirkt auf eure Natur zurück. Betrachtet nur junge Theologen und handelt *nicht* so, wie sie handeln! Flieht diese kleinen Familien, wo es des Abends Kartoffeln und Häring gibt; sonst könnt ihr darauf einen Durst bekommen, den ihr mit eurem ganzen verscherzten Leben stillen müßtet! Von Schauspielern haltet euch fern: denn selbst die Besten unter ihnen wirken unangenehm, da sie kein aufgerolltes Buch sind, sondern sich in Geheimnisse zu begraben pflegen. Sie sind zerstreut und excentrisch in jedem Momente. Auf Bewunderung eingerichtet, schmeicheln sie denen, welche ihnen dienen können, suchen aber Andern zu imponiren. Wenn ein Schauspieler an einen öffentlichen Ort tritt so glaubt er, die Bäume sogar müßten sich zuflüstern: Das ist *Roscius* aus America! Wollt ihr für Recensenten gehalten werden, so geht mit ihnen Arm in Arm auf öffentlichen Promenaden. Eure Miethsleute bieten euch zu wenig, Schauspieler zu viel vom Leben. Geht zwischen beiden durch! Gelehrte ferner sind schwierig zu behandeln. Da sie gegen junge Leute geborne Herrscher sind, so verlangen sie wenig mehr, als Hochachtung. Traurig genug, daß auf Universitäten es nur Listen und Pfiffen gelingt, in genauere Berührung mit ihnen zu gelangen. Da es aber von großem geistigen Nutzen ist, gelehrten Männern nahe zu stehen, so setzt einen Versuch auf, um, wenn sie euch wirklich gefällt, eine der neuesten Schriften des großen Mannes zu beurtheilen, widerlegt einen Gegner und gebt das dem Meister! Schreibt ihm ein altes Manuscript ab und nehmt keine Bezahlung dafür! Könnte man nur hier nicht sogleich in Au-

Beſchämt niederblickend ſagte Gertrud halblaut: „Staudtner iſt wirklich zu unartig gegen mich. Die Tante —“

„Die in Dir die Gräfin Wildenſchwert ſieht —“

„Ach, Onkel —! Sie gönnt mir weder einen Grafen, noch einen Sanitätsrath —!“

„Staudtner macht Dir den Hof und iſt deßhalb bei der Tante im Preiſe geſunken. Doch vergieb dem alten Knaben ſeine Narrheit. Ich kann ihn nicht ſo ſchnell aufgeben, wie die Tante. Im Grunde thut ſie's auch nicht. Die Bröges aber —“

„Wird die Tante halten —“

„Das wäre ſchrecklich —!“

„Ich bemitleide Dich, Onkel —! Die Bröges bleiben trotz Deiner Entrüſtung —“

„Hätte ich denn gar keine Macht —?“

„Nein —! Frau Bröge iſt noch zu einer andern Hülfe gelaufen — zu Bögendorf —! Gewiß dauert es nicht lange, ſo kommt der Schulrath und wird Dir Motive bringen, um noch Einmal Nachſicht zu üben. Bögendorf hat ja die Leute empfohlen. Und dann, da ich alles ſo kommen ſehe, habe ich gedacht, wäre Nante Bartel ein noch zu miethender Hausknecht, ein Nebengehülfe, der, ich ſtehe Dir dafür und die Entfremdung des Burſchen gegen ſeinen Vater giebt mir den Muth zu dieſer Verſicherung, Allen eine Ruthe werden ſoll, die ſie fühlen!“

Die Nennung Bögendorfs ließ den Onkel ſchon

verſtummen. Er ſchämte ſich, jetzt ſchon muthlos zu ſein. Gertrud war liebevoll genug, ihn durch eine heitere Miene zu ermuntern. Er griff ſich verlegen in ſein Haar und ſagte:

„Ich ſoll alſo der Meinung Machiavell's ſein, daß man regieren müßte mit Liſt. Ein Inſtitut iſt ein kleines Königreich. Die Jeſuiten mögen es darin übertreiben, daß jeder ſeinen beſondern Aufpaſſer hat. Aber für uns wäre eine treue zuverläſſige Seele allerdings ein Manna. Und noch ein Schneider wäre Dein Empfohlener dazu —? Das gewinnt ſelbſt die Tante. Aber bedenke, wieder ein Herbeiziehen von Elementen, die den Fernau's unangenehm ſind! Seit Theodor bei uns iſt, ſeit die andern Fernau's in eine nähere Beziehung zu ihm gekommen ſind, ſeit ſie damals den Verwundeten, beinahe wie abſichtlich ausgedacht, dem unheimlichen und für mich immer räthſelhaft gebliebenen Wülfing übergaben, hat die Unfreundlichkeit unſerer Gläubiger zugenommen —!"

„Du mußt Dich von ihnen befreien —!" antwortete Gertrud mit leuchtenden Augen.

„Befreien —! Hypothek auf Hypothek häufen —! Und dabei in unſern Einnahmen Ausfälle erleiden wie die von den wallachiſchen Prinzen —! An einem Haar hängt jetzt auch Linſingen —! Stirbt Gordon, ſo giebt 's wieder eine Null; des sauve qui peut nicht zu gedenken, das ausbrechen kann, wenn es heißt, bei uns herrſchte eine anſteckende Krankheit —! Jetzt

wieder die Brögges entlaſſen, das iſt ſo gut, wie den Krankheitsfall des Gordon an die große Glocke hängen und die üblen Nachreden über Alles und Jedes bei uns vergrößern. Die Kinder müßten bei uns hungern, ſie verkämen im Schmutz — das höre ich ſchon aus dem Munde der Rachſucht! Ich bin nicht abgeneigt für Deinen Empfohlenen —"

„Es iſt ein Menſch von ſittlicher Kraft! Ein verkommener Knabe, den ich durch Ueberredung für die Schule gewonnen hatte und der dann im Lernen der Beſte wurde! Seinen Briefen zufolge wollte er ſeinen ſchlechten Eltern auf ewig den Rücken wenden —"

„Und doch ſcheinen auch dieſe ſich gebeſſert zu haben! Der Zuſtand des zerſtoßenen Rohrs war unverkennbar in dem Manne. Aber, aber, Gräfin Jadwiga —!"

„Ihr zum Trotz wirſt Du auch noch den Doctor Hellwig nehmen müſſen —"

„Wie —? Ich glaube gar, die Tante hat Recht, Du willſt den Fernau's den Fehdehandſchuh hinwerfen —!"

Gertrud horchte auf. Draußen hatte es am Hausthor geklingelt.

„Nur ein Lehrer, der noch verſpätet kommt —" ſagte Neſſelborn und wollte auf ſeinen Gedankengang, daß es Gertrud auf einen Kampf für Theodor Waldners Anerkennung abgeſehen hätte, zurückkommen.

Doch unterbrach ihn Gertrud: „Den Doctor Hell-

wig brauchſt Du, um dieſen Tipfel, um Wehrmann, Schlickum, Petri, alle im Schach zu halten. Dieſe Menſchen tyranniſiren Dich! Immer ihr erſtes Wort iſt eine Drohung. Du haſt keine andern Strafmittel gegen ſie, als ihre Entlaſſung, womit Du Dir natürlich nur ſelbſt wehe thuſt. Das iſt der Vorzug öffentlicher Lehranſtalten, Niemand erſcheint in ihnen nothwendig, jede Lücke füllt ſich leicht und raſch. Bechtold nennt dieſen Hellwig wahrhaft ausgezeichnet — "

Neſſelborn hielt ſich beide Hände an die Ohren. Das waren Wahrheiten und Vorſchläge, die er nicht hören mochte. Sie ſtürzten ſein ganzes Wirken um.

Plötzlich rief Gertrud mit halblauter Stimme:

„Ich höre — Bögendorf —! Siehſt Du —?"

Neſſelborn ſchlug das Herz. Dieſer alte Studiengenoſſe erſchien ihm ſein böſer Dämon. In jeder Schwierigkeit, die ihm in den Weg trat, ſpielte dieſer Mann mit dem ſtereotypen Lächeln eine Rolle. Bögendorf war doppelzüngig, falſch bis in's innerſte Herz. Neſſelborn kannte ihn und doch mußte er ſich vor ihm winden, ihn ſchonen, ſogar ihn auszeichnen. Wie wehe wurde ihm, wenn er an den förmlichen Bund dachte jener hervorragenden und einflußreichen Schulmänner, die ſich jetzt von Nord bis Süd, von Oſt bis Weſt unter dem Symbol des Angekommenſeins beim „wahren Meiſter" zum Vereintwirken und zum unduldſamen Ausſchließen jedes „Meiſterloſen" die Hände

reichten —! Noch hatte man ſo eben hier und da im Schulleben einen friſchen grünen Baum auf der Höhe geſehen, einen Träger ſeiner ſtolzen Zweige im Revier der Vorurtheilsloſigkeit, der ſchönen Idealität, die Peſtalozzi in die Herzen der Lehrer wie ein ewiges Morgenroth hat leuchten laſſen — und mit einem einzigen Schulprogramm, mit einer gelegentlichen Lehrertagrede, mit einer Vorrede zu einem Leſebuch bringt man eine wunderbare Umkehr in Erfahrung. Auch dieſer friſche, fröhliche, freie Bekenner ſtammelt plötzlich die Sprache vom „wahren Meiſter" und macht gleichſam gewiſſe Freimaurerzeichen, freilich in einem der Freimaurerei entgegengeſetzten Sinne, offen hinweg über die verwunderten Köpfe und die überraſcht dreinſchauenden Augen der Menſchen, Zeichen, dem Bunde der Erleuchteten und Wiedergebornen gegeben, von denen dann — — die Gnaden und die Beförderungen kommen —! O, alle dieſe Renegaten wiederholten die Anekdote, die ſie für verbürgt erklärten, Peſtalozzi hätte am Abend ſeines Lebens, achtzigjährig und ſelbſt ein Kind geworden, die Kinder im pietiſtiſch geleiteten Rettungshauſe zu Beuggen in der Schweiz einen Choral ſingen hören, dazu geweint und ausgerufen: Das iſt der rechte Weg, den auch ich hätte wandeln ſollen —! Darauf hat man dann das Erbe Peſtalozzi's unterſchlagen. Seine Baſtarde haben ſeine ächten Söhne verdrängt.

Für Gertrud gab es in jeder Minute ein zweck-

mäßiges Geſchäft. Sie brauchte unter der Fülle von Obliegenheiten nur zu wählen. Unter ihr ſtanden eine Wäſcherin, zwei Bügelerinnen und Näthterinnen, von denen eine eine Brögge war, ein Auslaufmädchen, wieder eine Brögge, eine Köchin mit einem Burſchen, ebenfalls ein Brögge, Frau Brögge ſelbſt, die für die Reinlichkeit der Zimmer zu ſorgen hatte.

Gertrud begegnete Waldnern, der eben eine Unterrichtsſtunde in der vorletzten Klaſſe beendigt hatte und ihr mit heiterſtem Angeſicht entgegentrat, um auf ſein Zimmer zu gehen.

„Was haſt Du denn nur —?“ rief ſie ihn an. „Du lachſt ja? Warum biſt Du nur ſo vergnügt —?“ Eigentlich war ſie es ſelbſt. Auch Sie wußte ja nicht, warum. Vielleicht hätte ſie gern eine äußere Urſache gehabt, ſich zu freuen, einen Entſchuldigungsgrund für eine Stimmung des Lachens, ſogar des Uebermuths, der über ſie gekommen war.

„Ich habe heute früh geleſen, daß morgen Goethe's Fauſt gegeben wird! Ich ſagte Dir ſchon, daß ich ihn für mein Leben gern geſehen hätte —“

„Da gehe ich mit Dir —“ fiel Gertrud vergnügt ein. „Wenn wir Urlaub bekommen —“ ſetzte ſie ſogleich kleinlaut hinzu, ihrer Abhängigkeit und des kleinen noch nicht ganz außer Gefahr befindlichen und den unheimlichen Brögge's anvertrauten Gordons ſich bewußt.

Das aber war nicht die Antwort, die Waldner erwartet hatte. Im dunkeln Corridor, wo ſie neben

einander hinſchritten, ſah Gertrud ſein Erröthen nicht, beachtete auch nicht ſein Verſtummen. Denn die eben beendigten Stunden und die Schläge einer Uhr, die durch das ganze Haus dröhnten, verurſachten ein Geräuſch, wobei man ſein eigenes Wort nicht vernahm.

Der große Verſammlungsſaal, zu Weihnacht für die Beſcheerungen beſtimmt, zum Carneval für die Bälle, in der Regel zum Morgengebet für die Penſionäre, zu Oſtern für die öffentlichen Prüfungen, ſtand offen. Er wurde im Winter nur Sonntags geheizt. So trat auch heute in ihn Niemand ein, wenn er nicht mußte.

Gertrud konnte, als Waldner auf die Frage: „Haſt Du jetzt zu thun?“ erwiedert hatte: „Eine Stunde habe ich frei —!“ zu ihm ſagen:

„So laß uns da eintreten und ein wenig ausruhen —! Man ſpricht ſich ach! ſo ſelten —!“

Sie wußte nicht, wie ihr war. In allen Adern war ihr Blut in Wallung. Sie hätte Waldnern umarmen können.

Draußen tobten die Stimmen von hundertachtzig Knaben durcheinander. Es war die gewöhnliche große Frühpauſe von zehn Minuten. Trotz des Froſtes, der eingetreten war, rannten die Knaben in den Hof, brachen Eiszapfen vom Brunnen und fielen manche der Länge nach hin auf dem Glatteis. Die Mehrzahl beſtürmte die Bröge'ſche Wohnung, wo Aepfel,

Birnen, Brötchen mit Wurst und Schinken gekauft werden konnten, wodurch sich ein Geschäft machte, das hundert Procent abwarf und welchem soeben Brüge, seine Gattin und seine sämmtlichen Kinder mit eben so viel Geldgier, wie heute scheinbarer Demuth und Spannung vorstanden. Der um Vermittelung angesiehte Schulrath war einige Zimmer weiter bei Frau Direktorin.

Seitdem Gertrud vom Seminar zurück war, hatte sie noch nicht ganz wieder den Ton treffen können, wie sie früher mit Waldnern verkehrte. Beide waren entwickelter geworden. Gertrud zählte jetzt über achtzehn, Waldner sicher zweiundzwanzig Jahre. Aber noch vor zwei Jahren hatte sie ihn ihr „Wickelkindchen," ihr „Püppchen" genannt, hatte ihm im Scherz manchmal die Ruthe gegeben oder Eins mit der „Kantel" auf die Finger. Sie hatte ihn in allem „bemuttert." Im Sprechen, Geben, Stehen, im Anzug, im Lernen. Nur durch diese stündliche Hingebung, die sie ihm widmete, war ihm gelungen, alles aus seiner Natur wieder auszustoßen, was die verfehlte Erziehung im Predigerhause zu Bruckbach in ihn Bedenkliches hineingetragen. Träge, mismuthig und mistrauisch war er beim alten Nesselhorn angekommen. Gertrud weckte die schon im Verlöschen begriffene Lebensfreude, verjagte die Wehmuthgedanken, die sie ihm als unmännlich vorhielt, machte ihm zuerst die geistigen Lasten, die er trug, leicht und ließ ihn auch wol den über-

flüſſigen Ballaſt, den man auf ſeine Schultern geladen hatte, friſchweg abwerfen. Dann erſt prüfte ſie, was er zu tragen vermochte. Sie fing alles wieder von vorn mit ihm an, machte ihn zum Mitlehrer in der Schule, damit er noch einmal lernte. Seinen Ehrgeiz vor den Kindern ſpornte ſie und weckte erſt dadurch ſeinen Ehrgeiz vor den Erwachſenen. Sie zeigte ſich als jenes Erziehungsgenie, das wir ſchon kennen, und erſt in Waldenburg, in der Einſamkeit des Seminars, unter dem Bann halb peinlicher, halb unwillkürlich heitrer Eindrücke fühlte ſie, wie ſie ſich ſo ganz an dieſen Umgang gewöhnt, ihn wie ein romantiſches Spiel betrachtet hatte, das ihr Herz gefangen genommen. Daß ſie auf ihren Zögling ſo große Stücke hielt, war nicht Hochmuth, ſondern das natürliche Ergebniß der räthſelhafteſten Umſtände. Es ließ ſich nicht leugnen, Waldner hatte etwas Beſtrickendes, Eigenthümliches und gradezu geſagt beinahe Vornehmes. Die Zartheit ſeiner Erſcheinung, die tiefe Verſunkenheit des Träumens, das in ſeinen Augen lag, die unſichere und naive Beſcheidenheit, die eines Führers auf Schritt und Tritt zu bedürfen ſchien und doch zuweilen ſo treffende Urtheile und ſchöne Herzensregungen zu erkennen gab, mußten Jeden feſſeln. Waldner war, wie ihn die Männer ſcheu, unfreundlich, ja gehäſſig betrachteten, ſo der Liebling der Frauen und Mädchen im Umkreis von Steinthal geweſen. Jeder Brief, den Gertrud von ihm

empfing und zunächſt als eine Schreibübung ſeinerſeits angeſehen wiſſen wollte, verurſachte ihr, wenn darin von Begegnungen mit andern Mädchen und Frauen erzählt wurde, das Herzklopfen der Eiferſucht.

Was war das nun, das ihr heute ſo die Pulſe beben machte —! Hundertachtzig Knaben- und Jünglingsſtimmen um ſie her — das hatte ſie gleich anfangs, als ſie hiebertam, ſeltſam ergriffen — dies männliche Weſen, Treiben und Kraftentfalten. Sie hatte ſich gegen den Reiz der Jugend und des kecken Trotzes ſchon früh abſtumpfen gelernt und mit förmlicher Befliſſenheit hatte ſie ſich ſpäter die ſchlechten Eigenſchaften der Männer vorzuführen verſucht. Aber das Gegengewicht einer beſonders innigen Verehrung ihres eigenen Geſchlechts hatte nicht kommen wollen. Ein Schreck befiel ſie zuweilen, wenn ihr die Regung kam, um der Liebe, ja gradezu der geſchlechtlichen Liebe willen — ihre Couſinen Levana und Adelgunde zu entſchuldigen. Die Hingebung des Jünglings in ſeiner erſten Entwickelung an ein weibliches Weſen iſt wie der Genuß der erſten ſchwellenden Frucht des Jahres. Ein ganzer Korb voll herbſtlichen Obſtes iſt nichts gegen den Reiz der erſten Kirſchen, die noch eine Gärtnerfrau wie eine Berlocque zuſammengebunden verkauft —! Wie ſchön war dieſer Linſingen —! Er hatte Locken wie eine Löwenmähne —! Bei ihm kam der Leichtſinn aus ſeinem ungebändigten Blut, aus Luſt am Abenteuerlichen bis zur Verwegenheit. Die Engländer im Ju-

gendienerei verfallen! Ich gäb' euch gern noch mehr Winke, um bei keinem Thee übergangen zu werden: denn Gelehrte glühen wie morſches Holz doch immer etwas Feuriges aus. Bedenkt aber auch, wie verachtet diejenigen jungen Leute von ihren Commilitonen ſind, welche ſich dadurch in die Gunſt der Profeſſoren ſetzen, daß ſie die Schoßhündchen ihrer Frauen tragen. Dem Umgang mit Staatsbeamten entzieht euch: denn dieſe oft trefflichen Männer leiden ſo heftig am Kaſtengeiſte, daß ihr nur unnöthige, ja, gefährliche Galle ſammelt. Der Staatsbeamte liebt es heutiges Tages, ſich in Debatten einzulaſſen, und die Politik, auch ohne Auftrag ſeiner Obern, iſt ſein Steckenpferd. Durch das halsſtarrige Feſthalten an der vermeintlichen Regierungsanſicht wird der jugendliche Widerſpruchsgeiſt aufgeregt und manchen Freund hatt' ich, der nur durch das excluſive Beamtenweſen, in welches ihn die Umſtände von Kindheit an einzwängten, zu einer Oppoſition kam, die ihm zuletzt verderblich wurde. Gegen Gaſtwirthe ſeid taktfeſt und vornehmeren Scheines, als wovon eure Verhältniſſe die Wirklichkeit erlauben möchten. Aber genug, meine Söhne! Das Meiſte im Leben und Charakter entſpringt Umſtänden, die ſich nicht voraus beſtimmen laſſen. Wenn meine Lehren euch nur darauf hinbrächten, daß man allerdings trachten ſoll, Grundſätze in ſich zu zeitigen. Doch hütet euch auch hier, zu frühzeitig abzuſchließen. Es klingt barok, wenn ein Jüngling von ſeinem Charakter ſpricht und erklärt: Ich bin einmal ſo! Nein, nein; man iſt in den Jahren niemals ſo ſehr ſo, daß man nicht noch anders werden könnte. Wer ſich zu früh auf einen hohen Standpunkt begibt, wird, wie jeder Baum auf den Bergen, ein Zwerggewächs. Wollet, was ihr ſollt' das iſt genug;

ſtitut verbanden mit ihrer Wildheit eine galante Artigkeit gegen die Frauen, zuweilen eine Zuvorkommenheit und Aufmerkſamkeit, die rühren konnte. Von den weniger Wilden hatten Einige Augen wie ſie einer Madonna würden geſtanden haben, ſo ſanft und ſchmachtend. Neſſelborn hatte nur immer zu wachen, daß ſolche Augen nicht in's Mädchenhafte verſchwammen, ja ſogar von den männlicheren Jünglingen umworben und mit einer Art Eiferſucht, wo der Eine dem Andern die Freundſchaft dieſer zarteren Knaben nicht gönnte, bewacht wurden. Die Frau Direktorin riß oft Thüren und Fenſter auf und wetterte gegen irgend ein Etwas in der Luft, das ſie den abſcheulichen Bubengeruch nannte. Der Tante wäre ein weibliches Erziehungsinſtitut lieber geweſen. Die nicht ſeltene Erfahrung, daß man Frauen für kokett hält, denen es im Grunde wahrhaft nur wohl iſt im Umgang mit ihren Mitſchweſtern, beſtätigte ſich bei der Allerweltstochter vom vielbeſuchten Mohrenkopf. Gertrud dagegen geſtand offen, es ginge vom Mann ein eigenes Sein aus; ſie hätte das Schulhalten mit Knaben immer lieber gehabt, als mit Mädchen.

Die ſo recht wohlthuende Wiederanknüpfung mit Waldner hatte ſich noch immer nicht finden wollen. Anfangs war ihr des Verwundeten Pflege entgangen. Dann kam der Geheilte in's Haus zurück, als ſie ſich eben erſt hatte einſchulen müſſen und ſogleich der Verſuch, die wallachiſchen Prinzen

wieder aufzunehmen, alle Kräfte, alle Vorsicht in Anspruch nahm. Das war ein Bienenkorb, in den sie gerathen —! Ein Summen und Brausen um sie her den ganzen Tag und wie gefährlich dabei —! Stacheln und Spitzen überall —! Man hatte nur immer auszuweichen und darauf zu sehen, daß man seinen graden Weg nicht verlor. Zum Träumen bot sich keine Gelegenheit. Selbst die Kirche und Andacht verlangten Rundblicke auf die jungen Zuhörer, ihre Zerstreutheit, ihre bei jeder Gelegenheit ausbrechenden Unarten. Der Gedanke, eine Conspiration gegen sich zu haben, konnte die Tante außer sich bringen. Reizbar durch die Trennung von ihren Töchtern, suchte sie an dem Ersatz, den Gertrud bieten sollte, ebensoviel Fehler aufzufinden, als ihre Töchter gehabt haben sollten. Ein „Kopfzusammenstecken mit Waldner" hatte sie sich gleich anfangs bei Gertrud verbeten.

Es war stiller geworden. Die Stunden hatten wieder angefangen. Tipfels Stimme rief weithin schallende Drohungen und Schreckensworte aus. Der schwache Mann gefiel sich im Kraftvollen. Er glaubte ein Lehrer zu sein, den man wie eine gewitterschwangere Wolke fürchtete, wenn er mit dem Rücken eines Buchs auf die Ränder des Katheders schlug und von Exempelstatuiren sprach. Ein Kind, das ewig schelten hört, wird gegen die Wirkung strafender Worte ganz abgestumpft. In Tipfels Lehrzimmer wurde es in der Regel erst am allerspätesten still.

Nun erzählte Gertrud, was seither alles im Zimmer des Onkels vorgefallen war und was noch kommen würde und nannte Barteln und seinen Sohn Nante, Namen, deren Zusammenhang mit seinem Schicksal Waldnern geläufig war. Dabei musterte sie seine Kleidung. Sie sagte mit erröthenden Wangen:

„Ich muß Dich doch wieder den Knoten Deines Halstuchs binden lehren —! Obschon Du Dir nichts mehr daraus machst —!"

„Gertrud —!" sprach er liebevoll und beide setzten sich auf eine Bank, die in einer dunkeln Ecke stand unter einem riesigen Erdglobus, einem Geschenk der Schüler an den Direktor beim letzten Geburtstag desselben — Silberzeug hätte — bei diesen Zwangsanlehen der Pietät in den Privatinstituten — die Direktorin lieber gehabt — —

Daß es im Saal kalt war, fühlten sie beide nicht.

„Ja, ja, Theodor — Du willst hinaus in die Welt! Du schwärmst — ich weiß eigentlich nicht von Was —!"

„Kann Ich mich hinauswagen wollen —" entgegnete er schmerzbewegt. „Ich, der Verstümmelte — dem die Fittiche schon in erster Kindheit gebrochen wurden —!"

„O was — der Verstümmelte? Thorheit! Was liest Du denn ewig mit dem Bechtold zusammen? Romane —! Bechtold sollte doch auch vernünftiger sein —! Nein, laß Dir nichts in den Kopf setzen von gebrochenen

Fittichen! Lerne nur fleißig, lerne, indem Du lebst! Die Stunde Deines Glücks wird schon kommen —"

„Immer noch dieſe Hoffnungen —!"

„Deine Feinde müſſen ſo eingeengt, dieſe Böſewichter ſo noch von Feuerbränden geängſtigt werden, wie man die Tiger fängt —"

„Laß das —!"

„Deine Mutter, die Tigerin, die will ich bändigen, bis ſie zu Deinen Füßen liegt! Sie iſt Deinen Brüdern nachgereiſt — haha! Wahrſcheinlich hat ſie gefürchtet, Dir zu begegnen —"

„Sprich das alles nicht ſo offen aus, Gertrud! Du weißt, der Onkel will davon nichts hören —"

„Den Onkel müſſen wir blos frei zu machen ſuchen —! Ich habe jetzt 5000 Thaler im Vermögen — Die Zinſen häufen ſich! Eines der Looſe, die ich hatte, iſt mit einer Prämie herausgekommen —! Ich gebe alles hin, um den Onkel auszulöſen von dieſen Fernau's —"

„Sie lieben ihm 20,000 — ! Gute Gertrud, Dein Herz iſt edel — verkenne aber auch nicht das der Andern —!"

„Rühme mein Herz nicht —! Das kannſt Du ja gar nicht beurtheilen —"

Gertrud machte eine förmlich ſchalkhafte Miene, eine Miene, die ihr in hohem Grade anziehend ſtand. Da fiel gleichſam ihr Ernſt aus der Rolle. Aber ſie beherrſchte die Muth, die ſie ergriffen hatte. Sie

lehnte die Hand zurück, die Theodor mit Zärtlichkeit in die ihrige legen wollte. Denn nicht einen Augenblick waren sie vor Ueberraschung sicher.

Aber schwer wurde ihr diese Selbstbeherrschung, die der geliebte Freund auf eine harte Probe stellte.

Sie hatte, wie schon tausendmal, von ihrer festen Ueberzeugung gesprochen, Theodor wäre ein Sohn der Gräfin Wildenschwert, sie hatte gesagt: „Laß nur den Grafen, Deinen Vater, von seiner großen Reise zurückkein — ich höre, er wird bald kommen —!"

Wieder hatte Theodor diese Hoffnungen und Voraussetzungen abgelehnt. „Ja, ich bin dem Hennenhöft in Frankreich aufgebunden —! Ermorden hatte er mich sollen und hatte keinen Muth dazu! Da hat er mich lebendig begraben. Dabei hoffte er auf eine bessere Zeit, wo vielleicht die gestorben waren, die er mit meinem noch nicht ausgeblasenen Lebenslicht betrog. Aber glaube mir, das werden Franzosen gewesen sein. Warum bin ich jetzt so hinter dem Französischen her? Und warum wird es mir so leicht —?" Diese Worte hatte er mit einem jener Blicke begleitet, die an ihm Jedermann zu entzücken pflegten. Es waren Blicke der kindlichen Schelmerei, der spielenden List. Selbst die Direktorin, die ihn sonst nicht leiden mochte, konnte bisweilen lachen und sagen: „Machst wieder Dein Eulenspiegelgesicht, Du Durchtriebener —!" Dieser Blick hatte schon Manchem einen solchen Eindruck gemacht, daß man ihn für einen Betrüger über-

haupt erklären wollte, der ſein Schickſal nur erheuchelt hätte — eine Lächerlichkeit, ausgeheckt im Kopf eines Polizeimanns, der ſogar ein Buch geſchrieben hatte: „Theodor Waldner, nicht unwahrſcheinlich ein Betrüger —“ worauf aus Neſſelborns, wenn er wollte, ſcharfgeſpitzter Feder eine Antwort erfolgte: „Der Polizeirath N. N., nicht unwahrſcheinlich ein Betrogener.“

Dieſer Schelmenblick ſteigerte ſich an Wirkung, wenn ihn ein Gefühl der Verlegenheit begleitete. So auch jetzt. Denn Gertrud hatte eben keine Ahnung, was in ihres „Püppchens“ Seele vorging. Sie wußte nicht, daß Waldner ein Intereſſe für Mechtild von Fernau zu verrathen fürchtete. Sie ſah nur ſeine ihr wohlbekannte Liebe zum Verſteckſpielen, zum Necken und wurde von der Erinnerung an die alten Zeiten der innigſten Freundſchaft für den ihr jetzt ſich Entfremdenden, nun aber da eben wieder ſo traulich neben ihr Sitzenden ſo ergriffen, daß ſie die Hand auf ſeine Schulter legte, ein wenig, doch nur mit der Spitze ihrer Finger ſeine Wange ſtreichelte und zu ihm ſagte:

„Monsieur le Comte, wenn Sie nur eine beſſere Ausſprache hätten —!“ Und die Traulichkeit des Moments feſthaltend, fügte ſie hinzu: „Warum willſt Du nur eigentlich morgen in den Kauſt gehen —? Gewiß, weil da die Hölle vorkommt und es oft oben in Deinem Dachſtübchen ſo kalt iſt, wie auch hier im Saal —“ Ihre Schultern deuteten dabei ein

Fröſteln an, das ſie nicht empfand. Es kam von ihrer innerlichen, ganz nur dem Herzen zuſtrömenden Lebenswärme her.

Als ſie wiederholt auf die Schwierigkeit zurückgekommen war, auch für ſich eine Erlaubniß zum Mitgehen zu erhalten, fixirte ſie Waldnern.

Sein leicht bewegliches Geſicht konnte ſich nicht verſtellen. Jede Regung ſeines Innern prägte ſich nach außenhin ab. Diesmal war es unverkennbarer Schreck, der in ſeinen Mienen lag.

„Was haſt Du?“ rief ſie und ſah ihn an mit ihren weit aufgeriſſenen mächtigen Augen und legte die Augen beinahe unmittelbar an die ſeinigen. „Ich glaube gar, Du willſt allein gehen —? Ohne mich —? Theodor —!“

Die Nothwendigkeit, eine Antwort zu geben auf dieſen allerdings bis jetzt noch ſcherzhaft gemeinten Furienblick, wurde dem armen Feind aller Lüge erſpart durch eine Störung, die nichts weniger als willkommen hätte ſein können, wenn es nicht Fritz Bechtold geweſen wäre, der einen Blick in den Saal warf und erſchrocken zurückfuhr, als er zwar Waldnern, den er ſuchte, antraf, aber auch Gertrud und — beide in einem Tête à tête, das grade in dieſem Augenblick etwas verfänglich ausſah.

Gertrud ſprang auf, glättete ihre Kleider — ſogar das Schulterband ihrer Schürze war ihr aufgegangen. Mit ſichtlichem Verdruß ſtand ſie da und

wußte nicht, ſollte ſie hinausgehen oder Bechtold auffordern einzutreten.

Waldner benutzte die Gelegenheit, die kitzliche Frage, die ſie ihm geſtellt hatte, unbeantwortet zu laſſen und ſteckte den Kopf hinaus.

Gertrud hörte, daß Bechtolds Schritte ſchon verhallten. Das „Nachher!“ das ihm Waldner nachrief, erinnerte ſie, ſich zuſammenzunehmen. „Was nachher?“ ſagte ſie. „Das wäre noch ſchöner —! Abzuwarten giebt's hier nichts —!“ Damit war ſie hinaus und raſch die Stiege hinunter.

„Die nächſte Stunde in Prima fällt aus! Dem Direktor iſt plötzlich nicht wohl geworden —! Die Externen können gehen. Mit den Internen möchteſt Du auf die Eisbahn. Aber ja vorſichtig, daß kein Unglück geſchieht —!“

Dies war Bechtolds Bericht geweſen. Damit war er verſchwunden. Er hatte ſelbſt zu thun.

Ueber den Ton, wie da ſoeben der geliebte Freund mit ihm geſprochen, über die Miene, in der es geſchehen (ohnehin waren die Corridore dunkel) hatte der von einem Schrecken behaglich Erlöſte keinen Eindruck. Ohne ſich damit aufzuhalten, was dem Onkel ſo Plötzliches widerfahren ſein und was ihm fehlen konnte, ließ er ſich von dem lebhaften Gepolter der ſich entleerenden Prima mitanſtecken, ſprang in ſeine Dachſtube, um die alten Steinthaler Schlittſchuhe zu holen, ging in die Säle, wo die Internen der Prima wohn-

ten, und ſtimmte ganz in den ſchon ſeit dem erſten Grade unter Null, der gemeldet worden war, verhaltenen Ausbruch des Jubels über die Bewährung im Schlittſchuhlaufen ein, ein Vergnügen, das er oft im Steinthal genoſſen. Zuerſt ſollten es nur diejenigen theilen, die in der Kunſt des Eislaufens ſchon feſt waren. Die als ſicher und dem Einbrechen nicht ausgeſetzte Bahn war für die erſte Excurſion bereits vorausbezeichnet. Sie war ſo entlegen, daß ebenfalls ſchon feſtgeſtellt war, es müßten an die Erreichung derſelben einige Miethsdroſchken gewendet werden, um namentlich das Erhitzen zu vermeiden.

So fuhren denn zwei dieſer kühnen Geſpanne voll Neſſelbornianer und mit ihnen ein Lehrer einem ſelbſt von dem ernſten Klopſtock beſungenen Vergnügen zu.

Die Lokalität waren die ausgetretenen Ufer des Stroms, an welchem die Holzhöfe lagen. Große Wieſen- und Schilfflächen boten beim etwaigen Einbrechen ſichre Unterlagen. Die Sonne hatte ſich durch graues Schneegewölk Bahn gebrochen. Schon von ferne ſah man eine bunte Scene, die immer belebter zu werden verſprach. Von allen Seiten ſtrömten Wagen, Reiter und Fußgänger zu.

Angelangt am Ort des in der Regel raſch feſtzuhaltenden Vergnügens, das nur durch eine kurze Gunſt der Luftbedingungen gewährt wird, ſah man die weite in der Sonne blau wiederſtrahlende Fläche von mehren

Hunderten von Eisfahrern bedeckt, von Handschlitten, aufgeschlagenen Verleihstätten der nöthigen Requisiten zum windschnellen Dahinfluge, Marketenderbuden, improvisirten Schlittschuhlaufschulen — es fehlten selbst die Windmühlen und die alten Weidenstämme nicht, um ein Gemälde aus der niederländischen Schule wiederzugeben unter modernen Bedingungen.

Denn in ein Vergnügen des Volks und der Jugend mischte sich hier die Eleganz. Es war eine Strecke der großen Eisfelder vom Speculationsgeist der Flußanwohner, der Schiffer und Fischer, für die gewähltere Welt abgesteckt in bestimmten Grenzen, mit umgekehrten, am Stiel in's Eis eingetriebenen Besen. Die Schilf- und Weidengruppen boten geschützte Retraiten für das Befestigen der Schlittschuhe und die ersten gewagten, meist mit Beschämung verbundenen Versuche im Laufen. Die Anfänger, darunter liebliche und trotzige Frauengestalten, junge Mädchen und bejahrte Amazonen, gaben ihren verschiedenartig bedingten Körperformen einen Schwung bald nach rechts, bald nach links, verschränkten die Arme, die bei den schon erfahrenen Virtuosinnen unter einem erwärmenden Muff verborgen bleiben konnten, bei den Anfängerinnen noch in der Luft fuchtelnd unwillkürlich die Ruderbewegungen des Schwimmens nachahmten. Aber besonders anmuthig machte sich die Anfängerschaft bei weiblichen Paaren, die sich umschlungen hielten und gleichzeitig ausschritten, sanft Eine der

freilich aber auch Alles! Meidet das Gedräng nicht und haltet nur an einander und der Stärkere nehme den Schwächeren auf die Schultern! Nun gehet hin und nehmet den Segen Gottes mit! Er erleuchte euer Antlitz; laſſ' er ewig das Höhere und Edle in eure Mienen ſcheinen. Seid offen, ſeid gut! Es iſt das Allgemeinſte, was man wünſchen kann; aber Jedermann weiß, wo er die Wahl hat. Nehmt meinen Segen! Ich meint' es wahrlich redlich: gebe nur Gott, daß ihr das Ziel erreicht. Es iſt groß, erhaben, aber würdig eurer Anſtrengungen!

Euer getreuer Vater ....“

Da der Jüngſte geendigt hatte und inzwiſchen der Kaffee aufgetragen war, hatte Schlachtenmaler ſchon mehr davon uſurpirt, als auf ſein Theil gekommen wäre. Er verbarg dieſe Eroberung jedoch unter einem Manifeſte, das er an den Abſchied des Vaters anknüpfte. Er ſagte: „Da hört ihr's, ich bin für euch verantwortlich. Wüßte der Vater, was für Kinder ihr noch ſeid, er würde dieſen ſchönen Brief nicht geſchrieben haben.“ Darauf folgten Ermahnungen, die in ſeinem Munde den Uebrigen ſo lächerlich waren, daß er ſie von der weinerlichen Stimmung, in welche ſie die Epiſtel des Vaters verſetzt hatte, erlöſte. Die Knaben glichen den armen Kindern im Mährchen, die Däumlings Klugheit rettete. Schlachtenmaler bemerkte dies auch und eignete ſich zum Behuf des Ausſtreuens von Krümchen im Walde das meiſte Backwerk an. Unter den mannigfachen Zwiſtigkeiten, welche dieſe neue Uſurpation veranlaßte, wurde der Gaul angeſchirrt und die Abreiſe angetreten. „Wir gleichen Jakobs Söhnen,“ ſagte zuletzt der Schlachtenmaler, „nur mit dem Unterſchiede, daß ich, ſtatt einen Joſeph, euch alle

Andern nachgebend, die Gewandtere die weniger Sichere nachsichziehend und dabei beide graziös den Zusammenstoß mit Andern vermeidend.

Männer, die sonst wenig Ansprüche gehabt haben würden, das Auge eines an ihnen Vorübergehenden auf sich zu ziehen, entwickelten eine Virtuosität im Dahinsegeln, Rückwärtsschreiten, Auslaufenlassen eines kräftig gegebenen Stoßes, Zeichnen von arabischen Neunen und Achten, die allgemeines Staunen wenigstens bei den Zuschauenden erregte, wohl auch Neid bei den weniger Geübten unter den Mitwirkenden des schönen Schauspiels. Auch die Officierswelt, sonst so empfindlich gegen jede Blöße ihrer martialischen Würde, wagte es, sich öffentlich in einen Wettkampf einzulassen, wo zuweilen eine nicht vorsichtig berechnete Schwenkung, ein hervorstehendes Hinderniß in der Bahnfläche auch diese Matadore zu einem Fall brachte, den dann die Schadenfreude wenigstens der müßigen Zuschauer nicht wenig belachte.

Waldner hatte jetzt nur Augen für die kleine Schaar, die sich ihm mit einer Vertraulichkeit angeschlossen hatte, als wäre in jenem dort unterwärts von violetten Umrissen bezeichneten Lichtenhayn nie eine Meuterei gegen seine Autorität vorgefallen, nie auf dem jenseitigen Ufer unter den Holzhöfen ein kleines jetzt nicht sichtbares Haus die Pflegstätte eines damals Verwundeten geworden. Das Gemüth der Jugend ist nicht rachsüchtig und rächt sich nur, wenn es

dazu angeleitet wird. Ob Rache süß sei, diese Erfahrung zu erproben, gehört zu den Genüssen des Alters. Im jugendlichen Herzen hält die Nachwirkung selbst einer Beleidigung und unverdienten Kränkung nicht lange vor. Ein Lehrer, der soeben gestraft hat, erscheint in kurzer Zeit wieder als der alte wohlwollende Freund.

Tritt nun gar bei Jemand, den man bisdahin nur mit scheuer Neugier betrachtete, wie dies bei Waldners Allen bekanntem Schicksal nicht anders sein konnte, ein Talent hervor, eine Virtuosität, der sich nachzueifern alle mühen, so wird der Gefürchtete bald ein Matador, an den man sich bewundernd anschmiegt. Waldner half die Schlittschuhe anlegen, miethete für die noch nicht recht Festen Schlitten, geleitete Andere selbst eine Weile an der Hand, ließ sie einen Augenblick frei, schoß ihnen nach und fing sie sogleich wieder auf, wenn der Stoß oder die Ausschreitung zu gewagt gewesen. Dabei entwickelte er selbst soviel Meisterschaft im Tanz auf dem Eise, daß sich bald herausstellte, Matadorenthum ist für die Jugend der eigentliche bestrickende Zauber. Wer etwas kann und sein Können muthig in Scene zu setzen versteht, dem hängt die Jugend mit Bewunderung an. Das ging auch heute mit „Herr Waldner —!" hinten und vorn. Jetzt hätte er die trotzigsten Widerbeller um den Finger wickeln können.

Und hier nun, mitten auf dem Eise, während

seines unbestrittenen Triumphs, erlebte Waldner das Glück einer Wiederbegegnung mit Mechtild von Fernau. Träumerisch hatte er eben eine Weile ausgeruht und den Blick gerichtet auf Villa Wolmerode, diese im Winter jetzt zwar nicht ganz verlassen stehende, aber doch alle Spuren des Nichtbewohntwerdens durch die Herrschaft tragende schöne Besitzung — seiner Mutter! Da schossen Schlitten an ihm vorüber. Er glaubte Mechtilds Schwestern gesehen zu haben — ihre mit Eisschuhen bewaffneten Verlobten fuhren diese . . . Noch stand er spähend — da schoß Mechtild selbst an ihm vorüber, grüßte unter ihrem wehenden blauen Schleier und benahm ihm die Besinnung.

Nun hätte er beinahe selbst von einer Schaar eleganter junger Herren umgerannt werden können, die hinter Mechtild und mehren andern jungen Damen, denen sie befreundet schien, wie eine Wetterwolke dahergesaust kamen. Doch besann er sich noch zur rechten Zeit, raffte sich auf und machte mit seinen Zöglingen ebenfalls Chaine, befehligte Kehrt und stob jenem Zuge nach.

Er erreichte die Schaar und bald hatte seine wilde Jugend sie gesprengt. Da lag ein Assessor, dort balancirte ein Lieutenant mit Riesenanstrengung gegen die Schmach, als Sohn des Mars in irgend einer Situation zu unterliegen. Andere halfen sich mit dem Schein eines nicht festsitzenden Schlittschuhs und bückten sich schnell, um an den Riemen etwas zu thun zu be-

kommen. Sie humpelten in's Schilf. Mechtild mit ihren Freundinnen war bald von Waldner überholt. Auch ſie war noch Anfängerin. Sie erſetzte aber durch Muth, was ihr noch an Kunſt gebrach.

Als Waldner dicht in ihrer Nähe war und ſie grüßte, ſagte das holdſelige Mädchen zu ihm:

„Nun, morgen iſt ja Fauſt —!“

Ganz daſſelbe hatte er gedacht. Sie aber ſprach es aus, das tiefſte Wort in ſeinem Innern, das Wort, das den Einen Ton, jenen Ton des urewigen Chaos, des Schlummers im Lotoskelch der Unſterblichkeit anſchlug.

Und hier nun auf dem Eiſe, unter den frierenden rothen Naſen ringsum, unter den Pelzen und Muffen, unter den langen Comfortables, unter den brennenden Cigarren oder den dampfenden Athemwolken vor dem Munde, hier auf dem blanken blauen Schilde des gefrornen Gewäſſers, auf dem einſt ein gewiſſer Kahn dahingeglitten war, gab es für einen Menſchen nur noch den Frühling. Töne wurden ihm Blumen. Alle Blumen der Schöpfung ſproßten und drängten ſich um ihn her in duftender Fülle. Fünf Worte nur, ſo im Vorüberfluge geſprochen — und alles war verzaubert. Noch kamen freilich die Echos von jener Begegnung im Buchladen hinzu und von ſeinem Beſuch in ihrem Hauſe — und von den bemitleidenden Worten damals im Fliedner'ſchen Garten — und von dort bei den Holzhöfen — wo ſie Abſchied genommen . . .

Frühling blieb es auf dem Eise —! O, wie kann uns da die Welt und ihre Sorge noch groß und das Herz im Busen je klein und zaghaft werden —? Eines hängt am Andern und das All singt einen einzigen aus tausend Tönen zusammengesetzten Ton, einen Ton nicht wie im dumpfen Chaos, im Kerker — nein, die Sonne glitzert Diamanten auf dem Eise und in Aller Augen blüht Auferstehungswonne und Ostermorgengeläut —! Da ist es, wie es im Faust sein soll — erlöst von der Macht des Zweifels und den Banden des Wahns, bringt der Neugeborne dem jungen Morgen den ersten Gruß entgegen —!

Noch kam ab und zu beim Begegnen ein schnell hingeworfenes freundliches Wort von Mechtilds Lippen. Allmälig schloß sich sein eigner Zug denjenigen an, der die Damen begleitete. Auch von den Schlitten aus erkannte man jetzt den Führer und die Verlobten der Schwestern rühmten Waldner's Fertigkeit und ließen sich einige der Zöglinge nennen und vorstellen, den Grafen Linsingen, der in Betreff der schwarzen Thekla Urfehde hatte schwören müssen, Baron Fuckerer, den Amerikaner Conybeare, den Engländer Fenton.

Und siehe! die höchste Gunst des Schicksals schenkte Waldnern diese unvergleichliche, nie erträumte Stunde —! Er kam zu Mechtild in eine Annäherung, um die ihn hundert Augen beneidet haben würden, wenn sie Zeugen des verdrießlichsten Zu-

falls geworden wären, der einen Schlittſchuhläufer treffen und eine Weile iſoliren kann.

Daß dieſen Zufall, das Losgehen ihres Eiſenſchuhs, die Begleiter Mechtilds nicht wahrnahmen, nicht die künftigen Schwäger, das lag — wir möchten protocollariſch davon ſprechen (denn ſpäter bekam Mechtild beim Mittagstiſch darüber Vorwürfe genug —) — erſtens an dem Umſtand, daß ihre Freundinnen nur für ſich ſelbſt ſorgten — dies waren Mitglieder eines äſthetiſchen Curſus bei Bögendorf, Mitconfirmandinnen, Erſte-Ball-Kameradinnen — woher rekrutiren ſich nicht die Seelen, die uns auf Albumblättern „ewige Freundſchaft" ſchwören und bei erſter Prüfung derſelben, bei einem Zuſammentreffen z. B. mit ſo und ſo viel Herren vom Civil, ſo und ſo viel vom Militär, ihre Schwüre gänzlich vergeſſen und nur noch an ſich ſelbſt denken —! Das Zweitens war das Vertieftſein der Schwäger in ihre Schlittenführung. Das Drittens die Ueberfüllung der Eisbahn, die alles, was ſich hatte gruppiren wollen, auseinandertrieb. Das Viertens Waldners ganz ſich nur Mechtild widmender Adjutantendienſt. Das Fünftens der Umſtand, daß bei alledem Waldner, ein wahrer Virtuos im Schlittſchuhlaufen, förmlich Bahnmeiſter geworden war.

Waldner lehrte laufen — Er, den man früher ſelbſt das Laufen hatte lehren müſſen —! Er bediente ſeine Zöglinge, wenn ihnen etwas am Riemzeug

nicht sitzen wollte. War es da ein Wunder, daß sein Fuß, als sein Auge Mechtild unsicher werden, in's Schilf bei Seite treten, an ihrem Eisenschuh zu zerren, zotteln, zupfen anfangen sah, sich sofort einen elastischen Schneller gab und die in diesem Augenblick von aller Welt Verlassene fragte, ob an ihr etwas nicht in Ordnung wäre —?

Und nun blickt sie sich verlegen um. Und weder die Schwäger noch die Cavaliere ihrer Suite sind zur Hand. Auch die groben Fäuste fehlen eines profanen Schifferknechts, der sich für die eingerammten Besenstiele und das Fegen des fashionableren Theils der Bahn so eben in eine Blechbüchse Contribution zahlen läßt. Da ist nichts natürlicher, als daß der heutige Helfer in aller Noth, der Eisbahnkönig, hinzuspringt und dem in einiger Entfernung bald erkannten Schaden abhilft.

So begab es sich denn, daß wenigstens für Einen Menschen — von Mechtilds Gefühlen wissen wir nichts — die Erde in diesem Augenblick in ihrer Achsendrehung stillstand, die Sonne eine gewöhnliche Cylinderlampe mit einem heute etwas höher zu schraubenden Dochte war, der Himmel, diese heute etwas weißlichblaue, weithin sich wölbende Decke ein zum Trocknen an der Luft aufgehängter gewürfelter Bettüberzug, einer vielleicht aus seiner Dachkammer —! Und möglich auch, daß ihn jetzt Europa eine Nußschaale dünkte, die Bibliothek seines geistigen Vaters

Lienhard Neſſelborn mit allen ihren Anhäufungen höchſt wiſſenswürdiger Gegenſtände, beſonders das fünfzehnbändige Converſations-Lexikon, dieſe alexandriniſche Bibliothek der Neuzeit, ein für die Ergründung alles Guten und Schönen auf Erden vollſtändig überflüſſiger, Ballaſt —! Ein Schuhverfertiger für Damen, der ſich bücken darf, um eine Bekleidung anzumeſſen für eine der reizendſten Formbildungen des menſchlichen Körpers im Allgemeinen und bei Frauen insbeſondere, eine Formbildung, die, wenn ſie auch nicht grade noch über die kunſtvolle Bildung der menſchlichen Hand, doch über das geht, was in der Nähe der Hand liegt, den Arm, ein ſolcher Arbeiter hat ſich abgeſtumpft für eine Situation, die ſo ſeltſame Wirkungen, wie eben geſchildert, hervorbringt. Der gewöhnliche, im Pech arbeitende Menſch iſt wol gar im Stande, beim Anmeſſen ſeines Kunſtwerks nach einer Stelle zu fragen, wo ſelbſt das zarteſte, bekanntlich nur mit dem Gelben vom Ei zu erweichende Kalbsleder zuweilen einen Druck ausüben könnte, und ſpricht — von Hühneraugen —! Aber wem dieſe Kniebeugung, die Berührung eines hochgehenden runolichen Schnürſtiefelchens mit den allerliebſten Perlmutterknöpfen daran in einer Situation und bei Empfindungen, wie ſie Theodor Waldner hegte, zum erſten-, vielleicht einzigen Male geſtattet wurde, der ſah in ihr nichts auf der Welt, als ſeine eignen Finger, die eben den Handſchuh ausgezogen hatten, einen Schlitt-

ſchuh, deſſen hintere Kappe nachgegeben hatte, und einen der wieder aufgefundenen Theile der Venus von Milo.

Nur ein Fuß wie dieſer, nur dieſer Schnürſtiefel allein mit Perlmutterknöpfen hätte vorhanden zu ſein brauchen, um in dieſem Augenblick einen jungen, noch nicht examinirten Unterlehrer, einen bloßen Klaſſeninſpicienten und das Franzöſiſche erſt mit dem Dictionnaire leſenden Menſchen, den man aus Mangel eines rechten Vaters und einer rechten Mutter ſcherzhafterweiſe einen Enkel Peſtalozzi's zu nennen angefangen hatte, zum Phidias und Praxiteles zu machen, ſogar ohne beſondere Anleitung zu aller höhern Töpferkunſt. Er hätte aus einer Fußzehe zurückgeſchloſſen auf den vollſtändigen Menſchen.

Und ſiehe! Der Schlittſchuh ſaß und der Helfer in der Noth bot dem Fräulein die ausgeſtreckte Hand und graziös nickend und den Schleier auf ihr Antlitz niederdrückend flog ſie erleichtert dahin und Waldner ſah, daß alles gut war. Aber auch das ſah er, daß die Schweſtern ſchon in ihren Schlitten herbeigeſchoſſen kamen, wahrſcheinlich, um die Scene im Schilf und am gefrornen Ufer zu unterbrechen.

Der Hochbeglückte hatte aber auch jetzt vollauf zu thun mit ſeinen zerſprengten Schaaren, die ſich an die Marketenderhütte gemacht hatten, wo Punſch und Grog, Wein und Bier, Kuchen und Bratwürſte vollauf zu haben waren. Es war Mittag. Schon figurirte die Auslage für Droſchken im Extra-Etat

der Quartalrechnungen für Eltern und Angehörige. Da durchkreuzte denn der weise Mentor alle Buden-Bestellungen, wodurch die Quoten der Repartition würden vertheuert worden sein, mit gemessenen Rückzugsbefehlen.

Mechtild sah er nicht mehr. Hinter allerlei Verhauen, schleswig-holsteinisch gesprochen „Knicken", Uferdämmen, Weidenbäumen, Schilfgebüschen war sie verschwunden.

zuſammen an den erſten beſten vorüberziehenden Trödeljuden verkaufen möchte.“

Die Ausſchweifung mit dem Kaffee hatte acht Groſchen gekoſtet, ſo daß alſo der baare Beſtand der Kaſſe ſich noch auf acht Thaler belief. Es war eine gute Stunde auf der ferneren Fahrt verſtrichen, als die übrigen Brüder verlangten, Schlachtenmaler ſollte ihnen einmal den Beutel mit dieſem Reſte zeigen. Sie dachten ſich dabei nichts Böſes, aber auch gewiß nichts Gutes, als der Seckelträger erblaßte, in die Rocktaſche griff und wie beſinnungslos aus dem Stroh auf-fuhr. War dies nun angebornes Talent zur Verſtellung, oder der Schrecken war wirklich begründet, die Brüder hielten das Pferd an und betrachteten ſich unter einander wie Gei-ſtesabweſende. Schlachtenmaler zog den Rock aus, ſchüttelte die Hoſentaſchen und ſtotterte: das müßte irgendwo liegen geblieben ſein! Der Wagen wurde in allen Ritzen unterſucht aber acht harte Thaler ließen ſich ſchon eher entdecken, wie der Silbergroſchen, den die Frau im Evangelium ſucht. Keine Bemühung fruchtete. Man mußte ſich entſchließen, zurückzu-fahren und das Geld an dem Orte zu ſuchen, wo ſie mit Kaffee ausgeſchweift hatten. Theobald vergoß Thränen und erhielt dafür von Schlachtenmaler eine Züchtigung. „Denn erbärmlich müſſen wir nicht ſein!“ rief er mit hoch-rothem Geſichte aus, indem ſie unterſuchten und den Wagen zurückſchleichen ließen. Bei dem Wirthshaus fruchteten die Nachforſchungen eben ſo wenig. Schlachtenmaler warnte, das Dorf in Bewegung zu bringen, weil der Finder eher vorzie-hen würde, das Geld zu behalten, als eine angemeſſene Be-lohnung zu erwarten. Da die Brüder ſahen, daß er den Kopf nicht mit den acht Thalern mitverloren hatte, ſo be-

## Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Jene zerknirſchte Seele mit dem Kaffeebohnengeruch im Munde wußte eigentlich nicht, wie ſie aus dem Hauſe, Vorwerksſtraße Nr. 17, hinausgekommen war.

„'rausgeſchmiſſen —!“ ſagte er ſich in Bezug auf die Manier, wie ihm Bröge die Thür geöffnet und ihn hatte paſſiren laſſen. Sonſt thronte der Verkäufer von „Schrippen“ ohne oder mit Wurſt und Schinken an ſeinem Portierfenſter, das in den Corridor führte, und beſchäftigte ſich in ſeinen Mußeſtunden noch mit Buchbinder-Arbeiten — ebenfalls einem einträglichen Artikel. Dieſer Vielſeitige verkaufte Schreibhefte, Papier, Tinte, Bleiſtifte. Ein Griff rechts von ſeiner Werkſtatt, die Thür ging auf und den Paſſanten muſterte ein Blick durch's Schiebfenſter. Dieſe Anmelder um einen hier im Hauſe vacanten Poſten empfing er, wenn er ſie hatte einlaſſen müſſen und die Prüfungszeit beim Direktor vorüber war, im Corridor ſelbſt. Als feiner Pſycholog entnahm er ein Gemiethet- oder Nichtgemiethetſein den Leuten ſchon an ihrer frohen oder

verdutzten Miene. Bis jetzt hatte er allen noch immer ein „Nichtgemiethet" angesehen. Da ließ er denn die Bewerber um seine Stelle, seine abgeblitzten Todtengräber, meist mit einer persönlichen Oeffnung der Hausthürklinke und mit weitaufgerissener Thür, höhnisch complimentirend hinaus.

Aber der ehemalige Maurerpolier hatte wenigstens für seinen Sohn Hoffnungen. Und er hatte einen Thaler bekommen —! Diese Thatsachen hatte er verrathen, als er ging, in einem eigenthümlich nachdenklichen Lächeln, einem jeweiligen Stillstehen, einem gleichsam herablassenden Grüßenwollen des abgesetzten Thür-Cerberus. Bartel hatte sogar die Buchbinderei und das Victualiengeschäft durchs kleine Geviertfenster wie einen gemüthvollen Punkt zum endlichen Ankerwerfen für's Leben tiefsinnig gemustert. Da jedoch öffnete ihm Brötze, aus dem Dunkel hervorspringend, mit einem kurzen: „Was giebt's hier noch —?" Die Thür flog auf. Brötze hatte ein solches Verlangen, sie wieder zuzuwerfen, daß Barteln beinahe die nicht mehr ganz niet- und nagelfesten hintern Absätze an seinen Stiefeln weggedrückt worden wären. „Zum Donnerwetter —!" schrie er auf. Aber sein: „Sie drücken mir ja die Hacken ab!" verhallte schon auf der Straße.

Die sicherste Stelle, wo Bartel seinen zum Militärdienst untauglich befundenen, weil ebenfalls am Fuß lädirten Sohn auskundschaften konnte, war die Polizei.

Dorthin aber zu gehen widerrieth ihm Idiosyncrasie.

Auch an die Rekrutirungscommission hatte er gedacht. Dies war jedoch die gröbste Behörde im Lande nächst den Steuerbehörden. Auch diese vermied er.

Nun dachte er an die Schneiderherberge als die „triftigste Quelle." Leider war er Maurer und hatte dort keinen Credit. Denn er fühlte einen brennenden Durst, sehnte sich nach Flüssigem mit nahrhafter Unterlage und wollte seinen eroberten blanken Thaler schonen.

Zu allen Zeiten, die des Arbeitshauses und des Spinnenmüssens ausgenommen, hatte Bartel zwei Grundsätze. Der eine hieß: Um zehn Uhr ziemt sich für den normalorganisirten Menschen ein zweites Frühstück! Der andre: Rathsam ist's, sich zu überlegen, ob man nicht Jemanden findet, der ein solches statt unserer bezahlt!

An Muße, zu diesem Ende manchen alten Freund aufzusuchen oder Gelegenheiten zu erlauern, wo man Jemand Wildfremdem schmeicheln oder über irgend etwas gratuliren kann, z. B. an Markttagen frühstückenden Bauern zu ihren herrlichen Pferden vor dem Ausspannungslokal, fehlte es dem arbeitsscheuen Bummler selten. Seine Frau blieb ihm, durchtrieben wie sie war, mit manchem Rath zur Seite. Sonntags betrank auch sie sich. In den Wochentagen arbeitete sie in der Fabrik und war fleißig wie in der Tretmühle.

Die Verfeindung mit ihrem Sohn Nante war daher gekommen, daß ſich der Vater die Sorge für ſeine Kinder hatte erleichtern wollen. Aus dem Arbeitshauſe entlaſſen und wieder in den Beſitz ſeiner Familie gekommen, wollte er erſt die kleineren Kinder der Gemeinde Steinthal zum Geſchenk machen. Als ſich dieſe dafür bedankte, bot er ſie edlen Menſchenfreunden in öffentlichen Blättern an, worüber ſich ſein Sohn Nante dermaßen empörte, daß er von vieren zwei, die kleinſten, zu ſich nahm und ſie von ſeiner Hände Arbeit, dem Schneidern, ernähren wollte. Die zwei älteſten Kinder arbeiteten mit der Mutter in der chemiſchen Fabrik. Mußte Bartel ſein Frühſtück gar zu oft ſelbſt bezahlen, ſo machte er bei ſeinem frühern Verderber, ſeinem jetzigen edlen Wohlthäter Wülfing, „klein Holz.“ Das Apoſtelwort: Wenn deinen Feind hungert, ſo ſpeiſe ihn; dürſtet ihn, ſo tränke ihn. Wenn du das thuſt, ſo wirſt du feurige Kohlen auf ſein Haupt ſammeln —! bezog Bartel auf's Holzſpalten, wovon eben feurige Kohlen entſtünden. Er erſchütterte Frau Wülfing nicht wenig mit dieſem ſeinen eigenthümlich ausgelegten Leibſpruch. Freilich lag auch etwas Drohung darin — Anſpielung auf die Kohlenbrennerei ſeines ſeligen Freundes Hennenhöft.

Für heute fiel Bartel'n ſeine Marlene ein. Zwar hatte ſie ſich bereits einigemale verbeten, ſie als Frühſtücksquelle zu benutzen, dennoch beſchloß er, trotz dieſer mehrfach an ihn ergangenen energiſchen Verbote,

ſeine älteſte Tochter heimzuſuchen. Dieſe „berühmte Schönheit“ konnte im Stande ſein, ihm auch zu ſagen, wo Nante, ſein Aelteſter, in dieſer groſen Stadt exiſtirte.

Sein etwas ſchleppender, lahmer Gang beflügelte ſich, jemehr ſein Denken aus dem Stadium der Erwägung in das der Ausführung gelangt war. Nur auf jeden Bau blickte er mit einer gewiſſen Wehmuth. Wenn er vollends einen Bau ſah ſchon reif zum „Richten“ oder wol gar ein Gerüſt zu dieſem Zweck ſchon aufgeſchlagen, ſo behauptete er, wenigſtens bei jedem zugänglichen Polierer, zu dem er ſich andrängte (Polierer iſt „Parlierer,“ Sprecher, des Amtes eigentliche Bezeichnung. Am Bau muß alles ſchweigen und nur Einer ertheilt Befehle und ſpricht) —: Es kämen ihm die hellen Thränen —! Seine früher gehaltenen Maurerreden und feurigen Richtſprüche hatte er aufgeſchrieben gehabt und mannichfach verkauft. Jetzt waren aber bereits ſo viel Copieen davon im Umlauf, daß ſie Niemand mehr erſtehen wollte. Jedermann in der Maurer- und Zimmermannswelt kannte ſie zur Genüge. Manchmal ſuchte er ſeinen Geiſt anzuſtrengen, um neue Sprüche zu erfinden, aber jetzt kam ihm dabei, wie er den Vorſtänden der gottſeligen Vereine klagte, zuviel Frömmigkeit in die Queere. Das wollen ſie da oben nicht mehr —! klagte er. Er kannte das Juchhei! ſeiner gerüſtfrohen Pappenheimer.

Marlene diente. Aber ſie diente bei Perſonen,

die ihr die Verwendung von „Putz und Staat," worin ſie Gertrud geſehen haben wollte, geduldig nachſahen. Sie diente bei Niemand anders als bei jener berühmten Schönheit, Asminda Lindenthal, der Koryphäe vom Ballet, einer Tänzerin mit nicht achthundert Thalern Gehalt und Bewohnerin einer Bel-Etage, die vielleicht ebenſoviel Miethe koſtete.

Jedesmal, wenn Bartelu, wie er ſagte, ſein Vaterherz trieb, ſich nach Marlenens Wohlergehen zu erkundigen, hatte er von ſeinem liebevollen Kinde die Weiſung erhalten, er möchte nur immer denken, daß ſie durchaus nichts übrig hätte und ſich ſein Wiederkommen verbäte. War er dann ungewiß, ob er zur Antwort weinen oder ihr eine Ohrfeige geben ſollte, ſo motivirte ſie ihre Herzloſigkeit dadurch, daß ſie ſagte: „Anhang ſähe man nicht gern in einem ſolchen vornehmen Hauſe." Und kam dann vollends die Mutter der beiden reizenden Evatöchter, Asminda und Cora, ein biſſiger „alter Drache," wie Bartel die Dame zu nennen pflegte, ſo ſuchte er ohne ferneres Parlamentiren das Weite.

Auch heute herrſchte ihn die würdige Matrone an: „Was wollen Sie hier ſchon wieder —?" als er kaum den Klingelzug vom blankſten Metall, eine kräftig zugreifende Hand darſtellend, zaghaft gezogen hatte und noch dies Symbol edler Gaſtfreundſchaft oder des unerſchrocknen Annehmens von Präſenten ſinnend betrachtete. Frau Lindenthal hatte heute ſelbſt

geöffnet, wodurch sie bewies, daß ihre Aussage, Marlene, die Tochter des Mannes mit dem jetzt schon nicht mehr vorhaltenden Kaffeegeruch im Munde, hätte ihre Tochter Asminda in's Hoftheater begleitet, wo zu einem neuen Ballet eine Probe stattfände, auf Wahrheit beruhte.

„Aber sie muß ja sogleich wiederkommen — Asminda hat ja nur eine einzige Scene —"

Himmel, wo kamen diese Worte her —? Sie wurden gerufen aus dem Innern der Wohnung. Es war eine nicht eigentlich wohllautende, sogar etwas zu tief und beinahe heiser klingende Stimme, aber jedenfalls eine höchst wohlmeinende.

„Ich hätte nur — Euer Gnaden — zu dringende Worte mit meinem Kinde —" stammelte Bartel mit bescheidener Zurückhaltung im Ton und doch desto entschiedenerer Tendenz nach vorwärts und bis zu diesem wohlwollenden Charakter im Innern der Wohnung hin, der ohne Zweifel die jüngere Schwester Asminda's war, die von Marlene gradezu als einer der Engel im Himmel geschilderte Cora.

Dazu stand nicht nur linker Hand die Küchenthür weit offen, sondern auch dicht daneben eine in den Vorplatz führende Speisekammer, ein Raum mit Luftfenstern, allerlei Gazespinden und sogar mit Eisschränken. Beides waren Lokalitäten, die schon lange für Barteln als Eintritt in's Paradies galten. Auch gegenwärtig wieder ließen sie einen so würzigen Geruch von kräftigster

Bouillon, übriggebliebenen Bratenreſten, kaltgewordenen Trüffelſaucen und andern pikanten Hors d'oeuvres aller Art ausſtrömen, daß ihm zu Muthe wurde, wie am Eingang eines ſogenannten italieniſchen Kellers.

Marlenens Abweſenheit und die wohlwollende Güte der noch nicht ganz feſtgeſtellten heiſern Stimme benutzend ſagte er:

„Meine gute Tochter hat mich eingeladen, heute bei ihr zu frühſtücken, wenn ich ihr nämlich die bewußte Nachricht bringen würde —“

Die Mutter der Tänzerin war neugierig. Das verbarg ſie durch die Aeußerung, ſie wollte keine Geheimniſſe um ſich dulden, gedachte dies auch der Marlene auf's Neue einzuſchärfen. Uebrigens fragte ſie doch:

„Na, was giebt es denn —?“

Jetzt räuſperte ſich Bartel und druckſte und that diplomatiſch.

Darüber rief ſie ihm ein „Wenn Sie ſich hier ſetzen wollen!“ zu und ging in ein Zimmer, woraus ſo eben ein noch in der That dem Paradieſe angehörendes Weſen ärgerlichſt gerufen hatte:

„Donnerwetter, ſo komm' aber doch endlich —!“

Die Ruferin war gewiß noch im Urzuſtand. Aber vollſtändig ſah man davon nur ihren Kopf. Doch welchen Kopf —! Es war der Kopf Cora Lindenthal's, einer Jungfrau von wenig über ſechszehn Jahren, aber von einer Reife der Ausbildung, die ſie ſchon für neunzehn hätte erklären laſſen müſſen.

Denn unter den tiefblauen Augen hatte sie sogar schon jene Wahrzeichen, die auf Leidenschaft schließen lassen.

Cora war aschblond und von einer Fülle des Haars, die Bewunderung erregen mußte. Ohne Zweifel zog sich das Wundermädchen eben an. Alles, was Marlenens Vater, sich nach einem Stuhl umsehend und in der Küche, der er sofort zuwankte, einen solchen auch entdeckend, von ihr hatte wahrnehmen können, war wie eben dem Bade entstiegen. Das üppige Haar konnte für schon gemacht gelten. Wie aber „gemacht —!" Gewisse, ihrem Zeitalter vorausfliegende Genien tragen lange vorher schon die Moden, die erst später üblich werden. Diese wilde Coiffüre der schönen Cora war frei von jeder Zuthat fremden Haares. Das hier in Wulsten, dort in Locken, an anderen Stellen in Wellenscheiteln aufgethürmte Haar lag halb wie völlig wildes Wachsthum auf dem plastisch schönen Kopf mit der keckgeschwungenen Nase, deren große Oeffnungen nur den leidenschaftlichen Naturen eigen sind, mit der verhältnißmäßig langen Oberlippe, die Selbstbewußtsein verräth, mit dem Kinn, das nicht im Entferntesten daran dachte, auf bescheidene Zurückhaltung und unentwickelte Willenskraft schließen zu lassen. Die Coiffüre à la sauvage schien ungeordnet und war doch wahrscheinlich ganz so wie sie sein sollte. Die Augenbrauen und Augenwimpern des schönen Mädchens,

deſſen Hals, Nacken und Schultern unbeſchrieben bleiben mögen, waren ſchwarz, wie bei Frau Direktorin Neſſelborn, deren Anmuth nur früher in's Kleine und Rundliche ging. Die Aeſthetik weiblicher Schönheit verwirft Blondinen mit ſchwarzen Augenbrauen und Wimpern und nennt eine ſolche Anomalie der Natur beleidigend für das Auge, unharmoniſch für jene Seelenwirkung, die ſelbſt von den äußern Formen unſerer Leibesbildung ausgehen ſoll. Aber das Beleidigende, Unharmoniſche, Seelen-Anarchie Verrathende wird grade von manchen Bewunderern des weiblichen Geſchlechts geſucht. Zu den kleinen Cirkeln ihrer Schweſter Asminda galten Cora's aſchblonde Haare mit den ſchwarzen Augenbrauen — Frau Hedwig hatte in jungen Jahren ihr Haar röthlich — grade für den pikanteſten Theil einer Schönheit, die ſich erſt ſeit einigen Monaten ſo überraſchend entwickelt haben mußte. Cora's Concurrenz war für Asminda ein Gegenſtand der ernſteſten Erwägung geworden.

„Gutmüthig ſind ſie alle —!" ſagt Schiller. Und in der That, Cora's noch nicht beendigte Toilette, wobei die Mutter Kammerzofendienſte verrichtete, verhinderte nicht, daß ein Berühren von Schüſſeln und ein Klappern mit Tellern, das ſich Marlenens wartender Vater erlaubte, zwar von Madame Lindenthals ſchallender Stimme getadelt wurde, zugleich aber auch Cora's ungrammatikaliſches „Laß ihm doch —!" im Gefolge hatte, worauf ſich vor ihm in optima forma ein pikantes

rubigten ſie ſich und ſtiegen auf ſein Zureden wieder in den Wagen. „Es entgeht euch nichts," ſagte er, „ſeid nur verſtändig und laßt mich nachdenken, was wir thun müſſen!"

Die Muſe kann nicht verſchweigen, daß ihr Schlachtenmalers Benehmen ſehr verdächtig iſt. Sie hat ſchärfere Augen, als die Brüder, die der Aelteſte als Terroriſt behandelte. Wie kann Schlachtenmaler zureden, die Nacht in einem Gaſthofe zuzubringen, da ſie kein Geld mehr zur Bezahlung der Zeche hatten? Freilich war durch ihr ſybaritiſches Leben und den Verluſt unmöglich geworden, vor Nacht nach Kaputh zu kommen. Der Gaul war zum Umſinken müde; dennoch hätten ſie bis tief in die Nacht fahren müſſen, ſchon Töffels wegen, der den Gaul und den Wagen zurückbringen ſollte. Den Knaben verging Hören und Sehen. Schlachtenmaler benahm ſich wie ein Major, der in ſeiner Tollkühnheit mit einem Bataillon gegen ein ganzes Armeecorps Stand zu halten wagt. Es war ſchon ſpät Abend, als die Brüder vor einem Wirthshauſe anfuhren. Je gefälliger die Aufnahme war, deſto verlegener das Brüderkleeblatt, welches Schlachtenmaler als Stengel trug. Er flüſterte ihnen zu: ſie ſollten ſich nicht verrathen, er würde Alles in's Gleiche bringen. Mit lauter Stimme forderte er vier Betten und vorher ein Nachteſſen, deſſen einzelne Schüſſeln er ſich ohne Sorge zu beſtimmen erlaubte. Die Brüder ſtießen ihn an; aber er maß große Herrſcherſchritte durch das Gaſtzimmer, ſtellte ſich an die Kupferſtiche und Empfehlungskarten von allen Gaſthäuſern der Welt, die dort eingerahmt hingen, und machte ſeine Brüder darauf aufmerkſam, wie herrlich es ſein müſſe, in allen dieſen nicht ſelten figürlich abgebildeten Rhinish Hotels, Belvederes, goldnen Gänſen, Königen von Holland

Frühstück zusammensetzte. Denn wahrlich hier gab es Reste —! Madame Lindenthal mußte ja mildthätig damit sein, wenn sie anders nicht eine Garküche anlegen wollte. Nur in der Küche selbst mochte sie den Mann, der ihr nicht nach Ruhe des Gemüths beim Anblick von Silberzeug aussah, nicht so viel schmatzen und sogar den Rest einer Weinflasche, den er ergattert hatte, vertilgen hören. Sie schob ihn in ein Kämmerchen, dessen Lage ihn zwang, wieder auf den Vorplatz zurückzukehren. Hier hieß sie ihn, sich an einen Tisch setzen mit einem in der Eile von ihr selbst gefüllten Teller voll Fleischresten. Und eine andere Flasche, nicht die bewußte in der Küche, deren schöne Gestalt ihn gereizt hatte, wies sie ihm an, eine, die sie hervorgegriffen hatte aus einem Durcheinander von Flaschen in dem Kämmerchen, aber auch da nicht von denen jenes wuchtigen Calibers, in die die schäumenden Geister aus Frankreichs kalksteinreichster Provinz gebannt zu werden pflegen, sondern eine Rothweinflasche mit einer von ihr gegen das Licht gehaltenen Neige. Dann war sie zu Cora, dem Abbild einer Schönheit, deren Spuren sich bei ihr selbst verloren hatten, zurückgekehrt.

Bartel aß und trank. Nicht lange, so hörte er eine kurze, aber beschleunigte Conversation durch ein in großen Städten angebrachtes Entreethürenlugloch, bestimmt, Bettelnde schon von einer gewissen Entfernung aus zu übersehen und, wie wenigstens bei

Madame Lindenthal möglich war, auf einen Anſchlag an der Thür, lesbar von außen, zu verweiſen, des Inhalts: „Hier wird an die Armenbehörde geſteuert, wohin ſich jeder Almoſenbegehrende zu wenden hat: Wallſtraße 56 parterre.“ Das Schiebfenſterchen, ohnehin noch durch Draht gegen etwaige drohende Fäuſte oder hier, wo ſich die Göttin von Paphos einen Tempel aufgeſchlagen hatte, gegen gezückte Dolche oder Piſtolen eiferſüchtiger Othello's ſchützend, flog in der Regel ſogleich wieder zu. Heute hörte Bartel die Stimme ſeiner Marlene durch's Guckloch rufen:

„Sie ſollen Fräulein die gefütterten —“ Nun verklang ihm, da die Kinnladen den Gehörgängen zu nahe liegen, im Kauen das Nähere. Das Aufmachen der Thür, das Rennen und Laufen von Madame Lindenthal und das Thürzuſchlagen Cora's, die ohne Zweifel noch vor Niemand ſichtbar ſein wollte, alles das verurſachte einen Lärm, der den eben mit Unterſuchung eines „fleiſchernen,“ ihm jedoch des Näheren undefinirbaren Gegenſtandes beſchäftigten Vater dieſer, wie er merkte, völlig athemloſen Marlene, zu erfahren verhinderte, was für „Gefütterte“ Fräulein Asminda in's Theater nachgeſchickt zu haben wünſchte.

Nach einer Bewegung, die rings die Dielen und alle Flaſchen um ihn her erzittern machte, hörte er Verwünſchungen ausſtoßen auf die Theaterintendanz. Dieſe Knickerei, hieß es, noch nicht heizen zu laſſen bei ſolcher Kälte und doch probiren zu laſſen im vollen

Coſtüme und die Geſundheit der Mitglieder auf's Spiel zu ſetzen —! Dazwiſchen rief, während die Mutter ſuchte und ſuchte, (wahrſcheinlich nach Inexpreſſibles oder Tricots) Cora beinahe liebevoll:

„Marlene, Dein Vater ſitzt — in der Rumpelkammer — Er hat Dich was zu ſprechen nöthig —"

Dieſe edle Tänzerinſchweſterſeele —! dachte Bartel, ärgerte ſich aber doch über die gegenwärtige Störung. Denn Marlene war nicht faul. Sogleich ſtand ſie vor ihm, gluthängig, gebräunten Teints, wie ſie von Steinthals Sonnenſtrahlen ſchon an ſich war, und jetzt noch mehr vor Zorn. Sie war in einer Interimstoilette — vor eilf Uhr wird kein Menſch die ſonſt an ihr gewohnte Eleganz verlangen, von einem Weſen, das heute noch einen mächtigen Korb zu tragen hatte, der wahrſcheinlich nicht blos die „Gefütterten" holen ſollte, ſondern auch noch einige Beiträge für die Realiſirung des heutigen Küchenzettels.

In dem Ton der Anrede: „Was willſt denn Du hier —?" lagen förmliche Hippel'ſche Lebensläufe in aufſteigender und abſteigender Linie.

„Marlene — ich habe Dich um was zu fragen —" ſagte der Frühſtücksſelige.

„Jetzt hab' ich keine Zeit —". Und ſchon antwortete ſie auf einen Ruf Cora's: „Ja, Fräulein —!" und auf einen andern von Cora's Mutter: „Ja, Madame —!"

Die „Gefütterten" hatten Eile. Rosinda konnte

ſich „den blaſſen Tod holen," wie die Mutter behauptete. Zum Einpacken wurde der Korb begehrt. Marlene ſprang hinzu, ſo hurtig, daß ihre ſchönen Ohrbommeln hin- und herflogen. Vor Mismuth legte ſich ihre Stirn in hundert Falten, dicht um die buſchigen böſen Augenbrauen herum. Marlenens Hauptſchönheit waren ihre Augen. Aber auch dann nur, wenn ſie von Liebesgluth, nicht wenn ſie von lauernder Bosheit durchglüht waren. Jetzt hatte ſie nur die „Gefütterten" im Kopf, nur als Antworten auf den Lippen ein Ja —! ein Nein —! oder ein „Mach, daß Du fortkommſt —!" das ſie gegen ihren Erzeuger oder, wie er ihr manchmal bei Bettelbriefen ſchrieb, ihren „bis in den Tod getreuen Vater", mehrmals mit Gleichgültigkeit wiederholte.

Auf die Frage: „Weißt Du nicht, wo Nante wohnt —?" hatte Marlene nur die geiſtloſeſte Form einer Replik, die ſogenannte identiſche Wiederholung: „Wo Nante wohnt —?" Dann war ſie mit einem warnenden: „Sie wird Dich hier noch 'mal die Treppe hinunterſchmeißen!" verſchwunden. „Sie", das war Madame Lindenthal, „Rentiere" laut Adreßbuch.

Die Indignation der Mutter Lindenthal über die Generalintendanz, die bei fünf Grad Kälte entweder im Probezimmer der Figurantinnen, was kaum zu glauben, nicht heizen ließ oder im großen Theaterraum ſelbſt, wo die Luftheizung ihre Wirkungen erſt

allmälig verbreitete und mehr für den Abend, als für die Morgenstunden berechnet war, (zumal da zum morgenden Faust, einer sogenannten „Einwurfsvorstellung," keine besondern Proben nöthig erschienen) ihr Zetern und Wettern über die nach allen Richtungen hin angestrebten Ersparnisse der obersten Bühnenleitung, alles das brachte ihr den stillen Frühstücker aus dem Sinn, der zwar ebenfalls in ungeheizten Räumen saß, sich aber dafür innerlich erwärmte und keine plastischen Stellungen in Tricot mitzumachen hatte. Jetzt war er zu einem stillen, das Aneinanderklappern derselben sorgfältig vermeidenden Revidiren der leeren Flaschen übergegangen und hatte ihnen noch manche „Thräne" erpreßt. Lautlos wurde es um ihn her, so daß es schien, als wäre er in Vergessenheit gerathen. Schon kamen ihm Gedanken an ein leises Sichentfernenwollen mit irgend einer Bürde, deren Verschwinden man nicht sofort geahnt, seine Gegenwart nicht als naheliegende Ursache derselben gedeutet haben würde.

Durch eine ungewohnte kräftige Erfahrung in Stimmungen versetzt, „wo der Muth in der Brust seine Spannkraft übt" und seinen noch aus den Zeiten des Maurerthums ihm verbliebenen thurmhohen Filzhut auf Ein Ohr drückend, schlich er einige Schritte vorwärts und horchte. Er hörte plaudern oder, wie es ihm noch zutreffender zu bezeichnen schien, räsonniren. Man hatte ihn vergessen. Von Marienen war

er gleichſam in ihrem Korbe mitgenommen, ein ebenfalls ausreichend — „Gefütterter.“

Um ſo greller war der Abſtich, als auf einmal — neun Effekte zu gleicher Zeit eintraten. Die Zahl der Muſen ſpielt vielleicht nicht ohne Grund hierbei eine Rolle.

Erſter Effekt —: Es klingelte wieder.

Zweiter —: Die Mutter ſpringt auf den Corridor hinaus, um durch das Trutz-Bettel-Loch zu blicken.

Dritter —: Sie öffnet unmittelbar.

Vierter —: Cora reißt die Thür zu, die in ihr Garderobezimmer führt.

Fünfter —: Bartel iſt geblendet von einem wunderbaren blauen Seidenkleide und der reizendſten Toilette Cora's überhaupt.

Sechſter —: Ein Herr mit winterlichem, pelzbeſetztem Schnurrock tritt ein und wird mit den holdſeligſten Begrüßungen ſeitens Madame Lindenthal empfangen.

Siebenter —: Bartel carambolirt ſowol mit dem entſchloſſen und feſt in die Salons Eintretenden, wie mit Madame Lindenthal und verurſacht dieſer Dame über die Thatſache, ihn noch anweſend zu finden, einen „Todesſchrecken.“

Achter —: Sie unterbricht ihre ſüßeſten Zuvorkommenheiten gegen den angekommenen Baron, wie ſie ihn nennt, ſpringt an die Haupteingangsthür und ruft Barteln zu: „Wenn Sie ſich jetzt hier nicht augenblicklich zum Hauſe hinausſcheeren —!“

Neunter —: Sie wendet ſich aber auch ſogleich

wieder dem Salon zu, vertrauend auf die ſchnellen Sprünge, die Bartel gemacht hatte, und verſchwindet.

Das Ergebniß dieſer Effektanhäufung war das gewöhnliche bei allen ſolchen Verſtößen gegen die Regeln der Dichtkunſt, ſie laſſen keine Wirkung herauskommen und Alles bleibt beim Alten. Bartel ſchlug zwar mit gewaltigem Krachen die Thür zu, blieb aber innerhalb derſelben zurück im Burgfrieden dieſer „verſchloſſenen erſten Etage.“

„Ich warte ja auf mein leibliches Kind —!“ ſprach er vor ſich hin und ſchlich ſich in ſeinen Warteſaal zurück.

Nun aber ſtellte ſich heraus, daß ſich auch an ihm die gewöhnliche Erfahrung bewährte, die uns nach einem reichlich genoſſenen Mahl mit einem gelinden Fröſteln, dem ſogenannten Ochſenfieber, durchſchauert werden läßt. Selbſt der Anblick der noch nicht vollſtändig auf die letzten „Thränen“ unterſuchten Flaſchen erwärmte ihn nicht. Es fror ihn beim Hinblick auf die Reſte ſeines Mahls, einen gehäuften Teller der feinſten Knöchelchen von allerlei ihm unbekanntem Geflügel. Und da er im Salon, deſſen wunderbare Pracht er bereits kannte — alles blaue Seide mit Gelb — drei Stimmen frohbewegt durcheinander ſprechen und dann das Sprechen verhallen hörte, verhallen in noch entlegenere Gemächer, in wahre Zaubercabinette, wie er wußte, „mit Spiegeln in Lebensgröße,“ mit Divans, ſo zahlreich, daß Jeder, der dort etwa

„ausglitſchte," ſo hatte ſich's Bartel ſchon ausgemalt, als ihm die Marlene einmal dieſe Herrlichkeit zeigte, immer, er mochte fallen nach rechts oder nach links, weich fiel — ſo klinkte er Cora's Garderobezimmer auf, wo ihm aus einem kleinen mit Meſſing umgürteten Porzellanofen die behaglichſte Wärme entgegenſtrömte.

Welch ein Zimmer war das —! Welch ein Duft verbreitete ſich hier, obſchon dies Gemach ein Bett enthielt, das noch nicht „gemacht" war —! Aber das Plümeau nur allein — es ſchien ihm die pure Seide zu ſein — und auch das Uebrige — alles war roſa und über und über durch weiße Spitzen hindurchſchimmernd —! Nur ein wenig prüfend legte er die Hand auf die weißſeiden damaſtenen Polſter eines Ruheſophas. So elaſtiſch war — „dieſe Lage" — daß ihm ſogleich, zu ſeinem förmlichen Schrecken, „die ganze Geſchichte" hopſa! in die Höhe ſprang! Er brummte voll Entzücken und doch mit Ingrimm: „Nein, ſolche Tänzerbande —!" Da lagen abgeſtreifte Morgenkleider, ein rothes Netz, um die Haare zuſammenzuhalten, Pantoffeln, roth mit Gold, „Latſchen," wie er ſie nannte, ſauber zum Küſſen —! Und nun erſt der Toilettentiſch, dieſe Bürſten, dieſe Kämme, dieſe Büchſen — Alles, was drauf blinkte, ſchien ihm von purem Silber zu ſein —! Und warum nicht von Silber? Waren doch Spitzenvorhänge über den Tiſch gebreitet, gefüttert mit Atlas und ein Spiegel blinkte unter ihnen hervor, zwar von einer „altmodiſchen" Einfaſſung, wie

ihn Rococogeſchmack bedünkte, aber wenigſtens „ſtark verſilbert“ —! Dieſe Büchſen mit „Wohlriechendem“ —! Dieſe Kryſtallflaſchen, blumenbemalten Töpfchen —! Eau de Cologne — was dieſer Begriff im menſchlichen Leben bedeutet, das wußte Bartel. Aber dergleichen Waſſer, das er nur in Tropfen kannte, in ſtrohumflochtenen förmlichen „Buddeln,“ wie er vor ſich hinmurmelte, zu erblicken mit „ſilbernen“ Stöpſeln, das flößte ihm Bewunderung vor ſoviel Ueppigkeit ein. Auch der Begriff eines Schwamms, ſogar eines Kamms war ihm geläufig. Wie jedoch dieſer letztere Gegenſtand, nach ſeiner Kenntniß des Lebens ein gelbes Ding von Holz mit mindeſtens die Hälfte fehlenden Zähnen daran, hier ſich hatte verwandeln können in die bunteſten Varietäten, und die Bürſten in Bürſten weich, Bürſten hart, Bürſten mittel, das machte ihn ſtarr. Der Schleifen, der Bänder, der Nadeln, Ringe und Brochen ringsum nicht zu gedenken. Einſacken, zum Juwelier gehen, Geſchäfte machen, freilich auch vielleicht — höflich aufgefordert werden, einen Augenblick zu warten, Gensd'armen eintreten zu ſehen und wieder zwei Jahre Verſorgung gewärtig zu ſein — dieſe Gedanken tanzten wie ſpukende Irrlichter um ihn her. Vor Schwindel befühlte er den warmen Ofen und ſank nieder auf einen ſchwellenden Seſſel, über deſſen Lehne noch ein faltenreicher Friſirmantel von geſticktem Muſſelin hing.

Dies Zimmer war noch einem der kleinen Boudoirs

benachbarter, als dem Empfangssalon, und deutlich vernahm nun der in „Tausend und Eine Nacht“ Versetzte, daß der Mann im Pelzschnurrock, der ihm bekannt vorgekommen war, äußerte:

„Himmlische Cora, glauben Sie mir, ich bete Sie an —!“

„Recht schön, Herr Baron,“ fiel die stark an die gewöhnliche Sprechweise der niederen Stände erinnernde Stimme der Madame Lindenthal ein, der Gattin eines auffallend schön gewesenen, leider fallit gewordenen Kaufmanns, spätern Theateragenten und jetzt nicht mehr unter den Lebenden Weilenden; „aber jetzt muß denn doch einmal Farbe gezeigt werden —“

„Mutter —!“ flötete Coras Stimme, die plötzlich in einer andern Tonlage sprach, als vorhin. Ohne Zweifel wollte sie die Mutter verhindern, dem Baron, wie Bartel vor sich hinmurmelte, „die Pistole auf die Brust zu setzen.“

„Ich fühle vollkommen,“ fuhr der Cavalier fort, „daß Ihr Verhältniß zu Asminden nicht länger Bestand haben kann. Asminda verfolgt ihre eigenen Wege und meine göttliche Cora scheint ihr ein Hinderniß zu sein. Wahrlich, meine Cora kann selbstständig auftreten —! Ueber die Zeit sind Sie hinweg, wo Sie für Asminda eine unschädliche Folie abgaben —“

„Nein, Sie sind himmlisch, Baron —!“ lachte Cora hellauf und schien dabei an irgend einem Gegenstand, der hörbar wurde, angestoßen zu haben, zum

ſ. w. abzuſteigen. Er ſchob ihnen alle Bequemlichkeiten
s Wirthszimmers zu und ließ, noch ehe das Abendeſſen kam,
ne Flaſche Moſelwein auf den Tiſch ſtellen. Die Brüder,
ngedenk, daß ſie nicht einen Pfennig zu bezahlen hatten,
hmen Anſtand, ſeine Freigebigkeit zu benutzen. „Es iſt
mal beſtellt,“ antwortete Schlachtenmaler keck und ſchenkte
. „Ihr müßt trinken,“ fuhr er fort: „Moſelwein hält
nicht lange; nicht wahr, Herr Wirth?“ Dieſer ſagte:
a, meine Herren, trinken Sie mir den ganzen Keller aus,
komme ich nicht in Gefahr, daß der Moſelwein dick wird.
an kann ihn öfters in Fäden ziehen, ſo rinnt das Gewächs
ſammen. Es iſt ein zärtlicher Wein.“ Schlachtenmaler er-
nzte: „So gleicht dieſer Wein mancher originellen An-
ht, die anfangs klar und friſch im Glaſe perlet; wird ſie
er erſt in unſre feuchten Keller gebracht, ſo kann man ſie
ch in klebrigen Fäden ziehen: die ſchönſten Weltanſichten
rden auf dieſe Art fade und nützen nicht einmal zu Eſſig
hr.“ Die Brüder ſtaunten theils die Wirthſchaftskenntniſſe
es Bruders, theils das dampfende Abendeſſen an, welches
t vor ihnen ſtand. Schlachtenmaler legte vor und verwies
dem ſeine Blödigkeit. „Im Nothfall,“ flüſterte er, „kann
Wirth ja unſer Pferd pfänden.“ Aber, ſtatt zu eſſen,
ten die Brüder nun erſt recht die Gabeln fort. „Das
re ſchön!“ fuhr Amandus heraus. Aber Schlachten-
ler ſtampfte grimmig mit dem Fuße auf und ſie aßen,
on deßhalb, um nicht aufzufallen. Darauf ermunterte ſie
älteſte Bruder zur Nachtruhe und befahl dem Wirth,
achter anzuzünden, für's Pferd zu ſorgen und ihnen ein
ühſtück bereit zu halten. Unterwegs auf der Treppe ging
Licht aus und gewiß nicht ohne Urſache, denn Schlach-

Zeichen, daß ſie auf ihn zugeſprungen war und ſeine Rede wahrſcheinlich demonſtrativ beantwortete.

„Der Generalintendant," griff die Alte wieder näſelnd die geſchäftliche Seite auf, „verlangt jetzt Entſcheidung. Tückiſch, wie dieſer geizige Tyrann iſt, hat er drei Tage Bedenkzeit geſtellt und dabei auf die Toska Müller'n geſtichelt, die auch jetzt unter die Koryphäen einrücken ſoll. Beide können einrücken —! ſchrie er: Aber mit Gehalt iſt blos Eine Stelle „verkannt" —! Toska war bis in ihr dreizehntes Jahr umſonſt Elevin, Cora nur bis in ihr zwölftes — ich wollte das Kind nicht ſo anſtrengen dazumal und es ſich in dieſer Zeit, wo die Mädchen nicht genommen werden" — ſie meinte, zum aktiven Balletdienſt — „erſt ausruhen laſſen —"

„Und welche Blüthe hat dieſe ſorgſame mütterliche Pflege hervorgebracht —!" war der Einwurf der feurigſten Huldigung.

„Na gut," fuhr die Alte fort; „bei alledem will ſie jetzt für die „verkannte" Stelle doch der Generalintendant der Toska Müller'n vorziehen —"

„Natürlich! Eine Vacanz — mit zwei Bewerbern! Wer würde da nicht die Taube der Krähe vorziehen —! wie ein gewiſſer Dichter ſagt —" So lautete die Zwiſchenrede. „Aber nein, nein! Cora ſoll und darf nicht wieder zum Theater —" folgte dann peremtoriſch.

„Herr Baron! „Gar nicht —?" Hören Sie,

das iſt ein großer Gegenſtand —! Ich ſpreche nicht von den dreihundert Thalern das erſte Jahr —“

„Ich weiß, ich weiß, ſie verſcherzt eine glänzende Carrière —“

„Meine Kinder ſind mein Vermögen und — ſie ſind ſich auch ſelbſt ihr Vermögen —“

„Ihre Zukunft ſoll bedacht werden —“

„Wenn man nicht in ſeiner Jugend vorgeſehen hat —“

„Hat man nichts im Alter! Ich verſtehe vollkommen und — werde —“

Bei dieſer bedeutungsvollen Stelle hörte man das Vorrollen eines Wagens.

„Asminda kommt —!“ rief die Mutter raſch und erzeugte damit ein hurtiges Laufen im Nebenzimmer. Dann wurde es ſtill.

Aber auch für Bartel war dies Laufen ein elektriſch wirkendes Sauve qui peut. Aus dem Zimmer mit den Wohlgerüchen, den Bürſten und Kämmen ſprang er hinaus und noch ehe er recht wußte, wohin, ob vorwärts oder rückwärts, erſcholl bereits die Klingel und Madame Lindenthal war auf dem Vorplatz, ſah noch immer den fragwürdigen Mann und hatte ſchon wieder ihren „Todesſchreck —“

„Allmächtiger Gott, ſind Sie denn noch immer hier —?“

Dieſe Worte wurden mit einem Entſetzen hervorgeſtoßen, als wäre die kluge Mutter in einem Walde

dem Schrecken jedes Gebirgsbayern, dem „Tazelwurm", begegnet.

Asminda, die feuerrothe Capuze eines weißen Wollenmantels über den Kopf gezogen, war ſchon an ihm vorübergehuſcht mit dem der Mutter unter Zähneklappern gemachten Vorwurf:

„Du hätteſt ſie mir auch gleich mitgeben ſollen —! Zuletzt iſt die Probe ganz ausgefallen —!"

Den Gegenſtand des Entſetzens ihrer Mutter beachtete ſie gar nicht.

Aber Marlene, die aus dem ſchon wieder davongefahrenen Wagen langſamer hervorgekrochen war, trumpfte den Marodeur dafür deſto derber ab, verbot ihm einfürallemal das Wiederkommen und ſchlug die Thür hinter ihm ſo unbarmherzig zu, wie eine der Töchter Lears gethan haben würde, Regan oder die ſchnöde Goneril.

Die Adreſſe des Bruders hatte ſie ihm doch noch nachgerufen:

„Nante wohnt Fiſcherſtraße Nummer 18 —!"

Bartel war allein. Wieder an die Luft geſetzt wie Vorwerkſtraße 17. Eine Nummer mehr, 18, und Fiſcherſtraße — das ließ ſich behalten.

Die Stunde hatte noch nicht geſchlagen, wo man ihn wieder in der Vorwerkſtraße erwartete. Er war unentſchloſſen, womit er ſie hinbringen ſollte. Doch regte ſich der Gedanke: Zwar wird dich Nante ebenſo behandeln wie die Marlene, aber vielleicht machſt

du bei ihm ein gutes Geschäft mit der Ankündigung eines ihm vielleicht nicht unwillkommnen Dienstes! Vielleicht wird sich sein Herz und Beutel für ein gutes Mittagsessen aufthun —! Die bei Nante befindlichen Kinder, die er hatte verschenken wollen, vermittelten vielleicht einen vortheilhaften Frieden.

Die Scenen von Ueppigkeit, die ihm das belauschte Gespräch vor seine stumpfe Phantasie gezaubert hatte, wirkten nach. Seltsam — die Stimme des Barons ging ihm nicht aus dem Kopf. Diesen Mann, dem wahrscheinlich die Alte die Alternative gestellt hatte — Bartel brachte sie auch ohne das von uns gebrauchte Fremdwort heraus —: Entweder geht jetzt Cora auf die Bühne und macht sich wie Asminda eine Existenz oder du verhinderst diese Carrière, die dich eifersüchtig zu machen scheint, und bietest ihr etwas, „was so gut wie eine lebenslängliche Versorgung für Tochter und Mutter zugleich ist —!“ diesen Mann, mit dem übrigens Bartel wahrhaftes Mitleid fühlte in Erwägung einer so verschwenderischen Familie, wo Eau de Cologne aus strohumwundenen Quartflaschen verbraucht wurde, er mußte ihn wahrhaftig kennen —! Er grübelte auf die Feststellung der Identität.

Sein Sohn Ferdinand wohnte richtig Fischerstraße Nr. 15, aber im Hofe drei sehr gefährliche Treppen hinauf. Auch fand er ihn nicht zu Hause und seine holden Kleinen fehlten ebenfalls. Erst am Abend, hieß es, kämen sie — „von Arbeit“ heim. Da riß er denn

einen Zettel aus seinem alten Notir- und Parlierbuche und schrieb darauf:

„Sollst Vorwerkstraße 17 kommen. Da will Dir Gertrud Nesselborn einen schönen Dienst verschaffen. Ich habe das vermittelt und rechne auf Was. Dein bis in den Tod getreuer Vater."

Die fast technisch ausgedrückte Andeutung für die Erwartung von Courtagegebühren kam von seinem häufigen Besuch sogenannter „Stellen-Nachweisungs-Büreaux."

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es war in der That der Schulrath Bögendorf, der schon in aller Frühe, um die zehnte Stunde, den Versuch gemacht hatte, die Frau Direktorin, die „werthe Freundin", die „liebenswürdige Gönnerin", zu sprechen.

Frau Hedwig hatte ihn angenommen. In vielen Dingen war die „gesunde", „naturfrische" Frau durchaus nicht kokett. Sie gab sich, wie man sie fand, im gefälligen Hauskleide. Nur an kleine Hunde und einige Vögel hatte sie etwas belästigend ihr Herz gehängt. Diese mußten jedenfalls schweigen, wenn Conferenzen mit dem Schulrath statthatten. Sogleich wurden sie entfernt.

Die Mutter, die sich zuweilen eine Rahel nannte, wenn sie lange keinen Brief aus Bukarest erhalten hatte — „lieber gleich eine Niobe —!" persiflirte Wehrmann, um sie durch Uebertreibung zu trösten — kannte Bögendorfs Art, eine süßliche Verklärung, die das Angenehmste berichten zu wollen schien und doch schon im lächelndsten Gruße schwere Ungewitter erwarten ließ. Schon oft hatte sie ihn darum bewun-

dert und ihn sogar offen ausgefragt, wie er es nur anstellte, so die Schlangen und Skorpionen, die er immer im Busen trüge, zu verstecken, daß man meinte, nun würde Musik aufgespielt, wenn er käme, und es müßte zum Tanze gehen.

Die Angelegenheit der Bröge'schen nahm Vögendorf leicht. Kaum besann er sich darauf und muthete nicht im mindesten der „werthen Freundin", „liebenswürdigen Gönnerin" zu, was sie nicht selbst wünschte oder billigte.

Aber schon die entschiedene Ablehnung eines Frühstücks, das in zehn Minuten, wie sie versicherte, servirt sein könnte, gab einen Fernblick auf die hinterhaltigen Gedanken, die in dem Lächeln des bestallten Controleurs der Anstalt lagen. „Nesselborn ist beschäftigt —" sagte Frau Hedwig gespannt.

„O, thut nichts!" antwortete sein alter Universitätsfreund. „Wie gesagt, die Bröges sind mir gleichgültig. Versehen sie ihren Dienst gewissenlos, so lassen Sie sie gehen. Indessen — der Mann ist Ihnen von mir empfohlen. Einst war er Pedell einer Schule, die ich zu inspiciren hatte. Die Frau diente bei uns. Mit beiden sind wir immer zufrieden gewesen. Hm —! Sie hat gestern kläglich die Hände gerungen —"

„Man muß einmal mit seiner Langmuth ein Ende machen —"

„Thun Sie das —! Nur nimmt mich Wunder, daß sich auch Staudtner so gegen die Frau erbost —"

„Ja, sie ist eine gewissenlose Krankenwärterin —"

„So, so. Das überraſcht mich. Meine Theophania hat ſie einſt ſorgfältig gepflegt. Ihr habt jetzt einen kranken Engländer —?“

„Leider —! Ich fürchte —“

„Den Typhus —?“

„Sprechen Sie das Wort nicht aus —!“

„Ihr Vertrauen auf Staudtner wird ſich noch einmal rächen!“ begann Bögendorf gegen den Dritten in jenem Univerſitätsbunde, der ſich einſt ewige Freundſchaft geſchworen hatte. „Ich bin überhaupt der Meinung, Sie ſollten ihn endlich entfernen —!“

„Den älteſten Freund meines Mannes nächſt Ihnen —!“

„Ich weiß —! Auch Ihren eigenen Jugendfreund —! Bedauernswerth genug! Aber eine Anſtalt wie die Ihrige darf keine Rückſichten ſolcher Art nehmen, wenn es ſich — doch davon ſpäter — ich meine um Principien handelt. Staudtnern müßten Sie ſchon entfernen ſeiner Frivolität wegen. Jetzt hat er gar ein Verhältniß mit Ihrer Nichte Gertrud —“

Die Direktorin wurde unwillig und riß mehr aus Unglauben als aus Aerger, den der Schulrath vorausſetzte, die Augen auf.

„Gewiß! Gewiß! Die Bröze verſichert es. Neulich abends hatte er auf ſtichdunkler Treppe eine Begegnung mit ihr. Sie huſchten beide in ein geöffnetes Zimmer —“

Frau Hedwig ſah ihren Gatten eintreten, der

von einem allzulangen Verweilen Bögendorfs bei seiner Frau immer die Folgen von allerhand ihr in's Ohr gesetzten — Flöhen besorgte und sich deshalb lieber selbst den Besuch des alten Freundes zu Nutze machen wollte. Kam er doch auch, schon durch Gertrud auf das zu Erwartende vorbereitet und gewappnet mit dem festen Entschluß, zwar in Betreff der Brögs nachzugeben, aber mit dem stillen Rückhaltsgedanken, ihnen eine Controle zu stellen.

„Denke Dir, Lienhard, was ich soeben höre, Staudtner soll mit Gertrud ein Verhältniß haben —!" rief ihm seine Gattin entgegen, vollkommen zweifelnd im Ton und entschieden ungläubig, ja sogar verdrießlich, wie über alles, was einer Klatscherei ähnlich sah.

Nesselborn zog die Stirnfalten zusammen und warf einen vorwurfsvollen Blick auf den unberufenen Angeber.

„Die Brög hat es dem Schulrath gesteckt. Darum ist sie den Bögs so aufsässig, meint unser werther Freund. Und auch darum wollte Staudtner die Brögs aus dem Hause haben —"

„Was für Thorheiten das alles sind!" wallte Nesselborn auf. „Wie kann man nur solchen Angebern, die da lügen, wenn sie beide belauscht haben wollen, Glauben schenken —!"

„Sie müssen wissen, lieber Freund," wandte sich Frau Hedwig mit harmlosem Spott dem Schulrath zu, der auf einer Sophaecke saß und behaglich eines

seiner Beine, das über das andere gelegt war, schaukeln ließ, den rechten Arm auf der Rückenlehne des weichen Sitzes weit ausgebreitet. „Sie müssen wissen, hier berühren Sie meines Mannes schwächste Seite! Hahaha!“

„Glaubst denn Du solche Verleumdungen —?“ fragte sie ihr Gatte.

„Hm!“ fiel der Schulrath ein. „Man hat Fälle, wo sich Nichten in die Arme ihrer Onkel werfen, sich an seinem Halse ausweinen, sich die Stirn von ihm küssen lassen —“

Frau Hedwig lachte überlaut und rief:

„Ja, ja, das kommt bei uns vor — seit, seit —“

„Staudtner Ihre Töchter in die Wallachei geschickt hat —!“ fiel Bögendorf ein.

Eine schmerzliche Erinnerung das, die eine Pause verursachte — —

„Lassen Sie aber getrost die Bröge's gehen —!“ murmelte allmälig Bögendorf ironisch und deutete damit die Angeber auch dieser Vertraulichkeit an. Dann unterbrach er sein Gemurmel und richtete einen stechenden Blick auf die, wie es schien, der Eifersucht unzugängliche Direktorin mit den Worten: „Oder müßte man nicht besser thun, so lose Zungen lieber unter Verschluß zu behalten —?“

„Sie sollen bleiben,“ sagte denn auch die Angeredete nach einer Pause des Besinnens fest und bestimmt; „nicht

tenmaler hatte ſchnell etwas auf der Erde zu ſuchen. Der Wirth holte ein neues Licht und Schlachtenmaler war einen Augenblick verſchwunden. Die drei Brüder harrten oben eine geraume Zeit, bis er endlich kam und ſich obenhin entſchuldigte. Unternommen hatte er etwas; wer weiß, was!

Inzwiſchen fingen die Brüder an, zu klagen, wie es ihnen morgen ergehen würde. Sie ſahen ſich ſchon alle in ihren eigenen Sprenkeln hangen und Amandus ſagte ſogar: „Statt als Kunſtjünger werden wir nach Kaputh als Gauner transportirt werden.“ Schlachtenmaler ſchlug mit dem Stiefelknecht auf den Tiſch: Männer müßten ſie ſein und das Herz nicht in den Beinkleidern haben. Schufte wollten ſie an dem Wirth nicht werden und gedächten, ihn von Kaputh aus zu bezahlen. Nur das Nächſte erheiſche Erwägung, die morgende, glücklich zu bewerkſtelligende Flucht. So hätten die alten Spartaner auch ihre Söhne erzogen und ſie früh gewöhnt, zu ihrer ſchwarzen Suppe ſich Zukoſt zu ſtehlen, wo ſich nur Einer beſtehlen ließ. Auch wären ſie am Altar der Diana weniger ihrer Schulden wegen gegeißelt worden, als deßhalb, wenn ſie ſie, wie die Heloten, pünktlich bezahlten. Als die Brüder einwendeten, ob er die durch ſeine Schuld verlorenen acht Thaler denn erſetzen könne, antwortete er: „Wir müſſen auf Mittel ſinnen, zu Geld zu kommen; Kaputh iſt ein theures Pflaſter; die acht Thaler würden kaum hingereicht haben, uns mit dauerhaftem Schuhwerk zu verſehen; ſehet, was euch im Traume eingegeben wird!“ Damit ſchlief er ein.

Als die Brüder am folgenden Morgen aufwachten, war Schlachtenmalers Bett leer. Sie fürchteten von ſeiner Seite Verrath und litten Höllenangſt, da ſie nicht Lärm zu machen

weil wir ſie fürchten, ſondern weil ſie Staudtner, wie es ſcheint, gern wegbaben will —"

Neſſelborn hatte einen Gang im Zimmer gemacht und ſich gefaßt. Dann ſprach er mit Würde, tief überzeugend, wie in guten Stunden ſeine Art ſein konnte:

„Ich weiß es, ich habe mich in eine Dornenbahn der ſchmerzlichſten Prüfungen geworfen! Das Bitterſte glaube ich aber ſchon mit meinen eigenen Kindern hinter mir zu haben. Alles Andre, das Neue, Neuſte verlache ich. Wenn Gertrud in mir ihren Vater ſieht und ſich an meinem Herzen über Verleumdungen ausweint, ſo wäre mir das der ſüßeſte Troſt. Uebrigens höre ich dieſe Geſchichten, die Staudtner mit ihr haben ſoll, zum erſtenmal. Es ſind Lappalien —"

„Gewiß, gewiß, beſter Schulrath!" fiel Frau Hedwig ein. „Unſre Gertrud hat viel, viel höhere Phantaſieen —!"

Der Schulrath putzte ſeine Brillengläſer, brach dieſe Erörterung wie etwas, das auch ihm gleich Bagatelle wäre, ab und begann von Staudtners materialiſtiſchen Grundſätzen, von ſeiner Verneinungsſucht, ſeiner mit den Jahren und mit dem Stand der Eheloſigkeit zugenommenen Herzenskälte. Man hätte ihm ſchon in vielen Familien die Praxis gekündigt; ein Antrag, ihm eine Stelle im Sanitätsweſen zu geben, wäre im Miniſterium durchgefallen. Staudtner gehörte zu den nach obenhin Schwarzgezeichneten.

Neſſelborn würde gut thun — jetzt ließ er die Stimme fallen — ihn doch lieber mit einem Arzte — beſſerer Richtung zu vertauſchen.

Theophania hatte auf ihrer Rückreiſe aus der Schweiz in der That noch einen Verehrer gefunden, einen Arzt, dem nichts zum Heirathenkönnen fehlte, als Praxis.

„Doctor Wedemeyer!“ wallte Neſſelborn auf. „Dein neuer Schwiegerſohn vielleicht —?“

„Nicht wegen meines Schwiegerſohns rathe ich Dir das —!“ ſprach Vögendorf mit der ganzen terroriſtiſchen Beſtimmtheit, die ihm eigen war, wenn er ſeinen, lange mit lächelnder Ironie, Milde, chriſtlicher Duldung und Schonung viſirten Zielen näher rückte. Dann konnte man gradezu glauben, man hätte nichts als einen Menſchen voll Bosheit und Rachſucht vor ſich. „Nein, nicht wegen meines Schwiegerſohns!“ wiederholte er mit gleichſam nachäffendem Ton. „Ob Wedemeyer oder ein Andrer, wenn er nur wenigſtens die menſchliche Seele für den lebendigen Odem Gottes, nicht für ein Wort zufälliger Nervenzuſammenſetzung hält —! Nein, ihr Leute, nicht länger dieſen faniſchen, frivolen, oppoſitionslüſternen Standtner, deſſen Beibehaltung Euch noch um alle, ich ſage alle Chancen des Profeſſortitels und die Erfüllung Eurer ſonſtigen Wünſche bringen wird! Willſt Du übrigens“ — jetzt wurde wieder die Stimme milde — „den Doktor Wedemeyer nehmen, ſo wird Dir — meine Familie dafür dankbar ſein —“

Nesselborn fühlte die Macht der Pression mit dem tiefsten Schmerz.

„Staudtner ist mein Freund," rief er, „Dein Freund! Wir haben die glücklichsten Erinnerungen unseres Lebens gemein, die akademische Zeit; er hat mich nie im Stich gelassen, wenn es eine Krisis in meinem Leben galt —"

„Habe denn Ich mich etwa je Dir entzogen?" rief Bögendorf und wie tief gekränkt. „Wer ist es denn, der Dein Institut trotz seiner Mängel aufrecht hält! Wer drückt denn zu diesen Mängeln die Augen zu? Ich frage Dich, würde Dir die Genehmigung Deiner Schulpläne, Deiner Klassenstufen, der Wahl Deiner Lehrer von oben je zu Theil werden, wenn Ich es nicht wäre, der immer für Deinen guten Willen gutsagte? Denn ein — Erzieher, das bist Du nun doch einmal nicht —!"

„Bögendorf —!" rief Nesselborn dermaßen entrüstet, daß Frau Hedwig hinzusprang, um ihn zu beruhigen.

„Nein —! Die Beweise Deines Unvermögens hast Du öffentlich kundgegeben —!" fuhr Bögendorf diktatorisch fort.

Nesselborn zitterte an Händen und Füßen. Die Worte im Munde versagten ihm.

„Noch immer theilst Du den Geist der alten Pestalozzischule, von welchem wir denn doch — Gott sei Lob und Dank! — zurückgekommen sind, zurückzukommen ge-

nöthig waren, weil bei uns, die wir uns die Söhne Pestalozzi's nannten, in Wahrheit nur alles Schwindel, Lüge, Trotz, Dünkel auf Menschenvernunft gewesen —!"

„Die Irrthümer der Methode habe ich anerkannt —" rief Nesselborn mit zitternder Stimme, sammelte dann seinen ihm verlorengegangenen Athem, trat vor Bögendorf hin mit seiner erhobenen Rechten und rief mit mächtiger Stimme: „Seinen Geist aber —"

Darüber leuchteten seine Augen. Sein langwallendes Haar schien sich zu erheben. Stolz hielt er sein Haupt empor, dem jetzt durch einen Sonnenblick, der eben durch's Fenster fiel, die ganze Wirkung seiner plastischen Bildung zu Theil wurde. Selbst Frau Heewig schien für ihn Partei nehmen zu wollen. Noch einen schmetternden Kanarienvogel, der zurückgeblieben war, brachte sie zur Ruhe, indem sie ihn im Käfig hinaustrug. Wahrscheinlich wollte sie sich auch überzeugen, ob die leidenschaftliche Unterredung draußen ohne Zeugen blieb. Glücklicherweise dämpften die im Zimmer befindlichen Teppiche ebensowol das Auf- und Niedergehen der Erregten (auch Bögendorf war längst aufgesprungen), wie den Schall der Worte.

„Der Geist Pestalozzis ist der der Selbstgerechtigkeit," riß der Schulrath wieder das Wort an sich, „des Hin- und Hertaumelns zwischen Alleswollen und Nichtsvollbringenkönnen! Die ganze Schule habt Ihr auf eine schwindelnde Höhe gebracht —! Der Versucher ist es gewesen, der Tausenden von dummen Lehrern

den Kopf verwirrte und ihnen zurufen wollte: Dieſe Schätze da ſind Euer, ſo Ihr niederfallt und mich anbetet —! Sie haben angebetet, ſie haben die Schätze des Wiſſens in weltlicher Macht, Ueppigkeit, Großmäuligkeit, Unabhängigkeit von Kirche und Staat gefunden! Sie ſind niedergefallen und haben den Fürſten der Hölle für den Erlöſer genommen —! Auch Du liebäugelſt mit dieſen Welt- und Menſchheitsverbeſſerern, die den Fluch unſerer Zeit, jede Empörung, jede Sünde des Zeitgeiſtes auf dem Gewiſſen haben —! Du weißt es, daß unſere Regierung das Uebel erkannt hat, es aus der Wurzel heraus hat heilen wollen, neue Grenzbeſtimmungen, ein Bishierher- und nicht weiter für die Volksſchule, Real- und Gymnaſialſchule aufſtellte —! Du haſt mir hundertmal geſtanden, Du bewunderteſt den Geiſt, der die Modulative redigirt, den erſten Entwurf gemacht hat, das Ganze in beſtimmte Geſichtspunkte ordnete! Du haſt mir ſelbſt geſtanden, daß es mit dem Peſtalozziſchen Lehrerthum bis zur Affenſchande gediehen war, bis zum dünkelvollſten Mitſprechenwollen bei allen Angelegenheiten, bis zum Sichvordrängen ſelbſt vor die Männer der Wiſſenſchaft, bis zum Abtrumpfen den Ordnern der Gemeinde gegenüber, ja bis zum Verwildern auf der Bierbank des Wirthshauſes und in noch ſchlimmern Wucherſtätten ſittlichen Unkrauts — und dennoch, dennoch bleibt Dein Gebahren immer noch kühl gegen den Geiſt, der der einzige gewaltige gegen Deinen

Geiſt iſt, den Geiſt, der da heißet: Chriſtus, der Herr, aus welchem heraus allein die Schulreform in erſter Linie gelingen kann —! O wohl, auch Du nennſt ihn zuweilen, den Namen des Mittlers und des wahren Meiſters, läſſeſt dem Herrn wenigſtens die Auszeichnung, die ihm aus dem Setzerkaſten einer Druckerei zu Theil werden kann, aber im Uebrigen bleibſt Du durch und durch weltlich, fragmentariſch, halb, unzureichend in allem!"

Und wie mit einem gelegentlichem Apropos und die Stimme aus einem faſt deklamatoriſchen Pathos in eine vollſtändige Gewöhnlichkeit des Tons fallen laſſend, fügte er hinzu:

„Den Religionsunterricht, beſter Freund, wirſt Du hoffentlich in Deinen Klaſſen jetzt aufgeben. Zwar biſt Du Geiſtlicher geweſen, aber das rath' ich Dir denn doch, ſtehe ſelbſt bei Zeiten davon ab! Sonſt werden noch Deine eigenen Kunden, die Eltern Deiner Kinder proteſtiren. Man ſehnt ſich ſehr nach bibliſchem Glauben in allen Gemeinden und wenn Du noch lange zögerſt, einen Entſchluß zu faſſen, ſo wird Dir ein Reſcript des Miniſteriums den Entſchluß erleichtern müſſen!"

„Meine Kunden, wie Du ſie nennſt, die Eltern meiner Kinder," erwiderte der Tieferſchütterte, auf ſeinen Seſſel Hingeſunkene, mit zwar ſchon gebrochener, ſchwacher, zitternder Stimme, doch noch erbittert bis zum Aeußerſten, „werden nicht ihre Kinder zu De-

nunciaten meiner Aeußerungen in der Schule machen — Ihr, Ihr ſtiftet all dergleichen an —!"

„Einen Religionslehrer werde ich Dir empfehlen!" fuhr Bögendorf fort mit ſeiner, wie man an ihm rühmte, bewunderungswürdigen chriſtlichen Lammsgeduld, die aber eigentlich nichts als die Beſtimmtheit einer unerſchütterlichen Impertinenz war. „Mit Wedemeyer kannſt Du es halten, wie Du willſt! Nur rathe ich, Staudtnern zu entfernen —! Der — der —" (jetzt log er offenbar) „der — Miniſter wünſcht es —"

„Wie ſoll ich das anfangen — meinen beſten Freund —!" rief Neſſelborn händeringend.

„Du haſt einen kranken Penſionär — das Kind wird, hör' ich, ſterben —"

„Es wird leben —!" ſprang Neſſelborn wie um Mitleid flehend auf.

Seine Gattin wurde ebenfalls unruhig und ging im Zimmer auf und ab.

„Stirbt es, ſo ſagſt Du Staudtnern: Hm! Er wäre allerdings ein vortrefflicher Arzt, aber — hm! ein Todesfall, zumal Typhus, wäre für ein Inſtitut eine Calamität —! Sie koſtete Dich ohne Weiters ein Dutzend Zöglinge — Da — müßteſt Du denn der öffentlichen Meinung eine Satisfaktion geben — und — hiermit kündigſt Du ihm — in aller Freundſchaft —!"

„Staudtnern —! Dem ich Alles, Alles verdanke —!"

„Was verdankſt Du ihm denn? Daß er Dir

den Frieden, die ſittliche Ordnung Deines Hauſes ſtört? Nach den Zeugniſſen Eurer eignen Gertrud — übrigens glaube ich ſelbſt nicht an die Brögeſchen Wahrnehmungen — führt dieſer Menſch unwürdige Geſpräche mit den Eleven, cachirt ihre ſittlichen Anomalieen, ſpricht davon in Ausdrücken, deren Plattheit bereits eine Aufforderung zur Entſchuldigung, ja wie Kinder ſind, eine Ermuthigung zum fortgeſetzten böſen Thun iſt —"

Neſſelborn wollte erwidern. Aber kaum, daß er noch die Worte hervorbrachte:

„Dieſer Unſitte beuge ich ſchon ſelbſt vor —" Schon war ſein Ton der zaghafteſte geworden. Gertrud urtheilte ja über Standinern ganz ebenſo und wollte ihn ebenfalls entlaſſen ſehen — —

„Einen Menſchen ſchützt Ihr," hauchte jetzt Bögendorf, wie die Schlange ziſcht, leiſe, heiſer und mit gekrümmtem Rücken, „der Euch Eure Kinder in die Hände eines Wüſtlings geliefert hat —!"

„Bögendorf!" ſchrie Neſſelborn wiederum auf und ſtreckte die Hand aus, um ihm die Bruſt zu ſchütteln. „Entweihe unſer Opfer nicht, das wir Euch gebracht haben — Euch — Euch — unſer Iphigenienopfer —!" jammerte er und auch Frau Hedwig hielt mit ihrem Wandern durch's Zimmer inne.

„Haha!" ließ ſich Bögendorf nicht irre machen. „Dieſer erzürnte Olympier, der jetzt in Tauris die Tochter des Agamemnon zur Prieſterin ſeines Hauſes

erhob —! Haha, zwei zugleich auf Einmal, Elektren mit Iphigenien —! O, Bukareſt — das iſt Tauris, aber nach Pariſer Zuſchnitt! Nach Bukareſt hat Gott der Herr ein Stück von Sodom und Gomorrha verlegt — ich meine — beruhigt Euch — das verſchont gebliebene Stück — um Lots willen. Keine Gouvernante wagt dorthin noch zu gehen, ſelbſt nicht mehr aus Frankreich —"

„Schurke! Schurke!" ſtöhnte Neſſelborn. Erſt hielt er an ſich. Dann aber faßte er den teufliſchen Aufwühler des tiefſten Elternſchmerzes dicht bei den Achſelklappen ſeines ſchwarzen Fracks, deren linke mit den kunſtvoll zuſammengenähten Bändchen zweier endlich vor Kurzem eroberten Orden geſchmückt war, und rief: „Haſt Du denn nicht ſelbſt vorher den Zorn dieſes Fürſten durch die Empfehlung Gertruds beſchwichtigen wollen —?"

„Ja, allerdings! Schämen Sie ſich!" fiel auch Frau Hedwig ein und trat auf die Seite ihres Gatten „Das Gift Ihrer Verleumdung trifft Sie ſelbſt! Meine Töchter haben vom Fürſten alles erzählen hören, was Sie mit Gertrud vorgehabt, um ſie aus Staudtner's Augen zu entfernen, die nur auf Ihre Theophania blicken ſollten. Uebrigens ſind meine Töchter Weſen, die Ihr Schmutz nicht erreichen kann! Verderben Sie uns! Sie Heuchler, Elender! Das Maaß Ihrer Schamloſigkeit wird voll werden für alle — für mich iſt es voll —!"

Der Schmerz, doch nicht ganz auf ſicherm Bo-

den zu ſtehen in allem, was die Mutter beſtimmte, ſo ihre Töchter zu vertreten, vermehrte nur ihren Grimm und gab ihren Worten eine Kraft, gegen welche ſelbſt das höhniſche Auflachen des Schulraths nicht mehr aufkam. Frau Hedwig ſtellte ſich ſo an die Thür, als erwartete ſie, daß der Tückiſche ſofort das Zimmer und das Haus verließ.

„Ich gehe ſogleich —“ ſagte er auf dieſe Gebehrde der Direktorin, die gegen ihn auf dem Sprunge ſtand wie eine gereizte Löwin, der man die Jungen rauben will. „Nur noch eine Mittheilung aus dem Fernau'ſchen Hauſe —“

Damit öffnete er ein Portefeuille und ſuchte zitternd vor Wuth in Papieren. Man hörte Neſſelborns Athemzüge.

„Hier ſchreibt mir die Gräfin Ladwiga vom Rhein, ſie hätte gehört, daß Euer Inſtitut einen Lehrer aufnehmen wollte, der ihr gekündigt hat, den Doctor Hellwig. Sie widerräth, dieſen Lehrer zu nehmen, da er ſich an ihren Söhnen nicht bewährt hätte —“

„Wir nehmen doch dieſen Hellwig! Ja! Neſſelborn, jetzt auf jeden Fall nehmen wir dieſen Hellwig —“

„Hedwig! Hedwig!“ warnte Neſſelborn.

„Sagt einmal,“ wandte ſich Bögendorf mit giftiger Miene, noch an dem doppelten „Schurken“ würgend, den Neſſelborn längſt bereute; „ich begreife nicht, unter welchem Titel ein Stümper, wie Theodor Waldner, in Eurer Anſtalt zum Lehren kommt? Man läßt

gten. Eine heimliche Entfernung aus dem Hauſe hätten ſchon gewagt; nur hatten ſie ein Pferd und einen Wagen! dieſer Noth trat Schlachtenmaler ein und ſagte ſeinen n: Das Pferd ſtände bereits angeſchirrt vorm Hauſe. Zwei nten ohne Weiteres fortfahren, die beiden übrigen müßten, chſam als Garantie der Bezahlung, zurückbleiben und dann Liſt fortzukommen ſuchen. Er wollte das Schickſal um h fragen, wen dies gefährliche Loos treffen würde; allein Brüder beſchworen ihn, zurückzubleiben. „Gut!“ ſagte „dann bleibt Amandus bei mir.“ Die beiden Jüngern en natürlich einverſtanden. „So geht ihr nur ohne Sorge nter, trinkt im Gaſtzimmer etwas Kaffee, ſetzt euch in Wagen und fahrt langſam voraus. Sowie wir Beide men, geht es mit Verzweiflung vorwärts.“ Die beiden der befolgten die Vorſchrift und fuhren richtig unten wie Zerſtreuung voraus. Schlachtenmaler und Amandus ten nun ſuchen, unbemerkt aus dem Hauſe zu kommen. war ſehr geräuſchvoll und belebt. Im Hofe bellte der d, unten wurden die Dienſtboten gezankt. Die beiden der ſchlichen ſo weit die Treppe hinunter, bis ſie eine Ausſicht auf die Flur hatten. So eben ging der Wirth dem großen Rechnungsbuche in das Gaſtzimmer. „Be- den Moment!“ raunte der Aelteſte dem Andern zu. er ſtieg auf den Zehen die Treppe hinunter und ging mit Behutſamkeit an dem Zimmer vorüber, wo der h ihn zu gutem Glücke nicht ſah. Amandus war gen.

Am Ende des kleinen Städtchens, in welchem dieſe teuer vorfielen, harrten die drei Brüder mit Zittern auf ältеſten. Endlich kam dieſer athemlos gelaufen, ſchwang

ihn im Rechnen und Geographie und was weiß ich Unterricht geben. Ich werde ihm die Praxis legen —!"

„Herr," rief Frau Hedwig mit der vollen Wiederkehr ihres alten Humors. „Das ist in unserer Anstalt der Herr Schlittschuhlehrer! Wissen Sie das? Wollen Sie vielleicht statt seiner — Sie — mit unsern Grafen und Prinzen auf's Eis gehen? Es hat sich da schon mancher — wie heißt doch das Sprichwort, Lienhard —? ich glaube, mancher Esel das Bein gebrochen —!"

Bögendorf stand eine Weile besinnungslos. „Ich stecke diesen „Esel" zu dem „Schurken" —" sagte er endlich mit der Verbissenheit eines mit dem Aeußersten drohenden Rachetons, „und werde sogleich gehen. Nur noch dies. Gestern Abend schrieb mir Herr von Fernau ein Billet, worin er mich bat, den Direktor Nesselborn darauf vorzubereiten, daß ihn unvorhergesehene Ausgaben bestimmten, einen Theil der Hypotheken, die er auf diese Anstalt hat, demnächst zu kündigen, 5000 Thaler —"

„Kündigen —? Er —? Er hat uns nichts zu kündigen —! Wir haben das Geld von Gräfin Wilden —!" fiel Frau Hedwig, Jadwiga's Namensschwester, trotzig ein und wollte bei ihrem Mann das Kundgeben seines Schreckens abschneiden.

„C'est la même chose --"

„Non! Non! Non —!" fuhr Frau Hedwig zu trotzen fort. „Französisch sprechen kann ich auch —!"

„Na," ſagte der Schulrath ſcheinbar gemüthlich und ſich an dem Schrecken weidend, den er, er ſah es ja, zurückließ — „ſo ſcheide ich denn, um wahrſcheinlich niemals wieder bei Euch zu erſcheinen! Wegen Wedemeyer's thut was Ihr wollt — auch wegen Hellwig's — den Auftrag Fernau's hab' ich ausgerichtet — Adieu —!"

Schon hatte ſich der Rachеſchäumende ohne weitere Beihülfe, die ſonſt von allen Seiten hinzugeſprungen kam, ſeinen Ueberzieher angezogen, hatte durch Einſtecken eines Bleiſtifts das Notizbuch wieder geſchloſſen und ſah ſich nach ſeinem Hut um, als Lehrer Bechtold klopfte und eintrat. Er erinnerte den Direktor an eine Lehrſtunde, die er zu geben hatte.

„Ich bin unwohl," ſtammelte Neſſelborn. „Die — Primaner — ſollen nach Hauſe gehen —! Die Internen mögen, wie beſprochen, mit — mit Waldner auf die Eisbahn —"

Eine tödtliche Pauſe trat ein bis Bögendorf ſeinen Hut gefunden, ſeinen Ueberzieher angezogen hatte.

Eben wollte er gehen, da vertrat ihm Gertrud den Weg. Sie kam über die Nachricht, der Onkel wäre unwohl, in größter Aufregung.

„Denke Dir Gertrud," rief die Tante, „Dein Freund und Gönner, der gütige Herr Schulrath, der Dir die ſchöne Stelle in der Wallachei zugedacht hatte, zeigt uns eben an, daß Herr von Fernau 5000 Thaler von ſeiner Hypothek zurückhaben will —"

Gertrud ſagte ruhig und mit einem verächtlichen Blick auf den Ueberbringer dieſer Botſchaft, dieſen heiligen Mann, deſſen gemachte Salbung ſie ſchon bei ſeinen Reviſionsreiſen nach Waldenburg kennen gelernt hatte:

„Was thut denn das —? Das Vormundſchaftsgericht iſt mir immer gütig geweſen. Gewiß wird es geſtatten, daß ich mein kleines Vermögen dem Onkel übergebe. Ich ſtelle ihm meine 3000 Thaler ganz zur Verfügung.“

„Siehſt Du, Mann Gottes,“ rief Neſſelborn mit Thränen aus, „ſo hat uns die Bosheit ſchon oft belauſchen können! Herz an Herz! Bruſt an Bruſt! Aber nicht die Nichte ruhend am Herzen ihres Onkels, nein, ich, ich ruhend an dem ihrigen —!“

Gertrud wurde von ihm auf's Innigſte umarmt.

Auch Frau Hedwig kam und küßte die Hochherzige mit einem „Ja, Du biſt ein gutes Kind!“ Es war eine Conceſſion, die ſie ihr lange nicht gemacht hatte.

Bögendorf war inzwiſchen verſchwunden. Er ließ einen bekümmerten und ſehr gedrückten Kreis zurück — Fernau's konnten den Einfall haben, ihnen ihre ganze Hypothek zu kündigen, die ſie ohnehin nur mäßig verzinſten — nichts, nichts war hinwegzuläugnen von den Drohungen des erzürnten Schultyrannen — furchtbar war das erſtmalige Ausſprechen der Gefahr, worin Adelgunde und Levana ſchwebten — aber, nach dem Geiſte der Direktorin klammerte man ſich ſchon wieder an die nächſten Strohhalme beſſerer Hoffnungen.

Der kleine Gordon befand ſich ja leidlich. Das gab ſchon Hoffnung. Die Schlittſchuhläufer kamen nach zwei Stunden zurück unbeſchädigt — auch das war erfreulich. Nachmittags wurden von Waldnern auch die Kleineren auf's Eis geführt. Wieder kein Unfall. Abends wurden die Brösge's durch eine lange Ermahnung, ſich zu beſſern, begnadigt, aber auch verwieſen auf einen neuangenommenen Hülfsarbeiter, Naute Bartel geheißen. Ein lahmer verdorbener Schneidergeſelle! Was that das den Brösge's? Daß derſelbe, der ſich ſchon Nachmittag gemeldet hatte, mit noch zwei Laufkindern, einem Buben und einem Mädchen, Geſchwiſtern von ihm, in's Haus kommen ſollte, das war ihnen zwar unangenehm, hinderte aber nicht den ſtürmiſchen Handkuß, den ſämmtliche Brösge'ſchen der „gar zu guten" Frau Direktorin und auch dem Direktor darbrachten.

Dem beſtallten Schlittſchuhlehrer des Neſſelborn'ſchen Inſtituts wurde als Lohn für die Freude, die er durch ſeine Virtuoſität im Inſtitut verbreitet hatte, der Beſuch des „Fauſt" zutheil. Man war obenauf. Eine Nichte, die den Fernaus zum Trotz fünftauſend Thaler ſo auf Ein Brett hinlegen konnte —! Wäre Fauſt eine Oper geweſen, die Direktorin wäre mitgegangen.

Waldner ging mit ſeinem Freunde Fritz Bechtold. Dieſer konnte ihm alles beſſer erklären. Bechtold war einer von jenen Seminariſten, die, nach Bögendorf, den Teufel anbeteten, um die Schätze des Wiſſens zu gewinnen. Gertrud wünſchte beiden den reichſten Genuß.

Waldner hörte nun jenen Einen Ton in der Radziwillſchen Muſikbegleitung, jenen langgezogenen, ein ewiges Wachſen und Ausdehnen bedeutenden, dieſen ernſtfeierlichen Klang des ewigen, ſich zum Licht hindurchringenden Chaos. Er ſah die Eine duftende, mährchenhafte Blume, die den dunkeln Kerker des armen Gefangenen getröſtet hatte. Er hörte die ſtumme Sprache jenes Verſtümmelten, der nicht reden, nur noch denken, fühlen, dichten für ſich allein, nichts mehr ſagen, nichts mehr niederſchreiben konnte.

Mechtild ſaß mit ihren Schweſtern und mit den Verlobten derſelben in einer dunkeln Loge des Parterre — leider zu weitab von ihm, als daß er einen Gruß hätte wagen können. Als dann aber die ergreifende Stelle kam, die ſie ihm empfohlen hatte, als er es verſtand, wie ſie darin das Sinnbild ſeines Kerkerlebens hatte finden können, das Sinnbild ſeines Wachſens, ſeines Entfaltens zu allem noch Kommenden, da beugte ſie ſelbſt ihr liebliches Haupt und ſuchte ihn auf — irgendwo in dem Raume, wo er Platz gefunden. Und ſie entdeckte ihn. Die Sterne ihrer und ſeiner Augen entſendeten einen Moment gleichſam nur Einen einzigen, ganz denſelben Strahl. Beider Augen begegneten ſich, daß ihr Leuchten Einen Blick zu geben ſchien. Keiner wußte, ob von ihr zu ihm oder von ihm zu ihr.

Ende des zweiten Bandes.

# Berichtigungen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Seite 182 | Zeile | 2 von | oben | lies heute statt „ändern“ |
| 240 | | 6 | unten | muß ein Komma statt des Semikolon stehen. |
| 257 | | 12 | oben | lies carissimus statt carissimus. |
| 358 | | 8 | | füge hinter „und“ die Worte auszulassen: „an aller Ohr tönt“. |

Die

# Söhne Pestalozzi's.

Roman in drei Bänden

von

Karl Gutzkow.

Dritter Band

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

V. 14176 a

# Fünftes Buch.

ſich auf den Wagen und in geſtrecktem Laufe ging es davon. Wohl eine Viertelſtunde war das Pferd zu keinem Trabe begnadigt. Scheu blickten die Brüder auf die Landſtraße zurück, ob ſich nirgends ein Verfolger zeige Ein Reiter könnte ſie im Nu einholen, meinte Schlachtenmaler und trieb das Pferd an. Endlich war dies ſo mit Schweiß bedeckt, daß er ſelbſt zum Einhalten rieth und nun ſeine Geſchichte erzählte: Er wäre mit der unbeſorgteſten Miene von der Welt, wie ein reicher Wollhändler, in's Wirthszimmer getreten und hätte ſeinen Kaffe geſchlürft. „Inzwiſchen," fuhr er fort, „erſuckt' ich den Wirth, mir einen Rechnungsauszug zu beſorgen. Dieſer ſtellt ſich an ſein Schreibpult und kehrt mir den Rücken zu. Den Moment benutzend, ziehe ich mich an ein Fenſter zurück, das ich vorher geöffnet hatte, weil es mir zu dunſtig in dem Zimmer wäre, und ſpringe mit einer behenden Wendung ohne alles Geräuſch hinaus. Der Wirth hat gewiß noch gerechnet, als ich ſchon am Ende des Neſtes war. Wir müſſen ja gleich in Kaputh eintreffen."

Die Brüder hatten aber Kenntniß der göttlichen und menſchlichen Gerechtigkeit genug, um zu wiſſen, daß nichts ſo fein geſponnen, es käme doch zur Sonnen. Auch war Schlachtenmaler, der immer geheimnißvoller wuroe, ſehr verſtimmt und meinte: Vier mit einem Wagen in Kaputh einziehende junge Leute würden von dem geprellten Wirthe bald ausgefragt ſein. Das mußten die Andern leider beſtätigen und wurden immer trauriger, je näher ſie der Stadt kamen. „Wir wollten ja recht gern bezahlen," meinte der Aelteſte wieder und ſchien mit dieſen verblümten Klagen etwas zu beabſichtigen, „hätten wir nur die Mittel dazu." Und Amandus ſagte: „Betrüger ſind wir nicht." Die beiden Jüngſten

## Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Kaum ſollte man es für wahrſcheinlich halten und doch war es der Fall — zwiſchen Gräfin Jadwiga und ihrem zweiten Gemahl hatte über die Exiſtenz Theodor Waldners nie eine Erörterung ſtattgefunden.

Dafür gab es der Gründe mancherlei. Unter andern gehörte zu ihnen ein gewiſſes Etwas, das man Vornehmheit des Gemüths nennen möchte. Man kennt die ſtillverſchwiegene Liebe der Jungfrau —! Iſt ſie nicht zuweilen im Stande, eher am gebrochenen Herzen zu ſterben, als eine Neigung einzugeſtehen, wo nicht allein der Erhörung und der Erwiederung derſelben die Umſtände ungünſtig ſind, ſondern ſchon dem bloßen Bekenntniß? Lagen der Entbehrung, der Zurückgekommenheit giebt es, die mit heroiſcher Kraft verhehlt werden. Nicht aus Hochmuth oder Scham, ſondern aus einer angebornen taktvollen Zurückhaltung.

Jenes erſchütternde Schweigen und Verbergen treffen wir auch in Seelen an, die nicht den Muth

beſitzen, ſich eine Wahrheit klar und beſtimmt einzugeſtehen. Dieſen Muth beſitzen ſie deshalb nicht, weil ſie ſich andernfalls aus einem chaotiſch dumpfen Zuſtande der Unentſchloſſenheit aufraffen, ihr Leben mit dem nicht länger zu Leugnenden in Einklang bringen, Worte von unerhörter Beſtimmtheit ausſprechen, Thaten von nicht mehr zurückzunehmenden ſchweren Folgen vol bringen müßten. Ihr Gemüth gleicht dann der um ein grauenvolles Erlebniß in eine — Schwalbe verwandelten griechiſchen Heroine Prokne. Wie dieſe, ſo flattert es um ſein Elend rathlos hin und her. Die tiefere Erkenntniß der Thatbeſtände, die man ſich und Andern nicht eingeſtehen will, bleibt da ewig im Halben. Verdeckt werden die gähnenden Abgründe der Wahrheit mit zerſtreuenden Freuden, mit dem Schein des Verfolgens anderweitiger, ſogar ſehr ernſter Aufgaben. Man bietet ein Schauſpiel dar manchmal für die Bewunderung, in der Regel nur für den Zoll des Mitleids.

Hadwiga von Fernau ſtellt noch eine andere Gattung dieſer Vornehmheit des Gemüths dar.

Wie ſich dadurch die Vornehmheit kenntlich macht, daß man ſich entweder nicht ſelbſt bedient oder wenn man es thut, es ſo thut, daß Niemand davon die Einſicht nehmen kann, ſo auch verſchmähte dieſe in ſich ſo tiefunglückliche Frau dasjenige aufzuheben, was ihr vor dem Fuß mitten im Wege lag und über das hinwegſchreitend ſie jedenfalls ſtraucheln mußte. Alles, was ſchwierig war, umging ſie. Nicht einmal

nach andern Namen für das, was sie nicht sehen, nicht so bezeichnen wollte, wie es hieß, sah sie sich um. Sie hatte diese Weise, die eine Folge nur ihrer Furcht — vor dem Ausbrechen ihrer Leidenschaft war, schon von je gehabt. Man konnte dabei nicht sagen, daß sie von dem scheuen Gewissen einer Verbrecherin gequält wurde oder daß es Reue war, die sie so blind und taub machte.

Die verdüsterte Frau hatte das tiefste Bedürfniß, die Welt an eine leidenschaftliche Liebe Otto von Fernaus für sie glauben zu lassen. Diese Voraussetzung, ein Wahn, war bei ihr allmälig im Entschwinden. Ebenfalls hatte sie das Bedürfniß, ausgezeichnete Kinder zu haben. Ganz unmöglich war ihr, nicht an die Vortrefflichkeit derselben glauben zu sollen. So lebte sie in einer Welt ihr fast bewußter Illusionen. Noch jetzt glaubte sie an Fernaus Vorzüge, an einen Charakter, der in der That nur — ein Meister in der Verstellung war. In allem hatte er sich auf den Ton seiner Gattin gestimmt. Nach den ersten befriedigten Stürmen der Leidenschaft, die ihm Ludwigen wie eine Gefangene mit zerbrochenen Fesseln zugeführt hatte, ließ er ein conventionelles Verhältniß eintreten, das Ludwigen immer noch täuschte. Gewiß giebt es jeder Ehe, selbst wenn sie auf wirklicher, wahrer Liebe beruht, ihre Weihe, wenn sich die Liebe zur Gesinnung für's ganze Leben gestählt hat. Die Liebe muß etwas werden, was sich vertheilt und sich doch gleich

bleibt. Ohne Formen der Rückſicht, ohne Entſchuldigungen, wechſelſeitige Schonungen iſt die dauernde Begründung eines ſo unmittelbaren Nebeneinanders der Lebensbeziehungen zweier Menſchen, wie die Ehe mit ſich bringt, nicht möglich.

Fernaus drittes Wort wurde — der Takt. Mit dieſem Begriff — er iſt den Frauen immer willkommen, weil mit ihm Verſtand und Herz in Einklang gebracht zu ſein ſcheinen — beherrſchte er ſeine Gattin. Hinter dem vorgeſchobenen Takt konnte er alle Mängel einer aufrichtigen Empfindung verbergen. Nach und nach aber wurde damit auch jede Vertraulichkeit der Mittheilung, jeder gemüthvolle Austauſch der Herzen ausgeſchloſſen. Eine galante Höflichkeit, eine nie die anſtändigen Rückſichten aus dem Auge laſſende Courtoiſie trat an die Stelle der Natürlichkeit. Entrichten wir auch in Folge der letzteren manchmal einen zu weit gehenden Tribut an unſere allgemeine menſchliche Natur und geſtatten uns Ausbrüche der Leidenſchaft, des augenblicklichen Unmuths, die uns oft genug hintennach beſchämen, ſo fühlt ſich doch der duldende Theil immer wieder belohnt durch eine nach dem Sturm eintretende, deſto wärmere Hingebung und ergriffenere Herzlichkeit.

Damals, als ſich die Nachrichten von einem im Fernau'ſchen Walde bei Steinthal gefundenen, eingemauerten und völlig Kind gebliebenen Jüngling verbreitet hatten und die öffentliche Meinung nach dun-

keln Stellen im Leben des Gutsherrn oder der Gutsherrin suchte und sich dann auch bald durch die Namen Hennenhöft und Wülfing ein Knäuel von Verwickelungen zusammengewirrt hatte, ja ein Ariadnefaden, der schon durch ein sich lichtendes Labyrinth zu führen schien, da hatte jener „Takt" seit lange bereits die kalte Weise der Etikette angenommen. Starre Regelmäßigkeit bildete die Ordnung des Fernauschen Hauses. Warme, innige Begegnungen fanden nur noch statt bei Verständigungen über Einladungen, Festlichkeiten, Badereisen und Erörterungen über die Erziehung der beiden Söhne.

Als die Gerüchte über den Ursprung Theodor Waldners ihre höchste Gipfelung erreicht hatten, befand sich, zu ihrem Glück, Frau von Fernau in einem außerdeutschen Bade, das sie vor ebensoviel Jahren, als jener Findling zu zählen schien, liebgewonnen hatte und unbedachterweise seither öfters wiederfah. Als sie in deutschen Zeitungen Finger zeige auf eine vornehme Familienverwickelung als Anlaß der Geburt des Findlings gelesen hatte, verließ sie einen Ort, wo man sich auf ihre frühere Anwesenheit, auf die Begleitung durch den Jäger Wülfing und dessen Gattin, die ihre Kammerfrau geworden war, doch so leicht hätte besinnen können. Die Briefe Fernau's, die sie in Italien, das sie sofort aufsuchte, empfing, meldeten ihr das Erlebte, doch ohne jede Anklage. Graf Wildenschwert war außer-

halb Europas. Als nach mehr als Jahresfrist Jadwiga zurückgekehrt war, wohnte sie anfangs auf einem ihrer immer noch zahlreichen Güter. Als sie dann endlich nach einigen Jahren in die Residenz kam, war der Carneval in vollem Gange. Fernau stimmte zur Feier des endlich wieder in der Stadt genommenen Aufenthalts für die sofortige Entfaltung aller Mittel des Hauses, ohne sich dafür auf eine Motivirung einzulassen. Der erste Versuch, den Fernau machte, eine Gasbeleuchtung in eine Suite von Zimmern und einen künstlerisch dekorirten Tanzsaal einzuführen, war in solchem Grade innerhalb der Gesellschaft epochemachend, daß aller Lästerung, die wenigstens ihr eigenes Ohr hätte vernehmen können, darüber der Mund zugehalten wurde.

Bei alledem schlich sich in das Leben der beiden Gatten eine unangenehme Selbstverständlichkeit ein, die, daß sie sich über das Dasein jenes räthselvollen Jünglings und die Lästigkeit der Nähe, in welche zu ihnen immer und immer diesen die Ungunst der Umstände führte, recht zu beklagen hatten. Meistentheils conversirten die Gatten darüber, der etwa lauschenden Dienerschaft wegen, französisch. Doch zeigten sie keine Aufregung. Immer war es ein ruhiges, tonloses, nur bei Jadwiga zuweilen mit versagendem Athem vorgebrachtes — Apropos, wo Keiner etwa den Andern fixirte, Keiner etwa verrieth, daß er sich verrathen sah, Jadwiga in ihrem Ver-

brechen, Hernau in seiner Ueberzeugung, daß seine Frau es ihm zu Liebe begangen. Der Gegenstand, der dabei auf dem Spiele stand, war zu ernst. Es handelte sich um Hedwigas Vermögen, um die Zukunft ihrer Kinder.

Das Bedürfniß Hedwigas, den Schein aufrecht zu erhalten, als hätte sie einst, als sie den Grafen Wildenschwert verließ, nur das Richtige getroffen, war in solchem Grade für sie maaßgebend, daß sie selbst die Verringerung ihres Vermögens, die sich allmälig herausgestellt hatte, ohne Murren ertrug, ohne Scenen herbeizuführen mit dem Veranlasser derselben. Soviel Einsicht besaß sie, allmälig zu erkennen, daß der rastlosen Verbesserungs- und Projektensucht, die auch Hernau, doch in anderer Art, als den Grafen, beschäftigte, keine finanzielle Intelligenz zum Grunde lag. Bald sollte ein Gut verkauft werden, um ein anderes zu erwerben, oder es sollten Fabriken angelegt, die Oekonomieen hier und dort mit Brennereien, Brauereien verbunden werden. In den Anschlägen nahm sich alles das prächtig aus und liebevoll sagte sie zu allem Ja. Aber mit der Zeit mußte sie bemerken, daß die flüssig gemachten großen Summen nur theilweise für die neuen Schöpfungen verwendet wurden. Geriethen diese dann darüber in Stocken, so stellte sich ein neues Bedürfniß baarer Geldzuschüsse ein. Des seltsamsten Schachers und Finanzbetriebes nahm es in Hernaus Arbeitszimmer kein Ende. Als Theodor Wald-

ner auftauchte, als ihre Ehre, ja, wenn die Gerichte gewollt hätten, ihre Freiheit nur von dem einzigen Zeugniß des gefänglich eingezogenen Wülfing abhing, da kam ihr, als sich gleichzeitig die Spekulationssucht ihres Gatten mit immer ungünstigeren Resultaten anließ, der Gedanke: Er legt wohl zurück für sich, für seine Kinder —! Er fürchtet doch, es könnte noch ein Tag kommen, wo Wildenschwert seinen Sohn und mit ihm mein Vermögen einfordert —! Und wie lange werde ich selbst noch leben —! setzte manchmal ein Schmerzensruf hinzu aus dem gedrückten, schuldbeladnen Herzen.

Wenn auf offnem Meer der Sturm die Wellen peitscht, wenn das gewaltige Element an die Speichen eines hinundhergeschleuderten Schiffes schlägt, wenn es Lücken findet, um einzubrechen, so sucht die äußerste Anstrengung der Mannschaft das Leck zu stopfen. Es gelingt auch. Aber der Wasserstrahl bricht an einer andern Stelle ein, an einer zweiten, dritten. Alle Mühe ist umsonst. In die Rettungsboote muß man sich flüchten und das große Fahrzeug sinken lassen.

So schon zuweilen ergriff Jadwigen die Verzweiflung, wenn sie sah, wie sich Folge an Folge ihres Frevels an sie anklammerte, Eine Nachwirkung der begangenen Schuld nach der andern. Wülfing und Hennenhöft waren zu versorgen. Staudtner, der Sohn des Medizinalraths, schrieb und empfahl einen alten Schulmeister, der aus Gesundheits-

rücksichten auf's Land versetzt zu werden wünschte, den Rektor Nesselborn. Der jüngere Nesselborn, dem die Erinnerung an jene beiden Tage damals auf Schloß Wildenschwert zu Kopf gestiegen war und ihn zu Huldigungen fortgerissen hatte, die anfangs der Gräfin erheiternd, später unbequem wurden, doppelt unbequem, da sie nach ihrer Flucht von Wildenschwert nirgends Spuren ihres Verweilens, ihrer Briefadressen zurückzulassen wünschte, rückte wieder in ihre Nähe mit Vorschlägen und Bitten, die ihr den Charakter einer Drohung anzunehmen schienen. Die Art, wie Nesselborn den Findling von der Waldmeisterei zu sich genommen hatte, erschien ihr wie eine offne Feindseligkeit, wie eine Rache. Nun mochte sie sich vollends nicht die Mittel zur Anlegung eines Erziehungsinstituts abtrotzen lassen. Abtrotzen, so hieß ihrem bedrängten Gewissen der zuversichtliche Ton der aus Bruckbach gekommenen erneuerten Bitten. Als sie nun da erst recht die Bitte abschlug und ihr dafür die ihr so gräßliche Verpflanzung des Findlings auf ihr Gut Steinthal zurück, zu Nesselborns Vater, zu Theil wurde, da fand sie sich endlich bereit, die Briefe zu verstehen, in denen die ehemalige Nachmittagspredigerin von Theodor Waldners — Erinnerungen geschrieben hatte, Erinnerungen, die erfunden waren, sich aber vollkommen auf die ehemalige Gräfin deuten ließen. Da streckte sie denn endlich Nesselborn die Mittel zu seinem pädagogischen Beginnen vor, ja gewährte

weinten. „Nun denn," ſagte Schlachtenmaler, „da liegt Kaputh! Wir ſind hier in der Vorſtadt und Gott ſelbſt gibt uns einen Fingerzeig, unſre Sünde wieder gut zu machen." Nämlich der Schlaue bemerkte, daß hier eben ein Pferdemarkt gehalten wurde. Juden handelten mit den Bauern. Die käuflichen Pferde hüpften munter vor den Roßkämmen vorüber. Es war ein Gewühl und ein Treiben verlockender Art. „Töffel iſt doch nicht mehr hier," meinte der Aelteſte." „Ja, wo laſſen wir denn das Pferd und den Wagen?" fielen die Brüder ein. Schlachtenmaler, ſtatt Antwort zu geben, rief einen Juden an, den ſie faſt übergefahren hätten. „Heda!" und hieb ihm über die Ohren. Dieſer machte Lärm, und Schlachtenmaler winkte ihm lachend zu: „Nun, haut uns wieder über die Ohren! Was gebt Ihr für Pferd und Wagen?" Der Handelsmann trat näher und fing zu prüfen an. Das Pferd war munter und friſch; kein ausgedientes Cavalleriepferd, wie hier ſo viele, ſondern junge Zucht von Kleinbetteln. Schlachtenmaler war abgeſtiegen und machte eine Forderung von fünfzig Thalern für Wagen und Pferd. Die Brüder dachten, Gott müßte ſie in dem Augenblick verderben; aber der Aelteſte und der Jude handelten luſtig hin und her, gingen und kamen, prieſen an und zuckten die Achſeln, kurz, für vierunddreißig Thaler wurden ſie handeleins. Schlachtenmaler nahm das Geld und lud jedem Bruder etwas von den Effecten auf. „Kommt, kommt!" ſagte er; „wollen wir morgen nicht Alle im Thurm ſitzen, ſo müſſen wir uns von dem leicht erkennbaren Wahrzeichen befreien. Wir bezahlen den Wirth, ſchreiben dann den Eltern unſern guten Handel und behalten gleich das Geld als Vorſchuß für die nächſten Monate hier. Denn hungern ſollen wir doch nicht

ihm die bequemsten Hypotheken sogar auf ein Haus, das er sich kaufte. Dann wieder meldete sich jener Advokat, den sie einst wie eine Kartenlegerin besucht hatte und empfahl ihr seinen Sohn. Auch diesen unterstützte sie und nahm ihn sogar ganz zu sich. Und die Entschiedenheit dieses jungen Gelehrten, sein Tadel ihrer Söhne schien ihr wiederum einen Hinterhalt zu haben, den Charakter einer Auflehnung zu tragen. Als dann zuletzt gar Waldner in ihre unmittelbare Nähe kam, zurück zu Nesselborn, sogar in Berührungen mit ihrem Schwager, dem Präsidenten, da wurde ihr ihre Lage unerträglich. Sie reiste ihren Söhnen nach. Hatte sie doch auch die Nachricht erhalten, daß diese ihre Freiheit mißbrauchten und jenes Mentors, des, wie sie behaupteten, sie gängelnden und vor den Studenten lächerlich machenden Hofmeisters, enthoben sein wollten. Der junge Philolog hatte sich nicht wieder mit seiner Stellung, die ihm bei dem blinden Glauben der Mutter an die gute Natur ihrer Söhne eine unmögliche geworden schien, ausgesöhnt und sie verlassen. Die Mutter war von der Universitätstadt zurückgekehrt, beim Abschied fast erdrückt von den Küssen ihrer Söhne, die ihr versprachen, alle ihre Hoffnungen zu erfüllen und durch ihr Betragen die ihnen zugestandene Selbstständigkeit zu verdienen. Da trifft sie in ihrem schönen Hause in der Schloßstraße die Meldung von fünftausend Thalern, die ihr Nesselborn zurückerstattet haben sollte — das Geld selbst

aber fehlte. Nun schüttelte sie wieder den Kopf über dies ihr räthselhafte Sichfühlen des doch noch immer gebundenen Schuldners in der Vorwerkstraße, der sogar den Eintritt des jungen Hellwig in die Nesselbornsche Anstalt genehmigt hatte. Dann bei ihres Gatten Zurückbehalten der gezahlten Summe angekommen, stockten ihr alle Gedanken. Eine Peinlichkeit reihte sich an die andre.

Als an den ersten Abenden nach ihrer Rückkehr Hermann seiner Gattin eine besondere Beflissenheit gewidmet, seine Casinosausgänge noch nicht wieder aufgenommen hatte, billigte sie von Herzen alles, was Hermann in dieser Zeit gethan. Sie lächelte, halb zweifelnd, halb gläubig über seine Prophezeiung, dieser Winter würde sich ganz besonders erfreulich anlassen.

Ihr von einer mattbrennenden Ampel erleuchtetes Boudoir enthielt einen kleinen ofenartig eingerichteten Kamin, der eine behagliche Wärme verbreitete. In gewählter Toilette lag sie da eben ausgestreckt auf einer Chaiselongue. Sie hatte den Gatten auf einem niedrigen Sessel zu ihren Füßen sitzen.

Sie erzählte ihm von den Söhnen, tadelte deren Unregelmäßigkeiten, glaubte sich jedoch für das gute Herz derselben verbürgen zu dürfen.

Der Gesprächsstoff war bald erschöpft. Sie konnte nicht mehr hoffen, den nach Art der Blondins noch leidlich Jugendlich-Gebliebenen durch ihre Person zu fesseln. Seit einiger Zeit hatte sie sich dem Alter genähert. Die Furchen der Stirn, die sich sonst

nur beim Nachdenken eingestellt hatten, waren stehen geblieben und Runzeln geworden. Ihre Hände waren mager. Aufgelaufene Adern entstellten sie dermaßen, daß sie selbst im Hause Handschuhe trug. Der Winterumzug aus Wolmerode in die Stadt war diesmal schon im Frühherbst vollzogen.

„Die Lektion, die wir Nesselborn geben wollten, hat nicht viel gefruchtet —" begann Fernau, sein wohlgepflegtes Haar streichend und den Rauch seiner Cigarre von sich blasend.

„Welche Lektion —? Was nicht gefruchtet —?"

„Wir hätten die ganze Summe zurückfordern sollen —"

„Ja so! Jenes Darlehen —! Apropos, wozu sind die fünftausend Thaler verbraucht worden —?"

Mit etwas verlegener Stimme und einen durch verschluckten Tabacksrauch hervorgebrachten Hustenanfall affektirend, antwortete Fernau:

„Du weißt von den Kalkbrennereien in Tiefenort, an denen ich mich betheiligt hatte —! Immer ist das noch die alte Geschichte —!"

Die Gattin schwieg. Sie wußte, es sollte sich wieder hier um eine jener Rückzahlungen handeln, die schon seit lange angefangen hatten, eine seltsame Rubrik zu bilden. Immer waren es erwiesene und unbestreitbare Gewinne, die sich durch allerlei unvorhergesehene Nebenumstände in baare Verluste verwandelten.

Zeit, sich darüber nach einer Empfindung hin zu

äußern, die ſie ſchon lange hegte und der ſie endlich einmal Ausdruck zu geben wünſchte, ließ ihr Fernau nicht viel. War er doch in eine Mittheilungsluſt gerathen, die ihm auch „zu angenehm“ ſtand —! Auch heute war dieſe auf die noch jetzt in ihren, unter den bitterſten Leiden genommenen zweiten Mann verliebte Frau von beglückender Wirkung. Fernaus Rede war in ſolchen Fällen der Ausbruch eines ungezügelten Temperaments. Die Worte überſtürzten ſich vor Lebhaftigkeit der Mittheilung. Die Anſchauungen kamen ihm immer neu, wenigſtens für Jadwiga. Keine Schwierigkeit gab es für irgend etwas in der Welt, falls nur muthige Combination es als möglich verfolgte. Und immer hatte Fernau dabei die Logik, die geſunde Vernunft, das Recht auf ſeiner Seite. Es war die Sprache jener männlichen Zuverſicht, die ſchon Tauſende von Frauen in's Unglück geſtürzt hat.

„Haha,“ rief er aus, „Neſſelborn hat Hülfsquellen —! Ich glaubte anfangs, es würde lange währen, bis er vielleicht nach Bukareſt geſchrieben hätte, wo ſeine Töchter ſchwerlich mit Stundengeben Dukaten verdienen! Aber ſein Bankier wohnt in ſeinem eigenen Hauſe — in dem unſrigen! Seine Nichte war es, die grade die volle Summe beſaß, die für Tiefenort nöthig war. Das ſoll ein Darlehn jenes Mädchens ſein, welches den Waldner“ — Fernau räuſperte ſich — „beſſer erzogen hat, ſagt man, als Seine pädagogiſche Weisheit, ihr Herr Onkel ſelbſt. Wenigſtens

im Schlittſchuhlaufen ſoll ihn Niemand übertreffen. Staudtner erzählt mir Wunderdinge, wie dieſe junge Dorfſchöne commandirt im Hauſe. Staudtner, der Aermſte, der das Unglück hatte, einen jungen Engländer in der Penſion nicht durch den Typhus bringen zu können, mußte erleben, daß man ihm ſagte, die Exiſtenz des Inſtituts erforderte ein Opfer —! Man hat Staudtnern gekündigt —! In Wahrheit freilich nur, um dem baldigen Schwiegerſohn Bögendorfs, einem gewiſſen Wedemeyer, ein Piedeſtal für ſeine Exiſtenz zu geben —“

Wie war doch jetzt die in ihrer Jugend ſo freie, ungefeſſelte Jadwiga ſo eingeengt —! Links und rechts lagen in ihres Gatten Bericht für ſie nichts, als Fußangeln. Staudtner und Bögendorf — ſie mußte ja mit beiden halten —! Gegen den Schulrath hier in dieſem ſtillen Raum etwas zu äußern, würde wahrer Undank geweſen ſein. Hier und in einem entſprechenden Boudoir auf Wolmerode hatte „der beſte Freund ihres Vaters“, wie Jadwiga den Schulrath nach ihrer leidlichen Ausſöhnung mit den Saldern zum Ottenfels und den von Pfannenhauers vorzuſtellen pflegte, oft genug geſeſſen und die Verſicherung gegeben, er würde alles aufbieten, die Söhne des Hauſes durch's Examen zu bringen. Die Prüfungskommiſſion für jene „Wilden“, die Nichtbeſucher öffentlicher Lehranſtalten, pflegte ſtreng zu ſein. Und ſo ſehr Doctor Hellwig verſichert hatte, ſie beſäßen beide

auch nicht einen Anflug der nöthigsten Reife, Bögendorf hatte in dieſem Fall das Vorurtheil zu brechen verſtanden, das die Herren der Prüfungskommiſſion gegen die in den regelmäßigen Schulen nicht gebildeten Wildlinge zu beherrſchen pflegt.

Der Humor des Gatten erlebte eine Conſequenz, die ihn dafür, daß es nur ein gemachter war, beſtrafte.

Bei ſo viel guter Laune, wie ſie da ſo eben den immer redſeliger Gewordenen zu beherrſchen ſchien, ließ ſich ja wol ein Geſtändniß wagen, das Frau Jadwiga auf dem Herzen hatte. Nun kam eine Mittheilung, die ihren Gatten nicht wenig in Verlegenheit ſetzte.

„Lieber Otto," ſagte ſie, „zürne mir nicht über einen Schritt, den ich ſchon von der Univerſität aus gethan habe und nun faſt bereue —! Der Unmuth über ſo viel Erfahrungen, die ich dort machen mußte, überwältigte mich. Ich ſchrieb nach Steinthal an den guten Anbelang —" (der Schnelldenker wurde jetzt Direktor genannt) — „er ſollte auf vierzehn Tage zu uns kommen, ſollte hier bei uns wohnen und ſich einmal gründlich einer Reviſion unſers geſammten Vermögensſtandes unterziehen. Er ſchreibt mir, daß er morgen eintreffen würde. Nimm ihn freundlich auf! Leiſte ihm für ſeine Aufgabe — Du weißt, er wird ſie mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit zu löſen ſuchen — jeden Beiſtand! Gieb ihm die volle Einſicht in Alles und Jedes, was er erfahren

zu müssen in der Lage sein wird. Keine Zurückhaltung, keine Vertuschung! Ich bitte Dich sehr darum, lieber Otto! Die Frage ist in der That zu wichtig —"

„Ich begreife Dich nicht. Warum ist sie so wichtig —?" entgegnete der heftig erschreckende Otto, der mit soviel Bestimmtheit lange nicht angeredet worden war.

„Unsern Söhnen muß der Glaube an die Unerschöpflichkeit meiner Reichthümer genommen werden —! Ich hatte gedacht, ich lasse Anbelang nicht früher nach Steinthal zurück, bis nicht diese Bilanz auf Heller und Pfennig vor mir liegt —!"

„Hm! Hm —!" war alles, was über Fernaus Lippen kam.

Aber schnell hatte er sich in die Anordnung seiner Gattin gefunden. Mußte er sie doch leicht zu nehmen scheinen. Er ertheilte ihr seine volle Zustimmung.

Darüber war ihm aber doch die Cigarre ausgegangen. Eine Weile saß er nachdenklich am Kamin und schlug die Beine übereinander. Dann legte er einige Scheite Holz in die noch glühende Asche und that, als schüttelte ihn ein von außen kommender Frost.

„Singe mir ein wenig!" sagte Jarwiga und wollte damit dem ehemals berühmten Tenor, der in den Gesellschaften noch oft der Aufforderung, sich an's Klavier zu setzen und einige Lieder vorzutragen, Gehör schenkte, etwas Schmeichelhaftes sagen. „Ich sehne mich recht nach einem Deiner Lieder —!"

Der Mann der unverwüstlichen Jugend lehnte die Aufforderung ab, Katarrh, die rauhe Jahreszeit vorschützend. Unruhig ging er auf und ab, antwortete zerstreut und erklärte endlich, es würde ihm doch gut thun, noch eine Stunde in's Casino zu gehen. Man bereitete dort einen berühmten Eierpunsch, der ihm in solchen Fällen zu bekommen pflegte.

„O thu' das!" sagte Jadwiga, liebevoll besorgt. Sie bat ihn nur noch, sich ja dafür des Wagens zu bedienen. Das Wetter war rauh und stürmisch.

Mitten in ihren Auseinandersetzungen war schon Fernau verschwunden. Noch rief sie ihm die Bitte nach, sie hoffen zu lassen, daß er zurückkehrte, wenn sie noch wach wäre — eine Aufforderung, die Jadwiga jedesmal wiederholte, ohne jedoch anzunehmen, daß sie sich auf seine dann erfolgende liebenswürdigste Zusicherung verlassen konnte. Seitdem seine Söhne aus dem Hause waren, kam er schon zuweilen vor Morgens nicht heim.

Zum Glück für ihn liebte seine Gattin nächtliche Einsamkeit. Sie suchte schon um so zeitiger den Schlaf, als er sie, wenn sie sich gelegt hatte, doch floh. Die Controle, daß sie genau die Stunde angeben konnte, wann Fernau vom Casino kam — früher meistens doch noch vor Mitternacht — fing für beide Theile an, recht peinlich zu werden.

# Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Schnellvenker erschien.

In den für ihn bestimmten Zimmern des wohnlichen Hauses hatte er sich mit Bequemlichkeit eingerichtet und auf jede Anweisung, die ihm gegeben wurde, in seiner Art die zustimmende Antwort schon zuvor ausgesprochen.

„Ich habe Ihre Verdienste schon bei meinem ersten Mann erkannt —“ sagte die bekümmerte Frau, die seine Einsicht und Gewissenhaftigkeit zu Hülfe gerufen hatte; „Sie haben mich den Gedanken, Sie an meine Interessen zu fesseln, nie bereuen lassen. Auch jetzt werden Sie mich verstehen, lieber Anbelang! Kein Jahresbudget ist es, um das es sich handelt, kein Ueberschlag für irgend eine gelegentliche Unternehmung, sondern sozusagen ein Kassensturz, wie ihn ein Minister macht, wenn er einmal den Staatsbuchhalter überrascht! Da soll nirgendwo Blei statt Silber in den Düten stecken, kein Sand in den Säcken. Keine Uebertragung von Einem auf's Andere soll

Illuſionen ſozuſagen in Permanenz erklären! Ich will jetzt —"

„Was gnädige Frau noch beſitzen," ſagte Herr Anbelang gleichzeitig mit dem Anfang des Satzes, deſſen Zuendeführung mit „— wiſſen —" der Gräfin erſpart blieb.

Die kleine Pauſe des Stutzens über eine mit unerwarteter Schnelligkeit kommende Antwort, an die ſich Jeder gewöhnen mußte, der mit dieſem überhöflichen Mann verkehrte, war vorüber. Frau von Fernau fuhr zu bekennen fort, ſie erwartete alles Kommende mit dem größten Vertrauen auf die Hülfe, die ſie herbeigerufen hätte. Den Gedanken, Anbelang würde mit ihrem Gatten unter Einer Decke ſpielen können, konnte ſie ſchon um deßwillen nicht hegen, weil ſie jede Regung des Mißtrauens, die ihr gegen Fernau ſelbſt aufſtieg, als etwas ihrer nicht Würdiges unterdrückte.

Acht Tage waren vergangen. Den Oekonomiedirektor hatte man oft eingeſchloſſen gefunden, wenn man ihm klopfte, um ihn zum zweiten Frühſtück, ſogar noch, wenn man ihn Abends zum Thee abrufen wollte. Oft hatte man Fernau ſehr laut mit ihm peroriren hören. Doch mußte wol zwiſchen beiden keine Differenz obwalten; denn bei Tiſch floß Fernau vom Lobe des beſonnenen und gewiſſenhaften Mannes über, ja vor vielen Anweſenden (an Gäſten fehlte es beim Mahle ſelten) behauptete er Schritte ge-

in Kaputh? Ueberhaupt ſeid ihr recht vom Lande. Will der Menſch etwas werden, ſo muß er wagen, muß er auf einer Pulvermine ſchlafen können. Vater hat genug an uns gethan, aber das Meiſte liegt noch in unſerer Hand; und vor allen Dingen werden wir nichts zu Wege bringen, wenn die Hand leer iſt.“

Unter ſolchen Troſtgründen zogen die Brüder in Kaputh ein. Da wir aber einen ſo reichen Stoff vor uns haben, daß wir der weitern Aufklärung dieſes Kapitels keinen Raum geſtatten können, ſo erwähnen wir hier gleich, was doch nicht verſchwiegen bleiben kann: Schlachtermaler hatte eingeſehen, daß mit acht Thalern keine Exiſtenz für ſie in Kaputh möglich war. Er war klug genug, den Geiz ſeiner Mutter und die Weltunerfahrenheit, wie die Armuth ſeines Vaters zu durchſchauen, und wieder Philoſoph genug, um ſich zu helfen ſo gut es ging. Mit dem Plane, Wagen und Pferd gleich in Kaputh zu verkaufen, ging er ſchon lang um. Doch um dies vor ſeinen Brüdern zu können, mußte er dieſen ihr gutes Gewiſſen nehmen. Er fing deßhalb an, ſie durch die Mittagstafel im rothen Ochſen ſchon zu Genoſſen ein und deſſelben Verbrechens und Intereſſenten ein und deſſelben Geheimniſſes zu machen. Die acht Thaler verlor er nicht, ſondern hatte ſie in ſeinem Stiefel verſteckt. Die Zeche im Wirthshauſe hatte er ſchon den Abend vor der Abreiſe bezahlt, ſeine Flucht war ein Mährchen, mit dem er den endlichen Wagen- und Pferdeverkauf gründlicher motiviren konnte. Wir wollen hoffen, daß ſich aus dieſem energiſchen, aber verſchlagenen Charakter Gutes entwickelt.

than zu haben, um nicht nur durch einen landesherrlichen Orden, sondern auch durch den Titel eines Rathes die Verdienste belohnt zu sehen, die sich Anbelang, obschon in Privatdiensten stehend, doch zugleich um die Polizei, die Wegbesserung und das Wohl des Staates überhaupt erworben hätte.

Nichtsdestoweniger wurde eines Morgens, als sich der entscheidende Richter zum Empfang bei Jadwiga gemeldet hatte, die hohe stolze Frau durch die Resultate, die ihr vorgelegt wurden, beinahe einer Ohnmacht nahegebracht.

Anbelang hatte ihr gesagt und dabei verlegen auf einen großen sauber liniirten, mit grüner, rother, schwarzer Dinte ausgezeichneten Großfoliobogen geblickt:

„Gnädige Frau, Sie stehen noch jetzt als einer der reichsten Namen unseres Vaterlandes da, wenn auch allerdings außerordentlich bedeutende Einbußen Ihres Vermögens haben registrirt werden müssen! Der Complex Ihrer Güter, Ihrer Hypotheken, Ihrer Staatspapiere und Antheile an industriellen Unternehmungen betrug bei Ihrer Verheirathung mit dem Grafen Wildenschwert anderthalb Millionen. Dies Vermögen würde sich durch den Tod Ihres seligen Vaters auf eindreiviertel Million gesteigert haben, wenn Sie nicht, wie Sie ja wissen, die Auseinandersetzung mit dem Grafen Wildenschwert seit nunmehr über zwanzig Jahre um jährlich zehntausend Thaler verkürzt hätte —“

„Aber jetzt — jetzt —!“ hatte Jadwiga diesen Rückblick auf die Vergangenheit mit Dringlichkeit unterbrochen.

„Die Aktiva betragen —“ fiel Anbelang schon nach dem ersten „Aber jetzt —?“ ein und knatterte dabei mit seinem kalligraphisch betrachtet vollkommen musterhaften Bogen —

„Aktiva —!“ hatte ihn Jadwiga sofort unterbrochen und die Worte: „Haben wir denn belangreiche Passiva — Passiva, von denen überhaupt die Rede sein kann —?“ verhallen lassen in dem fernern Vortrag des wie in starre Zahlen verwandelten Mannes, der sich räuspernd und mit dem Kopf schüttelnd bereits der Misdeutung seiner Worte vorzubeugen suchte und fortfuhr:

„Die Verringerung Ihres Besitzstandes, gnädige Frau, ist nicht gering. Es kommt leider auf mehr als eine halbe Million hinaus. Unglückliche Verkäufe — falsche Spekulationen — ähnliche Ursachen sind Ihnen wol erinnerlich. Doch stehen Sie immer noch mit circa 800,000 Thalern fest! Die schwebenden Passiva, etwa 50,000 Thaler treffen auch nur — hm! hm! — Herrn von Fernau — allein, —“

„Meinen Mann — allein —? Seit wann hat denn —?“

Jadwiga schwieg. Die Worte, die sie zu sprechen beginnen wollte, hatte sie vor Anbelang nicht nöthig auszusprechen. Schon als sie angefangen hatte nur

zu sagen: „Die Finanzen meines Mannes sind ja —“ hatte sich schon der treue Verwalter ihre Rede dahin vervollständigt, daß sie hätte sagen wollen: „sind ja auch die meinigen —!“ oder etwa: „Wie kann mein Mann, der keinen Groschen Vermögen hatte, als ich ihn heirathete, besondere Schulden haben —?“ Anbelang antwortete bereits:

„Besser ist besser! Ich habe doch vorgezogen, gnädige Frau, die einzelnen Titel zu trennen, die Ueberträge von Separatausgaben auf den allgemeinen, ich meine auf den Besitzstand der ehemaligen Gräfin Wildenschwert nicht zu dulden und streng alles, was Deficit ist, in der Rubrik zu lassen, wo es als Schuld — contrahirt wurde —“

„Das — Meiste davon —“ hauchte die tiefbetrübte Frau — „stammt wol aus —“

„Bitte um Verzeihung, aus neuerer Zeit,“ lautete die vernichtende Antwort, die der Gräfin die Worte: „früherer Zeit“ erspart hatte. „Diese Incongruenz der einzelnen Posten ist sogar allerneuesten Datums. Eine Anleihe bei einem Bankier — einem etwas verrufenen Geldoperateur — steht dermaßen sozusagen nackt und uncachirt da — oder — wie soll ich mich ausdrücken —? daß ich bedauern mußte, auf Vorzeigung der Unterschrift zu dringen, die Sie ja, gnädige Frau, für alle entscheidenden größeren Summen, ob als Einnahme oder Ausgabe, bei allem Vertrauen auf Herrn von Fernau, schon um deßhalb sich

bedingen mußten, weil eine ſolche von Ihnen, als der eigentlichen Eignerin des vorhandenen Vermögens, geſchäftlich verlangt wird. Es ſollte mir leid thun, wenn ich mir das Misfallen Ihres Herrn Gemahls, meines gnädigen Herrn, zugezogen hätte. Ich bitte Sie daher—"

„O ſeien Sie ohne alle Sorge!" unterbrach Frau von Fernau, nahm die Bilanz ſelbſt zur Hand, richtete den Blick auf die letzten Poſten, die Poſten neueſten Datums, und überzeugte ſich unter Anderm, daß die als zurückgezahlt notirten 5000 Thaler von Neſſelborn nicht für jene Kalkbrennerei, ſondern zu einer Zahlung an jenen genannten Bankier benutzt worden waren, eine Firma, mit der ſie ſelbſt in keiner Verbindung ſtand. Sie bewunderte nur, wie ihr Mann dieſen Schaden ſo offen hatte erſichtlich werden laſſen. Darunter litt ſie in ſolchem Grade, daß ſie die Bemerkung auf den Lippen hatte: Ließ ſich denn da nichts erfinden, um mich zu täuſchen?! Nichts, was mir die mein Herz zermalmende Frage erſparte: Was hat denn Otto mit dieſen 5000 und in der Totalität mit jenen 50,000 Thalern überhaupt vorgenommen?!

Anbelang hörte dieſe Bemerkung vollkommen klar, doch nur im Geiſt. Wenigſtens paßten darauf die Worte, die er ſprach:

„Wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, gnädige Frau, ſo wurde mir dies unwillkommene Ergebniß meiner Vergleichung der mir vorgelegten Bücher dadurch erleichtert, daß mich Herr von Fernau zum

Dolmetſcher eines Geſtändniſſes gemacht zu haben ſcheint, das er Ihrer liebevollen Nachſicht ſelbſt zu machen nicht die Ueberwindung hatte. Er wünſchte ausdrücklich, ich ſollte Ihnen geſtehen, daß ihn ſeit einiger Zeit die Leidenſchaft — des Spiels beherrſcht —!"

„Das iſt nicht wahr —!" rief Jadwiga im Ton der äußerſten Entrüſtung.

„Gnädige Frau —!" entgegnete Anbelang mit gekränktem Ehrgefühl.

„Mißverſtehen Sie mich nicht, lieber Direktor —! Die Unwahrheit ſoll Sie nicht treffen — Nein, nein — ſie ſoll nur —"

Ihre Worte erſtarben. Dieſe konnten ohnehin nicht alles ſagen, was ſie dachte. Ein Klang wie aus der Tiefe des Grabes war es, als ſie vor ſich hin murmelte: „Mein Mann war nie ein Spieler —!" Das konnte wie ein Zweifel an dem von ihm angegebenen Motiv ſeiner Privatſchulden klingen. Anbelang faßte es ſo und ſchwieg. Nur noch darum bat er, ihn heute von ſeiner Antheilnahme am allgemeinen Mittagsmahl zu befreien.

„Sie haben nichts von Fernau zu befürchten —!" ſprach Jadwiga. „Doch wie Sie wollen —!" ſetzte ſie mit gemachtem Lächeln hinzu. In dieſem Lächeln lag der tiefſte Schmerz. Ein verlorenes Leben lag im Ton dieſer wenigen Worte, die der Direktor mit einem gewiſſen Muth aufnahm. Denn noch ehe das ominöſe

„befürchten" durch die Luftwellen des kleinen Zimmers ausgezittert hatte, sprach er schon:

„Ich würde auf alle Fälle meiner Pflicht genügt haben. Doch gestehe ich, daß es mir eine Beruhigung ist, zu wissen, ich scheide von hier, ohne in Herrn von Fernau Jemand zurückzulassen, der mit mir unzufrieden ist —!"

Noch eine Weile starrte die Tiefbetrübte vor sich hin. Sie grübelte, womit man so viel Geld an den Mann bringen könnte, wenn man nicht spielt —? Das Spiel hatte wenigstens sonst Fernau nie gereizt, so oft sie auch mit ihm an die grünen Tische berühmter Badeorte getreten war und ihm ihre goldgefüllte Börse in die Hand gedrückt hatte mit der Aufforderung, die Leidenschaft, die sie selbst ergriffen hatte, unter dem Deckmantel seiner eigenen zu befriedigen.

Dann, als sie bemerkte, daß Anbelang den Boden unter seinen Füßen brennen fühlte und entlassen zu sein wünschte, sagte sie mit gezwungenem Lächeln:

„Und hat Ihnen dieser Böse nicht gesagt: Woran Sie bei mir appelliren sollen —?"

Schon klang die Phrase, mit gezwungener Süßlichkeit vorgebracht, an ihr Ohr:

„An Ihre Liebe —!"

„An nichts Andres —?" forschte sie.

Diesmal blieb der schnelle Antwortgeber stecken. Denn dasjenige zu wiederholen, was ihm sonst noch Fernau als Motiv für die Vergebung dieser Schulden

gesagt hatte, wagte er nicht. Fernau hatte ihm gesagt: „Deuten Sie ihr doch nur an, wie nothwendig es ist, daß wir beide in Frieden und gutem Einvernehmen leben —“ Der dunkle Schatten des erschossenen Hennenhöft war vor Anbelangs Augen aufgetaucht, als Fernau so drohend Räthselhaftes mit einer eigenen Malice, ja mit einer förmlich herausfordernden Gleichgültigkeit hingeworfen hatte.

Und so auch deutete sich Jadwiga den Muth Fernau's, sich zu einer so hohen Schuld zu bekennen. Zu bekennen in seinen Jahren — als Vater zweier Söhne, denen er das Beispiel der Selbstbeherrschung hätte geben sollen — als Gatte einer Frau, die er sich die Miene gab, durch nichts empfinden lassen zu wollen, daß sie schon ihr äußrer Reiz, die Fähigkeit, noch zu fesseln, verlassen hatte —! Nichts Andres hatte er sagen wollen, als: Du bist denn doch wohl in der Lage, Gnade um Gnade zu üben —?!

Als die Tieferschütterte allein war, versuchte sie im Zimmer auf- und abzugehen. Sie öffnete noch andere, ebenfalls geheizte Räume. Es fehlte ihr an Luft, die ihre Brust bedurfte, um geregelt athmen zu können. Was sie so oft in flüchtigen, mit Gewalt von ihr niedergekämpften Regungen geahnt hatte, das sah sie jetzt verwirklicht. Fernau hatte sie nie geliebt. Von ihr war es nur ein sinnlicher, leidenschaftlicher, eitler Mann gewesen, der die Kunst der Verstellung wie ein Meister übte, Grundsätze heuchelte, Ehrbarkeit selbst mit dem

Schein der Pedanterie heuchelte. Eine gewiſſe Miene von Frivolität, die auf Sekunden über ſein Antlitz ſtreifen konnte, wurde jetzt von ihr begriffen. Nicht mehr ſah ſie dieſe verſcheucht von jener andern Miene der Reſpektabilität, die ſtereotyp auf ſeinem Antlitz thronte. Jetzt dehnte ſich ihr dieſe Miene aus, wurde ſtarr, wurde das faniſche Grinſen eines Wüſtlings. Sie riß die Thür eines Zimmers auf, wo eben für drei Perſonen zum Frühſtück gedeckt worden war und der Diener die Meldung machte, der gnädige Herr hätte ſich entſchuldigen laſſen.

Da ſie nun auch dem Direktor Urlaub gegeben hatte, ſo ſaß die Unglückliche allein. Sie nahm nicht einen Biſſen von den dargebotenen Speiſen. Bei alledem war ihre Sorge, den Umgebungen keinen häuslichen Unfrieden zu verrathen, ſo groß, daß ſie auf die Meldung, der Sanitätsrath Staudtner wünſchte ſeine Aufwartung zu machen, mit angenehmſter Ueberraſchung erwiederte:

„Wenn er — zum Frühſtück — mithalten will — willkommen —!“

Staudtner war ſeit Jahren der Arzt des Hauſes. Da alle Glieder der Familie geſund waren, ſo war er nicht viel in die Lage gekommen, ſeine Kenntniſſe auf die Probe geſtellt zu ſehen. Fernau ritt für ſich allein mediciniſche Steckenpferde, hielt es bald mit der Homöopathie, bald mit Waſſerkuren. Staudtner war tolerant genug, jede mediciniſche Doktrin gelten

zu laſſen, die eine Diät vorſchreibt. „Einmal acht Tage das unterlaſſen, was man ſonſt täglich thut, macht jede Krankheit ſtutzig —!“ So lautete die Lehre des geſellig nicht immer angenehmen, doch zuweilen, wenn er guter Laune war, überall präſentablen Vermittlers der Lehre Epicurs mit der des Antiſthenes. Frau von Fernau war ebenfalls nur ſelten ſeine Patientin. Sie war es um deßwillen nicht, weil ſie mäßig lebte und ſich ſcheute — den Kopf hängen zu laſſen und ſich in hinfälliger Haltung zu zeigen. Für ihre Kinder ſtudirte ſie ſelbſt Medicin. Ueber Scharlachkrankheiten und Croup hatte ſie eine Bibliothek durchgeleſen. Daß Staudtner ihr Hausarzt hieß, war ebenfalls nur eine Folge jenes Frevels, den ſie begangen, und ein Glied mit in der Kette der Rückſichten, die ſie zu nehmen hatte oft ganz wider Willen und Neigung. Nur gegen Weihnachten machte Staudtner ſeine Beſuche mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit — der Gewohnheit wegen, daß man ihm zu Neujahr einen mit zwanzig Friedrichsd'ors beſchwerten Brief aus dieſem Hauſe ſchickte. Staudtner war geizig. Die Sommeraufenthalte auf den Gütern der Baronin hatte er der Erſparniß wegen genommen.

„Setzen Sie ſich, Doctor! Bedienen Sie ſich —! Man ſieht Sie ſo ſelten —!“

So ſuchte die Herrin des Hauſes zu ſcherzen und winkte dem heute in einer Toilette Eintretenden, die gewählter war, als ſich der Salon-Cyniker in der Regel

trug. Die Handſchuhe, die Staudtner ſonſt mit der linken Fauſt zuſammenzuballen pflegte, trug er heute an den Händen.

„Was ſoll ich kommen —!“ ſagte Staudtner, hob ſeine blaue Brille, um ſie mit dem Taſchentuch zu putzen, von der Naſe und nahm ſeiner vom Vater ererbten Patientin gegenüber Platz. „In dieſem Jahr ſind wieder in der Medicin drei oder vier, glaub' ich, neue Syſteme aufgetaucht. Da hat Herr von Fernau vollauf zu thun, wieder an ſich ſelbſt zu unterſuchen, ob ſie für ihn ſtichhaltig ſind. Vielleicht wiſſen Sie nicht, was einmal der berühmte Doctor Marcus Herz geſagt hat: Diejenigen Patienten, die ſich aus Büchern curiren, können einmal an einem Druckfehler ſterben —!“

„Gott ſei Dank — wir ſind — geſund —!“ preßte es ſich von Hadwiga's Lippen, während ſie einen leichten Hauspelz von Hermelin fröſtelnd über die Schultern zog.

„Den beſten Theil meiner Kenntniſſe,“ fuhr Staudtner fort, noch nicht das Zittern bemerkend, als ihm die Hausfrau vom Wein einſchenken wollte, „den würde ich jetzt bei Ihren Söhnen anwenden können! Auf der Univerſität war ich ſchon als Student ein vielgeſuchter ſogenannter Pauldoctor und mein ſtarker Verbrauch von Heftpflaſter fiel in den Apotheken dermaßen auf, daß ich anfangen mußte, mir ſelbſt welches zu ſtreichen —“

Dabei ſtrich er ſich ein Butterbrot.

## Drittes Kapitel.

### Die Akademie und Registrator Wiesecke.

Innerhalb der Stadt sagte der Schlachtenmaler: „Wir
ben so viel Geld, daß ich's kaum wagen kann, und wie
glich ist unser Aufzug! Scheinen wir nicht von der Zer-
rung Ninive's zu kommen und gleichen eher Aus-, als
nwanderern?" Die Kaputher wurden neugierig und blickten
vier Knaben nach, die so viel Koffer und Körbe auf dem
pfe trugen, und blieben stehen. Schlachtenmaler erklärte,
würde noch einen Volksauflauf geben, der sie nicht weniger
Gefängniß bringen könnte, wie die zur Zeit noch unbe-
tigte Schuld im letzten Wirthshause. Eine Wohnung
rden sie auch nicht finden, wenn sie alle Vier einen Ver-
ther überstürmten. Deßhalb beschied er die Andern, auf
em leicht wieder auffindbaren Platze zu warten. Er wollte
wischen durch die Straßen laufen und da eine Stube
then, wo sie an der Hausthüre am unorthographischsten
ekündigt wäre: Denn mit Leuten, die noch etwas lernen
nten, ließe sich leichter umgehen, als mit Schönschreibern.

Die besorgte Mutter, die erst seit einiger Zeit an dem Verhalten ihrer auf der Universität zurückgelassenen Weisheitsregeln irregeworden war, entgegnete:

„Meinen Söhnen glaube ich den Muth eingeflößt zu haben, dem Vorurtheil zu trotzen! Sie werden nicht eine empfangene Beleidigung sofort mit ihrem Leben bezahlen wollen —"

„Wenn sie aber selbst Beleidigungen austheilen —?" fiel Staudtner ein, ohne aufzublicken und nur mit dem Sortiren einer Schüssel kalter Bratenreste beschäftigt.

„Ich habe sie in keiner Schule, in keinem Pensionat bilden lassen!" bemerkte die Mutter, die glücklicherweise durch die Berührung ihres Lieblingsthemas am leichtesten die Fassung wiedergewann. „Ich habe auch dadurch die frühe Gewöhnung der Kinder, sich aneinander zu messen und ihre Gewaltthätigkeit auszutoben, hintertrieben. Ein Mädchen, das für sich allein erzogen wird, bleibt ohne Vorübung zum Streit und zur Klatschsucht. Zugestehen will ich, ein Knabe, der ohne Schulerziehung in's Leben tritt, wird etwas mädchenhaft Schüchternes behalten; schwerer wird er sich anschließen. Desto besser aber für die besonnene Wahl seiner Freunde —!"

Die eigentliche Absicht ihrer Vermeidung der Schule, die darin bestand, die Söhne unliebsamen Spöttereien der Schul'ameraden über die Existenz eines Theodor Waldner zu entziehen, war für Staudtner erwiesen.

Nahe lag es, das Bild von hermetiſcher Einſchließung eines Kindes zu erweitern bis zu einer Berührung des unterirdiſchen Kerkers im Waldmeiſterhauſe zu Steinthal. Eine ſolche Anſpielung zu wagen, dafür beſaß Staudtner den Muth und die Bosheit zugleich. Drohungen hielt er zuweilen für nöthig, um Perſonen, von denen er Vortheile zog und auf die er Einfluß behalten wollte, wie er es nannte, zu d[illegible]ken.

Heute verfolgte er eine andere Fährte. Er ſuchte zur Ausübung einer Rache an Reſſelborn Bundesgenoſſen.

Das Motiv, warum er eine ſolche im Plan haben konnte, hatte die ſich mühſam ſelbſt betäubende Frau bereits wieder vergeſſen. Erſt allmälig gelang es ihr, ſich auch dieſes Theils der ihr von Fernau erſtatteten, von Anbelang beſtätigten Berichte wieder zu bemächtigen. Es wurde ihr erleichtert durch die ironiſchen Worte ihres Tiſchgenoſſen:

„Wie ſicher die jungen Studenten aufzutreten wiſſen, zeigt die Trennung von ihrem Hofmeiſter, der ſich jetzt bei Reſſelborn befindet —"

Staudtner wußte, daß der junge Hellwig ſeine Stellung als eine unhaltbare ſelbſt aufgegeben hatte. Doch wollte er die Frau, die er heute in einer beſtimmten Abſicht beſuchte, weniger gegen ihre Söhne, als gegen Andere reizen. Er fügte hinzu:

„Ich weiß, es haben Differenzen ſtattgefunden,

bei denen ſich der junge Pedant nicht eben dankbar bewies. Ebenſo, wie es von Neſſelborn unverantwortlich iſt, ſofort den jungen Mann unter ſeine Fittiche zu nehmen —"

Jetzt beſann ſich die Mutter der beiden Söhne, die ſoeben im abweſenden Geiſt dieſe ſelbſt mit dem Vater verglichen hatte, und ſagte mit Theilnahme:

„Ja, was hörte ich denn —? Seinem alten Freund und Studiengenoſſen hätte Neſſelborn gekündigt? Ihnen, der Sie bei mir die Anſtellung ſeines Vaters, die ihm ſelbſt gebotene Möglichkeit, ſo viel Lorbern zu ſammeln, durchſetzten, der Vermittler meines Darlehns wurden —? Freilich — jetzt hat ihm ſchon Fernau — den vierten Theil davon —"

Nun ſtockte ihre Rede. Aber Staudtner ergänzte ſie und ſagte giftig, wie mit dem Blick der Schlange, die den Anſatz des Sprunges, den ſie machen will, erſt ausmißt:

„Sie ſind mir ſchuldig, Frau von Fernau, daß Sie ihm — Alles kündigen! Er verdankt dieſe Förderung nur dem Einfluß, den mir Ihre Güte zuweilen auf Ihre Entſchließungen geſtattet. Wenn Sie mir ferner wohlwollen, gnädige Frau, ſo laſſen Sie ihn empfinden, was es heißt, für Uebermuth Strafe erleiden müſſen. Ja, es iſt mir ein Penſionär geſtorben, aber ich hatte das Meinige gethan, dieſer für ein Inſtitut immerhin traurigen Kataſtrophe vorzubeugen. Auf dem beſten Wege war man, den jun-

gen Engländer zu retten. Aber der Typhus gleicht dem Parther, der seine sicherst treffenden Pfeile im Fliehen abdrückt. Bester Freund, ich bin meinem Institut eine Benachrichtigung schuldig —! So wagte mir dieser Mensch zu schreiben und bei mündlicher Rücksprache, deren ich ihn noch würdigte, geriet er mir seine Abhängigkeit ein von Bögendorf, dessen Schwiegersohn mein Nachfolger geworden! So zu handeln an mir — der ich ihn schon einmal gerettet habe! Damals, als ihm die Rache des Wallachen den Untergang drohte —! Kündigen Sie ihm, ich beschwöre Sie, das ganze Kapital —! Aber auch um Ihretwillen verdient er nicht länger — Ihre Nachsicht."

Wäre die durch die Erwähnung Bögendorfs zwischen zwei Feuer gerathene nur durch die letzten, obschon nur leicht hingeworfenen Worte des plötzlich übermäßig und ganz gegen seine Gewohnheit aufgeregten Besuchers nicht wenig erschreckte Frau eine schärfere Beobachterin gewesen, als sie war, so hätte sie die Bemerkung machen müssen: Doch seltsam, was diese verneinenden und scheinbar fahrlässigen Köpfe plötzlich so positiv und thatkräftig werden können, wenn einmal der innerste Nerv ihrer Interessen getroffen wird! In der Regel laute dieser Stauriner an seinen Worten umständlicher, als jetzt an einem Fasanenfuß. Wenn er sprach, war es sozusagen, immer eine Art Knaupeln auch der Worte. Den Anfang einer Rede sprach er, den Schluß ließ er nur errathen. Jetzt aber

ſtürmten nur ſo die Worte dahin, wie bei jedem andern Menſchenkinde. Eben ſo zornig, eben ſo allgemein und gewöhnlich konnte er ſein, wie die andern Menſchen auch. Alles Aparte, alles die Welt Verachtende eines vornehmthuenden Ideenſonderlings, eines Gedanken-garçons, wie er ſich zu bezeichnen pflegte, der ſeine Gedanken keine Ehe mit der wirklichen Welt ſchließen ließ, war dahin.

Förmlich erſchreckt, verſchüchtert und befangen klang es, als Frau von Fernau erwiederte:

„Wird aber das Vermögen ſeiner Nichte ausreichen, ihm ſo ſchnell zum zweitenmal zu helfen —?"

„O das iſt der verkörperte Deus ex machina!" beſtätigte der verſchmähte Bewerber um die Gunſt Gertruds. „Dieſe Dame macht alles möglich! Sie liebt — nämlich jenen — Theodor Waldner —"

Frau Jadwiga erblaßte.

„Liebt ihn in der Hoffnung, es müßte denn doch wohl ein — Prinz oder ein — Graf — ſein —"

Der Sanitätsrath war grauſam. Im Hervorheben dieſer Worte lag die Andeutung: Thue, was ich verlange, oder auch ich geſelle mich zu Deinen Anklägern —!

„Sie glaubt, daß ſie dieſer Abenteurer zum Dank für ihre Liebe, die ſich bis jetzt erſt im Säumen ſeiner Taſchentücher, im Flicken ſeiner Hemden äußert, auf irgend einen kleinen Thron erheben, in ein Grafenſchloß einführen wird. Die kluge, verſtän-

dige Frau, Frau Hedwig, Ihre Namensschwester, gnädige Frau, ist von ihr völlig unterdrückt und wird eine Betschwester werden müssen. Schon hat sie davon gesprochen, ihren Töchtern nachreisen zu wollen und lieber ganz das Feld zu räumen. O, ich sammle Materialien, um die Anstalt an den Pranger zu stellen —! „Spitzbart der Zweite" oder „das neue Jahrhundert" müßte die Wiederholung einer ältern Satyre heißen, die schon Einmal erzieherischen Schwindel gegeißelt hat. Dabei versichere ich Sie, gnädige Frau, dieser Kobold vom Lande, diese künftige Thronerbin von Reuß oder Gräfin von Schleiz, wühlt nach allen Seiten hin. Die zufällige Berührung mit Ihrem Herrn Schwager, mit dem Präsidenten, hat eine Erweiterung gefunden, die schon bis zu regelmäßigen Einladungen des Waldner geht. Im Vertrauen gesagt, man spricht sogar von einer tragischen Verwickelung — von einer Leidenschaft für Waldner von — Seiten Ihrer — jüngsten Nichte —"

„Mechtild's —?" unterbrach Frau von Fernau mit dem letzten Rest von Selbstbeherrschung, deren sie noch fähig war, gegenüber dem grausamsten Wühlen in ihren Lebensverhältnissen.

„Wer würde nun," kehrte Staudtner auf die eigentliche Mine zurück, die er hatte legen wollen, „wer würde nun für die Summen, die Sie ihm kündigen müssen, in der That um meinetwillen kündigen müssen, gnädige Frau, eintreten — ? Das muß man abwarten und einem Hause zu bedenken geben, wo nichts

als den ganzen Tag geprahlt, ruhmgeredet, gedroht wird! Wissen Sie, was Frau Hedwig täglich sagt? Sie wollten den Findling herumschicken und anklopfen lassen bei Fürsten und Grafen! Sie wollten ihm geheime Papiere ausliefern, die genau bewiesen, wo er herstammt —! Jetzt heißt's täglich: Man wollte doch einmal sehen, ob Sie es wagen würden, ihnen auch noch den Rest zu kündigen — —"

In Jadwiga's Herzen wälzte sich Alles um und um. Sollte Staudtner noch so dreist sein können, ihr in's Gesicht zu sagen, was sie sich vollkommen vorstellen konnte als jetzt bei Nesselborns täglich geredet —?

In der That machte Staudtner eine Pause, beschäftigte sich mit dem Wein und den Speisen und ließ dann wie gleichgültig fallen:

„Graf Wildenschwert ist ja auf der Rückreise nach Europa begriffen —"

„So — so?" sagte sein Gegenüber, das vollkommen verstand, was dies Apropos sagen sollte. Es sollte sagen, die Nesselborns werden mit dem Grafen sowieso conspiriren —! Sie droben bereits damit —! Sie werden überall prahlen, daß die Mutter Theodor Waldners nicht den Muth hätte, ihnen die volle Summe, die sie ihr schulden, zu kündigen —! Und was Nesselborn's unterließen, für Waldner zu thun, das würde die Liebe jener Gertrud oder wol gar Mechtilds beginnen —! Sollte man da nicht geradezu diese Fehdehandschuhe aufnehmen —? Sich stützen auf

Männer von Kraft, wie — eben Staudtner —!" Das alles lag in ſeinen Fingerſpitzen, mit denen er auf den Tiſch trommelte.

„Nach einer reichen Anzahl von unter günſtigen Bedingungen für unſre Regierung abgeſchloſſenen Verträgen kehrt unſer Bevollmächtigter, der Graf von Wildenſchwert, von ſeinen langjährigen Reiſen in Aſien und den Inſeln des ſtillen Oceans nach Europa zurück. Ueber die Staaten der Union iſt er bereits glücklich in Liverpool eingetroffen, wo gegenwärtig noch die großartigen gewerblichen Inſtitute ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln."

So lautete eine Stelle in einem Zeitungsblatt, das Staudtner aus ſeiner Rocktaſche gezogen hatte und der Gräfin zu leſen gab. Mit dem Ton der vollkommenſten Gleichgültigkeit fügte er hinzu:

„Ich weiß es, Sie leſen die Zeitungen nur unregelmäßig —! Auch Herr von Kernau ſcheint nur — Theaterberichte zu leſen. Sieh, ſieh, daß Sie dieſe Nachricht nicht kannten —! Sie iſt ſchon drei Tage alt. Frau Neſſelborn hielt mir das Blatt, als nach unſerer heftigen Scene ein Verſuch gütlichen Ausgleichs gemacht werden ſollte, mit einem boshaft triumphirenden Lächeln entgegen —"

Staudtner kannte die ſtolze Frau, die ſeine Rache vollenden helfen ſollte, wußte, daß ſie ſich, um ihre Unſchuld zu zeigen, blindlings in die Gefahr ſtürzen würde, wußte, daß ihr Stolz zu groß war, um nicht eben das zu thun, was man von ihr am

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.

3-598-51932-2
FN. 0432/043

wenigſten erwartete. „Schonen Sie um's Himmelswillen dieſe Neſſelborns —!“ Das mochten ihr Andre zurufen, wenn ſie dieſen ſtachelnden Reden gelauſcht hätten. Derjenige, der ſie da eben berieth und ſich, nach der Uhr ſehend, mit den Worten: „Mit noch vollem Munde und nach einer — ich entſetze mich —! faſt geleerten Flaſche ſich zu empfehlen, iſt, ich weiß es, unanſtändig, doch muß ich meiner Patienten wegen aufbrechen —!“ empfahl, ſetzte voraus, daß ſie von all den Dingen, die ihr etwa von Andern aus Klugheit angerathen werden konnten, das Gegentheil, ſomit das von ihm Gewünſchte thun würde.

Im Feuer ſeiner Leidenſchaft hatte ſich Staudtner Glas auf Glas eingeſchenkt und, ohne es zu wiſſen, den Inhalt hinuntergeſtürzt. Er mußte den Fuß kräftig auf den Boden ſtemmen, als er in ſein kleines einſpänniges Coupé, das vor'm Hauſe hielt, zurückkehrte — Noch irgend eine andere Stelle wollte er aufſuchen, wo er Neſſelborn, dem treuloſen, undankbaren Freunde, ſchaden konnte.

Wie eine plötzlich herniederfahrende herbſtliche Windsbraut die ſich ſchon entlaubenden Bäume vollends entblättert, wie der ausgedörrte und wie zu beizender Aſche gewordene Staub auf den Straßen von einem völlig unvorbereitet kommenden heftigen Nordoſt aufgehoben, im Kreiſe gewirbelt werden kann, ſodaß er in trichterförmiger Geſtalt, der verderbenſchwangern Waſſerhoſe auf dem Meere gleich, rundum tanzt und alles mit ſich fortreißt, was in ſeinen Strudel geräth,

Nach einer halben Stunde kam er zurück und winkte den Brüdern schon aus der Ferne, zu kommen. Sie folgten ihm und fanden, daß er ein herrliches Zimmer bei einem Schuhmacher für sie gemiethet hatte. Noch fehlte es zwar an Betten, aber diese sollten ihnen ohnedies von Hause nachgeschickt werden. Das Zimmer war ein kleiner Reitstall und für ihrer Vier schon geräumig genug. Der Wirth bewunderte den Segen der Landpastoren, vier starke Knaben; die Wirthin zeigte ihnen alle möglichen Bequemlichkeiten an, die sie in und außer dem Zimmer hätten, hing einige Schlüssel auf und sagte: „Sehen Sie, hier an dem Nagel!“ Die Brüder verstanden den Lakonismus. Das Essen konnte vom Wirth bezogen werden. Man bestellte es sogleich und überließ sich der ungebundensten Freude. Nur Amandus kam nach einer kurzen Entfernung herein und sagte: „Einen spürnäsigen Nachbar haben wir. Wie ich hinausgehe, kommt eine lange, abgezehrte Figur auf mich zu und sagt mit dürrem Lächeln zu mir: Es freut mich, daß Sie hier wohnen werden, aber sagen Sie doch gefälligst Ihrem Bedienten, er möchte nicht so johlen und lärmen, weil meine Nerven nichts davon vertragen können.“ Amandus fuhr fort: „Ich war von der keuchenden Anrede so in Verlegenheit gesetzt, daß ich nichts zu sagen wußte; denn mein Stolz hinderte mich doch, zu erwidern: Ei, wir haben ja gar keinen Bedienten.“ Alle Brüder ärgerten sich über diese verdammte Feinheit, ihnen in einer höflichen Papierdevise eine so bittere Pille zu geben, und sie entschlossen sich, ein einstimmiges Hohngelächter aufzuschlagen. Nur Schlachtenmaler hintertrieb dies und sagte: Feinheit müsse man durch Feinheit, den Fuchs durch seinen eigenen Schwanz fangen. Damit kam denn das Mittagessen.

und das Auge eine Zeit lang erblinden läßt, den Athem benimmt, den Fuß vom Erdboden fortzureißen droht — ſo giebt es plötzliche Stimmungen in unſerer Bruſt, für welche jeder natürliche Uebergang fehlt.

Jadwiga ließ anſpannen, nachdem ſie ihrem Mädchen gerufen hatte, um ihr zu helfen, Toilette zu machen. Was ſie dabei anbekam, das wußte ſie erſt, als ſie in ihrem Wagen einem kleinen Spiegel gegenüber ſaß. Sie hatte Befehl gegeben: „Zu den Park!“

Schon fuhr ſie mitten durch die Alleen, als ſie erſt erkannte, daß das Wetter für eine Fahrt im Stadtpark vollkommen ungeeignet war. Eine Schnur, die den Kutſcher regierte, anziehend, befahl ſie, in ein Modemagazin zu fahren. Es war ihr eingefallen, daß ſie einen Winterhut erwartete, der beſſer ausfallen ſollte, als ein erſter geweſen. Da hatte ſie doch Gelegenheit, etwas zu fragen, etwas anzuordnen, hatte ein Ziel, wohin ſie ihre Gedanken, ihre Augen, ihre Schritte richten ſollte. Daran, ſich zu zerſtreuen, dachte ſie nicht. Sie ſagte: „Ja!“ und „Gut!“ und „Schlecht!“ und alles, was man erwiederte, war ihr gleich.

Zunächſt beſann ſie ſich, daß ſie ſchon ſeit lange eine Bildergallerie hatte beſuchen wollen. Durch dieſe rannte ſie eine Weile, kniff die goldne Lorgnette ein, um dies oder jenes Bild zu betrachten, grüßte Bekannte und empfing Grüße. Wohl ſprach ſie auch „Reizend!“ „Anmuthig!“ wohl auch einmal „Abſcheulich —!“ Alles aber mit halbem Bewußtſein.

Dämonische Verlockungen kamen ihr. Wie der Falter in die Lichtflamme fliegt, die ihn verzehrt, so suchte sie die Stellen auf, wo sie wie an Abgründen stand. Sie fuhr in ein großes Silberwaarengeschäft und kaufte zwei Hochzeitsgeschenke für die bevorstehende schließliche Verbindung ihrer verlobten Nichten. Dabei wollte sie Mechtild in's Angesicht sehen, diesem kleinen — Dings da, das ihr, nun fiel es ihr auf, regelmäßig entglitt, wenn sie einen flüchtigen Besuch bei ihrer wenigstens äußerlich wiedergewonnenen Freundin Linda machte. Zum Austausch von Vertraulichkeiten kam es nicht mehr zwischen beiden. Diese Besuche waren nicht steif, im Gegentheil, sie gäben sich heiter und hingebend; aber eine Heiterkeit und Hingebung giebt es im Weltleben, die immer auf der Oberfläche bleibt. Das Echo von Lachen, Scherzen, Begrüßungs- und Abschiedsküssen läßt sie zurück, sonst aber die völlige Leere.

Die bis zum Aeußersten aufgeregte Frau kaufte jedem der Paare einen kostbaren Tafelaufsatz von gediegenem Silber; und da ihr diese Gaben noch nicht genügten, noch eine reiche Anzahl von Tischgefäßen desselben Metalls. Alles das ließ sie sogleich in ihren Wagen tragen, fuhr beim Präsidenten, ihrem Schwager, vor, schickte erst den Bedienten mit den Herrlichkeiten hinauf und folgte dann selbst.

Wahrlich an Heiterkeit, Umarmungen und Küssen fehlte es nicht. Die bescheerende Fee war die „gute,

herrliche, prächtige Tante!" Sie ſtellte Fragen und gab Antworten, wie jene Uebungsgeſpräche auswendig gelernt werden beim Erlernen einer fremden Sprache. „Wann iſt die Hochzeit —?" „Wo iſt ſie —?" „Wer traut Euch —?" „Was zieht Ihr an —?" „Macht Ihr eine Hochzeitsreiſe —?" „Im Winter —?" „O das iſt unbequem —!" „Da werdet Ihr bald unter dem warmen Dach ſein wollen —!" „Es iſt auch beſſer ſo —! Man ſoll die Ehe beginnen wie ſie iſt! Keine Hetzjagd, eine ſüße Langeweile —" Stoff genug, um eine halbe Stunde lang Wahrheit und Wirklichkeit — (Mechtild ſollte ihren Sohn lieben —!) zu vergeſſen.

Als ſie ſich erheben wollte, um zu gehen, kam Mechtild. Sie war in Hut, Schleier, Regenmantel und wollte, wie die Tante ſie begrüßte, „wol ausgehen —?" Trotz ihrer Verhüllung erſah man einen auffallenden Fortſchritt ihrer körperlichen Entwickelung. Jeder Tag ließ ſie reifer und ſchöner werden, äußerlich und innerlich.

„Sieh doch nur die wunderſchönen Geſchenke der Tante —!" riefen die beglückten Schweſtern.

Mechtild würdigte die koſtbaren Gefäße eines flüchtigen Blicks und that im Uebrigen, als hätte ſie die größte Eile. Sie wäre nur um Abſchied nehmen zu wollen gekommen, um eine der Vorleſungen zu hören, die für die weitere Ausbildung junger Mädchen in großen Städten ſo zweckdienlich gehalten werden.

Jener Wirbelwind, der die Tante erfaßt und auch hierher geführt hatte, war noch nicht vorüber und trieb sie bis an den Rand einer schwindelerregenden Tiefe. Mit zitternden Lippen scherzte sie. Sie sah der für sie so fragwürdigen Erscheinung mit einer Miene des Trotzes in's Angesicht und sagte:

„Nun, Mechtild, wann werde ich denn Dir etwas für die Aussteuer zu schenken haben —?"

„Ich will nichts von Dir geschenkt, Tante —!" sagte das seltsame Mädchen in aller Ruhe und gab damit eine Antwort, die einen allgemeinen Unwillen, bei den Schwestern und der Mutter zugleich, hervorbrachte.

„Sie will in eine Vorlesung —!" suchte letztre das Benehmen des Mädchens zu entschuldigen. „Sie ist zerstreut —"

„O nein," entgegnete Jadwiga, sich auf die Lippen beißend, „ich weiß es schon, Mechtild ist meine Freundin nicht. Aber ich erobere sie mir noch — Machen wir damit den Anfang! Wo ist diese Vorlesung? Ich will Dich dahinfahren, Mechtild —!"

Aber Mechtild war schon verschwunden. Sie hatte sich nur durch einen Blick empfohlen, einen Blick, den so nur die Charakterstärke im Auge hütet, so nur die verhaltene Thatkraft entsendet. Keine Verneigung des Kopfes, noch weniger eine der übrigen Gestalt hatte ihn begleitet. Zum Glück für die Anderen hatte auch nicht offenbare Verachtung in dem kurzen, strengen

Abſchied gelegen. Eher hätte man ihn eine Frage nennen dürfen: Was haben denn wir beide zuſammen — und was willſt Du nur hier —?

Von den Zurückgebliebenen geſchah Alles, um der Tante den unangenehmen Eindruck eines ſolchen Benehmens weniger empfindlich zu machen. Man plauderte, bewunderte noch lange den Werth und den Geſchmack der Geſchenke und wollte etwas von den Couſins hören. Doch ſeltſam, faſt war es, als hätte die Mutter der jungen Studenten, die ſie rühmte, am fragenden Blick der jungen Nichte, die ihre Geſchenke verſchmähte, Wohlgefallen gehabt — mehr wenigſtens, als an einer lärmenden Plauderei, die der Wahrheit aus dem Wege ging. Sie hätte Mechtild zurückrufen und ſie fragen mögen: Kind, ahnſt Du, was in meinem Innern vorgeht —?

Schon ſeit einigen Jahren hatte Linda, die ſeine Herzenskündigerin, zuweilen bemerkt, daß ihre alte Freundin, ſeit Jahren ihre Schwägerin, die Eigenheit angenommen, eine Weile wie abweſend in Gedanken zu verſinken, dann plötzlich, wie von einer glücklichen Vorſtellung ergriffen, das Haupt aufzurichten und eine ſcheinbar frohe, vollkommen befriedigte Miene zu machen. Wenn ſie dieſe Gebehrde in Concerten, in größeren Geſellſchaften, wo ſich beide begegneten, beobachtet hatte, pflegte ſie ihrem Gatten in's Ohr zu raunen: „Sieh, ſieh, eben klagte ſie ſich des Mordes an! Aber da iſt ihr plötzlich eingefallen: Er leb

ja noch —! So müßte dem Verbrecher zu Muthe ſein, wenn ihm im Gefängniß geſagt würde: Sei doch getroſt! Deine That iſt ja von Dir nur im Traum vollbracht!

Und wieder mit dieſem Zuſammenraffen ihrer zerſtreuten Gedanken, mit dieſem kurzen Aufleuchten eines wie glücklichen Gedankens erhob ſich Frau von Fernau zum Abſchiednehmen.

Ihr Verſchwinden war wie das eines Geiſtes, der am hellen lichten Tage umgeht.

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Immer noch fielen Regen und Schnee gemischt vom grauen Himmel. Immer noch glitten die Wassertropfen an der Außenseite der Wagenfenster mit anfangs langsamem, dann beschleunigtem Fall hernieder.

Bei schweren Gedanken, die wir in uns tragen, bei Entschlüssen, die zeitigen, Vorsätzen, die sich in Thaten verwandeln wollen, spielt unsere Berührung mit der Außenwelt eine Rolle.

Wer zu Fuß wandern muß, wo ihm Sturm und Regen in's Angesicht schlagen, wer über sich die Ermüdung Herr werden fühlt, der ist schon oft von einem Gedanken, einem Entschluß zurückgekommen. Die Straße selbst zerstreut. Die Begegnung mit Tausenden, die mit unserm Schmerz oder mit unserer Hoffnung nicht zusammenhängen, lindert und beruhigt. Das Leben ist so bunt, so mannigfaltig — was ängstest du dich um eine erlittene Kränkung, die unter diesen Tausenden Niemand bekannt geworden ist —! Warum, wodurch genöthigt willst du Rache üben! Laß

doch alles hingehen mit dem allgemeinen Strom, der da jetzt auch deiner nicht gedenkt —!

Dagegen — fahrend in einem Wagen, sich von Ziel zu Ziel ohne Anstrengung des Körpers bewegend, abgeschlossen bleibend in dem engen Raum, wo man an jenen Tausenden vorüberfliegt, sie nur übersieht — da hegt und pflegt man seine eigene Welt, bleibt zäh am gefaßten Vorsatz haften und redet sich ein, daß man mit seinem Leid, mit seiner Hoffnung der Mittelpunkt der Welt wäre. Gewiß schön, sich, so wie man ist, in seiner Frische, in seiner vollen Vorbereitung, unentwegt und undurchkreuzt, von Salon zu Salon, Boudoir zu Boudoir tragen lassen zu können — (Männer der Initiative sollten nie zu Fuß gehen —!) aber den Grillenfängern und Grüblern wäre zu rathen, bei ihren Bewegungen von Ort zu Ort nur das Trottoir zu beschreiten.

Wenn zuletzt auch die von ihrem Schmerz und ihrer Sorge Umgewirbelte und nach manchem Besuch, den sie noch in diesem, in jenem Laden gemacht, nach mancher Karte, die sie da und dort abgegeben, zuletzt den Wagen verließ, den ihr vom Diener beim Aussteigen übergehaltenen Regenschirm selbst ergriff und Befehl ertheilte, nach Hause zu fahren, während sie zu Fuß gehen zu wollen erklärte, zum Erstaunen des Kutschers und des Bedienten, so geschah dies nicht infolge der Hoffnung, sich unter den übrigen Menschen, die da Wind und Regen nicht scheuten, zu zerstreuen und

zu beruhigen. War es doch eine ganz einsame Gegend, wohin sie hatte fahren lassen und wo sie ausstieg, die Gegend am sogenannten Uferthor — —

Von einem Abrathenwollen von Seiten der Dienerschaft konnte keine Rede sein. Eben so wenig von einem Nachblicken, wohin die Herrschaft verschwand.

Diese durchschritt das Uferthor, verhüllte sich tief in ihren Schleier, zog den Mantel fest an sich und ging einsame und morastige Wege dahin.

Die Gegend der Holzhöfe war es. Der Wirbel der Haltlosigkeit, der Schwindel, der die Umirrende erfaßt hatte, führte sie auf den Gedanken, einmal die Wülfings besuchen zu wollen.

Nur von einem einzigen Besuche, den sie einmal nach Wülfing's Entlassung aus dem Gefängnisse in nächtlichem Dunkel bei dem Hausherrn gemacht hatte, erinnerte sie sich der Lage des Häuschens. Sie fand es wieder nach einigen Fragen, die sie da und dort noch an Frauen und Kinder gerichtet hatte.

Des schlimmen Wetters ungeachtet erblickte sie Thätigkeit und Leben um sich her. In hohen Wasserstiefeln gingen Arbeiter und führten in Schiebkarren Holz vom nahgelegenen Ufer in den abgegrenzten Stapelplatz des Wülfing'schen Geschäfts. Andere standen unter Schuppen und sägten oder verkleinerten die gesägten Blöcke in Kleinholz. Hadwiga zog den Schleier dichter vor ihre Augen, aber sie fürchtete sich nicht einmal vor den mächtigen Hunden, die am Tage

frei umgingen und jetzt ihre Nüſtern prüfend an Jadwigas Kleider legten.

Wülfings waren daheim. Frau Auguſte hatte grade den Mittagstiſch geweckt. Ihr Gatte las die Zeitung, und zufällig eben dieſelbe, die ſich Jadwiga hatte entgehen laſſen. Dem Geſchäftsmann bietet ſich nicht an jedem Tage die Muße, mit den Ereigniſſen gleichen Schritt zu halten. Eben hatte der Hausherr die verhängnißvolle Stelle vor Augen, hatte „ſeiner Alten" die bedeutungsſchwere Nachricht vom Wiederkehren des Grafen Wildenſchwert mitgetheilt (Frau Auguſte ließ faſt darüber einen Teller aus der Hand fallen, den ſie eben auf den Tiſch hatte ſetzen wollen) und jetzt trat eine Dame ein, die ſie ſchon vor dem Lüften des Schleiers als diejenige erkannt hatten, die an den möglichen Folgen dieſer Wiederkehr mehr noch betheiligt war, als ſie.

„Frau von Fernau —! Und in dem Wetter —!" rief die Holzhändlerin, indem ſie erſtaunt die Hände zuſammenſchlug.

„Setzen Sie ſich —!" ſagte Wülfing, der ſogleich die Erſchöpfung ihres Beſuchs bemerkte und dieſe mit dem Ereigniß aus dem Zeitungsblatt in Verbindung brachte. „Was führt Sie zu uns, gnädige Frau?" ſetzte ihr ehemaliger Jäger im milden Tone hinzu.

So gab ſich ſeit Jahren die Verſtändigung unter dieſen drei Menſchen. Die Beweiſe von Unterwürfigkeit, wie ſie die Wülfings gaben, hätte die ehemalige

Die Akademie und die lateinische Schule von Kaputh waren die Anknüpfungspunkte, an welchen die Brüder sich zu befestigen suchen mußten. Der Aelteste erbat sich von den Uebrigen, ihm die Auskundschaftung des Terrains zu überlassen. Er machte sich um die Zeit, als die Verdauung der Herren, welche er zu besuchen gedachte, schon im Abnehmen sein konnte, auf den Weg und die Jüngeren schlugen inzwischen den übrigen ein, um von Kaputh einen Begriff zu bekommen. Sie waren einige Stunden lang durch die Stadt im Cirkel gegangen, an der Wohnung Blaustrumpf's, dem Fuchsen und solchen uns schon bekannten Orten mehrere Male vorüber. Schlachtenmaler kam immer noch nicht. Endlich blieben sie zu Hause, um ihn nicht zu verfehlen. Fast war es Abend, als er endlich ankam und erschöpft auf einen Sessel ihres Zimmers sank. Lachen verhinderte ihn, auf die Neugier seiner Brüder zu antworten. Endlich sammelte er sich und erzählte, während die unmündigen Brüder sich die Pfeifen stopften, folgende, hoffentlich nicht erlogenen Abenteuer:

„Die Akademie könnte ein schönes Gebäude sein," sagte er: „denn Steine sind dazu genug verschwendet; von Außen ist zwar Alles glatt polirt, aber drinnen stößt man sich überall an den Kopf. Der Baumeister muß zwei Pläne übereinander gelegt haben, so confus mischen sich hier die Gänge, Treppen und Vorsprünge. Mehrere Male stieß ich mir den Kopf und dachte in Rücksicht auf den auswendigen pompösen Styl des Gebäudes: Hoffahrt will Zwang haben. Genug, ich mußte zunächst suchen, den Galerie-Inspektor aufzufinden. Dieser wohnt in einem Seitenflügel der Akademie. Ich ging in sein Zimmer, und, siehe! ein kleines Männchen springt auf mich zu, mit grimmigen Borsten auf dem Kopfe,

Gräfin nicht einmal verlangt. Je natürlicher dieſe treuen Freunde, die für ſie gelitten hatten, mit ihr verkehrten, deſto ruhiger ſchlug ihr das Herz.

„Eben lieſt mir da mein Mann vor, was Sie gewiß zu uns führt, Frau von Fernau! Laſſen Sie doch das alles in Geduld gehen! Unſere Schwachheit hat der Herr auf ſich genommen! Gnädig und barmherzig iſt ſeine Güte —!“

Tiefe aus dem Munde der ehemaligen Tagelöhnertochter kommenden Sprüche der Bibel klangen nicht nach gewöhnlicher Pietiſterei. Berufungen waren es auf den Urgrund alles Seins und Lebens und entſtammend der Ueberzeugung, daß jede bereute und vollends hienieden ſchon beſtrafte Schuld nicht minder auch getilgt wäre vor Gott.

„Das Maaß Ihrer Prüfungen iſt noch nicht voll —“ ſagte Wülfing mit Seufzen und ſah kopfſchüttelnd bald auf das Blatt, bald auf die erſchöpft im einfachen Sopha ruhende Frau, die ihn einſt von einer Anklage auf Brandſtiftung losgeſprochen hatte. Frau Auguſte ging einen Augenblick hinaus, um draußen den Regenſchirm auszuſpannen, in Wahrheit, um zu ſehen, ob ſie unbelauſcht waren.

Jadwiga hatte nicht nöthig die Stimme zu dämpfen. Ihre Sprache war ſchon durch das Nachlaſſen der ſeitherigen Ueberſpannung ihrer Nerven tonlos genug. Sie hauchte die Worte:

„Das Maaß vielmehr Eurer Prüfungen, ſagt —!

Ihr werdet erliegen, wenn die Bedrängniß auf's Neue beginnt."

„Fürchten Sie doch das nicht —!" sagte Wülfing.

Gern hätte Jadwiga die gleichen Worte auch von Frau Auguſten vernommen. Dieſe war zwar zurückgekehrt, aber ſie ſchwieg.

„Und Euch, Euch hat der Zufall den Unſeligen zur Pflege überbringen müſſen! Ihr übtet an ihm ein Samariterwerk —!"

Jetzt ſchwiegen beide Eheleute und erſchreckten damit Jadwiga nicht wenig. In ihrer Angſt kam ſie auf den Gedanken, daß es vielleicht zu hell am Tage, zu lebhaft draußen wäre.

„Sind wir nicht ungeſtört?" fragte ſie, um nur die Lücke auszufüllen, die das peinliche Schweigen ließ.

„Es iſt Mittag!" entgegnete Wülfing. „Die Arbeiter verziehen ſich jetzt —"

„Und ich ſtöre Euch beim Mittagsbrot —! Gehen Eure Geſchäfte gut —?"

„Mit Gottes Hülfe —! Wir können zufrieden ſein —!"

„Und Eure Kinder —?"

„Machen uns Freude —! Ihr Thun iſt geſegnet —!"

Der Mann ſprach immer ſtatt der Frau.

„Warum ſprichſt Du nicht, Auguſte?" richtete Jadwiga nach einer Weile ihre Rede an die abſeits

Stehende, die nur die Hände faltete und mehr in den grauen Winterhimmel, als auf ihren Besuch starrte.

„Was soll ich sprechen, Frau von Fernau!“ antwortete diese. „Ich bekümmere mich — um Sie —“

„Warum um mich —?“

„Sie sehen so leidend aus —“

„Kann Dich das Wunder nehmen —?“

Die lange Pause, die eintrat, wiederholte gleichsam alles, was schon oft zwischen diesen Menschen, die ein Verbrechen verband, besprochen worden.

„Du besuchst die Kirche —“ fing Jadwiga zu forschen an. „Dich drückt der Antheil an meiner Schuld —! Es hat Dich gerührt, Ihn —“ ihre Stimme stockte — „hier auf Deinem Bett liegen zu sehen und ihm nicht sagen zu dürfen —“

„Nein, nein,“ berichtigte Wülfing. „Wir halten, was wir gelobten! Das ist uns jetzt der Pfahl im Fleisch, der uns treibt, in andern Dingen das Rechte zu thun —!“

„Man kann's nicht ungeschehen machen —“ erklärte Frau Auguste halb und halb diese etwas dunkle Rede.

„Doch! doch!“ wallte ihre ehemalige Herrin auf. „Was thät' es denn, wenn ich vor die Welt hinausträte und mich meines Vergehens offen und reuevoll anklagte —!“

„Gott im Himmel —!“ sprachen beide Wülfings zu gleicher Zeit. Sie sprachen mit aufrichtiger Ab-

wehr solcher Gedanken. Sie wollten sich mit Gott in andern Dingen versöhnen und den „Pfahl im Fleisch" behalten, die Schuld, die sie durch Gutesthun büßten.

Jetzt sprang die tiefbestrafte lieblose Mutter auf und rief lauter, als sie hätte reden sollen:

„O manchmal möchte ich vom Dach eines Hauses springen —!"

Die nächste Antwort beider auf dies entsetzliche halbirte Wort, dessen Inhalt durch die Gebehrde, die es begleitete, noch schrecklicher wurde, war ein Gehen an die Thür und ein Oeffnen derselben, um sich vor aller Zeugenschaft gesichert zu wissen.

Bei den religiösen Empfindungen der Wülfings hätte es nahe liegen können, anzunehmen, sie würden als Ursache einer solchen Verzweiflung die gesteigerte Gewissensangst einer Mutter betrachten, die ein Kind, wenn nicht wirklich, doch moralisch hatte ermorden lassen. Doch bis zu diesem Durchbruch der Erkenntniß schienen beide noch nicht gekommen. Der Haß auf den Grafen Wildenschwert hatte bei ihnen zu tiefe Wurzel geschlagen und die Schuld Hennenhöfts war ja auch nicht die der geschiedenen Gräfin, nicht die ihrer nächsten Verbündeten. Sie fanden die Erklärung des so gesteigerten Schmerzgefühls ihrer Gönnerin nur in der jetzt so unmittelbaren Nähe des Findlings, in der Schwierigkeit, ihm auszuweichen, in den Bedrängnissen durch das neuerwachte Gerede der Menschen, im Ver-

halten zu ihrem Gatten, ihren Kindern, endlich in der gesteigerten Schwierigkeit aller dieser Verhältnisse durch die Rückkehr des Grafen.

Die Frage Frau Augustens: „Haben Sie Ihn noch nicht gesehen — ?“ konnte nur Theodor Waldnern gelten.

Frau Jadwiga schüttelte so unwillig den Kopf, daß Wülfing seiner Frau einen Wink gab, der ihr verbot, diese verfängliche Saite zu berühren.

Aber die ehemalige Herrin beruhigte sich nicht so bald. Auch sie stellte sich, wie Frau Auguste, an's Fenster, auch sie starrte den grauen Regenhimmel an, schlug die Hände zusammen und sprach:

„Wo habe ich denn nur vor zwanzig Jahren meine Sinne gehabt, mein Urtheil, meine Erkenntniß! Oft frage ich mich: Ist es mehr Haß gegen Wildenschwert oder mehr Liebe für Fernau gewesen, die mir die gesunde Vernunft raubte? Und leider, ich muß mir sagen, es war die Verblendung für diesen Mann, den ich anbetete, der mir ein Gott in irdischer Gestalt schien, den ich verwechselte mit allem, was eine Frau um den Verstand zu bringen vermag —! Wie hab' ich mir diesen Mann ausgeschmückt, ihn mit bunten Lappen behangen! Kinder machen es so mit ihrer Puppe und sehen in ihr alles, was die Phantasie nur herausſehen will —! Alles an ihm deutete ich zum Guten. Ich brauchte diese Deutung. Ich hätte ja sonst vergehen müssen, wenn nicht alles so gewesen wäre, wie

ich mir's dachte. Ich malte mir auch meine Söhne als vollendete Geschöpfe aus — und — und — glaubte —"

Die Verzweifelnde stockte, obschon sie vor diesen beiden Hörern über nichts ein Hehl hatte. Diese hatten zu tief in ihr Leben eingeblickt; in menschlichster Menschlichkeit, bei Verstellung und List hatten sie sie beobachtet; ihnen sprach sie schon seit Jahren Dinge aus, die auch sonst beweisen konnten, daß die Vornehmsten und Stolzesten das Bedürfniß eines jeweiligen Incognitos haben, einer Entäußerung der Rolle, die sie durchführen vor der Welt, einer Entäußerung, wie wir schon früher sagten, zuweilen noch bis unter das Niveau der Gewöhnlichkeit.

Als die Wülfings auf ihre Klage schwiegen, wandte sie ihr Haupt und sagte:

„Ihr erwiedert ja nichts —?"

Beide blickten seitwärts.

„Seid Ihr denn auch so überzeugt, daß ich mich in Fernau betrogen habe —?"

Das Schweigen, das nicht endete, steigerte Jadwiga's Erregung.

„Was wißt Ihr von Fernau? Denkt Euch nur, er hat 50000 Thaler eigene Schulden!"

Man riß die Augen auf.

„Er hat mein Vermögen schon um mehr als eine halbe Million verringert —"

„Unglückliche Speculationen —!" entschuldigte Wülfing.

„Die geb' ich zu —!“ antwortete die immer Aufgeregtere ſchnell. „Aber,“ fuhr ſie mit forſchenden Blicken fort, „ich hatte mich ja für alles perſönlich verbürgt, nahm bei allem, was verloren ging, die gleiche Schuld auf mich. Er wußte das auch und trieb ſeine Verkehrtheiten offen, ohne ſich einen Zwang anzulegen, der große Rechenmeiſter! Warum da nun jetzt plötzlich eine Schuld, die in unſern ſeitherigen Selbſtvernichtungsprozeß nicht hineinpaßt? Eine Schuld, die auf dem Baum hängen bleibt, nachdem ſich die Ueberſchwemmung verlaufen hat? Er hat mir oft geſchworen, daß er nicht ſpielt —!“

„Gewiß nicht —“ ließ Wülfing fallen.

„Und was ſonſt? Ihr ſchweigt —? Ihr kennt den Schaden. Ich kann alles ertragen. Sprecht heraus!“

Wülfing wollte ſeine Frau am Sprechen hindern. Dieſe aber ſagte: „Selig ſind, die reines Herzens ſind!“ Sie erinnerte an das ſechſte Gebot, worauf dann Wülfing ſeinerſeits von einem Mann ſprach, an den ſich Frau von Fernau, wenn ſie Näheres wiſſen wollte, wenden könnte.

„Wer iſt das —?“ rief ſie, vollkommen gewiß, daß ihre Ahnung ſie nicht betrog von einer jener Verbindungen, wie ſie in der höhern Geſellſchaft vorzukommen pflegen, Verbindungen, die oft ganze Vermögensſtände ruiniren und zugleich eine dauernde Ehrenkränkung für die Frau und die Kinder eines ſolchen leichtſinnigen Mannes ſind.

Die Vertrauten bezeichneten jenen ehemaligen Maurer Bartel, dem man ab und zu auf den Holzhöfen das Gnadenbrot gäbe, und nannten ihn als befähigt, das auszusprechen, was ihnen nicht auf die Lippen kommen wollte.

„Wie kann ich mit diesem verrufenen Züchtling —" lehnte Frau von Fernau ab. Sie hatte die Hände ihrer beiden treuesten Freunde auf Erden gefaßt, hielt diese fest und richtete starr ihre Augen in die niedergeschlagenen dieser Andern.

So wurde ihr denn in kurzen abgerissenen Sätzen die Eröffnung gemacht, daß es am Theater zwei durch ihre Schönheit hochberühmte, durch ihre Prunksucht hochberüchtigte Schwestern gäbe, von denen die ältere jetzt schon in ihren „Verhältnissen" zu wechseln anfinge, die jüngere jedoch einen Schein größerer Solidität zu behaupten verstünde durch die Beschränkung auf — einen einzigen Verehrer, der sie indessen in eine Einrichtung gesetzt hätte, die gradezu an Pracht unbeschreiblich wäre. Sogar täglich Wagen und Pferde hätte er ihr zur Verfügung gestellt und überdies ihr und ihrer Mutter eine Sicherstellung für's ganze Leben gegeben.

Wenn die Frau, die jetzt nahezu fünfzig Jahre zählte, nach dieser Enthüllung laut auflachte, so stand mit dieser Aeußerung des empfangenen Eindrucks die plötzliche Eile, womit sie sich zum Gehen rüstete, das Binden der Schleife ihres Huts, das festere Anziehen

des Mantels, den sie nicht abgelegt hatte, das Ausbreiten des Schleiers über dem kreideweiß gewordenen Antlitz im vollkommenen Widerspruch. Sie sprach kein Wort mehr.

Wülfing machte seiner Frau Vorwürfe über ihre Geschwätzigkeit und nannte Barteln ein Lügenmaul.

„Nein, nein!" verharrte Frau Auguste auf dem erstatteten Bericht. „Das Ding, die Marlene, dient ja selbst bei den Tänzerinnen — ich habe sie oft gesprochen — es ist, wie ich sagte —!"

„Natürlich, natürlich, Guste!" antwortete die Frau, die den Todespfeil im Herzen trug. Sie nahm den Regenschirm, den man ihr hereingeholt hatte, und drängte zum Gehen. Es regnete heftiger, als vorhin. Man bat sie zu bleiben. Wülfing wollte um einen Fiaker laufen. Sie verbat alles, drückte ihren beiden Freunden dankbar die Hände und entfernte sich. Der erste am Thor von ihr angetroffene Miethswagen entführte sie in ihre Wohnung.

Jadwiga, die reiche, schuldbeladene, von mancher Seite mit Mißtrauen, ja Verachtung angesehene Frau war auf ihre Persönlichkeit selbst nicht mehr eitel. Ein Blick auf den Spiegel hätte sie dazu eigentlich noch ermuthigen können. Ihre auffallende Gestalt, das Ebenmaß ihres Wuchses, die Grazie ihrer Haltung traten noch immer gegen ihre Jugendzeit nicht zurück. Wenn auch ihr Antlitz die Spuren trug des schuldigen Tributs an die Zeit, die Spuren ihrer erschütternden Lebens-

prüfungen, ihrer Kämpfe gegen die öffentliche Meinung, so war doch mancher anmuthige Zug, selbst wenn er in einer tief eingegrabenen Furche lag, um ihre Mundwinkel geblieben. Das Auge freilich war immer umflort und unsicher. Es hatte seinen Glanz von früher verloren. Ebenso ihr früher so schönes Haar. Ihre an den Schläfen sich senkrecht abrundende Stirn bedeckten schon lange falsche Scheitel.

Ihr tiefes Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst verwandelte sich, als sie in ihrem Zimmer auf und niederschritt, dann sich auf ein Sopha warf und grübelnd den Kopf in die weichen Seidenkissen bohrte, in eine Anwandlung von Entschuldigung ihres Mannes —! Sie erinnerte sich, daß sie ihn von je als das Ideal der Kraft, einer nie versiegenden Jugend aufgefaßt hatte. So mancher von einem frivolen Tischgast geäußerte Scherz über die Unbill, daß der Mann, der bis in sein vierzigstes Jahr erstarkte, dann sich noch manches Jahr hindurch in der Schwebe seines kräftig pulsirenden Lebens- und Liebes-Gefühls hielte, mit einem in früher Jugend genommenen Weibe abwelken und dem Zauber alles Lebens entsagen sollte, und über die viel gesundere Praxis des Orients, welcher ja auch die alte Patriarchenzeit der Bibel entspräche, hatte manchmal ihr Nachdenken veranlaßt. Sie hatte an Fernau seinen Sinn für Schönheit immer achten müssen und ihn durch große Opfer gepflegt. Jene Tänzerinnen sollten, so äußerte erst kürzlich ein aus der Fremde gekommener harm-

in Hemdsärmeln. Ein menſchliches Fragezeichen mit aufgeſperrtem Rachen, eine Kreuzſpinne, der man ſo viel Füße ausgeriſſen, bis zwei Arme und Beine übrig geblieben, eine Heuſchrecke, ſcharf bezahnt und immer auf dem Sprung. Ich war ſo erſchrocken, daß ich in der Angſt die Rollen verwechſelte, auf ihn mit dem ganzen Ingrimm, deſſen ich mich verſehen konnte, losfuhr und ihn frug: Wer ſind Sie?. So lebhaft ſchwebte mir nämlich der Deſpotismus dieſer verſchränkten Figur vor, daß ich aus Schrecken ſie ſo anredete, wie ich vorausſetzen durfte, daß ſie mich anreden würde. Wer ſind Sie? Dieſe Frage, von einem jungen unbekannten Menſchen i h m aus dem Mund genommen, verblüffte ihn ſo ſehr, daß er zurückprallte, wie Einer, der des Todes ſein will, weil er ſich ſelbſt geſehen. Unwillkürlich brach er heraus: Galerie-Inſpektor Weckeneſel. Nun mußte aber der Teufel in mich gefahren ſein: denn, weit entfernt, mich vor meinem Irrthum zu entſetzen, fuhr ich noch in ihm fort und bediente mich all der Barſchheit, die ich dem Satansmenſchen von der Zunge wegſtahl. Führen Sie mich in die Galerie! Der Inſpektor faßte nach einem Bund Schlüſſel und ſchlorrte mit mir fort. Während eines langen dunkeln Ganges hörte ich ihn nur leiſe brummen; am Ausgang endlich, wo man eine Stiege hinauftreten muß und das Sonnenlicht hell durch die langen Fenſter ſcheint, betrachtete er mich und fuhr mir wie eine Dogge faſt an den Hals, als ich vergeſſen hatte, ein Kratzeiſen an der Treppe zu beobachten und eine dem Koth gewidmete Strohdecke. — Wer ſind Sie? Sie müſſen hier im Hauſe die Ordnung beobachten! Ich bin für die Reinlichkeit des Gebäudes hier. Legen Sie hier auch erſt Ihren Hut ab! Als der Inſpektor Weckeneſel nun gar

loſer Tiſchnachbar, in ſolchem Grade ſchön ſein, daß ſie die Phantaſie eines Canova würden entzündet haben. Die Aelteſte hatte ſie nur im Theater geſehen, im Enſemble des Ballet's, wo die Schönheit der Einzelnen in der Schönheit der Maſſe aufgeht. Auch verlor Asminda Lindenthal durch die Läſſigkeit ihres Tanzes und durch eine eigenthümlich mürriſche Miene, die ſie machte — womit ſich ohne Zweifel ihre Erſchöpfung bekundete. Cora hatte als gereiftere Jungfrau die Bühne nicht wiederbetreten. Daß dieſe jüngere Lindenthal die Schönheit ihrer Schweſter noch übertreffen ſollte, erzählte man allgemein.

Dennoch mußte ihr Gefühl der Empörung wieder zurückkehren. Das Schauſpiel der Verſtellung, des Betrugs, das Fernau aufführte, vielleicht ſchon ſeit Jahren aufführte, wurde für ihren ſtarr an die Decke des ſich ſchon dunkelnden Zimmers gerichteten Blick ein einziges Bild der Verzerrung. Aus allen Ecken um ſie her ſah ſie höhniſche Teufelsfratzen lachen, ihr nicken, ſie verſpotten. Sie ſah Fernau als Vater am Kamin ſitzen, weiſe Lehren an ſeine Söhne ertheilend, mit Gefühlen prunkend, die eine Frucht des reifen Alters ſein ſollten. Sie hörte ſeine Verurtheilung der Leidenſchaften — und wieder befiel ſie der Gedanke: Sollte ihn nicht ein Wahn geblendet, eine bezaubernde Verführung um ſeinen Verſtand gebracht haben —? Erſt als ſie ſich in ihrem Grübeln bis zu den „Liebestränken" einer abergläubiſchen Zeit verloren hatte, mußte ſie ſich

erheben und unwillig jede Milderung ihres natürlichen Gefühls von sich weisen.

Die Mittagsmahlsstunde, fünf Uhr, kam heran. Fernau erschien nicht, auch nicht Anbelang. Eine Gesellschafterin aß mit am Tisch, ein ältliches, den höheren Ständen angehörendes Fräulein, das unter Bedingungen, die für sie nicht demüthigend waren, die Wirthschafterin des Hauses machte, ein Fräulein von Bergen. Das Gespräch war einsilbig. Die Gesellschafterin verließ selten das Haus. Aber für Jadwiga war es, als hätte dies Fräulein schon alles, wodurch sie so tief gekränkt, ihr Mann so schmählich entwürdigt wurde, gewußt.

Während der Tischzeit kamen Briefe von den Söhnen. Diese verminderten nicht der Mutter ihre düstere Stimmung. Bruno, der Aelteste, schrieb ein förmliches Programm, wie er seine Lebenseinrichtung mit dem Bruder zu treffen gedächte. Sein Brief sollte eine mathematisch strikte Berechnung sein, die das Erwecken völligen Vertrauens bezweckte. Das praktische Ergebniß war — das Verlangen eines bedeutenden Zuschusses! Hier sah sie recht die vom Vater erlernte Kunst der ehrbaren Verstellung, der verschmitzten Täuschung. Ein Professor lehnte in einem andern Briefe die Uebernahme einer Beaufsichtigung ihrer Söhne ab. Berief er sich auch nur auf die Schwierigkeit und hohe Verantwortung einer solchen Aufgabe, so war doch der wahre Grund, die nicht zu bändigende Wildheit dieser jungen Männer, zwischen den Zeilen zu lesen. Jad-

wiga ſah, daß ſie als Mutter lange Jahre in denſelben Illuſionen gelebt hatte, die ſie ſich jetzt als Gattin hatte eingeſtehen müſſen. Sie verſtand allmälig die boshafte Vorleſung, die ihr einmal Standtner bei Tiſch über die Kantiſche Philoſophie gehalten hatte, den Unterſchied zwiſchen Subjektiv und Objektiv, zwiſchen dem, was nur in unſerer Vorſtellung lebt, und dem, was Kant „das Ding an ſich" genannt hatte.

Die Kaffee-, die Cigarrenſtunde war ſonſt mit Fernau eine der traulichſten geweſen. Da hatte er, zumal im Winter, das anregendſte Geſpräch führen, eine größere Geſellſchaft lebhaft unterhalten, dem engern Familienkreiſe manche lehrreiche Anregung geben können. Lektüre war ihm nicht fremd. Nicht um der Gegenſtände willen, über die er las, ſondern um ein Piedeſtal zu haben für ſeine geſellſchaftliche Bedeutung. Er hatte gefunden, daß die Zeit, wo Reichthum und exkluſive Geburt mit Unwiſſenheit gepaart Erfolge erzielen können, vorüber iſt. Im Caſino ſpielte Fernau die maaßgebende Rolle. Nach acht Uhr oder ſpäter noch, und vorzugsweiſe nach dem Theater, das er erſt in neuerer Zeit „leidenſchaftlich zu lieben" angefangen hatte, noch auf's Caſino zu gehen, hatte ihn Jadwiga dringend immer ſelbſt ermuntert.

„Du biſt mir böſe, daß ich Dich den ganzen Tag allein ließ! Aufrichtig, ich habe mich gefürchtet vor dem Eindruck der Mittheilung, die Du von Anbetang erhalten haben wirſt —!"

Mit dieſen Worten betrat Fernau endlich das matterleuchtete Boudoir ſeiner Gattin, das neben dem allgemeinen Wohnzimmer lag. Er zog die Thür des letzteren zu. Ungeſtört war man allein.

Jadwiga betrachtete ihn von oben bis unten. Er war im Wagen gekommen. Seine gewählte Toilette, ein brauner Frack mit goldnen Knöpfen, ſchwarze Pantalons, weiße, bis zum Halſe gehende Weſte trug keine Spur einer Berührung mit den draußen tobenden Elementen. Seine Lackſtiefel glänzten ohne irgend welche Trübung.

„Ich habe meine Beſuchsſchulden etwas abgearbeitet! Es wird mir auch noch mit den anderen gelingen, mit den Schulden, die — — Und das Reſultat Aubelang's iſt doch auch im Uebrigen nicht allzu entmuthigend. Ich war beim Fürſten von Yuſte, der das Geheimniß der Zeit errathen hat. Er aſſociirt ſich, wo nur eine Idee auftaucht, die Gewinn verſpricht. Ich wünſchte, daß Du ſeine nähere Bekanntſchaft machſt. Das iſt der richtige Ariſtokrat! Er ergänzt ſein Blut wie die engliſchen Peers, die ihren Söhnen geſtatten, die Milchmädchen ihrer Pächter zu heirathen."

„Ich erſtaune nur," ſprach Jadwiga, die heute zum erſtenmal von dieſem geiſtreichelnden Ton, den ſie ſonſt ſo entzückend an ihrem Mann gefunden, froſtig angeweht wurde; „ich erſtaune nur — wie Du Privatſchulden haben konnteſt —!"

Anfangs ſchwieg Fernau. Dann antwortete er mit kurzer Impertinenz:

„Und bei alledem, hm! ich habe ſie — —"

Ein ſolcher Ton war wenig darnach angethan, auf die Frau, die dieſe Schulden bezahlen ſollte, beruhigend zu wirken.

„Ich bin die Herrin meines Vermögens und komme nur für Verbindlichkeiten auf, deren Urſprung ich kenne."

Das war ja eine Sprache, die Otto von Fernau überraſchen mußte. Süßes Schmollen hatte er erwartet, ein eiferſüchtiges, neugieriges Forſchen, verbunden mit den alten Zärtlichkeiten: „Ei, du Böſer —!" „Ei, du Unartiger —!" Anfangs dachte er an Anbelang und glaubte, dieſer hätte die Sprecherin zum Widerſtande ermuthigt.

Als er nach der Uhr geſehen hatte, fragte er, ob der Wirthſchaftsdirektor nicht zu Tiſch gekommen wäre?

„Suchſt Du einen Ablenker Deines Zorns, nun ſo denke, ich kann ja auch dafür da ſein —!" entgegnete ſeine Gattin mit derſelben Beſtimmtheit, wie vorhin Fernau geſprochen.

Darauf ſah dieſer Ludwigen groß an, lächelte gezwungen und verſuchte eine ſeiner alten Schalkhaftigkeiten.

„Herzlieb," ſagte er, ſetzte ſich, beugte ſein Haupt, faltete die Hände, „ja, ja, mache mich jetzt recht ſchlecht! Früher gab ich Dir mein Ehrenwort, daß ich vor

unſerer Verbindung keine andern Schulden hätte, als die Du damals bezahlteſt. Ich ſchämte mich, ſie ſpäter einzugeſtehen, eben — jenes Ehrenworts wegen. Die Moral verwirft ja einen falſchen Eid. Aber, wie ſagt doch jener große Dichter der Britten: Jupiter lacht des Meineids der Verliebten! Um ein falſches Ehrenwort, das man einer Braut, einer Frau in den Flitterwochen gegeben, ſtößt mich unſer in dieſem Punkt ſehr empfindliches Caſino nicht aus. Und unſere Flitterwochen haben, denk' ich, ziemlich lange gedauert, lieb Herz! Die Summen ließ ich ſtehen, ſie vergrößerten ſich — enfin — ich ſchämte mich. Einmal mußte ich aber doch als Sünder vor Gericht. Geſpielt habe ich dann auch, das läßt ſich ebenfalls nicht läugnen —"

„Daß Du nicht ſpielſt, haſt Du mir einmal feierlich beſchworen —!" unterbrach Frau von Fernau, mit Ungeduld die Schlangenwindungen des Lügners verfolgend.

„Sonſt that ich es auch nicht —" lautete die unbefangen ſein ſollende Antwort, nach welcher Fernau aufſprang, ſeine Cigarrentaſche ergriff und ſich anſchickte, wie ſonſt zu rauchen. „Aber," fuhr er fort, „eine Liaiſon, die ich abbrechen werde, ein leidenſchaftlicher Spieler, der Graf von — doch nein, nein!" verbeſſerte er ſich, „den Namen darf ich nicht nennen, Du könnteſt ihm ſonſt Vorwürfe machen und mich compromittiren —"

„Rauche nicht! Ich erſticke ſonſt —!" rief Jad-

wiga in einem Ton, den ſie ſich nur ihren Söhnen gegenüber geſtattete. In dieſem Befehl lag die Andeutung, als hätte ſie ſagen wollen: Der Athem verſagt mir bei ſo viel moraliſchem Dunſt und Nebel —!

Fernau ſah ſeine Gattin groß an, kämpfte mit ſich, ob er gehorchen ſollte, ſteckte jedoch die Cigarre mit den Worten ein:

„Es iſt allerdings Dein Zimmer —!“

Eine Weile herrſchte Todtenſtille. Draußen rollten die Wagen. Die Theater und Concertzeit hatte begonnen. Man konnte den Pendelſchlag der Uhr vernehmen, die auf dem Kaminſims ſtand.

Allmälig wieder begann Fernau:

„Ich kann jene Schulden nicht länger anſtehen laſſen. Die Bankiers und Capitaliſten müſſen befriedigt werden. Anbelang iſt hoffentlich autoriſirt, die nöthigen Poſten zur Tilgung flüſſig zu machen —?“

„Noch iſt er es nicht —“

„Du wirſt aber —?“

„Und wenn ich's verweigere —“

„Das wirſt Du ſchwerlich —“

„Um welcher Motive Willen ſoll ich ſoviel Nachſicht üben —?“

Fernau lächelte, nahm die Briefe ſeines Sohnes Bruno und des Univerſitätsprofeſſors, die er ſchon beide ſogleich nach ſeinem Eintritt durchflogen hatte, überflog ſie noch einmal und murmelte vor ſich hin, ſo jedoch, daß es Jadwiga hören ſollte:

„Die Briefe haben Dich verſtimmt — Du biſt übler Laune — vielleicht verdrießt Dich auch die Zeitungsnachricht, daß — Wildenſchwert zurückkommt —“

„Er war ſechszehn Jahre in Europa, ohne daß er mich geſtört hat —“ ſagte Jadwiga.

Es gehörte von ihrer Seite Muth dazu, die Abſicht jenes boshaften Murmelns aufzunehmen.

„Im ſiebzehnten würde Dir ſeine Anweſenheit nicht angenehm geweſen ſein —!“ war der Skorpionenſtich oder die Verwundung, die jetzt von Fernau's gleichſam ausſchlagender Ferſe kam. Zum erſtenmal hatte er gewagt, die empfindlichſte Stelle im Leben ſeiner Gattin unſanft zu berühren.

Auch war die Verletzung ſogleich dermaßen tief, daß Jadwiga, auch ohne den Rauch der Cigarre, den Athem verlor. Sie gerieth in einen förmlichen Stickkrampf und mußte ſich erheben.

Fernau mochte denken: — Das Eiſen wird heiß; jetzt iſt es Zeit, es zu ſchmieden! Er fuhr fort:

„Ueberhaupt! Sollte es nicht wünſchenswerth erſcheinen, wenn uns Wildenſchwert in recht ſchönem Einvernehmen anträfe? Gieb Deinen Unmuth auf und autoriſire morgen unſern ſtrengen Herrn Rechner, den Du haſt kommen laſſen von — Steinthal —!“

Wie hob er dieſen Ort hervor —!

„Nein!“ fiel Jadwiga ein und maß ihn von oben bis unten. „Arbeite! Verdiene! Tummle Dich ſelbſt —!“

Solche Worte hatte in alten Tagen zuweilen der jetzige Präsident, Fernan's Bruder, zu ihm gesprochen. Er haßte sie über alle Maßen. Dieser Worte wegen hatte er sich eine Theorie gebildet vom Arbeiten in der Tretmühle des Besitzes, vom mühevollen Zusammenhalten des Erworbenen. Aeffte man diese Theorie mit dem Wort, wie nicht selten geschah: ‚Ja, das ist die erschöpfende Arbeit des Couponschneidens —!' so konnte er in den größten Zorn gerathen und mit den schwierigsten Kapiteln der Nationalökonomie wie ein Taschenspieler umspringen.

„Meine Arbeit bei Dir war die, gegen die öffentliche Meinung zu schwimmen!" rief er mit verstärkter Bosheit. „Aber meine Kräfte erlahmen nachgrade!"

‚Jadwiga wußte, was er sagen wollte. ‚In ihrem Geben stand sie still, sah ihn groß an und lachte überlaut. Dann hauchte sie leise: „Armselig!" und sank erschöpft in ihren weichen Sitz zurück.

„Armselig —?" nahm Fernan immer gereizter das Wort auf und suchte sich zuvörderst zu fassen über das, was ihm heute hier begegnen mußte. Das Lachen, das ganze Benehmen seiner Frau befremdete ihn. Noch von seiner Seite das Hingerissenwerden zum Aeußersten befürchtend, kämpfte er mit sich, ob er nicht vorziehen sollte, um sich und sie zu beruhigen, einen der alten Töne der Liebe und Zärtlichkeit anzuschlagen, Töne, die ehemals nie ihre Wirkung verfehlt hatten. Sein gedrücktes

Gewiſſen, die Furcht, ja ſchon die ſichere Annahme, ſeine Frau hätte die Kenntniß eines Verhältniſſes gewonnen, das ſowol ſeine eigene Verblendung, wie die liſtige Habſucht der Lindenthal'ſchen Familie über alles Maaß der Selbſtbeherrſchung hinaus angelegt, ja geſteigert hatte bis zur Oſtentation mit einer ſolchen Eroberung von Seiten der kecken Sippſchaft, hinderte ihn allein daran.

„Armſelig —?" ſagte er wieder. „Ich werde Rieſenkraft beſitzen müſſen, um jetzt auch nur dem Blick des Grafen Stand halten zu können!"

„Du meinſt doch des Grafen, den Du vorhin nicht nennen wollteſt —?" entgegnete Jadwiga mit ſchneidender Bitterkeit und einer Ironie, die in der That in dieſer Stunde alles auf's Spiel ſetzen zu wollen ſchien.

„Den Grafen Wildenſchwert mein' ich!" donnerte Fernau, ſtampfte mit dem Fuß auf und bediente ſich des vollen Uebergewichts, das ihm zu Theil wurde durch das abſichtliche Mißverſtehen ſeiner Frau, durch die Möglichkeit, daß ſie in dieſem Augenblick ſcherzen konnte.

„Soll ich endlich, endlich einmal deutlich mit Dir reden?" fuhr er fort, ſich ergrimmt vor ſie hinſtellend. „Dir es endlich, endlich einmal nennen, welches furchtbare, grauenvolle Opfer ich Dir ſeit Jahren bringe?"

„Der ewige Richter dort oben," ſprach Jadwiga

erſt ſah, daß ich eine ganz gewöhnliche Mütze und keinen faſhionablen Hut in der Hand hatte, ſprang er die Stufen, die wir ſchon gegangen waren, wieder hinunter und ſchrie: Sie unterſtehen ſich zu fragen, wer ich bin? Herr, wer ſind Sie? Ich hatte eine Lüge im Munde und wurde nur durch meinen ſchlechten Aufzug abgehalten, eine andere, als die natürliche Rolle zu ſpielen. Indem ich mich noch beſann, was ich ſagen ſollte, goß Jemand aus einer Thür, die in der Nähe geöffnet wurde, ein Glas Waſſer aus und zwar ohne Weiteres auf den ſteinernen Fußboden, ohne den Inſpektor zu ſehen. Dieſer ſtieß einen unartikulirten Zornesſchrei aus und fuhr ſchlangenartig in das Zimmer hinein: Iſt das geſittetes, akademiſches Benehmen? Hat man nicht Fälle, daß Tropfen einen Stein aushöhlen, und Sie gießen ganze Gläſer auf die Vlieſen? Wofür bin ich hier? Ihr Sinnen und Treiben den ganzen Tag geht auf den Verderb dieſes ruhmvollen Gebäudes aus. Die Wände werden mit Figuren bemalt, in die Fenſtergläſer ſchneiden Sie Ihre Namen ein, die Thüren werden ſo heftig geworfen, daß überall der Kalk nachläßt, Ihr Tuſchwaſſer ſpritzen Sie in die Gänge aus, daß es hier ausſieht, wie in einer Waſchküche, und — allmächtiger Gott! ich ſehe, Sie haben ſchon wieder Ihren Hund bei ſich? — Indem konnt' ich in einem Fenſter bemerken, daß ein Hund in den Hof ſprang und auf einen an die Akademie ſich lehnenden Garten zueilte. Der Galerie-Inſpektor vergaß in ſeiner Angſt für die ihm anvertrauten Gebäulichkeiten meine Gegenwart und ſprang unter laut ihm nachſchallendem Gelächter dem Thiere nach. Ein in der Eile aufgeraffter Palettenſtock, der in der Nähe ſtand, diente ihm als Wurfſpieß. Vater würde glücklich geweſen ſein, dies zu

dumpf, „wird Dein Opfer und das meinige aneinander abwägen! Warte ab, welche der beiden Schaalen einſt ſinken wird —“

Fernau mäßigte ſeine Stimme. Aber die Gebehrden, die einen Strom von Worten begleiteten, in den er ausbrach, ließen ſeine Rede wie Donnertöne herauskommen:

„Habe ich Theil,“ ſprach er, „an Deiner grauenhaften Schuld? Habe ich Mörder gedungen, um ein Kind aus der Welt zu ſchaffen? Habe ich das Gräßliche angeordnet, ein Menſchenleben lebendig in ein düſteres Verließ zu ſperren? Und als der Frevel entdeckt wurde, als ich mich nicht, wie Du, infolge einer Ahnung, in Folge einer Mahnung Deines ſchuldbeladenen Gewiſſens, durch eine Reiſe den Rückſchlägen meiner That entziehen konnte, habe ich da gewankt, bin ich gewichen? Habe ich Dich nicht ſelbſt mit einer Schonung behandelt, einer Delikateſſe, die nur ihres Gleichen in den alten Mährchen findet?“

Wie beim Entſtehen eines gewaltigen Entſchluſſes Manche zu thun pflegen, ſo trommelte die Frau, die zum erſtenmal den Vorhang ihres Allerheiligſten zerriſſen ſah, auf einen ihr naheſtehenden Tiſch, zupfte an den Franzen der Kiſſen, an die ſie ſich lehnte, und wiegte das eine Bein, das ſie über das andere geſchlagen hatte.

„So recht! So recht!“ murmelte ſie. „Nur zu —! Nur zu —!“

Zwar mäßigte Fernau seine Stimme, fuhr aber in der Schilderung seiner Leiden um den Verdacht, der ihn und Jadwiga verfolgte, unbarmherzig fort. Zugeben wollte er, rief er, daß lediglich Gerüchte entstanden, die Fährten abgelenkt worden wären, doch das Unaussprechbare hätte sich ihnen immer wieder genähert. Jetzt nannte er den Namen Theodor Waldner's offen heraus und bezeichnete es als eine Thorheit, einen so starken Verdacht der Menschen förmlich herauszufordern, heute sich kalt, morgen nachgiebig gegen die Personen zu zeigen, deren Mitwissenschaft oder Verrath man zu fürchten hätte. Alles aber, was bis jetzt eingeschlummert wäre und sogar durch dieses Waldner Erscheinen in ihrer unmittelbaren Nähe nicht vermocht hätte, ihnen gesellschaftlich zu schaden, jetzt würde es neues Leben, neue Zündkraft gewinnen durch Wildenschwerts Erscheinen in Europa und — das war sein letzter Trumpf — ihr Benehmen gegen den Sprecher, der — so lange für sie gedultet hätte.

Wieder schwieg die gemarterte Frau eine Weile. Dann hob sie den Blick, ja die Hände gen Himmel und sprach aus tiefster Brust:

„O Du mein Heiland, wie ist doch das alles so elend, so schlecht, so grunderbärmlich geredet! Was habe ich denn einst gethan? Ich habe einen Mann gehaßt und den andern geliebt! Diesen wollte ich zum Glücklichsten der Menschen machen, nicht, wie er mir vorlog, durch meine Liebe und wenn ich arm

zu ihm gekommen wäre, eine Betlerin, verstoßen vom Grafen, verstoßen von meinen Eltern, nein, ich wollte mit vollen Händen kommen, wollte das Horn des Ueberflusses, Reichthum und jene Sorglosigkeit über ihn ausschütten! Ich verbarg meine Mutterhoffnung. Ich wand mich in Schmerzen, ich erfand, ich log, ich täuschte alle Welt —! Furchtbar an sich —! Aber wem zu Liebe that ich's denn? Dem Menschen, den ich so beglücken, so erheben wollte, daß er nicht einmal die Kenntniß meines Verbrechens erhalten sollte. Er sollte rein, unschuldig bleiben an meinem Frevel, sollte sein Glück empfangen wie aus der Hand der Engel. Nur nun ich mich in den Veranstaltungen betrog, die ich mit Schlangenklugheit getroffen zu haben glaubte, ohne dabei je so grausam gedacht zu haben wie ein Drache, ohne Hennenhöfts gräßliche Blutschuld auch auf mich zu laden; nun der Mißgriff an den Tag gekommen, einen Bösewicht in's Geheimniß gezogen zu haben, der sich ein Werkzeug zu Bubenstücken heranziehen wollte —"

„Hennenhöft dachte nicht an die Zukunft!" unterbrach Fernau. „Er hatte nur nicht den Muth gehabt, das, was Du vielleicht wünschtest, ein ganzer Mörder zu sein —"

„Glaubst Du —? O gewiß! Du kennst ja solche Halbheiten —!" nahm Jarwiga seine furchtbare Anschuldigung auf und schleuderte sie auf ihn zurück. „Du kennst ja das Morden mit Blicken und Gedanken! Das

Wollen und Nichtvollbringenkönnen —! Weshalb nicht vollbringen können? Weil noch Feſſeln Deinen Arm lähmen, die Feſſeln einer manchmal wie ein Alp Dich drückenden Verpflichtung zur Dankbarkeit! Aber die guten Regungen ſchwinden allmälig. Mit der Zeit wächſt mit der Kraft auch der Muth. Dann ſind die Schranken zum Schlechteſten geöffnet. Hennenhöft ſteht jetzt vor dem ewigen Richter. Vielleicht kommt ihm bei Gottes Barmherzigkeit zu Gute, daß mir ſeine ruchloſe That eine unendliche Wohlthat erwieſen hat — die — die — mich endlich, endlich — auch vielleicht —

„Was —? Wie —? Eine Wohlthat? Was ſollen dieſe Redensarten?“

Auf die Verurtheilung ſeines Charakters hatte Fernau wenig hingehört. Nur den Andeutungen, die in dieſen Worten von irgend einem Vorhaben liegen konnten, war er gefolgt. Nur die letzte Aeußerung Jadwiga's hatte er als eine unheimliche und drohende aufgegriffen und ſtarrte ſie an

„Ich kann ja gut machen, was ich verſchuldete —“ ſagte Jadwiga mit einem unheimlich lauernden Blick.

„Gutmachen? Was? Lächerlicher Wahn —!“ loderte Fernau auf und trat näher an ſie heran und ſo blitzesſchnell und unmittelbar, daß ſie von dem Gedanken befallen wurde, er könnte ſie erwürgen wollen.

Ueber dieſe plötzliche Furcht, die ſeine eben noch ſo muthige Gegnerin vor ihm zu bekommen ſchien

oder über ſonſt etwas, vielleicht in der That über die Gelüſte ſeiner Gewaltthätigkeit, erſchrak Fernau ſelbſt und ſagte zurücktretend:

„Von Standtnern, der mir heute begegnete, hörte ich, daß Du die Abſicht haſt, ihm eine Genugthuung bei Neſſelborn zu verſchaffen. Ich hoffe, daß die weitere Kündigung unterbleibt. Soll man ſich mit Gewalt eine Partei ſchaffen, die dem Grafen ihre Dienſte anbietet?“

„Ah bah, mein Lieber —“ entgegnete ſie mit der bitterſten Ironie und faſt wie irrgeworden, „warum denn nicht? Erhebe Dir doch das Geld! Ich will es Dir abtreten, um Deine dringendſten Gläubiger zu beruhigen. Im allem Ernſt —! Ja, ja, kündige es, mein Beſter! Beſtelle dafür neue Möbeln für die — Tänzerinnen in der Theaterſtraße! Hahaha!“

Das Schlagwort war gefallen, der Schleier des Geheimniſſes zerriſſen.

Als die Sphinx ihr Räthſel gelöſt ſah, ſtürzte ſie ſich in den Abgrund.

Fernau ſtand vernichtet. Er wollte ſprechen, die Zunge lallte. Er wollte lachen, ſeine Geſichtsmuskeln blieben mit convulſiviſcher Verzerrung ſtehen.

Aber auch der Sieger wird nicht immer ſeines Sieges froh. Er fühlt die ungeheure Anſtrengung, die ihm das Erringen deſſelben gekoſtet hat und — gewiſſe Dinge auch nur auszuſprechen, gebt wider die Natur ſtolzer Seelen.

Jadwiga ſtand wie taumelnd. Nacht umgab ſie über die zu, zu grelle Helle, die plötzlich auf ihren Gatten gefallen war. Faſt hätte ſie gewünſcht, das entſcheidende Wort wäre auf ihren Lippen geblieben.

Aber in dieſem Augenblick hatte auch Fernau eine Viſion. Seine wahnbethörten, leidenſchafterregten Sinne beherrſchten ihn bis zum Ertragenkönnen des Aeußerſten an Peinlichkeit und Verlegenheit. Eine weiche, heiße Gluth rollte durch ſeine Adern, ein weicher weißer Arm ſchlang ſich um ſeinen Nacken, ein volles, duftendes Geflecht des üppigſten Haars verlor die zuſammenhaltende Neſtel und der ſchönſte Schmuck eines jugendlichen Weibes ſtreifte ſein Angeſicht . . . Er fühlte den Kuß der Sirene . . . Er hörte Betheuerungen ewiger Liebe . . . Er hörte Koſeworte, die ſeine Verblendung ſich gewöhnt hatte, für die Sprache eines wirklichen Sichüberwundenfühlens durch ſeine noch immer gefällige Männlichkeit zu halten . . . Die Stimmungen, die ihn oft ergriffen hatten, wenn er aus Cora's Armen, tief in einen Mantel gehüllt, nach Hauſe ſchlich, elektriſirten ihn. Wozu die Verſtellung? Wozu das feige Ableugnen? Warum nicht Titane ſein, wenn man einen vom Sitz der Götter geraubten Blitz in der Hand hält? Schleudre die Fackel in das morſche Gebäude Deiner Lebensbedingungen! Zünde die halbe Welt an — pah! ſie wird Dich nicht in ihrer Aſche begraben —!

Hämiſch trotzend lachte er, als Jadwiga, ſich endlich wieder ſammelnd, ſagte:

„Nun verſtehe ich doch, warum in Deinen Söhnen meine immer rege Mutterangſt, ihre Erziehung durch mich, nicht hat Wurzel faſſen können! Sie ſind auf dem beſten Wege, nur noch dem Vater zu gleichen! Ich habe, glaub' ich, den Grafen Wildenſchwert falſch beurtheilt. Seine mühevollen Reiſen flößten mir gleich anfangs Hochachtung vor ihm ein. Jetzt höre ich auch von ſeinem Sohn das Beſte. Wenn ich vor den Schranken der Gerichte ſtehen ſollte, vielleicht ſpricht für mich mein reuiges Bekenntniß —"

Fernau ſtieß einen Stuhl um, ſo heftig war die Bewegung, mit der er auf ſie zuſtürzte und rief:

„Was — was haſt Du vor —?"

„Mich zu entſühnen —!" ſprach Jadwiga ruhig.

„Entſühnen —? Wodurch? Durch den Ruin Deiner anerkannten Kinder? Willſt Du uns zu Bettlern machen? Wildenſchwert würde ſofort Dein Vermögen beanſpruchen und nicht blos das, was Du noch jetzt beſitzeſt, ſondern auch das, was Du vor zwanzig Jahren hatteſt —"

„Deine Schuld, daß es ſo verringert wurde —!"

Die todesbleichgewordene Frau wollte in ihr Schlafgemach gehen.

Fernau ſchäumte vor Wuth und trat ihr in den Weg.

„Nicht einen Schritt hier von der Stelle —!"

rief er und faßte mit wilder Gewaltthätigkeit die halb Ohnmächtige an den untern Gelenkknöcheln ihrer Arme.

Aber sie hatte noch die Kraft, ihn zurückzuschleudern. Sie sah es, alle Teufel brachen aus seinen Augen. Das Weiße in ihnen nahm Ueberhand. Die den sichern Tod Erwartende entdeckte in ihnen die braunen Sterne nicht mehr.

„Ich rathe Dir Besinnung," lenkte er plötzlich ein, ja zwang sich zu einer gewissen Weichheit und zu einem Schein von Erschütterung und Schmerz. „Du sollst meine Rechtfertigung hören. Zwar werde ich nicht ganz entschuldigt vor Dir stehen, aber Du sollst lernen mich milder beurtheilen. Jadwiga! Laß uns einig bleiben — dieser Gefahr gegenüber —! Wildenschwerts Rechthaberei, Buchstabenklauberei ist bekannt —! Sie überwiegt in seinem Charakter. Du kennst ihn besser als ich. Das Verhaßteste an ihm war Dir seine mathematische Regelmäßigkeit. Lächle nicht über mich, als wenn ich die Unregelmäßigkeit liebte! Ich werde einlenken. Es wird alles gut werden, Jadwiga. Ich werde der öffentlichen Meinung trotzen, wie bisher. Erlahme aber auch Du nicht in Deinem Heroismus! Sei groß wie immer! Mit Wildenschwert giebt es keine andere Verständigung, als eine vor den Gerichten. Wir würden dies Haus, Wolmerode, Steinthal, alles hingeben müssen, wenn Du Waldnern anerkennst. Laß diese Thorheiten —! Hörst Du? Morgen mache ich Dir meine weitern

Geſtändniſſe. Du ſollſt mich gerechter beurtheilen und ich verſpreche Dir heilig und feſt —“

„Verſprich nichts!“ unterbrach ihn die aufmerkſam ſeinen Worten Folgende, doch — ſeit Jahren zu ſehr Getäuſchte. Sie hatte das Anſchlagen irgend eines neuen Tons, eines Tons, der ſie verſöhnen konnte, erwartet. Was ſie jetzt da hörte, dieſe Modulationen ſeiner Verſtellungskunſt kannte ſie bereits. Mit dem bitterſten Ausdruck der verächtlichſten Erinnerung an ſeine nie gehaltenen Verſprechungen wiederholte ſie ihr Wort: „Verſprich nichts —!“ maß mit einem kurzen ängſtlichen Blick gleichſam die Bahn, ob ſie frei war, und entſchlüpfte. Schnell riegelte ſie hinter ſich zu, als wenn ſie ſich vor einer Gewaltthat zu fürchten hätte.

Was in dieſem Augenblick durch des Alleinzurückgebliebenen Seele ging, wird man verſtehen, wenn man bedenkt, daß ſelbſt den gutmüthigen Naturen bisweilen Möglichkeiten vor den Augen gaukeln, die aus der Hölle ſtammen. Das Leben hat ſich uns zu geſtalten aus tauſend Zufälligkeiten. Von Kindesbeinen an müſſen wir auf dieſe Zufälligkeiten unſer Verhalten zu ihm einrichten. Die Weisheit lehrt, auf alles gefaßt zu ſein. Was Wunder dann, wenn zuweilen ſogar den Beſten dämoniſche Momente kommen können, wo wir unſer Theuerſtes — auf der Bahre erblicken, heiligſte Bande zerriſſen ſehen, alles zu gleicher Zeit mit den trügeriſchen Geſtaltungen der daraus entſtehenden Folgen —! Ein Gatte erkrankt und — die Gattin ſieht ſich als Wittwe. Unſer Feind

bezieht sich in eine Gefahr — die uns vielleicht von seinen Verfolgungen befreien könnte. Doch nein! nein! Das sind Larven eines unheimlichen Spuks.

Wie aber vollends erst bei Naturen, die nur deshalb gut zu sein und gut zu handeln scheinen, weil das Schlechtsein und Schlechthandeln mit Gefahr verbunden ist —!

Darin hatte Fernau gewiß Recht: Das Opfer, das er Jahre lang der Frevelthat Jadwigens gebracht hatte, war ein großes. Er hätte ihr aber auch sagen dürfen: Dir dank' ich das Furchtbarste, was einem Menschen meiner Lebensstellung und Bildung begegnen kann, den — Gleichmuth über Frevel, die Gewöhnung an Verbrechen —! Alles in allem erwägend, kam er zu dem Resultat, das er vollkommen kaltblütig vor sich hinmurmelte:

„Macht sie mit seiner Anerkennung Ernst, so muß er — — sterben —!"

Er hatte in dieser Scene nur deshalb einigemale mildere Töne angeschlagen, weil er über die ihm, er wußte nicht wie, gekommene Anwandlung von Mordlust doch noch selbst erschrak.

ſehen oder zu ſehen, daß ich es ſehe: denn es war ein kriegeriſcher Vorwurf, ſo ergötzlich, wie die Gänſeſchlachten, die er zu Hauſe für mich aufführen ließ."

„Befreit von dem zänkiſchen Manne, ſuchte ich mir einen Weg zu bahnen, wo er nur offen ſtand. Eine Thür öffnete ſich, und ein gutmüthiger, dicker Herr mit dampfender Pfeife, eine Brille auf der Naſe und in Hemdärmeln, fragte mich, wohin? — Ich ſuche den Profeſſor Silberſchlag. — Der bin ich, treten Sie ein! — Eine undurchdringliche Tabaks-Atmoſphäre waltete in dem Zimmer, ich wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte. — Ja, mein junger Mann, ſagte Profeſſor Silberſchlag lachend, hier dörren wir junge Gemälde zu alten um. Für Landſchaften iſt ohnedies nichts beſſer, als wenn die naſſen Farben am Tabaksdampf austrocknen. Setzen Sie ſich! — Herr Profeſſor, fing ich an, ich bin Sohn eines Landgeiſtlichen und komme mit meinen Brüdern hier in Kaputh an, um für mich die Malerei und der mir nächſtgeborne Bruder um die Bildhauerei zu lernen. Ich verſichere euch, der Mann ſchlug ein lautes Lachen auf und erholte ſich erſt, als wir auf der Flur einen ganz abſcheulichen Lärm, ein Laufen und Rennen, Rufen und Toben hörten. Der dicke Mann ſprang auf, um nachzuſehen, und nun wußte ich, daß ich die Veranlaſſung des Spectakels war. Weckenefel hatte den Hund glücklich aus dem Garten getrieben und jetzt erſt bedacht, wen er oben in der Nähe der Gemäldegalerie preisgegeben hätte. Ein allgemeines Aufgebot aller dienſtbaren Geiſter des Hauſes wurde in Bewegung geſetzt, um mich, den Unſichtbargewordenen, aufzutreiben. Es iſt ein Dieb, rief Weckenefel, der uns den vermuthlichen Raphael ſtehlen will! Silberſchlag ging hinaus und beruhigte ihn mit

# Achtundzwanzigſtes Kapitel.

## Aus Tagebüchern Theodor Waldners.

Nach Fritz Bechtolds ſpäterer Ueberarbeitung.

### Januar.

— Nun hab' ich es, das Buch von der Blume und dem Kerker! Vieles lerne ich daraus. Eigentlich von dem das Gegentheil, was ich jetzt ſo nöthig lernen ſollte. Ich möchte die ganze Welt umfaſſen, in mich aufnehmen alle Wiſſenſchaften, alle Bücher, ich fühle meine Mängel auf Schritt und Tritt. Und in jenem Buch hat ein junger Graf das ganze Leben bis zur Hefe durchgekoſtet, hat, wie Fauſt, Philoſophie, Juriſterei, alle Wiſſenſchaften, wie er behauptet, ſtudirt, eifrig getrieben mit heißem Bemühn, bis auch er, wie jener Unſelige, der ſich dem Teufel verſchrieb, Ueberdruß an allem empfand, ſogar Ueberdruß an ſich ſelbſt. Da macht ihn der Zufall zum Mitglied einer Verſchwörung gegen Napoleon. Dieſe wird entdeckt. Man ſchickt den Grafen auf eine italieniſche Feſtung, ein Felſenneſt. Dort, wenn ſein Auge die Gitter ſeiner faſt an der Decke befindlichen Fenſter

ſtreift oder ein kleiner Hof von ihm durchſchritten wird, hat er über ſich nur den blauen Himmel. Aus den Ritzen zwiſchen den Steinen jenes Höfchens wächſt, bemerkt er eines Tages, eine Blume. Dieſe wird ſeine einzige Geſellſchafterin, ſein Troſt. Ihr Keimen, Wachſen, Blühen verfolgt er wie die Geſchichte von etwas Lebendigem. Manchmal muß man lachen. Aber lebe nur Einer in der Einſamkeit! Da waren auch meine Pferdchen ganz ſo klug, wie ich. Sie wurden ein Stück von mir ſelbſt. Daran will ich nicht mehr denken.

Aus der Blume des Grafen von Charnay lerne ich die Zufriedenheit, die man gewinnt, wenn man ein Einziges gründlich weiß, es recht liebt und beſitzt. Daran ſetzt ſich dann alles Andre. Doctor Hellwig weiß mehr, als, ich glaube, ſelbſt Profeſſor Tipfel. Aber er arbeitet an einem Buch über die Farbſtoffe der Alten und meint, ein ſolches einzelnes Thema wäre der Punkt des Archimedes, von welchem aus ſich dieſer die Welt zu bewegen vermaß; das ganze Alterthum könnte man in eine ſolche einzelne Frage bannen. Jetzt lieſt er noch einmal den Homer mit mir durch, in Voſſens Ueberſetzung, nur um zu ſehen, wo darin etwas von Farben geſprochen wird.

---

— Ach, nur ein Unterrichteter kann ſo verfahren! Wie ſchwer wird mir, durch meine Kerkerblumen-Geſchichte hindurchzukommen —! Im Conferenzzimmer

ſtritten heute Hellwig und Tipfel, der nun doch geblieben iſt, obſchon ihm Hellwigs Engagement beleidigend vorgekommen, über zwei Methoden, wie man die Alten leſen könnte. Jener war für die curſoriſche, dieſer für, ich glaube, die ſtatariſche. Jener ſagte, man ſollte fort und fort leſen, auch wenn man alle Augenblicke einmal über ein fehlendes Wort ſtockte, dafür wären die Eſelsbrücken gut mit den Noten unterm Text. Dieſer ſchrie darüber förmlich auf, wollte keine Noten, als blos über verſchiedene Lesarten, und die Schüler ſollten lediglich ſchrittweiſe, dann aber auch gründlich vorwärts kommen. Ich armer Ignorant ſaß in einer Ecke und wärmte mich. Reiſelborn war in einer ernſten Stimmung. Hätte er es nicht ſo höflichkeitsvoll geſprochen, ſo würde Tipfel außer ſich gerathen ſein. Mein guter Vater ſagte: „Eigentlich ſollte man einen Theil der großen Werke des Alterthums nur aus Ueberſetzungen kennen zu lernen ſuchen und überall in den Schulen ſtatt des griechiſchen Homer den deutſchen Voß und ſtatt des griechiſchen Plato den deutſchen Schleiermacher einführen! Dann erſt würde die Welt ein großes Geſchlecht erſtehen ſehen — —“ Seit Weihnachten iſt der Papa wieder ſo gut und lieb. Ordnung herrſcht im Hauſe und alles ſcheint ſich auf's Beſte zu machen.

— Mein Tagebuch wollte ich nicht weiter führen, aber durchaus will es Gertrud. Sie hat mir

verſprochen, nie darin leſen zu wollen. Als ſie mir darauf die Hand geben mußte, lachte ſie. „Niemanden ſollſt Du es zu leſen geben!“ ſagte ſie. „Es ſoll nur dazu dienen, daß Du klare Urtheile, feſte Gedanken gewinnſt und beobachten lernſt —! Es wirrt ſich Dir noch alles durcheinander, Du kannſt nicht einmal die guten Menſchen von den ſchlechten unterſcheiden —“ — „Ja,“ ſagte ich, „ich bin des „Chaos wunderlicher Sohn“ —!“ — „Ach, laß Deinen ewigen Fauſt —!“ fiel ſie ein. Sie mag nicht leiden, daß ich von irgend etwas entzückt bin, woran ſie nicht Theil genommen. Bechtold, der es hörte, ſagte mit einem ſeltſamen Seufzer: „Wo las ich denn kürzlich: Alle Liebe wäre Egoismus —?“

---

— Nun bin ich endlich einmal an das Haus gerathen, wo die Frau wohnt, die, wie man wiſſen will, mir das Leben und beinahe den Tod gegeben hat. Ein Haus mit eilf Fenſtern Front. Das mittelſte iſt ein Balkon. Unter ihm befindet ſich ein großer Thorweg mit zwei Säulen. Ein Portier, ſo biſſig, wie ein Cerberus, guckte gerade aus einem Parterre-Fenſter. Herr von Fernau bewohnt den obern Stock, hör' ich, und zwar allein. Was ſind doch da ſo viel Zimmer unbewohnt und leer —! Meine Dachſtube ginge zwanzigmal in ſie hinein und da ſickert wol auch der Schnee nicht ſo durch, wenn er gar zulange, wie in dieſem Jahr, auf den Ziegeln liegt.

---

— Gertrud, die Wortbrüchige, ſieht nun doch in mein Tagebuch hinein —! Wenn auch nur über die Schulter hinweg, während ich ſchreibe. Nun, lies Du nur jetzt, während ich ſchreibe! Alſo, liebe Gertrud, Du willſt, daß ich ſolche Betrachtungen anſtelle, wo ich alles gleichſam abzeichne und mit der Feder in der Hand laut denke. „Mit Lautſprechen und Strichemachen fing Vater Peſtalozzi allen Unterricht an!“ ſo ſagteſt Du neulich, (jetzt iſt ſie doch gegangen und hat mir gelobt, künftig brav zu ſein) und Papa kam in's Zimmer und horchte und lobte Dich für das, was Du ſprachſt. „Das Sprechen und das Kritzeln,“ ſagte ſie, „muß Bewußtſein kriegen und Methode. Wir müſſen uns ſprechen hören und dadurch plötzlich vor uns Reſpekt bekommen. Dann ſind wir kein blökend Vieh mehr, ſondern Menſchen. Sprechen muß einen Inhalt haben. Und zweitens: Grade Linien, dieſe hübſch nebeneinandergeſtellt, und wär's eine ganze Tafel voll, wie gradegelegte Schwefelhölzer, das macht den Menſchen ſubtil und lehrt ein Kind, daß alle Dinge Ecken und Kanten haben, die man zu beobachten, zu unterſcheiden und zu ſchonen hat.“ Im Sommer hat mich noch Gertrud Mancherlei gelehrt. Schade, daß ihr immer die Wirthſchaft ſo aufliegt. Eigentlich ſollte ſie nur lehren. In meiner Buchſtabirklaſſe mach' ich ihr alles nach. Oft lacht darüber Bechtold und meint: „Ihr ſeid Beide wie aus Einem Ei gekommen!“

— Hellwig iſt wirklich ein ſcharfer Kopf —! Ueber meine Kerkerblumengeſchichte kam er neulich und nannte ſie rundweg „dummes Zeug.“ „Der Franzoſe da,“ ſagte er, „hat einmal irgendwo ein Körnchen Poeſie aufgefunden und ſchlägt nun das breit zu lauter nürnberger Goldſchaum. Der Gedanke mit der Blume iſt an ſich ſinnig, aber wie wird der ausgeführt! Wie die Blume anfängt zu welken und wie ihr Liebhaber, der gefangene Graf, findet, daß daran zwei Mauerſteine im Pflaſter des Hofes ſchuld ſind, die die Wurzeln in ihrer Ausdehnung hemmen, da muß er dann rein toll werden, eine Petition an den Gouverneur der Feſtung ſchreiben, er möchte ihm die Wegnahme der Steine geſtatten, und als dieſer darin die Vorbereitung eines Fluchtverſuchs zu erblicken glaubt und die Aenderung unterſagt, muß er ſogar eine Beſchwerde über die beiden Steine an Napoleon ſelbſt richten. Ein Drittel des Buches iſt der Reiſe eines jungen Mädchens gewidmet, der Tochter eines Mitgefangenen, um dieſe Petition nach Marengo zu bringen, wo grade Napoleon ſeiner Joſephine zur Unterhaltung die fünf Jahre früher daſelbſt gelieferte Schlacht als Herbſtmanöver wiederholt.“ Der einzige vernünftige Sinn der Geſchichte, wäre, ſagt Hellwig, der, daß ſie in's Studium der Botanik einführe und Liebe zu den Pflanzen lehrte. Ich glaube, Gertrud würde ebenſo urtheilen. . . . Und doch — vom Verrücktwerden um etwas, das unſere einzige Lebensfreude iſt, da habt Ihr Geſcheuten gut reden! Ich hatte einſt

Tage, wo ich Eure ganze Welt hingegeben hätte, wenn ich nur meine Pferdchen zurückbekam!

— Nun iſt der Mann angekommen, der mein Vater ſein ſoll —!

Alles im Hauſe ſteckt darüber die Köpfe zuſammen. Es ſoll nichts davon geſprochen werden und doch verrathen mir's alle. Lange wird er nicht bleiben, ſagt man, ſondern gleich auf ſein Gut gehen, wo in der Nähe Hellwig zu Hauſe iſt; auch die Tante iſt von dorther zu Hauſe. Seit einigen Monaten erkennt man dieſe gar nicht wieder. In Bruckbach verſtand ich nichts von der Welt und ihren Freuden. Das ſah ich aber wohl, die Tante lebte wie der Käfer im Sonnenſchein. Jetzt brummt ſie zwar immer noch, wie die Käfer, aber nicht mehr vor Wohlbehagen. Daß Gertrud ihr Geld in die Anſtalt geſteckt hat, macht Gertrud zur eigentlichen Herrin. Aber die Tante haßt ſie auch —! O wie kann ſie ihr Blicke zuwerfen —! Gift und Oppernent iſt darin. Bei alledem geht die Tante jetzt jeden Sonntag in die Kirche. Gertrud hat mir geſteckt, das ganze Haus müßte von jetzt an viel frommer werden. Der Schulrath hätte das befohlen. Papa iſt bereits ohne Befehl fromm geworden und zwar ohne Verſtellung. Schon ſeit dem Tode des kleinen Schotten läßt er die Flügel hängen. Man will ihn durch den Titel eines Profeſſors und vielleicht gar eines Educationsraths wieder aufrichten.

— Es friert immerfort. Ich kann wieder auf's Eis gehen. Hurrah! Und merkwürdig, wie die Aussicht, eine innige Freude genießen zu dürfen, ſchlechte Charaktere auf einige Zeit beſſert! Die ungezogenſten Rangen werden folgſam, wenn ihnen ein Vergnügen bewilligt wird. Manchmal halte ich die Schlechtigkeit mancher Kinder für reine Verſtellung. Nur Poſſen treiben ſie mit der Welt, mit Gott, mit ſich ſelbſt. Weil in ihnen ein ungewöhnlicher Kern ſteckt, ſo möchten ſie ihn gern entfalten und wiſſen nicht, wie ſie ſich hervorthun ſollen. Die Regelmäßigkeit widert ſie an. Ich muß mich förmlich zwingen, mich bei ſolchen Gelegenheiten, wie Spielen, Feierſtunden, Excurſionen nicht von der Liebenswürdigkeit grade der „böſen Buben", wie ſie ſonſt genannt werden müſſen, beſtechen zu laſſen. Im Fauſt ergötzt man ſich auch am meiſten am Mephiſto. Immer, wenn dieſer hämiſche Geſell kommt — — aber Gertrud könnte wieder leſen wollen und ſich ärgern über mein ewiges — Fäuſteln, wie ſie's nennt.

## Februar.

— Staudtner ſah ich öfter in den Straßen an mir vorüberfahren. Immer grüßt er freundlich mit lang aus dem Wagen herausgeſtecktem Halſe. Das iſt derſelbe hämiſche Geſell, wie Mephiſto, nur nicht ſo beluſtigend, wie der. Auch philoſophiren wollte

Staudtner immer. Manchmal that er's förmlich verführeriſch. Seine Philoſophie iſt die, den Menſchen im Zuſtand der Nacktheit ſehen zu wollen. Wenn er es dann nur mit der Vorſtellung vom Paradieſe thäte —! Aber ſeine nackten Menſchen ſchienen mir immer an einem Badeplatz zu wandeln. Da hatten ſeine Begriffe nur zufällig ihre Kleider ausgezogen und waren, ſtatt natürlich, frivol. Dies Bild verdank' ich Hellwig, der mit mir zuweilen die Kunſtſammlungen beſucht. Die antiken Statuen, ſagte er, ſind alle einer Welt entnommen, die der Kleidung nicht bedurfte; das Klima war milde und vollends im Olymp holte ſich Niemand den Schnupfen! Aber unſere modernen nackten Statuen ſind blos Menſchen, die ſich auf einige Zeit ausgezogen haben. Immer liegen die Kleider daneben, unſere weiße Haut iſt nicht darnach angethan, ſo länger als allenfalls eine Stunde in einem geheizten Atelier auszuhalten —! Hellwig iſt ausnehmend gut mit mir, wie auch der treue Bechtold unveränderlich. Die Andern belächeln mich nur, Wehrmann, Tipfel, Doctor Schlickum, ſogar der unbedeutende Petri, der jetzt geht, und alle. Immer giebts bei uns neue Lehrer. Das wechſelt wie im Taubenſchlag.

---

— Bechtold verſichert mich feſt, Staudtner wäre aus dem Hauſe, wie die Schüler ſagen, „geſchaſſt". Der Grund ſoll der ſein, weil er Gertrud den Hof machte und es zu grob damit anfing. Gertrud läßt

ſich aber nichts merken. Sie hat etwas Königliches. Bechtold vergleicht ſie mit Dorothea in Goethe's Gedicht, das unſerm ſtrengen Hellwig viel zu einfach, in manchen Ausführungen, namentlich im Dialog, ſogar gewöhnlich und trivial erſcheint. „Goethe", ſagt er, „hat nur eine kurze Zeit gehabt, wo er die Welt bezwang. Später ließ er ſich von der Welt bezwingen. Jede neue Mode reizte ihn. Alles mußte er mitmachen. So iſt auch Herrmann und Dorothea entſtanden. Das Hexametermachen war Mode geworden, der ſechsfüßige Rhythmus ging damals förmlich in's Blut der Menſchen, quälte ſie bei Tiſch und beim Spazierengehen; ein Glas Waſſer forderte man nicht anders als etwa: „Gieb vom kryſtallenen Naß mir noch einige Tropfen Erfriſchung!" Alles ſang wie Voß, und ſo mußte denn auch Goethe dem Zeitgeiſt ſeinen Tribut zahlen und wer wahr ſein wollte, müßte „Herrmann und Dorothea" ſchwach finden.

— Ich übe mich auch in dieſen Verſen. Denn ich möchte gerne — zum — —

---

— Das iſt doch gewiß, Gertrud! Ich ſchreibe es Dir zum Tort nieder und wenn Du es zehnmal leſen ſollteſt! Du verwirrſt allen Männern den Kopf —! Der arme Bechtold —! Er liebt Dich — und nun ſehe ich, daß auch Hellwig ſogleich erröthet, wenn Du nur ſo an ihm vorüberſtreifſt. Hellwig nennt Dich: „die lilienarmige Here", wo ich doch

meiner Mütze, die er dem bestürzten Galerie-Inspektor zeigte. Als dieser mich draußen daran erkannte, sagte Silberschlag: Nun, der Herr ist bei mir; jetzt seien Sie still. — Indem kam er zurück und erklärte: Es ist schrecklich, wenn Menschen aus der Erfüllung ihres Berufs einen Fanatismus machen. Dieser Mann möchte verhindern, wenn er's könnte, daß der Regen unsere Akademie naß macht, wenn ein Gewitter ist. Er duldet weder Vogelnester, noch Spinnweben im Hause. Macht sich Jemand den Rock weiß, wenn er durch das verdammt schlecht gebaute Haus geht, so beklagt er nicht den Rock, sondern die Wand, die um ihren Putz käme. Ein weißer Streifen am Aermel der Fremden erzürnt ihn so heftig, als hätten sie eine Decke von Stuccatur eingeschlagen. Aber, um auf Sie und Ihren Herrn Bruder zurückzukommen, so weiß ich nicht, wen ich von Ihnen Beiden mehr beklagen soll, Sie oder ihn? Es ist doch fast besser, daß der letzte hier gar nicht Gelegenheit hat, Bildhauer zu werden, als daß Sie in der That zeichnen und malen lernen können, ohne daß ich Ihnen jedoch Hoffnung gebe, es darin weit zu bringen. Correggio war ein Töpfer und das wird auch Ihr Herr Bruder hier werden müssen. Wir haben hier eine wirklich ausgezeichnete Ofenfabrik, wo aus gebranntem Thon plastische Meisterstücke geliefert werden. Will ihr Herr Bruder die Anfangsgründe der Bildnerei hier studiren, so muß er mit Oefen beginnen. Sie nun anlangend (damit meinte er mich), so haben leider die schönen Künste in Kaputh eine durchaus praktische Richtung. Ich bin der einzige Lehrer, der etwas von der Theorie versteht, alle meine Gehülfen sind für gewisse angewandte Fächer angestellt. Wir malen in unserer Akademie vortreffliche Theebretter, Dosen,

beſſer weiß, wenn Du einmal Deinen Aermel aufſtreifen wollteſt, würde er ſehen, daß Dein Arm braun iſt! Ich ſagte das auch Hellwig, worauf er zerſtreut erwiederte: „Du Glücklicher —!“

— Here iſt Juno. Bei den Griechen und Römern war die Gemalin des oberſten Gottes eine ſtolze Creatur. Ihr Wappenthier war der Pfau. Und wie es den Stolzen zu gehen pflegt, daß ſie am allerleichteſten auf die Naſe fallen, ſo waren auch Jupiter und die anderen Götter und Göttinnen immer darauf bedacht, ihrer hohen Gebieterin einen Streich zu ſpielen. Die ganze Mythologie iſt voll von dieſen Ueberliſtungen der Madame Here. Auf Gertrud paßt das nicht, nur der Wuchs dieſer Frau. Mit den Ueberliſtungen ſollte Der einmal Einer kommen. Gertruds Vogel iſt der Hahn, der wachſame Kikeriki —! Die Erſte iſt ſie auf und die Letzte zu Bett. Merkwürdig gut geht jetzt alles im Hauſe. Die Exceſſe nehmen ab. Wehrmann, der Humoriſt, ärgert ſich darüber genug. Manchen Menſchen iſt eine wahre Freude am Wirrwarr angeboren. Sie ſcheinen nicht ertragen zu können, daß ſich nicht Alles ärgert. Wehrmann ärgert ſich über Hellwigs Aufnahme. Der Reitunterricht iſt bis zum Frühjahr ausgeſetzt . . . Voß geleſen und Hexameter gemacht —

— Mein Gedicht iſt fertig. Corrigiren laſſ' ich mir's nicht. Mag es Fehler haben. Ich ſchicke es mit meinem Namen zur Hochzeit, die in acht Tagen iſt, mitten in der Frühlingszeit.

Gold vermag ich Euch nicht, nicht Silber zu ſchenken am Tage,
Wo Euch des Geiſtlichen Hand —

Das geht nicht. Der „Geiſtliche" muß ein „Prieſter" werden, wie das antike Versmaaß mit ſich bringt. Und ein Prieſter — ein opfernder! Ein Geiſtlicher — der redet nur, handelt nicht. Freilich, dann paßt das Versmaaß nicht. „Wo Euch des Prieſters Hand —" Dichten iſt — — Hellwig ſagte neulich: Ein feiner Dichter Namens Clemens Brentano, der ganz Wunderſchönes gedichtet hat und grade in Verſen, hat Verſemachen eine verdammte Nackerei genannt.

---

— Das war ein ſchöner Lärm heute im Conferenzzimmer! Hellwig iſt mit Wehrmann aneinander gerathen. Neſſelborn trat dazwiſchen, verbot Hellwig ſeine Anmaßungen und gab Wehrmann Recht —! Noch mehr hätte Schlickum Urſache, Hellwig zu zürnen. Aber dieſer Leiſetreter will, ſo ſagte er, ſchon lange ein Märtyrer im Ertragen von Beleidigungen ſein. Die Urſache des Streites war: Hellwig hatte grade eine freie Zwiſchenſtunde und fand kein andres Zimmer geheizt, als entweder das während der Lektionen einſame Conferenzzimmer oder eines der ſechs Lehrzimmer, wo zu-

weilen die Lehrer untereinander hospitiren. Er geräth nach Secunda, wo grade Schlickum die Geschichte der Reformation vortrug. Als die Stunde beendet war, stürzte Hellwig mit empörtem Antlitz in's Conferenzzimmer und äußerte seinen Unwillen über einen Vortrag, der jedes protestantische Gefühl hätte verletzen müssen. Aber der Schelm wußte, daß sich Nesselborn verbindlich gemacht hatte, einige junge Adlige katholischer Confession, die sich in's Institut verirrt hatten, in keiner Weise in ihren religiösen Empfindungen zu kränken. Daß nun diese Rücksicht so weit gehen würde, wegen ein paar Katholiken einer Zahl von 25 Protestanten und 2 Juden gegenüber, die Reformation mit einer Kühle darzustellen, als wenn sich Luther nur ein einziges unbestrittenes Verdienst erworben hätte, nämlich um die deutsche Sprache, das wäre empörend. Schlickum war nicht anwesend. Wehrmann nahm sich des Angegriffenen an und stellte grade wie zum Trotz alles, was Hellwig gelehrt wissen wollte, auf den Kopf. „Sie würden Luther in alle Himmel heben," rief Hellwig, „wenn ich ihn angegriffen hätte! Da ich ihn aber den Retter der Menschheit nenne, dessen Werk leider unvollendet geblieben ist, so klauben Sie an seinen menschlichen Schwächen!" Nun nahm wieder Wehrmann das übel. Hellwig hatte seinen wunden Fleck getroffen, die Sucht, immer etwas Apartes sagen und vorstellen zu wollen. „Bleiben Sie beim Gegenstande," schnob er Hellwig

an „und analyſiren Sie meinen Charakter nicht!“ Der Lärm wuchs. Hellwig blieb keine Antwort ſchuldig. Auch kam Tipfel hinzu und wollte den Vermittler machen. „Was ſoll hier Vermittelung?“ rief Hellwig. „Hier gilt es ſchwarz oder weiß! Wenn man erſt anfängt, den Schülern die Reformation ohne Begeiſterung vorzutragen, dann iſt reiner Seelenmord vollzogen! Sollen dieſe Privatinſtitute die Lohndiener des Publikums werden? Sollen ſie jedem Sonderintereſſe zum Munde ſprechen? Dem Adel den Adel vertheidigen, den Generalsſöhnen die Schlachten als die Glanzpunkte der Geſchichte darſtellen, ruſſiſchen Penſionären gegenüber den Geiſt der Staatswiſſenſchaft mit der Knute in Verbindung bringen? Dann hätte man ein Seitenſtück zu den Inſtituten, die alles auf Einmal ſein wollen, Vorbereitungsanſtalten für alle Fächer. O —“ fuhr er und allerdings jetzt mit auffallender Bitterkeit fort, „wir erziehen für Humaniora und Realia! Wir ſind Handelslehranſtalt und Polytechnikum! Wir erziehen für's Gymnaſium, die Kriegsſchule, für's Forſtfach! Ihr Herr Sohn will Diplomat werden —? Ha, wir lehren die Geſchichte à la Ranke! Oder Theolog? Nein, dann lehren wir ſie — à la Leo! Bitte, mein Sohn wird Jeſuit! Hurrah! Wir bringen Luthern in die Walhalla, aber nur wegen ſeiner Verdienſte um die deutſche Sprache!“ Noch hatte Hellwig nicht geendet, als der Direktor eintrat, aufhorchte und ſich über

den Gegenſtand des Streites orientirte. Nun gab es mir einen wahren Stich in's Herz, meinen zweiten Vater, Lehrer und Erzieher, im ſtrengſten Ton, der ihm in wahrhaft niederſchmetternder Weiſe zu Gebote ſtehen kann, Hellwig ſeine Einmiſchung in den Geiſt des Unterrichts, der im Hauſe ertheilt würde, verweiſen zu hören. „Allerdings," rief er, „habe ich Herrn Doctor Schlickum gebeten, das Gefühl der kirchlich andersgeſtellten Zöglinge zu ſchonen!" — „So dispenſiren Sie doch lieber die Katholiken ganz vom Geſchichtsunterricht oder wenigſtens vom Anhören des Vortrags, ſolange dieſer bei Luthern verweilt! Sonſt erlebt man, daß um einiger Iſraeliten willen, die Ihre Claſſen beſuchen, ſogar die Erſcheinung Chriſti im Vortrage herabgedrückt wird —!" So lautete Hellwigs unerſchrockene Antwort. Der Vater entgegnete, während die Kirſchröthe ſeines Antlitzes gegen den ſich mehrenden Silberglanz ſeiner Locken erſchreckend abſtach: „Das wird in dieſem Hauſe nimmermehr geſchehen, wenigſtens ſo lange nicht geſchehen, als ich, ich hier der Meiſter bin! Unſer wahrer aber, unſer einziger Meiſter, der, der im Himmel zur Rechten des Allmächtigen thront, lehrt uns, nicht zu trotzen auf unſre Weisheit, nicht unter dem Schein, der Wahrheit eine Gaſſe brechen zu wollen, ſeine eigene Hoffahrt und Ruhmredigkeit auszutoben! Die Liebe, das habe ich, ich ſelbſt zu Schlickum geſagt, die Liebe ſoll ihn lehren, den Eifer zu zügeln und die Schwachheit der

Brüder zu ſchonen! Die Gegenſätze der Zeit, in der wir leben, ſind andere, als die der Vergangenheit. O glauben Sie mir, mein Herr Doctor, wir würden von Luther mit Eſelskinnbacken zuſammengetrieben werden, wenn er aus dem Grabe erſtünde und vernähme, aus welchem Geiſt man heute ſein muthiges Werk zu rühmen, zu ſchildern und fortzuſetzen wagt! Wahrlich, ich ſage Ihnen, er würde die Grenze ſehr beſtimmt bezeichnen, bis zu welcher er Ihre Huldigungen annimmt! Leſen Sie nur, was Bruder Martin gegen den Karlſtadt und ſelbſt gegen die Schweizer zu Gunſten des im Abendmahl perſönlich dargeſtellten Heilands geſchrieben hat —! Die Darſtellung der Reformation, die den Herrn nicht in den Streit der Parteien herunterzieht, iſt die, die ich, ich befürworte und in meinem Inſtitut vorgetragen zu ſehen — vorausſetze —!" Es ſchlug zum Beginn der neuen Unterrichtsſtunde, das Conferenzzimmer entleerte ſich. Das Erſcheinen der beiden Sprachlehrer, des Franzoſen Monſieur Noël mit ſeinem hochtoupirten falſchen Scheitel, und des Engländers Miſter Baker, der den Monſieur Noël nicht wittern kann, ohne ſich gleich wie der Hund gegen die Katze zu ſtellen, verhinderte ſchon von ſelbſt eine Fortſetzung des Streites. Jeder begab ſich in ſein Auditorium. Ich ging zu meinen ABC Schützen und begegnete Schlickum, der nicht ahnte, welche ärgerliche Scene durch ihn veranlaßt worden war. Noch kaute er an einem Stück Kuchen, das er

ſich bei Tanten erhaſcht hatte. Jeden Morgen erkundigt er ſich nach dem Befinden der Frau Direktorin, Abends ſpielt er mit ihr l'Hombre.

— Erleuchte mich, du guter Geiſt, der du über den Wolken thronſt! Walte in meinem Innern fort, mir fühlbar, du großer Anfangsgedanke der Welt, den ich erſt ſo ſpät, ſo mühſam zu erfaſſen gelernt habe —! Das Erſte, was mir die Prieſter, nein, hier muß ich wol ſagen, die Geiſtlichen, beizubringen verſuchten, war nicht einmal der Begriff Gott, ſondern ſofort die Nothwendigkeit, mein Erlöſungsbedürfniß fühlen und an den ewigen Mittler glauben zu ſollen. Damals war Neſſelhorn noch ſo friſch, ſo frei —! Seine Amtsbrüder, die ſchwarzen Männer, drängte er zurück und rief ihnen: Laßt ihn doch nur erſt den Schöpfer gefaßt haben! Bei jedem, was ich anſtaunen ſollte, ſah ich eine Urſache und ich fand ſie meiſt ſchon innerhalb des menſchlichen Vermögens. Der Donner freilich machte mich beſtürzt. Aber wie konnte er von Gott kommen, den man mich gelehrt hatte vom Wort „Güte" abzuleiten, wenn der Blitz Menſchen erſchlug, Häuſer und Städte anzündete! Als ich mich müde geſchlußfolgert hatte vom Brot auf den Bäcker, vom Bäcker auf die Mühle, von der Mühle auf das Korn, vom Korn auf's Erdreich, erſt da kam ich auf die Nothwendigkeit eines erſten Anfangs, einer Hand, die der Maſchine den erſten Stoß gegeben und alles ſo in einandergreifen gemacht hatte ſeit

Jahrtauſenden. Da nannte ich denn das rechte Geheimniß der Welt die furchtbare Oede, die Nacht, das Nichts, das mich ſchon in meinem Kerker umgeben hatte. Dieſe Sterne am Himmel, dieſe glitzernden Funken, die oben dort ſo feſt ſtanden, nicht herunterſchoſſen, obſchon ſie wie von weißem Feuer zu tropfen ſchienen, wurden meine lehrreichſten Prediger. Zu dieſen Schweigenden bete ich auch noch jetzt am liebſten. Nicht, weil ſie mir Götter ſind, ſondern weil ich weiß, daß um ſie her jenes Unermeßliche ſchwebt, das man in aller Kürze Gott nennt. Der Deutſche denkt beim Namen Gottes ſogleich ſo gläubig an alles Gute —! Ach, zu dieſen Lichtern möchte ich auch heute wieder beten: Laſſet mich nur Eines in ganzer Vollkommenheit werden, ein Menſch —! Bürger, Bauer, Krieger, Staatsmann — alles das müſſen wir auf Erden ſein und Jedes ergreift einen Beruf, den ſein übriges Sein verdeckt, und auch Chriſt iſt noch nicht das ganze, das nur menſchliche Sein. Immer wird da der Menſch nur der Kerze gleich gemacht, deren Licht nicht exiſtiren kann, wenn nicht Wachs, mehr oder weniger reines, Inſectlicht, ein zum Verzehrtwerden beſtimmter Docht (damit vergleiche ich den Beruf) an ihm vorhanden iſt. Aus der praktiſchen Beſtimmung für's Leben ſoll ſich erſt allmälig unſer Lichtſtoff ablöſen. Ach, Chriſtus und ſeine Jünger haben ſich nicht ſo zu mühen brauchen um des Leibes Nothdurft und den Beruf; ihre Flammen brannten ohne viel Arbeit ... O du leidiger Beruf —!

Ich ſoll auch durchaus einen wählen. Der Onkel — ich nenne ihn ſchon lange nur noch wie Gertrud — will, daß ich mich entſcheide — Schreiber, Soldat, Handwerker. Die Tante ſpricht von meiner geſchickten Hand und meint, ein Schloſſer könnte heute alles werden, Maſchinenbauer, Kanonengießer, ein Neu-Gewehr-Erfinder. Soll ich Gertrud loben, daß ſie weniger über dieſe Vorſchläge, als über das Drängen nach einer Wahl ergrimmt iſt? Sie bleibt dabei, ich ſollte Lehrer bleiben und in ein Seminar treten. In Wahrheit will ſie damit ſagen: Nur lernen ſoll er und ſonſt keinen Beruf weiter haben, als den, ein Menſch zu ſein —! Sie iſt ſo gut für mich —! Ich bin wie ihr Kind. „Laß Du nur," flüſterte ſie mir heute, als die Tante die Freundſchaft der jetzt in Ungnade gefallenen Hellwig und Bechtold für mich tadelte, weil ſie mir, wie ſie ſagte, dumme Dinge in den Kopf ſetzten, „laß Du nur, wir gehen noch ganz anders unſern Weg —!" Sie meinte wegen meiner Herkunft. Graf Wittenſchwert iſt nur kurze Zeit hier geblieben und ſogleich auf ſeine Güter abgereiſt.

— Seit der neulichen Scene iſt trübes Wetter im Hauſe. Aber ſie haben mir doch erlaubt, in die Kirche zu gehen und die beiden Paare trauen zu ſehen. Mein Gedicht habe ich abgeſchickt. Und lieber doch ohne Namen. Es war auch beſſer ſo. Denn nachher fand es Hellwig bei mir in der Urſchrift, las es und

lachte mich aus. Nicht ein Vers, ſagte er, hätte die richtige Cäſur. Die Gedanken lobte er. Wie würde ich mich jetzt ſchämen müſſen, wenn mein Name unter einer ſolchen Stümperei ſtünde!

---

— Nun habe ich die Frau geſehen, die meine Mutter ſein ſoll, und ſie ſah auch mich —! In der Kirche war es. Ein Mann flüſterte ihr etwas zu, das nur mir gegolten haben kann. Darauf wandte ſie ſich und blickte auf mich. Dieſen Mann habe ich zuweilen ſchon geſehen. Er umſchleicht unſer Haus, ſtellt ſich ihm gegenüber und betrachtet die Fenſter. Das ſoll der Bruder des Präſidenten ſein, Neſſelborn's Gläubiger, der jetzige Gatte — meiner Mutter. Seltſamer Zufall, daß wir hier in der Vorwerksſtraße in den Händen dieſes Mannes ſind! Und — dieſer Frau! Näher würde ich ſie mir betrachtet, an ihr jeden Zoll geprüft haben, wäre die Fülle von Glanz und Aufſehen vor und in der Kirche nicht zu groß geweſen. In der Apoſtelkirche. Eine ziemlich geräumige Kirche und doch war ſie gefüllt. Wagen auf Wagen fuhr vor, Bediente in glänzenden Livreen ſprangen vom Tritt und öffneten die Schläge. In Sammet und Seide, in Spitzen und mit köſtlichen Edelſteinen ſtiegen die geladenen Gäſte aus. Wundervoll ſahen die Bräute aus — und wie glücklich die künftigen Gatten —! Mesalliancen waren es der Geburt nach, aber Niemand verrieth einen Anſtoß. Hier haben Verdienſt und Talent geadelt. Im Schiff

Pfeifenköpfe und Porzellangeschirr. Unsere nicht schlechte Galerie, Sie hörten ja von Weckenesel, daß wir einen nicht unwahrscheinlichen Raphael besitzen, ich sage, unsere Galerie copiren wir auf Blech und Porzellan. Ja selbst, ehe der Nationalismus hier so große Ausdehnung im Consistorium gewonnen hat, war die Glasmalerei nicht ohne geschickte Ausübung. Das Alles hat bisher auch kaum anders sein können, da meine Eleven alle diese praktischen Ziele hatten. Sie sind hier der erste reine Theoretiker, und wollen Sie dabei bleiben, junger Mann, so könnte mich das allerdings glücklich machen; denn eine neue Malerschule zu stiften ist zeitgemäß und längst mein Wunsch."

„Ich schlug den Blick mit Verklärung gen Himmel. Diese Entzückung riß den Mann hin. Er zog sich den Rock an, klopfte die Pfeife aus, riß das Fenster auf und sagte: Hören Sie 'mal, gen Himmel müssen Sie nicht sehen, sonst wird mir das Herz schwer. Zwanzig Jahr sitz' ich hier in dem Dampf und betäube mich, um Gefallen an der nüchternen Prosa zu finden, welcher die Akademie sich hingeben mußte. Es gab eine Zeit, wo auch ich mit etruriſchen Vasen vertrauter war, als mit Meißnerischen Pfeifenköpfen."

„Nun denn, sagte ich, fangen Sie mit mir an und kehren Sie zu den Musen und Grazien wieder zurück. Stiften wir Beide eine neue Malerschule. — Ja, entgegnete Silberschlag, es ist nur Alles schon so ziemlich vorweggenommen. Es ist schwer, etwas Neues zu erfinden. — Lassen Sie uns, sagte ich übermüthig, doch den Mann sehr für mich einnehmend, lassen Sie uns Genre und Historie, Historie und Landschaft verbinden, oder sollte es nicht möglich sein, in die Malerei gleichsam das bürgerliche Trauerspiel einzuführen? Sollte

der Kirche ſtand Kopf an Kopf. Einer Hochzeit ſtrömt die allgemeine Neugier zu. Die Einen wollen den aufgewandten Staat ſehen, die Andern die Augen der Braut, ob ſie Glück und Zufriedenheit verrathen. Ich drängte mich bis dicht an die Altarſchwelle, beinahe auf die goldenen Franzen eines großen ſammtnen Fußteppichs, der den Aufgang und die Stufen bedeckt. Und eben da war es, wo mich Herr von Fernau, der Andre, entdeckte und zum Ohr ſeiner Begleiterin einige Worte ſprach. Dieſe wandte ſich und betrachtete mich. Eine ſtolze Frau —! Von Juwelen ſtarrte ihr Kopfputz und ihr Hals. Wenn nicht die Klänge der Orgel ſo mächtig durch die ehrwürdige Kirche gebrauſt hätten, ſo hätte ich ſchwören mögen, daß ſie etwas rief, als ſie den Blick auf mich richtete. Ihr Gatte, unwillig, wie es ſchien, fixirte mich während der ganzen feierlichen Handlung. Zu Gott hat der nicht ſein Herz erhoben. Der Prediger ſprach milde und weich. Aller Augen befeuchteten ſich. Beſonders hob er den Zufall des Doppelbundes hervor und ſchilderte die Aufgabe eines Wettkampfes beider Paare. Sie ſollten ſich einander in der Liebe, ohne die alles Wiſſen und Können Stückwerk, leeres tönendes Erz wäre, zu übertreffen ſuchen. Denn in der Liebe gäbe es Steigerungen, immer noch höhere Stufen. Chriſtus hätte die Liebe, die Er verlangte, nicht ſo ſchwer gemacht, als er ſagte: Du ſollſt Deinen Nächſten lieben wie Dich ſelbſt! Eine noch höhere Bewährung liebender Herzen, den Näch-

ſten mehr zu lieben als ſich ſelbſt, hätte ſich beſonders die Ehe vorbehalten. Wenn alles wahr iſt, was die Menſchen, namentlich Gertrud und früher auch die Tante, über meine Zukunft ergrübelt haben wollen, ſo hätte ſich die ſtolze diamantenbeſäete Frau, die mich nur Einmal angeſehen hatte und dann nicht wieder, gedemüthigt fühlen müſſen. Der Geiſtliche ſagte, die evangeliſche Kirche könnte zwar die Ehe kein Sakrament nennen, da ſie ſich in der Bibel nirgends von Chriſtus oder ſeinen Jüngern eingeſetzt oder ausdrücklich in beſtimmten Formen vorgeſchrieben fände, ſie werde ſogar im Gegentheil von den letzteren mit allerlei weltlichen und zeitlichen Nebengedanken begleitet; aber darum wäre ſie doch eine Heilsveranſtaltung, eine der mehreren Formen, ſich in den Stand einer Läuterung und Prüfung vor Gott begeben zu können. Sogar die Enttäuſchung, ſagte er, die eintreten könnte bei näherm Zuſammenleben, die Erkenntniß unſerer menſchlichen Fehler und Gebrechen müßte ein Sporn mehr zur Gottſeligkeit werden. Wenn es nicht mehr jene heiße glühende Flamme der Leidenſchaft wäre, die ihre Nahrung durch die Erkenntniß fände, daß ſo manche unſerer Vorausſetzungen vom erwarteten Glück überfliegende geweſen, ſo müßte für dieſe Gluth das ſanftere Feuer, die milde Wärme der Liebe zu Gott und jene Nächſtenliebe eintreten, die nun erſt recht im Andern das zu ſchonende Menſchliche erkennt. Doch nicht allzulange verweilte der Geiſtliche bei dieſen trü-

den Bittern gestörten ehelichen Glücks, bald kehrte er wieder auf die glücklicheren Empfindungen zurück, die bei diesen vier Menschen vorausgesetzt werden durften, die vor ihm standen und beim Ertheilen des Segens niederknieten. Als die Trauung vorüber war, erlebte ich —

— Oder thue ich mir ebenfalls Unrecht, wenn ich meine eigene Zerstreutheit neulich bei der Trauung eine weltliche nenne? Ich weiß es, der Himmel besteht nicht aus Musik, nicht aus Frühlingssonnenschein, der durch bunte Kirchenfenster bricht. Er besteht nicht aus dem Lichterglanz, mit dem auf dem Altarbilde das Haupt des Erlösers, der das Brot bricht und den Kelch segnet, umgeben leuchtet. Aber doch wurde mir während der Traurede zu Muthe, als hätte sich mein Jugendkerker geöffnet und alles würde Rosenlicht um mich her. Engel schwebten auf und nieder. Ich ruhte auf einer Wolke wie in einem Kahn, der sanft durch die Lüfte gleitet. Stimmen sprachen mir in's Ohr und flüsterten etwas, das ich mir deutete, wie: Gott ist nahe und sein ewiges Gericht; doch zittere nicht, Du wirst bestehen —! — Um so schmerzlicher war dann — die Demüthigung —

— Ach! ich schreibe es so ungern nieder. Als nämlich die Feierlichkeit beendigt war, alle nähern Bekannte und Verwandte auf die Verbundenen zu traten, um ihnen Glück zu wünschen, manche, um sie

zu umarmen und zu küſſen, da war ich mit Einemmale wie Einer von der Familie. Nur ganz zufällig war das gekommen und ſehr mag es geſtört, Viele beleidigt haben. „Daß Sie auch dichten, wer hätte das gedacht! Aber warum haben Sie ſich nicht genannt —? Wir erriethen es ſogleich —!“ Freilich — ſo ſprach eine mich lockende Stimme, die für mich Sirenengeſang iſt. Dann wurde es finſtere Nacht. Das weiß ich nur noch, plötzlich erblickte ich die düſtere Miene des Präſidenten. Die Trägerin der Stimme, die mich eben, mitten im brauſenden Orgelſpiel, das im Fugenrhythmus den Ausgang der Feierlichkeit begleitete, mit einem alles übertönenden Seraphston angeredet hatte, riß er beinahe mit Heftigkeit von mir. Wie ich nach Hauſe gekommen, bleibt mir ſeit Tagen und Nächten ein Traum. Unter dieſem Vorfall leidet mein Herz und mein Stolz.

---

März.

— Gertrud blinzelt nicht mehr nach dem kleinen Schrank wo ich meine Tagebücher verſtecke, und neckt mich auch nicht mehr, daß ſie darin leſen wolle. Entweder fürchtet ſie, wieder von Bechtold und Hellwig leſen zu müſſen, die ſie beide — wahrhaftig lieben, oder ſie hat zu viel zu thun. Der Faſchingsdienſtag fällt diesmal ſpät. Wie alle Jahre, ſo ſoll er auch diesmal mit einem Ball gefeiert werden. Gertrud widerrieth es zwar, der vielen Koſten wegen und in Erwägung ſo

mancher Abgänge, die, ohne daß sich schon Ersatz gemeldet hätte, zu Ostern bevorstehen. Aber „grade deßwegen—!“ sagte die Tante. „Jedes Zugeständniß eines Defizits vergrößert es nur—!“ Sie mag Recht haben. Ein solcher Moloch ist die Welt—! Man muß sich hinopfern, nur um den Schein zu haben, daß man lebt. Das sind die Rosen des Königs Montezuma, die der Unglückliche fühlen sollte, als er auf glühenden Kohlen lag. Die Weltroutine versteht die Miene zu machen, die auf glühenden Kohlen liegt und lächelt, als wenn es Rosen wären—!

— Ich setze mein Tagebuch fort, weil ich fühle, daß ich beobachten und mich ausdrücken lerne. Schon wieder hatte Hellwig einen Streit mit dem Direktor. In Tertia giebt Hellwig den deutschen Unterricht. Nesselborn hat die Gewohnheit, bei allen Stunden, wo ihm die behandelten Gegenstände geläufig sind, ab und zu zu hospitiren, aber auch in den Lehrvortrag hineinzusprechen. So gab er den Schülern ein Thema zum schriftlichen Aufsatz auf: „Schilderung einer Winterreise.“ Natürlich ließ es Hellwig geschehen. Als aber beim Verlassen des Zimmers Nesselborn die Weise tadelte, die Hellwig befolgt hatte, etwas vorzulesen und dann den Schülern zu überlassen, das, was sie davon behalten, niederzuschreiben, erst da vertheidigte sich Hellwig und tadelte das vom Direktor

geſtellte Thema. Die Knaben hätten, ſagte er, vollkommen berechtigt erwiedert: „Aber wir haben ja keine Reiſe gemacht und gewiß keine im Winter!“ „Dann denkt Euch, Ihr hättet eine gemacht!“ hatte Neſſelborn erwiedert und einige Winke gegeben, den Gegenſtand aufzufaſſen. Hellwig, der ſich übrigens diesmal mäßigte und die Sache als Scherz zu behandeln ſuchte, ſagte ihm im Conferenzzimmer: „Sie leiten die Zöglinge mit Themen ſolcher Art zum Flunkern an! Wohl weiß ich, alles Dichten iſt Flunkern. Plato haßte deßhalb die Dichter. Sie erfüllten ihm die Köpfe der Menſchen mit Fabeln und Poſſen. Ich denke nicht wie Plato und die Mitwirkung der Phantaſie beim Unterricht und in der Erziehung überhaupt weiß ich zu ſchätzen. Dennoch führt das reine Schöpfen aus der Luft zum Faſeln. Bei einer in der Schule gehörten Arbeit, wie ich ſie aufgab, kann auch wenig häusliche Mithülfe ſtattfinden, während man ſie bei freien Themen faſt immer vorauszuſetzen hat.“ Nun hielt der Onkel eine Lobrede auf die Phantaſie. Nicht Rühmens genug wußte er zu machen von dieſer Himmelstochter, wie er ſie nannte, die uns mit ſüßen Ahnungen von den Feſſeln des Irdiſchen erlöſte. Erſt da wurde er bitter, als er ſagte: „Ich weiß es, Sie, Tipfel und Ihr Alle erkennt keine Lehrmethode an, als die, die alles auf poſitives Wiſſen, Sach- und Fachkenntniß giebt! Ihr klebt an Jahreszahlen und Daten, wann die Ommajaden geherrſcht

haben und die Zwölftafelgeſetze gegeben wurden. Ich frage Jeden, was er davon nach zehn Jahren noch behalten hat oder was er weiß von der ſechsten Reihe der Kerbthiere oder von den Pflanzen der zweiundzwanzigſten Klaſſe Linné's. Der allgemeine Geiſt aber, die Kräfte des Gemüths und der allgemeine menſchheitliche Behelf für die Totalität meines Ich oder eines Lebens, dieſe Aufgabe, wofür Peſtalozzi gewirkt hat, dafür fehlt Euch Verſtändniß und jede Empfänglichkeit, Ihr könnt nur Maſchinen einrichten!" Die Lehrer ſahen ſich einander an. Seit lange nicht hatte der Onkel ſo von Peſtalozzi geſprochen, den er früher vergötterte, dann aber ſeiner, wie er ſagte, ſo vielen Irrthümer wegen bemitleidete. Ja Thränen vergießt er manchmal um den edlen Schweizer, um deſſen Unglück und deſſen — Irrthümer. Bechtold ſagte ſchon einmal: „Dieſe Thränen weint er eigentlich um ſich —!" Doch unſerm Hellwig ſtanden heute faſt alle Lehrer bei. Selbſt Wehrmann ſagte, als alles zur neuen Lektion ging: „Den Humor hat er abgeſetzt. Jetzt läßt er die Phantaſie leben. Die Schilderung einer Winterreiſe gibt ihm nur deshalb durch den Kopf, weil für nächſtens ſeine Töchter ihre Rückreiſe aus der Wallachei angekündigt haben." Davon ſpricht jetzt alles. Gertrud räth, den Ball zu verſchieben, bis ſie zurückwären. Davon will die Tante nichts wiſſen. Warum kommen aber die Mädchen ſchon zurück?

— Der unfreundliche zornige Blick des Präſidenten —! Ich kann ihn gar nicht vergeſſen. Was lag in ihm nicht alles ausgedrückt —! Auch jedenfalls dies: Was hältſt Du Dich mit einem ſolchen Bettler auf! Und trotzdem mag ich etwas Hochmüthiges in meinem Benehmen gehabt haben. Ueberhaupt, ſo ſchwach mein Wiſſen, ſo gering meine Begabung iſt, ich habe, ich glaube, ebenfalls etwas von dem in mir, was den Lehrern in dieſen Tagen zum Vorwurf gemacht wird. Früher ſtand der Onkel den Lehrern bei, wenn ſie wegen ihrer Anmaßung getadelt wurden. Jetzt verurtheilt er ſie auch. Ganz wie Bögendorf, der nur Schulrath iſt, um die Organe der Schule quälen zu können. So definirt Bechtold die Schulräthe. Bögendorf überfluthet den Markt mit Büchern. Weiß er doch dafür zu ſorgen, daß ſie überall eingeführt, als Schulbücher angeſchafft werden müſſen. Dennoch ließ er neulich, als bei einem Abendthee mit Souper gleichſam die Einführung ſeines Schwiegerſohns in's Inſtitut und ſeine Ausſöhnung mit den alten Freunden, das völlige Vergeben und Vergeſſen für gefallene, wie man munkelt, harte Worte, gefeiert wurde, eine heftige Attake gegen die Schriftſtellereiwuth der Lehrer los. „Wer beim Dividiren mit Brüchen eine kleine Abänderung im Anſatz gefunden zu haben glaubt oder durch Zufall ein paar Köpfe unter den Schülern hatte, die ſich ſo oder ſo das Kopfrechnen zu erleichtern verſtanden, gleich muß er ein neues Rechenbuch herausgeben. Die Schreibe-

wuth der katholiſchen Geiſtlichen entſchuldige ich, weil dieſe Armen keine Familie haben, kein Wirthshaus beſuchen dürfen und nicht wiſſen, mit wem ſie ſich in langen Winterabenden unterhalten ſollen. Da zanken ſie ſich denn mit dem Publikum und den Ketzern aus. Aber die Lehrer haben Familie, ſitzen in den Wirthshäuſern, wo ſie ihrer Redeluſt genug fröhnen können und doch laſſen ſie Buch über Buch von Stapel laufen. Wehe dann der Oberbehörde, die ihre Weisheit nicht ſogleich für neu erklärt, ihre Lautlehren, ihre Spruchbücher, ihre Anſchauungsleitfäden, ihre Muſterſtückſammlungen und ähnliche Sudeleien nicht gleich approbirt und in die Klaſſen einführt, vielmehr im gerechten Zorn die dünkelhaften Sudler zur Thür hinauswirft. Dieſe Eindringlinge, die wol gar von ſelbſt ihre Machwerke an die Stelle der officiellen Lehrbücher zu ſetzen wagen —! Dann rächen ſie ſich — mit giftigen Reden, Nadelſtichen oder wol gar offenen Begeiferungen in der Preſſe — Freilich verräth ſogleich die Stümperhaftigkeit den Urheber." Die Lehrer ſaßen theils beſchämt, theils ergrimmt um den weißen Tiſch. Selbſt den Studirten war es faſt zuviel geworden. Der zuweilen noch immer köſtlich herausplatzende Spaß der Tante, wenn ſie guter Laune iſt — und wenn es doch bei ihr hergeht, iſt ſie's immer — ſagte: „Ei, Schulrath, ſo laſſen Sie doch Ihre abſcheulichen Grobheiten! Dieſe armen, guten Lehrer! Geben Sie ihnen nur erſt beſſere Beſoldungen, ſo werden

die armen Tröpfe nicht daran denken, ſich für ihre Frau noch ein neues Kleid zur ſiebenten Kindtaufe und für die Ferien das Geld zu einer alle drei Jahre ihrer armen angegriffenen Lunge nothwendigen Erholungsreiſe zu erſchreiben —!“ Einer bei Tiſch hatte ſich die Art gemerkt, wie der Onkel noch in Bruckbach den Hochmuth der Lehrer zu entſchuldigte pflegte. Das war Gertrud. Dieſe wiederholte faſt wörtlich, was damals der Onkel geäußert: „Laßt mir doch den Hochmuth der Lehrer ungeſchoren! hat der Onkel geſagt,“ berichtete ſie. „Die müſſen und ſollen den Kopf hoch tragen! Einmal bringt es ſchon der Ton in der Schule mit ſich, daß ein Lehrer beſtimmt, klar und deutlich ſpricht und ſich unter den Kindern auf ſeine Perſon etwas zu Gute thut. Dann ſtellt ſich ein natürlicher Wetteifer mit ſeinen Collegen ein. Die Abhängigkeit von ſeinem Vorgeſetzten weckt ebenfalls den Trieb, ſich nicht ungerechter Weiſe getadelt ſehen zu wollen. Die Energie des Direktors reizt und verdrießt genug —“ Man lachte allgemein. „Zuletzt weiß auch ein Lehrer, daß das Jahrhundert von ſeiner Perſon abhängt. Er weiß es vielleicht nicht ausdrücklich, er fühlt es aber. Die Angſt, die er vor ſeiner großen Verantwortlichkeit hat, die fühlt er. Und weil er ſich ſchämt, dieſe Angſt zu verrathen, ſo übernimmt er ſich zuweilen ein wenig und das gefällt mir grade an den Lehrern, ſagte damals der Onkel.“ Alles wurde wieder erheitert. Selbſt Bögendorf verzog die Miene zum Lächeln. Ihm

n nicht das vorzugsweise moderne Genre darin finden,
Situationen unserer Zeit auch in unsern Costümen dar-
tellen, Scenen aus Cabale und Liebe zu schildern, italie-
che Reisende zu malen, kurz, Alles das auch mit Farbe zu
kleiden, was gewöhnlich nur den Kupferstechern eingeräumt
rd?"

„Es ist schwer, sagte Silberschlag nachdenklich, hier
Prosa zu vermeiden. Der Leibrock ist so abscheulich."

„Nun denn, entgegnete ich, nehmen Sie die Malerei im
bergange zur Musik, stiften Sie eine Schule, die sich durch
n höchsten möglichen Grad von Romantik auszeichnet. Geben
ie die Formen, die Figuren auf und behalten Sie nur noch
Farben zurück. Mystische Seelen haben längst den Regen-
gen in Tönen zu deuten gewußt, ja, man hat sogar Ver-
nen aus ihnen gewonnen und in zwölf verschiedenen möglichen
rben auf die zwölf Apostel nachgewiesen, ihr Temperament,
e Auffassung des Christenthums, ihren Zweifel und ihren
hzorn, der dem Malchus das Ohr gekostet hat. So
üßte man eine Musikmalerei oder eine gemalte Musik erfinden,
les in Duft und Töne auflösen und für die Liebe, den Haß,
Hoffnung, die Freude, den Schmerz, für alle Affecte der
nschlichen Seele eine eigene Tinte annehmen. Dann hät-
n unsere mystischen Maler leicht arbeiten. Ein blauer Kreis
ngs um die Leinwand ist die Liebe Gottes und daran ein
auer Kreis das Chaos: das Grau mildert sich, Sonnen-
ahlen brechen durch die Nebel hindurch. Die Erde ist ge-
affen und ein rother Kreis gibt Adam und Eva im ersten
auche der Freude, Menschen zu sein, zu erkennen. Dann
n gelber Streifen — wer würde nicht die Schlange erken-

lag der Treffer noch von der Tante in den Gliedern. Der Onkel blickte wehmüthig und that, als gehörten diese Aeußerungen einer spöneren Vergangenheit an. „Ich glaube, Onkel ist recht unglücklich. Da ergriff aber Tipfel das Glas und zeigte sich von einer angenehmen Seite, die er immer herauskehrt, wenn er Wein getrunken hat. Zwar wird er dann grade nicht gut, sagte einmal Hedwig, aber dumm. Tipfel ließ grade zu die Arroganz der Lehrer leben und motivirte seinen Toast folgendermaßen: „Ob wir nun Pedanten sind oder Tyrannen, ob Weise oder Narren, ob man uns beim Verlassen des Katheders Zöpfe dreht oder wir wirklich welche haben —" einige der anwesenden älteren Pensionäre, besonders der unverbesserliche Linsingen, brachen in ein wahres Gebrüll von Beifall aus und trommelten auf den Tisch, daß Tassen und Gläser klirrten — „wir sind Naturen! Das ist das Wort. Wir haben nichts vom Gewöhnlichen! Die bunte Schülerwelt um uns her, diese Rangen," — wiederum Gebrüll — „mit denen wir zu ringen haben — beiläufig gesagt," unterbrach sich Tipfel, „ein Beitrag zu Grimm's Wörterbuch —! — sie geben uns unser specifisches Gewicht! Was heißt das? Ob Dionysius in Korinth ein guter Schulmeister geworden, das weiß ich nicht, aber ein jeder guter Schulmeister würde einen thatkräftigen Tyrannen, einen Minister geben, wie Pombal oder Mazarin gewesen. Große Männer brauchen wir. Die Schultyrannen leben

hoch —!" Das Lärmen der Penſionäre drohte Ueberhand zu nehmen. Die Scene verpflanzte ſich in die Klaſſe. Die Frau Profeſſorin Tipfel, eine Metzgerstochter, die ebenfalls anweſend war, bekam Angſt, beim Nachhauſegehen in Colliſion mit den Nachtwächtern zu gerathen. Nun fing ſogar Bögendorf zu bechern an. Manchmal hat dieſer gottſelige Mann ein Incognito, das ſeinen ganzen officiellen Nimbus Lügen ſtraft.

— Morgen iſt alſo Faſchingsball! Das ganze Haus wird geſcheuert, gefegt. Alles muß angreifen. Das große Auditorium wird Tanzſaal. Alle Externen der drei oberen Klaſſen ſind geladen mit ihren Eltern und Angehörigen. Die älteren Penſionäre ſchwelgen in Erwartung der ſchönen Mädchen, die kommen werden. Sogar Tourenkarten hat der Tanzlehrer (ein Balletmeiſter vom Theater) anfertigen laſſen. Die Muſik iſt ein Flügel mit Violine. Letztre ſpielt unſer Muſiklehrer, jenen ein „Lohnpfotenhauer," wie Linſingen ſagt. Der Onkel geht herum wie in der Irre. Sind es die Koſten des Balls, die ihn drücken? Denkt er an die Rückkehr ſeiner Töchter? Mir ſagte er im Vorübergehen: „Haſt Du Dich denn neulich in der Kirche ſo vorgedrängt? Ich hätte Dich nicht gehen laſſen ſollen —!" Eine Störung hinderte weitere Auseinanderſetzung. Gertrud ſteckte mir, daß er auf der Straße dem Herrn von Fernau, dem Bruder des Präſidenten, begegnet wäre und mit dieſem Dinge be-

ſprochen haben müßte, die auf mich Bezug hätten. Das Nähere wußte auch ſie nicht. Ich ahne, daß ich das Haus verlaſſen, die Gegend ganz hier meiden ſoll. Die Tante ſpricht von nichts als von den Eiſenbahnen. Das könnte denn auch freilich auf ihre Töchter gehen. In recht trüber Stimmung war ich, als der Onkel dem großen Saal durch ein Gebet und eine kleine Predigt es gleichſam abbat — wie Wehrmann ſagte daß er morgen zum Tanz beſtimmt ſein ſoll. Alle ſpotten ſie über den Onkel hinter ſeinem Rücken und in's Geſicht ſind ſie ihm feige Schmeichler. Nur Hellwig und Bechtold waren außer ſich über den Inhalt dieſer Rede und nannten ſie einen Widerruf der neulichen Apotheoſe Peſtalozzi's im Conferenzzimmer. Eigen war es, grade dicht unter der Büſte Peſtalozzi's ſprach einer ſeiner abtrünnigen Söhne: „Im Glauben — da muß man ein Held ſein und weit, weit mehr thun können, als nur ſeine Schuldigkeit! Auszeichnen muß man ſich, wenn man die Fahne des gekreuzigten Lamms ergreift und ſie voranträgt zum Zeugniß ſeines muthigen Bekenntniſſes! Was heißt das Wort: „Kleingläubigkeit", wovon ſo oft die Schrift ſpricht? Die Verzagtheit im Bekennen, die Scheu, die verlegene Angſt vor etwaiger Mißdeutung, die Furcht, vor dem Weltſinn Anſtoß zu geben, die Nicodemus-Feigheit, die nur bei Nacht zum Herrn kam! Nicht klein-, nein — großgläubig ſollen wir ſein! Glauben ſollen wir an die Möglichkeit, mit unſerm Heiland im Bunde Berge verſetzen zu können! Aus dem Vollen

ſollen wir ſchöpfen —! Wagen ſollen wir, Einſätze zu machen wie beim Glücksſpiel, gleichviel ob wir durch unſern Glauben mit Gewinn oder mit Verluſt herauskommen. Einen Glaubenshelden nenn' ich, wer vor den Einwendungen ſeiner klügelnden Vernunft nicht erſchrickt, ſich muthig ſogar an das Unfaßbare und Unerklärliche klammert, es mit ausgeſtreckten Liebesarmen hinzunehmen und in ſein Sein und Leben zu verarbeiten weiß! Hat man Einmal dieſe Ueberwindung ſeiner irdiſchen Weisheit über ſich gewonnen, dann iſt der ganze Menſch umgeſtimmt, die ganze Natur der Seele verwandelt ſich, das Bedürfniß ihres Lebens wird ein anderes, als ſeither, alle Strömungen unſerer Bruſt, alle Pulſe unſeres Blutes gehen in einem neuen Tacte! Ohne viel zu wollen und zu überlegen, weiß der Glaubensheld, bis wieweit er noch dem Tage und ſeinen flüchtigen Erſcheinungen Gehör ſchenken kann. Alles legt ſich in ihm wie von ſelbſt zurecht und belohnt ihn durch Beruhigung. Es ſtrömt eine ſo unendliche Fülle von Glaubenskraft aus der Tiefe unſeres Innern, aus den räthſelhafteſten Quellen einer von uns wie unmittelbar empfundenen Heilandsnähe, daß man ſchon zwiſchen Himmel und Erde zu ſchweben glaubt und wäre man auch mitten unter dem lauten Lärm des Marktes den Thoren und ſelbſt den Weiſen dieſer Welt ein Geſpött." Dieſe Vorträge muß ich nachſchreiben. Der Onkel ſpricht ſie frei und lieſt gern nachher durch, was ihm der Augenblick gebracht hat. Der Profeſſor-

titel ſoll ertheilt und das Dekret bereits vom Miniſter unterſchrieben ſein.

— Der Ball iſt vorüber. Noch rauſchen mir in's Ohr die Klänge der Muſik, dieſe ſchleifenden, ſcharrenden Tritte beim Tanz, dieſe wirren Geſpräche der Zuſchauer und der überhitzten, oft athemloſen Tänzer. Der große Kronleuchter von Kryſtall blitzt mir noch wie von Millionen Diamanten vor Augen. Welche Fülle von Farbe und Licht —! Die gewähltesten Toiletten der jungen Mädchen, nicht alle ſo koſtbar wie neulich beim Trauungsakt in der Kirche, aber doch unterſtützt durch mehr Liebreiz und ausgelaſſene Luſt. Die Penſionäre waren theilweiſe gradezu wie toll. Die Sicherheit, wie ſie jede neu eintretende, ihnen doch wildfremde Dame, freilich in der Regel eine Schweſter ihrer Kameraden, anredeten und zum Tanz aufforderten, war für mich, den ſo Zaghaften den Damen gegenüber, überraſchend. Für die Blöderen vermittelten die Lehrer. Wehrmann war in ſeiner Glorie und benahm ſich beinahe wie ein Kuppler.

Die älteren Herren wurden an die Spieltiſche gedrängt. Das Conferenzzimmer erkannte man nicht wieder, ſo war es mit Blumen geſchmückt, an den Thüren mit Portieren verſehen. Alle eingeſchnittenen Namenszüge in den Thüren und Fenſtern — denn wo hielte wohl die Verwüſtungsluſt der Jugend (nach Wehrmann eine verkehrt zur Welt gekommene Schöpf

ungskraft) mit dem Federmeſſer inne —! waren friſch überſtrichen. Manchmal mußte man noch fürchten feſt zu kleben. Aber auch andere Gruppen bildeten ſich. Lebhafte Geſpräche, immer für mich von reichem Inhalt, wurden geführt. Daß ich bei ſolchen Gelegenheiten noch ein Gegenſtand der Neugier ſein kann, noch ausgefragt werde, Rede ſtehen ſoll über Erinnerungen, die ich nicht habe, über Raum und Zeit, wovon mir die Vorſtellung fehlte, es quält mich recht. Jeder glaubt, ſchon damals hätte ich über meine Lage reflektirt. Immer iſt es daſſelbe, was mich Jeder zum erſtenmal zu fragen glaubt. Immer daſſelbe iſt's, was ich antworten muß. Gertrud war ſo übermüthig, daß ſie mir ſagte: „Erzähle ihnen doch Geſchichten! Sage ihnen, Du hätteſt immer mit einer Maus geſprochen, die Dir ihre Antworten gepfiffen hätte! Du hätteſt in einer Mauerritze eine Pflanze entdeckt und mit dieſer Freundſchaft geſchloſſen —!" Ich ſehe, wie ſie doch in meinem Tagebuch geblättert hat, aber nur flüchtig. Ich bin darüber froh. Neſſelborn rührte mich recht. Er war offenbar nicht bei der Sache. Zwar nöthigte er zum Zugreifen bei dem Herumreichen von Thee, Kuchen, Eis, ſpäter beim Eröffnen der Flügelthüren unſeres Speiſeſaals, wo auf faſt zwanzig Tiſchen gedeckt war und ſich alles durcheinander ſetzte oder ſtellte, beim Herumreichen von köſtlichen Fleiſchſpeiſen, Paſteten, „ſüßen Schüſſeln" aller Art — aber er ſchien immerfort abweſend zu ſein. Die Anmeldungen auf Oſtern ſind bis

jetzt nur spärlich gekommen. Mich vermied er gradezu. Es scheint ein Damoklesschwert über mir zu hängen. Endlich, als er mir mein öfteres „Guten Abend!“ aus den Blicken gelesen hatte, ohne meinen Gruß zu verstehen, wollte er, daß ich auch tanzte, ja er rief Gertrud, daß sie mich nicht vergessen sollte. Das that Gertrud gewiß nicht. Zwar tanzte sie auch wie ausgelassen den ganzen Abend, immer aber wieder kam sie zu mir zurück und machte sich über ihre Courmacher lustig. Sie sah prächtig aus. Ihre braune Haut wurde gemildert durch die geschmackvoll gewählte, dunkelfarbige Toilette. Bei einem solchen Anlaß sieht man recht, wen man im Herzen schon lange getragen. Hellwig und Bechtold glühten vor Eifersucht. Nicht gegeneinander, nicht gegen mich, sondern gegen die, die ihnen den stillen Kampf ihrer Herzen noch schwerer zu machen drohten, als sie ihn schon kämpfen.

Oft hätte ich weinen mögen. Der Gegensatz einer so glücklichen, lichtstrahlenden, farbenhellen Welt zu meinem düstern Vorleben ist doch zu vernichtend. Als ich einsam stand, immer nur die Thüren suchte, um von dort aus zuzuschauen — auch die an die Lehrer ausgeteilte Parole im Gedanken behaltend, auf die großen Pensionäre und etwaige Excesse zu achten — gesellte sich mir ein sonderbares Mädchen zu und redete mich mit dreisten Worten an. Offenbar gehörte sie nicht zu den Geladenen, obschon sie ausnehmend geputzt und in mancher Hinsicht anziehend war. Ihre

Augen brannten wie glühende Kohlen. Die frische Farbe ihres wohlgeformten Antlitzes wurde nur von dem grellen Roth des Tuches übertroffen, das sie lose über einen entblößten Hals geschlungen trug. Ich erfuhr, daß dies die Schwester eines jungen Menschen ist, der durch Gertrud in's Haus gekommen, Nante Bartels, eines vortrefflichen Dieners, der den Brögges, die noch nicht gewichen sind, den Daumen auf's Auge hält. Nunmehr wohl wissend, daß dies jene Marlene war, die mit meinem Lebensschicksal zusammenhängt und wahrscheinlich bestimmt war, wenn sie Hennenhöft geheirathet hätte, die erste Mitwisserin meines unterirdischen Daseins zu werden, vielleicht meine Richterin über Leben und Tod, entzog ich mich ihr mit Schauder und bemerkte darüber nicht, wie sich die Kokette immer weiter unter den den Tanz umstehenden Dienstboten vom Hause und der Nachbarschaft vordrängte, ein Gespräch sogar mit dem Ballettmeister, den sie zu kennen schien, anknüpfte und bald auch einige der älteren Pensionäre, den Grafen Linsingen und Genossen, zu allerhand Neckereien veranlaßte. Erst als ihr Bruder, der trotz seiner Lahmheit, um mit Tipfel zu reden, den Ganymed beim Bedienen machte, mich gebeten hatte, seiner Schwester, die nur etwas durch die Thürspalte dem Ball hatte zusehen wollen, ihre Dreistigkeit entweder selbst zu untersagen oder durch den Direktor untersagen zu lassen, suchte ich sie wieder in's Auge zu fassen, ent-

reckte sie aber nicht mehr. „Jetzt freilich, wo ich zugleich die wildesten Tänzer eine eben eingetretene Pause benutzen sah und es wußte, daß sie nun auf die Corridore und Treppen hinausstürzen, in die Küche laufen und ähnlichen Unfug treiben würden, hätte ich ihnen sogleich nacheilen sollen. Leider fesselte mich grade eine fast allgemein hörbare Anrede, die eben Bögendorf an die heute mit einem Kranz geschmückte Büste Pestalozzi's richtete und die dem neben mir stehenden Hellwig Veranlassung gab, zu sagen: „Heute ist das mit Pestalozzi grade, wie neulich mit Luther! Sie geben ihm Verdienste auf einem Gebiet, wo sie garnicht von ihm gesucht worden sind!"

Zu Bögendorfs Anrede sowol wie zu Hellwigs Bemerkung hatte die Veranlassung Tipfel gegeben. Tipfels wieder durch den Wein hervorgerufene Redseligkeit hatte auf eine Frage, deren Beantwortung ihm unmöglich wurde, erwiedert: „Hier stehen die Ochsen am Berge!" Die ihm zunächststehenden Pensionäre thaten natürlich das Ihrige, ihn sofort in eigener Person sein Sprichwort repräsentiren zu lassen. Ja, als Jemand ein anderes vom ländlichen Leben hergenommenes Sprichwort: „Einen Gegenstand betrachten, wie die Kuh das neue Thor" als vielleicht einen Schlüssel zur Erklärung vom Ursprung des andern Sprichwortes gebend anführte, gerieth Tipfel in einen förmlichen wissenschaftlichen Eifer über beide Sprichwörter und rief mit seiner schnarrenden Stimme: „Nein, nein, nein, mein Beiter, das ist all

das nicht! Die Kuh vor dem neuen Thore, natürlich nicht vor dem neuen Stadtthore, sondern dem neuen Scheunen- oder Stallthore, diese Kuh ist ja ein Bild nur für Verwunderung. Diese Kuh ist so conservativ und so an das Bestehende gewöhnt, daß sie ihren eigenen Stall nicht wiedererkennt aus Betroffenheit über ein neueingefugtes Brett im Eingang. Aber die Ochsen am Berge —! Diese Ochsen der Rathlosigkeit —! Woher kommen die —?" Tipfel that, als hörte er nicht die jubelnden Spottreden seiner Schüler, obschon alle mit Bezüglichkeiten auf ihn selbst zu rathen anfingen. „Ja, Professor!" ermuthigten ihn die Pensionäre und Externen der obern Klassen. „Ja, Professor, sehen Sie, das wissen Sie nun wieder nicht —! Jetzt müssen Sie auch einmal dableiben! Jetzt stehen Sie auch einmal da wie der Ochs am Berge!" Ihn choirte nichts. Ein gefülltes Weinglas in der Hand, grübelte er über den Ursprung jenes Sprichworts und rieth auf dies und das. Da aber trat Bögendorf vor, hörte die Ursache des Lachens und Lärmens, bot mit seiner schmetternden Stimme Ruhe, ergriff ebenfalls sein Glas und stellte sich auf die Büste Pestalozzi's. „Dich, Dich, Du großer Selbstdenker und Selbstforscher im Leben des Volks —" apostrophirte er die Gipsbüste, „Dich schmückt auch unter anderm das Verdienst, daß Du aus dem Urborn aller Anschauungen geschöpft hast, die Natur zu Deiner Vertrauten machtest, auch die Sprache zu

nen? Und so die ganze Schöpfung, den Sündenfall bis auf die neue Zeit hindurch."

„Als ich das Zeug alles so confus hergesagt hatte —"

„Das beste daran," bemerkte Amandus, der Bildhauer, „ist wohl, daß du uns belügst."

„Auf Ehre," vermaß sich der Aelteste, „ich habe wohl noch weit mehr gesagt, weil mir Silberschlag gefiel und ich ihm. Er lachte und meinte: Nun, wir wollen schon etwas ausbecken. Damit schenkte er mir ein gutes Bier ein und morgen wird er den Unterricht anfangen. Er soll groß in Thiermalerei sein. Es gibt auch kein Gemälde von ihm, wo er nicht, wenn es gerade kein Brustbild ist, ein Mäuschen in einem Eck anzubringen wüßte. Er hat daher auch den Namen des Mäuse-Raphael, wie es ja schon längst in der Schweiz einen Katzen-Raphael gibt. Was mich am meisten wundert, ist, daß diese beiden Maler bessere Freunde sind, als die Thiere, die sie so natürlich sollen schildern können. . . ."

Schlachtenmaler hörte noch lange nicht auf, in dieser Weise mehr seinem guten Genius, als der Wahrheit zu huldigen. Er log nicht, er sagte aber auch nicht die Wahrheit. Er hatte darin etwas mit dem Dichter gemein, der sich auch heraus nimmt, seine Lügen für dazu noch preiswürdige Wahrheiten auszusprechen. Inzwischen gingen die Brüder ab und zu: das Essen wurde aufgetragen, und der satirische Schriftsteller, Aesop Albein, hatte viel heraus- und hereinzuklappen. Endlich kam er mit geheimnißvoller Miene und brachte einen Brief, den er auf der Treppe gefunden. Der Brief war an Niemanden adressirt und so lose versiegelt, daß man rathschlug, ob man sich des Inhalts bemächtigen solle. Schlach-

Deiner Lehrerin, Deiner Rathgeberin! Darf man Dir das ſchreckliche Wort verzeihen, daß Du dreiunddreißig Jahre lang kein Buch geleſen haben willſt — es wird wol cum grano salis zu verſtehen ſein dies an ſich haarſträubende Geſtändniß — ſo iſt es, weil Du das große Buch Gottes, die Schöpfung, vor Augen hatteſt und in dieſer heimiſcher warſt, als oft nicht die Weiſen in ihren Büchern —!" „Aber die Ochſen am Berge —!" riefen die Einen und „Aber Profeſſor Tipfel am Berge —!" die Andern. Tipfel ſelbſt ließ vor Spannung alles über ſich ergehen und nahm nichts übel. Bögendorf behauptete jetzt, ebenfalls ſchon die Bauern gefragt zu haben, ob ein Ochs an einem Berge ſtill zu ſtehen pflegte. Er hätte darauf Antworten bekommen, die eine ſolche Eigenſchaft des Hornviehs in Abrede ſtellten. Selten ja auch, daß ein Berg ſo ſteil aufwärts ginge, um über den Anfang des Steigenmüſſens ſogleich ſtutzig und gleichſam ungewiß darüber zu werden, wie man hinauf käme. „Nein," rief er aus, „in Dir, Peſtalozzi, in Deinem herrlichen Muſterbilde aller Volks- und Dorfgeſchichten, Lienhard und Gertrud, deſſen kernigen erſten Theil die Chimären der beiden folgenden nicht auslöſchen können, da las ich eines Tages: „Sie ſtanden wie die Ochſen am Barren!" Ich zog Erkundigungen ein. Barren bedeutet nicht etwa einen über den Weg gezogenen Schlagbaum, der allerdings bezeichnend wäre für ein plötzliches Stillſtehen des Rind-

viehs, da den Schlagbaum einige Ueberlegung auf dem Fußwege hätte umgehen können, nein — ſtaunen Sie — Barren oder Baren heißt allemanniſch — der Futtertrog! Ja, meine Herren, das iſt der Sinn dieſes Sprichworts! Die Ochſen ſtehen mitunter an der eigenen, mit dem köſtlichſten Heu gefüllten Raufe, ſehen hinein, beſchnüffeln ſie und müſſen doch erſt mit Gewalt darauf hingeſtoßen werden, um ſich zu erinnern, daß ſie hier ihr Futter finden und ſogar diesmal ihr ſchmackhafteſtes! Wahrlich der höchſte Grad von Stupidität und von gleichſam plötzlichem Angedonnertſein! Nicht ſehen, was vor uns liegt —! Und aus dieſem „Barren" oder „Barn" wurde durch das plattdeutſche „Barg" ſtatt Berg, das den Uebergang machte, durch Fahrläſſigkeit und Unverſtand der Städter: „Berge." Natürlich erzeugte dieſe Erklärung, wie jede gelehrte Behauptung, lärmenden Widerſpruch. Ich hörte nur noch die ſchon oben angegebene Hellwig'ſche Aeußerung.

Dann kam die Tante, die mir auftrug, Gertrud zu ſuchen, und mir Vorwürfe machte über mein nachläſſig verwaltetes Aufpaſſeramt. Sie hätte gehört, die Zöglinge trieben mit der Schweſter des Bartel Unfug. Ich lief hinaus. Alles, was mit Bartel zuſammenhing, war in den Augen der Tante für Gertrud ein Gegenſtand beſonderer Verantwortung. Allerdings ſchien in den Corridoren alles aus Rand und Band zu ſein. Die Dirne ließ ſich die Zimmer zeigen. Unter Umarmungen und

Univ. Bibl. München

Küſſen waren Linſingen und Andere mit ihr bis in die Dachkammern, bis an den Carcer geklettert. Als ich hinaufſtürmte, um die Perſon zu vertreiben und die Zöglinge wieder in die Geſellſchaft zurückzugeleiten, fand ich den Troß ſogar in meinem eigenen Zimmer, wo ſie alles durchgeſtöbert, unter meinen Büchern die größte Unordnung geſtiftet, ja ſogar am Waſchtiſch die Deckel meiner einfachen Reinlichkeitsutenſilien aufgehoben, in mein Zahnpulver Streuſand geſchüttet hatten, in die Seifenſchaale Tinte und ähnlichen Unfug, die nur die Fortſetzung der gleichen Poſſen waren, die ſie ſchon in andern Zimmern getrieben hatten. Bebend wie eine Katze entſchlüpfte das Frauenzimmer. Als Gertrud kam und die ausgelaſſenen Zöglinge zu Paaren trieb, war die unheimliche Perſon verſchwunden. Nante war außer ſich über die Dreiſtigkeit, ſich den Faſchingsball, von dem ſie gehört zu haben behauptete, (auf welche Kunde ſie ſich eingedrängt) ſo zu nutze zu machen.

— Ich bin acht Tage recht krank geweſen. Neulich, beim Niederſchreiben der Balleindrücke am frühen Morgen, als noch alles im Hauſe in den Betten bleiben durfte, glaubte ich plötzlich ſterben zu müſſen, ſo übel wurde mir zu Muth. Zum Glück fiel am Aſchermittwoch der Unterricht aus. Mehrere der Zöglinge ſind ebenfalls krank geworden. Dieſe freilich vom Uebermaaß des genoſſenen Ballvergnügens, das erſt um

zwei Uhr Morgens endigte. Aber ſo, wie mich dieſe Nacht angegriffen hat, hatte es Keinen gepackt. Die Tante war einmal wieder recht lieblos. Sie will keine Vorwürfe über den Ball hören. Als ſie durch die Thürſpalte meiner Kammer ſah und mich auf dem Bett fand, den Kopf aufſtützend, der mir zu zerſpringen drohte, rief ſie: „Daß Du mir nur nicht geſtohlen wirſt —!“ und ſchlug die Thür zu. Gertrud ſorgte allein für mich. Was mich das Bild vom Geſtohlenwerden in meiner Einſamkeit beſchäftigte! Nur einmal ließ ſich der Onkel ſehen, war aber freundlich und beruhigte mich über meine ausfallenden Lektionen.

---

— Noch immer iſt mir's wüſt im Kopf. Faſt wie in meinem Kerker ehemals, wo ich ſo viel Opium nahm. Doctor Wedemeyer nennt mich eine Senſitive. Der Mann iſt nicht übel und recht milde. Hellwig nennt ihn „unausgeſprochen und farblos.“ Beide Freunde, Hellwig und Bechtold, waren und ſind die Liebe ſelbſt. Sie leſen mir vor und leiſten mir jede Handreichung. Von den Folgen des Balles ſagen ſie, dieſe könnten nur verderblich ſein. In die Jugend käme durch eine ſolche Ausnahme von der Regel, die ſich nur das Haus, nicht die Schule geſtatten dürfte, ſoviel Luſt, bei der Ausnahme zu bleiben, daß man ſeine Noth hätte, alles wieder in's Geleis zu bringen und den Jubel vergeſſen zu machen. Es taugte nicht,

meinte Hellwig, daß die Jungen ſähen, wie auch die Lehrer aus ihren Rollen fallen könnten. Wehrmann iſt zuletzt vollkommen betrunken geweſen. Sogar der pedantiſche Miſter Baker, der Engliſchlehrer, hat wegen der Damen Krakehl angefangen. Schlickum ſoll ſogar beim Spiel — „gemogelt“ haben! „Sterben ſie denn nicht aus dieſe Elias Krumm-Naturen!“ fiel Bechtold entrüſtet ein und erzählte mir von einem Theaterſtück, wo einer jener ewigen Hauslehrer geſchildert iſt, die ſich von Adelshof zu Adelshof bis in ihr Alter durchkatzenbuckeln, nichts ſo gründlich verſtehen, als Kartenſpielen, ein paar Tänze auf dem Clavier und die Schooßhündchen der gnädigen Frau Baronin zu tragen und gewöhnlich damit endigen, daß ſie für irgend eine plötzlich hervortretende Neckheit, etwa ein Liebesverhältniß mit den Fräulein Töchtern, zur Thür hinausgeworfen werden oder eine alte Schachtel von Wirthſchafterin heirathen müſſen.

Viel träumt' ich vom Theater — von der Kirche — von der Eisbahn. Nun wird es doch endlich Frühling —

---

April.

— Die Wallachinnen — ſind da —! Hurrah, nun geht's hoch her im Hauſe! Aber wie haben die ſich verändert! Gegen die blühende, ſtrahlende Gertrud gehalten, ſehen ſie aus wie alte Spittelfrauen —! Sie haben einen Ton bekommen, eine Manier, als

gingen sie jetzt alle Abend zum Thee bei Hofe! Und wie riechen sie nach allen wohlriechenden Gestänken der Erde —! Ich bekomme in ihrer Nähe Ohnmacht. Aber sie thun dabei außerordentlich sittsam, fromm sogar, als wollten sie in's Kloster gehen. Immer gelassen, immer ehrwürdig und weise sprechen sie. Aber eitel sind sie drum doch wie zuvor. Gleich am ersten Abend, als ich sie im engern Familienzirkel beim Thee begrüßte, sprachen sie vom „chic", einem zwar deutschen, aber nur französisch zu verstehenden Wort. Curios, die Franzosen wählen einen deutschen Namen für eine Sache, die in Deutschland nicht zu haben sein soll! Eine Dame von „Chic" sagte Levana, die sogar schon von den Schönheitswassern Runzeln bekommen hat, könnte sich kleiden wie sie wollte, nur müßte sie sein bien chaussée, bien gantée, bien coiffée. Das hat sie von der Fürstin Porphyrogenitus. Adelgunde spricht das Deutsche wie gebrochen. Sie thut, als wenn sie in dieser kurzen Zeit von kaum einem Jahr ihre Muttersprache verlernt hätte. Wenn sie einen Ausdruck sucht und sie findet ihn endlich, lächelt sie. Die Schwestern sind immer noch einig. Das ist an ihnen bewunderungswürdig. Sanitätsrath Staudtner, der gewettet hatte, sie würden als erklärte Feindinnen zurückkommen, hat also seine Wette verloren. Aber wo ist Sanitätsrath Staudtner —! Und was die Mädchen schon so bald hierher zurückführte, das ist

ganz in Dunkel gehüllt. Die Lehrer ſtecken darüber die Köpfe zuſammen.

— Gertrud war ganz herzlich mit ihren Couſinen. Aber es ſcheint doch, der Friede wird nicht lange Beſtand haben. Die Mutter wiegelt ihre an ſich harmloſeren Töchter auf. Eine Schwanenmutter kann nicht zorniger Den anblaſen, der in die Nähe ihrer graugrünen häßlichen Brut kommt, als die Tante, wenn man nicht alles an ihren Töchtern bezaubernd findet. Auch folgendes Wunder hat ſich ereignet: Nachdem ſich die erſte Erſchöpfung von der Reiſe gelegt hat und die Toiletten herausgeholt ſind, die von pariſer Schneiderinnen gemacht ſein ſollen, machen beide Schweſtern Anſpruch auf einen ungewöhnlichen Liebreiz. Beſonders des Abends. Bei zweckdienlicher Beleuchtung geht es auch noch leidlich mit dem Eiſelt. Beſonders haben ſie einen gewiſſen Blick von unten herauf, einen, der, wie Hellwig meint, viel verſpricht und manches hält. Auf Hellwig und Bechtold haben ſie es beide beſonders abgeſehen, jetzt auch die Mutter. Der Glanz der Direktorialgnade beſcheint beide, weil es — ich glaube — hübſche Männer ſind. Früher zurückgeſetzt und immer auf dem Sprunge, ſich eines ſchönen Morgens zu empfehlen, gelten ſie jetzt für die Stützen der Anſtalt. Wehrmann und Schlickum haben ſeit dem Ball Rückſchritte gemacht. Wehrmann iſt darüber boshaft geworden. Die Wallachinnen

das weiß man nicht, (man ſchließt auf Staudtner, der gegen uns überall die Hand im Spiele hat) grade die Fürſtin wäre die Urſache der ſchleunigſten Entfernung der Inſeparables geweſen. Sie hätte beide nicht nur aus ihrem Dienſt, ſondern ſogar Landes verweiſen laſſen. Ihr eigentlicher Gönner, der Fürſt, hätte ſich nicht nur nicht widerſetzt, ſondern ebenfalls die Entfernung aus Bukareſt befürwortet. Die Einen behaupten, weil ſie der Fürſt auf Liebſchaften mit einigen Bojaren betroffen hätte, die ſeine Feinde wären, die Andern, weil aus St. Petersburg ſeine Söhne zurückerwartet würden. Ein anonymer Brief von hier hätte die Fürſtin über alles aufgeklärt. Prinzeſſin Axinia hätte jetzt eine alte bucklige Franzöſin zur Gouvernante bekommen. Die Mädchen thun, als wären ſie nur vorausgeſchickt, um hier die Fürſtin und ihre „Prinzeſſin Tochter" zu empfangen.

— Die Erfahrungen des Faſchingsballs haben den Onkel nicht gewitzigt. Die Rückkehr der Töchter ſoll ſolenn gefeiert werden. Wieder ſoll es Tanz geben, wieder einen Ball. Der Onkel widerſtrebt. Der Ausfall der Schüler geht in's Bedeutende. Aber ſein Grübeln über dieſe ihn überraſchende Erfahrung unterbricht die Tante durch die glänzendſten Lobeserhebungen, die ſie über ſein neueſtes Programm ausſpricht. „Geh mir mit dieſen Verſprechungen, die ich da wieder habe machen müſſen!" lehnte er mismuthig ab. „Den Mund muß

ich voll nehmen, wie beim neuen Jahresabonnement einer Zeitung, muß ſagen: Man brächte alles, das Gediegenſte, das Theuerſte! Wie in die Trompete zu ſtoßen bei einem Jahrmarktſpektakel —!" Diesmal hat er über „Lehrziele" geſchrieben. „Schöne, herrliche Gedanken auf dem Papier —!" ſagte Hellwig. Klar und feſt, heißt es darin, ſollte der Schulplan die Grenze abſtecken, bis zu welcher, aber auch über welche hinaus kein unnützes Wiſſen zu erſtreben wäre; jede Klaſſe müßte ein „Lehrziel" haben; jeder Curſus des halben Jahres, jede Stunde ſogar. „Wenn man das lieſt," meinte auch Bechtold, „ſo glaubt man, in die Schatzkammer Aladdins zu kommen." „Ueberhaupt in unſerer pädagogiſchen Literatur," fuhr dieſer fort, „gleißt und glitzert Alles! Wo man hinſieht, Ziele und Abſichten wie Gold und Edelſteine! Die Phraſenmacherei kann gar nicht mehr weiter auf dem pädagogiſchen Gebiet. Einer ſchreibt dem Andern nach. Sie thun's auch ganz aufrichtig, mit Angabe der Quellen. Das hat jener gefeierter Schulrath geſagt, dies ein andrer —! Hier führt man die „goldnen Worte" eines Seminardirektors aus Oſten, da die „Perlen" eines aus Weſten an —! Beſonders wichtig iſt alles, was ein Miniſterialreferent geſchrieben hat. Für eine ſolche Schrift eines pädagogiſchen Strebers braucht der Setzerkaſten mehr Gänſefüße, als die gewiſſenhafteſte kritiſche Zeitung —" Wie dem auch ſei — aus ſeines Weibchens Munde kommt unſerm Papa die Anerkennung immer am wohlthuendſten. Grade weil

tenmaler war deßhalb dagegen, um die Andern desto mehr dafür zu ſtimmen. Er beſah den Brief von allen Seiten und behauptete, es möchten wohl die Geheimniſſe ihres höflichen Nachbars, des Regiſtrators Wieſecke, darin ausgeſprochen liegen. Dieſe Vermuthung reizte die Neugier. Man roch und zerrte an dem Briefe herum, bis ihn endlich die Jüngern eröffnet hatten. Das Licht wurde zurechtgeſtellt. Jeder wollte leſen; Alle lachten, nur der Aelteſte fürchtete Verrath. Jubelnd begann Alboin:

„Lieber Freund!"

„Wanzen und Flöhe ſind für einen einzelnen Herrn, der **chambre garnie** wohnt, keine ſolche Plage, wie eine Brut angehender Gymnaſiaſten, die zufällig ſeine Nachbarn werden. Ich bin mit dieſem Unglück ſeit Kurzem heimgeſucht. Irgend ein verbauerter Landpfarrer hat ſeine Kälber auf den Markt, diesmal vier ſeiner eigenen Kinder, in die Stadt geſchickt, die wahrſcheinlich die Beſtimmung haben, dereinſt als Candidaten zu allen möglichen Aemtern dem Staate aufzuliegen. Vier Flegel, einer größer als der andere, ſchlagen im Dreſchertakte auf meine häusliche Ruhe ein, an vier Galgenſtricken muß ich zwiſchen Himmel und Erde ſchweben. Bald gerathen ſie in Uneinigkeit und bedrohen ſich, mit den Stühlen die Bruſt einzurennen; aber ihr Zank iſt mir noch willkommener, als ihre Einigkeit denn dann ſtoßen ſie Jubelrufe, Barcarolen vom Lande, grunzende Dithyramben und jene Schmerzenslaute des inneren Wohlbehagens aus, die mich in meinem melancholiſchen Temperamente zwiefach, phyſiſch ſowohl wie pſychiſch, peinigen. Ohne alle Erziehung müſſen dieſe Lümmel bisher einer Freiheit genoſſen haben, die mir, dem an die ſtillen friedlichen Regiſtraturſäcker un-

ſie ſo karg damit iſt. Wenn ſie jetzt ſagt: „Wer ſchreibt Dir denn ſo ein Programm nach —?“ ſo meint ſie: „Wir wollen grade die Ankunft unſerer Mädchen feiern! Sie dürfen nicht ſo wie vom Hornberger Schießen kommen!“

— Der Ball findet ſtatt. Der Onkel iſt nicht blos königlicher Profeſſor, ſondern auch durch freundſchaftliche Verwendungen bei einem benachbarten kleinen Fürſten ein „herzoglich Flachſenfingiſcher“ Concationsrath geworden.

— Wenigſtens ein vernünftiger Gedanke, daß das jetzt dreifach erklärbar gemachte und zu entſchuldigende Feſt auf den Tag vor Beginn der Oſterferien angeſetzt wird. Da mag ſich die Erſchütterung des moraliſchen Gleichgewichts der Schule ausvibriren in die allgemeinen Schulferien hinein! Was wird ſchon wieder gekocht und gebraten —! Was hämmern ſchon wieder die Tapezierer und hobeln die Tiſchler —! Diesmal ſoll es außer Tanz noch ein Schauſpiel geben, Deklamation mit Muſik. Wehe dem Lehrer, der „Wonne“ und „Sonne“ zu reimen verſteht und nicht jetzt ſeine Schuldigkeit thun wollte, die Feſtlichkeit durch Gedichte, lebende Bilder und eine förmliche Allegorie, woran alles mitarbeitet, zu erhöhen. Zwar — Wehrmann brummt, aber er macht doch wieder den Maitre de plaisir. Sogar Monſieur Noël und Miſter Baker müſſen in die Saiten greifen. Die Primaner jubeln: „Es giebt einen Haupt-

jux!“ Einſtweilen werden keine ſchriftlichen Arbeiten mehr aufgegeben; kein Lehrer hat Zeit, ſie zu corrigiren.

---

— Ei, ei —! Schulrath Bögendorf —! Neſſelborn „Profeſſor,“ das ginge wohl. Aber Educationsrath, das war ihm zuviel. Der Neidiſche hat zum Ball abgeſagt! Wenigſtens die Tante giebt dieſen Grund ſeiner Ablehnung an. Gertrud, die ernſt iſt, findet den Grund in ihren Couſinen. Alte Erinnerungen mögen da wohl wieder auftauchen, kaum vernarbte oder wol gar ſchlecht geheilte Wunden aufbrechen. Wedemeyer aber kommt. Und wer nicht alles —! Achtzig Perſonen ſind geladen ohne die Penſionäre. Von Externen kommen diesmal nur die Mitglieder der obern Klaſſe. Plato, Sokrates, Cicero, die Trigonometrie, die Lehre vom Luftdruck, alles iſt vorläufig in Ruheſtand verſetzt. Scheuern, Waſchen, Nähen, Bügeln, Kochen, Braten, Backen iſt die Hauptſache. Gertrud wollte ſich ein neues Kleid anſchaffen. Wurde ihr abgeſchlagen. Von den Zinſen ihres Vermögens iſt keine Rede.

---

— Das Feſt — wieder iſt's vorüber! Wieder ſitze ich in allererſter Morgenfrühe, ehe ſich noch die übermüdeten Schläfer im Hauſe erhoben haben. Ich habe drei Stunden geſchlafen und bin geſtärkt. Ich ſitze in meinem Kämmerchen und übe mich, die ſchwankenden Umriſſe eines empfangenen Eindrucks feſtzuhalten. Wieder —

welches Eindrucks —! Wehrmann, das Faktotum des Hauſes, der Ueberdauer aller Generationen, der bequeme Lückenbüßer, der für jede Wiſſenſchaft, wenn grade ein Lehrer dafür fehlt, eintreten würde und ſollte man von ihm einen Curſus im Chaldäiſchen verlangen, aber darum denn auch der Haustyrann und ſtündliche Durchkreuzer aller Ordnung im Hauſe — er hat ſich ſelbſt übertroffen! Sein Feſtſpiel machte Furore. „Gratulationspickenick zu verſchiedenerlei Zwecken" nannte er es. Wie bei einem Pickenick jeder Theilnehmer eine Gabe zum gemeinſchaftlichen Mahl in Natura beiſteuern muß, ſo hatte hier das geſammte Lehrerperſonal beigeſteuert. Wehrmann hatte nur die einzelnen Einfälle geordnet und in einen einheitlichen Zuſammenhang gebracht. Tipſel gab ihm dafür einen gelehrten griechiſchen, von den Geſängen meines geliebten Homer und deren ſpäterer Anordnung hergenommenen Titel. Ich glaube, er nannte ihn — den Diaskenaſten. Die Darſteller waren die Schüler. Die zarteren darunter traten in Frauenrollen auf. Sie ſpielten Genien. Die „verſchiedenerlei Zwecke" waren die Bewillkommnung der Töchter des Hauſes, die Gratulation zum Profeſſor und die zum Educationsrath. Den letztern Titel zu illuſtriren, hatte Hellwig übernommen. Im Grunde hatte er ihn perſiflirt. Die Idee war aber ſo komiſch, daß diejenigen, die einen ſolchen Gegenſtand ſalbungsvoller behandelt wiſſen wollten, von den Lachern überſtimmt wurden. Dem Worte „Erziehen" entſpräche, hieß es,

das lateiniſche educare und beide Bezeichnungen beſagten im Bilde, ſo lautete die Erläuterung in hübſchen Verſen, daß der Menſch gleichſam -- herausgezogen würde aus einem Anfang der Unvollkommenheit in einen immer gereiftern und gebildetern Zuſtand. Anſchaulich war das gemacht durch ein ungeheueres, von einem Papparbeiter verfertigtes Perſpektiv, das auf der einen Seite der Bühne angezogen wurde und auf der andern immer dieſelbe Knabengeſtalt, nur allmälig größer und vollkommener dargeſtellt, vom Säugling an bis zum großen Lümmel mit der Cigarre, Sporen und einem dünnen Stutzbärtchen brachte, recht ein Bild unſerer eignen noblen Penſionäre. Dieſe Bilder traten aus dem Futteral heraus. Die erſten Erſcheinungen, die ſich an die einzelnen Glieder des von gelbem Papier gefertigten Zugfernrohrs lehnten, waren gemalt, allmälig waren die Zöglinge in Natur wiedergegeben, wobei verſucht wurde, die ſechs bis ſieben Altersſtufen hindurch, Portraitähnlichkeit, als wäre es immer ein und derſelbe Muſterzögling, beizubehalten. Da Neſſelborn am meiſten lachte und Beifall klatſchte, ſo konnte die Tante nicht aufkommen, die eine wunderliche Gereiztheit zeigte, heute alles feierlich nehmen zu wollen und ſich als Frau Educationsräthin um mehrere Fuß gewachſen glaubte. Neſſelborn hielt eine Dankrede, erſt ſcherzhaft, dann mit Ernſt, wobei ihm die Stimme in Thränen erſtickte. Darum aber ging es hernach doch wild genug her. Die Wallachinnen

warfen die Maske ab. Sie walzten und galoppirten wie von der Tarantel gestochen. Wenn sich nur nicht wieder etwas angebändelt hat — mit Linsingen oder den Amerikanern —! Gertrud tanzte heute nicht.

Meine Sorge war diesmal, besser zu bewachen, was hinter der Scene vorging, in den Schlafzimmern, den Corridoren des Hauses. Erst nachträglich war bekannt geworden, welche Ausgelassenheiten am Faschingsdienstag in aller Stille verübt worden waren. Wirklich, die Jugend versteht keinen Spaß. All' die Freuden, die sich das reifere Alter zu gestatten pflegt, um sich seiner Sorgen auf kurze Zeit zu erledigen, sind für die Jugend nur Aufforderungen zum Uebermaaß. Der Damm, der die Fluth der Leidenschaft zurückhalten soll, ist bei Kindern und unreifen Jünglingen sogleich eingerissen.

Auch gestern sollten wieder allerlei Tollheiten versucht, die jugendlichen Tänzerinnen in Zimmer verlockt, plötzlich eingeschlossen und ohne Licht gelassen werden. In die Garderobe schlichen sich einige und verwechselten, während Brötze, der als Garderobier funzirte, eingeschlafen war, die Nummern. In die Punschterrinen wurden Butterbrote mit Schinken oder Wurst geworfen. Ein förmliches Tabakscollegium hatte sich in Wehrmanns Zimmer, vielleicht mit seinem Mitwissen, aber auch zu seinem größten Nachtheil, etablirt. Man hatte ihm alle seine kostbargebundenen Bücher, seine Scripturen durcheinander-

geworfen, seinen Büsten von Schiller und Goethe hatte man mit Kohle Schnurrbärte und Brillen gemalt.

Die Schwester unseres Hausburschen Nante ließ sich diesmal nicht sehen, dafür aber eine Grauengestalt, die seine Mutter gewesen sein soll. Ganz im Einklang mit dem Hexensabbath, den die Jungen halten wollten, dem ich aber noch zur rechten Zeit steuerte, erschien mir in der Nähe meines Zimmers ein Weib, das ich schon einmal, auf der Bühne, im „Faust," gesehen zu haben glaubte. Es war förmlich dieselbe Alte, die auf dem Besen zum Schornstein hereinfährt und die Meerkatzen durchbläut, weil sie ihre Kochtöpfe hatten überlaufen lassen. Auf meinen erschreckten Anruf: „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?" antwortete sie, mit verlegenen Verbeugungen und unterwürfigen Knixen, das Haus wäre so groß, so weitläufig gebaut, daß sie sich darüber verirrt hätte. „Bis in den dritten Stock?" rief ich ihr nach, denn schon war sie die Treppe hinuntergeschlüpft, wo sie aufgehalten wurde von den Pensionären und zuletzt von ihrem Sohn. Nante verbürgte sich für sie, rief ihr aber, während sie entschlüpfte, Worte nach, die mir durch die Seele schnitten. Muttername, heiliger Glockenton, der uns nur wie zur Kirche rufen sollte —! Den Mutternamen entweiht, des Himmels gnadenreichsten Segen, von einem Kinde, und sogar mit Recht, mit Fluch genannt zu hören — — —

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

Am Morgen nach dem Fest, womit Nesselborn zugleich den Winterkursus in seinem Institut geschlossen hatte, wurde er aus seinem Schlummer auf's Unsanfteste geweckt.

Heftig pochte man an sein Schlafgemach. Klingeln erschollen durch's Haus. Trepp auf Trepp ab ging's. Die Dielen in den Zimmern schütterten nur so. Es mußte etwas Unerwartetes geschehen sein.

Gertrud rief durch's Schlüsselloch:

„Waldner will sterben! Hülfe! Hülfe!"

Nun hörte er nur noch den Namen des Arztes rufen. Nante Bartel, obschon lahm, war noch in solchen Fällen der Flinkste im Hause. Gertrud schickte ihn eben zum Arzt und rief nach Milch, nach Thee.

Auf den Tod erschrocken, rief der Herr des Hauses seiner sich aus ihrem Bett aufraffenden Frau, den verschlafenen, durch den Lärm geweckten Töchtern: „Waldner soll im Sterben liegen —!"

Kaum angekleidet, stürzte er hinauf in die

ſtille Kammer ſeines Pflegeſohns und konnte kaum hindurch zum Lager deſſelben, ſo umſtanden war es von den Bröges, von Hellwig und Bechtold, den treuen Freunden des Unglücklichen, den übrigen Lehrern und vielen Penſionären. Gertrud konnte dem Onkel nicht Rede ſtehen. Die Stimme verſagte ihr zu Auseinanderſetzungen. Nur immer um die endliche Ankunft des Thees rief ſie und der heißen Milch, die ſie beſtellt hatte.

„Er iſt vergiftet —!“ hauchte ſie endlich. „Seine Adern ſtocken! Er iſt — ſeht doch nur —! ſchon ganz — blau —!“

In der That lag Waldner auf dem Bett wie ſie beſchrieb. Die Arme waren convulſiviſch gekrümmt. Die Füße zog ein Starrkrampf in die Höhe. Der Mund ſtarrte geöffnet. Auch die Augen glotzten und waren offen, ſchienen aber nichts zu ſehen. Ein Blatt Papier, eine Feder lag noch auf dem Tiſch am Fenſter, letztere mit friſchvertrockneter Dinte. Die Freunde hatten raſch den Schlüſſel zum Schrank abgezogen und alles hineingeworfen, was ihnen in irgend einem Zuſammenhang mit einem Zuſtand zu ſtehen ſchien, deſſen man gewahr geworden, als Waldner heftig geklingelt hatte. Hierzu mußte er noch die Kraft gehabt haben. Dann war er an ſein Bett getaumelt und da zuſammengebrochen. So hatte man ihn gefunden, ſprach- und beinahe leblos.

Der Thee kam, die heiße Milch. Man flößte

dem Erſtarrten davon ein. Es zeigte ſich keine Wirkung. Jetzt kam mit der ihr eigenen Ruhe die Direktorin. Aus der Hausapotheke, die unter ihrem Verſchluß ſtand, brachte ſie ſchon einige Arzneigläſer mit.

„Uebergeſſen wird er ſich geſtern haben!“ ſagte ſie. „Es iſt eine einfache Ohnmacht von zu vollem Magen!“

In den offenen Mund des Erſtarrten goß ſie einige Löffel voll aus einem Glaſe, das immer bereit ſtand für Croupanfälle, das nächtliche Schreckgeſpenſt bei den jüngſten Penſionären.

Die allmälig eintretende Wirkung ſchien eine erfreuliche werden zu wollen.

„Wer redet von vergiftet!“ rief die Direktorin mit zornfunkelndem Blick auf Gertrud.

Der Erſtarrte regte ſich. Das furchtbarſte Unbehagen ſchien ſein Bewußtſein zu wecken. Ein convulſiviſches Würgen trat ein und zuletzt zeigte ſich die volle Wirkung des Tartarus emeticus.

Wehrmann, der erſt jetzt vor Todesangſt hinzugekommen war, mußte ſeiner ſchlechten Witze wegen, die er ſchon wieder, als die Erleichterungen und die Zeichen des zurückkehrenden Bewußtſeins kamen, zu machen anfing, hinausgedrängt werden. Gertrud nahm auf die vielen Umſtehenden keine Rückſicht, ſondern nannte den Spötter, indem ſie ihn mit ihren kräftigen Armen beinahe zur Thür hinauswarf, einen erbärmlichen Hanswurſten.

Neſſelborn fühlte ſich noch immer einer Ohn-

macht nahe und ſah ſich im Zimmer geſpenſtiſch um. Ihm ſchienen ſeltſame Gedanken durch den Kopf zu ſchießen. Nur die Beobachtung der rückkehrenden Lebenszeichen, die Unterſtützung der furchtbaren Reaktionen, die ſich in den innerſten Eingeweiden des armen Leidenden zu vollziehen ſchienen, hinderte ihn am Verfolgen dieſer unheimlichen Gedanken. Doch ließ ſich Gertrud ihren einzigen, den ſie gleich anfangs ausgeſprochen, nicht nehmen. Alles, was auf Waldners Waſchtiſch ſtand, das Trinkwaſſer, die Gläſer, das Waſchbecken, ſogar die Zahnbürſte, das Zahnpulver, ſelbſt die Seife ergriff ſie, um dieſe Dinge bei Seite und unter ihre Aufſicht zu ſtellen.

Darüber gerieth die Tante in eine wahre Wuth. Die Wirkung ihrer Arzneien ſah ſie, ſah, daß ſogar ſchon auf die Stirn des Leidenden Schweiß trat, die Paralyſie aufgehört hatte, ſein Auge wieder Ausdruck, ſeine Bewegungen Freiheit bekamen; darüber ergriff ſie, vom Erfolg ihrer Beiſtandleiſtung zum Uebermuth geſteigert, die Waſſerflaſche, die Gläſer und warf Gertrud alles zu Füßen. Solche Akte der energiſchen Frau war man an ihr gewohnt. Das ganze Zimmer ſchwamm im verſchütteten Waſſer. Auch Gertrud wurde von ihr hinausgewieſen.

Darüber kam denn endlich der von Bartel herbeigerufene Doctor Wedemeyer.

Ein trauriger Anblick, ein Arzt, der ſich nur langſam in eine gefährliche Situation hineinfindet

seres Kriegsministeriums gewöhnten Beamten und Geschäftsmann, fabelhaft erscheinen würde, müßt' ich nicht selbst ein Ohrenzeuge ihrer saturnalischen Ausbrüche sein. Bald ergreifen sie Stiefelknechte und benutzen sie als Schalmeien, um ihre Gassenhauer abzuplärren. Ein Anderer schlägt dabei an ein Glas, um gleichsam eine Cymbelbegleitung vorzustellen. Ein Dritter trommelt an den Fensterscheiben, der Letzte rutscht mit dem Tische hin und her, um damit den Posaunenton zu treffen. Von einem Uebermuth gehen sie zum andern über. Sie wälzen sich auf den Betten und kizzeln sich so lange an den Fußsohlen, daß ich gewärtigen muß, einer von ihnen nebenan erstickt. Lesen sie etwas, so thun sie's laut und im singenden Tone. Ziehen sie ihre Stiefeln aus, so werfen sie sich damit. Putzen sie sich ihre Kleider aus, so stellen sie mit dem Geklopf ordentlich wieder ein Concert an. Wie mögen diese Schlingel nun erst mit Licht umgehen? Wann mögen sie des Morgens aufstehen? Wie werden sie sich beim Waschen mit dem Wasser bespritzen und neue Treibjagden anstellen! Der Aelteste von ihnen, eine Hopfenstange, die bald heirathen könnte, scheint sein Vergnügen daran zu finden, die Jüngeren zu verhetzen, sich dann zurückzuziehen und an der entstandenen Verwirrung zu weiden. Sie oder ich — das wird die Losung werden. Dem Hausherrn werd' ich meine Alternative stellen. Ich bin ein stilles Leben gewohnt; ich rasire mich des Morgens gern mit Behaglichkeit, ich setze mich an's Fenster und rauche meine Pfeife, ich habe es gern, wenn man auf der Treppe vom Nachbar einen guten Morgen gewünscht bekommt. Allein jetzt befürcht' ich, auf ihr von den Rangen überlaufen zu werden und einmal des Abends im Dunkeln den Hals zu

und noch dabei ſeinen Mangel an Muth, an raſcher Orientirung für die ſeinem Beruf nothwendige Kaltblütigkeit ausgeben will. Ein Menſchenkenner durchſchaut ſogleich, wie dieſer Hülfeſpendende innerlich zittert; wie ſein Fragen: „Wie kam das?“ „Wie war es anfangs?“ „Wie verlief es?“ nichts, als Verlegenheit iſt. Man durchſchaut ſogleich, daß die Mittel, die ein ſolcher Arzt vorſchlägt, nur aus dem unſicherſten Taſten auf die Ergründung der Sachlage hervorgehen. Des Glaubens, der dem Arzt entgegenkommt, der Hoffnung, die ſein Erſcheinen weckt, dieſes Zaubers aller Schüler Aeskulaps iſt ein ſolcher nicht werth. Manchmal hilft er ſich durch plötzlich ausbrechende Grobheit, wie Jeder, der ſein Unrecht nicht eingeſtehen will, zu poltern anfängt. Indem er noch mit langſamem Grübeln an ſeinen Schulheften klaubt, ruft er dem, der ihm Anſichten zu äußern wagt, ein barſches: „Wiſſen Sie's beſſer —?“ entgegen und findet ſich erſt endlich, Gott ſei's geklagt, in die Bahn, auf die ihn in der Regel eine Reaktion der Natur mit der Naſe ſtößt.

Die Grobheit blieb bei Werdemeyer aus. Aber die Verlegenheit war genug vorhanden. Zunächſt hielt er ſich an Nebendinge, an Kleinigkeiten. Er ließ das Waſſer auf dem Boden aufziehen, die Scherben wegräumen, wies alle überflüſſige Neugier zur Thür hinaus, wollte zunächſt für Reinlichkeit geſorgt wiſſen und verrieth eine große Empfindlichkeit gegen die

Ausleerungen, die sofort weggeschafft werden mußten. Dann billigte er alles, was bereits geschehen war, fühlte den Puls mit nachdenklicher und, zumal als er die Uhr herauszog, vollkommen imponirender Miene, holte sein Höhrrohr aus der Tasche, öffnete die Brust des schwer Athmenden, horchte auf den Herzschlag und fing zu klopfen an. Seine Diagnose blieb beim Magen, bei den Nerven, bei einer Spinalaffektion und Aehnlichem und nannte den Zustand zwar auffallend, aber nicht bedenklich. Die sensible Natur des Kranken war ja weltbekannt. Waldner schien Erleichterung gefunden zu haben. Doch sank er auf's Neue in Lethargie, streckte wieder Arme und Beine wie im Starrkrampf von sich und drückte in besonders auffälliger Weise den Kopf in den Nacken zurück, so daß Nesselborn selbst nach einer viertelstündigen Beobachtung kleinlaut bestätigte:

„Um Gottes willen, es fand doch hier — wirklich keine Vergiftung statt?"

Jetzt entfernte sich Frau Hedwig ohne allen Widerspruch. Der erste Paroxysmus ihres Schreckens war vorüber. Anfangs sträubt sich jede energische Frauennatur gegen das Entsetzenerregende und bietet ihm den Kampf an. Wie in den alten mythischen Zeiten bei Königen muß unangenehme Nachrichten bei ihr Derjenige büßen, der sie bringt. Dann sinkt sie aber auch um so tiefer in Verzagtheit, wenn die unwillkommenen Thatsachen nicht mehr zu leugnen sind. So schlich

ſich denn auch jetzt die Frau Educationsräthin vom Zimmer fort, ſagte: „Sie werden ja ſchon ſorgen, Herr Doctor!“ und verſchwand.

Langſam wie in alles fand ſich der Arzt in dieſe neue Auffaſſung und da ſein phlegmatiſches Temperament nichts umſonſt gethan zu haben liebte, ſo glaubte er nun auch ſelbſt an dieſe Möglichkeit und fing an, ſich im Zimmer umzuſehen. Nun mußte er wünſchen, das verſchüttete Waſſer zurückzuhaben, ſogar die Gegenſtände, die ihm ſoviel Ekel verurſacht hatten. Das war ſo vorgeſchrieben in den Lehrbüchern der gerichtlichen Medicin. Sofort muß dergleichen mit Beſchlag belegt werden —

„Aber um Alles in der Welt!“ rief Neſſelborn zu ſeiner Beruhigung. „Nur das nicht! Ich bitte Sie um Schweigen! Schweigen! Mir ſteht ja das ganze Inſtitut auf dem Spiel —! Kein Wort von dieſer gräßlichen Auffaſſung! Wen ſoll ſie denn hier treffen —!“

Aber draußen lief das Gerücht ſchon, wie wenn ein Feuerfunken einen Wollenfaden ergriffen hätte. Sicher und gründlich ſtand die Sache im Hauſe feſt: Theodor Waldner iſt vergiftet —!

Wer konnte das entſetzliche Verbrechen begangen haben —!

Frau Hedwig ſchlich wie ein Schatten die drei Stiegen hinunter. Erſchöpft ſchon ohnehin von dem geſtrigen Ball, jetzt von dem mächtigen Aufſchwunge, der ſie ergriffen hatte und der ſich an der Kraft ihres

Körpers durch Nachlaſſen rächte, erlag ſie Gedankenverbindungen, die ſie auf's Aeußerſte erſchütterten. Den ſprachlos, ſie mit ſtarrem Schrecken empfangenden Töchtern flüſterte ſie:

„Graf Wildenſchwert iſt zurück! Wem muß jetzt am Verſchwinden des Theodor gelegen ſein —? Fernau! Fernau hat Geld auf unſer Haus ſtehen und bei uns, bei uns muß ſich das ereignen —! Man wird einfach ſagen, wir hätten ihn in ſeinem Auftrag vergiften wollen!"

Darüber brach ſie zuſammen. Ihre Töchter ſtanden rathlos. Immer waren ſie einem Entſchluß gegenüber, den ſie faſſen ſollten, einer Meinung, die entſchieden ausgeſprochen werden ſollte, Nullen.

Gertrud aber, wie wenn ſie zum Kampf herausgefordert wäre und ſie ihn wagen wollte und wär' es mit dem mächtigſten Gegner, war nur eine kurze Weile ſcheu zur Seite gegangen. Gleich anfangs hatte ſie ſich zu tief beſchämt gefühlt durch die Art, wie ſie die Tante vor den Anderen zurückwies. Aber ſie konnte ſich auch der beſſern Erkenntniß nicht verſchließen, wie gewagt es von ihr geweſen, ihre Gedanken ſo offen auszuſprechen. Sie dachte unmittelbar darauf daſſelbe, was Frau Hedwig ihren Töchtern ſagte.

In Ruhe ſich ergeben konnte ihre Natur nicht. Als nach dem Erſcheinen des Arztes die Spuren der Verwüſtung, die der Zorn der Tante angerichtet hatte, beſeitigt wurden und Nante Bartel aus dem Hofe

zurückkehrte, wohin er, in die Senkgrube, die Wirkungen des so glücklich gewählten Hausmittels gebracht hatte, paßte sie ihm auf, ergriff seine Hand und riß ihn in eine der Schulstuben, die wegen der angebrochenen Ferien unbenutzt standen und herrschte ihn mit rollenden Augen an:

„Nante! Was ist das hier —?"

Der seither so treu befundene, seine Dankesverpflichtung weniger durch Worte als durch die That bekundende Günstling Gertruds sah seine Gönnerin erschrocken an.

„Du weißt alles! Heraus, heraus damit! Rede—!"

„Jesus!" antwortete Nante. „Was soll ich denn — wissen —"

„Waldner ist vergiftet —! Alle Anzeichen sagen es! Und Wer, Wer hat es gethan —?"

Nante zitterte am ganzen Leibe und sah die Zornflammende mit bittender Miene an. Sein Zittern drückte nicht die Furcht wegen seiner selbst aus. Seine bittende Miene drückte die Empörung über die That, die Uebereinstimmung mit dem Verdacht, den Gertrud hegte, aus.

„Deine Schwester," fuhr Gertrud fort, „war schon vor vier Wochen in Waldners Zimmer. Schon damals erkrankte er heftig! Sie dient bei Menschen, mit denen Fernan verkehrt. Fernan hat Ursache, Waldners Tod zu wünschen. Fernan hat die Deinigen —"

„Nein — Nein —!"

Der junge Bartel streckte beide Hände gegen sie aus und warf sich vor ihr auf die Kniee.

„Gestern war Deine Mutter hier. Was wollte sie von Dir —“

„Sie meldete sich — zum — Knochensammeln — zum — Verkauf von Dinte, Zündhölzern —!“

„Sie ist in einer chemischen Fabrik beschäftigt! Siehst Du —?“ rief Gertrud, selbst erschaudernd über die Fährte, wo ihre Gedanken so sicher gingen trotz der Plötzlichkeit des Auftauchens derselben.

„Ich konnte nicht mit ihr reden — ich mußte ja bedienen —“

„Grade deßhalb kam und blieb sie! Grade da konnte sie im Hause herumschleichen!' Sie hat sich von Marienen sagen lassen, wo Waldners Zimmer ist. Sie hat ihm etwas in's Trinkwasser geschüttet —!“

Der Sohn einer Frau, von welcher man ein solches Verbrechen voraussetzen konnte, erhob sich, hielt die Hände gen Himmel und rief schluchzend:

„Diese neue Schande überleb' ich nicht —! Fräulein Gertrud! Meine armen Geschwister —! Ich bitte Sie um Gotteswillen — haben Sie Barmherzigkeit —!“

„Man muß noch einmal alles genau untersuchen lassen —“ sagte Gertrud und wollte hinaus. Doch hemmte sie selbst ihren Schritt, schaudernd vor dem ekeln Bilde, das vor ihr Auge treten mußte. Schon war sie entwaffnet durch Nante's verzweiflungsvollen Schmerz. Diesem rollten die Thränen über die Wangen.

Bartel betheuerte die Unschuld der Seinigen. So Verruchtes könnte nicht aus ihrem Herzen kommen — —

Eine längere Zwiesprache war nicht möglich. Gertrud erhielt Befehle vom Arzt, der nach einigen Stunden zurückzukehren versprach. Die Recepte, die er verschrieben, mußten sogleich in die Apotheke. Das Laufmädchen im Hause war die jüngste Schwester Bartels. Die treuherzig besorgten Mienen des Kindes, das von der Schwere der Anklagen nichts ahnte, zu deren Vermittelung und Erhebung es beitragen sollte, stimmten auch Gertrud weich. Fassungs- und entschlußlos, wie sie blieb, ging sie in den dritten Stock, fand nur Hellwig und Bechtold bei dem Kranken und setzte sich zu ihnen.

Beide Freunde waren in Berathung, was zu thun, ob diese Halbheit der getroffenen Maaßnahmen länger zu dulden wäre.

„Ich schloß," erzählte mit gedämpfter Stimme Hellwig, „als ich sein heftiges Klingeln hörte und zum Glück auf dem Corridor war, sogleich alles, was ich hier an beschriebenen Papieren erblickte, in seinen Schrank und zog den Schlüssel ab. Waldners Aussehen war, wie ich ihn antraf, furchtbar. Wie gelähmt stand er und lallte förmlich, als er den Versuch machen wollte, mir seinen Zustand zu erklären. Dann sank er in Ohnmacht. Sogleich war ich mit Bechtold einverstanden darüber, daß hier etwas Außerordentliches die Ursache der Erkrankung sein mußte. Ja ich gestehe, daß ich eine Zeit lang an Selbstvergiftung dachte. Denn seit einiger Zeit

iſt Waldner von ſonderbaren Gefühlen bewegt, wie übergeiſtigt und immer traurig. Er liebt die Einſamkeit. Die Abſicht, ihn noch ein gemeines Handwerk lernen zu laſſen, drückt ſeinen Ehrgeiz. Ich benutzte einen freien Augenblick, wo das Zimmer leer geworden war, und unterſuchte ſeinen Schrank. Ich fand keine Briefe, die etwa Aufſchluß hätten geben können, nur ſein Tagebuch. Das hab' ich drüben —"

„Laſen Sie darin —?" fragte Gertrud geſpannt.

„Bis jetzt, ohne etwas zu finden, was auf einen Kummer hätte ſchließen laſſen können —!"

Mit einiger Verlegenheit ſetzte Hellwig hinzu:

„Wünſchen Sie es vielleicht zu leſen —? Es iſt überraſchend in den Anſchauungen, wenn auch vollkommen unreif im Styl —"

Eine Weile beſann ſich Gertrud. Dann ſchüttelte ſie den Kopf. Sie durfte annehmen, daß dieſe Blätter von ihr ſelbſt ſprachen. Sie hatte beim erſtenmale, wo ſie in dieſen Aufzeichnungen, die ſie ſelbſt veranlaßt hatte, ihren Namen gefunden, eine Scheu empfunden, ſich daran weiter intereſſirt zu zeigen. Sie hatte die feſte Meinung, daß darin alles, was ſich in ihrem Zögling nur an Liebe zu ihrem Geſchlecht regte, auf den ausſchließlichen Werth deuten müßte, den nur ſie allein für ihn hätte.

Bechtold unterſuchte inzwiſchen nochmals alle Winkel des kleinen Zimmers, ſchlug Bücher auf, um zu ſehen, ob vielleicht in denen etwas verborgen läge, zog die Schub-

den auf, ſah unter das Bett. Man fand nichts, was zu einer Erklärung des Vorgefallenen hätte dienen können.

Darüber regte ſich der Kranke. Alle drei ſprangen zugleich hinzu und harrten geſpannt auf ein Zeichen rückkehrender Beſinnung. Die Augen, die ſeither offen geſtanden hatten, waren allmälig ſanft zugefallen. Jetzt öffneten ſie ſich leiſe und der Blick, den der Bemitleidenswerthe in die Runde warf, ſchien eingegeben von Bewußtſein. Sogar den Arm erhob er, um den Kopf aufzuſtützen, der ihn zu ſchmerzen ſchien. Schnell griff man zu, um ihm dieſe Bewegung zu erleichtern und ihm die Kiſſen zur Unterſtützung des Arms bequem zurechtzurücken.

„Wie iſt Dir, Theodor?“ fragte Gertrud. „Wie kam das nur? Erzähle, wenn Du kannſt —!“

Der ſo liebevoll Angeredete ſchien nur ſchwer zu verſtehen. Doch richtete ſich ſein Auge auf die Sprecherin, die ſeine unaufgeſtützte Hand ergriffen hatte und ſie ſo drückte, als könnte ſie ihr eigenes Leben in ihn hinüberleiten.

„Quälen wir ihn nicht mit Fragen —!“ meinte Hellwig und ſprach die Vermuthung aus, daß vielleicht dem Leidenden eine Erquickung willkommen wäre.

„Ich glaube nicht —“ ſagte Bechtold. „Der Organismus iſt noch zu convulſiviſch erregt. Der Magen würde jede Speiſe zurückſtoßen —“

Gertrud theilte dieſe Anſicht und verwunderte ſich nur über den Arzt, der ein Verbleiben des Patien-

ten in dem jetzt so feucht gewordenen Zimmer und in seinen Kleidern für möglich gehalten hatte und gegangen war. Sie wünschte einen zweiten Arzt geholt zu sehen und würde sofort dafür alle Anstalten getroffen haben, wenn nicht der Onkel zurückgekehrt wäre und diesen Vorschlag entschieden verworfen hätte.

„Wir thun ja das Unsrige!" sagte er. „Wedemeyer wird sogleich wiederkommen. Einstweilen habe ich die Krankenstube heizen lassen. Dorthin soll man ihn tragen, entkleiden und die Wirkungen der Bettwärme abwarten. Hier kann er nicht bleiben —!"

Scheu blickte sich Nesselborn um. Sein unsteter Blick verrieth, daß er das Entdecken von Umständen fürchtete, die einen Verdacht bestätigten, den jetzt auch seine Gattin theilte.

Bröge trat ein. Seine Körperkraft durfte ausreichend erscheinen, den Kranken allein zu tragen.

Darüber mußte sich Gertrud entfernen. Scharf sah sie den herkulischen Pedell darauf an, ob dieser vielleicht des Verbrechens, das hier gewiß vorlag, fähig gewesen wäre. Auf jeder Lippe ringsum erwartete sie den Namen der Bartel'schen Familie zu lesen, deren Zulassung in's Haus — Sie befördert hatte —! Selbst die Fluth der Vorwürfe, die ihr in diesem Fall von Frau Hedwig ohne alle Schonung sicher und gewiß war, hätte sie sich ruhig heranwälzen sehen können, wenn Jemand jetzt nur das Eis gebrochen hätte —!

Wieder begegnete ihr Nante und sah sie mit

brechen. Läsen ſie nur dieſe Schilderung ihres Benehmens! Aendert es ſich nicht, ſo ruft die Ehrlichkeit um Hülfe an

Registrator Wiesecke."

Mit vor Wuth erſtickter Stimme hatte Albein dieſen Uriasbrief beendigt. Um ihrem ärgerlichen Gefühle Luft zu machen, erhoben ſie zuerſt hinter dem „Regiſtrator Wiesecke" ein Hohngeſchrei, wie es nur bei engliſchen Parlamentswahlen üblich zu ſein pflegt. Es tröſtete ſie aber nicht, ihren Unwillen auf dieſe Art kund zu geben. Sie ſannen auf Rache, „denn," ſagte der Schlachtenmaler, „das iſt einmal gewiß, der Brief war nur auf uns berechnet; wir ſollten ihn finden." Man berieth, was zu thun wäre. Theobald ſchlug vor, einen Strohhalm zu nehmen, ihn durch das Schlüſſelloch in's Nebenzimmer zu ſtecken und dann anzuzünden. Man fand dies drollig genug, nur fürchtete man, der Regiſtrator würde ſogleich Feuer rufen. Albein flüſterte leiſe: „Wir durchbohren die Thür und beſchießen ihn, ohne daß er merkt woher, mit Papierkugeln." Amandus ſagte: „Wir wollen hinüber ſchicken und uns ſeinen heftiſchen Huſten verbitten." Der Aelteſte aber rieth zu einem einſtweiligen Waffenſtillſtande. Die Gelegenheit zur Rache würde nicht ausbleiben. — Inzwiſchen waren die Brüder müde und gingen unter Verwünſchungen, die dem Regiſtrator Wiesecke das Haar ſträuben machten, zu Bette. Schlachtenmaler lehnte ſich noch einmal an das Schlüſſelloch und rief donnernd hinein: „Morgen beſuch' ich Sophie Tobianus!" Da war's, als ſpränge etwas aus dem Bette und falle über ein Nachtgeſchirr, das höchſt wahrſcheinlich umſtürzte. Die ganze Nacht hörte man ein Seufzen und Stöhnen, ein Knarren im Bette und das ſchlafloſe Dehnen eines Menſchen, den ein geſpenſtiſcher Alp um ſeine Ruhe zu bringen ſchien.

um Erbarmen ſtehenden Blicken an und die kleine Käthe ging ihr treuherzig an die Hand und wollte beim Aufräumen der Zimmer nach dem ſchönen Feſt behülflich ſein.

Selbſt die Töchter des Hauſes, dieſe vornehmen Prinzeſſinnen, griffen heute an, die Spuren des Balls, der aufgeſchlagenen Bühne, der Draperieen und auf einen flüchtigen Abendeffekt berechneten Anordnungen der Zimmer beſeitigen zu helfen. Eine heranrückende Gefahr, eine Furcht erinnert die Menſchen an ihre unter anderen Umſtänden vernachläſſigten Pflichten.

Der Arzt kam zurück und billigte was geſchehen. Jetzt hatte er ſich in die Sachlage gefunden. Wahrſcheinlich mußten ihm ſchon die Arzneien, die inzwiſchen genommen waren, ein überwundener Standpunkt erſchienen ſein. Er legte keinen Werth mehr auf die Anwendung derſelben. Auch darin war Wedemeyer eine der vielen unglücklichen Doctornaturen, daß ſein Denken ſo zu ſagen transparent war. War ein Fall gefährlich, ſo drückte jede ſeiner Mienen die Gefahr aus. Fragte er nach Symptomen und die Symptome trafen auf ſeine Vorausſetzungen von Bedenklichem zu, ſo bekam er über das Ja! des Patienten oder der Umſtehenden, die für den Patienten redeten, jedesmal vor Schreck einen förmlichen Ruck.

Aber heute lächelte ihm ein Sonnenſtrahl des Glücks. Der Patient befand ſich beſſer. Sein Athem war gleichmäßiger, das Stocken des Pulſes hatte auf-

gehört, ja ſogar einzelne Worte, die ſich dem Zuſtande einer dumpfen Betäubung, die den nur ſcheinbar Schlummernden gefangen hielt, entrangen, waren klar und im Zuſammenhang.

Darüber gerieth Gertrud ſo vor Freude außer ſich, daß ſie in Gegenwart des Arztes ausrief:

„Ja, ja! die Doſis war nicht ſtark genug —!“ Neſſelborn, der grade zugegen war, überlegte ſich erſt die Worte, die Gertrud geſprochen hatte. Dann aber, als er ſie verſtanden, ſah er den Arzt an. Und als auch dieſer einen verlegen fragenden Blick auf Gertrud richtete, brach er in die auf's Aeußerſte entrüſteten Worte aus:

„Gertrud, ich ſage Dir hiermit in aller Güte, wenn Du nicht dieſe abſcheulichen Läſterreden unterläßt, ſo ſind wir Ein- für Allemal geſchieden. Haſt Du mich verſtanden —?“

Dann ſich noch einmal wendend, fuhr er fort:

„Wer ſollte ſich hier an einem Leben, an Waldners Geſundheit haben vergreifen wollen? Befindet er ſich hier unter Menſchen, die ihm übelwollen? Ich kenne die Zartheit ſeiner Natur. Ich weiß, wie ihm ſchon ſonſt eine Mehrzahl von Menſchen, mit denen er in einem Zimmer verweilen mußte, Kopfweh und Schwindel verurſachte. Nun ein ſolcher Abend wie geſtern! Dieſe ihm ungewohnten Speiſen, auch das Tanzen —“

„Er tanzte geſtern nicht —“ fiel Gertrud ein.

„Widerſprich mir nicht!“ rief der Onkel, ſtampfte

mit dem Fuß auf und ſchüttelte die Locken ſeines Hauptes. „Das Gift, das Du ſiehſt, iſt nur auf Deiner Zunge! In Deinem Herzen iſt's! Hörſt Du's —? Mit Rattern kann ich nicht verkehren —!“

Eine neue Bewegung des Kranken mit der Hand zu ſeinen Schläfen hin unterbrach dieſe heftigen Worte und die peinliche Scene überhaupt. Der Arzt beſtellte heißen Eſſig, um die Schläfe damit zu waſchen. Gertrud mußte ſich ſofort entfernen. Der Arzt fand keine Veranlaſſung, ihrem ausgeſprochenen Verdacht Nahrung zu geben. Hatte er doch gleich im erſten Augenblick ſeine deßfallſigen Pflichten vernachläſſigt. Durch Zuſtimmung zu dem Verdacht hätte er den Triumph eines unpromovirten Arztes, eines weiblichen, der ſich auf ſeinem Zimmer grollend eingeſchloſſen hielt, vermehren müſſen. Das ganze Haus ſagte: Nur das ſchnell angewandte Mittel der Educationsräthin hat das Gift am Uebergehen in's Blut gehindert —!

Gegen Abend hatte das treue Treiblatt, die ab- und zugehende Gertrud, die abwechſelnd wachenden Hellwig und Bechtold, die große Freude, zu erleben, daß der Patient nicht nur in einen ruhigen Schlaf verfallen war, ſondern auch nach einigen Stunden erwachte und mit Klarheit von ſeinem Zuſtand zu ſprechen begann.

Ueber eine Urſache ſeiner Erkrankung wußte Waldner keine Auskunft zu geben. Erſt hätte er lange

geſchrieben, berichtete er, dann raſch ein Glas Waſſer hinuntergeſtürzt, worauf ihn plötzlich ein Zuſtand, wie der leibhafte Tod, ergriffen hätte. Sein Arm wäre nur noch im Stande geweſen, die Klingelſchnur anzuziehen. Den Klang der Glocke hätte er ſchon nicht mehr vernommen. Das Eintreten Hellwigs wurde ihm nur erzählt. Darauf, daß er mit ihm geſprochen, beſann er ſich nicht.

Das drittmalige Erſcheinen des Arztes unterbrach dieſe für die Kraft des Patienten ſchon zu weit gegangene Unterhaltung.

Inzwiſchen hatte ſich das geſammte Haus an der Thür zuſammengefunden und freute ſich der Kunde vom beſſern Befinden des trotz ſeiner Strenge geliebten jungen Lehrers.

Sogar die „Retterin" erſchien und genoß — die Genugthuung, von allen erwähnt zu hören, daß allein Sie durch ihre Geiſtesgegenwart das Richtige getroffen hätte. Es mußte dem Andrang gewehrt werden, damit für die erfreuliche Wendung keine Schädigung eintrat. Hellwig und Bechtold ließen ſich nicht nehmen, abwechſelnd die Nacht über an Waldners Lager zu wachen.

Jeder der Freunde ſollte, wenn er nicht wachte, zu ſchlafen verſuchen. Bechtold that es. Hellwig benutzte die Pauſen, um in Waldners Tagebuch zu leſen.

Das Intereſſe an Waldners überraſchend erſtarkter Geiſteskraft, an ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Reiſe im

Urtheilen feſſelte ihn ebenſo ſehr, wie die Naivetät des Ausdrucks, welcher zuweilen Perioden nur angefangen, nicht ausgeführt, nur mit einzelnen Sylben bezeichnet hatte. Manche Fremdwörter waren vollkommen falſch gewählt. Doch der ringende Geiſt zeigte ſich als ein ungewöhnlicher. Befremden mußte Hellwig eine Entdeckung, die er in den Aufzeichnungen über ſich ſelbſt machte.

Daß Hellwig Gertrud zu lieben ſchiene und unter der Bemerkung litte, wie auch Bechtold die gleiche Empfindung hegte, das las er mit Erſtaunen. Denn weder an Bechtold, noch an ſich ſelbſt hatte er mit ſo klarem Gefühl, wie hier dargeſtellt wurde, die gleiche Erfahrung gemacht. „Seltſam,“ ſprach er grübelnd zu ſich ſelbſt, „wie kommen der Mann verliebe auf dieſe Vorſtellung? Wir wiſſen doch beide, daß Gertrud nur Ihn allein liebt, und doch — undenkbar müßte es ſcheinen, daß er ſie nicht wieder lieben ſollte —! Würden wir das denn in dieſen Herzensbund eindrängen wollen, den alle Welt ſo natürlich findet? Was Waltner geworden iſt, werde er ja nur durch dies ſeltene Mädchen — und deren Hingebung, deren Liebe —!“

Hellwig fühlte ſich ſeltſam bewegt. Das Beobachtet- und Geſchildertwerden durch einen andern hatte für ihn etwas ungemein Aufregendes. So hingebend in ſeinem täglichen Beruf, wußte er, wie viel ihm noch bevorſtand, was er mit immer umfaſſenderen

Kenntnissen ausgestattet, lediglich auf sich wollte herankommen lassen. Jeden freien Augenblick benutzte er zum Studiren. Aber — seinem Herzen zu leben, das wäre ihm Luxus erschienen. „Die den Alten bekannten Farbstoffe —“ allerdings war das sein besonderes Studium, um einmal nach Jahren darüber ein Werk herauszugeben. Nicht nur seine Kenntniß des Alterthums konnte er darin nach allen Richtungen hin, nach Literatur und Kunst, sondern auch seine reichen naturwissenschaftlichen Einsichten verwerthen. Eine seinem braven Vater gewidmete „Prolusio“ darauf war schon seine Doctordissertation gewesen. Sein Ziel war die Laufbahn eines Dozenten an der Universität. Aber gewiß, gewiß, mußte er sich sagen, das wenige, junge, deutsche Frühlingsgrün, das Dir zwischen den Ritzen dieser antiken Trümmer, die Du zu einem Ganzen aufbauen möchtest, wächst, ist — mit dem Namen Gertrud ausgesprochen —! Es fiel ihm auf, daß Waldner in diesen Blättern überall nur nach Liebe suchte, nur auf Liebe zielte. Fast möchte man glauben, sagte er sich, er verwechselt Andere mit sich selbst, sieht, was in ihm lebt und nach Ausdruck ringt, in den Andern —! Wie wünscht' ich ihn so glücklich, den armen, von Gott und der Welt Betrogenen! Ja auch von Gott betrogen —! So darf ich ihn nennen ohne Lästerung. Denn wenn er auch wie durch ein Wunder an's Licht des Tages gekommen, was ist ihm das Leben —! Eine Dämmerung, die

er nie erhellen kann. Alle Anſtrengung, aller Fleiß erſetzt nicht, was die Seele parallel mit den erſten Entwicklungsſtadien des Körpers lernt. Er wird nur ewig ein guter, lieber Menſch bleiben —! Auch dies Tagebuch iſt erſt etwas, wenn es Einer überarbeitet —!

Aber „nur ein Menſch"? Iſt denn das ſo wenig? mußte ſich Hellwig ſelbſt einwenden. Und wie ſehr ihn Waldner an Schärfe des Blicks übertraf, erkannte er ja. Daß in der That Bechtold Gertrud liebte, wurde ihm immer klarer am Lager des Freundes. Und an ſich ſelbſt entdeckte er: Wäre Gertruds Herz frei und käme Waldner nicht in Betracht, ſie zu gewinnen — ja, dann freilich — dann kamen ihm Gefühlsverbindungen, die ihn über ſein „Nichts als ein guter Menſch" beſtraften. Der Menſch des Wiſſens kann alles wiſſen und nichts über ſich ſelbſt.

Als ſchon am frühen Morgen Gertrud erſchien und die Freunde bat, nun der Ruhe zu pflegen, ſie würde ſie hiemit ablöſen, da ließen ſie ihr zwar den Platz, den ſie durchaus einnehmen wollte, zogen aber vor, ſich durch die friſche Morgenluft zu ſtärken, die ſie beide in den Garten trieb. Waldner hatte die Nacht phantaſirt. Gegen Morgen war er in ruhigeren Schlaf verfallen. Erſt in der Frühlingsmilde der Luft und unter den knospenden Sträuchern, den blüthenanſetzenden Bäumen ſchütteten ſie beide die Laſt vom Herzen. Die Frage, ob hier wirklich an einen Verſuch zu denken wäre, welchen die an Waldners Exiſtenz be

theiligten Menschen gemacht hätten, ihn aus dem Wege zu räumen, mußte sie auf's Ernstlichste beschäftigen. Die öffentliche Meinung entschied für den Versuch einer Vergiftung. Doctor Wedemeyer holte in vertrauten Kreisen nach, was er nicht hatte auf brennender That eingestehen wollen. Keine Drohungen Nesselborns an die Mitglieder des Hauses, kein hermetisches Abschließen seiner Bewohner vom öffentlichen Verkehr, soweit sich ein solches für einige Zeit durchführen ließ, erstickte die Gerüchte. Der Funke wurde zur Flamme und verbreitete sich schnell. Da man keinen Urheber kannte, kennen wollte, da man das Benehmen der Frau Educationsräthin, wenn sie auch die Darbringerin sozusagen eines Gegengiftes gewesen, doch durch mancherlei Umstände, z. B. das Zertrümmern aller Beweismittel, sonderbar finden wollte, so ging das Gerücht wie mit verbundenen Augen auf dem Eiertanz. Kein Mensch sagte: Nesselborn war im Stande, seinem Gläubiger Fernau zu Gefallen einen Menschen aus dem Wege räumen zu wollen, der durch die Rückkehr des Grafen Wildenschwert eine neue Bedeutung erhalten wird! Aber sozusagen die so leicht zerbrechlichen Eier, die das tanzende Gerücht zu schonen hatte, hießen bei Alledem: Schulden — Fernau — Gläubiger — Verpflichtet — Wildenschwert — Vermögen u. s. w. Das stellte jeder in seiner Art, so oder so, zusammen.

„Er muß fort — nicht nur aus unserm Hause,

ſondern ganz aus unſrer Lebensbahn —!" rief Neſſelborn und der Chorus ſeiner Gemahlin und der beiden Töchter fiel mit förmlich ſchreiender Zuſtimmung ein: „Ja! Ja!" — ſchreiend — weil ſich der Schmerz, den ſie ſo ungerecht erleiden mußten, faſt zum phyſiſchen ſteigerte beim Anblick ſchon einer Folge jenes Vorfalls, eines Briefes, den ſie von Otto von Fernau erhielten. Denn ſo lediglich vernichtend für ſie der Inhalt deſſelben hätte ſein müſſen, er reizte ſie vielmehr zum Widerſtande, zur Aufnahme eines Kampfes mit allen unſichtbaren Gewalten an.

Otto von Fernau hatte an Neſſelborn geſchrieben:

„Hochgeehrter Herr Educationsrath! Mit meinen Glückwünſchen für die Ihnen zu Theil gewordene Anerkennung Ihrer großen Verdienſte bedaure ich eine Anzeige verbinden zu müſſen, von der ich wünſche, daß ſie Ihnen nicht unbequem kommt. Den Reſt des noch auf Ihrem Hauſe ſtehenden Kapitals meiner Frau wünſcht dieſelbe unwiderruflich zurückgezahlt. Nach Lage der Dinge und in Erwägung von Verhältniſſen, über die ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen nähere Erläuterungen zu geben, bin ich mit dieſem Begehren meiner Frau einverſtanden und ſetze nach abgelaufener Kündigungsfriſt die Ausgleichung dieſes Gegenſtandes voraus."

Die Kündigungsfriſt betrug drei Monate. Die Verlegenheit Neſſelborns, in dieſer Zeit 15000 Thlr. aufzutreiben, war um ſo größer, als auch der Ausfall

des Schulbesuches im neuen Halbjahr zu beklagen war und sich die Lücken im Pensionat nicht entsprechend ergänzen wollten.

„Dieser Mörder," rief Gertrud unerschrocken und trotz der Verbote Nesselborns, auf ihre Ansicht zurückkehrend, „dieser elende Anstifter einer Vergiftung will nur, daß es nicht den Schein haben soll, als hätten wir seinem grauenvollen Verbrechen Handlangerdienste gethan! Eine Gefälligkeit erwiesen für sein geliehenes Kapital —! Die Schmach, Euch den Schein zu geben, als hättet Ihr Euch vielleicht die Zinsleistung durch einen solchen gemüthlichen Liebesdienst ersparen wollen —! Daß ich nicht in sein glänzendes Palais rennen und diese Rabenmutter, diese Mörderin auf die Straße zerren kann! Steinigen müßte sie das Volk —"

Nesselborn verhinderte die Fortsetzung dieser wilden Reden. Diesmal that er es mit größerer Ruhe. Die Tante und ihre Töchter schwiegen. Sie genossen eine Art Triumph über Gertrud, die mit ihrem dargeliehenen Vermögen nun doch nicht länger als die Retterin der Familie dastehen konnte. Die Töchter hatten nicht wenig Augen gemacht, als sie bei ihrer Rückkehr bemerkten, wie klein im Hause die Mutter und wie groß diese Verwandte geworden war. Jetzt galt es andere Anstrengungen machen —! Die Mutter sprach von einer Hülfe der Fürstin Porphyrogenitus und prahlte laut damit, während sich darüber Levana und

## Viertes Kapitel.

### Wiedersehen und Celinde.

Nicht dem Registrator sahen die beiden Damen in dem Eckzimmer so lange nach, sondern Jemand anders wünschten sie herbei, wie zwei sehnsüchtige Sonnenstrahlen, welche Wasser ziehen. Jener schlängelte, obwohl in gerader Linie, über den Markt, um in's Ministerium zu seinen Acten zurückzukehren. Er hatte Sophien, die so gut als versprochen mit ihm war, vor einer Rotte Landkrabben warnen wollen, welche erst kürzlich in die Stadt und in seine Nähe gekrochen und in vergangener Nacht ihren heiligen Namen auszusprechen gewagt hätten. Sophie glaubte, an der Beschreibung gewiß sein zu können, daß dies Signalement nur auf ihre Geschwister und besonders ihren Spukgenossen, den Schlachtenmaler, mit welchem sie unter mehr als einer Gespensterdecke stack, passe, und hatte in ihrer Freude die Baronin Celinde mit ihrer Erwartung angesteckt, so daß sie erst auf Kohlen saßen, als der Registrator ihnen wie Jeremias

Adelgunde mit mehr Behutſamkeit und verlegener ausdrückten.

„Es muß überwunden werden und Rath geſchafft und Waldner muß aus dem Hauſe —“ Das war Neſſelborn's Entſcheidung und Gertrud mochte ihn nicht weiter aufregen durch ihren Einſpruch gegen Pläne, die man ſich für den langſam Geneſenden erſann.

Doch ſollte ſich die Kataſtrophe höher gipfeln.

Der Klaſſenunterricht hatte begonnen. Es waren dieſe erſten ſchönen Tage im Schulleben, wo noch alles wieder ſo neu, ſo friſch die verſchiedenen Curſe beginnt, der Vortrag der Lehrer ein ſo vielverſprechender, lebhaft anregender iſt, die Schüler neugemiſcht zuſammenſitzen, allmälig erſt ſich in ihrer Art erkennen lernen und erkennen laſſen, ein ſchöner Glaube noch die kleinen Gemeinden bindet und zuſammenhält. Die erſte Beſtürzung über manche Veränderungen im Schulplan war vorüber. Wehrmann hatte Verkürzungen ſeiner Stellung erlitten. Hellwig war ihm in den Sprachen und den Naturwiſſenſchaften vorgezogen. Bechtold hatte die Quarta als Hauptlehrer erhalten. Selbſt Schlickum war beſſer geſtellt als Wehrmann. Waldner galt für beſeitigt durch einen von Bögendorf empfohlenen Seminariſten. Nur Tipfels Stellung blieb unangefochten. Jetzt drohte Wehrmann ſo gefährlich zu werden, wie der ausgewieſene Staudtner, der, wie Wedemeyer und Bögendorf ſteckten, viel zum Abfaſſen jenes verhängnißvollen Billets

an Neſſelborn beigetragen haben ſollte und von allen Seiten die Anſtalt umwühlte.

Allmälig konnte Waldner für geneſen gelten. Es mußte ihm um ſo leichter werden, lediglich der Stärkung ſeiner Geſundheit zu leben, als er ſchon ganz im neuen Schulplan übergangen war. Immer häufiger, immer beſtimmter klang es an ſein Ohr: „Was ſoll nun alſo werden? Ein Menſch zu ſein — das iſt keine Profeſſion!“ An Handarbeit bei ihm zu denken war Thorheit. Auch ſogar die Educationsräthin wollte jetzt keinen Schloſſer mehr aus ihm gemacht ſehen, ſondern einen Bureauarbeiter. Nur Gertrud hielt den Minervaſchild über ihn und verlangte ſein Verbleiben, wenn auch im hinterſten Treffen, in der Reihe der Geiſtesſtreiter.

Die ſchöne Jahreszeit beförderte Waldners rückkehrendes Wohlbefinden. Wenn die Stunden im Gange waren und das laute Sprechen, Singen, Aufſagen in den Garten herübertönte, und dieſer doch ſelbſt ſtill blieb, ging er unter den ſich belaubenden Boskets ſpazieren und erfreute ſich an dem Werden und Wachſen um ihn her. Die kleinen zuſammengerollten, wie grüne Raupen hervorkriechenden Blätter vergegenwärtigten ihm die Tröſtungen des Grafen Charney in jener Picciola, die er trotz Hellwigs ſcharfer Kritik zu Ende geleſen hatte. Ihm blieb der Eindruck: Man kann ein Werk verurtheilen, es ſogar vom Standpunkt einer nüchternen Kritik lächerlich finden bis in ſeine einzelnen Theile

und dennoch bleibt von ihm ein Etwas zurück, das aller Kritik spottet! Dies iſt entweder der Duft, der über dem Ganzen liegt und den keine noch ſo rauhe Hand entfernen kann, oder der Genius des Autors giebt ſich ſo kund in ſeiner Wärme, in ſeiner Hingebung an eine vielleicht wunderliche und mangelhafte Erfindung, daß der Leſer davon mitergriffen, berauſcht wird wie der Autor, und über dem Stoff erhalten bleibt — ! So auch etwa fühlte Theodor über jenes Buch und ſagte es Hellwig. Freilich den andern Gedanken, der ihn vor allem feſſelte, es während der Lektüre mitzuerleben, mitzufühlen und mitzuwiſſen, was aus dieſem Buche ein anderes Weſen — ach! Mechtild von Fernau hatte während ſeiner Leiden nichts von ſich hören laſſen —! erlebte, fühlte und wußte, dieſen ſprach er Niemand aus, ſo klar er auch in ihm lebte.

Gertrud ſorgte dafür, daß ihr Geliebter bei ſolchen Wanderungen durch den Garten, obſchon ihn da nur Schüler und entfernter wohnende Nachbarn belauſchen konnten, immer auch ſo auftrat, daß Niemand an ihm etwas Nachläſſiges bemerkte. Eine hohe Mauer, kein Zaun umgab den Garten. Wäre aber auch ein durchbrochenes Gitter vorhanden geweſen und Mechtild wäre daran vorübergeſchlüpft, ſie hätte zwar Trauer empfinden müſſen über die blaſſen Züge des Reconvalescenten, doch ſeine übrige Erſcheinung hätte ſie nachwie vor anziehend finden müſſen. Waldner trug ſein gelocktes Haar jetzt länger als ſonſt; ſogar ſein Auge

war kraftvoller, jedenfalls ſeine Geſichtsform plaſtiſcher geworden. Die letztere hatte eine gewiſſe weibliche Rundung abgelegt. Die Kleidung war nicht elegant, aber ein rothes Haushaltetuch ſtach von dem ſchwarzen Gehrock und der weißen bis an den Hals gehenden Weſte gefällig ab. Eine ſchwarze Sammetmütze ohne Schirm ließ ſeine Stirn leuchtend und frei hervortreten.

Geiſtige Arbeit war ihm beim Luſtwandeln unerläßlich. Die Excellenzräthin verlangte körperliche. Er ſollte Holz ſägen, Holz ſpalten, nur, wie ſie ſagte, um ſeine Körperkraft zu üben; einem Genieſenden thäte nichts ſo wohl. Sein Widerwille gegen dieſe Anmuthung ſteigerte ſich bis zu entſchloſſenem Widerſtande dagegen. „Ich thäte es gern," ſagte er mit großer Beſtimmtheit, „wenn ich Hellwig oder Bechtold wäre! Da ich aber Theodor Waldner, ein Nichts bin, ſo demüthigt mich eine ſolche Arbeit, die dem Menſchen ſein Nichtsbedeuten auch zuerkennt —!" Solche und ähnliche Aeußerungen kamen, wie auch in ſeinen Tagebüchern, in der Regel unbeholfen, faſt ſtil- und ordnungslos heraus. Jeder Wohlwollende aber, wie Bechtold in jener Redaktion, die in ſpäterer Zeit, nach manchem ferneren Erlebniß, von ihm ausgeführt wurde, ergänzte die Mängel.

Die Erklärung über Handarbeit erregte einen Sturm von Unwillen. Selbſt die Wallachinnen, die immer energiſcher in die Hausordnung einzugreifen anfingen, erklärten, nicht begreifen zu können, was

bei solchem Hochmuth noch herauskommen sollte. Eines Tages, als wieder das Vergiftungsthema auf's Tapet gekommen war, sagten Levana und Adelgunde fast zu gleicher Zeit, denn immer noch waren sie zwei Seelen und Ein Gedanke —: „Ich glaube gar, die Vergifterin ist Gertrud. Sie hat ihm ein neues Interesse geben wollen!" „Oder er selbst —!" setzte die Mutter spöttisch hinzu.

Die Freunde, die sich ja auch selbst in einer eigenthümlich bewegten Stimmung befanden, schwärmten für den angebrochenen Frühling und brachten Waldnern Berichte aus neuere: Literatur. „Man muß auch empfinden lernen," sagte Bechtold und schlug Gedichte von Lenau und Grün auf, die er Waldnern in einer Laube vorlas. „Diese Sänger ergreifen jeden Einzelmoment der Natur und wissen ihn in eine innige Beziehung zum Seelenleben zu bringen! Man lernt nach allen Richtungen hin beobachten und wird selbst zum Dichter! Sieh hier diese Laube, wie kahl sie noch ist! Im Herbst aber ist sie die üppigste! Jetzt ist sie von allen am weitesten zurück! Verzweifle nicht — so holst auch Du noch Deine verlorne Jugend ein —!"

Waldner lächelte und entgegnete:

„Es ist eine Wilde-Wein-Laube! Weißt Du, warum wilder Wein im Herbst so dunkelroth wird —? Weil er sich schämt, daß er keine Früchte trägt —!"

„Die Frucht, die Du trägst," fiel Bechtold ein, „ist schon lange Deine wunderbar rasche Geistesent-

wickelung, aber auch Dein Herz, Dein Gemüth, Dein Charakter! Alles Wiſſen ſoll die Erziehung mit Können, alles Können mit Wollen verbinden —! Ach, daß namentlich die Religion ſo wenig in einer Verbindung mit den Vorausſetzungen unſres gegenwärtigen Lebens, mit der wirklichen Bewährung im Handeln und Fühlen gelehrt wird —!"

Beim fortgeſetzten Wandeln las Bechtold ein Frühlingslied.

„Ich kann keine Gedichte leſen," ſagte Waldner. „Erkläre mir das —! Und ich habe auch keine Freude daran, ſie zu hören —"

Grade war die erſte Zwiſchenpauſe der Lektionen von zehn Minuten. Die Knaben ſammelten ſich im Hofe vor dem Garten, der na dem Hofe zu ein niedriges Gitter hatte, eine ſchwache Abwehr der Naſchſucht im Herbſt, wenn Nachts die Bäume die hoffnungsvollſte Ernte an Pfirſichen, Aprikoſen und edlen Birnen für junge und alte Diebe hergeben mußten. Die Lehrer führten die Aufſicht. Bechtold rief Hellwig näherzukommen und bat ihn, ſeine Meinung zu ſagen, ob es nur Mangel an geläutertem Geſchmack wäre, wenn Theodor, obſchon er ſich ſelbſt im Versmachen verſucht hatte, ſo ungern Gedichte leſen mochte. Er ſelbſt konnte die Frage nicht beantworten.

„Die Schuld trifft Deine Dir geraubte Jugend!" ſagte Hellwig. „Die Armuth an Erlebten —! Denn im Gedicht, beim Schaffen und im Genießen eines ſolchen,

faſſen wir die Summe unſerer Erfahrungen zuſammen, unſerer Hoffnungen, unſerer Enttäuſchungen! Die Form derjenigen Wehmuth, die grade Du über Dein Daſein empfindeſt, kann Dir kein Dichter ausſprechen —! Das müßteſt Du nur ſelbſt thun. Die Lyrik, die wir Andern haben, iſt die Blüthe auf dem Stamm der allgemeinen und normalen Entwickelung. Unſre Frühlinge erheben ſich aus dem verfaulten Laub des Winters. Lyrik iſt uns die Sehnſucht zurück nach jener Einſamkeit, der im Gegentheil Du zu entfliehen ſuchſt —! Indeſſen — es mag nur die moderne Poeſie ſein, die Dir nicht mundet. Kehre zum Homer zurück —!"

Das Geſpräch wurde durch die Töchter des Hauſes unterbrochen. Sie hatten es ſeit einiger Zeit vorzugsweiſe auf die beiden einzig vorhandenen Lehrer gefälligen Anſehens angelegt. Bechtold war zwar nur ein Elementarlehrer, aber dem geiſtvollen, allſeitig unterrichteten jungen Manne bot ſich ſowol bei den Seminarien, wie in des Vaters eigener Anſtalt jede Möglichkeit weiterer Beförderung.

Die jungen Männer zogen ſich zurück, als ſie die reizlos gewordenen Sirenen auf ſich zukommen ſahen —

Wie ſeltſam Waldners Leſebedürfniſſe waren, bewies das Intereſſe, das ihm ein Buch abgewann, das er aus Neſſelborns Bibliothek entnahm. Es war nichts Geringeres, als eine Ueberſetzung der Ethik Spinoza's. Faſt ſchien es, als wenn ihm die Entfernung aller Farbe, alles Duftes, die reine Mathematik

des Denkens tiefer einging, als das Sichzurechtfindensollen im bunten Erscheinungsleben. Für die Mathematik hatte Waldner besondere Empfänglichkeit verrathen und hätte schon wagen können, die Elemente des Euklid zu lehren. So vertiefte er sich denn auch in die Lehrsätze des großen Philosophen und erfreute sich besonders an dem zuversichtlichen Ton, wie in jenem Buch die Weltordnung erklärt wird. Einen Gott fand er anerkannt. Freilich die Bilder für Gott, die ihm einst so schwer eingegangen, die christlichen Mythen fehlten. Ließ sich auch das, was das wahre Wesen der Dinge genannt wurde, die Substanz, schwer begreifen, schwer sozusagen in Fleisch und Blut verwandeln, so hob ihm doch der Versuch, es zu thun, die Schwinge. Er hätte hinausfliegen mögen in's Reich des Aethers, des wahren Gottdaseins. Wie that ihm wohl, hier zu sehen, daß Gott nicht so menschlich, so figürlich gefaßt wurde, wie man ihm bisher die Lehren des Christenthums hatte verständlich machen wollen! Seine gesunde Fassungskraft stärkte sich an diesem Werk des armen Juden, der unter körperlichen Leiden, die Schwindsucht in der Brust, im Herzen eine unglückliche Liebe, doch eine im Allgemeinen so heitre und für die sittliche Weltordnung fast zu leichte Lehre über die wichtigsten Lebensfragen aufstellte. Spinoza's schwache Betonung des Guten und Bösen erschreckte zwar anfangs seinen noch so unreifen Schüler — denn grade dieser Unterschied lebte so mächtig in

ihm — dann aber ſah er, daß das Böſe in der Welt, das ihn ſo quälte und deſſen Exiſtenz er der Güte Gottes gegenüber nicht zu begreifen vermochte, erklärt wurde — freilich mit gänzlicher Preisgebung deſſen, was dem Menſchen perſönlich angenehm und gut erſcheinen muß. Doch that es ihm wohl, ſich ſo in's All verflüchtigt zu ſehen, ſich einem zündenden Wetterſtrahl, einer verheerenden Feuersbrunſt, einem Erdbeben gegenüber, das ganze Städte verſchlingt, ein Atom zu dünken, auf das es im großen Weltenplan nicht ankäme. Sogar Spinoza's Beſchränkung der perſönlichen Freiheit, die ihn anfangs ſtutzig gemacht hatte, ließ er ſich beim Leſen des berühmten Buches gefallen. „Du biſt nur frei, in ſoweit Du die Nothwendigkeiten Deiner Natur ausübſt —?" So ſprach er ſinnend. „Nun gut, ſo tummle Dich nur!" fuhr er, wenn nicht mit klarem Denken, doch es fühlend, fort. „Bilde Dir eine Natur von ſolchen zwingenden Nothwendigkeiten, damit das Gebiet Deiner innerhalb eines ſolchen bedeutungsvollern Bannes bewährten Freiheit immer umfaſſender, immer größer werden muß! Jemehr Du kannſt, deſto mehr wirſt Du Deine Freiheit üben, jemehr Du weißt, deſto mehr wird Deine Freiheit Dir ſein, die unbegründeten Regungen Deiner Freiheit, die Willkür, zu beherrſchen —!"

Nur in die kühle Art, wie der kranke Philoſoph von der Liebe ſprach, konnte ſich ſein Schüler nicht finden. Auch aus dieſem heiligſten Gefühl heraus zu

grübeln, was darin das Streben nach Annehmlichkeit und Nutzen ſein ſollte, widerſtand ihm. Gegenliebe zu verlangen, das wäre nur ein Beſtreben, ſein behagliches Gefühl geſteigert zu ſehen —? Nein, dieſe Aeußerung Spinoza's wollte ihm nicht eingehen. Oder es hätte etwa der Weiſe von Amſterdam gemeint haben müſſen, daß die wahre Luſt des Menſchen und ſein reines Vergnügen die Ahnung der ihn anwehenden Gottesnähe, das ihm erſchloſſene Räthſel ſeiner wahren Beſtimmung, die Erſtarkung aller ſeiner Lebensorgane zum Erſtreben des Guten und Schönen wäre. Denn Liebe war dem ſtillen Träumer die Bürgſchaft des Glaubens an die ewige Dauer alles Guten und Schönen.

In die Labyrinthe dieſer rein innerlichen Welt ihres Zöglings und Freundes vermochte Gertrud ihm ſchon um deshalb nicht zu folgen, weil ſie vollauf zu thun hatte, ihren nächſten Beruf zu erfüllen. Ihr wurde auch dieſe bitterſte und leider ſo allgemein verbreitete Märtyrerſchaft zutheil, ſeinen Beruf ſozuſagen doppelt erfüllen zu müſſen. „Warlich, wir unterziehen uns ja gern unſrer Pflicht," klagte ſie einſt dem ſich ihr immer theilnehmender nähernden und ſie um ihre Mühewaltungen bemitleidenden Hellwig, „wenn man nur nicht jeden Gang doppelt gehen, jede Sache, die man Andern befohlen, zuletzt ſelbſt thun müßte. Sogar das Nachſehen, ob es auch ſo geſchehen, wie man vorausſetzte, mehrt unſere Anſtrengung ebenſo, wie das Abpaſſenmüſſen der guten Stunde

ſo viel Klägliches declamirte und tragirte, und nun auf Nadeln — vor Erwartung und Verlegenheit. Denn ein Bedienter der Baronin hatte gleich laufen müſſen, der den Schlachtenmaler, wenn er's war (und er iſt's! rief Sophie ſich die Hände und ſteckte noch eine Schleife mehr in's Haar), nur gleich mitbringen ſollte. So wogten nun beide Frauen, wie das Meer, das ein Opfer haben will. Sophie breitete außer ihren Armen auch ihre Gedächtnißfalten auf und wußte ſo viel zu erzählen über das Vergangene, daß die liebe Celinde, ihre Herrin, ſelbſt anfing, ſich mit über das Zukünftige zu freuen. Es war Sophien, als hätte ſie in ihrem Leichtſinne (und der war groß) irgend eine Koſtbarkeit verſtellt gehabt und fände ſie nun wieder, und als ſtreiche ſie alles Sinnen ab, was ſich durch den Regiſtrator darüber gezogen hatte, von ihm ab, und Celinde, dieſer ſanfte, in ſtiller Feier prangende Morgenſtern, dieſe beſcheidene, kleine weiße Myrthenblüthe auf dem koloſſalen Stocke ihrer Ehe (denn die Sanfte trug den furchterlichen Namen Baronin Satan von Höllenſtein), Celinde alſo wankte ſelbſt wie im Traume durch das große Zimmer und griff nur zuweilen im Vorübergehen in die Saiten einer aufgerichteten Harfe, um nur außer ihrem und Sophiens laut hüpfenden Herzen noch ſonſt etwas beben zu hören. Endlich kam der Bediente und brachte die Botſchaft, daß der Herr ſchon angezogen ſei, nur hätt' er Noth gehabt mit der Cravatte, weil er faſt keine hätte, auch mit den Handſchuhen, die erſt noch gekauft werden müßten. „Ach," ſagte Celinde, als ſie wieder allein waren, „hätten wir ihm nur von meinem Mann das Alles mitgeſchickt!" „Vom Baron!" lachte Sophie; „ſolche wattirte Heldbinden mit eiſernen Schnallen

bei denen, die unſere Obern ſind. Ach, um nur erkannt, um nur richtig gewürdigt zu werden, um nur die böſe Nachrede zu entwaffnen, muß man alles gleichſam wie unterſtreichen, damit der Befehlende es nur ſieht und ſeine rohe Nichtachtung gezwungen wird, es wenigſtens dadurch zu bemerken, daß er — mit der Naſe darauf fällt —!"

Gertruds Bitterkeit mehrte ſich, als ſie das gefallſüchtige Umwerben der beiden Lehrer ſah, das Drängen förmlich auf Erklärung von Seiten der Mutter der beiden ſchon ſo früh im Verblühen begriffenen Couſinen, die ſich ihrer als Folie zu bedienen ſuchten, indem ſie ihr nichts als Magddienſte zumuteten. Gertrud hatte ſogar Mitleid mit dem zurückgeſetzten Wehrmann, ſo ſehr ſie längſt überzeugt war, daß grade auch deſſen charakterloſe Weiſe die verderblichſte für die Zwecke des Hauſes war. Faſt ſchien es, als wenn ſein Ruhm, der ihn zum Ueberdauer aller Generationen in dem Taubenſchlage des Lehrerperſonals machte, erbleichen ſollte. Es verbreiteten ſich Gerüchte über ſeinen Abgang. Auch Schlickum zitterte. Sein Schickſal war ein ewiges Wandern. In den Lehrerkreiſen nannte man ihn längſt den pädagogiſchen Ahasver.

Des Einladens, Ausgezeichnetwerdens wurde den beiden Bevorzugten nachgrade zu viel. Ihr träumeriſches Befangenſein in Gertruds edler Erſcheinung war durch die Annäherung der Wallachinnen noch be

fördert worden. Gertrud konnte bei den Theeabenden im engern Kreiſe nicht fehlen. Sie ſpielte am Klavier in der Regel die leichten Melodieen, die zu einem improviſirten Tanz verlangt wurden. Den drei Freunden, Hellwig, Bechtold und Waldner, ging durch dieſe Auszeichnung alle Freiheit verloren. Schon riſſen ſie ſich zuweilen mit Gewalt aus den zarten Feſſeln, die ſie binden ſollten, und verſchwanden zuweilen Abends im Handumwenden, waren im Theater oder machten Spaziergänge. Gertrud ſah mit Trauer, daß die Freunde Geheimniſſe hatten. Nur die Beobachtung, daß Hellwig und Bechtold nicht nur im Herzen, ſondern ſogar offen, ihr mehr als den Couſinen huldigten, verhinderte ſie daran, ſich über eine Zurückſetzung, die ſie, nicht etwa von Waldner allein, ſondern von dem ganzen Dreibund erfuhr, zu beklagen. Zuweilen, wenn ſie grade eintrat, ſchwiegen ſofort alle drei. Da mußte es denn auch im hohen Grade auffallend ſein, daß eines Abends, als die Wächter ſchon die zehnte Stunde abgerufen hatten, Bechtold in einem Zuſtande nach Hauſe gebracht wurde, der um ſo erſchreckender war, als alle Erklärung dafür ausblieb. In einem Fiaker wurde der kräftige junge Mann gebracht, von einigen Leuten begleitet, die ihn aus dem Wagen trugen. Er blutete an der Stirn, das ganze Geſicht war geſchunden, nicht Arm, nicht Bein konnten ſich bewegen.

„Ja, um des Himmels Barmherzigkeit willen,

was iſt denn das ſchon wieder —?" rief Neſſelborn, als er, gefolgt von den Seinen, an die Hausthür rannte und den von Brege und Nante Bartel getragenen Lehrer ſah, der wie aus Mörderhänden entronnen kam, unvermögend, zu ſtehen oder zu gehen.

Die Leute, die den ſo übel Zugerichteten brachten, erklärten, daß ſie in einem Hauſe, ſie nannten die Straße und die Nummer, ein Hülfsgeſchrei vernommen, den Eingang geſucht und anfangs jede Spur von einem Unglück oder von einer Gefahr verloren hätten. Alles wäre in dem Hauſe, als ſie es betreten, wieder ſtill geweſen. Sie hätten Lärm gemacht, überall die Klingeln gezogen, Leute hätten ſich immer mehr von der Straße angeſammelt. Bei ihrer Behauptung, hier einen Schrei gehört zu haben, hätten ſie bleiben müſſen. Da hätte denn endlich der Hauswirth Unterſuchung angeſtellt. Auf ſeine Weiſung hätte man in einen dunkeln, nach hinten führenden Gang geleuchtet und das Unglück ſofort geahnt, als der Hauswirth ausgerufen: „Da ſteht ja die Kellerthür offen —!" Nun war anzunehmen, daß Einer hineingeſtürzt war. So hätte ſich's denn auch gezeigt. Dieſen Herrn hier hätte man herausgezogen, anfangs ohne alles Bewußtſein. Erſt hier aus ſeiner Briefſtaſche hätte man den Namen und die Wohnung erfahren.

Bei allem Leid, das in dieſer neuen Erfahrung des Hauſes lag, war beinahe die Art komiſch, wie Levana und Adelgunde ihren Antheil zeigten. Noch wußte

man nicht, wie sie die Rollen ihrer Liebe vertheilt hatten. Gewohnt, immer dasselbe zu thun, dasselbe zu denken und zu empfinden, war ihnen Hellwig wie Bechtold, Bechtold wie Hellwig. Gutmüthig gegeneinander, erschienen sie kalt, wo sie es nicht waren. Keine wollte im Verrathen ihres vollen Schmerzes die Initiative ergreifen. Stillschweigend trat Eine der Andern das größere Maaß ab.

„Aber wie kommt denn Bechtold in jenes Haus? Zu wem nur wollte er noch dort in so später Stunde —? Wer wohnt da —?" So riefen Vater und Mutter durcheinander.

Die im Institut wohnenden Lehrer Wehrmann und Schlickum wiederholten mit zweideutigem Lächeln dasselbe Erstaunen.

Gertrud, die sofort zum Arzt geschickt hatte, sagte mit einem Ton, der eine am Bett des noch halb Bewußtlosen eingetretene Pause benutzte, so durchbohrend und hohl wie eine Geisterstimme:

„Wohnt nicht — in jenem Hause — die Schwester der Tänzerin — die Cora Lindenthal —?"

Und als darauf alles schwieg und es gespenstisch still blieb, so still, daß man, obschon Bechtolds Zimmer nach hinten lag, doch draußen auf der Straße den Fiaker abrollen hören konnte, fuhr Gertrud mit gezogener, und wie in einem Chaos von Vorstellungen nicht suchender Stimme fort:

„Bartel, wohnt nicht auch da —?"

Sie wollte ſagen: „Deine Schweſter Marlene?“ Doch erſchrak ſie über die Möglichkeit, dieſe Frage mißdeutet zu ſehen. Sie hatte auch nicht nöthig, ſie weiter auszuführen; denn der Angeredete ſprach ſchon mit derſelben Beklommenheit, die ſeinem ganzen Weſen ſeit ſeinem Fußfall vor Gertrud eigen geworden war:

„Ja, da dient meine Schweſter —“

Wenn man nun noch gar erleben mußte, daß ſich Waldner über den mit Blut beſudelten Freund, der vielleicht Arm und Bein gebrochen hatte, hinwarf, ihn mit Küſſen, mit Thränen bedeckte, „Kannſt Du mir vergeben —?“ ausrief, ſo mußte das Geſchehene das äußerſte Befremden erregen und es erklärlich finden laſſen, daß der Educationsrath alle müßige Neugier, ſogar die der erſtarrt daſtehenden Töchter, und ſelbſt ſeine eigene Gattin aus dem Zimmer verwies, Waldnern ergriff, ſchüttelte und fragte:

„Was iſt das? Was ſoll er Dir vergeben?“

Gertrud und Hellwig traten ſchützend zwiſchen den Ergrimmten und den unglücklichen, ſich ſelbſt anklagenden Freund.

Waldner ſtand wie ein überführter Verbrecher.

Hellwig antwortete ſtatt ſeiner.

„Es iſt eine Beſorgung,“ ſprach er mit einem ſeltſamen ſcharfen Blick auf den Verſtummten, „eine Beſorgung, die — Bechtold für Waldner übernommen hatte. Bechtold muß ſich im Hauſe geirrt haben und erlebte ein Unglück, das Jeder erleben kann, der in

eine falsche Hausnummer geräth und — einen offnen Keller nicht sieht —"

„Welche Besorgung —?" fragte Nesselborn, nur durch sein Bestreben, in Hellwig und Bechtold Personen zu schonen, die ihm aus vielen Gründen unantastbar sein mußten, an dem offnen Worte gehindert: „Herr, Sie lügen ja —!"

Gertrud hatte die nämliche Empfindung.

„Ein Buch aus einer Buchhandlung nebenan sollte er —"

„Wie? In so später Stunde —?"

„Weil er es wahrscheinlich vorher versäumte, suchte er, als der Laden geschlossen war, den Hauseingang —"

„Ja — und — welches Buch denn?"

„Den Faust, den ein Jeder selbst besitzen muß —"

Hellwigs Charakter, seine Stellung im Hause brachte es mit sich, daß sich mit diesen Aussagen der Inquirent begnügen mußte. Sogar die Frage: „Ist dem so?" ließ sich nicht an Waldnern richten, obschon sie Nesselborn auf der Zunge hatte. Nach einer kurzen Pause bedauerte er das Vorgefallene, vertröstete auf die hoffentlich bald zu erwartende Ankunft des Arztes und entfernte sich. Natürlich in der Absicht, unten bei den Frauen sein äußerstes Erstaunen über diese offenbar unrichtigen Aussagen nicht zurückzuhalten.

Hellwig machte sich wieder, sicher nur um seine Verlegenheit zu verdecken, mit den Wunden des be-

mitleidenswerthen Freundes zu ſchaffen und erneuerte die kalten Umſchläge. Zugleich verlangte er nach Brüge oder Bartel. Dies Verlangen ſprach er in einem Ton aus, als wäre — auch Gertrud überflüſſig.

Als ihn dieſe darauf mit großen, befremdeten Augen anſah, trat der gefolterte junge Mann mit dem Ausdruck des mächtigſten Gefühls auf ſie zu, bekämpfte ſein Unbehagen, das er empfand, hier Rede ſtehen zu ſollen, und ſagte im ſchmelzendſten, von innigſter, ſeelenvollſter Liebe durchzitterten Ton:

„Gute — Gertrud — ich — beſchwöre Sie —!"

Sie ſollte gehen und die Männer allein laſſen.

Gertrud erſchrak über dieſen Ton mehr, als anfangs über das Geheimthun der Freunde. Noch einmal ſuchte ihr Auge Waldnern. Als dieſer zur Seite blickte, ſcheu nicht aufzuſehen wagte, nur mit der Hand über ſeine Wangen fuhr, um die Spur ſeiner Thränen abzutrocknen, ſagte ſie mit einem tief vom Herzen kommenden, bewegten, aber leiſen Ton: „Daß Ihr aber auch Geheimniſſe vor mir habt —!" brach ab und entfernte ſich.

Wedemeyer, der „ewig Geſtrige", wie ihn Staudt ners ſich überall austobende Rache nannte, hatte wieder mit jenem Proteus zu kämpfen, jenem Gott der Vielgeſtalt, deſſen tückiſche Launen zu bändigen der Arzt berufen wird.

Diesmal zeigte der räthſelhafte Unbekannte, der beim Eintreten in's Zimmer eines neuen Kranken jeden Arzt begrüßt, auf einen rein chirurgiſchen Fall.

Da war das sauberpolirte Besteck zur Hand; Heftpflaster gehörte zur Hausapotheke.

Die Arme und Beine des Geschundenen gaben, als sie von oben bis unten comprimirt wurden, keine Veranlassung zu Schmerzenslauten. Geschundenes Gesicht und Gehirnerschütterung, so lautete die Diagnose. Für Beides half Abwarten.

Gertrud schwankte im Hause wie ein irrer Geist. Sie hatte geglaubt, fühlen zu dürfen, daß sie selbst seither zu dem Dreibund das vierte Glied, die Ausdehnung desselben zu einem seltenen Vier-Kleeblatt gegeben hatte. Magnetisch war die Ausströmung, die von diesen jungen Männern auf sie ausging. Und nun verbarg man ihr etwas und that scheu in ihrer Nähe —! Gerüchte schwirrten hin und her, Vermuthungen, die nicht ausgesprochen werden durften, denn sie hätten Hellwig, den so männlich starken, im Punkt der Ehre empfindlichen Charakter verletzen müssen. Die Rede ging von einem Briefwechsel, den Waldner nach außen geführt hätte. Ein Stadtpostbrief war durch die Hände der Brögeschen gegangen.

Welcher Deutung des Vorgefallenen sollte sich Gertrud anschließen? Im Hause gab es allerlei Auffassungen. Sollte sie sich derjenigen anschließen, die unten in den Wohnräumen des Onkels getheilt zu werden schien und die sich dadurch genugsam verrieth, daß man regelmäßig schwieg, wenn sie in's Zimmer trat? Ueber diese Erfahrung beklagte sie sich.

„Willſt Du mitberathen," fragte ſie die Tante mit ſcharfem Ton, „wie wir zu den Mitteln kommen ſollen, jenen Schurken, den Fernau, zu befriedigen?"

Nun war Fernau doch vor der Hand ein Schurke geworden. Und auch die Fürſtin Porphyrogenitus wurde nicht mehr als die großherzige Vorſtreckerin aus dem Schatz ihrer köſtlichen ungariſchen, wie Oblaten ſo zierlichen Dukaten (ein Vergleich Levanas aus behaglichen Abendſtundengeſprächen) genannt. Levana und Adelgunde erwähnten das in andern Theilen des Hauſes über das Kellerunglück lautwerdende Gelicher, das der Marlene galt, die in jenem Hauſe diente. Ihren Dienſt bei Asminda, die nur Alterndes als Folie ihrer nachlaſſenden Reize um ſich dulden wollte, hatte ſie mit dem bei Cora vertauſcht. Man wollte behaupten — und darin war Wehrmann der Zuverſichtlichſte — daß es ſchon an jenem Faſchingsabend die gluthängige Schweſter des Hausdienſtgebülfen Mehreren zugleich, nicht Bechtold allein, angethan hätte. Die Mutter wollte von nichts mehr wiſſen. Dunkle Ahnungen ließen auch ihren Mann verſtummen. Immer mehr ſtellte ſich die Nothwendigkeit heraus, Theodor Waldner und was nur irgend an die Kataſtrophe von der Waldmeiſterei bei Steinthal erinnerte, aus Neſſelborns Wegen zu entfernen.

Schon am folgenden Morgen konnte Bechtold eine Ausſage machen, die natürlich die ſeines Freundes in allen Theilen beſtätigte. Der Buchladen wäre

geſchloſſen geweſen. Er hätte geglaubt, noch vom Hauſe in's Comtoir gelangen zu können, und hätte den Eingang verfehlt, wäre in einen dunkeln Gang gerathen, wo er die Verſenkung nicht bemerkte und wäre hierauf mehr als zehn Fuß in die Tiefe geſtürzt.

Daß wirklich eine Buchhandlung in der Nähe lag, gab ſeinem Bericht einige Unterlage. Aber die Meiſten belächelten ihn doch. Einige auch um deshalb, weil ſie dem Lachreiz nicht widerſtehen konnten ſelbſt in der Vorſtellung, Jemand einen Fehltritt thun zu ſehen. Frau Hedwig ſchüttete ſich vor Lachen über „dieſen guten Bechtold", als ſich herausſtellte, Arme und Beine wären ganz. Sie gehörte zu jenen Naturen, die immer nur an der Form, der Außenſeite der Dinge haften und am wenigſten lernen können, ihr Urtheil aus den Empfindungen und Intereſſen eines Andern heraus zu bilden.

Gertrud erſah ſowol aus den Augen des auf lange in ſeinen Geſichtszügen Entſtellten, wie aus denen des tief in ſich gekehrten Hellwig einen wie ſtändig auf ſie gerichteten Bitteblick. Dieſer rührte ſie aber nicht. Litt ſie doch am ſchmerzlichſten unter dem Benehmen Theodors. Dieſer wandte ſich ihr mit ſcheuer Verlegenheit ab, vermied mit ihr allein zu ſein und gab auf Fragen, ſelbſt wenn ſie unverfängliche Dinge betrafen, verwirrte Antwort. Soviel erkannte ſie vom tiefſten Herzen, es war die heißeſte

und hirschlederne Handschuhe, die im Leben nicht reißen, wird Oscar nicht tragen" und Gelinden war's dabei, als müßte ein lichter, goldner Engel kommen, als sie hörte, daß es Männer gäbe, die nicht so wie der ihrige wären, weniger barsch und stark, und überhaupt mehr ihr Ebenbild. Unbefangen sagte sie das auch; aber Sophie brach mit einer fast unerlaubten Naturlust hervor, daß Oscar um nichts in der Welt blond, sondern schwarz am Kopf und im Auge wäre. Und Gelinde seufzte dabei, als wäre von ihrer Puppe die Rede und dachte: „Um so weißer wird sein Herz sein." Ein Papagei im Zimmer kreischte zu dem Tumult von Empfindungen, welcher diese beiden weiblichen Wesen beunruhigte.

Endlich kam über den Platz her Jemand so Bekanntes, daß Sophie aufsprang. Nicht deßhalb, weil es Oscar war, hätte sie Gelinden, die ihre Freundin schien, in ihrer wilden Art zerdrücken mögen, sondern, weil er ihr so viel Ehre machte durch seinen anständigen Gang, durch ein paar von unten schon heraufblitzende weiße Handschuhe, durch ein kleines Spazierstöckchen, welches einer so frühen Morgenvisite ganz angemessen war. Je näher er kam, desto mehr schob sie sich vor und Gelinde desto mehr zurück. Jene würde das Fenster aufgerissen haben, wenn nicht Schlachtenmaler in vornehmer Gleichgültigkeit rings um sich her geblickt hätte und Sophien, die er längst erkannte, absichtlich vermeiden wollte. Jetzt hatte er das Haus betreten, der Bediente meldete den Herrn Oscar von Blasedow. Gelinde saß, ohne Affectation, nur aus angebornem Instinkt, längst mit vornehmer Haltung auf dem Sopha, und Sophie, die dem Ankömmling gern gleich in die Ohren gekniffen hätte, vermochte nichts gegen diese Beobachtung eines gewissen äußern Anstandes

Liebe, die ſie an den Märchenjüngling feſſelte, die Liebe, die eine Mutter für ihr Kind hegt, verbunden mit der Liebe eines Mädchens zu einem Jüngling, den ſie ihrer Liebe für tiefbedürftig halten durfte. Denn die Weiſen irren ſich, wenn ſie entdeckt zu haben glauben, daß dem Weib am Manne nur ſeine Kraft, ſein thatkräftiges Uebergewicht, der Gegenſatz ihrer eignen weiblichen Natur gefällt.

Gertrud wurde der Meinung, daß die beiden Männer, die ſie doch beide ſo gern zu haben ſchienen, ihr denjenigen, den ſie allein wiederlieben konnte, zu entziehen und ihm eine Richtung und Ausbildung zu geben angefangen hatten, bei welcher ihre Perſon wie eine ihm nicht mehr geiſtig ebenbürtige, ja wie ein dienender Hausgeiſt zurückbleiben ſollte. Während ſie ſich in dieſem Glauben immer mehr durch künſtliche Nahrung, die ſie ihm gab, beſtärkte, ſingen ſich die Räthſel, die ſich um die Freunde geſponnen hatten, vollends zu verwirren an.

Alles Unheimliche, das auf Geſundheit und Leben Theodor Waldners eindringen zu wollen ſchien, wurde überboten durch einen auf ihn gerichteten offnen Mordanfall.

Es war ein milder Frühlingsabend. Die Sterne funkelten, als wollten ſie ihre Diamantentropfen vom Himmel gleiten laſſen. Vom Garten duftete die Holunderblüthe. Eine Nachtigall ſang — ſang ihr kunſtvolles Lied, das mit Unrecht ein melancholiſches ge-

nannt wird. Das Lied der Nachtigall iſt ein Lied der Freude. Die „Sängerin der Haine“ verwaltet ihren Tonſchatz wie eine Künſtlerin, beherrſcht ihn, wechſelt, man möchte ſagen, mit Bewußtſein in den Rhythmen ab, hat an den Schwingungen, Dehnungen, Wirbelungen, Hervorſchleuderungen und Zurückhaltungen ihrer Töne eine glückliche Befriedigung. Hellwig erklärte dies eben. Noch ſaßen die Penſionäre in den Schlafſälen bei offnen Fenſtern. Einige berathſchlagten heimlich, wie dem einſamen Sangkünſtler beizukommen war. Die Jugend denkt von allem, was ſchön iſt, wie Goethe. Wahrhaft erfreue nur deſſen Selbſtbeſitz.

Die unbeſchäftigten, aber im Hauſe wohnenden Lehrer mußten bei der Educationsräthin und deren Töchtern „Hofdienſt“ thun, wie der Hausausdruck lautete. Allmälig fing man an, Waldnern zu ſuchen, der verſchwunden war nach dem ſchon eingenommenen Nachteſſen. Heute ſchienen ſelbſt die nähern Freunde des nirgends zu Entdeckenden von ſeiner Abweſenheit ſo befremdet, daß diesmal keine Verſtellung, kein Einverſtändniß mit dem Vermißten anzunehmen war. Gertruds Lippen zitterten, als ſie ſagen wollte: „Er hat ſchon wieder heute einen Stadtpoſtbrief erhalten —“ und es nur bis zur Hälfte dieſer Mittheilung bringen konnte. Neſſelborn gerieth darüber in Zorn und drohte ein Exempel zu ſtatuiren, wenn ſo gröblich die Hausgeſetze verletzt würden. Weder Brége noch Kante Bartel

wollten gesehen haben, daß Waldner das Haus verlassen hätte.

Man suchte ihn überall. Mit Bitterkeit und in der ihr eigenen platten Weise rief die Tante:

„Er wird doch nicht echappirt sein —?"

„Wär's ein Wunder," antwortete Gertrud, „wenn er sich rettete vor einem gemeinen Beruf, wie Ihr ihm zugedacht habt —?"

„Er wird laufen, um sich sein Königreich zu suchen —!" entgegnete höhnisch die Tante und Adelgunde fiel ein:

„Daß ihm nur die Krone nicht zu schwer wird, die er für Dich mitbringen wird —!"

Da hatte sich einmal die Cousine in ihrem System vergessen, nur zart und gefühlvoll zu scheinen, wenn sie sich beobachtet wußte. Sie verstand ihn vollkommen keck zu erheben, ihren Lockenkopf, den sie gewöhnlich senkte zu dem sittig schämigen Blick von unten herauf und von der Seite her.

Adelgundens Vergeßlichkeit war erklärlich durch die gänzliche geistige Abwesenheit Hellwigs und Berchtolds. Diese standen zusammen, flüsterten und fuhren erschrocken auseinander, als ihnen Gertrud mit gesteigerter Unruhe auf den Kopf zusagte, sie wüßten, wo Waldner wäre.

„Wir wissen es nicht —!" riefen sie einstimmig, begaben sich auf Waldners Zimmer und wollten sehen, ob sich nicht dort vielleicht eine Spur fände,

die den Grund ſeiner Entfernung deutete. Sie kamen unverrichteter Sache zurück. Sie hätten alles verſchloſſen gefunden.

„Ich laſſe ſeinen Schrank erbrechen —!“ rief Neſſelborn und wehklagte ſich aus über ſein Schickſal, lief durch's Haus und verwünſchte ſeinen Beruf, für Menſchen verantwortlich ſein zu müſſen, die der Teufel des Ungehorſams und der Narrheit plagte. Ganz außer ſich war er, um ſo mehr, als er den Moment hereinbrechen ſah, wo ſeine Gattin die eigenthümliche Art, wie ſie gewohnt war, ihren Unmuth über etwas Unbehagliches kundzugeben, austoben zu wollen ſchien. Sie pflegte dann weder Freund noch Feind, weder denjenigen, der das Unbehagliche bereitet hatte, noch jene Unſchuldigen, die doch nur mit ihr zugleich darunter litten, zu ſchonen. Der raſende See wollte dann ſein Opfer haben.

Inzwiſchen waren ſchon von Gertrud Boten entſendet worden in die nächſten Straßen und an Orte, wo man allenfalls ein Verweilen des Vermißten, wenn auch unter den gewagteſten Vorausſetzungen, hätte annehmen können. Einen dieſer Boten nahm Gertrud bei Seite, Nante Bartel. Sie raunte ihm unter Blicken, durchbohrend, wie Meſſerſpitzen, zu:

„Nante! Weißt Du was? Hat Dein Vater, Deine Mutter die Hand im Spiele? Rede —!“

Der Aermſte, an allen Gliedern zitternd, betheuerte, die Unſchuld und Unwiſſenheit ſelbſt zu ſein.

Gertrud ſchickte ihn bis an das Haus, wo ſeine Schweſter diente. Als er zurückkehrte und berichtete, dort zwar noch Licht an den Fenſtern geſehen, das Haus aber ſchon geſchloſſen gefunden zu haben, mußte ſich Gertrud in die Thatſache ergeben, daß Waldner nicht zu finden war. Selbſt die Ausgänge noch, die die Freunde gemacht hatten, brachten keine andere Gewißheit, als die, daß man zwar Waldner'n noch in nächſter Nähe des Neſſelbornſchen Hauſes, als er es verließ, geſehen haben wollte, dann aber nicht wieder.

Die Nacht verging für Gertrud ſchlaflos und unter den trübſten Vorſtellungen.

Der kaum herangebrochene Morgen ſollte die letztren beſtätigen. Eben war ſie in einen leichten Schlummer verfallen, den die erſchöpfte Natur als ſchuldigen Tribut einforderte, als ſie durch ein lebhaftes Laufen und Rennen im Hauſe geweckt wurde. Blutroth ſchien die Morgenröthe in ihre Fenſter. Sie ſprang auf. Brötze brachte, wie er ſagte, „die Beſcheerung".

Die Polizei meldete, daß Waldner, von mehreren Meſſerſtichen durchbohrt, am untern Fluſſe hinter einem Holzſtoß auf dem Wülfingſchen Holzplatz gefunden worden. Man hätte ihn ſogleich in's allgemeine Krankenhaus gebracht. Die dortigen Aerzte behandelten ihn, eine Gerichtscommiſſion hätte alles, was der Unglückliche bei ſich getragen, mit Beſchlag belegt und würde auch ſogleich im Hauſe mit der näm-

lichen Abſicht eintreffen. Der Commiſſar verlangte, Waldners Zimmer zu ſehen und es bewachen zu dürfen bis zum Eintreffen des Unterſuchungsrichters.

Es kam eine Verwirrung, ein Schrecken über das ganze Haus.

Die Beſtürzung mehrte ſich, als die ſich gegen neun Uhr einſtellende Gerichtscommiſſion, deren Führer vor einigen Jahren ſchon im Wülfingſchen Prozeſſe gearbeitet hatte, mittheilte, daß das Wülfing'ſche Ehepaar bereits gefangen geſetzt worden. Denn auf ihrem Gebiet, zwiſchen den aufgeſchichteten Holzſtößen, hatte man den Unglücklichen, ſchwimmend in ſeinem Blut, vorgefunden.

Ueber die Hoffnungen, die ſich noch an die Erhaltung ſeines Lebens knüpfen ließen, vermochte der Richter keine Auskunft zu geben. Ein Verhör mit dem entweder von Mörderhand oder — auch dieſe Annahme ließen die Blicke des Richters ahnen — von eigener Hand Getroffenen hatte ſich noch nicht ermöglicht.

# Sechstes Buch.

## Dreißigſtes Kapitel.

Zwiſchen den höchſten Gipfeln der Erde, dort, wo einſt in Aſien unmittelbar unter den rieſigen Zeugen der letzten und äußerſten Anſtrengungen des im Schooße der Erde wüthenden Centralfeuers, die Rinde der Erde zu ſprengen, die Wiege des Menſchengeſchlechts geſtanden hat, zwiſchen den im Eiſe erſtarrten Spitzen des Himalaya und der Karakorum-Kette liegen Thäler mit grünen Matten, wildſtürzenden Berggewäſſern, einſamen, majeſtätiſch düſtern Arven und den tiefern und engern Felſenſpalten zu — wunderbar rieſigen Farrenkräutern.

Höher gelegen als der Montblanc, erglänzen dort zwei mächtige Doppelſeeen, die heiligen genannt. Wie zwei eherne Rieſenſchilde werden ſie emporgehalten von Aſiens Alpen zum Opferdienſt dem großen Bramah des Indiers, oder dem Gott, der exiſtirt, aber nicht verehrt zu werden braucht, des Chineſen, oder dem Gott, der lediglich in einem bevorzugten Menſchen zu faſſen und zu begreifen wäre, des Tibetaners.

In der Nähe dieſer Seeen giebt es ſeltſame Sitten und Gebräuche der Menſchen.

Ein Reiſender, der ſich im Gefolge bewaffneter Männer bis in die Mitte dieſer Hochplateaux, in die Hauptſtadt eines Bonzen- und Brahminenreiches gewagt hatte, traf die innigſte Freundſchaft unter Brüdern an. Brüder vermählten ſich mit einem einzigen Weibe —! Traurige Erinnerungen beſchlichen ihn, als er auf Rennthierfellen ausgeſtreckt, in ſeiner niedrigen Erdhütte, in einer nahegelegenen Pagode das ohrenzerreißende Geheul der Bonzengebete, die dazwiſchendröhnenden lufterſchütternden Klänge angeſchlagener Metallbecken vernahm, den ſinnebetäubenden Duft von angezündetem Maſtix einathmete und ſich das alles erklären ließ. Da giebt ſoeben die reiche Tochter eines — Schweinezüchters, die Dame Madharta, ihre Hand den fünf Gebrüdern und Lederhändlern Pilpel, dem älteſten, der bereits ein Wittwer und etwas ergraut, dann aber auch allen übrigen bis zum jüngſten, der erſt ſechs Jahre zählt und ihr eine Ausſicht für ihre reiferen Jahre eröffnet —! Die europäiſchen Gefährten lachten.

Der Chef aber murmelte:

„Da ſind ja keine Scheidungen nöthig! Die Frau erzieht ſich den Gatten, der ihr künftig beſſer gefällt — unter fünfen wird denn doch wol Einer „der Rechte“ ſein —!“

In ſeine mit Seltſamkeiten aller Art beſchwerten Koffer that der Sprecher einen tibetaniſchen Trauring.

auszurichten. Schlachtenmaler ging mit klopfendem Herzen durch die prachtvollen Zimmer. Ueberall auf Decken zu treten, war ihm eine um so peinlichere Empfindung, als er wirklich Sporen an den (von ihm selbst gewichsten!) Stiefeln trug. Doch ein angebornes Talent lehrte ihn, sich dem phantastischen Cavalier, den er vorstellte, ganz gemäß zu benehmen. Die Reitgerte, die Sporen, die Glacéehandschuhe und der gleichfalls eben erst gekaufte Castorhut harmonirten allerliebst zu seinem bloßen Halse, auf welchem ein schwarzes Tuch den weißen Hemdkragen zusammenhielt. Natur und Kunst durchdrangen sich bei ihm so, daß er so nett, wie ein Kupferstich, und doch so wild, wie die Phantasie selbst, aussah.

Wie er nun zu den Frauen in's Zimmer trat, war Celinde ohnehin gefaßt, und auf Sophien wirkte die abgerundete Erscheinung so überwältigend, daß sie keinen der tollen Streiche, mit welchen sie den Jugendfreund empfangen wollte, auszuführen mehr den Muth hatte. Es war ihnen allen Dreien, wie einer Gesellschaft, die eine Glashütte besucht und plötzlich von allen Seiten in gläsernen Ketten und Banden gefangen ist durch die Kunst eines Blasers, der sich ein Trinkgeld verdienen will. Schlachtenmaler trug mit Leichtigkeit seine Grüße vor und überreichte Sophien den Brief ihres Vaters, während Celinde Gott dafür dankte, daß sie damit noch etwas Innigeres anknüpfen könnte, da sie schon bei sich verzweifelte: für wie kalt und herzlos wird mich der Gute halten! Sie hatte ein so volles Herz, daß sie's ihm gleich geschenkt hätte, wenn nicht versteckte Genien im altfränkischen Putze, Genien voller Muhmenlehren, sie am Rocke gezupft und ihr eine gewisse Steifheit als standesmäßig vorgeschrieben hätten. Sie frug nun Sophien, was

Er wird im Ohr getragen, eine fünffach gewundene Schlange, ganz wie ihn ja eben die schöne Signora Madharta im Ohr trug zum Zeichen, daß es der Gebrüder Pilpel, ihrer Ehemänner, fünf gab.

Für die Emanzipation der Frauen war unser Reisender nicht gestimmt.

„Das Schaamloseste ist denn doch das freigegebene Weib!" sagte er in Nangasaki, als er von seiner Reise aus dem Innern Asiens zurückgekehrt war an's japanische Meer und dort dem Taikun Zeit gelassen hatte, sich auf bessere Bedingungen für den Handelstraktat zu besinnen, den er mit ihm abzuschließen gekommen war in einer Fregatte mit zwei ansehnlichen Begleitschiffen, zusammen dreißig Kanonen zählend. Die Schaustellung alles dessen, was unter jenen Graden der Breite und der Länge weibliche Schönheit ist, selbst dicht um den goldgeschmückten Suratempel herum, war die schmachvollste. Der Bevollmächtigte lobte die Chinesen und noch mehr die Türken, die das Weib von der Welt abschieden und sie Schaamhaftigkeit und Liebe zu ihren Kindern lehrten. In Nangasaki sah er, daß Mütter ihre Kinder um einen bunten Lappen für ihren Kopfputz verkauften. Der Taikun war nicht wohlwollend. Die Priester hetzten die Bevölkerung gegen die dreißig Kanonen auf — 10,000 Priester in einer Stadt — er mußte auf seiner Hut sein Tag und Nacht und hatte wahrlich nicht viel Zeit, über eine Nachricht zu grübeln, die ihm, um zwei

Jahre verspätet, aus Europa zugekommen war von — einem Findling, der auf den Gütern seiner geschiedenen Frau, sechszehn oder siebzehn Jahre lang, verborgen gehalten worden in einem unterirdischen Kerker.

Das gräßliche Bild eines lebendigbegrabenen Menschen begleitete ihn nach Australien, wo die Expedition noch in Vandiemensland freiwillige Höhlenbewohner, Troglodyten, fand. Palmen und goldreiche Gewässer lockten gewiß da zum Licht und zum Leben —! Aber in dunkle, grausige Höhlen flüchtete sich der schwarze Ureinwohner. Die Ansiedler, Enkel und Urenkel von hierher deportirten Verbrechern, die ihnen die Ausrottung verhängt hatten, tödteten sie unbarmherzig, wie die Fliegen an der Wand. Ein siebzehn Jahre lang so im Dunkeln aufgezogenes Menschenleben —? Wem sollte die sorgfältige Obhut nützen? Wer hatte siebzehn Jahre lang keinen Muth, ein vollkommener Mörder zu sein? Der Reisende schrieb über die sonderbare Begebenheit an Freunde. Das Schiff, das die Briefe überbringen sollte, versank in einem Sturm vor Teneriffa-Bai. Wieder währte es ein Jahr, bis die Briefe erneuert werden konnten, und noch ein ferneres, bis die Antworten kamen. Da hörte er allerdings Seltsames.

Die Expedition, die ein erprobter Seefahrer leitete, hatte die Aufgabe, im stillen Ocean von den Ufern des todten Meeres an bis zur Magellanischen Meerenge Handelsanknüpfungen und Verträge zu schließen zu Gunsten einer Regierung, die ihre Rundblicke

zu erweitern angefangen hatte und über ihre Kirchthürme hinaus das Vorhandensein einer neuen Welt ahnte, große Politik treiben wollte. Freilich in die nächsten Steuerkassen flossen noch nicht die Zinsen des für eine Idee aufgebrachten enormen Kapitals. Aber der Begriff „Politik" hatte Fortschritte gemacht und selbst vom Thron herab sprach man von „moralischen Eroberungen". Immer mächtiger werden die Rückströmungen des transoceanischen Lebens werden. Die Fluth wird wachsen. Die Wogen werden sich aufbäumen beim Aneinanderrücken der Hemisphären. Sie werden Festländer, die sich graniten und urewig dünkten, verschlingen; Vorurtheile meinen wir, Gesetze, Institutionen. Wie Binsen werden sie zerbrechen. Das alles ist im Werden und — um eine Fregatte mit zwei bescheidenen Begleitschiffen, die da so einsam hinsegelt, jetzt um Cap Horn herum, könnten, wenn Vater Poseidon schlummert, die Meergeister, sie greifen, mit dem Schilfrohr um's Haupt, und die jugendlichen Oceaniden bedeutungsvolle Lieder singen.

In Buenos Ayres fand Graf Wildenschwert, der Civilcommissär der Expedition, manche Kunde aus der Heimath. Aber schon damals berichteten sie über das Betreffende nur noch wie von einer verklungenen Sage. In seinem Gemüth war nicht viel Platz für andere Dinge, als für die, die er immer geliebt hatte. Sein künftiges Museum Wildenschwertianum hatte eine Ausdehnung gewonnen, die ihm unsterblichen Ruhm

einbringen mußte, wenn er seine Sammlungen einheitlich erhielt. Sollte er daran denken, sie dem Staat zu vererben —? An seinen Tod hatte der Mann mit dem jetzt völlig kahlen Scheitel, mit einer von der tropischen Hitze wie Leder ausgedörrten Haut auf dieser Weltfahrt oft denken müssen — bei Sturm und bei Ungewitter, bei zerbrochenen Masten, klaftertiefen Lecken im Kiel der Fregatte, bei Versuchen zum Anlanden an der afrikanischen Küste, beim tückischen Hinterhalt der Malgassen, bei Ueberfällen muhamedanischer Horden im Innern Asiens, bei Begegnungen mit entmenschten oder nie Mensch gewesenen Bewohnern einsamer Eilande im stillen Ocean.

Nur noch ein humoristischer Zusatz zu den erlebten Abenteuern, ein ironischer Uebergang für Europa und dessen immer mehr sich steigernden künstlichen Lebensbedingungen war es, wenn Graf Wildenschwert in Buenos Ayres mit einer Anzahl Freiwilligen den Rio de la Plata entlang einen Abstecher in's Innere des Landes machte, um die Küchen kennen zu lernen, die uns Liebigs Fleischextrakt liefern. Den Schiffen that eine Ausbesserung noth. Im Costüme eines Gaucho, mit breitrandigem Lederhelm und hohen Stiefeln, sich selbst darüber vergleichend mit dem Ritter von La Mancha, durchstreifte der Graf die unermeßlichen Pampas, um im schilfhohen Grase die Büffel aufzujagen und sich im Einfangen derselben mit der Schlinge zu versuchen. Jene Stätten,

wo der Kraftgehalt dieſer ſich in ungeheurer Zahl an-ſammelnden Rinder, die ſonſt nur ihrer Häute und Hörner wegen erlegt wurden, aus ihrem jetzt auch nutzbar befundenen Fleiſche gezogen wird, machten ihm den Eindruck der großartigſten Scharfrichtereien. Wie er von jedem Ort, wo er Merkwürdiges gefunden, ſich ein Zeichen für die Erinnerung mitnahm, ſo auch von hier die Haut und die Hörner eines rieſigen Stiers, den er ſelbſt in jenen Gegenden des La Plata gefangen hatte, dort, wo im hereingebrochenen Nachtdunkel gewiſſe unheimliche Funken — ſind es die aus dem ſchilfhohen Graſe leuchtenden Augen des lauernden Indianers oder die des wilden Puma — ? dem weißen Menſchen umzukehren rathen, falls er nicht in Kriegscolonne reiſt, bewaffnet bis an die Zähne und immer wie auf dem Anſtand. Die großen Töpfe des aus dem Verkochen und Verdunſten gewonnenen Gallerts, der einen Brei von Fleiſch, ungenießbar ſelbſt für die Hunde, zurückläßt, apoſtrophirte der „neue Don Quixote" mit dem Segen:

„Gehet hin in alle Lande, ihr Fleiſchtöpfe Aegyptens! Erquickt die Kranken, erſpart den verſchlafenen Hausfrauen das zeitige Anſetzen ihres Suppenfleiſches, betrügt die Table d'hôte-Gäſte der Schweiz, die ſich einbilden, ſolche Suppen könnten eben nur die Rinderheerden der Alpen liefern! Wandert in die Kaſernen und Lazarethe meiner geliebten Heimath! Auf, ihr Büffel, ſetzt eure Hörner ein ge-

gen meine Landsleute, die Skropheln! Schafft neue Geſchlechter mit markigeren Knochen! Bringt Blut ſtatt wäſſriger Lymphe in die Adern meiner wohllöblichen Zeitgenoſſenſchaft —!"

Hier trat ihm ein Bild aus den Angelegenheiten ſeines eigenen Lebens entgegen in dieſen Schädelſtätten, wo an jedem Tage ſechs Hekatomben, jede zu hundert Büffeln, den alten Göttern der Geſundheit und Geneſung geopfert wurden. Aus den verworrenen und für ihn allzu fragmentariſch gebliebenen Berichten über den Verlauf des Unterſuchungsverfahrens, das durch den Fund des vergrabenen Knaben von Steinthal veranlaßt wurde, tauchte eine Knochenſammlerin auf. Dieſe Frau Gevatterin Tod, wie er ſie in einem ſeiner bei Teneriffa verlorengegangenen Briefe genannt hatte, würde hier Material gefunden haben für die Permanenz der Schöpfung, der ſie diente, den Stoffwechſel.

Graf Wildenſchwert erntete bei ſeiner Rückkehr nach Europa Bewunderung. Auch Dank auf acht Tage, wie ſich wenigſtens ſeine eigene Empfindlichkeit ausdrückte. Denn kaum hatte er den heimiſchen Boden berührt, kaum an die Ecken und Kanten der heimiſchen Verhältniſſe angeſtreift, ſo zeigte ſich, daß ſeine Natur die eines Sonderlings geblieben oder — geworden war. Gewiſſe Menſchen können das, was ſie ihrem wahren Werth nach ſind, nur erſcheinen unter den entſprechenden Umſtänden. Am Rio

de la Plata hatte er ſich ſelbſt einen Don Quixote genannt. Niemand in ſeiner damaligen Umgebung würde ihm Recht gegeben haben, wenn er den Vergleich ernſt gemeint und etwa noch erweitert hätte. Die Situation deckte ihn und Er die Situation. Aber weit anders in einer Welt, die eine beſondere Weiſe als Regel nicht brauchen kann, in einer Welt, die im Salon keine Verhandlung mit halbkaraibiſchen Völkerſchaften zuläßt. Die Sprache der letzteren hatte ſich Graf Wildenſchwert mit bewunderungswürdiger Gewiſſenhaftigkeit wenigſtens in einigen Ergebniſſen anzueignen verſucht, Ergebniſſen, die in einer Sitzung der Akademie das Ohr des Forſchers entzückt haben würden — ein Damenpublikum langweilten ſie. Ein lebendiges Aktenrepoſitorium war Graf Wildenſchwert ſchon in ſeiner Jugend, der vollſte Gegenſatz deſſen, was ſein Sohn Theodor Waldner geworden, lediglich ein Menſch. Das Grün des Lebens kannte er, aber nur im Herbarium, den Begriff des Lichtes nur in den Wirkungen der Camera obscura, die Farbe, den Duft, alles, woran ſich der Menſch mit unmittelbar ergriffenem Antheil erfreut, ging ihm erſt durch Vermittelung auf, hier durch eine Urſache, ein andermal durch eine Wirkung. Keine ſchönere Gelegenheit hatte ihm geboten werden können, nachdem er ſchon den Staatsdienſt verlaſſen, ſiebzehn Jahre auf ſeinen Gütern geſchmollt und über alles in der Welt, nur über ſeine rein geiſtige,

abſtrakte oder ideale Frage, experimentirt hatte, noch einmal für einen Beruf verwendet zu werden, wo ſeine innerſte Natur in der Sache aufging, ſein Warum? Wozu? Womit? ſich ſofort von ſelbſt beantwortete, der Menſch ganz und ungetheilt blieb beim Denken wie beim Thun.

Den Undank, wovon Graf Wildenſchwert ſchon acht Tage nach ſeinem beim Miniſter abgelegten Rapport ſprach, konnte er nicht entdeckt haben wollen in dem glänzenden Orden, in der ihm bewilligten Penſion, in einer ſtundenlangen Audienz beim Monarchen, nicht in der Bitte, der Landesmutter einen zuſammengedrängten Bericht über ſeine Reiſe Abends beim Thee vorzuleſen. Undank war ihm — die Niederſetzung einer Commiſſion zur Prüfung ſeiner handelspolitiſchen Reſultate und die Friſt, die man ſich vorbehielt für die Ratification der von ihm geſchloſſenen Verträge. Fünf Jahre auf Reiſen, da wallt das Blut ſelbſt in einem Sechsziger wie ein bewegter See. Noch tanzte der Boden unter ihm wie auf dem Schiff. Alles ging ihm zu langſam oder alles ſtand ihm zu feſt. Auch ſehnte er ſich nach ſeinen koſtbaren alten Sammlungen auf ſeinem Schloß. Und nun die neuen noch dazu —! Was ſich davon für den Staat gebührte, hatte er ſchon in England ausgeſondert. Nach Europa verſetzt, war er wieder der alte — „Egoiſt".

Wenn ihn nicht die Forſchung auf einen Sohn,

um den ihn vor nunmehr zweiundzwanzig Jahren seine geschiedene Frau betrogen haben sollte, in der Residenz festhielt und sofort beschäftigte, so war daran sein Stolz Schuld. Sein Geschick damals, die Scheidung seiner Ehe, hatte ihn recht erschrecken lassen über sich selbst; nie hätte er glauben mögen, daß er so wenig im Stande gewesen zu fesseln. Die Würde seines alten Namens, der Glanz seines Geschlechts hatte ihm verboten, eine besondre Empfindlichkeit zu verrathen über den Verlust an Besitzthümern, den Jadwigas Flucht im Gefolge hatte. Die ihm entfallende Rente von zehn tausend Thalern nahm er unentwegt. Das lag in seinem Haften am Buchstaben. Im Uebrigen ging er allem aus dem Wege, was ihn an eine Frau erinnerte, die er wirklich — geliebt hatte. Als sich in Jadwigas Flucht verbrecherische Umstände verwickelten und die Spuren eines wirklich beabsichtigten Brandfrevels im Werg jener Holzjalousieen entdeckt wurden, da hatte er, gewiß, und wie —! „handeln" wollen. Aber die inständigen Bitten theils des Schwiegervaters Commerzienrath, theils der neuerheiratheten Angehörigen desselben, zumeist aber auch die fast menschenfeindlich gewordene Stimmung, in der er vom Aufsuchen Jadwigas durch halb Europa zurückgekehrt war, die Stimmung, nichts mehr sehen und hören zu wollen von dieser civilisirten, europäisch gesitteten Welt überhaupt, verhinderte sein Anstellen einer weitern gerichtlichen Verfolgung. Auch jetzt, ruhmgekrönt durch

ſeine See-Expedition, eilte er bald in die ziemlich entfernte Provinz, wo ſein väterliches Schloß lag, zurück. Schon allein den Fragen über etwa zu erwartende Maaßnahmen wegen eines Menſchenlebens, das ihm vielleicht ſo nahe ſtand, wollte er ausweichen. Hatte er ſich doch „über dieſen Gegenſtand" einen ſtrategiſchen Plan gemacht, den ſein Grundſatz, etwas Einmal Durchdachtes nicht zum zweitenmal durchzudenken, ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeiner „Ideen", nicht auch ſofort wieder umſtieß. Anfangs wollte er ſich vollkommen ungläubig zeigen, ja verletzt, wenn man ihn „mit dieſem Gegenſtande" allzubefliſſen behelligte. Darüber wollte er nur Zeit gewinnen, ſich — zu orientiren.

Das wahre Gefühl, das ihn beſtimmen mochte, war ein dreifach motivirtes: Unvermögen, ſich in eine tragiſche, die Haut mit Schaudern überrieſelnde Sachlage zu vertiefen; Stolz, ſeinen etwa entbrennenden Entlarvungseifer mit Geldgier verwechſelt zu ſehen; Abneigung, ein, wie er ſich vorſtellte, halb und halb verkommenes Menſchendaſein aus der Sphäre herauszuziehen, wo es ſich jetzt befand. Die „Stimme der Natur" — die achtete er und ſprach nicht gering von den „Banden des Bluts". Aber ſollte er ſich möglicherweiſe einem Irrthum hingeben? Sollte dieſer Irrthum das beſchämende Reſultat eines verlornen Proceſſes eintragen? Und wenn ihm dann Einer ſagte: Sie ſind ein edler Menſch, Wildenſchwert! ſo konnte ihn das bei Alledem zornig machen. Lob

ihr Vater schriebe; doch war diese in den Anblick Oscars so verloren, daß sie den Brief nicht einmal öffnete und sagte: es hätte Zeit damit! Der Schlachtenmaler weidete sich an den Reizen beider Frauen, denn er war schon weltklug genug, um ihre Schwächen zu übersehen; auch fing er gleich an, gegen Sophien eine satirische Petarde loszusprengen. Denn, als ihn Selinde nach seiner häuslichen Einrichtung fragte, seufzte er künstlich und sagte: „Alles gut, gnädige Frau, nur wohnt eine in einen Menschen verwandelte Heuschrecke neben uns, die mir und meinen Brüdern viel Gezischels und Grillenfangens macht.“ Sophie erröthete und schwur sich zu, noch heute dem Registrator Wiesecke, den ihr der Baron Satan von Höllenstein als die beste Partie beim Kriegsministerium zugewiesen hatte, den Abschied zu geben. Allein Schlachtenmaler, der das Verhältniß zufällig erfahren und gestern noch durch das Rohr des Schlüsselloches so tödtliche Kugeln auf den Gegner damit hatte schleudern können, fuhr fort: „Denken Sie sich, meine Damen, einen Menschen, der die Zunge eines Wagebalkens zu sein scheint, der ewig nach dem Gleichgewichte trachtet und nie zu viel oder zu wenig thut, sondern Alles so, wie es sein muß! Gießt er auf der Flur das Seifenwasser aus, mit dem er sich seinen grauen Bart rasirt hat, so geht das Schritt vor Schritt, ohne etwas zu verschütten, Alles mit edler Besonnenheit und einer ganz in dem Geschäft aufgehenden Hingebung. Dieser Mensch ist ein sklavischer Götzendiener der Ordnung, die er einmal für sich und seine Umgebung beliebt hat. Kömmt er die Treppe herauf, so geht dies Tritt vor Tritt; an der Stubenthür kratzt er dreimal seine Schuhe am Eisen, dreimal auf der Strohdecke ab; dann erst wird der Schlüssel

klang ihm für dieſen Fall wie: Sie waren damals ein rechter Dummkopf, lieber Graf! Im Gegentheil — alles ſollte an ihm Klugheit, Weisheit geweſen ſein. Und in der That war es nur vielleicht Gutmüthigkeit, Schwäche. Und nun auch jetzt — lediglich, um den Findling, der ſich, wie er bald vernahm, in der Reſidenz befand, nicht zu ſehen und nicht zu Schritten fortgeriſſen zu werden, die ihn um den Frieden brachten, den er ſich aus den unter ſo großartigen Eindrücken erlebten Zauberſtunden ſeiner letzten Jahre heimgebracht haben wollte, entfloh er für's Erſte aus der Reſidenz.

Das Aufſtellen und Katalogiſiren ſeiner mitgebrachten Merkwürdigkeiten hatte ihn auf Wildenſchwert eben ſo angelegentlich beſchäftigt, wie die Reviſion einer fünf Jahre ſich ſelbſt überlaſſengebliebenen Verwaltung. Frau Terenbach war geſtorben. Er rechnete und rechnete, bis er eines Tages in den Zeitungen die Kunde von dem auf Theodor Waldner ausgeübten Mordanfall las.

Hierüber wurde ſein Gefühl das unklarſte von der Welt. Er rannte hin und her. Die Mahnungen des Geſchicks traten ihm in der That allzunahe. Der Pfarrer des Orts, der Amtmann, alle Schloßbewohner, Perſönlichkeiten, die nicht mehr die alten, wie vor Jahren, waren, beſprachen in ſeiner Gegenwart dieſe Kunde und in ihrem Ton lag etwas, wie wenn ſie ihn ſelbſt beträfe, ohne daß die Männer das entſcheidende

Wort aussprachen, dessen Ziemlichkeit ihnen zweifelhaft blieb dem sehr eigenen, markigen, formenstrengen Herrn gegenüber. Nur die Aeußerung eines Justitiars beim dornweiler Gericht, der ihm zufällig bei einer Ausfahrt begegnete, beruhigte ihn durch die Versicherung:

„Der Mensch hat sich die Wunde selbst beigebracht! Er will nur Aufsehen machen und glauben lassen, er wäre etwas!"

Dieser Auffassung widersprach der Graf nicht, konnte sich aber doch nicht in sie hineinfinden.

Die ferneren Mittheilungen der Zeitungen brachten Ergebnisse der angestellten Untersuchung. Die Wunden waren nicht lebensgefährlich ausgefallen. Mit einem langen Messer ausstoßend, hatte sich die Hand zaghaft und unentschlossen gefühlt. Tiefer waren die Stöße in die Seite gedrungen, oberflächlich in den Nacken. Die Aussagen des Verwundeten sollten, so hieß es, keine recht offnen sein. Er wiche mancher Frage aus. Zwei anonyme Briefe hätte man unter seinen Papieren gefunden in einer Brieftasche, die einen Stoß, der besonders gefährlich hätte werden können, parirte. Diese nicht unwahrscheinlich von einer weiblichen Hand geschriebenen Zettel hätten ihm die Enthüllung seines Lebensgeheimnisses versprochen und zwar aus dem Munde eines Wesens, das gezwungen wäre, wie es in den sauber und auf feinstem Papier geschriebenen Zeilen geheißen hätte, sich zu verbergen und ihm nur im Dunkel der Nacht zu begegnen. Das lebhaf-

teſte Intereſſe dieſes Weſens für ſeine Perſon würde er wol ſchon erkannt haben. Wenn man behauptet hätte, fuhr der zur Beruhigung des Publikums abgefaßte Bericht fort, daß ſich Theodor Waldner dieſe anonymen Briefe ſelbſt geſchrieben hätte, ſo widerſpräche dieſer Annahme der Umſtand, daß er den erſten derſelben ſeinen beſten Freunden mitgetheilt und geduldet hätte, daß einer derſelben ſtatt ſeiner an einen darin angegebenen Ort des Stelldicheins gegangen und bei dieſer Gelegenheit beinahe ſelbſt um's Leben gekommen wäre. Die Auffaſſung, daß ſchon damals ein Attentat auf Waldners Leben beabſichtigt geweſen, hätte alle Wahrſcheinlichkeit für ſich. Offenbar wäre Waldnern der Sturz in eine Tiefe, deſſen nähere Umſtände ausführlicher erzählt wurden, zugedacht geweſen. Die Verblendung, daß ſich Waldner auf einen zweiten, faſt gleichlautenden Brief des unbekannten Freundes in die einſame Gegend an den Holzhöfen, die darin zum Rendezvous beſtimmt wurde, begeben, wäre allerdings räthſelhaft. Diesmal hätte er die Freunde nicht zu Mitwiſſern ſeines Vorhabens gemacht. Der ehemalige Jäger Wülfing wieſe jede Zumuthung über ſeine Theilnahme an dieſem erneuerten Verbrechen ab. Weniger entſchieden wäre das Benehmen ſeiner Frau. Ihre Haltung wiche von derjenigen ab, die ſie im Verlauf der frühern Unterſuchung beobachtet hätte.

Der Graf war aus all ſeinen Rechnungen, ſeinen vergifteten Pfeilen, Spießen und Streit-

äßten heraus. Er kämpfte mit ſich, ob er den „ungeheuern Schritt“ über ſich gewinnen ſollte, packen, anſpannen zu laſſen, in die Hauptſtadt zu reiſen und ſich am Gang der Unterſuchung zu betheiligen. Er hatte die Finanzen ſeiner früher überſchuldeten Güter nicht ſo vorgefunden, wie er gehofft. Auch waren manche Staatspapiere oder Grundrentenſcheine in ihrem Werth zurückgegangen. Aber grade dies Motiv zum „Handeln,“ das ſich bei den wiedererwachten Regungen ſeiner Bauluſt, ſeines Verſchönerungstriebes ſteigerte, wurde eine Barrière, die ihm Halt! ſagte. Er wollte nicht auf den Kampfplatz ſchreiten mit dem Schein, nur dazu durch den Mammon veranlaßt zu werden.

Aber die Regungen des Rechtsgefühls, der betrogenen Vaterſchaft, die Phantaſie über einen Sohn, den für ſich zu beanſpruchen vielleicht ſeine Pflicht vor Gott hätte ſein ſollen, wuchſen mit immer ſchärferen, immer weiter ausgedehnten Umriſſen an. Er ſehnte ſich nach Mittheilung, Austauſch der Gedanken — „über dieſen Gegenſtand.“

Haſtig ergriff er die nächſtangekommene Zeitung und durchflog das kaum getrocknete, friſch aus der Preſſe gekommen verſendete Blatt. Nur die eine Notiz fand er: „In Sachen des Theodor Waldner hat in dem Hauſe, wo der Freund deſſelben, der Lehrer Bechtold, den unglücklichen Fall gethan, eine Unterſuchung ſtattgefunden.“ Unbefriedigt legte er das Blatt zuſammen.

Der Abend kam heran. Die Cigarre, die der Graf am offenen Fenſter, mit dem Blick auf den Park (er hatte ſich die Zimmer ſeiner geſchiedenen Frau angeeignet) vor dem noch nicht eingenommenen Thee rauchen wollte, mundete ihm nicht. An den großen Feuerball, der durch die Ulmenbäume leuchtete, ſtarrend, überkamen ihn Gedanken weicherer Natur, als ſie ihm ſonſt geläufig waren. Dieſer Feuerball hatte ihn noch geſtern lediglich mit Rückſicht auf die während ſeiner Abweſenheit bekannt gewordene Spectralanalyſe beſchäftigt. Auf einen Vers, den er in einer Zeitung gefunden, einen Vers, wo es hieß mit Rückſicht auf die Metalle, die man jetzt als den Kern der Sonne bildend erkannt haben will:

Die Gelehrten unſrer Tage
Lehren, daß des Goldes Wonne
Unbekannt ſei auf der Sonne!
Und ſo wär' es keine Sage:
Wer die Wärme hat, das Licht,
Braucht das Gold, das Silber nicht?

erwiederte er, vor ſich hinlächelnd, laut:

„O du lieber, poetiſcher Prahler! Du entſagſt da einem Beſitz, den grade die, die das Licht haben, am allermeiſten entbehren? Was hilft uns die Aufklärung, das warme Gefühl, wenn wir die Gebilde unſerer Erkenntniß, die Wünſche unſerer Theilnahme nicht in Schöpfungen umgeſtalten, verkörpert, in Thaten verwandelt vor uns ſehen können —!"

Heute rührte ihn dieſer wie Gold glänzende und

doch nicht goldhaltig ſein ſollende Feuerball in Erinnerung an die vielen Situationen, in denen er ihn ſchon im Weſten ebenſo unter- und im Oſten hatte aufgehen ſehen. Es war derſelbe glühende Ring, derſelbe Ernährer, Beleber, Erhalter hier wie dort —! Ja noch in erhabenerer Pracht, als Schulrath Bögendorf auf dem Rigi (ſein Rigi-Domchor war nicht zu Stande gekommen) hatte er ihn die Gipfel beleuchten ſehen, die über die „heiligen Seeen" Tibets aufragen — —

Als der Graf vom offnen Fenſter, von Roſen- und Jasminduft, Nachtigallengeſang und Johanniskäferleuchten hinweg abgerufen wurde zum Thee, meldete man ihm, daß der heutige Poſtwagen eine Dame mitgebracht hätte, die den Grafen auf's dringendſte zu ſprechen wünſchte. Sie bäte ihn, wenn irgend möglich, ſie noch heute Abend anzunehmen.

Die Gemeldete hieß Gertrud Neſſelborn. Eine Viſitenkarte gab den Namen ohne Entſtellung an.

Der Graf kannte dieſen Namen. Er wußte ihn nicht nur in der Geſchichte des Prozeſſes Waldner an den richtigen Stellen unterzubringen, vor ſein Auge trat auch die Geſtalt des Predigers Neſſelborn, von dem er nicht vergeſſen hatte, daß ein ungebührliches, von ſeinem Jäger gegen ihn beobachtetes Gebahren die erſte Veranlaſſung geworden war, die Verwickelungen jenes Prozeſſes zu vermehren.

Bei alledem rüſtete er ſich zu einer reſervirten Haltung. Weder wollte er den Schein haben, auf den

angemeldeten und von ihm angenommenen Beſuch beſonders geſpannt zu ſein, noch allzulange jene Wärme andauern zu laſſen, die mit dem Blick in's ſinkende Tagesgeſtirn in ſein Gemüth eingezogen war.

Die Anordnungen zum Thee, wie ſie einmal gemacht waren, nicht unterbrechend, befahl er, eine Lampe in Bereitſchaft zu halten und nahm ſogar das Rauchen ſeiner Cigarre wieder auf. Wer zu unpaſſender Stunde Beſuche macht, muß die Menſchen nehmen, wie er ſie findet — ! ſagte er ſich.

Eine Wanduhr tickte laut. Die röthliche Dämmerung des Himmels fiel noch auf die goldnen Bilderrahmen an den Wänden, auf Schränke mit Büchern, deren Einbanddrücken hell im Abendroth glänzten. Der Theetiſch, mit ſilbernem Keſſel, bunten Taſſen chineſiſchen Geſchmacks ſtand dem Licht entgegen an einem Sopha, das die Breite des Pfeilers zwiſchen zwei Fenſtern einnahm. Ein Teppich milderte das Hin und Her der Bedienung, die ſich, als die angemeldete Dame eingetreten war, auf des Grafen Geheiß zurückzog.

Gertrud trug ein dunkles bis oben zugehendes blaues Kleid, einen ſchwarzen leichten Crepp-Shawl darüber — einſt war er hell geweſen und jetzt gefärbt — dunkle Handſchuhe und einen einfachen Hut ohne Ränder, die im Poſtwagen die Anlehnung an die Rückwand würden verhindert haben. Keine Spur von Gefallſucht bot die durch ihre ſchlanke Figur und

den angenehmen Schnitt ihrer Züge sofort auffallende Erscheinung. Ein flüchtiges verlegenes Lächeln beim Eintreten war das Einzige, das den Gedanken wecken konnte: Pah! auch dies Mädchen steht unter den allgemeinen Bedingungen des Frauenthums und hört und sieht es lieber, daß sie gefällt, als daß nicht —! Aeußerlich aber schien sie nur Ernst und lediglich von ihrem Anliegen erfüllt.

„Was wünschen Sie —?" fragte der Graf, der sich erhoben und die Eintretende auf einen Stuhl in der Nähe seines Sophas verwiesen hatte.

„Herr Graf," begann das junge Mädchen mit einer vor Beklemmung anfangs leisen, sich aber allmälig zusammennehmenden Stimme, „ich habe die Reise aus der Hauptstadt hieher gemacht, um Sie aufzufordern, in die Lebensschicksale des bekannten Theodor Waldner mit derjenigen Entschiedenheit einzugreifen, die sich für Sie, Herr Graf, als den muthmaßlichen Vater desselben, ziemt!"

Graf Wildenschwert hatte ein schwarzes Käppchen auf seinem fast haarlosen Schädel. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand an sein Haupt, als müßte er sich von einer solchen so ohne Weiters herausplatzenden Sicherheit betäubt fühlen. Das Käppchen schob sich ihm darüber völlig in die Quere. „Sie sind ja schnell fertig mit dem Wort —!" sagte er mit einiger Verlegenheit, entschuldigte seine Cigarre, von der er nicht mehr merkte, daß sie im Ausgehen begriffen war, senkte

seine starken noch dunkel gebliebenen Augenbrauen und fragte etwas inquisitorisch: „Welche soziale Stellung bekleiden Sie, mein Fräulein?“

„Ich bin bei meinem Oheim,“ antwortete Gertrud und benutzte die ihr gegebene Gelegenheit zum Sprechen, um sofort wieder auf die Hauptsache zu kommen. „Sie werden sich meines Oheims erinnern, Herr Graf! Er hatte in jüngern Jahren die Ehre, Ihr Schloß besuchen zu dürfen. Seit einigen Jahren führt er eine Erziehungsanstalt, in deren Oekonomie ich ihn unterstütze — ich bin die Tochter seines verstorbenen Bruders. Ein wunderbarer Zufall machte ihn zum Erzieher des unglücklichen Waldner, der sich bis dahin unter seinem Schutz befand und erst seit einigen Wochen, nach dem Mordanfall, nicht wieder unter unser Dach zurückgekehrt ist.“

„Warum nicht zu Ihnen?“ fragte der Graf und that diese Frage nur, um Zeit zu gewinnen, sich zu sammeln. Alles in seinem aufgeregten Innern drängte: Sei kalt und stolz —!

„Weil sich mein Oheim den muthmaßlichen Mordanstiftern gegenüber in einer Lage befindet, die ihn im zweideutigsten Licht erscheinen lassen kann. Schon Einmal wurde in unserm Hause ein Vergiftungsversuch mit Waldner gemacht. Bereits damals beschloß mein Oheim, sich zur Vermeidung jeder Mißdeutung von diesem Unglücklichen zu trennen. Denn Sie müssen wissen, Herr Graf, jener Herr von Fernau und dessen

Gemalin ſchoſſen ihm 20,000 Thaler für die Erwerbung eines Hauſes und die Begründung ſeiner Anſtalt vor. 5000 Thaler haben ſie vor einiger Zeit ſchon zurückerhalten, den Reſt erſt vor Kurzem gekündigt. Die krankhaft erregte Phantaſie meines Onkels, die ſtete Angſt, die ihn vor dem Urtheil der öffentlichen Meinung beherrſcht, läßt ihn glauben, die Welt würde annehmen, daß er aus Sorge um jene Gelder den Mördern in die Hände gearbeitet hätte — ! Er weigert ſich demzufolge, Waldnern, wenn er geneſen iſt, wieder aufzunehmen. Der Unglückliche iſt ſomit ausgeſtoßen in die alte Nacht, die ihn ſiebzehn Jahre lang in ſeinem unterirdiſchen Kerker umgab. Denn darauf läßt ſich ſchwören: Die Gerichte vertuſchen, was jetzt geſchehen, wie ſchon einmal alles Frühere —!"

„Oho —! Oho!" unterbrach der Graf.

„Die Mörder gehen frei aus. Denn ein Ankläger fehlt. Oder ſeien Sie es, Herr Graf! Beginnen Sie, wenn Sie meinem Rath folgen wollen, ſogleich mit einem heroiſchen Entſchluß! Sie haben durch die Mörder, Mutter und Stiefvater, mehr als eine Million verloren. Und noch Eins, Sie ſind bei Alledem reich genug, um auf 15,000 Thaler keinen großen Werth zu legen. Strecken Sie meinem Oheim dieſe Summe vor —!"

Ein erneuertes „Oho!" des Grafen, diesmal mehr humoriſtiſch als befremdet ablehnend, hatte dieſe kühne Rede des jungen Mädchens, ſchon ehe ſie ganz been-

gesucht, dann eingesteckt, dann gedreht. Das Zimmer geht auf. Nun hört man ihn, wie er erst den Stock wegsetzt, dann den Hut in eine Schachtel thut, dann den Rock auszieht, kurz, man möchte den Mann für einen Professor der Mathematik halten." Gelinde lachte herzlich über diese natürliche Freimüthigkeit, mit welcher sich der Schlachtenmaler über seinen Nachbar aussprach; doch erblaßte sie, als sie Sophie sah, die blutreich dalag. Und als nun Oscar erst den Namen des Mannes nannte, wußte sie, von wem die Rede war, und schrack ängstlich zusammen, als jener fortfuhr: „Dieser ausgedörrte Aal soll verliebt sein und sich mit der Frühlingspetersilie eines ganz jungen Mädchens schmücken wollen, wie man in Gasthäusern ihn wohl auf den Tisch gesetzt bekömmt. Ich denke mir's lächerlich genug, wenn so ein alter Hahn zu seiner jungen Frau sagt: Sophie, mein Haar wird zu lang, schneid' es mir' Und nun muß Sophie die Scheere nehmen und dem entnervten Simson, der keine Thür mehr aushebt, selbst wenn es eine Tapetenthür wäre, hinter der seine Eifersucht einen Nebenbuhler vermuthet, muß, sag' ich, ihm die Stoppeln auf dem Kopfe reinigen. Oder des Sonntags setzt sich so ein alter Krämer hin und zieht sich weiße Wäsche an und seine junge Frau muß dann kommen und ihm vorne die Bänder an den Hemden zubinden, muß ihm die Glasteraugen ausschneiden und dann mit Rührei'rn, als zweitem Frühstück, bewirthen. Sophie . . ." Hier war aber Gelinde so blaß geworden, daß sie sich selbst vor einer Ohnmacht nur durch die Erklärung zu retten wußte: „Ach, ich gehe nur in den Garten, kommen Sie mit Sophien nach!" Schlachtenmaler war denn doch noch zu derb. Gelinde floh vor ihm und ließ Sophien freies Terrain. Diese

digt war, unterbrochen. Dann fuhr der Graf, ſein Käppchen zurechtrückend und ſich nach ſeinem ſiedenden Theekeſſel umſehend, fort:

„Das muß ich ſagen! An Ihnen iſt ein General verloren! Sie verſtehen Sturm zu commandiren —!“

Der Graf ſollte zu ſeiner Ueberraſchung noch mehr erleben. Als er ſich einem Gefäß zugewendet hatte, worin unter einem Bleigewicht die Theeblätter lagen, nahm der Dampf aus dem Keſſel, unter dem die Spiritusflamme brannte, Ueberhand. Da wollte er nun helfen mit der einen Hand und nahm mit der andern einen Löffel voll der trockenen Blätter und wollte dieſe in eine zierlich geformte Kanne ſchütten. Doch kam darüber ſeine ganze Sieberei in Verwirrung. Die Uebung fehlte nicht, nur machte die Aufregung, die Befremdung, die Unentſchloſſenheit, daß ſeine Hände unſicher hin und her taſteten.

Da ſagte Gertrud ein einfaches: „Erlauben Sie, Herr Graf!“ griff, ohne die Handſchuhe auszuziehen, mithelfend an, goß etwas Waſſer in die Kanne, um dieſe zu erwärmen, entfernte das dazu benutzte Waſſer in einen Spültumpen, der ſchon in der Nähe ſtand, und reichte hierauf dem Grafen die Kanne zum Einſchütten der Blätter dar. Und als dann dieſer, faſt mechaniſch — er war in tiefes Sinnen verſunken — alles gethan hatte, was ſie vorausſetzte, goß ſie das ſiedende Waſſer darauf und blies zuletzt die Spiritusflamme aus.

„Das muß ich ſagen!“ rief ſich endlich findend

der Ueberraſchte aus. „Eine ſolche Unterſtützung heute hätte ich mir nicht träumen laſſen! Allerliebſt, wie Ihnen das alles von Händen geht! Aber ziehen Sie doch Ihre Handſchuhe aus, Fräulein! Leiſten Sie mir überhaupt bei meinem Thee Geſellſchaft! Sie werden von Ihrer Reiſe her Appetit haben —!“

Damit hatte der Graf auch ſchon den in ſeiner Nähe befindlichen Klingelzug ergriffen und beſtellte, obgleich Gertrud proteſtirte, noch eine zweite Taſſe und mehr Brot und kalte Küche.

Auf Gertruds Betheurung, daß ſie nichts bedürfte, auf ihr Anbehaltenwollen ihrer Handſchuhe, ſagte Graf Wildenſchwert noch dringender:

„Das iſt mir lange nicht zu Theil geworden, ſo angenehme Geſellſchaft zu haben! An dieſer Stelle hier ſchon gar nicht! Auch ſonſt —! Hier wohnte vor Jahren meine geſchiedene Frau —“

Noch war der Diener nicht zu hören, der wieder zurückkehren mußte.

Gertrud, die ſich geſetzt hatte, ſtand jetzt auf, trat vom Theetiſch zurück und rief, zurückkehrend in die leidenſchaftliche Stimmung, in der ſie gekommen war:

„Hier alſo hat ſie gewohnt, dieſe entſetzliche Frau? Hier hat ſie gebrütet, wie ſie Ihre Hoffnungen betrügen, wie ſie morden konnte ohne Gift und Dolch! Nun iſt ſie dazu doch noch gezwungen worden —! Die Angſt vor dem geiſtigen Erſtarken Waldners, vor dem Zu-

nehmen ſeiner Willenskraft wurde bei ihr zu groß —! Und dann — Ihre Rückkehr, die Furcht vor Ihrer Energie, Herr Graf —"

„Stille! Stille!" rief der Angeredete.

Draußen hörte man eine Thür gehen. Der zweite Diener brachte die angezündete Lampe und nicht lange, ſo folgte auch der erſtere mit dem vermehrten Theegeſchirr und einigen kalten Speiſereſten. Gertrud mußte ſich beherrſchen.

Aber auch ohne dieſe Störung würde ſie der Graf auf alle dieſe Ausbrüche einer Erregung, vor deren Anſteckung er ſich fürchtete, mit derſelben ſcheinbaren Ruhe befragt haben, wie er jetzt that:

„Wo ſind Sie abgeſtiegen? Fuhren Sie denn die Nacht hindurch? Wie lange dürfen Sie hier bleiben —? Und nochmals — wo ſind Sie abgeſtiegen?"

Gertrud nannte eine Stadt, wo ſie übernachtet hätte, und erklärte mit ihrem Zimmerchen in einer der beiden kleinen Dorfherbergen und grade in der, die dem Schloſſe am nächſten läge, vollkommen zufrieden zu ſein.

„Nein, nein! Sie müſſen im Schloſſe wohnen, mein Fräulein! Ich bin alt genug, damit der Welt kein Aergerniß zu geben —! Sehen Sie, wie behaglich wir zuſammen Thee trinken —! Thun Sie mir den Gefallen anzunehmen, Sie wären zu Hauſe. Ei, Ihre Tante war ja eine Inclination von mir —

Ihr Onkel hat vor Jahren in einem Zimmer geſchlafen, das Sie wieder einnehmen können. Apropos! Was macht Doctor Staudtner? Kennen Sie ihn — ich glaube, er iſt Sanitätsrath —? Er hätte mich wohl in der Reſidenz beſuchen können —!"

„O gewiß kenne ich ihn —!" entgegnete Gertrud bitter, ließ ſich auf die ihr gemachten Vorſchläge nur mit Kopfſchütteln ein und lenkte ſogleich wieder auf den eigentlichen Zweck ihrer Reiſe.

„Staudtner iſt ebenfalls Einer von denen, die am eifrigſten die Meinung zu verbreiten ſuchen, Waldner hätte ſich ſelbſt beſchädigen wollen, nur um das für ſeine Perſon entſchwundene Intereſſe wieder anzufachen —"

Den Grafen berührte es ſichtlich auf's angenehmſte, daß ſein Beſuch, der ihn auch ohne den Zweck, der Gertrud hergeführt, gefeſſelt haben würde, Anſtalten machte, jetzt den Thee, den er ihr einſchenkte, nicht abzulehnen. Die reſolute Entſchloſſenheit eines noch ſo jungen Weſens imponirte ihm. In der That ging er auf den angeregten, ihm bis jetzt nur unheimlich geweſenen Gegenſtand ein und ſagte:

„Ja aber, mein liebes Kind, das meinen ſehr Viele —! Man will gefunden haben, daß die anonymen Briefe, die ihn verlocken ſollten, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben ſind —!"

„Nachgeahmt hat man ſeine Hand! O gewiß!" rief Gertrud.

„Wie konnte er dem zweiten Briefe Folge leiſten, da er geſehen hatte, wie übel ſeinem Freunde die für ihn übernommene Folgeleiſtung auf den erſten bekommen war?“

„Sein reines Gemüth glaubte nicht an eine Nachſtellung! Das Unglück, das den Freund traf, erſchien ihm reiner Zufall. Sehen Sie dieſe Züge —!“ unterbrach ſich Gertrud, griff nach einem Portefeuille, das ſie in ihren Kleidern verborgen getragen hatte, und zog ein kleines Lichtbild hervor, deſſen Ueberreichung ſie mit den Worten begleitete: „Liegt darin irgend ein Falſch? Sind es nicht die Augen eines reinen Gewiſſens? Liegt irgend etwas Anderes um die Mundwinkel, als Schmerz um ſein betrogenes Daſein? Von der Aehnlichkeit mit Ihnen ſelbſt, Herr Graf, rede ich nicht. Sie iſt ſo wunderbar groß, daß ich fürchte, Sie, den Vater des Unglücklichen, durch eine weitergebende Vergleichung zu ſehr zu erſchüttern — —“

In der That zitterte des Grafen Hand, als er das kleine Bild betrachtete. Die Erinnerung an ſeine eigene jugendliche Erſcheinung, an ſeine Knabenjahre, tauchte zu mächtig in ihm auf. Und die Ideenverbindung wirkte weiter fort. Es trat ihm das Bild ſeiner Mutter entgegen, die ihn ſo innig geliebt, ſich grade an ſeinem Aeußern, an dieſer Locke, an jenem Grübchen in der Wange — auch „ſeines Sohnes“ ſo erfreut hatte. Er ſah ſich ſelbſt — und was auf ſein eignes Bild nicht paßte, paßte auf Jac-

wiga — die er in Wahrheit geliebt hatte. Bewegt und ſtumm reichte er das Bild zurück.

„Behalten Sie es, Herr Graf!“ ſagte Gertrud mit Innigkeit, unvermögend den Winken des Grafen nachzugeben und ſich an dem beſcheidenen Mahl noch länger zu betheiligen. Wiederholt hatte der Graf auf letztres hingedeutet und damit wieder den Ton des Gleichmuths gewinnen wollen.

„Laſſen Sie ſich,“ fuhr Gertrud fort, „durch den Anblick Ihres Sohnes beſtimmen, ihn in Ihre Arme zu rufen, ihn an Ihr Herz zu drücken —! Wahrlich, ich verſichere Sie, er verdient Ihre Liebe —!“

„Zum Wetter —“ rief der Graf wie erzürnt aus, ſprang auf und zupfte mit der Linken an ſeinem weißen Backenbart. „Sie blaſen ja —“ er beherrſchte ſich, ſetzte ſich und wollte nur geſcherzt haben — „Flammen der Eiferſucht oder, richtiger, der — der väterlichen Liebe inſofern in mir an, als — als — Sie den jungen Mann zu lieben ſcheinen und — meine Schwiegertochter werden wollen! Hahaha!“

Gertrud war nicht in der Stimmung, auf dieſe Scherze einzugehen. Sie hatte eine Reiſe von vielen Meilen zurückgelegt. Sie war erſchöpft und mußte ſich anſtrengen, ihrer Kräfte Herr zu bleiben. Sie ſchwieg. Sie ſchwieg um ſo mehr, als die Unterſtellung, daß ſie nur aus eigenem Herzensintereſſe ſo ſprach und handelte, nicht ohne Grund war.

„Ich weiß es ſehr wohl,“ fuhr der Graf fort,

„ich habe mein Ohr ſelbſt aus unermeßlicher Ferne, wo ich weilte, für dieſen Gegenſtand geſpitzt! Man hat mir, dem Zweifelnden, dem beſonnen Prüfenden, erzählt, daß Ihr Herr Onkel anfangs ein rechtes Pfuſcherwerk mit dem von einem grauenvollen Leben und vielleicht gar von einem noch grauenvolleren Tode Erretteten anſtellte, bis man ihn vor geiſtiger Ueberfütterung rettete, auf's Land gab, Ihrem Großvater und Ihnen zur Pflege. Sie erſt, Sie ſollen ihn erzogen — ſollen ſich ihm ſchweſterlich geſellt, ihn im kindlichen Spiel auf die Dinge vorbereitet haben, die das Leben bietet — Sie ſind in Wahrheit ſeine —"

Hier ſtockte ſeine Stimme. Die Worte — „ſeine Mutter —" verklangen in einer Anwandlung von Rührung.

Kaum ſah Gertrud in ſeinen Augen eine gewiſſe Unbeſtimmtheit, eine Umflorung des Blicks, als ſie ſich erhob, ſeine Hand ergriff, den Tiſch, der ihre Bewegung hinderte, umging und in die Worte ausbrach:

„O, Ihr Herz iſt weich! Sie kämpfen ſchon lange mit dem Entſchluß, hier das Rechte zu treffen! Laſſen Sie ſein Blut nicht umſonſt gefloſſen ſein! Treten Sie als Rächer, als ein von Gott berufener Richter auf —!"

Sie mußte neben dem Grafen auf's Sopha ſinken. Sie konnte vor Erſchütterung den Weg zu ihrem Seſſel nicht wieder zurückfinden.

Da war es ihr faſt lieb, daß der Graf im Ton des grämlichen Alters herauspolterte:

„Pah, pah! Sie haben gut reden, mein Fräulein! Einer Familie den Krieg auf Tod und Leben ankündigen! Einer Familie, die achtbare Verzweigungen hat! Der Präſident Fernau iſt ein Ehrenmann, ſeine Gattin war die Freundin meiner Frau! Dieſe ſelbſt — ich kann es nicht glauben, daß ſie jener Unthat fähig geweſen iſt, daß ſie die Einſchließung, Einkerkerung, das lebendige Begraben des Kindes befahl — wenn ich auch vollkommen verſtehen könnte, daß ſie mich um den Beſitz eines Sohnes bringen wollte. Und nun vollends — dieſer jetzige offne Mord —! Nein, nein! Das kommt nicht von ihr —! Und wenn dieſer Fernau etwa, dieſer Menſch, den ſie ſtatt meiner gewählt hat, ſolcher Unthaten fähig ſein ſollte, ſo wird er ſeine Mitwiſſenſchaft ſo verſchleiert, ſie dem gedungenen Mörder unkenntlich gemacht haben, daß ich unmöglich vor ihn hintreten und ihn anſchuldigen kann —! Man muß das jetzt alles den Gerichten überlaſſen.“

„Wenden Sie eine Summe Geldes daran!“ fiel Gertrud ein. „Suchen Sie die Frau Ihres ehemaligen Jägers, Wülfing, zu gewinnen! Dieſe ſoll ſchwankend ſein. Das Maaß ihrer Mitſchuld wird ihr zu ſchwer. Sie hat zuweilen nach einem Geiſtlichen verlangt. Wenn Sie ihr gegenüberträten, Sie eine Unterredung mit ihr unter vier Augen begehrten, ſo würde ſie vielleicht bekennen. Ohne Zweifel war ſie an der Verheimlichung der Geburt Waldners am allermeiſten betheiligt —“

Der Graf ſchwieg. Er betrachtete mit Staunen das junge Mädchen, das durch ihre Erregung nicht erglühte, ſondern immer bleicher geworden war. Die Weiſe, wie ſie da ſo, ohne zu ſtocken, die Vorgänge einer Geburt erwähnen konnte, befremdete ihn um einen kurzen Augenblick. Bald fand er, daß alles in die natürliche Art dieſes Mädchens paßte. Unter den Gedankenirrlichtern, die um ihn herhüpften, befand ſich auch der: Auf unſerer Expedition über Länder und Meere fehlten uns Frauen —! Und mit Recht. Aber dieſe da, die hätte uns können wie ein Mann begleiten haben —!

„Und fühlen Sie denn gar nichts, Herr Graf,“ fuhr ſie fort, „von einer Mahnung des Gewiſſens? Von einer Regung der Liebe —? Ihr altberühmter Stamm iſt verdorrt. Sie gewinnen einen Sohn —! Einen berechtigten Erben Ihres Namens —! Und wie einſam leben Sie —! Sie haben ſich den Ruhm einer großen That für die Wiſſenſchaft und den Staat erworben, aber dieſe That hat Opfer gefordert, Lebenskraft: Sie wollen Ihre Forderen in Ruhe genießen —! Wie ſchön dann, wenn Sie ein Sohn erheitern, Ihnen die Freuden ſeiner ſich ſo hoffnungsvoll anlaſſenden Entwickelung bereiten würde —“

„Nein, nein, nein —!“ unterbrach der Graf dieſen die ſanfteſten Töne anſchlagenden Erguß der Ueberredung. „Ich muß Sie da in einigen Irrthümern berichtigen, meine Liebe. Ich fühle, aufrichtig ge-

ſtanden, nichts für dieſen Armen. Ich müßte mir das, gradezu geſagt, künſtlich geben. Ich kann mir eine Elternliebe zu Kindern denken, die bis zur Affenzärtlichkeit geht. Wir haben das ja täglich. Das macht ſich durch das Zuſammenaufwachſen, durch das Nebeneinanderfortleben. Die Jungen wachſen hoch und die Alten beugen ſich. Da geht Eins mit dem Andern. Kinder ſind dann unſere Zweige, unſere Früchte, unſere Organe, wie Sie wollen. Alles das muß mit uns ſo geworden ſein. Selbſt Jahre der Trennung hindern nicht, daß ſich die Zuſammengehörigkeit und Einigkeit ſogleich wiederfindet, wenn man ſich einmal wiederſieht. Aber in unſerm Falle hier? Den Armen habe ich nie geſehen! Nie hat er mir gehört! Ich habe ihn nicht einmal als verloren betrachten können. Vatergefühle kommen zu ſpät bei mir. Und ſo ſentimental bin ich nie geweſen, um nach Vaternamen geſchmachtet zu haben. Meine Lebensräſon iſt Stabilität! Ich bin ein alter Conſervativer und habe einen ungeheuern Reſpekt vor allem, was in der Regel iſt, und habe manchmal gar keinen Reſpekt vor den Ausnahmen. Das iſt es, mein Kind. Ein fait accompli zu zerſtören, war nie meine Sache. Und das erkläre Ihnen, warum ich, ohne ein Barbar zu ſein, Ihnen über dieſen Gegenſtand ſo kalt erſcheine. Ich fühle — für — "

Gertrud unterbrach den Polterer —:

„Verleugnen Sie ihn nicht mit Principien, die

ſprang auf und umarmte den Freund, indem ſie lachend erklärte, die Partie wäre erſt im Anknüpfen und das Beſinnen noch bei ihr geweſen. Der Satan (nämlich der Baron von Höllenſtein) wollte es ſo, und, überroth werdend, fügte ſie hinzu, es wäre Alles weit luſtiger in der Stadt, als auf dem Lande, und er ſelbſt würde ſchon mit der Zeit noch klug werden. Schlachtenmaler verſtand ſie wohl und drückte ſie von ſeinem Schoß fort, weil ihn die Neugier trieb, die Gemälde im Zimmer, den Papagei und die Koſtbarkeiten der Toilette Celindens zu bewundern. Er mußte bei dieſer Wanderung durch das Zimmer Sophien mitſchleppen, die ſich an ihn hing und nichts zugeben wollte, als er ſatiriſch lächelnd bemerkte: „Wenn das euer Satan ſähe! Der Mann iſt Officier und ſcheint den Regiſtrator als Retoute zu brauchen, um ſeine eigenen Operationen zu maskiren.“ Sophie nahm aber einen Fächer, als er nicht aufhören wollte, und ſchlug ihm damit ſo derb auf den Mund, daß er, an Rache denkend, genöthigt war, ſie zu verfolgen. Sie floh nämlich wohlweislich durch einige Zimmer in die übrigen und warf die Thür ihres Schlafcabinets erſt da in's Schloß, als Schlachtenmaler mit ihr ſchon drin war. Sie erzählte ihm da Mancherlei von der Vergangenheit.

Indeſſen duftete Celinde im Garten mit ihren Blumen um die Wette. Manche Thräne perlte in den dunkeln Augenkelchen, daß Menſchen, die ſo lieb und gut wären, ſo zornige Falten auf ihrer Stirne ſammeln und die Geſichtszüge zu ſo menſchheitsfeindlichem, cyniſchem Spottgelächter verzerren könnten. Hätte ſie doch von allen Roſen gern die Dornen fortgezaubert! Sie war nur deßhalb geflohen, weil ſie, wie durch ein Kaleidoſkop ſehend, fürchtete, die geringſte

in Ihrem Herzen keine tiefen Wurzeln geſchlagen haben! Das ſind alles nur Worte, die Sie da ſprechen, Herr Graf, nichts als Worte —! Die ſogenannten Principien der meiſten Menſchen, das habe ich immer gefunden, ſind Aushängeſchilder für Trägheit, Bequemlichkeit. Faſſen Sie nur das Eine in's Auge: Man will einen Menſchen aus der Welt ſchaffen, weil man glaubt, er reclamirt ſein Recht und macht einen Verſchwender, den Herrn von Fernau, ſeine Frau und deſſen Söhne, die ſchon anfangen, auf gleicher Bahn zu wandeln, zu Bettlern —"

„Ganz gut! Das iſt die Schärfe des Haars!" rief der Graf, indem er Gertrud auf die Schulter ſchlug. „Sie haben dieſen Gegenſtand definirt, wie er liegt. Und geſchehen muß etwas! Schon um deßwillen, damit bekannt wird, daß ich — ich — renoncire und ſomit der junge Menſch endlich die volle Sicherheit ſeines Lebens gewinnt —! Das Weitere findet ſich dann —"

„O, ſagen Sie das nicht!" flehte Gertrud und hatte es leicht damit, denn der Graf war bei alledem in ihrer Gewalt. Immer auf's Neue hatte er ſie gebeten, ihren Hut abzunehmen. Sie hatte es auch gethan und that es gern, da der Graf erklärte:

„Ich opponire Ihnen von jetzt ab in nichts mehr! Nicht, weil ich Ihnen zuſtimme, ſondern weil ich Sie nicht aufregen will. Erzählen Sie mir von Ihrem Zögling, von Ihrem Onkel, von dem ver-

ſchmitzten Staudtner. „Ich höre, wenn Sie ſprechen, mit Vergnügen auf alles.“

Das that denn auch Gertrud und die Stunden verrannen. Es wurde eilf Uhr und ſie erklärte, noch keine Erſchöpfung zu ſpüren. Ebenſowenig hörte der Graf auf, ihr mit Bewunderung zu lauſchen. Die Diener mochten denken: Das iſt gewiß eine Geſellſchafterin, die ſich der Graf hat kommen laſſen —! Statt mit einer Alten, wie die Dereubach geweſen, will er's nun mit einer Jungen verſuchen!

Der Graf begleitete Gertrud perſönlich in den Dorfkrug, wo ſie durchaus bleiben wollte. Die Nacht war weich und milde. Die Lindenbäume dufteten; es war das erſte Gras gemäht. Hier brummte eine Kuh im Stalle. Dort weinte ein Kind in einer Hütte. Sonſt ſchien Alles im Dorf zu ſchlummern. Von Gertrude Abreiſe durfte keine Rede ſein. Der Graf drückte ihr am Hofthor des Wirthshauſes, wo ein auf's Schloß gegangener und ſo lange dort aufgehaltener Beſuch mit ſchuldigem Aufbleiben erwartet wurde und eine Magd mit der Laterne in der Hand ſie empfing, die Hand und ſah ihr in die Augen, wie es ſchien, einem Großvater gleich, ſeiner Enkelin gegenüber, in Wahrheit aber traumbefangen und wie verſenkt in alte, hoffnungsvoller geweſene Zeiten.

## Einunddreißigſtes Kapitel.

Freilich mit der Art, wie ſich beim Grafen die Wirkungen ihres Beſuchs zu zeigen anfingen, konnte Gertrud nicht im Mindeſten einverſtanden ſein.

Sie war in einer Stimmung angekommen, als ſollte ſie einen Hülferuf ausſtoßen durch die ganze Welt, und nun verzögerte der Graf ſeine Erklärung, nahm alles nur vom Standpunkt des prüfenden Verſtandes, ja fing an, ehe er ſich für reif zu einem Entſchluſſe erklärte, ſeinen Gaſt mit den Umgebungen ſeines Schloſſes, ſeinen Stallungen, Wirthſchaftsgebäuden, vor allem mit ſeinen Sammlungen bekannt zu machen.

Schon in erſter Morgenfrühe ließ er ſie durch einen Bedienten auffordern, das Frühſtück auf dem Schloſſe in ſeiner Geſellſchaft zu nehmen.

Das Wetter war ſommerlich ſchön, die Landſchaft prangte in ihrem Feierkleide. Auch Gertruds bekümmertes Herz dehnte ſich aus und athmete hoffnungsvoll mit dem Leben der Natur. Sie war von Theodor beruhigt geſchieden. Schon wandelte er im

Krankenhause durch sein Zimmer an einem Stabe auf und ab — noch schmerzte am meisten die Hüftengegend. Gertrud hatte die Gewißheit, daß er im Lazareth wohlbehütet und wohlgepflegt war. Der entschiedenen Erklärung Nesselborns, ihn nicht wieder aufnehmen zu wollen, hatte sie ein „Gott wird weiter helfen —" entgegengesetzt. Sie hatte dem Verstoßenen, der jetzt zu einem neuen Lebensberuf übergehen sollte, in hoffnungsvoller Stimmung Abschied gesagt. Ueber manches, was sie Zweifelndes und Banges über Waldners letzthinniges Benehmen auf dem Herzen trug, war sie durch einen sanften Händedruck beruhigt worden, den sie von ihm empfangen und den sie noch nachfühlte bis in ihr innerstes Sein. Sie glaubte annehmen zu müssen, daß der Geliebte unter der Erkenntniß jener Neigungen litt, die Gertrud seinen Freunden eingeflößt hatte.

„Das sind die stillen Dinge, die sie unter sich abgemacht hatten und über die zu sprechen sie immer aufhörten, wenn ich in's Zimmer trat —!" sagte sie so oft zu sich, bis sie an diese Deutung selbst glaubte. Blieb ihr auch noch Manches in Theodors Benehmen unenträthselt und vorzugsweise unklar jene so magisch verlockende Gewalt, die für ihn in den beiden anonymen Briefen hatte liegen können, so vergaß sie doch wenigstens jetzt diese Bedenken, jetzt, wo sie hier durch die Frische und Unmittelbarkeit der Natur eine so innige, die Seele tief ergreifende Aufforderung zu Glück und Freude empfinden durfte.

Den Urlaub vom Onkel hatte sie sich nicht erbeten, sondern sich ihn kurzweg selbst genommen. Da noch nicht Rath geschafft war, woher die von Fernau gekündigte Summe ersetzt werden sollte, so rief man sie, als sie ihre Absicht, nach Schloß Wildenschwert zu reisen, erklärt hatte, wie im Ton eines wilden Männersturms an, der sie zu zerreißen drohte: Ob sie alles verderben, die Existenz des Onkels auf's Spiel setzen wollte —! Noch hoffte man die Fernausche Kündigung rückgängig machen zu können. Aber Gertrud hatte erwidert: „Im Gegentheil! Ich werde die Summe vom Grafen Wildenschwert zu erlangen wissen —!" Darauf hatte sie gepackt, auf weiter nichts gehört und war abgereist.

In der That, sie besaß Menschenkenntniß genug, um sich sagen zu können: Diese Zögerung des gewissenhaften Mannes, seine wie Pedanterie herauskommende Umständlichkeit ist lediglich der Vorbote meiner sich jedenfalls erfüllenden Hoffnungen! Ja sie glaubte sogar schon an die Bereitwilligkeit des Grafen, dem Oheim bei Abfindung des unheimlichen Fernau behülflich zu sein. Denn warum führte er sie nach dem Frühstück, das sie dann wirklich bei ihm eingenommen hatte, so geflissentlich zunächst an die Schule und ließ sich von ihrer eigenen Lehrerausbildung, vom Seminar, vom Kesselbornschen Institut erzählen? Die Mängel des letztern verschwieg sie deshalb nicht, weil sie auf diese Art die ge-

wünſchten Mittel eher zu erlangen hoffte, als durch Lob. Durch Tadel intereſſirte und regte man dieſen wunderlichen Herrn an.

Noch war es die erſte Morgenfrühe. Die Heerden waren noch nicht in die Ställe zurückgetrieben. Wie ſie ſchon von ihren gefährlichen Feinden, den Fliegen und den Käfern, beläſtigt wurden, das hörte man am gewaltigen Schütteln ihrer angenehm geſtimmten Halsglocken. Der Graf ſchlug einen Weg vor durch die Wieſenabhänge, die ſich an eine Seite des Schloſſes anlehnten. Sorgfältiger hatte er ſich heute gekleidet. Ein großer breitrandiger neuer Strohhut ſtach gegen ſein gebräuntes Antlitz mit dem weißen Barte ab. Die Wäſche war die feinſte. Die Auslage ſeines Hemdes wurde von Diamantknöpfen zuſammengehalten. Der Bart am Halſe war ſauber raſirt. Den gelben Sommerrock hob ein rothes Tuch, das er in der Bruſttaſche trug. Sogar der Cigarre enthielt er ſich. Er wollte ſein Erſcheinen ganz auf die Egards einrichten, die man für eine Dame zu nehmen hat. Bei etwas abſchüſſigen Wegen, über die kleinen Brücken des Parks hinweg, bot er Gertrud den Arm. Man glaubte Vater und Tochter wandeln zu ſehen.

Aber dieſer letztere Schein und die ſich ſofort darbietende Combination, wenn er ſich in Waldner ſeinen rechtmäßigen Sohn dachte, waren eben das, was ſeine Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit ſtörte. Pflanzte ſich das alte Geſchlecht der Wildenſchwert

wirklich noch fort und galt es, einem verkommenen armen Jüngling die Rechte, ſich Theodor Graf Wildenſchwert zu nennen, zu erwerben, ſo hätte die erlaubteſte Politik anrathen müſſen, dieſen unerwarteten, mehr als bürgerlich, ja bäuerlich erzogenen Spätling und Nachzügler dadurch zu heben, daß man ihn nur ebenbürtig vermählte mit einer Tochter aus hervorragenden Häuſern. Dieſer Mißſtand, daß Gertrud Reiſelborn die Herzenserwählte jenes ſozuſagen ihm jetzt an die Schwelle ſeines Hauſes gelegten Findlings war, bekümmerte ihn heute mehr noch als geſtern und trübte die aufrichtige Freude und das Wohlgefallen, das er an ſich an dieſer Begegnung zu empfinden ſchien.

Seiner mehr praktiſch-realiſtiſchen Natur (die jedoch, wie das ſo geht, in ihrer excluſiven Vorliebe für den Realismus eben auch Phantaſterei wird, Schwärmerei wider Willen) konnte nichts Willkommneres geboten werden, als zu ſehen, wie ſich ſeine junge Begleiterin auf jedem Gebiet, das ſie luſtwandelnd und im Geſpräch berührten, heimiſch zeigte. Ihre Sprechweiſe war von der Schule her klar und beſtimmt. Eine kleine Nüance provinzieller Ausſprache ſtand ihr nicht ſtörend. Ihre Antworten waren eben ſo treffend, wie ihre Fragen verſtändig. Die geographiſchen Bedingungen ſeiner Reiſen, von denen er ſchon beim Frühſtück zu erzählen angefangen hatte, waren ſeiner Hörerin in ſolchem Grade geläufig, wie ihm bei den vornehmſten

Damen nicht vorgekommen, wenn er ihnen von seinen Reisen erzählen sollte. Selbst sein eigener Schulmeister hier, den er zum Mitglied eines Auditoriums gemacht hatte, das ihm für die Erleichterung seines Gedächtnisses zum Bedürfniß geworden, zeigte sich lange nicht so heimisch auf der Landkarte, wie dies junge Mädchen. Diesen Schulmeister hatte er vor seiner Abreise selbst noch angestellt. Der frühere war versetzt. Diesen neuen fand er inzwischen verheirathet. Gertrud tadelte, als sie das neugebaute Schulhaus betraten und den Unterricht mit nur wenigen Kindern in der engen Hausflur, nicht in der geräumigen Schulstube, gegeben fanden, die Unart, die Schulstube zu Zwecken der Haushaltung zu verwenden. Die Frau Lehrerin wusch für einige Garçons der Umgegend, meistens Beamte, und hatte die Schulstube für einen großen Plättag in Beschlag genommen. Als dann der Lehrer meinte, ohnehin wären zwischen dem Setzen und der Ernte der Kartoffeln die Eltern nicht zu bewegen, ihre Kinder zur Schule zu schicken, loderte Gertrud in Verdruß über diese Entschuldigung auf und sagte zum Grafen:

„Handhaben Sie doch die Gesetze, die von der Unsitte, die Kinder nur im Winter für schulpflichtig zu erklären, nichts wissen —! Freilich," fügte sie leiser hinzu, damit der Lehrer es nicht hörte, „man muß auch die Schule anlockend zu machen verstehen."

Der Graf war auf ſeinem Felde. Er wollte alle Mängel, die Gertrud fand, offen gerügt hören. So verſchwieg ſie denn auch nichts. Sie entdeckte unter den ausgebreiteten Wäſchvorräthen einen Katheder, auf deſſen Anſchaffung ſich der Graf etwas zu Gute that. Mit vollkommen begründetem Zorn warf er die Wäſche rechts und links von dem ſauber angeſtrichenen Sitz herunter und demonſtrirte die vorzügliche Anlage dieſer geräumigen Stube, die Scheidung der Buben und Mädchen, die Demarkationslinie zwiſchen beiden, die breiten Wände, die das Aufhängen von Tafeln geſtatteten, und den Katheder. Gertrud nickte zu allem freundlich, meinte dann aber:

„Ein Katheder paßt in keine Volksſchulſtube! Eine Erhöhung, ein Tiſch und ein Stuhl ſind vollkommen genug! Denn ſehen Sie nur hier die Flanken an dem Katheder! Bis der Lehrer dieſe umgangen hat, bis er die drei Stufen da hinuntergeklettert iſt, da kann er ſich ſchon ſeinen Rock zerriſſen, ja das Bein verſtaucht haben! Denn Sie müſſen den Sturm ſehen, wie manchmal ein guter Lehrer mitten im Vortrag von ſeinem Sitz aufzuſpringen und in eine Gruppe böſer Buben hineinzuſpringen hat! Manchmal muß er auch nur ſo thun, als wenn er nicht bemerkte, was in einer Ecke für heimlicher Unfug getrieben wird, bis dann — die Ernte reif iſt! Dann ſollten Sie den Satz ſehen, wie ein Lehrer hinunterzuſpringen hat, um die Frevler auf friſcher That zu ertappen! Ein ſolcher glücklicher Moment wird

ihm aber durch einen solchen umständlichen Katheder gänzlich verdorben!"

Sogar der Lehrer konnte dieser Aeußerung „nicht Unrecht geben."

Noch eine andre Bemerkung hatte der Graf mit Staunen gehört. Als sich Gertrud zur verlegenen Lehrerin und zu einer Magd, die ihr beim Bügeln behülflich war, wandte, retirirten sich beide an den Ofen. Da sagte sie:

„Ei, drücken Sie nur nicht den Ofen ein! Dieser ist viel zu elegant für eine Schulstube! Bedenken Sie, Herr Graf, was es hier zuweilen für Püffe giebt, wenn sich die Buben raufen, ehe der Lehrer kommt, und sich einander an die Wände werfen! In einer Schulstube muß der Ofen gradezu wie von Granit sein. Der da hält nicht mehr den nächsten Winter aus —!"

Nun zeigte auch in der That die Frau Lehrerin zahlreiche Risse, die bereits vorhanden waren.

Die Lehrmittel, die Wandtafeln, die Rechenmaschinen, alles das fand Gertrud zweckmäßig und — „examinirte" auch die Schüler und Schülerinnen. Sie ließ kopfrechnen. Der Graf konnte sich nicht satt hören. Auch in den Hof mußte sie mit ihm. Als sie nach dem Garten fragte, hörte sie, daß der Schulmeister ein Stück Feld besaß, aber keinen Garten.

„O das ist nicht gut," sagte sie. „Einen Garten muß der Schulmeister haben und der muß dicht an seinem Hause liegen! Seine Blumen und sein Obst müssen um die Wette mit seinen Kindern er-

Bewegung, die Schlachtenmaler nun ferner noch machen würde, könnte ſie um das ſchöne Bild bringen, welches ſie von ihm hatte. Sie wollte ihn nicht ſehen, um ihn deſto lieber zu haben; und wie ſehr ſie ſich nach ihm ſehnte, ſo erſchrack ſie doch vor jeder knarrenden Bewegung der Gartenthür, weil ſie dachte, nun würd' er kommen und ſich ſelber wieder nicht mitbringen. Dann dachte ſie auch wohl, indem ſie ſich unter dem kleinen Griechentempel, der auf einer Anhöhe ſtand und durch einen Laubgang eine Ausſicht bot, die ſchöner war, als ſie Kayuth eigentlich gewähren konnte (ein Wunder, das ſich erſt ſpäter wird aufklären müſſen), niederſetzte — ſie dachte dann wohl: Er ſoll ein ſo himmliſcher Zeichner ſein! Die Menſchen wollen nur in dem rechten Lichte ſtehen, um ſich gut auszunehmen. Zeichnet er, ſo wird er nicht mehr ſpotten. Jedem iſt doch dies ſeine Religion, worin er etwas ſchaffen kann, und in der Nähe ſeines Gottes läſtert er wahrlich nicht. Inzwiſchen ſtand ſchon Schlachtenmaler, indem ſie Papier zurecht legte und einen Bleiſtift ſpitzte, neben ihr, und Sophie ging, Blumen mehr abreißend als pflückend, hinter ihm drein. Schlachtenmaler war ganz erſtaunt, woher hier die Ausſicht in eine Gegend käme, die es bei Kayuth gar nicht gäbe, und Gelinde hätte es ihm gleich ſagen mögen, da ſie die Lüge auch der lebloſen Natur nicht leiden konnte. Sophie glaubte aber wunder wie klug zu ſein, daß ſie gleich ſagte: „Rath einmal!“ denn Schlachtenmaler ſagte darauf: „Wenn es dabei etwas zu rathen gibt, ſo rath' ich auf einen Tünchermeiſter, der die Ausſicht mit dem Spritzpinſel gemalt hat, auf ein italieniſches Präſepe nicht einmal, wo die Felſen doch von wirklichem Stein und nicht bloß Deckfarbe ſind.“ Die Frauen lachten; aber Schlach-

zogen werden! Er muß ſeinen Abendimbiß in ſeiner Weinlaube einnehmen können und ſeine Pfeife dort rauchen, nicht drüben—im Wirthsgarten! Wie des Schulmeiſters Garten, ſo ſein ganzer Charakter! Wenn dort alles ſauber gepflegt iſt, dann ſieht's auch in ſeinem Innern gejätet und gebarkt aus. Und nicht wahr, Herr Lehmann" — ſo hieß der Lehrer — „der Lehrer hat das Bedürfniß, daß ihm irgend etwas unter ſeiner Hand vollkommen und ganz gelingt? Denn mit den Kindern — da hat man's immer nur in der Annäherung. Da fehlt immer noch etwas. Da kann uns im Grunde eigentlich nie etwas vollkommen befriedigen und wenn es noch ſo brav herginge. Das beſte Kind hat den Fehler, daß es endlich ſcheidet. Aber ſo ein Garten, der bleibt! Den kann ein Lehrer zu ſeinem Ebenbild machen! Der muß gehorchen, kann unſern redlichſten Willen, unſern ganzen Charakter zeigen —! Doch —" unterbrach ſie ſich und zugleich das erſtaunende Lächeln und das Wohlgefallen des Grafen, das ihr reichlichſt zu Theil wurde — „doch, Herr Graf, wenn Sie da jetzt dem Herrn Lehmann nebenan den Garten vom Nachbar kaufen, ſo machen Sie nur Eine Bedingung! Ja, ja, Frau Lehmann, jubeln Sie nicht zu früh! Das Obſt im Garten — muß jeder Lehrer mit ſeinen Kindern theilen! Kein Verkauf damit, keine Schacherei, Frau Lehmann! Selbſtvertilgen können Sie es ja ohnehin nicht —! Und das Einmachen koſtet Gläſer und Zucker. So muß es denn bei

einem guten Lehrer heißen: Kinder, heute ist Erntetag! Da opfern Sie getrost einen ganzen Birnbaum und einen ganzen Apfelbaum —! Das lohnt sich Ihnen und wär's auch nur — zu Weihnachten."

Die letzte Wendung war so schalkhaft, daß Lehrer und Lehrerin, die sie sofort verstanden hatten, laut lachten. Erst allmälig merkte der Graf, daß die Gegengeschenke der Eltern gemeint waren.

Das Non plus ultra des kundigungsichtigen Benehmens seines Gastes, der es verrieth, daß er einem Institut von nahezu hundert Pensionären durch seine Geistesgegenwart vorstand (leider war das „Nahezu" bedenklich zurückgegangen) leistete Gertrud, als sie etwas that, was sich nur aus einer Art Rausch, der über sie gekommen war, erklären ließ und was sie sofort bereute.

Im Hofe des Schulmeisters gab es Hühner. Eines gackerte laut und verrieth damit ein ebengelegtes Ei. Daß sie der Schulmeisterin, deren Bügeleisen nun doch einmal kalt geworden war, das Ei suchen half, ging noch. Als aber der Graf auf ein andres Huhn deutete, das ihm krank schien — es duckte sich seltsam und stand wie verdutzt — lachte sie, griff nach dem Thier, hielt es an beiden Flügeln, zog den rechten Handschuh aus, wandte sich einige Augenblicke bei Seite und sagte:

„Das war die ganze Krankheit!"

Sie hatte ein Ei in der Hand.

Der Graf schüttete sich vor Lachen. Gertrud war schon als Kind eine Meisterin in der Kunst, den Hühnern die Umständlichkeit des Legens ihrer Eier zu ersparen. Mit einem geschickten Handgriff kam sie der Operation der Natur zuvor und wußte sich so die Eier zu sichern, ehe sie die Hühner in alle Winkel und Gebüsche verschleppt hatten.

„Sie sollen Hebamme bei dem Huhn werden, das die goldnen Eier legt —!" rief der Graf, als sie das Schulhaus verlassen hatten und stellte durch das Uebermaaß seiner Freude über diese Hühnerentbindung das Gleichgewicht der heitren Stimmung wieder her, das vielleicht bei einer andern Persönlichkeit, als der des Grafen, durch den allzuderben Rückfall Gertruds in ihre heimatlichen Gewohnheiten gestört gewesen wäre.

Sie selbst fühlte, daß sie etwas Unpassendes gethan hatte und schämte sich. Aber der Graf ließ keine Lücke im Gespräch, bot ihr den Arm, um im Dorfe, das sie jetzt durchwanderten, vor bellenden Hunden sicher zu sein, erstaunte über die „leidlich weiße Hand," die sich „das Fräulein" bei so kundiger Behandlung des Landlebens zu erhalten gewußt hätte, trug den Sonnenschirm, den Gertrud wieder ausgespannt, statt ihrer und rühmte die Menschen, die sich an Ort und Stelle, in jeder Situation bewährten. Seine Reisen boten Veranlassung genug, dies Thema weiter auszuführen und dabei Gertrud wieder über das

Minus des Eindrucks zu beruhigen, das vielleicht für jeden Andern ihr Spaß mit dem Huhn hervorgebracht haben würde.

Darauf hin auch zeigte diese muthvoll ihre Betrübniß, die sie darüber empfinden müßte, wie sie sagte, daß der Graf, trotz seiner annehmenden Liebenswürdigkeit gegen sie, doch noch immer nicht zu den Entschlüssen zu bewegen wäre, zu denen sie ihn zu bewegen hiehergereist. Sie kam auf ihre Bitten vom gestrigen Abend zurück und erklärte, ihre Zeit wäre gemessen — Als sie am Schloß ein herrliches Gespann, eine leere Kalesche, vorfahren sah, sagte sie:

„O setzen Sie sich ein! Ich steige mit auf! Wir fahren auf und davon in die Residenz und holen Ihren Sohn!"

„Kind, Kind," war die Antwort, „keine Uebereilung —! Ich muß erst klar sehen —! Aber ich merke schon, im Bunde mit Ihnen wagt man sich an das Kühnste —!"

Das Gespann war für einen Ausflug in die Gegend bestimmt. Der Graf wollte ihr den Umfang seines Gebiets zeigen. Sie mußte einsteigen. Er fuhr selbst und sie mußte neben ihm sitzen. Der Bediente sprang hinten auf.

Kraftvoll und geschickt lenkte der Graf die muthigen Renner. Wo die Straße bergauf ging, erklärte er links und rechts die anmuthig wechselnden Lokalitäten. Hier gehörte ihm eine Strecke Waldes, dort rühmte

er einem Bache nach, daß er Forellen enthielt. Die Heuer im Felde grüßten. Das Getreide war hochaufgeschossen, stand aber nicht eben dicht. Der Graf klagte über die ungenügenden Ergebnisse der in seiner Abwesenheit geführten Verwaltung. Nur das Rauschen des Tieners schien ihn zu verhindern, den neuen Inspektor anzuklagen. Die Schuld, daß einige der Felder trotz des sich so fruchtbar anlassenden Jahres so schlecht stünden, schob er auf die erst neue Anlegung derselben. Er hatte die Wiesen in Getreideland verwandelt. In französischer Sprache, aber mehr für sich allein, nicht erwartend, daß Gertrud die Conversation annehmen würde, murmelte er:

„Dieser Esel von Inspektor muß es wol nicht verstanden haben. Die Drainage ist überall mangelhaft ausgeführt —!"

Gertrud verstand ihn vollkommen und sagte zur angenehmsten Ueberraschung des Grafen:

„Ce n'est pas la faute de ce pauvre homme, c'est la vôtre, Monsieur le Comte —!" Dann fuhr sie in deutscher Sprache fort: „Wie konnten Sie die Versuchung haben, hier auf Getreide zielen zu wollen! Die ganze Gegend, soweit ich sie übersehe, ist allein für Viehzucht geschaffen. Und wäre auch einiger Kornertrag zu hoffen, was will das sagen den großen Vortheilen der Viehzucht gegenüber! Man quält sich jetzt bei uns mit dem Gewinnen von kleinen Getreide Ernten, die mit den Preisen des ein-

geführten Korns in keinem Verhältniß ſtehen! In Ungarn koſtet der Morgen Land nicht den hundertſten Theil des Preiſes bei uns und die Arbeitskräfte ſind bald bezahlt. Da thut wahrhaftig der deutſche Landmann, wenn er nicht den fetteſten Weizenboden hat, beſſer, alles Land für die Viehzucht zu verwenden. Setzt man die Butter und den Käſe nicht nach Gebühr ab, ſo zieht man Schlachtvieh, das mit Zunahme der Bevölkerungen in den Städten eine wahre Quelle des Reichthums wird —!"

Der Graf horchte ſchweigend. Dann ließ er ſich auf Entgegnungen ein und zuletzt mußte er ſeine Zuſtimmung geben. Das war eine Unterhaltung, wie ſie ihm nicht wohlthuender an Herz und Ohr klingen konnte. Denn auch das fehlte nicht, Gertrud ließ ſich belehren. Sie bekannte offen, was ſie nicht wußte. Da hatte der Graf Veranlaſſung zu jenen Auseinanderſetzungen, deren Breite ſeine weiland Gattin Jadwiga „zur Verzweiflung bringen" konnte. Wem aber wie Gertrud an der Sache gelegen iſt, dem kann eine Belehrung nicht gründlich genug kommen.

Der Graf hatte Luſt, in die Wälder hineinzufahren, und ſchlug ein zweites Frühſtück vor auf dem Mohrenkopf, der immer noch exiſtirte und von einem Schwager der Educationsräthin geführt wurde. Gertrud bat, ihr dieſe Begegnung zu erſparen. Sie hatte unter dem Weſen der ehemaligen Wirthstochter zu ſchwer gelitten und litt noch darunter. Sie wußte

aber auch, daß ein Interesse, von Frau Herwigs Schwester etwas zu vernehmen, im Nesselbornschen Hause nicht vorhanden war. Sie bat, der Graf möchte umkehren. Jeder Bitte, die sie aussprach, wurde bereitwilligst Folge gegeben, auch der, daß sie bei schroffen Bergabhängen lieber aussteigen und den Wagen, geführt vom Diener, nachkommen lassen wollte. Auch war ihr solch ein Wandeln durch den Wald genehmer. Im sonnenglanzdurchwobenen Laub sangen die Vögel. Gertrud konnte jeden Vogel bezeichnen. Sie würde ihm nachgeahmt, würde gerufen haben wie der Pfingstvogel, wie die Amsel, der Fink, wenn ihr Herz frei und sorglos gewesen wäre. Der Graf erstaunte, wie sie so kundig vom Hegen des Wildes sprach, vom Rindenschälen, Verfolgen des Borkenkäfers. Wieder auf Wiesen angelangt, tadelte sie hier und da das Heu. Man sähe ihm an, daß es schon drei Tage läge, ohne auch nur Einmal umgewendet worden zu sein. Vom Klee sagte sie, es wäre die höchste Zeit, daß man ihn mähte, denn die Blüthe desselben wäre im vollsten Anzuge. „Das Auge des Herrn —!" wurde des Grafen stehendes Wort, wenn er ihr Recht geben mußte und einräumen, man könnte sich auf Dienende nicht verlassen. Ja, Gertrud brachte ihn beim Besuch der Wirthschaftsgebäude, den sie noch machten vor Rückkehr in das Schloß, das sie gegen Mittag wieder erreicht hatten, förmlich in Zorn, ohne es zu wollen. Mit jener Natürlichkeit, die sie zur Hebamme der Hühner

gemacht hatte, beurtheilte ſie auch die Ställe, in die ſie hineinblickte. Auf dieſe hatte ſchon vor Jahren der Graf, als ihm noch Jadwigas Mittel zu Gebote ſtanden, große Summen verwendet. Man hätte nicht glauben ſollen, daß ein Stall für jenes Thier, das die Vorſtellung lediglich von Unflath weckt, ſo ſauber gehalten werden könnte. Rings um ein Waſſerbecken im Geviert gab es eine förmliche Karthauſe für die Schweine. Jedes hatte ſeine aparte Zelle, wohlvergittert. Im Rundgang um den Waſſerbehälter konnte man jeder Zelle bequem beikommen und ſie reinlich erhalten. Aehnlich ſtanden die Kühe. „Aber was hilft das!“ ſagte Gertrud, dem Melken zuſchauend. „Fünf Kühe habe ich gezählt, die nur auf drei Striche, drei, die nur auf zwei Striche Milch geben —! Das iſt reine Nachläſſigkeit! Verſagt ein Strich, ſo ſoll man den Thierarzt rufen —!“

Einen angenehmen Gegenſatz zu dieſen derbnatürlichen Eindrücken bot die Zurüſtung zum zweiten Frühſtück, das für ein Mittagsmahl gelten konnte. Der Graf hatte vor dem Antreten ſeiner Ausfahrt Befehle gegeben, alles ſo anzuordnen, als wenn er eine Verwandte bewirthete. Das Silbergeſchirr, das Kryſtall, das Weißzeug glänzten. Alles war reich und geſchmackvoll. Noch ſah man die Spuren der üppigen Einrichtung aus den Zeiten Jadwigas.

Gertrud ſaß dem Grafen mit ſeltſamen Gefühlen gegenüber. Die Bedienten, ein alter und ein neu-

angenommener jüngerer, hielten die Schüſſeln hin und nahmen die Teller fort. Scheinbar unbetheiligt. Doch wußte der Graf, wie geſpannt die Schloßbewohner hinter ſeinem Rücken auf die Entpuppung dieſes Beſuchs waren. Man glaubte nicht anders, als der Graf hätte ſich dieſe Dame als Geſellſchafterin berufen. Zuweilen ſank der Hausherr in förmliche Abweſenheit. Dann lagerte ſich ein düſtrer Zug über die Furchen ſeiner Stirn. Es waren die Augenblicke, wo ihm der Gedanke kam: Wär' es Dein Sohn, wie dann — dieſe Schwiegertochter —?! Sein Adelsſtolz, ſein Conſervativismus war in der peinlichſten Lage.

Und doch hatte er ſeine — Sammlungen noch keinem weiblichen Weſen gezeigt, das mit ſoviel Theilnahme und Verſtändniß dieſe oft höchſt abenteuerlichen Zuſammenſtellungen betrachtete! Das wirklich wiſſenſchaftlich Bedeutende wurde von manchen burlesken Gegenſtänden unterbrochen, denen nur eine angeklebte Orts- oder Jahreszahlbezeichnung den relativen Werth einer perſönlichen Erinnerung gab. Doch entwickelten ſich daraus Erzählungen, die Gertrud nicht nur mit Geduld, ſondern mit aufrichtigem Intereſſe anhörte. Sie hatte Phantaſie und bei allem Selbſtgefühl Demuth genug, ſich in die Erfahrungen eines Andern vertiefen zu können. Sie vermochte mit Theilnahme ein verkohltes Stück Tamarindenholz anzuſehen, das der Graf als Erinnerung an einen Ueberfall von Indianern bewahrte, vor denen man bei einer Recognosci-

rung in das Innere einer Insel die Flucht hätte ergreifen müssen, weil man sich in zu geringer Anzahl von den Schiffen entfernte und sein Lager und die Wachtfeuer zu weit in eine unbeschützte Gegend hinausrückt. „Eine kostbare, am Feuer gedörrte Bananenfrucht wollte ich in der Eile mitnehmen und raffte statt deren dies Stück Holz auf und trug's eine Viertelmeile in dem Glauben, etwas Rechtes bei mir zu haben. Erst als ich meinen Appetit stillen wollte, merkte ich den Schaden!"

„Ja," sagte sie, „das ist ein gutes Symbol für die nur zu oft wiederkehrende Erfahrung, daß man uns statt Brot Steine giebt!"

Natürlich war es eine Bezüglichkeit. Als sie ihre Bitten wieder daran angeknüpft hatte, sagte der Graf:

„Liebes Fräulein, ich grüble immerfort über diesen Gegenstand, auch wenn ich nicht davon spreche. Sie haben mich seit gestern Abend schon soweit gebracht, daß ich — nein, nein —" unterbrach er sein Zugestehenwollen und sagte: „Wie lange dürfen Sie noch bleiben? Je länger Sie bleiben, desto weiter kommen wir!"

Gertrud wünschte den Abend zu reisen. Dieselbe Post, die sie gebracht hätte, begegnete einer andern, die sie wieder mitnehmen könnte.

Davon wollte der Graf nichts wissen. An den Fingern berechnend, wieviel Tage nötbig wären, um den Cursus seiner Sammlungen so mit ihm durch-

tenmaler drehte den Tisch, den ihm Celinde zurecht gemacht hatte, um und sagte: „Solche Täuschungen sind gut, nur muß man ihnen den Rücken zukehren: wer kann wissen, daß dies nur eine gemalte Aussicht ist und doch noch hineinsehen!“ Damit zeichnete er ein Puppenspiel im Hintergrund und im Vorgrunde zwei gute Bürger, die das Schattenspiel gleichsam für Wahrheit halten und mit kindischer Ueberraschung auf die Figuren deuten, als wenn sie lebten und man ein persönliches Interesse an ihnen nehmen könnte. Celinde lachte über den Wildfang, ob sie gleich lieber gesehen, er hätte zwei Engel gezeichnet, die mit einem Lamme spielen.

So gerade aber Schlachtenmaler den Bleistift spitzte, so wußte Sophie ihn doch in figürlichem Sinne zu krümmen. Sie machte aus ihres Freundes Talent einen Drücker, der dem Maler zu jeder Zeit das Haus ihrer Herrschaft öffnen sollte. Celinde blickte ihn darauf mit einem Auge an, in welchem der ganze Inbegriff aller sieben Bitten zu liegen schien. Ihm war's in dieser überflutenden Bläue, die ihre großen Augen über ihn ausgossen, als taste er blind an dem Azur des Himmels herum und suche eine Pforte, die ihm wieder den Weg zur Erde zeigte. Er verschloß seine Augen, um sich nur wieder zurecht zu finden, und meinte, wie er lehren könne, was er selbst noch lernen müsse! Dabei zeichnete er aber schon etwas Anderes, nämlich Celinden selbst, aus dem Spiegel heraus, der an der Hinterwand des Tempels stand. Sie glaubte erst, es gälte dem Blumenstrauß, der vor dem Spiegel stand und blickte unverwandt auf ihn, so daß Schlachtenmaler gerad' ihr Antlitz fangen konnte. Als er fertig war, erröthete Celinde und Sophie jubelte über die Aehnlichkeit, nämlich ihrer Empfeh-

zumachen, wie damit ſeine aufmerkſame Hörerin begonnen hatte, ſchüttelte er entſchieden den Kopf.

Als Gertrud ermüdet ſchien, geleitete er ſie wieder in einen inzwiſchen angeſpannten Wagen und ließ nach einer andern Richtung fahren. Diesmal lenkte der Kutſcher, neben welchem der Bediente ſaß, die Roſſe. Der Bock war für beide ziemlich hoch. Da durfte ſich das Geſpräch im Wagen unbelauſchter ergehen. Die Fahrt brachte den Grafen auf manche Erinnerung an Wülfing, Hennenhöft, an die Eltern der Auguſte Widmann, auf dieſe ſelbſt und auf jene Gerichtsſtadt Dornweil, der man ſich näherte. Der Advocat Hellwig wurde erwähnt und die noch jetzt nicht ganz aufgehellte Entlaſtung zweier Mordbrenner durch die Gräfin.

Für Gertrud war alles das klar. Sie wollte ihre Meinungen auseinanderſetzen, wurde jedoch darüber zu lebhaft und erhielt den Wink des Grafen, ſie ſollte ſchweigen. Um nicht in auffallender Weiſe abzubrechen, ließ er ſich vom jungen Hellwig erzählen und ſchloß den Antheil, den er für eine Anſtalt, die auf die Stände Rückſicht nehmen müßte (er widerſprach, wie ſchon ſonſt, allen Erziehungsgrundſätzen, die auf ein allgemeines Menſchenthum gingen) zu erkennen gab, mit dem Bekenntniß:

„Ja, dahin haben Sie mich nun doch ſchon gebracht, Fräulein! Ich überlege ernſtlich, ob ich nicht den erſten Schritt, den ich thue, damit bezeichnen könnte,

daß ich die von dem unſeligen Fernau gekündigte Hypothek in der That auf mich nehme. Ich dächte, es wäre dies die anſtändigſte Frontſtellung, womit ich beginnen könnte, den Gegenſtand in Berückſichtigung zu nehmen."

Gertrud jubelte im Herzen, ohne es jedoch zu verrathen. Denn das hatte ſie ſchon weg, wenn ſie ihre Freude verrieth, ſo ſchüchterte ſie den Veranlaſſer derſelben ein und erlebte, daß er ſeine Bereitwilligkeit zurücknahm. Das ſind die Charaktere, die ſich bei Wohlthaten, die ſie ſpenden, den Dank verbitten. Ihre Geſchenke fangen ſie in dem Augenblick zu reuen an, wo die Freude, die ſie damit hervorrufen, den Anſchein bekommt, als hätten ſie ſich überliſten laſſen. Die Freude des Empfängers kommt ihnen wie ein über ſie errungener Triumph vor.

Um ſechs Uhr fand das Mittagsmahl und ſogar mit Gäſten ſtatt. Gertrud war darüber unzufrieden. Sie ſah eine Verſchleppung ihres Anliegens, die Dringlichkeit deſſelben nicht anerkannt, fürchtete wichtige Augenblicke in Waldners Nähe zu verſäumen und beklagte ſich, als ſie beim Ausſteigen am Schloß und beim Betreten des Saals einer Tafel von mehren Couverten anſichtig wurde. „Inzwiſchen," rief ſie laut, „iſt der Onkel im Stande, Theodor in irgend eine dunkle Werkſtatt zu entführen, wo ich ihn nicht entdecken ſoll, und ihn Schloſſer, Tiſchler, was weiß ich, werden zu laſſen—!"

Der Graf entgegnete, indem er ihr galant den Shawl abnahm:

„Ah so! Sie meinen, weil ich für Standeserziehung und die Abkürzung der Umwege beim Erziehen bin, müßte ich Ihre Meinung theilen, daß der Arme nur zum Grafen erzogen werden sollte —?“

„Ja,“ entgegnete Gertrud mit funkelnden Augen, „dazu allein hat ihn sein unglückliches Schicksal bestimmt! Zum Grafen —! Denn das heißt doch wol soviel als: Zum Menschen! Zu einem der Glücklichen, der die Mittel besitzt, nur sein höheres Selbst zu cultiviren —! Ja, auch Waldner kann nichts andres sein, als ein Erlorner der Schicksalsbuhl. Er kann nur wie im Paradiese leben! Nicht, weil er träge wäre, nicht, weil er nicht dienen und arbeiten könnte — er studirt ja bis in die Nächte hinein —! — nein, weil ihm für sein Wissen um Werden die Anknüpfung fehlt und das uns von Kindesbeinen geläufige Drängen durch die Menschenmassen hindurch! Dieser Egoismus, den wir schon mit der Muttermilch einsaugen, dieser Haß, den wir schon mit der Liebe, die uns gewidmet wird, zu nähren lernen, er fehlt ihm. Er hat sich nie mit andern Buben gebalgt, nie die Zurücksetzung im Wettkampf des Schullebens empfunden. Der bescheidenste aller Menschen ist er auf die Welt gekommen, hat Niemanden verdrängen, Niemanden überholen wollen. Und doch sammelt er Schätze, die unvergänglich sind! Er liest, lernt, schreibt —! O, daß im Leben alles so anders ist —! Wir werden nur tüchtig durch Egoismus, Kampf und Niedertreten unsres Nebenmanns'

Der Aermſte —! Glauben Sie mir, er wird ruhig Schloſſer, wenn man ihn dazu zwingt. Das nenn' ich ſeine adlige Natur. Denn es iſt die ſchöne Natur des Menſchen überhaupt, falls er im Paradieſe geblieben wäre. Theodor gehorcht, weil er glaubt. Und der um ſeine ſchönſten Jahre Betrogene hätte nicht das bevorzugte Glück der Erde verdient —?"

Auf dieſe halb begeiſterten, halb ironiſchen Worte murmelte der Graf vor ſich hin:

„Montaigne ſagt: Mon metier c'est vivre! Allerdings bei dieſem Franzoſen im Bonvivant-Sinn gemeint —! Aber man könnte das Wort auch tiefer faſſen —"

Die zu Tiſch geladenen Gäſte waren der Pfarrer, ein königlicher Rentbeamter, ein adliger Nachbar. Der erſtere war ein Nachfolger jenes unfreundlichen Geiſtlichen, der hier vor Jahren die Seelſorge verwaltet hatte und jetzt zu anſehnlicheren Stellen übergegangen war. Da dem gegenwärtigen noch die Eierſchale des theologiſchen Seminars, aus dem er hervorgegangen, auf dem Kopf ſaß, die beiden älteren Herren dagegen derbe, der Gutsbeſitzer ſogar eine lebensluſtige Natur waren, ſo konnte es bei dem ausgeſuchten Mahle, den trefflichen Weinen, unter denen ſich Erinnerungen an die große Weltreiſe befanden, an Zuſammenſtößen nicht fehlen. Der Graf hatte Gertrud einfach als eine ihm Empfohlene vorgeſtellt, dabei auch den Namen derſelben nur obenhin mit je-

rer Läſſigkeit ausgeſprochen, die, nach Fauconbridge bei Shakeſpeare, ein Zeichen der Vornehmheit iſt. „Unartig iſt es, Namen zu behalten.“

Nach dem Diner mußte freilich der Hauswirth um ſo entſchiedener Rede ſtehen. Denn die junge, ſo anmuthige Dame hatte ſich mit einer Gewandtheit benommen, die allen imponirte. Sie hatte nicht ſelten, wenn der Graf abweſend ſchien, das Geſpräch allein geleitet, die Gegenſätze gefällig vermittelt, Jeden zu Wort kommen laſſen, auch wenn im Redeſchwall des Einen das „Erlauben Sie —!“ des Andern kaum vernehmbar geweſen. Der junge, noch unverheirathete Geiſtliche rückte an ſeiner Brille hin und her, um ſeine Sehkraft zu ſtärken, ſah ſcheinbar die Bilder an den Wänden an und fixirte nur die Sprecherin, die ihm manchen Treffer gegeben und ſeine ſo neubackene Schulweisheit im Gewicht zu leicht befand. Auch ſie nannte die Geiſtlichen die geſchwornen Feinde der Schule, den neuen Schulordnungsplan, der alle Welt beſchäftigte, aus dem Haß gegen die aufblühende Schule entſtanden.

„Das Fräulein iſt Lehrerin —“ mußte ſchon der Graf bei Tiſch erläutern, wodurch eine neue Beleuchtung auf ihre Anweſenheit fiel. Sollte ſie vielleicht eine weibliche Schule im Ort übernehmen? Hatte der Graf eine Adoption von Verwandten vor, von entfernten weiblichen Gliedern ſeiner Familie? Brauchte er dazu eine Gouvernante? Denn für eine

Dorfſchullehrerin war es wahrlich zu hoch, wenn unter anderm Gertrud ſagte:

„Der gehäſſige Geiſt, der die Modulative geſchaffen hat, iſt aus vielen Gründen zu erklären. Der Gelehrte hat in der Regel die Art, wie ihm ſein Wiſſen allmälig gekommen, vergeſſen. Ich habe geſehen, daß Profeſſoren von erſtaunlicher Gelehrſamkeit erſchraken, wenn man ſie fragte: Wie macht man einen Rechenanſatz mit Brüchen? Zu welcher Gattung von Wörtern gehört „welcher“ oder „damit“ —? Was ſind perſönliche Zeitwörter? Geben Sie ein unperſönliches Zeitwort an, das den Genitiv mit ſich führt —! Natürlich finden ſich die Herren allmälig zurecht, aber es geht langſam. Darin ſind die Elementarlehrer Matadore. Nebenbei haben ſie Vieles über die erſten Wurzeln unſrer Bildung hinzugelernt, was den Herren Superintendenten die ſich nur auf die Dogmatik und auf Cicero und Plato wie Kinderſpiel verſtehen, böhmiſche Dörfer geworden ſind. Aergerlich rufen ſie: Leſen, Schreiben, Rechnen, das iſt genug! Und die Staatsweiſen, die in allem Mehr ſogleich die Revolution wittern, meinen das denn auch. So iſt man von obenher in das ganze neuere Schulleben hineingefahren wie in einen verwilderten Wald, hat Axt und Säge mitgenommen und unbarmherzig gelichtet, hier einen Zweig herunter-, dort einen ganzen Stamm weggehauen —! Zum Erbarmen, wenn man dieſe Polizeitafeln lieſt, wo Bögendorf und wie

ſie beißen, commandiren: Bei zehn Thalern Strafe wird hier die Grenze innegehalten und von keinem Schulmeiſter der Weg weiter verfolgt als bis zu dem und dem Querbalken da —! Und die ſchöne grüne Waldung lockt doch drüben ſo anmuthig und der grüne Raſen unter den herrlichen Eichbäumen bietet doch wie von ſelbſt den reizendſten, belebrendſten Weg —!“

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen kam die achte Stunde herbei. Zum Kaffee gab es Cigarren und als ſich Gertrud empfehlen wollte, geleitete ſie der Graf nur einige Zimmer weiter. Er hatte einfach ihre Sachen aus dem Dorfkrug herüberholen laſſen und ſie im Schloß ſchon einquartirt. Auf ihren Widerſpruch hörte er nicht. Mußte er doch zurückeilen, um den neugierigen Fragern über die Fremde jetzt reinen Wein einzuſchenken.

Aber die volle Wahrheit zu ſagen, ſchien ihm doch nicht angemeſſen. Genügte ja ſchon das Wenige, das er zugeſtand, um noch höher die Spannung zu ſteigern. Freilich war man da erſt recht verhindert, ſich Luft zu machen. Denn alle wußten, der Graf liebte nichts zu erörtern, was er nicht ſelbſt auf's Tapet gebracht hatte, am wenigſten „Familienverhältniſſe“ und „einen gewiſſen Gegenſtand.“

Gertrud befand ſich allein in einem großen eleganten Zimmer mit Himmelbett und allem möglichen Comfort. Eine Wirthſchafterin erbot ſich zum Anſchaffen

jeder weitern Bequemlichkeit. Ein Ton der ſich ſchon im Hauſe verbreitenden Furcht vor Veränderungen im Hausweſen ließ ſich durch die Beweiſe von Unterwürfigkeit hindurcherkennen. Gertrud hätte gern die Leute beruhigen mögen. Aber ſie fühlte, daß ſie beſſer that, zu ſchweigen und alles, wie es kam, über ſich ergehen zu laſſen. Sie fand ihren Koffer ſo wieder, wie ſie ihn im Wirthshauſe zurückgelaſſen hatte — obſchon unverſchloſſen. Am Inhalt fehlte nichts.

Gern hätte ſie ſich umgekleidet. Der Graf hatte ſie mit dem Wort entlaſſen: „Zum Thee ſehen wir uns noch —!“ Doch beſchloß ſie, dies Tête-à-Tête abzulehnen. Nicht, weil die Vertraulichkeit mit dem immer zuvorkommender gewordenen Mann zu weit ging, ſondern im Gegentheil, weil ſie nur Eine Vertraulichkeit wünſchte, das Ausſprechendürfen ihrer Wünſche und Hoffnungen wegen Waldners. Beim Thee aber, das wußte ſie ſchon, würde der Graf wieder ausweichen, wieder an andern Dingen haften. Sie überlegte, ob ſie nicht bei ihm durch Zurückhaltung mehr durchſetzte. Es überflog ſie ein Gefühl des Vorwurfs über dieſen Calcül. Sie ſagte ſich: Das iſt ja Koketterie —! Näher aber erwogen, mußte ſie ſich entſchuldigen. Sie hatte ein großes Ziel und erkannte die Schwierigkeit, es zu erreichen. Der Graf war eine zu ſeltſame Natur. In Vielem wich er ganz von jeder Regel ab. Und wieder in Anderm war er vielleicht vermeintlich nur anders als andere Men-

ſchen. Die allgemeine Regel, daß man durch ſcheinbare Gleichgültigkeit und Nachlaſſen im inſtändigen Betreiben einer Sache den Reiz bei Dem, der erobert ſein will, erhöht und ihn in ſeinem Widerſtande unſicher macht, paßte ohne Zweifel auch auf ihn. Mit größter Entſchiedenheit lehnte Gertrud die Aufforderung, zum Thee zu kommen, ab, ja erklärte dem Bedienten durch's Schlüſſelloch, ſchon im Begriff zu ſein, zur Ruhe zu gehen und durchaus nichts mehr zu bedürfen. Sie ſchloß die Läden ihres in den Hof gehenden Zimmers und löſchte das Licht.

Im Grafen zeigte ſich ſofort die Wirkung. Er war überraſcht, betroffen, zuletzt auch allerdings verdrießlich. Er lief in den dunkeln Park, trank keinen Thee, nur Zuckerwaſſer, warf die Cigarre halbangeraucht von ſich, ſchlug die Hände über den Rücken und ſtand an allen kleinen Waſſerfällen ſtill und ſah von allen Erlenbrücken in die Wellen der künſtlich gezogenen Bächlein. Der Mond trat hervor. Auch dieſen alten Reiſegefährten hatte er ſeit lange nicht ſo wiederbegrüßt, wie heute. Und wie ihm geſtern beim Sonnenuntergang allmälig erſt die Spektral-Analyſe einfiel, ſo auch heute nicht ſofort die Mädler'ſche Mondkarte. Zuletzt hatte er ſich beruhigt und das Bett geſucht.

Gertrud brachte es in Wahrheit dahin, daß er ſchon vor dem Frühſtück, nachdem er (und heute ſogar vor dem Spiegel) Toilette gemacht hatte, ſich hinſetzte

und einige Aufzeichnungen über die funfzehntausend Thaler machte, die er dem Educationsrath vorstrecken sollte. Die Bedingungen waren verklausulirt genug. Anfragen beim städtischen Grundkataster mußten vorausgehen. Die Sicherheit der Zinsenzahlung mußte eine mathematische sein. Um die noch nicht fest beschlossene Gewährung, das Stadium eines bloßen Möglichkeitsfalls zu bezeichnen, malte er an die Spitze seines Papierbogens mit großen Buchstaben: „Eventuell". Noch waren die Paragraphen ungeordnet. Paragraph sieben stand vor Paragraph fünf. Man sah, auch Er mußte in Yeddo dem Taikun von Japan zu schaffen gemacht haben. Oder seine Pedanterie entsprach grade den erstarrten Formen jener Länder der minutiösesten Etikette.

Gertrud konnte, als sie frisch und blühend zum gemeinschaftlichen Frühstück kam, nicht schmollen, wie sie anfangs gewollt, über den ihr abgenöthigten Aufenthalt. Hielt er ihr doch sogleich seinen „eventuellen" Bogen über „diesen Gegenstand" entgegen und zeigte „seinen besten Willen", ihr dienlich zu sein.

Sie ergriff das Papier mit vor Freude zitternden Händen und lehnte für's Lesen seine Erläuterungen ab, da sie, wie sie scherzend sagte, an allerlei — „Anfängerhandschriften" gewöhnt wäre. Es würde bei ihm mit der Zeit schon besser kommen.

„Ja, ja, mit der Zeit!" hob er scherzend und ebenfalls beziehungsweise hervor.

lung wegen, und weil sie nun ein Document hatte, welches den Beruf Oscars auswies. Gelinde aber wagte gar nichts zu erwidern: denn sie dachte gerade: Wie gut er ist! Keine Falten mehr auf der Stirn, kein Zittern mehr am Nasenflügel! Sie faßte Vertrauen zu ihm und seinen Arm und stieg den kleinen Parnaß hinab, um ihm noch zu zeigen, was an dem Garten wäre. Schlachtenmaler fand die Blumen alle frischer und origineller als daheim in seines Vaters Garten, ob sie gleich von einem und demselben Samen waren. Nur zuweilen erging er sich in Betrachtungen, die Gelinden fremdartig waren. Ueber die Passionsblumen sprach er wie ein Ungläubiger; über Fuchsschwanz erzählte er vom Eulenspiegel. Die Gärtnerburschen belustigten ihn. Es waren commandirte Soldaten vom Regimente des Barons, die, statt zu exerciren, den Dienst mit der Gießkanne thaten. Einmal sagte er, sie hätten Alle Aehnlichkeit mit ihrem Befehlshaber, den er im Bilde schon vorn im Hause gesehen; dann wunderte er sich über ihre abstehenden Ohren und meinte, das Kriegsministerium müßte einen Befehl ergehen lassen, daß den Kindern in frühester Jugend die Hauben hübsch über die Ohren und nicht hinter ihnen vorgezogen würden: denn nur vom Zusammenbinden hinter den Ohren kämen die abstehenden und die Gesichtsauswüchse, wenn man ein Regiment von hinten marschiren sähe. Ueber alle diese Possen und Dummheiten lachte Sophie; doch verlenkten sie Gelinden. So oft sie auch Schlachtenmalers Arm fahren ließ, wußte er, daß er wieder einlenken mußte. So ging eine Stunde hin; die Gemüther mußten sich erst an ihre Sprache gewöhnen. Sophien wurde die Schwatzhaftigkeit gern zugestanden: nur, daß der Schlachtenmaler selbst mit dem wilden

„Bis heute Abend —!“ ſcherzte Gertrud weiter. „Sie ſind ein frühreifes Talent —!“

„Mit grauen Haaren!“ fiel der Graf lachend ein und war im Begriff, das Wortgefecht weiter zu treiben, bis ſein Gegenüber um die Antworten in Verlegenheit kommen konnte.

Die mit einem eigenthümlichen Feuer, das aus ſeinen zuſammengedrückten und ſie fixirenden Augen blitzte, vorgebrachten Worte: „Ein frühreifes Talent werde ich vielleicht durch Ihre Gegenwart. Sie machen mich jung! Unter acht Tagen kommen Sie von hier nicht fort —!“ hatte ſie nicht mit Kälte zu beantworten nöthig. Denn das Feuer in den Augen des Grafen war nicht unheimlich. Es enthielt die edelſte Herzenswärme. Sie zitterte ſogar bei dem Gedanken: Müßteſt Du denn nicht, wenn alles gut ginge — —? Der Schluß des Gedankens: — ſeine Tochter werden? verrann in ein nebelhaftes Gefühl.

Die längere Andauer ihrer Verlegenheit, ja ſchon die Erwiederung auf die verfänglichen Worte des Grafen erſparte ihr ein lautes Geräuſch in dem nach vorn hinaus liegenden Hofe. Dieſer war gepflaſtert und laut erſcholl auf ihm der Hufſchlag eines Roſſes.

Der Graf blickte, wie traumverwirrt, hinüber.

Schon kam einer der Diener, der bereits den Reiter den Schloßberg hatte hinaufreiten ſehen, und rief:

„Es ſcheint ja ein Courier, Herr Graf —?“

Der Graf dachte an seine Differenzen mit dem Ministerium, erhob sich und öffnete das Fenster.

Der Postreiter kam von der nächsten Station. Die Depesche, die er brachte, war vier bis fünf Stationen früher abgegeben worden.

Der Graf öffnete, schien anfangs enttäuscht, wurde im Lesen aufmerksamer und zeigte auch das Blatt Gertrud, wie schon seiner Vertrauten, die sich zurückgezogen gehalten hatte.

Mit dem peinlichen Gefühl, daß der Graf eine Abhaltung bekam, die ihn verhindern mußte, sich länger mit ihrem Anliegen zu beschäftigen, las sie:

„Hochgeborner Herr Graf! Eine Angelegenheit der wichtigsten Art führt mich zu Ihnen! Die Besorgniß, Ew. Hochgeboren möchten vielleicht nicht anwesend oder im Begriff sein, eine Excursion zu machen, bestimmt mich, diese Zeilen vorauszuschicken. Ich treffe morgen gegen Mittag ein und bitte, annehmen zu wollen, daß ich komme, um einen Auftrag von der höchsten Wichtigkeit auszurichten —"

Nach den üblichen Hochachtungsbezeigungsausdrücken folgte der Name des Wirthschaftsinspektors Anbelang mit dem Titel eines freiherrlich Fernauschen Oekonomiedirektors.

Gertrud hatte die lebhafteste Erinnerung an den Schnelldenker, auch der Graf. Wenn letzterer zu Anbelangs Namen, den Gertrud hervorgehoben hatte, hinzufügte: „Der Ueberläufer —!" so verrieth er seine

Gedankenfährte. Schon rechnete er auf nichts Anderes, als ein ihm verdrießliches Mitverwickeltwerden in den Waldnerſchen Prozeß.

„Wahrſcheinlich ſoll ich gezwungen werden, zu Gunſten meiner geſchiedenen Frau Zeugniſſe auszuſtellen —!“ ſagte er voll Unmuth. „Der ganze Tag wird uns verdorben werden! Wir müſſen zu Hauſe bleiben! Ich dachte Ihnen noch ſchönere Gegenden zu zeigen, als geſtern.“

„Sie zeigen mir den Reſt Ihrer Sammlungen!“ ſagte Gertrud. Sie wußte ſelbſt nicht, warum ſie dieſe zur Beruhigung beſtimmten Worte ſo froh hatte ſprechen müſſen und ſo hoffnungsvoll.

## Zweiunddreißigstes Kapitel.

Mit den Sammlungen wurde es aber nichts. Graf Wildenschwert befand sich in einer desparaten Stimmung. Den Eventualitätsbogen hatte er wieder an sich genommen.

Gertrud zog sich zurück, wie sie sagte, um auf ihrem Zimmer ordnen zu helfen, in Wahrheit aber, um sich nach eigenem Gefallen zu ergeben, wozu sich Gelegenheit bot. Sie brauchte nur in die Gärten, in die Schule zu gehen.

Birnams Wald, der auf Dunsinan heranrückt in Shakespeares Macbeth, kann sich als ein Gewühl streitbarer geharnischter Krieger nicht furchtbarer enthüllt haben, als jetzt dem Grafen die nächste Zukunft „über diesen Gegenstand" auf den Leib rücken zu wollen schien —! Eben noch alles grüner Wald und blauer Himmel, nun Geschwader von aufregenden Thatsachen, drohenden Geschossen, Aufwiegelungen seiner Ruhe. Schon diese Persönlichkeit allein, die zunächst erwartet wurde, schnürte ihm den Athem zu. Er

hatte all die Menſchen, die Verhältniſſe vermieden, die ihn an die vor Jahren erlittene ſchmachvolle Demüthigung ſeines männlichen Stolzes erinnerten. Auch dieſer Anbelang gehörte zu denen, die ihn verlaſſen hatten und zum neuen Geſtirn Fernau übergegangen waren. Jetzt dachte er weder an Gertrud noch an ſeine Sammlungen. Befahl er auch, ein Couvert mehr und ein Zimmer für den „Herrn Oberinſpekter oder was —?“ einzurichten, ſo blieb er doch unſchlüſſig, wie er ihn empfangen ſollte, verletzt oder verſöhnt. Im Grunde war er das letztere. Darum war es ihm aber noch nicht das Richtige. Auf dieſe Art demonſtrirte er ſich die beſten Regungen fort. „Soll ich einem ſolchen Menſchen gegenüber gedemüthigt oder wol gar dumm erſcheinen —?“

Noch nicht eilf Uhr war es, als eine ſtaubbedeckte Extrapoſt vorfuhr, ein Koffer aus dem Innern der wackligen Chaiſe herausgehoben wurde und darauf, ſchon im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde, nur des Staubes wegen mit einem großen Leinwandkittel bedeckt, ein vor Hitze, Eile, vielleicht auch vor Verlegenheit hocherrötheter Herr ausſtieg.

Wenn der Graf ſeiner Regung hätte folgen wollen, ſo würde er ihm ſogleich aus dem Fenſter gerufen haben: „Willkommen alter Freund! Was bringen Sie mir —?“ Das mußte ihm aber aus mancherlei, theils ganzen, theils halben Gründen unrathſam

erſcheinen. Lieber wollte er ihn warten, zappeln laſſen und für ſeine Perſon den Gleichgültigen ſpielen. Das ſagte er denn auch offen zu Gertrud, die er endlich in ſeine Sammlungen geführt und heute mit den alten Münzen bekannt zu machen angefangen hatte.

Ihr ſchlug das Herz, als ſie den Wagen hörte.

„Halten Sie ſich in der Nähe!“ ſagte der Graf. „Man kann — nicht wiſſen —“

Nach einigen numismatiſchen Auseinanderſetzungen ging er.

Schon nach wenig mehr, als zehn Minuten, wurde Gertrud abberufen mit der dringenden Bitte, zum Grafen zu kommen. Beklommen folgte ſie dem Diener.

Als ſie in jenes Zimmer getreten war, wo ſie vorgeſtern mit dem Grafen den Thee getrunken hatte, fand ſie dieſen in demſelben Zuſtand der Aufregung, den ſie in ihm durch die erſten Anrufungen ſeiner Vaterſchaft hervorgebracht hatte. Während der Graf auf- und abging, ſtand die alte Erinnerung von Schloß Steinthal vor ihr, Herr Anbelang, ſie mit ſtaunender Befangenheit prüfend. Er hatte ſich von ſeinem Stuhl erhoben. Fraglich konnte erſcheinen, ob, um ſie zu begrüßen oder — um nicht zu ſitzen, wenn der höfliche Mann den Grafen ſo erregt auf und ab rennen ſah.

„Denken Sie ſich, meine Liebe —“ rief der Hausherr die eintretende Gertrud an, unterbrach ſich jedoch der voranzuſchickenden Vorſtellung der Perſonen

wegen. Aber auch dieſe unterbrach er, indem er, ohne den Ton der Aufregung zu ändern, ausrief: „Ja ſo, wozu das? Sie kennen ſich ja — nicht wahr, Herr —?“

Nur noch ehe der Titel: „Wirthſchaftsdirektor“ über des Grafen Lippe gekommen war, hatte der Vorgeſtellte ſchon den Ausdruck der Herablaſſung, womit er unter andern Umſtänden die Schulmeiſterstochter begrüßt haben würde, in den eines reſpektvollen Staunens verwandelt und geſagt:

„Von Kindesbeinen an —“

„Sie wiſſen vielleicht nicht, mein Fräulein,“ fuhr der Graf fort, ſie auf ſein Sopha verweiſend, „daß mich Herr Anbelang früher mit ſeinen Dienſten beehrte, es aber ſpäter vorzog, meiner Frau zu folgen, die nach Herrn Anbelangs Meinung an mir — hm! ein unerhörtes Verbrechen verübt haben ſoll —“

Gertrud hätte laut aufſchreien mögen vor Staunen und vor Freude. Nie hatte ſie erwartet, der Graf könnte im Stande ſein, ſo mit der Farbe herauszurücken und noch dazu in Gegenwart eines Dritten.

„Herr Anbelang war zugegen,“ fuhr der Hausherr wie verwandelt fort, „als jene gräßliche Enthüllung ſtattfand, wo die Erde ihr Opfer herausgeben mußte —! Erſt jetzt glaubt er den Zeitpunkt gekommen, wo ſich ſeiner Meinung zufolge geziemt, mich mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen —! Daß

Sie nicht, Herr Wirthschaftsdirektor," wandte er sich mit Strenge zu dem befangen niederblickenden Beamten, „daß Sie nicht allein stünden in Ihrem gegenwärtigen Verhalten zu diesem Gegenstande, glaubte ich schon vorhin von Ihnen —"

Ob der Graf „vernommen" oder „gehört zu haben" sagen wollte, blieb sich gleich, denn der Schnelldenker fiel ein:

„Sie unterbrachen mich in meinen Auseinandersetzungen —"

„Die ich nicht hören wollte," setzte sich der Graf in gleichen Takt mit ihm, „ohne die würdigste Zeugin! Hier, Fräulein Nesselborn —! Ein glückliches Ungefähr führte die eigentliche Mutter des unglücklichen Findlings in dem Augenblick hieher, wo Sie mir Pflichten und Rechte zu Füßen legen, die ich aufzuheben kaum noch die Kraft habe! Was sagen Sie dazu, Fräulein? Herr Wirthschaftsdirektor macht mich durch eine förmliche Eröffnung zum Vater Ihres Theodor! Sagten Sie nicht, Herr Anbelang, daß Ihr Auf- —"

„Ein offizieller —! Ja wol, Herr Graf! Wollen Herr Graf nur die Gewogenheit haben, ruhig zuzuhören und zu erwägen, ob ich wirklich alles, ich meine alles, Herr Graf, was ich zu sagen habe, in Gegenwart einer allerdings um Ihren Herrn Sohn hochverdienten jungen Dame —"

„Keine Sylbe ohne sie! Denn wenn Ihre Ent-

hüllung begründet iſt, ſo wüßte ich nicht, wem ich mehr zu Dank verpflichtet bin, als dieſer Neſſelbornſchen ganzen Familie, dem Onkel ſowol wie der Nichte —!"

Gertrud wußte nicht, ſaß ſie auf einem Kanapé oder ſchwebte ſie in den Lüften. Was mußte ſie hören —! Der Graf ſtemmte ſich nicht mehr gegen die Wahrheit —! Er konnte ſogar in Zorn gerathen, auflodern vor Unwillen über die Kränkung ſeiner Rechte — konnte von Pflichten ſprechen —! Einſtweilen miſchte ſie ſich in nichts. Sie ſchwieg und beobachtete. Es kam ihr eine Anwandlung, als könnte möglicherweiſe die Eröffnung des Wirthſchaftsdirektors aus keiner lautern Quelle fließen.

Auch der Graf, der in dieſem Augenblick mit fieberhafter Erregung den Zauberſtab der Erinnerung über die Jahre faſt eines Menſchenalters ausſtreckte und vor dem Gedanken, ſich denn nun hier die Gräber öffnen zu ſehen, die vernarbten Wunden wieder aufbrechen, erſichtlich zitterte, deutete eine gleiche Vorausſetzung an, indem er fragte:

„Sie haben den Dienſt des Herrn von Fernau —"

„Keineswegs!" antwortete der Angeredete, noch ehe ſich Gertrud orientirte, daß der Graf wahrſcheinlich gemeint hatte „quittirt".

„Sie ſind im Begriff, es zu thun, glaube ich. Jene höhern Bedingungen —"

„Wo denken Sie hin, Herr Graf —?"

„Haben Sie mich nicht schon Einmal um einer bessern Stelle willen —“

„Mein Thätigkeitstrieb ging mit Ihren Mitteln nicht gleichen Schritt. Es giebt Naturen, die nicht feiern können. Sie selbst gehören dazu, Herr Graf —! Ihre glänzende Leistung als Reisender —“

„Sprechen Sie von Ihrem —“

„Mit wahrem Vergnügen erfülle ich meinen Auftrag, fällt dabei doch auch mir selbst eine Last vom Herzen —! Ja, liebe Gertrud, was waren das für Tage — damals vor fünf Jahren! Also, Herr Graf, nichts weniger als außer Diensten der Frau von Fernau! Im Gegentheil, ich befinde mich hier im Auftrage der gnädigen Frau selbst —“

Gertrud horchte. Dem Grafen erstarb ein „Sie scherzen —!“ auf den Lippen.

„Gewiß,“ begann mit allen Zeichen ebenso der innigsten Ergriffenheit über die Sache, wie des verletzten Ehrgefühls über die Verkennung seiner Motive der Beamte, „gewiß, Herr Graf, und Sie, meine liebe Gertrud, hören also auch Sie, die Sie allerdings das größte Verdienst um das arme Opfer einer jammervollen Verblendung des Verstandes und des Herzens haben, hören also auch Sie, was ich im Auftrag der Frau von Fernau zuerst hier in diesem Schloß Wildenschwert aussprechen sollte — hier in diesen Zimmern, wo sie einst —“

Mit Rührung blickte Herr Anbelang um sich und

Mädchen so oft im Gespräch durchging, betrübte Celinden heftig. Inzwischen vertraute sie auf sein Inneres und enthielt ihm beim Scheiden einen ihrer langen, so sichern und sanft auflösenden Blicke nicht vor. Er schämte sich, diesen wieder nicht aushalten zu können, und lief davon, ohne auf Sophien zu achten, die schnell aus Aerger einen Knoten in ihr Schnupftuch machte und es ihm, da er schon über den Hof eilte, noch zum Schrecken der Enten, die auseinader stoben, nachwarf.

Als unser junger Freund allein war, kam er sich wie ein verfolgter Verbrecher vor. Er lief durch die Stadtviertel Karuths und suchte eine Stelle, um allein zu sein. Eine ungeheure Leere verödete seine Brust, es war ihm so hohl und unermeßlich, daß er sich irgendwo mit Besonnenheit sammeln mußte. Vorm Thore war der fürstliche Park zu mathematisch für seine romantische Beklemmung eingerichtet. Die beschnittenen Hecken wollten, was bei beschnittenen Ducaten leichter ist, kein Ende nehmen. Die Seitenwege waren gartenkünstliche Versirspiele, die man lösen mußte, weil große Strafe darauf stand, wenn man den Rasen betrat und die Knoten durchhieb. Dann kam wieder ein grüner Platz, um den einige Fechter und mythologische Anspielungen aus Sandstein herumstanden und den Niemand geradezu überschreiten durfte. Dann hieß es wieder, hier dürfen Reiter, hier Fußgänger, dort keine Hunde durch. Hier standen zwei, dort drei Thaler Strafe vom fürstlichen Landesgestüt- und Garten-Amte angedroht. Die Rabatten, die man nicht betreten durfte, waren recht zum Rabatt des Finanz-Collegiums eingerichtet. Schlachtenmaler wußte vor weißen Tafeln gar nicht mehr, wohin, und warf sich in ein ihm ent-

ſuchte die Fäden ſeines Vortrags wieder zu gewinnen, die ihm unter dem Druck der Nothwendigkeit, das Entſetzlichſte und auch ihm vollkommen räthſelhaft Gebliebene zu berichten, verloren gegangen waren.

„Welches die Motive ſind," ſagte er nach einer Pauſe, „die Frau von Fernau zu dieſer Miſſion beſtimmt haben, ich kann es nur ahnen —"

„Haben nicht dieſen Zwang die gerichtlichen Ermittelungen herbeigeführt —?" wollte der Graf fragen.

Anbelang entgegnete aber ſchon auf das bloße Wort „gerichtlichen" —:

„Unter keiner Bedingung! Möglich, daß ſchon die Erhebungen dicht an der Grenze der Wahrheit angekommen ſind! Beſſer aber, die Schuld wird — bekannt, als ſie wird — erkannt —"

„Fernau iſt der Mörder!" rief Gertrud mit feſter Stimme und den Wirthſchaftsdirektor in's Auge faſſend.

Zur Beantwortung dieſer Frage ließ ſich der ſonſt ſo zuvorkommende, Andern ihre Fragen erleichternde Mann eine Bedenkzeit, ſo daß die furchtbaren Worte in der weiten Wölbung des Zimmers vollſtändig ausballen konnten. Jede Schallwelle konnte ausgezittert haben, ehe ſich ſein Mund wieder zu öffnen wagte. In ſeinem Nichtbeantworten der geſtellten Frage (er blieb die Antwort ſchuldig) lag das berühmte Wort des franzöſiſchen Rotburn's: „Du haſt's geſagt, nicht ich —!"

Nach einem Seufzer zog der Bevollmächtigte

einen Brief aus der Taſche, entfaltete ihn langſam und ſchickte der Vorleſung deſſelben die Bemerkung voraus:

„Die Verwundung iſt ſchwer geweſen, wurde jedoch geheilt! Der Glaube an eine Selbſtbeſchädigung wird von den Richtern nicht getheilt! Die Wülfing's ſind ebenfalls unſchuldig. Ein Verdacht führt auf jenen verrufenen Zuchthäusling, den Sie ja kennen werden, liebe Gertrud —“

Keine Schonung, die Gertrud dem braven Nante verſprochen hatte, hinderte ſie, den Namen „Bartel —!“ auszurufen.

„Erwieſen iſt noch nichts. Man beobachtet den Menſchen, ſeine ganze Familie, ſeine Frau, ſeine Töchter. Sie kennen die zu allem fähige Marlene —! Mittlerweile ſchrieb mir Frau von Fernau vorgeſtern dieſe überraſchenden Zeilen —“

Anbelang überreichte ſie dem Grafen.

Der Mann, der ſich bisher der Letzte ſeines Stammes geglaubt hatte, ſah die Handſchrift ſeiner geſchiedenen Frau und wurde von dem Anblick ſo erſchüttert, daß er, ohnehin zu tief ergriffen, das eigene Leſen ablehnte und den Brief mit ſtummer, aber zum lauten Leſen auffordernder Gebehrde an Gertrud gab.

Dieſe las denn auch mit feſter und deutlicher Stimme:

„Lieber Anbelang, man theilt mir mit, daß in der unſeligen Prozeßverhandlung gegen unſern ehemaligen Förſter Wülfing die Frau eine beſonders auf-

fallende Betrübniß an den Tag legt. Sie hat einen Geiſtlichen zu ſich kommen laſſen und dieſer ſoll am Sonntag darauf über das Wort gepredigt haben: „Wer unſchuldig lebt, der lebt ſicher.“ Die Unſicherheit eines ſchuldbewußten Lebens kenne ich. Um ihr ein Ende zu machen, ertheile ich Ihnen folgenden Auftrag. Beſuchen Sie mich mit keinem Schritt mehr nach Empfang dieſer Zeilen —! Auch würden Sie mich nicht mehr in der Reſidenz antreffen. Nehmen Sie ſofort auf meine Koſten Extrapoſt und begeben Sie ſich nach Schloß Wildenſchwert! Sagen Sie dem Grafen, daß ich vor zweiundzwanzig Jahren eine unerhörte, nur durch eine wahnſinnige Herzensverblendung zu entſchuldigende Frevelthat an ihm, an Gott und den Geſetzen der Natur begangen habe. Ich betrog ihn um den Vaternamen. Den Frevel erhöhte der Umſtand, daß das Kind, das ich ihm ſtahl, ein Knabe war. Ich entzog dadurch dem Grafen mein Vermögen. An der That dann jenes Henkeröl bin ich unſchuldig. Ich glaubte, der Sproß des Hauſes Wildenſchwert wäre miteinbegriffen geweſen im Kinderſegen eines Auswandererſchiffes und lebte irgendwo jenſeits des Oceans, ein heranreifender Bürger der neuen Welt. Sagen Sie dem Grafen, er ſollte mich bemitleiden um die Qualen, die ich gelitten habe, gelitten nicht erſt — ſeit ich von dem Findling auf meinen Gütern hören mußte. Soweit ich mich ſeines Charakters erinnere, iſt der Graf nicht unempfindlich

für den Muth, ein hartes Geschick mit Würde zu ertragen. Meine That war ein Vergehen, das eine Kette von Unglück nach sich zog. Ich war, wie die Schrift sagt, sicher in nichts, selbst nicht in den Freunden, nicht im Gatten, nicht in meinen noch später gekommenen Kindern. Nur in einigen Dienern war ich's. Aber ich will diese in ihrer Unschuld nicht länger leiden lassen. Der Graf wird so großherzig sein, diese Menschen in seinem Dienst zu behalten. Sie sind die Gewissenhaftigkeit selbst. Sorgen Sie für das Niederschlagen aller Untersuchungen. Mein Mann ist, ich schwöre es zu Gott, an meinem Verbrechen unbetheiligt. Daß ihn jetzt, daß meine Kinder das traurige Loos trifft, unbemittelt zu werden, thut mir leid. Ich wünschte, sie könnten entbehren, wie ich es kann. Da, wo ich mich hinbegeben und hinfort leben werde, genügt mir Brod und Wasser. Setzen Sie den jungen, jetzt volljährigen Grafen Wildenschwert in sein Erbe ein oder den Vater, wenn die Gerichte meinen Sohn erst als fünf Jahre am Leben anerkennen sollten. Wenn nach Ihrer letzten Aufstellung meines Besitzstandes mein Vermögen nur noch 800,000 Thaler beträgt, so wird es eben jener Summe gleichkommen, die der Graf bei unserer Scheidung für seinen Sohn hätte beanspruchen dürfen. Eine etwaige, an mich oder Fernau oder unsere Kinder denkende Großmuth desselben lassen Sie nicht aufkommen —! Sie würde mich nur drücken. Jene „Sicher-

heit," von der ich sprach, liegt nur in einer völligen Ausgleichung des Geschehenen und in einer freiwillig auferlegten Buße. Machen Sie das alles mit dem Grafen gerichtlich ab, holen Sie beide gemeinschaftlich seinen Sohn aus dem Krankenhause und lassen Sie auch die Nesselborn'sche Familie ihr Verhältniß zu dem, wie ich mit Dank gegen Gott vernehme, gutgearteten Jüngling nicht entgelten. Mit Ausnahme des alten verstorbenen Schulmeisters von Steinthal und dessen Enkelin hat die Familie, wie ich höre, nicht besonders liebevoll an ihm gehandelt. Ueber die ruchlosen Absichten, die sich kund gaben, den rechtmäßigen Sohn des Grafen aus der Welt zu schaffen, ersparen Sie mir jede eingehende Aeußerung. Sorgen Sie nur, daß die Wülfings erlöst werden. Es sind die besten, treuesten und erprobtesten Menschen von der Welt. Mein Sohn, der junge Graf, soll sie werth halten — um seiner unglücklichen Mutter willen. Dieser Brief, mein eigenes Todesurtheil, enthält nur Ergebnisse. Wie diese entstanden, wie sie gewonnen wurden, das vermöchte Ihnen keine Schilderung klar zu machen. Gottes Segen begleite Ihre Schritte —! Ich spreche Ihnen dankerfüllt — für diese Erde mein Lebewohl — —"

Nur Einmal hatte Gertrud beim Lesen dieses wie vom Himmel gefallenen Briefes gestockt, da, wo von ihr selbst die Rede war. Sonst hielt sie ihren Vortrag, als wenn die Boten Gottes die Gerechten

und Ungerechten in ihre abgesonderten Schranken riefen und das Thal Josaphat das Ende aller Dinge im Himmel und auf Erden brächte.

Anbelang behauptete, den Brief mehr. als ein dutzendmal gelesen, seinen Inhalt bezweifelt und wieder gelesen zu haben. Dennoch erschien er durch Gertruds Vortrag noch mehr erschüttert, als selbst der Graf, in dessen Gemüth die zurückgestauten Gewässer des Schmerzes, des beleidigten Ehrgefühls, der aus Rücksichten unterdrückten Thatkraft plötzlich wie nach aufgezogener Schleuse hereinbrausten. Für seine Person schien er mit der Schreiberin des Briefes kein Mitleid zu haben. Seine am Buchstaben, am Gesetz, an der Form haftende Natur hatte keinen Sinn für Sentimentalität. So that er auch jetzt, als wenn er zweiundzwanzig Jahre lang sich bekämpft hätte, eine Meinung auszusprechen, die ihm nun endlich erlaubt wäre. Und wie bediente er sich dieser Erlaubniß —! Anbelang erschrak über die Wirkung des Briefes, die sich sein weicher Charakter anders gedacht hatte.

„Das ist ja fürchterlich!“ rief der Graf, wie entfesselt von allem, was ihn seit Jahren gebunden und von der Kundgebung seines Gefühls zurückgehalten hatte „Das erinnert ja an die alten Geschichten von Medea, die wir auf den Schulen nicht haben glauben wollen! Eine Mutter mordet, einem Manne zum Trotz, den sie haßt, ein Kind, das sie sein nennt von

ihm — das war die alte Zeit! Die neue ſetzt noch hinzu: Nicht aus Haß gegen den frühern Mann thut ſie es, ſondern aus Liebe zu dem Buhlen, der ihre neue Leidenſchaft wird! Was ſchreibt ſie da? Sie, ſie hätte ihn nicht ermordet —? Sie wäre nicht betheiligt an den neuen Verſuchen, meinen Sohn aus der Welt zu ſchaffen —? Im Gegentheil! Sie hat die eine That vollbracht und die andere. Die Furcht iſt die Veranlaſſung dieſes Briefes, die Furcht vor dem Anwachſen der Schuld, die Beſorgniß vor dem überlaufenden Gefäß, dem Gewiſſen der Frau des Schurken Wülfing. Den ſoll ich in meinen Dienſten behalten? Hahahaha! Und ſie ſchwört zu Gott, Fernau wäre unſchuldig —? Der Bube hat ihr das Meiſterſtück der Verſtellungskunſt, eine Mutter, die auf Reiſen ein Kind wie aus Verſehen liegen läßt, gelehrt, es ihr angerathen —! Begegne ich ihm, ich ſtoße ihn nieder oder rufe ihm den Mördernamen zu und verweigere ihm Satisfaktion. Kein Ehrengericht der Welt wird mich zwingen, ſie ihm zu geben. Großmuth! Nicht um einen rothen Heller übe ich Großmuth an dieſen — mehr als Banditen! Denn der Bandit iſt ohne Bildung und mordet friſchweg ohne alles Raffinement."

Der Beamte ſtand erſtarrt. Selbſt Gertrud konnte ſich nicht ſofort in dieſe Auffaſſung finden. Jener, dem Jadwiga's leidenden Mienen vom letzten Winter vor Augen ſtanden, der von Fernau's Undank,

von den Unarten ihrer Söhne wußte, hatte sich diese Wirkung eines Briefes, der ihm von einer verzweifelnden, der Welt für immer entsagenden Lebensstimmung gekommen schien, nicht erwartet. Zweifelnd sah er bald auf den Grafen, bald auf Gertrud.

Letztere schwieg. Denn im Grunde hatte sie den Grafen so gewollt. So war er in jenem Zuge, in den sie ihn durch ihren Besuch hatte bringen wollen. Sie hütete sich, auch nur mit einer Sylbe in die Rede des Grafen einzufallen. Er gehörte zu den Menschen, denen man, wenn sie erregt sind, nicht einmal zustimmen muß. Denn dann hat man in der Regel doch nicht den rechten Punkt getroffen, worüber die Zustimmung erwartet wird. Solche Menschen erschrecken vor dem Schatten, den ihre Erregtheit wirft, vor dem Echo, das ihre Selbstgenüge hervorruft; sie lassen nach, wenn sie merken, daß von ihnen etwas feststehen solle, etwas so gewiß und bekannt sein, wie eine Sache, die man an den Straßenecken ausruft.

„Glauben Sie mir," wandte sich der Graf an den Ueberbringer der Botschaft, der für sich selbst besorgt zu werden anfing, „glauben Sie mir, dieser Brief ist das Bekenntniß einer Ueberführung! Die Missethäter konnten nicht mehr weiter! Ihre Gräuelthat wuchs ihnen über den Kopf! Jetzt werde ich die Akten sehen. Wir werden natürlich sofort reisen. Noch heute. Ich gedenke die Sache meines Sohnes selbst zu führen. Sie beruft sich auf die Kenntniß

meines Charakters, ſie will noch etwas von einem gewiſſen großmüthigen Zuge in meinem Weſen behalten haben —! Sie täuſchen ſich, Madame! Wenn dieſe Frau nicht ſchon auf der Flucht iſt, ich könnte ſie zerreißen — Anbetang, Sie, mein Fräulein, vergegenwärtigen Sie ſich das —! Hier hat ſie gehauſt — hier trug ſie eine Hoffnung unter dem Herzen und ſchmiedete einen ſo teufliſchen Mordplan —! O jetzt verſtehe ich die höhniſchen Reden von damals — dieſe Worte, die mir das Herz zerſchnitten —! Es iſt — ja! — es iſt ſeitdem entzwei — vor —"

„Bekämpfen Sie Ihren Schmerz —!" ſagte der Schnelldenker, der ſich aber verrechnet hatte in der vom Grafen erwarteten Zuſtimmung zu ſeiner Annahme von „Schmerz."

„Schmerz —?" fuhr ihn dieſer an. „Ich gebe Ihnen hier mein Ehrenwort, ich habe gar keinen Schmerz und wollte die ganze Sache nicht glauben. Sie wiſſen es ja, Fräulein Gertrud —"

Erſt bei dieſer faſt vertraulichen Anrede, die Gertrud verlegen machte und ſie zwang, ihre Augen unwillkürlich auf die Erde zu richten, kamen dem Grafen Gedankengänge, die den Strom ſeiner Leidenſchaft unterbrachen, ohne daß ſeine Entſchloſſenheit darüber wankend wurde.

Mürriſch forderte er den Wirthſchaftsdirektor auf, an einem Frühſtück Theil zu nehmen. Dann ſetzte er hinzu, ob ihm genehm wäre, daß ſie unmittelbar

darauf aufbrächen. Er würde einen bequemen Reisewagen anspannen lassen und schlüge vor, gleich Tag und Nacht zu fahren, um die Folgen des begangenen Verbrechens auch nicht eine Stunde länger andauern zu lassen, als nöthig wäre.

Aus welchen Quellen nun auch des Grafen Sehnsucht nach seinem Sohn kam, ob aus den tieferen des Gemüths oder den oberflächlicheren der Reflexion, das war Gertrud gleich. Sie sah, Theodor war anerkannt, gerettet aus einem haltlosen, eine Irrfahrt durch's Leben versprechenden Dasein.

Beim Frühstück legte sich der Graf keinen Zwang an. Die Diener mußten die Abreise anordnen, die Bequemlichkeiten, die ihr Herr gewohnt war, vorbereiten; man bediente sich bei Tische selbst und Gertrud legte vor. Sie durfte so thun, als wäre sie zu Hause. Der Graf räumte ihr diese Stellung ohne Worte, lediglich durch sein Benehmen ein. Anbelang staunte, erlaubte sich jedoch keine Bemerkung, die sein Erstaunen verrathen hätte. Die Neigung Gertruds zu Theodor Waldner war schon oft in Steinthal Veranlassung zu dem Scherz gewesen: Ihr beide gebt noch ein Paar —! Ein tiefer Unmuth des Grafen über den Vaten des enthüllten Verbrechens blieb. Im Geist warf er ihm vor, das Wahre, wenn nicht gewußt, doch längst geahnt und nicht darnach gehandelt zu haben.

Man entwarf für das gemeinschaftliche Verfahren

legen dünkendes Buschwerk nieder, um nur Ruhe zu finden. Er schämte sich seines Aufzuges und der feinen Handschuhe, die aber gar keinen Staat mehr machten, da sie längst von der Hand gefärbt waren. Er warf allen Prunk von sich, mit dem er sich in eine Lage hatte heben wollen, wo er Alles so menschlich und empfindungsvoll angetroffen. Gelinde stand hoch für ihn, aber so, wie die Blume auf dem Gebirge. Um ihr zu nahen, mußte er geistig steigen und über viele zickzackige Klippen, auf denen er sich aber gefiel. Er hatte links und rechts gesteuert, um in das Fahrwasser eines grünen, sanft sich spiegelnden Flusses in seinem Innern zu kommen, dessen Milde gegen seine Anstrengung auf eine ihn nun so demüthigende Weise abstach. Er fühlte, daß ein Wesen wie Gelinde, das engelgleich an goldnen Flügeln hinschwebte, weniger klatschte und lärmte, als er mit seinen großen Ikarus-Flügeln, und ihm doch um jene ganze Weite voraus war, in welche er jetzt mit so ödem und unklarem Schmerze blickte. Auch mochte ein noch tieferer Zwiespalt in ihm geweckt sein, indem er die eben empfangenen Eindrücke mit seinem ungewissen und planlosen Daseyn verglich und nicht so sehr den Reichthum dort gegen seine Armuth hier, als den Geist und die Atmosphäre, die über Beidem zu liegen pflegt, gegeneinander hielt. Und was aus ihm werden sollte? Aus den Brüdern, mit denen sein eigenes Erz und Herz verquickt war? Und die Heimath! Sein dürrer, trockener, im Auge so glanz- und hoffnungsloser Vater, sein unglücklicher Meister, dessen tiefen Seelenadel er zu ahnen vermochte und der nun mit so stiller Ergebung des Schicksals harrte, welches über seine Kinder kommen würde! Das Alles floß ihm in eine einzige große Last zusammen,

in der Residenz ein Programm. Allem voran stand für den Grafen der Gang auf's Gericht. Gertrud hätte lieber gehabt, sein erster Gang hätte seinem Sohn gegolten, den er so ohne Widerrede, so ohne jeden Zweifel anerkannte. Anbelang ließ die Aeußerung fallen, ob nicht noch zuvor die Begegnung mit der Mutter die wünschenswerthere wäre.

„Meine Begegnung — mit — ihr?" warf ihm der Graf verächtlich entgegen.

Doch gab Gertrud die verständige Beruhigung für die verletzten Gefühle ihres treuen Beamten, als sie sagte:

„Der Brief verräth Ihnen ja, daß Sie Frau von Fernau nicht mehr finden werden! Ohne Zweifel sind der Abfassung desselben ernste Verständigungen mit ihrem Mann vorausgegangen. Die Söhne sind nicht anwesend. Vielleicht ist auch dieser Mensch, dieser Fernau selbst, nicht mehr aufzufinden. In dem Briefe da finde ich Mancherlei zwischen —"

„Gewiß, das Schmerzlichste!" schnitt der Schnelldenker die „Zeilen" ab und blinzelte auf sein Trinkglas, ob er wol wagen dürfte, dem Grafen einen Glückwunsch darzubringen, ihm ein Lebenlassen seines Sohnes zuzumuthen. Und als er schnell hinterher gesagt hatte: „Wünschen wir aber für den Herrn Grafen das Glücklichste —!' und dabei wieder bald sein Glas, bald Gertrud angesehen hatte, merkte diese, was er wollte, und ging schnell auf einen andern Gegenstand über. Ein

Toast, etwa, wie ihn Anbelang schon im Stillen formulirt haben mochte: „Auf den neuen Sprossen des alten Stammes der Grafen von Wildenschwert —!“ (ach! Anbelang hatte die Genealogie, die Geschichte des Wappens dieses Hauses, so gründlich studirt, hatte früher sogar auf Mußestunden seines Alters für die Edirung einer Monographie darüber gerechnet —!) würde nach Gertruds Voraussetzung auf den Grafen nicht gut gewirkt haben. Nichts durfte ihm aufgedrängt werden. Im Gegentheil, es war besser, alles jetzt zu Beachtende aus ihm selbst entstehen zu lassen. Alles Andere würde für seinen innern Aufruhr Abwiegelung gewesen sein.

Der Reisewagen fuhr vor. Gertruds und des Wirthschaftsdirektors Sachen wurden aufgeladen. Der wunderliche Charakter des Grafen verleugnete sich in Nichts. Eine Stunde nur hatte er gebraucht, um seine Baarschaften und diejenigen Dinge zu ordnen, die für die Reise nöthig waren und von seinen Dienern nicht vorausgesehen werden konnten.

Der Wirthschaftsdirektor hatte sich inzwischen die neue Einrichtung der Oekonomie angesehen.

Als Gertrud beim Einsteigen heimlich der Dienerschaft Trinkgelder zustecken wollte, hielt der Graf ihren Arm auf und sagte ernst:

„Lassen Sie das —!“

Daß eine von ihr so versteckt angelegte Form, sich ein gutes Andenken im Schloß zu erhalten, sofort von ihm bemerkt werden konnte, bewies, wie der Graf trotz der

tiefen Gedanken, in die er versunken war, und trotz seiner eingetretenen förmlichen Schweigsamkeit, doch keinen Moment das ihm so werth gewordene entschlossene Mädchen aus den Augen verlor.

Die Reise dauerte heute noch bis spät am Abend. Dann wurde übernachtet. Am Abend des folgenden Tages war das verhängnißvolle Ziel erreicht. Die Männer erfreuten sich unterwegs an Gertruds sich mannigfach bewährender Intelligenz. Unter anderm hatte der Wirthschaftsdirektor auf manche Schwierigkeit aufmerksam gemacht, die sich noch ergeben würde, und z. B. gesagt:

„Wird das Zeugniß der Frau von Fernau genügen, um den Beweis zu führen, daß das Hennenhöft'sche Opfer wirklich Ihr Sohn ist? Denn ich kann Fernau nicht verdenken, wenn er den ausdrücklichen Beweis angetreten sehen will, daß nicht Hennenhöft ebenso gut auch ein Kind eines ganz andern Ursprungs im Schooße der Erde verborgen gehalten haben könnte —?"

„Gewiß! Gewiß! Um für einen Professor," fiel Gertrud ironisch ein, „ein Beispiel aufzustellen für einen Menschen, der auf einer einsamen Insel geboren wurde, etwa einen jungen Robinson, dem plötzlich sein Freitag und sein Lama gestorben wären —?"

Der Graf lachte mit Wohlgefallen und fügte hinzu:

„Dann müßte man annehmen, daß Hennenhöft der Riese mit den Siebenmeilenstiefeln gewesen, der

es besonders auf die kleinen Kinder abgesehen hatte. Dann würde aber wieder die Annahme, daß aus dem Kinderunterschlagen dieser Teufel in besonderes Metier machte, ebenfalls ausdrücklich bewiesen werden müssen —! Zumal," setzte seine angeregte gute Laune hinzu, „da es so scheint, als wenn man den Versuch, den Nesselborn einst angekündigt hatte, den Urmenschen darzustellen, öfters machen muß —! Mein Sohn geht, hör' ich, wie wir alle — ißt, wie wir alle — denkt und glaubt wie wir alle —! Er hat Niemanden den Gefallen gethan, auf den Händen zu gehen und mit den Beinen zu speisen. Den Urmenschen habe ich nicht auf den caraibischen Inseln, hat nicht Ihr Oheim in Steinthal gefunden. Der Urmensch — das ist der gereifte Denker, der vollendete Weise, Spinoza vielleicht oder Kant, in einer Dachstube —!"

Gertrud wollte zur Rechtfertigung ihres Onkels — dessen Umgebungen anklagen, wollte für ein unnennbares Etwas in Theodors Natur Protest einlegen — sie zog vor, zu schweigen.

Als man das Ziel der Reise erreicht hatte, war es zu spät, um von den Schritten, die rasch gethan werden sollten, noch etwas zu unternehmen. Gertrud wurde aufgefordert, im Hotel zu bleiben, wo der Graf abstieg und dem Wirthschaftsdirektor rieth, ebenfalls ein an das seinige anstoßendes Zimmer zu nehmen. Doch sie bat, sie noch nach Hause, in die Vorwerksstraße fahren zu lassen. Dadurch wurde ihr eine große,

für ihre Hoffnungen entſcheidend. Thatſache erſt ſpäter bekannt, eine Thatſache, die noch durch einen Ausgang des Wirthſchaftsdirektors feſtgeſtellt wurde. Dieſer hatte keine Ruhe im Hotel und überredete ſich, noch wagen zu können, ſich im Fernau'ſchen Hauſe melden zu laſſen. Der Graf hatte ihn daran nicht gehindert.

Nach einer Stunde kehrte Anbelang voll Beſtürzung zurück. Frau von Fernau war geſtern abgereiſt. Man hatte nicht ſagen können, wohin? Ihr Gatte war ſchon ſeit einigen Tagen verſchwunden. Das ganze Haus, alle Zimmer waren verſchloſſen. Die Schlüſſel befanden ſich bei einem Advocaten der Stadt, demſelben, der für Jadwiga in Geldangelegenheiten ihr nächſter Rathgeber zu ſein pflegte.

Dieſe Mittheilung fand der Graf nicht auffallend. Unterrichtete ihn doch im Saal des Hotels, in den er ſich noch eines Nachtimbiſſes wegen begeben hatte, eine Zeitung, daß in Sachen des Mordanfalls auf den Findling Theodor Waldner verſchiedene Mitglieder der Familie Bartel gefänglich eingezogen worden waren; Vater, Mutter, eine Tochter und ein im Keſſelborn'ſchen Inſtitut dienender Sohn.

## Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Man kann die Frage aufwerfen, ob der Muth der Meinung in unſerer Zeit zu- oder abgenommen hat.

Vergleicht man die freudige Hingebung, wie in frühern Jahrhunderten Tauſende um ihrer Ueberzeugung willen in den Tod gingen, mit jener maſſenhaften Verleugnung z. B. ſeines evangeliſchen Glaubens, die ſchon die Geſchichte Frankreichs unter Ludwig XIV. bezeichnet, Verleugnung, die in Folge der Unbequemlichkeit entſtand, die in die Häuſer der Proteſtanten gelegte Dragonereinquartierung ertragen zu ſollen, und verſetzt ſich vollends in die Gegenwart, in unſer allgemeines Haſchen nach Auszeichnungen, irdiſchen Gewinnen, behaglichem Wohlleben, ſo möchte man an eine Verringerung der Ueberzeugungstreue glauben.

Theodor Waldner war vor fünf Jahren das Lieblingsthema der Zeit geweſen, ein Märchen aus ſonnenhellen Tagen der Gegenwart, der Wunderknabe in der Krippe, über dem der Stern einer großen Verheißung

zu ſtehen ſchien. Aber die Räthſel, die ſich um die Erſcheinung des mit einem bis zum Fanatismus gehenden Mitleid, beſonders ſeitens der Frauen, begrüßten Jünglings geſponnen hatten, enthüllten nur einen dunklen Familienvorgang, keine große Staatsbegebenheit, keine Verirrung des menſchlichen Herzens in der Nähe eines Throns. Wer den Findling zu einem betrogenen Thronerben gemacht hatte und ihm zuliebe die alten Geſchichten aus Veit Webers Sagen der Vorzeit (begrabene Puppen mit Wachsmasken) heraufbeſchwor, der folgte einem Zuge der Zeit, der die Throne morſchgeworden, in der Legitimität überwiegend eine Lüge zu ſehen das Bedürfniß hat.

Die Perſönlichkeit des Findlings machte weder den „Emil" Rouſſeau's wahr, noch, nach der Entwickelung ſeines Verſtandes, den Däumling im Märchen. Sein Weſen wurde anfangs durch Mistrauen ſtörriſch. Er ſtieß durch Unfreundlichkeit das wohlwollende Entgegenkommen der Menſchen ab. Diejenigen gingen am ſicherſten, die ihn mit dem Menſchenbildner Peſtalozzi in Verbindung gebracht hatten. Eben dieſen drückte er die drei Grundbegriffe im Syſtem des Meiſters aus, Bildung für den Schall, die Form, die Zahl. Als eine Abſtraktion und ſozuſagen ein Ich-loſer Menſch auf die Welt gekommen, lieferte er Beweiſe für die Ton- und Sprachlehre, für die Meß- und die Zeichenkunſt, für den Reiz und die Welt der Zahlen. Er würde eine Abſtraktion geblieben ſein, ohne Fleiſch und Blut, ein

mechaniſch zuſammengeſetzter „Golem“, wenn nicht Gertrud die Schätze des Gemüths gehoben hätte, die in jedem Menſchen ruhen. Freilich bedrängten ſie zuletzt die noch nicht erſtarkte Geiſteskraft. Trotz ſeiner ſchönen Entwickelung war Theodor nahe daran, für die Welt ein Bonmot von geſtern zu werden.

Da kam der Mordanfall und die Anerkennung durch den berühmten Reiſenden, den Grafen von Wildenſchwert —! Jetzt war der zweiundzwanzigjährige Graf das goldne Blatt in der Chronik des Tages —! Wieder trug man ihn auf Händen —! Er wurde ſogar bei Hofe vorgeſtellt. Er ging von Salon zu Salon. Die Damen höchſten Ranges fanden ihn bewunderungswürdig. Sein naives Geſpräch feſſelte. Die langſame Art ſeines Sprechens gab dem Inhalt ſeiner Worte eine erhöhte Bedeutung. Man machte um ſeines Sohnes willen dem Vater den Hof. Ein Füllhorn von Liebesgaben, bunte Kiſſen, geſtickte Bänder, Tücher, Andenken und Huldigungen aller Art ſchüttete ſich aus über den Erben eines alten Namens und jetzt zugleich eines reichen.

Graf Wildenſchwert mäßigte ſeinen Eifer in Nichts. Seine Ausſagen vor Gericht waren kurz und bündig. Er zeigte die Pakten ſeiner vor Jahren geſchloſſenen Ehe und nahm Beſitz — von Allem, was ihm gehörte. Ein Einſpruch dagegen fehlte. Denn auch jener Advokat, dem Frau von Fernau bei ihrer Flucht — ſchon dachte man an Selbſtmord — die

Schlüſſel übergeben hatte, war vorbereitet auf die Schritte, die von Anbelang und dem Grafen zu erwarten ſtanden. Eine Summe blieb abgeſondert für Fernau's Gläubiger. Sogar jenes auf Neſſelborns Haus ſtehende Capital war dem Grafen zugeſchrieben, ſogar Villa Wolmerode, das ſich Frau von Pfannenbauer wieder anzukaufen erboten hatte. Fernau's Söhne waren von der Univerſität plötzlich verſchwunden.

Die Entlaſſung der Wülfing'ſchen Eheleute würde vielleicht nicht zur Ermittelung des einſt Geſchehenen beigetragen haben, wenn ihnen nicht der Anblick des vom Wirthſchaftsdirektor vorgelegten Briefes ihrer unglücklichen Gönnerin das Siegel vom Munde genommen hätte. Eine Laſt, die kaum länger zu ertragen war, fiel dieſen Menſchen vom Herzen. Sie bekannten. Ja ſie wurden eine Weile gegen ihre ehemalige Herrin eingenommen, als ſie immer mehr der noch größeren Schuld ihres entflohenen Gatten inne wurden. Denn ſchon bis zur Evidenz ſtellte ſich heraus, daß der grauenvolle, von gedungenen Helfershelfern ausgeführte Mordplan, erſt die Vergiftung des Trinkwaſſers, dann die Verlockung in eine offene Verſenkung, zuletzt der blutige Anfall mit freier Hand, die Folge der Verzweiflung war, die Fernau befallen hatte in Erwartung der Entſchlüſſe, die ſich im Innern ſeiner Frau zu vollziehen drohten. Von allen Seiten fanden ſich die Beweiſe für den tiefſten Bruch zwiſchen beiden Ehegatten. Bei jener Vermählung der Nichten Jadwiga's war

derſelbe vor Aller Augen hervorgetreten. Graf Wildenſchwert erfuhr den Zuſammenhang der Scenen, die in der Kirche ſtattgefunden hatten, jetzt anders, als ſie ihm Gertrud erzählt hatte, deren Quelle nur Waldner geweſen. Waldners Auge und Ohr war nicht beſonders geübt. Wenn er ſich anſtrengte, vermochte er das Raſcheln einer Maus zu hören und den Vogel in der Luft zu erkennen, aber die ſiebzehnjährige Abgeſchloſſenheit in ſeinem Kerkerraum, der Glaube, die Welt begrenzte ſich in ſeinem dunkeln Gewölbe, hatte verhindert, daß er die Sinne des Hörens und Sehens ſchärfte. Etwas hören oder ſehen — zu wollen, dazu hatte ihm Veranlaſſung gefehlt.

Hätte Graf Wildenſchwert die Art gehabt, ſich in ſeinem für irgend etwas gefaßten Feuer durch ſtumme Blicke, Erröthen, Augenniederſchlagen ebenſo, wie durch poſitive Einwürfe dämpfen zu laſſen, ſo hätte er Urſache gehabt, ſtutzig zu werden und tief nachzudenken, als er ſeinem Sohn die Erzählung der Vorfälle bei der Trauung in der Apoſtelkirche nach den Berichten wiedergab, die er darüber von Andern empfangen.

Denn über die erſte Begrüßung, die nicht im Krankenhauſe, ſondern im Neſſelborn'ſchen, im beſten und eleganteſten Zimmer des Penſionats ſtattfand, einem Zimmer, das ſofort dem von Neſſelborn mit jubelnder Oſtentation am Morgen nach Gertruds Wiederkehr abgeholten Zögling und — „Lehrer" eingeräumt

die auf ſein Herz drückte und ihn in jene Wehmuth verſetzte, wo glücklicherweiſe ſelbſt der Schmerz aufhört, weh zu thun, und ſich zuletzt aus einem Chaos von Gefühlen nur das eine beſtimmt und deutlich herausſcheidet, daß unſere Seele adlig und unſer innerſter Werth höher als unſer Schickſal iſt.

Indem raſchelte etwas durch das Gebüſch und Schlachtenmaler bemerkte einen Mann, der, ſo wie er, keine Rückſicht auf die Warnungstafeln nahm und querwaldein über die verbotenſten Partien ging. Näher den kühnen Irrgänger betrachtend, war es ihm, als wüßt' er ſich auch in der That nicht zurechtzufinden; ſondern zuweilen ſtand er ſtille und prüfte mit einem Stocke, wohin er gerathen war. Schlug er auf Bäume, ſo ſchlich er leiſe, traf er die Luft, ſo ging er dreiſter. Er muß blind ſein, dachte Schlachtenmaler, und ein Bettler ohnedies, da ihm ein Fascesbündel friſch geſchälter Stöcke auffiel, das der Mann unterm Arm trug. So drückte ihm die Noth des verirrten Wanderers ſchwer auf's Herz und er hob ſich ſchnell von der Erde. Wie der Blinde das Raſcheln hörte, hielt er ſtill und rief mit einer friſchen und vertrauensvollen Stimme: „Ach, lieber Herr, wo komm' ich denn auf den Weg?" Schlachtenmaler ging auf ihn zu und betrachtete ſich den Armen näher. Er trug eine blaue Fuhrmannsblouſe, war ſonnenverbrannt und lugte mit ſeinen weißen Augen hinaus, um ſich zurechtzufinden. Schlachtenmaler erfuhr mehr von dem Irrgänger. Er war aus Coblenz und hatte Weib und Kind daheim. Beim Felſenſprengen nahm ihm das Pulver das Augenlicht, wenn auch nicht gänzlich. Einen leichten, matten Flimmer hatte er immer vor Augen. Feſte Körper und die Luft konnte er durch den Grad von

wurde, als hätte er ſchon immer darin gewohnt, kann der Bericht hinweggehen. Der Graf ſchloß den Ueberraſchten, keines Wortes Fähigen in ſeine Arme, wie wenn er ihn ſeit Jahren gekannt hätte. Selbſt auf den genialen Einfall der Educationsräthin, Vater und Sohn ſofort zu ergreifen, an den Spiegel zu führen und zu betheuern, daß an jenem Tage vor zweiundzwanzig Jahren, wo ſie beim Grafen zu Tiſch geweſen, dieſer ganz ſo ausgeſehen hätte, wie jetzt, bis auf den weniger entwickelten Bart, der „Sohn ihrer Liebe," wie ſie ihn nannte, ihr Pflegekind, ihr Augapfel, ihr Herzblatt, ging der letztere ebenſo ein, wie der Graf, dieſer jedoch ohne eine Spur von Sentimentalität. Letzterer fand alles in Ordnung, ſowol Theodors Aeußeres und Inneres, ſein Haar und ſeine Augen, ſeinen Sprechton und die Befangenheit, die vergebens nach Ausdrücken ſuchte und ihn immer nur Blicke werfen ließ auf die Töchter des Hauſes, auf Frau Hedwig und den Onkel, um zu hören, was dieſe ſtatt ſeiner ſagten. Oder Theodor corrigirte ſchüchtern die Verſicherungen, die dieſe an ſeiner Statt gaben. Der plötzlich Graf Gewordene fand alles übereilt, was geſchah. Er bat, ihn in ſein Dachzimmer zurückkehren zu laſſen, und weigerte ſich, dem Vater in ſein Hotel zu folgen.

Erſt Gertruds Vermittelung und ihr ſtrenges: „Du mußt das —!" verſcheuchte eine Wolke des Unmuths von ſeiner Stirn und beſtimmte ihn, ſich in

ſein Schickſal, das ihn mehr mit Wehmuth, als mit Freude erfüllte, zu finden.

Und zu den erſten Mittheilungen, die ihm der Vater (der ein Bedürfniß hatte, ſich den gewonnenen Sohn ſo vorzuſtellen, als reichte er vollkommen an ihn heran, mäße geiſtig genommen grade ebenſo viel Zoll, als er) im traulichen Beieinander des Ausfahrens, Beſuchemachens, morgendlichen und abendlichen Plauderns machte, gehörte die Darſtellung des an jenem Trauungstage Vorgefallenen.

„Der Präſident von Fernau, ein Ehrenmann, bemerkte Deine Anweſenheit und ſprach darüber mit ſeiner Frau. Auch ſein Bruder, der Dich ſchon oft beobachtet hatte, ohne daß Du es wußteſt, entdeckte Dich unter den Zuſchauern. Du drängteſt Dich faſt bis an die Franzen des großen Tuches, das vor dem Altar ausgebreitet lag. Alles murmelte darüber. Der Prediger blieb lange aus. Deine Mutter ſah Aller Blicke auf Dich gerichtet und hörte auch aus dem Munde von Damen, deren einige ihr wahrſcheinlich die Diamanten beneideten, Deinen Namen nennen. Wo —? ſoll ſie laut gerufen haben. Wo —? Und dann behauptet man, hätte ſie ſich ihrem Mann zugewendet und Worte geſprochen, die nach der einen Meinung: „Wenn ich jetzt hier am Altare —“ nach einer andern: „Iſt nicht auch ſein Vater da —?“ gelautet hätten. Aber Fernau ergriff ſie am Arm und ſchleuderte ihr zornige Blicke zu. Nun kam der Geiſtliche. Im-

mer ſprach ſie in die Worte deſſelben hinein. Man hielt ſie für irrgeworden. Als die Trauung beendigt war, wollte ſie auf Dich zugehen. Fernau führte ſie mit Gewalt fort, was ihm mühſam gelang, da Du ein Geſpräch mit der Tochter ſeines Bruders begonnen hatteſt. Und nun, eben weil alle Welt eine Scene erwartete, trat Fernau's Bruder, der Präſident, an Dich heran und wies Dich ziemlich unſanft Deiner Wege."

Es war eine ſpäte Stunde, nach dem Theater, das Theodor jetzt faſt täglich mit ſeinem Vater beſuchen mußte, als dieſe Mittheilung erfolgte. Die Erinnerung und die Lücke, die noch offen blieb im Bericht, bewältigten den Hörer ſo, daß er aufſtand, an's Fenſter trat und in den Sternenhimmel ſah.

Kein Zweifel, Fernau erwartete ſchon lange — nicht zwar den jetzt von Jadwiga gethanen Schritt, die freiwillige Selbſtanklage — er mochte ſie nur für eine Drohung gehalten haben — wohl aber das Vorgehen des Grafen und die Anknüpfung des Neſſelhorn'ſchen Hauſes an die endliche Rückkehr des ſehnſüchtigſt Erwarteten. Dieſe Anſicht theilte auch Staudner, der mit Einemmal die alte Erfahrung über die negativen Charaktere beſtätigte, daß auch dieſe vollkommen wiſſen, wann es Zeit iſt, durch einen poſitiv gemeinten Seitenſprung ihre Haut in Sicherheit zu bringen. Der Sanitätsrath ging zum Sieger über, behauptete, immer in deſſen Intereſſe gewirkt zu haben, trug Holz herbei, um die ſich allmälig immer entſchiedener aus-

bildende Abneigung des Grafen gegen die Neſſelbornſche Familie zu nähren, und wurde erſt da ſtutzig, als er den Grafen nicht gewillt fand, irgend etwas Nachtheiliges auch über Gertrud zu vernehmen. Denn Gertrud fehlte dem Grafen überall.

Noch hatten die Bartels nichts geſtanden. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß ſie überführt wurden. Die anonymen Briefe wurden von den Sachverſtändigen Fernau ſelbſt zugeſchrieben. Marlene leugnete die Verlockung an die Fallthür, noch verſtockter ihre Mutter den Vergiftungsverſuch. Doch vom Vater konnte kein Alibi für die Stunde des Ueberfalls an den Holzhöfen angegeben werden und ſein Opfer, Theodor ſelbſt, erklärte, die Geſtalt des Vermummten, der ſich ihm genähert hätte, wäre die des ihm Vorgeführten geweſen, nur die Schultern nicht ſo breit. Schon glaubten Einige, die unſelige That wäre von Fernau ſelbſt verübt.

Jeder Tag brachte eine neue Entdeckung. Aber Niemand gerieth von jeder einzelnen neuen Thatſache, die in Erfahrung gebracht wurde, mehr in Aufregung, als Gertrud. Ihr zog ſich der feſte Grund und Boden unter den Füßen weg. Zurückgekehrt in ihre alte Lebensſphäre ſah ſie ihren Liebling, den Gegenſtand ihrer treuen Neigung, ſich und ihrer unmittelbaren Einwirkung plötzlich entzogen. Sie ſah die hämiſche Schadenfreude in den Mienen der Tante, wenn es hieß: Der Graf iſt mit ſeinem Sohn vom Monarchen auf ein Luſtſchloß entboten —! Oder: Der

Graf nimmt mit ſeinem Sohn an einem Diner des Miniſters Theil —! Oder: Er giebt ſelbſt eines in einem beſondern Saal des Hotels —! Da wurde denn auch der Educationsrath eingeladen. Die große Düte voll Zuckerwerk, die der Graf vom geſammelten Deſſert für Gertrud mitſchickte, konnte ſie nicht erfreuen. Dem Leben des Hauſes — und wie mahnend waren ſtündlich deſſen Pflichten —! war ſie wie abgeſtorben. Sie machte Fehler und ſah deren noch mehr von Anderen gemacht, ohne daß ſie davon Notiz nahm. Eine Erſchlaffung kam über ſie, eine förmliche Abgeſtorbenheit. Dumpf und hohl klang alles um ſie her. Selbſt das Nächſte, das Unmittelbarſte, das ſie erlebte, rüttelte ſie nicht auf. Und doch war Einiges davon ſo ernſt, daß ſie hätte mitangreifen und handeln ſollen.

Das Inſtitut war im entſchiedenſten Sinken begriffen. Neſſelborn, zum Profeſſor, zum Educationsrath ernannt, abhängig von Bözendorf und vom Miniſterium, bequemte ſich den Anforderungen des reaktionären Zeitgeiſtes. Die Zahl der Penſionäre hob ſich zwar etwas — denn die vornehme Welt will eben dem Ton folgen, den er in ſeinen Programmen mit der Feder, in ſeinen Geſprächen mit dem lebendigen Wort anſchlug. Aber die Schülerzahl, die von außen kam, die ſogenannten Externen, minderte ſich. Die Verwirrung im Lehrerperſonal wurde immer größer. Trotzdem, daß Schlickum und Wehr

mann entſchieden in den Hintergrund getreten waren, hatten Bechtold und Hellwig gekündigt. Sie wollten den Wintercurſus nicht mehr mitmachen. Der Führer des Ganzen misfiel ihnen, die Zudringlichkeit der Töchter des Hauſes erreichte den höchſten Grad. Man ſagte, die Mädchen beabſichtigten, um jeden Preis verheirathet zu ſein, ehe die Fürſtin Porphyrogenitus kam. Dieſe Dame erwartete man für den Herbſt. Statt der Dukaten, die man von ihr als ſo leicht zu erwirken geſchildert hatte, kamen Gerüchte, das Eintreffen dieſer vornehmen Frau würde Enthüllungen über den „erziehlichen" Charakter der Inſeparables bringen. Dieſe Gerüchte mußten glaubhaft erſcheinen, wenn man die Folgen erwog, die ſich aus Bechtolds und Hellwigs Kündigung ergaben.

Zuerſt brach darüber im Hauſe eine förmliche Verzweiflung aus. Neſſelborn erklärte, er würde dieſen beiden, ihm unerſetzlichen Lehrern jedes Opfer bringen. Und in der That, als die jungen Männer unentſchloſſen und tiefbewegt auf Gertrud blickten, da glaubte man mit kurzem Prozeß das hauptſächlichſte Hinderniß für ein Bleiben wegräumen zu müſſen. Man kündigte zugleich dem offenen und dem geheimen Widerſacher der beiden erhofften Schwiegerſöhne, dem „Ueberdauer aller Generationen" Wehrmann und dem L'hombreſpieler Schlickum. Jetzt aber ereignete ſich das Allerſeltſamſte. Dieſe beiden, nur um nicht zu weichen, benutzten die erneuert zur Schau getragene laue Stim-

mung ihrer beiden Gegner, erklärten für erwiesen, daß der junge Graf Wildenschwert, Bechtold und Hellwig, alle drei, im Liebesbann der Nichte des Hauses, der „unverbesserlichen Kokette" (Worte der Educationsräthin) Gertrud lägen, und wagten das Kühnste, das von diesen beiden, dem ewigen Junggesellenstande schon so gut wie verfallenen Männern, geboten werden konnte, sie versicherten, längst schon eine unbezwingliche Neigung für die Töchter des Hauses zu haben und boten sich als Stützen des Vaters, als dessen Schwiegersöhne an.

Alles das vollzog sich im Lauf weniger Wochen, parallel mit den umständlichen Förmlichkeiten der Einsetzung des Grafen in alle Consequenzen der Selbstanklage seiner geschiedenen Frau und des nahezu schon in contumaciam als Mörder verurtheilten Fernau.

Von Jadwiga erfuhr man, sie lebte mit ihren Söhnen in einem einsamen Felsenthal in der Hochschweiz; von Fernau, er befände sich in Amerika.

Gertrud hätte nach dem Urtheil der Educationsräthin den Namen einer Kokette noch um eine vierte Beziehung verdienen sollen. Auch der alte Graf Wildenschwert behandelte sie mit einer Aufmerksamkeit, die weit über die Verpflichtung gegen die Pflegerin und Erzieherin seines Sohnes, welchen Ruhm er ihr, und dies der Direktorin und deren Gatten in's Angesicht, gelassen sehen wollte, hinausging.

Aber bei Alledem war Gertrud nicht glücklich.

Ja, die böſen Neider hatten Recht, ſie ertrug es nicht, daß ſie ausgeſchloſſen bleiben ſollte von des geliebten Freundes neuer Welt. Sie hatte ſich dieſe Trennung nicht ſo durchgreifend, nicht ſie ſo iſolirend gedacht. Wenn ſie jetzt von Theodor hörte, ſo war es der junge Graf Wildenſchwert. Ein Bedienter begleitete ihn, ſchon um ſeiner Sicherheit willen, auf Weg und Steg. In einem Staatswagen, den der Vater von Schloß Wildenſchwert hatte nachkommen laſſen, fuhr er an ihr vorüber. Er war in Geſellſchaften und trug die eleganteſten Kleider. Er ritt mit ſeinem Vater. Er beſuchte Gemäldegallerieen, Bibliotheken, wiſſenſchaftliche Sammlungen, ja er genoß den ganzen Ruhm ſeines Vaters mit, den Ruhm der mit ſo glücklichem Erfolg gekrönten Expedition. Theodor blieb mit Gertrud gut und freundlich, er überhob ſich nicht, Dünkel und Anmaßung waren ihm fremd. Aber ſie ſah es ihm an, daß er von ihr wie von einer Schweſter leiden konnte — mußte es einſt heißen, die Geſchäfte in der Reſidenz ſind abgethan. Aller Rapport der Seele war dahin, die ſchalkhafte Vertraulichkeit zweier Herzen, die ſich für die Ewigkeit zu gehören glaubten, ohne daß ſie es ſich erſt zu geſtehen brauchten, die frühere Neckluſt, die ehemals auf dem Dorf ſo oft mit einem Haſchen, ja mit Küſſen geendigt hatte, das raſche Kopfzuſammenſtecken, das für ein mit Entbehrungen behauptetes Geheimniß ſo reich belohnt — nichts konnte ſie ihm noch rathen, noch weniger ihn etwas heißen — ſie

begriff nicht, wie sie sich von den Folgen der Einsetzung des Geliebten in seine Rechte eine so verkehrte Vorstellung hatte machen können.

Rechtold und Hellwig wurden in ihrer Bewerbung dreister. Beide Fremde schienen sich das Wort gegeben zu haben, an sich selbst den Beweis zu führen, daß unsres großen Dichters „Braut von Messina" ein willkürliches Rechenexempel, eine Dichtung ohne Lebenswahrheit ist. Einer wußte vom Andern, daß er die Königin seines Herzens anbetete, und doch liebten sie sich einander. Reine und edle Naturen werden sich in einem solchen traurigen Fall nur veranlaßt fühlen, sich gegenseitig desto höher zu schätzen. Jeder vertraute seiner Kraft, ohne die des Andern herabzusetzen. Jeder fühlte die Mahnung, großherzig zu sein. Hatten sie doch ohnehin beide die Aussicht, dem heißesten Wunsch ihres Herzens entsagen zu müssen. Früher wenigstens schien es ihnen festzustehen, daß Waldner und Gertrud im Stillen einen Bund für's Leben geschlossen hätten. Damals hatten sie sich im Scherz und sich selbst ironisirend gesagt: „Wir werden bei seinem ersten Sohn Gevatter stehen —!"

Daß beide Freunde später, kurz vor Waldners neubestandner Todesgefahr, der Ueberzeugung inne geworden waren, Waldner hütete ein besondres Geheimniß und ein Geheimniß, das grade Gertrud zu verbergen sein mußte, das hatte die letztre endlich nur zu gut erkannt. Der Schmerz, den sie darüber empfand, war

in den Hintergrund getreten, als den Freund des Todesengels ſchwarze Fittiche umrauſchten. Bald aber grübelte ſie wieder. Sie wollte fragen. Sie hatte eine Ahnung, daß Theodor in ſein Herz eine andere Neigung geſchloſſen hätte. Aber ſie war zu ſtolz, ſich in ſolchem Grade demüthigen, ſo ſich beſchämt ſehen zu ſollen. Ihre Gedanken gingen jetzt darauf hinaus, ſich allmälig einer großen Thorheit anzuklagen, wenn ſie geglaubt hätte — und ſie hatte es geglaubt — ſie würde dem jungen Grafen Wildenſchwert, dem ſich eine neue Welt eröffnete, denſelben Werth behalten, den ſie für Theodor Waldner in Steinthal und im Neſſelborn'ſchen Hauſe gehabt hatte.

Die Weiterführung der gerichtlichen Unterſuchung brachte Thatſachen zum Vorſchein, die in ſolchem Grade beſchämend für die Bildung der bevorzugten Stände ausfielen, daß man bei allem Verſichern, die Gerechtigkeit gälte nach oben wie nach unten und ließe kein Anſehen der Perſon zu, doch annehmen durfte, es geſchah Manches, um wenigſtens für die dabei betheiligten Verwandten den Eclat zu vermeiden. Da waren vor allem zu ſchonen die Angehörigen der zweiten Frau des Commerzienraths von Wolmerode, unter deren Förderung und Vermittelung die Trennung Jadwiga's von ihrem erſten Gatten ſtattgefunden hatte. „Tante Weisheit" hatte beinahe die Nerven ihres Rückenmarks vergeſſen, lag ſeltner auf ihren Kiſſen, fuhr nicht mehr auf Rollſtühlen, ſie konnte gehen und

Lichtmaſſe unterſcheiden, die auf ihn eindrang. Dabei war er vertrauensvoll und ſtierte immer in die Luft. Die Stäbe unterm Arm verkaufte er für gute Fußgänger oder auch nur für gute Seelen. Dabei hatte er eine himmliſche Ruhe in ſeinem Weſen, einen klaren, ätherreinen Ton in der Stimme, nichts Bettlerhaftes, keine Mitleid bezweckende Modulation, ſondern ſein Unglück ſprach für ihn. Es lag eine ſolche männliche Zuverſicht und ſo viel echter, wenn auch durch die Zeit ſchon überwundener Schmerz in ſeiner Erzählung, daß Schlachtenmaler die Thränen nicht hemmen konnte, den Armen erſt auf den richtigen Weg brachte und ihm dann noch ſo viel aus ſeiner Hand mit gab, als er entbehren konnte. Der blinde Coblenzer dankte freudig und tappte weiter fort, immer den Blick nach Oben gerichtet, vorſichtig und beſonnen ſich in der Mitte des Weges haltend.

Jetzt mußte ſich aber Schlachtenmaler ſelbſt in Bewegung ſetzen, um nicht in Kummer zu vergehen. Jetzt hatte nur noch das menſchliche Elend gefehlt, um ihn im Innerſten zu erſchüttern. Alle Poren ſeines Gemüthes gingen auf. Er konnte ſich nicht beruhigen, wenn er an den Unglücklichen dachte, der ganz Deutſchland mit ſeiner faſt verglommenen Augenlampe durchtaſtete und im Vertrauen, daß ihn der matte Lichtſchimmer vor ſeinem erloſchenen Blicke nicht täuſchen würde, jenes verklärte Lächeln auf ſeinen Mienen ſpielen hatte, welches eigentlich kein Lächeln iſt, ſondern nur die geſpannte Aufmerkſamkeit ſeines Schrittes, die lauſchend zugeſpitzte Erwartung, das grübelnde Langen und Horchen in den leeren Raum hinaus. Wer ermißt all das menſchliche Leid, das ſtill an den Mauern wuchert, welche unſere prangenden Luſtgärten einſchließen! Wie viel zitternde Schmerzenstöne

die höchſten Proteſtionen beſchwören, um zu unterdrücken, was nur irgend zu unterdrücken möglich war, ohne die öffentliche Meinung herauszufordern. Vor allem wurde das erſte Verbrechen, der Anfang aller folgenden Gräuel, die Unterſchlagung der Geburt des Findlings wie etwas Verjährtes betrachtet. Der ſchon entworfene Steckbrief auf Frau Jadwiga von Fernau wurde zurückgenommen. Die Unterhandlung mit der Schweiz wegen Auslieferung der dorthin Geflüchteten wurde abgebrochen. Ein beſonderes Mitleid hatte man mit dem Präſidenten, dem Bruder des Mörders, einem der ehrenwertheſten Beamten des Staats. Als ſich immer klarer zu enthüllen anfing, daß eine Verbindung des Entwichenen mit einer berühmten über die Maßen verſchwenderiſchen Schönheit und deren geldgierigen Angehörigen, die in dem alternden Wüſtling nur den Millionär ſahen, die Fährte war, wo man den Spuren der Fernau'ſchen Verzweiflung über das Daſein eines jungen, echten Grafen Wildenſchwert Schritt vor Schritt folgen konnte, da half denn auch nicht länger die Hartnäckigkeit im Leugnen bei einer Familie, die dem Anſtifter des Mordes wie gefunden begegnet zu ſein ſchien. Von Marlenens Vaternamen kam Fernau ohne Zweifel auf den ſchon einmal um dieſen Waldner in's Zuchthaus gekommenen ehemaligen Dieb und auf deſſen Frau, deren Verkehr in einer mit Giftbereitung beſchäftigten Fabrik ihm die vollkommenſte Vermittelung ſeiner Tigergrauſamkeit

zu ermöglichen schien. Nur noch darüber lag ein unaufgehelltes Dunkel, ob die feigegewordene Hand des frömmelnden und allmälig verweichlichten Trunkenbolds dem unglücklichen Opfer den Todesstoß gegeben haben konnte oder Fernau es selbst gethan.

Das Mitleid mit der Familie des Präsidenten war allgemein. Es zeigte sich in Kundgebungen des herzlichsten Antheils, wovon sich die ersten Personen des Staates nicht ausschlossen. Es war die Rede von einem längern Urlaub, den der Präsident nehmen wollte und von einem Aufenthalt auf dem Lande. Die so hochgeachtete Familie war in solchem Grade in Aller Munde, daß sogar die geringen Mittel derselben, die eine Ausführung dieser Vorsätze nicht eben begünstigen würden, besprochen wurden. Der Präsident hatte zwei Töchter auf Einmal auszustatten gehabt.

„Wie schmerzt mich," äußerte eines Tages Graf Wildenschwert zu seinem Sohn, als beide von Villa Wolmerode aus, die schon jetzt zur Verfügung des neuen Besitzers gestellt war, einen Ritt durch den nahegelegenen Wald machten und die Scene zur Sprache gekommen war, der Zufall, der den Präsidenten und dessen Familie zu Wohlthätern für den damals mishandelten Lehrer gemacht hatte — „wie schmerzt mich grade die Rückwirkung dieser Frevel auf die Familie eines Ehrenmanns! Linda von Fernau war die treueste Freundin Deiner Mutter, eine sanfte, liebevolle Natur. Als sie in die traurige Lage kam,

ſich von ihrer Schwägerin fern halten zu müſſen, litt ſie unſäglich. Ihr Gatte hatte früh die ungezügelten Begierden ſeines Bruders erkannt und mußte den neuen Ehebund ſeiner Mutter in jeder Hinſicht misbilligen. Ich höre, der Präſident will für einige Zeit Urlaub nehmen und mit den Seinigen auf's Land ziehen. Was denkſt Du, Theodor, ich meine, ich gebe ihm einen Beweis meiner beſondern Hochachtung, erneuere die alte Beziehung, die ich, wie leicht erklärlich, ſeit zweiundzwanzig Jahren abgebrochen habe und auch jetzt am wenigſten bei meinem Zorn über alles, was Fernau heißt, wieder anknüpfen wollte, und lade ihn ein, mit den Seinigen den Reſt des Sommers und, wenn ſie wollen, den ganzen Herbſt in Wildenſchwert zuzubringen, er, ſeine Gattin, ſeine Schwiegerſöhne — Wir haben ja Raum genug. Hat er nicht auch einen Sohn — ?"

Die Pferde gingen langſam. Der Wald war ſchattig. Ein von dem überhängenden Laub abgebrochener Zweig diente Theodor zum Verjagen der ſchwärmenden Stechfliegen. Die Schweiße der Roſſe, das Schnauben, das jeweilige Aufſtampfen und Ausſchlagen der Thiere reichte nicht aus, die Plager zu bannen. Auf die für ihn wie Himmelsmuſik anzuhörende Rede ſeines Vaters konnte er vor Bewegung nichts als mit ſeinem Zweige hinundherfuchteln. Bei Erzählung ſeines bei Wolmerode erlittenen Unfalls hatte er nicht einmal Mechtilds Namen zu nennen gewagt.

„So iſt es noch eine Tochter, die er hat —“

Theodors ausgebliebene Antwort hatte der Vater für eine Verneinung genommen.

„Ich weiß es doch, es waren, glaube ich, drei Kinder —! Sie kamen erſt nach einigen Jahren der Verheirathung —“

Theodor nickte.

„Nun gut! Ich denke mir das ſo: Wir machen dort beide zuſammen einen Beſuch! Ich habe Dich überall vorgeſtellt, nur dieſer Familie nicht. Die Gründe lagen nahe. Morgen iſt Sonntag. Da iſt das Herz bei Jedem höher geſtimmt. Vielleicht beſuchten ſie vorher die Kirche. Ich werde dem Präſidenten einige Zeilen ſchreiben, ich gedächte ihn nach eilf Uhr in Deiner Begleitung zu beſuchen. Ich werde hinzufügen, daß ich das Bedürfniß hätte, dieſen Beſuch zu keinem Akt blos conventioneller Höflichkeit zu machen. Sind dann die Leute freundlich und gut, ſo erneuere ich den innigen Ton, den ich ſchon ſonſt zu Linda anſchlagen durfte, und lade ſie nach Wildenſchwert ein. Auf dieſe Art ſoll die Welt wiſſen, daß ich der Erſte bin, der die Achtung vor dieſem Ehrenmann in keiner Weiſe gemindert zu ſehen wünſcht —!“

Schon war der Graf gewohnt, in ſeinem Sohn einen Mitberather zu haben, der ſeine Meinung offen ausſprach. Dieſe Stellung hatte er ihm ausdrücklich gegeben. Sein Bedürfniß war, in Theodors Bildung und Benehmen nicht zu viel Lücken zu entdecken. Gern

ging er über alles, was ihm an ſeinem Erben unzulänglich erſchien, hinweg. Daß Theodor ſo vortrefflich im Sattel ſitzen, ſein Roß lenken konnte, nahm er wie eine Leiſtung, die ihm alle Mängel deſſelben im Zurechtfinden auf der Landkarte und in den Büchern der Geſchichte erſetzte. Ja er war nahe daran, den Sohn zu verziehen. Jede naive Aeußerung deſſelben erſchien ihm originell. In der That verleugnete ſich des ſo unvollkommen Ausgebildeten Naturell keineswegs. Seine Bemerkungen überraſchten ſelbſt Andere, nicht blos den Vater. Als ihn der Vater einmal mitten unter Büchern angetroffen, die er um ſich her aufgeſchlagen liegen hatte, und ihm Glück wünſchte zu ſeinem Verneifer, hatte Theodor erwiedert:

„Vater, mir fehlt nur das rechte, ſchulmäßige, langſame Lernen, das Lernen um die Wette mit dem wachſenden Körper! Ich eſſe jetzt nachträglich gleichſam ganze Körbe voll Trauben, ſpüre aber nichts von Berauſchung. Mein Wein bleibt immer nur Traube. Mein Geiſt kann nichts keltern —“

Diesmal benutzte Theodor ſein Anrecht zum Meinungsäußern und wenigſtens zum Contraſigniren der Anſichten ſeines Vaters mit keinem Wort, ſondern gab ſeinem Pferde nur die Sporen und trieb damit ebenfalls das Roß ſeines Vaters zur Eile. Der aus Wildenſchwert mit Wagen und Pferden nachgekommene Kutſcher des Grafen trabte, zum Reitknecht metamorphoſirt, hinterher.

Der Graf war von den in Hingebung zerfließenden Neſſelborns veranlaßt worden, am morgenden Sonntag einer Feierlichkeit im Schulſaal beizuwohnen, einer religiöſen. Die großen Sommerferien begannen am Montag. Da ſollte denn noch vorher ein Hausgottesdienſt abgehalten werden. Die Predigt wollte Neſſelborn ſprechen.

Der Graf hatte zugeſagt, obſchon ihn bereits die peinliche Ahnung befiel, er würde in dem Vortrage oder gar im Gebet ſeine eigene Perſon und die ſeines Sohnes eine Rolle ſpielen hören. Der neureligiöſen Modeſtimmung, die ihn hier überall in der Geſellſchaft umgab und auch aus Neſſelborns Unterhaltungen mit ihm hervorklang (ihm gegenüber wie ein Fühlen auf den Zahn) war er nicht beſonders hold. Er hatte, als ihm Theodor von ſeinem ſchweren Auffinden Gottes erzählte, offen bekannt:

„Die Pfaffen hier predigen weniger noch ein Buchſtaben- als ein Stubenchriſtenthum! Was im Chriſtenthum das Große und Ewige iſt, das habe ich auf den Wellen des großen Meeres, im Verkehr mit den Heiden, unter wüſten und faſt wie verrückten Sitten erkannt! Da war das Einfach-Menſchliche, Civiliſatoriſche der Chriſtusreligion mein Troſt geworden und mein Stolz. Alles aber, was ich als von den Miſſionären verbreitet wiederfand, hatte ſich in einen neuen Götzendienſt ſtatt des alten verwandelt. Lug und Trug, Grauſamkeit und Mordluſt konnten damit im Ein-

klang beſtehen. Dagegen hab' ich im Verkehr mit den großen Kräften der Natur, mit Sonne und Mond religiöſe Weihestunden gehabt, für die ich in unſern Kirchen ſelten einen Ausdruck fand."

Der Graf hatte den Brief an den Präſidenten abgehen laſſen und darin gebeten, ihm nur im Fall der Verhinderung oder Ablehnung zu antworten.

So ging es denn am Sonntag zuerſt in die Vorwerksſtraße. Theodor war wie in verklärter Stimmung. Der Vater mußte ihn fragen, was er denn vorhätte. „Siehſt Du vielleicht Gertrud zu ſelten und freuſt Dich, ſie zu begrüßen —?" ſagte er, über das lächelnde „O nein!", das ihm zur Antwort wurde, erſtaunend. Noch waren nach dieſer Richtung hin, wo die Gefühle und Urtheile des Grafen ſelbſt völlig wie im Dunkeln taſteten, weder Fragen noch freiwillige Geſtändniſſe erfolgt. Eine zu lange Pauſe, die zur Entfremdung hätte führen können, konnte ſchon um deßwillen im Verkehr mit Gertrud nicht eingetreten ſein, weil ſie für die reiche Ausſtattung Theodors an Wäſche und Kleidern die unumgängliche Berathende blieb und dies um ſo mehr bleiben mußte, als die Educationsräthin, die hier ausſchließlich die ſorgende Mutterſtelle vertreten wollte, von dem im eigenen Hauſe abgeſpielten Drama, den geſteigerten Wirren und überraſchenden Löſungen im Leben ihrer Töchter in Anſpruch genommen wurde.

Theodor gab eine unbefangene Erklärung ſeiner

gesteigerten Freude. Es thäte ihm wohl, sagte er, heute so viele der jüngeren Kinder, die ihn lieb gehabt und die auch er von Herzen lieb hätte, wiederzusehen. Im Uebrigen wollte er seine Freude aufrichtig bezogen sehen auf den Besuch beim Präsidenten. Die unwirsche Abfertigung damals bei der Trauung trüge er ihm nicht nach. War sie ihm doch jetzt zur Genüge erklärt. Selbst von dem Dank, den er Mechtild Fernau schuldete für ihre Pflege damals in dem Nachen, für ihre Hinweisung auf ein Buch, das ihn belehrt und erhoben hatte, vor allem auf die große Dichtung, die den Stolz der Deutschen bildet, sprach er mit einer Wärme, die dem Vater immer mehr auffiel.

Und auch darüber war Theodor glücklich, daß der ihm so wunderbar nahe gerückte Graf endlich aus dem starren, fast schonungslosen Verfolgen seines Rechtes, aus dem einseitigen Haften nur allein an seiner vollen Wiedereinsetzung in seine Ansprüche heraustrat und endlich Gefühl, Empfänglichkeit für Weiches und Mildes zu zeigen anfing. Sogar die Begrüßung seiner eigenen Person, die Adoption des rechtmäßigen Sohnes, hatte sich bei ihm wie ein juristischer Akt vollzogen. Aerzte, Richter, Hospitalbeamte, Nesselborn, die Lehrer des Instituts, die zugegen waren, als der Graf seinen Sohn zum erstenmal umarmte, hätten den Mann für gefühllos halten dürfen. In diesem für die Empfindung aller Zuschauer rührenden Augenblick hatte er ihn wie eine Sache behandelt, nicht wie ein Lebendes und

noch dazu wie nur durch ein Wunder Lebendes. Die einzige Gertrud glaubte damals den Schlüssel dieses auffallenden Benehmens zu besitzen und vertheidigte den Grafen aus dem Wesen seiner eigenthümlichen Natur heraus, die sie behauptete erkannt zu haben.

In der That war die Predigt, die Nesselborn hielt, nur zwei Gegenständen gewidmet. Einmal dem Dank, der Gott darzubringen wäre für die endliche Lösung des Räthselhaseins, das bisher ein theurer und geliebter Bewohner dieses Hauses geführt hätte — (Jonas, im Bauche des Wallfisches fortlebend, mußte dies Wunder als — natürlich und möglich einleiten —!) sodann dem Thema, das kurzweg und in's Platte übertragen, etwa gelautet haben würde: Wendet Eure Herzen gut an —! Vorzugsweise wurde der Segen Gottes auf eine große Reise herabgefleht, die von den Pensionären wieder einmal unternommen werden sollte. Morgen schon sollte sie angetreten werden. Theodor hörte mit Staunen, daß sich seine Freunde, obschon sie ihre Absicht keineswegs zurückgenommen, doch noch bereit gefunden hatten, die ihnen immerhin viel Verantwortlichkeit auflastende Führung dieses Ausfluges zu übernehmen.

„Nicht jene Reise ist's," sagte Wehrmann nach dem Gottesdienst, wo Waldner Trepp auf Trepp ab lief und sich alles wieder im Institut gemüthvoll ansah, sich mit den Kleinen jagte, den großen Pensionären, die ihn soviel gehänselt und verspottet hatten,

ſich ausſöhnte und ſogar den heimlich über den armen Nante triumphirenden Brége's Geld in die Hand drückte, „nicht jene Reiſe iſt's, die ſchon ſo lange projektirt wurde, die nach Aegypten, die gewagt werden ſollte ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ein Penſionär von einem Krokodil verſchluckt werden könnte — nein, es iſt nur eine Reiſe nach dem Vater Brocken oder Blocksberg — aber die Damen" — er ſpielte auf den Hexenritt an — „bleiben zu Hauſe —!"

Waldner fiel aus den Wolken über die Gratulationen, die hier trotz dieſes Spottes zu machen waren. Levana und Adelgunde waren ſo naiv, ſich bei ihrem „Bruder", dem plötzlich ſo reich gewordenen jungen Grafen, Hochzeitsgeſchenke zu beſtellen. Sie würden dieſe als „fürſtlich" bezeichnet haben, wenn nicht Theodors Freunde, die in der Nähe ſtanden, Anſtalten gemacht hätten, mit gewiſſen Manövern anzudeuten, daß für ihre Ausſtattungen das beſondere Lüſtre nur die wahre Krönung des Ganzen nur aus Bukareſt zu erwarten ſtünde. Da entſchlüpften ſie mit dem Ausdruck der Verachtung und überließen die aus dem Bann dieſer Muſteranſtalt für immer Scheidenden dem traulichſten Freigeſpräch.

Der Graf unterhielt ſich nach dem Gottesdienſt mit der Educationsräthin, ſeiner „alten Flamme," wie ſie verbindlichſt, innerlich aber nicht im Mindeſten mehr erwärmt, von ihm genannt wurde.

Gertrud ſah, daß Theodor förmlich außer ſich

werden von der lautrauſchenden Melodie des Tages übertäubt! Ach, ſo kann jeder Kummer, der uns drückt, ſich noch als Tröſter an das Lager eines gröſsern Elends ſetzen, ſo gibt zu den wenigen Vocalen unſerer eigenen Leiden erſt gleichſam die gröſsere Zahl der Mitlauter die deutlich articulirte Sprache des Lebens. Betrübt hing Oscar den Geheimniſſen des menſchlichen Daſeyns nach und fand im Schmerze mehr, als in der Freude, den Schlüſſel derſelben. Er irrte lange umher, bis er zu den Seinen zurückkehrte. Glichen ſie nicht auch dieſem Blinden?

Ende des erſten Bandes.

war vor irgend einer ihn beglückenden Befriedigung. Sie wünschte seine Freude zu theilen, erkundigte sich darnach und mußte schon zweimal fragen, ehe nur von Bechtold die Antwort kam:

„Theodor wird soeben mit seinem Vater zum Präsidenten Fernau fahren und die Familie einladen, einige Monate auf Wildenschwert zuzubringen —"

Theodor fiel ein, indem er Gertruds Hand ergriff:

„Aber auch Dich möchte der Vater mitnehmen —!"

Viel mehr konnte kaum gesprochen werden. Denn soeben empfahl sich mit größter Artigkeit der Graf, dankte dem Hausherrn für seine „allzugütig gewesene" Rede, küßte der „alten Flamme" die Hand, nickte die „Inseparables mit einem, wie man, er äußerte sich so, hier allgemein bemerkt zu haben glaubte, öffentlichen, interessanten Geheimniß. Die „alte Flamme" hatte ihn gebeten, darüber noch zu schweigen.

Wehrmann flüsterte, allen Umstehenden vernehmbar, als Grund für die noch zurückgehaltene Proklamation:

„Schlickums Visitenfrack ist noch nicht fertig —!"

Der Graf schüttelte den Lehrern die Hände, vorzugsweise den Freunden seines Sohnes. Zu Gertrud, die wie träumend und regungslos stand, sagte er mit wärmstem Ton:

„Wann haben wir nur wieder eine Stunde für uns — uns ganz allein —?"

Als der Wagen von dannen gerollt war, alles

ſich zerſtreute, Gertrud noch nach den Vorbereitungen zum Mittagseſſen zu ſehen hatte, war ſie wie gelähmt in ihrer Kraft.

Der letztern hätte ſie ſchon in hohem Grade wieder bedurft. Denn von Nante Bartel, dem aus dem Gefängniß entlaſſenen, von ſeiner Schweſter der kleinen Lina und von ihrem Brüderchen Hans wurde die ſonntägliche Stille benutzt zum Abholen ihrer Sachen. Nante war vom Verdacht der Theilnahme am Verbrechen der Seinigen freigeſprochen, aber das Haus hier mußte er ſelbſtverſtändlich verlaſſen. Die Bröge's trieben ihn; auch die Kleinen ſollten ſich eilen, ihre Bündel zu ſchnüren. Stumm und gelaſſen thaten ſie es. Die Lina weinte. Als die triumphirenden Hausthyrannen aber auch zu ſehr die Unglücklichen ihr trauriges Loos empfinden ließen und der ungeſchlachte lange Bröge die Hausthür öffnete und ſich ungeduldig zu warten ſtellte, daß endlich der ihm aufgedrungene Gehülfe (Nante kehrte zu ſeinem neugewählten Schneiderhandwerk zurück) über die Schwelle hinaushinkte, ſah es Gertrud, die ſich dem Abſchiednehmen im Hauſe hatte entziehen wollen — (ſie hatte verſprochen, Nante in ſeiner Wohnung aufzuſuchen, in derſelben, die er ſchon früher inne gehabt) eilte mit Schritten, die ihre innere Aufregung verriethen, herbei, riß dem groben Wärter die Thür aus der Hand, ſchlug dieſe zu und ſagte:

„Laßt Euch nur Zeit, Kinder! Vergeſſet nichts! Eure Empfehlungen an den Direktor werde ich aus-

richten! Ein gutes Zeugniß bringe ich Euch ſelbſt! Adieu Lina! Adieu Hans! Liebt Euren Bruder und fürchtet Gott im Himmel, daß es Euch wohl ergehe auf Erden! Betet für Eure Eltern! Ich beſuche Euch bald —“

Damit öffnete ſie noch ihr Portemonnaie und gab den Kleinen, wieviel ſie in der Eile griff. Mit Thränen ſchied auch Nante.

Jetzt aber mußte Gertrud allein ſein. Sie hielt es nicht länger aus. Was war es nur, was ſie ſo in Aufruhr verſetzte —! Als du nach dem Grund ſeiner Freude fragteſt, da ſchwiegen ſie anfangs —? Und dann ſprach ſtatt ſeiner Bechtold —! Bechtold, der kürzlich Theodors Tagebuch umgearbeitet hat, das Hellwig während dieſer ganzen Zeit für ſich behalten hatte —! Und gleichſam, um mich zu beruhigen, redete dann auch Theodor Einiges zu mir und wollte mich gleichſam tröſten, daß ich ja ebenfalls nach Wildenſchwert kommen könnte —? Der Präſident geht dorthin —? Seine ganze Familie —? Alles das ſprach ſie in fieberhafter Eile zu ſich ſelbſt, blieb endlich bei dem Namen Mechtild ſtehen, hielt ſich an eine Schulbank in einem der Zimmer, wo ſie ſich allein wußte, und ſank allmälig auf jenen Ruheſitz nieder, grübelnd über alles, was ſich für Theodor an dieſen Namen knüpfen konnte.

Man vergleicht den menſchlichen Gedanken mit dem Blitzſtrahl. Der Gedanke der Eiferſucht gleicht

ihm gewiß. Und dieſer verſetzt auch ſogleich das, was er erhellt, in lichterlohe Flammen. Da war kein Grübeln mehr nöthig, kein Schritt-vor-Schritt-Gehen im Labyrinth des Gedächtniſſes, kein langſames Arbiren einer Thatſache mit der andern — das Exempel war fertig, wie es aufgegeben. Noch nie war ihr eine Kopfrechnung ſo gelungen. Der Nachen auf dem Strom damals, dann der Tankbeſuch, die Begegnung an der Reitſchule im Buchladen, die Lektüre eines empfohlenen Buches, der Eifer, den Fauſt zu ſehen, die Begegnung auf dem Eiſe, der Eifer, der Trauung in der Kirche beizuwohnen und das ſchroffe Dazwiſchentreten des Präſidenten, als ſich der ungerufene Zeuge mit ſeinem Kinde allzuvertraulich gemacht — bekannt war ihr alles das, nur nicht feſtgehalten, nur nicht verbunden. Jetzt klang es wie eine wohlgeordnete Symphonie. Sie begriff nicht, wie ſie hatte ſo blind, ſo taub ſein können.

Sie rannte auf den Corridor, horchte, ob Niemand anweſend war, lief an die nächſte Treppe, flog über die Stufen hinweg und trat an Hellwigs Zimmer. Sie hätte auch an Bechtolds kleine Zelle klopfen können. Sie klopfte an Hellwigs. Obſchon es bereits „Herein!“ hieß, ſo klopfte ſie doch noch einmal. Da öffnete Hellwig ſelbſt und Angeſicht gegen Angeſicht ſtand ſie vor dem jungen Manne mit dem blonden Vollbart und den blauen, durchdringenden, klaren, feſten Augen.

„Soll ich etwas —?“ fragte der Abgerufene, ſogleich ſeiner gebundenen Stellung im Dienſt gedenkend.

Gertrud winkte ihm ſtumm, zu folgen. Beide gingen die Treppe hinunter. Befremdet folgte Hellwig in eine der leeren Schulſtuben.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Doctor,“ begann hier Gertrud mit einer Stimme, die vom ſtockenden Schlag ihres Herzens gehemmt wurde, „was hatten Sie vorhin, als Sie alle drei ſo beiſammen ſtanden und über eine Frage, die ich ſtellte, in Verlegenheit geriethen?“

„Fräulein Gertrud —!“ ſprach Hellwig mit bittendem Ton und ablehnender Gebehrde.

„Ich habe es wohl bemerkt —“ fuhr ſie mit Zittern fort. Sie zitterte, weil Hellwig die Miene machte, mit mehr Vertraulichkeit, als je von ihm gewagt worden, zu ihr reden zu wollen. „Ich habe es wohl bemerkt, daß Sie alle drei etwas hatten. Es war die Fortſetzung Eures Betragens gegen mich ſchon von früher — ſchon von damals, als —“ ſie ſann einen Augenblick, „als Bechtold ſein Unglück hatte! Was hab' ich Euch gethan, daß Ihr mich Eures Vertrauens nicht mehr für würdig haltet —?“

Auch in Gertruds Rede lag ein Etwas von größerer Vertraulichkeit, als ſie ſonſt dieſen jungen Männern zu zeigen gewagt hatte.

„Erſparen Sie uns, die wir gebunden ſind, eine große Peinlichkeit und Sie — Sie ſich ſelbſt —“

„Ich mir selbst? Gebunden sind Sie? Ein förmliches Gelübde also verhüllt Ihr Geheimniß —?“

Bei diesen Worten gesellte sich zu jenem elektrischen Ringe von Thatsachen, den Gertruds eifersüchtige Ahnung im Nu vorhin zusammengesetzt hatte, ein neues Kettenglied: Die anonymen Briefe —! Sie waren mit verstellter Hand geschrieben gewesen und hatten eine Lockung enthalten, süß ohne Zweifel wie der Ton des Vogelstellers.

„Sagen Sie mir aufrichtig,“ brach ihr Schmerz hervor, „Theodor glaubte, die Briefe kämen von einer weiblichen Hand?“

Hellwig blieb die Antwort schuldig.

„Sehen Sie, daß Sie schweigen —!“ rief Gertrud aus. „Von diesen Briefen glaubte Theodor, sie wären geschrieben — von Fräulein Mechtild von Fernau —?“

„Würde dann Bechtold statt seiner gegangen sein —?“

„Um ein Buch zu holen —! Haha! O über Ihre Meisterschaft im Lügen —!“

„Fräulein,“ unterbrach der junge Gelehrte mit schmerzlichem Unwillen diese bittere Anklage, „Fräulein, lassen Sie diese ungerechte Anschuldigung —!“

„Ungerecht! Nachdem Sie auf des Undankbaren verkehrte Phantasie eingegangen, sie ihm vielleicht anfangs ausgeredet hatten und sich doch zuletzt erboten, statt seiner eine ihm möglicher Weise drohende

Gefahr zu beſtehen! Ungerecht! Das Gewebe von Verirrungen wurde immer größer und durch Ihre Schwäche konnte der Verblendete darin umkommen —!“

„Gertrud,“ wandte ſich jetzt Hellwig mit Entſchloſſenheit der entrüſteten Anklägerin zu, die wie durch eine Viſion die Thatſachen, wie ſie zum größten Theil faktiſch vorlagen, errieth — „Gertrud, können Sie glauben, daß wir nicht alle von Herzen Ihr wahres Glück wünſchen —?“

„Welches Glück —?“ antwortete ſie kalt.

„Das Glück, das Ihre ſeltne Erſcheinung verdient —“ ſprach Hellwig dringlicher.

„O ich bitte —“ unterbrach ſie ablehnend. Sie ſah, daß ihr ſtiller Verehrer von der Bahn ihrer Gedanken ablenkte.

Hellwig ließ ſich nicht irre machen. „Ihre Anmuth,“ fuhr er fort, „bei ſo viel praktiſchem Sinn, Ihr tiefes immer das Richtige treffende Gefühl bei ſo ſeltenem Verſtande —“

„O — Herr Hellwig —“

„Nennen Sie mich doch nicht mit ſo kalter Anrede —! Nennen Sie mich doch wie vorhin, den Vertrauten, das treueſte Glied eines Freundeskreiſes, zu dem auch Sie gehören, Gertrud —! O wer wollte nicht alle Freuden in Ihr Herz geſenkt, alle Ehren auf Ihr Haupt herab wünſchen —! Was Sie auch ahnen mögen, glauben Sie nicht früher daran, ehe Sie nicht vernahmen, daß es Herzen giebt, die Ihnen

alles, alles zu Füßen legen! O könnte ich einſt hoffen, ein Weſen wie Sie —"

Die Stimme des jungen Mannes verſagte. Sein Angeſicht glühte und hatte ſich nicht mehr in der Gewalt. Er mußte ſich wenden, um die convulſiviſche Aufregung der Nerven, ja der Muskeln deſſelben zu verbergen.

Gern hätte ſich jetzt Gertrud dem ſchon im Vorbringen ſeiner Werbung ſich verzweifelnd Fühlenden voll Mitleid zugewendet, hätte ſie nur ſelbſt nicht vom tiefſten Leid über ihre eigene, ſie ſah es ja, unerwiderte Liebe zerriſſen daſtehen müſſen. Sie konnte nichts ſagen, als:

„Laſſen Sie doch das alles, Herr Hellwig —!"

„Auch darf ich Ihnen ja nicht bekennen," fuhr Hellwig fort und ſchien allmälig ſeiner mehr Herr geworden, „wie ſehr ich Sie liebe, Gertrud! Denn ich kränke damit zugleich die Rechte eines andern lieben Freundes, der Ihnen dieſelben Gefühle widmet —"

Gertruds Auge blitzte einen Moment auf. Sie wußte, ſie täuſchte ſich in dem, was ſie zu hören glaubte, und doch lachte ihr die glückliche Möglichkeit entgegen, daß vielleicht Hellwig doch noch auf Theodor zielte.

Er zielte auf Bechtold und nannte ihn den einzigen Bewerber, dem er weichen würde.

„Entſcheiden Sie über uns Beide!" fuhr er, die Gluth ſeiner Leidenſchaft mäßigend, fort. „Laſſen Sie

Einen von uns Beiden Sieger sein! Ach, ich spreche in diesem Augenblick für — Rechtold! Ich weiß es, der Treffliche würde ebenso in diesem Augenblick für mich sprechen —"

Jetzt versagte dem edlen jungen Mann die Kraft der Stimme. Er mußte abbrechen.

Eine drückende Pause trat ein, die Gertrud die Erste war zu brechen, indem sie mit inzwischen etwas gesammelter Kraft begann:

„Sie handeln Ihrer würdig, Hellwig! Ich weiß es, daß auch Rechtold mit meiner Unzulänglichkeit Nachsicht und — mich gern hat. Zu Rechtold hätte es mich um deswillen ziehen können, weil ich das Land liebe, die Städte verabscheue und in Rechtold den treuen Volkslehrer, den ächten Sohn Pestalozzi's ehre —! Für Sie, lieber Hellwig, für Ihre hohe Bildung —"

„Auch Rechtold wird steigen —" unterbrach Hellwig mit Schmerz.

„Ohne seine Grundsätze zu verleugnen! Gewiß wird er's —! Doch alles das soll nun kann für mich nicht sein. Sie, lieber Hellwig, Sie haben noch ein hohes Ziel vor Augen! Ihnen wird die Hand eines in feineren Lebensverhältnissen gebildeten Mädchens —"

„Gertrud," unterbrach Hellwig die sich zur Fassung abmildernde Rede der Geliebten mit der ganzen Gluth seiner Empfindung, „hätte ich das Schmuckkästchen des

Verſuchers im „Fauſt“ in der Hand, ich würde ſprechen: Keine Königin verdient ein ſolches Diadem zu tragen, wie Sie —!“

Wieder beſeelte ihn eine Hoffnung. Er ergriff die Wendung eines zärtlichen Humors, um vielleicht — Gertrud im Sturm zu erobern.

Sanft lehnte ſie ſeinen Arm zurück, der ſich nach ihr ausgeſtreckt hatte und ſie ſchon berührte. Sie lächelte dabei ſchmerzlich. Die citirte Stelle aus dem Fauſt kannte ſie.

„Zu Gretchen ſpricht Mephiſto ſo —“ ſagte ſie.

„Aber ich, ich bin ehrlich, Gertrud,“ verſicherte der junge Mann in aufrichtiger Treuherzigkeit, „die Lüge mit dem Buchladen iſt mir ſchwer genug geworden —“

„Alſo doch eine Lüge! Und worin beſtand die Wahrheit? Wie kamen Sie zu Theodors Geheimniß —?“ fragte Gertrud mit feſter Stimme. Und als Hellwig zögernd fragte: „Welchem Geheimniß —?“ fuhr ſie ebenſo zuverſichtlich fort: „Eben daß er liebt —! Mechtild von Fernau — liebt! Oder —“ unterbrach ſie ſich mit plötzlicher Inſpiration, „entnahmen Sie das vielleicht ſeinem Tagebuch —?“

Eine Weile ſchwieg Hellwig. Er hatte aus jenem Tagebuch nur das klare Gefühl ſeiner eigenen Liebe entnommen. Dann hatte er die Großherzigkeit gehabt, auch die Blätter an Bechtold zu geben, der beim Leſen derſelben über ſich ſelbſt die gleiche Erfahrung machte.

Ueberarbeitet, mit mancher weitern Ausführung, mit manchem Zuſatz aus ſeinem eignen Gedächtniß verſehen, hatte es Bechtold vor Kurzem Waldnern zurückgeſtellt. Hellwig, Alledem nachſinnend, brauchte einige Zeit, um aus dem Labyrinth ſeiner leidenſchaftlichen Gefühle auf die Straße der Beſonnenheit, die für ihn ein Weg bepflanzt war mit Trauerweiden, zurückzukehren. Dann ſagte er:

„Verurtheilen Sie Theodor nicht —! Er hat Sie wie ſeine Mutter geliebt. Und auch Sie haben ihn nur geliebt wie Ihr Kind. Der Reichthum der Gefühle, die Mannigfaltigkeit im Ausdruck der Liebe iſt ja unermeßlich! Schon ſeit längerer Zeit ſahen wir, daß Theodor die Einſamkeit ſuchte und Wünſche ausſprach, die uns durch nichts motivirt ſchienen. Als er uns den erſten der anonymen Briefe mittheilte, da war ihm anzuſehen, daß er nur an eine einzige Perſon gedacht hatte, die intereſſirt ſein könnte, ihm ſo wohlwollend zu ſchreiben. Wir forſchten, wir neckten ihn, wir redeten ihm den Gedanken aus, hier an einen Beweis zärtlicher Neigung glauben zu ſollen. Sogar eine Gefahr, einen Hinterhalt ſahen wir. Deßhalb ging Bechtold ſtatt ſeiner an den Ort, wo ihm der anonyme Briefſchreiber, den er für eine Dame gehalten, Aufklärungen über eine ihm kürzlich widerfahrene Unbill (er dachte an die Scene nach der Trauung in der Apoſtelkirche) zu geben verſprach. Aus Bechtolds traurigem Unfall erwuchs für uns die

Bekanntſchaft mit Theodors Neigung. Wir neckten ihn fortgeſetzt damit. Den zweiten anonymen Brief hat er uns dann nicht mehr gezeigt. Er hielt die Folgen des erſten für zufällig. Aber ſeine Freude, an dem einſamen Vorſtadtthor vielleicht Mechtild von Fernau zu begrüßen, verrieth ſich faſt. Sie kennen die Folgen. Jetzt ſpricht er von Mechtilds zu erwartendem Aufenthalt in Wildenſchwert. Ich zweifle nicht, es wird ſeinem Vater über alles gehen, den Erhalter ſeines Stammes vor einer Mesalliance zu bewahren. Doch glaub' ich, daß Theodor nur den Reiz des Einblicks in die vornehme Welt mit einer Neigung für die Nichte ſeines ſo gut wie erwieſenen Mörders verwechſelt. Dem Gefühl der Dankbarkeit, das er Ihnen, Fräulein Gertrud, ſchuldet, kann er niemals untreu werden wollen — —!"

Hellwig hatte ſeinen Bericht beendigt. Mit einem tiefen Seufzer gab ihm Gertrud ihre eiskalt gewordene Hand und ſprach tonlos:

„Ich danke Ihnen, Hellwig!"

Als ſie gehen wollte, zog ſie der Verſchmähte noch Einmal, von lebhafteſter Erregung ergriffen, an ſich und fragte mit zärtlicher Stimme:

„Gertrud, ſprechen Sie, hab' ich keine, keine Hoffnung —?"

Sie ſchüttel'e ihr Haupt.

„Nun denn — darf auch mein Freund nicht hoffen —?" ſetzte Hellwig nach einer Pauſe mit

Thränen hinzu. „Ich will ihm die Botschaft seines Glückes selbst überbringen!“

„Sie sind gut, Hellwig —!“ sprach sie, wiederholte aber auch jetzt ihr Kopfschütteln und ging.

Am folgenden Tage zogen dreißig Nesselbornianer, geführt von Hellwig und Bechtold, dem Harze zu. Als sie schon am Ende der Vorwerkstraße zu singen angefangen hatten: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein —!“ war von den Worten: „Es treibt in die Ferne uns mächtig hinaus — “ Niemand ergriffener als ihre beiden Führer, die Lehrer Hellwig und Bechtold.

Jener hatte dem Freunde die entscheidende Scene ganz so erzählt, wie sie von ihm erlebt worden. Dieser hatte alles für von Werthen wirklich so gemeint und gewollt genommen und sich für die Richtung seines Lebens die Lehre aufgestellt, daß auch er sich, wie soviel Tausende von Menschen, erst aus Entbehrung und Schmerz zu vollkommnerer Bewährung zu erheben hätte.

## Vierunddreißigstes Kapitel.

In der That war es eine feierliche Scene, die den Grafen und seinen Sohn im Hause des Präsidenten am Sonntag „nach der Kirche" erwartete.

Die Angemeldeten empfing eine förmliche Aufstellung, wie bei einer diplomatischen Verhandlung.

Nur die Zeugen fehlten oder man hätte die beiden Schwiegersöhne, den Assessor und den Architekten, dafür nehmen müssen, die mit ihren Gemahlinnen ebenfalls anwesend waren.

Alle trugen dunkle Kleider, die Männer sogar den Frack.

Es hatte für Theodor etwas völlig Einschüchterndes, als die Flügelthüren geöffnet wurden und in dem mittagshellen, sonnenbeschienenen, ihm schon bekannten großen Zimmer sieben Menschen auf einmal von ihren Stühlen aufstanden. Mechtild war ebenfalls zugegen. Sie trug ein schwarzes Gazekleid und lehnte sich im Stehen an's Fenster.

Der Graf hatte ſich auf eine leichte converſationelle Begrüßung gefaßt gemacht. Da er aber den feierlichen Ernſt ſah, ſo verſetzte er ſich alsbald in die Schicklichkeit einer andern Auffaſſung ſeines Beſuches und ging auf die Stimmung der Förmlichkeit ein. Letztre war keine ſteife und kalte, ſondern eine, die den Ausdruck der tiefſten Trauer bot.

„Herr Präſident," begann der Graf das Eis zu brechen, „ich habe das Bedürfniß gehabt, ehe ich nach Wildenſchwert zurückkehre, Ihnen meinen Sohn vorzuſtellen, obgleich Sie ihn ſchon kennen und er Ihnen für einen Beweis von Theilnahme, den Sie ihm ſpendeten, verpflichtet iſt. Ein furchtbares Erlebniß, einzig in den Annalen des Criminalrechts, ſoll uns nicht für immer geſchieden haben. Es würde mich wahrhaft glücklich machen, wenn ich mir den Antheil wieder erobern könnte, den Sie mir, gute Linda, ſchon vor Jahren geſchenkt hatten. Ich weiß es, Sie ſind mir immer bei unſerer unſeligen Jadwiga eine freundliche Fürſprecherin geweſen. Ich danke Ihnen dafür."

Man unterbrach den Grafen nicht. Man ließ jedes ſeiner Worte austönen. Denn das Bedürfniß waltete vor, die Genugthuung einer ſolchen Anſprache entgegenzunehmen, einer Anſprache, die denn auch der Graf, ſchnell ſich ſammelnd, vortrug, als ſollte ſie zu Protokoll gegeben werden.

Nahe hätte liegen müſſen, daß die mit ſo aufrichtig innigem Ton begrüßte Freundin Jadwiga's

zuerſt das Wort ergriff. Denn der letzte Theil in des Grafen Anrede galt allein ihr. Die Feierlichkeit des Aktes erforderte jedoch, daß der Herr des Hauſes ſprach.

Nachdem der Graf genöthigt worden war, auf dem Sopha neben Frau von Fernau Platz zu nehmen, begann der Präſident von einem Seſſel aus, den er neben dem Sohn des Grafen eingenommen hatte:

„Sie treten hier, Herr Graf, in einen Kreis, den die tiefſte Trauer erfüllt. Wie einmal die Ordnung des Lebens iſt, ſo tritt für die Handlungen unſerer Verwandten, ſelbſt wenn ſie von einander getrennt, ſogar durch Abneigung geſchieden leben, eine gewiſſe Solidarität ein. Wir waren an den grauenvollen Vorgängen, die ſich an das Leben Ihres wunderbar erretteten Sohnes knüpfen, wie Jedermann weiß, unbetheiligt. Nichtsdeſtoweniger hat unſer Name zu büßen. Das iſt nicht anders und hat ſich ſo aus alter Zeit, wo für die Blutrache ſelbſt die Unſchuldigen einer Familie aufkommen mußten, vererbt. Wir danken Ihnen, Herr Graf, daß Sie uns Muth zuſprechen, den Becher unſeres Schickſals ganz zu leeren. Da noch der Spruch des Richters zu erwarten ſteht, ſo wird dieſer wol noch nicht bis zum Rande voll ſein.“

Der Takt des Grafen bewährte ſich auch darin, daß er nichts von dem, was der Präſident ausſprach, in Abrede ſtellte. Denn eine dankenswerthe Gutmüthigkeit iſt es nicht, die uns einen ſchmerzlichen, aber richtig

definirten Sachverhalt mit Gewalt ausreden, vom als ſchwierig und als entſchieden beklagenswerth Anerkannten etwas abhandeln und ein eingeſtandenes, gefühltes Unglück durch Redensarten mildern will. In ſolchen Fällen thut uns nichts ſo wohl, als die volle, ungetheilte Anerkennung der eigenen Auffaſſung.

So entgegnete denn auch der Graf hierauf nichts, ſondern ließ zunächſt der Hausfrau das Wort, die ſich erhob, um die Schwiegerſöhne und die Töchter vorzuſtellen. Jedem verbeugte ſich der Gräf. Zu Mechtild ſprach er:

„Ihnen habe ich meinen beſondern Dank zu ſagen. Sie haben zu den Cherubshänden mitgehört, die meinen Sohn behüteten —!“

Mechtild erröthete wie eine der Roſen, die auf dem Spiegelſims zwiſchen den beiden Fenſtern in einem Glaſe ſtanden.

„Laſſen Sie uns das Gräßliche mit nichts berühren,“ begann wieder der Graf, „weder das, was erwieſen iſt, noch dasjenige, was, ſchrecklich genug, ſeinen ſtrikten Beweis noch erwartet. Ziehen wir eine Demarkationslinie zwiſchen Ihrem Leben und dem Leben jener Unſeligen, die ſich in ihren eigenen Netzen verſtrickt haben —“

„Thäte doch das auch die Welt!“ ſagte Frau von Fernau mit einem tiefen Seufzer.

„Linda, ſie thut es —!“ verbeſſerte ihr Gatte. „Aber wir, wir thun es nicht! Unſer Gewiſſen iſt nicht ganz

frei von dem Bewußtsein, hier zwar nicht Stehler, aber gewissermaßen Hehler gewesen zu sein —"

„Vater!" unterbrachen den bewegten Sprecher die Stimmen seiner sämmtlichen vier Kinder, Mechtild's ausgenommen.

„Rückte nicht oft genug die Wahrheit, und ganz so, wie sie sich später enthüllte, dicht an uns heran?" entgegnete der Vater mit einem bei alledem milden Blick auf die Seinigen, die ihn liebevoll zu beruhigen suchten. „Bin ich doch schon selbst ein alter Bekannter Ihres Herrn Sohn's!" wandte er sich zu Theodor. „Schon in Bruckbach stand ich sozusagen an seiner Wiege." Er unterdrückte seine Selbstanklage, die er über eine damals bewiesene Gleichgültigkeit und diplomatische Furcht erheben wollte, und ging, den Ton fallen lassend, auf die nebensächliche Frage über: „Im Nesselborn'schen Hause muß es ja einen wahren Jubel gegeben haben —?"

Dieser Uebergang zu unbefangeneren Aeußerungen wurde reichlichst benutzt. Der Angeredete erleichterte das Abwerfen der drückenden Stimmung und sagte:

„O nein, ich danke es Ihnen, Herr Präsident, daß Sie, Sie mir eine bessere Wärterin gaben, als ich in Bruckbach gefunden hatte, den Großpapa Nesselborn und —" Ein Blick auf Mechtild ließ ihn halb und halb — Gertrud verleugnen. Verlegen fuhr er fort: „Erst da bin ich wieder ganz so klein geworden, wie ich es noch geistig war! Jetzt freilich habe ich mich

nun doch in meine Flegeljahre hineingelebt. Laufen habe ich gelernt, ſogar — Schlittſchuhlaufen —“

Alles lachte. Man kam in Erörterungen über dies und das. Auch Mechtild wurde lebendiger. Nicht, daß ſie etwas ſprach, aber ſie fing an, ſich hin und her zu bewegen. Auch deßhalb lachte man, weil ſie bei Erwähnung des Schlittſchuhlaufens raſch ihre Füße zurückgezogen hatte.

Noch haftete der Graf an des Präſidenten Aeußerung über die empfundene Mitſchuld und die Stimme des Gewiſſens. Jetzt that ihm die feierliche Behandlung dieſer Wiederannäherung nach Jahren und der um des Namens Fernau willen immerhin verfänglichen Situation wohl. Ohnehin war er nicht der Mann, der in ſeinen Gedankenreihen hin und her ſprang. Das war jene Schwerfälligkeit, die einſt Jadwiga ſo unerträglich gefunden hatte.

Ohne von den Scherzreden, die jetzt quer über flogen, im Zuſammenhang etwas verſtanden zu haben, wandte ſich der Graf an den Präſidenten und ſagte:

„Die Stimme des Gewiſſens hätte Sie nur drücken dürfen, wenn Sie von Ihres Bruders Freveltaten etwas bemerkt hätten, ohne davon Anzeige zu machen. Die That Jadwiga's war nicht klar zu eruiren. Und ich ſelbſt hätte wohl niemals, wie man zu ſagen pflegt, den ſchlummernden Hund geweckt. Es giebt Anſchuldigungen, für die uns eben die Worte fehlen. Das

Grauen über das vorausgesetzte Verbrechen war bei mir so groß, daß ich annehmen mußte, der Verbrecher wäre davon selbst erfüllt. So glaubte ich es nie. Das Gewissen meiner Frau muß ein furchtbar belastetes sein. Die Situation änderte sich allerdings, seitdem sie sich selbst anklagte."

„Mein bester Graf," fiel Frau von Fernau ein und hatte dabei nicht nöthig, die Feierlichkeit der Stimmung durch verweisende Blicke wiederherzustellen, — das Recken Mechtild's von Seiten der Schwestern und Schwäger hatte, während der Graf sprach, von selbst aufgehört — „ich habe schon so viel Thränen um Jadwiga vergossen und vergieße sie noch. Ihre That verurtheile ich, wie Jeder thun muß, der ein Herz hat. Aber so ganz ihren Charakter verwerfen, wie alle Welt thut, das vermag ich nicht. Wie ist sie betrogen worden von diesem Otto —! Wie hat sie gelitten, Jahre lang, um nicht zu sehen, was sie sah —! Wie rächte sich ihre That — schon allein an ihren Söhnen, die sie von Fernau hat, Jünglingen, die ganz gelernt haben sollen, nur die Pfade der Heuchelei zu wandeln —! Jadwiga war nicht schlecht. Sie hatte ein Herz voll Treue und Hingebung. Kein Armer nahte sich ihr, ohne Hülfe zu finden. Ist nicht die Art, wie sie die Genossen ihrer unseligen That unterstützte, ihre Helfershelfer, die großmüthigste von der Welt? Die Wülfings hätten ihr Leben für sie gelassen. Die Möglichkeit, daß Hennenhöft Ihren unglücklichen

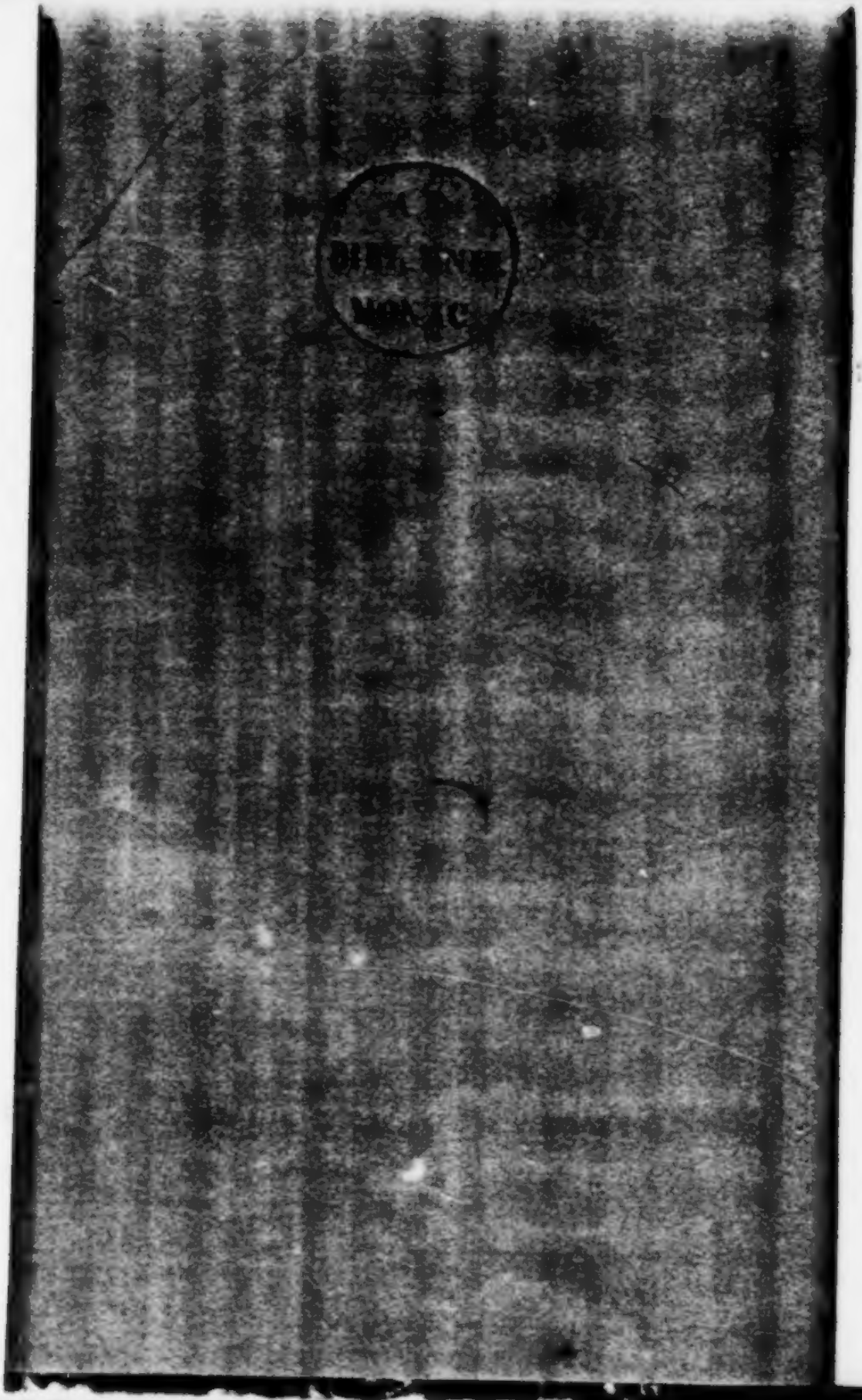

Sohn nicht mordete, aber auch nicht freigab und Jahre lang mit ſich kämpfte, was mit ihm zu thun wäre, iſt ebenfalls nur zu erklären durch den Zauber, den ſie auf die Menſchen übte, denen ſie ſich als dankbar verpflichtet bekannte. Glauben Sie mir, Herr Graf, ſie hatte den Fehler ſo vieler Menſchen, den ich eher ein Unglück nennen muß: In der Art ihrer Erſcheinung war ſie ſich ſelbſt im Wege! Um mich eines Ausdrucks zu bedienen, der gewöhnlich iſt, oft habe ich ihr geſagt: Jadwiga, immer fällſt du über Dir ſelbſt —!"

Obſchon die Andern lächelten, blieb der Graf ernſt und verzog ſeine Stirn in düſtre Falten.

Mechtild war wieder aufgeſtanden. Man ſah ihr die völlige Nichtübereinſtimmung mit den Aeußerungen ihrer Mutter an. Als dieſe die Rückſicht betonte, die Jadwiga auf die „Helfershelfer" genommen, verzog ſie mit Bitterkeit den Mund und lachte. Auch ihr Vater hatte an dieſer Stelle gemurmelt: „Das war denn doch wol nur ihre Furcht —"

In der That wurde endlich das peinliche Thema verlaſſen. Der Graf knüpfte mit den Schwiegerſöhnen an und erkundigte ſich nach den Stellungen und Verhältniſſen derſelben. Wie er dann zuletzt zur Erkenntniß gekommen ſchien, es würde gut ſein, ſeinen Sohn nicht ſo ganz eine ſtumme Rolle ſpielen zu laſſen, brachte er die Schlittſchuhe auf's Tapet, von denen er vorhin reden gehört hatte.

Theodor erzählte sein Glück, dem Fräulein Mechtild auf dem Eise eine Gefälligkeit erzeigt zu haben.

Mit ruhigem Vortrag sprach er seinen Bericht und Mechtild lachte dazu, hocherröthet.

„Ei," sagte der Graf zu seinem Sohn, „so ist doch bewiesen, daß Du zu irgend etwas Beruf hast! Jemand die Schuhriemen aufzulösen, ist bekanntlich nach der Schrift der niedrigste Dienst, den man ihm erweisen kann! Die Schuhriemen zuzubinden, das wird — wol — ich glaube dasselbe bedeuten! Du siehst also doch, wie Du Dich noch zu tummeln hast."

Auf diesen Scherz, dem eine Wahrheit zum Grunde lag, die im Hinblick auf die Reichthümer des Vaters nicht gefährlich war, folgte die entfesselte Rede- und Neckluft von Seiten der Schwiegersöhne. Der Assessor rief:

„O, Mechtild hat sich schon zu Gegenleistungen verstanden —!"

Der Architekt:

„Sie verdankt Ihrem Herrn Sohn schon eine Anwartschaft auf eine Professur der Literaturgeschichte —!"

Die Schwestern bissen sich auf die Lippen. Die Eltern mußten den Söhnen wenn nicht verweisende, doch bittende Blicke zuwerfen.

„Es scheint, Du mußt von Damen erzogen werden!" fuhr der Graf, auf die Scherze eingehend, fort.

„Wie Achilles, den ſein Erzieher, jener weiſe Centaur, in Frauenkleider ſteckte und unter Frauen leben ließ. Das wurden hernach die tapferſten Helden —!“

„Gertrud Neſſelborn,“ ſagte der Präſident mit auffallend ſcharfer Hervorhebung des Namens, „ein ſeltnes Weſen, anmuthig und verſtändig zugleich, hat das große Verdienſt, Ihrem Sohn — die weibliche Kleidung erſpart zu haben. Sie ihrerſeits zog die männliche an, um ihn noch bei ſo vorgerückten Jahren wie ein Kind behandeln zu dürfen. Sie hat alles wieder gut gemacht, was die erſte Pflege, wenn auch vielleicht in guter Abſicht, verkehrt anſtellte —!“

Wie in Gedanken verloren ſtimmte der Graf in dieſe ihm vollkommen verdient erſcheinende Lobpreiſung ein und bemerkte weder an dem Erröthen ſeines Sohnes, noch an den niedergeſchlagenen Augen Mechtilds und ihrer Geſchwiſter, noch an dem verlegenen Lächeln des Präſidenten, etwas Auffälliges.

Dann ſich wie aus einer augenblicklichen Abweſenheit aufraffend ſagte er:

„Nun wohl, ſo laſſen Sie ſich die Bitte empfohlen ſein, mir in dem fernern Erziehungswerk meines jungen Achilles beizuſtehen —! Und wiſſen Sie, die Damen und ihre weiſe Mutter könnten es auf die angenehmſte Art. Wie wäre es, beſter Präſident, wenn Sie einen Urlaub, den Sie, wie ich höre, genommen haben, auf meinem beſcheidenen Wildenſchwert zu brächten? Verſteht ſich, mit Ihren ſämmtlichen Da-

men, auch den Herren Schwiegerſöhnen! Platz haben wir die Hülle und Fülle. Liebe Präſidentin, Ihnen gefiel vor Jahren der Park. Vieles darin iſt verfallen, was ſich damals wie königlich entfalten zu wollen ſchien. Jetzt helfen wir wieder nach, und es wäre prächtig, wenn Sie mir, aber gleich einige Monate hindurch, bis tief in den Spätherbſt hinein, beiſtünden, mich mit meinen neuerworbenen Mitteln in meinem home zurechtzufinden —?"

Alles lächelte vor Verlegenheit und ſah ſich einander an.

Jetzt gab auch Theodor einen Beweis, daß er ſich fühlte. Das lange Sitzenbleibenmüſſen auf derſelben Stelle war ihm zur Qual geworden. Gern hätte er die Etikette gebrochen und wäre zu Mechtild an's Fenſter getreten. Nun erhob er ſich, wenigſtens um die Hand der Mutter zu ergreifen und dieſe zu küſſen, verſichernd, ſie würde dieſen Entſchluß gewiß nicht bereuen.

„Denn, ob ich gleich Wildenſchwert noch nicht kenne" ſagte er mit kindlicher Unbefangenheit, die jedoch ebenſogut der Ausdruck angeborner Feinheit des Benehmens ſein konnte, „ſo höre ich doch prächtige Dinge davon! Es giebt dort Gelegenheit zur Jagd, zur Fiſcherei. Alle Tage kann man etwas Anderes verſuchen. Kommen Sie —! Kommen Sie —!"

Grade, daß in dieſem Augenblick Niemand auf Mechtild ſah, fiel dem Grafen auf.

Mechtild war unruhig geworden und machte sogar Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Auch Sie, liebe Schlittschuhläuferin," rief aber der Graf zu ihr hinüber, „auch Sie sollen sich dort nicht langweilen —! Da die Mutter den Papa bei sich haben wird, so will ich Ihr Cavalier sein, Fräulein —! Erfreuen und beehren Sie mich mit der Annahme meines Vorschlags! Es würde der bösen Welt gegenüber eine Demonstration sein, die bezeichnender nicht ausfallen könnte —"

„Grade diese Auffassung Ihrer Einladung, Herr Graf," fiel der Vater ein, „zwingt uns, den Schritt reiflicher zu überlegen —"

„Nichts überlegen!" rief der Graf. „Wie meine Einladung von Herzen gekommen und, aufrichtig gesagt, die Pointe unseres heutigen Besuches bilden sollte, so sollten auch Sie nicht viel grübeln, sondern der ersten Regung Ihres Herzens folgen, die, wie mir scheint, keine ablehnende gewesen —"

Ein fast einstimmiges „Gewiß nicht —" ermunterte Vater und Sohn, in ihren Bitten fortzufahren.

„Wir reisen in diesen Tagen ab," sagte der Graf, „da lassen Sie uns schon Vorspann legen! Auch die Herren Schwiegersöhne können gewiß, wenigstens für einige Wochen, abkommen —"

„Acht Tage!" warf der Architekt dazwischen —

„Vierzehn —!" sogar der Assessor.

„Nun," scherzte der Graf galant, „so gelingt ja

mein Plan, mich in Wildenschwert zum Hahn im Korbe zu machen — noch mehr! Vier Damen, nur zwei Herren — oder —" wandte er sich zu Theodor, „zählst Du auch schon mit —?"

Die leuchtenden Blicke, die Theodor auf Mechtild warf, hielten den Grafen zurück, seinen Scherz, der ein allgemeines Lächeln hervorbrachte, noch weiter auszuführen.

Der so heiter anregende Vorschlag hatte bewirkt, daß die Ordnung des Sitzens nicht mehr eingehalten wurde.

Da jetzt auch der Graf aufgestanden war, erhob sich der Präsident und schüttelte die Hand des Sonderlings, dem er in frühern Zeiten nicht näher getreten war, und sagte:

„Sie können mit dem Gefühl von uns scheiden, lieber Graf, daß sie uns alle durch Ihre persönliche Begrüßung glücklich gemacht haben. Was die schmeichelhafte Einladung anlangt, so lassen Sie uns Zeit zur Ueberlegung. Ich gebe mir die Ehre, Sie morgen oder übermorgen zu besuchen und —" auch des Präsidenten Haltung wurde jetzt die eines in die allgemeine Heiterkeit Einstimmenden — „rapportire dann."

Beim Nachhausegehen wurde Theodor über die flüchtigen Begegnungen mit dieser Familie, die sein Gedächtniß bis in die kleinsten Details bewahrt hatte, dermaßen beredt, daß sich eine besonders über-

raſchende Wirkung des behaglich befriedigten Zuſtandes, in welchem ſich ſein Vater befand, immer mehr zu offenbaren anfing. Seine Thatkraft hatte ſich genug gethan. Mit einer Entſchiedenheit, die vielen ſchroff erſchien, war er auf ſein Ziel, Wiedereinſetzung in den vollen Stand ſeiner Anſprüche, zugeſchritten — für die Exiſtenz Hadwiga's und ihrer Söhne hatte er kaum zur Hälfte das zugeſtanden, was der Wirthſchaftsdirektor, der bereits abgereiſt war, um die Güterverwaltungen in die Verpflichtung gegen den Grafen zu übergeben, und jener bevollmächtigte Advocat, beide nur aus eignem Antriebe, verlangt hatten. Nun erſt begann der Graf, wie von einer eroberten Hochwarte aus, um ſich zu blicken, beobachtete und nahm vom Gegebenen Lehre an.

Da fiel ihm auf, daß Theodor mit einer Gluth von Mechtild ſprach, die auch ihm Theilnahme abgewann. Es fehlte nicht viel, daß er geſagt hätte: „Ihr könntet ein Paar abgeben —!“

Der Abend war dem Theater, der Nachmittag einem ſolennen Diner gewidmet, das der Graf, der Reihe herum fetirt, der Stiefmutter Hadwigens, der Baronin von Pfannenbauer, nicht abſchlagen konnte. Es drängte ſich eben alles an ihn heran. Die Mutter der weiland ſo ſchönen Frau mit der weißen Haut und den blauſchwarzen Augenwimpern war noch am Leben, im Uebrigen dermaßen in's Schattenhafte übergegangen, daß Zielpunkte ihrer Intriguenſucht nicht

mehr vorhanden waren. Nur „Tante Weisheit" vermehrte noch, als Richterin über die Todten und die Lebendigen, den Instanzenzug für eine Menge von weltlichen Dingen, die sich in der Nähe der Religion als gute Werke der christlichen, bekanntlich mit viel Strenge gepaarten Liebe anzusiedeln angefangen haben. Ihr Rollstuhl war das entscheidende Tribunal wenigstens für diejenigen Unternehmungen, an welchen sich der Geldbeutel ihrer Nichte und die Interessen derjenigen Personen betheiligten, die bei ihnen zu den Tafelschmarotzern gehörten. Schulrath Bögendorf hatte keineswegs den Beitrag, den die Familie schon für den Rigi-Domchor gezeichnet hatte, wieder freigegeben, als jene „Idee" nicht zu Stande kam. Sein „Innerer-Missions-"Eifer hatte Zwecke genug, denen jene Spende und wie viel nicht noch nach ihr —! zu gute kommen konnte. Dies seltsame geistige Naturspiel freilich mußte dabei Bögendorf und sein wühlerisch-frommer Anhang dulden, daß die kleine, an den Nerven des Rückenmarks leidende und die Welt meist in horizontaler Lage betrachtende Dame am — Spaßhaften Gefallen fand und einen eigenthümlichen, ja faunischen Humor (man hätte ihn ein heimliches Nippen an geistigen Getränken nennen mögen) ganz gemächlich mit ihrer religiösen Strenge zu verbinden wußte. Sie hatte den Sanitätsrath Staudner nicht fallen lassen. Der Bequemlichkeitsphilosoph hatte sich nach dem Mißgeschick bei Nesselborn im

Behaupten ſeiner Stellung mehr zuſammengenommen. In der großen Welt, die die Menſchen ſo furchtbar verbraucht, heute vergöttert, morgen die Perſonen wie ausgetretene Schuhe auf den Kehricht wirft, treten Momente ein, wo ſich ein kluger Menſch das Geſtändniß macht: Du wirſt überfahren, wenn Du Dich nicht zuſammennimmſt und links und rechts aufpaßſt! Staudtner war liebenswürdiger und ſogar ſauberer geworden. Dennoch hatte ſeine Praxis nachgelaſſen. Das iſt nun einmal wie wenn der Thauwind im Frühjahr den Schnee ſchmilzt. Langſam geht es, es friert auch wohl einmal des Nachts wieder, aber die Sonne bohrt Loch an Loch und die Tropfen vom Dach machen Höhlungen, die immer weiter um ſich greifen. Staudtner heißte auf die Ankunft der Fürſtin Porphyrogenitus. Die Ruſſen halten immer diejenigen Aerzte und überhaupt alle Aerzten, an die ſie grade empfohlen worden ſind, für die erſten in der Welt.

Beim Pfannenbauer'ſchen Diner waren nur Herren zugegen, außerdem die drei Damen des Hauſes. So auch konnte der Educationsrath erſcheinen, ohne daß man darum die Gattin deſſelben oder die Töchter für unzuläſſig proklamirte. Neſſelbon ahnte peinliche Prüfungen, als er Staudtner eintreten ſah, dem er ſeit lange nicht mehr begegnet war. Doch wurde er von dieſem verächtlich ignorirt. Zum Glück konnte er das Fiaſko des Grafen mit auf ſich ablenken — war er doch der Retter, der Erzieher, Erhalter ſeines

Sohnes. Das gab ihm mehr Relief, als die Würde, zu den „Wiedergebornen" zu gehören, der Ruhm, „den Meister der Meister" gefunden zu haben. Dieser hielt auch während eines Mahles nie bei ihm recht Stand. Nach dem ersten geleerten Glase schon kam ihm jenes „gebrochene Bewußtsein," jene „unendliche Wehmuth," die Staudtner, sein von ihm verrathener und noch nicht genug gerächter Universitätsfreund, das Privilegium hatte, selbst vor dem Ohr der prüden und geistig so vornehmthuenden „Laute Weisheit" seinen „moralischen Katzenjammer" zu nennen.

O wie klar verstand diese Jungfrau, die in einem altdeutschen, braunen Sessel mit hohen Lehnen und rothen Sammetkissen an den Tisch gerollt wurde und fast jede Speise an sich vorübergehen ließ und sie nur betrachtete, um die Köchin zu prüfen — wie verstand sie die Stellungen, die Wechselbeziehungen der Personen, die Interessen —! Sie regte die Plänkeleien der Männer selbst an, lobte und strafte jenachdem, nannte einen Witz boshaft und bekicherte ihn doch. Glaubte man dann, ihre volle Zustimmung gefunden zu haben, so entschlüpfte sie wie ein Aal jeder Verbindlichkeit für ihr Gelachthaben und schlug sich schnell auf die überwundene Seite, falls diese die Richtung des Hofes und derjenigen Ministerfrauen für sich hatte, mit denen sie „Comité saß" oder „Comité lag" — wie Staudtner, bei alledem ihr Arzt, lieber anrieth. Ueber die „Krippen" sprach sie mit einigen anwesenden Ge-

# Gesammelte Werke

von

# Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

## Achter Band.

Blasedow und seine Söhne II.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

heimräthen, als wenn ſie das Kinderwarten nicht blos aus der Phantaſie, an der Heilandskrippe und unter dem Stern des Morgenlandes, ſondern in der Kinderſtube von den Ammen gelernt hätte. Heute hatte ſie ihre Freude an den Bedrängniſſen, in die Bögendorf und Neſſelborn geriethen, als Staudtner ſeine Bosheiten aufſteigen ließ.

„Ich begreife nicht," ſagte der Verbiſſene zu Bögendorf (— den Educationsrath ignorirte er) „wie Du heute bei Gelegenheit der wunderbaren Erhaltung des jungen Grafen ſchon zum drittenmal die Cherubsfittiche haſt anwenden können —! Weißt Du denn nicht, daß die ſogenannten Cherubim alles waren, nur keine Engel? Ohne Zweifel werden die Damen die geflügelten Löwen aus den aſſyriſchen Tempelbauten kennen — na, die Sphinx iſt ja bekannt genug. Nun wohl, Cherub — vergleiche die Buchſtaben und laß die Vokale unberückſichtigt, das weißt Du ja beſſer, als ich, daß die Hebräer nur die Conſonanten ausſchrieben — alſo Cherub, Cherab, Chirab — das war den Juden alleins. Und welches Wort hat man dann da anders, als Chiraff, die — Giraffe, dies geborne Karyatidenthier, ganz geſchaffen zum Träger von Balkonen, zum Portier von Eingangspforten ob nun in den Himmel oder in den Tempel Salomonis oder die Bundeslade. Dieſen rieſigen Wächtern gab man ohne Zweifel Adlerflügel, auch ein flammendes Schwert in die Vorderpfote, wie unſern heraldiſchen Löwen des Mittelalters die Kronen und die Reichsäpfel! Kurzum,

die Seraphim, das mögen Engel gewesen sein, aber die Cherubim, alter Freund, waren Giraffen —!"

Selbst der Ausruf der „Tante Weisheit": „Und Sie, Doctor, sind ein wahrer Teufel —!" hinderte nicht, daß sie ihre Freude am Aerger des beinahe blaugewordenen Vögendorf hatte.

Aber auch Nesselborn bekam seinen Treffer bei Gelegenheit der Mittheilungen, die Staudtner in seinem fortgesetzten Briefwechsel mit dem Fürsten Porphyrogenitus aus Bukarest bekommen haben wollte. Die Tante Weisheit wußte vollkommen, wie die Worte zu verstehen waren, die Staudtner, ohne Nesselborn vorher begrüßt, ohne mit ihm nur ein Wort gewechselt zu haben, vorzugsweise doch an ihn richtete:

„Der Fürst schreibt mir, seine Gemalin wäre schon auf der Reise hierher! Ihre Prinzessin Tochter sehnte sich nach ihren beiden Erzieherinnen, die so plötzlich die wunderbare Villa Mirabilis und das väterliche Haus in Bukarest verlassen haben. Die Damen wünschen nichts sehnlicher, als daß die Damen Nesselborn, zu deren Verlobung man ja, wie ich höre, Glück wünschen kann, bis dahin ein Institut errich'et haben möchten für fortgesetzte höhere weibliche Bildung —! In der That, ein Prinzessinnen- und Comtessen-Institut fehlt uns noch, lieber Schulrath, ich meine auf protestantischem Gebiet. Darin sind uns die Katholiken voraus. Sie haben Klöster und Sacré-Coeur-Damen, vollständig eingerichtete Anstalten für

die Erziehung künftiger Thronerbinnen. Ein wunderbarer Gedanke, wenn man sich noch hier diesen Ruhm erwerben wollte und ein protestantisches Sacré-Coeur errichtete — vielleicht Frau Doctor Wehrmann oder Frau Doctor Schlickum an der Spitze —"

Graf Wildenschwert hatte nie viel Empfänglichkeit gehabt für Spiele einer solchen petillirenden Champagnerlaune. Sein Wesen war zu umständlich dafür und liebte Ernst und Gründlichkeit. Wenn er anfing, auf den Kern einer solchen Aeußerung, wie die eben vorgetragene, einzugehen und wirklich die Frage einer weiblichen höhern Fortbildungsanstalt anzuregen, so war der Witzbold schon wieder auf das Schärfen neuer Pfeile aus.

Dem Grafen hatte diese Aeußerung Stauffners nur einen Anlaß geboten zum entschiedenen Protest gegen klösterliche Erziehung. Er nannte die Erziehungsnonnen Mörderinnen am Seelenleben der Jugend. Er nannte sie Furien, die sich für die ihnen auferlegte Entsagung an den glücklicher Prädestinirten rächten, Fortpflanzerinnen der Traditionen einer gedankenlosen Glaubensnachbeterei, Verfälscherinnen des dem jugendlichen Gemüth eingepflanzten Enthusiasmus, dessen Neigung, sich polemisch zu äußern, durch die Bigotterie auf ein ganz falsches Ziel von Dingen, die man lieben oder hassen sollte, gelenkt würde.

Freilich merkte sein unbefangener Sinn da nicht, wie die Zustimmung, die seine Erklärung fand, nur rein

äußerlich war. Der Pietismus und der Nihilismus, wie eben letzterer von Staudtner vertreten wurde, beide begegnen ſich in der Lauheit des proteſtantiſchen Gefühls.

Durch Neſſelborn, der allein wie der Graf fühlte, aber ſchwieg — (waren ſeine Lebensfittiche doch gebrochen) ließ der Graf für den folgenden Abend Gertrud zum Thee einladen und ging nur deßhalb noch in's Theater, um an ſeines Sohnes Freude über den Kunſtgenuß ſich ſelbſt zu erfreuen und zugleich Stoff zur Unterhaltung Gertruds zu ſammeln. Ein ſtiller Abend mit dieſem einfach klaren Mädchen, das er noch beim Abſchied von Neſſelborn eine wahre Perle genannt hatte, war ihm lieber als der ſchimmernde Glanz großer Geſellſchaften.

Schon am folgenden Tage machte der Präſident ſeinen Gegenbeſuch.

Er ſchien aufgeregt, kam ziemlich früh und fand den Grafen allein. Theodor hatte gehofft, noch vor den Thoren die nach dem Harz abziehende Schaar der Neſſelbornianer und ſeine lieben Freunde begrüßen zu können.

Der Präſident ſchlug die Einladung des Grafen nach Schloß Wildenſchwert rundweg ab und ſo entſchieden, daß darüber der Graf ſtutzig wurde und ſich befremdet fühlen wollte.

Die Situation, wenn zwei bejahrte Männer, beide in hohen Stellungen, beide an Erfahrungen reich,

nebeneinander ſitzen und die aufrichtigen Beweiſe gegenſeitiger Hochachtung austauſchen, iſt an ſich ſo würdevoll, daß der Mißton, der ſie ſtörte, beiden zugleich peinlich werden mußte. Im Grunde blieb das fragende „Warum denn nicht —?“ unbeantwortet. Im Frageton brachte der Graf dieſen und jenen Grund für die Ablehnung vor. Der Präſident wich allem aus.

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte der Graf, „es iſt ſelten ein Wunſch über meine Lippen gekommen, der ſo herzlich und aufrichtig gemeint geweſen!“

„Davon ſind wir überzeugt —“ lautete die ausweichende Entgegnung.

„Glaubt vielleicht Ihre Gattin, daß ſich dadurch Ludwigas Strafe zu ſehr verſchärfen würde —“

„Im Gegentheil, es dürfte ſie wohlthuend berühren —“

„Alſo warum —?“

Der Graf war aufgeſtanden, wollte ungeduldig auf und ab gehen und hielt plötzlich inne.

„Halt,“ ſagte er, „ſcheint es Ihnen vielleicht unpaſſend wegen Ihrer Tochter Mechtild —?“

Der Präſident ſchwieg.

„Beſter Freund —“ begann der Graf nach einer Pauſe der Beſinnung, während er die Decke des Zimmers fixirte — „ich habe da eine Viſion — ich glaube gar — mein Sohn liebt Ihr Fräulein Tochter —!“

Der Präſident erhob ſich, machte mit den Hän-

den eine Figur in die Luft, die wie auf Windbeutelei gehen sollte, und wollte seinen Hut nehmen.

„Nein, nein, nein — das muß mein völliger Ernst sein!“ sagte der Graf. „Und das sollten wir nicht so leicht nehmen —“

„Es ist nur Eine Stimme darüber,“ entgegnete der Präsident, „daß jenes anmuthige, kluge, junge Mädchen —“

„Gertrud —?“ Der Graf schüttelte den Kopf, ließ ein hm! hm! nach dem andern fallen und fuhr sich so lange mit der Hand durch sein Haar, bis er, fast kleinlaut geworden, die Frage vorbrachte: „Würde denn Theodor Hoffnung haben —?“

„Adieu, Graf! Wir sehen uns noch —!“

Mit diesen rasch ausgestoßenen Worten verließ der Präsident ohne Weiteres das Zimmer. Es war eine Flucht und — damit war alles gesagt.

Einige Sekunden blieb der Graf allein und in der mächtigsten Erregung.

Da klopfte es und sofort trat der Präsident wieder ein.

„Das wäre ja schön gewesen —!“ rief er. „Beim Suchen meiner Karte vorhin behielt ich die Brieftasche in der Hand und ließ sie liegen. Dort liegt sie noch —!“ Schon hatte er die geöffnete Brieftasche vom Tisch genommen.

Mit Herzlichkeit und wie zum glücklichsten Scherz aufgelegt, hielt ihn jetzt der Graf beim Arm zurück.

„Sehen Sie alſo einen Wink der Gottheit —! Dieſe wollte nicht, daß Sie geben. In der That, mein Sohn hat Verpflichtungen für Gertrud Reſſelborn — aber er liebt nur Ihre Tochter! Jetzt begreife ich alles. Aufrichtig und ehrlich, wie es zwei Männern in weißen Haaren ziemt! Könnte ſeine Bewerbung auf Erfolg rechnen —? Ha," unterbrach er ſich plötzlich, „damals, als Ihre Töchter getraut wurden, riſſen Sie ja ſchon beide auseinander —!"

Der Präſident ſtand einen Augenblick mit einem Ausdruck in ſeinen ehrwürdigen Geſichtszügen, den ſich der Graf nicht deuten konnte. Den Moment jedoch verſtand er, als jener raſch ſein Portefeuille wieder hervorgezogen hatte, daſſelbe öffnete, ein Blatt herausnahm, es auf den Tiſch legte und ſich mit den Worten: „Nun wohl! Ein Wink der Gottheit —!" eben ſo wieder entfernte, wie er vorher gethan hatte. Ein Moment der Inſpiration väterlicher Liebe ſchien es. Das Blatt mußte eine Bedeutung haben.

Der Graf ergriff es. Vielfach war es zuſammengelegt und enthielt, oft ausgeſtrichen und offenbar nur im Concept niedergeſchrieben, folgende Worte:

„Liebe Tante, Du warſt entweder viel zu gütig oder haſt ſo gering von mir gedacht, daß Du glaubſt, nach den Geſchenken, die Du meinen Schweſtern machteſt, auch mir eine Spende aus Deinem großen Reichthum mittheilen zu müſſen. Glaube mir aber, mein Schweigen, als Du den Schweſtern die großen Ge-

ſchenke machteſt, war eben ſo wenig Neid, wie es eine Herausforderung Deiner Großmuth ſein ſollte, als ich Dir ſagte: Ich nehme nichts von Dir! Das war in der That meine Meinung und deßhalb ſchicke ich Dir das Armband, das ich eben empfangen habe, zurück. Es iſt ſehr ſchön, zu ſchön für mich, aber ich will es weder tragen, noch aufbewahren. Denn wenn ich Dir auch geſtehe, daß ich Dich nicht mehr ſo haſſe, wie früher, ſo iſt doch ſelbſt mein Mitleid nicht im Stande, mich wohl zu fühlen in der Nähe von irgend etwas, was mich an Dich erinnert. Denn alles, was Deinen Namen trägt, ſchauert mich an. Du biſt vielleicht empört über dies offene Bekenntniß, aber ich will wahrer ſein, als die Welt gegen Dich iſt. Dem Haß der Geringen haſt Du Dich durch Reiſen, durch lange Abweſenheiten von hier, durch zahlreiche Wohlthaten entzogen. Aber die Vornehmen, die Deinen Adel, Deine geſellſchaftliche Stellung, Deine Reichthümer höher ſchätzen, als die Wahrheit, ſchmeicheln Dir und nur hinter Deinem Rücken geht die furchtbare Sage: Du hätteſt Deinen erſten Gatten um ſeinen Sohn betrogen —! Gott der Herr hat Dir Gnade erwieſen. Er hat Dir zu gefallen ein Wunder geſchehen laſſen. Er hat Deinen Sohn unter Umſtänden, die unerhört ſind, am Leben erhalten. Und dennoch haſt Du Dich noch nicht vor dem milden und allgütigen Richter beugen können; haſt ruhig geſchehen laſſen, daß Dir Dein Sohn unmittelbar nahe ge-

führt wurde vom unerforſchlichen Schickſal und haſt Dich doch nicht für bezwungen erklärt und Deinen Trotz aufgegeben und das Eis in Deinem Herzen aufthauen laſſen! Fühle, ich beſchwöre Dich, die wunderbar große Aufgabe, die Dir geſtellt iſt! Wirf die Maske der Lüge ab und ziehe den Sohn an Dein Herz, den Du um ſeinen Namen, beinahe um ſein Leben gebracht haſt! Weißt Du, was die Liebe aller Menſchen an dieſem Aermſten der Erde wieder gut zu machen hat? Führen muß ſie ihn, wie den Blindgebornen das ſehende Auge führt! Sie muß ihm erſetzen, was er verloren hat an ſiebzehn Geburtstagen, ſiebzehn Weihnachtsabenden — ſie muß ihm ſiebzehnmal Chriſtfreude und Kindesjubel nachträglich ſchenken! Sie muß ihm die Liebe der Geſchwiſter, die Freundſchaft der Geſpielen erſetzen —! Siebzehn geraubte Jahre des Lebens, die man uns gewiß nicht ohne Grund lehrt, für unwiederbringlich zu halten, dieſe Jahre, die allein, wie ich's in allen Dichtungen leſe, reine, ungetrübte Freuden gewähren, dieſe goldnen Tage, an die zurückzudenken die Wonne noch des ſpätern Alters ſein ſoll —! Freilich mußt Du beben und zittern, wenn Du bedenkſt, was dazu gehört, Jemand ſeine verlorne Jugend zu erſetzen. Du wirſt zu träge ſein, ihm von jetzt ab jeden Stein aus dem Wege zu räumen, weil ſein Fuß nicht gelernt hatte, die Gefahren zu unterſcheiden. Du wirſt zu träge ſein, ihn noch auf den Händen zu tragen und ihm zu er-

klären, was Länder und Städte, gute und böse Menschen sind, wem er freundlich sein darf und wem nicht. Und doch wäre das so schön, ihm die Erfahrungen des Lebens abzukürzen, ihn zu bewahren vor jenen herben Prüfungen, die uns erst allein, ich merke das schon, weise machen sollen. Sage ihm doch endlich: Nur ich allein will noch leiden statt Deiner! Du aber sollst von jetzt ab nur froh sein und unter Blumen wandeln! Jeder Tag, den ich Dir bereite, soll Dir die Freuden eines Monats Deiner vergrabenen Jugend einbringen — zwölf glückliche Tage ein Jahr — und sofort nichts, als Nachsicht, Schonung, Entschuldigung, Fürsorge, Liebe —"

Hier, bei dieser Steigerung des vorwurfsvollsten und doch zärtlichsten Flehens, brach der Erguß eines muthigen Herzens, einer überraschend reifen Intelligenz ab. Annehmen ließ sich, daß die Eltern die Veranlassung gewesen, daß diese heroische Aufforderung weder vollendet noch abgesendet wurde. So gestalteten sich des Grafen erste Gedanken, als er das offenbar anfangs zerknittert, weil gewiß verheimlicht gewesene, dann wieder sorgfältig zusammengelegte Blatt anstarrte.

Ob ihn eine tiefere Erschütterung der Theilnahme für den Geist, der sich in diesen Worten kund gab, ergriff, muß aus seinen Maßnahmen als erwiesen entnommen werden. Aber schwerlich sagte er sich: Wie ist doch ein Mädchenherz ein so wunderbarer Schatz von Gottesgaben, von Gottesoffenbarungen —! Wie

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

iſt es doch ſo durchzittert von dem großen Geheimniß der Weltſchöpfung, das da ſagt, alles, was lebt, wurde aus dem Kampf des Eros und Anteros geſchaffen, der Liebe und der Gegenliebe —! Wie kann ein Mädchenherz etwas ſo ſtill in ſich erblühen laſſen, ſo ſtill für ſich zeitigen, einer Knospe gleich, die aufbricht unerwartet und überraſchend —! Heimliche Stille, Schweigen ſcheint des Mädchens Natur und eine Welt rauſcht in ſeinem Innern, der Mund möchte wie mit Engelzungen reden, möchte überall das Geſetz des Schönen, Guten und Gerechten verkündigen —!

So in Andacht verſunken vor dem Bilde, daß ſich hier ein junges, kaum ſiebzehnjähriges Mädchen ſo in ein ſeltſamberingtes Menſchenleben hatte vertiefen, ſo ſich in ihm ausleben können, ſtand der Graf nun nicht. Nur das Bild der Vergangenheit und Zukunft faßte er in's Auge und ſagte ſich: Das iſt eine Liebe, die von den Eltern gewaltſam unterdrückt werden muß —! Eine Liebe aber, die nicht zu unterdrücken ſein wird —! Er beſchloß, alles zu thun, um dieſer Neigung den freien Lauf zu laſſen.

Sollte er jetzt wieder den Brief einſiegeln und ihn mit dem Ausdruck ſeiner Empfindung darüber an den Vater zurückgeben laſſen —?

Durch Miethlingshände konnte ſich ein ſo gewichtiger Auftrag nicht vollziehen laſſen.

Sollte er ſeinen Sohn ſelbſt zum Ueberbringer machen und gleichſam einen Nicht-Uriasbrief, das

Gegentheil jenes Briefes, den einſt David geſchrieben, an den Präſidenten ſchicken?

Die wichtigſte Perſon, die von dieſem Briefe Kenntniß erlangen mußte, war auf alle Fälle — der Graf fühlte es mit Schrecken — Gertrud. Dieſe Bemitleidenswerthe mußte ihn leſen. Die Gefühle, die dadurch bei ihr würden hervorgerufen werden, überlegte er ſich. Die Maßnahmen, die er ſelbſt ergreifen ſollte, um den vorausſichtlichen Ausbruch der Verzweiflung, den leidenſchaftlichen Erguß der Eiferſucht zu beſchwichtigen, wurden ſeine ernſteſte Sorge.

Theodor kam zurück, bewegt und ſtill. Die Freunde hatten einen Abſchied von ihm genommen, wie für eine halbe Ewigkeit. Er hatte beide in hohem Grade niedergeſchlagen gefunden. Ihr Schmerz ging über die Trennung, wenn nicht durch eine Ferienreiſe — (auch ſeine eigene Abreiſe nach Wildenſchwert ſtand ja bevor) doch für ein Wiederſehen, das in Wildenſchwert oder hier in der Reſidenz zeitig wieder zu erwarten ſtand, bei weitem hinaus.

Der Vater ſuchte ihn durch die Ausſicht auf ein abendliches Beiſammenſein mit Gertrud aufzurichten.

Aber erſt da kam Troſt und Freude in ſeine leicht erregbaren, ſich jedem Eindruck offen darlegenden Geſichtszüge, als der Vater vom Beſuch des Präſidenten erzählte und wiederholt auf die Erſcheinung Mechtilds zu ſprechen kam. Einſtweilen verſchaffte ſich der Graf durch ein ausdrückliches Nachfragenlaſſen in der

Vorwerksstraße die Gewißheit, daß Gertrud den Abend kommen würde.

Als es sechs Uhr geschlagen hatte, wollte der Graf seinen Sohn in's Theater schicken.

„Gertrud kommt ja —" antwortete Theodor befremdet.

„Ich will heute mit ihr allein bleiben —" lautete des Vaters Antwort.

„So bleibe ich drinnen in meinem Zimmer —" entgegnete Theodor, fast verwirrt.

„Ich wünsche, daß Du ausgehst. Hast Du heute keine Lust zum Theater —?"

Theodor verneinte, ohne durch seine Miene auszuschließen, daß ihm die Wünsche des Vaters Befehle wären.

„Am liebsten," sagte er, „ging' ich in eine Kirche —"

Der Vater that gegen diese so schwermüthige Aeußerung nichts. War er doch selbst in feierlicher Stimmung. Ihm that es wohl, daß Theodors Bescheidenheit nicht einmal die Frage wagte: Was hast Du nur mit Gertrud allein vor? Daß von seines Sohnes Seite die Neigung für seine Erzieherin frei von aller, nur dem Geschlecht in ihr geltender Leidenschaft geblieben war, hatte er jetzt erkannt.

„Ich weiß, wohin ich gehen will —!" rief Theodor. „Ich will die unglücklichen Wälsungs besuchen —"

Der Graf stutzte anfangs, sagte dann aber:

„Auch das ist vielleicht so gut, wie in die Kirche gegangen. Gott hat diesen Menschen viel zu vergeben, aber Du für Dein Theil hast ihnen viel zu danken.“

Er war einverstanden, vorausgesetzt, daß Theodor den Kutscher und den Bedienten zur Begleitung mitnahm. Der Besuch galt der verrufenen einsamen Mordanfallstätte.

Gertrud kam im sommerlichen Kleide, auf dem Arm mit vorsorglich mitgenommenen Hülfsmitteln gegen die Abendkühle. Ihr Haar war schlicht geordnet. An jeder Seite hinter dem Ohr hing ihr eine Locke. Trotz des weiten Weges, den sie gemacht hatte, sah sie blaß aus. Ihr Auge hatte die Nacht über geweint. Sie hatte wenig geschlafen. Sie hätte darüber dem Grafen auffallen müssen, wäre dieser nicht ganz nach innen gekehrt gewesen.

Gertrud erstaunte über die Abwesenheit Theodors.

Diese wurde als eine freiwillige erklärt. „Er wird zeitig wiederkommen —“ sagte der Graf. Als er nach der Uhr sah, zitterte seine Hand.

Wieder war es ein trauliches Beisammensein, wie damals auf Schloß Wildenschwert beim ersten Kennenlernen. Die Zimmer, die der Graf im Hotel gewählt hatte, lagen geräuschlos. Den Thee brachte die Bedienung des Hauses.

Einige unverfängliche Mittheilungen gingen voran.

Die seit gestern erlebten Eindrücke wurden besprochen. Des Besuchs beim Präsidenten geschah flüchtige Erwähnung. Vom Leben im Hause des Onkels sagte Gertrud:

„Es wird nun still werden für einige Zeit! Die Hochzeiten sollen zeitig stattfinden! Diese Ehen sind der Ruin der Anstalt, denn die beiden Schwiegersöhne werden keinen tüchtigen Lehrer neben sich dulden. Des Sichverbeugens, Schmeichelns, Schweifwedelns nach allen Seiten hin, ob nun Türken oder Kamtschadalen, Grafen oder Kaufmannssöhne, künftige Diplomaten oder Offiziere in die Anstalt kommen sollen, wird kein Ende sein. Die Anstalt wird sich darüber aufklären. Eine Zwischenregion zwischen Schule und Haus ist möglich, wer würde es bestreiten wollen —! Aber sie muß einen festen, keinen luftigen Boden haben. Der Onkel geht trotz der Erleichterung, die Sie ihm gewährt haben, zu Grunde."

Schon oft war dieser Gegenstand besprochen. Der Graf hatte sich von seiner Ansicht, man müßte jeden Stand für seine künftige besondere Bewährung erziehen, im Allgemeinen belehren lassen. Jetzt billigte er Gertruds und von Theodor schon oft mit Lenzen anerkannten Satz: „Nur wenn man Alles angeboten hat, kann bleibt wenigstens — Etwas zurück —!" Vor allem hatte er selbst einen Sohn, der nicht zum Grafen erzogen war und den er doch über alles zu lieben anfangen und für seinen Beruf sogar für ausreichend gebildet zu halten sich überredet hatte.

Schon nach der ersten Tasse Thee überreichte der Graf Gertrud den Brief Mechtild's an Theodors Mutter, den er in der Seitentasche seines Rocks bereit gehalten hatte, und bat sie, ihn zu lesen.

Nachdem stand er auf. Es war noch hell genug, um lesen zu können. Doch machte er sich damit zu schaffen, leise über den in den Hotels selbst im Sommer selten fortgenommenen Teppich zu schreiten, Schwefelhölzer zu suchen und die Kerzen auf den Leuchtern anzuzünden, deren mehre auf beiden Pfeilerconsolen standen. Leise trug er sie auf den Theetisch. Kein Auge richtete er dabei auf die Lesende, die noch befremdet das Blatt in Händen hielt.

Als Gertrud zu lesen angefangen hatte, wandte sich der Graf dem Fenster zu, schlug die Arme über den Rücken und sah auf die Straße, wo sich in diesem Augenblick ebenfalls die Mündungen der Gasleitungen erhellten.

Längst konnte Gertrud zu Ende sein. Der Graf hörte nicht, daß sie über den empfangenen Eindruck ein Zeichen gab. Endlich räusperte er sich. Keine Antwort erfolgte. Nun wandte er sich. Gertrud saß ruhig zurückgelehnt im Sessel, den Brief in ihren Händen, die in ihrem Schooß gefaltet lagen. Sie war blaß geblieben und athmete schwer.

„Können Sie errathen, wen diese Zeilen zum Verfasser haben —?" fragte der Graf, schon den Ton versuchend, den Schmerz Gertruds zu schonen.

„O gewiß —!“ antwortete ſie kaum hörbar. Der Name: „Mechtild von Fernau —“ kam von ihren Lippen wie ein Hauch.

„Ich bin durch Zufall in den Beſitz dieſer Zeilen gekommen und glaube nicht, daß ſie abgeſchickt worden ſind —“

„Das thut auch nichts!“ entgegnete Gertrud auf dieſe nur zaghaft vorgetragene Aeußerung des Grafen. „Gott nahm Abrahams Bereitwilligkeit, ſeinen Sohn zu opfern, für das Opfer ſelbſt —!“

„Soll ich auch Theodor den Brief zeigen —?“ fragte der Graf, immer noch nicht wagend, näher an die Unglückliche heranzutreten und ihr in's Angeſicht zu blicken.

„Gewiß!“ folgte unmittelbar die Antwort auf des Grafen zögernd vorgebrachte Frage.

„Die Wirkung wird beruhigend ſein —“

„Warum —?“

Der Graf ſah ſie allmälig ſchärfer an und blieb ſtehen.

„Mechtild von Fernau liebt Theodor —! Das ſagen dieſe Zeilen deutlich —“ fuhr Gertrud fort.

„Mitleid iſt nicht Liebe —“ entgegnete der Graf und wagte, da Gertrud ſo beherzt geſprochen, eine größere Beſtimmtheit.

„In dieſem Falle doch wohl —!“ fuhr Gertrud fort. „Die Liebe naht ſich auf mannigfachen Wegen —! Mitleid iſt auch — Mitfreude. Es waren

vielleicht erſt kleine Sonnenſtäubchen, die im Gemüth dieſer Schreiberin —"

Weiter konnte Gertrud die Betrachtung, die ſie anſtellen wollte, nicht ausführen.

„Sie meinen —?" fragte der Graf, der ſogar im Todesſchmerz, der die Zunge für immer lähmen kann, nichts Fragmentariſches dulden mochte.

„Ich meine, die kurzen Begegnungen und Annäherungen — bildeten ſich zu einem Ganzen —! Ein Sonnenſtrahl nimmt Millionen Kleinigkeiten auf. Sie ſahen ſich ja, ſie ſprachen ſich — die Begegnungen waren heiter und boten nichts von einem — Minus —!" Alles das hauchte Gertrud faſt tonlos.

„Minus? Wie — bei Wem? Minus eines armen Lehrers vielleicht —?" nahm der Graf die mit einem ſchmerzlichen Lächeln abbrechenden Reflexionen und halb wie verwirrten Worte auf.

Eine Weile blieb jede Antwort aus. Dann ſchüttelte Gertrud den Kopf, zeigte zur Deutung des „Minus" auf ſich ſelbſt und murmelte zuletzt mit geſteigerter Bitterkeit, doch ohne eine Spur hämiſcher Empfindungen:

„Die Liebe iſt der fünfte zu den vier großen Propheten —"

„Sie hätte ſich nur in den jungen Grafen verliebt, meinen Sie, oder —?"

„Ach ja! Oder — ach nein! Wie Sie wollen —!" hauchte Gertrud. „Kann man hier das Eine von

dem Andern trennen —? Vor allem ſah ich, daß ſie einen Blick in die Tiefen des Menſchenlebens hat. ‚Immer iſt das eine Ueberraſchung, fühlende Seelen anzutreffen. Es erhebt und — demüthigt auch —!“ ‚Ihrem halbphantaſirenden Schmerz verſagte die Stimme.

„Gertrud —“ ſprach der Graf mit geſteigerter Innigkeit. Sah er doch, wie ſchmerzlich ſein Gegenüber unter dem Druck litt, gegen die glückliche Nebenbuhlerin gerecht ſein zu müſſen. „Gertrud, prüfen Sie ſich! Sie haben in Theodor nur die Sphäre geliebt, wo Ihr Wirken anerkannt, belohnt, erfolgreich war —! Sie haben ihn geliebt wie eine Mutter —!“

Gertrud weinte.

„Bleiben Sie ihm dieſe ſeine Mutter —!“ rief der Graf mit einer Stimme, die ebenfalls ſchwankend geworden war von Thränen, die der nach Faſſung Ringende nicht über ſich Herr werden laſſen wollte.

Gertrud hatte aufgeblickt, hatte ihn mit ihren großen leuchtenden Augen befremdet angeſehen.

„Ja,“ fuhr er fort, „betrachten Sie mein ergrautes Haar, dieſen weißen Bart, dieſe Runzeln und die Furchen meiner gebräunten Haut! Ich bin ein Thor, zu vergeſſen, daß ich ſchon an der Schwelle des Greiſenalters, ja des Grabes ſtehe! Aber ich fühle die Kraft in mir, die noch unangebrochene Kraft, ein weibliches Herz, das endlich, endlich vor'm Scheiden von dieſem Daſein noch einmal meinen heißen, nie geſtillt ge-

weſenen Durſt nach Beglückung durch Frauengüte befriedigen könnte, zu lieben, zu lieben mit dem Feuer eines Jünglings! Vereinigen wir uns, Gertrud, um einem Menſchen die erſten verlornen Jugendjahre ſeines Lebens ſo erſetzen zu helfen, wie es in dieſen Zeilen ein Weſen zu thun verſpricht —! Geben wir dazu den Elternſegen —! Ja, Gertrud, werden Sie meine Gattin!“

Gertrud hatte ſich erhoben. Doch mußte ſie ſich feſthalten am Stuhl. Sie ſah um ſich, als könnten die Worte des Grafen unberufene Lauſcher gefunden haben. In dieſer ihrer Vorſicht lag ein Zeichen der Rührung, ja ſchon der Ueberwältigung durch den edlen Gedanken des vielgeprüften und vielbewährten Mannes, der ſich ihr gegenüber, dem Mädchen aus dem Volke, in einer ſolchen Situation zu zeigen vermochte.

„Sehen Sie, ſehen Sie,“ rief er, ſich zu einem Humor zwingend, der ihm in der Regel fremd war, „ſehen Sie, daß Sie Recht behalten mit Ihrem Wort: Auch Mitleid kann Liebe werden —! Machen Sie Ihr Wort wahr. Sie haben Mitleid mit mir thörichtem Schwätzer, einem Alten, der noch wagt zur Jugend aufzublicken. O das iſt die edelſte Regung im Weibe, Mitleid zu haben mit einem Mann, der tiefgedemüthigt vor ihr ſteht und von Liebe ſpricht —! Es iſt die edelſte Regung, ihn um deshalb zu erhören, weil man ihm wehe thun würde durch Abweiſung!“

„Herr — Graf —!“ ſprach Gertrud, ſich ein wenig abwendend und mit einem Ton, als wollte ſie

# Blaſedow

## und ſeine Söhne.

Ein Roman.

ſagen: Sinn für Scherz lebt in dieſem Augenblick nicht in meinem Innern —

„Aber Gertrud," fuhr der aufgeregte, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtige Mann fort, „Gertrud, glauben Sie mir doch nur! Sie ſind ja ſchon deshalb die Meinige, waren es, weil Sie, Sie allein die Pflichten der Mutter an meinem Sohn geübt haben! Sie erzogen ihn! Sie behüteten ihn, Sie denken auch jetzt nur, ich weiß es und verſehe mich deſſen zu Ihrem edlen Herzen, an ſeine Beglückung durch ein Weſen, das auch Sie lieben müſſen, weil Sie es betroffen haben auf gleichen Empfindungen für den Gegenſtand Ihrer Sorge. Erleichtern wir beide — beiden dieſen Bund, kündigen Sie ſich ihm, wenn er zurückkommt, als ſeine wirkliche Mutter an, als — die Gattin ſeines Vaters —!"

Gertrud ſtürzte an den Ort, wo ihr Shawl, die Verhüllung ihres Kopfes gegen die Abendluft lagen und wollte entfliehen.

„Was iſt's, das Sie nicht zu ertragen vermöchten —?" rief der Graf. „Die Sprache der Ueberredung, Gertrud —?"

„Ich armes, ich — geringes Weſen —"

„Ehemals mußten Sie doch auch bei Theodor —" Der Graf ſprach den Gedanken nicht aus, der ihm durch den Sinn fuhr, beſorgt, bitter zu erſcheinen.

„Es iſt Verleumdung, wenn man mich beſchuldigen will, ich hätte je an Theodors Erhebung in den Grafenſtand gedacht — gedacht um — meinetwillen —"

„Gertrud," trat ihr der Graf wieder näher und sprach mit größerer Ruhe — für seine Wünsche glaubte er eine Erfüllung sich nahen zu sehen — „Gertrud, Sie stehen vermöge Ihrer Bildung über den Unterschieden, die sich im Lauf der Zeiten unter den Menschen ergeben haben. Was die Revolutionen der Geschichte bedeuten sollen, darüber mögen die Philosophen streiten; ich persönlich habe von je einen Respekt davor gehabt und habe mich einen Aristokraten genannt. Und ich bin es auch. Aber ich bin es nicht in Dingen, die ich ebenfalls durch den Lauf der Zeiten, durch Sitte und Beispiel geändert sehen möchte. Die Verbindung durch die Ehe — doch ich gerathe in Betrachtungen und bin doch nur ganz Gefühl —! Ich würde diesen Ausweg eingeschlagen haben, auch wenn das junge Mädchen, das diesen Brief schreiben konnte, nur bürgerlichen Ursprungs gewesen wäre —"

„Eine Fernau —!" fiel Gertrud bewegt und mit tiefster Rührung ein.

„Darin liegt für Ihr weibliches Gefühl eine Versöhnung, nicht wahr? Gertrud — der Kampf in Ihrem Innern — ist er vollzogen —?"

„Um Theodor ist er's —! — Dieser Kampf — er war es schon gestern —"

Der Graf wünschte über diese Eröffnung, die ihn überraschte, Aufklärung, unterbrach sich aber, denn man hörte Klingeln, Stimmen, Fußtritte — Theodor kam eben mit den Dienern zurück.

Heiter und wohlgemuth trat er ein, grüßte Gertrud, ohne die Aufregung beider, die in ihrer überraschten Stellung wie Bildsäulen stehen geblieben waren, zu bemerken, warf seinen sommerlichen Ueberzieher ab, den die Diener in Empfang nahmen, hörte nichts aus dem „Gewiß!“ heraus, der Zustimmung des Grafen auf den Befehl, den Theodor dem Kutscher nachrief, den Wagen für Fräulein Gertruds erst spätere Nachhausefahrt bereit zu halten, und fuhr harmlos zu berichten fort, daß er Zeuge einer glücklichen Scene gewesen wäre. Eben wären die Söhne der Wülfings angekommen, um die Eltern zu trösten und ihnen anzubieten, sie ganz mit sich zu nehmen nach Belgien, wo beide die vortheilhafteste Anstellung gefunden hätten. Zwar hätte er selbst alles aufgeboten, sie zum Bleiben zu veranlassen, ja sie sogar der Absicht des Vaters — „zürne mir deßhalb nicht —!“ warf er ein — sich mit ihnen zu versöhnen, versichert und sogar an ihrem Abendimbiß Theil genommen — er wies auch deshalb des Vaters stumme Einladung zum Thee zurück — doch die Wülfings wollten durchaus mit in's Ausland —

„Laß sie ziehen!“ unterbrach der Vater. „Hier würde ihnen doch nie mehr wohl werden. Ich verkenne nicht Wülfing's Verdienste um Dich —! Aber es waren unfreiwillige. Ueber die ersten Anfänge im Leben dieser Menschen kann ich nicht hinweg. Wenn sie auswandern, so soll es an einem Jahrgehalt nicht fehlen —!“

Allmälig bemerkte Theodor, daß Gertrud nichts ſprach. Er fragte, ob ihr etwas fehlte.

„Lieber Sohn,“ ſagte der Graf, „ich habe Dir verſchwiegen, daß der Präſident die Einladung, nach Wildenſchwert zu kommen, ablehnt. Du erſchrickſt darüber —? Der Präſident hat die Ueberzeugung gewonnen, daß Du – ſeine Tochter Mechtild liebſt —“

„Vater —!“ wollte Theodor ausrufen und vermochte es nicht. Stand er doch, wie wenn er hätte in die Erde ſinken ſollen. Mit Erſtarrung blickte er auf Gertrud, die bis jetzt nur niederwärts geſehen.

„Noch mehr,“ fuhr der Vater in zitternder, doch ſchon glücklichſter Erregung fort, „der Präſident hat mir vertraut, daß er Euer ſo nahes Beiſammenſein deshalb nicht dulden könnte, weil Mechtild allem Anſchein nach den Befeſtiger ihres losgegangenen Schlittſchuhriemens ebenfalls in's Herz geſchloſſen hat —“

Der Laut, den Theodor ausſtieß, konnte zweifelhaft bleiben laſſen, ob damit Schmerz oder Unwillen über die gewählte Ausdrucksweiſe bezeichnet werden ſollte, Schmerz oder Unwillen über die Rückſichtsloſigkeit gegen Gertrud.

„Um dies Hinderniß zu beſeitigen, bin ich auf den Gedanken gekommen, den Beſuch unter allen Umſtänden zu ermöglichen. Ich lade dieſe vortrefflichen Menſchen, Vater, Mutter und Kinder zu einem Feſt ein, das ich lediglich in Wildenſchwert gefeiert ſehen kann, zum Feſt — ja, ſtaune nur! — meiner Vermählung —“

Gertrud bewies durch einige Schritte, die ſie machte, daß ſie aus ihrer Erſtarrung erwacht war.

„Gewiß iſt es im Sinn deiner künftigen Mutter — der Gräfin Wildenſchwert —“ fuhr der Vater fort, „wenn wir dieſe Einladung um ſo mehr ergehen laſſen — und recht, recht bald ergehen laſſen (ein Aufgebot Ein- für allemal erlaubt es) — als ſich ja da die Gelegenheit finden wird, daß Du und Mechtild, Ihr Euch beide noch inniger nähert und Euch mehr noch zu würdigen lernt, als auf dem Eiſe möglich geweſen. Nicht wahr, Gertrud —?“

Der Graf hatte die Worte: „Deine künftige Mutter — die Gräfin Wildenſchwert —“ mit einem nach Gertrud hin ausgeſtreckten Arm geſprochen.

Mit einem „Iſt's möglich —?“ ſtürzte Theodor auf Gertrud zu. Gertrud wehrte eine Weile Theodors Umarmung ab. Dann trat der Graf dazwiſchen. In ſeinen Augen lag die Bitte um endliche Entſcheidung.

Mit einem innigen, ſeelenvollen Blick — erſt auf den Grafen und dann gen Himmel — ließ Gertrud die Vorausſetzungen Theodors, der die Wahrheit errathen hatte, gelten, ſtreckte ihre rechte Hand aus und duldete, daß dieſe der Graf ergriff und an ſein Herz drückte.

Der Bund war geſchloſſen. Der Wagen, der die künftige Gräfin Wildenſchwert nach Hauſe fahren ſollte, ſtand von neun Uhr an bis gegen elf vor dem Hotel, ehe man an die Heimkehr dachte.

## Fünfunddreißigſtes Kapitel.

In den düſtern Gebirgsabdachungen der italieniſchen Schweiz, dort wo die Gotthardſtraße von Uri's Wäldern und von der Teufelsbrücke hinüberführt in die Thäler, wo nach langem Sehnen und Hoffen auf Italiens Reize endlich das ſchönſte Land der Erde ſeine — blauen Augen aufſchlägt, ſeine lieblichen, am Fuß der Alpen liegenden Seeen — erheben ſich uralte Longobardenthürme, angelegt zum Zeichen der Sehnſucht nach Ruhe und feſter Anſiedelung, die hier auch einſt in grauer Vorzeit Tagen über die germaniſchen Einwanderer gekommen war.

Sie ragen empor auf hohen Felſenkanten, meiſt Vorſprüngen eines Gebirgsſtocks, der ſich bis dicht über die wilden Waſſer hinzieht, die aus dem Schnee, aus den Seeen des Gotthard niederſtürzen. In wilden Strudeln, alles mit ſich fortreißend, jedes zerbröckelte Geſtein, jede entwurzelte Tanne, drängt ſich der Ticino, hier grün wie Erz, dort weiß wie Schnee, durch die Bergſchluchten hindurch, die der Wanderer im Zickzack umgehen muß, um ſich ſeinen Pfad zu fin-

den und den Schrecken der Natur, dem Donnersturz der Lawinen, auszuweichen. Adler schwingen hier die mächtigen Flügel dicht über unsern Häuptern. Im Winter findet in den Schluchten und Höhlen noch der Bär seine schützende Zuflucht.

Mancher dieser alten Thürme im Canton Tessin ist der Mittelpunkt eines Dorfs geworden, dessen Bewohner sich nothdürftig von den Ergebnissen der Viehzucht ernähren. Mehr dem Süden, mehr dem blauen Auge der Seen von Locarno und Lugano zu, wo bereits der Nuß- und Kastanienbaum unter den dem Nordwind trotzenden Felsschroffen grünt, ja schon an den Berggabhängen die Rebe, zwar noch irrend und wie unstät letternd, hat mancher dieser Thürme einen Ausbau noch zu einem Ritterschloß des Mittelalters, ja hier und dort zu einem neuzeitlichen, fast villenartigen Charakter erhalten. Da zieht sich um die uralten cyklopischen Mauern ein Wald von Epheublättern, Schießscharten sind erweitert zu Fenstern, Fenster zu Balkonen. Zierliche, mit Weinlaub bezogene eiserne Wendeltreppen führen von den Balkonen auf Terrassen, wo ein Springbrunnen plätschert, die Rose blüht, am innern Rand eines schroff über ungeheurer Tiefe sich dahinschlängelnden Geländers Statuen von Marmor glänzen, Ganymed mit dem Adler, Hebe, die Kanne schwingend und mit gastlichem Willkommen einladend. Wohnhäuser bequemerer Art, Wirthschaftsräume schließen sich an Baumpflanzungen an, durch

deren Mitte ein wohlgeebneter Fahrweg bis in die Tiefe und ein am hier und da beruhigten Ticino liegendes Städtchen führt, wo zwar noch nicht die Seidenzucht die Bewohner beschäftigt und ernährt, doch schon manches den milderen Gegenden angehörendes Gewerbe, vor allem das Brechen von werthvollen Steinen für Bauten, Künstlerwerkstätten, und das Fällen und Flößen von Holz.

Auf einem solchen Bergschlosse, zwischen Lavorgo und Giornico, kurz vor Beginn des lachenden, weingesegneten Unter-Livinen-Thals, wandeln drei Menschen am Rande des hängenden Semiramisgartens, von welchem aus man die düstern Bergverschiebungen, die zum Gotthard führen, verfolgen kann. Links und rechts breiten sich die bald kahlen, nur mit Moos bezeichneten, bald mit Tannenwäldern bepflanzten Bergesrippen aus, riesige Tafeln, die mit urewigen Runen beschrieben scheinen.

Und Eines von den Dreien, eine Frau, ebenfalls hoch und stolz, wie Semiramis, starrt auf diese Schrift, von Gottes Finger geschrieben, und scheint sie lesen zu wollen, zu deuten und scheint sie auch zu verstehen. Denn sie spricht mit ihnen.

Zwei junge Männer in der kleidsamen, dem Schnitt der französischen Uniform nachgeahmten Tracht der Schweizeroffiziere, großen beutligen Beinkleidern, kurzen Waffenröcken, hellen Farben der Kragen und Aermelvorstöße, folgen der in Schwarz gekleideten Dame.

Dicht vor dem perlenden kleinen Springbrunnen, den ein Kranz von ſtändig befeuchteten und zwiſchen Moos und Farrenkräutern ſich lange haltenden Alpen-Vergißmeinnicht umzieht, ſteht ein Tubus.

Die der Behandlung von Fernröhren kundigen jungen Krieger, hübſche, blondgelockte Geſtalten, richten ihn nach Norden.

Die hier ſo ſehr verengte Perſpektive iſt bei alledem günſtig, um die Landſtraße, wie ein weißes Band, durch die Felſenvorſprünge, Wälder und die Windungen des Ticino hindurch verfolgen zu können bis nach Airolo hinauf, einem Dorf, das am Fuß der Gotthardſtraße liegt.

Die Dame, zuweilen von den Offizieren angeredet, kümmert ſich um ihr Richten des Tubus, um ihr Lugen und Forſchen nicht. Wenn ſie ſpricht, ſo redet ſie von Dingen, die den jungen Männern gleichgültig ſind.

Auch einige Diener, einige Mägde, ein ſchon älterer Soldat, ein Unteroffizier, wenn nicht gar Wachtmeiſter, ſind nur an den Ergebniſſen des Tubus betheiligt und achten ebenſowenig darauf, ob die Matrone, deren weißes Haar mit ihrem ſchwarzen Kleide contraſtirt, vor ſich hinmurmelt: „Die ſchlechten Advocaten! Der Kutſcher ſoll nicht ſo ſchnell fahren! Die Katze hat's genommen, ich ſchwöre drauf!“ oder nicht.

Die jungen Offiziere beſchließen jetzt, da ihr

Fernrohr noch immer nicht ſehen läßt, was ſie erwarten, ihre Roſſe vorführen zu laſſen.

Gemächlich, bald die Zügel freilaſſend, bald ſie ſchnell wieder anziehend, reiten ſie den Schloßberg hinunter, vorüber an dem beſten, allerdings auch einzigen Albergo des Oertchens unten, die Luna genannt, wo ſie nochmals fragen, ob ſie ſich verſichert halten könnten, daß für die Herrſchaften, die erwartet würden, die beſtellten Zimmer und ein Frühſtück in Bereitſchaft ſtünden. Noch war es Morgenfrühe.

Die Schweiz iſt eine Republik, die Gaſthöfe gehören zum monarchiſchen Syſtem. Man verſicherte auch hier mit unterwürfigſter Miene, die Excellenzen würden wohlgeborgen ſein.

Während die Offiziere jetzt langſam weiter bergauf ritten, hatte der Reiſewagen, den ſie erwarteten, ein in Flüelen am Luzernerſee gemietheter Vetturin, erſt ſein drittes, ſein Vorſpannroß, in Airolo heimgeſchickt. Der Uebergang über die Alpen war langſamer erfolgt, als man erwartet hatte. Es war Ende Auguſt. Schon war Schnee gefallen. Ob die Reiſenden im Wirthshauſe zu Airolo, unter den Ziegen, die allein hier mit den Menſchen in größerer Anzahl hauſen, zwei Brüder, jene beiden Südfranzoſen noch gefunden haben mögen, ſeltſame Exemplare, nach der Schweiz und in neun Monate Schnee verſchlagene Söhne der Provence, die hier vor Jahren der Erzähler als Hotelwirthe gefunden, kann nicht berichtet werden. Man

denke ſich zwei penſionirte Colonels der Armeen Napoleons, ſchöne große Geſtalten, die hier vielleicht aus den Zeiten der Siege Suwarows ſitzen geblieben als Verwundete. Sie waren in Airolo Poſtmeiſter und Wirthe geworden. Muſter der Tournüre und der Delikateſſe gegen die Damen, aber umgeben — von einer permanenten Alkohol-Atmoſphäre. Das Leben im Schnee ſoll den Trieb zu ſolcher Erwärmung durch Cognac mit ſich bringen.

Das aber weiß der Erzähler für beſtimmt, die Reiſenden, ein kürzlich vermähltes Paar, kamen mit wonnigem Entzücken aus der Schweiz herüber. Sie hatten auch da einen berühmten Tunnel mit düſtern Erinnerungen durchfahren und ſich nach dem Wiederanblick des Tageslichts die Hand gedrückt. Auch ſie hatten das große Geſtirn des Tages auf der Hochalpenkette ihre erſten Strahlen entſendend vom Rigi aus beobachtet und auch ohne Bögendorfs Rigi-Domcher Thränen im Auge gehabt. Auch die Stätten, wo große Männer im Wetteifer mit der Größe der Natur lebten und wirkten, hatten ſie begrüßt, vor allem in Burgdorf, Stanz, Birr die Erinnerungen an den Menſchenbildner Peſtalozzi.

Jener roſengeſchmückte Grabſtein des müden Lebenspilgers unter der — Dachtraufe des Schulhauſes zu Birr, allwo er geſtorben (ein Bild alles menſchlichen Wirkens, das ſich den Schutz, die Ruhe, immer wieder unter neuen, tröpfelnden Sorgen ſucht —!) war verſchwunden. Ein ſchöneres Denkmal war er-

ſtanden. Der Reiſende ſtand mit ſeinem jungen, ihm erſt vor wenig Wochen angetrauten Weibe vor dem Portal des neuen Schulhauſes in jenem beſcheidenen Dorfe und las mit Andacht die Inſchrift, worauf er aus ſeinem Portefeuille einen Brief langte und unbekümmert laut die folgende darin enthaltene Stelle las:

„Auf dem Denkſtein da nennen ſie Dich einen Vater, Peſtalozzi! Einen Vater vieler Söhne — hätten ſie hinzufügen ſollen, ja vielfach gearteter Söhne —! Würdeſt Du ſie alle anerkennen, die ſich auf Deinen Namen, auf den Geiſt Deiner Lehre berufen haben —? O geirrt haſt Du wahrlich in Vielem, aber geirrt, wie der Wanderer — der im Verfehlen des Zieles nur immer Schöneres, Unerwarteteres findet! Oder wie ſich ein Kind verirrt, das auf dem Heimweg im Walde die Spur verlor, die gewohnte, und dafür Märchen und wunderbare Geſchichten erlebt, bis ſie das Kind, das ermüdete, unter einem Schlehdornbuſch ſanft entſchlummert finden wie im Paradieſesvortraum —! Menſchen vor allem, Gottesbilder haſt Du erziehen wollen! O daß in den „Bürgern", in den „Wehrpflichtigen", in den „Arbeitern", die wir jetzt erziehen müſſen, der Menſch nicht begraben werde, ſondern durchleuchte durch den Beruf, den Beruf verkläre —! So nur können Generationen, Epochen, Völker, Staaten von ihrem Dahinſtürmen in's Endliche, in's Nichts, in moraliſche Nacht aufgehalten und gerettet werden —!"

Der, der also fühlte, also in einem Brief geschrieben hatte, war Fritz Bechtold, jetziger Seminar-Oberlehrer. Er hatte in einem von dem reisenden jungen Ehepaar poste restante Basel vorgefundenen Briefe vom Untergang der Nesselbornschen Anstalt, von Nesselborns Regierungsanstellung als Seminar-Direktor und von den immer noch düstern Wolken geschrieben, die auf dem ganzen deutschen Erziehungs- und Schulwesen liegen, und dabei Erinnerungen an eine seiner eignen, früher gemachten Schweizerreisen zusammengestellt. Theodor Graf Wildenschwert konnte jenen Denkstein nicht weihevoller betrachten, als unter nochmaliger Lektüre dieser soviel gemeinschaftliche Erinnerungen weckenden Auslassung seines Freundes.

In einem der mehreren Briefe, die von Luzern durch das neuvermählte Paar der Post übergeben wurden, kündigten sich die Reisenden auf ihrer Fahrt nach Rom, wo der Winter zugebracht werden sollte, auch Theodors Brüdern, den Freiherren Edmund und Bruno von Fernau an, die vor einigen Jahren Deutschland verlassen, in der Armee der Schweizer Dienste genommen hatten, in der Regel in Thun standen, jetzt aber bei ihrer Mutter verweilten, deren Geist seit einem Jahr ein sich still, sich Niemand belästigend kundgebender Wahn umflorte. Von Theodors Brüdern stand nach Erkundigungen aller Art die Thatsache fest, daß sie das Unglück, die Schande gebessert hatte.

Theodors Mutter hatte anfangs dicht unter den

Gletſchern wohnen wollen. Aus Deutſchland entflohen, war ſie in ein einſames Haus am Grindelwald gezogen. Dann kamen, vernichtet, tiefbeſchämt über die Enthüllungen ihres Familienlebens und wie vervehmt, ihre Söhne und ſchmeichelten ſie in eine mildere Gegend hinüber und wollten ſie nach Italien zu ziehen überreden. Als ſogar erwieſen war, daß der nach Amerika entflohene Vater dieſer jungen, ehrgeizigen, adelsſtolzen Männer mit eigener Hand, geſchützt durch eine Larve, den Mordanfall auf ihren Bruder vollzogen hatte und die Gerichte die mitſchuldige, vom Mörder in's Vertrauen gezogene Familie Bartel auf zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt hatten (für den eignen Mordverſuch der Knochenſammlerin und der Marlene fehlten die überführenden Beweiſe) da drängten ſie, daß die Mutter wenigſtens jenes einſame Schloß im Canton Teſſin kaufte, wo ſich leidlich zuverläſſige Menſchen auftreiben ließen, die den immer düſtrer gewordenen Sinn der ſchroffen, weniger menſchenfeindlich, als menſchenſcheu gewordenen Frau ertrugen und ihren für eine ſolche Gegend immer noch anſehnlichen Beſitz an Geld und Gut hüteten. Seit letztem Winter war die Mutter einſylbig geworden. Wenn ſie ſprach, ſo führte ſie Reden, die Niemand deuten konnte. Ihr Geiſt leuchtete zuweilen auf, aber die Rundſchau, die dann ihr klargewordenes Bewußtſein in ihrem Leben, im Leben ihrer Angehörigen zu halten anfing, wirkte ſo

aufregend auf ſie, ſo jede Freude verbannend, daß man ihr das plötzliche Verſinken in die ſonderbarſten Neben- und Quervorſtellungen, die ſie verfolgte (alles Uebel in der Welt von den Advocaten herzuleiten, das Eintegen der Hemmſchuhe beim Fahren den Kutſchern einzuſchärfen und etwas, das für verloren galt und überall geſucht wurde, als von der Katze genommen zu bezeichnen) voll Mitleid gönnte und ſie in dieſem Wahn nicht ſtörte.

Theodors Brief war ſchon eine Antwort auf eine Zuſchrift ſeiner Brüder. Dieſe hatten ſchon damals, als er im Verlobtenſtande ſeine erſte Alpenreiſe gemacht, gewünſcht, daß ſie mit ihm zuſammentreffen könnten, wobei ſie der Mutter nicht Erwähnung thaten. Theodor hatte glückliche Tage in Wildenſchwert mit Mechtild verlebt. Zum Herbſt hatten ſie ſich trennen müſſen. Theodor ſollte reiſen. Das, was ihm an Bücherwiſſensſtoff fehlte, ſollte er durch Anſchauungen erſetzen. Der Graf und Gertrud, welche letztre ſchon vierzehn Tage nach dem Abend im Hotel ſeine Mutter geworden war, hatten gewünſcht, daß er Hellwig und Bechtold als Reiſebegleiter mitnähme. Das war auch geſchehen und ein lehrreiches Jahr war ihm zutheil geworden. Die ihm herzinnig verbundenen Freunde machten dem mit Reiſemitteln fürſtlich ausgeſtatteten Gefährten den Beſuch Englands, Frankreichs, der Schweiz und Italiens zu einem wahren Lehrcurſus nachhaltigſter Wirkung. Damals reiſte Theodor an

dem düstern Bergschloß, wo seine Mutter wohnte, vorüber und durfte — der Vater wollte es so — der Einladung, die er von seinen Brüdern erhalten hatte, nicht folgen. Auch das Fürwort der Gräfin Gertrud hatte nichts vermocht gegen dies Verbot ihres wie verjüngten Gatten.

Jetzt aber, wo nach einem zweijährigen Brautstande die holde charakterstarke Mechtild Theodors Gattin geworden war und ein Jahr nach jener Reise, die selbst ein Jahr gedauert hatte, hatte man Beruhigendes über den verwandelten Charakter dieser beiden gedemüthigten jungen Männer, die in den italienischen Theil der Schweizerarmee eingetreten waren, vernommen und Graf Wildenschwert gestattete die Begegnung.

Zwischen Piotta und Ambri, in der Nähe eines herrlichen Wasserfalls, dessen Staub den Sonnenglanz in einen Regenbogen verwandelt, fand diese Begegnung statt und zuerst auf offner Landstraße.

Zeugen waren die himmelhohen Berge. Das Rauschen des Ticino hallte glücklicherweise an dieser Stelle entfernt genug, um Gruß und Frage und Antwort verstehen zu lassen. Der Vetturin, ein Italiener, hielt, als ihn die Reiter zum Stillstehen nöthigten, mit Vergnügen an. Denn er konnte so den Aufenthalt in Anrechnung bringen für die Mehrung seines Accords. Die jungen Fernau's umarmten in der schönen jungen Frau, die neben ihrem Bruder saß und ausstieg, zugleich ihre erst jetzt ihnen näher gerückte Cousine.

Der Austauſch der Freude und des Leids, der grade zwiſchen dieſen vier Menſchen ſtattfinden mußte, bedarf keiner Schilderung. Gegen Mittag war man in der „Luna“. Das Frühſtück fand man, wie beſtellt. Theodor war allzubewegt, um mehr zu ſich zu nehmen, als einiges Brot zum Wein, der des Anſtoßens und des Beſiegelns einer treuen, aufrichtigen Freundſchaft und brüderlichen Liebe wegen getrunken werden mußte.

Nun war die Frage: Ob die Mutter begrüßt werden ſollte — —?

Die Brüder riethen dazu und baten darum inſtändigſt. Mechtild flehte: „Nein! Nein —!“ Theodor ſaß mit geſtütztem Haupt und gab ſich ſeinem Schmerz, ſeiner Rührung hin.

„Sie hat ihn niemals ſehen wollen —! Warum jetzt —! Warum ſie vielleicht betrüben —! Die Erſchütterung könnte traurige Folgen haben —! Laſſen Sie ihr den Schlummer, der ihre Seele, ihr Gewiſſen gefangen hält —! Sie hat ja gebüßt und hat bereut —! Müden Seelen ſchenkt Gott einen ſolchen Frieden, deſſen Geheimniſſe wir Menſchen vielleicht gar nicht verſtehen —“

So ſprach Mechtild und erſt dann verſtummte ſie, als ihr Gatte den Wunſch ſeines Herzens ausſprach, wenigſtens von ferne aus und ohne ſie anzureden ſich das Bild ſeiner Mutter einzuprägen.

So ſtieg man denn den Felſenſteig empor, einen

kürzeren durch die Weingelände. Hier waren in den kalkigen Boden bequeme Stufen gehauen. Aber Mechtild hatte auch in diesen glücklichen Tagen steigen lernen. Sie sprach mit Entzücken von ihren Wanderfahrten im Schwarzwald und in den Vorbergen der Schweiz.

Ihr lautes Sprechen sollte ihre eigene Angst und Unruhe und ihres Gatten tieferschütterte Spannung decken.

Die Herrin des Schlosses war auf einen Besuch nicht vorbereitet, aber die Diener wußten darum. Der Wachtmeister oder Castellan, ein zuverlässiger, erprobter, alter Haudegen, der des Jahrs nur noch vier Wochen einmal seinen Gaul bestieg — ach, hätte er ihn doch in der übrigen Zeit an Rigireisende vermiethen können! — und in Bellinzona die Uebungen mitmachte, war ein Deutscher, der auch seine Zunge welsch geschult hatte. Er bürgte den Söhnen, wenn sie nicht anwesend waren, sondern meist in Thun lebten, für die wohlbehütete Existenz der Mutter.

Im Sommer saß die Mutter oft dicht an dem schroffen Abhang auf der Terrasse und machte leichte Handarbeit. Ihr Auge war scharf geblieben. Anfangs hatte man gefürchtet, sie könnte einmal auf den Gedanken kommen, sich in die Tiefe zu stürzen. Jetzt besorgte man eine solche Uebermannung durch ihren Schmerz nicht mehr.

Die kühlere Luft hatte sie heute in ihr Zimmer getrieben. Ihre jüngern Söhne wollten ihr

die Meldung gradezu machen: Der junge Graf Wildenschwert und seine junge Frau, Mechtild, die Tochter Linda's, sind da —! Aber das ängstlich geschaarte Dienerpersonal, das die Geschichte des ältern Bruders kannte, widerrieth diese Mittheilung und flehte mit Mienen und mit den Händen dagegen.

Mechtild sah sich auf der Terrasse um. Da hieß es plötzlich:

„Die Padrona kommt —!"

Auf die schlanke, weinumrankte Stiege wurde hingedeutet, die vom Balkon des alten Thurms, nun einem ehemaligen Fenster desselben, herabführte. Hier, die Epheuwand entlang, kam die Matrone, noch nicht gebückt, weißhaarig, mit gefurchtem Antlitz, mager, in der Farbe des Antlitzes fahl, fast mattgelb.

Als sie unten war, trat alles zurück. Der Brunnen plätscherte. Die Vergißmeinnicht, in den Alpen spätblühend, blinkten vor Nässe in der Sonne. Sie ging an dem Tubus vorüber — so nahe, daß sich dieser auf seinem Gestell drehte. Darüber lächelte sie und wendete ihn wieder herum und nach Süden zu. Sie sagte den Söhnen:

„Dahin ist's doch schöner —!"

Noch war die Stimme hell und klar. Ihrem Sohn Theodor zitterte das Herz. Ein künstlich gebildetes Bosket von Oleander- und Orangentöpfen verbarg zugleich ihn und Mechtild.

Letztere schüttelte nur immer den Kopf und

winkte mit der Hand, um die Vettern und Schwäger von ihrem Vorhaben, sie anzukündigen und ihren Namen zu nennen, abzuhalten.

„Wir hatten Besuch erwartet —“ sagte endlich Bruno von Fernau.

„Alte Bekannte, Mutter —!“ wagte sein Bruder Ermund hinzuzufügen.

„Ja,“ sagte die Angeredete bitter und winkte mit der Hand nach dem Sanct Gotthard hin, „die mit der Feder hinterm Ohr! Ich mag sie nicht. Laßt einmal Eure Kameraden kommen — daß es hier lustiger hergeht —! Ich mach' Euch zu trübe Gesichter —“

„Sind schon welche hier, Mutter —“ sagte Bruno.

„Einer, der sich kürzlich ein jung Weib genommen hat —“ setzte Ermund hinzu.

Und nun hatten sie schon beiden zugleich so heftig gewinkt, daß die Versteckten nahe herantreten mußten, wenn sie für die Matrone nicht verdächtig werden sollten.

Diese wendete sich nach ihnen um und verbeugte sich, als sie näher getreten waren, mit der ihr aus früherer Zeit gebliebenen Grazie einer Weltdame, entfernte sich aber sofort und schien den Besuch ihrer Söhne nicht stören zu wollen.

Die Irre ging um den Thurm herum. Da standen mächtige Bäume, die breite Schatten warfen.

# Zweiter Theil.

(Fortsetzung.)

Wege ſchlängelten ſich abwärts auf Abdachungen des Gartens hin, hängeweidenbepflanzte Plateaux, die mehr niederwärts lagen. Auf einem dieſer Wege ſtand ſie ſtill und ſah ſich um.

Darauf ermunterten die Blicke der jungen Fernau's das Paar, wieder näher zu treten.

Mechtild that es und ſprach:

„Tante Fernau — ich grüße Dich von meiner Mutter! Ich bin Mechtild Fernau, die Du vielleicht noch kennſt —“

Als Theodor dieſe mit nach Faſſung ringender Stimme geſprochenen Worte vernahm, ſtürzte auch er hinzu, ergriff die Hand der ruhig Daſtehenden und ſchon um einen Schritt auf dem niederwärtsführenden Wege Befindlichen und küßte ſie.

„Mein Mann —!“ ſagte Mechtild mit bittender Miene.

Hadwiga betrachtete beide, ſtreichelte die Stirn ihrer Nichte, bewegte die Lippen, ohne ein Wort zu äußern — dann betrachtete ſie Theodor, ſah ihn von oben bis unten an, blinzelte mit den Augen und ſprach nach einem Seufzer langſam und feierlich:

„Ich kenne Dich —!“

Dann aber zog ſie ſogleich wieder ihre Hand zurück, ſah ihn nur noch einmal lange an und ging den Weg abwärts. Ein Hollundergebüſch, von welchem die abgewelkten Blüthenreſte des Frühlings noch nicht ganz abgefallen waren, verdeckte ſie.

Alle stürzten stammend hinzu, die Dirnerinnen, die Brüder. „Sie kennt mich, hat sie gesagt!“ rief Theodor unter Thränen und wollte ihr folgen.

Aber jetzt hielten ihn alle zurück. Das von den Lippen der Irren gekommene Wort war zu ernst, zu erschütternd. Der alte Wachtmeister war der Entschwundenen gefolgt und brachte bereits die Nachricht, daß sie schon wieder nur mit den Advocaten, den Hemmschuhen und den Katzen zu thun hätte. Es war ein entschwindender letzter Sonnenstrahl gewesen, der noch einmal die Spitze eines Berges beleuchtet hatte. Wer kann den halten —!

„Wiederkehren aber kann er —! Morgen —!“ rief Einer der Brüder.

Der andere, in aufrichtigstem Antheil, bezweifelte diese Wiederkehr, bat aber:

„Bleibt —! Bleibt —! Ihr stört sie gewiß nicht — Man kann hier schon einige Tage aushalten —!“

Der ältere der Brüder aber, einst hieß er Theodor Waltner, sagte: „Ich will das Wort „Ich kenne Dich —!“ mitnehmen. Ist es doch wie schon ihr erstes Begrüßungswort, gesprochen aus dem Jenseits —!“

Mechtild war zu tief ergriffen. Sie ließ geschehen, was die Männer beschlossen.

Da machte es sich wie von selbst, daß sie wieder stiegen und zur „Luna“ zurückkehrten.

Der Vetturin hatte schon wieder, einer vorher erhaltenen Weisung gemäß, eingespannt.

Auch noch die Roſſe der Offiziere ſtanden geſattelt.

Theodor warf einen Scheideblick auf das hohe Felſenſchloß, ſuchte umſonſt nach einem Schimmer wenn auch nur vom Kleide der Mutter. Aber nur am Rande der Terraſſe ſah er die zum Abſchied, wie ſie oben ſchon ahnten, grüßenden Diener. Theodor faßte ſich auf und rief:

„Avanti —!“

Die Brüder ritten bis Lugano mit, bis zu dem See voll landſchaftlicher Poeſie ohne Gleichen. Dort nahmen ſie Abſchied vom jungen Paar, das in einem Nachen auf Vareſe und Como zureiſte. Bruno und Edmund gelobten, den beiden erſt heute gewonnenen, erſt heute ihnen verbundenen Angehörigen ſofort Bericht zu erſtatten über die Eindrücke, die ihr Beſuch auf dem Schloſſe hinterlaſſen hatte. Als Adreſſe für Rom gaben die Scheidenden Namen und Wohnung des Doctor Hellwig an. Dieſer erwartete ſie in Rom, wo er Studien machte, die mit ſeiner Vorbereitung zum akademiſchen Lehramt zuſammenhingen.

Dieſen zweiten Freund in Rom wiederzufinden, erhöhte die endlich nach dem Entſchwinden der düſtern Berge wieder zurückkehrende glückliche Stimmung des jungen Paars, das ſich von allem Dienertroß fern gehalten hatte und ſich bis nach Rom ſelbſt bedienen wollte.

Der Brief, den dann Graf Theodor in Rom von ſeinen Brüdern vorfand, meldete die Rückkehr

der Mutter in die alte Nacht und die Vorboten einer ſich gewiß bald bei ihr einſtellenden Auflöſung.

Dieſen Brief wollte der Empfänger nach Schloß Wildenſchwert ſchicken und ihn ſeinem eignen nächſten anſchließen. Aber er gönnte ſich ſo viel Aufenthalt mit dem Einſammeln und Niederſchreiben der glücklichſten Eindrücke, daß ſeine Sendung in Wildenſchwert eintraf, als der Graf ſchon die Nachricht vom wirklich erfolgten Tode ſeiner erſten Gattin erhalten und im Einverſtändniß mit Gertrud ſeiner Dienerſchaft befohlen hatte, auf einige Zeit äußere Zeichen der Trauer anzulegen. Bis zu einer Erinnerungsſäule an Jadwiga, die Gertrud im Park errichtet zu ſehen wünſchte unter jenen Ulmen, an jenen brauſenden Gewäſſern, die einſt Zeuge der furchtbaren Kämpfe geweſen, wo eine verblendete Liebe zum Vorſatz eines Verbrechens getrieben wurde, konnte ſich der Graf nicht erheben.

Gertrud war als Gräfin milder, verſöhnlicher geworden. Sie unterſtützte die Schwiegerſöhne ihres Onkels, die nach dem Eingehen des Inſtituts Mühe hatten, ſich zu behaupten. Sie beſchenkte die kränkelnde Tante, die jetzt in einem kleinen Ort, ja faſt auf dem platten Lande leben mußte —! Die Seminarien hat ja die Modulative fern von allen Städten, in klöſterliche Einſamkeit verpflanzt.

Gertruds Gatte ſagte damals, als die Frage der Trauer erörtert wurde:

„Das beſte Denkmal der Unſeligen iſt — das Erblühen unſers Theodor, ſein Leben, ſeine künftige Bewährung —!“

Otto von Fernau blieb in Amerika verſchollen.

Für die Löſung der Erziehungsfragen gab es noch einen glücklichen Aufſchub ... Denn — als das junge Paar aus Italien zurückgekehrt war, innigverbunden, nur Ein Fühlen, Ein Wollen, Ein Handeln, da brachte es Hoffnungen mit auf neue Keime für den alten Wildenſchwertſchen Stamm. Ja für die beiden Schwiegermütter, für Gräfin Gertrud und die Präſidentin Fernau, (letztere dachte bei dieſem Ehrentitel nicht mehr, wie früher gelegentlich ihr Mann, an die Goetheſchen „Mütter“ aus dem zweiten Theil des Fauſt) wurde ſogar von Jahr zu Jahr — das reichſte Material geboten, alle Erziehungsſyſteme, nicht blos das des Peſtalozzi, die einzig über den Werth der ſelben entſcheidende Probe beſtehen zu laſſen — an dem Geiſt der Vorſicht und der Liebe.

Ende.

# Lebensbilder

von

## Karl Gutzkow.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1870.

# Durch Nacht zum Licht.

Erzählung

von

Karl Gutzkow.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1870.

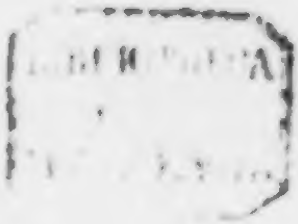

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Gebrüder Mänker in Stuttgart.

Auf dem Gebiet der „Erzählung“ oder „Novelle“ haben die letzten Jahrzehnte unſrer literariſchen Entwickelung ſo eigenthümliche Hervorbringungen erlebt, die Geſetze alles dichteriſchen Schaffens ſind in ſo unmittelbar nahe Berührung mit den Bedingungen der Pflege dieſes Zweiges, und doch wohl nur eines Nebenſchoßlings am Baum der Literatur gebracht worden und einzelne hervorragende Virtuoſen der Erzählungskunſt haben ſich, beſtärkt durch glänzende Erfolge, ihr beſonderes Leiſten und Vermögen dermaßen ſchablonenartig ausgebildet, daß ſich beinahe mit einer Art Entſchuldigung novelliſtiſche Mittheilungen einführen müſſen, die lediglich nur aus dem Triebe hervorgegangen ſind, eine mehr oder minder abenteuerliche Verwickelung anſpruchslos, falls nur ſpannend wiederzuerzählen.

Die Manieriſten, denen die literariſche Kritik und der Geſchmack des Publikums in der Regel die meiſte Auszeichnung zu Theil werden läßt (die Geſchichte der deutſchen Novelle in den letzten dreißig Jahren iſt ein beſonderer Beitrag zur Geſchichte der poetiſchen Manieren) können nicht jeden, wenn noch ſo anekdotiſch intereſſanten epiſchen Stoff benutzen. Wir möchten ſehen, wie N. N. und N. N. mit einem Novellenſtoff aus dem Mittelalter, aus der Zeit

der Renaiſſance fertig werden wollten! Der Verfaſſer der vorliegenden Erzählung bekennt von ſich, daß ihm die Novelle eine Dichtungsform iſt, wo nicht nur die Art der Behandlung lediglich vom Charakter des zufällig gefundenen Stoffs abhängt, ſondern auch überall der Stoff da gegeben vorliegt, wo ſich eine Anekdote natürlich anlegt, entwickelt, ſteigert und löſt.

Gab er dieſer einfachen, demnach gewiſſen modernen Künſteleien gegenüber völlig anſpruchloſen Erzählung und ähnlichen, die nachfolgen ſollen, den Geſammttitel „Lebensbilder“, ſo erlaubte die weite Faſſung deſſelben auch die Mitaufnahme ſolcher memoirenartigen Skizzen, wie ſie zunächſt ſchon der Zweite Band bringen wird: „Das Kaſtanienwäldchen in Berlin“ und „Aus Empfangszimmern“. Dieſe Darſtellungen ſind dem Leben des Autors ſelbſt entnommen und — das Schickſal, unſre Leidenſchaft und menſchliche Thorheit ſorgen ja dafür, daß unſer aller Biographie nahe genug an die Welt der Novelle ſtreift.

# Durch Nacht zum Licht.

Erſtes Kapitel.

## Das Haus „zum ſpringenden Roß".

„Goddam, was laſtert Ihr? In dem Hauſe da wohnen zwei Engel — !" — „Bei Sanct Patrik, den Einen will ich dafür gelten laſſen; dann hat ihn aber der Andere, ein Teufel, in den Krallen —!" — „Wer? Wen? Ihr meint den Papiſten? Den Landsmann von Euch? Da mögt Ihr ſchon Recht haben —!" — „Papiſt! Haha! Das iſt noch Einer von den Königsmördern dazumal! Der glaubt an nichts! Nie ſieht man ihn in der Kirche —" — „Doch! Doch! Er betet ſchon, aber nur für ſeinen Geldſack. Den füllt er — hm! hm! man ſagt davon eigene Dinge —" — „St! Es ſoll ja ein — richtiger Falſchmünzer ſein!" — „Wer? Mein Nachbar von drüben? Das Männlein da? Hei, das iſt die beſte Seele von der Welt —! Ein Wohlthäter der Armen! Niemand klopft umſonſt an ſeine Thüre —!"

So ungefähr lauteten, bei einem friſchen Trunk Ale,

die ſich widerſprechenden Urtheile über einen Londoner Bürger in einer der zahlreichen Schenken, die ſein Haus umgaben. Es war um das Jahr des Heils 1713, etwas vorher oder nachher, und zu jener Zeit, als ſich in den glänzenden Gemächern des Schloſſes zu Hannover ein deutſcher Kurfürſt, Georg Ludwig, ſtündlich rüſtete, ſich in einem ſeiner kleinen Nordſeehäfen einzuſchiffen und das ſchon damals meerbeherrſchende, faſt zum Dreizack des Neptunus gewordene mächtige Scepter Großbritanniens zu ergreifen, welches gegenwärtig noch in den Händen einer gleichſam fortwährend im Sterben begriffenen Frau ruhte, ſeiner nahen Anverwandten, der Königin Anna.

Das ſpringende weiße Roß, das Wappenbild der Welfen, iſt zufällig auch das Wahrzeichen des von einem ſo verſchieden beurtheilten Manne bewohnten Hauſes. Bei ihm rührte es von den Pferdemärkten her, die in alten Zeiten oberhalb Lincoln-Inn-Fields gehalten wurden.

Die Geſchäftswelt wußte beſtimmter als die Welt der Schenken, daß John Robertſon, ſo hieß der Beſitzer des Hauſes, vor langen Jahren in Armuth gelebt hatte, obgleich er nicht von geringer Herkunft war und eine gute Heirat gemacht hatte. Kurz nach ſeiner Hochzeit, ſo erzählte man ſich, hatte Herr Robertſon ſeine Zahlungen eingeſtellt, und Viele gab es dazumal, die ihm die bitterſten Vorwürfe machten, weil er ſich, wie ſie ſagten, um ſeine

Glücksumstände zu verbessern, das Vertrauen einer achtbaren Familie erworben hätte, nur um von dem mit seiner Gattin erheirateten Gelde entweder seine früher unbekannt gebliebenen Schulden zu bezahlen oder Speculationen gewagter Art zu machen, bei denen er sogleich seine ganze Existenz auf's Spiel setzte. Andere, die noch unterrichteter sein wollten, bestritten wieder die Richtigkeit dieser Voraussetzungen und nannten John Robertson wirklich einen Geizhals, der nach seiner Hochzeit mit Mary Wilson, der Tochter eines Landgeistlichen, die er auf seinen Geschäftsreisen kennen gelernt, sein junges Weib gezwungen hätte, mit ihm in Armuth zu leben, während er Ersparnisse auf Ersparnisse häufte und zuletzt ein steinreicher Mann geworden wäre. Erwog man aber dann wieder, daß nach einer langen Zeit der Armuth von Jahr zu Jahr Robertson seine Besitzthümer äußerlich mehr entfaltete und seine Gemalin keineswegs vom Genusse derselben ausschloß (der ihr indessen durch einen zu frühen Tod nicht lange gewährt wurde), so konnte auch dieser Vorwurf des Geizes nicht recht Stich halten und man mußte sich also schon, zumal außerhalb der Schenken, gewöhnen, John Robertson als einen eigenthümlichen und von sonderbaren Geheimnissen umgebenen Mann so zu nehmen, wie er sich eben gab und genommen sein wollte.

Der kleine, weißhaarige, alle Nachbarn freundlich

grüßende Mann bewohnte, wie dies in London üblich ist, sein Haus für sich allein. Es war sein eigenes. Nicht groß war es, auch mit seinen kleinen Erkern, großen Fenstern, kleinen runden Scheiben darin, seinen gewundenen Schneckentreppen im Innern recht alterthümlich, doch vollkommen bequem. Sogar den Begriffen jener Zeit von Glanz und Komfort entsprachen die drei Etagen, die durch Wendeltreppen verbunden waren, auf welchen kostbare Teppiche das Geräusch der Fußtritte abmilderten. Die Dienerschaft John Robertson's war nicht groß. Aus den Zeiten seiner Prüfung her hatte er die Gewohnheit beibehalten, sich größtentheils selbst zu bedienen; er war auch überhaupt etwas eigen mit seinen Umgebungen. Er duldete nicht, daß man sich in seiner Nähe allzu lange aufhielt. Keine seiner Bekanntschaften war besonders intim. Er selbst bewohnte das untere Stockwerk und behielt sich auch alle Schlüssel des Hauses selbst bevor. Wenn der metallene Klopfer wuchtig an der Hausthür dröhnte, öffnete er nicht selten selbst. Er löschte Abends die Lampen aus, die im Hause brannten, und mehrte durch diese Absonderlichkeiten die Sagen und abenteuerlichen Gerüchte, die über ihn im Umlauf waren. Man sagte, daß er sich am Tage stundenlang einschloß, ohne daß man errathen konnte, was er trieb. Bedachte man dagegen, daß es Nachts in seinen Zimmern oft seltsam rumorte, so mußte man an-

nehmen, daß er vielleicht am Tage ſchlief. Nie ſahen ihn ſeine Hausgenoſſen vor elf Uhr Morgens aus ſeinem Schlafcabinet treten. Da erſt verlangte er nach der einfachen, mit Ingwer und andern Gewürzen verſetzten Suppe, die in jenen Zeiten das erſte Frühſtück bildete. Dafür blieb er auch wieder am längſten des Abends auf, während er von ſeinen Dienſtboten verlangte, daß ſie ſpäteſtens um elf Uhr ſchon im Bette lagen. Von ihm ſelbſt konnte man dann annehmen, daß er noch bis über Mitternacht hinaus wachte, ja vielleicht (und darüber wichen dann die Meinungen ab) noch einmal das Haus ganz verließ oder — von unbekannten und räthſelhaften Menſchen Beſuche empfing.

In einer beſonders engen Beziehung zu dieſem wunderlichen John Robertſon ſtand Niemand, einen alten Krämer in der äußerſten Vorſtadt von dieſer Seite Londons ausgenommen. Dieſer ſchmutzige und in jeder Beziehung unheimliche Mann hieß Will Mordaunt.

Mit Will Mordaunt unterhielt John Robertſon die engſte Freundſchaft, und man muß hinzufügen, daß dieſe Verbindung nicht wenig dazu beitrug, die Gerüchte über Robertſon zu vermehren und ihn oft in einem Licht erſcheinen zu laſſen, das ſeiner Moralität nicht günſtig war. Denn von Meiſter Mordaunt war vom alten, noch mit Gärtchen umgebenen Pferdemarkt an bis ſelbſt in die

entlegenen Gassen der City hinein bekannt, daß er auf Pfander lieh, Wucherzinsen nahm, schlechte Waaren um theures Geld verkaufte, Aufträge aller Art übernahm, z. B. Dienstbotenvermiethungen, bei denen er sich einen Antheil am Lohn sicherte; kurz, Will Mordaunt galt für einen der argsten Geizhalse, nicht nur auf der Ipswichstraße, wo er wohnte, sondern auf jener ganzen Seite von London, wo die Ipswichstraße nach Islington einbiegt. Bei diesem Manne den reichen, immer gewählt gekleideten, in Schnallenschuhen, sogar mit einem Patentdegen auftretenden freundlich lächelnden Herrn Robertson aus- und eingehen zu sehen, zu wissen, daß sich dieser sogar mit ihm einschloß, mit ihm Geld abrechnete, und alles das schon seit einer langen Reihe von Jahren, das war eine so auffallende Erscheinung, daß sich Herr Robertson nicht wundern durfte, wenn man ihm zwar den Ruf eines humanen, wohlthatigen, gewissenhaften Mannes nicht streitig machen konnte, sich aber doch von ihm fernhielt und nahere Verbindungen selbst da vermied, wo sie unser Mannchen geflissentlich zu suchen schien.

Denn es war auch das wieder eine der „respectablen" Eigenschaften John Robertson's, daß ihn bis zu einem gewissen Grade Gastfreundschaft auszeichnete. So geheimnißvoll seine Nachte und seine Vormittage waren, an manchem Mittage hatte er gleichsam das Bedürfniß, die

Thüren ſeines Hauſes aufzuſchließen und wie in den alten Zeiten ſeines erſten Glückes eintreten zu laſſen, wer kommen wollte oder ſollte. Viele kamen herzlich gern zu ihm. Seine Tafel war trefflich gehalten, ſeine Weine genügten ſogar dem Kenner. Nur mit dem Wiederkommen hatte es ſeine Schwierigkeit. Machte man dem freundlichen Herrn ſeine Viſite, ſo ſchlief er entweder oder war nicht daheim. Dann waren die Vorhänge im Hauſe zugezogen, das ganze Haus lag, wenigſtens nach vorn zu, um den ſpringenden Schimmel über dem Hauseingang herum, wie ausgeſtorben.

John Robertſon hatte eine Tochter, Namens Ellinor, ein liebliches, gar anmuthiges Weſen. Gerade ihr zu Gefallen gab der Vater Geſellſchaften. Das junge Kind wurde, als Robertſon vielleicht erſt in ſeinem ſechsunddreißigſten Jahre geheiratet hatte, erſt im neunten oder zehnten Jahre ſeiner ſonſt kinderlos gebliebenen Ehe ihm von ſeiner guten, vielgeprüften Gattin Mary Wilſon geboren. Als wenige Wochen nach der Geburt die Mutter ſtarb, hatte der Vater das Kind wie eine Wärterin ſelbſt gezogen und gepflegt. In der erſten Zeit, als die kleine Ellinor noch mit der Milch einer eigens für ſie angekauften und in der Nähe ſeiner damals ſchon nicht mehr ärmlichen Wohnung eingeſtallten Kuh genährt werden mußte, hatte der Vater ſogar ſeine Nächte, die ihm allein zuzubringen ſo unerläßlich nothwendig erſchien, ſeinem Kinde ausſchließ-

lich gewidmet, es immer auf dem Arm getragen, es als das letzte Vermächtniß ſeiner mit einem lächelnden Blick der Liebe vom Leben geſchiedenen Gattin und wie ſeinen Augapfel gehütet. Die neugierigen Bekrittler ſeiner ſchon damals räthſelhaften Exiſtenz ſagten: „Nun wird Herr Robertſon bald aufhören, ſich etwas zu erholen, wenn er des Nachts ſein Kind zu pflegen hat und nicht mehr falſche Guineen ſchlagen kann!“ Andere erklärten, er würde wieder heiraten müſſen, denn ſolchen fremden Perſonen, die ihn in der Pflege ſeines Kindes unterſtützen müßten, konnte er doch unmöglich den Einblick in ſeine geheimnißvolle Lebensweiſe geſtatten. Und eben darum pflegte auch der verlaſſene Wittwer ſein Kind ſelbſt. Lediglich des Nachts übergab er es ſpäter, als es kräftiger wurde und heranwuchs, der Aufſicht einer Haushälterin, die im dritten Stocke ſeines Hauſes wohnen mußte, doch oft wechſelte. Der Vater ſelbſt war der Ueberwacher der Erziehung ſeines Kindes. Faſt eine Ungeduld folterte ihn, Ellinor ſich immer vollkommener, reifer, bildungsfähiger entwickeln zu ſehen. Er hätte ſie ſo gern ſchon, noch ehe ſie ihre Fingerchen ausſpreiten konnte, an das vorzüglichſte Spinett, das ſich nur in London auftreiben ließ, geſetzt und ſie von Lehrern, die in der vornehmen Welt Stunden gaben, unterrichten laſſen. In jener Zeit fing man in England an, mit Unterſchätzung ſeiner eigenen heimatlichen Art,

## Fünftes Kapitel.

### Aus der Klaue den Löwen.

Wenn Registrator Wiesecke beim Consistorialrath Blaustrumpf (der immer noch nicht den Mispelheimer Kalender redigiren konnte) zum Thee war und die Gespräche über die neuesten Schicksale der gesunden Vernunft auf dem theologischen Gebiete sich abgekühlt hatten und einige Stadtneuigkeiten als Nachtisch aufgetragen wurden, so wußt' er nicht Böses genug von den Kindern des ihm durch Blaustrumpf hinlänglich geschilderten Blasedow zu erzählen. „Was sie in der Schule thun," sagte er, „weiß ich nicht. Selten vergeht ein Tag, wo nicht Einer von ihnen zu Hause bleibt. Sie führten erst abwechselnd die Gewohnheit ein, daß Einer immer von ihnen selbst gegebene Ferien haben sollte; doch an den Aeltesten kam die Reihe zu selten, und jetzt läßt er sich, wie ich gehört habe, unheilbar krank in der Schule anmelden." Wiesecke hatte gut erzählen. Wie sollten sich auch diese vier jungen Leute, die an Fleiß und Ordnung nie gewöhnt waren, aller Vorkenntnisse ermangelten und in Klassen saßen, wo sie an Verstand und

Alles, was das Ausland, beſonders Frankreich hervorbrachte, nachzuäffen, und vorzugsweiſe die Sitte und die Sprache der Franzoſen. Auch Robertſon eignete ſich dieſe Sprache an, doch nur um ſie im täglichen Umgang ſeinem Kinde beizubringen. Er trieb alle Uebungen des Kindes mit, wohnte den Stunden der Lehrer bei und hatte dazu glücklicherweiſe auch die Zeit. Sein Leben gehörte halb der Nacht; im Uebrigen war es am Tage ein beinahe träumeriſches. Sich wieder auf den Handel zu werfen, das würde ihm den ſtillen Frieden ſeines Lebens geſtört, ſein Haus zu ſehr beunruhigt haben. Will Mordaunt forderte ihn wiederholt auf, mit ihm gemeinſchaftliche Unternehmungen zu machen. Doch ſo eng die Beziehung dieſer beiden Männer zu ſein ſchien, ſo wenig Neigung hatte Robertſon für die Handelsgrundſätze ſeines Freundes. Was er beſaß, das gab er in die Bank der Oſtindiſchen Compagnie. Hier gewährte man hohe Zinſen. Dieſe konnte er dann mindeſtens zur Hälfte wieder zum Kapital ſchlagen, das für Ellinor aufbewahrt blieb. Bei alledem hatte er noch andere Einnahmen. Woher dieſe kamen, blieb auch ſeinem Kinde ein Geheimniß. Mit harmloſeſter Unbefangenheit darüber wuchs Ellinor jetzt in ihr ſiebzehntes Jahr, war die Freude und der Stolz des Vaters und ließ nicht ahnen, daß ſie das Schickſal beſtimmt haben ſollte, noch die Veranlaſſung großer Trauer für ihn zu werden.

Es war eine wonnevolle Frühlingszeit, die ſelbſt zu London, wenigſtens in einem kleinen Hintergärtchen des Hauſes „zum ſpringenden Roß", empfunden werden konnte. Die Keime der treibenden Natur regten ſich. Die Gartenſcheere des Ungeſchmacks jener Zeit ſchnitt und ſtutzte an den noch bräunlich-grünen Hecken, an den Blüthenkronen der noch laubloſen Bäume; aber weder all dieſe Blüthen, noch in einem verſteckten Winkel, dicht vollends an einem duſtern Hinterbau des Hauſes die Veilchen konnten vom Ungeſchmack dieſer Zeit verbannt werden. Ellinor jubelte über jede Blume, die ſie in zierliche Töpfchen vom kurzlich erſt erfundenen koſtbaren Porcellan und auf ihr Zimmer ſtellen konnte. Schon bezog ſich an einer hohen Mauer, die auf eine andere Straße, die Wenlockſtraße, hinausführte, ein Hollunderſtrauch mit zahlloſen, halbgeöffneten rothblauen Nägelchen. Dennoch wurde gerade dieſe ſchöne Zeit der Anfang eines Lebensabſchnittes, der jetzt über John Robertſon's lange ungetrübt geweſenes Glück dunkle Wolken heraufzutreiben ſollte.

Zweites Kapitel.

## Gevatter Mordaunt in der Ipswichstraße.

Wir haben schon gesagt, daß Will Mordaunt John Robertson's vertrautester, weil einziger Geschäftsfreund war. Man könnte sich aber richtiger noch so ausdrücken: Es schien fast, als wenn Mordaunt eine Art von Oberherrschaft über Robertson ausübte, ja sogar, als wenn Jener hätte sagen können, daß er den kleinen Mann in Händen hielt. Wenigstens konnte es nicht im mindesten für Robertson überraschend sein, als eines Tages, als Robertson aus seinem zwar schmalen, aber stattlichen Hause „zum springenden Roß" (die Front lag in die Cavendishstraße hinaus) auf Islington zu einen Spaziergang gemacht hatte und bei Will Mordaunt vorsprach, Folgendes vom alten, hettisch hustenden Trödler und Pfandverleiher geäußert wurde:

„Mein guter alter Geschäftsfreund! Ich denke zwar noch lange nicht daran, das Zeitliche segnen zu wollen, aber meine beiden Jungen Tom und Sam zwingen mich, an Leben und Sterben zu denken! Das wißt Ihr ja, ihr

Vater hinterließ ihnen nichts, als meine verdammte großvaterliche Zärtlichkeit. Ich habe gespart und gespart, um aus meinen Enkeln, so ist es gekommen, große Herren zu machen, die mich dereinst kaum grüßen werden, wenn sie mit ihren vornehmen Kameraden von Eton und Oxford an ihrem alten Großvater vorübergehen. Aber gegen Blutes Stimme laßt sich nun einmal kein Einwand machen und — für die Gesetze Englands, die mir vorschreiben, Tom eher und besser zu bedenken als seinen jüngeren Bruder Sam, für diese alten Bräuche, Gevatter, die England groß gemacht haben und, will's Gott! aller Pfafferei und französischen Ränken zum Trotz immer noch größer machen sollen, bin ich denn doch auch, wenigstens in diesem Falle, für meine Person selbst —"

John Robertson verstand die Andeutungen sehr wohl. Er schlug den alten Geizhals, dessen Augen sich in dem mit Pockennarben übersäeten Angesicht (so toll hatte sich sein eigener Enkel Sam einmal ausgedrückt) wie zwei kleine Stücke Butter in einer Schüssel gequollener Erbsen verloren, auf die Schulter und sagte in der Gewißheit, bei alledem doch den Stolz und die einzige Lebensfreude Will Mordaunt's zu treffen:

„Gevatter, ich erinnere mich noch immer mit voller Freude, zwei so prächtige Jungen über die Taufe gehalten zu haben! Scheltet nur und versichert Eure Demuth,

ich merke doch, daß Ihr Euern achtzigsten Geburtstag nicht anders feiern wollt, als dadurch, daß hier bei Euch die Kutsche des Bischofs von Wincheſter vorfährt! Wenn ich's dann auch für meine Perſon nur noch erlebe, den Tom ſo erhöht zu ſehen!"

Der Großvater von Tom und Sam Mordaunt beſtritt die Möglichkeit einer ſolchen Entwickelung ſeines Enkels Tom — obſchon derſelbe erſt ein Vicariat bekleidete — nicht im mindeſten. Konnte er doch bereits jetzt ſeiner Klage die Mittheilung hinzufügen, daß es Tom gelungen war, das Herz eines angeſehenen Mädchens zu rühren. Die Feierlichkeit ſeiner heutigen Unterhaltung kam eben von jener Botſchaft her, die der Alte über die bevorſtehende Verlobung ſeines älteſten Sohneskindes mit der Tochter eines der angeſehenſten Aldermen von Pemford in Pemfordſhire empfangen hatte, über eine Verlobung, die nur noch durch den Vollzug der Einen Bedingung verzögert wurde, daß ſich die künftigen Erbſchaftsverhältniſſe des ehrwürdigen jungen Herrn Thomas Mordaunt ſicherer herausſtellen und vor den ſtrengen und anſpruchsvollen Eltern ſeiner Zukünftigen, dem Herrn und der Frau Alderman zu Pemford in Pemfordſhire, geregelt werden ſollten.

Meiſter Will, der Großvater, war demnach entſchloſſen, ſein eigenes anſehnliches Vermögen nach engliſcher Sitte dem Erſtgeborenen ſeines Sohnes ohne alle Bedingung

für den Zweitgeborenen zu vermachen, vorausgesetzt, daß sich jetzt in der That ein schon lange gehegter Lieblingswunsch der dumpfen dunklen Gemächer in dem verfallenen Hause der Ipswichstraße verwirklichte.

Dieser war kein anderer, als daß das Glück des zweitgeborenen Enkels Will Mordaunt's, des Baccalaureus der Rechte, Samuel Mordaunt, begründet werden sollte durch seinen alten Freund und Gevatter John Robertson.

Das Vermögen Robertson's war dem seines Geschäftsfreundes überlegen. Will Mordaunt hatte einen Sohn gehabt, den eine unklug geschlossene Heirat an den Rand sowohl des fast völligen Bruches mit seinem Vater, der sich nicht wollte ausschröpfen lassen, wie an den Rand des Lebens selbst brachte. Er war früh gestorben, mit Schulden beladen, deren Tilgung Mordaunt's beste Einkünfte in Anspruch nahm. Ja, es war sogar die Art selbst, wie der Großvater Geschäfte trieb, zuweilen der Gefahr ausgesetzt, nach großen Gewinnen, die er zog, ebenso leicht bedeutende Verluste zu gewärtigen. Da reichte denn sein Besitzthum anständig für den künftigen — „Bischof von Winchester" aus, oder wenigstens um demselben, da er erst Vikar war, bis zum Dechanten hin, wie Shakspeare sagt, „die Stufen der Erhöhung zu ebnen". Für Samuel Mordaunt dagegen, den zweiten Enkel, einen rechtsgelehrten, ohnehin waghalsigen, verschwenderischen, nicht zum

Beſten berufenen Feind des Geldes, aber für ſeinen nichtsdeſtoweniger nicht minder geliebten Enkel Sam hatte ſich ſchon ſeit Jahren der alte Krämer und Trödler die Hand Ellinor Robertſon's als das beſte Mittel ausgedacht, dieſem, und warum denn nicht? einen Sitz im Parlament und das Portefeuille mindeſtens eines Unter-Staatsſecretärs, wenn nicht des Lordkanzlers ſelbſt, und freilich noch nicht für Königin Anna, die noch regierte, aber ſicher für den Nachfolger derſelben zuzuwenden, falls — darüber lächelten freilich die altengliſchen Patrioten als über etwas Selbſtverſtändliches — die Thronfolge von Gottes Gnaden wirklich beim proteſtantiſchen Königshauſe, das ſich in's deutſche Hannoverland verloren hatte, blieb und wohl nicht gar etwa wieder an die flüchtig in der Welt umherirrenden katholiſchen Stuarts gelangte.

Ehedem hatte ſich Ellinor's Vater als mit dieſem Plane leidlich einverſtanden bekannt. Hatte er doch oft, ehe ihm noch ſeine holde Ellinor geboren war, zu ſeinem Geſchäftsfreunde geſagt: „Alter Will, wenn Euch auch Eure beiden Enkel noch ſo ſehr aus dem Geſicht geſchnitten, das heißt beide ſo häßlich ſind wie Ihr ſelbſt, ſo würde ich ſie doch einmal, wenn ich keine Kinder habe, an Kindesſtatt annehmen, falls ſie nur nicht zu ſehr Eurer Geldgier verwandt ſind und nicht wohl gar etwas von Eurer Unreinlichkeit als einen Charakterzug der Familie

mit ſich bringen!“ Nun hatte er aber ſelbſt eine Tochter bekommen, und an den beiden Mordaunt hatte ſich durch die Jahre ihre Häßlichkeit gemildert, ja ſie war ſogar bei Sam in jenes charakteriſtiſche Nichtſchönſein übergegangen, das unter Umſtänden, beſonders wenn man feurige Augen und viel Geiſt hat, anziehend wirken kann.

Ellinor kannte das Pathenkind ihres Vaters ſehr wohl. Sie hatte mit ihm ſozuſagen als mit ihrem Geſpielen ihre früheſte Jugend verlebt. Sam war eines der wenigen männlichen Weſen, die ſie überhaupt öfters ſah. Ihr Vater, „Seehummerchen“, wie ſie den Papa ſchon als kleines Kind neckend nannte, weil er ſich meiſtens roth trug, und außer ihm ein alter, ſchon verſtorbener Bedienter und Hauswart, dann Gab der Milchverkäufer, der ihnen die Milch von den inzwiſchen ſelbſt in die Schaar der Kühe eingetretenen Kälbern jener Kuh, die ſie ernährt hatte, brachte, dann noch der Zeitungsträger und Will Mordaunt, der ihr alle Männer von Gewicht und Bedeutung als pockennarbig erſcheinen ließ (letzteres war auch Sam Mordaunt nach dem unglücklichen Loſe jener vorjenner'ſchen Zeit, die noch die Impfung nicht kannte) — dies waren, und eben mit Mordaunt, ihre einzigen männlichen Bekanntſchaften in ihrer früheſten Jugend. Thomas Mordaunt, der erſtgeborne Enkel, ſtand ihr des Alters wegen ferner. Und allerdings erſt ſeit einiger Zeit war

ſie mehr in die größere Welt eingeführt und „Seehummerchen“ wußte es recht wohl, welche Hai- und ſonſtigen Raubfiſche in dieſem großen Meere für ſein liebes Kind herumſchwammen. Die Sitten Londons wurden damals, in Folge der immer allgemeiner um ſich greifenden Nachahmung der franzöſiſchen, ſo bunt und kraus, daß gute Väter doppelt Veranlaſſung fanden, ihre Töchter zu hüten. Sam Mordaunt, der Juriſt, war ſeit einigen Jahren faſt ganz von Londons Nordſeite verſchwunden und kehrte von Eton, Oxford oder Cambridge immer nur zu flüchtigen Beſuchen nach London zurück. Als Freund von jungen Lords ſchämte er ſich vielleicht des Schmutzes auf der Ipswichſtraße. Bei alledem war Ellinor gewohnt, die Männer, von denen ſie las oder hörte, mit Sam zu vergleichen. Die, auf welche Väter oder Großväter Hoffnungen ſetzen durften, hatten immer blitzende ſchwarze Augen, weißſchimmernde Zähne, einen etwas braunen Teint, volles ſchwarzes, faſt wolliges Haar unter der lockigen Perrücke, ſelbſtverſtändlich einen blanken Degen an der Seite und ein ſo eigenthümlich verſchmitztes Lachen oder, richtiger geſagt, ſtetes Lachenwollen um die Lippen ſpielen, wie Sam. Die Pockennarben ſtörten ſie nicht. Sam hatte ſich ſo eigenthümlich, ſo anziehend und allerdings auch abſtoßend zugleich entwickelt, daß Ellinor es wohl begreifen konnte, wie alle Frauen Urſache haben, bei dem Gedanken

an die, die nicht ihres Geschlechtes sind, eine Wallung mehr der Furcht als der Freude zu empfinden. Diese Vorstellung schloß aber keineswegs aus, daß sie sich immer von Herzen gefreut hatte, wenn Sam Mordaunt als Student oder Baccalaureus aus Oxford oder als junger Praktikant von Temple-Court zu ihr zum Besuche kam.

Je älter freilich Sam und Ellinor wurden, desto wunderlicher regelte sich bei ihr das Verhältniß zwischen ihrem Herzpochen, wenn er erwartet wurde, und den Schritten, mit denen er in den dritten Stock ihres Hauses hinaufsprang. Je älter sie nämlich selbst wurde, desto rascher schlug ihr das Herz, während Sam im Gegentheil die Stufen langsamer beschritt. Und seit einem Jahre vollends war er besonders bedächtig gewesen bei seinem Kommen. Papa Robertson hatte vieles an ihm auszusetzen. Er rügte an ihm, daß er nach seinem dreijährigen Dienste bei einem Advocaten, wo er praktisches Recht lernte, ja sogar nach einer schon unternommenen Pariser Bildungsreise, immer wieder die Universitäten bezog: ferner, daß er oft mürrisch, auffallend erhitzt aussähe: ferner, daß er wenig spräche, zerstreut über Alles hinwegführe und überhaupt nicht mehr derselbe wäre, wie ehedem. Ellinor vertheidigte ihn dann. Und so konnte sich denn „Seehummerchen" vollkommen berechtigt fühlen, an jenem schönen Maimorgen, wo ihn nach Islington

Jahren allen ihren Mitschülern voraus waren, sich in die Disciplin der Schule fügen? Sie hatten keine wissenschaftliche Grundlage, auf welche sie die Schnörkeleien der Philologie hätten bauen können; sie waren in manchen Fächern selbst den Lehrern gewachsen und in andern freilich die unwissendsten Fibelschützen. Sie wußten von Paris und London zu erzählen und kannten den Weg nicht, auf welchem man dorthin kommt. Sie hatten das Alterthum schon aus Lessing und Winkelmann kennen gelernt und sollten es nun mit dem Cornelius Nepos und Eutrop erst aus dem Grunde studiren. Sie schrieben lateinische Aufsätze, die von gescheiten Ideen und gräßlichen Sprachfehlern wimmelten. Der kindischen Sphäre durch ihren Verstand längst entwachsen, hatten sie immer die Demüthigung zu ertragen, von den Kleinsten übertroffen zu werden. Es war mit ihnen ein Element in die lateinische Schule gekommen, das die Scholarchen bald als sehr gefährlich erkennen mußten. Mit Niemanden machten sie Gemeinschaft und doch standen sie bei Allem, was Ungesetzliches und in Masse geschah, an der Spitze. Alle möglichen pädagogischen Schröpfköpfe wurden ihnen angesetzt, um ihnen das giftige Blut zu entziehen. Aber Demüthigungen entzündeten ihren Groll nur noch mehr, so daß sie nahe daran waren, für immer mit der Schule zu zerfallen oder, wie Blaustrumpf ihnen schon öfters gedroht hatte, de facto ausgeschlossen zu werden.

Die Noth der Brüder wurde noch gesteigert, als statt Geldes, dessen sie so dringend bedurften, von Hause nur Illusionen, Lebensmittel und zuweilen einige grobe Leinwandhemden ankamen, jetzt aber postägliche Epifteln von Blasedow, der die Zeit nicht erwarten konnte, schon die Früchte

auch die in Frühlingsſchmuck ſich kleidenden Friedhöfe gezogen hatten (ſeine gute Marn lag eben auf dem ſchon lange in die Vorſtädte verlegten Friedhofe von Sanct Paul), dem Großvater in aller Sorgloſigkeit zu ſagen:

„Beruhigt nur erſt Euren abſcheulichen Huſten, Gevatter! Alles Andere wird ſich machen. Ellinor weiß es ja, was ſie ſich in ihrem Vater für einen kleinen Taſchenkrebs erzogen hat. Sie macht mit mir, was ſie will. Wir kneipen manchmal einander, aber nicht in ernſten Dingen. Sie wird Eurem Jungen aufrichtig ihr Ja geben, falls er nur ſelbſt Luſt hat, dies kleine, ein ganzes Leben ausſprechende Wörtlein in keiner — Grafencapelle zu vernehmen —"

„Das wäre!" fuhr Mordaunt auf. Von dieſer Aeußerung fühlte er ſich zwar geſchmeichelt, aber ſie ärgerte ihn auch wieder aus vielen Gründen. Denn er litt genug unter dem Hochmuth ſeines Enkels, den dieſer, wie er ſagte, wohl von ſeiner Mutter geerbt haben müßte, ſeiner Schwiegertochter, die ihm ſo viel ſchlafloſe Nächte, ſo viel Geld und zuletzt noch das ſo kurz ausgefallene Leben ſeines einzigen Sohnes gekoſtet hatte, ſeines Sohnes, der ſich vielleicht — hm! hm! — dieſe Vermuthung pflegte er in der Regel zu verſchlucken — noch gebeſſert hätte.

Beide Alten waren darin einverſtanden, daß ſich Sam zu wenig zu ſolchen Leuten hielt, die ihn ihrem eigenen Herzen näher erhalten hätten.

Bei alledem äußerte der alte Will eine Art Entſchuldigung. „Die Großen," ſagte er, „müſſen ihn in den Hafen bugſiren! Das geht einmal nicht anders, wenn man als Advocat ſeinen Weg machen will. Leſt dieſen Brief, Sir! Ganz, wie ich ſagte. Tom, der doch nun ein Geiſtlicher nicht nur ſein will, ſondern auch, manchmal zu ſeiner Schande, wirklich iſt, war ruchlos genug, das Meſſer zu zucken — Gott verzeih's ihm! — als ihn Sam einen heidniſchen Hund über den andern nannte, der ihm wegen ſeiner Heirat mit einer Gans aus Pemford — ſie ſoll wahrhaftig einen zu langen Hals haben, aber eine ſehr weiße Haut — ſein Erbtheil verkürzen wollte und nicht einmal für Jährlich ein Abkommen treffen, ſondern gleich ſeinen Antheil ausbezahlt erhalten, wenn ich hinter Sanct Lucas oder Sanct Giles liege und in's Gras beiße. Aber es hilft nichts. Da ich nicht anders zu Meiſter Araksby gehe" — er meinte den Notar — „und das Teſtament nicht anders ſo einrichte, wie ſie's zu Pemford für die Verlobung haben wollen, ſo iſt Sam erbotig, dieſer Tage heraufzukommen, ſeine Rechtsbude aufzuthun und einen Schild d'rüber aufzuhängen mit der Inſchrift: — ha, ha! — ſchreibt er — „hier werden Galgenſtricke abgeſchnitten!" Kurzum, er etablirt ſich als Advocat. Und was er dann von Eurer Ellinor denkt, das leiet Ihr hier ja ſelbſt, Gevatter! Ich meine, ſie wer-

den zuſammen ein gutes, frommes und chriſtliches Paar geben —"

Gevatter John las das flüchtige Gekritzel des jungen Advocaten, der eben, wie er geſchrieben hatte, auf Studien in Schottland reiſte, demnächſt nach London zu kommen gedächte und, das war die Stelle, Ellinor all die Erdbeeren gönnte, die er ſchon in den Wäldern von Northumberland und an den Ufern des Tyne hätte blühen ſehen. Er ließ ſie herzlichſt grüßen und nannte ſie ein Turteltäubchen, weil er gehört hätte, ſie hätte ſingen lernen wollen, aber es ginge nicht. Und das wäre auch ebenſo gut, wenn man ja ſchon überhaupt ein einfaches holdes Täubchen wäre. Der Vater kam über dieſen Paſſus in eine aus Freude und Wehmuth gemiſchte Stimmung und verſprach, die ſüßen Hoffnungen, die denn alſo auch der junge, doch bereits fünfundzwanzigjährige Sam Mordaunt von ſeiner kaum ſechzehnjährigen Ellinor andeutete, erfüllen zu wollen und dem geliebten Kinde noch heute ihr bevorſtehendes Schickſal anzukündigen.

Eine weitere Erörterung dieſer ſo wichtigen Lebensfrage hinderte des alten Mordaunt Geſchäftsgang. Schon wieder unterhandelte man mit ihm, und diesmal über den Transport einer Geſellſchaft von Methodiſten, die aus Furcht vor einer, wie man ſagte, bevorſtehenden und von zuverläſſigen Wahrſagern für gewiß verkündigten allge-

meinen Wiedereinführung des katholischen Glaubens in England nach Pennsylvanien auszuwandern gedachten. Diese Leute kauften ihm zwei ganze Kammern voll alter Kleider ab. Nur mit dem Worte noch: „Da auf Folio 7852 steht euer heutiges Guthaben!“ wendete sich Will Mordaunt den beiden frommen Männern zu, die mit ihm hinaufsteigen wollten in die Trödelkammern.

John Robertson überflog Seite 7852, murmelte: „Zwei Guineen elf Schilling!“ stieß einen Seufzer aus, welcher inhaltsschwere Betrachtungen zusammenzufassen schien, und begab sich nachdenkend und doch nicht ohne einige Sorge nach seinem stillen Hause in der Cavendishstraße, um seinem Kinde anzukündigen, daß es sich binnen Kurzem mit dem jungen Herrn Samuel Mordaunt zu verloben und in mindestens einem Jahre mit ihm zu verehelichen hätte. Um die Erfüllung des seinem Kinde angekündigten Befehls war er nicht besorgt, doch fühlte er mehr denn je einen gewissen Druck, unter dem er bei Will Mordaunt in der Ipswichstraße stand. Verdrossen hatte ihn vielleicht, daß ihn der „künftige Lordkanzler von England“, wie sich Sam zuweilen in seinem Briefe benannte, nicht „Seehummerchen“, sondern „Murmelthier“ genannt hatte. Das sollte, er fühlte es sehr wohl, eine Anspielung auf seine seltsame Schlafenszeit sein, die er zuweilen allerdings bis gegen Mittag ausdehnte.

Drittes Kapitel.

## Aus Seehummerchen's Leben.

Wirklich, eine wunderliche Art zu geben, die dem alten Robertſon eigenthümlich war! Immer blickte er zur Erde. Viele ſagten, daß er durch ſein ſcheues Gewiſſen verhindert würde, geradeaus zu ſehen. Zeigten ſie dann aber mit Fingern auf ihn und wollten ſo recht das Bild eines qualvollen Bewußtſeins getroffen haben, ſo mußten im Gegentheil ſie ſelbſt beſchämt zu Boden blicken. Denn dann erhob nicht ſelten im nämlichen Augenblick der alte Herr ſein mit einem Dreimaſter beſchwertes Haupt und ſah ſie mit einer ſo beinahe kindlichen Unbefangenheit, ſo lächelnd treuherzig wie ein ſchöner Sonnentag an. Ihre Hüte flogen dann auch ſofort mit der Spitze faſt auf's Straßenpflaſter. Man grüßte im Jahre 1713 formeller als in unſern Tagen.

Wir ſagten ſchon, Herr Robertſon's Haus lag in der Cavendiſhſtraße, in einer damals ſelbſt an Wochen-

tagen noch unweiten sonntaglich stillen Gegend mit kleinen Garten im Rucken der Häuser und mit mancher alten Linde sogar im Angesichte derselben. Aus seinem Hause ging ein Anbau in den kleinen, mit hoher Mauer umgebenen Garten. Letzteren brauchte er nicht zu durchschreiten, wenn er sein Haus heimlich und etwa nicht durch jene Thür verlassen wollte, über welcher das springende Roß thronte — jetzt fuhrt eine Eisenbahn vorüber —! Denn es gab aus dem Anbau eine immer verschlossen gehaltene kleine Pforte in die Wenlockstraße, eine viel lebhaftere und bis in die Nacht geräuschvolle Straße. In dieser, wo ein nachdenklich auf und ab gehender Philosoph weniger beachtet und nur öfters ein bischen überrannt werden konnte, machte John Robertson einige hundert Schritte umsonst hin und her, er stand still und kehrte wieder um, bis er sich endlich ein Herz faßte und in die Cavendishstraße einbog.

Er gedachte Ellinor von seiner Unterredung mit Will Mordaunt den Bericht zu erstatten.

Damit ging es nun ganz so gut, als er sich vorgestellt hatte. Ellinor fand sich sogleich wie von freien Stücken in die Andeutungen, die ihr der Vater von ihrem bevorstehenden Schicksal zu machen anfing. Erst hatte er vom Lauf der Zeiten, vom unruhigen Treiben der großen Welt, vom Leben und Sterben der Menschen im Allgemeinen und von

den Auswanderern nach Pennſylvanien und von gewiſſen alten Quäkerhüten insbeſondre zu ſprechen angefangen, war dann auf Mordaunt's bedenkliches, ſogar waſſerſüchtiges Ausſehen, auf ſeinen kurzen Athem beim Erſteigen der Treppen und der halsbrechenden Leitern in ſeinem großen Trödelmagazin übergegangen, hatte Thomas Mordaunt's Hochzeit und die Lage von Pemford in Pemfordſhire berührt und den Stolz jener kleinen Stadt hervorgehoben, der ſich auf den Abgang einer gewiſſen Art wohlſchmeckender Käſe begründete, und war endlich bei Sam Mordaunt's Advocatenſchild angekommen, deſſen keineswegs den Sitten jener Zeit widerſprechende Inſchrift: „Hier werden Galgenſtricke abgeſchnitten!“ Ellinor herzlich lachen machte.

Nun aber begann der Vater: „Nein, ich werde darauf ſehen, daß er ſich beileibe nicht ſo als eine Zuflucht für die Verbrecher ankündigt! Dieſe Advocaten jetzt liebäugeln faſt mit den eiſernen Stäben in Newgate! Wer einen Mord auf der Seele hat, der iſt ihnen geradezu wie eine ſeltene Pflanzenart aus Indien! Sie ſtudiren dran herum, bloß um das weiße Hölzchen beſchreiben zu können, das im botaniſchen Garten der Menſchheit — ach! einem recht verwickelten Irrgarten — daneben geheftet werden kann! Nein, eher ſollte er ſich in ſeinem Schilde den Liebenden empfehlen, armen Brautleuten, die von ihren Eltern oder Verwandten geplagt werden und von

dieſen nicht die Zuſtimmung zum Erfüllen ihrer Wünſche erlangen können! Wenn er ſich da mit ſeinem Bruder, dem Vicar, vertragen wollte und eine gute ehrliche Geſchäfts-Societät mit ihm einginge, ſo könnte er auf ſein Schild ſchreiben laſſen, was ich ebenfalls ſchon in Bow-ſtreet und da herum geleſen habe: „Hier wird gut und dauerhaft getraut!“

Ellinor lachte herzlich und ſah in dieſem Augenblick ſo lieblich aus, daß der Vater darüber den Faden ſeiner Rede verlor. Es kamen ihm auch allerlei Gedanken in den Kopf. Zunächſt traten ihm die beiden Gegenſätze Sam Mordaunt und Ellinor entgegen. Jener war eine ungebändigte Natur, ein rechtes Pardelthier; dieſe ſchüchtern und ſanft, allerdings wie eine Taube. Er betrachtete ſein Kind mit Rührung. Wie ſaß es da ſo lieblich vor ihm in einem hohen gepolſterten Lehnſtuhl von koſtbarem, mit Perlmutter ausgelegtem indianiſchen Holze! Die Sonne, die in London kein allzu häufiger Gaſt iſt, die aber, wenn ſie ſich denn doch einſtellte, im Eckzimmer Ellinor's von zwei Seiten freien Zutritt hatte, fiel ſeinem Töchterlein gerade auf ihr roſiges Angeſicht, das in Erwartung deſſen, was der Vater vortragen zu wollen ſchien, noch mehr erglühte. Ellinor hatte ſanfte, blaue Augen und ein natürlich gelocktes, echt engliſch blondes Haar. Heute war's in eine ſeltſame Tocque, wie eine Krone, und aus lauter

Löckchen aufgebunden. Eine Schnur von dickem Bernſtein hielt die Locken noch umſchlungen. Gelb auf Gelb —? wird die modekundige Leſerin fragen. Ein Studium der Modezeitungen gab es damals noch nicht, und etwas Geſchmackloſes wird ja auch leidlich angenehm durch conſequente Durchführung. Zum Gelb der Haare und zum Gelb des Bernſteins geſellte ſich ſogar noch ein gelbes Seidenkleid. Es war ſo ſchwer, daß es ſich förmlich beim Sitzen bauſchte. Mein Goldkind! Mein Ducatenherz! Mein Canarienvögelchen! ſo konnte ſie in jeder Beziehung vom Vater genannt werden. Selbſt die Schuhe an den kleinen Füßen und ſogar die hohen Stelzenabſätze daran waren gelb gefärbt. Das war nun ſo um 1713. Unſere Zeit würde dem behenden, wenn auch nur mittleren Wuchſe Ellinors' und ihrem blonden Haar, ihrem Teint „aus Milch und Roſen", wie man zu ſagen pflegt, eine ganz andere Einfaſſung und Folie gegeben haben. Man denke ſich nur noch in ihrem Zimmer den chineſiſchen Wackelkopf, eine Uhr, die alle Stunden ein ſchreckliches Gepolter machte, was eine geiſtliche Melodie vorſtellen ſollte, einen großen, von Goldguirlanden eingefaßten Spiegel und eine Anzahl gemachter Blumen davor in lackirten Töpfen. Auf dem Tiſch lagen Gebetbücher und Reiſebeſchreibungen nach Japan und Ceylon. In einer ſchattigen Ecke ſtand ein Spinett mit ſchwarzen Taſten und Tönen darin, ſo dünn,

ach! ſo dünn wie Seidenhärchen, wenn man wagen kann, Töne mit etwas Sichtbarem zu vergleichen. Den Noten waren franzöſiſche Texte untergelegt. Die eine Wand war ganz mit Spiegelglas bedeckt. An einer anderen hingen in geſchnörkelten Broncerahmen, als welche wieder Blumen-Guirlanden vorſtellen ſollten, Bilder vom kühnen Tamerlan und von der ſtolzen Zenobia. Das waren die Helden von damaligen Theaterſtücken, die Ellinor leider nicht oft beſuchen durfte. Nicht weil Seehummerchen übermäßig engliſchfromm geweſen wäre. Nein, er hatte nur ſo ſeine aparte Abneigung gegen Haymarket, wo vorzugsweiſe jene mongoliſchen und aſſyriſchen Staatsactionen aufgeführt wurden; auch gegen Coventgarden, wo die wälſchen Sänger ſangen; auch gegen Drurylane, wo damals Shakſpeare eine völlig unbekannte Größe geworden war, verſchüttet und vergraben wie Herculanum und Pompeji. Affentheater aus den Niederlanden machten dort jetzt beſſere Geſchäfte, als jeder andere Zweig der dramatiſchen Kunſt.

Nun kam es heraus, daß Ellinor ſchon um deßwillen die Beſtimmung ihrer Hand an Samuel Mordaunt ſo ungern nicht ſah, weil ſie auf die Art ſchneller hoffen konnte, gewiſſe Lieblingswünſche erfüllt zu erhalten. Einmal hätte ſie gar zu gern einen indianiſchen Vogel gehabt, einen Papagei. Unten am Strande der Themſe,

auf ſeinem neuen pädagogiſchen Erkenntnißbaum reifen zu ſehen. „Lieber Vater," hatt' ihm zwar Schlachtenmaler geſchrieben, „beim zu früh en Schütteln fallen von den Bäumen nur die wurmſtichigen Früchte ab." Allein Blaſedow beſtürmte ſie mit ſo dringenden Vorſtellungen und Drohungen, daß ſie ſich entſchließen mußten, ſeinen Zorn durch eine Fiction zu beſchwichtigen, für welche ſie Gott und ihr Gewiſſen um Vergebung hätten bitten ſollen. Sie begannen nämlich, aus der Phantaſie eine Laufbahn zu erfinden, welche Blaſedow ſo gern in der Wirklichkeit von ihnen eingeſchlagen ſah. Sie erfanden Fortſchritte, die ſie noch nicht gemacht, Leiſtungen, zu denen ſie kaum die Vorkenntniſſe hatten. So ſchrieb Schlachtenmaler mit einer eigenen Miſchung von Muthwillen und Betrübniß. „Lieber Vater! Ich kann immer noch nicht ſagen, daß ich von der Akademie hier in Kaputh große Hoffnungen habe. Was ſie in Pfeifenköpfen leiſtet, iſt nicht gewöhnlich: ja, man kommt auch gewiß noch dahinter, Meerſchaum zu bemalen und damit jene etruriſchen Vaſen zu erzielen, für deren einfache Decorationsmalerei wir Talente genug haben. Das neuere Malerleben in Deutſchland hat hierher noch wenig Abſenker geſchickt. Auf dem Rande einer Porzellanſchüſſel, die der Fürſt beſtellt hatte, verſuchte ſich der Direktor neulich damit, die Nibelungen von Cornelius nach Kupferſtichen wiederzugeben. Für den Schüſſelrand paßte allerdings die Idee eines Cyklus und die ganze Akademie that ſich nicht wenig darauf zu Gute. Die einzige Schüſſel hätte beinahe Gelegenheit zu einem Künſtlereſſen mit wenigſtens fünf gegeben. Ueberhaupt fehlt es uns gerade an Malerliedern, langen Haaren und weißen Hemdkragen nicht. Sähe man die Herren alle Sonnabend

bei den Docks, dort hielten die Verkäufer von Cocusnüssen, Südfrüchten, Affen und von Papageien. In Paris hatte die seit einiger Zeit neuengagirte Gesellschafterin Ellinor's, „Mam'zell" Kitty genannt (sie war zwar eine ächte Vollblut-Engländerin aus Yorkshire, hatte aber durch allerlei Verkettung von Umständen Gelegenheit gefunden, in Paris frisiren zu lernen) — in Paris, sagen wir, hatte „Mam'zell" Kitty gesehen, daß sich sogar jede Dame von Stande einen Affen hielt. Ellinor hatte jedoch nur die Sehnsucht nach einem Vogel, der sich mit ihr unterhielt, wenn sie ihn plaudern lehrte. Vielleicht reizte sie auch nur die Vorstellung, wenn sie verheiratet wäre, sich recht oft in einer Sänfte an den Strand tragen lassen zu können, dort auszusteigen und im Gewühl des Hafens beim Feilschen und Ankaufen von allerlei Dingen und natürlich auch eines kleinen Bab (denn anders sollte der gefiederte Buntrock nicht heißen) sich recht frei und lustig im Gewühl der Welt tummeln zu können. Das wußte sie nun schon und hatte es bei mancher der von ihrem Vater nicht ohne eine gewisse Mühe zusammengebrachten Gesellschaften gesehen, daß eine Verlobung schon allein sehr nützlich ist, um häufig frische Luft zu schöpfen. Denn was gibt es da nicht anzuschaffen! Und man hat einen Arm, an den man sich hängen kann — muß sich nicht immer in Sänften tragen oder fahren lassen von dem alten Kutscher, rechts um die

zweite Straßenecke, Meiſter Twiſtle, der manchmal ein rechter alter Brummbär war.

Aber ſiehe, heute wurde der Ankauf eines Bab geſtattet auch ohne die bereits vollzogene Verbindung Ellinor's mit Samuel Mordaunt —! Und beinahe hätte das holde Kind im Laufe der Auseinanderſetzungen über die Vortheile dieſer Verbindung, über den eminenten Geiſt des jungen Advocaten, über ſeine vornehmen Bekanntſchaften auch ausgerufen: Väterchen! nun aber darf ich doch auch nach Haymarket gehen und Colley Cibber ſehen in ſeinem prächtigen Luſtſpiel: „Sie will und ſie will nicht —!“ Das war ein Zugſtück jener Tage.

Dieſen Einfall ſeines Kindes, das ſo gern lachte, ſchnitt der Vater mit folgenden Worten ab:

„Nun, ich ſehe, Kind, du biſt in Allem meine folgſame Tochter! Die treue Erbin aller guten Eigenſchaften deiner Mutter, die, wenn ich dieſe Eigenſchaften hätte auf die Goldwage legen wollen, alle fünfzehn- und ſechzehnkaratig geweſen ſind! Denn mehr kann der Menſch an Vollkommenheit nicht leiſten. Etwas Kupfer, etwas Blei, etwas menſchliche Zuthat, als da heißt Temperament, Fleiſch und Blut und erbliche Anlage muß dabei ſein, ſonſt würden wir Engel ſchon auf Erden, was ſie nun für jenſeits und viel zu früh geworden iſt, die gute Mary. Du ſetzeſt mich in die mir ſehr willkommene Lage, daß

ich dem alten Cerberus in der Ipswichstraße die Sorge für seinen zweiten Enkel, den künftigen Lordkanzler von England, abnehmen kann. Ich will zu Gott bitten, daß ich mein Vertrauen auf deinen Gehorsam niemals bereue, noch weniger, daß du selbst es einst thust, mein gutes Kind. Aber nach Hammarket, sieh', sieh', wovon du murmelst, dahin laß' dich doch erst von Sam führen! Ich mag diese Theaterstätten nicht sehen —"

Bei diesen Worten flog nicht etwa ein Zug religiöser Abneigung in seine Mienen, sondern ein Ausdruck von Schrecken, und wie ein leiser Schauer setzte es sich auf seine Schulter und schüttelte fast den alten Mann. Wenn er dann aber auch noch unmittelbar darauf seine weißen Augenbrauen unheimlich zusammenzog, so geschah Letzteres wohl nur um deßhalb, weil der natürliche Ausbruch von Lärm und Jubel, den jede Ankündigung einer bevorstehenden Verlobung hervorzubringen pflegt, nun selbst in dem stillen Hause John Robertson's, ein Trepp-auf-Trepp-ab, ein Thürzuschlagen, ein Rufen und Lachen erzeugt hatte. Die zunächst betheiligten Personen waren Mam'zell Kitty, die Köchin Jane, von Ellinor gewöhnlich die Pudding-Jane genannt, weil sie die Lieblingsspeise der englischen Nation besser zubereitete, als die früheren Köchinnen, die nach dem Dienerschafts-System des Vaters häufig wechselten, Bob der Hausknecht, und Abram, der Ab-

und Zulaufer, der nur den Tag über im Hause beschäftigt war und auch auswärts schlief. Außerdem war ein zufalliger Zeuge Cab, der Zeitungsträger, der in einem Jahrhundert, wo die Macht der Presse erst geahnt und nur schüchtern unter vielen Conflicten mit dem Henker, der unablässig Schriften und Zeitschriften zu verbrennen hatte, gehandhabt wurde, eine bedeutendere Rolle spielte, als unsere gegenwärtig auf die Bierhäuser rennenden Colporteure, die fünfzigmal ihre neueste Nummer anbieten können, ehe sie eine absetzen. Seltsam, der alte Herr Robertson hielt Alles, was damals wie Flug- und Wochenblatt aussah, und noch seltsamer, er las regelmäßig die letzte Seite der Blätter zuerst, sogar — „die Seite, wo die Steckbriefe stehen!“ sagte schon Mam'zell Kitty, die doch erst kürzlich zugezogen war und sich bereits sofort in die unheimlichen Traditionen des Hauses vom springenden Roß durch die übrigen Dienstboten und die Nachbarn eingeweiht sah.

Jetzt bei den Freudenfeuern und den Raketen der Theilnahme und den Gratulationen für die Veränderung im Hause rieth auch Mam'zell Kitty zum Besuche aller offentlichen Vergnügungen. Das wäre ja natürlich, daß man sich jetzt der Welt zeigen müßte. Das Aufgebot in der Kirche genüge nicht, um ein solches Ereigniß unter die Leute zu bringen; das Aufgebot käme erst auf die Kanzel

kurz vor Vollzug der noch keineswegs in ſo nahe Ausſicht gerückten Hochzeit. Der alte Herr ſollte ſich in London nur einmal umſchauen! Da gäbe es jetzt Kunſtreiter-, Tänzer-, Sängergeſellſchaften und nichts wäre „reſpectabler", als ſich im Kreiſe der Seinigen (Kitty war dreiſt genug, ſich in dieſe mathematiſche Figur mit einzuſchließen) bei Hahnen-, ſelbſt Hunde- und Rattenkämpfen, aber jedenfalls in Haymarket oder Drurylane zu zeigen, und da gerade auf den vorderſten Sitzen, ſo daß alle Welt ſich an dem heitern Lachen eines jungen Mädchens und ſeinem Naſchen aus groſzen Bonbondüten, die ihr Begleiter ihr kaufte, etwas — Intereſſantes entnehmen könnte. Auf die Art belehrte man z. B. die Welt, daß es nicht das Geld geweſen wäre, das hier einen Bund der Herzen geſchloſſen hätte, ſondern eine wahre und ſehr aufrichtige Neigung. Mam'zell Kitty behauptete, daß wenigſtens ſie ihre franzöſiſche Bildung gröſztentheils aus den Pariſer Theatern entlehnt hätte, ja ſie wiederholte ſogar, jedoch nur in Engliſch, einige herzbrechende Tiraden aus Stücken, die ſie in Verſailles geſehen haben wollte, und nahm es ſehr übel, als der alte Robertſon, der für einen Engländer gut Franzöſiſch ſprach, an den Stellen, wo ſie denn doch einige franzöſiſche Brocken zum Beſten gegeben hatte, aus ihrer Ausſprache alle Feinheiten des engliſchen Patois von York-ſhire herauserkennen wollte.

Als der Vater mit ſeinem Kinde wieder allein war (Mam'zell Kitty hatte die Verpflichtung, auch im Kellergeſchoß ab und zu der Köchin beizuſtehen, beſonders für die luſtigeren Gerichte, die der alte Herr nur allein noch gut vertragen mochte), da ſtellte ſich als das zunächſt Nothwendigſte heraus, daß Ellinor's Sehnſucht nach einem Papagei befriedigt und zu einer mehr oder minder feierlichen Begehung des Verlöbniſſes ein neues, reiches Kleid ausgeſucht wurde. Zur Löſung beider Aufgaben war eine Sänfte nothwendig. Dieſe wurde regelmäßig bei dem benachbarten Sänftenvermiether, Herrn Pipperton, beſtellt, einem zuverläſſigen Manne, dem ſteten Aerger und Verdruß des Fuhrherrn Twiſtle, der leider regelmäßig mit verſchränkten Armen gerade unter ſeinem Hausthor ſtehen mußte, wenn ſtatt ſeiner Pferde zwei handfeſte, mit herkuliſchen Schultern begabte Walliſer vorüber trabten, um Miſter Robertſon oder ſeine Tochter an die Luft zu führen. Dieſen Walliſern konnte aber Miſter Robertſon ſein Töchterlein ruhiger anvertrauen als den wilden Roſſen des Meiſters Twiſtle. Sie trugen es in die ſchönſten Läden von Holborn und in das rauſchendſte Gewühl am Strand, ohne daß ihr ein Haar gekrümmt wurde.

Lächelnd und voll Dankbarkeit ſagte ſie denn auch:

„Seid nur deſſen gewiß, Väterchen, daß ich kein Verlangen nach Drurylane oder Haymarket trage, wenn

ich eben weiß, daß Euch um die Gefahr meiner Seele das Schauſpiel ſo viel Kummer macht!"

„O, nicht um deine Seele!" fiel der Vater ein. „Die hat unſer Heiland erkauft, auch wenn du über „Sie will und ſie will nicht" und Miſter Colley Cibber einmal recht herzlich lachen wollteſt. Nein," fuhr er fort, war aber plötzlich bis zum Verlieren des Fadens ſeiner Rede zerſtreut durch einen Blick, den er in den neueſten „Merkur" (ein Londoner Avertiſſements-Blatt, gegen die heutige Times genommen, klein wie ein Zwerg gegen einen Rieſen) gethan hatte. Er murmelte einige Worte vor ſich hin, ſah dann aber auf, ließ einen langen, glücklichen Blick auf ſein liebes Kind dahingleiten und fuhr ohne irgend ein Zeichen der Beunruhigung fort:

„Heute, an dem Tage, wo du mir einen ſo lieben Beweis kindlichen Gehorſams gegeben haſt, kann ich es dir ſchon ſagen, warum ich vor allen Theatern einen Abſcheu habe. Nicht, daß ich es haſſe, wenn drinnen ſo manche Geſchichte aus dem Leben und das ewige Walten der göttlichen Gerechtigkeit dargeſtellt wird — dem einen Herzen kommt die Predigt bei, dem andern vielleicht nur ein Gaukelſpiel, wo die Luſt der Sinne nicht weiß, wie ihr geſchieht, wenn ſie denn doch manchmal ein gutes Wort, das bei ſolchen Poſſen fällt, mit in Kauf nehmen muß. Nein, mir weckt der Anblick dieſer Theatergebäude

in Grauen durch die ſchrecklichſte Erinnerung meines Lebens. Denn ſelbſt die Erinnerung an den Tod deiner Mutter iſt mir nicht ſo traurig. Im Gegentheil, wir müſſen ja Alle ſterben und jetzt deine Mutter bereits oben zu wiſſen und die Statte für meinen Empfang vorbereiten, das —"

„Vater!" unterbrach Ellinor liebevoll.

„Gut!" lenkte der Alte von ſeinem Gedankengange ab. „Aber das war gewiß eine furchtbare Stunde, als ich damals das Document verloren hatte, das deine Mutter und mich glücklich machen ſollte —"

Ellinor hatte nur einen Verlobungs-Contract vor Augen als dasjenige Document, das unter Umſtänden zwei Menſchen glücklich machen könnte. Sie fiel mit den Worten ein:

„War's vor Eurer Hochzeit?"

„Nein, Kind!" fuhr der Vater mit einer Mittheilungsluſt fort, die ihm ſonſt nicht eigen war. Heute war dieſe die Folge des feierlichen Anlaſſes, der ja in ſeinem Leben nur einmal vorkommen konnte. „Nein! Aus unſerer Ehe wäre ſchwerlich etwas geworden, wenn wir ſchon vor ihr dieſen fürchterlichen Abend von damals erlebt hatten."

Ellinor raffte ſich von ihrer Zerſtreuung auf und horte nun, daß Mary Wilſon, ihre Mutter, von der ſie wußte, daß ſie eine Pfarrerstochter vom Lande geweſen,

einen steinreichen Verwandten gehabt, der den Tod und Alles, was sich auf den Tod bezog, haßte und ängstlich vermied. Ein Testament zu machen (es war ein alter Hagestolz) wurde er durch die Umstände auf's dringendste aufgefordert. Weniger aber geschah dies durch seine Verwandten, die bei seinem Abscheiden durch natürliche Erbberechtigung bessere Aussichten gewannen, als wenn der alte Onkel Buck testirte und bei dieser Gelegenheit, wie dann manchmal geschieht, seine Güter und beweglichen Besitzthümer an milde Stiftungen, Schulen und Hospitäler vermacht hätte. Letzteres war in der That seine Absicht gewesen, nur hatte er sich nie zu dem Entschlusse erheben können, dem Tode offen in's Antlitz zu blicken. Ja, er fürchtete besonders, in seiner letzten Stunde zu sehr von Hilfe und Beistand verlassen zu sein, wenn er seine Schätze nicht an die vermacht hätte, die ihn mit scheinbarer Liebe und doch nur als lachende Erben umschmeichelten. Die Erbschaftsgesetze in der Welt hat ein gar wunderlicher, überkluger Kopf ersonnen. Berechtigung zum Beerben hat eine Base und der Vetter hat sie nicht, oder der Vetter hat sie und nicht die Base. Das kommt, erläuterte der Vater, von den Graden der Verwandtschaft her. Mary Wilson erbte nicht, wenn Onkel Buck es nicht wollte. Der wollte es aber; denn von allen Verwandten war ihm die kleine Pfarrerstochter aus Northampton weitaus die

liebſte. Den Vater Mary's, den mochte er freilich nicht. Der ging ihm als ein Pfarrer viel zu ſchwarz und feierlich und erinnerte ihn, wenn er ihm begegnete, immer allzuſehr an den Tod. Die Kleine jedoch brachte ihm manchmal Blumen und Früchte auf ſeinen Herrenſitz, wo er Blumen und Früchte die Fülle hatte, aber keine, die man ihm mit einem „Lieber Onkel!“ oder wol gar mit einem Kuß auf ſeine wie Leder ſo ausgedörrten Wangen darbot. Als ſich Mary verlobt hatte — „ja, Elly,“ ſagte Ellinor's Vater, „das bringt mich heute recht darauf“ — da hatte Onkel Buck dem jungen Paar auf ſeinen Tod hin eine Schenkung von dreitauſend Pfund gemacht. Wenn er das Zeitliche ſegnete, dann ſollte das Geld ausgezahlt werden. Die Schenkung war mit ſeinem Namen unterzeichnet. Jeder Gerichtshof hätte das Papier anerkennen müſſen.“ Und auf dies Papier hin, das ſich bei den ſiebzig Jahren, in denen ihr Wohlthäter ſtand, ſchon ſehr bald in jene baaren dreitauſend Pfund verwandeln mußte, hatte John Robertſon zwar nicht geheiratet (denn er war ein junger Kaufmann, der ſchon mit Schiffsbaumaterialien nicht ohne Erfolg ein Geſchäft begründet hatte), aber auf dieſe Summe hin hatte er ſich in muthigere Unternehmungen, in große, erſt zu beſtimmten Terminen zu bezahlende Ankäufe eingelaſſen. Onkel Buck konnte, die Aerzte verſicherten es, jeden Tag ſterben. Robertſon's

auf ihrem Kränzchen, so glaubte man sich nach den Osterien Roms versetzt, weil nicht nur über den Idealismus sehr viel gesprochen, sondern auch gesungen wird. Jeder hat sich ein Liederbuch kaufen müssen und, wer noch Köpfe zeichnet, Sonntagsschüler, die sich nicht scheuen, es durch die Fensterscheiben zu thun, Alles, Alles singt hier großartig mit, als sollten sie die Raphael'schen Cartons ausmalen. Der Director Silberschlag grübelt viel darüber nach, eine neue Schule zu stiften; allein zwischen Cornelius und Schadow das Mittlere zu wählen, scheint ihm seiner nicht würdig. Er verfällt oft auf die wunderlichsten Grillen. Bald sagt er mir, die Malerei müsse sich mehr an die Musik, bald mehr an die Baukunst anschließen. Unzufrieden mit seinem Rufe als Mäuse-Raphael, strebt er dem Verworrensten nach, um etwas Neues erfunden zu haben und, da er unwillig genug ist, daß die Akademie nur ein Seitenzweig der Kaputher Porzellanfabrik sein soll, so wurde er's noch mehr, wie ich ihm darüber sagte: Sie kommen mir wie Böttticher vor, der das Gold suchte und das Porzellan fand. Ueberhaupt, lieber Vater, muß ich suchen, mir einen eignen Weg zu bahnen. Nach dem Vorgange der Düsseldorfer Schule ist hier eine wahre Sucht eingerissen, Trauriges zu malen. Das trauernde Königspaar, Lessing und Bendemann, haben hier einen langen, langen Florstreif hinter sich hergezogen. Alles will Momente der Niedergeschlagenheit zeichnen. Unsere Akademie hat dadurch fast ein Ansehen, wie ein Trappistenkloster bekommen. Alle unsere Kaffeebretter und Schnupftabaksdosen enthalten schmerzhafte Empfindungen und trauernde Situationen. Der Director ging selbst mit einer Gruppe trauernder Mäuse voran. Eine Speisekammer, in der nichts zu finden ist, bildete die Scene

Geſchäftsfreunde nahmen das Gleiche an und drückten ihn nicht, in Erwartung ſo zuverläſſig naher Ausſichten. In der That, der Onkel ſtarb auch bald. Die „lachenden Erben“ nahmen ſofort Alles in Beſchlag und erſchraken nicht wenig, als ihnen die Mittheilung wurde, daß ſie gezwungen wären, an den jungen John Robertſon und deſſen Weib dreitauſend Pfund abzugeben. Dieſe Acte aber, die eine vollkommene Giltigkeit hatte, die ihr Advocat ihnen auf die Seele band, nicht aus der Hand zu laſſen, die John Robertſon, als damit die gerichtlichen Proceduren zu beſchaffen waren, immer auf der Bruſt bei ſich trug und dort hundertmal betaſtete und befühlte, wenn er auf Doctor Commons ging, wo ſie vorläufig von den Greffiers vollkommen als für den Willen des Erblaſſers zeugend anerkannt worden war, dies Papier hatte kurz vor dem entſcheidenden Termine, wo die Gegenpartei vor den Schranken des Richters ihnen gegenüberſtehen ſollte, das junge Paar beim Beſuch des Drurylane-Theaters verloren.

Ellinor mußte ſich wohl aus ihren Träumereien aufgeweckt fühlen, als ſie ſah, wie noch heute den Vater die Erinnerung an den ſchrecklichen Vorfall ergriff. Zwar ſuchte er die Farben ſeiner Schilderung zu mildern. Er lächelte ſogar und ſagte:

„Es war die Strafe, daß wir in Trauer um einen

Verwandten, der unſer Glück gewollt hatte, in eine Luſtbarkeit gegangen waren!“

Aber Ellinor erkannte nun wohl, warum der Vater immer ſo tief zu ſeufzen pflegte, wenn er vom Stande ſeiner plötzlichen Armuth ſprach, die ihn überfallen, als er eben geheiratet hatte. Und gleichſam, als wenn ſie heute mündig und für die Erörterung ernſter Lebensfragen reif geworden ware, fragte ſie ihn:

„Aber konnte denn das Zeugniß derer, die den Schein ſchon geſehen hatten, nicht auch für die Rechte meiner guten Mutter ſprechen?“

„Nein, mein Kind,“ entgegnete der Vater und lächelte beifällig über die vollkommen erlaubte Einwendung eines ſo natürlich urtheilenden, doch noch jungen und ungeſchulten Denkvermögens. „Nein, mein Kind! Dazu gehörte das Verdict der ſogenannten Experten am Gerichtshof von Northampton! Dieſe mußten die Schriftzüge prüfen, mußten ſie mit andern unzweifelhaften Kundgebungen der dem Onkel eigenthümlichen Handſchrift vergleichen und die Einrede der Fälſchung, die boshafterweiſe erhoben wurde, zurückweiſen. Aber das Document fehlte! Unſer Schwur, unſere Verſicherung, nichts hatte Giltigkeit. Wie hab' ich da geſucht — geſucht — geſucht —! O Kind, drei Tage und drei Nächte lang ſah man an Drurylane, auf Bowſtreet, auf Longacre, Taviſtock, überall da herum einen

halb Irrſinnigen rennen, immer den Blick auf den Boden gerichtet, hinter jede Säule eines Portales lugend, die Menſchen fragend, ob ſie nicht ein beſchriebenes Blatt Papier gefunden hätten? Ausrufer ſtellte ich an die Straßenecken und verhieß Belohnungen für den Wiederbringer einer Verſchreibung, die Niemand etwas nützen konnte und für jeden Andern als für Mary Wilſon, jetzt Mary Robertſon, ein leeres Blatt Papier war! Ja, Ellinor, das gab deiner Mutter damals den erſten Stoß an's Herz! Denn ich mußte ſofort mein Comptoir ſchließen. Ich hatte Käufe auf Zeit gemacht, die ich nun nicht berichtigen konnte. Ich war ein verlorner Mann. Das Alles um — ein Theaterſtück, um eine Zugoper von damals, die Lord Landsdowne verfaßt hatte unter dem Titel: „Ueber allen Zauber Liebe"! Ja, ja, Ellinor, das traf auch auf uns zu, auf mich und deine Mutter. Liebe hatte uns blind gemacht! Beim Zahlen der Einlaßbillets, im Drängen der Menſchen, im Gewühl der vornehmen Caroſſen, im wildeſten Novemberſturm, der mir den Hut vom Kopfe riß, ſo daß ich laufen mußte, ihn wieder einzuholen, während dein Mütterchen lachte (ei, waren wir doch auch lachende Erben!), da entfiel mir das verhängnißvolle Papier aus der Bruſttaſche —! Und dieſer Theaterrauſch —! Ich merkte es den ganzen Abend nicht. Ich ſah nur das volle Haus, hörte nur das Spiel,

den Geſang, lachte über den Tanz und freute mich über die Freude deiner Mutter. Ja — „Ueber allen Zauber Liebe“! Beim Nachhauſegehen, da hatten wir dann die Beſcheerung. Gewiß, wie ich darauf ſofort an das ſich eben entleerende Theater zurückſtürzte und unter die Menſchen rannte, um mein in ein feines Leder eingewickeltes Papier zu finden, da mögen ſie wohl geglaubt haben, ich wäre eben dem Bedlam entſprungen —“

Ellinor ſah noch jetzt in der Erinnerung die Aufregung des Vaters. Sie ſuchte ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sie zeigte auf den heute erſchienenen „Merkur“ und ſagte: „O Gott! O Gott! Ach ja! Dagegen mag der Kummer da der Lady — wie heißt ſie? — nichts als eine bunte Seifenblaſe ſein!“

Dem Vater war dieſe Aeußerung verſtändlich. Er hatte ſchon auf der letzten Seite des „Merkur“, da, wo unter den — Steckbriefen auch die gefundenen oder verlorenen Gegenſtände angezeigt wurden, geleſen, daß eine der vornehmſten Damen des St. Jamesviertels den Verluſt eines Armbandes anzeigte.

Mam'zell Kitty war inzwiſchen wieder eingetreten, hörte vom Kummer der Lady Arabella Ratcliffe und ſagte:

„Dieſe vornehme Dame kenne ich aus Paris ſehr wohl, wo ich ſie oft beim Geſandten unſerer gnadenreichen Königin geſehen habe: Lord Stairs, nämlich den Koch

des Gesandten, den kenne ich, den hätte ich um ein Haar geheiratet. Wie aber eine so vornehme Frau ein goldenes, mit Perlen besetztes Armband in der verrufensten und schmutzigsten Gegend Londons" — Mam'zell hatte nun selbst das Blatt ergriffen und wollte zeigen, daß auch sie lesen konnte — „hat verlieren können, das begreife ich nicht. Es müßte denn einer ihrer Diener gewesen sein, der die Kostbarkeit zum Juwelier hatte tragen sollen und sich nach Dowgate in eine Schenke verirrte."

John Robertson neigte sein Haupt mit eigenthümlicher Geberde, beinahe die Ohren spitzend und auf die Seite der Sprecherin hin. Er schien die von ihr gethane Aeußerung keineswegs ungeeignet zu finden, ergänzte die Vermuthung der weisen Mam'zell und suchte sogar dadurch, daß er den Bedienten der Lady Arabella als wahrscheinlich auf Liebeswegen begriffen darstellte, die frühere, so heiter gewesene Stimmung wiederherzustellen.

„Ueber allen Zauber Liebe!" lächelte er jetzt und trällerte sogar eine Reminiscenz aus dieser theatralischen Merkwürdigkeit seiner jüngeren Jahre. Lord Landsdowne, der hocharistokratische Autor dieses Mischdramas aus Rede, Musik, Tanz und Maschinerie, lebte noch. Er hatte im Geschmack jener Zeit nicht nur derselben Mode gehuldigt, die schon Shakspeare hereinbrechen sah, als er sich selbst derselben mit seinem letzten Werke: „Der Sturm", beugte

und dann von der Bühne ganz zurückzog. Lord Landsdowne hatte auch Shakspeare's „Kaufmann von Venedig" in den „Juden von Venedig" umgewandelt und daraus — eine heitere Poſſe gemacht, ebenfalls mit Geſang und Tanz. Ganz London jubelte dieſem moderniſirten Shylock zu, während man den echten, alten, außerhalb der gewählteſten Bildungskreiſe nicht mehr kannte.

Die Sänfte Miſter Pipperton's war jetzt gekommen. Bob, der Hausknecht, kündigte dieſelbe an. Der zärtliche Vater begleitete Ellinor noch bis an die Hausthür. Sie ließ ſich nach Cornhill, um ſich ein koſtbares Kleid von Lyon, und in die Gegend der Docks tragen, um einen bunten Vogel aus Braſilien zu kaufen.

Der Vater aber blieb daheim und las mit Aufmerkſamkeit, wie es draußen in der Welt ausſah. Mehr aber als Alles intereſſirte ihn die Lage Englands, die Berichterſtattung aus dem Parlament und manches Streiflicht, das auf Frankreichs Beziehungen zu den Stuarts und auf den Kurfürſten von Hannover fiel. In einem Porteſeuille aber notirte er ſich den Namen — der Lady Arabella Ratcliffe.

Viertes Kapitel.

## Der künftige Lordkanzler von England.

Es war ein regneriſcher Novembertag, als durch das Islingtonthor, das nordweſtliche Londons, eine Reihe von Wagen mit ſeltſam gekleideten Begleitsreitern einzog.

Jedermann kannte dieſe Aufzüge. Es waren Studenten, abſolvirte Baccalaureen, die eine Reihe von Jahren, manche bis zum „Vemooſtwerden", in Cambridge oder Oxford „ſtudirt" hatten und nach Studentenart, wie ſie damals auch noch für England heimiſch war, ihren Einzug in London zu einem Ereigniß für die Welt machen wollten.

Noch konnte ſich der alte, bis auf den heutigen Tag in England für ſo manches Lebensverhältniß mittelalterlich gebliebene Geiſt nicht in den neuzeitlichen Gedanken finden, daß die Perſonen in der Maſſe aufzugehen haben, daß das Ich nur entſcheidet als Ausdruck von Wünſchen und Hoffnungen für Viele. Die Lord Mayor-Aufzüge waren

in ihrer Form nicht minder veraltet. Sie erhielten ſich aber bis auf den heutigen Tag als eine Hülle für den Kern des ſich als frei bewußten Bürgergeiſtes, während Studenten-Aufzüge in England abgekommen ſind.

Die Einfahrt durch's Islingtonthor mit Hunden, Affen, burlesken Ausſtaffirungen ſowohl der Perſonen, wie der Wagen und der Pferde wurde heute vollends zu Waſſer durch das kläglichſte Regenwetter. Die zehn bis zwölf jungen Männer (die Frauen darunter waren nur fingirte und die künſtlich gemachten Bärte der Männer hätten wohl auch natürliche ſein können, wenn damals noch um Kinn und Lippe die Mode den Bart geduldet hätte) machten einige Anſtrengung, durch Geſchrei, Singen, Klatſchen mit großen Peitſchen ihre Gleichgiltigkeit gegen die Waſſerfluthen zu bezeigen, die, von der Decke ihrer halboffenen Kutſchen herabfließend, ihre Kleider noch mehr durchweicht hatten. Aber die Reiter mit ihren federgeſchmückten Dreimaſtern, die durch die Wagenreihe hin und her flankiren wollten, machten doch einen zu traurigen Eindruck durch ihre Verwandlung in „eingeweichte Wäſche", wie ſich einer der Reiter ausgedrückt hatte, der ein langes Ritterſchwert aus ſeinem weitfaltigen Tuchmantel hervorragen ließ, wie der Häuptling eines altſchottiſchen Clans.

Auf dem Bridgewater-Platz hielten ſie ſämmtlich Stand. Hier traten ſie unter einer vom Sturme hin-

und hergeworfenen und die schrillsten Töne von sich gebenden Laterne in eine Berathung und kamen zu dem Entschluß, daß sich der Versuch, durch die ganze Stadt zu ziehen, allen Bewohnern der City und den Kaufleuten auf der Kron- und Anker-Taverne ein Aergerniß zu geben und erst am Themsestrand sich zu zerstreuen, durch keinen besondern Erfolg belohnen würde und daher ein Jeder besser thäte, zu sehen, wie er mit seinem Wagen oder mit seinem Gaul für sich allein unter Dach und Fach käme.

Es herrschte auf den Straßen Londons damals mehr Freiheit, als die Bürger, namentlich die Whigpartei, wünschten. England hatte die großartigsten Schlachtenerfolge erlebt. Es hatte Frankreich und Spanien zu Land und zu Wasser gedemüthigt. Königin Anna, die kränkelnde Tochter Jacob's II., konnte auf diesen Ruhm und die einem Sieger gebührende Großmuth verweisen, wenn man über ihre Art zu regieren, namentlich ihr Verhalten, den Tories und katholischen Stuarts gegenüber, klagte. Ihre Minister waren Tories, heimliche Anhänger des in Frankreich lebenden Prätendenten, ihres Stiefbruders, den sie in seinen Hoffnungen auf die Nachfolge selbst begünstigte, während Parlament und Volk nur für den Gemahl ihrer Schwester, den Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover, entschieden hatten. Die Wogen der Parteiung gingen immer höher, je näher der Augenblick gekommen

ſchien, wo die kranke Königin das Zeitliche ſegnen konnte.

Als ſich der Zug mit einer letzten Salve all der Tollheiten, die in Jünglingsſeelen neben dem Edelſten an Wiſſensdrang und Begeiſterung Platz haben können, mit Jodeln, Jauchzen, Nachahmungen von Thierlauten, zerſtreut hatte und die einzelnen Glieder mit dem Verſprechen von einander geſchieden waren, an beſtimmten Orten, die näher bezeichnet wurden, ſich wieder zuſammenzufinden, kehrte einer der Theilnehmer eine Strecke des bereits zurückgelegten Weges um, bog dann nordwärts und kam in einen der engſten und bevölkerſten Stadttheile, in welchem die Ipswichſtraße liegt.

Er hatte einen Wagen verlaſſen, in welchem ein junger Mann zurückblieb, der ihm verſprach, all ſein Gepäck „an dem bewußten Orte“ ſicher unterbringen zu laſſen, und von ihm mit den Worten Abſchied nahm:

„Komm aber nicht zu ſpät! Der ſiedende Keſſel ſoll uns heute gut thun!“

Es war das im Keſſel ſiedende Waſſer gemeint, das jedoch nicht zu Thee, ſondern zu Genever gemiſcht werden ſollte.

Der über den Straßenſchmutz und eine der ſchon damals in London aufgeſtellten, wie wir für beſtimmt verſichern können, achthundert Miethskutſchen verſchmähend, mit wuchtigem Tritt Dahinſchreitende war eine große,

Die Mäuſe ſitzen in Schmerz verſunken da und laſſen die Schwänze hängen. Komiſch iſt, daß der Director dieſes Bild für Ernſt nimmt und weit weniger Lachen als Weinen damit erregen will. Die übrigen Maler überjagen ſich nun bald mit trauernden Nonnen, trauernden Blumen, trauernden Wittwen und Waiſen, bald mit trauernden Landſchaften, ja, trauernde Fruchtſtücke werden jetzt bei uns gemalt, nämlich Aepfel, die alle ſtockig, Weintrauben, die unreif ſind. Ein Schüler aus der dritten Klaſſe (er bildet ſie ganz allein) zeichnete in Kreide und in allem Ernſt eine trauernde Landpartie, wo nämlich Regen ſich mit Staub vermiſcht und unter einem einzigen Schirm eine ganze Familie Rettung ſucht. Lieber Vater, ich weiß nicht, wie ich mir bei dieſem Treiben meine hohe Beſtimmung erhalten ſoll. Ich bin der Einzige auf der Akademie, der ſeinen eignen Weg geht; — allein ſelbſt Studien nach dem Nackten, die erſten Anfangsgründe der höhern Kunſt, ſind mir hier durch eine falſch verſtandene Sittlichkeit verſperrt. Silberſchlag, ein ſo tüchtiger Viehmaler, kann kaum Hunde und Vögel hier für Geld haben, viel weniger Frauenzimmer, die Muth und eine gewiſſe natürliche Schönheit haben. Hat doch der Mann nicht einmal eine Frau in Kaputh bekommen können, weil er einmal ein Thor geweſen war, laut zu ſagen: Er müſſe heirathen, um wenigſtens an ſeiner Frau zu ſtudiren! Wo er anklopfte, bekam der Mann, trotz ſeiner feſten Anſtellung, einen Korb: denn jede Mutter hätte ſich ja der Sünden geſchämt. Nun denke dir, lieber Vater, wie wir hier über die Fleiſchfarbe und die Wellenlinien im Dunkeln tappen. Kaum, daß wir die Frauenzimmergeſtalt zeichnen können, wenn ſie ſchon todt iſt. Selten werden Leichname auf die Anatomie geliefert und Ertrunkene ſchwim-

breitschultrige Gestalt. Sein Antlitz lag tiefversteckt in einem rothwollenen Mantel mit hohem Stehkragen und einer Unzahl herabfallender anderer Kragen, wie sie noch jetzt unsere Kutscher tragen. Der federgeschmückte Dreimaster war niedergedrückt bis fast über die Augen, die nur soweit hervorblinzelten, als nöthig war, um sich im Wege zurechtzufinden und Niemanden über den Haufen zu rennen. Bei alledem sah sich der Durchnäßte nach jedem weiblichen Wesen um. War's eine Alte (es bedurfte immer erst einiger Forschung, ehe die Verhüllungen und der Nebel Alter und Aussehen erkennen ließen), so murmelte er ein burschikoses „Drache!" War's ein Junge, so sprach er laut ein: „Engel!" ging jedoch immer weiter und suchte nur endlich zum Ziele zu gelangen, unbekümmert, ob ihm eine beleidigte alte Schöne, die vielleicht mit Regenschirmen, Hüten und abgelegten Kleidern hausiren ging, nachrief: „Willst du nicht alt werden, du Schuft, so laß dich jung henken!"

Daraus, daß unser schon in die reiferen Jugendjahre gekommener Oxforder Musensohn die Ipswichstraße suchte und ein mit Pockennarben gezeichnetes Angesicht, höchst feurige schwarze Augen, eine aufgeworfene Nase und ein hervortretendes Kinn hatte, erkennt sich leicht, daß es Samuel Mordaunt war. Längst ein Doctor der Rechte und „Autor auf Stempelbogen", wie er sich nannte,

hatte er nur so die Studentenmanieren noch einmal mitgemacht. Trotz seiner Verlobung hatte er Frühling, Sommer und Herbst verstreichen lassen, bis er kam, sein holdes Lieb zu begrüßen —! Nun fand er seinen Großvater bettlägerig. Die pennsylvanischen Auswanderer damals hatten Will Mordaunt zu lange der Zugluft in seinen Kleiderkammern ausgesetzt; denn in diesen waren für immer, der Motten wegen, alle Fenster ausgehängt. Auch hatte den Großvater die Verhandlung mit dem Alderman von Pemford in Pemfordshire und mit seinem Enkel Thomas, dem Vicar in jenem Orte, wo es jene berühmten Käse gab, sehr angegriffen. Die Verschreibung seines ganzen Vermögens an den ältesten seiner Enkel war unter den Auspicien des Notars Kraksby zu Stande gekommen, und das schließliche: „Nun lebt wohl, Alter!" dieser drei Männer, des Notars, des Aldermans und seines Enkels Thomas, das beinahe klang, als hätten sie sagen wollen: „Na, Alter, jetzt habt Ihr nichts Besseres zu thun, als zu unserem Besten recht bald in die Ewigkeit abzufahren!" das hatte ihm nicht im mindesten, auch körperlich nicht, wohlgethan.

„Es ist aber richtig, die weiße Hand der schönen Ellinor ist für dich bestimmt! Da magst du dann dich selbst schinden, wenn du denn doch nur Geld und Gut zum Durchbringen geschaffen und sauren Schweiß der Arbeit für nichts vergossen erachtest!"

Also stohnte der alte Will dem Enkel zum Gruß aus seinem Bett heraus, das eine einer näheren Betrachtung würdige Construction hatte. Dies Bett war sehr hoch gebaut, von Federdaunen aus den Shetlandsinseln, wo die Wildgans wohnt, überfüllt. Unten am Gestell befand sich ein mächtiger, mit Eisen beschlagener Kasten, an welchem sich eine kleine Kette befand, die der alte Will Abends, wenn er zu Bett ging, an sein Nachtcamisol befestigte. Mehrmals schon bestohlen, und das tüchtig, von den ersten Spitzbuben der Welt, den Londonern, war er auf diese sinnreiche Erfindung gekommen, um bei jedem Nachtattentate auf seinen Geldkoffer sofort geweckt zu werden. Sonst war das Zimmer, in dem er schlief, auch sein Wohnzimmer. Handlungsbücher und Alles hatte er da beisammen. Das Haus war uralt. Die Decken zeigten Balken, die ins Gevierte gingen. Weiland mochten sie mit Stuck überzogen gewesen sein. Jetzt hatten sich die Bohrwürmer Luft gemacht und den Stuck weggestoßen. In der Nacht sägte der Todtenwurm im Holze. Aber es hielt noch Alles gegen Wind und Wetter, und nur die Feuersbrünste waren zu fürchten, die in London zuweilen ganze Stadttheile wegrasirten. Hier wäre das ein großes Unglück gewesen, denn Will Mordaunt hatte Vielerlei aufgespeichert. Manches im Mobiliar trug sogar noch Spuren von Geschmack und Luxus. Das waren dann

Beſtandtheile ſeines Trodelgeſchäfts, die er ſich, wahrlich nicht ohne langen Kampf, ſelbſt zu benützen gegönnt hatte.

Wilkie, ein halb ſtumpfſinniger, jedenfalls ſehr tauber Alter, war das Factotum des Großvaters. Er half auch jetzt dem Enkel ſeine naſſen Kleider ausziehen und beſorgte trockene und ſogar noch gefällige, halb wie neue Kleider aus den oberen Magazinen. Letzteres freilich ſehr zum Aerger des Kranken, der nicht übel Luſt verſpürte, dem Enkel das ſchlechte Wetter als ſeine perſönliche Schuld und ſchlaue Berechnung auf eine Equipirung, die er ſchwerlich wieder herausgab, in die Schuhe zu ſchieben.

„Wettermachen, Großvater," entgegnete Sam, „nein, das hat uns Juſtinianus nicht gelehrt! Aber Ihr habt Recht! Ehedem lehrte man das auch auf den Univerſitäten, als noch Duns Scotus und Albertus Magnus lebten. Aber man mußte ſich dabei dem Teufel verſchreiben. Das iſt nun mein Charakter nicht, Großvater. Ich bin ein guter Chriſt, jetzt aber verdammt hungrig und durſtig. Laßt mir zu eſſen holen und zu trinken. Gleich lieber zwei Kannen ſtatt einer, wenn anders die alte Garköchin drüben noch immer zu ihren Rindsrippen zuviel Zwiebeln nimmt."

Sam Mordaunt verzehrte mit allem Appetit, was ihm nun Wilkie auf den ſchielenden Blick des Großvaters und einen langſamen Griff deſſelben in ſeinen Geldbeutel unterm Bett herbeiſchaffte. Es war Mittagszeit. Selbſt in der

Ipswichstraße konnte man um zwölf Uhr manchen guten Bissen haben aus einer Garküche für hausstandslose Arbeiter und von „frei Kost und Logis“ (manchmal einer der mehreren Höllen auf Erden) erlösten Handlungsgehilfen.

Aergerlich über den Kleiderwechsel kam der Alte, der nur Hafergrütze genoß, auf die Witterung zurück und sagte:

„Ja, sehr sonderbar und doch beinahe zum Teufelholen, ob Staub oder Regen oder sonst ein Wetter, immer kommst du in Kleidern bei mir an, die du mir als Andenken zurücklässest, um andere mitzunehmen, die ich niemals wiedersehe —“

„Als Andenken —? Die Kleider, die ich heute hier lasse, Großvater, hole ich wieder!“ sagte Sam und suchte Will Mordaunt auf die Eleganz derselben aufmerksam zu machen. Aber den dicken rothen Mantel nannte dieser einen Rock, der wohl dem Henker von Oxford angehört hätte? Mit Aerger sah er den schwarzen, goldbesetzten Sammtrock, den Sam eben angezogen hatte und der seine schöne Gestalt so plastisch hervorhob, als wäre er für ihn gemacht worden. Unter demselben sah eine weiße Tuchweste mit Perlmutterknöpfen, die sich bis beinahe auf die Lenden erstreckten.

„Denkst jetzt hoffentlich, zu deinem Bräutchen zu

gehen und ihr die weiße Hand zu küssen, die ich für dich habe erbetteln müssen. Sechs Monate danach auszubleiben —! Du wirst schon empfangen werden —! Gelobe nur gleich, daß du ein reputirlicher Barrister werden willst und dein Schild für ehrliche Dinge aushängst und in's Parlament zu kommen suchst! Warum' ziehst du dich ewig mit deinen Vollblutfreunden? Warum schröpfst du mir mein Bürgerblut aus, um dich bei Junkern beliebt zu machen, wenn sie dir nicht wenigstens bald einen ihrer „faulen Flecken" geben, um dich unter die „Dreijährigen" — er meinte die Parlamentsmitglieder, deren Wahl damals noch auf drei Jahre ging — „zu bringen? Das soll ihnen wohl noch besonders bezahlt werden?"

Samuel suchte den Alten zu beruhigen. Das Bild seiner Verlobung mit der kleinen Bewohnerin des so stillen, behaglichen Hauses in der Cavendishstraße beschäftigte ihn auf's lebhafteste. Er war zwar daraufhin erzogen worden, seine Gespielin Ellinor Robertson einst seine Gattin zu nennen. Dennoch schien ihm nun das wirkliche Eintreffen dieses ihm immer als ein besonderes, unschätzbar hochzuhaltendes Glück geschilderten Besitzes eine gewaltige innere Bewegung zu verursachen, wenn überhaupt diesen kalt und trotzig auftretenden jungen Mann etwas sichtbar bewegen konnte. Mit bitterem Lachen und die in schneeweißem Glanz wohlgeordneten Zähne durch ein fast

unheimliches Zucken der Gesichtszüge schimmern lassend, sagte er:

„Wenn ich nur sicher bin, nicht im „springenden Roß" den Strick mitzuheiraten, der doch wohl für meinen Schwiegervater noch irgendwo auf dem Halme blüht!"

Unwillig über solche Bosheit warf sich der Großvater auf die andere Seite. Die Kette an seinem Gamisol rasselte. So oft ihn seine Enkel (die Beide nie auf längere Zeit in seinem Hause gelebt hatten, nie mit dem inneren Gang seiner Geschäfte vertraut gewesen waren) an den räthselhaften Ursprung der Reichthümer des alten Robertson und die seltsamen Gewohnheiten Mister John's, namentlich seine nächtlichen Ausgänge, erinnerten, hatte er ihnen je nach Laune mit Unwillen oder mit Scherzreden geantwortet. War er guter Laune, so gestand er zu, der feine alte Herr mit dem weißen Lockenhaar wäre ein Falschmünzer, er machte falsche Scheine auf den königlichen Schatz, er stünde mit Dieben und Mördern in Verbindung. Man wußte dann sogleich, daß dem nicht so war. War er aber schlechter Laune, so antwortete er lieber gar nicht. Ja heute überfiel ihn sogar ein Frostanfall, als Sam, wenig gehindert von dem halbtauben Willie, den man anschreien mußte, wenn er hören sollte, sprach:

„Jetzt werd' ich ja wohl dahinter kommen, was

Alles bei Mister John im Keller, im Anbau und sonst getrieben wird und warum es in die Wentockstraße hinaus die kleine Thür mit dem Rundbogen gibt!"

Eine Stille trat im Zimmer ein. Draußen läuteten die Mittagsglocken. Auf den Straßen rasselten die Wagen. Man hatte darüber kaum sein eigenes Wort verstehen können.

Als es etwas ruhiger geworden war, der alte Mordaunt sich von einem Hustenanfall erholt hatte, der die tiefsten Grundvesten seines starken Knochenbaues zerstören zu wollen schien, erklärte Samuel, daß er bei einem Neffen des Lord Nairn, Lord Arthur Marwell, einem jungen Schotten wohnen würde, der ihn schon sehnsüchtig erwartete und bei welchem auch sein Gepäck abgeladen sein würde. Dorthin sollte auch der alte Wilkie die „kostbaren" Kleider tragen, die er eben ausgezogen hatte.

Will Mordaunt lachte bitter auf und murmelte etwas, das vielleicht lauten sollte: Nicht einmal die alten Lumpen läßt er mir da als Ersatz —!

Als Sam bemerken zu müssen glaubte, daß Wilkie mit seiner Garderobe, die Sam im Gegentheil sehr anerkannt wissen wollte, nicht nach Gebühr zart und vorsichtig genug umging, ergriff er selbst den Korb, in welchem seine Kleider zu Lord Nairn getragen werden sollten, und wollte darin Ordnung stiften.

Eben war Willie in den Laden hinuntergegangen, um einen der Contorburschen, deren mehrere in dem noch von zwei Buchhaltern besorgten schwunghaften Geschäft thätig waren, auszuschicken mit dem Auftrag, daß er ein Miethsfuhrwerk holen sollte, um Mister Sam trockenen Fußes seine Besuche, vor allen den bei Ellinor Robertson, machen zu lassen.

Als Samuel den großen Korb öffnete, um seine Kleider einzupacken, bemerkte er auf dem Boden desselben einen in altes Papier gewickelten harten Gegenstand.

Der Großvater hörte das Rascheln, schien sogleich orientirt zu sein und erhob sich hastig in halber Körperlänge von seinem Schmerzenslager. Es war die Gicht, die ihn außer dem Husten noch auf's heftigste plagte und zuweilen grelle Aufschreie ausstoßen ließ.

„Was ist das!" rief Samuel, der das Papier entfaltet hatte, voll Erstaunen. „Ein goldenes Armband!?"

Mit dem einen Fuß war der Großvater schon aus dem Bett. Da jedoch letzteres sehr hoch war, konnte er nicht sofort den Boden berühren. Er stemmte den mit langen Gichtstrümpfen bekleideten Fuß auf den Sessel, der zum besseren Einsteigen in's Bett diente. „Hollah! Was soll's?" rief er. „Das ist nichts für dich!"

„Und was seh' ich!" fuhr Samuel mit dem Ausdruck eines noch gesteigerten Erstaunens fort. „Der kost-

bare Schmuck trägt ja einen Namenszug, den ich kenne — B. G. . . ."

Seine Lippen stockten. Den ersten Buchstaben deutete er zwischen den Zähnen murmelnd wie: „Blanche". Der zweite Name, der mit dem Buchstaben G. angedeutet sein sollte, erstarb auf seinen halbgeöffneten Lippen. „Woher habt ihr das? Das ist ja einer Lady gestohlen, die ich kenne!"

„Gestohlen!" äffte der Alte die aus Staunen und Zorn gemischte Rede seines Enkels nach. „Willst du die damit in Oldbailen deinen ersten Namen als Rabulist erwerben?"

„Woher habt Ihr den kostbaren Schmuck? Er ist mindestens vierzig Guineen werth!"

Schon hatte der Alte, die Ueberraschung seines Enkels benützend, das Armband wieder an sich gerissen. Trotz seiner Leiden und seines Zorns bot er dabei einen lächerlichen Anblick. Seine hohen Gichtstrümpfe, sein Camisol mit dem Gurt, an welchem Nachts die Kette seiner Geldtruhe befestigt wurde, die Nachtmütze, deren Zipfel ihm weit über seine vor Schreck weiß gewordene Nase fiel — alles das übersah jetzt der Enkel, dem es sonst durchaus ähnlich gesehen hätte, diese kostbare Spange als gute Beute für sich zu betrachten.

„Das Ding hat im „Merkur" gestanden und ist ausgerufen worden als verloren, und Willie ist pfiffig

men uns auch keine zu, weil Kaputh leider an keinem ansehnlicheren Fluſſe, als an einer unbedeutenden Pferdeſchwemme liegt. Unter dieſen leidigen Umſtänden, lieber Vater, hab' ich doch nie unterlaſſen, für die Schlachtenmalerei zu thun, was ich kann. Pferde bieten ſich genug dar und ſchönere, als das wir zum Schrecken der Mutter (aber es mangelt uns wieder heftig an Geld!) verkauft haben. Ich habe eine jener vielen Schlachten gegenwärtig gemalt, die ſich beſonders durch ihren Nebel ausgezeichnet haben. Ich hielt mich an jenen Moment, wo die beiderſeitigen Heere ſich nicht nur beide nicht ſehen, ſondern auch der Zuſchauer in Zweifel iſt, was hinter den allein ſichtbaren, aus der Erde ſteigenden Dünſten verborgen ſein mag. Die graue, kahle Fläche meines Gemäldes ſoll, wie mich Kenner verſichern, etwas Ergreifendes haben. Einige bunte Punkte, die durch den Nebel hindurch ſchimmern, laſſen ahnen, was dahinter verborgen iſt. Einige keck hingeſpritzte rothe und gelbe Flecken laſſen ein entweder ſchon begonnenes Feuer oder einen auffliegenden Pulverwagen, am wenigſten aber ein Bivouakfeuer und einen Kochkeſſel vermuthen, wie Theobald glaubte, der bei ſolchen Gelegenheiten immer nur an Eſſen und Trinken denkt. Das ganze Gemälde iſt einen Fuß hoch und anderthalb breit und würde ſich neben Mutters Spiegel ſehr gut ausnehmen, wenn ich nicht hoffte, es bei einem neumodiſchen Kunſtverein, d. h. bei einer Gemäldelotterie, anzubringen. Ueber alles Uebrige, das die Deinen betrifft, mögen die Andern diesmal berichten. Genüge dir, lieber Vater, die Verſicherung, daß nach Vollendung ſtrebt dein aufrichtiger Sohn

Oscar,
Schlachtenmaler."

genug gewesen, es zu finden. Er wird sich den Finderlohn holen, obschon jeder Laden in Smithfield ihm das Fünffache von dem geben würde, was die sogenannte „angemessene Belohnung" betragen wird, die ihm — wie heißt die Lady? — dort liegt das Blatt! — dafür zu zahlen versprochen hat!"

Schon ehe der Großvater diese Aufklärung für den noch immer nicht beruhigten Samuel beendigt hatte, wurde von Letzterem der „Merkur" auf dem Fensterbrett entdeckt, aufgeschlagen und an derjenigen Stelle durchflogen, wo die gemeinnützigen Anzeigen standen. Daß es eine völlig veraltete Nummer war, bemerkte er nicht.

„Bei Lady Arabella Ratcliffe auf dem Grosvenorplatz!" sagte er, schüttelte den Kopf, der ihm über und über erglühte, und hörte dem Alten zu, der sich wieder seinem Bette näherte und die Spange an sein Camisol drückte.

„In Lambethstreet soll's verloren gegangen sein! Ja, wer weiß, wo sich die Schlingel von Bedienten herumtrieben, die damit zum Goldschmied sollten — denn hier am Charnier ist ein Stift los und bald wird es ganz auseinanderfallen. — Wo hast du's gefunden, Willie?" fuhr er den eben die Stiege heraufstappenden Diener an, dem das Gerassel eines vorfahrenden Wagens auf dem Fuße folgte und vollends das Gehör benahm — „das

goldene Ding mein' ich, Bob," ſchrie der Großvater — „haſt du nicht vorgeſtern Abends in Lambethſtreet oder wo ſonſt draufgetreten, als du ein bischen, Kerl, genevertoll warſt?"

Die letzten Worte ſprach Will Mordaunt nicht blos mit ſolch ſcharfer Betonung, wie man bei einem Tauben zu thun verpflichtet iſt, ſondern die Betonung war die eines Mannes, der einem Andern die Antwort zuſpielt, die ihm auf eine an ihn gerichtete Frage die erwünſchtere iſt.

Bob Willie war nicht der Mann, um von dem, was ſein vieljähriger Gönner und Ernährer beſtätigt zu wiſſen wünſchte, mit viel eigenen Redensarten abzuweichen. Weder ließ er ſich in einen Proteſt gegen die ihm ſo auf den Kopf zugeſagte Vorliebe zum Genever ein, noch auf eine lebhafte Schilderung, wie es gekommen wäre, daß er „zwiſchen zehn und elf Uhr vorgeſtern Nachts" auf ein Ding geſtoßen ware, das er erſt für einen meſſingenen Ring, der aus einem Sänftenhalfter oder einem Roßgeſchirr gefallen wäre, gehalten haben wollte — Will Mordaunt gab die maleriſch ausgeführte Beſchreibung — dann aber mit Staunen aufgehoben und hier dem Großvater Samuel Mordaunt's, dem feinen Taxator ſolcher Dinge, aber auch fleißigen Leſer des „Merkur" überbracht hätte. Er begnügte ſich nur, dreimal zu nicken, zu ſagen: „In Budge-Road!" und mit Geberden anzukündigen, daß der Wagen

unten stünde und daß dessen Benutzung bezahlt werden müßte auf die Minute.

Als Samuel wiederholte: „Auf Budge-Road? Wie kommt — B. G. —?“ erzählte Bob Willie noch von einem Hause mit einem überhängenden ersten Stock und einer gewölbten Thür unweit der Taverne „zur Seejungfer“, und der Großvater sah auf die Wanduhr, die über ihm tickte, und rief: „Die Miethskutsche! Die Minute kostet Sixpence!“

Dabei hielt er die Spange noch fest, wie wenn alle Finger seiner rechten Hand von Eisen wären. Ebenso kräftig ergriff dieselbe Bob Willie. Der Ort, wohin der Korb mit den Kleidern zu tragen war, mußte sozusagen Letzterem ebenso fest in die Klammern seines Gedächtnisses gefugt werden. Jetzt zum sechstenmale schon beschrieb ihm Sam, wo der junge Lord Marwell wohnte. An eine nochmalige Besichtigung des Armbandes, an eine Betrachtung der verschlungenen, mit einer Krone überdachten Züge B und G war seitens des Enkels nicht mehr zu denken. Der Großvater verhinderte alles das. Denn, wie gesagt, es wäre nicht das erstemal gewesen, daß der junge Student, eben von Oxford gekommen, einen Gegenstand solcher Art für eine Eroberung angesehen hätte und dem Großvater damit für Wochen und Monate aus dem Gesicht verschwunden wäre.

Den auf ein ähnliches Verfahren mit dem Armband gerichteten Unternehmungsgeist Samuel's, der immer anschlagreich und für die Ausführung dessen, was er beschlossen, ohne lästige Gewissensbeängstigungen war, hinderte heute sein Erstaunen, sein Nachgrübeln, wie jene Dame, die mit B. C. bezeichnet sein mußte (denn sie konnte ja, wenn sie in London war, nur bei Lady Arabella Ratcliffe wohnen), in die Gegend von Budge-Road und sogar der „Seejungfer" hatte kommen können. Daß sie in London war, hatte er halb und halb schon vorausgesetzt.

Schließlich wurde seine weitere Untersuchung gehemmt durch die Nothwendigkeit, in die er sich versetzt sah, vom Großvater nun auch noch eine den Verhältnissen Londons und so vielen von ihm in Oxford „angebunden" zurückgelassenen „Bären" entsprechende Unterstützungssumme zu fordern.

„Es ist das letzte," sagte der Alte, nachdem er an seine Handkasse geschlichen war, die sich in einem alten Eichenschrank befand, der erst mit einem an einem großen Schlüsselbunde hängenden, kunstvoll geformten Schlüssel geöffnet werden mußte, und mit dem Enkel über das Mehr oder Weniger fast handgreiflich gestritten hatte: „es ist das letzte, das ich dir gebe! Ich will nicht, daß mich dein Bruder, obschon er ein Geistlicher ist, in die Hölle verwünscht! Ich habe dir jetzt den Weg bereitet, den du

gehen mußt. Nun sieh zu, welchen Baum du künftig schüttelst! Hier geht für dich die Reise nur noch über Wind und Stoppeln!"

Der alte Mordaunt war einst vom Lande in die Stadt gekommen. Er hatte die Gesundheit und die breiten Schultern eines Mannes mitgebracht, den die Natur, wenn ihm nicht auf diesen Schultern ein scharfsinniger, anschlägiger Kopf gestanden hätte, zum Lastträger bestimmt haben würde. Nun aber ließ die Kraft seiner Muskeln nach. In diesem Augenblick, wo ihn ein Frösteln befiel, wo seine Zähne klapperten, wo er mit Ach! und Weh! wieder sein hochgethürmtes Bett aufsuchte, da that Samuel ein Werk der Barmherzigkeit, daß er sich mit einer Handvoll Kronen begnügte und den Alten für's Erste in Ruhe ließ. Ihm selbst lag ja Alles daran, daß der Großvater noch lange lebte und der Vicar von Pemford nicht so schnell zum alleinigen Erben wurde. Bis dahin, daß aus der Verlobung mit Ellinor die wirkliche Heirat wurde, war es doch wohl noch, dachte er, eine geraume Zeit, und die Hilfe des Großvaters mußte ihm für so lange eine unentbehrliche erscheinen.

„Laßt den Doctor kommen und trinkt den arabischen Thee aus der Elephantenapotheke! Der hat Euch schon oft gut gethan!" sagte er mit einem Anflug von kindlicher Theilnahme und ließ den Großvater allein mit

seinem Gamsbolgurt, mit den geheimnißvoll verdeckten Füßen seines Bettes, mit der Hauskasse im alten braunen Eichenschrank, mit seinen großen Foliobüchern, mit der Treppe, wo ein Strick als Geländer diente, mit der großen Hausdiele unten, wo vor Gerümpel aller Art kaum eine Gasse zum Durchgehen übrig blieb, mit den dienenden Geistern, die durch kleine Glasthüren rechts und links aus Kämmerchen mit allerhand sonderbaren Verkaufsgegenständen, namentlich mit riesigen Ankertauen und mit Lederwaaren neugierig grüßten und sich verbeugten, und mit der gewaltigen Klingel am niedrigen Hauseingang, deren zweimaliger Schall dem Großvater oben immer zur Controle diente, ob die Thür, wenn sie aufgegangen war, auch ordentlich wieder zuging.

Noch regnete es. Sam sprang in ein einspänniges Fuhrwerk, dessen Kasten wie eine große Laterne gebaut war und fast bis zur Erde ging, und ließ nun wirklich sogleich in die Cavendishstraße fahren, in das Haus „zum springenden Roß".

Fünftes Kapitel.

## Das Armband.

Ungeachtet des ſo unfreundlichen Wetters traf Samuel Mordaunt weder ſeinen künftigen Schwiegervater, noch die ihm beſtimmte Braut, die holde Ellinor, zu Hauſe.

Von Jenem hieß es, daß er nicht zu ſprechen wäre. Dieſe Eigenheit des Alten kannte er. Man konnte nicht in Abrede ſtellen, daß Miſter John in ſeinem Schlafcabinet verweilte, aber wahrſcheinlich noch — in den Federn ſchnarchte. Es war Ein Uhr. Die Geſchäfte der Stadt waren im vollen Gange. Im Hauſe hier ſchien erſt der Morgen angebrochen zu ſein.

Ellinor, ſo wurde er von Dienſtboten, die ſchon wieder gewechſelt hatten, benachrichtigt, wäre unterwegs und das mit Mam'zell Kitty, die denn alſo noch in Ellinor's Umgebung geblieben war. Sam kannte aber auch dieſe Dame nicht. Das koſtbare Verlobungskleid von vor ſechs Monaten hatte bis jetzt, wo es endlich hieß, Sam käme,

ungemacht gelegen. Nun war es, ſo plötzlich, nicht leicht herzuſtellen mit all' den Puffen und Schnörkeln, die jene Zeit an den Kleidern auch der Frauen liebte. Im Hauſe wünſchte dabei der Vater den Umſtand des Kleidernähens ſelbſt nicht. Er ließ dergleichen lieber außer dem Hauſe herſtellen. Da mußte denn Ellinor des Tages vielleicht zweimal zum Anpaſſen fort. Ein neues Kleid war in jenen Tagen, ſelbſt bei reichen Perſonen, eine Begebenheit fur's ganze Leben.

Die neuen Diener im Hauſe kannten zwar Herrn Samuel Mordaunt perſönlich nicht, wußten aber, welche wichtige Rolle demſelben im Glück ihrer Herrſchaft zugetheilt war. Sie brachten, als ſie den Namen vernommen, ihre Glückwünſche mit der ganzen Mäßigung und gebührenden Feierlichkeit an, die im Charakter der Sitten jener Zeit lag. Von je hatte Samuel verſtanden, ſich von jener Sphäre abzuheben, in welche ihn die allzu nahe Berührung mit ſeinem Großvater gedrängt haben würde. Sein Auftreten war durchaus ſelbſtbewußt. Auch in dieſem Augenblick wieder, wo er den Kopf ſchütteln mußte über einen Schwiegervater, der noch um Ein Uhr in den Federn lag. Er beſaß die formenglatte Sicherheit, zu gleicher Zeit ſowohl auf das Gekrächze des neuen Papageis aufzuhorchen und danach zu fragen, wie die mit Teppichen belegte Stiege des im Uebrigen geſpenſtiſch ſtillen Hauſes

zu ersteigen, sich im Wohnzimmer seiner Verlobten umzusehen, die Dienstboten zu mustern, vergangene Jahre seines Lebens mit dem Eindruck des gegenwärtigen in Vergleichung zu bringen, Alles fast in Einem und demselben Momente.

Bab, der neue gefiederte Mitbewohner des Hauses, schien sich ganz behaglich zu fühlen in einem mächtigen Käfig, der an einer rothen starken, von der Decke herabhängenden Schnur befestigt war. Die vom Kamin ausströmende Wärme ersetzte dem Thierchen das Klima seiner schönen Heimat. Es sah überhaupt traulich aus in den von eines jungen Mädchens kindlichem Sinn geweihten Räumen. Angefangene Näharbeiten lagen auf dem kleinen Tisch an einem der Fenster, das seit lange nicht mehr die Sonne gesehen hatte. Ein Monatrosenstock mit seinen kleinen, dürftigen rothpunktirten Knöspchen und aufgegangenen blassen Blumen stand in einem buntlackirten Topfe. Holländische Kupferstiche hingen an den Wänden in winzig schmalen Rahmen. Holzschnitte von Seeschlachten lagen in einigen Großquartbänden auf einem aus mehr Holz, als Polster bestehenden Canapee mit weißlackirten und an den Rändern vergoldeten Lehnen. Sie lagen so aufgeschlagen, als hätte eben darin die Bewohnerin des Zimmers oder ihr Vater gelesen. Ein Lieblingsbuch jener Zeit sollte erst in einigen Jahren Defoe's „Robinson Crusoe" werden.

Jetzt waren es die Geschichten der Flibustier, die Reisen zu den Patagoniern und ähnliche Werke, die dem Sinn für Abenteuerliches, welchem damals manche kühne Entdeckung ihren Ursprung verdankte, im Leben jener nur in Deutschland völlig erstarrten Zeit reichliche Nahrung gaben.

Des Zaubers, den der Einblick in ein solches von seinen Bewohnern keinem indiscreten Besuche ausgesetzt geglaubtes Zimmer auszuüben pflegt, schien sich Sam durchaus nicht unbewußt zu sein. Obschon er auf Elinor's Rückkehr warten zu wollen erklärt hatte, zog er sich doch bald zurück, vertrieben, wie er sagte, von dem verdammten Vogel, der ihn ankrähte, wie ein Truthahn, den die rothe Farbe ärgert. Er hielt sich vor dem Geschrei des Thieres die Ohren zu, ließ Grüße an Vater und Tochter zurück, erklärte, bis spätestens zum Abend wiederkommen zu wollen, und verließ das stille geheimnißvolle Haus, nachdem er jedem der dienenden Geister eine blanke Krone in die Hand gedrückt hatte. Es ziemte sich, daß er seine künftige Stellung zur Herrschaft in dieser Form sozusagen inaugurirte.

Im Grunde war der junge Rechtsgelehrte froh, die schuldige Rücksicht, die er auf zwei Menschen zu nehmen hatte, die ihm so nahe rücken sollten, hinter sich zu haben. Das Gemüth war bei Samuel Mordaunt ein Ballast, den man nur in ein Schiff ladet, um seiner an den

Blaſedow wollte erſt nicht die Briefe der Uebrigen leſen, weil ihn in ſeiner Freude über den erſten nichts ſo ſehr geſtört hatte, als die Dummheit Theobalds, einen aufſteigenden Pulverkaſten, dieſen genialen Gedanken Oscars, für eine gewöhnliche Kartoffelſiederei zu halten. Er ſah das Gemälde ſo deutlich vor ſich, er wußte die einzelnen Nebelmaſſen ſo zu ſichten und zu ſchichten, daß ihm dieſe unſinnige Bemerkung die größte Albernheit dünkte und er ſich eine geraume Zeit gar nicht beruhigen konnte. Endlich aber, nachdem er ſich das Gemälde nochmals in allen ſeinen Einzelheiten vergegenwärtigt hatte und mehrere Male mit der Hand die angegebene Höhe und Tiefe ausmaß, ging er auf Amandus Brief über, der ihm mit gleicher Keckheit folgende Unwahrheiten meldete: „Lieber Vater! Ich habe geſtern einen kleinen Discuswerfer vollendet, der zwar nur die Copie des berühmten iſt, aber doch ſchon eine Probe abgeben kann. Der Muskelbau einerſeits war das Schwerſte, andererſeits die geſtreckte Haltung, die ich im Thon mit einigen Stäbchen unterſtützen mußte. Es iſt ein impoſanter Anblick, dieſe gewaltige Ausdehnung vom Fußhaken an bis zur Handwurzel des linken Armes. Stellt man ſich gerad' in die Richte, wo der rechte Arm ſeine Kraft erhebt, ſo glaubt man, umgerannt zu werden, und ſelbſt bei meiner kleinen Copie hält man's nicht lange aus, in der Wurfweite des muskulöſen Kämpfers ſtehen zu bleiben. Gott behüte mich nur, daß dem Gebild, ſo mangelhaft es noch iſt, keine unberufene Hand naht; erſt neulich iſt in Berlin ein junger Bildhauer, der einen Schiller in liegender, nachdenklicher Stellung in Thon geformt hatte, wahnſinnig geworden, weil die Träger beim Aufräumen der Kunſtausſtellung das herrliche Gebild auf die Erde fallen ließen,

geeigneten Stellen zweckmäßig wieder los zu werden. Seine ungebändigte Leidenschaft kam zuweilen, das iſt ſchon ſo in der menſchlichen Seele, wie feſtgewurzeltes und unveräußerliches Gemüth heraus. Dann war aber die Wärme ſogleich Gluth, die Gluth Brand. Er konnte jedoch vollkommen ſeine Wünſche zügeln und ſich beherrſchen. Wenn er dies that, ſo wußte er natürlich ſogleich warum. Die zurückgehaltene Macht des Willens gewann dann nur deſto mehr an Kraft und ſchnellte hernach mit einer Elaſticität empor, die manchmal noch über das Ziel hinausgegangen wäre, wenn nicht ſelbſt mitteninne in der Leidenſchaft dieſer eigenthümlich organiſirte Kopf verſtanden hätte, ſich zu zügeln, ja ſogar ſein Glück mit Maß zu genießen. Nicht daß er ſich mit dem Theile des Genuſſes, den er nur vorweg nahm, für immer begnügt hätte. Die Stunde, wo er den Becher lechzend hinunterſtürzte und bis zur Hefe leerte, den Becher eines Genuſſes oder einer Rache oder des befriedigten Ehrgeizes, der dann mit dem Abſatz ſeiner Schuhe die Leiter, die er erkrochen, zurückſtieß; oder die Menſchen, denen er eine zeitlang ſchmeichelte, mit ſouveränem Hohn mißhandelte, dieſe Stunde traf zuletzt ein. Aber der Uebergang zu ihr war niemals ein jäher, immer war er langſam und berechnet. Man konnte ihn ſogar auf dem Wege bis zu einem Ausbruch des übermüthigſten und herzloſeſten Triumphes eine gute ehrliche Haut nennen. Zahlreiche Freunde

und Genossen nahmen ihn so. Seiner Maske eines guten Jungen verdankte er eine Herrschaft über Herzogssöhne und junge Lords. Er hatte sich eine Moral geschaffen ganz im Geiste jenes Bolingbroke, der soeben die rechte Hand der Königin geworden war, der Vermittler ihrer Wünsche, die Stuarts wieder auf den Thron zu bringen und die Churchills, des Herzogs von Marlborough whiggistische Sippe, von den Staatsgeschäften fernzuhalten. Auch Samuel Mordaunt haßte den „Krämergeist" Englands, die bürgerlichen, vom glorreichen Vorspiel Hollands genährten protestantisch-republikanischen Elemente seiner Nation. Und Frankreich war wenigstens die Sehnsucht seiner Freunde, die Ueppigkeit des Hofes von Versailles, an welchem jetzt bald nach Ludwig's XIV. bevorstehendem Tode die Zügellosigkeit des „Regenten", Herzogs von Orleans, uneingeschränkt walten sollte. Sam hatte in Begleitung seiner Freunde diesen Boden bereits betreten, war einige Wochen in den Zaubergärten der neuen Circe, der Moden und der Fashion, gewesen und — das Armband, das gefundene, beschäftigte ihn heute mehr als die Begrüßung seiner künftigen Gattin, die ihm seit Jahren mit ihrem sorglosen Herzen und einem unberechenbaren, jedenfalls großen Vermögen gewiß zu sein schien.

Im Hause des englischen Gesandten in Paris, des Lord Stairs, hatte er eine reizende Tochter des französi-

ſchen Südens kennen lernen, Blanche Vicomteſſe von Champſleurn. Er wußte nicht, war ſie Wittwe, war ſie verheiratet oder noch im ledigen Stande. Ihren Jahren, mehr aber noch ihrem Verſtande nach, hätte ſie das erſtere ſein können. Sam Morgaunt war in Paris in die große Welt gekommen. Aber ſelbſt dort war ein Weſen wie Blanche Champſleurn nicht eine Alltäglichkeit, ſondern eine Erſcheinung einzig in ihrer Art. Sam nun vollends — was kannte er überhaupt vom weiblichen Geſchlecht? Sein Vater hatte Güter gepachtet. Da lernte er Frauen wohl von großen Anſprüchen kennen — und keine war anſpruchsvoller als ſeine eigene Mutter geweſen — im Uebrigen waren die Ladies Pfarrerinnen, Gouvernanten, Profeſſorsfrauen — das waren ihm, der nur auf das Aeußere und Blendende ſah, Alles nur Geſchöpfe der Unzulänglichkeit, fragwürdige Halbexiſtenzen, Weſen abſoluter Vormundſchaftsbedürftigkeit und Schwäche. Dagegen traf er in Paris und vollends in jener Provençalin, einer halben Italienerin, zum erſtenmal einen ſelbſtſtändigen, erfinderiſchen Frauengeiſt, der vor Schwierigkeiten nicht zurückſchreckte und der vermittelnden Kraft des Mannes entbehren zu können ſchien. Die Vicomteſſe ſprach über die Ereigniſſe der Zeit wie ein eingeweihter Politiker, über die Fragen der Religion wie ein Denker. Bolingbroke, der kühne Neuerer, dem leider die Freiheit des Denkens

die Grenzen der ſittlichen Welt eingeriſſen hatte, unterhielt ſich, wenn er Paris beſuchte oder ſie London, mit Niemand lieber als mit dieſer geiſtſprühenden und in den Umgangsformen völlig rückhaltloſen Frau, die Sam Mordaunt im Hauſe der Lady Arabella Ratcliffe auf dem Grosvenorplatze im vorigen Jahre wiedergeſehen hatte. Als ſie damals von London mit dem Verſprechen, bald zurückkehren zu wollen, ſchied, verrieth ſie Grundſätze, die ſelbſt einen mehr unſchönen als ſchönen jungen Mann, wie dieſen bürgerlichen Freund adeliger Genoſſen, ermuntern konnten, ihr mit aller Hoffnung auf Erringen eines Erfolges zu huldigen. Denn ſie ſagte, ſie würde ſich ſelbſt als Matrone nur an die Jugend halten; und ein andermal, wo ſie ſchon Sam Mordaunt, dem Beherrſcher des Kreiſes, in welchem der junge Advocat ſich bewegte, einige Vertraulichkeiten geſtattet hatte, erklärte ſie, es gäbe keine andere Schönheit als die des Geiſtes; nichts käme ihr unſchöner vor als ein ſogenannter Antinouskopf, das Bild der Weichlichkeit, und ſelbſt an den Statuen des Apollo ſtörte ſie, nach ihrer Erklärung, der — fehlende Bart. „Oder — raſirten ſich ſchon die Götter?“ konnte ſie mit jenem travestirenden Humor eines Molière'ſchen Intermezzos fragen. Samuel war fünfundzwanzig Jahre alt. Jene drei Jahre, die er nach Erlangung ſeines Baccalaureats bei einem Advocaten zugebracht hatte,

um jene seltsamen Gewohnheitsrechte der Engländer zu erlernen, konnten, was die Förderung reifer Einsicht durch Erfahrung und Zeit betrifft, für das Dreifache gelten.

Samuel hatte sein einspänniges Fuhrwerk warten lassen und fuhr zu seinem Freunde Lord Marwell, der bei seinem Verwandten Lord Nairn eine so große Wohnung eingeräumt erhalten hatte, daß er noch gut und gern einige seiner Universitäts-Freunde mehr hätte aufnehmen können. Hier, auf dem Leicesterplatz, fand er bereits seine Kleider, die Willie gebracht hatte. Er hätte diesen gern wegen des Armbandes gesprochen und suchte nach Lord Arthur, um zu erfahren, ob dieser nicht vielleicht den alten, tauben Markthelfer seines Großvaters beredt gemacht hätte. Sein Freund machte aber gerade Besuch bei seiner Tante Lady Nairn, der gastfreien Herrin des schönen Palastes, der sich damals noch in Straßen hinein eine Ausdehnung gestatten durfte, die gegenwärtig bis zur Benützung von Fußbreiten verbaut sind. Lord Nairn selbst befand sich zur Zeit auf Reisen.

Sam, unter dem Einflusse holder Ideen-Associationen, trällerte französische Lieder, wie sie auch nur Blanche von Champfleury so mit Anmuth, mit bestrickender Schalkhaftigkeit zu singen verstand. Er gedachte des Wortes, das sie ihm unmittelbar vor einem Kusse, den sie ihm

das letztemal, vor einem Jahre, in London gestattet hatte, gesprochen: „Ihr seid zum Tyrannen geboren, Sir Samuel! Zum Glück nicht blos für uns Frauen, sondern auch zum Tyrannen für Männer! Nero und Caligula haben sich in den Mitteln ihrer Tyrannei, die uns Suetonius schildert, ganz vergriffen. Durch Gift und Ketten kann man nicht lange herrschen! Durch Güte, Beispiel und Vernunft allein! Beherrscht die jungen Männer, die Ihr sämmtlich, wie ich sehe, tyrannisirt, nicht durch die Flasche oder die Karte, sondern weit mehr durch Eure weisen Lehren und ein gutes Beispiel!"

Man denke sich die Wirkung solcher Mischung von Anmuth, Frivolität und Verständigkeit auf einen jungen, ehrgeizigen, talentvollen Mann, der in dem Stadium stand, wo die männliche Jugend überhaupt nach dem Weibe sucht, nicht wie es ist, sondern wie die Blüthe der Schöpfung in ihren Träumen lebt — —

„Blanche in London!" Sam hatte keinen andern Gedanken. Er beschäftigte den Verlobten Ellinor's, während er sich entkleidete und aus seiner ebenfalls schon abgeladenen sonstigen fahrenden Habe eine Toilette zusammensuchte, würdig, um Lordschaften, ja Blanche Champfleury selbst die Aufwartung machen zu können. Zuweilen mischte sich ein düsterer Zug in die Bilder von Glückseligkeit, die vor seinem Auge hin- und hergaukelten. Er

mußte diesen dann in die Frage übersetzen: Wie konnte die vornehme, elegante Französin ein Armband in Lambethstreet, auf Budge Road verlieren? In einer Gegend, der sich keine Dame von feinen Sitten nähert? Und warum (da zeigte sich schon der Alles zunächst in's Schlimmere deutende Spürsinn des Advocaten), warum wurde als Ort des Verlustes Lambethstreet angegeben, eine Straße, die ziemlich weit von Budge Road entlegen und jedenfalls, so grübelte er, noch etwas anständiger ist?

Der junge Lord Maxwell kam. Dieser war das vollkommene Gegenbild seines Freundes. Ein heiteres, sorgloses Lachen begrüßte den Studiengenossen, der seinerseits selten laut lachte. Lord Maxwell gehörte einer schottischen Familie ersten Ranges an, doch nur als sogenannter jüngerer Sohn, als eines jener — Saugschweinchen, um mit Lord Brougham zu reden, die am Leibe ihrer Mutter keine Warze, die sie ernährt, gefunden haben und sich an die Schwänze ihrer Geschwister ansaugen und — verhungern würden, wenn nicht, nach Douglas Jerrold's Meinung, für die fehlende Mutterbrust die englische Staatsverwaltung einträte. Lord Arthur Maxwell war jedoch leider ein Schotte und als solcher im Staatsorganismus zurückgesetzt. Was dieser bisher für ihn gethan hatte, war die Erlaubniß, die einem reichen Verwandten des jungen Lord gegeben wurde, ihm eine Officiersstelle in

der Garde zu kaufen. Er hatte bis jetzt nur erst die Anwartschaft auf eines dieser käuflichen Patente in der Tasche: die dafür entrichtete Summe war aber schon längst in die Kriegsverwaltung übergegangen und mochte zum Gießen neuer Kanonen gedient haben. Lord Arthur Marwell war sozusagen ein Ehrenlieutenant der schottischen Garde. Er hatte sich bei der ersten Stelle, die offen wurde, zu erklären, ob er eintreten wollte oder nicht. Die ein- für allemal verlorne Einkaufssumme wäre ihm lieber gewesen: denn er zog dem Krieg die Künste des Friedens, nicht blos das Boxen, das Reiten und Jagen, sondern auch die Wissenschaften vor. An besseren Beförderungen, als blos vor den Kanonen, konnte es seinem berühmten Namen nicht fehlen, wenn die jacobitische Bewegung, zu welcher auch Lord Marwell neigte, nach dem Tode der Königin die Oberhand behielt. Lady Nairn hatte eben hierüber ein strenges Examen mit ihrem Neffen abgehalten. Er erzählte, daß die Dame ihm gestattet haben würde, das halbe Corps, die halbe „Bursa", zu welcher sich ihr Neffe zur Vervollkommnung seines Wissens in Oxford gehalten hatte, in ihrem Hause unterzubringen, vorausgesetzt, daß sie nicht zu jener Rotte gehörten, die vor nahezu einem halben Jahrhundert einen König hinrichtete und jetzt fast daran war, ihrer Meinung nach, auch die Gottheit selbst abzusetzen. Darüber hätte Marwell, so er-

zählte er, herzlich gelacht und der guten Dame beſſere Beruhigungen gegeben, als über ſeine Lieutenantſchaft, die der Lady der Uniform wegen von Werth, ihm ſelbſt aber in vieler Hinſicht entſchieden verhaßt war.

„Wenn ich hier rechtgläubig ſein muß, ſo werd' ich in ein Wirthshaus ziehen müſſen!“ ſagte Sam Mordaunt, machte ſich's aber immer bequemer in dem ſchönen, reichlich mit Glas geſchmückten und vergoldeten Zimmer, das er allein bewohnen konnte. Dieſe Feindſchaft gegen Theologie war noch der Nachhall ſeiner Erzählungen über ſeinen Bruder Thomas, der das Erſtgeburtsrecht bei ſeinem Großvater mit kräftigen Fäuſten behaupten zu wollen ſchien. Ueber die ſchottiſche Garde äußerte er:

„Ich kann London nie wiederſehen, ohne eure langen Hochlandsſchwerter gut für Bratſpieße, eure Helme gut für Kochtöpfe zu halten!“

„Gut für die Trödelbude deines Alten!“ murmelte Maxwell, ohne ſich indeſſen beleidigt zu fühlen. „Er iſt krank?“ fuhr er ſogar mit dem Tone der Theilnahme fort. „Ich ſprach euern Willie ſelbſt. Erzähle aber von Ellinor! Wie haſt du ſie gefunden? O daß ich euren erſten Jungen über die Taufe halten könnte! Bis dahin, meint aber die Tante, ſind mir vielleicht ſchon die Arme abgeſchoſſen! Arthur muß er heißen. Nicht wahr? Arthur

ist ein schönerer Name, als den ich zu tragen verdiene. Den also schenke ich ihm. Mehr werdet ihr auch nicht nöthig haben, wenn ihr erst Meister Will's Reichthümer commandirt. Aber weißt du, was ich jetzt von seinem Geschäfte denke? Nur einmal hab' ich das Männlein gesehen und fand ihn doch zu engbrüstig für einen Mörder auf die Gurgel und zu gutmüthig für einen solchen Räuber, der vor'm Einbruch erst den Wachthund vergiftet. Er hatte ganz die weißen Locken meines Jonathan Knox, der mich lesen und schreiben lehrte und immer weinte, wenn ich nichts taugte, was mich für euch so lächerlich tugendhaft gemacht hat. Ich glaube, dein Schwiegervater geht des Nachts an die obere Themse und fängt Störe. Denen läßt sich ja nur unter den Sternen beikommen. Die lange Stange, die er in der Hand tragen soll, und den Korb, mit dem auf dem Rücken man ihn gesehen haben will, findest du bei allen Störfischern. Sie stoßen den Fischen auf den Kopf und lassen sie dann verdutzt in den Korb laufen, der halb unter Wasser liegt. Stricke und Netze gehören auch dazu. Das ist der Grund, warum er so viel mit deinem Großvater, bei dem ja auch gedrehter Hanf zu bekommen ist, zu verrechnen hat!"

Samuel Mordaunt war zu sehr an dem Effect betheiligt, den sein Auftreten in den fashionablen Cirkeln, bei Lady Nairn zunächst, hervorbringen würde, als daß

ſo daß ein unförmlicher Thonklumpen aus dem Ruhm und dem Stolz des jungen Mannes im Nu geworden war. Ach, es müßte ſchmerzlich ſein, wenn mein Diskuswerfer ſo geworfen würde! Ich würde auch den Verſtand verlieren. Als Rabenern in Dresden alle ſeine Gedichte und Satiren verbrannten, konnte er ſie aus dem Gedächtniſſe oder aus den Gebrechen der Menſchen leicht wieder ergänzen; aber welche Zeit braucht der bildende Künſtler für ſein Werk! Nein, ich muß mich von dieſem ſchrecklichen Gedanken losreißen. . . . . Geſchähe hier in Kaputh nur mehr für meine Kunſt! Modelliren und Boſſiren werd' ich lernen, obgleich mein Lehrer nur ein Töpfer iſt; aber, vom Thon auf den Marmor übergehen, das wird hier nicht möglich ſein. Meinen erſten Verſuch wollen ſie im Ofen brennen. Es iſt damit immer gewagt und für nichts gut zu ſagen. Was gerade in den Ofen geht, kommt krumm heraus, wie ja Mutter auch beſtätigen wird, daß ihr ſelten ein Kuchen ſo gerathen iſt und aufgegangen, wie ſie's wünſchte. Uebrigens machen wir in unſerer Fabrik aus terra cotta doch manches Werthvolle. Die Statue des verſtorbenen Fürſten freilich, die aus gebrannter Erde ſo vortrefflich gerathen war, hat ſich nur durch einen unſinnig gewählten Platz wie ein Reiter von Lebkuchen aufgeweicht; man wollte ſie gern auf offenen Markt ſtellen und vergaß, daß der Selige ohnehin immer ein milder und weicher Herr geweſen. Jetzt muß man ihn von dem Platze nehmen, weil er ſich einer allmählichen Auflöſung zu nähern anfing. In aller Liebe verbleib' ich übrigens dein treuer Sohn Amandus, Bildhauer."

Blaſedow wurde über den Diskuswerfer ſehr unruhig: daß er zuſammenfallen könnte, wurde ihm, als nervenſchwa-

er ſich auf eine Unterſuchung eingelaſſen hatte, ob nicht vielmehr der alte Robertſon, wie wenigſtens ihm in jungen Jahren plauſibler erſchien, ein ehemals derangirter Kaufmann wäre, der durch eine Verbindung mit unternehmenden Schmugglern ſeine Umſtände verbeſſert hätte. Die Zollgeſetze wurden damals von Tage zu Tage ſtrenger. Die Kriege, die England führte, trugen außerordentlich viel Ruhm, aber eben ſo ſehr auch erhöhte Steuern ein. Der Reiz, die Zollwächter zu betrügen, wurde immer mächtiger und die Küſten einer Inſel ſind ſchwer zu bewachen. Schon damals gab es mancherlei Formen, den Staat zu betrügen, mit bewaffneter Hand und mit Schlauheit. Manche Lordſchaft, die aus Paris zurückkehrte, übergab ihre mit zollpflichtigen Einkäufen beſchwerte Bagage in Calais einem Agenten, der wieder ſeinerſeits wie ein Gentleman im Treſſenhut und einen Stock mit goldenem Knopf in der weichen, weißen Hand wiegend durch anderer Leute Hände oder Gewiſſen das Geſchäft abthun konnte. Gehenkt- oder Deportirtwerden war in den ſtrengen Zollgeſetzen d[illegible] dritte Wort. Dennoch florirte (und ſogar durch die Zollwächter ſelbſt) der Schmuggelhandel neben dem regelmäßigen Handel, wie zwei ſich liebende Stiefgeſchwiſter, die denſelben Vater haben und nur von zwei Müttern her ſich unähnlich ſehen.

Aus den mannichfachen Gegenſtänden, die für die

Unterhaltung der beiden jungen Männer, zu denen ſich jetzt noch ein Graf Wintoun und ein Lord Widdrington geſellten, den Stoff bildeten, erhoben ſich als diejenigen, bei welchen beide, auch die neuen Ankömmlinge, am liebſten verweilten, ausſchließlich zuvörderſt die neuen Hunde, die unſere heutigen Oxforder Ankömmlinge bei ihren diverſen Freunden angetroffen hatten, dann der eigentliche Zeitgeiſtsfortſchritt der damaligen Epoche, die Kaffeehäuſer, deren es damals in London ſchon zehntauſend geben ſollte, wie der junge Graf Widdrington verſicherte, während Lord Arthur Marwell von einem Regierungsmann zu wiſſen behauptete, daß es von Kaffeehäuſern, welche Steuern zahlten, nur dreitauſend gäbe. Dann war noch die Mode in Perrücken und Schuhſchnallen ſehr wichtig; auch eine neue Methode beim Boxen, die jetzt in Hydepark wiſſenſchaftlich gelehrt wurde, ein Doppelſchlag mit maskirtem Stoß auf den linken Lungenflügel und die zweite Fehlrippe. Man ſetzte die Probeverſuche auf dieſe Neuerung ſofort in Scene. Zuletzt blieb das Thema bei den Frauen, die denn doch dieſen jungen Männern das Berückſichtigungswürdigſte in der Welt erſchienen. Aber auf einer Fluth von recht trübem Schlammwaſſer, das nun aufgerührt wurde, ſegelten zuletzt für Alle zwei reine, ſilberweiße Schwäne, Blanche, die wenigſtens die Weiße in ihrem Namen hatte, und in der That auch Ellinor Robertſon. Denn Letztere kam zu

dieſer Ehre beſonders um deßwillen, weil Marwell die Vergötterung der Franzöſin von Seiten eines Verlobten mit einer Andern unverantwortlich finden wollte und hierauf die adeligen Freunde, deren Zahl ſich immer noch mehrte, in Samuel Mordaunt den plötzlich mit Glücksgütern Geſegneten ſehen wollten, der ihnen ſeine Kaſſe öffnen würde, umſomehr, da er es ſchon oft gethan hatte, wo ihm doch bisher nur die Unterſtützung ſeines Großvaters und eine in Geldſachen bewunderungswürdige Erfindungsgabe, deutlicher ausgedrückt, ſein Talent, Anleihen zu machen, zu Gebote geſtanden hatte.

„Es iſt keine Treue mehr in der Welt!“ ſagte Lord Arthur Marwell, indem er ſich kummelte, das Verlangen ſeiner Gäſte nach einem Vier-Uhr-Eſſen, nach geräuchertem Lachs, Weißbrot und portugieſiſchem Wein zum Ohr des Haushofmeiſters der Lady Nairn gelangen zu laſſen. „Nicht in der Politik, nicht in der Liebe! Wie kann man von den kleinen Füßen einer im Geſicht ganz bemalten Franzöſin ſprechen, an der nichts echt iſt, als die Ausſprache ihres vermaledeiten Naſenſingſangs, den eine echt großbritanniſche Zunge niemals über ſich gewinnen wird, wenn man die Anwartſchaft hat auf zwei roſige engliſche Lippen, die in dieſem Augenblick vielleicht ein Stück indiſchen Zuckers einem Papagei in den Schnabel reichen —!“

„Die Kleine aus der Cavendiſhſtraße!“ riefen einige Freunde.

„Die jedesmal an's Fenſter ſpringt, wenn ſie auf dem Pflaſter ein Hufeiſen klappern hört!“ ſetzte einer der jungen Lords hinzu, der im Parlament ſein Kirchſpiel vertrat und regelmäßig in den Sitzungen durch Abweſenheit glänzte.

„Dein alter Schulmeiſter,“ erwiderte, zunächſt auf Marwell die ſich umbuſchenden Augen richtend, Tam trocken und ohne die mindeſte Rührung über die Berichterſtattung des jugendlichen Parlaments-Mitgliedes, aus welcher denn doch erſichtlich wurde, wie ſehr Ellinor unter dem Ausbleiben ihres Verlobten gelitten hatte und wie ſie bei jedem raſcheren Pferdehufſchlag ſein endliches Eintreffen oder Nachricht von ihm erwartete — „dein alter Schulmeiſter würde wieder Thränen vergießen, wenn er dieſe Rede gehört hatte. Denn ſie wimmelte von Verläumdungen. Und nicht die geringſte darunter iſt die, daß ſich Blanche Champfleury bemalen ſollte. Sie hat alle Farben der Sonne allerdings in ihrem Namen „Blühfeld“, aber ich dächte denn doch, nur das zarteſte Roth und Weiß ſitzt von Natur auf ihren Wangen.“

Das Eſſen und ſpäterhin das Rauchen aus kleinen holländiſchen Pfeifenſtummeln, das ſich damals immer mehr zu verbreiten angefangen hatte, hinderte die Aus-

artung der Debatte in eine Lebhaftigkeit, durch welche ſich Lord Marwell und ſeine Freunde bei ihrer Wirthin und beſonders deren ſteifem Dienſtperſonal wenig empfohlen haben würden. Man behandelte das Thema der Frauen mit Gründlichkeit. Da mäßigt ſich die Stimme, da wird die Discuſſion unter jungen Männern mit geheimnißvollen Andeutungen und ſogar zuweilen mehr mit Ausdrücken der Zeichen-, als der Wortſprache geführt. Nur über die Jagd, über die Hunde, die Wettrennen, das Boxen, zuletzt über den Krieg und die Politik tobte man ſich lauter aus. In letzterem Betracht hatte Lady Nairn gegen Lärm nichts einzuwenden. Sie gehörte zu den fanatiſchen Anhängern der vertriebenen Stuarts und würde ebenfalls in Zorn gerathen ſein, hätte ſie die Worte gehört, die auf's lebhafteſte von den jungen Lords bekämpft wurden, Worte, die ſeltſamerweiſe heute Sammet Mordaunt geſprochen und die gleichſam zum Trotz alſo gelautet hatten:

„Ich rathe doch Jedem, dem unſer neues England, wie es durch Cromwell geſchaffen worden iſt, nicht gefällt, nach Belieben auszuwandern. Wem unſer Land nicht fromm genug iſt, der gehe nach Pennſylvanien! Wem es andererſeits wieder zu fromm geworden, der gehe — nach — nach Rom! Kann Jemand in Wahrheit glauben, daß ſich England ſo ganz umſonſt in die moraliſchen Unkoſten eines Königsmordes wird geſetzt haben wollen? Wetter,

fahrt nicht auf! Ei, greift, zum Henker, an eure Degen! Ich will die Blutſchuld nicht in Abrede ſtellen. Aber ſie iſt nun einmal contrahirt, und was uns unſer Gewiſſen, wenn's uns drücken ſollte, erleichtert, das iſt Handel und Wandel, blühender Erwerb und fröhliches Fortkommen auf allen Gebieten! Haus, Schule, Kirche, Alles will eine neue Zeit. Die Königin ſoll ſich ja vorſehen, daß nicht wieder die Macht an's Parlament kommt —"

Ein Lord Timtemple blies mächtige Wolken aus ſeiner Thonpfeife und erinnerte durch Aufheben der Portweinflaſche und ein A-Jour-Halten derſelben an die Leere, die ſich inzwiſchen im Innern derſelben eingeſtellt hatte. Maxwell klingelte dem „Butler" ſeiner Tante. Es kam Succurs.

Lord Timtemple war als Parlamentsmitglied zu ſchonen.

Aber das hinderte den heftigſten Angriff auf die Macht des Parlamentes nicht, einen Angriff, der auf der anderen Seite auch wieder für Lord Timtemple eine Schmeichelei ſein konnte.

„Wo iſt die Macht denn jetzt anders?" rief die Mehrzahl der jungen Männer, und Einer nach dem Anderen führte eines der ſtrengen Geſetze gegen die Jacobiten an, die Proſcriptionen, die Preiſe, die auf den Kopf der erſten Häupter der Anhänger der alten Dynaſtie, ja auf den des Prätendenten ſelbſt geſetzt waren.

„Kein Engländer, und wär' er der eingefleiſchteſte Proteſtant, würde ſich das Blutgeld von 100,000 Pfund verdienen wollen, das auf den Kopf Jacob's III. ausgeſetzt iſt!" rief der junge Lord Widdrington und wollte damit beweiſen, daß die Maſſe des Volkes anders dächte als die Advocaten und das Parlament.

„Es läßt ſich mit Miſter Sam handeln!" fiel Lord Wintoun ein. „Wenn ihm Lord Bolingbroke den Schatz zu verwalten gibt, ſo ſattelt er um, wie ſchon Andere gethan haben —"

„Lord Bolingbroke!" riefen Andere. „Der iſt ja unſer!"

Lord Marwell beſtritt für Sam die Macht einer Lockung durch Geld, ſeitdem für den heute ſo loyalen Sprecher Ellinor Robertſon gewonnen wäre. „Der ſitzt in der Wolle!" ſagte er lachend und begann auf's neue von ſeines Freundes Verlobung zu ſprechen, von dem Verlangen, das alle Genoſſen Sam's nach einem ſolennen Begehen des nun vorauszuſetzenden feierlichen Familien-Actes tragen dürften.

Mit ſcheinbarer Gelaſſenheit und ruhig die Wolken ſeiner kleinen Thonpfeife vor ſich wegpaffend, ertrug ſogar Samuel die Schilderung des Effectes, den es machen müßte, wenn in einen glänzend erleuchteten Saal, vielleicht in einen zu dem Ende gemietheten öffentlichen, der

alte Großvater, diesmal sauber gewaschen und gekleidet, Will Mordaunt aus der Ipswichstraße, träte und sein anderer Enkel, Tom Mordaunt, der Vicar von Pemford in Pemfordshire, eine feierliche Rede hielte, falls noch dazu seine Zunge die Kraft behalten hätte. Alle wollten durchaus, daß Tom, der Pfarrvicar, auch jenen Fehler der in diesem Kreise wenig geliebten Primogenitur haben sollte, sich im Genusse alles Schönen, was die Erde bietet, sicherer zu fühlen als die armen sogenannten „jüngeren Söhne", diese Parias Alt-Englands, diese zeitlebens bestimmten, eine Schule der Entbehrungen durchzumachen, oder richtiger gesagt, zwar nicht zu entbehren, aber ihre Bedürfnisse nur zu tilgen durch Schuldenmachen.

Zuletzt blieb dennoch Blanche Champfleury die Siegerin im Streite der Meinungen und Gegensätze. Die Französin war Allen werth genug, Gegenstand einer Reihe von Erörterungen zu werden, die einem versteckten Belauscher derselben Veranlassung zum Erstaunen gegeben haben würden über die vorsichtige und gründliche Art, wie noch so junge Männer von wenig Lebenserfahrung doch schon höchst eingehende und tiefe Betrachtungen über die wesentlichen Eigenschaften, die zum Begriffe des Schönen, des Amüsanten, Koketten, des Geschmackvollen u. s. w. bei den Frauen gehören, anstellen konnten. Die ebenfalls auf's Tapet gekommene Geschichte des Armbandes war

bald abgethan. Man widerſprach keineswegs, als Samuel behauptete, die Geſetze der geoffenbarten Religion, über welche damals ſo viel Bedenkliches und Anſtößiges von berühmt gewordenen Denkern ergrübelt wurde, ſelbſt von jenem grundſatzloſen Jacobiten Lord Bolingbroke, führten darauf hin, daß in dem zufälligen Umſtande, daß Bob Willie, ein Diener ſeines Großvaters, jenen Schmuck hätte finden müſſen, ein Wink von Oben gegeben wäre, der vorzugsweiſe ihn, den Sprecher, würdig machte, ſich der ſchönen Frau oder Jungfrau oder Wittwe als ihr Cavalier anbieten zu dürfen. Sie beſchloſſen aber Alle, ihr Glück zu verſuchen und ſich noch heute bei Lady Arabella Ratcliffe in ihrer Abendſtunde auf dem Grosvenorplatz anzumelden.

Samuel hatte noch einige wichtige Angelegenheiten, die ihn ſelbſt oder fremde Auftraggeber betrafen, zu erledigen, ſonſt würde er geſucht haben, in dem ſtolzen Hauſe der Lady Arabella Ratcliffe allen anderen Bewerbern um die erneuerte Gunſt der Vicomteſſe von Champfleurn zuvorzukommen.

Es war erſt eine ſpäte Abendſtunde, als er ſich anſchicken konnte, dem Drange ſeines für dieſe Wiederbegegnung mächtiger als für die endliche Begrüßung Ellinor's, ſeiner Verlobten, ſchlagenden Herzens zu befriedigen.

Lord Marwell war ihm ſchon auf dem Grosvenor-

platze zuvorgekommen. Er hatte ihm berichtet, daß Sam daſelbſt mit den alten Geſinnungen erwartet würde, daß Blanche noch viel ſchöner geworden ſei, als ſie ſchon geweſen, daß ſie mit Leichtigkeit gelernt hätte, ſich im Engliſchen auszudrücken und eine kindiſche Freude über ihr wiedergefundenes Armband zu erkennen gegeben hätte.

„Wie kam ſie in jene Gegend," fragte Sam, „wo das Ding verloren wurde? Haſt du ſie nicht darum befragt?"

Der Freund hatte nach dem gemüthlichen Drange ſeines ihm eigenen Weſens vor Allem die Thatſache feſtſtellen wollen, daß die Vicomteſſe die ihr bereitete Freude einem Diener des Großvaters ſeines Freundes zu verdanken hatte, und erklärte, daß er gerade bei dieſem intereſſanten, von Sam mit dem teleologiſchen Beweiſe für das Daſein Gottes in Verbindung gebrachten Zuſammentreffen am längſten verweilt hätte.

Nicht das erſtemal aber, daß Sam etwas im äußerſten Grade kindiſch nannte, was an ſeinem Freunde Marwell andere Leute gemüthlich fanden. Er gerieth in die größte Entrüſtung über dieſe Herausſtellung ſeiner ignoblen Herkunftsbeziehungen und erklärte, ſich wundern zu müſſen, daß Marwell die Damen auf dem Grosvenorplatze nicht auch gefragt hätte, wie viel ſie dem Ueberbringer Trinkgeld gegeben hätten.

dem Manne, ſchon ganz gewiß. Er konnte ja ſchon nie ein Kind tragen und damit an ein offenes Fenſter gehen, ohne die Beſinnung zu verlieren, weil es ihm immer war, als müßte er's hinunterwerfen. Bei Kindtaufen zitterte er vor Angſt, er könnte den Säugling fallen laſſen. So ſah er nun auch den fingirten Diskuswerfer immer auf der Kante eines Tiſches ſtehen und hundert Ellenbogen, die auf ein Haarbreit ihn herunter ſtießen. Seine erhitzte Phantaſie mußte ſich erſt durch einige Gänge durch das Zimmer wieder abkühlen. Nun griff er nach dem Briefe Theobalds, des Volksdichters, welcher alſo lautete: „Lieber Vater! Ich benutze die wenige Muße, die mir die Abfaſſung eines Cyklus von Gedichten geſtattet, dir dieſe wenigen Zeilen darüber zu ſchreiben. Ich will den ſiebenjährigen Krieg, der Uebung wegen, beſingen, aber dabei, wo möglich, die Fehler vermeiden, die Silius Italicus gemacht hat. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen epiſchen und hiſtoriſchen Dichtungen. Die erſtern ſind in die Form gebannt, welche Homer und Virgil einmal erfunden haben, die letztern machen ſich lächerlich, wenn ſie ihre Thatſachen mit den allegoriſchen Maſchinen der gewöhnlichen Epopöe vermiſchen. Wie abgeſchmackt ſind die puniſchen Kriege des Silius? Wie unſinnig iſt die Einmiſchung der Götter in die Kämpfe des Hannibal? Lucans Pharſalien treffen den richtigeren Ton und überragen vom römiſchen Standpunkte die Henriade und jede Alte-Fritziade, die ſich etwa des poetiſchen Apparats, wie er ſich bei Klopſtock findet, bedient haben würde. Mein Gedicht ſoll jener Poeſie der Thatſachen angehören, die nicht einmal Dichtung in die Wahrheit miſcht, wie allerdings Lucan auf ſeinem Standpunkte ganz richtig und zum Aerger der

„Das hab' ich auch gefragt!“ rief Maxwell lachend und ſah mit größter Gelaſſenheit, wie Sam ſeinen ſchönen rundkrämpigen, mit Goldborten und einer Feder geſchmückten Hut, den er eben hatte aufſetzen wollen, zornig auf die Erde warf, die Handſchuhe, die er ſchon anhatte, von den Fingern zerrte und ausrief:

„Nun, das muß wahr ſein! Ich möchte doch rathen, daß du dich irgendwo als Führer eines alten Blinden, der für dieſen die Leute anſpricht und die Blechbüchſe hinhält, vermiethest!“

„Was iſt denn daran Schlimmes?“ entgegnete ſein Freund. „Höre doch nur weiter! Als die Damen erfahren hatten, daß der Ueberbringer des ſchon ſeit einem halben Jahr unwiederbringlich verloren geglaubten Armbandes ein Diener Eures Großvaters geweſen, klingelte Lady Arabella und fragte ihren Kammerdiener, wie viel der redliche Finder erhalten hätte. Eine Krone, hieß es. Ich bin überzeugt, ſagte ich, als er hinaus war, dieſer Schurke hat ihm nicht mehr als zwei Schillinge gegeben. Lady Arabella entſetzte ſich über meinen Peſſimismus. Sie iſt ſo gut, die liebenswürdige Frau, und merkt nicht, daß wir von denjenigen Menſchen am meiſten betrogen werden, die uns die Ehrlichkeit ſelbſt erſcheinen! Da hab' ich denn verſprochen, es wieder gutzumachen, mich gründlich bei Eurem Großvater nach dem Trinkgeld zu erkun-

digen und die Guinee voll zu zahlen, wenn er im glücklichsten Falle nur die Hälfte bekommen haben sollte. Die Vicomtesse rief nur immer dabei: Der gute Monsieur Mordaunt! Wie schätze ich seinen Geist, seinen Scharfsinn! Er ist nicht schön, das ist wahr, sagte sie, aber er hat Muth und ich möchte ihn an der Spitze entweder einer Armee oder eines Ministeriums sehen —!"

Das einzige Wort: „Er ist nicht schön!" war ein Wermuthstropfen in dem süßen Trank, der da dem jungen Barrister, dem künftigen Heros der Londoner Gerichtshöfe gespendet wurde. Bei alledem milderten sich die Zornesausbrüche des jungen Advocaten. Marwell warf sein „Er ist nicht schön, das ist wahr!" so drollig in seine Berichterstattung hinein, daß die Wirkung schon an sich eine für Sam, der in diesem Punkt, was sein Aeußeres anlangte, keine Illusionen nährte, erheiternde war. Es erinnerte ihn das Wort zugleich an die glücklichsten Momente, die er schon mit der Vicomtesse erlebt hatte. Denn gerade unter wiederholtem Hinwerfen der Worte: „Fi! fi! Comme vous êtes laid, Monsieur!" hatte sie ihm gestattet, ihre Hände, ja in einer Ekstase seiner Bewerbungen, als er sich von ihr losreißen mußte, sogar Wange und Lippen zu küssen.

Nachdem hierauf Marwell, der sich sehr gern dazu bekannte, was Kenntnisse und Lebensklugheit anbelangt,

der Schuler und Zogling ſeines Freundes zu ſein, das Verſprechen hatte geben muſſen, ſich über den Punkt der Ablohnung des redlichen Finders unbedingt keine weiteren Skrupel zu machen und dieſen ganzen Gegenſtand beim ferneren Beſuche des Lord Ratcliffe'ſchen Hauſes durchaus unberührt zu laſſen, begab ſich endlich auch Samuel auf den Grosvenorplatz und bediente ſich zu dem Ende wieder einer Miethkutſche.

In den Mienen der Bedienten glaubte er bereits die üble Nachwirkung der Plaudereien ſeines Freundes zu erkennen. Sie behandelten ihn, ſo weit es ihm wenigſtens ſelbſt ſo erſchien, lange nicht mit demjenigen Reſpect, den er früher auf dieſen Stiegen mit dem kunſtvollen aus Eiſen gefertigten Gelander voll vergoldeter Kronen und Wappenthiere für ſeine Perſon angetroffen haben wollte. Ja, als ihm ſogar begegnen mußte, daß auch auf ihn die gewöhnliche Regel vornehmer Häuſer angewendet wurde, daß es hieß: „Wir wollen ſehen, ob die Herrſchaft zu Hauſe iſt —!" da entbrannte er auf's neue in Zorn über Arthur Marwell und ſagte ſich: „Wer weiß, ob er nicht auch von meiner Verlobung mit einer Gans aus dem Goswell-Viertel geſprochen hat!"

Und richtig, es kam die Erklärung heraus: Die Herrſchaft wäre ausgefahren und käme vor ſpät Nacht nicht zurück.

Schurke, hätte Samuel dem galonirten Diener zurufen mögen, du haſt mich ja gar nicht angemeldet! Du willſt dich nur rächen, daß deine zwei Schillinge an den Packträger meines Großvaters zur Sprache gekommen ſind!

Er bekämpfte ſich jedoch und war wenigſtens froh, die Stiegen nur erſt in einigen Stufen betreten zu haben und das vollſtändige Umkehrenmüſſen weniger kränkend zu empfinden. Er ſetzte ſich vor'm Hausthor wieder in ſeinen Miethwagen, dem er, unentſchloſſen, was beginnen, zugerufen hatte: „An die Brücke!“ Er hatte wirklich an den Fenſtern, die Lady Arabella bewohnte, Licht geſehen, Licht auch an denen, die den fremden Beſuchern eingeräumt zu werden pflegten. Er fuhr, wie um ſich zu ſammeln, durch halb London, hörte nichts vom tobenden, nachtlichen Geräuſch um ihn her, dachte nicht daran, links zur „Gans von Goswell“ abbiegen zu laſſen, ſondern rief erſt Halt! an der großen Verbindungsader zwiſchen den beiden Hälften Londons, der nördlichen und der ſüdlichen, der „Londoner Brücke“.

Der Regen hatte aufgehört. Er ſtieg aus, lohnte den Kutſcher ab und hüllte ſich, um ſich gegen die Kälte und den feuchten Nebel zu ſchützen, tief in einen Mantel, den er im Wagen auf ſeinem Schoß gehalten hatte. Mißmuthig ſtreifte er den Weg am Strand hin, erſt weſt-, dann oſtwärts.

Hier wogte die Bevölkerung hin und her. Fuhrwerke zogen noch bis tief in die Nacht hinein ſchwere Laſten. Reiter hemmten den Fußgängern den Weg. Auf der Themſe blitzten zahlloſe Leuchten von den vor Anker liegenden Schiffen her; Geſchrei aller derer, die nach irgend einem noch nicht erreichten Ziele, einer Herberge, einem Magazine, zu Waſſer oder zu Lande, zuſteuerten, miſchte ſich mit dem der Verkäufer, die ihre Waaren, Früchte, Getränke, Brot ausriefen, auch Flugblätter und neueſte Zeitungen aus allen Gegenden der Welt.

Nicht ein Gedanke kam Sam in dieſem rauſchenden Meere, durch das er zuweilen mit eingeſtemmten Armen ſchwimmen mußte, an das ſtille Eckſtübchen, wo ihn doch wohl in dieſem Augenblick Ellinor und ihr Vater ſehnſüchtigſt erwarteten. Nicht ein Gedanke an das Schmerzenslager, auf welchem ſich ſein Großvater ſtöhnend wälzte oberhalb des Geldkaſtens, der ſich doch vielleicht bald für Sam's Bruder öffnen ſollte. In ſolchem Grade war er über das Verfehlen der Ladies und die Grübeleien ſeines Mißtrauens von Unmuth erfüllt, daß er nur das Nächſte im Auge behielt, ja ſelbſt am Templegarten vor die Buden des engliſchen Policinell, des Punch, ſich ſtellen konnte, ohne zu ſehen und zu hören, was in ihnen vorging. Und doch hätten ihm die Ausbrüche des Volkswitzes willkommen ſein müſſen, da ſie die Auffaſſung der politiſchen Lage

Englands theilten, die heute von ihm, jedoch nur par dépit, so entschieden vertheidigt worden war. Der Papst war da regelmäßig der gute Freund des Teufels. Punch prellte Jenen so gut wie Tiefen.

Als der ergrimmte Wanderer in die Gegend von Lambethstreet gekommen war, erblickte er ab und zu unter dem Volkshaufen einige Physiognomieen, die ihm von Queensbench, Westminstercourt und anderen Localitäten der Londoner Justizpflege her erinnerlich waren. Sie richteten auf ihn, den vom Hut und Mantel Vermummten und offenbar nicht ganz zwecklos Dahinschleichenden, denselben forschenden Blick, den er seinerseits auch ihnen nachsendete, wenn sie an ihm vorübergestreift waren.

Spione sind das! dachte er, Häscher, die irgend einem Tiefe auf den Fersen sitzen.

Noch war London nicht so von Policemen überfüllt, wie gegenwärtig. Als auch ab und zu Trupps Soldaten sichtbar wurden, zuweilen marschirend, zuweilen stillstehend, kam ihm der Gedanke, ob jene Constabels nicht in Zusammenhang mit der allerdings immer schwüler gewordenen politischen Atmosphäre stünden. Das hatte er an den Neuigkeitsbuden doch aufgegriffen, daß sich die Königin bedenklich krank befinden sollte. Sie war erst fünfzig Jahre alt, die königliche Wittwe, hatte aber ebenso durch ihre vielen Kindbetten und den traurigen, regel-

mäßigen Tod jedes ihrer in Schmerzen gebornen Kinder, wie durch den Kampf der Parteien, der Whigs und Tories, in deren Mitte sie stand, allen Lebensmuth, alle Lebenskraft verloren. Starb sie, so konnte der sofortige Ausbruch einer Revolution zu gewärtigen sein. Schon jetzt stand das Parlament mit ihrem Ministerium, das aus Tories zusammengesetzt war, Bolingbroke an der Spitze, in offener Fehde, und die Minister waren sogar uneins unter sich selbst.

Hatte Sam eine Gedankenfährte, die seine Neugier reizte, so verfolgte er sie mit der ganzen scharfsinnigen Spürkraft, die sein Wesen charakterisirte. So glaubte er auch jetzt schon bemerkt zu haben, daß die Männer, die er für verkleidete Wächter der öffentlichen Sicherheit hielt, an jeden der besseren Wagen herantraten, die sich durch die belebten engen Gassen nur langsam fortbewegen konnten. Die Wagen jener Zeit gingen niedrig, die Thüren und die Fenster in ihnen waren weit. Man konnte leicht in das Innere dieser Carossen blicken.

War man Verschwörern auf der Spur? Suchte man irgend eine Person ausfindig zu machen, die sich unter den Schutz der Vornehmen geflüchtet hatte? Vielleicht gar den Prätendenten selbst?

Als Sam, dem Triebe seiner Eifersucht und seines Unmuthes folgend, in die Gegend von Water-Lane

gekommen war, bog ein Wagen um eine Ecke, an dem er das Wappen der Grafen von Derwentwater zu erkennen glaubte, dieser stolzen Ratcliffes, die einst in Schottlands Geschichte eine so große Rolle spielten. Oft schon hatte er Lady Arabella in dieser Kutsche fahren sehen. Er schritt ihr auf's eiligste nach, um hineinsehen zu können. Es wurde möglich. Da fand er die Kutsche leer.

Das sah er nun also, die Damen von Ratcliffhouse auf dem Grosvenorplatz mußten wirklich ausgefahren gewesen sein, als er sich bei ihnen gemeldet hatte. Oder sie mußten die Absicht gehabt haben, es zu thun. Warum aber in diese Gegend? In Straßen, die nirgendwo einen nächsten Weg zu fashionablen Quartieren ermöglichten? Warum hieher, wo Blanche ihr Armband, wie er glaubte, erst vor einigen Tagen verlor?

Der junge Advocat, auf's neue elektrisirt, von glücklichern Gedankenreihen gehoben, schritt durch Water-Lane, als wollte er jedes Fenster in dieser unheimlichen Straße erforschen, jeden Stein zählen, der hier ein unregelmäßiges und keineswegs — unergründliche Pfützen ausschließendes Pflaster bildete. Die Häuser waren schmal und eng, jedoch außerordentlich hoch. Steinerne Treppen gingen von den Hausthüren bis mitten in die ohnehin enge Straße hinein. Das dritte Haus war immer eine Schenke, wie die „Seejungfer", die eine Matrosenkneipe war. Hieher hätte

ſich Blanche, die feine Franzoſin von Verſailles, verirren können? Unmöglich. Und doch war es der Wagen geweſen, deſſen ſich die Viconteſſe unzweifelhaft bedient haben würde, um hieher zu gelangen.

Sam erinnerte ſich, daß der nahen Themſe wegen in dieſem Viertel auch Färber und Wäſcherinnen wohnten. Noch war London nicht ſo verbaut, daß nicht ſelbſt in dieſem Theile der Stadt dieſem Geſchäft hätten Höfe und Trockenböden zugute kommen können. Die alten Häuſer hatten im dritten, vierten Stock Galerieen, auf welchen die Wäſche, bewegt vom Winde, wie luſtige Nachtgeſpenſter hin- und herflatterte. Hier konnte manche franzöſiſche Nähterin, manche feine Büglerin aus Paris wohnen. Jene Zeit hatte im Herſtellen von Halskrauſen, geſteiften Spitzkrägen, zierlichen Manſchetten, ſelbſt bei den Männern, mehr zu leiſten, als die unſerige nur noch zu ahnen vermag.

Sam war von ſeinem im Grunde nur zweck-, jedenfalls erfolgloſen Hin- und Herwandern ermüdet. Die verdächtigen Phyſiognomieen der Polizeiwächter ließen ſich in Lambethſtreet, wohin er inzwiſchen gekommen war, nicht mehr ſehen. Die Straßen waren für das Paſſiren von Kutſchen überhaupt zu enge. Er betrat die Schenke zur „Seejungfer". Eine rieſige weibliche Halbfigur aus Holz, im Geſchmack der bemalten Figuren an den Schiffsvorder-

theilen, lockte am Eingang zum Beſuch dieſer lärmerfüllten Taverne.

Die Geſellſchaft war hier gemiſcht genug. Wenig geringere Matroſen, deſto mehr Steuerleute, Zollſchreiber, Hafen- und Brückenbeamte, Bürger, die hier einen beſſeren Porter, beſſeres Ale zu finden erwarteten, als an anderen Orten, ſelbſt Officiere mit Stelzfüßen, Invaliden aus den jüngſten Schlachten von Ramillies und Malplaquet. Darunter ſogar Frauen, die freilich auf einen guten Ruf keine Anſprüche machen durften.

Hier mochte Samuel Mordaunt eine halbe Stunde in der ſchon damals von Tabaksdampf erfüllten Atmoſphäre aller Wirthshäuſer, hinter einem Glaſe Ale, dem er mäßig zuſprach, zugebracht haben, als er aus dem Winkel heraus, wo er, das Haupt aufſtützend und jetzt ſeine Verbindung mit Miſter Robertſon's Tochter und die nächſten Folgen derſelben überdenkend, ſaß, zwei junge ſchlanke Männer eintreten ſah, die ſich nicht drei Schritte in den von einem Dutzend Oellampen, für jene Zeit ſehr glänzend erhellten, aber doch nur dämmerhellen Raum hineinbegaben, ſich umſahen, wiederum Kehrt machten und Veranlaſſung gegeben zu haben ſchienen, daß ſich ſofort drei andere Männer, die auf ſie gewartet haben mochten, erhoben und ihnen folgten. Letztere gehörten ohne Zweifel der beſſeren Geſellſchaft an. Ja der Aelteſte trug die

Philologen gethan hat, sondern nur das Factum, aber als Poesie, geben. Ich würde weder Alexandriner, noch Hexameter, noch Nibelungen-Aale zu meinem Gedichte haben brauchen können, sondern frisch und rasch, frank und frei trommt' ich vierfüßige Jamben, die sich wie Reveilleschlag und Musketenfeuer anhören. Den langen, wallenden Parnaß von Mars und Minerva und all den mythologischen Hülfstruppen, die zwar bei Rameln, aber nicht bei Friedrich dem Großen den Ausschlag geben konnten, hab' ich nirgends in mein abgestecktes Feldlager eingelassen. Ich gebe ein Gedicht, wo keine Brennen, keine Söhne des Mars und dergleichen Abstractionen auftreten, sondern Husaren, Vanduren, Kosaken, Alles echt und authentisch und durch den Zopf eher recht natürlich, als künstlich gemacht. Dennoch, lieber Vater, ist dies Gedicht vom siebenjährigen Kriege nur Uebung und ich werde davon nichts veröffentlichen, als einige Episoden, die in den nächsten Mispelheimer Kalender kommen werden. Sonst bemüh' ich mich, den Geist der Zeit recht zu begreifen und über Dunkles klar zu werden. Ich verstehe noch nicht recht, wo bei unsern Zeitgenossen die Poesie eigentlich hervorbrechen wird. Jetzt höre ich nur ein geheimes Rauschen und Anschlagen, weiß aber das Nähere nicht. Die Hoffnung einiger jungen Dichter unserer Zeit, es möchte auch der Rauch unserer Dampfmaschinen, der bekanntlich in Tropfen niederfällt, die Poesie mit eigenthümlich erquickender Wirkung anfeuchten, scheint mir zur Zeit noch eine Täuschung zu sein. Ich fürchte sehr, daß die, welche viel auf Eisenbahnen fahren, die Lungensucht bekommen. Nun, es läßt sich übrigens noch gar nichts sagen, und ich will mich bemühen, zur Zeit noch harmlos zu bleiben. Wunderlich ist doch, daß

unverkennbare Haltung eines verkleideten Officiers. An den hohen Stiefeln, die er trug, klirrten Sporen.

Mehr als von dem ſonderbaren Einverſtändniß zwiſchen dieſen fünf Menſchen war der Advocat von dem Anblick der beiden jungen Männer betroffen, die offenbar den drei Andern durch ihr Erſcheinen ein Zeichen gegeben hatten. Den Einen kannte Sam ohne Weiters. Es war Lady Arabella's eigener Sohn, der junge Hauptmann Jacob Ratcliffe, Graf von Derwentwater, von der ſchottiſchen Garde zu Edinburgh. Zu oft hatte er ihn im Hauſe ſeiner edlen Mutter, ja noch kürzlich in Edinburgh ſelbſt geſehen, freilich immer in ſeiner kleidſamen Uniform mit jener ſeltſamen Mütze, dem Plaid und den nackten Knieen der Hochſchotten. Heute trug er eine durchaus bürgerliche Kleidung. Aber ſein Begleiter? Dieſe weiße Haut neben dem gebräunten Teint des jungen Hauptmanns? Dieſe zierliche behende Geſtalt neben dem kraftvollen Wuchs, den breiten Schultern eines jugendlichen Mars?

Der tief in die Augen gedrückte Hut des jungen Mannes hatte Sam nicht verhindert, zwei Gedanken wie auf einmal zu denken: Das iſt eine verkleidete Frau, und ebenſo ſchnell: Dieſe verkleidete Frau iſt Blanche von Champfleury!

Schon war Sam auf dem Wege, die Männer zu

verfolgen. Draußen war er bald nur zwanzig Schritte hinter ihnen her. Er verdoppelte ſeine Eile, die er jetzt von Jenen beobachtet ſah. Er kam ihnen näher. Jacob Ratcliffe, Graf von Derwentwater, wendete ſich und ſchien anfangs Miene zu machen, den ſo auffallend haſtigen Verfolger an ihnen vorübergehen zu laſſen. Da mußte aber auch er den Verfolger erkannt haben, wie ihn Sam erkannt hatte. Jetzt zog er die Männer, die ſich verhüllten, mit ſich vorwärts. Die zierliche Geſtalt, die Sam für Blanche hielt, mußte hüpfen, um nur mit den Andern im gleichen Schritt zu bleiben.

Sie ſchwenkten Alle um eine Ecke. Eine Gaſſe, die völlig düſter und faſt menſchenleer war, nahm die fünf Männer auf. Sam blieb ihnen auf der Ferſe.

Jetzt rief er laut und die ihm eigene Entſchloſſenheit zuſammennehmend:

„Capitän! Capitän!“

Da wendeten ſich die drei Andern, zogen ihre Degen und ſchützten ihre zwei Gefährten, die ſchnell an einem Hauſe eine Glocke zogen. Man ſtand an einem Hauſe mit ſchmalen Erkern im erſten und zweiten Stock, mit einer gewölbten altgothiſchen Thür, mit einem Regendach ſchon am erſten Stock. Schuppenartig war es mit Schiefern ſelbſt an den Außenwänden belegt. Alles ſchien in dieſem Hauſe dunkel und todt zu ſein.

Dennoch lehnte ſich die jugendliche Geſtalt, die Sam für Blanche hielt, mit abgewendetem Antlitz dicht an die Thür des Hauſes, als müßte ſie ſogleich die erſte ſchmale Spalte, die das Geöffnetwerden der Thür entſtehen ließ, benützen, um zu verſchwinden wie ein Hauch.

Und ſo ſollte es kommen.

„Kapitän! Was thun Sie hier? Wer iſt Ihr Begleiter?“ hatte Sam noch einmal unerſchrocken gerufen und ebenfalls die Hand an ſeinen Degen gelegt. „Wohin entführt Ihr alle die Vicomteſſe von Champfleury?“

In dieſem Augenblick hatte ſich Sam dem jungen Mann, den er für Blanche hielt, ſo nahegedrängt, daß beim Aufſliegen der Thür der ganze Knäul, der in der Verwirrung entſtanden war, ſich in's Haus hineinſchob und — Samuel Mordaunt mit ihm.

Bis nun hier und da ein Nachbar über den Lärm das Fenſter öffnete und auf die Straße guckte, da lag wieder Alles ſtill im nächtlichen Dunkel. Es war eine Straße ohne Ausgang. Sie hieß Fish-Lane-Winkle. Im Hauſe hatte ſich erſt vor Kurzem ein franzöſiſcher Zahnarzt niedergelaſſen, Monſieur Richard.

## Sechstes Kapitel.

# Frohe Hoffnungen.

Drei zwar nur kurze November-Tage, aber verhältnißmäßig desto längere November-Abende hatte Ellinor vergebens auf die Wiederkehr ihres in kindlichem Gehorsam von ihr als Verlobten anerkannten Jugendgespielen gewartet — drei Tage und drei Abende nach sechs Monaten vergeblicher Hoffnung, die schon vorausgegangen!

Sam war endlich in London! Er hatte das ihm so großmüthig und edel geöffnete neue Vaterhaus besucht, ohne die Verlobte, ohne den Vater derselben gefunden zu haben — und war nicht wiedergekommen —!

Voll Besorgniß, daß ihm ein Unfall zugestoßen sein könnte, eilte der alte Robertson zu Will Mordaunt, dessen Zustand er entschieden verschlimmert antraf. Auch hier hatte sich Sam nicht wieder sehen lassen. Gerade in dem Augenblick, wo der alte Freund in seine Kammer trat, schüttelte den Großvater ein heftiger Fieberfrost. Er winkte

nur mit der Hand und gab in kurzen abgeriſſenen Worten die Adreſſe des Lord Nairn und des jungen Lord Arthur Marwell als die ſeines Enkels an. Robertſon war ſo gutmüthig oder hielt ſich für dermaßen ſeinem alten Freund und Gevatter verpflichtet, daß er an deſſen Bett trat und ſprach:

„Wird es Euch irgend gut thun, ſo laßt doch lieber um Lebens oder Sterbens willen alles das vom Meiſter Kraksby" — dem Notar — „aufſetzen, was wir neulich" er meinte vor ſechs Monaten „über den Jungen" — er meinte Sam — „beſprochen haben!"

„Geht mir mit allen Rabuliſten und Geldſchröpfern!" rief der alte Mordaunt in einem geradezu entſetzlichen Tone, mit einer ſchreckenhaft hohlen Stimme und raſſelte dermaßen mit der Kette, die ihn an ſeine Geldtruhe wie die Nabelſchnur das Kind an die Mutter, die aus beiden Ein Leben, Ein Weſen macht, feſſelte, daß ſich Robertſon entfärbte und wie vor einem Tollgewordenen zurückfuhr.

„Ich werde ſterben!" fuhr Will Mordaunt wild fort. „Mich hat der Aerger um die Räuber von Pemford auf's Lager gebracht. Aber ſeid nur ruhig," ſchloß er ein hierauf unverſtändlich gewordenes langes Gemurmel und ſtreckte ſeine magere Hand aus dem Bett heraus und verſuchte jetzt zu lachen, „ich weiß ſchon, wann die Stunde kommt!

Dann verbrenne ich Alles! Was ich Euch gelobt habe, das halte ich auch!"

Ein neuer Froſtanfall, hervorgerufen durch das Bloßlegen der Hand, ſtand in ſchauerlichem Widerſpruch zu dem Bilde des Verbrennens — wahrſcheinlich von Dingen, deren Zurückbleiben nach Mordaunt's Tode den alten Robertſon hätte beängſtigen dürfen.

Bei Lord Nairn und Arthur Marwell erhielt Robertſon, der mit Seufzen die Ipswichſtraße verlaſſen hatte, wenigſtens die Beruhigung, daß Sir Sam Mordaunt ſich vollkommen wohl befand, wenn auch, wie man dort vermuthen zu müſſen glaubte, von Geſchäften bis zum Unſichtbargewordenſein ſelbſt im Hotel, wo er wohnte, überhauft. Denn er wäre, hieß es, auf dem Leiceſterplatz am wenigſten zu ſehen, bliebe bis in die ſpäte Nacht aus, hätte, wenn er daheim geweſen und Briefe und Schriften aufſetzt, ſich kaum die Zeit zum Eſſen gegönnt und möchte wohl am ſicherſten in Ratcliffehouſe anzutreffen ſein, Grosvenorplatz Nr. 7314 —

„Wo jene ſchöne Franzöſin wohnt," ſagte bei dieſem Bericht ihres Vaters Ellinor, als ſie mit dem Vater allein und gerade Mam'zell Kitty nicht zugegen war, die ſchon in die Seele des argloſen Kindes das Gift des Verdachtes geträufelt und lediglich allein veranlaßt hatte, daß Ellinor noch hinzufügte: „Die ihm wohl ſchon

in Paris den Kopf verwirrt hat! Du wirſt ſehen, daß ihm die Tochter John Robertſon's nicht mehr gut genug iſt!"

Und das ſagte ſie mit Thränen. Aber ſie war noch ganz ein Kind. Denn ſie weinte auch darüber, daß ſie in ihrer erſten Erregung über die endliche Ankunft des Verlobten den Papagei den Namen Sam ſprechen zu lehren angefangen hatte, und ſchon krächzte der ſchöne, manchmal tückiſch blickende Vogel mit einer nervenzerreißenden Stimme einen Laut, der etwa auf Sam! Sam! und damit den Umſtänden entſprechend höhniſch genug herauskam.

Am dritten Tage mußte ſich Ellinor's Schmerz dadurch noch vermehren, daß Mam'zell Kitty von einem Ausgange heimkehrte und behauptete, die ihr von Paris wohlbekannte Vicomteſſe von Champfleury hoch zu Roß geſehen zu haben, umgeben von einem Geleit vornehmer Herren, unter denen ſich auch Sir Sam befunden hätte. Sie konnte nicht Worte genug finden und dieſe nicht glänzend genug ſtellen, um den Effect dieſes Aufzuges zu ſchildern. In allen Straßen hätten die Menſchen im Gehen innegehalten und dieſer ſchönen Frau und den Herren nachgegafft, die von Gold und Seide geſtarrt hätten. Die Franzöſin wäre geritten ganz in der Art, wie ſich die arme, kranke regierende Königin einen Sattel nach

eigener Conſtruction erfunden hatte, denſelben, den wir noch heute den Damenſattel nennen. Denn ehedem ſaßen die Frauen entweder geradezu wie die Männer zu Roß oder ſie kehrten der einen Seite deſſelben ganz den Rücken und mußten den Gaul lenken, ohne ihn anders als nur von der Seite her anſehen zu können.

Ellinor hatte wenig andere „Roman-Ideen", als ſolche von einer Liebe treu bis in den Tod. In all' den Geſchichten, die ſie ſchon geleſen hatte, meiſt orientaliſchen oder Geſchichten aus Mexico und Peru, waren die Sultans- oder Inkastöchter geneigt, ſogar zu betteln und barfuß zu gehen, wenn es ſich darum handelte, einen Gefangenen, den ſie liebten, von ſeinen Banden zu befreien und mit ihm in ſeine Heimat zu entfliehen. Aber auch Geſchichten von unglücklichen Liebenden, die ſich nicht bekommen konnten, waren ihr geläufig. Nur die Untreue, dies bewegende Element der modernen Literatur, vollends die Untreue von Frauen, die kannte ſie nur in dunkeln Umriſſen, ebenſo wie ſich damals erſt allmälig jene Lovelaces, die Ein weibliches Herz nach dem andern opfern können, in den Romanen den verführeriſchen Reiz der Poeſie zu erobern anfingen. Ellinor glaubte noch an die Traditionen von Zucht und Sitte. Sie ſuchte ſich den Gedanken, ihre Verbindung mit einem berühmten Advocaten würde ebenſo glücklich von ſtatten gehen, wie Vater,

Großvater, Urgroßvater ihre Gattinnen glücklich gemacht hatten, um ſo mehr zu bewahren, als Mam'zell Kitty die weitere Ausmalung der Befliſſenheit, mit welcher ein ſchlanker Mann mit Pockennarben die ſchöne Franzöſin zu Roß umworben hätte, ebenſo nachdrücklich vom Vater unterſagt erhielt, wie bereits ſchon früher ihre Schilderungen der in Frankreich herrſchenden leichtſinnigen Sitten.

„Ich weiß es wohl," ſagte Vater Seehummerchen, der zuweilen eine recht harte Schale annehmen konnte, „ich weiß es wohl, daß Alles, was die Menſchheit anfängt, im Großen und für's Allgemeine zu gewinnen, wieder einen Verluſt im Gefolge hat für ſie ſelbſt und für ihre Tugend. Ehemals mußte man zittern vor Tyrannen, vor Mördern und ungerechten Richtern. Ehemals bedrohten Feuersbrünſte, unaufhörliche ſchreckliche Kriege die Menſchheit; die Schiffe waren wie Nußſchalen gebaut, große Krankheiten rafften Tauſende dahin und die Nahrungsmittel verſchwanden oft in ſolchem Grade, daß ganze Städte und Dörfer verhungerten. Damals aber ſchloß man ſich eben darum an die Familie an, hielt ſein Weib, ſein Kind noch theuer und werth; Kinder wollten keine andere ſichere Führung durch's Leben haben, als den Rath, die Erfahrung und Liebe ihrer Eltern. Denn man hatte das heiße, vom Herzen kommende Verlangen, wenigſtens in irgend etwas glücklich zu ſein und wenigſtens irgendwo

die Palme des Friedens über ſeinem Haupte wehen zu ſehen und wehen zu hören. Je mehr ſich aber die Welt im Allgemeinen verbeſſert hat, je mehr die Tyrannen durch Geſetze gebunden ſind, Mord, Plünderung, Beugung des Rechtes in Abnahme kommen und alle Mittel, dem Menſchen ſein Leben bequemer und angenehmer zu machen, in Zunahme begriffen ſind, ja ſchon eine bewunderungswürdige Höhe erreicht haben, deſto ſchlechter wird dagegen der Charakter der Menſchen, die Sitte des Hauſes lockert ſich, der tägliche Verkehr verfeindet ſich. Das wird noch immer ärger kommen — wer es erlebt —"

„Vater!" unterbrach Ellinor auf's liebevollſte. Niemals litt ſie, daß der Vater vom Tode ſprach.

Seltſam, dachte aber Mam'zell Kitty mit einem ſchielenden Seitenblick auf Ellinor, die ſich dem Vater an die Bruſt geworfen hatte und ihn mit ihren kindlichen Liebkoſungen zu beruhigen ſuchte, ſeltſam, dergleichen von einem Manne zu hören, der vielleicht einen Mord oder wer weiß was ſonſt auf dem Gewiſſen hat —! Auch ihr war bereits bekannt geworden, was den Menſchen über Herrn Robertſon ſo viel Kopfzerbrechens verurſachte.

Endlich, am vierten Tage nach ſeiner Ankunft in London, erſchien Samuel Mordaunt. Er kam in ſchwarzer, modiſcher, reichgeſtickter Sammtkleidung, die Knöpfe von Silber, den Hut rundum mit Federn beſetzt, in

Jean Paul keinen Vers machen konnte? Jean Paul war aber kein thetiſcher, ſondern ein anakoluthiſcher Geiſt. Seine Poeſieen ſind Vorderſätze ohne Schluß. Wohl ſpann Jean Paul die Poeſie aus ſeinem Herzen heraus, aber immer nur Fäden; aus dieſen Fäden und Geſpinnſten konnte er kein Kleid weben. Seine Phantaſie war ein Kaleidoſkop. Sie hielt eine vereinzelte Anſchauung nicht lange feſt, ſondern miſchte ein Gebild in's andre. Mit Bildern und Gleichniſſen überhäuft ſich nur, wer keine Geſtalten feſſeln kann. Auch lag Jean Pauls Gefühl nicht in jener Activität, die Entſchlüſſe faſſen will und ermattet in lyriſche Ohnmacht zurückſinkt, ſondern in einer ununterbrochenen Paſſivität, die nicht ſelber fühlt, die nur mitfühlt. Das Gefühl des Mannes iſt Melancholie, das des Weibes Wehmuth, und Wehmuth nur kannte Jean Paul. Aus der Wehmuth entſpringen keine Gedichte, nur aus der Melancholie. Und überhaupt, wenn ich an meinem ſiebenjährigen Kriege mit Luſt gearbeitet habe, dann frage ich mich: Was hindert in der jetzigen Bildung zur Antheilnahme an der Poeſie? Früher war die Speculation jene Sphinx, die die Poeſie verſchlang, weil ſie ihre Räthſel freilich nicht rathen konnte. Jetzt iſt das Unthier die Tendenz. Die Tendenz iſt der Wurm, der ſich in die blühendſten Aepfel, in die kräftigſten poetiſchen Eichenſtämme den Weg bahnt und den Kern derſelben anfrißt; ſie iſt der Borkenkäfer, der einen ganzen Wald von geſunder Natur vernichten kann. Die Tendenz ſpannt ganze Himmel und unermeßliche Horizonte über uns, während das Gedicht am beſten geräth, wenn man durch die Bäume nur ein wenig Blau ſchimmern ſieht. Für die Pfeile der Poeſie mühſam vorn die kleine Pointe zu ſpitzen und ſeine Waffen hübſch blank zu putzen, das iſt zu

Schuhen mit rothen Abſätzen und Puffen, Strümpfen von Seide, die damals nur in Lyon und noch lange nicht in Mancheſter ſo fein gewebt werden konnten. An ſeinen Fingern blitzten Ringe. Eine lange, goldene Uhrkette hing ihm bis faſt an die Knieſchnallen vom feinſten Stahl hinunter. Um den halbentblößten Hals hing ein weißer Spitzenſchawl bis auf die Uhr herab, die in einem großen Muſchelgehäuſe dicht auf dem Sonnengeflecht lag. In ſeinem über und über errötheten, heute ganz beſonders markirten, durch Geiſt und Lebhaftigkeit ausdrucksvollen Antlitz glänzten die weißen Zähne, indem er lachend ausrief:

„Nun, da bin ich denn, meine theure, geliebte Elinor! Vergebt mir, Vater John, wenn ich erſt heute komme, nachdem mich vorgeſtern meine Sehnſucht ſchon hergetrieben hatte —“

„Vorgeſtern? Vor drei Tagen!“ berichtigte Vater John.

„Iſt es ſchon ſo lange her? Die Zeit wurde mir zur Ewigkeit!“

„Zur Ewigkeit! Und dennoch — vorgeſtern? Ei! Ei!“ lächelte der Alte, der ſich ſeines Kindes wegen vorgenommen hatte, vollkommen befriedigt zu erſcheinen.

„Ich will ſagen,“ verbeſſerte ſich Sam, „ich mußte die Zeit nützen, mußte die Stunde auf Minuten eintheilen!

Und dennoch pochte ich bei dem Einen erſt am Abend an, wenn ich verſprochen hatte, um Mittag zu ihm zu kommen. Beim Andern mußte ich noch den folgenden Tag mit zu Hilfe nehmen, wenn ich auch bis um Mitternacht in meinen Verhandlungen noch nicht fertig geweſen. Das iſt doch ein Umſtand, wenn man ein Haus ſieht, wo ſich ein Advocatenſchild mit einiger Hoffnung auf Erfolg aushangen läßt! Denn da, wo ſie Alle wohnen, da mag ich doch auch nicht hauſen, noch weniger ſo dunkle Fenſter haben für mein Weibchen, wie ich ſonſt in Middle-Temple-Lane hatte. O, das hat mich auch noch aufgehalten, die alten Juſtiniane in Lamb-Court zu beſuchen und mit Jedem ein Glas Claret auf Hugo Grotius' Wohl und meine künftige Vertilgung von Centnern von Stempelbogen zu leeren! Sie wünſchen mir Alle Glück! Jeder hat einen alten verwickelten Proceß, den er mir abtreten will. Ja, Ellinor, ja, Papa John, das iſt der Grund meines Ausbleibens — ich habe nach hübſchen, freundlichen und haltbaren Neſten für unſer Neſt geſucht —!"

„Und wo gefunden?" unterbrach der Alte die in der That ſchon höchſt behaglich wirkende Rede, während Ellinor beſchämt ſtand und ihre eiskalt gewordene Hand in der des Verlobten ruhen ließ.

Dieſe praktiſche Nutzanwendung, die der Vater ſogleich aus dem Durcheinander ſeiner Rede zog, ſchien

Sam nicht bequem zu kommen. Er hatte offenbar noch nicht Einen Schritt um einen paſſenden Giebel für ſein Advocatenſchild gethan. Mit pfiffigem Lächeln jedoch und mit eigenthümlichem Zwinkern ſeiner ſchwarzen Augenbrauen ſagte er:

„Ich ſag's Euch nächſtens ſchon —! Reif iſt's noch nicht —“

Er that, als wäre die Adreſſe zu überraſchend, das ganze Capitel der Niederlaſſung überhaupt allzu behaglich feſſelnd und für jetzt nur etwas zu umſtändlich. Eine günſtigere Stunde würde das Alles zu ſchönſter Befriedigung bringen.

Einſtweilen ſchalt er über das Geſchrei des Papageis, erklärte auf Alles eiferſüchtig zu ſein, was ſeiner nunmehrigen Verlobten Beweiſe der Theilnahme abgewinnen könnte, ſelbſt auf den Vogel, ſelbſt auf Mam'zell Kitty, die er ſich durch einige Schmeicheleien ſogleich zu gewinnen ſuchte. Er zog Ellinor wiederholt an ſeine Bruſt, ſo daß ſie ſein hartes Uhrgehäuſe fühlen und ſchon allein darum eine gewiſſe Entfernung von ihm zu gewinnen ſuchen mußte. Sie glaubte Alles, was er erzählte. Sie geſtattete ihm halb bewußtlos ſeine Zärtlichkeiten. Sie widerſprach nicht, wenn Sam verſicherte, daß gegenwärtig alle Hoffnungen ſeines Lebens erfüllt wären, daß er in Ellinor Alles, Titel, Glanz, Auszeichnungen fände, ja ſogar den

unerwartetſten Reichthum. Letzteres entglitt ihm ſo von ungefähr. Er machte eine verbindliche Verbeugung gegen den Vater und wollte gleichſam mit einer Entſchuldigung die Zweideutigkeit dieſer Worte vermieden haben.

Der Alte hatte ſo ſehr das Bedürfniß, ſich ſagen zu können: Deine Wahl war wohlgetroffen, deine Zuſtimmung zu den Forderungen des alten Will Mordaunt war vernünftig! daß er nur zu ſchnell bereit war, Alles ſo aufzunehmen, wie es der gewandte junge Lebenskünſtler darbot. Er beförderte bei ſeinem geliebten Kinde das Ablegen ihrer Schüchternheit. Er ging auf den Scherz mit ſeinem Reichthum ein. Er ſuchte das nur noch faſt wie verſuchsweiſe hervortretende Lächeln Elinor's dadurch zu ermuthigen und zu herzhafterem, dreiſterem Lachen zu ſteigern, daß er ſagte:

„Aber wer ſoll Euch denn nun trauen? Der Vicar von Pemford? Ja, der ſollte wirklich endlich einmal eine fromme und bußfertige Miene annehmen müſſen, wenn er Eure Hände ineinander legt und Euch Glück und langes Leben zu wünſchen hat! Denn wenn auch Euer Großvater einen recht vermaledeiten Huſten hat und ein Fieber, daß man glauben möchte, ſeine alten Knochen klappern zu hören, wenn's ihn ſchüttelt, ſo wird er doch ſteinalt wie Methuſalem. Ja des geiſtlichen Herrn jüngerer Bruder ſoll ihn dann recht oft zu Tiſche laden, damit Ihr

oder wir uns, falls ihr mich, den Alten, mit einzuladen würdigen werdet, den Appetit stärken im Anblick der Geduld und Demuth, die er zur Schau tragen muß; — der Majoratsherr aus der Ipswichstraße, der künftige Bischof von Winchester!"

In Sam's Lächeln lag etwas bitter Sardonisches. Es schwebte wie ein Geier über einem Idyll von Wiese, Blumen und sorglos weidenden Lämmern. Beinahe fühlte Sam etwas wie eine Regung von Mitleid, als er nun noch das Sichtummeln im Hause, das Treppauf, Treppab vernahm, die Vorbereitungen zu einem Mahle, woran er theilnehmen sollte. Denn daß er bleiben mußte und dem neuen Verhältniß doch sogleich einige Stunden gönnen, das verstand sich wohl von selbst, und auf eine Methode, später doch abzukommen, hatte er sich schon vorbereitet. Sam Mordaunt war ein ganzer Comödiant. Er spielte eine vorbereitete und eingelernte Rolle und gab sie wie die reinste Natur.

Seehummerchen besorgte seinen Keller selbst. Er holte auch heute den Wein, der getrunken werden sollte. Aber auch in die Küche ging er, die neben dem Keller lag. Er hatte seit einiger Zeit eine wallisische Köchin, mit der man deutlich sprechen mußte, wenn sie verstehen sollte, wie Sam den Braten und welchen Pudding er liebte. Vor Allem mußte er die Vorhänge seines Arbeits-

zimmers zurückziehen und am Schreibtisch die Papiere, die ihm heute von Wichtigkeit schienen, genau durchsehen, auch mehrere davon zu sich stecken, besonders aber galt es, mit einer Handvoll Goldstücke eine Börse zu füllen, die Ellinor für diesen Zweck schon gearbeitet hatte. Auch zwei goldene Ringe nahm er aus einem Schächtelchen, legte sie dann aber wieder behutsam in die Wolle, in welcher sie geruht hatten, zurück, steckte jedoch das Schächtelchen selbst ein. Einmal blickte er auch auf eine Wandschrankthür, dicht neben dem Schreibtisch. Dann sah er sich erst behutsam um und schloß die Thür des Zimmers ab. Hierauf öffnete er den Wandschrank, sah aber nur flüchtig hinein. Seltsame Ideen mochten ihn bewegen. Unter altem Gerümpel, großen Körben und alten Kleidern stand da dieselbe Truhe, die der alte Mordaunt unter seinem Bette hatte. Soll ich mir die meinige auch an einen Gürtel festhaken? mochte er denken in Vorahnung dessen, was Sam noch einst über die Mitgift hinaus verbrauchen würde. Dann setzte er sich zum Rechnen und ließ die jungen Leute absichtlich oben allein. „Solche Charaktere müssen sich erst aneinander abschleifen!“ murmelte er so für sich.

Die jungen Leute genossen denn auch ihr Glück. Sonst waren sie schon oft allein gewesen. Aber so wie heute noch nie. Ellinor sprach nun auch dreist von der Dame von Champfleury und ihrer so kunstvollen Art zu

reiten und ob er — „der Pockennarbige“ sagte sie nicht — ob er der wäre, den Kitty in ihrem Gefolge gesehen hätte? Wie lachte da Sam so unbefangen! Wie viel Späße gab er zum Besten über die Eitelkeit und die Narrheit dieser Frau, der von ihm selbst und von allen seinen Freunden nur gehuldigt wurde, weil sie der junge Lord Jacob Ratcliffe Graf von Derwentwater heiraten wollte und sie die Mutter desselben um deßwillen auch schon ganz zu sich genommen hätte! Er wußte eine Anekdote nach der anderen von ihr zu erzählen, um die glänzende Erscheinung dieser Dame auf ein ganz bescheidenes Maß von Eigenschaften herabzudrücken, die dieselbe für ihn, seinen Geschmack, seine wahre Neigung (dabei küßte er Ellinor beide Hände) durchaus ungefährlich erscheinen ließen. Er wäre nur mitgeritten, seinen Freunden zu Gefallen. Und dennoch, Gleichgiltigkeit heuchelnd, vergaß er sich beim Anblick des kleinen Spinetts, das in einer Ecke des traulichen Zimmers stand, öffnete das Instrument, setzte sich davor und spielte einige Accorde, die er zu greifen verstand, von Liedchen, die jene Circe bezaubernd zu trällern verstand und die ihm sogar jetzt wie unabweisbar und nicht zu bannen im Ohre klangen.

„Aber setze du dich doch selbst,“ unterbrach er endlich mit Gewalt seine Träumereien: „komm doch, mein Herzlieb, Turteltäubchen, singe du! Spiele, was du gelernt

hain! Nein, ſpiele deine alten Lieder! Weißt du noch den Abendgeſang der Schiffer an Killarney-Riff? Die ſchöne Weiſe mit dem Echo, das ſo ſanft über die purpurnen Wellen verhallt —?

Er intonirte das Lied. Seine Stimme war nicht geſchult, aber hell und empfindungsvoll. Man hätte glauben mogen, er hätte in einem Liede ſeine Seele wiedergeben können, und dieſe Seele wäre reich und voll wie die Harfe eines alten Minſtrel, der einſt in ſeinen Saiten das Leben eines ganzen Volkes, die Sehnſucht einer dahingegangenen Zeit trug.

Ellinor that Alles, was ſie dieſer ſtarke, willenskräftige Mann thun hieß. Sie reichte ihm die Blumentöpfe hin, wenn er von dem ſchönen Duft im Zimmer ſprach oder auf den kleinen Garten hinunter deutete, aus welchem der Epheu, friſch und grün, an der Wand des Hinterhauſes zu ihnen hinaufklettern zu wollen ſchien. Hatte er dann das Fenſter geöffnet, erſt von einer beinahe frühlingshaft wehenden Luft geſprochen, dann aber, ſchauernd wieder vor Kalte, es geſchloſſen, ſo ſprang ſie an den Kamin und warf neue Scheite Holz hinein. Und wenn Sam mit einem Blick auf den ſchreienden Bab ſagte, er fühlte doch, daß vom vielem Schreiben- und Leſenmüſſen ſeine Nerven ſchwach geworden wären, ſo deckte ſie alsbald ein buntes oſtindiſches Tuch über den meſſingnen Käfig.

„Nun träumt der Vogel, er wäre wieder in Indien!“ ſagte ſie und ſchilderte, wie die Natur dort ſo farbig, der Abend ſo mild und feuerroth ſein müßte. Sie zeigte Bilder und Bücher, die ſie über Indien beſaß und eifrigſt las.

Auch endlich an ihr Spinett ſetzte ſie ſich und ſpielte nun jenes Schifferlied von Killarney-Riff, ohne es jedoch zu ſingen. Ihr Herz war ihr, wie ſie halb lachend, halb weinend ſagte, bis an die Kehle getreten. Sie ſpielte hierauf eine feierliche Ode von Dryden, die Händel, das hoffnungsvolle Geſtirn des Tages, componirt hatte. Auch einen rührenden Geſang aus „Rinaldo“, einer damals von eben demſelben jungen Maeſtro neu componirten Oper. Zuletzt, da ſie den Vater in der Nähe rumoren, Befehle ertheilen, das Silberzeug zum Tiſchdecken klappern hörte, ſpielte ſie aus Lord Landsdowne's „Ueber allen Zauber Liebe“. Ihre Haltung an dem damals noch ſo unvollkommen zuſammengeſetzten Clavier war anmuthig. Oft ſteckte ſie ihr zierliches Stupnäschen bis dicht an die Noten, wenn ſie darüber ärgerlich ſchien, daß ſie eine ſchwierige Paſſage nicht ſogleich traf. Dann wieder wendete ſie ihr mit Locken und Bändern geſchmücktes Köpfchen halb rückwärts über die Lehne und über den weißen Spitzenkragen hinweg, der ihr ſchwerwollenes, mit Hunderten von Blümchen durchwirktes grünes Kleid bis über die Schultern bedeckte. Dies war jenes Kleid, das ſie ſich damals

bei ihrer Sänftenſpazierfahrt gekauft hatte. Das Muſter war chineſiſch, wie damals Alles, namentlich die Teller und Vaſen jener koſtbaren neuen Erfindung des Porcellans chineſiſch ſein mußte. Der Blick aus ihren blauen Augen, ohnehin durch die Biegung ihres Kopfes zu dem hinter dem Stuhle ſitzenden Sam kraftvoll jetzt hervortretend, ſchärfte ſich noch durch ein kleines Toilettenkunſtſtück der in Paris geweſenen Mam'zell. Dieſe hatte mit einem Pinſel ſchwarze chineſiſche Tuſche auf die Augenbrauen und ſogar auf die Haut am Auge angebracht. Ellinor hatte ihren Verlobten ſogleich gefragt, ob ihr das auch gut ſtünde und ob man überhaupt ſolche Entſtellungen an der natürlichen Beſchaffenheit ſeines Körpers mit dem Worte Gottes in Einklang bringen könnte. Sam hatte dadurch nur neue Gelegenheit gefunden, ſich in Mam'zell Kitty eine Freundin zu gewinnen. Denn er lobte durchaus ihre Erfahrung, ihren Weltſchliff, ihre Kenntniſſe der Mode und fand die kleinen Pinſelſtriche weder verſtoßend gegen die heiligen Gebote Gottes noch gegen die der Pariſer Mode.

Endlich wurden die jungen Leute in ein Zimmer des mittleren Stocks gerufen, wo ſie der Vater ſchon an einer mit ſchwerem Silberzeug belaſteten Tafel erwartete.

Die Bedienung, die ohnehin bei einem engliſchen Mahle leicht iſt, da faſt alle Speiſen auf einmal auf den Tiſch kommen, beſorgte Mam'zell Kitty. Den letzten ab-

gering für unſere jetzige Bildung, wo die Dichterjünglinge nur die Zeit ausbeuten wollen. Wer echter Dichter ſein will, kann nicht immer präcis eintreffen, wenn die Poſt abfährt. Er wird oft hören müſſen, daß er den Glockenſchlag verſäumte und daß das Jahrhundert, eingewickelt in die neueſten naſſen Zeitungen, ſo eben abgefahren iſt. Ja, wir Dichter, ſollen Verwandte der Zeit ſein, Schwäger, aber nicht Brüder und Väter und Söhne. Brennt eine heilige Flamme auf dem Altar deines Herzens und du läſſeſt dem Sturmwind ſo freien Zugang: er tost heran und verweht Aſche und Kohlen in die Luft. Und wenn die jungen Menſchen nur an ſich glaubten! Wenn ſie nur den Muth hätten, den Flug eines Vogels zu verfolgen und dabei zu ſagen: Ich habe gelebt! Wer will noch etwas beſingen, das beim letzten Verſe ſchon verblüht iſt und in der Dichtung nur ewig wird! Die Menſchen ſuchen ſich heute zu ſehr durch Charakter und Vollſtändigkeit geltend zu machen. Sie treten Alle wie Karavanen auf. Die ganze Vergangenheit ſchleppen ſie an ihren Kleidern; ſie wollen ſich zu neuen Begebenheiten dadurch machen, daß ſie die alten an ihren Rockſchoß heften. Das Drängen nach der Rednerbühne iſt ſtark. Jeder will das Wort haben und, hat er's, nicht wieder abgeben, weil er weiß, daß bei dem Gedräng nicht alle Tage an ihn die Reihe kommt. Nun ſoll Alles auf Einmal geſagt werden. Ein Wort ſoll eine Welt widerſpiegeln. Fand man auf einem Spaziergange ein Gleichniß, das ein Gedicht abgeben würde, man ſteckt es zu ſich und vergißt es über die Tendenz, bis man es nach acht Tagen verwelkt in ſeinen Kleidern findet. Kehrte man doch zum Menſchen zurück! Würde man wieder ein Kind, nachdem man ein Greis geweſen! Es läßt ſich hierüber noch Vieles ſagen;

und zugehenden, außer dem Hause wohnenden Diener hatte man noch durch keinen neuen ersetzt. Denn Herr Robertson war in der Wahl der Personen, denen er sein Vertrauen schenkte, eigen, und wenn sich Jemand von seinen Dienern ganz besonders bei ihm bewährt hatte, so behielt er ihn wohl gar am wenigsten gern lange. Dann verschaffte er ihm eine noch bessere Stelle.

Die Speisen waren, so weit dies in der Eile möglich gewesen, ausgesucht, gut zubereitet; die Weine konnten für London nicht reiner und unverfälschter sein.

„So will ich denn wünschen," sagte der alte Herr vor dem ersten Glase, das er an seine Lippen setzte, „daß der Segen Gottes auf euch ruhen möge und sich der Spruch jenes erhabenen Mundes: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!" bei euch darin bewähren möge, daß ihr es auch Beide recht beweist, warum es gut und besser war, daß es Mann und Weib zugleich gibt. Ein Weib ist einem Manne ein Sporn zu erhöhter Thätigkeit. Sie mehrt seinen Ehrgeiz. Sie mindert ihn auch, je nach dem. Dadurch ist sie auch wieder ein Hemmschuh für allzu großen Wagemuth. Was würde aus uns Menschen geworden sein, wenn die göttliche Vorsehung die Einrichtung getroffen hätte, daß Jeder für sich allein, ohne Anhang, ohne Familie, durch's Leben kommen müßte! Ohne Zweifel würde Gottes große Weisheit auch dann dafür gesorgt haben,

daß ſeine wunderbare Schöpfung nicht minder ihren Zweck erreicht hatte. Nun aber hat ſeine Allmacht es anders beſchloſſen. Wir ſollen zu Zweit leben und nicht für uns allein. Das iſt eine Fülle von Weisheit! Denn ſo iſt die Rückſicht, die Enthaltung, die Schonung, die Liebe in die Welt gekommen. Mag ſie ſich bei Euch bewähren!"

„Zu Dritt!" fiel Samuel ein und ſchüttelte mit der Rechten die Hand des Sprechers, indem er ſein Glas, ein großes gewaltiges Paßglas mit goldgelbem Franzwein, mit der Linken an den Mund führte.

Ellinor weinte. Auch vor Freude über die Liebenswürdigkeit des Verlobten. Dieſer bot Alles auf, den ſchlimmen Eindruck ſeines dreitägigen Ausbleibens zu verwiſchen. Er erzählte in einemfort, ſcherzte und hatte die drolligſten Einfälle. Die Worte, die der Vater ſoeben geſprochen, ſagte er, wollte er aufſchreiben und ſeinem Bruder ſchicken, damit dieſer ſeine nächſte Traurede nicht wieder aus einem Buche abzuſchreiben brauchte, ſondern einmal etwas Originales brächte. Ja im Laufe des reichlichen Mahles und in Folge des faſt zu viel von ihm genoſſenen Weines ließ er ſich ſogar beikommen, dieſe Aeußerung eines übermüthigen Humors fallen zu laſſen:

„Vater John! Wenn man Euch einſt noch hinter die Eiſenſtäbe von Newgate bringen ſollte —"

„Warum?" fiel Robertſon zwar lächelnd, aber doch

betroffen ein, und Ellinor ließ sogar erstarrt die Gabel sinken, die eben ein Stück Braten an den Mund führen wollte. Newgate war das Gefängniß, das man in der Regel nur verließ, um an den Galgen zu kommen oder deportirt zu werden.

„Eurer falschen Guineen wegen —" lachte der Sprecher überlaut, verlor jedoch plötzlich die Besinnung, als Robertson zu scheinbarer Bestätigung seiner Falschmünzerei seinen Beutel aus der Tasche zog, ihn hoch emporhielt und die darin befindlichen Goldmünzen anklingen ließ.

„Was also geschieht dann," sagte der Alte wieder ganz ruhig und trocken, und konnte nun dem sich Verwirrenden von seiner eigenen Geistesgegenwart abgeben. Denn dieser hatte sofort den Zweck der Guineen errathen. Die Börse war so neu, so farbenfrisch, und Ellinor hatte bei dem Emporhalten derselben so seltsam beschämt niedergeblickt.

„Dann," fuhr Sam fort, „dann werdet Ihr durch Eure Tugend und Eure weisheitsvollen Sprüche alle Eure Collegen in Newgate bekehren —"

„Und hoffentlich," fiel Robertson, wieder zum Harmloseren einlenkend, ein, „hoffentlich auch jeden Richter zur Milde stimmen!"

Das von Sam berührte Thema ließ sich dann am wenigsten fortsetzen, wenn Kitty in's Zimmer trat. Sie brachte

das Dessert von feinem Backwerk und Früchten, zu welchen letzteren sogar spanische Trauben gehörten, die man, sorgfaltig in Sagespäne verpackt, zu Schiffe versendet. Noch saß hie und da ein einzelnes Holzfaierchen an den köstlichen, fast kleinen Pflaumen gleichkommenden Beeren.

„Den Einen conservirt dies, den Andern das!“ sagte der Alte, an diese Splitterchen, die man sorgfältig von den schwellenden Früchten abblies, anknüpfend. „Mich conservirt es, bis elf Uhr schlafen und bis ein Uhr wach sein! Und wenn ich manchmal noch Nachts aus dem Hause gehe, so muß ich eben auf und davon laufen. Dann hab' ich Herzspann. Die Brust will sich mir erweitern. Gestarkt komme ich dann wieder heim und schlafe noch einmal so gut. Wohl dem, der seine friedenvollen Nächte hat!“

Ellinor war erschüttert. Noch niemals hatte sie den Vater so viel über diesen verfänglichen Gegenstand sprechen hören, den sie früh angeleitet war, wie etwas zu betrachten, wonach sich einem Kinde nicht zu fragen geziemte. Sie glaubte daraus recht zu ersehen, wie bedeutungsvoll der neue Zustand war, in welchen nun ihr Leben eingetreten. Nun griff aber auch der Vater wieder in die Tasche, schickte sich an, wieder einige feierliche Worte zu sprechen, täuschte jedoch die Erwartungen seines präsumtiven Schwiegersohnes auf eine darauf folgende Uebergabe der Börse, wenn er sagte:

„Ja, die Menſchen haben die Gewohnheit angenommen, eine Handlung, die ihnen von Werth iſt, durch ein äußeres Bild zu bezeichnen, ein Symbol. Kauf' ich ein Roß, ein Haus, ſo geb' ich ein Handgeld d'rauf —"

Hier hätte der Alte nach Sam's Vorausſetzung, die Börſe betreffend, ſchweigen ſollen, denn die Mam'zell kam in's Zimmer und brachte ein rieſiges Product der engliſchen Landwirthſchaft, das heute zum erſten Mal angeſchnitten werden ſollte mit einem großen ſilbernen Meſſer, das darüber lag, einen Cheſterkaſe. Sam erwartete mit der feierlichen Uebergabe der Börſe auch noch eine ſich daran anknüpfende Andeutung über Ellinor's Mitgift und den Vermögensſtand des Schwiegervaters überhaupt.

Es waren aber nur die Verlobungsringe, auf welche die eben geſprochenen Worte hatten hindeuten ſollen; jedenfalls der feierlichſte Augenblick des Mahles für Ellinor.

Kitty ſtand da, als ſchickte ſich's, zu beten. Ellinor faltete in der That die Hände und Herr Robertſon betete auch wirklich.

„Gib, Herr, deinen Segen zu dieſer Verlobung!" ſprach er mit einem gen Himmel gerichteten Blick. „Laſſe Beiden den geſchloſſenen Bund dazu dienen, daß ſie zunehmen an Weisheit und Tugend, dir zum beſonderen Wohlgefallen und auch zur Freude ihrer dahingegangenen Schutzgeiſter, in deren Eigenſchaft ſich ohne Zweifel ſowohl

deine Eltern, lieber Sohn, wie deine Mutter, Ellinor, unter den himmlischen Heerschaaren am Throne Gottes befinden werden!"

Thränen erstickten die Stimme des Greises. Ellinor lehnte ihr Haupt an die Schultern Sam's, der sich rasch gefaßt hatte und das sonderbare erste Zurückziehen seiner Hand, als wenn er sich hatte schämen sollen, eine volle Börse als das erste Trangeld seiner Hoffnungen einzustecken, geschickt zu verbergen wußte.

Sam nahm die Ringe, gab Ellinor den für ihre zarte Hand bestimmten und wußte treffend seine Freude zu bezeichnen, daß beide gleich so gut paßten, auch der für ihn bestimmte. Er tadelte nur, daß man ihm die erste und so willkommene Sorge, die ein neu geschlossener Herzensbund mit sich brächte, das Bestellen der Verlobungsringe beim Goldschmied, schon abgenommen hatte.

Zuletzt bekam er aber auch noch die Börse zugesteckt. Doch nur, als man schon vom Mahle aufgestanden war und der Alte schmunzelnd die Kunst seiner Tochter in feinen Häkel- und Stickarbeiten gerühmt hatte.

„Euch ein Bräutigamshemd zu spinnen, würde heißen, Eure Hoffnungen auf die endliche Verbindung noch auf eine Zeit zu verweisen, wo ich vielleicht schon selbst unter dem grünen Klee liege. Aber ein Jahr, mein' ich fast, wird es doch noch währen müssen! Ich möchte nicht, daß

Tom, Euer Bruder, erſt hinter Euch her heiratet. Laßt ihn mit der Adlermans-Tochter den Anfang machen! Darum mag Euch, mein lieber Sohn, das luftige, leichte Ding, das ſie Euch da zuerſt gemacht hat, nicht irreführen und etwa glauben laſſen, ſchon in vier Wochen wäre nun Alles abgethan —"

Mit dieſen Worten eben, während ſich Ellinor, die etwas merkte, abwendete, war das „luftige Ding" denn doch in Sam's Rocktaſche gefallen. Der Vater hatte ſelbſt die ſchwere Börſe in den Schlitz geſchoben.

„Wetter, jetzt kann ich die Gabe gar nicht küſſen!" rief Sam. „Nicht bewundern, wie fein gearbeitet ſie iſt! Denn es würde ja ſcheinen, als küßte ich die Guineen — die ich übrigens brauchen kann. Ei, was treibt ihr beiden Schelme nur für Poſſen mit mir —!"

Jetzt hielt Sam inne. Seine Finger, kundig im raſchen Prüfen von Goldrollen — auf dem Spieltiſche zu Bath oder Paris hatte er die Uebung gewonnen — hatten im Nu gezählt, wie hoch ſich der Inhalt des „Trangelds" belaufen mochte. Raſch aber zügelte er den Ausdruck von Freude und Ueberraſchung. Die Summe war hoch. Nichts konnte ihm im Augenblicke erwünſchter kommen, und was verſprach er ſich nun nicht Alles für die Zukunft!

Als man nun wieder nach oben in Ellinor's inzwi-

ſchen behaglich wieder erwärmte Zimmer über weiche indiſche Teppiche und an den zierlichſten Ausſchmückungen der Wände des ſchneckenförmigen Treppenhauſes vorüber zurückkehrte, wurde eine Feſtlichkeit beſprochen, die das jetzt unter ſechs Augen Vollzogene für einen größeren Kreis gleichſam feſtſtellen und beſiegeln ſollte.

Bei Aufführung der Perſonen, die zu dieſem Feſte hinzugezogen werden ſollten, entfiel Sam die liebloſe Aeußerung:

„Gut, daß mein Großvater krank iſt! Sonſt könnten wir in die Verlegenheit kommen, ihn miteinladen zu müſſen!“

Wie verſtand er aber den üblen Eindruck dieſer Worte und das proteſtirende „Oh! Oh!“ John Robertſon's zu verwiſchen und ſich mit den gewandteſten Entſchuldigungen und Erläuterungen deſſen, was er eigentlich hätte ſagen wollen, aus der Verlegenheit zu ziehen! In ſolchen Fällen wo Sam merkte, daß eine ſeiner Behauptungen keinen Anklang gefunden hatte, erſchien ſeine Geiſtesgegenwart erſt recht im glänzendſten Lichte. Dann war er an den ſcharfſinnigſten Behelfen reich. Dann verwandelte ſich ſeine Rede in ein Feuerwerk von Witz und Laune. Gewöhnlich ließ er den ausgeſprochenen verletzenden Satz vollkommen gelten, übertrieb ihn aber, häufte Behauptung auf Behauptung und brachte zuletzt einen ſolchen babyloniſchen Thurm

von Paradoxen zusammen, bis er die Lacher auf seine Seite zog und Jeden, der ihm hatte widersprechen wollen, zu dem Bekenntnisse nöthigte, sich doch in der Hauptsache mit seiner Anklage wohl geirrt zu haben.

Jetzt malte er die Verlegenheit des alten Will Mordaunt aus — sich aus seinem Kleidermagazin die besten Röcke, die wärmsten Strümpfe und den saubersten Hut, ja einen Degen aussuchen zu sollen, dann in eine Kutsche steigen zu müssen, sich auf die Obhut seines Hauses, die er inzwischen Andern anzuvertrauen hätte, auf den Bob Wilkie verlassen zu müssen, dann hier auf diesen Teppichen zu wandeln, den Gästen Rede stehen zu sollen, den Krieg und den Frieden und die neuesten Preise der Wolle und der Butter zu besprechen — alles das malte er in einer Weise aus, daß Ellinor nicht aus dem Lachen heraus kam. „Denkt Euch nur," rief er, „wenn ihm etwa mitten unter den eleganten Herren und Damen einfiele, Bob möchte diese oder jene Thür nicht verschlossen haben oder andere verschließen, die offen bleiben sollen, z. B. die Thüren und Fenster im Kleiderlager, sintemal nur offene Thüren und Fenster Garantie bieten für einen hinreichenden Luftzug, der sein einziger Moschus ist, um aus den Kleidern die Motten zu vertreiben! Ich sage, Gott hat das nicht gewollt, daß er in einem solchen Schreckanfall einen Eurer köstlichen weißen Teller fallen läßt oder das neuseidene Kleid der

Gemahlin des Buchhalters von Oſt-India-Houſe, der Euch ſo wohlwollend iſt, Sir, mit einer Truthahn-Sauce beſchmutzt, die bekanntlich fetter iſt als die von anderem Geflügel, ſelbſt Gänſe nicht ausgenommen. Miſter Pincherly, der reſpectable Ehgemahl dieſer Dame, hatte vielleicht die löbliche Abſicht, uns zu unſerer Vermählung, Ellinor, einen Tafelaufſatz von Silber, drei Pfund ſchwer — ohne die Kupferfüllung des Bodens — zu ſchenken. Wird er das thun, wenn Will Mordaunt ein Kleid der Lady Pincherly zu Grunde gerichtet hat, das ſeinerſeits ebenfalls ſchon zu den ſich von ſelbſt verſtehenden Koſten der Zeugenſchaft bei Ellinor Robertſon's Hochzeit gehört? Nein, Kinder, laſſet uns auch darin die Weisheit Gottes bewundern! Die Gicht wird meinen guten Großvater nicht todten. Mein Bruder hat alle Werke über die Gicht durchgeleſen und ſie gründlicher ſtudirt als die Commentare Burtorf's über das Alte Teſtament. Die Gicht wird nur todtlich, ſagte er dem Großvater noch beim letzten Abſchiede mit einem geheimnißvollen Ausdruck recht unerlaubter Wünſche und Hoffnungen, wenn ſie in den Magen oder an's Herz tritt! Aber gerade dieſe beiden Theile ſeines Körpers hat ja mein braver Großvater immer zu ſchonen gewußt. Nein, nein, er ſoll noch lange leben. Aber es iſt doch gut, daß wir ihm ſagen können: Schade, Großpapa, daß unſerm Feſte ſein wahres Lüſtre fehlen ſollte!

aber ich breche ab, weil ich mir durch Kritik nicht die Luſt, ſelber zu ſchaffen, verkümmern will. Möchten dir, lieber Vater, dieſe Bemerkungen ein Unterpfand ſein; ob deine Wünſche einſt befriedigen wird dein Sohn

Theobald, Volksdichter."

Blaſedow hatte über dieſen Brief ein Doppelgefühl, das ſich gegeneinander aufhob. Es mißfiel ihm eben ſo ſehr der Stoff, den Theobald gewählt hatte, als er mit Vergnügen die Anlage des jungen Menſchen (wüßten wir nur recht, wo Theobalds erſter Entwurf aufhörte und Schlachtenmalers Ergänzungen anfingen!) zum Kritiker wahrnahm. Schien es ihm nun zwar, als könnte eine Zeit kommen, wo jeder Dichter ſeinen eigenen Kritiker hätte, wie jedes Kameel ſeinen eigenen Höcker, ſo hoffte er doch, das natürliche Gleichgewicht zwiſchen Geburten und Sterbefällen (die Todtenliſten der Literaturblätter zeigten ohnehin noch immer auf mehr Erſtere, als Zweite) würde ſich wiederherſtellen müſſen, ſo daß mit der Zeit wieder nur ein kritiſches Ichneumon auf die Eier von mehreren Krokodilen (die Thränen derſelben ſollen den Vergleichungspunkt mit der Dichtung hergeben) kommen dürfte. Inzwiſchen wußte er hinlänglich, daß unſere Zeit mehr Verſtand, als Phantaſie hat, und fürchtete dann nur, Theobald und Alboin möchten zuſammenſtoßen und ſich die Kundſchaft ſchmälern. Alboin aber, der ſatiriſche kleine Ziegenfuß, hatte geſchrieben: „Lieber Vater! Jenes ſaure, geſichtverziehende Kraut, welches man als Reizmittel zum Lachen gebraucht hat, wie den Stich der Tarantel als Reizmittel zum Tanzen, wächst nicht allein in Sardinien, ſondern auch in Kaputh. Ich lache wohl, aber meiſtens über Thorheiten, welche ich ausbüßen muß. Stoff genug iſt vor-

Warum müßt Ihr auch jetzt gerade krank sein! Ihr hättet den Tag crönnen sollen, den großen Wallifer-Kirmeshopser mit dem siebenmaligen Rund- und Querdurchgang unter den Achselhöhlen hinweg, wobei man Rechnen und Mathematik im Kopf haben muß! Denn wie leicht verwirren sich da die Paare — ! Und so gut Ihr auch zeitlebens habt rechnen können, möglich doch, daß Ihr im Hochzeitsringeltanz mehr Touren gezählt hättet, als nöthig, obschon das Mehr sonst nicht Eure Sache ist! Was hätte das für Spaß gegeben! Wie hättet Ihr gelacht! O er kann lachen, der alte Will, besonders wenn er eine gute Bilanz gemacht hat! Ich wette aber doch, Ellinor, er schickt uns einen Kuchen, in den er eine neue Guinee hat hineinbacken lassen!"

In dieser Art verstand Sam nicht nur kleine Tête-à-Tête's, sondern die größten Gesellschaften, das Boudoir wie den Salon zu unterhalten. Dann leuchtete sein Auge. Dann stand er auf und ging umher wie ein wildes Füllen und immer wie mit dem Ausschlagen drohend. Dann war er sogar schön und Alles, was Geist hatte, schoß so zu sagen an ihn an, wie ihm verwandt. So kannte man ihn bei Lady Arabella und so hatte ihn Blanche, die kokette Französin, wiedergefunden, obschon er, wie er wohl selbst sagte, im Gebrauch einer fremden Sprache von seinem Vortheil verlor.

Nun sehnte er sich aber nach dem Grosvenor-Platz und hatte auch schon alle Vorbereitungen getroffen, dorthin abfegeln zu können, obschon sein Ziehen der Uhr von einem entschiedenen Protest von Seiten des Vaters und der Tochter unterbrochen wurde. Ersterer sprach sogar von einem Besuch eines der kleineren Theater, wo in diesem Augenblick eine Taschenspieler-Gesellschaft vielbesuchte Vorstellungen gab. Aber gerade diese Concession benützte Sam, um freizukommen. Er wußte es, daß John Robertson von dem Drama: „Ueber allen Zauber Liebe" als von einem Lieblingsstück seiner jüngeren Jahre zu sprechen liebte, darum verweilte er ein wenig beim Rundblick über die Theater und sagte dann:

„Ich muß Euch bekennen, Sir — daß ich heute Abends und gerade in den nächsten Stunden bei Lady Arabella — doch nein —"

„Nun, was ist?" fragte der Vater.

„Ei, ich meinte dort den alten Lord Landsdowne zu sehen, den Verfasser des herrlichen Stückes: „Ueber allen Zauber Liebe" —

„Sieh! Sieh!" sagte Robertson.

„Er ist noch immer munter und frisch, der alte Herr. Aber —"

„Nun, was aber —?"

„Seinen Sohn lernte ich in Oxford kennen. Er

wollte mich dort dem Vater vorstellen — doch wozu auch —?"

„Nein — nein —!" unterbrach Robertson und schilderte den Einfluß Lord Landsdowne's bei den Ministern, die Geschicklichkeit des alten Herrn, die Feindschaftsausbrüche zwischen Lord Bolingbroke und Lord Orford, die beide an demselben Strang, dem Ministerium der Königin, ziehen mußten und sich doch tödtlich haßten, zu vermitteln und unschädlich zu machen für das gemeine Wohl Großbritanniens und seiner Colonieen, und schilderte den Nutzen, den man vom Protegirtwerden durch solche Männer zöge. Er unterbrach sich jedoch in einer Rede, die Ellinor recht bekümmerte, da sie nun Sam schon nach seinem Federhut blinzeln sah, mit den Worten:

„Aber stand nicht auch ein Preis auf den Kopf des jungen Landsdowne? Er war in Paris und gilt für einen Jakobiten —?"

„Die Königin hat ihn wieder, dem Vater zulieb, zu Gnaden angenommen," entgegnete Sam. „Ich theile seine Grundsätze nicht. Gott erhalte uns noch lange unsere gnadenreiche Königin! Warum soll ich aber nicht meine Schulfreundschaften nutzen? Lord Landsdowne zu sehen — ich dächte, das wäre —"

„Gewiß! Gewiß!" fiel John Robertson ein, war jedoch plötzlich offenbar zerstreut. Er blickte vor sich nieder, als

horte er wieder die schonen Klänge aus dem verhängnißvollen Werk, das ihn vor Jahren so unglücklich gemacht hatte, und starrte mit Tiefsinn und Kummer auf den Boden.

Jetzt brachte Ellinor selbst den Hut und trieb Sam zur Eile an. Die guten Menschen begleiteten ihn sogar noch bis an's Hausthor und hatten nur die Sorge, daß er bald auf einen Miethwagen stoßen mochte. Sie wußten nicht, daß der, der schon an der nachsten Straßenecke stand, von Sam — zur bestimmten Stunde dorthin bestellt war. Ellinor sprach nur vom morgenden zeitigen Kommen, und ihr Vater flusterte gütigst:

„An jedem Tag, Sam, findest Du an meinem Tisch Dein Couvert!"

Bis uber die Straße leuchtete Kitty. Als sie aus der Börse von Sam eine ganze Guinee empfangen hatte, mochte sie die etwas nachdenkliche Miene des Verlobten etwa so deuten: Nicht wahr, Mam'zell, hier ist doch nun Alles gut und herrlich? Und wie gut scheinen Beide? Und dennoch, dennoch — wenn nur nicht die schlimmen Gewissensbisse bei dem Alten wären — von wegen — wißt Ihr —?"

Nach einer halben Stunde trat Samuel Mordaunt in die glanzend erleuchteten Raume bei Lady Arabella Ratcliffe. Viele Personen waren zugegen. An Lord

Landsdowne dachte Niemand. Mit klopfendem Herzen ſuchte Sam nur die Vicomteſſe von Champfleury und begrüßte ſie endlich in demſelben Augenblick, wo wohl eben noch am Fenſter des Hauſes „zum ſpringenden Roß“ Ellinor ſtand, in die Sterne ſchauend und denjenigen unter ihnen aufſuchend, von welchem ſie gehört hatte, daß es der Stern der Liebe war.

Siebentes Kapitel.

## Will Mordaunt hält sein Wort.

Die nächsten Tage gingen in leidlichem Einverständnisse hin. Samuel kam täglich, und wenn er auch niemals besonders lange blieb, so kam er doch und kam dann lieber des Tages zweimal.

Man hatte die Vorbereitungen zu treffen zu einem öffentlichen Verlobungsfeste.

Für solche Tage pflegte Robertson fremde Diener anzunehmen, in der Regel einen Herold und einen Schwertträger vom Mansionhouse, wo der Lord Mayor, Londons Bürgermeister, wohnt, seine pflichtschuldigen Feste zu geben hat und zu dem Ende Alles in Livreen steckt, was nur einen Plumpudding von zwanzig Pfund behutsam tragen kann, auch die Angestellten bei seinen mittelalterlichen Aufzügen. Richtiger hätten wir uns ausgedrückt: Einige alte Lohndiener machten auch zuweilen Herolde und Schwertträger. Diese Leute waren allerdings beim Serviren schwerfällig, galten aber für hinreichend ehrlich.

Die Gäſte belächelte Sam nicht wenig. Das waren reſpectable, reiche, äußerlich durchaus gewichtvoll auftretende Menſchen, aber ihre Titulaturen waren nicht ſo lang, daß man darüber hätte fallen können. Einer war erſter Küſter der St. Paulskirche und eben nur Küſter, aber — ſeine Adminiſtration, das Eintragen aller Gebornen, Getauften, Verehelichten, Geſtorbenen in's Regiſter des gewaltigen St. Pauliſprengels, das war ein Departement — mit zehn Schreibern! Dieſer Herr Blackfountain war ein Mann, der höchſtens mit dem Todtengräber von St. Paul tauſchte. Auch dieſer Todtengräber, mit welchem Robertſon durch den Tod ſeiner guten Mary und die demſelben anvertraute Pflege ihres Grabes mit ſolchen Blumen, wie ſie nur die Jahreszeit mit ſich brachte, Bekanntſchaft und ſogar halb und halb Freundſchaft geſchloſſen hatte, war zugegen. Dieſer Mann erfreute ſich eines Wohlſtandes, der von ihm die Sage verbreitet hatte, er öffnete die Gräber und beraubte die Todten ihres Schmucks. „Eure Kleinodien, Gevatter Wetherby," hatte einmal Robertſon zu ihm geſagt, als der alte Todtengräber ſich bei einem guten Glaſe Doppel-Ale, damals „Stingo" genannt, in einer Auſterntaverne, wo Robertſon zuweilen einige ſeiner Freunde ſah, ſich ſelbſt im Scherze ſolcher Frevel angeklagt hatte, „eure Kleinodien ſind die Blumen, die auf den Gräbern prangen! Die raubt ihr aber nicht,

ſondern laſſet ſie im Gegentheil viel zu lange ſtehen und recht ſchmählich verwelken! Da muß man euch das ſchwere Geld für den kleinen Garten auf dem Grabe zahlen, und kommt man, um einmal wieder mit den Seinigen vereint zu ſein, und ſieht nach, wie die Maßliebchen und Geranien ſtehen, dann hängt Alles ſein Köpfchen, iſt verſengt und verdorrt, Heu, was, wie die Bibel ſagt, allerdings der Menſch ſelbſt iſt: eure Buchführung dagegen hat auf Grundweg 14, Allee 7, Nr. 192 ſeine richtigen zehn Schillinge ſtehen, und wehe dem Grabe, das nicht ſeine ſtimmende Rechnung hat! Da kann Sturm und Schloſſen drüber hinwegfahren, der Regen kann den Leichenſtein von einem Hügel auf den andern ſchwemmen, eure Mannſchaften mit dem Grabſcheit über dem Rücken gehen gleichgiltig dran vorüber, wenn nicht die Jahrespflege ſtimmt und berichtigt iſt. Und einige Tauſende ſolcher Nummern mögt ihr denn doch wohl haben, wenn auch die Liebe mehr ab- als zunimmt in dieſer Zeit, und die über's Grab hinaus vollends im Preiſe geſunken iſt."

Ein Mitglied jenes ſich zuweilen zuſammenfindenden Auſternclubs in der Skinnerſtraße war auch außer dem ſchon erwähnten Herrn Pincherly, der indeſſen John Robertſon nicht ſo nahe ſtand, um ſeiner Tochter, wie Sam phantaſirt hatte, einen ſilbernen Tafelaufſatz zur Hochzeit zu ſchenken, ein Herr Morton, Caſſier bei der

Oſt-India-Compagnie, bei welchem Robertſon ſeine Intereſſen zu erheben pflegte. Auch dieſer Mann, früher Handlungslehrling mit Robertſon zuſammen und von je ein großer Rechner, hätte in Kutſchen fahren können, wenn er nicht vorſichtig genug geweſen wäre, den Grundſatz feſtzuhalten, daß Niemand mehr Urſache hätte, Wohlhabenheit zu verbergen, als ein Caſſier. Was er ſich an äußerem Luxus entgehen ließ, das erſetzte Herr Morton durch Würde. Wer ihn mit dem goldenen Knopfe am langen Bambusrohre durch Leadenhall-Street wandeln ſah, mochte ihn für einen der erſten Bankdirectoren ſelbſt halten.

Weniger Zwang legte ſich Herr Conybeare, Clerk auf Doctors Commons, an, ebenfalls eine Bekanntſchaft Robertſon's. Seine bedeutenden Einkünfte ſtammten von den Abgaben her, die an der alten Blackfriarsbrücke in London noch jetzt Jeder zahlen muß, der ein Patent haben will oder einen notariellen Act vollzogen oder ein Teſtament zu machen wünſcht. Herrn Conybeare's Weib und ſeine Töchter rauſchten in den ſchwerſten ſeidenen Kleidern, und wenn nicht eine gewiſſe fauniſche Genußſucht aus den Augen des Herrn Conybeare, der, wenn er ſeine ſechs Jahre Studium bei einem Advocaten ausgehalten hätte, ſelbſt ſich hätte Advocat nennen dürfen, ſo gut als hätte er in Oxford oder auf Temple-Court

Jus ſtudirt, geblinzelt hätte, ſo würde auch Herr Conybeare bei Jedermann für einen Haushofmeiſter der Königin haben gelten können, ſo vornehm und gerade aufgerichtet war ſeine Haltung. Denn, beiläufig geſagt, Fürſten und hohe Herrſchaften überhaupt verlangen von ihren Dienern nicht, daß ſie bei jedem Worte, das ſie zu ihnen ſprechen, den Rücken krümmen. Daher kommt die Erhabenheit oder, richtiger, Impertinenz dieſer Leute gegen Jeden, der nicht ihre Herrſchaft iſt oder wenigſtens auf ihre Herrſchaft Einfluß hat.

In jenem faunifchen Genußblick rivaliſirten mit dem beſtellten Clerk von Doctor Commons zwei ehemals mit Robertſon zugleich zu Grunde gegangene Kaufleute, die ſich jedoch, ebenſo wie Jener, wieder „erholt“ hatten. Sie waren am Dispach angeſtellt, dem ſchon damals, in den Anfängen des Aſſecuranzweſens, errichteten Amte bei der Abſchätzung der zur See verloren gegangenen oder beſchadigten Waaren. Beide Herren waren jetzt nur zu alt, dieſer Herr Brompton und dieſer Herr Tenderton, ſonſt würden ſie die Vortheile ihrer Stellung noch mehr herausgeſtellt haben. Jener verließ kaum noch ſein Haus in der Gegend der Docks. Dieſer ging an einem Stabe und zitterte ſtark. Ein iriſcher Junge, ſauber aufgeputzt, gekammt und gewaſchen, mußte ihn führen. Aber die Söhne dieſer beiden Dispacheure, die ſtatt ihrer Väter

handen, um aus mir eine Zuchtruthe zu machen; einstweilen bin ich aber mehr ein Gegenstand für sie, als selber eine. Von dem Meisten könnte man mit Juvenal sagen: Es ist schwer, darüber keine Satire zu schreiben; was bieten nicht die Lehrer allein für Stoff! Der Eine lehrt Geschichte und examinirt uns nicht anders darin, als daß er sich an den Nägeln kaut, auf welche er sich die Jahreszahlen mit Tinte geschrieben hat. Ein Anderer trägt den Homer wie ein Citharöde vor und hüpft die Hexameter mit Händen und Füßen, so daß ich mir neulich beigehen ließ, ein Spottgedicht auf den Katheder zu legen: die convulsivische Metrik. Meine Hand war leicht erkannt und der Kopf hatte es zu entgelten. So halte ich mir meine Bestimmung noch ziemlich entfernt; die elastischen Ruthen schlagen zu heftig auf mich zurück und ich beiße mir in die Lippen, wenn mir etwas Komisches einfällt. Inzwischen hab' ich neulich doch wieder Lust bekommen, mein Zwerchfell (wenn auch später dafür meine Rückenhaut) erschüttern zu lassen. Ich schrieb ein satirisches Heldengedicht, eine Groteske, wie ich's nannte, zu der Schlachtenmaler die Bilder machte. Der Rector Schimmelpfennig nämlich — übrigens längst nicht mein Freund: denn, da er ein großer Mathematiker ist und ewig von Cubikwurzeln spricht, aus denen nie ein frischer Baum ausschlagen wird, so malt' ich an die schwarze Tafel ein Wurzelzeichen, hängte ihn in effigie dran auf und schrieb darunter:

Mathematisch war sein ganzer Lebenslauf,
Drum hing er sich an einem Wurzelzeichen auf —

also — Rector Schimmelpfennig duldet nicht, daß wir Scholaren in den Zwischenstunden das Schulgebäude verlassen und uns nebenan mit Lebensmitteln versehen. Da wir

dem Amte oblagen, waren das Wohlleben und die Behaglichkeit ſelbſt. Ihr Weſen ſchmalzte ordentlich, wie immer vor Leckerbiſſen ſtehend. Dabei hatten ſie eine Miene der Treuherzigkeit, ja der Feierlichkeit, wie Miſter Conybeare von Doctors Commons, der bei Teſtamenten und Eheverſprüchen ziemlicherweiſe eine Miene annehmen mußte, die eher Alles verrieth, als ſeine ſtille Berechnung der ihm entfallenden Speſen. Miſter Conybeare mußte ja, wenn er nach einem vornehmen Hauſe des Weſtend gerufen wurde und an ein Sterbelager trat, die ganze Fragwürdigkeit ſolcher Situationen, ohne darum ſchon eine Leichenbittermiene anzunehmen, zu repräſentiren ſuchen. Und die Diſpacheure hatten ebenfalls das Bild der treuherzigſten Ehrlichkeit wiederzugeben. Sie mußten unter einem Berge von Waaren, die Havarie gelitten hatten, einherſchreiten, den Finger an die Naſe gelegt, und nach Eid und Gewiſſen tariren, wie hoch ſich der Schaden belief und was ſich noch an allenfallſiger Verwerthung aus dem Halbverdorbenen herausſchlagen ließ. Wenn ſie das dann thaten und ſie an Katharinendocks walteten als die gründlichſten Kenner aller Dinge, die nur je mit Seewaſſer in Berührung kommen können, Kaffee, Zucker, Zimmt, Citronen u. ſ. w., wahre Meiſter der Waarenkunde, wer ſah ihnen da an, daß hohe Körbe voll von dieſen für halbwegs ſchadhaft oder nicht ſchadhaft ausge-

gebenen und daher der Aſſecuranz-Prämien entweder gewärtigen oder nicht gewärtigen Waaren, Fäſſer voll Wein, geräucherte Waaren aus Skandinavien, Südfrüchte aus Afrika und der Levante, in ihre Behauſung wanderten und ihre Tafel zur leckerſten von der Welt machten —! Sie verkauften oder verſchenkten unter der Hand von ihrem Ueberfluß, der ihnen ſonſt hätte verſchimmeln müſſen. Der alte Robertſon mochte allerdings nicht die engere Freundſchaft mit den Frauen und Töchtern dieſer Männer. Aber bei feſtlichen Veranlaſſungen waren ſie um alter Beziehungen willen nicht zu umgehen. In der Regel erſchienen ſie dann in einem Staate und mit Hinterlaſſung von Trinkgeldern, wie ſchwerlich zu erwarten ſtand, daß auch nur annähernd die adeligen Bekannten Sam's ebenſo auftreten würden. Sam hatte verlangt, daß auch einige ſeiner „im Umgang mit Kauf- und Geſchäftsleuten" nicht allzu difficilen Bekanntſchaften von Eton, Oxford, Bath und Paris zum Verlobungsfeſt hinzugezogen würden.

Einen näheren weiblichen Umgang hatte die arme Ellinor gar nicht. In dieſen großen Städten ſind die meiſten Menſchen nur auf ihre eigene Verwandtſchaft angewieſen. Hat man dann eine ſolche nicht, iſt ſie ringsum ſchon ausgeſtorben, oder iſt ſie durch ihre Bildung unſeres näheren Umganges nicht beſonders würdig, ſo ſteht man allein. Ein weibliches Herz, erfüllt von Liebe,

übervoll vom Verlangen nach Hingebung und Anschluß, verblüht da im schlimmsten Falle für alle Zeit in Einsamkeit. Leicht kann es eine frivole Hand gewesen sein, die beim Beginn des Winters in eine Zeitung das Inserat einrücken läßt: „Eine gebildete junge Dame wünscht sich einem Liebeskreis anzuschließen —" Ach, es kann auch der Hilferuf einer wirklichen Vereinsamung sein, der Hilferuf der Angst, man müßte verkümmern ohne Anknüpfungen und Beziehungen. Von Ellinor hatte sich die Welt geschieden auch aus Mißtrauen gegen ihren Vater. Sie selbst war in solcher Verehrung vor ihm, ihrem Erzieher und Lehrer zugleich, aufgewachsen, daß sie darüber keine rechte Vorstellung hatte und auch gegen ihr Schicksal nicht murrte. Früh angewiesen, den Vater nie zu befragen um das, was die Thorheit der Welt über den besten der Menschen, wofür sie den Vater halten durfte, in Umlauf gebracht hatte — er konnte aber recht verdrießlich werden, wenn sie ihn fragte: Warst du diese Nacht nicht zu Hause — ? — ließ sie sich so ihr Dasein gefallen, wie es eben war. Die unermeßliche Größe Londons unterhielt sie schon an sich oder sie diente dazu, ihr das Gegentheil von Lärm und Gewühl, von Fahren und Rennen, Schreien und Toben auf den Gassen als höchst wünschenswerth darzustellen. Nirgends kann man einsamer leben als in großen Städten. Und an jedem

Sonntag in der Sanct Lucaskirche, da ſah ſie ja Menſchen und ſah ſie ſo, wie ſie den Verkehr mit ihnen am allerliebſten hatte. Da ſchaarten ſie ſich maſſenhaft um einen der beſten Prediger jener Zeit, und mancher von ihnen grüßte ſie auch beim Hinausgehen aus dem Tempel, wie ſie wiederum dieſen und jenen Alten oder eine Matrone oder Jüngere ihres Geſchlechtes grüßte. In der Kirche mußten ſie Alle einem einzigen Eindruck Gehör geben, mußten ſchweigen, konnten nicht neugierige, boshafte Blicke in die Runde ſenden. Zuletzt war dann ein Spaziergang, richtiger geſagt eine kleine Fußreiſe, am Arme des Vaters nach Forhall, einer angenehmen Promenade in der Lambeth-Vorſtadt, nicht weit vom Palaſte des Erzbiſchofs von Canterburn, jenſeits der Themſe, eine Erholung auf Wochen. In Southwark (alle dieſe Vorſtädte gehören jetzt zu London ſelbſt) lag der Bärengarten, wo Bären und Stiere mit Hunden kämpften. Gern zog ſie den Vater von dieſen Spielen, die dem alten Engliſhman Spaß machten, hinweg und ging lieber in die dicht am Bärengarten liegende neue venetianiſche Glasfabrik, wo die Leute um ein Billiges in die Werkſtätten traten und ſich ſelbſt Gläſer blaſen durften. Sie hatte ſich ſchon eine ganze Anzahl mit dem eigenen Lebenshauche von ihren ſchwellenden Lippen geſchaffen und ließ dann darauf gute und fröhliche Lebensſprüche graviren, als da

lauteten: „Auf dein Wohl!“ „Lebe lange!“ „Alles mit Gott!“ „Gern gegeben!“ Diese Gläser aus Southwark ſtanden in gefälliger Unordnung auf einem Borde oberhalb ihres Claviers. Sie behauptete nämlich, daß die Töne deſſelben in jenen Gläſern Wiederhall fänden und dieſe dann bei ihrem Spiel an Stärke gewännen.

Oder doch, richtiger erzählt, es war ja eines Tages ein junger Mann, der ihr dieſe Auffaſſung, dieſe Vorahnung der Glocken-Harmonika, des Verillons, das ſpäter Benjamin Franklin ausbildete, erſt recht zum Bewußtſein brachte.

Dies war Sam's beſter Freund, Lord Arthur Marwell, den Jener in's Haus einführte, um, das gab er freilich nicht als Grund zu erkennen, zuweilen eine Partie Karten zu ſpielen, wozu ſich der alte Robertſon nicht immer geneigt und Ellinor etwas ungeſchickt zeigte, oder um, und dieſen Grund verrieth er noch weniger, der zu übenden Gaſtlichkeit wegen zwei Flaſchen Portwein ſtatt einer aus dem Keller ſeines Schwiegervaters hervorzulocken. Lord Arthur Marwell mußte ihm noch zu Mancherlei dienen. Auch dazu, daß er zuweilen ganz vom Bleibenſollen in der Cavendiſhſtraße loskam und auf Grund eines „nicht länger zu ſtillenden Verlangens ſeines Freundes, dort oder dahin zu gehen“ ihn — begleitete. Der damals noch nicht lange in Europa exiſtirende Kaffee hatte

bereits seinen Bund mit dem Tabak geschlossen. Die „Coffeehouses", namentlich des Westend, wurden die Sammelplätze der „schönen Geister". Auch das letztere Stichwort für Politiker und Literaturfreunde kam damals auf, wie der Name der „Beaux" für excentrische Stutzer. Die Wogen der Zeit gingen hoch. Die Parteien durchkreuzten sich in einer Weise, die alle bisherigen Meinungsfarben neu zu mischen schien, wenn es auch noch nicht bis zur Verwirklichung von Swift's damaligem Ausruf kam: „O möchte es doch keine anderen Parteien mehr geben als nur Schufte und ehrliche Leute!" Die freisinnigen Politiker waren orthodox in der Religion; die Materialisten, die nur an die alleinige Offenbarung Gottes in den Werken der Schöpfung, an keine andere glauben wollten, waren politische Reactionäre. Das Parlament stand in offener Feindschaft dem halb frivolen, halb papistischen Ministerium gegenüber, und Männer der Vorurtheilslosigkeit, des schneidendsten Witzes griffen wieder die Mißbräuche an, die von den Commissionen des Parlaments gutgeheißen wurden und Walpole's berüchtigte Theorie vom Erlaubtsein politischer Käuflichkeit einleiteten. Das war ein Lärmen und Streiten in den Kaffeehäusern, ein Streiten über die letzten, vom Henker zu Tyburn „wieder einmal" verbrannten Schriften eines Tindal und Toland — wie konnte Sam Mordaunt, dieser mit schlagendem Witze sich

überall Bahn brechende Advocat, da fehlen – abgesehen von seinen übrigen Zerstreuungen und Bedürfnissen des Herzens, der Phantasie und des Ehrgeizes – ! Ganz London war fieberhaft erregt. Denn Königin Anna, die man ihres Charakters wegen liebte und die dennoch über einen Staatsstreich zu Gunsten ihres Bruders brüten sollte, lag noch immer hoffnungslos krank, ohne daß es durch ihren Tod bald zu einer Entscheidung kam.

Lord Arthur Marwell, der designirte Lieutenant der schottischen Garde, besaß nur ein sehr geringes Vermögen. Er war ein jüngerer Sohn und mußte sich auf die Börsen seiner Freunde und Verwandten verlassen, von denen sich eine, die des alten Herzogs von Argyle, ganz wider seinen Wunsch zu Gunsten jenes Lieutenants-Patents geöffnet hatte, das er lieber wieder verkauft hätte. Schotte von Geburt, hätte er die politische Laufbahn verfolgen mögen, obschon Schottland seit seiner erst kürzlich erfolgten Vereinigung mit England einen großen Theil seiner Rechte, d. h. seiner Mißbräuche, die jedoch einzelnen Familien zugute kamen, verloren hatte. Lord Arthur war einer der besten Fellows in Oxford gewesen. Die viereckige Mütze des Baccalaureus hatte er bei festlichen Gelegenheiten getragen, wie Sam Mordaunt, der auch dann diese Mütze aufsetzen zu wollen erklärt hatte, wenn er mit Ellinor an den Altar von Sanct Lucas treten wollte. Ein

großer Talar gehörte ebenfalls dazu und förmliche lange Bäffchen, wie sie noch heute unsere Prediger tragen. Der junge Maxwell war ein guter Protestant, aber er rechnete doch für bestimmt darauf, daß die Stuarts an die Regierung kämen. Man erwartete, daß der verbannte Prinz Jacob, der Pratendent, dann so vernünftig sein würde, wenn nicht seine Confession zu Gunsten des überwiegend protestantischen Großbritanniens zu ändern, doch die Zusicherungen einer unbedingten Religionsfreiheit zu geben.

Noch schwankte Arthur in jugendlichem Träumen, Wählen und Suchen dahin. Das war wirklich ein liebenswürdiger Jüngling, schlank von Wuchs, behend wie Achill. Es wäre schade gewesen, wenn ihn Sam in den Strudel seiner Leidenschaften mit hinuntergezogen hätte. Lord Arthur kämpfte dagegen an. Er schien ganz zu fühlen, daß sein Lebensschicksal davon abhing, endlich von dem fast magischen Einfluß, den Sam Mordaunt auf ihn ausübte, frei zu werden. Er konnte aber nicht dazu gelangen. Die Menschen, die ihm wohlwollten und die ihm in der Ausführung dieses Vornehmens hätten unterstützen sollen, hinderten ihn daran, weil sie Alle selbst von Sam bezaubert waren. Lady Nairn, seine eigene Tante, bei welcher Beide jetzt wohnten, pries ihn glücklich, für seine Jugend und Unerfahrenheit einen solchen, weniger an Jahren, als an Einsicht ihm überlegenen Mentor gefunden

zu haben.„ Das hatte ſie ſchon vor Jahren beim Beſuch Orfords geſagt, wo die ſogenannte pennaliſtiſche Einrichtung des dortigen Studienweſens, das Zuſammenwohnen, das Eingetheiltwerden in beſtimmte, für Wohnung und Eſſen und Trinken zuſammengehörige Gruppen den Grund künftiger — Feindſchaften und Freundſchaften bei den Engländern zu legen pflegt. Arthur Marwell war in Allem das Gegentheil ſeines Freundes. Doch war er darum nicht zerfloſſen oder weichlich; er konnte ſo gut auflodern wie Sam. Doch war er dabei gut, offen, ohne Verſtellung. Sein braunes Auge konnte voll Treuherzigkeit, auf Menſchen und Dingen ruhen, die er nicht prüfen, zergliedern, ſondern nur einfach kennen lernen wollte. Wenn ihm Sam mitleidig ſagte: „Du biſt ein guter Junge!“ ſo konnte er ihm ganz feſt und ſicher antworten: „Und du biſt ein ſchlechter Narr!“ Damit lehnte er die Vorausſetzung ab, die in Sam's Worten liegen ſollte, als könnte man ihn biegen, ihn beherrſchen. Allerdings — man konnte das. Aber die Unterwerfung war dann nicht die Folge der mangelnden Einſicht, ſondern die Folge der Freundſchaft und der Verehrung, die Sam's Geiſtesgaben bei Arthur in hohem Grade genoſſen. Arthur Marwell war ſchlank gewachſen, meiſt bleich, ſogar von einer der Schonung, wie es ſchien, bedürftigen Geſundheit. Sein Haar war braun und gelockt. Er trug es langwallend

über die Schultern herab. Wenn Sam fortfuhr, ihn so wie bisher, überall „in seinem Gefolge“ zu haben wie sich Marwell selbst ausdrückte, so konnte des jüngeren Freundes Gesundheit darunter leiden. Marwell folgte der Führung Sam's nicht aus gleicher Stimmung ihrer Natur, sondern im Gegentheil ihrer Ungleichheit wegen. Es war der unabweisliche, magnetische Einfluß, den kräftige, einseitig männliche Naturen überhaupt ausüben auf weibliche, deren sich genug auch unter den Männern finden.

Ein zartes Band ist es, das ein weibliches Wesen an den Freund ihres Geliebten knüpft. Die Geliebte kann auch sogar den Freund mit Eifersucht betrachten. Sie will in ihm eine schöne Ergänzung des Gegenstandes ihrer Liebe finden. Der Freund hat so manches Jahr mit dem Geliebten verlebt, er ist sein Vertrauter geworden, er hat auch die erste sichere Kenntniß des Geheimnisses erlangt, das ihn an die Geliebte fesselte. Ellinor nahm Arthur Marwell ganz unbefangen, ganz kindlich und das in solchem Grade, daß selbst ihr Vater über solche Sorglosigkeit erschrak und darauf bedacht war, die beiden jungen Leute nicht allein zu lassen, wenn einmal Sam plötzlich den Einfall bekam, aus diesem oder jenem Grunde aufzubrechen und dem Freunde anzurathen, sich keinen Zwang anzuthun, sondern zu bleiben und mit Ellinor Magellan's „Reise um die Welt“ zu lesen oder Alexander Pope's

es nun aber doch thun, so gibt dieser Zwiespalt der Interessen eine ewige Abwechslung komischer Scenen her. Mein Heldengedicht fängt mit einem Monolog Schimmelpfennigs an:

Hilf mir, Muse, auch heut' die naschbegierige Jugend
Abzufassen, wenn sie ansichtig, mit verwahrlostem Auge
Ringsum späht, das Terrain sondirt, dann plötzlich im Fluge
Durch die Pforte hinstürmt, zu holen Aepfel und Milchbrot.

Schimmelpfennig wurde nun von mir wie ein Wegelagerer geschildert, der von seinem Raube auch Nutzen zu ziehen sucht. Denn indem er unser Brod und unsere Würste confiscirte, verwandte er sie für seinen eigenen Haushalt und hatte täglich das Interesse, einen reichen Fang zu thun. Seiner Schlauheit angemessen ist es nun, so viel Schüler wie möglich herauszulassen. Je mehr in die Falle gehen, desto fetter und reichlicher die Bissen. Schnapphahn postirt sich hinter die Thüre. So wie nun ein unglücklicher Fourageur hineinschießt in die Thür, hat ihn Schimmelpfennig beim Kragen und pfändet ihn aus. Mit einigen Ohrfeigen dafür versehen, rennt der Geplünderte in die Klasse, froh, wenn er keiner weiteren Strafe verfällt. Schimmelpfennig straft weiter nicht, auch stellt er sich nicht alle Tage in die hohle Gasse, sondern er macht die jungen Hasen sicher, so daß sie ihm bei einem allgemeinen außerordentlichen Jagen nicht entgehen können. Dies alles hatte ich in Homerischen Versen besungen und auch zum Schluß jene Scene nicht vergessen, wo Schimmelpfennig an seine Haushälterin und deren Kinder (die ihm sehr ähnlich sehen) die Brödchen und Aepfel vertheilt, die er erbeutete. Lieber Vater, diese Groteske kam heraus, ich meine, sie wurde verrathen, und ich mußte durch achttägigen Carcer die Folgen erkennen lernen,

neue Ueberſetzung des Homer oder Milton's „Verlornes Paradies“ oder die Lieder aus Handel's „Aminto“ zu ſpielen. Arthur ſpielte Clavier und zeichnete auch hübſch. Er war ſchon viel gereiſt, hatte ebenfalls, damals mit Sam, Frankreich geſehen. Er unterhielt Ellinor durch die leichte Handhabung des Zeichenſtifts, mit dem er ihr ſchöne Gegenden, berühmte Gebäude und wunderlich fremde Trachten vor's Auge führte.

Alles, was Sam von Ellinor vertrieb, das gerade feſſelte Marwell an ſie. Jener fand die Kleinwelt, die ſeine Verlobte umgab, für ſich nicht anregend; dieſer fühlte ſich darin glücklich. Ellinor ſelbſt bemerkte weder eine verſchiedene Stimmung des Eindrucks, den ſie den Freunden machte, noch in ihrem eigenen Herzen irgend einen Zwieſpalt. Was ſie an Sam beſaß und was nicht, das begriff ſie allerdings mit der Zeit. Doch war auch darin Arthur Marwell ein ſo edler Freund, daß er jenen Zwieſpalt durch nichts hervorrief, nie ein Wort des Tadels über ſeinen Freund während deſſen Abweſenheit fallen ließ, während er ihn freilich in ſeinem Beiſein manchmal nicht ſchonen konnte. Ein räthſelhaftes, für Ellinor tiefererſchütterndes Bewußtwerden eines ſeltſamen Zuſtandes, in welchen ſie gerathen war, trat erſt am Abend der öffentlichen Verlobung ſelbſt ein durch eine traurige und unerwartete Störung deſſelben.

Es hatte faſt ſechs Wochen gedauert, bis endlich, kurz vor Weihnachten, das für den öffentlichen Verſpruch beſtimmte ſolenne Mahl zu Stande kam. Die Lieferung der Speiſen hatte ein vielgerühmter Koch in der Nähe der Börſe übernommen, zwei bei allen Lord Mayors-Eſſen bewährte zwar ſchon etwas ſteife, aber von franzöſiſchen Schelmereien freie Diener arbeiteten dem Küchenkünſtler in die Hände. Und ſie zogen alle ein, mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern, dieſe reſpectablen Lords einer mehr nach Unten als nach Oben neigenden Mittelclaſſe, Männer von Anſehen und Würde an Ort und Stelle, die ſich beim Verbeugen [illegible] vor ihren nächſten Vorgeſetzten im Rücken wehe thaten. Der Küſter von Sanct Paul konnte für den Erzbiſchof von Canterbury ſelbſt gelten und der Todtengräber von Sanct Paul, ſein Collège, für einen berühmten Arzt, der ſich von den trüben Eindrücken ſeiner Krankenviſiten an den Freuden der Tafel erholte. Der Clerk von Doctors Commons hatte anfragen laſſen, ob er in ſeinem Notarkleide, mit mächtiger Allongen-Perrücke und im Talar, erſcheinen ſollte. Es war aber, wie ihm gemeldet wurde, hinreichend, daß er nur ſelbſt kam, bloß Miſter Conybeare mit ſeiner guten Laune, ſeinem Anekdoten-Vorrath und vor Allem mit ſeiner Gemalin, die zwar in ihrer eigenen Perſon einen Umfang für Zwei mitbrachte, aber wenig zu eſſen

und nur immer den Gang der Gerichte, die Art der Bedienung, das Service, die Malerei der Teller und die Formen des Kryſtalls zu beobachten, kundig zu recenſiren pflegte und dadurch ſchon öfters für Ellinor eine hohe lehrreiche Autorität geworden war.

Die beiden Diſpacheure hatten ſich zwei Tage lang mit ihren Angehörigen alles übermäßigen Genuſſes aus dem Füllhorn ihrer havarirten Waaren enthalten, um mit einem deſto geeigneteren Appetit in die Cavendiſhſtraße einzulenken und dem Syſtem der alten Lohndiener von Manſionhouſe Stand halten zu können, das darin beſtand, mit den Gäſten, die ſie bedienten, ohneweiters Unterhaltungen anzuknüpfen über die wohlſchmeckenderen Seitenſtanken eines Hechtes oder das compactere röthliche Fleiſch am Schenkel eines Truthahns und davon den Männern, die ſie lieb hatten wegen ihrer Leutſeligkeit und Trinkgelder, ſelbſt vorzulegen. Sie ſahen heute, die ſonſt ſo wohlgenährten Männer, ebenfalls beinahe ſo durchſichtig aus wie Herr Morton, der Caſſier der Oſtindiſchen Compagnie, der zwar gegen Einladungen dieſer Art lange zu proteſtiren, immer die wichtigſten Abhaltungen vorzuſchützen pflegte, ſich aber denn doch endlich erbitten ließ, und im Bewußtſein, in ſeiner Rocktaſche den großen Hauptſchlüſſel des ihm anvertrauten Theiles des rieſigen Kaſſenweſens eines Welt-Inſtitutes ſicher geborgen zu fühlen und nach

einem kräftigen Eingangsgebete vor der Mockturtle-Suppe, Worte, die der Hausherr mit einem unverfälschten, von allem papistischen Irrwesen einerseits und puritanischen Sectenwesen andererseits freien hochkirchlichen Text auch diesmal gesprochen hatte, sich lustig gehen ließ, immer geschwätziger, immer sogar mit den Damen neckischer wurde. Die Vermittlung zwischen den alten Freunden des Hauses und den neuen Freunden, die Sam in's „springende Roß" eingeführt hatte, Lord Arthur Marwell, Sir Mortimer Lamb, rechtskundiges Mitglied des Parlaments, Capitän Montgomery von den Schotten, ein Kaffeehausfreund, wie er sagte — bildete Doctor Gut, ein berühmter Militär-Arzt, der halb Gelehrter, halb Officier war, und dadurch, daß er in Bengalen gestanden hatte, auch mit Mister Morton von der Ostindischen Compagnie sogleich die sichere gesellschaftliche Fühlung besaß.

Weitaus die wichtigste Persönlichkeit nächst Sam und Ellinor, die Beide in der schönsten Toilette, in einem damals gerade modischen Sammt von Fleischfarbe, mit Silber gestickt, in der Mitte einer der Langseiten der Tafel saßen, war Sam's Bruder, der Vicar von Pemford in Pemfordshire, Reverend Thomas Mordaunt. Dieser hatte sich vor vierzehn Tagen auf Grund des großväterlichen Testamentes wirklich verheiratet und stand demnach noch in den Flitterwochen. Die Aldermans-Tochter, seine Ge-

malin, aus einer ſo käſeverhaften Gegend, war ebenfalls zugegen. Sie gab ſich Mühe, die Anweiſungen, die ſie von ihrem Gatten für dieſe Begegnung mit gewichtigen Einwohnern Londons empfangen hatte, genau zu befolgen. Vorzugsweiſe war ſie von ihrem Gatten bedeutet worden, daß ſie nie vergeſſen ſollte, wer ſie wäre und was ſie noch werden könnte, vielleicht die Biſchofsfrau von Winchester. Sie ſollte durchaus nicht vor den goldenen Ketten und Brillanten der Frauen, die ſie heute ſehen würde, erſchrecken, ſollte vor den Männern immer eine gewiſſe Miene erhabener Gleichgiltigkeit zeigen und überhaupt thun, als wenn die Weltgeſchichte erſt über Pemford ginge, ehe ſie nach London käme. Es gelang das der guten Frau Vicarin nur zum Theil. Sie war ſofort, als man beim Eintreten nach alter Sitte ſchon mit Appetit reizenden franzöſiſchen Südweinen, geräuchertem Lachs und Butterſchnitten, mit zerzupften trockenen Makrelen dazwiſchen, empfangen wurde, vollſtändig niedergedonnert von den eleganten Toiletten der hereinrauſchenden Frauen und Mädchen. Da ſie jedoch bei Tiſch den Mund nicht aufthat und nur jenes gewiſſe ſtereotype Lächeln aller Kleinſtädter, das theils Verlegenheit, theils Hochmuth bedeutet, zeigte, ſo war ihr Gatte zufrieden und ließ ſich umſomehr in ſeiner eigenen Weiſe gehen, die denn allerdings eine höchſt herausfordernde war und für

einen Diener des heiligen Evangeliums am allerwenigſten paßte.

Freilich traf Reverend Mordaunt ſeinen Bruder Sam im Glück und im Beſitze einer reizenden Verlobten, ungerechnet die Convenienzen, die ſich durch die Anweſenheit Lord Arthur's und Sir Mortimer's und des General-Surgeon Miſter Gut zu erkennen gaben. Ganz im Gegenſatze zu den Dispachenren, die ſich zu dem glänzenden, um ſechs Uhr beginnenden Mahle, zu einer Fülle von Fiſchen, Geflügel, Paſteten, Backwerk und Früchten, durch Faſten vorbereitet hatten, kam der Vicar ſchon mit allen Anzeichen, daß er ſich den Beſuch Londons zum Behufe des heutigen Feſtes ſchon im Uebrigen zu Nutzen gemacht und ſchon ebenſo reichlich gefrühſtückt oder vor wenigen Stunden zu Mittag gegeſſen hatte. „Deine Naſe glänzt ja zum Lichterſparen!“ hatte ihn ſogleich Sam beim Eintreten mit erſichtlichem Verdruß begrüßt.

Tom's Gattin, ſeine neue Schwägerin, war bereits den ganzen Tag bei Ellinor geblieben und hatte ihr an ihrer Toilette helfen wollen, während der Vicar, wie er ſagte, ſeine Verlobungsrede ſtudiren gegangen war. Aber jeder Auſtern'chalenberg an einem Wirthshauſe hatte ihn an das erinnert, was er in Pemford entbehren mußte. Seinen im Bette liegenden Großvater wollte er erſt morgen beſuchen, um den Alten zu bewegen, er rühmte ſich deſſen

vor dem Bruder, eine gewiſſe Kette abzuhaken und einen gewiſſen Koffer zu öffnen, des „Rückreiſegeldes“ wegen.

Die würdige Art, wie der Hausherr das Tiſchgebet geſprochen hatte, gab dem Reverend keine Veranlaſſung, ſeine Weihe für ein religiöſes Wort, die ihm kaum noch innewohnte, mit der des alten Robertſon zu vergleichen. Seine Verlobungsrede lief beim zweiten Aufſatz der Schüſſeln, kurz nach dem Roaſtbeaf, wo es geheißen: „Lieben Sie roth? Lieben Sie braun?“ (nämlich ſolche von der rohen oder gekochteren Stelle des rieſigen Bratens abgeſchnittene Stücke) von Stopel, indem er bereits lallend in jenes Stadium gekommen war, das Sam an ihm kannte. Dies war das Stadium jener alten akademiſchen Rohheit, wo er im Stande war, eine Flaſche zu nehmen und ſie dem, der ihn reizte, an den Kopf zu werfen. Denn die ungebändigte Leidenſchaft, die Sam in ſein Inneres zurückzudrängen und die Geſtalt von ſcharfen Epigrammen annehmen zu laſſen vermochte, tobte ſein Bruder trotz ſeiner Prieſterweihe rückſichtslos aus.

Nichtsdeſtoweniger parodirte Sam jedes Wort, das ſein Bruder, auf nicht ganz feſten Füßen ſtehend, in Rückſicht auf die hohe Bedeutung des Tages vorbrachte. Er that dies halblaut, nur vor ſich hinmurmelnd. Doch konnten die Nächſtſitzenden Alles hören. Ellinor wurde dabei himmelangſt.

„Andachtige Christen —“ sprach Tom.

„Als wenn hier etwa Heiden sitzen könnten —“ murmelte Sam.

„Die Ehe ist eine Veranstaltung Gottes —“

„Dem widerspricht die Bibel —“

„Gott sprach, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei —“

„Wahrhaftig nicht, wenn man betrunken ist und an der Themse spazieren gehen will —“

„Er wollte ihm eine Gehilfin geben —“

„Was sagte dazu die Schlange —?“

„Eine Gehilfin in seinen Mühen, eine Genossin seines Glückes —“

„Im Paradiese gab's noch keine Mühen —“

„Wer kann es aber leugnen, daß sich der Satan dieser seiner Wonne, seiner Freude, seiner Gefährtin und Gehilfin bedient hat, um Adam zum Falle zu bringen und den Fluch über sie heraufzubeschwören, daß sie in Schmerzen gebären muß —“

„Folglich ist die Ehe ein Werk des Teufels —“

„Er pflanzte den Baum auf mit der verbotenen Frucht —“

„Brüderlein, wer —?“

„Gott der Herr untersagte Adam, vom Apfel zu essen —“

„Und —"

„Das Weib überredete den Mann und Beide verloren das Paradies und hinfort, das ſagte ich ſchon, mußte das Weib in Schmerzen gebären —"

„Du ſiehſt alſo, lieber Bruder," unterbrach jetzt Sam den Redner, der eine Pauſe machen zu wollen ſchien, ganz laut und zu nicht geringem Erſtaunen ſeiner Schwägerin, aber zur Beluſtigung aller Gaſte, „daß ich Recht hatte, wenn ich ſagte: Gott wollte eigentlich einen ewigen Brautſtand der Menſchen — ewiges Glück und ewige Freude und das lebenslängliche Paradies, ohne Tod, Miſter Wetherby, ohne Geburtsſcheine, Miſter Blackfountaine, ohne alle Havarie, Miſter Brompton und Miſter Tenderton, das wollte er. Aber da kam der Satan und redete ſüß mit dem Weibe und das Weib mit dem Mann, da war's geſchehen. Brautſtand, den hat Gott geſchaffen, Eheſtand — den eigentlich die Schlange —! Aber darum nichts für ungut, Frau Schwägerin! Süß bleibt der Eheſtand doch! Jetzt, Alter, fahr' fort!"

Es war zu verwundern, wie Reverend Tom noch Beſinnung und Selbſtbeherrſchung behielt. Er ſchleuderte allerdings einige durchbohrende Blicke auf ſeinen ihm an Geiſt und Kenntniſſen von je überlegen geweſenen Bruder — Blicke, die um ſo vernichtender wirken ſollten, als doch in den Augen der Tiſchgenoſſen der Sprecher ſein heiliges

Amt für ſich hatte und der weibliche Theil der Geſellſchaft die von dem Bräutigam gegebene Deutung des Urſprunges der Ehe wenig überzeugend, ja geradezu verabſcheuungswürdig und für ſein „vorhabendes Glück“ eigentlich ſonderbar fand.

Sam ließ ſich aber nicht nehmen, dem Bruder den Effect ſeiner Rede zu verderben. Das war nun einmal eine alte Feindſchaft der Gemüther, die ſich bei ihnen ſo zu äußern liebte. Reverend Tom machte es ihm gelegentlich ebenſo. Unbrüderlich hatten ſie ſchon ihre Jugend verlebt. Ellinor ſah mit Verlegenheit vor ſich nieder oder ſie griff nach dem ſchönen Bouquet, das ihr Lord Arthur Marwell auf den Teller gelegt hatte, als ſie ſich ſetzten. Und zuweilen mußte ſie ſogar über dieſen tollen Hader lachen. Denn Sam's Einwürfe, die zuletzt nur ſie allein noch hören konnte, klangen zu närriſch. Als Tom in ſeiner weitläufigen Abhandlung über die Stellung und Bedeutung der Frauen auch auf die heiligen Apoſtel zu ſprechen kam und die Strenge erwähnte, welche Paulus und Petrus in ihren Urtheilen über das weibliche Geſchlecht zu erkennen gegeben hätten, und daß Jener unter Anderem verlangt hätte, ein Weib ſollte niemals unbedeckten Hauptes erſcheinen, ſchnitt Sam die Erläuterung, die Tom über dies Gebot geben wollte, damit ab, daß er zu Ellinor murmelte: „Nicht wahr, wir proteſtiren?

welche ich mir durch die Bestimmung, welche du mir gegeben haſt, dereinſt noch im Großen zuziehen werde. So viel ſah ich ein, wenn ich unbehelligt bleiben will, muß ich mehr dem Geiſte eines Lichtenberg, als dem eines Käſtner nachſtreben. Jener hielt ſich an Sachen, dieſer an Perſonen. Jener verſpottete Gruppen, dieſer Einzelne. Was ich, lieber Vater, noch ſonſt aus meiner nächſten Sphäre aufgegriffen habe, will ich dir nicht ſchicken, z. B. eine Satire auf meinen Nachbar. Ich will mich aber in allgemeinen Gegenſtänden verſuchen und dann um dein Urtheil bitten. Ich ſtudire fleißig die Kirchenväter und bleibe dein treuer Sohn

Albein, Satiriker."

Blaſedow war über dieſe Briefe höchlichſt zufrieden und trennte ſich, da ihm der Gedanke an ſeine ſo trefflich gedeihenden Söhne immer heimlicher und wohnlicher wurde, von ſeiner Frau, dem Amte und der Umgebung immer mehr.

Denn Hüte den ganzen Tag auf und ſogar in der Küche, das vermehrt die Koſten der Haushaltung!“ Als Tom die Worte Salomo's wiederholte: „Ein tugendhaftes Weib iſt die Krone ihres Mannes,“ murmelte Sam: „Ja, das beweiſen die Juwelier- und die Goldſchmiedsrechnungen!“

Dennoch ſtieß Sam, als der Bruder geendet und die Geſundheit der Verlobten ausgebracht hatte, ſtürmiſch an. Er ſchüttelte ihm mit gemachtem Enthuſiasmus die Hand und warf ſich an ſeine Bruſt mit dem Ausrufe: „Menſch! Prieſter! Du haſt mich erbaut, gehoben!“ Gegen Ellinor, die in Anmuth ſtrahlte, und auf die Diamanten, die ihren Hals ſchmückten, manche verſtohlene Thräne, aber nur der Freude, gleiten ließ, benahm er ſich ſo rückſichtsvoll und für Jeden, etwa Lord Arthur Marwell ausgenommen, grundherzlich, daß die Stimmung vollkommen ungeſtört und ſogar feierlich genug blieb, um John Robertſon, dem Vater, Gelegenheit zu geben, an die Rede des Vicars und an das Ausbringen der Geſundheiten ſelbſt noch mit einem kurzen Spruche anzuknüpfen, in welchem er das Wort des Apoſtels anführte: „Was weißt du aber, du Weib, ob du den Mann werdeſt ſelig machen? Oder du Mann, was weißt du, ob du das Weib werdeſt ſelig machen?“ — ein Wort, das er eines der köſtlichſten, der tiefſten und gedankenreichſten in der Bibel nannte. Denn es werde damit, ſagte er, die Ehe

gleichsam als eine Heilanstalt bezeichnet. Zwei Menschen verbündeten sich, um sich einander die Erreichung des wahren Lebensziels, die Ausbildung zu ihrem alleinigen Menschenwerthe zu erleichtern, ja gegenseitig zu garantiren. Und der Ernst des Momentes blieb sich selbst da noch gleich, als Sam sagte, die beiden Herren Dispacheure verstunden sich auf die näheren Gesetze solcher gegenseitigen Assecuranzen.

Das schöne Fest, das zuletzt immer heiterer, immer belebter wurde und selbst da lange noch nicht zu Ende sein sollte, als nach englischer Sitte der ganze Tisch entleert war und das spiegelblanke indianische Holz mit Wein aller Arten in seltsamen Flaschenformen, buckligen, viereckigen und storchschnabellangen, bepflanzt wurde und sich die Männer zum Trinken zu sammengesetzt hatten, die Frauen aber in den oberen Stock gegangen waren, mußte plötzlich unerwartet gestört werden. Es erscholl Feuerlarm. Allerdings nichts Seltenes in einer so großen Stadt wie London. Aber man mußte doch wissen, wo es brannte, ehe man sich beruhigte. London war in der Cultur der Städte, in den Bedingungen eines policirten Zusammenwohnens, allen Städten der Welt, vielleicht Peking ausgenommen, voran. Aber die Löschanstalten waren noch so mangelhaft, daß nicht selten ganze Viertel in Feuer aufgingen, ja manche Feuersbrunst wuchs

dermaßen an, daß sie in den Annalen der Stadt eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Doch war London schon damals erleuchtet. Alle zehn Häuser schimmerte ein Laternenlicht aus dicken, convergeformten Gläsern. So konnte man auch jetzt, zum Fenster hinausspähend, die lebhafte Bewegung in den Straßen beobachten. Der Feuerschein kam westwärts und mehrte sich. Schon rannten die Angestellten einer Feuerversicherungs-Gesellschaft, deren es in London damals zwei gab, an die Orte, wo die Spritzen standen. Nur diese Assecuranzen stellten Löschmannschaften. Ein Haus, das bei ihnen nicht versichert war oder dessen Brand nur eine unversicherte Nachbarschaft bedrohte, blieb nach englischem Selfgovernment der sich helfenden Verzweiflung seiner Bewohner, dem Mitleiden oder der Angst der Nachbarschaft überlassen.

Als man freilich erfuhr, daß das Feuer in der Ipswichstraße war, da hörte das behagliche Beisammenbleiben auf. Thomas Mordaunt, der alleinige Erbe des Großvaters, griff nach Hut, Stock und Mantel und rannte, ob er gleich nicht sicher aufrecht stehen konnte, taumelnd davon, begleitet vom spottenden Rufe seines Bruders: „Tom, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei —!“ Aber der Schrecken des Vicars und seiner Ehehälfte hatte jene eigenthümliche Wirkung auf Trunkene hervorgebracht,

halb und halb nüchtern zu werden. Der alte Robertſon, den ebenfalls eine merkliche Unruhe ergriff, gab ihm einen der gemietheten Diener als Führer mit. Sam zündete ſich eine kleine Pfeife an und mochte beim Laufen in „ſolch kalter Decembernacht“ und „wohl gar beim Löſchen“ nicht mitthun.

Der Diener kam nach einer Stunde mit dem Alles in Beſtürzung verſetzenden Beſcheid zurück, es hätte allerdings bei Miſter Mordaunt gebrannt. Das Feuer wäre jedoch gelöſcht, und zwar durch die eigene Anſtrengung des Todtkranken ſelbſt. Dann lautete jedoch der Bericht auch dahin, nun läge auch Miſter Will erſchöpft und ſchon ſo gut wie im Sterben auf ſeinem verwüſteten, von Ruß und Waſſer verdorbenen Bette — das ganze Haus wäre demolirt — der Anblick der Verwüſtung flößte Entſetzen ein.

Als man dann auch noch vernommen hatte, daß das Feuer durch das Verbrennen von alten Handlungsbüchern angegangen wäre, welche Will Mordaunt wahrſcheinlich vor ſeinem geahnten Ende noch hätte aus der Welt ſchaffen wollen, und als hierauf Ellinor, die ſich an den Vater anklammerte und dieſen verhindern zu wollen ſchien, ſich ſelbſt in Gefahr zu begeben, mit den Worten: „Vater was iſt dir?“ laut aufgejammert hatte, da entfernte ſich die Geſellſchaft, und zwar recht kleinlaut und betroffe-

und Einer den Andern frirend und recht ſchmerzlich bedauernd, daß der ſchöne Tag ſo traurig hätte endigen müſſen. Und Sam brach auf die Nachricht vom bevorſtehenden Tode ſeines Großvaters und vom Verbrennen der Handlungsbücher und beim Anblick des Blaßwerdens vom alten Robertſon jetzt ebenfalls auf, um dem Bruder zu folgen. Er führte die Schwägerin am Arm. Der alte Robertſon erklarte, ſich gefaßt zu haben und keiner Hilfe zu bedürfen. Natürlich ging auf's eiligſte bei alledem auch er. Das ganze Haus entleerte ſich bis auf Ellinor und Arthur Marwell. Denn zu dieſem hatte der Vater mit inſtandiger Bitte geſagt:

„Mylord, behüten Sie mein armes Kind!“

Seltſam war's, von dem Augenblick an, wo der Bericht von den Vorfällen in der Ipswichſtraße auf ein Verbrennen von Handlungsbüchern gelautet hatte und Ellinor augenſcheinlich zu ihrem Aufjammern durch ein ſonderbares Lachen ihres Vaters bewogen wurde, das übrigens alle Gäſte über das Antlitz des jetzt faſt an einen Irrſinnigen erinnernden Wirthes zucken geſehen, hatten die Gäſte ſich einander mit fragenden Blicken betrachtet und waren ſtumm und wie von einer unheimlichen Entdeckung verjagt die Treppenſtufen hinuntergeſtiegen zu ihren theilweiſe bereits eingetroffenen Miethskutſchen oder Sänften.

Es hatte ſchon die zehnte Stunde geſchlagen. Die

riesigen Knarren der wie wandelnde Schneemänner in weißen Mänteln dahinschleichenden Nachtwächter gaben sich von Straße zu Straße ruhig wieder ihre Zeichen. Man erfuhr, daß sich das Feuer in der Ipswichstraße bedrohender angelassen hatte, als es in Wahrheit ausgefallen war. Eine mächtige Feuerlohe war aus dem Schlot des Hauses in die Höhe gestiegen, Funken waren umhergestreut auf die Dächer und hatten in den alten Sparren gezündet. Ein Glück, daß es noch nicht zu spät in der Nacht gewesen. So waren denn doch noch Viele auf, und der entschlossensten Anstrengung der Nachbarn, die sich selbst schützen wollten, vor Allem der herkulischen Kraft des Bob Wilkie war es gelungen, des Feuers Herr zu werden. Der Bericht des von Robertson entsendeten Boten lautete darauf, daß Will Mordaunt entweder in einem Fieberanfall oder im Gefühl seiner herannahenden Todesstunde aus dem Bett gekrochen wäre, sich in die Küche, in seine Schreibstube geschleppt und eine Anzahl Contorbücher hätte verbrennen wollen. Letzteres wäre ihm auch gelungen. Doch der Zugwind im Schornstein hätte die schon vorher von ihm gelösten einzelnen Blätter der Bücher auseinandergerissen und das brennende Papier bis zum Dach hinaus aufwirbeln lassen.

Arthur und Ellinor waren allein. Rings um sie her fanden sich die an und für sich schon so traurigen

Spuren, die ein Feſt, das beendet iſt, zurückzulaſſen pflegt. Die Teller auf den Anrichtetiſchen waren verſchoben. Hier ſtand ein Reſt von Speiſen, dort einer. Das feine Obſt lag zerſtreut. Alle ſymmetriſche Ordnung war dahin. Die Lichter flammten, faſt niedergebrannt. Lampen waren im Erlöſchen begriffen. Auf dem Fußboden lag noch mancher zertretene Gegenſtand; Manches, das Jemand verloren hatte und daheim umſonſt ſuchen mochte. Wem gehört es wohl —? frägt man. So hält man die Muſterung und ſehnt ſich ermüdet ſelbſt nach Ruhe.

Ruhe konnte in Ellinor's Herz nicht einziehen. Dies ſchlug ihr faſt erſichtlich bewegt unter dem Mieder ihres im Durcheinander des Schreckens und der jäh übereilten Entfernung der Gäſte zerknitterten ſchönen fleiſchfarbenen, mit dunkelrothen Puffen und Roſetten beſetzten Kleides. Dennoch kam es allmählig wie Friede über ſie. Wie eine ſanfte Beruhigung legte es ſich auf ihre Bruſt. Die Athemzüge, die ihr anfangs ſo ſchwer geweſen, die ſo tief hatten heraufgeholt werden müſſen, wurden wieder leichter und leichter. Lord Arthur übte den Zauber, den er ſchon lange in Ellinor's Nähe verbreitete.

Sogar ihre zarte weiße Hand hatte er ergriffen, während er vor ihr ſtand und ſeine ſchönen, ſeelenvollen braunen Augen auf ſie ihre mildeſten Strahlen gleiten ließen. Sie ſtand wie ein Roſenſtrauch neben einer ſchlanken

Tanne, wie in den Garten Italiens geſehen werden kann, wo die Tanne zu den geſchätzten Seltenheiten gehört. Nur daß dort die Roſen, die Blumen des Südens, in den Baum des Nordens hineinwachſen und ſich liebend an ſeine rauhen Nadeln anſchmiegen dürfen. Das freilich geſchah nicht mit Ellinor. Aber ein ſüßer Schauer überrieſelte ſie, als ſie die Worte eines Mannes, der ihres Verlobten Freund war und der ſich ſchon oft bei ihr wie ein Bruder behaupten zu wollen erklärt hatte, vernahm:

„Ellinor, das war doch ein recht heißer Tag! Trotzdem daß es auf Weihnacht geht! Wie werdet Ihr froh ſein, daß jetzt Alles vorüber iſt!“

„Wollte nur noch das Letzte ſich zum Guten wenden!“ ſprach ſie und blickte ängſtlich aus dem Fenſter auf die Straßen, wo es jetzt überall Nacht geworden war und nur noch da und dort ein Laternenlicht ſchimmerte.

„Ihr meint, daß der alte Will richtig todt ſei?“ entgegnete Arthur und bekannte ſich für eine ruhige Auffaſſung des Lebens, die hinnimmt, was beſchieden. Dieſe wich vollſtändig ab von dem Alles zerfaſernden und zerzupfenden Weſen ihres Verlobten. „Dann iſt,“ fuhr er fort, „Sam's Bruder am Ziel ſeiner Wünſche und Ihr habt einen Schwager, der Euch nicht beneiden, nicht haſſen und verfolgen kann.“

„Könnte das ein Geiſtlicher thun?“

„Saget, ein Menſch! Und Manchen beſſert auch das Glück. Das Glück mindert die Verſuchungen zum Neide, zur Mißgunſt, zum Haß. Tom kauft ſich dann eine beſſere Stelle, die ſeinem Ehrgeiz mehr entſpricht. Auch das beſſert die Menſchen, wenn ſie ſich mehr im Vordergrund, mehr beobachtet von Andern und von Vielen geſehen wiſſen! Wie Mancher verkümmert dagegen ſogar mit ſeinem Herzen, blos weil er in einem Winkel lebt, wo ihn nicht das Licht des Tages beſcheint."

Harmlos verweilte Ellinor bei dem Oertchen Pemford und ließ ſich das Leben einer ſolchen kleinen Stadt ſchildern. Sie war zerſtreut. Denn Sam hatte ihr dieſe Schilderung ſchon oft gegeben, in den lebhafteſten Farben und mit allen Schlaglichtern ſeines Witzes. Sie wollte nur, daß irgend etwas geſprochen wurde.

Arthur gab in ſeinem Bericht nur das Schöne von einer ſolchen kleinen Stadt wieder. Er ſchilderte eine Pfarrerswohnung. Da ſäuſelten die Linden vor einem alten Giebelhauſe und verbreiteten an Sommerabenden den ſüßeſten Duft. Die Tauben flögen aus und ein und hockten an den alten gewölbten Fenſtern mit den kleinen Scheiben, Tauben mit ihrem ewigen Bedürfniß nach — Schnabelweide. „Küſſen oder — freſſen —!" ſagte er ſcherzend. „Rechte Schlaraffenthiere ſind die Tauben —!" Im Hofe da wäre Alles belebt und im Garten ſtünden die

Beete zierlicher als in den Gärten von Southwark vor den Londoner Thoren. Die Menschen schätzten sich in den kleinen Städten einander mehr als in den großen: Jeder wüßte, was er an dem Andern hätte und stattete ihm durch Artigkeit und Aufmerksamkeit gleichsam einen Dank dafür ab, daß er seiner bedarf und auf ihn angewiesen ist. Und so fort.

Den jungen, so sicher auftretenden, nie über die Schranken des Erlaubten hinausgehenden Mann dermaßen Gutes und Harmloses plaudern zu hören, erfüllte Ellinor's Herz wie schon immer, so jetzt nach dieser Aufregung und Spannung und Erwartung auf die Rückkehr des Vaters und des Verlobten, mit einem verdoppelten Gefühl des innigsten Behagens.

„Setzt Euch doch lieber an Euern schönen Schlagharfenkasten" — er meinte Ellinor's Clavier. „Spielt etwas von dem süßen Händel! Das wird Euch beruhigen."

Ellinor that es. Sie versuchte einige Passagen aus „Aminto". Das war damals noch ein sanftes Rauschen und Klingen, wenn die Hand über diese Tastenharfe fuhr. Die Töne verklangen ineinander und kamen vollkommen rein nur im Adagio zu Gehör. Beim Allegro rannte ein Ton den andern um. Wurde der dritte Ton angeschlagen, so war der erste noch nicht verhallt. In den Werthshäusern kleiner Landstädtchen findet man noch heute

## Sechstes Kapitel.

### Das Stelldichein.

Wo ſollt' es aber mit den Brüdern hinaus! Kamen doch die wichtigſten und wegen ihres ſittlichen Charakters geachtetſten Perſonen der Stadt, ein Blauſtrumpf, ein Wieſecke, ein Weckeneſel,*) ein Schimmelpfennig, darin überein, daß dieſe jungen Leute das ganze fürſtlich Sayn-Sayn'ſche Schul- und Unterrichtsweſen von Grund aus verdärben, das Reine anſteckten, die Gemüther halsſtarrig und zu Empörungen geneigt machten. Sie waren ein in das Waſſerglas der Schulabrichtung geworfenes Salz, das ſich allmählig darin auflöste und oben lauter windige Blaſen trieb. Sie waren dieſe Feuchtigkeit, welche die ganze lateiniſche Jugend Kapuths wie junge Häuſer ſtockig machte. Jener Kreis von allgemein anerkannten Stadt- und Landespatrioten zog ſich

*) Weckeneſel hatte, obſchon nur Inſpector, mehr Gewalt über die Pädagogen, als Silberſchlag. Wollte man etwas von ihm, ſo mußte man nicht mit den deutſchen Katholiken beten: Heiliger Januarius, bitt' für mich bei Gott! ſondern mit den neapolitaniſchen Lieber Gott, bitt' für mich beim heiligen Januarius!

ſolche alte, inwendig von Spinnen bewohnte Claviere und bewundert, wie doch der kleine Mozart auf ähnlichen Inſtrumenten ſeinen Genius entfalten und als kleines Wunderkind auf ſein Spiel reiſen konnte.

Plötzlich unterbrach ſich Ellinor, nahm andere Noten und ſagte, halb ſcherzend, halb ernſt:

„Händel iſt ein Ausländer! Wir ſollten Alles zurücklegen, was ausländiſch iſt —! Auch Ihr, Mylord, ſpracht früher ſo, auch Sam! Jetzt ſchwärmt Ihr für Händel! Hört lieber unſere lieblichen Lieder aus dem Weſten!“

Sie ſang, wie paſſend zu dem Sterbeſtündlein ihres Schwieger-Großvaters, eine Weiſe, die Shakeſpeare's lieber Narr, jener wackere Herr Feſt in „Was Ihr wollt“, geſungen haben konnte, als Herzog Orſino, der muſiktrunkene Melancholiker, von ihm eine Weiſe hören wollte, wie ſie die Schnitter ſingen, wenn ſie Abends heimkehren, eine Weiſe, ſanft hinſchmelzend wie das Abendroth:

„Komm' herbei, komm' herbei, o Tod,
Und verſenk' in Cypreſſen den Leib!“

Eine Weile ſang Ellinor, doch nur leiſe. Dann hörte ſie auf. Eine Thräne ſtand ihr im Auge. Dieſe ſtille Stunde, wie contraſtirte ſie zu den Reden Sam's und ſeiner anderen Freunde —! Sie lernte erkennen, daß unſer wahres Glück, unſer wahres Sein im Sein und Weſen der Menſchen ruht, mit welchen wir umgehen.

Arthur erhob ſich, ja er riß ſich los, um nicht am Freunde untreu zu werden. Er fühlte, daß er Ellinor liebte. Er hätte verſucht ſein können, ſie in dieſem Augenblick zu umarmen. Er glaubte zu wiſſen, daß Ellinor ſeiner Umarmung nicht würde widerſtanden haben. Heute hatte ſie es mehr als je empfunden, daß Sam ſie nicht glücklich machen konnte, und ſie zeigte es.

„Warum ich jetzt Händel mehr liebe als ſonſt — ?“ begann der edle junge Mann, indem er ſich bezwang und nach einem unverfänglichen Gegenſtand des Geſpräches ſuchte. „Weil ihn — der kleine Tyrann in Hannover haßt!“

„Saget — doch das — nicht!“ entgegnete Ellinor und ſammelte ſich langſam, weil ſie über dieſe Aeußerung erſchrocken war.

Arthur Marwell erzählte, daß der künftige Beherrſcher Großbritanniens, der in dieſem Augenblick den Kurhut von Hannover trug, dem Componiſten Händel ſeine Gnade entzogen hätte, weil dieſer eine Cantate auf jenen Frieden componirt hatte, der den ſpaniſchen Erbfolgekrieg wider den Willen des ſtarrköpfigen Welfen beendigte, ohne den Engländern all die Vortheile gewährt zu haben, die ſie durch ihre glänzenden Erfolge in dieſem Kriege verdient hatten.

‚Laſſet Euch, ich beſchwöre Euch, Mylord,“ ſprach

Ellinor beſorgt, „in dieſe gefahrvollen Dinge nicht ein! Mein Vater ſagt, Englands Ruhm und Größe ſtünde jetzt mit dem Hauſe Hannover, nicht mit dem der Stuarts. Oder ſeid Ihr nicht auch ein guter Proteſtant?“

Arthur erwiderte mit Lächeln. Er ſah ſtaunend auf das erregte junge Mädchen. Er mochte fühlen, wie ſehr ſie berechtigt war, ſich gegen eine Zukunft ihres Vaterlandes auszuſprechen, in welche ſich die Franzoſen einmiſchten. Er verrieth davon aber nichts; auch da nicht, als ſie, ermuthigt durch ſein endliches Zugeſtändniß, daß auch er die papiſtiſchen Geſinnungen der Stuarts beklagte, mit beinahe leidenſchaftlicher Anklage gegen die mit Unrecht bemitleidete „Jeſabel“, Maria Stuart, welche Königin Eliſabeth mit Recht hätte enthaupten laſſen, auftrat und das ganze Geſchlecht dieſer Fürſten, die England an Frankreich und Rom verkaufen wollten, als von Gott verlaſſen bezeichnete. Sie bat ihn, Sam von ſeinem Umgang mit Lady Arabella Ratcliffe und den bei dieſer Dame ſich verſammelnden Großen fernzuhalten und auch ſich ſelbſt nicht in Dinge einzulaſſen, auf welche Tod oder lebenslängliche Verbannung ſtünden.

Eine Erwiderung von Seiten des in Nachdenken verfallenen Freundes konnte nicht mehr ſtattfinden. Denn Sam und der alte Robertſon kehrten zurück. Sie brachten die Nachricht vom Tode Will Mordaunt's. Tom, der

Erbe und ſeine Gattin hatten beſchloſſen, ſofort im Hauſe zu bleiben. Robertſon war in hohem Grade erſchüttert. Er ſprach wenig. Ellinor bot Alles auf, die trüben Gedanken, die im Hintergrunde ſeines Schweigens lagen, nicht aufkommen zu laſſen. Sie wußte es, dieſe Gedanken gingen auf ſeinen baldigſt bevorſtehenden eigenen Tod. Ellinor wurde ſogar bös über Sam, der mit einer ihr durch's Herz ſchneidenden Bitterkeit das Glück ſeines Bruders pries, „den Kerl ſolcher Fortunengunſt gar nicht für werth hielt" und erklärte, ihm die Sorge der Beſtattung und der Regulirung des Nachlaſſes allein überlaſſen zu wollen. Da war es ihr, als hörte ſie ihren Vater heimlich zu Sam ungefähr murmeln:

„Nun, beruhige dich nur! Ich folge ihm bald nach, und damit du wenigſtens die Trauermiene, die ſich für dich ziemt, heucheln kannſt, ſoll dir deines Großvaters Tod eine Füllung deiner Börſe einbringen, wie neulich —!"

Der Uebergang Sam's von dieſen Worten zu den verbrannten Geſchäftsbüchern hinderte ihre Theilnahme an dieſem Geſpräch. Auch brach der Vater jetzt ab, wendete ſich, da Sam etwas Höhniſches in den Ausdruck ſeiner Reden gelegt hatte, beinahe unwillig ab und gab damit das Zeichen, daß es Zeit wäre, wenn jetzt auch Sam und Mylord Arthur gingen.

Gewiß hatte ſich Ellinor in dem Verſprechen einer neuen Füllung der von ihr verfertigten Börſe nicht geirrt. Denn Sam nahm von ihr mit einer Zärtlichkeit Abſchied, die im vollen Gegenſatz zu der heute während des ganzen Feſtes ihr kundgegebenen Zerſtreutheit ſtand. Jetzt ſtrömten ihm Worte der galanteſten Verſicherungen über die Lippen. Er küßte Ellinor, pries ihre Schönheit, ihr heute an den Tag gelegtes feines Betragen, ſagte, ſie hätte auch die von ihm heute zum erſtenmal eingeführten Gentlemen entzückt und benahm ſich ſo aufgeregt, daß Arthur's ruhiges: „Gute Nacht, theure Ellinor!" um ſo wohllautender davon abſtach. Ellinor ſelbſt mußte von Sam das mit ſich geſchehen laſſen, was ihr einmal geworfenes Loos nun mit ſich brachte.

Kaum war Sam auf der Straße mit ſeinem Freunde allein, ſo riß er dieſen an ſich und flüſterte:

„Arthur, auf deine Verſchwiegenheit kann ich mich verlaſſen. Was wir auch entdecken werden, ich weiß es, du wirſt ſchweigen und meine Ehre ſchonen."

„Was iſt denn?" fragte Arthur beſtürzt.

Es gingen noch Menſchen die Straßen herauf und hinunter. Wagen rollten noch in der Ferne. Sam zog ſeinen Freund an ein tiefer gebautes, ganz in Dunkel gehülltes Haus, ſah ſich vorſichtig um und ſprach:

„Wir gehen in die Wenlockſtraße. Sie liegt hier neben und dieſer entgegengeſetzt. Dort iſt eine Taverne.

Da warten wir ſo lange, bis wir merken, ob es in dem Garten, im Hinterhauſe des Alten lebendig wird —!"

„Glaubſt du alſo noch immer an dieſe Märchen? Beſchämt dich nicht die edle Haltung des Mannes heute und ſeine Rede und nicht die Lieblichkeit ſeiner Tochter?"

Sam war ſo erfüllt von dem Vorhaben, welches er heute ausführen wollte, daß er die Weiche, ja die Verlegenheit im Tone der Rede ſeines Freundes gar nicht bemerkte. Das Dunkel hinderte ohnehin die Beobachtung der Miene, die Arthur dabei angenommen hatte.

Der engliſche Winter iſt milde. Weihnachten war nahe, und dennoch merkte man die rauhe Jahreszeit nur an dem feuchten, faſt undurchſichtigen, überall da, wo eine Laterne noch ihren matten Schimmer warf, als fahlgelb erkennbaren Nebel. Mäntel trugen Beide. Mit heißen Getränken wollte ſich Sam in jener Taverne noch die Schauer vertreiben, die er vom Todtenbette ſeines Großvaters mitgebracht hatte, und zu dem Vorhaben, das er verfolgte, ſich die ermuthigende Stimmung holen.

Er riß den Freund mit ſich fort, betrat die nächſte Querſtraße, ſchwenkte dann wieder und lenkte die Schritte jener Mauer und der Giebelſeite des Hinterhauſes zu, die das Beſitzthum ſeines künftigen Schwiegervaters nach der Wenlockſtraße hin begrenzten.

Er erklärte, daß ihm denn doch das Verbrennen von

Geschäftsbüchern vor dem Herannahen des Todes von Seiten seines Großvaters in hohem Grade auffallig erscheinen müßte. Er hätte beobachtet, mit welchem Eifer der alte Robertson sogleich in die verwüstete Küche gerannt wäre und dort die Fetzen, die der Brand übrig gelassen, gesammelt hätte. Auch er hätte sich einige davon in der Eile zugesteckt, bis sein Bruder gekommen wäre und ihn mit Drohungen und den Worten, er verbäte sich ein längeres Verweilen auf seinem „Grund und Boden," aus dem noch von Menschen, Schaarwächtern, Soldaten und Polizei-Constabels umgebenen Hause fast hinausgeworfen hätte. In jener Taverne wollten sie die eroberten angebrannten Papierschnitzel durchsehen, so lange dort unter Dach und Fach bleiben, bis der Wirth sie zu gehen aufforderte, draußen aber dann ausharren, und währte es bis zum Morgen. Gewiß hätte, alle Anzeichen sprächen dafür, gerade in dieser Nacht der alte Robertson keine Ruhe, müßte irgend etwas, was mit dem Tode Will Mordaunt's im Zusammenhange stünde, ausgleichen und verließe nicht unwahrscheinlich sein Haus.

Es zeigte sich die ganze Spürkraft des zum Juristen, ja zum Polizeimann geborenen Skeptikers, wenn einmal dieser aus seiner Negative auf ein Terrain übergeht, wo der Boden unter ihm nicht nachgibt, sondern ein scharfes Auftreten, ein rasches Handeln gestattet. Seine Combi-

nationskraft hatte ſchon in ſolchen Fällen durch Wahrnehmung des rechten Momentes wunderbare Erfolge erzielt.

Arthur grollte und widerſprach, wurde jedoch von Sam mit fortgezogen, und Beide betraten die Taverne.

Es war ein düſteres Gewölbe, wo man Ale ſchenkte, auch zu Genever oder Rum heißes Waſſer und Zucker gab. Ein Keſſel von Kupfer ſtand im offenen Kamin über dem luſtig brennenden Feuer. Der Wirth ſchien hinter einem Büffet von Flaſchen und Gläſern ab und zu des Schlafes zu pflegen; die Wirthin, eine dicke, eher niederländiſche als engliſche Schöne, mußte ihm regelmäßig erſt einen Stoß geben, wenn etwas außer der Regel begehrt wurde, namentlich ein größeres Geldſtück zu wechſeln. Sie war viel jünger als er und hatte doch noch nicht die volle Herrſchaft über die Kaſſe gewonnen. Das Wirthshaus hieß nach einer humoriſtiſchen Erinnerung an die Zeiten des „Luſtigen England“: „Zum Krug ohne Henkel“. Es ſollte heißen: Hier faßt man die Kanne mit beiden Händen und umſpannt ſie wie ein zärtlicher Liebhaber die Taille ſeiner Schönen.

Es ging hier lebhaft zu. Man ſang, trank und rauchte aus holländiſchen Pfeifen. Hier fehlten die Elemente des Lebens auf der Themſe. Schreiber, kleine Angeſtellte, Bürger des Viertels, alte Stammgäſte, die mit Karten ſpielten und es beſonders deßhalb mit der „Kanne

ohne Henkel" hielten, weil Mister Oadkins, der Wirth, regelmäßig von Mistreß Susanna, seiner Dame, einen Rippenstoß erhielt, wenn Geiger, Sänger, Taschenspieler in diese ehrbare Anstalt für Bier und Geistiges traten und ihre Künste produciren wollten. Dann sprang Mister Oadkins auf und jagte die Belästiger seiner Gäste, die ihre Pence für ihn, nicht für Andere zu verausgaben hergekommen, zur Thür hinaus.

Ueber Krieg und Frieden wurde hier debattirt, und die Fahne des Parlaments in diesem respectabeln Clubhouse ganz so hoch gehalten, wie Großbritanniens Genius schon ragte. Schotten und Irländer hatten sich hier den Krämern und Handwerksmeistern Londons unterzuordnen oder Mord und Tod bedrohte Alle. Ein Pfiff und Mister Oadkins hatte noch zwei derbe Zapfjungen zur Hand. Aber meistens schlief er und hörte auch nicht die süßen Schmeicheleien, die Mistreß Susanna empfing, wenn sie auf kleine Münze noch kleinere wieder herausgab. Es war eine feinere Zeit angebrochen, als die einst zu Eastcheap bei Frau Quickly und Dortchen Lackenreißer waltete, aber es waren immer noch die Enkel der Zeiten Cromwell's und des Schaffots von Whitehall, auf welchem ein König blutete, der sein Volk betrog.

Für die beiden so feingekleideten neuen Gäste mußte ein Aufguß aus dem heißen Kessel die Feuergluth des

damals Taffia genannten weſtindiſchen, aus Reis und Zucker gewonnenen Getränkes mildern. Sie ſetzten ſich in eine Ecke, beſtellten ein Licht, das noch beſonders vergütet werden mußte, und breiteten die kleinen Papierſchnitzel vor ſich aus, die noch jetzt einen brandigen Geruch von ſich gaben.

Arthur lachte, als er Sam's Aerger ſah, daß die Schnitzel nicht größer waren. Was enthielten ſie auch? Zahlen, ab und zu ein Datum, ſchon das Jahr 1698 kam vor, die Nennung einzelner, in keinem Zuſammenhang ſtehender Gegenſtände, die ebenfalls nur errathen werden konnten. Daß bei einem Ring mit Amethyſten ein Schilling ſtand, mußte ihnen geradezu lächerlich erſcheinen, denn der Werth deſſelben konnte es wahrlich nicht ſein, ſelbſt nicht der Verſatzwerth. Dieſer Theil der Kundſchaftung des ſcharfſichtigen Sam blieb ohne alle Reſultate.

Es ſchlug Ein Uhr nach Mitternacht. Die Straßen waren todtenſtill geworden. Die gewaltig nachdröhnenden vier Viertelſchläge der Uhr von Sanct Paul, das eherne Eins, konnte man bis hieher vernehmen. Von den Wällen des Tower krachte ein Kanonenſchuß, der die ſelbſt um Mitternacht eingehaltene Wachſamkeit des Commandanten bezeugen ſollte. Der Wirth machte noch nicht Miene, ſein Local zu ſchließen. Aber die meiſten Gäſte

immer enger zuſammen und ſuchte das Quartett des Aufruhrs zu erſticken. Nur dem Aelteſten beizukommen, war ſchwer, da er ſich in einer gewiſſen anſtändigen Art zu geben wußte. „Aber,“ ſagte Blaukrumpf, „gerade dieſer Schein von Ehrenhaftigkeit iſt es, der die größten Verbrecher aller Zeiten ausgezeichnet hat und namentlich den Räuberhauptleuten jenen Nimbus gab, der ihnen unter ihrer Bande eine meiſt abergläubiſche Verehrung verſchaffte. Ja, hat ſich Catilina nicht gerade durch einen gewiſſen Adel in ſeinem Benehmen ausgezeichnet und durch einen äußern Schein alle jene Laſter verdeckt, die er im Geheimen und gewiß nicht ohne Mitwiſſen Cäſars trieb? Wie viele Mörder und vorſätzliche Brandſtifter wußten nicht ſelbſt auf dem Galgen noch einen Anſtand zu behaupten, der dem Henker mehr Angſt machte, als er ihnen! Ich will,“ fuhr er noch jüngſt in ſeinem Kränzchen, welches er gegen die Tractatenverbreitung geſtiftet hatte, fort, „ich will nicht mehr viel von dem Vergangenen ſprechen; aber geſtehen müſſen wir doch, daß ſchon jene Geiſtererſcheinung, welche der Burſche, zum Spott des Conſiſtoriums und der Umgegend, in Kleinbethlehem aufführte, einen Grad von Verruchtheit offenbarte, der, wenn er ſich nur wenig geſteigert hat, ſchon der gefährlichſten Unternehmungen fähig wäre. Die Mitſchuldige jener Mummerei, welche mich in die Lage zurückverſetzt, wo das Geſpenſt in Tegel ſo viel Schrecken verbreitete, die Tochter des ſonſt vorurtheilsfreien Tobianus, dient jetzt in dem Höllenſteinſchen Hauſe als Geſellſchafterin; er beſucht ſie, und wer weiß, ob ſie auch hier nicht wieder, und vielleicht in einem gefährlicheren Sinne, unter einer Decke ſpielen! Aufrichtig geſagt, Herr Regiſtrator, ich begreife nicht, wie Sie

erhoben ſich. Auch Sam und Arthur ſchickten ſich an, die Taverne zu verlaſſen.

Draußen war Alles ſtill und dunkel. Nicht auf drei Schritte weit hätte man eine Perſon erkennen mögen.

„Laſſ' uns gehen! Du wirſt der Ruhe ſo gut bedürfen wie ich!“ ſprach Arthur Marwell und hüllte ſich fröſtelnd in ſeinen Mantel.

„Dieſe Nacht ſoll nun einmal verloren ſein. Wer weiß, wann uns die Parole wieder freiläßt —“ antwortete Sam, ohne ſeine Stimme zu mäßigen.

„Du ſprichſt laut von Dingen, die für die Straße nicht gemacht ſind!“ fiel Lord Arthur ein und ſah ſich um und forſchte, ob die Andeutung von einer Parole, der ſie möglicherweiſe hätten Folge geben müſſen, von Niemanden gehört worden war.

Das Robertſon'ſche Haus lag durchaus in nächtlicher Ruhe. Nirgends erblickte man ein Zeichen, daß etwa die Bewohner noch wach wären. Man mußte die Wenlockſtraße etwas weiter rückwärts zurücklegen, um dem Blick über die hohe Gartenmauer hin auf das Hauptgebäude in der Cavendiſhſtraße eine Ausſicht zu gewähren.

„Ich würde mich doch ſchämen,“ polterte Lord Arthur Marwell, „einem ſolchen Verdacht, wie ihn thörichte Menſchen hegen, auch nur einen Augenblick Raum zu geben. Und heute zumal, wo du von dem braven Mann

wieder die ſprechendſten Beweiſe ſeiner Güte empfangen haſt!"

Statt aller Antwort ſetzte ſich Sam auf einen Prallſtein, ſchlug den Mantel doppelt über ſeine Bruſt und hockte lauernd wie ein Wegelagerer.

„Wir werden noch Händel mit den Wächtern bekommen!" ſprach mit dem Fuße aufſtampfend Lord Arthur.

„Sage nur, wenn uns Einer fragt, was wir hier wollten, ich wäre betrunken!"

Arthur machte jedoch Miene zu gehen. Freilich nur zum Schein. Denn er konnte Sam unmöglich hier allein zurücklaſſen. Sie hatten einen und denſelben Weg, dieſelbe Wohnung. Er kehrte auch bald wieder um.

Während Sam liſtig wie ein nächtlich auf Beute lauerndes Raubthier die Augen ſpitzte, immer die Mauer, die kleine Thür, die aus dem Anbau des Hauſes führte, in Sicht behielt, ging Arthur auf und ab und dachte allem heute Erlebten nach, vergegenwärtigte ſich noch einmal das trauliche Wohnzimmer eines Mädchens, das bei ſo vielen gerechtfertigten Anſprüchen auf ein künftiges volles Lebensglück ohne Zweifel nur einer traurigen Zukunft entgegenging. Er kannte Sam's Leichtſinn, kannte die Zügelloſigkeit ſeiner Begierden, die Unbeſtändigkeit ſeiner Neigungen. Die verſchmitzte Abenteurerin aus Frankreich war nicht einmal die einzige, die ihm zwiſchen Sam und Elli-

nor mit höhniſchem Spott getreten ſchien. Von Jener wußte er, daß ſie eine Emiſſärin des königlichen Prätendenten und des damals noch lebenden Ludwig XIV. war, der dem Prätendenten Vorſchub leiſtete. Die volle Macht aber, welche jene Gauklerin auf Sam, den ſie als die eigentliche Seele eines Kreiſes der jungen Ariſtokratie zu betrachten gelernt hatte, übte, war ihm noch nicht einmal bekannt.

Eine Stunde mochte vergangen ſein, Arthur hatte wiederholt auf endliche Entfernung gedrungen, auf Heimkehr zur Ruhe, als Sam plötzlich den hartnäckigen Widerſtand, den er mit Schweigen und unbeweglichem Beharren in derſelben ſitzenden Stellung und mit Simuliren von Trunkenheit, wenn Jemand vorüberging, leiſtete, mit dem im Tone gemilderten Ausruf unterbrach:

„Siehſt du dort? Das flackernde Licht! Im Seitenbau?“

Arthur konnte nicht in Abrede ſtellen, einen Lichtſchimmer geſehen zu haben. Aber ſchon während der von Sam heiſer hervorgeſtoßenen Worte war der Schimmer wieder verſchwunden.

„Er rüſtet ſich jetzt zum Ausgehen! Gib Acht, wir erleben etwas!“

Und in der That, nicht zehn Minuten mochten vergangen ſein, als ſich vom Hauſe „zum ſpringenden Roß“ her ein knarrendes Geräuſch vernehmen ließ.

Sam hatte sich erhoben und schlich näher, Lord Arthur folgte ihm wider Willen.

Das Auge hatte angefangen, sich an den Nebel zu gewöhnen. Auch schien der gelbe Duft zu steigen. Die nächtliche Ruhe hatte den Qualm gemindert, der sich aus den Schornsteinen erhob und die Luft vollends verdickte. Dicht am Garten entlang, an die Mauer gedrückt, schlich Sam vorüber wie eine Katze.

Es war, als wenn der Neid auf das plötzliche volle Glück seines Bruders auch ihn bestimmte, von seinem künftigen Schwiegervater mehr gewinnen zu wollen, als nur die ab und zu gebotenen Spenden seiner jeweiligen guten Laune. Hätte er den Alten auf irgend etwas, das nicht in der Ordnung war, ertappen können, so war dieser in seine Hand gegeben und Sam konnte mit ihm machen, was er wollte.

Wie zwei Jäger auf dem Anstande hielten sich beide Freunde noch an die feuchte Mauer, als das Knarren einer Thür vernehmbar wurde und aus dem Anbau in der That etwas heraustrat.

Es war zunächst — man hörte das leise Auf- und Zuschließen eines Schlosses und das Klingen von mehren Schlüsseln — ein großer dunkler Tragkorb, der ihnen in dem Nebel sichtbar wurde und ein Lichtschimmer wie von einer Laterne.

Als ſich die Erſcheinung wendete, ſah man etwas von Robertſon's Größe, aber noch keinen Kopf, und hörte nur einen Stab klingen.

Die Geſtalt bewegte ſich jetzt. . .

Aber ſelbſt wenn die Entfernung und der Nebel es zugelaſſen hätten, ſo wäre die Geſtalt nicht erkennbar geweſen. Denn theils verdeckte ſie der mächtige Korb auf dem Rücken, theils war der Kopf von einer dicken, über die Ohren gezogenen Mütze verhüllt. Die Füße waren mit hohen Filzſtiefeln bekleidet, die den Gang des Mannes faſt unhörbar machten. Ein grauer wattirter Sackleinenſtoff ſchien das Material zu bilden, in welches die ganze Erſcheinung wie eingenäht erſchien, Grönländern nicht unähnlich, wie wir dieſe abgebildet finden. Der Stab mußte eine eiſerne Spitze haben. Man hörte dieſe beim Aufſtoßen auf's Pflaſter. Die Laterne ſchimmerte matt.

„Er iſt's! Jetzt folgen wir ihm und ſehen, was er treibt!“ flüſterte Sam, als er die Mauer entlang geſchlichen war, während die Geſtalt die Pforte ſchon geſchloſſen hatte und mit ihrem Tragkorbe und dem langen auf dem Pflaſter klirrenden Stabe und dem Lämpchen ſchon die Straße hinunterſchritt.

Da die Geſtalt ziemlich raſch vorwärts ging und ihnen im Nebel trotz des Lichtſchimmers bald zu verſchwin-

den drohte, ſo wollte ſich Sam beeilen und machte daher Sätze wie ein ſpringendes Thier.

Da aber fühlte er ſich plötzlich gehemmt. Mit gezücktem Degen ſtand Arthur vor ihm, hielt mit ſeiner nervigen Linken den Arm Sam's feſt und rief ein weit über die todtenſtille Straße hinſchallendes:

„Steh —!“

„Biſt du toll —?“ ſprang Sam zurück und wollte wieder vorwärts.

„Ich durchbohre dich, wenn du weiter gehſt!“ Dieſe Worte ſprach Arthur faſt unhörbar, aber für Sam vernehmlich genug. Sie konnten durch die vor Zorn zuſammengebiſſenen Zähne Arthur's kaum über deſſen Lippen kommen.

„Du raſeſt!“ ſtöhnte Sam, jetzt an der Gurgel gepackt, voll Wuth und ſuchte den rechten Arm frei zu bekommen, um auch ſeinerſeits nach dem Degen zu greifen. „Laſſ' mich los!“

Arthur ſchleuderte Sam an die Mauer, faßte jetzt ſeinen Degen am Griff verkehrt und hielt ihn dem Gegner geradezu wie einen Dolch an die Kehle.

Sam lachte hellauf. Auf die Schritte, die wahrſcheinlich von einem Wächter kamen, deutend, keuchte er:

„Du biſt ein Narr —! Jetzt iſt's freilich auch zu ſpät! Er iſt entwiſcht —!“

Arthur ließ in seiner Kraftanstrengung nach und richtete sein Auge in die Straße hinaus. Von dem nächtlichen Wanderer war nichts mehr zu sehen oder zu hören.

Als dann in der That eines der weißen Nachtgespenster mit der Knarre am Gürtel vorüberging und sie fragte, was sie hier noch so spät trieben, gingen Beide wie zwei zankende gute Freunde, die sich schon wieder versöhnt hatten, und mit den üblichen Possen, die Londoner Nachtwächter vom Publikum im Umgang mit ihrer majestätischen Würde, „der Majestät um Mitternacht", bis diesen Tag gewohnt sind, von dannen.

Das mochte dann aber doch nicht Sam seinem künftigen Schwiegervater anthun, daß er diesen Wächter zum Mitwisser seiner Beobachtung gemacht nnd selbst dazu beigetragen hätte, die unheimlichen Gerüchte über John Robertson zu vermehren.

## Achtes Kapitel.

# Die Zauberin aus Frankreich.

Das Weihnachtsfest war vorüber. Mit dem bald darauf folgenden Sanct Valentinstag war jene letzte Erinnerung gefeiert worden an das alte „luſtige England“, das ſich mit dem Umſichgreifen des Puritanismus immer mehr verloren hatte. Auch die andere heilige Zeit, die öſterliche, war ſchon herbeigekommen.

Mancher nach uralten Traditionen zuſammengeſetzte Feſttagspudding, mancher von altengliſcher Sitte nur an beſtimmte Tage vertheilte Braten war auch im Robertſon'ſchen Hauſe verzehrt worden, und Mam'zell Kitty hatte ein immer größeres Terrain für ihren Einfluß gewonnen, da allerdings nicht geleugnet werden konnte, daß ſie die Welt, vielerlei Städte geſehen hatte und Manches kannte, was England zwar ebenſo gut beſitzt, es aber dann erſt recht zu würdigen verſteht, wenn es ihm im Ausland wieder begegnet iſt. Auch wurde deßhalb das Fräulein

faſt für die übliche Sitte im „ſpringenden Roß" reif — zum Entlaſſenwerden.

Iſt einmal in einem Hauſe das Wort Verlobung ausgeſprochen, ſo machen ſich die Veranſtaltungen zur Hochzeit beinahe von ſelbſt. Nicht daß ſich nicht ſofort die Gilde der Hochzeitsanſager und Hochzeitsausrichter meldete, die Brautausſtattungs-Compagnie von der Orfordſtraße und jene Innung der Hochzeits-Spectakelmacher, eine Bande von jungen und alten Buben, jungen und alten Megären, von deren zerſchlagenen Töpfen, Querpfeifengeheul und Keſſelgepauke man ſich noch heutigentags in London für ſein bares Geld abzukaufen hat — es ſetzt ſich ja das ganze Leben überhaupt weit mehr aus gegebenen Prämiſſen als aus unſererſeits gegebenen ausdrücklichen Willensmeinungen zuſammen. Das Schickſal iſt ein geſchickter Rechner. Im Addiren kommt ihm Niemand gleich. Hier iſt ein Umſtand gegeben, dort einer, ſo verbinden ſich beide von ſelbſt. Sie überraſchen wohl uns thörichte Menſchen durch ihre Reſultate, die wir manchmal gar nicht begreifen können, während ſie ſich doch von ſelbſt verſtehen. Warum griffeſt du nicht mit entſchloſſener Hand in die Speichen des rollenden Rades und hielteſt mit ausdrücklich kundgegebenem Willen ſeinen Sturz auf? Das eben kann der Zehnte nicht, und er zerquetſcht ſich auch nicht gern die Hand. Daher kommt es,

daß manche Hochzeitsausſteuer beſchafft, den ganzen Tag an ihr genäht, geſchnitten, geſteppt und geſäumt wird und — die Thränen möchten auf ſo blendend weißes Leinen fallen und an die ſilbernen Löffel und Beſtecke ſich ſchon vor dem Gebrauche die gelben Roſtflecken anſetzen — eben jener gewiſſen Näſſe und des nicht erhobenen Widerſpruches wegen.

Aber — der Myrthenkranz iſt ja noch nicht da! So tröſtete ſich dann manchmal Ellinor, wenn ihr Verlobter behauptete, vierzehn Tage im Intereſſe ſeiner in Vorbereitung begriffenen Praxis verreiſen zu müſſen, und dennoch Anzeichen genug eintrafen, daß in dem ſchon damals ungeheuren London ein Menſch behaupten konnte, nach Glasgow oder Edinburgh verreiſt geweſen zu ſein, während er ſich doch wohlgemuth auf der Blackfriars-Brücke oder im Temple-Garten ſehen ließ. Wurde dann Sam von Jemand, der Herrn Robertſon kannte, entdeckt, ſo war er juſt in dieſem Augenblick von ſeinem Ausflug zurückgekehrt. Zuweilen hatte er auch Tage und Nächte lang, wie er verſicherte, zu arbeiten.

John Robertſon erwies ſich außerordentlich zuvorkommend für Thomas Mordaunt und die Abwicklung der Erbſchaft ſeines Großvaters. Letztere war eine recht anſehnliche, wenn ſie auch Proceduren nothwendig machte, die läſtig waren, Verkäufe, Auctionen, Ver- und Entſiegelungen, Gerichtstage auf Doctors Commons, wo Miſter

Ihre reſpectable Perſon mit einem ſo zweideutigen Weſen haben in Verbindung ſetzen können!"

Der Regiſtrator hatte ſich längſt entfärbt und zitterte vor Wuth. Er mochte den Gedanken an Sophien um ſo weniger aufgeben, als ſie ihn dazu noch nicht aufgefordert hatte und die Schlaue auf alle Fälle einen Rückzug ſich offen zu halten ſchien: einen in die Jugend, einen in das leichtfertige und den dritten in das geſetzte Alter. „Ich bitte uff Entſchuldigung," ſagte er, um den Conſiſtorialrath zu veranlaſſen, ihn darum zu bitten, „Sophie iſt ein unſchuldiges Geſchöpf, das nur im Bewußtſein ſeiner Reinheit jenen falſchen Schimmer nicht zu ſcheuen braucht, den eine theils ſchwierige, theils harmloſe Stellung wirft. Würde die Baronin Gelinde, dieſe keuſche Nachtviole, Sie kennen dieſen überirdiſchen Hauch eines mehr Engels als Weibes . . . . ." — „Ach," unterbrach Frau Doctor Mörder dieſe poetiſche Schilderung, die auf Sophien einen Abglanz werfen ſollte, „wer kann das Innere dieſes Hauſes errathen! Die ſtillen Waſſer ſind die unreinſten. Die Baronin ſcheint an dem reizenden Burſchen" (hier griff Mörder zur Theetaſſe, um den kalt gewordenen Inhalt zu leeren, und Wieſecke ſchon beinahe nach dem Stock) „nicht weniger Gefallen zu finden, als die Geſellſchafterin. Der würde nicht den Kopf ſo hoch tragen können und ſolche rothe Wangen haben (während es ihnen oft am Nöthigſten fehlt und der Wirth keine Miethe bekömmt), wenn ihm nicht irgendwo die ſchwarzen Locken gekämmt und die Barthaare geſtutzt würden." Frau Mörder ſprach dies mit einem ſo ſichtlichen Verlangen, es in dieſer Zutraulichkeit den vermeintlichen Sünderinnen nachthun zu dürfen, daß Regiſtrator Wieſecke, als hätte er ſich auf

Conybeare jedesmal hocherfreut war, wenn ſein alter Freund Robertſon, trotz „der Störung von damals,“ im elegantesten Mode-Anzuge, den ſich dieſer eigens dazu hatte anfertigen laſſen, vor den Siegelbewahrern erſchien und für die Beſitzergreifungen des jungen Geiſtlichen als Zeuge fungirte. „Warum habt Ihr Euch nie in's Parlament wählen laſſen?“ ſagte ſogar Herr Conybeare, als er die würdevoll ernſte und doch ſo mildfreundliche Erſcheinung ſeines alten Gevatters beobachtete, wie dieſer vor den Herren des Erbſchaftsgerichts ſeine Erklärungen abgab. Robertſon trug natürlich dabei nur Schwarz, wie ſich für einen Trauerfall geziemte, den kurzen, geſteiften, mit ſilbernen Knöpfen und Borden beſetzten Rock, der zum erſtenmal die Sitte der Zeit auf ein Einhaltenmüſſen der Taille aufmerkſam machte, eine kurze eng anliegende Hoſe an ſeinen dünnen Beinchen, Strümpfe und ſchnallengeſchmückte Schuhe, die noch beſonders durch Bandgarnirungen verziert waren. Die Weſte hatte damals die vortreffliche Eigenſchaft, die Gegend am Magen, das Nervengeflecht warm zu halten. Eine Perrücke von künſtlichem Haar, das in zierlichen Löckchen auf die Schultern fiel, war bereits unvermeidlich geworden. Die Spitzen an den Zipfeln des Halstuchs und den Manſchetten des alten Herrn waren echte Brüſſeler und repräſentirten allein ſchon eine nicht unanſehnliche Summe. Runder, mit Plümage beſetzter

Hut und Galanteriedegen konnten nicht fehlen. Lord Arthur Marwell konnte ſich mit dieſem feinen, eleganten Herrn Robertſon überall ſehen laſſen.

Denn Jener begleitete dieſen auf Doctors Commons. Er that es ſchon Ellinor zuliebe. Er vermochte da ihren alten Vater zu ſchützen und ihn zu unterhalten, wenn er etwa zu lange in den Vorzimmern des Gerichts hätte warten ſollen, oder auch wohl Beſchlag auf ihn zu legen, wenn er vom Vicar von Pemford, dem glücklichen Erben, aufgefordert wurde, mit ihm in ein Weinhaus zu gehen. Ellinor wußte auch, daß ſo abſcheulich düſtere rieſige Wandgemälde in allen dieſen alten Staatsſälen Londons hängen, Bilder von entweder ſelbſt geköpften Königen, oder von ſolchen, die tüchtig Andere hatten köpfen laſſen und das ſchon aus der aſſyriſchen Zeit her. Da konnte ja Seehummerchen, der nun für lange Zeit ſeinen rothen Rock abgethan, trübe Gedanken faſſen und kam zum Mittageſſen verſtimmt nach Hauſe und verwünſchte den Weltlauf, den er ſeit ſeinen biographiſchen Mittheilungen an ſein liebes Kind immer mit ſeinem Unglück von Drurylane und mit dort aufgeführten und leider auch zu wahren und nicht blos aſſyriſchen Tyrannen-Geſchichten, auch mit dem in einen Käfig geſperrten Sultan Bajazeth und ähnlichen gar ſchönen und beweglichen, Ellinor'n jedoch anzuſchauen verſagt bleibenden theatraliſchen Staatsactionen in Verbin-

dung brachte. Seit Will Mordaunt's Tode hatte John Robertſon die Uebereilung mit dem Verlöbniß Ellinor's wohl eingeſehen. Sam behandelte ihn zuweilen mit einem förmlichen Uebermuth, der ſich nur dadurch milderte, daß Jener über ſein Verhalten zu Ellinor ein böſes Gewiſſen hatte. Einmal auch, und bald nach jenem Verlobungsabend, hatte Sam erkennen lernen, daß Miſter Robertſon zornig werden und in Augenblicken, wo er ſo weiß wie die Wand wurde, irgend etwas ſehr Beſtimmtes und Entſchloſſenes, das Mancher hintennach zu bereuen Urſache hatte, ausführen konnte. Sam hatte ſich nämlich wieder einmal erlaubt zu ſagen: „Väterchen, daß Ihr Euren Reichthum einer Papiermühle verdankt und Nachts auf den Straßen Londons Lumpen ſammeln geht, das hab' ich nicht gewußt, hab's nun aber neulich ſelbſt geſehen —!“ Darauf hin war jener Moment des Weiß-wie-die-Wand-werdens eingetreten, der Alte hatte die ſchon wieder leere Börſe, die ihm dabei Sam gleichſam wie ein memento mori unter der Naſe tänzeln ließ, als ſollte er ſich ja beeilen, ſie zu füllen, ergriffen, ihm in's Geſicht geſchleudert und irgend ein unverſtändliches Wort gemurmelt, das vielleicht auf „Bube!“ hinauskam. Der Papagei krächzte nur gerade und verdeckte mit ſeinem Geſchrei glücklicherweiſe die ganze Scene. Aber dennoch drohte Sam vor unterdrückter Wuth damit, dieſem Thier nächſtens den Hals abzudrehen.

Anfangs ſah der Vater mit einigem Befremden die faſt täglichen Beſuche Lord Maxwell's. Allmälig brachten ſie ihn auf melancholiſche Gedanken. Die engliſche Ariſtokratie hat viele Vorzüge vor der unſrigen. Sie iſt ſo vernünftig, die Reinheit ihres Blutes nur vom Vater herzuleiten. Sie hat ſich den imponirenden Eindruck einer bevorzugten Race ſchöner Menſchen dadurch erhalten, daß ſie nicht querüber immer nur innerhalb der ariſtokratiſchen Abſtammung heiratet, wie der älteſte nachweisliche Adel der Welt, die Juden, leider auch thun und die Patrizier in den reichen Städten, wodurch dann ein verkümmertes Hutzelgeſchlecht in's Leben tritt, greiſenhafte Jünglingsgeſichter, „junge Hähne mit alten Köpfen". Nein, die engliſche Gentry nimmt die Mutter ihrer Kinder aus jedem Stande und friſcht ihr altes Blut immer wieder durch geſunde Elemente auf und ſollte ſie dazu auch nur eine ſchöne Pächterstochter vom Lande nehmen. Eine Heirath Lord Arthur's mit Ellinor Robertſon würde ſchwerlich den Widerſpruch der Familie des Erſteren gefunden haben. Denn es mußten erſt viele andere Perſonen ſterben, ehe Lord Arthur mehr beſaß, als ſein Lieutenants-Patent, das er oft verwünſchte und nicht einmal verkaufen durfte, ohne die Verwandten des Herzogs von Argyle zu beleidigen, der ihn durch jenes ſehr koſtſpielige Geſchenk zu einem „gemachten Mann" erſt hatte machen wollen. Vater John las in Ellinor's

Seele und blickte oft voll Rührung auf die thränenbedeckten Wangen ſeines lieben Kindes. Beide verſtanden ſich, ohne daß über ihren Schmerz ein Wort verlautete. Und wenn einmal gar Mam'zell Kitty das Eis brechen und den Verlobten anklagen wollte, ohne den Freund deſſelben darum unverdächtigt zu laſſen, ſo verwies ſie der Alte mit einem zwar nur ſpottend herauskommenden, aber ganz ernſt gemeinten Gack! gack! zur Ruhe.

Zwiſchen Arthur und Sam ſchien ſich, da ſie nun doch einmal unter Einem Dache, und zwar immer noch bei Lord Nairn wohnten, das alte Einvernehmen wiederhergeſtellt zu haben. Die auf des alten Freundes Gurgel gezückte Degenſpitze hat Lord Arthur dem jedenfalls, wenn er damals noch weiter geſchritten wäre, wider Willen um ſein Leben Gekommenen durch jede Gefälligkeit, ja mit ausdrücklichen Betheuerungen ſeiner Uebereilung um ſo bereitwilliger ab, als Sam keine weitere Miene zu machen ſchien, das damals Unterbrochene wieder aufzunehmen. Eine verweigerte neue Füllung der Börſe Seitens des Alten hatte ihn erſchreckt. Er gab ſogar ſeinem Freunde zu, daß jene vermummte Nachtgeſtalt vielleicht eine andere Perſon hätte geweſen ſein können, die mit dem ehrwürdigen Alten, der unmöglich ein Heuchler ſein könnte, in irgend einer künftig ſich noch lüftenden Verbindung

ſtand. Die Zeitverhältniſſe waren ja ſo aufgeregt, die Parteien griffen nach ſo mancherlei, ſelbſt abenteuerlichen Mitteln zur Verhüllung ihrer eigentlichen Abſichten, daß man nicht wiſſen konnte, was Nachts in dem „ſpringenden Roß" eigentlich vorging.

Seit jenem Abend, wo Sam Mordaunt in die geöffnete dunkle Thür eines Hauſes in Fiſh-Lane-Winkle gewaltſam hineingezwängt wurde, hatte ſeine Stelle zum Parteileben einen für ihn ſelbſt gefährlichen Charakter angenommen. Sein früher einmal gegen die Anſprüche des Prätendenten im Freundeskreiſe erhobener Widerſpruch war nur der Widerſpruch der Streitſucht des angebornen Neckgeiſtes geweſen, der ſeine Behauptungen auf die Spitze, wohl auch auf den Kopf zu ſtellen liebte. Jedenfalls war es Verſtellung. Schon in Paris hatte er ſich in die jacobitiſchen Umtriebe eingelaſſen. In jener Nacht, wo ihn der Zufall mitten in die Reihen der Verſchworenen führte, wurde ſein Los geworfen. Die Vicomteſſe von Champfleury, die Emiſſärin und, wie Manche ſagten, die Geliebte des Prätendenten, die ſich ſchmeichelte, einſt vielleicht in irgend einer Art den Glanz ſeiner Krone theilen zu können, verbürgte ſich damals für den kecken Eindringling, den die Andern nicht übel geſonnen waren niederzuſtoßen. Der Zahnarzt Richard gab die harmloſe, unbelauſchte Oertlichkeit her, wo ſich die Verſchworenen damals noch, wie ſechs

Monate vorher, wo die Vicomteſſe ebenfalls ſchon einen kurzen Beſuch in London gemacht hatte, von dem Sam nichts wußte, verſammelten. Jetzt hatte man ſchon eine andere Lokalität aufſuchen müſſen. Denn die Wächter der vom Lord Mayor gehandhabten Ordnung waren den jacobitiſchen Umtrieben auf der Spur.

Die Königin befand ſich ihrem Ende nahe. Die Verſchwörung rüſtete ſich immer mehr zum Ausbruch. Die nächſten Räthe der Krone ſtanden mit im Complot. Ihr beſonderes Augenmerk mußte ein Staatsſtreich, eine Sprengung des Parlaments ſein. Letztere herbeizuführen, die Obergewalt über die Localbehörden, die Magiſtrate zu gewinnen, das war nur möglich durch die Parteinahme der Armee. Dieſe war höchſt zweifelhaft. Glänzende Thaten knüpften ſich an den Namen des Herzogs von Marlborough, den die gegenwärtig am Staatsruder befindliche Partei der Tories geſtürzt, ja verbannt hatte. Wenn die Königin für immer ihr Auge ſchloß, ſtand Alles auf dem Spiele. Entweder galt es den Sieg Bolingbroke's und die augenblickliche Gefangennehmung des aus Hannover erwarteten Kurfürſten Georg Ludwig, den allerdings nichts empfahl, als ſein proteſtantiſches Glaubensbekenntniß, oder Bolingbroke mußte mit ſeinem Anhange das Feld räumen und ſein Heil, vielleicht gar die Erhaltung ſeines Kopfes, in jäher Flucht ſuchen.

Die Cirkel der Gräfin Ratcliffe*) waren ebenſo von den Behörden Londons, in deren Händen die Polizei liegt, wie von den beſonderen Spähern des Parlaments bewacht. Die liebenswürdige Frau gab glänzende Geſellſchaften, um die Beurtheilung ihrer Haltung, ihrer Umgebung irrezuführen. Der Componiſt und Dichter Lord Landsdowne hatte keine wigghiſtiſche Geſinnung. Auch er war ein Ariſtokrat vom reinſten Waſſer, und ſein Sohn, früher ein Offizier, machte vollends von der ſeinigen kein Hehl. Des Vaters Geiſt, ſeine Kenntniſſe, ſeine künſtleriſchen Neigungen gaben einen Deckmantel her für die wahre Abſicht der Vereinigungen auf dem Grosvenorplatz, die, wenn auch mit Rückſicht auf die meiſtentheils von der Polizei beſtochene Dienerſchaft, immer zahlreicher bei Lady Nairn und bei Gräfin Ratcliffe ſtattfanden. Manche der Anweſenden zogen ſich dann ſcheinbar in kleine Spielzimmer zurück, Andere nahmen die Miene an, in den dunklern Boudoirs, in Nischen, die durch tropiſche Gewächſe in Grotten verwandelt wurden, den anweſenden Schönen den Hof zu machen. In Wahrheit aber wurden die Ereigniſſe des Tages, die nächſten Ziele und Abſichten der Partei beſprochen.

*) Ahnin jener achtzigjährigen Matrone, der Gräfin von Derwentwater, die zur Wiedererlangung des in jener Zeit confiscirten Vermögens ihres Hauſes gegenwärtig in London eine ſo abenteuerliche Haltung behauptet.

In einem dieser Cirkel, Nachts gegen 12 Uhr schon, und bei Gräfin Ratcliffe war es, wo in einer Muschelgrotte, in welche man aus einem glänzenden, von Lichtern widerstrahlenden Saale gelangte, zwei Personen in lebhaftem Gespräch zusammen saßen, geschützt gegen die Neugier der Uebrigen, die den Gesangsvorträgen eines Italieners lauschten.

Die Worte, die hier hätten erhorcht werden können, waren die leidenschaftlichsten.

Doch hätte selbst ein scharfes Ohr dazu gehört, nur zu verstehen, daß es französische waren. Ein Herr und eine Dame waren die Sprecher. Letztere milderte das Echo ihrer Worte durch einen Fächer in ihrer handschuhbedeckten Hand, Jener durch ein Portefeuille, das er gleichfalls vor den Mund hielt, wenn seine Rede allzu lebhaft wurde.

„Das sind die Dinge nicht, die uns nützen können!" sprach die Dame hocherglüht. „Schreiben! Sprechen! Da antwortet Jedem, was Sie durch ein Flugblatt unter die Menge schleudern, ein Pasquill von unsern Gegnern! Nein! Thaten müssen gewagt werden. Hier müssen nur die Waffen reden, nicht mehr die Federn."

„Die Stunde wird kommen" — lautete die Antwort. Die feurigen Augen des Mannes blickten einen Moment in den Saal zurück, dann hafteten sie wieder

voll trunkenen Entzückens auf dem wogenden, nur mit einem durchsichtigen Silbergazestoff bedeckten Busen der Sprecherin, die mit dem Fächer eine Zornesregung zu mildern suchte.

„Das sagen Sie immer, Sir!“ fuhr sie fort. „Und wenn die Stunde da ist, so ist nichts vorbereitet, nichts ist da von dem, was allein zum Ziele führen kann. Aber kein Wunder!“ — wandte sie sich mit Koketterie schmollend ab — „Sind Sie doch in den Flitterwochen Ihrer Liebe! O diese Fesseln Ihrer reizenden Ariadne, die Sie „treulos“ zu verlassen niemals über sich gewinnen würden —!“

„Meine Ariadne ist hier!“ antwortete mit stürmischem Feuer der so spöttisch Getadelte. „Sie allein haben den Faden in der Hand, der mich durch das Labyrinth des Lebens führt. Treulos! O wo gibt es für mich andere Schwüre als die, welche ich Ihnen geweiht —!“

„Sie ängstigen sich, den Frieden einer kleinen Familie zu stören! Die Thränen in den Augen Ihrer Verlobten verwandeln sich Ihnen alle in nichts als in Abstimmungskugeln bei den Gerichten, beim Parlament! Sie glauben durch Votirungen, durch Stimmenmehrheiten eine Sache durchzuführen, die geheim und muthig zugleich, wie die Bartholomäus-Nacht, vorbereitet und durchgeführt sein will. Gräfin Nithisdale hat Ihnen doch geschrieben —?“

„Ueber die Besatzung von Aberdeen? Allerdings! Es

das Nadelkiſſen der Doctorin geſetzt, aufſprang und das Kriegsminiſterium vorſchützte, um nur freie Luft und Rache ſchöpfen zu können. Sei es nun, daß er von Sophien's Treue eine ſo gute Meinung hatte, wie ſie gewiß von der ſeinigen; ſei es, daß er von dem Baron Satan von Höllenſtein, ſeinem Vorgeſetzten, die gemeſſenſten Befehle hatte: genug, er wollte wenigſtens den Schlachtenmaler einen Blick auf das Gemälde ſeiner noch immer ungetrübten Hoffnungen werfen laſſen und erſann ſich einen Brief, den er ihn bitten ließ, da er ja täglich das Höllenſtein'ſche Haus beſuchte, noch heut' Abend mitzunehmen. Die Oblate des Billets feuchtete er mit den Flüſſigkeiten ſeines Mundes ſo heftig an, daß es lange währte, bis ſie getrocknet ſein konnte. Er wünſchte, daß Schlachtenmaler ſich ſelbſt von dem zuverſichtlichen Tone überzeugen ſollte, den er das Recht hatte, gegen Sophien zu gebrauchen. Nicht einmal ein Petſchaft (ſonſt waren es immer zwei ſchnäbelnde Tauben) drückte er darauf, damit Schlachtenmaler ganz leicht ſehen könne, welchen Uriasbrief er an Sophien hinterbringen müßte. Dieſer, eben im Begriff, Celinden zu beſuchen, nahm den Brief mit und las ihn, da er offen genug war. Wieſecke ſprach wie trockenes Verſtandesholz, das durch übermäßiges Reiben plötzlich zu rauchen anfängt und zündet. Eine Wärme, wie von naſſem Heu, ſprach ſich darin aus, die Romantik ſchweißiger Händedrücke, wie Schlachtenmaler ſagte. Das Drolligſte war ein Stelldichein, das ſich Wieſecke für den Abend ſo keck beſtellte, als wär' es ein Fußbad. Er drückte das Papier wieder zu und hoffte dem Stelldichein einen Fuß zu unterſtellen. Sophie wollte den Brief nicht nehmen, als er an ihr vorüberging und zu Celinden eilte, mit der er die grie-

iſt aber nur das, was ſie von ihren Verwandten gehört hat —"

„Um ſo dringender thut noth, Alles ſelbſt in Augenſchein zu nehmen —"

„Indeſſen, ich glaube die Berichte ſind zuverläſſig —"

„Vertrauen Sie der Berechnung unſerer Streitkräfte, die uns in Hochſchottland zur Verfügung ſtehen?"

„Ich trage hier Alles auf meinem Herzen —" ſagte Sam und drückte das Portefeuille, das den Schall ſeiner Worte, zuweilen auch die wilde Begehrlichkeit ſeiner Blicke mildern ſollte, an die Bruſt.

„Aber, ha ha —" lachte bitter die Franzöſin, „es bleibt Alles auf dem Papiere, wie Ihr ſchöner Plan, die Häuptlinge des Nordens zu gewinnen, den ich Ihnen doch mit den ermuthigenden Randgloſſen des Grafen von Carnwath zurückgegeben —!"

„Auch dieſe Belehrungen trage ich wohlverwahrt bei mir! Ich benütze jeden freien Augenblick, die Orientirung zu vervollſtändigen. Sehen Sie —" Er ſchnallte die im Geſchmack jener Zeit umſtändlich verſchloſſene Brieftaſche auf und zog ein zuſammengelegtes Papier hervor, das er entfaltete — „ſehen Sie hier den Entwurf einer Karte von Großbritannien, die dem Prätendenten den größten Dienſt erweiſen ſoll. Alle Gegenden, wo die Geſinnung ihm günſtig iſt, hab' ich mit grünen Strichen bezeichnet.

Wo die Zeichen gelb sind, da ist eine thatkräftige, ja bewaffnete Erhebung zu erwarten —! Wo Sie Roth finden, ist, wenn nicht auf die Garnisonen, mindestens doch entschieden auf die Offiziere zu rechnen —“

Blanche von Champfleury betrachtete die Karte wie ein General, dem ein erkaufter Spion den Plan einer feindlichen Festung überreicht, halb zweifelnd, halb auf's angenehmste überrascht. Ihr dunkles feuriges Auge war etwas kurzsichtig. Ihr Nahehalten der Karte gab ihrem Wesen einen Ernst, der dem Eindruck weiblicher Anmuth fast Abbruch that. Aber sie hatte sich in der Gewalt, sie wußte es, wenn auf ihre schöne weiße Stirn eine Runzel trat. Im Nu glätteten sich dann alle Linien unter der hohen mit Silberpuder bestreuten Toque ihres Haares, die in zwei hohen Straußenfedern endigte, wieder aus. Lord Arthur, der im Musiksaal weilte, hatte diese hochgethürmte Coiffüre „eine Frisur à la Schlittenpferd“ genannt. Ihre Arme waren nackt und geschmückt mit Armbändern, auch mit dem vor einem halben Jahr verloren gewesenen und seltsamerweise erst jetzt gefundenen! Sie reizten Sam in solchem Grade, daß er auf sie einen Kuß drückte, während bei ihrem Emporhalten seiner Karte die weiten offenen Aermel des grünen, mit goldnen Lilien gestickten schweren Seidendamastkleides zurückglitten. Nun blickte sie ihn mit ihren Sirenenaugen an, künstlich be-

fremdet und vielleicht auch in Wahrheit. Sie ſpielte doch nur mit ihm und hatte vielleicht vergeſſen, was ſie ihm ſonſt geſtattet. Ihre Gedanken hatte ſie ja auf viel Höheres gerichtet. Jetzt zeigte ſie ein trotziges Emporſchnellen ihrer kirſchrothen Lippen, das ihr ganz beſonders ſchön ſtand. Jede Bewegung, die ſie machte, ſchien vor dem Spiegel einſtudirt zu ſein. Die Vicomteſſe war ſchlanker und größer, als Franzöſinnen zu ſein pflegen.

„Dort muß er landen!“ ſagte ſie, auf eine Stelle der Karte deutend und dabei den Handſchuh von den ſchönen Fingern ſtreifend. „Dort haben Sie die meiſten gelben und rothen Punkte! Die ſtehen hier ja ſchaarendicht beiſammen! Wenn Sie nur nicht irren! Unſere Berichte über dieſe Gegend ſind nicht ſo günſtig.“

„Wenn Sie dem Prinzen entgegenfliegen —“ erwiderte Sam mit dem Schmollen der Eiferſucht, legte wieder die Karte zuſammen und ſchloß ſie in ſein Portefeuille, das er mit Bändern umwickelte. „Wenn Sie ihm entgegenfliegen, ſo wird Sie jede Bucht an Schottlands Küſte zur Dido, ihn zum Aeneas machen! O daß ich jetzt erſt verſtehe, was Ihnen dieſe Begeiſterung für den Prätendenten eingeflößt hat. In Verſailles da hieß es doch nur, Sie thäten Alles Ihrer Kirche zu Gefallen, dem römiſchen Nuntius, dem Almoſenier des Königs; Rom hätte Sie erkauft — erkauft mit dem Schatze ſeiner Gnaden, mit

dem Nimbus der Heiligsprechung Ihrer schönen ungetreuen Lippen — Sie dürften, hieß es, Alles, Alles wagen, wenn Sie nur Englands Kirche stürzten, ihm nur zum mindesten einen Fürsten gäben, der in die Messe geht. Jetzt aber — hier — da weiß ich Anderes —"

„Was wissen Sie —?" lachte sie auf.

Die schöne Frau mochte in der That in diesem Augenblick die so wenig ansprechende Persönlichkeit Jacob's III. mit dem Manne vergleichen, der zwar ebenfalls nicht schön war, der aber seine glühenden Augen verlangend auf sie richtete, ihre beiden Hände ergriff, die Handschuhe vollends abstreifte und jene küßte, ganz im Gegensatz zu den bitteren Vorwürfen seiner Eifersucht. Sam's Augen sprühten Funken, die Züge seines Angesichts erhielten eine gleichmäßige Spannung, die jene verschönerte, sein Blut schien ihm an den Adern des Halses zu stocken. Es war ein Mann, ein Held, der sich ihr jetzt in leidenschaftlicher Huldigung hätte zu Füßen werfen mögen, wären nicht Zeugen zu fürchten gewesen. Die tollkühnen Intriguen dieser Frau, ihre Werbungen kamen einer schlaffen, energielosen Persönlichkeit zugute, die ihr in diesem Augenblick lebhaft vor's Auge treten mußte. Sie schwieg. Sie fürchtete zu verrathen, daß sie in der That zu ihren Handlungen jener Motive bedurfte, die Sam in dem heftigen Ausbruch seiner Leidenschaft als bei ihr, wie er nun wohl

ſähe, nicht vorhanden bezeichnet hatte, während er ſie beſchuldigte, den Prätendenten zu lieben.

„Sie haben die Gegend hier bei Peterhead," ſagte ſie ausweichend, „als eine ſo überaus wohlgeſinnte bezeichnet. Wie kommt das?' Dort iſt man mehr als proteſtantiſch, man hat den Geiſt der Quäker. Wie können Sie glauben, daß uns dort ein ſo freudiger Empfang zu Theil werden wird?"

„Es iſt der Haß der Schotten auf ihre Vereinigung mit England! Die Zurückſetzung im Staatsweſen! Siebzehn Stimmen hat Schottland im Parlement, während England, der übermüthige Eroberer, ſeine Stimmen nach Hunderten zählt! Irlands Beiſtand ſtützt ſich auf die Religion, der Beiſtand Schottlands auf die verletzte Ehre, die Nichtachtung einer großen hiſtoriſchen Vergangenheit! Den Schotten verletzt der Hochmuth Englands bis in die Sitten, in die äußere Erſcheinung, in die Ausſprache des Engliſchen hinein! Der Dünkel des Engländers, vollkommener ſein zu wollen als der Schotte, ebnet dem Prätendenten mehr den Weg, als eine Meuterei der Truppen."

Die Franzöſin ſchien ergriffen und befriedigt. Dennoch wallte ſie auf:

„Welche Thorheit —! Welcher verblendete Wahn Ihrer Freunde! Laſſen Sie dieſe falſchen Vorausſetzungen, die zu nichts als Täuſchungen führen werden. Nein,

nur Aufruhr, nur bewaffnete Macht kann helfen. Dieſe organiſiren Sie —! Sie müſſen London jetzt verlaſſen —"

„Mit Ihnen —"

„Ich werde folgen —"

„Wohin?"

„In die Garniſonen, die Sie gewonnen haben werden! Auf die Landſitze der Adeligen, wo Sie den Landſturm vorbereitet haben müſſen, die Erhebung einer Miliz, die in dem Augenblick bewaffnet daſteht, wo die Königin ihren letzten Athemzug gethan hat."

„Die Waffen — die wird Spanien ſchicken —"

„Spanien! Wenn die Schiffe des Parlaments, die den Canal beſtreichen, jede unſerer Sendungen fortnehmen? Holland wird uns keinen Vorſchub leiſten und Spanien iſt ohnmächtig. Die Annäherung von Schiffen an Englands Weſtſeite iſt der Klippen wegen beinahe unmöglich. Ich fordere von Ihnen, daß Sie ſich jetzt aus den Armen Ihrer Verlobten reißen, ſich nach dem Norden begeben und in Aberdeen, in Glasgow die Garniſonen zu gewinnen ſuchen und vor Allem die Schilderhebung der Hochlande vorbereiten. Ich ſelbſt verlaſſe dann London auf die erſte gute Nachricht, die Sie geben, und komme —"

„Nach Edinburgh?"

„Nach Edinburgh!"

Das Einverſtändniß in einer gefahrvollen Sache, der

aufleuchtende Schimmer des Gelingens, der Reiz des Geheimnisses an ſich und der Werth, den Sam auf ſeinen Muth, ſeine Energie gelegt ſah, alles das riß ihn hin, ſich von jeder Feſſel als befreit zu betrachten und die Pariſerin, die bei ihren Gunſtbezeigungen Jedem ein gewiſſes Maß aufzulegen, eine Schranke zu ziehen wußte, mit Liebkoſungen zu beſtürmen, denen ſie keinen Einhalt that. Es war, als wollte er den Lohn für Alles, was ſie von ihm erwartete und was er ausführen zu wollen gelobte, ſchon vorwegnehmen. Er zog ſie an ſich, legte ſeinen Arm über ihre Schultern und bedeckte ihr Antlitz und was ſich nur an ihr berühren ließ, mit glühenden Küſſen, bis ſie endlich aufſprang und auf den Saal deutete, von welchem eben ein ſchallendes Bravoklatſchen ertönte, die Belohnung für den eben beendigten Geſang des Italieners, deſſen ſchmelzende Accorde zur Erhöhung der wahnbethörten Ekſtaſe Sam's im verborgenen Muſchelgemach nicht wenig beigetragen hatten. Ohne Zweifel zerſtreuten ſich jetzt die Hörer im Saale und benahmen dem Zwiegeſpräch die unbelauſchte Sicherheit.

Wie rühmte jetzt Sam, in den Saal eilend, den Sänger, von dem er nichts gehört hatte! Wie pries er ſeinen Vortrag, ſeine Stimmbildung, ſeine Ausſprache —! Alles mit Worten in's Blaue hineingeredet. Und doch erſchienen ſeine Worte treffend. Doch wurden ſie von den

Anweſenden gebilligt. Sam war heimiſch in den damaligen Streitigkeiten der Muſiker von Paris und Italien. Auch er tadelte Lully und erhob Händel. Darüber veranlaßte er eine Scene mit dem heute wirklich anweſenden Lord Landsdowne, der weder den Einen noch den Andern gelten laſſen wollte und ſich durchaus als einen jener verzogenen Kunſtdilettanten zeigte, deren Ausſprüche man für Orakel hinnehmen ſoll.

Sam ſchwebte wie in den Lüften. Er war die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Er feſſelte Alles. Gegen Ein Uhr hing er ſich in die Arme einiger junger Officiere von der Leibgarde und winkte Arthur Marwell bis zur Morgenfrühe ein Lebewohl.

Marwell betrachtete ihn mit Staunen. Er war vielleicht der Einzige geweſen, der Sam's Abweſenheit bei den Cantilenen des Sängers bemerkt hatte — wenn er nicht anders ſelbſt von dem ſchönen Geſang zu ſehr ergriffen geweſen. Er hatte nur vor ſich hin geſtarrt und zuweilen wie abweſend die bunten Bilder der Decke angeſehen.

Sam hatte noch einen andern verſchmitzten Plan. Er war ſonſt kein Spieler von Profeſſion, ſchickte ſich aber an, mit den Officieren in ein Spielzimmer zu gehen. Arthur erhielt im Vorübergehen dieſe Deutung ſeines Ausbleibens bis zum Morgen. Schwerlich konnte der junge

Freund, der ſich jetzt ruhig auf ſein Lager begab, um von Ellinor zu träumen, ahnen, daß Sam in ihm nur einen Zeugen für die Ausſage hatte haben wollen: er hätte ſich vergeſſen, er hätte einige hundert Kronen verſpielt und wäre in größter Verlegenheit. Seine Berechnung war die, daß ihn der alte Robertſon aus den Verpflichtungen eines deßhalb gegebenen Ehrenworts auslöſen ſollte. Dies Geld brauchte er dann, um Blanche's Aufforderung zur Reiſe nach Schottland, zur Aufwiegelung der Garniſonen und Errichtung einer ſchlagfertigen Landmiliz zur Ausführung zu bringen.

Als Arthur am Morgen erwachte, ſich ankleiden und frühſtücken wollte, war an Sam noch nicht zu denken. Zwar war er ſoeben nach Hauſe gekommen, aber in ziemlich deſolaten Umſtänden, wie die Diener andeuteten, womit ein Rauſch gemeint war. Arthur frühſtückte allein, ging aus und machte ſeinen regelmäßigen Beſuch bei Ellinor, den er nicht laſſen, das bemitleidenswerthe Mädchen ſchon nicht mehr entbehren konnte.

Beide ſprachen gewöhnlich über Alles, nur nichts über Sam. Auch heute nicht. Lord Arthur war ein wahrer Freund. Er ſchonte Sam's Ruf. Hatte er doch auch die nagende Schuld im Herzen, daß er die Verlobte des Freundes liebte. Daß ihn Ellinor wiederliebte, hatte ſie ihm nicht geſtanden. Er aber ahnte es, ſeitdem er

ihre verweinten Augen ſah, wenn er einmal einige Tage nicht gekommen war, deßhalb nicht gekommen, weil er ſich beherrſchen, ſich mäßigen wollte.

Erſt am Abend dieſes Tages wurde Maxwell ſeines Freundes und halben Stubengenoſſen anſichtig. Maxwell wollte eben zu Lady Nairn gehen, zum Abendtiſch, der allmälig unter den fünf Mahlzeiten, die der Engländer ſchon damals innezuhalten pflegte, den erſten Rang erhielt, als ihm Sam mit verſtorten Mienen entgegentrat. Er vermißte ſein Portefeuille. Erſt um Mittag war er aufgeſtanden und hatte an den wichtigen Aufbewahrungsort ſeiner Geheimniſſe auch noch nicht da ſogleich gedacht. Erſt als er ausgehen wollte, ſuchte er mit Entſetzen, was er ohne Zweifel nicht mehr mit nach Hauſe gebracht hatte. Sporuſtreichs war er in jene Spielhölle gerannt, die ein Franzoſe hielt. Er hatte ſogar die paarmal, wo er ſetzte, glücklich geſpielt. Seine Börſe, die hatte er. Der Franzoſe machte ihm nicht einmal eine beſonders zuvorkommende Miene bei ſeinem Unglück. „Sie haben ja Glück, mein Herr!“ ſagte er. „Sie werden das Ding wohl nur zu Hauſe verlegt haben!“

Sam befolgte den ihm in dieſen Worten gegebenen Rath, kehrte auf den Leiceſter-Platz zurück und durchſuchte die Treppen, die Durchgänge, alle Zimmer und Cabinette. Das Portefeuille fand ſich nicht, nichts von den Briefen

ſchen Tragiker in deutſchen Ueberſetzungen las. Sie hielt ihn feſt und ſchalt ihn ſeiner Zerſtreuung wegen. Da er Celinden zueilte, zog ſie ihn mit Gewalt in ein von ihr entferntes Zimmer und weinte, weil ſie nicht mehr wiſſe, wohin. Es wäre ihr das Liebſte, wenn er mit ihr fortginge. Er machte ſie mit Salbung auf die Pflichten aufmerkſam die ſie gegen den Regiſtrator hätte; allein dieſer war bei ihr immer nur die äußere, ſchützende Schale für einen Kern, den Schlachtenmaler errieth, aber aus Achtung vor Celinden nicht ausſprechen wollte. Geräuſch nebenan trennte Beide und Schlachtenmaler trat beklommen, wie jeden Abend, zu Celinden, die ihn längſt erwartet hatte.

Die zarteſten Geſpinnſte hatten ſich ſeither um dieſe beiden Menſchen gelegt. Sie tauſchten Alles gegen einander aus, was die Veranlaſſung und dauernde Grundlage der Liebe iſt, ohne an dieſe ſelbſt zu denken oder ſie gar zu nennen. Beide nahmen ſich wie Aufgaben, die ſich zu löſen hätten: denn Celinde ſchwärmte dafür, den jungen Mann von den Uebertreibungen ſeines Gemüths und all' den Narben und Höckern ſeines Weſens zu befreien. Er dagegen ſuchte ihr Geſchmack an dem Satze beizubringen, daß alle Dinge zwei Seiten haben; ſie, daß die Wahrheit und die Schönheit nur eine einzige, ewige und unveränderliche Form hätte. Was er in hundert Falten legte, das zog ſie in eine ſchöne und aufrichtige Ebene auseinander. Sie hatte ganz den Enthuſiasmus junger Frauen, Jünglinge, die ſich vom Gegebenen allzuweit entfernen, auf das Leben und ſeine Geſetze zurückzuführen und ſorgſam hütete ſie an dem Paradieſe ihrer Geſpräche, wie ein Engel mit dem feurigen Schwerte, um ihn immer wieder in die Hecken zurückzutreiben, wenn er ſie zu

der Gräfin Rithisdale, Blanche's, nichts von seinen eigenen Plänen, seiner leicht verständlichen hochverrätherischen Karte, nichts von Lord Carnwath's Randglossen zu seinen Aufzeichnungen. Wenn alles das in unrechte Hände kam, so war er verloren, die Anklage auf Felonie kostete, wenn man überwiesen wurde, und hier sah man die Beweise, den Kopf. Er rannte zu Lady Arabella auf Grosvenor und bat mit allen Zeichen der Bestürzung die Dame um die Erlaubniß, ihr Haus durchsuchen zu dürfen; er rannte, als er diese erhalten hatte, durch den Musiksaal, stürzte in die Muschelgrotte — nirgends fand sich von seiner Brieftasche eine Spur.

Blanche war gerade nicht zu Hause. Er wartete auf deren Rückkehr. Als sie kam und von keinem Funde etwas zu wissen erklärte, sogar in Zorn gerieth über die Möglichkeit, einen so wichtigen Gegenstand nicht wachsamer in Obhut zu behalten, und sogar den Verdacht aussprach, daß Sam die Nacht über noch in wilden Genüssen geschwelgt haben mochte und sein Schweigen zum Anlaß eines halb ernstgemeinten, halb verstellten Eifersuchtsanfalles machte, der sie bestimmte, die Thür, die in ihr Zimmer führte, ihm vor der Nase zuzuschlagen und sie hinter sich zu verriegeln, da verließ den sonst seiner so mächtigen Mann die Selbstbeherrschung. Auch die Erinnerung an das glückliche Gestern schien verloren. Geltend machen konnte

ſie Sam ſchon um deßwillen nicht, weil Lady Arabella zugegen war. Dieſe half mit ſuchen, half mit darüber berathen, ob es nicht nothwendig wäre, daß die Verſchwornen, die Freunde ihres Sohnes, in Kenntniß geſetzt würden, damit Jeder Vorſichtsmaßregeln träfe, wenn die Papiere in die Hände der Polizei gelangen ſollten. Als die Gräfin Blanche bat, ſie ſollte doch öffnen, antwortete dieſe, ſie müßte ſich ſelbſt zur möglicherweiſe nun nothwendig gewordenen Flucht rüſten. Sam aber thäte jedenfalls am beſten, ſich ſofort zu verbergen oder, beſſer noch, abzureiſen.

Mit dieſem Beſcheide verließ Sam die Frauen. Er wandte ſich noch einmal an die Diener des Hauſes, ſtellte Belohnungen in Ausſicht, verſprach Vergeſſenheit, wenn ſich Jemand vielleicht den Fund widerrechtlich angeeignet hätte und ſeinen ihm doch nichts nützenden Erwerb verſchweigen wollte. Umſonſt. Nichts regte ſich, was ihm Beruhigung gewährte. So kehrte er zu Lady Nairn zurück und hielt nun in dieſem Zuſtande Marwell an, ehe ſie zu Tiſche gehen wollten.

„Mir bleibt der Biſſen im Munde ſtecken, ehe ich nicht das Satansding wieder habe!“ ſagte er, als ihn nach wiederholtem Suchen Marwell aufforderte, wenigſtens ſeine Tante mit dieſer Sache nicht aufzuregen, und jedenfalls ſich ſelbſt zu ſtärken. Denn Sam ſah todtenbleich und ſchon wie ein überführter Verbrecher aus.

Bei Ellinor konnte er die Brieftasche nicht suchen wollen. Er suchte sie nach dem Souper, wo ihm kein Bissen mundete, noch einmal auf den Straßen Londons selbst, obschon es Nacht war. Er fragte überall an, wo er sich erinnerte, stillgestanden zu haben. Er suchte die Officiere auf, die am jenseitigen Ufer der Themse in ihren Kasernen wohnten. Vergebens. Wie verwünschte er die Fülle von Wein, die er im Spielhause genossen hatte —! Es war ihm das nur geschehen in Erinnerung an die Scene in der Muschelgrotte.

Die Freunde besprachen, ob auch Robertson von dem Verluste Kenntniß erhalten sollte. Beängstigt durch den Inhalt der Brieftasche, sträubte sich Sam dagegen, gab nun aber doch dem Freunde eine lebhafte Schilderung der ihn ebenfalls drückenden — Spielschuld. Diese Schilderung war erlogen. Die Verzweiflung über den wahren Verlust kam dem Comödienspiel über den fingirten zugute.

„Gerade diese Spielschuld brachte mich in Verwirrung und ließ mich an nichts mehr denken," sagte er. „Ich kann nicht länger als drei Tage anstehen lassen, bis ich die Officiere bezahlt habe! Von wem bekomme ich 600 Kronen? Mein Bruder wird sie mir nicht geben. Nur Ellinor — nur Robertson," verbesserte sich der Heuchler, der in Ellinor nur noch eine Geldquelle sah — „nur der Alte kann hier helfen!"

Arglos wie Marwell zwar nicht immer über ſeinen alten Freund dachte, in dieſem Falle aber, wo auch ihn ſelbſt die verlorne Brieftaſche mit bangen Sorgen erfüllen mußte, doch durchaus vertrauensvoll, verſprach er die Vermittlung zu übernehmen und den Verluſt der Brieftaſche nur inſoweit auf der Cavendiſhſtraße zu berühren, als derſelbe dienen konnte, den Zuſtand der Reue, des Verdruſſes über ſo viel verſpieltes Geld, das Verſichern ſeiner Beſſerung zweckmäßig zu unterſtützen.

Noch ehe Marwell für die Ausführung dieſes liebevollen Vorhabens den günſtigen Augenblick gefunden hatte, verrieth ſich Sam für die Bedeutung ſeines Verluſtes ſchon von ſelbſt durch die Angſt, die er an den Tag legte. Er kam nur einmal in dieſen Tagen zu Ellinor, zeigte aber da mehr denn je ſeine Zerſtreuung. Klopfte es am Hauſe, ſo ſchrak er auf. Daß ihm der Vater als krank gemeldet wurde, ſchien ihm lieb zu ſein. Vermied er doch den ſcharf prüfenden Blick des Alten, deſſen Betragen ſeit einiger Zeit gegen ihn immer kühler geworden war.

Die Beſorgniſſe, die im Hauſe Lady Arabellens und bei Blanche über die verlorne Brieftaſche gehegt wurden, ſteigerten ſich, als alle diejenigen, die davon erfuhren, eine öffentliche Bekanntmachung des Verluſtes, eine Angabe der Adreſſe, wo ein Finder die an ſich ja werthloſen und doch ſo verhängnißvollen Papiere abgeben ſollte,

widerriethen. Die Anfragen, die im Lord Nairn'ſchen Hauſe gemacht wurden, ob ſich noch nichts über „das Verbleiben des Vermißten" hätte entdecken laſſen, ſteigerten Marwell's und Sam's Beſorgniſſe fieberhaft. Jener theilte zuletzt ganz die Meinung Sam's, daß ſich dieſer verſtecken, ja, falls er nur vom alten Robertſon die Geldmittel dafür hätte erhalten können, ſofort nach dem Norden begeben ſollte. Im Punkte des Verhaltens zu den öffentlichen Zuſtänden Großbritanniens waren die Freunde gleicher Meinung.

Es war am dritten Abend nach dem glänzenden Feſte bei Lady Arabella, als Sam ſeinem Freunde erklärte, er vermöchte dieſen Zuſtand der Furcht und Verantwortung vor Blanche und ſo vielen anderen Menſchen nicht länger zu ertragen. Marwell ſollte ſuchen, dem alten Robertſon mit einem offenen Geſtändniß wenigſtens wegen ſeiner Spielſchuld beizukommen. Schon hatte Ellinor bemerkt, daß mit den Freunden etwas Bedenkenerregendes vorgefallen ſein mußte. Sie hatte die nur erſt angedeuteten Spielſchulden und einen ſchon zugeſtandenen Brieftaſchenverluſt dahin vereinigt, daß ſie erklärte, gewiß zu ſein, Sam hätte eine ſehr bedeutende Summe Geldes verſpielt. Schon hatte ſie ihren Vater, der noch immer unpäßlich ſein ſollte, von den Sorgen Lord Marwell's in Kenntniß geſetzt. Sam zweifelte nicht, daß Marwell

beim Alten der geeignetſte und wirkſamſte Fürſprecher ſein würde.

Er begleitete den Freund bis in die Cavendiſhſtraße und erklärte in jener Taverne „zum Krug ohne Henkel“ auf die Rückkehr Marwell's warten zu wollen. Die mit tückiſchem Augenbrauenrunzeln von Sam vorgebrachte Aeußerung: „Weigert er ſich, nun, dann laſſ' ich unſere Entdeckung vom Verlobungsabend auf ihn ſpringen, wie — ein ſpringendes Roß! Das ſoll ihn zu Fall bringen!“ hatte Marwell mit dem lebhafteſten Ausdruck der Entrüſtung zurückgewieſen.

Es war eine linde Frühlingsnacht. Die Luft hatte nicht nur jene weiche Milde, die alles wiedererwachte Leben der Natur, Blatt und Blüthen ermuntern zu wollen ſchien, es mit dem verſöhnten Grimm der Erde, mit dem verjagten Winter wieder zu wagen, ſogar der Duft von Blüthen durchzog ſchon die unreine Atmoſphäre der großen Stadt von manchem Garten, manchem großen Park in der Nähe her, auch von den Bedlamsgärten — die Irrgärten der Irren lagen nicht zu fern. Auch mancher öffentliche Platz war mit Blumen beſetzt. Im eigenen Hauſe hatte Ellinor ein Stück Natur, wo ſich ſchon die in England ſo beliebten Johannisbeerſträucher mit hellem Grün überzogen hatten.

Sam mochte eine halbe Stunde bei Meiſter Oadkins

und Miſtreß Suſanna Cadkins gewartet haben, als Maxwell erſchien und ihm zuraunte:

„Ich glaube, es wird Alles gut werden. Aber der Alte will dich ſelbſt ſprechen.“

Auf dieſen Beſcheid war Sam gefaßt und erhob ſich.

„Wo fandeſt du ihn?“ fragte er und fixirte nur noch einige Männer, die nach ihm in die Taverne eingetreten und ihm verdächtig erſchienen waren, da ſie ihn, wie er behauptete, von oben bis unten gemuſtert hätten und noch jetzt über ihn geheim flüſterten.

Maxwell ſah die ſcheuen Blicke, die Sam auf den Winkel des Ale-Hauſes warf, wo jene Männer ſaßen, und ſagte lachend:

„Siehſt du ſchon wieder Geſpenſter? Denen fällt nur deine Kleidung auf, die beſſer iſt, als wie ſie ſonſt hier angetroffen wird. Vielleicht haſt du an ihrem Stammgaſtplatz geſeſſen. Uebrigens ſage ich dir,“ fuhr er ſchon im Verlaſſen der Taverne fort, „der alte John iſt krank — ſeit drei Tagen — aber er nahm mich doch an, hörte ruhig zu, ſchüttelte einigemal den Kopf und fragte, was du verloren hätteſt —?“

„Du geſtandeſt es ihm —?“

„Ich kam in einige Verlegenheit — der Alte ſah mich mit ſtechenden Augen an — und war ſogar heute gegen mich ſelbſt kalt —“

„Das that dir leid und da verriethest du mich —?“

„Iſt das Verrath, wenn ich ihm ſagte, du hätteſt etwas Wichtiges verloren?“

„Und mit wie viel Guineen will er herausrücken?“

„Du ſollſt ſelbſt kommen! Rüſte dich auf Vorwürfe! Nimm ſie nur ruhig hin! Erwidere nichts Boshaftes! Verſprich mir das oder ich mache dich kalt, hier an dieſer Stelle — weißt du noch? Laß' ihm ſeine Geheimniſſe, ſelbſt wenn er die deinigen nicht ſchont. Ellinor ſteht mit klopfendem Herzen jetzt am Fenſter und betet um einen guten Ausgang —!“

Sam ging neben dem Freunde her. Noch war es hell. Das Licht des Mondes löſte die Abendröthe ab.

Dann blieb er noch eine Weile an der nächſten Ecke ſtehen, um ſich zu vergewiſſern, ob nicht die Männer, die ihn ſo zweideutig betrachtet haben ſollten, folgten. Sie verließen in der That das Local, wendeten ſich aber einer anderen Richtung zu, ohne ſich nach ihm umzuſehen.

„Wer weiß, welche alte Nehrichtfrau die Brieftaſche gefunden hat!“ ſagte Marwell. „Ihr Inhalt wird ſchon längſt für Butter und Käſe gute Dienſte thun —“

„Ich wollte dir nicht wünſchen,“ entgegnete Sam, „du hätteſt heute den Blick des Sollicitors geſehen auf Clerkenwell, wohin ich mich meines Bruders wegen, der einige Proceſſe vom Großvater mitgeerbt hat, begeben

mußte, den er im Vorübergehen auf mich richtete. Es war, als hätte er ſagen wollen: „Ich komme vom Lord Lieutenant des Tower und bin erſtaunt, Euer Wohledlen noch auf freien Füßen zu erblicken! Man beobachtet mich, deſſen bin ich gewiß. Man will nur ſehen, wer Alles am Inhalt meiner Brieftaſche betheiligt iſt —!“

Arthur Maxwell widerſprach nicht. Das Gefahrvolle auch ſeiner eigenen Lage ſah er ein, und zunächſt war wenigſtens die Hoffnung da, daß Sam die Mittel gewann, ſich auf's ſchleunigſte von London zu entfernen.

„Miß Ellinor iſt im Garten, Sir!“ redete Mam'zell Kitty die Ankommenden und zunächſt Sir Samuel Mordaunt an. „Der Vater hat ſie hinuntergeſchickt — ich weiß nicht, ob ſo lange bis Ihr kommt oder bis Ihr geht —!“

Dieſe Spitzfindigkeit erregte bei Sam nur ein gezwungenes Lächeln.

Es war noch hell genug, um in dem kleinen Garten verweilen zu können. Wir würden von dem grünen Plätzchen ſagen: Es war nicht groß, aber geſchmacklos. Die damalige Zeit fand dieſe roſettenartige Anlage der mit Buchsbaum eingefaßten Beete, dieſer mit der Scheere zugeſtutzten Hecken, dazu einen kleinen Berg von zuſammengelegten Felsſtücken, zwiſchen welchen ab und zu im Sommer ein Topf mit Schwertlilien, jetzt mit ſchon

blühenden kleinen Tulpen eingezwängt wurde, allerliebst und reizend. Die Wege waren mit ockergelbem Sand beſtreut. Bei alledem war es doch ein wirkliches Grün, kein gemaltes, das hier ſproßte. Meſſer und Scheere hatten die Farbe und den Duft von dem, was ſie vom freien Wachsthum übrig gelaſſen, nicht tilgen können.

Ellinor kam dem Freunde mit Aufregung entgegen. Sie ſagte befremdet, der Vater hätte ſie in den Garten verwieſen, weil er Sam auf ſeinen Zimmern erwartete, die zwar ſelbſt theilweiſe in den Garten gingen, aber durch ſtarke, jetzt verſchloſſene Fenſterladen gegen ein neugieriges Lauſchen und Horchen geſchützt waren.

Arthur blieb bei Ellinor zurück, während ſich Sam in die Zimmer des alten Robertſon begab.

In jenen, nach allen Seiten hin abgeſchloſſenen Räumen, wo Sam vor einigen Monaten die Zuſicherung der Hand Ellinor's erhalten hatte, fand er den Alten, der hüſtelnd, aber doch mit einem kräftigen Herein! auf Sam's Klopfen geantwortet hatte.

„Ihr findet mich etwas leidend!“ begann der Alte, als Sam eintrat und zum Platznehmen aufgefordert war. „Die Frühlingsluft ſetzt mir immer am meiſten zu. Sie will den alten Leuten das Entſchweben in eine beſſere Welt erleichtern. In London nimmt der Frühling mehr Menſchen hin als der härteſte Winter. Das hat Gott ſo

überſpringen und, wie ſie's nannte, nicht gut zu ſein drohte. Und er dagegen! Wie gern hätt' er ſie für den Humor empfänglich gemacht und wie wenig gelang es ihm mit Jean Paul, ſie dahin zu bringen, wohin er ſie bringen wollte! Sie hatte ein durchaus klaſſiſches Gemüth, das an dem Humor nie die Doppelſtimme unterſcheiden konnte, ſondern im raſchen Umflug ihres pochenden Blutes alle Farben gleich wieder in eine verwandelte, in die blaue, die Farbe des Vertrauens und der treuen Beruhigung, gleich dem Azur des Himmels. Sie ertappte ihn gleich, wenn er, wie ſtrengere Richterinnen würden geſagt haben, in Thorheiten verfiel, oder, wie er's ſich oft ſelbſt ſpäter im Stillen eingeſtand, wenn er faſelte. Er konnte locken und blaſen und die ſchönſten Töne aus ſeinem poetiſchen Wunderhorn zaubern, ſie ging nie mit ihm in den Wald der Grübelei, wenn er nicht die gebahnten Fuß- und Fahrwege einſchlug. So hatte ſie, ohne es zu wiſſen, ſich die keuſcheſte Unſchuld in ihren Gedanken erhalten, den einzigen zauberhaften Brunhildsgürtel, der ſtark genug iſt, Frauen zu wahren ſelbſt gegen Siegfriedsanfechtungen, ſo lange ſie nämlich geiſtig bleiben und nicht, wie in der alten Sage, körperlich werden.

Oft aber, und gerade heute, war Gelinde doch nur ein ſchwaches Weib und der Liebe ſo nahe, daß nur noch das Geſtändniß fehlte, was freilich Alles iſt und das nie kommen wird, wo man ſich der Schuld nicht bewußt iſt. Sie fühlte ſich ſo tief in die Empfindungen ihres Freundes hinein, daß ſie ihm anſehen konnte, wie er litt, wenn ſie Andern gehörte, die kein größeres Recht auf ſie hatten, als er oder ihr Gatte. War er doch ſchon oft abgewieſen worden, wenn ſie Geſellſchaft gab, und hatte geſchworen, nicht wieder zu kommen!

eingerichtet. Wir ſollen dann recht in Hoffnung und Erwartung ſterben —"

Sam murmelte Einiges, das wie eine Abwehr der Anwendung ſolcher Anſichten etwa auf den Sprecher ſelbſt lauten ſollte. Er betrachtete dabei heute aufmerkſamer das Zimmer, das einen ſtillen, friedlichen Anblick bot. Die Möbel waren einfach. Das Sopha, auf dem er ſaß, hatte einen grünen Seidenüberzug. Grün war die Tiſchdecke, der Teppich; grün waren die zugezogenen Fenſtervorhänge. Eine Lampe hing von der Decke herab. Wäre Sam noch einige Linien größer geweſen, ſo hätte er ſein Haupt an den Rahmen eines Bildes in Lebensgröße ſtoßen können, das Mary Wilſon, Ellinor's Mutter, darſtellte. Auf dem Tiſche vor ihm tickte eine kunſtvoll gearbeitete Stutzuhr. Der Schreibtiſch des Alten war von Büchern und einigen Scripturen bedeckt. Seine Schätze, dachte Sam, mögen wohl in den Wandſchränken ruhen, deren Schlüſſellöcher man deutlich aus den Tapeten, die ebenfalls grün waren, heraus erkennen konnte. Robertſon war in ſeinem Hauskleide. Ein ſchwarzes Sammtkäppchen ruhte ihm auf dem Kopf. Hochgehende Pantoffeln, die Ellinor geſtickt hatte, ſaßen ihm an den Füßen.

„Ich höre, daß Ihr einen Spielverluſt gehabt habt!" begann er, ohne ſich zu ſetzen und vielmehr auf und ab gehend, ein Zeichen, wie ſehr er trotz ſeiner ſcheinbaren

Ruhe aufgeregt war. „Wie kann man ſich einer ſolchen Leidenſchaft hingeben —!“

Sam, der geſpielt, aber gewonnen hatte, geberdete ſich mit einem tiefen Seufzer wie ein von einer unglücklichen Leidenſchaft dämoniſch Beſeſſener, der jedoch die ernſte Abſicht hätte, ſich zu beſſern.

Nichtsdeſtoweniger ſagte er:

„Ei, Vater John, ſpielt Ihr denn nicht auch?“

Der Alte ſtand ſtill und ſah den Sprecher fragend an.

„Je nun, als Kaufmann, mein' ich!“ fuhr Sam fort, der faſt erſchrak, den Schein angenommen zu haben, als wollte er Meiſter Robertſon wieder mit ſeinem Geheimniß in die Enge treiben, wodurch er vielleicht eher Widerſtand als Nachgiebigkeit bei dem zuweilen recht hartgeſottenen Seehummerchen geerntet hätte. Er hatte die Abſicht, Maxwell's dringender Aufforderung in dieſem Punkte zu folgen. „Als Kaufmann, Sir,“ fuhr er fort, „der Ihr doch früher geweſen ſeid! Da rüſtet Ihr Schiffe aus und überlaſſet es auch dem Wind und Wetter, wie ſie Gewinn oder Verluſt beſtimmen werden. Ja, in Erwartung, daß der Zufall Eure Hoffnungen betrügt, nehmt Ihr von den Gunſtbezeigungen des Glücks mehr an, als die Billigkeit erfordert. Ihr haltet Euch ſchadlos für die Fälle des Unglücks und übervortheilt durch die Stellung

Eurer Preiſe den Armen, der Euer Glück oder Unglück gar nicht verſchuldet hat."

„Das iſt eine Nothwehr gegen die wechſelnden Launen des Geſchicks," entgegnete der Alte ruhig, „zu denen uns die Selbſterhaltung zwingt. Auch ſcheint es, als wenn Gott es ſo gewollt hat, daß getroſt auf Erden der Stärkere ſeinen Vortheil nützt. Ein Spieler aber will durch Trägheit den ſchuldigen Fleiß, die mangelnde wahre Stärke erſetzen. Er will durch einen kurzen Augenblick gewinnen, worauf Andere Jahre und mehr ſetzen müſſen. Zuletzt iſt zu ſpielen deßhalb eine Thorheit, weil der reine Gewinn nur in den Händen des Gelegenheitsgebers bleibt, der ſich darüber in's Fäuſtchen lacht, daß er den Wettkampf aushält, während Ihr andern Alle bald matt zurückbleibt. Woran es liegt, daß die Spieler ſchlechte Grundſätze haben für Alles im Leben, das weiß ich nicht. Aber es iſt ſo."

Sam brauchte ſich nicht ſehr zu verſtellen, wenn er entgegnete, daß er nur das Opfer eines unüberlegten Augenblicks geweſen wäre.

„Weil es Geſellſchaften gibt," fuhr Robertſon jetzt ſchon mit erhöhterer Stimme fort, „in welche Euch der unglückliche Hang zieht, glänzen zu wollen. Unterdrückt doch dieſen Hang! Ich weiß es, daß dieſe Sehnſucht nahe daran iſt, Euch in's Verderben zu jagen —"

„Wie? Ihr wiſſet — —“ ſagte Sam und ſuchte durch ein künſtliches Lächeln die Beſorgniſſe des Alten als thörichte darzuſtellen, zugleich aber auch ſeine Spannung zu verbergen.

„Sam! Sam!“ fuhr der Alte mit immer mehr ſich ſteigernder Erregung fort. „Ich nehme den Augenblick wahr, Euch vor einem Abgrund zu warnen, über dem Ihr wandelt! Vergeſſet doch nicht, daß ich Euch mein Liebſtes auf Erden, mein Kind, an die Hand gegeben habe. Ich will nicht, daß ſie mit Euch zugleich hinunterſtürzt.“

„Vater Robertſon —!“ rief Sam mit milder Stimme und wie gekränkt aus und dennoch wurde ihm ſeltſam zu Muthe, denn der Alte that, als ſtünde Sam ſchon wirklich vor jenem Gerichtshof, den er ſo fürchtete.

„Nennt mich nur dann ſo, wenn Ihr's verdient!“ lautete Robertſon's fortgeſetzte Warnung. „Täuſcht die Milde und die Güte nicht, die mich beſtimmte, den Wünſchen Eures verſtorbenen Ahnen Gehör zu geben —“

„Nur Will Mordaunt's Wünſchen —?“ fragte Sam in ziehendem und die Bosheit ſeines Ausforſchenwollens nicht verleugnendem Tone.

„Was hätte mich denn beſtimmen ſollen, für einen leider nur noch kurz geweſenen Reſt ſeines Lebens ihm Beruhigung, ihm den Frieden mit in's Grab zu geben,

wenn nicht die Hoffnung, daß Euer Geiſt, Eure reichlichſt erworbenen Kenntniſſe dazu beitragen würden, Euer Herz zu läutern und es zu bewahren gegen die Verführungen der großen Welt? Leider gedeiht nur Eine Fertigkeit in Euch am üppigſten, das wuchernde Unkraut der Heuchelei und Verſtellung —!"

„Sir! Ihr werdet wahrlich gewußt haben, warum Ihr für Will Mordaunt ſo viel Gefälligkeit hattet —!"

Dieſe bittern, drohend, mit kaltem Lächeln ausgeſprochenen Worte waren dem Greiſe, und ſollten dies ſein, ein Dolch, das halbe Hervorziehen einer blinkenden, tödtlichen Waffe aus der Scheide.

Robertſon ſtutzte auch darüber. Er blickte ſcheu zur Seite, muſterte mit flüchtigem Blick den kecken Sprecher, ſchwieg und ſchien ſich erſt erholen zu müſſen von der Nachwirkung einer ſolchen tückiſchen Bosheit im Herzen des Getroffenen.

Dennoch ſprach er zu Sam, der in den Zügen des Alten forſchte und triumphirend die Wirkung ſeiner Worte genoß, mit vertraulichem Tone:

„Sam, ich höre ja, Ihr habt noch ein anderes Mißgeſchick gehabt?"

Sam faßte die ſcheinbare Milde dieſer Worte nicht mit Unrecht wie eine ihm vorgehaltene Gegenwaffe auf. Denn wenn auch dieſe Worte theilnehmend ſchienen, ſo hatten ſie doch geklungen, als hätten ſie ſagen wollen:

Du willſt mich in eine Abhängigkeit von Deinem Großvater und von dir verſetzen? Ich will dir einmal zeigen, welche Macht auch ich über dich habe —!

Und in der That, als Sam betroffen ſchwieg, da ſtellte ſich der Alte dicht vor ihn hin und fuhr fort:

„Sam, Junge, du haſt deine Brieftaſche verloren und du zitterſt, daß ſie gefunden wird! Gefunden, vielleicht von einem Engländer, der ſein Vaterland, ſeinen rechtmäßigen König, ſeinen reinen evangeliſchen Glauben liebt?“

Sam ſprang auf. Die Verſtellung nützte da nichts mehr. Das Gewicht der Wahrheit fiel zu furchtbar auf ſeine Bruſt. Er ſtöhnte, holte hörbar Athem und ſtrengte ſich vergebens an, mehr zu ſagen, als die Worte: „Er, ſo — laßt — doch das —!“

„Ich laſſ' es aber nicht!“ rief Robertſon mit markdurchbohrender Stimme. „Den Hochverräther wird vielleicht Gott dermaleinſt entſchuldigen. Hier aber bringt ihn die Gerechtigkeit der Erde, die Entrüſtung unſrer Nation — an den Galgen!“

Sam hielt ſich feſt an der Lehne des Sophas. Seine Kraft, ſein Trotz, die Macht ſeiner Bosheit hatten ihn verlaſſen.

„Wenn du allein dahinfährſt,“ fuhr der Alte fort, „Verräther an deinem Vaterland, ſo mögen dir die Raben

nachkrächzen auf Tyburns Höhen! Aber die Ehre eines andern Mannes iſt dir verbunden, eines Mannes, der dir ſein Liebſtes auf Erden gegeben hat, ſein unglückliches Kind — eine Jungfrau, die ihre Unſchuld, ihren reinen, frommen, liebevollen Sinn zertreten, geopfert ſehen ſoll durch ſolche Schande! Thränen ſoll ſie einem Verbrecher, einem Betrüger nachweinen —?!"

Sam ſtand erſchüttert. Denn dem Alten waren ſelbſt die Thränen in die Augen getreten. Sam wollte ſich ihm nähern. Er ſtreckte ſeine Hand nach dem furchtbaren Strafredner aus —

„Berühre mich nicht!" rief der Greis. „Laſſ' die Hand von mir fern, die Hand, die Worte des Verraths hat niederſchreiben können! Auch des Verraths an deinem Verlobungsbunde! Zitterſt du, Schurke, um die Briefe, die man von der Hand einer Tochter der Hölle finden wird, eines Weibes, das Frankreich, das Antichriſt auf Englands Eiland losgelaſſen hat, um hier die Herzen zu verderben, Abtrünnige von ihren Pflichten zu gewinnen, dich aber vornehmlich von dem Schwur, den du meinem Kinde gethan haſt, als du den Ring an ihren Finger ſteckteſt —?"

„Sir — Sir —!" ſtammelte Sam und ließ die Lippen ſtarr offen ſtehen. Denn ſo, ſo konnte ja nur der ſprechen, der die Brieftaſche kannte, ſie vielleicht ſelbſt beſaß —!

„O mein armes Kind —!“ jammerte der Alte fort. „Betrogen von einem Elenden, der ſich in mein Vertrauen ſtahl, ſich von mir die Mittel erwerben wollte, wälſche Buhlerinnen zu umſchmeicheln!“

Ganz im Gegenſatz zu den Worten, die Sam Mordaunt auf dieſe Beſchuldigung unter anderen Umſtänden erwidert haben würde, ſtreckte er jetzt die Hände aus gegen John Robertſon, wie um Hilfe flehend. Es lag im Ton der Worte, die Letzterer geſprochen hatte, zu deutlich ausgedrückt, als ob er ſagen wollte: Ich verſchaffte mir die Kenntniß deiner Untreue aus derſelben Quelle, die du ſo verzweifelnd ſuchſt!

„Vater John! Ich ſchwöre Euch — Traut meinen Worten! Gott der Allmächtige ſoll mein Gelübde hören — daß ich nie, nie wieder — aber“ — unterbrach er ſchon wieder die Regung der Furcht, der Hoffnung, der Freude durch eine Verwahrung ſeiner klugen Berechnung und Verſtellung — „aber wer ſagt Euch denn, daß Eure ſo ungerechte Beſchuldigung —“

„Schweige!“ unterbrach ihn der Alte mit mächtiger Stimme, ſtreckte den Arm gegen Himmel, ließ dieſen mit vorgehaltenem Zeigefinger langſam ſinken und zeigte auf den Fußboden, gleichſam als wollte er ſagen: Da, da, vor mir auf den Knieen, da iſt dein Platz!

Hierauf trat er, während Sam vernichtet ſchwieg und

nur mit ſtarren Augen den Bewegungen des Alten folgte, an ſeinen Schreibtiſch, holte noch einmal tief Athem, gleichſam als wollte er damit neuen Muth und neue Kraft ſchöpfen, und zog eine der Schubladen auf.

Schon hatte Sam's gieriger Blick entdeckt, daß ein ſchwarzer, in dem vorgezogenen Kaſten liegender Gegenſtand nichts Anderes, als — ſeine Brieftaſche war.

Er ſtürzte darauf zu. Robertſon ließ ſich das Porteſeuille ruhig entreißen. Sam wickelte mit zitternder Hand die Bänder ab, ſah in die inneren Taſchen des umfangreichen Behälters ſeiner Geheimniſſe, fand noch alle Briefe der Verſchworenen, die Briefe Blanche's, die Karte Großbritanniens, Alles, wie es geweſen. Er brach in ein convulſiviſches Lachen des Jubels und der Erlöſung von einem entſetzlichen Druck der Seele aus.

Als ihm nun auch noch der Alte zur Tilgung ſeiner Spielſchuld einen Beutel mit Gold reichte, da ergriff es ihn wie die Regung eines beſſern Selbſt. Er wollte den Beutel zurückweiſen, konnte aber nicht die Sprache dafür gewinnen, weil ſie ihm überhaupt vor Freude ſtockte. Er küßte die Hände des Alten und überſchüttete ihn mit Ausdrücken einer Zärtlichkeit, die unter anderen Umſtänden Niemanden glücklicher gemacht haben würde als den alten Mann, die aber jetzt das Herz deſſelben nur noch bedrückter machte und ihn über die ſicher noch bevorſtehenden trüben Erfah-

rungen ſeiner alten Tage mit unbezwinglicher Wehmuth erfüllten.

„Das — dem Verräther!“ ſprach er, auf die Briefta-ſche deutend, und dann den Beutel mit Gold aus ſeinen Händen in die Sam's wieder zurückdrängend: „Dies — dem Spieler!“

„Aber woher habt Ihr —“ rang es ſich endlich von Sam's Lippen, nachdem er die Brieftaſche ſchnell ein-geſteckt hatte und den Beutel mit Gold noch in Händen behielt — „woher habt Ihr, Väterchen, Seehummerchen — hartgeſottener, ſüßer, zuckerſüßer, kleiner, lieber Taſchen-krebs — woher habt Ihr meine unſelige, geheime porta-tive Kanzlei —!“

Im Gegenſatz zu dieſem für Robertſon's Gemüths-ſtimmung durchaus unzeitigen Humor verharrte dieſer in ſeinem eiskalten Froſt, hob den linken Arm und deutete ſtumm auf die Thür.

Als Sam zwar jetzt ebenfalls den Beutel eingeſteckt hatte, aber die Andeutung, er ſollte das Zimmer verlaſſen, noch nicht verſtehen zu wollen ſchien, vielmehr auf's neue und jetzt ſchon in anderm, ſogar zweideutig forſchendem Tone fragte: „Aber um Gotteswillen, Sir, welcher Engel vom Himmel hat Euch denn das Ding da in's Haus ge-bracht —!“ da öffnete Robertſon die Thür ſelbſt, faßte einen Knopf am Kleide Sam's und führte den Erſtarrten

Und nun, ſtatt ihn über das Unumgängliche aufzuklären, litt ſie mehr darüber, als er, und ſchämte ſich, wenn ſie ihn wiederſah, weil ſie doppelt fühlte erſtens ihr Unrecht und dann ſeine Kränkung. So war es geſtern geweſen und heute wagte ſie nichts davon zu erwähnen und ſaß ſtill und faſt beſchämt da, als er kam. Er trat mit jener vornehmen Entſagung ein, die aber die Miſchung einer Entbehrung und eines Stolzes iſt, der ſich über ſie hinwegſetzt und verrathen ſoll, wie wenig ihm an etwas gelegen, das er nicht haben konnte. Er ſchlug den Solger'ſchen Sophokles auf und las die erſten Scenen aus Elektra. Mit erſtickter Stimme, die aus einer ſchwer belaſteten Bruſt ſich mühſam hervordrängte, gab ſie das Zeichen ihres Verſtändniſſes ſeiner Erklärungen. Als er ſchon beim erſten Chor war und ihr Alles bunt durcheinander lief, fragte ſie ihn, ob er zürne, und gerieth, da er antwortete: weßhalb? nun erſt recht in Verwirrung: denn ſie mußte doch annehmen, daß es ihn kränken könne, ihre Fenſter hell erleuchtet und ſie nicht ſelber zu ſehen. Es währte lange, bis Schlachtenmaler das ängſtliche Schweigen durch ein geborgtes Lachen arithmetiſch aufgehen machte und Celinde dann, um doch etwas zu haben, um ſich rächen zu können, ihm ſagte: er thäte doch Alles, um ihr den Sophokles zu verleiden! Sie ſprach dieſen Schmerz, den ihr die griechiſche Literaturgeſchichte einflößte, mit ſo viel Wahrheit aus, daß Schlachtenmaler fortfahren wollte; aber ſie nahm ihm das Buch und ſchlug es zu. Der junge Mann war einen Augenblick ſtill; dann ſagte er: „Und nun ſeh' ich wohl, was ich bin: das Buch iſt zu, und die Thür geht auf. . . . . Ich ſollte nun gehen und werde es auch. . . .“ Celinde ſagte nichts früher, bis er wirklich aufſtand. Da

hinaus. Sam hörte nur noch, daß ſich der Alte einriegelte.

In dieſem Augenblick ließ er denn auch nur noch das Eine Gefühl, das der Freude über ſeine wiedergewonnene Sicherheit, wie einen bisher geſtauten Strom nach aufgezogener Schleuſe mächtig hereinbrauſen in ſein Inneres, ſtürzte in den Garten, wo im Mondenglanze, der ringsum die düſtern Mauern magiſch verklärte und dieſe den Garten hinunter feierliche Schatten werfen ließ, Ellinor und Arthur in bangem Geſpräch luſtwandelten, riß Jene, die wie aus einem Traum auffuhr, an ſeine Bruſt, bedeckte ihre Wangen mit Küſſen und verſetzte Beide, die Verlobte und den Freund, über ſein Benehmen, deſſen Gründe nur unvollkommen von ihm enträthſelt wurden, in helles Erſtaunen.

Erſt als Arthur mit Sam, der unter den zärtlichſten Verſicherungen und mit dem Gelöbniß baldigſter Wiederkehr von Ellinor Abſchied genommen hatte, allein war, erfuhr Letzterer die ganze Fülle des dem beneidenswerthen Beſitzer Ellinor's zu Theil gewordenen, faſt märchenhaften Glücks.

## Neuntes Kapitel.

## Der Tod der Königin.

In der That ſchien über Sam Mordaunt eine Beſſerung gekommen zu ſein. Seine Beſuche im Robertſonſchen Hauſe wiederholten ſich häufiger und währten dann länger als ſonſt. Die ernſten Mienen des Vaters klärten ſich auf. Er ſah mit Wohlbehagen, daß Sam ernſtliche Anſtalten machte, ſich in die Liſte der Advocaten Londons einſchreiben zu laſſen und ſich ſchon Manchem zur Verfügung zu ſtellen, der ſeine Hilfe begehrte. Der engliſche Advocat hat auch bei ſeiner Inſtallation der Krone einen Eid zu ſchwören. Als ihn Robertſon darum mahnte, und halb ſcherzend, halb unwillig der Anſicht ſein wollte, Sam nähme wahrſcheinlich Anſtand, ſich ſeiner Königin als treuen Unterthanen zu verpflichten, that Sam, als wenn ihm jetzt politiſche Ziele und Beſtrebungen gänzlich fern lägen. Und in der That erſchien es ſo. Die Vicomteſſe von Champfleury hatte ſich wieder für einige Zeit auf

Umwegen nach Paris begeben. Die Abſchiedsſcene von Sam und ihren Verehrern, die im Hafen von Southampton gefeiert wurde, wohin dieſe der Franzöſin das Geleite gegeben hatten, blieb ſelbſt Arthur Maxwell unbekannt. Sam war von ſeinem Ausfluge, deſſen Zweck Arthur nicht erfuhr, mit einer Zuverſicht zurückgekehrt, die ihm die Kraft gab, ſein Verſtellungswerk bei Ellinor und ihrem Vater fortzuſetzen.

Jetzt nahm Sam's ſcharfes Auge endlich auch wahr, daß Ellinor ihn nicht liebte und nur noch für Arthur zu leben ſchien. Seine Menſchenkenntniß hätte dieſe Entdeckung ſchon früher machen ſollen. Indeſſen deutete er die Theilnahme, die Ellinor immer deutlicher für Arthur zu erkennen gab, anfangs in dem Sinne, daß dieſe im Grunde doch wohl nur ihm ſelbſt, dem, was ihn ſelbſt liebte und er wieder liebte, gelten ſollte. Jetzt indeſſen ſah er, daß Ellinor's Kälte, wenn er mit ihr allein war, ihr Aufflammen, wenn Arthur hinzukam, anders gedeutet werden mußte. Unedel, wie ſeine ganze Natur war, machte er dieſe Entdeckung mit dem Nebengedanken: Was könnten daraus zu deinem Nachtheil für Folgen entſtehen? Könnten, bei Robertſon's ohnehin gegen ihn zweifelhaft gewordener Geſinnung, die beiden Liebenden nicht über die Entſchließungen des Alten die Oberhand gewinnen und Sam die Zumuthung machen, von ſeinen Anſprüchen zurückzu-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GÖTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04323/044

treten? Wie theuer dann, das wurde sein: Calcül, wie theuer verkaufst du dann deine Ansprüche? Das berechnete er sich in aller Ruhe. Er hatte vielleicht noch einen Gewinn davon, wenn er die Summen, die ihm Robertson dann schulden würde, sofort empfing und nicht erst nöthig hatte, auf den Tod des Alten zu warten. Der Besitz einer Frau, die ihn zuletzt doch nur in seiner freien Bewegung hinderte, ihn mit Eifersucht, mit Scenen der Nichtbefriedigung durch das von ihr gezogene Lebenslos plagen würde, schien ihm nicht beneidenswerth. Ja sein dämonischer Sinn, bar alles wahrhaften Ehrgefühls, des Ehrgefühls in sittlichen Dingen, führte ihm, während er faunisch lächelnd und grübelnd vor sich hinstarrte, wohl gar die Bilder einer Ehe vor, wo ihn die Gattin ohne Liebe genommen hatte und der Freund an seine Stelle trat, dieser dafür knechtisch gebunden und ihm für Dinge verpflichtet, die ihm viel wichtiger waren, als eheliches Glück und eheliche Ehre. Sein Weg ging in die Höhe zu den ersten Staatsämtern. Sich am Ende seiner Laufbahn in die Pairie aufgenommen zu sehen, den Ritterschlag vom künftigen Herrscher Jacob III. zu empfangen, Minister zu werden, das waren seine heißesten Wünsche. Und damals war in England nichts zu erreichen als durch Bevorzugung und Patronage. Lord Maxwell konnte innerhalb seines Familienverbandes steigen. Er konnte Erbschaften, Titel,

Aemter antreten. Iſt dir dann Maxwell verpflichtet — ſo ſchloß ſein ehrgeiziger, im wahrhaft Hohen aber niedrig gehender Sinn — dann können die Anfälle von Selbſtſtändigkeit nicht mehr ſtattfinden, die „den Burſchen“ jetzt ſchon zuweilen meinem Einfluß zu entziehen drohen . . . Und zuletzt mochte er auch nicht einmal glauben, daß es Arthur Ernſt ſein konnte, die Tochter eines in der Geſellſchaft doch nur gering, ja zweideutig geſtellten Mannes zu heiraten. Mit ſardoniſchem Lächeln, mit ſüßſaurer Miene betrachtete er zuweilen die Ausbrüche des Gefühls, die in Ellinor's Herzen dem Freunde galten, nahm dann die Blumen in die Hand, die ihr Lord Arthur geſchickt hatte, legte den Sinn, der in den einzelnen gewählten Blüthen wahrſcheinlich hätte liegen ſollen, aus und verlangte nach Aufträgen für den „guten Jungen“. Sah er die daraus entſtandene quälende Wirkung für Ellinor, ſo erheuchelte er Anwandlungen von Eiferſucht, die er an ſich gar nicht kannte. Sein Herz ſchlug nur für die Franzöſin, mit der er in ununterbrochenen Briefwechſel trat. Beim Abſchied vom Hafen von Southampton hatte ſie wieder ihm Verſicherungen ihrer Gunſt gegeben, die ihn von dorther wie in einem beſinnungsloſen Taumel zurückkehren ließen.

Ellinor litt unſäglich. Ihre Liebe zu Arthur ſtand in Abhängigkeit von den drückendſten Bedingungen. Zu

letzteren gehörten Begriffe, die unsere Zeit kaum noch anerkennt. Wie von den Verschnürungen des Körpers mit Fischbein und Stahl, so hat sich unsere Art zu denken und zu empfinden von den Vorschriften der Traditionen über Familienehre und religiösen Gewissenszwang frei gemacht. Ein dem Vater gegebenes Wort, eine vor der Welt eingegangene Verbindlichkeit galt ehemals für heiliger als jetzt. Erst neue Geister mußten auftreten und lehren und verführerisch davon zu überzeugen verstehen, daß es in unserer Brust Tribunale gäbe, deren Richtersprüche gälten, auch wenn die Fälle nur bedenkliche Ausnahmen waren von den allgemein giltigen Regeln. Die Gesetze der Natur und des freien, ungebundenen Gefühls konnten erst über den zertrümmerten schwarzen Marmortafeln der durch Verjährung geheiligten Vorurtheile errichtet werden. Ellinor nannte noch lange dasjenige nicht Liebe, was ihr doch das innerste Herz beseligte. Sie nannte ihr Jauchzen, wenn Arthur nach langem Ausbleiben wiederkam, Sünde. Heiße Thränen entglitten dann ihren Augen, wenn er wieder ging, aber sie fielen auf ihr Gebetbuch, wo sie die Stellen aufsuchte, die für ihre zu Gott gerichtete Bitte um Verzeihung für so viel „Unluſt am Gesetze“ paßten. Sie ging in die Kirche und ließ sich von den strengsten Sittenrichtern der Zeit Mark und Bein zusammenrütteln, ließ sich die Strafen des ewigen Gerichts für das, was auf den Kanzeln Genuß-

ſucht, Hoffart, Buhlerei hieß, vorführen mit einer Deutlichkeit, daß auch ſie ſich im Feuer der Hölle nach Labung verſchmachtend vorkam. Dann ſchwankte ſie aus ihrem Stuhl in's Freie, wollte ſich mit Gott verſöhnt glauben und ſiehe! Maxwell trat an ſie heran und grüßte ſie und beklagte, daß die Predigt ſo lange gedauert hätte und ſein Warten auf die Heimkehr ſich ſo lange hätte überwinden müſſen. Da ſchwebte ſie dann wieder wie in einem Garten voll Roſen dahin, und ihre Seele hatte Flügel wie die lieblichen Kinder, die um die Orgel her abgebildet waren und — ſo tröſtete ſie ſich — doch auch ſchöne Blumen in die Welt ſtreueten und auf ihren langen Weltgerichtspoſaunen, wenn man es recht betrachtete, im Grunde weder die Todten noch die Lebenden in eine beſondere Angſt verſetzen konnten.

In das ohnehin tief bekümmerte Gemüth des Vaters trat dieſer Seelenzwieſpalt ſeines Kindes erſt dann ein mit den erſichtlichen Spuren der Sorge, die auch ihm daraus erwuchs und zunächſt als Aufforderung zur Ermahnung und zum ſtrengen Gericht über ſein Kind, als eines Tages Lord Arthur, ohne Abſchied genommen zu haben, aus London verſchwunden war. Er hatte ſein Lebewohl an Ellinor ſchriftlich zurückgelaſſen.

„Ellinor," hatte er geſchrieben, „ich laſſe den Frieden meines Herzens zurück in dem ſtillen Stübchen, wo ich

den Eingang in den Himmel gefunden habe. Ja, ſie mögen mir erzählen, alle, die in Indien geweſen, daß allein dort, unter den blühenden Mangobäumen, der Eingang zum Paradieſe zu ſuchen ſei. Der plauderhafte Wächter in meinem Indien fehlte ja auch nicht in dem Stübchen, wo Alles Palme, Alles ewig blauer Himmel für mich war —"

Ellinor ſah auf Bab, den bunten Braſilianer, der gemeint war. Sie weinte ſo bitterlich, daß der Vater eigentlich nicht von Herzen zürnen konnte und nur die Neugier Kitty's zurückwies, die ihm ohnehin zu vertraut mit den Vorkommniſſen des Hauſes wurde und bald, wie in ſolchen Fällen mit den Dienſtboten immer geſchah, entlaſſen zu werden gerathen ſein ließ. Dann verwies ſie aber doch der Vater auf die Religion, die uns in ſolchen Fällen Entſagung lehrt. Er führte ihr ſeine eigene Vergangenheit vor, die Kraft der Mutter, als er die Anwartſchaft auf ein glückliches Lebenslos, jene Verſchreibung des Onkels Buck verloren hatte. Und als Ellinor mit dem Titel und dem Inhalte des Stückes: „Ueber allen Zauber Liebe" erwidern wollte, da richtete er verklärt den Blick gen Himmel und ſprach:

„Auf jeden Verluſt im Leben ſetzt die Gnade der Gottheit etwas, was wir dafür wieder zum Erſatz finden! Wart' es nur ab, mein Kind! Auch dir wird ſich das offenbaren!"

Seinem zweiten Schmerz, daß Arthur Maxwell ohne Zweifel nur im Interesse der jacobitischen Verschwörung nach dem Norden abgereist war, hatte er seinem Kinde nicht einmal aussprechen mögen. Leider war es ihm unmöglich gewesen, den jungen Mann von den Ideen abzubringen, die damals fast der gesammte englische Adel mit einer wahren Verblendung über die Begriffe von Legitimität und Gottes-Gnadenthum und eine nothwendige Sühne der Hinrichtung Karl's I. verfolgte.

Im Hochsommer desselben Jahres, am 1. August 1714 starb Königin Anna. Sofort brach die jacobitische Verschwörung aus. Sam Mordaunt war unmittelbar, nachdem auf St. James-Palast die schwarze Fahne sichtbar geworden, nach Schottland abgereist.

Es ist hier nicht am Orte, den Verlauf dieser merkwürdigen Revolution zu schildern, die mit dem vollständigen Siege der Volkspartei, des Protestantismus und der vom Parlament beschlossenen Erbfolge endigte. Der Kurfürst von Hannover, Georg Ludwig, kam nach England, entließ schon vor seinem Eintreffen in London jene zweideutigen Minister, die ihm seine Vorgängerin hinterlassen hatte, rief den Herzog von Marlborough an die Spitze der Armee zurück und ließ durch zuverlässige, kriegserfahrene Generale den Aufstand, der sich in Schottland zu erheben angefangen hatte, niederwerfen. Letzteres ging nicht sofort mit

ſprach ſie denn endlich: „Eine Brücke muß es zwiſchen uns geben, lieber Oscar, eine ſchnell aufgeſchlagene und abgebrochene Schiffbrücke. So unmittelbar würden wir uns auch nie verſtehen; unſere elektriſche Kraft (ſie brauchte das Wort aus Erinnerung an die Elektra) muß erſt einen Leiter haben. So zünden manche Raketen erſt, wenn ſie in's Waſſer kommen. Wir müſſen uns wirklich nur durch Bücher, Muſikalien und Zeichnungen nähern und in der Sprache dieſer Dolmetſcher uns unterhalten. Das ſehen Sie gewiß ein und rücken mir's nun vor, als hätten wir nur mit einander zu leſen und zu zeichnen und Muſik zu machen.“ Schlachtenmaler war gewiß harmlos und achtete die Schranken, die ihm die Verhältniſſe zogen. Deßhalb kränkte Celinden gerade ſein Drängen und ſein Ungeſtüm; ſie wußte, wie edel er von ſich und ihr dachte, nur hatte ſie ſchon oft an ihm tadeln müſſen, daß Männer überhaupt ihre Kraft gern in den Vorgrund ſchieben und, wie Hercules mit der Keule, damit ſpielen, während ſie doch gezähmt ſind und recht gerne ſpinnen, wenn es eine Omphale verlangt. „Kein Mann,“ ſagte ſie ihm, „kann doch ſo groß ſein, daß er ein Weib achtet, ohne mit den Vortheilen zuweilen zu droben, welche er freilich voraus hat, wenn die Achtung erwidert wird. Nur die Männer ſind es, welche gemiſchte Freundſchaften unmöglich machen. Sie ſind wie gezähmte Thiere, bei denen man immer gewärtig ſein muß, daß ſie einmal plötzlich wieder in den Zuſtand der Wildheit zurückfallen.“ — „Nun,“ ſagte Schlachtenmaler, „zähmen Sie dieſe Leidenſchaften!“ und führte Celinden an's Klavier. Sie ging widerſtrebend und miſchte in die Noten, die ſie ſuchte, noch die abgeriſſenen Worte: „Ich bin wahrhaft unglücklich mit Ihnen. Ich hege für Sie die reinſte und innigſte

vollem Glück von ſtatten. Ein Lord Mar hatte die Hochlande aufgewiegelt, einige Regimenter, mehrere Garniſonen waren gewonnen worden. Eine Landmiliz wurde errichtet und gegen die königlichen Truppen geführt, die anfangs in der That einige Unfälle erlitten. Die gänzliche Unfähigkeit des Prätendenten, der im Gefolge von Verehrern und Verehrerinnen an Großbritanniens Küſte landete, mehrte jedoch nicht die ſich günſtig anlaſſenden erſten Zeichen des Erfolges ſeiner Sache. Seine Anhänger wurden in zwei unbedeutenden Treffen geſchlagen. Alles ſtob aus einander. Jacob III. ſelbſt entkam. Er mußte beſorgen, daß die vom Parlamente auf das Doppelte, auf 200,000 Pfund Sterling, geſteigerte, auf ſeinen Kopf geſetzte Summe doch Jemanden reizen konnte, ſie zu verdienen.

Entſetzlich war das Strafgericht, das über die Verſchwornen hereinbrach. König Georg, indolent, kaltherzig von Natur, ließ geſchehen, was geſchah. Sein Miniſter Robert Walpole bewies ihm, daß ſich hier ein Act des nationalen Lebens „der Engländer unter ſich“ zu vollziehen hatte. Die Tories oder die Whigs — wie einſt die rothe oder die weiße Roſe — hier galt es einen Vernichtungskampf, zum mindeſten den Abſchluß einer Periode ſteter Beunruhigung, ſteter Störung des inneren Friedens, der ſich nun einmal im Lauf der Zeiten und der wahren National-Intereſſen andere Ziele geſetzt hatte, als den

Ehrgeiz eines fürſtlichen Stammes, der ſich überlebt hatte. Die Todesſtrafe ſollte ſchrecken, die Kugel den abtrünnig geweſenen Theil des Militärs, der Strang die Vermittler, Wühler, Unterhändler vom Civil, das blanke Schwert des Nachrichters die adeligen Häupter.

Sofort nach dem Treffen von Preſton wurden alle Officiere, die übergegangen und gefangen genommen waren, erſchoſſen. In Lancaſhire wurden zweiundzwanzig, in London vier Bürgerliche gehenkt. Sieben der vornehmſten ſchottiſchen Häupter wurden nach London in den Tower gebracht. Lord Kenmure und der junge Sohn der Lady Arabella Ratcliffe, Jacob Graf von Derventwater, wurden ſofort mit dem Schwerte hingerichtet. Den Lord Nithisdale rettete ſeine Gemalin, die ſich in ſeine Kleider geworfen hatte, als ſie ihn im Tower beſuchte und ihn in den ihrigen aus dem Blutacker der engliſchen Chronik, den „Hamlets“ des Tower, entkommen ließ. Die Lords Widdrington, Wintown, Karnwarth, Nairn (Arthur Marwell's eigener Oheim) erwarteten im Tower die Ankündigung ihrer letzten Stunde, die ſich nur verzögerte, weil es noch Gegenüberſtellungen, Beweisführungen gegen andere Perſonen galt. Noch drang die Stimme einer Minorität des Parlaments und einiger Wochenblätter, vor Allem des geiſt- und gemüthvollen Richard Steele, Freundes des ſo früh verkommenen

Dichters Richard Savage, die ein mildes Urtheil verlangte, nicht durch.

Unter den in Lancashire zum Strang Verurtheilten befand sich — — Samuel Mordaunt. Der „Mann der Zukunft" ist am Galgen gestorben. Auf Lord Arthur Maxwell, einen Militär, wofür er genommen wurde, einen zum Tode durch die Kugel Verurtheilten, wurde gefahndet — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Es war fast ein Jahr nach dem Tage, wo Ellinor Robertson den Abschiedsbrief von Arthur Maxwell empfangen hatte. Alles um sie her war still, sie saß in ihrem sonst so behaglichen Eckzimmer. Der indische Vogel lebte nicht mehr. Vielleicht hatte er die Stickluft Londons nicht ertragen können, vielleicht nicht die richtige Nahrung gefunden oder er war in den Tagen des Schreckens und Entsetzens vernachlässigt worden, in den Tagen, wo man Mitgefühl von den todten Wänden hätte ansprechen mögen. Auch Mam'zell Kitty war nicht mehr im Hause. Sie war vom Alten, weil sie etwas Französisch verstand, als Reisebegleiterin einer Herzogin empfohlen worden, die Italien besuchen wollte. Herr Conybeare, der Clerk von Doctor Commons, hatte die Offerte gemacht. Kitty wurde mit reichen Geschenken entlassen.

Ellinor saß tief in Trauer. Sie hatte ein Spinnrad

vor ſich ſtehen und ſpann zuweilen. Die Maſchinen von Birmingham und Mancheſter erſetzten noch nicht die Arbeit der menſchlichen Hand. Es war ein heiterer Tag. Auch für London iſt die Sonne des Spätherbſtes die zuverläſſigſte. Sie ſtellt ſich ſo gewiß ein, wie man verſichert ſein kann, daß ſie faſt allen anderen Jahreszeiten verweigert bleibt. Freundlich ſchien ihr Abendglanz in ein trauerndes Stillleben. Die Kupferſtiche, die Reiſebeſchreibungen, Alles lag im Zimmer jetzt zwar vergoldet, aber unberührt. Nur Wochenſchriften, Flugblätter, Regierungs-Anzeigen lagen, von einem ſchlummernden Hund aus Bronce beſchwert, auf dem in der Mitte des Zimmers ſtehenden Tiſche, den eine ſchwarze Decke verhüllte, als ſollte um Ellinor her Alles trauern. Nur die Monatsroſen, unter denen ſie am Fenſter ſaß, trugen die Farbe, die früher auch auf Ellinor's Wangen geglüht hatte.

Jetzt aber waren dieſe Wangen bleich. Um die Augen zogen ſich leiſe geröthete Ränder. Sie deuteten auf eine Entzündung der ſchönen blauen Sterne, die in dieſen Zeiten ſo viel geweint hatten, daß ſie ſich nicht mehr durch Thränen erleichtern konnten. Ja gewiß, ſelbſt um Sam's ſchrecklichen Tod hatte Ellinor geweint. Die Menſchen waren gekommen und hatten vorausgeſetzt, daß ſie in ſtarrer Verzweiflung lag. Ein Verlobter am Galgen! Gehenkt wie ein gemeiner Dieb oder Mörder! Die Em-

pfindungen in den Familien der mehr erwähnten Freundschaften des Vaters konnten sich durch etwaige Berücksichtigung näherer Umstände, die Ellinor's Trauer allenfalls mildern konnten, nicht Einhalt thun. Weder hatte man die vollständige Einsicht in Sam's Charakter noch in den Zwiespalt, in welchen die Allen höchst bemitleidenswerth erscheinende Braut schon lange mit ihrem Herzen gerathen war.

Aber doch war Ellinor von einer solchen Form der Lösung ihres Bundes bis zur Verzweiflung erschüttert. Je mehr der innere Dämon im Menschen, den eine ältere Zeit den Teufel nannte, zu ihr sagte: So freue dich doch, daß du jetzt von ihm befreit bist! desto gewissenhafter führte sie sich das Gräßliche der Form, wie es geschehen war, vor, malte sich die letzten Stunden des so stolzen, so lebensmuthigen Mannes mit all den moralischen und physischen Qualen desselben aus und nahm die Bezeigungen des Beileids, die sie zu hören bekam, mit Aufrichtigkeit und ohne alle Verstellung entgegen.... Ach! nicht selten gewährt das Geschick Genugthuungen, die weit über das Maß des von uns Erwarteten hinausgehen und die uns, statt uns zu erheben, eher niederdrücken und beschämen.

Aber warum auch nicht in Wahrheit verzweifeln? Auch das Leben des geliebten Freundes, Lord Arthur Maxwell's, war ja bedroht! Die Besuchenden verwünschten

gerade dieſen. Nicht nur, weil ſie die Geſinnung der Jacobiten eine gottloſe überhaupt nannten, ſondern auch weil ſie dieſe jungen Adeligen (der enthauptete Sohn der Lady Arabella war nur vierundzwanzig Jahre alt geweſen) für die Verführer der Anderen und zumal des ſo hoffnungsvollen Sam Mordaunt hielten. Das einzige Zeichen von Theilnahme, das von dem jetzt nach einer größeren Stadt verſetzten Reverend Thomas Mordaunt über das ſchreckliche Ende ſeines Bruders an die Familie Robertſon gelangte, war die Verwünſchung der adeligen Freunde desſelben, beſonders aber dieſes Arthur Marwell, der in allen Proſcriptions-Liſten ausdrücklich verzeichnet ſtand. Der geiſtliche Herr wünſchte ihm daſſelbe Ende, das ſein Bruder gefunden, nur müßte der Galgen noch um einige Ellen höher ſein. In den mit ängſtlicher Spannung erwarteten und ſowie ſie erſchienen, haſtig aufgekauften Flugblättern konnte an jedem Tage die Nachricht zu leſen ſtehen, daß auch Arthur Marwell gefangen und ſtandrechtlich erſchoſſen war. Die Nochnichtbenützung ſeines Officier-Patentes ſchützte ihn nicht vor den Folgen, die ſein eigentlicher Stand in dieſem Falle mit ſich bringen ſollte.

Immer mehr ſenkte ſich die Dämmerung über die Straßen. Es wurde dunkler und dunkler. Ellinor's Vater kehrte von einem Ausgange heim, den er gemacht

hatte, um die frische Luft einzuathmen. Die Ereigniſſe hatten auch ihn anfangs niedergeworfen. Als er aber ſah, daß Ellinor ſeines ganzen Beiſtandes bedurfte, da raffte er ſich auf, ließ öfters den Kutſcher Twiſtle anſpannen oder die Sänften Miſter Pippertons kommen und entfaltete eine auffallende Standhaftigkeit. Er überſah als Patriot ſein perſönliches Leid und urtheilte wie die Volksſtimme urtheilte. Ihm ſelbſt gab auch ſein Haß gegen Samuel Mordaunt Kraft — ein Haß, den Ellinor ſo nicht durchaus wie der Vater fühlen konnte.

Um ſein Kind zu zerſtreuen, plauderte der Vater bei den einſamen Mahlzeiten, die ſie jetzt hielten, die Eindrücke ſeiner Spaziergänge durch, die doch nun bereits an die Stelle der Ausfahrten und des Sichtragenlaſſens in Sänften getreten waren. Auch heute erzählte er von ſpielenden Kindern, von verwegenen Reitern, von ſtockendem Gedräng in den Straßen, von manchem alten Bekannten, der ihm begegnet war. Er erzählte, was man aus den Colonieen, vom Continent Neues vernahm, vom Tod Ludwigs des Vierzehnten und den neuen Zuſtänden unter dem Prinz-Regenten, die ſich für Frankreich ſchwerlich beſſern würden, aber gut für England wären, da der Regent den Haß Ludwigs's des Vierzehnten auf England nicht theilte. Die heftigen Debatten auf dem heimiſchen engliſchen Boden, die ungroßmüthigen Ausübungen des

über die Jacobiten errungenen Sieges, die ſich beſonders in der Aenderung gewiſſer Formen im Leben des Parlaments kundgaben, blieben nicht unbeſprochen.

Als es Zeit geworden war zur Ruhe zu gehen, und Robertſon ſeiner Gewohnheit gemäß, mit dem Lichte in der Hand, nach einem herzlichen, ſeinem Kinde gegebenen Abſchiedskuß, in ſein Zimmer zur ebenen Erde hinunterſteigen wollte, vernahm er ein heftiges Klopfen an die Thür des Hauſes mit jenem Ringe, der noch jetzt in London die Stelle der Hausklingel vertritt.

„Wer iſt da?“ fragte der Alte, der ſelbſt an die Hausthür getreten und, zu allen Zeiten vorſichtig, es jetzt in dieſen Tagen der Soldatenherrſchaft doppelt war.

„Oeffnet, Sir!“ lautete die Antwort, leiſe, aber deutlich vernehmbar durch's Schlüſſelloch geſprochen.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte Robertſon betroffen. Die Gefahr eines Ueberfalls durch Diebe war allenfalls in dieſem Stadtviertel nicht ausgeſchloſſen.

„Ein Freund!“ hieß es wieder, und als noch immer Robertſon nicht den von Innen ſteckenden Schlüſſel umdrehen wollte, fuhr draußen die Stimme fort: „Gott ſei Dank, daß Ihr ſelbſt an der Pforte ſeid und keiner Eurer Diener! Oeffnet um alter Freundſchaft willen!“

„Das iſt ja Lord Arthur!“ ſagte ſich Robertſon vor Freude und Angſt zitternd. Sein Arm erhob ſich, um

in Wahrheit die Thür aufzuſchließen, doch war er ihm vor Schreck wie gelähmt. Die Stimme hatte ihm vollkommen als die des jungen Freundes geklungen.

Dieſer war es in der That. In einer Verkleidung als gemeiner Arbeiter ſtand er vor dem Alten. Ein großer Krämpenhut bedeckte faſt ſein ganzes Antlitz, das mit Barthaar überwuchert war. Die hohen Waſſerſtiefel konnten ihn als einen Hafenarbeiter, vielleicht einen Matroſen erkennen laſſen. Er lag am Halſe des Alten, der ſein Licht auf die Erde geſtellt hatte und die Geiſtesgegenwart beſaß, es ſofort mit dem Fuße auszulöſchen. Denn aus dem Kellergeſchoß, wo noch die Dienſtboten wach waren, hörte man Stimmen und Schritte kommen, veranlaßt durch das in ſo ſpäter Stunde hinlänglich auffallende Pochen an's Hausthor.

Schnell fühlte ſich Lord Arthur in Robertſon's Zimmer gedrängt. Er hörte noch den Ruf des Alten zur Küchentreppe hinunter: Es iſt gut! und ſank dann erſchöpft in die Arme des Mannes zurück, bei dem er Hilfe und Obdach geſucht und gefunden hatte.

„Wo kommt Ihr her —?“ fragte Robertſon.

„Aus Lancaſhire —“ lautete die Alles ſagende, faſt tonlos geſprochene Antwort.

„Saht Ihr noch Sam vor ſeinem Ende —?“

Es währte einige Augenblicke, bis Lord Arthur antworten konnte. Dann sagte er:

„Nach dem Tage von Preston — da stob Alles auseinander —“

„Aber Ihr wißt es doch — ?“

„Ich weiß es — und was Sam zu Theil geworden ist, das ist auch mein Loos, wenn man mich findet —! Die Rache der Sieger ist unversöhnlich —“

„Fasset Muth!“ sprach der Alte und führte im Dunkel den Flüchtling, der zusammenzubrechen drohte, auf einen Sitz, auf welchem er sich ausstrecken konnte. Dann holte er das draußen zurückgelassene Licht, zündete dasselbe wieder an, schloß die Thür und beleuchtete den jungen Mann, dessen Verkleidung nicht genügen konnte, um auch den stattlichen Wuchs und die vornehme Haltung zu verbergen.

„Ihr habt jetzt Hunger — ?“ sagte Robertson, da Arthur erschöpft und athemlos dalag.

Der von seinen Gefühlen ebenso, wie durch körperliche Hinfälligkeit Darniedergeworfene schüttelte den Kopf, den er sich ganz kurz hatte scheeren lassen, zog aus den Taschen seiner weiten Beinkleider ein Stück Brot hervor und deutete an, daß es nicht der Hunger wäre, der ihn so mitgenommen hätte.

„Aber Ihr bedürfet anderer, besserer Stärkung! Ich

Freundſchaft und Ihre Unbeſtändigkeit macht mir meine Treue ſo ſchwer und dornenvoll.“ Sie klingelte heftig, um Sophien zu rufen, die doch jetzt, wo ſich die Stunde in eine Erholung verwandelt hatte, nicht fehlen durfte. Sie kam nicht. Sie klingelte ſtärker. Sophie ließ nichts von ſich hören. Schlachtenmaler hatte den Hut in der Hand und war ſchnell aus dem Zimmer. Er ſtampfte draußen mit dem Fuß auf und ſchwur, nie wieder zu kommen.

Es war ein dunkler Abend, herbſtfeucht. Schlachtenmaler wandte ſich in den Hof und ging in den Garten, weil er gehen und ſich doch nicht trennen mochte. Er blickte auf den Hof zurück; Alles war dunkel, nur Sophiens und die Fenſter der Dienerſchaft waren helle. Wenn die Sentimentalität darin beſteht, daß man ſeine Gefühle nicht nennen kann, ſo war Schlachtenmaler im höchſten Stadium derſelben. Denn was durchkreuzte ſich nicht Alles in ſeinem Innern! Eine Völkerwanderung von Gefühlen und Vorſtellungen flutete über ihn her; Altes ſtarb, Neues kam; er war in einer Stimmung, wo man von der Unſchuld der Welt überzeugt iſt und doch Alles in ihr anklagen möchte. Ueber wen wären ſo nicht zuweilen die Wellen eines erlebten Tages zuſammengeſchlagen, bewußtſeinraubend, erſtickend und doch immer wieder einen Moment ebbend, daß man Athem ſchöpfen kann zum neuen Andrang der Flut! Sein Stolz und Muth machten ihn zum Götterbild, welches an hundert Stricken geſchleift und zertrümmert wird. Hier zog eine Macht, dort ſtieß eine andre zurück. Er ſank wehmüthig auf den feuchten Raſen einer Bank.

Nur zu grell flackerten wie Strohhalme alle ſeine Verhältniſſe vor ihm auf. Bis in die erſten Tummelplätze ſeiner

rufe Ellinor – ſie wacht noch —! Es geſchieht Alles in der Stille —!"

„Ellinor —!" ſprach Arthur mit einem tiefen Seufzer. „So iſt ihr Herz noch nicht gebrochen?"

„Von Eurem Abſchied vor einem Jahre, ja, da hätte es ſchon gebrochen ſein können —! Von Eurer Todesgefahr —! Aber Gott will Euch erhalten. Wir ſcheuen um Euretwillen die Strafen nicht, die ſelbſt denen angedroht ſind, die den Feinden des Königs Unterſtand geben! Warum habt Ihr nur ſo viel Thorheiten begangen! Warum kränktet Ihr ſo Euer Vaterland!"

„Mein Vaterland iſt Schottland —!" ſprach Arthur erregt. „Auch band mich ein geleiſteter Schwur —! Doch laſſet das —! Es werden noch andere Tage kommen —!"

„Keine, keine für die Handlanger des Papſtes!" rief Robertſon mit erhobener Rechten und mit prophetiſcher Haltung. Dann aber faltete er die Hände und ſprach: „Segnet, die euch fluchen! Thut wohl denen, die Euch Böſes gethan! Um Englands Krone, ob Der ſie trägt oder ob Jener, darum ſollt Ihr nicht aufhören, uns ein Menſch, ein Bruder zu ſein —! Ach, und Ihr wiſſet es wohl — Ihr waret uns mehr — Ein Sohn! Ein Sohn! Aber auch den verlornen Sohn nimmt ein Vaterherz wieder auf! O, daß der Unſelige, der ſo ſchimpflich

hat endigen müſſen, nicht mit Euch gekommen! Sein Unglück würde ihn gebeſſert haben —!"

Als John Robertſon wiederholt darauf zurückkam, daß er noch Ellinor rufen wollte und daß der Verſchmachtete zum mindeſten heißen Thee einnehmen ſollte, bat ihn dieſer, ihm für dieſe Nacht Ruhe zu gönnen und Ellinor mit dem Bericht über ſeine Anweſenheit erſt morgen zu ſtören — „zu erfreuen, zu beglücken" unterbrach ihn der Vater — wenn Alles im Hauſe darauf vorbereitet und irgend eine Ausrede gefunden wäre, die ihn etwa als Verwandten darſtellen könnte — „Aber," unterbrach ſich Arthur ſelbſt, „Kitty wird mich erkennen! Sie wird mich verrathen —"

„Sie iſt nicht mehr bei uns — beruhigte ihn Robertſon. „Unſere Umgebungen kennen Euch nicht. Ihr könnt ein Neffe von mir ſein, von meiner ſeligen Mary ein Bruderſohn, der aus Indien gekommen, aus Canada, wo ſich die Holzflößer ſo tragen, wie Ihr das Ausſehen habt! Wie entrannt Ihr nur den Häſchern? Und von woher kommt Ihr zunächſt —?"

„Entrinnen, Vater John —!" entgegnete Arthur bitter lächelnd. „Die Häſcher ſind mir auf der Ferſe. O wie ſtill und friedlich iſt hier Alles bei Euch! Aber ich beſorge, die Ruhe iſt nur kurz. Walpole's Söldner haben Schweißhunde, die ihnen dienen. Sie hetzten mich

vom Tyne bis London. Die Nächte bin ich durch Hecken und Felder gestrichen. Oft waren mir die Häscher voraus. Dann begegneten sie mir wieder, wenn sie umkehrten. Nicht vor Londons Thoren, nein, erst hier in den Straßen haben sie meine Spur verloren. Möglich, daß sie das Viertel umstellen und mich trotz Eurer Wachsamkeit auffinden werden. Sieben Nächte habe ich nicht geschlafen. Nur am Tage verkroch ich mich in die Wälder, die, Dank dem letzten Sommer, so zeitig ihr Laub haben fallen lassen, daß ich mich, um nicht gesehen zu werden, darunter vergraben konnte. Da verschlief ich manche Gefahr—!"

„So thut es auch jetzt!" sagte der Alte, schon eine Bettstatt anordnend.

Die Erschöpfung und Ruhebedürftigkeit des Flüchtlings war so groß, daß es nur galt, ihn zu entkleiden, mit frischer Wäsche zu versehen und an ein Bett zu führen.

Mit dem Zusammenraffen aller seiner Kraft und Geistesgegenwart besorgte Robertson die bei ihm vom mitfühlendsten Herzen kommenden Hilfsleistungen und hatte die Freude, den unerwarteten Ankömmling ohne dessen Widerspruch in seinem eigenen Bett untergebracht zu sehen und ihn bald entschlummern zu hören.

Doch für sich selbst konnte Robertson keine Ruhe finden. Es war mehr als eine gute halbe Stunde ver-

gangen, seitdem er von Ellinor den Nachtgruß genommen. Er konnte annehmen, daß sie schon schlief. Dennoch stieg er noch, nachdem er sich versichert hatte, daß sich ein bleierner Schlaf auf den Uebermüdeten gesenkt hatte, zu dem oberen Stock hinauf und pochte Ellinor. Noch saß sie träumend, wenn auch schon halb entkleidet, an ihrem Bett.

Der Vater mußte darauf bedacht sein, die Ausrufe der Ueberraschung und der Freude, in welche Ellinor bei seiner Mittheilung ausbrach, zu mildern. In der Nähe schlief eine neuangenommene Gesellschafterin. Sie hätte über ein so unübliches Nachtgespräch erwachen können. Der Vater erinnerte an die Vorsicht, die hier zu bewahren war, an die noch unüberwundene Gefahr. Er bedeutete seinem Kinde, daß sie sich verabreden wollten, den nächtlichen Ankömmling einen Neffen, für Ellinor einen Vetter zu nennen, der aus Canada gekommen und Geschäfte im Holzhandel triebe. Bessere Kleider würde er ihm sofort still an sein Lager legen.

Lord Arthur Marwell im Hause! Der sanfte, liebevolle, verloren geglaubte Freund —! Der Heißgeliebte, dessen Zauber erst recht erkannt wurde, als er dem Wesen, das in ihm allein Glück, Ruhe, Achtung der Männer und das enträthselte Geheimniß der Liebe gefunden hatte, nicht mehr sichtbar, mit seiner milden, alle Stürme so

leicht beſchwichtigenden Stimme nicht mehr hörbar geworden war! Arthur Marwell da —! Von Gefahren umringt —! Aber ſind es denn nicht Engel des Himmels geweſen, die ihn hieher geleitet haben durch Nacht und Verderben —! Kann denn einem edlen und guten Menſchen in dieſer Welt ein Haar gekrümmt werden —! Und muß denn nicht gerade dieſer, der Freund ihrer Seele, der Gebieter ihres Lebens, der, ſeit er geſchieden, nur Nacht und Tod um ſie gebreitet hatte, hier, an dieſer Stätte, hier, wo er ſo viele Keime des Guten ausgeſtreut, die Früchte ſeines edlen Weſens ernten —? Nein, nein, Ellinor konnte nicht glauben, daß es jetzt noch eine Gefahr für ihn gab.

Robertſon ließ ſeinem Kinde dieſe ſie beglückende Vorſtellung. Er übertrieb den Schutz, den ein engliſches Haus und das Recht dieſes Hauſes gewährte. Er wollte ihr den ſchönen Traum nicht zerſtören, den ſie mit wachen Augen träumte. Wie erſt, wenn ſie die Augen ſchloß, wenn der Schlaf ſeine Rechte forderte! Sie mußte ja glauben, in ein Meer von Blumen zu verſinken, in ein Meer von Melodieen, wenn ſie in ihr Himmelbett hinaufſtieg und dabei bedachte, mit welcher Freude ſie morgen erwachen, die aufſteigende Sonne begrüßen würde . . . „Wie könnte ich ſchlafen!“ rief ſie und riß ein Fenſter auf und ſog die Nachtluft ein.

Der Vater ſchloß es wieder und mahnte ſie, ſich zu faſſen und ſich im Gebet zu Gott die Kraft zu erflehen, das morgende Glück weiſe zu ertragen.

Erſt da, als der Vater, ſeine Sorgen verbergend, heiter und glücklich ſcheiden wollte, hüpfte ihm Ellinor mit der Frage an den Hals:

„Aber, Väterchen, wo willſt du denn ſelbſt die Nacht ruhen —?“

„Das laſſ' dich nicht kümmern. Ich finde ſchon mein Unterkommen!“ ſprach der Alte, zog die Thür des Schlafzimmers ſeiner Tochter nach und hielt dieſelbe ſo lange zu, bis ſie ſeines feſten Willens inne geworden war, der darauf ging, daß ſie ſich dieſer kindlichen Sorge nicht weiter zu unterziehen brauchte.

Still war es im Hauſe. Der Gott mit dem Mohnkranz beherrſchte es in allen ſeinen Räumen. Wenn in ihm ein Einziger nicht zur Ruhe gegangen war, ſo hielt er doch ſeine Athemzüge an ſich und ſorgte, den Schlummer der Uebrigen nicht zu ſtören. Aengſtlich horchte er auf, ob außer dem Knarren der Wächter auf den Straßen, dem jeweiligen Schlagen von den Glockenthürmen ſonſt noch etwas hörbar wurde. Zitternd ſich ausmalend, wenn plötzlich an ſein Haus gepocht werden ſollte, ſich überlegend, was er dann ſagen, thun würde, dann wieder lächelnd über die Phantaſieen ſeiner Aufregung, beleuchtete

er noch einmal den Gaſt am Rande ſeines Bettes. Der Flüchtling ſchnarchte, als wollte er den Schlaf ſeiner ſieben Nächte nachholen. Die Bruſt hob ſich ihm, die männlich ſtarke, die Adern am Halſe waren angeſchwollen. Das anfangs ſo bleiche Antlitz war geröthet. Der Umlauf des Blutes ſchien ſich zu regeln, die Stauung am Herzen, wohin die Furcht alle Ströme unſeres Lebens zu drängen pflegt, ſchien ſich ſanft und milde aufzuheben.

Wenn Arthur Marwell vielleicht von jener Nacht traumte, wo ſein gezückter Degen einen Nachtwandler ſchützte, der mit einem Tragkorb auf dem Rücken, mit einem eiſenbeſchlagenen Stabe, eine wollene Mütze tief über das Angeſicht gezogen, aus einer niedrigen gewölbten Thür trat und zu ſeinem Glück, wenigſtens zu ſeiner ungeſtörten Ruhe, bald im feuchten Nachtnebel, der auf Londons Gaſſen die Finſterniß zur undurchdringlichen macht, verſchwand — wenn dies Bild, das oft noch wachend oder im Traume vor ſein Erinnern trat, auch heute wieder aufgetaucht ſein ſollte in dem wirren Chaos, das ohne Zweifel in dieſem Augenblick die beim Schlaf nicht ganz entſchwundene Thätigkeit der Seele umhüllte, ſo hätte er, erwachend und die Augen aufſchlagend, ſeinen Traum verwirklicht finden können . . .

Denn, wenn noch Jemand um dieſe Stunde im „Krug ohne Henkel“ verweilt hätte (in unſern Tagen

würde noch ein grell-buntes Licht am Eingang geſagt haben: Hier wacht man bis zum Morgengrauen!) ſo würde er haben ein Weſen an den Mauern dahinſchleichen ſehen können, das ſich nur wie ein Schatten abzuheben ſchien vom grauen Untergrund. Denn ſelbſt war es grau und dämmrig anzuſchauen vom Scheitel bis zur Sohle. Heute und wie gegenwärtig London bei Nacht ausſieht, würde der nächtliche Wanderer noch in ein Wogen von Luſt und Ueppigkeit haben verfolgt werden können. Muſik würde heute den Lauſcher umrauſcht haben, das Gewühl der Wagen, der Fußgänger, die aus den Theatern, den Tanzſälen, den Reſtaurants und Auſternhäuſern kamen. An jeder Straßenecke hätte ein Dudelſackpfeifer ein Lied aus Irlands alten Tagen angeſtimmt und ein holdes, wenn auch in Lumpen gehülltes Kind, an der Hand einer mit einfallenden alten Megäre würde es geſungen haben . . .

Damals aber, vor hundertundfünfzig Jahren, lag ſchon Todtenſtille auf den Straßen Londons. Nur die alten Thürme noch zeigten Licht, die Laternen der Wächter in den Lüften über Feuersgefahr.

Sonſt war Alles ſchwarz wie der Tod und die Verzweiflung. Selbſt die Sterne, die Bilder der Hoffnung, waren nur, wie aller Troſt im Elend, demjenigen ſichtbar, der ſie mit geſchärftem Auge zu erſpähen ſucht.

Unſer nächtlicher Wanderer iſt wie der Maulwurf

im dunklen Schoße der Erde. Er findet sich zurecht. Er wendet sich rechts und links. Er steht zuweilen still und schaufelt mit dem Stabe an einem Gegenstand, der seinen Schritt gehemmt zu haben schien.

Niemand als die Wächter, die an den Straßenmündungen stehen, beachten ihn. Keine der militärischen Runden, die mit brennenden Lunten marschiren — ganz England war noch im Belagerungszustand. Kein Verspäteter, der noch durch die Gassen huschte, kein Angehöriger derjenigen Gewerbe, denen die Nacht gehört, blickt auf ihn. Die eilenden Frauen, die ab und zu in unförmlichen Verhüllungen auftauchten, diese sind wahrscheinlich gerufen, um neue Ankömmlinge in diese Welt der Schmerzen einzuführen. Ja, an manches Haus pocht ein angsterfüllter Bote und beleuchtet mit einer Laterne ein Schild am Hause, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht geirrt hat im Hause des hilfreichen Arztes, den er athemlos an ein Krankenbett ruft.

Wehe! Wehe! scheint es durch alle diese Straßen zu rufen. Diese Welt ist eine Welt der Trauer! Sie versteht sich selbst nicht, wenn sie sich nur im Zustande des Wachens beurtheilt! Schlummern, schlummern müßt ihr sie sehen, um zu begreifen, daß ein Gott Geduld und Langmuth übt, bis die Menschen den Weg, den richtigen, den sie wandeln sollten, gefunden haben —!

Und das Lämpchen auf des Wanderers Bruſt iſt wie die Leuchte des Bergmanns im tiefen Schacht der Erde.

Was ſteht er jetzt ſtille und betrachtet etwas ſo aufmerkſam lange —?

Ein Papier —?

Er wirft es hinter ſich in den Korb, den er trägt.

Er taſtet weiter mit ſeinem Stabe, deſſen Klirren man ſchon auf Coventgarden erſchallen hört, wo man ſchon damals Blumen und Früchte verkaufte.

In den ſchönen Arcaden ringsum ſcheint es noch lebendig zu ſein. Da regt ſich ein nächtlicher Schläfer auf dem Boden, dort kauert eine Familie auf Stroh, zuſammengeleſen vom Markte. Um die große Säule mit der Sonnenuhr in der Mitte des Platzes hocken die Zwiſchenhändler, die morgen die erſten ſein wollen, um die vom Lande hereinkommenden Früchte aufzukaufen.

Der Wanderer wendet ſich Drurylane zu. Dort ſchreitet ſein Fuß langſamer. Oft ſteht er ſtill, zuweilen bückt er ſich, zuweilen hält er etwas, das er aufgehoben hatte, bis dicht an ſein Lämpchen. Das Meiſte wirft er fort. Ab und zu fällt etwas über ſeinen Rücken hinweg in den Korb.

Das Licht wirft ſeine matten Strahlen auf ein Thor und einen Durchgang zum Fahren und zwei engere Pforten für Fußgänger. Zwei gewaltige Standbilder blickten ernſt

Jugend grub er sich hin und empfand jetzt erst recht, wie frostig die Hand des Schicksals war, die ihn früh gesegnet. Wo ihm etwas nicht schwarz genug in seinen Erinnerungen schien, da zog er seine Brüder heran und empfand statt ihrer ein Loos, das sie noch nicht so reif wie er unterscheiden konnten. Die Thränen stürzten ihm, wie ein unbemerkter Bach, in die Gräben hinein, die er zog, als ihm die graue Gestalt seines Vaters überall in seinen Vorstellungen begegnete und er sich wohl sagen mußte, welch ein reicher Lebenstrieb an diesem Manne in ein so frostiges Klima gestellt war! „Wie steht er da," flüsterte er sich zu, „ein Fruchtbaum mitten unter Tannenkiefern, eine indische Palme auf deutschem Sande! Versteinert sind schon seine Gefühle und das Moos der Kirchhöfe zieht sich über die geborstene Rinde seines Herzens. Er ist eine Cisterne in der Wüste, die Niemanden mehr erquickt, weil ihr Inhalt sich in Salz verwandelt hat. Was hätte er wirken können, wenn er in dem Laub, das von seiner Krone fällt, sich hätte betten und nach und nach seinen nächsten Umkreis mit dem abgelegten Winterschmucke düngen können! Wie fett würde dann sein Boden geworden sein, während ihm jetzt der Wind des Schicksals oder die Beutlerlage, in der er lebt, Alles gleich fortstiebt, was er zum Schutz seiner Entwickelung hätte brauchen sollen! Nun seh' ich ihn einsam in dem Gespinnst seiner Hoffnungen leben und von der Treibhauswärme der falschen Erziehung, die er uns gab, den Emporwuchs eines majestätischen Urwaldes erwarten, unter dessen säuselndem Schatten er selbst wieder die wilde Freiheit der Selbstbestimmung zu gewinnen hofft, die er seinem verfehlten Looſe opfern mußte!"

Das mußte dem jungen Manne wie ein krampfhaftes

und duſter auf die düſtern Straßen herab, die damals hier von Gärten und alleinſtehenden Paläſten, die bis an die Themſe gehen, unterbrochen wurden. Hier iſt Templebar, wo jetzt die Vergrößerung der Weltſtadt über jeden Schuhbreit Erde Quadern gethürmt hat. Da erging ſich ſonſt die ſchöne Welt Londons. Da wohnten vor Jahren die alten Tempelherren, die auch in England der Eiferſucht und Geldgier eines Königs hatten unterliegen müſſen, wie in Frankreich: Gärten, Paläſte, ſchöne Terraſſen gewährten hier Gelegenheit, ſelbſt dem ſchmutzigen Waſſer der Themſe die friſche, vom Meer gekommene Erquickungsluft abzugewinnen.

Hier iſt es jetzt kirchhofſtill und den Wanderer kümmert und ſchreckt nichts. Wer vergreift ſich an einem verſpäteten Bettler, der nur auf den Boden ſieht und die verlorene Bandſchleife einer Schönen aufhebt, dort eine künſtliche Blume unter den natürlichen findet, hier eine blinkende Schnalle zu ſich ſteckt, die den ſchönen Fuß einer Sylphide ſchmückte, die unter dieſen gezirkelten Blumenbeeten dahinſchwebte —!

Die City iſt erreicht. Langſamer ſchreitet der Wanderer. Durch eine der Pforten tritt er, deren es damals noch ſieben gab, um in die innere Stadt Londons zu gelangen. Sein Weg geht auf Manſionhouſe auf die Börſe zu, auf Sanct Paul. Das Feuer, das in London

ſo oft gewüthet hat, ſchuf allen dieſen Gebäuden jetzt andere Masken, andere Frontiſpice, als ſie damals zeigten. An der Börſe ſuchte der Wanderer unter Arcaden, die ſich links und rechts hinzogen, eine Weile Schutz gegen den Regen, der allmälig dem immer düſterer gewordenen Himmel zu entträpfeln anfing. Aber auch hier ruhte ſein forſchendes Auge nicht. Auch hier bückte er ſich, und ſein Lämpchen leuchtete ihm zur Prüfung manches Gegenſtandes, der vor oder hinter den Rundbögen lag.

Jetzt wendete er ſich ſüdwarts. Da liegt der blutbefleckte Tower! Vier Thürme ſtreckt die Feſtung in die Höhe mit ſeltſamen Wahrzeichen, Kronen- und Reichsapfelgeſchmückte Wetterfahnen! In der königlichen Münze wird dort noch nächtlich gearbeitet. Man hört die wuchtig auffallenden Stempel. Hei, das klingt ſo hell nach Silber durch die Nacht, wenn die runden Shillinge mit dem Bruſtbilde Georgs I. dem Stempel entfallen! Man konnte nicht genug neue Münze mit den Inſignien des errungenen Sieges in Umlauf bringen, und es widerrieth ſich, die glühenden Oefen Nachts wieder kalt werden zu laſſen. Floh vielleicht die Staatsverbrecher, die hier jetzt ihrer Hinrichtung entgegenſahen, der nächtliche Schlummer, ſo vernahmen ſie auch Nachts den Triumph der „ſiegenden Sache, die nicht Cato, aber den Göttern gefiel!“

Es ſchlug bereits von Sanct Paul zwei Uhr mit

mächtig dröhnenden Schlägen. Ein holländiſches Glockenſpiel begann. Der Wanderer floh ſchaudernd aus dem Bann des Towers und ſeiner einundzwanzig Viertel, „Hamlets“ genannt. Englands geſammte Kriegsrüſtung war damals innerhalb jener Feſtung vereinigt.

Eben wollte der nächtliche Wanderer, der einen ſchönen Treſſenhut gefunden und aufgehoben hatte, der wahrſcheinlich einem Trunkenbolde gehört hatte, in die Biſhopsgateſtraße eintreten, als er den Hufſchlag eines eilends dahergeſprengt kommenden Roſſes vernahm.

Die Cannonsſtraße herauf, von Holborn daher, ſprengte ein Reiter.

Das Klappern ſeines Sabels verrieth ihn ſchon von ferne als einen Soldaten.

Ohne Zweifel ritt er dem Tower zu.

In dem Augenblick, wo ihn der Wanderer als einen Dragoner von den Schotten erkannt hatte und die ſprühenden Funken auf den mächtig großen Steinen, die man damals zur Pflaſterung verwendete, noch um den ſtillen Beobachter des jähen, in der That dem Tower zu gerichteten Rittes hüpften, entfiel dem Reiter, ohne daß dieſer es merkte, eine Taſche, die er an einem Gurt um ſeine Schulter getragen haben mußte.

Mochte die Finſterniß und das unſichere Gefühl des Reiters über ſeine Orientirung in den Straßen Schuld

daran ſein, er bemerkte das Entgleiten des ihm ohne Zweifel wichtigſten Theils ſeiner heutigen Equipirung nicht. Im Schnallenriemen mochte ein Haken losgegangen ſein oder durch den ſchnellen Ritt ſich verſchoben haben.

Vor dem Wanderer lag eine große verſchloſſene Couriertaſche.

Er hob ſie auf. Der Huf des Roſſes verhallte immer weiter in der Stille der Nacht. Der Reiter bemerkte ſeinen Verluſt ohne Zweifel erſt beim Ankommen im Tower.

Niemand war in der Nähe. Alles ringsum blieb todtenſtill. Das einzige Geräuſch hatte nur noch ein Brunnen mit rinnendem Waſſer und der verhallende Ritt des Dragoners gegeben.

Die Taſche, die nicht beſonders ſchwer war, wanderte in den Korb zu dem ſchon aufbewahrten Uebrigen.

Der Weg bis — ſeltſam — wieder bis „zum ſpringenden Roß“ in der Cavendiſhſtraße mochte eine Stunde dauern. Aber nicht dort, nicht unter dem heute auf die Vorſtellungen des Wanderers beredt eindringenden Wahrzeichen ſeines Hauſes, ſondern ſchräg gegenüber dem „Krug ohne Henkel“, in der Wenlockſtraße, verſchwand das graue Männlein im kleinen Hinterthor.

Die Nacht ging vorüber. Die Sonne rang ſich durch den Nebel hindurch. . . .

Von Allen, die geruht, geträumt im „ſpringenden

Roß", mit dem geſtrigen Tage in glücklichen Hoffnungen abgeſchloſſen hatten, erwachte Ellinor am früheſten.

Den Zuſammenhang mit dem unausſprechlichen Glück, das ihr noch geſtern Abend beſchert wurde, hatte ſie keineswegs verloren. Der Traumgott hatte die Blumenkette weitergewoben, ſie enger und enger damit umſchlungen und, als ſie die Augen aufſchlug, da war Alles ganz ſo, wie ſie geträumt, ganz ſo wunderbar, ſo unglaublich, ſo verbürgend für die ewige Liebe Gottes, die den Menſchen mit Leiden nur heimſucht, um ihn auch ſchon hienieden, wenn er nur ausdauert, mit himmliſchen Wonnen zu belohnen.

Die Sonne ſchien in's Fenſter und lachte allen Bedenken, daß es nun doch eine Lüge war, was über ihre Lippen kam als erſtes Wort nach dem Morgengebet.

„Miß Sarah!" rief ſie ihrem neuen Mädchen, „denkt Euch, geſtern Nacht iſt noch ein Vetter von uns angekommen! Aus Canada! Er ſchläft unten beim Vater —!"

Allmälig wußte das das ganze Haus. Die Nachricht ging treppauf treppab. Sie ging mit dem Milchverkäufer hinaus zum Bäcker, zum Metzger über die Straße. Es war gewiß, das Haus hatte einen Gaſt bekommen, einen lange Erwarteten, doch einen von weiter Seereiſe noch Ermüdeten.

Wie lachte Ellinor und ſtellte ſich, den Vetter nur

wenig zu kennen! Sie konnte gut wissen, wie er aussah. Sie beschrieb ihn, wie er vor vielen Jahren gewesen sein sollte! Sie hatte ihn als kleinen Jungen gekannt —! Dem verstorbenen Bruder der Mutter hatte er ähnlich gesehen —! Seine Aussprache war etwas schottisch, denn die Wilsons hatten früher in Schottland gelebt —! Und bei all diesen Possen ordnete sie die Staatszimmer des Mittelstocks zum Frühstück an, ließ die köstlichste Butter, die sich nur auftreiben ließ, besorgen, ließ die weißesten Brödchen zerschneiden und zu Toasts rösten und sogar einen großen neuen Schinken aus Yorkshire anschneiden und geräucherten Lachs aus dem lachsreichen Teysluß in Schottland.

Auf die Frage der Dienstboten und des sich schon förmlich zum Sichverlieben rüstenden Fräuleins Sarah, einer etwas mühevoll conservirten Schönheit von unberechenbaren Jahren, auf die Frage, dahin lautend, wo denn Herr John Robertson selbst diese Nacht geschlafen hätte, stutzte zwar Elinor ein wenig. Aber nur die Besorgniß, der Vater möchte sich auf einem der vielen Canapés, die es unten gab, erkältet haben, beunruhigte sie. Das aber wußte sie vollkommen, daß die ihr so wenig zugängliche untere Region des Hauses mehr Bequemlichkeiten barg, als den Dienstboten des Hauses bekannt war. Da gab es Decken und Mäntel genug, und selbst das

alte Bett ihrer Mutter war ja unten noch beinahe vollſtändig vorhanden.

Daß der Vater erſt vielleicht um elf Uhr zu erwarten war, das ſtand freilich feſt. Sie wußte nun nicht, wie ſie ſich bei einem früheren Erwachen Lord Arthur's verhalten ſollte. Sie glaubte ſich jedoch darauf verlaſſen zu dürfen, daß Lord Arthur aus langer, für ſie ſo beglückend geweſener Erfahrung die Gewohnheiten des Hauſes kannte und ſich in dieſelben zu fügen gelernt hatte.

Vielleicht aber doch, daß der Geliebte früher aus den Zimmern des Vaters trat, als dieſer ſelbſt. Vielleicht aber doch, daß ſie dann veranlaßt werden konnte, mit ihm allein das Frühmahl einzunehmen. Sie traute ſich die Kraft zu, eine ſolche Rolle der glücklichſten Verſtellung durchführen zu können. Sie ſang und hüpfte dabei treppauf treppab und rechnete im Stillen darauf, Arthur würde ihre Stimme vernehmen und nicht länger dem Verlangen widerſtehen können, ſie zu begrüßen. Wenn ſie von ihrem lauten, das ganze Haus durchſchallenden Sprechen eine Weile innehielt, ſo geſchah es, weil ſie ſich ſagte: „Ja aber, biſt du denn auch deines bischen Verſtandes noch mächtig? Hat dir das doch nicht Alles etwa geträumt? War der Vater wirklich geſtern Abend noch an deiner Thür, ſaß an deinem Bett und brachte dir die Wundermär? Oder wenn wohl Alles nur ein Scherz des Vaters

gewesen wäre" —? Doch kannte sie ihn zu gut dafür, daß ihm Einfälle solcher Art fremd waren.

Eben als Ellinor damit zu Ende war, sich so schön zu schmücken, als nur irgend für eine Trauernde erlaubt war und sie noch Diamant-Ohrringe eingehängt hatte, die wie Thautropfen auf ihrem rundum gepufften blonden Lockenhaar glänzten — Miß Sarah wollte wieder ganz andere neue Moden kennen, als Mam'zell Kitty — da kam eine Botschaft vom Vater herauf, sie möchte sich eilen und sogleich zu ihm hinunterkommen.

Nichts Arges ahnend, warf sie auf ihrem Toilettenspiegel Alles beiseite, beging nicht einmal die Vorsicht, dem Spiegel die letzte Kritik ihrer reizenden Erscheinung zu überlassen, sondern hüpfte wie ein Kind zum Bescherungstische — fast hätte sie immer zwei Stufen auf einmal genommen — in die abgeschlossene Wohnung des Vaters.

Dort erwartete sie ein seltsamer Anblick. Lord Arthur Marwell war allerdings anwesend. Aber nichts von einem verwilderten Barte entstellte ihn, wie sie vermuthet hatte. Dieser war schon unter den Selbstrasirungs-Apparaten des Vaters gefallen. Ja in feinster Eleganz und allerdings in etwas auffallend engen Kleidern, da diese dem Vater gehörten, stand der Geliebte vor ihr, in rother Seide, und seinerseits auch das Seehummerchen, nur in

anderer Geſtalt, ſchön, ſchlank wie immer, nur etwas bleich und in dieſem Augenblick ſogar auffallend verſtört, dennoch zugleich mehr von Freude ergriffen, als von Furcht, obſchon die letztere nicht fehlte.

Die Furcht lag dagegen ganz offen auf dem Antlitz des Vaters, der ſogleich leiſe die Thür wieder zugeriegelt hatte und die ſtürmiſche Umarmung, welche bei beiden Liebenden an die Stelle der Worte trat, den neugierigen Blicken der übrigen Hausbewohner oder die noch etwa fallenden Worte dem Ohr derſelben entzog. Aber wie ſah nur der Vater aus! Er ſtand in einer Livree von Treſſen, um den Leib einen bunten Gürtel, in Schuhen mit bunten, geflammten Strümpfen, mit Achſelbändern über die Schultern, das leibhafte Bild eines Lakaien aus dem vornehmen Viertel von Pall-Mall. Und darüber zu lachen war kein Anlaß. Denn der Vater hatte zwar ſeinen milden Sonnenſchein im Antlitz, aber er ſtand wie erſtarrt. Sein Antlitz zeigte den Winterſonnenblick über'm Eiſe. Seine Gedanken ſchienen anweſend zu ſein, ſeine Augen nicht. Sein Schweigen, ſein Zurückdrängen des glücklichen Paars in die hintern, dem Belauſchtwerden nicht ausgeſetzten Gemächer hatte etwas, das mit allen Erwartungen Ellinor's im grellſten Widerſpruch ſtand.

„Mein Alles!“ rief Lord Arthur und ſchlang den Arm ſtürmiſch um die liebliche, der treueſten Liebe ſo

würdige Gestalt. „Mag kommen was da wolle! Selbst der Tod soll mich nicht schreck a, seitdem ich diesen Augenblick gefeiert habe, die Wiedervereinigung mit meiner armen unglücklichen Ellinor!“

„O nicht unglücklich —“ wollte Ellinor sagen. Aber das Wort erstarb auf den Lippen beim Anblick des Vaters.

Lord Arthur wendete sich diesem zu.

„Beruhigt Euch, Vater John!“ sprach er, den Greis umarmend. „Gelingt das Werk meiner Rettung nicht und ist Eure edle, unverdiente Aufopferung für die Erhaltung meines Lebens umsonst, so könnt Ihr Euch doch sagen, daß Ihr die letzten Stunden eines Menschen zum Vorschmack der Seligkeit gemacht habt —!“

Ellinor stand noch immer sprachlos und fing an zu zittern.

„Ja, daß es einen Menschen hat geben können,“ brach Lord Arthur in eine Art Wuth aus und streckte die geballte Faust, wie zu einer Anklage vor Gott, zu einer That der Rache, gen Himmel, „einen Menschen, der seinen letzten Lebensaugenblick noch zu einem Teufelsstück hat benützen können —!“

„Ja, was ist nur?“ rief Ellinor und stieß einen Schrei aus. Ihre Brust konnte sich nicht anders mehr helfen. Sie drohte ihr zu zerspringen. „Ihr sprecht von ihm —! Was hat er Euch noch gethan —?“

Lächeln über die Wangen fahren: Treibhauswärme! Und doch fühlte er, wie Alles, was er konnte und verstand, nur leise in den Flugsand gedrückt war oder wie Zwiebeln über einem Wasserspitzglase lag, ohne daß man die weißen langen Wurzeln schon hätte sehen können. Er mochte die Welt, die Wissenschaft und Kunst mit starken Armen umfangen, und es fehlte ihm die innere Reife, um den zärtlichen Bund durch tiefe Kenntnisse und geregelte Worte zu befestigen. Nur sein Eifer und sein ungestümer Drang war da. Er fühlte, daß er damit Alles erobern, aber nichts behaupten konnte. Was war überhaupt sein Antheil und seine Hoffnung auf's Leben! Weder für das, was er sein sollte, noch für das, was er sein mochte, hatte er die nothwendigsten Voraussetzungen; und wie er — so seine Brüder, für die er, klar geworden über das verfehlte Erziehungsprincip, eine väterlichere Stimmung hatte, als der Vater.

Und was sind alle diese von den Umständen selbst gegebenen Gefühlsanklänge, diese unvermeidlichen Echo's der ausgeführten Lebensmelodieen, gegen jene Fülle von verworrenen Dissonanzen, die auf jugendlich strebende Gemüther eindringen, wenn sich einmal der Nachtthau der Melancholie in ihre Kelche legt! Ach, ein so schwerer Alp lag auf seiner Brust. Es drückte ihm eine so ungeheure Last fast das Herz ab. Es war dies Celinde nicht allein, die wie ein Kranz von entwurzelten Vergißmeinnicht sich um den feuchten Feldstein in der Mitte zog, der sein ganzes Leben und Dasein bedeutete. Es war mehr als diese Thorheit, welcher sein gesunder Sinn nicht lange nachzuhängen vermochte. Nennen konnte er es aber dennoch nicht. Er hätte es vielleicht ein ander Mal so beschrieben: Gewiß schlägt Gott irgendwo

Sie meinte Sam und ſtand zitternd und wartete auf eine Antwort. Das erkannte ſie wohl, die Träume von Glück, von Sicherheit, von ungeſtörtem Beſitz des Mannes, der ſie die Liebe zu erkennen, zu empfinden gelehrt hatte, waren zu voreilig geweſen. Die Lage des geliebten Freundes war entweder ſogleich anfangs nicht in ſolchem Grade günſtig geweſen, wie Ellinor nach dem glückverheißenden Gruß des Vaters von geſtern geglaubt hatte, oder ſie hatte ſich erſt jetzt durch neu hinzugetretene Umſtände verſchlimmert.

Das Benehmen, die Kleidung des Vaters waren ihr das Auffallendſte, das ſie kaum begreifen konnte. Während ſie Lord Arthur unabläſſig an ſich zog, ſie mit Küſſen bedeckte, den Vater nicht nur ſeinen Retter, ſondern einen Prieſter, einen Heiligen nannte, der ſo großherzig und edel jetzt duldete, daß die ſo lange zurückgehaltenen Gefühle ſeiner Kinder (er nannte ſich ſeinen Sohn) im vollen Strome ſich ergehen durften, war dieſer ſelbſt, und in der That wie ein Diener, mit dem Packen der Koffer beſchäftigt, die ringsumher ſtanden, halb gefüllt und noch unverſchloſſen. Die Thüren der Wandſchränke ſtanden offen. Der Vater legte ſchwere Geldſäcke, die zu heben Anſtrengung erforderte, in die Koffer und bedeckte die Säcke mit Kleidern. Er forderte Ellinor auf, auch ihrerſeits die beſten Kleider, ihren koſtbarſten Schmuck, Alles, was ihr

den rothen Ebereſchen an den Wegen hinweg! Luſtig! Luſtig! Vorwärts! Und bring' etwas jetzt zum Beißen —! Hörſt du —!"

Unter Lachen und Weinen tummelte ſich Ellinor, die Befehle ihres Vaters zu vollziehen. Lord Arthur riß ſie noch einmal ſtürmiſch an ſich und ſagte:

„Wir müſſen entfliehen, Ellinor! Nein —" unterbrach er ſich. „Ich muß es nur allein! Aber die unendliche Güte deines Vaters — unſeres Vaters — ſie will die graßliche Gefahr, worin ich ſchwebe, mit mir theilen —"

„Welche Gefahr?" rief Ellinor.

„Pah! Pah! Gefahr!" unterbrach ſie und den Freund ihr Vater und drängte, während er mit der Linken einen mächtigen Sack voll Geld an ſeine Bruſt ſtemmte, mit der Rechten Ellinor aus dem Zimmer. „Wir lachen alle Kron-Conſtabler aus und den Lord Oberrichter noch obenein!"

Ellinor wußte nicht, welcher Geiſt es war, der ihr nun doch die Kraft gab, Alles ſo auszurichten, wie es der Vater von ihr verlangt hatte. War es der Geiſt des kindlichen Gehorſams? War es das anſteckende Beiſpiel, das uns bei einer großen Gefahr Kräfte verleiht, die wir nie in unſerm Vermögen vorausgeſetzt hätten? Oder war es die Liebe, die ihre mächtigen Schwingen zum erſtenmal in der Seele des jungen Mädchens ausbreitete, zum erſten-

mal beweiſen konnte, wie ſie den Menſchen über ſich ſelbſt hinaushebt und ſeinen Geiſt kühn bis zu den Sternen fliegen läßt? Daß es aber vorzugsweiſe die Verzweiflung war, die Ellinor darüber empfand, das Wunderbare, das ſie ſoeben gewonnen hatte, ſogleich wieder verlieren zu ſollen, das geſtand ſie ſich nicht ein.

Alles wurde von ihr ſo beſorgt, wie der Vater befohlen hatte. Die Dienſtboten, die Köchin, Toby, der auf den Poſthof und zu Meiſter Twiſtle eilen mußte, Alle erſtaunten nicht wenig, als ſie vernahmen, der aus den Colonieen gekommene Vetter müßte ſofort einer Erbſchaft wegen nach Schottland. Sie raunten und halfen packen. Sie ſtaunten auch nicht, als Herr Robertſon ſelbſt in einem großen rothen Reiſemantel, der die ganze kleine Perſon eng zuſammenſchnürte, erſchien, ſchnell mit ſeinem Neffen frühſtückte, aber dazwiſchen ſchon die ſchweren Koffer auf den Vorplatz tragen ließ, um ſie von dort ſogleich auf den in thunlichſt kürzeſter Friſt erwarteten Wagen heben zu können. Auch der Vetter aus Canada aß, lachte, packte, grübelte mit der Hand über die Stirne ſtreichend, Alles durcheinander, wahrlich, es war ein überraſchend ſchöner junger Mann, dieſer Holzhändler aus Amerika, der alles Fragen, Forſchen, Staunen, Kopfſchütteln ohneweiters abſchnitt durch den Eindruck ſeiner anziehenden Perſönlichkeit.

„Ich weiß nicht, wie lange ich ausbleibe!“ plauderte John Robertſon zu ſeinem Hausgeſinde während aller ſeiner Anordnungen. „Die Geſchäfte, die uns abrufen, erledigen ſich in verſchiedenen Städten und in verſchiedener Weiſe. Vielleicht macht ſich Alles noch auf engliſchem Boden. Sind die Sachen ſchon in Broxbourn abgethan, ſo komme ich in zwei Tagen wieder. Müſſen wir nach Buntingford, ſo können daraus vier werden. Hat aber die Erbſchaft ihren Haken, den nur die Gerichte Schottlands gradebiegen können, ſo werden es vierzehn. Behütet mir alſo das „ſpringende Roß“! Seid ehrlich und treu! Je länger ich ausbleibe, deſto anſehnlicher wird das Geſchenk ſein, das wir mitbringen —“

Die neue Geſellſchafterin Miß Sarah hatte den wunderlichen Einfall, den Bewohnern des Kellergeſchoſſes zu ſagen, ſie ſollten darauf achten, daß Herr Robertſon zuweilen von „Wir kehren zurück“ geſprochen hatte, zuweilen nur von „Ich kehre zurück“. Wenn nur nicht der Vetter aus Canada etwas ganz Anderes bedeutet! hieß es. Vielleicht einen Bräutigam, den die Umſtände von wegen dem Meiſter Sam — alle Zuhorchenden ſchüttelten ſich vor Grauen und nickten doch vor Zuſtimmung — nicht ſchon offen zu bekennen oder ſich von ihm gar ſchon heiraten zu laſſen erlaubten! Manche Ehe, ſagte ſie, würde ſo in aller Stille abgemacht und träte erſt dann an's Tages-

licht, wenn — Miß Sarah behielt ſich die Erzählung ſolcher von ihr ſchon erlebter Fälle für die köſtliche Zeit des Alleinregierens im Hauſe vor. Jetzt galt es, ſich zu tummeln und die Abreiſe betreiben zu helfen, deren Eile wiederholt auf Rechnung der beſondern Umſtände geſchoben wurde, mit welchen Erbſchaftsfragen in dieſer unvollkommenen Welt verknüpft zu ſein pflegen.

Die Abreiſe erfolgte aber doch erſt einige Stunden nach Mittag. Die Cavendiſhſtraße erſtaunte über das glänzende Geſpann, das vor dem Hauſe mit dem ſpringenden Roſſe ſtand. „Iſt der Alte Baronet geworden?“ hieß es. „Plagt auch ihn der Hochmuth, ſeitdem ſein Schwiegerſohn ſo hoch befördert wurde —?“ und wie ſonſt die Gloſſen der Menſchen lauteten, die den mit Kiſten und Kaſten beladenen Wagen umſtanden. Das Seltſamſte, daß ein ſolches Staatsgefährt von keinem Diener begleitet wurde, bemerkte man erſt, als es bereits abgefahren war. Bis dahin hatten alle Hände, die ſich nur im Hauſe regen konnten, an der Ausſtaffirung des Wagens, auch mit Lebensmitteln, mitzuarbeiten gehabt.

Nun ſind Londons Straßen, zumal beim Raſſeln eines Vierſpänners über jene Abdämmungen des Kothes, die man damals Pflaſter nannte, nicht der Ort, wo man ſich über unklare, räthſelhafte Dinge und noch dazu im Wagen ſelbſt verſtändigen kann. Für Ellinor war letzteres

auch nicht nothig. Sie wußte ja, warum ſich Lord Arthur Marwell in eine Ecke des Wagens zu drücken hatte, warum er jedem neugierigen Blick, der in den Wagen geworfen wurde, durch Vorhalten eines Mantels auswich. Die Wagen jener Zeit waren zwar unförmlich groß und weit gebaut, hatten aber darin Aehnlichkeit mit den leichten Doctors- oder Börſen-Speculantenwagen unſerer Tage, daß der zum Einſteigen beſtimmte Tritt kaum eine Handbreit höher als der Erdboden war.

Ja, Ellinor begriff Alles, jetzt ſogar ihr plötzlich wie vom Himmel gefallenes Glück. Nur drei Dinge begriff ſie nicht. Erſtens, warum ſich Arthur nicht in ihrem ſtillen, von Beſuchern ſo unbehelligten Hauſe vollkommen ſicher befunden hätte? Zweitens, weßhalb die Reiſe grade nach Schottland gehen ſollte, wo doch die Hochgerichte ſtanden, denen der geliebte Freund zu entrinnen ſuchte? Endlich drittens, was die curioſe Bedientenkleidung des Vaters beſagen ſollte?

Ueber die letztere Abſonderlichkeit wurde ſie aufgeklärt. Auch über die zweite.

Kaum war der Wagen in Hackney angekommen, einem jetzt in's Innerſte der Stadt aufgenommenen, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt ganz verſchwundenen Dorfe, als der Vater dem Poſtillon zu halten gebot.

„Wohin ſoll denn die Reiſe gehen?“ rief er den

Postillon an durch ein Fenster, das sich zum Sattelpferde hinaus von Innen öffnen ließ.

„Nach Barnet, Herr!“ lautete die Antwort.

„Nach Barnet? Ihr seid wohl toll?“ rief Ellinor's Vater zu ihrem größten Erstaunen. „Wer will denn nach Barnet? Und wohl noch gar nach Herfortshire?“

„Das ist die Straße nach Schottland, Herr —“

„Daß Ihr in's Pfefferland fahrt! Schottland! Wer will denn in diesen Zeiten nach Schottland —“

„Ja aber,“ drehte sich der Postillon verdutzt um. „Der Postherr sagte —“

„Was er anfangs wußte, das sagte der Postherr!“ fiel Robertson ein. „Meines Herrn Plan hat sich ändern müssen, seitdem er vor der Abreise noch den Expreß bekommen hat, der ihn über die Brücke nach Woolwich ruft! Wo hattet Ihr denn die Ohren, als ich's Euch beim Einsteigen sagte —“

„Kein Wort habt Ihr gesagt, Herr —!“ fing jetzt der Postillon zu schreien an und wurde zornig.

„Nennt mich nicht Herr —!“ rief Robertson entschlossen. „Ich bin ein Diener, so gut wie Ihr, und sitze im Wagen, nur um noch mit Mylord und Mylady zu rechnen — Ihr werdet bald sehen, daß ich auf den Bock steige und Euch lehren werde, Dummheiten machen! Herr Gott, die Sonne geht schon unter! Nun wieder um-

lenken und London noch einmal Eure gewichsten, blanken Stiefel zeigen ſollen! Das habt Ihr auch in Wahrheit nur gewollt —!"

Ellinor biß ſich vor Lachen auf die Lippen und ſaß erwartungsvoll und geſpannt, was geſchehen würde. Die Liſt im Auge des Vaters, die heitere Genugthuung in Arthur's Zügen verrieth ihr, daß hier zwiſchen Beiden eine Verabredung ſtattfand. Im Hauſe hatte man glauben ſollen, daß ſie nach Schottland reiſten, während ſie doch in Wahrheit das einzig ſichere Ziel ſuchten, die nächſte Seeküſte, den Hafen von Dover. Von hier mußte die Flucht des Geliebten nach Frankreich ermöglicht werden. Dieſe Ausſicht war allerdings trübe genug. Aber der Gedanke an eine Trennung konnte noch nicht recht in einem Gemüth, das ganz vom Wonnegefühl des Wiederſehens beherrſcht war, platzgreifen.

Wieder ſtörte das Gewühl der Stadt die weitere Verſtändigung. Daß das ſtolze Viergeſpann umlenkte und von dem durch die Belobigung ſeiner Stiefel geſchmeichelten Poſtillon wieder durch dieſelben Straßen gefahren wurde, durch die es eben dahingerollt war, wen befremdete das in dem Wirrwarr eines ſchönen Londoner Herbſttages, wo die Menſchen auf und nieder wogten und Ein Tauſend das andere ablöſte! Eine ſolche Begebenheit war hier ein Tropfen im Meere. Die Londonbrücke wurde zurückgelegt.

Schon umwob ſie der Nebel der Themſe mit abendlichem Dämmer. Im Oſten wurden ſchon die Thürme und Fenſter des Towers angeblitzt durch die Strahlen der ſinkenden Sonne. Zur Rechten ordneten ſich die Wolken und Nebel wie zu einem Heereszuge, der die ſinkende Königin des Tages bei ihrem Verſchwinden im Weltmeer begleiten ſollte. Violett, dunkelblau, gelb, purpurroth, ſchöner als die Farben eines prismatiſch aufgefangenen Sonnenſtrahls, malten ſich die Wolken um die wie ein Gluthball hervortretende Sonne und umwoben mit goldenen Franſen die mächtigen, alten grauen Paläſte über die mächtige Krümmung der Themſe hinweg, legten wie auf purpurne Kiſſen einen Maſtenwald, breiteten förmlich Baldachine über die Zufluchtsſtätten der Kranken und der Arbeitsmüden, über die Hoſpitäler und Invalidenhäuſer. Da wußte man nicht mehr, was noch feſt, was fließend, was dauernder Glanz, was Phantasmagorie des Augenblicks war. Der Wagen rollte durch die Südſeite der Stadt, und bald Nacht war es ſchon, als ſie in Woolwich ankamen, dem Lagerplatz der engliſchen Marine, der Rieſenwerfte für ihre Schiffe, die immer kühner ſchon, immer mehr dem Zorn Neptun's trotzend gebaut zu werden anfingen.

Hier gab es nun erſt ein langes Verhandeln mit dem Poſtillon, eine Debatte, die durch reichlich geſpendete Trinkgelder in die ſanfteſte Tonart übergelenkt wurde durch

die Saiten der Weltregierung ſo heftig an, daß ein zitternder Nachhall den ganzen Reſonanzboden der Schöpfung erſchüttert und etwas in uns bebt, das vom Zwerchfell gerade das entgegengeſetzte Organ iſt. Oder ſollt' es wahr ſein, daß wir einſt ſchon auf einem ſchönen Planeten gelebt haben, ohne es wiſſen zu dürfen oder zu können? Will ſich vielleicht die göttliche Erinnerung des Plato einen Weg über die dicke Hornhaut unſeres tellurischen Daſeins bahnen? Meldet ſich ſo geheimnißvoll das, was wir vergeſſen haben? Aber zum Beſchreiben iſt es nicht und auch unnütz, da ein jedes Herz, das tiefer liegt, als das Niveau der gewöhnlichen Menſchennatur, da ein jedes jugendliches Gemüth, welches die Einſamkeit geſucht und die lockende Nixenſprache der in ihr ſchlummernden Geheimniſſe nicht gefürchtet hat, fühlen wird, was Schlachtenmaler damals fühlte. Wehe dem Jünglinge, dem es nicht manchmal war, als gingen ihm alle Glieder vom ſeinem Leibe ab und als wär' er nicht mehr!

Indem Schlachtenmaler durch die langen Weinlaubgänge wandelte und, was ein Rheumatiker nicht hätte thun dürfen, die feuchte, nebelhafte Ausdünſtung derſelben wie Kühlung ſeiner innern Glut einſog, zuweilen auch wohl ein Spinnengewebe zerreißen mußte, das über dem Wege hing, war es ihm, als bemerkte er in dem Pavillon mit der künſtlichen Ausſicht Licht. Doch verglomm der Schimmer ſogleich, wie er ihn ſah. Nun aber war es ihm, als huſchte am Ende des Weinlaubganges ein Schatten vorüber, der nur von einer menſchlichen Geſtalt kommen konnte. Sollte ſich wirklich, errieth er ſogleich, die Liebe des hektiſchen Actenmenſchen ſo entzündet haben, daß ſie ihn mit Fieberhitze in den feuchten Garten zu dem gewünſchten Stelldichein trieb? So hatte Wieſecke nicht

den Diener des Lords und der Lady Derville, wie Master Robertſon, jetzt den Mantel lüftend und ſo ſeine auf Demuth und den Sitz draußen angewieſene Stellung offenbarend, „ſeinen Herrn und deſſen Gemalin“ nannte. Das Hineinleuchten mit Laternen in das Innere des Wagens von Seiten der Zollwächter und Marine-Stationäre ließ zwei junge Weſen erkennen, die wahrlich für einander geſchaffen erſchienen, glänzend gekleidete, nach dem Ton der Mode tanzende Jugend, doch eben jetzt auffallend beſcheiden, ja mehr als beſcheiden, vielleicht verlegen über ein geſtörtes, gewiß höchſt glückliches Selbander.

Den Einſpruch Ellinor's gegen die einem Jüngeren kaum gewandter gelungene Art, wie ihr Vater auf den Vorderſitz des Wagens ſtieg und die Nacht hindurch auf dem Bock verbleiben wollte, hielt Arthur beſorgt zurück und flüſterte ihr zu:

„Theure! Dieſe edle Aufopferung deines Vaters, die Rolle unſeres Dieners ſpielen zu wollen, war ſchon heute in der Frühe zwiſchen uns ein Gegenſtand des Streites, den ich ihm habe geloben müſſen nicht zu wiederholen! Ich verlangte von ihm, daß an jedem Thor, das wir paſſiren müßten und wo wir von manchem Sendling Walpole's werden ausgeforſcht werden, der Beſcheid lauten ſollte: Der alte Lord Derville, der mit ſeiner Tochter nach Paris reiſt, begleitet von einem neu angenommenen jungen

Diener, den ich allein vorſtellen wollte! Da beſtand er jedoch darauf, daß ein alter Diener des Hauſes Derville ſeine Freude daran haben ſollte und die Ehre zugleich, die beſcheiden alles Prunkes ſich entſchlagende Hochzeitsreiſe ſeines jungen Herrn nach Paris mitmachen zu dürfen."

Der Moment des Dahinrollens in dunkler Nacht, durch die ſchweigſam feierlichen Wälder Kents, durch die wellenförmig geſchwungenen Berge des Bollwerks Londons gegen die See, angeſchmiegt an die Bruſt des geliebten Mannes, der ſeinen Mantel um Beide ausbreitete und ſie, wie die Mutter ihr Kind, hegte und herzte, und das Alles unter dem Schutze und nach dem Willen eines liebevollen Vaters — das war ein Vorgenuß künftiger Seligkeit. Die Hochzeitsreiſe —? dachte Ellinor. Das iſt ja rein ein Scherz — ihr Erröthen darüber verbarg die Finſterniß — das gehört in die Comödie mit hinein, womit drei Menſchen den Muth haben, den Kampf mit den Tücken des Geſchicks aufzunehmen. . . .

Die Fahrt ging über Dartfort, Rocheſter, Canterbury nach Dover. Es war der kürzeſte Weg, der damals nach Frankreich führte, aber auch der gefahrvollſte. Je näher der Küſte, deſto zahlreicher und häufiger begegneten den Reiſenden ſtreifende Poſten. Oft genug wurde Lord Derville in die Enge getrieben mit verfänglichen Erkundigungen. Meiſt antwortete ſtatt ſeiner ſein alter Diener mit Aus-

beichen des Unwillens über die Störung des Glückes zweier Liebenden. Die schönen Kreidefelsen, die Englands Gestade bildeten, waren am folgenden Tage Abends und wiederum beim schönsten Sonnenuntergang erreicht.

Unterwegs hatte sich denn auch herausgestellt, daß auch Lord Arthur von einem Räthsel umsponnen war. Er sah klar, welche Gefahr über ihm schwebte und wie edelmüthig John Robertson beflissen war, ihn vor dem Tode durch die Kugel oder durch das Henkerschwert zu retten. Aber er konnte Eines nicht begreifen und erzählte es Ellinor mit allen Ausdrücken lebhaftester Verwunderung, wie ihr Vater so zur Gewißheit seines Verderbens hätte kommen können. Der Vater hatte es ihm dargestellt, als um ein Haar bevorstehend und gerade durch die Zuflucht bevorstehend, die er in Robertson's Hause gesucht hätte....

Es enthüllte sich vor Ellinor der ganze Abgrund im Gemüthe Samuel Mordaunt's, in welchen für ihr ganzes Leben eintreten und demgemäß in unabsehbare Tiefen stürzen zu sollen ihr hätte bestimmt sein können. Oder hat sie recht, lieber den Vermuthungen Lord Arthur's beizupflichten, der eine so unerhörte Schlechtigkeit im Gemüthe des ehemaligen, so mannichfach fesselnd und ihm werth gewesenen Freundes in Abrede stellen wollte und nur sagte:

„Es ist die Todesfurcht gewesen, die ihn vor den

Richtern bestimmte, diesen schmählichen Verrath zu begehen! Sie werden ihn bis auf's Blut gepeinigt haben, die Namen zu nennen, mit denen er verbunden war. Gerade nach Namen meiner Lage, die dem Adel Schottlands angehörten und militärische Verpflichtungen hatten, ging die erste Nachfrage. Mich erschießen zu lassen, war dem Kriegsgericht willkommener, als das Hängenlassen eines Advocaten. Und doch — Sam mußte vom Leben scheiden! Sam, der mit allen Fasern der Seele, die sein Glaube nicht für unsterblich hielt, an diesem Dasein hing! Sam, der eine Welt voller Zukunftspläne in sich trug und von den glänzendsten Erfüllungen träumte — Sam — der eine Ellinor, dich, Geliebte, sein nennen konnte —!"

„O," wehrte Ellinor ab und sah in die herbstliche Gegend hinaus, die von den fernher aufragenden Thürmen des Riesendomes von Canterbury begrenzt wurde. Ellinor war so milde gestimmt, daß sie die Bekanntschaft, die sie allmälig mit dem Dasein jener glücklich nach Frankreich gekommenen Vicomtesse von Champfleury gemacht hatte, selbst in diesem Augenblick nicht Sam's letzten Gedanken nennen mochte.

Sam hatte, um sich selbst vom Tode zu retten, Angaben über seine Mitverschworenen gemacht. Er hatte jenen Ort bezeichnet in Fish-Lane-Winkle, wo die Französin bei einem Angehörigen ihrer Nation, einem verkleideten Priester, der sich als Zahnarzt eine Uebung erwor-

den hatte, die Pläne des Prätendenten den Verwegenſten unter den jungen Adeligen, den Nachkommen der alten „Cavaliere“ aus den Zeiten Cromwell's, ausführlich dargelegt und ſie zu einem feierlichen Schwur veranlaßt hatte, welchen Sam, durch Zufall unter die Verſchwörer gerathen, hatte mitleiſten müſſen und gern mitleiſtete. Der Drohung des jungen Derwentwater, ihn niederzuſtoßen, wenn er ſich ihnen nicht in Allem anſchlöſſe, hätte es damals nicht bedurft. Die reizende Geſtalt der Franzöſin in Männertracht, ihre Schmeichelreden, die Beweiſe von Bevorzugung, die ſie gerade ihm gab, hatten ſo ſchon Alles durchgeſetzt. Jetzt aber verrieth Sam die Häuſer, die Familien, wo man die Flüchtlinge ſuchen ſollte. Nur durch ſeinen Verrath, durch ſeine Todesfurcht war es möglich geweſen, daß ein Papier in der Welt exiſtirte, das Arthur aus ſeiner Bruſttaſche zog und Ellinor zu leſen gab. Es lautete:

„Hauptquartier Haslingden, den 20. October 1715. An den Lord Governor des Tower. Im Namen Sr. Majeſtät. Nachdem der deſignirte Lieutenant (Leutnant in exspectance) Lord Arthur Maxwell, in offenem Kampf gegen die Truppen der Krone, der er Treue geſchworen, und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, durch kriegsgerichtliches Urtheil zum Tode durch die Kugel verurtheilt iſt, jedoch Gelegenheit gefunden hat, durch Entweichung beim Transport auf freien Fuß zu gelangen,

hat ſich derſelbe in verſchiedenen Theilen des Königreichs umgetrieben und wird ſich in dieſem Augenblick ohne Zweifel in London befinden. In Folge der Ausſagen des auf Bleasdale Moor juſtificirten Hochverräthers, des ehemaligen Advocaten Samuel Mordaunt, über den Urſprung und Fortgang der mit Gottes Hilfe niedergeſchlagenen Rebellion wird anzunehmen ſein, daß ſich der beſagte, zum Tode verurtheilte Lord Arthur Maxwell in den Schutz eines auf Cavendiſhſtraße in einem Hauſe, „zum ſpringenden Roß“ genannt, wohnenden John Robertſon begeben hat. Wolle Ew. Lordſchaft ihn an genannter Stelle, wenn er daſelbſt anzutreffen, ſofort aufheben und dem kriegsgerichtlichen Urtheil gemäß vierundzwanzig Stunden nach Verhaftung durch Pulver und Blei vom Leben zum Tode befördern laſſen. Der Oberſt Hutchinſon, Vorſitzender bei Sr. Majeſtät Kriegsgericht in Lancaſhire.“

„Wie kam dies gräßliche Blatt in Eure Hände?“ fragte Ellinor, die ſich mit jeder Zeile, die ſie geleſen, mehr und mehr zur Leichenbläſſe entfärbt hatte.

„Das fragt' ich auch Euren Vater!“ antwortete Lord Arthur. „Ihm dank' ich es, daß das Todesurtheil nicht an den Gouverneur des Tower gelangte —“

Ellinor bedeckte ihr Angeſicht mit beiden Händen. Sie fühlte, daß die Antwort, die der Geliebte gegeben, wieder den Gerüchten galt, die ihren Vater betrafen.

„Wie war es ſchon in früherer Zeit möglich,“ fuhr Arthur fort, „daß John Robertſon dem Verräther die Brieftaſche auslieferte? Denn ihr erfuhret es ja ſpäter, warum der Unſelige damals, als er uns im Mondenſchein in Eurem Gärtchen antraf, ſo aus aller Faſſung gekommen war, Euch umarmte und den Beſitz Eurer Liebe über Alles in der Welt werth zu halten ſchien —?“

Ellinor vermochte wiederum nichts zu antworten. Die Beſchämung über ihr Schweigen ergriff ſie in ſolchem Grade, daß ſie mit beiden Händen immer noch ihre Augen bedeckt hielt, jetzt, um die Thränen nicht ſehen zu laſſen, womit ſie ſich füllten.

Lord Arthur ſah die peinliche Wirkung ſeiner Fragen und mäßigte ſich in Kundgebung ſeines Befremdens, nur um Ellinor zu ſchonen. Er unterließ das Ausmalen ſeines Erſtaunens über die Verbindungen, in denen Robertſon zu leben ſchien. Am wenigſten führte er die Abſicht aus, die er anfangs gehegt hatte, Ellinor um den nächtlichen Wanderer zu befragen, den er aus ihrem Hauſe wie einen Schatten hatte dahin ſchleichen ſehen. Schon ſeine leiſeſten Andeutungen darüber verurſachten Ellinor einen Schmerz, als müßte ſie das Wagenfenſter aufreißen, um die zum Athmen nöthige Luft zu gewinnen.

Unterwegs war es, in Folge der Rolle, die nun einmal Robertſon übernommen und mit bewunderungswürdiger

Selbſtverleugnung durchführte, unmöglich, daß ſich die drei ſo innig verbundenen Menſchen irgendwie über ihre nächſten Maßnahmen verſtändigten. Die Ueberzeugung, daß ein junges, wie es hieß, nach Frankreich reiſendes Liebespaar am beſten ungeſtört zu bleiben wünſcht, wurde bei allen, die im Innern des Wagens Nachforſchungen halten wollten, durch die oft an's Komiſche ſtreifende gemachte Redſeligkeit des alten Dieners befördert. Ein längeres Alleinſtehen zu Zweit und Dritt konnte nur beim Wechſel der Pferde ſtattfinden, und gerade da galt es, den Schein aufrechtzuerhalten, den ſich die Reiſegeſellſchaft gegeben hatte. Vor Allem aber mußte das zu Dover im Gaſthauſe „zur Krone" geſchehen, wo faſt jeder der Unterhändler zur Ueberfahrt nach Calais (deren ſich unmittelbar nach Ankunft in dem zwar kleinſten, aber lebhafteſten der „ſieben Häfen Englands" genug anboten) von einem bewaffneten Hafen- oder Küſtenwächter beaufſichtigt war. Ueber dem Städtchen ragten aus dem jetzt vom untergehenden Sonnenlicht wie mit einem magiſchen Alpenglühen beleuchteten Felſencaſtell die Mündungen der Kanonen nach allen Seiten hin. Auf die unwillkommenſte Weiſe konnte von dorther jedes verdächtige Schiff begrüßt werden.

Das regelmäßige Poſtſchiff war die einzige Gelegenheit, die man für die Ueberfahrt wählen konnte. Denn nur dieſes ging ſchon am nächſten Morgen in aller Frühe

ab. Die andern Schiffe vertröſteten auf eine Beſchleunigung ihrer Abfahrt, die durch nichts verbürgt war. Aber gerade jenes Poſtſchiff hatte die ſtrengſte Controle. Nicht nur beim Einſchiffen war es von Soldaten und Conſtablern umringt, ſondern auf dem Verdeck ſelbſt blieben deren noch genug zurück und faßten die Paſſagiere erſt während der Fahrt in's Auge. Die Liſte der Proſcriptionen ſtand an allen Thoren zu leſen. Alle Behörden wurden darin aufgefordert, jede nach ihren Kräften das Entrinnen der Verſchwörer unmöglich zu machen. Preiſe waren ausgeſetzt, die ein ſo ſpeculatives Volk wie die Engländer zu freiwilligen Beiſtänden der Polizei machen ſollten. Auch Lord Arthur Maxwell ſtand unter denen genannt, deren Ergreifung und Einbringung allen Behörden auf's dringendſte empfohlen wurde. An den vielen reitenden Boten, den Ordonnanzen, Courieren, denen ſchon die Reiſenden unterwegs begegnet waren, hatte man die Lebhaftigkeit bei Verfolgung der getroffenen Maßregeln ſelbſt erſehen.

Das Nachteſſen wurde in den glänzendſten Zimmern der „Krone" eingenommen. Robertſon unterſtützte die Bedienung. Ellinor fing an traurig zu werden. Sie glaubte nun annehmen zu müſſen, daß die Stunde des Abſchieds gekommen wäre. Die Verhandlung mit dem Bureau des Poſtſchiffes hatte der Vater allein übernommen.

Aber wie erſtaunte ſie, als der Greis kurz vor dem

Aufſuchen der Nachtruhe zu ihr und zu Lord Arthur ſprach:

„Meine Kinder, es iſt nicht anders möglich, als daß wir uns ſchon jetzt von einander verabſchieden! Morgen ſind wir beobachtet auf Tritt und Schritt! So ſcheiden wir denn in dieſem Augenblick!“

Damit reichte er ſeine linke Hand Lord Arthur. Seine rechte wollte er Ellinor reichen.

Seine Tochter fuhr entſetzt zurück und rief:

„Vater, auch du willſt von mir Abſchied nehmen? Oder wie verſtehe ich dich? Wenn wir nach Frankreich gehen, ſo begleiteſt du uns doch!“

Robertſon ſchüttelte mit wehmüthigem Lächeln ſein ehrwürdiges Haupt.

„Theuerſter Sir,“ fiel Arthur mit Beſtürzung ein, „was habt Ihr vor?“

„Wenn Ihr ganz allein hinüberſetzt, mein Sohn,“ begann Robertſon in aller Ruhe und ſuchte das Zittern ſeiner Stimme und die Thränen, die in ſeine Augen treten wollten, zu verbergen, „ſo würdet Ihr ein Gegenſtand der allgemeinen Neugier ſein! Unſere Ausſagen, die wir von London bis hieher aufrecht erhielten, Ihr wäret Beide ein kürzlich verlobtes Paar, das ſeine Reiſe nach Frankreich ohne Päſſe und ohne den Gedanken an die Möglichkeit, ausgefragt und unterſucht zu werden, ange-

bloß eine Anſtellung beim Kriegsdepartement, ſondern auch Muth! Er wußte nicht bloß ein Regiſter über die Piſtolen der Landesarmee zu führen, ſondern trug wohl ſelber welche? Schlachtenmaler konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, auf ihn Jagd zu machen. Als er dort ſtand, wo er den Schatten erblickt hatte, ſah er nur noch den Pavillon wieder ein wenig aufblitzen. Er ſpitzte ſeine Sehkraft, um durch das Dunkel, das ihn rings umgab, zu dringen. Er ſtand, als er nichts mehr ſah, ſelber ſtill und drückte ſich zur Erde, ob er wo gehen hörte. Nun war ihm faſt, als hörte er Schritte, und bog ſich in die Höhe und ſah auch Jemanden in der Nähe des Pavillons, der bald hinaus, bald hineinging. Schlachtenmaler hätte dem Regiſtrator dieſe Sicherheit nicht zugetraut. Die Wahl des Ortes aber, geſtand er ſich, machte ihm Ehre: denn der Tempel war nach dem zu Knidus eingerichtet und hatte zwar keine Hierodulen zu Prieſterinnen, aber doch Sophas und verſchließbare Fenſter und Thüren. Indeſſen ging er auf ihn zu und ſah oben die lange Geſtalt in einen wahrſcheinlich zum Train der Landesarmee gehörigen Reitermantel gehüllt. Der Wartende ſchien ihn zu bemerken und rief leiſe: „Sophie!“ — „Wart',“ dachte Schlachtenmaler, aus Aerger, daß er ſich nicht getäuſcht hatte, „ich blaſe dir das Pulver von der Pfanne.“ Damit lief er ſchnell die Anhöhe zum Pavillon hinauf und trat den Harrenden ſo heftig und ſchnell an, daß dieſer zurückfuhr und vor Schreck den Mantel von der einen Schulter fallen ließ. Schlachtenmaler ſchoß aber eilig an ihm vorbei und den andern Theil des Hügels wieder hinunter. Ein Unbekannter, mit dunkelm Barte, hatte ihn angeſtarrt. Nun fürchtete er Verrath und lief an die Gartenthür zurück, durch welche

treten hätte, kämen hart in's Gedränge. Bleibt dagegen Ellinor bei Euch, ſeid Ihr auf dem Schiffe nur mit Ihr allein beſchäftigt, ſorgt Ihr nur für Ihr Unterkommen, für Hilfe bei ihrem Unwohlwerden, das nicht ausbleiben wird, da bekümmert ſich auch um Euch keine Seele, fixirt Eure Züge nicht, vergleicht ſie nicht mit den Steckbriefen, deren ich ſchon genug in den Händen der Wächter geſehen habe. Auf dem Deck des Schiffes nehme ich Abſchied, und zwar ſo, wie es ſich einem alten Diener ziemt. Verſprecht mir dann, Mylord Arthur, und du, mein Kind, verſprecht mir, da keine Scene zu machen, und dann —" der Alte hob feierlich ſeine Stimme — „dann, Mylord, gelobt mir ferner, daß Ihr in Frankreich in das erſte Gotteshaus unſeres Glaubens tretet — in Calais findet Ihr ein ſolches, wenn auch ohne Glocken und ohne Thurm, welche Wahrzeichen ein ketzeriſches Bethaus in Frankreich nicht frei in die Luft ſtrecken darf — und Euch als Mann und Weib für ewig an einander verlobt, verbürgt und ehelich verbindet —!"

Die beiden jungen Leute ſtanden anfangs wie erſtarrt. Dann ſtürzten ſie voll Seligkeit und Schmerz zugleich an die Bruſt des alten Mannes.

„In den Koffern findet Ihr —" fuhr Robertſon fort, „Hilfsmittel genug, um auf dem fremden Boden anſtändig zu leben und Eurem Vater ſchreiben zu können,

daß Ihr glücklich ſeid, und ihn zu vertröſten, daß die Stunde nicht ausbleiben wird, wo ſich der Zorn der ſiegenden Majeſtät gelegt haben wird und ein öffentlicher Act der Verzeihung auch Euch geſtattet, den theuren Boden Eures Vaterlandes wieder zu betreten!“

„Aber warum folgt Ihr nicht ſelbſt?“ rief Arthur im Schmerz über den bevorſtehenden Abſchied. „Bleibt bei uns! Führt uns zum Altar! Seid unſer Zeuge, unſer Berather! Drüben wollen wir, ja nur wir Eure Diener ſein!“

„Ja, Vater!“ fiel Ellinor ein, „wie kann ich ohne dich leben —?“

Vorſichtig blickte ſich Robertſon um, als könnten die Wände zu Verräthern werden. Dann ſagte er mit feierlichem Ernſt, die Feſtigkeit ſeines Entſchluſſes in ſeiner ganzen Haltung andeutend:

„Nein, ich muß wieder zurück —“

„Aber Ihr könnt jetzt ſelbſt Eure Freiheit verlieren —“ entgegnete Lord Arthur, und Ellinor ſchrie über dieſe Aeußerung ſo heftig auf und wehklagte in Vorſtellung von einer ſolchen Möglichkeit, daß der Vater ſie ernſtlich bedeutete:

„Wir verrathen uns Alle, wenn du dich nicht mäßigſt —“

Deßhalb dämpfte Lord Arthur ſeine Stimme, indem er fortfuhr:

„Wenn man nun nachholte, was durch einen Zufall,

den Euch Gott ſelbſt geſchenkt haben muß — wenigſtens kann ich es nicht anders begreifen — vereitelt wurde, wenn man in Euer Haus bräche, erführe, daß ich bei Euch geweſen, daß Ihr mich nach Frankreich gerettet habt —"

„Seid nur erſt drüben!" fiel Robertſon ſchnell ein. „Alles andere iſt meine Sache."

Ellinor begriff, daß ſich der Vater nicht von ſeinem Hauſe, von ſeinem Eigenthum trennen konnte. Mochte er mitgenommen haben, wieviel er wollte, es war doch ſicher noch ſein halbes Vermögen zurückgeblieben. Weinend ſtand ſie und wollte mit dem Geſtändniß hervorbrechen, daß ſie ſich nicht von ihrem Vater, den ſie zu pflegen, in ſeinem Alter zu behüten hätte, trennen könnte.

Da ſchnitt jedoch Robertſon ihr Geſtändniß, das er ahnte, ab. Er merkte, wohin die plötzliche Unentſchloſſenheit ſeines Kindes führen ſollte, und ſagte:

„Nur du allein kannſt Lord Arthur retten! Nur ſein junges Weib vermag es! Die Menſchen freuen ſich in der Regel doch über Jeden, der die ſeltene Gelegenheit, in dieſem Leben ſich wahrhaft glücklich zu nennen, recht wahrnehmen und genießen darf. In Eurem Glück, in Eurem Lachen und Geplauder, in Eurem ſtillen Koſen und Geflüſter wird Jeder ſeine eigene und beſſere Zeit erkennen oder die Zeit, die er für ſich ſelbſt noch einmal hereingebrochen wünſcht. Euer Ehrenwort, Mylord, daß

Ihr Euch in Calais verbindet! Kraft des Amtes, das der Herr in Jedes Hand gelegt, der auf seinen Namen getauft ist, kraft des Priesteramtes der Liebe und des Glaubens, das jedem Christen innewohnt, lege ich Eure Hände in einander und segne Euch als ein christliches Ehepaar vor Gott dem Herrn und spreche dazu Amen —!"

Ellinor kniete nieder. Lord Maxwell folgte ihrem Beispiel. Der Vater legte die Hände auf ihre Häupter und segnete sie.

„Das Weib ist des Mannes Ehre!" sprach er. „Ein fleißiges ist seine Krone! Aber sie sei ihm darum unterthan! Ihr Schmuck, ihr wahrer sei das Wohlgefallen, das sie gefunden vor ihrem Gatten und vor Gott!"

Die somit durch die unsichtbare Kirche Verbundenen waren in solcher Weise ergriffen, so bestürzt, so durch die Voraussetzung der Folgen, die in des Vaters Segnung liegen mußten, sprach- ja bewegungslos, daß sich John Robertson hatte zurückziehen können, ehe sie es bemerkten. Die Lebhaftigkeit des Gasthauses machte die Fortsetzung einer Verständigung unmöglich.

Am folgenden Morgen nahm das regelmäßige Postschiff das vor Gott verbundene Paar an Bord. Robertson beaufsichtigte die Einschiffung, die Uebergabe des Gepäcks und vermittelte jede Schwierigkeit, die sich durch Nachfrage und nähere Erkundigung nach Lord und Lady Derville

noch hätte ergeben können. Dem größten Schmerze seines Herzens muthete er noch eine Anwendung väterlicher Strenge zu. Er bedeutete Ellinor, die im Momente des Scheidens umzusinken drohte, mit einem der scharfen Blicke, die zuweilen aus seinem sonst so milden und kindlichen Auge leuchten konnten, daß sie der Haltung gedenken sollte, die sich in diesem Augenblick und nach getroffener Verabredung geziemte. Die Festigkeit Arthur's und das Innewerden des entscheidenden Moments thaten das Uebrige.

Robertson stieg noch einmal auf die kahle felsige Anhöhe, die den Hafen von Dover umgiebt, winkte dem dahinsegelnden Schiffe so lange mit seinem thränenbefeuchteten Taschentuche nach, bis auch ihm dies gleiche Zeichen der noch nach ihm gerichteten Herzen entschwunden war im dichten Vornebel eines schönen, über die ruhige Fluth aufgehenden Herbsttages.

Hierauf kehrte er in die „Krone" zurück, berichtigte die Zeche, bestellte jetzt, statt vier, zwei Rosse für die blaue Kutsche des Meisters Twistle und fuhr nach London zurück.

Zehntes Kapitel.

## Der Spruch des Richters.

Allerdings entluden sich die düstern Wolken des Verhängnisses, deren Heraufziehen Maxwell für seinen edlen Retter vorausgesehen hatte, sehr bald. Es erwarteten ihn in London die trübsten, ja Erfahrungen, die das Ende seines Lebens beschleunigen mußten.

Der über Großbritannien verhängte Belagerungszustand, das noch immer herrschende Mactialgesetz hatte jene schönen Freiheiten, die auch König Georg aufrechterhalten zu wollen hatte beschwören müssen, die Freiheit im eigenen Hause, die Habeas-Corpus-Acte, für längere Zeit aufgehoben. König Georg brachte nichts von jenen eigenthümlichen Vorzügen mit, die in neuerer Zeit deutsche Fürsten geschmückt haben, wenn sie unter fremden Nationen als Theilhaber der regierenden Gewalt, etwa durch Verheiratung, aufgetreten sind. Weder besaß er Kenntnisse, noch Vorzüge des Herzens. Nicht einmal im Idiom des

Landes, das ihm mit so großartiger Hingebung und mit einem so heroischen, an seinem eigenen Fleisch und Blut vollzogenen Opfer, mit der Unterdrückung des Stuart'schen Aufstands, entgegen gekommen war, wußte er sich auszudrücken. Die Vorliebe für die Kunst, die er allerdings pflegte, entsprang bei ihm aus Liebe zur Pracht. Die Eigenschaften eines hannover'schen Junkers, dem nichts über den flottesten Lebensgenuß geht, diese fanden sich bei ihm noch am ersten in die englische Sitte, in die Jagd, in den Trunk, in unerlaubte Verbindungen mit dem schönen Geschlecht. Das waren die nächsten Bindeglieder, der Kitt, der Georg mit dem englischen Adel verband. Während er bekanntlich seine Gattin wegen angeblicher Untreue in Celle gefangen gesetzt hatte, führte er auf die Stufen jener glänzenden Erhöhung, die seinem Hause zu Theil geworden war, zwei Damen vom hannover'schen Adel hinauf und stellte sie den Frauen Englands, unter denen sich Muster der edelsten Weiblichkeit befanden, als eine Herzogin von Kendal, die andere als eine Gräfin Darlington vor. Im übrigen ließ er seinen Minister Robert Walpole schalten, und dieser führte die Niederwerfung der Stuart'schen Erhebung mit unerbittlicher Strenge durch. Auch das Haupt des Grafen von Kenmure fiel im Tower am 24. Februar 1716.

John Robertson wurde des Unterstandes wegen, den

er einem Hochverräther gegeben hatte, gefänglich eingezogen. Bei Durchſuchung ſeines Hauſes kamen ſeltſame Dinge und auch jene lederne gewaltſam aufgeſchnittene Couriertaſche zum Vorſchein. Sie trug einen königlichen Stempel. Da wurde bald entdeckt, daß ſie jenem Dragoner gehört hatte, der vor einiger Zeit nächtlicher Weile im Tower mit einer Botſchaft angekommen war, die — er nicht mehr hatte ausrichten können. Der unglückliche Soldat hatte ſein Vergehen mit einer der harten Strafen, die in jener Zeit beim Militärſtande überhaupt üblich waren und es bei der engliſchen Armee noch heute ſind, büßen müſſen. Vierzehn Tage mochten über den Bericht des Tower-Gouverneurs an den Oberſten Hutchinſon in Lancaſhire hingegangen ſein, bis die Erneuerung der damals abgefertigten Depeſche eintraf. Robertſon berechnete Alles ganz ſo auf Tag und Stunde, wie es eintraf. Er hatte nichts zu ſeiner eigenen Rettung gethan. Er erfreute ſich an den Nachrichten über das Schickſal ſeiner in Calais durch die Hand eines proteſtantiſchen Schiffsgeiſtlichen mit kirchlicher Weiſe zuſammengegebenen und glücklich in Paris angelangten Kinder. Im Uebrigen hatte ihn eine dumpfe Ergebung ergriffen, wozu die Erſchöpfung hinzugetreten ſein mochte von jenen außerordentlichen Anſtrengungen des Körpers und Geiſtes, die ſich ein ſo betagter Mann noch neuerdings hatte zumuthen müſſen.

Als Robertſon verhaftet wurde, da entleerte ſich denn auch das ganze Füllhorn aller der Gerüchte, die über den Urſprung, die Erhaltung ſeines Vermögens, ſeine Verbindung mit dem verſtorbenen alten Mordaunt, ſein nächtliches Aufbleiben, ſein Rumoren im Nebenbau, über den Verkehr unheimlicher Erſcheinungen, die nächtlich in ſein Haus gekommen ſein ſollten, verbreitet waren. Manches davon, wie die Ausſage, John Robertſon müßte ein Schmuggler oder ein Falſchmünzer ſein, machte die Richter von Kings Bench, wohin man anfangs den Bemitleidenswerthen gebracht hatte, unter ihren langen Perrücken, die ihnen wie Löwenmähnen bis über die Bruſt herabhingen, aufrichtig lächeln. Aber zu leugnen war weder, daß man die ſeltſamſte Trödelkammer von Gegenſtänden aller Art in jenem Nebenbau gefunden hatte, noch daß ſich John Robertſon ſcheu und gedrückt, ja ſogar wie ein überführter Verbrecher geberdete. Das Gravirendſte blieb die bei ihm unter allerlei Gerümpel gefundene Taſche mit dem königlichen Wappen. Es war die von jenem Dragoner verlorene. War ſie dieſem geraubt? Wie war der Gefangene zu ihr gekommen?

Im Verfolge des Proceſſes ergab ſich, daß es gerade dieſer letzte Gegenſtand geweſen, der die beſondere Urſache für Robertſon's Zugeſtändniß eines tiefen, ihn drückenden Schuldbewußtſeins war. Das Loos des armen, hart

beſtraften Kriegers bekümmerte ihn. Er hätte die Ledertaſche vernichten können. Daß er es nicht gethan, lag an dem innern Geſetz, das ihn ſchon vor ſich ſelbſt und vor Gott verurtheilt hatte, noch ehe er in die Hände der weltlichen Gerechtigkeit gekommen. Denn es ſtellte ſich immer mehr heraus, daß ſein ſeltſames Treiben im Zuſammenhang ſtand mit einem ſittlichen hohen Gedanken, den er viele Jahre hindurch mit gewiſſenhafter Strenge durchgeführt hatte, einem Gedanken, dem er jetzt zum erſtenmale, er verbeſſerte ſich, zum zweitenmale untreu geworden war durch den Fund des Todesurtheils Lord Arthur Maxwell's.

Den üblichen Richtern konnte John Robertſon als ein Londoner Bürger nicht gut entzogen werden. Das Gericht des Lord Mayors, ein Privilegium der Stadt, hatte ihn aus King's Bench abgefordert und vor die Schranken gerufen, wo ihn regelrechte Geſchworne richteten und ihn einer der geſuchteſten Barriſter vertheidigte. In London herrſchte damals noch die mittelalterliche Sitte der Aſyle. Von einer beſtimmten Freiſtatt aus, in welche man ſich geflüchtet hatte oder ſich mit Zuſtimmung der Gerichte freiwillig begab, wartete man mit einer gewiſſen Freiheit, wenn auch bewacht, den Ausgang eines Proceſſes ab.

Der Zuſtrom am Tage der öffentlichen Gerichtsverhandlung war ein außerordentlicher. Robertſon unter-

Sophie ſo eben hineinſchlüpfen wollte. Er zog ihr im Nu die Haube tief auf die Naſe hinunter und eilte davon. Er wollte nun gewiß das Haus nicht mehr betreten: denn er zweifelte nicht, daß der Poſten am Pavillon der Baron Satan von Höllenſtein geweſen war.

ſchied manches bekannte Antlitz auf der Empore des Publikums. Dem Todtengräber von Sankt Paul nickte er zu, als ihm dieſer mit dem Blinzeln der Augen einen Gruß geben zu wollen ſchien. Es war, als hätte er ſagen wollen: Ja, alter Freund Wetherby! Du wirſt mir nun bald unter deinen Hängeweiden und in deinen Büchern auch meine Nummer geben! Er war nur glücklich, daß die damals noch ſo gering gepflegte Zeitungs-Oeffentlichkeit und das Verhallen der meiſten Vorgänge innerhalb ihres nächſten Umkreiſes nicht auch ſein Kind von Paris herbeigerufen hatte. Sein Entſchluß, dieſem erſt nach Entſcheidung ſeiner Lage eine Nachricht zu geben, ſchien glücklicherweiſe durch fremde Dienſtbereitwilligkeit nicht gekreuzt worden zu ſein.

Die Anklage des Attorneys der Krone ging auf Raub, Betrug, Hochverrath und unehrliches Gewerbe überhaupt. Die Rede des darauf erwidernden Advocaten trat weit hinter Robertſon's eigene Vertheidigung zurück. Jener hatte nicht ganz vermocht, das Bild eines Geizhalſes auszulöſchen, der des Nachts durch die Straßen ſchlich und ſich das zu Nutze machte, was im Gewühl einer ſchon damals von mehr als einer halben Million bewohnten Stadt durch Unachtſamkeit und im Gedränge des Verkehrs verloren gegangen war. Er hatte jedoch aus Geſetzesſtellen bis zur Evidenz bewieſen, daß Jemand,

der etwas findet, nur bis zu einem gewiſſen Grade zur Wiederherausgabe verpflichtet ſei. John Robertſon hatte letzteres bisher immer ehrlich gethan. Die Freundſchaft des alten Mordaunt hatte ihn in einem der ſeltſamſten Geſchäfte der Welt unterſtützt. Durch dieſen und deſſen ebenfalls vernommenen Diener Bob Wilkie waren die gefundenen Gegenſtände, wenn ſich der rechtmäßige Eigenthümer hatte ermitteln laſſen, an dieſen zurückgegeben worden. In anderen Fällen waren ſie nach Bowſtreet in die Verwahrung des oberſten Chefs der Watchmen gelangt. Daß jene Couriertaſche von dem Finder aufgeſchnitten war, das konnte nach des Vertheidigers Anſicht nur für lobenswerth erachtet werden, da nur ſo die Beſtimmung derſelben und der wahre Eigenthümer hätte ermittelt werden können. In einem gewiſſen Grade wäre jeder Finder Herr ſeines Fundes. Das römiſche Recht gewährte ihm auch einen Theil ſeines Werthes, einen andern Theil räumten gewiſſe Geſetzgebungen ſogar dem Eigenthümer des Grundes und Bodens ein, worauf von einem Andern ein Fund gethan. Daß der Angeklagte ſich gehütet hätte, ein für ſeinen Schwiegerſohn beſtimmtes Todesurtheil auszuliefern, das wäre ein Vergehen, für welches ihm das Blatt einer Bürgerkrone zukäme. Denn — der Advokat erhob hier ſeine Stimme — das engliſche Volk theile nicht die wüthende Rachbegierde der gegen-

wärtigen Sieger. Der ſchon längſt eingetretene Umſchlag der öffentlichen Meinung kam dem Advocaten zu Hilfe. Er konnte ſeinen Clienten als einen Märtyrer der Soldaten- und Adelsparteien und der Hofſchranzenwillkür hinſtellen.

Wurde ſchon die Replik des Attorneys, der durchaus die Anklage auf Raub und Hochverrath feſthalten wollte, kleinlauter, ſo verſtummte ſie vollends, als John Robertſon ſelbſt das Wort ergriffen hatte und das Gemälde eines geldgierigen und ſogar im Koth der Straße nach Reichthümern ſcharrenden Geizhalſes gänzlich zerſtörte.

In rührender Einfachheit erzählte er dieſelbe Geſchichte vom Beſuche einer Theatervorſtellung in Drurylane, die er vor länger als einem Jahre ſeiner Tochter erzählt hatte. Anſpruchslos in ſeiner Darſtellung und dennoch tief erſchütternd für alle Hörer und die Richter ſelbſt ſchilderte er die Verzweiflung, als ihm jene Schenkungsurkunde, auf welche hin er geheiratet hatte, verloren gegangen war. Jedermann ſah ihn voll Mitleid und tief erſchüttert, nach dem Verrollen der Wagen, nach dem Stillwerden um die Stätten des Vergnügens und der Zerſtreuung, zwiſchen den Arcaden von Coventgarden, Drurylane und der Strandſtraße hin und her irren, ſah die Verzweiflung auf ſeinen Geſichtszügen, hörte ſeine an die Vorübergehenden gerichteten Fragen. Er hatte Wechſel ausgeſtellt gehabt

auf die ihm ſo gewiß erſchienene nahe Zeit des Antritts jener Erbſchaft. Er hatte Verbindlichkeiten anderer Art zu löſen, hatte ein Geſchäftslocal, eine freundlichere Wohnung gemiethet. Hatte doch ſeine junge Gattin alle Anſprüche auf ein Leben reichlichen Auskommens und erlaubten Behagens gehabt ...

„Da," fuhr er mit zitternder Stimme und vom Vorſitzenden des Gerichtes aufgefordert, ſich erſt zu erholen, ſich zu ſetzen, ſich einen Trunk friſchen Waſſers zu gönnen, fort, „da als ich," wiederholte er, mit Kopfſchütteln die Aufforderung ablehnend, „ſogleich nach Entdeckung meines Verluſtes nach Drurylane zurückeilte, ließ man mich in dem finſter gewordenen Theater nach dem Verlornen ſuchen. Man leuchtete auf alle Treppen, geleitete mich an den Platz, wo ich mit meiner Gattin geſeſſen hatte. Nichts fand ſich. Jetzt wurde man ungehalten über den Aufenthalt, den ich den Schließern verurſachte, verwies mich aus dem Gebäude und ſchloß daſſelbe ab. Doch verließ ich es nicht ganz. Ich umkreiste es von allen Seiten. Da lag ein Gegenſtand, der meine Aufmerkſamkeit erregte, dort lag einer. Sonſt würde ich daran vorüber gegangen ſein, würde, wenn nicht nach den Sternen, doch, wie man in London thun muß, meinen Blick geradeaus gerichtet haben. Jetzt hob ich Alles auf, was nur auf dem Boden zu erſpähen war. Ich fand einen verſchloſſenen

Brief, einen koſtbaren Ohrring, ein mit Gold eingefaßtes Augenglas ſchon am erſten Tage und brachte Alles mit nach Hauſe, das Loos der Verlierer wohl bedauernd, aber bitter verzweifelnd, weil ich es mit dem meinigen in keine Vergleichung bringen durfte. Die Reiſe zur Erbſchafts-Eröffnung mußte unterbleiben. Die Advocaten bewieſen mir, daß jede Hoffnung ohne Vorzeigung der Urkunde vergebens ſei. Ich ſuchte auf's neue. Ich ſuchte am Tage, wohnte einer neuen Vorſtellung im Theater bei. Es war ein Concert. Die himmliſchen Töne um mich her zerriſſen mir das Herz, ich konnte ihnen nicht folgen. Meine Anweſenheit in dem glänzend erleuchteten Hauſe galt nur dem erneuerten Suchen in und vor dem Hauſe. Wieder fand ich Dinge, die das nicht waren, was mir damals die Luft des Lebens, für die Bürgſchaft meiner Ehre gelten mußte. Es war ein Ring, vielleicht mit einem Handſchuh vom Finger gezogen. Eine koſtbare Schuhſchnalle in Email blinkte mir entgegen, ja auch geſchriebene Papiere leuchteten wieder unter den vielen werthloſen, die ich entdeckte. Es waren Papiere, die für andere einen Werth haben mochten, Berechnungen eines großen Hausbaues. Das wiederholte ſich ſo mehrere Tage, mehrere Nächte, bis der Freitag herankam, der Tag, an welchem die am Samſtag erſcheinenden Wochenblätter ihre letzten Ankündigungen aufnehmen. Ich hatte ſofort in

den Bureaur derſelben eine meinen Verhältniſſen entſprechende Summe dem Finder meiner Verſchreibung verſprochen; am Freitag verdoppelte ich die Summe, obſchon meine Ahnungen über die Zukunft ſchon die trübſten zu werden anfingen. In den Bureaur fand ich Anſchläge über verlorne Dinge. Noch ehe ich ſie genauer geleſen, erbat ich mir Feder und Papier, um auch meinen Verluſt auf's neue anzukündigen. Erſt als ich mit tiefem Seufzen gehen wollte, verglich ich noch einmal die vorhandenen Anſchläge und erſah, daß ich es geweſen, der Mehreres davon gefunden hatte, jenen Brief, den Ring, die emaillirte Schnalle. Am folgenden Tage las ich in den Blättern, daß auch das mit Gold eingefaßte Augenglas, der Ohrring geſucht wurden. Ich ſelbſt war zu erſchüttert, zu ermüdet von meinem Nachtwachen. Einen treuen, zuverläſſigen Burſchen, den ich hatte, ſchickte ich mit den gefundenen Sachen an die Adreſſen, die angegeben waren. Er kam freudeſtrahlend zurück. Der Verlierer des Briefes, in welchem ſich vielleicht Wechſel befunden haben mochten, hatte ihm eine volle Guinee geſchenkt. Für jeden anderen der wiedergebrachten Gegenſtände hatte der beglückte Eigenthümer ebenfalls eine Belohnung gezahlt. Ich durfte dieſe Summe für mich ſelbſt anſprechen. Ich mußte es thun, denn meine Kaſſe war zu erſchöpft für die Belohnungen, die ich ſelbſt in Erwartung, daß vielleicht auch

ich ſo glücklich ſein würde, von einem ehrlichen Finder mein ſo unendlich werthvolles Papier zu erhalten, ausgeſetzt hatte. Niemanden konnte dies Papier nützen, wie mir nicht jene Bauberechnungen genützt haben würden, für welche mein Junge eine volle Krone bekommen hatte. Aber mir wurde ein ſolches Glück nicht zu Theil. Und da ich dennoch der feſten Meinung war und darin von meinem Weibe beſtärkt wurde, daß die uns abhanden gekommene verhängnißvolle Schrift irgendwo zuſammengerollt, unſcheinbar, beſchmutzt, wie eben altes Papier in die Welt hinausgeht, in einem Winkel bei Drurylane, auf einem Kehrichthaufen, an einer Thür, an einem Prallſtein zum Abhalten der Wagenräder von den Fußgängern, läge und da die Nacht allein geeignet war, in London nach dergleichen ruhig zu forſchen und jedes daliegende Blatt aufzuheben, ſo ging ich mit einer Handlaterne aus. Und wunderbare Fügung! So iſt unſer geſammtes Leben! Wir ſuchen und ſuchen nach einem heißerſehnten Ziele, wir erreichen es niemals und finden doch Anderes! Wir ſuchen die allmächtige Größe Gottes und finden — ſeine Liebe! Wir ſuchen die ewige Wahrheit des Denkens und je weiter ſie ſich uns entrückt und je dunkler die Fernſicht dorthin wird, deſto heller ſtrahlt nach einer anderen Seite ein Stern nach dem anderen in unſerer Nähe auf — vielleicht der Stern der Tugend, vielleicht das Kleinod der wahren

Erkenntniß, die uns ſagt, daß Alles, was wir geſucht, nicht ſo viel werth iſt, als was wir gefunden! Wir fanden die Schärfung unſerer Augen, die Bildung unſeres Geiſtes, die Beherrſchung und Zähmung unſeres Herzens und ſeiner Begierden!“

John Robertſon nahm jetzt die Erlaubniß des Vorſitzenden in Anſpruch, ſchwieg und erholte ſich einige Augenblicke und ruhte ſich aus auf dem ihm hingeſtellten Seſſel. Als er ſich wieder geſtärkt fühlte, lächelte er. Weniger die kurze Pauſe hatte ihm Kraft gegeben, als der Hinblick auf die mächtige Wirkung ſeiner Selbſtvertheidigung, auf die Rührung und Theilnahme aller Hörer.

„Ich fand in den nächſten Tagen,“ fuhr er fort, „nicht, was ich ſuchte, aber ich fand ſozuſagen kleine Schätze. Da hatte vielleicht eine Schöne mit einem Mann getändelt, der ihr ſeine Huldigung bewies, und als ſie ſich trennten, merkten Beide nicht, was ſie in der Abweſenheit ihrer Beſinnung verloren hatten. Da, wo ſich unſere Beaux dem Spiel ergeben, dort, wo der reiche Nabob aus Indien ſchlemmt, in der Nähe der Kaffeehäuſer, wo man jetzt bis in die ſpäte Nacht zu ſtreiten gewohnt iſt, fand ich geſtickte Tücher mit Namenszügen, von welchen letztere dem Beſitzer vielleicht den größeren Werth hatten, fand ich ſilberne Troddeln von Degen, Pelzbehänge, die im Gehen unbemerkt entglitten waren. An den Kirchen,

wo die Abendandachten ſtattfinden, an Mary-le-bone fand ich Spangen von einem Werthe, als hätten die Beterinnen nach der Kirche noch auf einen Ball gehen wollen. O wie oft ſummte ich Nachts bei meinem Wandeln das alte Lied vor mich hin aus dem luſtigen Poſſenſpiel: „Des Lebens Jahrmarkt“:

„Alte Kleider, alte Treſſen!
Laßt mir ab von Eurem Glück!
Manches ſtellt ihr, roſtzerfreſſen,
Manches, blinkend noch, zurück!

Vieles will Euch nicht mehr munden,
Und Ihr nipptet nur daran.
Laßt es mir, dem alten Kunden!
Ich bring's immer noch an Mann.

Immer gibt's noch arme Gäſte,
Denen dankbar ſchlägt die Bruſt,
Haſchen ſie die letzten Reſte
Eurer Wonnen, Eurer Luſt!“

Thränen mußten wohl im Kreiſe der Hörer vergoſſen werden. Denn man hörte jenes Räuſpern, jenes Benützen der Taſchentücher, womit die Menſchen ihre Rührung zu verbergen ſuchen. Der mehr heitere, als feierliche Ton, mit welchem John Robertſon jenes Liedchen eines armen Lumpenſammlers geſprochen, weckte unter vielen Zuhörern ſogar den vollſten Widerſpruch mit der Empfindung, die Alle hatten,

erweckte Lachen. Das menſchliche Gemüth ſträubt ſich mit Macht gegen die Kundgebung ſeiner inneren beſſern Regung. Man lachte, um nicht zu weinen zu brauchen.

Der Angeklagte erzählte ſein Bekanntwerden mit Will Mordaunt, an welchen er, als es ihm immer ſchlechter und ſchlechter ging und der Bankerott erklärt werden mußte, ſeinen braven Burſchen abtrat mit der Bedingung, ſich deſſelben noch zuweilen bei perſönlichen Aufträgen bedienen zu dürfen. So war Will Mordaunt hinter Robertſon's Geheimniß gekommen, das in nichts Anderem beſtand, als in den natürlichen Folgen jenes Suchens, das der Angeklagte geſchildert hatte, eines Suchens, das anfangs dem Verfolgen einer fixen Idee gleichkam. Sofort die erſten Rundgänge des nächtlichen Wanderers waren von einem ſo auffallenden Erfolg geweſen, daß die Summe, die Robertſon ſelbſt ſo gern dem Finder ſeines eigenen Verluſtes gezahlt hätte, bereits beiweitem überſtiegen war. Die Speculationen mußte er allerdings aufgeben. Verpehmt als ein Bankbrüchiger, mußte er ſich zurückziehen. Niemand gab ihm Credit. Keine Unternehmung, die er beginnen wollte, glückte. Die einzige nur, die ſich lohnte, war ſein nächtliches, anfänglich durch Hoffnung, dann durch Verzweiflung, endlich durch überraſchende Erfolge ermuntertes und gekröntes Wandern.

Er fand Papiere, erzählte er, die der Oſtindiſchen

## Siebentes Kapitel.

„Der Journalismus iſt eine Peſt.“
Löffler, über die Geſetzgebung der Preſſe.

---

Darum gerade mußte die Relegation für die Brüder ſo ſchmerzhaft ſein, weil dieſe Mine in einem Augenblick ſprang, wo ſie es am wenigſten erwarteten. Sie hatten bei dem bevorſtehenden Winter ſich vorgenommen, ihre Eingeweide in Erz zu verwandeln, wie es von jenem alexandriniſchen Grammatiker heißt: er war ſo außerordentlich fleißig und konnte ſo anhaltend arbeiten, daß man glauben mochte, er hätte einen ehernen Unterleib. In dem Augenblick ließ die Clique den Mordſchlag ſpringen und die vier Brüder waren relegirt.

„Ich ſage, dies iſt ein Glück für uns,“ tröſtete der Aelteſte. „Ein Kaufmann fallirt lieber bei Zeiten, als daß er durch zu langes Hinhalten ſeines zerrütteten Zuſtandes ſich um alle Möglichkeit bringt, durch Credit wieder aufgerichtet zu werden. Beſſer, ſie weiſen uns ab, wo wir noch nichts geleiſtet haben, als daß ſie unſern Fleiß und lange ihrem Reglement geopferte Jahre durch ihren unverbeſſerlichen Haß

Compagnie gehörten und einen baaren Geldwerth von der größten Bedeutung hatten. Er mochte diese Papiere nicht selbst abgeben, weil ihn schon da eine Untersuchung persönlich hätte vor Gericht führen müssen. Denn man hatte anfangs eine Veruntreuung durch einen der ersten Beamten angenommen. Will Mordaunt übernahm die Abgabe in Ost-India-House selbst, erhielt die ausgesetzte außerordentliche Prämie und war ehrlich genug, sich mit dem Antheil, den ihm in solchen und ähnlichen Fällen Robertson nach einem bestimmten Tarif zuerkannt hatte, zu begnügen. Dadurch bildete sich im dankbaren Gemüth Robertson's das Gefühl der Verpflichtung für den alten Krämer noch mehr aus. Die besonderen Glücksfälle wiederholten sich. Es entstand eine förmliche Buchführung für die Verrechnungen zwischen dem ehrlichen Finder und dem Rückgeber an die Personen, die glücklich waren, zu ihrem Eigenthum zu gelangen. Die Ehrlichkeit war die erste Bedingung in dem Theilungsgeschäft, das fast ein Menschenalter hindurch zwischen Robertson und jenem alten Liebhaber des Goldes dauerte, dessen Enkel jetzt ein Dechant war und ebenfalls unter den Zuhörern saß, sich aber versteckt gehalten hatte, um nicht angesehen zu werden wegen etwaiger Verlegenheiten, in welche ihn vielleicht gewisse, seinen Großvater betreffende Enthüllungen des Processes hätten bringen können.

„Ich kann mir ſagen und mir vor Gott das Zeugniß geben," ſchloß der Angeklagte ſeine Rede, „daß ich viel Glück, viel Freude unter den Menſchen verbreitet habe! Aus meinen Thränen, aus dem Kummer meines früh dahingegangenen Weibes erblühten für Andere Stunden der Erhebung von Trauer und Reue. Wie Mancher, der in ſinnloſeſter Trunkenheit durch die Straßen taumelte, verlor ſein halbes Vermögen! Er gelobte zu Gott, als er es wiederbekam, ſich zu beſſern und die Großmuth des Zufalls für ſein beſſeres Selbſt zu benutzen. Das hob meinen Muth, das belohnte mich für die Anſtrengung, die eine Aenderung meiner ganzen Lebensweiſe bedingte. Es iſt wahr, ich habe oft von einer einzigen Nacht, wo ein großes Feſt gefeiert wurde oder ſich in Vauxhall Hunderttauſende verſammelt hatten, für die Sorgloſigkeit und Unachtſamkeit der Menſchen, die Untreue der Bedienungen und andere Veranlaſſungen, die uns das Unſerige nicht achten laſſen, Einnahmen gemacht, die mir ein noch ſo blühender Verkehr nicht würde eingebracht haben. Als ich mich wieder emporgehoben hatte, halfen die Erträgniſſe meiner Erſparungen ſelbſt nach. Aber das Belohnendſte blieb mir das Gefühl, der Güte Gottes in die Hand gearbeitet zu haben und mir ſagen zu dürfen: Du ſollteſt nur darum in Nacht und Verzweiflung geſtürzt werden, um den Weg zu finden, der Andere und dich ſelbſt zum Lichte

führt! Was ich nicht an ſeinen rechtmäßigen Herrn zurückſtellen konnte, das ließ ich durch Will Mordaunt an die Polizei gelangen. Viel Kleines, viel Unſcheinbares, der Beſorgung kaum Werthes iſt in meinem Hauſe und deſſen Anbau liegen geblieben ſeit Jahren. Ich glaubte auch da noch immer, auch die Stunde würde für dieſe Dinge kommen. Denn wer kann wiſſen, was dem Menſchen von Werth iſt! Der letzte Segen von der Hand einer ſterbenden Mutter kann auf einem Büchelchen, auf einem Bildchen ruhen, das, als gefunden angezeigt, nur ein Lächeln würde hervorgebracht haben!“

Die Schickſale, die Robertſon mit dem Verlobten ſeiner Tochter, mit Sam Mordaunt, gehabt hatte, die wahre Neigung derſelben, die Verbindung mit Lord Arthur Maxwell hatte ſchon ohne Rückhalt ſein Anwalt dargeſtellt. Die Selbſtanklage Robertſon's, er müßte bereuen, zum erſtenmal in ſeinem Leben beim Finden der Couriertaſche unehrlich gehandelt zu haben, wurde von den Geſchwornen zurückgewieſen, nachdem Robertſon's Erbieten, den reitenden Boten für die erlittene Beſtrafung angemeſſen zu belohnen, als ſeinem eigenen Belieben überlaſſen bezeichnet worden war. Sinnig und Heiterkeit anregend wirkte auch des Advocaten Erwähnung des Symbols der Wohnung ſeines Clienten, des ſpringenden Roſſes, und des Verhältniſſes deſſelben zur Gipfelung ſeiner Lebens-

ſchickſale. Endlich ſprach für den redlichen Finder ſein allgemein bezeugter patriotiſcher Sinn. Schon einmal, geſtand er, hätte er kaum einer Verſuchung widerſtehen können, etwas Gefundenes nicht zurückzugeben. Es war jenes Armband der jetzt verſchollenen und ohne Zweifel nach Frankreich entkommenen Blanche von Champfleury. Dies hatte er gefunden, nachdem um Mitternacht ein Trupp Vermummter an ihm vorübergegangen war, die ſich in franzöſiſcher Sprache und, wie er deutlich unterſchied, hochverrätheriſch unterhielten. Unmittelbar hinter dieſen Männern her entdeckte er die koſtbare Spange. Befand ſich alſo unter dieſen Männern eine Frau? Er hatte keine geſehen. So mußte es eine vornehme Dame in Verkleidung geweſen ſein. In dieſem Falle war ſein Glaube, einer Verſchwörung auf die Spur gekommen zu ſein, deſto begründeter. Der Polizei gab er vorläufig einen Wink ohne ſeinen Namen zu nennen. Daher die Wächter, die Sam noch im Herbſt im Budge-Road bemerkt hatte. Ueber Beſchluß und Ausführung einer weiteren Enthüllung an die Behörde verſtrich jedoch die Zeit, bis er endlich im Herbſt ſein Vergehen gutmachte und das Armband bei Lady Ratcliffe, der unglücklichen Mutter des jungen hingerichteten Lord Derwentwater, abgeben ließ.

Robertſon war frei. Der Gerichtshof erhob ſich. Mancher ihm völlig Fremde ſchüttelte ihm die Hand.

Schüchtern traten auch die alten Bekannten hervor und ſuchten die Verläugnung eines Mannes, deſſen Speiſen und Weine ſie ſich ſo köſtlich hatten ſchmecken laſſen, durch die Schwierigkeit der Zeitumſtände, die Einmiſchung des politiſchen Verdachts zu entſchuldigen. Robertſon hatte gegen Niemanden Groll. Dem Todtengräber ſchüttelte er die Hand und ſagte:

„Ich komme bald zu Euch — um mir mein Plätzchen auszuſuchen —! Ich hätte mir's neben Mary Wilſon offen laſſen ſollen. . . Da iſt aber jetzt wohl ſchon Alles bewohnt —!“

In der That brach jetzt der tiefererſchütterte Mann zuſammen, als der Advocat ſeinen Arm ergriff, ihn die Stiege des Gerichtshauſes hinunterführte und zum Wagen begleitete. Der treue Rechtsbeiſtand gerieth in nicht geringe Sorge, als der alte Mann, der ſich ganz ſchwarz gekleidet hatte, in der Ecke des Wagens neben ihm ohnmächtig lag und ſo blaß ausſah, als könnte er in's Leben nicht wieder zurückkehren. Doch ſchlug er allmälig die Augen wieder auf und hatte ſich geſammelt, als ſie in's Zunfthaus der Seidenwirker einfuhren, woſelbſt Robertſon als Gefangener ſeinen Proceß abgewartet hatte. Die Bürger Londons waren, je nach ihren Gewerben, an beſtimmte Zunfthäuſer zugetheilt, die zugleich bis zu einem gewiſſen Grade für ihre Mitglieder in gerichtlichen Con-

flicten ein Asyl boten. Als einem ehemaligen Bankerottirer hatte es John Robertſon ſchwer gehalten, in eine Zunft zugelaſſen zu werden. Die der Kaufleute blieb ihm unzugänglich, auch die der ſehr von ſich eingenommenen Tuchweber. Die Zunft der Seidenwirker war duldſamer. Sie hatte in ihren Liſten viele franzöſiſche und walloniſche Refügiés.

Robertſon's Advocat machte ihm jetzt ein Geſtändniß. Er hatte an Lady Marwell geſchrieben und ihr die Lage ihres Vaters mitgetheilt. Sie konnte in jedem Augenblick eintreffen.

Die Nachricht erſchütterte den Greis in ſolchem Grade, daß er nicht die Kraft beſaß, ſchon jetzt ſeinen Umzug in ſein Haus „zum ſpringenden Roß“ auszuführen. Er erklärte, wenigſtens noch dieſe Nacht bei den Seidenwirkern bleiben zu wollen.

Wie war ihm zu Muthe, als er am folgenden Morgen beim Erwachen aus einem tiefen Schlafe, der ihn geſtärkt hatte, die milde liebliche Stimme eines weiblichen Weſens im Nebenzimmer vernahm und ſich ſagen mußte: Ja! Das iſt ſie, das iſt mein Kind!

Er erhob ſich und kleidete ſich ſchnell, ſo weit nothwendig war, an. Er raffelte mit der Schüſſel, in der er ſich wuſch. Er wußte wohl, daß, wenn es Ellinor war — und gewiß, ſagte er ſich, nur ſie kann es ſein —!

die liebevolle Tochter vermeiden würde, ihn mit den stürmischen Kundgebungen ihres Gefühls zu überraschen. Aber er polterte eben darum so laut, er scharrte so nachdrücklich hörbar mit den Pantoffeln, die sie selbst gestickt hatte, daß es nun doch nicht anders ging, als daß nebenan ein leises Pochen versucht wurde und eine Stimme wisperte:

„Sir, wißt Ihr denn auch — wer —?"

Da hatte er aber schon aufgeschlossen. Und schon lag sein Kind in seinen Armen.

Lady Maxwell kam von Paris wie geflogen. Das Ausbleiben der Mittheilungen aus London, das Stocken der sonst so regelmäßig eingehaltenen Briefe hatte sie mit Schrecken erfüllt. Noch ehe ihr ein zweiter Brief des Advocaten, nach dem ersten vorbereitenden, den sie von ihm empfangen, die volle Wahrheit über ihren Vater enthüllt hatte, war sie schon abgereist, von ihrem Gatten, der ihr nach England nicht folgen durfte, bis nach Calais begleitet. Dank den Mitteln, die Robertson seinem Kinde hatte zufließen lassen, sie konnte mit Entfaltung aller Ansprüche einer bevorzugteren Lebensstellung reisen.

Zwar sah sie bleich vor Schrecken und Schmerz aus. Aber sie war schöner noch, voller, ja eine Erscheinung geworden, die sich ihrem neuen Stande gemäß in erlaubten Grenzen zu fühlen schien. Daß sie die Hoffnung hatte, Mutter zu werden, war ersichtlich.

Mit kindlicher Liebe und Sorgfalt führte ſie den Vater in ihre alten Räume in der Cavendiſhſtraße ein, ſchmückte dieſe wie ſonſt, behütete wie ſonſt ſein ſo anſpruchloſes Daſein. Jetzt mußte ſie auch noch dem Andrange der Menſchen wehren, die eine ſo merkwürdige Perſönlichkeit, die man allgemein den „redlichen Finder“ nannte, kennen lernen wollten. Jene muthigen Herzoginnen von Cleveland und Bolton, die für die Befreiung der Tower-Gefangenen, für die Begnadigung derſelben ſo viel beim König und den Machthabern gethan hatten, umarmten Lady Ellinor Maxwell wie ihresgleichen und leiteten für den Vater, den Retter ſeines Schwiegerſohns, einen Cultus ein, den ſich ſogar Robertſon, eingedenk ſeiner unveränderten politiſchen Grundſätze, verbieten zu wollen Miene machte.

Es iſt wohl eine der ſchmerzlichſten Trennungen, die Trennung einer Frau von einem kaum gewonnenen geliebten Gatten. Ein deutſches Volksſprichwort nennt dieſen Zuſtand eine Strohwittwenſchaft. O gewiß, eine Wittib fühlte ſich Ellinor auf ihrem einſamen Lager. Es war zwar nicht von Stroh, es war das ſchwellende Daunenbett, in welchem ſie ſchon früher geruht hatte — der Vater hatte den dritten Stock ſeines Hauſes gelaſſen, wie dieſer einſt geweſen — aber die Prüfung wurde nun herber und herber. Denn an eine Begnadigung Lord

Maxwell's war noch nicht zu denken. So zog sich die Trennung Monate, zuletzt — Jahre hin! Ellinor konnte den Vater, dessen Kraft zwar dem Grabe zuging, aber doch nur langsam erlosch, nicht verlassen. Sie konnte ihm auch die Glückseligkeit der tröstenden Erhebung nicht entziehen, das angekommene Enkelchen, einen herrlichen schönen Knaben, ganz das Bild seines Vaters, auf den Knieen zu schaukeln.

Zwei sich zärtlich liebende Ehegatten, beglückt durch ein Kind, das der Vater noch niemals gesehen — es ist ein rührend trauriges und doch schönes Bild. Beide hatten nichts als ihren Briefwechsel. Dieser wurde der Ausdruck zweier reinen Gemüther, die dem wahren Gottesgedanken, der einst diese erhabene und schöne Welt und für sie als Herrn den Menschen geschaffen hat, dem Gedanken der ewigen Liebe, am nächsten stehen. Treuverbunden harrten sie aus, getrennt durch die Erfüllung einer edlen Pflicht, hoffnungsvoll auf Wiedervereinigung rechnend und bereits dafür belohnt durch ein Kind, über dessen Entwicklung Ellinor dem Vater jeden kleinsten Umstand schreiben mußte, wie oft es des Tages die Mutterbrust verlange, wie seine ersten articulirten Rufe lauteten, was ihn zumeist erfreut, ob ein Roß oder eine Blume oder die Käpchen auf dem Dache — ein Mutterherz, das, wo es weiß, daß sein Sprechen mit Liebe aufgenommen wird, Alles durchein-

ander von seinem Kinde schreibt und spricht, ist der erste — Genremaler der Welt.

Endlich war im Parlament die Partei durchgedrungen, die den Riß im Leben des englischen Volkes geschlossen sehen wollte, die Wunde, die sich England selbst hatte schlagen müssen, vernarbend. Richard Steele's feurige Beredtsamkeit, seine scharfe Feder schaffte den gutmüthigen Regungen seines Herzens Bahn. Sogar einer der Minister, Lord Stanhope, mußte ein Beispiel von Inconsequenz, das er selbst gegeben, in Einklang zu bringen suchen mit der allgemeinen Verfahrungsweise gegen den jacobitischen Aufstand. Er hatte in Maxwell's Oheim, Lord Nairn, einen alten Schulfreund begnadigt. Lady Nairn, erlöst von einem entsetzlichen Geschick, behandelte Ellinor wie ihre Tochter. Robert Walpole konnte nun nicht länger widerstehen. Lord Widdrington, Graf Carnwarth wurden begnadigt. Eine allgemeine Amnestie erlaubte den Verbannten und theilweise zum Tode Verurtheilten unter gewissen Bedingungen nach England zurückzukehren.

Erst nach drei Jahren der schmerzlichsten Trennung sah Lord Arthur Maxwell sein Weib wieder und zum erstenmale seinen holden Knaben. Dieser fürchtete sich vor dem Vater, der ihn an sich riß und herzen und küssen wollte. Erst als es sah, daß Vater und Mutter

zunichte machen. Der Keſſel unſers Dampfbootes ſprang am Ufer und noch nicht auf der hohen See. Nun gilt's einen tiefen und entſchloſſenen Griff in die Urne des Schickſals."

Beſſer, meinten die Brüder, ſie könnten recht tief und entſchloſſen in ihren Geldbeutel greifen: denn in dieſen ſchiene Sonn' und Mond hinein. Die Zubuße der Aeltern wäre Waſſer auf einen glühenden Stein und hälfe nichts mehr, als durch kleine Bezahlungen die Wunde ihrer Schulden nur in ewiger Eiterung zu erhalten. Das Verhältniß mit Celinden wäre auch abgebrochen und die Sophokles-Vorleſung trüge nichts mehr ein. Von Sophien zu borgen, wäre doppelt ſchamlos. In ihrer Lebensart könnten ſie nichts herabſtimmen, da Schmalhans längſt ihr Küchenmeiſter wäre.

Die Brüder Däumlings im Mährchen konnten nicht verzweifelter über ihre Lage rathſchlagen, als die Söhne Blaſedow's über die ihrige. Ueber den kleinen Stock, den man ihnen mit der Relegation vorgehalten hatte, ſprangen ſie ſchon hinweg; aber ſie waren raſch aufgeſchoſſene Knaben, viel zu alt, um die Scharten ihres Rufes ſo bald wieder ausbeſſern zu können und zu hungern vor den Leuten. Albein ſprach von einer Auswanderung nach Amerika, was ihnen nur erſt dann lächerlich vorkam, als ſie einſahen, daß ſie dort Handarbeiten hätten verrichten müſſen. Theobald ſchlug vor, unter die Soldaten zu gehen; allein die Landesuniform war ſo geſchmacklos, daß ſie ihrer Phantaſie nicht zuſagte. Sie ergriffen das Wochenblatt und durchliefen die Reihe von Dienſtanerbietungen in den verſchiedenſten Fächern; aber nichts war dem Adel ihrer, wenn auch noch ſo mangelhaften, Bildung angemeſſen. Und nun ſchlägt wohl zuweilen der Blitz mitten in eine ſolche Nacht hinein und

weinten (Beide waren in Trauerkleidern), da hielt das Kind, als wollte es ihn trösten, dem guten Vater Stand. Durch Kuß und Umarmung kaum verhindert, fuhren sie dann vor die Thore Londons auf den neuen Friedhof von Sanct Paul.

Denn dorthin hatte erst vor einigen Wochen Ellinor ihren Vater hinaustragen lassen müssen. Die Fülle von Licht, die nach so langer Nacht mit dem Wiedersehen seines Schwiegersohns auf den Greis würde hereingebrochen sein, hätte sein Auge nicht mehr ertragen können. Meister Wetherby hatte Rath geschafft. Er ruhte doch noch neben Mary Wilson, seinem Weibe.

Gediegene Romane und Novellen aus dem Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

**Detlef, Karl, Bis in die Zieppe.** Novelle.
Preis Thlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 15 kr. rh.

— — **Auflösliche Bande.** Novelle.
Preis Thlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 30 kr. rh.

**Dingelstedt, Franz, Die Amazone.** Novelle. 2 Bände.
Zweite Auflage.
Preis Thlr. 2. oder fl. 3. 30 kr. rh.

**Ebers, Georg, Eine ägyptische Königstochter.** Historischer Roman. 3 Bände. Zweite Auflage.
Preis Thlr. 3. oder fl. 5. 15 kr. rhein.

**Grosse, Julius, Maria Mancini.** Roman. 2 Bände.
Preis Thlr. 2. 15 Sgr. oder fl. 4. 18 kr. rh.

— — **Ein Revolutionär.** Novelle.
Preis Thlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 15 kr. rh.

**Gutzkow, Karl, Die schöneren Stunden.** Zweite Auflage.
Preis Thlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 30 kr. rh.

**Hackländer, F. W., Neue Geschichten.** 2 Bände.
Zweite Auflage.
Preis Thlr. 2. oder fl. 3. 30 kr. rh.

— — **Zwölf Zeitel.** Zweite Auflage. 2 Bände.
Preis Thlr. 2. oder fl. 3. 30 kr. rh.

**Hoefer, Edmund, Der verlorne Sohn.** Eine Geschichte.
Preis Thlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 30 kr. rh.

**Mels, A., Erlebtes und Erdachtes.** 2 Bände.
Preis Thlr. 2. 20 Sgr. oder fl. 4. 36 kr. rh.

# Lebensbilder

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1870.

# Novellen und Skizzen

von

Karl Gutzkow.

Das Opfer.
Das Justinienwäldchen bei Berlin.
Aus Empfangszimmern.
Die Wittwe von Bologna.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1870.

**Müller, Otto, Die Förstersbraut von Neunkirchen.** Erzählung. Zweite Auflage.
Preis Thlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 15 kr. rh.

— — **Erzählungen.** Die Feuerdore, Erzählung aus dem pfälzer Volksleben. Der Helm von Cannä. Zweite Auflage.
Preis Thlr. 1. 10 Sgr. oder fl. 2. 15 kr. rh.

**Raabe, Wilhelm, Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge.** Roman in 3 Theilen. 3 Bände. Zweite Auflage.
Preis Thlr. 3. oder fl. 5. 15 kr. rh.

— — **Der Regenbogen.** Sieben Erzählungen. 2 Bände.
Preis Thlr. 2. 15 Sgr. oder fl. 4. 18 kr. rh.

Vorräthig in **allen** Buchhandlungen des **In- und Auslandes**, sowie in jeder guten Leihbibliothek.

BIBLIOTECA
MONASTERIO

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

# Das Opfer.

Die Kleine schlummerte schon.

Die Lampe, die während der Nacht den behaglichen Nebenraum des Schlafzimmers der Eltern zu beleuchten pflegte, warf bereits — eben erst war die Sonne untergegangen — von der Decke herab, wo sie hing, einen milden Schein auf den kleinen Engel, wie die holde Elsbeth von allen genannt wurde, nur nicht von einer alten Frau, die am Ende des Bettchens saß und ebenfalls schon eingenickt schien.

Die alte Lene war das Factotum im Hause des Justizraths. Sie hatte lange Jahre bei den Eltern der Mutter Elsbeth's gedient. Als Gabriele Berger den Justizrath Wenck heiratete, half sie die Ausstattung ordnen und folgte den Schätzen derselben selbst, um sie desto gründlicher im Stand halten zu können. Nun war sie die Wärterin des ersten und bis jetzt einzigen Kindes der nächst der Ausstattung ihr dringend mitbefohlenen jungen Mutter geworden. Aber sie mochte die Bezeichnung Elsbeth's, die zwischen

zündet ſo ſchnell, daß im Nu ein ganzes Gebäude in lichterlohen Flammen ſteht; alle Zweifel ſind beſiegt, keine Rückſicht wirft uns mehr Hinderniſſe in den Weg, die Abhülfe einer Noth iſt mit der größten Wolluſt verbunden, und ſo fuhren alle, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, empor, als Schlachtenmaler den blitzſchnellen Gedanken, der ihnen mehr als blitzhelle aus der Münze kommende Thaler war, auf den Tiſch warf und ausrief: „Wir geben ein Journal heraus!“

Die jungen Leute geberdeten ſich, als wären ſie von der Tarantel geſtochen. Sie turnten über Stühle und Tiſche fort, wieherten vor innerm Jubel wie junge Roſſe, ſchlugen mit geballten Fäuſten auf ſich ein, drückten ſich unter einander, daß ihnen Hören und Sehen verging, trommelten mit Händen und Füßen, als gält' es, die ganze Welt auszupochen, und Amandus ſchlug ſo viel Räder im Zimmer, daß wirklich eine Waſſerflaſche darüber verloren ging und ſie ſich erſt ſammelten, als ſie die Scherben ſammelten. Was hatte nun der Regiſtrator noch nöthig, ſeine Mißbilligung des Lärms durch ein ihm vom Wirth geſtattetes Anpochen auszudrükken? Er mußte noch immer wie der Todtenkäfer, der in der Wand wühlt, ſich zu erkennen geben und hatte diesmal eine ſchlechte Stunde zu ſeinem memento mori gewählt: denn Schlachtenmaler, der ruhig am Fenſter geſtanden und die Steine der Straße gezählt hatte, als wären es Abonnenten, wandte ſich um und ſagte auch: „Der Schuft ahnt nicht, welche Waffe wir in dieſem Augenblick gegen ihn gefunden haben. Der Journalismus iſt das geiſtige Recht des Stärkern in unſerer Zeit geworden. Dieſer Actenſchreiber hat mitgeholfen, uns in die Dinte zu bringen; bringen wir ihn in die Druckerſchwärze, ſo wird er den Unterſchied merken.

Mutter und Wärterin faſt ein Gegenſtand der Eiferſucht geworden war, als eines Engels nicht leiden. „Engel ſind im Himmel!“ ſagte ſie. Und auch die von der Decke fallende Beleuchtung war ihr nicht recht. Dieſe wurde durch eine rothe mattgeſchliffene Glaskugel, die den brennenden Docht umgab, gemildert und warf überall hin maleriſch rothe Lichter, die Farbe der Geſundheit und des Lebens. „Nie kann man da recht wiſſen, ob einem Kinde etwas fehlt, wenn es immer roth gemalt iſt durch ein ſolches Glas!“ ſagte die alte Lene, wurde aber darüber ausgelacht, denn die kleine Elsbeth war das Leben und die Geſundheit ſelbſt.

Heute ſchnarchte die Alte mit ihrem Pflegling um die Wette, als die Eltern mit zufriedenem Lächeln das Kinderzimmer verließen und durch ihr eigenes Schlafgemach in den Wohnraum zurückkehrten, der nach einem Garten hinaus lag.

Juſtizrath Wenck bewohnte dicht vor dem Thor eine freundlich gelegene Villa, deren ſolide Bauart den Stürmen und Regengüſſen auch Trotz bot, wenn rings umher die Boskette des Gartens entblättert ſtanden, ſich die ſchlanken Pappeln, die den Eingang zierten, vor dem Nachtwind beugen mußten, die Wieſen, die im Sommer von lieblichen Blumenbeeten eingerahmt waren, zuweilen ganz unter Waſſer traten. Noch war die Jahreszeit angenehm,

obſchon die Abende bereits zeitiger hereinbrachen. Der Vollmond glänzte bald durch Fenſter, die man auch als Thüren öffnen konnte, um auf eine mit Glas verdeckte Veranda zu gelangen, die, wenn es regnete und bei Abendkühle, mit ihren tropiſchen Gewächſen, gefällig geformten eiſernen Stühlen und Tiſchen dann den Garten erſetzte.

„Der Club nimmt alſo ſchon wieder ſeinen Anfang?“ ſagte Gabriele.

„Vergieb, wenn ich Dich wieder allein laſſe!“ erwiederte der Gatte, nahm ſeinen ſchon bereitliegenden Ueberzieher an ſich, taſtete an den Taſchen ſeines Rocks nach Hausſchlüſſel, Cigarrentaſche, Portemonnaie und fuhr fort: „Es iſt ja nur der Donnerstag, wo ich mich dem Club der Advocaten nicht entziehen kann. Man würde mir meinen Austritt als Beweis von Incollegialität deuten und gerade unſer Beruf, zu ſtreiten und ſich einander die Vortheile oder Blößen abſehen zu müſſen, macht es wünſchenswerth, daß wir bei einer academiſchen Pfeife oder einer Cigarre und einem Glaſe Wein oder Bier den Aerger wieder verdampfen oder die Eiferſucht hinunterſpülen, die uns ſonſt die Decrete der Gerichte und die Wahrſprüche der Geſchworenen erregen würden!“

„Dann kommt aber der Schachclub,“ fuhr Gabriele lächelnd fort und begleitete ihren Gatten ſchon auf die Veranda und in den Garten hinaus, „und

erbittet ſich auch Deine Theilnahme an jedem Samstag —"

„Nur alle vierzehn Tage —" beruhigte Wenck, nachdem er noch vor acht Tagen erklärt hatte, aus dem Schachclub ganz austreten zu wollen.

„Und dann iſt am Montag die Actionärverſammlung der Eiſenbahn —"

„Dieſe ſogar nur alle Monate —"

„Die außerordentlichen Sitzungen am Dienſtag, Mittwoch, Freitag, nicht zu rechnen für Wahlagitationen, Bezirksverſammlungen und Caſinoangelegenheiten. Obſchon," unterbrach ſich hier die junge Frau, die übrigens all' dieſe Vorwürfe nur neckend und ſcherzend machte, „obſchon Du im Caſino nur wegen meiner Mitglied geblieben ſein willſt, nämlich in Erwartung der Bälle —"

„Von denen wir noch keinen mitgemacht haben," fiel der Juſtizrath ein, umarmte ſeine Frau, die ihm bis zum eiſernen Gitterthor das Geleit gegeben hatte, und ſchlenderte der Stadt zu, nachdem er noch die Worte geſprochen: „Ich komme nicht zu ſpät heim! Uebe indeſſen Deine Clavierauszüge, den Lohengrin! Da ſchmachteſt und ſchwärmſt Du ja ſo lange, daß ich Dich vielleicht gar noch auf finde. Uebrigens gewiß, ich werde mich beſſern."

Juſtizrath Wenck war eine hohe ſtattliche Geſtalt,

aber nicht von einem Alter, das den Jahren Gabrielen's ebenbürtig geweſen wäre. Der Vorſprung von mindeſtens ſechszehn Jahren, den er vor ſeinem etwa einundzwanzig Jahre zählenden Weibchen voraushaben mochte, milderte ſich durch die Männlichkeit ſeines Auftretens, die Rundung ſeines Baues, die, ohne ſchon in Corpulenz oder ein behäbiges Embonpoint überzugehen, nur die männliche Reife ſeiner Erſcheinung hob. Sein Haar war voll, nirgends ergraut. Er hatte in ſeinem Weſen eine Kraft und Beſtimmtheit, auch in der Rede, die ihm alle Wege bahnte, ja ihn in Rechtsſachen zu einem gefürchteten, weil beinahe immer ſiegreichen Gegner machte.

Die junge Frau hüpfte behend wie eine Gazelle in ihr Wohnhaus zurück, rechts und links über die Grenzzäune hinweg den Nachbarſchaften nickend, die größtentheils aus ihren Lauben, wo ſie Thee tranken, den Abſchied hatten belauſchen können und ihn vielleicht mit Gloſſen begleiteten. Denn die Klage iſt ja allgemein, daß das Leben des Hauſes immer einförmiger, der „Salon" immer mehr zur Mythe wird und die Männer, durch die geſteigerten Anſprüche des öffentlichen Lebens verwöhnt, in die Unſitte verfallen, ſich nicht mehr wohl zu fühlen, wenn nicht um ſie her Abends das Rauſchen einer menſchenüberfüllten Stube, im beſten Falle noch in einer „geſchloſſenen" Geſellſchaft, wogt, die Auswahl des Eſſens und

Trinkens in ihr Belieben geſtellt iſt, die Zahl der Cigarren nicht in Frage kommt, die ſie den häuslichen Gardinen und den Nerven ihrer Frauen zumuthen dürfen, und Mittheilungs- oder Streitluſt, „unterdrückter Thatendrang“, wie einige Collegen des Juſtizraths offen geſtanden, ſich austoben kann unter gleichgeſtimmten debattefrohen Männern.

Gabriele ſetzte ſich an's Clavier und in der That war es die zum Träumen und Gefühlsſchwelgen ſo geeignete Muſik des Lohengrin, deren hervorragendſten Motive ſie nach einem Clavierauszug zu ſpielen anfing. Die zweite Dienerin hatte, ſchon während Gabriele ihrem Gatten das Geleite gegeben, Lichter angezündet, die nun ihre Herrin auf dem Piano vorfand. Den Thee hatte Gabriele bereits mit ihrem Mann genommen, für ſie ein genügendes Nachtmahl. Das Kind ſchlief; vorſichtig, um es nicht zu wecken, ſollten die Läden der unteren Fenſter geſchloſſen werden. Nur im Wohnzimmer blieben ſie offen und ließen die Strahlen des Mondes mit denen der Kerzen zugleich eine geiſterhafte Beleuchtung deſſelben bilden, die zu den Romanzen des Schwanenritters ſtimmte, zu ſeinen rührenden Bitten, Frau Elſa möchte ſich nicht nach ſeinen mißlichen Antecedentien erkundigen.

Auch Gabriele ſelbſt erſchien wie ein zwiſchen Tag und Nacht waltender Dämmergeiſt. Sie hatte noch ganz ihre

jungfräuliche Art bewahrt. Die ernſteren Lebenspflichten hatte ihr die alte Lene abgenommen. Ihr Kind war ihr faſt noch wie die Fortſetzung ihrer Puppe. Sie herzte und liebkoſte es mit denſelben Ausdrücken der Zärtlichkeit, mit denen ſie früher die großen buntgeputzten Lederwulſte mit den beweglichen Augen, dem gelockten Seidenhaar auf dem Schooß geweigt hatte. Sie ſelbſt hatte hellbraune, mit langen Wimpern beſchattete Augen. Ihr Mann ſcherzte zuweilen, ſie könnte ſich mit ihrem Blick für Geld ſehen laſſen; denn ſie hatte die Art, die Augen minutenlang ſtill zu halten, nicht mit der Wimper zu zucken, ſondern wie ein ruhiger klarer See die Beweglichkeit des Lebens um ſie her wiederzuſpiegeln, ohne davon ſelbſt aufgeregt zu ſein. Ihre Haut war zart und weiß, ihr Haar dunkel und reich; ſie trug es in Flechten um den anmuthigen, kleinen, immer zum Lächeln geneigten Kopf. Die Finger, die ſoeben auf den Taſten des Klaviers lagen, trugen allerdings die Spur eines emſigen, ſchon in erſter Kindheit begonnenen Einlernens der vielen Muſikſtücke, die Gabriele mit Gewandtheit ſpielte. Da konnten ſie fleiſchig und rund nicht ſein. Die Muskeln, die ſich früh ſpannen und dehnen müſſen zum Greifen der Octaven, waren mehr, als ſie vielleicht wünſchte, ſichtbar. Sonſt aber hatte die ganze Erſcheinung der anziehenden jungen Frau eine liebliche Rundung und die weichſten Formen.

Eine halbe Stunde mochte Gabriele am Pianino verweilt und die Nachbarſchaft durch ihr ſchönes Talent erfreut haben. Sie ſpielte mit Empfindung. Das macht die Muſik zur relativ erſten aller Künſte, daß bei ihr das Wollen und Vollbringen am ſicherſten geht. Die Beliebigkeit der Ausführung fällt in der Hauptſache bei ihr weg. Die Note iſt eine Ziffer, die nur das iſt, was ſie iſt, während oft der Maler mit Verzweiflung die Palette betrachtet und den Ton, den Glanz, den er ſucht, auf ihr nicht finden kann. Auch ohne die volle Mitempfindung von Seiten deſſen, der ein Muſikſtück wiedergiebt, kommt durch die vorgeſchriebenen Zeichen und die mathematiſch genaue Structur des Inſtruments das Gebilde, das der Seele des Componiſten vorſchwebte, zu vollkommen richtig wiedergegebener Anſchauung. Deßhalb täuſcht im Muſiker ſo oft der Menſch. Er ſteht unter ſeinem Werk. Schon manches Herz hat es büßen müſſen, wenn es den Genius des von einem Muſiker hervorgebrachten Gebildes mit dem Selbſt des Künſtlers verwechſelte, zumal, da es den Muſikern, trotz der ihnen zuweilen innewohnenden Herzensleere, an Geltendmachung ihres Bewußtſeins nicht gebricht.

Waren es die Accorde der Wehmuth, der Sehnſucht, der ahnungsvollen Erweiterung des Herzens in die Reiche des Unausſprechlichen und lieber auch auf ewig von Menſchenzungen unausgeſprochen Gebliebenen hinüber, wie ſie

die Muſik des Lohengrin enthält, oder regte Gabrielen die nächtliche Stille an, die ſich draußen auf die vom Mond beſchienenen Geſträuche, Bäume und grünen Raſenplätze ſenkte, ſie erhob ſich plötzlich, ſah ſich vorſichtig im Zimmer um, öffnete die Thür der Wand, an welche ſich ihr Pianino lehnte und trat in ein kleines einfenſtriges Zimmer, das ihr Boudoir bildete. Hier ſtand ihr Schreibtiſch. Das volle Licht des Mondes fiel auf die mannichfach zierlichen Gegenſtände, die den Schreibtiſch einer jungen gebildeten, von Freunden und Freundinnen mit Liebe gehegten Frau zu ſchmücken pflegen. Da ſtanden Statuetten von Alabaſter und Bronce, Briefbeſchwerer mit wunderlichen Thiergruppen, Schweizerhäuschen im Decrescendo-Format bis zu den kleinſten Miniaturen hinunter, Klingeln vom reinſten Silberton, wenn ſie angewendet worden wären, Handleuchter und Kryſtallgläſer, Terracotten, alles durchzogen mit Epheu, der ſich einigen hängenden, geſchmackvoll geformten Thonampeln entrankte, ohne durch Seitengeſtelle den Schreibtiſch zu verdunkeln. Mit einem Schlüſſelchen, das an einer um Gabrielen's Schulter gehenden Schnur befeſtigt war, öffnete ſie eines der mehrern Thürchen des Schreibtiſches, zog einen Einſatz heraus, der mit einigen unverfänglichen Nähutenſilien gefüllt war, blickte noch einmal behutſam um ſich und langte dann aus einer geheimen Stelle an der Rückwand des Einſatzes ein Con-

volut Papiere hervor, das sorgfältig mit rothen Bändern umschnürt war. Nun drückte sie den Einsatz wieder in den Tisch hinein, schloß die kleine Thür und begab sich mit vorsichtig prüfenden Schritten in's Wohnzimmer zu den brennenden Lichtern zurück. Hierauf klingelte sie. Sie begehrte von ihrem Mädchen das Gartenlicht, das sie in die mit wildem Wein umzogene Laube getragen wünschte. Durch ein Glas, das die Form eines Blumenkelches hatte, war das Licht gegen den Wind geschützt. Das Convolut Papiere hielt sie sorgfältig in ihrem Kleide verborgen.

Das abendliche Verweilen in der ohnehin umbuscht liegenden Laube konnte Niemanden auffallen. Oft ging es dort bis in die Nacht auf's lebhafteste zu, wenn Besuch kam und die Temperatur ein Verweilen unter den summenden Nachtkäfern und zuweilen über die Häupter der Gesellschaft hinweghuschenden Fledermäusen gestattete. Heute war schon die Nachtluft kühler. Da bedeckte ein mit schönem Roth gefütterter Paschlik von grauem Kaschmir nicht nur erwärmend Gabrielen den Hals, die Schultern und die Arme, sondern ließ sich auch als Kapuze über den Kopf ziehen. Im vorigen Jahr hatte das Ehepaar noch bis in den October hinein in der damals schon roth gewordenen Laube ausgeharrt. Jetzt saß Gabriele in einer noch nicht an den Abschied denkenden Natur. Hohe Dahlien streckten auf den Beeten ihre sich wiegenden bunten Blüthen-

krausen empor — Hauben nannte sie immer ihr Mann und unterschied ordentlich an den bald einfachen, bald gesprenkelten Farben der malerischen Blumen — junge Frauen, junge kokette Mütter, Mütter heiratsfähiger Töchter, schon gealterte Damen, theils Matronen voll Würde, theils noch voll Eitelkeit und nicht getilgter Putzsucht. Und in der That, man blicke nur einmal auf einen Dahlienflor und man wird sich überzeugen, daß der Justizrath nicht Unrecht hatte, wenn er von einer Blüthe grellgelbrother Farbenmischung sagte: „Das ist doch die ganze Commerzienräthin von Liebermann!“ oder von einer Dahlie in mildem gleichförmigem Braun und Schwarz: „Wie würdig diese Coiffüre! Ist es nicht die ganze liebe Frau Amtsräthin —?“ Er meinte damit Gabrielen's Mutter.

Es mußte ein Schatz sein, den Gabriele in ihrem Kleide trug. Sie drückte ihn an sich, zog ihn zuweilen hinter einem Heckengang hervor, athmete seinen Duft ein — es war Rosenduft — zwischen den Papieren, die offenbar gesammelte Briefe waren, lagen die Reste von Rosen. Entfiel ein Rosenblatt, so hob sie es sorgfältig wieder auf und legte es in die sauber geschriebenen Hefte. Dabei lächelte sie wie verklärt, sah in den Mond und schien den stillen Wächter zum Vertrauten einer Regung unbeschreiblichen Glücks zu machen. Sie schwebte nur so dahin. Stieß

Seine aus vertrockneten Galläpfeln gefertigte Verleumdungstinte ſchlägt durch das Fließpapier unſerer Unſchuld hindurch; aber unſere Druckerſchwärze könnte ihm Schriften darauf ſetzen, die allgemein leſerlich und unauslöſchlich ſind."

Inzwiſchen ſetzten die Brüder Stühle um den Tiſch und fingen an, über Mittel und Wege nachzudenken, um zur Erfüllung der glänzenden Vorſpiegelungen des Schlachtenmalers zu kommen. Er ſpann ihnen ein Netz von Vorſchlägen und darauf begründeten Hoffnungen aus, in welches ganz Kaputh verſtrickt war. Er ſetzte die Stadt auf dem Papier in Belagerungszuſtand. Er zeigte ihnen Weckenefel, wie er verzweifelte, daß er jede Mücke, die ſich auf das Akademiegebäude ſetzte, tilgen konnte und nur die gedruckten Fliegenflecke nicht, die ſie ihm an die Fenſterſcheiben ſeiner egoiſtiſchen Verwaltung des Inſtituts machen wollten. Er zeigte ihnen die Entrüſtung Blauſtrumpfs, wenn ſie Elfenmährchen und Hoffmann'ſche Teufelsnovellen in das Journal aufnähmen und über den Somnambulismus berichteten. Und der Regiſtrator, fuhr er fort, müſſe immer in der Luft ſchweben, als gepreller Fuchs nämlich, indem ſie alle Vier die Zipfel ihres Papiertuches ergriffen.

Man kann nicht ſagen, daß die Brüder höhere Ideen mit dieſen niedrigen verbunden hätten. Das Fürſtenthum Sayn-Sayn war weit aus dem Zuſammenhange mit den politiſchen und literariſchen Wirren des Jahrhunderts gerückt. Es litt nicht einmal conſenſuell an dem fieberhaften Zeitgeiſte und hatte gerade in der Chinarinde ſeiner chineſiſchen Mandarinenverwaltung auch ſchon Präſervativ genug in ſich, um vor dem Fieber der Revolution ſicher zu ſein. Die Brüder waren ohnedies, da Sayn-Sayn zum deutſchen Bunde ge-

ihr Fuß unter Apfelbäumen auf eine eben niedergefallene Frucht, ſo hob ſie dieſe zwar ſorgfältig auf und trug ſie in die Laube, aber ſie that alles mechaniſch. Selbſt wenn ſie die letzten Klänge ihrer eben geſpielten Muſik nachträllernd, quer über die grünen Rabatten und den Thau nicht achtend, der ſie ſchon befeuchtete, hinwegſchritt, im Glauben, den Maulwurf zu attrapiren, der durch ſeine nächtlich aufgeworfenen Erdhaufen Morgens die ſchöne Symmetrie des ſmaragdenen Naturteppichs unterbrach, ſo trieb ſie alles das nur mit Gedanken, die einer ganz andern, einer fernen Welt angehörten.

Endlich ſchien es ihr ringsum ſtill und einſam genug geworden zu ſein. Sie erſtieg die kleine Anhöhe, auf welcher die Laube lag, ſah ſich noch einmal ſorgfältig um, ob ſie Niemand belauſchte, rückte ſich das Windlicht zurecht, nahm die Papiere aus der Taſche des Kleides, löſte das rothe Band, das ſie umſchloß, und zog, wie auf Ungefähr, aus dem anſehnlichen Vorrath ein Octavblättchen hervor, das ſie las.

„O Du Licht meines Lebens,“ lautete daſſelbe, „das mir ewig nur ſtrahlen wird, wie dem Wanderer im dunklen Walde der ferne Schimmer einer friedlichen Hütte, die er ſucht und ſucht, und je mehr ſein müder Fuß dem Ziele näher gekommen zu ſein ſcheint, deſto mehr zu erreichen verzweifeln muß! Der tiefſte Schmerz ließ mich dieſe Nacht

nicht ruhen. Ich mußte mein Lager verlaſſen. Ich öffnete mein Fenſter und ſah hinüber in den ſtolzen Palaſt, wo Dich in dieſem Augenblick wol ſanfter Schlummer umfing. O, daß Du geträumt hätteſt, was ich ſah! Ich ſah den nächtlichen matt vom ſcheidenden Monde erhellten Himmel mit zerriſſenen Wolken bedeckt. Blaugraue lange Rieſenfittiche waren über die Berge und den See ausgeſpannt. Zwiſchen ihnen glaubte ich zwar die Häupter von fabelhaften Thieren zu erblicken, denen ſie angehörten, aber an einzelnen Stellen lichtete ſich das wirre Durcheinander und auf eine grüne Matte oberhalb des See's fiel es wie lichtheller magiſcher Glanz. Der Venusſtern neigte ſich über den lichten Punkt, als wollte er ſich auf ihn niederlaſſen. Es war die Blumenalp, wohin wir mit dem fröhlichen Kreiſe der Badegeſellſchaft gewandert waren, um ein einſames Sennerleben zu beobachten, und plötzlich waren wir beide damals ſelbſt einſam geworden und machten aus dem Scherz: „Ein Herz und eine Hütte!“ Ernſt. Als ich damals Deine Hand ergriff, Mädchen, und Dir darüber die Blumen, die Du geſammelt hatteſt, entfielen, als eine Ohnmacht Deine Sinne berückte und Du eine Weile wie todt in meinen Armen lagſt — da fühlte ich, was es iſt, wenn ich ſo oft im Liederkranz geſungen hatte: „Es iſt beſtimmt in Gottes Rath!“ Nicht der leibliche Tod war ja zu fürchten (Du ſchlugſt Deine

ſchönen Augen auf, ſahſt mich mit einem nicht zu ſchildernden Frageblick des Schmerzes und zugleich eines überirdiſchen Glückes an), der geiſtige war es, der Tod des Herzens und das für ewig geöffnete Grab der Hoffnung. Dennoch ſtarrte ich heute Nacht immer auf den Venusſtern, ſah den Hochzeitreigen der Elfen auf dem Wieſenplan der Blumenalp — ach, ich glaubte noch die blauen Genzianen, die ſchneeige Blume „Waldgöttin", die purpurne Blüthe „Haſenfuß", wie ich Dir die Alpenkinder nannte, die damals Deiner Hand entglitten, vor mir zu ſehen, zu neuem Leben erwacht, auferſtanden, wie ſie damals friſch von Dir gepflückt waren. Und ſie leben ja auch noch! Ich wandte mich, öffnete mein Album, küßte den Strauß, den ich damals zum Andenken an die Blumenalp mitgenommen hatte, ſchloß das Fenſter und ging, Dir, der Schlummernden, einen Gruß winkend wieder zur Ruh."

Gabriele ſtützte das Haupt auf, betrachtete lange das Blatt, das zerknittert geweſen ſein mochte, allmälig aber durch die geordnete Lage, worin es ſich jetzt befand, ein glattes Ausſehen bekommen hatte, verweilte bei dem von ihrer eigenen Hand beigeſchriebenen Datum: „Empfangen den 25. Juli 1860" und fügte die theuere Reliquie wieder in die ihr des Datums wegen gebührende Reihenfolge ein.

Alles um ſie her blieb ſtill. Der Verkehr auf dem kürzlich erſt friſchgekieſelten Landſtraßenfahrwege, der in einiger Entfernung, über mehrere Gärten hinweg und vom großen Stadtpark herüber ein ſich immer gleichbleibendes Rauſchen wie vom fernen Meere unterhielt, hatte aufgehört. Die benachbarten Villen erhellten ſich alle, zum Zeichen, daß die Gärten von Menſchen leer wurden.

Sie nahm ein anderes Blatt.

„Das Schickſal," las ſie," theilt zwar ſeine Looſe aus, aber gewiß, wir können es wagen, ſie zu ändern. Ich hätte wohl den Muth, mit ihm den Kampf aufzunehmen. Ich bin hart geworden, ſtreitbar, unwirſch ſogar und geſtählt zum Haſſe, ſeitdem ich die Liebe in ihrer höchſten Beſeligung, in ihrer Entwaffnung unſerer Leidenſchaften, in ihrer Zauberkunſt, den Menſchen zum Kinde zu machen, kennen gelernt habe. Gabriele, ſoll ich mit meinen Lebensverhältniſſen reine Rechnung machen? Soll ich zurückſtoßen, was mich hindert, Dich, Dich im Triumph durch's Leben zu tragen? Soll Dein ſchönes, wunderbares Auge, wenn in ihm die Thräne ſchwimmt, mich ſchwach, nicht ſtark gemacht haben? O faſſe auch Du Muth, vertraue Dich Deinen Eltern, Deiner leidenden Mutter, dem Vater, den Du, ach! ſo fürchteſt! Ich kenne ſie ja ſelbſt, die Gebote der Pflicht, ich kenne das eherne Gewicht, das in einem gegebenen Worte liegt. Ehre, es iſt ein Klang,

der alle unsere Entschlüsse entwaffnen, den Becher voll Schierlingstrank hinunterschlürfen lassen kann, als wär's ein Labetrunk süßen Weins. Aber erinnere Dich auch, wie ich zu Dir sprach, als wir uns endlich an der einsamen Stelle zusammenfanden, wo der Promenadenweg auf den Buchenberg abbiegt. Die Stille des Orts, die Anmuth des waldigen Gebüsches ermunterte uns, auf dem Rasen Platz zu nehmen, wo uns kein anderes Auge, als das Auge Gottes sah. Erinnere Dich, was ich sprach! Ich hätte damals noch hinzufügen sollen: Siehst Du die Mühle dort unter uns im waldigen Grunde? Betrachte das gewaltige Rad, das dieser kleine schmale Streifen Wassers dort in Umschwung bringt! Es ist nur die grade Linie, nur das gleichmäßige Bett, nur der wohlbedacht angelegte allmälige Fall des kleinen Baches, der eine so mächtige Wirkung hervorbringen kann. Sollte so nicht auch der feste Wille des Schwachen wirken können? Das stete Zurückkommen auf dasselbe entschiedene „Nein" — ? Erkläre Deinen Eltern, daß Du den Mann ihrer Wahl nicht lieben kannst, handle darnach und die gewaltige Natur Deines Vaters wirst Du wie eine Binse zu beugen vermögen. Daß ich Deinem Beispiel folge und auch meine Fessel breche, das ist, wie Du weißt, ein Entschluß für's Leben. Aber ich bin Mann und nur aus Trümmern baut sich ja hienieden alles Leben auf."

Gabriele ſeufzte. Sie legte auch dies Blatt wieder an ſeine alte Stelle und nahm ein drittes.

„Wie wunderbar ſchön," lautete es, „iſt hier die Natur! Der Maler behauptet es zu wiſſen, warum ſie's iſt. Er wird uns beweiſen, daß ein See, gefärbt wie himmelblauer Azur, rings umgeben von bewaldeten dunkelgrünen Bergen, zu deren Füßen ſich die lichteren Wieſenmatten hinziehen, ſchön ſein müßte. Er beweiſt Dir daſſelbe von dem ſchäumenden Waſſerſturz im Rücken dieſer Berge, von dem klaren Strom, der, aus jenem See entſpringend und mit dem Ablauf des Waſſerſturzes ſich vermiſchend, ſich durch die ganze hier ſo erhabene, dort ſo liebliche Gegend zieht. Und dennoch fehlt bei all den Gründen, die er angibt, bei Licht und Schatten, Hell und Dunkel, Vorder- und Hintergrund, ein einziges Etwas, das nur aus der Seele kommt. Die Mitempfindung, die belebt erſt Baum und Stein. Für mich iſt dieſe ergänzende Kraft unſere Liebe —! Ich ſehe nur Tempel, die Dir gebaut ſind. Ich ſehe nur Baldachine, die Dir zu Ehren bekränzt ſind mit dem Silber des Alpenſchnees. Deine Augen, Deine Wangen ſind's, Geliebte, wenn die Abendſonne die glänzenden Schimmer des Schnees mit mildem Roſenlicht überhaucht. Du ſelbſt biſt das liebliche Reh, das ſich aus dem Buchenwalde auf das Steingeröll des ausgetrockneten Wildbaches verirrte und nach ſcheuem

Gruß zurück entflieht in die grüne lauſchige Wildniß. Ach, indem ich dies ſchreibe, da läuten die Glocken aus dem Thale. Ich denke, wie ſie Dir wohl erklingen und was ſie Dir wohl ſprechen mögen. Sprechen ſie von Wonne oder von Schmerz —? Gabriele, jeder Platz, wohin ich blicke, jeden Baum, jeden Stein haſt Du verklärt durch Dein Verweilen auf ihm. Da ſprechen ſie von „Eliſensruhe“ und vom „Katharinenſitz“ und vom „Sidonienblick“ und wie die Orte alle heißen, wo einmal eine Prinzeſſin vom Erſteigen einer kleinen Anhöhe ausruhte, während unten der ſechsſpännige Wagen die von geringer Anſtrengung Ermüdete ſchon wieder auf ſeine ſchwellenden Kiſſen zurückrief. Mir ſind's alle Gabrielenſitze! An all den Plätzen, wo auf Eichen- oder Lindenſtämme, um welche her einige Seſſel angebracht ſind, intereſſirte Schmeichelei Tafeln geheftet hat mit Erinnerungen an ein Ach! der Ermüdung oder ein O! der Bewunderung, das hier von einer erlauchten Lippe ſchlüpfte, möchte ich das Bekenntniß verewigen: Hier rollte eine Thräne über Gabrielen's Wange! Hier lachte ſie wieder und über ſich ſelbſt, weil ſie eine Stunde mit einem Bremer'ſchen Roman in der Hand geſeſſen und doch nur zwei Seiten geleſen hatte, weil ſie hinausblicken mußte in die Ferne, wann ich wohl kommen würde! Hier ſah ſie plötzlich Bekannte und ich mußte mich höflich verbeugen und ſchein-

bar von ihe Abſchied nehmen nach allen Regeln des Complimentirbuches, während ich doch nur um den Felſen herumging mit der goldenen gereimten Inſchrift auf die Heilwirkungen der örtlichen Quellen und mich an einer entlegeneren Stelle des Parks mit meinem Lieb wieder vereinigte. O, an dem Birkenbaum mit langhängenden Zweigen, unter deren Schutz wir uns vereinigten, da ſteht kein Monument, keine Säule, keine Inſchrift iſt da zu leſen, nur Moos wittert auf der Rinde des Baumes mit den liebevollen, freundlichen, ſo ſchalkhaft verſchwiegenen, vor allen Nummern der Badeliſte uns ſchützenden Zweigen — aber ich ſehe im Geiſt einen Tempel von korinthiſchen Säulen über dem Baum erbaut und leſe die Inſchrift darauf: „Geweiht dem Gott der Glücklichen!“ wie der Dichter das Schweigen nannte.“

Gabriele war durchbebt vom Erinnern an dieſe ſeligſten Momente ihres jungen Lebens. Sie ſchob auch dies Blättchen zitternd wieder an die ihr in der Reihenfolge der Briefe gehörende Stelle und deckte ſogar ihr Taſchentuch auf das ganze Heft, indem ſie in die mattſchimmernde Leuchte ſtarrte. Hätte ſie dieſe Blätter nicht ſchon faſt auswendig gewußt, ſie würde ſie an dem ſchwachen Lichtglanz kaum haben leſen können. Die Handſchrift war klein und zierlich, doch feſt.

Drei Jahre war Gabriele mit dem Juſtizrath Wenck

verheiratet. Länger als drei Jahre bildeten dieſe Blätter ein Geheimniß für ſie und Gott allein . . .

Der Schreiber war ein junger Arzt geweſen, der ſich an einem der ſchönſten ſüddeutſchen Badeorte aufhielt, von einem hochberühmten Arzt einer Univerſität beauftragt, einige ſeiner Patienten, die von ihm an die Heilquellen des Orts geſchickt waren, gelegentlich zu beaufſichtigen. Dem jungen Arzte, Doctor Hugo Ellrich, hatte der Aufenthalt in dieſer ſchönen, waldfriſchen Bergnatur ſelbſt nothgethan. So hatte er bequem den Auftrag ſeines Lehrers und Vorgeſetzten (er aſſiſtirte ihm am Krankenhauſe), ja eines ihm noch näher, durch Bande der Dankbarkeit, verbundenen Mannes übernehmen können. Hugo Ellrich war der Sohn armer Eltern. Durch den gefeierten Medicinalrath war er ſeit frühſter Kindheit, infolge zufälliger Berührungen mit dem zum Wohlthun geneigten Herzen deſſelben, erhalten und zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung angeleitet worden. Hugo Ellrich wählte ſelbſt die Laufbahn ſeines Gönners, ſeines väterlichen Freundes. Vor Jahren heftig erkrankt, verdankte er dieſem ſeine Wiederherſtellung und die volle Geneſung der Pflege einer einzigen Tochter des Medicinalraths, die ihm ſchon lange wie eine Schweſter geworden war. Auguſte liebte ihn, ohne daß er ſelbſt für ſie andere Empfindungen hätte hegen können, als die der Dankbarkeit. Sie war ein

Stiefkind der Natur: nicht gerade entstellt durch ein auffallendes Gebrechen des Körpers, aber sie war unschön bis zur Häßlichkeit. Ihr anspruchloses gutes Herz verschönte sie in den Augen der Menschen, auch in denen Hugo's. Er dankte ihrem Vater Alles; er hatte bereits die gewisse Zusicherung einer Professur und mancher Nebeneinnahme, wenn er heiratete. Da hatte er sich mit Augusten verlobt und machte jene Badereise zu seiner Erholung und völligen Erkräftigung, um bald nach seiner Rückkehr ein gutes, leidenschaftlich an ihm hängendes, doch von allem Reiz und sogar von einem tiefer gehenden Gefühls- und Bildungsleben verlassenes Wesen an den Altar zu führen.

Die Aufträge seines väterlichen Freundes verwiesen ihn an das Krankenbett der Rentrathin Berger, einer vermögenden Frau, die mit ihrer kürzlich verlobten Tochter Gabriele jenes Bad zur Heilung von eingewurzelten Leiden besucht hatte. Der berühmte Professor, den die Leidende persönlich consultirt hatte, stellte völlige Genesung in Aussicht. Er machte nun die Bedingung eines von aller Gesellschaft abgeschiedenen stillen Lebens in jenem reizenden Alpenbade. Die Tochter sollte die Mutter vor Gesellschaft hüten. Die Mutter sollte länger, als die gewöhnliche Badezeit hindurch, von ihrem häuslichen Kreise entfernt bleiben, der ein sehr bewegter war und sie mit

hörte, allerdings der Cenſur, aber nicht den Weitläufigkeiten von Conceſſions-Einholungen und erſt zu beſtehenden Staatsprüfungen ausgeſetzt. Sie hatten keine Abgaben zu zahlen, wie andere Blätter, welche neben dem Stempel der Gemeinheit auch immer den Landesſtempel als ſchützendes Wappen auf ſich zu ſtehen haben. Das Fürſtenthum hatte bisher nur zwei Journale: das Kaputher und das Mispelheimer Wochenblatt — zwei Erſcheinungen, die zwar an Perioden geknüpft waren, aber keine Epoche machten. Caution wurde keine verlangt, als höchſtens vom Buchdrucker. „Der bisherige landesübliche Journalismus," ſagte Schlachtenmaler, „war nur das erſte Kindeslallen der periodiſchen Preſſe dahier, Hercules in der Wiege, und doch ſoll er noch vorher eine Schlange erdrücken." Die Brüder ſahen ihn fragend an: aber er erklärte, ſein Plan wäre noch nicht reif. Sie fuhren fort, die Umſtände zu erwägen. Die Cenſur war gewiß gelind: denn es geht ihr wie den reißenden Thieren, ſie werden erſt wild, wenn ſie einmal Blut geleckt haben. Noch waren aber von der Cenſur höchſtens ſinnentſtellende Druckfehler in den Wochenblättern gerügt worden und ihr Intereſſe weit weniger politiſch, als grammatikaliſch. Früher hatte man zwar keine Cenſur im Lande; allein, da die Kaputher Bauluſt, wie früher erzählt worden, und die Dichtkunſt mit ihr in Schwung kam, wir meinen, da man anfing, auf jedes neue Haus auch eine paſſende Inſchrift zu ſetzen und mitunter wohl eine unpaſſende vorgekommen war, ſo hatte die Regierung einen eigenen Inſchriften-Cenſor inſtallirt, der den landesüblichen Lapidarſtyl beaufſichtigen mußte. Man rechnete zu dem, was dieſem Beamten zugewieſen wurde, nicht bloß die Häuſer-Inſchriften, ſondern auch die Grabſteine und

nicht endenden Zumuthungen und Verpflichtungen in Anſpruch nahm. Ihr Gatte, Amtsrath Berger, war eine ſtürmiſche, von leidenſchaftlichem Thatendrang erregte Natur. Auf ſeinem Oekonomiehofe, einer königlichen Domäne, ging es zuweilen her wie auf dem Marktplatz. Die Nähe einer anſehnlichen Stadt machte für ſeine Kinder, deren er mehrere hatte, eine gewählte Erziehung möglich. Es wurden Hofmeiſter und Gouvernanten gehalten. Ein verdrießlicher Proceß regte den Vater Jahre lang auf. Es ſtanden dabei nicht blos hohe Summen, ſondern auch Ehrenfragen auf dem Spiele. Juſtizrath Wenck gewann dieſen Proceß für den Vater in allen Inſtanzen. Das Gefühl der Dankbarkeit dafür war bei Amtsrath Berger ein ſo überſchwängliches, daß er keinen größeren, geiſtvolleren, der allgemeinen Bewunderung würdigeren Menſchen mehr kannte als den allerdings muthvollen, ſtreitbaren Advocaten, der ihm jene Summen und noch mehr, ſeine Ehre, gerettet hatte. In der That verdiente Juſtizrath Wenck jene Anerkennung. Früh war er Wittwer geworden, lange Jahre wieder hatte er nur wie ein Garçon gelebt, ein artiges Vermögen geſammelt und ſtand überall in Achtung und Anſehen. In Geſellſchaft konnte er gemüthlich zu den Spielen der Kinder hinunterſteigen. Unter Frauen war er rückſichtsvoll. Alle Welt war geſpannt, ob er nicht zu einer zweiten Wahl ſchreiten würde. In

der That bat er um die Hand der Tochter eines Mannes, der ihn vergötterte. Von einer Verweigerung konnte da keine Rede sein. Gabriele erhielt die einfache Eröffnung des väterlichen Wunsches und ihr Ach! der Verlegenheit, der Ueberraschung, ja des Schmerzes, daß die große Frage des künftigen Gatten, eine Frage, der alle weibliche Jugend nur mit idealen Hoffnungen entgegenharrt, nun schon so plötzlich gelöst sein sollte, galt für ein zustimmendes Ja! und war denn auch ein solches. Gabriele sollte nur noch erst einen Theil des Sommers die leidende Mutter begleiten, dann sich sofort zur Hochzeit rüsten. Alle Welt fand ihr Loos beneidenswerth und auch sie nahm es so.

Hugo Ellrich besuchte die Mutter an ihrem Lager. Sie wohnte in einem prachtvoll gebauten neuen Hotel. Sie war nicht eigentlich krank, sie sollte nur ruhen. So wurde selbst der Transport in ein Privathaus widerrathen, da die weite Reise Erschütterungen hervorgebracht hatte, die sie in dem entlegnen Gebirgsorte erschöpfter, als man erwartet hatte, ankommen ließen. Der junge Arzt kam täglich. Er berichtete über das Befinden seiner Patienten, deren ihm mehrere zugewiesen waren, an den väterlichen Auftraggeber. Die fortgesetzte Anweisung, daß die Amtsräthin bei geöffneten Fenstern, die eine erquickende Luft hereinließen, immer nur ruhig liegen, höchstens einmal in liegender Stellung ausfahren sollte, machte nothwendig,

daß Gabriele für ſich ſelbſt andere Verhaltungsmaßregeln empfing, wenn ſie nicht ſelbſt hätte erkranken ſollen. Ein gemiethetes Mädchen begleitete ſie auf regelmäßigen Spaziergängen. Im Hotel machte ſie einige weitere Bekanntſchaften. Manche Beziehung vermittelte Ellrich.

Die Briefe, die Gabriele eben geleſen hatte, zeigen, was entſtand, beinahe unter den Augen der ſich langſam erkräftigenden Mutter entſtand. Zwei Seelen, beide gebunden, flogen ſich zu, wie für einander beſtimmt. Der junge Arzt verſchwieg ſeine Lage nicht, wie Gabriele nicht die ihrige. Jene Briefe wurden am frühen Morgen auf der Brunnenpromenade, die Gabriele beſuchen ſollte, oder bei Ellrich's Beſuch im Hotel, der Empfängerin in die Hand gedrückt. Sie niederzuſchreiben, ſie in Empfang zu nehmen, das waren auf beiden Seiten unerläßlich gewordene Ergänzungen eines auf Verſchwiegenheit und Selbſtbeherrſchung angewieſenen und doch leidenſchaftlich gewordenen Verhältniſſes. Wollte Gabriele ihre Feſſel brechen, dann ſah der Doctor zunächſt die Rückwirkung auf die Mutter, die vor ihres Gatten mächtiger Willenskraft, vor ſeinen Anfällen von Despotismus, ſeiner blinden Verehrung des nun einmal gewählten Schwiegerſohns zitterte. Wollte es dagegen Hugo thun, ſo ſah Gabriele und ſelbſt das nur discret ſo hingeworfene Urtheil der gleichſam von allem nichts merkenden Mutter den jungen

Mann aus ſeinem nächſten Wirkungskreiſe verwieſen, zerfallen mit ſeinem Wohlthäter, vielleicht vernachläſſigt von ſeinen Beförderern. So jung Gabriele war, ſie verſtand, ſie ehrte die Stimme des Mitleids um Auguſten, die zuweilen mit rührendem Nachhall aus Hugo's edlem Herzen drang. Sechs Wochen gingen in dieſem Zuſtand voll Seligkeit und Verzweiflung hin. Entſchlüſſe wurden gefaßt und wieder aufgegeben, bis der Tag der Trennung kam. Die Mutter, die fortdauernd zu dem jungen Arzte, den ihren Sohn zu nennen ihr eine wahre Herzenserquickung geweſen wäre, von dem Tiefſchmerzlichen geſchwiegen hatte, brach beim Abſchied dies ihr nothwendig geſchienene Schweigen zum erſtenmal und bat ihn, als ſie mit ihm allein war, mit wenigen liebevollen Worten, er möchte abreiſen ohne von Gabrielen Abſchied genommen zu haben. Hugo willfahrte. Gabriele brach, als ſie ſeinen letzten Gruß empfangen hatte, in Verzweiflung aus. Ihre Thränen befeuchteten das Lager ihrer Mutter, über das ſie ſich warf, den Hals der Mutter umklammernd. Sie glaubte ohne Ellrich nicht länger leben zu können.

Und dennoch blieb es beim Unabänderlichen und wie es geweſen, ehe ſich die Liebenden gefunden. Der junge Arzt ſchrieb noch einigemale nach jenem Badeorte. Dann kamen die Briefe ſeltener. Gabriele war in ihren gewohnten Lebenskreis zurückgekehrt. Ihr Bund mit dem

Justizrath mußte beschlossen bleiben und auch von Ellrich kam die Nachricht seiner vollzogenen Vermählung. Wenn ein Jahr später, als die erschütternde Nachricht sogar vom plötzlichen — Tode des jungen Arztes eintraf (er wurde in seinem Beruf vom Lazarethfieber dahingerafft) und Wenck im Auge seiner zufällig gerade anwesenden, in ihrer Gesundheit gestärkten Schwiegermutter Thränen erblickte, so konnte er das Ausbrechen in ein leidenschaftliches Schluchzen, das über diese Nachricht seine Frau ergriff, als einen Tribut der Dankbarkeit, im Uebrigen als ein Zeichen des Ueberreizes und des gerade damals zu schonenden Zustandes seiner Gattin deuten; sie sollte Mutter werden.

Die Amtsräthin verehrte den Sohn, der an Jahren ihr Bruder hätte sein können, jetzt schon fast eben so hoch, wie ihr Mann. Sie hatte an ihm einen Anhalt gefunden für ihr Bedürfniß, sich vom unruhigen Wesen ihres Gatten zuweilen befreit zu sehen. Alle ihre Kinder liebten den Justizrath. Auch Gabriele hatte den Werth seines männlich festen, aller Liebe und Achtung würdigen Wesens erkannt. Eine zufällige Reise, die gerade damals von ihm angetreten werden mußte, unterstützte die Wiederherstellung des Sichfindenmüssens in das vom Geschick ihr unabänderlich Vorgezeichnete. Wenck sah es nicht das langsame Heilen der Wunde, die Hugo's Tod im Herzen Gabrielen's gerissen hatte.

So lebte sie nun ihrer Pflicht, war eine gewissenhafte Gattin, eine sorgsame Mutter, aber von Einem konnte sie sich nicht trennen, von den im Leben zurückgebliebenen, sichtbaren Spuren jener paradiesischen Tage am Fuße der Blumenalp. Sie hatte die Erinnerungsblätter, die Briefe und Aufzeichnungen des damaligen Geliebten gesammelt, mit Blättern von Blumen, die einst seine Hand berührt hatte, untermischt und bei ihrer Ausstattung eigens darauf gesehen, daß sie einen Schreibtisch bekam, der ein geheimes Fach enthielt. Dorthin legte sie ihren Schatz und zog diesen hervor, so oft sie sich unbeobachtet wußte. Sie hatte ihre Gedenktage (die Tage vom Juli und August ohnehin), wo sie sich förmlich gezwungen sah, in diesen Briefen zu lesen, die Tage der Geburt, des Namens, des Todes des zu früh Verklärten. Da schwelgte sie in diesen Briefen. Sie wußte es, daß sich ihr Genuß allmälig in eine Untreue verwandelt hatte. Sie wußte es, daß ihr Lesen in diesen Blättern, die schon zu vergilben anfingen, nicht im Einklang stand mit dem Schein von voller Ergebung in ihr Schicksal, von voller Uebereinstimmung mit dem Beruf, dem Vater ihres geliebten Kindes auch eine liebende Gattin zu sein. Aber sie konnte den Trunk aus dem berauschenden Zauberbecher nicht lassen. Die Bilder, die dann in ihre Seele einzogen, die Erinnerungen, die sie dann überwältigten,

ſie waren zu ſüß. Konnte es doch auch nur wie ein Tribut erſcheinen, den ſie den Manen eines Abgeſchiedenen brachte, wenn ſie noch einmal die zärtlichen Worte einſog, die auf dem Papier an ſie gerichtet waren, und die Bilder verfolgte, die ihre Phantaſie dabei umgaukelten. Die Thräne, die auch heute wieder in ihrem zum Mond gerichteten Auge glänzte, konnte ja ſagen: Dort wohnſt Du nun, Du edler Menſch, entrückt allem Erdenleid! Belohnt für Dein liebreiches Herz! Sieh herab auf mich und ſei mir und den Meinen ein ſchützender, beim Thron der Gottheit für uns fürbittender Genius —! Und doch nagte an ihrem Gewiſſen der Gedanke: Warum iſt es geheim? Warum mußt Du das ſo ängſtlich vor Deinem Gatten hüten? Sollte nicht längſt die Stunde geſchlagen haben, wo Du ihm Alles bekennſt, die Blätter ihm auslieferſt oder ſie wenigſtens nicht mehr mit aufregenden Gefühlen lieſt? Schwelgſt Du doch in dieſen Erinnerungen, als lebte noch der Geliebte, als könnte er Dir ſtündlich nahen und das glücklichſte Einſt in die glücklichſte Gegenwart verwandeln! Ja, geſtand ſie ſich, wenn er mir nahen wollte wie ein Geiſterhauch, ich würde mich nicht fürchten, ich würde wie von einem heiligen Schauer durchbebt ſein; ich fühle ja manchmal die Berührung ſeines unſichtbaren, verklärten Erſcheinens! In der That glaubte ſie oft von ihm mit Namen angerufen zu werden, aus dem Gebüſch,

ſogar aus dem Wieſengraſe herauf. Dies Spiel der Phantaſie trieb ſie ſchon während ihrer ganzen Ehe.

Es blieb Alles um ſie her ſtill. Von den Thürmen der Stadt hatten die Uhren die zehnte Stunde geſchlagen. Der Gatte koynte jeden Augenblick zurückkehren. Dennoch las ſie noch ein anderes Blatt:

„Was iſt es nur, Geliebte, was die Menſchen Liebe nennen! Die Weiſen ſind weiter gegangen, als die Liebenden, die nur geſagt haben: Dies Gefühl iſt unausſprechlich und unerklärlich! Die Weiſen haben die Liebe, wie jede andere Leidenſchaft, die den Menſchen ergreift, auf ihren Urgrund zurückführen wollen. Kaum ſollte ich wagen, Dir, meine Gabriele, zu geſtehen, was ſie von dem Athem geſagt haben, der mir ſtockte, als ich Dich zum erſtenmale ſah, von dem Roth, das auf meine Wange getreten ſein muß, als ich das erſte kurze Geſpräch mit Dir führte, von den Worten, die dabei meinen Lippen verſagt blieben. Einverſtanden waren wir beide damals, daß im Verſchwiegenen ein beglückender Zauber liegt. Aber das kann es nicht ſein, was uns zuſammenhielt. Alle Liebe will zuletzt, wie die Knoſpe, zum Leben, zum Licht des Tages aufbrechen, will den Gegenſtand ſeiner Wahl frei bekennen und ſelbſt von ihm bekannt ſein. Siehe da! Sollten die Weiſen Recht haben, wenn ſie lehren: Alle Liebe iſt — Egoismus?! Erſchrick nicht vor dem verrufenen Worte!

Der Egoist ist die Schmarotzerpflanze, die sich in die Wipfel des Baumes nistet und hundertjährigen Stämmen den Lebenssaft wegsaugt. Der Egoist ist der Störenfried alles Beisammenlebens. Wie kann sein Name genannt werden in der Nähe des heiligsten aller Gefühle, der Liebe! Und doch, Gabriele, ich ertappe mich, Dir gegenüber, auf Genüssen, die so schmeichlerisch, so dem Geist wohlthuend sind, daß ich mir sagen muß: Die Weisen lassen vielleicht ein Ich gelten, dem wir in uns huldigen, ihm Tribut darbringen dürfen, ein Ich, das unmittelbar an die geahnte Gottheit hinanreicht. Dies Ich sollten wir nicht lieben, nicht hegen dürfen? Dies Ich, den Kern unseres Wesens, umhüllt vom Leben als äußerer Schale, sollten wir, unter dem Schutz dieser Schale, nicht mit Wonne immer reifer und reifer werden sehen? Das ist der Egoismus in der Liebe, daß ich mein innerstes Sein, auch meine Schwächen, auch mein Unvollendetsein, mein mir selbst entschuldigtes Irren und Träumen, mein menschlichstes, mir so gegenwärtiges schwaches Ich in einer andern Seele geborgen, gehegt, geduldet, verstanden und entschuldigt weiß! Das ist der Egoismus in der Liebe, daß ich mich spiegle in Deinen Augen — aber verkehrt, Gabriele! Ja, lächle! Was heißt dies Verkehrt anders als: Ei, mir darfst Du schon ein Thor sein! Mir brauchst Du an Dir nichts zu rechtfertigen! Mir darfst Du sogar auf dem Kopf gehen

und ich werde ſagen: Du ſchwebſt mit Engelsflügeln! Was die Welt an Dir verwirft, das gerade hebe ich auf und nenne es Deinen rechten Schmuck, und was die Menſchen an Dir haſſen, das lieb' ich erſt recht, und Dein Unglück, das verringert Dich in meinen Augen nicht, und was Du auch beginnſt, Du haſt immer das Rechte gethan, denn was Unrecht daran war, das war nur Irrthum von Deiner Seite, und ich kenne ja, wie Du die Wahrheit ſuchſt ... Das, o Mädchen, das iſt der wahre Zauber, der Liebende verbindet. Sie gewährleiſten ſich ihr eigenſtes, beſtes, zaghafteſtes, wie die Sinnpflanze ſcheues Ich. Und wenn ſich zu dieſer tiefen Wahrheit zwiſchen zwei Seelen in der Liebe noch die Schönheit geſellt, wenn noch das Gefühl für alles, was uns, vieldeutig genug, die Lehre vom Zauber der Grazien enthüllen will, nicht minder dabei für unſer Auge und Ohr in Mitleidenſchaft tritt, dann erklärt ſich die volle Seligkeit einer Umarmung, eines Kuſſes, eines Vergehens in Eins! „Es iſt mir ſo wohl, wie dem Fiſchlein auf dem Grunde!“ ſagteſt Du, als wir am Waldbach ſtanden und die rothgeſprenkelten Forellen mit Händen greifen konnten ... Richte Deinen Spaziergang heute um drei Uhr dorthin! Wenn die Mutter ohnehin ſchläft, wird ſie Dir die Erholung gönnen. Mich findeſt Du ſchon in der alten Mooshütte harrend unter den Tannen.“

die Bibelsprüche, welche die Töpfer auf das Geschirr setzten. Wer möchte hier Blaustrumpf's Einfluß verkennen, und wer möchte zweifeln, daß Mörder dieses wichtige Amt zu versehen hatte! Blaustrumpf suchte die mystischen Wendungen zu hintertreiben, welche gewöhnliche Leute zu nehmen pflegen, wenn sie im Lapidarstyl sprechen. Hatten doch viele Besitzer neuer Häuser geglaubt, sie dürften Christus und seine bekannte Prophezeihung über den in drei Tagen wieder aufzubauenden Tempel auf seine Art mit ihrer Hausthüre in Verbindung bringen; aber Blaustrumpf befolgte den Grundsatz, daß erstens diese Stelle wahrscheinlich untergeschoben sei, und zweitens, daß die Erwähnung der Auferstehung und ähnlicher Beziehungen immer ein zweideutiges Licht auf das Baucollegium fallen lasse, weil dieses nur noch massiv baue, und Wörter wie Staub, Einsturz u. dgl. hier gar keinen passenden Sinn abgäben. Auf diese Art hatte Mörder alle Inschriften und sogar die der Töpfe und Schüsseln („denn auch hierher," sagte Blaustrumpf, „passen Sprüche aus Hufeland's Kunst, das Leben zu verlängern und aus Campe's Theophron mehr als Bibelverse") zu beaufsichtigen. Das Kaputher Wochenblatt machte ihm weniger zu schaffen, als der Lapidarstyl.

So ergab sich denn, daß die jungen Journalisten nur eine Schwierigkeit zu beseitigen hatten, nämlich Druck und Papier. Sie hatten schon die lachende Fernsicht in eine mit Abonnenten gesegnete Zukunft aufgezeichnet, ein Tempel von Ruhm und harten Thalern winkte ihnen; aber, um ihre spätern Schlachten zu liefern, mußten sie Vorschüsse haben. Ihre Casse war leer. Der einzige Buchdrucker in Kaputh war Besitzer des Wochenblatts und würde sich gehütet haben, ohne

Als die junge Frau die Erinnerung an dies Stelldichein eben in allen Einzelheiten träumerisch ihrem geistigen Auge wieder vorführen wollte, vernahm sie plötzlich vom Wohnhause herüber das laute Schreien ihres Kindes.

Man kennt die urschnelle Behendigkeit, wie eine Mutter in solchen Fällen, wo sie den sanften Schlummer ihres Kindes voraussetzt, zum Lager ihres Lieben eilt.

Die Blätter zusammenraffen, sie in ihren Kleidern verbergen, den Garten, quer über die Beete hinweg, durchmessen und in die Schlafkammer ihres Kindes spring[illegible] war Eins.

Die alte Lene hatte geschlafen. Das [illegible]nd war erwacht und schrie, ohne eine Ursache, die man hätte entdecken können. Das Kind wurde aufgenommen. Die Mutter trug es selbst und suchte das unaufhörlich in Wehklagen verharrende Kind zu besänftigen. Etwas kleinlaut ging die alte Wärterin an's Fenster. Es hatte offen gestanden. Die Magd hatte vergessen, es zu schließen.

„Kein Wunder!" sagte Gabriele im Tone des Vorwurfs. „Das Kind hat sich erkältet! Wie war es möglich, das Fenster nicht zu schließen, wie doch geheißen! Die Abendluft ist kühl und feucht und das Kind verschob gewiß sein Deckbett!"

„Es ist ihm schon lange nicht gut!" entgegnete die Wärterin. „Es zuckt im Schlaf und die Stirn ist so heiß —"

Alle Verſuche wurden gemacht, das Kind zu beruhigen und ſeinen wahren Zuſtand zu erforſchen. Die Kinderſtube iſt die Hinter-Couliſſen-Welt des Lebens. Was verbergen wir da nicht alles, erwähnen wir kaum, ja halten es für geboten, unerwähnt zu laſſen — und wie maßgebend iſt doch davon alles für unſer aller Daſein —!

Der Vater kam nach Hauſe. Er ſah den Zuſtand der kleinen Elsbeth und wollte Beruhigung geben. Auch die Wärterin lehnte den Ruf der Mutter: „Wir müſſen zum Arzt ſchicken!“ ab. Sie gehörte zu jenen Pflegemüttern, die Niemanden weniger Vertrauen ſchenken, als ihren Rivalen, den Aerzten. Sie hatte die Erfahrung und eine Menge von Heilmitteln für ſich, die in einer Tiſchſchublade ihres nebenanliegenden Kämmerchens eine ganze Hausapotheke bildeten.

Hörte auch das Schreien des Kindes endlich auf, ſo verfiel es doch in einen Zuſtand, der Bedenken erregen durfte. Die Geſichtsfarbe war glühendroth, der Athem kurz und ängſtlich. „Das Kind gefällt mir ſchon lange nicht,“ beſtätigte nun auch der Juſtizrath, „morgen muß Doktor Wieprecht kommen!“

Mit einer Angſt und Gewiſſensſcheu wie noch nie ſchlich ſich Gabriele in die inzwiſchen erhellten Vorzimmer zurück, barg leiſe die Briefe im Schreibtiſch und hörte halb abweſend den Mittheilungen ihres Gatten zu, die

dieſer reichlichſt von ſeinen Ausgängen heimzubringen pflegte. Neckende, halb ernſte, halb ſcherzende Vorwürfe über den Tabackgeruch, den er mitbrachte, Vorwürfe, die regelmäßig bei ſolchem Heimkommen ausgeſprochen wurden, fielen heute fort. Gabriele war in einer Unruhe, die den ſonſt gefaßteren Gatten ſelbſt anſteckte.

Die Nacht verlief übel. Die kleine Elsbeth war ernſtlich krank. Ihr Jammern und Schreien währte bis zum Morgen, wo ſie endlich entſchlummerte, ohne jedoch Beruhigung zu finden. Ihr Schlaf wurde von einem jeweiligen Intermittiren des Athems geſtört. Die Mutter ſtand mehrere Male auf, ſchloß zuletzt, um dem Gatten Ruhe zu gönnen, ganz die Thür des Schlafzimmers ab und blieb allein am Bett des Kindes. Die alte Lene hatte ihr Lager gar nicht eingenommen. Sie ſaß am Bett des Kindes und verwünſchte das Aufſtehenlaſſen des Fenſters. Es war eine Schuld, die nicht ganz auf die Magd allein fiel.

Der am frühen Morgen gerufene Arzt ließ die Kleine entkleiden und ſah bald die untrüglichen Zeichen des Scharlachfiebers. Die Krankheit graſſirte in dem ganzen Bereich dieſer im Herbſt feucht gelegenen Landhäuſer. Sie war diesmal in einigen Fällen beſonders heftig aufgetreten; Kinder, wenn auch nicht der nächſten Nachbarſchaft, waren geſtorben.

Justizrath Wenck bewunderte die Hingebung seiner Gattin. Die Krankheit des lieben, ihm, wie er oft sagte, an's Herz gewachsenen Mädchens, des ersten Unterpfandes der Ehe (seine erste Ehe hatte ihm keine Kinder gebracht), nahm einen bedenklichen Verlauf. Gabriele muthete sich Anstrengungen zu, die ihrem zarten Körperbau selbst Gefahr drohten. Er wollte Gabrielen's Mutter berufen haben. „Sie wird Dir Beistand leisten — denke, wenn das Aeußerste einträfe —!"

„Barmherziger Gott!" rief die junge Mutter; „sage das nicht! Ich müßte vergehen —"

Ihre Mutter wollte sie nicht gerufen haben. Seitdem sich diese erkräftigt hatte, war sie selbst dem Vater zu nothwendig geworden.

Zum Scharlach gesellten sich die Krämpfe des Zahnens. Das Kind litt unsäglich. Die Entzündung des Halses machte das Einflößen von Nahrungsmitteln beschwerlich. Die Haut des kleinen Körpers war gespannt und aufgetrieben. Zuweilen stellte sich Nachts der von allen Müttern wie das Schreckgespenst des Todes gefürchtete bellende Husten der Bräune ein. Das ganze liebliche Bild des Kindes war entstellt, die Augen lagen verquollen, es schien nicht mehr sehen und hören zu können und lag wie todt. Daß es noch lebte, verrieth ein dermaßen matter Athemzug, daß sich der Arzt zuweilen durch äußere Zeichen

vom Vorhandenſein deſſelben verſichern mußte. Die Convulſionen, die zuweilen eintraten, boten einen bejammernswerthen Anblick.

Schon waren acht Tage hingegangen. Der Doctor tröſtete und gab Hoffnung. Aber die alte Lene ſchüttelte den Kopf. Sie behauptete, daß alle Arzneien, die dem Kinde eingeflößt würden, das Uebel nur ärger machten. Schon glaubte ſie, wie ſie ſagte, aus Erfahrung die Mittel herauszuerkennen, die Aerzte nur dazu anwendeten, um das Sterbenmüſſen zu erleichtern.

Gabriele ſchlief keine Nacht mehr. Nur am Tage machte ſich zuweilen das Recht der Natur geltend. Ihr Gatte ſuchte ſie zu tröſten. Er konnte es ſelbſt nur mit Thränen im Auge, wenn er vom Leidenslager des Kindes kam. Der Arzt hatte die Temperatur der Zimmer kühl gefunden. Es ſollte geheizt werden. An einem zierlich geformten Kamin ſaßen da die Eltern, ſtützten das Haupt auf und lauſchten nach ihrem Schlafzimmer hin, neben welchem das Schlafzimmer des Kindes lag, wo ſich Gabriele jetzt auf einem Sopha ſelbſt ihr Lager hatte bereiten laſſen. Wenck ſuchte ſich durch Leſen zu zerſtreuen; aber die Zeitungen entfielen ſeiner Hand. Gabriele ſah nur immer den Sarg vor Augen, der ihnen bald ihr liebes Kind entführen würde.

Der vierzehnte Tag ſollte eine Entſcheidung, ob zum

Guten oder noch Schlimmeren, bringen. Wenck wußte, daß die Krankheit durch den Uebergang zur Waſſerſucht den Tod herbeiführen mußte. Das Horchen und Klopfen des Doctors an die Herzgrube des Kindes war ihm ein deutliches Zeichen der Gefahr. Der Arzt hatte die Mitconſultation einer berühmten Autorität vorgeſchlagen. Die Berathung war dahin ausgefallen, daß ſich die Behandlung des Uebels bei Doctor Wieprecht in den beſten Händen befand. Dieſer, von Gabrielen bei jedem ſeiner oft täglich dreimaligen Beſuche um ſeine Meinung beſtürmt, gab Hoffnung. Nach dem vierzehnten Tage, bei ſeinem Weggange, antwortete er nicht mehr.

Es war Abend. Der Juſtizrath war in eine Actionärſitzung gegangen, die er ohne den größten Nachtheil für ſeinen Beruf nicht verſäumen durfte. Die Wärterin hatte in der Küche zu thun. Gabriele ſchwankte, als der Arzt gegangen war, an das Bett ihres Kindes. Es lag da, wie ſchon dem Tode angehörend.

„Jeſus!“ rief ſie aus und ſank halb leblos erſt auf einen Seſſel, dann auf ihre Kniee nieder. Mit den Händen nach den fieberheißen Händchen ihres Kindes langend, betete ſie laut. Sie rief: „Vater im Himmel! laß mir mein Kind!“ Dann ſchrie ſie förmlich auf: „Was ſoll ich thun, um Deiner Gnade werth zu ſein?“

Plötzlich mußte es ihr ſein, als ſähe ſie den Himmel

offen. Sie erhob ſich. Ihr Auge leuchtete. Wild ſah ſie ſich einigemale um. Sie war allein. Alles war ſtill. Nur das Röcheln des armen Kindes berührte ihr Ohr. Mit einigen mächtig ausſchreitenden Bewegungen war ſie plötzlich im Wohnzimmer, ſah wie mit geiſterhaftem wirren Lächeln auf den Kamin, überzeugte ſich, daß die Flamme hell loderte, ſtürzte in ihr matterleuchtetes kleines Cabinet, taſtete an den Schreibtiſch, öffnete, riß das geheime Schubfach auf, langte mit kräftiger Hand nach den Briefen, die das rothe Band wieder ſorgfältig zuſammenhielt, nahm ſie heraus, ſchwankte damit in's Vorzimmer zurück an den Kamin und wollte das ganze Paket in's Feuer werfen.

Schon war die Hand zur entſchloſſenen That ausgeſtreckt — da fühlte ſie ſich gehemmt — durch das Schlagen einer Wanduhr, die über dem Kanapé in demſelben Zimmer hing. War es die Gewöhnung des Ohrs, das ängſtliche Aufhorchen auf die Stunden, wo dem Kinde die Arzneien gegeben werden mußten, war es der Klang der neun Schläge ſelbſt, die erfolgten, ein Klang, der ihr ſchon oft, wenn ſie Abends im Zimmer einſam träumend verweilt hatte, wie ein Ton aus jenſeitigen Welten erſchienen war — ſie mußte unwillkürlich in ihrem Vorhaben innehalten. Aber ſie betete. Die Erinnerungen der Kindheit regten ſich, Verſe aus den Büchern des alten Bundes klangen an ihr Ohr: „Opfere die Gabe, die

Dir die liebste ist —!" und aus den Psalmen: „Das Opfer, das Gott wohlgefällt, ist ein geängstigter Geist!" und aus dem neuen Bunde: „Zum Opfer hat sich der Herr selbst dargegeben!" Hugo's Bild stand vor ihren Augen. Anfangs noch wie er leibte und lebte, allmälig schattenhafter, dann von lichten Wolken gehoben, Wolken, die auch Klänge sein konnten. Alles das jagte sich in ihr fieberhaft, noch ehe der letzte silberhelle Schlag der Uhr, der neunte, verklungen war.

Als sie sich wieder über die Flamme beugte, da war ihr's, als regte sich ihr Kind. Blitzschnell flog sie an sein Lager. Es geschah mit einer mechanischen Bewegung, einer willenlosen. Das Paket entfiel dabei ihrer Hand. Sie ließ es am Kamin liegen.

Als sie sich überzeugt hatte, daß der Ruf ihres Kindes auf einem Irrthum beruhte, die Kleine ebenso regungslos dalag, wie vorhin, schwankte sie zum Kamin zurück, hob die Briefe auf und — trug sie, wie um den Augenblick des Entschlusses und der Ausführung betrogen, an ihren geheimen Aufbewahrungsort zurück.

Sie mochte fühlen, daß ihr zu jeder Erhebung, zu jedem, selbst dem leisesten Aufflug zu einer That die Kraft fehlte. Sie sank, als sie wieder zum Lager des Kindes zurückgewankt war, alsbald in einen heftigen Frost und wurde für die alte Lene und den bald darauf zurück-

kehrenden Gatten, auch für den mit ihm zugleich noch einmal vorsprechenden Arzt ein Gegenstand ebenso großer Besorgniß wie ihr Kind.

Einige Tage lag Gabriele in der That besinnungslos. Als ihr wieder allmälig lichtere Augenblicke zu Theil wurden, hörte sie, daß sich im Befinden ihres Kindes günstigere Symptome eingestellt hatten. Gabrielen's Mutter kam. Mit den liebevollsten Vorwürfen, daß man sie nicht früher gerufen hätte, stürzte sie in's Zimmer. Ihr Erscheinen weckte neue Hoffnungen. Der Himmel erfüllte sie, für Gabrielen sowohl, wie für ihr Kind. Elsbeth genas. Als sich Gabriele zum ersten Male vom Lager, einem den Tod drohenden Nervenfieber entronnen, erhob und in die sorglich erwärmte Vorderstube geführt wurde, sah sie schon ihr Kleines — an dem schönen Messinggitter des Kamins auf und ab klimmen und sich daran zum Gehen halten. Die Nähe des eisernen Rostes war gefahrlos. Der inzwischen hereingebrochene Spätherbst hatte ihn außer Dienst gesetzt; denn hinter und in dem Kamin heizte jetzt ein wirklicher geschlossener großer Ofen. Der vor ihm gelegene Rost sollte nur den ersten Herbstabenden die Kühle nehmen.

Die Gottheit, das war Gabrielen's Glaube, hatte ihr Gebet erhört. Die Erfüllung ihres Gelübdes — war sie nun dem Himmel schuldig... Oder sollte sie — ein Schauer überrieselte sie bei dem Gedanken — ihr Wort dem Herrn

über Leben und Tod nicht halten? Dann wird die Strafe des Himmels folgen! riefen ihr rings die Wände, auf die sie starrte, als müßten aus ihnen Versucherlarven hervorlugen. Wenn aber Dein Kind nun doch gestorben wäre? höhnte es wieder dämonisch in Gabrielen's Innerm. Da erhob sie sich, blickte gen Himmel, suchte sich der Geister, die ihr eine Weltordnung des Zufalls und der Willkür zuraunen wollten, fast physisch, wie wenn sie diese mit Harpyenarmen umklammern wollten, zu erwehren. Und doch mußte sie dabei starr in's Leere blicken und dem Gedanken wehren, der wieder in ihre Seele zog: Gott sollte Dich strafen, wenn Du Dein Gelübde nicht hältst? Ist Gott einer Leidenschaft fähig? Einer Vergeltung für die ihm zugefügte Missethat der Menschen? Zuletzt fühlte sie (ihr Inneres machte in diesen Tagen Revolutionen durch, ihre Begriffe von Gott und seinen Offenbarungen läuterten und vertieften sich), daß sie das Halten ihres Gelübdes nicht Gott, sondern sich selbst schuldig war.

Es war ein scharfer Decembertag. Die Amtsräthin kehrte an ihm beruhigt wieder in die Heimath zurück. Gabriele mit dem Gatten und dem Kinde hatten sie im Wagen bis an die Eisenbahn begleitet. Als sie in ihr Häuschen zurückgekehrt waren (der Justizrath hatte auf's Amt gehen müssen), als die alte Lene für ein warm-

Bezahlung ſich durch Beförderung eines Nebenbuhlers ſelber wehe zu thun. Sie rechneten: Nehmen wir für das Blatt jährlich zwei Thaler, ſo werden wir hundert und zwanzig Abnehmer haben müſſen, um die Koſten zu decken. Dieſe zu finden, ſchien ihnen ein Leichtes in einer Stadt, welche ſich durch wiſſenſchaftliche und Kunſt-Anſtalten auszeichnete, Sitz eines feingebildeten Hofes und der höchſten Landescollegien und die auch gerade jetzt im Winter Sitz eines Theaters war. Es fehlte nur ein Drangeld, ein Auftakt für das Enſemble, welches ſie mit dem Buchdrucker aufführen wollten. Schlachtenmaler beſann ſich, war lange ſtumm und erklärte dann, er wüßte ein Mittel, zu Geld zu kommen; daſſelbe hätte die Eigenſchaft, auch noch eine Nache zu kühlen, ſonſt aber etwas gefährlich zu ſein. „Indeſſen," fuhr er fort, „könnte einer von uns im Nothfalle dazu kommen, acht Tage ſitzen zu müſſen. Die franzöſiſche Journaliſtik kommt ja aus den Gefängniſſen nicht heraus und ich wette noch, daß ich die Sache wenden kann, wie ein Advocat."

Hätte Schlachtenmaler auch nicht leiſer geſprochen, die Brüder würden doch errathen haben, auf wen er ſein Vorhaben gemünzt hätte. Sie ſahen Wieſecke als die eigentliche Urſache ihrer Relegation an und rechneten ihm ſein mehrmaliges Anfragen, ob ſie denn heute nicht in die „Schule" gingen, als heimtückiſchen Spott an. Schlachtenmaler flüſterte: „Er ſoll erſtens in's Waſſer und dann noch Geld zahlen, daß wir ihn wieder herausziehen." Er ſprach ſo leiſe, daß die Muſe abbrechen muß und nur aus dem, was folgt, auf den Inhalt ſeiner Worte rathen kann.

Niemanden vergeht die Zeit ſo ſchnell, als Schriftſtellern, die für ſie ſchreiben. Der Journaliſt hat nie Langeweile;

behagliches Zimmer geſorgt hatte, Gabriele mit ihrem Kinde eine Weile allein war, da nahm ſie die holde Kleine auf ihren Arm, holte aus dem Schreibtiſch das rothumwundene Päckchen, ſchob mit einer leiſen Bewegung des Fußes die eiſerne Thür des glühenden Ofens zurück und warf es in die Flammen.

# Das Kastanienwäldchen in Berlin.

Wenn einſt im alten Rom und im ſchönen Griechenland —

Doch nein, Vergebung, liebenswürdige Leſerin, wir befinden uns im modernen Berlin und ſogar in der Nähe von Dingen und Menſchen, die dich über das Kaſtanienwäldchen leichter orientiren dürften, als eine Vergleichung unſeres Gegenſtandes mit dem alten Rom und dem ſchönen Griechenland.

Dort an Rauch's großartigem Reiterſtandbild des „alten Fritz" ſteht die Menge und gafft ein Spiegelfenſter an der Ecke eines mit Fahnen geſchmückten Palais an. Man ſtreitet, wohnt dort „der König" oder „die Königin"? Man ſucht ſich über die innere Einrichtung landesväterlicher oder landesmütterlicher Wohnungen nach dem Schimmer einzelner Vaſen oder Statuetten oder glänzender Gummibäume zu unterrichten. Hier — drängt ſich eine buntgemiſchte, ſogar die bekannten „Baſſermann'ſchen Geſtalten" nicht ausſchließende Geſellſchaft durch eine ſchmale, eiſerne

Schranke hindurch — es ſind jene Märtyrer der „Queue“, die zur heutigen Vorſtellung der „Afrikanerin“ Billets zu erobern ſuchen. Dort drüben — von wo die weißen Statuen einiger Generale herüberſchimmern — die Frauen würden kaum beſonders aufmerkſam bei einer Auseinanderſetzung der Verdienſte Bülow's und Scharnhorſt's verweilen — wird die tägliche Wachtparade abgehalten, wozu die Muſik irgend eines ruhmgekrönten Garderegiments einige neue Quadrillen von Bilſe oder Pieſke zum Beſten giebt oder ein Weber'ſches Opernfinale, wo die Flötenſoli in dem tobenden Wagenlärm zuweilen wie die letzten Seufzer jener „ſterbenden Krieger“ herausklommen, deren Köpfe nebenan im Zeughauſe die Meiſterhand eines Schlüter ſo bewunderungswürdig modellirte und nur leider, meiner Meinung nach, an einen unrechten Platz verpflanzte. Zur Seite liegt die Univerſität, ehemals das Rieſenpalais eines Bruders vom alten Fritz, deſſelben, der in ſeinen Schlachten und ſtrategiſchen Bewegungen „nie einen Fehler gemacht haben“ ſoll. Und jetzt geſtatteſt du mir wohl, aber nur in aller Kürze, an Rom und Griechenland zu erinnern — an die Gewohnheit der Alten, die Wiſſenſchaften nicht in dumpfen, nach Gas oder Petroleum riechenden Lehrſtuben, ſondern auf freien Promenaden, unter ſchattigen Oelbäumen, am Ufer ſanft dahinplätſchernder, mit Epheu und Asphodelus, einer langblätterigen Lilie, bekränzten

Bäche zu lehren. Der atheniſche Iliſſus war jener Spreecanal, an welchem Dich unter Anderm auch die Singakademie zu Händel und Mendelsſohn und zu den wiſſenſchaftlichen Vorträgen „zur Errichtung von Volksbibliotheken“, einem der beſten Gedanken des alten Hohenſtaufen-Raumer, einladet. Epheu und den Asphodelus ſuche dir drüben in dem kleinen „botaniſchen Garten“ zum Univerſitäts-Handgebrauch, an der Ecke der Dorotheenſtraße; die Oelbäume aber erſetzen Dir die wilden Kaſtanienbäume, die der ganzen Rückengegend der Univerſität den Namen des „Kaſtanienwäldchen“ gegeben haben. Auf der letzten Seite der geleſenſten Berliner Zeitungen genießt dieſe Gegend bei romantiſch geſtimmten Seelen einer beſondern Popularität. Man leſe nur: „Diejenige Dame, welche vorgeſtern auf der Herkulesbrücke ihr Taſchentuch verloren hatte und es von einem Herrn wieder aufgehoben erhielt, wird von dieſem gebeten, zur ſelben Stunde morgen Freitag im Kaſtanienwäldchen zu erſcheinen. Der Weg am eiſernen Gitter des Canals zwiſchen dem Kupfergraben und der neuen Wache entlang...“

Hiermit wären wir eigentlich auf dem beſten Wege zu einer ſpannenden Novelle. Wird wohl die junge Dame von der Herkulesbrücke mit dem Schnupftuch kommen —? Kommt vielleicht ſtatt ihrer eine alte Tante, die bei ihr Mutterſtelle vertritt, ſie zu ihrer künftigen Erbin beſtimmt

hat und die Voſſiſche Zeitung heute früher las, als ihre Nichte, die wohl ſonſt die heute ſo pikante Beilage unterdrückt haben würde —? Vielleicht will ſich die Tante erſt den Finder des Taſchentuchs anſehen, ehe ſie ihrem Pflegling geſtattet, dieſer kecken Aufforderung Gehör zu geben. Warum auch gerade das Kaſtanienwäldchen —? Warum nicht lieber das ſtille, verſchwiegene, egyptiſche „Monbijou“ —? Vielleicht iſt es ein Student, der das Nützliche mit dem Angenehmen, die Wiſſenſchaft mit der Romantik, jenes Stelldichein mit ſeinem Collegienbeſuch vereinigen möchte und — „Studenten“, ſpricht die Tante, „ſind, was Heiraten anbelangt —“

Doch leider müſſen wir uns das weitere Ausſpinnen dieſer Fäden für eine andere Gelegenheit verſparen und die liebenswürdige Leſerin bitten, bis dahin dieſem auf anderen Wegen gehenden Artikel nur zu überblättern, wenn ſie keinen Sinn dafür haben ſollte, zuvörderſt zu erfahren, wie es ehedem, vor etwa vierzig Jahren, in dieſem „Kaſtanienwäldchen“ ausſah, welche Geſtalten damals, als ihre chère maman geboren wurde, dort zu wandeln pflegten. Seitdem ich jedoch gehört habe, daß ſich in Berlin um den Seſſel, von welchem herab Robert Prutz die Geſchichte der neueren Literatur vorträgt, Hunderte und Aberhunderte vom ſchönen Geſchlecht aufmerkſam gruppiren und mit Andacht entgegennehmen, wie

Goethe den Menschen als Menschen liebte, Schiller den Menschen als Theil der Menschheit, Kant die Aufklärung, Fichte das deutsche Volk, Platen an den Actschlüsseln seiner Komödien die sogenannten Parabasen, seitdem verzweifle ich nicht an meinem Thema und denke mir, daß die Leserinnen nicht ausschließlich an Sensationsnovellen und dem neuesten Modebericht, sondern auch am „Kastanienwäldchen in Berlin", einem Beitrag zur deutschen Cultur- und Zeitgeschichte, interessirt sein können.

Das „Kastanienwäldchen" hieß ehedem der „Kastanienwald". Das kosende Diminutiv ist erst die Folge einer bedeutenden Lichtung seiner ehrwürdigen alten Stämme. Prinz Heinrich Königliche Hoheit unterstützte die Bauluft seines königlichen Bruders. Er legte seinen kolossalen Bau, ehedem „Prinz Heinrich's Palais" genannt, in einer noch mit Wald und Wiese bestandenen Gegend an. Als der höchstselige Prinz gestorben, ein jüngerer Prinz des königlichen Hauses, der ebenfalls Heinrich hieß, Erbe dieses mit kasernenartiger Regelmäßigkeit, doch kühn und nicht ohne Geschmack angelegten Palastes geworden war, überließ der neue Besitzer, ein von allerlei Räthseln umgebener, für Preußens Geschichte mythisch gewordener Herr, der lebenslang in Rom lebte und dort gestorben ist, sein Wohnhaus dem Staate zur Anlegung der neuen Universität. Ihm selbst verblieb nur ein dunkler Winkel im rechten Flügel,

dicht der Akademie der Wissenschaften benachbart, wo einige alte Diener und Pferde, die in Deutschland zurückgeblieben, bis an ihr Ende das Gnadenbrod genossen. Man hatte immer die Sorge, der geheimnißvolle römische Aufenthalt dieses Prinzen würde mit einem Uebertritt zur alleinseligmachenden Kirche endigen. Doch ist Letzteres nicht erfolgt. Die Entfernung von Berlin hatte nur Gründe, die in einem persönlichen Zerwürfniß mit dem damaligen Chef des Königlichen Hauses gesucht wurden, sogar eine schauerliche Degengeschichte wurde erzählt und in dem damaligen düstern Winkel des rechten Flügels seines Hauses konnte man in der That Alles glauben, was wie nach Schiller's „Geisterseher" klang. Wenn das ganze Palais und der dazu gehörige Park, eben unser „Kastanienwäldchen", von einer hohen Mauer umgeben war, so war die mehrgenannte Stelle fast so unheimlich wie der Eingang zu einer Freimaurerloge.

Oder liegt für mich das Unheimliche dieser Erinnerungen nur in den Schwierigkeiten, unter denen, unmittelbar nach dem Uebergang dieser Räume vom Hofe gewöhnlicher Wagen- und Reitpferde an den flügelbeschwingten Huf des Pegasus, gerade dasjenige Thor, das hier in die Mauer einließ, von dem zurückgebliebenen Dienstpersonal des grollenden Prinzen bewacht wurde —? Der Erzähler, geboren im dicht nebenan liegenden Akademiegebäude,

kletterte nämlich lieber von der Seite des „Bauhofes“ aus über die Mauer, als daß er die immer im bedenklichen Tänzeln begriffenen Peitschen der Prinz Heinrich'schen Leibkutscher und Vorreiter durch Beschreiten des ihnen gehörenden Terrains herausgefordert hätte. Außerdem gab es noch eine andere drohende Gewalt im Bereich des alten „Kastanienwaldes“. Ein mächtiger Rohrstock, den die eiserne Faust des Universitätspedells, eines alten Kriegers noch aus den Zeiten der „geworbenen Regimenter“, schwang. Dermaßen gefahrvoll sah es damals aus auf einem Boden, den jetzt mit dem verdeckten Marktkorb die leichtgeschürzte Grisette durchhüpft, die Bassermann'sche Gestalt zum Ausruhen auf einer der daselbst zur behaglichen Siesta einladenden Bänke zu nehmen würdigt, der „Schutzmann“ eher auf den zwitschernden Vogel in den Bäumen, als auf die Signalpfeife eines Collegen hört, die Bonnen den Kindersegen des Dorotheenstadtviertels laufen lehren und die Studenten, künftige Vaterfreuden ahnend, an der zuweilen schon stark schwammigen Baumrinde der alten Bäume sogar die Asche ihrer Cigarren abstreifen oder — Rendezvous geben. Man bestreite noch den Fortschritt der Zeit.

Der gegenwärtige botanische Duodezgarten war ein gleichfalls durch die hohe Mauer eingefriedigter, von frischgeschälten und gehauenen Bäumen hellschimmernder

verſteht er ſeine Aufgabe, er kann nie Hypochonder werden. So jagen jetzt auch ſchnell die Horen im wilden Tanze an uns vorüber. Die Brüder leben in ihren Planen und üben ſich in der Sprache. Sie dichten und beurtheilen ſich untereinander. Sie ſchreiben Recenſionen über Bücher, die ſie nicht geleſen, über Schauſpieler, die ſie nicht geſehen haben. Sie gleichen jenen Advocaten in Neapel, die im Gerichtshof, wenn Fremde kommen, über Criminalfälle diſputiren, welche nur erfunden ſind und ihre Beredſamkeit zeigen ſollen. Sie üben ſich an Türkenköpfen, um künftig im Turnier chriſtliche zu treffen. Schlachtenmaler vergaß die Akademie, Amandus die Ofenfabrik, die ſie doch noch immer beſucht hatten. Oscars Talent zu einem zweiten Wouvermann kam immer mehr außer Uebung. Er zeichnete Carricaturen, um das Journal damit zu ſchmücken. Die Theaterkritik trat er, während die Jüngeren Gedichte und Novellen ſchrieben, an Amandus ab; er ſagte: „Eigentlich ſollte ſie der ſchreiben, der am wenigſten Bart hat oder der ſich ſelbſt raſirt.“ Er erklärte ihnen dies: Man könne unmöglich humoriſtiſcher und ſatiriſcher Schriftſteller, d. h. auch Theaterrecenſent ſein und zu gleicher Zeit ſich von einem Andern raſiren laſſen. Wer könnte einen Kopf voll luſtiger Einfälle einem Barbier anvertrauen? Alle ſeine Geſichtsmuskeln wären oft zum Lachen verzerrt, ein drolliges Bild falle ihm unter der Hand des Barbiers ein und ſeine Naſe wäre ſtets auf das Spiel ſeiner Einbildungskraft geſtellt! Er könne nicht glauben, daß Swift und Moliere ſich hätten raſiren laſſen und der Tyrann Dionyſius, wüßte man nicht beſtimmt, daß er mehr zum Schauderdrama, als zum Luſtſpiel geneigt war, würde deßhalb für einen Humoriſten gehalten werden kön-

Zimmerhof. Hier wurden für alle Bauten der nächſten Nachbarſchaft die erſten Zimmermannsarbeiten geliefert. Ein köſtlicher Harzduft lag auf dieſer unruhigen und geräuſchvollen Nachbarſchaft der Muſen, die Niemanden mehr ſtören mußte, als den unmittelbar gegenüber in der Dorotheenſtraße wohnenden Leibarzt des Königs, den vielaufgelegten Verfaſſer der „Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern", Hufeland, der unter einem mächtigen Quäkerhut, den er zu tragen pflegte, jedesmal verdrießlich ſein Haupt nach dieſen Schützlingen einer Toleranz am unrechten Platze richtete. Die Genoſſen des heiligſten aller Handwerke, des Zimmermannshandwerks, mußten mit der Zeit weichen. Aber die hohe Mauer, die ſich bis zu dem jetzt mit einem Quai verſehenen, eng eingedämmten, damals aber völlig frei und naturwüchſig bequem dahinfließenden Spreearm erſtreckte, blieb ringsum ſtehen und von einem „Durchgang" aus der Dorotheenſtraße zum Zeughauſe war noch lange keine Rede. Der Park gehörte allerdings ſchon damals der Univerſität, aber außer dieſer nur dem Wagemuth der umwohnenden Jugend. Die Spatzen zwitſcherten hier nicht im Frühling ſolche Concerte, wie die letztere, wenn ſie die Mauer, mit Hülfe einiger näherſtehenden Bäume und eines gegenſeitigen turneriſchen Hinaufhebens auf den Schultern überklettert hatte und im „Kaſtanienwald" „Räuber, Wanderer und Stadtſoldaten" ſpielte.

Achtung vor dem glorreichen Kriegsheer war schon früh in diese Jugend gedrungen. Bei jenem Spiel kam es nur auf die Verhöhnung (die „Räuber" mußten natürlich immer siegen) solcher Soldaten an, wie sie „am Spittelmarkt" des Abends „aufzogen", sogenannte Bürgerschützen, die auf dem „Schützenplatz" nach dem Vogel schossen. Man nannte sie wohl auch in militärischen Kreisen die „Rauhbeinigen". Und im Herbst, wenn ein wahres Laubmeer zu Füßen der kahlgewordenen Bäume rauschte, wurden aus diesem Material Schinkel'sche Paläste gebaut und Palästen von Eskimos nur darin ähnlich, daß ihr Material ein urwüchsiges war. Aber sie dienten darum doch einige Tage lang zur gemüthlichen Unterhaltung, zu Einladungen auf „Vater-, Mutter- und Kind" spielen, zu Schulehalten und Kaffeevisiten aus leeren ausgehöhlten Kastanien, bis dann freilich, besonders wenn sich dabei häusliche Scenen, etwa Abstrafungen ungerathener Söhne oder Schüler, Polterabendscherze bei bevorstehenden Vermählungen mit Rieke Müller oder Jette Schulze ergeben hatten, die Zerstörungssucht des wüthend dahergerannt kommenden Kastellans dem in diesen Laubhütten getriebenen Mormonenthum ein Ende bereitete. Wie die Katzen so behend schossen wir über die Mauer und unsere Pfahl- und Laubbauten sanken in Trümmer.

In einem kleinen Buch: „Aus der Knabenzeit", hab'

ich ſchon einige berühmte Männer geſchildert, die damals hier im Kaſtanienwald dem Kinde auffielen oder ihm mit Ehrfurcht genannt wurden, wenn ſie zur Univerſität und in die Vorleſungen gingen. Ich will jetzt von den Tagen ſprechen, wo ich den Stock des Kaſtellans nicht mehr zu fürchten brauchte, ſondern den Kaſtanienwald als berechtigter Student beſuchen durfte, ein Terrain, dem ohnehin der Fortſchritt der Zeit zwar noch nicht ganz damals die Mauer genommen, aber doch ſchon einige weitere Ein- und Ausgänge bewilligt hatte. Alſo nichts von jener Zeit, wo das Zufrieren des mehrgenannten Spreearms möglich machte, daß wir uns unter der neuen Wache, unter Scharnhorſt's und Bülow's Unſterblichkeit hinweg, hinweg auch unter allen Karoſſen, die gerade zu Hofe fuhren, oder gar hinweg unter einem Regiment Soldaten, das gerade mit klingendem Spiel über uns hermarſchirte, wie durch einen unterirdiſchen finſtern Eistunnel hindurch wagten mit dem noch unſicher behandelten „Schrittſchuh“ und „bei Fürſtin Liegnitz“ (die Gemahlin des Königs wohnte an der Stelle, wo der Canal ausmündet) wieder aus kimmeriſcher Nacht an's Tageslicht kamen, ſondern von jener Zeit, wo dem Rector der Univerſität, dem Profeſſor des römiſchen Rechts, Klenze, und dem Dekan der Philoſophen, dem Naturhiſtoriker Lichtenſtein, feierlich „an Eidesſtatt“ gelobt werden mußte, „in keine Verbindung zu treten“,

und gerade doch der Lebenslauf eines richtigen Studenten damit anfing, daß er ſchon an demſelben Abend in eine Verbindung trat. Wen traf bei ſolchem Meineid die größere Schuld, den achtzehnjährigen Jüngling, den heißblutigen, von Schwärmerei erfüllten Kopf, der kein Spandau und kein Köpenik fürchtete? Oder jene Männer, welche, die „Gewiſſen verwirrend", „Eide" oder „Ehrenworte" abnahmen, von denen ſie doch wußten, daß die ganze Richtung der Zeit, die einmal eingeriſſene Gewohnheit der akademiſchen Jugend, das Halten eines ſolchen Verſprechens in der Regel unmöglich machte?

Gewiſſensmenſch oder Selbſtquäler oder Mückenſeiger (und doch wieder Elephantenverſchlucker!) wie ich von je geweſen, hatte ich die beſte Abſicht, meinen Eid ſo lange als möglich zu halten. Ich hatte ihn einem Syſtem geſchworen, das ſich damals immer noch mit unerbittlicher Strenge geltend machte. Der Carbonarismus Italiens ſollte noch immer nicht erſtickt genug ſein, ſo ſchrieben wenigſtens Gentz und Pilat in Wien, Grund genug für die preußiſche Politik, die damals und noch lange nur das vollzog, was ihr Wien befahl, daß ſie die burſchenſchaftlichen Verbindungen mit aller Strenge verfolgte. Die Namen eines Schmalz, der 1829 noch lebte und Staatsrecht lehrte, eines Univerſitätsrichters Krauſe, vor Allen des Miniſters von Kamptz, deſſen „Codex der

Gensdarmerie" die Studenten auf der Wartburg verbrannt hatten, verbreiteten Furcht und Schrecken.

Und seltsam — gerade dieser letztere war mir sogar eine Einschüchterung gemüthlicher Art geworden. Ein Zufall hatte mich diesem gefürchteten Präsidenten der Untersuchungscommissionen, diesem in unsern Geschichtsbüchern, ich darf mich des Ausdrucks bedienen, gebrandmarkten Staatsmann, dem vortragenden und dirigirenden Rath zweier Ministerien, des der Justiz und des für den Cultus, dem Mitgliede des Staatsraths persönlich bekannt gemacht. Für mein Theil bin ich in der Lage, von ihm ohne alle Entrüstung und ohne allen Groll sprechen zu müssen. Ich verdanke ihm Wohlwollen, die liebenswürdigste Güte und jede Förderung. Oft bin ich mit diesem Mann des Schreckens, den die Geschichte des deutschen öffentlichen Geistes seit 1815 für immer zu den Todten geworfen hat, durch die Straßen Berlins geschlendert, um ihn bis in's Schloß zu begleiten, wenn er in den Staatsrath ging. Diese Ehre wurde einem Secundaner zu Theil, der neben ihm ging mit umgeschlagenem Hemdkragen und ohne eine Spur von Handschuhen. Meine Mütze, wenn sie auch keine Farben tragen durfte, hatte immer eine kleine Schnurrpfeiferei am Deckel oder am Schirm, eine Troddel oder eine deutsche Eichel; aber Haupt's „Ideale und Irrthümer" hatte ich doch noch nicht gelesen, ein Buch, das in mir einen Revolutionssturm

hervorbrachte. Bei alledem ging ich schon damals vollkommen mit gebrochenem Bewußtsein neben Sr. Excellenz und seufzte schwer auf, wie ich sechszehnjähriger Bursch in so viel Versuchung hatte gerathen müssen, den Mann, den mich Alles, was ich schon vom öffentlichen Leben Deutschlands (zunächst waren Homer und Xenophon meine Welt) erfahren hatte, zu hassen aufforderte, lediglich lieben und schätzen zu sollen. Denn wenn Ihr großen Gelehrten Deutschlands an den rechten Arm des Ministers Stein zum Altenstein, an den eigentlichen Contrasignirenden jeder Anstellung, die genehmigt wurde, Eure neusten Werke in Goldschnitt und mit gepreßtem Ledereinband schicktet, alle Eure Commentare zu Cicero und Sophokles, Eure Abhandlungen über die Geschichte Milet's und Megara's — so kamen sie mit noch zusammenklebendem Goldschnitt mir zu Handen, durften mir auch nicht selten ganz verbleiben und machten mich schon als Gymnasiasten zum Besitzer einer Bibliothek, um die mich ein Privatdocent hätte beneiden können. Dieser grimme Kampfz, dessen Marotte die Furcht vor einer in Permanenz gesetzten Verschwörung der Studenten gegen das Leben aller Fürsten, Minister und besonders der vortragenden Räthe erster Classe war, dessen Phantasie, wie Macbeth, den Dolch, mit welchem Sand Kotzebue ermordet hatte, immer noch in der Luft gezückt vor sich schweben sah, Kampfz, der den Code Napoléon

haßte, die rheiniſchen Geſchwornengerichte verfolgte und immer bereit war, Broſchüren erſcheinen zu laſſen, die, gedruckt in der „Decker'ſchen Geheimen Oberhofbuchdruckerei", mit halbamtlichem Schein die Ereigniſſe der Zeit bekämpften, ſelbſt die Vermählung einer Prinzeſſin ſeines ſpeciellen Vaterlandes, Mecklenburgs, mit einem Sproß der neuen Uſurpatorendynaſtie in Frankreich, der Orleans, prieſen in hundert Studentenliedern verwünſchte Freiherr Karl Albert Chriſtoph Heinrich von Kamptz konnte da, wo er wollte, ein gemüthvoll herablaſſender Mann ſein und dem, dem er wohlwollte, die freundlichſten Dinge ſagen oder richtiger — ſtottern. Denn der Gegner des conſtitutionellen Syſtems und der parlamentariſchen und advocatoriſchen Rednerbühne — ſtotterte. Kamptz war nicht groß, er war breitſchultrig und behäbig. Er ſteht in einem blauen oder grünen Frack (darüber ſchwanken meine Erinnerungen) mit goldnen Knöpfen, jedenfalls mit einem weiten Ueberzieher, der den Stern auf dem Frack verdeckte, noch leibhaft vor mir. Es fehlten ihm nur die gelben Stulpen der Stiefel, um ihn zu einem göttinger Profeſſor der alten Schule zu machen. Sein gerötheter Kopf ſaß tief in einer weißen Halsbinde und hatte angenehme Züge, einen kleinen zierlichen Mund, ſogar einen Mund wie eine alte Dame der Ariſtokratie. Wenn ich mit ihm vom „alten Ziethen" auf dem Wilhelmsplatz, wo ich wohnte, bis zu den „Wer-

der'ſchen Mühlen" gegangen war, wo man ſein eignes Wort vor Lärm nicht mehr verſtehen konnte und ſich jede Discuſſion von ſelbſt abſchnitt, ſo brauchten wir dazu faſt eine Stunde. Denn Se. Excellenz ſchritten höchſt gemächlich, ſtanden oft ſtill, ſahen ſich um, wer in der Mohrenſtraße, am Schauſpielhauſe, in der Jägerſtraße ihnen begegnete und trugen ihre Anſichten mit einer an Widerſpruch nicht gewöhnten Behaglichkeit vor, ohnedies durch ſeine Neigung zum „Anſtoßen" ſehr im Reden behindert. Natürlich waren es nicht die Schriften von Jahn und Arndt, von Görres und Steffens, die uns beſchäftigten, ſondern Cicero und Salluſt, Racine und Corneille und die Fragen, wie man die Autoren leſen und erklären ſollte, ob curſoriſch oder ſtatariſch, und welches die beſten Wörterbücher wären. In dem Bibliothekzimmer meines in der Wilhelmsſtraße — jetzt vis-à-vis von Bismark — wohnenden Gönners, einem Zimmer, das vollkommen das Ausſehen der Bibliothek eines Gelehrten hatte, hing an einer Fenſterblende ein ſonderbares Siegeszeichen, eine Unterſuchungscommiſſionstrophäe aus der „Hausvoigtei" oder aus „Köpenik" (wohin die „Burſchenſchafter" in's Gefängniß kamen) in Geſtalt eines „Quodlibets". In einem Rahmen waren auf Papier bunt durcheinander Bilder von Ludwig Sand, Arndt, Jahn, Titel verbotener Schriften, Stellen von „revolutionären" Liedern u. ſ. w. zuſammengeklebt. Man

hatte da die ganze Trauerperiode Deutſchlands von den Karlsbader Beſchlüſſen an bis zur Mainzer Unterſuchungscommiſſion in kleinen Fragmenten beiſammen. Hätte der alte Herr (das Jahr der Unglaublichkeit 1848 hat er noch miterlebt) unſre Tage geſehen, zu jenem Quodlibet würde ſich ohne Zweifel auch noch die preußiſche Verfaſſungsurkunde geſellt haben.

Meinen Secundaner- und Primanerſpaziergängen mit einem Manne, den ich zugleich haſſen und lieben mußte, verdanke ich vielleicht eine frühe Anlernung zum Betrachten aller Dinge von zwei Seiten und zur Würdigung der Menſchen aus dem Geſetz ihrer eigenen Entwicklung. Oder hätte ich denn wirklich, wenn Se. Excellenz mir am „alten Ziethen“ winkten und riefen: „Begleiten Sie mich in den Staatsrath —!“ (ich war ein Schulkamerad und Freund ſeines Sohnes) ihm entgegnen ſollen: „Mann des Verderbens, Du verfolgſt Dein Jahrhundert! Tauſende von Thränen haſt Du ſchon Vätern und Müttern um ihre Söhne entlockt, die Du auf die Feſtungen ſchickteſt, wo ſie ſchmachten müſſen, dieſe jugendlichen Seelen, die nichts begehrt, nichts verbrochen haben, als daß ſie Lieder von Hermann und Thusnelden ſangen und zuweilen an das Verſprechen des Königs erinnerten, ſeinem Lande eine Verfaſſung zu geben —!“ In der That ging ich voll Beklommenheit neben ihm her und wagte

manche Entgegnung über — den Unterſchied einer Ueberſetzung der alten Claſſiker, die bei Metzler in Stuttgart und einer andern, die in dem Städtchen Prenzlau erſchien, über die Vorzüge Paſſow's vor Riemer, über den alten Scheller und den neuen Lünemann. Und ein Jahr vorher, als ich erſt ſechszehn Jahre alt war, wenn auch ſchon herangewachſen, hatte ich der Excellenz ſogar einen wahren Zauberabend zu verdanken. Ein Sohn des Königs vermählte ſich. Im Opernhauſe gab es Freiredoute. Die Karten waren nur durch beſondere Gunſt zu erlangen. Was geſchah mir da? Der Großinquiſitor Torquemada, der Herzog Alba der Studenten- und Profeſſorenwelt ſchickte mir eine ſolche Karte mit der hinzugefügten Weiſung: „Richten Sie aber Ihre Toilette hof- und redoutenmäßig ein —!“ Das war ein großes Wort, gelaſſen ausgeſprochen — einem Secundaner geſprochen, der zwar noch einen ſchönen „wie neuen“ Confirmandenfrack hatte, aber Cylinder und Handſchuhe principiell verabſcheute. Und nun gar Domino, Schuhe und Strümpfe —! Auf welches Budget der Welt — die letzte Rechnung bei Wilhelm Logier, Buchhändler in der Friedrichsſtraße, war noch nicht bezahlt — ſollte ich dieſe Ausgaben, den Wagen, die Maske ſetzen? Aber Torquemada oder Herzog Alba, wie Ihr wollt, hatte auch ſchon dafür geſorgt. Es würde meinerſeits ſchnödeſter Undank ſein, wenn ich hier die reine Wahrheit verſchweigen wollte. Gott

nen, weil er ſich ſeinen Bart mit heißen Nußſchalen abzwicken ließ.

Kaum hatte Schlachtenmaler dies ausgeſprochen, als ſich im untern Hauſe ein Lärm erhob und eine zeternde Stimme die Treppe heraufdrang. Schlachtenmaler hatte das neueſte Wochenblatt, das er vom Hauswirth zu leihen pflegte, noch ganz naß in der Hand und warf einen verſtohlenen Blick hinein. Indem ſtürzte der Regiſtrator Wieſecke und der Wirth, deſſen Ehehälfte und Geſelle in's Zimmer und verlangten im Chor nach dem Wochenblatt. Wieſecke ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen: denn er hatte es ſchon geleſen und die Brüder wußten gar nicht, was ſie zu dieſem Ueberfall ſagen ſollten. „Entſchuldigen Sie, Herr Blaſedow," ſagte Wieſecke lauernd und leichenblaß; „zeigen Sie einen Augenblick das Wochenblatt. Laſen Sie's noch nicht?" Schlachtenmaler entfaltete es und ſtellte ſich, als ſäh' er nicht, was er längſt geſehen hatte. Der Hauswirth ſetzte die Brille auf, ſeine Frau ſtand auf den glühendſten Kohlen der Neugierde und der Geſell blickte ſchadenfroh auf den Regiſtrator, der mit zitternden Händen in dem Blatte ſuchte, es dann dem Schuhmacher hinhielt und wie vernichtet ausrief: „Leſen Sie!"

Dieſer buchſtabirte: „Zehn Thaler Belohnung demjenigen Menſchenfreunde, welcher im Stande iſt, mir den Verfaſſer eines frechen, ehrenrührigen, alle meine Privatverhältniſſe auf das ſchimpflichſte entſtellenden und geſtern zugeſandten anonymen Briefes nachzuweiſen. Wieſecke, Regiſtrator."

Schlachtenmaler ſagte trocken: „Wenn Sie dergleichen ſchändliche Briefe erhalten, Herr Regiſtrator, ſo würd' ich

ſoll nicht für ſich allein die Thaten der Menſchen gebucht haben. Wir ſollen ihm behülflich ſein in ſeiner großen Rechnungsführung. Und ſo ſei es denn künftigen Geſchichtſchreibern, etwa Gervinus für eine neue Auflage ſeiner Geſchichte unſeres Jahrhunderts zu beachten empfohlen: Kampß ſchickte einem Gymnaſiaſten ein Redoutenbillet, eingewickelt in einen Fünfzigthalerſchein! Und ſteinigt mich, ihr Catonen von ſechszehn Jahren, ihr Brutuſſe ohne Bart, ich habe dieſe Banknote nicht zerriſſen, habe ſie nicht dem Abſender vor die Füße geworfen, ſondern ich kaufte mir wirklich dafür Schuhe, Strümpfe, Cravatte, Hut, Handſchuhe, miethete einen Wagen und half die Hochzeit eines Prinzen mit einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Weimar mitfeiern und verherrlichen nach Kräften. Ich genoß den erſten Zauberabend meines Lebens — trotz des „Quodlibets“ in der Fenſterblende — vertilgte am Büffet, wo die Diener des Königs meinen Winken gehorchen mußten, eine Menge mir bisher unbekannt geweſener Backwerke und Getränke und ſog eine ſolche Fülle von Licht, Glanz, Schönheit, von reizendſten Toiletten, prachtvollſten Uniformen ein, daß dieſe Bilder Wochen lang nicht mehr vom Auge zu verbannen waren.

Als ich mich bei Lichtenſtein, meinem Decan, gemeldet hatte (er wohnte in der Univerſität ſelbſt, nicht weit von ſeinen ausgeſtopften Löwen und Ti-

gern) überraſchte mich der berühmte Zoolog durch die Aeußerung:

„Sie ſind der Immatriculandus, von welchem mir Se. Excellenz Herr von Kamptz geſprochen hat?“

Unvorbereitet auf dieſen Empfang antwortete ich verblüfft:

„Herr von Kamptz bat (sic!) mich, es ihm zu ſagen, wenn ich mich immatriculiren ließe. Er wollte mir eine Empfehlung geben.“

Der Decan horchte hoch auf, huſtete ſeltſam und wiederholte mehrmals mit ſcharfem Ton, als wenn er mich nicht verſtanden hätte:

„Wie? Was ſagten Sie —?“

„Herr von Kamptz bat (wiederum sic!) mich“, hob ich mit Entſchiedenheit, wenn auch noch mit derſelben Verdutztheit hervor, „ich ſollte es ihm ſagen, wenn — Ja, er hat mit Ihnen ſprechen wollen —“

„Wenn ein ſolcher Herr bittet, ſo thut man's denn doch“, antwortete nach einer Pauſe mit ſchneidender Schärfe der Vertraute der Scorpionen und Krokodille, von welchem jede Woche einmal in der Spener'ſchen Zeitung eine Mittheilung über ſibiriſche Mammuthsknochen, isländiſche Elennthiere oder eine im Plötzenſee aufgefundene ſeltene Fiſchgattung zu leſen war. Damals wußte ich noch nicht, daß Lichtenſtein die wilden Thiere auch durch die Muſik

wie Orpheus hätte bändigen können. Er ſelbſt war ein Muſiker und ſpezieller Freund Karl Maria's von Weber.

„Ich Eſel, ich Rindvieh —!“ rief ich aus, als ich gegangen war und ſchlug mir die Stirn roth mit beiden Händen. Erſt bei genauerer Ueberlegung der maliciöſen Replik des Profeſſors hatte ich die begangene Sottiſe begriffen. Ich hatte von „Bitten“ bei einem Manne geſprochen, deſſen ſociale Stellung nur ein „Befehlen“, höchſtens ein „Erſuchen“ oder „Wünſchen“ mit ſich bringen konnte. „Bat mich —!“ Hochmuth aus dem Opernhauſe —! Auf den Treppen der Berliner Univerſität lernte ich zum erſtenmal „Treppenwitz“ kennen. Das „Kaſtanienwäldchen“, das ſich eben belaubte (es war im April), hörte die Fortſetzung der zoologiſchen Studien, die ich mit mir ſelbſt anſtellte. Selbſt die Merkmale eines Rhinoceros glaubt' ich an mir entdeckt zu haben.

Die Protection meines hohen Gönners hörte noch längere Zeit nicht auf und begründete ſich auf ein Verhalten von meiner Seite, das eine gewiſſe Berechtigung zum Befördertwerden hatte. Nicht nur, daß ich mich mit Eifer auf die Philologie warf, den nächſten Herbſt und Winter regelmäßig um 5 oder 6 Uhr Morgens aufſtand und an Löſung einer von der Facultät gegebenen Preisaufgabe arbeitete, ich trieb auch mit Eifer Theologie und gab zu-

gleich in den disparatesten Stadtvierteln Stunden an hoffnungsvolle, einer Nachhilfe bedürftige Scholaren. Was die Lösung der Preisaufgabe anbelangte, so hätte, wäre es nach meinem hohen, durch meinen Siegeserfolg freudig überraschten Gönner gegangen, Ferdinand Dümmler, par excellence damals der Verleger der Gelehrsamkeit, meine lateinischen Autor-Erstlinge: De Diis fatalibus, die im Jahr 1830 wirklich gekrönte Abhandlung über die Schicksalsgottheiten des Alterthums, gedruckt in die Welt gesendet. Nur schien damals die Julirevolution alles aus Rand und Band gebracht zu haben, auch den Muth der Verleger. Mein Verhältniß zu Kamptz, der nun auch bald ausschließlich zur Justiz überging, lockerte sich allmälig.

Und zu tief war ich nun auch in Haupt's „Ideale und Irrthümer", in Jahn, Arndt und Görres hineingerathen —! Ein alter Schulkamerad hatte sein erstes Semester in Halle zugebracht und kam der burschenschaftlichen Ideen so voll in den Kreis zurück, den einige zwanzig meiner Genossen zu einem regelmäßigen „Kneipen" gebildet hatten (mit steter Sorge, die Denunciation wachzurufen und die Schergen des Universitätsrichters uns auf den Hals zu laden), daß ich bekenne, aus Schmerz über unser deutsches Vaterland, über das Versenken der Kaiserkrone im grünen Rhein, über den unerledigten dreizehnten

Artikel der Bundesacte, zuweilen durch die Wälder (hinter Treptow oder Charlottenburg) mit dem Freunde gerannt zu ſein und über alles Doppeltuch, über Blau mit rothem Kragen, Wehe über Wehe gerufen zu haben. Im Graſe bei den Wällen Spandau's konnten wir lagern und ausforſchen, von welcher Seite wohl Jung-Berlin hätte überrumpelt und die preußiſche Monarchie von Spandau aus in Schach gehalten werden können. Ich glaubte die Stelle entdeckt zu haben, wo fünfzig entſchloſſene Studenten hätten die Mauer erſteigen und das ſchwarzroth-goldene Banner aufpflanzen können. Vorläufig fehlten nur noch die fünfzig Mann. Mein Hallenſer verſicherte aber, daß ſich „an der Saale kühlem Strande" das zur Verwirklichung unſerer ſtrategiſchen Träume nothwendige Material überzählig finden würde.

Ehe jedoch durch Politik, Lectüre und ein reiferes Nachdenken gleichſam ein Bruch in mein Gemüth kam, hatte ich den eifrigſten Willen, die Welt und die Wiſſenſchaft ſo zu nehmen, wie ſie als Hülfsmittel zur Erkenntniß der ewigen Wahrheit und zur Erlangung einer Anſtellung im Palais vor'm Kaſtanienwäldchen geboten wurde. Schleiermacher war mir eine von früheſter Kindheit an vertraute Erſcheinung. Ich hörte ſeine Predigten ſchon als Knabe und bewunderte den kleinen, etwas verwachſenen Mann mit dem weißen langen Haar und dem ſtrengen

Blick, dem blaſſen Antlitz, den kalt und ſcharf fixirenden Augen, wenn er von der Wilhelmsſtraße daher kam, wo er in einem fürſtlichen Hauſe wohnte, das ſeinem Verleger gehörte, Georg Reimer, der ebenfalls wie Schleiermacher im Demagogengeruch ſtand. Man ſagte, von der Wilhelmsſtraße an bis in die Dreifaltigkeitskirche meditirte erſt Schleiermacher über das, was er in der nächſten halben Stunde predigen ſollte. An den Kirchthüren wurden die Geſangbuchlieder, die geſungen werden ſollten, auf Zetteln verkauft, wie die Textbücher am Opernhauſe. Man hatte da die revidirten Geſänge vor ſich, die eine zur Moderniſirung, jedoch nicht Verflachung des „Porſt'ſchen Geſangbuchs“ niedergeſetzte Commiſſion zu verantworten hatte. Ich pflegte mir eine abgeſchloſſene Fenſterniſche zu erobern, eine kleine Loge zweiten Ranges gleichſam, wo ich, ſelbſt bei „überfülltem Hauſe“, allein ſein und dem milden Geſäuſel des berühmten Mannes, der nach Anſicht meiner Eltern das rechte Chriſtenthum nicht hatte, lauſchen und — zuträumeln konnte. Denn vom Verſtehen ſeines Gedankenganges konnte keine Rede ſein. Ich muß ſogar bekennen, daß ich noch ſpäter in jenem Saal, der zum Kaſtanienwäldchen hinausliegt ebener Erde (im Sommer immer kühl und ſchattig und des Morgens von 7 Uhr an, wo der raſtloſe Mann ſchon las, faſt froſtig), ſeinen Vorträgen nur wie einer Muſik zuhören

konnte, die uns zuweilen feſſelt, zuweilen aber auch nur als Unterlage eines weit, weit wo anders hinaus ſich ſpinnenden eignen Träumens dient. Schleiermacher war berühmt als Redner. Er trat ſchnell in ſein gewöhnlich von 80 — 90 Zuhörern beſetztes Auditorium, erklomm ſeinen Katheder, ſtützte ſein Haupt in die linke Hand und ſprach ohne Buch, ohne Heft, frei vor ſich hin, ohne zu ſtocken. Ich habe bei ihm vielerlei gehört, Synoptik, Dogmatik, Evangelienerklärung. Wenn ich nicht auch Philoſophie bei ihm hörte, ſo geſchah es um deßwillen, weil Schleiermacher hier im Hintertreffen ſtand gegen Hegel, der damals die hohe See befuhr und der Mann des Tages war. Aber es ging mir mit Schleiermacher in einem Semeſter wie im andern. Aus der erſten Vorleſung brachte ich mehrere vollgeſchriebene Seiten mit, von der zweiten ſchon eine Seite weniger, von der dritten kaum noch eine Seite. Nach der fünften oder ſechſten Vorleſung hörte ich nachzuſchreiben ganz auf und hörte nur noch. Mir iſt es geradezu ein Wunder, wie es ſo treue Seelen hat geben können, wie Vatke, Hävernick, Rütenick und wie ſie heißen, die Schleiermacher's Vorleſungen vollſtändig haben nachſchreiben und herausgeben können. Eine volle Strömung Waſſers, die aus einem Brunnen fließt, vermag ich aufzufangen, aber eine aufſpritzende Fontaine, die ſich wieder niederläßt in Millionen Tropfen, wer ſollte die

aufzufangen nicht verzweifeln —! Die Methode Schleiermacher's war eine dialektiſche. Er hielt gleichſam mit ſich ſelbſt platoniſche Dialoge. Die Einwände, die bei Plato Krito, Parmenides, Euagoras u. ſ. w. machen, machte er ſich ſelbſt. Der Begriff, der zu beſtimmen war, die Thatſache, die begründet werden ſollte, die Schlußfolgerung, deren Berechtigung auf eine Kritik ihrer Prämiſſen zurückzuführen war, alles das wurde hypothetiſch aufgefaßt. Der Vortrag einer vollen Stunde, an ſich bewunderungswürdig als die Leiſtung genialer Virtuoſität, ſchwebte an dem ſeidenen Faden eines „Wenn". „Wenn die Apoſtel nach dem Tode Jeſu dies oder das gethan hätten — ſo würde —" folgte dann ein Kaleidoſkop von Möglichkeiten, die zuletzt alle in Nichts verſchwanden und eben auch im Gemüth und namentlich im ſo nothwendig mit Thatſachen zu erfüllenden Gedächtniß des jungen Studirenden — vom Beleben der Geſinnungs- und Willenskraft eines jungen Geiſtlichen zu ſchweigen — wenig zurückließ. Die Grundlage der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre hatte allerdings den Schein einer Gemüthsrückwirkung; denn ſie ſtellt den Satz auf, daß ſich die Glaubenslehren in uns ſelbſt vollziehen, ihre Wahrheiten in uns ſelbſt erproben müßten. Doch nichtsdeſtoweniger war es die unbeſtimmteſte Dämmerung, in welcher man verweilte und in welche ſich zuletzt der ermüdete Verſtand nur zurückzog,

um ſich auszuruhen. Die Rührung, das Gefühl, das ich dem berühmten Denker, Redner und Lehrer nicht abſprechen will, ergriff ihn zuletzt — über ſich ſelbſt — über die Anſtrengung des endlich ausruhenden Verſtandes. Der Künſtler, der ſich göttergleich ſtrecken muß, um einen Blitz des Gedankens feſtzuhalten, ihn zu verkörpern — auch er kann über ſein endlich vollendetes Werk in Rührung ausbrechen. Tantae molis erat —! Solcher Anſtrengung bedarf die Menſchenhand, um mit den Göttern zu wetteifern —! Ich frage: Fördert eine ſolche Glaubenslehre die Demuth oder den Hochmuth? Setzt ſie nicht alles in die Individualität und verlangt eine Beſchaffenheit der Bildung, die ſich ſo nur aus der glücklichſten Zufälligkeit ergeben kann? Die Schleiermacher'ſche Glaubenslehre liegt anfangs gleichſam außerhalb des Chriſtenthums. Sie führt ſich mit der Vorausſetzung eines „ſchlechthinigen Abhängigkeitsgefühls" im Menſchen ein und nimmt dann Dogma für Dogma durch, um es mit den einzelnen Erſcheinungen jenes Abhängigkeitsgefühls in Einklang zu bringen. Das zu dieſer Vereinigung nöthige Material muß eine aus unbekannten Quellen hinzuſtrömende Wärme, ein ſich entbindendes Gemüthsbedürfniß ſein, das uns plötzlich mitten in einer ſcheinbar philoſophiſch ſein ſollenden Verſtandesbeweisführung, deren Dialectik bis zur Haarſpaltung gegangen iſt, zwingen ſoll, inne zu halten und uns allen

möglichen Postulaten, etwa selbst dem: Christus gleich Gott, blindlings gefangen zu geben. Die seltsamste Mystik absoluter Beliebigkeit! Sie hat jene „Halbheit“ hervorgebracht, gegen die sich vor einigen Jahren David Strauß so entschieden erklärte.

Vornehme Kälte wehte von Schleiermacher aus und eine fast zu gewöhnliche Gemüthswärme von August Neander. Die Satelliten, die Beide fanden, charakterisirten die Art dieser Lehrer selbst. Zu Schleiermacher hielten scharfsinnige, ehrgeizige Köpfe, die sich mit dem akademischen sonstigen Leben nicht befaßten, darunter Duckmäuser, wenig rechte Studenten, „Kümmeltürken“ oder „Mistfinken“, wie man sie in Halle genannt haben würde. Zu Neander hielt das ganze Gros jener Theologen, die auf einer langen Wanderung erst durch die Kneipe, dann Candidatenthum und Hauslehrererei endlich in das gelobte Land einer möglichst guten Pfarre anzugelangen gerüstet waren. Eine kindliche Seele, dieser Rabbi Neander, der ursprünglich ein Jude gewesen und zur blühendsten Zeit unserer Romantik und Mystik Christ geworden war. Noch bis an sein Ende hat er die Dinge dieser Welt, die gewöhnlichen, als da sind Essen, Trinken, Sich-Waschen, genommen, ganz dem Spruch der Apostel gemäß, als wären sie nicht. Er lebte nur im Reich des himmlischen Vaters und sah, wenn er „Unter den Linden“

doch an ihrer Stelle das Publicum nicht so offenherzig davon in Kenntniß setzen."

„Ei, so sagen Sie mir nur," entgegnete Wiesecke, „warum ich das Aufsehen mache? Wann hab' ich denn jemals einen anonymen Brief bekommen? Diese ganze Geschichte ist ja rein aus der Luft gegriffen und von Jemand anders bloß in das Wochenblatt eingeschwärzt." Da nun der größte Theil der Anwesenden lachte und damit wie in einem russischen Dampfbade nur auf den feurigen Ofen des Registrators mehr Wasser spritzte und die Schweißtropfen ihm auf die Stirne dicker brachte, so rief er nun, indem er noch einen durchbohrenden Blick auf die Brüder und besonders den Schlachtenmaler warf und dann ging, aus: „Nun aber zwanzig Thaler Belohnung dem Entdecker Desjenigen, welcher dieses Publicandum geschmiedet hat und, um mich vor der ganzen Stadt in ein falsches Licht zu setzen, den Anwalt gegen Verleumdungen spielt, die mir Niemand auf Gottes Erdboden geschrieben hat!"

Als er hinaus war und die Wirthsleute kopfschüttelnd ihm nachfolgten, flüsterte Schlachtenmaler: „Bis zu diesem Punkte wollt' ich ihn haben. Er setzt das Doppelte auf Entdeckung jenes unberufenen Freundes. Einer von uns muß es freilich gewesen sein, der die Annonce hat einrücken lassen; allein die zwanzig Thaler sind der Grundstein unserer Hoffnungen; ich wußte keinen andern Weg, sie anzuschaffen. Wir losen, wer der Thäter gewesen, und ich versichere euch, die Gerechtigkeit wird ihm kein Haar krümmen. Eine Injurie ist die Aufforderung nicht gewesen, sondern nur die Unterstellung einer solchen. Eine Namensfälschung ist sie freilich, allein ohne dolus malus, ohne Interesse. Es kann

ſpazieren ging, begleitet auf der einen Seite von einer liebenden Schweſter, auf der andern von einem gerade bei ihm Dienſt thuenden Kammerherrn, einem jener jungen Theologen, die ſeine Bücher ordneten, ſeine Hefte abſchrieben, mit aufgerichteten Augen den Himmel offen. Dabei konnte der milde Mann manchmal recht ſtreng ſein, konnte aufwallen im Ueberzeugungseifer, ja ſogar reizbar und peinlich werden und ſtreng unterſcheiden, bis wie weit ſeine Toleranz gehen durfte. Er hatte einen ſeltſamen halbſingenden Vortrag in einem überfüllten, von mehren Hunderten von Hörern beſuchten Auditorium, wo man in die vollen Kronen des „Kaſtanienwäldchens“ hinausſehen konnte. Ach! oft blickte ich hinüber auf die mit weißen Pyramidenblüthen prangenden oder mit Schnee bedeckten zackigen Zweige — nicht aus Träumerei, ſondern — weil es nicht beſonders angenehm war, den berühmten Kirchenhiſtoriker bei ſeinem Vortrag zu fixiren. Er hatte die üble Gewohnheit, nach jedem längern Satz, den er geſprochen, ſeinen Mund zu — entwäſſern und eine Allen ſichtbare Stelle des Katheders in einen kleinen See zu verwandeln. Verließ er die Rednerbühne, ſo mußte die Scheuerfrau kommen. Dieſe Gewohnheit hinderte nicht, daß ſich an einem beſtimmten Wochentage einige fünfzig Studenten bei ihm zum Thee einfanden. Zwei mächtige Körbe voll Zwieback wurden in der Regel ſchon früher

geleert, ehe noch jeder ſeine erſte Taſſe Thee bekommen hatte. Es war ein förmliches Sturmgreifen, wenn die Körbe aus dem Nebenzimmer, wo die liebende Schweſter waltete, herausgereicht wurden. Hier war es auch, wo ich bei dem würdigen Mann faſt mein Glück gemacht hätte, hätte ich nur überhaupt die Neigung gehabt, in den Kreis ſeiner Bevorzugten einzutreten, etwa wie jener Heinrich oder Karl Julius, der in den Märztagen als erſter Begründer eines freimüthigen Zeitungsorgans eine ſo denkwürdige Rolle ſpielte, der jedoch vorher ein überaus „frommer Jüngling“, ein Convertit wie Neander ſelbſt geweſen und eine Zeitlang Predigten zur Bekehrung der Juden hielt. Neander ſaß im Schatten ſeiner Bücherſchränke, die Körbe gingen in die Runde, die leeren Theetaſſen ſchwebten in den Händen der Studenten, die ſelten wußten, wohin damit, und noch weniger, woher die neue Füllung kommen ſollte. Das Geſpräch hatte ſich dem Muhamedanismus zugewandt. Der damalige Günſtling hieß Pieper, derſelbe, der ſich zu einer berühmten Specialität im Fach der kirchlichen Archäologie, der alten Grabmäler, chriſtlichen Bilder und Katakomben aufgeſchwungen hat. Plötzlich ſtockte des gütigen Lehrers Vortrag. Er wollte die Frage eines der Theetrinker: ob ſich auch im Muhamedanismus ein gleichſam proteſtantiſches Element gebildet hätte? beantworten und ſuchte den Namen einer

Secte, die ſogar mit bewaffneter Hand gegen die Dogmatik des Ober-Mufti aufgetreten wäre. Als Niemand Auskunft zu geben vermochte und der freundliche Wirth vergebens ſeine Stirn rieb, rief ich: „Die Wechabiten!“ — und ſiehe da! ich erntete die höchſte Anerkennung. Neander ſchärfte ſein ſchwaches Auge. Er mochte den Jüngling kennen lernen wollen, der zehn Stühle weiter ſaß und türkiſche Namen und Thatſachen ſo aus dem Aermel ſchütteln konnte. Aber der Eintritt in die innere Gemeinde ſtand mir vergebens offen. Mir fehlte der Glaube, jener Glaube, den die Rheinwald, die Julius, die Pieper u. ſ. w. ſo reich auf Lager liegen hatten, dieſe ſo intime perſönliche Bekanntſchaft mit jenem Heiland, den auch ich liebte, auch ich mein nannte, aber doch noch nicht ganz ſo zu meinem ſpeciellen Vertrauten und Stubengenoſſen hatte machen können, wie jene bewunderungswürdigen jungen Glaubenskünſtler. Ueberdies waren mit dieſer Gunſt des edlen chriſtlichen Gamaliel ſchwere Werke „Innerer Miſſion“ verbunden. Nicht nur daß er eine Handſchrift ſchrieb, die unmittelbar an die Hieroglyphen ſtreifte und für ſeinen Verleger, Friedrich Perthes in Gotha, ein höchſtſchwieriges Mundiren ſeiner Manuſcripte nothwendig machte — das Erſcheinen ſeiner Kirchengeſchichte war damals im vollen Gange — auch das Begleiten in's Auditorium, das Tragenmüſſen ſeiner Bücher

und Hefte hatte zwei Seiten — eine, daß man allerdings von allen Seiten als ein ſichtbarer Günſtling des ſo gottſelig, ja gotttrunken dahinſchreitenden Mannes bewundert wurde, eine andere, daß es eine unſägliche Plackerei und Mühſal aller Art war, die ſich erſt nach einigen Jahren durch eine außerordentliche Profeſſur in Roſtock oder Greifswalde lohnte. Doch hab' ich einen dieſer Dienſte, der darin beſtand, daß ſich ein geſinnungsvoller Neandrianer in den allgemeinen academiſchen Krankenverein aufnehmen laſſen mußte, geleiſtet, ſeitdem ich zum erſtenmal in meinem Leben einen Sterbenden geſehen hatte, einen Studenten, den die Pflege ſeiner Commilitonen nicht eher verließ, bis er in die Grube geſenkt war.

In die Nähe berühmter Männer der Wiſſenſchaft gelangen iſt gewiß ehrenvoll und fördernd, es hat aber auch ſein Bedenkliches, wenn man z. B. im „Kaſtanienwäldchen" eine Zwiſchenpauſe von zehn Minuten genießen will, die Mappe unter'm Arm für ſeinen leeren Tintenſtecher bei einem Commilitonen eine Anleihe von Galläpfeldecoct macht und plötzlich von einem Profeſſor in freundlichſter Miene angerufen wird, ob man ihn nicht beſuchen und von ihm einen Wunſch entgegen nehmen wollte. Ich hörte bei Friedrich Heinrich von der Hagen „Nordiſche Mythologie" und „Triſtan und Iſolde". Für dieſen gebräunten, ſchwarzhaarigen, mehr

einem Romaniſten als Germaniſten ähnlichen Forſcher hatte ich eine beſondere Vorliebe. Seine Erſcheinung war poetiſch. Die Farbe ſeines Antlitzes glänzte zigeunerhaft, die Haare hingen ihm lang über die Schultern, das braune Auge war von einem lebhaften Feuer. Ich hatte die Nibelungen zuerſt aus ſeiner Uebertragung kennen lernen und wußte, daß er für die Minneſänger eine große Ausgabe vorbereitete und daß ſein Schriftſtellern mit einer Welt, in welche ich immer weiter hinein gerieth, mit der Romantik eines Clemens Brentano, Tieck, Arnim, auf's engſte zuſammenhing. Die Ueberraſchung, die mir in der engen Bücherei meines Gönners, der ſich beim „Belegen" ſeiner Vorleſung lebhaft mit mir unterhalten hatte, zu Theil wurde, war die Aufforderung, ihm den Titurel Wolfram's von Eſchenbach aus einer ihm von Heidelberg mitgetheilten Handſchrift abzuſchreiben. Ich durfte mich durch dieſe Zumuthung, für welche ich eine klingende Entgeltung vorausſetzte, geehrt fühlen. Wie man arbeiten lernt —! Des Morgens in aller Frühe, Winters in einem noch ungeheizten Zimmer, beſchäftigten mich die antiken Schickſalsgottheiten, die böſen Parzen, die mir im Leben noch ſo Vieles verhängen ſollten; hierauf folgten die Collegien, Nachmittags und Abends die Lectionen, die ich ſelbſt gab (quaerenda pecunia primum erat) und nun noch — wie ſingt der Page in Wagner's Tann-

häuſer — (beiläufig bemerkt, die hübſcheſte Stelle im Tannhäuſer —)? „Wolfram von Eſchenbach, beginne!“ Zum Glück war die Heidelberger Handſchrift nicht vollſtändig. Dieſer Kummer der Philologen wurde mein Troſt. Dennoch gab es einen kleinen Folianten, den ich von der Hagen endlich ablieferte. Ei, der lachte wohlgemuth mit ſeinen verſchmitzten Brentano-Augen, wahren Zigeuneraugen aus dem Ponce de Leon, und bedankte ſich jedesmal, wenn ich zehn Bogen in Folio ablieferte. Er murmelte auch etwas von zukünftigen Dingen, die ich mir als Zahlung deutete. Ich dachte mir jedesmal, ſeine Gemalin (die eine Berühmtheit in ihrer Art geweſen ſein ſoll, eine jener Koketten, wie ſie öfters in Univerſitätsſtädten durch ein mehr als emancipirtes Gebahren das Leben und Wirken ihrer braven Männer an den Pranger ſtellen) iſt in der Nähe und verhindert wohl die Auseinanderſetzung über die Methode, wie man billigerweiſe ſeine Bücher allein vermehren ſoll! Die Folgezeit lehrte, ich erhielt keinen Groſchen. Erſt vor einem Jahr hat O. T. Weigel in Leipzig die Auction der bei von der Hagen nach ſeinem Tode vorgefundenen Handſchriften angekündigt. Auch meine Abſchrift der Palatina vom Titurel befand ſich darunter. Faſt hätte ich ſie jetzt für mein eigen Geld wieder zurückerſtanden. Sollte ſie in den Beſitz ſo gelehrter Herren, wie Zarncke oder Moritz Haupt,

gekommen ſein, ſo bitte ich, in Erwägung meiner geprellten Hoffnungen und meines damals noch nicht beendigten Trienniums, um Nachſicht für die vielen Fehler, die ich werde gemacht haben.

Ich wäre noch tiefer in die altdeutſche Literatur eingedrungen, hätten mich nicht die eigenthümlichen Lichter, die auf den Zügen des berühmten Karl Lachmann zu hüpfen pflegten, zu ſehr davon abgeſchreckt. Ein ſeltſamer Herr, dieſer ſemmelblonde Alleswiſſer und Allesköner mit dem ſtereotypen Ausdruck von — wie ſoll ich ſagen? Malice auf ſeinen ſelbſt im Alter noch jugendlich gebliebenen Garçon-Zügen —! Er ſchritt auf ſeinen Füßen, von denen ihm ach! den einen meine Parzen, mit deren Tücken ich mich ſo emſig beſchäftigte, abnehmen zu müſſen verhängten (bald nach der Operation ſtarb der Bedauernswerthe), eigenthümlich kritiſch und diplomatiſch immer wie auf Filzſocken, einher und ging in der Regel mit Schleiermacher, deſſen windſchnelle Gangart in dieſem Falle zum Retardiren genöthigt wurde. Zu den vielen Experimenten, die ſich Lachmann zutrauen durfte (wer hätte wohl damals von ihm die Edition Leſſing's erwartet!) gehörte auch die Herausgabe des neuen Teſtaments. Es fehlte nur noch das Hebräiſche und Sanskrit. Was von der Hagen, den die neuere germaniſtiſche Schule nicht achtete, im Brünetten war, war Lachmann im Blonden. Jener konnte bei den

Basken in Spanien geboren ſein, dieſer am Geyſer auf Island. Lachmann zog ſich ſein blondes Haar bis lang über die Schultern. Das mußte denn doch Kamptz ertragen —! Seine Excellenz durfte daran erkennen, daß ſeine Profeſſoren „inwendig raiſonnirten“ —! Dieſe verpönte Schonung der Friſeure —! Die langen Haare hatten einige Jahre früher Jeden, der ſie trug, für Köpenik verdächtig gemacht. Auch Georg Reimer, der Buchhändler, trug ſie und ſogar einen entblößten Hals wie Jahn, der Turnvater. Wenn ich mit Kamptz bis an den Staatsrath, das Allerheiligſte des preußiſchen Staates, ſchlenderte, ſo hielt er regelmäßig in ſeinen Vorträgen inne, wenn uns ein erwachſener Menſch ohne Cravatte begegnete — und welche Cravatten trug man damals —! Fiſchbeingeſtelle, ausgeſchweift an den Wangen, hochragend bis zu den Ohren; wahre Paukbinden, wie ſie auf der Menſur üblich ſind! Die Altdeutſchhörer waren ſchon an ſich ſämmtlich verdächtig, obſchon Lachmann für „Liberalismus“ zu geiſteshochmüthig war. Sein Schüler, Wilhelm Wackernagel, trug ebenfalls ſehr lange, germaniſchblonde Haare. Karl Simrock war ſchwarz und mehr aus dem Baskiſchen oder Provençaliſchen des von der Hagen. Beide, Lachmann's talentvollſte Schüler damals, ſah man öfters in jener Stehely'ſchen Conditorei, dem Revolutionsherd der vormärzlichen Zeit, wo Baiſers, Paſteten, Spritzkuchen

und Journale den Geiſt der Neuerung befördern halfen. Wackernagel war ein Zögling deſſelben Gymnaſiums, das ich beſucht hatte. Seine Armuth machte ihn den Studenten ſprichwörtlich und zum Gegenſtand der Sage. Denn es mag doch nur Sage geweſen ſein, daß er auf einer Kegelbahn wohnte. Sein Freund Simrock, der, beiläufig, eine Baßſtimme von einem Volumen hatte, um ihm, glaub' ich, den Gebrauch derſelben förmlich unbequem zu machen — daher ſeine vielen Bücher — verlor durch ein Gedicht: „Die drei Farben" ſeine Anwartſchaft auf eine preußiſche Anſtellung. Beide hatten ſich mit einem gewiſſen Coppenhagen die ſeltſame Aufgabe geſtellt, den Einfluß zu brechen, den auf berliner Kunſt- und Literaturzuſtände damals Saphir gewonnen hatte. Dieſe zu ſo hoher Ehrwürdigkeit heranreifenden Geiſter ſchrieben ein Morgenblättchen in Octav, das die Luft des Parnaß vom Geruch der immer mehr um ſich greifenden Schaletwitze rein erhalten ſollte, wenigſtens innerhalb der Sphäre der Theaterrecenſionen, lyriſchen Gedichte, Räthſel, Logogryphen und Charaden —! Hermann Ulrici, der Shakeſpeareerklärer, ebenfalls einer Generation deſſelben Gymnaſiums angehörend, gab damals eine rühmlichſt begonnene juriſtiſche Carrière auf, um ſeinen ſpäteren ſo gelehrten Büchern kleine Plänkler vorauszuſenden in Geſtalt von Novellen, Gedichten und Epigrammen, die Vater Gubitz

von ihm im „Geſellſchafter“ unter dem Namen eines „Ulrich Reimann“ veröffentlichte.

Doch wir ſind von Karl Lachmann's ſtereotypem Ausdruck der Malice im ſonnenlichten Antlitz abgekommen. Dieſer deutſche Bentley war gewiß ein Gelehrter von außerordentlichem Wiſſen und noch größerem Scharfſinn. Seine Textkritik überraſchte durch Schlußfolgerungen und Verknüpfungen. Sein Geſchmack ließ die römiſchen Sänger der Liebe in ihrer vollen Natürlichkeit gelten, ohne daß die Hand des Pedanten vom Schmetterling, den er aufzuſpießen gedenkt, täppiſch erſt den Farbenreiz abſtreift. Dem Nibelungenlied hatte Lachmann die Wolf'ſche Hypotheſe vom Homer zu Gute kommen laſſen und ihm die Grundlage einer Anzahl alter Volkslieder gegeben, die ſogar ſein Scharfſinn aus dem jetzt vorliegenden Text einer Ueberdichtung aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in ihren Grenzen ſowohl, wo ſie angefangen, wie da, wo ſie geendet hätten, nachweiſen wollte. Die Anregung aber, die ſein Vortrag gab, konnte nur ihm verwandte Gemüther treffen. Es entwickeln ſich ſchon früh ſolche unſterbliche Geheimerathscharaktere, von einer Eiſeskruſte der Unnahbarkeit überzogen, die Naſe überall ſo hoch tragend, daß man ordentlich vor den dunklen Höhlen ihrer Löcher erſchrickt, dabei der Stimme und dem Vortrag eine ſäuſelnde, leiſe ſchwirrende Nachläſſigkeit gebend,

hier Alles ſtattfinden, nur keine Klage. Nur den Schwanz zwiſchen die Beine, die Ohren herunter und dann — vorwärts!“

Die Brüder fanden den Fall allerdings ſchwierig; aber Amandus ſagte auch: „Was haben wir groß zu verlieren? Alle Wege ſind geſperrt; nun laßt Einen von uns auch noch acht Tage in den Thurm kommen. Jetzt möchte ich es ſelber ſein, um nur recht viel ſchreiben zu können.“ Hatte er ruhmredig geſprochen, ſo hätte man ihn, da wirklich das Loos des Verbrechens auf ihn fiel, muthlos ſehen können. Er ſchlug aber ein Schnippchen und ſagte: „Hätte Napoleon den Enghien nicht erſchießen laſſen, wer weiß, ob dieſer nicht ihn!“

Der Regiſtrator rannte wie ein angeſchoſſenes Wild über die Flur die Treppe hinunter und trug einen Zettel in der Hand, den er an der Luft trocknete, weil er vielleicht fürchtete, der Streuſand könnte ihm den Sinn ſeiner Ankündigung verwirren. Die Brüder waren gefaßt. So wie der Abdruck der verſprochenen zwanzig Thaler für den Entdecker des Thäters im nächſten Wochenblatt erfolgte, entſchloß ſich Schlachtenmaler, zu dem Preisſteller zu gehen und ihm zu ſagen: „Mit ſchmerzlichem Bedauern hab' ich ſehen müſſen, daß die Anſtiftung des Scherzes, dem Sie ſo viel Ernſt und Geld widmen, von meinem Bruder ausgegangen iſt. Ich kann Ihnen wohl ſagen, daß ich glaubte, mich rührt der Schlag, als ich den erſten Entwurf der Anzeige mit Strichen und Verbeſſerungen unter den Papieren des Schlingels fand. Wenn ich die Summe, die Sie dem glücklichen Entdecker ausgeſetzt haben, nicht zurückweiſe, Herr Regiſtrator, ſo denk' ich dabei nur an meine andern Brüder, die, wenn Sie den Thäter zur Rechenſchaft ziehen ſollten, um eine unſerer Eri-

eine Betonung, als wenn jedes geſprochene Wort Gold wäre. Dieſer Mangel an Liebe, den wenigſtens meine Wenigkeit aus den blaſſen, nur zuweilen leiſe gerötheten Zügen des ſcharfen Kritikers herausempfand, beruhte vielleicht auf radicaler Täuſchung. In ſpäteren Tagen, namentlich als das genannte traurige Leiden das Leben des großen Gelehrten zu frühe beendigen ſollte, hat das Aufthauen jener Eiſeskruſte ſchwerlich gefehlt. Mir jedoch erſchien ſeine Weiſe, da ihm ohnehin die Functionen eines Examinators zuſtanden, ſo urablehnend, ſo urabſchreckend, daß ich trotz meiner „gekrönten" Abhandlung immer weiter vom Centrum der Philologie abkam. Lachmann's philologiſche Uebungen beſuchte ich ab und zu. Sie wurden im äußerſten, nach den „Linden" zu gelegenen Flügel der Univerſität, ganz von aller Berührung mit dem Kaſtanienwäldchen ausgeſchloſſen, gehalten. Hier zeigte ſich die attiſche Feinheit ſeines Weſens und auch manche liebenswürdige Milderung ſeiner ſarkaſtiſchen Haltung. Man unterhielt ſich mit ihm und durfte ordentlich fragen. Unter den wenigen Theilnehmern (zuletzt mochten nicht mehr als zwölf oder vierzehn ſtandhalten) befand ſich eine Befähigung, für die zuletzt dieſe Uebungen nur noch allein ſtattzufinden ſchienen. Das war ein faſt ſchleiermacheriſch gewachſener junger Mann, unſerer Studentenſchaft bereits entrückt, mit kurzgeſchorenem röthlichen Haar. Seine An-

regungen, ſeine Einwürfe wurden durch die gründlichſten Kenntniſſe, deren er ſich vollkommen Herr zu wiſſen ſchien, unterſtützt. Sein Scharfſinn bei einer ſchwankenden Lesart kam dem des Vortragenden faſt gleich. Zuweilen begegneten ſich Beide auf gleichen Fährten, Fährten der Vermuthung und der bald erkannten Täuſchung, wo dann zuweilen ihr Streit in helles Lachen ausbrach. Man hätte erwarten ſollen, daß dieſer geiſtvolle junge Mann ſpäter irgendwo als ein genannter Alterthumsforſcher auftauchen würde. Dem war nicht ſo. Der Gemeinte wurde vielmehr eine Kraft im preußiſchen Staatsorganismus, die dem Grafen Bismark nahe, und faſt möchte man vermuthen, Sr. Majeſtät dem König Wilhelm ſelbſt noch näher ſteht. In der Flucht der wechſelnden Erſcheinungen am Ruder des preußiſchen „auswärtigen Miniſteriums“ gehört Lachmann's Opponent, Heinrich Abeken, der den ſelbſtgenügſamſten aller Docenten liebenswürdig zu machen verſtand, zum ruhenden Pol der vortragenden Räthe deſſelben, nachdem ihn allerdings Bunſen erſt als Prediger ſeiner Geſandſchaft in Rom hatte zu ſich kommen laſſen und Lepſius mit ſich nach Egypten zur Entzifferung der Pyramiden nahm. Dieſe Bekanntſchaft mit dem Orient hat den gelehrten jungen Properz- und Catull-Reſpondenten ſpäter gereizt, ein Wort mitzureden, als Gräfin Hahn-Hahn „von Babylon nach Jeruſalem“ gekommen ſein wollte. Die

von ihm verfaßte Gegenschrift zeigt ihn uns als einen jener berufenen und auserwählten Geister, deren Vielseitigkeit auf einem immensen Wissen beruht und deren Wissen hinwiederum nur die Unterlage ihrer Bildung, nicht ihre Bildung allein ist. Letztere gipfelt vielmehr in den leitenden Ideen einer philosophischen Weltbetrachtung und in unserm Fall vielleicht noch insbesondere in den Traditionen einer Familie, die, aus Justus Möser's Heimat stammend, einer mannichfachen und unmittelbaren Begegnung mit unsern deutschclassischen Literaturkreisen sich zu erfreuen hatte.

Die Centrifugalität, in welche ich nun immer mehr zur Philologie gerieth, entstand daraus, daß auch Lachmann nicht den Eindruck machte, als wäre die Alterthumswissenschaft eine mächtige, mit den alleinigen Interessen der Menschheit in engster Verbindung stehende Disciplin. Sein Wesen war zerbröckelnd, atomistisch. Aus Epigrammen baut sich keine Schöpfung auf, die dem Bedürfniß der Jugend Befriedigung gewährt. Und auch August Boeckh —! Es ist Styl unter seinen dankbaren Schülern, dem Meister, der vor einigen Jahren hochbetagt geschieden ist, nur die glänzendsten Eigenschaften nachzurühmen. Aber eine anregende Lehrergabe gehörte nicht zu ihnen. Gerade Boeckh hatte damals, als er mit Daub und Creuzer die „Studien" herausgab, eine so nahe Ver-

bindung unterhalten mit dem mächtigtreibenden Geiſt der Zeit, der im Studium der Geſchichte, der Sprachen, der Religionen der Völker, Erhebung aus dem Jammer der Gegenwart, Erkräftigung zum Brechen des fremden Joches ſuchte. Die alte Schulphilologie hatte durch ihre Berührung mit dem Studium des Orients, der nordiſchen und germaniſchen Vorzeit und vor allem durch die Beiträge zur Löſung ihrer Aufgaben, die ihr die friſchbelebte Kunſtgeſchichte zutrug, einen neuen Aufſchwung erhalten. Die Rechts- und Finanzalterthümer Athens hatte Boeckh in claſſiſcher Weiſe aufgehellt. Aber ſchon mit der Muſik der Alten, mit ſeinem Syſtem der Metrik, vollends mit den aſtrologiſch mathematiſchen Berechnungen über die Sternbilder, den Thierkreis, die Lehrſätze der Pythagoräer und Alexandriner, ſo ſtaunenswürdigen Fleiß, Scharfſinn und Reichthum an Kenntniſſen gerade dieſe Schriften entfaltet haben, führte Boeckh auf eine Gegend, die dürr und trocken war. Sein Vortrag trug ſchon damals die Merkmale der Ermüdung. Langeweile mußte ihm die Jahr ein Jahr aus immer gleiche Wiederholung derſelben Dinge machen. Er las in einem Auditorium, deſſen Fenſter die Ausſicht nach den Remiſen des Prinzen Heinrich boten und nach einigen alten Nußbäumen, deren Früchte für uns Knaben zu den verbotenen gehört hatten. In eigenthümlicher Geberde ſtarrte der berühmte Mann, während er ſprach,

zu dieſen Fenſtern hin und verlor ſich zuweilen in den Baumwipfeln in ſolchem Grade, daß ihn nur ein ſtarkes Reiben der Stirn mit ſeiner linken Hand und ein elaſtiſcher Schneller, den er ſeinem Körper zu geben mußte, wieder in den Zuſammenhang mit dem gerade behandelten Chor der Antigone oder den Liturgieen von ſo und ſo viel Medimnen Getreide der atheniſchen Bürger zurückbrachte. Sein Antlitz hatte die Eigenheit der Kurzſichtigen, daß es viel ſtrenger und herber ausſah, als ſeinem Weſen entſprach. Im Gange, wenn er ſich im Kaſtanienwald eine Erholungspauſe gönnte, erkannte man ſchon eher die humoriſtiſchen und liberalen Stimmungen, die ihm innewohnten. Sein Gehen und Schreiten war faſt wie das eines Reiters. Man glaubte, er wäre eben vom Pferd geſtiegen oder im Begriff ſich in den Sattel zu ſchwingen. Damals belebte ihn ein Gefühl neuerwachter Jugend. Er wollte eine zweite oder gar dritte Heirat ſchließen. Einen ſeiner Söhne früherer Ehe, einen Frühverſtorbenen, hatte ich als lieben Gefährten, mit dem ſich bis in die Nacht die damals erſt leiſe und vorſichtig beginnenden berliner Uebergänge vom weißen zum braunen Bier gründlich ausſtudiren und beim Suchen des Hausſchlüſſels, während oben noch ſein Alter bei einem Lämpchen im Zodiakus des Manethos ſaß, jene Liebesbetheuerungen und Kußfinger zur Caſſiopeja hinaufwerfen laſſen konnten, die

eine überſchwängliche Jünglingsbruſt zwiſchen elf und zwölf Uhr Nachts für jeden Stern des Himmels bereit hält. Der Vater, im Auffaſſen der Zeit freiſinnig und wohlgemuth, war auch mir freundlich zugethan und wohlwollend. Sogar noch ſpäter. Selbſt als ich ihm vor einigen Jahren bei Gelegenheit des wunderlichen Einfalls der preußiſchen Regierung, alle drei Jahre das „Beſte“ der erſchienenen neuen Dramen mit tauſend Thalern zu prämiiren, geſchrieben hatte, ob ihm, einem der mitbeſtellten Preisrichter, nicht aufgefallen wäre, daß ſich eine ſolche Einmiſchung in die Unbefangenheit und Freiheit einer ohnehin mit nichts als Widerwärtigkeiten und Verdruß verbundenen und doch ſo wünſchenswerthen Production für unſere Zeit überlebt hätte, antwortete er mir mit einem Brief, der gedruckt zu werden verdient. Er gab meinen Rügen Recht und — beklagte nur, daß ihm ſeine Stellung verböte, den Auftrag, den ihm nun einmal der Miniſter gegeben hätte, abzulehnen. So lange der Treffliche lebte, ließ ich über dieſe ſonderbare Erklärung nichts verlauten.

Boeckh's Lehrweiſe, ſein Vortrag war nicht anregend. Der große Mann war zu ſehr Gelehrter der Forſchung und des Weiterſtrebens, als daß er den Schein einer bloßen Nebenthätigkeit, die ſeine Vorleſungen ausfüllten, und mit ihm die Zerſtreutheit und Apathie hätte über-

winden können. Das ist das Bedenkliche an Universitäten in großen Städten, der Docent durchbricht den Kreis seiner nächsten Wirksamkeit! Allerlei Aemter werden ihm zugeschoben, außerordentliche Begutachtungen zugemuthet und den Rest einer solchen cumulirten Thätigkeit verzehrt dann noch die Geselligkeit, die sich vollends in Berlin um den Besitz eines „Geheimenraths" förmlich „reißen" kann. Ich fand zu meiner Zeit als Student wenig Professoren, die uns mehr geboten hätten, als ein schuldiges Pflichttheil.

Entbehrte die Philologie einer überredenden, die Jünglingsseele selbst jugendlich ergreifenden Kraft (denn Zumpt und Immanuel Bekker konnten nicht in Betracht kommen), so wollten auch die Versuche nicht gelingen, auf dem theologischen Boden festen Fuß zu fassen. Von Hengstenberg schreckten die täglichen Händel der „Evangelischen Kirchenzeitung" ab. Marheineke vertrat im Bereich der Dogmatik die Hegel'sche Lehre. Ein großer stattlicher Herr, mir schon lange vertraut durch seine Predigten auf derselben Kanzel, wo Schleiermacher stand, belauscht und — beträumelt von derselben Fensternischenloge im zweiten Chor aus, wie sein College, dessen Antipode er war. Er bewegte sich mit vollen Segeln auf hoher See, denn die Hegel'sche Philosophie sollte die Metaphysik des preußischen Staats, die Beweisführung für die Culmination aller Politik im System Kamptz-Wittgenstein-Altenstein werden.

„Was iſt, iſt vernünftig.“ Wozu brauchte für Preußen der 13. Artikel der Bundesacte erfüllt zu werden! Die Anlehen, die nachgerade nothwendig wurden und nach dem Geſetz ohne Bewilligung der „Landſtände“ nicht aufgenommen werden ſollten, ließ man nicht den Staat, ſondern die Bank oder die „Seehandlung“ aufnehmen. Marheineke war wie ein Papſt ſeiner Glaubenslehre. Ein ſchöner Mann, hätte er ſich in einem Biſchofsgewande wie Pio nuono in deſſen erſten Anfängen geben können. Seine Rede war ſalbungsvoll, feſt und beſtimmt. Seine polemiſchen Ausfälle klangen nach dem Herzen der Jugend. Wer ſtreitet lieber, ſpottet und reißt ein als die Jugend! Noch hör' ich das Gelächter ſeines nicht ſehr beſuchten Auditoriums, als er, gegen den vulgären Rationalismus polemiſirend, das Bedürfniß der Handgreiflichkeit bei deſſen Glaubens- und Erklärungsmethode ſchilderte und dabei den bekannten Vers aus Tieck's „Rothkäppchen“ anführte:

„Ich glaube nur, daß das iſt mein,
Was ich freſſ' in meinen Leib hinein!“

Die kalte Behandlung heiliger Dinge, die Vorausſetzung von Beweisführungen, die keine waren, die in Formeln gezwängten Definitionen, bei denen jedes aus Verſehen ausfallende Komma die ganze Sache verſchob und verrückte, die Unmöglichkeit, dies todte Gerüſt von Begriffsentwickelungen, die juſt auch den naiven Stand-

punkt der Bibel decken und ganz mit ihm zusammenfallen sollten, auszufüllen mit Wärme des Herzens, mit wahrer Hingebung der Ueberzeugung, ließ mich nicht allzulange in der Nähe dieser praktischen Anwendung Hegel's verweilen, obschon ich mich mächtig zum Meister selbst hingezogen fühlte und bekennen muß, daß Hegel bei aller Mißschaffenheit seines Vortrags doch zu den am wenigsten zerstreuten Lehrern gehörte. Er brachte seine ganze Sache, sein volles Streben, seine ungetheilte Person mit auf den Katheder.

Die Geschichtswissenschaft gehörte noch zumeist Raumern an. Es war Raumer's beste Zeit. Heine's Spott: „Wat jehen denn Ihnen die jrinen Beeme an —!" konnte ein Gelehrter belächeln, der allerdings zu den Lustwandlern unter den Kastanien wenig gehörte, nicht zu den Beschaulichen, Ermüdeten oder Träumern — im Gegentheil, Raumer war von einer quecksilbernen Rührigkeit — der aber den damals noch gefeiertsten poetischen Erscheinungen, Tieck, und den Vertretern der Aesthetik, zumal dem noch nicht lange verstorbenen Solger, unmittelbar nahe stand. Mit der Julirevolution gehörte Raumern damals Frankreich und die ganze neue Politik. Ihm gehörte England mit seinem System der Selbstregierung, Holland mit seinen Dorfcolonieen, Amerika mit seiner Strafgesetzgebung, er war der Ueberall des Tages und jeder Zeitfrage. Was

er ſchrieb oder vortrug, Alles hatte eine Zuſpitzung auf Preußen, wie es war, ſein oder nicht ſein ſollte. Einen ſeiner pragmatiſchen Geſchichtsvorträge wollte ich mir bis zum Schluß meines Trienniums aufſparen. Bei alledem waren die liberalen Wünſche des bei Hofe angeſchwärzten Demagogen ſo gemäßigt, die Zugeſtändniſſe, die ſeine beredten Lippen dem Geiſt der neuen Zeit machten, an ſo viele Bedingungen geknüpft, daß ich bei ihm vom „Neuen“ viel zu wenig fand, wie wiederum beim Profeſſor der Rechte Eduard Gans, dem eigentlichen Vorkämpfer conſtitutioneller und neuzeitlicher Ideen in Berlin, der für einige Publica, die er las, den Zulauf der ganzen Stadt, ſogar der Beamten und Officiere hatte, vom Neuen zu viel.

Gans war eine friſche, liebenswürdige Kraft. Er gehörte der jüdiſchen Welt an, die damals für Kunſt und Wiſſenſchaft immer mehr Apoſtel zu entſenden anfing. Er hatte die Einführung der Hegel'ſchen Philoſophie in die Jurisprudenz übernommen und lehrte Erbrecht „auf weltgeſchichtlicher Grundlage“, wie man damals mit ſo großen Worten um ſich zu werfen anfing. Das Erbrecht war ihm die der Geſchichte immanente abſolute Perſönlichkeit; es läßt den Menſchen als Perſon nicht untergehen und vertritt außerdem noch mehre andere wichtige Paragraphen der Hegel'ſchen Logik. Für dieſe Ortho-

ſtenz ſehr nothwendige, geſchickte und gut belohnte Arbeit deſſelben gebracht werden. Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben.“ So wollte Schlachtenmaler ſprechen. Er, der die Natur ſeines Vaters geerbt hatte und wegen einer Anleihe von zehn Thalern zehn Nächte nicht hätte ſchlafen können, entblödete ſich nicht, einen Mann, den er und der ihn haßte, zu prellen. Er tröſtete ſein Gewiſſen nicht einmal mit der Wendung, die Gelegenheitsdieben von Bildung eigen iſt, daß ſie hoffen, ihr Verbrechen in Kürze wieder gut zu machen. Wie verdorben ſind dieſe Kinder!

Inzwiſchen wurden die Bauſteine zu dem Journal von allen Seiten hergetragen. Man brach die claſſiſchen Gebirge der deutſchen Literatur an und holte ſich Auszüge als Quaderſteine für das Backwerk, welches die Brüder aus dem Lehm ihrer eigenen Kenntniſſe und Fähigkeiten zuſammenkneteten und im Ofen der Kritik des Schlachtenmalers zu leidlich maſſiven Steinen brannten. Die Zeitſchrift ſollte den Titel führen: Nichts. Ein Wochenblatt für Alles. Zu den Vorbereitungen gehörte auch eine künſtliche Fehde, welche ſie, um dem Publikum Angſt und Vergnügen zu machen, aufführen wollten. Sie wollten ſich über des Kaiſers Bart ſtreiten und griffen ſich mit ſatiriſchen Lanzen an, welche an der Spitze abgeplattet waren, ohne daß das Publicum es ahnen konnte. Es war ein dramatiſirtes Stiergefecht, wo die Wuth der gehörnten Kämpfer lediglich nur von einem bunten Lappen erregt wurde, wobei aber ſchmerzhafte Wunden vorkamen, aus verſteckten Blaſen nämlich, die ſie mit Fiſchblut gefüllt hatten. Sie ſchnitten ſich mit Hülfe phantasmagoriſcher Täuſchungen gegenſeitig die Hälſe ab und verſchluckten die giftigſten Schlangenperioden. Dabei nannten

doxie ging ihm dann oben seine constitutionelle Ketzerei, ein leichtsinniges Liebäugeln mit den Franzosen, mit Mauguin, Odillon Barrot, die schon damals genannt wurden, gnädigst hin. Machte er doch auch zur Beruhigung Kamptzens die langen Haare der Turner und Deutschthümler, die Ideen von Görres und seines „eignen Freundes" Leo in Halle lächerlich. Er wohnte an der Ecke der Behrenstraße, wo sich jetzt das Hotel des Princes befindet. Seidene Vorhänge, elegante Möbel konnte man schon von der Straße aus im Parterre des Garçons unterscheiden. Hätte Gans eine Hausfrau gehabt, er würde den „Salon" in Berlin eingeführt haben nach dem Zuschnitt des neuen Paris. Denn der „Salon" bei den Mendelsohn's, bei Frau Beer, bei Fräulein Wolmar, beim alten Hitzig, das war noch ein Begriff aus dem Zeitalter Récamier. Eduard Gans war Heinrich Heine, wenn Letzterer, um mit seinem Oheim Salomon Heine zu reden, „etwas gelernt gehabt hätte". Gans sprach ein Deutsch, das sich schon von Hause aus so einrichtete, bequem in's Französische übersetzt zu werden. Auf der Straße sah man ihn nur im eleganten schwarzen Frack, immer bereit, wie die Professoren der Sorbonne, den Katheder zu besteigen. Dabei sprach er dermaßen laut mit seinen Begleitern, daß Vorübergehende still standen und sogleich erfuhren, was grade die Tagesordnung war. Ob auf

dem Katheder, wenn er ſprach, auch bereits das Zuckerwaſſer ſtand, der Vorbote eines noch empfindlich fehlenden berechtigten conſtitutionellen Lebens, kann ich nicht für beſtimmt verſichern. Er las an derſelben Stelle, wo der Neander'ſche — Mäander floß. Zwei jüdiſche Convertiten — wie ungleich im Aeußern und Innern! Dennoch mochte ich dieſe bewunderten Gans'ſchen Vorträge nicht, ſo ſehr auch die Hörer bis auf den Corridor hinaus angeſammelt ſtanden, ſo daß ſich der wahlbeleibte Redner anſtrengen mußte, zur Tribüne zu gelangen. Zur Tribüne — es mochte ihm oft auf dem Katheder wie einem Mirabeau zu Muthe geweſen ſein. Und zuweilen unterbrach dann auch ein neueſtes Zeitungsblatt, das er aus der Taſche zog, ſeinen Vortrag. Es war eine Zeit — man wird es kaum glauben — wo ſchon in dem öffentlich vor fünfhundert Menſchen ausgeſprochenen Worte: „Journal des Débats" für die patriarchaliſch ſtillen Zuſtände und die nächſte ſonntägliche Kirchenparade ſoviel unmittelbare Bedrohung zu liegen ſchien, daß darüber eine Staatsrathsſitzung abgehalten werden konnte. Hatte ſich dann Gans mit ſeinen Pariſer Reminiſcenzen zu ſehr vergaloppirt und wohl gar das damals geradezu wie eine Aufforderung zum Conſigniren der Truppen in den Kaſernen klingende Wort „Conſtitution" mit einer von olympiſcher Ruhe begleiteten Sicherheit fallen laſſen, ſo

lenkte er wieder in Hegel's Phänomenologie ein, gab einige An sich's, Für sich's, An und für Sich's zum Besten, verspottete die deutschen Kaiserideen und Burschenschaftsträume und gelangte wieder zum ruhigen Genuß zurück von Kunst, Oper, Concert, Schauspiel, wo ebenfalls seine laute Rede im Parket, Büffet, zuweilen sogar in der „Staatszeitung", den Ton angab. Streiche ich achtunddreißig Jahre zwischen Sonst und Jetzt und das frühe, allgemein beklagte Grab des liebenswürdigen Mannes, so ist mir, als müßte ich ihn jetzt auf den Bänken des Reichstages in der Nähe auch einiger eleganten und zum sofortigen Eintritt in's Ministerium oder zu einer Hofaudienz ständig frisirten, gantirten und parfümirten Nationalliberalen suchen.

Ein junger Pflegling hoher Gnaden war Leopold Ranke. Diesen damals noch jugendlichen Mann, klein von Gestalt und von noch mäßigem Anklang in seinem, dem Raumer'schen gerade gegenübergelegenen Auditorium, hatte man von einem Gymnasium herübergenommen. Sein Buch „Südeuropäische Staaten und Völker" hatte durch staatsmännische Geschichtsauffassung, Sinn für Citate aus Archiven und Gesandtschaftsberichten, und eine Vorliebe für die Welt des grünen Tisches überrascht. Man hatte es merkwürdig gefunden, wie ein junger Oberlehrer in Frankfurt an der Oder von Herzog Alba

ſprechen konnte, ohne ihn ſogleich ein Ungeheuer zu nennen. Das gefiel in der Behrenſtraße, wo Fürſt Wittgenſtein, und in der Wilhelmsſtraße, wo Kamptz wohnte. Niemals hat es Varnhagen von Enſe Ranken vergeben können, daß dieſer dem Verdienſt ſo wenig Rechnung getragen hätte, welches ſich jener in Bezug auf Empfehlung eines ſo merkwürdigen Buches an die maßgebenden Mächte erworben haben wollte. Varnhagen war damals noch nicht auf dem Standpunkt ſeines Briefwechſels mit Humboldt. Er brannte vor Sehnſucht, wieder zum activen Dienſt zurückberufen zu werden, drängte noch ſeine grollenden Stimmungen in den Hintergrund und theilte durchaus die Sympathie, die er auch Andern einflößen wollte, für einen jungen Autor, der in Alba kein Ungeheuer ſah. So oft ich Varnhagen in ſpäteren Jahren geſprochen habe, immer kam er auf ſeine Verdienſte um Ranke zurück. „Ich bin die Urſache ſeines Glücks; ich habe Wittgen- und Altenſtein auf ihn aufmerkſam gemacht; durch mich iſt er von den Schulbänken in Frankfurt an der Oder erlöſt worden —!“ Ranke ſchien ihm nicht dafür die nöthige Dankbarkeit gezollt zu haben. Ob Ranke dann geneigt war, den Vorausſetzungen ſeiner Gönner dadurch zu entſprechen, daß er die mit dem Jahr 1830 immer mehr umſichgreifende freimüthige Geſchichtsauffaſſung bekämpfte — ſcheint zweifelhaft. Es wurde aber zu ähnlichem Zweck eine Zeitſchrift he-

gründet, die Ranke faſt allein ſchrieb, ohne in den Ton der Ultras, der Jarke und Philipps, zu verfallen. Indeſſen dieſer allein ſchien den maßgebenden Mächten, den königlichen und prinzlichen Flügel-Adjutanten, willkommener zu ſein, als die maßvolle Zurückhaltung eines Hiſtorikers, der ſich bei aller Vermeidung deſſen, was die Gegenwart wünſcht und betreibt, doch zu jenen Entſtellungen der Geſchichte nicht hergegeben hat, die damals eine unverbeſſerliche, machtbegabte Inquiſitorenclique wünſchte. Einem Tzſchoppe, dieſer ſpätern rechten Hand des Miniſters Fürſten von Wittgenſtein und eines Herzog Karl's von Mecklenburg, Chefs des Staatsraths, würde es durchaus genehm geweſen ſein, wenn Ranke in ſeinem Buch über die deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation Luthern als Urheber des Geiſtes der Neuerungen und der politiſchen Anzweiflungen hätte fallen laſſen.

Nachgerade fing ausſchließlich nur noch die Philoſophie an, mich an die Univerſität zu feſſeln. Die ganze Nachbarſchaft des Kaſtanienwäldchens förderte die ideale Richtung. Das Treiben der Stadt, das Gewühl der Königs-, die Lebhaftigkeit der Friedrichsſtraße verhallte hier. Wohin man blickte vom Gitter aus, das den Vorgarten des mächtigen Gebäudes vom Opernplatz trennt, überall nahm das Auge Eindrücke des Schönen wahr, die Linden, die Akademie, die Bibliothek mit ihrem

Nutrimentum spiritus, der Apollotempel des Opernhauſes, zur Linken das ehrwürdige Schloß, das ruhmgekrönte Zeughaus und ſo vieles Andere, das damals erſt im Werden begriffen war. Dieſen Platz findet man in der Welt nicht wieder, ſelbſt in Paris und Rom nicht. Der Blick vom Capitol erhebt keineswegs, beleidigt vielmehr. Die Zeit damals, die Jugend wurde ideal geſtimmt. Polen erhob ſich und führte einen Heldenkampf durch. In Deutſchland war die politiſche Bewegung zwar bald unterdrückt, aber die Philoſophie wurde die Wiſſenſchaft des Tages. Das Alter ſuchte in ihr Vergeſſenheit und Sammlung, die Jugend Befreiung vom Schul- und Lebenszwang. Die ſinnigſten Köpfe bewährten ſich im Ergründen der alten Philoſophie, im Anwenden der neuen Auffaſſungen auf die noch ungelöſten Probleme der meiſten Disciplinen. Daß ſich, um mit Goethe zu reden, da, wo Begriffe fehlten, Worte eingeſtellt hatten, wurde von den Gegnern des Real-Idealismus in Leipzig, Jena, Göttingen ſcharf genug hervorgehoben. Es entzündete ſich darüber ein Streit, der in die Herzen der Jugend begeiſternde Flammen warf. Die „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“ machten Epoche. Selbſt die ſchöne Literatur, die ſich allerorten mit neuen Trieben zu regen angefangen hatte, knüpfte an Hegel's Philoſophie an. Karl Werder ſang die Hegel'ſchen Kategorieen, überſetzt in die Sprache

der Braminen. Weder die nordiſche Tanne, noch den Palmenbaum und die Lotosblume hatte damals Heinrich Heine allein entdeckt. Die Letztere gehörte weit früher den Naturphiloſophen an, die am Ganges die Vorahnungen des Jordan gefunden haben wollten. Als ich die Materialien meiner Concurrenzſchrift über die Schickſalsgottheiten beiſammen hatte und an Sichtung und Gruppirung derſelben ging, erlebte ich für mich ſelbſt eine Art Damascuswunder, eine myſtiſche Verzückung. Es war ein ſchöner Wintertag. Der Thiergarten lag hart gefroren. Durch die kahlen Bäume ſchimmerte ein maleriſches Abendroth. Um zu meditiren, ſtreifte ich durch die Alleen über alle „Rondeels“ hinweg, an allen „Floraplätzen“ und „Rouſſeauinſeln“ vorüber. Ein Lichtglanz umgab mich. Ich ſah durch die prismatiſche Beleuchtung des Satzes: „Was iſt, iſt vernünftig“, die Zeiten. Ich grübelte: Was heißt heidniſches Alterthum —? Gewiß, den einigen Gott kannte das Alterthum nicht, den dreieinigen noch weniger. Wer aber darf den Stab brechen über die einzelnen Erſcheinungen jener ewigen Triebkraft der Geſchichte, die zum Lichte drängt —? Hat nicht Zeus Kronion, den die Hellenen, als ihn Phidias ſchuf, nicht mit Marmor, nicht mit Elfenbein, ſondern nur mit Gold, mit ausgerollten maſſiven Dareiken bekleidet ſehen wollten, wirklich gelebt? Er hat gelebt, ſo gut wie Jehova, er hat beſeligt ſo gut

wie der Gott der Chriſten, der ja auch nur eine höhere Stufe zum Gott Spinoza's iſt. Laßt doch nicht die Mythen, die nur wie Opferblumen den Namen des Zeus umgeben, nur wie Spenden der Huldigung und Verehrung, den hehren Begriff des Zeus entgelten —! Dieſe antike Welt, durch die Theologie ſo verurtheilt, mußte ja ſo ſein, wie ſie war. Sie war keine Abirrung vom Gottesbegriff, ſondern eine Entwickelung innerhalb deſſelben, ein nothwendiges Stadium ſeiner irdiſchen Darſtellung. Gott darzuſtellen, Gott hervorzubringen, ihn, den Schöpfer, als das Reſultat der Geſchichte der Schöpfung ſo zu ſagen ſichtbar hervorzulocken, das ſchien mir der Zweck alles Lebens, der Zweck aller Geſchichte. Jeder Schritt vorwärts auf der Bahn des Lichtes und der Tugend, jeder Sieg der heiligen Sache der Vernunft und Aufklärung erſchien mir ein Schritt näher zum allmäligen Offenbarwerden der Gottheit — Gott wird einſt ſichtbar werden aus uns ſelbſt und aus der Welt heraus. Die Zeit bis dahin iſt lang, aber, alſo dachte ich, der Tag wird kommen, wo Fauſt vor dem Erdgeiſt nicht mehr erſchrickt und ausruft: Wehe mir! Mein Aug' vermag dich nicht anzuſchauen, ſchreckliches Geſicht —! Nein, der Anblick der Gottheit wird uns beglücken, unſere Wimper wird vor dem Bilde der Größe, zu dem wir ſelbſt gehören, nicht mehr zucken. Und in dieſem Augenblick, wo mir die alten Götter nicht im

Mindeſten unvernünftig, ſondern vollberechtigt, und die Mythologie, zumal in ihren Lehren über ein ewiges, ſelbſt die Götter beherrſchendes Fatum, tief und gedankenreich erſchien, hatte ich eine geiſtige und zugleich wunderbare phyſiſche Kraft gewonnen. Ich hätte mich anheiſchig machen können, junge Eichen auszureißen und fortzufrevoln.

Wie man dann die Wahl hat, durch das „Brandenburger Thor" durch mehrere Säulengruppen, ein Geh-, ein Fahr-, ein Reitthor, in die rauſchende Stadt wieder zurückzugelangen, ſo boten ſich mir auch für die Philoſophie mehrere Eingänge dar, die ich aber alle zugleich beſchritt. Schon damals las Schopenhauer, d. h. er war in Italien und ließ mit conſequenter Hartnäckigkeit Jahre lang im Lections-Catalog ankündigen: ex itinere redux lectiones indicabit. Sonſt laſen außer Hegel und ſeinen Schülern auch noch Heinrich Ritter, der Hiſtoriker der Philoſophie, und jener unglücklich: Beneke, den man einige zwanzig Jahre ſpäter in einem Canal ertränkt fand. Ich hörte auch dieſe Gegner Hegel's und gleich im Beginn meiner Studienzeit. Heinrich Ritter war eine kräftige, unterſetzte, mehr kleine Geſtalt mit eindringlicher, klarverſtändlicher Rede. Man bekam aus ſeinen Vorträgen wirklich ein Heft. Weſentliches vom Unweſentlichen unterſcheidend, hob er Dasjenige hervor, worauf man allenfalls examinirt werden konnte. Er würde ganz ein Mann nach dem

Herzen der akademiſchen Jugend geweſen ſein, wenn nicht die damalige Zeit mehr als die jetzige vorzugsweiſe das Glänzende, Poetiſche, Intereſſante geſucht hätte. Eine gewiſſe Nüchternheit ſchied den ausgezeichneten Forſcher vom Geiſt jener Tage. Er ging nach Göttingen. Beneke war ein geborener Berliner, Schwager jenes Pfarrers Wilmſen, aus deſſen „Brandenburgiſchem Kinderfreund“ die damalige preußiſche Jugend buchſtabiren, leſen, denken und empfinden gelernt hatte. „Dies — iſt — ein — Buch — und — dieſes Buch — iſt — mein —“ ſo begann ſeine Kinderfibel. Beneke war eine Zeitlang Docent in Göttingen. Er hatte dort etwas Engliſches in ſeinem Weſen angenommen, das von Göttingen auch Schopenhauer mitbrachte. Ohnehin begründete ſich Beneke's Philoſophie auf ein gründliches Studium der Engländer. So arm der Bewohner einer Dachſtube im Pfarrhauſe ſeines Schwagers war, man ſah Beneke immer à quatre épingles, in Frack und weißer Halsbinde. Letztere ſtach grell von ſeinem Haupt ab, deſſen Färbung faſt zu urgermaniſch erſchien. Sein kurzgeſchornes Haar war ziegelroth. Die „Parochialkirche“, in deren Pfarrhauſe er wohnte, hat ein holländiſches Glockenſpiel. Jede Viertelſtunde quälte ihn da ein: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr —!“ von zuſammenklappenden Eiſenſtäben. Dazu gehörte Geduld und in dieſer übte ſich denn auch wie ein Märtyrer der ewige Privatdocent,

ſie ſich nicht etwa Hugo, der Rauſchebart, Theodor Hell oder Giacomo Descamisado, ſondern friſchweg Pfarrer Ebeling im W.....ſchen, Doctor Schnupperer in G., u. ſ. w. Einſtweilen lagen ſolche künſtliche Fehden fertig ausgearbeitet da über 1) die Hundeſteuer bei den alten Griechen; 2) das geſtrichene F der Primadonna; 3) über die Abſchaffung des Klingelbeutels beim Gottesdienſte; 4) über die hiſtoriſche Größe des Alterthums; 5) über Deutſch oder Teutſch; 6) über die wichtige Frage: Wer war ein größerer Dichter, Schiller oder Goethe? 7) über Vernunft und Offenbarung; 8) über den Cölibat; 9) über die Emancipation der Juden; 10) über den Dativ oder Accuſativ, den das Zeitwort koſten regiert. Und war einſtweilen dies nicht Sand genug für die Augen der Abonnenten?

Schlachtenmaler aber wußte, daß ein Proſpectus das Schickſal der Zeitſchriften entſcheidet und wandte noch die letzten Blätter Papier, die die Brüder, von allen Hülfsmitteln gänzlich entblößt, aus ihren Schulbüchern vorn und hinten geſchnitten hatten, dazu an, die Erſcheinung dieſes periodiſchen Nichts-Alles würdig einzuleiten. — Er ſchrieb:

## Denkniſſe*) über den Journalismus,

als Einleitung in das neue Journal:

**Nichts. Ein Wochenblatt für Alles.**

„Mit den Schriftzeiten nahmen die Zeitſchriften zu, würde Saphir oder ein Narr bei Shakeſpeare ſagen. Ich

*) Nicht, um beſcheiden zu ſein und uns noch keine Gedanken zuzurechnen, ſondern um den Beifall der geehrten Welt zu gewinnen, machen wir gleich zum erſten Wort unſers Journals eine Note. L. d. R.

den zuerſt die Hegel'ſche Richtung des Miniſteriums Altenſtein, dann die frömmelnde ſeiner Nachfolger elend untergehen ließ. Beneke trug Pſychologie, Logik und Metaphyſik vor, mit hartnäckig feſtgehaltenem altkantiſchem Standpunkt, der über die „Kritik der reinen Vernunft“ nicht hinausgehen und nichts vom Idealismus der ſpäteren Schulen zulaſſen wollte. Beneke's patent ſein wollende, doch nur pedantiſche Haltung — ſein Wuchs war ſchmächtig, mager, mehr groß als klein — unterſagte ihm jede auffallende Polemik. Er ging mit Locke, Hume, Jeremy Bentham. Letzterer vertrat die Anwendung der Philoſophie auf praktiſche Fragen der Neuzeit. Einem Mann wie Gans fehlte es für dieſe Richtung nicht an dem ablehnenden Schlagwort: „Amerikanismus“. Das ſollte die „Sackgaſſe“ ſein, in welcher ſich die Erneuerung der alten Theorie des Zweifels und der Nuranerkennung deſſen, was in den Sinnen liegt, „verrannt“ hätte. Wie dem ſei, die Richtung dieſer Schule auf die Pſychologie war erſprießlich. Völker- und Sittenkunde, Seelenlehre, die Lehre von den Geiſtesſtörungen, die Erziehung wurden die Gebiete, in welche Beneke ſein Häuflein Zuhörer mit einem unerſchöpflichen Citaten- und Beiſpielsreichthum einführte. Seine „Angelegtheiten“, wie er die Abdrücke der Erfahrung auf der Silberplatte der Seele (die „Daguerreotypie“ war damals noch nicht erfunden) nannte, das

latente Fortleben dieſer Anſammlungen, das Hervorbrechen derſelben durch irgend eine zur „ſtillen Muſik“ der Seele einen wohllautend Accord gebende Zufälligkeit — die Erklärung dieſer Vorgänge trug etwas vom Gepräge der ſpäteren Demonſtrationen aus der Lehre von „Kraft und Stoff“, war jedoch überzeugend und mehrte die Neigung für Erfahrungswahrheiten und gewiſſenhafte Prüfung.

Völlig entgegengeſetzt zur Vortragsweiſe aller dieſer berühmten Männer, die wir bisher geſchildert haben, war diejenige Hegel's, der noch in voller Kraft ſtand und nicht ahnte, daß eine noch damals in Aſien weilende Seuche, die Cholera, und einige nach einem Souper verzehrte Melonenſchnitte ſeinem Leben ſo bald ein Ende machen ſollten. Die einzige Weiſe Schleiermacher's kam dem Charakter nach dem Vortrag Hegel's gleich, falls man nicht ſofort eine Ungehörigkeit darin finden will, die große Virtuoſität im Vortrage Schleiermacher's mit dem lahmen, ſchleppenden, von ewigen Wiederholungen und zur Sache nicht gehörenden Flickwörtern unterbrochenen Vortrage Hegel's verglichen zu ſehen. Die Gleichartigkeit liegt darin, daß bei Beiden die Redeweiſe den Charakter der Improviſation trug, Beide gleichſam ein Herausſpinnen des Vortrags aus einer erſt im Moment vor den Augen der Hörer thätigen Denkoperation gaben. Die Andern gaben fertige Ergebniſſe vorangegangener Meditation. Schleier-

macher ſowohl wie Hegel erneuerten, um dies oder jenes Reſultat zu gewinnen, den Denkproceß, Hegel vollends wie eine Spinne, die in der Ecke ihres Netzes verborgen liegt und ihre Fäden, nach außen immer weiter hinaus, nach innen immer enger zuſammen zu ziehen ſucht. Die Weiſe, wie in einem meiner Jugendverſuche „Nero" der dritte unter den daſelbſt auftretenden Sophiſten ſeinen Schülern Sein und Denken paralleliſirt, iſt wörtlich die Copie der Hegel'ſchen Vortragsweiſe mit ihren mehrmaligen Wiederholungen des eben Geſprochenen und einem ſtereotypen „alſo" nach jedem dritten Wort. Der Gedankengang ſchiebt ſich da langſam vorwärts, geht immer wieder einen halben Schritt zurück nach einem ganzen Schritte vor. Dabei lag der Kopf der proportionirten, männlich gereiften Erſcheinung dicht auf dem Pult des Katheders und ließ die Augen, die ſich gleichſam von innen mit Flören bedeckten, unſicher und ausdruckslos im Kreiſe ſeiner etwa achtzig bis hundert zählenden Zuhörer umherirren. Es waren die ſcheinbar ausdrucksloſen Denkeraugen, die nach innen leuchten.

Im Weſentlichen war Hegel's Aeußere immer noch nach der Weiſe eines ſchwäbiſchen Magiſters. Ottilie Wildermuth würde ihn für ihre ſchwäbiſchen „Pfarrhäuſer" haben brauchen können. Oft erzählte mir in ſpätern Jahren eine Schweſter Wilhelm Hauff's, des ſchwäbiſchen Dichters, daß ſie im Kloſter Schönthal vor „des Hegel" Cynismus, ſeinem

Verschmähen aller Sauberkeit, Ordnung und Seife ein „Horreur“ gehabt hätte. Gleiches berichtete man aus Frankfurt über den Kaufmann Gogel'schen Hauslehrer am Eck des Roßmarkts und der Weißadlergasse, wo Hegel in die elegante Sphäre des Romans seines Landsmannes Hölderlin eintrat. Und daheim, in seiner am Kupfergraben belegenen Wohnung, den damals noch nicht existirenden Museen gegenüber, trug er eine runde breitrandige Sammetmütze, wie ein „Mayster der freien Künste“ aus den Tagen des Mittelalters. Er behielt im Sprechen immer eine gleich mürrische, abgespannte Miene. Ich höre ihn noch, wie er mich beim Testirenlassen einer bei ihm gehörten Vorlesung mit den Worten schwäbischen Accents anredete:

„Ich glaube Ihren Namen schon da und dort gelesen zu haben — Sie schriftstellern schon —?“

Allerdings hatte ich schon damals diesen Becher voll Nektar und Gift an die Lippen gesetzt. Ich hatte zwei Autoren gefunden, die mir unter allen Namen und Richtungen, die sich damals als Träger des Zeitgeistes zu erkennen geben wollten, unter den reinen Belletristen, wie Tieck, Hoffmann, unter den Romantikern und Doctrinärs, wie Steffens, Görres, Johannes Weitzel (ein zu wenig gewürdigter Publicist jener Tage), vollends unter dem Schwarm der Almanachspoeten, Abendzeitungsnovellisten,

Leipziger Correſpondenten für die Elegante Welt u. ſ. w., die meiſte Befriedigung und Erhebung gewährten, Wolfgang Menzel und Ludwig Börne. Bei dieſen Beiden hatte ich die Beibehaltung desjenigen vom Alten gefunden, was mir wohlthat, bei Menzel die romantiſche Schule, bei Börne Jean Paul, und doch bei Beiden die volle Zuthat vom Neuen. Ich hatte bei Beiden die Literatur unter dem Geſichtspunkt des Zeit- und Volksgeiſtes, vollends die Poeſie in ihrem Zuſammenhang mit dem Bedürfniß der Erneuerung auf dem Gebiet aller Disciplinen, jedenfalls mit den Bedürfniſſen des nationalen Lebens, unſerer Erziehung und Geſelligkeit. Mächtig ergriff mich der Drang zur Antheilnahme am Kampf für die gute Sache der Schönheit, Freiheit und Wahrheit. Das Nächſte in dem, was mich umgab, war mir verdächtig geworden. Nicht einen Offizier, nicht einen Geiſtlichen, keinen mit dem Ordensband im Knopfloch Geſchmückten konnte ich ſehen, ohne mich im Bruch zu fühlen mit Allem, woran ſich die gegebene Welt lehnte. Ueberall nur ſah ich freiwillige Knechtſchaft, Entäußerung beſſerer Erkenntniß, Heuchelei im Feſthalten von Inſtitutionen, die ſich überlebt hatten. Auf dem literariſchen Gebiet erſchien mir alles Unſelbſtſtändigkeit, Nachahmung, affectirte, in Berlin durch beſondere Geſellſchaften geförderte Vergötterung unſrer claſſiſchen Periode. Dort aber, wo noch neue Blüthen getrieben

erſchienen, wo noch etwas wie friſche Farbe und Duft herauskam, ſah ich die innerlich leere Vegetation des Sumpfes, grünſchillernde Decken ſtehender Gewäſſer. Zeitungslectüre muß man in Berlin in den Conditoreien ſuchen. Die Ausbeute jedes Beſuchs derſelben war eine Anſammlung grimmigen Zorns und polemiſcher Gelüſte. Noch Student, wollte ich ſchon eine Zeitſchrift herausgeben, vierteljährlich ein Heft, „Forum der Journalliteratur" wollte ich ſie nennen. Die Conceſſion dafür zu erlangen konnte eine Sache der reinen Unmöglichkeit erſcheinen, wie damals die Dinge ſtanden. Und ſiehe —! Auf meine desfallſige Vernehmung bei einem Rath des Polizeiminiſteriums, nach einem Examen, wer ich wäre, was ich wollte, woher ich die Mittel zur Beſtreitung der Koſten meines Unternehmens zu erlangen hoffte —? empfing ich ein für jene Zeit märchenhaftes Privilegium. Mein „Forum" durfte ſich, natürlich unter Cenſur (des Kammergerichtsraths Bardua), auf Alles und Jedes erſtrecken, ſogar auf Politik. Hätte ich gewollt, ſo ſtand mir frei, die Herren vom Politiſchen Wochenblatt oder die hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift Ranke's an guter Geſinnung zu übertreffen. Eine glühende Kohle, die ich nicht anzufaſſen wagte. Die blaue Tinte meines Cenſors ſtrich bereits genug in den Ergüſſen meiner Feder über die neueſten Almanache. Ich merkte die noch nicht ganz erkaltete Gunſt des Großinquiſitors, der ohne Zweifel

für mich gut gesagt hatte, obschon ich ihn seit lange nicht mehr in den Staatsrath begleitete oder unter seinen Auspicien auf die Freiredouten ging.

In Bezug auf diese Thätigkeit, die sich eines Anklangs von etwas über siebzig Abonnenten im deutschen Vaterlande zu erfreuen hatte und meine Finanzen ruinirte, äußerte Hegel in seiner mürrischen Weise:

„Wie kann man sich an diesen Wolfgang Menzel anschließen —!"

„Meine Ueberzeugung das —!" erwiederte ich ebenso brummisch.

Es hätte mich allerdings mehr gefördert, wäre ich trotz meiner neunzehn Jahre als Enthusiast für den Real-Idealismus aufgetreten.

Doch der Wahrheit gemäß, bekenne ich, daß sich mir in Hegel's Vorträgen jenes Damascuswunder (ich möchte es ein umgekehrtes nennen, die Bekehrung vom theologischen Paulus zum philosophirenden Saulus), das mir im winterlichen Thiergarten begegnet war, stündlich wiederholte. Jede der Hegel'schen Beweisführungen hatte eine praktische Perspective. Am Ende einer langen, allerdings höchst monotonen und langweiligen Allee von Begriffsspaltungen sah man immer einen Erfahrungssatz, der bestätigt, oder einen Traditionssatz, der umgestoßen werden sollte. Der logische Prozeß, das Sein und Werden, das Ansich und

Fürsich, war allerdings ein Becherspiel unter der Hand eines Jongleurs, der sein Spielzeug so lange betreibt, bis er uns das Auge verwirrt und durch Aufdeckung eines der blanken Gefässe erst wieder zur Besinnung bringt. Hob Hegel den Becher auf, so lag gewöhnlich ein Unerwartetes da, ein Wort von Goethe oder Spinoza, eine mystische Stelle Taulers oder Jakob Böhme's, eine Etymologie von Grimm, ein politisches Wort Montesquieu's, ein Vorkommniß der Geschichte. Man mußte staunen und bewundern. Die schärfste Polemik nach links und rechts, die absolute Verachtung der „abstracten", „endlichen", „flachrationalistischen" „Wahrnehmungen" begleitete durchweg den Vortrag und erkräftigte den Geist. Allerdings erfüllte er ihn auch mit Hochmuth. Man sah nur Denk-Parias um sich, während man sich selbst, mit seiner Mappe unterm Arm, ein Bramine erschien beim Heraustreten aus dem Hörsaal — war es nicht Nr. 6? Die Hegel'sche Philosophie der Geschichte, deren Gefahren ich erst später erkennen lernte, war in der That jenes Webermeisterstück, wovon Mephisto im Faust spricht. Die Fäden gingen auf und nieder, jeder Tritt war sicher und berechnet, die Welt wurde dem Schöpfer nachconstruirt, das Geheimniß der Parzen, ihr System, wonach sie die Verhängnisse bestimmten, schien enträthselt. Die Art, wie aus jedem Volk gleichsam die Wurzel seines Seins gezogen wurde, von

jedem Zeitabſchnitt die Blüthe gepflückt ſeiner geſammten Tendenzen und Strebungen, erfüllte den jugendlichen Hörer mit andächtigen Schauern.

Und dennoch konnte ich über die eine Klippe nicht hinweg, daß das Denken gleich ſein ſollte dem realen Sein! Ich bewunderte einige leidenſchaftliche Adepten der neuen Lehre, denen dieſe Fähigkeit vollkommen inne zu wohnen ſchien. Sie konnten das Nichts ordentlich feſthalten, das Sein und Werden wie mit Fingern greifen. Sie konnten ſich die Welt, das Stein- und Mineralreich, die preußiſche Wachtparade mit den himmelhohen Haarbüſcheln an den damaligen „Czakos“ der Garde, die lange Friedrichsſtraße ebenſo wie die Milchſtraße am Himmel alles auch aus puren Ideen gebildet denken. Ich gehörte nicht zu ihnen. War ich doch ſonſt Keiner von den Maſſiv- und Grobkörnigen, die nur Das begriffen, was ſie, wie Marheinecke geſagt hatte, „in ihren Leib hineinfraßen“ — ich bekämpfte im Gegentheil eifrigſt mein Behagen an der Erſcheinungswelt — aber dieſen Augenblick begriff ich nicht, wo plötzlich der Logos das Wort war und das Wort die ſichtbare Welt. Um mich dann zum abſtracten Denken, zu einer mehr ſüd- als norddeutſchen Ekſtaſe und Idealität reifer zu machen, beſuchte ich ab und zu einige der wenigen damals auftauchenden Locale für — „fremdes Bier“. Aus mächtigen Pokalgläſern ſprach ich lediglich dem Er-

langer und Nürnberger zu, das amalgamirt mit den gepfeffertſten und gezwiebeltſten Beefſteaks (die damals ebenfalls noch eine Neuerung für Berlin) dem Menſchen eine himmelſtürmende Elaſticität zu geben vermag und aus dem Vaterland Hegel's, dem poeſievollen Süden kam — aber alles umſonſt! Die verbeſſerte Nahrung wirkte lediglich auf die Vermehrung der Thatkraft und brachte wiederum die Wälle von Spandau in Gefahr. Entbehrung hätte für die Ideen Plato's gewiß beſſer gewirkt. Aber die Ideen Plato's kannte ich ſchon als Schattenbilder, als bloße Abdrücke der Weſenheiten in einem ſonnenverklärten Jenſeits. Ich ſuchte das Denken gleich Sein. Um mich von meinem Unvermögen, dies zu finden, zu heilen, beſuchte ich noch die Vorträge zweier Schüler Hegel's, Michelet's, der ſich aus Hegel's Logik eine liberale Weltanſchauung zu conſtruiren im Begriff war, und des äußerlich coulanten und gefälligen Herrn Leopold von Henning, dem dieſelbe Logik das Material zur Unterſtützung Jarke's und Phillips' bot, jener Ultraconſervativen, die bald ihre Confeſſion wechſeln, katholiſch werden und nach Oeſterreich auswandern ſollten. Aber ich kam über den Moment, wo auch dieſen braven Männern das Denken gleich Sein war, nicht hinweg. Ich ſah nur Betrachtende und Betrachtetes in der Welt. Meine Röcke und Stiefel koſteten ein „reelles" Geld — eine ſchwarze Pikeſche mit kunſtvollen

würde gern mit einem Citat aus Cicero oder Calderon anfangen, wenn diese Männer bereits meinen Gegenstand gekannt hätten. Unscheinbar, wie die Quellen des Ganges, sind die Anfänge des Journalismus gewesen. Erst, als der Strom eine reißende Gewalt bekommen hatte, Strudel und Wirbel in ihm gährten und kreisten, erwachte das volle Bewußtsein über diesen neuen Hebel der Geschichte und die Menschen fingen an, ihn als solchen anzusehen und für das zu nehmen, was er durch Zufall geworden war. Der Gebrauch dieser Waffe wurde indessen so allgemein, daß ihr Werth nur noch in der Geschicklichkeit besteht, mit der man sie handhabt. Früher ließ man die Sichelwagen der Journalistik auf Gerathewohl in den Feind hineinfahren, sie mähten nieder, was ihnen begegnete. Jetzt trifft nur noch der Schuß, welcher gut gezielt ist. Die Journale sind kurzathmige Bücher, Kapitel eines größern Werkes geworden. In ihrer Form liegt nichts mehr, das für unser Jahrhundert etwas Außerordentliches wäre."

„Neu jedoch ist jene Gattung von Schriftstellern, welche wie Amphibien halb auf dem festen Lande der Literatur, halb im Strome der öffentlichen Begebenheiten leben. Die Journalisten sind die Geburtshelfer und Todtengräber der Zeit. Sie sind in ihren Fehlern leer wie gewöhnliche Blasen, aber in ihren Tugenden wie Hausenblasen, mit welchen man den abgestandenen Wein der Wahrheit aufklärt. Sie sind in ihrer Zweideutigkeit der Speichel, der dem Jahrhundert verdauen hilft. Das Stick- und Sauerstoffgas ihrer Umtriebe und falschen Eide ist ein nothwendiges Element der Lebensluft geworden. Sie leisten nichts, das eine Form hätte, sie sind mit jener mathematischen Linie zu vergleichen, welche

Schnüren und zierlich überſponnenen Knöpfen machte mich auf ein halbes Jahr zum Schuldner meines Schneiders — wie ich aber eine ſo koſtſpielige materielle Welt rein aus meinen Gedanken heraus ableiten und Gläubiger mit Ideen zufriedenſtellen ſollte, ich habe es nicht begriffen, ſo lebhaften Theil ich auch an einem Disputatorium nahm, das Leopold von Henning, ein ehemaliger Offizier und auch noch damals Lehrer an der Kriegsſchule, förmlich als eine Art Hegel'ſchen Exercierplatzes errichtet hatte. Der große, hagere Baron konnte für unſern Flügelmann gelten. Wir waren einige Zwanzig und machten Rechts ſchwenkt! Augen links! In Zügen! In Colonnen! Alles mit ihm durch, legten Hinterhalt mit Trugſchlüſſen, ſchoſſen Beweisführungen, avancirten und retirirten, alles nach den Regeln der Dialectik. Mein Denken aber und — das alte zerſchnittene Pult vor mir mit den eingekerbten Namen und ſchwarzen Tintenflecken erhob ſich nicht zur abſoluten Identität, ſo ſehr ich geneigt war, anzunehmen, daß allerdings Alles anfangs Gott und Gottes war, daß ſich Gott in ſeinem Beſtreben, einmal aus dem Anſich herauszuſpazieren zu gehen, einer, ſo zu ſagen, electriſchen Strömung im All bedient haben konnte, woraus die Materie entſtand. Hatte man doch Beiſpiele, ſo ſtärkte ich meinen Glauben, daß aus einem Gewitter, alſo aus reinen Luftphänomenen, helle, ſchwere Steine gefallen waren. Mit Meteorſteinen

und aus gewiſſen räthſelhaften Vorgängen, namentlich der Generatio aequivoqua, ſuchte ich mir die Möglichkeit des Nichts = Etwas zu erklären. Ich Unglücklicher, wenn ich ſchon damals hätte erfahren müſſen, daß auch die Generatio aequivoqua nur auf Täuſchung beruhte und daß alles, was entſteht, die Virchow'ſchen Eier vorausſetzt!

In dieſem Kampf zwiſchen Glauben und Zweifel war ich eines Tages aus Henning's Disputatorium unter die herbſtlich gefärbten Kaſtanienwipfel getreten, um friſche Luft zu ſchöpfen und mich an einem mir ſympathiſcheren Sein und Weſen der Dinge, am blauen Himmel, an den Kaſtanien, die von den Bäumen fielen, am Raſcheln des Laubes zu erfreuen, als mich einer der Mitdisputanten, unverkennbar ein Iſraelit (am Jordan ſelbſt konnte er geboren ſein, ſo gelb war ſeine Haut, ſo orientaliſch gezeichnet ſeine Phyſiognomie), einholte und mit den Worten anredete:

„Ja, werden Sie denn auch noch länger dieſen Hegel'ſchen Unſinn aushalten können?"

Ich ſah den Sprecher, den ich ſchon öfters bemerkt hatte, groß an. Dieſe Kritik der Hegel'ſchen Philoſophie ſchien ihm vom Herzen gekommen. Sein Auge verrieth eine förmliche Zornesgluth. Die blaſſen Lippen waren trotzig aufgeworfen. Der gebückt getragene Kopf machte eine Seitenbewegung der abſoluteſten Verachtung auf das im Schatten liegende graue Univerſitätsgebäude.

Mit der ſcharfen, namentlich den Diphthong „ei“ ſo ſchneidend hervorhebenden Sprechweiſe, die in Königsberg, Kant's Geburts- und Wirkensſtätte, heimiſch iſt, griff er zunächſt Henning als einen bloßen Nachbeter an, die Disputanten, die ſich mit ihm in allerlei Wortklaubereien ergingen, nannte er eitle Burſche, die ſich nur einen Namen machen wollten; die ganze Philoſophie Hegel's war ihm ein Wortgefecht.

„Ich habe Sie ſchon öfters beobachtet“, fuhr er fort, ſchon als Sie die Schickſalsgottheiten überwunden hatten und Ihnen Ihr ehemaliger Rector, Ribbeck, drüben im Hofe der Univerſität Glück wünſchte. Auch Ihr „Forum“ leſe ich. Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, wir wollen Hegel's Encyclopädie für uns ſelbſt vornehmen und Paragraph für Paragraph durchgehen und uns überzeugen, was daran Sinn oder Unſinn iſt.“

Auge, Geſtalt des Mundes, die ganze mürriſche Miene und nachläſſige Haltung des Körpers blieb während dieſer Worte dieſelbe. Weder daß ein Lächeln über ſeine Züge glitt, noch eine beſondere äußere Bezeugung des doch in ſeinen Worten liegenden Wohlwollens ſichtbar wurde. Sein mürriſcher Ernſt, ſeine kurze, ſchneidende Redeweiſe änderte ſich nicht, auch als ich mich bereit erklärte, auf ſeinen Vorſchlag einzugehen, und noch einige von meinen Kneipgenoſſen mitbringen zu wollen, falls ihm die

Erweiterung unſerer kritiſchen Lecture zu einem regelmäßigen philoſophiſchen „Thee“ oder „Kaffee“ oder ſonſtigem Verkehr oder aber zu einer — dann in jeder Beziehung trockenen Geſellſchaft genehm wäre.

Als ich ſeinen Namen erfuhr, erkannte ich einen literariſchen Collegen. Auch er hatte ſchon die fragwürdigen Reize der Oeffentlichkeit gekoſtet. Es war jener Joel Jakoby, der einige Jahre ſpäter eine auffallende Rolle ſpielen ſollte, eben noch „Klagen eines Juden“ geſchrieben hatte, unmittelbar darauf Chriſt, ſogar Katholik wurde, die beſondere Protection der maßgebenden politiſchen Kreiſe Berlins genoß, ſeltſame, aufſehenmachende Artikel mit dem Zeichen „Halle an der Saale“ für die Allgemeine Zeitung ſchrieb, eine myſterioſe Reiſe nach der Schweiz unternahm, wo man damals als politiſcher Spion irgendwo mit drei Dolchen in der Bruſt in einem Buſch aufgefunden werden konnte, deßhalb ſchleunigſt nach Berlin zurückkehrte, allwo er erſt vor einigen Jahren als „Lector“ beim Berliner Polizeiamt und mit dem Titel eines Kanzleiraths, auch nicht ohne Orden geſtorben iſt.

Dieſe in ſich wahrlich zerriſſene Natur, heute im Ton der Pſalmen das moderne Leid der Juden ſingend, jenen damals mit Bendemann's „Trauernden Juden“ und dem Emancipationsbegehren aufgekommenen ſoge-

nannten „Judenſchmerz“, und morgen von den Weiden am Bach Kidron direct nach Dresden reiſend, um ſich in der dortigen katholiſchen Hofkirche ſtatt Joel (Jehova iſt Gott) Franz Maria taufen zu laſſen, wußte ſich den Schein völliger Einigkeit mit ſich ſelbſt zu geben. In raſchem, monotonen Abſprechen erledigte er jede Schwierigkeit. Jenen Verehrungsſinn, der ſeinem Stamm ſonſt eigen zu ſein pflegt, entbehrte er durchaus. Ihm war alles menſchliche Streben durchaus menſchlich, höchſt endlich, der größte Geiſt unter Umſtänden ein Dummkopf. Aber auch jeder Miniſter, jeder Fürſt erſchien ihm durch die allgemeinen Bedingungen alles Daſeins eine leicht auszunutzende Gewöhnlichkeit. Ihm imponirten die Dinge und Menſchen nur ſo lange, bis er ihnen eine Phraſe für ſein ſprachlich nicht geringes Talent abgewonnen hatte. Der volle Pendant zu dem damals immer mehr die Oberhand gewinnenden Heinrich Heine. Nur daß Jacoby im Grunde ſeines Weſens eine Natur war, die das Verſtändniß der Pietät beſaß aus dem gemeinſchaftlichen jüdiſchen Urſprung her. Sinn für die Tiefen des Gemüths und die heiligen Schauer der Religion, der Sitte, des häuslichen Lebens, fehlte ihm nicht. Dennoch machte er ihn nicht geltend. Ueber den jedenfalls vorhanden geweſenen Zwieſpalt ſeines Innern und die nagenden Gewiſſensbiſſe ſoll ihm zuletzt die Wiederaufnahme von Reminiſcenzen aus den Zeiten Ludwig

Devrient's und E. T. A. Hoffmann's bei den Weinhändlern Lutter und Wegener in Berlin, ein tägliches Desipere in loco, hinweggeholfen haben.

Wirklich wurde also ein regelmäßiger, hyperboräisch-norddeutscher Thee unter vier bis fünf Criminalinquisitoren der Hegel'schen Philosophie in Joel Jakoby's Behausung, in der Nähe der Werder'schen Kirche, abgehalten, an derselben Stelle, wo sich gegenwärtig das Hotel d'Angleterre erhebt. Die Paragraphen der Encyclopädie wurden jede Woche einige Mal durchgenommen und über den Sinn oder Unsinn derselben die verschiedenen Meinungen gehört. Dabei stellte sich zunächst heraus, daß Joel Jakoby's mürrischer Ernst nur die Maske eines Bestrebens war, durch komische Schlagworte Lachen hervorzurufen. Sein eigenes behagliches Lächeln über Etwas, das gezündet hatte, blitzte, wenn auch nur verstohlen, über den gelben, egyptischen Teint seiner eigenen Gesichtszüge verrätherisch hinterher nach.

Mitten in diese philosophischen Abende hinein brach bald eine Schreckenszeit, die nicht nur uns, sondern die ganze damalige Welt an die Endschaft aller idealen Träume und Gott sich gleich und verwandt fühlenden Stimmungen erinnerte. Die Cholera, der „asiatische Gast", wie sie hieß, die „Seuche", wie sie auf den Kanzeln genannt wurde, besuchte zum ersten Male Europa. Sie war das

Schreckbild der Menſchheit. Auf einem dürren Koſacken-klepper ſchien ſie zu kommen, die ſieben Plagen als ſieben-ſträhnige Knute in der Hand, dieſe aſiatiſche Giftmiſcherin, die in alle Brunnen, alle Ströme, in jede Nahrung den Keim des Todes warf. Ein hageres, fahles Weib mit zerzauſtem Haar — Schmutz an ihren Kleidern — das perſonificirte — Erbrechen —! Das war wahrſcheinlich ein Ge-genſatz zur — Idealitätsphiloſophie! Die Welt des Lichtes, der Ahnung und Schönheit in unſerer Bruſt und nun dieſe Choleraprāſervative, dieſe wollenen Leibbinden, dieſe mit dunklem Wachstuch überzogenen Todtenkörbe, dieſe beſon-deren, der Anſteckung wehrenden Anzüge der Wärter, dieſe Tafeln, die an die Häuſer geheftet werden ſollten, dieſe Choleraſtationen in jedem Stadtviertel! Man glaubte an Anſteckung und Einſchleppung. Man hatte gewiß Recht. Denn ſie war ja auf der Wanderung von Indien her, über den Ural, durch die Steppen Rußlands ge-kommen. Rußlands Freundſchaft für uns, die heilige Allianz, die ſoeben den polniſchen Aufſtand niedergeworfen hatte, ſchien uns ein Geſchenk des Dankes damit machen zu wollen. Von dem Elend, das zu erwarten ſtand, hatte das Volk entſetzliche Vorſtellungen. Es fürchtete die Brunnen vergiftet, glaubte die Reichen von den Krallen der Harpye verſchont und ſah ein Strafgericht Gottes verhängt über die Welt für all die Sünden, die ſich ſeit dem

durch Gottes Gnade verhängten Sturz Napoleon's so bedenklich gemehrt hätten, besonders für den Unglauben. Und die Denker litten nicht minder. Diese standen unter dem gefährlichen Einfluß ihrer Phantasie und — ihrer Gelehrsamkeit. Die Seuche kam aus Indien, dem Lande der freiwilligen Selbstvernichtung. Es wurden Scenen des Entsetzens, der Verzweiflung, des Aufruhrs berichtet, die ganze Städte ergriffen haben sollten, andrerseits wieder Scenen des absoluten Gleichmuths, der dumpfen Ergebung in Leben und Tod, wo sich die Bande der Freundschaft und Liebe lockerten, die Mutter die Kinder vergaß, der Gatte die Gattin. Die Bilder der Pest, des „englischen Schweißes", des „Flagellantismus" entrollte unseren Gelehrten des Kastanienwäldchens Professor Hecker, der Historiker der Medicin. Für die Philologen, für Schleiermacher, Boeckh entrollten sich die Blätter des Thucydides, die Bilder der Pest, die einen Denker, wie Anaxagoras, hatte bestimmen können, den freiwilligen Hungertod, das gräßlichste Sterbenwollen, dem noch gräßlicheren Sterbenmüssen vorzuziehen, der Pest, die einen Perikles, die göttliche Gestalt, als sie selbst schon von den Pfeilen des erzürnten Helios geritzt war, noch über die Opfer des Krieges und der Seuche seine berühmte Trauerrede halten ließ, in welcher sich auch nicht Ein Hauch der Hoffnung auf ein jenseitiges Wiedersehen und nur lediglich die Vertröstung durch irdische Unsterblichkeit findet —!

Mit trüben Ahnungen gingen dieſe Männer. Schleiermacher predigte Liebe und Geduld; er beſchwor ſeine Gemeinde um die Bewährung chriſtlicher Tugend. Wie eben Berlin iſt, ſo ſuchte es auch im Witz eine Hülfe und Zerſtreuung. Man ſprach damals von Boccaz, der ſein Dekamerone für die Peſt geſchrieben hätte. Man verſpottete den Chef des Medicinalweſens, Profeſſor Ruſt, der eine abſolut hermetiſche „Sperre“ nach Oſten angeordnet hatte, und ließ eine Carricatur erſcheinen, einen Vogel mit dem Kopfe Ruſt's und der Unterſchrift: „Passer rusticus. Gemeiner Landſperling.“ Aber die Cholera-Stationen Thorn, Danzig, Frankfurt an der Oder kamen immer näher und die Gebete in den Kirchen, ſogar Schleiermacher's Thränen (denn damals hat Scheiermacher, die kalte Natur, am Schluß jeder ſeiner Predigten geweint) halfen nichts. Ich ſah wiederum am Kaſtanienwäldchen die erſten ſicheren Zeichen, daß — „ſie“ da war. So ſprach man von ihr, wie jetzt vom „Er“. Am Ende der Dorotheenſtraße, im letzten Hauſe am kleinen Arm der Spree, die noch lange kein Eis anſetzen und eine Anti-Cholera-Temperatur einleiten wollte, lag das „Klinicum“, ein beſcheidener Anfang jener großen Schmerzensſtätten, die jetzt der wundärztlichen Kunſt in anderen Gegenden der Stadt aufgeſchlagen ſind. Auch dort war eine Choleraſtation. Schon wurden mit fieberhafter Eile durch das welke Kaſtanien-

laub die langen Cholerakörbe von Männern, die an die Todtenbrüderschaft Rom's erinnerten, getragen. Wen die gespenstische Giftmischerin nicht mit ihrer Geißel unmittelbar berührte, den ergriff ihr moralischer Einfluß, die Furcht, die bloße Vorstellung von ihren Schrecken. Die Krankheit sprang aus der Phantasie in den Unterleib. Das war eine satanische Ironie des Denkens = Sein! Die Raben krächzten in den Wipfeln. Kein jugendlicher Nachwuchs baute noch Laubhütten unter den alten Bäumen oder sammelte ihre braunen glänzenden Früchte, um sie zu Kränzen aufzureihen, die über die Schultern geworfen wurden. Alles schoß angstvoll aneinander vorüber und stand unter dem Druck der neuesten Nachrichten, die in den Morgens erscheinenden Zeitungen gestanden hatten über die Progression der Zahl der Erkrankten und Gestorbenen. Bald ging diese in die Tausende. Saphir schickte den Berlinern von München aus, wohin er gegangen war, den „Witz": Man sage nicht mehr: „Wie geht's Ihnen?" sondern „Wie schwitzen Sie?"

Es war ein naßkalter Novemberabend. Am westlichen Himmel zeigte sich jenes Gelbroth, womit die untergehende Sonne nur Sturm und Regen verkündet. In einem Winkel des Kastanienwäldchens, dort, wo sich die froheste Jugendlust getummelt hatte, sprach ich einem treuen, lieben Freunde, einem Nachkommen Bürger's, trauernd die Worte:

unſichtbar und fingirt und doch der Durchmeſſer der Erde iſt, um welchen ſie ſich dreht."

„Die Literatur war eine feſte Inſel, welche der ſie umgebende Waſſergürtel der Journaliſtik allmählich aufgeweicht hat. Was in der Natur nicht geſchehen würde (denn dort nimmt das feſte Land eher wie in Egypten zu, als wie in Holland ab), das iſt im Reich des Geiſtes geſchehen. Literatur und Journaliſtik bilden zuſammen eine breiartige Maſſe von Erde und Waſſer, von Beſtehendem und Auflöſendem, und erſt die Sonne einer ſchöneren, beruhigteren Zeit, als die jetzige (wo aber auch der Sonnengott ſeine Pfeile ablegen müßte), wird dieſe Miſchung austrocknen und Dichtung und Geſtaltung begünſtigen. Vielleicht wird es aber unſerm eigenen tüchtigen Streben ſchon möglich, eine Scheidung der Maſſe hervorzubringen, und viel wird dazu beigetragen ſein, wenn Journaliſten-Charaktere, wie dieſe, welche ich jetzt ſchildern will, ſtatt der Schreibfeder durch Verzauberung plötzlich nur noch einen ſtinkenden Fuchsſchwanz in der Hand tragen:"

„Einen aufgeſchwollenen Podagriſten, beleibt wie ein Schwamm, mit gläſernen, erloſchenen Augen, zeig' ich dir. Sein Haar iſt von einem Galgenſtrick geſtohlen, er trägt eine Flachsperrücke, die flach und enganſchließend auf dem fettigen Hirnſchädel, dem Deckel heimlich erſchlagener Gebeine, liegt. Dieſe matte Menſchenpflanze richtet ſich nur des Mittags ein wenig auf, wenn der Speiſeduft und die Eiſeskälte des Champagners ſie erfriſcht und die erſchlafften Nerven kitzelt. Dann fängt die Naſe an, einige frivole Modulationen zu verſuchen, und wackelt den plumpen Scherzen voran, welche das träge Rhinoceros ſeinen Nachbarn zum Beſten geben wird. Er iſt Junggeſell, nie hat ihn ein liebendes Weib

Was mir das graue Palais dort drüben bieten kann, das hab' ich nun leidlich hinweg! Ich halte nicht eine einzige Vorlesung mehr bis zu Ende aus, ich schreibe keine Hefte mehr nach, die Bücher, die ich zu Hause studire, haben mich weiter gebracht, als sämmtliche Vorträge. Das ganze Leben in Preußen, und in Berlin zumal, wird mir unerträglich. Wo ich hinsehe — Vorurtheil und Tyrannei! Kein Hauch der neuen Zeit darf über diese Grenzen kommen. Und sie verstehen es wirklich diese Gensdarmen und diese Männer mit dem rothen Kragen am Rock und den Orden im Knopfloch, die Luft abzusperren, die geistige Luft, den Zeitgeist —! Aber überall draußen treibt und drängt eine andere Welt zum Lichte! Ich will mit den Polen ziehen, die jetzt auch ihr Vaterland verlassen. Durch Berlin dürfen sie nicht kommen. Sie folgen einer Zwangsroute, die sie an den großen Städten vorüberführt, nach Frankreich hin, wohin sie übersiedeln, die neuen Enkel des Ahasver. Ich schließe mich ihnen an. In Süddeutschland, im poetischen Schwabenland will ich Schiller's Fußstapfen aufsuchen, um mich zu erheben, um mich zu kräftigen im Kampf für Schönheit und Freiheit. Hier erliege ich. Zum examenbereiten Candidaten der Theologie oder Philologie kann ich mich nicht mehr schulen. Die Sprache, die hier allein verstanden, allein gehört und belohnt wird, lerne ich nie —!

Es war mein zweiter Verſuch, Berlin zu entfliehen. Den erſten hatte ich ſchon einmal mit meinem Hallenſer beſprochen im Walde an der Spree hinter Treptow, dort, wo ich in meinen „Ritter'n vom Geiſt“ Schlurck habe ſterben laſſen — eine Waldgegend, damals von lichtſchimmernden Buchen und ehrwürdigen Eichſtämmen ſo gut beſtanden, wie nur der Landſchaftsmaler eine ſolche an den Bergesabhängen des Südens ſucht, ob auch der Name: „Am Eierhäuschen“ lächerlich niedlich klingt. Dieſer Ausflug ſcheiterte damals am Mitleid um die alten Eltern. Der neue ſollte von einer aus Stuttgart erwarteten Zuſtimmung abhängen.

Dieſe traf ein, und ſo wurde denn — ein altes Felleiſen mit meinen Habſeligkeiten gepackt. Meine Reiſelecture war ein eben erſchienenes Buch von Karl Roſenkranz: „Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter“. Im ſtrömenden Regen und nach Abſchieden, deren Schmerz auf anderem Gebiete zu ſuchen war, als auf dem welken Laub im Kaſtanienwäldchen (dem Capitel vom jungen Geiſt ſollte ſich in meinen „Lateiniſchen Jahren“ ein Capitel vom jungen Herzen anſchließen dürfen), raſſelte ich aus der Stadt der Peſt hinaus zum noch cholerafreien und überhaupt in Allem und Jedem freieren Süden. Man bedenke das feierliche Tempo dieſes gewagten erſten Schrittes in die große Welt! Ich fuhr allerdings nicht

mit der „Schnell-“, ſondern nur, meiner bemeſſenen Reiſekaſſe wegen, mit der „Fahrpoſt“ —! Aber zwei Nächte und einen ganzen Tag gönnte ſich ein begnügteres Jahrhundert, um von Berlin aus nur allein — bis nach Halle zu kommen.

# Aus Empfangszimmern.

## I.

In maßgebenden, großen Städten wird man in jenem Viertel, wo die Paläste der Großen, die Amtswohnungen der Minister und dirigirenden Räthe liegen, in den frühesten Morgenstunden Männern begegnen in einer für diese Tageszeit ungewöhnlich gewählten Toilette. Eine weiße Halsbinde läßt sich selbst bei grimmiger Kälte unter dem schützenden Confortable unterscheiden. Der Cylinder ist nicht selten vollständig neu, die Farbe der Handschuhe Weiß oder Paille, wenn auch vielleicht noch ein Paar gröbere Buckskin darüber gezogen sind, um jene noch zu schonen oder der bessern Erwärmung wegen. Im Sommer hüpfen diese ballmäßig Gekleideten im dann vollkommen sichtbaren schwarzen Frack über die Trottoirs. Es sind Sollicitanten, die in den Morgenstunden bei den Machtbegabten ihre Aufwartung machen.

Hoffen und Harren, Hangen und Bangen „in schwebender Pein" liegt auf den Mienen dieser Frühausgeher nur allzu sichtlich ausgesprochen. Jenes schon mit Silber-

grau geſchmückte Haupt dort zählt ſorgenvoll die Hausnummern ab, bis es an die Pforte gelangt, um derentwillen der würdige Träger, vielleicht ein zurückgeſetzter, übergangener Beamter, nicht unmöglich eine Reiſe von achtzig Meilen gemacht hat. Den Miniſter will er über die Urſache aufklären, weßhalb ihn ſein nächſter Vorgeſetzter haßt und nicht zur Beförderung empfiehlt. Kummer, Spannung, hundertmal getäuſchte Erwartung liegen deutlich in ſeinem gefurchten Antlitz ausgedrückt. „Muth! Muth!“ ſpricht er in ſich ſelbſt hinein, indem er einen Jüngling betrachtet, der in gleicher Toilette ſchon aus dem Empfangsſalon der Excellenz getreten iſt und mit glühendem Antlitz an ihm vorüberſchießt, über die Teppiche, mit denen die ſtolze Aufgangstreppe belegt iſt, hinweg. Der Jüngling iſt mit Hoffnungen geſchieden, wenigſtens hat er ſich ausſprechen dürfen. Mancher freilich ſchleicht auch langſam an ihm vorüber. Dort geht Einer, der ſich alles das, was er geſagt hat und hatte ſagen wollen, kopfſchüttelnd zu überlegen ſcheint. Es fallen ihm jetzt erſt jene ſogenannten „Treppenwitze“ ein, die den Menſchen geiſtig in zwei Theile zerlegen können, den einen, wo unſer halbes Ich traurig auf der Armenſünderbank ſitzt, und den andern, wo die andere Hälfte zu ihm ſpricht: „Du Eſel, warum warſt du auch nur ſo verblüfft! Warum haſt du ihm nicht dies oder das geradeheraus geſagt! Und ‚Excellenz wollen

geruhen!' das haſt Du Unglücklicher kaum zweimal an paſſender Stelle angebracht —!" Solche arme Träumer treten dann auf die ſtillen Straßen des Miniſter- und Geheimraths-Viertels hinaus und wandeln wie im Traume dahin. Die erſte beſte Milchfrau kann ſie mit ihrem Hundekarren überfahren.

Wenn ich mein vergangenes Leben überblicke, ſo erinnere ich mich, die verhängnißvolle weiße Frühmorgens-Halsbinde nicht ſelten umgelegt zu haben. Allerdings viel ſeltener als Tauſende, die geradezu einen nicht unweſentlichen Theil ihres Lebens in Vorgemächern zubrachten. Die verlorenſten Stunden des Lebens ſind dieſe Viertel-, halben und ganzen Stunden, die man zuweilen in totaler Gedankenloſigkeit, rein ein Sklave eines andern in bunte Livree gekleideten impertinenten Sklaven, eines anmeldenden Lakaien oder Kammerdieners, im Vorgemach eines Empfangsſalons zubringen muß, bis an uns die Reihe kommt. Es giebt jedoch Charakter, die ſich im Antichambre gefallen. Manche unter ihnen hatten auch Nutzen davon. Nicht daß die Großen ihren Bittanliegen deßhalb willfahren, weil ſie derſelben endlich überdrüſſig wurden; nein, die Großen lieben in der That die Demüthigung der Kleinen. Dieſe gebückten Rücken, dieſe verlegenen Mienen, dieſe ſtotternden Anreden, womit man durch eine geöffnete Flügelthür zu einem Fürſten, einem Miniſter ſchreitet, haben

dieſe vollkommen gern. Die Groſſen wollen es wiſſen, fühlen, warum man ſie die Groſſen der Erde nennt. „Ah, beſter Profeſſor, erinnern Sie ſich denn endlich auch wieder einmal meiner?“ „Willkommen, beſter Herr Lilienthal, Sie wieder in der Reſidenz?“ — „Ah, ſieh da, ſieh da, Herr von Schweifwedel, wollen Sie ſich nach meinem Befinden erkundigen —?“ Dieſe devoten Beſucher erreichen gewöhnlich ihre Zwecke. Wenn nicht diesmal und auch noch nicht das nächſtemal, ſo doch gewiß nach einem halben Jahr, beſonders hinter der gebührend angezeigten Erinnerung an den glücklich herankommenden Namens- oder Geburtstag ihres hohen Gönners.

Wenn ich den freundlichen Leſern und Leſerinnen derſelben aus meinen Erinnerungen einige intereſſante öffentliche Charaktere zu ſchildern, heute dieſe Form dafür ergreife, an die Sollicitanten- oder Huldigungs-Augenblicke in meinem Leben anzuknüpfen und eine Reihe hochgeſtellter Perſonen zu ſchildern, denen ich in die Lage gekommen bin mit weißer Cravatte meine Aufwartung zu machen, ſo ſchicke ich ſogleich voraus, daß die Zahl derſelben doch nicht allzu groß iſt. Sie iſt es nicht etwa deßhalb nicht, weil ich immer ein hohes Selbſtgefühl gehabt hätte, ſondern im Gegentheil, weil ich mit einem recht kleinmüthigen Reſpect vor hohen Herrſchaften auf die Welt gekommen bin. Eine fürſtliche Perſon war mir in meiner Knabenzeit

ein Halbgott. Daß ein Prinz und noch dazu der Sohn und Bruder eines Königs nach dem blut- und noch mehr regentriefenden Tage der Schlacht an der Katzbach in Schlesien, 1813, in die Lage hatte kommen können, bis auf die Haut durchnäßt zu sein, und sich von seinem Leibbereiter (meinem Vater) ein trockenes — Hemd entleihen zu müssen, das kannte ich allerdings als eine Möglichkeit, die in der Weltgeschichte hatte vorkommen können, ebenso, daß dieser nämliche Prinz, der Vater der Königin von Bgiern, die groben Hemden seines Leibbereiters längere Zeit hindurch wirklich getragen hat. Aber es wurde vom Vater vorgetragen wie eine Geschichte aus „Tausend und Einer Nacht". Es blieb bei alledem fest, Generale und Minister hatten ein anderes Blut als wir gewöhnlichen Menschen. Jenes homerische „Ichor", das den Göttern des Olymp durch die Adern rollte, machte zwar diese nicht unempfindlich gegen Flöhe und Wanzen und veranlaßte anderweitige Campagne-Berichte für des Knaben Ohr von Menschen mit funkelnden Ordenssternen, die es vorziehen konnten, sich lieber auf's Stroh neben ihre Dienerschaft zu werfen, als in einem unheimlich wimmelnden Himmelbett auszuharren. Aber auf der Parade und bei der Cour und vollends bei einem Diner im königlichen Schlosse oder prinzlichen Palais stellten sich immer wieder die Vorstellungen von unnahbaren und nur durch's Sterbenmüssen

umschlungen, nie hat ihm ein Säugling, von dem er rühmen könnte: Er ist mein! Lächeln und Thränen zugleich entlockt. Die Gasthofreisenden des Mittags sind seine Familie, des Abends sind Spieler im Casino seine Verwandte. Man weiß, daß er die Zeitungen liest und daß er ein Gewerbe davon macht, die Politik zu verstehen. Frägt man ihn um eine Neuigkeit des Tages oder die Wendung, welche die Völkerschicksale im Allgemeinen durch sie erhalten würden, so antwortet der Gefragte nur durch ein Stück Trüffelpastete, in welches sich seine kurzsichtigen Augen vertiefen; er erklärt: daß nicht nur Alles beim Alten bleibe, sondern auch ewig das Unrecht Recht, Larifari Zeitgeist, Mensch Mensch und was man sonst an Sprüchen dieser Art hat. Und doch hat dieser Mann (der für lebend gilt, da er doch erstorben scheint in Allem, wie eine Auster, deren Schaale erbrochen ist) einen höchst wichtigen Einfluß auf die Geschichte seiner Zeit sich zu eigen gemacht. Er schreibt in die meisten politischen Blätter Deutschlands Correspondenzen, aber selten welche von dem Orte, wo er lebt. Er erfindt Berichte von der Grenze jener Staaten her, die ihm für seine aufgedrungenen Dienste, denen er eine große Wichtigkeit anzudichten wußte, bezahlen. Er lebt am Rhein und weiß in die Zeitungen Nachrichten zu bringen, als kämen sie aus Sibirien. Kämpft eine Nation für ihre Freiheit und ihren alten Ruhm, ein solcher Schmarotzer am Tische Gottes weiß sie in Allem zu verdächtigen, aus Siegen macht er Niederlagen, aus dem Größten das Kleinste. Niemand ahnt den Versteck, aus welchem es einer Feder gelingen kann, die öffentliche Meinung zu verwirren. Das ist ein Journalist, dessen Nachruhm an einem Laternenpfahl verewigt zu werden verdient."

uns gleichgestellten Sterblichen ein. Später kam zum Vermeiden der Berührung mit den Auserwählten der Gesellschaft als Motiv noch die grollende liberale Gesinnung. Es gab in meiner Jünglingszeit noch keine Minister, die in einem Schriftsteller meiner Gattung etwas Anderes hätten sehen können, als einen zu jeder Stunde für einen Citadellen-Sperrsitz Vorgemerkten. Als ich dann gar manche eigene Schuld frühreifer und halbwüchsiger Entwicklung zu bereuen hatte und leiden mußte unter dem Druck einer vor eitel Bosheit und Rache ganze Schalen voll Unraths über mich ausgießenden Kritik und auch officiell von den Bundestagsbeschlüssen mit anderen Autoren zugleich ein Hic niger est! aufgedrückt bekam, da habe ich manches runde Jahr nicht gewußt, wie mir eine weiße Cravatte steht, und die richtigen Titulaturen, ob Durchlaucht oder Hoheit, machten mir keinen Kummer.

Von meinen Gymnasiasten- und Studenten-Berührungen mit dem so übelberufenen preußischen Minister von Kamptz habe ich einige Blätter vorher berichtet. Varnhagen's neuerdings erschienenen „Tagebücher aus den Zwanziger-Jahren" entsprechen dem Bilde, das ich dort von dem unerbittlichen Demagogen-Verfolger entworfen habe. An dem nach Köpenik gefänglich eingebrachten Grafen Bocholtz wollte des Gefürchteten angeborne, von mir mit Beispielen belegte Gutmüthigkeit durch

leutſelige Offerten das Herbe ſeines Verfahrens wieder gutmachen. Später bin ich auch mit dem Geheimrath von Tzſchoppe, dem Nachfolger im Fach der politiſchen Ketzerverfolgung, in perſönliche Berührung gekommen.

Als ich für meinen Roman: „Wally die Zweiflerin“ von den Gerichten, und zwar, weil derſelbe in Mannheim erſchienen war, von den badiſchen, in Anklageſtand verſetzt wurde, lebte ich zu Frankfurt am Main unmittelbar unter dem Damoklesſchwert des Bundestags. Wäre ich auf die mir von den Frankfurter Behörden inſinuirte Vorforderung in meine Heimat nach Preußen zurückgekehrt, ſo erwartete mich dort entweder kurzweg eine Auslieferung an Baden oder, wenn ich mich hätte in contumaciam verurtheilen laſſen, eine Abbüßung der verhängten Strafe in Berlin, meinem zuſtändigen Wohnorte ſelbſt. Denn die Regierungen Deutſchlands hatten damals nur ein einziges Ziel, das ſie alle unter einander ſolidariſch verband, die Unterdrückung jeder für revolutionär erklärten geiſtigen Neuerung. Aufgeregte Freunde ſtürzten in mein Zimmer und riethen mir, dem Beiſpiele Börne's und Heine's zu folgen und nach Frankreich zu fliehen. Eine ſoeben in Frankfurt geſchloſſene Verlobung und die Vergegenwärtigung eines völligen Bruches mit unſeren heimiſchen Verhältniſſen, welcher eine Folge dieſer Entweichung hätte

werden müſſen, beſtimmten mich, mich in mein Schickſal zu ergeben und zur Ladung der großherzoglich badiſchen Gerichte mich in Mannheim einzufinden.

Vorher legte ich aber zweimal die weiße Frühmorgen-Halsbinde um. Ich eilte nach Karlsruhe, um den damals gefeierten Miniſter Leopold's „des Bürgerfreundlichen", den „biedern" „Vater Winter" Excellenz, um die Vergünſtigung anzugehen, mich nicht früher feſtſetzen laſſen zu wollen, ehe nicht ein Urtheil erfolgt wäre. „Vater Winter", durch einen Ehrennamen ausgezeichnet, der ſpäter an noch einen anderen badiſchen „Vater Winter", den Buchhändler und Bürgermeiſter von Heidelberg, gelangte, war das damals noch ziemlich alleinſtehende Beiſpiel eines bürgerlich-conſtitutionellen Miniſters. Baden galt für den Herd der revolutionären Neuerungen. Es hatte den 13. Artikel der Bundesacte, die Ertheilung einer Repräſentativ-Verfaſſung, ehrlich vollzogen, und die Nähe Frankreichs, die durch mannigfach wechſelnde politiſche Schickſale gereiftere Bildung des noch nicht lange neuerfundenen „badiſchen Volkes" für öffentliche Angelegenheiten, vielleicht auch die ſich ſchon regende neukatholiſche Oppoſitionsluſt des ehemaligen öſterreichiſchen Breisgau kamen zuſammen, um die badiſchen Ständekammern für die Ideen des politiſchen Fortſchritts zu einem ſtolzen Leuchtthurm in Deutſchlands damals noch ſo dunkler Nacht zu machen. Georg

Ludwig Winter (in Carlsruhe iſt ihm ein lebensgroßes Standbild errichtet) war der Sohn eines Geiſtlichen und durch ein gewandtes Beamtentalent allmälig in's Miniſterium gelangt. Die Juli-Revolution, die Furcht vor einem weiteren Umſichgreifen des Geiſtes der Auflehnung und Empörung, machte ihn zum dirigirenden Miniſter. Man bot ihm den Adel an, den er ausſchlug. Der treffliche Mann war im vollen Zuge, nach allen Seiten hin zu reformiren; er bekämpfte Adels- und Clerus-Prätenſionen, ſchuf eine liberale Gemeinde-Verfaſſung und würde Baden immer mehr zu einem leuchtenden Vorbilde, einer Ermuthigung für die allgemeinere Betretung der conſtitutionellen Bahn in Deutſchland gemacht haben, wenn nicht Metternich's Despotismus durch den Bundestag ein gebieteriſches Halt! geſprochen hätte. Für den mit Winter einverſtandenen freimüthigen von Duſch kam dann jener bekannte Freiherr von Blittersdorf nach Frankfurt als bundestäglicher Vertreter Badens, der die ganze Knechtſchafts-Periode bis 1848 als ein getreuer Schildknappe des Wiener Cabinetes auf ſeinem Platze durchmachte, bis er in den ſtürmiſchen Märztagen eine ungeheure ſchwarz-roth-goldene Cocarde an ſeinen Hut ſteckte und damit vor Aller Augen in den Frankfurter Promenaden ſpazieren ging, Letzteres lediglich deßhalb, um ſich auf einem Boden erhalten zu können, wo er, obſchon

von den badiſchen März-Miniſtern entlaſſen, ſeiner im großen Style betriebenen Häuſer-Speculationen wegen durchaus verbleiben wollte. Nachdem ſind ſogar aus ſeiner „Diplomaten-Mappe“ „Aufzeichnungen“ von ihm erſchienen, die der Welt und namentlich Frankfurt, das inzwiſchen immer demokratiſcher zu werden drohte, beweiſen ſollten, wie gut und ehrlich der verleumdete Mann es zu allen Zeiten mit den wahren Intereſſen des deutſchen Volkes gemeint hätte.

„Vater Winter I.“ empfing den 24jährigen Inculpaten als ein echter Bürgerminiſter im Schlafrock mit der dampfenden Pfeife im Munde. Der ſtattliche Meerſchaumkopf zeigte bereits jenes Tiefdunkelbraun einer gründlichen Durchgerauchtheit. Das Rohr war kurz, das Mundſtück von Bernſtein. In dem engen, düſteren Zimmer glaubte man das Studirzimmer eines Gelehrten anzutreffen. So etwa konnte Vater Hebel, der alemanniſche Sänger, in Carlsruhe als „Prälat“ gewohnt haben. Der Herr „Statthalter von Schopfheim“ ſtand vor mir, freili ein gſtudirter und ein bisle gſcheiter, als der andre. Auch net ſo feiſt und behaglich. Die Bürger-Excellenz war eine mittlere, gedrungene, magere Geſtalt. Rauchend und gelaſſen hörte ſie mein Geſuch und ging dann in dem engen Raume auf und ab, erklärend, den ganzen Anlaß, der mich zu ihm geführt, in ſeinen Einzelheiten nur obenhin zu kennen.

Auf einen proviſoriſchen Chef der Juſtiz verweiſend, ſprach er ſich, verdrießlich genug, durch die Tabakswolken hindurch dahin aus: „Ich kenne noch nicht einmal das Buch ſelbſt und geſtehe Ihnen, daß wir nur deßhalb mit einer Beſchlagnahme vorgegangen ſind, weil eine Recenſion im Stuttgarter „Morgenblatt“ uns darauf aufmerkſam machte. Die Sprache in dem Blatt iſt ſo maßlos heftig, der Recenſent ruft ausdrücklich alle Regierungen auf, einem hereinbrechenden Verderben zu ſteuern, daß wir deßhalb in Mannheim haben reclamiren müſſen. Nun erlaubt aber die Verfaſſung keine Beſchlagnahme, wenn nicht ein gerichtliches Verfahren damit verbunden iſt. Gehen Sie übrigens getroſt nach Mannheim! Ich glaube nicht, daß man Ihnen ſchon eine Unterſuchungshaft verhängen wird! Gut dürfte es ſein, da Sie Preuße ſind, wenn Sie noch zu Ihrem hieſigen Geſandten gehen wollten.“ Mein Paß war abgelaufen.

Conſtitutionelle Miniſter ſind nicht allmächtig. Winter, erſichtlich von dem ganzen Vorfall unangenehm berührt und die Colliſionen vorausſehend zwiſchen etwaiger von Baden gezeigter Nachgiebigkeit und dem vom Bundestage, vom vereinten, Hand in Hand gehenden Oeſterreich und Preußen in ſolchen Fällen vorausgeſetzten ſtrengſten Verfahren, verſicherte wiederholt ſeine Ueberzeugung, ich würde auf freiem Fuße bleiben. Nichtsdeſtoweniger wurde ich,

kaum in Mannheim angelangt, hinter Schloß und Riegel geſetzt. Der Beſuch beim preußiſchen Geſandten war in jeder Beziehung erfolglos. Herr von Ottenfels, ein nach dem Syſteme Kamptz-Rochow-Tzſchoppe wirkender Diplomat, der die Parole hatte, über die Conformität in Badens innerer Haltung mit der dem Lande vom Bundestage vorgeſchriebenen Richtſchnur ſtreng zu wachen und zugleich noch nach Frankreich hinüber, in die Schweiz, die nachbarlichen conſtitutionellen Gebiete Süddeutſchlands die Fühlfäden einer alles Verdächtige aufſpürenden Beobachtung auszuſtrecken, war von Karlsruhe gerade abweſend. Ihn vertrat ſein Attaché, ein junger Fürſt Putbus, der ſich zu meiner Angelegenheit verhielt, wie etwa ein junger Adeliger, der ſich in Bonn ſtudirenshalber aufgehalten hat, ſein Triennium mit Hunden, Pferden, Ausflügen nach Köln, Trinken und Spielen zubrachte, ſich verhalten würde, wenn man ihn plötzlich fragen wollte: Was hat Ulpian über Inteſtat-Erblaſſenſchaft geſchrieben? Das Morgen-Negligé der jungen Durchlaucht war allerliebſt. Die Beinkleider waren roth, die Stiefel gelb, die Kopfbedeckung ſchien noch eine Cerevismütze der Saxo-Boruſſen zu ſein. Zum Ausgehen hatten ſchon die feinen Lackſtiefel bereit geſtanden, wurden aber von zwei mächtigen Windſpielen hin- und hergezerrt. Der junge hoffnungsvolle Diplomat war offenbar eben erſt vom Lager aufgeſtanden, wo er

wahrſcheinlich bis jetzt (es war neun Uhr) von jener reizenden Schauſpielerin einen Vortraum hatte, die er einige Jahre ſpäter als Attaché des Herrn von Jordan in Dresden auf den elbflorentiniſchen Brettern kennen lernte und beinahe zu ſeiner Gemalin erhoben hätte. In einem darüber eingetretenen Bruche mit ſeinem Vater Durchlaucht iſt der junge Diplomat früh geſtorben. Er hatte für meine Angelegenheit nur das Achſelzucken eines, wie es ſchien, ſtereotypen und zum Curſus im Diplomatie-Lernen gehörenden: „Durchaus keine Veranlaſſung haben“. Er verſtand es vollkommen, jene ſtillnachdenkliche Miene hervorzubringen, mit welcher die weißen Sollicitanten-Halsbinden die großen Treppen hinunterzuſchleichen und gleichſam in's abſolute Nichts zu verduften pflegen. Die eigentliche Branche des jungen Fürſten war ohne Zweifel nur das damals ſo wichtige Viſiren der Päſſe.

Wenn ich von dieſem künftigen Werther oder Uſedom von menſchlichen Lauten wenigſtens doch einige Worte eroberte, die etwa auf ein: „Wir miſchen uns hier in nichts“, oder: „In Abweſenheit des Geſandten iſt nichts zu machen“, hinaus kamen, ſo hatte ich zwei Jahre früher einen Vertreter des Kaiſers von Rußland kennen gelernt, einen künftigen Neſſelrode oder Gortſchakoff, der das Wort Talleyrand's: „Die Sprache iſt erfunden, um unſere Gedanken zu verbergen!“ geradezu umkehrte und nach dem

Princip verfuhr: Um unſere Gedanken zu offenbaren, iſt das Schweigen erfunden!

Es war in Berlin nach Niederwerfung des polniſchen Aufſtandes 1831, als ich Veranlaſſung erhielt, mich in die kühne Phantaſie einer Reiſe nach Warſchau zu verlieren. Ein daſelbſt wohnender Jugendgeſpiele lebte in Verhältniſſen, die über jeden politiſchen Makel erhaben waren. Sein Vater, mit ruſſiſchen Officieren verſchwägert, hatte während der Revolution ſelbſt Lebensgefahr zu beſtehen gehabt. Jener Oberſt Haucke, der beim erſten Ausbruch der Verſchwörung erhenkt wurde, war ſein Partner bei manchem Spiel L'Hombre geweſen. Mein eigener Ruf war noch in politiſch-literariſchen Dingen der keuſcheſte und reinſte. Weiß wie Schnee mußte mein Name in den ſchwarzen Büchern der Polizei glänzen, wenn auch nicht zu leugnen war, daß ich wegen eines abgeriſſenen Anſchlagzettels als zwölfjähriger Gymnaſiaſt eines Tages einen kleinen Straßenauflauf in Berlin veranlaßt hatte und eine halbe Stunde lang in dem ſchwarzweißen „Schilderhauſe" des Wachtpoſtens am Sorhandlungsgebäude internirt war. Aber ich erhielt den vollgiltigſten, ſogenannten Miniſterialpaß aus den Händen der preußiſchen Behörden und ſchwelgte in meinen Vorſtellungen über Warſchau, ſchrieb im Geiſte Nachtgedanken beim Beſuch der Schlachtfelder von Grochow und Oſtro-

lenka, saß im Warschauer Theater, das mit Gewalt und auf Befehl der russischen Regierung wieder der Schauplatz eines sinnebethörenden Ballets geworden war, und verbot mir bei alledem eine ungroßmüthige Vergeltung des mir geschenkten Vertrauens, etwa eine Beleuchtung der tyrannischen Zustände, die anzutreffen ich gefaßt sein mußte, umsomehr, als ich damit eine mir unendlich werthe Familie, der ich mannichfach verpflichtet war, würde bloßgestellt haben.

Die russische Gesandschaft hatte sich noch nicht in Berlin von ihrem Souverain jenes glänzende Hotel erbauen lassen, das jetzt in der Reihe der stolzen Paläste „Unter den Linden" prangt. Doch bewohnte der russische Gesandte schon eine stattliche Behausung einige Nummern weiter hinauf zum Brandenburger Thor hin. Hier hatte ich den Paß abzugeben zum gesandtschaftlichen Visa, ohne welches er ein Logenplatz ersten Ranges zu einer Vorstellung von gestern gewesen wäre, und wurde beschieden, nach drei Tagen wiederzukommen. Zeit war dies zwar nicht genug, um nach Petersburg eine Anfrage zu richten und dort eine Senatssitzung anzuberaumen, aber doch genug, um in Berlin selbst Recherchen anzustellen über einen dermaßen sonderbaren Schwärmer, der, ohne von einem russischen Großen als Hauslehrer verschrieben zu sein, sich einbildete, als Studirter, als Candidatus theo-

„Ich zeig' euch einen andern Journaliſten, dem Hunger, Trägheit oder vielleicht Zufall jene Beſtimmung gaben, für welche mehr, als vielleicht für die Abfaſſung von Büchern, Feſtigkeit der Grundſätze und Adel der Geſinnung erfordert wird. Er gehört jenem Stamme an, welchen die Entziehung politiſcher Rechte neuerdings vielfach veranlaßt hat, ſtatt mit Schreibfedern zu ſchachern, mit ihnen zu ſchreiben. Die Literatur iſt die duldſamſte Macht. Sie fügt ſich Jedem, der ihr mit einiger Entſchloſſenheit den Sattel aufzulegen weiß. Sie fragt den Geiſt und Witz nicht, ob er getauft oder beſchnitten iſt. Der Journaliſt aber, von dem ich rede, verdiente am wenigſten dieſe Nachgiebigkeit. Grimaſſen gibt er für Witz aus, Lügen für geiſtreiche Erfindungen. Leider gibt es einen abgelegenen Winkel in der Journaliſtik, wo man Niemanden hindern kann, ſein Bedürfniß zu verrichten. Dies iſt die Theaterkritik. Hier waltet der Journaliſt wie ein Berufener. Er hat in dem Blatte, das er herausgibt, eine Macht. Die Schauſpieler fürchten den Buchſtaben, nicht deßhalb, weil er Geiſt enthält, ſondern weil er gedruckt iſt. Sie können das Geſchriebene nicht auslöſchen und ſelbſt der Unſinn (die Verleumdung ohnehin) findet Gläubige. Der Journaliſt trägt auf der Straße immer einen allgemein kenntlichen Rock. Er unterſchreibt ſeine Kritiken, um ſie deſto furchtbarer zu machen, mit: „Die bekannte rothe Halsbinde!“ Der Jude iſt eitel und in ſeiner Flachheit ſtrebt er nach äußerem Glanz. Er überhängt ſich mit Uhrketten und mit Ringen, er will vergeſſen machen, daß er früher Bänder über den Arm hängen und zu verkaufen hatte. Er ſchwimmt immer in einer aromatiſchen Atmoſphäre, die ſich auch auf die Productionen des Journaliſten übertragen und ihnen jene duftende, pomadige Schmie-

logiae in die Grenzen Rußlands und vollends Polens eingelaſſen zu werden.

Nach drei Tagen verwies man mich an den Fürſten Trubetzkoi, Attaché des mir nicht mehr erinnerlichen erſten Nachfolgers des Grafen Alopäus. Auf Nennung meines Namens übergab mir dieſer junge Mann auf ſeinem Bureau meinen Paß. Ich entfaltete denſelben, zog ſchon die Börſe, um etwaige Gebühren zu berichtigen, und entdeckte erſt allmälig, daß ich den Paß ganz ſo wieder zurückbekam, wie ich ihn übergeben hatte.

„Der Paß iſt ja noch gar nicht viſirt?“ ſagte ich mit berliniſcher Naivetät.

Fürſt Trubetzkoi, ein junger Dandy wie Fürſt Putbus, aber bereits von jener düſtern, kalten, blaſirten ruſſiſchen Ausgebranntheit, die wir aus Turgenjeff's „Rauch“ kennen, mußte Deutſch verſtehen. Die Zeit der neu-altruſſiſchen Diplomatie war noch nicht gekommen. Er hatte ſich mit ſeiner Schreibfeder wieder dem Pulte zugewendet und kehrte mir den Rücken.

„Der Paß iſt noch nicht viſirt!“ wiederholte ich mit erwartungsvollem Befremden.

Keine Antwort.

„Dürfte ich wohl die Gründe wiſſen, weßhalb mir das Viſa verweigert wird?“

Schweigen, wie ein Nachhall der berühmten Depeſche

Paskiewitſch's an den Czar Nikolaus: »L'orde règne à Varsovie.«

„Ich habe befreundete Familien in Warſchau, die mich zum Beſuch eingeladen haben —"

Die Eisfelder Sibiriens! Ob ein blitzendes Streiflicht, wie die rothe Glut der nordiſchen Sonne, über ſie dahinglitt aus dem Auge des Fürſten Trubetzkoi — ich wußte es nicht. Ich ſah nur ſeinen Rücken. Er ſchrieb weiter.

„Dieſe Familien beſtehen zum Theil aus kaiſerlichen Militairs. Einer iſt im Genieweſen angeſtellt, und ſein Bruder hat im Auftrage des Kaiſers die Karte von Polen gezeichnet."

Lautlos ſchleichen über den friſchgefallenen Schnee die Zobelfänger dahin — ſelbſt eine Laſt geballten Schnees, die von einem Tannenzweige herniederfiele, hätte man glauben ſollen vernehmen zu müſſen. Aber auch das Kritzeln der Feder blieb unhörbar.

„Ich werde bei dieſem Freunde im Hauſe wohnen und habe überhaupt nur die Abſicht, drei Wochen im Königreiche zu verbleiben."

Dem Fürſten waren meine Worte reines Chaldäiſch. Sie gehörten einer längſt untergegangenen Zeit und Sprache an. Er befand ſich in Aſtrachan, ich mich in Tombuktu. Wir verſtanden uns nicht. Wir waren zwei

Mitglieder verſchiedener Weſenreihen. Er gehörte vielleicht zum Thier-, ich zum Pflanzenreich. Vielleicht ſchützt mich nur das Völkerrecht vor einem herbeigerufenen Koſaken.

Wir haben meine Berührungen mit Preußen und Rußland kennen gelernt. Es fehlt der Dritte im Bunde der damaligen „heiligen Allianz“: Oeſterreich. Auch dieſe ſchöne Gegend werde ich mir erlauben, vom diplomatiſchen Standpunkte aus dem freundlichen Leſer vorzuführen.

## II.

Es war eine trübe Zeit für Deutschland angebrochen, als die kurzen und immer schwächer gewordenen Zuckungen des verendenden Revolutionsdranges von 1830 und 1831 Veranlassungen zu einer immer straffer angezogenen Zügelführung der Politik wurden, Veranlassungen zu Ausnahmezuständen, die an die Stelle der Richtersprüche die Maßregelungen der Polizei setzten. Jedes Studenten-„Attentat", jeder Fluchtversuch eines Gefangenen kostete dem Volke ein Recht, eine Hoffnung mehr. Im Jahre 1833 hatten einige Studenten in Frankfurt am Main politische Gefangene zu befreien versucht. Den Unterdrückern konnte nichts willkommener sein. Der Bundestag bekam eine Gelegenheit mehr zu „Protocollen", die in den Einzelstaaten als bindende Gesetze bekannt gemacht wurden.

Frankfurt am Main und Mainz wurden die Mittelpunkte Deutschlands, jenes als Berathungsplatz der Staatsmänner, dieses als — Kerker. Die Gegenden um Frankfurt, die Taunusbäder, wimmelten von Aufpassern, Agenten,

Halbdiplomaten, Correspondenten. Ich kenne Journalisten, die damals nach Paris und Brüssel geschickt wurden, um Berichte über Personen und Zustände abzufassen, die sie nach Mainz zu adressiren hatten, wo ihre Briefe wieder von Mittelspersonen excerpirt und zu Generalberichten für Frankfurt oder Wien benützt wurden. Frankfurt hatte seine Selbständigkeit schon so gut wie verloren. Jeder neu vorkommende „Krawall" veranlaßte eine Mehrung der bereits in die „Freie Stadt" eingezogenen österreichischen und preußischen Besatzung. Wenn Preußen für Frankfurts Occupation dem österreichischen Ober-Commando in Mainz, von wo die Truppen herüberbeordert wurden, den Vortritt ließ, so geschah es aus Furcht, die preußische Besatzung Frankfurts möchte vom Geiste der Bevölkerung allzu lebhafte Eindrücke empfangen, die nach Pommern und Westpreußen hin unziemliche Gesinnungen hätten verbreiten können. Die Rheinländer waren solcher Gefahr vorzugsweise ausgesetzt. Die Oesterreicher stellten in gefahrloserer Weise Böhmen und Italiener auf.

Frankfurt am Main pflegt sich zu rühmen, daß es eine Stadt wäre, wo man Alles haben könnte. Und in der That, Freiheitssinn, echte Aufklärung, Biederkeit, wahre deutsche Vaterlandsliebe sind dort ebenso anzutreffen, wie unterwürfige Lohndienerei, Käuflichkeit, saloppe Gleichgiltigkeit für Alles, was Gesinnung heißt, wenn nur der

Magen befriedigt wird, Obscurantismus, reactionäre, schleichende katholische Bruderschafts-Dressur auf Commando gewisser reicher Ultramontanen oder wohldotirter Stiftsverwaltungen. Der in seinen Existenz-Bedingungen auf echt Aschaffenburg-Würzburger Römlingsthum angewiesene kluge Speculant tobt sich scheinbar demokratisch aus, so daß man Wunder glauben möchte, wie rein und edel seine Motive sind. Der gekniffene und feinlächelnde Satyriker von gewähltester Bildung scheint einen Denkerstandpunkt einzunehmen, und in Wahrheit bestimmt sein Urtheil die Börse oder eine interessirte Beziehung zu Wien oder Berlin. Frankfurt war wenigstens ehedem ein Chaos und deßhalb der Gedanke, aus dieser schönen Stadt den Mittelpunkt Deutschlands zu machen, entschieden gefährlich.

Frankfurts Journalistik ist in jenen Zeiten die Käuflichkeit selbst gewesen. Wo ich in meinen Erinnerungen hinblicke, finde ich dort wenig literarische Namen, die sich nicht die Lage einer Stadt, deren Urtheil in vielen Dingen für ganz Deutschland maßgebend geworden war, zu einer Veranlassung werden ließen, Geld zu verdienen. Die Käuflichkeit Frankfurter Theater-Recensenten war in Deutschland sprichwörtlich geworden. Man kannte solche Dimensionen der Bestechung und die Selbstverständlichkeit derselben vorher weder in Wien, noch in Berlin. Die Käuflichkeit der Federn für politische Zwecke richtete sich nach den

Beziehungen zu irgend einem Gesandtschaftsbureau. Ein gewisser von Meseritz, ein geachtetes Mitglied manches gesellschaftlichen Clubbs, schrieb offenkundig für Rußland. Die Oberpostamts-Zeitung gehörte dem Fürsten von Thurn und Taxis und wurde dem österreichischen Cabinete unbedingt zur Verfügung gestellt. Abenteuernde Halbliteraten zogen hin und her und brachten ihre, entweder durch regelmäßige Pensionen oder durch gelegentliche Zuwendungen belohnten Artikel in die gesammte Main- und Rheinpresse. Selbst Blätter, die sich unabhängig glaubten, konnten sich den maskirten „Unparteiischen" und „Freunden der Wahrheit" nicht entziehen. Auch der verstorbene Herzog von Nassau, Vater des resignirten Herzogs Adolph, bot einen Stützpunkt für diese Verwirrung der öffentlichen Meinung. Von Darmstadt vollends zu schweigen, wo die russische Luft immer schneidender zu wehen anfing, ein Minister, Baron dü Thil, einkerkerte und proscribirte wie ein Despot, der an monomaner Furcht vor Verschwörungen leidet, und ein Untersuchungsrichter, Namens Georgi, in der That einen Schrecken um sich her verbreitete, wie ein monarchischer Robespierre. Die durch diese Menschen und ihre zahlreichen Helfershelfer, vor Allen durch den Bundestag selbst und dessen Committenten, hervorgerufenen Zustände wurden um so beklagenswerther, als sie sich verdecken ließen durch die so anmuthige Natur-

ſchönheit der betreffenden Localitäten, die heitere Lebensweiſe ihrer Bewohner, ein leicht umrollendes, den Genuß liebendes Blut in den Adern des fränkiſchen und rheinländiſchen Volksſtamms, durch die immer mehr zunehmende Ueppigkeit der Taunusbäder und vorzugsweiſe die verfänglichen Reize des neu entſtandenen Homburg.

Den Erzähler, zurückgekehrt aus ſeiner Haft, erwartete zwar die liebevollſte Sorgfalt einer ihm perſönlich verbundenen Familie, zugleich aber auch die peinlichſte Lage für ſeine fernere Lebensſtellung. Die Linie, auf welcher er ſich allein noch ſicher bewegen konnte, war die ſchmalſte. Frankfurts Senat, zum Ausweiſen aus ſeinen damals noch nächtlich geſchloſſenen Thoren auf jeden Wink einer auswärtigen Regierung oder des Bundestages immer bereit, geſtattete ihm den Aufenthalt nur mit Widerſtreben, und Preußen, wohin er hätte zurückkehren müſſen, war in jenen Tagen ein Land, wo ſchon die Kunde einer bloßen Durchreiſe eines als liberal bekannten Mannes (ich erinnere an die Reiſe Welcker's) die Aufregung aller Behörden, Zwangsrouten, Internirungen, polizeiliche Aufſicht und in den glücklichſten Fällen ſchleunigſte Ausweiſung veranlaßte. Es war die Zeit der Alleinherrſchaft jenes Rochow, jenes Tzſchoppe angebrochen, welcher Letztere ſchon an Gehirnauflöſung erkrankt war, als man ſeine Maßnahmen und Hetzjagden noch für die weiſen und wohlüberlegten Schritte

eines seinem Monarchen nach bestem Gewissen dienenden Beamten hielt. Meine und einiger anderer Autoren Schriften hatte Preußen ein- für allemal verboten, auch bereits diejenigen, die künftig erst erscheinen sollten.

Zur Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung gab ein Frankfurter Advocat den Namen als Herausgeber her, während die Einsendungen von den verschiedenen Pensionären der österreichischen Regierung kamen. Der Hauptvertreter einer gewissen einheitlichen Haltung dieses damals noch einer zahlreichen Abonnentenzahl sich erfreuenden und durch die Taxis'schen Postämter mit einer Art Zwang verbreiteten Organs war der Großvater des jetzt so vielfach genannten Lassalleaners Dr. von Schweitzer, Hofrath Berly. Dieser führte wohl am consequentesten in die deutsche Zeitungspresse zuerst die Sitte der Leitartikel ein. Mit einem reichen Wissen und einer noch reicheren Bibliothek ausgestattet, geschickt im Handhaben von Nachschlage-Registern, Realwörterbüchern und mit der englischen und französischen Sprache vertraut, verstand dieser ehemalige Kaufmann und Rechnungsbeamte, der nicht studirt hatte und durch einen etwas dunklen Vorgang aus dem Coburg'schen nach Frankfurt verschlagen war, die Kunst, jeden Tag über irgend einen Gegenstand der Tages-Discussion ein Excerpt aus seinen Büchern zu machen und mit einer Zuspitzung auf die allgemeinen conservativen

Zwecke zu verſehen, gleichviel ob zu Gunſten Oeſterreichs, Rußlands, Preußens, Frankreichs oder Englands — denn man ſagte ihm nach, ob mit Recht oder Unrecht, wage ich nicht zu entſcheiden, daß ihm der Bundestag in ſeiner ganzen internationalen Zuſammenſetzung tributär war. Ein gewiſſer Dürand, Berly's Freund, Redacteur des Journal de Francfort, ſoll ſogar verſtanden haben, mit den Ducaten der Hoſpodare der Moldau und Walachei periodiſch nähere Bekanntſchaft zu machen. Hofrath Berly hatte die Philoſophie: Vive la bagatelle! Er meinte die moraliſche, nicht die finanzielle oder wohl gar den Lebensgenuß geringſchätzende Bagatelle. Bekenner der Lehre Epikur's, war Hofrath Berly zwiſchen der Suppe und dem Deſſert der liebenswürdigſte Geſellſchafter für Männer, die in der Wahl ihrer Unterhaltungs-Themata nicht wähleriſch ſind. Die übrige Zeit ſeines Daſeins bedeckte unheimliche Nacht. Er behauptete, er ſchriebe und redigirte dann. Ich fürchte ſehr, daß ſein Enkel, welchem ſpäterhin ebenfalls Mannheim verhängnißvoll werden ſollte, ſchon als Knabe über gewiſſe Parthien der Bibliothek ſeines Großvaters gekommen iſt, die man in Bücher-Auctions-Katalogen als Varia, Facetiæ u. ſ. w. zu rubriciren pflegt.

Dieſe Ober-Poſtamts-Zeitung hatte ein literariſches Beiblatt, das eine politiſch neutrale Stelle einnehmen konnte und ſich weder auf die Hofburg Wiens, noch auf

rigkeit geben, die doch immer erkennen läßt, daß das Vehikel des Aroms gewöhnliches Schweinefett oder Hirschtalg ist. Wovon lebt dieser Journalist? Sein Talent ist viel zu oberflächlich, als daß es seiner Zeitung Zug verschaffen kann. So muß die Bestechung aushelfen. Auf Lob und Abwendung des Tadels steht ein Preiscourant. Der Journalist thut nichts aus innerem Ueberzeugungsdrang. Das ausgezeichnetste Talent hält er so lange über dem Wasser, bis es sich von dem naßkalten Bade seiner Kritiken durch eine Summe losgekauft hat. Wenn ein Künstler dies Sprudelbad der journalistischen Entrüstung nicht fürchtet, so wird der getäuschte Recensent nie Großmuth üben oder den Anstand wahren, sondern er dichtet Mängel an, wo keine sind oder weiß das ursprüngliche, warme und unmittelbare Colorit des Genies als für seinen Geschmack lächerlich hinzustellen. Kömmt aber der Stümper, der in einer Flut gemachten Lobes von Stadt zu Stadt schwimmt, ein Stümper, der in Blick und Geberde schon von Bestechung trieft, so hat Garrick lange genug für den Ersten seines Faches gegolten. Selbst treffliche Künstler gerathen in Verlegenheit dem Gewissen dieses Mannes gegenüber. Sie kaufen sich von seinen Umtrieben zwar nicht durch Geld los, aber dadurch, daß sie ihm Gelegenheit geben, welches zu verdienen. Schickt ihm eine Sängerin einen silbernen Leuchter, so läßt sie die Adresse des Ladens, wo sie ihn erstand, unterm Fuße desselben sitzen, damit er eilen kann, den Leuchter da wieder zu verkaufen, wo er eben erstanden ist. Oder der Journalist wird vom Künstler gefragt, ob er ihm nicht Autographen geben könne, da er eine Sammlung davon hätte? O ja, sagt der Journalist und gibt ihm einige abgeschmackte Aphorismen, die er und

die Tuilerien Louis Philipp's (dieſer war inzwiſchen in's Concert européen eingetreten als ſanfter Friedensflötenbläſer) zu verpflichten brauchte. Es hätte getroſt die Todtenkränze des im Metternich'ſchen Cabinet verwendeten Freiherrn Chriſtian von Zedlitz und die Oden des preußiſchen Staatsrathes von Stägemann tadeln können, ohne daß deßhalb beim Fürſten Thurn und Taxis eine Reclamation erfolgt wäre. Allerdings hatte man eine zeitlang verſucht, auch die ſpecifiſch katholiſche Poeſie durch dieſe Beilage zu befördern. Ein Convertit, Hofrath Rouſſeau, der früher mit Heinrich Heine gegangen ſein wollte, hatte nicht unwahrſcheinlich die Springproceſſion von Echternach, von welcher Gegend er gebürtig war, mitgemacht und erhob als Redacteur des Converſationsblattes dieſe Zeitſchrift zu einem Pflegegarten für „Purpurviolen der Heiligen". Dieſe Tendenz trat für eine überwiegend proteſtantiſche Stadt in dieſem Falle zu offen hervor, und es wurden erneute Verſuche gemacht, die Zeitſchrift dem Zuſammenhange mit unſerer allgemeinen Literatur, in welcher Schiller und Goethe die Heiligen ſind, zu erhalten. „Bewerben Sie ſich um die erledigte Redaction!" ſagten die Einen meiner Freunde. Die Anderen fügten hinzu: „Es hilft Ihnen aber nichts, wenn nicht die öſterreichiſche Bundestags-Geſandſchaft ihre Zuſtimmung gibt! Stellen Sie ſich dem Grafen von Münch-Bellinghauſen vor!"

Man könnte geneigt ſein, darin eine Inconſequenz zu finden, daß ich mich erbot, das Beiblatt einer conſervativen Zeitung zu redigiren. Ich darf zu meiner Entſchuldigung auf jene Zeit ſelbſt verweiſen. Gedruckt wurde ohnehin nirgends eine Journalzeile ohne Cenſur. Auch verſtand es damals die Poſtamts-Zeitung beiweitem mehr als in ſpäteren Jahren, ihre Richtung zu verbergen. Die Berly'ſchen Leitartikel hatten im Grunde kein anderes Ziel, als das Converſations-Lexikon auf gegebene politiſche Fälle anzuwenden. Der größte Ehrgeiz ihres Verfaſſers war der, die Zahl derſelben zu addiren. Wenn die Jubelnummern kamen, Nr. 250 oder gar 500 u. ſ. f., ſo trank er im „Ruſſiſchen Hof" eine Flaſche Champagner mehr. Als es 1000 waren, wurde ein gemeinſchaftliches Eſſen veranſtaltet, das Couvert einen Kronenthaler. Ich erinnere an die leichtlebige Franken-Natur. Was ſoll ſich der Menſch unnütz grämen und ſich über die Verbeſſerung der Welt Sorgen machen! Novelle, Gedicht, Correſpondenz, Kritik, das war ohnehin die alleinige erlaubte Freiheit der deutſchen damaligen Journaliſtik, und vielleicht ließ ſich auch in jenes für „anſtändig" geltende Blatt manches Saatkorn liberaler Ideen einſtreuen. Ich bewarb mich um die Redaction, legte wieder eine weiße Cravatte als Friedens- und Unterhandlungszeichen an und betrat das Palais von rothem Sandſtein

in der Eſchenheimergaſſe, um Seiner Excellenz dem Grafen Münch meine Aufwartung zu machen.

Es iſt ein alter, halb Renaiſſance-, halb Zopfbau, mit Seiten-Arcaden, langen Corridoren, großen Fenſtern, dieſer ſchickſalsreiche Bundespalaſt, der vielleicht ſeine Rolle in der deutſchen Geſchichte noch nicht ausgeſpielt hat. Der in den Grafenſtand erhobene Oheim unſeres Dichters Friedrich Halm wohnte im Flügel rechts vom Eingang. Herr Sonnemann von der Frankfurter Zeitung würde ihn jetzt jeden Morgen über die Eſchenheimergaſſe hinüber mit der Cigarre im Munde freundlichſt grüßen und ihm den neueſten Cours der Staatspapiere mit den Fingern telegraphiren können, auf welchen die Excellenz viel gehalten hat. Denn Graf Münch war in hohem Grade ſparſam, lebte als Garçon und hat eine Million hinterlaſſen. Man konnte ihn den eigentlichen Fürſt-Primas von Frankfurt nennen. Sein Kommen und Gehen entſchied den Stand der politiſchen Fragen. Es gab damals in Frankfurt einen General-Correſpondenten für die geſammte deutſche Preſſe, der ohne Tele- und Chalkographie, ohne Wolff'ſches oder Reuter'ſches Bureau, rein mit ſeiner eigenen Feder und nach eigenen Wahrnehmungen einige 20 deutſche Journale, von der Allgemeinen bis zur Hanauer Zeitung, mit Frankfurter Nachrichten bediente. „Graf Münch's Rückkehr iſt angekündigt" — „Graf Münch

wird demnächſt von Wien zurückkehren" — „Graf Münch wird hier in den nächſten Tagen eintreffen" — „Die von einigen Blättern gegebene Nachricht, Graf Münch werde demnächſt eintreffen, iſt dahin zu berichtigen, daß ſich, neueſten Berichten aus Wien zufolge, das Eintreffen des Grafen Münch. noch verzögern wird" — „Graf Münch iſt von Wien abgereiſt und wird über München gehen" — „Graf Münch wird morgen eintreffen" — „Graf Münch iſt heute eingetroffen" — und die gute ehrliche Haut, der Vater des jetzigen Frankfurter Reichstags-Abgeordneten Dr. Ebner, ſchrieb das ſo zwanzig Jahre mit jeder beginnenden Bundestags-Saiſon in unermüdlicher Conſequenz und gab alle ſeine „dürfte", „möchte", „könnte" u. ſ. w. vollkommen ehrlich, ohne eine Spur von Subvention. Seine Quelle war der Portier im Bundespalais. Sein Scharfſinn conjecturirte alljährlich auf eigene Hand große Folgen, die ſich aus dieſer Ankunft herleiten würden. „Es iſt noch unbeſtimmt, wann die erſte Sitzung anberaumt werden dürfte" — hieß es ebenſo regelmäßig zwanzig Jahre hindurch mit demſelben Refrain wie unſere Correſpondenten, wenn ſie im Auguſt jedes Jahres auf die «Saison morte», oder die Arena-Theater-Referenten, wenn ſie in der nämlichen Zeit auf den «Jupiter pluvius» zu ſprechen kommen.

Graf Münch war der ſichtbare Vertreter der Ober-

herrſchaft Oeſterreichs im geſammten deutſchen Vaterlande. Seinen Grundſätzen nach mußte man. ihn einfach — Baron Eligius, ſein Neffe, möge mir den Ausdruck verzeihen — eine Creatur Metternich's nennen. Urſprünglich ein Stadthauptmann von Prag, erprobter Ueberwacher und Grenzcontroleur gegen jeden geiſtigen Schmuggel, hatte er als Staatsmann nie andere Gedanken gehabt als polizeiliche. Vornehmheit der Haltung, eine gewiſſe Grazie des Benehmens, ein feines, beinahe verlegenes Lächeln milderte den Eindruck eines politiſchen Ober-Polizei-Commiſſärs. Die Geſetze der bureaukratiſchen Etiquette geſtatteten ihm dabei, daß er von dem, was er anordnete und auf Befehl Metternich's in Frankfurt in Scene ſetzte, nichts unmittelbar von ſich ſelbſt ausgehen ließ. Zwiſchenſtufen gab es genug, untergeordnete Räthe und Bureauvorſtände, ja in den Sitzungen des Bundestages ſogar andere Regierungen, die dem Chef und Präſidirenden das Odium ſeiner Maßregeln oder Anträge abnahmen. Graf Münch liebte das Theater, kleine abendliche Damenkreiſe außer dem Hauſe, die Lectüre, beſonders die Lectüre derjenigen Schriften, die er verbot. Er glich in ſeiner hohen und kräftigen Geſtalt und durch einen gewiſſen cölibatären Nimbus, der ihn umgab, einem hochgeſtellten Prälaten. Es fehlten nur an ſeinen Kleidern gewiſſe violette oder weiße Streifen.

Zu meinem Anliegen ſchüttelte Graf Münch den Kopf, etwa in der Art, wie ein berühmter Sänger befremdet dreinſchauen würde, wenn ihm einer der gedungenen Claqueure kommen und ſich über die ſchlechte Bezahlung durch den Chef der Claque bei ihm beklagen wollte. Der zehnmalige Hervorruf am geſtrigen Abend iſt zu Stande gekommen, auch dem Chef der Claque die Gebühr bezahlt worden, nun kommt da Einer und will hier etwas aus der Gegend hinter den Couliſſen herleiten, was reiner Enthuſiasmus des Publikums war —! Claque —! Ich hätte Jemanden für meinen Applaus gedungen —? Ich hätte einen Einfluß auf die Poſtamts-Zeitung? Auf Herrn von Brints? Ei, Excellenz nehmen ja jeden Abend den Thee bei Frau von Brints und die beiden Poſtamts-Zeitungen, ſowohl die deutſche wie die franzöſiſche, ſind ja recht die eigentlichen Schooßkindlein der täglichen abendlichen Converſation daſelbſt —! So hätte ich antworten können. Aber ich begnügte mich, mit gelaſſener Begeiſterung von allerlei neuen Aufgaben der deutſchen Literatur zu ſprechen, von Frankfurts glücklicher Lage, vom regen Muſikſinne der Stadt, vom Städel'ſchen Kunſtinſtitut, in deſſen Ateliers die namhafteſten Künſtler Anregendes und der Beſprechung Würdiges ſchüfen. Ich ſchilderte die Aufgabe eines Feuilletons, das ſich politiſchen Zeitungen anſchlöſſe und über Gegenſtände, die bisher

nur für eine kleine gewählte Gemeinde Intereſſe gehabt hätten, nun zur Maſſe ſprechen könnte. Aber ach! Es folgte wohl ein aufmerkendes Ohr und ein ironiſches Lächeln, letzteres gemildert von dem guten ariſtokratiſchen Ton der alten Schule, aber der Sprecher wurde mit einer Erklärung entlaſſen, derzufolge Oeſterreich gleichſam einige hundert Meilen noch hinter Konſtantinopel hinaus zu liegen ſchien und mit Dingen, die in Frankfurt am Main intereſſirten, auch nicht in der allerentfernteſten Verbindung ſtand. Einige Tage darauf wurde die Redaction einem berüchtigten Scandalmacher, dem ſogenannten Doctor Schuſter, übergeben, der trotz ſeiner Doctorſchaft nie ſtudirte, ohne jede Vorbildung war und ein zu allen böſen Tücken aufgelegtes Gemüth hatte. Man wußte von ihm, daß er ſchon einmal ſeine Theater-Recenſionen aus fremden Blättern übertragen und nur die Namen der fremden Schauſpieler in die des Frankfurter Theaters verändert hatte. Aber der Mann ließ ſich taufen und ſogleich in's Katholiſche. Da ſah ich denn wohl, die eigentlichen Rathgeber für den Fürſten Thurn und Taxis in Regensburg waren in der Gegend um den Frankfurter Dom und die Kirche zu Unſerer Lieben Frauen zu ſuchen.

Die weiße Halsbinde wollte mir kein Glück bringen. Ich ſollte auf eigenen Füßen ſtehen. Das jugendliche

Herz war keineswegs ſo verbittert, um nur Haß und unverſöhnliche Leidenſchaft zu athmen. Schlag auf Schlag machte ſich damals das Schickſal einem Nacken fühlbar, der ſich ſchwerlich einem Syſteme, einer Stellung, wo die Freiheit ausgeſchloſſen geweſen wäre, würde gebeugt haben, der aber doch nicht den Trotz beſaß, daß er ſich nicht in manches gebieteriſche Geſetz des Lebens, wie es eben iſt, hätte fügen wollen. Aber ſelbſt die beſcheidenſte Hoffnung auf einen Sonnenſtrahl der Gunſt des Glückes erfüllte ſich nicht. Ein von der Liebe, vom Bedürfniß der Hingebung immer wieder von neuem nach Außen gedrängtes Herz mußte ſich zuletzt in ſich ſelbſt zurückziehen, und alles Streben, alles Ringen, längſt ſchon immer nur mit dem Harniſch auftretend, jede Empfindung für Erfolg, Anerkennung, für einigermaßen gerechte Würdigung ſtumpfte ſich zuletzt ab bis zum verbittertſten Gleichmuth.

Nach einigen Jahren ſchwerer Sorge, die in Hamburg verlebt wurden, zwangen mich die damals unabläſſigen Chicanen mit Päſſen und Heimathsſcheinen, neue Anknüpfungen an die Behörden zu ſuchen, und ſo düſter Deutſchlands und namentlich Preußens politiſcher Horizont geworden war, ich folgte dem Drange, die greiſen Eltern vor ihrem Tode noch einmal in der Vaterſtadt zu beſuchen, und wagte mich mitten in die für jeden irgendwie als freiſinnig bekannten Namen unmöglich gewordene, ſofort

den Gaſt ausweiſende preußiſche Hauptſtadt hinein. Der Miniſter von Rochow ſtand damals auf der Höhe ſeines Wirkens. Er erſtickte jede freiſinnige, zumal conſtitutionelle Regung. Nur Provinzialſtände, und auch dieſe nur mit Befugniſſen der beſchränkteſten Art, ſollten die alleinige Unterſtützung bilden, die man vom Volke für die Aufgaben der Regierung begehrte. Als im Jahre 1837 die Hannoveraner ihre Verfaſſung verloren hatten, ſieben Profeſſoren Göttingens gegen König Ernſt Auguſt's Rechtsbruch proteſtirt und unter vielen Corporationen, die den Muth beſaßen, dem Proteſte beizuſtimmen, auch die Bewohner der Stadt Elbing ſich mit einer Erklärung hervorgewagt hatten, erließ Miniſter von Rochow jenen berüchtigten Strafbrief, in welchem den „Unterthanen" ſchon a priori nur „eine beſchränkte Einſicht" zugeſchrieben wurde. Das geflügelte Wort vom „beſchränkten Unterthanenverſtande" knüpft ſich an dieſen Erlaß, der eben gegeben worden war, als ich bei meiner Ankunft in Berlin den Fingerzeig erhielt, ich würde nicht drei Tage in der Hauptſtadt geduldet werden, wenn ich mich nicht dem Miniſter vorſtellte. Die Mittelbehörden würden ihre Verhaltungsmaßregeln nur aus der Wilhelmsſtraße holen.

Das wurde dann ein Sollicitanten-Beſuch bei Abend. Miniſter von Rochow empfing nicht des Morgens. Ein mich erwartender fröhlich geſellter Kreis literariſcher Freunde,

darunter mancher jetzt ſchon Dahingegangene, Theodor Mundt, Theodor Mügge, fand es vollkommen in der Ordnung, daß man, als ich in ſeine Mitte trat und die weiße Cravatte erklärte, von mir vernahm, ich käme ſoeben direkt aus der Miniſterſtraße. Die Berichterſtattung über das, was ich dort erlebt hatte, mußte einfach ſein — aus ſelbſtverſtändlichem Tact und auch um deßhalb, weil des düſtern Alba zuletzt aufthauende Reſerve mir beim Scheiden mit einem wohlgemeinten, aber rechten Gendarmenworte nachgerufen hatte: „Und noch Eines, Beſter! Nehmen Sie ſich ja hier mit Ihren Reden in Acht! Man paßt Ihnen auf den Dienſt!“ Dieſe Worte ſind — wörtlich. Konnte es einen liebenswürdigeren Deſpotenhumor geben? „Man paßt Ihnen auf den Dienſt!“ Der Großinquiſitor warnte mich vor den Alguazils der heiligen Hermandad in Perſon.

„— Gift alſo ſelbſt,
Find' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Beſſerm ſich veredeln. — Aber
Flieht meine Inquiſition! — Es ſollte
Mir leid thun —“

In einem düſter beleuchteten großen Saale des durch eine Auffahrtsrampe kenntlich gemachten Miniſterial-Gebäudes neben dem gegenwärtigen Bismarck'ſchen Hotel empfing mich Excellenz von Rochow. Es war ein mittelgroßer, magerer,

seine Mitarbeiter auf goldgerändertes Papier geschrieben; der Künstler glaubt, wenigstens das Papier bezahlen zu müssen und schickt dem Journalisten für jedes Blatt einen Ducaten. Endlich hat ein Componist, dessen neue Oper von dem erbärmlichen Gewissen des Journalisten abhängig ist, oder ein Sänger, der sich selbst die Lieder setzt, die er als Couplets einlegt, den Einfall, von dem Journalisten einen Liedertext zu verlangen. Dieser versteht die Maske und dichtet entweder selbst einen oder schreibt ihn aus einer Chrestomathie in Kürze ab. Der Künstler belohnt die Mühe weit über Verdienst und erreicht seinen Zweck. Wie jener erste Journalist die politische Meinung verwirrt, so verwirrt dieser die gesellschaftliche und artistische. Dort werden die Geschichte und die ewige Gerechtigkeit, hier der Geschmack und das gesunde Urtheil zweifelhaft."

„Einen dritten Journalisten zeitigte eine andere Verzettelung der Literatur. Er ist vorzugsweise der Notizenkrämer. Er stöbert mit einem Quersack und einem langen Zahnstocher in allen Büchern und Journalen umher, ein literarischer Chiffonier oder Plundermatz. Für diesen Journalisten ist nichts im Zusammenhange da. Alles vereinzelt er, von Allem sucht er eine Notiz loszubröckeln. Sein Feld ist der Steiß der Journale. Dort auf dem Anekdotenhügel, den Lückenbüßer-Plattheiten, kleinen Chroniken und Correspondenzen-Abhängen thront er. Um Alles und Jedes bekümmert er sich, aber nur deßwegen, weil er davon ein Excerpt geben will. Was ist Schiller für ihn mit der geschlossenen, gedrungenen Ganzheit seines Charakters! Er weiß nur, daß Schiller beinahe röthliche Haare hatte. Was ist ihm Goethe in dem stetigen Fortschreiten seines Lebens, welches, wie ein

kränklicher, von früherem reichen Lebensgenuſſe erſchöpfter und verdrießlich geſtimmter Mann, mißmuthig über die Welt und Zeit und, wenn ich nicht irre, unzufrieden auch mit ſich ſelbſt. Kaum fünfzig Jahre alt, zeigte ſein Aeußeres ſchon die Spuren einer nur ſchwer verborgenen Hinfälligkeit. Meine Verſicherung, die Regierungen hätten ſich in ihren Vorſtellungen von einer politiſchen Tendenz des „jungen Deutſchland“ geirrt, hörte er anfangs ruhig und aufmerkſam mit an, erging ſich dann aber bald in einer zwar tief verblendeten, aber wenigſtens ehrlich ausgeſprochenen Darlegung ſeiner Anſichten über die Pflichten des Staates gegen jede Trübung der öffentlichen Ruhe, gegen jede Verletzung der monarchiſchen Autorität. Preußen erſchien ihm als vollendeter Muſterſtaat, den in ſeinem Beſtande unverändert zu erhalten die Gendarmen vollkommen kraftbegabt wären. Frankreich war ihm ein lebendiger Beweis, wohin man gelangte, wenn man auch nur die kleinſte Conceſſion an den Zeitgeiſt machte. Er führte die Sprache eines altpreußiſchen Beamten, nicht die eines Doctrinärs aus der Haller'ſchen Schule. Auf meine Anfrage, ob ich eine Zeitſchrift, die ich in Hamburg herausgab, „Telegraph“, nach Berlin verlegen dürfte, und meine Bemerkung, er hätte ja die Cenſur als Präventiv-Maßregel gegen etwaigen Mißbrauch ſeines Vertrauens, antwortete er mit derſelben, ſich als offen und beinahe vertraulich gebenden

Entſchiedenheit: „Nein!“ — „Aber wie, Excellenz!“ entgegnete ich, „iſt denn doch Berlin eine große Stadt, war von jeher in Kunſt und Literatur maßgebend und voran und bietet der Anregungen für die Journaliſtik täglich ſo viele —!“ Mit einer Anſchauung, die man heutzutage kaum für glaublich erklären würde, ſagte er: „Nein, wir wollen hier dergleichen nicht!“ Ebenſo gut hätte er ſagen können: Wenn's uns beliebt, dämmen wir die Spree ab oder laſſen ſie bei Spandau in die Havel fließen, ohne daß letztere Potsdam berührt! Abſolute Ruhe ſollte herrſchen, nichts in der Preſſe als die Staatszeitung ſprechen und die beiden ſchon vorhandenen alten Berliner Zeitungen, dazu der „Beobachter an der Spree“, ein Volksblatt für die Region der Keller und der Hinterhöfe, die Hegel'ſchen „Jahrbücher“, Jarcke's politiſches Wochenblatt, Lehmann's „Magazin“, Gubitz' „Geſellſchafter“ und eine Modezeitung; das war genug. Den König Friedrich Wilhelm III. regte ſchon jede allzu ſcharfe Recenſion Rellſtab's über eine Theater-Vorſtellung auf. Ein Gedicht ſogar konnte eine Unterſuchung nach ſich ziehen. Möglich auch, daß die Cenſoren zu viel Arbeit hatten und die Beamten, die noch als Hilfsarbeiter zum Streichen hinzubeordert wurden, ein unpopuläres und Verantwortung mit ſich bringendes Amt nur mit verdrießlicher Miene annahmen.

„Man paßt Ihnen auf den Dienſt!“ Wer konnte

wiſſen, ob nicht ſchon ein Verräther in dem Kreiſe „Unter den Linden“ ſelbſt, zwiſchen dem „Hotel du Nord“ und dem Oraniſchen Palais, ſaß, der meinen Bericht über die Audienz in der Wilhelmsſtraße, wenn ich ihn vollſtändig gegeben hätte, am nächſten Morgen ſchon wieder hätte dahin zurückgelangen laſſen! Es ſchließen ſich den Autoren oft ſo begeiſterte Dilettanten an, „Literaturfreunde“, die den Augenblick nicht haben erwarten können, einen bekannten Mann zu begrüßen! Ach, ſie gedenken ihm ihre Gedichte zu widmen und laden ihn ſchon auf den nächſten Morgen ein, ſie ihm vorzuleſen bei einem Frühſtück. Ein eigener Zuſtand zu wiſſen: „Man paßt dir auf den Dienſt.“ Man glaubt ſtets hinter ſich etwas rauſcheln zu hören. Man mißtraut dem Kellner im Hotel, der uns aufmerkſam macht auf die Vergnügungen des Tags. Unſer Vis-à-vis an der Table d'hôte ſcheint uns das Pfeffer- und Salzfaß nicht ohne Abſicht hingereicht zu haben. Unſer Nebenmann im Theater raiſonnirt über die Beleuchtung, die Coſtüme, das mangelhafte Spiel; er läßt ſich einige Namen in den Logen nennen und knüpft Betrachtungen an die ſteifen Kragen der Officiers-Uniformen an. Es wird ein Agent provocateur ſein —! denkt man. Wie ſagt der Dichter? „Wer das Vertrauen vergiftet, der mordet das werdende Geſchlecht im Mutterleibe —!“ Jener literariſche Kreis „Unter den Linden“

war in der That, ſoll ich ſagen, ſo harmlos oder ſo vorſichtig, daß Niemand in ihm freudiger begrüßt wurde, als plötzlich — der Polizeirath Duncker! Sieh da! Sieh da! Der Freund der Dichter erſcheint — er Polizeirath Duncker! Als er kam, klangen ihm alle Gläſer entgegen. Ich traute meinen Augen nicht: Lamm und Wolf friedlich beiſammen —?! Wahrlich, hier ruhte die Politik. Der Polizeirath war nur noch der berühmte Schrecken der Diebe, der Mörder — im Uebrigen liebte ſeine kindliche Seele Kunſt und Literatur, konnte ſchwärmen für Poeſie, Muſik, Theater, Albums, berühmte Namen —! Jeder verbürgte ſich für ihn — Glaßbrenner, Mundt, Mügge, Profeſſor Marx —! „Duncker!“ Er ſchüttelte Allen die Hand. Mußte ich nicht denken: „Vocative!“?

## III.

In jenen Tagen der Unfreiheit und tyrannischen Willkür schimmerte noch immer durch die Nacht des deutschen Lebens mit mildem, wenn auch schon erbleichendem Glanze Ein Stern aus schönerer Zeit, der Ruhm Weimar's —! Zwar hatte sich ebenfalls die alte Heimatstätte des Schiller-Goethe'schen Wirkens den allgemeinen Bedingungen des damaligen deutschen Lebens fügen, Ausnahmegesetze zur bindenden Regel erheben, die Preßfreiheit beseitigen müssen. Doch immer noch hielt der alte wackere Röhr, der erste Geistliche Weimars, wenigstens dem zunehmenden, sich allmälig auch nach Sachsen hin verbreitenden theologischen Dunkelgeist den Widerpart. Karl Hase in Jena ließ sich von Halle herüber sein Christenthum wohl anschwärzen, aber nicht trüben. Die mit Nachdruck aufrechterhaltenen classischen Traditionen wurden eine besondere Beiferung des Hofes, wo ein faß männlicher Geist der regierenden Fürstin und der aufstrebende schöne Enthusiasmus ihres Sohnes geistige und materielle Beihilfe auf-

zubieten verſtanden, um die dem Gemüthlichen und dem Gewöhnlichen zugewendeten Neigungen des regierenden Herrn, Karl Friedrich, auf die Bewahrung und Hochhaltung des den Erneſtinern anvertrauten alten Palladiums nicht nachtheilig einwirken zu laſſen.

Der Name und das Amt des Kanzlers von Müller erweckte außerhalb Weimars eine Vorſtellung vom Wirken und Einfluß dieſes trefflichen, einſt Goethe befreundet geweſenen Mannes, die größer war, als die großherzoglich Weimar'ſche Dienſtpragmatik wahr machte. Der alte Herr reiſte und correſpondirte mit dem vollen Nimbus, als wenn es Seine Perſon wäre, die ein Stück deutſchen Landes, von Eiſenach bis Apolda, regierte. Unter den hohen, ſechsſpännigen Titulaturen jedoch, an welchen kein noch ſo kleiner Duodezſtaat Deutſchlands Mangel hat, vertrat die Kanzlerſchaft keineswegs Befugniſſe, die caeteris imparibus mit dem Staatskanzler-Amt des Fürſten Hardenberg oder des Fürſten Metternich zu vergleichen geweſen wären. Doch ſchmückten den wackern Herrn, der etwa eine Art Hausminiſter oder Ober-Rentamtmann vorſtellen mochte, die blankſten Orden, die bunteſten Bänder und der Titel Excellenz.

Auch ihm die Anlegung der weißen Binde zu widmen, veranlaßte mich bei einem Beſuche Weimars ein früh untergegangener Freund, der ſpätere Gatte der ſo aus-

gezeichneten Schauſpielerin Maria Bayer. Wenn nach einem enthuſiaſtiſchen Localcultus, der in früheren Zeiten und gleichſam wie zur Huldigung Uhland's (die kleineren Geiſter am „Neſenbach“ und Neckar hatten großen Vortheil davon) vorzugsweiſe Schwaben auf einen in allen deutſchen Gauen widerſtrahlenden Ehrenſchild erhoben hatte, und ſpäter Thüringen es war mit der Wartburg, mit dem Hörſelberg u. ſ. w., das in die Mode kam, ſo hat Auguſt Bürck redlich das Seinige mitgeholfen, um für die Verehrung der „heiligen Stätten“ ſeiner Heimat Propaganda zu machen. Auguſt Bürck iſt mir immer wie ein Prototyp Richard Wagner's vorgekommen, für den er denn auch in ſpäteren Tagen, als Beide in Dresden zuſammenlebten, das Non plus ultra von Begeiſterung und Agitation in Scene ſetzte. Bürck behandelte in poetiſcher Proſa ſchon vor Wagner den „Wartburgkrieg“, „Heinrich von Oſterdingen“, „Nürnberger Leben“, „Ulrich von Hutten“, den ſich Wagner vielleicht noch vorbehalten hat. Er hätte Zukunftsmuſiker geweſen ſein können, ſo fanatiſch war Bürck im Parteinehmen, Intereſſeſchüren, Verſchwörungenanzetteln und im unbedingten Bewundern — oder Verwerfen. Ehe ſeine Gedanken einſeitig bis zur Manie wurden und dem Unglücklichen das Licht der Vernunft raubten, konnte es keinen treueren Eckart am Eckartsberge, keinen größeren Schwärmer auch für jede Stelle in

Weimarſchen Landen geben, wo einmal Goethe geſtanden, gedichtet, genieſt hatte. Bürck war die Chronik der claſſiſchen Vergangenheit Weimars. Heilig war ihm Alles, was von ihren Wundern übrig geblieben war, jeder alte Schreiber, der für Goethe's Theaterführung Rollen copirt hatte, jedes Gäßchen, wodurch Karl Auguſt Abends zur Jagemann geſchlichen war, jeder Stein am Ufer der Ilm, den Corona Schröter durch eine Feſtdeclamation im Freien in einen antiken Opferaltar der Muſen verwandelt hatte. Als ich mit ihm durch Tiefurts im September ſchon unheimlich nebelfeuchte Wieſen im tiefvioletten Abenddunkel ſtreifte und uns die Geiſter der Herzogin Amalia, Wieland's, Knebel's und Goethe's umſchwebten, da mußte ich ihm feierlich geloben, meine Scheu vor allen Excellenzen zu überwinden und nicht von Weimar zu ſcheiden, ohne Kanzler von Müller begrüßt zu haben.

Allerdings hätte mir recht wohl zu Muthe ſein dürfen in Weimars damaliger geiſtiger Luft. Ein ehemaliger Profeſſor Jenas, Kirchenrath Paulus, Weimars Ober-Conſiſtorial-Präſident, Doctor Peucer, Beide hatten mein verpöntes Buch ſeinerzeit öffentlich in Schutz genommen. Auch den Teſtaments-Vollzieher Goethe's, den Kanzler von Müller, fand ich vorurtheilslos und hörte von ihm ein ſchon von Ottilie von Goethe einſt vernommenes Wort beſtätigt auf's neue und wiederholt: „Wir hier in Weimar ſind immerfort

aufgeregt!“ Und aufgeregt kann man nur ſein, wenn man auch angeregt iſt. Kanzler von Müller ſah keine hereinbrechende Sündfluth oder Barbarei. Hier in Weimar hatte man gährenden Moſt ſich klären ſehen. Man hatte ſich das Talent bewahrt, am gefüllten Becher abzuwarten, bis ſich der Schaum von ſelbſt ſetzt. Sogar das Unſchöne verletzte nicht ſofort, wenn man nur erkannte, daß es die Hülle eines beſſeren Kerns war. Die ſtete und allgemein hier verbreitete Neigung zum Werben, Ueberreden, Feſſelnwollen konnte allerdings zweideutig erſcheinen. Aber ſelbſt wenn erkannt und durchſchaut wurde, daß die Hindeutungen auf fürſtliche Gunſt, auf Einfluß geſtattende Stellungen, Empfehlungen an maßgebende Kreiſe außerhalb Weimars oder auch nur die Berufungen auf eigene intime Beziehung zu allem Tonangebenden etwas flunkerhaft waren und im Grunde, da man ſich der dafür nicht ausreichenden Mittel bewußt ſein mußte, kaum etwas Anderes zu bezwecken ſchienen, als die eigene Perſon zu heben und den Zuſammenhang der berühmten Stadt mit allem Neuen friſch zu erhalten, ſo blieb doch in Wahrheit manches Motiv reinen Wohlwollens zurück und jedenfalls der Eindruck einer Geſinnung, die jenes abſolut conſervative und hochfahrende Gebahren der ſeither von mir geſchilderten Sphären in wohlthuendſter Weiſe ausſchloß.

Kanzler von Müller war ein magerer, mit mächtiger

Perrücke ausgeſtatteter Herr, im Sprechen von freundlich conciliantem Wohlwollen. Er wohnte, wie man in Weimar wohnt, im niedrigen, engen Zimmerchen mit kleinen Fenſtern, an deren Gardinen die Weber St. Gallens wenig verdient haben. Das hof- und geheimräthliche Air, das auch in ſolchen Räumen, und käme man nach Sondershauſen oder Schleiz, ſo bewahrt wird, als lägen ſie in Berlins Wilhelms- oder Behrenſtraße, hat allerdings etwas Urkomiſches. Doch ſteigert ſich der negative Eindruck nur dort bis zum Unangenehmen, wo ſich dieſe kleinen Mandarinen auch ſelbſt wie die Granden von Spanien geberden. Kanzler von Müller beſaß nichts von dieſer hohlen Aufgeblaſenheit. Charakteriſtiſch war ſein Seufzen um die vielen Siegel, die zur Zeit noch auf den Geheimniſſen der claſſiſchen Periode ruhen ſollten, auf den Briefwechſeln und den Tagebüchern. Noch waren die Briefe mit Frau von Stein nicht erſchienen. Hätte er ahnen können, wie jener große und entſcheidende Schatz, auf den er hindeutete, die Correſpondenz Karl Auguſt's mit Goethe, deßhalb ſpäter ſo wenig Wirkung hervorbringen ſollte, weil die Veröffentlichung in eine Zeit fiel, die mit ſich ſelbſt vollauf zu thun hatte und ſich auch in ihren eigenen Errungenſchaften nicht minder bedeutend erſcheinen durfte, er würde ſich baß verwundert haben. Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß des eigentlich Feſſelnden aus dieſer Corre-

Teich, immer unruhig war und doch immer auf derselben Stelle blieb? Er kennt nur die Art, wie Goethe sich mit der Vulpius über Hals und Kopf (und Herz) vermählte. Das Wissen dieses Journalisten ist eine Mosaik von Zufälligkeiten, die er zuweilen über das Publikum ausschüttelt und dann ruft: Kennt ihr die hohe Bedeutung des Journalismus? Er wirft sich zum Ritter auf, wenn Jemand mit Recht drucken läßt, daß der Journalismus der Verderb der Literatur ist, ihr zersetztes Blut, ihr Krebsschaden; er hält sich für einen Sanct Georg des Jahrhunderts, spricht von den Journalisten als den Wächtern auf der Zinne. Und womit motivirt er seine außerordentliche Wichtigkeit? Durch Auszüge aus allen Blättern, durch Einregistrirung jedes literarischen Skandals. Was er schreibt, sieht wie ein mit Visitenkarten gespickter Spiegel aus oder wie ein Quodlibet von Etiketten, welches die Kupferstecher vor ihre Fenster hängen. Haben unsere beiden ersten Journalisten sich durch die schlechte Gesinnung um den Verfall des Zeitungswesens verdient gemacht, so ist dieser letzte gerade dadurch so lächerlich und gefährlich, daß er der abstracte Journalist ist, nur dies und nichts Anderes; daß er glaubt, im Journalismus könne ein Selbstzweck und eine Harmonie liegen, welche aufzufinden die zweite Quadratur des Cirkels wäre. Gefährlich, sag' ich, denn was hat dieser Mann mit seinen Notizen zu verlieren? Welchen Namen, welche Ehre setzt er auf's Spiel, wenn er die Feder ergreift und den Namen und die Ehre Anderer ausbeutet, um davon sein Brod zu essen? Selbst schrieb er nichts; auch weiß er nicht einmal Alles, was die Andern geschrieben haben; nur das weiß er, was über Alles geschrieben ist. Bücher liest er nicht, er liest nur Kritiken. Er wird nie

ſpondenz ihr Herausgeber, der Medicinalrath Vogel, zu viel geſtrichen hat.

Eine wahrhaft freie, mächtig anregende und beglückende Luft athmete der Erzähler bei Begegnungen mit hochgeſtellten Männern erſt im Jahre 1842 in Paris. Wahrlich, dort lohnte ſich's, die Aufwartungs-Toilette anzulegen! Im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten empfing mich, den ihm Empfohlenen, Guizot. Das Empfangszimmer war da der Frühſtücksſaal. Der Franzoſe weiß jede Zufälligkeit zu einer feinen Wendung auszubeuten. „Um Sie deſto länger beſitzen zu können, bitte ich Sie, gleich an meiner Seite Ihr Frühſtück einzunehmen!“ Es war das zweite gemeint, und die Tafel war groß. Die Kinder, die Erzieher derſelben, manche Verwandte, Hausclienten, die Secretaire des Miniſters nahmen Theil. Guizot's Aeußeres erinnerte mich an den älteſten der Brüder Devrient's, Eduard Devrient, der ſeinerſeits ebenfalls etwas von einem Geheimrath der Schauſpielkunſt hat.

Das orleaniſtiſche Frankreich befand ſich damals auf der Höhe ſeines Glaubens an einen dauernden Beſtand. Sein Schickſal ſchien dem verblendeten König auf den Ergebniſſen des parlamentariſchen Schaukelſyſtems zu beruhen. Die Doctrinäre hatten endlich geſiegt, und die Börſe hieß ihren Sieg willkommen, weil er nach Außen

hin einen dauernden Frieden, nach Innen Ruhe um jeden Preis verſprach. Unter dem Scheine einer brüderlichen Allianz mit Frankreich erwarb Palmerſton für England einen Vortheil nach dem anderen über die furchtſame Politik der Tuilerien, die der König und eine Camarilla allein leiteten. Guizot war zufrieden mit der Rolle, die ihm der verſchlagene König überließ. Er ſah ſeinen ausſchließlichen Ruhm in den Boxerkämpfen mit Thiers und den Kammerparteien, in den Hetzjagden auf die ſich immer enger verbindenden Socialiſten. Wurde einmal auch die Ungeduld des ehrgeizigen franzöſiſchen Volkes zu groß, ſo wurde irgend eine Maſſacre in Algier aufgeführt, eine arabiſche „Tribus“ ausgerottet, und wenn mit unmenſchlicher Grauſamkeit. Horace Vernet malte dann den Sieg für die Geſchichtsſäle in Verſailles. Es iſt kaum zu glauben, welche Zugeſtändniſſe ein zur Regierungsgewalt gelangter Emporkömmling, etwa ein Gelehrter, ein Advokat, ein politiſcher Dilettant zu machen bereit iſt, wenn ihm ein Portefeuille Gelegenheit giebt, einige ſeiner alten Steckenpferde zu reiten oder die Lucubrationen der Dachſtube, die er früher bewohnte, auszuführen. Guizot zwängte als Schriftſteller die Geſchichte in Formeln ein, wie Hegel gethan hat — ordnet ſich der ſchwachgewordene Mann doch noch jetzt, ein Proteſtant, einem Syſtem unter, in welchem die „Nothwendigkeit des Papſtthums“ eine Rolle ſpielt —! Als Politiker ver-

folgte er ebenſo einen gewiſſen Schematismus von Regierungs-Principien, und um dieſen herum und zwiſchen den verkörperten Paragraphen desſelben wuchſte dann friſchweg die ganze Laſterhaftigkeit der modernen Politik im Beſtechungsweſen, Wahlencorrumpiren, Befördern nach Ergebenheits-Beweiſen, Ausbeuten jeder Gelegenheit, wo die Macht wirkliche oder chimäriſche Gewinne gewährleiſten kann, wie bei dem damals in Frankreich zuerſt in Angriff genommenen allgemeinen Eiſenbahnnetze.

Bei alledem trat man in der Nähe des berühmten Mannes in die Peripherie eines großen Ideenkreiſes. Die Geſchichte hat bewieſen, daß auch Guizot's Politik die kleinen Behelfe nicht verſchmähte. Aber ſie lagen denn doch fernab von ſeinem perſönlichen Ich und hinter den Couliſſen. Im Vordergrunde, getrennt von den Faiſeurs, erhielt ſich der denkende Kopf, der eine einzelne Zeit-Epoche im bewußten Zuſammenhange mit dem großen Ganzen der Geſchichte zu verwalten wußte. Es war vielleicht ein Unglück, daß Guizot eine abſtracte Formel hatte für den lebendigen Augenblick, deſſen Geſtaltung ihm gehörte; aber dieſe Formel war immer noch nicht aus einem ſo erbärmlichen Kaſten-Intereſſe, aus Adels-, Militair-, Clerus-, Dynaſtie-Prätenſionen hergeleitet oder wohl gar aus dem kalten Beinhauſe eines ſo verknöcherten Beamtenthums, wie wir ſolches beim damaligen Preußen kennen gelernt

haben. Sie war ein Mittelglied hiſtoriſcher Abſtractionen, die ſich im Zuſammenhange der Jahrhunderte wußten. Treffend charakteriſirte er, allerdings erſt nach der zweiten Taſſe Thee, ſeinen Rivalen Thiers. „Mein unermüdlicher Rival," ſagte er, „hat das Unglück, bei allem Talent doch nur ein Nachahmer zu ſein. Bald ahmt er Ludwig XIV., bald die Jacobiner, bald das Directorium, bald Napoleon nach. Es ſcheint, als wenn er ſich bei ſeiner großen Kenntniß der neueren Geſchichte Frankreichs nicht anders aus den Verlegenheiten helfen könnte, als wenn er ſich fragt: Wie würden es in dieſem Falle wohl das Königthum, wie die Republik, wie das Kaiſerreich gemacht haben?" Eine treffende Bemerkung. Denn wenn ſich an Guizot's Namen wirkliche politiſche Organiſations-Gedanken, ob auch ungeſchickte und verhängnißvolle, knüpfen, ſo knüpfen ſich an Thiers' Namen politiſch philoſophiſche Gedanken eben keine.

Der Erzähler hat in ſeinen „Briefen aus Paris" (Geſammelte Werke, Band XII) nach ſeiner Begegnung mit Guizot auch die mit Thiers ausführlich geſchildert. Gegenwärtig, wo die Staatsmänner keinen Anſtand nehmen, reiſende Publiciſten ausdrücklich zum Behuf des Sich-ausſprechen-Könnens zu empfangen; jetzt, wo ſie vollkommen wiſſen und es ſogar wünſchen, daß ihre Anſichten verbreitet werden, wo Graf Bismarck manchen Franzoſen

und Engländer mit einem reichen Material für die Times oder den Siècle entlassen hat, und sogar die sonst so preßfeindlichen preußischen Generale vor drei Jahren Publicisten empfingen, die sich ihnen offen als Abgesandte des Journals „Daheim" vorstellten — jetzt kann ich wohl ohne Scheu sagen, daß die heftigen Vorwürfe, die mir vor fast drei Decennien gemacht wurden, als ich in meinen „Pariser Briefen" Mittheilungen aus meinen Unterredungen mit französischen Notabilitäten gab, nur eine Veranstaltung zweier Männer gewesen sind: eines noch (in Wien) lebenden, den ich nicht nennen will, und Heinrich Heine's. Beide alarmirten gegen mich die Presse von Paris und die Allgemeine Zeitung. Ich hätte das Vertrauen mißbraucht, hieß es, hätte das Gastrecht verletzt —! Den Franzosen gegenüber, im Angesicht ihrer Preßfreiheit, ihrer Freiheit der Tribüne, ihres bewegten öffentlichen Lebens, war ein solcher Vorwurf lächerlich. Man übertrieb dabei den Thatbestand. Man wollte das begangene Verbrechen den Franzosen durchaus glaubhaft erscheinen lassen, weil diese selbst die „Indiscretionen" nicht verstanden und nicht lasen. Jener Erste, der seine besonderen Gründe, auch eine Pension Louis Philipp's hatte (Louis Philipp's, dem mein Buch als Schlußresultat den demnächst bevorstehenden Untergang seiner Dynastie voraussagte), wählte sich den Courier Français zu seiner Ver-

leumdung. Heine's Motiv beſtand in einem Vorgange, den ich Adolph Strodtmann für die Fortſetzung ſeiner, den allzu menſchlich geweſenen Dichter in alle Himmel erhebenden Apologie hiemit empfehlen möchte. In Paris angekommen, erhielt ich durch einen noch in Paris lebenden Boten, einen gemeinſchaftlichen Freund, im Intereſſe eines Buches, das ich, dem Gerüchte zufolge, über Paris ſchreiben wollte, nachſtehende Aufforderung: „Beſuchen Sie ſofort Heine! Er verſpricht Ihnen hiemit, Ihnen zu Ehren ein Diner zu geben, wozu er alle Spitzen der franzöſiſchen Literatur einladen will —!“ Dieſer, auf ein Heine'n zu widmendes Capitel meines Buches berechneten Aufforderung mußte ich erwidern: „Sagen Sie Heine, daß ich ihn nicht wenig ſchätze und von ſeiner guten Abſicht gerührt bin! Ich habe aber das „Leben Börne's“ geſchrieben, habe Börne gegen die Beſudelung ſeines Namens durch Heine vertheidigen müſſen. Abgeſehen davon, daß man um ein Diner, wenn auch in noch ſo intereſſanter Geſellſchaft, die Standpunkte ſeiner Geſinnung nicht ändern wird, ſo habe ich auch auf die nächſten Freunde Börne's in Paris Rückſicht zu nehmen, charaktervolle Perſonen, die mir nimmermehr vergeben würden, wenn ich zu dem Manne, der dieſe Alle und ſogar eine edle Frau ſo ſchmählich mit Koth beworfen hat, halten und Champagner bei ihm trinken wollte —!“ Die Folge dieſer Erklärung war

jene Rache. Heine dictirte einem ſeiner Freunde Namens Seuffert einen Erguß voll Bosheit in die Feder für die Allgemeine Zeitung. Es wird jetzt in Literatur-Geſchichten, in Nekrologen, in „Erinnerungen“ Sitte, Heine's Bild vollſtändig zu verzeichnen. Mit dem „Chriſtuskopfe“ will man ihm auch Edelmuth andichten. Die Wahrheit iſt, daß Heine Zeit ſeines Lebens im Denken und Handeln nur einen Flug niederen Striches hatte. Dieſe Wahrheit ſollte doch ohne Schmälerung ſeines dichteriſchen Ruhms unverfälſcht bleiben.

Auch Villemain, Miniſter des Unterrichts, war einſt Profeſſor. Dieſer hatte nicht das Puritaniſche, Genferiſche Guizot's: er war groß, wohlbeleibt, von einem heiteren, herzlichen Lachen und ſchien ein Lebemann. In vollen Zügen genoß er die Freude, einem Miniſterium anzugehören, das ſich acht Jahre lang erhalten ſollte. Der vollſte Gegenſatz zu dieſen Männern mußte natürlich der Ex-Miniſter Thiers ſein. Er ſollte ſich von da an wirklich nicht wieder erheben. Als ich an ſeinem Tiſch ſaß, reizte ihn ſchon die allzu heiße Suppe zu einem auf die Mutter ſeiner Frau, die Führerin ſeines glänzenden Haushaltes, geſchleuderten Zornblick. Charakteriſtiſch war, daß Thiers, den ich als Redner in der Kammer hatte bewundern müſſen, damals eben von einer Rundreiſe durch Deutſchland aus den beiden, damals noch ſchlafſten und politiſch unmündigſten Staaten, Oeſterreich und Preußen,

die Ueberzeugung mitgebracht haben wollte, daß jenes, wenn auch von Politik erregbar, doch kein wahres und ernstes politisches Bedürfniß hätte, dieses von Ehrgeiz in solchem Grade verzehrt würde, daß daraus eine Gefahr für ganz Europa entstehen müßte. Alles, was erst jetzt wieder vor einigen Jahren Thiers gegen Rouher und Napoleon III. in den Debatten über die Neugestaltung Deutschlands geltend gemacht hat, war schon damals seine Ueberzeugung. Die Gefahren für das europäische Gleichgewicht kamen ihm von Preußen und Rußland her. Die deutschen Mittelstaaten waren ihm geborne Schoßkinder Frankreichs. Sie rangirten ihm als die Vorhut der französischen Armeen. Er sah, ganz wie Guizot gesagt hatte, immer nur Erneuerungen alter Dinge, Rehabilitationen; hier, in unserem Falle, Rache-Acte für Waterloo, St. Helena. Baiern, Württemberg, Darmstadt lieferten ihm wieder die Cavallerie. Die süddeutsche Infanterie war Kanonenfutter. Wenn man sich die Worte: «Nous bouleverserons le monde,» die er sprach, aus dem Munde eines Schauspielers der Porte St. Martin ausgesprochen denkt, und etwa am Schlusse eines vierten Actes, wo die tragische Fabel den Höhepunkt erreicht hat, so hat man die Stimmung, die Thiers vielleicht auch noch heute mit Napoleon III. vollkommen aussöhnen und verbinden würde, wenn jene Stimmung in die Lage käme, sich geltend zu

machen. Thiers meinte die furia francese, die eintreten würde, wenn man von allen Seiten gegen den europäischen Störenfried (und Frankreich war das damals weit weniger noch als jetzt!) marschiren wollte. Friedensgedanken wohnten nicht im Kopfe dieses kleinen, damals schon weißhaarigen Mannes mit dem Eulenprofil, noch weniger Gedanken einer Erneuerung und Revision unsers Gesellschaftsvertrages; er nannte letztere (die Socialisten mögen sich bedanken) Tollhäuslereien. Thiers' Phantasie ist nur erfüllt von marschirenden Colonnen, erstürmten Schanzen, Uebergängen über Schiffbrücken, die Alpen, Kanonendonner und Schlachten. Noch vor zwei Jahren war er damals Minister, hatte die deutsche Marseillaise: „Sie sollen ihn nicht haben", veranlaßt und hinterließ seinen Nachfolgern ein regelmäßiges Deficit im laufenden Jahresbudget, eine sich forterbende „schwebende" Null von 160 Millionen.

Einen der gegenwärtigen Träger jener Thiers'schen Hoffnungen auf die Haltung Süddeutschlands bei einem etwaigen Kampfe gegen Preußen, einen seiner vermeintlichen Verräther am deutschen Nationalgefühl (mag sich auch bei uns in die Gefühle der Nothwendigkeit, in Preußens Stehen oder Fallen das Gesammtschicksal Deutschlands erblicken zu müssen, mancher bittere Wermuthstropfen mischen) einen solchen Segestes nach französischer Voraus-

ſetzung lernte ich in Perſon kennen, den jetzigen Groß-herzog von Heſſen-Darmſtadt. Herr von Dalwigk, ſollte er dieſe Zeilen leſen, möge ſich ſeines Bruders er-innern, der in Darmſtadt noch keine ſo offene Breſche für die Franzoſen gewühlt hatte, wie gegenwärtig der Darm-ſtädter Balletmeiſter Herr Teſcher — ich meine nicht in der Politik, ſondern im Theaterweſen. Seit einigen Jah-ren hatte ich mich der Bühne zugewendet und war in ſolchem Grade von Thalia und Melpomenen begeiſtert, daß ich nichts ſehnlicher erſtrebte, als eine Gelegenheit, meine eigene Ergriffenheit für eine richtige und ſchwung-volle Erledigung der deutſchen Schauſpiel-Aufgaben auch den Organen des Bühnenlebens ſelbſt mittheilen zu können. Mancher geniale Schauſpieler, Seydelmann, Emil De-vrient, überraſchten mich durch die Art, wie ſie eine von mir gedachte und ausgeführte Rolle wiedergaben, mancher Andere aber auch blieb weit hinter meinen Erwartungen zurück. Ja ſelbſt jene genannten Erſten ihres Faches ver-ſchmähten nicht, ſich die Rollen, die ich ihnen zugedacht hatte, von mir vorleſen und erläutern zu laſſen. Mir unvergeßliche Stunden hatte ich bei erneuerten Beſuchen Berlins mit Seydelmann zugebracht. Sie waren dem Austauſch von Auffaſſungen berühmter klaſſiſcher Rollen gewidmet. Die Mise-en-scène unſerer Bühnen verrieth mir nichts als Nachläſſigkeiten, und ſelbſt eine ſcheinbar

einen Schriftsteller bei seinen Werken citiren, sondern immer nur sagen: Dies ist der, von welchem Jener sagte, u. s. w. Journalisten, die sich eine solche Echo-Aufgabe stellen, verstärken selten den Schall, den die Ehre eines Namens verdient; sie wiederholen lieber das, was, da es das erste Mal gesagt wurde, schon unnütz war, und den Skandal, der Aufsehen macht. Journalismus, als etwas für sich Bestehendes, Organisches, und wer ihn so ansieht, ist gefährlich. Wir sollen Sorge tragen, daß die Zersplitterung der Geister durch Anschluß der flankirenden Journalistik an das literarische Centrum hintertrieben wird. Fort mit Jenen, die den ohnehin breit genug in der Journalistik aufgerollten Teig der Literatur immer noch dünner rollen und ihn in langen Fadennudeln bis in alle Ewigkeit hinausziehen wollen!"

„So ist die Lage jener Literatur, die wir durch einen neuen Beitrag anfangs nur zu verschlimmern scheinen. Doch wird der Erfolg das Publikum eines Bessern belehren. Wir versprechen wenig, damit wir mehr halten, als man von uns erwarten durfte."

gründliche Einſtudirung entbehrte doch, zumal bei den üblichen drei Proben, mit denen bei uns die Stücke „herauskommen“, ſo ſehr der Feile, der Herſtellung einer Geſammtharmonie, in den einzelnen Parthieen oft des bewußten Zuſammenhanges mit dem Ganzen ſelbſt, daß ich darauf brannte, mir irgendwo eine Stelle als Dramaturg zu erwerben. In Darmſtadt hatte die ruſſiſche Neigung eine Aufführung meines „Patkul“ ermöglicht (den Deutſch-Livländer Patkul, einen ruſſiſchen Geſandten und Heerführer, lieferte Sachſen an Karl XII. von Schweden aus, der ihn hinrichten ließ) — ich hörte von einem leidenſchaftlichen Sinn für Bühnenweſen, der ſich von dem „großen“ Ludwig der Darmſtädter auf den Erbgroßherzog vererbt hätte, von Reformen, die man bezwecke, von einem artiſtiſchen Leiter, den man ſuchte, und ließ mich von Freunden, die dem Weißcravattenſcheuen mit Zorn und Unwillen zuriefen: „Aber man muß dem Glück auch die Hand bieten!“ bereden, mich dem begeiſterten Reformator der Bühne Darmſtadts, dem ſtillen Träumer von — einem Ballet europäiſchen Rufes, perſönlich vorzuſtellen.

Aber dieſe Kronprinzen alle! Auch dieſer Don Carlos (ſeinen Alba du Thil und Domingo Georgi kennen wir ſchon) rief aus:

— — Heftig brauſt's
In meinen Adern — Siebenunddreißig Jahre,
Und nichts für die Unſterblichkeit gethan!

Das Theater ſeines Vaters erklärte er für eine ihm vollſtändig unbekannte und unzugängliche Domäne. Das geſchah in Berlin in einem Hotel (natürlich „du Nord“ oder „Sankt Petersburg“) früh Morgens; die Cüraſſiere ſchwenkten eben um die Akademie und bliesen den Hohenfriedberger Marſch, die Sonne ſpiegelte ſich auf dem Zifferblatt der akademiſchen Uhr. Die Begleiter des Prinzen auf ſeiner Reiſe, vielleicht zu ſeiner Schweſter nach Rußland, umſtanden die Hoheit. Einer derſelben, ein Herr von Cameſaska, milderte in etwas durch leutſelige Güte die höchſt kühle Ablehnung, die ſich in einer für den jetzigen Dramaturgen der Darmſtädter Hofbühne, Dräxler-Manfred, wenig ſchmeichelhaften Erklärung gipfelte, ein ſolches Amt wäre bei dem bekannten obſtinaten Charakter der Schauſpieler geradezu ohne allen Nutzen. Ich kenne nicht die Leiſtungen des jetzigen Schauſpiels in Darmſtadt, höre aber, daß man kürzlich einer daſelbſt engagirten Schauſpielerin zu ihrem Benefice für dreihundert Gulden Blumen geworfen hat! Man ſieht denn alſo doch, was Dräxler-Manfred dort geleiſtet hat!

## IV.

„Ja, in Neapel!“ heißt der Titel eines Buches über die Reize der ſchönen Parthenope von Willibald Alexis. „Ja, ja, die Bühne!“ So könnte ich die Erinnerungen überſchreiben, die ich von meinen Beziehungen zu den Brettern, welche die Welt bedeuten, bewahre. Ich ſagte ſchon, daß ich nicht dachte wie Se. königliche Hoheit der jetzige Großherzog zu Heſſen und bei Rhein. Ich bewahrte mir den Glauben an die Möglichkeit dramaturgiſcher Einwirkungen. Zu oft hatte ich auf der Scene ſelbſt geſtanden, mitten unter den falſchen Betonungen, mitten unter den plumpen, gedankenlos ausgeführten Abgängen, unter den zahlloſen, ſo gänzlich unbeachtet gebliebenen feineren Nuancirungen. Nur in den ſeltenſten Fällen ſchien mir dem den Gedanken des Dichters ausfüllenden, ergänzenden Spiele der Phantaſie, der Erweiterung einer dichteriſchen Abſicht bei Regie und Darſtellern Raum gegeben. Die Lohnarbeit überwog. Und bei alledem verſicherten mich doch die Darſteller, daß ihnen die

Kunſt eine heilige Aufgabe wäre. Manche unter ihnen waren vollkommen zu dem Eingeſtändniſſe bereit, daß ihnen die Anlehnung an eine begeiſterte Führung einen erhöhten Genuß von ihrem eigenen Beruf gewähren würde. Manche Stelle meiner Dramen entſtand auf der Scene ſelbſt und bei den Proben. Chriſtine Hebbel wird mir bezeugen, daß ich ihr den dritten Actſchluß meines „Werner“, der ihr in Hamburg in zehn Vorſtellungen immer denſelben Hervorruf zuwege brachte, erſt auf ihrem kleinen traulich von der erſten Frühlingsſonne beſchienenen Zimmer in der „Theaterſtraße“ zu Hamburg in ihre Rolle ſchrieb. Mein Glaube an die Möglichkeit, anregend auf die Darſteller zu wirken, war ſo groß, daß ich nicht einmal der Beihilfe beſtimmt vorgezeichneter Gerechtſame, vor Allem der Gewalt über die Kaſſe des Theaters, über die Beſtimmung der Gagen, die Kündigungen u. ſ. w. zu bedürfen glaubte, um mir Autorität und die Bürgſchaft eines maßgebenden Einfluſſes auf die künſtleriſche Darſtellung zu verſchaffen.

Als ich 1844 in Wien war, glaubte Franz von Holbein keine andere Abſicht bei meinem Beſuch vorausſetzen zu dürfen, als mein Verlangen, ihn am Burgtheater zu verdrängen. Doch war ich weit davon entfernt, Dinge anzuſtreben, die mir für Wien abſolut unmöglich erſchienen. Eine Zulaſſung meiner zur Darſtellung nicht ge-

nehmigten Stücke wäre zunächſt der belohnendſte Preis eines vierwöchentlichen Aufenthalts in der ſchönen Donauſtadt geweſen. Aber auch zu dieſem Behuf, wo ich von vornherein Erfolgloſigkeit ſah, that ich keinen Schritt, und ſelbſt vor dem Mächtigen nicht, der mich eines Tages durch eine Einladung überraſchte. Ein Sections-Chef des Auswärtigen Miniſteriums ſchrieb mir Ort und Stunde, wo mich Fürſt Clemens Metternich zu ſprechen begehrte. Welchem Anlaſſe ich dieſe hohe Ehre verdankte, weiß ich nicht. Vielleicht den angenehmen Stunden, die mir Freiherr von Hammer-Purgſtall bereitet hatte. Der berühmte Orientaliſt lebte mit dem Fürſten auf geſpanntem Fuße. Fürſt Metternich hatte etwas vom Cardinal Richelieu, deſſen Eiferſucht ebenfalls in allen Fächern glänzen und ſogar Dichter ſein wollte.

So ſollte ich denn eine Merkwürdigkeit des Jahrhunderts ſehen, den Mann, dem ſeine Stellung zu Napoleons höchſtem Glück und endlichem traurigen Ausgang eine ſolche Größe gegeben hatte, daß dieſe ſogar durch ſeine ſpätere Politik, an die ſich der Fluch der Völker knüpfte, nicht völlig abgenützt und verbraucht werden konnte. Gibt es einen großartigeren Actſchluß IV. in der Tragödie Napoleon, als den Moment im Marcoliniſchen Palais bei Dresden, wo dem Corſen im Feuer ſeines Zorns über Oeſterreich, in den ſchmetternden Hagelſchauern

ſeiner Drohungen, wie er ſich rächen würde, wenn die Truppen Schwarzenberg's an Böhmens Grenze ſich mit ſeinem Heere, auf deſſen noch ungebrochene Kraft ſein Arm zum Fenſter hinausdeutete, nicht vereinigen würden, der Hut entfiel und Metternich (wenn die Erzählung verbürgt iſt) ſtarr und ſtumm und unbeweglich ſtehen blieb und keine Miene machte, den auf dem Boden liegenden Hut auch nur zu beachten. Eine Pauſe tritt ein nach des Kaiſers Drohungen.... Er ſieht den Hut, der ihm entfallen.... Er blickt beiſeite, wartet, ob ſich der ſchmiegſame Höfling, der ſonſt vor ihm den Rücken zu beugen wohl verſtanden hatte, nicht anſchicken würde, ihm dieſen Dienſt der Artigkeit zu leiſten.... Metternich achtet auf nichts und geht.... Ein Kammerdiener kommt und hebt den Hut auf.... Napoleon erkennt das Nachlaſſen ſeiner imponirenden Gewalt und ſinkt erſchöpft und das Verhängniß ahnend in einen Seſſel. Großes hatte Fürſt Clemens erlebt, hatte Staaten zuſammenbrechen, neue ſich bilden ſehen, hatte die Völker aus den Steppen Aſiens und von Chinas Mauer nach Europa herabkommen ſehen — und ein ſolches Herz konnte je zuſammenſchrumpfen, konnte kalt bleiben bei Griechenlands Erhebung, nichts Anderes vor den aufſteigenden Schatten altrömiſcher Größe in Italien fühlen, als das geſpenſtiſche Anwehen feiger Furcht vor Gift und Dolch! Er wollte nur die Ruhe des Kirchhofes und glaubte

die Geiſter beſchwören zu können. Bei alledem wußte man, daß ihn die Werdeluſt einer neuen Zeit intereſſirte, daß er ein Verſtändniß für ſeine Gegner hatte und ſich ſogar wie Nicodemus manchmal bei Nacht zum Herrn ſchlich. Mit roher Barbarei iſt es auf ſolcher Höhe gewiß nicht möglich, ſich ſo lange zu behaupten, noch weniger dadurch, daß man die Sprache der Zeit mit völliger Stummheit ablehnt. Kunſt, Wiſſenſchaft, jeder Zweig der Cultur machten Rieſenfortſchritte; Engländer kamen und gingen und machten ihm gegenüber den Geiſt eines Canning geltend; Franzoſen, ſelbſt wenn ſie, wie Chateaubriand beim Congreß zu Verona, die Ketten ſchmieden halfen für die neuen Freiheitsregungen Italiens, Spaniens, Griechenlands, hatten Motivirungen, die aus der Tiefe hiſtoriſcher, oft poetiſcher und neureligiöſer Anſchauungen kamen — zuletzt liebte der Fürſt die Schönheit, wenn auch nur zumeiſt auf einer Hypoſtaſe, wo es kein — Verdienſt iſt, die Schönheit zu lieben — in den Frauen.

Die Begegnung mit dieſem hiſtoriſchen Charakter ſchwebt mir in der Erinnerung nur noch vor wie ein Traum. Das Beſteigen der hohen Aufgangstreppe im Palais an einer der Baſteien (bis zum Portale begleitete mich L. A. Frankl), die zuvorkommende Unterhaltung jenes Sektionschefs, der mich eingeladen hatte, das Eintreten in ein dunkles Wartezimmer, deſſen Fenſter auf die frühlingsgrüne

Baſtei hinausgingen, die leutſelige Art des Empfanges, das Niederſetzen an einen kleinen Tiſch, das Fragen und Hören des halbtauben Fürſten, während ſeine Finger die neueſten Jahrgänge des Gothaer Kalenders umblätterten, die Diskuſſion über — Nichts und dennoch Manches, Erörterungen über den Geiſt der italieniſchen und deutſchen Sprache, Plaudereien über ſeine Bauten in Böhmen, Klagen über einen drohenden Verfall des Burgtheaters — kurz allerlei, nur ſelbſtverſtändlich nicht: Was wird aus Europa in zehn, zwanzig, hundert Jahren geworden ſein? Welches iſt jetzt Ihre Meinung über Deutſchland? Aber bei Alledem fehlten einige Poſa-Wallungen meinerſeits nicht, — über Erziehung, Schulen, Fellenberg, Peſtalozzi. Die einzige politiſche Digreſſion war die gelegentliche Erklärung des Fürſten, er hätte das Richtige zu treffen geglaubt, indem er dem durch Napoleon erſchöpften Europa Ruhe gönnte und Ruhe ſchaffte, um ſich erſt zu neuen Kämpfen wieder erholen zu können. In meinem „Zauberer von Rom", Band VII, Capitel 10, habe ich nach des Fürſten Tode das Bild ſeiner damaligen Perſon wiederzugeben verſucht. Der Sections-Chef fragte mich beim Scheiden, „ob ich befriedigt wäre?" Ich konnte doch wohl nicht ſagen: „Nein, das iſt einer jener todten, mit der Feſtbinde und der verbrämten Toga geſchmückten Senatoren Roms, die, als die Gallier Rom

ſtürmten und auf's Capitol eindrangen, ſchon allein vom Luftzuge des aufgeriſſenen Senaculums von ihren curuliſchen Stühlen und in Staub und Aſche ſanken!"

Ein Jahr vor jenem großen Tage des Gerichtes, wo die Völker bewieſen, daß eine Erholungszeit in ihrem Leben nicht länger dauern darf, als höchſtens eine halbe Menſchen-Generation, wenn anders die Erholung nicht Erſchlaffung werden ſoll, hatte ich mein heißerſehntes Ziel erreicht. Die Dramaturgenſtelle des Dresdner Hoftheaters, die einſt Ludwig Tieck ſo manches Jahr als Sinecure hatte bekleiden dürfen, war an eine Oberregie und an Eduard Devrient übergegangen, der ſich indeſſen nach einem kurzen vielgerühmten Wirken für unfähig erklärte, ſeine Beſtrebungen durchzuführen, ſo lange die eigenthümliche Stellung ſeines Bruders Emil zum Repertoire — in der That eine Art Ausnahmeſtellung — andauerte. Emil Devrient ſtand gerade in der vollſten Blüthe ſeines Ruhmes. Der Intendant A. von Lüttichau war auf einen Erſatz bedacht und wählte mich dazu. Oft ſagte er mir ſpäter: „Es iſt nur mein eigener Gedanke geweſen, daß ich Sie berief. Ich habe ihn ohne Beeinfluſſung ausgeführt. Derjenige, den man vielleicht für den eigentlichen Anreger dieſer Berufung zu halten geneigt iſt, erklärte mir im Gegentheil, als ich ihm meinen Plan ſagte: „Aber wie werden Sie denn je einen ſolchen Mann wieder los?!"

So lautete die Hofſchauſpieler-Anſicht über Dramaturgenſchaft. Hofſchauſpieler ſind nicht ſelten wahre Tiberius-Naturen en miniature. Sie waren mir bis dahin erſt obenhin bekannt geworden. An den Stadttheatern hatte ich meiſt ſtrebſame, nicht ſelten unglückliche, weil hin und her verſchlagene Schauſpieler kennen gelernt, die durch die Noth gezwungen wurden, es mit ihrer Kunſt ernſt zu meinen. Jetzt mehrte ſich das Regiſter meiner Theater-Bekanntſchaften mit jenen penſionsberechtigten Herren und Damen, die ſich in ihren Stellungen mit allen Künſten der Verſchlagenheit und Verſtellung befeſtigt hatten, ſich in Dresden damals um einen wohlmeinenden, keineswegs geiſtig beſchränkten, aber höchſt ununterrichteten Intendanten ſchmiegten und wanden, wie jener Goldwurm von Guinea, der zuletzt in den eigenen Leib des Opfers, das er ſich erwählte, hineinwächſt und es trinken macht, wenn der Wurm Durſt hat, eſſen, wenn jener hungert, es überall dahin treibt, wohin es dem Gelüſte des Thiers genehm iſt.

Und auch ich ſollte genugſam dieſe Tücke der Menſchen kennen lernen, die in den Theater-Intendanten-Vorzimmern die regelmäßige Wacht haben dürfen. Doch verderblicher war mir noch, daß ich blindlings ſowohl mit einer unendlich kleinen Gage, wie mit dem Mangel einer gänzlichen Machtvollkommenheit, welchen mir eine para-

## Achtes Kapitel.

### Erinnerungen an Juſtinian. Die journaliſtiſchen Flitterwochen und Polyhymniens Naſe.

Dies Programm wurde bald gedruckt. Es waren die Propyläen der ſpaniſchen Schlöſſer, von denen die Brüder träumten. Es war die Bajazzomütze, die erſt aufs Theater fliegt, ehe der Luſtigmacher ſelber kommt, oder die Herculeskeule, die der Alcide vorauswirft, um mit größerm Effect dann ſelbſt auf die Bühne zu ſtürzen. Den Druck aber hatte Niemand ſo eifrig betrieben, als der Buchdrucker ſelbſt, der auch für ſeine eigene Bezahlung ſorgte und dem Schlachtenmaler das unangenehme Geſchäft abnahm, ſeinen Bruder in die Löwengrube der Wieſecke'ſchen Rache zu werfen. Der Buchdrucker zeigte, auf ſeine Vorſtellung, den relegirten Muſenſohn Amandus als Thäter an und ſchrieb dem neuen Wochenblatte, welches das ſeinige nicht zu beeinträchtigen ſchien, die erhaltenen zwanzig Thaler zu gute. Der Regiſtrator aber ſchäumte (auch raſirte er ſich eben) vor Rache, als er dieſe Beſtätigung ſeiner Vermuthungen mit ſo vielem

graphenreiche „Instruction“ vorzeichnete, beim Abschlusse des Vertrages zufrieden gewesen war. Ich war den Regisseuren „coordinirt“, nicht sie mir subordinirt. Ich hatte nur Besetzungs-„Vorschläge“ zu machen und war demzufolge das fünfte Rad am Wagen, der Sündenbock, der für Alles, was dem Hoftheater mißlang — und was mißlingt nicht bei einer Kunst, die ihrer Natur nach auf ewiges Experimentiren angewiesen ist! — den Namen hergeben mußte. Aber umsonst; keine von diesen Schwierigkeiten wollte ich anerkennen. Ich belachte sie und glaubte an die zündende, auch die Andern ergreifende Macht des mich selbst ganz erfüllenden Begeisterungsfunkens. „Diese Mitglieder werden sich mir schon anschließen, sie werden meinem muthigen Schritt folgen, wir werden Alle auf dem Altar des Schönen opfern —!“ So antwortete ich denen, die mit Bedenken jene Paragraphen gelesen hatten. Der zweite verderbliche Umstand war etwas in mir selbst, das ich nicht gut definiren kann. Demuth ist nicht das rechte Wort, subalterner Sinn noch weniger. Wie jener Wahlspruch eines Großen einst gelautet hatte: „Ich dien'“, wobei er im Dienen, im Dienen seinem Könige, seinem Vaterlande, seiner Dame, seine Ehre fand, so hatte ich hier, wie in einer anderen Stellung später noch einmal, die aufrichtig gemeinte und redliche Absicht, mein lediglich zum Initiative-Ergreifen, zum Wollen und Voll-

bringen geſchaffenes Naturell abzudämpfen, zu bezwingen, mich im Gehorchen zu üben und die zweite, ja dritte Rolle zu übernehmen, wo ein geſchloſſener Contract, ein gegebenes Wort, ein Verhältniß der Sitte und Ueberlieferung zum Beſten eines großen Ganzen mir die erſte nicht anweiſen konnte.

Bei alledem wurden für den Anfang bedeutende Reſultate erzielt. Ja, meine Autorität befeſtigte und ſteigerte ſich, als ich ſogleich beim Beginn meiner Thätigkeit meinen Abſchied begehrt hatte. König Friedrich Auguſt II. hatte die Genehmigung zu meiner Berufung nur mit Widerſtreben gegeben. Die Damen des königlichen Hofes, zwei katholiſche Geſandte, die den Entſchließungen der Königin naheſtanden, hatten die Idee Lütichau's auf's Aeußerſte bekämpft. Soeben waren Laube's „Karlsſchüler" zum erſtenmale auf die Bretter gekommen und „Uriel Acoſta" folgte. Beide Stücke wurden vom Publikum mit einer Aufregung aufgenommen, die einer Demonſtration gleichkam. Ich las ſelbſt das Handbillet des Königs, das dem Intendanten erklärte, er würde ihm von jetzt ab eine beſondere Cenſur ſetzen, wenn er einen ſolchen Mißbrauch der Bühne länger fortdauern ließe.

Die Güte und Liebenswürdigkeit der Gemalin des Intendanten ſchrieb mir: „Um Alles, begegnen Sie heute nicht meinem Manne!" Ich vermied den auf's Aeußerſte

gebrachten, vom Unwillen ſeines Monarchen hart getroffenen Hofmann und ſchrieb ihm, daß ich bei ſo offen kundgegebener Abneigung Sr. Majeſtät keinen Einfluß auf ſein Perſonal gewinnen könnte, und begehrte meine Entlaſſung.

Darüber entſtand eine neue Verwirrung. Ich würde dem Intendanten an allen Ecken und Enden gefehlt haben, wenn ich gegangen wäre. Inzwiſchen übernahm Prinz Johann, der gegenwärtige König, eine Reviſion des Textes meiner Arbeit. „Uriel Acoſta“ wurde nach einer Pauſe von mehr als vierzehn Tagen wieder zugelaſſen unter der im Allgemeinen ziemlich milden Bedingung, daß ſtatt des Wortes „Prieſter“ überall „Rabbiner“ und für „Glaube“ ein anderer Wortbehelf geſucht werden mußte. Der Intendant wurde vor Aufregung über dieſe Vorfälle krank. Mitten im Winter ging er nach Teplitz, um warme Bäder zu nehmen. Er ließ die ſtrengſten Befehle zurück. Ich wollte mit „Valentine“, die ſich als das dritte erfolgreiche Stück zu jenen beiden anderen für die Saiſon hinzugeſellen zu wollen ſchien, debütiren, hatte die Rollen ſchon zum „Signiren“ bereit gelegt, einige bedenkenerregende Stellen (das Einſteigen eines Fürſten bei einer Hofdame) gemildert — doch erhielt ich den gemeſſenſten Befehl aus Teplitz, dieſe Unternehmung auf alle Fälle zu unterlaſſen. Eine Kritik der „Valentine“ war beigefügt, die als die

Ansicht eines deutschen Theater-Intendanten von Geblüt über die Literatur der Zeit gedruckt zu werden verdiente. Sie schloß: „So lange ich noch das königliche Hoftheater leite, wird dies entschieden unmoralische, schlechte Stück nicht gegeben werden!“ Als ein Jahr darauf die März-Revolution ausbrach, war die „Valentine“ die erste Novität, die Se. Excellenz trotz seines verpfändeten Ehrenwortes dem aufgeregten Zeitgeiste zum versöhnenden Willkomm darbrachte.

Meine Einstudirungen hatten Erfolg. Die Einrichtungen, die ich von Shakspeare's „Coriolan“, „Romeo und Julie“, „König Johann“ gemacht hatte, gingen auf andere Bühnen über. Ich habe zwei Acte vom zweiten Theil des „Faust“ aufzuführen gewagt. Daß ich nicht mehr Anerkennung für mein Wirken, das sich durch die Auflösung des sächsischen Hoftheaters in den Tagen der Mai-Revolution 1849 von selbst beendigte, gefunden, lag in dem baldigen Ausbruch der Revolutions-Epoche und in meinem eigenen Bestreben, jede Anerkennung — zu unterdrücken. Das klingt gewiß seltsam. Aber jenes „Ich dien'“ und die Natur meiner Umgebungen brachte diese Vorsicht mit sich. Mein schon genannter Chef war eine Natur, in der sich die unheimlichsten Elemente vereinigten. Er konnte gemüthlich, herzlich, bis zum Kindlichen gut und wohlmeinend sein, und ein unglücklicher

Augenblick verwandelte ihn in einen Ludwig XI. voll brütenden Mißtrauens, sogar in einen Alba voll herzloseſter Grauſamkeit. Die Unſicherheit in ſeinem Innerſten kam aus dem Gefühl ſeiner mangelnden Kenntniſſe. Dieſes machte ihn erbittert und gereizt. Dann ſah er nichts als Verſchwörungen um ſich her. Er glaubte, es könnten, wie ihm beim erſten Beginn ſeiner Intendantenſchaft geſchehen war, wieder Tage eintreten, wo die unter einander verſchwornen Schauſpieler und Sänger ihn vor dem Hofe in ſolchem Grade bloßſtellten, daß er keine Vorſtellung zu Stande bringen, keine Anſchlagzettel austheilen laſſen könnte. Die ſchlechteſten und abgedroſchenſten Stücke pflegte er und duldete die dabei betheiligten talentloſeſten Schauſpieler nur deßhalb, weil er eine Repertoir-Reſerve haben wollte für den Fall einer ausbrechenden Verſchwörung. „O!“ ſeufzte er mir oft in einer ſeiner vertraulichen und dann in der That vollkommen gemüthlichen Stimmungen, zumal auf ſeinem ſchönen Landhauſe in Pillnitz, „o, wenn ich dieſe katholiſche Conſpiration nicht hätte am Theater, dieſe Anlehnung der Stümper an den Hof, an den Beichtſtuhl, an den Biſchof, an die ſonntägliche Kirchenmuſik, die allem Anderen vorangehen muß! So wie ein Sänger miſſingen hilft bei der Meſſe, iſt er meiner Autorität bei der Oper entwachſen —!“ Herr von Lüttichau war ein Liebling des Hofes, ein perſönlicher Freund des Königs

und der Prinzeſſinnen, ging aber mit einer gewiſſen Befliſſenheit jeden Sonntag in die proteſtantiſche Kirche — ein ſchönes Beiſpiel, das er damit für den ſächſiſchen Adel gab. Wahrlich, ich möchte von dem ſeligen Mann nur Gutes berichten. Aber ſein Mißtrauen, ſeine Furcht, ſeine Anwandlungen von Tyrannei waren entſetzlich. So wäre ich denn auch ſofort mit meinem, vorläufig nur auf drei Jahre geſtellten, durch und durch mangelhaften Contract verloren geweſen, wenn ich in irgend einem Berichte über die Leiſtungen der königlichen Bühne nach Gebühr wäre hervorgehoben worden. Ich ging ſelbſt zu den Berichterſtattern oder ſchrieb an die Zeitungen und bat ſie, mich zu ignoriren. Eine Sitzung des Intendanten, der Regiſſeure, des alten Hofraths Winkler (Theodor Hell), der Capellmeiſter und des Dramaturgen im Theater-Expeditions-Gebäude — und dabei ein Zeitungsartikel auf dem grünen Tiſch, worin meiner letzten Scenirung, Einſtudirung oder Bearbeitung lobende Erwähnung gethan geweſen wäre, hätte geradezu eine Scene für mich wie aus der Hölle veranlaſſen können.

Theodor Hell, der Herausgeber der „Abendzeitung“, Vice-Director, Secretair und als ſolcher ſelbſtverſtändlich ſchon genug dramaturgiſcher Berather des Hoftheaters, jetzt verdrängt von einem frühern literariſchen Gegner, von einem Recenſenten ſeiner „Neuen Lyratöne“, einem

Gegner aller Größen der „Abendzeitung“ und Freunde des Vespertinen-Vaters, das war eine Situation, deren Peinlichkeit sich von selbst charakterisirt. Jeder Mißgriff, den ich gemacht haben sollte, fand ein Echo durch alle Räume des Theaters, durch alle „italienischen“ Frühstückstuben, ja von da an auch in der Presse, als ich Unglücklicher einst der Meinung gewesen war, daß Marie Bayer, die einen neuen Contract zu machen hatte, in dem Fall, daß Excellenz ihre Bedingungen zu hoch fände, wohl auch durch irgend ein anderes Talent, das sich doch noch in Deutschland würde finden lassen, ersetzt werden könnte und mein seither treuester Freund, August Bürck, der, ohne daß ich es wußte, jene Dame zu ehelichen hoffte, plötzlich umschlug und aus wahnverblendeter Liebesleidenschaft und speculativem Interesse mein gehässigster Feind wurde und von Redaction zu Redaction lief, um mich über Alles, was sich an meinen Namen knüpfte, anzuschwärzen. Theodor Hell galt für den geheimen literarischen Berather der fürstlichen Dichterin Prinzessin Amalia. Ich merkte den ungünstig vorbereiteten Boden, als ich die pflichtmäßige Begrüßung der „hohen Verfasserin“ im Schlosse machte. Man hatte mir diese Begrüßung als sich gebührend schildern wollen. Mich leitete, als ich dießmal die weiße Halsbinde umlegte, ein aufrichtiges und empfundenes Bedürfniß, einer Dame zu huldigen, die es verstanden hat, echt gemüthliche, deutsch-

innige dramatiſche Familien- und Geſellſchaftsbilder und ſogar mit vollkommen ſceniſcher Wirkung, mit mannigfacher Herausforderung des darſtellenden Talents zu ſchreiben. Aber es ſchien mir, als hätte man ihr einen Tadel verrathen, den ich einmal in meinem „Hamburger Telegraphen“ dahin ausgeſprochen, ſie opferte regelmäßig in ihren Stücken den jugendlichen Zauber der Poeſie und des freien Genius dem Schein einer beſonneneren Weisheit, die ſie mit zwar beſcheidenen, abſichtlich nüchternen, aber deſto zuverläſſigeren Formen auftreten ließe — die Liebespaare des erſten Actes ſind bei ihr nicht mehr die des fünften. Sie ſagte mir verbindlich Freundliches über „Werner“ oder: Herz und Welt“. Ich entgegnete: „Den Muth, unſerer Zeit noch einfache Gemälde der kleinbürgerlichen Welt vorzuführen, verdanken wir ja Ihnen!“ und ſchied mit dem Gefühl des Bedauerns, daß ſich hier eine ſinnige und ſo natürlich denkende Dichterin nicht friſch und frei aus den Etikette-Formen einer Prinzeſſin herausbegeben und, ſo hoch ſie ſtand, durch die Erinnerung an ihre Feder ein leichtes und graciöſes Air von literariſcher Collegialität hatte über ſich gewinnen können.

Die Mächte, die ſich meiner Berufung nach Dresden entgegengeſtemmt hatten und die ich durch nichts verſöhnen konnte, ſollte ich noch durch perſönliche Berührung kennen lernen. „Durch nichts verſöhnen“ — ſage ich.

Die Vorstellungen z. B. des „Coriolan" waren, etwa mit Ausnahme der unrichtig gewählten, nur für Hadrian's Zeit passenden Prospecte (es waren eben keine andern da, neu gemalt würde man sie nur für eine Oper haben), so vollendet, daß sie Friedrich August seinem Freunde König Friedrich Wilhelm IV. mit Genugthuung vorführen konnte. Diesem hohen Gaste sprach die glänzende Darstellung der Titelrolle durch Emil Devrient jedes Wort des Pöbel- und Tribunenhassers Cajus Marcius aus der Seele. Noch höre ich sein lautes „Bravo!" und „Ja! Ja!" als der zum Feinde übergegangene rachedürstige Römer ausruft: „Euer Feind möge euch schon durch seines Helmbusch's Nicken in Verzweiflung fächeln." Das Nicken des Helmbusches war ihm entweder eine schöne Metapher für Mobilmachung, Kriegsbereitschaft nach Außen oder — die Wiederherstellung des militärischen Selbstvertrauens, das er sich gestört zu haben am meisten vorzuwerfen hatte, nach Innen und zugleich eine Beziehung auf die Angst, in welche der demokratische „Pöbel" gerathen würde, wenn es hieß: Die Russen oder die Franzosen kommen! Dieser Besuch fand nach den Märztagen statt, die ich in Berlin zubrachte, mich damals eines mir zugestandenen Urlaubs erfreuend. Ich wurde in jenen Tagen in Berlin Wittwer, wollte den Rest meines Urlaubs irgendwo in den schönen österreichischen Landen zubringen und bat den Dresdner Vertreter

des eben im Auflöſen begriffenen Metternich'ſchen Syſtems um — die Viſirung meines Paſſes nach Wien.

Nur ein Trauernder war ich, Jedermann in Dresden kannte meinen Verluſt, aber der Vertreter Oeſterreichs deutete mir meine Bitte als ein Verlangen, nach Wien gehen zu wollen, um dort das Feuer der Revolution ſchüren zu helfen. „Kommen Sie — in acht Tagen wieder!“ beſchied mich der Vertreter Oeſterreichs, eine Erlaucht. Auf meine Aeußerung: „Aber wozu denn noch dieſe alte Manier aus Metternich's Tagen? Hat denn nicht auch in Wien jetzt ein neues Leben begonnen? Soll denn immer noch die alte Praxis mit den ſchwarzen Büchern, mit Anfragen in Wien, ob ein Viſa zu verwilligen ſei oder nicht, für die Zeit, in der wir leben, in Geltung bleiben?“ erfolgte ein Ausbruch des äußerſten Zorns, als hätte ich ein Attentat auf alle Kronen des Hauſes Habsburg begangen. Acht Tage ſollte ich warten! Während mir jede Stunde meines Urlaubes dürftig zugezählt war! Es wurde eine Scene, über deren Details ich hinweggehe.

Der Herr Geſandte wird ſpäter vielleicht ſelbſt begriffen haben, daß ich in jenen Frühlingstagen 1848 und allerdings kurz vor dem neu ausbrechenden Sturm in Wien keine Neigung haben konnte, von einem friſchen Grabeshügel, noch an der Hand die eben mutterlos gewordenen Kinder, mich in die Revolution zu ſtürzen, an

Gelde bezahlen mußte. Daß das Publikum gehört hatte, er wollte zahlen, darin lag für ihn schon Genugthuung genug. Da er nun wirklich zahlen mußte (wie mancher Almanach setzte nicht einen Preis für die beste Erzählung aus und behielt ihn zurück, weil keine seinen gespannten Anforderungen, die aber wenigstens ein ihm vortheilhaftes Aufsehen erregt hatten, entsprach!), so wollte er den Thäter wenigstens am Kreuze sehen. Er bedauerte jetzt, selbst dazu beigetragen zu haben, daß der junge Mensch nicht mehr unter dem Birkenstock der renovirten Gymnasialgerichts-Ordnung, sondern unter dem gewöhnlichen und allgemeinen Pranger der Justiz stand. Hätte er Muth oder der Thäter nicht drei Brüder gehabt, er würde die Justiz selbst geübt haben, sagte er wenigstens. So aber war er ein leidender Mann und trug Flanell auf bloßem Leibe und ging mit der scharfen Novemberluft nie aus der Stube auf die Hausflur, ohne einen Barometer mitzunehmen, um gleich zu wissen, wie lange er in dem Abfall der Temperatur verweilen könne und wie viel Grad sie betrage. Ja, war er doch oft genug überzeugt, daß ihn die Schwindsucht, die er noch nicht hatte, im Sturmschritt als galloppirende überreiten könne und saß er nicht stundenlang mit seinem kleinen Barbierspiegel, um den geheimnißvollen hippokratischen Zug zu suchen, mit welchem der Tod herbeischleiche! Genug, er eilte zu seinem Vetter, dem Advocaten Sportelhahn, und wollte Arm in Arm mit ihm den Rechtsweg in dieser Sache betreten. Sportelhahn, ein kerzengerader, trockner Mann, neigte sich mehr zum theoretischen, als praktischen Rechte, obgleich ihm die Carolina schon manchen Carolin eingebracht hatte. Dieser Tribonian von Kaputh schlorrte den ganzen Tag im langen

die ich allerdings, das mochte die „achttägige Bedenkzeit“ entſchuldigen, in Berlin angeſtreift hatte. Es war aber damals eine Zeit, wo Jeder, der einen bekannten Namen trug, wider Willen Pflichten finden konnte, die er nicht ſuchte; eine Zeit, wo ein vornehmthuendes Zurücktreten, wenn Volksvertrauen uns aufforderte, öffentlich zu ſprechen, eine Feigheit ohnegleichen geweſen wäre.

Doch die „Stadt Wien“ trat mir in dieſen Tagen bald wieder freundlich entgegen und vorurtheilslos. Vorläufig freilich nur im Dresdener Hotel dieſes Namens. Von Schleſiens ſtillen Wäldern, am Fuße der Schneekoppe, vom ſagenreichen Kynaſt, vom lieblichen Warmbrunn, wohin mich die „acht Tage Bedenkzeit“ Oeſterreichs verbannt hatten, zurückgekehrt, legte ich wieder einmal eine weiße Cravatte um, dießmal, um in jenen Räumen den Herzog Ernſt von Coburg zu begrüßen.

## V.

In den Tagen des grauen germaniſchen Alterthums gab es langgelockte blonde Fürſtenſöhne, um welche die Sage und Geſchichte alle Zauber der Poeſie gewoben. Von Norden kommend, oft nur mit kleinen, aber heldenmüthigen Volksſtämmen, gewannen ſie die Liebe einer byzantiniſchen Prinzeſſin, einer ehrgeizigen Exarchentochter Italiens, und hielten ſich allzeit jugendlich ſtandhaft und treu wie Walhalla-Götter, wie ihr ewiger Frühlingsgott Baldur, unter den chineſenhaft verkrüppelten Griechen, unter den tückiſchen Italienern, den Sicilianern, bis ſie von Gift oder Verrath, ja oft Verrath von den treuloſen Fürſtentöchtern ſelbſt, die ſie anfangs mit liebenden Armen umſchlungen und feſtgehalten hatten, dahingeſtreckt wurden auf die Todesbahre. Da verhauchten ſie ihr Leben wie der ſterbende Schwan ihrer nordiſchen Heimat zuweilen ach! in den Klängen einer Harfe, die noch im Sterben ihre zitternde Hand oder die eines treuen Gefährten ſchlug.

Nach den Tagen der Völkerwanderung, nach den Normannen- und Römerzügen hörte noch nicht die Poesie des deutschen Fürstenthums auf. Die Chronik der mittleren Zeit ist noch erfüllt von Herzogen und Herzogssöhnen, die über die Berge streiften, Meere und Ströme befuhren und nicht nur nicht den Kampf mit den Ungläubigen scheuten, sondern die muthigsten Einsätze selbst gegen Kaiser und Reich wagten. Herzog Heinrich der Welf verlor sein Alles bei einem solchen Einsatz und entfloh nach England. Ulrich von Würtemberg mußte sein Heil in den Schweizer Alpen suchen. Friedrich II. von der Pfalz abenteuerte nach Spanien, Paris und England, um mit ein paar Rossen, die er mitbrachte, die Gunst der Frauen und der Säckelmeister von Kaisern und Königen zu gewinnen. Von einem Württemberger, über welchen die Hofschranzen der Königin Elisabeth nicht wenig gelacht haben sollen, hat jüngst Hermann Kurtz von Tübingen allerlei Kurzweiliges erzählt. Den Winterkönig kennt die Geschichte Böhmens... Jenen Herzog Uli, den Bauernherzog, sollte Berthold Auerbach schildern. Er paßt so ganz in Auerbach's dialectische Gefühlszergliederung. Wenn Herzog Uli auf den Knieen liegt vor dem Verlobten des Weibes, das er liebt, wenn er ausruft: „Hutten, Hutten, ich kann ohne deine Buhle nicht leben!“ und darüber Thränen vergießt und die Kniee Hutten's umklammert, dann aber (es war ein Wort des Freundes zum

Freunde gewesen, gewiß eine Unfürstlichkeit, aber vor den Engeln des Himmels begangen, ein Erguß des tiefsten und heiligsten Wehs im Menschenherzen) erfährt, daß Hutten hingegangen und seine Thränen, sein Knien vor ihm, das Knien des Lehnsherrn vor'm Vasallen, vor'm Dienstmanne an die Welt verrathen hatte, lächerlich gemacht unter zechenden Kumpanen, nachgeahmt vor Anderen, und nun, von Zorn entbrannt, ja sich als Richter, als Fürst, Stellvertreter der Gerechtigkeit Gottes auf Erden, als „Wissender des heimlichen Gerichts der Vehme", wie er sich nannte, fühlend, ihn durchbohrt und an einen Zaun im Walde aufhängt, so fühlt man sich in Auerbach's beste Zeit, seine anatomische Zergliederung poetischer Schwabenköpfe versetzt. . . . Nach dem Winterkönig und seinem heldenmüthigen Ahn Wolfgang von Zweibrücken, der auf eigene Faust den Hugenotten in Frankreich ein stattliches Heer zuführte und den Opfertod starb, hatten die deutschen Fürstengeschlechter und ihre Geschichte meist den romantischen Reiz eingebüßt. Sie wandelten die bequem vorgezeichneten Bahnen des kaiserlichen Reichskammergerichts. Kometen-Naturen unter ihnen lassen sich zählen.

Herzog Ernst von Coburg gab einst solche Kometen-Hoffnungen. Jetzt ist von ihm ein ausgezeichneter Schauspieler zurückgeblieben, der in Gotha den diplomatischen

Bolingbroke, als Seitenstück zum Unterhändler von Langensalza, und den abgedankten preußischen Major Tellheim mit hoher Vollendung gespielt haben soll. In Dresden, wo der Fürst seine erste Jugendzeit verlebt hatte und angenehme Beziehungen unterhielt, war es Emil Devrient, der gefeierte Künstler, der mich in den Gasthof „zur Stadt Wien", zu seinem schon damals ihm gewonnenen fürstlichen Freunde, Gönner und, wie wir jetzt sehen, Schüler führte. Die angenehme Erfahrung, auf der Menschheit Höhen Personen zu begegnen, die sich in allen den Dingen heimisch zeigen, die sonst nur zu den Interessen von uns Mittleren gehören, wurde von mir genossen in vollen Zügen. „Wie lange wird es dauern, so hören unsere kleinen Throne auf!" sagte der in männlicher Jugend strahlende Fürst, der sich damals von einer Gesellschaft catilinarischer Existenzen und politischer Intriganten, die sich um ihn zu sammeln angefangen hatte, durch den schrecklichen Tod des Fürsten Lichnowsky befreit sah. Kein Gebiet des Wissens war ihm fremd. Theater, Musik, Politik waren seine Lieblingsneigungen. Die Jagd stärkte den Körper, der eine ausdauernde Elasticität, die Schönheit des schon seit längerer Zeit zum Geimpftwerden auf morsch gewordene Dynastieen verwendeten coburg'schen Fürstenstammes besaß. Jetzt ist der Fürst um eine damals lawinenartig anschwellende Popu-

larität gekommen, er hat ſich deßhalb vor einiger Zeit hinreißen laſſen, ſich öffentlich ſelbſt zu loben. Gewiß wird aber manche der ſchönen Thaten, die er in ſeiner Jubiläumsrede vollbracht haben will, von einem künftigen Geſchichtsſchreiber anerkannt werden, und im Allgemeinen gehört auch Herzog Ernſt zu jenen unberechenbaren Naturen, die, wie nach Solon Niemand vor ſeinem Tode glücklich, ſo auch vor ſeinem Ende für die Beurtheilung nicht abgeſchloſſen iſt. Es fehlte ihm lange Zeit hindurch nicht an Material für einen hohen Bildnerſinn. Auch er hätte ein Ulrich von Würtemberg werden können, verbannt, ſeines Landes verluſtig, und um deſſelben Umſtandes willen verluſtig, durch welchen ſich Ulrich ſein Land wieder erobern wollte, durch die Verbindung mit der Revolution. Damals ſtand der Herzog im Beginn einer ſolchen Laufbahn, wo ihm oft am Wege bei einem einſamen Ritt durch ſeine Wälder oder in den ſtillen Weihern von Reinhardsbrunn nach einem langweiligen Thee-Abend geſpenſtiſche Geſtalten begrüßt haben mögen, wie ſie Macbeth grüßten: „Heil dir, Than von Glamis!“ „Heil dir, Than von Cawdor!“ In der That war es im Werke, den neuen deutſchen Kaiſer dorther zu entnehmen, von wo ſchon einmal Günther von Schwarzburg an die Krone Karl's des Großen gekommen. Was hätte denn im ſchlimmſten Falle an einer Verbannung nach London oder nach Genf für einen Fürſten ohne Kinder

besonders gelegen? Doch scheint es, es ist nicht die Hamlet-Natur gewesen, die hier „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck“ „der Handlung Namen verlieren“ ließ. Es giebt ein anderes Abwarten des rechten Augenblicks, das die passende Stunde für immer versäumen läßt, der leichtlebige, genußliebende Sinn und die kluge Vergleichung dessen, was man erstrebt, mit dem, was man — denn doch schon einmal hat! Der junge Fürst sprach vom Preisgeben seines Landes unter der Bedingung, daß er wüßte, welchem größeren Zweck er damit diente. Wenn aber alle Fürsten in gleicher Lage so sprechen wollten und dennoch bleiben, weil sie eben den größeren Zweck noch nicht finden können, so vergessen sie, daß der größere Zweck eben der ist, daß — sie fehlen.

Bei alledem hört man einem solchen „freisinnigen“ deutschen Fürsten, der jedoch seinerseits ebenfalls nur „geht“, wenn er muß, mit Vergnügen zu bei seinen Aeußerungen über Jedes und Alles. Gleich treffende Urtheile hat Herzog Ernst über die beste Art des Hufbeschlags wie über Calame's Landschaften, über Hühnerologie wie über Operntexte, über Verbindung des Zuchtschafes mit dem deutschen Bauernschaf wie über die richtigen Lehr- und Lernstoffe in Volksschulen, über Beschälungs-Methoden in Gestüten wie über Rückert's Gedichte. Der Eindruck der Persönlichkeit des Fürsten wäre in der That überwältigend,

wenn ihm nicht etwas innewohnte, das ſich, was die Zuverläſſigkeit eines treumännlichen Weſens anbelangt, mit einem Charakter aus dem Fabelreich vergleichen ließe, den es allerdings nicht in der Mythologie giebt — einem männlichen Pendant zur Meluſine. Proteus, der Vielgeſtaltige, iſt nicht das rechte Bild für das, was ich meine.

Von vielſeitig angeregtem Intereſſe zeigte ſich gelegentlich eine fürſtliche Dame, die weit öfter in Stuttgart als im Haag verweilende Königin der Niederlande, die den Erzähler bei zufälliger Anweſenheit im ſchönen Schwabenlande in dieſelben Schloßräume beſchied, wo ſich ihr königlicher Vater immer engere und engere Grenzen des Umganges gezogen hatte und ſich zuletzt wie ein vergrämelter Einſiedler von Welt und Menſchen abſchloß. König Wilhelm von Württemberg hatte einſt die Liebe der Nation. Die kühnſten Hoffnungen der akademiſchen Jugend waren auf ſeinen Namen gerichtet. Man verwechſelte wohl ſchon damals ſein markiges, zur Unterordnung unter Andere wenig geſchaffenes Volk mit dem Beherrſcher ſelbſt. Lange währte es, bis König Wilhelm's Nimbus bleicher und bleicher wurde. Man hatte zuletzt ſo viel des Gewöhnlichen, ſo viel zu kleinen Mitteln Greifendes von ihm erfahren oder an ihm durchſchaut, daß der Held von La Rothière und Montereau ganz in den

Hintergrund trat. König Wilhelm liebte die Künſte. Er liebte Pracht und Luxus, ohne den rechten Muth, dieſe ſeine Neigung zu verrathen. Sein Verkehr mit kleineren Geiſtern, die ihn auch politiſch bedienen mußten, hörte ſelbſt in den Sturmzeiten des Jahres 1848 nicht auf. Die edelſten Männer ſeines Volkes, die im Munde aller Deutſchen lebten und leben werden, hielt er von ſich fern und entſchädigte ſich dann auch wieder nicht durch den Umgang mit einem von Außen her eninommenen Erſatz. Sein Geſchmack war einſeitig. In den ſchönen Künſten liebte er den Sinnenreiz. Man bedurfte der Hintertreppen, um eine Gunſt von ihm zu erlangen. In den Sachen ſah er nur die daran betheiligten Perſonen. Seine Familie wurde von ihm viel geprüft. Prinzeſſin Sophie ſtand ſeinem kühlen Herzen am nächſten, und wie dieſer trefflichen Frau als Gemalin des bekannten Königs der Niederlande ihr ſanfter, in der Schule der Leiden erzogener Sinn gelohnt wird, weiß die Welt.

Im Jahre 1850 ſollte in Weimar das vom Bildhauer Schaller modellirte Denkmal Herder's enthüllt werden. Ich hatte es im erſten Keim entſtehen ſehen. Der erſte Entwurf wurde bei einer Feſttafel präſentirt, die in München auf irgend einen mir entfallenen Anlaß, ich glaube dem Reichsarchivar von Freyberg zu Ehren, berufen war. Ein Tiroler, Profeſſor Ennemoſer, der ſich aus dem

Gebiet der Naturphiloſophie mannigfach in die Katakomben der Myſtik verirrt hat, ſtellte bei Tiſch in allem Ernſt die für den deutſchen Idealismus charakteriſtiſche Frage auf: Welche Verwendung ſoll diejenige Summe finden, die von den zur Beſtreitung des Herder-Denkmals (das doch erſt als Idee auf dem Tiſche ſtand!) nöthigerweiſe zu ſammelnden Geldern — übrig bleibt? Der überfliegende phantaſtiſche Sinn des Sprechers ſah bereits Ueberſchüſſe, die ſich zur Verwirklichung einer Akademie im Sinne der Alten, eines Prytaneums für ausruhende Denker u. ſ. w. würden verwenden laſſen. Einſtweilen ging noch bei Tiſch ein Teller um für die Herder-Statue ſelbſt. Ob ſie überhaupt gedeckt wurde, ob ſie nicht erſt eines abrundenden Supplements aus der Schatulle der Erneſtiner bedurfte, kann ich im Augenblick nicht ſagen. Aber das eherne Standbild (leider ebenfalls in dem von München ausgegangenen und von Nietſchel vollends übertriebenen, für mich unheimlichen Geſchmack der Coloſſal-Statuen) erhebt ſich zweckmäßig dicht an dem alten Münſter Weimars und wurde mit ſinniger Feier und unter Beweiſen echter Begeiſterung enthüllt. Jene Auguſttage vom Jahr 1850 ſahen gleichzeitig in Weimar manches Wunderliche. Franz Dingelſtedt ließ an derſelben Stelle, von welcher er damals noch nicht ahnte, daß ſie ſpäter eine Stätte ſeines eigenen Wirkens werden würde, einen Prolog

Camisol und der schmutzigsten Schlafmütze durch seine Wohnung, die nichts als Bibliothek war. Tabaksrauch und Staub gaben die Mischung der Atmosphäre ab, von welcher (er war Junggesell) seine Umgebung geschwängert wurde. Er war übrigens geneigt zu jedem Processe und nur zu diesem nicht, weil Wiesecke sein Vetter war. „Guter Junge," sagte Sportelhahn, indem er sich eine neue Pfeife stopfte, da ihm die alte vor Schreck über die Leichenfarbe seines Vetters ausgegangen war, „was ich dir rathen werde, kommt vom Herzen, nicht vom Geldbeutel. Wärest du nicht mein eigen Blut, alter Kerl, ich würde dir schon meine Schröpfköpfe ansetzen und in die eine Wagschale der Gerechtigkeit deine glänzende Rechtsaussicht und in die andere meine Sportelrechnung legen. Allein, setze dich und höre!" Dabei schob er dem Registrator, statt einer Befriedigung seiner Rache, einen Stuhl hin und stützte seinen linken Ellenbogen auf den ungeheuren Quartanten des Johann Samuel von Böhmer, dem er, das Titelkupfer war aufgeschlagen, den feinen Geheimeraths-Spitzenkragen (man möchte die Brüsseler Spitzen, mit denen J. S. Böhmer immer gezeichnet wird, für allegorische römische Rechtswendungen und das Labyrinth der von Justinian gestatteten Einreden halten!) zu zerknittern drohte. „Altes Herz," sagte Sportelhahn, „der Bubenstreich ist zunächst ein Falsum. Aber bei der Fälschung spricht die lex Cornelia nicht schlechtweg vom dolus malus, und die deutsche Halseisenordnung, unser gemeines Criminalrecht, gestattet sogar, dem Kaiser seine Brabanter Thaler nachzuschlagen, wenn man's nur nicht „böslicher und gefährlicher Weise" thut. Nun ist auch von jeher gesagt worden: Man solle nur immer das Gute annehmen

ſprechen. Franz Liszt verherrlichte eine poetiſche Schöpfung des Tageshelden, Herder's „Prometheus", durch muſikaliſche Illuſtrationen, die damals noch in der vollen Hoffnung von ihm gegeben wurden, die ſogenannte Programm-Muſik würde ſich Bahn brechen. Richard Wagner's „Lohengrin" trat zum erſtenmal in Deutſchland an's Lampenlicht und fand ein Publikum, das mir vollkommen erwärmt ſchien, jedoch den begeiſterten Dirigenten Franz Liszt in den Kundgebungen des geſpendeten Antheils ſo wenig befriedigte, daß er nahe daran war, auf einem Bankett, das die anregenden Feſtlichkeiten beim zu früh verſtorbenen, beſtgewillten jungen Intendanten von Ziegeſar beſchloß, dem Kunſtſinn Weimars ein Pereat zu bringen.

Die Seele und der eigentliche Förderer dieſer Unternehmungen war der Erbprinz Karl Alexander, beſtimmt, nach einigen Jahren ſeinem Vater in der Regierung zu folgen. Seine Mutter, die Tochter jenes unglücklichen Kaiſers Paul, die, als ſie von St. Petersburg als herzogliche Braut in Weimar einzog, Weimar für die Vorſtadt der eigentlichen Reſidenzſtadt, die ſie künftig bewohnen ſollte, gehalten und gefragt haben ſoll, wo denn die eigentliche Stadt anfinge, hatte gelernt, ſich in die kleinen Verhältniſſe zu finden, und gab die Mittel zu all den ſchönen Anomalieen desjenigen her, was ſich zunächſt von einem

ſo kleinen Fürſtenhauſe für Kunſt und Literatur erwarten ließ. Der junge Prinz beorderte ſich Jeden, der zum Feſt gekommen war und einen einigermaßen bekannten Namen trug, zu einer Audienz, die auch mir in einem Pavillon des berühmten Parks von Weimar, im „Römiſchen Hauſe“, zu Theil wurde.

Ueber Prinzen-Erziehung iſt viel geſchrieben worden, und in der Regel hat man eine falſche Vorſtellung davon. Das Gefühl der hohen Verantwortung, die Fürſten auf ihren Schultern tragen, mag ſich bei ihnen in ſpätern Jahren, wenn ſie ſich endlich im vollen Genuß ihrer Ausnahme-Stellung befinden, verlieren. Sorgloſigkeit, Bequemlichkeit mögen da an die Stelle der Gewiſſenhaftigkeit treten. Zu letzterer jedoch, zur ſtrengen Bewachung ihrer ſelbſt, zur weiſen Eintheilung der Zeit, zur Beherrſchung ihres Naturells, zur Beachtung jedes in der Welt ihnen entgegentretenden Rechtes, und wäre es nur das Recht einer eigenbedingten Perſönlichkeit, ſind ſie mehr erzogen worden, als irgend ein Sproß auf einem anderen Zweige der Geſellſchaft. Wenn ihr euren Kindern noch geſtattet, in den warmen Federn zu bleiben, iſt ein junger Prinz ſchon längſt in voller Toilette und nimmt bereits Unterricht, ohne ſchon ſein Frühſtück bekommen zu haben. Wenn euch einfällt, eure Kinder aus der Schule zu behalten, wenn ſie in Alles, was ihr ſprecht, mit „gemüthlicher“

Keckheit mit hineinreden dürfen, wenn eure Töchter stundenlang zum Fenster hinausgaffen und die Vorübergehenden recensiren, so ist in der Erziehung von Fürstenkindern immerfort der Spiegel zur Hand, der ihnen die Unziemlichkeiten eines solchen Betragens zeigt. Das Leben der Fürstenkinder ist ein Uhrwerk. Alles daran ist geregelt, jede Stunde ist für irgend einen Zweck aufgezogen. Der ganze Mensch wird förmlich zu einem Begriff erhoben, der sich in organischer Regelmäßigkeit zu entwickeln und in gegliederter Ordnung darzulegen und auszuleben hat. Wir schließen zu sehr aus uns selbst, wenn wir den Fürsten Motive, Gesinnungen, Urtheile für ihre Handlungen unterlegen, die sie nicht kennen. Wir glauben, sie haßten, sie verfolgten, während ihre Erziehung darauf angelegt ist, höchstens in solchen Fällen einen Instinct anzunehmen, dem sie folgten, ohne sich eine feste Vorstellung darüber gemacht zu haben.

Ich bin an der Grenze meiner Mittheilungen angelangt, wo sie zu nahe die Gegenwart berühren. Aber das darf ich doch, ohne mißdeutet zu werden, sagen: Ein Fürst der sorgfältigsten und mustergültigsten Erziehung ist Karl Alexander, und alle seine Tugenden, vielleicht auch die Täuschungen, die er Manchem schon, der auf ihn rechnete, bereitet haben mag, entspringen aus einer methodisch von ihm durchgemachten frühen Zähmung und Zügelung eines mächtig

aufwallenden, für alles Gute und Schöne warm empfindenden, ja enthuſiaſtiſchen Fühlens und Denkens. Auch bei ihm, wie bei ſeinem Freunde und Vetter, dem Herzoge Ernſt, waltet eine kaum zu befriedigende Vielſeitigkeit des Intereſſes vor — in anderer Weiſe freilich, als bei jenem raſch wählenden, entſchloſſen zugreifenden oder — ablehnenden Nachbar von Coburg-Gotha. Der Trieb ſich zu unterrichten, Neues zu lernen, iſt beim Fürſten von Weimar immer rege und er geſteht dieſen Trieb ſich und Andern offen ein. Nicht minder rege iſt ſein Trieb zum Geſtalten und Schaffen. Seine Schwingen würden ſich immer in den Lüften erhalten, wie bei jungen Tauben, die nicht anders ſtillſtehen können, als mit immer ausgebreiteten Flügeln. Aber die ruſſiſche Erziehung durch die Mutter iſt eine Fürſorge geworden für wohlüberlegtes Verbleiben auf dem Schauplatz irdiſch bedingter Wirklichkeit. Die damalige Unterhaltung des jungen Fürſten trug alle Elemente einer ſchönen Don Carlos-Sehnſucht. Die Kunſt zu fragen war bei ihm beſonders ausgebildet. Nach jeder Antwort trat eine Pauſe ein, die zweifelhaft laſſen konnte, gehörte ſie dem Ueberdenken der empfangenen Antwort oder dem Vorbereiten einer neuen Frage an. Sein charakteriſtiſches Wort: „Ich leſe nur das, wovon ich Nutzen habe“, kam nicht aus dem Mund eines jungen Mannes, der die Literatur blos für eine Utilität hält und mit nüchternem Realismus

das ausgeschlossen haben will, was ihm nicht eine Bereicherung seines Gedächtnisses verspricht; es war vielmehr die Erklärung eines begeisterten Literaturfreundes, der zunächst auf den Stoff sieht, aber auch das rein Dichterische und zunächst nicht Nutzenbringende liest, vielleicht dann freilich nur um deßwillen liest, um es wie die Anderen zu kennen und wie die Anderen — davon zu wissen. Das Bild des edlen und wohlmeinenden Fürsten ließe sich noch vervollständigen aus späterer näherer Beziehung, wo für die Besuche ausdrücklich — die schwarze Halsbinde verlangt wurde. Wir sprechen hier nur von der weißen.

Zuletzt träte ich noch gern an ein schwarzberußtes, doch stattliches Palais der Seegasse in Dresden, an ein Haus mit stolzem Säulenportal aus den Zeiten des „Starken August" und des verunglückten Großmachtpolitikers Grafen Brühl. Aus diesem Hause sah ich einst in einer Mittagsstunde einen Mann heraustreten, der einige Monate darin als dirigirender Minister gewaltet hatte, den Leipziger Professor der Rechte von der Pfordten. Mit dem Märzsturm kam dieser in die stolzen Räume und bald nach dem Tode Robert Blum's verließ er sie. Als ich den wohlbehäbigen, schwarzbebarteten, breitschulterigen Mann mittlerer Statur fragte: „Gehen Sie nun wohl auf Ihren Lehrstuhl nach Leipzig zurück oder nach Baiern in Ihr Vaterland?" lautete die Antwort der Ex-Excellenz

mit der ihr eigenen stereotyp lächelnden Bonhommie, die jedoch, wie fast bei allen Söhnen Ober-, Mittel- und Unterfrankens, das vollständigste Gegentheil seiner Aeußerungen und liebenswürdigsten Freundlichkeiten nicht ausschloß: „Ja, nach Baiern! Ich suche mir dort die ruhigste und glücklichste Stellung, die es in dieser Welt nur geben kann, die eines baierischen Landrichters!“ Vierzehn Tage darauf war der baierische Landrichter mit einem idyllischen Gehalte von wenig über 800 Gulden der Chef des baierischen Cabinet's und Premier-Minister Maximilian's II. mit mindestens 8000. Derjenige, der damals statt seiner jenes Palais bezog, war Freiherr von Beust, dem ich aus mancherlei Gründen veranlaßt wurde, öfters ebenfalls eine weiße Cravatte und eine frühe Morgenstunde zu widmen. Doch ich breche ab. Wir stehen bei einer verfänglichen Gegenwart.

# Die Wittwe von Bologna.

# I.

In der ſchönen Lagunenſtadt Venedig, ja im geſammten Zauberlande Italien kann man ſich zwiſchen den Wänden eines Zimmers, das groß genug wäre, um bei uns ein Saal genannt zu werden, nach Belieben ſchier wie ein Raſender geberden, darf laute Drohungen ausſtoßen, demoſtheniſche Reden halten, wie vor einer großen Volksverſammlung — und Niemand bleibt darum auch nur einen Augenblick auf der Straße ſtehen, kein Hauswirth kommt voll Entrüſtung, jeder Zoll Kündigung, zum Miether hinaufgeſtürmt und verweist auf einen der Dutzende von Paragraphen eines richtigen Miethskontrakts, kein „Schutzmann“ ſpringt, den Ausbruch einer Haustragödie witternd, die Hand am Säbel, von der nächſten Straßenecke herbei. Das macht allein die durchweg ſteinerne Bauart der Häuſer. Sind nur die Fenſter geſchloſſen, ſo bleibt die volle Kraft der Stimme im Zimmer. Davon das mächtige Organ der Italiener, die ſtentoriſche

bis das Gegentheil erwiesen ist (quisquis præsumitur u. s. w.); und nun müßte bei deinem Falsum die böswillige Absicht erst erwiesen werden! Wie —"

Und hier hat der Menschenkenner nebenbei Gelegenheit, eine feine Bemerkung zu machen. Sportelhahn war von seinem Rechte so in Anspruch genommen, wenn er darüber sprach, daß er die andere Person, als Person, immer vergaß und Bruder und Schwester nicht mehr unterschied. So fing er auch an, in der Ekstase seiner Gelehrsamkeit, seinen eigenen Vetter mit dem höflicheren Sie zu apostrophiren — „Wie erweisen Sie das?" fragte er den Registrator, dem sich bei dieser Vergeßlichkeit die Person seines Verwandten in die Gerechtigkeit selbst zu verwandeln schien. „Aber abgesehen davon," fuhr Sportelhahn fort, „sind auch alle Autoritäten gegen Sie." Nun griff er blindlings in die Zimmerwände hinein und zog einen alten Tröster nach dem andern hervor. „Hier sind die Abhandlungen von Krebs und Engelschall! Was läßt sich gegen solche Namen ausrichten! — Hier der Codextitel de mutatione nominis und der Kaiser Diocletian: Alles ist gegen Sie! Und was sagt Perez ad Codicem? At vero, si fraus et dolus malus *absit*, unicuique liberum est, quodcunque nomen assumere, nec eo, quod novum sumpserit, ulla actione tenetur. Außer diesen feuerfesten Beweisstellen kommen noch eine Menge anderer Umstände zur Frage. Lieber Vetter, dein angeblicher Falsar ist minorenn: wie leicht würde es seinem Rechtsbeistande nicht werden, ihn noch als völlig unzurechnungsfähig darzustellen? Ferner: du, als Denunciant, müßtest Caution, bedeutende Caution stellen, ja, bei einem nur irgend mangelhaften Ausgange des Processes gewärtigen, ebenein von einem

Stimme der Sänger. Sie lernen früh den Ton nicht gegen Holz, sondern wie gegen Felsen einsetzen.

„Ha, dieser unverschämte Conte! Dieser Römer mit seinen siebenundsiebzig Ahnen und seinen beiden, einen richtigen Vollmond bildenden Sichelbeinen —! Diese Vogelscheuche, wie die Excellenz glaubt, noch aus der klassischen Zeit will mich über Anstand belehren —? Dieser privilegirte Hanswurst, Pantalon durch und durch, will mir in ganz Italien (denn das ist Venedig, wenn Rom sein erstes Echo geworden!) den Namen machen, ich hätte ein Spiel, das nach den Manieren der Weinbauern von Bergamo schmeckt —? Zum Henker, dieser neue Aristarch! Dieser Kunstkritiker, den Seine Heiligkeit in der unerschöpflichen Güte und Milde Benedetto's des Vierzehnten zum Wächter über den guten Geschmack in seinen Staaten gesetzt hat! Ich erkenne die Großmuth des Vatikans, die unverdiente Schonung, die der Heilige Vater darin zu erkennen gibt, daß er zwar die Ehrenämter nicht mehr ausschließlich der hohen Prälatur, sondern auch dem römischen Adel zuerkennt —: aber dieser Graf Papello stammt weder von Vater- noch, wenn er Mamello hieße, von Mutterseite von Kaiser August's Geschmacksminister, dem großen Mäcenas, ab!"

Auf diese zornentflammte, fast wuthentbrannte, jedenfalls mächtig dahinschallende, aber doch im Hause, an

einer Ecke, wo ſich zwei Lagunenſtraßen kreuzten, zurückbleibende Rede lachte ein Silberſtimmchen im Nebenzimmer hellauf. Die Verbindungsthür ſtand offen. Die Zornausbrüche des beleidigten Mimen (denn dafür wird man den Sprecher vielleicht nehmen wollen) hatten ſich bereits etwas gemildert von jener Stelle an, wo ſeine Ausdrücke ſatyriſch geworden. Bei Alledem, und obſchon er verſucht ſchien, dann über ſeine eigenen Einfälle zu lachen, warf er ſich ſo heftig in einen Lehnſtuhl, daß dieſer förmlich krachte, ballte die Fauſt und trommelte auf der Lehne des Seſſels. Das Aufſtampfen mit den Füßen vorher hatte nicht recht ſeinen Zorn unterſtützen wollen. Denn ſolches verhallte auf dem marmornen Eſtrich und that dem beleidigten Künſtler noch eher wehe, als wohl, da er ſich noch in ſeinen Hausſchuhen befand.

„Carlo, Carlo,“ rief die holdliebliche Stimme aus dem Nebenzimmer, „iſt es denn Dein Ernſt, daß Du ſo ſchnaubſt wie ein Bär aus den Alpen von Friaul? Wenn Du ſo fortfährſt, ſo fürchte ich noch ſelbſt von Dir zerriſſen zu werden.“

„Du biſt meine gute, liebe Julietta, mein ſanftes, holdes Eheweibchen,“ lautete die Antwort aus dem reſonanzloſen Studierzimmer des Mimen, „Du möchteſt, ich weiß es, mit aller Welt in Frieden leben, wenn nur unſere Einnahmen richtig gezahlt werden und Meiſter

Medebecemir beim Honorar für meine Stücke keine falſchen Zechinen unterſchiebt —! Und auch ich bin wahrhaftig an Geduld ſonſt ein Lamm! Ich ambirte bei dem erſten Verſuch, auch einmal wieder, wie in meinen jungen Jahren, Komödie zu ſpielen, weder eine Rolle, die zu lang, noch einen Charakter, der auf die Schönheit Rinaldo's Anſprüche macht. Ein Dramatiker, der ich ja nur allein bin, iſt ſchon von Natur die Höflichkeit ſelbſt. Ich bücke mich vor jedem Menſchen, der zwei Hände zum Klatſchen und einen Mund zum Pfeifen hat. Am Morgen, wenn ein neues Stück von mir gegeben wird, laſſ' ich mich geradezu durch ein Nadelöhr fädeln. Jedem Armen auf dem Rialto geb' ich an einem ſolchen Entſcheidungstage ſeinen Bajocc, noch ehe er drum gebettelt hat —! Und dieſer Graf will meine neulichen Spielproben beim Markeſe Vidimanni plump, meinen Geberdenausdruck leblos, meine Bewegungen eckig gefunden haben! Es iſt mir Alles haarklein berichtet worden, was er nach der erſten und der zweiten Vorſtellung im Palazzo Correr geäußert hat. Er übertrug ſein Urtheil auf meine ganze Muſe und meine verderbliche Einwirkung auf die italieniſche Schauſpielkunſt."

„Warum ſpielteſt Du aber auch zuerſt nur die Nebenrolle in Deinem Stück, wo Du Dein Talent nicht zeigen konnteſt —!"

„In ſeinen eigenen Stücken, Herzlieb, muß das ein Autor thun —! Der große Dichter der Britten, Williamo Shakſpeari, trug in ſeinen eigenen Stücken die Stühle heraus —! Dieſe Beſcheidenheit rührt dann eine ſolche Höllenbeſtie, wie das Publikum bei aller Achtung vor ihm genannt zu werden verdient; ſie zähmt die hundertköpfigen Tücke dieſes Ungethüms, und der Autor gewinnt, was der Schauſpieler verliert. Aber dieſer Zoilus aus Rom, dieſer hat mich doch hernach in vier Partieen nacheinander geſehen, die ich zu gleicher Zeit ſpielte! Ich keinen Anſtand haben? Keine Tournüre? Ich lebe auf der Scene, ich ſtudiere alle meine Stücke ſelbſt ein, ich leſe, ich ſpiele ſie den Schauſpielern vor! An dem Abend bei Markeſe Vidimanni ſpielte ich einen Charlatan, einen Taſchenſpieler, einen Schauſpieldirector und einen Liederhauſirer — Alles applaudirte. Nur dieſer Graf aus Rom läſterte. Man ſieht es aber deutlich, der Puppenſpielgraf — das iſt ſein Orakel! Dem hat er Alles nachgeſprochen, und ich erleide eine Niederlage, die ich nicht verwinden kann."

„Durch Deine Nichtberufung nach Rom —?"

„Durch nichts Anderes."

Es trat eine Pauſe ein. Alles ringsum war mäuschenſtill. Die auf den Lagunen dahinſchleichenden Gondeln ſchweben ohnehin wie Geiſterſchatten. Sie machen nur Geräuſch, wenn ſich die Schiffer an den Straßenecken

begegnen und ſich anrufen, um ſich beim Umbiegen vor einem Zuſammenſtoß zu ſichern. Vom Hereinbrechen eines Frühlingsſonnenſtrahls iſt in den Häuſern Venedigs, wenn ſie nicht an den großen Kanälen liegen, ſelten die Rede. Und draußen blühte der Frühling. Hier aber war es recht düſter, dumpf und noch ganz ſo winterlich, wie zur Zeit des dießmal rauſchender denn je verfloſſenen Karneval, hier — bei Carlo Goldoni, dem berühmteſten Luſtſpieldichter der Italiener und deſſen Weibchen Julietta. Uebrigens nur ein Scherz war's, nur einer der „den Armen freiwillig geſpendeten Bajocco" des ſehr oft, wie beinahe allen großen Dramatikern geſchah, ausgepfiffenen größten Schülers und Nachahmers Molières, wenn er ſein Weib „Julietta" nannte, wie die Venetianer Julietta ausſprechen. Denn Julietta hieß ſie. Sie war aus Genua gebürtig, die Tochter eines Notars, und keine Schauſpielerin, ebenſowenig wie Goldoni ein Schauſpieler war. Jene beſchäftigte ſich nur damit, ihrem Mann zum Dichten eine behagliche Exiſtenz zu ſchaffen und ihn, wenn ihn das Publikum fallen ließ, nur deſto mehr zu lieben. Dieſer hatte nur ab und zu die Grille, auf Privattheatern beweiſen zu wollen, daß er ebenſogut auch, wenn er nur wollte, Komödie hätte ſpielen können, wie Molière und „Williamo Shakſpeari". Seine letzte dilettantiſche Leiſtung hatte auf dem Landhauſe des Marleſe Vidimanni,

in Gegenwart des gesammten venetianischen Adels stattgefunden.

Juli- oder Julietta rasselte ein wenig mit dem Küchengeräth. Die Magd war noch nicht vom Markte heimgekehrt und auch ohne die Dienerin griff eine Frau eines dramatischen Künstlers, Dramaturgen und Dichters aus dem vorigen Jahrhundert, wo es noch keine lebenslänglichen Engagements, Pensionsfonds, Tantièmen u. s. w. gab, in der Küche wacker selbst mit an. In Italien ist überdies Alles natürlich. Jede Sache dort macht sich menschlich. Nur der zimperliche Norden hat die verdammten Gesetze des falschen Scheins aufgebracht.

Auch da noch zeigte sich die italienische Natürlichkeit, als Julietta allmälig anfing, ihrem Gatten einige recht seltsame Trostgründe zuzusprechen. Sie war jetzt in sein Zimmer eingetreten, eine leichte, behende Gestalt, etwas angegriffen vom Zusammenleben mit einem immer aufgeregten, als Dichter, Schauspieler und besonders ehemaliger Advocat dreifach, ja bedenken wir seine Nationalität, vierfach reizbaren Gemahl. Doch hatte sie eine weiße, trotz der Küche zarte Hand und ein sprechendes schwarzes Auge. Mit jener streichelte sie die Wange ihres bereits in die reiferen Mannesjahre gerückten Carlo, mit diesem blinkte sie ihm bittende Aufforderungen zur Sanftmuth und Gelassenheit zu.

„Sieh," ſprach ſie mit ſchmeichelnder Stimme, „könnte denn das einen ſo beſonderen Werth für Dich haben, mein Carlo, die Direktion der drei römiſchen Theater zu führen? Du weißt doch, wie ungern Du ſchon ehemals in Ravenna und Bologna geſpielt haſt, in dieſen Städten Seiner Heiligkeit, wo man noch auf der Bühne keine Frauen dulden will —? Wie ungern haſt Du in Deinen jüngeren Jahren dort, wenn Du Dich verſuchteſt, die Floretten und Lucinden geſpielt —! Auch jetzt würdeſt Du Dich in dieſe ſtrengen Geſetze der heiligen Kirche, wenn Du in Rom den Schauſpielern die Rollen einzuſtudieren hätteſt, nicht finden können —!"

Von einem Belachen der Sitte, daß in Rom und auf allen Theatern des Kirchenſtaats noch bis zur Stunde (wir berichten hier lediglich Hiſtoriſches) keine weibliche Rolle von Frauen geſpielt werden durfte, keine „Sängerin", keine „Tänzerin" etwas Anderes, als ein verkleideter Mann ſein durfte, war weder bei Goldoni noch bei ſeiner Gattin irgend die Rede. Der lange, hagere Mann mit den ſcharfausgeprägten Geſichtszügen, der Habichtnaſe, dem hervortretenden Kinn, über welchem ein höchſt zierlich gebildeter Mund die ſprechendſte Anmuth verbreitete und, wie ſein Frauchen öfters mit Eiferſucht ſagte, zum Küſſen herausforderte, Goldoni, der ſich jetzt erſchöpft auf ſeine Hand ſtützte, und vollends ſein Anzug, das noch unfri-

ſirte, noch ungepuderte Haar, der Hauskittel, der ihm bis zur Hälfte ging, das offene Hemd, die enganliegenden Halbbeinkleider, die am Knie von ſchlotternd herabhängenden, noch nicht feſtgeſchnallten Strümpfen abgelöst wurden, alles das ſtand gewiß in einem die Lachluſt reizenden Kontraſt zu der Vorſtellung, daß dieſer Mann einſt die ſchwärmeriſchen Lucinden und die ſchnippiſchen Floretten geſpielt hätte und noch jetzt, wenn er nur die Stelle des päpſtlichen Theaterdirectors hätte bekommen können, in die Lage verſetzt werden würde, ſeinen Mitgliedern eine keifende Alte oder eine Edelfrau vom Lande vorſpielen zu müſſen. Aber das liebende Paar lachte darüber nicht. Im Hauſe eines Theaterangehörigen gilt es für etwas Selbſtverſtändliches, daß Koſtüme, Schminke, Beleuchtung auf der Bühne vollkommen jene Menſchen hervorbringen, von denen die häusliche Exiſtenz vorläufig nur die geſchriebene Rolle kennt.

„Ei was?“ begann der durch den päpſtlichen Intendanten ſo tief gekränkte Reformator des italieniſchen Geſchmacks, „ich bin gar nicht ſo unzufrieden mit dem Feſthalten dieſer alten Sitte. Ich wünſchte, noch überall wären die Intriguen der Weiber, der Leichtſinn und die Koketterie Deiner Mitſchweſtern vom Theater ausgeſchloſſen. Wenn ich nur allein hier unſere Truppe bedenke, was hat Medebec unter den Frauen zu leiden —! Ja, wörtlich

unter ihnen — denn er ſelbſt ſteht doch wie ein reiner Taddeo unter dem Pantoffel der Albertazzi! Muß nicht Alles nach ihrer Pfeife tanzen? Habe ich, Medebac's verpflichteter Theaterdichter, nicht meine Noth, dieſer Perſon durch tägliche Schmeicheleien das Ueberlaufenwollen zum Puppenſpielgrafen aus dem Kopf zu bringen? In Rom, ha! da würde ich meine Pläne mit Ruhe verfolgen können. Kein wandelbares, leichtſinniges Publikum wie hier würde ſeine Schadenfreude haben an meinem mühevollen Kampf gegen die Stegreifkomödie! Keine bloße Schauluſt würde nur gleichſam wie zwiſchen zwei erbitterten Hähnen zum gegenſeitigen Hacken mit den Sporen reizen, befriedigt, wenn nur einer von beiden recht blutet und unterliegt! Rom iſt allerdings nicht mehr die Hauptſtadt der Welt, aber die Italiens iſt ſie noch gewiß. Seit uns die weiſe Wahl des letzten Conclave einen Cardinal Lambertini, das Muſter aller Tugend und Gelehrſamkeit, einen wahrhaft weiſen, hocherleuchteten Prieſter zum Haupt der Chriſtenheit gegeben hat, werden wieder in Rom die Künſte und die Wiſſenſchaften geſchätzt. Benedikt XIV. darf das Theater ſelbſt zwar nicht beſuchen, zum Mindeſten nicht die, die öffentlich ſind, aber er duldet, er unterſtützt ſie und wendet ihnen ſeine milde Aufmerkſamkeit zu. Ja ſogar in den Klöſtern, die ſich mit der Erziehung des vornehmen Adels beſchäftigen, der doch noch immer an

dem Fuße der Peterskirche aus allen Theilen der Welt zuſammenſtrömt, duldet und empfiehlt Seine Heiligkeit die Uebung im Komödienſpiel. Ich würde in Rom Männer von Kritik, Geſchmack und Wohlwollen finden, die meine Richtung zu würdigen verſtünden und ihre Würdigung unabhängig machten vom Erfolg — während ich hier in Venedig immer nur inſoweit Recht behalte, als ich zuletzt der Sieger geweſen bin über meine gehäſſigen Gegner, an deren Spitze ſich dieſer böſe Narr, dieſer Gozzi, geſtellt hat —! Freilich, freilich, Gozzi iſt ein Graf! Republikaner nennen ſich die Krämer von Venedig? Ha! das iſt doch ſeltſam, daß ich noch in allen Republiken, ſelbſt in Deiner Vaterſtadt, in Genua, gefunden habe: Die Geldſäcke fühlen ſich durch nichts ſo ſehr geſchmeichelt, als durch den Umgang mit dem Adel —!"

„Du rühmſt Rom und den Geſchmack Seiner gewiß bald zu den Heiligen gehenden ſteinalten Heiligkeit —" entgegnete Julietta ganz mit derjenigen Gelaſſenheit und Milde, die uns allein wohlthut, wenn wir bei heftiger Ergriffenheit von einem Schmerz gegen die Berechtigung deſſelben widerlegende Einwände zu hören bekommen ſollen; „und dennoch ſtammt die Urſache Deines ganzen Zornes von —"

„Dieſem Grafen Papello —?" fiel Goldoni ein und mußte unwillkürlich wieder aufſpringen. „Nein, das iſt

Gegner als Calumniant verklagt zu werden. Dies ist der eine Gesichtspunkt der Sache" — Und, obgleich dem Registrator schon aller Muth entfallen war, so hob der Vetter doch auch noch den andern hervor und fuhr fort: „Zu einer Injurienklage schrit' ich nun gar erst mit verzagtem Herzen. Deine moralische, Ihre bürgerliche Ehre ist weder in der Ankündigung, noch in der Unterstellung eines anonymen Briefes verletzt, ja, im Gegentheil würde Beklagter entgegnen können, er hätte ja zehn Thaler daran setzen wollen, um diese Ehre wieder herzustellen! Auch ist das bloße Briefempfängniß, mag es nun ein Brief nach allen möglichen Schemen des Briefstellers sein, wenn man davon spricht, keine Injurie; etwas ganz Anderes wäre es, wenn der verlaute junge Freund Ihres Rufes den Inhalt jenes eingebildeten Briefes gebilligt und etwa gesagt hätte: Wer u. s. w.... eines Briefes, dessen Inhalt ich übrigens billige u. s. w.... Allein, im Gegentheil, er setzt eine Prämie darauf, wer den Verleumder entdeckt. Der Einwand, daß ja die Möglichkeit eines begründeten Angriffs in der Annonce vorausgesetzt werde, ist irrelevant oder, wie wir Juristen das nennen, impertinent. Endlich, lieber Vetter ...."

Hier mußte Sportelhahn selber lächeln, weniger, weil der Registrator wie ein armer Sünder aussah, als, weil er sich dem Arsenal näherte, wo die Juristen ihre Hauptwaffen versteckt haben und wo die ungeheuren endlosen Schiffstaue von ewigen Processen gedreht werden. „Gesetzt," sagte er, „der Schlingel muß Abbitte thun (ich nehme da den glücklichsten Erfolg unserer Bemühungen an), so hast du vielleicht zehn Jahre darüber processiren müssen, bist durch alle Instanzen die Spießruthen der Advocatenkünste und Richterbe-

nur eine unglückliche Ausnahme von Benedetto's Regel. Dieſer Menſch iſt unermeßlich reich, aber ein Geizhals. Seine Güter wetteifern an Umfang mit denen des reichſten Kloſters. Der Grund und Boden, auf welchem die Theater Aliberti und Tordinona erbaut ſind, gehörte ſeit Jahrhunderten ſeiner Familie. Deßhalb ſind ihm die römiſchen Schauſpiele zinspflichtig. Um nun dieſen Geizhals minder ſtörriſch im Verweigern von Pachtnachläſſen oder erbetenen Verlängerungen der Zahltermine zu machen, hat man ihm das Heft lieber gleich ganz in die Hände gegeben. Graf Papello war auf Reiſen. Er hat Seiner Heiligkeit ſo viel von dem Glanz des ſächſiſchen Hofes, von den Schönheiten und Reichthümern der Gallerieen von Dresden, dem Pomp der dortigen Oper vorerzählt, daß ihm Benedikt auch die Verwaltung der aus ſeiner eigenen Chatoulle geſpendeten Beiſteuer für den Beſtand der Bühne in Rom übertragen und ſomit zu ſeinem Rathgeber und Intendanten gemacht hat. Du wirſt es ſehen, Papello nimmt noch den Puppenſpielgrafen in die Dienſte des heiligen Stuhls und die Richtung, die ich mit Aufopferung meines Lebens, mit Arbeit bei Tage und bei Nacht, bekämpfe, jener alte blödſinnige Maskenunfug, jener Zwang, ſich nur an ſieben oder acht überlieferte Charaktere halten zu ſollen, ein Zwang, den uns ſchon das alte Rom, die Bauernkomödie der Atellanen hinter-

laſſen hat, der wird in der Welt triumphiren —! Denn was in Venedig gefällt, das unterſtützen nur die Leichtſinnigen in Europa. Was aber in Rom gefällt, das billigt auch die Philoſophie."

Goldoni ſprach hier wörtlich, wie man im achtzehnten Jahrhundert, um das Jahr 1758, als Goethe bereits geboren und der ſiebenjährige Krieg im vollen Gange war, geſprochen hat.

Den Frauen iſt jedoch ein eigenes Ahnungsgefühl, etwas wunderbar Weiſſagendes vom Schöpfer verliehen. Und ſo brach denn auch Julietta in eine begeiſterte Rede aus, um die trüben Gedanken ihres als Dichter ſchon damals hochberühmten Gatten zu verſcheuchen. „Nie, nie, mein geliebter Carlo", rief ſie, „nie wird dieſe Stunde kommen, die Dein verſtimmtes Gemüth wieder einmal anbrechen ſieht! Die Poſſenreißer, die ſich ſelbſt ihre Rollen ſchreiben und nur nach einem unter ſich verabredeten dummen Plane ihre Schwänke machen, Schwänke, die immer nur auf Prügelaustheilen und Prügelbekommen hinausgehen, dieſe hat Dein Genie, hat die feine Art Deiner Komödien, Deine reiche ſinnige Erfindung, Dein wohlgefeilter Dialog für immer von der anſtändigen Bühne verbannt! Nur eine Grille dieſes Grafen Gozzi, der ſeinen ſchwarzgalligen Neid hinter einer barocken Phantaſie, ſeine Sucht, Aufſehen zu erregen, hinter einer melancholiſchthuenden

Eitelkeit verbirgt, iſt es, ſich dieſer armen Stümper noch erbarmen und dem todten Plunder der Marionetten ein neues Leben einhauchen zu wollen —! Und was dieſer Menſch dabei vollends ſelbſt ſchafft! Was wohl Er dem „Anſtand“ und den „feinen Manieren“ des römiſchen Grafen zur Darſtellung empfehlen würde? Haha! Iſt denn nur ein Witz von Gozzi zu genießen? Schmeckt nicht Alles nach Büchergelehrſamkeit? Riechen ſeine Verſe nicht nach der abendlichen Studierlampe? Nicht Du allein nennſt ihn den Puppenſpielgrafen, nein, Jedermann, der einige Bildung hat, thut's in Italien. Wie ſind dagegen Deine Werke ſo friſch, ſo natürlich! Wie golden und geſund iſt das Lachen der Menſchen, das durch ſie hervorgebracht wird! Wie folgt ein Jeder mit Luſt Deinen Erfindungen, die unſerm Leben, wie es iſt, entnommen ſind, und nicht immer die alten Späße des Harlekin, des Pantalon, der Colombine von vor tauſend Jahren wiederholen —! Bei Dir ſpielt gleichſam der Zuſchauer immer ſelbſt mit, während man die Ammengeſchichten und die gräulichen Geſpenſter des Grafen Gozzi geradezu anſtarrt, als ſollte man die Flucht ergreifen oder ſich mit dem heiligen Kreuze ſegnen —! Und was nun Dein eigenes Spiel anbelangt — na, lieber Himmel, der Puppenſpielgraf ſollte einmal verſuchen, eine ſeiner fabelhaften Prinzeſſinnen, zum Exempel die böſe ‚Turandot‘, oder ſonſt eine ſeiner Kopf-

abhackerinnen zu ſpielen —! Da würde der andere Graf, der römiſche, an den heiligen Vater ſchöne Dinge zu berichten bekommen —!"

Lächelnd und in der That durch das ihm ſo reichlich geſpendete Lob etwas beruhigt über dieſe beiden Grafen, die ihm ſo ſchwer im Kopfe lagen, fiel Goldoni ein: „Es iſt nicht das eigene Spiel, das mich für Rom empfehlen ſollte, ſondern meine Anleitung, meine Methode des Einſtudierens, mein Beiſpiel für die Andern ſollte es —"

„Wer iſt aber auch Deine Quelle!" rief Julietta jetzt ermuthigter aus. „Wem nur kannſt Du all' die böſen Berichte in Wahrheit glauben —!"

„Treuen, ehrlichen Menſchen!" entgegnete mit allen Zeichen der Zuverſicht Goldoni. „Graf Papello hat von Rom ſeine Gattin mitgebracht. Der Carneval war dießmal der glänzendſte. Deutſche, die dem ſchrecklichen Kriege dieſes Federigo von Berlin aus dem Wege gehen wollten, ſind reichlich anweſend, Franzoſen, Engländer. Der Graf hatte hier ſeine Schweſter verheiratet. Sie iſt todt, Markeſa Tremelli. Theils um jeder Verführung vorzubeugen, theils der Nichte, der Tochter dieſer Markeſa wegen, laſſen ſie ihre Tochter von den frommen Schweſtern in Chioggia bei uns erziehen und beſuchten ſie jetzt in der Zeit des Carnevals, wo den armen Kindlein in Chioggia einige Nachſicht gegönnt wird, ſelbſt von den ſtrengen Töchtern

der heiligen Urſula. Da gab es denn genug Geſellſchaften hier und dort. Im Palazzo Correr, bei Piſanis, in den Redouten, in den Spielſälen, überall, wo man hinhörte, urtheilte der Graf gehäſſig über mich. Und Jedermann, der geiſtvolle Algarotti und Andere haben mir abgerathen, ihn durch einen perſönlichen Beſuch um ſeine Protection zu bitten. Als ihn gar unſer braver Viſconte Marcolfo, gewiß mein zuverläſſigſter Freund in Venedig — denn gibt es mehr Freundſchaft, als eine Trennung unter Freunden befördern, nur um des größeren Wohlergehens des Freundes willen —? — um die Stelle des Direktors der drei päpſtlichen Theater für mich anging, erwiderte dieſer Pantalon: ‚Er ſoll doch nach Sachſen ziehen und dort ſeine Künſte zeigen! Unter den Deutſchen ſind das unbeſtritten, und wie ich ſelbſt gefunden habe, jetzt die feinſten —!‘ Er nickte dabei, wie mir Marcolfo erzählte, einigen jungen Adligen zu, die ihm aus Dresden empfohlen worden ſind, Söhnen oder Neffen des in der Saſſia trotz des Federigo von Berlin ſo allmächtigen Grafen Broglio —“

Goldoni meinte unſtreitig den Grafen Brühl, der in der That durch ſeine Verſchwendung für Pracht und Luxus und ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche die Verbindung zwiſchen Sachſen und Italien, die ſchon ſein Kurfürſtenhaus geſchloſſen hatte, noch enger und enger zog.

„Da ſiehſt Du nun, wie Dir des Grafen Papello Urtheil günſtig iſt! Er hat ja, wie Du ſelbſt es ſagteſt, in Rom vor Seiner Heiligkeit Dresden über Alles gerühmt —“ unterbrach Julietta liebevoll die düſtern Selbſtquälereien ihres Gatten.

„Das iſt das Pulver der Aerzte!“ entgegnete dieſer mit Kopfſchütteln. „Beim Einen ſoll es aufregen, und beim Andern muß es beruhigen.“

Gern hätte die liebende Gattin über dieſe mit Molière'ſcher Trockenheit vorgebrachte Antwort gelacht, aber ihr Carlo ſah dabei gar zu mißmuthig, zu trübe und wirklich unglücklich aus.

Dennoch zog er ſich nun an. Er hatte im Theater San Samuele zu thun. Jede Handreichung der Gattin nahm er wie ein im Geiſte Abweſender entgegen. Er war zum Ausgehen gerüſtet, er wußte nicht wie. Selbſt die damals allgemein verbreitete Sitte, ſich von ſeiner Gattin friſiren, pudern, die Perrücke ſtutzen oder den Zopf flechten zu laſſen — Goldoni trug den bekannten Schwalbenſchwanz — war an ihm mit ſanften Händen ausgeübt worden, ohne daß er es gemerkt hätte.

Als er ſich im Spiegel gemuſtert hatte, nun gehen wollte, ſchon den dreieckigen Hut aufſetzte und das mit Filigranſilber beſchlagene Bambusrohr mit langen rothſeidenen Troddeln in der Hand wiegte, blieb er

plötzlich ſtehen. Seine Frau denkt, ihn verlangte nach einem Abſchiedskuß. Sie gibt ihm einen ſolchen auf ſeine nach allen Bildern, die wir von ihm haben, auffallend wohlgeformten, der Lateiner würde ſagen, ſüßen Lippen. Wieder bleibt er ſtehen. Da glaubt ſie, er wollte noch den Küchenzettel hören, und macht ihm eine verlockende Perſpective auf eine köſtliche Suppe von Huhn, Riſotto und einer pikanten mailänder Sauce zum Huhn. Nun lächelt er und ſagt vor ſich hin: „Ich kann gewiß ablommen. Hm! Hm! Medeber gibt mir ſchon einen Urlaub —“

„Was? Urlaub?“ ruft erſchrocken die junge Frau. „Willſt Du doch nicht reiſen?“

„Ja, Julietta —!“ antwortet der Sinnende lächelnd. „Sieh', ich nenne Dich ſchon wieder ſo, weil Venedig bei Alledem ſchön iſt —“

„Nun eben! Und dennoch —“

„Bei Alledem will ich verreiſen — aber nur auf etwa ſechs bis acht Wochen —“

„Himmel, das iſt eine Ewigkeit —!“

„Gibſt Du mir keinen Urlaub —?“

„Aber wohin nur —?“

„Nach Rom —!“

„Carlo! Carlo! was haſt Du vor —?“

„Bei Tiſch das Nähere! Nach Deinem Huhn à la Milaneſe — da ſag' ich's Dir —!“

„Nein — nein — jetzt, Carlo —! Willſt Du Thorheiten machen —?“

Der Geheimnißvolle war bereits hinaus über die Schwelle der kleinen Etage, die er in einem der großen Häuſer der damals noch nicht an ihren Untergang denkenden Republik bewohnte. Beſorgt riß die vielgeprüfte, bei dem unſteten, aufgeregten Charakter ihres Gatten immer auf die unerwartetſten Dinge gefaßte junge Genueſerin das Fenſter ihres eigenen Zimmers auf und wollte dem Gatten zunicken, als dieſer eben unten in die ſchwarze Gondel ſtieg. Ach, wie war das düſtere Fahrzeug ihr gerade in dieſem Augenblick ſo verhaßt —! Ihr, der nur Genuas bunte Nachen, die lachenden Wimpel der behenden Küſtenfahrer, der ſchlanken ſogenannten Speronari in der Erinnerung leben —! Der Gatte, Ernſtes ſinnend und wie ſie wohl ſah, von ſeinen beiden abſcheulichen Grafen, dem Papello und dem Gozzi, gar nicht mehr loskommend, ſah nicht auf. Himmel, dachte ſie, du haſt den Gozzi einen Phantaſten genannt, einen Sonderling, einen Melancholiker — wer iſt es denn aber mehr als — „Carlo! Carlo!“ rief ſie angſtvoll, doch im Tone nickend und ſchönthuend und lieblich ſchmeichleriſch aus dem Fenſter des Studierzimmers. Da mußte er eben um die Ecke in eine ſchmale, kaum für zwei Gondeln neben einander ausreichende Waſſergaſſe biegen. Noch

hatte ſich der Angerufene nicht unter das ſchwarze Dach des Fahrzeuges geduckt, ſondern ſtand am Steuerbord aufrecht, majeſtätiſch, ſtolz, muthig. Er guckte in den tiefblauen Aprilhimmel, der in Italien nicht die Launen des nordiſchen hat, ſondern dem anbrechenden Frühling Wort hält. Jetzt grüßte er freundlich und nickte hinauf und lachte dazu. Er that Letzteres ſo verſchmitzt, ſo drollig, als wenn er einen großen Schalksſtreich im Nacken führte. Die bekümmerte Frau ſah ihm nach, bis er im Kanal der Giudecca verſchwand. Mit bangen Erwartungen kehrte ſie in die Küche zurück, wo endlich die Magd vom Markt mit dem Huhn angelangt war, das nun in aller Eile gerupft werden mußte.

## II.

Die Landhäuser der Venetianer, jene Orte, wo sie Bäume und Rosse, zwei Gegenstände, die Venedig nicht kennt, sehen können, liegen an der Brenta. Dieser etwas träge dahin fließende und reichlich mit Schilfstauden, Verräthern morastigen Grundes, umstandene Fluß, verbindet Venedig mit Padua, welche berühmte Universität damals noch zum Freistaat Venedig gehörte.

Ein liebliches Lachen, schwirrend wie das Auffliegen verscheuchter Wachteln, erscholl zuweilen hinter den dichtbelaubten und sogar schon blühenden Hollunderhecken einer prächtigen Villa, die, wenn auch im sogenannten Commodenstyl gebaut, doch einen gar stattlichen Anblick bot. Rings in nächster Nähe des von Pavillons begrenzten, in allerlei Zickzackformen gebauten Hauses mit einer mächtigen vergoldeten Wappenkrone über einer in der Mitte des Gebäudes angebrachten Kuppel, standen schon die Orangenbäume, die in jenen Pavillons überwintert hatten, und voll schimmernder Blüten. Hohe Wände von Buchs-

denklichkeiten gelaufen, haſt auf dein väterliches Erbe Hypotheken annehmen müſſen, wei der Proceß viele hundert Thaler baar an Gebühren koſten würde, haſt keinen ruhigen Augenblick im Leben mehr und gehſt einſt mit dem ſchmerzlichen Bewußtſein in's Grab, daß du nicht bloß deinen Proceß, ſondern auch dein Leben verloren haſt. Denn, hat der Schlingel einen guten Advocaten, etwa einen jungen, der mit dem Proceß weniger Geld, als Ruhm verdienen und ſeine ganze Collegien-Weisheit hier plötzlich in ein Prakticum umſetzen will, ſo kommen erſt die Flankenangriffe, die bei unſern Gerichten geſtatteten Einreden. Wiſſen Sie, daß man bei uns die Einrede des Spoliums der Injurienklage ſo in den Weg ſtellen kann, daß Sie mit dem beſten Rechte darauf ſtolpern? Der Gegner fingirt ein Spolium; er ſagt: Sie hätten von ihm aus Rache eine Uhr genommen und ſie noch nicht wiedergegeben ..... Dieſe Einrede bildet nun erſt einen Proceß im Proceſſe. Sie wird durch alle Inſtanzen durchgejagt. Man geht darauf ein, wenn das Spolium erwieſen iſt. Jetzt ſchiebt Ihnen ein pfiffiger Advocat den Eid zu. Ich excipire, daß dieſes kein deutliches Beweismittel wäre, und ſiehe, eine neue Schachtel in der Schachtel iſt da, und wir müſſen wieder erſt durch alle Inſtanzen die Meinung der Gerichte hierüber abwarten. Dieſer Aufenthalt macht ſchon einige Jahre. Man kann inzwiſchen geſtorben ſein oder ſich in dem Gegner gänzlich geirrt haben. Man ſöhnt ſich mit ihm aus. Die Welt hat die gekränkte Ehre des Regiſtrators ganz vergeſſen. Mit einem Wort, Freund, ich rathe zur Beſinnung!“

Als der Regiſtrator auf dieſe Schilderung eines möglichen Proceſſes nur mit verbiſſenem Schmerz und einigen von ſeiner

baum umſchloſſen an den Seiten den Hauptplatz vor der Fronte des zopfigen Gebäudes. Ab und zu war eine Marmorſtatue zu erblicken, manche allerdings recht geſchmacklos, andere, ſchönere, der Antike nachgebildet. Die Wege waren gekieſelt, die Blumenbeete abgezirkelt in Bilder allerhand mathematiſcher Figuren. Zur Ausſchmückung waren bunte Steinarten und ſogar Meermuſchelgehäuſe nicht verſchmäht worden. Mit Vergißmeinnicht aber und kleinen Aurikeln verbunden machte ſich alles ganz allerliebſt.

Zwei junge Damen, in Kapuzen und leichte Mäntel gehüllt, waren die Lacherinnen, die plötzlich auf ihrem Rundgange durch die Hollunderbüſche und die belaubten Boskets von einer älteren Frau und von einer Urſulinernonne geſtellt wurden.

„Aber iſt es denn möglich," rief mit dem Tone der höchſten Verwunderung die vornehme Dame, die ſich in ihrer ſteifen Fiſchbeinrobe nur mit Mühe bewegte und den Fächer weniger zum Schutz ihres bemalten Teints gegen die Sonne, als zum Schutz ihres himmelhohen gepuderten Toupets gegen die Berührung mit den Blütenflocken der Akazien handhabte, „iſt es denn möglich, Kinder, daß man ſich vor einigen Tagen erſt von ſeinem theuren Vater für eine lange, lange Zeit getrennt hat, und heute den Abſchied von einer zärtlich liebenden Mutter

nimmt, und über alles das doch eine ſo große Heiterkeit verräth —?“

„O, chère maman, nicht Heiterkeit über ſo traurige Dinge —!“ vertheidigte ſich die kleinere der beiden jungen Damen. Trotz des Puders war zu erkennen, daß die reizende kleine „Grua“ (Kraniche nennt man in Italien die deutſchen „Backfiſche“, wahrſcheinlich von ihrem noch unſichern Gange und meiſt truppweiſen Auftreten) rabenſchwarze Haare hatte. „Nein, wir lachen ja nur über die beiden Cavaliere aus der alemanniſchen Saſſia — über den Dicken, der eine ſo ſonderbare Ausſprache hatte—“

„Haha! Den heiligen Vater nannte er regelmäßig ‚Peneteddo‘, und die böſe Bora, deren Heulen und Pfeifen uns bald wieder in unſerem Kloſter drüben genug heimſuchen wird, die ‚Pora‘ —“

Jetzt lächelte auch die Gräfin Papello ein wenig. Das war eine noch recht gefallſame Dame, die, wenn ſie ihre Tochter in Penſion wußte, dieſe zuweilen ganz vergaß und dann behauptete, daß ſie trotz der Schminke, die ſie nach der Mode der Zeit reichlichſt aufgelegt trug, noch über das dritte Wort, das ein Cavalier mit ihr allein ſpräche, erröthen müßte.

Selbſt die Urſulinernonne, eine ſehr korpulente, wohlgenährte, mit ihrem entſagenden Lebensſchickſal vollkommen, wie es ſchien, einverſtandene Jungfrau, verſicherte, daß ſie

niemals ſo gelacht hätte, wie über die beiden Cavaliere des Grafen Broglio aus dem ſchönen, jetzt leider durch den Ketzerkrieg hart mitgenommenen Florenz der Alemanen, Dresden. Die Namen derſelben konnte von den vier Frauen nicht eine ausſprechen. Die Mutter kam noch ungefähr dem Namen des Grafen Wolf von Moſewitz und dem des Freiherrn Hans von Koſeritz am nächſten. Der Letzte war der bewußte Dicke.

„Aber nun iſt es auch genug," ſagte endlich die Mutter im Gehen ſtreng und beinahe, als die jungen Mädchen wieder zu lachen anfingen, peremtoriſch, „wir ſind dieſen beiden Cavalieren alle Aufmerkſamkeit ſchuldig. Sie werden in Rom bei uns wohnen. Der Vater will mit ſeiner Bewirthung derſelben in Sachſen Ehre einlegen. Und obgleich Beide einem Staate angehören, den, unverbürgten Zeitungsnachrichten zufolge, der ketzeriſche König von Brandenburg beinahe zertrümmert haben ſoll, ſo ſtützt ſich doch der Souverain des Grafen Broglio auf den Beiſtand der tapferſten Nation der Welt — der polniſchen, und das Blatt wird ſich bald gewendet haben. Der Graf, Dein Vater, hat gewiß eine hohe Meinung von Rom, als von der Hauptſtadt des Univerſums; aber von dem, was er in jener Saſſia geſehen hat, behauptet er, daß dagegen ſelbſt Venedigs Carneval verſchwindet. Und dieſen haben wir bekanntlich nur Ein-

mal; in Dresden aber ſoll der Carneval alle Tage dauern —"

Die Mädchen wiederholten immer nur „Peneteddo" und „Pora" und die Zweite, die etwas größer war als Conteſſina Luigia Papello, und durch den Puder hindurch entſchiedener in's Bräunliche, als in's Rabenſchwarze, ſchimmerte, fügte noch pathetiſch hinzu: „Bombeji" und „Balazzo". Wenigſtens erſah man aus dieſem Spott, daß ſich die beiden mit Elb- oder Muldenwaſſer getauften Cavaliere bemüht hatten, ganz ſo perfekte Italiener zu erſcheinen, als ſich für einen richtigen ſächſiſchen Adeligen jener Zeit geziemte. Sie hatten geläufig italieniſch geſprochen, nur leider mit dem Dialekt von Meißen oder Pirna.

Wenn nicht jetzt auch die wohlgenährte Urſulinerin den Namen „Conde Babello" nachgeſprochen hätte, ſo würde die Conteſſa ernſtlich böſe geworden ſein. Endlich verwies ſie aber doch entſchieden auf eine unter dem eiſernen Geländer des Gartens auf dem Fluſſe harrende kleine Strandfelukke, an welcher ſoeben ein Segel aufgezogen wurde, und wiederholte die Meldung, die ſie ihrem eben vom Ufer heraufkeuchenden Majorduomo, dem Signore Aſtuccio, ſchon an den Mienen ablas: „Es iſt Zeit! Unglückliche Mutter —! Es muß geſchieden werden —!"

Die Nonne machte denn auch in dieſem Augenblick

ein allzuernſtes Geſicht, als daß es möglich geweſen wäre, noch die Poſſen fortzuſetzen, von denen die beiden jungen Elevinnen des Urſulinerkloſters von Chioggia ganz erfüllt erſchienen. Und wäre nur nicht die Mutter entweder zu ſehr in Rührung oder in — Hoffnung auf die Trennung verſunken geweſen (die weltliebende Dame hatte mit ihrer Tochter Luigia und ihrer Nichte Agneſe die Carnevalsfreuden Venedigs bis auf die Hefe genoſſen, ſie aber zu oft mit den jungen Mädchen theilen müſſen), ſo hätte ſie bemerken ſollen, daß ſich die Pflegebefohlenen der Töchter der heiligen Urſula da eigenthümlich und faſt verſchmitzt anblinzelten, als das Faktotum des Hauſes, Signore Aſtuccio, auf die Frage der Gräfin: „Und Graf Borromeo und Marieſe Dolfio? Wollen ſie nicht noch Abſchied nehmen?“ mit ſelbſtzufriedener Sicherheit geantwortet hatte: „Die ſind abgereiſt —! Ueber Milano und La Superba —!“ Unter „La Superba —“ verſtand der nationalſtolze Italiener die in der Regel mit dieſem Beinamen geſchmückte Handelsrepublik Genua.

Beim Hinunterſteigen zur Felukke, welche die beiden Penſionärinnen und die Nonne nach Chioggia, einer dicht bei Venedig liegenden, mehr in's Meer hinaus ſich verlierenden Inſel zurückbringen ſollte, wurde endlich auch die letztere wirklich ungehalten über das nicht endende fröhliche Plaudern und Munkeln der erſteren. Der Ueber-

muth der kleinen eleganten Damen hatte sich gesteigert, als die Gräfin Mutter von der Thorheit der zuletztgenannten Cavaliere, auf ihrer Reise nach Rom ein solchen Umweg zu machen, sprach. „Ich bin froh, daß wir diese jungen Gelbschnäbel aus Mailand nicht mehr zu sehen bekommen!“ hatte die Gräfin mit einer ganz aus der Rolle des Welttons fallenden Bitterkeit gesagt. „Ueber Genua! Es würde ihnen viel besser gestanden haben, wenn sie sich beeilten, in ihr Colleg nach Rom zu kommen, wo die Herren Jesuiten erst etwas Verständiges aus ihnen zu schaffen übernommen haben. Ein Borromeo! Ein Dolfio! Namen ersten Ranges, ja der Stolz Italiens! Und welche Schüchternheit, wenn sie mit mir sprachen —! Nicht die Augen wagten sie aufzuschlagen —! Wahrlich, wenn uns die Franzosen oder Spanier mit einem Kriege überziehen sollten, so würden das Männer sein, die unsern vaterländischen Boden zu vertheidigen keinen Muth hätten. In der That, da muß ich vor diesen beiden Deutschen aus der schönen Sassia mehr Respect haben —“. Und wieder rühmte sie die Cavaliere von der Elbe oder Mulde und vergaß dabei vollständig, daß sich Mosewitz sowohl wie Koseritz sehr wenig um die Gefahren ihrer Heimath kümmerten, falls sie sich nicht etwa auf einer diplomatischen Mission befanden, vielleicht um vom römischen Stuhl für Sachsen Geld-Hülfsmittel zu erwirken.

Als Aſtuccio ſeine ſchwarzen Augenbrauen, die ihm bis auf die Naſenwurzeln hinuntergingen, runzelnd, einwarf: „Ja, der dicke Markeſe Koſerizio vertilgte täglich ſeine fünf Botiglien Refosco und verlangte nur immer nach Falerner, von welchem Wein er behauptete, ſchon auf der Schulbank allzuviel genoſſen zu haben —“ da war es mit der Rührung des Abſchieds ebenſo vorüber, wie mit den Wirkungen einer Rede, welche die Gräfin offenbar nur hielt, um den jungen Mädchen die beiden reichen Ausländer zu empfehlen, ihnen dagegen den Grafen Borromeo und den Markeſe Dolfio aus dem Kopf zu bringen. Die Nonne hatte ebenfalls etwas von dieſer letzteren Neigung, die ſich unter dem Maskenleben des Carnevals angeſponnen, geahnt, war aber ſchlau genug, nicht darüber zu erſtaunen. Solche Verirrung hätte ja ihrer Erziehung große Schande gemacht. Die Sehnſucht der Schweſter Scholaſtika nach dem Kloſter zurück war nicht gering. Die Gräfin hatte die Gaſtfreundſchaft eines reichen Venezianers in Anſpruch genommen, die Wohnung hier war wundervoll, aber der Tiſch nur kärglich. Nichts dagegen geht über die Fiſche, über das köſtliche Gemüſe und das Geflügel von Chioggia.

Der Abſchied war endlich vollzogen. Die jungen Mädchen gingen heiter, die Mutter brachte es auch nur zu einigen conventionellen Thränen. Nur Aſtuccio brachte

das ſchuldige Opfer eines in ganzer Fülle ausbrechenden Schmerzes, indem er die Hände rang, wehklagte und noch mit dem naſſen Taſchentuch winkte, als die Felukke ſchon aus dem Geſichtskreiſe der Nachblickenden verſchwunden war. Die Vorſprünge der Gartenanlagen entzogen das Fahrzeng bald den Blicken, die nur auf der Höhe einigermaßen folgen konnten. In Italien herrſcht ſeit Jahrhunderten die Sitte der bezahlten Klagfrauen. Auch für die Dienerſchaft geziemt ſich dort der volle Ausbruch jener Gefühle, die in gewiſſen Situationen, ob der Freude oder des Schmerzes, vom normalen Menſchenherzen vorausgeſetzt werden und die zuweilen bei Denen, die ſolche von Natur hegen ſollten, ausbleiben.

Beim Hinaufſteigen zur Villa rühmte der dicke Majorduomo unter hörbarem Schluchzen, die Schönheit, die Zunahme an Bildung, die Erfolge der Conteſſina über alles. Auch an der Nichte, der elternloſen, aber ſteinreichen Nichte, Marteſina Agneſe Tremelli, ſah er einiges Gute, doch nur, um dieſelben Eigenſchaften bei Luigia in noch viel erhöhterem Grade wieder zu finden. Er war Diplomat genug, dem unangenehmen Gefühl der Gräfin Rechnung zu tragen, daß die Koſten einer dreijährigen Erziehung ihrer Tochter durch ein Legat der Mutter Agneſen's, der ſeligen Schweſter des Grafen Papello, beſtritten wurden, vorausgeſetzt, daß die Erziehung in

Chioggia ſtattfand, bei den Urſulinerinnen, für welche die Verſtorbene eine ganz beſondere Verehrung gehegt hatte, und in Gemeinſchaft mit ihrer Tochter, welche an ihrer Couſine, Luigia, ſchon als Kind mit ſchwärmeriſcher Liebe hing. Alles das hörte die Gräfin Mutter mit gemiſchten Gefühlen an, gähnte dann aber doch von den vielen durchwachten Nächten, hoffte, ſich in Rom gründlich ausſchlafen zu können, und beſprach nur die Zurüſtungen zur Abreiſe, die morgen in aller Frühe ſtattfinden ſollte. Man reiſte damals nur, ſo lange die Sonne am Himmel ſtand. Gegen die Räuber berief ſich Aſtuccio auf Säbel und Piſtolen, die zwar nicht er ſelbſt, wohl aber zwei andere Bediente führen ſollten. Die Kammerfrau der Gräfin hatte bei Annäherung an die verdächtigen Apenninen ſchon manchmal mehr Muth gezeigt, als Signore Aſtuccio. Zu ſeiner Entſchuldigung diente, daß die Maſſe, die er an ſeinem Körper zu ſchützen hatte, allerdings einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Kraft und Umſicht erforderte.

Wenn die Gräfin reiſte, ſo geſellte ſich zuweilen ein ſchützender Cavalier zum Corteggiamento, das in der Regel in ſolchen Fällen höchſtens noch einem mitreitenden Polizeiwächter anheimfiel. Die beiden Deutſchen, Moſewitz und Koſeritz, trotz ihres „Babello“ und „Peneteddo“, wären der alten Römerin ſchon ganz genehm geweſen.

Das waren herkuliſche Geſtalten, Haupthähne aus dem leipziger Paullinum und nur nothdürftig durch die dresdener „Kultur beleckt“. Dieſe Begleitung hatte ſich aber ſchon ihr Gatte, der Graf ſelbſt, vorweggenommen. Er geleitete die „galanten Sachſen“ auf allerhand Irr- und Kreuzwegen, nicht moraliſcher, ſondern geographiſcher und inſtruktiver Art, nach ſeinem düſtern Palazzo am Fuß des Monte Quirinali in Rom und ſeiner reizenden Villa auf der Via Appia. Die Deutſchen hatten in der That große Sehnſucht nach Rom — Koſeritz beſonders nach dem Falerner, der ihn in der Schule ſo vielfach beſchäftigt hatte, weniger, weil man ihn in „Auerbachs Keller“ nicht bekommen konnte, ſondern weil dieſe Weinſorte mit unendlich viel Präparationen und Ueberſetzungen auf und aus dem Horaz verbunden war. In Venedig hatten ſie nur wiedergefunden, was man in Dresden ſchon reichlich beſaß, Bilder und Theater. Nicht einmal der lieblichen Tochter des Grafen hatten ſie eine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt, obſchon Vater und Mutter nicht umſonſt von dem enormen Reichthum des Grafen Moſewitz gehört haben wollten. Koſeritz war arm. Die ſächſiſchen Freunde hielten jedoch dermaßen eng zuſammen, daß Niemand bemerkte, wer die Kaſſe beſaß. Koſeritz galt für den „Erzieher“ von Moſewitz.

„Eine ſonderbare Zumuthung,“ ſagte Aſtuccio nach

Versteinerung sich losbrechenden schleimigen Verwünschungs-Austerschaalen dem jungen Verbrecher ordentlich ein Golgatha aufrichtete, schloß Sportelhahn endlich folgendermaßen: „Nun stehen wir vielleicht bei der Executions-Instanz. Nun soll der Schlingel Abbitte thun. Statt dessen schützt er wieder die Einrede der Compensation vor. Er erfindet eine Injurie, die Sie ihm angethan hätten. Der alte Walzer geht von vorn an und wir tanzen mit unsern gelehrten Juristen, die Alles beweisen, was wir bewiesen wünschen, in ewigen Kreisen herum, bis der Gegner am Ende noch replicirt, die Annonce hätte er aus Liebe zu dir gemacht; er betrachtet deine Ehre als sein Mantelkind und erklärt, er hätte als negotiorum gestor deines guten Rufs gehandelt, und schickt dir noch eine Rechnung in's Haus für gehabte Auslagen. Die Schmerzensgelder fielen von ihm auf dich und du würdest noch obenein vom Publicum ausgelacht werden."

Dies war zu viel für den Registrator. Er raffte sich auf und lief davon. In das nächste Wochenblatt ließ er mit Schwabacher Schrift und einer Hand, als gäb' es irgendwo Rosinen zu kaufen, drucken: ☞ Der Verräther ist entlarvt! Dann folgte darunter: „Er ist zu jung für das Schwert der Gerechtigkeit; die Ruthe eines Zuchtmeisters sollte ihn für eine Schandthat strafen, welche meinen Ruf nicht beflecken kann. Hier nicht, aber vor Gottes Thron! Ich verachte ihn (nämlich den Verbrecher)!" Im Stillen dachte er nur noch: Besser, ein Backenstreich mit Großmuth hingenommen, als hundert Abbitten und Ehrenerklärungen auf dem Dache! Er zahlte die Prämie und verachtete den Empfänger.

Inzwischen flatterten die ersten flüggen Nummern der Zeitschrift in's Freie hinaus und Kaputh erstaunte über diese

einer halben Stunde, wo er die Gräfin beim Packen ihrer Briefſchaften antraf und ihr, ohne zu wollen, durch ſein Erſcheinen einen leiſen Schreck einjagte. „Eine ſonderbare Zumuthung, Conteſſa! Da iſt eine Dame draußen — extra aus Venedig gekommen — die ſich die Ehre ausbittet, Eccellenza die Aufwartung machen zu dürfen und einen Vorſchlag zu wagen in Bezug auf Dero vorhabende Reiſe nach unſerm heiligen Rom —“

„Was will ſie —? Gewiß iſt es eine Bettlerin —“ So lautete die in der Frage bereits ablehnende Antwort.

„Das nicht oder — aber —“ ſprach der Majorduomo — „ja, ſie müßte denn eine bettelnde Prinzeſſin ſein — deren wir jetzt aus der Inghleterra ja in Italien ſo viele haben —!“ Er meinte die in Rom lebenden vertriebenen Stuart's.

Inzwiſchen und während ſich die Gräfin das Bild einer bettelnden Prinzeſſin vor die Phantaſie rief, klopfte es ſchon an die hohe Flügelthür. Zwar nur leiſe, aber man erkannte einen ungeduldigen, an Antichambriren nicht gewöhnten Charakter.

„Laß ſie ein —!“ ſagte die Conteſſa und blickte auf ihre Reiſekaſſette, erwartend, dieſe um eine halbe Zechine leichter machen zu müſſen.

Aſtuccio ließ eine ſehr auffallende, hochgewachſene weibliche Erſcheinung herein, eine Dame in mittleren Jahren und mit dem Anſtand einer Fürſtin.

Die fremde Dame ſchwebte, ſo zu ſagen, mit unſichtbaren Flügeln auf die Gräfin zu, grüßte dieſelbe lächelnd, faſt vertraulich, aber in durchaus erlaubten Grenzen, ohne eine Spur von Zudringlichkeit, ohne ein Zeichen beleidigender Ueberhebung. Ihr Koſtüm war vollkommen modern und ſogar geſchmackvoll und keineswegs überladen. Das Haar war theils natürliches, theils allerdings reichlichſt falſches. Jenes erkannte man an ſeiner einfachen krauſen Friſur, das letztere an allerhand verſchlungenen Windungen und Biegungen, die eine Perlenſchnur zuſammenhielt. Dieſer babyloniſche Thurm der Coiffüre war für jene Zeit ungemein geſchmackvoll aufgebaut. Natürlich war das markirte, mit einer ſtark hervortretenden Naſe begabte Antlitz roſig geſchminkt und hier und da mit Schönpflästerchen belegt. Die Hände ſchienen nicht die kleinſten zu ſein, doch entzogen ſie ſich durch weißſeidene Handſchuhe, die hoch hinaufgingen und mit ihren langen rothen Quaſten erſt über den halben Arme endigten, einer genaueren Analyſe.

„Vergebung, Comteſſe,“ ſprach von anmuthig ſüßen Lippen kommend eine etwas tiefgelegene, prononcirte, ſich aber immer wieder zu einem zarten Säuſeln mäßigende Stimme, „wenn ich wage Excellenza in einem Augenblick zu ſtören, wo Ihr mütterliches Herz ein Opfer der Liebe vollzog —“

„Bitte,“ lautete im Frageton geſprochen die Antwort

der Gräfin. Sie deutete durch diesen Ton den Wunsch an, über die Persönlichkeit, die sich ihr da so dreist und doch nicht ohne eine gewisse Bescheidenheit zu nähern wagte, unterrichtet zu werden. Astuccio harrte noch gespannt an der Flügelthür.

„Ich bin die Wittwe eines Professors von Bologna!“ begann die fürstliche Anstandsdame. „Allerdings eine Bürgerliche meinem gegenwärtigen Stande nach. Doch bin ich von adeliger Geburt und wie Eccellenza sehen“ — mit bescheidenem Lächeln der Miene wandte die Dame die Augen dem Mosaikfußboden zu — „von adeliger Erziehung —! Einige Jahre habe ich in Venedig gelebt. Das Vermögen, das mir mein Gatte — sein Name war Sacraratazzi —“

Die Dame sprach diesen Namen plötzlich so scharf aus, so mit aller dem italienischen Munde ohnehin eigenen Hervorhebung des A-Lautes, daß Astuccio unwillkürlich zwei Schritte zur Thür zurückhusen mußte. Denn allmälig hatte ihn die Neugier noch näher getrieben.

„Ganz gut, Signora — aber was wollen Sie —?“ antwortete die Gräfin, die sich durch den offenbar sehr angenehmen Eindruck, den bereits die Fremde auf ihren Majorduomo machte, etwas gestört fühlte.

„Nur Ihre Protektion, Eccellenza —“ äußerte mit süßer Milderung ihrer plötzlich so rauh gewordenen Stimme

und einer jede allzu brüske Ablehnung von Seiten der Gräfin entwaffnenden Grazie die fremde Dame — „ich beſitze, wie geſagt, als die Wittwe des berühmten Rechtsgelehrten Sacraratazzi hinreichende Exiſtenzmittel! Ich kann ganz nach meinem Vergnügen leben —! Aber Eccellenza, die Stellung einer Dame in meinen Jahren iſt ſo ſchwierig —! Ich weiß es — o gewiß, ich weiß es, daß es mein Loos iſt, entſagen zu müſſen — Ich fühle es vollkommen, ich bin Matrone —“

„O —“ fiel die Gräfin ein, lächelnd und ſich doch darüber ärgernd, daß ſich Aſtuccio, der zuweilen Anfälle von Verliebtheit für ſeine hohe Herrin äußerte, ſo ſeltſam bei dieſer allerdings offenbar zu weit gehenden und zu ſtrengen Selbſtkritik mißbilligend räusperte.

„Aber ich möchte noch gern,“ fuhr Frau Sacraratazzi fort, „die große Welt ſehen —! Noch niemals war ich in Rom —! Nur, wie Eccellenza ſchon wiſſen, bis Bologna bin ich gekommen, obſchon ich fertig Franzöſiſch ſpreche —“

„In der That —“

„Sogar vom Engliſchen kann ich Proben geben —“ die Profeſſorswittwe ſprach einige engliſche Worte, allerdings mit italieniſchem Accent. Aſtuccio ſperrte Augen und Mund auf.

„Aber alles das geht bald mit mir zu Grabe —!

Ach, —“ unterbrach die fremde Dame die Ablehnung ſo trüber Vorſtellungen, die von den Lippen der Gräfin und des Majorduomo zu gleicher Zeit kam; „aber ach, wie gerne ſähe ich noch vorher das große herrliche Rom, holte mir den Segen unſeres unvergleichlichen Benedetto — wohnte den Theatervorſtellungen bei, die Eurer Eccellenza edler, hochberühmter Gatte zu wahren Opfern auf dem Altar des guten Geſchmacks zu machen pflegt —! Kurz, Frau Conteſſa, ich habe den Gedanken gefaßt, Du mußt um jeden Preis Rom ſehen, und bitteſt zu dem Ende eine der von unſerm Carneval dorthin zurückreiſenden vornehmen Damen, mich unter ihre ſchützenden Fittiche zu nehmen. Eccellenza reiſen morgen — ich ſehe den Wagen bereits gepackt —! Ein Vetturino führte mich von Meſtre mit meinem beſcheidenen Gepäck hierher. Was ich brauchen werde, Eccellenza, das kaufe ich erſt in Rom, ich werde Ihr Gepäck nicht beſchweren. Ich bezahle dabei Alles, auch die Koſten der Reiſe, Conteſſa — Sehen Ew. Gnaden, ich bin reichlich verſorgt —“

Damit hatte die Bittende ein Näſchen aus der Seitentaſche ihres braunen, mit rothen Blumen durchwirkten ſeidenen Kleides gezogen und raſſelte mit den darin befindlichen Münzen, die hoffentlich Dukaten waren. Aſtuccio hatte faſt die Naſe ſchon hineingeſteckt, um zu prüfen. Es feſſelte ihn in jeder Beziehung dieſe Erſcheinung einer

Wittwe, die allerdings nicht schön, ja beinahe zu pikante und mitunter habichtartige Augen hatte, aber doch keineswegs Matrone in solchem Grade war, wie sie behauptete. Ein schönerer Wuchs ließ sich für eine Frau kaum denken.

Die Gräfin schwankte und wußte nun, was die Professorswittwe begehrte. Sie fühlte sich lebhaft angezogen durch ein eigenthümliches Je ne sais quoi. Aber doch hatte sie bereits eine Art Eifersucht befallen bei dem Gedanken: Diese Frau spricht fertig Französisch und sogar Englisch —! Die Gräfin war sich dieser beiden Vollkommenheiten weniger bewußt und suchte nur noch den Spiegel zu gewinnen, um sich des Weiteren selbst, ihre eigne äußere Erscheinung mit der einer solchen Reisebegleiterin zu vergleichen.

Letztere fuhr fort sich zu entwickeln. Sie hatte sich setzen müssen. Jede ihrer Bewegungen war überdacht und fein und wie im Hofton. Stieß sie an etwas an, was allerdings möglich wurde, da sie sich mehrmals rückwärts bewegen mußte, so bat sie in so süßen Ausdrücken um Entschuldigung, daß sogar Astuccio sie beruhigte. Signore Sacraratazzi sprach von ihren Verwandten, die sie nicht mit Liebe, sondern in Hoffnung auf ihren baldigen Tod und ihr Erbe behandelten. Sie richtete dabei einen andächtigen Blick gen Himmel. Als die Gräfin von etwaigen krankhaften Zufällen sprach, die sie vielleicht vor-

ausſetzen müßte, dankte ſie mit frommem Ausdruck allen Heiligen dafür, daß ſie von dergleichen verſchont geblieben wäre, lenkte aber doch ihre Vorſtellungen und die der Gräfin immer wieder auf das Grab und die Gelegenheit, ſie beerben zu können, zurück. Vom Grafen war bekannt, daß er geizig war.

„Wie alt ſind Sie denn —?“ wagte der vorwitzige Aſtuccio zu fragen, der nach italieniſcher Weiſe aller Bedienten in's Familienleben ungeſtört hineinredete.

„Drei und vierzig —!“ verſicherte die Dame.

Da lachte ſogar die Gräfin und wollte damit ebenſo die weite Entfernung vom Grabe ausdrücken, wie ihre Schadenfreude über den Majorduomo, der ihr ſchon an eine Beerbung dieſer neuen Bereicherung der Bekanntſchaften ſeines Hauſes zu denken ſchien. Das Lachen war bei Alledem etwas erzwungen; denn die Gräfin ſelbſt war längſt über drei und vierzig hinaus.

Noch wurde vielerlei hin und her geſprochen. Signora Sacraratazzi offenbarte nicht nur Grundſätze voll Moral und Welton und ganz in jenem Gemiſch von viel Andacht und ein klein, klein wenig Frivolität, wie es die große Welt noch heute liebt, ſondern auch Kenntniſſe. Letztere waren ſo überraſchender Art, daß man zuweilen, wenigſtens wenn ſie von Rom oder Florenz oder Genua ſprach, hätte glauben mögen, ſie wäre längſt an dieſen Orten geweſen.

Aber theils der Ausdruck der Freude des dicken Mannes mit den faſt pelzartigen ſchwarzen Augenbrauen, einer Freude, welche die Gräfin höchſt ungebührlich fand und ihm öfters durch gewiſſe, auf die Thür gerichtete Blicke verwies, theils die Kaſſette der Gräfin ließen die Wünſche der fremden Dame nicht erhört werden. Die Kaſſette inſofern, als die darin enthaltenen Briefe, die noch ungeordnet lagen, die Gräfin wieder auf allerlei Gedanken brachten, von denen die meiſten phantaſtiſcher Natur waren, etwa ſagend: „Zwei Damen meines Alters zugleich und noch dazu eine ſo gebildete, das geht nicht — da ſtört auf der Reiſe und bei den vorauszuſetzenden Abenteuern derſelben Eine die Andere —! Und „Laßt uns allein —!“ rief ſie jetzt ärgerlich dem über ihre Entſcheidung ſeinen Verdruß äußernden Majorduomo zu.

Als die Gräfin mit Signora Sacraratazzi allein war, bekannte ſie aufrichtig, daß ſie ſich zwar gefreut hätte, die Bekanntſchaft dieſer intereſſanten Dame, einer Dame von wirklich angeborenem Adel, wie ſie zugeſtand, gemacht zu haben, daß ſie aber in ihren Reiſegewohnheiten nichts ändern könnte. Gern würde ſie ihr in Rom ihre Protektion geſchenkt haben. Aber ſie müßte ſuchen, dorthin auf eine andere Art zu gelangen, als mit ihr. Wäre ſie dann in Rom angekommen, dann verſpräche ſie ihr das innigſte Bündniß ihrer Herzen. „Denn Sie

haben mich mächtig gewonnen!“ rief ſie und wollte die Wittwe zum Zeichen ihrer Gnade umarmen.

Dieſe entwand ſich jedoch ſanft. Das Wort: „Abgeblitzt!“ ſagte zwar die fremde Dame, die ſich ſchon vorher hatte erheben müſſen, weil es die Gräfin that, nicht ausdrücklich mit ihrem zuweilen ſonderbar rauhen und doch ſogleich wieder zartgemilderten Tone, aber das Wort lag in ihren Augen, die zur Erde blinzelten, um Schreck und Unmuth zugleich zu verbergen. Der letztere ſchien größer zu ſein, als ſich für eine getäuſchte Erwartung in dieſer doch nur geringfügigen Angelegenheit hätte erwarten laſſen ſollen.

Als ſich die Profeſſorswittwe mit vieler Grazie, doch etwas kälter geworden, ja ſogar etwas unheimlich die Stirn runzelnd, zu entfernen im Begriff war, hielt ſie die Gräfin, die ihr das Geleite gab, noch einmal mit zärtlichem, faſt ſchmachtenden Blicke an, ſchien ſich einen plötzlichen Einfall zurecht gelegt zu haben, ging noch einmal raſch an ihre Kaſſette, nahm einen kleinen Roſenkranz von Korallen heraus, drückte dieſen der Scheidenden in die Hand und ſagte:

„Wie ſehr ich mich aber freue, Signora, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, das beweiſe Ihnen dies kleine Andenken, das Sie mir anzunehmen nicht abſchlagen dürfen, und noch eine Bitte. Wiſſen Sie, wozu

dieſe kleine Gabe noch außerdem dienen könnte? Ich habe eine Tochter hier in der Erziehung —“

„In Chioggia —“

„Sie wiſſen —?“

„Die Angelegenheiten des Grafen Papello erfüllen die Welt —“

„O Sie ſind zu liebenswürdig! Nun wohl, ich bin ſo unglücklich, in Folge eines theuren Verſprechens an eine Selige, von meiner Tochter entfernt leben zu müſſen! Ich —“ doch unterbrach ſich die Gräfin, die, wenn ſie ſich aufrichtig prüfte, weit mehr die Selbſtſtändigkeit liebte und ſich auf dem Carneval von Venedig genug durch die erwachende Lebensluſt und Selbſtſtändigkeit ihrer Tochter und der Freundin derſelben geſtört gefühlt hatte — „ja zweier Töchter —!“ Denn ihre Nichte war von Luigia unzertrennlich. „Genug, ich wünſchte, daß meine Tochter das Glück hätte, Sie kennen zu lernen! Von Ihrem Geiſt, Ihren Kenntniſſen, Ihrer bewundernswürdigen Tournüre kann ſie nur lernen. Verſprechen Sie mir, Signora, ſie zu beſuchen! Hier dieſen kleinen Roſenkranz erkennt ſie vollkommen! Nehmen Sie ihn zur Empfehlung mit in's Kloſter —! Er wird Ihnen den Eingang erſchließen — das Vertrauen meiner Tochter ſichern! Und noch mehr! Ich ſchreibe es auch meiner Luigia, ich kündige ihr den Beſuch einer Dame an, die ein junges Mädchen ſich

Zugvögelschwärme, wo sich ein Exemplar nach dem andern an die verschiedenen Fenster der Stadt nistete, um das ganze allerdings vorauszubezahlende Quartal hindurch regelmäßig den Leuten etwas vorzwitschern zu können. Wo man in diesen Tagen bei zahlungsfähigen Leuten Besuche machte, hatte man Vorsicht nöthig, auf der Treppe nicht über die neuen Nummern des Nichts zu stolpern, welche die Colporteure dorthin geworfen hatten, in der Hoffnung, daß das Meiste zwar auf den Weg falle, Einiges aber doch hundertfältige Früchte tragen dürfte. Es war für die Krämer gut: sie brauchten nicht die alten vergilbten Regierungsacten zu kaufen (Wiesecken entging hier schon wieder durch die Brüder eine bedeutende Summe, da er sich gar nicht scheute, das Kriegsministerium unter der Hand ballenweise an die Victualienhändler zu verkaufen), um ihre Butter und schwarze Seife einzuwickeln. Die Friseure machten von den Probeblättern manche Papillote und Celinde, die so wenig Lebenstact hatte, daß sie den Schlachtenmaler durch ein Abonnement zu erfreuen nicht verstand (wie selten kaufen die besten Freunde der Schriftsteller deren Werke!), trug des Morgens in ihren Haaren die rührendsten Klagen ihres Freundes; seine Thränen lachten wie Frühlingsblüthen auf ihrem Haupte — und sie ahnete nichts davon! Es ist eine der größten Künste, mit Künstlern umzugehen. Wie man mit den Damen und Ministern, mit Fürstinnen linker oder rechter Hand umzugehen habe, ja, nach Rumohr selbst mit Bettlern und Vagabunden, das lehrten die Knigge. Nur der Umgang mit Dichtern ist sich selbst überlassen und jenen großen Fehlern ausgesetzt, welche wir täglich gegen die Lieblinge Minervens begehen. Erscheinen neue Werke von ihnen, so will

glücklich nennen darf mütterliche Freundin zu nennen. Verſprechen Sie mir zu erfüllen, um was ich Sie bitte —?"

Mit einem tiefen Seufzer ſprach Signora Sacraratazzi vor ſich hin: „Ein Kloſter —! Das iſt nicht Rom — das ich ſuche —! Rom — Rom —! Ach wie gelang' ich in deine heiligen Mauern, du Berg Karmel, auf welchen die Blicke der Welt ſchauen —!"

„Gott, mit der Poſt —" unterbrach die Gräfin mit einem höchſt proſaiſchen Auskunftsmittel die Schwärmerei der mit Unmuth Scheidenden.

„Eccellenza — die Poſt!" antwortete die Profeſſorsfrau beleidigt, aber nur beleidigt der Etiquette wegen. „Eine Dame meiner Herkunft —!"

„Zürnen Sie mir nicht," bat die Gräfin. „Aber gewiß, ich hoffe, die Heiligen werden es noch möglich machen, daß wir uns in Rom wiederſehen —! Nach einem Jahre — dann hole ich vielleicht ſchon meine Tochter ab — ja, ja, dann verſpreche ich es Ihnen feierlich — dann reiſen wir alle zuſammen —!"

Mit dem Anzeichen des Schmerzes, daß der Signora Sacraratazzi, die ſchon vom Tode und ihrem Erbe geſprochen hatte, mit einem Aufſchub für ein Jahr wenig gedient wäre, entfernte ſich die fremde Dame. Den Roſenkranz ſteckte ſie mit Grazie zu ihren Ducaten. Sie hatte das Käſtchen nicht geöffnet. Es hätten aller-

dings darin auch Rechenpfennige enthalten gewesen sein können.

Die Trennung von Astuccio, die verfänglich zu werden drohte, wenigstens für den Gehorsam, den ein Majorduomo den Befehlen seiner Gebieterin zu zollen hat, wurde von der Professorswittwe schnell vollzogen. Ein Fiaker nahm die fremde Dame vor'm Portal des Schlosses auf. Sie fuhr nach Mestre, wo sie, um die Lagunen zu durchschiffen, in einen Nachen stieg. Wir versagen uns, die Empfindungen zu schildern, die sie auf ihrer Rückreise begleiteten, und bemerken nur, daß sie mit ihrer Gondel in jenes Gäßchen einbog, wo nicht weit ab vom Kanal der Giudecca — Carlo Goldoni wohnte.

## III.

Die heilige Urſula kann ſich bekanntlich der fromme Glaube nur mit dem Gefolge von jenen zehntauſend Jungfrauen vorſtellen, die im grauen Alterthum um gewiſſer Urſachen willen mit ihr von Köln nach Baſel ſegelten. Dieſe gewaltige Zahl vergegenwärtigt die Beziehung dieſer Heiligen zu den Aufgaben der Schule. Ehe die Damen vom „Herzen Jeſu“ in ſo bevorzugte Aufnahme kamen und ſich der Erziehung der Vornehmen bemächtigten, gehörten den Töchtern der heiligen Urſula auch die Gräfinnen und Baroneſſen. Die „engliſchen Fräulein“, vor zweihundert Jahren von einer Schottin in's Leben gerufen, ſind in Italien niemals beſonders verbreitet geweſen.

Das rings von Waſſer umgebene Chioggia iſt eine höchſt freundliche Stadt mit vielen Kirchen und Staatsgebäuden. Ein Maſtenwald ſtarrt aus dem beſonders ſichern Hafen empor. Der Proveditore, den einſt die Venetianer darin regieren ließen, hatte ſein Amt immer nur auf ſechzehn Monate. Die Venetianer waren auch darin

als Politiker Kaufleute, daß ſie bei Beſetzung der Aemter Wechſel auf kurze Sicht lieber hatten, als auf lange.

Die herrliche, erfriſchende Seeluft und die reichen Nahrungsmittel Chioggia's, welche Stadt mit ihrer Umgegend für Venedig gleichſam daſſelbe iſt, was die „Vierlande" für Hamburg, erwarben ſeinem Kloſter, in welches Schweſter Scholaſtika dazumal die jungen Damen von der Brenta aus zurückgeführt hatte, eine zahlreiche Frequenz. Es waren wohl an achtzig junge Schäflein, die von den Nonnen daſelbſt gehütet und in den Dingen, die die frommen Schweſtern ſelbſt verſtanden, unterrichtet wurden. Die Ordnung dabei war gerade nicht die ſtrengſte. Jene Zeit, die Zeit Voltaire's, ſah in den Klöſtern nicht das, was die Zeit der Greuter, Rudigier u. ſ. w. darin ſieht. Hatte ſich doch ſogar der Orden Loyola's damals auf ſeine bevorſtehende gänzliche Abſchaffung zu rüſten. In den rechtgläubigſten Ländern drohten die Miniſter, ein Choiſeul, ein Pombal, mit Verjagung der frommen Väter der Geſellſchaft Jeſu und führten dieſe in der That durch. Gerade in dieſen Tagen trat jene Frage in ein für die Jeſuiten gefahrvolles Stadium. Denn in den erſten Tagen im Mai, kurz nach dem vergeblichen Bemühen der Dame Sacraratazzi, mit Gräfin Papello nach Rom zu gelangen, ſtarb einer der vorzüglichſten Prieſter, die je die Träger der dreifachen Krone geweſen ſind, der gelehrte,

tolerante, hochweiſe Benedict XIV. Nach kurzem Conclave wurde ein Venetianer, Kardinal Rezzonico, „Knecht der Knechte“ und „Stellvertreter Chriſti“. Die Mächte, die bereits den Schlag gegen Rom vorbereitet hatten, hatten auch dafür geſorgt, daß den Stuhl Petri ein Schatten beſtieg. Clemens XIII. war ein Greis voll Frömmigkeit, der ſtatt ſeiner zuerſt den Cardinal Archinto, einen Mailänder, dann den Cardinal Torrigiano, ſchalten und walten ließ, wie dieſe ehrgeizigen und immer noch hochſtrebenden Männer eben wollten.

Eine neue Papſtwahl beſchäftigt in ſolchem Grade die Welt und zumal Italien und beſchäftigte im vorliegenden Falle Venedig, die Heimat des neugewählten Oberhauptes der Kirche, daß die Nonnen von Chioggia nicht ſofort bemerkten, welche Veränderung mit ihren Pflegbefohlenen, der Conteſſina Luigia aus Rom und der Marcheſina Agneſe aus dem Friaul, vorgefallen war, ſeit nämlich beide nach Chioggia zurückgekehrt waren. Und dabei galten ſie für die eigentlichen Juwelen, die im Kloſter vor allen zu hüten und zu beachten waren. Die Mutter Agneſens, eine Römerin, Schweſter des Grafen Papello, hatte ſich nach Venedig verheiratet, dort ſich aber nie ſo heimiſch gefühlt, wie in dem ſtilleren Chioggia. Frommer Gemüthsart hatte ſie ſich der Kirche gewidmet. Das Urſulinerkloſter daſelbſt überhäufte ſie mit Wohlthaten. Als

ſie früh ſtarb, überließ ſie mit großen Legaten die Erziehung ihrer Tochter (Markeſe Tremelli war ſchon früher geſtorben) der Abbatiſſin von Sancta Urſula und machte auch zugleich für ihre Nichte, Luigia Papello, eine dreijährige koſtenfreie Erziehung und gänzliche Freihaltung aus. Graf Papello war geizig und die Mutter liebte die Selbſtſtändigkeit. Wenn Letztere über die Trennung von ihrer Tochter wehklagte, ſo meinte ihre Vergnügungs- und Weltluſt nach den neueren Erfahrungen, die ſie gemacht hatte, damit: O, wie wird der Carneval in Venedig doch viel glänzender, als in Rom gefeiert! In Rom feiert man ihn nur auf der Straße, in Venedig in den Häuſern! Du mußt von jetzt ab jedes Jahr zum Carneval nach Venedig! Wie ſtörend dann aber, daß ſich auf allen Redouten, Bällen, in allen Theaterlogen dieſe beiden Mädchen an Dich heften werden —!

Luigia und Agneſe, jene ſchwarz-, dieſe braunlockig, jene mit blauen, dieſe mit ſchwarzen Augen, hatten, als ſie ſo überaus heiter geſtimmt in die kleine Segelfelukke ſtiegen, die ſie nach Chioggia zurückführen ſollte, anfangs bald in dieſe, bald durchaus in jene Kirche gehen wollen. Sie thaten auch letzteres und blieben dabei ſtundenlang bald vor dieſem, bald vor jenem Altar im Gebete liegen. Der auf ſie harrenden Begleiterin wurde wahrhaftig die Zeit lang, wenn dieſe inzwiſchen an einer andern Stelle

der großen Kirche hatte warten und ebenfalls knieen müſſen. Allerdings war deſſen kein Hehl, daß der Uebergang vom Carneval in die Zeit der Buße und Pönitenz nicht allzu ſchroff bei dieſen jungen Gemüthern ausgeführt werden konnte. Man geſtattete ihnen gern, ſowohl am Sprachgitter, innerhalb der Clauſur, als auch, wenn es geſchickt angefangen wurde, außerhalb des Kloſters die Begegnungen mit ihren „Verwandten“ und „Angehörigen“, unter denen ſich Muhmen und Baſen ſehr ehrwürdigen Alters, aber auch Brüder und Vettern befanden, Letztere von einer Jugend, wie man ſie bei ſo rüſtigen Tänzern, als welche ſie ſich im letzten Carneval bewährt hatten, vorausſetzen konnte.

Allmälig aber mußte das Benehmen der beiden Freundinnen, die zuſammen in Einer Zelle ſchliefen, immer die Köpfe zuſammenſteckten, ſich liebten, wie Geſchwiſter ſich immer lieben ſollten, auffallen. Luigia und Agneſe waren bald nicht wiederzuerkennen. Ihre Wangen wurden bleich, ihre leuchtenden ſchönen Augen ermatteten, ihr Appetit verlor ſich gänzlich. Schweſter Scholaſtika, als welche ſie den Eltern Luigia's damals nach Venedig zugeführt und vom Landhauſe an der Brenta nach vierzehn Tagen wieder abgeholt hatte, hatte eine gewiſſe Verantwortlichkeit für die Entwickelung der beiden ſo anmuthigen und hochgebornen Damen, mehr ſogar noch, als

die Abbatiſſin ſelbſt. Die ſelige Mutter Agneſens hatte gerade zu ihr ein beſonderes Vertrauen gehabt und Alles ſo paragraphenweiſe und notariell anordnen laſſen. Man forſchte nach der Urſache dieſer tiefen Betrübniß, die ſich der jungen Weſen bemächtigt hatte, und es war bald heraus, daß ſie nach Chioggia mit der beſtimmten Erwartung zurückgekehrt waren, gewiſſe Verbindungen, die ihre jungen Herzen ſchon geſchloſſen hatten, würden ſie daſelbſt nicht nur fortſetzen, ſondern noch viel enger knüpfen können, als dieß unter den Augen der Eltern hatte geſchehen können. Die kaſtanienbraune Agneſe, ſonſt die Heiterkeit, ja Ausgelaſſenheit ſelbſt, flößte dieſelben Beſorgniſſe ein, wie die rabenſchwarze Römerin, die kleine, früh zum Breitgeſchulterten und zur ſtarken Hüfte, wie alle Töchter Roms, neigende Luigia Papello.

Graf Borromeo und Marieſe Doſſio waren allerdings zwei höchſt anziehende, faſt mädchenhaft ſchöne Cavaliere. Wie man nur die beiden Adeligen aus Deutſchland mit ihnen hatte vergleichen können, das begriffen zwei junge Weſen nicht, die auch nicht im mindeſten die Meinung der Gräfin Papello unterſchrieben, daß dieſe mailänder Cavaliere, die allerdings noch in Rom den letzten Schliff an ſich legen laſſen ſollten und noch blutjung waren und im Grunde keineswegs verlobungs- oder gar ſchon ehereif, ja ſogar nicht ſicher, in den geiſtlichen

Stand treten zu müſſen, ſich nur durch ihre Schüchternheit ausgezeichnet hätten! Wie hatten beide darüber in der Felukke nach dem Abſchied gelacht! Luigia hatte die vollgültigen Beweiſe vom Gegentheil in Betreff des Grafen Borromeo und Agneſe in Betreff des Marleſe Dolfio empfangen und hielten dieſe in holdeſter Erinnerung. Mit beiden Sproſſen eines hochberühmten mailänder Adelsgeſchlechtes hatten die jungen, gewiß noch vollkommen lebensunerfahrenen, ſich aber im Punkt ihres Herzens doch ſchon die größte Weisheit zutrauenden Jungfrauen Verhältniſſe angeknüpft, die ſie eben damals, beim Abſchied von der Mutter, in die überſeligſte Stimmung verſetzten. Denn als Aſtuccio, jener Mann mit den dicken ſchwarzen Augenbrauen, von einer Abreiſe der jungen Cavaliere geſprochen, glaubten ſie für beſtimmt zu wiſſen, daß ſich Beide zwar von Venedig entfernt, aber nun erſt recht in ihre Nähe, nach Chioggia überſiedelt hätten und dort einen geſteigert innigen Verkehr mit ihnen unterhalten würden. Darum auch das eifrige Verlangen, als ſie dort ankamen, ſogleich in die Kathedrale zu eilen und dort dem heiligen Markus für die glückliche Ueberfahrt über die Lagunen ihren Dank zu ſagen. Am Altar des Heiligen mit dem Löwen ſollte das erſte Stelldichein ſtattfinden.

Allein ſie knieten vergebens vor den ewig brennenden Lampen und blieben umſonſt allein zurück in dem dunkeln,

grabstein- und kapellenreichen Rundgange, der ſich um den Hochaltar zieht. Sie blieben, bis die marmornen Todtenköpfe anfingen, unheimlich zu werden. Ach, Niemand wollte kommen. Und am folgenden Tage zeigte ſich dieſelbe Nichterfüllung eines faſt eidlich, wenigſtens bei allen Wächtern treuer Liebe gegebenen Verſprechens. Und Niemand klärte ſie über dieß Ausbleiben auch in den andern Kirchen Chioggia's auf, keine Botſchaft kam. Sie verzweifelten, und bald wußte die halbe Anſtalt (die noch allzu unmündigen Mädchen bildeten die geringere Hälfte) den wahren Grund der Trauer Luigia's und der Trauer Agneſens und Alles trauerte mit ihnen.

Die Mutter hatte in der That noch vor ihrer Abreiſe der Tochter und deren Freundin von jener wunderbaren Dame Sacraratazzi geſchrieben. Anfangs war den jungen Mädchen die Ausſicht auf dieſe Bekanntſchaft im höchſten Grade gleichgültig, ja ſogar ſtörend. Sie witterten etwas von einer ihnen geſtellten Inſpection. Im Franzöſiſchen waren Beide noch weit zurück, und im Engliſchen witterte ſogar Schweſter Scholaſtika, der ſie den Empfehlungsbrief zeigen mußten, etwas Ketzeriſches. Allmälig ſehnten ſie ſich in ihrem Kummer aber doch nach dem Erſcheinen der fremden Dame. Dieſe hätte ihnen vielleicht Auskunft über das Verbleiben der treuloſen jungen Männer geben können, falls ſie wagen konnten, ſich

man ſie von ihnen geliehen haben; und, leiht man ſie, ſo nimmet man nicht einmal, um das Intereſſe zu verrathen, gleich die erſte Nacht ihrer Lectüre; und, tadelt man, ſtatt endlich ein mattes Lob zu ſtammeln, ſo iſt der Dichter unſer guter Freund, von dem wir ja wiſſen, daß der Gott in ihm zuweilen ausgeht oder ſich ſieben Stunden ruht, wenn er ſechs gearbeitet hat. Gelinde hatte keine Ahnung davon, wie es Schlachtenmaler ſchmerzte, daß ſie die Unterzeichnungsliſte bloß anſah, um die Freunde ihres Freundes kennen zu lernen, nicht, ſelbſt zu unterſchreiben. Gelinde dachte: Der Bogen iſt ja nicht ſein Herz — Schlachtenmaler knirſchte die Zähne und flüſterte: „Aber er iſt mein Magen!“

Der Erfolg des Blattes war zweifelhaft. Der Abnehmer waren zu viel, um es eingehen, und zu wenig um es fortbeſtehen zu laſſen. Die gewöhnliche Aushülfe in ſolchen Fällen, Regierungsunterſtützung, konnte von dem fürſtlichen Gouvernement nicht erwartet werden, da man eben erſt mit Herrn von Lipmann eine Anleihe geſchloſſen hatte, ſcheinbar, um die Chauſſéen zu verbeſſern, edeln Rieſenkohl und die fürſtlich Rohan'ſche Kartoffel in die Landesökonomie einzuführen, in Wahrheit aber, weil bei der Cavallerie das Riem- und Zeugzeug durchgeſcheuert war und die Gendarmerie neue leverne Stulpen bekommen mußte, wofür die Landſtände nichts bewilligen wollten, der beruhigenden Criminalſtatiſtik wegen. War doch, ungeachtet dieſer Mißhelligkeiten, das Vertrauen zwiſchen Fürſt und Ständen größer, als ſie's Beide nöthig gehabt hätten; war doch die Demagogie, die auch nach dem bekannten Ausſpruche nur die Reiſe um, nicht durch die Welt machen ſollte, noch nicht bis hieher gedrungen. Höchſtens würde ſich Blauſtrumpf beim Conſiſtorium verwendet

einer als so hochgebildet und fein erzogen geschilderten Dame so schnell anzuvertrauen. Der Tod des heiligen Vaters und die Neuwahl regten sie nur noch mächtiger auf. Sie sahen die jungen, liebenswürdigen Männer im Gewühl Roms, sahen sie an allen Festlichkeiten Theil nehmen, in Berührung mit den schönsten, ihnen an Jahren und Weltschliff überlegenen Frauen — sie vergingen darüber vor Schmerz und machten darüber in den Künsten und Wissenschaften entschiedene Rückschritte.

Endlich hatte sich die Professorswittwe wirklich eingefunden und anfangs recht unheimlich auf die jungen Mädchen gewirkt. Letztere wurden an's Sprachgitter gerufen und drückten nicht im Entferntesten den Wunsch aus, man möchte dieses öffnen und die Dame hereinlassen in's Parlatorio. Der Gedanke, im Französischen examinirt zu werden und einen übeln Bericht über sich nach Rom zu veranlassen, beängstigte sie zu sehr. Sie ließen zwar einen Korb voll süßen Backwerks durch's Sprachgitter reichen, wichen aber all' den Schmeicheleien aus, die sie aus dem im Korbe naschenden Munde der Wittwe, wobei einige fehlende Zähne sichtbar wurden, über ihre Schönheit und feine Ausdrucksweise vernahmen. Sie sahen darin nur einen von Signora Sacraratazzi ihnen vorgehaltenen Köder, sie in den wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten zu fangen, deren sie sich vollkommen bewußt

waren. Erſt ganz zuletzt, als ſich die Dame ſchon zum Gehen gerüſtet und wieder den Korallenkranz zu ſich geſteckt hatte, den ſie zu ihrer Einführung kaum nöthig gehabt hätte, fiel eine Aeußerung derſelben, die unſere jungen Fräulein plötzlich bedauern ließ, nicht das Eintreten ihres Beſuchs bei der Abbatiſſin erwirkt zu haben. Die Signora hatte mit ganz eigenthümlich verſchmitzten Augen und mit halblauter Stimme, ja mit höchſt bezeichnenden Geſtikulationen, die von der Aufſicht führenden Nonne nicht geſehen wurden, gefragt: „Keinen Auftrag für Venedig — ? Keinen Gruß — keine Erinnerung an die ſchönen Tage des Carneval —?“ Die Herzen flammten beiden jungen Mädchen auf. Ein Glutſtrom durchloderte ihre Adern. Ihre Wangen wurden purpurroth.

Die ſonderbaren und geradezu verführeriſchen Geſten, welche Frau Sacraratazzi gemacht hatte, wird man verſtehen, wenn wir aus gewiſſen Memoiren Band I. S. 150 (es ſind die Memoiren von Carlo Goldoni gemeint) Folgendes überſetzen: „In Chioggia lagen die Fenſter meines Zimmers gerade dem Glockenthurm des Kloſters gegenüber. In dieſem Thurm waren gewiſſe kleine Guckl öcher angebracht, hinter denen man die Perſonen, die ſich inwendig vorüber bewegten, deutlich ſehen konnte. Allmälig bemerkte ich, daß ſich an dieſen kleinen, viereckigen Spalten Bewegungen regten, die irgend einem Beobachter draußen

ein Zeichen gaben. Man machte Zeichen mit den Händen, die sich deutlich auf die Abbildung der Buchstaben des Alphabets erkennen ließen. Daraus bildeten sich dann Worte, so daß man von der Straße aus mit dem Kloster sprechen konnte. Fast täglich hatte ich auf diese Art Conversationen, die jedoch sehr anständig ausfielen." Auf diesen förmlichen — Telegraphenthurm hatte Frau Sacratatazzi gedeutet. Und die Mädchen verstanden, was hier im Kloster Jedermann verstand. Als die große stolze Dame, von der sie diese verführerische Vertraulichkeit am allerwenigsten erwartet hatten, sich empfahl und darnach in ihrer unendlich vornehmen und zugleich so bestrickenden Weise gesagt hatte: „Heute über acht Tage, zur nämlichen Stunde, wenn's erlaubt ist —!" fühlten die jungen Elevinnen förmlich den Boden unter sich schwanken. Sie zitterten an Händen und Füßen. Ja, der Versucher hat mit Euch gesprochen —! So hätten sie sich sagen sollen, wenn die Lehren ihrer Beichtväter gefruchtet hätten. Aber so sagten sie sich nicht. Im Gegentheil sprachen sie im Uebermaß der glücklichsten Spannung: „Es scheint, daß die Signora uns etwas allein zu sagen hat und daß wir ihr eine Stunde bestimmen sollen, wo sie uns ohne Zeugen zu sprechen wünscht —!" Ihre Herzen jubelten. Die Rosen auf ihren Wangen kehrten wieder zurück.

Die achttägige Spannung besserte ersichtlich das

Befinden der jungen Mädchen. Oft besuchten sie den Glockenthurm und verscheuchten nicht selten eine Nonne oder eine Pensionärin, die sich ebenfalls daselbst in den Anfängen der Telegraphie zu üben schien. Auch allerlei verdächtige Hölzer und kleine Rundreisen erblickten sie auf dem Gange verstreut und vor den Luftlöchern liegen. Diese Gegenstände dienten dazu, für Kurzsichtige, die sich auf die Bewegungen allzu kleiner Hände nicht recht verlassen konnten, die Wirkungen der Perspective zu steigern.

Durch die bekannten „zwanzig Worte" unserer heutigen Telegramme einfachen Gebührensatzes haben wir uns dermaßen der Kürze des römischen Lapidarstyls, ja der plastischen Stylweise eines Cajus Cornelius Tacitus genähert, daß wir alle das Geheimniß zu lernen anfangen, viel mit wenig Worten zu sagen.

Auch Luigia und Agnese faßten sich in dem entscheidenden Augenblick kurz. Als sie am betreffenden Tage, zur betreffenden Stunde in der That die stolze Dame just an der Stelle, wo vor Jahren der junge Advokat Carlo Goldoni auf ähnliche Telegramme gelauscht hatte, erblickten und mancher unten in den Straßen von Chioggia, ruhig vorüberwandelnd, gedacht haben mochte: „Diese dort gaffende, hochstolzirende Dame mit dem dreifach gesteiften Reifrock in Braun mit Blümchen scheint eine Engländerin zu sein, die sich aus den Baustylen unserer Kirchen ein

lehrreiches Studium macht!“ da las dieſe vermeintliche Engländerin ganz deutlich auf italieniſch: „Sieben. Veſper. Kathedrale. Brief. Vorübergehen. Dritten Tag Antwort. Am Sprachgitter.“

Die intelligente Wittwe eines Profeſſors hatte alles, zwar langſam, aber deutlich verſtanden. Sie blieb im Albergo della Poſta, dem beſten in Chioggia, bis ſieben Uhr, hatte dann ein unendliches Bedürfniß, entweder das Abendroth durch die bunten Scheiben der Kathedrale leuchten zu ſehen, oder zu beten, vielleicht Beides, entzückte ſich an der langen Reihe der Penſionärinnen, welche beim Eintreten in die Kathedrale von den Nonnen geleitet und in die Betſtühle vertheilt wurden, und ſteckte bei dieſer Gelegenheit einen Brief zu ſich, in welchem ſie Agneſe Tremelli (die Wittwe las den Brief ſchon hinter dem nächſten Pfeiler) himmelhoch bat, ſich ihrer und ihrer Freundin zu erbarmen, ſchleunigſt Nachforſchungen anſtellen zu laſſen, wo die jungen Cavaliere, Graf Borromeo und Marteſe Dolfio, in dieſem Augenblick verweilten, und ihnen dann zu rathen, wie ſie es anſtellen könnten, den geliebten böſen Männern die Vorwürfe zu ſchreiben, die Beide vollkommen verdienten. Denn, ſo ſchrieb Agneſe, an eine Abhängigkeit derſelben von den Befehlen ihrer Familie hätten die unglücklichen Verlaſſenen niemals recht glauben können.

Drei Tage darauf ſaß die Profeſſorswittwe wieder

am Sprachgitter. Dießmal wünschte selbst die Abbatissin einigen Vortheil von der gerühmten Beleſenheit und Bildung der Wittwe zu ziehen und die Dame näher kennen zu lernen. Sie wurde eingeladen, im Konverſationszimmer des Kloſters Chocolade zu trinken. Beim Hineinkomplimentiren hatte ſie bereits der kleinen Markeſina Tremelli eine folgenſchwere Antwort auf die Frage über die entſchwundenen Cavaliere in die Hand gedrückt.

Kloſterdamen jener Zeit ſind nicht zu verwechſeln mit den ſo entſchieden heiligen Charakteren, welche gegenwärtig die Klöſter von Rom bis Moabit bevölkern. Die Converſation ſtockte aber bei Alledem zuweilen. Dieß geſchah theils in Folge der doch bedeutend mangelnden Routine im Umgang mit geiſtvollen Weltdamen, theils in Folge eines ſonderbaren Murmelns, das durch die Reihen der Chocolade trinkenden Schweſtern und gereifteren Penſionärinnen flog. Nicht ohne Abſicht brachte die Abbatiſſin das Geſpräch auf die Würde der Religion, die erwarteten Reformen des neuen Papſtes und ſogar auf das Fortblühen der römiſchen Theater. Letzteres geſchah, um die gute alte Sitte zu preiſen, daß man in Rom das weibliche Geſchlecht vom Boden der Bühne verbannte. Die Abbatiſſin, offenbar eine ſcharfe Kennerin im Fach — der Verkleidungen, die damals noch oft genug bei Störungen des Kloſterfriedens vorkamen, wollte vielleicht dem ſon-

derbaren Beſuch zeigen, daß man — auf ſeiner Hut wäre — —

Signora Sacraratazzi war über die ganz unerwartete Erwähnung der Theater überroth geworden und das noch unter ihrer Schminke. Mit einer gewiſſen Verlegenheit hielt ſie das Thema von den Verdienſten des Grafen Papello, das auch vielleicht nur aus Artigkeit für ſeine Tochter berührt wurde, feſt und brach in eine Lobeserhebung der päpſtlichen Theatergeſetze aus, die Alle feſſelte und das prüfende Mißtrauen der klugen Abbatiſſin bedeutend milderte. „Ich lebte im Schooß des Kirchenſtaats, in Bologna," ſagte die Wittwe, „ja ich war Zeuge der hohen Decenz, wie unſer Geſchlecht dort durch liebliche junge Knaben geehrt wird! Ja, ſehen Sie nur jetzt dieſe Theaterdamen in Venedig! Doch was rede ich! Das Auge und Ohr der frommen Schweſtern kennt ja zum Glück davon nichts. Was ſie jedoch davon berichtet bekommen haben werden, das iſt ſicher nicht das Erfreulichſte geweſen. Wahrlich, unſer Geſchlecht mag einen gewiſſen Trieb zur Verſtellung ſchon durch die Natur erhalten haben. Aber ich prophezeie, wenn das mit den Theaterprinzeſſinnen ſo fortgeht, wie es gegenwärtig im Zuge iſt, dann werden wir Bühnen bekommen, die ſich von Trink- und Spielhäuſern wenig unterſcheiden! Unſer Geſchlecht wird in einer Weiſe entwürdigt werden, die

ich vor Ihren keuschen Ohren gar nicht einmal schildern darf!"

Bei alledem wünschte man diese Schilderung zu hören, und die strenge Sittenrichterin fuhr daher fort:

„An den jungfräulichen Seelen, die Ihr erzieht, ehrwürdige Schwestern, wisset ihr ja, wie viel Keime des beinahe den Engeln Verwandten, aber auch wie viel Keime des Schlimmsten in uns Frauen verborgen liegen —! Und die Bühne hat wahrlich die Mittel, Frauen zu wahren Töchtern der Hölle zu machen. Deßhalb bewundere ich die Weisheit der alten Heiden, die den Frauen nichts Andres anvertrauen wollten, als die heiligen Penaten des Hauses zu hüten oder höchstens die Flamme der Vesta zu nähren in geschlossenen Tempeln! Doch was verletze ich Eure frommen Gedanken mit den Bildern jener wilden Tänzerinnen, die allmälig in die ehrwürdigen Haine der Musen eingedrungen sind und sie noch in Tummelplätze eines Bachuszuges verwandeln werden! Auch im Schauspiel, auch in den Possen und den Maskenscherzen! Wovon rede ich —! Eure Sorge ist die Erhaltung Eurer geheiligten Vorrechte und Eurer von Niemand gestörten Freiheit in der Erziehung. Mögen die gottlosen Minister, die in diesem Augenblick an das Ruder der ehemals frommsten Staaten der Christenheit gelangt sind, an den uralten Schöpfungen der christlichen Vorsehung zu Schanden werden

und namentlich alle Klöſter in ihrem Beſtande, in ihrem heiligen Wirken unverſehrt bleiben —!"

Mit ſolchen und ähnlichen Geſprächen unterhielt die allſeitig unterrichtete Dame den Convent und die herangewachſenen Schülerinnen und entfernte ſich unter den Bezeugungen des aufrichtigſten Wunſches, der allſeitig dahin ausgeſprochen wurde, die Signora möchte Chioggia und hier dieſe geweihte Stätte würdigen, recht bald wieder zu kommen. An die zuweilen etwas rauhe Modulation der Stimme ihres Beſuches ſchienen ſich die Schweſtern gewöhnt zu haben. Tröſtete ſie doch ſchon, daß die Juwelen unter den ihnen anvertrauten jungen Seelen, Conteſſina Luigia und Marcheſina Agneſe, durch dieſe Beſuche allmälig wieder wie verklärt ausſahen.

Mit welcher Ungeduld riſſen dann jene Beiden ihren Brief auf —! Da laſen ſie es denn, was ſie gefürchtet hatten wie den Tod! Ihre Verehrer hatten ſie getäuſcht, nicht in ihrer Liebe, dieſe ſchien ihnen erhalten zu ſein, nein, nur in der Schilderung der ihnen geſtatteten Freiheit. Sie hatten die Herrſchaft ihres freien Willens verloren. Aſtuccio damals hatte in ſeinem Bericht über die Abreiſe des Grafen und des Marcheſe vollkommen Recht gehabt. Er hatte nur vergeſſen hinzuzufügen, daß Abbate Fringilla, der Erzieher der beiden Vettern, eigens aus Mailand gekommen war, um ſie aus den Strudeln der

venetianiſchen Vergnügungen, von den Spieltiſchen, von den Maskenabenteuern gewaltſam zu entführen. Denn ſie hatten ſich, junge Männer von kaum zwanzig Jahren, an die Lagunen eigenmächtig begeben. Sie hatten die Aufſicht ihres Erziehers auf einer der Inſeln des Lago maggire getäuſcht, ſich in Mailand Geld zu verſchaffen gewußt und waren nach Venedig auf eigne Hand gereiſt. Und doch hatten ſie nirgends wohin reiſen ſollen, als nach Rom. Dort ſollte mit ihnen der letzte Verſuch gemacht werden, ihnen den geiſtlichen Stand als ihren künftigen Beruf zu empfehlen, einen Stand, in welchem es bereits ein Ahne des jungen Grafen und ſeines Vetters Dolfio zu unſterblichen Glorien gebracht hatte. In Mailand ſollten die jungen Männer nur den mit Gold und Juwelen beſetzten Schädel ihres großen Ahnen aufſuchen, der als ihr ruhmvolles Vorbild in den dunkeln Gewölben der dortigen Kathedrale ſchlummert. Und ſtatt deſſen waren ſie zu Wechslern und zu Hebräern gegangen! „Geben Sie Ihre Hoffnungen auf, theure Freundinnen,“ ſchrieb die liebevolle Donna Sacraratazzi, „widmen Sie ſich, wie Ihre Angebeteten, zwar nicht dem Dienſt der heiligen Kirche, aber entſagen Sie!“ Das iſt der Rath einer Wittwe, die niemals daran gedacht hat, ſich wieder zu verheirathen.“

Aber die edle Freundin betrog ſich in ihrer Hoff-

haben, wenn ihm nicht gleich die erste Nummer des Nichts einen Schrecken verursacht hätte, weil in ihm ein Mährchen abgedruckt war, worin eine Hexe und zwei Kobolde spielten. Mörder bekam im Gegentheil eine Instruction, nach der er Alles streichen mußte, was unverständlich wäre: denn, wäre es auch nicht mystisch gemeint, so könnt' es doch mystisch wirken. Mörder schrieb einige Male an den Rand der Censur: „Oden auf die Erfindung der Buchdruckerkunst wären doch wahrhaftig auch zeitgemäßer, als Balladen im Geschmack des Grikönigs, wodurch nur der viehische Unfug noch mehr befördert würde." Ja, bei einer Vergleichung zwischen Schiller und Goethe schrieb eine zweite Hand (gewiß Blaustrumpf?) an den Rand: „Großer Schiller, dein „Taucher" eröffnet einen tiefen Blick in die Lehre von den Polypen! Deine „Glocke" wird ein unvergeßliches Denkmal für jeden redlichen Selbgießer, und dein „Gang nach dem Eisenhammer" ein ewig unschätzbarer Beitrag zur Berg- und Hüttenkunde bleiben." Also von dieser Seite hatte das Nichts eher Hindernisse, als Begünstigung zu erwarten.

Der Muth stieg indessen den Brüdern, als sich auch in diesem Jahre die Ankunft der Schauspielertruppe bestätigte, die schon im vorigen so schlechte Geschäfte in Kaputh gemacht haben sollte. Die dramatischen Künstler hatten es ja hauptsächlich dem Mangel einer dramaturgischen Publicität zugeschrieben, daß ihre Leistungen weder bewundert, noch besucht wurden; im Wochenblatt war man gewohnt, daß der Director der Truppe sich selber lobte, aber mit Namensunterschrift und mit dem Aufrufe: „Gute Menschenfreunde, wenn Sie fortfahren, unsern Tempel nicht zu besuchen, so verdiene ich weder das Oel, welches meine Lampen fressen, noch

nung. Die jungen Mädchen geriethen ganz außer ſich. Sie ſchluchzten ohne alle Rückſicht auf ihre noch ſo unreife Jugend, auf den heiligen Ort, wo ſie ſich befanden. Sie ſchrieen und rangen die Hände. Die Urſache ihrer Verzweiflung verſchwiegen ſie dabei gegen Niemand. Nur den Briefwechſel mit Donna Sacratazzi nannten ſie nicht als die Quelle ihrer Informationen. Sie beriefen ſich einfach, ihrem hier genoſſenen Unterricht gemäß, auf Lichtgeſtalten, die ihnen beim Gebet erſchienen wären, auf Viſionen und innere Stimmen, die ihnen mit einem Tone, der ſie bei ſolchen Offenbarungen noch niemals getäuſcht hätte, zuriefen: Die, die Ihr liebt mit allen Gluthen einer nicht zu ſchildernden wonnigen Empfindung, o, ſie ſind in einer ſchrecklichen Lage —! Sie ſehnen ſich nach uns! Sie ſtrecken verlangend die Arme nach uns aus! Man wird ihnen die ſchönſten ſchwarzen Locken, die je auf einem Männerhaupte geſeſſen, unbarmherzig abſchneiden, zum Zeichen, daß ſie auf ewig zum geweihten Stamme Levi gehören ſollen —! O dieſer Abbate Fringilla — was wir von ihm wiſſen, iſt, daß er das ganze Haus der Borromeo regiert! Was er will, das geſchieht — —! Alſo wehklagten beide, und die ganze Anſtalt beſaß nicht Beredſamkeit genug, ihnen auszureden, was jetzt ihre weitere fixe Idee wurde, und ihnen zu erklären, daß für ihre eigene Beſtimmung ebenfalls

zum Schleier auch nicht die geringste geheime Instruction vorlag.

Agnesens Vormund war Graf Correr in Venedig. Dieser überließ alle Sorge für seine Nichte dem Grafen Papello, der Agnese aus Gründen wie seine Tochter betrachtete. Die Abbatissin schrieb an beide Grafen und bat um Verhaltungsmaßregeln, da die Leidenschaft der beiden jungen Mädchen anfing, keine Grenzen mehr zu kennen. Bei jedem Ausgang machten sie Fluchtversuche. Vom Telegraphenamt des Klosters, von jener Mauerlücke im Glockenthurm, mußte man sie mit Gewalt vertreiben, denn jeden unbewachten Augenblick benutzten sie, um sich mit der Außenwelt in Rapport zu versetzen. Signora Saccaratazzi lehnte die Hülfe, um die sie angefleht wurde, ab. Zwar erschien sie noch öfters am Sprachgitter, ließ jedoch niemals die jungen Zöglinge, die an einer förmlichen Liebesmanie litten, allein rufen, einige der ältesten Nonnen mußten immer dabei sein, eben um zu zeigen, daß es ihr nicht daran läge, durch irgend etwas den Frieden des heiligen Hauses zu stören. Nur dazu hatte sie sich anheischig gemacht, die Lage der Dinge mit Rom durch Correspondenz zu vermitteln und den guten Eindruck, den sie auf Gräfin Papello gemacht hatte, zur Beruhigung der jungen Herzen auszubeuten. Sie erbot sich, die beiden jungen Damen als ihre Ehrendame und Gouvernante lieber selbst

nach Rom zu begleiten, als geſchehen zu laſſen, daß die jungen Mädchen etwa auf eigne Hand aus dem Kloſter entflöhen und ſich wohl gar für ewig in geiſtige, zum mindeſten in leibliche Gefahren ſtürzten.

Die Abbatiſſin dankte dem Himmel für die gütige Vermittelung dieſer unübertrefflichen Frau. Die verhängten Faſten und die Einkerkerungen verſchlugen nichts mehr. Luigia und Agneſe konnten nicht zur Beſinnung gebracht werden. Geldmittel beſaßen ſie genug, um nach allen Seiten hin Beſtechungen zu verſuchen. Da ereignete ſich auch ein Fluchtverſuch, der die Abbatiſſin geradezu zum Aeußerſten brachte. Graf Papello gab auf die Vorſtellungen, die ſie ihm gemacht hatte, keine Antwort. Die Gräfin jedoch hatte geſchrieben, ſie ſollte ſich nur ganz der Einſicht, Weisheit und dem bewunderungswürdigen Taktgefühl der Profeſſorswittwe von Bologna anvertrauen. Die feinen Manieren der Signora Sacrataxzi feierten einen Triumph, der für eine Dame von Welt nicht ſchmeichelhafter hätte ausfallen können. Sie ſollte auf den Befehl der Mutter die beiden liebeskranken jungen Mädchen nach Rom begleiten.

In nächtlicher Stille waren einſt die beiden jungen Mädchen aus Verzweiflung über zwei Jünglinge, die ihnen ewige Treue geſchworen hatten und jetzt in den geiſtlichen Stand treten ſollten, über eine Mauer geſtiegen, die den

Garten des Kloſters von der wilden Brandung des Meeres trennt. Nach der Zeit der Ebbe war es geweſen; der Strand zeigte nur Sand, Meermuſcheln, alles, was den Strand des Lido an der blauen Adria ſeit Jahrhunderten ſo anziehend macht. Da brauste plötzlich die Fluth herein. Sie wuchs und wuchs. Die Flüchtlinge verloren, Schritt vor Schritt auf den endloſen Dünen hinwandelnd, den ſichern Boden unter den Füßen. Ihr Hülfegeſchrei wurde glücklicherweiſe von Fiſchern vernommen. Man kam in Kähnen herbei, und die Flüchtlinge mußten ohnmächtig in's Kloſter zurückgeſchafft werden — — Da war es denn eine erlaubte Selbſthülfe des ehrwürdigen Kloſters und eine bei weitem bequemere und würdigere Form des Abſchieds, der hier genommen werden mußte, daß eines Morgens eine Gondel am Hafen bereit lag und das geſammte Frauenperſonal den beiden unverbeſſerlichen vornehmen Fräulein das Geleite gab zu einer Reiſe nach Rom, die allein dieſe liebesſiechen Herzen heilen konnte. Gräfin Papello hatte an ihre Freundin, die Profeſſorswittwe, geſchrieben, an die Beſitzerin ihres korallenen Roſenkranzes, an die zarte, ſinnige Wächterin über den Anſtand und das Wohlergehen ihrer Tochter und deren Freundin. Die Abbatiſſin hatte kein Bedenken, die jungen, für den Frieden des Kloſters ſo ſtörend gewordenen Damen zu entlaſſen. Auch Graf Correr hatte ſein Ein-

verſtändniß erklärt und die näher zu treffenden Anordnungen der Fürſorge der Gräfin Papello und den frommen Schweſtern von Chioggia überlaſſen. Auch verſprach er die Nonnen gegen etwaige Rache des Grafen Papello zu ſchützen.

So wurden denn nun auch die Lieblingswünſche der Profeſſorswittwe aus Bologna erhört. Sie hätte ihrer Sehnſucht nach Rom vielleicht auch ſonſt nicht länger widerſtehen können. Wenn keine Reiſegeſellſchaft gekommen wäre, ſo hätte ſie vielleicht allein die Reiſe gewagt. Der Auguſt war angebrochen — in Rom wurden die Vorbereitungen für die Vergnügungen des Herbſtes, des Winters — für die Theater getroffen — — Sie reiſte mit den beiden Flüchtlingen aus dem Kloſter. Die Gondel fuhr ſogleich bei den Armeniern vorüber nach Meſtre, wo ein Reiſewagen, eine Zoſe Namens Julietta und ein ganz ſtockdummer Bedienter, ein ächter Bergamaske, der im Winter als Lampenputzer am Theater San Samuele wirkte und für die nächſte Saiſon noch ohne Engagement war, die Ankunft der drei Damen erwarteten. Die Dame Sacraratazzi wurde, als man davon fuhr und ſie in der Mitte ſaß zwiſchen den glücklichen, jetzt nur auf einen Kampf mit den frommen Vätern des Collegs in Rom und dem Abbatte Fringilla bedachten Edelfräulein, ſo von dieſen auf ihre etwas rauhen Wangen mit Küſſen überhäuft,

daß dieſe ſich ihnen entwinden und ſie auf das gefährliche Beiſpiel aufmerkſam machen mußte, welches ſie den beiden auf dem verdeckten Hintertheil des Reiſewagens zuſammenſitzenden Paſſagieren, dem Bergamasken und der reizenden Kammerzofe Julietta gaben. Die Weinleſe war überall im vollſten Gange, das Wetter wunderhold. Man verſprach ſich die glücklichſte Fahrt.

## IV.

Allerdings war die Straße, in welcher ſich der Palaſt des Grafen Papello in Rom befand, eine ſehr dunkle. Aber die Vorderfronten der Paläſte in Rom gelten überall für nichts. Licht, Eleganz, nicht ſelten Blumen und edle Bäume, jedenfalls Fontainen und Marmorbilder haben ſie alle nach hintenhin. Schon der Hof, meiſt mit ſymmetriſchen Arkaden verſehen, trägt das Gepräge vornehmer Wohnlichkeit, vollends die Zimmer, die noch über den Hof in einen wenn auch noch ſo klein ausfallenden Garten hinausgehen.

Graf und Gräfin Papello wohnten noch nicht in der Stadt. Die erſte Sommerluft gilt in Rom für ungeſund. Der Graf und die Gräfin wohnten im Sabinergebirg. Nur daß darum doch die unruhige Gräfin viel hin und her fuhr und eigentlich mehr auf einem Rom noch näher gelegenen Landhauſe, auf der Via Appia, vor den Thoren Roms, demnach noch einer dritten Behauſung, verweilte.

Die abgehärteten Nerven des Grafen von Moſewitz und des Freiherrn von Koſeritz ließen es auf eine Fieberattake ankommen. Die deutſchen Cavaliere hatten die ſchönen Zimmer in der Strada dei Mercanti, die ihnen der Graf in ſeinem Palazzo eingeräumt hatte, nicht verlaſſen. Rom bot ja ſelbſt im Sommer die heiterſten Eindrücke. Moſewitz hatte allerdings gerathen, es mit einigen Tagen im Sabinergebirge zu verſuchen. Man hatte ihnen von einer dortigen Jagd geſprochen, und der gutmüthige dicke Koſeritz ließ ſich beſchwatzen, mitzuziehen. Als ſie aber nach achttägigem Umherſtreifen im Gebirge nur eine einzige wilde Katze, zwei Kaninchen und drei Sperlinge geſchoſſen hatten und ſonſt von nichts unterhalten wurden, als von Prozeſſionen, einem ewigen Glockenläuten, ab und zu einer Aufgrabung alter Denkſteine, die ihnen von der Meißner Fürſtenſchule her die Präparationen auf den Horaz und Virgil zurückriefen, und ſie ſich auch allzuweit entfernt ſahen von den Gelegenheiten, Erkundigungen über die ſchwebende Lage des „ſiebenjährigen Krieges“ einzuziehen, da kehrten ſie über den Schwefelfluß, die „Solfwaderra“, wie ſie ſie auf pirnaiſch-italieniſch nannten, gottergeben in die Malaria Roms zurück. „Was kann uns denn,“ hatte Koſeritz bei den Ruinen von Tusculum geſagt, „dieſer Anblick der Villa des Cicero nützen, dieſe fortwährende unangenehme Erinnerung an unſer Stecken-

bleiben beim Leſen der „Dusculonen“ (er meinte die Tusculanen), „wenn ich mir zeigen laſſe: Hier waren die Keller des Cicero! und — grade die vollen Fäſſer ſind nicht mehr zurückgeblieben!“ In den Oſterieen Roms und beſonders in den Kellereien einiger Prälaten, an die ſie von den katholiſchen Kreiſen Dresdens, beſonders von ihrem Miniſter und dem Onkel des Grafen von Moſewitz, dem Conte Broglio, empfohlen waren, fanden ſie weit beſſer ihre Rechnung. Sie ſchieden von Villa Papello im Sabinergebirg unter Ausbrüchen großen Zorns des Grafen Papello, der nun Niemanden mehr hatte, mit dem er Rabouge ſpielen konnte. Er plünderte dabei gern ſeine Gäſte wie die Räuber in den nahen Abruzzen.

Nach vielen gründlichen antiquariſchen Studien, denen ſich in der That Graf Moſewitz mit Hülfe von Winckelmann, Rafael Mengs und unter der Protektion der Cardinäle Archinto, Albani, Paſſionei u. A. hingegeben hatte, und nach manchen Abenteuern, die Koſeritz als heitere Satyrſpiele auf die ernſteren Dramen gründlicher Beſchäftigung und Ausbildung folgen ließ, kam Letzterer eines Morgens in die Strada dei Mercanti nach Hauſe — wir ſagen ausdrücklich „eines Morgens“; denn der Mentor des jüngeren Moſewitz ſchob es auf den römiſchen Mangel an hinreichender Laternenbeleuchtung, wenn er zuweilen des Nachts die Wege verfehlte und andere Ob-

dächer ſuchte, als ſein dunkles, ihm vielleicht zu einſam gelegenes Schlafkämmerchen — und fand ſeinen ſchlanken, magern, durch und durch zum künftigen Ceremonienmeiſter oder Oberkammerherrn am Hofe von Pillnitz oder Warſchau von der Natur deſignirten Freund in äußerſter Aufregung.

Mit den Worten: „Vergieb, daß ich das Schreiben hier erbrochen habe —“ reichte der junge Graf ſeinem Freunde und „Erzieher“ einen Zettel hin, der nach dem feinſten perſiſchen Roſenparfüm duftete und einem Billetdoux ſo ähnlich ſah, wie eine Kaſtanie der andern. Die Aufſchrift lautete: „An den fremden deutſchen Herrn Cavalier, jetzt im Palazzo Papello Strada dei Mercanti —“

„Du ſiehſt meinen Egoismus!“ ſagte Wolf Roſewitz mit glühend rothem Angeſicht. „Ich bezog die Adreſſe nur auf mich, öffnete und bin jetzt geradezu — außer mir —“

Hans Koſeritz hatte heute ſchlecht, vielleicht gar nicht geſchlafen, und in Folge deſſen wenig guten Humor für Mißverſtändniſſe. Auch gefrühſtückt hatte er noch nicht. Die Chocolade, die man anſtandshalber und nach dem Verpflegungsprogramm, das der Graf für ſeine ſächſiſchen Gäſte zurückgelaſſen hatte, zuerſt nehmen mußte, war niemals ſeine beſondere Sehnſucht. Nach der Uhr ſehend war er verdrießlich, daß es noch zwei Stunden dauerte bis

gar das, mit welche mich meine Menschen-Marionetten schmieren muß, damit sie in den Gelenken geschmeidig bleiben. Drei Familienväter haben bei mir die Ihrigen und ich Alle zu ernähren. Die erste Tänzerin ist im Kindbett und das Nothdürftigste geht dem armen Wurm ab. Menschenfreunde, u. s. w." In diesem Tone war das Kaputher Publicum gewohnt von den Coulissen her angeredet zu werden, und, da es immer dieselbe Litanei war, so ließ sie der Drucker des Wochenblatts stereotypiren. Noch einige andere Schmerzenslaute standen immer bereits fertig gesetzt, z. B. „Dank den edeln Gönnern, welche uns in der Verlegenheit, den fabelhaften Kaiser Altoum von China zu costumiren, einige noch ganz brauchbare Warschauer Schlafröcke geschickt haben!" Zu andern Annoncen verstand sich der Drucker des Wochenblatts gar nicht. Diese waren einmal von früher her gesetzt, und, da die Schauspieler keine Mittel hatten, einen neuen Artikel zu bezahlen, so mußten sie, selbst wenn sie Imandet nie mehr spielten oder auch sonst erträglichere Geschäfte machten, doch immer jene stereotypirten Schmerzenslaute in dem Wochenblatt ausstoßen, weil auch das Publicum von Kaputh ein für alle Mal gewohnt war, auf diese Art an die Wiederankunft der Künstlergesellschaft erinnert zu werden.

Jetzt aber hatte die Truppe einen bessern Stand. Sie war von der Tyrannei des Wochenblatts erlöst. Die stolzen Theaterkönige hatten nicht mehr nöthig, den Armen Kapuths gleichsam jährlich die Füße zu waschen. Der Maßstab, der an ihre Leistungen gelegt wurde, war nicht mehr der, ob sie im Wirthshause ihre Rechnungen bezahlten, hübsch anständig auf der Straße gingen und uneheliche Kinder erzeugten, sondern der, ob sie die Schlegel und Franz Horn gelesen

zum zweiten Frühſtück, das aus Salami, Schinken, Eiern und ſogenanntem Pferdekäſe beſtand, einer römiſchen Produktion, die keineswegs von Stutenmilch herrührt, ſondern nur aus einer anderen Veranlaſſung, die zu erklären etymologiſche Weitläufigkeiten erfordert, dieſen lächerlichen Namen trägt und ganz gut ſchmeckt zu einem oder mehreren Gläſern aus einer ſtrohumwundenen Flaſche Orvieto.

„Haſt Du eine Beſtellung zu einem Rendezvous, ſo bezieh' es in Gottes Namen auf Dich —!“ ſagte der cheruskiſche dicke Hüne und warf ſich verdrießlich ſeiner ganzen Länge nach auf ein zwar mit gelber Seide bezogenes, aber nicht eben beſonders weich gepolſtertes Kanapee.

„Allerdings, eine Einladung —!“ ſtammelte Graf Moſewitz auf und ab gehend. „Ich war an einem Ort, wo ich geſtern Abend einen Eindruck empfing — Koſeritz, einen Eindruck —“

„So wird wohl der Brief an dieſen Eindruck gerichtet ſein —“ unterbrach Koſeritz die ekſtatiſche Rede des Freundes, dem es, der Wahrheit gemäß berichtet, an Empfänglichkeit für die Schönheit der Römerinnen nicht weniger fehlte, als ſeinem „Erzieher“, nur daß die ſieben bis acht Jahre Unterſchied, der zwiſchen ihnen obwaltete, und die mehr realiſtiſche als idealiſtiſche Tendenz des Letzteren dieſen in ſeinen romantiſchen Bedürfniſſen weniger ſchwer befriedigt machte. „Du ſcheinſt ja eine neue Helena,

eine zweite Briſeis geſehen zu haben!“ ſagte der philologiſch gebildete Sachſe.

„Einen Engel habe ich geſehen!“ beſtätigte Graf Moſewitz. „Aber unglaublich, ſchon heute früh kommt dieſe Einladung —!“

„Vielleicht iſt es nicht der Engel von geſtern, ſondern der von vorgeſtern —“ bemerkte Koſeritz und ironiſirte die leichte Entzündbarkeit ſeines Schützlings.

„O glaubſt Du,“ wallte dagegen dieſer auf, „daß ich ſo wetterwendiſch bin, wie Du, ſo in meinen Anſichten über das Schöne hin und her ſchwanke? Es muß ſchon ein tiefer, tiefer Eindruck ſein, wenn mich ein Anblick dermaßen entzückt, wie jener von geſtern. Geſtehen will ich Dir nur, ich habe die Nacht nicht ſchlafen können vor Schwärmerei und Aufregung meiner Phantaſie —“

„Nicht ſchlafen können —?“ gähnte Koſeritz. „Nein, dieſe Wirkung der entzückenden Anblicke liebe ich nicht —“

„Und heute ſchon Erhörung —! Es iſt kaum zu faſſen —! Lies aber nur ſelbſt —!“ rief Moſewitz.

„Dieſe ſo auffallend ſchnelle Beſtellung zum Rendezvous wäre für mich ein niederſchlagendes Pulver —!“ ſagte Koſeritz phlegmatiſch. „Du weißt, ich bin immer für das Sittſamere und Ehrbare. Doch zuvor laß mich die verdammte Chocolade hinunterwürgen —! Ich wollte, es wäre ſchon zwei Stunden ſpäter —!“

„Und Du ſäßeſt in Auerbach's Keller!“ fiel Moſewitz ärgerlich ein. „Mich berauſcht ſchon der Duft aus den Gärten der Römer! Nirgends blühen ſo himmliſch die Roſen wie hier! Und dieß Billet —“

„Für mich ſteckt zu viel Apotheke d'rin,“ ſagte Koſeritz ſich die Naſe zuhaltend. „Aber erzähle doch getroſt!“

Moſewitz begann: „Wie ich geſtern nach Hauſe kam von Albanis reizender Villa vor Porta Solara, begleitet von dem guten Rafael Mengs, der mich wieder in ſeine Häuslichkeit mitnehmen wollte —“

„Zu ſeiner Frau, die —“ lachte Koſeritz hellauf.

„O läſtere nicht!“ verbat ſich das Lachen der enthuſiaſtiſche Verehrer des berühmten Malers, der in Dresden ſo viel Spuren ſeines Genius zurückgelaſſen hat.

„Und Winckelmann —“ fuhr Koſeritz zweideutig fort.

„Schweige —! Schweige —! Rom iſt die Stadt der Freiheit, der überwundenen Vorurtheile —“

„Rom —? Die Stadt der Freiheit? Spricht ſo ein künftiger ſächſiſcher Conſiſtorialrathspräſident in Evangelicis —?“

„Genug, ich war noch berauſcht von Albanis zauberhaften Blumen, von ſeinen ſchattigen Boskets, ſeinen plätſchernden Springbrunnen und den edelſten Statuen, berauſcht von Mengs' anregendem Geſpräch, von Winckel-

mann's ſo kindlich naiven und immer ſo treffenden Belehrungen — da fand ich Dich nicht zu Hauſe, aß hier etwas zu Nacht, und als Du immer noch nicht kamſt und mich jetzt der Schlaf floh, da trieb es mich hinaus in die ſtille Nacht —"

„Die Nachtigallen ſchlagen nicht mehr. Aber die Mandoline hätteſt Du nehmen und irgendwo ein Ständchen bringen ſollen —"

„Ja, ſo war mir's auch zu Muthe. Und in dieſer Stimmung kam ich in eine Gegend, eine ſehr unheimliche, die ich noch nie beſucht hatte —"

„Am Ghetto der Juden —! Da fand ich bis jetzt noch immer die ſchöneren Mädchen —"

„Das iſt Deine Sphäre! Nein! Vom Forum links ſteigt die Stadt, wie Du weißt, wieder aufwärts. Ueber den alten Ruinen der Baſiliken, unfern der Via Sacra, aber noch ehe man nach dem Lateran kommt, nicht allzufern vom Coliſeum, liegen ganz geheimnißvoll einſame Gärten, einzelne ſchweigſame Höfe, Sommerſitze, wie man mir früher ſagte, von verſchiedenen religiöſen Körperſchaften —"

„Wo Du die Banditenſtilets nicht fürchteteſt —? Compromittire mich nicht vor dem Rautenkranz! Ich habe vor ganz Sachſen die Verantwortung für deine Tugend und für Dein Leben übernommen —!"

„Archinto hat jetzt die Zahl der Sbirren verdoppelt —“

„Alſo an dem Kreuzweg, wo die Madonna ſteht mit der brennenden Lampe —“

„Wie? Was?“ wandte ſich Moſewitz verwundert. „Du kennſt ebenfalls die Stelle —?“

„Fahre nur fort —!“

„Das iſt ja wunderbar —! Eben bei jener Madonna —“

„Gott ſei Dank. Dein Abendgang hätte Dir nicht geſchadet, denn — ich war glücklicherweiſe in der Nähe—“

„Aber ich war ja mutterſeelallein —“

„Nein, Dein Schutzgeiſt wachte über Dir! Erzähle aber weiter —!“

„Da komm' ich von ungefähr an einen engen Weg — links und rechts ragen hohe Mauern —“

„Ab und zu von einem Drahtgitter durchbrochen —“

„Richtig —! Von — Aber wie kamſt denn Du dahin —?“

Koſeritz hatte ſich erhoben, ſtand wirklich ebenfalls in größter Spannung, nahm erſt jetzt das Billet in die Hand, las den Inhalt deſſelben und unterbrach die Schilderung, die ſoeben Moſewitz von einer Begegnung mit einem wunderbar ſchönen Mädchen machen wollte, mit dem Ausruf: „Donnerwetter! Das Billet iſt ja wahr-

haftig nur an mich —! Aber, beſter Junge, das iſt nichts, als eine Einladung, um eine Tracht Prügel zu bekommen —!"

„Hans! Mach' jetzt keine Poſſen —!" rief Moſewitz unwillig.

„Nein, nein, in allem Ernſt!" entgegnete Koſeritz und las das Billet nun laut, indem er es ſogleich überſetzte: „Signore — die Neugier, welche — Sie geſtern — ſo dringend zu verrathen — ſchienen, kann, wenn Sie wünſchen, heute Abend um zehn Uhr — befriedigt werden —" „Aha! Befriedigt?" ſetzte Koſeritz hinzu und rieb ſich den Rücken und fuhr trocken fort: „Vor dieſem Stelldichein bedanke ich mich —!"

„Aber Du irrſt Dich, Hans — an jener Stelle, wenn es dieſelbe iſt —" entgegnete Moſewitz, der ſeinen Phantaſietraum nicht aufgeben wollte.

„An einem Drahtgitter mit Roſen —"

„Im Garten ſteht ein Amor, den Finger auf den Mund gelegt —"

„Eine Vaſe dicht daneben mit abgeblühten Oleandern —"

„Dieſelbe Stelle! Aber, Koſeritz, ein Mädchen ſah ich dort, reizend, bezaubernd! Sie hatte einen Mund zum Küſſen! Eine Toilette trug ſie wie eine Fürſtin —! Und eine Schalkhaftigkeit — eine Grazie — ein Augen-

ſpiel —! Sie ſpielte mit einem Fächer, brach eben eine Roſe und ſagte zu mir, der ich wie bezaubert ſtand, ein „Grüß Gott, Herr!“ wie es nicht holdſeliger, nicht lieblicher von den Lippen einer jungen Römerin kommen kann —“

„Ein Grüß Gott, Herr?“ ſchüttelte Koſeritz den Kopf.

„Nun, nun, das iſt nur ſo eine Erinnerung an Schwaben, die mich dieſe Ueberſetzung wählen ließ! Meine Schöne ſagte: Felicissima notte —! Und dorthin würſt auch Du gekommen —? Und ſahſt ſie und biſt nicht ganz außer Dir? Was hatteſt Du denn dort zu thun —“

„Das frag' ich Dich ſelbſt —“

„Ich ſuchte die Einſamkeit! Du aber —“

„Beſter, in den ſtillen Revieren Roms giebt es die intereſſanteſten, ſozuſagen die verlornen Häuſer —“

„Der Garten gehört unfehlbar zu einem großen Palaſt —! Man konnte dieſen nur nicht ſehen —“

„Nein! Man konnte dieſen nicht ſehen. Das iſt richtig. Aber der Garten hat einen Ausgang, dicht in der Nähe Deines Gitters —“

„Den Du, Glücklicher geöffnet fandeſt —?“

„Ja, ich trat ein, wißbegierig wie ich bin, und an derſelben Stelle, wo Du jene reizende Schöne er-

blickteſt, da ſah ich dagegen — einen vollſtändigen Drachen —“

„Die Duenna —!“

„Ein Weib, wie aus den Verwandlungen des Ovid! Eine Tochter, würde Profeſſor Erneſti in Leipzig geſagt haben, des Phorkys! Mit einer Stimme, wie ein Bär! Wäre ich nicht ſofort zurückgehuſt, ich glaube, ich hätte alle ihre Nägel im Geſicht gefühlt —! Ich war nicht zu einem Kampf aufgelegt, am wenigſten mit einer Hexe vom Blocksberg. Ich ließ ſie auf ihrem Beſenſtiel weiter reiten und verzog mich —“

„Es iſt nicht dieſelbe Stelle —“

„Verzog mich,“ betonte Koſeritz ſtark und deutete damit an, daß er annehmen müßte, es wäre doch dieſelbe Stelle, „verzog mich durch die enge Gaſſe an der nächſten Ecke. Es ſteht eine Madonna dort mit einer brennenden Lampe —!“

„Alſo wirklich —! Seltſam! Eine ſo ſtreng bewachte Schöne und dennoch dieſe Einladung —!“

„Natürlich!“ belehrte Koſeritz den in ein Sinnen und Grübeln Verfallenen. „Dieſe Einladung kommt von der Duenna und ſetzt Den, der in die Falle geht, einem Ueberfall aus von fünf handfeſten Strolchen, im günſtigſten Falle einer Aequatortaufe mit einer Tonne Waſſer von der Mauer herunter —!“

Graf Wolf von Moſewitz wurde nachdenklich. Er verfiel zwar auf's Neue in eine begeiſterte Extaſe über die liebliche und wie eine Ballſchöne geſchmückte Erſcheinung, mußte aber dem beſorgten Freunde ſein Ehrenwort geben, der Aufforderung nicht Folge zu leiſten. „Denn, lieber Junge," ſagte Hans von Koſeritz, „ich habe verſprochen, Dich dem ſächſiſchen Kurſtaat zu erhalten, und würde mich in Dresden nicht mehr ſehen laſſen können, wenn ich Dich hier an der Pyramide des Cäſtius zurückließe und Deinen Eltern nichts von Dir mitbrächte, als einen Cypreſſenzweig von Deinem frühen Grabe."

Das Terrain dieſer abenteuerlichen Begebenheit zu recognosciren war am hellen lichten Tage mit keiner Gefahr verbunden. Nach dem zweiten Frühſtück geſchah dies denn auch. Die ſächſiſchen Freunde überzeugten ſich von der Identität des Ortes, wo ſie, wenn nicht zu gleicher Zeit, doch einer unmittelbar nach dem andern geweſen ſein mußten. Sie entdeckten das ſtarke Drahtgitter, die Roſen, den Amor, die Oleanderbüſche, die ſie beide geſehen hatten, aber es kam ganz ſo, wie ſie ſchon vorausſetzten, ſie ſahen weder etwas von dem ſchönen Fräulein, noch von jener grimmigen Duenna. Die Mauern und Eingangsportale der Villen ſind überhaupt in Italien enorm hoch. Hier merkten die deutſchen Landsleute wohl, daß in der Mitte dieſes Gartens mehrere Gebäude

lagen, ſogar ſtattliche, aber dieſe waren nicht zugänglich. In Rom geht die geheimnißvolle Abgeſchloſſenheit der Wohnungen für den Fremden manchmal bis zum verwirrend Unheimlichen. Von einer etwa hier gehaltenen Villeggiatur einer geiſtlichen Körperſchaft ſah und hörte man nichts.

Nach Hauſe gekommen verſank Moſewitz förmlich in Trübſinn. Er zeichnete ſehr gewandt, wußte auch mit dem Tuſchkaſten künſtleriſch umzugehen. Koſeritz zuckte die Achſeln, als er ſah, daß ſich ſein Freund das nächtliche Phantaſiegebilde auf dem Papier feſtzuhalten ſuchte. Und doch — er mußte geſtehen, daß eine ſolche Dame, wie ſie da Moſewitz zeichnete, und noch dazu mit einem Felicissima notte im Munde und einer Roſe in der Hand und mit einem verlockenden Lächeln um die Lippen, das freilich aus dem Tuſchkaſten nicht recht herauskommen wollte, geradezu hätte toll machen können. Doch hatte er das Ehrenwort ſeines „Zöglings“, daß dieſer dem verdächtigen Briefe nicht folgte, ſondern erſt weitere Enthüllungen abwartete, jedenfalls eine gründlichere Sondirung des Terrains.

Bei alledem war Koſeritz nicht der Mann, der nach Italien gekommen war, um etwas, das ſich wie ein Abenteuer anließ, ohne weitere Erprobung, oder wenigſtens eine gewiſſe prüfende Benaſchung zu laſſen. Bei Tiſch

hatten. Es handelte sich nicht mehr um den Aerger der in den Logen strickenden Damen, daß die Schauspielerin, welche die Ophelia spiele, schon wieder schwanger sei, sondern, ob Tieck Recht hatte, Ophelien wirklich einen solchen Zustand zuzuschreiben. Die junge Kritik hatte unter diesen Umständen nur noch den einen Wunsch, ihre äußere Lage möchte anständiger sein, um die Manieren der Künstler anzunehmen. Ja, Amandus, der recht eigentlich über die Oper berichten wollte, war eines Tages untröstlich, als er hörte, die auf Gastrollen engagirte Primadonna könnte jede Stunde eintreffen und ihn besuchen. „Wenn mich Madame Binder Bürsten," — so hieß die berühmte Sängerin, obgleich, da das Bürsten auf ihren Mann geht (von dem sie geschieden war), sie sich eigentlich hätte nennen sollen: Madame Bürsten-Binder — „wenn sie mich nun besucht," stöhnte Amandus, „und sie trifft hier in den Neustall, wo unsere Betten, Kleiderspind und in einer Ecke gar die Vorrichtungen zum selbstgefälligen Stiefelputzen stehen — welche Schande für das dramaturgische Genilleton und die wöchentliche musikalische Revue!" — „Nun," sagte Schlachtenmaler, „wir wollen hier vorne gleich an der Thür ein kleines Redactionszimmer improvisiren mit einer spanischen Wand von Papier, an die sich aber Keiner anlehnen darf." Dieser Vorschlag gefiel und man holte Stärkmehl. Dicht am Eingang wurde ein Raum, einige Fuß breit, und die ganze Tiefe des Zimmers bis zum Fenster abgemessen, mit Hülfe einer Leiter wurden einige Nägel in die obere Decke geklopft und nun Bindfäden hin- und herangezogen, damit das Papier einen Anhalt hatte. Man benutzte die unverkauft gebliebenen Nummern des Journals zu dieser Scheidewand

behielt er eine ſtrenge und beinahe pädagogiſche Miene, verwünſchte die italieniſche Banditennatur, weinte einige bittere Zähren in die ſechs tiefen Orvietogläſer, die er trank, hinein über die neuen Siege der Preußen — es war die eben gelieferte Schlacht von Zorndorf, die ſo heftig ſeinen Zorn erregte — verfolgte aber doch einen Plan und ſchlug vor, ihn erſt mit dem zufällig heute vom Gebirge heruntergekommenen Majorduomo des Grafen, dem Signor Aſtuccio, einzufädeln.

So dick und an Jahren vorgeſchritten dieſer Ehrenmann auch war, ſo hatte er ſich doch zum Cicerone der Gäſte ſeines Herrn, und was noch mehr ſagen will, beſonders zum Vertrauten des ihm durch Leibesfülle und Jahre naheſtehenden Markeſe Koſerizio gemacht. Bei dem vertraulichen Tone, der ſich zwiſchen Männern, die ſich in ihren Natürlichkeiten kennen gelernt haben, von ſelbſt findet, bedurfte es nicht vieler Ueberredung, den Haushofmeiſter zu bewegen, daß er um die zehnte Stunde an jenes Drahtgitter, an jene Thür und an die Ecke mit dem brennenden Licht vor dem Madonnenbilde gehen ſollte. Aſtuccio hatte zwar keinen Muth, aber Koſeritz hütete ſich wohl, von jener Hexe vom Blocksberge und von der Ausſicht auf einen Buckel voll Schläge zu ſprechen. Er hüllte vielmehr alles in die ſüßeſte Sicherheit, in die Erwartung eines der traulichſten Selbanders mit dem

ſchönſten Mädchen von der Welt, das aber vielleicht doch nicht anſtändig genug wäre, um mit dem Grafen betroffen zu werden — Koſeritz, der Ueberredende, erfand eine vollſtändige Geſchichte von einem Mädchen, deſſen Tugend er in jener Gegend erſt zu prüfen eine eigenthümlich dringende Veranlaſſung hätte. Kurz, ſein Auftrag war der, Aſtuccio ſollte ſich für den Abgeordneten eines der fremden Cavaliere ausgeben, deren Grüße überbringen und um nähere Aufklärungen bitten.

Um inzwiſchen den Freund zu zerſtreuen, geleitete Koſeritz den Grafen Abends ſpät noch ſelbſt zu jener Signora Mengs, der gutherzigen ſchönen Frau des gutherzigſten Ehemanns von der Welt, der allen ſeinen Freunden geſtattete, ihr in aller Unſchuld, wenn auch mit manchem dabei angebrachten herzhaften Kuß, den Hof zu machen. Es war eine idylliſche, wie dem Paradieſe angehörende, poetiſche Welt, in welcher man bei jenem berühmten Maler und bei ſeinem Freunde Winckelmann lebte. Koſeritz wußte den Freund dort gefeſſelt.

Endlich gegen zehn Uhr Abends ging der vorſichtige Mentor mit Aſtuccio in die Nähe des Coliſeums. Er verſicherte den ſchon an Händen und Füßen Zitternden hoch und theuer, daß er als ein muthiger und ehrlicher Sachſe ſich nicht weiter denn dreihundert Schritte aus ſeiner Nähe entfernt halten würde, und entließ den würdigen

Ehrenmann, der demnach vor seinen Herrschaften ein rechter Tartüffe sein mußte, mit allen Symptomen eines völlig sichern, nur von den duftenden, ihre Kelche dem Abendwinde öffnenden Blumen und von den schwärmenden Nachtphaläuen belauschten Abenteuers.

Die Weltgeschichte hat in ihren Annalen zu verzeichnen: Astuccio war in eine furchtbare Falle gerathen. Das Geschrei, das er plötzlich ausstieß, widerhallte in dem ganzen Viertel vom Coliseum bis zum Lateran. So schwerfällig sonst die Bewegungen des Majorduomo waren, er kam dem deutschen Markese entgegengerannt mit der Schnelligkeit eines Corso-Wettrenners beim römischen Carneval. Der Drache hatte wirklich gelauert. Er hatte sich die Leichtgläubigkeit der deutschen Cavaliere im empfindlichsten Grade zu Nutze gemacht. Astuccio rieb sich den Rücken, als hätte er Spießruthen gelaufen. Er brauchte den ganzen Weg bis unter den Titusbogen hinunter, um zu Athem und einem gesammelten Bericht zu kommen.

Aber auch der deutsche Cavalier — auch er bedurfte der Sammlung — — Denn aus der Ferne hatte er bemerkt, daß sich am Drahtgitter etwas wunderbar Beachtungswerthes vollzog. Koseritz, nach Art aller Sachsen Tapferkeit mit Vorsicht verbindend, erstaunte keineswegs, als sich der Haushofmeister nicht in Vorwürfen gegen ihn

ausſchüttete, ſondern im höchſten Grade für die Fortſetzung des lediglich gegenwärtig in ein unangenehmes Stadium gerathenen Liebeshandels ſtimmte — denn dieſe Ueberraſchungen durch eine Duenna gehörten nie naturgemäßer zu den ſüßen Erfahrungen der Liebe, als im vorliegenden Falle. Jetzt war es (und das hatte Koſeritz ſelbſt geſehen) nicht nur Eine Fee, die ſich im Abenddunkel am Gitter hatte ſehen laſſen wollen, ſondern es waren ihrer zwei, eine lieblicher als die andere, jede in koſtbaren Gewändern, jede aufgelegt zum vertraulichſten Geſpräche, jede geneigt zum liebevollſten Koſen, ſoweit dies nur irgend die engen Maſchen des Eiſengitters zuließen. Unwillig, daß ſtatt des erwarteten Edelmanns jener Mann mit den tyranniſchen ſchwarzen Augenbrauen gekommen war, eine Perſönlichkeit, die beide Fräulein ſogleich für nichts als einen höher graduirten Koch hatten erkennen müſſen, ſchien nach Aſtuccio's aufrichtigem Geſtändniß ihren Unwillen miterregt zu haben. Wenigſtens ſchlugen Beide, als plötzlich die Duenna aus der Thür herausbrach und ihn mit einem langen Bambusrohr vom Gitter verjagte, ein helles Gelächter auf. „Es war eben nicht der rechte gekommen —“ ſagte der Unglückliche ſelbſt und rieb ſich den Rücken, geſpannt auf die Dukaten oder die hellblinkenden, „neuen Auguſtd'ore“ der Sachſen.

Zwei Schönheiten alſo, beide vornehm, beide elegant

und ſo von einem romantiſchen Geheimniß umfangen —! Zwei liebliche Weſen im Abenddunkel, hinter Roſen- und Oleanderbüſchen durch ein Gitter lugend und — beſtürzt, als ſie nicht fanden, was ſie erwarteten —! Das war zuviel — jetzt ſogar auch für Koſeritz. Auch in ſeinen Adern konnten Gluthenſtröme wallen. Auch ihm war ein Trieb gegeben, Schöneres und Gebildeteres für ſein Liebesbedürfniß vom Alltäglichen zu unterſcheiden, Anmuthigeres zu würdigen, als jene braunen „Lalages“ des Horaz von der meißner Fürſtenſchule, die ihm bis jetzt in Rom meiſt nur in Geſtalt von Nähterinnen und Wäſcherinnen entgegengetreten waren. Er regalirte den geprügelten Haushofmeiſter vorläufig in einer der beſten bis in die Nacht belebten Trattorieen an der Piazza Navona und brachte dann ſeinen Zögling, Moſewitz, den er von Mengs abholte und ſogleich über Alles unterrichtete — um eine zweite Nacht.

Denn jetzt miſchte ſich auch ſein eignes Entzücken in das noch immer vorhaltende des Andern. Es waren hier zwei, wie es den Anſchein hatte, entweder muthwillig abenteuerluſtige oder unglückliche, von einem Cerberus gehütete Schönen zu erobern. Jetzt dachte Koſeritz weniger an die Pyramide des Cäſtius oder an den Cypreſſenzweig überbracht in einem ſtolzen, jetzt leider unter den Contributionen des ſiebenjährigen Krieges leidenden

Ahnenſchloſſe zwiſchen Elbe und Mulde. Die Freunde beſchloſſen kurzweg das Aeußerſte zu verſuchen, um zu einer glücklichen Stunde zu gelangen mit dieſen räthſelhaften beiden Schönen vom einſamſten der ſieben Hügel Roms, vom Monte Cölio, der nicht zu weitab liegt von einem der erinnerungsreichen alten römiſchen Stadtthore, genannt Porta Capena.

## V.

Auf seiner sabinischen Villa mußte Graf Papello ein unendliches Gelächter aufschlagen, als ihm Signor Astuccio, zurückgekehrt von seinem Ausfluge nach Rom, erzählte und nach Ort und Stelle schilderte, in welche römischen Schönheiten sich seine beiden Schutzbefohlenen so sterblich verliebt hatten.

Astuccio wohnte eigentlich auf der Villa in der Via Appia bei seiner nächsten Vorgesetzten, der Frau Gräfin. Aber alle zwei Tage mußte er zum Gebirge, um dem Grafen über die Angelegenheiten der Hausverwaltung, über Neuigkeiten in Rom, die Lebensweise seiner Frau und das Befinden seiner ihm durchgegangenen Rabougespieler und Kaninchenjäger Bericht zu erstatten. Der Intendant der römischen Theater bereitete zwar schon die neue Winterstagione vor. Sie sollte so glänzend ausfallen, wie in seiner unerschöpflichen Güte Benedetto XIV. diese Erholungen eines einmal nicht mehr zu ändernden Zeitgeistes gestattet hatte. Correspondirte auch der neue Beherrscher

des Kirchenſtaates, Clemens XIII., nicht, wie der vorige, mit Voltaire, ſo entzog er doch den Römern ihr Vergnügen nicht. Panem mußte ſich Jeder in Rom ſelbſt zu verdienen ſuchen, für Circenses aber wurde um ein mäßiges Entrée noch immer geſorgt. Graf Papello war beſchäftigt, für die drei Theater die Truppen für den Winter zu rekrutiren und erwartete vom Grafen Gozzi Darſteller, die ihm dieſer in Venedig empfohlen hatte, ja ſogar nicht unwahrſcheinlich den Gegner Goldoni's ſelbſt. Die Künſtler mußten ſich zu ihm in's Sabinergebirge verfügen, um ihm dort ihre Figuren zu zeigen und einige Proben ihres Talentes abzulegen. Zu läugnen war nicht, daß die Römer die neapolitaniſchen Schauſpieler ihrer angeborenen Komik, vielleicht der noch näheren Verwandtſchaft derſelben mit unſern Urvätern, den Affen, wegen und trotz ihrer ſchlechten Ausſprache lieber hatten, als die von Venedig.

Aſtuccio hatte über viele Dinge reinen Mund zu halten. Seiner Herrin, die ihm dieſe Weiſung gegeben hatte, fühlte er ſich noch mehr verpflichtet, als dem Padrone. Um ſo geläufiger aber war ſeine Zunge über Dinge, die nicht mit den Geheimniſſen der Villa Papello auf der alten Gräberſtraße Roms zuſammenhingen. Ja, die Gräfin hatte ausdrücklich verlangt, daß Aſtuccio beſonders von den Galanterieen der beiden Sachſen vor

dem Grafen kein Geheimniß machte. Die Idee ihres Gatten, wenigſtens den Verſuch zu machen, den reichen Grafen Moſewitz am nächſten Carneval zu Venedig mit ihrer Tochter Luigia in eine noch nähere Verbindung zu bringen, als ſich bei dem diesjährigen hatte machen wollen, beſchäftigte auch ſie, wenn auch nur um deßwillen, weil ſie auf die Art im nächſten Carneval wieder in Venedig ſein konnte und es ihr dann ganz genehm geweſen wäre, nicht unter der Controle ihres Kindes und ihrer Nichte zu ſtehen. Sie hatte neue Hoffnungen für ihr Herz geſchöpft, die edle Dame. In Paris war eine Schminke erfunden worden, die Schminke der Marquiſe von Pompadour, deren Anwendung, nach Verſicherung des Erfinders und nach den Atteſten der Salons, nicht nur den Schein des Jugendzaubers hervorrufen, ſondern wirklich und in Wahrheit wieder jung machen ſollte. Graf Moſewitz wollte zwar nach Neapel, ja noch bis Sicilien und Malta, doch hierauf für längere Zeit nach Rom zurückkehren. Vielleicht, daß ſich dann die Verbindung enger zog. Koſeritz hatte ſogar eine Zeitlang die Miene angenommen, der Dame, die ihnen ihre drei Paläſte ſo gaſtfreundlich zur Verfügung geſtellt hatte, in mehr oder weniger erlaubten Grenzen den Hof zu machen. Nun aber ließen ſich die leichten Herzen auf allerlei Irrwegen betreffen und beſuchten ſie auch immer ſeltener; da gönnte ſie es ihnen denn

mehr als gern, daß ihr Gatte in den Sabinergebirgen erfuhr, welchen Leichtſinn man ihm von ſeinem unvergeßlichen Dresden ſo dringend an's Herz gelegt hatte.

Aſtuccio ſtand nicht wenig verdutzt, als nach genaueſter Beſchreibung der Stelle, wo ihm im Anſtaunen zweier Schönheiten eine Tracht Prügel zu Theil geworden war, der Graf in ein Gelächter ausbrach, das nicht enden wollte, und immerfort ausrief: „O, das iſt köſtlich! Das gibt einen Hauptſpaß! Dieſe Intrigue iſt nicht mit Geld zu bezahlen!“

Es kam denn alſo heraus, daß die hohe Mauer, dieſelbe, die nicht weit von der Madonna mit dem ewigen Lämpchen lag, eine Campagna der Herren Jeſuiten einſchloß. Dieſer geheimnißvolle Orden liebt wandelbare Wohnſitze, macht ſich ſein Bündel leicht und läßt ſich nicht, wie die andern heiligen Orden, auf beſondere Ruhe und Bequemlichkeit ein. Für die Sommerfriſche gab ihm der heilige Vater bald dieſen bald jenen ſeiner, natürlich mit köſtlichen Häuſern und Wohneinrichtungen verſehenen Weinberge und ſo hatten ſie in dieſem Jahre einen der ſtattlichſten auf dem Monte Cölio beziehen dürfen, einen Sitz, der zwar noch innerhalb der weitläufigen Ringmauern Roms, aber in geſunder Luft und vollkommen ländlich liegt. Der Graf wußte, daß dort die Zöglinge der heiligen Väter bald einmal verweilten,

zwischen der Kunst und der Kritik, klebte weißes Papier darüber und Schlachtenmaler zeichnete einige Cartons, die der Wand einen verhältnißmäßigen Werth gaben. Grau in Grau führte er recht artig die Musen im schaffenden Verein unter der Oberaufsicht Apolle's aus und richtete es so ein, daß gerade in einen Tempel auch der Leinwandvorhang führt, der zu dem größern Rest des Zimmers die Thür abgab. Es war die höchste Zeit, daß das Redactionszimmer fertig und mit einigen Stühlen meublirt war: denn, horch, schon klopft Madame Binder-Bürsten an die Thür!

Amandus stand der Dame verlegen genug gegenüber. Es ängstigte ihn am meisten, daß seine drei Brüder hinter der Papierwand standen und lauschten. Man setzte sich und Amandus wurde bleich, als die Sängerin Miene machte, sich an die künstliche Mauer anzulehnen. Sie rückte den Stuhl immer dichter an die Wand und leichenblaß sah er, wie sie den ungewöhnlich breiten Rücken keck an einen Widerstand anstemmte, den sich der junge Kritiker nicht erklären konnte. Der Sängerin mußte die Elasticität der Wand selber sonderbar vorkommen, sie drehte sich um und Amandus merkte an den vollständig auf dem Papier ausgeprägten Conturen eines Menschen, daß die Brüder seine Verlegenheit errathen und einen von ihnen sich mit dem Rücken gerade gegen die Primadonna hatten anstemmen lassen, so daß sie allerdings auf einen gewissermaßen festen Widerstand traf. Amandus zitterte über die Möglichkeit, daß die junge Kraft hinten nachließe und die Künstlerin recht eigentlich hier durchfiele. Sie sah ihm auch seine Verwirrung an, schrieb sie aber nur seiner Jugend und ihrer Schönheit zu. Als sie einige Worte über die Coloraturen und den Geist

bald wieder nicht, bald in der Stadt, bald auf dem Lande. Er wußte, daß sie sich zu einem großen Feste rüsteten, welches Cardinal Archinto in seinem Palast einigen durch Italien reisenden Großen geben wollte. Es sollte dies zugleich die erste gesellschaftliche Entfaltung der neuen Regierung sein. Ein Haustheater, größer als eines der Pariser auf den Boulevards, war auf der stolzen Ripetta den Haustheatern Richelieu's und Mazarin's nachgebildet. Das ganze vornehme Rom, die ständig anwesenden und gerade zum Besuch gekommenen fremden Prälaten konnten in Logen untergebracht werden, die von Gold, Sammet und Seide starrten. Ein neues Lustspiel — just von unserem Goldoni — „Das Vergnügen auf dem Lande" und eine aus eignen Mitteln gelieferte mythologische Travestie, fast schon im Geschmack von „Orpheus in der Unterwelt," sollte den Mittelpunkt einer Reihe von Festlichkeiten bilden, womit man im Monat September die Rückkehr von der Campagna und die Neubildung der berühmten »Conversazioni di Roma«, der römischen Salons, bezeichnen wollte. Graf Papello selbst hatte den Zöglingen der Herren Jesuiten die Kleider zu ihren Kunstleistungen geliehen. Im Schlußtravestissement trat fast der ganze Olymp auf, doch in modernem Costüm, wodurch eben der Effekt hervorgebracht werden sollte. Hatte sich auch der Graf nicht um das Nähere bekümmert, so

wußte er doch, die Uebungen fanden in jenem Garten ſtatt und jene reizenden Schönen, die unſere beiden ſächſiſchen Cavaliere geſehen hatten, waren verkleidete Jünglinge. Das Libretto zum mythologiſchen Schlußſtück hatte der höchſt eingebildete und überall diktatoriſch auftretende Erzieher des Grafen Borromeo und des Markeſe Dolfio ſelbſt geſchrieben, Abbate Fringilla.

„Aſtuccio," rief der Graf, „das muß jetzt einen Spaß geben, der über Alles geht! Man muß herauszubringen ſuchen, wer die beiden Schönen geweſen ſind! In dem letzten Stück, das den Abend beſchließen ſoll, ſpielen wohl ihrer zwanzig Studenten mit! Ich fahre ſelbſt in die Stadt, beſuche den Pater Rector und bringe mit aller Vorſicht heraus, in wen ſich die leichtſinnigen Fremdlinge ſo vergafft haben! Ich will dieſen Sachſen das Schwärmen anſtreichen —! Das Verlaſſen meines Spieltiſches, meiner Jagd, meiner Unterhaltung! Gewiß, gewiß, haha! ſie ſollen von ihren Schönen erhört werden —!"

Aſtuccio verſuchte ebenfalls zu lachen, doch wollte es nicht recht damit gehen. Ihm wurde etwas bange wegen ſeines „Caro Amico" Don Koſerizio. Aber vollkommen erklärlich wurde ihm nun, warum die Schläge, die er bekommen hatte, ſo außerordentlich gewichtig ausgefallen waren. Es waren eben Hiebe von Männer-

händen geführt gewesen. Die Duenna, die ihm seine Neugierde so ausdrücklich anstrich, hatte entweder im „Vergnügen auf dem Lande“ oder in der mythologischen Posse mitzuwirken.

Der Graf ließ sich durch nichts stören, sondern verfolgte seinen listigen Plan mit einer sich bis zum absolut Boshaften steigernden Consequenz. Sofort ließ er anspannen und gab Befehle, die auf ein längeres Abwesendseinwollen von seiner Bergvilla schließen lassen konnten.

Im Grunde war dem Haushofmeister mit diesem Aufenthaltnehmen des Grafen in seiner Stadtwohnung ganz gedient. Denn es galt, die Excellenz ferner mit einer Thatsache bekannt zu machen, die sich nunmehr gegen sein Wissen und Wollen rundweg vollzogen hatte. Das Vorhandensein einer bolognesischen Professorswittwe war dem Grafen schon bekannt. Bei den jeweiligen Begegnungen mit seiner Gattin hatte Letztere von ihrer an den Ufern der Brenta gemachten Bekanntschaft mit Entzücken gesprochen. Daß jedoch diese Beziehung so weit gegangen war, mit dem Geize des Grafen zu collidiren und die Vortheile der von seiner Schwester gemachten Stiftung zu verscherzen, so weit, daß dieser fremden Dame die Gräfin die Ueberführung seiner Tochter und seiner Nichte aus dem Kloster zu Chioggia anvertraut hatte,

alles das wußte er eben ſo wenig, wie die bereits erfolgte Ankunft dieſer jungen Damen ſelbſt.

Gräfin Papello hatte ſich in den ſchönen Frühlingstagen an der Brenta und ſogleich nach ihrem Abſchied von Signora Sacraratazzi geſtehen müſſen, daß ſie von dieſer geiſtvollen und welterfahrenen Dame einen eigenthümlich anziehenden Eindruck empfangen hatte. In der That ſehnte ſie ſich nach Wiederanknüpfung dieſer flüchtigen Bekanntſchaft eben ſo ſehr, wie ſie anfangs dieſelbe beinahe eher gefürchtet hatte. Die Urtheile dieſer Frau, jetzt vollends in den Briefen, die ſie von ihr empfing, waren ſo treffend, ihre Anſichten ſo völlig unbefangen. Eine Rathgeberin in den vielen Conflikten, in welche ſie mit ihren Umgebungen, ja mit ſich ſelbſt gerieth, ſchien der Gräfin im höchſten Grade erwünſcht. Andrerſeits war ſie es geweſen, die der Signora die Auskunft über die ihr aus dem Geſicht gekommenen und, wie ſie vernommen hatte, von einem Faktotum des borromeiſchen Hauſes, dem Abbate Fringilla, zum Prieſterſtande beſtimmten mailänder jungen Edelleute gegeben hatte. Sie hatte dem Rath, ihre Tochter und ihre Nichte dem Kloſter zu entnehmen, Gehör geſchenkt, ohne davon ihrem Mann berichtet zu haben. Denn dieſer, in ſeinem Geize, hätte die ſtrengſten Maßregeln angeordnet und den Grafen Correr für die Aufrechterhaltung des Statuts ſeiner

Schweſter verantwortlich gemacht. Schließlich ſehnte ſich Gräfin Papello nach Venedig zurück, wo ſie ſo viel ihr höchſt werth gewordene Eindrücke empfangen hatte, und zum zweiten Male mochte ſie nicht, wenn ſie Venedig wiederſah, von ihrer Tochter und Nichte geſtört werden, denen ſie doch hätte geſtatten müſſen, unter ihrer Obhut, die von den Nonnen vorausgeſetzt wurde, an den Vergnügungen theilzunehmen. So hatte ſie denn etwas Verfängliches gewagt. Sie kannte die böſen Ausbrüche des Zorns an ihrem kleinen, reizbaren Gatten, fürchtete ſich vor den Scenen, die der alte Herr im goldgeſtickten Kleide ſeinen Schauſpielern nachzuahmen liebte, aber — Frau Sacraratazzi war mit ihren Schutzbefohlenen angekommen und vorläufig hatte die Profeſſorswittwe dieſe im Agneſenkloſter jenſeits der Tiber unterbringen müſſen. Die Profeſſorswittwe wohnte, mit ihrem Kammermädchen Julietta, in einem beſcheidenen Gaſthofe an der Piazza Navona.

Unterwegs, bei der Heimfahrt nach Rom, benutzte Aſtuccio die faſt ausgelaſſene Laune des Grafen, deſſen gepuderte Perrücke vor Lachen hin und her wackelte, ihn auf die Ueberraſchung vorzubereiten, die ſeiner außerdem noch in Rom wartete. Aſtuccio hatte dieſe ſchwierige Aufgabe übernehmen müſſen. Er hatte den jähzornigen kleinen Mann, wirklich einen Pantalon der alten Komödie,

nach ungefähren Andeutungen, die ihm von seinem etwas einsilbigen Plaudern gegeben wurden, das, was geschehen war, selbst errathen lassen.

Das Unglück wollte, daß Astuccio mit diesen seinen Andeutungen erst da auf dem Höhepunkt der Enthüllung, die sich zuletzt von selbst machen mußte, angekommen war, als die stattliche Carrosse, die im Eilfluge vom grünen Sabinergebirge hinunterfuhr in die öde Campagna, beinahe dicht vor seiner eigenen Villa auf der Via Appia stand.

Unter allen Umständen pflegte sich Graf Papello sonst an dieser Stelle in die Kissen des Wagens zu drücken, das Fenster des Schlages ganz zuzuziehen und rascher noch als bisher, fahren zu lassen.

Dießmal aber rief er dem Kutscher ein gellendes Halt! zu, sprang mit kirschrothem Angesicht aus seiner Kutsche und flößte dem Bedienten wie dem Wagenlenker einen wahren Schrecken ein. Die Worte: „Was? Luigia ist hier? Aus dem Kloster — entflohen? Und mit Bewilligung meiner Frau —?“ erstarben ihm auf den Lippen. Alle seine Späße, die er mit den Edelleuten aus Sachsen vorhatte, schienen plötzlich vergessen zu sein.

Noch jetzt findet man an der ehemaligen Villa Papello jene vier Obelisken, die der Graf einige Jahre

vor unſerer Begebenheit vor dem Portal derſelben hatte aufſtellen laſſen. Sogar die Weltkugel lag auf ihnen von Marmor abgebildet. Selbſt dieſe viermal. Es ſah förmlich freimaureriſch aus, dieſes Thor, durch das der wild gewordene Intendant in die Zimmer ſeiner Gattin ſtürmte, aber als das Bild des vollkommenen Gegentheils der behutſamen Weisheit und der ſich ſelbſt beherrſchenden Leidenſchaft der Freimaurer.

Noch fand der Graf ſeine Gattin halb im Negligée. Die Sonne deutete ſchon auf die Höhe des Mittags. Dennoch machte die Gräfin eben erſt Toilette, war aber der Vollendung derſelben ziemlich nahe gekommen.

In ſolcher Situation war Gräfin Papello niemals aufgelegt, Vorwürfe zu empfangen. Sie hatte dann, in Wirklichkeit und auch figürlich genommen, Stecknadeln im Munde. Jeder Aerger ſchien ihr ein Attentat mit der Abſicht, ſie vor Aerger zum Verſchlucken derſelben zu bringen.

„Was muß ich hören, Madame! Ihre Tochter iſt aus dem Kloſter entflohen —?“

„Welche Sprache, Herr Graf! Weſſen beſchuldigen Sie meine Tochter? Entflohen —!“

„Sie wagt es hieher zu kommen ohne meinen väterlichen Conſens —?“

„Sie hat den Conſens der Mutter! Den Ihrigen

würde ich nachgesucht haben, wenn es sich um Ihren Sohn gehandelt hätte —"

„Ha! Die Schwäche Ihres Herzens konnte den kindischen Klagen dieser beiden Mädchen Gehör geben —?"

„Ich bin eine Mutter, die, o gewiß, gewiß, für das Glück ihres Kindes eine Schwäche zu verrathen wagt! Uebrigens war die Begleitung der jungen Unglücklichen eine so ausgezeichnete, daß sie sich, Herr Graf, glücklich schätzen sollten —"

„Was —? Wie —? Wer —? Begleitung —? Worüber glücklich —?" schrie der Graf. Aber in diesem Augenblick wurde die Frau Professorin Sacraratazzi gemeldet. „Aha!" rief er mit einem förmlichen Wuthanfall und wollte der Gemeldeten entgegenstürmen. „Ist das die — von welcher Sie mir — ? Wo ist sie —? Wie? Dieser Person vertrauten Sie unsre Ehre —?"

Die Gräfin hielt den Wüthenden zurück. „Graf—!" sagte sie mit unterdrückter Stimme, aber mit voller Geltendmachung ihres festen Entschlusses, jede Kränkung dieser ihr unendlich werthgewordenen Dame (seit drei Tagen hatte sich die Freundschaft noch enger geschlossen) auf's Empfindlichste zu ahnden. „Ich erwarte von Ihnen keine Uebereilung! Diese Dame verdient die Egards einer Fürstin—"

„Pah! Pah! Lassen Sie mich!" rief der Zornentflammte und stürzte zur Thür hinaus.

Im Empfangszimmer, einer mit enkaustischen Gemälden geschmückten Rotunde, die ein schönes, von oben herabfallendes Kuppellicht hatte, und auf einem hohen Lehnsessel saß die in einem Miethwagen, der noch vor den vier Pyramiden mit den Weltkugeln stand, gekommene Wittwe von Bologna. Astuccio hatte schon seine Gönnerin, die ihn mit vieler Herablassung und eigentlich gesagt recht kühler Grandezza wieder begrüßt hatte, darauf vorbereitet, daß sie jetzt auf eine Scene gefaßt sein könnte. Unentschlossen hatte sie noch einen Augenblick geschwankt ob ihre schüchterne edle Weiblichkeit es wagen sollte, einem so toll Erzürnten gleichsam in's dargehaltene Messer zu rennen. Sie wagte es. Als sie sich in einem der auf den Corridoren angebrachten Spiegel erblickt hatte, ihre schlanke Gestalt, das halbverschleierte Antlitz gemustert, einen rauschenden gelbseidenen Reifrock, den sie trug, gestrichen, ihren mächtigen Fächer, den sie mit graziöser Handbewegung dirigirte, geschwungen hatte, traute sie sich die Kraft zu, den Wüthenden zu besänftigen. „Er soll nur kommen —!" sprach sie vor sich hin.

„Wie, Signora," fuhr sie der Graf an, ohne das mindeste Zeichen von Begrüßung gegeben zu haben, „Sie haben es gewagt, ohne meine Einwilligung meine Tochter aus dem Kloster zu entführen —?"

„Ich that es, Herr Graf," sagte die Dame und

ſprach dies entſcheidende Wort mit einer Bewegung der Hand, die den Intendanten, als wenn ſie hier zu Hauſe geweſen wäre, einladen ſollte, ſich zu ſetzen; „ich that es aus Bewunderung vor der mütterlichen Weisheit, die dafür Sorge hatte tragen wollen, die Ehre ihres Hauſes zu ſchützen —“

„Haha! Die Ehre meines Hauſes! Welche Ehre? Worin konnte die Ehre meines Hauſes verletzt werden?“ fragte der Graf, ſchon ſtutzig geworden durch die Einladung zum Sitzen in ſeinem eigenen Hauſe.

„Darin, Eccellenza, daß Ihre Conteſſina Tochter und die Marcheſina Agneſe Tremelli ſich im entgegengeſetzten Falle eigenmächtig aus dem Kloſter geflüchtet und in Gefahren geſtürzt haben würden, welche die Weisheit und Weltkenntniß Eurer Excellenz zu beurtheilen im Stande ſein werden —“

„So? So? Meinen Sie? Sie bangten für die Tugend meiner Tochter —!“ rief der Graf, noch mehr durchkreuzt durch die wohlgeſetzten Reden. „Man würde, denk' ich, die Flüchtigen wieder eingefangen haben —“

„Eingefangen! Die Flüchtigen —! Welch' ein Bild, Herr Graf! Eingefangen zwei edle, liebliche Geſchöpfe, reizende Erſcheinungen, würdige Abkömmlinge ihrer Eltern, Ihrer im Grabe ruhenden Schweſter, zwei Weſen wie Engel, und dieſe ſollten in Widerſpruch geſetzt werden mit Allem, was

des Kayutber Publicums gewechselt hatten, erschrack sie über das Rascheln hinter der Wand und knüpfte daran einige Bemerkungen über ihre Furcht vor Mäusen. Auch erzählte sie von einem Schauspieldirector, der den Hamlet deßhalb nicht aufführen ließ, weil er sich des Polonius wegen die Coulissen nicht wollte zerstechen lassen. Amandus, unbeholfen wie ein junger Mann, der zum ersten Male eine Dame zum Tanz auffordert, lächelte und ging auf den Charakter Hamlets über. Die Sängerin war eben im Begriff, eine boshafte Miene durch eine Seitenwendung zu verbergen, als ihre Blicke auf die grau façonirte Muse Polyhymnia fielen, und sie an deren Gesicht etwas bemerkte, was sie erblassen machte. Todtenstille herrschte nebenan, Amandus drehte sich um und sah mit Entsetzen, daß Polyhymnia eine natürliche Nase bekommen hatte. Die Sängerin konnte in ihren Scherzen nicht fortfahren. Amandus stotterte und wußte sich nicht zu helfen. Beide sahen bald die fleischerne, keck aus der Wand hervorspringende Nase Polyhymniens an, bald mit der größten Verlegenheit sich. Madame Binder-Bürsten griff nach ihrem Shwal und floh mehr, als sie ging. Amandus stand wie vom Schlage getroffen da. Das Blut stürzte ihm in den Kopf und, da Schlachtenmaler doch nun einmal das Loch in die Wand gebohrt hatte und noch immer Polyhymniens Nase fixirte, da er nicht wußte, daß die Sängerin ganz kleinmüthig davongegangen war, so schlug Amandus so gewaltsam auf die gelvenstische Farce, daß dem Schlachtenmaler hinten Hören und Sehen verging und er von dem Transparent der Tapete mit blutendem Antlitz zurücktaumelte. Die Scene verwandelte sich in ein so lautes Handgemenge, daß der Registrator zum Wirth lief und seine Wohnung nun unwiderruflich aufkündigte.

wir am Auftreten und der äußern Erſcheinung unſeres Geſchlechtes nur zu ſehen wünſchen müſſen —! Die Bahnen der Frauen, Herr Graf, müſſen geregelte ſein! Wo Eltern bemerken, daß ihre Kinder davon abzuweichen drohen, da müſſen ſie lieber im erſten Augenblick den Leidenſchaften derſelben —"

„Was —? Nachgeben —? Wie — Signora? Damit nur der Anſtand gewahrt wird? Das wäre die Weisheit, die Sie meiner Gattin ſo dringend empfohlen haben —?"

„Niemals hatte ich Kinder, Herr Graf," ſprach die Wittwe ausweichend und im Verfolgen ihrer Abſicht, dem Grafen ihre Unerſchütterlichkeit zu zeigen, doch beſchämt zur Erde blickend; „aber ich verſtehe mich auf die Erziehung. Den Willen der Jugend muß man biegen, nicht brechen, Herr Graf. Dieſe Reiſe mit den jungen Damen iſt mir unvergeßlich, und ich glaube, ſie wird es auch den jungen Damen bleiben. Die Geſpräche, die wir im Wagen führten, ſind gewiß nicht auf dürres Land gefallen. Wir übten uns unterwegs fleißig in den Sprachen. Die jungen Damen wollten mich immer nur liebkoſen, immer nur ſcherzen und tändeln, aber ich berührte die Gegenſtände der Philoſophie, vor allem der Moral. Auch habe ich verſucht, ſie mit den Geſetzen der Schönheit bekannt zu machen und ſie für das Wirken des Herrn Grafen, für ſeine

Stellung in der Welt der ſchönen Künſte empfänglich zu ſtimmen —"

Der Graf vermochte kaum noch etwas zu erwiedern. Er ſtand verdutzt auf, um ſich dem Erguß dieſer Suada zu entziehen.

„Die Wirkung dieſer Reiſe war ſo außerordentlich groß," fuhr die beredſame Sprecherin fort, „daß mein Vorſchlag, das Haus der Eltern nicht ſogleich zu betreten, volle Zuſtimmung bei beiden lieblichen Damen fand, ja ſich ſogar eine Stimmung bei ihnen kundgab, im Agneſenkloſter, wohin ich ſie brachte, gänzlich zu bleiben."

„Hoho! Das wäre —!" rief der Graf, den die Sprecherin aus einem Gedanken in den andern trieb und jetzt auf eine Vorſtellung brachte, die nicht im mindeſten die ſeine geweſen war. „Ich bitte mir denn doch aus —"

„Die Liebesglut der jungen Herzen hat ſich gemildert. Eine Reiſe wirkt auf jeden Schmerz zerſtreuend. Und nun wiſſen ja auch die lieben Engel, daß die jungen Männer, die ihnen den Kopf ſo verwirrten, beſtimmt ſind, in den geiſtlichen Stand zu treten. Fahren Sie getroſt nach dem Agneſenkloſter, Herr Graf! Hören Sie mit mildem Herzen, wie man Sie um Verzeihung bitten wird! Ihr Herz wird zu Thränen gerührt werden, wenn Sie dieſe Sprache der Beſcheidenheit hören, dieſe Beſchämung, dieſe Entſagung, die vielleicht für ewige Zeiten —"

„Halten Sie inne, Madame —!“ rief der Graf, aber er konnte ſelbſt nicht weiter. Seine Einwendungen verſtummten. Nicht die Worte allein, die aus dem Munde der fremden Dame kamen, feſſelten ihn, in noch höherem Grade that es ein gewiſſes Etwas im Weſen und im Aeußern der Wittwe, das er ſich nicht zu erklären vermochte. Die Worte, die ſie ſprach, ſtanden im vollſten Widerſpruch mit den Manieren der Sprecherin, ihren Geberden, mit dem Eindruck, den ihm Signora Sacrataxzi machte. Die Dame war nicht mehr jung, das ſah er wohl, aber ſie war beinahe — kokett zu nennen. Ihre Augen ſchienen noch auf Eroberung auszugehen oder warum funkelten ſie ſo ſeltſam, wenn ſie aufgeſchlagen wurden? Warum wurden die glühenden Flammen meiſt ſo vorſichtig zu Boden gerichtet? Warum verbarg ſich dieſe Predigerin von ſo viel Moral fortwährend hinter ihrem Fächer und beſchäftigte ſich mit den Blumen, den Schäferſcenen, die auf dem Elfenbein, woraus er beſtand, abgebildet waren?

Schon fühlte ſich der Graf verſucht, der Dame etwas näher zu rücken, als ſich plötzlich die Thüre öffnete und ſeine Gemahlin hereinrauſchte. Die Toilette derſelben war beendet.

Jetzt war aller Widerſtand gebrochen. Die Frage ſeiner Gemahlin: „Nicht wahr, Signora Sacrataxzi

weiß zu bezaubern —?“ blieb ohne eine deutlich artikulirte Antwort von seiner Seite. Er murmelte etwas „in den Bart“, den er nicht trug, etwas, das wie Zustimmung klang, versetzte sich in die ihm an sich willkommene Vorstellung, daß seine Gemahlin durch diese neue Bekanntschaft, durch ihre Tochter und deren Freundin, ausreichend beschäftigt und von seinen eigenen Lebenswegen abgezogen sein würde; er hörte auf den Vorschlag, der sogar dahin gemacht wurde, die Wittwe aus Bologna ganz bei den Mädchen zu lassen und das Kloster und jedenfalls das Statut seiner Schwester zu umgehen, und bereitete allmälig den Rückzug vor. Er mußte letzteres mit dem Versprechen thun, die jungen Damen, wenn sie sich ihm vorstellen würden, mit Verzeihung, mit Güte und väterlicher Milde zu empfangen. Im Begriff, sich zu entfernen, bedingte er sich nur noch den einen Beweis der Strenge, daß er nicht selbst in's Kloster fuhr.

So wollte denn jetzt die Gräfin nach Trastevere zu jenen Nonnen fahren, die sich bekanntlich mit dem Weben der Bischofspallien der gesammten katholischen Welt beschäftigen, und die einstweilen, der Mutter, einer Dame der höchsten Aristokratie, zu Gefallen, die jungen Fräulein aufgenommen hatten. Die Signora sollte die Mutter begleiten. Als Ort, wo der Vater sein Kind zu umarmen gedenken sollte, wurde der Palast in der Stadt, als die

Stunde das Mittagsmahl bezeichnet. Die ſächſiſchen Edelleute ſollten zugegen ſein.

Dieſe waren kaum genannt, ſo kehrte denn auch der kindiſche Graf mit vollen Segeln auf ſeinen Plan zurück. Er kramte ihn den beiden Frauen in ganzer Vollſtändigkeit aus, erzählte das Mißverſtändniß auf dem Monte Cölio und weidete ſich an dem Eindruck, den ſein Bericht auf beide Frauen hervorbrachte.

Schon machte die Gräfin den Scherz: „Sollen wir nicht auch die jungen Studenten einladen, den Grafen Borromeo und den Marheſe Dolfio —?“

„Nein — nein —“ lehnte er ſtreng, doch immerfort lachend ab —

„Vielleicht daß dieſe ſelbſt die beiden ſo reizenden Schönen ſind.—“ äußerte verſchämt die Wittwe von Bologna.

„Ha, das wäre noch köſtlicher —!“ rief der leichtſinnige alte Herr und ſtand wie Jemand, der über das ſonderbare Zuſammentreffen der unerwarteſten, aber vortrefflich zuſammenſtimmenden Dinge kaum zur Beſinnung kommen konnte, was ihm äußerlich beinahe ſo ſtand, als wollte Jemand nieſen und könnte nicht.

„Was iſt denn noch?“ fragte auch die Gräfin und ſchämte ſich etwas vor ihrer Freundin über ein gewiſſes Air von unendlicher Etourderie, das in den augenblicklichen

Zügen ihres von ihr seit länger als fünfundzwanzig Jahren ertragenen Ehegemahls lag.

Der Graf befand sich in dem Stadium des Geistes, das wir Denken nennen. Er begann seinen Plan im Detail zu schildern. Mit verstellter Handschrift sollte eine Correspondenz eingeleitet werden, durch welche er hoffte, die beiden Deutschen immer sicherer zu machen. Diese Briefe sollten ab- und zugetragen werden, bis der Augenblick reif wäre, die entzückten Schwärmer auf's neue, aber zu einem bei weitem gesicherteren Stelldichein zu bestellen, wo sie dann — „diese Esel —" warf Signora Sacraratazzi — ein — „ja, diese Esel" nahm der Graf das Wort auf „in ihren Dulcineen die leibhaftigen Männer umarmen —"

„Es sind Tröpfe —!" meinte auch die Gräfin, die wenigstens dem dicken Koseritz diese Strafe für die ihr angethane Vernachlässigung gönnte. Sie kam auf die Möglichkeit zurück, daß jene Schönen, in welche sich die Deutschen verliebt hätten, vielleicht wirklich die armen zum geistlichen Stande bestimmten Mailänder wären.

„Die Zahl der im ‚Pariser Olymp' (so hieß die Schlußbelustigung der jungen Jesuitenzöglinge) beschäftigten Göttinnen und Halbgöttinnen ist sehr groß", berichtete der Graf, „und die Zahl der Damenrollen in dem gewählten Stücke des Goldoni: ‚Das Vergnügen auf dem Lande' —"

„Beträgt nur zwei und eine recht böſe keifende Alte —"

„Ah!" ſagten Graf und Gräfin zu gleicher Zeit, erſtaunt über die Vielſeitigkeit der Wittwe und das Zutreffen der Alten auf die von Aſtuccio genoſſenen Prügel.

„Ich werde mich erkundigen und dann alles, wie es verabredet, in Scene ſetzen," ſchloß der Intendant und ſchüttelte ſich vor Lachen über die letzte Scene ſeiner Komödie, deren Effekt ihm völlig entſchieden war, wenn ihm auch noch die nähere Geſtaltung im Unklaren blieb. Die Wittwe aus Bologna verſprach die gewünſchte Mitwirkung. Auf's Zärtlichſte wurde ſie von Gräfin Papello aufgefordert, ihren Miethwagen zu entlaſſen und ſo lange, bis ihr eigener Wagen angeſpannt ſein würde, mit ihr in den ſchattigen Bosketts des Gartens zu luſtwandeln.

Beim Grafen war das Intermezzo des Zorns vorüber. In dem Glauben, gleichſam ſelbſt einmal ein Luſtſpiel zu ſchreiben und die Fäden der Intrigue wie der Weltſchöpfer in der Hand zu haben, beſtieg er ſeinen Wagen, fuhr in die Stadt und machte ſich ſogleich daran, durch fingirte Briefe die guten ehrlichen Deutſchen immer mehr in eine beklagenswerthe Verwirrung zu bringen. Für alles Andre in der Welt hatte er vollkommen die Beſinnung verloren.

## VI.

Ueber die Bedeutung des Theaters kann man nichts Schöneres ſchreiben, als Benedict XIV. in ſeinem berühmt gewordenen Briefe an Scipio Maffei gethan hat. Wahrlich eine ſeltſame Umkehr der Zeiten —! Im vorigen Jahrhundert ſuchte ſich der römiſche Stuhl ſo ſehr „an die Spitze der Bewegung“ zu ſtellen, daß ein geiſtvoller franzöſiſcher Autor wagen konnte, auf Grund dieſer Thatſache einen Briefwechſel zwiſchen Clemens XIV., dem zweiten Nachfolger Benedicts, und dem italieniſchen Komiker Carlo Bertinazzi zu erfinden. Und für einen Ausgleich mit den viel ernſteren, viel tieferen Ideen unſeres Jahrhunderts hat ſich Rom noch immer keine Form finden können —!

Cardinal Archinto war ein Theilnehmer der geiſtvollen Geſpräche geweſen, die der mehrgenannte Papſt Benedict XIV. mit erleuchteten fremden Staatsmännern, durchreiſenden Gelehrten, aufgeklärten Prieſtern, wie dem Prälaten Bouget, über die Geſetze der dramatiſchen Kunſt, die Literatur im Allgemeinen, ja über beide in ihren

einzelnen Beſonderheiten führte. Vom Sonett hat dieſer witzige Papſt geſagt: „Die Franzoſen ſind in dieſer Dichtungsform zu ſchüchtern, die Italiener darin zu verwegen.“ Denn jeder Barbier in Italien verſucht ſich in Sonetten.

Das Theater des Cardinals Archinto konnte einer öffentlichen Bühne den Rang ſtreitig machen. Es lag im Hinterhof ſeines glänzenden Palaſtes an der Ripetta und entfaltete einen Luxus wie die kleine Bühne Ludwig's XIV. in Verſailles. Die Logen, deren es in drei Rängen gab, waren wie Muſcheln geformt. Ueber jeder flammte ein Bouquet von Wachskerzen. Der Vorhang der Bühne war von einem Meiſter gemalt. Die Decorationen, die Maſchinerieen zur Verwandlung entſprachen den Anforderungen des guten Geſchmacks, wenn ſie auch über die Bedürfniſſe des Converſationsſtücks und des pathetiſchen, meiſt antiken oder bibliſchen Dramas nicht hinausgingen.

Es war um die Mitte des September. Eine glänzende Geſellſchaft wohnte den Feſtlichkeiten bei, die durch die lange vorbereitete, vielfach repetirte und einſtudirte Vorſtellung eines Goldoni'ſchen Luſtſpiels und des Paſticcios: „Der Olymp in Paris“ vom Abbate Fringilla eingeleitet werden ſollten. Nirgend herrſcht mehr Ausgelaſſenheit oder, richtiger geſagt, trotzige Verwilderung im Theater als in Rom. Im vorigen Jahrhundert gaben

die Abbates im römischen Parterre den Ton an. Auch bei Cardinal Archinto, wo alle Logen von Prälaten, Nobili's und schöngeschmückten, mit Brillanten besäeten Damen vom Adel, diplomatischen Corps und aus der Fremde besetzt waren, herrschte eine Heiterkeit, die noch über die natürliche Anregung durch den Witz des Lustspiels und die vorausgesetzten burlesken Späße des travestirten Olymp hinausging. Wunderlicher Gegensatz, sich dabei die aufrichtige Andacht und das beinahe permanente Gebet des noch in Castel Gandolfo verweilenden Oberhaupts der Kirche zu denken —!

Die Wahl des ersten Stücks machte dem Geschmack der Herren Jesuiten Ehre. Aber man sagte, es sollte der regierende Cardinal selbst gewesen sein, der diese Wahl getroffen hatte. Reichlich belohnte sich dieser Vorzug, den der hochgebildete Staatsmann einem unermüdlich strebsamen Dichter, der mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, gegeben; denn seit einigen Tagen war Goldoni — selbst in Rom erschienen, in Begleitung seiner reizenden jungen Frau — — Er hatte, wie der Dichter in seinen Memoiren erzählt, Empfehlungsbriefe an Seine Heiligkeit von einem Neffen des Kirchenfürsten mitgebracht und war in Folge dessen sogleich zur Audienz gelassen worden, wobei ihm, dem Virtuosen der Komik, selbst ein komischer Zufall begegnete. „Als ich dreiviertel Stunden," erzählt Gol-

## Neuntes Kapitel.

### Moderne Literatur. Morgen- und Abendroth.

Als die Kämpfer ermattet vom Streite ruhten und sie in Gruppen, mehrere Töpfe Wassers aber in Strömen hingegossen lagen, während ein unglücklicher Fall noch überdies Breche in die Tapete gelegt hatte und der Polyhymnia noch immer die fehlende Nase blutete: während die Brüder sich jetzt erst mit abgekühltem Humor und in Hemdärmeln den Zusammenhang der künstlichen Hinterwand und der gewesenen Nase erzählten und nur die vor einer ersten Sängerin erlebte Demüthigung von dem musikalischen Referenten bedauert wurde, öffnete sich wieder die Thür des Redactionsbureaus und einige mattangelaufene Knöpfe eines blauen Fracks blinkten durch die künstlichen, aber zufälligen Schießscharten der Tapetenwand hindurch. Saßen sie doch wie Krieger in massiven Casematten, ruhigen Blicks den eintretenden jungen Herrn von Lipmann erwartend, den sie nicht einmal besonders würden bewillkommt haben, selbst wenn sie ihn gekannt hätten. Guido von Lipmann war ein

bant (II. 296), „Seiner Heiligkeit von ihren Neffen und Nichten in Venedig und Padua erzählt hatte, ergriff dieſelbe eine auf ihrem Tiſch befindliche Klingel. Das war das Signal meiner Entlaſſung. Indem ich mich zurückzog, machte ich meine Verbeugungen und ſprach meine Dankſagungen. Aber der heilige Vater ſchien noch etwas vorzuhaben. Immerfort huſtete er, ſah mich an, bewegte ſeine Füße, ſeine Hände, aber er ſagte nichts. Ich, ganz verblüfft von der Ehre, eine ſo lange Audienz genoſſen zu haben, merkte nicht, worauf es ankommen ſollte. Was hatte ich Unbeſonnener gethan? Ich hatte vergeſſen, dem Nachfolger Petri die Füße zu küſſen! Das Beſte iſt aber, daß ich ſchon halb fort war, mich plötzlich beſinne, nun erſt wieder umkehre, niederkniee und das Verſäumte nachhole —! Clemens XIII. gab mir ſeinen Segen, und verſteinert über meine Dummheit, höchſt erbaut aber von der mir bewieſenen Nachſicht, entfernte ich mich.“ Dieſe Geſchichte vom verſäumten und doch noch nachgeholten Fußkuß war in ganz Rom bekannt geworden. Heute erwartete man den Dichter auch im Theater des Cardinals. Doch hatte er, da ein Stück von ihm ſelbſt gegeben wurde, gebeten, ſo wenig ſichtbar werden zu dürfen als möglich.

Unter den Geladenen befanden ſich auch die ſächſiſchen Cavaliere, beide im glänzendſten Coſtüme mit vergoldeten

Degen, Federhüten und ſogar ſchon mit einem grünen Orden rundherum um den Hals. Sie hatten dieſen kurſächſiſchen Schmuck zu ihrer Einführung für nöthig gehalten. Koſeritz trug eine prachtvolle Weſte von Goldbrokat, die eigentlich zur Garderobe ſeines Zöglings, des Grafen, gehörte. Aber er hätte noch mehr von den Kleidern des ſchmächtigen Moſewitz entlehnen dürfen, denn er war ſeit einiger Zeit auffallend mager geworden.

In der That war das eine Folge der Intriguen ihres boshaften Wirthes. Dieſer konnte mit ihnen fahren und reiten, die Muſeen beſuchen und bei den Cardinälen zu Mittag ſpeiſen und foppte ſie dabei unausgeſetzt mit ſeinem conſequent durchgeführten Spaß, an deſſen Wirkungen er ſich königlich weidete. Dieſe Wirkungen waren Zerſtreutheit und Melancholie bei Moſewitz, Mangel an Appetit und Durſt bei Koſeritz. „Was iſt Ihnen nur, meine jungen Freunde?“ konnte der alte Sünder mit der größten Bosheit fragen. „Haben Sie ein Liebesabenteuer? Sind die Nachrichten aus Ihrer Heimat trübe, oder was mißfällt Ihnen ſo ſehr in unſerm allerdings gegen Dresden gehalten höchſt langweiligen Rom —?“ Es mißfiel jedoch den um ihr Vaterland nach damaliger Weltanſchauung wenig nachhaltig bekümmerten Edelleuten durchaus nicht in Rom. Im Gegentheil, ſie ſchwelgten in Entzücken. Sie hatten eine geheimnißvolle Correſpondenz, und die Stunde

kam immer näher, wo von den zarteſten Händen ihren heißen Wünſchen die endliche Erhörung verſprochen worden war.

Denn jene zierlichen Billette, die ihnen nach und nach zukamen, ſprachen zwar für den Augenblick von einer zu gefahrvollen, zu ſehr bewachten Lage, von Vormündern und Erzieherinnen, die wie Tyrannen gegen ſie verführen, aber mit dem Beginn der „Converſationen“ würde, hieß es, alles anders werden, da verſprächen ſie aus ihrem Dunkel hervorzutreten und ſich innerhalb der Geſellſchaft, wo Gelegenheit genug zum Begegnen gegeben wäre, vor ihren beiden angebeteten Rittern zu demaskiren. So beglückte die beiden Fremdlinge die ſüßeſte Hoffnung. Aber ſie verzehrten ſich dabei, eben durch die aufreibende Erwartung. Dieſe Briefe verſprachen ein Abenteuer, deſſen Süßigkeit ſich in ihren Vorſtellungen immer mehr ſteigerte, ja eine Erinnerung für's ganze Leben zurücklaſſen zu wollen ſchien.

Natürlich hatten die Freunde an jenem Ort, wo ihnen ein ſo unvergeßlicher Eindruck zu Theil geworden war, Nachforſchungen genug angeſtellt. Der Umfang der betreffenden Ringmauer war endlos und zu gleicher Zeit nach italieniſcher Weiſe ſo hoch, daß ſie zu keinem entſcheidenden Ergebniß gelangten, das ſie irgend befriedigte. Allerdings erfuhren ſie von den Nachbarn, daß dieſe ganze

Beſitzung jetzt den ehrwürdigen Vätern vom Collegio Romano eingeräumt wäre, den Profeſſoren der römiſchen Univerſität, die bekanntlich nur eine Beigabe zum großen Collegium der Jeſuiten iſt. Aber leicht möglich, daß noch andere Gebäude in dem großen Bezirke lagen, der aus kleinen Hügeln und Thälern, die ſich wellenförmig hoben und ſenkten, beſtand. Sie umgingen das Terrain, das keinen Ueberblick auf Einmal geſtattete, von allen Seiten, ſuchten auch durch eine, wie es ſchien, allgemeine Pforte zu gelangen, wurden aber, wie ſie ſchon hätten vorausſetzen können, ſofort zurückgewieſen. Denn eine Erlaubniß zum Eintritt mußte erſt in der Nähe der von Marmor und Gold ſtrotzenden Kirche Al Geſu mit vielen Weitläufigkeiten gelöſt werden. So vertrauten ſie denn den Briefen, in welchen ihnen geſagt wurde, daß ſie jetzt jede weitere Forſchung unterlaſſen ſollten; die Verhältniſſe wären einer näheren Bekanntſchaft jetzt nicht günſtig; ſie würden ſich jedoch ändern und die Stunde nicht zu weit hinausrücken, wo ihre Freundinnen hofften, an einem verſchwiegenen Orte mit den beiden ſo liebenswürdigen Cavalieren zuſammenkommen zu können.

Kurz vor dem Schauſpiel war folgender Brief eingelaufen:

„Süße und bis in den Tod geliebten Freunde! Die Stunde der Erfüllung unſerer heißeſten Sehnſucht hat ge-

ſchlagen! Der tiefe Eindruck, den Eure ritterliche Haltung und männliche Schönheit wie auf alle vornehmen Damen Roms, ſo auch auf uns unglückliche Opfer eines ſchändlichen Familiencomplotts gemacht hat, ſoll Euch jetzt von Auge zu Auge, von Mund zu Mund kund werden! Beſuchet die Feſte, die unſer Cardinal Archinto gibt! Dort dürfen wir Euch ſehen und von Euch geſehen werden! Erſt werden wir uns nur ſtumm und verſchwiegen Euch verſtändlich machen! Seid um aller Heiligen willen vorſichtig im Erkennen unſrer Perſonen! Wohnt Ihr aber der Vorſtellung im Haustheater des Cardinals bei, ſo wählt, dies beachtet ja, eine der Logen 13, 14 oder 15. Ein verſchwiegener Bote wird Euch dorthin einen Schlüſſel bringen, mit welchem Ihr, wenn die Vorſtellung vorüber iſt, von der Straße hinter der Ripetta in den Garten des Cardinals gelangen könnt. Dort im erſten Pavillon links vom Eingange — erwarten Euch — Eure glücklichen Freundinnen."

„Man ſieht da," hatte ſogleich Koſeritz nach ſeinem ſcharfſinnigen Ingenium geſagt, „einen offenbaren Zuſammenhang mit den Geheimniſſen irgend eines hochſtehenden Prälaten, und ich denke, ich weiche nicht zu ſehr von der Wahrheit ab, wenn ich behaupte, es ſind — zwei Nichten des Cardinals Archinto ſelbſt, deren leibliche Freiheit erſt beginnt mit Eröffnung der Saiſon —"

Moſewitz hatte nichts gegen dieſe Vermuthung einzuwenden und trug nur Sorge, daß ihnen wirklich, natürlich durch Vermittelung des Grafen Papello, eine der bezeichneten Logen eingeräumt werden mußte. Sie erhielten Nr. 14.

Als unſere beiden Elbflorentiner in dem rauſchenden Theaterſaal ſaßen, blickten ſie mit ſcharfen Gläſern nach allen Seiten hin und ſuchten die Züge jener Schönen zu entdecken, die ſich Jeder von ihnen leidlich tief eingeprägt, mehr noch durch die Phantaſie ergänzt hatte. Graf und Gräfin Papello winkten ihnen auf's allerfreundlichſte ihren Gruß hinüber vom anderen Ende des Balkons. Von allen Seiten bemerkten ſie Bekannte, auch Mitglieder genug des diplomatiſchen Corps. Unter dem Blütenflor der römiſchen Jugend fehlten allein — die beiden lieblichen Erſcheinungen Luigia Papello und Agneſe Tremelli.

Bald nach ihrer Ankunft in Rom waren dieſe beiden jungen Weſen in die tiefſte Betrübniß verſetzt worden. Nicht nur, daß ſich nach einem Beſuche des Abbate Fringilla bei ihrem Vater die Kunde von dem feſten Vorſatz der borromäiſchen Familie, den jungen Grafen und ſeinen Vetter, Markeſe Dolfio, dem Prieſterſtande zu überantworten, beſtätigt hatte, es wurde ihnen auch der Schmerz zu Theil, ſich plötzlich von Signora Sacraratazzi ganz verlaſſen zu ſehen. Sie hatten in der That dieſe Dame

auf ihrer Reiſe, wie die Mutter und beinahe ſchon der Vater, lieben gelernt. Schon auf der Reiſe war die Treffliche die Anmuth, die Gefälligkeit und der Witz ſelbſt geweſen. Nach jedem Morgen, wo die Wittwe aus einem Cabinet getreten war, das ſie immer für ſich allein oder nur mit ihrem Kammermädchen Julietta einzunehmen pflegte, und ihre Toilette gemacht hatte, gehörte ſie ganz ihren Begleiterinnen, hielt deren weiche Händchen in ihrem Schooß und wußte ihnen die unterhaltendſten Geſchichten zu erzählen. Und darin hatte die Signora vor dem Vater Luigia's keineswegs die Wahrheit geſprochen, daß ſie ſich in ihrer Leidenſchaft für die jungen Anbeter von Venedig gemäßigt hätten. Im Gegentheil! Gerade jene gewiſſe Zweideutigkeit, jene gewiſſe Heimlichkeit im Weſen ihrer Reiſebeſchützerin, die ebenſo für die Mutter, wie beſonders für den Vater ſo feſſelnd geworden war, hatte auch ihre Herzen in noch viel mehr geſteigerte Verwirrung gebracht. Nur mit dem größten Widerſtreben waren ſie im Kloſter jenſeits der Tiber abgeſtiegen und hatten ſich über dieſen Aufenthalt erſt beruhigt, als ſie ſich überzeugten, daß hier keine Penſionärinnen erzogen wurden. Dann hatte ſie die Mutter und Signora Sacraratazzi abgeholt, hierauf erhielten ſie auf der Via Appia die Verzeihung des Vaters, erneuerten die flüchtige Bekanntſchaft der ſächſiſchen Edelleute — ohne jede Geneigtheit, auf gewiſſe Andeu-

tungen der Eltern einzugehen — erfuhren zu ihrem tiefſten Herzenskummer die Beſtimmung ihrer glühenden Verehrer, die Einſperrung derſelben bei den frommen Vätern der Geſellſchaft Jeſu — nun noch einige leidlich glückliche Tage der Zerſtreuung mit der Wittwe von Bologna — da mußte ihnen und nicht minder den Eltern vom launenhaften Schickſal der tückiſche Streich geſpielt werden, daß Signora Sacraratazzi plötzlich verſchwunden war —! An einen Unglücksfall konnte man nicht denken. Einige Abſchiedszeilen, welche die plötzlich ſo geheimnißvoll gewordene Dame hinterlaſſen hatte, dankten für das geſchenkte Vertrauen. Nicht eine Sylbe deutete an, wohin ſich die liebenswürdige Freundin begeben hatte. Die Thränen der jungen Mädchen vereinigten ſich mit dem Schmerz der Mutter und mit dem Staunen des Vaters. Der Letztere war ſich vielleicht bewußt, in ſeinen Beweiſen von Dankbarkeit und Vertrauen zu dieſer Dame weiter gegangen zu ſein, als die durchaus tadelloſe ſittliche Haltung dieſer ehrbaren Wittwe gewiß gern geſehen. Aber darum konnte ſie unmöglich Rom ſo ſchnell wieder verlaſſen haben. Noch lange nicht waren die jungen Mädchen über dies Verſchwinden getröſtet und vorläufig verweigerten ſie, jenen Feſtlichkeiten bei Cardinal Archinto beizuwohnen. Der Gedanke, ihre treuloſen und manchmal beinahe gehaßten Anbeter auf der Bühne zu ſehen, wol gar heiter

ſagte Koſeritz, als ihm die Identität der Donna Hyacintha mit jener im Abenddunkel geſehenen und mit ihm durch den zärtlichſten und geradezu Alles verſprechenden Briefwechſel verbundenen Schönen noch nicht ganz ſo eingegangen war, wie nach dem dritten Akt. „Er hat ſich in Venedig für Goldoni's Gegner, den Grafen Gozzi und die Beibehaltung der alten Stegreifkomödie erklärt —!“

Als es dann gar rechts und links hieß: „Goldoni iſt anweſend —!“ und in der That der berühmte Dichter, der von Loge zu Loge, von Cardinal zu Cardinal, Geſandten zu Geſandten gerufen wurde, im Saale perſönlich auftauchte, da ward ihnen der plötzliche Ernſt ihrer Gaſtfreunde aus dem Neide, aus dem Aerger und ſeiner Beſchämung erklärlich.

Aber auch die Beſchämung der beiden Sachſen war ſo groß, daß ſie nicht einmal in die Corridore zu treten wagten, durch welche die Menge nach Beendigung des erſten Stückes hin und her wogte, reichgekleidete, von Brillanten ſtrahlende Damen, Prälaten in langer und kurzer Robe, Prieſter mit rothen oder violetten Strümpfen, Malteſer- und Rhodiſer-Ritter mit mächtigen Kreuzen auf ihren phantaſtiſchen Uniformen, eine förmliche Maskerade, beinahe ganz ſo buntſcheckig, wie die, welche nun noch als Deſſert auf der Bühne geſpielt werden ſollte.

„Aber ſonderbar,“ bemerkte jetzt Graf Moſewitz, der

ſich vor Verlegenheit kaum zu faſſen wußte und wie mechaniſch den Schlüſſel in der Hand hielt und ihn betrachtete, „der Graf gehört ebenfalls zu denen, die ſich nicht in die Corridore begeben! Weiß er denn von unſerem Abenteuer —? Komm', wir entdecken uns ihm! Und was die Schurkerei betrifft, ich bin verſucht, die Einladung auf dieſen Schlüſſel anzunehmen —"

„Das geſchieht auf alle Fälle —!" ſagte der tapfere Koſeritz. „Doch fahren wir erſt nach Hauſe und holen uns unſre Piſtolen —"

Indem trat plötzlich und zu ihrer höchſten Ueberraſchung dieſelbe Geſtalt, die man ihnen den Abend über als Goldoni, den glücklichen Autor des mit ſo viel Beifall überſchütteten Stückes bezeichnet hatte, in ihre eigene Loge, verbeugte ſich reſpektvoll vor den höchlichſt Ueberraſchten, die ſogar ein Verdacht überfiel, der Dichter könnte mit dem böſen Scherz, den man ſich mit ihnen erlaubt hatte, in Verbindung ſtehen, und ſprach die überaus höfliche und ſie vollends verwirrende Bitte aus:

„Eure Excellenzen würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir den Schlüſſel, den ſie ſoeben erhalten haben, für einige Stunden — abtreten wollten —"

Verwundert ſahen die jungen Landsleute einander an, ſtanden auf und ſetzten ſich wieder und — „Sie wiſſen —" ſprachen ſie faſt gleichzeitig.

jüdisches Reis, das durch Erziehung, Glück und eigne Neigung sich auf das Christenthum hatte pfropfen lassen oder er war eigentlich ein Herz- und Judenkirschenbaum, der aber nichts als christliche Passionsblumen trieb. Er konnte über Raphael und den heiligen Christ zu Weihnachten sprechen, wie der Dichter Novalis. Die Romantik und das Sanskrit hatte er trotz Schlegel und den indischen Elephanten los, und mancher belletristischen Zeitschrift hatte er schon Sonnettenkränze gewunden, auch Minnelieder gesungen, was ihn auch bei allen Herausgebern solcher Blätter beliebt machte, da er ehrenhalber kein Honorar nahm. Guido von Lipmann gehörte zu jenen jüngern Juden, die mit dem orientalischen Feuer ihres Blutes schon die germanische Gefühlstiefe verbinden. Er hüpfte von Palmen auf deutsche Eichen hin und herüber und warf dabei die Vorübergehenden bald mit den duftenden Blumen der Sentimentalität, bald auch wohl einmal mit den faulen Früchten der Satire. Verstand und Phantasie berührten sich bei ihm in Punkten, wo alle Lehrbücher der Psychologie nur von der weitesten Entfernung wissen wollten. Guido von Lipmann war auch schon um so mehr über die Emancipation der Juden hinaus, als er erstens allerdings getauft und, wenn er wollte, Referendarius war, zweitens aber seinem Vater nicht Unrecht geben konnte, der in seiner kalten Manier ja immer schon sagte: „Wer nur Geld hat, braucht nicht emancipirt zu werden!“ Guido war, wie gesagt, ein so leidenschaftlicher Christ, wie nur Felix Mendelsohn Bartholdy, und es war längst seine Devise gewesen, daß es nur eine Emancipation gäbe, nämlich die, sich taufen zu lassen. Schlachtenmaler wird Noth mit ihm haben; denn hatte er nicht in Nro. 3 seines Blattes

und ausgelassen, Scherze, wenn nicht gar Possen treibend, nein, dieser war ihnen in so hohem Grade zuwider, daß sie hartnäckig abschlugen, sich der Mutter, sich der Tante anzuschließen.

„Sagtest Du nicht etwas —?“ beliebte nach dem ersten Akt des mit Jubel aufgenommenen Goldonischen Lustspiels Koseritz zu seinem Zögling Mosewitz zu äußern.

„Ich? Ich glaubte, Du hättest im Gegentheil mich etwas gefragt —!“ antwortete dieser und griff mit der größten Zerstreutheit nach einem der Gläser Sorbet, die im Zwischenakt von gallonirten Bedienten gereicht wurden, und hielt dasselbe vor Zerstreuung so lange in der Hand, bis es zu Orangenwasser geschmolzen war. Statt es zu essen, trank es nun Koseritz mit kurzem Proceß.

Im zweiten Akt sahen sich die Freunde noch mehr zerstreut an. Und als man ihnen im dritten (das genannte Lustspiel zählt drei Akte) wirklich einen Schlüssel auf dem Servierbrett neben dem erneuerten Sorbet zurückließ, griff wenigstens Koseritz schon an seinen Degen.

„Laß! Laß!“ sagte Mosewitz beschwichtigend. „Mach' nur jetzt keinen Aufruhr —“

„Das ist die nichtswürdigste, empörendste Spiegelfechterei, die man sich mit uns erlaubt hat —!“ rief Koseritz ganz laut, zum Glück in deutscher Sprache und deßhalb den Nachbarn unverständlich.

Moſewitz riß mit zitternden Händen den Schlüſſel an ſich, den Koſeritz im Begriff war auf die Bühne zu ſchleudern. Er ſaß ihr dafür nahe genug.

„Wer uns dieſen Streich geſpielt hat, dieſe Schurkerei, der ſoll es mit ſeinem Leben bezahlen —!“ ſprach Koſeritz mit den Zähnen knirſchend und eingedenk der tapferen Hiebe, die ſeine Klinge in Leipzig und Jena auf der Menſur auszutheilen verſtanden hatte.

Der nächſte Vertraute der Wuth, ſich in zwei Studenten verliebt zu haben, die da ſoeben auf der Bühne, man ſah es ja deutlich, der Eine eine junge Dame, Donna Vittoria, der Andere die Dame Donna Hyacintha ſpielten, mußte ohne Zweifel Graf Papello werden. Gerade von dieſem erwartete man ſowohl nähere Aufklärung über den geſpielten Streich, als eine Theilnahme, die ſich ihnen anſchloß, weil ſich der Graf in einer Mißhandlung ſeiner Gäſte ſelbſt hätte verletzt ſehen müſſen.

Anfangs hatte der Graf mit ungemeiner Heiterkeit bald auf die Leiſtungen der Studenten, bald auf die ſächſiſchen Cavaliere geblickt. Im Verlauf des Abends jedoch war er, wie den Letzteren ſelbſt aufgefallen war, bedeutend ernſter geworden, ſteckte oft den Kopf mit ſeiner ebenfalls wie angedonnerten Gemahlin zuſammen und warf ſich auf dem Fauteuil ſeiner Loge hin und her.

„Es iſt der Aerger über den Erfolg Goldoni's!“

„Von einem schändlichen Complott weiß ich, das man sich gegen Sie erlaubt hat — doch ich bitte, die Logen füllen sich, das zweite Stück beginnt — es ist keine Zeit zu Auseinandersetzungen — wenn ich aber den Excellenzen draußen für einige Minuten —“

Schon folgten die erstaunten Cavaliere. Draußen rannte soeben Alles durcheinander. Klingeln erschollen. Dies deutete an, daß sich die Darsteller der zweiten Pièce in ihren Garderoben beeilen sollten. Schon hatte eine burleske Musik begonnen, die den erwarteten Scherz charakteristisch einleiten sollte. Im Vorübergehen wurde Goldoni, der seinerseits selbst eine stattlich gekleidete, in purpurrothem Sammetrock mit Silbertressen leuchtende Erscheinung war, unausgesetzt von Herren und Damen, Priestern und Laien immer noch begrüßt und beglückwünscht.

Goldoni führte die Fremden in einen der geöffneten, später zum Spiel und Soupiren bestimmten, bereits von Wachskerzen hellstrahlenden Säle und sprach:

„Signori! Ich bin Goldoni —! Ich entfernte mich aus dem Saal, weil man ein Stück spielt, das im Charakter der Richtung gedichtet ist, die ich bekämpfe! Die Studenten haben einen Plan vorgezeichnet bekommen, ich höre von Abbate Fringilla, und führen jetzt jeder auf eigene Faust seinen Part durch. Es wird ein schönes

Chaos werden —! Cardinal Archinto will mich der Ehre würdigen, mir nach der Vorstellung seine Ansichten über die schwebende Streitfrage der italienischen Bühne kund zu geben. Bis dahin möchte ich von diesem Schlüssel einen Gebrauch machen, der Euern Eccellenzen für den Scherz, den man sich mit ihnen erlaubt hat, die vollständigste, ja eine Sie auch gewiß im höchsten Grade belustigende Genugthuung geben wird —"

Und noch ehe sich die Cavaliere von ihrem Erstaunen erholt hatten, hielt schon Goldoni den Schlüssel in seiner Hand, dankte und entfernte sich mit einem feinen, keineswegs spöttischen, im Gegentheil volles Vertrauen erweckenden Lächeln.

In den Weg traten ihm Graf Papello und die Gräfin. Das Erstaunen, das schon in der Loge auf ihren Mienen sichtbar gewesen war, die Neugier und die Verlegenheit, die sie kaum hatten beherrschen können, hatten die höchste Höhe erreicht und sie aus dem Saale vertrieben. Erstens, was konnte Goldoni mit den sächsischen Cavalieren vorhaben —? Ihn aber darüber, als sie beide, der Graf und die Gräfin, in die Nähe der kleinen Gruppe gekommen waren, anzureden, war keine Zeit gegeben. Denn Goldoni verbeugte sich ihnen kurzweg und sprach mit einer Stimme und mit einem Geberdenspiel, worüber die Gräfin beinahe in Ohnmacht fiel:

„Herr Graf! Ich erstaune, daß Sie sich einer Vorstellung entziehen, die doch so ganz nach Ihrem Geschmack ist! Ich bedaure unendlich, daß man Ihnen zugemuthet hat, von mir ein Stück ansehen zu müssen —! Doch zum Glück spielte ich ja nicht selbst darin. Sie sind daher zum Glück vor den Erinnerungen an die Abende beim Grafen Vidimanni in Venedig bewahrt geblieben —"

Damit verschwand der Dichter. Das gräfliche Paar war niemals so einig in seinen Empfindungen. Ihr „Zweitens", „Drittens", das noch zu erledigen gewesen wäre, blieb ihnen in der Kehle stecken.

Die sächsischen Cavaliere waren in ihre Loge noch nicht zurückgekehrt. Sie waren Zeugen des Moments gewesen, wo auch die Gräfin aussah, als wenn sie hätte niesen wollen und nicht könnte.

„Hat Goldoni etwa auch damals eine Dame gespielt —?" fragte Koseritz, als das gräfliche Paar dem plötzlich verschwundenen und wie mit Blitzeseile dem Ausgang der Säle zugeflogenen Dichter erstarrt nachsah.

„Eine Dame —?" mußten beide unwillkürlich ausrufen. „Wie kommen Sie auf diese Frage?" — setzte die Gräfin hinzu.

Schon den ganzen Abend hatte den Grafen und die Gräfin die Erscheinung Goldoni's, seine Gestalt, seine Sprechweise kurzig gemacht. Sie hatten ihn auf der

Bühne beim Grafen Vidimanni nur als einen schmachtenden Amoroso mit langen blonden Haaren, dann in jenen burlesken Verkleidungen als Zahnbrecher, Taschenspieler, Schauspieldirector und Hausirer mit „Neuen Liedern, gedruckt in diesem Jahr“ gesehen. Eine persönliche Annäherung hatte damals bei dem Hochmuth des Grafen und seiner Vorliebe für den aristokratischen Rivalen und Gegner des so natürlichen, gesunden, echten Volksdichters nicht stattgefunden.

Die Verwirrung wuchs. Der Graf und die Gräfin glaubten, die leidenschaftliche Art, mit welcher sich ihre deutschen Gäste jetzt gegen die Tollheit, Frauenrollen von Männern spielen zu lassen, aussprachen, hätte ihren Ursprung gehabt schon in dem Verdachte, daß der böse Scherz, den man sich mit ihnen erlaubt hatte, von ihrem eigenen Freunde und Beschützer ausgegangen wäre.

„Was ist denn? Was ist denn? Was macht Sie denn nur über diese alte heilige Sitte so zornig —?“ sprach der Graf stotternd und mit gemachtem Lachen und folgte nur immer den Blicken seiner Gemahlin, die nach dem verschwundenen Goldoni ihren ohnehin langen Hals noch immer länger ausreckte, als müßte sie noch durch das Verhallen seiner Schritte an eine gewisse, für ihren Gatten haarsträubende, für sie selbst — nun plötzlich vollends reizend und pikant gewordene Aehnlichkeit erinnert werden. —

„Was hatten Sie da mit einem Schlüssel — ?“ fragte der Graf voll List und jetzt nur noch erst mit einer dämmernden Ahnung, selbst der Ueberlistete zu sein.

Die jungen Sachsen waren aber noch zu beschämt, um, wie sie anfangs gewollt hatten, ihrem Freunde und Beschützer über den ihnen gespielten Streich reinen Wein einzuschenken. Mit einem von Koseritz nur gemurmelten und nicht sehr auf eine etwaige Neigung, in Rom zu convertiren, deutenden Fluche über Rom, einem Fluche, in welchem sogar das Wappen des heiligen Stuhles, die beiden gekreuzten Schlüssel, vorkam, wandte sich das vierblättrige Kleeblatt dem Theatersaal zu, aus welchem so eben ein schallendes Gelächter den endlichen, und wie man daraus ersehen mochte, den Culminationspunkt des Abends versprechenden Anfang der olympischen Posse bezeichnet hatte.

## VII.

Cardinal Archinto, der berühmte Gönner eines Winckelmann und Rafael Mengs, der Sammler der edelſten Schätze in Kunſt und Literatur, war ſchon unter dem verſtorbenen heiligen Vater der eigentliche Beherrſcher des Kirchenſtaats, letzteres in ſeiner Eigenſchaft als Gobernatore von Rom. Der Geſchichtsſchreiber Benedicts XIV. ſagt von ihm: „Kenntniſſe, Feſtigkeit des Willens, eine unglaubliche Liebe zur Wahrheit (amour incroyable [!] pour le vrai), ein glühender Eifer für das Gute, drückten das Weſen dieſes Miniſters aus. Als er noch Polizeipräſident von Rom war, fürchtete man ihn ebenſo wie man ihn bewunderte. Dieſe Stelle erfordert, wenn man ſie gewiſſenhaft bekleiden will, viel Vorſicht, viel Scharfſinn und Fleiß. Sein Chef, der heilige Vater, ſagte von ihm in Lambertini's bekannter geiſtreicher Weiſe: ‚Ich müßte zehn Augen haben, um nach allen Richtungen hin Archinto's trefflichen Leiſtungen folgen zu können. Die Art, wie Andere ſpielen, iſt bei ihm die Art zu arbeiten.

Hätte doch der Kirchenstaat den Ruhm — des preußischen Staates! Wie würde da mein Minister glänzen! Doch ist unsre Ruhe auch nicht übel. Wozu Stürme, wenn man sich wohl befindet!“ — (Vie de Benoit XIV. Paris, 1783, p. 224.) Nämlich dieser vortreffliche Papst schätzte Friedrich den Großen. „Ich kenne diesen Fritz,“ soll er gesagt haben, „ich kenne seine Gesichtspunkte und Motive. Er wird nicht früher einhalten, bis er sich nicht selbst die Grenzen gezogen hat, die ihm belieben.“ Jetzt freilich hatte sich das Blatt gewendet. Die neue Regierung an der Tiber bot alles auf, dem bedrängten Oesterreich und namentlich dem geliebten und für die Zukunft noch vielfache Freude für Rom versprechenden Sachsen beizustehen.

So verlangte denn auch der Cardinal, eine majestätische Erscheinung, die Vorstellung der beiden sächsischen Cavaliere. Graf Papello sollte Beide aufführen und in der That nach der Vorstellung wurden sie zum Cardinal berufen.

Unsere beiden braven Landsleute gaben in diesem Augenblick ein treffendes Bild ihres vielgeprüften engeren Vaterlandes. Der vollständige siebenjährige Krieg lag in ihren verdutzten Mienen, die Capitulation von Pirna und die Schlacht von Kesselsdorf. In dem pariser Olymp hatte die Schöne, in welche sich Mosewitz verliebt hatte,

die Venus, die von Koseritz Angebetete die stolze Juno gespielt. Sie wußten es nun, daß Venus Graf Borromeo, Juno ein Markese Tolfio war, flüchtige Begegnungen von den Spieltischen Venedigs, Beide für den geistlichen Stand bestimmt und ohne Zweifel eifersüchtig auf die bevorzugte Stellung, die ihnen erlaubte, im Hause des Grafen Papello mit zwei jungen Damen zu verkehren, denen beide Betrüger in Venedig auf dem letzten Carneval besondere Huldigungen bewiesen hatten.

Cardinal Archinto sprach den jungen trübschauenden Cavalieren die besten Ermuthigungen für die Sache ihres hohen Souveräns und die aufrichtigste Bewunderung vor den Talenten des Grafen Broglio aus. Dann, als sie sich verbeugend abgetreten und aufgefordert worden waren, dem Souper zuzusprechen, das man stehend an einem mit Silber überhäuften Buffet einnahm, und als sich auch Graf Papello, der Vermittler der Präsentation, zurückziehen wollte, rief der Cardinal diesen noch einmal zurück und äußerte:

„Ei, ei, Herr Graf! Was urtheilen Sie denn von diesen abgeschmackten Späßen des Abbate Fringilla? Und dann, was wollen Sie nur mit den phantastischen Dichtungen Ihres Grafen Gozzi, eines Illyriers, wie ich höre? In der That, was ich von diesem Manne gelesen habe, erinnert mich an die so schroff und bizarr gestalteten Ufer

einrücken lassen: „Wer hätte geglaubt, daß die Juden noch einmal den Golgatha zu ihrem Parnaß machen und sich aus dem Kreuze Christi Pinselstöcke schneiden würden, wenn sie anfangen, Madonnen zu malen!“

Schlachtenmaler erhob sich aber gar nicht, weil ihn sein geschundenes Antlitz ärgerte. So wandte sich denn Guido von Lipmann an Amandus und fragte ihn, ob er sich seiner wohl noch erinnere? Freilich war er mit seinem Vater, dem Hofagenten, öfters durch Klein-Bethlehem gekommen, wenn sie nach der Neiße fuhren und dort Wechsel präsentiren wollten, wo der Hofagent immer einen Zeugen brauchte: „Denn,“ sagte er, „der Graf ist der größten Verbrechen fähig; wer stellt mich sicher, daß er nicht meinen Wechsel nimmt, ihn in den Mund steckt und verschluckt?“ Amandus aber sagte: „Gott, wie haben Sie sich verändert!“ — „Ich war auf Reisen,“ entgegnete Guido von Lipmann, „und finde es sehr angewandt, daß Sie Ihre Bestimmung zum Bildhauer mit dem Journalismus vertauscht haben. Glauben Sie mir, ich habe in Liverpool einer Sitzung der British Association beigewohnt, wo ein Gelehrter einen kleinen Napoleon zeigte, den kein Schüler Canova's, sondern eine einfache Drechselbank hervorgebracht hatte. Der Marmorblock kommt nach allen vorher zu bestimmenden Richtungen einem höllischscharfen Messer in die Quere und, wenn der Mechanicus vorher alle Walzen und Räder passend eingefugt hat, so brauchen Sie nur einen Drehorgelmann, der Ihnen in kurzer Zeit so viel mediciische und belvederische Götter zaubert, als nöthig sind, um einen Park vollkommen damit auszuschmücken.“

Guido von Lipmann setzte sich nun und behauptete,

ſeines Heimatlandes! Stein an Stein, eine Felſenpyramide neben der andern, aber kein einziger grüner Baum —! Nein, nein, das ſind keine Poeten, an denen man zum Mären werden möchte! Dieſer Fringilla —! Erſt lachte man über die Götter im Kleide von Verſailles, über die Göttinnen im Reifrock. Der Abbate triumphirte — ich kenne ſeine grenzenloſe Eitelkeit von Mailand her. Aber wie lief der große Anlauf aus —! Alles gähnte, Niemand lachte mehr. Das Stück machte vollſtändig Fiasko und hat mir den ganzen Abend verdorben—"

„Eminenz," ſtotterte der Graf, „was ſoll ich ſagen? Sind die Leiſtungen eines Schülers mit denen ſeines Meiſters zu vergleichen?"

„Seines Meiſters? Der Ihnen dieſer Gozzi erſcheint?" entgegnete der Cardinal. „Sie wollen wirklich unſere nächſte Stagione den alten Stegreifſchauſpielern überlaſſen —?"

„Sacchi iſt das größte komiſche Genie, Eminenz —"

„Das geb' ich zu. Aber ſein Genie trägt dieſe Gattung allein. Wer wird einſt Sacchi erſetzen? Und verläßt Sacchi Venedig —? Seine Frau, ſeine Tochter wollen neben ihm glänzen. Und Sie wiſſen ja, bei uns —"

Die ſächſiſchen Cavaliere ſtreiften eben an den beiden hochgeſtellten Männern vorüber, die ihr Geſpräch in einem

Cabinet hielten, das man nicht betrat, ſo lange der Hausherr darin verweilte. Der Cardinal grüßte ſie mit einem Lächeln, wie ſolches auch nur einer römiſchen Eminenz zu Gebote ſteht. Es liegt die Anmuth und die Größe der aufgehenden Morgenröthe im Lächeln eines römiſchen Porporato. Bei alledem wirkte Archinto's Lächeln auf die Cavaliere von der Elbe nicht wohlthuend. Sie hatten die eben geſprochenen Worte des Cardinals vernommen und glaubten, daß ſie einen Bezug auf ſie ſelbſt gehabt hätten.

„Warum übertragen Sie," fuhr Archinto fort, „die Leitung unſerer drei Theater nicht Goldoni? Sie wiſſen, der heilige Vater achtet Ihre Anſprüche auf die Vorrechte Ihrer Familie. Sie ſind der Verwalter dieſes Theils der ſchönen Künſte und haben Ihre volle Freiheit. Aber warum verſchaffen Sie Rom nicht die Ehre und das Vergnügen, einen Goldoni bei uns wirken zu ſehen —?"

„Eminenz," ſtotterte der Graf — „wenn, wie Eminenz eben ſagen wollten, bei uns die Rollen der Frauen von Männern geſpielt werden müſſen —"

„Ah," unterbrach der Cardinal, „da iſt ja Goldoni ſelbſt! Ich ließ ihn zu einem kurzen Geſpräch citiren. Gut, daß Sie anweſend ſind, Herr Graf —"

Schon war Goldoni näher getreten. Er kam noch außer Athem. Eben erſt war er von einem kurzen Aus-

flugs mit seinem Wagen, der am Palaste gehalten hatte, zurückgekehrt. Seine sich hebende Brust konnte von dem Cardinal, der ihm so wohlwollte, für die Aufregung gehalten werden, in welche ihn die Begegnung mit einem so mächtigen Widersacher versetzte.

„Wir sprachen soeben von unserm alten Gesetz, daß auf den Bühnen Roms keine Damen erscheinen dürfen —!" nahm der Cardinal seine Rede wieder auf und verwickelte sogleich den sich tief Verbeugenden in das von ihm angeregte Thema — „Noch hat es nicht den Anschein, als könnte dieser Brauch aufgehoben werden — selbst wenn der Herr Graf sich entschließen könnte, zum Lenker unserer Bühnen —"

„Eminenz," brach Goldoni mit Feuer hervor und benutzte die Pause, die erwartungsvolle, die der Cardinal, den Blick auf den todbleichen Intendanten gerichtet, gelassen hatte — „Eminenz, setzen Sie den Herrn Grafen, ich bitte, nicht in Verlegenheit! Wie darf ich Ansprüche auf eine solche Ehrenstelle machen! Gewiß, ich schreibe leidliche Stücke, ich habe Erfolge von meiner Studierstube her, aber ich besitze nicht die nähere Kenntniß der Schauspielkunst, besitze nicht den Weltschliff, die Tournüre, um auf den Proben den Darstellern einen Rath ertheilen zu können. Namentlich bin ich in meiner Auffassung weiblicher Charaktere die Plumpheit selbst. Niemals kann ich

zeigen, wie man eine Dame von Stande wiederzugeben hat. Niemals kann ich andeuten, wie etwa eine Bürgerliche, die jedoch adelig geboren iſt, eine Dame, welche die feinen Manieren von — Bologna mit denen der Salons von Venedig verbindet — etwa als die Wittwe eines Profeſſors der Rechte —"

„Ha —" rief Graf Papello —

„Ich erſtaune über Ihre Spezifikationen —! Hat das alles Graf Papello geſagt —?" fiel der Cardinal ein, der den Sinn dieſer ſcharfen Worte nur halb verſtand und dabei die ſtarre Miene und das gezwungene Lächeln des Grafen keineswegs überſah.

„Eminenz," ſagte Goldoni, „das iſt allerdings die Meinung des Intendanten Seiner Heiligkeit —"

„O, o," ſtotterte der leichenblaß gewordene, alle ſeine Ahnungen, die Ahnungen ſeiner Gemahlin beſtätigt ſehende Graf Papello.

„Ich kann niemals," fuhr Goldoni mit immer leidenſchaftlicherer Erregung und jedes Wort auf's Schärfſte betonend fort, „niemals eine vornehme Dame charakteriſiren, die etwa eine Gräfin als Geſellſchafterin von Venedig nach Rom begleitet, oder für zwei junge Damen von Adel, die in die Welt hinausreiſen wollen, eine Beſchützerin von Takt, eine Gouvernante von feiner Bildung iſt —"

Wieder unterbrach der Graf. Er faßte erſt jetzt die volle Verfänglichkeit eines ſo intim geweſenen Umgangs mit den Seinigen.

„Das iſt ja wunderbar und ganz ſeltſam," ſagte der Cardinal, bald den Dichter, bald den Grafen fixirend; „Herr von Goldoni ſtellt uns da Beiſpiele auf, die —"

Doch in demſelben Augenblick fühlte ſich der aufmerkſame Wirth des Hauſes bewogen, auf einige hervorragende Damen der Geſellſchaft, „beglaubigte Botſchafterinnen", hinzuſchweben und einen Moment ihren Cavalier zu machen beim Darreichen und Nehmen von den angebotenen Speiſen. Bis er zurückgekehrt war, zerſtreut durch die Anmuth einer reizenden Spanierin, hatte ſich Graf Papello mit dem Dichter, der ſich in einer Weiſe an ihm gerächt hatte, die ihn, wenn ſie bekannt wurde, dem Gelächter der ganzen Welt preisgab, bereits verſtändigt.

„Sie werden ſchweigen —" bat er flehentlich.

„Wenn das Fürwort Ihrer Frau Gemahlin, — die ich —"

„Die Sie — aber erinnern Sie mich nicht —"

„Oder die Dankbarkeit Ihrer liebenswürdigen Töchter —"

„Mit denen — Sie — vierzehn Tage — ganz allein — als Mann gereiſt ſind —!"

„O nein, als Dame — Herr Graf!“

„Um ſo verfänglicher —!“

„Und in Begleitung meiner Gattin —!“

„Wie —?“

„Dieſe war die Kammerzoſe — Julietta Conio, Tochter eines Advokaten aus Genua —“

„Dank, Dank allen Heiligen —“

„Fürchten Sie nichts für die Tugend Ihrer Tochter und Ihrer Nichte! Selbſt in dieſem Augenblick ſind die jungen Engel von meiner Gattin begleitet —“

„In dieſem — Augenblick? Wohin ſind ſie denn —“

„Die ſchändliche Liſt, die Sie ſich, Herr Graf, mit den jungen ehrlichen Deutſchen aus Ihrer vielgerühmten Saſſia, für die ich gut genug ſein ſollte, erlaubt haben — Signora Sacraratazzi erfuhr ja alle Details derſelben, ſelbſt bis auf den Schlüſſel und die Einladung an die beiden talentvollen Darſteller meiner Donna Vittoria und Donna Hyacintha —“

„Was iſt damit geſchehen — mit dem Schlüſſel —? Ich gerathe noch außer mir —“

„Verſöhnen Sie die ehrlichen braven Sachſen und genehmigen Sie — die — freundſchaftliche Verbindung, die in dieſem Augenblick Ihre Conteſſina Tochter und Markeſina Tremelli mit den — von Ihnen beſtellten,

weil von Ihnen gleichfalls gefoppten beiden jungen Schauspielerinnen im Pavillon schließen —"

„Wie? Was?" rief der überlistete alte Spaßmacher. Alsbald begriff er, daß der Schlüssel in die Hände seiner Tochter und Nichte gespielt worden war und daß diese im gegenwärtigen Augenblick ein Stelldichein mit den Künstlerinnen von der Bühne drüben, mit dem Grafen Borromeo und Markese Dolfio, feierten. Er stand besinnungslos.

„Sind Sie einig?" rief jetzt der Cardinal zurückkehrend.

„Fast will es so scheinen —" sagte Goldoni und ermuthigte durch den einst für den Grafen so gefährlich gewesenen Blick seiner Augen den jetzt noch wie abwesenden Blick seines Feindes.

„Vollkommen!" stammelte Papello. „Goldoni übernimmt die Führung unserer drei Theater, das ist nun abgemacht! Und Eminenz wollen uns, wir bitten beide, den fernern Schutz Ihres Geschmacks nicht versagen —!"

„Ich gratulire nicht Ihnen, Herr Graf, sondern Rom und ganz Italien!" rief der Cardinal und schlug beider Hände, die sie sich in seinem Beisein hatten geben müssen, mitten durch. Die Nachricht wurde sogleich der theilnehmenden und von allen Seiten beglückwünschenden Gesellschaft mitgetheilt.

Graf Papello ſuchte nun athemlos, faſt keuchend vor Erſchöpfung und Mangel an Faſſung, nach ſeiner Gattin, klärte dieſe mit zwei hieroglyphiſchen, aber ſchnell von ihr begriffenen Worten auf und erreichte mit Mühe, daß ſie ſich nicht losriß, um nach dem — von den Todten erſtandenen intereſſanten und ſo berühmten Profeſſor aus Bologna, nicht mehr nach Signora Sacraratazzi zu ſuchen. Zunächſt galt es ja, Tochter und Nichte zu entdecken —! Der Graf führte ſeine Gemahlin faſt mit Gewalt von dannen — dem Garten und dem verhängnißvollen Pavillon zu.

Die ſächſiſchen Edelleute klärte Goldoni auf. Die jungen Mailänder auf der Bühne waren unſchuldig. Sie waren ebenfalls durch anonyme Briefe genarrt und verlockt worden, nach der Vorſtellung im Pavillon zu erſcheinen. Sie hatten genug gelitten unter den Machtbefehlen des Abbate Fringilla —! Dieſer hatte ſie mit Gewalt aus Venedig entfernt; er hatte gedroht ihre Ehre bloßzuſtellen durch die Nichtbezahlung der Schulden, die ſie in Mailand und Venedig gemacht; er hatte ſie durch Verſprechungen bis Rom verlockt und alles aufgeboten, ihnen den geiſtlichen Stand von der ſüßeſten und angenehmſten Seite zu zeigen. Die Briefe, die ſie an ihre armen Verlaſſenen zu Chioggia geſchrieben hatten, wurden unterſchlagen. Längſt glaubten ſie von ihnen ſich aufge-

geben. Die anonymen Briefe, die sie später empfingen und die die Bestimmung hatten, sie auf jenes Stelldichein nach dem Theater vorzubereiten, hielten sie für eine List des Abbate, um sie zu prüfen. Um so seliger dann ihre Ueberraschung im Pavillon —! Dem alten Poltron, dem Grafen, wollten die gutmüthigen Sachsen verzeihen. Sie beschlossen, seinen Palast mit einem schriftlichen Dank für alles Genossene und einem reichlichen Trinkgeld an den über die Wittwe aus Bologna noch nicht vollkommen orientirten Astuccio zu verlassen.

Goldoni's Weibchen aber, das bis über Mitternacht am Pavillon, wohin sie mit Hülfe des Schlüssels die jungen Schutzbefohlenen ihrer Padrona, der Professorswittwe, gebracht, Posten gestanden und die glücklichste, jubelndste Erinnerung der Bekanntschaft von Venedig weise überwacht hatte, empfing ihren Gatten mit den Worten:

„Nun, Du trotzköpfiger Wagehals, Du Eitelster aller Eiteln, ist Dein Beweis für die Befähigung, Damen von Anstand vorzustellen oder einzustudiren, eben so gut abgelaufen, wie die köstliche Scene im Pavillon —?“

Zuerst berichtete Julietta vom Jubel der Liebenden und von dem bestimmten Entschluß der jungen Mailänder, ihre Familien zu zwingen, sich mit dem Ruhm jenes Heiligen, dessen vergoldete Mumie heute noch in Mailand so viel Wunder verrichtet oder wenigstens dem Küster

des Doms so erkleckliche Trinkgelder einbringt, begnügen zu lassen. Die so höchst üble Aufnahme des „Pariser Olymps“ von Seiten der Römer hatte den Abbate Fringilla, der als Proserpina selbst mitgewirkt und vor längerer Zeit richtig als Duenna im „Vergnügen auf dem Lande“ an Astuccio jene Prügel ausgetheilt hatte, diesen ohnehin bestimmt, wie er wuthschnaubend sogleich nach dem Fallen des Vorhangs erklärte, von Rom abzureisen und sich mit den so unberechenbaren Geistlichen der christlichen Capitale nicht länger zu befassen.

„Wie lieblich,“ schloß Julietta ihren Bericht, „ist doch diese erste Neigung junger Herzen! Wie selig war ihr Entzücken! Wohl denen, die ihre erste Liebe auch zu ihrer einzigen machen können —! Aber freilich — freilich, wäre ich nicht bei der Reise zugegen gewesen, wir hätten erlebt, daß sie noch Deinen Bart, den wir jeden Morgen bei verschlossenen Thüren auf der Reise rasiren mußten, durch ihre Zärtlichkeiten herausgefühlt und sich durch das Feuer, das sie für dich zu fassen anfingen, schadlos gehalten hätten für die Liebe dieser noch so unbärtigen —“

„Stille! Stille!“ rief jetzt Goldoni lachend, hielt ihr den Mund zu und erzählte seinen Triumph bei Cardinal Archinto.

Goldoni, dies wunderbare reiche Genie gehörte zu jenen

daß von allen Künsten nur die Poesie unfähig sei, durch Mechanik hervorgebracht zu werden. Er wäre auf seinen Reisen vor dem immer mehr um sich greifenden Geist der äußerlichen mechanischen Zusammensetzungen geflohen, die Fabriken und die Sonntagsschulen hätten ihn angeekelt und, wenn alle Künste schon so gesunken wären, daß sie ihre Jungfräulichkeit an die Macht der Dämpfe verkauft hätten, so wäre die Poesie doch die einzige, die sich ihre Keuschheit in allen Ländern erhalten hätte. Und, wenn die Bildhauer Maler und Ingenieure das Christenthum untergehen ließen, so würde die Poesie jener Joseph von Arimathia werden und das Kreuz des Herrn tragen u. s. w. u. s. w.

Amandus war nun froh, daß Guido von Lipmann Nr. 3 noch nicht gelesen hatte, und ängstigte sich erst (da der Gast wirklich abonnirt hatte) als Schlachtenmaler anfing und ohne alle Ironie folgende Worte unter dem blutigen Schnupftuche hervorfallen ließ: „Wenn es gegen den so mächtig hereinbrechenden Materialismus einen Widerstand gebe, so könne er nur von dem combinirten Germanen- und Judenthum ausgehen. Was Moses und Tacitus von beiden Völkern geschrieben hätten, wäre ihnen noch immer gegenwärtig: heilige Scheu vor dem Unsichtbaren, Verachtung des rohen Stoffes, Mißtrauen gegen das bloß Natürliche. Es wäre eine eigene Ironie des Weltgeistes, daß sich hauptsächlich die Juden an die Spitze der neuen industriellen Unternehmungen stellten und dadurch das Geld gewännen, für welches ihre Kinder Generalbaß studiren und Bach'sche Fugen und Orlando Lasso'sche Messen componiren lernten. Wäre nicht schon der Pariserhandel ein Localismus von überfliegenderer Art, als die Lehre des Duns Scotus, und

Dichtern, die den für die Bühne so zweckmäßigen Grundsatz hatten: „Die Menge muß es machen“. Auf eines seiner Stücke, das unter der Unzahl seiner Arbeiten nicht gefiel, kamen sogleich zwei andere, die einen glänzenden Erfolg hatten. Niemals verlor er den Muth. Unerschöpflich war er in Erfindungen. Die Zahl seiner Stücke ist Legion. Ob sich darunter auch eins findet mit dem Titel: „Die Wittwe von Bologna oder List über List“, können wir aus J. L. Klein's Catalog der Goldoni'schen Stücke im sechsten Band seiner verdienstvollen „Geschichte des Dramas“ nicht entnehmen. Aber der Stoff dazu wäre reichlich vorhanden gewesen in seinem eigenen Leben, welchem in Rom noch manche Freude, aber auch manche Prüfung und unter andern auch eine vollständige Enttäuschung geschenkt wurde über den Vortheil, den die Kunst gewinnen würde, wenn man die Schönheit, die Natürlichkeit, die angeborne Grazie des weiblichen Geschlechts um einiger allerdings bedenklicher Eigenschaften willen von den Altären Thaliens und Melpomenens wieder verbannen wollte.

# Lebensbilder

von

Karl Gutzkow.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1872.

# Prüfe wer sich ewig bindet.

Novelle

von

Karl Gutzkow.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1872.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# Erſtes Kapitel.

## Das bezauberte Schloß.

In einer wenn auch nicht gebirgigen, doch ſonſt mit allen Reizen der Natur geſchmückten Gegend erhebt ſich aus einem baumreichen, ſchattigen Park, aus wohlgepflegten, von blinkenden Treibhäuſern ergänzten, blumen- und obſtbaumprangenden Gärten ein ſtattliches neues Gebäude — halb im engliſchen Kaſtellſtyl, halb wie eine gothiſche Abtei.

Die Ecken des mächtigen Herrenſitzes ſind mit Thürmen, mit hervorſpringenden Erkern geziert. Die Langſeiten zeigen tief niederwärts bis zur Erde gehende, von reichſter Steinarbeit umrahmte Fenſter, Eingangsthüren mit großen von buntem Glaſe durchbrochenen Mauerroſen darüber. Oberwärts ſieht man Verdeckungen des mit Zink belegten Daches durch eine fortlaufende Crenelirung von ſteinernen Kreuzen und Blumen in mannig-

fächer, bald gezackter, bald in Kleeblattform. Kletterrosen, Epheu und wilder Wein bedecken die Wände, die ab und zu von Nischen mit schönen Statuen aus gebranntem Thon unterbrochen sind. An einigen Stellen des mächtigen Geviertes schmiegen sich den Wänden Hängeweiden an, ohne diesen darum ein düsteres Ansehen zu geben. Nach Norden hin, wo die größere Frische und Kühle voraussichtlich herrschen muß, ist ein Brunnen mit einem Löwen angebracht, aus dessen Rachen ständig eine silberhelle Quelle sprudelt. Zwar liegen in einiger Entfernung Wirthschaftsgebäude, Ställe; aber Wiesen, Blumenterrassen, Pavillons ziehen das Auge von den Eindrücken der daselbst angesiedelten Lebensprosa ab. Pfauen, Fasanen, letztere in einem großen, von Netzwerk eingehegten Rundbezirk, kolossale Hunde beleben die nächste Umgebung. Letztere sind so gezähmt, daß sie selbst einen Bettler nicht anfallen würden, wenn sich dem stolzen Schlosse deren hätten nähern können. Die Belästigung desselben von störendem Besuch ist ausgeschlossen. In einem Rund von mehreren Morgen sind Schloß und Park und Gärten von einem engen Eisengitter eingefriedigt, das an seinen offenen Thoren von Schloßbedienten bewacht wird, die in eigens an den Pforten errichteten, sauber gehaltenen, mit Blumen geschmückten Häuschen ihre regelmäßige Wohnung haben.

Von dem alten Schloſſe Thurnegg, ſo heißt die Beſitzung, hatte ſich nur noch der ehrwürdige Park erhalten. Der Erbauer des neuen Schloſſes war kurz nach Vollendung des herrlichen Ganzen geſtorben. Seine hinterlaſſene junge ſchöne Wittwe, die Baronin von Thurnegg, hatte ſich einige Jahre einer ſtrengen Trauer gewidmet, einer Trauer, die eine um ſo tiefere war, als die ſchon früh von manchen Prüfungen heimgeſuchte junge Frau zugleich den bald nach ihrer Verheirathung eingetretenen Tod ihrer Eltern zu beweinen hatte. Erſt ſeit einem Jahre und im Grunde erſt ſeit einigen Wochen war wieder in die wie zu den rauſchendſten Freuden kurz nach ihrer Vollendung eingeweihte Beſitzung einiges Leben gekommen. Beſuche von Nah und Fern hatten ſich eingeſtellt. Die Zahl der Diener war wieder vermehrt. Die junge Wittwe reiste, blieb bereits einen vollen Winter wieder in der Reſidenz und brachte ſich Geſellſchaft mit für die Frühlings- und die Herbſtzeit. Des Sommers war ſie in Bädern.

Die Jahreszeit wendete ſich eben dem erbleichenden Glanz der Natur zu. Die Obſternte war die reichſte geweſen. Von einer Verwendung derſelben zu ökonomiſchen Zwecken, zum Dörren der Zwetſchgen, zum Preſſen der Aepfel und Birnen, merkte man in nächſter Nähe des Schloſſes nichts, als den würzig angenehmen Duft.

Hier war der Herbst die Göttin Pomona selbst, malerisch, wenn nicht griechisch, doch nach Tizian's berühmtem Bilde drapirt, eine stolze Venezianerin mit den gepufften Aermeln am goldbrokatnen Kleide, mit dem Fruchtkorb auf dem Haupte, lächelnd bereit, von ihrem Reichthum jedem Bittenden abzugeben. Am Schluß jedes immer noch im Freien, unter einem Zelt von blau und weiß gestreiften Stoffen eingenommenen Diners prangten in mächtigen Krystallschalen die Leistungen der Natur und der Pflege des Gärtners. Das schon immer reichlicher fallende Laub wurde noch vor dem ersten Morgenspaziergang nach dem Frühstück vom Rechen beseitigt. Aber die goldnen Abendsonnenlichter, die auf die alten Eichen- und Lindenstämme des Parks fielen, während sich die grünen Laubkronen immer schärfer und schärfer am tiefdunkeln Azur des Himmels abzuheben anfingen, kamen doch schon zeitiger und zeitiger nach dem Diner. Aber bei alledem blieb sogar noch die sinkende Abendsonne erwärmend. Es war ein besonders beglücktes Jahr.

Bei so viel Belebung durch Diener- und Dienerinnengeschäftigkeit, wie in den letzten Wochen um Frau von Thurnegg gewaltet hatte, mußte es auffallend sein, daß heute, wo das Diner durch ein ziemlich spät eingenommenes umfangreicheres Frühstück ersetzt worden war, das Leben auf dem schönen Landsitz auffallend still blieb.

Freilich war einer der Gäste, die seit einigen Tagen eingezogen, ein sich zu tummeln liebender, gern laut und viel sprechender alter Herr, heute gerade auf einem Abstecher begriffen in eine nahgelegene kleine Stadt. Doch wollte Graf Salvius, so hieß der Gast, ein Diplomat außer Diensten, nur wiederkehren, um sofort eine weitere Reise anzutreten, ja die Herrin des Schlosses wollte ihn selbst auf dieser begleiten, und nicht nur sie wollte es, die Baronin von Thurnegg, sondern mit ihr noch ein anderer Besuch, ein weiblicher, der seit vierzehn Tagen bei ihr kampirt hatte. Da hätte es jetzt des Wagenputzens, des Laufens, des Rennens, Packens, Rufens kein Ende nehmen sollen. Von alledem zeigte sich nichts. Ringsum herrschte die tiefste Stille. Dem weiblichen Besuch, einem Fräulein Natalie von Stein, geschah somit das Seltsamste. In dem zu ihrer Disposition gestellten Zimmer stand sie am Spiegel und musterte ihre äußere Erscheinung. Sie konnte mit sich zufrieden sein. Ein Kleid von rohfarbener Seide, mit einem Ueberwurf gegen den zu erwartenden Staub, stand ihrer schlanken Gestalt eben so vortheilhaft, wie dem blonden Lockenkopf das runde Hütchen von Reisstroh mit einem bescheidenen Feldblumenstrauß und blauem Schleier daran. Ein blaugrüner Plaid, rundgerollt, von lichtbraunen Riemen zusammengehalten, hing an ihren

hätte Plato's Timäus wohl eine so imaginäre Stelle aufzuweisen, wie jenen Börsentag der Frankfurter Courszettel? Alle romanischen Völker, ja, selbst die Engländer, geschweige die Nordamerikaner, wechselten das Gold ihrer Naturanlagen in das leichte Courant der Abstraction aus; nur die Deutschen und die Juden schienen die Bestimmung zu haben, das Gemüth unter allen Umständen als die Pforte des Himmels nicht verschütten zu lassen; ja, wenn selbst nicht geleugnet werden könne, daß auch die Deutschen nun mannigfach von den Eisenbahnen angesteckt wären und unsere Träume sich so selig in der Vorstellung möglichst bei uns zu entdeckender Steinkohlenlager wiegten, so möchten zuletzt wohl gerade nur noch die zerstreuten Juden die Bestimmung haben, die Künste in der Welt aufrecht zu erhalten und die Priester aller übrigen Religionen und Literaturen zu werden."

Guido von Lipmann war in der That Dichter genug, um nicht an der Idee, daß die Juden der poetische Sauerteig Europa's und die Garantie des Supranaturalismus sein dürften, nur das Süße, nicht des Schlachtenmalers Bitterkeit zu schmecken. Er arbeitete ja im Stillen — bis auf einige schon in Almanachen abgedruckte Fragmente — an einem Ahasver, und, da er Kunde hatte, daß zwei junge Dichter, Namens Schmeißer und Püffer, sich auch schon zur Bearbeitung desselben Stoffes vereinigt hätten, so freute es ihn sichtlich, hier auf eine Idee zu stoßen, welche wahrscheinlich von jenen noch nicht benutzt wurde. Er malte sich die Möglichkeit aus, eine Scene zu schreiben, wo Christus zum ewigen Juden käme und sich bei ihm für die Erhaltung seiner Lehre bedankte, wo denn die Genien einige Musikstücke von Felix Mendelsohn-Bartholdy spie-

Schultern. Dieser sollte im Wagen entweder als erwärmende Decke oder im Rücken als Unterstützung zur Anlehnung dienen. Hätte die zur Reise Gerüstete noch einen Alpenstock in die Hand genommen, so würde sie jenen muthigen Rigi- oder Pilatussteigerinnen ähnlich gesehen haben, die wir in den Bahnhöfen von Zürich oder Luzern oft das Wort und das Steuerruder einer Reise mehr führen hören und sehen, als die sie begleitenden, hier einmal von der Energie der weiblichen Initiative in's Schlepptau genommenen Herren.

Fräulein von Stein hatte sich selbst kostümirt. Eine alte Gewohnheit, die sie auch beim Besuch ihrer Pensionsfreundin hier, der Baronin Amanda von Thurnegg, nicht abgelegt hatte.

Jetzt klingelte sie denn aber doch.

Niemand kam.

Sie hatte mit ihrem Gepäck zu thun. Fraglich war, ob sie noch in diesem Jahr auf diese reizende Besitzung zurückkehren würde. Im nächsten gewiß. Sie klingelte zum zweiten Mal.

Niemand ließ sich hören.

Ein braunledernes, fichtenduftendes Reisenecessaire, Briefmappe, Geld, Skripturen enthaltend, wurde vorsichtig geschlossen. Einige Briefe, die aus den vielen kleinen Taschen hervorgeguckt hatten, wurden mit einem

leichten Erſchrecken geborgen. Einige darunter ſchienen das blonde Fräulein mit ernſteren Gedanken erfüllt zu haben. Noch verrieth auch deßhalb das Warten der in Gedanken Vertieften auf den Erfolg des Klingelns keine Ungeduld. Mechaniſch klingelte ſie zum dritten Male.

Jetzt aber ſprach ſie denn doch, als wiederum Niemand kam, mit der ganzen Entſchiedenheit, die über die ſanfteſten Naturen kommen kann, wenn ſie im Begriff ſind, ſich von einem Punkt der Landkarte an einen andern zu begeben: „Wo bleiben denn aber heute die Leute — oder die Mary?“ Und da die Mary nicht gekommen war, ſo gab ſie deren Hülfe auf und klingelte zweimal, mit welchem Zeichen einer der Bedienten entboten wurde. Ihr Gepäck war in den Wagen zu tragen. Auch galt es, ſich nicht zu verſpäten, da der alte Herr Graf Salvius die Pünktlichkeit ſelbſt war. Jeden Augenblick mußte er eintreffen von ſeinem Ausfluge nach Saalfeld. Graf Salvius ſollte der beſondere Beſchützer der Damen werden, außer einem alten Hausfaktotum, Herr Timpe genannt, und einem der bevorzugten Diener, Namens Conrad.

Auch von den Dienern kam Niemand.

Da riß das Fräulein betroffen das Fenſter auf. Nichts entdeckte ſie, als die Pfauen. Nichts hörte ſie,

als das häßliche, katzenartige Schreien dieser schönen Thiere. Sogar die überall streifenden Hunde fehlten, sie, die zumal bei jedem Vorhaben ihrer Herrschaften ahnen, daß etwas im Werke ist, eine Reise, ein längeres Scheidenmüssen von ihren Gebietern.

Beim nochmaligen Klingeln öffnete das Fräulein zugleich die Thür und sah auf den langen, von vielen Fenstern erhellten Korridor.

Alles war still auf den Kokosmatten, deren musivische Muster von den sinkenden Sonnenstrahlen in ihrem Farbenreiz gehoben wurden. Eine Schlaguhr, die in der Mitte des Korridors, dicht über dem Eingang zum Eßsaal hing, zeigte schon über vier Uhr. Um vier Uhr wollte der alte Graf zurück sein.

Jetzt ergriff die zur Reise Gerüstete immer mehr die größte Ungeduld und Angst. Sie klingelte dreimal. Dreimal war das Zeichen für die Hausknechte oder für eine alte Putz- und Scheuerfrau.

Auch jetzt stieg weder eine Hekate aus den Treppen, die zu den Souterrains führten, noch zog ein gehemdärmelter und mit großer rother Weste bekleideter Stallknecht rasch eine roth und weiß gestreifte Drilljacke an und stellte sich mit schuldiger Ehrerbietung zur Verfügung. Alles blieb stumm und still ringsum, bis auf das laute Tictack der Uhr über'm Speisesaal.

Nun wurde dem Fräulein von Stein bange zu Muth. Das Schloß lag wie ausgestorben. Sie rief die große Aufgangstreppe hinauf. Nach allen Richtungen hin vernahm sie nichts, als den Widerhall ihrer eigenen Stimme. Sie öffnete den Speisesaal. Alles war menschenleer. Im Hofe sollte schon längst der Reisewagen stehen. Sie erinnerte sich auch, ihn anrollen gehört zu haben. Jetzt entdeckte sie nichts Bewegliches oder sich Regendes, als eine Katze, die mit einem einzigen Satz auf den Mantel einer gothischen Thüre sprang, durch welche man zu einer Wendeltreppe gelangte, die vom Hofe aus benutzt werden konnte. Auch die Katze verschwand gespenstisch in den Emblemen des kunstvoll gemeißelten Wappens der Freiherren von Thurnegg.

Jetzt wandte sich Natalie den Gesellschaftszimmern zu, die im obern Stock lagen. Sie wollte bei ihrer dort wohnenden Freundin selbst anklopfen.

Als sie in den Wohnsalon trat, begegnete ihr endlich ein lebendes Wesen. Einem hier Fremden würde die Erscheinung, die ihr nun endlich gegenüberstand, den Eindruck der Verzauberung des Schlosses noch gemehrt haben, denn in den Kindermärchen spielt ein graues Männlein eine besonders bevorzugte Rolle. Buckelig oder mit einem zu großen Kopf, nach Art der Kobolde, versehen war die Erscheinung freilich nicht. Aber ihr Haar

war weiß und lang, die Augen funkelten, die Kleidung war vom Kopf bis zu den Füßen aus einem und demselben lichten Sommerstoff und machte demgemäß aus dem Träger eine Nebelgestalt. Die Kamaschen verdeckten die Schuhe, die nur leise auftraten und unhörbar. Es war kein Berggeist, es war kein Rübezahl, sondern nur der „Herr Timpe", man wußte nicht, ob ein Anverwandter des Hauses oder ein Haushofmeister. Soviel stand fest, zuweilen übernahm Vater Timpe die allergewöhnlichste Bedienung, und doch hätte ihm Jemand, der nur einigermaßen im Schlosse hier orientirt war, wohl nie etwas befehlen mögen. Was Vater Timpe an Handreichungen leistete, war nur die Herablassung eines Höhergestellten.

Die geängstigte Zucherin eines lebenden Wesens fuhr erschrocken zurück, als sie vor dem kleinen Mann mit dem ehrwürdigen weißen Haupte stand. Denn sie fand an ihm auch nicht die Spur einer Vorbereitung zur Reise. Sollte sie sich in all' ihren Voraussetzungen geirrt, Tag und Stunde ganz verwechselt haben —?

„Ja, träume ich denn —?" redete sie den alten Herrn an, der sich mit den Damen des Hauses meist auf den Fuß des Scherzens stellte und sogar die Baronin von Thurneag wie sein Pflegekind behandelte. „Sind Sie denn noch nicht zur Reise gerüstet, Herr Timpe? Wo ist

ſie denn, die Couriertaſche, die Sie annehmen wollten? Die kleine allerliebſte lackirte Mütze, mit der Sie noch vor einer Stunde ſo kokettirten? Das ganze Schloß iſt ja wie ausgeſtorben —!"

Vater Timpe antwortete nicht. Nur dem aufgeregten blonden Fräulein ging er nach und zog pfiffig die weißen Augenbrauen in die Höhe.

„Wo iſt denn aber Mann? Und Konrad und Matthes —?" drängte die Aufgeregte.

Timpe zuckte die Achſeln.

„Nirgends ſeh' ich die Spur von einem Reiſewagen! Die verſprochenen drei kräftigen Pferden, die bis in den Wald von Lieberode ausdauern ſollten —! Nein, nein" — wandte ſich die Sprecherin ungeduldig vom offenſtehenden Fenſter eines mit Blumen geſchmückten Balkons ab; „wenn Frau von Thurnegg nicht mitreiſen will, ich muß auf jeden Fall fort und ſollt' ich Extrapoſt nehmen. Meine Verwandte erwartet mich, und der Graf, unſer würdiger Begleiter, hat ja verſprochen, mich nicht im Stich zu laſſen, auch wenn ſich Amanda nicht zur Mitreiſe entſchließen ſollte —"

Endlich trat die zwiſchen Freund und Diener des Hauſes ſchwankende Erſcheinung der unwilligen jungen Dame, die in der Regel die Sanftmuth und Gelaſſenheit ſelbſt war, jetzt aber unter dem Druck einer vor-

geschriebenen Nothwendigkeit stand, näher und sprach mit vertraulicher, fast listiger Miene:

„Mein gnädiges Fräulein, Niemand hätte die Partie in die schattigen Wälder von Lieberode, diese gewiß reizende Amtswohnung Ihres Herrn Onkels, des Herrn Kameraldirektors von Specht, lieber mitmachen mögen, als meine Wenigkeit. In Betreff unserer drei Frauen irren Sie sich aber. Der Hektor, der Tamerlan und die Kleopatra sind bereits die dunkle Lindenallee dort hinunter bis an's Parkthor gefahren, das ich heimlich habe aufschließen lassen. Ja, mein liebes Fräulein, heimlich! Die Diener sind ebenfalls absichtlich entfernt! Ja, wundern Sie sich nur! Man hat Alles so gewünscht, man hat Alles so angeordnet —!"

„Man — man — man —!" wiederholte Natalie und parodirte die wichtig thuende Miene des Alten. „Wer ist hier auf Schloß Thurnegg der ‚Man'? Der ‚Man' sind Sie, Walter Leberecht Gottfried Timpe, wie Sie heißen sollen — ich las es auf der zweiten Seite eines alten Stammbuchs der Baronin. Auf der ersten standen ihre Eltern! Sie geben sich die Miene, hier nichts als der Portier zu sein —"

„Habe ich mich je des Portier-Privilegiums bedient, grob zu sein —?"

„Sie thun, als wären Sie bloß ein einfacher galonirter Jäger —“

„Münchhausen? Schneide ich denn anderswo auf, als bei Tafel —?“

„Nichts sogar, als manchmal ein ganz einfacher Lakai —“

„Gewiß, wenn ich Winters der Baronin im Theater den Shawl umlege —“

„Im Theater, wo Sie vorher im Hintergrunde der Loge Ihrer Herrschaft gesessen haben —! Denn in Wahrheit sind Sie hier der Herr Oberkammerherr, der Generalbevollmächtigte Freiherr oder Edle Limpe von Limpenheim, von und zu —“

„Von und zu Thurnegg —!“ fiel der joviale Alte ein, nahm die Miene eines schmachtenden Schmollens an und sprach mit gemacht weinerlicher Stimme: „Sie scherzen, Fräulein, und möglicherweise bei unserem bevorstehenden längeren Abschiede —“

„Kurz, Sie sind der vollständige Malvolio —“ fuhr Natalie, die seine Andeutung auf die Zukunft bezog, fort, „aus Shakespeare's ‚Was Ihr wollt‘!“

„Nur mit dem Unterschied, Fräulein, daß ich mich auch ohne kreuzweis gebundene Kniegürtel der Gunst meiner angebeteten Herrin — wie heißt sie doch? Olivia, glaub' ich — zu erfreuen habe —!“

„Da hören wir's!“ entgegnete Natalie, zog ihr Lorgnon und verfolgte die Landstraße, die sich aus einem Eckfenster des geräumigen Zimmers übersehen ließ, „ein Valet, ein Jäger, ein Portier, ein Haushofmeister, der Shakespeare's ‚Was Ihr wollt‘ auswendig weiß! Sie sind das gar nicht, Timpe, was Sie hier vorstellen! Sie sind ein verkleideter Emir, ein Sultan, der sich nur eine Weile in der Hülle eines Sklaven gefällt, um später im vollen Licht seiner Herrlichkeit hervorzutreten. Aber —“ unterbrach sich ungeduldig die Sprecherin, nachdem sie auf der Landstraße nichts entdeckt hatte, „wozu sind denn nur alle Diener weggeschickt —? Wozu soll der Reisewagen drunten im Park und sogar heimlich warten —?“

„Befehle eines räthselhaften Unbekannten —!“ entgegnete das Factotum des Hauses, zeigte auf die Thür zur Rechten, die in die Zimmer seiner Herrin führte, deutete auf ein Geräusch, das soeben von dorther vernehmbar wurde, und zog sich mit einigen für sein Alter possirlichen Sprüngen, wie ein Windspiel, an die Thür zurück, um mit Einem Satz auf den Korridor hinauszuschlüpfen.

Natalie stand wie angewurzelt. Hatte sich ihre Phantasie soeben in die bunte Welt eines Shakespeare'schen Lustspiels versetzt oder sah sie etwa den Liebeshof

eines Rubens aus dem Rahmen getreten, sah Ritter und holde Frauen Leben und Sprache gewinnen, hörte die Mandoline erklingen, athmete den Duft von Orangeblüten, hörte die sanften Wellenschläge des illyrischen, nach Shakespeare „Böhmen begrenzenden" Meeres, das die Marmorstiegen einer mit Festons geschmückten Terrasse bespült, so setzte sich die Bezauberung des Schlosses, das bis dahin so viel handgreifliche, komfortabel moderne Wirklichkeit gezeigt hatte, fort. Im Geist hörte sie eine Musik wie von Harfen und Flöten. Die Bäume, die Blumen schienen zu erklingen, wie wenn auf weißem Zelter die Fee Romantik durch den grünen Wald reitet. Denn was erblickte sie — ? Ein junger, reizender Diener — freilich nicht in Pagentracht, mit seidenen Bändern an den Achseln, nicht in tressenbesetzten kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen, wie im Zeitalter der Renaissance — wohl aber ein Diener im neuesten Geschmack, gefällig, wie nach dem neuesten Modejournal gekleidet, ein Jokey im Tressenhut, mit gelben Stulpstiefeln und reichen Schnüren an den Achseln, stand vor ihr, eine Erscheinung, die Niemand anders war — als Amanda, die junge Wittwe, die gebietende Herrin des Schlosses von Thurnegg.

Anfangs vor Erstaunen sprachlos, fuhr Natalie immer weiter und weiter zurück und starrte die wunder-

len und Herr von Eckstein in Paris, August Neander in Berlin, Frau von Schlegel und ihr Sohn, der Maler Ph. Veit in Frankfurt a. M. und Andere dabei die christlichen Oberführer der getauften Judenproselyten machen müßten. Guido von Lipmann war in den Moment ganz versunken, wo Ahasver eben zum Cardinal ernannt und mit dem großen rothen Hute beliehen werden würde. Ein ungeheures Gedicht, eine göttliche Farce à la Dante war ihm so eben aufgegangen, er erblickte sich wie Johannes, als dieser auf den schönen Gedanken kam, die Apokalypse zu schreiben. Um aber das Gemälde von Domenichino vollständig zu machen, trieb Schlachtenmaler auch wie die Schlange aus dem Kelche und lockte Guido von Lipmann aus seinem Pathmos heraus, indem er ihn bat, ihnen als jungen Anfängern doch einige Gesichtspunkte aus der neuern Aesthetik zu geben, da sie freilich nicht viel mehr als den Homer, Virgil und Horaz gelesen hätten und in der deutschen Literatur noch merkwürdig in Klopstock und Hölty befangen wären. Theobald schämte sich, indem er an den Schäfer Schumacher dachte und an seine Bestimmung, Volksdichter zu werden und Albein war eher ein Gegenstand des Satirikers, als selbst einer.

Guido von Lipmann fuhr jetzt mächtig heraus und vergaß sogar, mit seinem adeligen Siegelring zu spielen. „Ich habe," sagte er, „mit Vergnügen bemerkt, daß sich in Pathmos — wollt' ich sagen, in Mayntz, allmählich auch ein literarisches Leben zu regen anfängt. Der Reichspostreiter wird doch künftig nicht mehr der einzige Buchhändler sein, noch weniger wäre zu hoffen, daß wir Wörterbücher und größere Sachen, immer nur nach Häringen riechend, kaufen

liche Erscheinung an, die den Karneval für sich allein fortgesetzt oder antedatirt zu haben schien.

„Wundere Dich nur!“ begann halb lachend, halb tief beschämt und befangen und mit einer anmuthig melodischen, jetzt jedoch stockenden Stimme der junge — Diener, der noch einen großen Livreemantel auf dem Arm mit hereingebracht hatte und diesen um die Hüfte und Beine, um deren schlanke Biegungen zu verstecken, wand. „Ihr spracht, schien mir, soeben von Shakespeare's ‚Was Ihr wollt‘? Nun ja, da hast Du — Viola als Cäsario! — “

„Amanda — “ rief Natalie, als sie sich endlich gefunden hatte — „was soll denn das nur sein? Eine solche Metamorphose im Zeitalter der Sittsamkeit, im Zeitalter der Friederike Bremer! Wer glaubt noch an Shakespeare ! Nur noch die Gelehrten!“

Statt einer erklärenden Antwort auf diesen Vorwurf fragte Amanda:

„Wie sitzt mir meine Taille?“

„Wie angegossen — “

„Verräth mich nicht mein Haar?“

„Bleibt der Hut immer fest angenagelt, dann gewiß nicht — “

„Und mein Gang —?“

„Den würd' ich Dir doch rathen, mit häufigerem Stillstehen zu vertauschen — “

„Dieſe abſcheulichen chineſiſchen Damenmoden jetzt —!“ ſagte Amanda und verſuchte auszuſchreiten; „wir lernen jetzt Schritte machen ſo klein und ſo kurz, wie ſie die Küfer machen, die gegen ihr ſchweres Schurzfell angehen müſſen —! Na,“ fuhr ſie dann ſchelmiſch fort, „Du wirſt wohl denken, ich bin toll, oder, weil ich von Küfern ſpreche, berauſcht “

Natalie ſtand nur ſtill mit gelaſſener Spannung, ſah den mächtigen Bronzeſpiegel an, vor welchem ſich Amanda ihre weiße Kravatte ordnete, und überzeugte ſich, daß die großen Bilder an den Wänden des Zimmers, die Gueridons, worauf koſtbare, mit Blumentöpfen geſchmückte Vaſen ſtanden, die in Goldſchnitt gebundenen Bücher, die große Photographieen-Mappe auf einem Geſtell am Fenſter noch feſt ſtanden und nicht, wie alle ihre Begriffe, mit ihr rundum gingen. Dieſer Anlehnungen bedurfte ſie, um ſich innerhalb der wirklichen Welt zu erhalten. Ihr ſcherzendes Wort, als der junge Jokey an die Korridorthüre geſprungen, um dieſe zu verriegeln: „Himmel, eingeſchloſſen und allein mit einem Manne —!“ kam ihr nicht vollkommen natürlich. Der Unwille über den Einfall der ſonſt ſo überwiegend ernſten Freundin, vollends einer Wittwe, überwog.

Die metamorphoſirte Herrin des Hauſes erklärte zu-

nächst das Einriegeln für den Schutz gegen ein mögliches Ueberraschtwerden durch die Dienstboten. Dann kam heraus, daß die gänzliche Verlassenheit des Schlosses eine veranstaltete war. Vater Timpe hatte dem Einen diesen, dem Andern jenen Auftrag gegeben und sich und die Baronin sicher gestellt, daß noch vor einigen Stunden Niemand zurückkommen konnte. Der Scherz, den jedenfalls die Schloßherrin vorhatte, konnte bis dahin ohne Verrath bleiben.

Mit einem Blick auf eine im Zimmer hängende Pendüle wollte endlich in der That die Freundin beginnen, ihrem noch immer wie erstarrten Besuch eine Erklärung zu geben, als es klopfte. Aengstlich fuhren sowohl der allerliebste Groom, wie die über und über vor Verlegenheit purpurrothe Freundin zusammen. Doch war es nur Timpe, der sich durch's Schlüsselloch meldete, eine noch immer andauernde Sicherheit des Terrains verhieß und scherzhaft flüsterte, vor ihm brauchte sich wohl die gnädige Frau nicht den Mantel überzuwerfen.

„Nein, nein," fiel Frau von Thurnegg mit einem Natalien eiskalt überlaufenden Muth ein, indem sie öffnete und Timpen mit einem metallenen Servierbrett voll kalter Speisen und sogar Wein einließ, „nein, im Gegentheil! Es ist jetzt mein Amt, Ihnen, guter Timpe,

dieſe Bedienung abzunehmen! Noch eine kleine Erfriſchung vor Beginn der Reiſe —!"

Mit Grazie hatte die in jeder Hinſicht verwandelte reizende junge Frau das Servierbrett ergriffen und angefangen, ſchon jetzt die Rolle ihrer Verkleidung durchzuführen. Der alte Diener rief ihr ein Brav! nach dem andern zu, leitete ſie an, das Servierbrett richtig anzufaſſen, und gab ſogar mit einem Humor, der ſein Gefallen daran zu finden ſchien, Nataliens Ungeduld und Neugier auf die Folter zu ſpannen, die Hand- und Fingerbewegungen an, die ſich für das tafelgemäße Einſchenken des Weines geziemten.

Jetzt in wirklichen Unwillen ausbrechend, rief Natalie aus:

„Aber dieſe Poſſen laſſen uns die Zeit der Abreiſe verſäumen! Noch ſehe ich keine Spur vom Grafen! Um vier Uhr wollte er von Saalfeld zurück ſein und ſchon iſt es halb Fünf — ! Ganz verwirrt wird mir ja zu Muth! Iſt denn hier Alles närriſch geworden — ?"

„Unſere Braunen holen Alles wieder nach!" fiel der Alte, ihres Zornes nicht achtend, ein und ſuchte ſie zu beruhigen. „Jetzt mache erſt ich mein Koſtüme —! Aber nicht als alte Duenna! Nein, mein Fräulein! Sie ſollen Ihre Freiheit mit dem jungen Pagen

genießen! O, bitte, Sie brauchen nicht zuzuriegeln, lieber Herr Kollege! Noch iſt von unſern Kameraden nur erſt der Matthes zurück! Der zieht ſeine neue Livree an. Da ſieht er ſich eine Stunde lang im Spiegel. Die Mädchen hab' ich zur Frau Pfarrerin geſchickt. Von der kommen ſie vor Abend und vom Plaudern nicht wieder zurück. Excellenz, der Graf, wird in einer halben Stunde hier ſein — ohne Diener ganz wie verabredet wurde! Und, mein Fräulein, der Wagen mit Ihren Sachen, die ich hinübergetragen habe — leichte Waare ja — wartet in der Lindenallee, wo nur leider die Mücken ſo arg ſind. Der Hektor, der Tamerlan ſind geduldig. Aber die Kleopatra ſchlägt hinten und vorn aus. Nicht wahr," wandte ſich der Alte mit vertraulichem Scherz an den eleganten Jokey, „wir Männer ſind doch andere Naturen als die Frauen? Viel gelaſſener!" Damit ſprang er mit noch behendem Fuß an die Thür und ließ die beiden Frauen in verſchiedenen Stimmungen allein zurück.

Jetzt ergriff Amanda die Hand ihrer zürnenden Freundin, zog ſie an ſich und nöthigte Natalien, ſich ebenfalls ihr zur Seite auf einen der vielen Polſterſitze des Salons niederzulaſſen. „Jetzt die Aufklärung —!" ſagte ſie mit ſchmeichelnd bittendem Tone.

Natalien machte die Verkleidung einen Eindruck,

daß sie sogar den Zärtlichkeiten der bloßen Kopie eines Mannes nur mit Verlegenheit folgen konnte und ihren Unmuth dadurch noch vermehrt erklärte, daß sie, wie sie bekennen müßte, so thöricht wäre, sich vor den bloßen Berührungen ihrer Freundin zu fürchten.

## Zweites Kapitel.

### Eine Eheprobe.

Amanda von Thurnegg konnte ihre anmuthige Erscheinung am wenigsten in ihrer gegenwärtigen Verkleidung verleugnen. Gerade ihr schlanker Wuchs, die zum Umspannen bebende Taille, das schöne Ebenmaß ihrer Formen kam durch die enganliegende Kleidung zur gefälligsten Wirkung. Die Züge des Antlitzes allerdings werden bei einem Mädchen- oder Frauenkopf selten durch eine männliche Metamorphose gehoben. In der Regel stellt sich zwischen einem Männerhut und der Kravatte beim weiblichen Geschlecht ein Zug von Unzulänglichkeit, etwas Ausdrucksloses, weil äußerlich Allzurundes ein. Werden die weiblichen Formen an der Stirn und am Halse scharf begrenzt und entbehren sie des Haarschmuckes, so verlieren sie an plastischer Wirkung. Bei Amanda war dieß nicht ganz der Fall. Ihre Stirn

war eine hochgewölbte an ſich, die dunkelbraunen Augen lagen unter beſchatteten ſchwarzen Augenbrauen tief in ihre Höhlungen zurückgedrängt, ohne daß darum letztere etwa zu tiefgehend ausgeſehen hätten; Naſe, Mund, Kinn boten die anmuthigſten Abweichungen vom Gewöhnlichen und unterbrachen vorzugsweiſe jede Neigung zu eben jenem allzu Runden. Schön iſt nur das Rund des Ovals.

Die Stimmung zum Scherz war plötzlich bei dem ſchlanken, eleganten Diener wie weggeweht. Ein tiefer Zug ſogar von Trauer lagerte ſich plötzlich auf Amanda's Antlitz. Die Speiſen, die ſie noch eben, nachdem ſie, einen Diener nachahmend, Natalien davon angeboten, ſelbſt hatte verſuchen wollen, ließ ſie unberührt ſtehen, drängte das Servierbrett zurück, ſtützte ihr Haupt auf den Tiſch, die andere Hand auf die Lehne des Sophas, wo beide Freundinnen Platz genommen hatten, ja Natalie glaubte in den langbewimperten ſchönen Augen der Freundin eine Thräne zu erblicken.

„Was iſt Dir, Amanda?“ rief ſie beſorgt und nahm jetzt keinen Anſtand, ihren Arm auf die Schultern der Freundin zu legen.

„Ja, ja! So geht es immer, wenn die Ueberreizung zu einem Scherz, der uns nicht recht von Herzen gekommen iſt, nachläßt !“ ſeufzte Amanda tief auf und

drückte krampfhaft die Hand ihrer theilnehmenden Freundin, deren Spannung einem andern seltsamen Gefühl gewichen zu sein schien, einem Gefühl, das nur Frauen unter sich und an einander kennen. Wir meinen die Ahnung einer Herzensangelegenheit, die unter Frauen jedes Urtheil plötzlich suspendirt, jeden Willensakt plötzlich hemmt. Wie eine himmlische Musik tönt es dann um zwei weibliche Seelen, die sich verstehen, ohne dafür viel Worte nöthig zu haben.

Die Rolle des Scherzens war jetzt weit eher an Natalien gekommen, obschon auch sie über eine Annäherung an die wichtigste Frage im Frauenleben regelmäßig weich und fast verwirrt geworden war. Während des vierzehntägigen Aufenthalts ihrer Freundin auf Schloß Thurnegg hatte Amanda diese Erscheinung schon öfters an ihrer Pensionsfreundin beobachtet und daher vermieden, an sie Fragen zu stellen und Interessen an ihr zu berühren, die auch von Natalien nicht angeregt wurden, von letzterer aus ähnlichen Rücksichten nicht, wie sie deren selbst Amanden gegenüber hatte. Denn wenn auch weiter nichts feststand, als daß Amanda vor fünf Jahren ihren Gatten durch einen Sturz vom Pferde verloren hatte, so hätte diese trübe Erinnerung an sich schon entscheidend sein müssen, über das Kapitel der Liebe und Ehe im Zusammenleben hier auf Schloß Thurnegg flüchtig hinweg-

zugehen. Vollends war bekannt, daß Amanda nicht glücklich verheirathet geweſen.

Natalie ſcherzte, als Amanda von ihrem Zuſammenſein in der Penſion begann und damit wahrſcheinlich die Aufklärung über die Abſicht ihrer Verkleidung einzuleiten verſuchte. „Wie?“ rief ſie aus. „Drei Jahre jünger wäre ich damals geweſen, als Du? Ich war drei und ein halb Jahr jünger als Du! Du mußt Du ſelbſtverſtändlich ſagen: vier. Biſt Du einmal ein Mann, ſo verlange ich auch von Dir geſchmeichelt zu bekommen —!“

„Nun gut —“ ſagte Frau von Thurnegg und mit einem Lächeln, das einen Anflug von Wehmuth, der ſich um die Mundwinkel gelegt hatte, nicht verdrängen konnte; „gut — es war alſo vor acht Jahren, als Du in die Penſion bei Madame Pautier eintrateſt und Du, meine liebe, jetzt alſo einundzwanzigjährige Natalie, mein Mignon, mein erklärter Liebling wurdeſt. Zwei glückliche Jahre noch lebten wir zuſammen —! O die ſchöne Zeit, wo wir unſere Liebe noch betrachteten wie die kleinen empfangenen Geſchenke, die wir damals in Schächtelchen thaten und heiliger hielten, als Koſtbarkeiten, Perlen und Juwelen, die uns in ſpäteren Jahren der Ausdruck der Gefühle werden ſollten —! Doch genug. Wir ahnten damals nicht, daß ich kaum zwei

müssen, wo die Thran- und Häringshändler sich noch den schönsten Dank ausbitten, daß sie uns den Gefallen thun und in Bremen und Hamburg für uns von ihren Commissionären Bücher aufkaufen lassen. Und, da sie zu gleicher Zeit für ihr Detailgeschäft Maculatur brauchen, wie oft ist es mir nicht passirt, daß ich statt meiner Bestellung das verwechselte Papier bekam und mit genauer Noth das Kostbarste aus der deutschen und fremden Literatur, wie manchen Schiller und Goethe, vor der Berührung mit frischen holländischen Häringen rettete! Bekommen wir doch die Literaturzeitungen aus Leipzig immer nur zu gleicher Zeit mit aufgespießten Leipziger Lerchen, wo man die Hunderte der armen Thierchen immer versucht wird für eine Satire auf die Inhaltsverzeichnisse der in dem Monatsheft aufgespießten Bücher und Autoren zu halten. Meine Herren, Ihr Unternehmen wird hierin eine Aenderung bewirken. Es kann nicht fehlen, daß die Gemüther allmälig warm werden und eine andere Erquickung und Durststillung wünschen werden, als Blaustrumpf's Predigten, die Charaden des Wochenblatts und den jährlichen Misvelheimer Kalender. Meine Herren, ich wünschte nur Eines. Ich möchte Sie nicht in einer so großen Unbefangenheit über Ihr eigentliches Streben und Wollen angetroffen haben; ich wünschte, daß Sie auf dem Stamm Ihrer Blätter auch etwas von einer knospenden Tendenz blühen hätten, eine innigere Beziehung zu dem bestimmt ausgesprochenen Charakter der modernen Literatur."

Schlachtenmalen war es bei diesen Worten, als würde irgendwo im Zimmer mit elektrischen Stäben gestrichen, so zuckten und hüpften ihm die Nerven. Gern hätte er etwas Beißendes erwidert; nun konnte er wirklich nicht anders, als

Jahre nach unſerer unter Thränen vollzogenen Trennung —"

Wieder machte Natalie den Verſuch, die frühere Heiterkeit und den muthigen Aufſchwung wenigſtens für die gemeinſchaftliche, vorausſichtlich heute noch bis tief in die Nacht dauernde Reiſe herzuſtellen. „Unter Thränen —?" ſagte ſie künſtlich ſchmollend. „Worauf Du mir nie eine Zeile Correſpondenz ſchicktest! Nicht einmal die Anzeige Deiner Verlobung!"

„Ich hatte Dir ja nur ‚gute Nachrichten' zu ſchreiben verſprochen —!" fiel Amanda ſchmerzlich bewegt ein und berührte mit dieſen wenigen, ſcharf betonten Worten zum erſten Mal eine Sachlage, die zwiſchen beiden Freundinnen ſeit ihrem Wiederſehen nach langer Trennung noch nie offen und klar zur Sprache gekommen war.

Natalie, bewegt von innigſtem Antheil, blickte nieder und erwiederte nichts.

Amanda kam auf das erſte Wiederſehen ihrer Penſionsfreundin zurück. Es war vom Zufall herbeigeführt und hatte erſt im vorigen Jahre in dem ſchönen fränkiſchen Bade Brückenau ſtattgefunden. Dort war es verabredet worden, daß Natalie von Stein, ehe ſie einen ſeit Jahren projektirten Beſuch bei ihrem Oheim in den berühmten Staatsforſten von Lieberode machte, einige

Wochen auf Schloß Thurnegg zubringen sollte. Amanda hoffte durch ihr eigenes Mitreisen nach Lieberode zu bewirken, daß der dortige Aufenthalt ihrer Freundin abgekürzt würde und sie die sinnige, allseitig gebildete, ihr wieder ausnehmend sympathisch gewordene Gefährtin ihrer glücklicheren Jugendzeit noch eine Weile bei sich auf diesem ihrem Schlosse behalten konnte. Daß auch Natalie selbst an einer Herzensgeschichte litt, hatte ihr diese schon eingestanden und versprochen, in einer geeigneten, vom Grafen Salvius oder Timpe oder den zuströmenden Besuchen nicht gestörten Stunde darüber ausführlicher zu berichten.

Amanda erzählte von ihrem Ehebund. Sie sagte, ihre Verlobung wäre ihr wie eine Art Rausch gewesen. Sie hätte einen Gatten gehabt, ohne zu wissen wie. Die Geselligkeit hätte den Becher kredenzt, den sie blindlings hinuntergestürzt, Bälle, Tänze, Vergnügungen hätten ihr die Sinne benommen — „Ach!“ schloß sie, „ich habe deßhalb nie davon reden mögen, da ich ja die Befreiung von meinem Elend einem entsetzlichen Vorfall verdanke, über den sich nicht anders als mit dem Ausdruck des Schmerzes sprechen läßt —“

Der Sturz vom Pferde war gemeint, der Amanda von einer Lage, die sie eben ein „Elend“ genannt, befreit hatte. Baron Thurnegg hatte nach einer Ver-

bindung von nur wenig Jahren mit der reichen Fabrikantentochter Amanda Beringer den Hals gebrochen.

„Mein Gatte," fuhr Amanda fort, „hinterließ mir für meine betrogene Jugend, für den Reichthum meiner Eltern, die wir Beide nur allzu früh und fast noch in den sogenannten Flitterwochen hatten beerben sollen, einen glänzenden — Namen, aber auch die bittersten Erfahrungen. Zum Glück verdankte ich meinen Eltern ein unschätzbares Kleinod, einen treuen, uneigennützigen Freund —"

„In Gestalt eines Dieners," fiel Natalie ein, „der Dich schon wieder tyrannisirt, nur in andrer Art —"

„Nein," lehnte die Freundin ab, „Timpe ist eine Perle unter den Menschen! Er unterstützte meinen Vater bei dessen industriellen Unternehmungen und hat an die Begründung eines eigenen Herdes nie denken mögen. Timpe ist wohlhabend. Seine Verwandte werden an ihm einmal eine gute Erbschaft machen. Doch nur für die Meinigen wollte er leben. Als ich heirathete — heirathete, weil mich die nicht zu schildernde Liebenswürdigkeit meines späteren Mannes wie im Sturm erobert hatte — gaben ihn mir meine Eltern, geleitet von einem dunkeln Gefühl der Vorahnung, gleichsam als Sauvegarde mit, und mein Mann, dieser kluge

Meiſter der Verſtellung, hatte ſich ihn ſelbſt für ſich und mich als Freund und Rathgeber erbeten. Er ſollte ihm ſeine Güter in Ordnung halten. Bald aber ließ er ihn dieſelbe Tyrannei fühlen, die nach einem Verlobungsſtande wie im Himmel auch mich plötzlich wie in den Abgrund der Hölle ſchleuderte, degradirte ihn vom Sekretär zum Kammerdiener, vom Kammerdiener zum Bedienten. Timpe duldete wie ich. Als ich den würdigen Greis leiden ſah, da zum erſten Mal fühlte ich meine Kraft. Es gab Szenen. Der treue Freund meiner Jugend, meiner nur zu bald das Zeitliche ſegnenden Eltern hatte mich gebeten, wegen ſeiner ohne Sorge zu ſein. Ihm wäre jede Stellung recht, wenn ſie ihm nur erlaubte, in meiner Nähe zu bleiben und die Verſprechungen zu erfüllen, die er meinen Eltern auf ihrem Sterbebette gegeben hatte. Aber ich konnte die dem Würdigen verhängten Demüthigungen nicht länger ertragen. Nein, Timpe tyranniſirt mich nicht, gute Natalie! Es trat die Wendung ein, daß ich an ihm nach dem Tode meiner Eltern, nach dem plötzlichen Schreckensende meines Mannes eine Stütze hatte, in der Rolle eines Dieners einen Freund, in der Rolle eines Verwalters einen Mann von Bildung, der mir möglich machte, mich des ganzen, auf mich einſtürmenden Heeres von Advokaten, Geſchäftsſpekulanten, und vor Allem von den

mir wahrhaft grauenhaft gewordenen, sich schon wieder meldenden neuen Bewerbern um meine Hand geschickt und vorsichtig zu erwehren."

„Den ‚Malvolio', den Du belauscht zu haben scheinst, muß ich ihm also abbitten —" sagte Natalie und fügte auf die Uhr blickend und ihr Ohr auf etwa vernehmbares Wagengeräusch spitzend, hinzu: „Wird aber Timpe auf Deinen neuen Rathgeber, den Grafen Salvius, mit dem Du etwas vom verfrühten oder — verspäteten Carneval vorzuhaben scheinst, nicht eifersüchtig werden —?"

„Nein, nein, sie vertragen sich wie die besten Freunde," berichtigte Amanda; „ja, sie sind mir manchmal fast zu einig; ich wittere etwas wie von einer Konspiration gegen mich. Ja, diesen Grafen Salvius, der früher unser Gesandter in Stockholm war, jetzt von einer Pension lebt und die Zeit, wie sie gegenwärtig politisch geworden, als Philosoph glossirt — ich erhielt diese Charakteristik von ihm selbst auf seiner ersten Visitenkarte — lernte ich in Kissingen kennen, in dessen anregenderes Leben er mich bisweilen von dem nahegelegenen allzu idyllischen Brückenau entführte. In dieser und der vorjährigen Saison beherrschte er, nachdem Du schon abgereist warst, die ganze dortige Gesellschaft. Er kannte früher auch meinen Mann, fand mein Verhältniß zu Timpe originell, behauptete es zu beneiden und schloß sich mir mit liebens-

würdiger Zuvorkommenheit an. Erſt wollte Graf Salvius mich nur mit gewiſſen Geheimniſſen der Küche bekannt machen, da er behauptete, Timpe ſtünde in der Gaſtronomie zurück, während doch der Sonderling ißt, was gerade ſervirt wird, dann trat er mit dem Wunſch hervor, ich ſollte ihm ein Neſtchen in meiner Nähe zu bauen geſtatten, wo er ſeine Memoiren ſchriebe, und endlich, da — Küchenſürſorge und Neſtbauen doch eine zu verfängliche Nähe bedingten, ſo will er, daß ich wieder heirathen ſoll —"

„Das iſt das Vernünftigſte an ſeiner Philoſophie —!" rief Natalie und umarmte Amanden.

Dieſe entwand ſich jedoch der Freundin ſanft, ſchwieg einige Augenblicke, ſagte, wie von einem Fieberfroſt geſchüttelt und mit einem für die Freundin wahrhaft erſchreckenden Ernſt: „Nein! Der Gedanke an die Täuſchung, die ich durch die Ehe erlebt habe, iſt mir zu entſetzlich, geradezu geſagt, zu fürchterlich! Der Blick auf ſo viel zerrüttete Ehen hemmt bei mir jede Entſchließung. Gewiß, Natalie, es iſt mir ſchon manche Perſönlichkeit, zumal auf Reiſen, begegnet, die mich, aufrichtig geſtanden, feſſelte. Aber einem ungeprüften Eindruck mich wieder hinzugeben, dazu hab' ich den Muth verloren! Denn, ich glaube gewiß zu ſein, daß überall mit dem ausgeſprochenen ‚Ja' unſere Freiheit, unſer Glück auf Erden für immer — verloren iſt!"

Wenn ſich die junge Frau, die in ihrer gegenwärtigen, ſo auffallenden und mehr zur Heiterkeit herausfordernden Situation beſtimmter und entſchiedener, als je in den Wiederbegegnungen mit ihrer Penſionsfreundin geſchehen, über ihre in Baron von Thurnegg ſo ganz verfehlt geweſene Wahl ausließ, etwa einen Einwand der Beruhigung, eine Verſicherung erwartet hatte, etwa, daß es auch noch unter den Männern Ausnahmen geben könnte, ſo täuſchte ſie ſich. Denn Natalie ſenkte ebenfalls ihr blondes Lockenhaupt. Die Ungeduld auf die endliche Abreiſe, die Spannung auf die Erklärung der räthſelhaften Verkleidung ſchien ſie plötzlich vergeſſen zu haben. Träumeriſch ſprach ſie in dumpfem Ton vor ſich hin:

„O, unſer Glück iſt ſchon verloren, noch ehe das verhängnißvolle Wort ausgeſprochen wurde! Dieſe Männer! Sie zeigen uns ein Engelsangeſicht, während ſich dahinter die Larve des Dämons verbirgt —!“

„Gegen Helling biſt Du entſchieden ungerecht —!“ fiel Amanda mit einer Schnelligkeit und einer Tonfärbung ein, die überraſchen konnte. Sie verrieth damit, daß ſie eine andere Antwort erwartet hatte.

Zwar hatten die Freundinnen bisher den Austauſch ihrer Herzensangelegenheiten vermieden, aber ſoviel war im Allgemeinen unter ihnen doch feſtgeſtellt, daß ſich

Amanda unglücklich verheirathet, Natalie unglücklich verliebt hatte. Auch der Name des Betreffenden, eines Offiziers Hans von Helling, der die Urſache der jeweiligen melancholiſchen Blicke und Seufzer, der jeweiligen Thränen, die in Nataliens Augen glänzten, aber immer wieder weggetändelt und gleichſam wie bloße Noten im Text des Zuſammenlebens überſchlagen wurden, war Amanden bekannt geworden, nicht minder waren es einige mit dieſem unglücklichen Verhältniß verbunden geweſene nähere Umſtände.

Amanda war in Laune, zu verrathen, daß ſie dieſe näheren Umſtände ſeither gründlicher erwogen hätte. Sie vertheidigte den Lieutenant Hans von Helling und rief:

„Du biſt ungerecht gegen Helling! Helling geſtand es doch durch ſein Benehmen ehrlich und offen ein, daß ihn der Hinblick auf ſeine eigene Armuth, auf die betrübende Entdeckung, daß auch Du auf kein Vermögen zu rechnen hatteſt, beſtimmte, ſich nicht zu erklären. Es darf ja kein Offizier in die Ehe treten, der nicht zuvor den Nachweis eines beſtimmten Vermögens gegeben hat. Helling zog ſich zurück, um ſich und Dich nicht unglücklich zu machen.“

„Ha!“ rief Natalie durch den Widerſpruch gereizt und mit einer tiefſchmerzlichen Bewegung ihrer Mienen.

„Er zog sich zurück! Ja, aber den Pfeil ließ er mir im Herzen. Er ließ in meinem Gemüth eine Wunde, die nie heilen kann! Täglich ritt er an unserem Fenster vorüber. Als er sich bei meiner Mutter hatte einführen lassen, nannte er die kleine Stadt, in die wir uns unserer Mittel wegen nach dem Tode meines Vaters hatten zurückziehen müssen, das Eldorado der Welt. Er entschlug sich alles Umgangs mit seinen Kameraden. Er lernte, als er mich öfters im Byron und Shelley lesend fand, mit Leidenschaft Englisch. Er vervollkommnete sich in der Malerei, nachdem ich seine Zeichnungen gelobt hatte — er las, er dichtete, mir zu Lie[illegible] kurz es war eine ausdrückliche Bewerbung, die [illegible]ar eine stumme blieb, sprechender aber nie durchgeführt worden ist —"

„Und wie endete sie — ?" fragte Amanda zerstreut und wie abwesend.

Natalie, den Zustand der Freundin nicht bemerkend, erzählte mit Feuer in kurzen Umrissen ihren Roman. Aber erst da, als in ihrem Bericht ab und zu die so schöne, kleidsame Uniform der Husaren erwähnt wurde, bei welcher Truppengattung Hans von Helling gestanden haben sollte, wurde Amanda aufmerksamer. Als sich die Freundin mit den Worten unterbrochen hatte: „Der Schmerz der Erinnerung raubt mir noch jetzt die

Beſinnung!“ ſagte Amanda, hindeutend auf ihre männliche Verkleidung, in neckender Laune und ohne verletzen zu wollen: „Ruhe Dich aus im — Arm eines Civiliſten —!“

Natalie hatte in der That ihr Haupt am Herzen ihrer Freundin ruhen laſſen wollen. Jetzt raffte ſie ſich auf und fuhr, da die Freundin durch zärtliches Streicheln ihrer Stirn das Verwundende ihres Rochſcherzenkönnens in ſolchem Augenblick gut zu machen ſuchte, auch wirklich zu erzählen fort:

„In einem Birkenwäldchen, dicht vor den Thoren der Stadt, begegneten wir uns täglich, wenn auch ohne Verabredung. Eines Abends, beim Mondſchein, der mit vollem Glanz auf des Treuloſen Antlitz fiel, unter dem Zittern einer Silberpappel, ſchien die Stunde des Geſtändniſſes gekommen. Helling hatte meine Hand ergriffen. Seine Lippen bebten. Eben wollte er ſeine Erklärung ausſprechen. Da ertönte — aus ſeiner nahgelegenen Kaſerne, wo er wohnte —“

„Das Signal zum Aufbruch? Die ſchmetternde Trompete —“

„Von den Thürmen ſchlug es eben die neunte Stunde —“

„Da war es das Blaſen des Appells! Er hatte den Abend du jour —“

ſich unmächtig krümmen, da er wenig von dem gleich fort hatte, was Guido von Lipmann eigentlich meinte. Das ſagte er aber denn doch: „Ich danke Gott, daß ich hier über 'mal ein wahres Wort höre. Ich kann nicht der Meinung ſein, daß hinter dem Horaz, Virgil, Sophokles mehr ſteckt, als die Ruthe der Philologie, die unſere ſchlechten Vorbereitungen drauf ſo nachdrücklich ſtrafte!“

„Ein Hauptkennzeichen,“ bemerkte Guido von Lipmann, „für die neue Literatur iſt ihre reizende Proſa. Wir haben die Poeſie von dem Schnürleib des Metrums endlich befreit; ohnmächtig ſank die ſeit Jahrtauſenden gefeſſelte Muſe in unſern Arm und erſt im Dufte unſerer neuen blumenreichen Proſa ſcheint ſie allmälig wieder zum Leben zu erwachen. Unter dem Namen Zuſtände haben wir eine ganz eigenthümliche Art erfunden, Maſſen von Lebenserfahrungen, wie ſie der Tag und die Geſchichte darbietet, in die anmuthigſten Gruppen zu vertheilen, Könige und Bettler, Hermelin und Lumpen, Frauen und Courtiſanen, Zellen, Gazellen, Ghaſelen, Giraffen, Garaffen, Karavanen, Girandolen, Mandolinen und Knackmandeln, Alles in Eins zu miſchen, ſo daß Sie Ihren Augen nicht trauen, wenn Sie etwas von unſern muſiviſchen, modernen Zuſtänden leſen, welche verſchiedenartige Schaalen von früher in ihr metriſches Gehäuſe abgeſchloſſen geweſenen Taſchenkrebſen, Hummern, Meerſpinnen, Ammonshörnern, welche Unzahl von Fleiſchabgängen, grünen Erbſen, Capern und Auſtern hier alle in eine, durch die Ironie ſtark gepfefferte Krebs- und Meckurtleſuppe vereinigt ſind! Dieſe neue Proſa vereinigt den Werth der abgezogenen Speculation mit den anmuthigen Abwechſelungen einer zuweilen ſich ſelbſt überlaſſenen Phantaſie. Die Schreibart der

„Und er mußte seinen Mannschaften ein gutes Beispiel geben und sofort in's Quartier —"

„Aber am folgenden Abend —?"

„Erschien er nicht wieder. Zwei, drei Tage war er nicht sichtbar. Am vierten erfuhr ich, er hätte sich versetzen lassen."

„Natalie — er wird seitdem Ersparnisse zurücklegen wollen —! Er wird — die Kaution —"

Amanda's Scherze wurden für Natalien verletzend. Glücklicherweise wurde die Unterhaltung von einem Posthorn unterbrochen. Beide im traulichen Tête à Tête begriffenen Freundinnen sprangen auf und riefen: „Der Graf —!" Natalie sammelte sich und fuhr mit einem Vorwurf, den sie sich selbst machte, aber doch in Wahrheit verdrießlich und mißmuthig fort: „Und ich, ich redete von mir —! Während ich noch mit keiner Sylbe weiß, was Dein — närrisches Reisekostüme eigentlich bedeuten soll!"

Zugleich wurde die Stimme Timpe's vernehmbar, der durch's Schlüsselloch rief:

„Lassen Sie sich nicht stören! Es ist nur erst die Fünf-Uhr-Post —!"

„Fünf-Uhr-Post!" rief Natalie, die Hände ringend. „Wir verspäten uns —! Ich kann doch nicht um Mitternacht bei den Meinigen eintreffen!"

„Aber —“ fuhr Timpe von draußen zu beruhigen fort, „nach Saalfeld hin ſieht man eine Staubwolke aufſteigen. Gewiß iſt das der Graf. Leider muß er bergan fahren. So geht's noch langſam. Erkenn' ich ihn, geb' ich ein Zeichen.“

Jetzt erhob ſich Amanda, machte einige Schritte zur Thür hin, als wollte ſie ſich verſichern, Timpe wäre gegangen, dann erſchreckend über die eigene Geſtalt, über das ungewohnte Herausſtellen ihrer ſchönen Körperformen, hielt ſie inne und rief:

„Nun denn, Natalie, jetzt iſt es die höchſte Zeit! Es muß heraus: Höre alſo die Verabredung, die ich mit Timpe und dem Grafen getroffen habe!“

Natalie, die ſich inzwiſchen ſelbſt wieder beruhigt hatte, ergriff die Hand der Freundin und zog dieſe ſanft zu ſich nieder.

„Natalie,“ begann Frau von Thurnegg in mächtigſter Erregung, „die Ehe iſt eine Lotterie, in der auf ſicherſtem Wege nur Der nicht verliert, der lieber gar nicht in ſie ſetzt! Aber alle Welt beſtürmt mich, ich ſollte den Einſatz wieder wagen. Mein Vermögen wüchſe mir in faſt unbequemer Weiſe unter der Hand. Timpe, der es treu und ehrlich verwaltet, ſagte mir ſchon am erſten Tage nach dem abgelaufenen Trauerjahr: ‚Opfern Sie es der Beglückung eines neuen Gatten!‘

Ich wies die Bilder des ehelichen Glücks, die er mir vorschmeicheln wollte, zurück; glaubte ihm nicht, daß ich noch je den Neigungen eines Mannes, den man liebt, leben könnte, mit ihm pflanzen, mit ihm bauen, mit ihm verschwenden, wenn Verschwendung dem Genuß der Natur gelten würde, dem angeregten Leben in Weltstädten, dem Gefallen an den Schöpfungen der Kunst. Aber — Natalie —"

Ein Handdruck der Freundin sagte, was Amanda verschwieg. Die Sehnsucht des weiblichen Herzens, sich anschmiegen zu dürfen der männlichen Kraft, die eigene Fähigkeit zum Beglücken erproben zu können, lebt in der Brust der Töchter Eva's zu mächtig bestimmend.

„Aber, Natalie," fuhr Amanda mit erschütterndem Ernst fort, „soll ich wieder ein Opfer des Betrugs werden? Soll ich wieder, ehe die Ringe gewechselt wurden, glauben, Rosenketten würden mich umfangen, und nachher — soll ich da von demselben Mann, der sich mir sanft wie ein Lamm gezeigt hatte, geduldig, ergeben, in tausend Zuvorkommenheiten sich erschöpfend, von alledem das Gegentheil finden? Was mußte ich nicht Alles schon erleben! Als ich im letzten Winter in unserer Residenz zubrachte, machte mir ein Herr von Sternau den Hof. In der That — er gefiel mir. Er zeigte sich gewandt,

geiſtvoll, ſogar witzig, immer heiter, er war ein unermüdlicher Tänzer —“

„Im neunzehnten Jahrhundert noch ein heirathsfähiger Mann, der tanzt!“ warf Natalie bitterlächelnd dazwiſchen.

„Und ſiehe! da gibt mir ein glücklicher Zufall —“ fuhr Amanda fort, „ein Zufall, den Freund Timpe geſchickt zu benutzen verſtanden hatte, die ſicherſte Ueberzeugung, daß dieſer allzeit fröhliche Geſellſchafter, dieſer Allerweltsfreund von Sternau in ſeinen vier Wänden ein Menſch iſt — manſſade, abgeſpannt, ein Pedant bis zum Exceß, ja daß er ſeit Jahren ſchon das Tanzen als einen Reſt entſchwundener Kulturperioden abgeſchworen hat. Ein anderer, ein Herr von Majewski, warf mit großen Gefühlen um ſich, ſchlug im Geſpräch mit mir die Augen bald mädchenhaft verſchämt zur Erde, bald wie ein Seher verklärt gen Himmel, predigte den harmoniſchen Frieden des Weltganzen bis hinunter auf unſere Nahrungsmittel, die er, wie ein indiſcher Bramine, nur auf Pflanzenkoſt ausgedehnt wiſſen wollte. Und gerade von dieſem entdeckte Timpe, daß er ſich für dieſe Entbehrungen, die ihm das Löſen ſeiner philoſophiſchen Probleme auferlegte, ſchadlos hielt in — nächtlichen Orgien am Spieltiſch und unter Champagnerbatterieen. Natalie, da hab' ich gedacht —“

Jetzt begriff Natalie fast, was die in die höchste Aufregung versetzte Freundin meinen konnte von einem Vorhaben, das sie hatte, und drückte durch ein lächelndes Oeffnen ihrer Lippen ihre überraschte Ahnung dahin aus, daß die metamorphosirte Erzählerin ohne Zweifel eine Wahl getroffen hätte, deren Prüfung und Ergründung ihr ganzes Sein und Leben ergriffen zu haben schien und der sie sich in ihrer Verkleidung, unter dem Schutz zweier ehrwürdiger Männer, mit Behutsamkeit nähern wollte.

Die ihr entgegenkommenden Gedankengänge ihrer gespannten Hörerin nicht sofort ahnend, fuhr Amanda fort:

„Da hab' ich gedacht, wer die Männer, die uns zu Füßen liegen und uns huldigen, in ihrem wahren Wesen ergründen könnte! Wer schon vor dem Geben des verhängnißvollen Jaworts, das uns auf ewig, ewig binden soll, wissen könnte, wie sich ein Mann daheim ausnimmt, wie er in Wahrheit ist, welche Natur in seinen vier Pfählen ihn überkommt, im Schlafrock, im Arbeitszimmer, welche Metamorphose er zeigt in seinen Grundsätzen und Gewohnheiten, wenn er sich unter vier Augen demaskirt! O die kleinen Dinge des Lebens — eben die werden die großen in der Ehe! Was eines Mannes Behagen stört, was die Kundgebungen seines Willens durchkreuzt,

das enthüllt ſeine wahre Natur, beſtimmt ſein Verhalten zur Gattin. Man hätte nur hören ſollen, welche Worte über meines Mannes Lippen kamen, wenn ihn ein Verdruß ärgerte, ein Bittender zu unrechter Stunde kam, eine getäuſchte Erwartung ſeine Selbſtbeherrſchung auf die Probe ſtellte! Ja, Natalie, die Zukunft! O wer dieſe für ein Weib nur Einmal zu verſchenkende Zukunft vorausſehen, dieſe und ihre Bedingungen aufdecken könnte, ehe ſie ſelbſt erlebt iſt, ja wie grauenhaft — erlebt —!"

Wenn auch Natalie, als ſich Amanda in höchſter Erregung vom Sopha erhoben hatte, mit den ſcherzenden Worten einfiel: „Ja, wir müßten eigentlich die Männer alle erſt auf Probe nehmen —!" ſo wurde dadurch doch der Ernſt nicht geſtört, wovon die Freundin bei dem abenteuerlichen Plan, den ſie jedenfalls verfolgte, erfüllt war. Sie nahm den Scherz der Freundin im vollen Ernſt auf und ſagte:

„Ja, das iſt es, Natalie! Wir müßten Die, die uns huldigen, belauſchen können, ohne daß ſie unſere Anweſenheit ahnen! Wir müßten ſie reden hören, wenn ſie ihren Umgebungen Befehle ertheilen und dabei nicht an den Eindruck ihrer Perſon, an den Eindruck ihrer Stimme denken! Ach —!" brach die erregte Frau, nicht mehr beachtend, daß ſie vorhin ihr Auf- und Abgehen vom übergeworfenen Mantel hatte verdecken wollen,

jetzt frei hin und her gehend, tiefschmerzlich aus — „ach! Schon allein die Stimme! Wie kann die so falsch sein! Süß klingt sie, wie das Gegirr der Turteltaube, wenn die Stimme des Werbers mit uns redet! Dann aber, dann höre man nur das Gekrächz des Zorns, das Gebelfer des Mißmuths, wenn etwas — nun was? — eine Schwester, ein Bruder unter vier Augen um eine Gefälligkeit bittet oder ein Freund sich erlaubt, dem Freunde einige wohlgemeinte Rathschläge zu ertheilen! Dann fällt Alles an diesem Heuchler aus der Rolle! Die Ehe — die bringt nun erst vollends zwei Menschen so nahe aneinander, daß sie eine Fortsetzung des Heuchelns gar nicht mehr zuläßt. Natalie —" Die von ihren Erinnerungen gefolterte junge Frau blickte düster zur Erde und wehrte gleichsam die Schatten ab, die vor ihr aus dem Boden aufstiegen, unheimliche Schatten erlebter schmerzlicher Szenen — „Natalie, die glücklichen Eroberer halten dann die Verstellung auch gar nicht mehr für nöthig! Sie haben ja, was sie haben wollten! ‚Pah,' rufen sie aus, ‚mag die Frau zusehen, wie sie mit uns fertig wird!'"

Nun erhob sich auch Natalie, trat mit Entschiedenheit auf Amanda zu, schlug ihr auf die goldnen Schnüre ihrer rechten Schulter und sagte fest und bestimmt hervorhebend:

„Viola iſt Caeſario geworden, um als Diener Sr. Excellenz des Grafen Salvius einen gewiſſen Nachbar meiner Verwandten in Lieberode zu belauſchen — leider ebenfalls einen ehemaligen Offizier —“

Amanda entwand ſich der Forſchenden beſchämt.

„Einen Offizier — von den Huſaren —“

„Natalie —!“ fiel Amanda hocherglüht ein.

„Der ſich auf ſein väterlich ererbtes Gut zurückgezogen hat! Nun weiß ich Alles. Der Graf iſt ſein entfernter Verwandter. Er wollte ihn von Lieberode aus beſuchen. Wie heißt ſein Gut? Neudeck! Richtig. Du ſteigſt in Neudeck ab — natürlich kommen wir ſpät in der Nacht dort an — belauſchſt in der Dunkelheit den — was iſt er —?“

„War er, willſt Du ſagen.“

„Amanda! Alſo doch! Doch —! Ich erinnere mich — Du belauſchſt den ehemaligen Rittmeiſter der Huſaren, wenn er mit ſeinem Vetter, dem Grafen Salvius, unter einer Reihe von alten Bildern — was erzählte doch der Graf davon —? Aus welchem Kriege ſtammen ſie —?“

„Dem Dreißigjährigen.“

„Ominöſes Wort für die Ehe! Hoffentlich entſpricht dieſen dreißig Jahren nur das Alter des Rittmeiſters —!

Obſchon ich Lieutenants kenne, die bereits dem Schwabenalter nahe ſind —"

„Sechsunddreißig."

„Amanda! So unterrichtet biſt Du ſchon? Nun, ich ſehe, Du biſt Feuer und Flamme für dieſe Partie, eine Eroberung, die Du wahrſcheinlich — wo denn —? in Kiſſingen gemacht haſt und die Du auch ohne Probe nehmen wirſt —"

„Nein, nimmermehr —!" konnte Amanda nur noch mit Entſchiedenheit ausrufen. Aber weiter konnten ſich die Neckreden des Geſtändniſſes, der Ueberraſchung und einer vom innigſten Herzen kommenden Theilnahme nicht mehr ergehen. Amanda ſtand halb beſchämt und verwirrt, halb in allen Muskeln wie zur Thatkraft geſpannt; ſie hätte die Freundin fortplaudern, ſie necken, ihren Plan ſelbſt von ihr errathen laſſen, wenn nicht Timpe, der treue Wächter, plötzlich gerufen hätte:

„Excellenz kommen!"

Da ſprang ſie raſch nach ihrem Mantel, wollte ihn überwerfen, ließ ihn ſich aber in der Eile, die ſie hatte, entgleiten. So mußte ſie ſich hinter Natalien verſtecken, um ſich nicht ſofort dem muſternden Blick des Angemeldeten, ob dieſer auch in's Vertrauen gezogen ſchien, auszuſetzen. Graf Salvius ließ ſich ſchon auf dem Korridor vernehmen.

Dieſer ehemalige Botſchafter auf etwas entlegenen Poſten, meiſt im Norden, gehört einer Generation der Geſellſchaft an, die auszuſterben beginnt. Immer noch haben wir die Periode der maßgebenden Greiſe. Aber dieß ſind Greiſe jetzt mit weißen langen Schnurr- und Kinnbärten, Greiſe mit funkelnden, an Entſagung nicht denkenden Augen. Die jetzigen Beherrſcher der Welt bekennen weder eine Erſchöpfung ihrer geiſtigen Kraft, noch eine Philoſophie, die ſich begründet auf einen Mangel im körperlichen Organismus, einen Mangel, der ſich leidlich durch regelmäßigen Beſuch von Karlsbad oder Gaſtein hinhalten ließe. Die vollſtändige Reſignation, ſo zu ſagen die Mammuths der Geſellſchaft, gibt es höchſtens nur noch am regelmäßigen Poſtontiſch einer alten Sterntreuz- oder Luiſenordensdame. Der antediluvianiſchen Zeit gehören Staatsmänner an, die ihre früheren Sekretäre ſo haben reif werden ſehen, daß ſie ihre Nachfolger wurden. Erſt iſt es dann ein Akt der Rache, die ſich noch fühlt, die noch zu drohen im Stande iſt, wenn ſie die unfreiwillige Muße einer Verabſchiedung dazu verwenden wollen, Denkwürdigkeiten ihrer Zeit zu ſchreiben. Zuletzt finden ſie ſich. Die Abſicht, mit Sülly, Kardinal Retz, Dohm und Andern zu wetteifern, wird nur noch ein Entſchluß der Ehrwürdigkeit, die zu einer Betrachtung über den Lauf der

Zustände muß von Berg zu Thal wandern, hier steinig und chaussirt, wo eine Thatsache zu entwickeln ist, dort grün und lockend, wo es gilt, sie in ihren mannigfachen „Bezügen" zu schildern. Die Poesie der Vergangenheit steht neben dieser Prosa nackt und hülflos da."

„Mein Gott!" fiel Schlachtenmaler ein, „drum las ich doch neulich etwas, was mir wie Blumenbouquets vorkam, die man aus einem blühenden Garten gebrochen und auf eine schwere englische Tafel neben blaubrennenden Plumpudding gestellt hatte. Die Italiener, Herr von Lippmann, sollen es meisterhaft verstehen, mit Würsten und Schinken ebenfalls ganze Gruppen und Genrebilder auszumalen; ja, sogar eine Kreuzigung Christi soll in allen Klöstern aus Würsten, Schinken, Käse und Butter wohlgelitten und ohne alle Blasphemie verzehrt werden. Umgekehrt scheint mir nun diese neue Poesie auch aus Blumenkränzen künstliche Würste nachmachen und dunkelrothe Georginen, hellere Centifolien, mattrothe Aexternellen und weiße Schneeglöckchen so in einander schattiren zu können, daß man das Ensemble in der Ferne wahrhaftig für einen Schinken ansehen möchte. Dem Gemeinsten scheint diese Prosa eine geschmackvolle Tournure geben zu können." — „Sie übertreiben zuweilen," bemerkte Guido von Lippmann, weniger um die neue Prosa, als die Würste und Schinken empfindlich; „Sie vergessen, daß wir gerade durch diese außerordentliche Schönheit und Gewandtheit unserer jetzigen Prosa dahin gekommen sind, selbst unpoetische Gegenstände mit Interesse zu behandeln." Damit zog er ein Manuscript aus der Tasche und las ihnen folgende Passagen aus einer Abhandlung über den diesjährigen Getreide- und Wollhandel vor:

Dinge im Allgemeinen und die Bedeutung unſeres Jahrhunderts im Beſonderen gelangt iſt und in den erſten Kapiteln des Unternehmens ſtecken bleibt und eines Abends die ganze „Revanche“ in den Ofen wirft.

„Ich verſichere Sie,“ pflegte Graf Salvius, jetzt ein Siebziger, der Jahre hindurch von einſamen Hochwarten, Botſchafterpoſten, erſt in Kopenhagen, dann in Stockholm, Europa und die ſich immer mehr regenden übrigen Welttheile beobachtet hatte, zu ſagen, „ich verſichere Sie, Graf Neſſelrode und Fürſt Pückler werden unſterblicher werden und bleiben durch die beiden Puddings, die auf den Menüs guter Diners nach ihnen benannt werden, als jener durch den Traktat von Hunkiar-Skeleſſi und dieſer durch ſeine Briefe eines Verſtorbenen.“ Der ehemalige Botſchafter der dieſſeitigen Krone war ebenfalls Gaſtronom, ohne davon Leibesfülle angeſetzt zu haben. Ein hoher, ſchlanker, magerer Wuchs zeichnete einen Greis aus, der noch jetzt nicht gebückt ging. Das weiße Haar war noch nicht ganz entſchwunden und da, wo es fehlte, durch ein weißes Toupet erſetzt. Kinn und Wangen waren glatt raſirt. „Die allgemeine Wehrpflicht,“ pflegte er zu ſagen, „wird durch die vielen Garibaldiköpfe, die uns jetzt in den Salons begegnen, evident bewieſen. Man möchte manchmal glauben, jeder heutige Geheim- und Kommerzienrath hätte noch vor Kurzem

unter den Freischärlern gedient.“ Gastronom war Graf Salvius seltsamerweise ohne Gourmand zu sein. Er wußte die Erzeugnisse einer verfeinerten Kochkunst mit Kennerschaft zu würdigen, ohne sie zu bedürfen.

Die Damen und „sein werther Freund“ Herr Timpe sollten davon sogleich eine Probe haben durch die Betrachtung, die seine ihm eigene Manier des Ideenabspringens, die man an ihm dulden mußte, über den westphälischen Pumpernickel anstellte, nachdem er sich in seiner ihm eigenen Weise eingeführt hatte. Der so sehnlichst Erwartete war in der Thür stehen geblieben, ignorirte vollständig die im Zimmer Anwesenden und wechselte seine Artigkeiten nur mit Timpe, den er verhindern wollte, ihn anzumelden.

„Sie sind kein Diener, mein bester Freund,“ sagte er. „Sie sind der Prince Consort auf dem hiesigen Königsthron —“

„Selbst der Sultan hat nebenbei ein Handwerk erlernt, Excellenz —“ entgegnete der geschäftige Alte und wollte ihm seinen Hut und Paletot abnehmen.

„Der Vergleich paßt nicht, Timpe — der Sultan lernt ein Handwerk, das Seildrehen z. B. (Sie wissen, welche Rolle in der türkischen Politik die seidenen Schnüre spielen), ich sage, er erlernt dergleichen Posamentier- oder andere Arbeit für den Fall vielleicht der Einfüh-

rung der Republik in der Türkei — denn Mohammed war weise genug, seine Gläubigen auf Alles gefaßt zu machen. Aber Sie, mein lieber Timpe, sind ein Bedienter, wie Ludwig XVI. ein Schlosser war — ach, er machte Schlüssel, der Arme, ohne zur Flucht aus dem Temple einen Dietrich zu Stande zu bringen —! Kaiser Franz war Siegelwachsfabrikant, (es herrschte unter ihm die Periode des Brieferbrechens) und Fürst Kaunitz, der berühmte Minister Maria Theresiens, war Tapezierer. Ach" — jetzt erst wandte sich der unter dem Paletot im Frack mit einem Ordensband auf der Brust ersichtliche Sonderling dem Zimmer zu, aber immer noch die Damen ignorirend — „ach, bei alledem dank' ich dem Himmel, daß es noch Fauteuils gibt, die nicht in der wiener Hof- und Staatskanzlei gepolstert wurden! Schwerlich würden diese nach einem so verdammten Pflaster, wie von Saalfeld bis hieher, so viel Behagen gewähren können, wie jetzt dieser kleine, allerliebste Voltaire —!"

Mit einem förmlichen Krach warf sich Graf Salvius und in mehr gemachter, als wirklicher Erschöpfung auf den Sessel, und blinzelte nur verstohlen und mit listigem Lächeln und wie von Kurzsichtigkeit am Entdecken seiner Aufsichtsbefohlenen für die Reise verhindert, zu diesen hinüber.

„Wie?“ rief Natalie, „haben Excellenz denn keinen Blick für den allerliebſten Pagen Cherubin hier in der Nähe —?“

„Page Cherubin?“ antwortete der Graf. „Ah ſo, der aus Figaro's Hochzeit! Eine etwas equivoque Rolle! Gewöhnlich entweder viel zu keck oder zu ſchüchtern geſpielt. Aber muß er denn da nicht, als ihn Suſanne hinter dem Lehnſtuhl verbirgt, eine Haube aufſetzen?“

Jetzt hatte der Graf ein Lorgnon gezogen, klemmte es in eine ſeiner tiefliegenden, von noch ſchwärzlichen Wimpern überbuſchten Augenhöhlen und ſuchte den Jokey, den er längſt geſehen hatte, indem er Natalien, die ſich vor ihn hinſtellte und ihm faſt in's Geſicht ſprach, mit der Linken wegparirte.

„Ja, Haube, Haube!“ rief Natalie. „Was hat man denn hier vor, um — um — ja wohl, die Leute unter die Haube zu bringen —?“

Nun aber war die junge reizende Frau ſchon an den Tiſch geſprungen, wo Graf Salvius Platz genommen, ließ ſich von der Decke deſſelben in dem untern Theil ihrer Figur ſchützen und präſentirte, gleichſam ihre Rolle beginnend, von den Speiſen. Timpe, der in einiger Entfernung ſtehen geblieben war, hatte lächelnd dieß Auskunftsmittel, um nicht zu ſehr vom

Lorgnon gemuſtert zu werden, durch ſein Winken angegeben.

«Ah, superbe, mon cher Oscar!» rief der Graf. „Oskar will ich Sie nennen, gnädige Frau. In Schweden heißt Alles entweder Oskar oder Guſtav oder Axel —“

„Nicht wahr, die Achſelbänder machen ſich prächtig?“ rief Timpe und deutete auf die Livree.

Der Graf lehnte jedes Eßbare ab, nippte nur am Sherry, den er in dem kleinen Glaſe entdeckte, und verlangte höchſtens ein Stück Schwarzbrod. Als ihm Amanda das letztere gereicht hatte, erklärte er, er würde noch lieber Pumpernickel gewünſcht haben, und verlor ſich darauf, um Nataliens Ungeduld zu necken und ihre Spannung hinzuhalten (ſofort hatte er erkannt, daß er eine Szene der vertraulichſten Verſtändigung unterbrach), in ſeine gewohnten Plaudereien über Alles, nur nicht über das, wovon die Rede war. „Das iſt eben das Geheimniß der Diplomatie,“ pflegte er zu ſagen. „Talleyrand hat es verrathen, als er geſagt, die Sprache ſei erfunden, um unſere Gedanken zu verbergen.“

Es half nichts, die ungeduldige Natalie, die zum Glück eine allmälige Annäherung des Reiſewagens, der im Park gehalten hatte, bemerkte, mußte einer Ausein-

anderſetzung Gehör geben, die der Graf begann über Beziehungen des Pumpernickels zu jenem weſtphäliſchen Frieden, der den dreißigjährigen Krieg beendigte. Der geiſtvolle Mann liebte ſeine Gedanken in das Gewand der Ironie zu kleiden. Es kam vor, daß Jemand eine Stunde lang mit ihm geſprochen und die barockſten Anſichten, die der Graf geäußert, für Ernſt genommen hatte. Wenn er mit Jemand z. B. den Gewinn durchgeſprochen hatte, den die alte Welt gehabt haben würde, wenn die neue durch Columbus nie entdeckt worden wäre, ſo befreite er ſich von dem Schein des Unverſtändigen, der ihm zuletzt von einem ſich erhitzenden Gegner mit natürlicherweiſe ſchlagendem Erfolge gegeben wurde, nicht etwa durch ein: „ich habe ja nur geſcherzt!“ ſondern begnügte ſich mit einem feinen Lächeln, das er den triumphirenden Mienen des erhitzten Siegers, der ihn für bornirt hielt, gegenüberſtellte. Timpe und Amanda waren ihm ſympathiſch geworden durch ihr Eingehen auf dieſe ſeine luſtigen Vorausſetzungen, namentlich der Erſtere, der mit Gewandtheit und unterſtützt durch eine überraſchende Fülle von Kenntniſſen Konſequenzen jener Vorausſetzungen zu ziehen verſtand und oft durch Uebertreibung die allerheiterſten Ungeheuerlichkeiten an Behauptungen und Annahmen zum Vorſchein brachte.

„Sie verſpotten den weſtphäliſchen Frieden, mein Fräulein?“ rief der Graf, ohne ſich bei ſeinem ruhigen Genuß von etwas Schwarzbrod und dem Rippen am Sherry ſtören zu laſſen. „Der weſtphäliſche Friede war Deutſchlands Feierſtunde! Er war die größte Schöpfung einer Kunſt, die den Leidenſchaften der Fürſten und Völker vorzubeugen oder die traurigen Folgen derſelben wieder gut zu machen hat! Damals hatte die Diplomatie einen dreißigjährigen Krieg zu beendigen! Und allerdings — ſie nahm ſich Zeit dazu.“

„Wie Sie, Herr Graf, zu unſerer Verzweiflung, mit unſerem Aufbruch —!“

„Sechzehn Monate gingen allein —“ fuhr der Unerſchütterliche fort, der in aller Ruhe die Uhr gezogen hatte und des Aufſchreis Nataliens nicht achtete — „ſechzehn Monate gingen allein auf die Feſtſtellung der Titulaturen hin. Die Fragen: wie viel Kutſchen, wie viel Vorreiter, wie viel Pferde Beſpannung, ob ſechs oder acht? wurden mit Gründlichkeit erwogen. Aber nach zwei Jahren hatte denn auch die Welt das bewunderungswürdige Reſultat eines Deutſchland, das aus Verwüſtung, Schutt und Trümmern ſo wieder emporſtieg, daß 245 Souveränetäten vollſtändig in ihren Reſidenzen wieder untergebracht waren! Und dabei blieben immer noch zwei ſtattliche Portionen zurück, die

zum Verſpeiſen den Schweden und Franzoſen überlaſſen wurden."

„Von jenem Pumpernickel —?" fragten aus verſchiedenen Motiven die drei Zuhörer, Natalie vor raſender Ungeduld, Timpe und Amanda nach ihrem Syſtem, die Einfälle des Grafen noch zu übertreiben.

„Allerdings," ſagte der Unerſchütterliche mit ernſter Miene, „Pumpernickel, aber mit ſehr viel Butter darauf: Elſaß und Pommern!"

Jetzt wurde der Herrin des Schloſſes unheimlich zu Muthe. War doch ihr Herz nur auf eine einzige Gedankenfährte gerichtet, auf die Nähe, in welcher zufällig ein Rittergut Namens Neudeck bei den landesherrlichen Domänen und Wäldern von Lieberode lag. Auf Neudeck hauste ein Mann, der nach Allem, was Natalie denn wirklich ſchon mit dem in ſolchen Dingen ſo ſcharfen Auge der Frauen heraus hatte, in ihrer Freundin einen Aufruhr der Gefühle hervorgebracht hatte, ein Rittmeiſter Sturm von Stürmer — der Name war ſchon öfters in dieſen Wochen wie zufällig hingeworfen worden. Raſch wurde immer und ohne Zweifel auch, um Natalien ſelbſt, die es mit den Huſaren ſo übel getroffen hatte, zu ſchonen, über die Exiſtenz eines ehemaligen Rittmeiſters dieſer Truppengattung hinweggegangen — nun aber brannte dieſe auch vor Verlangen,

das Nähere von allen dieſen Umſtänden zu erfahren. Sie horchte auf und verſtand es vollkommen, was Amanda ihrem Rathgeber Timpe zuflüſterte:

„Aber ich ahne Schlimmes — er ſpricht ja kein Wort von Schloß Neudeck.“

„Hm!“ ſagte Timpe, wie mißverſtehend, zum Grafen, „die Damen wünſchen das Nähere über den — Pumpernickel —“

„Nein, nein, wir brennen auf andere Enthüllungen —“ unterbrach ihn Natalie.

„Richtig. Der Urſprung des Namens Pumpernickel —“ begann der Graf unbeirrt.

„Er will uns ausweichen —“ flüſterte Amanda, Timpe's Hand krampfhaft ergreifend und ſich entfärbend.

„Schreibt ſich bekanntlich von Bon pour Nickle her!“ ließ ſich der Graf durch nichts ſtören fortzufahren. ‚Gut für mein Reitpferd Nickel!‘ ſoll ein Franzoſe von dieſer etwas ſchwer zu verdauenden Confiſerie Weſtphalens geſagt haben. Da hab' ich in meinen Memoiren gefragt: Aber welcher Franzoſe war das? Sehen Sie, meine Damen, das iſt ein Feld für hiſtoriſch-archivaliſche Forſchung —“

„Timpe ſprang, um zwei Stühle zu holen. Die Damen riſſen ihm dieſe, um ſie an ihrem Ort zu laſſen, aus der Hand.

„Iſt etwa dieß Wort geſprochen worden," fuhr der Graf fort, ohne die Verzweiflung ſeiner Hörerinnen zu beachten, „als ein ehemaliger italieniſcher Weinreiſender in Kaſſel zum König von Weſtphalen gekrönt worden war und das geflügelte Wort: ‚Heut wieder luſtik —!' aufbrachte? Nein, damals hieß jenes ſchwarze Brod, ein Gebäck, das, mäßig genoſſen, zu empfehlen iſt bei Champagner und einer Idee von Cheſterkäſe, ſchon lange Pumpernickel. Ein Franzoſe älterer Generation muß es alſo geweſen ſein, der ſich in Weſtphalen an jenem Nationalbrod, das bereits Hermann der Cheruſker Abends mit ſeiner Thusnelda zu einem Kruge Meth verſpeist haben wird, den Magen zu verderben fürchtete. Ich behaupte in meinen Memoiren, geben Sie Acht, dieſer Franzoſe, der das Wort Bon pour Nickle geſprochen hat, iſt Niemand anders geweſen, als der erlauchte Herzog von Longueville und Dunois —"

„Der aus der Jungfrau von Orleans —?" ſchrie Natalie in Verzweiflung.

„Nein, ein Nachkomme von ihm —!"

Den jungen lieblichen Erſcheinungen half es nichts, ſie mußten den bittern Kelch leeren und heute die Capricen des ſonſt ſo liebenswürdigen Alten ertragen. Sie thaten es dabei doch nicht ohne Spannung und Antheil. Denn durch die ausweichenden Plaude-

„Säen — oder nicht säen — das war im verflossenen Jahre bei allen Landwirthen die Frage. Der größte Reichthum kann unsre größte Armuth werden. Je üppiger das Korn draußen sich auf den Feldern wiegt, je weniger blaue Gnaden den grünen Getreidaren das Wachsthum beeinträchtigen, desto reicher die Ernte, desto wohlfeiler der Preis. Da fahren die Kornwagen, mit Blumen bekränzt, vom Felde in's Dorf; die Sense ist mit bunten Bändern geschmückt, die Schalmei ruft zur Feier des Erntefestes die schmucken Burschen und Mädchen; aber der redliche Landwirth steht einsam an eine Ecke der Scheune gelehnt, mitten unter seinem Segen, und hat die Arme kreuzweis in einander verschränkt und lächelt bitter zu all der Lust und seufzt in der beklemmenen Brust. Ha! da kommen Rothschilds Boten und kündigen das Capital, das auf jenem eben abgemähten Hügel stand; Ahasver steht blinzelnd vor dem redlichen Landwirth und zieht seine Capitalien aus einem Zweige der Nationalwohlfahrt, der, wenn er tausendfältig trägt, nur zwei, trüge er zehnfach, sechs Procent Zinsen einbringen würde. Die Capitalien wandern aus den Armen der Ceres in die Schmiedeessen des Vulcan oder ein geheimnißvoller Magier, der Zauberer Credit, berührt sie mit einem Königsscepter und die Metalle verwandeln sich in Metalliques, die Capitalien in Papier. Was hat aber die Geschichte von jeher bewiesen? Welches sind ihre ewigen Gesetze in Betreff des Kornhandels? Läßt nicht schon die alte Sage auf sieben fette sieben magere Jahre folgen? Ja, der Weltgeist steigt von den Alpen herunter und bringt Lawinen mit, Erdstürze und ungeheure Ueberschwemmungen, die Bäche treten aus, die Scheunen schwimmen mit den rasenden Flüssen fort, Feuer züngelt als Bundsgenosse der

reien des Grafen über ein Thema, das ihnen so gleichgültig war, wie ein neuentdeckter Planet, tönte ein gewisses Etwas von Anspielungen auf Verhältnisse und Lokalitäten hindurch, die für Frau von Thurnegg mit allen Reizen einer idealen Erinnerung geschmückt waren und für Fräulein von Stein mit dem Zauber einer geheimnißvollen Spannung und Erwartung auch für sie. Es war schon zuweilen seither, — nun besann sich die Letztere darauf — von einem irgendwo befindlichen Ahnensaal gesprochen worden, von Bildern aus alter Zeit, dem Bilde eines Vorfahren des Grafen, der beim westphälischen Friedensschluß eine bedeutende Rolle gespielt haben sollte. Wenn Graf Salvius vom schwedischen Ursprung seines Namens gesprochen und die Zeit, wo das Land zwischen Mecklenburg und Altpreußen den Schweden gehörte, als diejenige bezeichnet hatte, wo seine Ahnen deutsch geworden waren, so war auf Amanda's Wangen ein eigenes Erglühen getreten. Jetzt stieg Natalien die Erinnerung daran auf. Noch gestern, als der Graf von dem Vererben gewisser physiognomischer Eigenheiten in den Familien gesprochen und seine eigene Aehnlichkeit mit dem Bilde eines seiner Vorfahren erwähnt und, als der Graf mit einem mysteriösen: „Nun, wir werden ja bald sehen —!" abgebrochen hatte, hatte Amanda mit Befangenheit den Blick zur Erde gerichtet.

So erzählte denn der Graf in aller Ruhe, daß ein Herzog von Dunois, auch genannt von Longueville, an der Spitze jener Gesandtschaft gestanden hätte, die im Namen des mit Schweden gegen den Kaiser von Deutschland verbundenen Frankreichs den endlichen Abschluß eines Friedens verhandeln half. Die Gesandten aller europäischen Mächte und der deutschen damals beinahe zahllosen weltlichen und geistlichen Staaten hätten sich in zwei benachbarten Städten versammelt, in Münster und Osnabrück. In Münster hätten die Franzosen, in Osnabrück die Schweden die Friedensbedingungen kommandirt. „Ist das nicht werthwürdig Mesdames —!" fuhr der Graf fort. „Zwei Städte Sitz eines Kongresses zugleich! Bedenken Sie nur, Timpe, diese Aktenversendung! Diese Schwierigkeiten der Verständigung —! Gewiß kennen Sie doch die Gegend zwischen Münster und Osnabrück —? Noch bis vor Kurzem blieben dort die Wagen bis zur Achse im Sande stecken —!"

„Man wählte diese Gegend, um für die Protokolle hinlänglich Streusand zu haben —" antwortete Timpe und machte eine so eigenthümlich mit dem Grafen vertraulich thuende Miene, daß sich Frau von Thurnegg in einem Winkel des Salons auf einen Sessel warf, ihre Arme in den Schooß gleiten ließ und ein Bild der Niedergeschlagenheit, ja Vernichtung bot, das Natalie

mit ihrem ſcherzenden Worte: „Sie ſtreuen uns ebenfalls Sand in die Augen —“ keineswegs wiederbeleben konnte.

Der Graf verſtand den Ausdruck der Entmuthigung im Benehmen der jungen verkleideten Frau, ſeufzte laut auf, ſuchte jedoch raſch, als hätte er damit nur ein Verſehen begangen, die Wirkung ſeiner gleichſam nicht hinlänglich bewachten geheimen Gedankengänge wieder zu verwiſchen und fuhr mit einem offenbar nur gemachten Humor fort, die Vermuthung auseinandar zu ſetzen, daß Herzog von Dunois jenes Bon pour Nicklo! ausgerufen hätte, als er ſich in einem Anfall von Zorn zur Tafel ſetzte und man ihm zur Suppe jenes norddeutſche Brod offerirte. „Und eben darin müßte er ſich ſelbſt bewundern,“ ſagte der Graf, „daß er in ſeinen Memoiren die Konjektur aufgeſtellt hätte, in jenem Ausdruck hätte eine Doppelſinnigkeit gelegen. Denn er glaubte,“ fuhr er fort, „daß Nickle nicht bloß der Name des Reitpferdes Sr. Königlichen Hoheit des Herzogs von Dunois geweſen —“

„Wie,“ fiel Timpe, wie nach einem Syſtem der Verabredung, die Damen zu foltern, ein: „Hoheit? Der Herzog war alſo ein förmlicher Prinz von Geblüt —?“

„Er gehörte zum königlichen Hauſe von Frankreich!“

ſchaltete der Graf mit majeſtätiſcher Ruhe ein, nahm eine Priſe in die Hand, ohne ſie ſchon an die Naſe zu führen, und erklärte, er müßte die Vermuthung ausſprechen, daß der Name Nickel auch der Vorname desjenigen Diplomaten geweſen wäre, der dem Herzog beim Friedensſchluß den meiſten Aerger verurſacht hätte. „Nicht der Geſandte des Kaiſers aus Wien, der große, edle Graf von Trautmannsdorf kann es geweſen ſein —“ fuhr er mit behaglicher Pedanterie fort, „dieſer hieß Max, nicht deſſen Beiſtand im Dienſt des Kaiſers, der Graf Ludwig von Naſſau, nicht der junge, nicht der alte Ochſenſtiern, auch Freiherr von Thumshirn nicht, dieſer ſeinem albernen Namen ſo gänzlich widerſprechende, vielleicht geiſtvollſte, jedenfalls beſonnenſte Geſandte am weſtphäliſchen Friedensſchluß — er war Geſandter aus Altenburg — am wenigſten mein kecker Ahne, der ſchwediſche Geſandte Doktor Salvius, der den Vornamen Adler führte — daher der Adlerblick auf jenem Bilde und in unſerer Familie — hm! hm!“ unterbrach ſich der Redſelige, wie durch einen Einfall ſeiner Eitelkeit im Kontext unterbrochen. „Nein, der holländiſche Geſandte hieß Nikolaus Knut! Und gerade über dieſen ärgerte ſich der Franzoſe zum Berſten. Denn die Holländer, denken Sie ſich das, meine Damen, dieſe hatten von den Franzoſen Geld genommen, ſchloſſen aber bei alle-

dem mit den Spaniern einen Separatfrieden ab, bei welchem gerade Die, die sich's das meiste Geld hatten kosten lassen, mit der längsten Nase abziehen mußten. Denn gar zu gerne hätten schon damals die Franzosen Belgien gefischt."

Jetzt erst gelangte die Prise, die der Graf während aller dieser Worte in der Hand behalten hatte, an den Ort ihrer Bestimmung.

Nun aber riß den jungen Frauen die Geduld. Selbst Timpe drängte, die Uhr ziehend, und rief den behaglich Schwatzenden an:

„Ja, Excellenz, der Wagen fährt schon in der Lindenallee auf und ab — der Postillon wird unruhig —"

Jetzt erhob sich der Angeredete, verbeugte sich artig gegen Natalien und sagte, den schönen Jokey ignorirend:

„Ich halte mein Versprechen, mein Fräulein! Ich begleite Sie zu Ihrem Herrn Oheim, dem Kameraldirektor von Specht. Ich werde mich freuen, den berühmten Verbesserer unseres Forstwesens, was sonst die Art der Spechte nicht ist, kennen zu lernen, seine Gemahlin, seine geistvolle Schwester, Fräulein Toska von Specht. Aber Frau von Thurnegg —" jetzt hob der Graf den Blick wie schmerzverklärt gen Himmel, „begleitet uns — nicht!"

„Wie?“ riefen Natalie und Timpe zu gleicher Zeit.

„Ihre Koſtümirung iſt allerliebſt —“ wandte ſich der Graf der wie angedonnert Stehenden zu — „das Abenddunkel hätte Alles unterſtützt, was Ihr Inkognito nach meiner Verſicherung und unter meiner väterlichen Führung hervorbringen ſollte. Aber — kehren Sie zu Ihrem Geſchlecht zurück! Auf's Dringendſte muß ich bitten, die bewußte Phantaſie ein- für allemal aufzugeben!“

Die Rede des Grafen war von einer ſolchen Beſtimmtheit, daß Timpe und Natalie ſchweigen, Amanda wie verſteinert daſtehen mußte.

„Ich ſehe, unſer liebenswürdiges Fräulein Natalie iſt unterrichtet von dem, was wir vorhatten —“ fuhr der Graf mit Vermeidung jeden Scheins von Verſtellung oder von Ironie fort; „ich geſtehe, daß ich mich gefreut haben würde, auf Schloß Neudeck, das in der Nähe von Lieberode liegt — Sie kennen die Beſitzung, mein Fräulein — ?“

Die Angeredete erklärte, die neue Amtswohnung ihres Onkels, das alte fürſtliche Jagdſchloß Lieberode, zum erſten Male zu beſuchen.

„Nun wohl, ich würde mich gefreut haben,“ nahm der Graf ſeine Erklärung wieder auf, „wenn ich heiter und unbefangen, lediglich mit dem Glück unſerer liebens-

würdigen Freundin beschäftigt, schon heute Abend hätte unter einer Reihe von Bildern sitzen können, die aus einer Verlassenschaft meiner Vorfahren stammen und durch Zufall in den Besitz der Ahnen des Barons Sturm von Stürmer gelangten. Wie oft hatte mir des jungen Stürmer Vater, der mein Freund gewesen, diese sieben oder acht Porträts, unter denen sich eben das Porträt meines Ahnen, jenes Doktor Adler Salvius vom westphälischen Frieden, befand, zum Geschenk angeboten —! Immer sagte ich zu ihm — er hatte mich öfters in Stockholm besucht —: ‚Alter Freund, verwahre sie mir; denn am Ende meiner Tage ziehe ich mich nach Deutschland zurück — verheirathet bin ich nicht — wer anders wird der Erbe meines bescheidenen Besitzthums sein als — Dein Sohn —!' Nun aber —"

Der Graf machte eine Miene, die unverkennbar eine große Enttäuschung bezeichnen sollte. Seine Stimme war klangloser geworden. Sein Blick suchte die Augen der ihm gespannt Lauschenden zu vermeiden. Er wollte abbrechen und kam wiederholt auf die Erklärung zurück, die Baronin sollte sich sofort umkleiden und überhaupt daheim bleiben.

Frau von Thurnegg hatte alle Ursache, den gutgemeinten, aber unzeitigen Scherz ihrer Freundin: „Siehst Du, auch Er stand bei den Husaren —!" zu überhören.

Denn unter ihren Füßen ſchwankte der Boden. Gelähmt zu ſein in einem kühnen Aufſchwung, den eine Hoffnung des Herzens gewagt hatte, es vernichtet und beſchämt zugleich. Schon ſtand ſie im Begriff, ihre ſchwindende Kraft nur noch dahin zu benutzen, daß ſie ſich mit ſtummem Abſchied entfernte. Dennoch hört der Verurtheilte auch noch mit Aufmerkſamkeit die Gründe ſeiner Verurtheilung. Hatte etwa der Graf jetzt in Saalfeld erfahren, daß jener ſo außerordentlich intereſſante Mann, den ſie in dieſem Jahre kennen gelernt hatte, ſchon eine andere Wahl getroffen? Oder war etwa ſein Ruf, wie ſie ſchon vermuthete, kein günſtiger —?

„Timpe," ſagte der Graf, „als ich in den ſchönen Stunden, die wir in dieſem Jahre zum zweiten Male in Kiſſingen zubrachten, das vollere Vertrauen unſerer liebenswürdigen Baronin gewann und auf den Gedanken gerieth, ob nicht mein Vetter, wie wir uns, trotz der Entfernung der Grade, nennen dürfen, der rechte Mann wäre, welcher der ſo halt- und ſchutzloſen Stellung unſerer Freundin —"

Timpe räuſperte ſich, wie beleidigt.

„Nun, nun, das ſoll Sie nicht kränken, werthester Freund! Aber ich hätte jedenfalls gewünſcht, mein Vetter wäre noch in Kiſſingen aufhältlich geweſen, als ich

eintraf und die Baronin so außerordentlich von seiner Erscheinung — O bleiben Sie doch noch —" rief der Graf, als Frau von Thurnegg mit Thränen im Auge entfliehen wollte — „ich spreche nicht von seiner, wie ich mich aus früheren Jahren erinnere, anziehenden Erscheinung, sondern nur von seinen — übrigens oberflächlichen Kenntnissen, seiner — übrigens mangelhaften Bildung. Er hatte eigentlich studirt —"

„Wie Helling —" sprach Natalie vor sich hin.

„Sein Fach war Naturwissenschaften und Oekonomie —"

„Auch bei Helling —" wurde unter Nataliens vorgezogenem Spitzentuch lauter vernehmbar.

„An seiner Ausbildung war an sich nichts vernachlässigt worden. Zwar hatte ich ihn in seiner Garnison nur flüchtig gesehen — das Schwert und die Feder harmoniren nicht — aber seine Briefe waren nicht ohne Geist, seine Phrasen nicht ohne schöne Motive —"

Wäre nicht in den Zügen der jungen Frau die tiefste Trauer ersichtlich gewesen, es hätte auf Alle komisch wirken müssen, wie der alte Timpe bei diesen Konzessionen den neuen eleganten Tressenhut des Jokey ergriff und ihn dem reizenden Caesario wieder in die Hand drücken wollte, als sollte er es doch noch getrost mit der Partie wagen.

„Vor einigen Jahren ſchrieb er mir," fuhr der Graf, die Bewegung nicht beachtend, fort, „er wollte den Militärſtand, den er ſpäter ergriffen hatte, aufgeben. Die Veranlaſſung zu dieſem Entſchluß verſchwieg er. Ich glaubte, er wollte nach dem Tode ſeines Vaters, der etwas leichtſinnig geweſen, ſeine Güter herſtellen, die verſchuldet waren. Seither konnte ich ihn immer noch nicht in Neudeck beſuchen. Aber noch in dieſem Jahre, wo ich zur Abwickelung meiner Verhältniſſe wieder nach Stockholm hatte zurückkehren müſſen, ſchrieb er mir — wie drückte er ſich doch aus? Richtig! — er erwartete mich unter dem Bilde meines Ahnen, unter den Männern des weſtphäliſchen Friedens, die auch er für größere Diplomaten halten müßte, als ſogar Die, die den cimbriſchen Frieden mit den Perſern abgeſchloſſen hätten — ich erſtaunte über ſeine Gelehrſamkeit —"

Wieder ſchlang Natalie ihren Arm um Amanden und Timpe ſprang, um die weißen Handſchuhe des Jokeys zu holen. Aber eben ſo heftig fuhren auch Beide wieder zurück, als der Graf die Geberden der Ermuthigung, es mit ihrem Plan einer wenn auch nur flüchtigen Beobachtung des verabſchiedeten Huſarenrittmeiſters in ſeinen vier Pfählen bei Alledem zu verſuchen, mit den diktatoriſchen Worten unterbrach:

„Dennoch, dennoch muß ich dieſen Herrn Vetter

Zerstörung hier, dort, an allen Ecken auf, Hagel kommt im Spätsommer Anlaufen geschmettert, die Fenster der Mistbeete klirren wie Kriegsdrommeten und die Beutel füllen sich, je leerer die Scheunen werden. Schon haben Preußen und Polen sparsamer geerntet und, wenn auch über das Land der Magyaren der Himmel noch seinen reichsten Segen goß, so wird ein Theil dieses Ueberflusses doch schon diesmal in die k. k. österreichischen Erbstaaten fließen müssen. Und, wie sich hier die Negation als das eigentlich geltende Element im Getreidehandel bewies, so auch in den Oelsaaten, deren Anbau trotz der Gaserleuchtung zunimmt: denn wo könnte jetzt Lessing seinen Wunsch, die Natur nicht ewig grün zu sehen, nicht befriedigt finden? Wo sind jetzt nicht meilenweite Rapsfelder mit ihrer buttergelben Blüthe? In dem reißend stark umsichgreifenden Anbau des Raps und Rübsen bekommt die Geschichte unseres Jahrhunderts einen neuen Einschnitt und es frage sich, ob nicht diese Menge Oel, die man erzeugt, dazu erfordert wird, um den steigenden Mechanismus unserer europäischen Verhältnisse einzuschmieren und all die wichtigen eisernen Maschinen, die Menschen- und Pferdekraft jetzt ersetzen, in glatter Uebung zu erhalten? So ist die Geschichte groß in dem, was sie erfindet, aber die Natur oft noch größer in dem, womit sie das Erfundene kompensirt und dem neuen Gedankenbesuch auf halbem Wege immer entgegen kommt. Endlich hat der Welthandel —"

Hier unterbrach sich Guido von Lippmann selbst und fragte die erstaunten Brüder, ob sie Adam Smith kennten? Als sie es verneinten, sagte er: „Nun, Sie werden die Rechnungen Ihrer Wäscherin kennen: aber Dante kennen Sie doch?" — „Ja!" log Albein ganz keck für alle Uebrige.

vollständig desavouiren —! Der Gedanke —“ fuhr er fort, am Fenster dem Postillon ein Zeichen gebend, mit dem Reisewagen näher heranzufahren — „Der Gedanke, daß Sie mich als mein Groom begleiten sollten, als ein junger Schwede — Oskar — der kein Wort Deutsch versteht, daß Sie unbefangen meinen Vetter beobachten, vielleicht sogar, wenn sich die Gelegenheit machte und günstig und unverfänglich für den Anstand blieb, eine Nacht unter seinem Dach kampirten — er muß aufgegeben werden — definitiv!“

Natalie ermaß erst jetzt die ganze Gewalt der Leidenschaft, die über Amanda gekommen war. Der Gedanke, den sie in ihrer Verkleidung hatte ausführen wollen, konnte ja im Wesentlichen nur Phantasie bleiben. Eine Ausführung zu einer längere Zeit festgehaltenen Verkleidungsrolle war unmöglich. Die junge Frau konnte den Mann, den sie liebte, nur höchstens einigemal, ohne daß er sich von einem weiblichen Wesen beobachtet glaubte und da die Feiertagskleidung seines Charakters hervorkehrte, zu sehen hoffen. In einem Hotel mußte sie irgendwo vom Grafen so lange untergebracht und von Timpe behütet werden, bis sie wieder in den Kleidern ihres Geschlechts auf Lieberode erscheinen konnte, wohin Natalie reiste. Zwischen Neudeck und Lieberode lag die ansehnliche Stadt Schwanheim. Dort hatten der Graf und

Amanda als ſein Groom ſo lange bleiben wollen, bis ſich herausgeſtellt haben würde, ob man auf dem Schloß in Lieberode für Alle Aufnahme fand. Auf Schloß Neudeck länger als höchſtens eine Nacht zu bleiben, war ſelbſt dann kaum vorausſetzbar, wenn Timpe's Verſchlagenheit für Amanda's perſönliches Auftreten Schritt vor Schritt als Deckmantel diente, der Alte ſie beſchäftigte, ſie vor jeder Kolliſion, vor jeder Gefahr, erkannt zu werden, ſicherte; Gelegenheit, Stürmer's ganze Einrichtung, Lebensweiſe, beſonders ſeinen Verkehr mit Dienſtboten zu beobachten, das hatte ſie gehofft, würde ſich ſchon finden. Die Verſchwiegenheit zwiſchen allen vier Perſonen war ſo gut wie mit einem Schwur beſiegelt.

Im höchſten Grade überraſchend mußte ebenſo für Natalien, wie verhältnißmäßig auch für die Uebrigen die Entdeckung ſein, daß Helling zu den intimſten Freunden des Rittmeiſters Stürmer gehörte, über deſſen Charakter und Führung der Graf den Stab brach. „Stürmer iſt," ſagte er, „Ihrer und meiner nicht würdig! Mit ſeinen Vorgeſetzten hat er ſich vor einigen Jahren überworfen. Er hat ſich Inſubordinationsfehler zu Schulden kommen laſſen und eine Scene mit ſeinem Oberſten gehabt, die, wie ich in Saalfeld von einigen dort anweſenden Militärs erfuhr, ihn beinahe zur Kaſ-

sation reif machte.“ Und jetzt erwähnte der Graf einen Lieutenant Helling als die Veranlassung dieser Scene, worauf er erfuhr, wie nahe der Antheil war, den Fräulein von Stein an dieser Persönlichkeit nahm. Als er daraufhin die Vermuthung aussprach: „Ei, ei, dieser Helling scheint ein eben so schlechter Liebhaber gewesen zu sein, wie er ein schlechter Soldat gewesen —“ loderte Natalie in mächtiger Wallung ihres rückkehrenden Gefühls auf, wollte den Angegriffenen vertheidigen und veranlaßte sogar die tieferschütterte Amanda zu dem Scherz:

„Helling war ein so guter Soldat, daß er, wenn Appell geblasen wurde, im Stande war, sein Alles zu opfern!“

„Dieser Helling,“ fuhr jedoch der Graf aufhorchend fort, „ließ sich von seinem Regiment an ein anderes versetzen, gerade in die Schwadron des Rittmeisters von Stürmer, der ihn protegirte. Sie haben zusammen studirt —“

„Oekonomie —“ warf Timpe mit schneidendem Spott ein.

„Schöne Oekonomie!“ nahm der Graf die boshafte Bemerkung auf. „Wie es der Rittmeister von Stürmer in der Garnison im Bunde mit seinem Lieutenant getrieben hat — das — o,“ unterbrach sich der Ankläger,

„ſchon darin liegt eine Fußangel für ein würdiges Betragen, wenn beim Militär zwei Offiziere, wovon der Eine einen höhern Grad bekleidet, Freunde ſein wollen. Nun gar erſt, wenn von zwei ſolchen Freunden der Eine der unmittelbare Vorgeſetzte des Andern iſt! Da hat der militäriſche Organismus Geſetze der Etikette, des Maßgefühls, die hart an die Regeln der Hierarchie grenzen. Ueberhaupt ſind die Kaſernen förmliche Klöſter. Der Eine der beiden Freunde hätte vielleicht beſſer gethan, ſich auch lieber ganz einem Einſiedlerleben zu widmen —“

„Helling — ?“ — „Ein Huſar — ?“ fragten Natalie und Timpe zu gleicher Zeit.

„Lieutenant von Helling vernachläſſigte ſeinen Beruf, vernachläſſigte ſein Roß. Meine Damen, das Roß eines Kavalleriſten iſt die Hälfte ſeines Weſens, ſein anderes Ich. Aber ſchon oft — ich erzähle Ihnen hier, was ich eben in Saalfeld aus allerbeſter Quelle gehört habe — ſchon oft hatte der Oberſt bemerkt, daß Lieutenant von Helling zerſtreut, nachläſſig, gedankenvertieft auf ſeinem Roſſe ſaß, das unter ihm zu ſchlummern ſchien —“

Amanda fiel mit einem Ton ein, der verrieth, daß ſie eine Erleichterung ihres Schmerzes fühlte, wenn ſie vom Schmerz ihrer Freundin ſprach: „Das war die Trauer um meine Freundin, die er liebte und hatte

verlaſſen müſſen! Ja, das Gefühl beherrſchte ihn, ein Menſch zu ſein, ein leidender, duldender, ein Offizier, der nicht wußte, daß Natalie eine Freundin hatte, die ihrer Mutter ja mit Freuden würde die — Kaution vorgeſtreckt haben —"

„O Amanda!" unterbrach Natalie, während die Männer, die den Brauch der militäriſchen Geſetze kannten, ablehnend und lächelnd erwiederten: „Eigenthum — Eigenthum muß die Kaution ſein!"

„Kurz, es war ſein eigenes Schickſal," nahm Amanda ihre Vertheidigung Helling's auf, „das ihm höher ging, als die Sprünge ſeines Pferdes. Natalie, es war die Liebe, die ihn zum Huſaren untauglich machte —!"

Timpe holte den Treſſenhut und ſetzte ihn mit raſchem Entſchluß der muthigen Fürſprecherin auf's Haupt. Das ſchöne Haar deſſelben beſtand halb aus Locken, halb aus Flechten, die unter jenen vorſichtig verſteckt lagen.

Der Graf wandte ſich zu Natalien, die im Begriff ſtand, die Freundin um dieſe Beweiſe ihrer Güte zu umarmen, und meinte:

„Mich ſchmerzt es, ganz wider Willen Ihrem Herzen wehe thun zu müſſen. Aber ſollten es ſelbſt die Regungen einer Ihnen zu gönnenden Freude ſein, die Sie über die dienſtlichen Nachläſſigkeiten des Lieutenants

Helling empfinden, ſo habe ich dieſe zu erſticken. Denn ſeine Untauglichkeit zum Huſaren ſteigerte ſich.“

Timpe nahm wieder den Hut an ſich.

„Bei einem Manöver, wo das ganze Regiment mit kühner Entſchloſſenheit über Hecken und Zäune, zuletzt über einen mit Waſſer gefüllten Graben, den ſogenannten Landwehrgraben, zu ſetzen hatte, ſtockt das Roß des Lieutenants von Helling. Der Reiter hat den Muth nicht, hat nicht die Geiſtesgegenwart, ſeinem Pferde kräftig die Sporen in die Weichen zu drücken. Die Attake wiederholt ſich. Wieder erfolgt die nämliche Beſchämung. Da reitet der Oberſt des Regiments an den Lieutenant heran und ſagt ihm: ‚Herr von Helling, ich gebe Ihnen hiermit den Rath, laſſen Sie ſich zur Infanterie verſetzen!‘ Helling erblaßt. Der Rittmeiſter ſeiner Schwadron ſprengt hinzu, hört die Wiederholung der empfindlichſten Demüthigung eines Kavalleriſten, der, bei aller Achtung vor der kameradſchaftlichen Waffe, doch ſich durch die Verweiſung aus den ſtolzen Reihen der Huſaren beſchämt fühlen mußte, will ihn vertheidigen, ſchützt gewiſſe Stimmungen ſeines Freundes vor, die ihn entſchuldigen ſollten, bittet um Nachſicht, um Urlaub für den beſchämten Reiter. Der Oberſt verweiſt dem Rittmeiſter ſeine Einmiſchung. Es fallen Worte, Worte, die, wenn nicht die Ehre, doch das Dienſtreglement

verletzen. Beide erhalten einen Verweis, einen im Parolebefehl förmlich kundgegebenen Verweis. Da verlangten sie ihren Abschied und erhielten ihn."

Hatte der Graf von seinem Bericht vorausgesetzt, daß die Empörung, womit er denselben vortrug, von den Frauen getheilt würde, so irrte er sich. Vielmehr ergriff Frau von Thurnegg mit Leidenschaft das Wort und rief aus:

„Aber, Graf, das sind ja Charakterzüge des größten Edelmuths! Orest und Pylades würden sich nicht schöner bewährt haben, oder, wenn es denn doch Kavalleristen sein sollen —"

„Die Dioskuren —!" warf mit eben so jubelnder Stimme der beleſene Timpe ein.

„Den Obersten will ich nicht anklagen," fuhr Amanda in einer Bewegung, die vor Freude zitterte, fort. „Auch nicht die Voraussetzung will ich tadeln, daß ein Husar über den Landwehrgraben zu setzen hätte, selbst wenn Arm und Beine dabei zu Grunde gingen. Nein, nur das Eine, daß Helling so aus Kummer gefehlt hat, das Andere, daß sein Freund Stürmer ihn so liebevoll vertheidigte, Beides rückt ja diese Charaktere dem Herzen so nahe, macht sie so wahr, menschlich, edel, daß ich — o Natalie —" unterbrach sich die aufgeregte, vom Feuer einer ersichtlich noch nie so empfundenen Liebe ergriffene

Frau — „wozu dieſe Verkleidung! Weg mit der Mummerei —! Ich halte zwar die Abfahrt noch länger auf, als ſchon bis jetzt geſchehen, aber ich reiſe mit und zwar ſo, wie uns die neueſte Nummer des ‚Bazar‘ zu erſcheinen vorgeſchrieben hat. Komm, Natalie, hilf mir noch —!“

Damit wollten die beiden jungen Geſtalten, wie von elektriſchen Funken entzündet und durch die wunderbare Zufälligkeit der Freundſchaft gerade dieſer beiden Männer wie von einem Schickſalsſpruch angezogen, eilends in Amanda's Zimmer zur Veränderung der Toilette.

Aber der Graf vertrat ihnen mit Entſchiedenheit den Weg.

„Halten Sie inne!“ rief er mit ernſter Miene und mit der gewichtigſten Betonung der Worte. „Ihre Wallung führt Sie an den Abgrund! Denn was folgte auf das Nehmen und Erhalten des Abſchiedes? Ein Leben wie von zwei Raſenden! Einen Advokaten warf Stürmer ſo die Treppe hinunter, daß ſich dieſer Mann, freilich ein Rabuliſt, beinahe den Hals brach. Drei Tage mußte dafür der Ex-Rittmeiſter in's Kreisgefängniß wandern. Dorthin lud er täglich alle Welt zu Frühſtücken ein, Frühſtücken, die bis in die Nacht währten. In Strömen floß der Champagner. Inzwiſchen — lächerlich! — wollte er auf Schloß Neubeck ſeine ökо-

nomiſche Studienzeit verwerthen. Darüber ſtürzte er ſich immer tiefer in Schulden. Freilich fühlte er, daß der Boden unter ihm hohl geworden war. Er ging auf Reiſen, ſpielte in Baden, in Homburg; er hatte nichts als Verluſte. Zurückgekehrt, wollte er ſich nichtsdeſtoweniger zum Mittelpunkt der Geſellſchaft machen. Er arrangirte Liebhabertheater bald bei ſich ſelbſt, bald in dem nahegelegenen Städtchen Schwanheim, auch in Lieberode, auf dem dortigen Jagdſchloß bei Ihrem Herrn Onkel. Aber gerade dort ſoll man am allerempfindlichſten auf ihn zu ſprechen ſein und ihn in Lebensgröße erkannt haben. Jetzt iſt das bürgerliche Daſein dieſer beiden Menſchen ſo gut wie zerſtört. Sie verkaufen, was ſie noch beſitzen, halten wöchentlich Auktionen, haben ihr Liebhabertheater, die bunten Flitter einer die Scene blendenden Garderobe, unter andern auch ſämmtliche Erinnerungen an den weſtphäliſchen Frieden, die beinahe ein mir gehörendes Eigenthum waren, an den Meiſtbietenden losgeſchlagen; doch — was will das Alles ſagen! Sie ſind im Begriff, einen viel größeren Anſatz zu nehmen, als nur den über den Landwehrgraben. Beide ſchnüren ihr Bündel und wandern noch vor Ablauf des Jahres nach Amerika aus!“

Ein Richtſchwert kann Tod und Leben nicht raſcher trennen, als dieſe Erklärung, die jede weitere Erörterung

abſchnitt. Die junge Frau ſah, daß ihre Kombination vorüber ſein mußte. Nach Amerika —! So hatte er alſo auch nicht einmal ihr ſelbſt den Schimmer einer trügeriſchen Hoffnung hinterlaſſen wollen! Wenn er auch bei ihrer kurzen Begegnung mit ihm in Kiſſingen keine Beweiſe einer förmlichen Werbung gegeben hatte, ſo hatte er ihr doch vollkommen verrathen, welchen Eindruck wie auf Jeden, ſo auch auf ihn die durch körperliche Reize wie durch Geiſt gleich ausgezeichnete junge Frau gemacht hatte. Auch für Nataliens Rückblick auf die Vergangenheit waren ſomit alle Brücken abgebrochen, alle Schiffe verbrannt. Amerika — das war ein neues Leben für die dorthin Entfliehenden! Für Die, die in Europa zurückblieben, war es — wenn nicht der Tod — doch eine dumpfe, lähmende Betäubung, das Bleigewicht der unbedingten Reſignation.

„Hab' ich alſo Unrecht, lieber Timpe —“ wandte ſich der Graf an den ebenfalls wie angedonnert Stehenden, „wenn ich jeden Verſuch einer Annäherung an zwei ſo heilloſe Exiſtenzen verhindere? Nein, kraft der väterlichen Autorität, die ich mir durch meine Jahre und meine Freundſchaft für Sie, Frau Baronin, habe anmaßen dürfen, unterſage ich Ihnen jeden weiteren Schritt in dieſem Verhältniß. Sind Sie nicht gleicher Meinung, beſter Freund?“

„Nun," schloß Guido von Lipmann, „so würde Dante etwa den Adam Smith in Poesie verwandelt haben, wenn er die neue Literatur der „Charaktere und Zustände" hätte ahnen können."

Als die Brüder vor Erstaunen kein Wort redeten und Guido von Lipmann stolz durchs Zimmer schritt und immer stolzer und stolzer seinen blauen Frack immer enger und enger knöpfte, ermannte sich wenigstens Schlachtenmaler und gestand mit kleinlautem Spotte: Wenn bei Goethe der Schüler sagt, es werde ihm von dem Allen so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum, so müßte er das auch von sich sagen, nur mit dem Unterschied, daß er auf die Mühle Korn schütten möchte. Es gäbe Gedichte, die kämen ihm wie gesammelte Collecten vor, andre wie Wassersuppen, ja dem Verfasser der Klagen eines Juden solle ja sein eigener Vetter, dem er sie vorgelesen, aufgefordert, seine Meinung zu sagen, geantwortet haben: diese Gedichte kämen ihm wie Bittschriften an den Kronprinzen vor! Ebenso möchte er, nämlich Schlachtenmaler, auf die ganze von Herrn von Lipmann ihm entwickelte Pracht nichts Besseres thun, als darauf Actien nehmen.

Guido von Lipmann entgegnete: „Sie sind ein närrischer Kauz." — „Nein, in vollem Ernst," fuhr Schlachtenmaler fort, „ich wünschte, Sie zögen sich nicht zurück, wenn es sich nun wirklich einmal darum handeln soll, aus unserm Nichts Etwas zu machen. Lassen Sie uns Actien bilden, tausend Stück an der Zahl, jede im Werth von zehn holländischen Ducaten; Sie nehmen die Verbindungen Ihres Vaters zu Hülfe; das müßte doch nicht natürlich zugehen, wenn nicht, im Verein mit einigen jüdischen Freimaurerlogen, einigen

Der Angeredete ſah ſtumm zur Erde.

„Sie ſchweigen? Das ſagt Alles. Auch Sie ſind zum Diplomaten geboren.“

Eine heitere Stimmung konnte ſich nicht wieder herſtellen, Natalien traten die Thränen in die Augen. Frau von Thurnegg lächelte zwar und ſah beſchämt auf ihr Koſtüm, ſchickte ſich aber an, vom Grafen, von Natalien für längere Zeit Abſchied zu nehmen. Der Aufſchwung, den ſie genommen, die Abenteuerluſt, die alle ihre Muskeln und Nerven elaſtiſch geſpannt hatte, war dahin. Sie erinnerte die Freundin an ihr Verſprechen, ihr, nach dem Aufenthalt in Lieberode, mindeſtens noch einige Wochen innigſten Zuſammenſeins hier auf Schloß Thurnegg zu gönnen, und entzog dem Grafen ihre Hand, die dieſer an ſeine Lippen geführt hatte und nicht wieder losgeben wollte. „Verlieben Sie ſich aber nicht in die ſchönen Damen auf Lieberode —!“ verſuchte ſie zu ſcherzen, ja ſie redete ſich ſelbſt an, indem ſie ſich in die Nähe eines Spiegels ſtellte: „Adieu, Page Caeſario! Ja, ja, lieber Graf, Sie haben Recht in Ihrem Lob der alten Zeit. Die ſchönen Tage der Romantik — ſind vorüber —!“

Damit riß ſie ſich los. Sie mußte es ſchnell thun, denn ſchon hörte man einige Kundgebungen von den zurückkehrenden Dienern. Timpe ordnete raſch die Ab-

fahrt Nataliens an, während ſich der Graf, der mitreiste, gefällig und behülflich erwies für alle Bequemlichkeitsbedürfniſſe ſeiner Begleiterin. Einer der Diener, der ſich eventuell zur Mitreiſe hatte rüſten ſollen, erhielt Befehl, ſich den vom Schloſſe für einige Zeit Scheidenden anzuſchließen.

Der Graf erklärte im Städtchen Schwanheim wohnen zu wollen, wenn ſein Verbleiben auf Schloß Lieberode nicht möglich wäre. Den Abſtecher nach Neudeck würde er machen müſſen. Doch hätte er vor, dieſen Beſuch ſo lange zu verſchieben, als irgend möglich. „Um ſo mehr," ſagte er, „als zwiſchen dem alten fürſtlichen Jagdſchloß und dem für die Ueberfahrts- und Anſiedelungskoſten nach Amerika demnächſt veräußerten Schloß Neudeck eine förmliche Feindſchaft, ein offener Krieg beſtehen ſoll. Ihr Herr Onkel prozeſſirt ſogar im Namen des Fiskus mit Baron Stürmer über einen Theil der Waldungen, der ehemals wider Recht und Buchſtaben zu den Neudeck'ſchen Beſitzungen der Stürmer gehörte. Was die Sturm von Stürmer ſonſt noch hatten, iſt ſchon Alles längſt verklopft — wie eben jene Bilder. Nein, etwas verauktioniren, was ohne Widerrede mir gehörte! Denn alle Briefe meines ſeligen Freundes, des Oberjägermeiſters von Stürmer, ſprechen ja dafür! Ich verſichere Sie, mich ſchmerzt es faſt —

zum — zum — daß die Züge — die — adlerhaften Züge —“

War die Rührung des alten Diplomaten, die ihn zu überkommen schien, eine gemachte oder schmerzte ihn in der That der Verlust einer Familienerinnerung, Natalie konnte darüber kein Urtheil haben. Denn träumerisch stand sie am Fenster, blickte gedankenverloren auf die Zurüstungen am Wagen draußen, auf die Installirung des Dieners Matthes, der den Grafen statt seines in Saalfeld zurückgebliebenen eigenen begleiten sollte. „Timpe hat den Postillon beibehalten —!“ sagte sie, um nur etwas zu sagen.

„In welcher Trödelbude werden sich die Züge meines Ahnen befinden! Ich hatte eine Schwäche für den Doktor — von Salvius! Das Von kam erst durch die Gnade des Kurfürsten von Sachsen. Königin Christine erhob ihn dann in den Grafenstand. Seine Physiognomie ist mir unvergeßlich. Er war das Prototyp eines Staatsmannes. Und Königin Christine, so jung sie war, erkannte, was sie von ihrem Vater in ihm geerbt hatte. Salvius war der Schöpfer eines Friedens, der 245 Souveränetäten befriedigte. Einiges schnitt man von Deutschland ab, aber im Uebrigen kamen die meisten Kurfürsten, alle Landgrafen, Bischöfe, Aebte, freien Reichsstädte und sogar freien Reichsdörfer wieder

zu dem Ihrigen. Bei dieſem Frieden hat man das behagliche Gefühl, daß den gegebenen Verhältniſſen Rechnung getragen wurde! Man ſchuf ein Deutſchland, in welchem ſämmtliche Kabinette Europas Sitz und Stimme zu erhalten anfingen, mit Ausnahme, wie Sie ſich wohl denken können, mein Fräulein —“ Der Graf gab eine förmliche Parodie auf die tief in die Landkarte, in die Kugelgeſtalt der Erde, in Länder und Meere verlorene Stimmung des armen, in die ſinkende Sonne blickenden Fräuleins — „mit Ausnahme Frankreichs, das ſich nicht engagiren wollte, Rußlands und der Türkei. Aber, mein Fräulein (bitte, reißen Sie ſich los vom Weſten und blicken Sie nach Oſten, in die aufgehende Sonne —!), ſogar die Türkei iſt aufgefordert worden, am ehemaligen deutſchen Bundestage, wollte ich ſagen, Reichstage zu Regensburg, Sitz und Stimme zu führen. Denn auf dieſe Art glaubte man am beſten den Türkenkriegen vorbeugen zu können. Mit einem Wort, es war Kant's ewiger Friede! Ein Friede der philoſophiſchen Gründlichkeit! Wie gründlich man verfuhr und wie viel Zeit man ſich nahm — bitte, preſſiren Sie doch nicht ſo, wir fahren einen Theil der Nacht hindurch; da iſt es am kühlſten —! das erſehen Sie daraus, mein Fräulein, daß ſogar die Geſandten anfingen, ſich in Münſter Häuſer zu bauen, ſich in Osnabrück förmliche Gärten

anzulegen. O mein verschmitzter Ahne, der Doktor Salvius! Wissen Sie, wie man damals ein Ultimatum, ein Ultimatissimum beantwortete? Graf Trautmannsdorff, der österreichische Gesandte, verlangte die schleunigste Annahme seiner Vorschläge und ließ ersichtlich schon zur Abreise rüsten — ganz so wie eben wir dort — und welches war die Antwort, die ihm der verschmitzte Schwede gab? Er wohnte dem Oesterreicher gerade gegenüber. Eines Tages sieht dieser die Maurer das Haus einreißen, das Doktor Salvius bewohnte, und bald darauf kamen aus Hamburg neue Handwerker, Maurer, Zimmerleute, um ihm für die Dauer des Friedensabschlusses ein neues Haus erst wieder aufzubauen! Da sah denn der Gesandte des Kaisers den Uebermuth des Schweden, ihm riß die Geduld —"

„Wie mir!" rief Natalie und stürzte davon.

„Und gab nach —!" rief der Graf hinter ihr her. Er folgte rasch, um sie einzuholen, blieb aber verdutzt an der Thür stehen und sah Timpen an, der ihm in den Weg getreten war, so zu sagen gestiefelt und gespornt. Ein wachstuchenes schwarzes Mützchen bedeckte Timpe's silberhaariges Haupt. Um seine Schultern hing eine Kuriertasche. Vollkommen so stand er da, wie ihn die Damen hatten haben wollen, ehe der Reiseplan in so bedauernswerther Weise gestört wurde.

Natalie hatte in ihrem Schmerz dieſe Metamorphoſe nicht beachtet.

Timpe erklärte, die Baronin hätte ihm eben befohlen — und ſie war jetzt gegen ihn ſelbſt in Befehlslaune — die Scheidenden zu begleiten. Darin läge, meinte er, die eklatanteſte Andeutung —

„Daß ſie uns ſelbſt nachfolgt —?“ lachte der Graf.

„St!“ unterbrach Timpe eine Kundgebung, die nach Allem, was ſeither aus des Grafen Munde Ernſtes, ja Bedrohendes gekommen war, überraſchen, wenn nicht verletzen konnte . . .

Das Poſthorn unterbrach jede weitere Verſtändigung. Die Hunde bellten. Nach wenigen Augenblicken hörte man das Anziehen der drei ungeduldig ſtampfenden, kaum noch länger zu haltenden Roſſe. Die Reiſenden fuhren ab.

In der That — nach wenigen todtenſtillen Augenblicken wurde es im ganzen Hauſe plötzlich lebendig. Klingeln wurden gezogen, Stimmen erſchallten. Die Diener erhielten Befehl, Alles, was ſich vom Schloſſe entfernt hätte, zuſammenzuberufen. Die Herrin verlangte nach ihrem Kammermädchen. Darüber verging eine halbe Stunde. Einer der Diener, Konrad, erhielt Befehl, inzwiſchen die „blaue Kutſche“ aus der Remiſe hervorziehen, den Kutſcher anſpannen zu laſſen und das

ſchon bereitſtehende Gepäck der Baronin aufzuladen. Alles das wurde aus halbgeöffneten Thüren auf die Korridore hinausgerufen, ſogar ein lautes Befehlen am Schlüſſelloch wurde ertheilt. Aus der reichen Auswahl an Roſſen, die im Stalle ſtanden, wurden diejenigen genannt, die vor die „blaue Kutſche“ geſpannt werden ſollten. Es waren die ſchnellſten.

Endlich erſchien Frau von Thurnegg ſelbſt, zurückgekehrt zum weiblichen Geſchlecht. Jetzt erſt entfaltete ſich die ganze ihr innewohnende Anmuth. Dem von der Eile des plötzlich ausgeführten Entſchluſſes gerötheten Antlitz ſtand harmoniſch die überwiegend braune Farbe ihrer Toilette. Es war Abhängigkeit von der Mode des Tages, daß ſie in die Farbe gerathen war, die dem Fürſten Bismarck, man weiß nicht, ob zu Ehren oder zum Trotz, die Bezeichnung ihrer Nüancen verdankt. Doch war es noch nicht der allerneueſte braune Farbenſchiller, genannt der „Zorn des Grafen Bismarck“, der einem pariſer Drama: „Frou-Frou“ hat weichen müſſen, deſſen Namensſchweſter man jetzt als Koſtüme-Stoff in den Modemagazinen — eine neue Art Literaturreklame — ausbietet. Sowohl der obere Rock, wie das kurze, ziemlich weite Jäckchen waren rings mit Angora-Franſen beſetzt. Dazu ein brauner engliſcher Strohhut mit einem die Unruhe der Sehnſucht und des von

Zweifeln gefolterten Herzens charakteriſtiſch bezeichnenden weißen Möwenflügel daran und einem langen braunen Schleier. Auch die Handſchuhe waren ſelbſtverſtändlich braun, und ſogar die hohen, zierlichen Stiefelchen.

So ſchlüpfte die junge Frau in den Reiſewagen, ließ für eine ganze Woche Befehle zurück und wunderte ſich erſt, während ſie ſchon im vollen Fahren und Grüßenmüſſen nach Links und Rechts begriffen war, daß die Reiſeroute, wie ihr die eingeſchlagenen Wege und zuletzt die offene Erklärung des Dieners Konrad bewieſen, die nämliche war, in welcher ſich noch die Geleiſe des vor einer Stunde vor ihr abgefahrenen Wagens unterſcheiden ließen. Sie erinnerte ſich nur, von Anſpannenlaſſen geſprochen zu haben. Erſt jetzt begriff ſie Alles, was ſie unwiderſtehlich mit ſich fortriß, und nicht wenig zitterte ſie über die Erkenntniß, daß ſie den Weg fuhr — des ihr vorausgeſagten Verderbens.

## Drittes Kapitel.

### A. D.

Wie ist die Natur doch so beredt, wenn wir eine geliebte Gegend nach langer Trennung wiedersehen oder — wenn wir uns rüsten, sie auf längere Zeit und vielleicht für immer zu verlassen —!

Aber derselbe Vogel, dessen Hüpfen von Ast zu Ast im ersten Falle uns nur seine Freude ausdrückt, sein fröhliches Willkommen! gerufen im Namen aller Berge und Wälder, aller Murmelbäche und buntbeblümten Wiesen, ruft uns in dem letztern ein Lebewohl! und alle Zweige scheinen sich trauernd zu senken, die Blumen ihre Kelche zu schließen; über einem Paradiese liegt die Ruhe des Friedhofs.

Am frühen Morgen schreitet ein junges Bauernmädchen, oder doch keine Städterin, durch eine im schönsten Sonnenglanz prangende ländliche Gegend. Das junge Wesen ist zierlich gebaut, von schlankem Wuchse, auffallend wohlgeformten Gesichtszügen. Auf viel Feld-

arbeit laſſen die zarten weißen Hände nicht ſchließen. Im Körbchen, das die ländliche Schöne (als ſolche bezeichnete ſie ihre volksthümliche, einfache Tracht) am Arme trägt, laſſen ſich Gegenſtände unterſcheiden, die auf eine Nähterin deuten — halb angefangene Mieder, Schürzen, Hauben. Der Korb, ein Waſchkorb mit zwei Henkeln, und von einem einzelnen Träger nur durch Feſtſtemmen am Leibe fortzubringen, war Anfangs ſchwer voll geweſen und ſie hatte ihn ſogar eine Weile auf dem Kopfe tragen müſſen, ſie, die Beſitzerin eines mächtigen dunkeln Haarwulſtes, der jeden reiſenden Zopfabſchneider zum Abſchließen eines Geſchäfts oder zu heimtückiſchem Ueberfall hätte reizen können — wodurch ſie einer Unterlage, um mit dem Korbe nicht zu ſehr zu drücken, überhoben war. Jetzt war der Korb leichter und leichter geworden. Hier an einer Mühle, dort an einem Wirthshauſe, meiſt an den ſtattlicheren Bauernhäuſern, hatte ſie allmälig den Korb von ſeinem Inhalt entleert.

Jetzt war es nicht Ermüdung, ſondern nur eine Bewegung des Gemüths, vielleicht Trauer, daß ſich endlich das junge Mädchen dicht am Wege in's Gras ſetzte, den Korb vor ſich hinſtellte, noch den letzten Inhalt ſortirte und zählte und dann die Arme in den Schooß ſtemmend gedankenvoll in die Weite blickte.

Emancipations-Klubbs, Kourszetteln und evangelischen Kirchenzeitungen, die Möglichkeit da wäre, alle Actien anzubringen, die Kosten des Journals zu bestreiten und den großen Gewinn, den es abwerfen wird, zum Besten einer Literaturverfüngungsteutine und eines größern prosaischen Nationalstylisticums anzulegen."

„Wie verstehen Sie denn das?" fragte Herr von Lipmann erstaunt. „Nun," entgegnete Schlachtenmaler, „fünf Procent sind den Capitalisten sicher; aber, da wir weit mehr machen werden, so müßte gerade dieser Ueberschuß zu einer Akademie verwandt werden, welche —" — „Nur nicht die Sprache fixiren!" fuhr Herr von Lipmann auf. „Um's Himmelswillen, nein!" beruhigte ihn Schlachtenmaler; „könnte aber nicht viel gewirkt und begossen werden, was kümmerlich am Boden schmachtet? Wie viel poetische Mücken und Fliegen zittern nicht, in die blitzenden Krystallisationen der Jahrhundertsfragen mit ihrem winzigen Talente eingeschlossen zu werden? Wie viel literarische Kutscher und Bediente gibt es nicht, die sich geschmeichelt fühlen würden, daß sie, wenn in ihren Staatscarossen die großen fürstlichen Ideen und majestätischen Tendenzen an den Wachen vorüberfahren, den Trommellärm und die Ehrensalven des Geschützes auch auf sich beziehen dürfen? Wie manchem armen Zwerg, der bisher nur einen kleinen Franzenfaden an dem Riesenmantel der Zeit vorstellte, wäre nicht geholfen, wenn er wagen dürfte, sich an dem Mantel etwas Wesentliches zu dünken! Herr von Lipmann, es ist eine schändliche Verleumdung der jetzigen Literatur, daß die unbedeutenden Talente deßhalb, weil sie Zeitgemäßes verarbeiten, die Achtung genießen wollen, die das Zeitgemäße verdient — Verleumdung, wenn man wünschen möchte, die große Pedalharfe der Zeit wäre wieder von

„Na, Rieke, biſt Du denn ſo müde —?“ ſagte ein in Hemdärmeln, mit einem klatſchenden Schurzfell an den Beinen, vorübergehender Bewohner des nahegelegenen, thalwärts erſichtlichen Fleckens. „Haſt Du Deine Siebenſachen ausgetheilt —? Wirſt doch wohl Sonntags manchmal noch herüberkommen aus Lieberode —?“

Die Angeredete antwortete nicht.

Der Sprecher hatte Eile. Sein Handwerkszeug, das er trug, ließ ihn als einen Schmied oder Schloſſer erkennen. Sein lautes Lachen, als er vorüberging, war wohl mit die Urſache ihres Schweigens. Auch rief er noch, die Rieke ſollte ſich drüben — ſo drückte er ſich aus — „ihren Glauben nicht nehmen laſſen“. Dieſer Vulkanide mit den ſchwarzen Händen und dem ſchwarzberußten Geſicht war ein öfters von ihr abgewieſener Courmacher. Er ſpottete über ihre Sprödigkeit. In der Regel pflegte er ſeinen Spott mit Beziehungen auf ſein Handwerk bei ihr einzuſetzen, redete von Schwarzwerden für Sitzenbleiben, von Anrußen für Erhörtwerden und mit ähnlichem Witz, der Rieken allerdings beſonders traf. Denn ſie war die Tochter eines ſeit einigen Jahren verſtorbenen Köhlers. Zugleich war ſie auch eine ſchon mutterloſe Waiſe und nur auf den Schutz einer Mutterſchweſter angewieſen, die dort drüben in dem Häuschen wohnte, wo ſie eben mit dem letzten Reſt in ihrem

Korbe hinwollte. In Lieberode hatte ſie einen Dienſt angenommen beim Herrn Kameraldirektor von Specht und gab nun die Reihe herum all' die Näharbeiten zurück, die ſie entweder ſchon fertig hatte oder nicht mehr fertig bringen konnte. Einige Arbeiten, die ſie noch im Korbe hatte, Kinderjoppen, anzuſtrickende Strümpfe, zu flickende Bettziechen, hatte man ihr noch aus verſchiedenen Motiven gelaſſen, die Einen mit Güte, weil es ja mit der Ablieferung derſelben keine Eile hätte, die Anderen mit Zorn, ſie ſollte ſich nicht unterſtehen, ihr gegebenes Wort zu brechen, und ja die bedungene Arbeit fix und fertig von Lieberode abliefern. Sie hatte ſich nicht viel mit Erwiederungen eingelaſſen, etwa mit einem: „Werd' ich denn dort die Zeit haben, noch für Fremde zu arbeiten —?“ obſchon ihr Mundwerk flink war wie das Rädchen einer Nähmaſchine, eines Hülfsinſtruments übrigens, das ſie nur in ihrer eigenen Perſon beſaß.

Sie war zum Zanken eben zu bekümmert. Da lag die ſchöne Gegend, ihre heimatliche, die ſie verließ —! Dem Landbewohner fängt die Fremde ſchon mit dem Kirchthurm an, deſſen Glockentöne nicht mehr die Schallwelle des Windes an ſein Ohr trägt. Das freundliche, hellweiße Oertchen Neubeck, wie blickt es in der Sonne ſo freundlich aus den Wieſen und Feldern heraus —!

Rings ein dunkler Kranz von Wäldern — wo einst ihre Wiege gestanden hatte —! Da das Häuschen der Muhme — zu erreichen, wenn man hier die Hecke entlang geht, auf dem Wiesengrunde, wo die Lämmer grasen und Friederike mit ihrem scharfen Auge so manche köstliche Erdfrucht entdeckt, die sie sonst in die Schürze sammeln ging, eßbare Pilze, einen Abendimbiß für die Muhme oder einen Nachbar, der einen guten Magen hatte —! Dem kleinen Flecken Neudeck selbst mit seinem goldnen Hahn auf dem kürzlich neugeschindelten Kirchdach weicht ihr Blick aus und besonders dem Gemeindehause, auf dessen thurmartigem Giebel die Störche ihre geruhigsten Nester bauen durften — weil eben ein reicher Ackerbürger, Brombeere geheißen, den Ort als Tyrann beherrschte und keinen Widerspruch, kein Lärmen in der Gemeindeversammlung duldete. Diesem warf die bewegte Nähterin nicht die freundlichsten Blicke zu. Man hatte ihr auf dem Gemeindehause zugesetzt mit Heimatrecht und ähnlichem nicht von Gott gewolltem Ballast unseres Lebensschiffes, und aufgezogen hatte man sie mit dem mehr zur Rechten liegenden Schlosse und dessen Bewohnern, und während sie noch so saß und träumte, hörte sie schon wieder, wie man ihrer spottete.

„Gehst Du denn auch mit nach Amerika —?“ fragte

ein Vorübergehender, der Stiefel unterm Arm trug. Auch das war ein Bürger von Neudeck und Einer, der ihr nachstellte, obschon verheirathet. Er hieß Böhme und war seines Zeichens Schuster. Man sagte von ihm, er gehörte zu den Frommen. Das hinderte nicht, daß er sich umsah und das schon gemähte Korn verwünschte und von einem Kuß „auf den Abschied“ schmunzelte.

„Nein! Aber nach Afrika geh' ich —“ antwortete das landkartenkundige, volksschulmäßig gebildete Mädchen — „da sind die Leute alle schwarz! Ich bin eines Köhlers Tochter! Und Pech, das haben wir im Walde auch gemacht —“

Das sollte so viel wie Bosheit sein und Schuster Böhme grinste und verzog sich.

Das Plätzchen, wo die Rieke im Grase lag, war in der That zu hoch gelegen, um vor Späheraugen gesichert zu sein. Die Gegend war so lebhaft, die Bewohnerschaft so betriebsam. Ehedem hatte hier Alles, auch der Ort von etwa hundert Feuerstellen, dem alten Geschlecht derer Sturme von Stürmer gehört. Jetzt hatte man sich freigekauft und dem Vater des Rittmeisters a. D. hatten die vermöglicheren Bewohner sogar Anleihen gewährt und den Stolz des alten Geschlechtes durch Mahnen und Prahlen mit dem vornehmen

Schuldner arg heruntergebracht. Ein Jude war im Orte, Itzig Levi, der ſogar die Lehre vom Wechſelrecht ſtudirt hatte und in einer noch nicht Wucherzinsverbote und Schuldhaft für phantaſtiſch-romantiſche Schwärmereien des Alterthums und überwundene Standpunkte ausgebenden Zeit Verſchreibungen auf die Summen, die er lieh, aufſetzte von fingirten höheren, die dann den Zins von 25 Procent als ganz geſetzmäßigen von fünf Procent mit ſich brachten. Itzig Levi lieferte Zucker, Kaffee, Kattun, Leinwand, Lotterieloose — Herz, was begehrſt du! — für Meilen in die Runde. Ja, ſein ſpekulativer Kopf verſtieg ſich in dem Grade vom en detail zum en gros, daß er ſich mit andern Häuſern ſeines Stammes, Nathanſohn, Heymann Pinkus, Raphael Landsberger und ähnlichen berühmten Firmen der Umgegend aſſociirte, um dem Rittmeiſter ſein Scheiden vom vaterländiſchen Boden immer mehr zu erleichtern und die abſolute Europamüdigkeit deſſelben dadurch zu beſtärken, daß dem letzten Sturm von Stürmer bald kein Stuhl mehr gehörte, auf dem Er oder Jemand, der ihn beſuchte, ſich niederlaſſen konnte. Die ganze Gegend war ſchachernd. Selbſt der hinkende und ſtotternde Gemeindebote, Herr Flitzner, den da ſo eben die ſtille, ſich dem Schloſſe ſogar mit einer Thräne im Auge zuwendende Abſchiednehmerin über den Markt humpeln

ſieht, trieb Geſchäfte. . Er vermittelte von hier aus Dienſtboten und Ammen.

Schon wieder ging ein Honoratiore von Weiler-Neudeck, wie der Ort hieß, vorüber, der Gemeinderath Zwickwolf, ein breitſchultriger, unter ſchwarzen Augenbrauen unheimlich hervorlugender Viehhändler. Auch in deſſen Gruß lag der Ausdruck von Spannung, in welcher die ganze Gegend mit der Rieke zu leben ſchien.

„Sind wohl noch Fetzen von des Barons Komödienplunder drin —?“ meinte er, ſich über den Korb beugend, den ihm die Rieke vor der Naſe mit einem Leintuch zudeckte, das ſeither auf dem Grunde zur Abwehr der Verunreinigung gelegen hatte.

„Ja,“ ſagte ſie, „das ſind noch die Kleider vom Hanswurſten und vom Judas mit dem Geldbeutel —!“

Zwickwolf war gewohnt, wenn ihm im Wirthshauſe die treffenden Antworten fehlten, ſie durch Anbieten von Ohrfeigen zu erſetzen. Der brutale Mann war Säckelmeiſter am Gemeinde- und Kirchenvermögen und witterte in jedem Wort, das er nicht ſogleich „unterbringen“ oder „kleinkriegen“ konnte, eine Anſpielung auf die Redlichkeit ſeiner Verwaltung. Es war ſchon viel, daß er heute nur ſtumm von dannen ging und lediglich einen verächtlichen Blick zurückließ. Dieſer galt der Rieke zunächſt deßhalb, weil ſie es mit den Bewohnern des

Schlosses gehalten hatte. Von dorther nämlich war dem ganzen Weiler-Neudeck' nur Anreiz zu Haß und Verachtung gekommen. Die Weiler-Neudecker hatten sogar dem Rittmeister übel genommen, daß er ihnen seine Liebhaberkomödie entzogen, Niemanden von den Honoratioren dazu eingeladen, noch weniger den Schulmeister und einige Töchter der Gemeinderäthe, die Klavierspielen lernten vom Schulmeister, zu Mitwirkenden beim Opferdienst der Musen gemacht hatte, während er doch aus Kranichsfelde, Dietenmühle und ähnlichen Ortschaften der Umgegend nicht nur Zuschauer für die Gallerie, sondern sogar Statisten, selbst Darsteller bezog, welche Stühle hereinzubringen und Meldungen zu machen hatten.

„Amerika ist so weit —!" das war das Ganze, was der Köhlerstochter auf dem Herzen lag und was alle Käfer um sie her summten und was alle Schmetterlinge auf ihren bunten Flügeldecken geschrieben zu lesen hatten und was allen Löwenzahnblüten, die um sie her standen, den Kopf so weiß gemacht hatte vor Kummer.

Endlich erhob sie sich. Vom Schornstein im Häuschen ihrer Muhme sah sie Rauch aufsteigen, eine Andeutung des erwachenden Lebens in der Küche, dem sie behülflich sein mußte. Sie stemmte ihren Korb an die

ſchlanke Hüfte und ging durch ein Kartoffelfeld, deſſen Knollen hier und da von ſelbſt zum Lichte drängten. Sie wußte aus ihrem genoſſenen Schulunterricht, daß auch dieſe Frucht aus Amerika gekommen war. Böſes konnte ſie dem Lande nicht nachſagen, dem auch ihre eigene Sehnſucht gegolten haben würde, wenn nicht die Muhme noch gelebt und eine gewiſſe Perſon mit Seufzen zu ſprechen gewohnt geweſen wäre: „Amerika iſt ja für's Erſte bloß ein Verſuch, und die Ueberfracht mit Bagage iſt verdammt theuer —!“

Hätte nur Rieke, das ſchmucke, jetzt ſich durch die Kartoffeln dahinwindende und hier von den Weiler-Neudeckern unbeläſtigte Mädchen hören können, wie in demſelben Augenblicke jene „gewiſſe Perſon“ ebenfalls ihren Kummer, nur in anderer, männlicher, ſogar martialiſch-grober Form zu erkennen gab über dieſelbe Trennung, die ihr ſo viel Schmerz verurſachte —! Das muß eben der beſondere Genuß der Engel im Himmel ſein, wie ihn jener Asmodi empfand, der alle Häuſer ohne Dach ſah, jede Stube, wo der Eine weint, mit der benachbarten verglich, wo der Andere lacht. Wie ſchön, ſchon wieder in die Vorbereitungen zu Hoffnung und Troſt einblicken zu können, während noch die Anderen klagend verzweifeln! Das iſt das ſtimmende „Soll und Haben“ der Weltverwaltung, das den großen

Buchhalter dort oben so königlich unterhalten muß. Wir thörichten, kurzsichtigen Menschen nennen das Blitz und Donner, was bei dem Demiurgen dort oben — ehrerbietigst wollen wir von Gott nicht sprechen — bloß das Vergnügen ist, wenn sich der Erdenverwalter über jene gute Bilanz die Hände reibt.

Wir befinden uns in einem geräumigen, etwas zopfig gebauten, aber traulich-bequemen Zimmer, das weder eine zu hohe Decke hat, noch zu große Fenster und doch etwas herrschaftlich Vornehmes. Vielleicht liegt der Anlaß dieses Eindrucks in einem als Fenster behandelten Durchbruch der Mauer, der auf einen Vorsaal blicken läßt, ja perspektivisch sogar auf den Garten. Oder er liegt vielleicht in der Ausschmückung, die zwar durchweg nur altmodische Möbel zeigt, aber manche Requisiten einer eleganteren Existenz, vor allen einen Schreibtisch mit einer Tigerdecke zu Füßen und darauf Schreibutensilien modern-eleganter Form, Leuchter von Bronze, geschmackvoll eingebundene Bücher. Vorzugsweise gefällig hebt sich von den Wänden ein malerischer Schmuck ab, zwei Trophäen von Einzelstücken einer militärischen Equipirung. Zwei Husarenmützen bekränzen kreuzweis übereinandergelegte Säbel, Patrontaschen, Pistolen, Pulverhörner, Feldflaschen, Reitpeitschen — Alles hängt symmetrisch verbunden. Zur Rechten vom Schreibtisch wohnt

der Herr des verpfändeten Schloſſes, der ehemalige Rittmeiſter, zur Linken, mehr einem vom Weinlaub verdunkelten Fenſter zu, ſein Gaſt ſeit Jahr und Tag ſchon, Hans von Helling, der unglückliche Lieutenant, dem der Sprung über den Landwehrgraben nicht hatte gelingen wollen und der ſeinen Abſchied ſchon um deßwillen hätte nehmen müſſen, weil ihm der Spottname „Harras, der kühne Springer“ zu Theil geworden war, der ihn ſelbſt bis in die Reihen der Infanterie verfolgt haben würde.

Mit Poltern, Fluchen und Lärmen zerrte eine offenbar dem dienenden Stande angehörende und doch wieder einen ſelbſtändigen militäriſchen Eindruck machende Perſönlichkeit, ein ſtattlicher, breitgeſchulterter Mann mit langgezogenem ſchwarzem Schnurrbart, eine Stallmütze auf dem kurzgeſchornen ſchwarzen Haupthaar, einen andern in zeiſiggrünem langem Frack, gelben Nankinghoſen, mit hochſchäftigen, ſtaubbedeckten Stiefeln gekleideten lahmen Mann in mittleren Jahren durch die Zimmer und rief mit einer an Kommandiren gewöhnten unteroffiziermäßigen, ſchnarrenden Stimme: „Aufhängen ſollte man euch, euch Rabuliſten, Seelenverkäufer — an euren ſämmtlichen Beinen! Denn da ihr Kreuzſpinnen ſeid, müßt ihr mehr Beine haben als unſereins.“

dem Isisschleier der ungelösten Räthsel bedeckt, bloß, damit nicht die Fliegen und Spinnen, die zwischen den Riesensaiten hin- und herkrabbeln, sich einbilden, ihnen gebühre der Ruhm, dem Jahrhundert einen Ton entlockt zu haben! Sagen Sie mir, ist nicht so mancher Wald in Polen schon mit einem Dreierlicht angezündet worden und brennen die großen Kaiserpaläste in Petersburg durch etwas Anderes ab, als durch die Nachlässigkeit der Ofenheizer? Nein, unsere Unternehmung sollte gerade dahin wirken, daß die Federposen vom Adler Jupiters schon zum ersten Schreibunterricht in den Schulen verwandt und daß die Napoleonshüte, welche sich unsere kleinen Dichter aus Papier machen, für echt erklärt würden und daß Napoleons erster Hutmacher eigens dafür wieder aufgesucht und bezahlt wird, um den falschen Eid zu schwören, Herr von Liymann."

Dieser kniff die Augen zusammen und bemerkte piquirt: „Herr Blasedow, Sie machen unserer neuen Literatur den Vorwurf, daß sie große Ideen und nur kleine Talente zeitigte." ... „Vorwürfe?" fiel Schlachtenmaler ein: „im Gegentheil wünscht' ich, unser Extra-Fond könnte noch ganz andere Dinge in die Reihe bringen. Wenn ich Ihre Literatur der Zustände, seinen Bezüge und bedeutenden Persönlichkeiten erwäge, diese feine Mischung von Diplomatie und Prosa, so wünscht' ich ja nichts sehnlicher, als daß die jungen Dichter, wie sie eben aus dem Weltei kriechen, gleich ihre Memoiren schreiben dürften, ohne lächerlich zu werden; wünschte nichts sehnlicher, als daß ihnen der Pabst Ablaß und Indulgenz nicht bloß für alle Persönlichkeiten gäbe, die noch vom Wiener und Aachener Congreß herrühren, sondern für alle Charakterzeichnungen, hergenommen aus dem unmittelbaren

„U — u — und dennoch — dennoch — bin ich lahm —!“ ſtotterte der ſo beſpektirlich charakteriſirte Zeiſiggrüne, der Niemand anders war, als der Gemeindebote, Briefträger, Geſindevermiether, Allerwelts-Kommiſſionär von Weiler-Neudeck und Umgegend, Herr Flitzner, Hinkefuß und Stotterer zugleich. Indem er aus einer großen Mappe, die er trug und auf einen an der großen Glaswand befindlichen Stuhl abſetzte, Akten herausnahm und ſie auf den Schreibtiſch trug, verſuchte er ſeinen unglücklich organiſirten Redewerkzeugen die Bemerkung abzugewinnen, daß ihm zum Aufgehängtwerden gerade die zwei Beine genügten, die er hätte. Vielleicht würden ſie ihm auch bei dieſer Gelegenheit wieder gerade gezogen werden.

Der Humor, der in dieſen mühſam hervorgeſtotterten Worten lag, verrieth, daß nicht nur Herr Flitzner ohne Furcht war, ſondern auch die Drohung des ehemaligen Huſarenunteroffiziers Schnurr, der ſeinem Rittmeiſter und Lieutenant in den Stand „a. D.“ gefolgt war, nicht ſo ernſt gemeint, wie ſich's anhörte. Und als er ſogar den Mund zum Lachen verzog und dabei zwei Reihen der weißen Zähne zeigte, die ſchon allein die Rieke für ihr Verlieben in eine „haltloſe Exiſtenz“ hätten entſchuldigen müſſen, kamen dieſe wohl nicht ſo gefährlich gemeinten Worte dem im Sor-

tiren der Akten begriffenen Gemeindeboten zu Gehör:

„Stottre Du und 'ne alte kopfüber gehaltene Husaren-Cantine! Gluck, gluck, gluck!· Und so lahm ist der Kerl, wie hier die ganze Justiz im Lande, die sich seiner als Helfershelfer bedient! Wenn die Gerichte was zu holen kommen, ja dann haben sie Beine, die noch einem Kibitz was vorgeben, und reden können sie dann auch wie eine Haspelmühle! Wenn sie aber was bringen sollen, außer Mahnungen — In den Skripturen ist wohl auch was von — von —" Jetzt hatte sich Schnurr in's Kleinmüthige gemäßigt — „auch von Rieken die Rede?"

„Soll sie ver— ver— verauktionirt werden —?" fragte Flitzner.

Aber noch ehe sich diese boshaften Worte mühsam von den Lippen des Stotternden gelöst hatten, hatte ihn schon der ehemalige Unteroffizier im Genick ergriffen, schüttelte ihn derb — doch nur wie wenn man sagt, „man so zu thun" — und rief:

„Was habt ihr hier das bravste, fleißigste und schönste Kind in ganz Weiler-Neubeck über eure Grenze zu verweisen —?"

„Wir leben in einem ko— ko— konstitutionellen Staate —!"

„Von wegen eurer Geſetze über Gemeindelaſten und Gemeindewaiſen, meint ihr? Nicht einen Schuß Pulver iſt eure ganze Konſtitution werth, wenn ſie nicht Jeden da wohnen läßt, wo es ihm zu wohnen Plaiſir macht.“

Die — die — Rieke iſt hie— hie— hier nicht — o— o— ortsangehörig und die Gemeinden müſſen ihre A— A— Armen ſelbſt ernähren —!“

Aber mit dieſer Erklärung eines Zwanges, den man auf die ſchlanke Köhlerwaiſe ausgeübt zu haben ſchien, kam der Gemeindebote, der vielleicht darauf bedacht war, ſich ſeine Vermiethungsgeſchäfte durch offizielle Preſſionen zu erleichtern, ſchön an. Wie man bei der Rieke von Armuth ſprechen könnte? rief der Unteroffizier. Ob ſie nicht in dem Walde geboren wäre, der ſonſt zu Neubeck gehört hätte —? Jetzt freilich hätte dieſen der Kameraldirektor von Specht weggehackt und der Regierung zukommen laſſen, ſo daß der Wald nach Lieberode gerichtsſtändig würde. Ob aber der Bürgermeiſter Brombeere nicht ſelbſt darauf angetragen hätte, daß vor vier Jahren, als der Rittmeiſter hier einzog und ihm Alles noch Vivat! gerufen, die Rieke als unreifes Kind das Gedicht herſagte, das der Schulmeiſter gemacht oder irgendwo abgeſchrieben hätte? „Aber ich weiß ſchon,“ ſchloß Schnurr ſeinen zuletzt doch aus Scherz in Ernſt über-

zugehen drohenden Rückblick; „ich weiß schon, Ihr, Flitzner, treibt Menschenhandel! Seelenverkäuferei! Ihr liefert Ersatzmänner für reiche Bauernsöhne, die nicht dienen wollen! Knechte und Mägde liefert Ihr an die Herrschaften, die gut bezahlen! Ihr sammelt die Steuern für den König und kriegt doch die Leute herum, daß sie Eurer Agentur zu Liebe auskneifen nach dem verdammten —“

„A— A— Amerika —! Wir leben in einem ko— ko— konstitutionellen Staate —“

„Wo Ihr für die verwahrloste Menschheit dann auch noch obenein —“

„Ammen liefert! Wenn ich vie— vielleicht die Rieke als — A— A— Amme —“

„Kerl, jetzt ist's Dein Tod!“ rief Schnurr, langte nach einem der an der Wand hängenden Säbel und machte eine halb ernste, halb scherzhafte Miene, als wollte er dem sich retirirenden lahmen Gemeinde-, Gerichts-, Steuer- und Postboten, der in der Gegend für seine Verschmitztheit und Schlagfertigkeit in Repliken bekannt war, in der That zu Leibe gehen.

Darüber trat sein ehemaliger Rittmeister ein, der Herr des Hauses, dem er in die Verabschiedung als Diener gefolgt war und dem er sich rüstete, weil er ihm „Treue bis in den Tod“ geschworen, in den wüsten,

gestattete er diesem schönen Haar eine Länge, die für militärische Augen ein Greuel sein mußte. Daran war Helling schuld. Dieser, der in Allem für das Vernunftgemäße war, bewies ihm, daß die Möglichkeit, sich sein Haar zu schneiden, erst mit dem Anbruch der Bronzeperiode gegeben war. Selbst die geschärftesten Kieselsteine hätten wohl Waffen und Schneideinstrumente für eine gröbere Widerstandskraft abgegeben, aber nicht für das Bart- und Scheitelhaar der Menschen. Sich mit glühend gemachten Nußschalen die Haare zu stutzen, das wäre nur der Einfall einer raffinirten Zeit gewesen, wo ein Tyrann wie Dionysius die Scheermesser seiner Barbiere gefürchtet hätte. In dieser Art liebten beide Freunde auf den Urgrund aller Dinge zu gehen. Sie waren in ihrer Art Philosophen und Naturmenschen geworden. Ein Offizier, der aus dem Kasernenleben noch zeitig genug in die „Civilpraxis", wie der Rittmeister sich auszudrücken pflegte, tritt, hat das Gefühl, Manches nachholen zu müssen. Helling konnte keine ausgegangene Lampe wiederanzünden, ohne von der Theorie des Luftdrucks zu beginnen. Bei jedem frisch vom Brunnen gekommenen Glase Wasser fielen ihm und dem gleichgestimmten Freunde die Gesetze des Hebels ein. Ihr eigenthümlicher Charakter war gewissermaßen Weltschmerz geworden.

Der Rittmeiſter hatte dunkle, ſchwarze Augen. Sie konnten ſprühende Funken entſenden, wenn er zornig oder geiſtig angeregt war. Aber ein Dämmerflor, etwas wie Sternenſchein bei Nacht, umgab ſie, wenn über ſeinem Gemüth Ruhe lag. Dann ließ ſich nichts weiter aus ſeinem Blick ableſen, als daß der Blick zum Enſemble eines anziehenden Mannes gehörte. Ein ſolcher war der Rittmeiſter von Stürmer gewiß. Er hatte ein wohlgebildetes Antlitz; Alles an ihm, „vom Scheitel bis zur Sohle“, war harmoniſch, männlich und edel. Seine Stimme mußte Jeden bezaubern. Sie lag nicht zu hoch und nicht zu tief. Sie war ganz jener ſchöne Baryton der Mitte, der ſo ſympathiſch zum Frauenherzen ſpricht. „Zum Kommandiren einer Brigade war meine Stimme nicht gemacht!“ hatte er ſchon oft geſagt in Erinnerung an die hellklingenden, fiſtelartigen Stimmen gewiſſer gefeierter Parabegenerale. Er tröſtete ſich damit, daß ſein Vertrauen auf Befördertwerden nie groß geweſen. Es hatte ihm auch in der That geſchadet, daß er eine Zeitlang ſtudirt hatte. Die Armee, in welcher er gedient, hatte angefangen, die Offiziere, die aus den Kadettenhäuſern, aus den Pflanzſchulen der Subordination von Kindesbeinen an, kamen, zu bevorzugen.

Der Rittmeiſter hatte ein großes Rechnungsbuch in

der einen Hand, in der andern eine Cigarre und im Munde eine Feder — man vermuthe keinen Druckfehler und lese nicht etwa umgekehrt. So mit der Feder im Munde und der Cigarre in der Hand, die aber darum nicht ausgehen sollte, eintretend, vermochte er sich nicht in den Streit zu mischen, der ihn empfing. Erst als er Buch und Feder abgelegt und die ihn auf dem Tisch erwartenden Skripturen zu mustern angefangen hatte, sagte er, eine Pause des wieder aufgenommenen Rauchens benutzend:

„Was gibt's denn hier schon wieder? Krieg? Alle Welt versichert uns ja eines ewigen Friedens!"

„Ich kann mich ärgern —" knirschte Schnurr.

„Aergern?" unterbrach ihn sein Rittmeister. „Aergern kannst Du Dich —? Dann ist's über nichts, als über die Rieke! Danke dem Himmel, daß ihr Flitzner den guten Platz beim Kameraldirektor verschafft hat. Flitzner ist der Wohlthäter der Menschheit. Muß auch noch einmal eine Medaille kriegen. Auf 20 Meilen bekämpft er die skrophulöse Menschheit, die, wie mir Helling sagt, ein halle'scher Professor nur durch den Krieg hat heilen wollen —! Und da wir bekanntlich als Soldaten ausgedient haben, so — so — Na," unterbrach er seinen Gedankengang, der auf das Lob des Friedens gerichtet war, „was bringen Sie denn da schon wieder Neues?"

„Ci— Ci— Ci—," begann Flitzner, aus der Ecke hervorhumpelnd, in die er sich geflüchtet hatte, und förmlich zwitschernd vor Schwierigkeit wegen des beabsichtigten Wortes.

„Citationen, wollen Sie sagen, bester Cicero —!" fiel der Rittmeister ein; „und Cicero —" fuhr er im Lesen fort — „das wissen Sie doch wohl, der war der größte Redner in Rom — in — diesem vermaledeiten Juristenstaat —" fuhr er fort, die Stirne runzelnd — „aus dem all' die Foltergesetze gekommen sind, die Edikttalladungen, die Präklusivfristen, die Subhastationen und wie sie heißen diese nichtsnutzigen Fußangeln, in denen sich der Mensch verfängt, wenn er sich vertrauensvoll eurer Göttin mit der Binde, Themis heißt sie, naht —!"

Schon setzte sich der Rittmeister zu gründlicherer Durchsicht der Papiere. Schnurr machte nun um so mehr die Miene, den Gerichtsboten auf die Thür zu verweisen, als ihm sein Herr in die Stimmung gerathen schien, wo sich leicht ein etwaiger Denunziant seiner schnöden Ansichten über Recht und Gerechtigkeit im Lande hätte eine Prämie verdienen können.

„Aha!" sagte der Rittmeister lesend. „Der Abschluß über den Verkauf des Schloßinventars —! Die Genehmigung zur Licitation des Schlosses selbst —! Und

hier — die verdammte Eichenſchonungsfrage —! Wo es heißt wie bei Goethe: ‚Weh Dir, daß Du ein Enkel biſt —!‘“

„Hätten Sie im vorigen Jahr, Herr Rittmeiſter, beim Komödienſpiel der Frau Kameraldirektorin und dem Fräulein Toska von Specht immer die jungen Rollen gegeben —“

„So würden ſie dem — dem — Herrn Baron die — alten Eichen gelaſſen haben —“ fiel Flitzner auf Schnurr's malitiöſe Kritik der weiblichen Eitelkeit ein.

„Ja —“ meinte der Rittmeiſter zuſtimmend, in ſeinen Akten blätternd und ſich mit Schnurr auf die Unterhaltung beſinnend, zu der ihn ſeine von Jugend an verfolgten ſchauſpieleriſchen Neigungen veranlaßt hatten — „dazumal iſt Mancher beleidigt worden! Ich höre ja ſogar, unſer Gemeindevorſtand hier! Nicht, Flitzner?“

„Sehr! ſehr! ſehr!“ lautete die Antwort.

„Die Honoratioren von Weiler-Neubeck wollten alle zuſehen —?“

„Mi— mi— mi— mitſpielen, Herr Rittmeiſter —!“

„Ganz wie im Sommernachtstraum —! ‚Laßt mich den Löwen auch machen —!‘“

„Nein, der Levi nicht —“ meinte Schnurr, „dem geht's gegen Moſes und das Geſetz —“

Moment, vom kaum verschlafenen Abendzirkel, von einer kaum zurückgelegten Reise. Herr von Lipmann, wie gern ließ' ich die jungen diplomatisirenden Demokraten auf Reisen gehen und imprenissirte ihnen mitten zwischen Halle und Leipzig ein paar Eisel in der Löwenhaut, damit sie doch nicht zu sehr hinter dem in Afrika privatisirenden Fürsten Pückler zurückbleiben. Wie gern ließ' ich sie beim Fürsten Metternich Schreibstunde nehmen und fertigte ihnen Nebelkappen an, daß sie ungesehen aus den Umarmungen der Freiheit manchmal in die Umarmungen der Diplomatie, aus dem Kriegslager der Gutsagung in die k. k. Hofkriegskanzlei in Wien sich schleichen dürften — bloß — des Styles wegen! Wie gern würd' ich von unserm Ueberschuß die Patente und Taufscheine bezahlen, wenn es sich z. B. nur irgendwo beweisen ließe, daß Heinrich Laube der natürliche Sohn Napoleons und der Fürstin von Hatzfeld wäre; und wie gern bezahlte sie unsere Commission nicht, selbst, wenn sie falsch wäre, und ließe doch wenigstens ein Wappen darnach stechen, einen Glacéhandschuh z. B. im blauen Feld, als Symbol des neuen Styles und irgend eines der wunderthätigen Prosa-Mittel. Welche Fortschritte in den Naturwissenschaften ließen sich nicht befördern, wenn man einige neuere Bücher in ihre chemischen Bestandtheile auflöste, z. B. „das junge Europa" in eine Dosis aristokratischen Freiheitsalkohol, in eine zweite über moderner Lebensluft, in eine dritte, bestehend aus etwas neunmonatlichem Gefängnißstickstoffgas à la Silvio Pellico. Oder wenn wir für unser beliebtes Reisenovellen-Genre folgende chemische Formel entdeckten: Sieben Loth Zustände, sieben Loth seine Bezüge und drei Loth heilige nicht ganz zu verwerfende Pietätsstoffe — das

„Aber," versetzte Flitzner, „sie sind Alle darüber — sehr — sehr —"

„Jalour!" unterstützte Schnurr die versagenden Sprechmittel des immer zum Reden auf's eifrigste Beflissenen. Schnurr kannte schon, was es im Wirthshause für lange Register von Vorwürfen gab, die man dem Rittmeister zu machen pflegte. Sein Stolz sollte den „gemeinen Mann" zu wenig beachtet haben. Und der Bürgermeister des Orts stellte noch mehr vor. Er war sogar vom Vertrauen des ganzen Distrikts in den Provinziallandtag geschickt.

„Ein rechtes Tyrannenstück —" murmelte der Rittmeister vor sich hin, „da hätte ich euren ganzen Gemeinderath hineinberufen sollen!" Eben las er Proteste der Gemeinde gegen die Uebertragung gewisser kleiner Gefälle, die sich noch erhalten hatten, auf die nun vorauszusehenden baldigen neuen Besitzer des Schlosses.

„Und wetten will ich, der Kameraldirektor ist's, der die Leute aufhetzt —!" meinte der ehemalige Unteroffizier. „Bei dem werde aber Ich Gastrollen geben!" fuhr er fort. „Sagt ihm das, Flitzner! So oft ich noch kann, mach' ich mich auf den Weg nach Lieberode, und bei jeder Nachfrage, die ich um die richtige Ernährung und Behandlung der Rieke halte, soll ihm ein Rehbock fehlen!"

„Beſter Herr Flitzner —“ ergänzte der Rittmeiſter und erledigte einige Bekanntmachungen, auf deren Unterſchrift noch der Gemeindebote wartete, mit der Feder — „ſagen Sie das nicht und fürchten Sie ſich überhaupt nicht vor dieſem Poltron! Fritz Schnurr iſt zwar ein gefährlicher Huſar geweſen und hat manchmal verſchärften Arreſt beſehen —“

„Was auch ſchon ſchöneren Leuten paſſirt iſt —“ wagte, ſeinen Knebelbart drehend, der Diener hier vom Herrn anzudeuten.

„Aber er donnerwettert nur ſo, weil er einſieht, daß Sie Recht hatten, ihm das hübſche Mädchen aus den Augen zu ſchaffen. Wer keine Exiſtenz hat, ſoll ſich das Anbeißen beim ſchönen Geſchlecht vergehen laſſen! In Amerika, Fritz, da wird Dein Glück blühen. Die Rieke die war eine Köhlerstochter, und gib Acht! drüben ſind jetzt die Neger emanzipirt. Da findet ſich ſo eine alte ſchwarze Köchin in den Plantagen, die ſich ein paar tauſend Dollars geſpart hat und zur Ruhe zu ſetzen gedenkt. Die wird Dir den Reſt Deiner Täge verſüßen.“

Des „Brrrrs“, das beide Hörer ausſtießen, nicht achtend, gab der Rittmeiſter dem harrenden Boten die Empfangsbeſcheinigungen und entließ ihn mit der Frage, ob die Poſt ſchon angekommen wäre. Mit der Verſiche-

rung, ſie müßte jeden Augenblick eintreffen und die Präziſion aller ineinandergreifenden Staatsverhältniſſe auf ſeinen Leibſpruch zurückführend, daß man hierorts in einem konſtitutionellen Staate lebte, entfernte ſich der joviale Stotterer und Hinkefuß, der trotz ſeiner Gebrechen nächſt dem Juden Itzig Levi die geſcheidteſte Perſon im Orte war und den geſammten Gemeinderath, den er bediente, ſozuſagen in die Taſche ſteckte.

Die Glasthüre war offen geblieben. Sie führte in einen Korridor, aus welchem man gleich in's Freie, in einen ſtattlichen Garten gelangte. Das ganze Schloß hatte vor Jahren einen Anlauf genommen zu beinahe fürſtlichem Ausſehen. Es war aber Alles ſchon vor der Reife in's Welken gerathen und einige Theile waren förmliche Ruinen geblieben ſchon im Keim des Entſtehens. Da lagen noch unausgebaute Pavillons, mit Brettern an den Fenſtern vernagelt. Ein beabſichtigter Arkadengang ſah wie eine alte römiſche Waſſerleitung aus. Nur im Garten, deſſen Hauptzierde herrliche Obſtbaumſtämme bildeten, hatte der ehemalige Oekonom ſeine geſtaltende, reformirende Kraft offenbaren wollen, hatte Zweige wegſägen, andere okuliren, Stämme einpflanzen laſſen. Es war aber auch hier das Wollen und Verſagen der Kraft, das eifrige Beginnen und baldige Ermüden allzu ſichtbar geblieben. Gerüſte zu

Blumen-Estraden standen nackt und kahl. Die Köchin war angewiesen, wenn sie klein Holz brauchte, davon abzubrechen. Stürmer war sogar so bizarr geworden, daß er sich darin gefiel, Schutthaufen', längst zertrümmerte Tempelchen und Grotten liegen zu lassen, wie sie lagen. Erst jetzt, wo der Verkauf des Ganzen naherückte, besann er sich, daß diese Unordnung den Preis, auf den er hoffte, herabdrücken würde. So griff er denn nun doch selbst zu, arbeitete mit Grabscheit und Hacke, und eben that dieß auch draußen sein Freund, der in jeder Beziehung freiherrliche, ganz auf sich allein gestellte Hans von Helling.

Nach einem zum Fenster hinausgerufenen: „Ruhe Dich doch endlich mal aus —!" und einem kosenden Lockwort, gesprochen zu einer Flucht Tauben, die vom Dach des Schlosses herniederschoß, sowie sich nur der Rittmeister, der sie fütterte, sehen ließ, setzte er sich wieder an seinen Aktentisch und seufzte laut:

„Helling sagt, die Philosophie der Pythagoräer soll sich vornehmlich mit den Zahlen beschäftigt haben! Wahrscheinlich war Pythagoras seines Zeichens ein verunglückter Spekulant, der schlechte Bilanzen gemacht hatte."

Schnurr hätte jetzt gehen und sich an seine Haus- und Gartenarbeit machen sollen, lieber noch würde er

Jagd gemacht haben auf Frieder[illegible]n, die im Umzug nach ihrem neuen Wirkungskreise begriffen war. Er trat aber seinem in seine finanziellen Leiden versunkenen und sich eben in einem Bande des Konversationslexikons über Pythagoras unterrichtenden Herrn näher und sagte ihm, wie gleichsam als einen kleinen Trost: „Na, der Levi will die Theatergarderobe nehmen, Herr Rittmeister! Natürlich nicht für sich, sondern, wie immer dergleichen, für einen guten Freund! Der soll, sagte er, in Leipzig haben eine Redoutengarderobe-Verleihanstalt! Da können denn nun all' die Krönungsmäntel und — die Räuberanzüge und — die Ritterhelme hinkommen. Aber mehr als 200 Thaler will nicht geben sein guter Freund in Leipzig."

Lange schwieg der Rittmeister. Dann malte er auf's Papier die Zahl 200 und sagte:

„Zwei Nullen! Kostete mich Alles beinahe eine Null mehr! O, diese Nullen! Ja, sie sind mein Schicksal! Was ist wohl bei Pythagoras in seiner Zahlenphilosophie der Begriff der Null gewesen? Schnurr, was bedeutet, eigentlich die Null?"

„Die Null? Hm! es kommt drauf an, Herr Rittmeister, wo sie steht —!" half Schnurr's Denkvermögen den philosophischen Abstraktionen seines Herrn nach.

„Hm! Auch da heißt's a priori oder a posteriori —!“ fuhr dieſer fort und meinte: „Pythagoras wird wahrſcheinlich geſagt haben: Die Null iſt das Nichts gleich Etwas.“

Ueber das „Poſteriori“, das dem Unteroffizier kein ganz fremder Begriff war, ging dieſer etwas bei Seite und murmelte ſtill vor ſich hin, der Herr von Helling würde ſeinen Herrn noch übergeſchnappt machen. Und bei einem Blick in den Garten bemerkte er laut, daß ſich der Herr Lieutenant von ſeiner Gartenarbeit am Leſen eines Buches erholte. In dem Bericht lag Anzüglichkeit.

„Schnurr!“ rief der Rittmeiſter, immer noch an den 200 Thalern für ſeine bunte phantaſtiſche Welt auf dem Boden des Schloſſes haftend und Nullen vor ſich hinmalend. „Warum wählte man für den Begriff der Null die Form des Eies?“

„Des Eies? Hm! Was meinen Sie, Herr Rittmeiſter? Ich denke: weil's mit den Nullen manchmal — faul iſt!“

„Und warum gleicht die Null einer ſich in den Schwanz beißenden Schlange?“ fuhr Stürmer fort, ohne die Miene zu verziehen.

„Einer —? Sich —? In —? Das weiß ich!“ fiel Schnurr mit überraſchender Schnelligkeit ein und

erzählte eine Geſchichte von einer „erſten Liebe", die er mal gehabt hätte und von der er einen Ring bekommen, der die Geſtalt einer ſich in den Schwanz beißenden Schlange gehabt hätte. „Dieſes ſollte nämlich auf Ewigkeit gehen!" ſagte er verſchmitzt. „Aber ſolche Liebe, bloß jeden Sonntag Eine auf den Tanzboden abholen und immer freihalten zu ſollen, da wurde zuletzt aus der Schlange und aus dem Ring auch eine Null draus."

Ohne zu lachen erwiederte der Rittmeiſter in allem Ernſt:

„Die Null, die ich meine, iſt das Weltenei! Das iſt der Kosmos! Das Univerſum! Wie heißt's in einem Buche dort auf dem Bord: ‚Denn Alles, was beſteht, iſt werth, daß es zu Grunde geht —'".

„Ei, bewahre, Herr Rittmeiſter!" fiel Schnurr mit halb gemachtem, halb wirklichem Aerger ein. „Laſſen Sie doch ſolche Sachen aus Ihrem Kopf!. Der Herr Lieutenant ſteckt Sie noch an mit lauter Tiefſinn! Sehen Sie —" er zeigte auf's Fenſter und deutete das Näherkommen Helling's an — „da iſt er ſchon wieder in's Amerikaniſche überſtudirt —! Wiſſen Sie, damit Sie die Nullen aus dem Kopf kriegen, ich ſage dem verdammten Spitzbuben, dem Itzig, 211 Thaler. Anders aber nicht. Partoutement!"

Der Rittmeiſter nickte und fuhr fort im Durchleſen der Akten, das er mit einem beſtändigen Kopfſchütteln begleitete. Schnurr ging, nachdem er erſt noch dem leſend eintretenden Helling die Glasthür geöffnet und ihn an ſich hatte vorübergehen laſſen.

Helling war blond, wie ſeine geopferte Natalie. Im Erſcheinen nicht ſo hervortretend wie der Rittmeiſter, beſaß er die den kleineren Geſtalten eigene männliche und ſtramme Zähigkeit. Helling's Geſichtszüge waren angenehm, ſoweit ſie ſich aus einer Verwilderung von rothblonden Haaren heraus erkennen ließen. Das Landleben hatte die ſchon lange gebräunte Haut ſeines Antlitzes nicht noch mehr verbrannt; denn ſtändig trug Helling ein vollſtändiges Farmerkoſtüm, breitrandigen Panamahut, Nankingkittel, Nankingbeinkleider, Alles weit wie die alten Pluderhoſen der Landsknechte. Um den faſt entblößten Hals und die unbedeckte Bruſt ſchlang ſich ein dünnes, loſes, rothes Tuch, deſſen Zipfel immer verſchoben herunterhingen und jetzt ſich faſt in die linke Achſelhöhle verkrochen. Die an jedem, ſelbſt dem ſchönſten militäriſchen Kopf ſo ſtörende überweiße, mit ſeinem gebräunten Antlitz disharmonirende Stirn mußte beim Huſaren fehlen. Des Huſaren Kopfbedeckung läßt die Stirn frei. Dieſe verrieth bei Helling Intelligenz und Phantaſie.

Ohne aufzublicken murmelte Stürmer etwas, das wahrscheinlich eine Begrüßung sein sollte.

Helling's Antwort kam erst nach einer längern Pause und lautete seltsam genug:

„Kalifornien soll an einem empfindlichen Holzmangel leiden —"

Es war eine eben gebrochene Lesefrucht, die von ihm gelegentlich hingeworfen wurde. Helling setzte sich an's Fenster, streckte die Füße lang vor sich hin, stützte den Kopf mit seinem auf dem Fensterbrett ruhenden Arm auf und las scheinbar weiter. In Wahrheit überlegte er diese statistische Mittheilung. Das Fenster stand offen. Ein leiser Windhauch bewegte das Weinlaub. Um die ihrer Reife entgegenharrenden Trauben summten Käfer, schon angezogen vom allmäligen Süßwerden der Beeren. Die Spinnennetze wurden von den beiden kundigen Oekonomen nicht gestört. Waren es doch die besten Fallen für die naschlüsternen Insekten.

Nach langer Pause sagte der Rittmeister trocken:

„Dann könnte ja Europa den Kaliforniern mit morschgewordenen Stammbäumen aushelfen."

Keiner lachte, weder Stürmer noch Helling. Ihre Ansichten waren einig. Wieder verging einige Zeit. Eine idyllische Stille ruhte auf allen Räumlichkeiten. Im Zimmer hörte man nur das Brummen hereinge-

flogener Käfer. Dieſer ſanfte ländliche Friede war die Folge eines beſondern Zaubers, der beide Freunde verband, eines Zaubers, der jede Liebe, jede wahre Freundſchaft zum Himmel auf Erden machen kann, des ſtummen Einverſtändniſſes. Liebende und Freundſchaftverbundene können ſtundenlang ſchweigen und ſie haben ſich gut unterhalten. Jeder Eindruck, den ſie empfangen, weckt ihnen die nämlichen Empfindungen, die nämlichen Urtheile. Sie tauſchen dieſe aus, ohne dafür Worte nöthig zu haben.

„Man ſpricht der amerikaniſchen Landſchaft den ſentimentalen Charakter ab," fuhr Helling mit der Zeit wieder fort, ohne von ſeinem Buche aufzublicken, „aber es iſt doch ſchön, auch am Miſſouri trifft man die Hängeweide an!"

Nun verzog ſich Helling's ernſtes Angeſicht doch ein wenig zum Lächeln, als Stürmer mit der ihm eigenen Trockenheit und wieder erſt nach längerer Zeit und auf's Sich-Erhängen anſpielend, die Antwort fallen ließ:

„So hat ja auch da die gütige Natur bei melancholiſchen Stimmungen vorgeſorgt."

Helling las allmälig laut: „Der Charakter eines anmuthigen Wechſels waltet vor. Hier ein freundliches Birkenwäldchen, dort eine Gruppe melancholiſcher Hänge-

Ganze in einen diplomatischen Trab geübt, abgekühlt und im Zustande des Bestehenden glauben. Kurz, Herr von Lipmann, die Wirksamkeit könnte unermeßlich und der Nutzen ohne Berechnung sein: wollen wir Aktien emittiren?"

Guido von Lipmann war aber recht ergrimmt und sagte zu dem Spötter, der mehr von der neuen Prosa zu wissen schien, als man nach dem Stande des Karniber Buchhandels hätte glauben sollen: „Sie rechnen also der Idee die kleinen persönlichen Eitelkeiten einiger ihrer Bekenner an? Sind Sie dem Schmerze des Jahrhunderts nicht verwandt?" Darauf aber erhob sich Schlachtenmaler, schlank, fast ein Riese, und seine Augen glänzten, wie Leuchtwürmer in der Nacht, so unheimlich und so magisch in seinem Zorn und in seiner Schwermuth. Ohne daß er ein Wort sagte, war es, als lägen, wie am Pfingstfeste, tausend Sprachen auf der Zunge, tausend Reden in seinen Blicken und, wie er so stand, groß und hold und melancholisch stehe, da fielen die glutrothen Strahlen der untergehenden Sonne in das Zimmer und umzüngelten mit einem bürgenden Verklärungsschimmer die schmerzhaft bewegten Züge des Jünglings, der mit über einander gekreuzten Armen dastand, wie ein Priester der Feuerreligion. Und es war, als zögen lange Reiterschaaren auf feurigen Rossen durch die untergehende Sonne und eilten, über diese Brücke fortzukommen, in das zum Schlummer sich neigende Weltall sich zu vertheilen und während der Nacht die rings im Aufbau begriffenen Tempel zu schützen. Und, als gäbe ihnen die Sonne die Weihe, so theilten sie sich links und rechts und eilten hierhin und dorthin, dem zum Trost, dem zum Schutz, dem zur Hoffnung, dem zum Beistand. Und auf Schlachtenmalers Antlitz spiegelten sich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GÖTZKOW,K.
3-598-51032-2
FM. 04324/645

weiden, auch fehlt das ſanfte Zittern der weithin ſchimmernden Silberpappel nicht —"

„Da ſiehſt Du! Naturparks ohne eine unmittelbar daranſtoßende Reiterkaſerne —" fiel Stürmer ein und gab hiemit eine Anſpielung auf die ihm bekannte, in einem Birkenwäldchen mit einem Trompetenſignal abgebrochene Herzensgeſchichte ſeines Freundes mit einem gewiſſen Fräulein Natalie von Stein.

„Ach!" ſeufzte Helling, legte das Buch weg und ſprach vor ſich hin: „Das iſt in der That das Erquickende an den Schilderungen Amerikas, daß man dort immer ſieht, wie ſich dieſes Land aus den Armen der Natur emporhob, ſo rein, ſo unentweiht, jungfräulich, wie ſich einſt Thetis aus den Wellen erhob! Nichts waltet da vor von der drückenden Schwere unſerer Inſtitutionen, nichts von Dem, womit ſich Europa hinſchleppen muß wie der Verbrecher mit der eiſernen Kugel am Fuß —!"

Statt aller Antwort langte Stürmer nach einem obern Fach an der Rückwand ſeines Schreibtiſches und ſuchte in dem daſelbſt aufgeſtellten Konverſationslexikon den Buchſtaben Th auf.

„Thetis meinteſt Du doch? Nicht Themis —?" ſagte er und murmelte Verwünſchungen über die Malice ſeines Freundes, ihn zu zwingen, beim Blättern nach Aufklärung einer ihm nicht völlig geläufigen mytholo-

giſchen Anſpielung gerade wieder mit dem Th, mit der Nachbarſchaft von Themis in nahe Berührung zu kommen. Als er den Artikel, den er geſucht, geleſen hatte, meinte er trocken:

„Achilles war der Sohn der Thetis. Das war ein ganz eigenthümlicher Kavalleriſt. Er focht, wie alle Offiziere bei den Griechen und Trojanern, von einem Zweiſpänner herunter, einem Streitwagen. Wenn man ſich im Schlachtgewühl einer ſolchen Equipage bedienen durfte, hatte man gut über Landwehrgräben ſpringen."

Helling wurde ein wenig aus ſeiner Apathie aufgerüttelt. Der Freund hatte eine unangenehme Erinnerung geweckt. Doch machte er deßhalb dem Spötter keine Vorwürfe, ſondern haſchte nur nach Fliegen und kam dabei dem Schreibtiſch näher, vor den er ſich, die Arme auf den Rücken gelegt, hinſtellte und ein Siegel in den Akten fixirend ſagte:

„Alſo den Wald haben ſie Dir richtig abdekretirt?"

„Ein Specht hat ihn weggehackt. Dafür wird er eine Adlerklaſſe höher rücken."

„Doch unverantwortlich, welche Zerrüttung Dir Dein Vater hinterlaſſen hat!" fuhr Helling fort. „Mißbräuche über Mißbräuche! Paſſiva, die alle Aktiva überſteigen

Und Du, in Deinem ſtillgeübten, unvergleichlichen Edelmuth, gibſt für alles Das Deinen Namen her —!"

„Das ſind," fiel Stürmer mit bitterer Selbſtverſpottung ein, „die ſentimentalen Anſchauungen dieſes ſich überlebt habenden Europa! Aber," fuhr er halb ironiſch und halb im Ernſte fort, „das ſoll denn nun auch das letzte Opfer ſein, das wir dem Feudalismus bringen! Nicht wahr," unterbrach er ſich und blickte auf den Bücherbord, „das Wort iſt doch in Deinem Sinne richtig gebraucht? Der Buchſtabe F — richtig! iſt der ſechste Band. Er ging aus dem Leim und iſt beim Buchbinder. Immer, wenn etwas aus dem F oder FF kommt, bin ich in der Konverſation mit Deinem titaniſchen Weltſchmerz unſicher —"

„Du hätteſt auch Romantik oder Edelmuth ſagen können —"

„Nein, nein, jetzt muß vollkommenes Yankeethum bei uns zum Durchbruch kommen, und ich wundere mich, aufrichtig geſagt, über Dich, daß Du in Amerika ſchon wieder nach Romantik jagſt. Silberpappeln —! Der Oberſt hatte ganz Recht, daß er Dich nicht mehr auf dem Sattel dulden wollte. Marquis Poſa, der Bürger erſt kommender Jahrhunderte, iſt reſpektabel im Theater, aber beim Regimente hätte ich ihn nur zum Feldſcheer gemacht, was Schiller, ſein Erzeuger, ja geweſen. Hamlet,

Dein Ideal, den hätte ich höchstens unter die Pioniere aufgenommen, von wegen der Maulwürfe, die er so gut unter der Erde wühlen hören konnte —"

„Seit einiger Zeit," meinte Helling, „sehe ich auch Dich, wenn Du Deinen Atlas vornimmst, viel öfter bei Europa, als bei Amerika verweilen! Es ist immerhin keine Kleinigkeit, von unsern Bergen zu scheiden, vom Vater Rhein —"

„Reben pflanzt man jetzt auch am Missouri —"

„Von unsern alten Burgen und Klosterruinen —"

„Humboldt spricht mit Begeisterung von den Bauten der Azteken —"

„Von so mancher Erinnerung, die den ganzen Menschen berührt —"

„Vom Kursaal in Homburg, wo ich vor drei Jahren an einem Regentage, wo ich mich zu Tod ennüyirte, 25 Louisd'ors verspielte. Göttin Fama — für diese mythologische Anspielung brauche ich nicht den sechsten Band, der beim Buchbinder ist, ich kenne sie leider nur zu gut — Göttin Fama machte daraus: Rittmeister Stürmer hat in Homburg sein ganzes Vermögen verspielt! Annähernd war's auch im Augenblick richtig."

„Ich sehe Dich auf der Landkarte weit öfter bei Kissingen, als bei Homburg weilen —" fuhr Helling mit plötzlicher Aenderung seines gelassenen, jedenfalls

nur künſtlich indolenten Humors und etwas ſpähend in ſeinen Mienen fort.

„Kiſſingen?“ betonte der Rittmeiſter unbefangen. „Wird denn da geſpielt? Ich glaube: nein!“

„Wenn von Kiſſingen die Rede iſt —“

„Bin ich regelmäßig zerſtreut, willſt Du ſagen?“ fiel Stürmer ein. „Das kommt daher, ich ſollte dort meinen Vetter ſiebzehnten Grades, meinen präſumtiven Erblaſſer, den Grafen Salvius, erwarten. Als er ankam — mußte ich plötzlich abreiſen —“

„Mußteſt? Dieſe plötzliche Abreiſe iſt mir, je mehr ich darüber nachdenke, myſtiſch erſchienen. Dürfte dieß vielleicht der Schlüſſel ſein zu Deinem gegenwärtigen etwas kühleren Verhalten zu — unſeren —“

„Amerikaniſchen Plänen? Was fällt Dir ein?“ entgegnete Stürmer und erhob ſich. „Ich ſtehe feſt, ſoweit man bei vorauszuſetzender baldiger Seekrankheit feſtſtehen kann. Nein, ich erſchrecke erſt jetzt vor dem Gedanken, daß mich möglicher Weiſe Graf Salvius, der mich in Kiſſingen verfehlte, auf Neubeck beſucht und ich ihm etwas, was nach Verabredungen, die, ich beſinne mich jetzt, ſchon mein Vater getroffen hatte, ihm gehörte, vor der Naſe verkauft habe —“

„Du biſt ſein Erbe, denk' ich —“

„Richtig. Aber ich habe über den noch lebenden

Erblaſſer und ſeinen, wie ich höre, ſich wohlbefindenden Leichnam hinaus —"

„Die alten Schweden verkauft —?"

Der Rittmeiſter hatte ſich erhoben und ging mit einiger Unruhe auf und ab. Als er ſich gar, wie über einen neuen unbeſonnenen Streich, den er begangen, an die Stirn ſchlug, brach Helling in lautes Lachen aus und erklärte, ſich in ſolchem Grade den Freund in europäiſch-feudal-romantiſchen Anſchauungen nicht mehr befangen gedacht zu haben. Als man durch die Glaswand ihren Diener daherſtolpern hörte, winkte dieſem Helling zu, er ſollte ſeine lärmende Eile mildern. Denn er ſah, den Freund übermannte die Vorſtellung, ſich vor dem Grafen Salvius über jenen Verkauf nicht rechtfertigen zu können, bis zu verdrießlicher Reizbarkeit.

Schnurr ſtürmte jedoch ſchon herein mit dem Ausruf:

„Herr Rittmeiſter, ich wollte nur ſagen, daß die Rieke —"

„Mit Deiner ewigen Rieke —!" fuhr ihn ſein aufgeregter Gebieter an. „Du biſt mit Deinem Ge-Rieke ſo langweilig, wie" — ſein Zorn milderte ſich — „ein Fünfthalerſchein."

War auch an dieſen Worten die Rückkehr zu einer minder peinlichen Stimmung im Gemüth Stürmer's erſichtlich, ſo hatte er doch ein Bild gebraucht, das nun

auch auf Helling bis zur Sprachlosigkeit wirkte. Schnurr vollends blieb wie verdutzt stehen. „Ein Fünfthalerschein — langweilig? Nicht einmal langwierig?“ sagte er und setzte hinzu, als auch Helling erklärt hatte, dieß Bild ginge noch über die Bilder, die Homer zu brauchen pflegte, ja über seine Fassungskraft hinaus — „Herr Lieutenant, fassen — das wollten wir schon den Fünfthalerschein, aber langweilig —“

„Seht ihr denn nicht,“ erklärte Stürmer, „daß auf jedem dieser verdammten Papiere ihr Werth einige tausendmal in lauter kleinen, kaum mit der Loupe zu erkennenden Buchstaben wiederholt ist —? Und die Zuchthausstrafe auch —! Was ist denn schon wieder mit der Rieke?“

Erst mußten Helling und Schnurr sich in diese Erklärung zu finden suchen.

„Herr Rittmeister,“ begann dann Schnurr wie mit einer Motivirung, die sich den Schein der Gründlichkeit geben sollte, „die Rieke ist doch von ihrer alten Muhme hier weggezogen —“

„Fünf Thaler —!“ schaltete der Rittmeister zur Andeutung ein, daß Schnurr nur das Allbekannte wiederholte.

„Aber ich glaube, auch dahinter steckt wieder der Kameraldirektor —“ setzte dieser hinzu.

„Fünf Thaler —“

„Nämlich, sie hatten gewiß gehört, daß die Rieke eigentlich nur um unsertwillen, das heißt um meinetwillen, hier in Neudeck gern geblieben wäre —“

„Fünf Thaler —“ schrie der Rittmeister.

„Schnurr,“ fiel Helling ein, „das ist die reine Mythenbildung! Du kombinirst Dir Dinge, die, wie der Ursprung alles Fetischismus beweist —“

Der Rittmeister langte mit den Geberden des äußersten Zorns auf seinen Bücherbord, fuhr aber vom Greifen nach dem Konversationslexikon, wegen des Wortes „Fetischismus“ mit dem Ausruf zurück: „F ist beim Buchbinder —!“

„Wer es nur aufgebracht hat,“ ließ sich Schnurr nicht irre machen, „daß die Rieke, seitdem nämlich der Wald, wo sie geboren worden ist —“

„Fünf Thaler —!“

„Zu Lieberode geschlagen wurde —“

„Fünf Thaler —!“

„Hier nicht ortsangehörig sein könnte. Gleichviel. Aber weil sie ihr Alle, eben weil sie hübsch ist —“

„Fünf Thaler —!“

„Aufsässig sind und uns hier im Schlosse der ganze Ort und nicht bloß wegen der Komödie —“

„Fünf Thaler —!“

„Den Tod geschworen hat und die Rieke nicht jedem Heimtücker gleich ihr Maul hat hinhalten wollen zum Küssen —"

„Ihre rosigen Lippen, muß ein Liebhaber sagen, Schnurr —" ergänzte Helling.

„Jetzt habe ich 35 Thaler zusammenabdirt," rief Stürmer mit wirklichem Zorn, „und bin ich wohl für fünf Pfennige klüger geworden über seine Rieke als zuvor?"

„Fünfundbreißig Thaler!" rief Schnurr aus. „Welch' ein Segen, Herr Rittmeister, wenn Einer die grade beisammen hätte! Aber gut, die Rieke ist draußen."

„Was bringt sie?"

„Sie will was holen —"

„Geld —?"

„Ihre Zeugnisse —"

„Die soll sie sich vom alten Brombeere ausstellen lassen —" tobte der Rittmeister und erging sich in Rückblicken auf die Zeit der noch nicht abgeschafften Patrimonialgerichtsbarkeit. Kein abziehender Einwohner wäre hier noch der Gutsherrschaft etwas zu entrichten schuldig.

„Weder von jeder Braut im Dorfe den ersten, noch von jeder abziehenden Dienstmagd den letzten Kuß —" fiel Helling ein, bekam darüber wieder die

alle die wunderbaren Sonnen wieder, seine Augen riefen freudig: „Dies sind die Boten Gottes, die Ideen auf feurigen Rossen; nun kommen sie und lösen die Menschenheroen ab, die am Tag für das Jahrhundert geblutet haben und bewachen das Schlachtfeld für den nächsten Morgen, trösten die Verwundeten, begraben die Todten und halten wie Gespenster die schleichenden Spione zurück. In scheinbar ungleichem Kampfe stehen sich zwei Lager gegenüber, Jünglinge und Greise; aber die Greise ersetzen ihre mangelnde Kraft durch die Schreckbilder verwester Vorurtheile, die sie aus den Gräbern holten und mancher bezauberte Knabe, Mancher, der das Verjährte als das Ewige anbeten lernte, ließ sich bethören, zu ihnen zu halten. Und drüben das Lager der Jünglinge ist nicht fest genug. Sie prangen in Manneskühnheit, aber Helena und der Würfel und der Becher gehen durch ihre Reihen und verführen sie. Löse, großer Geist, die Religion aus den Fesseln des Aberglaubens, gib dem Staate ein neues, ideales, griechisches Leben, laß die Kronen nur Sinnbilder, keine Lasten sein, zertrümmere den Reichthum da, wo er todt aufgehäuft ist, oder laß den Armen wenigstens ein Evangelium predigen, welches aus ihnen Märtyrer, nicht Sklaven des Schicksals zieht! Die Pfeile des Gedankens knicke, wenn sophistisches Gift an ihrer Spitze lauert, und die Schwungkraft lähme denen, die sie mit zu vielen bunten Federn der Coquetterie schmücken! Vergib uns, Herr, wenn wir dem Neuen nachjagen und nicht immer geradezu das Wild in deinen Himmel hinein pirschen; vergib uns, wenn auch einmal ein dunkler Geist mit uns zu Tische sitzt und wir auf unsern Gedankenirrwegen einmal am Eingang der Hölle stehen und Dante's flammende Inschrift mit

Witterung auf das Feudal-System und brachte wenigstens dadurch bessere Stimmung hervor, daß Stürmer auf's Neue Veranlassung nehmen konnte, zu rufen: „F ist beim Buchbinder!"

Das Erscheinen der Rieke auf dem Schlosse beruhte theils auf dem Schmerz, sich von dem stattlichen und in jeder Beziehung nicht auf den Kopf gefallenen Unteroffizier Schnurr trennen, vielleicht für immer von ihm Abschied nehmen zu sollen; theils auf dem Drange, allen Bewohnern des Schlosses über ihre Auswanderungssucht von einem gewissen „christlich-germanischen Standpunkte" aus, wie Helling diesen Drang bezeichnete, Vorwürfe zu machen; endlich auf dem Bedürfnisse, Neuigkeiten aus Lieberode, Eindrücke, die sie in ihrer neuen Stellung empfangen, an den Mann zu bringen. Bis jetzt war ihr auf dem alten Jagdschloß nur der Kameraldirektor selbst zuthunlich gewesen. Die dortigen Damen aber, die Gattin des Direktors, und besonders dessen Schwester, ein Fräulein Toska, schienen den Neid auf ihre Jugend und Frische, unter dem sie schon in Weiler-Neudeck hatte leiden müssen, fortsetzen zu wollen.

Schnurr erzählte, daß es die Rieke gleich beim Antritt ihres Dienstes sehr schwer getroffen hätte, denn auf Lieberode wären Gäste angekommen. Anfangs hätten einige davon in Schwanheim wohnen wollen,

aber man hätte sie fast mit Gewalt in die geräumige Behausung des Kameraldirektors entführt. Nun hätte dabei die Rieke mit ihrem scharfen Ohr deutlich vernommen, wie übel in Einem fort dort über den Rittmeister geurtheilt würde. Die Specht's hätten eine unversöhnlich gehässige Gesinnung gezeigt. Beim Verkauf des Ahnensaals — die Rieke, meinte Schnurr, hätte schon um deßwillen immer dabei roth werden müssen, weil's für sie der — Hahnensaal gewesen wäre und sie ihn mit dem Aussehen eines der fremden Gäste, eines alten Herrn mit einem rothen Abzeichen am Halse (ein Orden wohl war gemeint) in eine Vergleichung hätte bringen müssen. „Zum Ersten — zum Zweiten — zum Dritten —!" So hätte man das Verauktioniren nachgeahmt. „Die giftige Natter," schloß Schnurr, „den Kameraldirektor, der immer so charmant lächeln, so süß und spaßhaft thun kann, die sollte man einmal mit dem Fuß zertreten."

„Und ein Herr mit einem Kommandeurkreuz —?" fragte der Rittmeister, auf die Ermunterung zum Rachenehmen und Mitfüßentreten nur halb und halb eingehend. „Denn das wird doch wohl das rothe Abzeichen gewesen sein —"

„Excellenz nannten sie ihn immer —"

„Himmel, wenn das Graf Salvius wäre —?" rief Stürmer mit einer Ahnung aus.

Und in der That meinte Schnurr, die Rieke hätte etwas wie von Salva venia gesprochen. „Das dumme Ding," fuhr der im Ausdruck seiner Gefühle und Neigungen nicht sehr wählerische Husar fort, „hatte nur immer die Hahnenbilder im Kopf und suchte die Ahnen im Hühnerstall. Aber klug ist sie doch, die Rieke —" setzte er hinzu, „sie hat sich Alles gemerkt."

Glücklicherweise ließ sich schon in der Ferne der stotternde Flitzner vernehmen, dießmal in seiner Eigenschaft als Postbote. Damit sah Helling, der den steigenden Unmuth seines Freundes mit Besorgniß beobachtet hatte, für die Ausbrüche eines Ungewitters einen Ableiter. Flitzner hielt schon vor dem Eintreten durch die Glasthür eine Anzahl Briefe in die Höhe.

Als er endlich in's Zimmer gehumpelt kam, begleitet vom Gebell der Hunde, die nicht mit hereinkommen durften, sprang Schnurr glückseligst auf ihn zu. Denn Flitzner that, als hätte Schnurr etwas vom Angekommenen zu erwarten. Als der Rittmeister diejenigen Briefe, die für ihn selbst bestimmt waren, empfangen hatte und sie schon erbrach, während Helling das Porto bezahlte, hielt der verschmitzte Dorfmerkur den Unteroffizier in solcher Spannung, daß dieser ausrief: „Herrlicher Kerl, vielleicht eine Civilversorgungssache? Oder wohl gar von der Militärordenskommission —?"

Nicht gering war aber auch der Ingrimm, womit ihn der Getäuschte verfolgte, als er die ihm hingelegten Briefe angesehen und sie an den Gemeinderath Pfutsch, an den Schuhmacher Böhme, an den Schutzjuden Itzig Levi adressirt fand. Jetzt verfolgte ihn der Husar mit unverstellter Wuth und warf ihm die Briefe, die Flitzner schnell aufraffen wollte, so oft an den Kopf, daß sie darüber eine Beute der Hunde hätten werden können. Helling raffte sie auf und verwies den Spektakel in's Freie.

Hierauf war er mit dem Rittmeister allein. Dieser war in die Briefe vertieft und reichte einen nach dem andern auch dem Freunde.

Schon an den Adressen sah Helling die gleiche Handschrift. Es waren Briefe verschiedenen Datums, die aus vernachlässigter Besorgung zu gleicher Zeit ankamen. Ihr Absender war Graf Salvius.

„Der Graf ist es wirklich, der in Lieberode —“ las Stürmer mit sich verfärbendem Antlitz. Selbst das gebräunteste Antlitz hat an den Wangen eine Stelle, die ein Zurücktreten und Stocken des Blutes am Herzen deutlich durch Erblassen kundgibt.

Helling orientirte sich. Der erste der Briefe war aus Dresden. In diesem kündigte der Graf dem Freunde seinen ihm im vorigen Jahr unmöglich gewordenen Be-

ſuch an, hoffte ihn aber ſchon in Kiſſingen zu treffen, vertröſtete ihn über die mannigfache Unbill, die ihm ſeither widerfahren wäre, verwies ihn auf die ausgleichende Gerechtigkeit der Zeit und rechnete auf eine baldige gemüthliche Plauderſtunde unter —"

Hier ſtockte Helling beim Leſen. Der Graf hatte geſchrieben: „Unter meinen Bildern, die auch mir eine andere und beſſere Zeit des diplomatiſchen Wirkens, als die gegenwärtige, zurückrufen werden."

Stürmer erregt, ja empört durch den Gedanken, daß ſich der Graf in Lieberode früher hätte einwohnen können als bei ihm, und ſich ſogar der dortigen boshaften Spottſucht angeſchloſſen, fuhr die Briefe ſelbſt zu deuten fort.

„Der zweite Brief iſt aus Saalfeld, einem Städtchen mehrere Meilen von hier, von wo ich einige ſpitzige Bemerkungen über Kiſſingen —"

„Wo Ihr Weiberhaß," las Helling über Stürmer's Schulter hinweg, „ſogar den ſchönſten und reichſten Damen aus dem Wege ging —"

Stürmer machte ein Geſtändniß, das Helling dem Freunde ſchon lange vergebens zu entlocken verſucht hatte. „Eine boshafte Anſpielung das," ſagte er, jetzt Alles ſchwarz ſehend, „auf eine Dame, die mir in Kiſſingen ausnehmend gefiel, eine Wittwe, der ich den Hof

zu machen angefangen hatte. Ich erklärte einigen Herren, mit denen man sie zuweilen sah, ihr meine Aufwartung machen zu wollen, ja Einer derselben, ein alter Knabe schon, ermunterte mich ausdrücklich dazu, verrieth mir sogar die Geneigtheit der Baronin — (Baronin von Thurnegg hieß sie) mich zu einer bestimmten Stunde zu empfangen. Als ich dann kam, hieß es, sie wäre abgereist. Ich merkte, daß man mich hatte vermeiden wollen. Man hatte mir durch eine einzige Null zuviel plötzlich den Ruf gemacht, ich hätte an Einem Tage in Homburg 250 Louisd'ors verspielt."

Die Neigung Helling's, länger zu verweilen bei diesem überraschenden Ereigniß im Leben seines Freundes, das diesem zugestoßen, während Helling in Neudeck geblieben und die Aufsicht über die noch nicht ganz aufgelöste Verwaltung des verschuldeten Gutes geführt hatte, die Neigung, allerhand „Wie?" und „Was?" des Erstaunens einzuschalten, unterbrach Stürmer mit seinem Referat über den dritten Brief.

„Dieser kommt, überraschend genug, schon von drüben aus Lieberode und ist in Schwanheim auf die Post gegeben. Einige Damen, heißt es, hätten ihn, den Grafen, dorthin entführt —"

„Der Ton ist kühl und fremdartig —" schaltete Helling ein, der fortgesetzt dem Freunde über die Schulter

sah. „Schade, daß mir, wenn ich Sie vor Ihrer Abreise nach Amerika noch einmal begrüße, die Veränderung gewisser Lokalitäten in Ihrem Schlosse — „las er und schaltete ein: „Er meint seine Bilder —" „Für meine Memoiren oft die Randbemerkung zur Pflicht machen wird: Auch für diese gemüthliche Stätte heißt es wie über so Vieles in dieser pietätslosen, heiligste Eigenthumsberechtigungen nicht mehr anerkennenden Zeit: Tempi passati —"

Es trat eine Pause ein, die nun doch eine gewisse Peinlichkeit über den Thatbestand ausdrückte. Helling suchte sie durch ein Geständniß seiner Freundschaft zu lösen. „10 Thaler zum Ersten, 20 zum Zweiten —!" rief er lachend. „Aus Schonung für Deinen Ruf, alter Freund, und weil die Leute behaupteten, diese alten Schweden wären Deine Ahnen, trieb ich aus eigenen Mitteln wenigstens den Preis auf 80 Thaler."

„In Deinem Auftrag hat Levi geboten —?" fragte Stürmer gerührt und erstaunt.

„Die Bilder sind dann in Leipzig —"

„Nicht wie reiner Trödelkram und mit einem Opfer von Deiner Seite verkauft —?" rief Stürmer in hohem Grade überrascht.

„Der leipziger Italiener," wollte Helling ausweichen, „ein berühmter Bilderhändler, war nicht unempfind-

lich für Originalporträts Oxenſtierna's, Thumshirn's, Salvius' —"

„Nein, nein, Du haſt nicht 10 Thaler dafür von Levi wiederbekommen —" fiel Stürmer ein, umarmte Helling mit einem raſchen Ausſtrecken ſeiner Arme, zerriß ſämmtliche Briefe, trat ſie mit Füßen und hob die rechte Hand empor wie zu einem Schwur.

„Was haſt Du?" fragte Helling, erſtaunt über dieſe ſeltſame Geberde und beſorgt um die Erregung, deren Ausdruck ſie ſein ſollte.

„Als es einſt mit einem gewiſſen Simſon in der Bibel Pleite ging, da riß er die Säulen des Palaſtes der Philiſter, unter denen er zu ihren Tänzen die Geige ſtreichen mußte, zuſammen und begrub ſich mit ihnen!" rief der Rittmeiſter mit Andeutung eines von ihm gefaßten Entſchluſſes.

Helling dachte ſofort mit Betroffenheit an jene drei Tage Kreisgefängniß und die damalige Rache eines Advokaten, der nicht eher geruht hatte, bis er einen ehemaligen Offizier hatte demüthigen können. Wollte Stürmer wieder etwas gegen die civiliſirte Ordnung unternehmen —? „Ich habe Einiges im Hauſe zu revidiren —! Sieh' Du nach Deinen Malerutenſilien —! Suche Deine alten Pinſel und die Farben zuſammen —! Schnurr ſoll Leinwand auftreiben — aber nicht weiße

zum Malen — nein — nur Tapeten!" Alles das polterte Stürmer über seine bebenden Lippen hervor.

„Ich soll die Bilder wieder herstellen, meinst Du? Alter! ich bin kein Luca-Fa-Presto —" rief Helling aus.

„Das nicht — das nicht — doch —"

„Beruhige Dich —!"

„Nein — nein — nein —"

Noch einmal fuhr Stürmer mit der Hand über seine Stirn, strich sich sein langes Haar hinter die Schläfe zurück, bedeutete dem Freunde, Schnurrn, auch die Rieke sogleich für einen gewissen Zweck festzuhalten, brach dann schnell ab und sagte, er müßte sich zunächst in die Theatergarderobe begeben, Schnurr sollte mit dem Verkauf derselben noch innehalten. Er ließ den Freund mit der Erklärung zurück, er wollte etwas in Scene setzen, was alles früher im dramatischen Fach auf Schloß Neubeck Geleistete übertreffen sollte.

Damit eilte er von dannen und ließ den Freund in einer Stimmung der Aufregung, die mit seiner vorhin zur Schau getragenen Apathie im vollen Widerspruch stand. Zum Glück war auch die letztere immer nur eine künstliche gewesen. Hans von Helling's Grillen europamüder Blasirtheit waren eben nur jene Blasen, die — das siedende Wasser aufwirft.

## Viertes Kapitel.

### Sommernachtsträumerisches auch aus unseren Tagen.

In unseren großen Städten tragen jetzt die Kinder Israels nicht wenig dazu bei, die Schwierigkeiten der Existenzbedingungen, den allgemeinen Wettlauf der Zeit nach Glanz und Genuß zu steigern und zu beschleunigen.

Das alte Judenthum der großen Städte gefiel sich, wenn ihm König Mammon gewogen war, nur in der Schaustellung eines gediegenen Comforts, im Verrathen des behäbigen Gefühls, nicht entbehren zu brauchen. Selbst die reichsten Häuser forderten noch nicht den Neid und die Mißgunst durch ein unbekümmertes Gepränge der Ueppigkeit heraus.

Jetzt hat die allgemeine Ansiedlungsfreiheit die Bahn geöffnet, um Ströme immer neuen Zuzugs aus den Provinzen in die Hauptstädte zu führen. Die Juden

Entsetzen lesen! Dem bösen Geist das Gute abgewinnen und Mephistopheles zu täuschen, indem wir, statt seiner falschen Würfel, ihm einmal richtige hinstellen und ihn auffordern, nun es mit uns zu wagen! — sollte das nicht eine höhere Seligkeit werden, als die unmittelbare des Glaubens, die salzlos, dumm gewordene Seligkeit des bloßen Anschauens und einer Tugend, die die Probe deßhalb aushält, weil sie — sie nicht wagt? Ja, Herr von Lipmann, Befreiung vom Hergebrachten, keine Reuelu, die wir mit der Nabelschnur, der Wiege, dem Fallhut, dem Gängelbande, der Schulruthe, dem Confirmandenunterricht und dem Copulationsscheine mitbekommen — sondern Alles nur durch uns und in Gott — und, schaffen wir nichts Neues, kommen wir auf das Alte zurück, gut, dann hat die Welt und die Gesellschaft den Frieden und die Literatur den Glanz davon — Ihre Zustände aber und seinen Bezüge locken weder Hunde, noch Philister vom Ofen!"

Schlachtenmaler sagte das Letzte und das Erste fühlte er bloß. Herr von Lipmann bemerkte: sie wären Beide ganz einverstanden und der Jokey der Primadonna, der die Herren Blasedow so eben zum Thee eingeladen hatte, konnte es bezeugen, daß er Schlachtenmalern die Hand drückte und eine Rolle auf dem Tische zurückließ, wohl nicht von Ducaten, aber doch von Gedichten, die in die nächste Nummer der Zeitschrift eingerückt werden sollten. Den Jokey mußten die andern Brüder abfertigen: denn Schlachtenmaler sagte, er hätte roth und blaue Flecken — Amandus zitterte, weil er dachte: auf dem Gesichte; nein, sein Bruder sagte: vor den Augen, weil er zu lange in die Sonne gesehen. Weil er sie aber in das Bett drückte, so konnte Niemand sehen, wie feucht sie von großen stolzen Thränen waren.

sind nicht die Letzten gewesen, die es in den „werdenden Weltstädten“ schöner finden, als in Posemuckel. Beim Miethen einer Wohnung sind sie die Letzten, die nach dem Preise fragen, wenn nur die Wohnung zum Quartier der Fashion gehört. Die Frauen fahren in glänzenden Karossen. Die Kinder werden wie künftige Fürsten erzogen. Warum auch nicht? Gatten und Väter spielen an der Börse und betheiligen sich mit ihrem Kapital an jedem Unternehmen, das Gewinn verspricht.

Das Wesen der Emporkömmlinge können die Meisten freilich noch nicht verleugnen. Noch zu jung ist die Gewöhnung an die Sitten der großen Stadt. Auch die Kennzeichen der „Race“, die sie mitbringen, tragen noch den Charakter des Orients ohne die Abschleifung oder die Folgen der Vermischung, die erst ein längeres Wohnen in den großen Städten mit sich bringt. Sogar ihre eigenen Glaubensangehörigen erschreckt noch der Anblick der gemeinschaftlichen Stammesmerkmale, die in den schweren seidenen Roben, unter den goldenen Ketten, den diamantenen Brustbehängen um so greller hervortreten.

Die Großeltern und Eltern dieser Zuzügler haben in der Provinz die Mittel erworben und erwerben sie noch, die dazu gehören, ihre Söhne in der

Reſidenz zu Tonangebern im erſten Rang der Oper zu machen, ihre Töchter zu Hausfrauen, die nicht in Verlegenheit kommen, Grafen und Fürſten bei ſich zu Gaſt zu ſehen. Die Großeltern und Eltern ſchlachten Güter, kaufen und verkaufen Häuſer, ſchießen Geld auf Bauten, neue Mühlen, Oekonomieen vor. Sie kaufen dem Bauer die Ernte auf dem grünen Halm ab, ſogar noch ehe ſich der Wein im Faſſe gerührt hat und die Reben wieder blühen, den Ertrag des Weinſtocks. Verſammeln ſich dieſe ſpekulativen Köpfe zu ihren Vätern, ſo erſtaunt man über die Höhe der Erbſchaftsſteuer, die ihre Kinder — dieſe wohnen dann ſchon lange in der Reſidenz — zu zahlen haben.

Itzig Levi von Weiler-Neubeck iſt im Anſatz zu einer ſolchen Entwickelung ſeines Hauſes begriffen. Erſt die Söhne und Töchter ſeiner Söhne und Töchter werden binnen dreißig Jahren im erſten Rang der Oper ſitzen und bei einem Sommeraufenthalt in Baden-Baden das ſchönſte Landhaus auf der lichtenthaler Allee miethen. Schon regen ſich in manchen kleinen Gewohnheiten Levi's die Vorahnungen der Generationen, die nach ihm kommen ſollen. Schon bringt er aus der großen Stadt manchmal eine Bequemlichkeit mit, die dem fortſchreitenden Zeitgeiſt angehört. Schon hat ſich mancher moderne Comfort in die Putzſtube ſeiner Gemahlin, auf den

Toilettentisch seiner Töchter und seiner Söhne eingeschlichen. Der Hausherr ist das Bild der Vorurtheilslosigkeit und der vollen Empfänglichkeit für moderne Welt und Zeit. Nichts regt sich in unserem zeitgenössischen Leben, nichts bewegt sich, das nicht Itzig Levi interessirte. Jede Thätigkeit, die Geld erzeugt, erfüllt ihn mit hoher Bewunderung. Wer eine Gerberei besitzt und seine Lederbereitung erweitern, seine Produkte in Weiche und Feinheit steigern will, vermag ihn ebenso zum andächtigen Zuhörer seiner Auseinandersetzungen zu machen, wie ein Wirth, der sich auf's Bierbrauen verlegen will, oder ein Baron, dem seine Wälder zu dicht und die freien Aussichten lieber sind. Auch muß man sich in Itzig Levi keinen magern vom Zehrfieber der Gewinnsucht ausgedörrten Mann mit der scharfen Gesichtsplastik des orientalischen Typus denken. Im Gegentheil. Bei unserem Biedermann geht Alles bereits in's germanisch Runde. Und ist es doch vorzugsweise das „Gemüth", das seinen Handelsgeschäften als wirksamstes Aushängeschild dient. Itzig Levi ist der gern gesehene Freund seiner Kunden, wenn diese ihre Verpflichtungen erfüllen. Und selbst den minder regelmäßigen Zahlern zeigt er eine gelassene Geduld oder eine gewisse Rührung, eine Art gebrochener Wehmuth. Man bekommt bei diesem Geschäftsmann das Gefühl, in der Nähe eines wirklich

theilnehmenden Herzens zu ſein, eines Herzens, das ſich durch Griffe in den Geldbeutel ausſpricht und natürlich an dieſer alten Tradition, daß Zinſen gezahlt werden müſſen, nichts zu ändern vermag. Alles geht vertraulich, patriarchaliſch, edel bei ihm zu, ſo lange nämlich die Wünſche erſt obenhin und einleitend beſprochen werden. Erſt wenn die Operationen im Zuge ſind, wenn das Unterſchreiben der Wechſel begonnen hat, das Auszahlen der von ihm entliehenen Summen, das Muſtern der Geldſorten, der leichteren oder ſchwereren Friedrichsd'ore oder der „wilden" und der landesüblichen Kaſſenſcheine u. ſ. w., dann kommt eine gewiſſe krampfhafte Unruhe, eine zitternde Gier in dieſen Biedermann und Mancher hat da ſchon geſagt: Jetzt läßt Itzig Levi die Maske fallen und iſt ein Wucherer wie ſie Alle!

Auf Meilen in der Runde ſtellt ſich der Mann in jedem Städtchen am kalendermäßigen Markttage mit einem Einſpänner ein. Dann ſitzt er auf einer ſchweren Truhe voll Geld und laufenden, an ſeine Ordre gekommenen Wechſeln und Wechſelblanketts. Der Markttag iſt ſein Erntetag. Da hat er ein Hinterſtübchen in einem Wirthshauſe und ertheilt Audienzen. Hochgeſtellte Perſonen beſucht er ſelbſt. Mit Baron Stürmer hat er die großartigſten Abwickelungen, leider ſolche, die dem Rittmeiſter ſelbſt nicht, ſondern ſeinen Gläubigern, rich-

tiger den ererbten Gläubigern seines Vaters zu Gute kamen. Der gewöhnliche Rückhalt für die schweren Bedingungen des Rettungsengels waren seine „Geschäftsfreunde“. Diese mußten das Geld erst herschießen, das er selbst nicht zu besitzen behauptete. Das gab dann doppelte Zinsen. Und möglich auch, daß ein Konsortium mit Nathanson, Heyman Pinkus, Raphael Landsberger u. A. stattfand, um den Rittmeister für Amerika leichter und beflügelter zu machen. Doch daß er sich auch für die Versilberung seiner kostbaren, bei allen Theatern leicht zu verwerthenden Garderobe, die in Neudeck zu den theatralischen Unterhaltungen hatte dienen müssen, auf einen Freund berief, das machte den Rittmeister fast unwirsch.

Levi ist heute gerade im Orte anwesend, was in der Regel nur des Abends der Fall zu sein pflegt. Eben jetzt kommt er auf den Boden des Schlosses und packt bereits. Zu Schnurr's Mehrforderung von 211 Thalern hatte er sich verstanden.

Seine Knechte, seine Familie waren mit Körben bei der Hand, um die Kostbarkeiten in seine Wohnung zu tragen, als plötzlich Schnurr ein Inhibitorium einlegte. Zwar sollte der Verkauf nicht rückgängig werden, doch für's Erste noch als nicht vollzogen gelten. Es würde wieder Theater gespielt werden, hieß es, und in

der That, man hörte den Rittmeiſter in einem unter dem Boden gelegenen Saale rumoren, den man den Ahnenſaal zu nennen pflegte, hörte ihn dort hämmern, klopfen, ausſtäuben, dazwiſchen Befehle ertheilen, mit Helling peroriren, zwiſchendurch lachen, dann wieder Trohworte ausſtoßen. Levi konnte nicht einmal nähere Auskunft darüber erhalten.. Denn Schnurr wurde immer und immer abgerufen.

Deutlich hörte der Urvater künftiger Rothſchilde die Treppe herauf die Befehle, die der Rittmeiſter ertheilte. Einen Ritterhelm in der Hand, ſchlich ſich Levi näher, um beſſer hören zu können.

„Schnurr," rief der Rittmeiſter, „Du ſiehſt hier die Tapetenwand —"

„An der Muſikantengallerie —?" ſchaltete Levi ſeinen horchenden Angehörigen zugewendet ein. „Sie ſtammt aus der Zeit, wo hier noch der Himmel voller Geigen hing —"

„In dieſe Wand ſchneideſt Du acht lebensgroße Löcher —"

„Schneideſt?" ſchaltete Levi ein. „Löcher — in Lebensgröße? Das reduzirt den Werth vom Anſchlag —!"

„Wenn Du mit dieſen acht Löchern fertig biſt —" fuhr der Rittmeiſter fort.

„Doch nur zu bohren?“ fragte unten Schnurr.

„Dummkopf! Löcher in Lebensgröße! In die Tapete hinein mit der Scheere zu ſchneiden —! Viereckig oder oval —! Ich werde Alles angeben —“

„Macht um 20 Thaler Schaden —“ ſagte Levi — „die Tapete iſt eine ganze Wand — ſie trennt den großen Saal in zwei kleine Säle —“

„Dann machſt Du — Helling, wo ſteckſt Du?“ rief Stürmer.

„Hier!“ rief der Lieutenant wie aus einer tiefen Verſenkung heraus.

„Dann machſt Du um die lebensgroßen Oeffnungen herum die ſchwarzen, wurmſtichigen Rahmen. Das geſchieht Alles noch heute Nacht, wenn Du von Schwanheim zurückgekommen biſt, Schnurr, wohin ich Dich ſchicke, weil wir für morgen Abend die ſämmtlichen Lieberober hierher zu Gaſte laden wollen —“

„Was? Die Ehrabſchneider?“ rief Schnurr.

Ueber dieſe Einladung ſtutzten auch Levi und die Seinigen, wobei der Erſtere ſeinem zweitgeborenen Moſes einen mit falſchem Hermelin beſetzten Mantel von den Schultern riß, den dieſer aufprobirt hatte und recht unköniglich im Staube dahinſchleppen ließ.

„Wenn Du dann von Schwanheim zurück biſt —“ fuhr der Rittmeiſter fort.

„Herr Rittmeiſter, zurück von Schwanheim? Da bin ich ja noch gar nicht hin —“ antwortete Schnurr ungeduldig.

„Kluger Mann —!“ meinte Levi aufhorchend und Ruhe gebietend und ſich den Helm, der ihm in der Hand zu ſchwer wurde, ſelbſt aufſetzend.

„Du wirſt es ſogleich hören, was Du in Schwanheim zu thun haſt. Wir laden die Lieberober noch heute, ehe mich der Graf überraſcht, für morgen Abend ein. Helling und ich, in einer halben Stunde werfen wir uns auf's Roß und machen nach Lieberode, wo ich mich mit dem Kameraldirektor ausſöhnen will —“

„Was —?“ rief Schnurr.

„Stille —!“ flüſterte Levi ſeiner unruhigen Geſellſchaft, die ſich von dem Flitterſtaate ungern zu trennen ſchien. Moſes exerzirte eben mit einem Szepter in der Hand. Dem Vater waren die Mittheilungen des Rittmeiſters überraſchend intereſſant. Sie mußten die ganze Gegend in Erſtaunen verſetzen.

„Aber Herr Rittmeiſter, wie denn ich? Ich ſattle ja noch immer für Schwanheim —“

Die klugen Kinder des Juden verſtanden den Humor des Unteroffiziers und lachten. Der Vater ſagte:

„Ein geſcheidter Menſch, der Schnurr —!“

„Du reiteſt nach Schwanheim und beſtellſt dort ein

Souper für zehn Personen. Ein transportables, verstehst Du? Der Lammwirth soll seinen Koch mit dem Souper sogleich mitschicken. Das Couvert inklusive des Transports 2 Thaler —"

„Der Lammwirth in — Schwanheim —" meinte, sich einmischend, jetzt Helling und sprach diese Worte etwas zaghaft.

„Die Geduld soll er auch mitschicken —" fiel Levi ein. Er wußte, daß die beiden ehemaligen Husaren noch mit dem besten Hotel von Schwanheim in Verrechnungen standen.

„Bestell' auch zugleich aus Schwanheim die Kasinokapelle mit! Fünf Mann —! Der Mann bekommt einen Thaler und freie Verköstigung. Wollen sie die Nacht bleiben und hier auf Streu schlafen, so ist's mir recht. Sie müssen zu unserem Stück die melodramatische Begleitung machen. Die Beleuchtung braucht glücklicherweise nur Dämmerung zu sein."

„Diese wird am besten gelingen —!" fiel Schnurr ein. —

„Jetzt vorwärts —! In den Ort hinunter und Alles eingeladen —!"

„Alles eingeladen —?" rief Itzig Levi, an seine Würde, an seine soziale Stellung im Orte und nicht minder auch an die mosaischen Speisegesetze denkend.

„Und die Ricke nicht vergessen! Das ist die Hauptperson, wenn die Rahel Levi nicht will —!"

Was? Die Rahel Levi — des Vaters ganzer Stolz —? Rahel, die ein Pianino besaß von sieben Oktaven —? Ein Lehrer kam eigens aus Schwanheim, zweimal in der Woche, sie zu unterrichten —

Jetzt rannte die ganze Familie, der an ihrem Glanze nur Frau Levi und eben jene Rahel fehlte, die Bodentreppe hinunter und suchte so schnell als möglich den Schnurr einzuholen, der sich anfangs in den schnellsten Trab gesetzt hatte, um nach Weiler-Neudeck hinunter zu kommen, jetzt aber durch den lahmen Flitzner aufgehalten wurde, so daß ihn die betriebsame Familie noch vor dem Anklopfen an ihrem Hause erreichen konnte. Die Hunde im Schloßhofe, ruhigen Fußgängern ungefährlich, bellten und rissen an der Kette, da sie Laufende sahen. Die Passage des großen, wappengeschmückten Hofthores stand Jedem und zu jeder Zeit frei.

Eine Stunde darauf war eine seltsame Karawane in Bewegung, um von Weiler-Neudeck auf's Schloß zu ziehen. Das ganze Oertchen schien im Aufruhr. Kinder liefen durch die Hecken oder wateten durch kleine Bachrinnsale, um einer Gesellschaft von fast einem Dutzend Männern den Weg abzuschneiden, die den großen Hauptpfad daherschritten, ernst und feierlich. Frauen gaben

## Zehntes Kapitel.

### Die Anatomie und der Mumienzahn.

Es war zu vorauszusehen, daß die jungen Waghälse sich in dem Verstand und der Liberalität der Bewohner von Karuth verrechnet hatten, selbst, wenn man nicht in den Umtrieben Blaustrumpf's das Haupthinderniß sehen will, an welchem das journalistische Unternehmen scheiterte. Es war ja auch weniger das Urtheil, welches den Karuthern fehlte, als die Fertigkeit, Gedrucktes so schnell zu lesen, als nöthig war, wenn ein Exemplar acht Abnehmer hatte (denn einer eines? das geschah nicht einmal bei Herrn von Lippmann, der das Journal mit seinem Sohne und bei Gelinden, die es gar nicht hielt') und es seine Wochenrunde machen sollte und jeder Bürger dann nur einen Tag daran buchstabiren konnte. Der Hof hielt ein Exemplar, aber nicht einmal auf Velinpapier und der Finanzminister schrieb eigenhändig an die Redaction, als sie darüber die Rechnung eingesandt hatte, ob er für dieses Exemplar nicht auch den gewöhnlichen Buchhändlerrabatt in Anspruch nehmen dürfte? In Wirths- und Kaffeehäuser hätten die Brüder es gern

den Männern das Geleite bis an einen Thurm, der den Schloßgarten begrenzte — er war unbewohnt, vom Zahn der Zeit benagt, auf seinem obern Rande wuchsen kleine Tannen, deren Samen die Luft herübergetragen haben mochte vom Walde her. Es waren die ersten Männer der Gemeinde, der Bürgermeister, die Gemeinderäthe, der Almosenpfleger — Levi begleitete den Zug, hielt aber die Seinigen zurück als zu naseweis und zu zudringlich bei so erhabener Staatsaktion. Auch Schnurr und Flitzner begleiteten die Männer. Jener im Zwiegespräch mit der Rieke, die sich ihren in Lieberode für den Umzug erhaltenen Urlaubstag zu nutze machte und jetzt schon zum zweiten Mal den sanft aufsteigenden Schloßberg betrat. Sonst hatte man ihr diese Besuche übel gedeutet — und ihre Muhme wusch doch für die Herren Husaren dort oben! Heute erlebte sie, daß sich Alle auf's Aeußerste geschmeichelt fühlten von Schnurr's überraschender Aufforderung, sie möchten sofort seinen gnädigen Herrn auf dem Schlosse besuchen, und zwar wie sie gingen und standen. Es sollte ihnen Allen, das wußten sie schon, eine besondere Ehre widerfahren. Die Kutschen und Rosse und die Böller und die Illuminationen, die ihnen in früherer Zeit, wenn auf dem Schlosse Komödie gespielt wurde und die Herrschaften von Nah und Fern kamen, an der Nase vorüberfuhren und

krachten und leuchteten, sollten sich morgen wieder einstellen, und dießmal sollten nicht der Müller von Habichtswalde und der Zolleinnehmer von Dingslage und der Forstwart von Künzelbach vor ihnen prahlen dürfen im weiler-neudecker Wirthshause, daß sie oben auf dem Schloß Komödie spielten und köstliche Kleider angezogen bekämen und mit den vornehmen Herrschaften von Porzellan speisten und Wein trinken dürften die Hülle und Fülle. Nein, Schnurr und der schnell orientirte Flitzner und Levi versicherten, daß die Komödie schon morgen wieder angehen und dießmal auch die Weiler-Neudecker darin brilliren sollten. Für seine Rahel hatte er deprezirt. Die Mutter, eines Schächters Tochter, hatte erklärt, das Gesetz verböte dergleichen. Levi ging nunmehr auch nur deßhalb mit, um wegen Abnutzung seiner Garderobe Protest einzulegen und die Kaufsumme abzumindern.

Es war gegen die Mittagszeit, wodurch sich zugleich das glückliche Daheimantreffen der Männer ermöglicht hatte. Jeder hatte kommen sollen wie er war. Und doch trugen sie schon Alle ihre Sonntagsröcke, schnell aus dem Schrein genommen und gebürstet, Kleider weit hinausgehend über die Kniee und beinahe bis zu den Knöcheln. Nur der Schuster Böhme hatte sich nicht Zeit nehmen können, sich erst zu waschen. Auch die

Uebrigen trugen noch Spuren ihrer Hantirungen im Felde oder in der Werkstatt. Der Bürgermeister hatte einen Sohn, der schon selbst in die Jahre gekommen. Dieser etwas dämliche, reiche Erbe suchte sich, wie schon immer, so auch jetzt, an die Rieke zu machen, die nicht begriff, was vorgehen sollte. Als Schnurr im Schloßhofe Alle ersucht hatte, unter einer mächtigen Linde Platz zu nehmen, die gegen die Mittagshitze kühlenden Schatten, auch Ruhesitze bot, mochte die auf's Dringendste ebenfalls Eingeladene nicht allein mit den Männern zurückbleiben. Denn an einem Tisch und auf einigen Bänken ließ sich unter den breiten Aesten des schönen Baumes, der indessen nicht das einzige Grün im Hofe bot (um das ganze Schloß zogen sich Rebenspaliere), besonders Abends eine angenehme Rast, aber auch manche Neckerei mit einer schöngezopften Dirne halten. In den Zeiten, wo noch nicht Weiler-Neudeck mit dem Schloßherrn auf gespanntem Fuß gelebt hatte, hatte diese Linde als eine Art Börse der ganzen Gegend dem Wirthshause Konkurrenz gemacht. Auch jetzt sorgte Schnurr, der sich beeilte, drinnen den glücklichsten Erfolg seiner Rekrutirung zu melden, durch die an eine alte Köchin ertheilten Befehle für eine Erquickung mit einigen schnell aus dem kühlen Keller geholten Flaschen Bier oder Wein, je nachdem die Geladenen wählen wollten.

Zunächst sollte es die Rieke sein, die vor die Herrschaft kam. Charakterfest, wie sie war, und erzürnt über die Auswanderung nach Amerika, folgte sie mit Widerstreben und ihren Reiz, Abschiedsthränen zu vergießen, durch ein auftrumpfendes und, wie es Schnurr gröblicher Weise nannte, maulhängiges Wesen niederkämpfend. Er untersagte ihr letzteres, als er sie in die Wohnzimmer führte, mit ernsten Worten.

Der Rittmeister war eben mit seinem Freunde in der lebhaftesten Beschäftigung begriffen. Mächtige Papierbogen, gefüllte Farbenkästen, große und kleine Pinsel lagen vor ihnen. Der Rittmeister hantirte mit einer gewaltigen Scheere.

Ohne daß sich Beide in den Vorbereitungen eines possenhaften Unternehmens, das sie zu verfolgen schienen, stören ließen, redete der Rittmeister die an der Thür stehen gebliebene Rieke, die einige Versuche im Knixen gemacht hatte, mit den Worten an:

„Komm' nur näher, Rieke! Fürchte Dich nicht! Die alten Gutsherrnrechte für abziehende Dienstboten haben aufgehört."

„Abziehende Dienstboten?" entgegnete sie mit einem gewissen Trotz. „Sie sind's ja, die nach Amerika abziehen! Auf den Flitzner, der mich mit Gewalt nach Lieberode vermiethet hat, bin ich noch lange nicht so

böſe, wie auf den Herrn Rittmeiſter da und den Herrn Lieutenant —!“

„Willſt Du wohl —“ rief Schnurr dazwiſchen und machte drohende Geberden.

„Ach was,“ fiel Rieke ein, „die Leute nach Amerika aufzureden, das iſt hier verboten! Alle Jahre wird's an den Straßen ausgeklingelt, daß ſich Keiner hier unterſtehen ſoll, einen kreiserſatzpflichtigen Rekruten krummwegiger Weiſe kleinzukriegen, um nach Amerika auszuwandern —“

„Höre Du! Talent zu ſtummen Rollen,“ bemerkte Helling, von ſeinem Tuſchkaſten aufblickend, „entdecke ich eben nicht an dieſem Mitglied Deines neuen Perſonals —“

Schnurr ſah den vorwaltenden Unmuth ſeines Herrn, mit deſſen Launen nicht zu ſcherzen war. Jetzt mußte Alles gehen, wie ſich's der Rittmeiſter in den Kopf geſetzt hatte. Die Rahel Levi durfte nicht mitſpielen. Moſes und die Propheten haben Gaukeleien jeder Art unterſagt. Nun war die Rieke nächſt ihr das einzige anſtellige hübſche Mädchen im Ort. Sie durfte nicht zu viel räſonniren.

„Rieke,“ ſagte deßhalb Schnurr, ſie den Herren näher führend, „jetzt hier nicht unter die Wilden gegangen, ſondern zahmes Gemüth gezeigt und Deinen

Verstand zusammengenommen, damit der Herr Rittmeister erkennen kann, für was Dein Vater gegen Wilddieberei gestorben ist, denn dieses heißt so viel, wie für's Vaterland! Allein aber — daß dazumal unser Herr König befohlen, daß jährlich sechs Thaler sollten für Deine Erziehung hinausgeworfen werden, das mußt Du jetzt auch beweisen durch Aufpassen und Grütze!"

„Hat das der König befohlen —?" rief Stürmer herüber, hantirte aber fort mit Lineal und mit Scheere.

„Freilich hat er das!" bestätigte die Rieke mit Selbstgefühl. „Aber drum hab' ich doch von selbst mein Fortkommen gesucht. Wenn der Mensch was werden will, so muß er keine Arbeit scheuen. Nichts für ungut, Herr Rittmeister, wenn auch Sie Ihren Stall und Ihre Felder und Ihren Mist besser besorgt hätten, so hätten Sie heirathen können und hier einen Hofstaat wie ehemals eingerichtet, wo Einer dann eingetreten wäre und nicht nöthig gehabt hätte, in Lieberode zu zeigen, was er von Hühneraufziehen, Gänsenudeln und so was und nicht bloß Schneiderei versteht. Wo aber die Wirthe viel vor der Thür stehen, na, das weiß man schon, da gibts keine Gäste —!"

Schnurr wußte nicht, sollte er von Lattenstrafe, Knebeln oder sonst einer kriminellen Prozedur sprechen,

die hier einen dermaßen subordinationswidrigen Freimuth zum augenblicklichen Schweigen zu bringen hätte, oder nicht.

Helling meinte zu Stürmer:

„In allem Ernst, lieber Freund, dieß vielversprechende Bühnentalent müßte besser mit der Stummen von Portici beginnen, wo wenigstens die Musik die Neigung zu Räsonnement unterdrückt —"

Stürmer blieb trotz seiner Aufregung in gelassener Stimmung für die ihm hier drohende erste Enttäuschung in seinen Voraussetzungen. Er wollte sich jetzt an die seither von ihm Verschmähten halten. Ach, er hatte ja die Menschen der „Gesellschaft" und der „Bildung" so gründlich satt bekommen! Er hatte überall, nicht bloß bei diesen eitlen Spechts, die sich zu Beherrschern der Gegend gemacht hatten, Egoismus, Verlorenheit aller Interessen nur in sich selbst angetroffen. Wo war da ein wirklich vom Herzen entgegenkommendes Wohlwollen? Wo war da eine Vertiefung in die Existenzbedingungen eines Andern —? Tritt man in einen solchen Gesellschaftskreis, mustert man die Reihen, tauscht man Grüße und Bewillkommnungen aus, so ist eine wahre Herzlichkeit nur bei Denen anzutreffen, die sich durch die Bekanntschaft mit uns gefördert sehen, nur ein Lüstre für sich selbst von uns zu gewinnen hoffen. Glauben

ſie aber ſich ſelbſt genug zu ſein (und Jeder, der nur einige Stellung im Leben genommen hat, bildet ſich ein, Er wäre der Kern, an welchen alles Uebrige anzuſchießen hätte), ſo ſtehen ſie wie die Götzen mit einem wahrhaft dummen, herablaſſenden Lächeln da und wägen bei jedem Worte, das ihnen von den Lippen kommt, was ſie zu viel oder was ſie zu wenig geſprochen, welche Nachgiebigkeit den Eindruck ihrer Perſon beeinträchtigen und welche dieſe erhöhen könnte. Offiziere, aus den Reihen der Ihrigen tretend, ſind vollends empfindlichere Menſchen, als andere. Sie wiſſen, daß ſie ein Vorurtheil zu widerlegen haben. Sie wiſſen, daß die bürgerliche Welt vom Militär vorausſetzt, die Uniform, die ſie Alle äußerlich gleich macht, hätte ſie auch innerlich zu Dutzendmenſchen gemacht und ihren Werth gleichmäßig über den Kamm geſchoren. Gerade ihnen wohnt das Bedürfniß inne, Beweiſe ihrer beſonderen Art, ihrer aparten Bildung, individuellen Perſönlichkeit zu geben. Behutſamer, wie ſie im Handeln ſein müſſen, vorſichtiger, wie ihnen im Kundgeben ihrer Empfindungen auferlegt iſt, haben ſie das Bedürfniß, ihre auch aus eigenen Motiven vorhandene Thatkraft und die Empfänglichkeit ihres Gemüths zu beweiſen.

Schnurr hatte erklärt, die draußen wartende Bande

beruhigen zu wollen, und war mit der energiſchen Drohung gegangen:

„Rieke, wenn Du hier nicht jetzt ſtillſtehſt auf Poſten, ſo ſoll Dir Dein — wollt' ich ſagen, Deine roſigen Lippen eine amerikaniſche Nähmaſchine zunähen!"

Nachdem begann Stürmer mit aller Milde:

„Liebe Friederike, poetiſche Köhlerstocher, gebildete Staatswaiſe —! Ich erlaube mir, die Frage an Dich zu richten: Man hat in Lieberode über mich räſonnirt —?"

„Und das gehörig —"

„Man hat Schlechtes, Läſterndes, Lügenhaftes geſprochen über uns hier, über meine Verkäufe, über meine Auktionen —?"

„Was räſonniren heißt, das weiß ich ſchon —"

„Der Kameraldirektor und ſeine Gattin und das Fräulein Toska und ein gewiſſer Salva Venia, Einer mit einem rothen Puterhahnenkamm, alſo die kollerten und ſchimpften über uns in Einem fort?"

„Wenn ich's wiedererzählen wollte —"

„Nein," fiel Helling ein, „erzähle es nicht wieder! Schon weil man ſie auf Ja! und Nein! oder bloßes Nicken und Kopfſchütteln dreſſiren muß, lieber Freund!"

„Man erzählte eine Geſchichte von Bildern," fuhr

Stürmer zu examiniren fort, „die ich verauktionirt haben ſoll —“

„Ja!“

„Die Geſchichte vom Hahnenſaal?“

„Ja —!“

„Siehſt Du,“ wandte ſich Stürmer an Helling, „wie gut ſie ſich macht!“ Als er ſich aber wieder an die allmälig Beruhigte mit der Frage gewendet hatte: „Und wann gehſt Du nach Lieberode zurück?“ ſchnurrte die eine Weile geſtellte Redehaſpel los:

„Auf der Stelle, Herr Rittmeiſter! Denn der alte Diſtelbauer läßt in Schwanheim ſeine Senſen ſchärfen und nimmt da meine Siebenſachen mit und mich ſelbſt, und von Schwanheim komm' ich ſchon nach Lieberode. Ich hab' in Schwanheim einen Vetter, der auch einmal nach Amerika auswandern wollte. Aber dem hab' ich's geſagt. Vetter, hab' ich geſagt —“

„Still, Rieke!“ fiel Helling ein; „Senſen ſchärfen? Reiſe lieber mit, damit ſie Dir die Deinige abſtumpfen!“

„Rede, was Du gefragt wirſt!“ nahm Stürmer ſeine Inſtruktion ruhiger auf. „Rieke, hörſt Du — Du mußt es ſo einrichten, daß Dich die Lieberoder unter allen Umſtänden noch einmal von morgen Mittag an bis über Nacht hierher zurücklaſſen —!“

„Das geht nicht —“

eingeführt, wenn sie nur Geld genug gehabt hätten, dorthin zu gehen und sich ein Glas Zuckerwasser und das neue Journal auszubitten und im Fall der Erklärung, daß man es nicht halte, auszurufen: Sie halten diese Zeitschrift nicht? und dem Wirthe so viel Angst zu machen, daß er fürchten mußte, seine Kundschaft zu verlieren.

Jetzt hätte eigentlich Guido von Lipmann zeigen müssen, wie werthvoll für ihn die neue prosaische Dichterschule war und was für Trümpfe er ausspielen konnte, wo es sich um etwas Schöngeistiges handelte. Aber, sei es nun, daß er den Ehrgeiz hatte, nur so viel auszugeben, als er sich selbst erwarb, oder, daß die ewige Zumuthung an reiche Leute, als wenn sie nie nöthig hätten, ihr Geld anzusehen, ihm den Ellenbogen steif gemacht hatte, genug, er fuhr nie in den Beutel, sondern immer in die blaue Luft und die großen Fragen der Zukunft, wenn ihm die Brüder ihre Noth klagten. Schlachtenmaler dachte ganz bestimmt, daß er die Wochenschrift mit der Andeutung erhalten könne, die inzwischen von Guido von Lipmann erschienenen Proben seines Ahasver im nächsten Quartale, für das aber gar keine Aussicht war, anzeigen und ihn mit Dante, wenn auch nur entfernt (denn Guido von Lipmann erröthete dabei), vergleichen zu wollen; allein selbst diese Aussicht bestach den weltumfassenden Dichter nicht; im Gegentheil frug er, ob er für seine Beiträge nicht eine angemessene Entschädigung in Anspruch nehmen dürfe? Alle Brüder schrieen aus einem Tone auf, wie, wenn auf dem Wasser ein Kahn umbiegt und alle Passagiere mit einem Rufe ihren Schrecken zeigen. Nur Schlachtenmaler erholte sich bald und sagte, indem ihm das Blut bis an die Ohren drang: „Nein, Herr von Lip-

„Es muß aber gehen. Sage, Du hätteſt Deine Zeugniſſe noch nicht —“

„Hier ſind ſie!“

„Dein guter Leumund findet Anſtand —“ fiel Helling ein und hatte ihr mit einer raſchen Handbewegung die Zeugniſſe weggenommen.

„Mit Erlaubniß, Herr Lieutenant —“ loderte Rieke auf.

Stürmer nahm Helling die Zeugniſſe wieder ab und ſagte, er würde ihr noch ein beſonderes Lob über ihr Wohlverhalten hinzuſchreiben. „Das mache Du nur geltend,“ fuhr er fort, „und beſtehe darauf, daß Du morgen wieder frei haben müßteſt. Es ſoll auch noch von uns beſonders unterſtützt werden. Denn wir ſind eben im Begriff, nach Lieberode zu reiten —!“ Er ſchloß die Zeugniſſe ein.

„Sie?“ fragte die Rieke erſtaunt und wurde im Ausſprechen der Vermuthung, daß ſie ſich wohl verhört hätte, nur durch Schnurr unterbrochen, der von Seiten Itzig Levi's eine Meldung um gefälligſt zu beſchleunigende Expedition brachte. Der Wahlſpruch des betriebſamen Hebräers: „Zeit iſt Geld!“ ſtand zwar nicht über ſeinem Comptoir geſchrieben, wie beim Verleger der „Gartenlaube“, aber ſie war in jeder ſeiner Bewegungen, in ſeinem Gehen und Stehen zu leſen.

Als Rieke dem Unteroffizier ihre Freude ausdrücken wollte, ihn in Begleitung seines Herrn in Lieberode wiederzusehen, unterbrach sie der Letztere:

„Nein, Rieke, der Schnurr kommt nach dem Jagdschloß nicht mit. Er hat in Schwanheim zu thun. Aber richtig, da kann er Dich ja und den Distelbauer bis Schwanheim begleiten. Aber jetzt paſſ' auf —!" Das liebende Paar hatte ſich vor Freude über ſein Zuſammenreiſendürfen einer ſofortigen Zerſtreutheit ſeiner Gedanken hingegeben — „Merke Dir's! Verrathe in Lieberode kein Wort! Kein verfängliches Plaudern oder Blinzeln mit den Augen, als wie, als ob und als wir wüßten ſchon, verſtehſt Du —? Wir, reiten quer jetzt durch die Wälder. Sage lieber nichts, welche Rolle Du morgen — ja ſo —" unterbrach ſich Stürmer — „wir ſtehen erſt an der Schwelle Deiner Künſtlerlaufbahn, wo ich Dir zu ſagen habe, daß es im Menſchenleben Augenblicke geben kann, wo der Funke des Genius, ja, wo die göttliche Begeiſterung —"

Schnurr deutete durch ein plötzliches Aufſchlagen ſeiner Augen an, daß die Sache nun feierlich werden würde und daß das ſchöne, von Freude roſig überſtrahlte Mädchen andächtig zuhören ſollte —

„Aber Dein Auditorium vermehrt ſich — halte noch mit der Eröffnung Deiner Theaterſchule inne —!" rief

Helling und ging in den Glaskorridor, wo die von dem ungeduldigen Levi geführten Honoratioren sichtbarer und sichtbarer wurden —

„Ich wollte der Rieke eben den Ursprung der Schauspielkunst erklären, wie diese von gewissen feierlichen Opfern der Griechen herstammt, wo einst den Göttern kranzgeschmückte Hämmel geschlachtet wurden, Böcke, Widder, Kälber, Hornvieh aller Art —" Mit diesen Worten öffnete der Rittmeister selbst die Thür, die zum Korridor führte, und ließ die bunte, von dem Rothschild Weiler-Neudecks geführte Heerde der Sommitäten des Orts nähertreten. Es waren der erhabene Bürgermeister und sein Sohn; die drei Gemeinderäthe Pfutsch, Grütze und Zwickwolf; es war der fromme Schuster Böhme, vielleicht ein Nachkomme des großen Mystikers von Görlitz; es war der Schneider Meck und selbstverständlich Flitzner, der bei dem Ereigniß, das sich vorzubereiten schien, nicht fehlen konnte.

„Ist's denn aber wahr," durchbrach der präsumtive Käufer der auf dem Schloßboden schon theilweise gepackten bunten, sortirten, auf Täuschung der Sinne berechneten Herrlichkeiten, „ist's denn aber wahr, Herr Rittmeister, daß Sie erst noch wollen lassen abnutzen die Lumpen von Garderobe, worauf ich habe gewagt mein Geld und meinen Kredit für einen Freund in

Leipzig? Und von wem abnutzen, Herr Rittmeiſter! Hier von dieſen Herrſchaften, wo ich habe allen Reſpekt, wie ſich ziemt für ein geduldetes und nur in den Steuern gleichgeſtelltes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, aber von Herrſchaften, deren Geſchäfte es eben mit ſich bringen, daß ſie ſich nur waſchen Einmal in der Woche, alle ‚Sünntage‘ —!“

„Wir — wir — leben — in einem ko— ko— konſtitutionellen Staate —!“ fiel Flitzner dem Vorwitzigen und offenbar die hohen Behörden Beleidigenden entſchieden in die Rede.

„Beruhigen Sie ſich, Herr Levi! Beruhigen Sie ſich, Herr Flitzner! Wir halten bloß noch eine Art Mottenprobe, die dem Käufer nur angenehm ſein kann —“ ſagte der Rittmeiſter lächelnd, ging die Reihe herum und ſchüttelte Jedem, der von Schnurr und Flitzner in Eile Zuſammengebrachten die Hand und begann halb vertraulich, halb feierlich:

„Männer von Weiler-Neudeck! Mir ſchon lange nicht mehr tributpflichtige edle Vaſallen! Freigekaufte, würdige Staatsbürger, wenn auch, nicht wahr, Flitzner? allerdings mit Preßgeſetz und Stempelgebühren für jeden Vertrag, der einigermaßen Gültigkeit haben ſoll —“

Dieſe offenbar auf Levi's ihm läſtige Ungeduld gemünzte Wendung ſeiner Rede unterbrach der kecke

Hebräer und ſprach ſeine feſte Ueberzeugung dahin aus, daß die von ihm erſtandenen Gegenſtände durch eine, wie er vorausſetzte, langwierige Berührung mit ſolchen Künſtlern, wie ſie hier neben ihm ſtünden, keinen Aermel mehr ohne ein Loch am Ellenbogen laſſen würde.

„Volkstribun —“ herrſchte ihn Helling an, „haben Sie die Gewogenheit, zu ſchweigen!“ Zu Stürmer ſich wendend, fuhr er fort: „Laß Dich nicht ſtören! Verbinde die Szene aus Shakſpere's Coriolan Akt II. mit Sommernachtstraum Akt I.! Weiter!“

Alle ſperrten Augen und Ohren auf. Der Rittmeiſter hütete ſich, Lichter des Spottes über ſein Antlitz gleiten zu laſſen. Der gemeine Mann hat eine wunderbare Spürkraft dafür, wenn man ihn lächerlich macht. Das klarere Bewußtſein desjenigen Grades von Würde, das ihm zukäme, verbindet ſich bei ihm mit dem ſicherſten Abbrechen jeder Verſuchung, ſich etwas zu vergeben. Ehe der gemeine Mann unterſucht hat, ob ihm wirklich eine Falle geſtellt wird, biegt er ſchon von der Straße, die ihn hineinführen könnte, gänzlich ab. Noch aber ſtanden die ſieben Männer in vollem geſchmeichelten Selbſtgefühl und horchten nicht ohne Treuherzigkeit auf.

Es kam denn alſo heraus, daß der gnädige Herr ſeine alte Schloßunterhaltung wieder aufnehmen wollte, daß er aber zunächſt nur vorhatte, die anweſenden

Herrſchaften zu Rollen zu verwenden, die zwar höchſt vornehmer Abkunft wären und der prächtigſten Kleider bedürften, aber nur ſtumme ſein ſollten. Es ſollten am morgenden Abend ſogenannte „lebende Bilder" geſtellt werden. Der große Ahnen- oder Familien- oder Speiſeſaal ließ ſich durch Tapetenwände verkleinern. Schob man dieſe in gewiſſe, ſchon am Fußboden und an den Decken vorgeſehene Hohlkehlen, ſo hatte man behagliche Räumlichkeiten für kleinere Geſellſchaft. Dieſe Wände ſollten achtmal durchſchnitten werden. Auf beweglichen Treppen und längeren Eſtraden, deren es zum Behuf der Maſchinerie bei den früheren Theatervorſtellungen mehrere gab, ſollten ſich die koſtümirten Perſönlichkeiten hinter den Tapeten aufſtellen und unverrückt wie gemalte Bilder auf dem Platze verharren und Abends bei Beleuchtung und Muſik die acht verkauften Repräſentanten des weſtphäliſchen Friedens darſtellen. Die Pointe des Humors wurde dem Perſonal, das Auge und Ohr ſpitzte, verſchwiegen. Hatte doch ſelbſt Helling Mühe gehabt, die eigentliche moraliſche Abſicht des Freundes zu erfaſſen. Entſchuldigung vor dem Grafen Salvius, der gewiſſermaßen aus Verſehen und Uebereilung um ſein Eigenthum gekommen war, Abſicht, den Grafen zum Lachen zu zwingen, waltete im Plane des Rittmeiſters vor. Ob dann aber auch

die wirkliche Täuſchung gelingen würde, ob ſich dieſe mit dem Ausdruck der Malice, mit „determinirter Bosheit", deren ſich Stürmer vollkommen befliſſen ſein zu können erklärte, verbinden laſſen würde, das mußte erſt der Erfolg lehren. „Einer diaboliſchen Kälte," hatte er dem Freunde geſagt, „wirſt auch Du Dich hoffentlich befleißigen können! Wir werden die Lieberober mit dem Schein der größten Freiheit von jeder arrière-pensée einladen, die beſten Freunde mit ihnen zu ſein vorgeben, ſie hier traktiren ſo gut es die ſchwanheimer Küche und mein noch vorhandenes Tiſchgeräth erlaubt, ſie ſogar zwingen, durch ſüße Ueberredung zwingen, wenn es zu ſpät würde, hier zu übernachten — aber bei den Bildern bleiben wir ernſt und feierlich, und auch Du befleißigſt Dich ſo zu ſagen einer ſataniſchen Ironie! Gelingt der Spaß, ſo halten ſie eine Weile die Porträts für echt. Der Kameraldirektor iſt kurzſichtig — ſeine Gattin zerſtreut — die boshafte Toska ſieht vollends nichts, wenn ſie nicht mit der Lorgnette dicht auf die Gegenſtände zutritt, und auch den Grafen verblüfft vielleicht der erſte Eindruck. Den ganzen Abend ſprechen wir dann über nichts, als über Lug und Trug, Ehrabſchneiderei, Peſtbeulen des geſellſchaftlichen Lebens, Amerikas Freiheit, von einem tyranniſchen Hanswurſten „Geſellſchaft" genannt, und wenn die Kerle oben anfangen zu nieſen, zu huſten,

ſich zu räuſpern, wenn ſie müde werden, oder wohl gar die Rieke, die die Königin Chriſtine von Schweden machen ſoll, zu ſchwatzen, ſo ignoriren wir Alles, ſprechen von Rubens, van Dyk, der niederländiſchen Malerſchule, Fortſchritten der Photographie, Kollodium als Kleiſter auch bei Wunden, die man der Ehre eines Andern beizubringen verſucht hat — kurz, wir bleiben unerſchütterlich —"

„Selbſt wenn Dich der Graf auf Piſtolen fordern ſollte —?" fiel Helling ein.

„Ja auch dann!" hatte Stürmer mit dem Fuß aufſtampfend gerufen, einen ſo üblen Ausgang des beabſichtigten Scherzes jedoch nicht vorausſetzend. Helling unterſtützte daraufhin den Freund in ſeinem Vorhaben mit gleichgeſtimmtem Eifer. Aus dem Gedächtniß hatte er die „Figurinen" entworfen, nach denen ſich Jeder ankleiden ſollte, auch ſchon die Rahmen zu malen begonnen, die mit den ausgeſchnittenen Löchern die Täuſchung, Bilder zu ſein, unterſtützen ſollten. Vollkommen billigte er, daß Stürmer den Mitſpielenden erklärte, es wäre ein Stück, das ſie zu ſpielen hätten, doch ein ſolches, worin auf's Stillſtehen und auf's Stillſchweigen Alles ankäme.

„Sie, Herr Brombeere —" begann Stürmer beim Bürgermeiſter und überzeugte ſich ſchon daraus von dem

unverwüſtlichen Ernſt in den Geſichtszügen des Dorfmagnaten, daß ſich in ihnen auch nicht die Spur von einem Lächeln zeigte, als er ſeiner Anrede die Einleitung vorausgeſchickt hatte: „Es geht die Sage, lieber Herr Nachbar, daß Ihr Urahne eigentlich Brummbär geheißen haben ſoll und daß ſich erſt allmälig durch die Liebenswürdigkeit Ihres Familiencharakters daraus die ſüße Brombeere entwickelte . . .“ Dann fuhr er fort: „Ihnen theile ich die Rolle eines Staatsmanns zu, der den Namen trug Oxenſtierna! Es war ein Vater der mit Stolz von ſeinem Sohn ſagen konnte: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! Denn dieſer junge Oxenſtierna war ebenfalls ein großer Staatsmann! Und der Ihrige, Herr Brombeere, hat ja Gelegenheit genug gehabt, die Würde zu beobachten, wie ſein Papa auf unſeren Kreis- und Provinzial-Landtagen, wenn öffentliche Sitzungen gehalten werden, zu ſchweigen verſteht! Das Runzeln Ihrer Stirn wird er nachahmen, die bedeutungsvolle Feierlichkeit, wenn Sie gleichſam ſagen: Wenn ich reden wollte, wenn ich das, was mir der Herr Landtags-Kommiſſär unter vier Augen heimlich geſteckt hat, ausplauderte, dann —! Doch wozu? Sie ſtellen einen Staatsmann vor, der Alles weiß, alle geheimen Verabredungen der Politik, der aber ſeiner Königin — denn Sie ſind in dem Falle,

keinen König, ſondern eine Königin zu haben — gelobt hat, reinen Mund zu halten. Ihre Königin wird, natürlich in prächtigen Kleidern, dort unſere Rieke ſein —"

Die Verwunderung über dieſe Standeserhöhung eines Dienſtboten war keine geringe. Sie konnte vielleicht gar dem zu ſpielenden Stück, etwa „die verſchwiegenen Friedensartikel" zu nennen, gefährlich werden. Deßhalb hatte der Rittmeiſter ſchon dieſe Erklärung vorausgeſchickt, damit ſich die Honoratioren daran gewöhnten. Schon fuhr er, alles Staunen, alle Ablehnungen einer ſolchen Würde von Seiten der ohnehin über die Schwierigkeit, ferneren Urlaub zu erhalten, nicht Hinausgekommenen ſelbſt unterbrechend, fort, an den alten Oxenſtierna den jungen zu reihen, der jedoch, wenn man ihn ſcharf anſah, die üble Gewohnheit hatte, zu lachen. Dieſe Unſitte war bedenklich. Vollends wenn ſie anſteckte. In der That, ſchon mußten einige Andere mitlachen.

Darüber gab Helling bereits die Partie auf. Das Lachen wollte ſich nicht beruhigen. Selbſt Schnurr konnte ſich nicht bemeiſtern und die Rieke vollends hatte die Gewohnheit überreizter Naturen, die, wenn ſie weinen wollen, erſt recht den Lachkrampf bekommen. Riekens Ernſt ſtellte ſich erſt ein, als ſich Levi eine ſie verletzende Bemerkung erlaubt hatte. Auf die Aeuße-

mann, wir glauben sogar, daß Ihnen der Drucker eine Rechnung für Insertionsgebühren, Zeile für Zeile, Buchstab für Buchstab schicken wird!" Des jungen Dichters Züge bewegten sich krampfhaft, er wollte etwas sagen, schlug mit dem goldnen Knopf seines spanischen Rohres einige Male auf den Tisch (sprang' er ihm nur ab, dachte Amandus, er sollte ihn wohl wieder finden') und schwieg, indem er die kleine Räuberhöhle schleunigst verließ. „Die Millionäre," sagte Schlachtenmaler zur Beruhigung seiner höchst gewaltthätig überlegenden Brüder, „sind ärmer, als wir. Es hat einen Namen, hunderttausend Thaler zu besitzen, aber nur der Logarithmus davon ist wahr, nur die Zinsen sind reell und machen, daß der reiche Mann doch nur denkt: Ich habe dreitausend Thaler zu verzehren! Wer einmal auf hohen Fuß eingerichtet ist, hält sich, wenn ihm das Geld fehlt, ein diplomatisches Essen mit dem außerordentlichsten Feenzauber zu bekränzen, für einen größern Bettler, als wir in dem Augenblicke, wo wir nicht wissen, wovon morgen leben, geschweige die nun bis auf zwanzig Thaler angesammelte Miethe zahlen!" . . . . .

Und in allen diesen Nöthen kam von Klein-Bethlehem nur Zufuhr von Schinken und Würsten, von Brod und Käse, nie baares Geld. Wie oft schnitten die Brüder die Brode auf und hofften (wie Diebe auf Feilen'), die Mutter würde ihnen einige Thaler hineingebacken haben, oder in den Briefen des Vaters würden außer Lebens- auch einmal Geldanweisungen kommen; aber Blasedow wünschte ihnen zu immer Glück zu dem Erfolge ihrer Studien und bat sie, ihre Diskuswerfer, ihre marathonischen Schlachten, satirischen Froschmäusler und Volkslieder nicht zu wohlfeil in Cours zu setzen;

rung des jungen Brombeere-Oxenstierna, er würde am Abend, falls ihn Keiner kitzelte, gewiß nicht lachen, hatte Levi bemerkt: „Aber man kann auch kitzeln mit den Augen! Sie sollten ihn so stellen, Herr Rittmeister, daß er nicht sieht die Rieke —!" Die ungnädigste Aufnahme dieser Aeußerung von Seiten der Rieke stellte die Ruhe wieder her und brachte, nach Helling's Meinung, in Riekens Gesichtszügen, zugleich etwas vom Charakter der Tochter Gustav Adolph's, der Königin Christine, hervor.

Nachdem der Rittmeister die Ruhe und den Frieden wiederhergestellt hatte, wandte er sich an den Gemeinderath Zwickwolf, den Viehhändler, und vertheilte an diesen die Partie des so verhängnißvollen Doktors Salvius, nicht ohne wiederholtes Zurückkommen Levi's auf die Gefahr „seiner" Garderobe und auf den Rath, ob nicht Salva venia, wie auch er durch den scharf vorbuchstabirten Namen zu dieser Ideenassozation verleitet wurde, besser für den Schuhmachermeister Böhme passen würde, der ihm die gefährlichste Acquisition von allen erschien, was die Bewahrung der Reinlichkeit der erstandenen Kleider anbetraf. Und als der Rittmeister dann peremtorisch erklärte, er hätte Herrn Böhme für den Abgesandten des Papstes, einen Italiener Namens Adam Adami bestimmt, brummte Levi immer noch vor sich

hin: „Wollte er doch auch anziehen einen neuen Adam!“ und ergab sich erst in die nicht mehr zu ändernde Sachlage, als sich auch für ihn selbst eine Aussicht auf frohe Genugthuung eröffnet hatte. „Natürlich,“ ließ der Rittmeister fallen, „gebe ich zwar den Herren keine Bezahlung, aber Ehrengeschenke. Diese sind an allen Hoftheatern neben der Gage üblich! Es soll Ihnen sämmtlich freistehen, meine Herren, ob Sie sich bei Levi als Erinnerung an die morgende Unterhaltung wollen aussuchen auf meine Rechnung Kaffee oder Zucker, Kattun oder Leder —“ Das gab denn einen Impuls der Freude und Ueberraschung, der devotesten Ergebung und einer zu Allem bereiten Aufopferung.

Zwickwolf, der Mann mit den schielenden Augen und mit einem steten hämischen Lächeln an den Mundwinkeln, bekam bereits einige Winke über den Charakter des schwedischen Drangsalirers. Ein Gemeinderath Grütze wurde ausschließlich seines Namens wegen — er war seines Zeichens ein Weber — gerade für den Gegensatz von Verstand zum Freiherrn von Thumshirn ernannt, jedoch mit der bestimmten Versicherung, daß diese zufällige Verirrung der Natur, die dem darzustellenden Charakter, einem Gesandten aus den gegenwärtig „Raubstaaten“ genannten kleinen sächsischen Herzogthümern, den tollen Namen gegeben, keineswegs an den richtigen

Mann gekommen wäre. Denn gerade dieſer Freiherr von Thumshirn wäre bei jenem zu verſchweigenden Friedensabſchluß, deſſen geheime Artikel die Künſtler morgen zu erfahren, aber nicht auszuplaudern hätten, wenn nicht der allerpfiffigſte, doch der weiſeſte, gerechteſte und der eigentliche Vermittler der erhitzten Gegenſätze geweſen. Da der ehrſame Webermeiſter den Kopf zu ſehr hängen ließ, ermunterte ihn Helling, er ſollte doch wegen Reuß-Schleiz nicht allzu niedergeſchlagen ſein, ſeine Thalerſcheine gälten ja morgen für voll! — eine Aeußerung, die Levi's gute Laune als entſchieden im Beſſerbefinden zu erkennen gab. Denn er lachte darüber herzlich. Die „Wilden" waren an Markttagen ſein Hauptgeſchäft.

Vier Geſandte hatte man jetzt herausgebracht. Noch waren außer Königin Chriſtine drei zu erſchaffen übrig, freilich Charaktere von großer Schwierigkeit, zwei fürſtliche und ein geiſtlicher, der Geſandte der römiſchen Kurie, ein ſogenannter „tückiſcher Italiener". Den einen der Fürſten, einen Naſſauer, übergab der Rittmeiſter dem Gemeinderath Pfutſch, jenem Schmied, der ſich nicht erſt nach Zäunen und Hecken umſah, wenn er einen unerlaubten Kußverſuch decken wollte. Der Rittmeiſter maß ihn von unten bis oben, rief ein „Prächtig!" nach dem andern aus und ſagte:

„Jeder Zoll an Ihnen, Herr Pfutſch, macht dem Andenken einer großen Heldenfamilie Ehre! Die Naſſauer, Herr Pfutſch, müſſen Sie wiſſen, ſpielten ſogar einſt eine Rolle, die nahe an die Kaiſerkrone ſtreifte! Derjenige, den Sie darzuſtellen haben, war nur ein gefürſteter Graf, an den Hof von Wien attachirt und der Begleiter des Chefs der öſterreichiſchen Geſandtſchaft, des Grafen von Trautmannsdorf. Sie werden erſcheinen müſſen, Herr Pfutſch, in einem blanken Harniſch, was Ihnen als einem Schmiedemeiſter beſonders wohl anſtehen dürfte. Im Arm tragen Sie den bebuſchten Schlachtenhelm! Vergeſſen Sie aber ja nicht, daß die Naſſauer vorzugsweiſe eine Rolle ſpielten, die es ſo zu ſagen immer darauf ankommen ließ, daß Andere die Zeche bezahlten. Einer von ihnen erhielt ausdrücklich in der Geſchichte den Beinamen des Schweigers.“

Levi machte die Bemerkung, dieſer hohe Herr würde mit keinem Worte mucken, wenn ſeine Frau Gemahlin anweſend wäre. In deren Beiſein ſchwiege Herr Pfutſch regelmäßig.

Darüber war denn wieder der heiterſte Uebergang gewonnen zum Schneidermeiſter Meck, deſſen Ehrgeiz die Zeit nicht erwarten konnte, bis auch an ihn die Reihe kam und er erfuhr, welche Kleider für ihn, den

Kleidermacher, bestimmt sein würden. Schon hatte der lange, hagere Mann bald den rechten, bald den linken Fuß vorgestreckt. Seine Ungeduld gab sich im Auf- und Zuknöpfen seiner Jacke, im Zupfen seines unrasirten Bartes kund. Nun waren aber auch Aller Augen auf ihn gerichtet. Vor innerer Aufregung trat dem Erwartungsvollen der helle Angstschweiß auf die Stirn.

„Sie sehen die allgemeine Spannung, Herr Meck!“ sagte der Rittmeister. „So werden in der Regel nur die großen Künstler empfangen! Ihnen theile ich einen Franzosen zu —“

„O das ist gut,“ meinte Levi, „da kann er nicht in Versuchung kommen, den Mund aufzuthun —“

„Sie erhalten das schönste Kostüm in unserer ganzen Garderobe —“

Levi nannte die köstlichsten Sammet- und Seidenröcke nach den Farben und Tressen und bejammerte die Flecken; die hineinkommen würden schon vom Schweiß der Angst, wie viel mehr vom Essen und Trinken —

„Der Angst —?“ rief Helling dazwischen, „Angst bei einem Franzosen, bei einem Schneider —?“

„Ja, Levi,“ sagte der Rittmeister ruhig, „Herr Meck macht den Herzog von Dunois! Ich werde Ihnen morgen genau Ihre Stellung angeben, Meister. Die Nase müssen Sie hoch tragen und so thun, als wenn

Sie zu allen Prätenſionen der Potentaten, allen Begehrlichkeiten Oeſterreichs nur eine Priſe Tabak zu nehmen im Begriff ſtünden —"

„Aber ja nicht dabei nieſen —" meinte Schnurr.

„Und die weißen Jabots ſchonen —" fiel Levi ein.

„Sie müſſen denken, Sie ſind Deutſchlands Erbfeind und mit den Schweden im Bunde und alle kleinen deutſchen Staaten hofften auf Ihren Beiſtand! Ihnen gegenüber, zur Erkräftigung Ihrer Würde, ſteht der päpſtliche Legat; Ihr Gegner, der Sie förmlich zum Kampfe herausfordert —"

Der Schneider ſtellte ſich in kriegeriſche Poſitur und Alles blickte auf den Meiſter Böhme, der unter ſeinen buſchigen Augenbrauen zwei feurige Augen hin und her irren ließ und ſich noch nicht für hinlänglich überzeugt erklärte, ob das Eingehen auf die ihm geſtellte Zumuthung nicht wohl gar Sünde wäre.

Levi ſuchte dieſe Vorausſetzung zu unterſtützen und machte ſich durch ſein Zwiſchenreden in einer Weiſe unnütz, die herausfordernd auf Schnurr's Hände wirkte.

„Warum ſoll Komödie Sünde ſein!" ſagte der Rittmeiſter. „Verſetzen Sie ſich nur auf den richtigen Standpunkt, Herr Böhme! Ganz Deutſchland hatte damals Pech —!"

„Was zieht er an —?“ rief Levi mit einiger Impertinenz.

„Als Geschichtschreiber des westphälischen Friedensschlusses, Protokollführer und Korrespondent des Papstes bedarf er auf seinem Bilde zunächst einer Feder und eines reinen Bogens Papier —“

„Bei ihm bleibt nichts im Reinen! Auf den reinen Bogen Papier schreibt er Alles in's Unreine!“ schrie Levi.

„Das Dintenfaß selbst können wir vermeiden. Sonst muß aber jede Faser an ihm pechschwarz sein —“

„Gott sei Dank —!“

„Wie Ihre Seele! Denn nehmen Sie's nicht übel, Herr Böhme, eigentlich sind Sie in dem Stück ein fanatischer geheimer Jesuit —“

Bildung im Orte war durch Kalender und Zeitschriften mit Bildern genug verbreitet, um auf diese Worte eine allgemeine Bewegung, ja Zustimmung hervorzurufen. Man neckte den Schuster. Ja, als die Aufforderung dahin ging, Adam Adami sollte nur immer von der Seite schielen und etwa wie nach verbotenen Früchten, und als Helling als eine solche Frucht die Rieke bezeichnete, da brach Alles in Lachen aus und würde den tiefsinnigen Schuster nicht wenig in Verlegenheit gesetzt haben, wenn ihm nicht der Rittmeister zu

Hülfe gekommen wäre und ſofort die Rieke vor Aller Augen und Phantaſie in die Königin Chriſtine verwandelt hätte. „Ja," unterbrach er die allgemeine Heiterkeit, „das war die Fürſtin, die nach ihrer Pfeife die berühmteſten Staatsperſonen tanzen ließ. Aber ja nicht ſchottiſch —"

„Nein, ſchwediſch!" fiel Helling ein, „das iſt ein Tanz, wo man immer ſteif und feſt auf ſeinem Platze ſtehen bleiben muß —"

„Zwar keine Krone wird ſie tragen, aber einen eigenthümlichen Turban mit einem funkelnden Diadem daran. Das ſind Edelſteine, die auf's Prächtigſte glitzern —"

„Wie Zinn —" ſeufzte Levi verächtlich.

„Und ſo blickſt Du, Rieke, wie ich's Dir hiemit vormache! Hoheitsvoll, gerade als wenn Du den Vertretern von Weiler-Neudeck ſagen wollteſt: Ihr habt mich hier zwar hinausgebiſſen —"

Alle ſtutzten —

„Weil ich euern Weibern und Töchtern zu ſchön geweſen bin —"

Einige riefen: „Herr Rittmeiſter —!"

„Aber ich will Gnade vor Recht ergehen laſſen —"

„Verſteht ihr, die Königin —" warf Helling dazwiſchen, beſorgt, der Humor ſeines Freundes würde

zu gewagt ſein und wohl gar den ganzen Plan verderben.

„Natürlich!“ beſtätigte dieſer. „Ich mache ja meinen werthen Freunden und Nachbarn dieſen ungerechten Vorwurf nur zum Schein. Damit bezwecke ich lediglich, daß ein gewiſſer Ausdruck von Empörung in die Geſichtszüge der verehrten Herrſchaften tritt und ihnen ſomit das volle Gepräge der Natürlichkeit gegeben wird. Sehen Sie, ſo halten Sie Ihre Entrüſtung feſt! So werfen Sie Blitze aus Ihren befremdeten Augen —! Charmant! Ausgezeichnet! So muß Alles angewurzelt ſtehen vor Würde! Morgen auf der Probe werde ich Ihnen zuweilen ähnliche Steine des Anſtoßes in den Weg werfen, förmliche Beleidigungen, die ich aber rein aus der Luft greife, nur damit Sie die offizielle Haltung, ein ſich in die Bruſt werfendes ſtolzes Bewußtſein, das Gefühl der bevorrechteten Stände, kurz das echt Staatsmänniſche bekommen!“

Mit der Erklärung, daß bis morgen um vier Uhr alle Vorbereitungen getroffen ſein, alle Kleidungsſtücke in Bereitſchaft liegen würden und daß von vier Uhr Nachmittags an bis Abends Acht unausgeſetzt „an dem Stück probirt“ werden ſollte, wurden die Männer und die Rieke entlaſſen. Flitzner brachte

ein Hoch! auf den gnädigen Gutsherrn, Levi eines auf die „glückliche Fahrt nach Amerika!“ Schnurr schloß sich an, um sein Roß zur Begleitung des Distelbauers zu satteln.

Noch einmal hatte die Rieke versprechen müssen, sowohl in Lieberode, wo sie gegen Abend mit dem Rittmeister und dem Leutenant wieder zusammentreffen konnte, reinen Mund zu halten über die zur Ueberraschung des Kameraldirektors, seiner Angehörigen und seiner Gäste projektirte neudecker Schaustellung, als auch sich mit Entschiedenheit die Möglichkeit zu erobern, „ihrer Zeugnisse wegen“ bis vier Uhr Nachmittags schon wieder in Weiler-Neudeck zu sein und ihr königliches Diadem aufsetzen zu können.

Mit Stürmer's Ausruf: „Das ist das Schöne in der Kunst, sie erleichtert das Gemüth!“ gingen die beiden Europamüden selbst in den Stall, um sich von einem halb Dutzend Pferden, die noch gehalten wurden, diejenigen Renner auszuwählen, die am wenigsten der strengen Zügelung bedurften und Reiter nicht abwarfen, die nach dem ersten wilden Anlauf des Unternehmungsgeistes voraussichtlich wieder in eitel Träumerei und den natürlichen Rückschlag alles Aufschwungs, in jene Abspannung verfielen, die einst den Leutenant Helling verhindert hatte, über

ja, sie waren in ihren Lügen an den glücklichen Mann so folgerichtig gewesen, daß er ihnen einmal eine lange Epistel schrieb über die beste Art, im Kaufe vorzuschlagen, Gebote anzunehmen, mit Anstand zu handeln und den Werth der Goldmünzen ohne Waage zu schätzen. Er rechnete ihnen nicht selten vor, wieviel sie je an hundert Stück Friedrichsd'or, die sie à neun Gulden sechsundfünfzig Kreuzer annehmen, verdienten, wenn sie sie für zehn Gulden in Tausch und Bogen wieder ausgäben. Und in seinem Edelmuth hatte er nie etwas von ihnen verlangt, nie ein baares Agio zu der Dankbarkeit, welche sie ihm für die glücklichen Folgen seiner Erziehungsmethode schuldig wären, nie ein Geschenk, nie einen Abguß der classischen Arbeiten seines zweiten Sohnes, weil sie ihm doch nur Gyps und Geld kosten würden. Zeichnungen davon, die Schlachtenmaler verfertigte, genügten ihm ja! Er rieth ihnen, unter allen Umständen nie an ihn, sondern immer nur an Italien zu denken.

Melinde hatte den Schlachtenmaler oft genug einladen lassen und Sophie schickte ihm immer die Briefe, die sie von ihrem Vater bekam. Er sollte ihre Unschuld bewundern, ihren reinen Charakter, mit dem sie vor ihrem Vater dastehe. Aber Schlachtenmaler vermied das Haus und war einst unglücklich genug, als Melinde ihm den Verlegten mit der Bitte schickte, ihr die bereits erschienenen Nummern seiner Wochenschrift zu leihen. „Sie soll mich Gott strafen!" rief er aus, als seine Augen über diese unzarte aristokratische Behandlung trocken waren: „sie soll sie haben!" Damit packte er die Nummern zusammen und schrieb über jede mit zusammenrinnenden Tintenflecken: Freiexemplar für die Armen, und ließ mit seinem jüngsten Bruder sagen: er

den Landwehrgraben zu ſpringen. Stürmer war zartfühlend gegen den Freund. Er nannte an den endlich ausgewählten beiden Thieren ihren Vorzug, das Nichtſo-leicht-Inkommodirtwerden derſelben von den im Walde ſchwärmenden Mücken.

# Fünftes Kapitel.

## Wiederbegegnungen.

Wenn der Bibelspruch, daß der Mensch nicht vom Brod allein, sondern auch von jedem Worte lebe, das durch den Mund Gottes geht, also vom Geiste, seine Anwendung auf so Vieles findet, wo man bei einem großen, emsig betriebenen Aufwand von Zeit und Mitteln nicht sofort den nächsten Nutzen abzusehen vermag und doch eine gewisse, nur lediglich höher liegende Verwerthung davon nicht in Abrede stellen kann, so gehört in die Reihe solcher Ueberflüssigkeiten, die bei Alledem nicht ohne einen Ertrag bleiben, so manche Reliquie unseres kleinstaatlichen deutschen Lebens, so mancher Rest vergangener Größe und Prachtliebe, von dem man sich zunächst zu sagen gedrungen fühlen müßte: Wie viel Anstrengung, Sklaverei und bitteres Elend hat doch die Herstellung dieser Pracht erfordert, diese Ueppig-

keit, die da jetzt verfallen, mit Moder und Staub bedeckt, begraben und vergessen liegt —! Hunderttausende wurden auf diese Schlösser, diese künstlichen Wasserfälle, diese geschnittenen Alleen, Boskets, Statuen und Pavillons verwendet — „Unterthanen" wurden als „Futter für Pulver" „seelenweise" nach England, Holland, Amerika verkauft — aus „Blut und Thränen" erbauten sich diese deutschen Fürstensitze, die jetzt von ihren alten Bewohnern verlassen stehen und selbst von den neuen Herren, die allmälig die kleinen Fürsten- und Bischofsländer aufgezehrt haben, nicht mehr beachtet werden! In unserem Vaterlande kann man Dutzende solcher verfallenen Schlösser zählen, die einst dem Unterbringen einer Geliebten des regierenden Fürsten oder seiner Jagdlaune, dem Ausruhen von den Anstrengungen einer Vogelbeize oder einer Sauhatze gedient haben.

Die Klöster will man zuweilen als die Sitze einer zur Schau und zur Nachahmung hingestellten entsagenden religiösen Stimmung, die in dem Gewirr der nach weltlichen Genüssen jagenden Alltäglichkeit immerdar das Wesen einer nur auf Gott bezogenen Kontemplation zu vergegenwärtigen und daran die Erinnerung wachzuhalten hätten, vertheidigen und sie gleichsam als die Depots oder die Kadres einer Streitbarkeit betrachten,

die den Charakter des christlichen Lebens überhaupt gegen die Genüsse der Welt bilden sollte. Mehr anzuerkennen ist die Behauptung, daß der Luxus und der Sinn für Pracht, diese Folge der ungleich vertheilten Reichthümer, ja des Despotismus, manche segensreiche Wirkung für die Kulturhöhe eines Volkes mit sich gebracht hat. Würde nur immer Dasjenige erzeugt werden, was Jeder als Nothwendigkeit braucht, so träte ja auch bald eine Nivellirung in's Gewöhnliche ein, die für die Begriffe des Schönen oder gar des Erhabenen die Beispielsammlung immer geringfügiger machen würde. Eine Welt, die sich nur unter den Bedingungen der Nützlichkeit ihrer Schöpfungen auferbaute, würde die Herzen bald ernüchtern, bald zusammenschrumpfen lassen, wo wir doch für so viele Lagen des Lebens groß fühlen, groß denken sollen und müssen! Um dann Letzteres auch zu können, müssen wir eben die Mittel besitzen, die Erde zuweilen zu behandeln, als wäre sie zum Wohnsitz nur von Göttern bestimmt, von Genien, die über die gemeinen Bedingungen des Lebens wie beflügelt dahinschweben.

Auch Schloß Lieberode ist ein solcher Rest aus dem üppigen Leben einer erloschenen Dynastie. Der jetzt hier herrschende Monarch besitzt nicht Tage genug im Jahre, um deren auch nur drei auf jedem der ihm angehörigen

fürſtlich gedachten und angelegten Aufenthaltsorte in ſeinen Staaten zuzubringen. Aber doch erfreut ſich ein ganzer Diſtrikt von vielen Quadratmeilen an dem ſtattlichen Zopfzeitreſte und ſeinen parkartigen Umgebungen und preist die Beamten glücklich, die hier nacheinander ihre Behauſung haben nehmen können, nachdem für einen ganzen Regierungskreis hierher die Domanialverwaltung vieler Forſten, Seen, Torfmoore, Felder, Steinbrüche gelegt wurde. Das Hauptgebäude, deſſen Grundriß faſt den Conturen eines Ohres ähnelte, hatte einen Ueberfluß von ſogenannten Ochſenaugen, jenen kleinen runden Fenſtern, die auf niedrige Zimmer des zweiten Stockwerks ſchließen laſſen. Aber der erſte Stock iſt ſtattlich und ſtolz gedacht und bietet die bequemſten Räumlichkeiten mit langen Korridoren, Sälen, in denen die Sechzehnender und die Sauen, die von früheren Sereniſſimis erlegt wurden, die Ehre der Abkonterfeiung durch die Hand des Hofmalers genoſſen hatten. Im nächſten Umkreiſe zeigte Alles die franzöſiſche Parkanlage, geſtutzte Hecken, bedeckte Laubengänge, Fernſichten, durch's grüne Holz gehauen, und wohl gar, man konnte darüber zweifelhaft bleiben, mit einer landſchaftlich bemalten Wand perſpektiviſch verlängert. Die allzu naſenlos gewordene Götterwelt aus Sandſtein war entweder ganz entfernt worden oder zu minderer Störung

unter die dichteren Baumgruppen placirt. Ein nahegelegenes Dorf hatte ſchon Manches davon ganz oder in Stücken als Schmuck in die Wirthsgärten aufgenommen, die von den Schwanheimern, einem luſtigen Fabrikvölkchen, Sonntags zahlreich beſucht wurden.

Die Lage des Schloſſes erlaubte einen außerordentlich wohlthuenden Rundblick über Wald und Ebene. Zur Linken fielen jene Schattirungen, die der Wald im Spätſommer annimmt, zunächſt die Ränder dichter Forſten auf; zur Rechten öffnete ſich der Wald mit allerlei Baumwuchs, der bereits dicht an die nächſte Einfriedigung des Schloſſes grenzte; von hier aus konnte man erblicken und erkennen, was ſich auf dem Dorfe und den Wieſen und den Feldern begab bis weit nach Schwanheim hin und darüber hinaus, wenn ſich das Auge einer beſondern Schärfe erfreute.

Des letztern Vorzugs erfreute ſich allerdings derjenige Herr am allerwenigſten, der ſoeben das Schlößchen allarmirte durch die Nachricht, er hätte zwei Reiter bemerkt, die aus den Wäldern jenſeits eines Baches, der als ‚Erlenbach‘ bezeichnet wurde, herübergeſprengt wären und etwas von der Manier einiger noch nicht unterzubringenden Bekannten gehabt hätten. Doch trat für die Kurzſichtigkeit ſeiner Augen ergänzend die Kunſt des Glasſchleifers ein. Die goldene Brille,

die immer von ihm getragen wurde, verstärkte sich jetzt sogar noch durch ein vorgehaltenes Perspektiv.

Der Kameraldirektor von Specht war es selbst, der einer Magd, die für die noch nicht zurückgekehrte Rieke fungirte, Eile anbefahl beim Abräumen eines großen, vor'm Hause stehenden Tisches, wo man mit ländlicher Umständlichkeit Kaffee getrunken hatte. Herr von Specht trug sich grün, ohne jedoch selbst je mit der edlen Jägerei anders als durch die Schreibfeder in Verbindung gestanden zu haben. Sein Haar war eine wohlfrisirte jugendliche Perrücke, Wuchs und Haltung hatten etwas Elastisches. Die Augen konnte man in ihrem Ausdruck nicht erkennen, da sie unter den Brillengläsern verborgen blieben. Aber um den Mund schien ein sarkastisches Lächeln stereotyp geworden. Gegen die Starkwilligkeit seiner weiblichen Umgebung war, wie man bald ersehen wird, die Ironie seine einzige Waffe geworden.

„Lene! Lene!" rief er zum Fenster hinauf und verbesserte sich sogleich: „Helene!" Denn ein „Lude!" als Antwort von oben herabgesprochen am offenen Fenster und weit über einen der schattigen Lindenbäume, die den Aufgang zum Schlosse an dieser Gartenseite schmückten, hinaus erschallend, verleugnete nicht die Absicht, seinen Anruf als einen zu familiären ihm zurückzugeben Als Herr von Specht „Helene!" gerufen hatte, ant-

wortete ihm von oben ein holdes, ſüßes, fragendes: „Lieber Louis?“

Frau von Specht war es jedoch nicht, die jetzt zum Fenſter hinausſah, ſondern ihre Schwägerin, Fräulein Toska. Es war dies eine Dame, die zum Heer jener erbitterten Amazonen gehörte, das ſich in Folge der betrübenden Konſequenzen des modernen Lebens immer ſtärker und ſtärker und in ſeinen ſozialen Anſprüchen beinahe gefahrvoll rekrutirt. Toska näherte ſich ihrem vierzigſten Jahre und konnte noch immer nicht begreifen, daß es die höchſte Zeit war, ſich in's Loos der Entſagung zu finden. Was die Verjüngungskunſt der Toilette, die Mode, die kosmetiſche Chemie, der Zeitgeiſt nur aufbrachten, um die Wirkungen des ‚Zahns der Zeit‘ zu bekämpfen, eignete ſich Toska von Specht an und verbannte dagegen aus ihrer Nähe Alles, was ein Benagtwerden von dieſem böſen, biſſigen Zahn irgend hätte verrathen können. Dunklen Kleidermuſtern, Ideen und Grundſätzen gereifterer Weisheit ſchlug ſie bis jetzt noch ein Schnippchen. Wer ihr etwa mit der Zumuthung gekommen wäre, ſich jetzt ſchon an den oben angedeuteten Fragen der Frauenemanzipation, an den Vereinen für allerhand ſoziale, die „Stellung der Frauen“ hebende Zwecke zu betheiligen, hätte ſie beleidigt, da ſie den Augenblick noch keineswegs für ge-

kommen erklärte, wo Frauen in solchen Unternehmungen einen Ersatz finden für Hoffnungen, deren Erfüllung Toska noch nicht darangegeben hatte. Vor dem Grauwerden war ihr Haar insofern gesichert, als es schon von Natur ein Blond der Färbung trug, das dem Grau verkohlter Asche ähnlich sah. Sie besaß ihr Cendré noch in solcher Fülle, daß sie sogar wagen konnte, es gelockt dahinfluten zu lassen.

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn —!“ parodirte ihr Bruder und deutete damit auf eben diese Locken, die fast allein von Toska, als sie rasch den Kopf zum Fenster hinausgesteckt hatte, (sie war bedacht, ihre im Umkleiden begriffene Toilette nicht bloßzustellen), sichtbar wurden. Es hatte plötzlich geheißen, zwei Reiter kämen aus dem Walde, sprengten auf's Schloß zu und ein Diener des Hauses wollte schon den Einen als Herrn von Stürmer erkannt haben. Wegen des Grafen Salvius war der Besuch eines Mannes, mit dem man so gut wie auf dem Kriegsfuß stand, nicht grade unmöglich. Auf jeden Fall that man gut, neue Toilette zu machen, das Haar zu ordnen, frisch wieder die Haut zu kreiden. So war Alles auseinandergestoben. Jetzt versicherte Herr von Specht seine beiden Damen, die ihre Ankleidezimmer gerade über dem gemüthlichen Nachmittagskaffeesitz unter den Linden

hatten, die beiden Reiter wären ohne Zweifel die neudecker Offiziere. Im Dorfe unten hätten sie ihre Rosse geschwenkt, geradezu zum Wirthshause hin, so daß sie vielleicht zu Fuß heraufkommen würden. Auf das erstaunte „Zu uns?“ seiner Gemahlin und auf ein: „Nach allem Vorgefallenen doch unmöglich!“ seitens der Schwester, trällerte sich Herr von Specht durch eine Offenbach'sche Reminiscenz (er setzte diesen Komponisten für einen an den Aktentisch geschmiedeten und zuweilen der Erholung bedürftigen Büreaukraten weit über Gluck und Beethoven) Muth zu, gedachte für den dem Nachbar abchikanirten Wald an seine Staatsdienerpflichten und äußerte laut:

„Wir leben ja im Zeitalter des Unerhörten! Feindschaften gibt es keine mehr! Heute lästert man sich in Noten und halboffiziellen Artikeln und morgen schließt man Allianzen mit Kuß und Umarmung. — Nicht wahr, sind diese Bilder von gewissen Monarchen in der Illustrirten Zeitung nicht die köstlichsten Kommentare zum Charakter unserer Zeit — ?“

Diese letztere Frage war an einen rasch daher trippelnden Herrn gerichtet, der eine Dame begleitete, mit welcher sein Fuß kaum gleichen Schritt halten konnte. Letztere trug in höchst einfacher Toilette ein blaues Musselinkleid und einen einfachen ländlichen runden

bedauere, jetzt kein anderes zu Hause zu haben. Gelinde war auch so gutmüthig, den Spott nicht zu verstehen, und seufzte tief für sich: „Wie gut er ist, selbst den Armen predigt er sein liebes, goldnes, herziges Evangelium!“

Der Hauswirth, unsrer armen Ritter längst überdrüssig hatte schon oft geschworen, sie bis zu einem bestimmten Termin, wo er bezahlt sein wollte, vor die Thüre zu setzen. Nur die mehrfach wiederholten Besuche des jungen Herrn von Lixmann, die ihm einige Achtung vor seinen jungen Miethsleuten einflößten, hatten ihn bewogen, den Termin auf eine fernere Zeit hinauszuschieben. Nun aber auch diese aufhörten, hatten sie nur noch zwei Tage Zeit, über ein Rettungsmittel nachzudenken, und, um die Leser nicht zu ängstigen, wollen wir nur gleich sagen, daß auch Schlachtenmaler eines gefunden hatte.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Schlachtenmaler noch immer die Akademie besuchte und an Professor Silberschlag, der aber leider zu arm war, Silber schlagen zu lassen, einen edelmüthigen Freund besaß. Der Galerie-Inspector verfolgte ihn allerdings mit Ingrimm. Weckenziel beschuldigte ihn, daß er im Winter bloß in die Akademie käme, um sich zu wärmen, und im Sommer, um sich abzukühlen. Er hatte ihn stark im Verdacht, daß er wohl gar im Winter unter dem Mantel Holz forttrüge, um sich's auch zu Hause warm zu machen, eine Vermuthung, die ihm bei jedem Akademiker mehr als gewiß schien und ihn längst auf die Idee gebracht hatte, die Mäntel an der Thür abfordern und beim Herausgehen wieder ausliefern zu lassen, was jedoch keinen Beifall fand, da die jungen Künstler behaupteten, die großen Säle heizten sich nicht gut und ohne Mäntel könnten

Strohhut. Es war Natalie von Stein in Begleitung des Grafen Salvius, der sie zu beruhigen suchte.

„Sie meinen jene Fürstenkongresse —“ fiel der gewiegte Diplomat schnell sich fassend und in dem Bestreben, die über die Nähe des Lieutenants von Helling und wohl gar dessen Hierherkunft ausgebrochene Erschütterung seiner Begleiterin unbemerkt zu machen — „Sie meinen eine Begegnung der hohen Häupter, die auf dem einen Bilde der Illustrirten sich in den Armen liegen und küssen und einen Jahrgang später auf einem andern Blatte Jeder an der Spitze seiner Armee abgebildet steht, um sich einander in ihre Länder zu fallen —?“

„Oder auch umgekehrt —!“ fiel Herr von Specht mit Bezüglichkeit ein und setzte unausgesetzt ein Perspektiv an die goldenen Brillengläser. Es schien ihm festzustehen, daß er selbst eine Szene der höchsten Weltroutine und einer sonst nur bei Monarchen, Ministern, die eben ihre Personen dem Begriff, den sie ausdrücken, zum Opfer zu bringen haben, vorkommenden Verstellungskunst würde aufführen müssen.

„Unmöglich kann ich bleiben!“ hauchte außer sich Natalie, sah sich um und fragte: „Wo ist Amanda —?“

Ihr Ton deutete an, daß auch diese, überrascht von dem in Aussicht gestellten möglichen Besuch, entflohen war und in diesem Augenblick ebenfalls schwerlich wußte,

wie sie sich sammeln, wie sie sich verhalten sollte beim Wiedersehen des Mannes, der ihr einen so unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hatte, einen Eindruck, den hier die unausgesetzten Anklagen aus verdächtigem, verleumdungssüchtigem Munde im Gegentheil noch gesteigert hatten.

Ihr Oheim, der von einem Verhältnisse seiner Nichte mit einem Lieutenant der Husaren in dem Städtchen, wo Frau von Stein wohnte, nichts gewußt, bemerkte die Aufregung Nataliens und fand den Grund für ihr erstauntes Umsehen in ihrer Verlegenheit, zwei Menschen begegnen zu sollen, über welche hier und soeben erst wieder um diesen Kaffeetisch so viel gespöttelt worden war. „Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf Lieberode sich erstreckt —!“ sagte der Kameraldirektor mit jener witzhaschenden, selbstzufriedenen Niaiserie, die des Mannes ganzes Wesen bezeichnete.

„Allerdings,“ rief Natalie voll Erbitterung, „eben noch häuften Sie und die Tanten Schmach über Schmach auf Ihre Nachbarn und nun —“

„In den Wäldern muß man mit den Wölfen heulen —“

„Ha —!“ unterbrach Natalie den unermüdlichen Bonmotisten — „Sehen Sie da die verwandelten Lämmer!“

Sie zeigte auf ihre beiden Tanten, die in ihren überladenen Toiletten aus dem Schlosse kamen. Sie gestand dem Grafen, der sie unausgesetzt am Aermel zupfte, daß sie nur vor Zorn so zitterte — und fügte leise hinzu, was in ihr jetzt Schmerz und zugleich wieder Seligkeit wäre, das würde ihr schon die von ihm gewünschte äußere Ruhe geben.

Die beiden aus dem Schlosse zurückgekehrten Damen thaten, als wenn sich an ihrer Toilette nichts geändert hätte, und luden zum ruhigen Wiedereinnehmen der plötzlich verlassenen Sitze ein. Sogar ihre Kleider hatten sie in aller Schnelligkeit gewechselt. Frau von Specht forderte sogar den Spott ihres Gatten heraus, der die Dreistigkeit wagte, zu behaupten, grün im Grünen sich zu kleiden, hieße sich wie die Raupen und die grünen „Schillebolde" im Allgemeinen verlieren; man könnte da leicht mit einer Birke oder mit einem abgeblühten Hollunderbusch verwechselt werden. Daraufhin trügen sich auch die Jäger grün. Sie sollten eben das Wild betrügen. Seine Gemahlin trug in der That ein meergrünes Barégekleid mit schwarzen Spitzen. Im Haar und auf der Brust prangten hochrothe Schleifen. Die aschblonde Toska ging weiß — „Erst Tur," sagte ihr boshafter Bruder, „und jetzt völlig Roll." Er meinte damit den Stoff, der bei Toska mit rosenrothen Bändern

verziert war. Ein Schäferhütchen mit Rosen sollte der sich jugendlich geberdenden Chloë arkadisch stehen. Auf die Bemerkung des Grafen, er erstaunte über die so schnell veränderten Toiletten, gab Toska naserümpfend die Antwort: Eigentlich sollte man sich ganz zurückgezogen haben, wenn in der That die beiden Husaren wagen sollten, zu ihnen zu kommen.

„Die Welt der Rücksichten und des gesellschaftlichen Zwanges bürdet uns ja nur zu oft Rollen auf, für welche uns die Mittel des angeborenen Naturells fehlen —" entgegnete der Graf ironisch und zum Bleiben nöthigend.

„Ja, ja," fiel Natalie mit einer Bitterkeit ein, zu deren Motiven sich jetzt sogar, da sie die Gefallsucht der beiden Frauen bemerkte, die Eifersucht gesellte, „ja, ja, Rollen, Rollen! Toska war weise. Sie sollte immer die Liebhaberinnenrollen von sechzehn Jahren spielen und lehnte diese denn doch vernünftigerweise ab —"

Damit entschlüpfte sie und hinterließ einen förmlichen Aufruhr über ihre „Bosheit", wie die Tante sagte. Der Graf beeilte sich, Andeutungen zu geben, daß der Entflohenen, wie er zu seinem Erstaunen erfahren, Lieutenant von Helling näher gestanden hätte, und während noch die Frauen „starr vor Befremden" erklärten, „nun begreifen zu können," warum Natalie seit dem ersten

Tage ihres Beſuchs gegen früher gar nicht mehr wieder zu erkennen geweſen (ſie waren ſchon längſt einem „gewiſſen Intereſſe“ beider Frauen, der Richte und der Frau von Thurnegg, an den Neudeckern auf der Spur), fiel wie eine Bombe in die Gruppe die Verſicherung des Kameraldirektors, er ſähe den Rittmeiſter und ſeinen Lieutenant als Infanteriſten und im Sturmſchritt durch die Felder herüberkommen.

Alles platzte auseinander. Den Grafen verlangte es nach Timpen und vorzugsweiſe nach Frau von Thurnegg. Er rieth zur Annahme des Scheins einer abſoluten Gleichgültigkeit. „Wir promeniren im Park, ſchlendern ſorglos, ſtutzen befremdet, wenn die Herren eintreten, und erledigen ihren Beſuch oder was ſie wünſchen, immer im Gehen. Wenn Sie dann, beſter Kameraldirektor, noch eine Cigarre dazu rauchen wollten und ſo recht die Wolken in die Luft paſſten —“

„Er raucht nicht —“ ſagten Gattin und Schweſter mit befehlshaberiſcher Beſtimmtheit zu gleicher Zeit.

„Ein Forſtmann, der nicht raucht —!“ unterbrach der Graf, links und rechts ſeinen Arm mit jugendlicher Galanterie darbietend. „Das iſt auch modern! Aber ſchade, ſchade! In der Diplomatie ſpielt die Cigarre eine große Rolle. Die dampfende Cigarre in der Hand behalten, wenn man einen Beſuch der Etikette empfängt

— was kann das anders heißen, als — Zweierlei. Unter Umſtänden kann es ein Beweis der größten Kordialität, aber auch ebenſo ein Beweis vom abſoluten Gegentheil ſein. Die Rolle, die vor'm Ausbruch des letzten orientaliſchen Krieges ein nicht ausgezogener Paletot im Serail der hohen Pforte ſpielte, kennt die Geſchichte. Aber auch, wenn ſich zwei Diplomaten, deren Kabinette geſpannt ſind, Viſiten machen, ohne im Vorzimmer die Cigarre abgelegt zu haben, kann es, ich verſichere Sie, bedeuten, einmal: Entente cordiale. Raucht aber zweitens Der, der den Beſuch empfängt, an einer Cigarre, die er eben zu vertilgen im Begriff war, fort, ohne ſich dazu die Erlaubniß erbeten zu haben, oder wohl gar Der, der den Beſuch macht, ohne ſich zu entſchuldigen, ſo ſieht es ſchlimm aus und am folgenden Tage kann in allen Journalen zu leſen ſein: ‚Ein Krieg ſteht vor den Thoren! Wir befinden uns am Vorabend großer Ereigniſſe!'"

Die Gewiſſensſcheuen hatten die gleiche Empfindung, als ſie nach einer den Ankommenden entgegengeſetzten Richtung hin raſch unter den Bäumen entſchlüpften. Wenigſtens ſuchten ſie Natalien und Amanden wieder auf, um ſich einigermaßen moraliſch zu verſtärken.

Frau von Thurnegg — ihre Erſcheinung, in einem weißen Piquékleide mit breiter, blauer Schärpe, wurde

ebenſo durch ihre ſchlanke Geſtalt gehoben, wie durch das dunkler als bei Natalien gefärbte und in Folge ihres unbedeckten, freien, dunklen Haares vollends brünette Antlitz — hatte über die Spottſucht der Familie, die ſie überredet hatte, von Schwanheim, wo ſie abgeſtiegen, herüberzuziehen in die übergeräumige Wohnlichkeit des Schloſſes nicht ganz die gleichen Empfindungen wie Natalie. Denn ſie hielt ſich vor ihnen zurückgezogener, einſamer und genoß den bezaubernden Waldfrieden dieſes ſchönen Landſitzes wie die balſamiſche Luftſtrömung nach einem Gewitterregen. Der Graf, Timpe, der treue Freund, Natalie ſchonten ſie. Schon da ſpotteten dieſe ihrer nicht, als ſie vor acht Tagen jenen plötzlichen Entſchluß, ihnen nachzureiſen, gefaßt und kurz vor Schwanheim die Freunde eingeholt hatte im tiefſten Dunkel der Nacht. Ihre Ausrede, die plötzliche Einſamkeit auf Schloß Thurnegg wäre ihr zu ſchwer auf's Herz gefallen, hatte man für vollkommen begründet gelten laſſen. An den Geſtändniſſen, die Natalie dem Grafen und dem gutmüthigen, auf der Reiſe ſich in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit entwickelnden Timpe gab, erkannte ſich ja die leichte Verletzbarkeit des verwundeten Herzens. Der Ueberſchwang der Empfindung, der Drang, erſt ernſtlich prüfen zu wollen, was ſich mit unwiderſtehlichem Reiz dem Herzen ein-

geschmeichelt, hatte sich in Amanda's Entschluß, den Grafen und die Freundin in Männertracht zu begleiten, zu mächtig offenbart. Jetzt war eine Abspannung eingetreten, die an Melancholie grenzte und auch jedenfalls körperliche Erschöpfung war. Man hatte die Specht'sche Familie, die sich gegen die reiche Frau auf das Zuvorkommendste, ja schmeichlerisch unterwürfig erwies, gebeten, die Wittwe, die so Trauriges erlebt hatte, wie eine Kranke aufzufassen und sie demgemäß zu behandeln. Nie drängte man in diesen Besuch, am gemeinschaftlichen Mahle theilzunehmen oder die Ausflüge dahin und dorthin mitzumachen. Der Graf und vor Allem Timpe standen vor ihr wie zwei Wächter, die alle rauhe Berührung mit den ihr etwa unangenehmen Erscheinungen des wirklichen Lebens zurückhielten.

Mit Gelassenheit horchte Frau von Thurnegg auf die Charakteristik, die hier im täglichen Verkehr über die Nachbarschaften gegeben wurde. Sie lächelte, wenn sich Natalie ereiferte und schon um deßwillen jeden Angegriffenen vertheidigte, weil auf diese Art ihre Parteinahme für Hans von Helling nicht zu sehr auffiel. Ganz blieben auch die Geheimnisse nicht ungelüftet. Toska von Specht, ihrem Bruder, dem Kameraldirektor, geistesverwandt an selbstgefälligem, ungezügeltem Urtheil, hatte einen gewissen Antheil schon

geahnt, den wenigſtens Natalie an dem Gefährten des Rittmeiſters nahm, und war im vollen Zuge, durch Korreſpondenz, Anfragen, dahin und dorthin gerichtet, den Herzenshiſtorien ihrer Nichte näher zu kommen. Sie ſelbſt hätte von ihrem eigenen Innern eine kapitelreiche Biographie geben können. Bald erkannten Natalie und Amanda, daß der größte Theil der Gehäſſigkeiten, die hier auf Schloß Lieberode über Schloß Neudeck im Umlauf waren, ihre Erklärung in den betrogenen Hoffnungen eitler Frauen fanden. Bei Alledem war das Schweigen, das der Graf und Timpe den Läſterungen entgegenſtellten, für die in tiefe Beſchämung verſunkene Amanda bezeichnend genug.

Die Abſicht, weßhalb Stürmer den Beſuch in Lieberode machte, war leicht zu deuten. Es war eine dem Grafen zuvorkommende Begrüßung deſſelben. Wußten die beiden Freunde etwas von den Damen, in deren Begleitung Dieſer gekommen war? Schon dieſe Frage allein verſetzte die Freundinnen in eine Spannung, die ſich mit Lebhaftigkeit äußern durfte, ohne ihnen den Schein der noch nicht überwundenen, noch nicht aus dem Herzen verbannten Neigung zu geben. Die junge Wittwe hatte ſich auf den erſtaunten Ruf des Kameraldirektors: „Wir bekommen Beſuch! Von den Neudeckern!“

ſofort zurückgezogen, Natalie ſich unter den Schutz des Grafen geflüchtet. Jetzt waren Beide vereinigt und warfen ſpähende Blicke in die Ferne.

Sie entdeckten nichts.

„Wie mir mein Herz ſchlägt!“ begann Natalie, legte ihren Arm um die Schulter der Freundin und verſuchte zu ſcherzen: „Aber auch das Deinige ſcheint nicht im gewohnten Takte geblieben!“ Nach einer Weile erneuerten Umſpähens fügte ſie hinzu: „Bei alledem habe ich Mitleiden mit ihm —“

„Mitleiden? Mit Deinem Herzen meinſt Du —?“ fragte Amanda neckend. Sie wußte, daß Natalie nur Hans von Helling meinte.

„Wie wird er erſchrecken —“ fuhr dieſe, unbekümmert um das Mißverſtändniß und es kaum bemerkend, fort, „mich hier wiederzufinden! Denn ich glaube nicht, daß er etwas von meiner Anweſenheit weiß. Selbſt meine Verwandtſchaft mit den Spechts wird ihn überraſchen. Wenn er mich ſieht, wird er glauben, in die Erde ſinken zu müſſen —“

„Der Arme —!“ ergänzte Amanda, ſetzte aber, den Schein des Spottes, der in ihrem Ton lag, verbeſſernd, hinzu: „Dieſe Regung macht Deinem Herzen Ehre! Und zur Belohnung dafür will ich Dir ebenfalls ein Geſtändniß machen, Natalie. Setze Dich —!“

sie in ihnen nicht warm werden. Damit die jungen Akademiker das Licht, welches sie bei langen Abenden bekamen, nicht zur Hälfte mitnähmen, so pflegte Weckenesel sie unten, wo sie hätten abgeschnitten werden können, bunt zu bemalen. Als nun ein fremder Herr eines Tages die Galerie besuchte und Weckenesel ihm ganz zuletzt schon den vermuthlichen Raphael gezeigt hatte, trat Schlachtenmaler mit einem jener bunten Lichter herein und zeigte dem Fremden zu allgemeinem Ergötzen (Silberschlags und der andern in der Galerie beschäftigten Sleven) die Fortschritte in der Talgmalerei, welche die Kunst dem Herrn Galerie-Inspector verdanke. Durch solche und ähnliche Vorfälle hatte sich Schlachtenmaler Weckenesel verleidet; aber die dritte Person der Akademie, der Anatom Sägenreißer, liebte ihn, und hier ist es, wo Schlachtenmaler Hülfe fand, auf eine Art freilich, die schauderhaft ist, da unser junger Freund viel zu stolz war, etwas geschenkt zu nehmen.

Bei einer allein auf das Praktische gerichteten Kunstakademie konnte Sägenreißers Wirksamkeit nicht groß in der Lehre über Muskelbau und Knochenwesen bestehen. Die jungen Akademiker benutzten seine Anstellung weit mehr, um sich unentgeltlich die Zähne ausreißen zu lassen, als von ihm zu lernen, wodurch Zähne eigentlich hohl werden. Nur bei dem Zweige der Akademie, welcher der Tapetenmalerei und Musterzeichnung (namentlich für Kattundrucker) gewidmet war, nützte sein Vortrag in allen jenen Beziehungen, die man versteht, wenn man Leonardo de Vinci's und Hogarths Vorliebe für die menschlichen Knochen kennt. Beide Künstler haben ja in ihren theoretischen Werken darauf aufmerksam gemacht, daß die schönsten Arabesken zu Gemälderahmen und

Natalie hörte nichts. Sie ging nur unruhig auf und ab.

„Nun," wallte die Freundin auf, „Du gehst ja hin und her wie in der Menagerie der Tiger, der das Kommen seines Wärters wittert —"

Natalie überlegte erst, was sie eben aus dem Munde der Freundin gehört hatte, fand sich allmälig zurecht und setzte sich mit den Worten: „Die Rolle des Tigers überließest Du ja neulich den Männern —" Amanda zur Seite, die sie niedergezogen hatte unter ein Bosket von wildem Wachholder, das mit seinem tiefdunklen Grün gegen die schon herbstliche Färbung mancher Partieen des entfernteren und näheren Baumwuchses malerisch abstach. Eben vergoldete die Sonne eine Gruppe von Ahornbäumen, deren Blätter schon zu einem lichten Gelb erblaßt waren. An den schlanken Pappeln hatte das Laub die Färbung wieder angenommen, die ihm im ersten keimenden Drängen des Lenzes eigen gewesen. In den Obstbaumgruppen, die in der Mitte von grünen Rasenplätzen standen, schimmerten liebliche Farbenspiele von Grün, Roth, Gold. Feuerroth schimmerten Gehänge von wildem Wein, die einen Gang zu den anmuthig versteckten Wirthschaftsgebäuden schmückten. Trotz dieses herbstlichen Charakters der Natur brannte noch die Sonne wie im Sommer.

„Ruhig Blut —!“ ſagte Amanda, räuſperte ſich und flüſterte der Freundin in's Ohr: „Haſt Du je Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde geleſen —?“

„Himmel, Amanda! Jetzt Literaturgeſchichte? Du willſt mich außer mir bringen —“ erwiederte Natalie mit halb natürlichem, halb künſtlichem Erſtaunen und wollte ſich losreißen.

„Abkühlung für unſere Aufregung —“ ſagte die junge Frau, drückte krampfhaft Natalien die Hand und gab für ihre ſonderbare Frage die Erklärung, daß Bettina den großen Dichter ſchon als kleines Kind in Frankfurt gerade deßhalb zu lieben angefangen hätte, weil den von Frankfurts Bürgerſinn abtrünnig gewordenen weimar'ſchen Geheimrath Alles getadelt hätte. Die Anwendung lag nahe.

Aber Natalie war in ihren eigenen Lebensroman ſo vertieft, daß ſie für ihre Erregung nur Linderung in den heftigſten Anklagen der Tanten fand. Noch nie hatte ſie ihrem Gefühl ſo den Zügel ſchießen laſſen, wie jetzt. Ja ſie ging ſo weit, Toska's Koketterie und Sucht, einen Mann zu erobern, dahin anzuklagen, daß ſie ſagte, ſie würfe ſogar die „Netze ihrer langen Locken“ nach dem Grafen — „und wenn alle Stränge reißen“ ſogar nach Timpen aus. Amanda lachte darüber, aber bald beſann ſie ſich. In der That war durch das

Mitnehmen ihres eigenen Dieners und das Nachkommenlaſſen eines andern, der den Grafen auf ſeinen Reiſen zu begleiten pflegte, Timpe ganz in die Stellung eines väterlichen Freundes und Vertrauten der Baronin gerückt und blieb darin erhalten durch die Vertraulichkeit, deren ihn, zuweilen ſogar in auffallender, ſelbſt geheimnißvoll thuender Weiſe, der Graf würdigte.

Die Erwartung, aus dieſem Tête-à-Tête einer ſcheinbaren Gleichgültigkeit ſofort aufgeſtört zu werden, konnte nicht anders als zutreffen. Die Frauen hörten ſprechen, vernahmen Fußtritte, hinter ihnen rauſchte es in den Zweigen. Von einer Seite her, wo ſich's am wenigſten hatte erwarten laſſen, vernahmen ſie, kräftig geſprochen, mit klopfendem Herzen die Worte:

„Man muß in allen Lagen dem Feinde zuvorzukommen ſuchen —"

„Und Jeden wo möglich einzeln ſchlagen —"

„Laß ſie nur am Parkthor auf uns warten —"

„Und überlegen, ob ſie uns mit dem Grafen iſoliren ſollen —"

In demſelben Augenblick war aber auch die Wiederbegegnung und Erkennung vollzogen. Die Damen hatten ſich raſch vor den aus dem Gebüſch tretenden Männergeſtalten entfernen wollen. Helling aber erkannte Natalien, der ſchlanke Stürmer die junge Wittwe vom

Kurſaal in Kiſſingen. Jener ſchloß ſich ſofort der Davoneilenden mit dem Ausdruck einer wie vom Blitz aus heiterem Himmel hervorgebrachten Betäubung an. Auch dieſer wollte der ebenfalls mehr förmlich entfliehenden, als ſich zurückziehenden Frau von Thurnegg folgen, wurde jetzt aber gekreuzt vom Grafen, der ſich von den in gemachter Ruhe dahergeſchlendert kommenden Uebrigen abgelöst hatte und mit ausgeſtreckten Händen auf den Rittmeiſter zueilte, um in ihm den Sohn ſeines verſtorbenen, wie er ſagte, beſten Freundes auf Erden zu begrüßen.

Der Rittmeiſter, im leichten Ueberrock mit rundem Hut, mit Sporen an den Stiefeln, ſtand noch wie beſinnungslos. Auf den Schwall von Worten, der ihn aus dem Munde anfangs des Grafen, dann des Kameraldirektors und der Damen des Schloſſes umſchwirrte, wußte er nichts zu erwiedern als ein tonloſes:

„War denn das nicht —?“

„Allerdings eine Frau von Thurnegg —! Kennen Sie die Dame —?“ hieß es von allen Seiten. Die Beſtätigung der andern Ahnung, daß Herr von Helling die Nichte des Hauſes kannte, fand den allerlebhafteſten Ausdruck. Die Peinlichkeit der erſten Begrüßung nach einer längeren Entfremdung, ja nach einem förmlichen Prozeß, der dem Rittmeiſter einen koſtbaren Waldſtrich

gekoſtet hatte, verlor ſich darüber und die Bonhommie des Grafen räumte jeden noch übrigen Stein des Anſtoßes ſchnell aus dem Wege. Nach den Maximen des alten Diplomaten war man ein Stümper im Lebensumgang, wenn man nicht ſofort einen Konverſationsſtoff zur Hand hat, und ſollte man thun, als wenn eine ebengeleſene Zeitungsnotiz von einer in Schottland verſchütteten Kohlengrube oder von einem beraubten Poſtwagen in Ungarn das wichtigſte Ereigniß des Augenblicks für Europa wäre und alle Welt intereſſirte.

Stürmer ſtrich ſich mechaniſch ſeinen Bart und drehte an den Spitzen deſſelben und blickte bald in die Allee hinüber, wo drei Perſonen, eine junge Dame, die er als „Fräulein von Stein“, wie Helling ausgerufen hatte, nothdürftig in ſeinem Gedächtniß unterbringen konnte, dieſer ſelbſt und jene bezaubernde Erſcheinung, die ihm in Kiſſingen einen ſo empfindlichen Beweis von Gleichgültigkeit gegeben hatte, verſchwunden waren. Ja, er ſah da auch den alten Herrn wieder, deſſen Bekanntſchaft er im Kurſaal gemacht und der ihn damals ermuntert hatte, im Hotel d'Angleterre, wo die ſchwarzgekleidete Dame wohnte, wenigſtens ſeine Karte abzugeben. Es war Timpe, der gerade heute wie damals die Periode ſeiner Stellung als Gentleman hatte,

aber mit einiger Verlegenheit seinen Panamahut lüftete und so lange in der Hand behielt, bis sich der Rittmeister wieder bedeckt hatte. Alles das überschaute Letzterer im Nu, gerieth über das Unerwartetste in nicht geringe Verlegenheit, wußte sich aber doch zu beherrschen. Sein mühsam unterdrückter Ingrimm gegen die Spechts und den Grafen, jetzt auch gegen den Herrn, der ihm ehemals als ein einfacher „Herr Partikulier Timpe" bezeichnet worden war, war zu nachhaltig, zu tief in sein krankes, mit der Welt grollendes Gemüth eingedrungen. Als ihn im zweideutigsten Ton der Kameraldirektor mit den Worten angeredet hatte: „Hier scheinen Rencontres stattzufinden, die nicht bloß für uns allein unglaubwürdig sind —!" antwortete er mit eisiger Kälte und kaum vernehmbar, doch fest und bestimmt:

„In der That, Herr von Specht — hier ist Alles unglaublich wie eine Jagdanekdote Münchhausen's, und doch scheint Alles faktisch und authentisch zu sein —"

„Umarmen wir uns —!" rief der Graf mit einer Kordialität, die zweifelhaft lassen konnte, ob sie natürlich oder gemacht war.

„Von Herzen!" entgegnete Stürmer im vollsten Gegensatz der ihm angetragenen und von ihm acceptirten Herzlichkeit und ging ruhig auf den Grafen zu, um diesem seine Arme einmal auf die rechte, das

andremal auf die linke Schulter zu legen. Er begrüßte ihn als „würdigen alten Freund, Gönner, Vetter, den Talleyrand des Nordens, den Metternich der Gegenwart —“

„Sagen Sie den Oxenſtierna des Augenblicks, cher cousin —“ fiel der Graf mit einer herausfordernden Laune ein. „Denn ich ſtehe vollſtändig ſtüpéfait über Ihren Begleiter, den Herrn von Helling, der vor unſeren ſichtlichen Augen zwei Damen da auf Einmal entführen zu wollen ſcheint —! Ein förmlicher Huſarenüberfall —!“

„Man muß ihnen zu Hülfe kommen —“ meinte Timpe und ſuchte, um ſeiner Verlegenheit zu entgehen, ſchnell das Weite.

Stürmer überſah ſich auf's Neue die Situation. In jedem Worte, das man ihm hier ſprach, glaubte er Fußangeln der Anſpielung zu entdecken. Ein in der Ehre gekränktes Gemüth wittert in jedem Blick der Menſchen Bezüglichkeit. Mit der ſchneidendſten Schärfe des Tons, den er anſchlug, erklärte er zu vermuthen, daß ſein Freund nicht geahnt hätte, hier einer Dame zu begegnen, die, wie ihm ſein Gedächtniß ſagen wollte, ohne Zweifel eine Bekanntſchaft aus des Freundes früherer Garniſon wäre. Frau von Thurnegg, bekannte er von ſich ſelbſt, hätte er in Kiſſingen kennen lernen,

wohin ſie zuweilen von Brückenau herübergekommen wäre. Er wüßte, daß ſie dort auf den Grafen Salvius gewartet hätte, der leider verſpätet gekommen. Auf den Oxenſtierna, den der Diplomat a. D. ſo ſeltſam ſcharf hervorgehoben hatte, ſetzte er die Worte:

„Auch ich bin vollſtändig über alle dieſe Begegnungen wie angedonnert und nenne mich, wenn Excellenz der alte Oxenſtierna ſein wollen, den jungen —! Denn — hm, hm! Sie wiſſen doch —?“ lenkte er ein.

Dieſer kühnen Herausforderung mit einem kitzlichen Gegenſtand folgte wie ein Pelotonfeuer von allen Seiten die Anerkennung des Verſtehens der gemachten Anſpielung. „Wie in Ihrem Ahnenſaal —“ „In Ihrer Familiengallerie —“ „Im weſtphäliſchen Frieden —“ ſcholl es durcheinander.

„Aha! Kanaillen —!“ dachte Stürmer, ſagte dieß natürlich nicht, ſondern ſtand nur eine Weile wie verdutzt. Graf Salvius räusperte ſich.

„Erinnern Sie ſich alſo noch dieſer —“ fuhr der Botſchafter von ehemals mit einem träumeriſchen Aufblick fort und wie mit zarter Schonung der Verlegenheit, in welche der Entäußerer ſeines Eigenthums hätte gerathen müſſen.

Stürmer hielt jedoch ſein Erſtaunen, das er gleich anfangs auf das ironiſche Durcheinander dahin aus-

gesprochen, wie ein Freund seines Vaters voraussetzen könnte, daß ihm so werthe Familienreliquien nicht von bleibendem Werthe hätten sein können, aufrecht. „Ja," fuhr er fort, als man nicht wenig stutzte, „Reliquien, die ich frisch, so museumsmäßig neu habe restauriren lassen, daß sie wie eben erst aus der Palette hervorgesprungen erscheinen! Nein, nein —" brach er ab und weidete sich an den Wirkungen seiner unerwarteten Versicherung — „nein, nein, angedonnert sagte ich nur vor Ueberraschung über die Begegnung mit Frau von Thurnegg. Ihre soeben erst empfangenen drei Briefe bewiesen mir, daß Sie vollkommen au fait sind über —" jetzt flüsterte er dem Lächelnden vertraulich 'in's Ohr — „über gewisse Erfahrungen, die ich allerdings in diesem Jahre in Kissingen gemacht habe —"

„Sie kamen gerade von Homburg," fiel die lauschende Toska mit jener Bosheit ein, die sie, wie die Katze ihre Krallen unter dem Sammet ihrer Pfötchen, so unter einem immer elegisch klingenden, fast leidenden Tone verbergen konnte.

„Von der Spielbank, mein Fräulein!" fiel Stürmer ein. „Hätte ich doch dort eine Ihrer goldenen Locken noch auf den grünen Tisch setzen können, mein Glück wäre gemacht gewesen —!"

„Auf Trente-six —" rief hier ihr eigener indiskreter

Bruder aus und gab damit eine boshaft impertinente Anſpielung — auf Toska's Alter. Nie war dieſer Mann, der ſich in der Reſidenz nur bei Offenbach erholen konnte, im Stande, einen Einfall, der ihm auf der Zunge brannte, zu unterdrücken.

In dem nebenhin mit Wuth geſprochenen Worte der Beleidigten: „Unzeitiger Scherz das!“ lag der Vorbote eines heraufziehenden Gewitters.

„Doch nicht, doch nicht!“ fiel Stürmer, die Malice des Bruders nun erſt recht in's Breite tretend, ein, „ein Spieler von Profeſſion, wofür ich ja bei Ihnen gelte, ſetzt nie auf Nummern! Am wenigſten wäre 36 mein Penchant. Nein, die reiche Frau von Thurnegg, ſagen Sie ihr doch das, mein theuerſter Graf, ſie hätte vollkommen wagen können, meinen Beſuch zu empfangen. Ich hörte, ſie weicht überall den Bewerbungen um ihre Million aus —“

„Doch nicht! Doch nicht!“ berichtigte Graf Salvius. „Dieſe Aermſte der Millionärinnen hatte gerade Nachrichten von ihren Gütern empfangen. Sie wußte wieder einmal ihre Kapitalien nicht unterzubringen und mußte deßhalb ſogleich abreiſen —“

„Bitte, bitte, nehmen wir doch Platz —!“ unterbrach Frau von Specht dieſe Aufklärungen und verrieth, wie feſſelnd für ſie dieſe Enthüllungen waren

Sommoden und Kaminen von den menſchlichen Steißbeinen und Backenknochen hergenommen würden; daß ſelbſt die Form der Peterſilie und Raute, ſo beliebt zu Randverzierungen, übertroffen würde von den ſanften Biegungen und Verſchlingungen der Zwickelbeinchen, der Pflugſchar (Schädelknochen), des Hammers, des Ambos und des Steigbügels (im Ohr) und nun gar erſt, mit Reſpect zu ſagen, des weiblichen Beckens mit den Kuckusbeinchen und Schamknöchelchen. Sägenreißer verbaue in der That die Aeſthetik mit der Anatomie. Er beſtritt es, daß die Muſter zu Möbeln und Kleiderattunen, die Tiſchlerzeichnungen immer und immer nur von der Botanik hergenommen wurden, und brachte es in der That dahin, daß man ſeine Vorſchläge befolgte und ſeinen oſteologiſchen Arabesken künftig den Vorzug gab.

Dennoch war Sägenreißer ſehr unglücklich. Für ſeine Leidenſchaft zur Anatomie war das Land zu moraliſch, waren die Gefängniſſe zu leer, waren auch die Vorſtände der Armenhäuſer und der Spitäler zu religiös, als daß ihm der Stoff zu einem tüchtigen Skelett oft geboten wurde. Die Skelette, welche er beſaß, waren alle nicht echt. Sie waren alle nur aus hundert verſchiedenen Menſchen zuſammengeſetzt und manches werthvolle Stück, das man nicht hatte auftreiben können, war wohl gar darin nur aus Wachs boſſirt. Er hätte ſo gern ein ganzes, ein frei in ſich ſelbſt zuſammenhängendes Individuum beſeſſen; aber, wenn er auch den Kopf erſt hätte darauf ſetzen ſollen, wer wurde denn in Sayn-Sayn hingerichtet? Wer konnte denn jenen Capitalverbrecher im anatomiſchen Kochkeſſel brauchen, der als das Paradepferd der göttlichen Gerechtigkeit, wie wir ſchon wiſſen, immer im Lande herumgeführt wurde, da ihm von den vielen mit Eiſen beſchirrten

über Begegnungen, von denen man sich hier nichts geträumt hatte.

Toska und ihr Bruder, sich noch wechselsweise heimlich anknurrend, wie eine ergrimmte Katze den Hund anknurrt, der ihr zu nahe gekommen und einen Ausweg vertritt, stellten gußeiserne Gartensessel zurecht. Der Graf that auf's Aeußerste beflissen, kokettirte mit einem gewissen Schmollen auf den Rittmeister und rief aus:

„Ja, ja, examiniren wir unsern Europamüden in aller Ruhe! Ist es denn wirklich wahr, cher cousin, Sie wollen Ihren alten ruhmgekrönten Namen im Lande der Yankees begraben —?"

„Begraben —!" parodirte der Hausherr. „O, Amerika ist das Land, wo jedes Talent zu neuem Leben wieder aufersteht —"

„Herr von Helling ist ein so ausgezeichneter Maler —" ergänzte seine Frau, während Toska immer noch an dem Trente-six würgte.

„Das ist er!" sagte der Rittmeister, der sich gesetzt hatte, und hielt seinen Ton der schneidenden Ironie fest. „Und ich für meine Person, ich bewähre mich drüben vielleicht als dramatischer Künstler! Nicht aber als Direktor —" verbesserte er sich; „Sie kennen ja meine Ungeschicklichkeit im Besetzen der Rollen. Doch —"

auch dieſen Stich ließ er erſt nachwirken — „doch ſo weit ſind wir noch nicht, mein würdiger Freund und Gönner! Noch hoffe ich, ſchreiben Sie die ſchönſten Kapitel Ihrer Memoiren, wiſſen Sie, die gepfeffertſten, — die Varnhagen'ſchſten, im Schloß meiner Väter — etwa — ja, ja! — unter — hm — Sie wiſſen doch —?“

„Den bewußten Bildern —?“ fiel man mit Lachen ein und auch Stürmer lachte, daß der Graf förmlich ſtutzig wurde und faſt gekränkt ſchien, gerade als wenn man ſich hier über eine Schwäche ſeines Alters luſtig machen wollte.

„O nein, nein —!“ beruhigte ihn Stürmer. „Wenn Sie wüßten, wie auch ich ſchon anfange, alles Wurmſtichige, die ſogenannte ſchönere Vergangenheit zu lieben! Meine Herren und Damen, wenn Sie mich glücklich machen wollten — ich habe — ich bin — ich — kurz, nächſt dem ſofortigen Begrüßungsbeſuch bei meinem würdigen Gönner und Freunde dort drängte mich hierherzukommen eine große, große Bitte an Sie Alle —“

„An deren Erfüllung Sie hoffentlich jene beiden Damen und den Herrn von Timpe nicht unbetheiligt laſſen, mit denen ich das Glück habe, dieß reizende Lieberode hier kennen zu lernen —“

Der Blick des Grafen war, als er dieſe Wort ſprach,

auf die Ferne gerichtet. Stürmer folgte demſelben und ſah die Genannten wieder näherkommen. Die Sinne ſchwanden ihm. Man ſprach mit ihm. Er hörte nichts.

„Wir haben doch Stühle genug —?“ meinte inzwiſchen die Kameraldirektorin, „Sechs — ſieben —“

„Fängſt Du auch zu zählen an —?“ unterbrach die Schwägerin das Ausſprechen der ominöſen Zahlen auf's Erbittertſte.

„Die böſe Sieben, Schweſter —!“ ſchaltete der Bruder mit Schärfe ein, um einer Szene vorzubeugen. Denn ſeine Frau verſtand keinen Spaß.

„Die böſe Sieben —?“ ſagte nun aber ſeine eigene Frau. „Was ſoll denn das —?“

Jetzt hielt ſich der Büreau- und Forſtmann die Hand vor den Mund. Beinahe hätte ihn ſeine Witzjagd wieder einen Bock gegen ſeine eigene Gemahlin ſchießen laſſen.

Stürmer hörte nicht, was um ihn her geſprochen wurde. Sein Auge verfolgte nur die ſchöne Frau, die da unter den blaßgelben Ahornbäumen daherwandelte, verloren im Geſpräch mit Fräulein von Stein und ſeinem von ihm beneideten Kameraden. Erſt als gelegentlich das Wort: „Hieher, in unſere abgelegene Wälder gekommene Damen“ an ſein Ohr ſchlug, griff er dieſe Wendung in den an ihn ſelbſt gerichteten Er-

klärungen auf und ſagte mit düſtrem Stirnrunzeln, aber ſarkaſtiſch die Mundwinkel zum Lächeln verziehend:

„Ja, allerdings ‚abgelegene‘ Wälder! Abgelegen, Herr von Specht, bis zum völligen Verſchwinden — wenigſtens für mich!“

„Es erben ſich Geſetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort —!“ rief der Kameraldirektor mit dramatiſchem Pathos. Er wollte damit ſeinen rechtlichen Standpunkt und ſeine Amtspflicht definiren.

„Bis der rechte Doktor kommt,“ fuhr Stürmer fort, „in Geſtalt des Obertribunals. O meine alten, hundertjährigen Eichen!“ Jetzt wandte er ſich an den Grafen: „Sie erfuhren gewiß davon, beſter Graf, und vergeben mir eine Anwandlung ſentimentaler Schwäche. In den rauſchenden Wipfeln gewiſſer alter, mir von Herrn von Specht geraubter Rieſen, die ich nicht zu fällen gedachte, wie jetzt der Staat thun wird, hätte ich ſo gern die Trophäen meiner Huſarenlaufbahn aufgehängt! Wie in den Hainen von Dodona wollte ich dort zuweilen den vom Windhauch bewegten Säbel und die Patrontaſche um ihre Anſichten über mein Schickſal befragen! Meinen Kalpak, die Attila, den Dolman wollte ich in die Spalten eines dieſer vom Blitz zerriſſenen tauſendjährigen Stämme legen, wie die alten Deutſchen gethan haben, die das Beſte, was ſie beſaßen, ihren Todten mitzugeben pflegten —“

„Und nun ſollen dieſe Rieſen —“ fiel der Graf ein, „die mächtigen Wandungen eines Auswandererſchiffes bilden, das uns einen ungetreuen Sohn des Vaterlandes entführen wird? Doch genug von dieſem leidigen Thema! Als Diplomat, meine Herren und Damen, rufe ich: Friede, Friede —!“

„Weſtphäliſcher!“ fiel Stürmer ein. „Ja, das eben war meine Bitte —! Wenn wir uns ausſöhnen wollen, nach Prozeſſen, Grenzſtreitigkeiten aller Art — tiefer ging es ja doch wohl nicht — ſo nehmen Sie meine Einladung an zu einem beſcheidenen Mahl auf morgen Abend! Jeder, auch Ihre Gäſte, gnädige Frau, entfalte ſein Couvert unter einem Repräſentanten einer, wenn auch nicht jahrtauſend-, doch zweihundertjährigen Vergangenheit! Sie, mein Fräulein Toska, ſollen unmittelbar unter dem Bilde der Königin Chriſtina, Ihrer Geiſtesverwandten, ſitzen, oder wünſchen Sie lieber unter einem der aufgehängten Staatsbeamten —“

„Wetter! Aufgehängten Staatsbeamten? Sie ſprechen ja förmlich en sansculotte —“ ſuchte, wenn auch mit verdutzten Mienen, der Kameraliſt in der goldenen Brille zu ſcherzen.

„Aber denunziren Sie mich nicht —!“ warf Stürmer bitter genug ein, ging aber gleich auf den vom Grafen und von Frau von Specht kommenden Anfang

eines Satzes „die Bilder waren —“ mit einer Ablehnung des „Waren?“ über. „Waren, Frau von Specht? Die Bilder *ſind*! Sie werden mit Mitleid herunterblicken auf die junge Generation von heute! Gewiß, meine Herrſchaften, wenn die Zeit zu kurz ſein ſollte, um noch nach unſerem gemüthlichen Beiſammenſein nach Lieberode zurückzufahren, ſo bleiben Sie die Nacht über unter meinem Dache! Alle — Alle! Unter meinem — ſage ich. Denn noch gehört es mir! Noch befinden ſich die Gemächer meiner ſeligen Mutter —“

Auf Stürmer's verbindliche Aeußerung und Kopfneigung gegen Frau von Specht erwiederte dieſe mit gleicher Artigkeit —

„Und die Gemächer meiner ſeligen Großmutter —“

Jetzt galt Stürmer's Verbeugung dem Fräulein Toska und laut platzte der boshafte Kameraldirektor vor Lachen los, als ſich ſeine Schweſter ebenfalls auf die „Großmutter“ mit derſelben Verbindlichkeit wie ihre Schwägerin verneigt hatte —

„Im leidlich wohnlichen Zuſtande! Es ſoll ein heiterer Abend werden! Meine letzte ſchöne Erinnerung das an Europa — ! Aber wartet — — Rattern —!“ ſprach Stürmer am Schluß ſeiner Rede für ſich ſelbſt.

Alles war aufgeſtanden. Man trat grüßend den drei oder vier Zurückkehrenden entgegen. Der Vierte war

Timpe oder „Herr von Timpe", wie in der That Toska die Artigkeit des Grafen von vorhin festhielt beim erneuerten Vorstellen. Natalie hatte vorhin nicht unrichtig geurtheilt. Der alte Junggesell in dem saubern Nankingkostüme mit dem ehrwürdigen grauen Barte und der frischen gesunden Gesichtsfarbe galt hier für eine Partie, die vielleicht zu guter Letzt noch den Einfall bekommen konnte, die neu einzuführende Hagestolzensteuer zu umgehen, diesen letzten Trumpf, den nach des Kameraldirektors Meinung die Staaten Europas ausspielen müßten, um die so übel geordneten Finanzen derselben gründlich zu verbessern.

Für den Rittmeister Sturm von Stürmer und für Amanda von Thurnegg fand jetzt allerdings ein allgemeiner Zusammenbruch der bestehenden Weltordnung statt. Der Boden wankte unter ihren Füßen.

## Sechstes Kapitel.

### Königin Christina.

Es war eine heitere Fahrt, die des Distelbauers nach Schwanheim, um seine Sensen schärfen zu lassen. Schnurr kam dabei mit seinem Gaul dem Rade des Leiterwagens oftermalen so nahe, daß nur sein treues Thier allein von diesem Ritt eine unangenehme Erinnerung davontrug. Für die Verliebtheit des ausgedienten Husaren mußte sein armer Schimmel büßen, den die Sporen bei jeder Kollision mit dem Rade nicht wenig straften und wieder abarbeiteten.

Am liebsten hätte Schnurr selbst neben der Rieke auf dem Querbrett gesessen, das ihren Sitz ausmachte auf des Distelbauers Leiterwagen. Die Nothwendigkeit aber, im Sattel zu bleiben, veranlaßte dann desto häufigere Wirthshauseinkehr, veranlaßte Rieke's Absteigen

und das jedesmalige Beiseitegehen des verliebten Paars unter die schwertragenden, noch nicht abgeernteten Apfel-, Birn- und Nußbäume, die in der Regel die Wirthshäuser mit hinlänglichem Schatten versahen für die Gäste. Die Versicherung, daß es mit Amerika noch nicht so völlig ernst gemeint sein könnte, bildete das immer gleiche Thema des beglückenden Gesprächs.

Den Erfolg der Besorgungen, die Schnurr in Schwanheim zu machen hatte, konnte die Rieke nicht abwarten. Jener Vetter, der ihr die so gründliche Abmahnung von Amerika verdankte, begleitete sie mit einer Karre, womit die rüstigen Arme des gefälligen Mannes ihren Koffer schoben. Ihrer Verschwiegenheit, die sie über ein, wie sie wohl bemerkte, possenhaftes Vorhaben der beiden ehemaligen Offiziere in Neudeck beobachten sollte, blieb sie eben so eingedenk wie der Aufgabe, sich für morgen noch einmal von ihrer Herrschaft freimachen zu müssen. Das hatte sie schon weg, diese Specht's waren „schlimm" und „gönnten einem armen dienenden Wesen" kaum das Leben. Sie hoffte aber, ihren Kopf aufsetzen zu können, und nahm aus Klugheit die Erledigung ihrer Zeugnisse mit einer rabiaten Wichtigkeit, die sie sofort bei ihrer Rückkehr dem nächsten Dienstpersonal zu erkennen gab.

Mit ihrer buntbemalten Lade voll Habseligkeiten kam

ſie im Wirthshauſe zu Dorf Lieberode an, als die Pferde der beiden Offiziere ſchon dampfend im Hofe daſelbſt auf und ab geführt wurden. Sie hatten nicht ſogleich in den Stall ſollen, weil dieſer zu kühl war. Der Ritt war der ſchärfſte geweſen. Auch den Vetter ließ ſie im Wirthshauſe raſten und bezahlte für ihn ſchon jetzt eine Kanne Bier, dazu Brod und Käſe als Erquickung, wenn er die Lade zum Schloß gefahren haben würde und dann zurückgekehrt wäre. Drüben mochte ſie ihn nicht beherbergen und traktiren. Sie wußte ſchon, daß ihr im Schloß der Biſſen am Mund zugemeſſen war. Gleich nach Abladung der Kiſte machte ſie ihr Verlangen geltend, morgen noch einmal nach Neudeck „zurückzumachen". Durch die Mitdienenden, wußte ſie, kam dieſe Keckheit ſogleich an die richtigen Inſtanzen, deren Ja! oder Nein! ſie ebenfalls im Hofe beim Hinauftransportiren ihrer Habe auf ihre Kammer im Voraus ſchon für Nebenſache erklärt hatte. Wenn doch die Bildung ſo feſt in ihren Vorſätzen wäre, wie die geringen Leute, falls ſich dieſe einmal etwas „in den Kopf geſetzt" haben! Wir würden in allem Guten und Beſſeren weiter kommen.

Die Herrſchaften wandelten unter den herbſtlichen Bäumen, durch die noch üppig grünen, theilweiſe mit mächtigen ſpätblühenden Sträuchern, mit Zierpflanzen,

Muſtermärſchen die Füße krumm geworden waren? Alte Spitzelweiber, verkümmerte Invaliden — was verlohnten dieſe die Mühe! Schmerzhaft pflegte Sägenreißer ſchöne menſchliche Geſtalten, z. B. den jungen Erbprinzen, den Finanzminiſter, den Präſidenten des Gerichtshofes und ähnliche adelige Figuren zu betrachten und dabei im Stillen zu denken: Könnteſt du ſie ſcalpieren!

Das Vertrauen aber, welches Schlachtenmaler in den Profeſſor ſetzte, rührte von einer Sage her, die den gelehrten Mann vielleicht nicht ohne Grund verfolgte. Sein Thurm (er wohnte in einem) war nicht allein deswegen ſehr verrufen, weil man des Nachts dort mehrere Male wollte ein Wimmern und Rufen gehört haben, ſondern es war ganz erwieſen, daß Sägenreißer jeden unheilbaren Arm, jedes Bein, ja jeden hohlen Zahn, wo er mit der Säge oder der Zange hatte auftreten müſſen, in ſeiner Sammlung aufbewahrte. Gab dieſes nun ſchon ſeiner Erſcheinung etwas Unheimliches, indem man ihn ordentlich für den Archivar aller amputirten Glieder der Stadt und des Fürſtenthums (denn er war ein großer Chirurg und ſchnell mit dem Abnehmen zur Hand!) halten durfte, ſo wollte man auch für ganz gewiß ausgeben, daß Sägenreißern mancher Chriſt auf Leben und Tod verpfändet wäre. Man behauptete, da er ein reicher Mann war, daß verunglückte Spieler, bankerutte Familienväter, ja, ſelbſt einige Officiere von den Landestruppen ihm entweder ganz oder theilweiſe verſchrieben waren. Er hatte im Stillen eine Gothaiſche Lebensverſicherung eingerichtet, wo man ſich verpflichtete, gegen eine beſtimmte Summe als Leibrente, ihm, falls er der überlebende Theil ſei, ein Bein, einen Arm, eine Hand oder wohl gar den ganzen Kör-

beſonders mit ſtolzen Rhabarberſtauden, beſetzten Wieſen. Schon hatte die Rieke Gelegenheit gefunden, dem Lieutenant, bald auch dem Rittmeiſter vertraulich zuzunicken. Beide Offiziere ſchienen ſich hier, das erkannte ſie ſchon, bei den Herrſchaften ganz wohl zu befinden, denſelben Perſonen, von denen ſie doch wußte, daß ſie auf die Offiziere ſo bös zu ſprechen waren. Lauſchend und einen Moment abpaſſend, wo ſie vielleicht ein vertrauliches Wort mit den Neudeckern wechſeln konnte, ſtreifte ſie durch die Büſche.

Aus einem Verſteck bemerkte ſie, daß der „Mann mit dem rothen Abzeichen“ (das jedoch heute nicht von ihm getragen wurde) mit dem andern Alten, der ihr ein Onkel oder dergleichen bei der vornehmern der beiden fremden Damen erſchien, eine Stelle ſuchten, wo Beide raſch einige Worte und offenbar Worte einer geheimen Verſtändigung wechſelten.

Jedenfalls ſollte dieß Geſpräch der beiden alten Herren von Niemand gehört werden. Auch war die Rieke nicht im Stande, etwas davon zu erlauſchen. Nur das hörte ſie, daß das Wenige bereits, was ſie mit Erlaubniß an die übrige Dienerſchaft über den in Neudeck morgen ſtattfindenden Abend ausgeplaudert hatte, dem einen der beiden die Köpfe zuſammenſteckenden Alten berichtet war. Zum Glück hatte ſie über die

Bilder nichts Anderes verrathen, als daß die Rahmen derſelben mit Kränzen geſchmückt werden ſollten. Dieſe Mittheilung wurde von dem Einen der alten Herren wiederholt, worüber Beide in einen komiſch ſtummen Ausdruck des Erſtaunens geriethen, wenigſtens konnte die Rieke von Worten, die den Geſtus begleiteten, nichts erlauſchen. Nun kam auch gerade auf die Hecke zu, wo ſie ſich verbarg, der Rittmeiſter mit der ſchönen Frau im weißen Kleide mit der blauen Schärpe. Hurtig nahm das anſtellige Mädchen den kürzeſten Weg, um Beiden auszuweichen.

Nur Toska's Eiferſucht auf Natalien und die Formen einer beſonderen Artigkeit, die gegen Frau von Thurnegg beobachtet wurden, hatten mit dem ſo verſchrieenen räthſelhaften Manne ein Alleinſein der Letztern ermöglicht. Beide hätten wohl von ſich ſagen können, daß ſie „in Seligkeit ſchwammen". Aber zugleich war wieder für Amanda einer jener Augenblicke angebrochen, wo ihrer grauenhaften Furcht zufolge — über Millionen unglücklicher Frauenherzen das Loos für immer geworfen wird! Ganz ſolche Augenblicke des magnetiſchen Rapports, der die Herzen verbindet durch ein wie berauſchendes Geſpräch, durch allerlei Ausweichungen vom eigentlichen Thema, das man allein behandeln möchte, dem Geſtändniß der Liebe — hatte ſie auch einſt mit

Thurnegg gehabt — ! O wie vermag in ſolchen Lagen, das war ja ihr Glaube, die Verſtellungskunſt der Männer eine ſo magiſche Beſtrickung, ſo viel liſtiges Gaukeln und Bethören des gläubigen Frauengemüths durchzuführen! Ja, ihr Mädchen- und Frauenſeelen — ! Es war jenes Alleinſein mit einem Manne, jenes Luſtwandeln, jenes Sichunterhalten, wo aus dem dürren Kieſelſande ringsumher, aus dem harten Geſtein am Wege Frühlingsblumen zu ſprießen ſcheinen und eine Muſik, wonnig und melodiſch, als würde ſie von den Engeln des Himmels geſpielt, zwei Herzen umfängt und die Grille im Graſe ein Lied von der Liebe ſingt und der verſpätete Herbſtſchmetterling den Glauben an die Ewigkeit alles Glückes ſchon auf Erden lehrt! Wie ſo männlich, wie ſo feſt, ſo edel ſprach dieſer Mann, der neben der Zweiflerin dahin ſchritt, verbindlich manchen Zweig zurückbog, an dem ſie ihr ſchönes, hocherröthetes Antlitz hätte ſtreifen können, manchen zu den Requiſiten des Gartenlebens gehörenden Gegenſtand ihr raſch aus dem Wege räumte — ! Da war das männliche Herz ein Tempel der Natur, ganz ein Spielplatz der reinſten Kindlichkeit! Da ging, was je ein Weib geahnt vom Wiederfindenkönnen des Paradieſes, das doch wahrlich ohne ihre Schuld verloren gegangen, vom Wiederfinden durch die Liebe, durch ihre eigne Kraft der Liebe, ihr wie ein

glücklicher Traum auf. Amanda's Lächeln ſchien wie feſtgebannt, ihr Ohr wie taub geworden für Alles um ſie her, während ſie das, was jetzt dieſer milde, ſo ruhig da und artig neben ihr hinſchreitende Mann ſprach, mit dreifach verſtärktem Tone vernahm. Das Zucken keiner Miene in ſeinem zuweilen ſtarren, zuweilen auffallend beweglichen Antlitz entging ihr und immer mochte ſie fragen: Was bedeutet dieſe ſich anziehende Falte, was jener düſtere Zug auf ſeiner Stirn? Wie wählt er doch jedes Wort ſo vorſichtig, wie maßvoll iſt jedes ſeiner Urtheile! Nein, nein, hätte ſie verſichern mögen, da hat noch nie ein gemeiner Gedanke die Seele entweiht, da wurzelt noch tief im argloſen Herzen der Glaube an die beſſere Natur des Menſchen! Das ätzende Gift des Zweifels hat noch nicht die geheimſte Seele angegriffen, noch nicht die Einheit des Charakters zerſtört, dieſen noch nicht aufgelöst in launiſche, vom Zufall bedingte Stimmungen, in die Fetzen der bei den Männern ſo verbreiteten Blaſirtheit und Zerriſſenheit! Aber ach! ach! All' dieſe Natürlichkeit, all' dieſe ſcheinbare Harmloſigkeit — gehört ſie denn nicht eben zu den Kunſtſtücken dieſer Männer, die aus zwei Hälften beſtehen, einer falſchen und einer wahren —? So mußte ſie zu ſich ſprechen. Sie mußte ſich ſagen: Auch dieſer Mann thut, als wenn er die Gerechtigkeit

und Wahrheit ſelbſt wäre, als müßte er ſie ſogar vor einer Frau vertreten! Auch er will den ſtahlblanken Harniſch einer ſich für unangreifbar erklärenden Geſinnung ſelbſt vor einer Frau nicht ablegen, der er eben zu huldigen befliſſen iſt —! Ach, auch das iſt eine Probe ſeiner männlichen Kokeiterie! Immer wollen ſie ehrlich, bieder, offenherzig erſcheinen! Dieſe Tugend iſt nur Schein. Sie iſt angeborne Rechthaberei, die ſich in den gemäßigten Formen treuherziger Ehrlichkeit gibt! Dem Weibe dann gegenüber, das ihr Jawort für immer dahingegeben hat, da fällt die Maske und der erlaubte, der liebenswürdige Freimuth wird ſchonungsloſes Zurechtweiſen, tyranniſches Befehlen —! So von den Erinnerungen an ihren früheren Mann, von Enttäuſchungen über Andere, die um ſie warben, gequält und tief, tief mit Gedanken beſchwert, wandelte ſie an der Seite des Zauberers dahin und fühlte es nach mit ſeliger Empfindung, ja wie mit einem Rauſch, daß offenbar auch er gefeſſelt war, ſich auch in ihm an die Seele Schwingen geſetzt hatten und alles Materielle, Gehen, Stehen, Kleidung, Hut, Stiefel, Sporen, ihm viel leichter waren, als die ihn umgebende Luft. Dieſe Luft hielt ihn in der Schwebe. „So ſind ſie Alle! Das ſind ihre Lichtſeiten! Das ſind ſie, wenn ihnen unſere Erſcheinung neu iſt —!“ Alſo lautete bei alledem der

trübe Refrain, der auf jedes Aufzucken ihrer glücklichsten Empfindung folgte.

Stürmer vertheidigte eben seinen Freund Helling gegen die Anklage auf einen am Herzen Nataliens begangenen Verrath.

„Nein, nein —“ protestirte Amanda gegen seine Aeußerungen, „es ist ganz schön, daß Sie Ihren Freund vertheidigen. Aber ich kann Ihnen durchaus nicht Recht geben —“

„Darin nicht Recht, gnädige Frau, daß Helling nothwendig, ich sage nothwendig, Fräulein von Stein verlassen mußte? Gnädige Frau, er gab seine Bewerbung auf, als er sich überzeugt hatte, daß sie mit dem Fluch unseres Jahrhunderts, mit der Herrschaft des Mammons, in Collision gerieth!“

„Sagen Sie —“ entgegnete Amanda. „Sagen Sie —!“ Sie stockte, faßte sich dann schnell und sprach: „Für mich ist Herr von Helling dem Schiffer zu vergleichen, der, um sich selbst zu retten, den Nachen, der ein ihm vertrauendes Wesen trägt, ein Wesen, das er über die Wogen des Geschicks führen sollte, mit dem Fuß von sich stößt und dem stürmischen Elemente preisgibt.“

„Sehr schön ausgedrückt,“ warf Stürmer lächelnd ein. „Es ist Akt IV, Wilhelm Tell. Aber für den vorliegenden Fall eine reine Phrase —“

Das war ein gewagtes Wort. Stürmer biß sich auch sogleich auf die Lippen.

„Ich danke Ihnen " erwiederte Amanda und that pikirt, ohne darum dem freimüthigen Kritiker zürnen zu können.

„Das von Ihnen gebrauchte Bild, gnädige Frau," suchte Stürmer sich zu verbessern, „paßt auf hundert Fälle, aber nicht auf die Situation meines Freundes. Dieser folgte dem Rufe seiner Pflicht —"

„Der sich ihm kund gab in Form des Neun-Uhr-Appells in seiner Kaserne " sagte Amanda.

Stürmer stutzte und gab nun vollends einen Beweis dafür, wie ungenirt er sich mit seiner Begleiterin fühlte. „Schlechter Witz das, gnädige Frau — und hoffentlich nur einer, den Sie nicht selbst gemacht haben —" setzte er hinzu.

„Nein, nein, mein Herr, es ist einer, den meine Freundin gemacht hat! Nicht ihre Bosheit machte ihn, sondern ihr Schmerz

„Witz in — Rechtssachen, gnädige Frau, den verwerfe ich gänzlich —" steigerte sich Stürmer und hatte dabei das Verlangen, sogleich die Einfälle seines aufbrausenden Temperaments wieder gut zu machen. „Will der Witz einen Angeklagten vertheidigen, so ist er schon in der Regel ein schlechter Advokat. Will

er aber gar selbst anklagen, so ist er ein noch schlechterer Staatsanwalt."

„Merkwürdig, Sie können sehr grob sein —!" antwortete Amanda, blieb stehen und sah dem aufgeregten Mann offen in's Angesicht. Sie hatte Lebenserfahrung genug, um sich die Aufregung des Rittmeisters richtig deuten zu können. Sein Standesinteresse, das soldatische Leben des Zwangs stand hier in Frage. Vollkommen bemerkte auch sie, daß ihm seine herausplatzenden Derbheiten sofort leid thaten. Mit schalkhaftem Lächeln blickte er ihr in die prüfenden Augen und sagte:

„Es war ja der Witz Ihrer Freundin — nicht der Ihrige —"

„Die ich auch in ihrer Abwesenheit vertheidige. Mit Ihrem Advokaten! Ihrem Staatsanwalt! Zum Prozeß ist es freilich noch nicht gekommen —!"

„Vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung, scheint es, doch! Aber man muß die Liebenswürdigkeit des weiblichen Geschlechts und gewisse unklare phantastische Anschauungen desselben —"

„Wir Frauen sind nicht ohne Urtheil —" warf Amanda dazwischen.

„Nun gut. So sagen Sie selbst, gnädige Frau, was Sie vorhin die Wuth der Elemente genannt haben,

was ist es denn Anders, als, in's Prosaische übersetzt, die Unmöglichkeit, daß Jemand selbst in einer mittlern Stadt, mit Lieutenantsgage, etwas Remontegeld, Ration für zwei Pferde, einen Hausstand, eine Familie in's Leben rufen kann —"

„Gott im Himmel, gleich — eine Familie!" sagte Amanda sich abwendend.

„Das Leben ist aber so, meine Gnädige! Bitter, bitter sind die Thatsachen, auf die es hier ankommt —"

„Sie haben allerdings nicht das Talent, sie versüßen zu können —"

Diese Repliken hielten sich auf der Grenzlinie zwischen Scherz und Ernst. Jetzt aber erschrak Stürmer über die möglichen Folgen seines Freimuths, lenkte ein und machte den Versuch, das Uebermaß seines Widerspruchs wieder einzuholen und — durch ein anderes Uebermaß. Jedenfalls war es gewagt, wozu sich seine Huldigung fortreißen ließ. Sich an die Stirn schlagend, hatte er sich einer „Ungezogenheit" angeklagt und seinen Fehler gut zu machen gedacht durch den Versuch, die Hand seiner Begleiterin zu erobern und diese zu küssen.

„Blickt man in Ihr schönes Auge," sprach er dabei halblaut und mit einem süßen, herzgewinnenden Schmelz der Stimme, „hört man das sanfte Wohlwollen, das

immerdar auf Ihren Lippen ſchwebt — o — laſſen Sie mich zum Zeichen — zum Beweiſe —"

„Des Beweiſes bedarf es gar nicht —" ſagte Amanda ihre Hand zurückziehend.

„Wofür —?" fragte er.

„Dafür, daß Sie hoffentlich nur ausnahmsweiſe ſo — grob ſein können!"

Eine Pauſe trat ein. Das äußerlich wie für einander geſchaffene Paar ging eine Weile ſchweigend dahin und Eines wie auf das Andere ſchmollend. Hatte der Stürmiſche zu viel gewagt? Oder ſollte Amanda eine Unterhaltung fortzuſetzen wagen dürfen, die jetzt vollends gefahrvoll werden konnte, da die Wandelnden von den Wieſen- und Gartenwegen in den dichtern Park gerathen waren und zuweilen durch eine Fülle gelben Laubes förmlich ſo ſchritten, daß es rauſchte, ein Zeichen, daß ſie ſich von den üblichen gepflegteren Spaziergängen zu weit entfernt hatten —? Die ſchon im Sinken begriffene Sonne vergoldete ringsum die Natur und die Wandelnden ſelbſt. Ein Buchenhain, der ihnen zur Seite lag, hatte etwas Feierliches, wie ein Dom mit mächtigen Pfeilern und Gewölben.

„Schöne Frau," begann endlich Stürmer und hätte ſo gern verhindert, daß ſeine Begleiterin an ein Umkehren dachte. Sie ſuchte mit verlangenden Augen einen Neben-

ver zu überlaſſen. Vom Grafen von der Reige erzählte man, daß er im Verlauf mehrerer Jahre ſein ganzes Knochenſyſtem an Sägenreißern verkauft hatte: erſt ſeinen rechten Arm, dann den linken, dann die Füße und endlich ſich mit Haut und Haar, und die Sage fügte hinzu, in der Verzweiflung auch ſchon den linken Oberarm der Gräfin! Man denke ſich die unheimliche Erſcheinung eines ſo eigenthümlichen Speculanten, wenn er in Geſellſchaft war oder ſich auf der Straße ſehen ließ und ſein Lächeln immer vertrieb, wer bei ihm auf Pfänder geborgt hatte, die ſie ſelber bis zu ihrem Tode aufbewahren mußten! Die närriſchen Leute hatten Sägenreißern nun zwar nie bei einem Begräbniſſe mit ſeinem Verſatzzettel auftreten und das verfallene Gut abſchneiden ſehen; aber gerade, um das Unheimliche ſeines Treibens vollkommen zu bezeichnen, hatten ſie kein Hehl, daß Sägenreißer ſchon die Mittel wüßte, ſich vom Kirchhof kommen zu laſſen, was ihm gebührt: denn umſonſt, behaupteten ſie, wäre des Nachts nicht ſo viel Rennens und Laufens an ſeinem Thurm. Schlachtenmaler war ein Narr, dieſen Dingen Glauben zu ſchenken. Bedachte er denn nicht, daß er ſelbſt, wenn ſie wahr ſein ſollten, viel zu jung war, um mit irgend einem Gliede ſeines Körpers dem in Jahren ſchon vorgerückten Profeſſor eine Perſpective zu eröffnen? Sollte er auch die Abſicht haben, unter die Soldaten zu gehen: wie konnten denn in Friedenszeiten für Sägenreißern jemals Chancen entſtehen! Die Verzweiflung jedoch, in der er und ſeine Brüder ſich befanden, trieb ihn an, die Stufen des unheimlichen Thurmes zu beſteigen, die hämiſchen Blicke einer alten Aufwärterin zu ertragen und mit gefaßtem Herzen einzutreten.

weg, der wieder in die Nähe des Schloſſes führte. „Schöne Frau, ich glaube, ich bin etwas gereizt gegen Sie! Jener alte Herr, den ich vorhin mit Excellenz Salvius ſah, ſcheint Ihr beſonderes Vertrauen zu genießen. Ich plauderte öfters mit ihm am kiſſinger Kurſaal, erkundigte mich natürlich auf's Lebhafteſte auch nach Ihnen und erhielt zu meiner größten Beglückung von ihm die Verſicherung, daß ich wagen könnte, Ihnen meinen Beſuch zu machen. Als ich kam, waren Sie abgereist —"

„Wir ſprachen von Ihres Freundes Abreiſe —"

Dieſe Erwiederung kam ſo feſt und beſtimmt, daß ſie wie ein Erſuchen klang, ein Thema, wie das vom Rittmeiſter berührte, nicht weiter fortzuſetzen.

Eine Weile ſchwieg der ſo entſchieden in die Schranken, die Amanda innegehalten wiſſen wollte, Zurückgewieſene. Dann begann er in ernſtem, tief vom Herzen kommenden Tone:

„Alſo — dieſe Abreiſe meines Freundes wäre Leichtſinn geweſen! Die Motive dazu hätten nicht auf's Tiefſte ſein Herz erſchüttert, ſeinen Nächten die Ruhe geraubt, ſein Auge nicht mit Thränen gefüllt? Oder glauben Sie, daß er ſich in ein zehnjähriges Verlobungsverhältniß hätte einlaſſen und etwa, wie ein Kandidat der Theologie auf eine Pfarre,

ſo auf die Reſultate der Anciennetätsliſte hin lieben ſollen?“

„Konnte er nicht die Militärcarrière verlaſſen und durch Ergreifung eines andern Standes den Wünſchen ſeines Herzens, wenn dieſe aufrichtige waren, die Erhörung anbahnen —?“

Die Sprecherin hatte ſich zuſammengenommen. Sie hatte ihre Anſicht in einen einzigen Satz gefaßt und dieſen, ohne zu ſtocken, ausgeſprochen.

Stürmer hob den Arm gen Himmel, ließ ihn jedoch ſogleich, um ſeine Bewegung nicht zu ſehr zu verrathen, ſinken und ſprach, anfangs mit leiſem Ton und mit tiefſchmerzlicher Ironie: „Seine Carrière verlaſſen! Seinen Stand verändern! Da hört man die Anſichten einer Frau!“ Dann erhob er die Stimme. „Himmel, wird ein Vogel, der im Reich der Lüfte lebt, in die noch ſo helle Kryſtallflut des Meeres untertauchen wollen? Kann das treibende Saatkorn, das aus dem dunkeln Schooß der Erde ſeine Kraft nimmt, gedeihen, blühen, wirft man es auf einen ſtarren, nackten, ob auch noch ſo ſehr von den ſchönſten Strahlen der Sonne beſchienenen Felſen —?“

Der nächſte Gedanke, den die tieferſchütterte Frau faßte, war der, ſagen zu wollen, ſie begriffe, daß eine Neigung zur Schauſpielkunſt in ihm leben müßte,

denn sein Vortrag hatte etwas mächtig Fortreißendes. Aber sie bekämpfte diese Regung, etwas auszusprechen, das ihn verletzen konnte, und zwang sich zu ruhiger Erwiederung.

„Aenderte nicht Herr von Helling sofort seinen Beruf, als man ihm sagte, er sollte zur Infanterie übergehen —?"

„Aha, aha, aha!" wallte Stürmer auf. „Auch das ist Ihnen bekannt geworden! Auch das hat man Ihnen vorgespöttelt, bewitzelt! Nein, meine gnädige Frau, von solchen Krisen in der Brust eines Mannes, wie Sie da angedeutet, haben Frauen gar keine Vorstellung, können sie nicht haben."

„Sagen Sie lieber, Kinder haben sie nicht —" entgegnete Amanda und wandte sich wie beleidigt ab.

„Das heißt, ich spreche nicht gegen Ihre Erfahrung. Sie haben schon viel erlebt. Sie haben für die Beurtheilung positiver Lebensverhältnisse —" Stürmer stockte.

„Die Jahre, wollen Sie sagen? Immer besser —" rief Amanda lachend. „Die Kinderschuhe, ja, die hab' ich längst ausgetreten!"

Der Rittmeister schlug sich vor die Stirn, sprach einen leisen, doch vollkommen vernehmbaren Fluch aus und wollte dann durch Galanterie und sogar eine von gewagter Art wieder gut machen, was sein unbezähm-

bares Naturell verdorben zu haben schien. „Auf der einen Seite meine Aufrichtigkeit," sagte er, „auf der andern der bestrickende Reiz Ihrer — Ihrer — liebenswürdigen Erscheinung —"

„Deren Jahre Sie analysiren wollten!" unterbrach ihn die anmuthige Frau. „Fahren Sie nur in Ihren Kalenderstudien fort!"

„Sie wissen ja, was ich sagen wollte, gnädige Frau!" rekapitulirte Stürmer. „Sie waren verheirathet. Der bunte Schimmer der Illusionen kann Ihr Auge nicht mehr blenden wollen." Und jetzt, als wenn ihm über dem Bilde, sich seine Begleiterin als verheirathet gewesen denken zu müssen, alle Sinne vergingen, verlor er den Faden seiner Gedanken und suchte ihn wieder aufzugreifen durch eine Frage, die barock erscheinen konnte: „Hm, hm! Reiten Sie, gnädige Frau? Ja so, die Damen sitzen anders als wir im Sattel —" Und als ihn Amanda auf dieß Durcheinander verlegen betrachtete, platzte er hervor:

„Nun ja, lachen Sie nur, wenn ich Ihnen zugestehe, daß mein Freund den Sattelschluß verloren hatte, von dem Sie wohl schon werden gehört haben —"

„Ich lache durchaus nicht —!" entgegnete Amanda, in Wahrheit gefesselt von dieser eigenthümlich abspringenden Gesprächsform. „Sein mangelnder Sattelschluß war

lediglich der Beweis, daß diesen Herrn seine Gewissensbisse folterten —"

„Nein," fiel Stürmer ein, „sein schlechtes Reiten wurde der Beweis, daß er liebte! Und in der That auch dafür, daß er litt! Aber der Mann muß die Kraft haben, sich zu bezwingen. Er muß eine Leidenschaft an der Wurzel aus dem Herzen reißen können, wo er einmal die Unmöglichkeit des Glücks, das ihm die Befriedigung derselben gewährt haben würde, erkannt hat. Ein Gefühl aber, meine gnädige Frau, das bekämpfen wir Männer umsonst. Durch tausend noch so sehr unserem Verstande sich einschmeichelnde Gründe vermögen wir es nicht zu übertäuben, nicht zu ersticken. Das ist das Gefühl der Ehre! Die Ehre, gnädige Frau, was uns da in den Weg tritt, das stoßen wir fort und — wäre es der Himmel auf Erden!"

Die Empfindungen der jungen Frau hatten sich während dieser Worte gesteigert bis zur Begeisterung. Es war entschieden, diesen Mann, den sie bis jetzt im Rittmeister kennen gelernt hatte, diesen, ob sein Wesen nun wahr oder falsch war, liebte sie. Und nur das blieb allein die Frage: Ist der männliche Held, der da so eben mit ihr sprach, dessen Stimme so zitterte, dessen Augen sich bei den letzten Worten seiner Rede so eigenthümlich umflort hatten, ist dieser Mann, der ihr geistig

krank zu ſein und nur heilbar erſchien durch eines Weibes Glaube an ihn, Liebe, Hingebung, iſt er der feſſelndſte unter allen Bewerbern, die ſchon je nach einem ſolchen Tête-à-Tête mit ihr geſchmachtet hatten und, wenn der Zufall es ihnen geſchenkt, Eigenſchaften entwickelten, die ihr ſagten: Wie gut, daß Du Dich nicht gefangen gabſt —! iſt er, wie ſie Alle? Nein, bis zu jener läſſigen Stumpfheit der reichen Erbinnen, die, immer nur an ihr Geld denkend, jedem Bewerber mißtrauen, konnte ein fühlendes Herz wie Amanda's nicht hinunterſinken — dennoch konnte ſie ſich von dem Schreckbild der andern Natur, die nach ihrer Meinung und Erfahrung die meiſten Männer in der Ehe zeigten, nicht losreißen. Sie zitterte vor Schmerz in der Erinnerung an eine Stunde, wo einmal Baron von Thurnegg ausgerufen hatte: „Adelig ſein, das iſt nichts, edel, das iſt Alles —!" Bei ihm war dieß ſtolze Wort, das ſie damals ſo tief ergriffen hatte, eine leere Phraſe geweſen.

Amanda rang nach dem Schein der Gleichgültigkeit und fiel in die Worte, womit Stürmer fortfuhr, ſeine und ſeines Freundes Situation zu ſchildern: „Können wir den Kampf mit Mitteln, die einen Erfolg verſprechen, nicht aufnehmen, müſſen wir die Partie nach den Vorausſetzungen der gegebenen Verhältniſſe mitzu-

ſpielen aufgeben —" ſcherzend, doch ohne verletzen zu wollen, ein:

„Ja! Dann wandern wir nach Amerika aus —!"

Stürmer blieb ſtehen, ſtutzte, beſann ſich und ſagte mit einer Naivetät, die Amanda glauben laſſen mußte, hier zöge ein Mann alle Regiſter der den Männern möglichen Liebenswürdigkeit auf:

„Davon ſpäter, meine Gnädigſte! Jetzt ſtehen wir erſt beim Nehmen unſeres Abſchiedes."

„Welch' ein großer Entſchluß das!" parodirte die aufmerkende Hörerin.

„Hm!" ſagte Stürmer mit tiefem Ernſt. „Dieſer Entſchluß iſt Ihnen eine winzige Folge [illegible] Begebenheiten, nichts als eine Muſikpauſe nach dem Sturm im Glaſe Waſſer? Nein, meine gnädige Frau," rief Stürmer, in den früheren Ausdruck der Erregung zurückfallend, aus, „als Krieger ſeinen Abſchied nehmen, aus einer Laufbahn ſcheiden, die im ruheloſeſten Frieden doch nur das Eine Ziel der todesmuthigen, jeden Augenblick zum Opfertode bereiten Hingebung im Auge behält — doch —" unterbrach er ſich nach einigem Ringen mit ſich ſelbſt — „von ſolchen Gefühlen verſtehen Sie nichts oder verſtehen davon vielleicht nur ſo viel, als, wenn Sie ſich etwa denken, ein Offizier ſtellte ſich krank vor dem Beginn einer Schlacht. Wir ſagten," fuhr

er leichteren Tons fort, „wir wollten von Amerika sprechen. Nun gut, das machte sich einfach. Helling und ich, wir haben zusammen Oekonomie studirt. Wir besannen uns Beide auf unsere alten Kollegienhefte, unsere Versuchsfelder und vom Staate bezahlten Experimente in Poppelsdorf. Gut. Jetzt hatten wir den Kopf voll von Säemaschinen, Dreschmaschinen, neuen schottischen Pflügen, neuen Methoden zum Buttern und Käsemachen, alles das Jahrhundertsfortschritte, die gelingen, wenn man viel Geld, gute Ernten und umfangreiche Güter hat. Wie viel Prozent machen Sie auf Ihren Gütern?"

Diese unbefangene Frage beantwortete die reiche Frau mit demselben treuherzigen Ton und ohne zu stocken:

„Drei und ein halb —"

Darüber verwunderte sich Stürmer und meinte, sie könnte von Glück sagen; er hätte es von je nur auf 1¾ gebracht und dabei noch eine glückliche Schafschur gehabt, ja sogar eine bevorzugte, denn die Grobheit seiner Wolle hätte sich vortrefflich für Militärtuch geeignet. Im Vertrauen gesagt," fuhr er schelmisch mit den Augen zwinkernd fort, „durch den jährlichen Ankauf meiner Wolle hat mir der Kriegsminister gewissermaßen die Hand zur Versöhnung bieten wollen —"

„Wie?" rief Amanda mit gemachtem Vorwurf aus

und mußte die Verſtellung zu Hülfe nehmen, um ſich des beſtrickenden Reizes dieſes in allen Tonarten, ſowohl erhabenen, wie naiven, gleich feſſelnd variirenden Geſprächs zu erwehren. „Und bei ſolchen Beweiſen von Verſöhnlichkeit und Zuvorkommenheit bleiben Sie dennoch gegen die Welt ſchroff, trotzig, hartnäckig, egoiſtiſch, rechthaberiſch, kalt, wie alle Männer ſind —“

„Kalt?“ fiel Stürmer ein. „Göttliche Frau, ſoll ich Ihnen hier gleich auf der Stelle das Gegentheil beweiſen, ſoll ich Ihnen zu Füßen fallen und —“

„Nur nicht hier —!“ antwortete ſie wie zum Tod erſchreckt, doch mit lachender Miene, trat ohne Weiters auf den Raſen eines grünen Rondels und hüpfte wie ein Reh ſo behend über den weichen Teppich dahin nach der Gegend zu, wo ſie vorausſetzen konnte, die übrige Geſellſchaft zu finden. Alles zuſammen war ein einziger Moment. Stürmer's Erklärung ſeiner glühenden Leidenſchaft, die neckende, faſt auf die Nothwendigkeit einer paſſenderen Gelegenheit für ein Niederknieen verweiſende Antwort, Stehen, Entfliehen, Alles war Inſpiration ohne Willen und Bewußtſein.

Stürmer blieb eine Weile wie angewurzelt ſtehen. „Ein Engel!“ ſprach er leiſe vor ſich hin, ſah in die ſinkende Sonne, in deren Glut die Frau verſchwunden

ſchien, hörte in der Ferne die Abendglocken läuten, hörte einen mächtig brauſenden Ton, der weither von einer noch in Thätigkeit begriffenen Dampfdreſchmaſchine kam, ein Pfau ſchrie — er orientirte ſich erſt allmälig, bis er das laute Geſpräch der näherkommenden Uebrigen vernahm und ſich raſch entfernte nach der Seite hin, wohin Amanda entflohen war. Er ſchonte den Raſen und ſchlug einen Nebenweg ein. Mußte er doch den Schein vermeiden, als ob er eine vor ihm Flüchtiggewordene verfolgte.

Inzwiſchen hatten ſich alle Uebrigen wieder zuſammengefunden. Toska hatte nicht eher geruht, bis ſie das Alleinſein ihrer Nichte mit dem Lieutenant geſtört. Erſt die Ermunterung des Grafen an Timpe, ſich nun doch auch etwas, ſeine hieſige geſellſchaftliche Gleichſtellung benutzend, in die Bruſt zu werfen und eine Diverſion auf die Dame mit den Hängelocken zu machen, verwirrte dieſe etwas und zerſtreute die Eiferſucht. Bei alledem war der ganze Knäuel jetzt zuſammengeballt und der Graf that ſein Möglichſtes, ihn zuſammenzulaſſen, zum nicht geringen Erſtaunen der Frau Kameraldirektorin. Dieſe giftige Frau hatte ihn für einen ſo entſchiedenen Gegner des Rittmeiſters gehalten, daß ſie, wie ſie ſelbſt äußerte, doch geglaubt hätte annehmen zu müſſen, er würde ein Alleinſein deſſelben mit ſeiner

Sägenreißer winkte ihm, als einem ihm sehr lieben Schüler und Bekannten, sich zu setzen und einem Experimente zuzusehen, das nicht gestört sein wollte. Es war Mittagszeit gewesen. Die Reste der Mahlzeit standen noch alle auf dem mit Knochen und Schädeln besetzten Tische. Rings an den Wänden hingen, wie in katholischen Kapellen in Wachs, so hier in Natur, eine Menge schöner, weißgebleichter Arme und Beine. Es wurde Schlachtenmalern so unheimlich, als müßte er im Mondenschein über einen Kirchhof wandeln. Sägenreißer hatte eine lebendige Taube in der Hand und in einer Schachtel mehrere rothe Kügelchen, die er dem Thiere einwängte. „Sie sollen hier ein rothes Wunder zu sehen bekommen," sagte der Professor und winkte Schlachtenmalern, näher zu treten. Die Taube mochte mehrere rothe Kügelchen verschluckt haben, als sich eine wunderbare Veränderung ihrer Farbe beobachten ließ. „Diese Kugeln," sagte der Professor, „sind aus Krapp, und nun geben Sie Acht, je mehr das Thierchen sie verdaut, desto durchsichtiger wird es. Seine Knochen nehmen alle eine blutrothe Farbe an und schimmern durch die Federn hindurch." Das Letzte sah nun freilich Schlachtenmaler nicht, wohl aber, daß der Schnabel, die Krallen blutroth wurden, ohne daß sich dabei das Wohlbefinden des Thierchens zu verändern schien. Die Haushälterin nahm es schnell fort und Sägenreißer lachte laut auf, weil sie ihm einen schnurrigen Blick dafür zuwarf, und nun fragte er doch Schlachtenmalern noch immer nicht, was er wollte. „Sie sollen meine Schätze kennen lernen, junger Freund," unterbrach er den sich zur Anrede Räuspernden: „fassen Sie an!" Damit zog er eine Schublade aus dem Wandschranke und trug sie mit Schlachtenmalern auf den in-

Schutzbefohlenen, Frau Thurnegg, dieſer „glänzenden Partie“, nicht befördern. War dieſe doch ſchon das erſte Mal mit der Ehe ſo übel angekommen. Nun ſchien er es ja ganz ausdrücklich zu thun.

Timpe war in einer lebhaften Diskuſſion über das Rauchen begriffen. „Ich rauche ſelbſt nicht,“ ſagte er, ſich für die Lobeserhebungen des Fräuleins Toska bedankend, „aber die Raucher ſind in der Regel gemüthliche und nachgiebige Menſchen. Nichtraucher dagegen ſind unruhige und ſchwer zu befriedigende Charaktere, nicht ſelten Menſchen, die, weil ſie für die Langeweile, die ſie fühlen, keinen Ableiter haben, immer etwas zerzupfen müſſen und von ihren Stimmungen hin und her geworfen werden. Ja, mein Fräulein, der verſtorbene Baron von Thurnegg war kein Raucher. Wäre er das geweſen, ſo hätte ſein Zerſtörungstrieb, der ihm angeboren ſchien, glaube ich, eine Ablenkung gehabt. Wie Andere Cigarren vertilgten, ſo ſchoß dieſer Selige mit einer Windbüchſe zur Unterhaltung die Sperlinge vom Dache.“

Toska ſollte vor ihm Angſt bekommen. Es gelang ihm aber nicht, ſich ihr ſo abſchreckend zu machen.

Jetzt gewann der Graf das Wort. Er war auf die alten Zeiten zurückgekommen und beſchrieb die Kongreſſe von Münſter und Osnabrück. „Sollte ein Geſandter,“ docirte er, „mit ſechs Kutſchen auffahren oder

mit acht — darnach entschied sich die Stellung seiner Ansprüche —"

„Frau von Thurnegg scheint unserer Hülfe zu bedürfen —" unterbrach ihn die rund umspähende Kameraldirektorin.

„Und nun wieder — ich bitte, beachten Sie das —" erpreßte sich förmlich der Graf die Aufmerksamkeit, die er von dem alleinwandelnden Paar ablenken zu wollen schien — „nun wieder bei den Kutschen selbst trat die Frage ein, ob diese mit sechs oder mit acht Pferden bespannt sein durften —"

„Aber, Excellenz," unterbrach Herr von Specht, „unser Herr Nachbar scheint am hellen, lichten Tage sein Theaterpferd zu reiten —"

„Und wissen Sie, was das Merkwürdigste war, immer gaben die zweiten, die dritten Personen, die Repräsentanten der mittleren Staaten den Ausschlag —"

„Der Herr Rittmeister schlägt ebenfalls aus —" rief Timpe, auf die lebhafte Art deutend, wie das jetzt in Sicht gekommene Paar sich zu unterhalten schien — „er scheint Kinnkette und Kandare nöthig zu haben —"

„Wie diese die Königin Christina ihren Günstlingen anzulegen wußte!" fiel der Graf ein. „Sie kennen doch das Verhältniß der Christina zu Monaldeschi? Dieser

wurde gewiß von jener genialen Frau geliebt —! Als sie aber seiner Untreue inne geworden war —"

Nun hörte man nicht mehr auf den wunderlichen Plauderer, aus dessen wahren Absichten der scharf beobachtende Bureaukrat mit der goldnen Brille anfing, nicht mehr klug werden zu können. War dieß stete Zurückkommen auf die Vergangenheit und eine bestimmte Periode in der Geschichte der Diplomatie eine Schwäche des Alters? Gegen diese Annahme stritt die Feinheit im Urtheilen, die der ehemalige Gesandte, ein in den Reibungen der großen Welt ergrauter Staatsmann, für alle übrigen Lebensverhältnisse zu erkennen gab. Auch eine Verblendung über gewisse Aenderungen im europäischen Gleichgewicht, die eine Folge überraschender Ereignisse neuesten Datums gewesen, konnte unmöglich angenommen werden bei einem Staatsmann, der so treffende Urtheile über Fürsten und Völker, Throne und über Die, die den Thronen am nächsten stehen, fällte.

Indessen war jetzt noch eine schärfere Prüfung dieser auffallenden Widersprüche des Eindrucks nicht möglich. Denn das so scharf beobachtete Paar kehrte zurück; Frau von Thurnegg erröthet verlegen, der Rittmeister in einer Stimmung, wie seiner nicht mehr mächtig.

So läßt der Jongleur auf der balancirenden Degenspitze die Teller rotiren, wie seine Zunge jetzt umlief.

„Wünſchen Sie mir Glück!“ rief er aus. „Auch Frau von Thurnegg willigt ein, morgen mein Gaſt zu ſein. Ich hörte von Königin Chriſtinen ſprechen? Nun wohl. Ich empfehle Ihnen dieſe Dame, die ihren erſten Miniſtern zumuthete, Solo zu tanzen und Arien zu ſingen, auch wenn dieſe alten Herren bereits das Podagra und keinen Zahn mehr im Munde hatten. Ich verſichere Sie, wenn Sie dieſe Augen ſehen werden, die ſie unter —“ Er unterbrach ſich. „Trug ſie nicht — was ſag' ich? Trägt ſie nicht eine Art Turban im Geſchmack der Sibyllen —? Sibyllen — Fräulein Toska, Sie fragten mich einſt, ob ich Sie beleidigen wollte, als ich Ihnen zumuthete, einen gewiſſen Charakter à la Sibylle aufzufaſſen —“

„Als böſe Sieben! — Es iſt ganz daſſelbe Wort, liebe Schweſter, das deutſche nur verwandelt und umgeſtaltet —!“ fiel Herr von Specht wieder mit einem Ausfall ſeiner anzüglichen Witzjagd ein.

„Fräulein Toska faßte es leider ebenſo —!“ fuhr Stürmer fort. „Von Sibylle kommt allerdings vielleicht das räthſelhafte Wort: Die böſe Sieben! Denn wenn auch die Kaffeeſchweſtern des Schickſals bei uns Deutſchen keine Zahl öfter im Munde führen als jene verhängnißvolle Zahl Sieben, ſo glaube ich doch, daß die alten Deutſchen dieſen Namen für gewiſſe Drachen,

heimtückische Hexen, klatschsüchtige Schicksalsgenossinnen nur von den Sibyllen entlehnten! Kurz" — der Grausame ließ endlich von seinem gefolterten Opfer los — „dieser Turban war purpurroth, wie der Zorn, oder vielmehr ist purpurroth, und das Ordensband, das die Königin quer über die Brust hinweg trug — wollt' ich sagen, trägt — war, wollt' ich sagen, ist gelb wie der Neid."

„Gelb und Roth sind ja die Farben der Schweden —!" kam endlich der Kameraldirektor seiner Schwester und Gattin, denn auch diese suchte Stürmer durch seine Anzüglichkeiten zu lächelnder Zustimmung zu bewegen, zu Hülfe und machte damit eine Anspielung auf eine Thatsache, wo seiner Meinung nach auch der Rittmeister empfindliche Blößen gab.

„Gelb und Blau —" verbesserte der Graf mit abwartender Ruhe. Die parodirende Gehässigkeit in des Rittmeisters Wesen fing ihm an empfindlich, jedenfalls doch zu räthselhaft zu werden.

„Gelb und Blau — gibt zusammen grün! Das Grün der Hoffnung! Das echte, nicht verbotene schweinfurter Grün, wie hier diese Wiesen ebenso verfänglich und falsch Frühling lachen —! Noch einen Rundgang durch den Herbst — bitte — bitte!"

Stürmer hatte den Arm der wie verdutzt stehenden

Damen ergriffen, nachdem er Helling zugeraunt: „Noch nichts von der Rieke gesehen? Wir müssen sie noch einmal bei Seite nehmen —!“ Um Zeit zu gewinnen, entführte er die Damen des Hauses in die Gegend der Wirthschaftsgebäude. Nur der Graf, Timpe und Amanda blieben wie verwirrt zurück.

Der Erstere sah jetzt bald den sich Entfernenden nach, bald die Baronin an und meinte:

„Meine Gnädige, ich bin in der That vollständig verblüfft —“

„Keinen Zahn mehr im Munde —?“ meinte Timpe. „Das war doch geradezu impertinent.“

„Und die verkauften Bilder als wirklich noch vorhanden mir vorzulügen —!“

„Er wird sie neu haben malen lassen —“ meinte Amanda und versuchte zu lächeln.

„Sie scheinen von diesem Mann gefesselt —?“ sagte kleinlaut der Graf.

„Ich leugne nicht,“ bekannte die Angeredete offen, „ich bekämpfe vergebens den Eindruck, den mir ein Mann zu machen anfängt, den nur die Kurzsichtigkeit nicht erkannt zu haben scheint —“

„Ziehen Sie doch wieder meine Livree an —!“ entgegnete der Graf und reizte mit diesem Rückblick die Baronin so empfindlich, daß sie sich unmuthig abwandte.

Ihr Schamgefühl mischte sich in Eins mit ihrer gewonnenen Theilnahme. Es gab einen Ausbruch ihres überreizten Gefühls. Sie erklärte hier um sie her Alles für falsch und fügte hinzu, daß ihr lediglich in den Adern der hier so Verleumdeten kein falscher Blutstropfen zu rinnen schiene.

„Himmel!“ riefen die alten Herren aus.

„Wie warm war seine Parteilichkeit für Helling —!“ entgegnete sie.

„Wir streichen die Segel —“ meinte der Graf.

„Und hinterbringen ihm die beglückende Botschaft des Eindrucks —“ fiel Timpe ein.

„Was fällt Ihnen ein —?“ rief Amanda. Bei alledem fuhr sie fort, indem sie auf und ab ging, sich Luft zu machen. „Wie männlich, wie entschieden sein Auftreten —!“

„Nein — kommen Sie —“ meinte Timpe und nickte dem Grafen zu — „man kann dergleichen am besten immer durch uns Dienstboten an den Mann bringen —“

„Ich gehe als Ihr Kamerad —“ fiel der Graf ein.

„Wollen Sie mich zum Besten haben? Was soll das?“ trat die Gebieterin ihnen in den Weg und fuhr bei alledem fort: „Geradezu unglaublich sind diese Verleumdungen, wenn man sie vergleicht mit dem Gegenstande, den sie treffen sollen —“

„Wirklich, gnädige Frau — wir verdienen uns einen Botenlohn —“ meinte ironiſch der Graf und that, als wenn er dem Rittmeiſter eine Ankündigung ſeines Erfolgs überbringen wollte.

„Wollen Sie mich denn zur Verzweiflung bringen —?“ polterte Frau von Thurnegg mit wirklichem Zorn hervor und fuhr in ihrer Apologie des Verleumdeten dennoch, wie gegen ihren Willen dazu getrieben, fort: „Was werden denn dieſe ſeine verleumdeten Umſtände anders ſein, als Folgen der Zeitverhältniſſe —?“

„Der modernen! Nun ſehen Sie! Eben deßhalb bin ich ja ſo für das Alterthum —“

„Laſſen Sie uns wenigſtens Fräulein Natalien in Kenntniß ſetzen,“ meinte Timpe, — „damit vielleicht dieſe die Vermittelung Ihrer Neigung —“

„Was ſoll Natalie? Soll auch ſie mich verſpotten? Und dennoch —“ ſo brach das ganze verhaltene Gefühl der Leidenſchaft hervor — „dennoch! Wenn ich nur für einen einzigen Tag ihn allein beobachten könnte! Nur eine Stunde ihn belauſchen, während er vorausſetzt, nicht beobachtet zu ſein! Eine Stunde, wo ſein wahres Innere, die uns entzogene Kehrſeite des Mondes, der Sonne, der Geſtirne zum Vorſchein kommen müßte —“

Die Baronin war im Begriff, ſich in die ihr wie

zu einer fixen Vorstellung gewordene Idee einer Prüfung vor der Ehe weiter zu verlieren, als sie sich selbst unterbrechen mußte, um den Blicken der beiden Greise zu folgen, die plötzlich ihre Behauptung, Sonne, Mond und Sterne sähen auf ihrer Reversseite gerade so aus, wie unser Auge sie von der Erde aus sähe, abbrachen, weil sie von einem Gegenstand gefesselt schienen, der der Baronin selbst nicht ersichtlich wurde. Der Graf und Timpe wechselten bedeutungsvolle Blicke, machten Geberden der Ueberraschung und Verlegenheit, Beide wider Willen und mit der entschiedenen Absicht, nicht die Aufmerksamkeit der Baronin zu erregen. Der Graf bot ihr den Arm.

Alles das geschah mit einer Hast, die ihr auffiel. Sie spähte ebenfalls um sich. „Ja, was ist denn nur?" fragte sie. „Was haben Sie denn?"

Nur eine Sekunde noch währte es, so stieß sie einen zwar sogleich unterdrückten Schrei, aber wie den des mächtigsten Schreckens aus, erblaßte, schwankte, streckte den Arm in die Luft, um sich halten zu können, und war zugleich so ohnmächtig, daß die alten Herren hinzuspringen mußten, um sie zu unterstützen und wegzuführen.

Der Anblick, der sich dem Kleeblatt geboten hatte, machte jede weitere Erörterung unnöthig.

Sie hatten Stürmer und Helling gesehen, wie sie das an manchen Stellen noch reichbelaubte Buschwerk entlang schlichen mit einem Mädchen, dem sie in einer Weise schön thaten, die im Nu über Amanda's Augen Nacht breiten mußte. Sie hatten mit einer jungen, frischen, resolut verschmitzten Dirne die Köpfe zusammengesteckt, sich dabei vorsichtig umgesehen, ja Stürmer hatte auf die Schulter und zuletzt sogar um die schlanke Taille derselben seine Hand gebreitet. Jetzt waren sie ganz nahe gekommen. Deutlich konnte man die in großer Hast ausgetauschten Worte vernehmen.

„Na," sprach das Mädchen mit dreister Vertraulichkeit — (Timpe hatte sie für ein von Schloß Neudeck hierher herübergenommenes Dienstmädchen erkannt —) „na, Ihr prächtiges rothes Sammetkleid, das hab' ich mir schon, während Schnurr sattelte, auf dem Boden angepaßt. Es hat zwar meine Taille nicht — 56 Centimeters — aber was zu weit ist, das nähen wir ein —"

„Zu weit? Im Gegentheil, ich dachte, ausstopfen müßtest Du Dich —" meinte Stürmer und berührte die Figur des Mädchens, und Helling fiel sogar ein: „Rieke, nudeln, nudeln wie Deine Gänse —!"

Amanda schlug hinter den dichten Wachholderpyramiden, die wie ein kleiner Wald beisammenstanden und doch eine Durchsicht erlaubten, beide Hände an die

zwischen etwas aufgeräumten Tisch. Ein wirres Gemisch von osteologischen Gegenständen lag in diesem Kasten und Sägenreißer schickte sich an, seinem jungen Freunde jede Einzelnheit derselben zu erklären. Wir müssen uns auf einen kurzen Auszug seines langen Vortrags beschränken und mit Bedauern die feinen wissenschaftlichen Bemerkungen unterdrücken, die Sägenreißer gleich z. B. an das erste Stück seiner Sammlung anreihte, nämlich den Milchbackenzahn eines jungen Elephanten, ein Thema, über das Sägenreißer ordentlich kindlich wurde. Dann zeigte er dem Schlachtenmaler die beiden, leider nicht zum Durchbruch gekommenen Weisheitszähne des enthaupteten Königs Karl I. von England. Hierauf die verkleinerte Copie des berühmten Skeletts eines donischen Kosaken, dessen Sitzbeine vom vielen Reiten eine ganz auffallende Mißbildung bekommen hatten. Sägenreißer bemerkte übrigens, daß er auf diesen Kosaken weit weniger gäbe, als Blumenbach: denn er müßte sich sehr irren, wenn nicht jeder deutsche Postillon, auf Routen, wo es viel Extraposten gäbe, z. B. zwischen Frankfurt und Wiesbaden, hinten eben so geformt wäre, wie jener Kosak. Dann zeigte er Schlachtenmalern einen Hirnschädel ohne Nähte, der um so auffallender war, als er einem Schneider angehörte. Auch der Schädel eines rhachitischen Kindskopfes war ohne Naht. Hierauf kam der berühmte natürliche Stelzfuß jenes unglücklichen Morand'schen Hasen, dem ein Bein in seiner Jugend verloren ging und die Natur aus einer wunderbaren Verknorpelung dafür ein neues gab; natürlich war dieser Stelzfuß auch nur eine Copie. Wie Sägenreißer an dem donischen Kosakenskelett etwas auszusetzen hatte, so mäkelte er (ein Beweis für seine Wahrheitsliebe) an Blumenbachs

Stirn, als wäre, was sie hörte und sah, geradezu unbegreiflich. Dabei widerstand sie, ihren greisen Freunden zu folgen, die sie durchaus fortführen wollten von einer Scene, die solidarisch das ganze männliche Geschlecht auf's Aeußerste kompromittirte. Da hatte denn Amanda jetzt den Beweis, daß das Firmament auf jener Seite, wo es unserem Blick entzogen ist, ganz anders aussieht, als für uns.

„Rieke —" fuhr Stürmer, als das Mädchen ihren Aerger kundgegeben hatte, nicht ihre 56 Centimeter-Taille zeigen zu können, fort: „Rieke, das bringt nun einmal die Weltgeschichte so mit sich! Diese Königin neigte zum Embonpoint! Der Sibyllenturban wird Dir um so erhabener stehen! Dein jugendliches, schmuckes Aussehen muß den Kontrast bilden zum Penchant für Leibesfülle! Du wirst erscheinen wie eine Hebe — weißt Du — eine Kredenzerin, Schenkin von Wein oder Bier —"

„Die nur den Fehler hat, zu viel Dampfnudeln gegessen zu haben —" fiel Helling in übermüthigster Laune ein.

„Zu viel Dampfnudeln —?" meinte das mit einem befremdlichen Humor behandelte Mädchen. „Das wird wohl nicht oft in diesem Dienst hier vorkommen —!"

„Und über Deine Schultern herab —"

„Da —! Oder meinſt Du nicht, Alter," ſagte Helling, „hier — an der Achſel mein' ich, von links nach rechts —"

„Da hängſt Du ein breites ſeidenes Ordensband über —"

„Aber das Kleid muß bis hierher zugehen und geſchloſſen ſein —" meinte Helling.

„Und um dieſen ganz bedeckt zu tragenden Hals hängt dann eine goldene Kette mit köſtlichen Perlen —"

„‚Perlen', ſagte immer meine Mutter, ‚bedeuten Thränen —!'" bemerkte das von den beiden Männern ſo handgreiflich, aber ohne jede zu erkennende Zweideutigkeit koſtümirte Mädchen, deſſen Stimmung in's Tragiſche überzuſchlagen drohte, ſo daß ſie Stürmer mit den Worten zu tröſten ſuchte:

„Na, weine nur jetzt nicht, Rieke! Dießmal bedeuten die Perlen Glück und Zufriedenheit und Heiterkeit und Beginn der ſchlechten Jahreszeit für Amerika —"

„Deine Affairen mit Schnurr werden ſich noch in Europa entſcheiden —" fiel Helling ein.

Frau von Thurnegg war den alten Herren, die ſie zur Beſchleunigung ihrer Flucht gedrängt hatten, nur auf einige Schritte gefolgt. Jetzt verwandelten ſich die Züge des Entſetzens, das ſie über ſo viel Leichtſinn in

der Natur der Männer, wie sie eben entdeckt zu haben glaubte, nothgedrungen empfinden mußte, in helles Erstaunen, in ein schärferes Aufhorchen und allmälig in ein schadenfrohes, auf die Greise, die immer noch wie verdutzt standen, gerichtetes, wenn auch unterdrücktes Lachen. Noch aber vermochte sie sich nicht ganz in den Zusammenhang der Szene und der Worte, die sie belauschte, zu versetzen. Aber den Muth, anwesend zu bleiben, hatte sie gewonnen.

Die Rieke hatte zur Erfüllung ihrer Hoffnungen den Gedanken gefaßt und diesen geäußert, sie möchte wohl, daß sie die wirkliche „Königin von Europa" wäre.

„Königin von Europa —?" unterbrach der Rittmeister. „Kind, Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! Königin von Europa! Das wäre ein Unterpfand des Glücks und des ewigen Friedens für die Welt —! Denn seit ich nicht mehr diene, Rieke, bin ich für Frieden, Herabsetzung aller Militäretats, Reduktion aller Steuern — Rieke, wenn Du diesen schönen Traum von einem vereinigten Königreich Europa — natürlich mit einem deutschen „Ausgleich", mit einem englischen „Ausgleich", einem französischen „Ausgleich" — an der rechten Stelle aussprechen und in Scene setzen wolltest —! Vorläufig bist Du aber nur die Königin von Schweden!"

„Aber um's Himmels willen, nichts davon aussprechen —" fiel Helling ein.

„Stumm sei in Deiner Rolle wie ein Fisch, und selbst wenn die Andern zum Todtlachen gravitätisch dastehen sollten — etwa so —"

Jetzt hätte die überglückliche Lauscherin selbst in ein lautes Lachen ausbrechen mögen. Denn schon fing sie an zu begreifen, um was es sich handelte. Schon weidete sie sich an dem versteinerten Ausdruck in den Gesichtszügen des Grafen. Etwas langsamer folgte das Verständniß bei „Vater Timpe".

„Wenn nun aber," fuhr die Rieke fort, „hinter Ihrem Rücken Schnurr ein Glas nach dem andern trinkt —?"

„Beim Serviren? Schnurr?" fiel Stürmer ein. „Thut er das? Ei, dann denke gleich, es soll ihn ein Donnerwetter regieren! Aber sprich es nicht aus —!"

Timpe wollte noch einmal den Versuch machen, die Baronin, fortzuziehen und gab sich das Ansehen, als wenn die erste Voraussetzung eines vollständigen Irrthums in Stürmer's Charakter und die Rückkehr zum frühern Zweifel an ihm hier das allein Richtige wäre.

Amanda lehnte jedoch seine Hand ab. Timpe mußte auf's Neue aufhorchen, und erst jetzt fand er sich zurecht, als auf die Bemerkung des Mädchens: nein, sie verspräche

über dieſe Näſchereien Schnurr's nicht zu lachen — Helling geſagt hatte: „Iſt das eine Sache zum Lachen, wenn man ſeine Herrſchaft betrügt —?" Dieſe replicirte: „Soll ich denn nicht auch meine Herrſchaft hier betrügen und ſagen, ich müßte morgen noch einmal nach Neubeck wegen meiner Zeugniſſe —?"

Der Graf wußte längſt, um was es ſich handelte. Seine Bilder ſollte er finden, aber als lebende, dargeſtellt von wirklichen Perſonen. Er konnte darin nur einen Scherz ſehen, der ihm von einem leichtſinnigen, doch guten Herzen kam. Amanda winkte, ſtill zu ſein und zu horchen.

„Das ſind Lügen, die einen höheren Zweck haben!" ſagte Stürmer.

„Und um welche wir einſt beim jüngſten Gericht für Dich einſtehen werden!" fiel Helling ein.

„Und bereits hienieden werden wir's thun. Morgen Abend zwiſchen acht und neun Uhr, wo ihr denn doch wohl ſchon vom vielen Stehenmüſſen ermüdet ſein werdet und aus euren Rollen gefallen ſeid! Damit Du Dich aber im Schweigen übſt, rathe ich Dir, ſchwatz' Dich erſt vorher recht aus — etwa in einem Zank mit der Kameraldirektorin —"

„Ohne ein Sylbe fallen zu laſſen von der majeſtätiſchen Rolle, die Du zu löſen haben wirſt —"

„Um vier Uhr iſt Probe! Sei allen andern Mitwirkenden ein Muſter zur Nachahmung! Wie wirſt Du ſtehen? Wir machten Dir's geſtern ſchon vor —"

„Braviſſima —!" rief Helling.

„Ein Blitzmädel —!" fiel Stürmer ein.

Die Rieke hatte eine Stellung angenommen gehabt, ſtolz und herausfordernd, hatte eine Weile ſo geſtanden und war dann lachend davon gelaufen. Ihre beiden Vertrauten verfolgten ſie zwar nicht, gingen ihr aber beſchleunigten Fußes nach.

Wie mußten die beiden Freunde und Berather der Baronin erſtaunen, als dieſe mit ihnen aus dem gemeinſchaftlichen Verſteck hervortrat, in ein lautes Lachen ausbrach, in die Hände klatſchte und dem Mädchen, das die Königin Chriſtine darſtellen ſollte, die Stellung nachmachte, die ſie ſoeben eingenommen! Graf Salvius hatte Anfangs den Spaß, daß es auf eine Täuſchung, die man mit ihm vorhatte, abgeſehen war, harmlos aufgefaßt. Jetzt aber verdroß ihn der Triumph der Baronin. Er gab Timpen Recht, der ſeinerſeits von Allem nichts begreifen zu können bekannte, am wenigſten aber, welchen außerordentlichen Jubel die ſchöne Frau über dieſe Entdeckung aufzuſchlagen hätte. An ſich wollte der alte Freund ſchon zugeſtehen, daß es drollig wäre, die verſchmitzte Spiegelfechterei dieſer Menſchen wegzu-

haben und nicht in die Lage kommen zu können, ſich täuſchen zu laſſen. „Es ſcheint — als wenn dieſe beiden Don Juans —“ begann Amanda's Faktotum ſtockend.

„Die Zeiten Julio Romano's wieder in's Leben rufen wollten, der ein ſo großer Freund von —“

„Lebenden Bildern war —?“

„Oder die Zeiten Potemkin's, der ſeiner Monarchin Rußlands Glückſeligkeit al fresco beweiſen wollte und auf die Landſtraßen, die ſie bereiste, etappenweiſe belebte Ernte-, Handel- und Wandelbilder aufſtellte —“ ſagte der Graf.

„Die auf optiſche Täuſchung berechnet waren —? Kein ſchöner Charakterzug!“ ſchloß Timpe denn doch mit Entſchiedenheit dieſe allmälige Orientirung.

„Die gerechte Strafe,“ entgegnete Amanda mit ſcharf hervorhebender Stimme, „die Sie und die Sippſchaft hier verdient haben —!“

„Meinen Sie? Nun denn gut,“ ſagte der Graf. „Die Sache iſt abgethan! Wir ſind auf morgen gerüſtet —!“

„Abgethan? Im Gegentheil —!“ fiel die Baronin ein. „Nun erſt recht beginnt ſie. Auf Täuſchung muß jetzt Täuſchung geſetzt werden! Im Sibyllenturban —? Etwa ſo —?“

„Was haben Sie vor?“ riefen ihre beiden Vertrauten.

Die Erklärung, die Amanda vom Uebermaß ihrer Freude, von einem Jubel, der keine Grenzen mehr kennen zu wollen ſchien, zu geben im Begriffe ſtand, wurde durch die Rückkehr ſämmtlicher Herrſchaften unterbrochen, deren Worte und Geberden auf die Abſicht des Beſuchs ſchließen ließen, ſich jetzt zu empfehlen. Der Rittmeiſter drückte und ſchüttelte biederherzig Jedem die Hand und wandte ſich mit bittender Miene an Frau von Thurnegg:

„Gnädige Frau überlegen wirklich immer noch —?“ Er meinte die Zuſage zum morgenden Beſuch auf Schloß Neudeck.

„Wo Alles liebt, kann Frau von Thurnegg allein nicht haſſen —!“ parodirte der Kameraldirektor und fuhr, wiederholt anſpielend auf die in Ausſicht geſtellte Widerlegung der Annahme, als hätte der Rittmeiſter „die Bilder ſeiner Ahnen verklopft“, fort: „Aber wir kommen erſt in der Dämmerung, wenn ſchon die Umriſſe, wiſſen Sie, die Umriſſe von Wirklichkeit und Weſen, von Täuſchung und Wahn etwas zu ſchwanken anfangen —“

„Und die Farben ſich Grau in Grau malen —“ fiel boshaft Fräulein Toska ein.

„Naht ihr euch wieder, ſchwankende Geſtalten —!?“ nahm Stürmer den herausfordernden anzüglichen Spott

unerſchrocken parodirend auf und erinnerte ſeinen Freund, der abſeits ſtand, verloren im Geſpräch mit dem hier ſo überraſchend wiedergefundenen Gegenſtand ſeiner ſchmerzlich-ſüßeſten Erinnerungen: „Du, ſteige jetzt endlich herab aus dem Monde!“

Noch begleitete man die Abſchiednehmenden. Nur Amanda blieb zurück, um die Frage ihrer beſorgten greiſen Freunde, was ſie vorhätte, kurzweg dahin zu beantworten, daß ſie am Ziel ihrer heißeſten Wünſche angekommen wäre, und ſich ſchnell zu entfernen. „Es gibt noch Romantik in unſerem proſaiſchen Zeitalter!“ hatte ſie ausgerufen und war entſchlüpft, die Andern, die geſpannt an Allem, was von ihren Lippen kam, hingen, allein laſſend.

Der Graf hatte eine Ahnung von ihrem Vorhaben und ſagte zu Timpen, der ſich anſchickte, ihr eilends zu folgen:

„Leiſten Sie ihr jeden gewünſchten Beiſtand! Denn ich ſehe, wir ſind an dem Punkt angekommen, alter Freund, wo nach Grotius, Pufendorf, Vattel, Klüber und wer ſonſt noch Völkerrecht bearbeitete, nur noch die Ereigniſſe ſprechen und Diplomatie zu Ende iſt!“

## Siebentes Kapitel.

### Die Ehe vor der Hochzeit.

Wenn über einen kleinen Ort Festesfreude ihre bunte Fahne schwingt, so holt sie dabei, um zugleich ihren Jubel über die Dächer und die Giebel hinaus erschallen zu lassen, tiefern Athem, als in großen Städten. In Groß-Scheerau und in Klein-Schilda muß in solchen Fällen in der Nacht vorm Feste im Backtrog der Teig ganz anders gerollt werden als gewöhnlich. Die Hähne kündigen den Morgen viel später an, als die im Hause treppauf treppab rumorenden Holzpantoffeln der Mägde. Der Mensch auf dem Lande steht den Definitionen aller Dinge, etwa daß Schwarz die Farbe der Trauer, Roth die Farbe der Freude sei oder daß Schmerz sich im Weinen und Lustigkeit im Lachen auszusprechen pflege, viel näher, als die blasirte Stadtbildung, die in Allem sogleich die Uebergänge und Mischungen zur Hand hat, und neben dem, was das Eine sein soll, sogleich das kalte

Schneidezahn eines jungen anthropophagischen Neuholländers und sagte: „Wer weiß, ob dies nicht ein ganz einfacher ungeschlachteter deutscher Bauernzahn von einem Schlingel ist, der, um keine Patronen beißen zu können und von der Conscription frei zu werden, ihn sich mit einer Drahtzange ausgerissen hat.“ Hierauf zeigte er Schlachtenmalern einen kleinen Erdglobus, gut ausgeführt und fügte hinzu: „Das ist das Gestell eines ehemaligen Matrosen der englischen Marine!“ Als Schlachtenmaler über diese sonderbare Verwandlung erstaunte, erklärte ihm Sägenreißer, wie man Knochen im Papinianischen Topf zu einem flüssigen Leim kochen könne und aus diesem Matrosen, aus Anerkennung seines geographischen Berufes, deßhalb auch einen Erdglobus geformt hätte. Schlachtenmaler faßte den verwandelten Matrosen an und er war ordentlich elastisch, wie ein Gummiball. Nun kamen einige von den hundert und sechshundertneunzig Knorpeln an die Reihe, die der Veterinärarzt Havemann in Hannover in dem sogenannten Luftbeutel an der eustachischen Röhre einer vierzehnjährigen königl. hannöverischen Stute entdeckt hatte. Dann einige Splitter aus dem Hirnschädel eines Troglodytenaffen und, in Ermangelung eines Kamschadalenkopfes, nach dem Sägenreißer behauptete so außerordentlich begierig gewesen zu sein, leider nur ein gewöhnlicher Filzhut von jenem Transport modischer Hüte, die ein Pariser Hutmacher angefertigt hatte und in den Norden schicken wollte. „Da diese Hüte jedoch alle nach Pariser Schädeln modellirt waren und keiner in Kamschatka und Spitzbergen passen wollte, so können Sie allerdings,“ sagte Sägenreißer, „von diesem Filzhut auf die Form der dortigen Schädel schließen, indem man ja nur anzunehmen braucht, daß dieser Hut einem Kamschadalen

Dreinschauen des Andern. Heißt es: Sonntag —! so läuten auf dem Lande die Glocken für Alle, und Alle gehen sie zur Kirche und Keiner hockelt während der Predigt in seinem Hinterstübchen und macht seine Wochenbilanz, es sei denn, daß ihm alle Welt nachsagte, er müßte milzleidend sein oder sonst ein Uebel, vielleicht gar Schulden oder ein böses Gewissen haben. Heißt es: Feiertag —! so hat ein Jedes ein frohes Gesicht, Keines glossirt theilnahmlos die Freude des Andern, Jeder kommt mit weißen, frischgewaschenen Hemdärmeln auf die Straße, und wenn die Buben und Männer Büchsen abschießen und Böller erkrachen lassen, so gehört das zum guten alten Herkommen und ebenso zur Sache, wie Abends der Rausch im Wirthshaus und die Rauferei von der Kegelbahn an bis an den Mühlbach, wo sich dann höchstens die Frauen den althergebrachten wilden Ausnahmezuständen der Festtagsfreude Unglück verhütend entgegenstemmen.

„Auf dem Schlosse spielen sie wieder Komödie und unsere Leute spielen mit —!“ Diese Kunde mußte in Weiler-Neudeck eine Revolution hervorbringen, selbst wenn sich der Herr Pfarrer darüber ärgerte und vielleicht am nächsten Sonntag darüber predigte. Magister Muck theilte den strengen, nazarenischen Standtpunkt der Frau Itzig Levi, die nur aus Rücksichten auf die

bedeutenden Bestellungen von Kaffee, Zucker, Kattun, die zum Behuf von Präsenten an die acht dramatischen Künstler von Schnurr gemacht worden waren, ihrem Gatten erlaubte, einen schwarzen Frack anzuziehen (er gehörte schon mit zur erstandenen Garderobe) und sich Flitznern anzuschließen, der, in gleicher Toilette, obschon lahm, einer lahmen Bedienung vorzubeugen verwendet wurde. Das Schloß war mit Fahnen geschmückt. Auf dem alten Thurm, der zum ehemaligen alten Schloß gehört hatte, wurde schon mehrfach von den Garten- und Ackerknechten des Rittmeisters Böllerprobe gehalten. Die gegen Abend erwarteten Gäste sollten mit krachenden Signalen empfangen werden.

Die Spätsommerzeit ließ die Abenddämmerung zeitig hereinbrechen. Seit vier Uhr schon waren die Proben im Gange. Fast die ganze Nacht hatten Stürmer und Helling gearbeitet, gehämmert, gemalt. Der Lammwirth aus Schwanheim war mit seinen kaltgewordenen Speisen, in die indessen durch die Schloßküche neues Leben gebracht werden konnte, selbst eingetroffen. Die Tafel war in dem durch Tapetenwände verkleinerten großen Saale des Schlosses schon gedeckt. Schnurr, auf den heute große Lasten gewälzt wurden, ging in einem halb militärischen, halb Civil-Kostüme im Hause vom Boden bis zum Keller auf und ab. Eine grüne Husarenjacke

konnte halb und halb auch auf eine Livreejägerschaft passen. Levi und Flitzner, die sich an der Bedienung betheiligen sollten, durften ihm noch nicht in den Weg kommen, denn er war eigenthümlich bewegt, eigenthümlich gereizt, fast wundersam taumelig und märchenhaft schwindlig, so daß sein Herr, der eben und in einer noch nicht endgültig festgemäßen Toilette, mit einer großen Tischglocke, die er auf den Kaminsims stellte, in den Saal trat, berechtigt war, ihm die Fülle seiner Unzufriedenheit, deren Ausdruck sich in Momenten der Aufregung nicht eben wählerisch zeigte, fühlbar zu machen.

„Dämlicher Ochse, ich glaube, Du bist heute nicht recht bei Troste! Taumelst wie eine Fliege, die Gift genossen hat —! Wo ich Dich suche, finde ich die reine Schlafmütze! Was hast Du nur mit der Rieke die Köpfe zusammenzustecken? Kingle ich noch einmal und Du kommst nicht auf der Stelle, so laß ich den Kantschu spazieren. Du weißt, daß ich beim Militär nie für Abschaffung körperlicher Züchtigung gewesen bin —"

„Haben Sie denn geklingelt, Herr Rittmeister —?" fragte Schnurr zaghaft und wirklich wie mit bösem Gewissen.

„Dreimal, Mensch! Flitzner sagte, Du wärest im Kohlenkeller —! Was hast Du im Kohlenkeller zu thun?"

„Ich — ich — im Kohlenkeller? Ja so, der Koch wollte für —“

Schnurr hatte nicht nöthig, sich weiter auf Lügen einzulassen und dabei gewagter Weise einer von dem Kohlen- auf den Weinkeller übergehenden Fährte in den Phantasieen seines Herrn zu folgen. Denn dieser verweilte bereits längst wieder bei einem andern von den vielen Gegenständen, die heute seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er revidirte die in die Wände geschnittenen acht Rahmen, befühlte die Tapeten, ob sie festhielten und nicht zu sehr hin und her schwankten, rüttelte an den hinteren, durch die später zu schließenden Thüren verdeckten Roll-Estraden, welche die in eitel Kartenkönige und Schellenbuben kostümirten Honoratioren von Weiler-Neubeck zu besteigen hatten. Die Stellagen waren hinlänglich hoch, um Verbindung mit einer Musik-Gallerie zuzulassen, in deren Nebengemächern sich eben Schnurr, Flitzner und Helling mit der vollständigeren Ausstaffirung der Söhne Garrick's und Talma's beschäftigten. Rieke hatte ihr eigenes Ankleidezimmer; es war die köstlich duftende Dörrobst-Stube, die eine kräftige Verriegelung zuließ und somit jeden ungebetenen Besuch verhinderte. Sie zog sich, wie sie erklärt hatte, selbst an und zwar nach einem Bilde, das ihr Helling als sogenannte „Figurine“ vorgelegt hatte.

Gerade dieſe Rieke war es, die plötzlich die auf das Nichtbeachten ſeines Klingelns und den Kohlenkeller gerichteten Gedanken des Rittmeiſters durchkreuzte.

„Ein ſolches Plappermaul!“ rief er ärgerlich aus. „Eine ganze Stunde muß ſie jetzt hier nachererzieren! Sie brachte mich in einen Zorn, daß ich ihr manchmal hätte mögen einen Teller an den Kopf werfen —“

„Um Gotteswillen nicht!“ rief Rieke's Anbeter und natürlicher Schutz. „Die Hälfte von unſerem Geſchirr gehört ja heute dem Lammwirth!“

„Schnurr,“ fuhr der Rittmeiſter beſänftigter fort, „ſollten ſich einſt Deine Verhältniſſe beſſern und Du könnteſt noch einmal vor Amerika an's Heirathen denken, dieſe Perſon würde Dir zu ſchaffen machen. Die Andern begriffen doch vollkommen, daß ſie annehmen ſollten, ſie könnten da oben photographirt werden. So hatte ich ihnen am beſten das Stillſtehenmüſſen motivirt. Denn jeder Gänſejunge läßt ſich ja jetzt photographiren. Sie aber, auf die ich alle meine Hoffnungen, das ganze Gelingen geſetzt hatte, wird uns noch durch ihre Unruhe, ihre Sucht zum Schwadroniren den ganzen Spaß verderben!“

„Laſſen Sie ſie nachererzieren, Herr Rittmeiſter! Ich ſtell' ihr oben — wenn ſie zu müde wird — einen Stuhl hin —“

„Aber Du ſcheinſt ja ſelbſt dem Umfallen nahe —? Was iſt das nur mit Dir? Willſt Du Dich wohl tummeln!“

Schnurr hatte ſeine letzten Worte mit einer elegiſchen Befangenheit, ja mit einer förmlich ſentimentalen Zaghaftigkeit geſprochen, einer Tonart, die ſeinem Herrn an ihm neu und unerklärlich war.

„Ich glaube gar,“ rief der Rittmeiſter, als Schnurr wie gebannt zu jener Oeffnung hinaufblickte, die für Königin Chriſtine beſtimmt war, „ich glaube gar, Dich hat Magiſter Muck in der Mache gehabt —“

Schnurr meinte in der That, indem er ſich hinterm Ohr kratzte:

„Ach, das Lügen, das Lügen, Herr Rittmeiſter —! das Lügen war von jeher meine Leibaverſion!“

„Ich glaube gar, Er iſt nur eiferſüchtig, weil die verdammte Hexe in ihrem Koſtüme ſchön wie ein Engel ausſehen wird —“

„Fluchen Sie heute nicht ſo viel, Herr Rittmeiſter —!“ bat Schnurr mit einem Blick voll Andacht und ohne alle gereizte Eiferſucht.

„Im Gegentheil, ich werde die Rieke, wenn ſie jetzt ihre Rolle nachſtehen muß, ſo durch Grobheiten und Malicen zu reizen ſuchen, daß ſie ſich zum Schweigenmüſſen ſelbſt dreſſirt —“

„Thun Sie das doch ja nicht, Herr Rittmeiſter! Ich gebe Ihnen die heilige Verſicherung —“ unterbrach der wie verklärte Unteroffizier, „ſie ſteht jetzt muckſtill —“

„Sieht Er, daß Er's mit dem Muck hat? Aber nun vorwärts!“ Stürmer revidirte die Tafel. „Iſt denn auch der Wein —“

„Kalt geſtellt.“

„Die Muſik —“

„Stimmt ihre Inſtrumente.“

„Flitzner und Levi —?“

„Laſſen ſich vom Koch den Gang der Gerichte erklären.“

„Und ſchütten hoffentlich hernach keine Sauce auf die ſeidenen Kleider der Damen! Der Levi wäre im Stande, dabei ſein Geſchäft zu rekommandiren für neue Kleider —! Wo iſt Helling —?“

„Er koſtümirt eben den Adam Adami —“

„Das iſt noch Derjenige, der von Allen am beſten begriffen hat. Die Anderen waren die reinen Trampelthiere. Aber ſie hielten doch noch wenigſtens den Mund —“

Schnurr verſuchte eine pſychologiſche Bemerkung zu machen, die etwa darauf hinauskommen ſollte, daß manchmal der dümmſte Menſch, wenn er etwas aus ſich ſelbſt zu Stande bringen ſolle, ganz geſcheidte Sachen machte;

anders aber, und ſelbſt beim Geſcheidteſten, wenn ihm etwas befohlen würde. Dann wüßte man nicht Links von Rechts zu unterſcheiden. Schnurr bezog ſich dabei auf's Rekrutenerexzieren.

„Ja, ja," murmelte Stürmer zuſtimmend vor ſich hin, „das iſt die Macht der Phantaſie! Dieſe Zauberin umgaukelt den Menſchen und macht ihm ſeine eigenen Gedanken zu Irrlichtern! Aber darum ſoll die Phantaſie heute noch einen Triumph feiern. Ich höre ſie kommen die bunten Schatten vom Jenſeits —! Helling rückt mit ſeinen Truppen an —" Und in excentriſcher Laune unterbrach er ſich jetzt und rief donnernd: „Hurrah! Tuſch!"

In der That ahmte Jemand hinter den Tapeten einen Tuſch nach. Flitzner war's. Stürmer und Schnurr fielen ſchmetternd ein.

Der Eindruck der Ankommenden war der burleskeſte, der ſich denken läßt. Flitzner führte, in ſchwarzen Kleidern und weißer Halsbinde, wie ein Lohn- oder Leichendiener, einen Trupp phantaſtiſcher Geſtalten an, eine Art Krönungszug. Der Ortsbürgermeiſter war eine mächtige Geſtalt, halb im Harniſch, halb im ſteifen, gekräuſelten Rundkragen, General und Staatsmann in Eins; ſein Sohn ebenfalls, nur entſchiedener dem Civil angehörend. Zwickwolf als Doktor Salvius täuſchte

ſelbſt den Rittmeiſter, der aus dem Händeklatſchen nicht herauskam. Pfutſch als Naſſauer ſtrahlte im blanken Harniſch mit der Orangebinde über die Schultern hinweg. Der Freiherr von Thumshirn erinnerte an eine altenburger Bäuerin, die bekanntlich in Hoſen geht. Der Schneider Meck als Herzog von Dunois ſtrahlte ſo friſch wie aus einer Schachtel vom Zinngießer. Mit purem Golde war er ausgelegt, vom blondgelockten und gebrannten Haarwuchs an bis zu den gelben hohen Stiefeln hinunter — nur die Augenbrauen und der angeklebte Kinn- und Lippenbart waren ſchwarzgetuſcht. Adam Adami ſchlich als „tückiſcher Italiener“ und konnte Schrecken einflößen.

„Rechten, Linken!“ kommandirte Schnurr, um in's Aufmarſchiren den Takt zu bringen.

Stürmer wetterte: „Halt!“ Helling trat hervor, um ſeine Truppe in Paradeſtellung zu bringen. Auch Helling bot ein ſchreckhaftes Bild menſchlicher Verwahrloſung. Nicht wie ein Maler im Atelier, ſondern wie ein von oben bis unten mit Farben beſchmutzter Stubenmaler ſah er aus. Ueber ſeinen Kleidern trug er eine ſchützende, mit allen Farben der Landkarte beſchmierte Blouſe, in der linken Hand eine Palette und eine Anzahl Pinſel, mit der rechten einen Schminklappen, womit er bald noch auf dieſe, bald

auf jene Wange Roth oder Schwarz oder Grau tupfte.

„Laſſet uns Menſchen machen!“ rief Stürmer mit Jubel aus, gab dem Freunde einen Schlag auf die Schulter und lobte ihn voll Bewunderung. „Du haſt dem Schöpfer in's Handwerk gepfuſcht, ſo daß dem Alten da oben bange werden muß!“

„Betrachte beſonders die ſtylvolle Behandlung der Köpfe —“ meinte Helling in aller Ruhe.

„Sämmtlich Charakterköpfe —!“ beſtätigte Stürmer, folgte dem Lieutenant, der ab und zu mit dem Pinſel den einzelnen Mienen nachhalf, und räumte ein: „Beſonders der phyſiognomiſche Theil Deiner Kunſtleiſtung erregt meine ganze Bewunderung!“

„Wer Denen im Wald begegnet, reißt aus —“ meinte Schnurr.

„Reiß' Du jetzt aus —!“ rief Stürmer und gab ihm einen leichten Denkzettel auf die Schulter. „Schaff' uns jetzt die Königin!“

Flitzner, der vom Nacherzieren der Rieke gehört hatte, meinte:

„Sie ſoll eine Ste— Ste— Stecknabel in den Mu— Mund nehmen. Das iſt das be— beſte Mittel zum — zum — Tſch—weigen —!“

Stürmer ging an der Kolonne auf und ab, er-

nicht paßt." Und er hatte Recht: wie oft muß sich die Wissenschaft damit begnügen, bloß zu bestimmen, was eine Sache nicht ist, während das, was sie ist, sich nicht erweisen läßt. Auf eine Schädelguirlande, theils von Cretinen, theils von Blödsinnigen, folgte eine Copie des berühmten Wagler'schen Wasserkopfes, dann ein höchst merkwürdiges Original, nämlich die wunderbare Feuerassel (scolopendra electrica), dies auffallende Thierchen, welches ein Frauenzimmer in den besten Jahren, die jedoch immer am Kopfe litt, zur glücklichen Stunde und zu ihrer Genesung einmal ausschnäuzte. Hierauf lächelte Sägenreißer: denn er war im Begriff, einen Witz zu machen. Er zeigte Schlachtenmalern einen Schädel, dessen Fontanelle weit auseinander stand, und sagte dann: „Dies ist gewiß ein offener Kopf gewesen," worüber Schlachtenmaler, in Erwartung seines eigentlichen Handels, viel Munterkeit und Beifall bezeugte. Beim folgenden Schädel lachte Sägenreißer schon wieder. „Sehen Sie," sagte er, „die Alten hatten nicht Unrecht, das Hinterhauptbein, diese muschelförmige Schale, — Teufel, bei Ihnen ist sie stark," unterbrach er sich, weil er Schlachtenmalern dort hinfaßte, — „ich sage, diesen Theil den Gedächtnißknochen zu nennen. Mein alter Schulmeister hatte immer die Gewohnheit, wenn ihm neue Kinder zugeführt wurden, sie hinten am Kopfe zu betasten und ihnen gleich aus der Stärke dieses Knochens ein Prognostikon zu stellen, ob sie vergebens oder mit Erfolg studiren würden. Dieser Schädel ist von einem berühmten, mehrmals gesessenen und endlich gehängten Spitzbuben, bei dem sich merkwürdigerweise ein kaum andeutungsweise ausgebildeter Gedächtnißknochen befindet. Man sieht hieraus, daß nie eine Strafe bei

muthigte Jeden durch ein ihm gespendetes Lob und meinte, Shakespeare und Schiller hätten sich durch diese Gestalten begeistert und veranlaßt fühlen können, ihnen ihre „geflügelten" großen Worte in den Mund zu legen. „Doch rege sich drum Keiner von Ihnen —" unterbrach er sich — „etwa diesen großen Geistern zu Hülfe zu kommen! Wenn die Gäste vorfahren, wenn die drei Signalschüsse gefallen sind, dann ertönt eine feierliche Musik und Jeder eilt an seinen Platz. Dort sind die Oeffnungen! Und macht um's Himmelswillen dann keine Verwechslung! Hat hierauf Jeder die so gewissenhaft mit ihm durchprobirte Stellung eingenommen, so beginnt das Stück, dessen Inhalt Ihr Alle kennt, meine werthen Freunde! Es schildert das Ende des dreißigjährigen Krieges! Ihr sagt durch euren Blick, sagt es durch eure wichtige Haltung: Wir haben durch einen berühmten Frieden die Welt beruhigt! Wir haben die Eifersucht der Nationen in brüderliche Eintracht verwandelt! Wir haben den Familien ihre Söhne, den Gattinnen ihre Ernährer wiedergegeben! Wir haben die Steuern vereinfacht, das Militärbudget reduzirt — aber von allen diesen Glückseligkeiten der Menschheit muß vorläufig noch reiner Mund gehalten werden. Die Welt wird es später erfahren —!"

Alle legten den Finger auf den Mund und waren

ſo in die Idee von ihrer Geheimerathsſtellung verſunken, daß unwillkürlich ein Schreckensruf aus Aller Munde kam, als Flitzner rief:

„Die Rie— Rie— Rieke!“

In der That! Da ſtand ſie, die königliche Sibylle! Ein runder Rahmen machte aus ihr eine Art Knieſtück. Herrlich, farbenprächtig hatte ſie ſich mit eigener Hand koſtümirt! Ganz nach Helling's Bilde. Das dunkle Haar war in Löckchen friſirt, die nachläſſig unter einem Turban hervorquollen, über welchem ein ſtrahlendes Diadem, natürlich nur von Zinn, funkelte. Der etwas gemodelte Stuartkragen ſtand aufgebauſcht um den ſchönen, nur ſehr mäßig entblößten Hals. Das Gewand war von purpurrothem Sammet mit einer Hermelinverbrämung. Die Hände, die geſchont, aber doch nicht ganz frei von Spuren der Gartenarbeit waren, funkelten von Ringen und die rothe Farbe der Finger war durch Schlemmkreide entfernt. Es war eine majeſtätiſche Haltung, die Chriſtine angenommen hatte, ganz dieſelbe, die ihr Stürmer mit den eindringlichſten Reden vorgemacht. Jetzt kam es nur darauf an, daß ſie endlich den Rand hielt und ſchwieg.

„Rieke, das haſt Du Alles ſelbſt aus Dir hervorgebracht —?“ rief Helling erſtaunt.

„Wir ſtehen ſprachlos —“ fiel Stürmer nach langer

Beobachtung der interessanten Erscheinung ein. „Und das muß man auch, einer solchen Königin gegenüber. Ihr Staatsmänner! Nicht wahr, wo solche Fürstinnen regieren, da nimmt Jeder, wenn er vor ihr steht, mehr als ein Blatt vor den Mund —"

„Wi— wir leben in einem ko— ko— konstitutionellen Staate —!" meinte Flitzner, der als Austräger der drei Zeitungen, die im Orte gehalten wurden (einer demokratischen für's Wirthshaus, einer Juste-Milieu für's Schloß und einer reaktionären für's Pfarrhaus), sie vorher alle drei zu lesen pflegte und daher das Wesen des konstitutionellen Systems nicht im Räsonniren, sondern im Schweigenmüssen gefunden haben wollte und unter Anderem nur noch in der endlich durchgedrungenen Gleichberechtigung der Juden.

„Und sie schweigt jetzt —!" meinte Stürmer, die Eroberung des glücklichen, jetzt nicht anwesenden Schnurr mit Wohlgefallen betrachtend. „Sie scheint zu schmollen. Ich muß es einmal darauf anlegen, sie ärgerlich zu machen, damit sie zum Sprechen verführt wird. Rieke, Deine rechte Hand mußt Du etwas vorstrecken! Du fürchtest wohl, daß man sieht, wie sie nur vom Anstreichen so weiß geworden ist? Sieh' einmal an, das läßt sie sich Alles sagen! Streckt auch ruhig die Hand vor! Schade, daß wir noch nicht die Beleuchtung haben.

Jetzt geht aber Alle in den Muſikſaal! Erlabt euch an Speiſe und Trank! Aber mäßig! Die Rieke bleibt hier. Helling, Du denke an Deine Toilette, wie ich jetzt thun werde. Auf das Gemälde da oben kannſt Du ſtolz ſein."

Mit derſelben Nachahmung einer Muſik, wie vorhin, führte der luſtige Flitzner ſeine Schaar hinter die Tapetenwand zurück. Allem Poltern war beim Auftreten und Klettern auf die Gerüſte, vorläufig in den Muſikſaal, vorgebeugt. Denn Alle trugen ſie an ihren Schuhen oder Stiefeln aufgeklebten Filz. Auch damit hatte noch der „tückiſche Italiener" und „ſchleichende Jeſuit" ein gutes Geſchäft gemacht. Würdevoll entfernte ſich die Rathsverſammlung.

Stürmer und die Königin waren jetzt allein. Es wurde ringsum ſtill. Das Böllerſchießen hatte aufhören müſſen. Denn ſonſt würde das Geben der Signale in Verwirrung gerathen ſein. Es war ſieben Uhr. Um Acht konnten die Herrſchaften aus Lieberode erwartet werden. Stürmer's Herz pochte. Die bezaubernde Frau, die er geſtern wiedergeſehen, ſollte unter ſein Dach treten, ſollte vielleicht unter ihm übernachten! Ihn ſelbſt hätte in der verfloſſenen Nacht aller Schlaf geflohen, hätte er nicht ſchon ohnehin mit Helling die Hälfte derſelben wachend zugebracht. Beide waren in gleicher Erregung.

Der Freund hatte ihm seinen Roman mit Natalien erzählt. Er hatte ihm nicht verschwiegen, daß ihn die gestrige Aufregung, die Befangenheit, in der er das einst so innig geliebte, hochgebildete und anmuthige Mädchen antraf, ermuthigte beinahe bis zum vollen endlichen Geständniß seiner Liebe, die ihn krank, so unglücklich gemacht und bis jetzt nicht verlassen hätte. Stürmer vermied, seinen eigenen Gefühlen Ausdruck zu geben. Peinlich war ihm die Vorstellung, ob gestern seine Huldigung nicht zu herausfordernd, zu dreist gewesen. Auf jeden Fall hatte er, verführt von seinem Ingrimm auf die Bewohner des Jagdschlosses, in seinen Gesprächen mit der ihn entzückenden Frau den Ton der Erbitterung zu sehr vorwalten lassen. Aber sie besaß ja auch ihrerseits selbst durchaus jenes „Agacirende", Anregende, das den meisten weiblichen Wesen so wenig gegeben ist, die Kunst des Heraustretens aus sich selbst, des Sichversetzenkönnens auf fremde Standpunkte und Eingehens auf die Interessen Anderer. Und diese Kunst verband die liebliche Frau vielleicht mit der Natur, mit einem wirklich fühlenden, theilnehmenden Herzen —! Dann aber — ach, ihr Geld! Da stockten alle seine Gedanken. Bang zog sich sein Gefühl zurück in's Schneckengehäuse der Furcht, dießmal — in die Zerstreuung durch seine Abendgesellschaft.

Die Dämmerung wob geisterhafte Fäden durch's Zimmer. Oben athmete ein weibliches Wesen, das die Männer nicht näher berührte, und doch zog es an, daß das vorhin so unruhige Mädchen jetzt still geworden war. Vom geöffneten Fenster herüber kam vom gemähten Grase ein Wohlgeruch. Eine Heuschrecke zirpte ihr einförmiges Lied. Das Thierchen mußte in der Nähe des Fensters sitzen. Bewegungen im Hause oder der Luftzug machten, daß an einem eisernen, unbenutzten großen Ofen eine lose Klappe der Thür in regelmäßigen Intervallen klingend erzitterte. Aus weiter Ferne hörte man auf der Flöte blasen, nicht eben melodisch, nicht gewandt; aber die Stille gab selbst den unreinen Tönen ein harmonisches Echo. Es ist so feierlich und das Herz bestrickend auf dem Lande, wenn die Natur zur Ruhe geht, alle Blumen, alle Bäume, die wir so gut kennen im Sonnenglanz, im Mittagsbrande, im Umschwärmtwerden von Spatzen, Bienen, Käfern, nun mit Einemmale von violetter Dämmerung umwoben werden, dann die Heerden noch einmal mit der sinkenden Sonne nicht hinein in den Stall, sondern gerade erst hinausgetrieben werden, um in der Kühle des Abends noch einmal ruhig, unbehelligt von den Insekten des Tages, auf der Wiese zu grasen. Das Konzert der Frösche deutete auf ein bestandhaltendes Wetter.

Stürmer machte Licht und zündete einige der Kerzen an. Die großen Kronleuchter sollten und konnten auch nur im Nebensaal angezündet werden, in nächster Nähe mußte die Beleuchtung eine mäßige bleiben. Lampen, deren Licht den Bildern zu Gute kommen sollte, waren hinter den großen Ausschnitten angebracht und konnten vom Tafelraum aus nicht gesehen werden.

Zwischen seinem Hin und Her sprach Stürmer in abgerissenen Sätzen zum Bild der Königin Christine hinauf, ohne dasselbe zu lange zu fixiren:

„Was Du für ein schönes Mädchen bist, Rieke —! Man erkennt Dich gar nicht wieder. Und so zahm, so gehorsam bist Du geworden. Schweigst wie ein ausgestopfter Paradiesvogel! Oder muß ich Dich lieber einen Vogel" — sein Blick fiel auf die Zimmer hin, wo sein Konversationslexikon stand — „Phönix nennen?" — Phönix schrieb sich mit Ph. — „Der Vogel Phönix, der jetzt ausgestorben ist, mußt Du wissen, hatte, glaub' ich, keine Beine. Er schwebte nur immer in der Luft, bis er sich verzehrte auf einem in Flammen aufgehenden Neste! Setz' Dich — Schnurr hat Dir doch hinten einen Stuhl hingestellt —? Du ermüdest Dich sonst, Rieke. Steht kein Stuhl da? Na, antworte doch —! Wo steckt denn dieser Kerl?" unterbrach er sich. „Wo man ihn haben will, da ist er nicht und gewiß ist er da, wo er nicht sein soll."

Stürmer klingelte. Schnurr trat ſchleichend wie auf Katzenpfoten herein und warf einen eigenthümlich verlegenen Blick zur Königin hinauf.

„Du ſchleichſt ja im Hauſe herum wie das böſe Gewiſſen! Wenn ich den Weinkeller in Deine Obhut gegeben habe, ſo haſt Du regelmäßig die Beſinnung verloren. Und à propos, was hab' ich denn geſtern von der Rieke da oben hören müſſen? Daß Du die Gewohnheit hätteſt, Dir hinter meinem Rücken beim Serviren immer ein bene zu thun?"

Schnurr machte ein langes Geſicht, eigenthümlich verdutzte Augen, blinzelte ſeitwärts zur Königin hin und meinte mit ſtockender Stimme:

„Hat das da oben wirklich — die — die — die Rieke —?"

„Sie ſagte: Du tränkeſt hinter meinem Rücken die Gläſer aus! Geſtern fürchtete Ihro Majeſtät, daß ſie, wenn Du es heute wieder thäteſt, beim beſten Willen lachen müßte."

Jetzt ermannte ſich Schnurr, ballte die Fauſt, drohte zur umrahmten Bildſteherin empor und wetterte:

„Na warte da oben, ſo verleumdeſt Du mich —? Iſt dem wirklich ſo —? Rede —!" Und da die Rieke ſchwieg, fügte Schnurr hinzu: „Sehen Sie, ſie bekennt ihren Irrthum."

„Sie ſchweigt, weil ſie jetzt ein braves Kind iſt und

ihren königlichen Charakter beibehalten will. Ich habe Schauspieler gekannt, die des Abends nach der Vorstellung ihre Kostüme nicht auszogen, sondern ihr Abendbrod noch als König Philipp von Spanien aßen. „Für diese angebrannte Cotelette geb' ich Dir Zeit, zehn Jahre, entfernt von Madrid, darüber nachzudenken —!" sagte ein Charakterspieler zu seiner Frau und aß seitdem an jedem Abend nur noch im Wirthshause. So will die Rieke jetzt ganz Königin sein. Vergeben und Vergessen muß da ihre andere Natur werden. Sie weiß nichts mehr von Deinen Schlechtigkeiten. Aber Schnurr" — unterbrach er sich, „sieh' doch nur einmal —"

Sein Blick war starr auf die wie eine Statue so unbewegliche Königin gerichtet. Sie verzog nicht die Miene, die Hände lagen noch in derselben Positur, wie diese vorhin von Stürmer befohlen worden war. Stürmer betrachtete die Rieke mit Befremden. Endlich wollte er Schnurr fragen, ob er nicht eine gewisse Aehnlichkeit bemerkte, besann sich aber, daß dieser gestern nicht mit auf dem Jagdschlosse gewesen. Sein Gedankengang brach sich Bahn in der an die nachgemachte Königin gerichteten fast vertraulichen Frage:

„Rieke, hast Du ihm nichts von der fremden schönen Dame erzählt, die heute hierher kommen wird und die Dir in dem Kostüm merkwürdig ähnlich sieht —?"

Schnurr murmelte bei Seite:

„Er wird ſchön aufhorchen, wenn er hört, daß ihm ſeine Flamme ſchon wieder durchgebrannt iſt und gar nicht heute herkommt —"

„Oder vielmehr," fuhr der Rittmeiſter fort, „es waren ja drüben ihrer zwei! Sage einmal, Rieke, welche trägt den Preis davon? Welche von Beiden würdeſt Du zu Deiner erſten Hofdame oder, wie es jetzt heißt, Palaſtdame machen?"

Schnurr ſchien in dem ſteten Fixiren ſeiner Rieke etwas Verfängliches zu finden und ſuchte die Aufmerkſamkeit des unter dem Rahmen wie gebannt Verharrenden zu zerſtreuen.

„Herr Rittmeiſter, es iſt die höchſte Zeit," ſagte er, „daß auch Sie an Ihre Toilette denken!"

Stürmer betrachtete ſich. Das Piedeſtal, wie er es nannte, war in Ordnung, Beinkleider, Lackſtiefel. Auch die weiße Wäſche. Nur Halsbinde, Weſte, Frack fehlten noch.

„Kommen Sie —!" ſuchte ihn Schnurr aus dem Saal fortzubringen. „Drüben liegt Alles beiſammen."

Sein Herr blieb jedoch wie traumbefangen ſtehen, raffte ſich dann auf und revidirte noch einmal die Anordnungen des Tiſches. „Ich hoffe," ſagte er und

ihm fruchten konnte und daß der arme Schelm eigentlich für alle gute Lehren, Warnungen und Strafen kein Gedächtniß hatte. Wäre der Schädel nicht zu interessant, ich trüge jetzt darauf an, den Hallunken von der Instanz zu abjudiciren und ehrlich zu begraben." Hierauf zeigte Sägenreißer, jedoch mit etwas ungläubiger Miene, die Thränenröhrl des unglücklichen Klostergeistlichen Siegwart vor; und mit noch größerm komischen Kopfschütteln einige Knorpel aus dem berühmten Buckel des Aesop. Einen Türkenschädel, klagte er, hätte er nie ergattern können, dafür nur diesen Pfeifenkopf aus Adrianopel, der wenigstens ein schönes, lebendes Türkenhaupt vorstelle. Bei einigen Wirbelbeinchen, deren nähere Bedeutung Schlachtenmaler überhörte, faltete Sägenreißer die Hände und sagte: „Wissen Sie, wer bei der Aufgabe, die höchste Zahl der menschlichen Lendenwirbel zu bestimmen, eines kläglichen Todes gestorben ist?" Als Schlachtenmaler darauf ein sehr natürliches Stillschweigen beobachtete, sagte Sägenreißer: „La Pevrouse! Den unglücklichen Mann schickte die Pariser Akademie nach Afrika, um zu sehen, ob Völkerschaften von großer Statur mehr als sechs Lendenwirbel haben; und noch immer fehlt La Pevrouse und eine Antwort auf jene Frage!" —

Sägenreißers Merkwürdigkeiten waren jetzt bald zu Ende. Es kam nur noch das, wie Sägenreißer versicherte, sehr auffallende Kuckuckbein einer abyssinischen Dame, von der der Pater Dobrizhofer die Versicherung gegeben hat, daß sie, wie der obige donische Kosak, in ihrem Leben nur geritten hatte. Kleine Skelette von chinesischen Weiberfüßen machten den Schluß, so wie die Zehen jenes berühmten Schwaben, Namens Grieben, der ohne Arme ge-

gleichsam wie um nur einen Grund zum Zögern zu haben, „ich hoffe, daß die nöthigen Vorbereitungen zur Beherbergung unserer Gäste pünktlich getroffen sind!"

„Sorgen Sie nicht, Herr Rittmeister —"

„Ist das Schlafgemach meiner seligen Mutter aufgeschlossen?"

„Wo das Bett steht, das so groß ist, um alle vier Damen zu gleicher Zeit unterzubringen? Gewiß!"

„Und für die Rieke ist doch auch, ihrem Stande gemäß, gesorgt? Ich meine als Königin von Schweden —? Dem Grafen —" fuhr der Fragende fort, ohne die Antwort abzuwarten und Schnurr's Verlegenheit über das Schuldigbleiben dieser Antwort zu bemerken, „dem Grafen trete ich mein eigenes Schlafzimmer ab —"

„Wo schlafen dann aber Sie, Herr Rittmeister —?"

„Sage zu Jedermann und auch Du, Rieke, hörst Du, sagt, ich schliefe in dem gelben Zimmer."

„Da steht ja kein Stuhl mehr und noch weniger ein Bett drin —"

„Es wäre nicht das erste Mal, daß ich auf Streu geschlafen hätte, und es wird noch öfter so kommen —"

Jetzt machte die Königin von Schweden die erste Bewegung in ihrer Haltung, so daß Stürmer zu ihr hinblickte und sie fragte, ob sie sich nicht schon zu sehr

ermüdet fühlte. Sie ſollte ſich ſetzen. Schnurr hätte ja den Stuhl dafür beſorgt.

„Daß mir aber Niemand von dieſem Strohſack ſpricht!“ fuhr Stürmer fort, als die Rieke unbeweglich blieb; „das gelbe Zimmer muß der Inbegriff des äußerſten Comforts und aller Bequemlichkeit und Eleganz ſein!“

„Aber zugeſchloſſen muß es bleiben!“ meinte Schnurr.

„Allerdings. Und wenn Einer neugierig iſt, dann ſagt nur —“

„Das Silberzeug ſtünde drin.“

Stürmer lachte und ſetzte hinzu: „Und bereits gepackt.“ Zugleich beſah er nachdenklich an den Beſtecken des Tiſches die eingravirten Zeichen des Lammwirths. Dann prüfte er die bereits vertheilten Zettel des Placements. Ueber die Nothwendigkeit, der Kameraldirektorin den Arm bieten zu müſſen, ſeufzte er. Toska hatte er an den „Herrn von Timpe“ verwieſen. Frau von Thurnegg — murmelte er vor ſich hin — würde wohl an den Grafen kommen müſſen —

„Iſt denn die Baronin wirklich ſo fabelhaft reich —?“ begann Schnurr mit ſcheinbar vertraulicher Dämpfung ſeiner Stimme und dennoch jedes Wort ſo betonend, als ſollte es überall im Saale verſtanden werden.

„Man ſagt es ja —“ warf Stürmer mit einem Seufzer hin.

„Wäre dieſe Partie nicht, Herr Rittmeiſter, ſo etwas — für Sie?“ fuhr Schnurr mit eben ſo ſcharfer Accentuirung, wie vorhin, fort.

„Die richtige Stellung der Frage wird wohl ſein: Wäre ich eine Partie für die Baronin?“

Gedankenſchwer wandte ſich Stürmer zur Rieke, die ſich eben etwas übergebeugt hatte, als wollte ſie lauſchen, und ſich ſchnell wieder ihre bildähnliche Poſitur gab.

„Rieke, Du haſt uns geſagt, daß die Baronin ebenfalls über mich geläſtert hat. Hat ſie's denn auch noch da gethan, als wir geſtern fort waren?“

Offenbar war es ein Abſchneiden dieſer Frage und ein Verhindernwollen der Antwort, wenn Schnurr plötzlich auf die zur Seite führende Thür zeigte und mit dem Rufe: „Nun wird's häuslich —!“ offenbar eine Mehrung des Verfänglichen in der obwaltenden Situation andeutete. Letztere ſchien ihm eine andere zu ſein, als Stürmern.

Helling, der eben im Begriff war, ſeine Toilette zu machen, kam in Hemdärmeln, hielt ſeine Weſte in Händen, während er ſich ſeinen Frack wie einen Hängepaletot über die Achſeln gelegt hatte. „Habt ihr nicht eine Nähnadel? O dieſe verdammten Schnallenknöpfe!

Ohne eine alte Haushälterin kann kein Mensch, der sich nicht verheirathet, auskommen!"

„Aber warum nicht auch eine junge Haushälterin?" meinte Stürmer. „Die Rieke wird gleich so gefällig sein! Ruh' Dich jetzt einmal aus und nähe hier den Knopf an —!"

Schnurr machte unwillkürlich eine Geberde, als wenn man hier einer wirklichen Königin zumuthen wollte, Magddienste zu thun. Die ihm von Helling gegebene Weste behielt er in der Hand und bewegte sich keinen Schritt nach rückwärts.

Stürmer bemerkte anfangs nichts von dieser Unschlüssigkeit. Seine Gedanken waren zu zerstreut. Den Schnallenknopf hatte er sofort vergessen. Schnurr erhielt den Auftrag, die Requisiten seiner noch unvollständigen Toilette herüberzuholen. Dem Beispiele des Freundes wollte er folgen und sich hier eilends an Ort und Stelle equipiren.

Mit dem Worte, das für beide Freunde räthselhaft hätte sein müssen, wenn sie es gehört hätten: „Die ist jetzt gefangen!" entfernte sich Schnurr in's Wohnzimmer seines Herrn.

Helling versuchte die Schnalle an seiner Weste durch Knüpfen und Bändeln zu befestigen. Wiederholt meinte der Rittmeister, die Rieke würde helfen. Von ihrer

Toilette her würde ſie wohl eine Nähnadel zur Hand haben. „Das iſt das Schöne an den Frauen," ſagte er, „Mitleid und eine Nähnadel haben ſie immer zur Hand." Helling gab der Königin ſeine Weſte, ohne die Empfängerin, die ſtumm darnach hinunterlangte, eines nähern Blickes zu würdigen.

Als Schnurr mit den Kleidern ſeines Herrn zurückkehrte, war ſein Idol verſchwunden. Dann mußte er ab und zu gehen, um die ihm jetzt auch von Helling ertheilten Befehle auszurichten.

„Ich bin in einer Aufregung —" konnte nun Stürmer offener bekennen — „das göttliche Weib unter meinem Dache zu ſehen, ich kann mich kaum faſſen. Ja ſo —" verbeſſerte er ſich, „für Dich hat der Himmel nur Platz für eine einzige Sonne! Alſo Natalie hieß die Unbekannte —!"

„Leider muß ich meine geſtrige Verblendung eingeſtehen —" bekannte Helling. „Ich habe wirklich nur Augen gehabt für — Aber ſchön, das ſah ich denn doch, ſchön iſt Frau von Thurnegg gewiß —"

„Obſchon nur eine Blondine zu Deinem Naturell und Deiner Aeſthetik zu paſſen ſcheint! Uebrigens war ich nicht ſo egoiſtiſch. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Dir das Opfer der militäriſchen Heirathskaution ihre ganze Liebe bewahrt hat!"

Helling verſprach, heute Abend keine Miene von Frau von Thurnegg unbeobachtet zu laſſen. In ſeinem Talent, Neigungen zu entdecken, verſicherte er Virtuoſe zu ſein. In der Regel verriethe ſich eine Neigung, wie er verſicherte, an einer unbezähmbaren Redeluſt. Dieſe ſoll die innere Unruhe verdecken, das Sprechen ſoll als Ableiter der Gefühle dienen. Man vergäße darüber bei Tiſch ſich ſatt zu eſſen und begehrte beſonders viel Waſſer zu trinken.

Ueber dieſe neuen Beiträge zu Knigge's Umgang mit Menſchen hörte man das Poltern der zurückkehrenden Rieke. Waren auch ihre Schuhe wie die aller Uebrigen durch Filz unhörbar gemacht, ſo war es doch nicht ihr Stuhl, an dem ſie merklich rüttelte. Die Weſte warf ſie ohne Weiters in den Saal hinunter.

„Donnerwetter!" fluchte ihr Helling zum Dank entgegen. „Eine friſchgewaſchene weiße Weſte? So ohne ſich lange zu beſinnen hinunterwerfen! Sie hätte ja in eine Compotſchüſſel fallen können!"

„Sei doch ſanft! Sei gelaſſen mit ihr!" meinte Stürmer. „Sie leidet ja wegen Kolumbus, der Amerika entdeckt hat. Rieke!" fuhr er, ſich ankleidend, während Schnurr dabei behülflich war, fort: „Rieke, da haſt Du nun den Charakter von uns Männern! Immer wird die nächſte Empfindung herausgepoltert. Nur nicht

gegen unſere Vorgeſetzten. Da ſind wir feige und beherrſchen uns. O ihr armen Weiber! Undank iſt euer Lohn! Und dann auch als Königin Schnallen annähen —! Das nehmen wir Tyrannen ſo ruhig hin, als wäre es eure verdammte Schuldigkeit. Ja, unſer ganzes Leben iſt eine Unterſchätzung eures Werthes! Sogar Philoſophen hat es gegeben, die beweiſen wollten, daß ihr nicht die vollen Menſchenrechte verdient. Und Concilien ſind darüber abgehalten worden, ob euch die Gleichſtellung mit uns hier auf Erden und im Paradieſe gebührt. Und denke Dir, ich ſelbſt gehöre zu dieſen Kannibalen, die euch nicht für ebenbürtig erklären. Ich geſtehe, daß ich die engliſchen Narren durchprügeln könnte, die das allgemeine Stimmrecht auch auf euch ausdehnen wollen, um Geſetzgeber in's Parlament zu ſchicken! Wen würdeſt Du zum Beiſpiel anders wählen, Rieke, als dieſen Eſel von Schnurr? Würdeſt Du nicht ſagen: Ach! der Herr Doktor, der grüßt mich nicht mehr, und der Herr Apotheker, den kann ich nicht einmal riechen — und Denen ſollte ich meine Stimme geben? Nein, ich gebe nur Dem meine Stimme, der, würdeſt Du, und wahrhaftig vernünftig genug ſagen, der mir ein neues Kleid geſchenkt hat. So hat euch auch noch Schopenhauer aufgefaßt. In der Garniſon liebte ich dieſen Philoſophen des Egoismus, des Weltſchmerzes

mit Auſtern und Trüffeln und Champagner, wenn man letzteren vertragen und bezahlen kann. Jetzt bin ich mit Schopenhauer nicht mehr einverſtanden. Uebrigens, Schnurr, ich mache Dich für den Gefrierpunkt des Moët verantwortlich. Bediene Dich beim Frappiren eines Thermometers. Auf Skala beim Champagner verſtehen ſich vorzugsweiſe die Diplomaten!"

Erſt jetzt bezeugte Helling ſein Erſtaunen, daß das ſonſt ſo vorwitzig in alles hineinredende Ding da oben allen dieſen Expektorationen ruhig zuhörte. Sonſt pflegte die Köhlerstochter tapfer in alles hineinzuſprechen und Beweisführungen für ihre bevorzugte Bildung zu verſuchen. Er ſagte, lieber ſollte ſie ſich doch jetzt ausplaudern. Er rieth ſogar, ſie dazu anzureizen.

„Schnurr," rief er, „in Amerika mußt Du für uns Alle heirathen! Die Rieke muß, was die Schnallenknöpfe anlangt, für uns alle drei dort die Hausfrau machen —"

Da die Rieke ſchwieg, meinte Schnurr ſchmunzelnd:

„Da müſſen Sie doch noch ſtärker kommen, Herr von Helling —"

Stürmer verſuchte es. Er wollte die Herausforderung zum Sprechen unterſtützen. „Ja, ſprechen wir von Flitzner's Ammenhandel —!" rief er.

„Herr Rittmeiſter —" fiel Schnurr ein. „Bitte um

Ihren Rock —!" Diesen fing er lärmend zu bürsten an. Jetzt schien ihm die Provokation zu weit zu gehen.

„An die Böller, Schnurr! Die Signale beobachtet! Und endlich hier die Lichter angesteckt! Sollen wir uns überraschen lassen —?"

Mit diesen Worten seines Herrn wurde Schnurr hinausgedrängt. Stürmer wollte von Frau von Thurnegg, Helling von Fräulein von Stein reden. Die Rieke sollte Antworten geben.

„Mach' es auch nicht zu arg mit Deinem steifen Trotz!" fing Stürmer an. „Rede —! War das Fräulein von Stein, als wir gestern abritten, vergnügt —?... Donnerwetter, so sprich jetzt! Nun befehl' ich's! War sie traurig —?"

Die Rieke schüttelte den Kopf.

„Also vergnügt —?"

Sie nickte.

„Da siehst Du die alte Liebe —!" meinte Stürmer zu dem aufgeregt lauschenden Helling.

„Und die Baronin?" fragte jetzt Helling seinerseits. „Lachte die denn auch —? Und wahrscheinlich über uns —?"

Das „lebende Bild" schüttelte den Kopf.

„Die war traurig?" fiel Stürmer ein.

Ein Nicken antwortete.

„Da ſiehſt Du —! Was Die da oben traurig nennt, das nennt die geſellſchaftliche Welt gelangweilt. Ich hinterließ ihr den Eindruck vollſtändigſter Gleichgültigkeit —!"

„Du irrſt Dich —" ſuchte ihn Helling, der mit Erſtaunen und dem innigſten Antheil die tiefe Ergriffenheit ſeines Freundes von dieſer romantiſchen Begegnung ſah, zu beruhigen — „Du irrſt Dich und ſollſt heute noch mehr den Beweis haben, daß Du es thuſt. Du haſt mich natürlich neben Natalien placirt? Ich werde mit ihr ſprechen . . ."

„Sorge Du für Dich ſelbſt —!"

„Sie ſoll Freiwerberin für Dich werden —"

„Laß ſie Kuppelei für Andere treiben —!"

„Sie ſoll die Baronin aushorchen —!"

„Den Spion machen —! Menſch, darauf ſtand bei uns die Kugel!"

„Sie ſoll ihr Deine glänzenden Eigenſchaften ſchildern —"

„Die Niemand kennt —"

„Für die ich aber bürgen werde —"

„Garantie, die nicht angenommen wird —"

Die Königin von Schweden hatte ſchon einigemale zu hüſteln angefangen. War es Schelmerei oder hatte ſie ſich beim ſchnellen Annähen des Knopfes über-

boren war und ſich mit den Zehen nicht nur muſikaliſch, ſondern auch ſchriftlich ausdrücken konnte. Der Zehe war in ein Stück Papier gewickelt, auf welchem etwas zu leſen ſtand. Es lautete:

> Ihr ſollt Gott fürchten und lieben.
> Dieſes hier iſt eine Hand geſchrieben
> Von Johann Chriſtian Grieben.

„Sie ſehen, ſchloß Sägenreißer den Kaſten mit gutmüthiger Ironie, „der Mann war mit den Zehen auch ein Dichter.“

Schlachtenmaler aber freute ſich ausnehmend, daß Johann Chriſtian Grieben ohne Arme geboren war: denn nun konnte er doch mit ſeinem Plane vorrücken und, um das Terrain zu ſondiren, Sägenreißern fragen: „Irgend einen merkwürdigen Arm hab' ich in der Sammlung nicht gefunden?“ „Ach,“ entgegnete Sägenreißer harmlos, „ſelten bieten dieſe Extremitäten etwas Anomales dar: es müßten denn gerade Hände mit ſechs oder nur vier Fingern vorkommen oder die abgeſchlagene Hand des Götz von Berlichingen, die er aber ſelbſt nicht hatte, geſchweige ich, oder ich müßte denn einmal den Arm eines Schriftſtellers bekommen, um zu ſehen, ob der Processus styliformis, in dem ja bekanntlich (er griff nach Schlachtenmalers Arm) die Hand hängt, von dem guten Styl, den ein ſolcher Mann ſchreibt, eine andere Geſtalt bekommt, als er gewöhnlich bei Spitzbuben hat; denn ich muß ſagen, bei Gaunern und Taſchendieben ſind die Greifknochen des rechten Armes faſt immer wunderbar ſchön und ungemein gelenkig geformt.“ — „Nun,“ ſagte Schlachtenmaler mit der größten Seelenruhe und wie im Scherz, „Herr Profeſſor, ich bin ja im beſten

laufen —? Die Männer deuteten ihr Hüſteln und Räuſpern anders.

„Du kritiſirſt wohl da oben —?“ meinte Stürmer. Dann ſich zum Freunde wendend, ſprach er offen: „Es würde ungefähr meine zehnte Liebe ſein — aber ſie wird ſo wenig reuſſiren wie alle frühern —!“

Jetzt war der Huſtenanfall, den die Königin bekommen hatte, ſo auffallend ſtark und war zugleich in ſo eigenthümlicher Tonlage gehalten, daß Helling meinte:

„Siehſt Du, der Huſten ſoll Kritik ſein. Und die verdienſt Du auch. Wer wird von ſich eingeſtehen, daß er ſchon zehnmal verliebt geweſen!“

„Freund, laß uns doch nicht thun, als wenn wir Meerwunder wären!“ begann Stürmer. „Der Menſch liebt, ſowie er auf die Welt kommt! Das Bedürfniß des Anſchluſſes ſteigert ſich, je mehr der Haß, die Ablehnung in unſere Seele einzieht. Und die Liebe, die den Jüngling ergreift, und die Liebe, die den Mann ergreift, es iſt dieſelbe heilige Flamme, derſelbe Hitzegrad, um — ſich daran die Finger zu verbrennen, dieſelbe Temperatur, um ſich daran ſeine Suppe zu kochen, d. h. ſich eine Familie, einen häuslichen Herd begründen zu wollen. O, Flauſen ſind es, Rieke, wenn Dir Einer ſagt: So wie jetzt Dich, ſo hab' ich noch niemals, nie-

mals geliebt! So oft man liebte, war es immer, immer derſelbe Wahnſinn, immer dieſelbe Raſerei, dieſelbe in Feſſeln gelegte geſunde Vernunft. Und auch das glaube ja nicht, daß der Schöpfer für Jeden nur Ein Weſen in die Welt geſetzt hätte, das den Beinamen: Der oder die Rechte verdiente! Die Rechte oder den Rechten glauben wir ſchon zehnmal gefunden zu haben. Wir Menſchen ſind das Produkt von Ort und Stunde, Zufall und Verhängniß, von Umſtänden, die verſagt oder die gegeben ſind. Nur Einmal wahrhaft geliebt haben? Ach nein, nein, Rieke! Ich thörichter Menſch habe ſchon drei-, viermal und noch dazu wirklich und wahrhaft geliebt. Jeder neuen Eroberung, die ich gemacht zu haben glaubte, geſtand ich, daß mein Herz eine Biographie von ſo und ſo viel Bänden hat, wie das — Konverſationslexikon —"

„Gott ſei Dank! Ein Band fehlt denn da doch bei Dir! Mach' Dich nicht ſchlechter als Du biſt!" ſchaltete Helling trocken ein. „Das iſt der Band mit Friederike, der fehlt!" fuhr er fort. „Oder wenn Du nur wenigſtens eine Theorie von verbeſſerten, neu durchgeſehenen, vervollſtändigten Auflagen in der Liebe aufſtellen wollteſt —"

„Wo man die alten zum Antiquarpreis losſchlägt?" fuhr Stürmer fort. „Nein, nicht verbeſſerten —! Nicht

vollſtändig veränderten —! So wie man einſt geliebt hat, damals, als die Geliebte glücklich war über eine Zweithaler-Broſche, die man ihr ſchenkte, ſo kann man gar nicht mehr wiederlieben, ſag' ich! Am wenigſten kann man's, wenn die Geliebte Wagen und Pferde, Kutſcher und Bedienten und Güter und Renten hat! Da tritt uns als Mann von Ehre ewig das Geſpenſt der Gewinnſucht entgegen! Bei jedem Ausbruch einer Zärtlichkeit, bei jeder Huldigung, die in Wahrheit nur dem reizenden Gegenſtande gilt, dem Weſen voll Anmuth, Geiſt, Poeſie — wie dieſe Baronin ja eines iſt — raſſelt ein Geſpenſt mit einer Blechbüchſe an uns vorüber, worin Dukaten geſchüttelt werden, wie wenn ich als Almoſenpfleger an die Kirchthüren den Tod ſtellen wollte —"

„Hu! Hu! Welche gräulichen Phantaſieen!" fiel Helling ein. „Du biſt für die Baronin liebestoll!"

„Die Liebe iſt die Beherrſcherin der Welt, ſingen die Dichter!" fuhr Stürmer mit dem Humor des bitterſten Schmerzes fort. „Ja, ſie beherrſcht auch die Welt! Aber als Dämon beherrſcht ſie ſie, als verführeriſche Abgeſandtin der Hölle! Sie hat dem Himmel ihre Seligkeiten geſtohlen, ſeinen goldgeſtickten Sternenmantel, ſeine purpurglühenden, die Seele mit unendlichen Ahnungsſchauern erfüllenden Abendröthen — ach, alles,

alles das führt ſie wie ein Hauſierer ſeinen Trödelkram mit ſich und bethört damit die Menſchen und — was wird? Der Sternenhimmel wird zur Nebelkappe, die Abendröthe zu blauem Dunſt, die Muſik der Natur wird Schmerzensſchrei, die Sprache Hülferuf —! Geht mir weg, was wird nicht mit der Liebe Alles gelogen! Die Liebe, das, was an ihr echt und was Flitter iſt, muß nur dem unerforſchlichen Plan der Gottheit dienen, der darin beſteht, das Leben der Welt wie eine Schraube ohne Ende weiter zu führen — bis zu dem Tage, wo die Anerkennung des Satzes: Ha, Eure Liebe war nur eine Täuſchung Anderer und die Täuſchung unſerer! das Weltgebäude zuſammenſtürzen läßt —!"

Stürmer hatte zu erſchüttert, zu ergriffen von dem Schmerz, doch wohl auch bei Amanda von Thurnegg wieder nur einem Nebelbilde nachzujagen, geſprochen — eine Weile ließ Helling ſtill vorübergehen, bis er mit trockener Ironie einfiel:

„Und ein ſolcher Liebesatheiſt, der Du nur biſt, weil Du glaubſt, die Baronin der Geldfrage wegen nicht erobern zu können, hätte nun geradezu doch das Talent, der allerzahmſte Ehemann von der Welt, ein Pantoffelheld in Schlafrock und langer Pfeife zu werden! Eine Frau, die Dich liebte, wird Dich bis zum Kinde beruhigen können."

„Du meinſt, weil ich in meinem zehnten Jahre Flöte blaſen lernte —? Dieß ſonderbare Inſtrument, dem all' unſer menſchliches Leben und Streben gleicht? Um einen vollſtändig lungenloſen Ton hervorzubringen, wie doch der Ton der Flöte iſt, muß man die ſtärkſte Lunge von der Welt haben und ſich ſchwindſüchtig blaſen. So iſt's überall. Seine äußerſte Kraft muß man verbrauchen, ſein ganzes Daſein ſogar, um — das abſolute Nichts, Staub, Staub hervorzubringen!“

Die Königin von Schweden zeigte ſich in dieſem Augenblicke in einem ſolchen Grade aufmerkſam, ſtreckte ſo lang den mit Perlen geſchmückten Hals über den Einſchnitt der Tapete hinaus, daß Helling ihr ein Sie ſollte nicht zu neugierig ſein —! zuwinkte und dann fortfuhr: „Nein, ich wünſchte bei alledem, dieſe Baronin beobachtete einmal Deinen Weltſchmerz in erſter Morgenaſſiette, wenn der Europa- und Lebensmüde ſein Frühſtück nicht früher nimmt, ehe er nicht zuvor die Tauben gefüttert hat. Setzt ſich da eine von dieſen Hausſultaninnen, Deinen Herzenstyranninnen, auf Deine Schulter, ſo verjagſt Du ſie nicht, ſie kann mit Dir machen, was ſie will. Geduldig gehſt Du mit ihr zum Kaffeetiſch, ſtreckſt Deine Schulter mit dem Gehorſam eines Büßers wie bucklig und ſchräg aus, nur damit Deine geflügelte Dame nicht geſtört wird, fütterſt ſie über Deinen

Höcker hinweg und lockſt ſie erſt allmälig durch Broſamen in eine für Deinen auf der Folter befindlichen Muskel- und Knochenbau bequemere Stellung, ſelbſt wenn Dir darüber Dein Milchtopf verſchüttet wird. Wer Dich kennt und Dich ſchon hat fluchen hören um einen Tropfen Waſſer auf Deinen friſchgewichsten Stiefel, würde glauben, Du müßteſt dem Ding gleich das Genick abdrehen. Aber ruhig trägſt Du Dein hausväterliches Loos, wechſelſt bloß die mit Milch beſchüttete Serviette und zeigſt damit — Dein angebornes Talent zum Ehemann!“

„Rieke, ſei doch nicht ſo neugierig!“ rief jetzt auch Stürmer und verwies ihr den geſpannten Antheil, den ſie an dieſen Geſprächen zu nehmen ſchien.

„Und mit Deinen Hunden biſt Du nun gar wie mit kleinen Kindern —“

„Jetzt kommt mein Talent zur Vaterſchaft an die Reihe —?“

Die Königin von Schweden zog den Kopf zurück und verſchwand eine Weile. Ob ſie gegangen war oder ſich nur hinter der Tapete verſteckt hielt, ließ ſich in Folge der Filzſohlen nicht unterſcheiden. Es währte auch nicht lange, ſo erſchien ſie wieder. Noch jetzt miſchte ſie ſich in nichts, verrieth aber eine Theilnahme, die den beiden ſich ſo gemüthlich Unterhaltenden, wenn ſie näher

auf die königliche Frau hätten hinſehen wollen, verdächtig hätte vorkommen müſſen.

„Läßt das Vieh nur," fuhr Helling fort, „ein Bischen die Schnauze und die Ohren hängen, ſo machſt Du Dir gleich Gedanken, was ihm fehlen möge, glaubſt gleich, daß es falſch gefüttert wird, nimmſt es auf Dein Zimmer und beobachteſt es wie ein Arzt ſeine Patienten. Und wenn einmal eine Frau, eben dieſe Baronin mit ihrer Million, ſehen könnte, wie Du Dein Gemüth im Pferdeſtall entwickelſt, ſo würde ſie ihre Million vergeſſen und ſich lediglich an Deinen Charakter halten. Gezähmten Charakter, freilich! Inſofern Du meinem Unteroffizier früher in der Garniſon die Striegel an den Kopf warfſt und ihn anſchrieſt: ‚Hätte das arme Vieh Sprache, es würde Sie vor Gott und Menſchen verklagen!' Mich ſelbſt hatteſt Du damals wegen des ſchlechtbehandelten Pferdes zwei Wochen hindurch keines Blicks gewürdigt —"

„Da ſiehſt Du alſo meine entſchieden tückiſche Natur! Die Subordination nach unten hab' ich immer aufrecht gehalten wie ein Tyrann, nach oben hin war ich ein Meuterer! Einen Advokaten habe ich die Treppe hinuntergeworfen! Die Gerichte habe ich, ſo wird es in Liberode heißen, verſpottet durch eine offene Tafel, die ich drei Tage lang im Kreisgefängniß hielt, wohin mich

der gallichte Rabuliſt in drei Inſtanzen chikanirt hatte! Mit einem Wort, ich paſſe für Amerika, um dort meinen Ueberſchuß von Wuth und Zorn gegen die Wilden oder die Sklavenhalter auszulaſſen. Was iſt ein Offizier, der nicht unter ſeiner Fahne entweder fällt oder alt und grau wird wie Methuſalem's Schimmel? Herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang mit dem Leben wird er im Civildienſt ein Formenmenſch, ein Stück Mathematik ohne Inhalt. Ausgetreten aus der Armee, hab' ich ja Inhalt geſucht! Ich faßte die Courage, mit Dir und unſeren alten Kollegienheften im Bunde, das vom Vater ererbte Defizit wie eine Wieſe, wie ein in Sümpfen erſoffenes Feld zu behandeln, das man durch Drainage trocken kriegen will. Es ging aber nicht. Mein verwegener Bau einer verbeſſerten Schneidemühle auf Aktien, von denen wir die Hälfte im Kaſten behalten mußten, machte Bankerott. Die Schweizerei, die unſere Provinz mit Emmenthaler Käſe, Südamerika mit Butter und die nächſte bleichſüchtige Nachbarſchaft mit Molken verſorgen wollte, ſcheiterte an dem alten Sprüchwort: Kein Geld, kein Schweizer!"

„Und bei alledem —" unterbrach Helling dieſe mit phantaſtiſcher Laune vorgetragenen, an ſich freilich ſchmerzlichen Rückblicke, „biſt Du der Menſch darnach, eine Million zu kommandiren. Du verbindeſt Muth mit

Beſonnenheit. Wie elektriſirteſt Du die Maſſen! Wie beherrſchteſt Du ſchon bei der Schwadron die Mannſchaften, auch bei Deinen Bauten und bei jeder Unternehmung! Die Arbeiter wollten nicht von Dir fort. Sie wollten auf Theilung des Ertrages mit Dir arbeiten, nur um unter Deiner Fahne, Deinem belebenden Kommando zu bleiben! Du haſt das Talent, an der rechten Stelle zu befehlen, und das Talent, an der rechten Stelle zu gehorchen. Und wenn ich bedenke, daß Du doch eigentlich nur um meinetwillen aus einer glänzenden Carrière haſt ſcheiden müſſen —"

„Qu'appellez-vous glänzend —?" warf Stürmer dazwiſchen.

Helling war dem Freunde mit einem Anflug von Rührung näher getreten. Dieſer lachte laut auf, retirirt ſich und fuhr fort:

„Du haſt das Bedürfniß zärtlicher Demonſtrationen, Alter! Spare Dir das auf, bis Deine blonde Wahlverwandte kommt —! Hört man noch immer nichts?"

Helling trat an's Fenſter und blickte in die völlig hereingebrochene Dunkelheit. Eben erhob ſich am fernen Walde die volle Scheibe des Mondes. Wie die Vorboten eines ſüßen Nachtgeheimniſſes, eines Märchentraums ſtahlen ſich einzelne ſeiner magiſchen Lichter durch die dunkeln Zweige. Elfen ſchienen für ihn ihren

Reigen zu beginnen. Ihm erklang es auf der nebelfeuchten Wiese wie von silbernen Glöckchen . . .

„Also glänzend —?“ begann Stürmer noch einmal. „Du meintest die versicherten Oberstenepaulettes, diesen Schmuck eines Greises mit vielleicht gefärbtem weißem Barte? Denn früher gewinnt man wahrlich nicht Oberstenepaulettes. Nein, mische in Deine Auseinandersetzungen keine germanische Wehmuth! Zwei Worte oder zwei Begriffe überhaupt wollen wir in Hamburg oder in Bremen, wo nun etwa die Einschiffung stattfinden wird, aus unserem Lexikon ausstreichen oder über Bord werfen als unnützen Ballast. Das sind die Konjunktivformen — doch richtig?“ unterbrach sich der Rittmeister und sah wieder auf die Gegend hin, wo sein Zimmer und daselbst sein Konversationslexikon lag — „die Konjunktiv- oder sapperment! mein Griechisch! Optativformen ist doch vielleicht das richtigere Wort für diese künftig überflüssigen: „Wär' ich“ und „Hätt' ich“! „Wär' ich“ und „Hätt' ich“ — diese Worte kennt der Amerikaner gar nicht!“

„Eben deshalb also! Sei wieder der Mensch der That — ziehe den Husarensäbel aus der Scheide und erobere Dir die Baronin im Sturm! Und das heute noch! Nicke —“ wandte sich Helling mit feierlichem, entschlossenem Ton an die Königin von Schweden —

uge, ein großer Schriftsteller zu werden, und Maler bin ich
nehin schon, kaufen Sie mir meinen Arm ab!“ Sägen-
eißer streifte den dargebotenen rechten Arm Schlachten-
alers bis oben an die Oberarmröhre auf und sagte gar
chts, sondern lachte nur über den schalkhaften jungen Mann.
r maß mit Wohlgefallen an den schönen Formen und Mus-
ln und prüfte und wog und drückte und brummte dann:
Hätt' ich Sie nur unter dem Messer, Freundchen; die Haut
mit einem Schnitt herunter, und nun all die zappelnden
uskeln, Nerven und Arterien — das sollte eine Freude
in! Aber gesetzt, ich wollte menschlicher sein und Sie nur
s Leiche besitzen, Freund, so sind Sie doch zu jung und
erden mich früher begraben, als ich Sie präparirt kann.“
chlachtenmaler bemerkte hierauf, indem er den Arm bis an
as Schulterblatt entblößte: „Es handelt sich nur um mei-
en Arm und ich verspreche Ihnen ja, Chancen zu geben.
ch will nicht allein nächstens unter die Soldaten gehen,
ndern gebe ihnen auch das Versprechen, daß, wenn ich hun-
rt Thaler jetzt für meinen Arm bekomme, Sie sich in fünf
ahren entweder meines Armes bemächtigen dürfen oder die
undert Thaler nebst den Zinsen zurück erhalten!“ Alles dies
urde von Schlachtenmalern so nachdrücklich und fast krampf-
aft bestimmt ausgesprochen, daß Sägenreißer ihn groß
blickte und in die Chatoulle griff mit den Worten: „Sind
ie toll, Blasedow, Sie scheinen Geld zu brauchen .....“
Nein, nein,“ wehrte Schlachtenmaler seine Herzensgüte ab;
nein, ich kann ohne Verdienst nichts annehmen; ich opfre
ich gern der Wissenschaft. Entweder ist der **Processus**
yliformis in fünf Jahren in Ihrer Hand oder das Geld.
ch bitte um Papier und Feder .....“ Sägenreißer

„sag' einmal aufrichtig, glaubst Du, daß wenn unser Rittmeister da mit der Attake auf die schöne Frau von Thurnegg Ernst macht, ihn eine Erfüllung belohnen würde ?"

Stürmer hatte sich ebenfalls dem Hintergrunde zugewendet. Wie vor einem aufgestiegenen Geiste mußte er zurückfahren, als das unbeweglich stehende Bild, das bisher nicht ein Wort gesprochen hatte, jetzt ein leises aber deutlich im Zimmer vernehmbares, angenehm sonores „Ja!" sprach.

„Siehst Du ?" rief Helling in ausgelassenster Fröhlichkeit.

Stürmer stutzte über den Ton des „Ja" trat auf die Oeffnung, in welcher die Angeredete unbeweglich verharrte, näher zu, starrte das Bild, das in der That einen täuschenden Eindruck machte, mit unbeweglichen Augen an und sagte mit stockender, von den bangsten Zweifeln und zugleich den süßesten Hoffnungen in der Brust bewegter Stimme:

„Mädchen — Mädchen sprich das Wort noch einmal — Dein prophetisches —"

„Ja, Rieke —" fiel Helling lachend ein, „das Wort, das so feierlich, so velledisch, sibyllisch, königlich von Deinen Lippen gekommen —"

Die geisterhafte Stimme sprach noch einmal: „Ja!"

jetzt mit verstärkter Schallwirkung, fest und bestimmt. Sie verwirrte damit Stürmern und nun auch Helling in solchem Grade, daß nur das plötzliche Einfallen eines Böllerschusses Beide zur Besinnung brachte. Dieß war das erste Zeichen, das hatte gegeben werden sollen, wenn man in der Ferne einige Raketen aufsteigen sah. Ein am äußersten Rande des Waldes, an derselben Stelle, wo eben der Mond stand, wohnender Forsthüter hatte diese Feuerwerkerei übernommen, die das Eintreffen der erwarteten Gäste an der sogenannten „Schneuge", einem landesüblichen Forstausdruck für Einbiegung des Weges, bezeichnen sollte. Von dort ging es allerdings bergauf, so daß das Eintreffen der Erwarteten auf dem Schloß noch einige Zeit dauern mußte.

Aber Eile hatte es nun doch mit dem Anzünden der wenigen Lichter, die zunächst für den Saal bestimmt waren, des Kronleuchters, der im hintern Raume brennen sollte, und mit dem Aufstellen der kostümirten Bilder. Ein zweiter Böllerschuß fiel alsbald hinterher und brachte die größte Verwirrung hervor. Denn nun mußte man annehmen, daß entweder doch schon die Herrschaften ganz nahe waren, so daß das erste Signal als verspätet gelten konnte, oder daß sonst eine jener Verkehrtheiten bei Ausführung solcher Programme stattfand, auf die sich Stürmer bereits gerüstet erklärt hatte und die ihn

bei alledem nun doch in Harnisch brachten. Den seltsamen Eindruck, den ihm die Rieke mit ihrem Ja! gemacht, konnte er nicht länger verfolgen. Zwar rief er aus: „Mir wird wirklich im Kopf — ich habe eine Vision — und die tollste, die es nur geben kann — nein, nein, die seligste —!“ aber er konnte seinem Gedankenaufruhr keine Beruhigung, seiner Ahnung keine Folge geben. Man hörte Klitznern stottern, Levi seine „Gottswunder!“ ausrufen, die Bilder kamen hinten die Treppen heraufgeklettert und gestolpert und die Rieke bekam wieder einmal den Einfall, ganz zu verschwinden. Hellingen war es fast, als sollte er ausrufen müssen, sie wäre ohnmächtig geworden. „Sie entfärbte sich unter der Schminke —“ sagte er, rannte, als er hinter der Tapete nachsehen wollte, Schnurr entgegen, der mit einem Lichtanzünder hereingekommen war und die zehn oder zwölf Kerzen eines altmodischen Kronleuchters hinten, vorn aber die Doppelleuchter anstecken wollte. „Ad loca!“ rief Helling, empfahl, sofort nach der Rieke zu sehen, und forderte nun zuerst den alten Oxenstierna in die Schranken.

Der Bürgermeister Brombeere trat in seinen Rahmen.

„Ich grüße Dich, erhabener Staatsmann,“ rief Helling, „Dich, dem die Geschichte den ewig denkwürdigen und in jedem Kabinet, in jeder Rathsversammlung

wohl zu beherzigenden, aber für die Dummköpfe allzu trostreichen Ausspruch verdankt: „Es ist zu verwundern, wie sich die Welt mit so wenig Verstand regieren läßt …“

Nun ging er die Reihe herum und redete Jeden an, revidirte die Stellungen, hielt bald seinen eigenen Arm hoch, bald streckte er einen seiner Füße vor oder erhob den Kopf, um anzudeuten, was man ihm nachmachen sollte. Stürmer ging ihm nach, freilich wie abwesend und seiner Sinne nicht mächtig. Doch hieß er Alles gut. Nicke's „Ja!“ hatte ihn so verwirrt, daß er selbst nur Verwirrung sah. Schon gab er gleichsam den ganzen Scherz auf, dessen sich jetzt Helling allein bemächtigt zu haben schien.

„Treusterna der Jüngere!“ rief Helling, wie geholen von Nataliens Annäherung. „Sie sind der Typus der eingewurzelten Nepotenherrschaft! Haben sogar ein Minister-Portefeuille vom Vater geerbt. Die Generalepaulettes wurden Ihnen schon in die Wiege gelegt! Zwickwolf! Was Sie als Doktor Salvius geleistet, das wird den ersten Kenner der Bühne, den eben ankommenden Grafen Ihres Namens, bestimmen, sogleich zu fragen: Wo ist mein erhabener Ahne? Wo ist mein verschmitzter Vorgänger? Mein ganzer Stolz? Diese Canaille — bitte um Entschuldigung! — die so

tief in's deutſche Vaterland hineingeſchnitten hat, ihm Vor- und Hinterpommern, ihm den Elſaß ſtahl? Aber fühlen Sie ſich drum nicht beleidigt, Herr Zwickwolf! Kronen ſtehlen, das iſt kein Diebſtahl, ſagt Schiller. An einer andern Stelle bei Schiller ſteht: Der große Gegenſtand iſt es, der uns fortreißt! Eine Million iſt kein Hund, kein Hemd auf der Leine, keine Gans, die zu ſtehlen Spaß machen kann, wenn ſie ſchon gerupft iſt und am Pfoſten vorm Fenſter hängt, um morgen in des Nachbars Bratpfanne zu wandern! Naſſauer Herr Pfuſch! Auch Du, Brutus? Auch Du ſtandeſt bei Habsburg? Brutus, Herr Pfuſch, ſtach nämlich auf dem Kapitol den Cäſar todt, was von ihm brutal war, wie Shakeſpeare ſagt! Aber Sie, Herr Pfuſch, laufen Sie getroſt aus Ueberzeugung über! Sie ſind durch die Traditionen Ihres Hauſes, die Sie an den Norden verweiſen, nicht gebunden! Was können Sie dafür, daß Sie von den Jeſuiten erzogen wurden! Aber verharren Sie, wie Sie ſich jetzt verhalten! Die entſagende Miene ſteht Ihnen! Bravo, Herr Grütze! Jetzt heißen Sie Baron Thumshirn, ohne Ihrem Verſtande zu nahe treten zu wollen. Sie ſind ein Altenburger, d. h. raubſtaatiſch, und doch edel, doch maßgebend, weil gemäßigt, gleichſam das Zünglein an der Wage zwiſchen Haß und Rache! Betrachten Sie ſich gleichſam als

Mainbrücke, Einigung Deutschlands auf dem Wege gesetzlicher Traktate, völkerrechtlicher Verständigungen! Adam Adami — Bravo, Herr Böhme! Ganz — Er! Der — ! Nämlich Sie wissen schon — welcher! Natürlich, er schleicht — als Jesuit „muß er schleichen" — und immer im Dunkeln! Das versteht sich. Aber hier stehen Sie fein! Und tückisch müssen Sie sein — von wegen Italien. Sie wissen, Sie schreiben Alles nach Rom an Kurie — Kurialstyl! Das ist das Steife, Altfränkische! Knirschen Sie ein wenig mit den Zähnen, aber unhörbar! — Das Lächeln ist gut, sehr gut —! Das gibt das Hämische! Jetzt kommt Meck-Dunois —! Ha, führt alle Völker in's Gefecht! Frei muß sie sein —' die französische Einmischung in die deutschen Angelegenheiten —, noch eh' der Tag sich wendet —! — Sie haben sämmtlich unsern Beifall, den Beifall der Kenner und Ihrer Königin. Aber — wo ist sie?"

Immer noch fehlte die Nicke. Alles rief nach ihr. Es war die höchste Zeit, daß sie kam. Eben fiel der dritte Böllerschuß und, wie verabredet worden, schon begann die Musik der versteckten Instrumente. Noch ging es damit etwas hohl, etwas taumelig dissonirend. Aber allmälig machte sich Zukunftsmusik, sie kam aus dem Chromatischen in's Harmonische und die anwesenden Bilder standen fest und sicher.

Auch rief man, die Kiste wäre wieder im Anzuge.

„Es wird Alles!“ sagte Helling befriedigt, musterte die Bilder und fuhr fort: „Das nenne ich Gemälde restauriren — Menschen, Jahrhunderte mit dem Lack des Lebens erneuern! Die Dämmerung und die sanfte Täuschung des Melodrams werden das Uebrige thun —!“

Levi, der in seinem Frack possirlich genug aussah und sich zu überraschender Sauberkeit hatte rasiren lassen, meinte, die Königin hätte sich ohne Zweifel zu fest — „geschnurrt“, wogegen Schnurr keinen Einspruch that, wie denn überhaupt seine sonderbare Haltung schon den ganzen Abend über eine der äußersten Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit geworden war.

Die Tochter Gustav Adolph's kehrte in ihren Rahmen zurück. Kaum hatte sich Helling von dem Wiedereinnehmen der ihr vorgeschriebenen Positur überzeugt, so zog er den willenlos allen seinen Anordnungen folgenden Freund aus dem Saale fort. Es war die höchste Zeit, den langsam den Schloßberg hinauffahrenden Herrschaften entgegenzugehen. Ein scharfes Ohr konnte bis hierher das Schleifen der Räder im Kieselsande vernehmen.

Die Musik dauerte ununterbrochen fort. Eine Weile waren die Bilder mit sich allein. Hätten die Lichter und die aus der Ferne hörbaren Stimmen gefehlt, die

Männer von Rendeck würden sich vor einander „gegrault“ haben. So stehen sich in den alten Familiensälen die Ahnenporträts einsam gegenüber; ein Vater ruhig neben demselben Sohn, den er enterbte; ein Bruder, dessen Verschwendungen die Verwandten zur Verzweiflung brachten, lachend unter seinen Geschwistern. Die Mäuse und die Spinnen sind die einzige Gesellschaft dieser Träger oft von Tragödien. Hier hatte sich, angelockt durch die Lichtflamme, eine Phaläne in's Zimmer verirrt. Die Augen, sie hätte sich einem der Künstler auf die Nase setzen können, gab gerade den Männern eine steife, unbewegliche Haltung, gleichsam das qui vive! auf das sie dressirt waren. Zum Glück fand die geflügelte Libelle ihren Tod in einer der Flammen. „Zum Glück ihren Tod“ —! So ist das Leben —! So gleichen sich die Verhängnisse des Schicksals aus —! Was dem Einen Schmerz ist, ist dem Andern Freude. Aber selbst die Königin von Schweden mochte einen so melancholischen Gedanken jetzt schwerlich verfolgt haben.

Während man nun anfangs von den vorderen Zimmern her das erste laute Begrüßen, Danken, das Lachen des Kameraldirektors, allmälig auch ein Bedauern vernahm, zuletzt sogar ein plötzliches völliges Stocken der Unterhaltung, ein Vereinfachen der durcheinander sprechenden Stimmen, kamen Flitzner und Levi in den Saal

zurück, faßten die Tafel an und rückten sie mehr in die Mitte.

„Doch nicht zu nahe an die Künstler!“ rief der Großvater künftiger Rothschildsgenerationen und motivirte seine Warnung durch den Bratengeruch, der sonst den Künstlern zu sehr in die Nase steigen und für ihre Rollen verderblich werden könnte. „Es muß etwas geben von Trüffeln! Hab' ich doch gehört, daß sind Trüffeln eine Sauce, so fein, daß es gibt Hunde, die können sie riechen schon auf zwei Meilen!“

Die mit Backwerk gefüllten Dessertschüsseln, die schon auf dem Tische standen, mußten sich eine Plünderung „für die Kinder“ gefallen lassen, was Klitzner durch seine Lieblingswendung entschuldigte, daß man in einem konstitutionellen Staate lebte. Levi meinte: „Meist macht der Mensch die Rechnung ohne den Wirth! Machen wir heute einmal den Wirth ohne die Rechnung!“

Der Kunsteifer der Akteurs war groß. Selbst über diese Diebereien rückten und rührten sie sich nicht.

Inzwischen traten die Gäste ein, geführt von Helling, der in seiner elektrisirten Laune geblieben war. Nur Stürmer war in die tiefste Verstimmung, in ein trübes Schweigen verfallen. Er hatte Frau von Thurnegg umsonst erwartet. Die launenhafte, spröde

Frau, wofür er ſie nun glaubte halten zu müſſen, hatte ſich durch Unpäßlichkeit entſchuldigen laſſen ... Wieder war eine Blüte ſeines Lebens geknickt — wieder eine Hoffnung vom Sturm dahingeriſſen —!

Man trat näher. Graf Salvius war der Erſte, der beſtürzt inne hielt, ein Lorgnon in die Augen kniff und ausrief:

„Ja aber was ſeh' ich denn? In der That ! Rittmeiſter, das iſt ja magnifique! Wie iſt das nur möglich? Man wollte Sie beſchuldigen und — ich athme Heimatsluft —! Ich bin bei mir ſelbſt zu Hauſe — denn ich ſehe ja meine Bilder —! Du großer Trenſtierna —! Du da — liebenswürdige Venie, mein großer Ahne, in der That, der Doktor Salvius "

Timpe, durch den geſtrigen Zufall ebenfalls im Geheimniß, übertrieb nicht minder den Effekt, den die Phantasmagorie auf ihn machte, und erklärte, ſeine Freude zu haben, dieſe ſo viel beſprochenen Reliquien nun doch zu ſehen.

Natalie lachte verſtohlen. Ihr Lachen wurde von den düpirten Schloßbewohnern von Lieberode für eine Folge der Schadenfreude genommen, daß die Verleumdungen, die ſie ſo reichlich debitirt hatten, nun doch nicht vollkommen wahr geweſen. Die Gemäldegallerie war

lachte, übrigens doch nicht so laut, daß man nicht hätte ein leises Klopfen an der Thür hören sollen. „Eine Dame, die mit mir Geheimnisse hat," flüsterte Sägenreißer, drückte Schlachtenmalern die Geldrollen in die Hand und ihn selbst hinter einen Vorhang, der eine Art Alkoven bedeckte. Mechanisch nahm er das Geld und die Weisung und stand mit klopfendem Herzen hinter dem Vorhange in einem Kreise von Gerippen, kaum wissend, wie ihm geschah.

Das schwere Geld beschämte ihn so, daß er fühlte, er müsse etwas dafür leisten, und zu seiner Freude fand er in seinem, durch ein kleines Fenster erhellten Versteck ein Pult mit allen Schreibbedürfnissen. Er setzte eine deutliche Erklärung darüber auf, daß er dem Professor Sägenreißer für hundert Thaler schulde und binnen fünf Jahren ihm entweder diese Summe mit Zinsen zurückzahlen oder seinen rechten Arm geben wolle. Sein Name beschloß dieses Instrument und nun erst ward ihm wohl und heiter, obschon, was im Zimmer geschah, seine Aufmerksamkeit noch immer nicht fesselte. Endlich horchte er auch dorthin. Sägenreißer ließ eben erst die Dame ein und sagte: „Entschuldigen Sie, Kind, ich mußte hier erst die Beckenlehre, die für ein unverheirathetes Frauenzimmer unpassend zu sehen ist, bei Seite bringen und die nachgemachten Gebeine Abälards und Heloisens einpacken, die bekanntlich in einem Sarge wild untereinander lagen und nur durch gewisse Kennzeichen von einander getrennt werden konnten. Die Aebtissin des Klosters zum Paraklet in Paris wollte nicht zugeben, daß dies anstößige Verhältniß, welches fünfhundert Jahre lang im Sarge gedauert hatte, nun noch ferner fortgesetzt würde, und da die Aerzte nichts als Knochen in ganz wilder Ehe fanden, woran sollten sie Abälard,

nicht verkauft. Ihre Nachahmung der Auktion ſtand als Bosheit da. Die Spechtiſchen prüften nicht einmal, was man hier zu ſehen bekam. Sie ſahen nur, was geſehen werden ſollte.

„In der That! Ich erkenne jetzt dieſe Arbeiten in ihrem ganzen Werthe wieder!“ fuhr der Graf fort, indem er an jede der Oeffnungen herantrat und die aufgeſtellte Figur muſterte. „Unfehlbar müſſen das Meiſter der niederländiſchen Schule geweſen ſein, die dieſe Bilder ſchufen! Wer weiß, ob nicht van Dyk und der große Rubens ſelbſt! Rittmeiſter, haben Sie noch nie nach den Monogrammen geforſcht —?“

Stürmer hatte entweder alle Luſt an ſeinem Scherz verloren oder er ſtand auf dem Punkte, ihn mit äußerſter Bitterkeit und ganz ſo, wie er ihn urſprünglich angelegt hatte, durchzuführen. Der kurzſichtige Kameraldirektor ärgerte ſich dermaßen, daß er an der Tafel nur auf die Zettel blickte, die für die Rangirung der Plätze beſtimmt waren. Seine Gattin und die Schweſter ſtanden ebenfalls voll Wuth und fächelten ſich wie vor übermäßiger Hitze. Sie beugten ſich ohnehin in jeder Lage dem Eindruck deſſen, was von den gerade Anweſenden für wahr genommen wurde. Erſt hinterher begann ihre Kritik, wenn die davon betroffenen Perſonen nicht anweſend waren.

„Das Bild der Königin," fuhr Salvius fort, „kann nur ein großer Meister gemalt haben! Entweder ist dieß van Dyk oder Rubens gewesen, falls nicht, wenn die Chronologie und das Helldunkel es zulassen, an Rembrandt gedacht werden muß. Man hat da die ganze Semiramis des Nordens! Diese so launische, wetterwendische, die Männer wie Spielbälle behandelnde Tyrannin, die das Sprüchwort erfunden zu haben scheint: ‚Vor Aerger möchte man katholisch werden!' Denn aus reiner Bosheit und nur um ihr Vaterland, das ihr den Laufpaß gegeben hatte, zu ärgern, schwur sie ihren Glauben ab! Sie würde in ihrer desperaten Stimmung selbst Türkin geworden sein — ihr Turban drückt das köstlich aus — wenn sie hätte hoffen können, die ganze Christenheit, wie ihren treulosen Liebhaber Monaldeschi, beim Schopf nehmen und stranguliren lassen zu können —"

Natalie flüsterte heimlich mit Helling, worüber Toska's Empfindlichkeit sich steigerte. Diese biß sich auf die Lippen und fing mit Timpe zu kokettiren an, dem man in der That einen Platz ihr zur Seite angewiesen hatte. Ihre Schwägerin neckte den Rittmeister mit dem allzu offenbaren Verrathen des Grundes seiner plötzlichen Niedergeschlagenheit.

Wenn der Graf Amanda's Faktotum unausgesetzt

mit „Herr von Timpe" anredete, ſo geſchah dieß, weil ihm der joviale Alte in allem Ernſt zugeflüſtert hatte, er würde unter keiner Bedingung an der Tafel des Rittmeiſters Platz nehmen. Sein Amt, Frau von Thurnegg zu ſchützen, verwieſe ihn überall, wo ſie eine Deckung bedürfte, auf die dienende Stellung. Jetzt weidete ſich der Graf an Toska's Aerger, wenn ſie erleben mußte, daß derſelbe Mann, dem ſie ſo auffallende Avancen gemacht hatte, ſich plötzlich als Kammerdiener der Baronin enthüllte und ſich mit einer Serviette in der Hand hinter ihren Stuhl ſtellte. Der Graf bemerkte, daß die unſichere Haltung, die Timpe bereits angenommen hatte, bald mit dieſer Erklärung endigen würde.

„Herr von Timpe," fuhr er inzwiſchen dennoch fort, „habe ich von dieſen Bildern zu viel geſagt? Sehen Sie nur dieſen durchtriebenen Spitzbuben da oben, den Doktor Salvius, dem meine Familie den hinterpommer'ſchen Grafenſtand verdankt —! Das iſt, Herr von Timpe, ganz jener Mann, welcher —"

„Bitte, Herr Graf, meine Verdienſte ſind durch die Erhebung in den Adel noch nicht belohnt worden —" ſchaltete Timpe ein.

„Ganz jener Mann —" fuhr der Graf unbekümmert fort, „welcher die Partei des Kaiſers, aber auch

die der eigenen Verbündeten, der Franzoſen, dermaßen ärgerte, daß der Herzog von Dunois — da hängt dieſer franzöſiſche Poltron! — zuweilen vor Zorn über ihn mit dem Meſſer das Tiſchtuch zerſchnitt —"

„Daſſelbe Meſſer meinen Excellenz, womit er ſoeben erſt den bewußten Pumpernickel hatte zerſchneiden müſſen —"

„Bewahre nein, Herr von Timpe, das war ja um den Nickel."

„Ja ſo! Um den Holländer —!"

In dieſer Art plauderten beide Alten fort und der Graf ging wie ein Kenner von einem Bilde zum andern und wollte am Adam Adami ſogar die Behauptung aufſtellen, dieſer müßte von einem Meiſter der ſpaniſchen Schule herrühren.

Allmälig wurde aber denn doch der ſchlaue Kameraliſt, der ſich inzwiſchen in den Couverten zurechtgefunden hatte, ſtutzig, ſtrengte ſeine Sehkraft an, nahm vor ſeine goldne Brille noch ein weiteres Glas und fing mit ſeiner Frau zu flüſtern an, wie dieß ſchon lange Helling mit Natalien gethan. Stürmer ſtand nur, die Arme auf den Rücken gelehnt, und betrachtete — wen anders, als die Rieke —!

War es denn wirklich Schnurr's Flamme, die Köhlerstochter? Schon hatte Toska, das Bild fixirend,

mehrere Male ein „Sonderbar —! Eine merkwürdige Aehnlichkeit —!“ über ihre Lippen gleiten laſſen.

Da trat Helling, während Natalie zu ihrer Tante hinüberhüpfte, um deren ſtreng verweiſenden Blicken über die Vertraulichkeit mit Hans von Helling Rede zu ſtehen, an ihn heran, zog ihn bei Seite und flüſterte:

„Wunder über Wunder! Die Welt der Märchen iſt im Anzuge! Denke Dir, die Baronin iſt anweſend —“

Stürmer ſah ihn groß an.

„Sie iſt hier, hier im Zimmer —“

„Willſt Du mich foppen —?“

„Die Rieke dort iſt Frau von Thurnegg —!“

Stürmer griff ſich an die Stirn.

„Der Zufall ließ ſie geſtern Zeuge ſein, wie wir uns noch vor dem Abreiten von Lieberode mit Schnurr's Flamme beſprachen. Sie hat dem Mädchen eine Summe von hundert Thalern gleich auf der Stelle gezahlt, wenn ſie ihr die Rolle der Königin abtreten wollte —“

„Ich träume —! Und zu welchem Zwecke das —?“

„Der Graf iſt im Einverſtändniß — auch Timpe — auch Schnurr —“

„Zu welchem Zwecke — ?“

„Dich zu täuſchen, während Du glaubteſt, daß Du Andere täuſchteſt! Die Betrogenen ſind jetzt nur noch die Spechts! Aber ſie merken bereits Lunte —!“

„Zu welchem Zweck? frag' ich! Denn an den Zweck, den Du nennſt, daran glaub' ich nicht! Mir wird es dunkel vor den Augen —"

„Laß es Licht, hellen Tag ſein! Ich glaube — Alter, ich glaube —"

„Was?"

„Die Baronin hat mehr als einen Scherz im Sinne gehabt —! Sie hat Dich — ſie hat uns Alle — Mit Natalien bin ich ſo gut wieder wie im Reinen, und aus Amerika wird nichts und ſollte ich in Europa Schildermaler werden oder Buchſtabenmaler an den Giebeln der Häuſer —"

„Was glaubſt Du —?"

„Im Negligé hat ſie uns kennen lernen wollen — vor Allem — natürlich mich —! Denn ſie liebt ihre Freundin in ſolchem Grade — Aber — hm! die Blicke, die ſie auf Dich wirft, ſcheinen zu ſagen: Sie liebt auch —"

In dieſem Moment war der Scherz verrathen. Frau von Specht und Toska hatten zu gleicher Zeit ausgerufen: „Ein Wunder —!" und der Kameraldirektor war mit der Erklärung eingefallen: „Allerdings —! Dergleichen fällt nur noch auf katholiſchem Gebiete vor —! Dieſe Bilder haben ſämmtlich lebendige Augen —!"

Ergriffen von Staunen und von Seligkeit und den-

noch jetzt vergebens die Erinnerung an die Stimmungen niederkämpfend, die gestern gleich Anfangs den Einfall dieser so vom Schicksal veränderten Gaukelei hervorgerufen hatte, trat der Rittmeister vor und rief die Bestätigung: „Ja, sie leben —!“ mit einer solchen Vehemenz der Stimme aus, daß die Musik inne hielt und alle Bilder vor Schreck in Schwanken und Bewegung geriethen.

„Diese Augen leuchten,“ fuhr der Schloßherr mit zitternder und sich steigernder Erregung fort, „leuchten mit dem Feuer des Prometheus, das vom Sitz der Götter gestohlen wurde —! Sie blicken zürnend auf uns nieder, weil wir nicht endlich, endlich —“ Jetzt ließ der auf's Aeußerste Erregte seiner Laune den Zügel schießen, ignorirte die Sachlage, wie sie sich soeben zur wirklichen und künstlichen Ueberraschung Aller gegipfelt hatte und sprach im leichtesten Ton — „Anstalt machen und zu Tisch gehen. Messieurs, mesdames — nous sommes servis!“ Der Bedienung rief er zugleich ein: „Hurtig!“ nach dem andern zu.

Für Frau von Specht, der von ihm der Arm gereicht wurde, um zum Tisch geführt zu werden, ging der Scherz zu weit. Schon hatte sie um sich her den Namen der Rieke flüstern hören. Die Bilder waren aus ihrer Fassung gekommen. Voll Indignation

blickte die böſe Frau auf den Grafen, der mit gemachter Entrüſtung ſtand. Sie hielt dieſe Entrüſtung für echt.

„Ja ſo —“ fiel Stürmer ein, da ſie zögerte, ihren Sitz einzunehmen und gute Miene zu einer ſo kecken Fopperei, deren Sinn ſie ſehr wohl verſtand, zu machen; „ja ſo, Schnurr-Leporello! Lade doch noch zum Gaſtmahl eines Don Juan den Gouverneur zu Pferde ein! Dort das Bild da oben, es ſoll herabſteigen —! Ach ja, beſter, theuerſter Graf! Zürnen Sie mir nicht —“ jetzt ſprach er mit dem ganzen Schmelz ſeines ausgelaſſenen Humors — „was Sie als van Dyks, als Rubens und Murillos bewundert haben — Adam Adami iſt der Schuſter Böhme aus Weiler-Neudeck, und Ihr ſcharfes Kennerauge hat ſogleich das Pech entdeckt, womit bekanntlich die Bilder Murillo's gemalt zu ſein ſcheinen, ich meine ſeine Betteljungen — kurz, es ſind Menſchen, fühlende, lebende, athmende Menſchen! Die echten Bilder hängen wahrſcheinlich, Vergebung! in Leipzig bei einem der dortigen ſächſiſchen Italiener auf der Grimmaiſchen Gaſſe. Was ſoll ich es Ihnen verſchweigen! Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie zu Ihren Memoiren, die Sie hoffentlich noch in einigen Kapiteln auf dem Schloß meiner Väter ſchreiben, einer beſonderen Inſpiration bedürfend ſein würden! Ich konnte ja doch

den westphäliſchen Frieden nicht mit nach Amerika nehmen. Was iſt dem Urzuſtand der Menſchheit, was iſt dem allgemeinen Stimmrecht des freien Bürgerthums der Aktenwagen zwiſchen Münſter und Osnabrück! Und dieſe Chriſtine dort —! Nun kann ſie denn anders, als leben? Kann ſie denn anderswo athmen, als in der Nähe eines Ritt-, ſtatt eines Stallmeiſters? Ihr Sibyllenturban iſt die Krone eines Königreichs und das Königreich liegt hier — hier — heraus damit! in meinem Herzen! Auch dieß Herz hat Ströme, gegen die der Rhein und die Donau nicht beſtehen können. Fühlen Sie nur einmal hierher an meine Bruſt, ob die Wirbel und Strudel bei Linz und das Bingerloch bei Aßmannshauſen ſo ſich bäumen, ſchäumen, wirbeln, ſtrudeln können, wie hier in meinen Adern das kochende Blut! Hören Sie, ſehen Sie dieſen meinen Athemzug! Geht er nicht hinaus und hoch hinauf bis zum — zum — Chimboraſſo! Nein, weil wir doch ſchwerlich nach Amerika kommen — zum Dawalagiri, oder beſſer, zum Montblanc, wenn wir in Europa bleiben — bis zum Sirius, zur Caſſiopeja, wenn wir den Vorſchmack der Seligkeit damit beginnen, daß wir auf dieſen noch leeren, noch überzähligen Stuhl hier —“ er deutete auf den für Frau von Thurnegg beſtimmt geweſenen — „ein Weſen, eine Künſtlerin Platz nehmen ſehen —“

„Die Rieke — ?" riefen trotzdem noch Viele durcheinander und die Bilder vor Neid.

Die erwartungsvolle Pause, die der von seinem überschwenglichen, keine Rücksichten mehr anerkennenden Gefühl Hingerissene machte, wurde mit dem von Aller Munde, auch von den in die größte Aufregung gerathenen Honoratioren in den Bilderrahmen mehrmals kommenden: „Die Rieke —?" ausgefüllt. Die Mitakteurs sahen theils eine unerwartete Bevorzugung der Letztern, theils erkannten auch wohl schon Einige, wie der scharfspähende Geschäftsträger des Papstes, eine auf die Rieke nicht zutreffende fremde Persönlichkeit, die in dem runden Rahmenausschnitt stand. Unten im Saal war der genannte Ausruf der des noch nicht ganz aufgeklärten Zweifels und der doch schon zu einiger Klarheit durchgedrungenen Gewißheit, daß die feurige Apostrophe nur der Frau von Thurnegg gelten konnte, die sich hier einen Scherz erlaubt hatte, den man mit dem seither so ernst gewesenen Charakter und der Reserve der reichen Wittwe nicht in Einklang bringen konnte.

Schnurr sagte trocken und Allen vernehmbar:

„Die Rieke sitzt im Kohlenkeller und berechnet ihre Aussteuer."

Für letztere noch über die ihr schon übergebenen hundert Thaler hinauszugehen, hatte die schöne Frau

er doch gewissermaßen auch ein Frauenzimmer geworden war, woran Heloisen erkennen? Nun, sie verfuhren eben so vernünftig, wie galant. Alle zarte, feine, rundlich schön gewölbte Knochen wurden Heloisen zugeschrieben; denn allerdings bei Frauen sind die Röhrenknochen schwächer, die Ecken und Fortsätze sind nicht so scharf ausgewürkt (Blumenbach), die Furchen sind nicht so tief, die Insertion der Sehnen ist nicht so rauh, die Artikulationen sind flächer, wenn auch die Rippen dicker und nun, setzen Sie sich, Sophiechen!"

Als Schlachtenmaler den Namen hörte, lauschte er durch die Spalte des Vorhangs und erstaunte, in der That seine Jugendfreundin leichenblaß anzutreffen; sie legte eben den Mantel ab und hatte ein Tuch um den Kopf. Begierig, welche Operation hier vorgehen würde, zog er sich doch schnell zurück, weil Sägenreißer aufsprang und Sophien ein Buch von dem Stuhle wegnahm, worauf sie sich eben setzen wollte. „Nicht des Buches wegen," sagte Sägenreißer schelmisch; „aber es sind Hallers berühmte Beobachtungen des Fötus im Ei; das ist nichts für Sie: auf dergleichen Bücher müssen junge Frauenzimmer nicht einmal sitzen!" Nun ging er zu ihr heran und that ihr den Mund auf. Da sie Miene machte, zu schreien, sagte er mit künstlichem Aerger: „Potz Velten! der Zahn ist gestern ausgezogen, und, den neuen einzusetzen, das ist Kinderspiel. Sehen Sie, Sophiechen, da Sie doch die Lücke nicht haben wollen, welcher Zahnarzt würde Ihnen einen solchen Ersatz bieten können, wie ich? Die Andern fertigen ihre Gebisse entweder von guillotinirten Köpfen oder von Kleybanten Zähnen an oder aus gewöhnlichen Knochen. Sonst thu' ich es auch, will ich

verſprochen, die inzwiſchen ihre Stellung verließ und die Treppe herniederſtieg, die ſie erſt nach einigen Umwegen in den Saal eintreten laſſen konnte.

Natalie rief, während Alles ſtaunte:

„Komm', Amanda! Belohne das Gute und beſtrafe das Böſe!"

„Die große Künſtlerin war Frau von Thurnegg!" fiel der Graf außer ſich ein. „Wo iſt ſie —! Sie iſt verſchwunden! Aber hoffentlich nur um wie die Sonne hinter den Wolken mit deſto goldnerem Glanze hervorzutreten!"

Amanda trat unter dem großen Bogen der Wand, die den Saal in zwei Hälften theilte, langſam näher, zwar von ihrem Gefühl überwältigt, aber doch vollkommen der Nothwendigkeit ſich bewußt, durch eine ſchelmiſche Haltung den Scherz zu erklären, den ſie ſich durch die Beſtechung des Dienſtmädchens der Kameraldirektorin erlaubt hatte. Dieſe, ihre Schwägerin und ihr Gatte waren die Einzigen, denen die wahre Abſicht, die lediglich die Baronin bei ihrer Theilnahme an dem Mummenſchanz geleitet haben konnte, verſchloſſen blieb. Denn ſelbſt Helling war, wie ſeine dem Freunde gegebene geheime Aufklärung bewies, mit Natalien ſchon ſo weit verſtändigt und vertraulich geworden, daß ihm die Schwierigkeit der Aufgabe nicht entging, die jetzt

Frau von Thurnegg zu lösen hatte. Ihr ganzes inneres Leben war in zitternder Aufregung und doch sollte sie den Schein durchführen, nur einer possenhaften Grille gefolgt zu sein und die durch einen Zufall in Erfahrung gebrachte List eines Andern durch eine Gegenlist durchkreuzt zu haben.

Für Sinnestäuschungen mochte das Auge der hämischen und ehrabschneiderischen Familie nicht ausreichen, aber die Spürkraft der Ahnung des Zweideutigen und Gehässigen, das wühlerische Handhaben der Wünschelruthe auf Gelegenheiten zur Verleumdung, um Verhältnisse, Lebensbezüge, Motive zu entdecken, die der Medisance Stoff bieten, die war bei ihnen mächtig ausgebildet. So maßen sie denn auch die beiden Paare, Natalie und Helling, Amanda und Stürmer, im Nu mit Blicken, als wenn sich die Distanzen der Oertlichkeit, die Beide getrennt hatten, immer mehr verengerten und damit endigen mußten, daß sich beide Paare schon längst kannten, liebten, Annäherungen versuchten und sich hier jetzt ohne Furcht und Tadel verlobt hatten.

Amanda sagte freilich nur mit Befangenheit, wenn auch mit einem zagenden Blick auf Stürmer, der die Kraft des seinigen, die huldigende Glut der Bewunderung und Liebe nicht mehr zügeln zu können schien:

„Der Einfall, die schlauen Betrüger wieder zu be-

trügen, kam mir beim Belauſchen Ihres Mädchens, Frau von Specht! Ich habe ſie zu einem Exzeß verführt, den Sie nicht zu hart ſtrafen mögen. Mein Wagen fuhr mich ſcheinbar bis Schwanheim, lenkte dann um bis zu einer Waldſpitze, die Schneuge genannt, wo ich ausſtieg und mich die Hecken entlang in das Häuschen einer Muhme meines verführten Opfers begleiten ließ. Von da kam ich auf Umwegen heimlich in's Schloß, wo inzwiſchen —"

„Die Plauderhaftigkeit der Rieke bei den Proben mit in Akkord begriffen war —" fiel Helling ein, „um ihre Doppelgängerin in die Lage zu bringen —"

„Wohl gar eine Junggeſellenwirthſchaft zu belauſchen —?" ſagte Graf Salvius. „Ah, mein beſter Freund Timpe, ſo wenig Garantieen haben wir Beide unſern Damen für die Natur der Männer bieten können? O das iſt ſtark! Unſer Inkognito, unſer tägliches Negligé mit Ihnen ſcheint Ihnen unſere Liebenswürdigkeit nur als Verſtellung gezeichnet zu haben!"

„Ja —" nahm Amanda mit muthiger Entſchloſſenheit das Wort. „Es lag mir daran, dieß junge, liebenswürdige Paar — meine Freundin und den mit Europa wieder hoffentlich ausgeſöhnten Herrn Lieutenant von den grünen Huſaren auf's Neue zu verbinden und zwar

auf Grund einer Anſtellung, die ich ihm als meinem Geſchäftsführer zu offeriren gedachte, wenn anders eine geheime Prüfung ſeines Charakters und —"

Raſch drängte der Graf das bisherige Faktotum der Baronin vor und kam damit ihrer Verlegenheit und der drohenden Exploſion der Empfindungen des Rittmeiſters zu Hülfe. „Wenn anders hoffentlich dieſe Inſtanz hier, der von Ihnen ſchmählicherweiſe abgeſetzte Herr von Timpe —"

„Bitte, bitte, bitte — meine Stellung iſt lediglich die eines gehorſamen und ergebenen Dieners —" rief der Alte, hatte wirklich jetzt eine Serviette ergriffen und ſtellte ſich, zum Entſetzen für Toska, hinter einen der Stühle. Die Serviette unter'm Arm behaltend, nahm er die vollſtändige Haltung eines Bedienten an.

„Satteln wir den Hippogryphen zum Ritt in's romantiſche Land —!" rief parodirend der Kameraldirektor als Anſpielung auf dieſe in's Reich der Märchen verweiſenden Verwickelungen und Metamorphoſen. Seine Gemahlin, außer ſich vor Aerger und Verlegenheit, verſtand ſeine Worte als Zeichen zum Aufbruch, zum Anſpannenlaſſen der Wagen. „Ja," ſagte ſie mit einer gratulirenden Verbeugung, „wir ſtören hier die näheren Erklärungen —"

Und auch der Graf rief: „Gehen wir —" und bot

dem Fräulein von Toska, die indeſſen keine Luſt zum Gehen bezeigte, den Arm an. „Denn auch ich, das ſehe ich wohl, erſcheine hier überflüſſig. Denn was geſchieht hier? Man ratifizirt Beſchlüſſe, man wechſelt vertrauliche Noten, wenn auch nur mit Blicken — ohne dabei an mich zu denken! Einen nicht zu verachtenden Diplomaten der alten Schule! An mich, der ich nun hier unter den Bildern — wollt ihr wohl wieder ruhig ſtehen!“ rief er wie zornig dazwiſchen — „meine Memoiren hatte ſchreiben wollen. Nein, ich ſchließe mich jetzt den Mißvergnügten an —“

Damit wollte er zu den Ueberodern hinübertreten. Dieſe ſahen aber vollendete Thatſachen und Ergebniſſe, die nicht mehr zu hintertreiben waren. Natalie hatte Amanda näher geführt, Helling Stürmern. Beide, wie für einander geſchaffene Weſen, die Prüfende und der Geprüfte, ſtanden ſich wie ſchon in Eins verbunden, jedenfalls wie auf glühenden Kohlen gegenüber. Das letzte Wort des heiligſten Gelöbniſſes brannte auf ihren Lippen.

„Unerhört!“ rief der Graf, ſich ſelbſt perſiflirend, den Ueberodern, die gehen und bleiben wollten. „Alſo auch Sie gehen zum Feinde über? Ich ſollte ganz allein daſtehen, völlig iſolirt, ohne irgend eine Allianz, die größte Blamage, die nur ein Diplomat von einiger

Uebung erleben kann? Nun wohl, meine Herrſchaften! So mache ich es denn, wie in ſolchen Fällen Jeder, der verzweifelt. Er wirft, wenn er nicht weiter ſpielen kann, die Karten blank auf den Tiſch und läßt alle Welt erfahren, welche weiſe Minen er gelegt hatte, um zu ſiegen. Dieſe alten Schweden dort — nun, Sie haben wirklich glauben können, daß ſie für mich etwas Anderes geweſen ſind, als — die hölzernen Pflöcke — ich bitte um Entſchuldigung, meine Herrſchaften dort oben —!" dieß warf der Sprecher zu den Akteurs gewendet hinein, die von Schnurr's ſoldatiſchem Kommando: „Rührt euch!" den bequemſten Gebrauch zu machen angefangen hatten — „die hölzernen Pflöcke, die von einem abgebrannten Feuerwerk, von den Schwärmern und Raketen meiner Intrigue zurückgeblieben ſind —"

Alles horchte auf. Nur Timpe ging beiſeite und lächelte. War er doch mit im Einverſtändniß des ganzen Plans, den der Graf erſt andeutungsweiſe, dann offener eingeſtand, offener, als ſich Stürmer nicht länger hatte beherrſchen können, ſondern auf eine Mahnung des Neides und eine ſcheinbare Satisfaktion, die ſich Toska, Timpe und Amanda ſelbſt geben zu müſſen glaubten mit dem Anruf: „O bleiben Sie doch! Gnädige Frau, Ihr Kammerdiener muß ja noch die Einwilligung zu Herrn von Helling's Anſtellung geben —!" hervortrat

und erklärte: „Mein Zeugniß für seine Brauchbarkeit als Oekonom bei Gütern von 3½ Prozent Ertrag hat er —!"

„Und unter welchem Titel stellen Sie dieß Zeugniß aus —?" fragte der Kameraldirektor verbindlich, vollkommen verstehend, daß Graf Salvius diesen Ehebund befördert und den Ruf des Rittmeisters nur übertrieben hatte, um durch Rühmen und Preisen desselben die wählerische junge reiche Wittwe nicht mißtrauisch zu machen.

„Als zweiter Gemahl der Königin Christina! Der Name des ersten war ja wohl Gustav oder - Friedrich glaub' ich —"

„A. ist beim Buchbinder —" sagte Helling.

Stürmer hörte nichts mehr. Denn Amanda hatte nicht abgelehnt, als er sanft ihre Hand an sich zog, während Schnurr den „köstlichen", wie ihm wenigstens allgemein diese Belobung zu Theil wurde, „Einfall" hatte, durch eine Telegraphenkette von Levi zu Klitzner und von Klitzner zur Musikgallerie hinauf in diesem Augenblick einen schmetternden Tusch einfallen zu lassen.

Es waren zwei Bündnisse geschlossen. Natalie und Helling gaben es ganz offen zu erkennen von dem übrigen, und wenn der Graf eine von ihm angelegte Intrigue zu erklären weiter fortfuhr, so konnte ja nur

das Opfer derſelben — ein anderes Paar ſein. Der Graf ſagte offen von ſich, er hätte mit Abſicht eine gewiſſe Perſon ſchlecht gemacht, nur um eine gewiſſe Neigung, die eine gewiſſe Perſon ſchon in Kiſſingen gefaßt hätte, zu ſteigern. Kennen gelernt hätte die gewiſſe Perſon die andere nun ſchon vor der Ehe. Dem Wort des großen Schiller: „Prüfe, wer ſich ewig bindet!“ wäre Rechnung getragen in einer Weiſe, die man nur noch gekannt hätte in den Zeiten Shakeſpeare's, wo man noch Verkleidungsrollen der Damen zugelaſſen hätte, etwa als Pagen, Jokeys —

Natalie und Amanda hielten ihm den Mund zu, würden es aber nicht nöthig gehabt haben, da dieſe Anſpielung von Niemand außer Timpe verſtanden wurde.

„Laſſen Sie mich doch vom weſtphäliſchen Frieden ſprechen!“ rief der Diplomat ſich loswindend. „Ich muß doch auch dieß Zeugniß noch ablegen, daß mir der gegenwärtige Gang der Ereigniſſe in Deutſchland zwar nicht zum Beſten gefällt, daß ich aber drum doch ein ſolches Vaterland noch zu erleben hoffe, wo man mit der größtmöglichen Zahl und wäre es 245 — die Achſelklappen der Regimenter gehen ja wohl jetzt ſchon in dieſe Nummer — in 245 dividirt hat —!“

Das Zuſchblaſen und Jubeln, das Schnurr mit Hülfe der Inſtrumente und mit Aufreizung der Weiler

Neudecker zum Einſtimmen erhob, hörte nicht auf. Amerika war ein überwundener Standpunkt. Mit ſeinem Herrn hatte ſich eben eine Millionärin verlobt.

„Und dieſe ganze romantiſche Verwickelung wurde durch eine Perſon herbeigeführt, die wir in unſern Dienſt genommen hatten —?“ ſagte der Kameraldirektor mit einem Anflug von inquiſitoriſcher Drohung.

„Rieke, die Köhlerstochter!“ hieß es von allen Seiten.

Dieſe ſtand in der That jetzt ſchwarz wie die Nacht, mit Kohlenſtaub aus dem Keller, der ihr als Verſteck gedient hatte, bedeckt, an derſelben Stelle, wo ſie ihren Platz der glücklichen Baronin eingeräumt hatte. Uebermüthig und ſchelmiſch nickte ſie in den Saal hinunter.

„Sie mache,“ rief Stürmer, „das dritte glückliche Paar aus mit meinem treuen Diener Schnurr, den ich, ſogleich als erſten Beweis meiner ehelichen Tyrannei, hiermit meiner Gemahlin als Kammerdiener oktroyire. Den alten Tyrannen Timpe dagegen — den degradire auch ich zu meinem Freunde, meinem Vertrauten, meinem erfahrenen Rathgeber!“

Die Umarmung, die der ſo wunderbar alle Verhältniſſe beherrſchende, jeden Menſchen an die rechte Stelle bringende Mann dem beſcheidenen und gerührt dreinſchauenden Greiſe antrug, entlockte Amanden Thränen.

Der bewährte Freund war ihr der Vertreter ihrer Eltern, der Vertreter jener Erinnerungen der Täuſchung und des Schmerzes, für welche ſie jetzt durch ein Leben des ſeligſten Glückes belohnt zu werden hoffte. Sie wußte es nun für beſtimmt, ſie hatte in Stürmer einen Mann gewonnen, deſſen bald rauhe, bald einſchmeichelnd liebenswürdige Außenſeite die Erklärung in dem ihm angeborenen Naturell der Aufrichtigkeit, der Gerechtigkeitsliebe und dabei doch einer beinahe kindlichen Herzensgüte fand.

Das reiche Mahl wurde zum Verlobungsmahl. Die Lieberoder fanden ſich in das, was nicht zu ändern war. Der Graf überbot ſich in launigen Einfällen und ließ erkennen, daß er von jenem Abend an, wo er die Durchführung einer Verkleidung, die jedoch heute mit keinem Wort zur Sprache kam, unterſagt hatte, eine falſche Rolle geſpielt und dabei mit Timpe im vollkommenſten Einvernehmen geweſen. „Wir wußten," ließ er in die Fragmente ſeiner Mittheilungen einfallen, „daß Baronin von Thurnegg nachkommen würde! Und wäre ſie nicht nachgekommen, nun ſo hätten wir eine gebrochene Achſe gehabt, das heißt, wenigſtens wären ich und Timpe wieder umgekehrt."

Stürmer's Pfeile, die nun, nach ſeinem erſten Plan, den ganzen Abend über auf die in eine Falle gelockte

Ihnen nur gestehen, Sophiechen; aber, weil Sie es sind —" Hier brach er ab, trippelte an seine Schubladen und suchte etwas. Sophie, ganz Resignation, blickte in einen kleinen Handspiegel, den sie an der Klappe ihres Pompadours hatte, und betrachtete eine Zahnlücke, die ihr Sägenreißer ausfüllen sollte. In Ihrer wilden Art stampfte sie mit dem Fuß auf und rief abgestoßen: „Abscheulich, schändlich!" — „Nun, nun," kam Sägenreißer jetzt an „solche Zähne haben Sie in Ihrem Leben keine gehabt, wie Sie hier einen bekommen sollen!" Damit wickelte er vorsichtig ein kleines Papier auf, worin, in Wolle gewickelt, ein Zahn lag, den Sophie selbst nicht umhin konnte ungemein liebenswürdig zu finden. „Wie alt, glauben Sie wohl," frug Sägenreißer pfiffig, „daß dieser Zahn sein kann?" — „Lieber Gott," sagte Sophie, der ist ja durchsichtig wie Elfenbein und scheint ganz natürlich." — „Wozu die Umschweife?" konnte sich Sägenreißer nicht länger halten; „dieser Zahn ist älter als dreitausend Jahre! Es ist der Augenzahn einer beispiellos schönen Mumie, die ich vor einigen Jahren in London auf einer Auction egyptischer Gegenstände ersteben ließ. Wollen Sie, Sophiechen, die eigentliche Besitzerin des Zahnes sehen?" — Um's Himmelswillen, nein," erklärte Sophie, sie könnte dann unmöglich den Zahn im Munde haben, es würde ihr immer vorkommen, als könnte sie sich in ein ähnliches Scheusal verwandeln. Sägenreißer neckte sie, daß sie aber den Zahn des Scheusals nicht verschmähe, gab ihm eine Goldrathbefestigung und setzte ihn Sophien ein, die vollends erst glücklich wurde, als er noch dies hinzufügte: „Sie wissen, Kind, daß falsche Zähne den Nachtheil haben, daß sie einen Geruch im Munde verbreiten, den ich — pfui! —"

Nachbarschaft hatten abgeschossen werden sollen, blieben im Köcher. Er war zu glücklich, um nicht gegen einen Feind großmüthig zu sein.

Die Gäste blieben die Nacht im Schlosse, das sich erst spät beruhigte. Denn Schnurr ließ noch alle Vorräthe von Feuerwerk abbrennen. Ueber die Lust der Raketen und Schwärmer kam sogar Levi aus Rand und Band. Denn die von ihm eingeleiteten Garderobeverkäufe wurden zwar rückgängig, doch mit bedeutenden, ihm zugesicherten Neukauf-Entschädigungen. Graf Salvius blieb am folgenden Morgen bereits ganz auf dem Schlosse Rendeck, das nun nicht verkauft werden sollte, sondern einer zeitgemäßen und gewiß großartigen Umgestaltung entgegensah. Amanda mochte in Schloß Thurnegg nicht länger wohnen.

Die zu schließenden drei Hochzeiten wurden für Einen Tag zugleich angesetzt, und so jung auch noch das Datum dieser hiermit erzählten Begebenheit einer richtigen „Eheprobe", einer durchgeführten und wirklich gelungenen Beobachtung eines Bewerbers um Frauenhand im Negligé oder im Inkognito ist, so kann doch versichert werden, daß sich wenigstens bis jetzt die liebenswürdige Frau im zweiten Gemahl, der ihre Hand gewonnen, nicht geirrt hat.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** ist erschienen und durch **alle** Buchhandlungen des **In-** und **Auslandes** zu beziehen, sowie in jeder guten Leihbibliothek vorräthig:

# Die schöneren Stunden.

Rückblicke

von

**Karl Gutzkow.**

**Zweite Auflage.**

8. Elegant broschirt. Thlr. 1. 15 Sgr. oder fl. 2. 30 kr. rhein.

Eine Reihe älterer und neuerer Arbeiten aus der Feder des berühmten Verfassers, die durch eine in ihnen vorwaltende gleichartige Stimmung zusammengehören. Erinnerungen an ungewöhnliche Lebensmomente, Eindrücke von Reisen in schöne Gegenden, vom Zusammentreffen mit berühmten oder interessanten Persönlichkeiten, Lichtblicke aus dem Gebiete der höheren Geselligkeit, Weihestunden aus unserem Nationalleben bilden die Grundlage von Darstellungen, die im Leser die wohlthätigste Anregung und eine schöne poetische Erhebung zurücklassen werden.

# Nahes und Fernes.

**Die Spuren eines Romans. Unter den päpstlichen Zuaven.**

Von

**F. W. Hackländer.**

8. Elegant broschirt. Thlr. 1. 22½ Sgr. oder fl. 2. — rhein.

Ein neues Werk von Hackländer, dem seit 30 Jahren beliebtesten und gelesensten deutschen Romanschriftsteller — dem Schöpfer und im allerengsten Sinne des Wortes dem Begründer des humoristischen deutschen Sittenromans — dem Volksbuch noch anpreisen zu wollen: hieße den Engländern erklären, daß der Bee ein großer Honigvogel und glänzender Kolibri sei! Wir beschränken uns daher, anzudeuten: daß der Leser alle der glänzenden literarischen Eigenschaften der früheren Schöpfungen Hackländer's in diesen beiden neuesten Romanen: „Die Spuren eines Romans" und „Unter den päpstlichen Zuaven" im vollsten Maße wiederfinden wird.

# Maria Mancini.

Roman

von

## Julius Grosse.

**Zweite Auflage.**

2 Bände. 8. Eleg. brosch. 2 Thlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 18 kr. rhein.

In seiner bekannten anmuthigen und geistvollen Erzählungsweise führt uns der Dichter an den glänzenden Hof Ludwig's XIV., als die schöne Maria Mancini das leicht bewegliche Herz des jungen Königs gefesselt hält. Wie ein funkelndes Raketenspiel blitzt und prasselt die raffinirteste Intrigue des Hofes und der Diplomatie vor uns auf und spannt den Leser durch die kunstvolle Verkettung der Fäden bis zum Schluß. — Eine liebenswürdige Bereicherung erhält das Buch noch durch die sich anschließende Novelle Grosse's: „Caravaggio", die uns in das Land voll Sonnenglut und Liebesglut: Italien! — und in ein anmuthig bewegtes, farbenreiches Künstlerleben führt.

# Eine ägyptische Königstochter.

Historischer Roman

von

## Georg Ebers.

**Zweite Auflage.**

3 Bände. 8. Eleg. brosch. 3 Thlr. oder 5 fl. 15 kr. rhein.

Die Verlagshandlung läßt dieses Werk, mit vielen Verbesserungen und Zusätzen von der Hand des Autors, zum zweiten Male erscheinen. Der schnelle Absatz der ersten Auflage des Romans, der Umstand, daß er für würdig befunden, von bedeutenden Männern in die holländische und französische Sprache übersetzt zu werden und eine große Zahl von rühmenden Kritiken aus den besten deutschen Federn machen jede weitere Empfehlung überflüssig. Adolf Stahr vergleicht das Buch mit Bulwer's letzten Tagen von Pompeji, dem es jedoch, so sagt er in seiner eingehenden von der Köln. Zeitung gebrachten Besprechung, „an Gründlichkeit der Studien voransteht", während es den trefflichen verwandten Arbeiten W. Becker's (Gallus und Charikles) als Dichtung entschieden den Rang abläuft, ohne an historischer Treue nachzustehen.

# Der Wärwolf.

Historische Erzählung

von

Karl Gutzkow.

Wien, 1871.

Verlag der liter.-artist. Anstalt von C. Dittmarsch.

Druck von Wilh. Zoller, Mariahilferstraße 98.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Erſtes Kapitel.

Allerlei Staatsbegebenheiten, die jedoch jeden Leſer intereſſiren werden, nicht blos Miniſter und Profeſſoren.

„Ihr ſakriſchen Schwätzer, wann gebt Ihr einmal endlich ein' Ruh'? Iſt das wohl ein Diskurſus, ſo ſich geziemt drei Zimmer weit entfernt von einer fürſtlichen Durchlaucht? Und noch dazu von Seiner Allerdurchlauchtigſten, Großmachtigſten, Unüberwindlichſten Majeſtät"

„Allezeit Mehrer des Reichs in Germanien —"

„König zu Hungern und Behaim —“

„Dalmatien, Kroatien und Slavonien —“

„Gefürstetem Grafen zu Habsburg, Tirol —“

„Pfierdt und zu Kyburg —?“

„Rudolfo dem Andern?“ — dies riefen zum Schluß zehn bis zwölf Stimmen durcheinander.

So vermessen spaßig und guter Laune nahmen blankgeharnaschte stattliche Krieger mit hohen Korbschwertern und Hellebarden, welch' letztere jedoch meistentheils in der Mitte einer gewölbten, geräumigen und köstlich geschmückten Halle gefällig zusammengestellt standen, einen Vorwurf auf, der ihnen wegen ihres lauten, unbotmäßigen Diskurirens, das beinahe einem hellen Zank gleichgekommen war, von einem in eitel gelbe und schwarze Farben gekleideten dicken und in jeder Beziehung sehr gewichtigen, wenn auch nur kleinen Herrn gemacht wurde, Herrn Ferdinand Zymmeran, erzherzoglich österreichischem Rath und Zahlmeister beim Bruder Seiner genannten kaiserlichen Majestät, dem Herrn Erzherzog von Oesterreich, — Mathias fürstliche Gnaden.

Die fröhlichen Kriegsgesellen hatten hoffentlich mit ihrer Erweiterung und gründlicheren Ausführung der Titel Seiner Majestät Rudolfs II. nichts Arges im Sinn. Auf einem runden, mit köstlichen, allerhand

Sophie blickte mit gebrochenen Augen gen Himmel und seufzte, daß es einen Stein, vielmehr Schlachtenmalern erweichen mußte. „Allein," fuhr Sägenreißer fort, der sich von der Vorstellung des Geruches falscher Zähne bald erholt hatte, „hier ist nichts zu fürchten. In diesen Zahn ist die Materie, durch welche die egyptische Dame vor dreitausend Jahren noch im Grabe sich zu einer Mumie verschönerte, so balsamisch eingedrungen, daß er — riechen Sie — ordentlich eine wohlriechende Ausdünstung hat." Sophie ließ nun Alles an ihrem Munde geschehen, und der Mumienzahn, mußte sie am Spiegel gestehen, war weißer und glänzender als alle übrigen. Sie sagte, als sie jetzt ihr Umschlagetuch ergriff und sich zu gehen anschickte, leise: „Herr Professor, Sie wissen, wem Sie diese Geschichte in Rechnung stellen?" Sägenreißer bückte sich und antwortete ironisch: „Dem Baron von Höllenstein!" Sophie aber, um den Spott ertragen zu können, erhob sich stolz und empfahl sich mit affectirter Würde.

Schlachtenmaler trat nun hervor und Sägenreißer bedauerte ihn, daß er den Mumienzahn nicht auch gesehen hätte. „Ei, ich seh' ihn wohl noch," entgegnete dieser: „der Mund dieser Dame hängt gerade nicht sehr hoch: aber lassen Sie uns auf unsern Handel zurückkommen!....." — „Sie sind ein Narr," entgegnete Sägenreißer, nahm Hut und Stock, drängte den Schlachtenmaler zur Thür hinaus und begleitete ihn die Treppe hinunter. „Ich habe Eile," erklärte er und flog unten hurtig davon. Schlachtenmaler aber war sehr vergnügt: erstens über die hundert Thaler; zweitens darüber, daß er sie nur geliehen und etwas Bedeutendes dafür verpfändet hatte; drittens über den Zufall, der es fügte,

Ungethüme, Trachen, ſogar Menſchen mit Pferdeleibern darſtellenden Steinen ausgelegten Tiſch ſtanden einige wohl ſchwerlich mit Waſſer gefüllte Kannen, letztere ebenfalls von zierlichſter Arbeit mit Bacchuskopfen und allerlei wunderlichen Frauen, ſogar Frauen mit Fiſchleibern. Herrn Zymmeran wurde ſofort eine dieſer Kannen zu gütlichem Beſcheid dargereicht. So mußten es denn wohl mit würzigem Rebenblut gefüllte ſein.

Der dicke Herr, der beim älteſten Bruder des Kaiſers eine mehr oder minder einflußreiche, wenn auch manchmal recht verdrießliche Stellung inne hatte, — die traurigen Finanzzuſtände des ſechzehnten Jahrhunderts milderten alle Pracht und Herrlichkeit der ellenlangen fürſtlichen Titel, — ſchüttelte ablehnend ſein in allem Ernſt recht geſtreng blickendes Haupt und ging fürbaß beinahe wie Einer, der zu einem böſen Spiel gute Miene macht.

Mit den meiſtentheils adeligen oder mindeſtens mit Adelsrang bekleideten Mitgliedern der aus hundert Mann beſtehenden kaiſerlichen Hartſchiergarde band ſowohl in Wien und Prag, wie vollends auf Reiſen, wo es verſchärftere Dienſtordres gab, Niemand gern an. Und ſelbſt im Scherz vermied man mit ihnen einen Strauß. Nicht nur, daß es wahrhaft athletiſche Geſtalten waren, dieſe aus Nord und Süd zuſammenge-

worbenen oder ſich freiwillig ſtellenden hundert Ehrenwächter der geweihten heiligen Perſon des Kaiſers deutſcher Nation, es waren auch recht verwöhnte Schooßkinder des Glückes, ſoweit — Glück an Höfen, wo Fortuna's rollende Kugel auf dem glatten Parkett noch viel behender und unſicherer umläuft, als bei uns Andern zu finden iſt. Leicht konnten ſolche „große Hannſen“ aus Scherz Ernſt machen. Sie hüteten hier die zum Reichstage nach Augsburg gekommene Perſon des Kaiſers im Fuggerhauſe auf dem dortigen Weinmarkt. Schon einmal hatte ihnen Herr Zym-

meran gesagt, wenigstens sein gnädigster Herr liebte zu Linz ein stilles und ruhig gehaltenes Vorgemach. Und seines Herrn Bruder, der wunderliche Antiquitatenjäger, Astronom und Alchymist Kaiser Rudolf der Andere, hatte zum Studieren, das er über alles liebte, wahrlich noch mehr der Ruhe nothig. Aber es war wohl der allgemeine Reichstagswirrwarr, der aller Etikette so gefährlich geworden. Herr Zimmeran wurde schon oft geneckt und gehanselt von diesen Wachtern des Kaisers. An jeder Thür im Zuggerhause, auf jedem Gange, ja auch an allen andern Orten der Stadt, die von kaiserlicher Majestät besucht wurden, auf dem Rathhause, im Dom, im Bischofshause, in der sogenannten Pfalz, überall stieß man auf die Machtgebote, die Parolen und die donnernden „Wer da?“ dieser geharnaschten Untergebenen des wohlgebornen Herrn Wolfgang Georg Gilles, Freiherrn von Sonnenberg und Raschlo, kaiserlicher Majestat Rathe und befehlenden Hauptmanns der Herren Hartschiere.

Das Lachen der martialischen Gestalten hinter Herrn Zimmeran her mochte ihm wohl persönlich für ein schadenfrohes gelten; denn sie hatten denn doch und vielleicht ganz wider Willen dem Diener des kaiserlichen Bruders gleichsam etwas unter die Nase gerieben. Wenigstens wußte alle Welt, daß Erzherzog

Mathias vor wahrer Sehnſucht und Ungeduld brannte auf Etwasabbekommen von einigen dieſer Titel, die von den Hartſchieren ſo grell hervorgehoben worden waren. Kaiſer Rudolf II. ſchien, was er noch war, ein Hageſtolz bleiben zu wollen. Die ſchönſten Prinzeſſinen Europas ließ ſich der wunderlich düſtere Herr von den berühmteſten Malern ſeiner Zeit abkontraſeien, betrachtete ſie auch mit verliebten Augen eine Weile, hing ſie aber dann unverrichteter Sache nur in einer ſeiner herrlichen Gemäldegallerien auf, von denen er die ſchönſte auf dem Hradſchin in Prag hatte, allwo er in der Regel wohnte. Die Namen der Künſtler, ja die goldenen, zuweilen mit Edelſteinen beſetzten Rahmen dieſer Bilder intereſſirten ihn mehr, als die darauf dargeſtellten Schönen. Da wollte denn ſein Herr Bruder, Erzherzog Mathias, die Gewißheit haben, der Erbe ſeiner Krone, vor allem der deſignirte künftige deutſche Kaiſer, das iſt vorläufig der deutſche König zu werden. Dem Kaiſer jedoch, grießgrämig wie er war und im Begriff — wie alle Hageſtolzen — immer wunderlicher und mißtrauiſcher zu werden, fiel nicht im Entfernteſten ein, neben ſich einen ſolchen Rivalen, gleichſam einen Todtengräber zu dulden, der ſich ärgerte, wenn ihm noch Eſſen und Trinken ſchmeckte.

Kaiſer Rudolf war damals noch nicht in einem ſolchen Grade Hypochonder geworden, wie ſpäter, wo Seine Majeſtät für ſich allein ſpeiſten und ſich in die völlige Abhängigkeit von ſolchen Kammerdienern begaben, wie auch Herr Ferdinand Zymmeran ein ſolcher bald zu Linz, bald zu Wels am Hofe des kaiſerlichen Bruders war. Der heurige Reichstag war des Kaiſers erſter, und noch dazu ein ſolcher, zu dem er ſich endlich förmlich mit Gewalt hatte entſchließen müſſen. Er liebte zu grübeln, liebte die Einſamkeit, die nächtliche Beſchau der Sterne. Nun aber ging es auch hoch her auf dem endlich den Reichsſtänden bewilligten Konvent in dem kaiſerlichen Augsburg, Deutſchlands ſtolzeſter Stadt. Kurfürſten und Fürſten, Herzoge und Grafen waren mit Roſſen und Reiſigen wie Sand am Meere erſchienen. Erzbiſchöfe und Biſchöfe fehlten nicht — galt es doch, den Evangeliſchen immer mehr Boden abzugewinnen und aus dem „Religionsfrieden von Paſſau“ einen Paragrafen nach dem andern wegzudeuteln. Die reichen Kaufherren Augsburgs gaben Gaſtereien, Bankette, Maskeraden ſogar im venetianiſchen Geſchmack. Der Kaiſer hatte aus Prag nicht nur ſeine geſtrengen hochweiſen Räthe, ſeine Trautſon, Loſenſtain, Hoyos und wie ſie hießen, die gefürchteten „Placker“ der Fürſten und Stände von Ungarn an bis in die

Niederlande hinunter, an ihrer Spitze den Edlen Wolf Rumpff, Freiherrn von Wuelroß auf Weittrach, so zu sagen Rudolfs Metternich oder Beust, damals mitgebracht, sondern auch 29 Mundschenken, 35 Truchsesse, sämmtlich Herren hohen und höchsten Adels. Es fehlten auch 19 „Trummeter“ nicht, als welche nicht blos bei der heiligen Metten, sondern auch beim Bankettiren verwendet werden sollten. Der kaiserliche „Zuckerpacher“ hieß Daniel Walter und der sich an die verdorbenen Mägen sogleich anschließende Herr Leibapotheker Martin Pietoia.

Gerade wegen eines bevorstehenden großen Festes, zu geben im August 1582 im Fugger'schen Garten vor dem Göggінger Thore, und zwar vom Kurfürsten August zu Sachsen, dem stolzesten der anwesenden Herren nächst dem Kaiser (dieser Usurpator des sächsischen Kurhuts, als welchen ihn noch der gemeine Mann in lutherischen Landen auffaßte, war mit 68 „Kuchel“- und 12 „Keller-Personen“ und mit 1200 Reit- und Wagenpferden überhaupt erschienen), gerade wegen dieser demnächstigen Feier hatten sich die kaiserlichen Hartschiere so lebhaft unterhalten und setzten jetzt ihren Streit trotz der gestrengen Rügen des Herrn Ferdinand Zymmeran wohlgemuth fort.

„Was wollen wir wetten? — Ihr werdet ſehen, die Mäntel werden doch nicht fertig werden!“

„Warum ſollen ſie's denn nicht?“

„Er hat Recht! Nein! Nein! Die G'ſchau darüber will ein Jeder haben! Dem Einen iſt die Achſelſchnur zu ung'riſch, dem Andern iſt ſie zu krabatiſch! Die Kragen will der Eine im Ring, der Andere im Zickzack!“

„Ei was! Ei was! Wenn Seine kaiſerlichen Gnaden den Schnitt approbirt haben —“

„Dann fehlt noch allweil das Beſte an der Sache —! Weder Ambroſi Foſſado noch Marc Anton de la Torre wollen dazu das Tuch, die Paſſamente und die goldenen Litzen kreditiren.“

„Das hab' ich auch gehört. Alles ſollen jetzt die Fugger vorſchießen und die Rem —“

„Die werden ſich bedanken, dieſe Blutſauger, die nur die Fürſten —“

„Et! Et! Et!“

Im eigenen Hauſe der Fugger zischte man ſich denn doch hierüber einander Ruhe zu.

Mit gedämpfter Stimme begann aber doch zuletzt ein Anderer:

„Haben wir nun all' unſere Wucherer mitgeſchleppt von Prag durch ganz Böheim und Baiern hindurch

bis hieher an den Lech und haben ihnen frei Geleit gegeben für ihren Kram und ihre Perſonen, und nun laſſen ſie uns im Stich, uns und den Kaiſer, und in ſolchen Geldnöthen —“

„Ja, das iſt's eben! Dieſe Hoffieranten wollen nur Geſchäfte machen mit den fremden hohen Herrſchaften — darum haben wir ſie mitgenommen —! Mit den Herren Pfaffen zuerſt —“

„Der von Mainz, ei, der hat zween Dutzend ſammatene und ſeidene Gewand gekauft von dem Chriſtopher di Scatiat —“

„Haha! Gewiß für ſein Hoffräulein —“

„Der geiſtliche Herr?“ lachten Einige.

„Während uns der Chriſtopher für die rothbackige Metzgers-Marie am Perlach nicht ein paar ſeidene Handſchüchlein hat kreditiren wollen!“

Jetzt lachten alle Kameraden. Ihr Zorn galt jenen Vorläufern unſerer modernen „Hoflieferanten“, den Beſitzern der prachtvollen goldenen Wappen an ihren Läden, den loyalen Demonſtrationsmachern und Wahlwühlern im Regierungsſinne unſerer Tage. Das waren dazumal meiſt welſche oder niederländiſche oder Nürnberger Kaufleute, die ſich immer in der Nähe der „Hofſtadt“ oder des Hofſtaats der kaiſerlichen Majeſtät hielten und mit ihren köſtlichen Waaren, auf Wagen,

Roſſen oder Saumthieren, dem ungeheuern Zuge einer ſolchen kaiſerlichen Reiſe folgen durften mit „allerlei Kramerei, als: Handſchuch, Seiden, geſtrickte Strümpff, Schnier, Spiegel und allerlei Sachen.“ — Wer etwa eine „Geſchichte der Hoflieferanten“ zu ſchreiben und bei einem geſinnungsvollen, nach einem Orden lüſternen Buchhändler herauszugeben gedenkt, dem bin ich bereit, aus meinen Studien 8 Großhändler und 26 „gemeine Kramer“ namentlich anzuführen, die damals dem „kayſerlichen Hofe ſtättigs nachzuraiſen“ pflegten.

Das Kreditiren von Waaren ſchien aber auch bei dieſen bevorzugten Firmen eine gewiſſe Grenze zu haben. Die öſterreichiſche Staatsſchuld fing früh, ob auch klein an. Man borgte hier und borgte dort. Konnte der Kaiſer nicht bezahlen, ſo gab er dem drängenden Schuldner ein Amt, entweder im Steuerfach oder im Hofſtaat. Da war der Glaubiger dann in's Rohr geſetzt, und ein Thor, wenn er ſich nicht ſeine Pfeifen ſchnitt. Urkundlich habe ich herausgefunden, daß jener reiche, einſt beim Schließen des „Religionsfriedens“ in Augsburg allmächtig geweſene kaiſerliche Rath und Bürgermeiſter Jakob Hörbrot, der ſpäter einen ſchmählichen finanziellen, politiſchen und moraliſchen Bankerott machte, in ſeinen Aktiven 100.000

Gulden, für jene Zeit eine halbe Million, bei Kaiſer Rudolfs Vorgängern, Karl V. und Ferdinand I. an Forderungen für allein gelieferte Pelze hatte. Aber ſein Sohn Hans Jakob Hörbrot bekam dafür nach langem

Prozeſſiren endlich die Stellung eines kaiſerlichen Rathes und Hofquartiermeiſters, in welcher Funktion derſelbe da ſoeben mit einem mächtigen Stabe dahergeſchritten kommt, begleitet von den vier Ehrenholden des Kaiſers, dem römiſchen, dem Reichs-, dem ungariſchen und „behamiſchen“ Herold, und die Weiſungen der Majeſtät (freilich erſt durch zweite, dritte Hand) entgegenzuneh-

daß Sophie ſich gerade in dem Augenblick (ſie ging ſchnell über den Platz, an dem Sägenreißer wohnte) umſehen mußte, wo er mit dem Profeſſor aus dem Thurm trat. Erſchrocken blickte ſie wieder vorwärts und lief ſpornſtreichs quer durch die Straßen, als ſich Schlachtenmaler anſchickte, ſie zu verfolgen. Sie hatte ein neues Intereſſe für ihn gewonnen, ſeitdem ſie ein Stück egyptiſcher Antiquitäten im Munde führte und gebrannte Mandeln und Roſinen mit einem Zahn eſſen wollte, der vielleicht dem König Seſoſtris angehörte. Er beſchloß, wieder Gelindens Haus zu beſuchen und ſich für Sophiens Untreue, Flatterhaftigkeit, Eitelkeit und Intrigue dadurch an ihr zu rächen, daß er jetzt methodiſch anfangen wollte, ihr fortwährend auf dieſen eingeſetzten Mumienzahn zu fühlen. Er kaufte ſich auch gleich bei dem erſten Buchbinder Kapuths, der auch zugleich der beſte Buchhändler des Orts war, Morizens Götterlehre, und fing ſchon auf der Straße an, das Kapitel über den Vogel Ibis und den Gott Oſiris zu leſen. Was werden ſeine Brüder für Freude haben, nicht an Morizens Götterlehre, ſondern an Schlachtenmalers metalliſirten Rock- und Weſtentaſchen!

men gedenkt über die kurfürstlich sächsische Maskerade, das Gartenfest bei Herrn Markus Fugger. Die Herren Hartschiere erweisen ihm die Ehrerbietung, die sie Herrn Zymmeran versagt hatten. Noch immer war der Sohn einer berüchtigten Verschwenderfamilie großartig im Aufspundenlassen eines Fasses Wein, im Theilen der ihm selbst dargebrachten Geschenke; denn sein Quartiermeisteramt war höchst einträglich. Während des Reichstages konnte der Hofquartiermeister alle Welt chikaniren.

Und der junge Hörbrot rächte sich auch nicht wenig für die Unbilden, die die Augsburger seinem Vater angethan hatten. Die Fugger zumeist hatten seinen Vater gestürzt. Wie stolzirt er da eben durch die Prachtsäle des Herrn Markus Fugger —! Wie fühlt er sich Herr auf dem Boden, dessen sich die Rothschilde jener Tage auf die Dauer des Reichstags ganz zu Gunsten Seiner kaiserlichen Majestät entäußert hatten!

„Herr Quartiermeister!“ drängten sich die Hartschiere um den aus den Zimmern des Oberhofmeisters, Adam von Dietrichstein, kommenden Herrn Hörbrot, „geht auch der Kaiser auf diese Maskerade?“

„Scheint so beschlossen, edle Junker, falls nicht die kühle Nachtluft und ein gar trübes Wetter länger so andauert wie anhero!“

„Und unſere Mäntel kommen wirklich nicht zu Stande!“ — polterten die Hartſchiere, als der Loſamentbeherrſcher Augsburgs, ein Kenner ſeiner Vaterſtadt bis in die dunkelſten Spelunken, mit den vier Ehrenholden weiter ſchreiten wollte.

Die Beantwortung dieſer Frage gehörte nicht zum Reſſort Herrn Hörbrot's. Mit einer Geberde, die Jedermann verſtand, entfernte er ſich. An ſeinen beiden Beinkleidertaſchen ließ er die Hände in eine Art Windmühlenbewegung kommen. Das hieß doch wohl nichts anders, als: In des Kaiſers Taſche ſieht es halt wieder gar luſtig aus —!

Nun plauderten die jungen Männer gelaſſener von ihren Liebesabenteuern, von Eſſen und Trinken und von manchem Ehrenhandel. Trotz der ſtrengſten kaiſerlichen Mandate, trotz der an allen Straßenecken ausgetrommelten Anordnungen des Rathes der alten Reichsſtadt gab es, wie ſich für einen richtigen Reichstag geziemt, alle Tage Mord und Todſchlag.

Nur Einer der kaiſerlichen Vorgemachswächter ſaß von den Uebrigen bei Seite und ſchien entweder tief in Gedanken verloren oder zu ſchlummern.

Das war ein Jüngling von wahrhaft männlicher Schone. Sein Haar war zwar auf damals übliche ſpaniſche Sitte völlig kurzgeſchoren, doch würde es,

wenn es lang hatte wallen dürfen, eine Löwenmähne gewesen sein. Die Farbe des Haares war glänzend schwarz wie Rabengefieder. Sein mit schwarzen und rothen Puffen besetzter gelber Wamms saß ihm wie angegossen und stellte am Nacken, an der Brust und den Hüften seine schlanke Figur in das vortheilhafteste Licht. Seine Gesichtszüge, jetzt etwas bleich und sogar leidend, waren edelgeformt; ja sie hatten noch etwas so Un-

ſchuldiges, wie etwa bei einem der kaiſerlichen Singknaben, die da ſoeben, im nicht endenden belebten Treiben dieſes Vorgemaches, zur Fugger'ſchen Hauskapelle ſchritten, mit ihrem Präceptor Herrn Johannes Lautinus an der Spitze. Dieſe Kapelle war Sankt Sebaſtian gewidmet, einem weiland Krieger, den um ſeiner chriſtlichen Frömmigkeit willen die heidniſchen Barbaren bei Schießübungen zur Zielſcheibe gewählt hatten und ihn mit zahllos entſendeten Pfeilen durchbohrten. Ach! auch unſer junger ſcheinbar ſchlummernder Hartſchier lag auf einer kunſtvoll geſchnitzten Bank nur vor Schmerz ſo zurückgelehnt und war eben ſo ergeben und märtyrerhaft anzuſehen wie jener Heilige.

Sigmund von Landeck hieß der junge Hartſchier. Um deſto ungeſtörter ſeinen Gedanken, den Gedanken ſeines Herzens und ſeiner Fantaſie nachzuleben, ſtellte er ſich zu ſchlummern. Hörte er ſeine Kameraden ſpornklirrend antreten, — jetzt vor Sr. Ehrwürden, dem Herrn Jakob Chimarcheus, Sr. Majeſtät Hofkaplan und Eleemoſinarius, der vorüberging in die Mette, — ſo erhob auch er ſich mechaniſch und machte die militäriſchen Honneurs mit. Dann aber legte er ſich ſogleich wieder an die Rückwand der langen braunen, mit rothen Sammetkiſſen gepolſterten Bank, ſchloß die Augen oder öffnete ſie nur, um ein herrliches Bild

Tizians zu betrachten, das einſt der berühmte Venezianer in dieſem Fugger'ſchen Hauſe ſelbſt gemalt hatte, eine Madonna darſtellend mit dem Kinde. Was kümmerte ihn dieſe Fopperei des Herrn Zymmeran, dieſer Streit um die neuen Mäntel, die allerdings den ſämmtlichen Hartſchieren in dem ſo tuchreichen, direkt mit den Niederlanden, der erſten Tuchquelle der Welt, in Verbindung ſtehenden Augsburg verſprochen worden waren —? Was kümmerte ihn der Schnitt des Probemantels, den der Vorſteher der kaiſerlichen „Quarderob", Herr Porphyrius' Boſſo, ſchon eigens hatte anfertigen laſſen nach den neueſten niederländiſchen und ſpaniſchen Moden und eigenhändig zugeſchnitten —? Was kümmerten ihn die Erwartungen auf die große Masterade des Kurfürſten von Sachſen —? Was die Poſſen der dafür beſtellten welſchen Tänzer —? Was die ohne Zweifel dann mit Weinen und Speiſen zum Zuſammenbrechen überladenen Tiſche im Fuggergarten —? Was kümmerten ihn die zuweilen etwas in's Unſaubere ausartenden Erzählungen der Kameraden von ihren, wenn ſie nicht auf Wache ſtanden, erlebten Abenteuern, ihren gekreuzten Klingen in den Wirthshäuſern, ihren Wetten, wer den Andern niedertrinken könnte und wer auf dem Reichstag die unerſättlichſte Gurgel hätte? — Jetzt eben ſtellten ſeine Kameraden feſt, daß ſich die Anſicht

verbreitet hätte, Einer der geiſtlichen Räthe des Erzbiſchofs von Trier wäre im Punkte des Durſtes und Einer von den Herren Kapitularen des Biſchofs von Würzburg im Punkte des Eſſens Derjenige, der bis jetzt am Reichstag in ſeinem Fach das Unerreichte geleiſtet hätte.

Sigmund von Landeck hatte ſich ganz in den Augen der Madonna des großen Meiſters verloren. Ja, er würde nahe daran geweſen ſein, wie das der Schwärmerei und Andacht zu gehen pflegt, Mirakel zu rufen und zu behaupten, dieſe Augen bewegten ſich, das Bild träte auf ihn zu, die lebendig gewordene Geſtalt hätte ein deutlich von ihm vernommenes Wort — ach! die Gedanken ſeines eigenen Herzens! — zu ihm geſprochen, wenn nicht ein fernher vernehmbarer Trommelwirbel die Stunde der Ablöſung angezeigt hätte und zugleich ein ſchon erſichtliches Nahen des Herrn Hauptmanns von Sonnenberg. Wahrſcheinlich wollte dieſer ebenfalls in die Meſſe gehen, wo ſich die Hofchargen einzufinden hatten, zumal da der Kaiſer ſelbſt nicht zu kommen pflegte. Rudolf II., der gekrönte Alchymiſt, Gönner und Freund Tycho Brahe's und Keppler's, war kein Freund vom vielen Beten. Er ſtand ſo...er in dem Rufe, es wäre für Oeſterreichs Stellung zu ...om noch immer nicht das letzte Wort geſprochen

worden. Vorläufig nickte der Chef der Hartſchiere gnädig, blieb noch ſtehen und ſah zu, wie der Wachpoſten erneuert wurde. Die Abgelöſten mußten in die Hauptwache hinunter, die ſich im großen Eingangsportal des Palaſtes befand.

Unter denen, die jetzt zur Ablöſung antraten, befand ſich eine Perſönlichkeit, die Sigmund von Landeck niemals ſehen konnte ohne eine gewiſſe Erregung ſeiner Nerven. Wie uns beim Anblick einer Speiſe, an der wir uns einmal das Fieber gegeſſen haben, immer noch ſchaudern kann, oder wie uns gewiſſe Thiere unheimlich ſind, ſo ging es Sigmund von Landeck mit Wenzel von Fircks. Letzterer war ein Schleſier. Er hätte billig ſtaunen müſſen, hätte er gewußt, daß er Sigmunds von Landeck Idioſynkraſie war. Jedermann hielt den Herrn von Fircks für die Gemüthlichkeit ſelbſt. Aber für ſeinen Kameraden Sigmund lag in Herrn Wenzels Augen etwas, das auf ihn wie ſtechend, bohrend, ja ihn im Wirbel umtreibend wirkte. Nie konnte er ihn anſehen, ohne die Regung zu haben, nach dem Schwert zu greifen. So geſchah ihm das ſchon ſeit einem halben Jahre, beſonders aber ſeit den zwei Monaten, wo ſie in Augsburg weilten, und die Antipathie ſteigerte ſich täglich.

„Was iſt Euch wieder, Landecker? Ihr ſeht ja ſo bleich —! Ihr hättet gar nicht mit zum Reichstag kommen ſollen, lieber wieder nach Wels zu Euren Muhmen zurück! Geht in Euer Quartier, widerſprecht mir nicht —! Daß Ihr ein guter Soldat ſeid, das weiß man ja, jetzt ſeid Ihr aber krank. Ich gebe Euch für heute Urlaub!“

Alſo ſprach der Herr Hauptmann von Sonnenberg, als er noch vor ſeinem Gang zur Mette die Muſterung gehalten ſowohl der eben Abgelöſten wie

der Ablöſenden. Der Landecker war dicht dem Fircks gegenüber gekommen; beide mußten ſich Auge in Auge durchbohren, ſich die Parole zuraunen, und da war dann Jenem eine förmliche „Unmacht“ gekommen — wie man damals ſtatt der „Ohnmacht“ ſagte.

Man redete dem Oberöſterreicher zu, doch ja den Urlaub des guten Hauptmanns zu nutzen. Und als es damit Niemand befliſſener hatte, als der gemüthliche Schleſier, der ſich ſogar erbot, dem Kameraden Abends troſtreiche Geſellſchaft zu leiſten, ſagte Sigmund von Landeck in der That Allen ein „Gehabt Euch wohl!“ meldete ſich unten beim Rittmeiſter in der Hausthorwache und trat in Gottes freie, friſche, die Bruſt erlabende Luft hinaus. Sein Quartier war eine einſame, nach einem Gärtchen hinausliegende Zelle in einem der mehreren, durch die in Augsburg nur halb durchgedrungene Reformation aufgehobenen, jetzt leerſtehenden und durch den Eifer der Herren Jeſuiten noch nicht wieder gefüllten Klöſter.

---

## Zweites Kapitel.

Ein Roman oder etwas Unerklärbares.

In dem alten, ſchon damals theilweiſe in ein Pfründhaus für Arme und Kranke umgewandelten

Kloſter der Barfüſſer kann kein mit lebenslänglichen oder nur mit zeitlichen Gelübden verpflichteter Mönch je mißmuthiger in ſeiner Zelle geſeſſen haben, als jetzt der junge Krieger, dem doch das Leben noch aller Wege lächelte mit den heiterſten Ausſichten in die Zukunft, mit Ehren, Beförderungen und Gunſtbezeigungen aller Art. Ein Mitglied der Arcieren-, urſprünglich Bogenſchützen- (von Arcus) Guarda (verwelſcht in Hartſchiergarde), fiel hohen Herren und Frauen zu jeder Zeit in die Augen, und wenn ſein Adel nur halbwegs echt und alt war, ſo konnte ein Hinaufrücken in gewiſſe einträgliche Staats-, Hof- und Kriegsämter einem ſolchen Sohne des Mars gar nicht fehlen.

Die Verpflegung einiger in dies Quartier gelegter Kameraden beſorgte der Verwalter des Kloſters, deſſen Name jetzt nur noch die Sankt Jakobspfründe lauten ſollte. Die Greiſe und Gebrechlichen hatten im Juli 1582 zuſammenrücken müſſen, um Geſundheitsſtrotzenden, Kraftgeſchwellten und Jugendmuthbeſeelten, einem Trupp kaiſerlicher Hartſchiere Platz zu machen. Was an Fleiſch und Wein nicht reichlich genug vom Pflegekaſten der Pfründe geboten werden konnte, das durften die Herren Hartſchiere von zwei öffentlichen Küchen holen laſſen, die der Reichserbmarſchall und Haupt-

## Elftes Kapitel.

### Militärische Schicksalswendung.

Wie ist aber doch der lederne Schmachtriemen der Armuth ein weit festeres Band für Freundesherzen, als die goldene Kette des Reichthums! Die Brüder nahmen Schlachtenmalers Eroberung mit Jubel auf; aber keiner von ihnen wollte ihm eine Triumphpforte bauen, keiner ihn auf seinem tapfern Schilde in die Höhe heben; sondern ihre Freiheit benutzten sie nur, wie so oft in der Staatengeschichte, gegen den, der sie ihnen verschafft hatte. Schon lange glühte unter der Asche, in der sie bis zu dieser Stunde ihre Kartoffeln hatten braten müssen, eine dunkle Zornesglut gegen den Aeltesten, die jetzt als lodernde Flamme aufschlug. Schlachtenmaler hatte das Geld nur unter der Bedingung auf den Tisch geschüttet, daß sie das Wochenblatt eingehen ließen. Er machte ihnen Vorstellungen über den Geist des Kaputher Publicums, über die mannigfachen Hindernisse, die ihnen Blaustrumpf, Wiesecke, Mörder, die Schule, der Hof und die Censur legten und, als diese nichts fruchteten,

mann der kaiſerlichen Trabanten, einer geringeren Leibwache, Herr Konrad von Pappenheim, mitten auf zwei Plätzen der Stadt hatte erbauen laſſen zum großen Aergerniß des hohen Rathes und der löblichen Bürgerſchaft. Wie denn überhaupt dieſer Reichstag von 1582 berühmt oder verrufen iſt durch die Anſprüche, die von Seiten des General- und Hofquartiermeiſters an die alte Stadt des Kaiſer Auguſtus erhoben wurden. Pappenheim und Hörbrot, beide beläſtigten die Stadt in einer ſo empfindlichen Weiſe, legten ſo unbefugt Zölle auf, verlangten ſo ausſchließlich die Jurisdiktion während des Reichstages, maßten ſich ſogar an, die Kinder Israels, die ſich ſeit grauer Vorzeit Tagen in Augsburg immer nur an Einem Wochentage, am Freitag, aufhalten durften, zu jeder Stunde in der Stadt — natürlich gegen einen in die kaiſerliche Kaſſa fließenden Leibzoll — „geleiten“, das heißt ſchützen und — ſchröpfen zu können, beſtimmten ſogar, für die Kaufleute ſchon das Schrecklichſte, den im Heereszuge befindlichen Hoflieferanten zu Gefallen die Preiſe, um welche während des Reichstages gewiſſe Waaren abgelaſſen werden ſollten, kurz führten ein Regiment ſo anmaßlicher Art, daß ſelbſt die katholiſch gebliebene Hälfte der Augsburger Bürgerſchaft darüber empört wurde, die Hilfe der anweſenden Städte Deputationen anrief und

mit dem kaiſerlichen Hofſtaat einen Prozeß anfing, der in letzter Inſtanz — für jene Zeiten außerordentlich raſch — nach 32 Jahren (1614) entſchieden wurde.

Mit unbeſchreiblicher Trauer blickte Sigmund von Landeck in den geräumigen, mit Linden beſtandenen Kloſterhof. Sein Mittagmahl hatte ihm nicht munden wollen. Das Wohlthuendſte war ihm, ſo lange ſchon der Reichstag währte, die Entfernung vom Geräuſch der Straßen, deren Leben einem immerwährenden Jahrmarkt glich. An Gauklern, Bärenführern, Affenabrichtern, Kunſtreitern, Seiltänzern gab es einen wahren Ueberfluß; abgeſehen von dem Gepränge der Aufzüge, der militäriſchen Evolutionen, die ebenfalls nicht endeten. Ja, jeder Beſuch eines Standesherrn bei einem andern machte einen Effekt, daß man vor Sänften, Kutſchen und Reitern nicht hindurch kommen konnte.

Das Herzeleid Sigmunds von Landeck war, wie man ſich wohl denken kann, eine unglückliche Liebe. Und ach! anfangs war dieſe Liebe eine ſo glückliche geweſen! — Sigmund von Landeck war aus dem Städtchen Wels in Oberöſterreich gebürtig, allwo ſich ſeine gute Mutter, die Wittib eines weiland kaiſerlichen Hofbeamten, ſchon als ihr Gatte noch lebte und meiſt mit Ferdinand I. und Maximilian II. auf Reiſen war, aufzuhalten pflegte. Früh in den kaiſerlichen Hofdienſt

verſetzt, anfangs als „Edelknabe“, war Sigmund am Hofe des Nachfolgers der genannten gekrönten Häupter, der ſo viel auf Künſte und Wiſſenſchaften hielt und darüber nur leider das Reich und die großen Weltereigniſſe vernachläſſigte, zu leidlicher Bildung gelangt. Die innige Verbindung mit ſeiner Mutter that das Uebrige, um in Sigmund von Landeck einen weichen, milden Sinn zu erhalten und damit bei ihm jener Verwilderung der Sitten vorzubeugen, die um die Hofburg in Wien und den Hradſchin in Prag herum ſich nur zu ſehr austoben, ja in die kaiſerlichen Hofburgen ſelbſt verpflanzen durfte. Hat ein jugendliches Gemüth ein Mutterherz zu ſchonen, hat es dem ehrwürdigen Alter ſeiner Lieben Freude zu bereiten, dieſen die trüben, in Thränen hingebrachten Nächte zu erſetzen, ſo iſt immer ein Vorbau vorhanden, daß die Verführung zum Gebrauch ſeiner üppigen Kraft, zum Unmaß im Spiel der Leidenſchaften nie dauernd die Oberhand gewinnt.

Bei alledem war Sigmund vor einem Jahre erkrankt und ſuchte nach dem Rath der berühmteſten Aerzte, die Kaiſer Rudolf in ſeinem Gefolge zu haben pflegte, die Landluft und eine liebevolle Pflege auf, um von den Folgen eines gerade im vorletzten Winter höchſt anſtrengend geweſenen Hofdienſtes zu geneſen.

Wohin konnte es ihn da lieber ziehen, als an die ſchönen Ufer der ſtrudelreichen Traun, hinüber über den mächtigen Donauſtrom, in die ſanften Wieſenmatten, in denen ſich ſeine Heimatſtadt wiegt: Wels mit ſeinen alten Thürmen, ſeinen alten Schloßtrümmern und Ruinen ſchon aus römiſcher Zeit, Wels mit ſeiner Erinnerung an die letzten Stunden, die dort den „letzten Ritter", Kaiſer Max I., den Max von der Martinswand, überraſchten! Statt dieſe letztere Erinnerung eine traurige zu nennen, war ſie vielmehr eine erhebende; denn ſie galt ja einer noch beſſer geweſenen, einer hoffnungsreicheren Zeit, einer Zeit, wo noch nicht auf den habsburg'ſchen Stamm das ſpaniſche Weſen geimpft war, der Jeſuitenorden noch nicht die Neigung zur Reformation der Kirche und zur Losſagung vom römiſchen Papſtthum, die ſelbſt noch in Rudolf obwaltete, bei den Rathgebern und Umgebungen der Kaiſer und Erzherzoge, vor allem bei den Prinzeſſinen des kaiſerlichen Hauſes erſtickt hatte.

Glückliche friedliche Stunden verbrachte Sigmund von Landeck bei ſeiner würdigen Mutter, die ein ſtattliches, faſt ſchloßartiges Gebäude unweit der Stadt dicht am linden- und erlengeſchmückten Ufer der Traun bewohnte. Es war ein Leibgedinge von ihren Eltern her. Die ritterlichen Künſte wurden von unſerem in

der frischen, von den Alpen kommenden Luft wieder lebensfroh gewordenen Jüngling nicht vernachlässigt. Sich auf seinen theils mitgebrachten, theils im Stall der Mutter vorgefundenen Rossen zu tummeln, das war eine Wonne in dieser grünen Ebene, der Welserhaide, die recht eigentlich ein Roßgarten genannt zu werden verdient. Denn wohin man auch blickte, ob bis zum Beginn der sanft aufsteigenden Berge, oder ob zum Uferrand der Donau hin, alles war um Wels ein Meer von üppigstem Wiesengrün. Hier war es wahrlich den Ungarn, als sie einst vor Jahren bis zum Lechfeld nach Augsburg gekommen waren, wohl gewesen mit ihren Rossen! Hier hätten die Türken, die immer wieder die siebenbürgischen Felsenpforten durchbrachen und manchmal urschnell wieder die Thore Wiens bedrohten, wohlige Rast gehalten, wenn die Uneinigkeit des deutschen Reiches und der unselige Religionshader ihnen den Weg immer ebener und ebener gebahnt hätte in's Herz Europas hinein —!

Gerade um die schöne Pfingstzeit war es, als Sigmund eines Tages bei einem Ritt durch einen Wald, der sich den sanften Anhöhen zu am Ende des fast unermeßlichen Wiesenraumes zu erheben anfängt, einem Gefährt begegnete, das von Tirol oder Salzburg her gekommen schien. Denn die Begleitung,

zwei Reiter voran und zwei hinten nach, ſchien auf eine lange Reiſe zu deuten. Die leinene Plane über dem Wagen war ebenſo von angeſpritztem Koth und Staub bedeckt, wie die Räder. Vier Pferde zogen den mächtigen, über und über bepackten Karren, den man dazumal, ungariſch, eine „Kutſche“ nannte, aus welchem mit ſchüchtern freundlichem Gruß zwei Frauengeſichter blickten — eines, das einer Duenna, halb und halb ſchon im Matronenalter, angehörte, eines aber, das

die Fee des Waldes selbst zu sein schien, so liebreizend war das blonde Köpfchen, so holdselig die ganze Gestalt, die sich etwas erhoben hatte, weil es bergab ging. Und ehe sie noch des ihnen entgegenreitenden Jünglings hatte ansichtig werden können, hatte die holde Maid sogar ihre Stimme im frohen Gesange vernehmen lassen, wetteifernd mit den Amseln und den Finken, die von allen Bäumen zwitscherten. Darum eben, weil sie sich schämte, jetzt so überrascht zu sein und einen Zeugen gefunden zu haben außer den fünf Männern und der Duenna, die sie begleiteten, grüßte sie auch so überaus freundlich und sittig verschämt. Das Bild, das sie bot, war in solchem Grade reizend, daß Sigmund, der sonst den Frauen gegenüber bei aller Schüchternheit doch nicht zu den Blöden gehörte, verstummen mußte und nur mechanisch seinen Federhut zum Gegengruße zog.

Zu Prag, der alten Burg der Wenzelskrone, hatten sich von je, zumeist aber, seitdem dort die Luxemburger eingezogen, die edelsten Blüten des deutschen Lebens entfalten dürfen. Zu aller Zeit seitdem (erst die unsrige will darin ändern und aufräumen) fand man in Prag das Trefflichste, was deutsche Wissenschaft und Kunst hervorgebracht. So hatte auch Sigmund von Landeck dort das Lied kennen lernen, das

ſo ganz der Situation entſprach, die ihn eben bezaubert hatte:

Ich ging einmal ſpazieren
Durch einen grünen Wald,
Da hört' ich lieblich ſingen
Ein Fräulein wohlgeſtalt.
Sie ſang ſogar einen ſchönen G'ſang,
Das in dem grünen Wald erklang.

Noch paßte die Schlußſtrofe dieſes zarten Liedes, das er in einem Wirthsgarten auf der Moldauinſel von einem fahrenden deutſchen Sänger vernommen hatte, der von Dresden gekommen, nicht ganz auf die von ihm gemachte Erfahrung. Aber in vier[illegible]n Tagen ſchon, da paßte —

Ich thät' mich zu ihr nahen,
Schön thät' ſie mich empfahen.
Sie hat einen ſchönen grünen Rock
Und war ſogar eine hübſche Dock.
Sie thät' mir wohl gefallen
Und liebet mir ob allen;
Sollt' ich eine And're werben,
Viel lieber wollt' ich ſterben.

Placida von Burgeß, ſo hieß das Fräulein, hatte einige Häuſer weiter von Frau von Landeck eine

alte Muhme wohnen, die Schweſter ihres Vaters, den ſein Lebensgeſchick weit über die Berge hinaus bis an das „deutſche Meer“ verſchlagen hatte, das deutſche Meer, an welchem einſt die „ſieben Schwaben“ ihre Späße getrieben: den Bodenſee. Da, wo der Rhein mit jugendlichem Ungeſtüm aus den Bergen Graubündtens hervorbricht, ſich einſt zwiſchen Schweiz und Oeſterreich der wilde Gebirgsſohn in der üppigen Breite eines Sees erging, von dem nur das „deutſche Meer“, der Bodenſee, noch übrig geblieben iſt, da war ihr

Vater, Onuphrius von Burgeß, lange Zeit ein kaiſerlicher Vogt auf den ſtolzen Hochwarten geweſen, die wie Habichtsneſter an der rechten Seite des ſagenreichen Stromes, als ſich dieſer wieder beruhigt und in eine ſchmale Bettſtatt ergeben hatte (und nur des Frühjahrs, wenn der Schnee ſchmilzt, zuweilen noch wildverheerend ausbricht), den ſchweizeriſchen Veſtungswarten gegenüber aufragen. Jetzt hatte er ſeine Aemter niedergelegt und war im ſchönſten Thale Vorarlbergs, in der Nähe der Bregenzer Aach, die um ſich her nichts als Fülle und Fruchtbarkeit ſieht, ſein eigener Herr, Grund- und Freiherr erkauften Bodens geworden. Seine Gattin war ihm in den kalten hohen Schlöſſern hinter Hohenems und Feldkirch ſchon lange verſiecht und geſtorben. Er hatte nur noch zwei Weſen in der Welt, die er nächſt Gott und ſeinem Kaiſer über alles liebte, ſeine einzige Tochter Placida und ſeine Schweſter, eine vermögliche Heimweſenbeſitzerin zu Wels an der lieblichen erzgrünen Traun. Dieſe hatte gewünſcht, ihre künftige alleinige Erbin, die goldblonde Placida, die ſie nur als Kind gekannt, vor ihrem Ende noch einmal zu ſehen. Und ſo war denn dies für jene Zeiten beinahe fürſtliche Unternehmen, eine Reiſe vom oberen Rheinthal nach Wels an der Traun in Oberöſterreich, beſchloſſen und ermöglicht worden. Fünf

über ihre eigene Unreife, die Nutzloſigkeit verſchwendeter Knabenkräfte, über die Druckfehler, die ſie ſtehen ließen, über ihren affectirten Witz — und, als dieſe Steine, die Schlachtenmaler in ihre Gemüthsteiche warf, erſt Blaſen und, da ſie ſich häuften, einen ordentlich reißenden Waſſerfall von Zank erregten, ſprang er, wie Mephiſtopheles in der Hexenküche, auf und ſchlug zwar nicht die wenigen Gläſer und Schüſſeln entzwei, die ſie hatten, wohl aber fuhr er mit einem Rappier, das über ſeinem Bett hing, in die von ihm ſelbſt gezogene und bemalte Redactionstapete, durchlöcherte ſie und riß allen Muſen die Fetzen vom Leibe herunter. Seine Waffe ſchützte ihn gegen die mit mehr Zorn als Liſt ausgeführten Angriffe der Brüder. Er hielt ſich den Rücken und den Mund frei und konnte, indem er nach allen Seiten parirte, ihnen einige donnernden Philippiken halten. „Schande über euch!“ rief er und wiederholte es mehrere Male als Text ſeines Vortrags. Dann umſchrieb er ihn: „Ihr habt,“ ſagte er, „alle Berechnungen unſeres armen Vaters Lügen geſtraft; bin ich auch kein Wouwermann geworden, ſo könnt' ich doch unſern Kampf hier eben ſo gut zeichnen, wie ich ihn führe: aber euch hat weder das Lakiren, noch Schumacher, noch der künſtliche Aeſopbuckel zu etwas Ordentlichem gebracht. Nüſſe könnt ihr knacken und Charaden für Poeſie ausgeben *), gleichſam literariſche Lehmkügelchen kneten und in ſchönen Frühlingstagen in die warme Erde eure poetiſchen Löcher graben, um damit zu ſpielen. Was ſeid ihr? Drahtpuppen ohne meine lenkende Hand.“ In dieſer Art parirte

*) Das ſchlechteſte Trauerſpiel, hatte Schlachtenmaler früher ſchon einmal nicht ohne Anſpielung geſagt, bietet noch einen reizenden Anblick, ſo ſchön wie ein Feuerwerk, dar, — wenn man es in den Ofen ſteckt!

Männer, in langjährigem Dienſt erprobt, treu wie Gold, und die Gattin des Hauptführers, des Pankratius Hubmayr, weiland Stockmeiſters beim kaiſerlichen Vogt, Apollonia Hubmayr, begleiteten die holde Placida zur Muhme. Dieſe Reiſe war für jene Zeit eine Art Nordpol-Expedition. Ueber die unwegſamen ſtarren Felſenpyramiden, die Tirol von Vorarlberg trennen, hinweg ließ ſie ſich nicht zurücklegen. Man umging die unwegſamen Rieſennadeln der Alpen und fuhr gemächlich, immer mit geſpanntem Hahn am Feuerrohr, erſt am „deutſchen Meer“ entlang, dann in's Allgäu, in den Lechrain, das Ammergauer Land, nach München und von dort über Salzburg in die Hirtenlande ob der Enns, in die grüne „Welſerhaide.“

Das war nun ein wunderbarer Sommer geworden —! Placida und Sigmund konnten ſich in dem kleinen Städtchen nicht ausweichen. Das war nun ſchon wie in jenen Sternen beſchrieben, die Kaiſer Rudolfs Aſtronomen ſo gründlich zu berechnen verſtanden. Die Muhme machte Einwendungen, aber Frau von Landeck war ja ihre beſte Freundin, ihre für den Umgang unentbehrliche Nachbarin. Wie ließ ſich da widerſprechen —! Einſt kam Placida unter Lachen und Weinen nach Hauſe in die traute Remenate der Muhme. Da hatte es ſchon damals in Wels den

ſchönen Friedhof. Rings ziehen ſich „Lauben“, Rundgänge um die ſtillen Gräber. Wenn da an irgend eines Verſtorbenen Seelentage, etwa zum Andenken an den ſeligen Gatten der Muhme, Placida mit einem Kranz von duftenden weißen Roſen durch die Gänge dahergeſchritten kam, um ihn auf das Grab des Oheims, deſſen Namenstag heute war, zu legen und ſie ſieht den jungen Ritter von Landeck auf der ſteinernen Bank ſitzen, dicht in der Nähe des Grabhügels ſeines Vaters, und der Himmel lacht ſo blau hernieder und die Bienen ſummen im Sonnenſchein, wie konnte ſie da ausweichen vor dem wie Traumverlornen, der ſich erhebt, ſich ſtumm ihr anſchließt, neben ihr am Grabe, wo ſie den duftenden Kranz an ein Kreuz hängt und betet, niederkniet und dann mit ihr zu plaudern beginnt, des Lebens zu genießen ſich aufgefordert fühlt durch den noch lachenden Sonnenglanz, den blauen wie ein Baldachin über ihnen ausgeſpannten Himmel —? Da war alles ſo ſtill und einſam um die beiden innig bewegten Gemüther. War es ein Wunder, wenn Sigmund ſein Lied von der Sängerin im Walde wahr machte, ihr ſeine Liebe geſtand und ihr ſagte:

Thät' ich eine And're werben,
Viel lieber wollt' ich ſterben!?

Drei Monate immer zunehmenden Glückes floſſen dahin. Die Zunahme lag nicht nur in dem gegenſeitigen Innewerden der vortrefflichſten Eigenſchaften, die beide Liebenden ſchmückten, ſondern auch in den eintreffenden Gutheißungen des Herrn Onuphrius von Burgeß ſelbſt, der zwar nicht ſelbſt ſchrieb, weil er's nicht konnte, aber durch einen Schreibkundigen vom Kloſter Maria Bildnein berichten ließ, daß ihm vollkommen dieſer Bund genehm wäre, vorausgeſetzt die Zuſtimmung der Muhme, item die Einſendung näherer Berichte über des Junkers Adel, item die Beförderung desſelben vom Hartſchierdienſte zu irgend einem einträglichen (obſchon es an Mitteln dem Ritter von Burgeß nicht zu fehlen ſchien), jedenfalls ehrenvollen und darum doch die Tochter dem Vater in einiger erreichbarer Nähe erhaltenden anderweitigen kaiſerlichen oder ſonſt fürſtlichen Poſten. Die ganze Welt in und um Wels hatte ihre Freude an dem ſtattlichen, nur zu gegenſeitiger Ergänzung beſtimmten Paare. Sigmund hatte Klugheit genug gehabt (die Klugheit floß aus ſeinem Herzen — das Herz iſt immer klüger als der Verſtand) ſich auch mit Frau Apollonia Hubmayr, deren Gatten und den übrigen vier Mannen aus dem Vorarlberg gut zu ſtellen. Er lachte nie über ſie, wie die andern Welſer thaten. Er lachte weder

über die Bregenzer Tracht, noch über das Bregenzer Durcheinander von halb Schweizer-, halb Schwabendeutsch mit unterlaufenden romaniſchen Lauten, eine Sprache, die dann noch bei allen Vorarlbergern den ſonderbaren Einfall hat, ſtatt geradeaus von der Zunge auf die Lippen zu kommen, erſt noch einen Umweg durch die Naſe zu machen.

Alles ging herrlich und in Freuden, bis die Scheidestunde näher rückte und mit ihr auch manche Folge des Anſuchens um eine Verſetzung von den Hartſchieren zu irgend einer Amtirung etwa in Tirol oder in den kaiſerlichen Erblanden, in Schwaben, im Burgau oder Breisgau. Da regte ſich dann mancherlei Neid. Oder was war es wohl anders als Neid, daß den Sigmund bei einem Ausflug, den er die Geliebte hat, nach Linz, der ſchönen Donauſtadt, machen zu dürfen, überall die guten Rathgeber — darunter einflußreiche Perſonen, denen er ſich mit der Bitte um Verwendung beim Erzherzog Mathias oder bei Erzherzog Karl von Steiermark um einen Ruheposten näherte — auslachten, und ſeine kriegeriſche Erſcheinung muſternd, ihn nirgend beſſer am Platze befindlich erklärten, als unter den Hartſchieren des Kaiſers, damals einer wahren Nobelgarde, wie ſie wohl in unſeren Tagen mit geringerem Fug genannt zu werden verdienen dürfte —! Und wäre

dieſe Deutung auf „Neid“ zu hart bei den Umgebungen der Erzherzoge und einigen gerade anweſenden kaiſerlichen Bevollmächtigten aus Prag, ſo war es doch nicht ohne damit bei drei Kameraden, die gerade einen der kaiſerlichen Räthe zu einer Verhandlung in Macht- und Geldſachen von Prag hatten nach Linz begleiten müſſen, kaiſerliche Hartſchiere, unter denen ſich eben auch jener gemüthvolle Schleſier Wenzel von Fircks befunden hatte.

Die Kameraden, die in Linz zu finden Sigmund nicht wenig überraſcht hatte, ſchwelgten in Luſtbarkeiten, die bald der dortige weltliche, bald der geiſtliche Hof gab. Sie nahmen den, wie man erſah, vollkommen Geneſenen auf alle Jagden, die angeſtellt wurden, Ruderfahrten, Gaſtereien und Trinkgelage mit. Auch hatte ſein Geſtändniß, die Liebe hätte ſeine ganze Natur, ſein Leben und Sein wie umgewandelt, nicht ausbleiben können. Wie ein übervolles Gefäß nicht vor'm Verſchüttetwerden ſicher iſt, ſo ging es ihm mit dem Gefaß ſeines Herzens. Seine Liebe hatte ſich bald verrathen und manchen Trunk jenes leichten goldgelben, wie unſchuldiges Waſſer perlenden Donauweines (Waſſer — ? Ja, ſo ziehen auch die Nixen ihre Opfer in die verderblichen Wellen, die über ihnen zuſammenſchlagen —!) mußte er hinunterſchütten zu Ehren der holden Frau, deren Reize er rühmte und von jedem fahren-

den Spielmann, der unter den Fenſtern der Zecher in die Saiten griff, beſingen ließ. Wie gern hätte er ſelbſt die Laute geſchlagen und in Muſik geſetzt, was er nur in Worten ſprechen konnte:

Nun hab' ich ihres Gleichen
Geſehen keine nie,
Bei Armen noch bei Reichen
Denn nur alleine ſie!
Ja, ſie ich mein'!
Von der ich ſinge hie!

Hätte er ein Amt gewinnen können, etwa als Vogt der Bregenzer Klauſe, die am „deutſchen Meer" Baierland von Oeſterreich abſcheidet, er hätte die Muße nützen mögen, noch zu erlernen, wie nicht nur ſein Mund und ſein Herz, ſondern ſelbſt ſeine Hand die holde Placida hätte feiern und rühmen können.

In's Geſicht verſprachen es ihm Alle, die er mit ſeinen Bitten anging, zu ſeinen Gunſten ein Fürwort einzulegen. Natürlich mußte er die Gelegenheit nutzen und nach Prag in der ſicheren und bequemen Begleitung des Abgeordneten, des wohlgebornen Herrn Herrn Hans von Sinzendorf, Freiherrn zu Goggitſch und Feuereck, Röm. Kayſ. Majeſtät Hofkammerraths, zurückzukehren. Sein Befinden war wie das des Fiſches im Waſſer. Prag war ja auch die Hauptſtelle, wo er

irgend einen gemüthvollen und einflußreichen Fürsprecher beim Kaiser finden zu können hoffen durfte. Die Kameraden, Wenzel von Zucks, Hartmann von Lengefeld, Ambrosius von Schimmelpfennig, wollten ihn schon nach Wels gar nicht wieder zurücklassen.

Eines Tages hieß es in Linz, die Kameraden hätten einen Ausflug gemacht, der ihn Wunder nehmen durfte, da sie ihm nichts davon zu wissen gethan. Niemand wußte, hatten sie sich in eines der reichen und gastfreien Donauklöster oder mehr in's Land hinein nach St. Pölten begeben oder jagten sie auf den herrlichen forellenreichen Traunsee zu und verfolgten bis auf die schroffen Bergesspitzen, unter denen die Salzsoole sickert, Gemse und Steinbock? In der Nähe des Salzkammergutes sein und sich den Anblick der wunderbarsten Seen, der lieblichsten Thäler, der wildromantischsten Pässe und Engen nicht entgehen zu lassen, das ist, wie die Geschichtsschreiber des Sinnes für landschaftliche Schönheit behaupten wollen, nur eine unserer neueren [illegible] angehörende selbstverständliche Sentimentalität, jene älteren Tage hätten, ich glaube es aber nicht, für Naturgenüsse keinen Reiz gehabt. Bei den jungen kaiserlichen Hartschieren freilich durfte man annehmen, daß ihnen eine Wanderung an den düsteren See von Hallstadt, etwa um daselbst den schäumenden

Waldbachſtrupp und den Regenbogen, den die ſchäumende Cascade in der Sonne gibt, zu ſehen, nicht eingefallen war.

Erſt nach drei Tagen kamen die heimlichen Urlauber zurück. Wo waren ſie inzwiſchen geweſen —? Wer hätte es glauben ſollen! Sie waren in Wels! Sie hatten Placida von Burgeß kennen gelernt, brachten Grüße über Grüße von Sigmunds in Sehnſucht ſich verzehrendem Lieb, konnten nicht genug die Reize des ſittigen Fräuleins und den herzigen Empfang ſchildern, der ihnen von Sigmunds Mutter und Placida's Muhme zu Theil geworden war. Aber ſie riethen dem immer noch wegen ſeiner Amtirungshoffnungen von Pontius zu Pilatus Gewieſenen doch, da nun geſchieden werden mußte, herzhaft in den ſauern Apfel zu beißen und ohne lange erſt nach Wels zurückzukehren ſich ihnen ſofort zur Umkehr nach Prag anzuſchließen. Am kaiſerlichen Hoflager würden ſie, hieß es, ſeine Wünſche unterſtützen und es für eine Sünde wider Gottes Gebote erklären, wenn man nicht zu allem, was nach Herrn Onuphrius von Burgeß Vorausſetzungen eine noch vorherige Bedingniß wäre, um ein ſo für einander beſtimmtes Paar zuſammen zu geben, eine hilfreiche Hand bieten wollte. Wenzel von Firks wollte ſogar gehört haben, daß in Tirol der

Posten eines kaiserlichen Schlagschatzvogts in den Silbererz- und Münzstätten von Rattenberg frei wäre, ein Posten, zu welchem es, wie damals zu jedem Amt, eines martialischen Gebarens und an der Seite einer tüchtigen Wehr bedurfte. Hartmann von Lengefeld wußte etwas von einer Hauptmannsstelle in Kufstein und Ambrosius von Schimmelpfennig sogar von einer Vogtei hart auf der Grenzscheide vom Tiroler- und Baierland.

Himmelhoch bat Sigmund den Herrn von Sintzendorf, ihm nur noch drei Tage Urlaub zu lassen, um in Wels Abschied nehmen zu können. Und obschon, selbst für einen von Amors Binde Geblendeten, ersichtlich wurde, daß die Waffengefährten diesen Urlaub hintertreiben wollten und dem kaiserlichen Kammerrath die Nützlichkeit einer Reise vorstellten, die man am besten zu einer Zeit unternähme, wo die Herren Jesuiten in Budweis wieder eine große Wallfahrt eröffnet hätten, die Landstraßen somit voller Menschen wären, so hörte doch Herr von Sintzendorf, obschon wenig erbaut von seiner Verhandlung mit der erzherzoglichen Kammer in Linz, mit gemüthvoller Herablassung auf die Bitten des jungen verliebten Kriegers und gewährte ihm lächelnd den Aufschub seiner Abreise noch um zween Tage.

Da galt es denn sofort sein Roß satteln und noch in der Nacht so hinunter reiten nach Wels, daß nur die Funken so stoben. Zwei Tage voll Seligkeit und voll Schmerz brachte noch Sigmund in den Armen seiner Geliebten zu. Sie küßten sich wie im Vorrath für eine Trennung, die ihnen eine Ewigkeit dünken mußte. Die Mutter und die Muhme, alle Mannen des Ritters Onuphrius, der brave Pancraz Hubmayr und seine Apollonia lachten und weinten um die Wette. Es wurde noch einmal gebacken und gebraten; ganz Wels wurde zu Gaste geladen; es war ja so gut wie ein feierlicher Verspruch und eine Einladung von Zeugenschaft für die Betheuerungen, die beide Liebende gegen einander austauschten. Jene jetzt für ruchlos verrufene Form der Eheschließung, die sogenannte Bastard- oder Civilehe, war damals allgemein verbreitet. Es hätte nur des öffentlich gesprochenen Wortes hinter dem köstlichen Gamsbraten und den hochgethürmten braunen Gugelhupfen bedurft: „Ich erwahle Dich zu meinem Weibe!“ und eines darauffolgenden Kirchganges mit gemeinschaftlichem Anhören der Messe, wo die Messe noch bestand, und die Ehe wäre geschlossen gewesen ohne alle Weitläufigkeit mit Priester-Examen und Formelweisen vor'm Altare.

er und griff an zu gleicher Zeit. Gedemüthigt, aber nicht gebeſſert, ließen die Empörer endlich von ihren mörderiſchen Plänen, zu deren Ausführung ſie keine Schüſſel, kein Glas, Alles, was Schlachtenmaler ſo beſonnen geſchont hatte, unbenutzt ließen. Amandus aber, nichts ſo ſchmerzlich empfindend, als die Zerſtörung der Redactionstapete, entſchädigte ſich auf die keckſte Art und ſtrich die auf den Tiſch noch aufgezählten Thaler ein. Man konnte Schlachtenmalern nicht verdenken, daß er jetzt das Rapier fortwarf: denn wie leicht hätt' er vor Zorn ſeinen Bruder niedergeſtoßen! Mit der Linken packte er Amandus' Genick und mit der Rechten — die ſank ihm plötzlich wie abgeſtorben nieder; er trat einen Schritt zurück, der Gedanke, wie wunderbar jenes Geld und dieſer rechte Arm zuſammenhingen, hatte ſein ohnehin zur Reflexion geneigtes Gemüth ſo heftig erſchüttert, daß er jetzt als ſchlafend im Schoße Delilens angeſehen werden konnte, wenn ihn die Philiſter oder ſeine Brüder binden wollten. Der Anblick, den er darbot, hatte viel Aehnlichkeit mit jenem Momente, als ihn Guido von Lipmann gefragt hatte: ob er denn den Schmerz des Jahrhunderts nicht verſtände? Es wurde Abend, wie damals, nur ſchien die Sonne nicht. Die Brüder, innerlich furchtſam und ahnungsvoll, was ihm wohl in den Sinn gekommen wäre, halten ſich durch unmächtige Renommiſtereien, pfiffen ſich Muth, nahmen Hut und Stock und nur einen Thaler von der Summe, die ſie wohlweislich doch unangerührt ließen und ſtürmten tobend und hohnlachend zur Thür hinaus. Schlachtenmaler rief ihnen nach. Sie ſtanden, wie gebannt, doch verächtliche Blicke lügend. „Nehmt Alles," ſagte Schlachtenmaler feierlich; „von heute an trei' ich aus eurem Kreis,

Aber die Liebenden mäßigten ſich, des abweſenden Vaters wegen. Placida verging in Wehmuth. Ueber den Beſuch der drei Hartſchiere berichtete ſie nur wenig. Die Familie hatte ihnen alle Ehre erwieſen. Placida ſelbſt brach mit ihrer Erzählung von ihnen bald ab. Hatte ſie doch die Zeit zu nutzen, viel wichtigere Dinge zu beſprechen, ihre Liebe, ihre Treue, ihre Hoffnung. Ganz Welt zerfloß in Thränen, als ſich Junker Sigmund von Landeck am zweiten Tage Abends, als die Sterne funkelten, auf's Roß ſchwang und von ſeinem halbohnmächtigen Lieb, deren Muhme, von ſeiner Mutter und allen Lieben, die ihm noch tauſend Segenswünſche nachriefen, Abſchied nahm.

Durch einen wiederholten Nacht-Ritt mit ſeinen Kameraden und dem ganzen Troß des verdrießlich, weil unverrichteter Sache, nach Prag zurückkehrenden Hofkammerrathes vereinigt, gelangte Sigmund von Landeck glücklich an's kaiſerliche Hoflager auf den prächtigen Hradſchin zurück. Jetzt wurde ſeine eifrigſte Sorge, Mittel und Wege zu finden zur Erwerbung eines Amtes in den weſtlichen Gegenden des herrlichen, mächtigen, kaiſerlichen Machtbezirkes. Ein tüchtig Stück Geld hatte ihm die Mutter von ihrem Erſparten mitgegeben, um ſich dieſe Wege zu bahnen. Denn ohne Beſtechung und ſogar baare Bezahlung in die Kaſſen

des Kaiſers ſelbſt war eine ſolche Amtirung nicht zu gewinnen. Daß ſich ſeine Bemühungen noch durch keinen ſofortigen Erfolg krönten, konnte er verſchmerzen im Beſitz der liebevollen Briefe, die erſt aus Wels, dann aus Salzburg, hierauf aus München und zuletzt aus Placida's Heimat ſelbſt — von der Halde Schwarzach am Fuße des Kloſters Bildſtein — kamen, allwo Herr

Onuphrius ſeine Wieſen und Felder bis an den Spiegel des großen Sees hinunter überſchauen konnte. Placida hatte nicht nöthig, die Höhe des Kloſters zu erſteigen und ſich dort erſt von einem Pater ihre Briefe aufſetzen zu laſſen. Sie ſchrieb ſelbſt, und ſo mangelhaft die damalige Poſteinrichtung war, nach dem Hoflager des Kaiſers hinwärts hatten denn doch die Herren von Taxis zu Augsburg eine beſondere Sorgfalt auf die Beförderung der Korreſpondenzen verwendet. Alle Briefe kamen nach einem Lauf von vierzehn Tagen richtig an und wurden von Sigmund

mit den leidenſchaftlichſten Betheuerungen ewiger Liebe und Treue erwiedert. Auch Sigmunds Hand war des Schreibens kundig.

Die erſte betrübende Nachricht, die die hoffnungsvolle glückliche Stimmung Sigmunds unterbrach, kam aus Wels. Sie meldete den Tod ſeiner guten Mutter. So war denn ſein Beſuch im Sommer, ſein Verlöbniß mit Placida der letzte Abendſonnenblick im Leben einer vielgeprüften, auf Entbehrung angewieſenen Frau geweſen. Wie erſchütterte ihn dieſer herbe Schlag des Schickſals —! Sein ganzes Empfinden darüber, gottvertrauend im Sinne einer gläubigeren Zeit als die unſrige, ſchüttete er der Geliebten aus. Aber — ſeltſam —! Darauf kam keine Antwort. Er ſchrieb noch einmal. Wieder blieb die Antwort aus. Jeder Wochentag, wo die Poſt „aus dem Reiche“ kam, war für ihn ein Tag der Folterqual. Am Stadtthore hätte er den Poſtreiter ſchon vom Gaul herunterreißen, ſein Brief-Felleiſen öffnen und ſelbſt nach einem Briefe vom „deutſchen Meere“ ſuchen mögen. In der That rannte er mit dem gezückten Dolchmeſſer, das er im Gürtel tragen durfte, in den Taxis'ſchen Poſtſtall und vermaß ſich, Denjenigen niederzuſtechen, der ihm etwa einen Brief unterſchlagen hätte. Er beſchuldigte die gelben Reuter des Herrn von Taxis der gröbſten

Nachläſſigkeit. Umſonſt, daß man ihn zu beruhigen ſuchte. Seine ſich wie ein Schreien in die Luft hinaus, wie Hilferufe in die weite unermeßliche Ferne leſenden Briefe gingen ab, aber nie kam ihm wieder eine Antwort. Er ſchrieb an Herrn Onuphrius, an die Mönche im Kloſter Bildſtein, an Frau Apollonia Hubmayr. Alles war umſonſt. Es war wie in eine dunkle Grabeshöhle gerufen. Auf einen Brief nach Wels an die Muhme Placidas kam ihm die Antwort, Placida lebte und wäre wohlauf, aber es müßte wohl ihres Vaters oder ihr eigener Wille ſo ſein, nichts mehr von ihm wiſſen zu wollen. Nach Empfang dieſes Briefes hielten ihn ſeine Kameraden einige Tage für verrückt. Dann beruhigte er ſich wieder und ſchrieb nach Schwarzachhalden an den dortigen Pfarrer. Weihnachten verging, die heiligen drei Könige kamen, Faſtnacht wurde mit wildem Spektakel in Prag verlebt, Nichts erfolgte. O, das iſt ein Zuſtand, den man ſelbſt empfunden haben muß, um ihn in ſeiner ganzen Qual zu verſtehen! Jener Kallab, den die fahrläſſige Zeitungsſprache allzumilde nur einen „Briefmarder“ zu nennen pflegt, war ein Mörder für die Lebensruhe von Tauſenden von Menſchen, deren Briefe er unterſchlug. Dieſen Schurken Kallab hätte man eher an den Galgen hängen ſollen, als ſo manchen thörichten

Soldaten, der im rasenden Zorn seinen Offizier erschießt.

Um die heilige Osterzeit kam ein kurzes, wie ein gerichtliches Dekretum sich geberdendes Schreiben vom Pater Epistolarius des Klosters Bildstein, worin ihm dieser kund und zu wissen that, daß er die Familia des Herrn Onuphrius von Burgeß auf Schwarzachshalden nicht länger molestiren möchte, seytemal (so schrieb man ehemals statt sintemal) der Verspruch mit dem edlen Fräulein Placida von Burgeß für gänzlich „aufgelöset, getrennet und geschieden" erachtet werden müßte — jene Zeit drückte jeden Begriff, der bekräftigt werden sollte, in dreierlei Manier aus. Ratio: (— ganz juristisch lautete die Abfassung des Jungherrn —) leichtsinniger, selbst durch das betrübende Ableben seiner edlen Frau Mutter nicht alterirter, moderirter oder modificirter, vielmehr den Werken des Teufels ergebener Lebenswandel —!

Wieder glaubte der so ungerecht, so fälschlich Angeschuldigte rasend werden zu müssen. Wer hatte ihn da so schmählich, so ewiger Verdammniß würdig verleumdet — ? Welche verruchte Entstellung seiner einfachen, fast den Kameraden zum Gespött gewordenen Sitten —! Diesen Brief zeigte er allen seinen Freunden und Gönnern. Er bat sie um Hilfe, um Bescheini-

gungen ſeines hofgemäßen, ritterlich chriſtlichen Betragens. Man verſprach ihm auf's Lebhafteſte, ihm helfen zu wollen. Andere lachten freilich, und die, die es nicht thaten, verſchoben das Ausziehen ihrer Hand-

ſchuhe, das Sichſetzen an einen Tiſch, die Anſtellung einer Prozedur, die für die meiſten der Haudegen um ihn her ſehr umſtändlich und ſchwierig war, von Tage zu Tage. Man braucht nur im Archiv zu Warmbrunn in Schleſien jene Urkunde anzuſehen, wodurch ein

halbes Jahrhundert ſpäter in jener Bankettnacht bei Terzky die Generale des Wallenſtein ſich ihrem Generaliſſimus auf Tod und Leben verſchrieben, um ſich zu ſagen: Wie kritzelten doch dieſe Illo, Terzky, Iſolani, dieſer arme, ſpäter bekanntlich hingerichtete Graf Schaaf, genannt Gotſche, ihre Namen —! Raum, daß die Charaktere ein wenig entfernt waren vom Zeichen der drei Kreuze —! Und nun noch in jener Zeit die örtliche Entfernung zwiſchen dem Hradſchin in Prag und jener Bregenzer Kapelle der heiligen Gottesmutter von Bildſtein oder dem dortigen Berg des heiligen Gebhard, von welchem Placida ſo viel Schönes, ja ſogar das berichtet hatte, es wäre dort geweſen, wo der Heiland vom Verſucher angegangen worden wäre: Die Herrlichkeit da unten ſchenke ich Dir, falle nieder und bete mich an —! Da lag doch ein Weltmeer dazwiſchen wie zwiſchen den beiden Indien. Hinreiten ſofort —? Wie war das ausführbar beim leidigen Hofdienſt —! Eine Reiſe nach Schwarzachhalden war für jene Zeit ſo viel wie aus ſeinem Poſten und von allen Hoffnungen für die Zukunft ſcheiden. Auch das Schreiben und Sichrechtfertigenwollen mußte zuletzt verſtummen. Unfrankirt wurde kein Brief befördert und die Portis waren damals ein wenig theurer, als nach unſerem Fünf-Kreuzer-Tarif. Die

Hinterlaſſenſchaft der Mutter, etwas Feld und ein Haus, war noch nicht verkauft. Der ihm im letzten Sommer mitgegebene Silbervorrath war längſt dahingeſchmolzen an die, die immer ſo ſichere Verſprechungen im Munde hatten.

Hoffnungsvoller konnten die Stände des Reiches den ihnen nach ſechs Jahren einer ohnmächtigen Regierung vom Kaiſer endlich gewährten Reichstag nicht begrüßen, als Sigmund von Landes die Kunde vernahm, der Hof bräche im Frühjahr auf und wendete ſich gen Augsburg. Das war, wie wenn der Zugvogel, dem eine grauſame Hand vor'm Auffliegen und Antreten ſeiner Sehnſuchtsreiſe plötzlich die Flügel gebunden gehalten hatte, ſie gelöſt bekommt und hinaufſchießen kann in die blaue Luft und ſegeln in die Ferne, wo ſein altes, ſeit Jahren auf ihn wartendes Neſt und ſeine Lieben weilen. Daß es dann freilich noch von Augsburg eine hübſche Spanne Erdkreis bis zum „deutſchen Meere" war, das begriff Sigmund wohl. Aber die geografiſchen Anſchauungen jener Zeit und vollends die politiſchen waren der Art, daß ihm der Gedanke kam: An einem Reichstage verſammelt ſich ja alle Welt, und Augsburg iſt ohnehin der Jahrmarkt für die Welt —! Und an einen Ritt von Augsburg zur Geliebten dachte er ſogar mit Bangen.

Denn wenn er ſie nun vermählt fand, wenn ſie nun verharrte in ihrem falſchen, durch eine fluchwürdige Verläumdung ihr beigebrachten Glauben über ihn, wenn man ihn ſchnöde abwieſe —! Da dachte er: Ich habe mir ja von ihr erzählen laſſen, daß dann in ihrer Nähe ein Waſſer ſo groß und ſo tief rauſcht und — ſchon Manchem, dem der Schmerz der Liebe das Herz gebrochen hatte, verſprach die Meerfei zu tröſten in der Wellen kühlem, lockenden Grunde.

Die Reichstagsreiſe wurde angetreten, eine Mobilmachung mit dem äußerſten Aufwand. Sie hatte ſich bis zum Sommer verzögert. Nun ſtand Sigmund in dem rauſchenden Lärm des Reichstages wie ein Abweſender, ein am hellen lichten Tage Träumender. Das hatte er gleich geſehen: So ein Reichstag war die ganze Welt doch nicht —! Frauen gab es genug, aber keine Placida —! Die Kameraden kannten ſeinen Schmerz und mußten ihn ſchonen. Sie wußten, er brütete über einen plötzlichen Ritt in die Schweiz. Doch war ſchwer Urlaub zu bekommen in dieſer hochwichtigen Zeit. Man mußte vorſichtig ſein im Verkehr mit Sigmund. Schon öfters hatte er Miene gemacht, dem, der etwa ſeiner ſpotten wollte, den Degen durch den Leib zu rennen. Doch fand er auch Zuſpruch. Der Zuthunlichſte von allen war Wenzel von Fircks. Dieſer

ihr trefft mich in diesem Zimmer nicht wieder!" Ein grelles Lachen nahm diese Erklärung auf. Sie stürzten fort.

Schlachtenmaler war zu Thränen reif; aber er vergaß keine, weil er sich vorgenommen hatte, etwas Männliches und Entschlossenes auszuführen. Es wurde immer grauer im Zimmer und er vergriff sich oft, indem er seine Sachen zusammensuchte, um sie zu einem Bündel zu packen. Er war noch dabei beschäftigt, als sich die Thür öffnete und der jüngste Bruder Alboin noch einmal zurückkehrte, ganz keck und frech, und etwas vergessen zu haben schien. Schlachtenmaler hörte nicht auf ihn. Alboin kam ihm beim Suchen in den Weg und fragte ihn barsch, was er da suche. Als Schlachtenmaler kein Gehör gab, fragte Alboin sanfter, was ihm denn fehle. Und, als sich nun der Aelteste aufrichtete und ihn mit seinen dunkeln, durchbohrenden, seelenvollen Augen, die in der Nacht des Zimmers wie Sterne funkelten, anblickte, fiel die geborgte Maske des Uebermuths von dem kleinen Mann und er fing bitterlich an zu weinen. Schlachtenmaler blieb ruhig und weidete sich an dieser Selbsthülfe des Gemüths, welche das Zeichen aller noch unverdorbenen Gemüther ist, wie auch der Körper noch nicht verloren ist, der sich, etwa durch Hautreactionen, selber helfen kann. Alboin drückte sein schluchzendes Antlitz an die Brust des Bruders und fragte ihn: ob er denn ziehen wolle? „Ja," sagte Schlachtenmaler mild und doch entschlossen: ihm selbst wollte das Herz vergehen. Alboin fühlte das starke Klopfen seines Herzens und umschlang ihn mit all jener Zärtlichkeit, die unter Geschwistern rührend ist, weil sie zwar immer im Hintergrunde liegt, nicht aber, wie bei Liebenden, immer und immer in äußern Geberden sichtbar. Schlachten-

kannte, was ſein Kamerad verloren. Er legte Allen Schweigen auf, die etwa dem armen Liebesſiechen ſagen wollten, der ſchönen Jungfrauen gäb' es in der Welt genug. Denn Zircks hatte ja „die Eine, die ich meine", ſelbſt geſehen und mußte ihr das Zeugniß einer Schönheit und Anmuth ohne Gleichen geben.

Es gibt Menſchen, über die wir uns nie klar werden können. Selbſt der ihnen zunächſt Stehende, ſtündlich mit ihnen Lebende wird ihrer nicht recht froh. Wer ſich an die Eindrücke des Augenblicks hält, dem verſchlägt es freilich nichts, mit wem er zecht, mit wem er auf verliebte Abenteuer geht. Das lebhafte Bedürfniß, einen Anſchluß zu haben, ergänzt alle Lücken, die zuweilen ſo ſeltſam klaffen um einen ſolchen Unheimlichen. Sigmund hatte nicht in ſeiner tiefen Trauer das Bedürfniß des Umgangs. Sein Herz nicht nur, auch ſein Stolz war zu ſchmerzlich verwundet worden. Daher kam es, daß ihn der Zuſpruch Wenzels eher aufregte, als beruhigte. Dazu die ihm tief antipathiſche äußere Erſcheinung dieſes ſogenannten Freundes. Man hätte glauben mögen, und ſo ſcherzten wohl die Genoſſen, Zircks hätte ſchon einmal auf dem Roſt gelegen, wie der heilige Laurenzi. Vertrocknet war er, gelb, mager wie ein Skelett. Seine ſchwarzen Augen leuchteten wie glühende Kohlen aus einem mit Run-

zeln bedeckten Antlitz. Hätte man ihm einen Pferdefuß gegeben, er würde für den Junker aus der Hölle selbst haben gelten können. Oft auch rühmte er sich seines Paktes mit dem Teufel. Er wollte schuß- und stichfest sein. Paſſauer Zettel hätte er nicht nöthig, wie die Andern, sagte er, die solche Talismane auf der Brust trügen; ihn schützte schon sein „bester Freund", worunter er den Teufel verstand. Das sollte alles nur Scherz sein. Aber Manche sagten hinter seinem Rücken über seine Magerkeit: Das ist ein Wurzelmensch — gebt Acht — des Nachts um Mitternacht liegt er einmal runzlich und todt wie ein Alraune da! Ja, in's Gesicht sagten sie ihm: Du scherzest, um nur den Ernst zu verbergen! Eigen war es, daß in der Nähe des Kaisers der Teufel allerdings zu sehen war. Um den Goldkocher huschte und schlich Satan doch wohl immer. Wenn Kaiser Rudolf die Dächer bestieg und die Aspekten des Himmels betrachtete, wenn er Gold machen wollte, so spitzten die höllischen Geister Augen und Ohren, und Niemand von den Hartschieren stand gern Schildwache des Nachts an den einsamen Closetts, wenn die Herren „Mathematici" mit den weißen Spitzbärten und den großen Büchern und Rollen unter'm Arm zur Majestät einschlupften, oder die Thüren zu den Laboratorien aufgingen, wo die blauen Flam-

men unter häßlich geformten Tiegeln und kupfernen Röhren mit dicken Bäuchen und Buckeln züngelten. Wenzel von Kirchs war sonderbarerweise dann immer der furchtsamste. Er behauptete, auf Posten nicht allein stehen zu können. Schon oft war er bestraft worden, weil er dann Würfel oder Karten aus der Tasche zog und Jeden, der vorüberging, anrief, bei ihm zu bleiben und mit ihm ein Spielchen zu machen.

Auch heute, nachdem sich Sigmund den ganzen Tag auf seiner Zelle gehalten, wenig gegessen, nichts getrunken hatte, kam er, um den Freund abzuholen.

„Du wirst Dir noch den Tod zu Gaste laden durch Dein ewiges Stubenhocken! Komm', laß' uns in die frische Luft hinaus! Bruderherz! Ich weiß ein kühles Wirthshaus, das heißt zum Bödemliwirth, da hat's die schönsten Dirnen oben auf dem Bödemli, frische Waare aus dem Wirzeburgischen —"

„Mag Deine Dirnen nicht —"

„Bleibst unten, das Bier ist just frisch, Musikanten sollen Dir geigen. Kannst auch eine Ecke, wo Du Dein Männeli allein trinkst, kriegen. Setzt sich doch vielleicht so ein Schwarzauge zu Dir und plauschst ein bissel. Heb' Dich auf! Bist Du ein Arciero Seiner kaiserlichen Majestät? Sie werden Dich noch unter des Pappenheimers Trabanten setzen —!"

Alſo hohnredete Wenzel dem Freunde, zog ihn mit Gewalt vom Stuhl, ſchnallte ihm den Degen um, ſteckte ihm das Dolchmeſſer in den Gürtel, gab ihm

die Hellebarde in die Hand und ein kurz Mäntelchen, über das er ſpottete und dann auf die Krämer ſchimpfte, die ſie hinderten, alle ſchon den prächtigen neuen Mantel zu haben, den Herr Porphyrius Boſſo, der

Meiſter der „Quartarob“, für ſämmtliche Hartſchierer als Muſter hatte zuſchneiden laſſen, und zog ihn in's Freie.

In ſolchem Schwatzen und Renommiren, worin es die Schleſier, die Polen nachäffend, gar weit bringen können, mit einer kurzen, reſoluten, immer ſicher gehenden Schnarrſtimme, hatte Fircks wirklich den Trauernden beſchwatzt, ihm zu folgen.

Gar nicht unmoglich, daß ſie doch Beide beim Bödemliwirth eintreten und ſich hinter eine Kanne Bieres ſetzen. Sigmund wußte es wenigſtens ſelbſt nicht, wenn er es that.

---

## Drittes Kapitel.

Noch eine andere Kloſterzelle Augsburgs und etwas, das beim Bödemliwirth, aber nicht daſelbſt auf dem Boden, geſchah.

In unſeren Tagen, denen des neunzehnten Jahrhunderts, ging bekanntlich die annoch lebende Schweſter einer regierenden Kaiſerin, eine ehemals ſelbſt gekrönte Königin, die muthige Vertheidigerin der neapolitaniſchen Seeveſtung Gaëta, zu Augsburg in ein Kloſter. Anfangs glaubte man, ſie würde ſelbiges nicht wieder verlaſſen. Vielleicht glaubte ſie dies ſelbſt. Wenigſtens konnte

ihr Jedermann nachfühlen, daß ſie die Hoffahrt und Eitelkeit der Welt, die Schwäche und Charakterloſigkeit der Menſchen, vorzugsweiſe die Ohnmacht und Beſchränktheit Derjenigen, auf die ſie ſich im Leben zu ſtützen und für den Umgang zu beſchränken haben würde, gründlich ſatt bekommen hatte. Tochter eines Fürſten, der die Alpen zu durchſtreifen liebte mit der Zither auf dem Rücken, eines Fürſten, der ſich — geſchmückt wie ein „engliſcher Reiter“ — auf ein Roß zu werfen und ſtehenden Fußes auf dem ungeſattelten Cirkusrenner dahin zu ſprengen vermochte und ſich auch als Dichter, der er zu ſein verſuchte, „Phantaſus“ nannte, hat ſie dem bunten Reiz des Lebens, den Erinnerungen an die Schönheit der Natur, den Verlockungen zum Erproben einer amazonenhaften Kraft doch zuletzt nicht widerſtehen können und iſt wieder in die Welt zurückgekehrt.

Das Urſulinerinnenkloſter in Augsburg war's, in deſſen Frieden ſie ſich begeben hatte, eine Herberge, die ſelbſt wie eine kleine Seefeſtung ausſieht. Die vielen, ſchon in alten Zeiten kunſtvoll durch die ehrwürdige Kaiſer- und Reichsſtadt gezogenen Lech- und Wertachkanäle ſind auch dieſer Klauſe der Töchter der heiligen Urſula zu Gute gekommen. Die Mauern und Befeſtigungen der Stadt ſind faſt mit dem Kloſter

in Eins verbunden. Die Vertheidigerin von Gaëta durfte sich von ihrer Zelle aus zurückträumen in ihr südliches Felsenbollwerk, das ihr so manchen silbernen Ehrenschild, aber die verlorene Krone nicht wieder hat eintragen wollen.

Vielleicht bewohnte ganz dieselbe Zelle um fast dreihundert Jahre früher eine ebenfalls Tiefunglückliche, ebenfalls Verzweifelnde, die ihren Schmerz, wenn auch nicht hundert Meilen weit, doch ebenfalls aus der Ferne, fast zusammenbrechend, mit sich getragen hatte bis hieher. Ab und zu trat eine der Nonnen in ihre Kemenate und suchte sie zu trosten und durch gegebene Hoffnungen aufzurichten. Die Schwestern im schwarzen Rock, schwarzen Gürtel, schwarzen Weihel hatten sich zur Zeit der Reformation nach Tillingen geflüchtet, waren aber von dort unter dem Schutz der Jesuiten mit dem Bischof zurückgekehrt und nahmen von ihrer in argen Kriegsläuften unzerstört gebliebenen kleinen Wasserfestung wiederum Besitz. Daß sie einer frommen, ruhebedürftigen Seele, auch ohne dabei eine Ablegung der Gelübde voraussetzen, Obdach gewahrten, soll schon oft und in den ältesten Zeiten vorgekommen sein.

Placida von Burgau hatte manche Empfehlungen mitgebracht. Zwar hatte auch in ihrer Heimat die

Reformation Wurzel geſchlagen, aber die Zahl der mächtigen Biſchöfe, die über Roſſe und Reiſige, vorzugsweiſe über gefüllte Truhen zu gebieten hatten, war rings um die klaſſiſche Stätte der ſieben Schwaben gar anſehnlich geblieben. Die Aebte von Sankt Gallen, die Biſchöfe von Chur, die Hohenemſer Grafen, die ſogar in Rom einen Kardinal unter den Wählern des neuen Papſtes zu ſetzen hatten, boten alles auf, die erſten Schoßlinge des neuen Glaubens wieder auszureißen. Der Sinn jener Bergländer um den jungen Rhein zur Rechten und Linken herum iſt dem Heimatlichen und Althergebrachten zugewandt. Die Frauen führen in und außer dem Hauſe das Regiment. Will ein Hausvater, ſo iſt es allda auch noch heute, ſeine Mannesfreiheit genießen im Wirthshauſe, am Schießſtand, will er ſein Geld verſpielen und Abends mit ſchwankendem Schritt ſich nach Hauſe jodeln und juch:n, ob auch ſeinen eigenen Kindern zum Geſpött, ſo vermag er ſich in ganz Tirol und in Vorarlberg ſolch' ſtolzes Mannthum nur zu erkaufen vom demüthigſten Gehorſam gegen ſein Weib. Das aber befiehlt ihm dann zu denken, zu reden und zu handeln, nur wie es die Herren Pfaffen wollen. Darin liegt in jenen Bergen der Schlüſſel zur Erklärung eines unſer Jahrhundert beſchämenden Aberglaubens.

Was Placida im Urſulinerinnenkloſter gebeichtet und den Heiligen zur Erwägung empfohlen hatte, das hatte ſie auch die Priorin, die Subpriorin, alle geiſtlichen Schweſtern erfahren laſſen. Ihr Vater, ein zwar nur kleiner, aber ſtämmiger und umfangreicher Herr, mit gekräuſeltem weißen Bart und ſtark geröthetem Antlitz, hatte den Nonnen nichts verſchwiegen. Er hatte ſein Kind zum Reichstag geleitet mit dem Verſprechen, noch einen Verſuch zu machen zur genaueſten Information über einen gewiſſen Mann, der nicht genannt wurde, der aber in der Nähe des Kaiſers ſelbſt zu ſuchen war. Sein geliebtes Kind, ſeine einzige Tochter, das Ebenbild ihrer auf dem ſtillen Friedhof am Fuße des Felſenſchloſſes Monteforte zu Götzis begrabenen Mutter, ſiechte ihm ja dahin wie die Blume im Sonnenbrand ohne Thau und Regen. Die Folgen ſeines Machtgebots, nicht mehr an die Verirrungen auf der Welſerhaide zu denken, hatte er ſich dermaßen betrübend nicht gedacht. Alle Prälaten der Umgegend, die Mönche von Bildſtein, der Herr Prälat auf der Mehrerau, der Ritter auf der Riedenberg, jeder beſonnene Nachbar hatte die von Prag gekommenen, freilich ohne Namensunterſchrift verabfaßten Briefe eingeſehen und ſie für ausreichende Beweiſe erklärt zur Konſtatirung eines entſchiedenen Mißgriffs, den ſich

unwiſſentlich das Herz der holden Placida hatte zu Schulden kommen laſſen. Regte ſich auch wohl die Ahnung eines kritiſchen Bedenkens, dahin gehend, daß hier doch vielleicht nur eine Verleumdung ihr böſes Gift ausgeſpritzt hätte, ſo war jene Zeit viel zu glaubensvoll, viel zu buchſtabenſelig, viel zu ſehr im Gedruckten oder ſchwarz auf weiß Vorliegenden noch das volle Gegentheil von Lüge zu finden bereit, als daß nicht die Meinung der Hochweiſen, die da ausriefen: Ein kaiſerlicher Hartſchier —! Iſt

maler setzte und nahm sich den Bruder halb auf den Schooß, halb an die Brust, ohne daß Beide sprechen konnten. Und auch da, als sie, von einem Gedanken geleitet, seufzten: „Der arme Vater!“ vermochten sie keine Worte für das, was sie fühlten, zu finden. Sie ahnten, wie sie in dem Netz einer verfehlten Bestimmung gefangen waren, und hatten doch weit weniger Mitleid mit sich selbst, als mit Blasedow, dem trübsinnigen, schwermüthigen Fischer, der Wunder dachte, was er gefangen hatte! „Sein Netz,“ sagte Schlachtenmaler leise, „ist so falsch gestrickt, daß wir jungen Fische wohl noch Maschen finden, aus denen wir heraus können; aber was hat er dann?“ . . . . . „Die Mutter,“ dachten Beide, und es war ihnen, als spalte sich die Erde und hier stände der Vater und dort weit, weit am jenseitigen Ufer des Abgrundes die Mutter und eine Welt, ein großes verlorenes Leben läge zwischen Beiden! So saßen sie eine Weile und hielten still, daß die Engel durch ihre Herzen zogen und ihnen Weihwasser in die Augen sprengten und jene seligen Chöre anstimmten, von denen so oft des Jünglings Herz zerspringen möchte. Liegen nicht im Gemüth der Jugend mehr elegische Klagelaute, als im Herzen des Mannes, der schon gelernt hat, dem Himmel die Stirn zu bieten? Wird nicht das Knabenherz von so seligen Schmerzen oft beängstigt, wie wir später sie nie mehr empfinden? Es ist der ängstliche Traum eines Engels, der in ihnen schlummert; ein unnennbares Weh, das sich in so süße, überwältigende Gefühle auflösen kann. Es ist, als läse sich Gott selbst die Messe in einem so bewegten Jünglingsherzen.

Sanft lehnte jetzt Schlachtenmaler den Bruder zurück und nahm sein Bündel von der Erde. Seine besten Kleider,

denn da etwas Anderes zu erwarten —! Und vollends in der Nähe eines der Zauberei ergebenen Kaisers —! die Oberhand behalten sollte diesseits und jenseits der steinreichen und höchst wasserarmen Aach von Bregenz. Placida selbst glaubte zwar an nichts —! Sie hielt das Bild des guten sinnigen Jünglings fest. Auch sie hätte die Briefe der Verzweiflung, die Sigmund schrieb, mit einem Schrei, hörbar durch alle Lande, erwiedern mögen —! Aber eine Antwort nach Prag zu befördern, das war damals kein leichtes Stücklein, wie jetzt, wo ein junges Fräulein, die eine verbotene Korrespondenz führt, rasch vorüberhuscht an einem stillgelegenen einsamen Briefkasten und ihr unfrankirtes Briefchen hineinwirft. Da mußte ein besonderer Bote und ein Nachen über den See setzen bis hinüber an's Kaufhaus von Lindau am jenseitigen Ufer des „deutschen Meeres"! Der Vater hatte alles zerrissen, was ihm an verdächtiger Wiederanknüpfung jener Irrung in die Hände kam.

Jetzt aber, wo die Frühlingssonne über die Welt gekommen war, wo die Vögel so lieblich sangen, die Blumen so hold erblühten und alles gerade so wieder wurde, wie es damals gewesen vor'm Jahre, da rief Placida aus, sie müßte schier sterben, wenn nicht der Vater um Wahrheit forschte über den Unvergeßlichen.

So hatte denn auch er geſegnet die endliche Erhebung des böhmiſchen, Karl des Großen Krone tragenden Träumers, ſich den Ständen des Reiches zu zeigen und trübe weltliche Dinge, unter denen wir hiernieden einmal leben müſſen, höher zu achten, als den Glanz der Geſtirne. Auch Herr Onuphrius ſpannte ſeine Ackergäule aus ihrem Feldfrohndienſte aus, ſchob zwei an die Deichſel ſeines hölzernen Kaſtens mit der Plane, ließ zwei andere Gäule als Vorſpann zum Wechſeln hintennach anbinden, ließ Pancratius Hubmayr ſeinen Gaul als Begleitsreiter ſatteln, that in ſeine Geldtruhe einen tüchtigen Griff und bezog den Reichstag faſt wie ein ſtimmfähiger und für irgend eine „Bank“ oder „Curia“ mit Vollmachten verſehener „mittelbarer“ Herr. Ihn, ſeine Roſſe und Gefährten beherbergte einer der vielen barmherzigen Gutthäter, die bei Reichstagszeiten, wie noch jetzt auf den Leipziger Meſſen, ſchon an den Thoren harrten und die Leute anriefen, ob ſie nicht eine chriſtliche Unterkunft begehrten, für welches edle Samariterwerk dann freilich die Tage, wo hindurch man es annahm, mit Gold aufgewogen werden mußten.

Alle drei, vier Stunden einmal kam der dicke Herr, Herr Onuphrius von Burgeß, weiland kaiſerlicher Burgvogt, athemlos und ſchweißtriefend über

das Zugbrücklein daher gelaufen, über welches man ſchreiten mußte, wollte man am Sprechgitter der Urſulinerinnen ſein Herz ausſchütten. Immer brachte er etwas Neues mit. Geſtern hatte er ſchon die Thatſache feſtgeſtellt, daß allerdings ein Sigismundus von Landeck unter den kaiſerlichen Hartſchieren mitgekommen wäre. Dieſem ſich freilich nur in etwas zu nähern, war noch ſchwer. Denn die Reichstagsordnung, der grobe Pappenheimer und der rachſüchtige verbiſſene Hörbrot zogen haushohe Barrièren gegen die profane,

kleine, unfürſtliche Welt, die zuweilen mit einer Kopfbeule zurückſpringen mußte, wenn ſie ſo dreiſt war, etwa gar auf dem Weinmarkt, an den Fuggerhäuſern, wo Seine kaiſerliche Majeſtät wohnte, mit indiskreten, neugierigen Fragen ſich breit zu machen. Die Spionenrolle, die ſomit Herr von Burgeß ſpielen mußte, erleichterte ſich erſt, als er jedem Menſchen,

der ihm etwas Offizielles in den Mienen zu tragen ſchien, den Ausbruch der dann immer vorauszuſetzenden Impertinenz durch etwas Klingendes abkaufte, das er ihm in die Hand drückte. Richtete er die Gabe nur nach dem vorauszuſetzenden Stande der Perſonen ein, die er höflichſt und trotz ſeines alten Adels mit tiefgezogenem Hute anredete, ſo nahm ein Jeder, ſelbſt eines Tages der erzherzogliche Zahlmeiſter Herr Ferdinand Zymmeran, gern ſeine Gutthaten an. Dieſer letzteren ganz zufällig gemachten Bekanntſchaft verdankte der ſo gutherzige, aber ſtreng ſeiner Vaterpflichten gedenkende Herr Cunyhrius ſogar eine Nachricht, die er geſtern drei Stunden ſpäter an das Sprechgitter der Urſulinerinnen trug, lautend: „Ob es einen Hartſchier Namens von Landeck gäbe, konnte zwar er — Zymmeran — nicht ſagen! Aber, das ſei Gott geklagt, dieſe Herren läſterten viel, fluchten viel und trieben Kurzweil und Poſſen mit anderen ehrwürdigen Menſchenkindern. Aber es würde nun eine große Maskerade ſtattfinden im Markus Fugger'ſchen Garten, allwo die Hartſchierer die Wache haben würden und dem gemalten Leichnam des Kaiſers das Geleite geben! Alldorten nun, wo genug des Raumes ſei in den köſtlichen Gängen und Lauben und ſogar in den lieblichen Luſthäuschen, ſo alle zum Fest zugerichtet würden, liebe

ſich gewiß die gewünſchte Annäherung in's Werk richten und ſeines — Herrn Zymmeran's — Erbietens wäre es den wohledlen Herrn, deſſen Bekanntſchaft ihn, den erzherzoglichen Rath Ferdinand Zymmeran, ſehr ehre und erfreue (das fleiſchige Fäuſtlein ſchnappte dabei nach einer vorauszuſetzenden künftigen zweiten Gabe), zu dieſer Luſtbarkeit den Eintritt zu verſchaffen, ſo daß ſich Herr Ritter und geweſener Vogt, Herr Onuphrius von Burgeß, ſelbſten überzeugen und Augenſchein davon verſchaffen könnte, ob ſothaner Herr von Landeck zu der mehr geſitteten und für irgend einen, ihn jedoch, Herrn Zymmeran, nicht näher intereſſirenden Zweck verwendbaren Mitgliedern einer allerdings höchſt kecken, ja mitunter wahrhaft inſolenten Soldateska gehörte."

Wie ſchlug nun Placida das Herz, als ſie heute ſchon wieder in aller Frühe den Vater über das Brücklein dahertrippeln ſah mit kurzen beſchleunigten Schritten! Er hielt die Hand gegen die Augen, weil ihn die Sonne blendete beim Spähen, ob ihn etwa ſein Töchterlein ſchon erwartete —! Jede neue Nachricht konnte ja nur Glück und Erlöſung bringen. Denn die endliche Beſtätigung ſelbſt eines Schmerzes, den man vom unerbittlichen Schickſal zu verwinden überkommen ſoll, iſt unter Umſtänden ja auch ein Glück.

Sigmund war in Augsburg —! Das stand vorab fest. Ein und derselbe Mauerring umschloß beider Herzen —! Nun muß sich ja zeigen, ob Sigmund nur mit ihr gespielt hatte —! Ob sein Herz wirklich leichtsinnig war, seine Lebensweise verabscheuungswürdig, sein Glaube wirklich dem Teufel ergeben, seine Liebe nur auf dem Papier, der Ausdruck seiner Verzweiflung nur seine beleidigte Eitelkeit —! Die letzte Deutung, die eine besonders seine Erklärung der Prager Ver-

zweiflungsbriefe ſein wollte, hatte, mit dem Finger an die Naſe gehalten und die Augenbrauen in die Höhe gezogen, der um Rath angegangene Herr Ortspfarrer von Dornbirn ausgeſprochen.

Der Vater trat ein in die kühle Halle des Sprechzimmers, die ſich für Einen, der ſo von der obern Stadt, dem Berlachberg, dahergelaufen kam und in Schweiß gebadet ſtand, faſt lebensgefährlich hätte erweiſen können. Die Pförtnerin holte auch gleich von der Priorin die Erlaubniß ein, daß der Herr Vater der frommen Placida in den Kloſterfrieden ſelbſt eintreten könnte.

Als in einem ſonnenwarmen, behaglichen Gemach Herr Onuphrius mit ſeiner vor Spannung vergehenden Tochter allein ſaß, rief er, in ſeiner Eigenſchaft als Bewohner des oft in undurchſichtige Nebel gehüllten „deutſchen Meeres“ aus wie nur ein Schiffer von Fuſſach oder von Hardt:

„Land —! Land —!“

Dabei hielt er ein Stück Papier in die Höhe, einen etwas ſchmutzigen, wie es ſchien, von rothem Wein übergoſſenen Zettel, und verlangte, daß ihm Placida etwas leſen ſollte, was darauf gekritzelt ſtand.

Das an Händen und Füßen zitternde Mädchen begann damit —

„Nein," unterbrach der Vater, „nur die Züge ſieh' Dir an! Dieſen Duktus, wie die Schreibverſtändigen ſagen —! Dieſe Art und Manier der Schrift —!"

Dem vollends im Kloſter ganz nervenſchwach gewordenen, aber immer noch lieblich, nur weiß wie die Wand ausſehenden Kinde verſagte in der That der Athem. Sie mußte ſich mit den hundert Falten ihres Kleides auf einen Stuhl gleiten laſſen. Hundert, wenn nicht mehr Falten hat jedes Kleid einer Jungfrau, die heimiſch iſt am Bregenzerwald. Die Tracht, die

wir überall jetzt als alte „Volkstracht“ bezeichnen, ist die abgelegte Tracht der vornehmen Stände geschmacksverwirrter alter Zeiten. Dem blassen länglichen Antlitz Placida's mußte sogar der seltsame schwarze Turban schön stehen, den jetzt die Bregenzer Bäuerin trägt. Endlich hauchte sie und wußte doch schon, was der Vater meinte:

„Was soll ich denn sehen —?“

„Das ist ja die Schrift — ich lasse meinen Kopf — von dem guten Rathgeber aus Prag —! Ich will einen Studirten fragen —! Man soll die Handschriften vergleichen —! O, daß der gute Epistolarius von Bildstein nicht zur Hand ist! Aber auch hier wird es Schreibgelehrte geben und sollte ich alle Rathsschreiber von Augsburg oder Nürnberg oder Bopfingen, die anhero gekommen sind, zu einem Gutachten zusammentreten lassen. — Sieh', sieh', vergleiche doch nur —!“

Damit wollte der Vater aus einem Bündel Briefschaften, das ihm auf der Brust einen etwaigen absichtlichen oder unvorhergesehenen Hellebardenstich durch's Herz hindurch — dergleichen kam auf Reichstagen vor — hätte pariren können, all' jene Blätter hervorziehen, die einst wie Hagelkörner vernichtend in die blühende Saat ihres Lebens gefallen waren. Placida hatte ein solches Grauen davor, daß sie sich abwendete.

um sie nicht zu zerdrücken, zog er an; auf Albeins besorgte Fragen und Zureden antwortete er nichts, weil sein Entschluß fest stand und er das Uebrige, was nun werden sollte, selbst noch nicht wußte. So stiegen Beide die Treppe hinunter und hätten beinahe Gelindens Bedienten verfehlt, der sich mit einer Klage über die schlechte Beleuchtung in Kanuth bei ihnen meldete und dann erst sagte, daß er Herrn Oscar Blasedow zu heut' Abend einladen solle! „Zu Gelinden?" fragte Schlachtenmaler erstaunt. „Nein, zum Baron, die Baronin jedoch läßt hinzufügen: sogleich!" Schlachtenmaler sagte, er würde kommen, und sann, indem er mit Albein in den Straßen schlenderte, über das Verhalten des Barons nach. Nie hatte er den Baron Satan von Höllenstein, der, wie er hörte, vom Kriegscollegium an die Spitze eines reitenden Scharfschützenregiments (wegen welches Scharfschießens auch manche von diesen Jägern eine Brille auf dem Pferde trugen) versetzt war, anders als in zweideutiger Beleuchtung gesehen. Wie kam er heute und so in aller Eile zu dieser Einladung! „Sieh'," bemerkte jetzt Albein, „deßwegen waren wir dir auch gram, daß du immer deine eigenen Wege gingst und uns nur zu den hellen Fenstern aufblicken ließest, wo du zum Besuche warst." Schlachtenmaler, voller Erwartung, hörte kaum darauf und ließ sich bis an den Platz begleiten, an dem die Wohnung des Barons lag. Albein wollte ihm hier sein Bündel abnehmen, weil er Psychologie genug verstand, um zu wissen, daß große Entschlüsse oft durch die kleinsten Querbegebenheiten gelähmt werden, und die, welche kurz zuvor etwas Außerordentliches leisten wollten, bald, durch eine glückliche Begegnung erfreut, Gott danken, wenn man vergißt, sie beim

„Aber ſchau nur —!“ ließ ſich der vor Freude ganz ſeinen Ingrimm, den er eigentlich empfinden ſollte, vergeſſende Vater ſeine Entdeckung nicht nehmen; „vergleiche doch nur dies Schnörkelchen da und das Schlänglein hier —! Iſt das nicht dasſelbe X und dasſelbe U —?“

Leider zeigten ſich hier die Folgen eines noch nicht erlaſſenen durchgreifenden öſterreichiſchen Schulgeſetzes. Herr Onuphrius war im Fache der Literatur ein ſchlechter Skriptor und ein beinahe ebenſo ſchlechter Lektor. Die einzelnen Charaktere waren ihm zwar bekannt, aber

recht nennen konnte er ſie nicht. Bei alledem wollte er den „Sachverſtändigen“ machen und behauptete, daß ſich hier in ſeiner Hand die Originalſchrift des Mannes befände, der ſeine Hand beim Abfaſſen der Prager Warnungsbriefe nur verſtellt hätte.

„Wer iſt denn der Schreiber —?“ fragte Placida, ohne daß dem gepreßten Herzen ſchon wieder der natürliche Athem gekommen war.

„Das weiß man eben nicht —! Aber erfahren kann man's ſchon —! Mein Herr Zymmeran wird ſchon Hilfe wiſſen — Ein Hartſchier muß es geweſen ſein —“

„Von den Kaiſerlichen —?“

„Von der kaiſerlichen Guardia! Das iſt erwieſen —! lies mir's nur einmal erſt vor —! Der Wirth hat's nicht leſen können. — Ich hab's auch nicht leſen können, aber ein Studirter kam in die Herberge, — zum Bödemliwirth, — der las es. — Ich habe drei Kemptner Sechsbätzner dafür gezahlt —“

Letzteres war der Aerger, der ſich bei alledem in ſeinen Freudenbericht miſchte.

Placida las:

„Gut — für — zwölf — Batzen —“

Als ſie ſtocken mußte im Weiterleſen des nur ſo hingekritzelten Wiſchs, fiel der Vater ein:

„Ja, das iſt eben der begrabene Hund! Der Name iſt nur ſo zum Spaß hingeklext —! Auch der Studirte hat ihn nicht heraustipfeln können. Der Wirth ſagte: O der Hauptmann, Herr von Sonnenberg, der wird's ſchon leſen können —! Aber dann war's dem Wirth Eins, daß ich den Zettel auslöſte mit dem Zuſchlag von noch ſechs Batzen —"

Herr Onuphrius entſchloß ſich endlich, ſeinem vollſtändig betäubt und verwirrt gewordenen Töchterlein zu berichten, daß ihn geſtern Abend ſein Späheramt bald da, bald dorthin geführt hätte. Lebensgefahr wäre damit genug verbunden geweſen, zumal für ſeine kurze rundliche Geſtalt, die leicht in dem Gewirr der vor Stolz ſo hochgeſchwollenen Schranzen und Hofbedienten, der Reitknechte und Reiſige aller deutſchen Fürſten und Herren einen Stoß zum Umfallen hätte bekommen können, „ſeitemal" es auch Gäßlein genug in dieſer wunderbaren Stadt Augsburg gäbe, die, wie in Bregenz bergauf, und wieder andere, die bergab gingen, die meiſten aber ſchmal ſeien kaum zum Ausweichen vor einer Kuh oder einem Eſel.

„Nun," erzählte er, „da war ich längſt von unſerem Pankraz durch eine Rotte trunkener Kriegsknechte geſchieden und ſuchte die „finſtere Stube" auf und ähnliche Plätze, wo, wie ich gehört hatte, die Herren

Hartſchiere gern bis in die Nacht hinein hausten. Komm' ich endlich in ein gar wüſtes Haus, zum Bödemli genannt, wo ich vor Zechenden kaum hindurch kam und es auch nicht mochte, da ich plötzlich ein Schreien vernahm, Lärmen, Zanken. Bald ging's auch an's Schlagen. Kannen flogen, Schemel hinter d'rein, Tiſche wurden wie zu Schanzen verbaut und juſt, wie ich mich, beherzter, als ich für meine Jahre hätte ſein ſollen, in die Falle hineinwage, geht ein Hartſchierer dicht an mir vorüber und verläßt ſpornſtreichs das Haus — ein gar ſchöner, ſauberer, junger Mann — ich wollte wetten —"

„Vater —!"

„Schlank — etwas blaß —"

„Er iſt's —!"

„Mit lockigem Haupthaar —"

„Ihr Heiligen —!"

„Aber beim Bödemliwirth, in einem Hauſe, wo — ich — ſpäter"

„Er verließ ja den Ort —"

„Während ihm Andere nachſchrieen und zum Bleiben nothigen wollten. Ich hörte vom Wirth, daß dieſer ſelbſt ein ehemaliger Landsknecht geweſen ſein will und im Handgemenge eine tüchtige Fauſt führt. Es war ein Heidenſpektakel. Die Bürger riefen nur immer: Mord — Mord —!"

„Aber der Zettel —?“

„Nun, das war dann so —! In dem Schlachtlärm konnt' ich nicht bleiben. — Ich wollte auch dem mit dem lockigen Haupthaar nach —“

„O guter Vater —“

„Verlor ihn aber aus dem Gesicht. Denn Augsburg ist die wunderlichste Stadt von der Welt, die Stadt

der Ecken möcht' ich sagen —! Kaum, daß man Eins gesehen hat, so ist's auch schon verschwunden — immer links oder rechts um die Ecke —! Just, wie die Hoffnungen der Stände beim Reichstag —"

„Aber der Wirth —"

„Gut, heute Früh erst konnte ich wieder zu ihm. Da hörte ich, gestern wären noch die Pappenheimer gekommen und hätten die Straße mit Ketten gesperrt. Der Lärm entstand um die Zeche. Die Hartschierer wollten wieder kreiden lassen und der Wirth, wie gesagt, ein ehevoriger Landsknecht, der noch unter Kaiser Karl dazumal gefochten haben will, schrie nur immer: Ich bin Augsburger Bürger und wir kreiden Keinem, selbst dem Kaiser nicht —! Da hat denn der Eine eine solche Verschreibung gemacht, wie sie sie hier jetzt geben müssen, wo sie nicht zahlen wollen oder können. Geht dann der Bürger in das Hofamt, bekommt sein Geld und dem Borger ziehen sie es ab an seinen Monats-Traktamenten, wobei die Nase von dem Herrn Oberst-hofmarschall, dem Herrn Paul Sixt Trautson, wohl auch nie die kürzeste sein wird —"

Wieder beliebäugelte Herr Onuphrius die schmutzige kleine Schedula, die denn also einer jener „Bons" zu sein schien, welche auch in neueren und allerneuesten Zeiten nur zu reichlich in den Kaufläden ausgestellt

wurden, wenn die Söhne des Mars Lust zu Anschaffungen in eroberten Städten verspürten und kein Geld zum Zahlen hatten. Hier stand es nun Herrn Onuphrius frei, seine um achtzehn Batzen, immer so gut wie drei Silbergulden unserer Währung, erkauften zwölf in den Fuggerhäusern, oder wo sonst das Hofmarschallamt „einsourirt" war, zu reklamiren. Er erklärte das auch thun zu wollen und zwar mit Hilfe seines Gönners, des Herrn Ferdinand Zymmeran, der ihm schon auf seinem heutigen Früh-Spionirgange zum Bodemliwirth begegnet wäre, und dann noch eine andere, für die arme Placida nicht minder erfreuliche Aussicht eröffnet hätte, eine wirklich eroberte Zulassung für Vater und Tochter zu dem herrlichen, vom Kurfürst Augustus von Sachsen zu gebenden Maskenfest, das aus beweglichen Gründen, besonders aber, weil auf längere Zeit die Witterung des Himmels umzuschlagen drohte, schon auf morgen angesetzt war.

Placida warf sich an den Hals ihres Vaters und küßte ihn mit solch' zärtlichem Liebesfeuer, wie wohl noch nie in einem Nonnenkloster ein Mann geküßt worden ist. Gab sie ihm doch gleichsam eine Spende aus dem überreich angefüllten Schatz all' der Zärtlichkeiten, die sie ein ganzes Jahr lang für sich behalten, an den ihr als unwürdig geschilderten Gegenstand ihrer

heißesten Sehnsucht und Liebe aus ihrem jungfräulich reinen Herzen nicht hatte opfern können.

Wie rein und zart ihr Sinn war, sprach sich auch darin aus, daß sie erst jetzt ihrem Vater ein Geständniß machte. Mit den Purpurrosen der Scham auf ihren Wangen blickte sie nieder und erzählte ihm etwas, was ihr schon lange, lange als die eigentliche Fährte erschienen war, um einer hier obwaltenden schnöden Verleumdung auf die Spur zu kommen. Ein reines Gemüth nimmt unreine Gegenstände, wie nicht in's Herz, so auch nicht einmal gern auf die Lippen. Placida hatte sogar nur deshalb davon geschwiegen, weil sie von ihrem Verrathen üble Folgen befürchtete; damals gewiß, als vor einem Jahre der Geliebte so eilends im nächtlichen Ritt von Linz gekommen war, um ihr noch zwei Tage zu schenken, die letzten, die sie als noch wirklich gelebte Lebenstage bedünkten. Denn seitdem war es über sie gekommen wie der kalte Tod.

Herr Onuphrius zog seine weißen Augenbrauen hoch zur Stirn hinauf und glich beinahe einem kaiserlichen Reichshofrath, der die Gravamina irgend einer die Türkensteuer verweigernden kleinen Reichsstadt, Hall in Schwaben oder Windsheim in Franken, entgegennimmt und aus Drohung und Prüfung, aus Verachtung und Gewissenhaftigkeit zugleich zusammengesetzt ist.

Seine Gedankenmaſchine arbeitete langſam. Faſt kam es ihm vor, als hätte ſein geliebtes Kind ſehr, ſehr Unrecht gehabt, es erſt jetzt, wo die Spur der Verleumdung auf einen Hartſchierer führte, zu bekennen, was er jetzt hören mußte.

Placida bekannte, daß dazumal jene drei Kameraden ihres Geliebten, die kaiſerlichen Hartſchiere Wenzel v. Fircks, Hartmann v. Lengenfeld und Ambroſius v. Schimmelpfennig einen recht ungeziemenden Verſuch gemacht hatten, ſie zur Untreue zu verleiten. Vorzugsweiſe hatte dies Wenzel v. Fircks gethan, dieſer Anfangs zurückhaltend, artig, wie geblendet vom Liebreiz dieſer Alpenblume; wahrſcheinlich hatte er ſie dadurch deſto ſicherer machen wollen. Als ſie aber juſt in ihrer Kemenate einen Augenblick allein war und ſtill für ſich ein Lied vom Vöglein, das gern hinausgeflogen wäre in den goldenen Sonnenſchein, geträllert, da wäre — ſo bekannte endlich Placida — dieſer kohlenglutäugige, magere, gelbe Halbmongole mit der Stumpfnaſe hereingeſchlichen gekommen, hätte ſie mit wilder Leidenſchaft umarmt, ſie niedergeworfen und mit ſolcher Gewalt beſtürmt, daß ſie nur noch mit der äußerſten Anſtrengung es möglich gemacht hätte, ihren Mund, den er zugleich zuzudrücken und zu küſſen wagte, zum Schreien zu benützen. Da hätte er dann nachgelaſſen, Hilfe wäre

gekommen und bald darauf wären die verwegenen Männer davongesprengt.

Noch höher, noch viel reichshofräthlicher als bisher zogen sich die Augenbrauen des gewesenen kaiserlichen Vogts, und beinahe zusammen mit der vordern Schneppe seines grauen Haupthaares, als seine Tochter in die

Wort zu halten. Doch Schlachtenmaler umarmte ihn, ließ seine Rückkehr zweifelhaft und eilte schnell mit seinem Bündel in das Haus. Albein begriff nicht, wo er es daselbst ohne beschämt zu werden, verstecken würde.

Schlachtenmaler fand aber unter der Treppe einen Versteck für sein Reisebündel und trat Gelinden und Sophien, die Beide schon auf ihn warteten, mit einem Lächeln gegenüber, in dessen Falten und Furchen mehr Saatkörner von Vorwürfen und Spott lagen, als er hoffen durfte heute noch reifen zu sehen. Ja, er hatte auch kaum Gelinden gegenüber Platz genommen, als ihre sanften, besorgten, neugierigen Blicke sich ihm in kleine Vögel verwandelten, die alle die Saatkörner aus dem Antlitz und Herzen pickten, soweit sie wenigstens für Gelinden in Rache und Spott (besonders des Abonnements wegen) hatten aufgehen sollen. Sie sagte ihm, daß sie an eine Art Seelenwanderung, selbst unter den Lebenden schon, glaube, und meinte damit, daß ihr Schlachtenmaler zwar wie ein abgestorbener und begrabener Freund vorgekommen wäre, daß aber sein Geist und sein Herz ihr in hundert sie umgebende Dinge gefahren geschienen hätte und sie nur den von der letzten Lection noch liegen gebliebenen Solger'schen Sophokles hätte anblicken dürfen, um das große wunderliche Buch seines Herzens gleich aufgeschlagen zu finden. Schlachtenmaler dachte aber weder an Solger, noch an die Hieroglyphen seines Herzens, sondern an die Seelenwanderung und an die Katze, welche Sophie so eben mit falschen Blicken streichelte. Er war ja nun durch die Seelenwanderung schon dicht bei Egypten und fing rasch an, Sophien auf den eingesetzten Mumienzahn zu fühlen. „Ja," sagte er (nach einigen Betrachtungen über die Seelenwanderung, die

bedeutſame Frage, die er that: „Und dieſes, mein Kind, habt Ihr, haſt Du und die Muhme —?“ mit den Worten einfiel:

„Nein, nicht die Muhme, Herr Vater, ſondern die ſelige Mutter meines Sigmund —! Dieſe hatte mir ihr Haus ſo zu bewohnen geſtattet, wie die Wohnung der Muhme. Ich hatte mein Zimmerchen allda, meine Blumen und meinen Erker, unter dem die Traun ſo luſtig vorüberhüpft —“

„Und Dein Hilfegeſchrei —“

„Rettete mich und wurde von mir der Mutter im erſten Schrecken gedeutet. Dieſe aber ließ mich hierauf zu Gott und allen Heiligen feierlich ſchwören, davon nie etwas zu verrathen; denn ihrem Sohn könnte das geradezu das Leben koſten —“

„Hm, hm! Nicht ohne — nicht ohne —“ meinte Herr Onuphrius.

„Denn entweder“, fuhr Placida fort, noch jetzt lebend in der Erinnerung, weinend vor Schmerz über das Brechen ihres Schwures, „entweder würde, ſagte die gute, jetzt ſelige Frau, nach dem Innewerden dieſer Unthat ihr Sohn dem Fircks ſofort den Degen durch den Leib rennen und ſich damit allerlei erſchreckliches Ungemach, jedenfalls — wie das ſo geht — Vorwürfe, wenn nicht die Verabſcheidung aus ſeinem ehrenvollen

kaiſerlichen Dienſte zuziehen, oder aber Sigmund fordert den ſchurkiſchen Freund nach adeliger Sitte zum Zweikampf. Dann aber kann es, nach Gottes Rathſchluß, gar noch dahin kommen, daß der Miſſethäter obſiegt und ihrem geliebten Sohn und meinem Herzblatt —“

„Dazumal —“ ergänzte der Vater die ſtockende Rede.

„Das Lebenslicht ausbläſt —! Eine kluge Frau oder Jungfrau, ſagte ſie, hinterbringt ihrem Schatz niemals jeden Scherz oder Schimpf, den ſich ein fremdes Mannsbild mit ihr erlaubt —“

„Hm, hm! Nicht ohne —!“ äußerte ſich Herr Onuphrius in Verwunderung ob einer ſo klugen, ſo wahrhaft weiſen Frau. Dann ſetzte er nach einer Weile eines beinahe wie philoſophiſchen Nachdenkens hinzu: „Man hat allerdings Beiſpiele, wo das menſchliche Herz nicht abgeneigt iſt ſich einer Leidenſchaft hinzugeben, die man Rachſucht nennt —“ Und wieder nach einer Pauſe geruhte er zu äußern: „Das haſt Du alſo der Mutter —“

„Schwören müſſen, keinem Menſchen auf Erden zu verrathen! Daß ich es nun dennoch Dir ſage, o, es iſt ein Bruch an meinem Gelübde! O, daß mir die Selige und der Erlöſer, auf den ich habe ſchwören müſſen, meine Schwachheit vergeben möge —! Ich werde auch d'rum daheim beichten und Vergebung erflehen,

und wär' es bis nach St. Gallen, Chur oder nach Rom —!"

Allzeit ängſtlich ſind die Gewiſſen, die in den Umſtrickungen der kirchlichen Gnaden- und Heilsmittellehre leben und in dem ſtets brünſtigen Verlangen nach ihnen und in dem ſchmerzlichen Vorahnungsgefühl eines nicht zu ſtillenden geiſtigen Durſtes und Hungers, falls ſie ihnen entzogen werden. Auf Schritt und Tritt verliert der kirchlich gebundene Menſch ſeine Freiheit. Er wagt nicht mehr zu urtheilen, nicht mehr zu handeln. Er verſetzt ſich in eine ſtete Verrechnung mit dem Himmel, in ein Soll und Haben im Buch des Schatzes der Gnade. Heute thut man mehr des Guten, als verlangt wird; da hat man etwas gutgeſchrieben, wenn man fehlte und der Abſolution bedarf. So rechnete auch Herr Onuphrius in dieſem Augenblicke, und hatte alle ſeine Abläſſe und ihm ſchon abgezogenen Fegefeuerſtunden im Herzen, küßte ſein Kind, vertröſtete es der Abſolutionen aller Beichtſtühle der Vorder-Schweiz, Tirols und Vorarlbergs, und ignorirte, um ihr nicht zu wehe zu thun, daß ſie während ihrer geſtammelten Beichte immer ſtarr den Blick auf den gekreuzigten Erlöſer gerichtet hatte, der über dem Eingange der Pförtnerinnenklauſe hing. Er verſicherte, daß auch er der Meinung wäre, durch ein Verſchweigen dieſer Dinge

wäre Blutvergießen verhindert worden, und deshalb wäre es noch vorläufig beſſer, das Schweigen bis auf's Weitere fortzuſetzen.

Bei alledem lichtete ſich ihm die Fährte ſeiner Forſchung. Der Zettel, in welchem ſich vielleicht dieſer Wenzel v. Fircks in ſeiner Handſchrift verrathen hatte, ſteckte er ſorglichſt zu ſich, nahm ſeinen ritterlichen Federhut und verſprach dem mit klopfendem Herzen und mit tauſend Dank- und Segenswünſchen für ſeine Liebe ihm das Geleite gebenden Kinde die ſofortige Mittheilung jedes Ergebniſſes, ſei's ſeiner eigenen prüfenden Augen oder der Augen Anderer, ſei's der Anwendung ſeiner noch hinlänglich aus der heimatlichen Geldtruhe vorräthigen Batzen.

Jedenfalls ſollte die holde Placida Sorge dafür tragen, morgen in irgend einer ſie unkenntlich machenden Verkleidung an ſeinem ſchützenden Arme die kurſächſiſche Feſtlichkeit beſuchen zu können, im Falle Herr Ferdinand Zymmeran wirklich die Zulaſſung eines kleinen Adeligen zu einem ſo großartigen Schaugepränge gepurpurter Fürſten und Herren ermöglichte.

## Viertes Kapitel.

Es begibt sich etwas, das über allen menschlichen Glauben geht.

Mitten in den rauschenden Strudeln des Lebens, die den Einen blitzesschnell vom Andern fortreißen, gibt es noch zuweilen Begegnungen, die an jene Freundschaften erinnern, die man in der Wüste schließt, wenn sich in der unabsehbaren Einsamkeit zwei Wanderer ganz allein begegnen, oder auf einem Schiffe, wenn es einsam das unermeßliche Weltmeer durchfurcht.

Herr Ferdinand Zymmeran schien zu Herrn Onuphrius von Burgeß keineswegs durch die Geldspenden

des Letzteren allein hingezogen, sondern durch die Gleichartigkeit ihrer Gesinnung, ja wie man beinahe versucht sein möchte anzunehmen, durch die Gleichartigkeit ihrer äußeren Erscheinung. Beide hatten sie, auf kurzen nicht allzu dicken Beinen stehend, dieselben unbeholfenen Korpora oder Leichname — wie man ehemals auch die noch lebenden Leiber nannte — durch die Welt zu tragen, dieselben Sicherheitsmaßregeln zu treffen gegen ungestüme Packträger, Markthelfer, ja auch gegen die die „Bürgersteige“ nicht respektirenden Ochsenheerden, die unaufhörlich aus dem Allgäu zur Ernährung des Reichstages hinzugetrieben werden mußten. Ein Beiseitespringen wird solchen kurzen, einer Steckrübe gleichenden, unten spitzen und oben dicken Persönlichkeiten nicht so leicht, wie den aalglatt dahinschießenden magern. Beide hatten dieselben Bedürfnisse beim Essen und Trinken, — der weiland Vogt hielt den erzherzoglichen Zahlmeister in den besuchtesten Garküchen frei, — dasselbe Loch, wie weit sie die Schnalle ihrer Leibgürtel lösen, dasselbe Schicksal, weit weniger essen und trinken zu können, als die Welt bei korpulenten Menschen vorauszusetzen pflegt, dieselben Zufälle mit Krankheiten und Abhängigkeiten vom Bader und den Aderlaßtagen im Kalender. Kurz Beide schienen unter demselben Stern geboren zu sein.

Sie hatten ja auch Beide dasselbe Vaterland! Das große schöne Oesterreich soll in unseren Tagen durchaus zerklopft werden, wie ein Gemisch heterogener Metalle. Ein wahrer Frevel das und lediglich eine Intrigue einzelner verwegener Wortführer —! Wenn unser Schiller seines Buttler furchtbares Wort: „Dank vom Hause Oesterreich —!“ ein Wort, das immer markerschütternd, so oft wir es auf der Bühne hören, durch unser Innerstes vibrirt und die Geschichte des Hauses Habsburg von den Blutgerüsten hingerichteter Kriegshelden alter Tage an bis in die neueste Zeit der in die Rumpelkammer wie ausgetretene Schuhe geworfenen abgenutzten Popularitäten, wie ein zuckender Blitzstrahl schwefelgelb beleuchtet, wenn Schiller, sagen wir, dies Wort wieder gut gemacht hat durch sein anderes, tief das Gemüth ergreifendes: „Der Oesterreicher hat ein Vaterland —!“ und letzteres eine unbestreitbare, mit einem unaussprechlichen Etwas im tiefsten Herzen verbürgte Wahrheit für sich hat, so thut zur Erklärung der außerordentlichen Zuneigung des Herrn Ferdinand Zymmeran zu Herrn Onuphrius von Burgeß das Meiste die gemeinsame Herkunft aus dem „Lande der Mitte,“ aus diesem erst allmälig der Erstarrung entgegengegangenen Lande, wo aber selbst in den Zeiten der Unfreiheit doch die schwarzgelben Banner

die Herzen erhoben und die Sprech-, Anſchauungs- und Lebensweiſe von Oſt nach Weſt, von Nord nach Süd die überall gleich anheimelnde, grundtief gemüthliche war.

„Ja, haltet's Eng nur um Schlag achter am Gögginger Thor —! An der Brucken rechts! Da hol' ich Eng ab —!"

Von dieſem neu gewonnenen Freunde — ſchade, daß keiner von Beiden mehr taufen ließ! um einen Gevatter wären ſie nicht verlegen geweſen —! — erfuhr denn der gemüthliche Neu-Vorarlberger Mancherlei. Nicht nur aus der laufenden Chronika, den großen Welt- und Staatshändeln, ſondern auch direkter von denen ihm perſönlich als übermüthig und händelſüchtig „bekännten" Herren Hartſchieren. Einen Wenzel v. Fircks gab es alſo ebenſo, wie bereits das Vorhandenſein eines Sigmund von Landeck konſtatirt war. Auch der Ort, wo Letzterer „einfourirt" worden, war ſchon den beiden Forſchenden bekannt, freilich eine verdrießliche Gegend, eng, winkelig, ſchwer zugänglich, vollends durch Wachpoſten abgeſperrt. Den Zettel vom Bödemli hatte Placida's Vater nicht gern aus der Hand geben mögen; denn es wäre dies nicht der erſte Wechſel geweſen, den Einer, dem man ihm präſentirte, dem Ueberbringer aus der Hand geriſſen und vernichtet hätte.

Daß aber Wenzel v. Fircks gestern Nacht im Bodemli gehaust, gehörte zu den erwiesenen Thatsachen aus den Einzelnheiten einer gestrigen Vorfallenheit, die wieder einmal den Stadtvogt mit dem Reichstagsmarschall, den Ritter Gaudentius von Raitenau mit dem Freiherrn von Pappenheim, in argen Konflikt und zu einem Wechseln, glücklicherweise nicht von Kugeln, wohl aber von schriftlichen Beschwerden gebracht hatte. Die Hartschiere hatten nämlich im Bödemli geschmaust, wild gezecht, hatten mit Dirnen und mit Possenreißern verkehrt und zuletzt — die volle Zeche nicht bezahlen können. Wie ein Allwissender nickte Herr Onuphrius und lächelte zu jedem näheren Befund. Denn dies Detail war ihm alles schon geläufig.

Die Weisung, mit welcher sich Abends (leider war die Witterung stürmisch, rauh und nicht im Mindesten venetianisch geworden) am Göggінger Thor und rechts an der Zugbrücke daselbst die zwei in festliche Gewande gekleideten Fremdlinge einfinden sollten, ging darauf hinaus, daß entweder Herr Zymmeran in eigener Person oder ein von ihm entsendeter Bote sie abholen, in den Fugger'schen Garten, das Wunder der Welt, geleiten und ihnen alldort Gelegenheit geben würde, von den Zuschauertribünen herab oder aus einem sonstigen anständigen Hinterhalte zunächst das Leben und glückliche

Schwelgen der hohen gekrönten weltlichen oder infulirten geiſtlichen Häupter zu beobachten. Dann aber, darauf ging die troſtreiche Verſicherung des in die hauptſächlichſten Details der Leiden des Vaters einer liebeſiechen Tochter nun bereits eingeweihten Freundes, ſollte eine Annäherung verſucht werden an den Hauptmann der Hartſchiere, den Herrn v. Sonnenberg, oder an etwa wachhabende Kameraden des als für einen Eidam oder gar einen künftigen Angeſtellten des Staates verloren geſchilderten Trunkenbolds, Handelſuchers, Schuldenmachers, ja halb und halb dem in der Nähe des Kaiſers umgehenden Teufel Verkauften. Daß ſich dann Placida von einem ebenfalls nicht unmöglichen wirklichen Anblick des einſt Geliebten nicht etwa hinreißen ließ und dem Vater eine Szene machte, hatte ſie zuvor geloben müſſen. Vor dem Erkanntwerden ſchützte ſie ihrerſeits die Larve, die bis zu einer gewiſſen Stunde von allen Theilnehmern des Feſtes, nur nicht vom Kaiſer, getragen werden mußte.

Herr Zymmeran war ſelbſt gekommen, um ſeine Freunde abzuholen. Die Begierde, die ſchöne Tochter ſeines neu gewonnenen Freundes kennen zu lernen, hatte ihn der rauhen Witterung nicht achten laſſen. Die letztere hatte ihn beſtimmt, ſein, wie zu erwarten war, buntſcheckiges Koſtüme unter einem Mantel ver-

Celinde so gern in ihr Tagebuch eingeschrieben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, indem er sprach, etwas von seinen Worten zu verlieren), „wie leicht wär' es möglich, Sophie, daß diese Katze die Seele eines Egyptiers enthält, von dem Sie, als von einer zerstoßenen Mumie, wenn Sie krank würden, alle Stunden zwei Eßlöffel voll nehmen müssen!" Sophie, glücklich, daß er nicht an ihrem Zahne stocherte, bat um Aufklärung dieses Witzes, wie sie spöttisch die Bemerkung nannte. Und Schlachtenmaler erklärte ihr, daß man Mumien in den Apotheken brauche, sie zerstoße und, nach der Meinung des Paracelsus, in dem sich ergebenden Pulver die Quintessenz der menschlichen Substantialität finden wolle. Celinde sah hierin etwas so Wunderbares, daß sie Sophiens Zorn gar nicht begriff, als Schlachtenmaler hinzusetzte: nur die Zähne der Mumien würden von der Chirurgie benutzt und es bleibe noch immer möglich, daß diese Katze die Seele eines Egyptiers enthalte, von dem Sophie einen Zahn im Munde trüge. Schlachtenmaler überhörte alle Einreden der beleidigten Kammerzofe und fuhr fort, alle Katzenbeziehungen der egyptischen Mythen vor den beiden Frauen auszukramen; er schilderte, während Celinde vor Erstaunen die Arbeit einstellte und Sophie die seelenwanderische Katze vom Tische jagte, die reizenden Attribute der Göttin Bubastis, welche, statt eines menschlichen einen Katzenkopf trug; er sing, da Sophie alle diese Bemerkungen als Lügen in Abrede stellen wollte, von ihren, nämlich Sophiens, blendenden Zähnen zu sprechen an und setzte lachend, gleichsam, um sie nur [illegible] zu necken, hinzu: er wisse ja, wie falsch sie wären und der egyptische Gott Knuphis, der das weiße blendende Ei im Munde trage, wäre ja auch bekannt genug dafür, daß er —

borgen zu halten. Er tadelte ſehr, daß die reizende Erſcheinung, die er antraf, ſich viel zu leicht gekleidet und ſtatt des verhüllenden ſchwarzen Seidenmantels, den ſie bis über den Kopf gezogen trug, nicht einen grobwollenen, etwa von den Ursulinerinnen, gewählt

hätte. Zum vielen Reden, etwaigen Austauſch von galanten, in jedem Lebensalter für erwieſene Schönheit angebrachten Huldigungen war kein Raum gegeben; denn die ganze Stadt war in Bewegung. Der Sturm aus Nordweſt, der drohende Regen, die nur von Fackeln und Traglampen erhellte Finſterniß hinderte

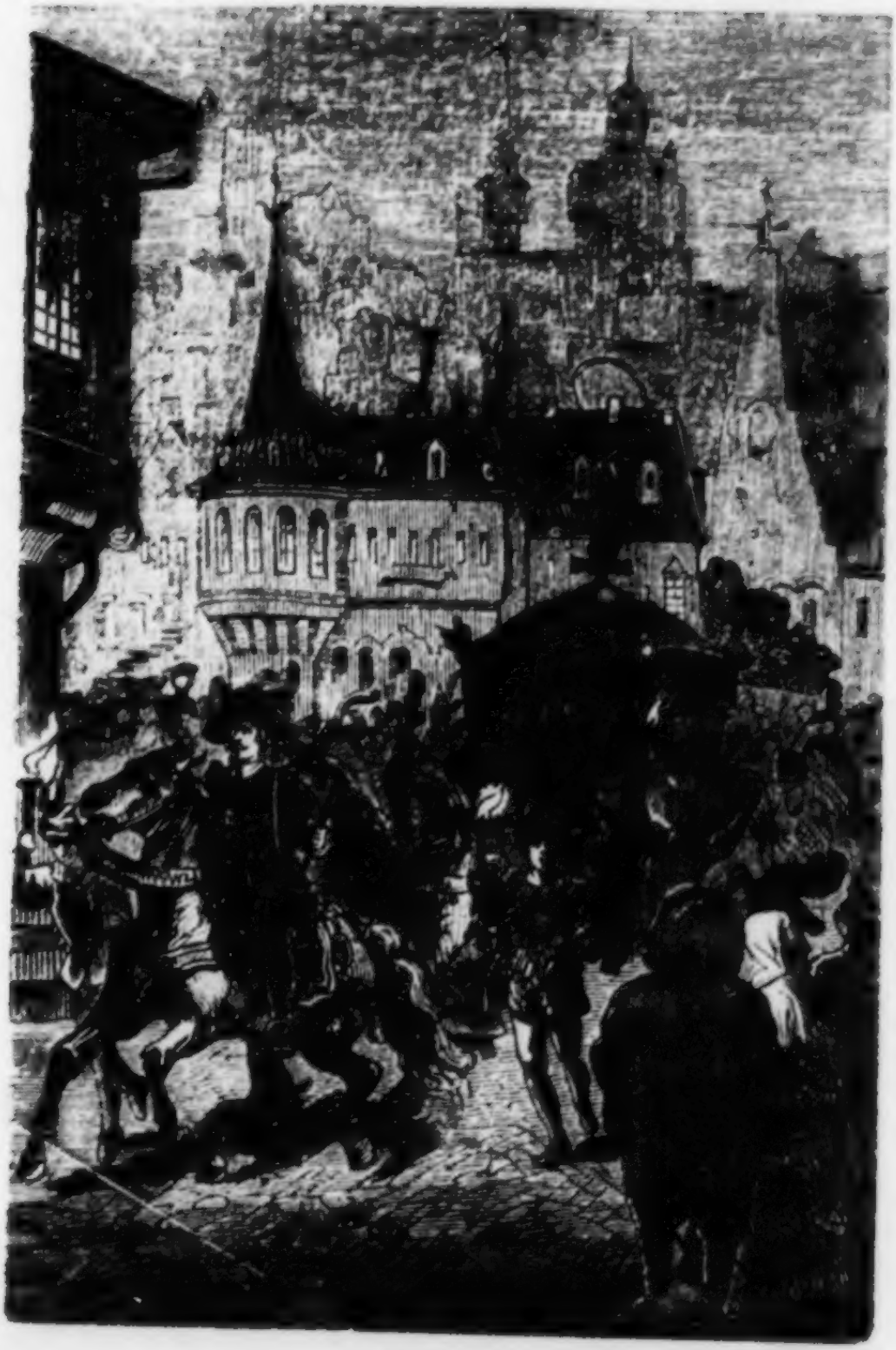

nicht das Zuſtrömen müſſiger Zuſchauer, die zuweilen beinahe zertreten wurden von den Aufzügen der hohen Herren, welche nicht etwa in einer einfachen Kutſche anfuhren, ſondern gleich mit Dutzenden von Vor- und Nachreitern, Läufern und Edelknaben zur Rechten und zur Linken. Dieſen gaben dann wieder die Trabanten des Kaiſers, die Reiſige der Fürſten, die Söldner der Stadt das Geleite, öffneten die Paſſage und machten Spalier.

Das Neueſte, das noch Herr Zymmeran über die Hartſchiere in Erfahrung gebracht hatte, war ein ſtrenger Parolebefehl des Herrn Hauptmanns v. Sonnenberg, veranlaßt durch eine Art Meuterei wegen ausgebliebener wärmerer Bekleidung und desfallſige Beſchränkung der heute zum Fuggergarten abkommandirten Wache auf nur zwölf Mann. Der Kaiſer wollte kommen, aber wahrſcheinlich nur einen Rundgang machen durch die herrlichen in Ball-, Eß- und Trinkſäle verwandelten Gewächshäuſer. Ob der Kaiſer zum großen Bankett bleiben würde, ſtand noch nicht feſt. „Wenn heute da oben am Himmel Mars oder Saturn regnieren," ſagte Herr Zymmeran, geſchützt vom Dunkel der Nacht vor den Folgen ſeines gewagten Freimuths, „oder ein ander Sternbild in einer ſeltenen Junta- oder Kontra-Poſition ſteht, ſo läßt unſer kaiſerlicher Herr das heilige

römiſche Reich im Stich, wie vielmehr einen Schmaus, und wenn ihn auch der Kurfürſt von Sachſen anrichtet —!“ Die mitgebrachten 68 „Kuchelperſonen“ aus Dresden ſollten ihre Kunſt zeigen. Gegen etwaige verdorbene Mägen befand ſich auch im ſächſiſchen Gefolge ein Leibmedikus, und Niemand anders war dies als Doktor Paulus Luther — Luther's Sohn — der Sohn des hier vor Jahren einſt vor einem anderen Reichstag geſtandenen Martin! Ein wunderlicher, trübſinniger, ſehr reizbarer Herr, dieſer Herr Paulus Luther. Sein ärztliches Syſtem war das des Paracelſus, dieſe revolutionäre, neue chemiſche Schule damals, die den menſchlichen Organismus für einen kunſtvoll zuſammengeſetzten Deſtillirkolben hielt und alle Krankheiten mit Salz, Schwefel oder Queckſilber angriff.

Tief betrübt durch die Meldung von einer nur zu erwartenden Anweſenheit von zwölf Hartſchieren, zagen Schrittes, gehemmt durch die jetzt vorgebundene Larve, folgte Placida den beiden, ſelbſt auf ſo unſicheren Füßen ſtehenden Führern, die ihr rechts und links den Arm gegeben hatten und mit ihren Larven und wunderlichen Geckentrachten auch wie zwei hölliſche Dämonen in Menſchengeſtalt ausſahen. Ueberhaupt bedurfte ſie recht der Erinnerung an ihre fromme Heimat, um Alles das, was ſie jetzt, eingelaſſen in

den Fugger'ſchen Wundergarten, erblickte, nicht für die Annäherung an die leibhaftige Hölle zu halten. Denn an ihre Heimat durfte ſie inſofern mit Entſühnung denken, als ſie wahrlich vor Allem, was aus dem felſenüberdachten Schloſſe Hohenems kam, den größten Reſpekt hatte, und gerade der Herr Kardinal Mar Sittich von Hohenems hatte aus Rom die köſtlichſten Statuen und Bilder geſchickt, die männiglich im Rheinthal bewundern durfte, hatte Wagen, Schlitten im Winter, die ſo oft an Schwarzachhalden vorbeiſauſten mit Schellengeklingel und Peitſchengeknall, Wagen und Schlitten, die alle gerade eben ſolche Drachen und Seejungfern, in grellen Farben gemalt, am Vorder- oder Hintertheil hatten, wie Placida hier ringsum theils abgebildet ſolche mythologiſche Ungeheuerlichkeiten, Männer mit Bocksfüßen oder mit Pferdeleibern, Frauen mit Löwentatzen oder Fiſchfloſſen am Leibe, theils poſſenhaft in Wirklichkeit von lebenden Herren und Frauen nachgeahmt, ſehen konnte.

Die kaiſerlichen Trabanten zogen auch im Garten Spalier. Von den Hartſchieren ſah man nur wenige. Zu ſehen — das war überhaupt ſchwierig, nicht der Dunkelheit wegen — denn im Gegentheil, von Pechfackeln und rieſigen Fäſſern, die — inwendig mit Theer angefüllt — an Stellen, wo damit kein Schaden verur-

ſacht wurde, ausgebrannt zu werden beſtimmt waren, verbreitete ſich ein Licht wie an einem dämmerigen Abend oder Morgen — aber der Sturm raſte zu mächtig und trieb die Funken umher, und vorzugsweiſe waren die Springbrunnen ſtörend, die wie Raketen ſo gerade aufſchießen wollten und dann vom Winde gefaßt wurden. Dann ſchlugen den Leuten die Tropfen in's Geſicht, und nicht Alle lachten darüber ſo wohlgemuth, wie einige Fürſten und Herren, die vielleicht dem Kurfürſten das Gelingen ſeines Feſtes nicht gönnten.

Der Kurfürſt ſelbſt, eine große, ungeſchlachte, dicke Geſtalt, ſchien in der That auf den Sturm und Regen, auf die Dunkelheit der Sterne nicht wenig ungehalten zu ſein. Seine Mienen wollten lächeln und nach links und rechts hin grüßen, aber ſeine Augen gingen wie feurige Räder um. Vielleicht mochten ihn beim Blaſen und Heulen des Sturmes die Geiſter der vor fünfzehn Jahren ſo grauſam von ihm Hingerichteten umſchweben, jene „Aechter“, denen er das Herz aus dem Leibe hatte reißen laſſen und die gerade hier auf Augsburger Reichstagen ſo oft den Kaiſer und die Fürſten um Gerechtigkeit angefleht hatten. Dieſer weintrunkene, üppige, hochfahrende Fürſt, der die den Erneſtinern geraubte Kurwürde nicht anders feſthalten zu können glaubte, als durch ſervile Unterwerfung unter den

Kaiſer und die ſchmählichſte Preisgebung der evangeliſchen Sache (die Trennung der letzteren in Luther- und Kalvinerthum gab ihm dafür die äußere Beſchönigung) hatte ſeine rechte Hand damals bei der Gothaer Metzelei, den Grafen von Barby, auch heute um ſich als oberſten Hofmarſchall. Des Kurfürſten hohes Gemal ſaß neben ihm im Wagen. Viel Edelfrauen und Edelfräulein kamen in Sänften. Sie waren heute ſicher, von den Brillanten der Patrizierfrauen Augsburgs nicht ausgeſtochen zu werden. Dieſe Letzteren fehlten heute bis auf die gegrafften Fugger.

Im großen Bankettſaale, auf einer ringsumlaufenden Gallerie, freilich auch dicht neben den ohrzerreißenden Klängen der Trummeter, deren der Kurfürſt allein zehn Mann mitgebracht hatte, — doch waren ſie verſtärkt durch die Augsburger Stadtpfeifer, — hatte Herr Zymmeran für ſeine Schutzbefohlenen ein Plätzchen erobert, wo ſie den Begebenheiten, dem Rundgange der Großen und zuletzt des Kaiſers ſelbſt, auch dem Schmauſen und Bankettiren derſelben bequem zuſehen konnten. Eine förmliche Marketenderei war im Garten angelegt, um die Speiſen zuzurichten. Von den in der Eile aufgebauten Küchen verbreitete ſich ein köſtlicher Duft bis in die Marmorſäle des großen Gewächshauſes. Alles das wurde heute von dem Gelde beſtritten, das

die ſächſiſchen Landſtände daheim bewilligen mußten und ganz gern bewilligten in Hoffnung auf die Förderung und Befreiung der in allen Landen vom „Zurückreformiren“ bedrohten evangeliſchen Sache. Da wandelte er ja hin in ſeinem Ornat, der ſtolze Prieſter von Würzburg, Julius von Mespelbrunn, der den ſchrecklichen Satz: „Die Religion des Fürſten muß die ſeiner Unterthanen ſein!“ mit unerbittlicher Strenge durchführte und die Leute, die nicht zur Meſſe gehen wollten, von Haus und Hof jagte —! Wie ſchüttelte er die Hand des Wirthes, des Kurfürſten, der ihm und ſeinem Vorgänger durch jenen geviertheilten Ritter Grumbach den Krummſtab gerettet hatte —!

Das Schmettern der Trummeten hätte die Mauern Jerichos einreißen können, als der Kaiſer kam. Aber auch ohnedem würde Placida unter ihrer Maske und ohnehin bei dem Dunſt der Lichter und Lampen und der Hitze im Saale, die von unten nach oben ſtieg, ohnmächtig geworden ſein. Das Uebrige that die bange herzklopfende Erwartung. Und in der That verfärbte ſich das liebeſieche Kind zum Sterben und ſank in die Arme des Herrn Zymmeran, als dem Eintritt des Kaiſers das Vorausſchreiten von zwölf Hartſchieren vorherging und — o Wunder —! Einer derſelben Niemand anders war, als der in Thränen und Jammer

noch jetzt Geliebte, der dem Teufel und dessen Werken ergebene Sigmund von Landeck.

Aber auch der Vater erkannte seinen Mann vom Bodemliwirth, den, der die lärmende Trinkstube vor dem Ausbruche der Thätlichkeiten verlassen hatte.

Sigmund von Landeck mußte kerzengerade stehen. Seine Augen durften nur auf den Eintritt des gekrönten Alchymisten schauen, der denn auch nach jener, jetzt für Jahrhunderte dem Habsburger Stamm eingeimpften spanischen Weise steif und mit strengster Etikette eintrat. Jenem Tycho Brahe, dem großen Astronomen Rudolfs, würde es am Hofe des so deutschritterlichen Kaisers Max, der noch seinen Kunz von Rosen, seinen Hofnarren, hier in Augsburg selbst verheiraten geholfen hatte und in alle Bürgerhäuser (am meisten, wo es hübsche Frauen gab) seinen Guten Morgen! hineinzurufen pflegte, wenn er in seinem Hause, dem weiland Meidinger'schen Hause auf der Kreuzgasse, wohnte, nicht begegnet sein, daß ihm an kaiserlicher Tafel — mit Respekt zu sagen — die Blase zersprang, woran er starb, nur weil der Geladene nicht den Muth hatte, sich von der kaiserlichen Tafel zu erheben und einem Gesetze der Natur zu folgen.

Als Placida wieder zur Besinnung gekommen war, glaubte sie eine Geistererscheinung erlebt zu haben.

Sie ſah ihrem Vater in's Auge. Hinter dem Chor der Muſikanten hatten ſie ihre Masken abgenommen.

der Schlangengott wäre! Und, als Sophie jetzt keine andere Hülfe mehr wußte, als einen krampfhaften, ſtieren Blick, gefährlich wie die Spitze eines Dolches, auf ihn zu richten, legte er mit mitleidloſer Bosheit den Finger an den Mund und ſagte ruhig: „Harpokrates, der egyptiſche Gott des Stillſchweigens, wird ſo mit einem Finger am Munde gezeichnet und ich möchte doch weit öfter glauben, daß dieſe Geberde eher von Zahnſchmerzen, als von einem — Geheimniß kömmt.“ Sophie ſuchte jetzt die immer deutlicher werdenden Anſpielungen, die ihr ſeine Mitwiſſenſchaft um ihr Geheimniß entſchieden verriethen, auf andere Art unſchädlich zu machen. Sie ließ die vornehme Maske einer dem Adel gleichſam zur linken Hand angetrauten Weltdame fallen und verſuchte es mit der Jungfer Tobianus und der jugendlichen Geſpenſterdecke, unter welcher ſie mit Schlachtenmaler einſt geſteckt hatte. Sie nannte ihn plötzlich wieder Du und griff ihm dabei ſo heftig in die ſchwarzen, krauſen Haare, daß Celinde erſchrocken auffuhr und ſich — wie ſie vorgab — des Anſtandes wegen dieſen Rückfall in die frühere Vertraulichkeit verbat. Doch that ſie dies mit ſo wenigen Worten und ſo vieldeutigen Blicken, daß man auch Eiferſucht oder Beſorgniß, wenigſtens in ihrer Rüge, finden konnte. Schlachtenmaler flüchtete um einige Zoll in ihre Nähe und verbat ſich bei Sophien mit komiſcher Entrüſtung, ihn doch nicht in ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu ſtören. Es wäre doch lehrreicher, wenn er mit ihr über Mumien ſpräche, als über ihre Toilette: was ihn denn ihre Zahnbürſten angingen! Er glaube auch nicht einmal, daß alle Mumien echt wären, daß die von hinten einbalſamirten Egyptier beſſer ihre Zähne erhalten hätten, als die von vorne, und daß diejenigen Zähne

Herr Zymmeran hatte ſie ſanft in die Arme ſeines halben Doppelgängers gelegt und war auf Kundſchaft nach einem kühleren, nicht ſo dunſtigen Plätzchen aus. Siehe da! ein ſolches war dicht in der Nähe. Man brauchte nur die Muſikanten zu umgehen und gelangte auf einige Gallerien, die die obere Wand von Seitengemächern zierten, von denen eines köſtlicher als das andere war. Eines war zum Rückzug der Majeſtät beſtimmt. Nur zu dieſem war die Gallerie abgeſchloſſen.

Placida erholte ſich und der gefällige Freund des Vaters erklärte:

„Ja, ehrenfeſter Junker, nun ſollte es wohl auch Zeit ſein, daß wir an unſeres Leibes Nahrung und Nothdurft denken —! An ein Plätzchen an einem dieſer ſich ſchon mit Schüſſeln und Kannen beſchwerenden Tiſche iſt für uns nicht zu denken. Hier gilt es ſelbſt zu ſuttragiren wie im Felde! Ich werde aus ſein, etwas von dieſen Kapaunen da und von den gefüllten Indians auch zu uns heraufgelangen zu laſſen —!“

Damit verſchwand der Zahlmeiſter des Erzherzogs Mathias von Oeſterreich und hatte Gewicht genug, ſeine Winke da und dorthin für allerlei dienende Geiſter zu Befehlen zu machen. Man trug hierauf in die Gallerie des Muſchelzimmers (alſo hieß das zierliche aus Muſcheln und zahlloſen kleinen Steinchen zuſammengeſetzte Ge-

mach, das von ſprudelnden Waſſern, die meiſt aus den ſchneckenartig gewundenen Hörnern heidniſcher Gopen ſpritzten, anmuthig belebt wurde), was etwa dazu dienen konnte, die Lebensgeiſter des emeritirten kaiſerlichen Vogts wach zu erhalten, ſo an Speiſe wie an Trank.

Hierauf wollte Herr Zymmeran wieder auf die Streife gehen und jetzt mit den Herren Hartſchieren anbinden.

„Aber verrathet nichts —! Saget kein Wort —!“ verpflichtete ihn noch erſt der im Kauen begriffene Vater.

Die Antwortsgeberde Herrn Zymmeran's ſagte ſo viel: Wiſſet Ihr denn nicht, daß Ihr hier mitten unter den Feinen ſeid —? Er meinte die Diplomaten.

Placida's Herz wurde jetzt wie ein Vögelchen, das ein muthwilliger Knabe an einem Faden feſtgebunden hält. Es kann flattern und mit den Flügeln ſchlagen, aber es muß bleiben und ſich bezwingen. Herr Onuphrius hegte ſogar, als er ſich halb ſatt gegeſſen hatte, bedenkliche Skrupel, ob es ſich überhaupt geziemte, hier oben innerhalb dieſes kunſtvollen Marmorgeländers zu verweilen in der Nähe ſo hoher Fürſtlichkeiten. Unten rauſchten die fürnehmſten Damen vorüber; die Frau Kurfürſtin ſelbſt, eine ſehr kränkliche, einem baldigen Tode geweihte Dame, die Paul Luther's Rezepte nicht

retten konnten; ihre Hoffräuleins, ihre, alle in gelb gekleideten Hofmarſchalle. Immer hatten dieſe um ſie zu thun und ihre Wünſche zu vernehmen. Ihr Sohn, der Kurprinz Chriſtian, deſſen Gemal, ihre Prinzeſſinnen Dorothea und Anna, brachten der faſt erſterbenden Dame wohlriechende Eſſenzen, Blumen, verzuckerte Früchte. Ihr von Leibesfülle und Uebermaß an Lebensluſt ſtrotzender Gatte ließ ſich nur ab und zu einen

Augenblick bei ihr sehen, und auch da nur, wenn die hohe Gemalin des Erzherzogs Karl von Steiermark, die Herzogin von Baiern, die Pfalzgräfin von Neuburg, die Herzoginnen von Mecklenburg und Würtemberg und eine gar liebliche Prinzessin von Baden zur heutigen Hausfrau und Wirthin hineingerauscht kamen.

Auf die Länge wurde es Herrn Onuphrius himmelangst in seinem Versteck. Denn schon zuweilen richteten einige Herren ihre Augen nach dem Balkon hinauf und raich mußte Placida wieder ihre schwarze Maske vornehmen. Zum Glück trommelten jetzt die Heerpauker zum Mahle, das die höchsten und hohen Herrschaften drinnen im großen Saale nahmen. „Der Kaiser wird bleiben —!“ rief inzwischen Herr Zymmeran, der bei seinem Hinundher nicht wenig schwitzte und den Zugwind verwünschte, der zuweilen wie ein Orkan durch die geöffneten Thüren fuhr.

Das Wichtigste, was das freundlich gesinnte Linzer Männlein zu melden hatte, war zunächst, daß die Herren Hartschiere ein eigenes Gemach neben dem Kaiser hatten und allda verköstigt würden. Zugänglich aber würde letzteres schwerlich sein. Doch einen dieser tapferen und nur zu sehr zu Possen geneigten Junker hätte er, obschon er, Herr Zymmeran, mit dem ganzen Korps schmollte, angeredet oder dieser vielmehr ihn.

Da hätte er erfahren, daß Wenzel von Fircks heute nicht zugegen, ja die Ursache wäre, daß der Herr Hauptmann die Herren Hartschiere heute Abend alle etwas kurz halten zu wollen schiene. Der Eine der Zwölf hätte gefragt, wo die Arrichtetische stünden und die abgetragenen Speisen der kaiserlichen Tafel verwahrt würden. „Das ist ein Volk, räuberisch und meuterisch—!“ setzte Herr Zymmeran hinzu.

Nach einer halben Stunde kam er wieder und rief: „Seht doch die Spürhunde! Einer hat es herausgekriegt, wo Bartel Most holt —! Kommt doch eilends mit —! Diese Gallerien führen geraden Weges in's Freie und dort erhebt sich ein Anbau —! Hüllt Euch aber warm ein — denn der Sturm tegt den Regen in diesen Anbau, so daß man glaubt, es müßte der Winter angebrochen sein —!“ Und es war im Monat August —!

Willenlos und wie nur unter der Macht des Einflusses und der Bevorzugung stehend, folgten die beiden bescheidenen Zweiglein vom tausendästigen Riesenstamm des deutschen Adels und wurden nach etwa hundert Schritten unfehlbar sofort umgekehrt sein, denn sie traten wie aus einem Schwitzbad in eine Keller-Atmosphäre. Gewiß wären sie entflohen, wenn nicht ihr Auge beim Hinunterblicken in die Tiefe von einigen Eindrucken

auf's Mächtigste erregt worden wäre. Sie sahen eine völlig einsam gelegene Räumlichkeit, wo sich Schüssel an Schüssel, Braten an Braten, Pastete an Pastete, theils in noch erhaltenem, theils schon stark angegessenen Zustande befanden. Und — nun kam das Lohnendste für ihr Ausharren, zugleich sahen sie eine hier vollkommen allein anwesende Persönlichkeit, die ihnen zwar den Rücken wendete, aber nach Allem, was sich aus dem Wuchse schließen ließ, Niemand anders als Sigmund von Landeck war.

Bei alledem rasch zurückfahrend, hatten sie bemerkt, daß er sich gegen den Zugwind und den Regen, der von Außen kam, mit einem Mantel geschützt hatte. Daß es wirklich Sigmund von Landeck war, bestätigte Herr Zymmeran, der eine Minute noch länger dem Windzuge Stand hielt und von den Hallen aus den stattlichen Hartschier sogar angerufen hatte bei seinem richtigen Namen. Sigmund antwortete etwas — einen Gruß — in der That, es war seine Stimme.

Jetzt war guter Rath theuer. Sollte Herr Onuphrius den Augenblick benützen, eine naheliegende Treppe hinunterzusteigen, unter Leitung des Herrn Zymmeran ein Gespräch mit dem offenbar müssig schlendernden Ehrenwächter des Kaisers anknüpfen —? Wo blieb dann Placida, die man mit beiden Händen

halten mußte. Sie war wieder an die Gallerie mit ihrer Maske zurückgekehrt und hauchte, als sie ihr Vater mit Gewalt fortgezogen: „Er ist's —!“ Nun wollte sie hinunterstürmen, dem Geliebten sich zu erkennen geben. „O,“ rief sie halblaut aus, „Ihr seht ja, wie man ihn verleumdet hat —! Er sucht die Einsamkeit —! Er kam aus dem Garten, wohin ihn die Trauer seines Herzens gezogen —!“

„St! St!“ unterbrach Herr Zymmeran und setzte, da er es nun einmal auf die Herren Hartschiere abgesehen hatte, hinzu: „Nein, es zog ihn in die Speisekammer —!“

„Ein kurioser Mantel, den er trägt —! Wie ein Wappenherold!“ fiel Herr Onuphrius ein, um Streit zu vermeiden. „Wohl die Winterkleidung der Herren Hartschiere —? Aber vorsichtig mitgenommen gegen die heutige Unbill der Witterung —!“

Einige Zeit verging in Unschlüssigkeit, da hatte Herr Zymmeran, der auch die Staatsbegebenheit mit den Mänteln kannte und wußte, daß es bis jetzt erst einen einzigen neuen Mantel gab, den, den Sigmund von Landeck anhatte, schon wieder einige Schritte dem Luftzuge sich näher gewagt und redete hinunter in die Speisekammer. „Es war,“ versicherte er zurückkehrend, „Herr von Landeck. Aber er hat einen guten Appetit —“ setzte er spöttisch hinzu.

Dies schnöde Wort, das für die vorhin von Placida gegebene Charakteristik wenig zu passen schien, bestimmte Vater und Tochter ebenfalls wieder näher zu gehen, und siehe da! der geopferte Liebhaber, der Träumer und Schwärmer von Wels an der murmelnden Traun betheiligte sich wirklich an den Hauptaufgaben dieses festlichen Abends, am Essen und Trinken. Eine Halbmaske, die jetzt auf seinem Antlitz saß (vorher hatte er sie in der Hand gehabt), hinderte ihn nicht, auf einen Teller aufzunehmen, was ihm nur einige kursächsische Diener von den Braten und Pasteten zureichten.

„Seht den guten gemüthlichen Hausvogt, den Herrn Hans Georg Dähne von Dresden, ich kenne ihn — es ist verboten, von den Resten etwas zu verabfolgen —! Und wie axt er den hungrigen Hartschier — schenkt ihm auch Wein ein —! Wie sie alle lachen — die Herren Lakaien und die Kammerdiener —!"

Schon waren die Lauschenden wieder zurückgetreten. Sigmund's Appetit geriet natürlich Placida sehr wenig. Der Vater machte eine gerunzelte Stirne und schüttelte etwas den Kopf. Es war ein dunkles Plätzchen in den oberen Gängen, die alle zusammenhingen, wo sie einen Ueberwind hatten, obschon sie auch hier halb wie im Freien standen.

Wieder gingen sie zur Anrichtestelle zurück. Wieder hörten sie das geschäftige Treiben, das Klappern von Schüsseln, das Kommandiren der Truchsesse, der Vorschneider, alles adelige Herren, Schönberge, Lüttichaus, Knobelsdorfe. Sigmund von Landeck in seinem langen, die ganze Figur bedeckenden Mantel, den Helm auf dem Haupte (der Mantelkragen bedeckte sein Haar), die Halblarve vor'm Angesicht, dessen Mund frei blieb, aß noch immerfort und stach hastig mit der Gabel bald in diesen Schinken, bald in jenen Fasanen, bald in eine Pastete von Rebhühnern oder in einen Kuchen von Mandelteig. Es galt ohne Zweifel dabei Eile. Die Hofmarschälle, die hin und her rannten, sollten davon nichts sehen.

Wieder zogen sich die Lauschenden zurück.

„Das muß ich sagen, der ist ausgehungert!" rief Herr Zymmeran und hielt sich die Seiten vor Lachen. „Den hat die Liebe zurückgebracht, daß er es jetzt einholen muß —!"

Und Herrn Onuphrius wurde ganz schwindlig zu Muthe und Placida that, als sollte auch sie lachen, nur um den üblen Eindruck einer so materiellen Gesinnung ihres so viel beweinten Freundes zu verwischen.

Herr Onuphrius tastete nach den Briefen auf seiner Brust, wo so viel von Unmäßigkeit, ungebän-

digten Leidenschaften und unbezahlten Rechnungen die Rede war, und faßte sich endlich ein Herz, noch einmal in den Zugwind hinauszutreten, und unwillkürlich folgten seine beiden Gefährten.

Jetzt war unten das Lachen wahrhaft ausgelassen. Der Oberkammerherr, Herr Niklas von Miltitz, kehrte gerade, als verließe er den Anrichteraum und ginge in die im Dunkel der Nacht wie Feueressen eines großen Eisenhammers leuchtenden Küchen, dem geschäftigen Dienerpersonal den Rücken und noch stand Sigmund von Landeck und tafelte und becherte im Stehen, und jetzt hatte er es mit den Fischen. Eine große Rheinforelle wickelte er aus der sie umhüllenden Sülze heraus und fuhr selbst wie ein Haifisch in die fleischige, grätenlose Masse hinein, zugleich mit der Linken von dem Weine annehmend, den ihm die guten Dresdner Lakaien, lachend vor Wohlbehagen über so viel Appetit, immerfort dazwischen kredenzten.

Die unglückliche Placida drohte närrisch zu werden. Sie lachte jetzt hellauf und stürzte wieder fort, um nur nicht diesen Anblick allzu lange aushalten zu müssen. Ihr Vater gab nicht einen Laut von sich. Nur Herr Zymmeran lieh seinen Empfindungen des Staunens einen Ausdruck ganz wie die Diener und Köche des Kurfürsten, die ebenfalls weder je an der Elbe noch

ſich gar nicht erhielten, welche von Pſeudomumien kämen und ſtatt in einer egyptiſchen Pyramide allmälig im Bleikeller von Bremen vertrocknet wären. So könne Mancher glauben, er trüge den Zahn einer egyptiſchen Mumie und er gehörte jenem gedörrten und von der Luft in Leder verwandelten Dachdecker an, der im Bremer Rathskeller ſo viel Epoche mache. Ein Zahn, von dem wir uns einbilden, daß er nur Datteln und Feigen im ſchönen Morgenlande gegeſſen hätte, könnte gerade vom Tabakskauen ſo weiß ſich erhalten haben. Und in dieſer Art hätte ſich Schlachtenmalers Spott in eine Schraube ohne Ende verwandelt und Sophiens Ehrgeiz bis zur Ohnmacht durchbohrt, wäre ihr nicht ein Mann zu Hülfe gekommen, den Schlachtenmaler bisher nur im Mantel geſehen hatte und auch heute nicht ſogleich erkannte. Es war der Oberſt Satan von Höllenſtein.

Auch der Oberſt ſaß in ſeinem Namen wie ein Kind in ein paar Courierſtiefeln. Der Name war viel zu weit für ſeine ſchmächtige Figur, viel zu dunkel für ſeine gutmüthigen waſſerblauen Augen, viel zu donnernd für eine wunderbar zirpende Stimme, von der Schlachtenmaler gleich dachte: Iſt ſein Regiment nicht akuſtiſch aufgeſtellt, dann weiß ich nicht, wie es ihn hören wird. Jedoch hielt dieſe Widerſprüche ein geheimer Drath zuſammen, den man bald als militäriſch-ariſtokratiſche Conduite erkennen konnte. Wie mancher berühmte Huſarenobriſt der preußiſchen Armee ſitzt nicht in einem orthopädiſch elaſtiſchen Schnürgeſtell auf ſeinem Pferde, worunter ich hier etwas ganz Anderes verſtehe, als eine Anſpielung auf die künſtlichen Taillen der Gardelieutenants. Nein, alte Spieler, alte Badeſucher von Aachen, rheumatiſche Jäger, wilde, tolle Huſarenknaſter ſitzen nicht ſelten nur noch durch

an der vorderen oder hinteren Mulde einen ähnlichen Appetit gesehen haben mochten.

„Es ist einzig in seiner Art —!“ sagte er, und meinte, hier müßte ein Naturspiel obwalten. Denn so schlecht würden doch die Hartschiere nicht verpflegt, und auch heute würden sie, natürlich in gewissen Grenzen, wie es sich für Dienende geziemt, und da man noch

nicht gewußt hatte, ob überhaupt der Kaiſer zum Imbiß bleiben würde, bedacht worden ſein. Vielleicht liefe Liebesgram ſolche Lücken im Magen, die dann wie in einer Art Fieber geſtopft werden müßten.

In der Meinung, daß Sigmund von Landeck nunmehr geſättigt ſein müßte und es angenehm ſein würde zu ſehen, wie ſich derſelbe mit der Zwehle (er meinte die Serviette) den Mund wiſchen würde, ſchlich ſich Herr Zymmeran auf den Zehen noch einmal zurück, wurde aber von einem ſo ſchallenden Gelächter von unten her empfangen, daß ſeine beiden Gefährten wieder magnetiſch angezogen folgten, weder Zug noch Regen achtend.

Der Jubel unten war motivirt. Denn das ſuchte allerdings ſeines Gleichen auf Erden. Sigmund von Landeck ſtand noch immer in ſeinem majeſtätiſchen, ſchwarzgelben, mit phantaſtiſchen Treſſen geſchmückten Mantel, kehrte den von oben Zuſchauenden den Rücken und griff mit einer Gier jetzt nach den Ragouts, die man ihm reichte, daß man hätte annehmen mögen, ſein Magen müßte wie der des Kameels füllbar ſein, gleich mit Vorrath für eine ganze Reiſe durch die Wüſte. Da glitten die Keulen einer Gans in ſeinen Mund, hier der Bordertheil einer Ente. Jetzt folgte die weiche Maſſe einer Schildkrötenragout-Nachahmung aus allerlei

Schweinernem. Eidotter, Oliven, das waren eigentlich nur Hindernisse, die sich den größeren Füllsteinen in den Weg legten und doch hinunter mußten, um einen ungeheueren Fleischkloß und eine Roulade von Geflügel, groß wie eine Mörserkugel, hindurchzulassen. Mit dem Wein hielt sich Sigmund nicht lange auf. Die Pokale glitten, wenn die Zähne einige Ruhe hatten, einer nach dem andern wie Wasser hinunter.

„Das muß man für Geld sehen lassen!“ schrie Herr Onuphrius davonstürzend. „Das muß der Kaiser sehen! Ich rufe es in den Saal hinunter allen Fürsten und Kurfürsten —!“

„Mann, Mann —!“ rief dem halb irrsinnig Gewordenen sein gemüthvoller Freund, hielt ihn am Rockschoß fest und suchte eine Thorheit zu verhindern. „Das — das — ist — Höllenblendwerk —!“

Placida zitterte. In den namenlosen Briefen hatte auch von Teufelspakten gestanden, Verbindungen mit den Zauberern des Kaisers. Jetzt war ihr schon das Benehmen des Vaters beängstigend. Der alte Mann war wie behext und hatte den Weg schon fast bis an die Muschelkemenate wieder zurückgelegt.

Herr Zymmeran sammelte sich zuerst und rief ihm:

„Beruhigt Euch doch, ehrenfester Junker! Es kommt ja nun also an den Tag, daß diese Briefe keine Verleumdung enthielten —“

„Redet das nicht —!“ wollte Placida einfallen. Aber die Worte erstarben ihr im Munde.

„Es gibt — Blendwerke — der — höllischen Geister —!“ stammelte der Vater und suchte sich zu fassen. „Es ist vielleicht für uns nur ein Traum —! denn — was essen ist — das hab' ich doch schon oft — in Feldkirch — in Innsbruck oder — in Wien erlebt —! Einen Mann zeigte man mir in Wien, der seines Zeichens ein einfacher Schuster war und eine nur sitzende Lebensart führte — und er aß dennoch — zwölf Würsteln — wisset, nicht von den fingerdünnen, sondern den Dreikreuzer-Würsteln, und zwei Stunden darauf doch wieder zu Mittag — und dieser Mann konnte sich nicht ernähren und mußte geistlich werden — nur um die Mittel zu haben — seinen Leib zu füllen —! Aber über diesen Laienbruder bei den heiligen Vätern, den Herren Kapuzinern, geht —“

Diese stammelnd gesprochenen Worte verhallten schon wieder in dem fortgesetzt lautesten Lachen, das aus der Anrichtehalle erscholl. Wieder war man zu ihr zurückgekehrt, stürzte aber mit einem, trotz Kaiser und Reich ausgestoßenen verzweifelnden „Jesus!“ bald davon.

Denn soeben hatte Sigmund von Landeck einen ganzen Rehrücken, dessen eine Seite noch unberührt von der Tafel gekommen war, in die Hand genommen wie ein Dreierbrod und verschlang Alles, was davon noch an Fleisch übrig war — und dessen war nicht wenig — mit einer Gier, einem Menagerie-Löwen gleich, der sein auf einem Spieß ihm dargereichtes Fleisch als einen einzigen Bissen verschluckt. Rings reichten ihm die Lakaien Schüssel auf Schüssel hin, andere füllten ihm die Gläser. Der Esser war umstanden und bedient, als befände sich unter ihm ein großes Loch, in das Alles hinunterfiele und etwa von einem dahinfluthenden Arm des Lech oder der Wertach fortgespült würde.

„Nach Hause! Nach Hause!“ schrie Herr Onuphrius. Denn mehr zu sagen versagte ihm die Stimme. Mit zitternden Händen befestigte er seiner erstarrten Tochter den erwärmenden Ueberwurf, rieth ihr mit zähnebklapperndem Munde, vor jeder Neugier ihr Angesicht zu verhüllen, dankte dem gewonnenen Gastfreunde für seine so aufopfernde, warme, edle Theilnahme und machte sich auf den Weg, mit Vorsicht zu den Zinkenisten und Trompetern zu gelangen und von dort aus das Weite zu gewinnen.

Aber noch einmal wollte er sich überzeugen, ob denn wirklich das Erlebte unter Menschen, gewöhnlichen,

chriſtlichen Menſchen möglich wäre, ob wirklich ein Geborner und noch dazu Adeliggeborner ſich nicht in Wels an der Traun ſo hatte verſtellen, ſo das Herz einer zarten Jungfrau beſtricken können und in Wahrheit einen Charakter der Völlerei beſaß, der ſich auch noch zum Hanswurſten gemeiner Diener herzugeben vermochte. Wie ein ſcheuendes Roß ſtutzte er noch einmal kurz vor einer Stiege, die alle drei, um in's Freie zu gelangen, niederſteigen mußten, befahl ſein Kind einen Augenblick Herrn Zymmeran und rannte noch einmal durch die ſich inzwiſchen mit den nicht zur Tafel geladenen Gäſten noch mehr zu füllen anfangenden Gallerien zum Schauplatz des Ungeheuern zurück.

Nach wenig Minuten ſchon kehrte er wieder, leichenblaß, wie Einer, der ſeiner vom Winde fortgeriſſenen Perrücke nachläuft. „Fort —! Fort —!“ rief er mit Zahneklappern. „Noch immer iſt er —! Er iſt Kuchen — Mandelklöße — Auflaufe — Hohlhipen — Strudel —!“ Damit war Herr Onuphrius ſchon unten im Garten verſchwunden, nothdürftig ſein Kind feſthaltend. Herr Zymmeran war ihm abhanden gekommen.

Erſt am Gögginger Thor kehrte dem wackern Edelmann die Beſinnung wieder zurück. Er ſah ſich um, als erblickte er Geiſpenſter. Die Menſchen, die des

Regens nicht achtend in Maſſen aufgeſtellt waren, um ihrer Neugier zu fröhnen, kamen ihm wie Kobolde vor. Er glich den Unglücklichen, die in den Gebirgen Tirols oder Baierns dem ſchrecklichen Thiere, dem Tazelwurm, begegnet ſind. Erſt die Thränen ſeines Kindes, die er um die Wette mit den Regentropfen von ihren Wangen fließen ſah, gaben ihm die Beſinnung wieder.

Reden konnte er nicht. Schon des furchtbaren Kanonendonners wegen, der von den Baſteien erdröhnte. „Alles wegen des Feſtes — eines Feſtes des Teufels —!“ ſchrie er. Noch ſollte es trotz des Regens Feuerwerk geben, aber Herr Onuphrius brachte ſein unglückliches Kind zur Stätte der frommen Urſulinerinnen und ſchwankte, immer noch von hölliſchen Schauern geſchüttelt, zu ſeinen Roſſen, zu ſeinem Gefährt, zu dem ehrlichen Pancraz und dem Fuhrknecht Donat, die ſchon auf dem Heuboden ſchnarchten, heim in ſeine Herberge.

## Fünftes Kapitel.

Betrachtungen über den Untergang der Welt und dennoch ein fröhliches Ende.

Am folgenden Morgen war die Präſenzliſte des Augsburger Reichstages von 1582 um eine Nummer ärmer.

Ein einfacher Landedelmann fehlte mit den Seinen. Weder im Beſitz einer Viril- noch einer Curialſtimme, war er zum Reichstage nur gekommen in der Vorausſetzung, daß dem Staaten- und Völkerwohl Alles daran gelegen ſein müßte, daß ſich in keinem Menſchenherzen ein Mißverſtändniß einniſtet, keine Beſchlußfaſſung ohne ernſte Prüfung vorgenommen wird, und die Ehe, dieſe Bedingung der Erhaltung und Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes, eher erleichtert als erſchwert werden müßte.

Ganz erfüllt von Gedanken der Liebe und Freundſchaft, die jedoch nur unter edlen, mäßigen, nicht dem Teufel ergebenen Menſchen geſchloſſen zu werden verdiente, hatte Herr Onuphrius von Burgeß noch bei einem der berühmten Augsburger Silberſchmiede ein Symbol der beweglichſten Art für das Gemüth von Silber gekauft, zwei ineinander verſchlungene Hände, zu tragen an einem ſilbernen Kettlein um den Hals. Leider machte die jähe Haſt, womit der Vater der weinenden Placida die Abreiſe betrieb, es unmöglich, daß dies Angedenken etwa für Frau Zymmeran oder eine ihrer Töchter, dem Gatten und Vater ſelbſt von dem dankbaren Anwohner des „deutſchen Meeres“ perſönlich überreicht wurde. Der Zahlmeiſter des Erzherzogs Mathias war bereits tief wieder in Zahlen

und ach! weit mehr in Nullen vergraben. Aber es waren zuverläſſige Empfänger da, die verſprochen hatten, ſeinem Doppelgänger aus Linz dies Andenken unverzüglich zu behändigen.

Dann fuhren und ritten die guten Menſchen zum Rothenthurmthor hinaus und Pancraz ſowohl wie der Fuhrknecht Donat wußten ſchon, was ſich am geſtrigen Bankett enthüllt hatte. Man ſah ein, daß ein ſolcher Eidam binnen einem Jahre ganz Schwarzachhalden durch die Gurgel gejagt haben würde. Den Wärwolf kannten ſie alle. Das war ein Menſch, der nur eine gewiſſe verzauberte Schnalle an ſeinem Gürtel zu löſen brauchte, und er nahm die Geſtalt eines Wolfes an und fraß Schafe und Füllen, ja vor Hunger ſogar Menſchen. Pancraz wollte im Appenzeller Lande einen Mann geſehen haben, für den Niemand gut ſagte, und wenn man ihm begegnete, ſteckte man raſch einen Mund voll Brod in den Mund, wodurch der Wärwolf gebannt und ſeine Schnalle im Gurt, in dem Schmachtriemen, den man löſt, wenn ſich der Magen erweitert, den Zauber verliert. Auch die Nachzehrer oder Blutſauger wollte Donat, der ſchon gegen die Türken gedient hatte, in Ungarn kennen gelernt und ſie am vielen Zechen erkannt haben, wo ſie dann nicht mehr weiter konnten mit gewöhnlichem Rebenblut, ſondern hinaus-

ſchlichen in's nächtliche Dunkel und Menſchenblut begehrten. Da fielen ſie Jungfrauen an, tödteten ſie und ſogen ihnen das Blut hinter'm Ohr aus. Herr Onuphrius faltete die Hände, als ſie in den Wald hinter Hauenſtätten kamen. Er wollte hier nicht von Wärwölfen und Nachzehrern geſprochen haben, ſondern gedachte nur ſeiner Faſttage, nicht blos ſeiner kirchlich gebotenen, ſondern derer, die ſich der an ein ewiges Gericht glaubende Menſch ſelbſt manchmal auferlegt, etwa wenn ihm beim Eſſen die Gabel oder das Meſſer zu Boden gefallen iſt. „Da dann weiter zu eſſen, da dann weiter zu trinken, das iſt denn doch noch Niemandem gut bekommen —!“ ſagte er mit einer zitternden Stimme, und Placida mußte beſtätigen, nie ging eine Schüſſel ganz geleert von ihrem Tiſch, ſonſt wäre ja die Armuth in ihre Küche eingezogen. Unmäßig und überſatt ſich zu eſſen, das iſt dem Vorarlberger nur am Chriſtabend geſtattet; denn wer es da gethan hat, der that es nur, weil er dann das ganze Jahr keinen Hunger leidet. Placida ſah das heilige Mahl vor ſich, als es Chriſtus eingeſetzt hatte, einen Lammsbraten und einen Teller nur mit Brod und einen Becher mit Wein! Sie gedachte eines Mönches, der auf der ſchönen Gebhardsberg-Kapelle in einer Predigt, die er allda im Freien, auf der ſchönſten Kanzel der Welt

Stahlfedern auf dem Pferde fest, während sich freilich Baron Satan von Höllenstein früher auf dem Kriegsministerium nicht daran gewöhnt hatte, mit Stahlfedern zu reiten, sondern eher wohl, damit zu schreiben. Nun war er aber einmal in die active Armee übergegangen und commandirte die berittene Scharfschützengarde. Jetzt war Alles knapp und eng an ihn anliegend, Sporen rasselten ihm an den Füßen, keine Stubendecke war mehr sicher vor ihm. Es währte auch lange, als er in's Zimmer trat, daß er einen Knäul von den Stiefeln loswurde, in den er sich gleich (er gehörte zu Sophiens Strickstrumpf) auf der Schwelle verwickelt hatte. Mit jenen gerundeten Formen, die dem Adel so vielen Vorsprung vor der Canaille geben, winkte er Schlachtenmalern, sich zu setzen, und fixirte ihn wiederum mit einem jener Blicke, die nicht die Stärke der Seele, sondern die kecke Schule des Privilegiums dem Auge des Vornehmen eingeübt hat. Ganz kurz abgestoßen, wie Einer, dem etwas gut schmeckt, schnalzte er mit der Zunge: „Sind Herr Blasedow?" Und, als dieser sich leise verneigte, nickte der Obrist drei, viermal mit dem Kopf und stieß noch kürzer ab: „Freut mich; Vergnügen gehabt; sehr angenehm; sehr angenehm; längst gewünscht; sehr angenehm!"

Schlachtenmaler erklärte mit Würde, seine Befehle zu erwarten; doch der Obrist erwiderte lächelnd: „Findet sich, findet sich!" und erstaunte, keine Zurüstungen zum Thee anzutreffen. Sophie erhob sich mißlaunig und klingelte; doch Celinde war selig, daß sich ein so behagliches, trauliches Band um sie alle knüpfen sollte. Der Obrist erwähnte einige Unerheblichkeiten und wandte sich dann wieder an den jungen Mann mit holdseliger Protectormiene und denselben

gehalten, Werth darauf gelegt hatte, daß Christus der Herr das Brod nicht geschnitten, sondern, wie es in der Schrift steht, gebrochen. Das Brod nicht zu schneiden, sondern zu brechen, wäre noch jetzt am Tische die feinere Sitte der Vornehmen und Gebildeten.

Manchmal kam dem unglücklichen Mädchen der Gedanke: Es ist nicht Sigmund von Landeck gewesen —! Dann aber vergegenwärtigte sie sich die Gestalt, die sie vor dem Beginne ihres gotteslästerlichen Schmausens zu deutlich gesehen, ja bis zum Anrufen und Grüßen erkannt hatte —! Herr Zymmeran und ihr guter Vater nannten sich auch Doppelgänger, weil sie beide kurz und dick waren; aber Jeder konnte sie unterscheiden —! Einen Bruder hatte Sigmund nicht. Er war es also selbst — und in Völlerei und Unmäßigkeit verfallen, ja die Unmäßigkeit selbst —! Nein, sie wollte nichts hören vom Wärwolf, von den Künsten Kaiser Rudolfs und seiner Zauberer, sie wollte nur dem allein nachfühlen, daß nichts einem Jünglinge und dem Mann überhaupt schimpflicher steht, als eine übergroße Freude zu verrathen an der Füllung des Leibes. Selbst die Neigung, mehr zu trinken als sich gebührt, verletzt ein Frauenauge nicht so sehr, als ein behagliches Lecken und Schlecken von Schüsseln und Tellern, das Stecken der

Nase in die Töpfe der Küche, die Gier, sich von den Leckerbissen einer Tafel nichts entgehen zu lassen.

Sie kamen an manchem Kloster vorüber, das jetzt leer stand, an manchem aber auch, wohin die alten Bewohner zurückgekehrt waren. Waren es Nonnenklöster, so seufzte Placida und sagte: „Dahin werde auch ich ziehen —!“ — „Lieber gar —!“ meinte dann der Vater. Sie aber fuhr fort: „Sankta Walpurgis wird dann meine Schutzheilige werden —!“ Sie meinte um die drei Kornähren, die diese Heilige in der Hand zu halten pflegt zum Zeichen, daß sie einst ein Kind von nicht mehr zu stillendem Hunger, von der sogenannten Ehwuth, dem drohenden Schicksal, ein Wärwolf zu werden, heilte.

Der Vater schüttelte den Kopf und sah nur voll Wehmuth auf die gebundenen Garben, die im Felde zu hohen Thürmen aufgerichtet standen, und auf die Mühlen und in allen Städten, durch die sie kamen, auf die Bäckerläden und wollte damit sagen: Die Ernte ist gerathen. Aber könnte sie nicht auch mißrathen sein, und was dann —?

Hinter Kaufbeuern beginnt der Segen des Weidelandes. Herrliche Stiere mit mächtigen Hörnern und leuchtenden Bläßen an den Felsenstirnen beherrschten wie Sultane die Heerden von Kühen und Kälbern im

gesegneten Allgäu —! Voll Rührung blickte Herr Onuphrius auf diese brüllenden, muthig über die Landstraße setzenden Gottesgaben — sie verwandelten sich ihm alle in gemetzigte Rindsviertel und in dampfende Braten am glühenden Spieß. „Es ist ein schönes Vieh —!“ seufzte er. Er meinte: „Aber es gibt auch Seuchen, als da sind: die Klauenseuche und der Milzbrand, und — was dann —?

Zu Kempten war Alles wieder so recht katholisch geworden und hohe Treppen gab es dort, die man sogar zu den Altären hinaufrutschen konnte mit kniegeschmeidiger Andacht. Das zwar nun thaten die nach Schwarzachhalden Zurückreisenden nicht am Abend ihres zweiten Nachtlagers. Aber Placida sang doch wieder von einem Kloster an und sprach jetzt von den grauen Schwestern, als welche die Landgräfin Elisabeth von Ungarn und Hessen so innig verehren, diese Heilige, der sich ihr Brod im Korbe in eitel Rosen verwandelte. Nur noch Blumen mochte sie, wenn man vom Essen sprach. Nicht einmal Früchte. Alles Eßbare widerstand ihr zum Aeußersten, ja auch Herr Onuphrius und sein getreuer Pancraz und vollends erst Donat, der die Vampyre und die Wolfsmenschen aus Ungarn kannte, konnten sich an keinen Wirthstisch setzen, ohne dem Gebackenen oder Gebratenen mit einer gewissen Zaghaftigkeit zuzusprechen. Es kam ihnen vor, als wenn sie sich mit

jedem Biſſen, den ſie zum Munde führten, ſchuldig machten, eine Hungersnoth herbeiführen zu helfen, die nächſtdem gewiß über Europa hereinbrechen müßte. Ob die Tafel noch ſo reichlich beſetzt, der Wein zwar ſauer, aber das Bier vollkommen mundgerecht war, es ſchien ihnen die ganze Zukunft der Welt höchſt bedenklich und die Schöpfung nicht vorzuhalten für die Bewohner dieſer Erde, wenn ſie allzu ſündig und ſogar in der Nähe des Kaiſers des Teufels würden. Mitleidig belächelten ſie das Schreien der Gänſeheerden, die auf die Stoppelfelder getrieben wurden. Die Erde kam ihnen, wenn nicht noch vielleicht einſt Hinter-Indien ſeine Thore und Scheuern öffnete, wie der ausverkaufte Lindauer Samstagsmarkt vor.

Am vierten Tage endlich in der Frühe, nachdem Placida wieder an dem ſchönen kleinen See von Immenſtadt ein Klöſterli entdeckt hatte, allwo zuweilen ein Labial für ſie auf's ganze Leben, ſagte ſie, hätte werden können, und der Vater aus tiefem Sinnen über das Verſiegen aller Brunnen, über das Verdorren aller Bäume, über das Vertrocknen aller Milchkühe wieder nur mit ſeinem „Lieber gar —!“ aufgefahren war, erblickte man von der Höhe aus den dunkelblauen Spiegel des „deutſchen Meeres.“ Das Wetter hatte ſich zum Guten gewendet. Der Sturmwind hatte nach-

gelaſſen. Die Sonne war mit ihren belebenden warmen Strahlen wieder durch die Wolken gedrungen. Frieden verheißend, ſanften Frieden dem Herzen zuwinkend, ſtanden die ſchroffen Felſenhäupter der Schweiz, des Rheinthals, die granitenen Wirbel in dem mächtigen Alpenrückgrat vor dem ſtillen Trauerzuge und hoben den Ermatteten die Schwingen, daß ſie hätten hinüberfliegen mögen über die blaue Flut wie die Adler zu ihren Felſennestern. „Die Kurfürſten —!“ lachte Herr Onuphrius mit Bitterkeit, doch nicht ohne ein Gefühl von Erlöſung auf, als er gegen Süden ſtarrte. „So heißen ſie Euch da oben, Ihr ſteinernen Stühle, ſo den böſen Wallerſtadtſee bedachen —! Haben wir da ſchon wieder den Reichstag, und wo ſitzet denn nun der Neubackene unter ihnen — der Meißener Kurfürſt mit ſeinen Köchen —? Ja, ich zähle ihrer ſieben Stühle und einen Kaiſerthron, aber der eine davon ſchaut wie ein Kochherd aus! Gott geſegne's, Herr Junker von Landeck!“

Placida bat den Vater, ſie zu ſchonen.

So war denn die geliebte Heimat wieder erreicht, wohin ſie ihre entmuthigten, entlagenden Herzen trugen. Der Vater verſuchte den Hut zu ſchwenken und all' dem ſchönen Land und Waſſer ein „Juchhei! da ſind wir —! Noch nicht aufgefreſſen und heil und geſund

in unserer ungebratenen Haut —“ zuzurufen, aber er fing seine Rede lustig an und endete sie traurig. Das war ein schweres Bündel von Kummer, das sie heimbrachten und am gewölbten Hofthor von Schwarzachhalden abzuladen hatten. Es mußte aber doch versucht werden, so fortzuleben nach Gottes Rath.

Und so bogen sie denn ab, ohne Lindau zu berühren, zu ihrem lieben Oesterreicherland hin und fuhren um den See herum, den schönsten Theil des Gürtelbandes von Wegen, die um die fast unabsehbare, im Sonnenlicht sich in nichts als funkelnde Strahlenbündel auflösende Wasserfläche ziehen. Rings von den Wiesen dufteten würzige Kräuter. Da, wo sich die Wärme der Sonne lagern, länger sich schützen konnte vor dem immer mildkühlen Hauch von den Alpen her, ragten Weingelände auf. Wälder verloren sich bis in den See hinein mit farrenkrautumrandeten Bächlein, die noch zu guterletzt, ehe sie im See verschwanden, Loh- und Gipsmühlen treiben, dem Menschen frohnen mußten. Dann kam die trotzige Klause, die umgangen werden mußte. Hier hatten sie sich einst den Sigismund als einen Kommandanten des Kaisers gedacht — in Friedenszeiten ein gar behäblicher Posten —! Ach, wie bedurfte es des Blickes auf die Herrlichkeit, die sich ihnen beim Steigen darbot, um ihnen die trüben

Gedanken zu verscheuchen! Unten ragten die mächtigen Kronen uralter, früchtegesegneter Nußbäume. Fast dicht an die Wurzeln derselben heran brach sich die Welle des Sees, den auf der andern Seite die hohen Berge begrenzten — alle umwallt an ihrem Fuß von malerisch gewundenen schneeweißen Wolkenschleiern. Zur Rechten standen die Vorberge der Schweiz, g'radeaus der Berg der „drei Schwestern", und zur Linken, vom letzten üblen Wetter noch wieder mit Schnee bedeckt, die Kette des Vorarlbergs. Die „Mantelfluhe" sah aus wie eine

weiß überzogene Kinderwiege. In der Nähe betrachtet gleicht sie freilich mehr einem riesigen Sarge. Wie unser ganzes Leben —! dachte Placida.

In Schwarzachhalden angekommen, begrüßt von allen Menschen mit freudigem Zuruf, angewedelt, umsprungen und umbellt von den Hunden, umschmiegt von den Katzen, angebrummt sogar von zwanzig stattlichen Kühen, die vor dem bösen Wetter wieder von den Sennhütten hatten herunterkommen müssen und erst beim längeren Bestand des bessern Wetters dorthin zurückkehren durften, begannen die ermüdeten Reisenden wieder ihr Tagewerk, wie sie es verlassen hatten. Placida, die im Hauswesen zuzugreifen gewohnt war, that es freilich noch mit einem taumelnden Schritt wie eine Mondscheinwandelnde. Vom in Augsburg Erlebten sollte nicht gesprochen werden. Auch die beiden Mannen hatten sich dahin verbürgen müssen. Aber wer hält etwas vor seinem Weibe geheim —! Kaum hatte Frau Apollonia gemerkt, daß dem Herrn von Burgeß auf Schwarzachhalden das Essen nicht schmecken wollte und er ordentlich das Schütteln bekam, einen förmlichen Fieberanfall, wenn er den Tisch mit gutem Schöpsenfleisch oder mit gebratenen Felchen aus dem See besetzt fand, so wurde es ihrem Manne eine Pein, solch' räthselhafte Erscheinung und die kränkelnde Nicht-

würdigung ihrer Kochkunst länger unerklärt zu lassen. Da sahen sie denn bald alle auf dem stattlichen Hofe die arme Placida wie ein des tiefsten Mitleids würdiges, aber doch noch zur rechten Zeit dem Wärwolf entgangenes Menschenleben an.

Nach einigen Tagen gewohnten Hinlebens in Pflichterfüllungen aller Art mußte Herr Onuphrius zur Erledigung geschäftlicher Dinge nach Bregenz reiten. Nachdem er auf der Vogtei daselbst — ein zu ihr gehörender mächtiger Thurm überragt den geklüfteten Berg, auf welchem sich einst ein altes Kastell der Römer erhob — seine Steuern und Gerichtshändel geordnet, auch über den Reichstag allen neugierigen Amtsleuten und Schreibern Berichte erstattet hatte, gründlichst, soweit seine Kenntniß ging, wenn auch nicht gerade im feinen Styl des Sleidanus, ritt er auf seinem beim Kronenwirth untergestellten Gaule wieder heim, langsam aufsteigend eine mit wunderbaren Reizen der Fernsicht geschmückte Anhöhe, die zur Riedenburg führte. Schon würden seine Augen, wenn ihm die verfeinerten Gefühle unseres Zeitalters zu Gebote gestanden hätten, einen Streit zu entscheiden veranlaßt gewesen sein können, ob der Blick zur Rechten über den Spiegel des Sees hin oder zur Linken auf die Reize des sich öffnenden Aachthales den Preis verdiene, als ihm,

im Gegenſatz zu aller Poeſie des landſchaftlichen Lebens, einfiel, daß er vergeſſen hatte, in Bregenz einen kleinen Imbiß zu ſich zu nehmen. Ach, lieber Himmel, nur wenig — nur eine Bregenzer Schieblingswurſt, die anfangs unbarmherzig hart wie ein Kieſelſtein iſt, jedoch von ſiedendem Waſſer ſich allmälig erweichen läßt zu einiger Milde. Und wie ſich der wackere alte Herr am Beginn der uralten Holzbrücke, die über den Doppelarm der Aach und deren Kieſelſteingerölle führt, das erſt im Frühjahr, wenn der Schnee ſchmilzt, mit wogenden Strudeln bedeckt iſt, in einer Schenke erquicken und leidlich mit einem ſogenannten Schildbrot, einem ſchwammigen, aber genießbaren Gebäck, ſtärken wollte, ſiehe! da trat die zum erſten Mal ſeit Augsburg ſich wieder bei ihm kundgebende phyſiologiſche Erſcheinung, die man Hunger nennt, in eine ſeltſame Mitleidenſchaft mit einem Anblick überraſchender Art.

Den Berg von der Riedenburg herunter kam ein Reiter, ſtaubbedeckt. Sein Gaul ſchien todtmüde und knickte beim unſichern Bergab-Schritt öfters zuſammen, ſo daß der Reiter vorzog, lieber ganz aus dem Sattel zu ſpringen und das arme Thier am Zügel zu führen. Am Brückenſteg mußte ein Zoll gezahlt, alſo ohnehin gehalten werden. Dem Gaul that eine Erfriſchung noth, ſonſt würde er zuſammengebrochen ſein.

Lakonismen des Styls und derselben Geschwätzigkeit des Vortrags (denn die kurzen Sätze wurden alle dreimal wiederholt): „Sind Maler? — Weiß's; sind Maler; guter Maler; Renommée, haben Renommée; Maler, gute Pferde, Militärmaler, weiß's: — Silberschlag hat's gesagt, tüchtiger Mann, Director Silberschlag, tüchtiger Mann — sehr gelobt, sehr gelobt, — gute Pferde malen, habe Pläne, Pläne, große Pläne ....." Doch verschwieg er sie noch und Schlachtenmaler biß so lange in die Theetasse, als er nöthig hatte, sich an die Manieren des Obristen zu gewöhnen. Dieser rückte endlich in seiner kurzen, mehr im Infinitiv als im Indicativ verenzen Sprechweise, die beinahe auf eine gründliche Lectüre des Tacitus schließen ließ, mit einem vollständigen Feldzugsplan heraus, den der Fürst von Zavn-Zavn, jedoch nur in friedlichen Absichten gegen seinen Nachbar, den Fürsten von Vierhufen, entworfen hatte. Es war der beiderseitige Wunsch dieser Fürsten, ihre Truppen einmal wieder an die Strapazen des Feldlagers zu gewöhnen, wie auch einige neuere Fortschritte der Kriegskunst, statt auf dem Exercierplatze, im offnen Felde zu versuchen. Der Obrist war zum Generalissimus der diesseitigen Truppen ernannt worden und wünschte, um der Geschichte von diesen „vorhabenden" denkwürdigen Manoeuvres eine deutlichere Erinnerung zu hinterlassen, einige Hauptcoups, mit denen er das Schicksal der künstlichen Schlachten zu entscheiden sich kluglächelnd schmeichelte, in dem Moment, wo sie gemacht wurden, von einem geschickten Maler in Sepia oder Oelfarbe oder auch vorläufig nur in Kreide sich aufnehmen zu lassen. Schlachtenmaler sollte den Generalissimus in nächster Nähe begleiten und jeden malerischen Moment benutzen, um die Gruppen und die Con-

Univ. Bibl. München

Der Reiter war bewaffnet. Ein schwarzer Lederwamms bedeckte seine Brust. Neben seinem Sattel waren Halfter sichtbar für zwei sogenannte Faustlinge, deren Griffe man hervorragen sah. Die Riemen eines Pulverhorns und einer Geld- oder Depeschentasche gingen ihm quer über die Brust.

Die Züge, die Gestalt des jetzt seinen Gaul zum Tränken an einen Brunnen führenden Reiters fielen Herrn Onuphrius ausnehmend auf. Er hätte schworen mögen —

Nein, dieser ganz in Gedanken vertiefte, über und über mit Staub bedeckte Reiter sah wie das „Leiden Christi“ aus. Seine Mienen waren bleich, nur etwas auf der äußersten Höhe der Wange erröthet vor Erhitzung. Die Hände waren mager. Wie konnte das — der Wärwolf Sigmund von Landeck sein!

Bei alledem, die Aehnlichkeit war zu täuschend. Es war der Gang des damals so rasch den Bödemliwirth im Stich lassenden Zechbruders, die Haltung der Arme und der Kopf des in der Abtragkammer im Fuggergarten die Reste der kurfürstlichen Tafel vertilgenden Unersättlichen —

Nachdem sich Herr Onuphrius bekreuzigt hatte, fing er an, mit lauter Rede den Gaul zu bemitleiden.

„Habt wohl einen weiten Ritt gemacht —?“

Wie aus Träumen erwachend, sagte der sein Roß selbst Tränkende und ihm aus seiner Tasche etwas Brod mit dem Messer Vorschneidende:

„Ja — von Augsburg —“

Herr Onuphrius stutzte und konnte im Diskurs schon nicht weiter, segnete sich aber zum zweiten Male mit dem Kreuz.

Darüber fand der ruhig, aber mit schwermüthigem Blick vor seinem Rosse Stehende beim Abschneiden des

Brodes und Darreichen zum Maul des armen Thieres Zeit, mit den Worten einzufallen:

„Augsburg ist noch nicht der Welt Ende —! Aber wir sind rasch geritten — ohne Unterlaß — daher ist der Klepper so müde —!

„Das ist Sünde, so zu reiten, wenn Ihr nicht bald Herberge nehmt —" meinte der greise Junker, der seit lange zum ersten Male wieder das Gefühl einer behaglichen Sättigung für seine Person genoß.

„Wie weit liegt der Hof Schwarzachhalden noch?"

„Wie —? Was —? Welchen — Ort — nanntet Ihr da —?"

Aber nicht einmal diese wenigen Worte konnte Herr Onuphrius ganz hervorbringen. Denn schon stand er dicht vor dem erstaunt Zurücktretenden, sah ihm in's blasse, aber, wie er sich überzeugte, männlich schöne und edle Angesicht und wirrte den Anfang einer Rede, die er beginnen wollte, in den Anfang einer andern, so daß die Worte über einander kugelten, der Reiter unwillkürlich lachen mußte, was jedoch sofort durch eine Miene des Schmerzes wieder verhindert wurde, und Zeit bekam, den Gedanken zu fassen, den er in d'n auf seinen Lippen ersterbenden Ausruf zu kleiden suchte:

„Ja, Herr — Ihr seid doch — nicht — etwan —?“

„Der Junker von Schwarzachhalden bin ich —!“

„Der Vater —“ stammelte der Reiter an sein Roß sinkend und mit dem Haupt fast die gefährlichen, ohne Zweifel geladenen Fäustlinge berührend.

„Halt —!“ rief auch Herr Onuphrius voll Schreck. Man hatte Exempel von Beispielen, daß ein Hahn auch ohne den Daumen und Zeigefinger losgehen kann. Er hatte den jungen Mann vom Sattel fortgerissen und behielt ihn gleich wider Willen in seinen Armen.

Nämlich mit dem Worte „Placida's Vater —?“ waren Sigmund von Landeck die Sinne vergangen.

An Zeugen, an Hilfe, um den Reiter auf die nächste Bank zu führen, fehlte es nicht. Diese stand halb unter einem früchteschweren Nußbaum, halb unter einem bretternen Vordach, das gegen die Sonne schützte. Dorthin zeigte der erichrockene Herr Onuphrius, dem anfangs der Gedanke gekommen, ob denn auch die Nahrungsmittel der Umgegend ausreichen würden, diesen so vielleicht vom Hunger entkräfteten Wärwolf wieder in die Reihe zu bringen. Einen viel größeren Raum in seiner Seele nahm aber der andere Gedanke ein: Er will zu uns —! Was wird Placida sagen —? Wie schütz' ich sie vor ihm —? Die Wärwölfe fallen aus zuletzt die Menschen an.

Als Sigmund von Landeck zu sich gekommen war, sagte er:

„Ehrenfester Junker, ich soll Euch zuvörderst einen Gruß bestellen —“

„Danke — danke —“

Noch suchte der Mann, der gefrühstückt hatte, dem kraftlosen Hungerleider, der doch nur ein Bote der Hölle sein konnte, auszuweichen.

„Vom Herrn Kammerschreiber Zymmeran —“

„Ah! meinem werthen Freunde —“

„Der Würdige lässet Euch auch sagen —“

„Was, mein — Lieber —“ stammelte Herr Onuphrius.

„Daß Gott der Herr dem Menschen die Augen zum Sehen gegeben hat —“

„Und — und — den Magen, meinet Ihr vielleicht, zum Essen —“

„Ja, nur unter Umständen —“

„Zuweilen etwas — viel zu essen —! Regt Euch aber nicht auf, Herr von —“

„Landeck ist mein ehrlicher Name! Die Landeck's haben das Banner getragen, als Kaiser Barbarossa bei Marignano den Tücken der Welschen erlag —! Aber mit Ehren verließen sie die Schlacht, die verloren —! Die Landeck's sind arm, Herr! Sie mußten Herrendienst verrichten — aber verflucht sei die Zunge —“

„Die Zunge —? Das ist vielleicht erblich an den Landeck's —? O regt Euch nicht auf —! Soll ich vielleicht dem Wirth — noch dürften einige Würsteln —“

So sprach der über die Erregung des jungen Ritters bis zum Tod Erschrockene durcheinander.

„Die Feder —“ verbesserte aber dieser die irrthümliche Gedankenfahrte des Junkers von Schwarzachhalden, der alle überflüssige umstehende Neugier aus dem Bereich des Vordachs, des Nußbaumes und der Bank verwies „— die Feder, die Euch über meine Seele, die, will's Gott, nur einst dem Paradiese geweiht sein wird, nicht dem Satan — die sei verflucht! Wo habt Ihr die Briefe, die mich verleumdeten —?“

„Bester, Bester, lasset das jetzt —!“

„Wenn Ihr glaubt, daß es Wenzel von Fircks — gewesen — In Augsburg nahm ich mir nicht mehr die Zeit, den Frevel zu untersuchen. Erst wollte ich die Beweise in den Händen haben. Da hängen meine Fausthinge! Hier ist mein Schwert —! Die Hellebarde habe ich noch im Dienst des Kaisers gelassen, den ich künftig meiden will und den Tod suchen in Schlachten, wenn ich nicht Rechtfertigung vor Euch finde —“

„Beruhigt Euch —! Beruhigt Euch —!“

„Ihr seid der Vater meiner Placida! O Herr des Himmels, daß ich Euch umarmen dürfte, wie ein geliebter Sohn! Aber selbst, wenn Ihr vertraut, wenn Ihr erkennt, daß mich nur ruchlose Bosheit, giftiger Neid, teuflische Rachsucht verleumdeten, so muß ich

sogleich auf und davon und meine Hand tauchen in das Blut des Schurken, der es wagte —"

„Lasset das! Lasset das —! Viel anders dünkt mich von Werth —"

„Daß ich mich rechtfertige über den Glauben —"

Nun lachte Sigmund von Landeck hellauf.

Der Junker zog noch immer von seinem einfachen Schildbrod hervor und suchte in seiner Ledertasche, die auch er um den Leib trug, nach Bissen Fleisch und Wurst und winkte auch dem Herbergswirth — alles, als wenn nur Eines zu besorgen stünde, der Wärwolf konnte nicht blos vor verletzter Ehrbegierde, nicht blos vor unverkennbarer rasender Neigung zu seinem Kinde, sondern auch vor ersichtlich seit langer nicht gestilltem Hunger hier auf dem Platze rasend werden.

Da aber hob der junge kaiserliche Hartschier die Hände gen Himmel, lachte wieder, was ihm jedoch nicht hämisch, sondern herzig und lieblich stand, und sagte:

„Ehrenfester Junker, Euer Freund hat mir alles erzählt, wie Euch ein Blendwerk, eine seltsame, ja wie eine Komödia klingende Täuschung so hat berücken können —!"

Herr Onuphrius horchte hoch auf.

„Zu allen Zeiten", fuhr Sigmund von Landeck fort, und ein Blick auf seinen Gaul drückte zugleich die

Freude aus, zu sehen, daß dem Thiere durch die ihm gegönnte Rast wohler wurde — „zu allen Zeiten habe ich einen Trunk herben Ungarweines lieber gehabt als Wasser und mir an einem Rinderbraten gütlicher gethan als an einer Suppen, selbst wenn meine Frau Mutter noch so liebe Klößli hinein verrührt hatte. Aber sonst sind die Landeck's von altersher nur mäßig gewesen im Essen wie im Trinken. Als ich gar den Stich in's Herz erlebte mit meiner geliebten Placida — o daß ich Euer Fürwort hätte —! Führet mich zu ihr — saget mir nur —"

„Redet nur von der Komödia —!" unterbrach Herr Onuphrius hochgespannt.

„Nun gut —" lenkte der schon Hoffnungen fassende Liebesschwärmer wieder ein, „— das war ohne Schimpf und Glimpf, wie folgt: Wir Herren Hartschiere sollten neue Mäntel bekommen, aber nur jener Eine, in dem Ihr mich gesehen —"

„Wirklich Ihr —?" rief der schon gewonnen Geweiene mit erneuertem Entsetzen.

„Zum Beginn des Mahles ja, Herr! Den Mantel nahm ich jene Nacht zum Fuggerhause mit, weil es ein böses Wetter war, und ich seit der Zeit, wo mir mein Lieb verloren gegangen ist, an einem Siechthum leide, das mich immerdar wie das Fieber schüttelt.

Unſer zwölf Mann waren abkommandirt worden, die Wache zu halten bei dem Bankett in der Nähe des Cloſets, wohin ſich der Kaiſer immer zurückzog, wenn ihm des Lärms zu viel wurde. Hatte man auch für uns einen Imbiß zugerichtet von kurſächſiſcher Seite. Aber müſſen wohl die Herren Hofbediente in Sachſen des Küchli-Eſſens befleißigter ſein und des Zuckergebackenen, als wir in Oeſterreich. Nichts als Teig und wieder Teig, den ſie auch uns geknetet hatten. Da ſchimpften meine Kameraden nicht wenig und hätten ſich gern an die Schüſſeln der regierenden Herren gemacht. Mich kümmerte ihr Aerger wenig. Ich nahm den Mantel und wanderte in den Sturm hinaus. War mir's doch, als hätte ich die Ahnung gehabt, daß mein Lieb unter einem Dache mit mir weilte. Es ließ mir keine Ruhe. Ich ging durch die ſchönen, vom Winde zerzauſten Bosketts, ſah die herrlichen Marmorbilder, wie auch ſie zu frieren ſchienen, und trat, weil nachgerade des Regens doch zu viel wurde, wieder in eine ſchützende Halle und gerieth durch Zufall in die Abtragshalle, wo ich dem Treiben zuſah. Dort habt Ihr mich geſehen —"

„Ja, das that ich —"

„Aber in der Zeit, als Ihr Euch vor dem Zugwind zurückgezogen hattet, war ich zu unſerem Wach-

flicte der Truppen aufzufassen und vorläufig wenigstens in Umrissen wiederzugeben. Er würde schon Sorge tragen, bemerkte der Obrist, daß Schlachtenmaler immer einen sichern Punkt träfe, wo er das Ganze am besten treffen könnte, und selbst, wenn es mit scharfen Patronen herginge (was jedoch gänzlich unterblieb), so wäre sein Reisewagen so gut als bombenfest. Gelinde, die schon wußte, daß sie mit Sophien bestimmt war, das Manoeuvre ihres Mannes mit anzusehen, schwoll wie eine gepflückte Rose im Wasserglase auf, ein unnennbares Gefühl der süßesten Vertraulichkeit überkam sie, sie hätte ihren Gemahl, um wieder ihres seligen Trauges nur auf eine passende Weise loszuwerden, gern an ihr Herz drücken mögen, wenn er sich gerade nicht im Momente so wunderlich geberdete. Er zog nämlich Tranchéen und Verhaue um sich und that, als koste es den Hals, bis zu ihm heranzukommen. Er signalisirte seine Frau als das feindliche Hauptquartier, Sophien als einen Pulk künstlicher Kosaken, den sich der benachbarte Fürst, aus Sympathie für Rußland, hielt, Schlachtenmalern als das ästhetische Gewissen aller seiner Bewegungen und commandirte mit so großer Geistesgegenwart, als wenn er schon im Feuer stände. Er suchte den jungen Künstler schon im Voraus mit den Glanzstellen seiner eingelernten Manoeuvrerollen bekannt zu machen und griff in der That in die Tasche, wo er den ganzen Plan schon vorgezeichnet und nur nöthig hatte, ihn auswendig zu lernen. Schlachtenmaler bemerkte, er wisse allerdings, daß es bei Manoeuvres nicht auf Improvisationsgabe ankäme, sondern auf die gewandte Ausführung einer mechanischen Vorschrift; doch könnte vielleicht der jenseitige Kriegsplan von dem diesseitigen sehr verschieden sein. „Gott bewahre!“ fiel der Generalissimus

posten zurückgekehrt und hatte im Scherz von den Speisen erzählt, von den noch halbvollen Schüsseln, aber auch von den geschäftigen Argusaugen der Herren Hofkavaliere, die allem Unterschleif der Reste vorbeugen mußten. Was geschah nun —? Einer riß meinen Mantel an sich, suchte sich eine Larve, die jedoch den Mund nicht verdeckte, und schlich sich an die bezeichnete Stelle. Hier fing er an zuzugreifen und zu schmarotzen. Darüber gab es Lärm. Die Köche, die Kammerdiener zeigten Angst vor den Hofmarschällen, die ab und zu rannten. Aber Kaspar von Strachwitz, den ich meine, das ist eine lustige Haut. Er kriegte den Hofmarschall von Miltitz herum und der gestattete, daß er sich satt aß, aber nur Er allein. Kaspar von Strachwitz ist der Heimat nach ein Lausitzer und dem Ritter von Miltitz von seinem Schloß Siebeneichen her, wo die Miltitze hausen, bekannt. Diesem gestattete er also, sich gütlich zu thun, aber ihm nur allein. Was aber geschah? Mein Strachwitz, anschlägig und guter Kerl, wie er ist, springt, nachdem er sich satt gegessen, auf und davon und jetzt kamen nacheinander, immer in demselben Mantel und immer mit derselben schwarzen Larve vor dem Antlitz, sämmtliche übrige zehn Hartschiere vom Posten und aßen sich in der Eile an den köstlichen Speisen und Weinen satt.

Die Diener merkten allmälig den Spaß und lachten darüber von Herzen. Aber der Herr Nikolaus von Miltitz kam ab und zu und lächelte nur über den Appetit des einzigen Strachwitz. Der gute Herr war in größter Geschäftigkeit. Daß aber hinter einander ihrer eilf es gewesen, die dem, was Kaiser und Kurfürsten übrig gelassen, zusprachen, das soll er erst am Morgen erfahren haben, als die sämmtlichen Dresdener Herren Hofmarschälle, der Herr Graf Bernhard von Barby und Mühlingen an der Spitze, kamen und die Reste revidiren wollten und so gut wie nichts mehr vorhanden war. Eilf kaiserliche Hartschiermägen hätten im Aegypterland die Plage der Heuschrecken ersetzen können oder die Zeit der sieben fetten Kühe in die der sieben magern verwandeln. Wo die etwas finden, da lassen sie nichts übrig."

Das Lachen, das den plötzlich in die heiterste Laune versetzten Herrn Onuphrius von Burgeß überfiel, war ein so übermäßiges, daß er sich förmlich mit Gewalt besinnen mußte, wie es doch wohl im Grunde seinerseits so höchst unvorsichtig hier gehandelt war, sich schon so schnell dem ihm zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehenden Sigmund von Landeck gleichsam schon so gefangen zu geben. Als sie beide zusammen über die Brücke, dann auf Wolfurt

zu den Bergen näher ritten, umgeben von Luft und Sonnenschein, kamen ihm auch sogleich trübe Gedanken im Hinblick auf sein Kind, im Hinblick auf die Verleumdungen, auf die Zukunft, und wenn letztere auch nur darin bestanden hätte, daß sich etwas mit Wenzel von Fircks ereignete, auf dessen Pakt mit der Hölle, unheimliche Augen und berüchtigte Freikugeln der neben ihm reitende Hartschier selbst zurückkam. So viel wußte der besorgte Vater, wenn Sigmund gerecht

fertigt wurde, und wahrlich, der Junker gefiel ihm so, daß er es von Herzen wünschte, so konnte er ihn nicht wieder von sich lassen, weder um seiner Tochter willen nicht, die ihm doch einst seine Augen zudrücken sollte in seiner letzten Stunde, noch um seines dann gewonnenen Eidams selbst, der durch einen Ehrenhandel mit Fircks leicht um sein Leben hätte kommen können.

Inzwischen war man dem Heimwesen des ehemaligen kaiserlichen Vogts ganz nahe.

„O gehet voraus, Herr von Burgeß, und saget Eurem Engel von Tochter, wen Ihr bringt —!“ Das wollte eben in der Nähe der stattlichen, mit einer Mauer eingefriedeten und mit Thürmen geschmückten Schwarzachhalde der Jüngling sagen, dessen Herz immer höher zu klopfen angefangen hatte, je mehr man dem schon aus der Ferne sichtbaren Anwesen sich näherte. Da wurden beide durch einen Knecht, der am Wege ackerte, dahin berichtet, daß Fräulein Placida nach Bildstein hinauf zu den geistlichen Herren gegangen wäre.

„So geh' ich ihr entgegen“, sprach der Vater, „und bereite sie unterwegs auf die Wundermär vor, die Ihr gebracht habt sowohl in Euren Worten wie in Eurer Person —! Inzwischen nehmt fürlieb mit einer Gastlichkeit, wie wir solche nicht anders hierzuland bieten können!“

Wieder war ihm ein Gedanke an seine vielleicht nicht ausreichenden Vorräthe gekommen. Schwarzach halden war ein schuldenfreier stattlicher Herrensitz.

Nicht wenig erstaunt war man auf dem Hofe über die Kunde: „Das ist der — der — von Augsburg —“ Die alten Bekannten Sigmunds, Herr Pankraz und Frau Apollonia, waren gerade nicht zugegen. In Feld

und Wald gab es zu ernten, zu fällen, zu flößen.

Nach zween Stunden lag dann endlich auch Placida in Sigmunds Armen. Und ein Priester war auch zugleich zugegen. Es hätte zur Hochzeit gehen können.

[ro]

Der Pater Epistolarius war's von Bildstein, der mit Placida gekommen, mit ihr zugleich die Kunde von ihrem begegnenden Vater vernommen, die Auflösung des Wärwolfräthsels sofort für vollkommen glaubhaft anerkannt und herzlich belacht hatte. Der würdige Greis war ein feiner Schriftkundiger. Er hatte den Zettel vom Bödemli verglichen mit den seither empfangenen Briefen und bewies zur größten Satisfaktion für den Scharfsinn des Herrn Onuphrius, daß letztere zwar mit verstellter Handschrift geschrieben wären, diese jedoch unverkennbar gleiche Eigenheiten enthielte mit der Schreibweise in jener, ohne alle Verstellung, in wilder Leidenschaft und zornflammendem Aerger hingeschriebenen Schedula. „Ein falscher Briefschreiber", sagte der würdige Alte, der die wenigen Personen der Umgegend, die hier schreiben konnten, diese uralte und sich durch den Lauf der Zeiten als immer nützlicher erweisende Kunst gelehrt hatte, „weiß bei seiner listigen Hantirung selten, daß ihm gewisse Strichelchen und Häkchen entschlüpfen, die seine ihm eigene Art zu schreiben dem Kundigen verrathen müssen, wenn er auch in den Hauptzügen seiner Handschrift merkliche Veränderungen macht, schräg statt gerade, länglich statt rund schreibt —! Da seht, dies Schlänglein da am X und die kleine Spitze am U — die wiederholt sich hier wie dort —!"

„Sein E und U soll ihm die Spitze meines Degens kosten —!“ rief Sigmund von Landeck, eine Pause benutzend, die ihm Kuß und Umarmung seiner Herzgeliebten und noch wie im Erleben eines Wunders Dastehenden ließen.

„Das lasset sein bleiben —!“ rief der Vater und machte zur Bedingung seiner Einwilligung in diesen Herzensbund und seines Glaubenwollens an die Lösung des Räthsels von einem Menschen mit dem Magen eines Wolfes, daß Sigmund von Landeck den Gedanken an Strafe und Rache aufgab.

„Die Rache ist mein —!“ sprach auch der gute Pater und gab dem jungen Paare, dessen Freuden- und Leidensgeschichte er vom Anfang bis hierher mitgemacht hatte, seinen Segen. Apollonia aber und ihr Gatte, geblendet an sich von dem Wunder, das sich während ihres Abseins begeben hatte, erstaunten nicht wenig, als zum Abendimbiß nichts weiter nöthig war, als ein Paar in der Eile gerupfte Hühner, ein gut Vorarlberger Eierschmalz und ein Trunk rothen Tiroler.

Der glückliche Bräutigam war mit einem förmlichen, ihm von dem Hauptmann von Sonnenberg ertheilten Urlaub gekommen. Er durfte dem wohlwollenden Chef schreiben, er möchte den gnädigen Kaiser um seinen Abschied bitten. Sein Schwiegervater sah ein, daß

Schwarzachhalden für die Ernährung seines Eidams hinlänglich Nahrungsmittel besaß. Auch kam der Verkauf des mütterlichen Hauses dem jungen Bräutigam zupaß. Bald auch war der Tod der Muhme in Wels zu erwarten, deren Besitzthum zu Gunsten der glücklichen Braut veräußert werden sollte. Seine Glückwünsche schickte von Augsburg und dem bereits in Auflösung (ach, wieder unverrichteter Sache in allen den wichtigsten Lebensfragen der deutschen Nation, wie immer —!) begriffenen Reichstag Herr Zymmeran. Noch hat er um Entschuldigung für den unwissentlich und ganz wider Willen gelieferten Beitrag auch seiner Augen zu einer so irrthümlichen Beurtheilung des ehrenwerthen Herrn Junkers von Landeck. Auch sein Brief bestätigte die dem letzteren gewordene Rechtfertigung.

Den Bräutigam wurmte bei allem Glück, bei aller wiedergewonnenen Liebe seiner holden Placida nur das Eine Gefühl, den elenden falschen Freund unbestraft lassen zu müssen. Aber der Pater vom Kloster Bildstein hatte richtig prophezeit. Die Bürger von Augsburg ließen sich nicht so hänseln von kaiserlichen Hartschieren wie die in Prag oder Wien. Jener Wirth, dem der Zircks wieder auf's Bödemli kam und Lärmen anfing und Raufhändel, gab ihm einen „Reichstagsabschied" für immer. Ein Streithammer,

im Zorn ergrimmten, entſchied hier im Nu die erſt 1614 feſtgeſetzten Differenzen eines hochweiſen Rathes mit den Reichstagsmarſchällen des Kaiſers durch einen Schlag, geführt in einer Augsburger Schenke — entſchied ſie thatſächlich. Der Händelſucher ſank zu Boden und erhob ſich nicht wieder, trotz ſeiner Paſſauer Zettel auf der Bruſt und eines Amulets, das wie der Kopf einer Katze ausſah, das man an ſeinem Halſe fand. Einſtweilen flüchtete ſich freilich der Wirth, ein ehemaliger Landsknecht, in die Schweiz, kam aber nach einem Jahre wieder zurück und blieb unangefochten.

Schwarzachhalden ſollte der freundliche Leſer dieſer Geſchichte einmal beſuchen — dieſen noch jetzt vorhandenen erkergeſchmückten Giebelbau mit ſeinem grauen Panzerhemde von Tauſenden geſchuppter Holzſchindeln an den Wänden; mit ſeinen gelben Maiskolbenguirlanden oberhalb und ſeinen Bienenkörben unterhalb der rings von Eckthürmchen zu Eckthürmchen laufenden Gallerie; mit ſeinem Ziergarten voll buchsbaumgefaßter Blumenbeete und ſeinem Obſtgarten mit Aepfeln und „Zwetſchken", welch' letztere in mächtigen hölzernen Gefäßen, lang wie ein kleiner Nachen, aufbewahrt und in den nahgelegenen „Torkeln" gepreßt werden zu kühlenden Getränken; mit ſeinen Pyramiden von aufgethürmtem Holz, dem eigentlichen Segen dieſer Lande; mit ſeinen Heuſchobern, die ringsum unterm Dach eine Bruſtwehr von tauſend hölzernen Zähnen und Zinken zeigen, Haltgabeln und Ständern, um welche ſich im Felde bei der Ernte Thürme von duftendem Heu aufbauen — oft dreimal des Jahres! Alles das in einer paradieſiſchen Gegend und ſo recht einen ſtillen Platz bietend, wo Freundſchaft und treue Liebe ſich ſelbſt genügen können und der Menſch begreift, daß dieſe Erde für Jeden nur dann zum wahren Glück beſtimmt iſt, wenn er die Güter des Lebens mit Ziel genießt und mit Maaß.

Druck von Wilh. Zöller in Wien, Mariahilferſtraße 98.

ein, „Alles diplomatisch vermittelt, Alles schon vermittelt, keine Verwirrung, Alles bis auf Linie und Schritt berechnet, keine Lücke, keine Hinterlist, Alles reines Kunstmanoeuvre!“ — „Nun,“ bemerkte Schlachtenmaler, „dann, seh' ich, ist für die beibehaltene Fassung und Geistesgegenwart des Commandirenden wohl unter allen Umständen gesorgt; aber, ob dabei die malerische Gruppe auch berücksichtigt ist, ob das logische Recken-Grempel auf dem Papier auch bildlich sich gleich interessant machen wird!“ ..... Der Obrist sah ihn halb bös, halb verlegen an und fuhr ihn dann (nur die Contenance nicht verlieren' war sein Wahlspruch) barsch an: „Herr, Sie müssen Standpunkt haben; Massen sind immer schön ... Uebersicht; Perspective ... Die bunten Monturen, die Pferde, die Pferde, die geraden Linien, die Tornister hinten, Alle wie Einer, Alle wie Einer, ganz präcis, und die Kamaschen unten hundert wie eine, sehr malerisch, ausnehmend malerisch!“ — „Ach,“ seufzte Schlachtenmaler, „ich denke immer noch, wenn doch die rechten Verschiebungen der Lichter nicht kommen wollen, so sprängen, mir zu Liebe, ein paar Pulverwagen in die Luft und die Scene bekommt plötzlich eine ganz andere Beleuchtung!“ — „Sind Sie des Teufels!“ mischte der Generalissimus seinen Unwillen in das Geschrei der beiden Frauenzimmer; „darauf keine Rechnung machen, gar keine Rechnung; ist bestens gesorgt; kein Trainknecht die Pfeife rauchen, keiner, absolut keiner; wollen doch sehen, wer Generalissimus ist! Fünfzig Schritt von jedem Pulverwagen darf Niemand mit etwas Feuerfangendem vorübergehen. Wer stählerne Schnallen an seinen Hosenträgern hat, setzt sich einer empfindlichen Untersuchung aus; nichts Feuerfangendes — fünfzig Schritt von jedem Pulverwagen — unter keiner

Karl Sidzikowsky

Zeitgenossen.

Biographische Skizzen von Alfred von Wurzbach.

VIII. Heft.

# Karl Gutzkow.

Mit Portrait.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1871.

Karl Gutzkow.

# I.

Karl Gutzkow erblickte am 17. März 1811 unter dem Zeichen des großen Kometen, als der Saft in der Rebe, die jenes Jahr berühmt gemacht, zu treiben begann, in Berlin in einer Umgebung das Licht der Welt, deren romantische Eindrücke auf den heranwachsenden Knaben und auf sein späteres Geistesleben nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

In seinem Buche „Aus der Knabenzeit" schildert er selbst die Idylle seiner Jugendtage.

Sein Vater war Leibbereiter des Prinzen Wilhelm und bewohnte mit seiner Fa-

milie den Thurm des Akademiegebäudes, das damals mit großen weiten Plätzen, einzelnen alten Häusern und schaurigen Schlupfwinkeln umgeben war. Das Gebäude der Akademie selbst glich mit seinen dunklen Hallen und zahlreichen Irrgängen einem alten verzauberten Schloß, das um so mehr Grauen einflößte, als in einem Theile desselben sich auch die Anatomie befand. Dagegen herrschte in dem geräumigen Hofe fortwährend ein geräuschvolles, zuweilen auch lustiges Leben. Dort war der Marstall des Prinzen; eine Reihe glänzender Carrossen stand unter schützenden Remisen. Diese eleganten Hofwagen mit ihren bezopften und reichbetreßten Leibkutschern in altfränkischer, wunderlicher Tracht fuhren ab und zu, und das militärische Geräusch der Leib-Uhlanen, welche ihre Wache in dem Hofe hatten und zeitweise in ihrem soldatischen Schmuck Uebungen vornahmen und Paraden abhielten,

verlieh dem öden, abgelegenen Raume ein reichbewegtes Leben.

Es war natürlich, daß von all' diesen Vorgängen und Oertlichkeiten im Gedächtniß des Knaben manches hängen blieb, da er sie täglich vor Augen sah und beim Wandern nach der sogenannten „Klippschule" an ihnen vorüber mußte.

Aber enge Räume, eine beschränkte Häuslichkeit, eine getheilte Küche, Dienstverhältnisse und Lebenssorgen, kurz die ganze ärmliche Welt beschränkter Verhältnisse trat ihm zunächst entgegen. Mitten in ihnen stand Gutzkow's Wiege, mit dem ganzen Morgen seiner Jugend. Diese Jugend war nicht glänzend, nicht zukunftverheißend. Aber sie hatte den Reiz der Originalität, der durch den Nachklang des damals sich beendenden Krieges und vor Allem durch die Hantierung mit schönen, edlen Pferden erhöht wurde.

Nicht wenig gesteigert ward diese Ori-

ginalität durch seine Familienabstammung aus dem Pommerlande vom Vater her. Zu dieser hartnäckigen, unerschöpflichen Nationalkraft — so unüberwindlich wie die der Vendéer in Frankreich — gesellte sich bei Gutzkow eine fast sanguinische Reizbarkeit, die sich bald als eroberungssüchtiger, hochfliegender Ehrgeiz, bald als höchst nervenzarte Empfindlichkeit äußerte. Dieser Verein von urwüchsiger Kraft und reizbarer Hitze ist psychologisch beachtenswerth.

Gutzkow's Vater, seinem Handwerke nach ein Maurer, der seine Vorliebe für die schönen Pferde der königlichen Prinzen bei jeder Gelegenheit freiwillig durch Striegeln und in die Schwemme reiten bethätigte, wurde dem Prinzen Wilhelm von seinem Erzieher, dem Grafen Brühl, selbst empfohlen, und Prinz Wilhelm, ein gemüthlicher und bei den traurigen, zurückgezogenen Verhältnissen, in welchen der

Bedingung. Niemand, der eine ſtählerne Brille trägt, darf in die Nähe kommen; bei wem ein Meſſer attrapirt wird, verfällt in Strafe; wer von den Zuſchauern in der Nähe eines Pulverwagens zuviel auf- und abgeht, muß ſeine Schuhe ausziehen: denn die Friction von Leder auf friſchem Graſe iſt merkwürdig. Alſo dieſe Hoffnung laſſen Sie ſich vergehen! Kein Pulverwagen in die Luft ſpringen. Dem Fürſten meine Ehre verpfändet, daß kein Unglück geſchieht. Die Generalsepauletten ſtehen darauf. — Mich nicht unglücklich machen." . . . . . Schlachtenmaler erwiderte ſehr ruhig, daß er dann aber auch ſeine Bleiſtifte nur mit beklommenem Herzen würde ſpitzen können, geſchweige, daß er nun gar Kohle zu den Hauptumriſſen würde ganz entbehren müſſen. Der Baron zuckte die Achſeln und wiederholte, daß er ſeine Treſſen und ſeine Ehre verpfändet hätte: doch fügte er gnädig hinzu, daß er dennoch aus Schlachtenmalers Art, ſich in das Manoeuvre hineinzudenken, zu ſeiner Phantaſie nun wahrhaftes Zutrauen gefaßt hätte; nur bät' er ihn, in der Ausführung ſeiner Bilder weniger auf die Gruppirung, als auf die authentiſche Treue der einzelnen Montirungen zu ſehen. Der Fürſt hätte an der Uniformirung ſeiner Armee einen Narren gefreſſen, ja, ſeine Teller bei Tafel wären ja auch alle mit den Monturen ſeiner Armee bemalt. Die Suppe ſchmecke ihm einmal nicht, wenn er, als Belohnung ſeiner Mühe, den Löffel zu führen, nicht unten immer auch ein Portrait von der fürſtlichen, gleichſam Löffelgarde erblicke. Der Baron (der alſo noch nicht einmal General, aber doch ſchon Generaliſſimus war) ſprach dies ſehr leiſe: denn er konnte, ein umgekehrter alter Deſſauer, die Infanterie nicht ſo gut leiden, wie die Cavallerie, und fügte, die Conduite

Vater die eigene königliche Familie zu leben zwang, in Beſcheidenheit aufwachſender Jüngling, gewöhnte ſich an den erſten Pfleger ſeines neuen Marſtalls, den jungen pommerſchen Dorfſohn, ſo ſehr, daß ſie lebenslang ſich nicht wieder aus den Augen verloren.

Die erſten ſelbſtſtändigen Reiſen nach Böhmen, Sachſen, Schleſien, der Feldzug von 1806, der Rückzug und der Aufenthalt in Königsberg, die Freiheitskriege und nach ihnen noch manches Jahr des Friedens und des gerüſteten Manövers hielten Herr und Diener — der eine in Gnaden, der andere in Treuen — zuſammen. Welche Fülle von Erlebniſſen, deren Erzählung und winterabendlich hundertfach wiederholte Darſtellung die Phantaſie des Kindes mit allen Zaubern der Fremde und der bunteſten Lebensbeziehungen erfüllte!

Und wie wußte der Vater zu fabuli-

ren! „Du warſt geboren," erzählte er oft, „ein ſchöner Märztag im Kometenjahre. Die Sonne ſchien auf's Bett der Mutter. Sie wollte hinaus, ſo prächtig roch es nach Hyacinthen und Frühjahr. Nach acht Tagen war ſchon die Taufe. Neun Pathen, der zehnte war der Prinz. Am Abend, da der Secretär eine goldene Beſcherung vom Schloſſe in die Wiege warf, ging's hoch her. Bis in die Nacht wurde getafelt, geſungen. Die Mutter wird aber krank. Da beſtellt der Prinz die braune Venus, eine Stute, die er ſelbſt gekauft hatte. Man reitet eine Stunde. Der Prinz wendet ſich alle zehn Minuten um und will die Venus gelobt haben ... Geht ſie nicht ſuperb? ... Hoheit, ein Punkt im Auge ... Wetter, mit Eurem Punkt ... Weil ich ſie gekauft habe, hat ſie einen Punkt im Auge ... Sie wird blind werden, Hoheit! ... Iſt nicht wahr! War ein armer Rittmeiſter, dem ich das Pferd abgekauft habe;

hat keinen Punkt ... Aber Hoheit ... Hat keinen Punkt! Hättet Ihr das Pferd gekauft, der Stallmeister und die Anderen, dann hätte die Venus keinen Punkt. Nun hab' ich einmal eingekauft, so soll sie einen Punkt haben! ... Damit die Sporen gegeben, dann wieder innegehalten ... Bist so traurig! Was ist? ... Hoheit ... Der Junge gesund? ... Die Frau ... Krank? ... Sterbenskrank ... Leibarzt soll kommen. Und so lange sie stillt, soll sie von meinem Tisch essen und meinen Burgunder trinken!"

So wurde der Junge mit Milch aus Prinzenkost getränkt und hatte in späteren Jahren auf die bitteren Vorwürfe, wie man bei solchen Verpflichtungen sich unter den Turnern, den Demagogen, den Literaten und „Gottesleugnern" betreffen lassen konnte, kaum eine andere Antwort als die: „Was kann man gegen so nährende Muttermilch?"

Gutzkow ſchildert Vater und Mutter, den Pommer und die Berlinerin, draſtiſch. „Dem ſanguiniſchen, leidenſchaftlichen, abenteuerlich bewegten Charakter des Vaters," ſagt er, „hielt das ſchalkhaft blitzende, freundlich lächelnde, grübelnd zweifelnde Auge der Mutter faſt den Widerpart. Der pommerſche Reitersmann hatte etwas vom Beduinen; immer ſich tummelnd, immer unruhig, raſtlos. Morgens mit der Sonne auf, im Geſpräch das Ende vergeſſend und dabei doch Alles mit Umſicht und Eifer erledigend, ehrgeizig, ſchnell verletzt und leicht verſöhnt. Sein Weib kam im Gegentheil von einem Princip der Stabilität her. Ihr Vater, ein Zuckerſieder bei den Schickler'ſchen Entrepriſen, der in den äußerſten Vorſtädten wohnte, hatte von einer einzigen Frau achtzehn Kinder."

Der Knabe wuchs in einem bewegten Gewühl von Onkeln, Bettern und Baſen auf. Faſt alle waren Handwerker, die weit

'runkamen, sich durchschlugen und dem harten Leben mit Schweiß und Mühe Tribut abrangen. Dagegen bot der Dienst des Vaters, die trauliche Nähe im Dienste eines Prinzen den glänzendsten Contrast. Die Sehnsucht nach Pracht und Glück, aber auch der Geist des Widerspruches gegen die Bevorzugung des Zufalls ward früh im jungen Kopfe rege. Daneben die Hörsäle der Anatomie mit den Secirtischen und den Medicinern, das bunte Treiben der Pferdejungen und Stallknechte — welche Welt der Gegensätze und schärfster Wirklichkeit! Wie oft drang nicht das Schreckenswort an des Knaben Ohr, daß dieser oder jener lustige Reiter im „Klinikum", an dieser grauenvollen Pforte des Lebens, wo der Tod statt der Sense eine chirurgische Säge schwingt, rettungslos darniederläge, daß sein guter Hektor, sein treuer Ajax ihm die Brust zerschlagen hätte!

Andererſeits boten die Ausflüge nach dem kleinen, hinter Pankow gelegenen Schloſſe Schönhauſen, wo die fromme, in Wohlthun ſich gefallende Prinzeſſin Marianne ihre Villeggiatur mit ländlich-frommen Feſten ſich ſchmückte, manches Angenehme. Die Fürſtin lud Alles, was jung und friſch, beſonders die Dorfkinder von Schönhauſen zu ſich ein, und ließ ſie mit den eigenen Söhnen und Töchtern auf einige Stunden Kameradſchaft ſchließen. Die Lakaien putzten natürlich den Bauernjungen erſt die Naſen und die Kammerjungfern unterſuchten die Mädchen, ob ſie ordentlich gewaſchen und gekämmt waren. Dann durfte der ganze Troß mit den größeren und kleineren Hoheiten an langgedeckten Tiſchen friſchgeſtrichene Butterſemmeln ſchmauſen, Milch trinken oder Kirſchen und Birnen eſſen. Es wurde geſpielt zwiſchen Arm und Reich, Gering und Vornehm. Aber nur der wilde Neck-

ſinn und Haſchegeiſt tobte ſich da bei dem vornehmen Blute aus; in Gutzkow, däucht uns, mag ſich jene ihm eigene feine Satyre auf die in Glück gewiegten Claſſen damals zuerſt geregt haben.

---

## II.

Gutzkow's Vater gab auf Anregung der Prinzessin Marianne sein Geschäft als Rossebändiger auf und erhielt im Kriegsministerium einen kleinen Dienst. Damit kam der Knabe aus der Sphäre der Linden in jene obere Wilhelmsstraße, die wegen der dort ansässigen Einwanderer aus Mähren spottweise die Walachei genannt ward, und deren Doppelexistenz, oben die Weber, Schuster, Raschmacher, unten die Paläste mit den Equipagen und Lakaien auf den breiten Treppenrampen, die Contraste, welche die Kinderseele aufgenommen, nicht zu verwischen geeignet war; wie denn Berlin mit seinem Glanz

und seinem Proletariat, ohne gleich starke Vermittlung eines tüchtig consolidirten Bürgerthums, recht eigentlich eine Stadt der Gegensätze gewesen.

Gutzkow ward zunächst Gymnasiast auf dem Friedrichs-Werder im Jahre 1821.

Höchst fördernd für seine Ausbildung wurde die Bekanntschaft mit einer wohlhabenden Familie, die neben dem prinzlichen Marstall wohnte, Gutzkow und seine einzige Schwester zu Spielgefährten ihrer eigenen Kinder heranzog und, die Talente des Knaben früh erkennend, dieselben auf jede Weise zu fördern suchte.

Abgesehen von seinen außerordentlichen geistigen Fähigkeiten, unermüdlichem Fleiße, intelligenten Aeußerungen lenkte er als zwölfjähriger Gymnasiast die Aufmerksamkeit zunächst dadurch auf sich, daß er wegen eines abgerissenen Anschlagzettels eines Tages einen kleinen Straßenauflauf in Berlin veranlaßte und eine halbe Stunde

lang in dem ſchwarz-weißen „Schilderhauſe“ des Wachpoſtens am Seehandlungsgebäude internirt wurde.

Er frequentirte die Hochſchule in der Abſicht, bei Hegel, Gans, Schleiermacher ꝛc. Philoſophie und Theologie zu ſtudiren, aber damals ſchon war er entſchloſſen, aus der Theologie kein Brodſtudium zu machen, obwohl er ſo weit kam, daß er am Pfingſtſonntage 1832 auf Schleiermacher's Kanzel in der Dreifaltigkeitskirche — eine Predigt hielt.

Dieſe theologiſchen und philoſophiſchen Studien und die genannten Lehrer gaben allen ſeinen ſpäteren Arbeiten einen eigenthümlichen Charakter und einen lebhaften, didaktiſchen Anhauch. „Wenn Schiller“ — bemerkt ein geiſtvoller Biograph Gutzkow's — „Menſchen und Dinge mit vorwiegend hiſtoriſchem Blicke betrachtete, ſo ſucht ſie Gutzkow in die Beleuchtung zu ſtellen, die von den verſchiedenen Anſchauungen des

ganz vergessend, etwas grimmig hinzu: „Fürstliche Durchlaucht haben die Pferde nicht so gern, weil sie etwas schwieriger auf Suppenteller zu malen sind, oder wenigstens die Cavallerie nicht in so angenehmer Größe das Gewehr präsentirt, wie auf den Präsentirtellern die Infanterie.“ Gelinde bekam Herzklopfen, weil sie wußte, daß ihr Mann hier etwas von seinen innersten Geheimnissen, die ihm fast den Charakter eines Staatsunzufriedenen gaben, verrieth. Doch besann er sich bald darauf, wen er vor sich hatte, und lobte auch wohl wieder den Fürsten als eine musterhafte Ausnahme. Er rühmte das Talent desselben für die Oekonomieverwaltung der Armee, seinen umsichtigen Scharfblick für das Bekleidungsfach, das Train- und Proviantwesen. Er rühmte sein Talent und seinen Muth in durchgreifenden Veränderungen, die er manchmal mit der ganzen Armee anstellte. Ein Wink und alle Soldaten haben im Nu einen Knopf mehr oder weniger auf dem Leibe. Der Obrist nannte das, was den Fürsten so sehr auszeichnete, seinen „militärischen Geschmack,“ seinen Sinn für Propreté und Zweckgemäßes. Er erzählte, daß der Fürst Tage lang an einigen, mit Haaren beklebten Holzköpfen mit der Friseurscheere herumgeschnitten hätte, bis er die eigentliche militärische Tour der Haare erfunden, die noch jetzt die Landestruppen trügen und die sogar in die preußische Armee übergegangen wäre. Wenn es einen bedeutenden Regenten gegeben habe, der wohl nur deßhalb die Liebhaberei gehabt, Siegellack zu gießen, weil unter seinen Auspicien die Diplomatie und das Briefgeheimniß in so großer Blüthe standen, so könnte sich bei dem Landesfürsten Niemand wohler befinden, als wem es gelänge, neue Firnißmethoden und Lackmischungen zu entdecken. Wollte

Christenthums, der neueren Philosophie, der socialen Lehren ausströmt. Nicht äußerlich und willkürlich nimmt er diese Elemente auf, sie sind von den Tagen her, als er Hegel und Schleiermacher hörte, die Luft seines Lebens geblieben. — In allen bedeutenden Werken Gutzkow's kehrt die religiöse Frage wieder. Sie durchdringt sein Denken, sie bewegt sein Gemüth; in irgend einer Verhüllung tritt sie überall auf. Von der Ironie beginnend, durch Zweifel und Hindernisse jeder Art sich muthig hindurchschlagend, will sie eine freie Höhe erreichen, wo vor dem Lichte einer edleren und reineren Gottesverehrung die Nebel des Irdischen, des an die Kirche gefesselten Geistes zerstieben."

Diese philosophischen und theologischen Studien waren es aber auch, die in ihm frühzeitig die goldenen Grundsätze zur Reife brachten: „Die Meinungen, die man Dir als Religion aufdringt, abzulehnen,

das eben sei Deine Religion," — dann „wirst Du nie in die leere Luft verzweifelnde Gebete entsenden und Bitten an das obwaltende Geschick richten um Abwendungen und glückliche Ausgänge, wenn Du Dich früher gewöhnt hast, die natürliche Folgerichtigkeit aller Deiner Handlungen als eines der ersten Attribute der Gottheit, ja als die waltende Gottheit selbst zu erkennen."

Noch ein wichtiger Umstand, der für Gutzkow's frühe Entwicklung und Reife von größtem Einflusse, scheint uns seine Stellung zum weiblichen Geschlechte gewesen zu sein. Das Verhältniß des Mannes zur Frau bleibt unter allen Umständen, wie das natürlichste, so auch das wichtigste. Es ist bekannt, daß einst Marcus Cato sagte: er halte es für einen größeren Ruhm, ein guter Ehemann, als ein großer Senator zu sein.

Ein Bekenntniß, welches Gutzkow in

dem früher erwähnten Buche einem Jugendfreunde in den Mund legt, scheint nicht ohne psychologischen Werth, und wir wollen nicht unterlassen, es mitzutheilen.

„O, mein Freund," gestand ihm einst ein wilder, blindlings den Frauen nachrasender Freund, „ich bejammere, was ich von Phantasie, Glauben, Lebensmuth und Lebenskraft an die Frauen verlor! Ich hatte nie in der Nähe zarter, schöner froher Mädchen gestanden, ich hatte nie diese zauberische Berührung von Atlas, Sammt und Seide empfunden, nie mich gestreift an einem schönen Arme oder an einem Handschuhe, der zierliche Finger umschloß. Endlich erwachte im Jüngling diese glühende, zurückgehaltene Sehnsucht zum Weibe. Ich hatte das Wissen in seinem schweren und nur halb belohnenden Erwerbe hinter mir, nun wollte ich ein höheres Licht, das wahre Leben, wollte die Schönheit und das Herz ... wohin

führte mich der Taumel dieſer Sehnſucht? Es mag unglaublich klingen, aber es iſt wahr, ich ſuchte überall, wo nur ein Weib mir begegnete, mein tiefes Bedürfen nach weicher, ſchmiegſamer Hingebung, mein tiefſtes Hangen und Bangen nach dem Geheimniß der glücklichen Liebe zu befriedigen. Ich liebte edle Mädchen, aber der Roman des Hoffens und Werbens entnervte, tödtete mich. Ich wollte beſitzen. Nicht beſitzen um des flüchtigen Genuſſes willen, nein, ich wollte den Edelſtein des Frauenzaubers ſelbſt im Schutte ſuchen, vor dem ich ſchauderte. Putz, ſelbſt da, wo keine Schönheit war, reizte mein Auge, das in ſchönen Formen nie Kunde und Uebung hatte. Ich fühlte das Bedürfen, irgendwie dem Weibe nahe zu ſein, irgendwie in dieſe Exiſtenz einer anderen Welt einzublicken, irgendwie in dieſem ſo glücklichen, neutralen Principe in allen Alternativen des Denkens und des Lebens mich

anzuſiedeln. Wie ruht es ſich ſo ſtill an einem Haupte aus, das allein nur an Dich denkt, in dieſem Augenblicke wenigſtens auch ihr Vergeſſen nur in Dir findet! Im Doppelleben der Menſchheit als Mann und Weib liegt eines der Zauberworte, das uns die Thür des Jenſeits entriegelt. Dies wollt' ich hören, belauſchen, ſelbſt aus wilden und rohen Klängen abhorchen. Wen liebt' ich nicht? Himmel, und doch ſchlug ſelbſt aus der Aſche bemitleidenswerther Frauen noch manchmal eine reine Flamme auf, rührte mich und konnte mich und ſie auf Augenblicke heben. Ein der Liebe reiches Herz bedarf der Liebe! Nein! Hätt' ich als Knabe den ſchönen Frauen und ihrem Sinne, der ſich zu ſchmücken liebt, näher geſtanden, ich wäre vor den trübſten Erfahrungen bewahrt geblieben."

Liegt in dieſem Stück Selbſtbekenntniß des „jungen Deutſchland's" nicht eine entſchuldigende Erklärung für ſämmtliche

mißlungene Frauengestalten Gutzkow's? Kein Dichter hatte weniger Glück mit seinen Frauencharakteren, keiner hat bei so bedeutenden Erfolgen, die er mit Romanen und Dramen erzielt, das „ewig Weibliche", den beseligenden Zauber der Frauenseele weniger erfaßt als Gutzkow. Wally, Seraphine, die Wellenbraut, die Frauen in seinen sämmtlichen Theaterstücken, von der psychologisch unmöglichen Mutter Richard Savage's bis zu Liesli herab, sind ohne Lebensfähigkeit, unbestimmte, schemenhafte Verkörperungen einer Idee, einer Grille des Dichters — aber keine Frauen.

Erst in späteren Jahren gelang es Gutzkow in den „Rittern vom Geiste" mit Melanie, der d'Azimont, mit des Justizrathes Schlurk's „gutem Hannchen" lebendige, warmempfindende Frauencharaktere zu zeichnen, und ihnen nicht selten mit wenigen Strichen mehr Leben einzu-

hauchen, als ehedem mit langem Schwulſt und nüchternen Verſen. Aber pſychologiſch ſchließen ſich alle dieſe Frauen, an deren Zeichnung die liebevolle Hand des Dichters ſichtbar iſt, mit logiſcher Conſequenz jenem Selbſtbekenntniſſe an, das ſich in ihrer Schöpfung und im Entwerfen von Situationen offenbart, die nun, ſei es einer gemeinen Männereitelkeit, ſei es einer unbewußten Rückwirkung der Jugenderfahrungen, die Hauptſtriche verdanken. So lieben z. B. alle Frauen in den „Rittern vom Geiſte“ unglücklich und trauern ungehört den ſtolzen Männerherzen nach. Pauline von Harder ſehnt ſich nach einem treulos gewordenen Geliebten, Helene d'Azimont wird vom Prinzen Hohenberg fortgeſchickt, Melanie ſeufzt nach Dankmar, Louiſe Fiſold hegt zu Hakart eine unerwiderte Liebe, die Lodmer iſt vom Maler Heinrichſon verlaſſen, die Fürſtin Mäſamskoi und Olga, ihre Tochter,

nähren Beide zu Siegbert Wildungen, Fräulein von Flottwitz endlich zu Dankmar eine unerwiderte Leidenschaft; mit Paula und Lucinde aus dem „Zauberer von Rom“ und vielen anderen weiblichen Gestalten Gutzkow's könnte dieses Verzeichniß unglücklich Liebender vervollständigt werden.

Im Jahre 1830, in dem Augenblick, wo in der akademischen Aula zu Berlin die Nachricht von der Flucht Karl's X. und von der Juli-Revolution ihn elektrisirte und Gutzkow's ganze Geistesthätigkeit plötzlich der unmittelbarsten Gegenwart und den modernsten Angelegenheiten zuwarf — in demselben Augenblicke rief Hegel seinen Namen als Sieger über sechs Mitbewerber aus; er hat mit der Preisaufgabe De diis fatalibus diesen Sieg davon getragen.

Doch hinderte ihn dieser Erfolg in der Lösung einer von der philosophischen Fa-

cultät aufgeworfenen Frage auch nicht, der begonnenen Laufbahn gänzlich zu entsagen, und bestimmt von den Einflüssen, die er in burschenschaftlichen Kreisen empfing, war er entschlossen, sich auf das Feld der Tagesliteratur hinauszuwagen. Wie er selbst gesteht, hatte die erste Zeitung, die er an jenem verhängnißvollen Tage gelesen, den Ausschlag gegeben.

Er begann auch sogleich selbst ein Journal „Forum für Journalkritik" zu schreiben und — die Kritik zu kritisiren. Das Blatt mag viele Leser gefunden haben, aber nur wenig Käufer, und aus Mangel an Abonnenten ging das Unternehmen in Kürze zu Grunde.

Mehr entwickelt zeigte sich bereits Talent, Richtung und Styl in den anonymen Briefen eines „Narren an eine Närrin," Briefe über Alles und noch Einiges unter einem Titel, wie sie damals Mode waren, wo Kühne die „Qua-

rantäne im Irrenhauſe," Mundt „moderne Lebenswirren, Briefe und Zeitabenteuer eines Salzſchreibers" herausgab.

Was Gutzkow in ſeinem ſpäteren Romane „Blaſedow und ſeine Söhne" von dem Schickſal eines jungen Journaliſten erzählt, wird wohl als eine Mittheilung aus eigenen Erlebniſſen betrachtet werden können.

Schlachtenmaler sein Glück machen, so müßten auf seinen Zeichnungen die feinsten Unterscheidungen der verschiedenen Truppentheile angebracht sein, müßte jeder Hosenknopf getroffen, jeder Riemen, selbst unter der Montur, in einer gewissen Spannung angedeutet sein. — Schlachtenmaler antwortete darauf: o, er hätte davon Erstaunliches gehört; der Fürst hätte zwar nicht die Haare auf dem Haupte jedes seiner Unterthanen gezählt, wohl aber die Haare auf dem Haupte jedes seiner Soldaten: denn er wisse ja genau, wie viel Haare jeder Federbusch auf dem Tschako ordonnanzmäßig enthalten müsse. Uebermorgen, sagte endlich der Obrist, würden die Truppen ausrücken, und Schlachtenmaler solle sich theils an das Hauptquartier, theils an die bombenfeste Kutsche halten, welche die Damen führe, und, als Schlachtenmaler erklärte, aus gewissen Gründen, namentlich aber, um sich an das Soldatenwesen zu gewöhnen, möchte er diese und die folgende Nacht in der Kaserne der Scharfschützen schlafen, gab ihm der Obrist, erfreut über diesen Beweis der engsten Anschließung an seine Pläne, einige Bleistiftbemerkungen an seinen Adjutanten mit und verließ dann, ermüdet von den langen Auseinandersetzungen, das Zimmer. Sophie folgte ihm und gleich hinterher die Katze, die, was wir vergessen hatten zu bemerken, in andern Umständen war. Schlachtenmaler stand noch einige Minuten Gelinden gegenüber und blickte ihr mit Schmerz in die himmlischen Augen. Sie verstand es nicht, daß dieser Schmerz dem Generalissimus, ihrem Manne, galt, und daß eine verstohlene Thräne seines Auges, die aber nicht zum Vorschein kam, sie bemitleiden sollte. Sie war selig über die Annäherung, die zwischen Schlachtenmalern und ihrem Manne so eben statt-

## III.

Wolfgang Menzel, der brutale Patriot und allgewaltige Kritiker der Dreißiger-Jahre, ward durch Gutzkow's Aufsätze, in welchen er dessen bedeutendes kritisches Talent sogleich erkannte, rasch für ihn eingenommen und berief ihn als seinen Partisan für kritische Feldzüge im Morgenblatte nach Stuttgart. Gutzkow reichte Menzel'n öffentlich die Hand, da er diese Verbindung gewinnbringend hielt. Menzel seinerseits nahm das für Begeisterung und wollte die frühreife Pflanze aus dem Berliner Treibhause für seine Bücherkritik dressiren. Menzel pflegte die junge Blüthe und die junge Blüthe trieb in Bälde Frucht.

Gutzkow schrieb einige kleinere Novellen für das Morgenblatt, unter diesen den „Sadducäer von Amsterdam", dessen Stoff er später im „Uriel Acosta" dramatisch bearbeitete.

Derselben Zeit verdankten das Drama „Nero", — welches hauptsächlich durch die Behauptung Bedeutung erhielt, daß Gutzkow in demselben einen königlichen Dichter und Kunstfreund geschildert, dessen liberale Gesinnungen ihn nicht hinderten, liberale Männer seines Landes zu verfolgen, — sowie die für die allgemeine Zeitung geschriebenen „öffentlichen Charaktere" ihre Entstehung.

Die „Soiréen" enthalten außerdem die Beschreibung einer Reise durch Oesterreich und Italien, welche Gutzkow machte, ehe er in München und Heidelberg die Hörsäle der politischen und juridischen Wissenschaften besuchte, um seinen Gesichtskreis durch ernste Beschäftigung mit den Staatswissenschaften zu erweitern.

Im Jahre 1833 erſchien in Stuttgart Gutzkow's erſtes bedeutenderes Werk, der Roman „Maha Guru, Geſchichte eines Gottes," d. h. des irdiſch ſichtbar gewordenen Gottes der Thibetaner. In dieſer glänzenden Satyre auf die damaligen Zuſtände, die an Swift's „Gulliver's Reiſen" erinnert, werden wir nach Thibet verſetzt, und indem uns die Sitten dieſes Landes geſchildert werden, will uns Gutzkow zeigen, wie Alles, auch das Fremdartigſte, und Das, was der menſchlichen Natur durchaus zu widerſprechen ſcheint, durch die Sitte geheiligt werden kann, wie alſo eigentlich im Ganzen nichts feſtſteht, ſondern Alles nur durch ein dummes Herkommen eingeführt iſt. Er geißelt nicht nur die ſteife Etikette, die fade Schmeichelei des Geſellſchaftstons, alle jene Formen, die einen jungen Mann, der ſich frei bewegen will, ſo ſehr beengen, ſondern er zeigt auch die legitime Hahurei-

ſchaft, indem die Brüder in Thibet nur eine Frau haben; endlich tritt ein Götzenfabrikant auf, der Götter macht, und der durch die ſchönere Geſtaltung derſelben die blinde Wuth einer orthodoxen Prieſterſchaft erregt, welche ihn deshalb tödtet. Den Gipfel aber bildet Maha-Guru, der Dalai-Lama, der Gott ein Menſch, um den ſich die Geſchichte dreht, und mit deſſen Abſetzung ſie endet, indem ein anderer Menſch Gott wird durch Intrigue.

Alles dies wird in ſchneidiger Sprache mit Beziehung auf unſere Geſellſchaft, Familie, Prieſterſchaft und Religion in draſtiſcher Weiſe ausgeführt.

Menzel, vom Glanze des ſeltenen Scharfſinns geblendet, ſtreute dieſem Romane noch den duftigſten Weihrauch und rühmte, daß ſich in demſelben die Kunſt Tieck's und die von Steffen's vereinige.

Bald ſollte er anderer Anſicht werden und Unrath und Empörung wittern. Mit

dem zweiten Platze, den ihm Menzel bei seinem Literaturblatte anwies, nicht mehr zufrieden, trennte sich Gutzkow von der Stuttgarter Lärmtrommel und verband sich in Frankfurt am Main mit Duller zur Herausgabe des „Phönix", der in seinem belletristischen Theile von Duller, in seinem kritischen von Gutzkow redigirt wurde.

Menzel stieß ihn wie einen treulosen Bedienten von sich, nachdem er ihn doch wie einen Sohn geliebt. Aber Gutzkow hatte sich bei Menzel fühlen gelernt, um auf eigene Faust einen kleinen Terrorismus zu versuchen.

Das Jahr 1830 machte seine Schwingungen durch Europa, ein jugendlicher Geist hatte sich der Gemüther bemächtigt, von allen Seiten waren Talente literarisch in die Schranken getreten. „Der öffentliche Geist," sagt L. Schücking, diese Zeitperiode schildernd, „wachte aus dem Schlummer auf, ein Drang nach Leben, nach Be-

wegung, nach der That wurde fühlbar, die erregten Geister drängten sich über die Schwelle der neuen Aera, deren Thore die Donner der drei heißen, glorreichen Tage aufgesprengt hatten; die eine Säule dieses Thors war ein neues politisches, die andere ein neues sociales Princip, dreifarbig, regenbogenroth wölbte sich oben der große Name: Freiheit! darüber. In dieser Bewegung sah man mit Staunen, wie weit zurück hinter dem öffentlichen Geiste, hinter den politischen Thatsachen die deutsche Literatur von damals sei — weibisch, kindisch, entnervend, eines männlichen Volkes unwürdig. Eine andere sollte an ihre Stelle treten: in die Furchen, welche Menzel's kritischer Pflug aufgerissen hatte, sollten die Fruchtbäume einer neuen Zeit gepflanzt werden. Woher den Samen dazu nehmen? Woher die Keime eines neuen Aufwuchses von kräftigen Stämmen nehmen, die nicht allein für ewig das geile Gewächs,

das ſich in den Tagen der politiſchen Stagnation erzeugt hatte, erdrückten, ſondern aus deren Holz der Bau der neuen Sion gezimmert werden könne? H. Laube glaubte dieſe Keime beim Studium älterer Schriftſteller zu finden; er ſah bei Göthe, Fr. Schlegel, Heinſe, Woltmann, Schleiermacher die Punkte angeregt, welche das junge Deutſchland großentheils nur amplificirte. Heine mußte ſich ſchon aus originellem Widerſpruchsgeiſt zur Oppoſition wider die herrſchenden Theorien in Schule und Kirche gedrängt fühlen, zudem wirkten die von Frankreich kommenden Einflüſſe auf ihn zunächſt ein. Gutzkow hatte nicht allein Laube's Studien gemacht, er hatte Alles ſtudiert: Theologie in Berlin, wo er als Candidat predigte, dann Philoſophie, ſpäter in München und Heidelberg Rechts- und Staatswiſſenſchaften. In ſeinem Kopfe gährten, wie er ſelbſt ſagt, die erſtickten und gebundenen revolutio-

nären Kräfte, die neue ſociale franzöſiſche Philoſophie, die Lamennais'ſche Verbindung der Religion mit der Politik, die Grundzüge einer neuen Geſellſchaft durch den St. Simonismus, Rahel, Bettina, das Geſchick der Stieglitz u. ſ. w. Aehnliche Einflüſſe machten ſich in den Andern geltend, und ſo kam es, daß ungefähr zu gleicher Zeit in Deutſchland einige Bücher erſchienen, deren Gedanken in auffallend ähnlicher Richtung ſegelten, weniger vom Steuer einer gereiften, überlegenen Intelligenz als vom Winde der Zeitſtimmung gelenkt."

Der Widmungsinſchrift von Wienbarg's äſthetiſchen Feldzügen dankt dieſe Literaturbewegung den Namen des „jungen Deutſchlands." An ſeiner Spitze ſtanden vorzüglich Heinrich Heine, Laube, Wienbarg, G. Kühne, Mundt und Gutzkow.

Eine vorher beſprochene eigentliche Verbindung, wie die Polizei der dreißiger

Jahre vermuthete, bildete das sogenannte junge Deutschland nie, seine Glieder waren nur darin eins, daß sie alle nach einem und demselben Ziele strebten, nämlich durch ihre Schriften für die Einheit und Freiheit Deutschlands wirken wollten. Allerdings folgten sie dabei nicht selten destructiven Tendenzen auf staatlichem und moralischem Gebiete, zuweilen auch solchen, welche sich von einer gesunden Vernunft nicht rechtfertigen lassen.

Gutzkow trat zunächst durch die Veröffentlichung der Briefe Schleiermacher's über Schlegel's Lucinde in die Reihen des jungen Deutschlands und verletzte dadurch das Pietätsgefühl, das in tausend Herzen für den großen Theologen lebte, nebenbei auch die geistliche Standesehre auf das empfindlichste; die Vorrede, die er selbst dazu schrieb, machte das Uebel noch ärger. Heute sind die in dieser Vorrede entwickelten Ansichten, daß die wahre Ehe

nur die Liebe ſtifte und daß die prieſterliche Einſegnung ganz unweſentlich ſei, überwundene Standpunkte; damals verletzten ſie auf das tiefſte. Um ſo mehr, da Gutzkow zu dieſen Auseinanderſetzungen gegen die Sittlichkeit der Ehe noch die Anklage ſchleuderte, daß ſie, nachdem das idylliſche Stillleben der Liebe verloren gegangen ſei — nur ein Produkt des gemeinen ſinnlichen Bedürfniſſes darſtelle.

Eine Fortentwicklung dieſer Ideen war der in Mannheim veröffentlichte Roman: „Wally.“ Wie dieſer Roman hinterher erklärt worden iſt, ſoll er „die religiöſe Rathloſigkeit der Zeit malen, die Entzweiung der aufgeklärten Reflexion mit dem poſitiven Offenbarungsglauben und die Vernichtung des weiblichen Gemüths durch den Zweifel, den zu ertragen oder durch ein ſyſtematiſches Denken zu überwältigen es nicht gemacht iſt,“ die Kritik und das Publicum urtheilten aber anders;

gefunden, und das Echo des Beifalls, den jener in der That bei diesem gefunden, klang in seligen Blicken aus ihrem Auge nach. Nur, daß er ihre Freundin Sophie so schneidend behandelte, hatte sie selbst verwundet und im Tone des zärtlichsten Vorwurfs sagte sie nur noch: „Glänzt denn die Oberfläche ihres (Sophiens) Herzens nicht wie das blaue Meer, wenn zuckende, muthwillige Sonnenblicke darauf hinweggleiten? Ist sie nicht, wenn auch keine immer naturgemäße, aber darum doch immer wunderbare Erscheinung, wie man deren im Naturleben so viele hat?“ — „Ja,“ sagte Schlachtenmaler, „wie die Galläpfel, die auch etwas Wunderbares, aber eine Krankheit der Bäume sind.“ Celinde hätte ihm die Hand mit ihren beiden gedrückt, wenn er diese feindselige Vergleichung nicht ausgestoßen hätte. Sie blickte ihn lang und starr an und prüfte, wie es in der Tiefe seines Herzens wohl rauschen und wallen möchte. Da er aber den Blick mit übereinandergebissenen Lippen erwiderte und seine feinen satirischen Mundwinkel- und Nasenfalten immer maliciöser hervorzuckten, seufzte sie wie eine Verzweifelnde auf und ging mit den Worten in ihr Zimmer: „Oscar, Sie sinken immer tiefer; bald wird im Lucifer keine Spur mehr vom Engel sein.“

Schlachtenmaler dachte aber bloß an die Scharfschützenkaserne und packte schnell, da er allein war und sich schon als Marodeur fühlte, die übriggebliebenen Theezwiebacke in die Tasche und lief fort, da auch längst Appell geschlagen war. Unten fiel ihm sein Bündel ein. Er griff blindlings unter die Treppe und nahm seinen Sack, der ihm etwas schwerer geworden schien, unter den Arm. Unterwegs fing es in dem Bündel an lebendig zu werden, und ein eigenes Gewimmer drang

hier wie dort erklärte man Wally für einen Angriff auf Religion, Sitte und Familie, der um ſo ſchonungsloſer zu behandeln ſei, als er, wie die flüchtige, kecke Behandlungsweiſe des Gegenſtandes zeigt, nichts als Scandal bezwecke. Hatte der Verfaſſer dieß wirklich bezweckt, oder hatte er nur Anſchauungen ausgeſprochen, welche der Selbſtmord der Charlotte Stieglitz, einer Frau in ihm angeregt, die ſich ihrem Gatten opferte, um ihn durch ihren Selbſtmord zum Dichter zu begeiſtern, zu einem Sänger mit tragiſchem Geſchick zu machen und ihm ſchon im Voraus gleichſam den Lorbeer durch ihren Tod zu gewinnen: jedenfalls erreichte er einen ungeheuren Scandal, der ſich aber nur gegen ihn richtete.

Sonderbar genug, daß dieß möglich war, daß Ideen über die Emancipation der Liebe, wie ſie ſchon am Ende des vorigen Jahrhunderts von Pigault le

Brun in seinem Roman: „das Faschingskind“ behandelt wurden *) und Ansichten über das Christenthum, welche in dem „Leben Jesu“ von Strauß mit unanfechtbaren Beweisen festgestellt sind, solchen Lärm im Gewande des deutschen Romans erwecken konnten.

Menzel schüttete in seinem Literaturblatte (1835, N. 93 und 94) in einer in ihrer Weise einzig dastehenden Kritik den ganzen Kübel seiner unflätigen Jauche über des abtrünnigen Schillers Haupt. Wie ein Anfall von Wahnsinn erscheint dieser maßlose Angriff, dessen Vignette ein Blitze schleudernder Zeus zierte, und auf welchen Stockprügel die einzige richtige Antwort gewesen wären. Statt ihrer antwortete Gutzkow seinerseits mit scandalösen Anekdoten aus seinem Privatumgange mit

*) Dieser Roman ist von Mylius in's Deutsche übersetzt und in Berlin bei Christian Friedrich Himburg 1800 mit Chodowiecki'schen Zeichnungen in Druck erschienen.

Menzel, wie Menzel unflätige Reden geführt, gemeine Späße gerissen u. s. w., und diese gegenseitigen Artigkeiten ergaben für das unbetheiligte Publicum das amusanteste Schauspiel.

Wie Menzel's Angriffe weiter unter dem heuchlerischen Deckmantel des Patriotismus, der Religion und Moral eine Denunciation gegen das junge Deutschland wurden, wie diese zahllosen Aufsätze und Flugschriften einen Krieg auf Tod und Leben bildeten, bis endlich der preußische Regierungsrath Tschoppe jene höchst originelle Maßregel erfand, welche alle schriftstellerische Vergangenheit und Zukunft des jungen Deutschlands, da sie doch nicht eingesperrt werden konnte — verbot, ist zu unerquicklich, um es ausführlicher zu erzählen.

## IV.

Als der Lärm wegen des „jungen Deutſchlands“ aufkam, ſchrieb der Fürſt Metternich über die neue Erſcheinung an Varnhagen von Enſe und erſuchte ihn um einige Auskunft, er ſelbſt wiſſe nicht recht, was er aus der Sache machen ſolle. Varnhagen beruhigte den Fürſten; vor allem ſei an nichts Politiſches dabei zu denken, an keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem „jungen Italien,“ die Sache ſei rein literariſch, und auch auf dieſem Gebiete ohne eigentlichen Zuſammenhang. Was aber das Moraliſche betreffe, ſo habe man freilich über manche Schilderung den Kopf zu ſchütteln; indeß er-

innere er ſich ſeiner Jugendjahre, wo die berüchtigte Lucinde von Friedrich Schlegel erſchienen ſei, die auch großen Lärm gemacht, doch keine Verfolgung erlitten habe; allerdings ſei gegen dieſe Lucinde die jetzt getadelte Wally von Gutzkow nur ein unſchuldiges Kind, wenn er aber bedenke, daß er den Verfaſſer der Lucinde ſpäter als öſterreichiſchen Legationsrath in Frankfurt beim Bundestage und mit dem päpſtlichen Chriſtus-Orden geſchmückt geſehen habe, ſo dürfte er mit gutem Fug hoffen, daß die Mitglieder des jungen Deutſchlands, bei ihren entſchiedenen Talenten, auch ihrerſeits in der Folge zu ehrenvoller Anerkennung und Auszeichnung gelangen würden.

Nach 19 Jahren, als Gutzkow Ritter des weißen Falken-Ordens wurde, ging dieſe Prophezeiung Varnhagen's von Enſe allerdings theilweiſe in Erfüllung, damals aber, im Jahre 1835, waren die Auſpicien

noch nicht ſo günſtig. Mit dem Verbote des Romans und der Unterdrückung eines mit Wienbarg beabſichtigten Zeitungsunternehmens, der „deutſchen Revue“, war die Sache noch nicht abgethan.

Der Groll, der ſich am meiſten gegen Gutzkow richtete, hatte mit dem allen noch nicht genug, es mußte noch eine Criminalunterſuchung dazu kommen.

Gutzkow lebte damals in Frankfurt am Main, unmittelbar unter dem Damoklesſchwert des Bundestages. Weil der Roman in Mannheim erſchienen war, wurde er von den badiſchen Gerichten in Anklageſtand verſetzt und „wegen der durch die Preſſe begangenen verächtlichen Darſtellung des Glaubens der chriſtlichen Religionsgeſellſchaften“ zu dreimonatlicher Gefangenſchaft verurtheilt.

Das Verbrechen kann indeſſen nicht ganz vorgelegen haben, ſonſt würde der berühmte Kirchenrath und Theologe Paulus

in Heidelberg nicht, wie er gethan, zu Gunsten Gutzkow's geschrieben haben.

Wäre Gutzkow auf die ihm von den Frankfurter Behörden insinuirte Vorforderung nach Preußen zurückgekehrt, so erwartete ihn dort entweder kurzweg eine Auslieferung nach Baden, oder, wenn er sich hätte in contumaciam verurtheilen lassen, eine Abbüßung der verhängten Strafe in Berlin, seinem zuständigen Wohnorte, denn die Regierungen hatten damals nur ein einziges Ziel, das sie unter einander solidarisch verband, die Unterdrückung jeder für revolutionär erklärten geistigen Neuerung.

Aufgeregte Freunde stürzten in sein Zimmer und riethen ihm, dem Beispiele Börne's und Heine's zu folgen und nach Frankreich zu entfliehen. Eine soeben in Frankfurt geschlossene Verlobung mit seiner späteren Gattin Amalia Klönne und die Vergegenwärtigung eines völligen Bruches

mit allen heimiſchen Verhältniſſen, welcher eine Folge dieſer Entweichung hätte ſein müſſen, beſtimmten ihn, ſich in ſein Schickſal zu ergeben und ſich zur Ladung der großherzoglich badiſchen Gerichte in Mannheim einzufinden.

„Ich eilte," erzählt Gutzkow ſelbſt, „noch ehe das Urtheil gefällt war, nach Karlsruhe, um den damals gefeierten Miniſter Leopold's „„des Bürgerfreundlichen"", den „„biedern Vater Winter"", Excellenz, um die Vergünſtigung anzugehen, mich nicht früher feſtſetzen zu laſſen, ehe nicht ein Urtheil erfolgt wäre."

„Vater Winter" empfing den 24jährigen Inculpaten als ein echter Bürgerminiſter im Schlafrock, mit der dampfenden Pfeife im Munde; der ſtattliche Meerſchaumkopf zeigte bereits jenes Tiefdunkelbraun einer gründlichen Durchgerauchtheit, das Rohr war kurz, das Mundſtück von Bernſtein. In dem engen, düſtern Zimmer

glaubte man das Studierzimmer eines Gelehrten anzutreffen, die Bürgerexcellenz war eine mittlere, gedrungene, magere Gestalt. Rauchend und gelassen hörte sie Gutzkow's Gesuch und ging dann in dem engen Raume auf und ab, erklärend, den ganzen Anlaß in seinen Einzelheiten nur obenhin zu kennen. Auf einen provisorischen Chef der Justiz verweisend, sprach sich Vater Winter verdrießlich genug, durch die Tabakswolken hindurch, dahin aus: „Ich kenne noch gar nicht das Buch selbst und gestehe Ihnen, daß wir nur deshalb mit einer Beschlagnahme vorgegangen sind, weil eine Recension im Stuttgarter „„Morgenblatte"" uns darauf aufmerksam machte; die Sprache in dem Blatte ist so maßlos heftig, der Recensent ruft ausdrücklich alle Regierungen auf, einem hereinbrechenden Verderben zu steuern, daß wir deshalb in Mannheim haben reclamiren müssen. Nun erlaubt aber die Verfassung

keine Beſchlagnahme, wenn nicht ein gerichtliches Verfahren damit verbunden iſt. Gehen Sie übrigens getroſt nach Mannheim! Ich glaube nicht, daß man Ihnen ſchon eine Unterſuchungshaft verhängen wird."

Nichtsdeſtoweniger wurde Gutzkow, kaum in Mannheim angelangt, hinter Schloß und Riegel geſetzt.

Als Gutzkow ſpäter der Sammlung ſeiner Schriften (12 Bände 1846) auch die Wally unter dem Titel: „Vergangene Tage" einverleibte, wiederholte ein pietiſtiſches Miniſterium in Preußen das Verbot, aber weder der Bund noch ſonſt deutſche Regierungen ſchloſſen ſich dem ſchon veralteten Brauche an, die Literatur durch die Polizei verbeſſern zu wollen.

In dem Aufſatze: „Vergangenheit und Gegenwart" theilte Gutzkow über die Zeit der Entſtehung der Wally und der „Vorrede zu Schleiermacher's Briefen über

aus demſelben bei der Stille des Abends an ſein Ohr. Eben wollte er über eine Brücke gehen, als ihm das Gewühl ſeines Bündels ſo ängſtlich wurde, daß er's, wie Einer, der ſich zu verbrennen fürchtet, fortwarf. Beim Schein einer Laterne ſah er die Beſcherung: Sophiens Katze hatte ihm, aus Dankbarkeit für die Vermuthung, daß ihre Seele demſelben Egyptier angehören möchte, von dem Sophie einen Zahn im Munde trug, ihre Entbindung zum Geſchenk gemacht. Das warme Päckchen unter der Treppe war in den fünf Secunden, wo Schlachtenmaler und Gelinde ſich noch über ein Bild erzürnten*), ihr Wochenbett geworden und nun hatte der glückliche Vater nicht einmal den Muth, die Thierchen anzufaſſen und ins Waſſer zu werfen. Er ſah, als ihm die Nothwendigkeit, den ganzen Bündel zu opfern, nun einleuchtete, in der Katze die Verbündete Sophiens und in den Jungen ihre beiderſeitige Rache. Schaudernd faßte er einen Zipfel ſeiner Wäſche und warf mit einer krampfhaften Anſtrengung das ganze Gewühl über das Geländer der Brücke hinunter und lief, als wenn ihm Geſpenſter folgten, ganz nackt und arm, nichts als ein Manoeuvremaler geworden, ſpornſtreichs und von allen abwechſelnden Eindrücken dieſes Tages übermannt, in das einzige ihm übrig gebliebene Aſyl der reitenden Scharfſchützenlaterne. Der Namenszug des Generaliſſimus verſchaffte ihm Einlaß; er fand ein Zimmer und legte ſich auf eine leidliche Matratze.

*) Hätte ſie mit ihren Augen ihn noch früher ſchon einmal vernichten mögen, als er, einem engliſchen Dichter nachſprechend, die Mondgeſichte mit einem geſottenen Hummer verglich!

die Lucinde" aus ſeinem Tagebuche Folgendes mit:

„Tendenz iſt es nicht, die mich Wally ſchreiben ließ. Mein Gemüth mußte Frieden haben, die letzte Anſtrengung, wie eine vulkaniſche Eruption, mußte ihm noch einmal vorangehen, St. Simonismus, Wiederherſtellung des Fleiſches, junges Deutſchland: kenne von dem Allen nichts, kenne mein Herz nur, mein Leben, meine Todten .... Strafbar iſt es vielleicht, ſeine Gemüthsumwälzungen öffentlich in Scene zu ſetzen; ſtrafe man mich! Aber meine Zukunft mache mir Niemand unmöglich! .., fühlen werd' ich minder hart, minder dornig, denken aber und forſchen nach wie vor."

Und an einer andern Stelle dieſer „Gedanken im Kerker" heißt es: „Ich ſtehe allein, ich trage die Schuld ... Wozu die Genoſſen? Ihre Freunde ſchürten Haß, nicht Liebe unter uns. Hier iſt keine

Tendenz, kein Syſtem, keine Verabredung. Nur einige Männer ſah ich, von denen jeder ſich einbildet, der Nation verheißen zu ſein .... Heine ſpricht vom „„jungen Deutſchland.““ Er denkt an die jeune France, eine geſellſchaftliche Caricatur, eine Caricatur des Modejournals. Im Figaro und im Vaudeville wird jene blaſirte Phantaſterei verſpottet. Ihr republikaniſch-doctrinäres Air mit St. Simoniſtiſchen Falten und Wellenlinien gab ihm die Veranlaſſung, von einer jeune Allemagne zu ſprechen ... Parteiungen in der Literatur ſind mir zuwider: denn bei ſogenannten Schulen will ſich nur die Mittelmäßigkeit der einen auf die der andern ſtützen. Wo die Verantwortlichkeit ſolidariſch iſt, wird der Einzelne ſorglos und die Menge durchſchaut Alles.“

In einem tendenziöſen Gedichte ſcheint Gutzkow hingegen der Idee mehr Gefallen und auch eine poetiſche Seite abgewonnen

zu haben, wie die folgenden Strophen beweiſen mögen:

Und warum ſollt ich's nicht
Mit dem jungen Deutſchland wagen?
Wenn man ihm den Stab auch bricht,
Werd' ich's um ſo kecker ſagen:
Daß ich, wie im Jugendlenze,
Deutſchland's Stirn mit Roſen kränze.
Daß ein blüthenvoller Mai
Ihm von uns geſchaffen ſei!

Alſo warum ſollte ich
Nicht zum jungen Deutſchland halten,
Da man leider ſicherlich
Früh genug gehört zum alten:
Wenn auch eine Weltverbreitung
Hat die Allgemeine Zeitung,
Bin ich doch kein feiger Wicht —
Nein! ich proteſtire nicht.

In der Zeit ſeiner Haft ſchrieb Gutzkow ſein Werk: „Zur Philoſophie der Geſchichte“, deſſen Geneſis der Verleger Hoff in Mannheim in einem ſehr ſchmutzigen Buche beſprochen, aus welchem aber hervorgeht, daß es Gutzkow thatſächlich in drei Monaten vollendet.

Es ſollte eine Vergeltung an Menzel

ſein und deſſen Buch „Geiſt der Geſchichte“ aus der Literatur verdrängen, wie ſeine im nächſten Jahre erſchienenen „Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur“ die Beſtimmung hatten, Menzel's „Geſchichte der Literatur“ dem Publicum zu verleiden.

Die erbärmlichen Angriffe Menzel's gegen Göthe gaben das Motiv zu „Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“, in welchem Gutzkow den Götterſohn gegen den ſchimpfenden Therſites in Schutz nahm.

## V.

Zurückgekehrt aus ſeiner Haft, erwartete Gutzkow zwar die liebevollſte Sorgfalt einer ihm perſönlich verbundenen Familie, zugleich aber auch die peinlichſte Lage für ſeine fernere Lebensſtellung. Die Linie, auf welcher er ſich allein noch ſicher bewegen konnte, war die ſchmalſte. Frankfurt's Senat, zum Ausweiſen aus ſeinen damals noch nächtlich geſchloſſenen Thoren auf jeden Wink einer auswärtigen Regierung oder des Bundestages immer bereit, geſtattete ihm den Aufenthalt nur mit Widerſtreben, und Preußen, wohin er hätte zurückkehren müſſen, war in jenen Tagen ein Land, wo ſchon die Kunde einer bloßen

Durchreiſe eines als liberal bekannten Mannes die Aufregung aller Behörden, Zwangsrouten, Internirungen, polizeiliche Aufſicht veranlaßte. Es war die Zeit der Alleinherrſchaft jenes Rochow, jenes Tſchoppe angebrochen, welch' Letzterer ſchon an Gehirnauflöſung erkrankt war, als man ſeine Maßnahmen und Hetzjagden noch für die weiſen und wohl überlegten Schritte eines ſeinem Monarchen nach beſtem Gewiſſen dienenden Beamten hielt *).

Auf den Rath eines ſeiner Freunde bewarb er ſich um die Redaction des literariſchen Beiblattes der „Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung", aber vergebens. Schlag auf Schlag machte ſich damals das Schickſal ſeinem Nacken fühlbar, der ſich zwar keinem Syſteme, keiner Stellung, wo die Freiheit ausgeſchloſſen geweſen wäre, gebeugt haben würde, aber doch nicht

*) „Aus Empfangszimmern." Erinnerungen von Karl Gutzkow. Neue freie Preſſe. 1869 Nr. 1634—1688.

den Trotz besaß, sich nicht in manches gebieterische Gesetz des Lebens, wie es eben ist, fügen zu wollen. Aber selbst die bescheidenste Hoffnung auf einen Sonnenstrahl der Gunst des Glückes erfüllte sich nicht.

Nach einigen Jahren schwerster Sorge, die in Hamburg verlebt wurden, zwangen ihn die damals unablässigen Chicanen mit Pässen und Heimatsscheinen, neue Anknüpfungen an die Behörden zu suchen, und so düster Deutschlands und namentlich Preußens politischer Horizont geworden war, Gutzkow folgte dem Drange, greise Eltern vor ihrem Tode noch einmal in der Vaterstadt zu begrüßen, und wagte sich mitten in die für jeden irgendwie als freisinnig bekannten Namen unmöglich gewordene, sofort den Gast ausweisende preußische Hauptstadt hinein.

Der Minister v. Rochow stand damals auf der Höhe seines Wirkens. Er

erſtickte jede freiſinnige, zumal conſtitutionelle Regung. Bei ſeiner Ankunft in Berlin erhielt Gutzkow den Fingerzeig, er würde nicht drei Tage in der Hauptſtadt geduldet werden, wenn er ſich nicht dem Miniſter vorſtelle. — Der Miniſter war gnädig und entließ ihn mit den denkwürdigen Worten: „Und noch eins, Beſter! Nehmen Sie ſich ja hier mit Ihren Reden in Acht! Man paßt Ihnen auf den Dienſt!“

Die Jahre 1842 und 1846 ſahen Gutzkow in Paris, und dem erſteren kürzeren Aufenthalt daſelbſt, bei welchen ihm St. Marc-Girardin als Führer diente, verdankten die „Briefe aus Paris“ ihre Entſtehung. Sie gehören zu dem Geiſtvollſten, was aus Gutzkow's Feder ſtammt, obwohl ſie mehr durch Reflexion, als durch tiefes Eindringen in das Weſen der franzöſiſchen Nation glänzen. Gutzkow hatte Paris auch nur durchreiſt, nur

an einigen Punkten ſtudiert; mit ſeinem Theater, einigen Zweigen ſeiner Literatur, ſeiner Publiciſtik und Kammerberedſamkeit war er ſeit Jahren vertraut. Vom höchſten Intereſſe ſind ſeine Anſichten über den Fourierismus und Communismus, in welchen der Verſtand mit dem Gefühl Hand in Hand geht; das Bewußtſein einer eigenthümlichen idealen Demokratie, die Gutzkow im hohen Grade eigen iſt, drängt ſich hier dem Leſer auf. Gutzkow ſtellt ſich nicht als denkender Kopf über die Maſſen, ſondern mitten unter ſie. Die Ariſtokratie des Geiſtes verbindet ſich mit dem Communismus des Herzens.

Dieſe Pariſer Briefe waren abermals der Anlaß der heftigſten Angriffe, wie ſich denn der Scandal unzertrennlich an Gutzkow's Ferſe geheftet zu haben ſchien. Außer einer lächerlichen Anklage, die in den ihrer Zeit vielerwähnten Berichten über den Communismus aus Zürich

gegen ihn mit der Anſchuldigung laut geworden, daß Gutzkow mit dem Schneidergeſellen Weitling eine communiſtiſche Verſchwörung angezettelt hätte, ſoll es diesmal noch Heinrich Heine geweſen ſein, der, in ſeiner Eitelkeit gekränkt, gegen Gutzkow wegen Verletzung des Gaſtrechts — Alarm ſchlug. Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte über die vollſtändige Unabhängigkeit des Auftretens der Männer, die das junge Deutſchland gebildet, darin könnte ſie am ſicherſten gefunden werden, daß ſie ſich im Verlaufe weniger Jahre ſämmtlich, Gutzkow insbeſondere mit jedem ſpeciell — auf das unerquicklichſte in den Haaren lagen.

Als Gutzkow in Paris ankam, erhielt er durch einen Freund im Intereſſe des Buches, das er dem Gerüchte zufolge über Paris ſchreiben wollte, nachſtehende Aufforderung: „Beſuchen Sie ſofort Heine! Er verſpricht Ihnen hiemit, Ihnen zu

## Zwölftes Kapitel.

### Die Revue, die aufgerissenen Nähte und ein Vorabend großer Ereignisse.

Wie gern hätte Schlachtenmaler zwei Tage darauf lieber auch ein Pferd bestiegen, als daß er in die bombenfeste Kutsche, wenn auch zu Gelinden, kriechen sollte. Der Generalissimus hatte mit ihm gleich einen Beschützer seiner Frauen und bemerkte, daß die besten Pelzhandschuhe auf dem Pferde ihm die Hände zum Zeichnen ja nicht so warm halten würden, als die geschlossenen Wagenfenster, und am Tage des Ausmarsches selbst war auch gar keine Unterhandlung mit dem Feldherrn möglich, da dieser kaum wußte, wo seine Armee, geschweige, wo ihm der Kopf stand. Ganz Kaputh war in Bewegung. Vom Lande strömten Neugierige herbei, um diesen Ausmarsch der Landesjugend, diese Entwickelung von Kerntruppen und gleich dabei den Fürsten zu beobachten, dessen vielfache Geschäfte in der Militär Oekonomieverwaltung, dessen lebhafte Korrespondenzen mit den Kommisschneidern und Passamentirern ihm selten Zeit ließen, sich seinem Volke vor

Ehren ein Diner zu geben, wozu er alle Spitzen der französischen Literatur einladen will — —!“

Gutzkow erwiderte dieser auf ein Heine zu widmendes Capitel seines Buches berechneten Aufforderung: „Sagen Sie Heine, daß ich ihn nicht wenig schätze und von seiner guten Absicht gerührt bin! Ich habe aber „„Das Leben Börne's““ geschrieben, habe Börne gegen die Besudelung seines Namens durch Heine vertheidigen müssen. Abgesehen davon, daß man um ein Diner, wenn auch in noch so interessanter Gesellschaft, die Standpunkte seiner Gesinnung nicht ändern wird, so habe ich auch auf die nächsten Freunde Börne's in Paris Rücksicht zu nehmen, charaktervolle Personen, die mir nimmermehr vergeben würden, wenn ich zu dem Manne, der diese Alle und sogar eine edle Frau so schmählich mit Koth beworfen hat, gehen und Champagner bei ihm trinken wollte!“

In Folge dieſer Erklärung dictirte Heine ſeinem Freunde Seuffert einen Erguß voll Bosheit für die „Allgemeine Zeitung“ in die Feder, der das Signal für eine Reihe von Artikeln in anderen Journalen geworden.

Indeſſen hatte Gutzkow unaufhörlich mit ſtaunenswerther Productivität geſchaffen. Noch unter dem Druck des Bundestags-Verbotes leidend, ſchrieb er unter dem Namen Bulwers: „Die Zeitgenoſſen, ihre Tendenzen, ihre Schickſale, ihre großen Charaktere“ (1837), ein Buch, welches die Zuſtände der damaligen Zeit behandelte und vermöge der Myſtification viel Aergerniß verurſachte.

Faſt gleichzeitig erſchien ein neuer Roman: „Seraphine“, in welchem Gutzkow zuerſt mit der Portrait-Caricatur auftrat, einer Manier, literariſch oder politiſch renommirte Perſönlichkeiten mit täuſchender Aehnlichkeit vorzuführen, die

in seinem späteren Roman: „Die Ritter vom Geiste“ ihren Glanzpunkt erreichte. In dem genannten Romane ist es Joel Jacobi, ein literarischer Ueberläufer, der dem satyrischen Griffel zu der Episode des Literaten, der einem Minister seine Feder anbietet, Modell saß.

Im nächsten Jahre erschien der dreibändige Roman: „Blasedow und seine Söhne“, in welchem Gutzkow mit Glück und Geschick den Styl Jean Paul's imitirte, und der auf dem Gebiete des Humors den besten englischen Romanen zur Seite gestellt werden kann.

Außerdem entstanden in den Dreißiger-Jahren noch manche Fehdeschriften. Gegen Görres zog Gutzkow in der Broschüre: „Die rothe Mütze und die Kapuze“ zu Felde; gegen Heine in dem bereits erwähnten Buche: „Börne's Leben“ (1840), und noch zahlreiche Aufsätze, Novellen und Fragmente wären zu nennen, wenn

wir eine Aufzählung der Gutzkow'schen Schriften beabsichtigen würden. Unerschöpflich war seine producirende Kraft, wie sein Wissen, welches nicht selten seine Phantasie erdrückte und seine Feder zu langathmigen Ausführungen verleitete, die zuweilen das Interesse schwächten.

## VI.

Die Nothwendigkeit, ſeine Familie von ſeinem literariſchen Erwerbe zu erhalten, hatte Gutzkow längſt getrieben, für die Bühnen, ein dankbares Feld literariſcher Thätigkeit, zu arbeiten, überdieß drängte ihn auch ſein Talent auf dieſen Weg. Außer „Nero“ und „König Saul“, die nur als poetiſche Verſuche in dramatiſcher Form gelten können, ſchrieb Gutzkow: „Richard Savage“ — „Werner“ — „Patkul“ — „Die Schule der Reichen“ — „Ein weißes Blatt“ — „Der 18. November“ — „Zopf und Schwert“ — „Das Urbild des Tartüffe“ — „Uriel Akoſta“ — „Lieslie“ — „Anonym“ — „Pugatſcheff“ — „Wullenweber“

— „Königslieutnant“ — „Antonio Perez“ — „Lorbeer und Myrte“ — „Ottfried“ — „Ella Rose“ — „Lenz und Söhne“.

Viele dieser Stücke verschwanden eben so rasch wie sie erschienen, aber Niemand, der die durchgreifende Bühnenwirkung der Dramen „Uriel Akosta“, „Zopf und Schwert“, „Urbild des Tartüffe“ und „Königslieutenant“ kennt, wird Gutzkow's Verdienste um die deutsche Bühne, auf welcher er das Tendenzdrama geschaffen, in Frage stellen können. Ja, das vielgeschmähte Stück „Werner oder Herz und Welt“ erlebte von seiner ersten Aufführung am Wiener Hofburg-Theater im Jahre 1840—1865 56 Vorstellungen, welcher Umstand doch ein hinreichender Beweis für seine Zugkraft sein dürfte.

Jedes der Gutzkow'schen Stücke hatte mit einer Opposition zu kämpfen — jedes hatte eine Scandalgeschichte in seinem Gefolge, oft schon vor seinem Auftreten.

Gutzkow hatte nämlich abermals ein Journal, den „Telegraph für Deutschland“ begründet, welches bis zum Jahre 1838 in Frankfurt am Main, von da in Hamburg erschien, in welchem er eine schonungslose literarische und dramaturgische Kritik übte. Sie war rücksichtslos, oft ungerecht, auch persönlich, namentlich wo persönliche Gereiztheit sich geltend machte. Dabei war der Telegraph merkwürdig durch die Organisation eines Kameraderiewesens, wie es in Deutschland noch nie dagewesen. Die ärmlichsten Gesellen, Taglöhner und Handlanger der Literatur wurden im Telegraphen gelobt, jeder kleine Dienst fand seine Anerkennung, worin Gutzkow die geschäftlichste Pünktlichkeit bewies, wogegen die tüchtigsten Schriftsteller mit ganzen Hagelwettern überschüttet wurden, wenn sie nicht zu dem Kreise der Verehrer und Freunde gehörten. Unter dem Titel: „Götter, Helden und Don Quixote“ hat Gutzkow später

die Quinteſſenz dieſer ſeiner Kritik geſammelt; in dieſem Buche ſteht noch heute G. Büchner, der ein confuſes Drama: „Marat“ geſchrieben, ſich aber um Gutzkow's Protection bewarb (inzwiſchen ſtarb er, ohne ſeine Gottheit weiter zu bethätigen) unter den Göttern, während H. Steffens, der ſich der Gunſt des Telegraphen nicht erfreute, unter den Don Quixote's ſteht.

Für die Unparteilichkeit dieſer Kritik mag dieſes Beiſpiel genügen.

War nun ein Stück vollendet, ſo ſchickte Gutzkow ſeine Satelliten mit Trommeln und Trompeten nach allen Weltgegenden, um die Bedeutung und Tiefe des bevorſtehenden Drama's ſchmetternd zu verkünden. Dadurch wurden die Dichtungen mit einem Paßſignalement verſehen, das nicht immer ſtimmte, und zugleich wurde der Widerſpruchsgeiſt Jener rege gemacht, die den Meſſias des deutſchen Drama's in Gutzkow abſolut nicht anerkennen wollten.

Einer der widerhaarigsten Ketzer in
r Richtung war Moriz Saphir. Er
dem reizbaren und für Tadel leicht
jänglichen Dichter in seinem „Humori-
" viele bittere Stunden bereitet. Mit
Anerkennung, die er ihm — allerdings
) einer sehr scharfen Kritik — mit den
rten zollte: „Gutzkow ist unstreitig einer
reichbegabtesten, geistreichsten, scharf-
nigsten, energischesten Schriftsteller der
igen Literatur. Das riesige Talent in
n hat alle Bahnen versucht, alle Phasen
rchflogen, alle Vibrationen erfahren,
nd hat sich in allen Sphären, wenn auch
icht immer die Billigung seiner Richtung,
och stets die Anerkennung seines glän-
enden Talentes, seiner genialen Darstellung
nd seines blendenden Styls erhalten",
wollte sich Gutzkow nicht zufrieden geben.
Er wollte durchaus auch von Saphir den
dramatischen Lorbeer. Das war nun neuer-
dings die Veranlassung einer ergötzlichen

Zeitungsfehde, in welcher von beiden Seiten viel auf Kosten des Gegenparts gesündigt wurde, und in welcher Gutzkow schließlich, dem vernichtenden Witz Saphir's gegenüber, der die Lacher und den bescheidenen Erfolg der Dramen auf seiner Seite hatte, das Feld räumen mußte.

Die phrasenreiche Rhetorik ist ein überwiegendes Element der dramatischen Muse Gutzkow's und veranlaßte einen Kritiker zu der richtigen Bemerkung, daß Gutzkow's Bühnenstücke, in chronologischer Ordnung gelesen, etwa denselben Eindruck machen, wie die Lectüre mehrerer Jahrgänge einer gutredigirten Zeitung.

Gutzkow, von einer seltenen Sensitivität für die Tageskritik, litt unter solchem Scandal mehr als man erwarten sollte. Unter dem Einflusse der verschiedensten Urtheile über Richard Savage, verstand er sich wiederholt dazu, die Lebensfrage des Stückes: „ist sie die Mutter? oder ist sie

zustellen. Heute war der Balcon des Schlosses mit Teppichen behängt und, als sollte darauf gefrühstückt werden, eine Anzahl von Schüsseln und Tellern aufgestellt, von welchen jedoch Hoffähige wußten, daß sie nur die Modelle der verschiedenen Truppentheile enthielten und dem Fürsten zur Vergleichung der Wirklichkeit mit seinen Phantasien gleich bei der Hand sein mußten. Die Truppen hatten Mühe, durch die Straßen sich Bahn zu machen: denn auch die Schuljugend kam unter dem Rector und die ganze männliche und weibliche Kinderlehre unter Blaustrumpf und Mörder angewallt und hatten alle die Landesfarben am Arm und auf einigen Wimpeln, welche vorangetragen wurden. Die Waisenkinder gingen Paar für Paar mit Gesangbüchern hinterher und rührten manches kinderlose Ehepaar, die sich das Gelübde gaben, eins an Kindesstatt davon auszuwählen. Die Akademie der Porzellanmaler und der Töpfer feierte; Silberschlag suchte mit der Brille nach plastischen Gestalten; Sägenreißer kochte mit seinen Blicken die Menge aus und sah nur die Skelette derselben. Nur Weckenfel bewachte die Akademie und litt nicht, daß einer in diesen tumultuarischen Zeiten die Warnung vergaß: Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden! Selbst gegen Hunde litt er's nicht. Die Adjutanten des Generalissimus sprengten durch die Straßen, daß die Funken stoben, und der Lärm wurde immer größer, da der Anführer sich öfters verbessern und, nachdem er kaum seine Galopins entsendet hatte, ihnen nachsprengen und seine Vorschriften wieder abändern mußte. Dazwischen läuteten die Glocken von allen Kirchen, nur von denen nicht, wo es das Baucollegium schon seit Jahren, des morschen Thurmstuhls wegen, verboten hatte. Die Garnison sang vor dem Schlosse

nicht die Mutter?“ zu ändern. Am meiſten litt er unter Julian Schmidt's ſyſtematiſcher Polemik und unter nichtsſagenden Angriffen abtrünniger Jünger. So klagte er einſt zu Alfred Meißner: „Sie kennen ja den jungen Mann, den N. N., den ich ſelbſt in die Oeffentlichkeit einführte, indem ich deſſen erſte Novelle — mit welcher Mühe! — umgeſtaltete und ſo druckbar machte. Ich finde ihn in Wien, wo meine „„Ella Roſe““ gegeben wird. Früh liege ich noch zu Bette, in der Abſpannung, die einer erſten Aufführung folgt, da dringt Jemand bei mir ein, ich ſchlage die Augen auf, es iſt mein junger Mann, und er iſt zu mir gekommen, um mir zu beweiſen, daß mein Stück nichts tauge. Ja, er fühlt ſich moraliſch gedrängt, mir anzukündigen, daß er darüber ſtrenge zu Gerichte ſitzen werde. Seine Principien befehlen es ihm. So geberdet ſich die Jugend von heute!“

Eine schlechte, druckfähig gemachte Novelle rächt sich oft bis in das siebente Glied!

Der glänzendste Erfolg des „Uriel Akosta" berief Gutzkow plötzlich als Dramaturg an das Dresdner Hoftheater. Damit war sein heißersehntes Ziel erreicht. Eduard Devrient, der vor Gutzkow diese Stelle bekleidet, hatte dieselbe niedergelegt, der Intendant A. v. Lüttichau hatte Gutzkow als Ersatzmann ausersehen. „Es ist nur mein eigener Gedanke," sagte er ihm später oft, „daß ich Sie berief, gewesen." Ich habe ihn ohne Beeinflussung ausgeführt. Derjenige, den man vielleicht für den eigentlichen Anreger dieser Berufung zu halten geneigt ist, erklärte mir im Gegentheile, als ich ihm meinen Plan sagte: „„Aber wie werden Sie denn einen solchen Mann je wieder los?!""

Das sollte sehr rasch kommen. Gutzkow's Stellung war für die Länge der Zeit unleidlich. Er war den Regisseuren

ordinirt, nicht ſie ihm ſubordinirt. Er
tte nur Beſetzungs-Vorſchläge zu machen
d war das fünfte Rad am Wagen, der
ündenbock, der für Alles, was dem Hof-
eater mißlang, den Namen hergeben
ußte.

Bei alledem wurden für den Anfang
deutende Reſultate erzielt.

König Friedrich Auguſt II. hatte die
enehmigung zu Gutzkow's Berufung nur
t Widerſtreben gegeben. Die Damen des
niglichen Hofes, zwei katholiſche Geſandte,
e den Entſchließungen der Königin nahe-
nden, hatten die Idee Lüttichau's auf's
ußerſte bekämpft. Laube's „Karlsſchüler"
d „Uriel Akoſta" wurden vom Publi-
m ſoeben mit einer Aufregung aufge-
mmen, die einer Demonſtration gleich
m, und der König erklärte dem Inten-
nten in einem Handbillet, er würde ihm
n jetzt ab eine beſondere Cenſur ſetzen,
nn er dieſen Mißbrauch der Bühne
nger fortdauern ließe.

Die Güte und Liebenswürdigkeit der Gattin des Intendanten ſchrieb an Gutzkow: „Um Alles, begegnen Sie heute nicht meinem Manne!“ Gutzkow vermied den auf's Aeußerſte gebrachten, vom Unwillen ſeines Monarchen hart getroffenen Hofmann, und ſchrieb ihm, daß er bei ſo offen kundgegebener Abneigung Seiner Majeſtät keinen Einfluß auf ſein Perſonal gewinnen könnte, und begehrte ſeine Entlaſſung.

Darüber entſtand eine neue Verwirrung.

Inzwiſchen übernahm Prinz Johann, der gegenwärtige König, eine Reviſion des Gutzkow'ſchen Textes. „Uriel Akoſta“ wurde nach einer Pauſe von mehr als 14 Tagen wieder zugelaſſen, unter der im Allgemeinen milden Bedingung, daß ſtatt des Wortes „Prieſter“ überall „Rabbiner“ und für „Glaube“ immer ein anderer Wortbehelf geſucht werden mußte.

Der Intendant wurde vor Aufregung über dieſe Vorfälle krank. Mitten im Winter ging er nach Teplitz, um warme Bäder zu nehmen. Gutzkow wollte mit „Valentine“ debutiren, hatte die Rollen ſchon zum „Signiren“ bereit gelegt, einige Bedenken erregende Stellen (das Einſteigen eines Fürſten bei einer Hofdame) gemildert — doch erhielt er aus Teplitz den gemeſſenſten Befehl, dieſe Unternehmung auf alle Fälle zu unterlaſſen. Eine Kritik der „Valentine“ war beigefügt, die als die Anſicht eines deutſchen Theater-Intendanten von Geblüt über die Literatur der Zeit gedruckt zu werden verdiente. Sie ſchloß: „So lange ich noch das königliche Hoftheater leite, wird dieſes entſchieden unmoraliſche, ſchlechte Stück nicht gegeben werden.“

Als ein Jahr darauf die März-Revolution ausbrach, war die „Valentine“ die erſte Novität, die Se. Excellenz trotz

seines verpfändeten Ehrenwortes dem aufgeregten Zeitgeiste zum versöhnten Willkommen darbrachte.

Durch die Auflösung des sächsischen Hoftheaters in den Tagen der Mai-Revolution 1849 beendigte sich Gutzkow's verdienstvolles Wirken, welches insbesondere mit Rücksicht auf die Einführung und Inscenirung Shakespeare's nicht genug anerkannt werden kann, von selbst.

Einen Moment lang sah ihn das Jahr 1848 auf dem politischen Schauplatz in Berlin und dictirte ihm endlich als Ertrag seiner Aufregungen, die ihm keinen dauernden Platz in der Bewegung gaben, die Schrift: „Deutschland am Vorabende seines Glanzes oder seines Unterganges."

Gutzkow's Frau, die ihm mit drei Söhnen nach Berlin folgte, sah ihren Mann von den Schultern des Volkes getragen, als ihn am 19. März Fürst Lichnowsky und Graf Arnim-Boytzenburg aufforderten, zur

Beruhigung der Volksmassen vor dem königlichen Schlosse zur lauschenden Menge hinab zu reden — ward aber vom Anblick der 00 Volksleichen am Begräbnißtage derselben so erschüttert, daß sie sich zu Bette legte und nach 30tägigem Krankenlager — starb.

## VII.

Mit den Jahren 1848 und 1849 und ihrem Verlauf trat Gutzkow's gesammte literarische Thätigkeit in das Stadium einer neuen Entwicklung. Er täuschte sich nicht über die Bedeutung der Ereignisse. „War die geistige Entwicklung der Nation bis zum Jahre 1848 eine philosophisch-theoretische, vorbildende gewesen," bemerkt A. Stifft, „so hatte Gutzkow auch die Unsicherheit, das Schwankende, mitunter der Divinationsgabe anheimgestellte, an Geschmacksrichtung und innerer Giltigkeit wohl mitgefühlt. Mit dem Jahre 1848 gelangte Gutzkow zu doppelter, freudiger Sicherheit und tüchtiger Klarheit."

Er lebte damals in Dresden — nur
ch einen Garten getrennt vom Ver-
er der Dorfgeschichten, ganz seinen Ar-
ten und seiner Häuslichkeit, mit einer
usine seiner ersten Frau, einer Tochter
bekannten Frankfurter Buchhändlers
B. Meidinger vermählt, welche mit
er Frische kindlicher Gemüthsgrazie den
milienkreis schmückte und die blühenden
naben aus voriger Ehe um ein Schwe-
rlein vermehrte, das, an Göthe's Geburts-
g die Welt erblickend, den Namen „Clär-
en" empfing.

Zu jener Zeit schrieb Gutzkow jenes
roßartige, an Scenen und Charakteren so
eichhaltige Werk, das mit meisterhaftem
Geschick die ganze große Bewegung der
Zeit an unserem Auge vorüberführt und
ur Bewunderung der außerordentlichen
Geisteskraft anregt.

Zur Erläuterung seiner Intention sagt
Gutzkow selbst: „Die „Ritter vom Geiste""

ſind hervorgegangen aus dem mächtigſten Drange der Menſchenliebe. In den Tagen von 1849, in einer Zeit des Haſſes und der Verfolgung, ſah ſich das bekümmerte Auge ſehnſüchtig um nach den gleichen Kennzeichen edlerer und humaner Empfindung. — Die Grundlage und Vorausſetzung einer ſolchen Ausſöhnung, wie der Verfaſſer in trüber Zeit bezweckte, mußte der Glaube ſein an das ewig Gleichartige im Menſchen, an den Widerklang derſelben Wahrheiten in allen Gemüthern, an die gleiche Vertheilung des reinen Gottäthers der Idee in allen Herzen."

Der Grundgedanke, der aus jeder Zeile des Romans an unſere Sinne klingt, iſt der: „Wir haben eine Zeit der Niederlage für jede große und ſchöne Idee erlebt." Zu keiner andern Zeit hätte ein ſolches Werk entſtehen können. Gutzkow erblickte vor ſich eine Geſellſchaft, welche in müder

so schön und hoch, daß der Präfect heute nicht nöthig hatte, sich den Baß so heftig aus dem Leibe zu pressen, als wollte er die Seele von sich geben. Das dauerte aber Alles nur bis zu dem Augenblick, wo der Fürst gefrühstückt hatte und er, sich noch den Mund wischend, in Interimsuniform aus den großen Flügelthüren auf den Balcon trat und vom Hurrah! der Armee und dem Parademarsch aller Orchester begrüßt wurde. Jetzt kam ein Geschick in die Parade. Der Generalissimus hatte bisher auf seinem Sattel wie auf Kohlen gesessen: denn der Fürst, erfuhr er ja noch ganz in der Frühe, hatte in der Nacht einen Traum gehabt, daß die rothen Streifen an den Hosen seiner Truppen zu schmal wären und sich, etwas vergrößert, schöner ausnehmen würden. Man hatte im Generalstab und von Seiten des Kriegsministeriums, ja, zuletzt durch einen Fußfall der Fürstin und ihrer Kinder es jedoch dahin gebracht, daß sich der Fürst beruhigte und den Feldzug nicht bis auf die Fertigung der neuen Musterbeinkleider aussetzte; ein Vergrößerungsglas, in Form eines Dolland, wurde nun schnell auf den Balcon geschoben und ein langes Sprachrohr von hier aus bis hinunter zu der Stelle des Schießplatzes, wo der Generalstab hielt, angebracht. Durch jenes beobachtete der Fürst die seine Revue passirenden Truppen und wehe dem Unterofficier, dessen Gemeine irgend einen Knopf zu wenig zugeknöpft hatten! Das Sprachrohr dröhnte unmittelbar die allerhöchste Entrüstung an das Ohr des Generalissimus, der, ach! nicht bloß an die Parade, sondern noch weit mehr an den Operationsplan und Montecuculi dachte.

Das Zeichen zum Brechen der rings am Platz aufgestellten Linien war gegeben und ein zweckmäßiges Commando

Erſchlaffung ruhte, ſo ſtill, ſo abgeſchloſſen, ſo weit davon entfernt, ſich zu einer neuen Thätigkeit, die ihre Phyſiognomie verändern könnte, zu erheben, als ob ſie ſich eigens für den Maler drapirt und geſetzt hätte. Der Roman enthüllt das Bild der norddeutſchen oder vielmehr der Berliner Geſellſchaft von 1850, in welche er die romantiſche Idee eines neuen Ritterordens, eines mächtigen Geheimbundes für die Erzielung einer geſellſchaftlichen Wiedergeburt hineintrug. Man könnte ihn fingirte Memoiren jener Zeit nennen, denn dieſe ſtrahlt er mit einer Lebendigkeit und Treue wieder, wie Saint-Simons, der Herzogin von Nevers oder der Marquiſe von Crequy Memoiren nicht treuer das Hof-, Adels- und Bühnenleben des vorigen Jahrhunderts.

Wir ſehen mit dieſem Romane Gutzkow auf dem Gipfelpunkte ſeiner ſchöpferiſchen Kraft. Mit den „Rittern vom Geiſte“ und dem 1862 vollendeten „Zauberer von

Rom" gab Gutzkow der deutschen Literatur zwei Meisterwerke, die seinen Namen späten Jahrhunderten bewahren werden.

Noch gewaltiger ist die schöpferische Idee des letzteren. Es behandelt die Kirche in ihrer Totalität. Alle Phasen der Religion treten da verkörpert in einzelnen Personen auf. Der Dichter entfaltet die Ideen Roms, die Ideen der christlichen Kirche. Beide Romane verknüpft der Contrast; in den „Ritter vom Geiste" hält Gutzkow Heerschau über die Kämpfer für die Freiheit der Idee, im „Zauberer von Rom" über die Heere, die sie knechten wollen.

Befangene haben dem Dichter den Vorwurf einer ungerechtfertigten Vorliebe für den Katholicismus gemacht. Es heißt das Wesen und den Sinn des Buches absichtlich verkennen oder voll Befangenheit es nicht durchdringen, wenn man katholische Tendenzen darin findet; im Gegentheil, es ist eine laute männliche Kriegserklärung

gegen Rom, die ſich nur darin gründlich getäuſcht, daß ſie von irgend welchen, noch ſo großartigen und umfaſſenden Reformen, die ein letzter Papſt, ein letztes Concil geben könnte, Rettung einer dem Untergang geweihten Religionsanſchauung erwartet. Der römiſche Spuk hat ſich überlebt, vor den Sonnenſtrahlen der Wiſſenſchaft und des Geiſtes flattern nur Fledermäuſe und Eulen um den Stuhl des unfehlbaren Zauberers. Das letzte Concil konnte überwundene Dogmen nicht befeſtigen, ſondern nur die Tragödie, die zwei Jahrtauſende auf dem Continent geſpielt, mit einer Poſſe zu allgemeinem Gelächter ſchließen.

Der „Zauberer von Rom“ hatte ein kleines literariſches Nachſpiel, das ſich theils in den ſeit 1852 von Gutzkow redigirten „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, theils in anderen Journalen im Jahre 1860 abſpielte.

Gutzkow ward durch mehrere Jahre

von Frau v. Gravenreuth, geb. Gräfin Hirſchberg in Wien, zum Ankauf eines Manuſcriptes, anfangs zur vollſtändigen Herausgabe, ſpäter zu ſelbſtſtändiger Bearbeitung als „Ideenmaterial“ gedrängt. Sie verlangte dafür 100 Thaler. Gutzkow lehnte den Ankauf ab, da jedoch die Verfaſſerin in äußerſter Bedrängniß zu ſein erklärte, ſo gab er ihr eine ſeinen Verhältniſſen entſprechende Hilfe. Die Dame aber wollte kein Geſchenk, ſondern richtete an Gutzkow unterm 12. Dezember 1853 die „Bitte“: „Um ſich für dieſe gütig mir geliehene Summe bezahlt zu machen, wollen Sie aus meinem Manuſcripte irgend einen Stoff herausnehmen zu einer Novelle oder dergleichen.“

Auf dieſe Autoriſation hin erlaubte ſich Gutzkow, im „Zauberer von Rom“ die ſtatiſtiſche Notiz den Memoiren zu entnehmen: „Bei einer Unterſuchung, die König Max einmal in einem adeligen Töch-

terinſtitut anſtellen ließ, fand ſich, daß faſt die Hälfte von 180 jungen Mädchen keinen richtigen Wuchs oder Gang hatte.“ Die übrigen Anſchuldigungen, die darin beſtanden, Gutzkow hätte erſt nach der Lectüre dieſer Memoiren den Gedanken gefaßt, ein Kind auf dem Streckbette zu ſchildern und Paula zur Clairvoyanten zu machen, widerlegte er dadurch, daß er aus ſeinen Notizbüchern die bereits zwei Jahre vor der Bekanntſchaft mit jenen Memoiren entworfenen Grundzüge des Romans zur Einſicht ſtellte.

## VIII.

Gutzkow hatte in Dresden mit Jul. Hammer, Berth. Auerbach und Anderen die Schillerstiftung gegründet, deren Zweck es ist, verarmte oder in Noth sich befindende Schriftsteller zu unterstützen. Als ihr Generalsecretär besorgte er gegen ein Jahresgehalt von 500 Thalern ihre zeitraubenden Geschäfte, bis ihm durch Intriguen jeder Art dieses Amt gründlich verleidet wurde.

Mißhelligkeiten mit dem Vorstande der Schillerstiftung, mannigfaltige gegen ihn erhobene Anklagen, die alle darauf hinausliefen, daß Gutzkow die Schillerstiftung zu einer Sinecure und Gutzkowstiftung

umzugeſtalten alle Hebel in Bewegung ſetze, verſetzten ihn endlich in eine bei ſeinem reizbaren Gemüthe fürchterliche Aufregung.

Als er noch in Dresden wohnte, erzählte er einſt in Gegenwart eines Freundes bei Tiſche von einem Manne, der aus Eiferſucht ſeine Frau, ſeine Kinder und dann ſich ſelbſt umgebracht habe. Gutzkow's Gattin entſetzte ſich darüber, daß der Mann auch ſeine Kinder ermordet. „Das liegt ſo im Volk," bemerkte Gutzkow, „ihre Kinder ſollen mit ihnen das gleiche Schickſal tragen, ſie denken, wo wir hingehören, müßt ihr auch ſein. Deshalb kommt auch dieſer Mord an Kindern beim Selbſtmord der Eltern ſehr oft vor." Seine Gattin beſtritt dies und behauptete, daß es in andern Fällen, in denen bitterer Noth, aus Liebe geſchehe man wolle die Kinder nicht verwaiſt und hilflos in dieſer ſtarren Welt zurücklaſſen.

„O, für dieſe Kinder würde geſorgt werden, wenn ſich die Eltern das Leben genommen," meinte Gutzkow, „das iſt förmlich ein ſtarker Klingelzug, um Leute herbeizurufen und ihnen zu ſagen: Hier iſt Noth — helft!"

„Du meinſt alſo, daß ſich dann die Eltern nur deshalb tödten müßten, um die Exiſtenz ihrer Kinder zu ſichern?" erwiderte Gutzkow's Frau, „wenn es eines ſolch ſtarken Klingelzuges bedarf, dann iſt es ſchlimm und wird auch nicht viel helfen."

Gutzkow lachte, und das Geſpräch abbrechend, reichte er ſeiner Gattin freundlich die Hand mit den Worten: „Nun, wir verſtehen uns ſchon."

Der Zuhörer ahnte damals wohl nicht, daß Gutzkow bald ſelbſt nach dieſem Klingelzuge greifen würde. Und doch ging längſt durch ſein Weſen eine nervöſe Reizbarkeit, die zu dieſer Kataſtrophe führen mußte.

Am 15. November 1864 kam Gutzkow um seine Entlassung beim Verwaltungsrathe der Schillerstiftung ein, und wiederholte am 22. aus Amsterdam, wohin ein Geschäft aus Familienangelegenheiten ihn gerufen, sein Entlassungsgesuch. Er erhielt, nachdem beide Schreiben sämmtlichen Verwaltungsräthen zum Beschluß vorgelegen hatten, die gewünschte Entlassung, zum 31. December einstimmig bewilligt.

Trotzdem mochte Gutzkow eine Gewährleistung seines Entlassungsgesuches nicht erwartet haben, und es versetzte ihn, bei dessen unsicheren pecuniären Verhältnissen ein Jahrgehalt von 500 Thalern eine wesentliche Zubuße war, in nicht geringe Gemüthserregung. Am Weihnachtstage wurde er nur mit Mühe dazu gebracht, in das Zimmer zu treten, wo sich seine Kinder über den Weihnachtsbaum freuten. Und als er endlich eintrat, rann ein Strom von Thränen über sein

Gesicht und er rang, gleichsam ein Unglücklicher, die Hände. In dieser Stimmung erfuhr er, daß sein Sohn gegen sein ausdrückliches Verbot in Bremen zur Bühne gegangen war. Dieser Vorfall steigerte seine Aufregung auf das Höchste und in dieser Stimmung mag er den Gedanken zum Selbstmorde gefaßt haben.

Ein Brief, in welchem er der Firma Brockhaus anzeigte, daß er über den ersten Band eines neuen Romans, den er zur Drucklegung für den Anfang des Jahres 1865 in Aussicht gestellt hatte, persönlich Rücksprache nehmen werde, zeigte Spuren einer befremdenden Geistesverwirrung. Kaum meldete eine neuere Nachricht, daß er sich nach Friedberg (unweit Frankfurt) begeben habe, um dort mit einem befreundeten Arzte zusammenzutreffen, als auch schon unterm 14. Jänner aus Friedberg selbst die Nachricht eintraf, daß Gutzkow im Hôtel Trapp einen Selbstmordversuch

richtete es ein, daß ein Defilée nach dem andern recht artig langsam vor dem Schlosse vorbeizog. Zuerst kam die Cavallerie, welche ausschließlich aus den berittenen Scharfschützen bestand. Wir haben uns früher immer des Ausdrucks Regiment bedient, was jedoch nur so zu verstehen ist, daß die active Truppenzahl, welche die Bezeichnung führte, nur den Stamm eines Regiments bildete, welches der Fürst in Kriegszeiten sich zu complettiren noch vorbehielt. Wäre diese Einrichtung nicht in der ganzen Armee durchgreifend gewesen, so würde man erstens nicht begreifen können, wie sie nur aus vierhundert Mann und doch aus einem Regiment Cavallerie, drei Regimentern Infanterie und zwei Batterieen Artillerie, nebst einigen Sappeuren und Pioniers, bestehen konnte; zweitens noch weniger, woher der Fürst die Titel für seine ausgezeichneten Militärs hätte entnehmen sollen, die Obersten alle, die Majore, die Capitäne und die Lieutenants? So bestand das Scharfschützenregiment aus achtzig Mann und theilte sich in vier Escadrons, jede von zwanzig. Sie machten sich prächtig, die Scharfschützen, auf ihren muthigen Pferden, mit ihrem gebräunten Wesen und den paar Brillen, die einige unter ihnen deshalb trugen, um nicht bloß scharf zu schießen, sondern auch zu treffen. Der Generalissimus wäre jetzt schon von dem Schall einer Kanone vom Pferde gefallen, so geängstigt saß er auf dem Pferde da und sein Adjutant mußte ihm das Lob des Fürsten aus dem Sprachrohr erst übersetzen, so verworren wurde ihm zu Muth, als er aus dem Sprachrohr etwas brummen hörte. Nun kam die Infanterie. Zuerst das Garderegiment, roth, mit gelben Krägen und Vorstößen und weißen Kamaschen, ganz wie eine bewaffnete Bande Lakaven aussehend. Hier

gemacht hätte. Die Aeußerungen, welche er gethan, als man ihn blutend fand, gaben einen Fingerzeig, welchen Vorstellungen seine unselige That entsprang.

Gutzkow war beherrscht von der Idee, das Opfer seiner Feinde zu sein, die darauf ausgingen, ihn vollständig zu demüthigen und moralisch zu vernichten, die sogar seinen finanziellen Bankerott vorbereitet hätten. Es sei ihm daher nichts übrig geblieben, als ihnen aus dem Wege zu gehen und sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen, aber auch dies sei seinen Feinden nicht verborgen geblieben, sie hätten ihn überall hin verfolgt; so sei er geflohen von Stadt zu Stadt, von Bamberg nach Meiningen, Cassel, endlich nach Friedberg. Hier habe er sich unbeachtet geglaubt und dies sofort zur Ausführung seines Vorsatzes benutzt; er schnitt sich nun an beiden Oberarmen die Adern durch, brachte sich an beiden Seiten des

Halſes tiefe Schnittwunden bei und ſtieß ſich zweimal den Dolch in die linke Bruſt. Das Bewußtſein verließ ihn nicht. Er erwartete eine halbe Stunde ruhig den Tod, endlich verſetzte er ſich einen dritten Stich bis an das Heft; der Schmerz, den dieſer Stich, mit dem er die Lunge getroffen zu haben glaubte, verurſachte, war ein ſo furchtbarer, daß er nicht Herr über ſich ſelbſt blieb. Er ſprang auf, warf ſich auf den Fußboden, ſtöhnte und ächzte.

Darüber entſtand Aufmerkſamkeit im Hauſe, und als die Beſitzerin des Hôtels den Fremden im Blute ſchwimmend fand, vermuthete ſie einen unglücklichen Spieler aus einer der benachbarten Spielhöllen und ließ ihn in das Spital ſchaffen. Erſt nachher erfuhr man, wer der Unglückliche geweſen.

In der Heilanſtalt St. Gilgenberg bei Bayreuth beſſerte ſich unter der Pflege des humanen, dort dirigirenden Arztes

Dr. Falco sein Zustand sichtlich, doch es währte Monate, ehe er von dem Hirngespinnste einer ihm bevorstehenden Wahnsinnsumnachtung seines Geistes genas.

Nun trafen sowohl die Gesammt-Schillerstiftung zu Weimar, als auch der Dresdener-, Leipziger- und Wiener-Schillerfond Verfügungen zu seinen Gunsten.

Die Romane „Hohenschwangau" (1867) und „Die Söhne Pestalozzi's" (1870), sowie die herrlichen Aphorismen „Vom Baume der Erkenntniß" (1868) gewähren der deutschen Nation die beschämende Beruhigung, daß der bedeutendste Schriftsteller ihrer gegenwärtigen Epoche in der entsetzlichsten Stunde seines Lebens hart am Rande des Grabes vorüber mußte, um zu neuem Schaffen mit ungeschwächter Kraft erstehen zu können.

## IX.

Fassen wir das Bild des Mannes zusammen, wie es sich aus dem Vorstehenden ergiebt, so ist Gutzkow ein Talent, das an Fruchtbarkeit und Productionskraft von keinem anderen übertroffen wird. In allen Gebieten der Literatur begegnen wir ihm, und selbst seine Irrthümer waren Wegweiser zur Revision des Berührten und dadurch Mittel zu neuen Resultaten. Wenige Schriftsteller Deutschlands haben solches Glück erfahren und solches Mißgeschick; wenige in solchen Jahren so mächtig an- und aufgeregt, so scharf und tief in den Gedenkbaum der Gegenwart ihren Namen eingeschnitten. An seiner

Stimmabgabe hat es nie gefehlt, mag die Frage eine theologisch-kirchliche, wie die Kölner Angelegenheit, oder eine philosophische, wie der Streit Leo's und der Hegelingen, oder eine politische, eine sociale oder literarische gewesen sein. Nicht unter fremdem Einfluß mühsam gebildet, sondern ein ursprüngliches Talent, ewig und immer im Werden begriffen, war er stets ganz von der Gegenwart durchdrungen, nahm ihr Element, die Reflexion, in ganzer Kühnheit in sich auf und strömte sie in alle Gebiete des Lebens in ganzer Gemüthstiefe aus.

Er ist sein ganzes Leben hindurch ein unabhängiger, armer und vielfach verfolgter deutscher Dichter geblieben und hat nie aufgehört, recht eigentlich im Schweiße seines Angesichtes zu arbeiten und dem Namen der deutschen Nation durch die Resultate seiner Arbeiten Ehre zu machen. Ja, wäre er ein Brite gewesen, die Dankbar-

keit seiner Mitbürger hätte ihm längst die Ehrenpforte des Oberhauses aufgethan und ihm den Nachruhm, so gut sie vermag, vorausbezahlt; wäre er ein Franzose gewesen, Louis Napoleon hätte den Versuch gemacht, ihn durch eine Senatorenstelle oder andere Sinecure zu sich herabzuziehen, aber Gutzkow kam als deutscher Dichter mit dem Fluche auf die Welt — kein Vaterland zu haben. In Berlin geboren, gehörte sein Herz, sein Denken, sein Streben der deutschen Nation, und was sollte sie ihm bieten? Doch unverzagt —

Auf Jahre nicht capitulirt die Liebe,
Ein ungetheiltes Leben setzt sie ein!

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Carl Fingerhut in Wien.

(Fortsetzung von der vorigen Umschlagseite.)

erste Serie:

größte Lyriker und politische Dichter
Vogt, als der eifrigste Kämpfer für
Wissenschaft und Skepsis gegen physische Verdummung;
als Urheber der socialen Bewegung in
Lassalle als der Matador der moder-
ne; Rosenkranz, als eine der interessan-
testen Individualitäten im Reiche der Töne;
als der Philosoph unseres besse-
ren; Alex. Herzen, als fanatischer
Freiheit; Gutzkow, als der bedeu-
tendste deutschen Romanes; Kaulbach, als
historienmaler der gegenwärtigen
Wagner, als bahnbrechendes Talent
dramatischen Musik; Lewisen, als
darstellenden Künstler der Gegenwart;
Hahn, als typisch höchst interessante
unserer Zeit ausgewählt
durch ihren europäischen Ruf zu der
eptigen.

gung des Gesammtbildes ist jeder
sämmtlich durch Gehalt und
auch auf das Interesse
machen können, ein von
gefertigtes Portrait beigegeben.
graphien erscheinen in selbstständ-
von 5—6 Bogen, so daß nach
die erste Serie abgeschlossen sein

Preis: 30 kr. ö. W. — 5 Sgr.
Unternehmen zu einem, dem ge-
ausgiebigen.

Fritz Ellrodt.

donnerte mit einem Male das Sprachrohr: Halt! und der ganze Generalstab, was den Generalissimus so sehr verdroß und dem ihn umgebenden Officier später auch eine Disciplinarnote zuzog, rief diesen Befehl im Unisono nach. Der Fürst behauptete, daß im zweiten Gliede dem sechsten Mann die Naht unterm rechten Arme (den er doch kaum sehen konnte!) aufgerissen sei. Der Adjutant hin, der Gardist heraus, ja, der Fürst konnte, in Militärgarderobe Angelegenheiten, durch Bretter sehen. An der ganzen Verschiebung der Uniform hatte er gleich wahrgenommen, daß unterm Arm die Naht zerrissen sein mußte. Der Gardist wurde in das Depot der Verwundeten abgeliefert und mußte dort von den Regimentsschneidern wieder hergestellt werden. Aber er sollte der Einzige nicht sein. Der Fürst war mit seinem Teleskop jetzt in den Zug gekommen und kaum war aus dem Sprachrohr hinten eine Verwünschung heraus, so setzte er vorne schon wieder eine hinein. Das zweite Regiment, das Regiment Mispelheim (Halbgarde), zeisiggrün, roth und gelb, hatte gestern den Marsch von Mispelheim nach Kaputh machen müssen und ließ allerdings Manches zu wünschen übrig. Drei Grenadiere mußten aus dem Glied treten, weil sie sich nicht gewaschen hatten. Zwei hatten an der Patrontasche, statt Lederriemen, schwarzgefärbte Bindfäden genommen. Einer hatte sogar Wolle im Ohr, weil er behauptete, an Rheumatismus zu leiden, was ihm aber der Fürst unter keiner Bedingung gestattete. Er wolle ihn lehren, sagte das Sprachrohr, ihm den Totaleffect zu verderben: es müsse Alles wie über den Kamm geschoren sein. Das dritte Infanterieregiment, Regiment Kronprinz, gelb, blau und schwarz, hatte weniger Fehler im Einzelnen; aber, meinte der Fürst, seine

# Fritz Ellrodt.

Roman

von

Karl Gutzkow.

„Eine sehr anziehende Arbeit wäre es, die mannichfaltigen, auf das öffentliche Leben bezüglichen Bestrebungen, welche in der ersten Zeit nach dem Hubertusburger Frieden die verschiedenen deutschen landschaftlichen Staatsorganismen belebten und erfüllten, zu vergegenwärtigen. Wie manches vergessene Verdienst würde dabei in Tage kommen!"

Leopold von Ranke.

**Erster Band.**

Jena.
Hermann Costenoble.
1872.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

# Inhaltsverzeichniß.

## Erſtes Buch.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Erſtes Kapitel: | An der Sternſchanze | 3 |
| Zweites „ | Der Mörder | 16 |
| Drittes „ | Die beinahe Geköpfte | 32 |
| Viertes „ | Herablaſſungen | 68 |
| Fünftes „ | Der Landsmann vom Main | 102 |
| Sechſtes „ | Der Markgrafenhut | 129 |
| Siebentes „ | Die Chriſtel muß wählen | 162 |


## Zweites Buch.


| | | |
|---|---|---|
| Achtes Kapitel: | Wien nach dem Frieden | 213 |
| Neuntes „ | Die Judin | 241 |
| Zehntes „ | Das Gerümpel im Vorzimmer | 264 |
| Eilftes „ | Aus heiterm Himmel | 316 |

# Fritz Ellrodt.

Roman

von

Karl Gutzkow.

„Eine sehr anziehende Arbeit wäre es, die
„mannichfaltigen, auf das öffentliche Leben
„bezüglichen Bestrebungen, welche in der ersten
„Zeit nach dem Hubertusburger Frieden die
„verschiedenen deutschen landschaftlichen Staats-
„gesellschaften belebten und erfüllten, zu
„vergegenwärtigen. Wie manches vergessene
„Verdienst würde dabei zu Tage kommen!
Leopold von Ranke."

Erster Band.

Jena.
Hermann Costenoble.
1872

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

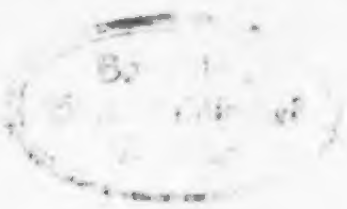

# Erstes Buch.

## Erſtes Capitel.

### An der Sternſchanze.

Wie in unſern Tagen Preußen ſeine ehernen Arme um die alte, jetzt noch freie Hanſaſtadt Hamburg geſchlungen hält, ſo ehemals Dänemark.

Es war gegen Ende Juni 1762. Zwar hatte der ſiebenjährige Krieg noch nicht ſein Ende erreicht, aber die Erſchöpfung der von ſo viel blutigem Haß erfüllten Mächte näherte ſich dem Frieden.

Friedrich II. von Preußen hatte neuerdings Schlachten verloren. Für Maria Thereſia waren es Pyrrhusſiege, die ſie ſelbſt erſchöpften. Immer lauter, immer dringender wurde das Verlangen des mehr oder minder am Kampf der aufſtrebenden Hohenzollern mit den Habsburgern betheiligten ganzen Europa nach dem endlich der Welt wiedergeſchenkten beglückenden Frieden.

In Hamburg ſtand eine geworbene Soldateska Gewehr bei Fuß. Der hohe Rath ſuchte es mit keiner der ſtreitenden Parteien zu verderben. Nur

in nächster Nähe lauerte ihm ein Feind, gegen den er auf stete Abwehr sinnen mußte. Vor den Wällen der alten handelsberühmten Stadt, vor den Schanzen und befestigten Thoren derselben übten sich im kriegerischen Spiel die dänischen Truppen.

Doch zunächst war diese kriegerische Aufregung nicht gegen Hamburg gerichtet. Sie galt Rußland. Der später ermordete Peter III., der ja selbst ein geborener Holsteiner war, hatte schon als Kronprinz an seine stammverwandten dänischen Vettern Ansprüche zu erheben gedroht, die einen Krieg in Aussicht stellten. Bei alledem war auch gegen Hamburg die Stimmung der Dänen nicht eben geheuer. Der Träger der alten sagenreichen Haralds- und Waldemar-Krone in Kopenhagen hieß damals Friedrich V. Vom Sund aus und dem damals völlig dänisch organisirten Altona, dem „All-zu-Nahe" Hamburgs, kamen unausgesetzt an Rath und Bürgerschaft der reichen Hansastadt die lästigsten Anforderungen. Jetzt war dänischerseits das Begehren nach einer Anleihe ausgesprochen, die Hamburgs Börse nicht negociiren mochte. Beklommen saß der hohe Rath der Stadt beisammen. Jeder Kanonenschuß von Altonas Wällen schien eine Mahnung um die verlangte Million Banco zu sein.

Zwischen dem Millern- und dem Dammthor erhob sich, als noch Hamburg befestigt war, in einiger Entfernung von den Bastionen die sogenannte

ganze Haltung mißfalle ihm, es wäre kein Schwung, keine Begeisterung, keine Grazie drin. Denn, natürlich, dies Regiment cantonirte immer in Dörfern und sah sich nur selten als Ganzes. Auffallend liederlich war aber wahrhaftig die Artillerie! Die beiden Batterien, welche jede aus einer Kanone bestand, zogen mit einer Plumpheit auf, die Se. Durchlaucht zu dem Ausruf trieb: ob diese Artilleristen vielleicht verkleidete Postreiter wären? Ob es ihm so miserabel ginge, wie der bewaffneten Macht von Frankfurt am Main und allen neumodischen Bürgergarden, welche zu ihren Paraden und Manoeuvres immer Extrapost für die Artillerie nehmen und die Postillone in Artilleristen umkleiden müßten? Wenn man bedenkt, daß der Fürst das Militär weit mehr auf dem Papier oder in seinen Suppenschüsseln liebte, als in der Wirklichkeit, daß ferner die Artillerie diejenige militärische Waffe ist, bei welcher sich erst am leidenschaftlichsten der Sinn für feine Kriegsführung zu erkennen gibt, so kann man sich erklären, daß ihm das ganze Corps eigentlich verhaßt war. Wie die Spritzenreiter! fönte es hohnlachend aus dem Sprachrohre, denn alles Einzelne zu rügen, wurde der Fürst nachgerade überdrüssig. Hätte er nicht immer in den Zeitungen gelesen, daß die Empörer in Spanien, Paris und Brüssel gewonnen Spiel hatten, sobald ihnen Kanonen zu Gebote standen; hätte er nicht selbst erfahren, daß Napoleon gerade durch die Artillerie die Königreiche der Welt in die Luft sprengte und seinen Vater auch, er würde das ganze Corps aufgelöst und aus den Kanonen eine Statue für diesen seinen höchstseligen Vater haben gießen lassen. Der Generalissimus bekam, als er zum Abschied noch einmal an den Balcon heraustritt, eine abweisende Handbewe-

Sternschanze. Ein von einem Einschnitt durchbrochener Wall verband diese mit jenem schönen Theil Hamburgs, der in unseren Tagen den botanischen Garten bildet. Zur Linken, nach Nordwest hin, breitete sich das Heilige-Geist-Feld aus, über dessen Gärten und Wiesen hinweg die unheimlichen Dächer des alten, abgelegenen und von aller Welt scheu geflohenen Pesthofes sichtbar wurden.

Hier tummelte sich in der Regel in ihren Uebungen die auch den Hamburgern nicht fehlende Kriegsmacht, eine zusammengeworbene Truppe aus aller Herren Ländern, jeder Mann ein kleines Kapital vorstellend, das auf seine Werbung verwendet war. Die Uniformirung und die Unterhaltung der siebzig Dragoner, der 1500 Musketiere und der entsprechenden Artillerie war, wie sich damals von selbst verstand, „frißisch". Preußen gab das Modell für den Schnitt der blauen Röcke mit den breiten rothen oder schwarzen Schößen, den Rabatten und Aufschlägen, den Tressen, zugleich mit dem Organismus der Befehlshaber, mit dem Reglement des Exercirens. Da sah man die Zöpfe von Potsdam, die Spontons der Unterofficiere; beim Exerciren selbst die breite, wie es in Goethe's „Egmont" heißt, „ausgegrätschte" Haltung der Beine. Und zugleich hatte man, ach! auch die damals beim Militär üblichen Strafen, die schimpflichen Degradirungen unter Trommelschlag, die Stockschläge, das bis auf

den Tod gehende, mildere oder verschärftere Gassenlaufen.

Ein milder, weicher Sommertag. Alles grünt und blüht. Nach langem Regen blaut der Himmel wieder. Die Linden duften in den schönsten Alleen der Welt. Das schon einmal gemähte üppige Gras, viel üppiger stehend als selbst auf einer Matte der Alpen und belebt von kraftstrotzenden, eingefriedigten Rinderheerden, duftet im üppigsten Nachwuchs.

Aber in der That — in all dieser Freude des Blühens und Reifens, das in keiner deutschen Stadt eine solche Fülle an Gaben Pomonens auf den Markt zu bringen weiß, dicht in der Nähe des Hamburger Berges, wo allweg die Freude wohnt, die bacchantische Lust, steht an der Sternschanze eine Compagnie Soldaten mit Capitän, Ober- und Unter-Lieutenants, Feldwebel und Corporalen . . . Die Gemeinen sind in zwei Reihen aufgestellt . . . Der Profoß schreitet durch die Gasse, die sie bilden, und theilt Ruthen aus. Damit soll ein Opfer der barbarischen Disciplin jener Tage bis — vielleicht auf den Tod gezüchtigt werden.

Aus dem Wachthause der Sternschanze kommt der Delinquent. Sechs Mann haben ihn in ihre Mitte genommen. Nur der untere Theil seines Körpers, vom Fuß bis zur Hüfte ist bekleidet. Den Rumpf, den Nacken bedeckt das bloße Hemd. Die Hände sind über den Rücken hinweg gebunden. Auf-

gelöst ist der Zopf, befestigt ist die dichte Masse des Haares ums Haupt, das der Armesünder niedersenkt. Nicht eben scheint er muthlos. Näher herangekommen zur Gasse, durch die er den möglichen Todesgang zu schreiten hat, um von Jedem einen mit voller Kraft ausgeholten Schlag zu empfangen (auf Milde beim Ausholen steht auch für die Strafenden Strafe), wirft er trotzig den Kopf in die Höhe. Ein naher Dreißiger scheint's. Ein musculöser Mensch, wohlgebaut. Braun sind seine Augen, die freilich in diesem Augenblick starr und verglast aus den mit schwarzen Schatten umrandeten Höhlen blicken. Die Wangen sind bleich wie der Tod.

Mit dumpfem Klang werden die Trommeln gerührt. Der Hauptmann ruft: „Antreten!" Der Profoß ist mit dem Austheilen der an den geschälten Enden hellblinkenden Haselnußruthen zu Ende. Schon hat der Feldwebel begonnen, das Urtheil zu lesen über Hanns Adam Zeuner, gebürtig aus Creussen im süddeutschen Franken, angeworben zu Hamburg erst seit zwei Monaten und eines Diebstahls und Einbruchs überführt bei einem Rheder auf den „Raboisen." Zuschauer sind zu Hunderten anwesend. Der Hamburger Bürger hält auf Sicherheit seines Eigenthums mit äußerster Strenge, und gegen Niemand mehr als gegen die, welche sein schweres Geld erkauft hat, nährt und pflegt, gerade um sein Eigenthum zu schützen.

„Was also zu Recht geschehe!" war der Schlußruf, der auf die Sentenz erfolgte. Der Capitän sprach ihn in gebrochener Mundart; es war ein Wallone aus Namür. Damals bot das geworbene Militär eine Musterkarte aller Nationen.

Hanns Adam Zeuner aus Creussen, der überführte Dieb und Einbrecher, blickt die Gasse seiner Compagnie hinunter. Achtzig Mann bildeten diese in Intervallen, weit genug zum Ausholen beim Schlagen und eng genug, um den gefesselten Delinquenten nicht an den Seiten entschlüpfen zu lassen. Am Ende der Gasse steht der Wagen, der den Unglücklichen aufnehmen wird, wenn er todt oder lebendig am Ziele angekommen ist. Der Feldscheer, der ihn, falls er dann in der That noch leben wird, verbindet, fehlt nicht.

Eben tritt der Unglückliche, ersichtlich auf ein Ueberleben der Strafe hoffend, den dunklen Marterweg an, als sich die Zuschauermasse theilt. Es kommt von jenseits des Walles, der die Sternschanze mit dem Ravelin am Dammthor verbindet, eine Reiterschaar. Die Hufe der Rosse, das Klappern der Säbel waren schon seit einigen Secunden vernehmbar. Sollte vielleicht Pardon kommen? Die Zuschauer winken dem Hauptmann. Dieser giebt in der That ein Zeichen, noch innezuhalten.

Eine glänzende Suite von Officieren kommt dahergesprengt durch den Einschnitt des Walles. Rothe

Uniformen hatten sie an mit blauen Rabatten; theilweise waren diese mit Orden bedeckt. Der Vornehmste unter ihnen war eine hagere, schon ältere Gestalt. Ein großes gewässertes, hellblaues Ordensband über den silbergestickten Rabatten seiner Uniform, das Band des dänischen Elephanten-Ordens, deutete auf einen hohen General. Noch trug er um den Hals das blaue, mit Silber eingefaßte Band des dänischen Ordens L'Union parfaite.

Ein Blick genügte zur Aufklärung dieser hohen Officiere, die von der Binnen-Alster herüberkamen und ohne Zweifel nach Altona wollten — die Militärstraße durch Hamburg stand dem Officiercorps und kleineren Trupps der Dänen offen. Auch die Ordonnanzen und Reitknechte verstanden es wohl, was hier in dem sonst so stillen Winkel an dem grünen Sternschanzenwall vorgehen sollte. Unwillkürlich schaarten sich die Reiter dichter und dichter um die ersichtlich vornehmste Persönlichkeit der berittenen Truppe. Man suchte ihr den traurigen Anblick zu entziehen.

Bei alledem stockten die Reiter eine Weile und hielten inne. Schon des Publikums wegen. Der bei dem Rheder Hinrichsen auf den Raboisen vollzogene Diebstahl mit Einbruch war stadtbekannt geworden. Ein Liebesverhältniß zu einer Magd hatte die Gelegenheit zum Einsteigen erleichtert.

Der Capitän und die Lieutenants der Hansea-

ten ſalutirten. Allerdings herrſchte zwiſchen ihnen und den Dänen ſeit einiger Zeit ein geſpanntes Verhältniß. Hamburg wollte den Dänen kein Geld borgen. Es hatte noch Hunderttauſende an Dänemark zu fordern. Wozu wird auch dieſe Anleihe dienen? ſagten ſich die hochweiſen Oberalten im Hamburger, mit den Statuen der deutſchen Kaiſer geſchmückten alten Rathhauſe. Zum Kriege gegen Rußland! Wird ſich da Rußland nicht an uns rächen? Bei alledem herrſchte noch ein äußerlich freundliches Einvernehmen, zumal unter den Officieren, und vollends gegenüber einem Commandanten, der ſogar ein Prinz war, ſogar ein brandenburgiſcher Prinz. Schon ſeit faſt zwanzig Jahren bewohnte dieſer „Höchſtcommandirende“ dicht bei Hamburg das alte, von den Grafen von Rantzau erbaute mittelalterliche Schloß zu Wandsbeck. Der gegenwärtige König von Dänemark, Friedrich V., war ſein Neffe. Prinz Chriſtian, ſo hieß er, war ein geborener Markgraf von Brandenburg aus dem Hauſe Culmbach, Bruder der Königin-Witwe, der Mutter des regierenden jungen Monarchen. Er bekleidete den Rang eines däniſchen General-Lieutnants und war perſönlicher Inhaber des in Altona ſtehenden Regiments. Seit Jahren hatte er dem belebten Altona das ſtille, von uralten Eichen und Linden umſchattete Schloß zu Wandsbeck als Aufenthaltsort vorgezogen. Warum ſollten nicht die Mützen und

Hüte selbst bei den Republikanern fliegen! Dieser Prinz Christian war in Hamburg stadtbekannt. Zwar besuchte er nie, obschon er für fromm galt, eine der vielen Kirchen Hamburgs, wo hochberühmte Pastoren in langen Allonge-Perrücken und steifen, gebrannten Halskrausen predigten, Pastoren, mit deren Einem unser großer Lessing der Aufklärungsfragen des Jahrhunderts wegen bald mit heftiger Fehde anbinden sollte; aber die deutsche Comödie, die überall vernachlässigt, nur damals in Leipzig, Wien und Hamburg gepflegt wurde, hatte an ihm einen eifrigen Besucher. Man liebte auch an ihm, daß er selten zu Roß, selten in militärischer Kleidung kam. Wenn er Hamburg besuchte, war es in der Regel in einer alten nicht sehr kostbaren Kutsche. Um von Wandsbeck nach Altona zu gelangen, fuhr er durch Hamburgs belebteste Gassen, lächelte Jeden freundlich an und warf den Armen, deren am Steinweg und am Neuen Markt genug zu finden waren, reiche Almosen zu.

Der hohe Prinz hatte kaum den Delinquenten ins Auge gefaßt, als er seinen mit Handschuhen bekleideten Händen die Zügel seines Rosses entgleiten ließ. Der stattliche Schimmel schwenkte seitwärts, ja er drohte vor dem dichten Menschenhaufen, der ihm nicht sofort ausweichen wollte, scheu zu werden. Dem Nicht-ausweichen-wollen lag nur das niederdeutsche Phlegma zum Grunde, nicht etwa demokra-

tisch-republikanische Opposition. Von den Sorgen der Stadtväter im Rathhause und deren Reizbarkeit gegen Dänemark überhaupt erfuhr auch die damals wenig volksthümlich organisirte untere Bürgerschaft Hamburgs so gut wie nichts.

Es schien sich eine förmliche Schreckenslähmung des Prinzen bemächtigt zu haben. Die Leitseile seines Rosses würden ihm entglitten sein, hätte nicht ein ihm zur Linken reitender höherer Officier, Freiherr von Moltke, der eigentliche Oberst des in Altona stationirten Regiments, zugegriffen und das Roß des Prinzen, den frommen Schimmel, zum Stehen gebracht; denn der Prinz wollte halten. Er schien den innigsten Antheil an dem hier eben in der Entwickelung begriffenen Vorgang zu nehmen. Jeder, der in der Nähe stand, konnte sich überzeugen, wie sich des Prinzen Brust hob, wie schwer sich sein Athem löste, wie umflort sein Auge war.

Der Capitän war salutirend näher getreten, ganz Ohr, denn es schien, als wollte ihn der Prinz anreden. Der Moment war kritisch. Auch der Verbrecher benutzte die eingetretene Pause. Entweder schien sich seiner die Hoffnung auf eine großherzige Fürsprache oder sonst ein Gedanke mit fieberhafter Gluth bemächtigt zu haben. „Gnade!“ schrie er, drohte sich loszureißen, drängte nach vorwärts, zitterte mit den Kinnladen. Offenbar wollte er sich dem Prinzen zu Füßen werfen und sprechen. Die Worte

verhallten auf ſeinen bläulich fahl gewordenen Lippen.

Aber unmöglich konnte hier der Befehlshaber einer Armee, welcher Hanns Adam Zeuner nicht angehörte, einen Einſpruch thun. Militär iſt gegen Militär ſtreng. Aber man ſah es, im Prinzen wogte die äußerſte Aufregung. Das nachläſſige Halten ſeines Roſſes, das Entgleitenlaſſen eines ſeiner Steigbügel, das Heranſprengen ſeines Reitknechtes, alles verrieth Theilnahme, ob auch ſeine Geſichtszüge ſtarr blieben, ja ſogar einen eigenthümlichen Ausdruck annahmen, wie den einer gewiſſen Schadenfreude. Der Prinz lächelte. Große, ſtarke Zähne in einer einzigen Reihe, ziemlich wohlerhalten, wurden durch das Zurückziehen der faltigen, mageren, blaſſen Wangen ganz wie bei einem Lachenden ſichtbar. Durch's Publikum hätte darüber ein Schauder ergehen müſſen. Aber — ein Diebſtahl! Einbruch bei einem Hamburger Bürger! Einbruch von einem Hamburger Soldaten —! Auch heute noch urtheilt das Volk ſtreng. Nur die Advocaten und die Richter ſind es, die anfangen, dem Verbrecher gegenüber zu weich zu werden.

Die Officiere kannten ſchon dies Lächeln des brandenburgiſchen Prinzen. Es war eine üble Angewöhnung ſeiner Muskeln und Nerven. Es ſollte damit weiter nichts verrathen werden, als daß die letzteren heftig angeſpannt waren. Inzwiſchen hatte

ſich die Ordnung des kleinen Reitertrupps ſchon wiederhergeſtellt und Alles war ohne ein einziges Wort — davon geſprengt.

Eine Weile ſtand der Verbrecher noch, vom Profoßen, von Soldaten, die ihn begleitet hatten, an den Schultern und Händen gepackt. Stier, verzweifelnd, faſt wie irr blickte er den Roſſen und Reitern nach. Dann ſchlug er zum Entſetzen aller Näherſtehenden eine helle Lache auf, worauf er die Worte folgen ließ:

„Der iſt ja noch ſchlechter als ich! Das iſt ja ein Mörder!“

Nun fielen die Ruthenſtreiche auf ihn nieder. Die Trommeln wirbelten. Der Profoß commandirte. Der Verbrecher ſtieß im Laufen Verwünſchungen, Flüche, ſogar Spottreden aus. Allmälig immer leiſere. Zuletzt verſtummte er. Schon früher, ehe er am Ende der Gaſſe angekommen war, brach er zuſammen. Der Profoß wollte ihn aufrütteln. Bewußtlos blieb er liegen. Man trug ihn auf den Wagen. Der Feldſcheer ſetzte ſich zu ihm, und durch die Menge, die durch den Ausruf: „Der iſt ja noch ſchlechter als ich! Der iſt ja ein Mörder!“ durch eine Anſchuldigung ſo hinter einem königlich däniſchen und brandenburgiſchen Prinzen hergeſchleudert, um alle Sammlung zum Genuß des blutigen Schauſpiels ſelbſt gekommen war, hindurch ſprengte der Karren davon, dem Hamburger Berge zu, von wo

gung in das Manoeuvre mit. Der Fürst war mißgestimmt und fing wieder von den rothen Streifen der Hosen an, die ihm keine Ruhe ließen, und er wolle Gott danken, wenn das Possenspiel mit dem künstlichen Feldzuge erst zu Ende wäre. Grad sein Obertuchscheerer konnte ihn trösten, indem er athemlos mit einer Musterkarte so eben aus Holland angekommener Doppelcasimire in den Balconsaal trat. Während unten die Musikchöre den Abschied spielten und sich die Züge zum Thor in Bewegung setzten, fing der Fürst zu messen an und sann, einer Gliederpuppe gegenüber, über die neuen Methoden der Militär-Oekonomie-Verwaltung nach. Neue Säbel und Flintenschlösser wurden untersucht, ein neuer Firniß wurde am Ofen getrocknet und der Fürst nahm zuletzt einen behaarten Holzkopf vor, band sich eine weiße Schürze um und erfand wieder einen neuen militärischen Haarschnitt, den er nach der Rückkehr seiner Armee bei ihr durchgängig einführen wollte.

Die bombenfeste Kutsche fuhr ganz in der Nähe des Generalstabs, was Schlachtenmalern, der zürnenden Gelinde und der mit der ganzen Armee kokettirenden Sophie aus vielen Gründen unbequem war. Besonders hatte er sich in der Kaserne erkältet und mußte den Wagen öfters verlassen, als es der Anstand gebot. Ueberdrüssig dieser Lage, griff er alle seine Papiere und Bleifedern zusammen und wartete den Pulverwagen ab, um sich, weil dieser den Beschluß des ganzen Zuges machte, auf diesen zu setzen. Man hatte der größern Vorsicht wegen die Pferde nicht dicht an diesen Wagen gespannt, sondern ließ sie einige dreißig Schritte vorausziehen, indem Stricke von dieser Länge das vordere Gespann mit dem Wagen verbanden. Der Generalissimus, der sich oft nach dem Wagen umsah, erblickte Schlachtenmalern,

ſich heute gerade wieder wie ſonſt das Brüllen von Löwen und Tigern vernehmbar machte. Denn eine niederländiſche Menagerie war angekommen. Wilde Stiere brüllten, Hunde bellten, mächtige Dänenhunde. Das war am „grünen Jäger", einem geräumigen Hauſe auf „Trutz Altona", wo 1762 noch Kampfſpiele zwiſchen wilden Thieren gehalten wurden wie in Wien. In Hamburg war ihr Unternehmer — ein Iſraelit ... Als dieſer einſtmals am Verſöhnungstage ſeines Volkes aus der Synagoge gekommen war und ſeine weißen Kleider, die Symbole des Friedens und der Liebe, noch nicht abgelegt hatte, erkannten ihn ſeine Bären nicht mehr und zerriſſen ihn, als er in ihren Zwinger trat — — —

Auch die eigne Erfahrung, nicht blos der menſchlichere Gedanke des Forſchers in einſamer Studirſtube, fing an, die Zeit zu mahnen, daß ſie milder werden ſollte.

## Zweites Capitel.

### Der Mörder.

„Was iſt denn nur heute das mit dem Prinzen Durchlaucht?“

Dort hinter Altona liegt das Dörfchen Ottenſen. Klopſtock wurde da begraben. Mit ſeiner Meta harrt er in Ottenſen, wie die Inſchrift ſagt, „dem Tage der Garben.“ Klopſtock, Leſſing, Claudius, die Hamburger Schaubühne unter Koch und Ackermann ſollten erſt noch kommen, um die Gefühle des Volks auch in Hamburg zu verfeinern. Die knöcherne Orthodoxie der Paſtoren war eine ſchlechte Abwehr gegen die Verwilderung des Gemüths, die Sinnenluſt, die Gier nach ſtarken Emotionen. Aber was Klopſtock! Was die Muſen! Hier bei Ottenſen herrſchte heute Göttin Bellona. Der „Mörder“ hielt Revue. Der Oberſt v. Moltke wurde von ihm belobigt. Sein Regiment hatte ſich ſtraff und gewandt gehalten.

„Was iſt denn nur heute dem Prinzen? Er iſt ſo abweſend!“ Das ſagte man allgemein

„Wird es Krieg geben, Durchlaucht?“ fragte der Oberſt.

Der Brandenburger hörte nichts.

Schon zufrieden mußte man ſein, daß er heute einige bei ſolchen Veranlaſſungen an ihm gewohnte Unarten unterließ. Dieſer hohe Herr verſah ſich zuweilen in den Perſonen, die mit ihm redeten, behandelte einen Oberſten wie einen Reitknecht, einen Reitknecht geradezu wie ein Pferd. Aber heute hatten weder der Oberſt, noch ſein Stab, weder die Spielleute, noch die Gemeinen ſeine Rügen zu befahren, die zuweilen die auffallendſten ſein konnten, ja ſich bis zu Thätlichkeiten verſtiegen. Der magere, noch nicht alte Herr mit ſeinem rothblonden, gepuderten Haar, mit dem ſteifſten Zopf von der Welt, mit den ſcharf überbuſchten waſſerblauen und etwas ſtark wie bei den Fliegen hervortretenden Augen, mit ſeinem ſpitz auslaufenden, unten ſich in zwei Hälften theilenden Kinn, mit ſeiner wohlgeſchwungenen, doch zu ſtarken Naſe, mit ſeinem an ſich angenehmen, aber nur zu leicht zurückgehenden und dann die ſämmtlichen Zähne dem Anblick darbietenden Munde, ſaß auf ſeinem lammfrommen Schimmel wie in ſich träumeriſch verſunken. Konnte er das Bild des Delinquenten nicht von ſeinen Augen wegbannen? Was hatte ihn an dem Vorgang ſo angezogen? Natürlich hatte er den Nachruf, den Hanns Adam

Zeuner hinter ihm hergeschleudert, nicht gehört und auch wol keiner seiner Begleiter.

Aber allerdings — es hatte seine Richtigkeit mit dem grauenvollen Verwurf. Dieser brandenburgische Prinz war ein Mörder. Sein Leben in Dänemark, sein Hausen in dem alten dunkeln Ritterschloß Wandsbeck, wo einst Tycho Brahe, der große Astronom, nach den Sternen geschaut hatte, ehe er nach Prag zum Horoskopensteller Kaiser Rudolph ging, bot ein Bild der tiefsten Reue und war wie eine ihm verhängte Strafe. Dieser Prinz gehörte einer Nebenlinie, den in Kulmbach (Bayreuth) und in Ansbach regierenden Brandenburgern an. Er war wenig vermögend. Von seiner Mutter, einer Wild- und Rheingräfin von Wolfstein, war er in einem bescheidenen Schloß erzogen, das die Krone Preußen ihren Verwandten eingeräumt hatte vom Gewinn des ehemaligen Stiftes Halberstadt, dicht an der Grenze Braunschweigs. Unweit der in jenen Tagen noch blühenden Universität Helmstädt liegt ein von Weiden und Pappeln beschattetes, von der muntern Aller durchströmtes freundliches Dorf, Beferlingen genannt, ringsum mit den lieblichsten Fernsichten auf waldige Höhenzüge, Trümmer alter Schlösser und Klöster. Hier sorgfältig von einer für ihre Zeit hochgebildeten Frau, einer Spenerianerin oder Pietistin, erzogen, dann nach dreijährigem Studium in Helmstädt auf Reisen geschickt bis nach

Holland und Genf, versuchte der Prinz zunächst an dem ihm zuständigen Hofe aufzutreten, in Bayreuth. Unerwartet war dort sein ältester Bruder regierender Markgraf und Schwiegervater jener bekannten Schwester Friedrich's des Großen, Wilhelmine, geworden. Dem jungen, schüchternen, dabei doch eigensinnigen Prinzen gab man eine Gemalin, eine siebzehnjährige Prinzessin aus dem Hause Anhalt-Bernburg-Schaumburg, einer Fürstenlinie, deren Residenzschloß jenes malerisch an der Lahn gelegene Schaumburg war, aus welchem in unseren Tagen Erzherzog Stephan von Oesterreich einen Zaubersitz geschaffen hat, wo Verbannung und Herzeleid aller Art und die Ahnung eines frühen Scheidenmüssens vom Leben vergessen werden sollten. Der junge Ehemann Prinz Christian erhielt als Residenz das in Nürnbergs Nähe gelegene alte, erinnerungsreiche Jagdschloß Neustadt an der Aisch. Hier riß ihn sein heftiges, wie seine Mutter von je gesagt, allen Hohenzollern angeborenes Temperament unablässig zu Ausbrüchen des Jähzorns und zu Gewaltthätigkeiten beklagenswerther Art hin. Selbst seine Scherze waren wie von grausamen Gelüsten eingegeben. Seine in den Rheinlanden erzogene muntere Gattin hatte ihm zwei Töchter geboren. Beide Kleinen hatten in jenem Neustadt nicht eben wählerisch sein können mit ihren Gespielinnen. Eines Schloßverwalters Töchterlein war die Bevorzugte. Eines Tages kommt der Prinz von

der Jagd heim, stellt sein Feuerrohr hin nimmt seinen Hirschfänger herunter, untersucht die Klinge und kommt beim Anblick des langen nackten Halses der kleinen Christel Marstaller, so hieß die Gespielin seiner Kinder, des Schloßverwalters Töchterlein, auf die Idee, dem Kinde zu sagen: „Komm' einmal her, laß' dich jetzt köpfen —!" Und das Kind nimmt den fürstlichen Befehl für Ernst. Durfte es doch an den im nahen Ansbach regierenden anderen brandenburgischen Landesherrn denken, von welchem man erzählte, daß er sogar [illegible] Leute in seinem eignen Zimmer köpfen ließ. Die kleine Christel sitzt wie todesstarr und — der prinzliche Spaßmacher schwingt die funkelnde Klinge und holt, freilich ohne es zu wollen, so unglücklich aus, daß dem Kinde das helle Blut vom Halse spritzt. Gewiß, es konnte darüber Niemand entsetzter sein, als der Prinz selbst. Um Hilfe rufend, schlug er sich vor die Stirn, klagte sich vor Gott und Menschen an und that Alles, um den Frevel, über den sich besonders seine Gemalin entsetzte, wieder gutzumachen. Aber schon ein Jahr darauf riß den jungen Fürsten sein „hohenzollern'scher" Jähzorn wieder so weit fort, daß er einen Jagdburschen, den er auf Dienstnachlässigkeiten und, als diese gerügt wurden, auf Widerspruch betraf, mit einer aus dem Sattelhalfter gezogenen Pistole ohne weiters niederschoß. Jetzt wurde das Maß des Prinzen voll. Sein Bruder, der regierende Mark-

graf, lockte den Mörder nach Bayreuth, ließ ihn dort gefangen nehmen und ſchickte ihn auf die Veſte Plaſſenburg, die ſich über dem Eldorado aller Biertrinker unſerer Zeit, dem Städtchen Culmbach in Franken, erhebt. Seinen Erzieher, den ehemaligen Candidaten Silligmüller, fand er dort als Hofprediger wieder. Dieſem geſtand er, daß er die That im Zuſtande der Ueberreizung ſeines ganzen Menſchen verübt hätte; denn er wollte damals entdeckt haben, daß ihm ſeine Gemalin untreu war. In der That, ſeine Eiferſucht war begründet. Die Ehebrecherin entfloh auf ihr elterliches Schloß Schaumburg. Ihr auf der Feſtung zurückgebliebener Gemal galt für einen Aufgegebenen. Damals war es, als Friedrich's des Großen Schweſter, jene Wilhelmine, die der Erzähler dieſer Geſchichten in ſeinem „Zopf und Schwert" als die werdende Braut des Sohnes jenes ſtrafenden Bruders geſchildert hat, den kleinen Hof, an den ſie ſich verheiratet hatte, und dieſen Oheim ihres jungen Gemals, den Gefangenen auf der Plaſſenburg, kennen lernte. Die von ihr hinterlaſſenen „Memoiren" ſind echt. Es iſt ein Buch, bewunderungswürdig um der Offenheit ſeiner Enthüllungen willen, unzuverläſſig in Allem, was mit dem überreizten Rachegefühl der Verfaſſerin zuſammenhängt, abſcheulich ſogar da, wo die Pietät verletzt iſt. Der Gemal der Verfaſſerin, der ihr einſt ſo zärtlich verbunden geweſene Friedrich, betrog ſie.

Stets kränkelnd, sah sie sich von ihrem Manne, von dessen Vater, allen Angehörigen, selbst denen, die sie in Berlin zurückgelassen, vernachlässigt. Schreiben hieß damals boshaft sein. Schrieb man doch nur Französisch und ahmte Voltaire nach. Bei einigem psychologischen Blick erkennt man, daß Wilhelminens Herz unfähig war, für andere Menschen zu schlagen, als solche, die ihr schmeichelten. Sie hat den Bruder ihres Schwiegervaters, diesen unsern Prinzen Christian, wie jenen selbst, mit Farben geschildert, wie sie nur die Rache mischt, der tödtlichste Haß. Ohne Zweifel hatte Prinz Christian die anspruchsvolle Berlinerin nicht der geringsten Huldigung gewürdigt. Man erzählt von ihm: Als er einst nach dem Tode seines Bruders und dadurch aus seiner Gefangenschaft endlich befreit, auf einem der Zauberschlösser, welche Wilhelmine bei Bayreuth wie mit der Phantasie einer Armida — aus dem Schweiß und dem Elend des Landes — hatte erstehen lassen, zum Besuch und zur Tafel erschien und ein märkisches Edelfräulein, Albertine von der Marwitz, die Geliebte des Markgrafen Friedrich, seines Neffen, die Keckheit hatte, anspielend auf des Prinzen Liebe zur Musik, ihm, dem so tief Gedemüthigten, zu sagen: „Nun, Prinz! So sing' Er uns doch einmal Eins!" — da rief er der fürstlichen Maitresse zu: „Bettel! Ich bin allemal Prinz von Brandenburg!" war aufgesprungen und hatte den Speisesaal der Eremitage,

dieſe ſelbſt und Bayreuth mit dem Schwur verlaſſen: „Nie betret' ich wieder dies Land!“ Er ging nach Dänemark. Dorthin hatte ſich eine ſeiner Schweſtern verheiratet, die Gemalin Chriſtian's VI., die Mutter Friedrich's V. Sie forderte den tiefunglücklichen, von Reue über ſich ſelbſt, Verzweiflung über ſeine treuloſe Gattin und den Verluſt ſeiner einzigen ihm am Leben gebliebenen Tochter, die als Herzogin von Hildburghauſen ſchon im erſten Jahre ihrer Ehe ſtarb, gefolterten Prinzen nach Kopenhagen. Voll Wehmuth zog er dorthin und nahm den Weg über Weferlingen, ſein Geburtsdorf, wo er am liebſten geblieben wäre. Nur einfach, ärmlich iſt das dortige Schloß. Dunkle Gänge führen zu beſcheidenen, niedrigen Zimmern. Ein dürftig Gärtlein ſchließt ſich an die das Schlößchen verunſtaltenden Wirthſchaftsräume. Aber dem gedemüthigten Prinzen hätten dieſe ſtillen Räume genügt. Der volle, friſche Eichenwald, das Säuſeln der Pappeln an der Aller, die blühenden, fruchtreichen Obſtgärten an den Wegen, das düſtere Gemäuer der unmittelbar nahen alten Marenholzburg, alles das hätte ihm wohler gethan und heimatlich beruhigend. . . War doch auch die Zeit im Anbruch, wo ſich die von den Kriegen und der Tyrannei des bürgerlich ſtaatlichen Lebens gefolterte Menſchheit verlangend nach den wahren Gütern der Erde ſehnte, den Empfindungen reiner Menſchlichkeit, den verfeinerten Gefühlen für

Schönheit überhaupt und den Frieden der Natur. . . Aber des Prinzen Mittelloſigkeit zwang ihn, nach Kopenhagen zu gehen. Hier verſuchte er eine zeitlang, ſich in dieſer lebensfrohen, geräuſchvollen, üppigen Stadt zurechtzufinden. Noch eine zweite Schweſter, die mit dem letzten Grafen von Oſtfriesland verheiratet geweſen, zog nach dem ſchönen Kopenhagen. Der Prinz war in die däniſche Armee getreten. Aber er ſehnte ſich nach Deutſchland zurück. Der Zwang der Etikette war ihm das Peinlichſte. Als vollends ſein Schwager, der König, geſtorben war und ſein Neffe, Friedrich V., an die Regierung kam, nahm er ein ihm gemachtes Anerbieten an, ob er die in Holſtein ſtehenden däniſchen Truppen befehligen und ſeinen Sitz in Wandsbeck nehmen wollte. Nichts konnte ihm willkommener ſein. Wandsbeck, dicht bei Hamburg gelegen, war ein Wohnſitz, der ſeiner Stimmung entſprach. Zuweilen eine friſche, lebhafte Anregung durch die große Handelsſtadt, dann wieder zurück in die düſtere, aus Holz und Backſteinen errichtete alte Burg des Rantzau'ſchen Grafengeſchlechts, wo man die prächtigſte Waldumgebung hatte, friſche Luft, ſprudelnde Quellen, Lerchen auf dem Felde und ſogar Nachtigallen im Hain. Rings um Wandsbeck wogt in ſtrotzender Fülle die Triebkraft der Natur. Smaragdgrüne Wieſen, hohe Kornfelder, uralte Lindenbäume, traulich und geheimnißvoll die Häuſer beſchattend — alles das be-

wie er sich eben lustig auf alle die Patronen und Cartouchen, die der Pulverwagen enthielt, setzte. Er sprengte zurück und wies ihn von diesem Posten weg. „Ich muß mit meinen Arbeiten beginnen," erklärte Schlachtenmaler und der Generalissimus gestattete ihm seine Tollkühnheit erst, nachdem ihm Dreierlei eingefallen war: erstens, Schlachtenmaler gehörte nicht zur Armee und der Fürst verlangte ihn nicht zurück; zweitens konnte durch einen längern hitzigen Wortwechsel sich die Luft entzünden und drittens hatte er ihm wohlweislich seine Zeichenpapiere, von denen er behauptete, sie enthielten Schwefelstoff, mit andern milchblauen und unschädlicheren Papieren vertauscht. Schlachtenmaler dankte Gott, daß er jetzt frei athmen und absteigen konnte; seine Erkältung setzte ihm viel zu und, so unpassend es ist, können wir doch nicht verschweigen, daß er aus den Papieren, die ihm der Generalissimus gegeben hatte, die weichsten herausgriff und dabei ein merkwürdiges Actenstück, wir wollen's nur gleich gestehen, den diplomatisch constatirten Operationsplan der beiderseitigen Armeen, unwissentlich zu einem unsagbaren Zwecke mißbrauchte. Schlachtenmaler bemerkte das Unglück erst, als es zu spät war. Er ließ den Plan auf freiem Felde zurück und mußte ohnehin laufen, bis er die Armee und den Pulverwagen wieder einholte.

Je länger der Weg dauerte, desto leichter wurde Schlachtenmalers Ganglienfystem und desto schwerer sein Herz. Sie näherten sich den classischen Stellen seiner ersten Jugendzeit und die Hoffnung, seinen Vater wiederzusehen, versetzte alle seine Gefühle in eine andere Tonart, als der Spott über die Revue und die Kunstcampagne sie in ihm aufspielte. Um sich zu zerstreuen, zeichnete er zuweilen eine im Zug entstehende

glückte einen tief vergrämelten Mann, der nun schon zwanzig Jahre hindurch die Anfälle seiner Heftigkeit, denen er noch immer ausgesetzt war, und was er in ihnen Uebles fast wider Willen begangen, abkaufte durch Wohlthaten, die er nach Vermögen spendete. Seine Wirthschaft („Hofstaat" hieß es einst in Neustadt an der Aisch) führten einige mit ihm alt gewordene Diener. An der Spitze des Ganzen stand die von ihm einst — geköpfte Christel Marstaller, jetzt eine Jungfrau von etwa dreißig Jahren. Er hatte sich nie von diesem Gegenstande seiner trübsten Erinnerungen trennen mögen.

Wenn jener Delinquent, der vielleicht sein Leben schon ausgehaucht hatte, aus Preussen in Franken war, so konnte er des Prinzen Christian Geschichte kennen. Die Officiere in Altona kannten sie. Auch kannte sie gewiß jener hochragende, mit Ordensbändern geschmückte Herr, der in kostbarer modischer Kleidung, bei alledem mit tiefster Devotion sich verbeugend, sich jetzt nähert und die süßschmelzenden Worte über seine Lippen gleiten läßt:

„Wird Eurer hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigster Diener die Ehre haben, Se. hochfürstlichen Gnaden bei sich zu Tische zu sehen?"

Diese Anrede wurde auf der Commandantur gehalten, einem seit der letzten Einäscherung der Stadt Altona durch die Schweden neuerstandenen Gebäude in der so berühmt gewordenen Palmaille, einer da-

mals erſt die zukünftige Entwickelung verſprechenden jung angelegten Linden-Allee. Derjenige, der die Anrede hielt, war der Ahnherr der jetzigen Grafen Schimmelmann. Ehemals ein pommer'ſcher Handlungscommis, hatte der junge Mann Mittel gefunden, in Dresden ein Waarengeſchäft anzulegen. Glückliche Conjuncturen im erſten ſchleſiſchen Kriege, übernommene Lieferungen hatten ihn reich gemacht. Der Mann brachte es bis zum Millionär. Nach Hamburg gezogen, kaufte er auf ſchleswig-holſtein'ſchem Gebiet Güter über Güter, wurde durch eine erfinderiſche Finanzgabe ein Gegenſtand beſonderer Zärtlichkeit der däniſchen Staatsmänner, die ihn baroniſirten, zum Commerzdirector, ja ſogar zum Geſandten und Stimmführer am niederſächſiſchen Kreistage machten. Klugheit war ihm angeboren. Feinheit des Benehmens hatte er aus Sachſen mitgebracht.

Man hatte erwartet, der Prinz würde aus dem Sattel ſteigen, beim Oberſten von Moltke einen ſchon hergerichteten kleinen Imbiß nehmen, ſich vertraulich mit den Officieren unterhalten, von den bevorſtehenden gemeinſchaftlichen Waffenthaten und wenn auch nur der kleinen Drohung gegen Hamburg, dem Heranziehen weiterer Truppen, von den Verhinderungen des Verkehrs auf der Elbe und dergleichen den Hamburgern ſchon bekannten böſen Neckereien ſprechen und ſich dann bereit erklären, mit ihnen

Allen ſpäter noch bei dem reichen Finanzmann, der auf den Großen Bleichen in Hamburg wohnte, zu Mittag zu ſpeiſen.

Von alledem erfolgte nichts. Der Freiherr von Schimmelmann wiederholte ſeine Bitte umſonſt. Submiſſeſt ſtand er an dem ungeduldig den Huf am Straßenpflaſter wetzenden Roß des Prinzen und behielt ſeinen dreieckigen, mit Treſſen beſetzten Hut tiefgebückt in der Hand, erwartungsvoll auf den Beſcheid des durchlauchtigſten Herrn geſpannt. Im Verhältniß zu den außerordentlichen Erfolgen, die ihm ſein Glücksſtern und ſeine ſchlaue Berechnungskunſt zuwege gebracht hatte, war der Einladende ein noch ziemlich junger Mann.

„Er will mir da wol noch obenein den Freitiſch geben?“ fuhr ihn endlich der Prinz mit einem bitteren Lächeln und mit heftiger Stimme an.

„Durchlaucht meinen —?“

„Seitdem Er mich in Wandsbeck vor die Thür geſetzt hat?“

„Durchlauchtigſte Gnaden —“ ſtammelte der Commerzdirector und ſah ſich im Kreiſe rund um. Hier ſo auf offner Straße, unter den von Spaziergängern beſuchten Linden der Palmaille, den Officieren, den Ordonnanzen und Reitknechten, dem angeſammelten Publico, das mit Gewehrkolben zurückgedrängt werden mußte, Matroſen, Abladern, Verkäufern, Weibern und Kindern aus dem Volke, ein

Rath und Bürgerſchaft Hamburgs ſchmeicheln ſich, Euer Durchlaucht künftig in ihrer Enceinte wohnen zu ſehen!"

„In Hamburg ſoll ich wohnen? Haha! Nachdem ich es Ihm zu Gefallen vielleicht habe bombardiren laſſen müſſen?" warf der Prinz dazwiſchen und zeigte herausfordernd nur ſein ergrimmtes Lächeln. Denn der Freiherr von Schimmelmann war ebenfalls bei dem Gedankengange geblieben, den er einmal eingeſchlagen. Im Grunde fühlte ſich Schimmelmann mehr, als er zeigte.

„O," unterbrach er mit dem Ausdruck des Entſetzens und gedenkend, daß er allerdings am meiſten die Million-Anleihe zu betreiben hatte „wer könnte an eine ſo deplorable Chance dieſer allerdings verdrießlichen Affaire glauben!"

„Wieviel zahlt Er?" ſchrie jetzt der Prinz, mühſam jene Gelüſte niederkämpfend, die ihn einſt zum Mörder eines Jagdknechtes und zum Scharfrichter ſeiner Chriſtel Marſtaller in Wandsbeck gemacht hatten und noch jetzt bei jeder herausfordernden Gelegenheit zum Stock greifen ließen.

„Ich zahle dem Staat für Wandsbeck 110,000 Species", erklärte endlich der berühmte Financier, trotzend auf ſeine Stellung zum Miniſterium in Kopenhagen und die Macht ſeiner Geldſäcke.

„Nicht zu viel," meinte der Prinz nach einer Weile des Nachdenkens. „Schade, daß Er, als neuer Guts-

herr nicht der Mann darnach ist, daß das schändliche Sprichwort abgeschafft wird: „Dergleichen mag in Wandsbeck gelten."

Die Umstehenden lachten überlaut. Freiherr von Schimmelmann biß sich erröthend auf die Lippen. Was eben der Prinz da geäußert hatte, war schon das Allerschärfste, was dem neuen Herrn des schönen Nachbarortes gesagt werden konnte. Die Bewohner Wandsbecks standen in Nord-Albingien im schlechtesten Rufe. Zwei alte Privilegien hatten den Ort in Aufnahme bringen, aus ihm ein dänisches Trutz-Hamburg machen sollen. Jeder Bankerottirer, so lautete eine alte Licenz, fand in Wandsbeck eine sichere, von den Gerichten unangefochtene Freistatt, und zweitens: Jeder Jude, der sich in den deutschen Ländern Dänemarks verheiratete, mußte erst — zwei Jahre in Wandsbeck wohnen. Dadurch wurde Wandsbeck eine gefährliche Nachbarschaft für Hamburg. Wandsbeck beschützte den Bankerott und zog die Juden in Hamburgs Nähe. Daher das Hamburger Sprichwort: „Das mag in Wandsbeck gelten" — also soviel als: bei den Wortbrüchigen und den Juden.

Inzwischen hatte der Prinz seinem Schimmel die Sporen gegeben und war ohne einen Gruß und ohne sich im mindesten weiter nach dem Briefe seines königlichen Neffen zu erkundigen, der inneren Stadt zugeritten. Dies mußte man, um nach jenem

Thore zu gelangen, das über den Hamburger Berg nach Hamburg führte. Die Officiere gaben ihm bis zum „grünen Jäger“, dem Bärenzwinger des noch nicht zerissenen Israeliten, das Geleite und verabschiedeten sich ohne Zweifel in der Hoffnung, das königliche Mahl des Commerzdirectors werde ihnen heute um so besser munden, wenn der grillenfängerische, unter Anderem auch beim Essen höchst wunderliche brandenburgische Prinz nicht zugegen. Die Sternschanze mit der düsteren Erinnerung ließ der Höchstcommandirende beiseite liegen und ritt mit zwei Reitknechten und einer Ordennanz mitten durch Hamburgs belebte Gassen und dann zum entgegengesetzten Hammerthore hinaus auf Wandsbeck zu.

Die durch die Revue und durch die Begegnung mit Schimmelmann empfangenen neuen Eindrücke hatten vielleicht schon beim Prinzen die Erinnerung an die Scene unter der Sternschanze verdrängt. Erst beim Verlassen der stolzen Hammonia trat ihm ohne Zweifel der Verbrecher wieder vor's Auge. Denn zur Linken, über Sanct Georg hinweg, und hinter den Außenwerken der Befestigungen, doch noch diesseits der Alster, erhob sich das damalige Wahrzeichen jeder nur irgend größeren Stadt der civilisirten Welt, der Galgen.

Innerlich durchschauert, gab er seinem Roß die Sporen und jagte vorüber.

## Drittes Capitel.

### Die beinahe Gekopfte.

„Ei, guten Tag, Onkel Durchlaucht! Wie? Was? Nicht in Altona geblieben? Nicht in Hamburg bei Schimmelmann zum Speisen seiner köstlichen Lampreten, was die Ordonnanzen und Officiere hier doch ausdrücklich bestellt hatten. Ja, nun bin ich aber auf gar nichts gerichtet! Nichts als kalte Küche!"

Auf diese aus Frauenmund an den rückkehrenden Prinzen gerichtete Anrede lächelte dieser gnädigst und lächelte umsomehr, als es eine seiner Tisch-Eigenheiten war, Alles — kalt zu essen, sogar Suppe, Braten und Gemüse, besonders — — Speck und Erbsen, sein Leibgericht. Die Officiere waren nicht umsonst so froh, daß sie auf den „Großen Bleichen" ohne seine Gegenwart diniren konnten, denn der Prinz aß Alles — kalt, das Meiste sogar mit den Fingern. Grobe Speisen hatte er trotz seiner Hypochondrie lieber als feine.

Die Sprecherin war die Christel Marstaller, die

beinahe — Gekopfte. Sie blickte aus dem Fenster und rief diese Worte in den Hof hinunter, in den der Prinz endlich eingeritten war, begrüßt schon beim Zollbaum vor Wandsbeck von den Arbeitern zahlreich hier vorhandener Kattunfabriken, von vornehm und fein aussehenden Kaufleuten, welche eben jene Bankerottirer waren, die hier scheu unter den Bäumen der Alleen dahinschlichen, von jenen Trödlern, die Wandsbeck auch in den Ruf der Hehlerschaft gestohlener Waaren gebracht hatten. In der That gab es eine Reihe von Buden, die eine kleine Nachahmung des Trödelmarktes in Hamburg war. Auf einer mächtigen Wiese unmittelbar vor dem Schlosse wurden eben noch andere Buden zu den gewöhnlich stehenden hinzu aufgeschlagen. Der Wandsbecker Jahrmarkt war im Anzuge, ein wahres Jubel- und Freudenfest auf Meilen in der Runde, eine wilde Wiesse für Gaukler, Wettrenner, Glücksspieler und Genußsüchtige aller Art.

Die Freundlichkeit des Prinzen verflog, als er vom Pferde stieg. Er hatte seit einiger Zeit ein fatales Leiden. Er fühlte sich im Gehen behindert. Als er auf den steinernen Boden des Vorhofes auftreten und sich in den Thurm begeben wollte, in welchem eine schneckenartig gewundene Steintreppe in seine von Pappeln und Lindenbäumen beschatteten, sehr einfach möblirten, doch großen Wohnzimmer führte, konnte er vor Schmerz nicht vorwärts.

„Sacré nom de Dieu!“ ſchrie er „Gebt mir doch einen Stock!“

Das war ein verfängliches Verlangen. Einen Stock! Der Ueberbringer konnte leicht damit vom Brandenburger ſtatt des Dankes den erſten Hieb empfangen.

Indeſſen, man lief darnach und brachte den Stock.

Aber inzwiſchen war die Chriſtel ſchon die Treppe heruntergeſprungen, faßte den Arm des General-Lieutenants und ſagte:

„Na! Na! Na! Onkel Durchlaucht, ich helfe ja ſchon!“

Die große ſchlanke Jungfrau führte ihn die Schneckenſtiege hinauf. Auf dem mit Hirſchgeweihen und alten Schildereien geſchmückten Corridor trat ihnen ſchüchtern einer der Lakaien mit dem verlangten Bambus entgegen. Aber vom Schlagen war in Chriſtel's Gegenwart nie die Rede. Noch nach fünfundzwanzig Jahren wirkte die Reue über die Hinrichtung eines kleinen Mädchens ſo in dem Prinzen nach, daß ihn die Chriſtel nur anzuſehen brauchte, und jeder Ausbruch jenes „hohenzollern'ſchen Jähzorns“ — preußiſche Staatsanwalte mögen ob dieſes Ausdrucks die verſtorbene Mutter unſeres Prinzen belangen — war beſeitigt.

Chriſtel Marſtaller war eine hochgewachſene, auch jetzt noch, trotz ihrer dreißig Jahre, ſehr ſchöne Erſcheinung. Sie trug auf dem wohlfriſirten ausdrucks-

Unordnung, worüber ihm der Generaliſſimus, der zu Oefterem an ihn heranritt, Vorwürfe, ſoweit der Pulverwagen geſtattete, heftig genug machte. „Um unſere Armee zum Beſten zu haben“ — ließ der Baron ſich deutlich hören, „hätte man ihn nicht mitgenommen,“ und Schlachtenmaler hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß die Verſchiebung der Glieder im Zuge der Kunſt willkommener wäre, als die gerade Linie. In der Nähe von Mispelheim bezog endlich die Armee ein Dorf, welches bereits für den Empfang der Truppen gemiethet war und das einen Anbau von Zelten und Hütten für diejenigen, welche in den Bauerhäuſern und Scheunen nicht unterzubringen waren, bekommen hatte. Für den Generaliſſimus und ſeine Familie war eine Herberge eingerichtet worden: der Generalſtab wohnte dicht nebenan und Schlachtenmaler zog in eine Dachkammer über dem Baron und ſeinen Frauen. Melindens Freude war unbeſchreiblich, als ſie Schlachtenmalern wohlgemuth durch das Gewühl ſich drängen ſah: denn, hatte ſie bisher die Rache gehabt, ſich nicht nach ſeiner Aufopferung des Wagenſitzes zu erkundigen und zu fragen, wo er hingekommen wäre, ſo konnte ſie ſich gegen Abend doch nicht bewältigen und frug, wo er wäre? Von dem Augenblicke an, als ſie wußte, er ſäße auf dem Pulverwagen und zeichne, hatte ſie keine Ruhe mehr: das Blut gerann ihr zu Eis, ſie wäre krank geworden, wenn jetzt nicht das Ziel des Feldzuges erreicht geweſen wäre und ſie Schlachtenmalern vor dem ganzen Generalſtab hätte an beiden Händen ergreifen können und fragen: „Gott, welchen Gefahren ſetzen Sie ſich aus!“ Aber es war wie eine höhere Beſtimmung, daß ſie Beide immer durch ihre Herzen und Blicke zuſammengeführt wurden und aus ihren Worten und Wendungen doch nichts

vollen Kopfe jene Haube mit fliegenden Bändern, die noch heute den Hamburger Dienſtmägden ein ſo herausforderndes Anſehen gibt. Auch die Arme waren, wiederum wie bei jenen trotzigen Schönen, entblößt bis zur Schulter hinauf. Schwere goldene Spangen bedeckten die Bruſt, die nur von dem vielen darüber gezogenen Schnurwerk ſchmal und niedrig erſchien, doch durch ein großes blumiges Tuch mit den übrigen ſchlanken Körperformen in Einklang verſetzt wurde. Blumig war der Stoff des gebauſchten weit abſtehenden Kleides. Plaſtiſche Regelmäßigkeit zeichnete die faſt zu blaſſen Geſichtszüge der Jungfrau aus. Die Augen waren dunkel und faſt unheimlich oder hatten wenigſtens eine Kraft, die erſchrecken konnte. Das gepuderte Haar war von Natur dunkel. Chriſtel's entblößter Hals zeigte noch jetzt die vernarbte Linie, die der fürſtliche Scharfrichter von Neuſtadt an der Aiſch hineingehauen hatte.

„Nun, was iſt das nur mit Onkel Durchlauchts Bein! Da muß doch endlich mal was geſchehen! Es iſt ja am Ende gar die Gicht! Gott ſei Dank, daß wir endlich aus dem verdammten kalten Hauſe hier herauskommen!“

Jeder Andere wäre über dieſe Bemerkungen beim Prinzen übel angekommen. Weder die Gicht noch das Gott ſei Dank würde den Lakaien ſo hingegangen ſein. Der Prinz trennte ſich nur mit Verzweiflung von ſeinem langjährigen Wohnſitze, und

gegen die Annahme, die Gicht hinderte ihn am Gehen, hatte er ſchon hundertmal proteſtirt.

„Jo! Et wart ooch tu dull dordamit!“ fiel einer der Bedienten ein, der nur Plattdeutſch reden konnte.

Der Prinz ſchlich ſich lendenlahm in ſeine Zimmer und mochte wol auch aus einigen Spiegeln den lächerlichen Eindruck eines ſo hinfälligen Generals entnehmen.

„Es iſt bei jedem Schritt, den ich thue“ — ſagte er offenbar mit Kleinmüthigkeit — „ein wahrer Höllenſchmerz, der mir bis in den Kopf ſteigt —! Aber was liegt denn da?“ unterbrach er ſeine Klage.

Sein Blick war auf einen Brief gerichtet, den die Chriſtel ganz in die Mitte eines Tiſches gelegt hatte, damit er deſto auffallender wurde.

„Aus Kopenhagen iſt's!“ ſagte ſie. „Das Siegel von Onkel Durchlauchts Schweſter! — Aber nicht von Majeſtät der Königin —“

Erſt jetzt wieder fiel dem Prinzen der in Hamburg liegen gebliebene Brief ſeines Neffen, des Königs, ein.

„Dieſen Brief,“ erläuterte die Chriſtel, „brachte der Poſtreuter aus Hamburg gleich, nachdem Onkel Durchlaucht heute Früh abgeritten waren! Es ſoll noch einer vom König ſelbſt auf den „Großen Bleichen“ liegen, den der Herr Schimmelmann oder Schummelmann — er beſchummelt ja alle Welt mit

ſeiner Lotterie — ſelbſt hat abgeben wollen. Na, nun ja! Das wird jetzt hier ein mageres Eſſen werden. In Hamburg hätt's gewiß Faſanen und Paſteten gegeben —"

In Erinnerung an die Ordonnanz, die unten ebenfalls noch verköſtigt werden mußte, ging die Chriſtel für das Mittageſſen zu ſorgen. Auf den „Großen Bleichen" war zugleich das däniſche Poſtgebäude, in deſſen oberm Stockwerk Freiherr von Schimmelmann wohnte.

Der Brief, den der Prinz jetzt erbrach, war von Sophie Caroline Gräfin von Oſtfriesland. Dieſe Brandenburgerin war die kinderloſe Witwe eines Fürſten Edzard von Oſtfriesland, der ſein Land (die Hauptſtadt iſt Aurich und liegt an der Nordſee) an Preußen vererbt hatte. Die Schweſter ſchrieb dem jüngſten Bruder mit Gemüthlichkeit, er möchte doch ja dem Könige nicht zürnen über den Verkauf von Wandsbeck. Die Ereigniſſe würden zu ernſt, Schimmelmann bezahlte ſogleich baar und verſpräche, das Schloß ganz neu bauen zu laſſen. Die Zahl der Fabriken ſollte in Wandsbeck gemehrt werden, ja zu jenem Altonaer Lotto, das ſo glänzende Geſchäfte machte, ſollte noch ein zweites, in Wandsbeck ſelbſt gezogenes, hinzukommen. Alles zum Aerger und zur Ausbeutung Hamburgs. Zwar beabſichtigte der Miniſter Graf Bernſtorff (natürlich war der Brief franzöſiſch), dans sa qualité de philosophe, die Pri-

vilegien Wandsbecks als unsittlich und dem Geiste des Jahrhunderts widersprechend aufzuheben. Doch würde darüber noch lange Zeit hingehen. Dem Bruder Christian könnte es ja doch nur lieb sein, aus einer so verwilderten Umgebung, von Juden und Bankerottirern, herauszukommen. Schwester Sophie Magdalene — das war die Königin-Mutter — würde ihm darüber ebenfalls schreiben, und auch der König. Wollte der Bruder in Hamburg wohnen, so sollte er dafür Miethsentschädigung erhalten. Im Uebrigen plauderte die gute Frau nach Frauenart über Allerlei. Wenig Vortheilhaftes für das Haus, dem sie doch selbst angehörte, für Preußen. Im Gegentheil, Friedrich in Sanssouci war bei Niemand unbeliebter als bei seinen Anverwandten. Seine scharfe Zunge pflegte Niemanden zu schonen. Wohlwollende Zuvorkommenheit oder wol gar Neigung zum Wohlthun war des alten Fritz Sache nicht. Nur seinen Generalen schickte er zuweilen die Reste einer Pastete. Die Gräfin von Ostfriesland sprach à l'autrichienne von Preußens bevorstehendem Zusammenbruch. Nur würde dasselbe, was jetzt leider der Krone Dänemark den Krieg bringen würde, den Tyrannen in Sanssouci wahrscheinlich retten, Rußlands Zurücktritt von der Allianz mit Oesterreich — entgegengesetzt England, das sich bereits von Preußen getrennt und zu Oesterreich übergegangen war. Eine Stelle des Briefes war selbst für den Prinzen, der ebenfalls

den Philosophen von Sanssouci nicht leiden mochte, zum Lachen herausfordernd. England, schrieb die alte Dame, böte bereits den Kurhut von Brandenburg aus und hätte niemand anders dafür designirt, als — man sollte es kaum glauben — den Grafen Kaunitz, den Kaunitz Maria Theresiens. Allerdings war Kaunitz eine Art Reichsfürst. Kaunitz erhob Ansprüche auf jenes an Preußen verfallene Ostfriesland. Noch nie ist genug hervorgehoben worden, daß Kaunitz, der allmächtige Minister Maria Theresia's, durch seine Mutter, die ebenfalls eine Gräfin von Ostfriesland (von Rittberg „im Harlinger Land" am Nordsee-Ufer) war, ein Friese genannt werden durfte, ein Norddeutscher. Die dem späteren Fürsten Kaunitz so eigene wunderlich aparte Art, die schon oft geschildert worden ist, muß von seinem norddeutschen Ursprung, seiner Abstammung aus einem eigenwilligen, kraftstrotzenden niederdeutschen Volksstamm hergeleitet werden. Bedeutende Menschen haben ihr Wesen mehr von ihrer Mutter, als vom Vater.

Der Prinz hatte sich der Länge nach auf einem Sofa ausgestreckt, das noch nicht den Mechanismus der Sprungfedern kannte. Aber es kam doch eine ruhigere Stimmung über ihn. Die Uniform war schon ausgezogen. Ein blumiger Seidenschlafrock bedeckte seine magere Gestalt. Nun kam er erst an den Schluß des Briefes seiner Schwester Sophie

Caroline. Dieſer war inhaltsreich. Er enthielt, was man gemeiniglich Klatſch nennt, aber pikanten. Unter Anderem auch Anekdoten aus jenem Lande, das der Prinz verſchworen hatte, je wiederzuſehen. In Bayreuth herrſchte Glanz und Ueppigkeit, trotz der Leiden des Krieges. Wilhelmine, Friedrich's des Großen Schweſter, die Freundin Voltaire's, war todt. Der lebensfrohe Markgraf hatte darauf eine Braunſchweiger Prinzeſſin geheiratet. Däniſche und holſtein'ſche Cavaliere, die in Bayreuth geweſen, hatten in Kopenhagen den beiden Bayreuther Prinzeſſinnen, der Königin-Witwe und der Gräfin von Oſtfriesland, Wunderdinge erzählt, was ſie Alles dort geſehen hätten. Auf der weltberühmten Eremitage hatten ſie phantaſtiſche Feſte mitgemacht. Die junge Braunſchweigerin war voll Verſtand und Urtheil. Man verſpräche ſich, ſo ſchrieb die Schweſter, aus dieſer Ehe Nachkommenſchaft. Wilhelminens einzige Tochter war an jenen würtembergiſchen Karl, den in der politiſchen und Literatur-Geſchichte gebrandmarkten ſchwäbiſchen Tyrannen, den Peiniger Schubart's, den Herzog der „Karlsſchüler," verheiratet, hatte ihn aber verlaſſen und lebte bei ihrem Vater in Bayreuth. In dieſem Augenblick hatte ſich Letzterer zu einer Reiſe nach Aachen und in die Bäder von Spaa gerüſtet, für welche man 100,000 Thaler flüſſig gemacht hatte trotz des Kriegselends. Noch immer gäbe es, ſchrieb die Schweſter, in Bayreuth wälſche Sänger und

Sängerinnen, franzöſiſche Tänzer und Tänzerinnen. Die Stellen bei Hofe bekleideten Franzoſen. Der Marquis d'Adhémar, den einſt Voltaire an die Markgräfin Wilhelmine ſo dringend empfohlen, bekleidete eine Ober-Kammerherrnſtelle. Zehn Köche beſorgten die tägliche Tafel ohne das niedere und weibliche Perſonal. Die Rothen Adler-Orden (die urſprünglich von Bayreuth ſtammen) würden weggeſchenkt wie die Bonbons. Zuletzt warf die Schweſter neckiſche Fragen über des Bruders noch immer nicht getrennte Ehe auf, über einen neuen Ehebund, den er ſchließen ſollte; auch Andeutungen folgten über den Rathſchluß Gottes, der denn doch hoffentlich nicht wollte, daß das Land Bayreuth an den Sohn des ſo gewaltthätigen und grauſamen Markgrafen von Ansbach, Karl Alexander, oder wol gar an „das nimmerſatte Preußen" fallen ſollte. Zuletzt wurde geſprächsweiſe der Chriſtel die Sorge für den Prinzen empfohlen. Und ob er die Chriſtel nicht endlich bald unter die Haube bringen würde?

Die Ordonnanz ſchien unten geſtärkt zu ſein und ritt nach Altona zurück. Der Prinz wollte dem Dragoner nachſehen, erhob ſich aus den Träumereien, in die er über den Brief und deſſen reichen Inhalt verſunken war, aber — wieder der Schmerz an — ſeinen Fußſohlen! Jeden Tritt glaubte er bis ins Hirn hinein zu fühlen. Aerztlichen Rath, wovon die Chriſtel geſprochen und nur allein ſie

ſprechen durfte, verachtete er. „Dieſe Hamburger Aerzte ſind nichts als Geldſchneider und Klatſchgevattern! Der Doctor Unzer mag was verſtehen, aber er ſchreibt zu viel! Ich mag nicht in ſeiner Wochenſchrift als Mitarbeiter wider Willen figuriren! Aerzte, die viel ſchreiben, denunciren die Leiden ihrer Kranken ans Publicum! Der junge Reimarus — der könnte mir gefallen, wenn er nicht wie ſein Vater, der Profeſſor, zu den Freigeiſtern gehörte —!“ So pflegte er ſich auszupoltern, wenn man ihm bei einem Unwohlſein auch ſonſt ſchon rieth, zu einem der berühmten Aeskulap-Söhne Hamburgs ſeine Zuflucht zu nehmen. Im Ganzen war ſein Befinden gut.

„Nun, Onkel Durchlaucht — erzählen Sie!“ begann die Chriſtel, die inzwiſchen das Mittagsmahl angeordnet und zurückgekehrt war. „Was gibt es denn Neues in Altona —? Hat der Major Gerſtenberg commandirt? Lieutenant Struenſee brachte heute früh wieder ein Gedicht von ihm mit! Auf eine Biene, die ihn geſtochen hätte —! Es war allerliebſt. Eine junge Bäuerin machte ihm die Umſchläge, und nun war die Biene der Pfeil des Amors! Ja, apropos Onkel! was war denn das für eine gräuliche Geſchichte heute an der Sternſchanze? Hu! hu! Aber der Menſch ſoll's — denken Sie ſich — er ſoll's überſtanden haben —!“

„Gräuliche Geſchichte —?“ murmelte der Prinz und beſann ſich. Er wiederholte mehreremal dieſe

Bezeichnung, indem ſein geplagter Fuß in ein Paar von Chriſtel's Hand geſtickte Pantoffeln glitt und ſeine knöcherne Hand ſich eine hohe ſeidene Hausmütze aufſetzte, die ihm das Anſehen eines perſiſchen Oberprieſters gab.

Die Lakaien deckten im Nebenzimmer den Tiſch. Sie wußten über die „gräuliche Geſchichte" ſchon mehr, als die Chriſtel. Der zwiſchen Hamburg und Wandsbeck ſtattfindende lebhafte Verkehr hatte über den Vorgang an der Sternſchanze ins Schloß umſtändlichere Nachrichten gebracht.

„Dieſer Menſch iſt ja ein Landsmann von Eurer Durchlaucht" — ſagte der Lakai Hartnack und verbeſſerte raſch ſeine gewagte und vielleicht unziemliche Ausdrucksweiſe mit dem Zuſatz: „Ich meine — von der Chriſtel einer —! Er iſt ja von Greuſſen her — am rothen Main —! Durchlaucht ſind ja aus dem Halberſtädtiſchen —! Was rede ich denn —!"

Die Chriſtel horchte hoch auf und wandte ſich betroffen um.

„Ich wette, es iſt derſelbe, der hier 'mal gebettelt hat — nicht wahr, Stichert?"

„Wer?" fragte die Chriſtel, und ließ einen ihrer durchbohrenden Blicke auf den angerufenen Stichert gleiten. Stichert hieß ein dritter Lakai, ein ſanfter, ſchüchterner junger Menſch, der der Aufforderung Hartnack's, ſeine Vermuthung zu unterſtützen, mit den zaghaft geſprochenen Worten entſprach:

„Wenn er ſchwarze Haare hat und ein Mal auf der rechten Backe, und ein recht garſtiges Mal — ſo iſt's der Rechte —!"

Der junge Diener, deſſen verſchoſſene Livree, das preußiſche Dunkelblau mit Roth und Silber, ſeltſam von ſeiner anmuthigen Jugendlichkeit abſtach, hatte ſeine Auskunft mit einem eigenen, beinahe gereizten Tone gegeben und dabei von der Seite hinüber zur Chriſtel geblickt, die jetzt wie ſtarr geworden, aufhorchte.

Auch der Prinz war durch die Mittheilung, der Delinquent wäre ein Landsmann von ihm (obſchon im Braunſchweig'ſchen geboren, mußte er doch als brandenburgiſch-fränkiſcher Prinz für einen Franken gelten) in geſteigerte Spannung gerathen.

„Wie hieß der Menſch?" fragte er.

Den Namen wußte Niemand.

„Er hat hier auf dem Schloſſe gebettelt —" erläuterte der inzwiſchen hinzugekommene plattdeutſche Lakai, der Strarup genannt wurde. „Die Chriſtel hat ihm gegeben und — "

„Aber die Magd, wo er eingebrochen hat, die hat ihn verleitet," fiel Stichert mit eigenem Nachdruck ein.

„Sie hatte eine Liebſchaft mit ihm," ergänzte der Lakai Hartnack mit derſelben Bezüglichkeit.

Stichert wußte dasſelbe, aber er hatte Anſtand genommen, es zu ſagen.

als Haß entnahmen. Kaum hatte Schlachtenmaler Folgendes gesagt: „Der Muthige schläft nicht am Kessel einer Dampfmaschine, so heiter lächelnd, wie das Kind an der Mutterbrust. Ist nicht jede Unternehmung, die von einem beherzten Manne kommt, ein geladenes Pistol, das man sorglos in den Mund steckt? In die Mündung einer Kanone, die geladen ist, und wo die Lunte schon um das Zündloch tänzelt, muß Jeder hineinblicken können, der etwas einzusetzen wagt in die Lotterie des Lebens, um zu gewinnen. Sind wir nicht alle blind und wanken mit verbundenen Augen an Abgründen? Sind nicht überall Minen gelegt, wo wir mit allen unsern Plänen und Hoffnungen durch Zufall in die Luft springen können? Sind Sie sicher, daß wir nicht morgen Alle in den Trümmern dieses schlechtgebauten Hauses begraben liegen? . . . . .“ ich sage, kaum hatte Schlachtenmaler mit frischer Resignation kalt und achselzuckend diese Worte gesagt, als auch alle feurigen Empfindungen, die ihm eben Celinde entgegengetragen hatte, schon wieder in Asche verwandelt waren und gerade in so viel, um zeigen zu können, wie sie um ihn trauerte. Mit einem Blick des tiefsten Mitleids wankte sie dem kleinen Hause zu; ja, als sie ihn in der Dunkelheit nicht mehr sah, floh sie mehr, als sie ging: denn er wurde ihr immer bis zum Entsetzen unheimlich, wenn sie nicht sehen konnte, wie seine dämonischen Worte durch die Sanftmuth seines Auges gemildert wurden.

Es währte lange, bis sich die Armee in dem Dorfe und dem Zeltbau zurecht und ihr Abendessen gefunden hatte. Die tapfern Krieger wurden alle warm gespeist und mit einer Sorgfalt behandelt, die selbst lauwarmes Mund-Spülwasser nach der Mahlzeit nicht vergessen hatte. Gegen Typhus

Der Prinz ſollte ſich jetzt zu ſeinem einfachen Mahl ſetzen. Er that es mühſam und fing langſam an zu eſſen.

Als ihm die Chriſtel das erſte Glas Wein einſchenkte, zitterte ihre Hand.

„Wenn es der iſt, den Ihr meint, ſo heißt er Zeuner," ſagte ſie jetzt wie aus einem Traum erwachend.

Es war Alles ſtill geworden, nur das Klappern der Teller konnte man vernehmen.

„Zeuner," wiederholte der Prinz und hielt nun ebenfalls im Eſſen inne.

Chriſtel wußte, warum letzteres geſchah.

„Ja Zeuner!" betonte ſie.

„He het jo Oere Dorchleucht bi veer- odder fifmal ſpreken wöllen!" meinte der Plattdeutſche.

In dieſer Anmerkung lag eine Angeberei. Der Prinz ertheilte bereitwilligſt Audienzen. Wenn er erfuhr, daß man Bittende von ihm entfernt gehalten hatte, konnte er in ſeine gewohnte Heftigkeit verfallen.

„Mich ſprechen wollen — ?" rief der Prinz mit erſtickter Stimme.

Strarup verrechnete ſich nicht in der Wirkung eines Berichtes, der auch vielleicht nur harmlos geweſen ſein ſollte. Der Diener Hartnack blickte erſchrocken auf die Chriſtel. Denn von dieſer hing es ab, ob Jemand beim Prinzen Audienz bekam

oder nicht. Stichert erglühte und Strarup ſchien die Urſache ſeines Erglühens zu kennen.

Inzwiſchen ſetzte man dem Prinzen eines ſeiner Leibgerichte vor, Hamburger Rauchfleiſch. Selten hat ein Hypochonder einen ſo guten Appetit gehabt. Der Prinz las mediciniſche Streitſchriften faſt ebenſo eifrig wie theologiſche. Damals ſtritt man über die Frage, ob der Menſch in einer ſteten inneren Verbrennung begriffen ſei. Man war entweder Phlogiſt oder Antiphlogiſt. Erſteres war Prinz Chriſtian ſchon deßhalb nicht, weil jene Lehre von einem preußiſchen Leibarzt, dem berühmten Doctor Stahl, aufgeſtellt wurde. Alles was aus Berlin oder Potsdam kam, war ihm verhaßt. Bei alledem hätte er ſelbſt als Beiſpiel für den inneren Verbrennungs-Prozeß dienen können. Er legte viel Holz auf den inneren Herd.

„Ruhe!“ rief er, da er gerade mit einem ſeiner Leibgerichte beſchäftigt war. Feſſelte ihn eine Schüſſel weniger, ſo ermunterte er die Diener und die Chriſtel ſelbſt, ihn zu unterhalten. Dann war ihm Alles zu hören willkommen, ob eine im Hofe gehaltene Ziege Junge bekommeu hatte, ob im Garten ein Roſenſtock, den er bevorzugte, neue Knospen angeſetzt, ob die Spatzen in ſeinen Kirſchen geſeſſen, ob die Frau des Leibkutſchers in der Hoffnung war. Selbſt von Todten, die es im Orte oder der Umgegend gab, durfte man ihm reden. Trotz ſeines

Appetits behauptete er, nichts ſo ſehr als den Tod zu lieben.

„Warum — abgewieſen?“ fragte er nach einer Weile, als man ihm eine andere Schüſſel gebracht hatte — natürlich eine kalte. Die ganze lange Pauſe über hatte er die letzten Aeußerungen Strarup's feſtgehalten und einmal über das andere den Namen „Zeuner!“ und das Wort: „Darum?!“ kopfſchüttelnd vor ſich hin gemurmelt.

„Jungfer Chriſtel mut dat weeten; ſie heft ſich mit em inſloten,“ berichtete Strarup, nun allerdings ſchon mit hämiſcher Bosheit. Wie, Jungfer Chriſtel hätte ſich mit dem Böſewicht, wenn dieſer es geweſen, eingeſchloſſen? Strarup blieb dabei. Vor einigen Wochen wäre ein unheimlicher Menſch auf's Schloß gekommen und hätte der Chriſtel ſchön gethan. Strarup und Hartnack lachten über den Bericht. Stichert aber, ein kaum zwanzigjähriger Jüngling, den ſich der Prinz aus ſeinem geliebten Weſerlingen, der Stätte ſeiner Geburt, hatte kommen laſſen, ſtand purpurroth. Wie alle Welt behauptete, war dieſer jüngſte der Lakaien des Prinzen in heißeſter Liebe zur dreißigjährigen Jungfrau entbrannt, einer Liebe, die dieſe nicht ablehnte. Das eben war an dieſer dreißigjährigen Chriſtel ihr ſeltſames Weſen. Sie hätte ſchon oft zur Ehe ſchreiten können und that es nicht, obſchon ſie die Männer faſt mehr zu lieben ſchien, als ſich ziemte. Ein Lands-

mann Namens Zeuner aus Creuſſen am Rothen Main war der Letzte, der ihr gefallen hatte. Sollte das wirklich nun jener Miſſethäter, der Gaſſenläufer von heute in der Frühe geweſen ſein?

„Warum hat ſie den Menſchen nicht vorgelaſſen?“ fragte der Prinz, ſchon ahnend, warum es geſchehen, wenn er Zeuner hieß.

Der Chriſtel war das Blut in die bleichen Wangen getreten. Ihr dunkles ſchwarzes Auge rollte. Die düſteren Augenbrauen zogen ſich in Eine Linie zuſammen. „Das weiß ich wohl, warum ich ihn nicht vorließ!“ ſagte ſie mit drohender Haltung und verließ das Zimmer.

Das Necken der Chriſtel von Seiten der übrigen Dienerſchaft hatte eigentlich der Prinz gern. Duckte ſie ihn, ſo duckten die Diener ſie wieder. Das unterhielt ihn. Aber in ihrer Abweſenheit duldete er nicht, daß man ſchlecht von ihr ſprach. Errieth er doch auch zu ſeinem Schmerz, worum es ſich handelte. Fünfundzwanzig Jahre waren vergangen, und doch hatte ſich ſein Gedächtniß die Züge des jungen Jagdknechts eingeprägt, den er einſt erſchoſſen hatte. Dieſer hatte ſich ihm mit demſelben Trotze gegenübergeſtellt, wie heute an der Sternſchanze der Miſſethäter vor ihm ſtand. Derſelbe Wuchs! Dieſelben Geſichtszüge! Hieß dieſer Menſch nun gar Zeuner und war auf dem Schloſſe geweſen, ſo konnte er nur ein naher Verwandter, vielleicht gar ein Bruder

seines Opfers sein. Er erinnerte sich, daß die Spenden, womit er vor Jahren seine That hatte gut machen wollen, einer mit noch mehreren unmündigen Kindern gesegneten Mutter des Erschossenen zugute kamen. Hatte sich einer derselben bisher verirrt? Hatte er Hilfe und Unterstützung von ihm begehrt? Hatte ihn die Christel, jedenfalls aus Fürsorge für seine Ruhe, abgewiesen? Zunächst sah er da einen neuen Beweis des liebevollen Sinnes seiner Wirthschaftsführerin, einen Grund mehr, sich von ihrem Ja oder Nein unbedingt beherrschen zu lassen.

Nun war es ganz still um ihn her geworden, für ihn fast feierlich. Das Mahl war zu Ende. Dann mußte ein Gebet, wenigstens das Lesen einer Bibelstelle, eines Gesangbuchverses folgen. In der That geknickt, recht gebeugt hinkte heute der Prinz in seine Büchersammlung, warf einen flüchtigen Blick auf die mit Goldschnitt gebundenen Ganzfranzbände und griff nach seinem Liebling, dem Kündiger seiner Lebensstimmung, dem Liebling seines ganzen Zeitalters, Christian Fürchtegott Gellert, von dem er, wie immer, die erste beste Stelle beim Aufschlagen festhaltend, heute die Worte las:

Die Größe meiner Schuld schlägt meine Seele nieder.
Beschämt empfind' ich sie. O rette du mich wieder!
Daß mir der Seele Schmerz nicht alle Kraft verzehrt,
Wer ist, der außer dir mir wahren Trost gewährt?

Einem solchem Verse konnte der Prinz eine Stunde

lang in allen Einzelheiten nachdenken. Auch die Kupferwerke, die in der Bibliothek aufgeschlagen lagen, die Reisebeschreibungen, Berliner und Hamburger Zeitungen, Homann'sche Karten vom möglichen Schauplatze einer von ihm mitgeleiteten Kriegs-Action gegen Rußland fesselten ihn nicht, nur allein jener Vers.

Zeuner — das stand grell vor ihm — hatte jener Jagdbursche geheißen, für dessen Tod er einst so tief gedemüthigt wurde! Sollte wol gar der Mensch, der heute gestraft wurde, jener unter den Brüdern seines Opfers sein, von welchem damals vor Schreck über den Tod ihres ältesten Sohnes, man hatte es ihm auf die Plassenburg berichtet, die Mutter zu früh genas?

So saß er auf seinem harten Canapé, stützte das Haupt auf und dachte über das Leben nach. Er entschlummerte nicht. Die Betrachtung über die Ursachen and Wirkungen im Leben hielt ihn wach.

Nach einer Stunde hörte er Christel's klangvolle Stimme. „Onkel Durchlaucht müssen in den Garten! Es ist heute so schön draußen!"

Die Christel war wie geisterhaft hereingeschlüpft gekommen durch eine Tapetenthür.

Der Prinz schüttelte den Kopf und deutete auf seinen leidenden Fuß.

„Sie müssen sich curiren lassen, Onkel! Ich rufe von Hamburg den Unzer."

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Na, dann ſeien Sie wenigſtens heiter! Zum Jahrmarkt kommen Comödianten! Da müſſen Sie wieder lachen lernen! Gibt es denn — wirklich Krieg?“

„Warum hat Sie ſich mit dem Miſſethäter eingeſchloſſen?“ lautete des Prinzen Antwort.

„Eingeſchloſſen? Ich mich? Dummer Schnack! Sagen will ich jetzt, was es war. Nur beiſeite — hab' ich ihn genommen; er plauderte hier — zu wüſt.“

„Worüber?“

„Weil — er ein Bruder des — Zeuner von dazumal in Neuſtadt ſein will —“

„Dacht' es doch gleich!“

„Ruhmredete von ſeinen Reiſen und wollte hergekommen ſein —“

„Um —?“

„Durchlaucht auszuſchröpfen —! Wo doch für die Familie ſchon ſo viel geſchehen und geſorgt iſt!“

„Warum ließ Sie ihn nicht zu mir?“

„Sollte er Sie moleſtiren, Durchlaucht? Peinliche Stunden, läſtige Souvenirs machen?“

„Aber ich habe nun auch ſeine Seele auf dem Gewiſſen, wie die ſeines Bruders!“

„Ach, was!“

„Nein, hätte er mich geſprochen, ſo würde er vielleicht kein Handgeld in Hamburg genommen und nicht geſtohlen haben.“

„Ich hab' ihn nicht wieder geſehen! Er hätte

es dann wo anders gethan! Schon bei den Holländern hat er gestanden und ist da desertirt —! Ich gab ihm, was ich gerade hatte — nach und nach — zehn Species."

Der Prinz streckte die Hand nach einem seltsamen, auf dem Büchertische stehenden Aufsatz von Bronce aus. Der Tisch war im parquettirten Fußboden festgeschraubt. Auch das zierliche Kästchen darauf war fest. Eine geheime Feder ließ das letztere aufspringen. Nun erst konnte ein Schlüssel, den der Prinz in seinem mächtigen Uhrgehäuse trug, das Kästchen öffnen. Es war über und über mit Gold gefüllt. Der Prinz hatte eine Liebhaberei für frisch aus der Münze gekommenes Gold. Es läge noch nicht der Fluch alles Geldes, Thränen und Sünde darauf, pflegte er zu sagen. Er griff in die Schatulle und schenkte der Christel für die zehn Species zehn neue Ducaten.

„Warum kam er aber so oft?" examinirte der Prinz weiter, und jetzt mit einer immer schwächer werdenden Stimme.

Hierauf blieb die Christel ihre Antwort schuldig.

„Sie hat ihm wol gefallen und er Ihr[illegible] es. „Sie verrückt allen Männern doch[illegible]! Jetzt ist wieder der arme Stichert [illegible]arr geworden! Christel, Christel, was [illegible]hr werden!"

„Ich heirate ja gar nicht — justement wie die da!"

Hoch erröthet zeigte die Christel auf ein Porträt in Lebensgröße, das ihr, das Haar, den Teint und das Costüm ausgenommen, etwas ähnlich war. Das Haar der majestätischen Frau, die das Bild vorstellte, war roth, der Teint weiß, das Costüm glänzend. Es war die Königin Elisabeth, die Lieblingsheldin des Prinzen, die entsagende, unvermält gebliebene Gegnerin der Maria Stuart. Der Prinz hatte diese Fürstin in allen möglichen Abbildungen um sich, groß und klein, in Miniatur und in Oel. Viel Geld hatte er dafür ausgegeben. Elisabeth war ihm aus vielen Gründen das Muster der Frauen, und wenn man einen großen Mann rühmte, so nannte er sogleich Elisabeth. Dieser Verherrlichung lag wol zumeist des Prinzen strenger protestantischer Sinn zum Grunde.

Daß sich die Christel mit der Elisabeth vergliech, machte den Prinzen bei aller Erregtheit lachen. Es war ja auch noch nicht gewiß, ob der Delinquent von heute Früh wirklich der Jenner war.

Nun ließ sich sein Pflegekind geben. Sie erzählte eines Abends hätte sie am äußersten Rande des Parkes, da, wo man die schon damals berühmte Aussicht auf Hamburg genösse, ein unheimlicher Mensch angesprochen, mit einem alten Tornister auf dem Rücken und einem Knotenstock in der Hand. Gewiß hätte er in dem sumpfigen Grunde, im hohen Schilfgrase schon länger gelegen und gehofft,

Jemand vom Schloſſe anzutreffen, dem er ſich umſtändlicher erklären könnte, als ihm am Schloßthor möglich geweſen oder zweckdienlich erſchien. Bei näherer Verſtändigung hätte ſich der Fremde Hanns Adam Zeuner genannt, wobei dann herausgekommen wäre, daß er, obſchon älter ausſehend als 25 Jahre, jener Knabe ſein wollte, den ſeine Mutter aus Schreck über den Tod ihres älteſten Sohnes, des Jagdknechtes in Neuſtadt an der Aiſch, zu früh geboren. Die Sühnungsgelder, die der junge Prinz, der ſeinen Bruder getödtet, den Seinigen gezahlt, hätten ausgereicht, ihm eine Erziehung zu geben. Er hätte nicht nur Leſen, Schreiben, Rechnen, ſondern noch vielerlei Anderes gelernt und wäre nahe daran geweſen, in dem berühmten Bayreuther Bergwerk Goldkronach Berg- und Hüttenmann zu werden. Einige Jahre hätte er auch das Grubenfahren und Schmelzen mitgemacht, dann aber, da die Arbeit öfters ſtockte, wäre er Tiſchler geworden, auf die Wanderſchaft gegangen, bis Holland hin und hätte ſich dort als Soldat anwerben laſſen. Deſertirt wäre er, als er gehört, daß er zu Meer verſchifft und in Länder gebracht werden ſollte, wo immer von Zehn, die dorthin kämen, Sieben ſtürben. Nun wollte er geradewegs zu den Preußen. Unterwegs aber hätte er gehört, daß hier bei Hamburg Se. hochfürſtliche Gnaden der Prinz von Brandenburg-Culmbach wohnte, und dieſen wollte er nun um Empfeh-

Scorbut, Krätze waren alle erdenkliche Vorrichtungen getroffen. Obst durfte nur zum Nachtisch gegessen werden: denn es war schon weit im Herbste, und der Luft und Witterung leicht die Cholera zuzumuthen. Einige Tausend Schritte weit, jenseits der Grenze, verrieth eine im Nebel sich wiegende Lichtmasse das Lager des Feindes. Eben schlug man drüben den Zapfenstreich und auch bei den Unsrigen wurde eine große Trommelmesse und hernach ordentlich ein Hochaltar von Trommeln aufgeführt, hinter welchen die Fahnen in ihrer weißtaffetnen Unschuld, gleichsam als segnende Priester standen. Vielen Anstand verrieth es auch von dem Stabstrompeter der Scharfschützen, daß er seine Leute erst noch vor den Fenstern des Generalissimus oder vielmehr seiner Frauen Variationen auf das Thema: „Schöne Minka, ich muß scheiden," und andere beliebte neue Stücke mit Baßposaunenbegleitung und brillanten Klappenhornsolis aufführen ließ. Schlachtenmaler lag oben im offenen Dachfenster und trommelte mit den Fingern sanft den Takt dazu. Hernach ward es stille ringsum und ein Licht verlöschte nach dem andern. Hie und da reckte sich noch Einer im Hemde am Fenster oder holte sich frisches Wasser vom Brunnen. Schlachtenmaler beobachtete Alles und legte sich dann, von der Nacht und ihrer Wehmuth übermannt, mit dem Haupt auf das Brett des offenen Fensters. Wie genoß er einmal wieder den Reiz eines kühlen Herbstabends mit seinen Nebeln und seinem aus den Gärten dringenden reifen Aepfelgeruch! Wie verschmolz er mit seinen frühsten Jugenderinnerungen in das stille, geisterhafte Weben der Natur, in die stummen, wachsamen Sterne, in das ferne Bellen eines Hundes und hier, um den Zauber zu vollenden, in das abwechselnde Wiehern

lungen und um ein Viaticum angesprochen haben, denn mit seinen Kleidern, Schuhwerk und sonstigen Mitteln säh' es übel aus. Die Christel erzählte, sie hätte ihm schon damals zwei blanke Species gegeben und ihn sogar beschieden, er sollte wiederkommen. Zum Berichterstatten bei Sr. Durchlaucht hätte sie aber nicht den Muth gehabt. Der unheimliche Mensch hätte sich dann gerade in Wandsbeck festgesetzt, sich dort gütlich gethan in den Schenken und im Verkehr mit dem vielen Gesindel, das leider in Wandsbeck hauste. Bald wäre er im trunkenen Zustande gekommen und hätte sein Verlangen, den Prinzen zu sprechen, kecker kundgegeben, und sie somit gezwungen, ihm mit Nachdruck entgegenzutreten. Vom Schloßhofe, in den er sich eingedrängt, hätte sie ihn mit den Hunden hinausgewiesen, für sein loses Reden und Lästern des Prinzen ihm endlich mit dem Kirchspielvogt gedroht. Dennoch wäre er wieder gekommen. Nun freilich manierlicher, kriechender, verstellter. Er hätte geweint, so daß sie ihm nach und nach noch bis zehn Species gegeben. Hierauf wäre er verschwunden. Eine Sonntagstänzerin im Wirthshause hätte ihn nach Hamburg zu kommen überredet, wo sie diente. Dort hätte er Handgeld als Soldat genommen. Die Christel schloß ihren Bericht mit der Versicherung, daß dieser Hanns Adam Zeuner ein Mensch wäre, zu dem man sich nur, wenn er noch länger lebte, des Allerbösesten versichert halten könnte.

Gewiß wäre er der Delinquent von heute. Wenn er „draufgegangen“ wäre, ſo wäre an ihm nichts verloren.

Der Prinz ſchüttelte ſich vor Grauen. Er war verſtummt und ſann nach. Obſchon ein ſtrenger Lutheraner, hatte er ſich doch eine Hinneigung zur reformirten Lehre von der Gnadenwahl angeeignet. Das war geſchehen theils durch die Sympathie ſeiner Mutter für Herrnhuterthum, theils durch ſeinen längeren Jugendaufenthalt in Genf, wohin ihn ein Geiſtlicher Namens Schulin begleitet hatte, der ſpäter eine merkwürdige Carriere machte. Er iſt Verfaſſer einer Biographie über Georg den Frommen von Brandenburg, trat in däniſche Dienſte und erlebte ſeine Erhebung in den Grafenſtand. Die Herrnhuter ziehen das Los, um zu erfahren, was Gottes Wille ſei. Die Reformirten ſprechen von einer Verdammniß, die vom Anbeginn dem Einen, und einer Begnadigung, die dem Anderen beſchieden wäre. Der Prinz konnte ſich dem Wunſche ſeines Pflegekindes nicht anſchließen. Ehe nicht das Gegentheil bewieſen wäre, hielt er jede Seele für erlöſungsfähig. Ob Jemand unbedingt verloren ſein ſollte, das bliebe die Sache Gottes.

„Wir müſſen uns erkundigen,“ rief er aus, „ob es dieſer Menſch iſt! Er iſt am Leben geblieben! Seltſam —! Ein Mahnruf iſt's an mich! Denn im Geſangbuch heißt's:

Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn,
Die ihr der Sünden schlechten Lohn
Auf Erden schon empfindet!
Beladen kommet her zu mir,
Ich bin's allein, bei welchem ihr
Heil und Erquickung findet!"

Das war nun einmal sein Glaube, und Christel's Rath, jedes weitere Forschen nach dem „Landsmanne" zu unterlassen, verfing bei ihm nicht. Ja er deutete sogar an, daß es mit dem Verkehr der Christel mit diesem Hanns Adam Zeuner wol nicht ganz richtig gewesen wäre, und daß der Uebergang desselben auf jene Wirthshaustänzerin, die Magd des Rheders auf den „Raboisen", die ihn zum Diebstahl verführt hätte, ihr scharfes Urtheil mitbestimmte.

Noch war die Einigkeit der beiderseitigen Ansichten nicht hergestellt, als die Unterhaltung durch ein Geräusch unterbrochen wurde. Ein mächtiges Gepolter ließ sich auf dem großen, durch Wandsbeck führenden Steindamm hören. Ein sechsspänniger Wagen kam daher — die Rosse mit blinkenden Geschirren, Kutscher und Bediente in goldbordirten Livreen. Um den Eindruck einer fürstlichen Auffahrt hervorzubringen, fehlten nur noch die damals üblichen „Läufer", die dem Wagen mit einer für unsere Zeit kaum zu begreifenden Abhärtung gegen Milz- und Seitenstechen voranzurennen pflegten.

„Das ist ja Schimmelmann!" rief Christel, die

über die Mißdeutung ihres Charakters grollte. „Na ja," fuhr ſie fort, „es ließ ſich ja denken, daß der Roſinenhändler das Schreiben Sr. Majeſtät ſelbſt überbringt! Seine Leute hätten aus Verſehen daraus Düten machen können — !"

Sie zog eine mächtige Glocke zum Allarm der Lakaien.

In der That war es Schimmelmann, der ſeine Gäſte nach Hamburger Sitte erſt um vier Uhr erwartete und vorher in aller Eile den ihm verdorbenen Spaß mit der Serviette auf dem Teller des Prinzen gutmachen und den königlichen Brief ſelbſt überbringen wollte.

Der Prinz empfing den Baron in Schlafrock und Pantoffeln, ja er entſchuldigte ſich deßhalb nicht einmal. Kaum einen Stuhl bot er ſeinem Ausmiether an.

„Er wird wol ſchon wiſſen," redete er ihn an, „was in dem Briefe ſteht! Ihn werden ſie nun wol bald in Kopenhagen zum Conferenz-Miniſter machen! Wie viel Güter hat Er denn ſchon im Lande?"

Ohne viel auf die von Schimmelmann gegebene Antwort zu hören, erbrach der Prinz das königliche Schreiben und las die Bitte ſeines Neffen, ihm den Verkauf des Schloſſes verzeihen zu wollen. Die Zeitläufte wären zu ſchwierig; der Bedarf der Krone an Geldmitteln zu groß. Der König bot ihm für

den Fall, daß er nach Hamburg ziehen wollte, was er ſogar, der däniſchen Intereſſen wegen, ausdrücklich wünſchte, die Entſchädigung der dort zu zahlenden Miethe an.

„Alſo das ganze Schloß hier will Er niederreißen —?“ fragte der Prinz, ſich langſam beruhigend und ſeinen Zorn niederkämpfend.

„Bis aufs Fundament —“

„Und die Gräben? Die Zugbrücken —?“

„Hat ſich alles überlebt! Wird raſirt —“

„Und der Wald —?“

„Wird ausgetrocknet und changirt in einen Park.“

Der Prinz dachte an ſein Fußleiden, das vielleicht doch aus dem Wandeln über den feuchten Boden entſtanden war, und ſchwieg.

„Künſtler in Dresden ſind ſchon beauftragt, den Park auszuſchmücken,“ fuhr Schimmelmann in franzöſiſcher Sprache fort. „Gerade von dieſer Ausſicht hier, wo ich die Ehre habe, neben Euer Durchlaucht zu ſtehen, ſoll ein Weg durch die Bäume gezogen werden, links und rechts mit den Bildniſſen römiſcher Kaiſer, berühmter Staatsmänner und Dichter. Dazwiſchen Raſenbänke —“

„Wie alſo gewiſſermaßen in dem Verſailles —?“ warf der Prinz höhniſch und deutſch dazwiſchen.

„Im Kleinen!“ meinte der Finanzkünſtler mit gemachter Beſcheidenheit und niederblickend. „Iſt dann Alles fertig, ſo wird mir nichts Ehrenvolleres

widerfahren können, als wenn Euer Durchlaucht der Einweihung beiwohnen und zuweilen das Ganze wiederum wie Dero Eigenthum betrachten wollen."

„Find' ich meine alten Bäume nicht wieder, wird mir's schwerlich bei Ihm wohl werden."

„Die Alleen bleiben ja, Durchlaucht! Ich lichte nur hier und dort, schmücke nur aus! Unter Anderm mit den schönsten Vasen aus Meißen, die mir noch übrig geblieben sind von meinem — hahaha! damaligen so schlechten Geschäfte."

Der Prinz wußte vollkommen, daß einer der glücklichsten Coups des schlau lachenden Speculanten gewesen war, in Dresden, bei Annäherung der Preußen vor zwanzig Jahren, die sämmtlichen Vorräthe der berühmten Meißner Porcelan-Manufactur, um diese, als Privateigenthum, vor Plünderung zu sichern, an sich zu kaufen. Durch allmäliges Wiederverkaufen dieses glänzenden, damals in beiden Hemisphären gesuchten sächsischen Kunstproductes hatte er einen ebenso großen Gewinn gemacht, wie durch seine übrigen Speculationen, besonders Natural-Lieferungen für die Armeen.

„Dann mach' Er nur auch gleich eine Mauer um den Wald, zehn Schuh hoch und mit Fangeisen! Denn das Gesindel im Ort wird sich mehren, wenn Er erst seine Fabriken anlegt. Bis dato konnte mir nichts gestohlen werden, als im Herbste das dürre Holz, und das gab man ja gern! Ich höre

auch, Er legt hier noch eine zweite Lotterie zur Altonaer hinzu an?"

„Sind's doch die Hamburger, die zahlen müssen!" lachte sich der Financier ins Fäustchen. „Vom Gewinn denk' ich fünf Procent jährlich zu einer Stiftung zu verwenden, lediglich für diesen Ort hier — "

„Das Leder des Crispinus —!"

„Für die Moralität wird dadurch gesorgt werden, Durchlaucht, daß Bernstorff die Privilegien Wandsbecks aufzuheben gedenkt — ! Bin ich doch selbst zu sehr Kaufmann, um nicht vor einem Asyl der Bankerottirer Abscheu zu haben. Und die jüdischen Paare, die sich in Holstein verbinden wollen, können sich ja auch vom Wohnenmüssen in Wandsbeck durch Zahlung eines Sümmchens abkaufen. Wird dieses hübsch hoch gegriffen, so ist's noch profit tout clair — "

„Da bringt Er Wandsbeck um seinen bisherigen besten Schmuck nächst den Linden — um die Flitterwochen der jungen Juden-Ehepaare! Ich habe in meiner Jugend die Juden nicht gemocht. Jetzt aber mag ich sie, seitdem ich hier die verliebten jungen Männer und Frauen durch die Alleen schlüpfen sehe. Zwei Jahre —!" schloß der Prinz mit Seufzen. „So lange währt ja auch, selten länger, das Glück der Ehe —! Auch in dem Sinne war Wandsbeck ein Paradies —!"

„Auch Eure Durchlaucht," unterbrach der Welt-

mann zudringlich, „werden noch einmal wieder die Süßigkeit der Honigmonde kosten und dann eine glückliche Wahl treffen, wo der erste Charme du mariage ewig dauern wird — !“

Der Prinz winkte solchen Reden mit der Hand ab.

Aber der Schmeichler fuhr fort:

„Dann soll es auf dem umgezauberten Wandsbeck ein fürstliches Freudenfest geben — schon im Interesse der brandenburgischen Erfolge —!“

Weiter konnte Herr von Schimmelmann nicht kommen. Der Prinz war zu unruhig geworden. Man wußte wie gefahrvoll es war, diesen wunderlichen Heiligen zu reizen.

Sein Ausmiether sprang auch schnell auf den Monat März über, wo er im nächsten Jahre seinen Bau zu beginnen gedachte, und erging sich in Details, auf die der Prinz nicht hörte. Jedes Berühren der zarteren Saiten seines Innern verwirrte ihn. Sonderbar, er hatte noch Stunden, wo ihm seine jetzt etwa siebenundvierzig Jahre zählende Gemalin ganz im Lichte ihrer ersten Jugendschönheit erschien. Mit siebzehn Jahren war ihm die lebensfrohe leichtsinnige Prinzessin vermält worden. Er hatte gehört, daß auch sie in die Bäder von Aachen gereist war, dorthin, wo jetzt Markgraf Friedrich mit seiner jungen zweiten Gemalin 100,000 Thaler vergeudete. Endlich sammelte er sich und fragte nach dem Stande der Kriegsaussichten. „Ich werde in

Kiel wohnen müſſen," ſetzte er hinzu, „oder in einem Zelte auf dem Grasbrook — !"

„Das verhüte der Himmel! O nein, nein, ich glaube nicht an den Krieg mit Rußland!" erklärte der mit den Handelsſtädten der Oſtſee in naher Verbindung ſtehende Finanzmann. „Des Czaren Majeſtät hat für ſeine veränderte Politik zu großen Widerſpruch in ſeiner eigenen Umgebung. Das Verlaſſen Oeſterreichs, das Preisgeben aller durch die Ruſſen, durch den glänzenden Sieg bei Kunersdorf errungenen Vortheile findet in Petersburg gefahrvolle Gegner. Wird man wegen der Anſprüche des Hauſes Holſtein-Gottorp auf Schleswig in Rußland einen neuen Krieg beginnen dürfen, da ſeither ſchon alle Hilfsquellen erſchöpft ſind? Man hat Berichte aus Riga von ſehr, ſehr dunkeln Affairen, die ſich in Petersburg ereignen dürften."

Der wohlunterrichtete Diplomat deutete die Möglichkeit einer Kataſtrophe an, wie ſie in der That ſchon in den allernächſten Tagen Peter den Dritten um Thron und Leben bringen, ſeine Gemalin Katharina zu ſeiner Nachfolgerin erheben ſollte. Dagegen ſprach der unter dem Schutz des Völkerrechts und des deutſchen Reichs in Hamburgs Mauern Wohnende von dem erwähnten Camviren auf dem Grasbrook (zur Blocade Hamburgs) mit deſto größerer Beſorgniß. Die Neigung, die verlangte Million aufzubringen, wäre noch immer

nicht in jenem Hauſe mit den alten Kaiſerbildern — er meinte das Hamburger Rathhaus — durchgedrungen. Doch hoffte er viel von ſeinem perſönlichen Verkehr mit den Bürgermeiſtern. Vom Prinzen behauptete er, dieſer könnte, wenn er eine Hamburger Wohnung miethete, viel zur Beſeitigung der Reizbarkeiten beitragen, die bei den Hamburgern lediglich von den noch unbezahlten früheren däniſchen Schulden herrührten.

Als ſich der künftige Beſitzer dieſer Räume mit Artigkeit, als wagte er kaum, hier den Boden allzu lange, ohne beſondere Einladung, zu behaupten, empfehlen wollte, rief ihm nach ſeiner zweiten feierlichen Verbeugung, ehe er die nothwendige dritte an der Thür machte, der Prinz noch nach:

„Hör' Er doch noch! Er kann mir — einen Gefallen thun —"

„Euer Durchlaucht — mit tauſend Freuden —!" hüpfte der Hofmann wieder näher.

„Erkundige Er ſich doch nach dem Menſchen, der heute an der Sternſchanze hat Spießruthen laufen müſſen!"

Schimmelmann ſtutzte und wurde ſogar verlegen.

Die Worte, die auf ſeinen Lippen ſchwebten: „Dieſer Menſch hat ja merkwürdigerweiſe die Strafe überſtanden" — konnte er nicht vollſtändig hervorbringen. Denn es war ihm zu gleicher Zeit

und Schnauben der Roſſe, die vor Träumen nicht gleich zur Ruhe kommen konnten. „Nein," geſtand ſich Schlachtenmaler, „das Pferd iſt ein ſo edles Thier, daß es über die Garricatur jedes Reiters erhaben iſt, ſelbſt, wenn es hinfällig wäre und ausgedient, wie Rozinante! Können Pferde, wie die Scharfſchützen, Brillen tragen? So wenig, als es Horaz konnte, der doch auch kurzſichtig war ....." So träumte Schlachtenmaler in ſeiner Art fort und ſchmiegte ſich wie ein frommes Kind unter die Decke ſeiner Mutter, der Natur, und ſchauerte ſüß zuſammen, wenn ſich die Schlummernde regte und ſich irgend ein Zauber der Herbſtnacht entfaltete. Die Fröſche fuhren im Sumpfe zuweilen auf und ließen etwas von ihrer aufgeblähten Luft fahren; die Weidenbäume leuchteten im Phosphorſchimmer herüber. Der Hahn im Hühnerſtall irrte ſich alle Augenblick in der Zeit und wachte zu früh auf und krähte ganz verſtohlen, wie Einer, der im Dunkeln ſeine Uhr repetiren läßt, weil er das Zifferblatt nicht ſehen kann. In den Kohlbeeten wird es von Haſen lebhaft; eine Katze ſchleicht behend durch den Garten, dicht unter der duftenden Spikeneinfaſſung der Beete fort und findet, ſtatt Feldmäuſe, einen Maulwurf, der ſchnell in ſeine Höhle flieht. Ach, auch wohl ein Windelkind krächt in der Ferne und deutlich hört man, wie die Mutter ſich müht, es zu beruhigen, und der Vater zuweilen mit einem Fluch dazwiſchen fährt, oder der Wächter auf der Straße unterredet ſich mit ſeinem Hunde oder hetzt ihn hinter die Katzen her. Dies Alles zog in bunten phantaſtiſchen Bildern an Schlachtenmalern vorüber und die Sterne glitzerten ſo prächtig über dieſem ſeligen Frieden, daß er das Fenſter nicht verlaſſen konnte, ſondern, an das nahe Vaterhaus denkend, ſanft einſchlummerte.

mitgetheilt worden, welche dreiste Anschuldigung der Missethäter hinter dem Prinzen hergerufen hatte.

„Wie kam das?“ fragte Prinz Christian höchlichst ergriffen.

Sollte nun Schimmelmann sagen: Man erzählt, er hätte über Euer Durchlaucht eine Beschuldigung ausgesprochen, die auf die Soldaten, Profoßen und Officiere dermaßen lähmend wirkte, daß die Mehrzahl der Ruthen fast nur mechanisch geschwungen wurde — ? Er schwieg.

„Wie hieß der Mensch?“ fragte der Prinz dringlicher.

Der Finanzmann besann sich und erklärte, glauben zu müssen, daß der Name, den hierauf der Prinz selbst angab, der richtige wäre.

„Laß Er diesen Zeuner, wenn er also heißt, auf meine Kosten curiren!“ forderte ihn der Prinz auf.

Der Commerz-Director horchte lauernd und verneigte sich befremdet.

„Der Mensch ist aus meiner Gegend — aus dem Brandenburgischen, mein' ich.“

„Euer Durchlaucht befehlen,“ stammelte Schimmelmann, er sah bestätigt, was auch ihm schon über den Prinzen zu Ohren gekommen war.

„Will Alles für ihn bezahlen, will ihn auch auslösen, wenn er davonkommen sollte.“

„Er hat gestohlen! Die Stadt verwendet ihre

Sträflinge für die Reinigung der Fleete," meinte Schimmelmann und fixirte den Prinzen.

„Will ihn aber ganz auslösen, sag' ich, will Alles bezahlen, was er der Stadt gekostet hat. Dann — reisen lassen — und nach Hause gehen und sich bessern —!"

„Werde unverzüglich beim Polizeivogt diese Entschließung Eurer Durchlaucht bekanntgeben und auf stricteste Befolgung dero hochherzig gegebenen Ordres dringen!"

Zufrieden und ahnungslos über das, was im Innern des schlau in seinen Augen Forschenden vorging, nickte der Prinz, entschuldigte seine Unpäßlichkeit, die ihn hinderte, sich vom Canapé zu entfernen, und entließ den Freiherrn mit der Versicherung seiner vollkommenen Anerkennung für die Mühe, die er sich mit der persönlichen Ueberbringung des königlichen Briefes gegeben hätte.

Der Prinz war allein. Den theologischen Grübler, der wirklich mit Aufrichtigkeit ein Leben der Sühne zu führen gedachte, beschäftigten die zwei Fragen: Hat Gott diesen Menschen mit Absicht am Leben gelassen, damit er selbst, der Prinz, in dessen ferneres Dasein eingriff? Und sollte er der Christel Marstaller Mittheilung machen über den Auftrag, den er eben Schimmelmann gegeben?

Für die erstere Frage entschied er mit Ja, für die zweite mit Nein. Letzteres deßhalb, weil er be-

merkt zu haben glaubte, daß die Christel ihrem Landsmann die Todesstrafe gönnte, deßhalb gönnte, weil er sich zu seinem Verbrechen von einer Magd in Hamburg hatte verführen lassen. Er wünschte sehr ernstlich, daß die fälschlich von der Welt für seine „Maitresse" gehaltene Gespielin seiner Kinder den jungen hübschen Lakaien Stichert heiratete.

## Viertes Kapitel.

### Herablassungen.

„Die Leute fragen einmal recht nach Onkel Durchlaucht! Ob sie darum so viele Meilen Wegs hiehergekommen wären? In diesen schlechten Zeiten! Wenn da die Großen nicht kauften, von den Kleinen könnte man nicht leben!"

Der Wandsbecker Jahrmarkt war im Gange. Das schönste Wetter begünstigte ebenso die von allen Seiten herbeigeströmten Verkäufer, Gaukler, Musikanten, wie die Besucher, die täglich massenhaft von allen Orten der Umgegend und vorzugsweise aus Hamburg kamen. Glücksbuden standen aufgeschlagen, in denen gewürfelt, andere, wo hoch gespielt wurde. „Englische Reiter" machten ihre Künste, „Springer", Schnellläufer. Auch die Pferderennen auf einem großen, von herrlichen Bäumen umstandenen Platze dicht vor'm Schlosse, Wettrennen, die später noch so berühmt werden sollten, hatten schon ihren Anfang genommen.

Allgemein beklagte man sich, daß sich diesmal der Prinz aus dem Schlosse nicht sehen ließ. Sonst pflegte er sich zu gewissen Stunden mit seiner steifen Grandezza in den Reihen der Buden sehen zu lassen, hier etwas zu kaufen, dort einem Spectakel mit besonders guter Bezahlung zuzugaffen. Die Männer hielten den Mann für beschränkt, wenn er sich an die Würfelbuden stellte und die Lebkuchen, die er gewann, an die Kinder vertheilte; gutmüthig und kindlich nannten ihn die Frauen. Aufgeputzte, geschminkte Schönen, deren genug mit kecken Geberden durch die Marketenderzelte schlenderten und auch seine Aufmerksamkeit zu erregen suchten, wurden von ihm keines Blickes gewürdigt. Hundehetzen, Rattenkämpfe, Jagden, die von hungrigen Bären auf Honigtöpfe, die man ihnen mit allerlei Hindernissen vorhielt, angestellt wurden, mochte er ebenfalls nicht. Nie besuchte er eine der Jagden, wozu von den Adeligen der Umgegend die Einladungen nicht fehlen konnten. Aber zu den albernsten Späßen des Policinell, dessen plattdeutsche Redeweise ihm durch die Jahre geläufig geworden war, konnte er lachen.

„Es gibt Krieg! Er muß nach Kiel ausrücken, wo die Russen landen!“ sagte der Eine. Der Andere meinte: „Es geht gegen Hamburg! Er darf keine Hamburger Bürger grüßen!“ Eine Kriegserklärung konnte die Hansastadt von Dänemark nicht

gewärtigen, aber Chicanen, Beläſtigungen aller Art, die auch ſchon im Gange waren. Ab und zu flog eine Kanonenkugel von Altonas Wällen über die Maſten der Kauffahrer hinweg, die nach Hamburgs Häfen bugſirt wurden. Vorwände für Gewaltthätigkeiten aller Art holte man aus gewiſſen Vorſchriften über die Küſtenbewachung, die nach Belieben ſtreng oder leicht gedeutet werden konnten, her. Nur die Sorge für Wandsbecks Einnahmen war ſchuld, daß die Hamburger Beſucher des Jahrmarkts von den Dänen noch nicht beläſtigt wurden.

Der wahre Grund, weßhalb der Prinz nicht kam, war der, daß er nicht gehen konnte. Mit Mühe trat er auf. Jetzt ſchrieb er es ſeinem Alter zu. „Ich werde früh ſterben!“ Das war ſein drittes Wort.

He kann jo nich loopen!“ erklärte Strarup den Leuten, die aufs Schloß kamen und jammerten über das Ausbleiben des ſonſt ſo flott zahlenden Prinzen.

Der dritte Tag des Jahrmarkts war vorüber. Die Adjutanten hatten von Altona Depeſchen gebracht, die den Ausmarſch von Kiel als noch um vierzehn Tage zu verſchieben ankündigten und in Betreff der Preſſion auf Hamburg lediglich verſchärfte Befehle ertheilten für die Wachtpoſten der Marine.

Der Abend war beſonders milde. Obſchon der Vollmond am Himmel glänzte, wollte ein Poſſen-

reißer noch ein Feuerwerk abbrennen, um die Menge bis über Nacht zu fesseln.

„Das mag ich nicht sehen!“ meinte der Prinz ärgerlichst. „Wenigstens des Nachts sollte uns der Spectakel Ruhe lassen.“

„Nun, so fährt Onkel Durchlaucht in den Park, die Nachtigallen singen noch so schön!“

Die Christel bestimmte den Prinzen, sich in einen Rollstuhl zu setzen und sich in den Park fahren zu lassen.

Zum Schieben des Sessels wurde ein viertes Mitglied der männlichen Dienerschaft des Schlosses ausersehn, der alte Laufer Kienemann. Dieser wurde nur gehalten, weil ein Laufer einmal zur Ordnung eines Hofstaates gehörte. Der Prinz schonte ihn schon dadurch, daß er in der Regel nur Schritt fuhr. Aber Kienemann war ehrgeizig. Gern hätte er manchmal, zumal in den Straßen Hamburgs, mit seinem vergoldeten Stabe und dem Tressenhut in der Hand, schweißtriefend dahinrennen mögen vor der sechsspännigen Kutsche seines Prinzen. Auch heute im Parke flog anfangs unter des Laufers Händen der Rollstuhl mit dem auf Kriegsbereitschaft gestellten General-Lieutenant der Dänen, wie wenn die saubergeharkten Wege der Wandsbecker Parkwildniß die Eisbahn bei Blankenese auf der Elbe gewesen wären. Die lächerliche Erscheinung eines Höchst-

commandirenden, der im Mondschein unter den breiten Kronen der Linden und Eichen im Rollstuhl spazieren gefahren wurde, blieb ohne Zeugenschaft. Denn schon längst war die Stunde angebrochen, wo der Park von Niemand mehr besucht werden durfte.

Der Prinz kannte den steten Refrain dieses alten Kienemann: Wenn er einmal liefe, so müßte er ordentlich laufen. Nur die überlange Dauer eines Laufes und das halbe bloße Gehen strengte ihn an. Aber wahrscheinlich war es theils der Aerger über sein „Podagra", theils die Erinnerung an die herrlichen Alleen, die hier Freiherr von Schimmelmann wollte durchhauen, mit heidnischen Gottheiten, Kaisern, Schöngeistern und weißen Porcelanvasen und einladenden Ruhebänken besetzen lassen, daß der Gefahrene plötzlich in den größten Zorn gerieth, „Halt!" schrie, seinen Stock erhob und den Alten zu prügeln drohte.

„Der Satan soll Ihn holen —!" schrie er, ergrimmter noch gemacht durch den Schmerz beim Aufstehen und Verlassenwollen des Stuhles.

Kienemann suchte sein Heil in der Flucht und gab dem Rollstuhle zur Vorsicht einen so derben Stoß, daß der Prinz mitten in die von Brennnesseln und Stachel Unkraut nicht freien Gebüsche hineinfuhr.

„Hierher!" schrie letztrer, an den Händen verletzt. „Zurück! Zurück! Auf der Stelle —!"

Schon kam der alte Mann, ruhig ſeiner Schläge gewärtig, deren Wucht er, wie alle Diener, aus Erfahrung kannte. Wuthſchäumend erwartete ihn ſein Herr, ſich an einem Baumſtamm haltend, mit dem aufgehobenen Werkzeuge der im Schloſſe üblichen Züchtigungen.

„Na, na!“ erſcholl aber Chriſtel's beſchwichtigende Stimmme. „Was ſoll es denn hier wieder geben!“ fuhr ſie fort, vertrat dem zaghaft näher ſchleichenden Kienemann den Weg und ging dicht auf den Prinzen zu, den ſie harmlos mit den Worten begrüßte: „Schönen guten Abend, Durchlaucht! Nicht wahr, das iſt doch heute eine herrliche Luft? O die lieben Bäume, wie duften ſie ſo ſüß! Soll ich nicht den Hartnack rufen oder den Strarup? Nein, Durchlaucht, wiſſen ſie was? Ich ſchiebe ſelbſt —! Komm, Kindchen! Hurre! Hurre —! Hurre!“

„Geh' Sie! Geh' Sie! Stichert ſoll kommen! Innehalten —!“ ſchrie der Prinz.

Der Paroxysmus, der hohenzollern'ſche, war vorüber. Schon lachte der von der Chriſtel Bezauberte. Stichert war in der Nähe. Er hatte ſich der Chriſtel nachgeſchlichen.

Der junge, erſt zwanzigjährige Lakai war die Melancholie und Sanftmuth ſelbſt. Dem Prinzen vergegenwärtigte er die gemeinſchaftliche Heimat, das ſtille Weſerlingen, die ſanftmurmelnde Aller, die alte gothiſche, von Bäumen beſchattete dortige Kirche,

die ahnungweckenden Fernsichten auf bewaldete Höhen und Burg- und Klosterruinen. Auch sprach Stichert Braunschweigisch. Da ließ er alle harten Zischlaute aus seiner Rede fort, machte aus „Steinen" keine Schteine, wie wir übrigen Deutschen, sondern S—teine, und flötete den Laut der Erhabenheit, das volltönende A, immer ins höflich delicatere Oe hinüber.

Christel hielt sich in der Ferne. Man vernahm ab und zu ihren Gesang. Aber doch war der Prinz aus ihrem Machtbereiche und fühlte sich schon wieder. Jetzt war Stichert zum Schieben angetreten, und dieser schob ihm den Stuhl — wieder zu langsam.

Stichert war liebeskrank. Er liebte die Christel, die eine eigene Weise mit den Männern hatte. War sie eine Kokette? Das konnte man nicht sagen. Ihre Tugend, ihr sittliches Verhalten gaben keinen Anstoß. Aber die Christel war über ihren Stand und ihre Bildung hinaus Schwärmerin. Sie bekannte offen, daß sie manchmal wünschte, Flügel zu haben, um in die Sonne, noch lieber in den damals von Deutschlands Dichtern vorzugsweise geliebten Mond zu fliegen. Die Tändeleien, die z. B. jener Major von Gerstenberg in Altona (lange vor seinem „Ugolino") und auch noch Gleim und andere Dichter herausgegeben, fingen an, dem gesammten Zeitgeist zu widerstehen. Und die Christel, die das Erhabene

Bedenkt man jedoch die feuchte Nachtluft, so war es ein Glück für Schlachtenmalers Kopf, daß der Generalissimus eben seinen verloren hatte. Kaum war jener vom Schlaf überwunden, als sich ein Geräusch im Hause erhob und eine Grabesstimme alles Lebendige wach rief. Schlachtenmaler fuhr auf und vernahm nicht ohne Schrecken, wie Jemand die Treppe heraufstolperte und eine lange Figur, wie aus dem Sarge kommend, todtenbleich und verstört in sein Zimmer stürzte. Es war der Generalissimus im Hemde, seinen dreieckigen Hut auf, ein großes Nachttuch um den Hals, Cavalleriestiefel an den Füßen, blaß wie eine Kalkwand. Er stürzte dem jungen Manne mit dem Verzweiflungsausrufe entgegen: „Um Gotteswillen, ich kann den Operationsplan nicht finden. Ich habe das ganze Haus schon umgekehrt; war er nicht unter den Papieren, die ich Ihnen gegeben habe?“ Schlachtenmalern fiel etwas dunkel ein; doch besann er sich nur schwach darauf und half dem unglücklichen Feldherrn unter seinen Papieren suchen. Wir finden ihn nicht! war das Resultat und der Baron fiel in dem Aufzuge, wie er war, während seine Ordonnanzen und Adjutanten in's Zimmer traten, halb ohnmächtig in einen Schemel, der sich an das Bett lehnte. Schlachtenmaler meinte, man könne ja doch den Plan schnell wieder zeichnen; aber mit heller, verzweifelter Lache schrie der Feldherr auf, daß er sich ja einmal auf das Teufelspapier verlassen und den Plan sich um so weniger zur Gedächtnißsache gemacht hätte, als er die Frucht einer langen diplomatischen Erörterung wäre und in keiner Linie ohne empfindlichste Störung der eher neutralen, als feindlichen Verhältnisse zwischen den Fürstenthümern Sayn-Sayn und Vierhusen könnte übertreten werden. Die erste unplan-

liebte, ſpielte Clavier und ſang ernſte ſchwärmeriſche, vor Sehnſucht ſchmachtende Lieder. Nicht mehr Lieder, wie ſie Anakreon geſungen, nein, Chloe und Phyllis bekamen pathetiſchere Gefühle. Die Nacht fing an, ihre Geheimniſſe zu entfalten. Die Melancholie ſteuerte allgemein auf jenen Oſſian zu, der eben damals von dem Schotten Macpherſon er- oder gefunden wurde — die Frage iſt noch offen. Bei alledem war es eine Koketterie der Chriſtel, daß ſie für jede ſchöne männliche Erſcheinung ſchwärmte. Wenn eine Möglichkeit da war, daß ſie bei einer Neigung, die ſie faßte, einem, wie es hieß, ſich von ſelbſt verſtehenden Verſprechen treu blieb, ſich nie von ihrem Pflegevater, dem durchlauchtigſten Onkel, trennen zu wollen, ſo nahmen dieſe Neigungen manchmal eine auffallende Geſtalt an. Aber dann war es gewöhnlich ein ſchöner Officier oder ein adeliger Abenteurer, den erſt der Prinz hätte zu einem Kammerherrn bei ſich machen oder ſonſt ernähren müſſen. Dazu fehlte Geld und des Prinzen Neigung für den Umgang mit Perſonen aus höherer Sphäre. Gelehrte und Geiſtliche ſah er gern. Aber welche Stellung ſollte er einem Candidaten geben, der etwa die Chriſtel nahm? Der Hof von Bayreuth ignorirte ihn. Seine Exiſtenzmittel bezog er von Dänemark. Sie reichten hin für ſeine Bedürfniſſe und ſeine Wohlthätigkeit. Da ſtellte ſich immer mehr das

traurige Endergebniß heraus, daß die Christel wol einmal weit, weit unter ihrem Bildungsstande würde heiraten müssen — etwa einen Soldaten, der sich zum Diener eignete, zum Reitknechte oder zum Kutscher des Prinzen. Das war ein trauriges Los —! Und eben darüber wurde die Christel dreißig Jahre alt. Zu einer solchen letzten, äußersten Wahl „blieb ja noch immer Zeit." „Der Stichert wird's nun!" hieß es allgemein. „Das ist wirklich ein hübscher Kerl! Schüchtern wie ein Mädchen! Seine Farbe ist wie von Blut und Milch!" Christel besorgte in der That seine Ausstattung und behandelte Stichert wie ein Kind. Aber während dieser, wie sich die ersten Liebesneigungen der männlichen Jugend öfters für ältere Frauen-Erscheinungen erklären, sofort das heißeste Feuer faßte für die hehre Jungfrau, der im Hause Alles huldigte und die so stolz gewachsen war und ein so sprechendes dunkles Auge hatte und so weiße Zähne und einen so blassen, weißen Teint, ließ sie ihn auch wieder wie im Handumwenden fallen. Dann that sie, als kennte sie ihn gar nicht und als stünde er tief unter ihr. Und in der That, was konnte sie für seine Lieder singen — von ihrem Landsmann Uz in Franken und von Gleim! Wie feierlich recitirte sie die lange nicht genug gewürdigten Gesänge der Anna Luise Karschin! Klopstock's damals noch immer nicht abgeschlossene „Erlösung der sündigen Menschheit",

die Messiade, recitirte sie in denselben Park hinaus, dessen grüne Schatten einige Jahre später den damals noch in Kopenhagen lebenden Dichter mit seinen Freunden Claudius und Voß hier in Wandsbeck oft genug umfingen! Sie fand sich auch auf dem Clavier zurecht. Sie hatte sogar zwei Instrumente zugleich. Eines beim Prinzen, den sie zuweilen mit ihrem allerdings unvollkommenen Klimpern unterhalten mußte, ein anderes auf ihrem Zimmer, wo sie sich übte.

„Hat Er denn keine Kraft in den Armen?“ polterte der Prinz, dem die Bewegung nun wieder zu langsam ging. „Er schleicht ja, als wenn Er's Fieber hätte? Wenn er hier so maulhängig bleibt, so schick ich Ihn wieder nach Meserlingen zum Inspector Schmidt zurück —!“

„Thun Sie das doch ja nicht, Durchlaucht —!“ bat der junge Mann. „Es wäre ja mein Tod —!“

„Hat sich in die Christel vergafft! Sie ist ja schon viel zu alt für Ihn —!“ Und dann hieß es: „Schieb' er jetzt stärker!“

Stichert that dies.

„Halt!“ schrie nun wieder der launische fürstliche Gebieter. „Langsamer!“

Befehl und Gegenbefehl. Auch das hatte seine gute Mutter, die Rhein- und Wildgräfin von Wolfstein, hohenzollerisch oder brandenburgisch genannt. Auf

das „Langſamer!“ folgte der Befehl, er ſollte jetzt ganz aufhören.

Der Rollſtuhl hielt. Stichert trocknete ſich den Schweiß von der Stirn.

Die Mondesſtrahlen blitzten durch das dunkle, ſchwarzgrüne Laub. Die Nachtigallen ſangen. Fernab praſſelte noch der letzte Reſt des Feuerwerks. Eine ſpärlich zurückgebliebene Menge jubelte.

„Hat Ihm denn die Chriſtel Hoffnungen gemacht —?“ fragte der Prinz.

„Acht Tage darauf, als ich hier ankam —“

„Und dann —?“

„Jeder gefällt ihr, den ſie zum erſten Mal ſieht —“

„Das iſt gelogen —!“

„Nein, Durchlaucht, auch der Schurke von neulich in Hamburg hat ihr gefallen —“

„Mach' Er alſo ein Ende! Gibt es Krieg, ſo verſorgt ſich Jedes. Zieh' ich nach Hamburg, ſo muß ich den Leuten die Mäuler ſtopfen —! Die Chriſtel nehm' ich nur verheiratet mit. Sonſt könnte man Wunder was glauben — das ſag' ich Euch für feſt und beſtimmt!“

„Durchlaucht ſollten es nur befehlen —!“

Darauf blieb der Prinz die Antwort ſchuldig. Mit „Befehlen“ kam er bei der „Geköpften“, die im Gegentheil manchmal drei Köpfe wie Cerberus hatte, nicht an.

Jetzt mußte ihn Stichert ins Schloß zurückfahren. An dem großen Thurm, der den Mittelpunkt des alterthümlichen Gebäudes bildete, stieg er aus, ließ sich von Stichert die Wendeltreppe hinaufführen und befahl, ihn zu entkleiden.

„Er sieht so schlecht aus, daß Er einen Doctor fragen muß — ich befehl's Ihm —!" sagte der Prinz nach einer Weile.

„Durchlaucht glauben ja selbst nicht an die Doctors!"

„Das ist was Andres! Ich bin alt, Er ist jung! Da kann man noch vorbauen!"

„Auf dem Jahrmarkt," sagte Stichert mit trauriger Stimme, „da ist ein Doctor, zu dem wollte ich gehen und ihn um meine alte Mutter fragen, die so viel Schmerzen im Kopf hat. Ich wollt' es ihr schreiben, was er räth. Die Leute rennen dem Mann nach, wie wenn er Wunder thun könnte, und er thut auch welche — Manchen macht er durch sein bloßes Ansehen und Reden schon gesund —"

„Da legt der Kerl wol blos die Hände und kein Pflaster auf den Schaden —?" fragte der Prinz lachend. „Ist das der mit dem rothen Rock, der auf dem Karren neulich vorüberfuhr —? Und mit dem Affen?"

„Ja, Durchlaucht —"

„Und mit den beiden Kindern —? Das Mädchen war aufgeputzt wie eine Zigeunerin und der

Junge wie ein Seiltänzer —! Aber hübsche Kinder —!"

„Wie ich kam, weinten sie gerade —! Ihr Affe hatte sich's Bein gebrochen. Der Alte verband es. Die ganze Bude war darüber verstört —"

„Sieh, sieh! Das ist wol so ein Doctor, dem man sein Wasser bringen muß —?" meinte der Prinz, dem die Möglichkeit, sich durch ein krankes Thier so aufregen zu lassen, angenehm auffiel.

„Nein, ein studirter —! Er redet Latein —"

„Für die, die's nicht verstehen —"

Als Stichert erklärte, er wollte morgen zu dem rothröckigen Marktschreier gehen, machte der Prinz erst eine Pause, dann sagte der Verächter der ersten Aerzte Hamburgs:

„Er kann es leichter haben! Kienemann soll den Doctor morgen auf's Schloß berufen — ich kann ihn ja auch 'mal fragen. Er aber thut's jedenfalls, damit er wieder rothe Backen kriegt —!"

Stichert lächelte. Als er gehen wollte, um den Prinzen allein zu lassen, der sich die Kerzen selbst auszulöschen pflegte und in der Regel lange im Bette Zeitungen oder Bücher las, rief ihm dieser noch nach:

„Und die Christel soll heute Nacht den Singsang und ihr ewiges Spielen einstellen! Sag' Er's ihr! Sie soll heute einmal der Nachtigall das letzte Wort lassen."

Das war ein willkommener Befehl für den liebessiechen Toggenburg, dem die abendlichen Gesänge der Christel, ihr Phantasiren auf dem Spinett, ihr lautes Declamiren von Gedichten gleichsam sagte: Jetzt verkehre ich wieder mit meinen Geistern der Ferne, mit anderen Wesen, anderen Verbindungen, an die Niemand von euch geringem Volk hier um mich her heranreicht!

Das Buch, das der Prinz noch las, war Süßmilch's „Göttliche Ordnung". Werke, die aus dem Gebiet der geoffenbarten Religion hervorgingen, liebte der Gegner der Frivolität, des Franzosenthums, des Voltairianismus vorzugsweise. Ein gefeierter Geistlicher Berlins hatte in jenem Buche die Fundamente einer immer mehr sich befestigenden neuen Wissenschaft, der Statistik, aus dem Geist der Bibel legen helfen. Lange Tabellen über den Tod gaben Aufschluß über das Leben. Krieg und Pestilenz, Hunger, alle Mühseligkeiten des Erwerbs und der Arbeit zogen vor dem grämlichen Mann mit der gezipfelten seidenen Nachtmütze wie die personificirten Plagen Egyptens, die verderbenbringenden Reiter der Apokalypse vorüber. Nun begriff er, was Gottes Wille mit dem so hohen Procentsatz des Elends in seiner schönen Welt bezweckte. Wenn die frivole Richtung jener Zeit Leibnitzens Satz, daß diese Welt von allen möglichen Welten die beste wäre, zur Geltendmachung der erdenklich-

sten Ansprüche auf Glück und Freude — trotz des großen Erdbebens von Lissabon, das damals Tausende unter Trümmern begraben hatte — ausbeutete, so schien wenigstens unserem trübsinnigen „Nazarener" festzustehen, daß, wenn man Glück und Unglück in der Welt als Soll und Haben der Vorsehung addirte, doch immer ein Ueberschuß herauskäme zu Gunsten der göttlichen Liebe und Vorsehung.

Am folgenden Morgen war's ein seltsamer Aufzug, der sich auf das alte, ehrwürdige, dem Untergang geweihte Schloß begab. Das Wetter hatte sich plötzlich geändert. Der Himmel stand voller Regenwolken. Ein heftiger Nordwest warf die alten Wetterfahnen hin und her, die schon Tycho Brahe hatte knarren hören, wenn er unter den Sternen des Himmels wachte. Das Wasser in den Canälen, die den alten Bau durchzogen, sah grau und trübe aus.

Die Schwäne, die sich auf den wenig Fall bietenden Fluthen tummeln mußten, um das Aufkommen von Wasserlinsen zu verhindern, klatschten unter Kundgebung der ihnen eigenen Giftigkeit mit den Flügeln und drehten schlangenartig ihre Hälse; die Hunde, die den Vorhof bewachten, bellten auf's unfreundlichste, als ein roth ausgeputzter junger Bursche von etwa sechzehn Jahren am Eingang des Schlosses und im Hof vor einer Zugbrücke, die man beschreiten mußte, laut auf einer Trommel wie zum Allarm wirbelte.

Ein hanswurſtartig gekleideter Diener trug an einem grünen Bande einen Kaſten auf dem Rücken.

Ein phantaſtiſch gekleidetes, hübſches junges Mädchen, faſt wie eine Zigeunerin anzuſehen, gebräunter Haut, ſchwarzen Haares, das ſie in natürlichen, durch Puder oder Pomade nicht entſtellten und eingezwängten Locken trug, hielt auf dem Arm einen kleinen Affen, der traurig den Kopf an ihre Schulter lehnte. Ein Verband am Hinterfuße zeigte, daß die Ankömmlinge die Familie des Quackſalbers waren.

Dieſer ſelbſt hatte ohne Frage ſeine beſten Kleider an; einen rothſammtenen Rock mit breiten geſtutzten, goldbeſetzten Schößen, auf dem mit einer Allonge-Perrücke bedeckten Haupte einen dreieckigen Treſſenhut, weiße Strümpfe, an den kurzen rothen Beinkleidern ſtählerne Schnallen, Schuhe, ebenfalls mit mächtigen Stahlſchnallen. In den mit baumwollenen weißen Handſchuhen verſehenen Händen trug er ein Bambusrohr mit vergoldetem Knopf.

Der Wuchs des Mannes war ſtattlich. Sein Auftreten erſchien wie das eines ſieggewohnten Herrſchers. Nichts Demüthiges lag in ſeinen Mienen. Ein Sichbücken ſchien ſein Rücken nicht zu kennen. Mit feſtem, ſicherem Schritt betrat er die kleine Zugbrücke. Kaum daß er den Hut lüftete vor den Dienern, die ihm im zweiten Schloßhofe ſchon in der Nähe des Thurmes entgegentraten. Der paus-

backige Trommler, der mit seinem Wirbeln endlich aufhörte, warf die Trommel auf den Rücken. Das schwarzlockige Mädchen hielt die Hand über ihren Affen, den die Diener necken zu wollen die Miene machten, wie um diesen zu schützen. Der Hanswurst stemmte seine Bürde, ohne Zweifel den Medicinkasten, auf den Sims eines Fensters.

Schon hatte der Prinz den Aufzug kommen sehen. Herumhumpelnd in seinem Zimmer, die Feder in der Hand und meditirend, was er seinen geliebten Schwestern, zunächst dem Könige, nach Kopenhagen schreiben sollte — auf seinem Schreibtische lagen die Briefbogen — waren gerade seine Augen auf den plötzlich so ungewohnt belebten Schloßhof gefallen.

Nachdem er den Befehl gegeben, daß sich der Doctor erst mit den Schloßbewohnern, wenn sie Gebrechen hätten, dann mit Stichert beschäftigen sollte, legte er aus seiner Schatulle eine Anzahl seiner blinkenden Ducaten zurecht. Unwillkürlich dachte er an eine bessere Ordnung seiner Toilette. Der Quacksalber hatte etwas, das ihm auf dem ersten Blick keinen gewöhnlichen Eindruck machte. Daß der Mann regelmäßig den Wandsbecker Markt besuchte, wußte er. Ihn aber sonst um Rath zu fragen oder lange vor seiner Bude, wenn er seinen Rundgang durch den Markt machte, stillezustehen, dazu hatte er sich nie versucht fühlen können. Medicinisches

mäßige Demonstration seinerseits würde man für eine Verletzung des Völkerrechts erklären und als das Signal zum Rückzuge. Eine Reihe von Grenzstreitigkeiten, deren Lösung von dem guten Erfolge des Kunstfeldzuges abhinge, stände auf dem Spiele. Ja, würde er durch irgend einen operationswidrigen Coup wohl gar Sieger über den Feind, dann wär' er erst ein geschlagener Mann. Alle seine Instructionen liefen eben darauf hinaus, das Feld zu räumen und die verabredete Scharte nur durch einen meisterhaften Rückzug nach den Principien des Xenophon und Moreau auszuwetzen.

Man fing noch einmal an, die Papiere Schlachtenmalers Bogen für Bogen zu untersuchen; ach! er hätt' ihnen ja zu schwören können, daß der Operationsplan auf ewig und zwar im freien Felde, nicht weit von der Landstraße, verloren ging. Der Generalissimus beruhigte sich aber nicht, sondern ließ die Lärmkanonen lösen und Appell blasen. Es dauerte etwas lange, ehe die Soldaten aus dem ersten Schlaf in die Höhe und gar erst in die Kleider fuhren. Fackeln wurden angezündet, der Generalissimus in einem langen Mantel, den ihm die aufgewachte Sophie noch schnell über das Hemd geworfen hatte, mit dem Degen an der Seite und eine Brille auf der Nase, durchsuchte das ganze Dorf, wo er sich besann einen Augenblick gestanden zu haben. Alle Mitglieder des Generalstabes, in tumultuarischer Verkleidung, halfen mit den Operationsplan suchen und manches Papier, mit dem es nicht recht richtig war, wurde für das richtige angesehen. Generalissimus, alle Hoffnung verlierend, kehrte frösteln in das Hauptquartier zurück, mußte aber erst noch einen Spion examiniren, den die Vorposten, da sie ja doch einmal nicht schlafen sollten, eingebracht hatten. Der Mann saß zu Pferde und verbat

war ſeine Antipathie. Bei alledem flößte ihm der weiße kleine Verband am Fuße des Affen halb und halb wieder zu den Aerzten Vertrauen ein.

Die Berathung der Hausgenoſſen hatte ziemlich lange gedauert. Sieht man den Arzt nicht, ſo iſt man leidlich geſund; hat man ihn einmal zur Hand, ſo weiß man ſich einer Menge Störungen ſeines Wohlbefindens zu erinnern. Jetzt klagten dem Doctor alle Schloßbewohner. War doch auch der alte Rienemann eine anatomiſch phyſiologiſche Merkwürdigkeit, falls ſeine „ihm in der Jugend ausgeſchnittene Milz“ kein Märchen war und der Mann da im rothen Rocke wirklich — Latein verſtand.

Endlich meldete Straruy: „Ob de Herr Quackſalver kummen ſüllt —?“

Der Prinz winkte bejahend.

Daß draußen im Vorſaal die ganze Facultät, Therapie und Pharmakopöe, der kommenden Dinge harrte und mit heraufgekommen war, merkte er ſofort.

Zunächſt trat aber nur der wandernde Äskleviade ſelbſt ein und benahm ſich mit überraſchendem Anſtande. Der Mann in der Allonge-Perrücke war ſozuſagen „ein ſchöner Mann“. Die Chriſtel, die wie ein Geiſt hereingeſchlichen kam und plötzlich hinter dem fußkranken Patienten ſtand, machte dieſe Entdeckung ſofort und flüſterte der Durchlaucht zur Orientirung:

„Seine Kinder ſind draußen —“

Die Gebietenden müſſen ſo von ihren Umgebungen über die ſchwebenden Situationen ſchnell orientirt werden.

„Wie heißt Er?“, fragte der Prinz mit jener ihm eigenen Miſchung von Barſchheit und Verlegenheit. Unſicher zu ſein war ſchon eine Folge ſeines Naturells. Hier trat noch die imponirende Art des Marktſchreiers hinzu, um ihn förmlich zu erdrücken.

„Schröder —“ war die ruhig gegebene Antwort. „Caspar Heinrich Schröder —?

Die Chriſtel ging ans Fenſter. Draußen war es noch trüber geworden. Sie ſteckte eine der Gardinen zurück. Strarup und Hartnack meinten (ihre Blicke ſagten es), ſie wollte die neue Bekanntſchaft beſſer ſehen. Sie hatte den Herrn Doctor um nichts befragt. Ihr fehlte nichts; weder an den Zähnen noch an den Nerven.

„Wo iſt er her —?“

„Aus dem Osnabrückiſchen —“

„Hat ſein Handwerk gelernt — ? Wo —?“

„Ich habe ſtudirt, Durchlaucht —“

„Wo —?“

„In Leyden und in —“ jetzt kam ſeine Mittheilung etwas zaghafter heraus — „Köln!“

Köln hatte damals noch eine Univerſität.

„Hat wol gar den Van Swieten gehört —?“ lachte der Prinz ſpöttiſch.

„Dafür bin ich noch zu jung, Durchlaucht. Ihrer kaiſerlichen Majeſtäten berühmter Leibarzt ſind ſchon 1745 nach Wien gekommen.“

„Weiß Er das ſo genau?“

„Seine Nachfolger hab' ich gehört.“

„Warum ſetzt Er ſich nicht feſt an irgend einem Ort —?“

„Da kommen die Krankheiten nicht zu mir! Der Arzt muß zu den Krankheiten gehen.“

„Das hat ſchon Paracelſus geſagt. Kennt Er den?“

„Manches curir' ich nach ihm —“

„Verordnet er alſo anders als die Stadtärzte —?“

„Gute Stadtärzte gibt's; aber die meiſten ſind Pfuſcher.“

Dem Prinzen wurde es der Thatſachen faſt zu viel, die er da auf Einmal zu verarbeiten bekam. Sein Denken verweilte gern bei einer Sache etwas lange. Er liebte es, ſie ſich erſt in ſein Gemüth verſenken zu laſſen. Die Nebenumſtände nahmen ſeine etwas träge Phantaſie zu lange in Beſchlag.

Das wußte die Chriſtel. Sie benützte die Pauſe, die jetzt im Geſpräch eingetreten war, um zur Thür zu gehen und dieſe zu ſchließen. Denn die kleine Zigeunerin nebenan machte Miene, mit ihrem Affen näher zu kommen. Liſtig blinzelten ihre ſchwarzen Augen um die halboffene Thür herum.

„Er hat Familie?“ begann der Prinz, der nun wieder eine sichere Gedankenfährte hatte.

„Mein Weib ist todt —“ erwiderte der Doctor mit einem eigenthümlichen Aufschlag der Augen gen Himmel, einem Blicke, der dem Prinzen gefiel, ihn außerordentlich rührte, Christeln aber blitzschnell verdächtig vorkam. „Ich habe Kinder von ihr —“ folgte erst nach einem lang ausgehaltenen Seufzer, und jetzt lag in des Mannes Miene in der That etwas Listiges, Lauerndes.

Der Prinz merkte von diesen Schattirungen des Eindruckes nicht das Mindeste. Aber die Christel merkte die Heuchelei, starrte jedoch den Mann an, der eine Gewandtheit, eine Sicherheit des Benehmens verrieth, als wenn er sich in allen Wassern zurechtfinden könnte. Besonders angenehm fühlte sie sich durch seine Mundart berührt. Christel selbst war eine Süddeutsche. Sie bewunderte keine Sprechweise mehr als die jenseits der Elbe im Lande Hannover übliche. Auch Stichert sprach angenehm. Aber zum äußeren Tonfalle kommt im hannöverschen Wesen noch eine gewisse Leichtlebigkeit, Sicherheit, Männlichkeit hinzu, die außererdentlich besticht. Das „Genteele“, Großartige, Muthige versteht sich da immer wie von selbst.

„Wie heißen Seine Kinder?“ fragte der Prinz.

„Der Sohn heißt Henning und ist siebzehn Jahre alt, die Tochter Theda und ist sechszehn —“

Auf dieſe Eröffnung, die wiederum der Doctor mit einem eigenen, lauernden Ton gemacht hatte, ging die Chriſtel zu den an der Thür harrenden Dienern und ſagte halblaut:

„Die werden doch draußen nichts ſtehlen?“

Der ganze erſte wohlthuende Eindruck des Beſuches ſchien bei ihr bereits hin. Der Doctor hatte von der Theda und deren ſechszehn Jahren ſo ſüß geſprochen, ſo die Augen zuſammengekniffen, daß der Chriſtel unheimlich zu Muthe wurde. Der Träger des Medicinkaſtens ſah in der That verdächtig genug aus.

Der Charlatan ſchien die harte Anſchuldigung nicht gehört zu haben, denn der Prinz hatte begonnen, von ſeinem Befinden zu ſprechen. Er ſchilderte bereits den unerträglichen Zuſtand, daß ihm immer beim Auftreten nicht nur die Füße, ſondern ſein ganzer Körper Schmerz verurſachte, und das Rückenmark, ja die Kopfnerven angegriffen wären. Beim Gehen müßte er bald ſo, bald ſo auftreten. Eine Verſtauchung der Sehnen hätte ſchwerlich ſtattgefunden, und doch hätte er die Verſuchung, nur immer liegen oder fahren zu ſollen.

Gaspar Heinrich Schröder erſuchte den Prinzen, ihm die Beſichtigung ſeines Fußes zu geſtatten. Mit einem leichten, doch befehlenden Blick deutete er den Lakaien an, ſie ſollten ihrem Heren die Stiefel ausziehen. Der Prinz ſetzte ſich. Der um Rath Be-

fragte öffnete ein Etui, nahm eine mächtige Brille heraus, ſetzte dieſe auf, bückte ſich, betrachtete und betaſtete die von den Strümpfen bekleideten Füße und beſtellte eine Schüſſel heißen Waſſers.

Die Diener rührten ſich anfangs nicht.

„Geht Ihr —!“ wetterte der Prinz und ſah ſich nach ſeinem Stock um.

Da ſprangen Beide und kamen nach einiger Zeit mit dem Verlangten, mit Handtüchern und allen Erforderniſſen zu einem Fußbade zurück.

Das chirurgiſche Beſteck, das Caspar Heinrich Schröder inzwiſchen geöffnet hatte, blitzte von bedenklichen Inſtrumenten. Hier aber war es nur ein einfaches Raſirmeſſer, das er hervorzog. Er ließ dem Prinzen ein Fußbad anrichten, während er ſein Meſſer an einem Wetzſtein ſtrich und den hocherſtaunten General-Lieutenant zu unterhalten ſuchte.

Das Hergebenmüſſen von Tüchern hatte die Chriſtel in Mitthätigkeit verſetzt und das Näherſchleichenwollen der Kinder des wandernden Doctors erleichtert. Theda ſah ſich ſchon mit ihrem Affen auf dem Arm neugierig im Zimmer um, Henning faßte ſchon Alles an, was nur irgendwie glänzend ausſah. Als die Chriſtel wieder zurückkehrte, mußten Beide ſofort zur Thür hinaus. Der Prinz ſaß in ſeiner verfänglichen Situation verdeckt vom „Doctor“. Das Zimmer war niedrig, groß und faſt ein Saal zu nennen.

Das Fußbad sollte eine Viertelstunde dauern, die der Vater der beiden verwitigen Kinder mit Plaudereien ausfüllte. Der Prinz hatte ihn aufgefordert, von seinem Leben zu erzählen.

„Ich bin eigentlich nur Arzt „en amateur“, begann Caspar Heinrich Schröder mit jener vornehmen hannöverschen Sicherheit, die sein ganzes Wesen kennzeichnete und wieder auf die Christel beunruhigend wirkte. „Es ist mir egal, ob ich davon leben kann. Ich besitze von meinen Eltern Güter, die mich und die Meinigen vollkommen ernähren. Ich habe aber die Absicht, sie zu verkaufen, um nur der Wissenschaft leben zu können. Nicht blos der ärztlichen Wissenschaft, obschon ich den Beruf des Aeskulap liebe, sondern auch anderen Branchen, die jetzund inmaßen cultivirt werden. Ein Kaufmann und ein Arzt sind zu Allem geschickt. Bei meinem Hin- und Herreisen hab' ich vielerlei Erfahrung gemacht. Ich kümmere mich um Bergwerke im Harz, wohin ich jetzt reise, um Wälder, wenn ich in Polen bin, um den Bernstein, wenn ich nach Preußen komme. Auch Schweden bereise ich und war in den Eisengruben von Falun. Auch in Holland bin ich viel und lerne da, was gut ist, über Meer einzuführen, und was gut ist, auszuführen.“

Der Prinz war wie verdutzt von diesem Allerwelts-Genie.

„Da fehlt ihm ja blos eine Maria Thereſia,“ ſagte er endlich, „um aus Ihm ebenfalls einen Miniſter, wie Van Swieten geworden, zu machen! Denn der kümmert ſich ja wol auch in Wien um Alles —! Münze und Religion, Militär und Ackerbau —!“

„Die Natur ausnutzen,“ fuhr der mediciniſche „Amateur“ fort, „ihre Forcen ſteigern, Alles, was an ihr unfruchtbar oder überflüſſig erſcheint, einem gründlichen Examen zu unterwerfen, das, mein durchlauchtigſter Herr Prinz, iſt die Aufgabe, die ſich esprit public und homo ingeniosus überall ſtellen ſollte! Wäre ich mit Mitteln begabt, die mir zu ſpeculiren erlaubten — wie geſagt, leben kann ich auch ſo — ich würde mich complètement auf die mystères der Natur werfen. Es iſt überall noch nicht die Wiſſenſchaft in Anwendung gebracht worden. Nicht zum Ackerbau, nicht bei Vieh- oder Pferdezucht —!“

„Er wäre alſo wol der wahre Jacob für die Lämmerheerde —?“ ſchaltete der Prinz lächelnd ein.

Der Doctor verſtand die ſcherzhafte Anſpielung auf die Bibel und ſprach von einer bevorſtehenden Revolution der ganzen Art zu regieren. Dabei ſchien er vom ſogenannten phyſiokratiſchen Syſtem gehört zu haben. Dies hatte in Frankreich ebenfalls ein Arzt, ſogar ein Chirurg, der freilich in

der Nähe eines Thrones praktizirte, aufgestellt. Was der Leibarzt Van Swieten in Wien war, der Vertreter einer Verbindung der Wissenschaft mit den nahe beim Versiegen angekommenen Hilfsquellen des Staates, das war in Paris der Leibarzt Quesnay. Es gab eine alte und eine neue, aber auch eine neueste Schule der Finanzwissenschaft. Das Neue und Neueste war gerade diejenige Weisheit, die unsere Zeit als die verderblichste erkannt hat. Der Staat sollte an die Spitze der Industrie treten. Man bewunderte die Grundsätze, die das Heil der Gesellschaft, die Bürgschaft für den Wohlstand der Nationen und für die Kraft der Regierungen in jene Thätigkeit legten, welcher ein Schimmelmann und mit ihm die meisten Staatsmänner und Financiers jener Zeit sich hingegeben hatten. Da sollten Fabriken, Handel und Speculation beschützt, der Staat zum Unternehmer und Concurrenten des Publicums gemacht werden — ein System, dem Niemand mit größerer Geringschätzung des gesammt-Interesses einer Nation und der Natur-Unterlagen desselben huldigte, als König Friedrich in Sanssouci. Diesem System suchte sich die auf die Pflege und Ausbeute der Natur begründete Volkswirthschaftslehre zwar zu widersetzen, machte sich ihr aber doch nur dienstbar durch ihre Empfehlung von Staatsunternehmungen, Staatsstutereien, Bergwerks-Monopolien u. s. w. Der Prinz fand Alles, was der reifende Jahr-

markts-Doctor vorbrachte, im höchsten Grade beherzigenswerth.

Das endlich ausreichend lange genommene Fußbad hatte keinen anderen Zweck, als eine einfache Procedur zu erleichtern, die sich der vielseitige Äskleviade vorzunehmen anschickte.

„Zum Henker," rief, als sich dieser gesetzt hatte, der Prinz, „was soll denn Sein Messer —?"

„Euer Durchlaucht Uebel ist nichts als eine Anhäufung von Schwielen an den Fußsohlen —! Es sind einfach nur Hühneraugen zu beseitigen —!" So lautete die Antwort.

„Unten am Plattfuß? Er ist wohl —"

„Ueberall, wo sich die Haut durch einen starken Druck verhärten kann, nicht blos an den Zehen — giebt es Leichdörner!" unterbrach der Chirurg mit Bestimmtheit und begann eine einfache Operation, der sich die Christel schon im Beginn entzogen hatte.

„Mich soll doch wundern —" meinte der Prinz.

„Ob es hilft, Durchlaucht? Natürlich hilft es. Aber die Prodecur muß zuweilen erneuert werden."

Schon nach einer halben Stunde mußte sich der Prinz für einen neugebornen Menschen erklären. Er hatte seine Strümpfe und Stiefel wieder angezogen, trat auf und fühlte keinen Schmerz mehr. Nochmals versuchte er den Schmerz herauszufordern,

ſich den Spion und allerdings war es der Mißpelheimer Poſtreiter, der das Briefpaket und viele andere Papiere, wie er ſagte, nach Kaputh brachte. Generaliſſimus konnte von Papieren nichts hören, ohne gleich eine Unterſuchung anzuſtellen. Der Poſtreiter mußte den Briefſack aufſchnallen und Schlachtenmaler half dem Baron, indem er ihm das Licht hielt. Man fand nichts, ausgenommen, daß Schlachtenmaler that, als läge dort in einem Winkel etwas; aber indem fiel ihm das Licht vom Leuchter und ſchenkte Finſterniß genug, um ein Schreiben mit Taſchenſpielergewandtheit auf die Seite zu bringen. Schlachtenmaler, der den Operationsplan verdorben und mißbraucht hatte, wußte auch hier wieder nicht, was er that, als er den Brief einſteckte. Die Aufſchrift an Se Hochwürden, den Conſiſtorialrath Blauſtrumpf, hatte ihn verführt. Sein Raub geſchah ſo inſtinctmäßig, daß er wie mit dem reinſten Gewiſſen darüber ſchlafen konnte. Der Poſtreiter wurde entlaſſen, Generaliſſimus ſchlug ſich noch einmal vor den Kopf, der Generalſtab ließ ihn vor Verdruß, die Armee vor Müdigkeit hängen, und einige Minuten darauf lag Alles in tieferem Schlaf, als die Preußen im ſiebenjährigen Kriege bei Hochkirch. Doch waren nächtliche Ueberfälle, obſchon von Seiten des Fürſten von Vierhufen beantragt, nicht für zweckmäßig gehalten worden. Die Diplomatie hat keine Ueberfälle in den Operationsplan aufgenommen.

und siehe da! er hätte ohne Hinderniß einen Entrechat schlagen können. Alle Thüren ließ er öffnen, um sie im Paradeschritt zu durchschreiten und die plötzliche Schmerzlosigkeit zu erproben. Dabei kam er in das Vorzimmer, schenkte den Kindern und dem Kastenträger jedem einen blanken Ducaten, ja er hätte den Affen beschenkt, wenn ihm dieser um allen Humor gebrachte arme Patient die kranke Pfote hätte hinreichen können.

„Er ist ja ein Tausendkünstler!“ wiederholte der Prinz mehrmals. „Rücken wir nach Kiel aus, so soll Er mich begleiten! Diesen Hamburger Aerzten hätte ich mein Leid stundenlang klagen können, sie hätten immer nur nach dem Puls gefühlt und mir nichts als die Zunge besehen! Nein, nein, Er hat mir eine große Wohlthat erwiesen. In allem Ernst, ich möchte mich nicht mehr von Ihm trennen —“

Dabei strich der Prinz dem dicken Henning sein krauses wolliges Haar und sagte der kleinen koketten Theda mehr Complimente, als ihm seit zehn Jahren gegen ein weibliches Wesen über die Lippen gekommen waren. Ob sie lesen, schreiben könnte, fragte er. Ja, er parlirte sogar mit ihr einige Worte Französisch, worauf sich Theda nicht viel einlassen konnte, sich aber geschickt aus der Affaire zog.

„Wenn Papa,“ meinte Theda, „den dummen Kalender abschafft, worin er nur immer nach den Jahrmärkten sieht, und sich an einem hübschen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04325/046

Orte, etwa in Hamburg, niederlaſſen wollte, ſo würd' ich auch, ei ja, warum denn nicht, Franzöſiſch lernen!"

„Gleich nach Hamburg —!" lachte der Prinz und weidete ſich an Chriſtel's Neid, die ſchon eine ſo lange Rede, wie dies dumme Ding da, die halbe Zigeunerin, eben gehalten hatte, einer fürſtlichen Perſon gegenüber für eine complette Ungebührlichkeit hielt. „Nach Hamburg kann ich ja vielleicht auch noch kommen —" antwortete der Prinz faſt neckiſch.

„Hinaus mit dem Affen!" brach jetzt die Chriſtel mit einem Befehl hervor, der ihren Zorn über den „Onkel" ſelbſt ableiten ſollte. „Das Vieh hat ja —"

Ihre Naſe verrieth, daß ſie von Geruch reden wollte.

„Laß' Sie doch den armen Schächer!" wehrte der Prinz und ſuchte ſeine Theilnahme für den vierfüßigen Patienten dadurch zu motiviren, daß er wiſſen wollte, wie der Affe, Muck wurde er genannt, zu dem Schaden gekommen wäre. Ihm lag daran, Zeit zu gewinnen, um ohne viel Geräuſch ſeine Schatulle öffnen und die Zahl der Ducaten, die er noch in der Hand behielt, für den Doctor ſelbſt verdoppeln zu können.

Während die Kinder des Letzteren mit einer für Chriſtel unerträglichen Sicherheit jetzt die Leidens-

geschichte ihres Muck, der sich auf dem letzten Jahrmarkt in Stade an der Elbe bei einem Falle in ihrer Bude das Bein gebrochen hatte, erzählten, und der Prinz, mit Wonne die Schmerzlosigkeit seines Auftretens genießend, an der Schatulle hantierte, brachte der Doctor, der hier „das Ei des Columbus" wiederholt hatte, sein Scheermesser im Etui wieder unter und begann von seinen nächsten Lebensplänen, die für den Winter, nach den abgehaltenen letzten Herbstmessen, auf einen — Lehrstuhl an irgend einer Universität gingen. Die Facultät schien ihm dabei gleich zu sein. Selbst die Philosophie würde ihn, wenigstens that er so, nicht in Verlegenheit gesetzt haben. Sein scharfer Blick, der eine gewisse süßliche Werbung um Christel's Gunst mit dem nächsten Zweck des Sichorientirens über den Prinzen und dessen Umgebung bestens zu verbinden wußte, schien bereits wegzuhaben, daß hier für erfolgreiche Aufschneiderei Terrain war. Der Prinz glich nicht im entferntesten den hohen Personen, mit denen der Vielgereiste schon in Berührung gekommen war.

„Nein, nein —" unterbrach der Prinz des Quacksalbers Rodomontaden, „Er geht mit zur Armee — als — als —"

Einen einfachen Feldscheer konnte er aus einer so hohen Intelligenz nicht machen wollen. Und einen Marktschreier, einen Quacksalber, der die Krank-

heiten meistens, ohne die Patienten gesehen zu haben, nach ihren Körperausscheidungen behandelte, konnte er unmöglich unter die Ober-Aerzte der dänischen Armee bringen. Zuletzt verfiel er auf den Gedanken, es könnte vielleicht ein Mittelweg eintreten. Der Marktschreier ließ sich vielleicht zum Arzt seines Regimentes machen, wenn er erst eine zeitlang des Prinzen Privatarzt gewesen.

„Wie lange bleibt Er noch auf dem Jahrmarkt?"

„Bis übermorgen —"

„Und geht dann —"

„Nach Möllen —"

„Wo Eulenspiegel begraben liegt!" warf die Christel spöttisch, doch nicht ganz so gehässig dazwischen, wie vorhin ihre Frage: „Die werden hier doch nicht stehlen —?"

Doctor Schröder hatte ihr einen Blick zugeworfen, der vielleicht die ganze Schwere seiner Empfindung über die sich nun doch wol herausstellende Nothwendigkeit eines dauernden Abschiedes von diesem Schlosse und seinen Bewohnern ausdrücken sollte.

Der Sanitätszug empfahl sich. Aber schon am Abend desselbigen Tages stellten sich die Inhaber der Jahrmarktsbude auf dem Schlosse wieder ein. Sie kamen nur unter dem Vorwande, sich nach dem Befinden des Prinzen erkundigen zu wollen, in Wahrheit aber, um sich eine freie Speisung auf die Nacht zu erobern und die am Morgen unter-

brochene Verhandlung über eine Anstellung wiederum anzuknüpfen.

Am folgenden Tage erklärte sich der Herr „Doctor" Schröder bereit, dem Prinzen in den Krieg gegen die Russen folgen zu wollen, vorausgesetzt, daß indessen seine Familie im Wandsbecker Schlosse geborgen blieb. Vorläufig wünschte er nur die Aufsicht über des Prinzen persönliches Befinden zu haben.

Die Christel ahnte ein Unheil. Dennoch war sie von dem „schönen Manne", dem Zauberer und Charlatan, so angezogen, daß sie dem Protest der ganzen Dienerschaft, die ihren Untergang voraussah, wenn dieser „Schwadroneur", wie ihn der alte Kienemann gleich kurzweg bezeichnete, hier die Oberhand gewann, keinen Nachdruck vor dem Prinzen zu geben vermochte. Schon ging der Jahrmarkt zu Ende. Die Buden wurden abgebrochen; auch die buntbemalte und schöntapezierte des berühmten Arztes wurde auseinandergenommen. Doch ein fester Entschluß über die Ideen des Prinzen schien noch nicht gefaßt zu sein. Vorläufig blieben der große Wagen und die beiden abgemagerten Gäule, die den Pillendreher, wie ihn nun schon die Lakaien nannten, schon so manches Jahr von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gezogen hatten, in einer Scheune desselben Wirthshauses stehen, von wo sich die Nomaden bisher hatten speisen lassen. Nun hatte

gar der Prinz gefunden, daß weder Henning noch die Theda ordentlich lesen und schreiben konnten. Ja sie waren sogar noch nicht confirmirt. Sie waren ohne Religion aufgewachsen, kannten weder die zehn Gebote, noch irgend eine Lehre des Katechismus, während ihr pfiffiger Vater, der sich schnell orientirt hatte, vor dem darüber die Hände über den Kopf zusammenschlagenden hochfürstlichen Gönner nicht etwa den Freigeist machte, sondern sein Erlösungsbedürfniß durch Christi Blut und Gnade und die Ausgießung des heiligen Geistes aufs allerdringlichste zu erkennen gab. Nur allein sein Nomadenleben, sagte der schlaue Menschenkenner, wäre die Ursache einer Verwilderung, die er zugestand. Thränen vergießend über seine Kinder, gab er die heiligste Versicherung über ihren unverdorbenen Kern.

Der Pfarrer des Ortes hieß Johann Heinrich Hasse. Er hatte zum Prinzen ein eigenes Verhältniß. Der Prinz sah ihn täglich, besuchte jedoch nie seine Kirche, nahm niemals das Abendmal. Er hatte dafür eigenthümliche Gründe. Pfarrer Hasse kannte sie. Der Ortsgeistliche mußte ihm im Schlosse predigen.

Als der Prinz dem Pfarrer die Entdeckung von herumziehenden Heiden mitten im Schoße der Christenheit mitgetheilt hatte, erbot sich dieser, das Versäumte in kürzester Frist nachzuholen. Unter der Bedingung, daß der Medicinkastenträger abgelohnt

wurde, blieb die gesammte Schröder'sche Familie im Schlosse. Jedermann sagte, die Theda sollte — den Prinzen amüsiren, und die Christel würde wahrscheinlich den Doctor heiraten.

Der arme Stichert fing an, sich wie zu Tode zu grämen.

## Fünftes Capitel.

### Der Landsmann vom Main.

Vorläufig kam es zwar noch nicht zum Kriege mit Rußland, wol aber zu mancher recht boshaft ersonnenen Beläſtigung Hamburgs.

Indeſſen dauerte die Feindſeligkeit nur wenige Tage. Als von den Glückſtädter und Blankeneſer Wachtſchiffen einige Kanonenkugeln über die Maſten der Kauffahrer, die angeblich in der Elbe nicht das richtige Fahrwaſſer eingehalten oder ihre Flagge nicht richtig aufgebißt hatten, geflogen kamen, bequemten ſich die Hamburger Oberalten ſofort, dem Dänenkönige Friedrich V. die verlangte Million zu ſchicken. Schimmelmann, geſchützt als Geſandter Dänemarks am „niederſächſiſchen Kreiſe", zuckte die Achſeln zu den Irrungen, die ihm, wie er verſicherte, perſönlich höchſt unangenehm wären, und beförderte die endliche Verſtändigung.

Unmittelbar nach Empfang der Million kam die Nachricht, daß Dänemarks Todfeind, Peter III. von Rußland, ermordet war. Katharina II., ſeine

Gemalin, ſtand im unzweifelhaften Lichte der Mitſchuld. Um ihre Mordgenoſſen, die Orloffs, zu beſchäftigen, dieſe kaum mit einiger Bildung überfirnißten Barbaren dem Anblick der ſchaudernden Menſchheit zu entziehen, boten ſich Verwicklungen dar mit dem Süden, mit dem eigenen Innern ihres unermeßlichen Reiches, das die eiſernen Klammern des Despotismus durch Aufſtände zu ſprengen ſuchte.

So blieb denn auch der brandenburgiſche Prinz ruhig in ſeinem Wandsbeck ſitzen und konnte daſelbſt noch einige Zeit hindurch ſein träumend einſiedleriſches Leben fortführen. Er hatte nur noch die einzige Sorge, die ihn nächſt der für ſein Seelenheil drückte (wegen ſeiner noch nicht vollzogenen Ehescheidung, des Beweggrundes, warum er in keine Kirche ging und nicht das Abendmal nahm), zunächſt die, eine neue Wohnung finden.

Dieſe erleichterte ihm Doctor Schröder. Die drei Lakaien und der Lauſer hatten die richtige Ahnung gehabt. Der Eindringling nahm allmälig alle Angelegenheiten des Prinzen als förmlicher Geſchäftsführer desſelben in die Hand. Entſcheidet für die Brauchbarkeit eines Geſchäftsführers deſſen Eifer und weltkundige Vielſeitigkeit, ſeine Kunſt der Rede, die bald einſchmeichelnde, bald drohende Auseinanderſetzung, ſo hatte der Prinz den rechten Mann gefunden, der ihm ſeit Jahren fehlte. Nur immer auf Treue und Ehrlichkeit hatte er nach dem Tode

## Dreizehntes Kapitel.

### Verleumdungen. Das offene Kriegstheater.

Am Morgen einer Schlacht — wer würde da noch so feine Rückſichten genommen haben! Konnte doch Schlachtenmaler ihn wieder ſchließen — er war freilich mit einer Abendmahlsoblate verſiegelt — und ihn (den Brief) immer noch an Blaufrumpf abgehen laſſen! Es war auch gewiſſenlos — wir können die Handlung nicht in Schutz nehmen; aber Schlachtenmaler that's, erſt an der Seite lauſchend, dann auf Namen ſtoßend, die ihm theuer waren, endlich feſt entſchloſſen und überzeugt, daß ihn das Schickſal in eine Intrigue wollte blicken laſſen, die ſeinem Herzen galt. — Der Brief war erbrochen, und, da noch Alles ſchlief, noch kein Aufbruch der Armee, kein Generaliſſimus im Anzug war, wurde er, wie ein Becher voll brauſenden Sodawaſſers, wo man das Verfliegen des Schaumes fürchtet, hinunter geſtürzt. Er lautete:

„Hochwürdiger Herr und Gönner!

„Die letzten Nachrichten, die ich aus Klein-Bethlehem bekommen habe, verſprechen dem dortigen pädagogiſchen Meſſias

des Oheims seiner Christel, des ihm von Neustadt gefolgten Inspectors Riedel, gefahndet, aber die für treu und ehrlich Angestellten waren nicht nur in der Regel das Gegentheil, sondern auch ungeschickt im Erledigen der vielen Dinge, die sich im Dienst eines dermaßen die Bequemlichkeit liebenden großen Herrn zu Bergen von Mißbräuchen aufthürmten. Die Einnahmen und Ausgaben zu ordnen, des Prinzen Beziehungen zu Altona, zu Kopenhagen, zu Bayreuth, zu Weferlingen zu regeln, überließ er jetzt dem rührigen Osnabrücker, der seines Umherwandernmüssens, Zahnbrechens und Aderlassens überdrüssig geworden war und erkannt zu haben schien, bei diesem vergrämelten, zuweilen sogar hämischen Herrn zu hausen wäre ein Sitzen in solchem Rohre, wo man sich seine Pfeifen schneiden kann.

„Wenn Sie den Stichert nicht will, dann kann Sie ja den Schröder nehmen —!“ sagte der Prinz, als eines Tages Schröder in ihn drängte, sich für eine Wohnung, die er in Hamburg passend gefunden haben wollte, zu entscheiden.

Im Grunde war der ehemalige Quacksalber schwer daran gegangen, sich gerade für die Wahl Hamburgs, die der Prinz treffen sollte, zu entscheiden. Denn so sehr es ihm hätte schmeicheln müssen, in dem stolzen Hamburg als Leibmedicus eines Prinzen aufzutreten, so war er doch schlau genug, einzusehen, wie groß gerade in Hamburg für ihn die Gefahr der

Concurrenz war. Mußte doch sein System überhaupt darauf hinausgehen, den Prinzen soviel als möglich zu isoliren. Darauf verstand er sich meisterlich. Unbedingt den Umgebungen seines Gönners schmeichelnd, ja bis zum Laufer Kienemann hinunter vor Jedem katzenbuckelnd, der in des Prinzen Nähe lebte, hätte doch seine Schlauheit gar zu gern den Prinzen von allen diesen alten Umgebungen trennen mögen. Freilich kam er damit übel an, und eine einzige Stellung war geradezu uneinnehmbar, die der Christel Maristaller.

Der erste Reiz, den ein „schöner Mann" auf die im Verblühen begriffene Jungfrau ausübte, hatte sich bald abgestumpft.

„Mutter sein sollen für das Mondkalb, den Henning, und für die Theda mit ihrem Affen —?" antwortete sie dem Prinzen, der schon bemerkt hatte, daß es allen Hausgenossen höchst verdrießlich war, wie sich dieser Henning und die naseweise kleine Theda, die sich bedienen ließ wie eine Prinzessin, und der wiedergeheilte Affe Muck im Schlosse, wie seit Jahren dahin gehörig, tummelten. Für jede Tracht Prügel, die der Prinz schon dem dicken Henning oder dem naschhaften Muck zu geben angefangen hatte (um die Theda ging der Frauenflüchtling noch mit einem gewissen scheu prüfenden Lächeln herum), gewannen die Eindringlinge einen Schritt mehr festen Fußes im Hause. Denn die Reue des

Jähzornigen, die sich nach seinen tobsüchtigen Anfällen wie mit mathematische Regelmäßigkeit einstellte, ließ ihn zu dem, was gutzumachen war, immer noch etwas, das kaum erwartet wurde, hinzufügen. So war es dem schlauen Doctor sogleich ersichtlich geworden, daß sich diejenigen, die vom Prinzen Nutzen ziehen wollten, förmlich drängten, von ihm geschimpft, an die Wand geworfen, geprügelt zu werden. Sie ernteten dafür Gnadenbezeigungen, die ihnen unter anderen Umständen nicht zu Theil geworden wären.

Der sanfte Stichert glaubte noch immer, daß ihn der Doctor ausgestochen hätte. „Seht doch nur," sagte er zu denen, die ihn trösten wollten, „wie er sich fühlt! Und wie Sie Gewalt über ihn hat! Seinen rothen Hanswurstrock hat er ausgezogen und geht jetzt schwarz Sammt mit Gold, wie Sie's an den Gelehrten so gern hat! Für die Allongen-Perrücke trägt er einen Zopf! Die Haare an den Schläfen sind in Locken toupirt! Alles wie Sie's eben mag! Den Schnurrbart hat er auch abrasirt, weil dieser schon etwas weiß gesprenkelt war und Sie die Tusche, die ihn färbte, nicht riechen mochte —!"

„Ah Papperlapapp!" meinte Strarup „dat soll wull seggen, se hebben sich schon küßt?"

Nach solcher Vertröstung athmete dann Stichert wieder auf und versuchte sogar den Schröder aus-

zulachen, der so sanft flötete, wenn er mit der Christel sprach, so verglaste Augen machte, so oft er an ihr vorüberging, so demüthige Katzenbuckel, wenn er in Hamburg gewesen war und einen Blumenstrauß mitgebracht hatte.

„Wenn Sie den Stichert nicht will, dann kann Sie ja endlich den Schröder heiraten —!“ wiederholte der Prinz, als eines Tages Schröder aus Hamburg ein goldenes Ringlein mit einem funkelnden Rubinstein für die Christel mitgebracht und mit Bedauern erklärt hatte, daß nun die neulich angebotene Wohnung anderweitig vermiethet wäre. Doch fügte er hinzu, er hätte eine noch geeignetere auf dem Strich.

Die Christel legte den Ring auf den Tisch und sagte:

„Das Ding wird wol auch Seiner Theda passen —“

Schröder stand in der Nähe und hörte diese Ablehnung.

„Ja, ja!“ seufzte er mit gemachtem Schmerz und die glühenden Augen elegisch gen Himmel werfend — „das ist es! Ich sagte es ja immer: Wenn vier Augen nicht wären —!“

Sie verließ nach diesen Worten das Zimmer, indem sie lachend sagte:

„Schaff' Er nur erst seinen Muck ab! Das böse Vieh stört uns alle Reinlichkeit im Schloß, zerzaust

mir die Gardinen und benascht jede Schüssel! Nehmt Euch in Acht, ich schaffe ihn sonst selbst weg!"

Pastor Hasse hatte inzwischen mit den arbeitsscheuen Jahrmarkts-Faullenzern seine liebe Noth gehabt. Auch der Schulmeister des Orts war noch zum Unterrichtgeben herangezogen worden. Der Affe, dessen Bein geheilt war, begleitete beide in die Schule, sogar in die Sacristei, wo es dann Störung und Zerstreuung genug gab.

„Wenn vier Augen nicht wären —!"

Der Doctor konnte nicht wissen, was in diesen Worten für ein Anlaß zum Nachdenken für den Prinzen lag. „Wenn vier Augen nicht wären —!" Diese Erklärung weckte allerdings die düsterste Erinnerung, die für einen Prinzen aus dem Hause Brandenburg nur aufsteigen kann. Denn unerlöst spukt noch in den Schlössern der Hohenzollern, wenn einer des Hauses seine Augen zum ewigen Schlummer zuthun soll, die sogenannte „weiße Frau". Selbst die aufgeklärte Schwester Friedrich's des Großen, Markgräfin Wilhelmine, erzählt in ihren Denkwürdigkeiten mit befremdetem Erstaunen vom spukhaften Erscheinen jener Unseligen, das gleichzeitig eingetroffen sein sollte mit dem Tode der Brüder ihres Gatten. Diese Todesverkünderin der Brandenburger war einst auf Erden eine verwittibte Gräfin von Orlamünde. Sie hatte sich in einen hohenzollern'schen Burggrafen zu Nürnberg, den die

Chronik „den Schönen" nennt, verliebt, hatte ihn zu einem erneuerten Ehebunde begehrt und erhielt von ihm die Antwort: „Wenn vier Augen nicht wären —!" Er hatte seine Eltern gemeint. Die Witwe verstand darunter ihre Kinder. Sie mordete diese. Das Haar der Kleinen sollte die mit spitzen Nadeln ihnen beigebrachten Todeswunden decken. Aber die Grauenthat wurde ruchbar. Die Mörderin entging zwar der weltlichen Strafe, weil sie in ihrem eigenen Lande Recht sprach, aber die geistliche verhängte ihr der Papst. Sie sollte ein Kloster bauen und, wenn es fertig wäre, sich dorthin von ihrer Veste Plassenburg aus zu ewiger Gefangenschaft begeben, und auf den Knien. Das Kloster Himmelskron wurde gebaut, Schwestern des heiligen Bernhard von Clairvaux zogen daselbst ein und beriefen die Mörderin. Diese kam. Sie rutschte auf den Knieen an ihr Ziel. Zu Trebgast, am Fuße des Fichtelgebirges, da, wo das Auge des Wanderers die Rundschau auf einen Kranz bewaldeter Höhen hat, der beginnende Main, noch ein Bächlein, von Weiden beschattet, sich durch die Fluren schlängelt, der Hirt schlendernd seiner Lämmerheerde folgt, die sich auf dem steinichten Boden die grünen Stellen sucht — stehen wie ein Rest vom Golgathaberge auf einem Hügel zwei verfallene Kreuze. Dorngestrüpp und Disteln sind der einzige Schmuck des sonst kahlen Hügels. Hier sank die Büßerin vor Erschöpfung

zusammen und starb im Angesichte ihres Klosters. Hätte sie es erreicht, so wäre sie vielleicht erlöst und gesühnt gestorben. Prinz Christian hatte vom Kloster Himmelskron her, das er oft besuchte, Kenntniß des Grabsteines der wahnbethörten Witwe, auf dem sie abgebildet liegt und über ihr das Bild des „schönen" Albrecht, des Burggrafen von Nürnberg. Man hat die Wangen des Marmorbildes roth übertüncht, um wenigstens auf diese Art aus einem rundwangigen nichtssagenden Antlitz die Berechtigung zum Beinamen des „Schönen" herauszubringen.

Der Herbst kam heran, ja der Winter stand schon vor der Thür. Schon bedeckte das Herbstlaub den Park, der für den langjährigen Bewohner nicht mehr zu neuem Leben erwachen sollte. Die Luft war mit jenem eigenthümlichen Duft erfüllt, der den gefallenen, im Regen modernden Blättern, besonders denen des Ahorns und der Linde, eigen ist. Oben im Schlosse las der Prinz die neuesten Nachrichten über die siegreiche Schlacht bei Freiberg, die Friedrich's II. Bruder, Prinz Heinrich, wieder einmal den Oesterreichern geliefert hatte. Dies Freiberg wollte Schröder genau kennen und gab dem Prinzen ein anschauliches Bild der Schlacht auf dem Papier. Er rühmte sich bei dieser Gelegenheit aufs Neue seiner Kenntnisse im Bergbau. Der Prinz ließ sich von ihm vorlesen. Es gab Nachrichten vom Westen her. Dorthin waren die Franzosen von

den beiden Braunschweiger Herzogen überall zurückgedrängt. Der Ruf: Friede! Friede! tönte durch die Welt, und nirgends mit sehnsüchtigerem Verlangen, als nach dem baldigen Abschluß im südlichen Deutschland, wohin ein preußischer Heerführer, General von Kleist, die bei Freiberg gänzlich aufgelösten Reichstruppen verfolgte, Stadt für Stadt einnahm, brandschatzte bis nach Regensburg im Osten und nach Rotenburg an der Tauber im Westen. In letzterer Stadt öffnete man vor fünfundzwanzig Husaren die Thore und zahlte, was begehrt wurde. Die brandenburgisch-fränkischen Lande, wo zwei Schwestern des auf diese Art wieder zu einigem Gelde kommenden Königs Landesmütter gewesen (die eine, in Ansbach, lebte noch), wurden, wie man schrieb, von Kleist geschont. Darum berichteten aber die Zeitungen doch von unsäglichem Elend, Hungersnoth durch Mißwachs und vom allgemeinen Viehsterben im fränkischen Brandenburg. An alles das knüpfte Schröder lehrreiche Commentare. Er wußte die Gesetze der Natur zu regeln. Dem Blitz fiel er in die Arme. Der Sonne wies er neue Wege. Dabei war sein Talent, sich Glauben zu verschaffen, wunderbar. Ob er Gold machen konnte, ließ er noch zweifelhaft. Für die Wohnung, die endlich in Hamburg gemiethet werden sollte, hatte er die Bedingung des Anlegens einer chemischen Küche gemacht. Geheimnißvoll erklärte er, ein Laboratorium zu bedürfen — und nicht etwa für Pillen

und Latwergen, sondern für mehre schon lange von ihm gehegte erfinderische Projecte. Daß dazu das Goldmachen gehörte, verstand sich wenigstens bei den Dienern des Schlosses von selbst.

„Still! Still!“ sagte bei Gelegenheit der Zeitungslectüre der Prinz. Er hörte die Christel kommen. Sie hatte heute schon mit den Schröder'schen eine Scene gehabt wegen einer Anzahl Flaschen auf ihrem Zimmer, auf denen sie ihre schönen Hauben trocknete. Der Affe, abgerichtet auf die Kunst, Flaschen zu entkorken und sie, wenn sie etwas enthielten, auszuleeren, hatte sich in Christel's Zimmer geschlichen. Die Ideen-Association der Caricatur des Menschengeschlechtes knüpfte sich für Flaschen an irgend etwas, das sie enthalten müßten. So untersuchte denn Muck's kritischer Verstand, ob nicht etwa — die Hauben das ihm so immer willkommene gefärbte süße Wasser wären, das die Schaulustigen vor der Bude für Wein oder gebranntes Wasser nahmen. Darüber wurde der schöne, eben gewaschene Schmuck der herrlichen bänder- und spitzenbesetzten Hauben im Zimmer hin- und hergezerrt, von dem damals noch auf den Dielen gestreuten „Zinnsand“ vollständig verunreinigt, ja auf den Versuch, den Hauben um jeden Preis einen Geschmack abzugewinnen, zerrissen. „Wer mir die Bestie todtschlägt, erhält fünf Species!“ hatte die sonst so sanfte Mondscheinschwärmerin ausgerufen und meinte es damit ernst. „Stichert! Wenn

Er vorgibt, in mich charmirt zu ſein, ſo prätendire ich das als einen Beweis Seines Attachements, daß Er den Affen todtſchlägt!“ rief ſie. Aber der Prinz hörte das und verbot die Heldenthat dem Stichert bei Strafe ſofortiger Entlaſſung aus ſeinem Dienſte. Den Prinzen amüſirte ebenfalls der Muck, und neue Hauben ließen ſich ja genug bezahlen. „Schade, daß der Muck kein Orang-Utang iſt!“ ſagte der Menſchenfeind.

Um der zürnenden „Muhme“, wie Theda und Henning die Herrin des Schloſſes zu nennen angefangen hatten, aus dem Wege zu gehen, ſpielten am folgenden Tage dieſe Beiden auf einem Seitenwege des Blumen- und Gemüſegartens Kegel. Hier an einem Rebenſpalier, wo jahraus jahrein dieſelben immer verunglückenden Verſuche gemacht wurden, Reben, deren Schößlinge der Prinz zu Schiffe von den ſchönen Ufern der Garonne hatte kommen laſſen, zur Reife zu bringen, hatte Henning den Boden mit eigener Hand geebnet und gedielt und eine Kegelbahn zu Stande gebracht, deren Kegel und Kugeln er ebenfalls drechſelte. Denn der Vater hatte ihm, um ihn einigermaßen zu beſchäftigen, da es mit den Wiſſenſchaften nicht vorwärts gehen wollte, eine Drehbank gekauft. Ein Tauſendkünſtler, wie Schröder war, hatte ihm der Vater ſelbſt in der Behandlung derſelben Unterricht gegeben. Henning zeigte Geſchick in dieſem Fache, worauf Schröder,

eine bald bevorstehende moralische Auflösung. Es ist nur zu gewiß, daß Blasedow, von seinem Hochmuth und seinen fragmentarischen Kenntnissen hingerissen, sich dem Bedlam näher befindet, als der gesunden Vernunft, und daß er längst den Rasenden zuzurechnen wäre, wenn die Nüchternheit seines Lebenswandels ihn nicht noch vor physischen und diätetischen Ausschweifungen schützte. Seiner Gemeinde wird er bei diesem trockenen, vorsätzlichen Irrsinn fast noch unheimlicher, als wenn er, wie wir leider an Collegen das Beispiel haben, nur in Folge momentaner Ueberladungen mit Speis' und Trank den Verstand verlöre. Wir haben genug solcher Collegen, die dann wenigstens im Zustande der Nüchternheit sich den Ruf guter Kanzelredner zu erhalten wissen, die sehr erbaulich predigen und auf das weibliche Geschlecht nicht ohne beseligenden Einfluß bleiben. Es gibt neologische Geistliche, welche nichts glauben, aber vortreffliche Reden halten, andere, die Weltleute genug sind, zu erklären: Ich predige nicht, was ich glaube, sondern, was die Schrift lehrt!" Allein, bei Blasedow mischen sich Neologie und Mysticismus ineinander, Sucht nach Originalität und wirkliche Abnahme der Geisteskräfte. Indem er nur seine Ueberzeugungen vortragen will, macht er die Kanzel zu einem schattigen Spaziergange in einer Denkerallee und trägt in die einfachsten Epistelterte Philosopheme hinein, die ihn selbst wohl ergreifen mögen, während sie von seiner Gemeinde nicht verstanden werden. Das neuliche Erntefest, wo in allen Kirchen Gott für seinen Segen gepriesen wird, benutzte er zu einem Gebet um Mißwachs, Hungersnoth und alle sieben egyptischen Plagen, weil er behauptete, Gott würde im Trübsal besser erkannt, als in Glück und die echte Religion würde nur aus dem Schmerze

um dieſen Unterricht noch weiter auszudehnen, in den Hamburger „Unparteiiſchen Correſpondenten“ eine Ankündigung einrücken ließ, es ſollten ſich bei ihm, dem Leibmedicus Sr. hochfürſtlichen Durchlaucht Prinzen Chriſtian von Brandenburg-Culmbach-Bayreuth in Wandsbeck, zwei gut empfohlene Geſellen melden, einer, der des Apothekerweſens kundig wäre — dieſer war für den Umzug nach Hamburg beſtimmt — und ein anderer, der ſich als Tiſchler nützlich machen könnte, zugleich aber auch für die Behandlung der Drechſelbank Uebung haben müßte. Noch hatte ſich Niemand gemeldet. Das Wandsbecker Schloß war in Hamburg ſchon ſeit Langem verrufen. Man erzählte ſich, daß die Arbeiter dort gewärtigen konnten, zwar ihren Lohn, aber auch eine Tracht Prügel mit hinzu zu bekommen. Denn von den Handwerkern konnte ſelten Einer dem Prinzen etwas zu Dank machen.

„Pfeifenſtiel!“ ſchrie eben Theda in einer Geſellſchaft von Mitkegelſpielern, die ſich aus dem Ort einzufinden pflegte. Die Schröder'ſchen hatten nicht nur mit dem Dienſtperſonal des Schloſſes bis zu den Küchenmädchen, Garten-Arbeiterinnen und Abwärterinnen der Milchwirthſchaft hinunter Freundſchaft geſchloſſen, ſondern auch mit manchen Nachbarn, namentlich jungen Burſchen darunter, und Manchen, die unter anderen Umſtänden, ihres ſchlechten Rufes in den Wirthshäuſern wegen, nie daran

hätten denken können, hier in den Kreis des Schloßfriedens, selbst nicht in die Nähe der Ställe eingelassen zu werden.

„Pfeifenstiel —!“ rief eben Theda auf einen Wurf eines dieser Burschen, eines Sohnes aus dem Wirthshause, wo die „Schröder'schen“ im Sommer gewohnt hatten. Der Wurf hatte nur Einen Kegel zum Umfallen gebracht. Theda stellte die Kegel auf. Bebend, wie ihr in der Nähe hockender Muck, sprang sie bei jedem neuen Wurf, der von oben, wo die Kegelnden standen, erwartet werden konnte, auf die Sprossen des Rebenspaliers, wo ebenso unreife Früchte hingen, wie sie selbst eine war.

„Die Bande, wett' ich, hat früher Taschenspielerkünste getrieben, und die Theda kann sans doute auf dem Seil tanzen —!“ hatte schon oft die „Muhme“ gesagt. Bunt genug dafür sah heute wieder einmal die Theda aus. Ein enganliegendes Kleid war mit allerhand Flinkerlitzen besetzt. In der That zeigte sie eben ein equilibristisches Talent. Mit beiden Armen wie ein Gekreuzigter hängte sie sich hoch an einer Sprosse des Rebenspaliers auf und stemmte sich mit den Beinen auf eine andere Sprosse. Den Sprung hinunter und wieder hinauf, wenn die Kegel gefallen oder wieder gesetzt waren, machte sie mit einer Sicherheit, als wäre sie beim Muck in Turnschule gegangen.

Eben rief sie einem zum Werfen Antretenden:

„Jetzt 'mal alle Neune, wenn Er's kann!"

Der Werfende legte aus, die Kugel schlug auf, rollte dahin und traf nur zwei Kegel.

„Papa hat geheiratet!" wollte eben Theda rufen. Da traf sie Christel's Blick. Von den Nächststehenden unbemerkt, war diese bis dicht an den Kegelstand gekommen und sagte, während Alle scheu zurücktraten:

„Bei dem Taugenichts da hätte schon sein Großvater nicht heiraten sollen —!"

Der Werfende war der Sohn eines Kaufmanns aus Leipzig, der einen betrügerischen Bankerott gemacht und sich hieher in die Freistadt geflüchtet hatte. Er hatte noch hinlänglich Geld beiseite gebracht, um ein verhältnißmäßig üppiges Leben zu führen. Bei seinen Kindern war der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen.

„Theda! Paß auf den Muck —!" rief plötzlich der schweißtriefende und trotz der scharfen Luft in Hemdärmeln stehende dicke Henning.

Alle lachten, indem sie ihre Blicke dabei auf die Christel richteten. Somit ersah diese, daß ihre Feindschaft gegen den Affen schon allgemein bekannt war.

„Redet Ihr hinter meinem Rücken schlecht von mir? Macht Ihr mich schon lächerlich?" sprach die Christel vor sich hin und verließ mit dem Ausdruck der Beschämung und der Sehnsucht nach Rache die

Kegelbahn und den Garten. Wie? So wagte man schon ihrer zu spotten —! So sicher fühlten sich diese Eindringlinge in dem warmen Nest, das sie wie durch ein Wunder gefunden hatten —! Sie wagten, ihr die schuldige Ehrerbietung zu entziehen —! Jetzt ahnte sie etwas, das ihr früher nicht verständlich gewesen. Im Leben und Gemüth des Prinzen hatte es eine Lücke gegeben, die von einer Gaukler-Familie ausgefüllt werden konnte. Theda beschäftigte den von lauter Kleinigkeiten gefesselten fürstlichen Sonderling. Sie mußte sich von ihm belehren lassen, wenn er ihr seine Kupferwerke zeigte. Sie mußte nach seinen Dictaten schreiben. Was sie für den Pastor Hasse auswendig zu lernen hatte, überhörte er ihr. Zuweilen neckte er sich mit der wilden Hummel und ließ sich von ihr haschen — konnte doch seiner Freude über die jetzige Sicherheit seines Auftretens nicht Ausdruck genug gegeben werden. Daß die Vertraulichkeit mit dem Mädchen nicht ausarten würde, das hätte sie aus eigener Erfahrung glauben sollen. Nie hatte sie dem Prinzen anders einen Kuß geben dürfen, als auf seine langen, magern Hände. Aber konnte nicht diese zurückhaltende Art des Pflegevaters ihren Ursprung in seiner Unbeholfenheit, in seinen ihr nur persönlich gegenüber eigenbedingten Empfindungen haben? Sie war ihm eine Erinnerung an seine Kinder, eine Verlebendigung der Todten, eine Vergegenwärtigung seiner noch

jetzt geliebten Frau. In dem immer noch nicht betagten Mann konnten diesem wilden und anziehenden Abenteuerkinde gegenüber andere Gefühle entstehen — zumal wenn Theda's Vater daraufhin seine Speculation begründete.

Darüber war die von Eifersucht Ergriffene in den Park gekommen und trat unter das raschelnde, wenig gekehrte Herbstlaub. Die Sonne war im Untergehen. Ihre letzten Strahlen fielen durch das gelichtete, hie und da schon laublose Gehölz. Die Stämme der Bäume beengten ihr heute den Athem. Sie suchte nach Luft, nach Raum zur Ausdehnung ihrer bedrückten, zornerfüllten Brust. So kam sie endlich an eine Stelle, wo sich hochaufragende Buchen und Linden wie ein Thor öffneten und im Abendglanz von violetten Wolken überdacht Hamburg sehen ließen mit seinem wie eine riesige Nadelspitze so schlanken Petri-, seinem mit einer vergoldeten Krone gezierten Katharinenthurm, mit dem Gerüst, das sich noch damals um die neuerbaute, eben in diesem Jahre eingeweihte, noch nicht völlig fertige Michaeliskirche zog. Wie sollte das werden, wenn sie dort drüben künftig Alle wohnten in den engen Gassen, in raumbemessenen Stuben, ohne Park, ohne Garten —! Sie sah voraus, wie oft ihr da die Brust zu zerspringen drohen würde.

Hinausstarrend in die schönen Farbenspiele der Herbstluft, bemerkte sie über dem gelbgewordenen

niedergedrückten Schilfe hinweg, das die nächste Einfriedigung des Parks bildete, zwei Männer, von denen ihr der Eine einen jähen Schrecken verursachte. Nicht nur war es dieselbe Stelle, wo sie vor einigen Monaten den später zu Spießruthen verurtheilten Landsmann gefunden hatte, sondern es war auch — sie traute ihren Augen nicht — derselbe, wie sie inzwischen schon erfahren hatte, glücklich Geheilte selbst.

Schon von ferne grüßte ne Hanns Adam Zeuner mit zuversichtlicher Vertraulichkeit und zog seinen Begleiter, einen vortheilhafter gekleideten, noch jüngeren Menschen näher.

„Hier ist's ja nicht —" sagte der Letztere und schien den Weg, um in's Schloß zu gelangen, nicht für den richtigen zu halten. Er deutete nach einer andern Gegend hin.

„Ah was! Komm nur!" meinte der wie vom Tode Erstandene, zog ihn nach vorwärts und setzte sein vertrauliches Grüßen fort. Jetzt, wo ihn die Todesangst nicht entstellte, erkannte man, daß auch ihm die Bezeichnung gebührte, ein „schöner Mann" zu sein. Wuchs, Kopfbildung, Alles an ihm war einnehmend.

„Was will Er denn noch hier —?" fuhr ihn die sich ängstlich Umblickende an. „Er sollte doch wol verschworen haben, sich je wieder in Wandsbeck sehen zu lassen —!"

„Im Gegentheil, Jungfer Landsmännin —!"

lautete die freche Entgegnung. „So wie ich nur erſt wieder laufen konnte und ſicher war, nicht den Brand zu kriegen, hatt' ich doch wol nichts Eiligeres zu thun, als hieher zu kommen — und —"

„Geh' Er lieber ins Zuchthaus!" unterbrach ihn die Chriſtel. „Zu Seiner Eva, die Ihn zum Diebſtahl verführt hat —!" Chriſtel bekam Muth, weil vom Kegelſpiel herüber Lachen und Lärmen hörbar blieb.

„Wüßte Sie Alles, Jungfer Landsmännin," ſprach der Verbrecher mit weinerlicher Stimme, „Sie würde mir's nachſehen —! Hier iſt Einer, der mich erkannt hat, wie und wer ich bin und was für ein ehrlich Brandenburger Herz unter meinem Rock hier ſchlägt —!"

„Wer iſt das —? Was wollt ihr Beide —?"

„Ich wollte zuvörderſt meinen Dank ſagen —"

„Wofür —?"

„Wie? Was? Daß ich meine Heilung und ſogar meine Auslöſung aus dem gottverdammten Hamburger Dienſt der Gnade unſeres durchlauchtigſten, edelherzigen Prinzen verdanke —?"

Die von dieſem Entſchluſſe des Prinzen ſeither ganz unbenachrichtigt Gebliebene ſtaunte. Aber ſie ſchwieg und hütete ſich wohl, ihr Erſtaunen zu verrathen. Jede neue Erfahrung, daß ſie umgangen oder zurückgeſetzt wurde, erfüllte ſie an ſich mit dem tiefſten Mißmuth, aber vom Weltleben und Hofton

hatte sie schon so viel weg zu wissen, es sei unklug, die Nachricht einer Niederlage, die man erlitten, selbst zu verbreiten.

„Ein hoher, vornehmer Herr in Hamburg hat das Geld dafür ausgelegt, mir auch ein Reisegeld noch dazu gegeben —“ sagte Zeuner.

Das wird Schimmelmann sein! dachte die Christel. Bei diesem pflegte der Prinz, wenn er nach Hamburg fuhr — und seit einiger Zeit war es öfters geschehen — zuweilen abzusteigen. Sieh, sieh! schoß es durch ihre Gedanken. Sonst bekam ich Alles erzählt, was bei solcher Gelegenheit passirte —!

„Sollte ich denn nun nicht einen Fußfall thun bei unserem gnädigsten Herrn und Landsmann, Seiner Gnaden die Hände küssen, ihm vor Gott geloben, daß ich mich ändern, nie wieder in Versuchung fallen werde durch — durch — ach! ja, ja! durch — durch Weiberlist —“

Der herausfordernde Blick des Taugenichts bestimmte das in ihren Erinnerungen beschämte Mädchen, ihn kurzweg zu unterbrechen mit den Worten:

„Das werd' ich statt Seiner ausrichten! Wie kann er glauben, dem Prinzen noch einmal unter die Augen treten zu dürfen —“

„Da doch mein Bruder dazumal —“ lautete die jetzt offenbar drohende trotzige Antwort.

„Laß' doch! Laß' doch!“ fiel der Begleiter, der

ein beſſer gearteter Menſch zu ſein ſchien, ein und zog den Undankbaren mit ſich fort, um ihn zu verhindern, ſich hier aufzudrängen.

Zeuner ließ ſich nicht irremachen, trat vielmehr noch näher an das kreideweiß gewordene, ſich an einem Birkenſtamm, dem ihr Antlitz an Farbe faſt ähnlich wurde, haltende Mädchen.

„Hier in Wandsbeck," ſagte er hohnlachend, „gibt es viel ſchlechtere Kerle als Unſereins! An Räuber, an Mörder iſt ja die Jungfer hier ſchon gewöhnt! Haha! Aber unſer Anliegen iſt ehrlich und gut. Richtig —! Was iſt denn nur das da, Chriſtel — in dem Zeitungsblatt —?"

„Chriſtel? Wie? Welche Unverſchämtheit —!" fuhr ihn die Jungfrau an und ſammelte ſich mühſam, um an den Begleiter die Frage zu wiederholen: „Was wollt Ihr eigentlich Beide —?"

Zeuner's Begleiter trat vor und erzählte:

„Ich bin ein Apotheker, Jungfer, hatte im Spital zu thun und lernte da den hier, der mich hergeführt, kennen. Nun, nimm mir nicht Uebel Zeuner —"

„Wir ſind die beſten Freunde geworden!" fiel Zeuner ein und riß das Wort wieder an ſich. „Wir wollten zuſammen hinaus in die Welt und unſer Glück verſuchen. Da leſen wir, daß hier im Schloſſe ein Tiſchler oder Drechsler und ein Apotheker geſucht werden. Denke Sie ſich! Gerade als

wenn man uns Beide, und zwei Freunde, hier herausgerufen hätte! Nun ſieht Sie, Jungfer, Hamburg muß ich künftig meiden. Das iſt mir deutlich genug geſagt worden. Sonſt — na gut! Aber drum möcht' ich nahebei bleiben. Hier iſt's Däniſch. Dort an dem großen Stein, wo die drei Weiden ſtehen, fängt Hamburg an. Nun verſichre ich zu Gott dem Allmächtigen und will's verſchwören auf alle Wunden Chriſti, daß ich, wenn wir hier den Dienſt zuſammen bekommen ſollten —"

„Mach' Er ſich doch keine ſolche Gedanken!" fiel die Chriſtel abwehrend ein. „Mit Hunden hab' ich Ihn ſchon einmal vom Schloßhofe hetzen laſſen —"

„Durfte aber wieder kommen —" fiel der „ſchöne Mann" mit boshaftem Tone ein, wurde jedoch wieder von ſeinem Begleiter unterbrochen.

„So laſſ' doch —!" zog der Apotheker-Gehilfe ihn zurück. Es ſchien ein beſcheidener junger Mann, mit dem man Mitleid haben mußte, wenn man ſich dachte, daß ihn Zeuner in ſeine Gewalt bekam.

Zu dieſem gewendet, brauchte die Bedrängte dann, ſchnell gefaßt, die Ausrede:

„Es iſt hier ein Doctor im Hauſe, ja, der ſeine Kochereien, was weiß ich, Pflaſter und Pillen, ſelbſt machen will und einen Gehilfen braucht! Doch iſt er ſchon verſehen, und auch Tiſchler und Drechsler haben ſich ſchon genug gemeldet. Dann zieht auch der Doctor nächſtens nach Hamburg, wo man Ihn,

geboren. Dem Orthodoxen gegenüber iſt er Ketzer, dem Ketzer gegenüber ein Frömmler. Er ſagte neulich zu mehreren Collegen, es wäre ein Privilegium, Ketzer zu ſein: der Atheismus dürfe auch deßhalb niemals eine Religion werden, weil die Maſſen nur flach, tief nur Einzelne ſein könnten. Die geiſtlichen Verrichtungen werden von ihm ſo mechaniſch vollzogen, daß er bei den Kindtaufen Knaben und Mädchen verwechſelt und manchen Jungen ſchon Maria getauft hat, als wären wir katholiſch. Bei Aufgeboten zerreißt er den Bräuten ihren Jungfernkranz, indem er ſie ſchlichtweg Anna Maria nennt, als wenn ſie keine Jungfrauen mehr wären. Stellt man ihn zur Rede, ſo bekommt man nichts Anderes zur Antwort, als: Sprachgebrauch, Sprachgebrauch! Bei Leichen ſpricht er nie zum Herzen der Zurückbleibenden, nie von dem Unglück der elternloſen Waiſen; ſondern er lächelt dem Himmel zu, dankt ihm für ſeine neue Liebesoffenbarung und fordert die Umſtehenden auf, ſich im Herrn recht zu freuen. Ueberhaupt benutzt er die Bibel zu einem eigenthümlichen Chriſtenthum, wie es nie gelehrt worden iſt. Er kehrt die Jahrtauſende lang beſtandene Bedeutung der Verſe um und legt einen Sinn in die Vorſchriften des Heilands, den dieſer mit ihnen nie verknüpft hat. Wär' es nach mir und dem hieſigen Journalcirkelbeſitzer gegangen, er gehörte längſt nicht mehr zu den Intereſſenten deſſelben. Aber, wie ein Narr immer hundert macht, ſo fanden ſich einige wunderliche Käuze im Vierhufen'ſchen, welche ſeine Randgloſſen nicht miſſen wollten und erklärten, ſie wären nicht auf die Journale, ſondern auf Blaſedow's Commentare dazu abonnirt. So müſſen wir ihm noch ordentlich zureden, daß er ſeine Bleiſtiftpolemik fortſetzt und

den Zeuner, wol mit Staupenſchlag fortbringen würde. Thu' Er Gutes," wendete ſie ſich wieder zu dem Verſprecher „daß Er ſich vom Satan loskauft, der Ihn ſchon längſt in ſeinen Krallen hat —! Da nehm' er noch das und nun mach' Er, daß Er fortkommt!"

Sie zog ihren der Wirthſchaftsführung wegen immer gefüllten Geldbeutel und ſchüttete den ganzen Inhalt in Zeuner's Hand. Sie hatte auch die Hand des Apotheker-Gehilfen geſucht, doch hatte dieſer die ſeine zurückgezogen.

„Theilt es euch —!" ſagte ſie und entfernte ſich raſch.

Der Begleiter des unheimlichen Landsmannes hielt dieſen im niedergetretenen Schilfrohre, das ihnen den Weg gebildet hatte, zurück und befreite die Chriſtel von dem peinlichſten Beſuch, den ſie je hätte erwarten können.

Mehrere Tage vergingen. Die Chriſtel hatte nun auch ihrerſeits dem Prinzen nichts von ihrer Wiederbegegnung mit dem Zeuner mitgetheilt. Sie wollte nicht umſtändlich feſtgeſtellt wiſſen, daß etwas hinter ihrem Rücken hätte geſchehen können. Auch darin bewies ſie Bekanntſchaft mit den Regeln der großen Welt. Dieſe gebietet, nicht Alles an die große Glocke zu hängen, am wenigſten aber, ſich über ein erlittenes Unrecht ſofort zu beklagen. Die Stunde der Revanche wird ſchon kommen. Beim Doktor meldeten ſich

andere Bewerber um die von ihm ausgebotenen Stellen. Er that mit seinen Absichten geheim. Man hätte glauben sollen, er wäre der Mann, die zerrütteten Finanzen aller Staaten Europas heilen zu können.

An einem der nächsten Abende ließ sich bei Christel ein junger Mann aus Hamburg melden, der sich Böning nannte. Als sie ihn auf dem Corridor, nur zur Thür hinaussehend, empfangen wollte, erkannte sie in ihm den Apotheker-Gehilfen, den Begleiter Zeuner's von neulich.

„Tret' Er nur näher!" sagte sie freundlich und ließ ihn in ihr Zimmer.

„Ich bin gekommen," sagte Böning, „um Ihr zu danken für die Rettung meiner Seele. Als Sie den Zeuner so heimführte, da wurde ich doch stutzig. Wie eine Klette hatte er sich an mich geheftet! Jetzt ist er die Elbe hinaufgezogen, will sein Glück in Böhmen oder Ungarn suchen, und ich bin froh, von ihm erlöst zu sein, obschon es um ihn recht schade ist. Er ist geschickt wie Einer und weiß so vielerlei, daß er einen besseren Platz in der Welt hätte finden müssen als bis jetzt. Im Krankenhause hat er alle Aerzte, die Heilgehilfen und Mitpatienten für sich eingenommen. Dadurch bin ich auch ins Nachgeben gegen ihn gekommen und habe mich zur Kameradschaft bereden lassen, danke nun aber meinem Erlöser, von ihm frei zu sein. Ich bin ehrlicher

Leute sind, habe Lust an meinem Beruf und bin jetzt auch in der berühmten Elephanten-Apotheke angestellt, wo mir Gelegenheit geboten ist, mich in meinem Fach noch weiter auszubilden."

Alles das wurde mit freudestrahlendem Antlitz berichtet.

Bei alledem noch immer nicht ganz ohne Mißtrauen, hörte die Christel einer Erzählung zu, bei der auch herauskam, daß sich der junge Pharmaceut gedrungen fühlte, sie zu bitten, entweder die damals empfangene Hälfte des Geldes zurücknehmen oder ihm gestatten zu wollen, sie dafür ab und zu mit Leistungen seiner Kunst, Schönheitswassern, Rosenöl, Seifen, Zahnpulvern und Aehnlichem, zu versehen. Schon jetzt brachte er ihr Zuckersachen und bat inständigst, Alles zu behalten.

„Nein, Gift —!" fuhr sie plötzlich beim Anblick der Leckerbissen, die so eigenthümlich blitzten und dufteten, auf. Es war ein Gedankenblitz, der ihr kam, indem sie draußen schon wieder eine tobende Jagd nach dem Muck vernahm. „Gift könnt' Er mir bringen. Wir haben hier — — so viel — Ratten —! Kann Er mir etwas bringen für in den Keller zu legen —?"

Böning besann sich eine Weile und sagte dann: „Ei warum nicht —? Recht gerne!"

Mit dieser Versicherung ging er. Vom Gezuckerten wollte die Christel an Stichert abgeben, der ihr

auf dem Corridor begegnete, als ſie den Beſuch entließ. „Ein ſchöner Mann" war dieſer Apotheker nicht. Stichert lehnte das Dargebotene ab. Er that es mit ſolchem Schauder, daß ſie darüber ſtutzte. Sie griff, als Stichert verſchwunden war, an die Klinke der Thür, die in ein Zimmer führte, das neben dem übrigen lag; dieſe war offen. Alſo hat er gelauſcht —! ſagte ſie ſich und biß ſich mit einiger Verlegenheit auf die Lippen.

Nichtsdeſtoweniger nahm ſie das Paket Arſenik, das ihr Böning ſchon am folgenden Tage mit der Bitte brachte, ja beim Ausſtreuen des Giftes vorſichtig zu ſein. Der gefällige junge Mann ſagte, er hätte das Gift nur mit Schwierigkeit im Geſchäfte ſeines Principals erlangen können. Die Chriſtel verſicherte ihn jeder nur erdenklichen Vorſicht.

Schon am Abend desſelben Tages wurde das Gift angewendet. Der Muck ſollte den Prinzen unterhalten. Schröder war in Hamburg, wo er zuweilen über Nacht blieb. Der Luſtigmacher hatte heute keine gute Laune. Muck hockte in einer Ecke des Bibliothekzimmers und machte verdrießliche Geſichter. Am folgenden Morgen fand man ihn todt.

Das Aufſehen darüber war groß. Theda jammerte durch das ganze Schloß. Henning geberdete ſich wie raſend. Die Diener umſtanden das todte Thier mit Kopfſchütteln.

Der Prinz hatte zwar den Wahlſpruch: „Media

in vita in morte sumus" — „Mitten im Leben ſind wir ſchon ſo gut wie im Tode —!" Der Tod überraſchte ihn nie, ſagte er. Aber eine Abneigung gegen Leichen hatte er doch. Mit Chriſtel's Befehl, das Thier ſofort zu begraben, ehe noch Schröder zurückkam, war er einverſtanden.

Als Schröder heimkehrte, zeigte ſich, daß er zum Glück andere Gedanken hatte, die ihn beſchäftigten, als ſein Muck. Die Urſache des jähen Todes wurde nicht erörtert, ſelbſt als es hieß: „Die Chriſtel hat ihm vergeben —!"

Wer ihr das in's Geſicht zu ſagen gewagt hätte würde übel angekommmen ſein. Nur Stichertен, der ſie ſcheu umſchlich, wagte ſie nicht anzuſehen. Deſto milder aber ſprach ſie mit ihm. Vom Gezuckerten, das nun neben einem noch ſehr großen Reſt Arſenik in der Commode lag, wagte ſie ihm nichts mehr anzubieten. Theda und Henning aßen ſich ſpäter einigen Troſt daran für ihren geopferten Muck.

## Sechstes Capitel.

### Der Markgrafenhut.

Gegen Weihnacht legte sich die weiße Decke des Winters über Stadt und Flur. Die Bäume des Schloßparks bereiften sich. Die Tannen bekamen auf ihren Nadelzweigen schwere Lasten von Schnee zu tragen. Die Moräste, die kleinen Seen, das nächstgelegene Bächlein, die Bille, froren zu. Bald auch umpanzerte sich mit krystallenem Harnisch die sanftwallende Alster. Die Elbe sogar bekam Uferränder von Eis und gewährte täglich den heitern Anblick von Schlittschuhläufern und Schlittenfahrern, die zwischen den eingefrorenen Schiffen in Zickzack-Windungen dahinschossen.

War draußen die Natur erstarrt und öde und leblos, so gab es in Hütten und Palästen desto wärmeres, hoffnungsvolleres Leben. Der verheerende, menschenmordende Krieg, der nun sieben Jahre gewüthet hatte, sollte endlich aufhören. In einem sächsischen Jagdschloß, Hubertusburg, saßen die Ab-

gesandten der Mächte und stritten nur noch mit der Feder, um endlich den Streit des Schwertes und der Kanonen zum Schweigen zu bringen. Schon im Februar des nächsten Jahres, noch ehe sich die Natur zur Frühlingsauferstehung geregt hatte, wurden die Bedingungen bekannt, unter denen sich Preußen und Oesterreich vertragen wollten. Maria Theresia sollte die Genugthuung haben, ihren Sohn, den hoffnungsvollen Erzherzog Joseph, zum deutschen König erhoben, zum künftigen Kaiser vorgewählt zu sehen.

Auch in dem alten Schlosse zu Wandsbeck, dessen Stunden gezählt waren, schürte der Winter zum letztenmale für seine langjährigen Bewohner die Flammen eines traulichen, fast bürgerlich einfachen Beisammenseins. Freilich blieben manche Störungen der bisherigen so einfachen Lebensweise nicht aus. Hervorgerufen wurden sie durch die Unbildung, Verschlagenheit und Herrschsucht der Schröder'schen Familie. Aber es kamen auch schönere Momente. Im Allgemeinen war Schröder gegen seine Kinder nicht eben schwach. Selbst die strenge Beurtheilung, die sein Treiben, seine Prahlsucht, seine Geldgier, seine Unwissenheit verdiente, mußte ihm das Zeugniß lassen, daß er bei seinen Kindern auf eine gewisse Ordnung hielt. Schon seit Jahren ersetzte er ihnen die Mutter und beaufsichtigte sie stündlich. Daß sie jetzt Gelegenheit hatten, etwas zu lernen (der

Prinz gab ihnen sogar selbst neben dem Pastor Hasse und dem Schulmeister des Ortes Lehrstunden), hielt der „Herr Leibmedicus", wie Schröder in der That genannt wurde, für eine Kunst des Geschickes und war mit den Aufgaben, die gelöst, mit den Pensis, die auswendig gelernt werden mußten, streng. Zu Liebesgeschichten neigten sowol Theda wie Henning. Jene hatte einen Roman mit dem Sohn jenes sächsischen Kaufmanns, Gottlob Rhänius, angesponnen, Briefchen wurden gewechselt, Stelldicheins verabredet. Aber der Vater kam dahinter und strafte Theda durch Einsperrung. Schien er doch mit seinem sich immer hübscher entwickelnden Kinde hohe Ziele zu verfolgen und war weltklug genug, zu erkennen, daß der Zukunft und ganzen Charakterbildung eines Mädchens nichts hinderlicher ist, als wenn sie die Freiheit gewinnt, schon ihren ersten Gefühls- und Leidenschaftsregungen nachgeben zu dürfen.

Seitdem die Christel, wie man allgemein wußte, den Affen vergiftet hatte, veränderte sich ihr Wesen. Aeußerlich wurde sie ruhiger, desto mehr arbeitete es in ihrem Innern. Gegen Eichert, dessen Liebesfeuer nicht erkaltete, wurde sie hold und sanft. Den Leibmedicus sogar, der sie mit höhnischer Siegesgewißheit betrachtete, trumpfte sie nicht mehr mit ihrer alten Derbheit ab. Konnte sie auch nicht sagen, daß sie über den Tod des Muck Gewissensbisse empfand, so lag

doch eine stete Versuchung zum Bösen in einer Ecke ihres Commodenkastens, sorgfältig eingehüllt in frischer Wäsche. Ein Schauder ergriff sie, so oft sie die Schublade aufzog. Der noch gebliebene Rest war so ansehnlich, daß sie damit das ganze Schloß hätte vergiften können.

Die endlich in Hamburg gemiethete Wohnung lag in jener Gegend vereinzelter Häuser, die erst später zur „Admiralitätsstraße" verbunden wurden. Hier, wo sich zwanzig Jahre später das stattliche Waisenhaus erhob, gab es noch geräumige Gärten, die sich in dem beengten Gebiet innerhalb der Stadtmauern sonst nur spärlich vorfanden. Bei alledem war das Häuschen klein, kaum ausreichend für die Bedürfnisse des Prinzen, der zuweilen den Einfall bekam, durch die Zimmer und Corridore seines Schlosses Promenaden zu halten, zumal wenn die Witterung die Bewegung im Freien nicht gestattete. Unter solchen Umständen mußte feststehen, daß die Schröder'schen aus diesem Hamburger Hause zu weichen hatten. Nicht aber vom Leibe, auch nicht vom Geiste des Prinzen — die „Kletten" sollten nur in der Nähe wohnen.

„Christel," sagte der Prinz wiederholt, „in Hamburg gibt's lose Mäuler! Da wird man unser Auftreten scheel ansehen! Jeder Kopf, der künftig bei mir zum Fenster hinaus sieht, wird vom Klatsch zerzaust werden! Die reichen Kaufmannsweiber leben

vom Geschwätz, das die „Flegemacherinnen“ (so hießen in Hamburg die in den Häusern herumgehenden Morgen-Friseusen) herumtragen! Drum muß Sie heiraten oder — Ja, was oder —!“ unterbrach er sich. „Sie weiß, daß ich ohne Sie nicht leben kann. Sie verschafft mir die Ordnung, die meine Unordnung gewöhnt ist. Sie bedient mich leise, stumm und frägt mich nach nichts. Die Theda? Nein! Die schwatzt den ganzen Tag und weiß leider bereits, daß sie zu ihrem Staat, ihren Näschereien am besten kommt, wenn sie mich geärgert hat. Auf ihr Weinen und Schreien, wenn ich sie geohrfeigt habe, weiß ich leider nichts, als an meinen Kasten zu gehen, auf dem in Boden festgeschraubten Tisch —“

„Na ja!“ unterbrach die Christel den sich verwirrenden, in die Umständlichkeiten des Auszugs gerathenden Gedankengang. „Morgen reden wir darüber, Onkel Durchlaucht!“ Sie kannte am Prinzen die Lust des Verschiebens eines Entschlusses von einem Termin zum anderen.

Die ersten Märztage waren gekommen. Die Sonne hatte wieder ihre wunderbare Kraft. Die Eiszapfen am Schloßbrunnen, der Schnee im Stroh, womit man ringsum sämmtliche Kellerlöcher verstopft hatte, um Gemüse und Kartoffeln warm zu halten, schmolzen. Der Prinz rannte in den Garten. Sein Zustand wurde fieberhaft. Nun trennst du dich von diesem geliebten stillen Plätzchen der Erde,

jede Nummer der Röhr'schen, Bretschneider'schen und anderer Zeitschriften mit seinen Frage- und Ausrufungszeichen besäet. So oft ein Autor schreibt: immer, z. B. „Es wird sich immer wiederholen," so unterstreicht er immer und macht Fragezeichen dazu. Eben so bei nie, zuweilen, manchmal und ähnlichen Assertionen, die man einem Autor doch ruhig zugestehen könnte. Die pietistischen Blätter verfolgt er mit Rationalismen, die rationalen mit mystischen Hieroglyphen. Sie wissen, hochwürdiger Gönner, was wir Beide vom Teufel halten; allein selbst wir, die wir nicht an ihn glauben, müssen doch erschrecken, wenn Blasedow neulich von einem Kupferstiche Veranlassung nahm, ganz wilde, titanisch vermessene Sätze aufzustellen. Einem Journale lag die Copie einer Zeichnung bei, die mich ungemein gerührt, die Alle, welche sie sahen, entzückt hat. Der Teufel spielt nämlich mit einem Jüngling um dessen Seele Schach. Der Knabe spielt mit englischen Figuren, der Teufel mit geilen Fratzenbildern. Der Teufel hat schon die meisten von den Unschuldsfiguren gewonnen; nachsinnend übersieht der Jüngling den kleinen Rest, der ihm noch geblieben *); Blasedow schrieb unter das Bild: Tugendprahlerei! und hinten auf die Rückseite wörtlich Folgendes: Das Ganze, guter Maler, ist eine Allegorie, und in die Allegorie muß keine andre, die kleiner, winziger ist, hineinspielen; ich meine deine Schachfigürchen, deine Engelchen, deine Böckchen und indischen Phallusprieſterchen. Ferner, guter Maler, wenn du den Teufel kennst, er spielt nie Schach, sondern immer nur Würfel, und was das Beste an seiner Bosheit ist, er spielt falsch. Es

*) Ist ja eine Zeichnung von Retsch, bemerkte Schlachtenmaler.

wo du so lange Jahre gelebt hast! Dieser Frühling ist wie ein alter treuer Freund, von dem du für immer Abschied nehmen mußt! Nie wieder wirst du diese Knospenaugen aufbrechen sehen, die da an den Sträuchern lachen, die mit dir alt geworden sind! Wo wird dich wieder die Natur so ansprechen als deine stete Versöhnung mit Gott, als deine Vertröstung auf ein besseres Dasein, eine Verkettung aller Wesen im Geiste der Hoffnung und Liebe —! Ja er sprach sogar von Ahnungen, von Beklemmungen seiner Brust durch irgend etwas Unerwartetes, Centnerschweres. Es fehlte nichts, als daß dem aus Widersprüchen zusammengesetzten Mann Schröder einen Spuk m't der „weißen Frau" angestiftet hätte.

Eines Abends, als man beim Nachtessen saß (die Adjutanten, Schröder, der Pfarrer und der Kirchspielvogt von Wandsbeck waren abwechselnd des Prinzen Gesellschaft, und heute waren Alle anwesend, es wurde gleichsam der Hubertusburger Friedensschluß als der Sieg Gottes über die Leidenschaften seiner ohnmächtigen Creaturen gefeiert), wuchs die Aufregung des Wirthes. Immer zerstreuter wurden seine Fragen, immer abwesender seine Blicke. Es gehörte Schröder's Suada dazu, die Unterhaltung in Fluß zu erhalten.

Ein ergreifendes Wort des Pfarrers erst brachte den Prinzen zu einigem Antheil am Gesprochenen.

„Möge denn," sagte Pastor Hasse, „die Christenheit endlich Zeit gewinnen, mit Mose zu sprechen: Der rechte Kriegsmann ist der Herr! Ja, dieser ist es, der ins Gefecht führt Armeen, die Niemand schlagen kann. Das ist die Rüstung der Wahrheit und Gerechtigkeit, die über alles Würfelspiel der Schlachten geht! Denn wer gewinnt? Wer verliert? Der Gott, den wir im Kriege anrufen, ist nur ein Gott der Heiden, Mars geheißen! Sein Gefolge ist Pestilenz, Feuersbrunst, Hungersnoth, wilde Mordgier und barbarische Sitte —! Dagegen hemmt der Friede der Leute Verderben, er beglückt, er veredelt! Friede sei mit euch! sprach der Herr auf allen seinen Wegen. Und wenn er gesagt hat: Ich bin gekommen, das Schwert zu bringen —! so war damit nur das Schwert des Leidens, das Schwert der Widersacher gegen das sanfte Joch seines Evangeliums gemeint —!"

Die anwesenden Officiere widersprachen nicht. Die Anschauungen der Zeit hatten einen neuen Aufflug genommen. Zwar wurde das Schöne und Edle noch nicht als das einzig begehrenswerthe Ziel alles Lebens verfolgt, aber das Verständniß dafür mehrte sich. Immer mehr kam das deutsche Leben in den Bruch zwischen Ideal und Wirklichkeit.

Von dem Mahl, das, wie man schon im Wandsbecker Schlosse gewohnt war, zwar gekochte Speisen bot, aber nur kalt gewordene, und zugleich wohl-

organisirte Verdauungswerkzeuge voraussetzte, wurde man durch den Hufschlag eines Rosses aufgeschreckt, das durch die stille Nacht mit weithinschallendem Geräusch über das Steinpflaster des Hauptweges im Orte dahergesprengt kam. Allen vernehmbar, hatte dasselbe am Schloßthor aufgehört. Gab es eine militärische Meldung aus Altona? Kam ein Courier aus Kopenhagen? Die Bedienten bekamen vom Prinzen die Weisung, sich zu erkundigen, was es gäbe. Jetzt auch hörte man schon stark die Glocke des Hofthors ziehen.

Nach einigen Augenblicken kam aus dem Vorzimmer, wo Strarup und Stichert rasch das Fenster geöffnet und in die dunkle Nacht hinausgesehen hatten, die Meldung, es müßte eine Staffette angekommen sein. Man sähe deutlich die Postillons-Uniform. Doch keine dänische, sondern die hannöver'sche.

Der Prinz bewahrte seine ihm bei allem Plötzlichen und Unerwarteten eigene Ruhe. Diese war nur Schein. Sein Innerstes war dann bis zur Starrheit ergriffen, alle Pulse schienen zu stocken; äußerlich merkte man ihm nicht an, daß ihm jeder Schreck Herzkrampf verursachte.

Die Christel trat bleich und verstört herein und rief: „Herr Jesus—!" Zugleich hielt sie einen großen, schwarzgesiegelten Brief in die Höhe. Dies Schreiben hatte eine hannöver'sche Staffette über Lüneburg

gebracht. Bei Winsen war sie mit der Fähre über die Elbe gesetzt.

Der Brief kam aus Bayreuth und brachte, nachdem ihn der Prinz mit zitternder Hand geöffnet hatte, die unglaublichste Nachricht. Der Gatte der Schwester Friedrich's des Großen, kürzlich erst zum zweitenmale verheiratet, noch nicht 52 Jahre alt, ein Mann voll Kraft und Gesundheit, war an den Folgen eines vernachlässigten Katarrhs, der in Lungenentzündung übergegangen war, plötzlich gestorben. Das Ministerium war es, das dem Prinzen dies schmerzliche, wie es sich ausdrückte, ganz Bayreuth in Jammer versetzende Ereigniß ankündigte und zugleich eine in wenig Tagen bei Sr. hochfürstlichen Gnaden eintreffende Huldigungs-Deputation in Aussicht stellte. Denn die Nachfolge im Markgrafenthum könnte jetzt nur auf Ihn übergehen, keinen Anderen — seine etwaige Resignation wäre niemals bekannt geworden.

„Hoch lebe Se. Durchlaucht der regierende Markgraf —!" schrie Schröder mit unverschämter Plötzlichkeit und ließ sich durch einen vielleicht nur zufälligen Griff des erschütterten, halb ohnmächtigen Prinzen nach seinem Stock in seinem Geschrei nicht irremachen, sondern fuhr damit, indem er sich an die offene Thür retirirte, fort, bis ihn der Geistliche bedeutete, daß hier zuvörderst der Schmerz über den Tod eines so nahen Verwandten des Prinzen und

dem, wie man ja ersähe, höchst ergriffenen Beileid desselben ein solenner Ausdruck gebührte.

Der Prinz ließ den Stock, der ihn vielleicht, da er aufgestanden war, nur hatte stützen sollen, sinken, griff nochmals nach dem Briefe und sprach mit keuchendem Tone und in abgerissenen Worten, auf Schröder schielend:

„Der — ist — wol — verrückt —?"

Die Bayreuther Minister, ein Herr von Lauterbach und zwei Freiherren von Ellrodt, Vater und Sohn, hatten dem Prinzen den Trauerfall in den beweglichsten Ausdrücken gemeldet und stellten eine Botschaft in Aussicht, die schon in den nächsten Tagen bei ihm eintreffen würde, um ihm die Huldigung derjenigen brandenburgischen Lande, welche, in der Regel die „ob dem Gebürg" genannt wurden, darzubringen.

Schröder, seinen Rücken sichernd, ließ sich nicht nehmen, fortzufahren:

„Morgen in erster Frühe, hochfürstliche Durchlaucht, kündige ich Allerhöchstdero genommene Wohnung in Hamburg! Die Formalitäten der Ermiethung waren glücklicherweise noch nicht perfect. Der Rücktritt stand hochfürstlichen Gnaden noch achtundvierzig Stunden offen. Seien Euer hochfürstliche Gnaden versichert —"

„Laß Er sein Schwadroniren —!" unterbrach den sich schon als hochfürstlich brandenburg-culmbach'schen

oder bayreuth'schen Leibmedicus erblickenden Speculanten die Christel mit Energie, obschon auch sie an Händen und Füßen zitterte. Sie bemerkte, was in ihrem Pflegevater vorging. Sie kannte an ihm gewisse Vorzeichen des Sturms. Ihm, dem Einsiedler von Wandsbeck, dem wie traumbefangenen Halbwitwer, dem es nur noch in Gott und einigen Liebhabereien, in der Lectüre geistlicher Schriften und der Hamburgischen Komödie leidlich auf Erden wohl war, ihm wollte man jetzt mit einem diamantengestickten Markgrafenhut kommen, ihn mit dem Glanze und der Herrlichkeit eines damaligen deutschen „Landesherrn" schmücken und ihn im Besonderen dann noch abwendig machen seinem Schwur: Ich betrete niemals wieder Bayreuth —! Ihn wollte man hinüberschmeicheln in ein Land, an das sich seine schmerzlichsten Erinnerungen, die Demüthigung einer Gefangenschaft knüpften —! Schon jetzt trat jenes gewisse Lächeln bei ihm ein, das der Vorbote der Raserei werden konnte. Seine Zähne wurden sichtbar. Freilich, wer ihn nicht kannte, hätte annehmen können, er lächelte wohlbefriedigt und wäre voll guter Dinge.

„Wunderbar sind die Wege des Herrn!" fiel zum Glück der Pastor ein. „Ein Fürst von solcher Lebensfrische! Ein Fürst, dem jeder, ich sah ihn ja vor zehn Jahren in Berlin, noch mindestens zwanzig Lebensjahre hätte geben mögen! Und von dessen

zweiter Ehe Kinder erwartet wurden! Söhne, nachdem ihm die erste Ehe nur eine Tochter gebracht, die, wie die Welt weiß, leider wenig glückliche Herzogin von Würtemberg! Wie wird die liebenswürdige, heitere Frau in Verzweiflung sein um den Verlust des theuren Vaters, der denn doch in der That ein großdenkender, liebenswerther, Jeden bezaubernder Fürst gewesen sein soll! Noch diesen Sommer verweilte der Hochselige in den Bädern von Aachen. Seine hohe Gemalin, die Tochter des regierenden Herzogs zu Braunschweig und die nächste Anverwandte der regierenden Königin von Preußen, begleitete ihn. Die Zeitungen berichteten vom beiderseitigen Wohlbefinden, ihren Ausflügen, ihren Erholungen bis nach Spaa und in den Haag — und nun dieser jähe Tod! Eine Handbreit ist unser Leben vor Gott! sagt der Psalmist. Hier ist's eines Fingers Breite gewesen. Für Gottes Auge selbstverständlich, aber selbst für unser Menschenauge schmilzt hier ein Dasein dahin, wie die Schneeflocke im März!"

Auch diese Worte beschwichtigten noch nicht ganz den Sturm, der in des Prinzen Brust tobte. Ihm stand von je fest, auch da, als die übrigen Söhne seines Bruders Georg Friedrich Karl, der regiert hatte, nach und nach gestorben waren, daß man Bayreuth an den Regenten von Ansbach oder schon jetzt geradezu an Preußen geben würde. Sein

Neffe war jünger gewesen, als er —! Er hatte noch einmal eine frische, lebensfrohe, gesunde Gattin geheiratet —! Was hätte den Einsiedler von Wandsbeck reizen sollen, sich mit eitlen Hoffnungen zu tragen, die Niemand bei ihm nährte, sogar seine beiden Schwestern in Kopenhagen nicht —! Des Prinzen Stimmung wurde immer bedenklicher. Die Christel rieth durch allerlei blinzelnde Winke Jedem, sich zurückzuziehen. Die Diener verköstigten den Staffettenreiter, der die Nacht im Schlosse zu bleiben gedachte, um eine etwaige Antwort des Fürsten morgen mit zurückzunehmen. Die Fürstlichkeit des ihm zu spendenden Botenlohnes übernahm die Christel.

Als der Prinz mit sich allein war und nun die Kunde des ihm angetragenen Markgrafenhuts hinausgetragen wußte in die Welt, da bemächtigte sich seiner eine Stimmung, die nur seine Diener an ihm kannten. Statt zu weinen, lachte er und machte Possen. Bald schlug er mit dem Stock auf die Polstersitze, bald fuchtelte er wie gegen Gespenster in der Luft herum, redete mit längst verstorbenen Personen und verurtheilte die Welt als eine schlechte, betrügerische, nicht werthe, daß man Jeden, der sie bewohnte, an dem nächsten besten Baum aufhenkte. Er redete wie Timon von Athen. Wenn aber dieser ehemals reiche Mann Ursache hatte, der Menschheit zu fluchen, weil er betrogen worden war von seinen Freunden, seine Schmeichler verstummt waren mit

seinem entschwundenen Glück, so hatte Prinz Christian nie dies Glück gesucht, hatte auch nie, die Gefangenschaft ausgenommen, etwas von äußerem Glanz, von Ehre und Ansehen verloren. Bei alledem ballte sich seine Faust, trat der Schaum vor seinen Mund aus Zorn über den Lauf der Dinge, die Ordnung der Natur, die Umtriebe und die Laster der Menschen.

„Lieber Gott, die armen Polster, was haben die nun wol gethan! O, was thatest du, du schönes Porcelan aus Meissen, daß man dich noch in Scherben schlagen wird! O, o, wie thut es dem Stock so weh, daß er sich so abarbeiten muß! Halt, halt, der Stuhl ist auch nicht von Marmelstein! Neulich hat er noch den letzten Puff vertragen — der ihn heute gewiß noch caput macht!"

So sprach endlich die Christel, die leise forschend hereingeschlichen war.

„Beschlafen Sie's doch erst, Onkel Durchlaucht!" fuhr sie fort, als er in seinem Toben innehielt. „Es ist doch recht schön in dem Bayreuther Land! Berge hat es da — ach! ach! Und die es doch hier nicht gibt! Was kann sich der Mensch manchmal nach Bergen sehnen; sie schließen ja Alles so schön ein, Freud und Leid! Ich weiß wol, Durchlaucht mögen die Eremitage nicht. Na, die brauchen Sie ja gar nicht zu besuchen. Da ließ' ich Alles so stehen, wie es beim letzten großen Maskenball war. Mag es

so in die Zukunft hineingrinsen! Und doch möcht' ich auch die Eremitage wiedersehen! Ich war einmal als Kind da und glaubte, so sieht's im Himmel aus! Wo gibt's ein Land, wo, wie bei uns, die Bächlein echte weiße Perlen mit sich führen? Wo haben wir wol hier eine Forelle auf dem Tisch, wo einen Auerhahn? Das hat man Alles in dem Fichtelgebirg mit Händen zu greifen! Lachen muß ich, wenn ich an die rothen Tücher denke, die bei uns, ich meine um den Fichtelberg herum, die Frauen am Kopf tragen. Sieht ordentlich türkisch aus. Na, Onkel Durchlaucht, überlegen Sie es! Freilich! Die schönen Hofdamen! Und sogar die schwarzen Miſtelbacherinnen mit den rothen Tüchern um den Kopf! Es ist recht schlimm, schlimm in dem Lande, Onkelchen!"

So scherzte sie, und der Prinz hätte nun wohl lachen mögen. Aber Rückblicke auf den verstorbenen Neffen, die ihm in abgerissenen Ausdrücken des Erstaunens kamen, unterbrachen diese Scherze, die Christel fortsetzen wollte. Markgraf Friedrich, der eben Verblichene, war ein Verschwender. Und doch gestand selbst der Prinz ein, daß das Land, das er aussog, um einen unerhörten Luxus zu treiben, ihn bei alledem mit Verzweiflung hinweggerafft sehen mußte. Nach dem damaligen national-ökonomischen Glauben brachte der Luxus „das Geld unter die Leute". Bayreuth wimmelte von Franzosen, Ita-

iſt ſeine Natur, falſch zu ſpielen, aber nicht die Natur des Schachs. Im Schach, du dummer Teufel, läßt ſich gar nicht falſch ſpielen. Der junge Menſch ſollte die trockne Moral des Malers nicht durchſchauen und die Schachfigürchen, dieſe handgreiflichen Symbole, durchſchauen? Du dummer Teufel, wenn der Junge verliert, ſo verliert er freilich ſeine Unſchuld, ſeine rothen Wangen, ſeinen Himmel; aber gewinnt er dafür gleich deine Hölle? Deine Hölle bleibt dir ja ſtehen, Teufel, ſonſt würdeſt du nicht gewinnen! Man kann, Gott ſei Lob und Dank, ſeine Unſchuld verlieren, ohne darum des Teufels zu werden. Es gibt einen Zuſtand der negativen Tugend, der, das iſt mein Abweichen von der Chriſtuslehre, darum noch nicht das Laſter iſt. Man kann gegen den Teufel verſpielen, ohne darum nöthig zu haben, gleich die Hölle zu gewinnen. Aber zurück auf den moraliſchen Maler! Wenn der Jüngling gewinnt, wenn er alle die Teufelsfratzen ſchlägt, eincaſſirt und nun Wunder denkt, was er hat — ſieh', Satan, auch dann hat weder Blaſedow, noch einer ſeiner Söhne nöthig, die ihre Seligkeit zu laſſen: denn im Schach handelt ſich's weit weniger um den Gewinn, als um's Spiel. Das Eigne des Schachs iſt nicht, was man erſpielt, ſondern, daß man ſpielt. Hat der Junge die Fratzen gewonnen, dann hat er die Hölle auch überwunden, ſie ſchadet ihm nicht. Wer nur denkt, und dächt' er ſelbſt nicht an Gott, des Teufels wird er nicht ſogleich. Darum iſt Goethe's Fauſt, zweiter Theil, ſo häßlich, weil dort Fauſt durch die Gnade in den Himmel kommt. Fauſt hat dieſe Gnade des Herrn von Goethe nicht nöthig; Fauſt kommt vielleicht nicht in den Himmel, aber auch nicht in die Hölle. Fauſt betrügt den Teufel immer, wenn er nur tüchtig phi-

lienern, von Durchreisenden, die sich die glänzendsten Bauten, das neue Schloß, das neue, seinesgleichen in Europa suchende Opernhaus, vor Allem die zaubervolle Eremitage ansehen und das heitere Leben des Hofes mitgenießen wollten. Der Verstorbene hatte die Universität Erlangen gegründet. Er hatte eine Akademie der schönen Künste in Bayreuth angelegt. Seine Baumeister und Maler, Stuccateure, Steinschneider, Appareilleurs, Tapezierer, Stückgießer, Gärtner waren Franzosen und Italiener und wurden nach allen Richtungen hin begehrt und versendet. Die Oper wies die Namen einer Turcotti, Gueri, eines Leonardi und Grassi auf. Die französische Comödie bestand aus einer in Paris selbst zusammengesetzten Truppe. Die Balbi und Bigatti nebst fünfzehn anderen Franzosen und Italienern machten das Ballet aus. Die Jagd, die Pflege einer kleinen Armee, die aus einem Husarencorps, einem Leib-Grenadier-Bataillon, sieben Musketier-Compagnieen, einer entsprechenden Artillerie und einer Art Landwehr unter dem Namen „Ausschuß" bestand, alles das hatte Veranlassung zu Festen, Aufzügen, Revuen gegeben, wie man dergleichen in einem Staate von noch nicht einer halben Million Seelen kaum für möglich hätte halten sollen. Und nun alles das dahin — ausgelöscht — nichts davon übrig als das Paradebett, das sich der Prinz vorstellen konnte ... Vor seinen Augen erschienen rings die Wappen des Branden-

burger Hauses aufgehängt — der Fußboden und die Wände einer langen Galerie mit schwarzem Flor überzogen — auf einem weißen, silbergemoorten Kissen der brandenburgische Fürstenhut von carmoisinrothem Samait, die Bänder von Perlen, der goldene, mit Juwelen besetzte Reichsapfel auf der Spitze thronend, ringsum eine Krämpe von Hermelin. Auf schwarzen Pulten sah er die Orden des Dahingegangenen funkeln, das blaue Band des Elephanten-Ordens, das orangefarbene des preußischen Schwarzen, das rothe Band des Rothen Adler-Ordens. Rings die brennenden Kerzen auf Gueridons, an jedem ein Officier des Leib-Bataillons die Wache haltend — er sah Menschen, die sich herandrängten mit Weinen um den Abgeschiedenen, den Leutseligsten, Liebenswürdigsten seiner Art, einen Nachäffer Ludwig's XIV. von Frankreich, wie sie damals auf allen Thronen und Thrönchen Europas saßen, doch eine cordiale, leicht zugängliche, gutmüthige Natur.

Die Christel war vorsichtig genug, auf keinen Entschluß zu drängen. Sie sah, daß der Prinz nach einem seiner vielen Gesangbücher griff, und ließ ihn ganz allein mit seiner Lectüre, die ihn heute vor Zerstreutheit gewiß nicht sicherstellte.

Am folgenden Morgen wiederholte sich die Ablehnung in unerwartet [illegible]rtem Grade. Die angemessene Belohnung des Staffettenreiters erhöhte der Prinz noch, verwies ihm aber das Schloß und erklärte, nicht

zu wissen, was er ihm zur Expedition mitzugeben hätte. Schrödern, der ihm im Ernst den Antrag zu Vorbereitungen für die Uebernahme der Regierung machte, den Antrag einer Anleihe bei Hamburger Kaufleuten, einer Entsendung von Courieren nach Kopenhagen, Berlin und Wien, erklärte der abgesagte Feind alles Erdenglanzes, ein- für allemal würde er hier zum Hause hinausgeworfen werden, wenn er sich unterstünde, sein Drängen und Wühlen auf Ruhm und Pracht noch länger fortzusetzen. Den Officieren, dem Obersten Moltke, die mit hohen dänischen Beamten zu Wagen und zu Roß angesprengt kamen, um in voller Gala dem neuen Monarchen Glück zu wünschen, konnte der Prinz zwar nicht ähnliche Androhungen zuschleudern, aber mit seinem eigenthümlichen Lächeln, diesem Zeichen der Reizbarkeit, erklärte er Jedem, daß er nie vorausgesetzt hätte, ein regierender Herr zu werden. Die Abordnung der Minister, die man ihm in Aussicht gestellt, würde er nicht abwarten. Käme sie an, so würde sie ihm nachreisen müssen nach Kiel, Kopenhagen — „Ja, ich schiffe mich nach dem äußersten Dänemark, nach Island ein — wenn sie mir keine Ruhe lassen wollen —!"

„Werfet alle eure Sorge auf den Herrn —!" sprach die sonore Stimme des Pastors Hasse. Diesen hatte der Prinz zu einem Trauergebet um die Seele des verstorbenen Markgrafen entbieten lassen. In

einem zu den religiösen Andachten des Prinzen bestimmten unteren Raume des Schlosses sollte dasselbe abgehalten werden. Die noch nicht erfolgte förmliche Scheidung von seiner Frau war, wie schon berichtet, der Grund, warum sich der Prinz den stillen Frieden des Sitzens in einer Gemeinde und den Genuß des Abendmals versagte. Doch hatte der Pastor längst weg, daß in Wahrheit dem Pietismus des Prinzen eine Neigung zum Sectirerthum zum Grunde lag. Die Officiere wurden eingeladen, dem Trauergebet beizuwohnen. Indessen bereitete man ein solennes Frühstück vor.

Der Geistliche verlor mit dem Abgange des Prinzen von Wandsbeck mancherlei Vortheile. Da jedoch das Verlassen Wandsbecks bereits beschlossen war, so ging auch seine Trauerrede ganz auf Verwerfung des Vorsatzes, den Fürstenhut abzulehnen. Befremdlich für die nicht eingeweihte Zuhörerschaft, deutlich genug für die, die da wußten, daß der Prinz verschworen hatte, je wieder die Eremitage und Bayreuth zu betreten, ließ sich der kluge Geistliche auf jene Vermessenheit des Menschen ein, für seine Zukunft Zusagen oder Ablehnungen machen zu wollen. „Etwas verschwören!“ sagte er. „Als wenn wir allwissend wären, und jetzt schon errathen könnten, welche Gebote uns der Herr und welche Pflichten sein heiliger Wille erst in späteren Jahren auferlegen dürfte! Die wahre Ehre ist nach Sirach,“ fuhr er

fort, „die Furcht des Herrn. An die Gemeinde der Philipper hat der Apostel geschrieben, man sollte nichts thun aus Beweggründen, die sich auf einen stattgefundenen Streit beziehen oder auf eitle Ehre. Allzeit soll das menschliche Gemüth zur Versöhnung bereit sein. Ueberhaupt hat ein Eid nur dann Verbindlichkeit, wenn man sich dabei feierlich auf die Zeugenschaft des Herrn berufen hat. In den meisten Fällen aber sind die Eide und die sogenannten Ehrenworte nur auf die Zeugenschaft der Menschen berechnet. Vor Menschen sucht man Ehre, da doch Menschen die wahre Ehre nicht geben können." So wurde aus des Geistlichen „Gebet" zum Schrecken der Officiere, die in dem kellerartigen Raume, der nur durch qualmende Kohlentöpfe erwärmt werden konnte, zu frieren begann, eine förmliche Predigt.

„Ich reise ab —!" sagte der Prinz Jedem, der ihm Glück wünschen wollte, und betrieb dazu in allem Ernst die Vorbereitungen.

Schon die Namen der Herren von Lauterbach und von Ellrodt, die eintreffen sollten, waren ihm Schreckbilder. Diese waren es ja, die seit dreißig Jahren in seinem engeren Vaterlande „wie Tyrannen" schalteten und walteten. Der Prinz kannte diese Männer. Die siebzigjährige Excellenz von Lauterbach hatte erst vor Kurzem in dritter Ehe ein Fräulein von Vietinghoff geheiratet. Der Prinz kannte das frivole Leben dieser Adeligen, die theils

dem fränkiſchen Brandenburg heimatlich angehörten, theils dorthin aus Preußen gekommen waren, um Aemter oder wenigſtens Vergnügungen zu ſuchen, die ſie in Potsdam und Berlin nicht finden konnten. Da gab es Reizenſteins, Hagens, Aufſeß, Künsbergs, Gravenreuths, preußiſcherſeits Treskows, Hochwächters, Klinkowſtröms, Baſſewitz, Plothos und aus dem voigtländiſchen Adel Beuſte, Boſes, Schirndings, Feilitzſche — alles Namen, die der Prinz nicht nennen hören konnte, ohne vor ihnen gleichſam ein Kreuz zu ſchlagen. Sie, die er alle für ſeine Feinde hielt, ſollten nun ſeine Schmeichler werden, ſollten ihm mit unehrlich gemeinten Huldigungen entgegentreten —! „Fort! Fort!“ rief er unausgeſetzt. Die Chriſtel bekam Befehl zum Packen. Es ſollte zunächſt nach Kopenhagen gehen.

„Müßte nicht —“ fragte Schröder, der ſich ſchon wie ein Miniſter geberdete — „müßte nicht Euer Durchlaucht Frau Gemalin avertirt werden?“

„Daß die ſich rüſtete, als regierende Markgräfin in Bayreuth einzuziehen —?“ polterte der Prinz erſt mit Zorn, dann mit zaghaftem Schrecken heraus. „Gott im Himmel,“ fuhr er fort, „nun bin ich in in ihren Augen vielleicht ſchön geworden! Nun kann man vielleicht mit mir leben! Nun tritt die Schloßwache ins Gewehr und trommelt, und ſie fährt nach der Eremitage und hat ihre Aventüriers bei ſich — von Wiesbaden und Schwalbach — von

Ems, wo sie von ihrem Schaumburg aus so leicht die verführerische Circe machen konnte —!"

„Dann müssen Durchlaucht Dero ersten Regierungsact die förmliche Scheidung sein lassen —"

Der Prinz merkte nicht, wie Schröder an seine Kopenhagener Flucht nicht glauben wollte. Besonders fürchtete der rathlose Thronerbe die Brüder seiner Frau, die von energischem Charakter waren. Einer derselben, ein Prinz Adolph von Anhalt-Schaumburg, war preußischer Generalmajor. „Jetzt, wo der Frieden im Werk ist, wird er die beste Zeit finden, mich zu brüskiren!" rief der Prinz und verzweifelte.

„Durchlaucht müssen wieder zur Ehe schreiten!" fuhr Schröder mit kecker Entschiedenheit fort.

Nun war es dem Prinzen zuviel. Er warf den Verführer zur Thür hinaus. „Hund!" schrie er hinter ihm her. „Versucher! Willst mir wol gar deine Theda in den Gräfinnenstand erheben lassen?"

„Was ist das nun wieder?" unterbrach ihn die Christel, die gerade hinzugekommen war, und rettete den Leibarzt vor dem Schimpf, mit Füßen getreten zu werden.

„Aber —" flüsterte Schröder der Christel zu beim Retiriren, „es muß doch ein Plan, es muß ein Operationsplan gemacht werden —!"

Die Christel hörte jetzt und auch später nicht auf die Einflüsterungen, womit sie der schlaue Intri-

gant verfolgte. Offen genug deutete er an: Heirateſt du mich und der Prinz wird Landesherr, ſo haben wir ihn in Händen, und für das Uebrige ſorgt dann vielleicht, geſchickt angelegt — unſre Theda —

Dieſe legte die ſchönſten, ihr vom Prinzen geſchenkten Kleider an und befleißigte ſich eines vollkommen anderen Tones, einer vollkommen anderen Haltung vor ihrem fürſtlichen Lehrer, als ſeither. Sie that, als ſpräche ſie nur mit einem Erzengel. Sie verneigte ſich auf Schritt und Tritt vor ihm, zitterte, halb wirklich halb künſtlich, wenn ſie mit ihm ſprach, ſchlich auf den Zehen, verwickelte ſich in Ausdrucksweiſen, als fehlten ihr die Worte, die ſich jetzt vor dem Beherrſcher eines Landes ziemten — alles das hatte ihr der Vater ſo beigebracht.

In dieſem Wechſel der Stimmungen vergingen drei Tage und ohne — Abreiſe. Huldigung kam auf Huldigung. Kaufleute aus Hamburg und Altona erboten ſich zu Vorſchüſſen. Projectenmacher bettelten um Privilegien, Versdrechsler und Anfinger reicher Perſonen, deren es in Hamburg noch heutiges Tages zur Entwürdigung der Muſe eine Menge gibt, ſchickten Carmina auf Goldpapier mit Blumen bemalt. Es fehlte nur noch Schimmelmann. Der berühmte Financier war verreiſt. Aber am vierten Tage ſprengte auch er in einer Carroſſe mit ſechs Pferden, zwei Läufern, vier Bedienten auf dem

Hintertritte, ganz als Cabinets-Miniſter und Geſandter am niederſächſiſchen Kreiſe, herbei und führte ſich mit einer Rede ein, die der Prinz anhören mußte, er mochte wollen oder nicht.

„Um Sein Schloß hätte Er mir nicht ſo viel zu ſchmeicheln brauchen —! Ich habe ſchon eine Wohnung in Hamburg —“ war des Prinzen ausweichende Antwort.

„In Hamburg?“ entgegnete Schimmelmann erſtaunt. „Der Contract iſt ja annullirt —!“

Der Prinz ſah Schröder's Eigenmächtigkeit. Davon mehr überraſcht als empört, fragte er zerſtreut:

„Er war verreiſt? Wohin —?“

„Nach Hubertusberg, Durchlaucht, wo ich jeden Punkt des gottgeſchenkten endlichen Friedens für unſre Majeſtät in Kopenhagen in Erfahrung zu bringen ſuchte! Unterwegs holt' ich ſchon die Geſandtſchaft ein, die von Bayreuth in jeder Stunde hier eintreffen wird! Sie mußte eine Nacht in Lüneburg ausruhen. Sonſt würde ſie wol ſchon vor mir angekommen ſein —“

Der Prinz war einer Ohnmacht nahe.

„Ich nehme ſie nicht an —“ ſchrie er plötzlich auf, nachdem er ſich geſammelt hatte, und wollte klingeln.

„Aber Durchlaucht —! Euer Gnaden werden ja als Fürſt weiſe wie Salomo, gerecht wie David regieren —“

„Schweig Er!“ ermannte ſich der Prinz. „Wer — wer — ſind — die Bayreuther Geſandten —?“ hauchte er dann wieder kraftlos.

„Der Eine iſt der Herr Hofmarſchall Geheimrath Wilhelm von Treskow! Wenn ich Euer Durchlaucht einen Rath geben darf, ſo ſcheint mir das ein Mann, dem ich beim Antritt Höchſtdero Regierung am allererſten auf die Finger ſehen würde. Dieſem Herrn iſt der ganze Hof-Etat übergeben. Aber die Verſchwendung am markgräflichen Hof war ſprichwörtlich geworden! Entre nous, Monseigneur, dieſer Herr von Treskow ſcharrt Summen auf Summen zuſammen —“

Der Blick auf ſeinen Stock, der dem Prinzen unwillkürlich entglitt, entmuthigte Schimmelmann, den weiſen Rathgeber zu machen. Aber der Prinz ſagte ſelbſt nach einer Weile:

„Laß Er das jetzt —! Was geben mich dieſe Canaillen an —! Wer iſt der Zweite —?“

„Das iſt der Herr Kammerherr und Commandeur der Parforcejagd, Herr Oberforſtmeiſter Theodoſius Chriſtoph Adam von Reizenſtein —“ begann Schimmelmann vorſichtiger.

Dieſer Name gab dem Prinzen einen wahren Stich durchs Herz. Liebte er ſchon die Jagd an ſich nicht, ſo am wenigſten die Parforcejagd. Einen Hirſch ſo durch die Wälder gejagt zu ſehen mit wildem Halloh, mit Peitſchengeknall und Rüden-

losophirt und Schach spielt. Denken — denken — wer denkt, mit dem hat's gute Wege. Glaubst du, dummer Maler, daß der Teufel mit uns philosophirt, wie man mit einander Schach spielt? Trunken macht er uns, würfeln thut er und hier noch würfelt er falsch — anders, als durch die Sinnlichkeit, kommt er uns gar nicht bei, nie durch Gedanken, durch Schachspielen. O, wie kindisch ist da auf dem Bilde die kleine Schachfigur, welche die Tugend vorstellen soll und sich vor Rührung die Augen mit der Schürze wischt! Nein Malerchen, um den schmucken Jungen hab' ich keine Bange. Gewinnt — oder verliert er: der Teufel kriegt ihn nicht. Sela."

„Nun frag' ich Sie, hochwürdiger Gönner, welch eine Sprache ist dies, was für Ideen, was für ein Mischmasch! Finden Sie in einem solchen Labyrinth von Worten Logik, geschweige Moral und Grundsätze? Es ist kein Wunder, daß . . . . ."

Hier stockte Schlachtenmaler. Häusliche Verhältnisse, die er längst geahnt hatte, wurden berührt. Das Papier zitterte ihm in der Hand. Das Herz pochte. Nachdem er einige Augenblicke die Hand vor die Augen gehalten, fuhr er fort: „. . . daß solche Maximen aus einem Hause kommen, welches vom Unfrieden umzäunt ist und die gelbe Fahne des Hasses aus dem Schornstein stecken hat. Tobianus' beschränkter Verstand vermochte es, den überspannten eines Blasedow seit Jahren zu täuschen. Die Frau des Don Quixote steht im Begriff, ihn zu verlassen und es mit dem Andern zu halten, wozu, wenn die Formen beobachtet werden, der Segen der Kirche nicht länger ausbleiben darf. Blasedow, wie man sagt, an Tobianus verschuldet, wagt nicht, sie

gebell — dann das zuſammknickende Thier ſich müde aufraffen, mit „Thränen“ im Auge nach einem Ausweg ſtarren — er ſelbſt, der Prinz, auf den wildreichen Fluren um Neuſtadt an der Aiſch, im Getümmel der von Ansbach herübergekommenen Herrſchaften, wie raſend auf ſeinem ſchaumbedeckten Roſſe, wild und blutgierig, ſo daß er einen trotzigen Jagdburſchen auf der Stelle niederzuſchießen vermochte —

„Aha!“ rief er aus. „Der kommt wol, weil er soupçonnirt —“

„Daß Euer Durchlaucht gerade im Forſt-Departement die daſelbſt ſehr üblichen Negligencen entdecken werden!“ fiel Schimmelmann ein. „O was wird im Forſtweſen nicht dem Fiscus Abbruch gethan! Wilddieberei—förmlich organiſirt durch die Hehlerei der Beamten — Holzfrevel — falſche Rechnungsſtellungen —“

Schimmelmann ſchilderte dieſen Herrn von Reizenſtein wie einen ſolchen Staatsverbrecher, den der Prinz ſchon unter ſich hätte fühlen müſſen, wie Sanct Georg den Lindwurm.

Schimmelmann's Audienz lockte das ganze übrige Perſonal vor Spannung an die Thür. Da ſtand zuvörderſt die Chriſtel. Dieſe erwartungsvoll ſchon hinter dem Prinzen ſelbſt. Ihr gegenüber und mit dem Verſuch, ſie zum Wechſeln bedeutungsvoller Blicke zu bringen, unter der Thür der Leibmedicus. Mit der Linken hielt er die Theda zurück, die dem

Herrn von Schimmelmann, einem Kenner alles Schönen, heute besonders aufzufallen schien, und hinter der Theda den weniger anziehenden Henning, gewöhnlich vom Vater selbst das Mondkalb geheißen. Sämmtliche Lakaien, sogar der Läufer Kienemann hatten Beweggründe, zu horchen, ob denn dem Schimmelmann, dieser entscheidenden Persönlichkeit, gelingen würde, das Eis beim Prinzen zu brechen und ihn zur Annahme des Markgrafenhutes zu bewegen. Denn schon sah sich ein Jeder angestellt als Leiblakai, Leibfourier, Leib-Silberdiener, wol gar als Geheimer Leib-Silberdiener und nun gar erst Geheimer Leibtreforier und mit den glänzendsten Tractamenten und mit einem Troß von Unterpersonal versehen, das ihnen sofort die schweren Arbeiten abnehmen mußte. Auch Stichert balancirte wie auf einem Kirchthurmknopfe. Trug man sich doch ein Wort des Prinzen zu, das gelautet haben sollte: „Geh' ich in mein Unglück und nehme den Markgrafenhut, so muß die Christel unbedingt vorher geheiratet haben —!"

„Ihrer Drei —!" unterbrach der Prinz lachend und wollte damit eigentlich sagen: Wer ist denn der Dritte?

„Ehre dem Ehre gebührt!" fuhr Schimmelmann fort. „Denken Sich Euer hochfürstlichen Gnaden —"

„Laſſ' Er die Unzukömmlichkeiten —"

„Denken Sich Euer Durchlaucht —" verbesserte

ſich Schimmelmann — „mein Erſtaunen, als ich in Lüneburg — wen erblicke? Geradezu den ſchönſten, herrlichſten Jüngling des Zeitalters — Erzherzog Joſeph in Wien gebührendermaßen auszunehmen —"

„Was ſchwatzt Er für Läſterungen vor Gott?"

„Durchlaucht!" fuhr der im Mythologiſchen heimiſche Weltmann fort. „Dem dritten Geſandten widerſtehen Euer Gnaden nicht! Das iſt die Beredtſamkeit ſelbſt oder der kleine Liebesgott mit der Leier, derjenige, ſo auf dem Löwen reitet—! Maria Thereſia, ich weiß es aus Wien, aus Allerhöchſtihrem Munde, dem Munde der hohen Kaiſerin — ſie hat es Anderen und mir perſönlich geſagt: Den Lichtenſteiner möcht' ich täglich einmal ſehen, und wenn ich in der Hoffnung bin, des Tages zweimal— "

„Er faſelt ja durcheinander! Den Lichtenſteiner? Wer iſt denn das?" unterbrach der Prinz.

„Euer Durchlaucht erinnern ſich eines Glaubens der Frauen —" Die Chriſtel ging und drängte die Theda von der Thür.

„Unſere allergnädigſte Kaiſerin hat bis jetzt elfmal Göttin Lucina angerufen —"

„Red' Er doch nicht ſo dumm dresdeneriſch und heidniſch!"

„Sind Frauen in der Hoffnung —"

„Weiß ſchon, was Er ſagen will —! Aber wer iſt der Lichtenſteiner —?"

„Ich verwirre mich — ja," fuhr Schimmelmann fort, „das ist der Baron oder, wollt' ich sagen, der jetzige Graf, der Herr Reichsgraf Fritz Ellrodt! Dieser wohnen doch in Wien in der Krugerstraße und allda in dem Alt-Lichtensteinischen Palais —"

„Der alte Ellrodt —?"

„Bitte zu Gnaden — der junge, Durchlaucht! Der brandenburgisch-bayreuthische Gesandte in Wien — der zugleich auch in Bayreuth selbst Minister ist — des Auswärtigen und des markgräflichen Hauses! Dieser Jüngling von jetzt erst — fünfundzwanzig Jahren könnte aber schon das Departement der Commercien übernommen haben; denn ich erstaunte schon bei meiner letzten Anwesenheit in Wien über die Schärfe des Urtheils, die Reife der Erfahrung, die Klarheit derer Principes, die —"

„Wer?"

„Der junge Ellrodt — besitzt —"

„Was soll das Alles mit der Kaiserin —?"

„Die äußere Schönheit des jungen Reichsgrafen, seine anmuthige Erscheinung hat ihn zum Liebling des Hofes gemacht. In Wien gibt es viel Cavaliere schlank wie Apoll. Die Ungarn zumal sind berühmt für ihr Exterieur — aber Freiherr — nein! jetzt der Reichsgraf Friedrich von Ellrodt überstrahlt sie alle!"

„Wird dann wol auch ein rechter Affe voll Ei-

telkeit ſein —“ unterbrach der Prinz faſt mit einem Anflug von Neid.

Auf den Affen bekam die unter der Thür ſtehen gebliebene Chriſtel von Schröder, der ſich ebenfalls zu ſtrecken und in apolliniſche Poſitur zu werfen begann, einen eigenthümlichen Blick zugeworfen, den ſie nicht aushalten konnte. Auch gerieth ihre Ich-loſe, entſagende, doch leidenſchaftliche Bewunderung vor männlicher Schönheit über die Schilderung aus dem Munde des däniſchen Hofmannes in erſichtliche Unruhe.

Schimmelmann gab einen Bericht über die Wiederbegegnung mit ſeinem Wiener Bekannten, dem jungen Grafen Friedrich von Ellrodt, als wenn ihm in Lüneburg mitten in der Nacht die Sonne aufgegangen wäre. Auf die Frage des Prinzen, ob der junge dem alten Ellrodt, dem Factotum des verſtorbenen Markgrafen, ähnlich ſähe und hoffentlich auch das Material beſäße, deſſen Schlechtigkeiten gutzumachen, zeigte ſich, daß der vielgereiſte halbe Kaufmann und halbe Staatsmann über die Perſönlichkeiten am bayreuthiſchen Hofe ebenſo unterrichtet war, wie ohne Zweifel über die meiſten kleinen deutſchen Höfe. Er wußte, daß der Vater dieſes „ſchönen Fritz Ellrodt“, den Maria Thereſia nach der ihr eigenen Offenherzigkeit im Beſprechen ähnlicher Dinge in ihrer Nähe zu haben wünſchte, ſo oft ſie Mutter zu werden hoffte, einer Familie von

Theologen angehörte, die seit länger als hundert Jahren in Süddeutschland geistliche Stellen bekleideten. Kaum von Jena und Halle gekommen, wurde der alte Ellrodt seines reichen Wissens wegen am bayreuthischen Hofe Pagen-Erzieher, kam dadurch dem Bruder des Prinzen Christian, als dieser regierte, unmittelbar nahe, klärte diesen über Mißbräuche der Hofverwaltung auf und ordnete die Finanzen des Landes so geschickt, daß selbst die Schwiegertochter Georg Friedrich Karl's, die böse Memoiren-Schreiberin Wilhelmine, von Philipp Ellrodt eingesteht, daß ohne ihn dem Hofe die Hilfsquellen versiegt gewesen wären. Ellrodt wurde hierauf geadelt, Minister, machte dreißig Jahre lang die äußere Glanzperiode des kleinen Landes möglich und hatte zwei Söhne, jenen vielgerühmten Friedrich und einen jüngeren, der am markgräflichen Hofe ebenfalls schon Geheimrath und Reise-Stallmeister war, als welcher er in diesem Augenblick vollauf mit dem Begräbniß des Hochseligen, mit der Ueberführung seiner Leiche nach jenem Kloster der „Weißen Frau", nach Himmelskron, zu thun haben mochte. Während die Brüder des alten Ellrodt bürgerlich blieben und ein erst vor Kurzem gestorbener die Stelle des Ober-Hofpredigers in Bayreuth bekleidete — jetzt war dessen Sohn des Vaters Nachfolger geworden — hatte Maria Theresia den durchaus kaiserlich, nie preußisch gesinnt gewesenen Minister soeben in den Reichsgrafenstand

erhoben. Der junge Ellrodt, der in Wien und am Reichstage von Regensburg brandenburgisch-bayreuthischer Gesandter war, entzückte die vornehme Welt an der obern und untern Donau. Von Gestalt groß und schlank, trug er sein röthlich-blondes Haar mit einer Freiheit, die sich zwar dem Zwangssystem der Mode, dem Brenneisen und dem Zopfbande fügen mußte, sich aber in den Locken an den Schläfen und in mancher anderen, aus dem Zwang herausschlüpfenden Eigenheit in ihrer Art gehen ließ. Schön stand ihm Alles, was er unternahm. Sein Benehmen in Gesellschaften war ungezwungen. Seine Stimme war der Wohllaut selbst. Fritz Ellrodt war Protestant, der Neffe und Enkel berühmter lutherischer Prediger, aber man zog ihn doch in solche Cirkel des Wiener Hofes, die anderen dortigen Diplomaten nicht zugänglich wurden. Nach Schimmelmann's Bericht hätte man glauben sollen, ein solcher Bote wäre wie ein Engel des Himmels und könnte eine Einladung in die Hölle zur Einladung ins Paradies machen.

„Schon in diesem Augenblick werden die Herrschaften bei mir in Hamburg abgestiegen sein —! Nehmen Sie Euer Durchlaucht freundlich und gnädig auf! Ich vermuthe, daß sie bei ihrer dringlichen Eile schon in wenig Stunden vorfahren —!"

Der Prinz suchte nach Luft. Der Athem versagte ihm. Fast schien es, als könnte er zum

Aeußerſten hingeriſſen werden, um entweder die Deputation abzuwehren oder ſich den Ueberredungskünſten derſelben zu entziehen.

Aber die Chriſtel, als wenn ſie hier die Rolle der in Schaumburg lebenden Anhaltinerin ſpielte und ein Fürſten-Diadem in ihr dunkles Haar zu flechten bereit wäre, ſagte, ergriffen von dem Bilde des „ſchönen Grafen Ellrodt“:

„Herr Baron! Ihre Miniſtres ſollen doch nur in Gottes Namen kommen!“

Mit dieſem Beſcheide flog Schimmelmann nach Hamburg zurück.

## Siebentes Capitel.

### Die Christel muß wählen.

Ein vergilbter, schwarzberandeter Bogen Papier liegt vor dem Erzähler dieser Geschichten. Eines der beiden Folioblätter desselben hat als Wasserzeichen den König David, der die Harfe spielt. Mit gelber Tinte, mit großen, kräftigen Kanzleischriftzügen steht darauf zu lesen:

„Demnach zur Bestreitung derer Abholung und Reisekosten Sr. nunmehr regierenden Hochfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg-Culmbach von Hamburg hierher Vierhundert Stück Karolins, fünfhundertsechzig Stück Ducaten, dann Viertausend Thaler Banco erforderlich sind, als hat der Kammer-Resident Moyses Seckel solche theils per Wechsel und theils in natura unverzüglich beizuschaffen. Signatum Bayreuth den 2ten Mart. 1763. U. H. von Lauterbach, Phil.

Freyh. von Ellrodt, Fried. Freyh. von Ellrodt. Dekret an den Kammer-Resident Moyses Seckel."

Die für jene Zeit und für die Geringfügigkeit des in Besitz zu nehmenden Landes nicht unansehnliche Summe von mehr als 8000 Thalern wurde herbeigeschafft. Moses Seckel, der bestallte Hofbankier in Bayreuth, hatte die Münze des Landes unter sich. Die 560 Ducaten, die er geliefert, waren vollkommen so neu, wie sie der Prinz, den man zum Markgrafen machen wollte, liebte, unentweiht vom Schmutz des Umrollens durch die Welt, frisch hervorgegangen aus dem Prägstock, übergeben der Hand des Mächtigen, nicht erworben, nicht erschwindelt, nicht mit dem Fluch derer belastet, die sich schon von ihrem Besitz hatten trennen müssen.

Dies Geld sollte theils zur Bestreitung der Reise des Dreiblattes Treskow-Reizenstein-Ellrodt dienen, theils als erste Morgengabe gleichsam zur Vermälung des Fürsten mit jenem weiblichen Genius, den noch jetzt die baierische Provinz Oberfranken und die Erlanger Studentenschaft bei ihren Commersen „Baruthia" zu nennen pflegt.

Schon die schlechten Wege durch die Wälder und Höhen des Voigtlandes, die reussisch-altenburg'schen Lande, die Spuren der Kriegsverwüstung in Sachsen, dann die über die Ausläufer des Harzes hinweg und die Lüneburger Heide machten für die beiden Gar-

zur Rede zu ſtellen; die Frau macht kein Hehl davon, daß ſie geboren ſei, um einer häuslichen Wirthſchaft, die ihren Zank, aber auch ihre Sonntagsküche und ihre Weihnachtsfreuden hätte, vorzuſtehen. Sie findet dies bei Blaſedow um ſo weniger als ihre vier Söhne in der Hauptſtadt leben und, wie ſich Blaſedow einbildet, von keinerlei häuslicher Zumuthung in ihren großen Anläufen zur Unſterblichkeit gehindert werden dürfen. Das Herz der Kinder iſt der Mutter durch Blaſedows Narrheit entfremdet; ſo ſteht ſie allein und ſucht, was ſie bei Tobiannus finden kann. Ob nun alle dieſe Vorgänge geeignet ſind, dem religiöſen Leben in meiner nächſten Umgebung Vorſchub zu leiſten, ob es nicht höchſte Zeit iſt, Blaſedow einſtweilen ſeiner geiſtlichen Functionen zu entheben und mir, bis auf weitern Entſcheid ſeinen Sprengel als Filial zuzutheilen, — das zu entſcheiden überlaſſe ich Ihrer Einſicht, hochwürdiger Gönner, und nenne mich, wie immer, Ihren in Leben und Tod dankbaren Verehrer und Schüler

Geigenſpinner.
Pfarrer in Mispelheim."

Dem heiligen Stephanus, der auch darum geſteinigt wurde, mochten die Läſterzungen der gegen ihn auftretenden falſchen Zeugen nicht ſo peinlich geweſen ſein, als Schlachtenmalern dieſe gleißneriſche Wolfshirtenpredigt eines Geiſtlichen. Daß er den Brief zerriß und, da er unfrankirt war, die Poſtverwaltung des Landes um einige Groſchen, ſich aber, wenn es entdeckt wurde, um einige Jahre Freiheit brachte, kümmerte ihn wenig. Der beginnende Lärm des Aufbruchs, die Trommeln und Querpfeifen, die Fanfaren des Staabstrompeters legten ſeinem Ingrimm die paſſenden Noten und Töne unter; er

roſſen, die theils die Perſonen, theils das Gepäck und die Dienerſchaft der Deputation geladen hatten, bei jedem Poſtwechſel zehn Pferde nöthig, ſechs für die hohen Herrſchaften, vier für den Fourgonwagen.

Der Hofmarſchall von Treskow war früher Soldat geweſen. In die Hofform und die durch ſie bedingte trippelnde Aengſtlichkeit hatte er ſich dermaßen hinein gefunden, daß er von Schiller's Typus eines Hofmarſchalls damaliger Zeit, dem Edlen von Kalb, nicht viel zu unterſcheiden geweſen wäre. Er ſchlief fünf Tage lang im fürſtlichen Wagen unabläſſig. Wachte er auf, ſo jammerte er, der Prinz würde den Markgrafenhut nicht annehmen und dann entweder an Ansbach oder Preußen ein Scepter fallen, das zur Zeit der Reformation jener wilde Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach-Bayreuth zum Entſetzen für ganz Deutſchland, zwei ſpätere Markgrafen, ebenfalls Chriſtian benannt, als weiſe deutſch-biedere Fürſten führten, Fürſten, auf die der Stamm der Hohenzollern ſtolz ſein durfte.

Auch Reizenſtein, der „Parforce-Directeur", war verabſchiedeter Officier. Er hätte den Namen der damals ſo verrufenen Reichsarmee, bei welcher er geſtanden, zu Ehren bringen können, wenn ein weißer martialiſcher Schnurrbart unter der rothen Perrücke, ein ſtetes Streichen desſelben und die An-

gewöhnung, Alles, selbst das Unschuldigste und Complaisanteste, in einem Donnerwetter-Ton vorzutragen, für wirkliches Heldenthum hätte gelten können. Ihn hatte man gewählt, um dem Prinzen zu imponiren. Denn der Ruf des Mörders eines Jagdburschen, eines die Leute zum Spasse Köpfenden, des Gefangenen von der Plassenburg erschreckte das ganze auf den Tod Friedrich's des „Unvergeßlichen" nicht vorbereitete Land. „Donnerwetter, wenn er immer noch capabel wäre —!" lautete bei jedem Stocken des Gespräche der drei Gesandten im währenden Fahren Herrn von Reizensteins Wiederanknüpfung des abgerissenen Fadens der Unterhaltung. Er wollte sagen: „Capabel, mit dem Stock selbst gegen Adelige auszuholen!" Ansbach war vor Kurzem durch den Tod von einem Herrscher befreit, von welchem man sich erzählte, er sollte einen Juden, der ihn mit Diamanten betrogen hatte, die in einen Orden für den König von England eingesetzt und in London für falsch erkannt wurden, vor seinen eigenen Augen haben köpfen lassen. War auch an diesem jetzt widerlegten Märchen nur so viel wahr, daß der Schwindler auf Lebenszeit auf eine Festung verwiesen wurde, so mußte doch die Vergleichung des in Deutsch-Dänemark lebenden Prinzen mit diesem seinem so nahen Verwandten wahrhaft schreckhaft und dem Lande unheimlich sein. Reizenstein's Streichen seines Schnurrbarts sollte bedeuten:

Wenn er ſich etwa an uns vergreift, dann —! Aber die martialiſche Drohung mit dem Aeußerſten war bei dem gewaltigen Parforce-Nimrod nie ſo ernſthaft gemeint. Auch ihn hatte das Hofleben hinlänglich abgeſchliffen. Zugleich war ihm die Curioſität bekannt, daß der Prinz hinterher die Wunden, die er geſchlagen, bezahlte. Da eröffnete ſich vielleicht für den heruntergekommenen Adel des Landes — wir übertreiben nicht — eine neue Einnahmequelle.

Der dritte Bevollmächtigte, jener jugendlichſte aller Diplomaten, die je einen Fürſten am Hofe eines andern Fürſten vertreten haben, halb noch ein Student und ſchon Miniſter, der vielgeliebte Fritz Ellrodt (in dem eben mitgetheilten archivaliſchen Document hatte er ſich noch Freiherr unterſchrieben, obſchon die Ausfertigung ſeiner erblichen Reichsgrafenwürde ſchon in der Kanzlei des Grafen Collorede in Wien auf ihn wartete), vertröſtete zum Guten. Vorläufig erklärte er den Zagenden, es wäre die Annahme des Markgrafenhutes ſeitens des, wie vorausſichtlich, Letzten der Linie Gulmbach, des Vorletzten der fränkiſchen Brandenburger überhaupt das einzig Wünſchenswerthe und aufs Aeußerſte zu Erſtrebende.

„Warum des Letzten? Warum des Vorletzten?“ fragte Herr von Treskow.

„Donnerwetter —!“ fiel Reizenſtein ein. „Wird

denn die Coburgerin in Ansbach keine Kinder kriegen? Was sind denn das jetzt für Generationen bei den Fürsten? Der unsrige kann ja auch noch 'mal heiraten —"

„Ohne geschieden zu sein?" bemerkte Treskow.

„Hahahaha! Das macht man bei uns in Schnabelwayd um einen Gulden dreißig Kreuzer ab —" meinte Reizenstein und lachte sich selbst schallenden Beifall.

„Die Schaumburgerin, gebt Acht! kommt nach Bayreuth. Die wird sich die Eremitage und Sanspareil entgehen lassen —!"

„Na! Na! Wird das die Marstaller dulden? Und jetzt soll ja gar eine neue — eine Quacksalbertochter die Favorite sein. Sacre bleu!" meinte Reizenstein und schüttelte sich vor Lachen.

Fritz Ellrodt blieb zu dem Allen ruhig. Dem in der That anmuthigen jungen Mann flossen nur Worte über die Lippen, die man kaum von seiner Jugend hätte erwarten sollen. Maria Theresia hatte nicht Unrecht, den jetzt erst 25 Jahre Zählenden, der schon als Mitminister seines Vaters unterzeichnete und zugleich das kleine Fürstenthum als Gesandter in Wien und Regensburg vertreten durfte, die Zierde ihres diplomatischen Corps zu nennen. Dem gefälligen, sich elegant und dabei doch noch fast wie studentisch gebenden Aeußeren entsprach die feine Geistesbildung. Schon nach seinen Studentenjahren,

die Fritz Ellrodt in Erlangen und Jena zugebracht, hatte er die Welt gesehen, die Niederlande, Frankreich, die Schweiz und Italien bereist. Er sprach fertig Französisch, Italienisch, beide Sprachen so gewandt, wie damals leider die besterzogenen Deutschen ihre eigene Muttersprache nicht handhabten. Aber auch in dieser war der Ministersohn, den der Vater trotz abgöttischer Liebe nicht verzärtelt hatte, nicht hinter der Literatur des Tages zurückgeblieben. Der Zusammenhang mit seinem geistlichen Verwandten, seinem heißgeliebten Onkel, dem leider vor einigen Jahren verstorbenen Oberhofprediger Ellrodt, dann mit dessen Sohne und Nachfolger, die Vorliebe für Erlangen, diese junge Schöpfung des eben dahingeschiedenen Fürsten, der Verkehr in Wien mit den hervorragenden Geistern der sich damals mächtig regenden aufklärenden Bewegung, vor Allem mit dem soeben in Wien zur Professur gelangten reformatorischen Pionier der späteren josephinischen Zeit, Sonnenfels, hatte trotz der französischen Hofbildung Beziehungen zum deutschen Geistesleben bei diesem jungen Staatsmann zur Folge, wie sie sich in der damaligen Hofsphäre selten fanden.

„Was meinen denn Sie, Herr Graf?“ fragten die beiden Begleiter ihr eigentliches Cerebrum, den Denker und Wortführer.

„Vederemo!“ antwortete dieser, im Wagen bald lesend, bald Silhouetten schneidend, verbesserte sich

aber sofort: „Halt! Ich spreche Italienisch! Wir wollen uns Alle befleißigen, gute Deutsche zu sein! Ich höre, der Prinz soll die Eigenschaft haben, sein Vaterland zu lieben!“

„Mir soll Alles recht sein,“ meinte Reizenstein, „wenn er mir nur meine Leute im Forst nicht todtschießt!“

Fritz Ellrodt suchte die Besorgnisse zu zerstreuen und rieth, die Reise von ihrer erheiternden Seite zu nehmen. Mühsam versuchte er selbst dafür den Ton anzustimmen. Ueberhaupt durfte man bezweifeln, ob die dem jungen von den Göttern wahrhaft mit Liebesblicken ihrer Gunst angesehenen Grafen eigene Neigung zum Scherz, zum Tändeln im Gespräche, zum Vermeiden alles dessen, was trübe Vorstellungen wecken konnte, eine natürliche war. Manche behaupteten, am Herzen des jungen Grafen, der alle Welt, auch den gemeinen Mann, durch Herablassung und Leutseligkeit für sich einnahm, nagte ein Kummer. Die drückende Last etwa seiner bürgerlichen Herkunft konnte die Ursache nicht sein. Die Ersten der Zeit kamen ihm mit Werthschätzung entgegen. Im Hause des Fürsten von Lichtenstein in Wien, wo eine fränkische Landsmännin von ihm, eine Prinzessin von Oettingen-Spielberg, nächst der schönen gefeierten Auersperg die hervorragendste Erscheinung der vornehmen Wiener Weiblichkeit, die Rechte der Hausfrau übte, wohnte der zu jeder Zeit mit Jubel be-

grüßte „Fritz“ wie ein Bruder des Prinzen Karl von Lichtenstein, ihres Gatten, dem Geburtsadel vollkommen ebenbürtig. Ein Herzenskummer war es noch weniger, was an ihm nagte. Denn den Frauen gegenüber wäre der junge Mann überall Sieger gewesen, wenn ihm die damals so übliche flüchtige Galanterie, der leichtsinnige Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht eigen gewesen wäre. Ihm näher Stehende wollten erkannt haben, daß sein Kummer nichts als — der Glanz, der Reichthum, die Herrschsucht seines Vaters, dessen schlimmer Ruf im deutschen Lande und — sein eigens geschenktes Glück war! Schon in der Wiege hatte er Alles gefunden, Wohlergehen, Freude, jeden gewährten Wunsch. Sein Vater galt für einen jener Allgewaltigen, die, wie Graf Brühl in Sachsen, Graf Monmartin in Würtemberg, statt Recht und Gerechtigkeit nur Willkür walten ließen. Aber sein Souverän wollte es einmal so, und Fritz Ellrodt liebte seinen Vater; sein Vater war gegen die, denen er wohlwollte, gut und weich. „Gutherzig sind sie Alle —!“ Das paßt nicht blos auf die, die Schiller bei seinem Wort im Auge hatte.

In diesem Augenblick milderte die sonst so heitere Außenseite des jungen Minister-Studenten auch der Schmerz um den so früh abgerufenen Markgrafen Friedrich, dem sich die Sorge zugesellte um seinen eigenen jüngeren Bruder. Dieser, German seines

Namens, war ebenfalls schon ein „Geheimrath" des Kleinstaates und Reise-Stallmeister des Markgrafen. Der Jüngling hatte sich den plötzlichen Tod seines geliebten Herrn so zu Gemüth gezogen, daß er an der Leiche desselben, die nach dem Kloster Himmelskron zu überführen seines Amtes war, ohnmächtig zusammenbrach. Eine Krankheit folgte, die bei seines Bruders Abreise einen bedenklichen Ausgang zu nehmen angefangen hatte. In Hamburg hoffte Fritz Ellrodt Nachrichten zu finden. Es betrübte die jugendliche „Excellenz" nicht wenig, gleich bei ihrer Ankunft zu hören, daß „aus dem Reiche" unter ihrer Adresse nichts angekommen war.

In Hamburg hatte man in einem großen Gasthause absteigen wollen. Jetzt nahm man die Einladung des Barons von Schimmelmann an, Folge der zufälligen Begegnung der Reisenden mit ihm in dem Städtchen Lüneburg. Nur die Diener, auch der mitgenommene Secretär, der Wunschold hieß, wurden dem altberühmten Gasthause „zur Stadt London" überlassen.

In großartiger Auffahrt, mit Staatskleidern und Trauer-Emblemen an den Hüten und Achseln, die Diener in Gala, ebenfalls mit Flören am Arme, erschien die Deputation in Wandsbeck.

Es war ein sonniger Tag. Schnee und Eis schmolzen auf den Wegen. Der Schimmelmann'sche Läufer war von unten bis oben mit dem Koth

der Landstraße bespritzt. Hie und da sah man schon das erste junge frische Grün auf den noch halb in Wasser stehenden Wiesen. Wolken von Staaren kamen von Süden gezogen und verhießen durch ihre frühzeitige Ankunft ein schönes, sonniges Jahr. Sagten doch die Menschen: Friede, Friede ist im Lande!

Es verstand sich von selbst, daß der Wortführer der Abordnung der junge Reichsgraf war, der noch nicht lange ausgetretene Senior der „Baruthia" in Erlangen, der „Franconia" in Jena. Treskow hatte nur die erste Anrede, die sich zunächst dem Beileid um den Hochseligen widmete, zu halten. Dann sollte Reizenstein, so hatte man verabredet, mit einer Art Toast auf die Lebendigen einfallen, die sich die Erbschaft der Todten schmecken lassen. Le roi est mort, vive le roi! Zuletzt hatte der junge Ellrodt, ohnehin Gesandter am Regensburger Reichstage, die eingehendere Aufgabe der Ueberredung und der näheren Verständigung.

Wie man hatte erwarten dürfen, so war es. Man fand ein ersichtlich bis auf's Stäubchen gesäubertes, frisch gescheuertes, mit frischen Gardinen, ausgeklopften Teppichen versehenes, auf den Empfang gerüstetes Schloß. Auch duftete es, zum großen Trost für den Hofmarschall, der von „kalten Speisen" als der Liebhaberei des Prinzen gehört hatte, aus den Küchen von jenem kräftigen Bratengeruch, der Herz und

Nieren ſtärkt. Ein weißglänzender Mittagstiſch, über und über mit Silber bedeckt, blinkte im Eßſaal. Die Chriſtel hatte ſich in einen beinahe fürſtlichen Staat geworfen. Alles im Schloſſe trug blaue und rothe Livree, wie nur in Sansſouci — die Livreen des großen Feldherrn und Liebhabers eines gefüllten Staatsſchatzes in Sansſouci eben auch nicht immer die friſcheſt vom Schneider gekommenen waren.

Auf den erſten Schrecken über die perſönliche Begegnung mit dem däniſchen General-Lieutenant, der ſeine ſämmtlichen Orden, den Degen und Federhut trug, und auf die völlige Decontenancirung der beiden Alters-Präſidenten der Botſchaft, die mit ihren auswendig gelernten Reden, ſowol mit der trauernden wie mit der fröhlichen, umſomehr ins Stocken geriethen, als in des Angeredeten Art eine entſchiedene Tendenz zum Feierlichen lag, die ſich einem Redner gegenüber nicht etwa mit leutſeligen Unterbrechungen kundgab, ſondern ſtarr und ſtumm wie eine Bildſäule Stand hielt und ſich kein Jota von der dargebrachten Allocution entgehen ließ, folgte aus dem hochfürſtlichen Munde folgende entſchiedene Erklärung:

„Mein in Gott ruhender Neveu und deſſen erſte Frau Liebſte haben dafür geſorgt, daß ich für die brandenburgiſchen Lande annehmen konnte, ich ſei vollſtändig todt und vergeſſen! Hab's denn auch **à peu près** ſchon lange verſchworen, mich in dieſem

fühlte jetzt, wie grausam man im Lärm kriegerischer Instrumente werden kann und wie gewisse Trompetenmärsche nur erfunden sind, um mit mehr als Muth, um fast mit Blutgier in den Feind zu stürzen. Celindens Morgengruß, der heute sich wie ein langer Klingelzug ausnahm, indem sie um tausend Hülfeleistungen in dem anbrechenden Gewühle schellte, kümmerte ihn so wenig, wie Sophiens zweideutiges Lächeln: er wußte recht gut, daß die Frauen nie charakterloser sind, als wenn sie Männerschutzes bedürfen, nie schmeichlerischer, als wenn sie Furcht haben. Sophiens lockendes Girren konnte er nur mit gleichem, aber höhnischem Lächeln erwidern. Obgleich heute geschossen wurde und die beiden Lunten zu den Kanonen schon lustig im Dorfe brannten und einstweilen noch, bis zum Beginn der Feindseligkeiten, als Fidibus für holländische Thonpfeifen dienten, so dachte doch Schlachtenmaler nicht, sich in die bombenfeste Kutsche zurückzuziehen. Wäre der Feldzug nur ernstlich gemeint gewesen, er hätte sich als Freiwilliger gern einreihen lassen, um sich nur auf unschädliche Weise (unschädlich für seine Umgebung) seines Ingrimms zu entleeren! Der Verlust des Operationsplans ließ ihn hoffen, daß sich vielleicht doch noch eine Collision entspinnen dürfte, wo eine äußere Verwirrung die innere heilen könnte.

Indeß sah man den Generalissimus nicht! Das jenseitige Lager wurde lebendig, erst wie ein Schlaftrunkener, der sich noch einige Male im Bette dreht und wälzt, bis er aufsteht, dann wie ein Gähnender, der in aller Eile seine Toilette macht, endlich, wie wenn die Fenster aufgerissen werden und man die Hand hinausstreckt, um zu sehen, was für Wetter ist. Auf einige Raketen, die drüben aufflogen und trotz der

Leben allda wieder blicken zu lassen —! Meine Tage sind gezählt, so daß ich entschlossen sein muß, diesen Kelch an mir vorübergehen zu lassen. Bitte dahero die Herrn Ministres, anderweitige Fürsorge zu treffen und mich ein- für allemal zu präteriren."

Auf dies kategorische Wort folgte ein allgemeines Verstummen.

Herablassend fragte hierauf der Prinz Jeden, wer er wäre und welchen Status er im Dienstschematismus bekleidete. Dabei bediente er sich schon des Vorrechtes aller Regierenden, sich gegen Niemand mit größerer Menschenverachtung zu ergehen, als grade — gegen die nächsten Umgebungen der Throne, den von den Fürsten „gefütterten Adel."

Treskow hauchte seinen Namen und seine Titel und Reizenstein kollerte die seinigen heraus.

Ein Wunder, daß der Prinz nicht sogleich heraus-fuhr: „Ihn würd' ich vorläufig als Regent gar nicht brauchen können!" Er sagte nur: „Den Ansbachern wird Er ja recht willkommen sein —!"

Reizenstein wollte erwidern. Der Ansbacher, wollte er sagen, der junge Markgraf Karl Alexander, würde sich für die Bayreuther Parforcejagd schon selbst einen seiner Ansbacher Adligen, einen Seckendorf von den hundert Seckendorfs, von denen es im Ansbach'schen wimmelte, mitbringen, und gar erst die Preußen würden Alles zu barem Gelde machen und

die Wälder an die Speculanten verkaufen. Aber die Vorbereitungen zu einer solchen langen Rede hätten doch bei ihm eine Viertelstunde gedauert. So zog er vor, seinen Schnurrbart zu drehen und ein Räuspern und Husten vernehmen zu lassen, das die nebenan lauschenden Diener, vor Allem die von dem Anblick des dritten Gesandten wie bezauberte Christel, vom Schlüsselloch, um das sie sich drängten, wie ein Sturmwind wegfegte.

Jetzt sollte der dritte der Deputirten um seinen Namen und Stand befragt werden. Hier zog der Prinz mit seiner Grobheit die Segel ein.

„Setzen Sie sich" —! sagte er erst jetzt — „Herr von — Graf von —" Den jüngsten Minister, der je gelebt haben mag, redete er nicht mit dem damals allerdings nicht grob gemeinten Er an, sondern mit der Mehrheit dieser unserer an sich so sonderbaren, den Italienern nachgebildeten Höflichkeitsbezeichnung.

„Graf Ellrodt —" sprach Treskow verbindlichst, das Wort ergreifend für den jungen Wortführer, der zunächst einen Gruß von seinem Vater, die Bitte, diesen in Gnaden Sr. Durchlaucht empfohlen zu halten, vortrug, dann aber mit klangvoll heller Stimme, fest und treuherzig fortfuhr:

„Euer Durchlaucht würde uns zu Ueberbringern einer wahren Hiobspost machen, wenn wir wirklich die Erklärung heimbrächten, daß die natürliche Erb-

folge-Ordnung unseres geliebten Herrscherhauses in diesem Falle nicht gelten sollte und ein Land, das seither seinen Herrschern wahrhaft lieb und heimatlich gewesen, jetzt an Miethlinge käme. Durchlauchtigster Prinz! Der Hirt läßt sein Leben für seine Schafe —"

Kannte der junge Graf die Neigung des Prinzen für biblische Wendungen oder lag sie im Geist der Zeit? Der Prinz antwortete nichts. Durch die Beibehaltung seiner alten Titulatur schien er befriedigt.

„Wir sind erschüttert —" fuhr der jugendliche Sprecher fort, „von diesem jähen Hintritt unseres edlen Friedrich! Aber die Patrioten sind weit entfernt, zu behaupten, daß des Höchstseligen Regierung eine durchweg weise und dem Lande glückbringende gewesen —"

„Hum!" hatte hier das einfache, bedenkliche Brummen des Parforce-Directeurs gelautet. Dieser eine Laut klang wie der Donner eines verrollenden Gewitters.

Jeder anderen Persönlichkeit hätte der Prinz gesagt: Schlimm genug, daß Ihr Herr Vater das Land ruiniren half —! Dem soeben Sprechenden, bei dem sich Freimuth und Würde paarte, wagte er kein so herbes Wort.

„Wie ruhmvoll für einen Nachfolger," fuhr der junge Graf fort, „der sich eine Verbesserung unserer

in der That ziemlich zerrütteten Umstände angelegen sein läßt! Der Krieg hat uns, Dank der Verwandtschaft des Hochseligen mit dem Hause Preußen und der besonderen Gnade Ihrer Majestät der Kaiserin, leidlich verschont. Dennoch sind dem Lande schmerzliche Wunden geschlagen worden. Alles liegt darnieder. Käme jetzt ein Miethling in unser Haus, nicht der Herr, der angeborne, leider seinen Kindern noch zürnende Herr, er würde sich nur einen vorübergehenden Gewinn zu erwerben suchen, würde nicht im Lande selbst wohnen, würde die Bürger der Hauptstadt um Brot und Erwerb bringen, bis uns endlich Preußen übernimmt, wo wir erleben könnten, daß uns dieser Staat gegen eine Erweiterung Schlesiens an Oesterreich austauscht. Dann zöge ein wildfremder Geist bei uns ein, wol gar ein katholischer —!"

Der Prinz gerieth in sichtliche Aufregung. So sollte sich Oesterreich ins Reich hinein erstrecken? Da mußte man ja schon die alten treuen Lutherlande von Jesuiten überzogen und zum katholischen Glauben zurückgeführt sehen.

Reizenstein und Troskow waren von dieser unter ihnen gar nicht verabredeten Wendung, die der jugendliche Staatsmann wie in genialer Inspiration gebraucht hatte, aufs Aeußerste überrascht. Ihr höfischer Sinn witterte sogleich Mißliches, das ihren Enthusiasmus dämpfte. Doch erschien ihnen der

junge Diplomat zu eingeweiht in die Vorgänge der hohen Politik, als daß sie nöthig befunden hätten, die Beweiskraft seiner düstern Perspectiven durch Zeichen des Unglaubens zu entkräften.

„Wie schön," fuhr das jüngste Mitglied des Wiener diplomatischen Corps mit gesteigertem Ausdruck seiner natürlichen Beredtsamkeit und seine rothblonden Locken an den Schläfen neben dem Zopfe schüttelnd, so daß der Puder herunterfiel, fort, „wie schön, einem Lande als ein neuer Herrscher gegenüberzutreten, vom Morgenroth der schönsten Hoffnungen auf einen Bund der Liebe und gegenseitigen Beglückung verklärt! Durchlaucht haben schon lange gelernt, den eitlen Glanz der Erde von den wahren Schätzen zu unterscheiden, die wir uns vor Gott erwerben! Sie, Sie können nur Glück und Segen verbreiten! Warum wollen Eure Durchlaucht dem Rufe der Vorsehung aus dem Wege gehen — ?"

Alles schwieg. Der Prinz schien bewegt. Die Christel weinte schon sogar, hätte aber doch Jeden zurückgestoßen, der unter den Lauschenden gewagt hätte, hier eine den gemeinen Bedingungen des Lebens angehörende Bemerkung oder Bewegung zu machen. Sie hörte einen ihrer Seraphs aus Klopstock's „Messiade" sprechen.

Nach einer Weile fuhr die harte, ungleiche, bald zaghafte, bald sich polternd überstürzende Stimme des Prinzen hervor:

„Ganz schön gesprochen! Aber man muß denn doch Flügel haben, wenn man fliegen soll! Organe fehlen —! Habe schon lange die Herrschaften da oben im Gebirge satt gekriegt. Nichts als Lügner, Schmeichler, Heimtücker sind's —!"

„Durchlaucht —!" war die bittende Beschwörung von den Lippen aller drei Gesandten zu gleicher Zeit. Reizenstein's Bitte klang fast wie eine Drohung.

„Habt da nur Canaillenvolk großgefüttert!" fuhr der Prinz fort. „Voltaire hat einen französischen Windbeutel nach dem anderen bei euch abgesetzt. In Potsdam kam er nicht mehr an mit seinen Schuldenmachern und verdorbenen Schöngeistern, denen er, weil sie ihm schmeichelten, Stellen verschaffte. Da suchte er sich dafür andere Nester. Eine wahre Schande, wenn ich die Liste Eurer Ritter vom Rothen Adler-Orden durchsehe und die Kammerherren-Liste —! Nichts als Franzosen und Ausländer darin! Euch kann nur der große Stallbesen helfen, der von Ansbach oder Potsdam kommt —!"

„Oder von Wien —!" setzte mit Seufzen Treskow hinzu, dem die Wirkung zu beherzigenswerth blieb, welche durch Hereinziehung der Möglichkeit eines Umtausches der deutschen Fichtelgebirgs- und Oberen-Main-Lande an Oesterreich vorhin auf den Prinzen hervorgebracht schien. Daß Preußen gerne von Sachsen die Lausitz gehabt hätte gegen Cession

seiner Ansprüche auf die alten fränkischen Erblande, war allgemein bekannt.

Eine politische Vermuthung jedoch, die der junge Ellrodt aussprach, und die Wiederholung derselben durch ein Hofgeschöpf wie Treskow, war für den Prinzen zweierlei. Letzterer sah den Verwalter des Hofstaates, den Arrangeur der Feste, die so viel Geld gekostet hatten, mit einem durchbohrenden Blick an, ohne etwas zu erwidern. Sein Lächeln über die Einmischung des Hofmarschalls war für den ohnehin beklagenswerthen Vorstand eines Hofstaates, der sich zuweilen lucullisch, dann aber auch wieder sehr ärmlich zu geberden pflegte, so herabwürdigend, daß ihm Graf Ellrodt mitleidig zu Hilfe kam und sagte:

„Schon vor dreihundert Jahren hat Oesterreich unsere Heimat durch den Grafen Schlick interimistisch verwaltet. So gut Preußen wegen Georg's des Frommen auf Schlesien Ansprüche gemacht hat und wenn es wollte, auch auf Ungarn Ansprüche machen könnte — natürlich mit willkürlicher Auslegung der Urkunden — so könnte auch Oesterreich Ansprüche auf die preußischen Erblande erheben. Das steht fest, wir sind dem Hause Oesterreich lehnspflichtig. Dem kaiserlichen Lehnhof haben wir eine jährliche Abgabe zu zahlen, so gut wie dies die Krone Preußen selbst thun muß für gewisse ältere Abmachungen, die vom Burggrafenamt in Nürnberg

stammen. Vielleicht beseitigt der Friedensschluß dies seltsame Verhältniß, das sich auf die Zeiten des Mittelalters, eine alte Erbschaft, die Güter einer Gräfin von Rätz, zurückführt!*) Bei alledem müßte es vorgesehen sein, daß ich unmittelbar nach Euer Durchlaucht gnädigster Zusage nach Wien reise. Ich würde nach Bayreuth, ob nun mit Ja! oder Nein! nicht mehr zurückkehren können, sondern sofort von hier aus über Dresden an den kaiserlichen Hof müssen. Lassen mich Euer Durchlaucht den Ueberbringer guter Botschaft sein! Noch stärke sich Preußen nicht durch unser von Gott gesegnetes Land! Ein Fürst ist noch da, der es als ein würdiges Glied in der Kette der unabhängigen, nur Kaiser und Reich verpflichteten deutschen Staaten erhalten und aus ihm eine Pflanzstätte machen wird deutscher, frommer Bürgertugend! Die Kaiserin würde überglücklich sein, wenn ich ihr diese Kunde brächte!"

In dem verbitterten Gemüth des Prinzen wälzte sich ein Gedanke über den anderen. Keiner konnte zu einer strikten Erwiderung geformt werden. Zu Treskow und Reizenstein würde er, wenn diese von einer Ankündigungsreise nach Wien gesprochen hätten, gesagt haben: Ihm sticht wol schon der neue Maria-Theresien-Orden in die Nase? Dem jungen

*) Erst im Teschener Frieden geschah's.

Ellrodt hätte er etwas erwidern mögen, etwa: Was helfen die besten Absichten der Fürsten, wenn man nicht unterstützt wird? Oder: Der Stoff ist schlecht, aus welchem der redliche Wille bessere Zustände formen möchte! Geldgier, Bestechlichkeit, Kriecherei sind die Laster der Zeit überall und auch bei Euch —! Aber das waren zu viel Gedankenreihen auf Einmal. Er konnte sie nicht bewältigen, sondern schüttelte nur einfach den Kopf und lachte in seiner Art wie hämisch in sich hinein.

Die Einladung zum Mahle bot für alle eine Auskunft, sich zu erholen und zu dem ferneren Widerstande, den der Prinz leisten wollte, zu sammeln. Einen der vielen Gedanken, die sich wie im Gewühl einander aufhoben, hätte der Prinz niemals gewagt auszusprechen. Er betraf sein eheliches Verhältniß. Sich förmlich scheiden lassen zu müssen, wenn er regierte, das wäre dann nothwendig geworden. Sonst hätte er erleben können, daß die Schaumburgerin in Bayreuth erschien und sich vor seinen Augen als regierende Markgräfin aufpflanzte. Auch sah er voraus, daß man ihn bestürmen würde, sich wieder zu verehelichen. Ein Hof ohne Prinzessinnen oder wenigstens nach damaliger, allerdings von ihm verabscheuter Sitte, ohne Favoritinnen, war für den Hofadel und die damals grundverdorbene Bürgerschaft aller deutschen Residenzstädte ein Kirchhof.

Die Speisen waren ausgesucht und diesmal etwas

wärmer erhalten geblieben als gewöhnlich. Kaum wußte auch heute der Prinz, was er aß. Nur in sein Kämmerlein hätte er gehen und beten mögen. Daß er auf herrenhuterische Art das Bibellos befragte und blindlings mit dem Finger in seine Hallische Bibel hineinfuhr, um zu sehen, ob der Vers, auf den er tippte, ein Orakel, abmahnend oder zuredend, schien, hatte sich schon seit der ersten Nachricht vom Tode des Markgrafen Friedrich von selbst verstanden. Was er da aus dem Buch der Bücher entnommen hatte, schien ihm immer anzurathen, das Irdische fahren zu lassen und nur nach der Krone der Gerechtigkeit zu trachten.

Christel ließ sich nicht beim Mahle sehen. Sie leitete die Ordnung desselben hinter der Scene.

Die Neugier, die vielbesprochene „Maitresse" des Fürsten (so entstellte das Gerücht auf einen falschen Schein hin) zu sehen, war bei Treskow und Reizenstein lebhaft genug. Ihr Begleiter, der Secretär Wunschold, hatte es besser. Der speiste mit dem „Leibarzt" des Prinzen, woraus sich eine Intimität entwickelte. Theda und Henning fehlten nicht bei diesem Mahl, und auch die Christel hätte theilnehmen sollen, wenn ihr nicht in diesem Augenblick jeder andere Durst und Hunger als für Himmelsspeise gefehlt hätte.

Schröder und dieser Wunschold schienen verwandte Naturen, obschon sie sich äußerlich nicht glichen.

feuchten und regnerischen Luft (die uns ja immer stört, wenn wir einmal etwas Ordentliches vorhaben!) einen angenehmen Effect machten, antworteten die Unsrigen mit gleichem Gruße. Hätte es in den französischen Revolutionskriegen nur gut gethan, so würden auch hier zwei Luftbälle sich erhoben haben, um die feindlichen Stellungen zu übersehen! Die Truppen standen in Reih' und Glied schon im Dorfe aufgestellt, öfters genöthigt, dem auf die Waide getriebenen Vieh Platz zu machen: denn es war ausdrücklicher Befehl, daß die Armee weder Ackerbau, noch Viehzucht, diese Quellen der Landeswohlfahrt, stören und trüben durfte. Da drüben hörte man die fürstlich Vierhufen'sche Capelle, die heute in Uniform gesteckt war, einige Couplets aus dem Barbier von Sevilla spielen; vielleicht rasirt sich der Feldherr noch, dachte man. Da aber die Pferde sich vor Muth den Gaumen auf den Kandaren zerbissen und die Infanterie schon so lange stand, daß alle Augenblicke Einer aus dem Glied treten und seine Nothdurft verrichten mußte, so wurde jetzt beschlossen, bei dem Hauptquartier einmal leise anzupochen und dem Feldherrn ein: Wohlgeruht? zuzurufen. Einige Officiere vom Stabe betraten den Vorplatz seines Zimmers — kein Laut — sie traten ein und erstaunten, den Generalissimus noch im Hemde zu treffen, bei heruntergebranntem Lichte und wie eine Versteinerung in einem großen Quartanten lesend. „Herr Obrist!" rief man leise, fürchtend, die Gestalt möchte, wie einst vor Gallieranruf der römische Senator, in Staub zerfallen..... Gespenstisch wandte er sich zurück, gläsern blickte er den Generalstab an, sah zum Fenster hin und erstaunte, daß es schon so zeitig sei. Wer das Leiden mit dem Manne sah, hätte weinen mögen: der Verlust des Opera-

Wunschold war ein kriechend unterwürfiger Mensch gegen Höhergestellte, nach Unten hin impertinent. Von seinen Vorgesetzten hatte er die Weisung bekommen, zu sehen, ob auf die „Maitresse" nicht zu wirken war. In jener Zeit machten sich die wichtigsten Dinge durch die Hintertreppe. Eine Kammerfrau der Marquise von Pompadour vermochte in Versailles mehr, als eine Dame vom ältesten Adel Frankreichs.

„Wo haben Sie studirt, Herr Doctor —?" fragte Wunschold, der kein gewöhnliches Schreib-Instrument war, sondern in Erlangen seine juristisch-cameralistischen Studien gemacht hatte. Er bekleidete einen Amtmannsposten in einer Art Vorstadt Bayreuths, St. Georgen genannt. Zur Begleitung der Deputation war er seiner großen Geschicklichkeit wegen mitgenommen worden, weniger wegen seiner äußerlich einschmeichelnden Formen. Dunkles Haar, borstige Augenbrauen, ein hämisches Lachen, grobe Züge der Sinnlichkeit und Brutalität machten ihn für jede feinere Natur unangenehm.

Schröder sondirte und prahlte wie gewöhnlich.

„Sie würden auch im Medicinalfach viel zu reformiren bekommen —" meinte Wunschold und schielte dabei auf die schmucke Theda.

„Hm!" lächelte Schröder ebenso verlegen wie schlau und wichtigthuend zugleich.

„Bei uns macht sich Alles durch Vetterschaft —

Cliquenwesen —!“ platzte Wunschold heraus. „Erst muß man sich's was kosten lassen, dann kommt man selbst zu was. Meine Stelle in Sanct Georgen die habe ich mir gekauft. Leider bringt sie nichts ein. Wir sollten zusammenhalten. Wenn Einer den Anderen fördert, geht's mit der Zeit gemächlicher. Summa Summarum: Es läßt sich bei uns leben!“

Wunschold mußte ein Menschenkenner sein, daß er wagte, so zu einer neuen Bekanntschaft zu sprechen.

Schröder hatte nichts gegen einen Antrag auf Verbrüderung. Nur meinte er:

„Wenn die Herren Deputati Ihn nur herumkriegen —!“

Wunschold's Auge, in welchem ein unheimliches Feuer glühte, musterte Theda, die sich in eine grelle Prachttoilette geworfen hatte. Schon sogleich beim ersten Eintritt in die alte Burg war ihm diese frische Erscheinung aufgefallen, an welcher sein Blick länger gehaftet hätte, wenn ihm nicht vorgeschrieben gewesen wäre, sich vorzugsweise in die Gunst der Marstaller zu setzen und durch diese auf den wunderlichen Prinzen eine Pression zu üben.

„Wenn uns nur Mesdames beistehen wollten —“ meinte der etwa Vierzigjährige, der zur Zeit noch unverheiratet war. Sein Lächeln ließ eine Reihe zwar weißer, aber zu großer Zähne sehen, die uns Menschen bedenklich an unsere Verwandtschaft mit den Raubthieren erinnern. „Wir haben die schönsten Operas

in Bayreuth, Comédie, Ballet — galante Officiere — viel Plaiſir und regelmäßige Masquerades —!"

„Haha! Mein Beſter! Das wird Alles aufhören!" fiel Schröder ein. „Davon würde unſer Gnädigſter nichts toleriren —"

„Hm, hm! Pah! Se. Durchlaucht würde man auch kirre kriegen können —" meinte Wunſchold mit fauniſchem zweideutigem Blick auf Theda.

Mit vertraulichem Blinzeln bedeutete den frivolen Sprecher ſchnell der Leibmedicus, er möchte ſchweigen. Die Chriſtel kam ſoeben.

„Es fehlt doch hier den Herren an nichts? Theda, ſchenk' Sie doch fleißiger ein —!" ſagte dieſe, war aber wie in Abweſenheit.

Und auch Theda erwachte wie aus Träumen. So ſich an einen Hof verſetzt zu ſehen — es war ja wie ins Paradies zu kommen! In Hannover, Braunſchweig, Schwerin — da hatte ſie wol ſchon dieſe Zauberwelt beobachtet — aber ach! nur wie eine Bettlerin. Ließ ſich ein Hoflakai beim Vater einen Zahn ausbrechen, ſo war dies Alles, was ſie je von näherer Berührung mit der Welt der Purpurgebornen genoſſen hatte.

Bei Chriſtels Annäherung erhob ſich Wunſchold, machte landsmannſchaftliche Rechte geltend und erging ſich in Schilderung des erwarteten Glückes, auch dieſe Brandenburgerin dem Vaterlande wiedergegeben zu ſehen.

„Der junge Graf —“ entgegnete sie nach einigem Schweigen mit zurückgehaltenem Athem — „der bringt's vielleicht fertig —! Wohnt er denn immer in Bayreuth —?“ fügte sie hinzu.

„Nein, meist ist er in Wien —“ lautete die Antwort — „und wenn er dort nicht ist —“ wurde leiser hinzugesetzt, „so ist er am liebsten in Erlangen oder auf dem Lande —! Sein Vater hat ein Schloß bei Bayreuth — ha! en vérité ein Feenschloß —! Drossenfeld heißt es —! Das könnte sich selbst in Frankreich sehen lassen —“

„Er ist nicht verheiratet —?“

„Bei solcher Jugend? O nein! Demoiselle, wer steigen will, muß vorsichtig in Herzens-Angelegenheiten sein —“ schmunzelte Wunschold.

„Wohin will denn der noch steigen?“ meinte die Christel. „Er ist ja schon Minister —!“

„Wol! Wol! Aber wo ist er Minister! Bayreuth ist diesem Genius viel zu enge. Den rufen sie noch einmal nach Wien oder Petersburg — wo man Männer von Ingenio und Connaissemens braucht! Hm! Hat auch schon dergleichen Anträge gehabt —“

Die Christel dachte bei „Anträgen“ nur an die Glückliche, die einst dieser Apoll wählen würde. „Warum soll denn ein solcher Mann vorsichtig sein im Punkt der Mariage?“ forschte sie.

Wunschold hatte sich auf einen Wink dieser herablassenden, ihm ihrer Einfachheit wegen als „Mai-

treffe" verdächtig vorkommenden Jungfrau wieder gesetzt, behielt aber seine Miene der devotesten Unterordnung bei.

„Wie die Zeiten sind, Demoiselle," erklärte er mit faunischem Lächeln, „so muß eben der Mensch Alles, was er besitzt, und vor Allem seine eigene charmante Persona im Werthe halten! Gibt man sozusagen dies Kapital, item seine Freiheit, zu frühe aus und schlägt man nicht sozusagen Zinsen auf Zinsen, so kann man lebenslang der Esclave einer falschen Wahl sein! Allerdings — freilich — hm! hm! kann man auch zu lange wählen, wie dero ergebenster Diener gethan hat. Dann geräth man in anderes Malheur! Sozusagen ins alte Eisen!"

„Will bei Ihnen nichts besagen, Herr Amtmann —" fiel Schröder schmeichelnd ein, ließ aber darum doch die Thatsache des schon vorgeschrittenen Alters seines neuen Freundes dadurch deutlich gelten, daß seine Blicke, wie gleichgetheilt, bald auf Wunschold, bald auf seine Tochter fielen. Diese strahlte im frischesten Glanze der Jugend.

Christel mochte keine Debatten über das Alter. Sie sagte nichts mehr und hatte sich auch zur Wahrnehmung ihrer Hauspflichten bald wieder entfernt.

„Ist sie denn beim Prinzen —" fragte Wunschold, als es die Entschwundene nicht mehr hören konnte, und doch mit gedämpfter Stimme — „ist

sie denn — ich meine véritablement en faveur —?"

Theda bekam vom Vater einen Wink, nicht so neugierig zuzuhören und an das Wechseln der Teller und Speisen zu denken. Dadurch gewann er Zeit, über die französischen Worte und deren Bedeutung zu grübeln. Endlich bedurfte er Muße, sich zu besinnen, was ihm einträglicher sein sollte, die Christel, auf deren Hand er doch selbst rechnete, einem Mitbewerber begehrenswerth darzustellen, machtbegabt, wie sie es in der That war, oder nicht? Sein Zögern deutete sich der kriechende Actenwurm als Anspielung auf die zarten Bande, die den Prinzen an die Gespielin seiner Kinder fesselten, und in der That kam der Leibmedicus über ein geheimnißvolles Schmunzeln und die Worte nicht hinaus:

„Es läßt sich darüber Vielerlei sagen —"

Theda meinte dann ihrerseits ganz offen:

„Na, sie wickelt ja den Prinzen um den Finger! Was die will, das thut er —!"

„Hm! Doch nicht so ganz!" fiel schnell der Vater ein, hob die Nase in die Höhe und ließ seine Augen gleichsam die Spitze derselben suchen, während er doch nur Theda einen Wink geben wollte, den Ruf des Einflusses der Christel um's Himmelswillen nicht zu übertreiben. Er, er wollte der Allmächtige sein.

„Nach Hamburg zu ziehen, das könnte ihr vielleicht mehr Spaß machen!" meinte Wunschold forschend. „Diese Stadt ist prächtig! Da hat man Unterhaltung

zu jeder Tagesstunde und bleibt sein eigener Herr! Das ist freilich bei uns nicht der Fall. Auch kann man nicht wissen, wie sich manche Verhältnisse bei uns zu Lande ändern! Wir haben sehr feine Demoiselles in der Stadt, sehr graziöse Nymphen vom Adel und — hm! — Französinnen, Italienerinnen —! Leck're Waare —!"

„Die jagt der Prinz, wenn er kommt, alle zum Teufel!" platzte der Leibmedicus heraus.

„Wirklich? Meinen Sie? Ei ei ei ei!" simulirte Wunschold. Es mochte ihm eine unfaßbare Welt sein, sich zu denken, Bayreuth wäre plötzlich ohne die alten Günstlinge des Hofes. „Er ist freilich fromm —!" fuhr er fort und senkte betrübt den Kopf.

„Geht aber in keine Kirche —" meinte die Theda.

„Wieso?"

„Nimmt nie das Abendmal —" setzte der Vater hinzu.

„Hält aber Betstunde im Schloß —" fiel Theda zur Rechtfertigung der Christlichkeit ihres Lehrers ein.

„Also Pietist —!" meinte Wunschold und verzog seine Mienen in einen essigsauren Ausdruck. „Orthodox — das wäre gleichgiltig!" erklärte er. „Orthodoxe Fürsten lieben das Vergnügen! Aber Pietist —! Die lieben's zwar auch, aber sie treiben's zu geheim!"

Der frivole Beamte verfiel in Schweigen und erklärte das Nachlaſſen ſeiner Beredtſamkeit durch das Spitzen ſeines Ohres nach jenem Flügel des Schloſſes hin, wo die Herrſchaften ſpeiſten. Die Tafel ſchien ihm eben aufgehoben zu ſein.

In der That hörte man Reizenſtein's lautpolternde Stimme. Der Wein hatte die Kraft ſeines martialiſchen Auftretens geſteigert. Ihm ſchien der Prinz gewonnen zu ſein.

Treskow jedoch war noch ängſtlich. „Sie irren, Freund —“ flüſterte er ihm reſignirt zu. „Geben Sie Acht! Wir kommen an Ansbach und ſämmtliche Hofdiener auf den Ausſterbe-Etat —“

So ſchien es denn auch in der That. Reizenſtein riß die Augen auf, als er das immerwährende Schütteln des Kopfes bemerkte, womit der Prinz in einer Fenſterniſche die Unterhaltung, die er mit dem jungen Grafen führte, begleitete.

„Se. Durchlaucht bleiben bei Ihrer Weigerung —!“ ſagte endlich auch der junge Staatsmann mit trauererfülltem Blick zu ſeinen Mitdeputirten. „Selbſt die beſtimmte Erklärung, die ich dahin gegeben habe, daß kein einziger Franzoſe oder Italiener, wenn Se. Durchlaucht als regierender Herr eintreffen, im Lande zu finden ſein ſoll, nichts kann Se. Gnaden bewegen, die Hoffnung und Sehnſucht unſeres unglücklichen Landes zu erfüllen —“

„Es ſind nur die Schmarotzer, die Nimmerſatts,

das ganze Gelichter von offenen und geheimen Schurken, die mich brauchen wollen, um sich vor dem Untergange zu retten! Dem armen Lande wird es tout égal sein, ob diese ganze alte Wirthschaft da von dem oder dem Besen weggefegt wird —!" So brummte der Fürst vor sich hin und brauchte das Bild vom Besen schon zum zweitenmal. Der Uebergang zum Stock lag nahe.

Zum Glück meldete sich der Pfarrer. Die Christel begleitete Hassen. Der fromme Mann wollte seine Gratulation anbringen.

Nicht wenig mußte er erstaunen, als ihn der Prinz anfuhr und sich verbat, ihn für so wankelmüthig zu halten.

„Was ist das aber nur?" flüsterte Treskow, während der Prinz mit dem Pfarrer sprach. „Ist denn über Tafel etwas vorgefallen? Er schien doch, als wir uns setzten, gewonnen zu sein —?"

Die Diener trugen ab. In den Kaminen wurde das Feuer geschürt. Die Thüren rechts und links wurden geöffnet. Einige Augenblicke konnte sich eine Gruppe bilden. Die drei Deputirten traten auf Christel Marstaller zu, und Reizenstein bat sie geradezu, indem er sich seinen Schnurrbart strich, um ihre „Prrrrotection."

Der junge Apoll schwieg. Wahrscheinlich hielt er es unter seiner Würde, die im Hofleben allerdings mächtige „Schürzen-Autorität" anzurufen.

Christel wußte schon lange, wie sie verkannt wurde. Sie hielt von Hamburg her jede üble Nachrede über sie für möglich. Sollte aber auch das Ohr schon dieser Männer vom Gezisch der giftigen Zungen erreicht worden sein? Vor dem jungen Grafen stand sie wie die Bittende vor einem Heiligen. Sein Haupt strömte für sie wahrhaft Lichtglanz aus. Sie fühlte sich, ihn anblickend, wie in Verklärung.

Die große ebenmäßige und gefällige Gestalt einer weiblichen Persönlichkeit, die der Graf anfangs mit entschiedenem Mißtrauen, wenn nicht gar mit einem Gefühl der Verachtung, wenn auch artig in den äußeren Formen begrüßt hatte, zog ihn allmälig durch die Innigkeit des Tons an, mit dem sie den beiden mit ihr flüsternden Hofherren ihr Bedauern und ihre Hoffnung auf bessere Besinnung des Prinzen aussprach. Er trat ihr näher.

„Wie ist es nur möglich," sprach er leise sich ins Gespräch mischend, „daß man mit Jemand zu Tische sitzen kann und beim Aufstehen ebenso starr bleibt wie zuvor, ja noch abgeneigter, noch feindseliger und gereizter geworden ist!"

„Das will ich Ihnen erklären, Herr Graf —" flüsterte das hocherglühte Mädchen. „Seit Jahren ist Er gewohnt, beim Essen und Trinken seine eigene Art zu haben. Allmälig wurde es Ihm heute die höchste Pein, Herrschaften um sich zu sehen, die auf seine Lebensarten eingerichtet sind —"

tionsplans hatte ihm selbst den Kopf benommen; doch lächelte er ironisch, wie es die Art Geistesabwesender ist, und winkte blinzelnd dem Quartanten zu, der auf dem Tische lag. „Glücklicher Fund," stieß er in seiner kurzen Manier ab — „angenehmes Zusammentreffen, sehr angenehmes — Höhere Fügung, reiner Zufall; Folards, Ritter Folards, Ritter Folards Commentar zum Polybius, angenehmes Zusammentreffen; die ganze Nacht — sehr, sehr willkommen!" Der Generalstab zog nun dem Generalissimus die Stiefeln, Hosen und Rock an. Er hätte, indem er ihm den Degen umschnallte, wiederum weinen mögen: denn der große Feldherr hatte die Nacht über alle Schlachten der Macedonier gegen den achäischen Bund als Freiwilliger mitgemacht; er hatte den Kopf so voll schiefer und keilförmiger Schlachtordnungen, so voll von thebanischer und athenienstischer Finten, daß es einer Tasse Kaffee bedurfte, um den Generalissimus aus den Umarmungen des Epaminondas zu reißen und wieder in die mittlere und neuere Geschichte zurückzuführen. Mechanisch wurde der Feldherr auf sein Roß gehoben. Mit unheimlichem Lächeln ritt er an jedes Regiment heran und grüßte es. Endlich hieß es: Rechts schwenkt! Der Zug setzte sich in Bewegung und Allen denen, welche wußten, daß dem Generalissimus nach dem Verlust des Operationsplans wenig zu trauen war, schlug in ängstlicher Erwartung das Herz. Nur Schlachtenmaler war guter Laune aus Vergnügen sowohl, wie aus Aerger. Die ersten Aufzüge des sich jetzt hier auf Stoppelfeldern und drüben auf der Gemeindetrift entwickelnden Kriegsschauspieles liefen trotz der Plan- und Kopflosigkeit der diesseitigen Bewegungen zu allgemeiner Freude ab. Tausende von Zuschauern aus den umliegenden Dörfern

Reizenstein und Treskow drohten mit einem lauten Lachen hervorzuplatzen. Der junge Ellrodt winkte ihnen, vorsichtig zu sein.

„Sie hatten Ihn schon gewonnen, Herr Graf!“ fuhr die Christel fort. „Da muß Er unglücklicherweise finden, wie Ihm als Landesherrn im Bayreuther Schloß zu Muthe sein würde, wenn Er sich jeden Mittag solchen Zwang anzulegen hätte, wie heute! Nicht ein einzigesmal hat er heute, aus Respect vor den Herren, das Fleisch — mit den Fingern angefaßt. Er kann es ganz wohl mit der Gabel. Immer aber das thun zu sollen —“

„Lieber schlägt er einen Thron aus?“ wollte Reizenstein laut ausrufen.

Aber auch Treskow bedeutete Stillschweigen.

„Bitte, bitte — sagen Sie das Niemand —!“ fiel die Christel rasch ein. Eigentlich hatte sie ihren Herrn und Meister nur vor dem jungen Grafen verleugnen wollen.

Am Kamin wurde der Kaffe getrunken aus chinesischen Tassen, solchen, wie sie jetzt wieder Mode geworden sind. Der Pastor hatte den Befehl bekommen, sich in die schwebende Angelegenheit nicht zu mischen. Der Prinz betonte die Gegenstände, von denen er gesprochen wünschte, Armenwesen, Pestilenz, Entdeckungen in Hinterasien, Mißgeburten von Thieren und Menschen. Das hing alles mit Süßmilch's „Göttlicher Ordnung“ zusammen.

Er überraſchte die Hofherren durch ſeine Kenntniſſe. Reizenſtein, ob auch innerlich verzweifelnd, ſchlug die Hände vor Bewunderung zuſammen über ſo viel Wiſſen. Treskow gab dieſelbe Schmeichelei, etwas feiner.

Gewiß mußte es eine innere Empörung des jungen Grafen ſein, daß er, trotzig und faſt wie im Gefühl ſeiner Jugendvorrechte, nun den Prinzen ſogar zu reizen keinen Anſtand nahm und ſich über Religionsſachen, in welches Gebiet ſich der Prinz immer mehr verlor, ganz im Sinne der Aufklärung äußerte. Als er unter Anderem ſogar für eine natürliche Erklärung der Wunder geſprochen hatte, fuhr ihn der Prinz zornig an:

„So —? Alſo das lehrt jetzt in Bayreuth Euer Oberhofprediger?“

Unerſchrocken behauptete der junge Graf ſeine Meinung und ertrug nicht minder ruhig den Stich auf ſeine bürgerliche Herkunft. Der frühere Oberhofprediger (Vorgänger — ſpäter ſo berühmten, von Bayreuth nach Dresden berufenen Ammon) war ſein Onkel, der jetzige war ſein Couſin.

„Wir ſind in Bayreuth gute Chriſten —“ fuhr Fritz Ellrodt mit Kälte fort. „Allerdings —“ ſetzte er lächelnd hinzu, „die Juden gewinnen auch bei uns immer mehr Terrain!“

„Moſes Seckel hat uns Alle im Sack!“ warf Reizenſtein dazwiſchen.

„Daran iſt Se. Majeſtät von Sansſouci ſchuld —“ meinte der Prinz.

Man horchte auf.

„Die Juden in Prag liefen, als die Kriege mit Oeſterreich ausbrachen, am erſten zu den Preußen über. Maria Thereſia ſtrafte ſie dafür durch Ausweiſung. So kamen ſie truppweiſe nach Baiern und Franken —“

Man bewunderte den Antheil, den der Prinz an einem Lande nahm, deſſen Regent er zu werden verſchmähte. Die Erklärung der allmäligen Ueberfluthung der baieriſchen und markgräflichen Lande mit Juden war richtig, die Thatſache, die deren Veranlaſſung ſein ſollte, allerdings nicht eben genau.

Der junge Graf war in Wien ein Verehrer von Sonnenfels geworden. Toleranz war ihm ein heiliges Wort. Er pries den gewaltigen Fortſchritt der Zeit, daß die Juden jetzt in Bayreuth — — ihre Todten da, wo ſie gelebt hatten, nun auch begraben konnten! Früher mußten ſie ihre Todten zwei damalige Tagereiſen weit, bis nach Bayersdorf, fahren. Natürlich — zum Zollzahlen für die Durchfuhr einer Leiche in jedem Ort. Es war ein Seitenſtück zum zweijährigen Wohnenmüſſen der jungen Judenpaare in Wandsbeck.

„Wie ſchön —“ warf der junge Graf im Ton der damaligen Fortſchritts-Ideen dazwiſchen, „als

Fürſt die Vorurtheile der Menſchen bekämpfen, weiſe und aufgeklärte Geſetze geben zu können! Doch ich wollte von Bayreuths Wunderglauben ſprechen. Ja, ja, Durchlaucht, derſelbe herrſcht auch noch bei uns trotz unſerer Aufklärung! Und manchmal hat man wirklich ein Recht, daran zu glauben! Am Wunder iſt der Glaube an das Wunder eben das wahre Wunder. So ereignete es ſich —" jetzt leuchtete des jungen Grafen Auge wie von einer plötzlichen Inſpiration — „kurz vor dem Tode unſeres hochſeligen Herrn, daß man unter ſeinem Fenſter einen Schutthaufen entdeckte. Einen Schutthaufen — quelle horreur — dicht am Schloſſe! Verfänglich genug für unſere Schloßverwaltung —!"

„Wollen Sie mich bei Sr. Durchlaucht denunciren —?" drohte Treskow mit dem Finger halb ſcherzhaft, halb die Frage ernſtlich meinend.

„Die Straßen ſind bei uns, wo ſie gepflaſtert ſind, wie ein Tiſchtuch ſo ſauber gekehrt!" fuhr der beredte Sprecher fort. „Die Wege im Schloßgarten ſind wie ein Damenbrett ſo zierlich!" Man lächelte wegen Treskow's Beruhigung. „Bei alledem," fuhr der Sprecher fort, „niſtete ſich unter einem Fenſter des neuen Schloſſes und gerade unter dem Schlafzimmer des Hochſeligen ein kleiner Schutthaufen feſt. Ein ganzes Jahr muß er gelegen haben, ohne daß ein Spaten darüber fuhr. Denn eines Tages ging durch Bayreuth die Wundermähr von einer

großen, vollen, hundertfachen Aehre, die still da in jenem Winkel, mitten unter den Auffahrten zu Festen und Schauspielen, mitten unter den Paraden des Hochseligen hatte aufwachsen können und dermaßen aufgewachsen war, daß sich der hochaufgeschossene Stengel unter der Last dieser herrlichen Aehre beugte! Jeder deutete diese Fruchtbarkeit auf dem alten Schutt und Moder und nach der Stelle wo man sie getroffen, auf — ein Glück, das dem Lande bevorstünde! Im Verborgenen blühte und reifte ihm hier eine Zukunft! Im Aufgegebenen, unter Rudera, Resignation, also erklärte man sich's, hätte Gott der Herr die Absicht gehabt, sich in seiner Allmacht am Lande zu bewähren —! Eine hundertfältige Aehre wuchs, blühte und reifte — in einem unbeachteten Winkel am Schlosse!"

Der Eindruck dieser beziehungsreich vorgetragenen Worte war auf den Prinzen ein mächtiger. Noch nachhaltiger würde er gewesen sein, hätten nicht manche Menschen, und namentlich leben diese in den höheren Sphären, die Gewohnheit, das Bedeutungsvolle noch überbieten zu wollen, andere wieder die, etwas Ergreifendes rasch auszulöschen, als fürchteten sie sich vor dem Umsichgreifen der Flamme. Reizenstein gehörte zur ersteren Gattung. Er hob die Nutzanwendung mit einem grellen: „Da sehen Euer Durchlaucht die Zeichen und Wunder!" und mit einer detaillirten Beschreibung des Laufens und

Kommens der Menſchen zum Anſtaunen des Wunders hervor. Treskow dagegen fürchtete die Enthüllung, daß der „Schuttbauſen“ in Wahrheit Straßenkehricht geweſen und die Anekdote*) doch den Prinzen beleidigen könnte. Raſch ging er zu anderen Gegenſtänden über, und ſelbſt der Pfarrer traf nicht ſo ganz das, was im Prinzen vorging, als er ausrief:

„Das iſt der Eckſtein, den die Bauleute verworfen hatten!“

Der Prinz blieb erſchüttert und ſprach nichts mehr. Ihm war gerade das Bild vom Kehricht, vom Winkelſchutt, vom überflüſſigen vergeſſenen Unrath das Willkommene in des jungen Mannes Parabel, die ſich auf einen wirklichen Vorfall begründete. Der Prinz ſah hier nach ſeinem Glauben den Finger Gottes. Eine Aehre wächſt im Winkel des neuerbauten Schloſſes unter dem Fenſter des ſterbenden Fürſten, eine volle, ungeknickte, ſchwere Aehre auf — Schutt und Dünger! Das war ja ſein bisheriges Leben, das konnte nur den Reſt ſeiner gemeſſenen Tage bedeuten — er entließ die Deputation mit dem Beſcheide, morgen in der Frühe wiederzukommen.

Ein Blick der Chriſtel, die Alles gehört hatte, wurde allein von dem feinfühligen jungen Ellrodt

*) Sie iſt thatſächlich.

verſtanden. Gebt doch nur jetzt! Redet nicht weiter! Laßt Alles in ihm ſelbſt nachwirken! Das lag in dieſem Blick. Ach! dieſer Reizenſtein! Er perorirte in einemfort, und Treskow drückte ſeine glücklichſten Hoffnungen aus. Die Chriſtel wußte, daß einer der Momente nahe war, wo der Prinz einen Stock ergreifen konnte und die, die ihn nicht verſtanden, zur Thür hinausjagte.

Schröder hatte nicht den Muth gehabt, ſich zum Kaffee im Salon mit einzuſchleichen. Inzwiſchen ließ er ſich von Wunſchold über die Landesverhältniſſe und die maßgebenden Perſönlichkeiten im Markgrafenthum unterrichten. Theda ſtopfte ihnen dabei die holländiſche Thonpfeife.

„Jetzt hat Sie's alſo in der Hand, ob ich in mein Unglück gehe oder nicht!“ ſprach der Prinz zur Chriſtel, als wieder Alles ringsumher ſtill geworden war und ſein inneres Nachdenken und Grübeln weder vom Paſtor noch von Schrödern geſtört werden durfte. „Was ich bei unſerem Einzug in Hamburg verlangt habe,“ fuhr er fort, „das muß fix und fertig ſein, wenn ich nach Brandenburg gehe! Nehme Sie nun, wen Sie wolle! Hier“ — er ging an ſeine Caſſette — „iſt das Geld zu den Verlobungsringen! Bei Paſtor Haſſe muß Sie ſich bis heute Abend angemeldet haben mit dem Doctor oder mit Stichert — ſonſt bleibt Sie hier, was mir leid thäte — und — und —“

Der ſchwache Mann ſtockte. Er ſchämte ſich, einzugeſtehen, daß er einen Fürſtenhut auszuſchlagen im Stande war, wenn er aus ſeiner gewohnten Ordnung, dem ſtetigen Anblick der ihm ſeit zehn Jahren liebgewordenen und an die Ausbrüche ſeines Temperaments gewöhnten Menſchen herauskommen ſollte. Ohne die Chriſtel konnte er nicht Markgraf werden.

Das unglückliche Mädchen ſah, daß ihr Loos geworfen war. Aber wenn man ihren Tod gefordert hätte, ſie würde ſich hingeopfert haben für die Erfüllung der Wünſche, der Hoffnungen, die jene vornehmen Herren hergeführt hatten. Dem Miniſter-Jüngling, dieſem wie vom Sonnenſtrahl einer überirdiſchen Welt verklärten jungen Mann, konnte ſie kein Herzeleid, nicht die leiſeſte Wolke des Unmuthes verurſachen. Sie ſagte nur, die moraliſchen Scrupel des Prinzen, ſeinen hohen ſittlichen Ernſt vollkommen verſtehend:

„Ja, aber die Theda —?“

„Wieſo —?“ fragte der Prinz.

„Die Leute reden auch da ſo Manches —“

„Die ſoll in Bayreuth heiraten —! Ein Secretär iſt ja mitgekommen und neckt ſich, hör' ich, ſchon mit ihr. Sie mag mitreiſen unter Garantie ihres Vaters — oder — ihrer Mutter, falls Sie das werden will —! Bis zum Abend muß Alles richtig ſein, damit ich mein Abendgebet in Ruhe halten und mich mit

Gott dem Herrn für die Deputation morgen Früh besprechen kann —"

Bereits jetzt griff der Prinz nach einem seiner Erbauungsbücher. Im „Cherubinischen Wandersmann" des Angelus Silesius standen Sprüche, die seinen ganzen innern Menschen ergriffen. Sonst mochte er diesen gotttrunkenen Mystiker nicht, der katholisch geworden und ein Pantheist war, ja zuweilen (für ihn) ein Blasphemist — denn zu sagen, wie Angelus Silesius gesagt: „Ich bin Gott so gut nöthig wie Gott mir —" das ging ihm denn doch bei aller Pietisterei über seinen Begriff von menschlicher Demuth und göttlicher Größe. Aber ein Wort wie das, worauf er heute wieder mit dem Finger getippt hatte, konnte ihn den ganzen Rest des Tages hindurch beschäftigen:

Wenn du die Dinge nimmst ohn' allen Unterscheid,
So bleibst du still und gleich in Lieb' und auch in Leid —

Ohn' allen Unterscheid die Dinge nehmen! Da erblindete ihm Alles, was sich auf Erden Glanz und Herrlichkeit nennt —! Da sanken alle stolzen Paläste in Trümmer, und die Könige legten ihre Kronen an der Schwelle einer Hütte nieder —! Da blies die weithinschallende Tuba der Göttin des Ruhmes die rauhen verstimmten Töne eines Dorfhirten, der seine Kühe aus den Ställen sammelt —! Da ist Alles dasselbe und Eines ist immer zugleich das

Andere —! Freude ist Schmerz und Schmerz ist Freude — Die thaufrische Rose bricht ab am Stiel, und der Dornstrauch, der allein treibt jene Blüthen, die vielleicht die wahren sind, die den Menschen erquicken sollen! Markgraf in Bayreuth oder hier Prinz in Wandsbeck — es ist alles Eins! Dazu dann noch — der Straßenkehricht im Winkel des Schlosses, der von den Kehrbesen der hochmüthigen Schloßbedienten verschont gebliebene — Unrath und darauf die ungestört gewachsene, kornreiche, schwer sich wiegend grüne Gottesfrucht, die Aehre —! Die Frage: Wer hatte denn das edle Saatkorn dorthin geworfen —? bestimmte ihn, die Hände zu falten und zu beten.

Die Christel hätte weinen mögen — Bäche, groß genug, um allen Schmerz der Erde hinwegzunehmen. Wie Rahel um ihre Kinder weinte und sich nicht wollte trösten lassen, so hätte sie Wandsbeck in den Hain von Rama verwandeln mögen, wo alle Welt die Wehklage Rahel's vernahm. Und doch redete sie zu Niemand. Alles aber im Schlosse, Alles in der Umgebung desselben, Boten von Altona und Hamburg umdrängten sie und wollten wissen, wie es mit dem Entschlusse des Prinzen stünde. Schröder näherte sich vertraulichst und flüsterte:

„Denken Sie sich, liebe Jungfer Marstaller, man offerirt enorme Summen, wenn wir — hm — unser Pouvoir —"

und Städten hatten ſich eingefunden und bewunderten die graciöſe Art, wie ſich die beiden Armeen auswichen und begegneten. Es war ordentlich ein Menuett, das die beiden Parteien gegeneinander tanzten, und wer hätte nicht in ſeinem Leben einmal, ohne tanzen gelernt zu haben, doch eine Française und Quadrille mitgetanzt! Bot der Fürſt von Vierhufen, der ſeine Armee ſelbſt befehligte, dem Generaliſſimus die Hand, ſo ergriff ſie dieſer aus natürlichem Inſtinct und rückte in die Stellung hinein, die die Feinde eben verlaſſen hatten. Schlugen ſie drüben Pirouetten, ſo machten ſie ſie hier nach. Verſchränkten ſich die Paare, hob der Fürſt von Vierhufen gleichſam den Arm in die Höhe, ſo ſchlüpfte die Sayn-Sayn'ſche Armee hurtig darunter weg und jedes Corps tanzte mit Würde und Geſchmack ſeinen Pas ab, die Trompete klatſchte gleichſam, und — rechts um! die Tänzer ſtanden ſich wieder gegenüber und avancirten, gliſſirten, marſchirten, chargirten. Der Fürſt von Vierhufen war in der Kriegsquadrille gleichſam die Tänzerin, die ihren etwas ſchwerfälligen Galan immer mit einem energiſchen Druck auf den Poſten hinſtellte, wo er ſtehen mußte. Kam dann die Partie an den Generaliſſimus, nun auch Solo zu tanzen, ſo benahm er ſich freilich dabei etwas linkiſch und machte ſein Debut weit mehr im Gehen, als im Springen ab.

Mit einem Worte jedoch, die beiden erſten Aufzüge des Kriegsdrama's entwickelten ſich zu beiderſeitiger Zufriedenheit. Der Fürſt von Vierhufen ſchickte auch nach Beendigung desſelben ſeine goldene Tabacksdoſe aus Höflichkeit zum Generaliſſimus hinüber und ließ dieſem eine Priſe anbieten. Es geſchah dies ordentlich mit einem Parlamentär, dem ſie die Augen verbunden hatten, und einem Trompeter, der aber

Der niedrigdenkende Mann wollte nur hören, ob die dem Prinzen am nächsten Stehende ihm Gelegenheit geben würde, eine bedeutende Bestechungssumme fordern zu dürfen.

Christel verstand die Anfrage kaum. Sie sah das funkelnde Auge des unheimlichen Mannes, hörte nur die Stimme, die ihr an ihm so wohlgefallen hatte. Heute war sie heiser und rauh. Klang doch auch der schwärmerischen Jungfrau nur noch die Rede der jungen Excellenz im Ohr.

Schröder schien keine Ahnung zu haben, was in in ihr vorging. Die verweinten Augen verbarg die Abenddämmerung.

„Was betrachten Sie mich so? Sind Sie mir noch gut? Demoiselle Christel, wenn wir uns alliiren wollten! Wenn wir die Gelegenheit nutzten —! Was läßt sich nicht aus unserer Position im Lande da drüben — für Profit ziehen! Wir nehmen Beide Wohnung im Schloß! Die Theda schließt eine Partie mit irgend einer Person von Gewicht. Wir haben in Allem das Pouvoir. Natürlich nur zum Guten — für Réformes — Améliorations! Mir hat Wunschold — ein Teufelskerl! — Schilderungen gemacht, wie es hergeht — mit der Münze, mit den Juden, den Finanzen —! Unser Sereniſſimus, was Se. Durchlaucht, so Gott will, zu sein sich entschließt, wird Alles durch unser Glas sehen wollen, das uns dieser Wunschold dann schleifen kann. Aber ich lobe

ihn vielleicht zu viel? Ich schade mir doch nicht damit bei Ihnen, chère amie —? Ich glaube gar, das Kerlchen gefällt auch Ihnen? Mehr, mehr, als Ihr ewig schmachtender — seufzender — glühender —"

Jetzt erst entdeckte der Heuchler, daß Christel's Wange noch blasser war, als gewöhnlich, und ihr Auge verweint —

„Aber was haben Sie? Sie haben geweint?" rief er und wollte mit künstlicher Theilnahme, doch in Wahrheit nur neugierig seinen Arm um sie schlingen. „Der Prinz hat seine alten Querelen wieder angefangen? Nicht wahr? O Sie werden doch keinen Anstand nehmen, theuerste Demoiselle Marstaller, geliebte Christine, zu sagen —"

Die von einer Werbung, die ihr unheimlich war, Bestürmte entwand sich seinem kühnen Beginnen, das nichts Anderes wollte, als sie mit Gewalt um ihren freien Willen bringen. Doch war sie nicht schroff und kalt. Das Blut ihres Herzens wogte ungewiß hin und her. Milde sogar und vollkommen fühlend, wie auf dem fremden Terrain die Bundesgenossenschaften, die Freundschaften nöthig wurden, sagte sie:

„Gehen Sie nach Hamburg! Zerstreuen Sie sich! Dem Prinzen kann man heute nicht mehr zu nahe kommen!"

„Darf ich sagen, daß wir's Beide — fertig

bringen?" fiel der Emporkömmling ein, dem am Gelde doch noch mehr gelegen schien, als an Christel's Jawort zur Ehe. Es war seine Absicht, einen Einfluß, den er nicht besaß, zu simuliren und sich daraufhin bestechen zu lassen.

„Ja, ja —!" sagte die Christel nach einem Moment des schmerzlichsten Besinnens, das sich darauf richtete, ob sie den Ekel, den sie plötzlich vor dem Mann empfand, aussprechen sollte. „Aber nehm' Er lieber auch die Theda mit —!"

Es waren Ketten, die sie abstreifte. Die Theda hing sich ihr zuweilen, wenn Beide gute Laune hatten, mit wohlgemeinter Vertraulichkeit an, als wenn sie schon ihre Mutter wäre. Christel war die Vertraute auch des Romans mit dem jungen Sohn des Leipziger Bankerottirers gewesen, welchem der Vater mit kurzem Proceß ein Ende gemacht hatte.

Schröder sah jetzt nur Gold und Silber vor den Augen. Von Tabatièren hatte er gehört, Cadeaux de reconnaissance. Was man sich schämt deutsch auszudrücken, bezeichnet man französisch. Und so ungebildet man auch ist, das Wörterbuch für die Nachtseiten der Moral prägt sich ein aus jener wohllautenden Sprache, die nach des Prinzen Ansicht auch die Umgangssprache der Hölle sein sollte.

Einigemale begegnete die Christel in dem allmälig still gewordenen Schlosse dem Stichert. Noch wich sie ihm aus, behielt aber mit Wohlgefallen

und Rührung den Eindruck, den er ihr heute machte, vor Augen. Einsam verweilte sie auf ihrem Zimmer. Ihr Clavier mit den durchgängig schwarzen Tasten und dem so dünnen, dünnen Ton, den damals die Saiten widergaben, blickte und sprach sie ebenso wehmüthig an, wie die Bücher, die sie berührte. Weder das Spielen noch das Lesen wollte sie zerstreuen. Sie sah es ja, daß ihr die Brücke zu einer schönen Welt abgebrochen wurde, die nun hinter ihr blieb. Und wenn ihr dennoch diese Welt wenigstens vor Augen blieb, wenn sich sogar der Reiz des Wunderbaren, das auf ihre Empfindung eindrängte, steigern mußte, das Leben an einem Hofe sie mit reicheren Hilfsmitteln der Bildung, des „sectischen Vergnügens", wie man damals sagte, ausstattete, was wurde aus einer Ehe mit — einem fürstlichen Leiblakaien —? Selbst wenn auch ihrem Manne eine etwas höhere Bildung gegeben wurde, sie mußte ihn ja betrachten wie ihrer nicht würdig. Sie mußte ihre Ehe schließen, wie eine Fessel, die sie bald — bald — abstreifen würde! Dann wurde der junge hübsche Mann mit der Haut wie Milch und Blut, mit den blauen Augen, dem blonden schlichten Haar, dem schüchternen, unreifen Wesen, das sie anfangs so angezogen hatte, ein Spielzeug für eine vorübergehende Stimmung. Einige Tage lang — das fühlte sie — würde sie ein solches Gut beschäftigen können, erfreuen sogar.

Was aber dann? Sie kannte von Kopenhagen her, wohin der Prinz zuweilen reisen mußte, und von Plön, wo es einen holstein'schen Hof gab, solche Verhältnisse, wie nun das ihrige eines werden zu wollen schien. Der Prinz konnte als Fürst nicht ohne sie sein. Es gab Tage, wo er im Bette lag und nur eine Suppe aß, die sie ihm einflößte. Oder, dachte sie, würde es Jemand dort im süddeutschen Lande möglich machen, sie zu verdrängen? Wol gar die zurückkehrende Fürstin —?

Es war Abend geworden. Christel klingelte. Stichert trat ein. Er umschlich sie immer.

„Zieh dich an — Stichert —!" sagte sie.

„Ich — bin —" stammelte dieser und sah verwundert auf seine Livree. Es war heute die bessere.

„Ich meine — nimm deinen Hut und den Mantel —"

„Soll ich was —?"

„Wir wollen zum Pastor! Die Ringe zahlt der Prinz. Hier ist das Geld —! Bestelle sie morgen in Hamburg —! Aber jetzt komm —! Wir wollen uns vor dem Pastor versprechen —!"

„Demoiselle —!"

„Schon gut! Nenne mich jetzt blos Christel —! Aber noch nicht Du! Das wird kommen!"

Es fehlte nichts, der junge Mann wäre ihr fast zu Füßen gefallen. Sie, die ihm nicht ge-

ſtattete, ſie mit Sie anzureden, ſtreichelte ihm die Wange.

„Es muß raſch vor ſich geben —!“ ſagte ſie mit erſtickter Stimme und zog ſich nun ſelbſt an.

Als ſie ihre Handſchuhe ſuchte, ſtieß ſie auf ihren Giftvorrath. Ein Schauder überlief ſie.

Stichert war hinausgerannt nach Hut und Mantel.

Furchtbare Gedanken durchſchoſſen das Hirn der dreißigjährigen Jungfrau, als ſie einen Moment allein war — Gedanken an Selbſtmord. Starr blickte ſie auf ihr Papier. Als aber der Ueberglückliche zurückkehrte, verbarg ſie ſchnell das todbergende Paket. Und als er ihr dann mit ſeinem Glück auch gar zu laut zu thun ſchien, Thüren geworfen hatte, auf den Treppen ſeine Schritte widerhallen ließ, da verbot ſie ihm dergleichen und zugleich auch irgend etwas im Schloß von ihrem Vorhaben zu verrathen. Hierauf zog ſie die Capuze ihres ſchwarzen Mantels über, hing ſich an Stichert's Arm und verließ mit ihm das Schloß. Die Nacht war kalt. Sie drückte ſich an ſeinen wärmeren Mantel vom ſchwerſten, mit Silbertreſſen beſetzten Tuch und mit ſieben oder acht übereinandergelegten Kragen.

Am folgenden Morgen beglückte der Prinz die Botſchaft, die ſich gegen zehn Uhr wieder eingeſtellt hatte, mit der Erklärung, er wollte denn alſo den Fürſtenhut annehmen, unterſchrieb ein Protocoll, das

Wunschold, welcher heute der Feierlichkeit beiwohnte, rasch entworfen hatte, und ließ die entzückten drei Botschafter contrasigniren.

Der neue deutsche Landesherr erklärte, es sollte Alles beim Alten bleiben, alle Minister in ihren Stellen, alle Beamten und Hofstaatsdiener im Vollgenusse ihrer bisherigen Machtvollkommenheiten und Bezüge. Nur die Franzosen und Italiener sollten weichen. In vier Wochen gedachte Markgraf Friedrich Christian von Brandenburg-Bayreuth bei seinen Unterthanen einzutreffen. Er erwartete nur Deutsche zu finden.

Bei Fritz Ellrodt, dem jungen Grafen, milderte sich die hohe Freude, die ersichtlich von ihm empfunden wurde, durch den Schmerz um seinen Bruder, über welchen noch immer die Nachrichten fehlten. Dennoch wollte er nicht über Franken zurückreisen, sondern unmittelbar von hier aus über Potsdam, dann über Dresden, nach Wien. An allen diesen Orten galt es, die Anzeige zu machen vom Vollzug der Besitzergreifung und über die bereits entschiedene Zukunft eines Landes von noch keiner halben Million Unterthanen, dessen letzter Regent einen Aufwand gemacht hatte, bei dessen Anblick einst Friedrich von Preußen, sein Schwager, als er einem dieser glänzenden Feste, die in der Eremitage und auf Sanspareil gegeben wurden, beigewohnt hatte, kopfschüttelnd und mit Erstaunen gesagt hatte: „Das kann Ich nicht!“

# Zweites Buch.

## Achtes Capitel.

### Wien nach dem Frieden.

„Eine Jüdin! Eine Jüdin iſt's!“ rief ein Trupp faſt zerlumpt ausſehender ſchnurrbärtiger und mit mehrfachen pechſchwarzen Zöpfen unter den Huſarenmützen verſehener Officiere. Ihre Degen klirrten auf dem Straßenpflaſter. Sie waren halb betrunken. In einer der engen Gaſſen Wiens, die vom Hohen Markt zum Rothen Thurm und zur Leopoldſtadt führten, verfolgten ſie eine ſchwarzgekleidete und verſchleierte weibliche Geſtalt.

Die Freudenbotſchaft über den endlich geſchloſſenen Frieden war nach Wien gerade zur Zeit des Faſchings gedrungen. Hatte ſich ohnehin ſchon die leichtlebige Kaiſerſtadt durch die Schrecken eines ſiebenjährigen, mit abwechſelndem Glück geführten Krieges in ihren gewohnten Freuden und Luſtbarkeiten nicht ſtören laſſen, ſo jubelte ſich jetzt vollends die angeborene Heiterkeit der Donaubewohner aus und duldete keine andern Dämpfer mehr, als die

bei den Vorposten zurückbleiben mußte. Der dritte Aufzug begann und dieser erforderte schon eine verstärkte Aufmerksamkeit, da dabei geschossen wurde. Indessen waren es doch dieselben Touren, die man hier nur wiederholte. Es war eine Art Fackeltanz, zu dem vier Kanonen den Tact schossen. Schlachtenmaler saß auf einem Baume und zeichnete jetzt mit Leidenschaft. Das Velotonfeuer zuerst, dann die Salven und die tactgemäßen Chargen gaben der Menuett jetzt einen prächtigen Effect. Aus der bombenfesten Kutsche, die in der Nähe stand, lachte Sophie über das Schießen, wie ein Kobold, Celinde lächelte auch, aber aus Furcht, es möchte ein Unglück geschehen. Da Alles so bunt und keck einherging und solch ein Höllenlärm gemacht wurde, grüßte sie auch Schlachtenmalern einige Male freundlichst, so daß er sich lachend gestehen mußte: „Sie denkt, nun geht die Welt unter!“ Den Pulvergeruch schlürfte er wie ein Arom ein. Und, da das Schießen einhielt, weidete er sich noch lange an den phantastischen Verschiebungen, in welche der Rauch gerieth, bis er sich verzogen hatte. Es war so viel geschossen worden, daß sich die Regenwolken vertheilten und ein heiterer Abend zu erwarten stand.

Die Pause vom dritten zum vierten Act dauerte, eines im Stehen eingenommenen Frühstücks wegen, etwas länger; aber zu dem Pfeffer, welchen der Generalissimus zu seinem Schinken nahm, kam die Prise des Fürsten von Vierhufen doch sehr zur Unzeit hinzu. Es war nämlich dießmal nicht die goldne Dose, die ihm der Feind schickte, sondern eine gefällige Bitte, in seine Bewegungen doch ein wenig mehr Präcision zu legen! Himmel, der Obrist ließ das Taschenmesser fallen, als ihm der Parlamentär diese Prise

durch die „Religion" geboten wurden. Nur allein das düstere Schreckgespenst der damals allgemein grassirenden — Blattern störte in etwas die Freude —, diese böse Pest, die bestimmt war, eine tragische Rolle auch im kaiserlichen Hause zu spielen.

Zu den Mehrern der glücklichen Ausgelassenheit des Tons, der in den März- und Apriltagen des Jahres 1763 in Wien herrschte und eine zeitlang herrschen durfte, da es an officiellen Aufforderungen zu Friedens- und Jubelfesten nicht fehlte, gehörten auch Elemente der Bewohnerschaft Wiens, die nachgerade anfingen, lästig zu werden. Es waren dies die abgedankten Officiere. Unter diesen befanden sich viele, die aus einer von aller Cultur verlassenen Heimat stammten. Die Aufgebote zu immer neuem „Futter für Pulver" hatten in Oesterreich bis an die türkische Grenze gehen dürfen. Jetzt wurden die Croaten, Slavonier, Krainer in ihre Garnisonen zurückverwiesen, aber manche der Officiere, darunter Freiwillige, vollends die ungarischen Parteigänger, fügten sich schwer den Anordnungen des obersten Kriegsamts. Nach den Beschwerden des Feldzuges wollten diese erst noch einmal den Becher leeren, den Wien trotz der Sittenmandate der Kaiserin schäumend credenzte.

Die von einem solchen Trupp verwilderter Soldaten Verfolgte flog dahin als wäre sie in Lebensgefahr.

Die klägliche Stimme eines Begleiters der Dame, der den orientalischen Typus in unverkennbarer Ausgeprägtheit trug, flehte:

„Ich bitt' Ihnen —, meine Herren — lassen Sie uns in Frieden —!"

Nun aber folgten erst recht Verhöhnungen und Nachäffungen des kleinen schmächtigen Dieners im braunen Leibrock mit jenem natürlichen gelockten Haar, das die Juden statt des Zopfes oder einer modisch gestutzten Perrücke tragen mußten. Der kleine Mann trug alle Symptome an sich, zu jenem „Neu-Israel" zu gehören, wie man die schachernden Bewohner der Juden- und Preßgasse zu nennen pflegte. Man durfte annehmen, daß auch die verhüllte schlanke hohe weibliche Erscheinung dem Stamme der Patriarchen angehörte.

„Nehmt doch den Schleier herab — holde Signora — Turteltäubchen!" rief einer der Trunkenen in gewandtem Deutsch, mit fremdartigem Accent, und griff nach dem Ueberwurf der in starre Seide gekleideten armen Verfolgten.

„Lassen Sie, meine Herren — es ist eine Verwandte zum Herrn Samuel Werthheimer — zu Herrn Eskales — lassen Sie —!" wehklagte der Diener, der sich nicht ohne Muth zwischen die rohen Menschen drängte, während die Verfolgte unschlüssig schien, ob sie sich in eines der Hausthore am Rabenmarkt

flüchten sollte, in welchen der sich immer mehr vergrößernde Haufe einbog.

„Herr Eskales soll mir borgen tausend Ducaten --!"

„Herr Werthheimer soll mir einen Wechsel abkaufen auf den 32. December!"

„Paradies-Aepfelchen schön! Zeig' uns dein Antlitz hold!" Also lauteten die Reden, die von Griffen nach dem Schleier, dem Mantel der weiblichen Erscheinung, die ohne Zweifel eine jugendliche war, begleitet wurden.

Der Haß der Wiener Bevölkerung auf die Juden war damals nicht gering. Wenig Luft regte sich unter den Vorübergehenden, den beiden Bedrängten beizustehen. Der Jude sollte sich durchaus durch seine Tracht von den Christen unterscheiden. Aber jene Dame war fast wie eine Christin gekleidet.

„Helfen Sie uns! Ich bitte —" rief der Diener einen jungen, glänzend gekleideten Herrn an und wehrte wiederholt dem übermüthigen Trupp der Officiere, unter welchen die bescheideneren nur die Galanten machen wollten, Kußfingerchen warfen, indessen die frecheren die schlanke Hüfte der Jüdin zuumfassen suchten. Offenbar kamen Alle aus einem Weinhause.

Der um Hilfe Angesprochene war soeben aus einem Hause getreten, an dessen Mauer sich die

Verfolgten lehnten. Unedel genug, hielt er es mit der angreifenden Partei.

„Dummer Patron!“ sprach er. „Was kreischst du denn so? Die holde Signora nimmt vielleicht gern einen Kuß von einem tapfern Krieger und vielleicht auch zwei! Ist sie denn schön —?“ rief er den Frechen zu, die den Schleier herunterzureißen, das schlanke Mädchen an die Wand zu drücken Lust gezeigt hatten und die Worte ihres feigen Beistandes wahr zu machen suchten. Schon sah man es, die Jüdin war jung und schön. Wie erstarrt stand sie da, hielt die mit schwarzen Floretthandschuhen versehenen, fast krampfhaft gespreizten Finger vor ihr Angesicht und hauchte mit erstickter Stimme:

„Ich bitte — lassen Sie meine Herren —!“

Jetzt gruppirte sich das Publicum in der Gasse. Aber noch immer kam der sonst doch dem Wiener eigene Gerechtigkeitssinn, sein Trieb, dem Unterdrückten beizustehen, nicht zum Ausbruch. Theils waren die Juden seit dem Kriege mehr denn je verhaßt. Man hielt sie für Ueberläufer und Spione der Preußen. Dann hatte der Diener in seinem Wesen und dem Versuch seines Costümes, eine Art Livree vorzustellen, schwarzen Sammtbesatz auf dem braunen Rocke und eine ebensolche große Cocarde am dreieckigen Hute, etwas, das Lachen und Hohn herausforderte. „Sie wollen schon die Herren machen!“ rief eine Obstlerin von der Ecke. Schließlich hatte

man Furcht vor der Plage der Hauptstadt, den entlassenen oder noch nicht wieder eingereihten Soldaten, die in der Mehrzahl wilden Nationalitäten entnommen waren, dem Sitz der militärischen Kraft Oesterreichs. In diesen Tagen waren seitens derselben Verwundungen, ja Todschläge auf offener Straße vorgekommen.

In diesem verfänglichen Augenblick trat hinter dem feigen und frivol dreinlächelnden jungen Elegant, der sich der Jüdin mit zweideutiger Trostsprache genähert hatte, aus demselben Hause ein zweiter junger und, wie es schien, noch vornehmerer Herr. Unter seinem dunkelblauen Mantel mit hohem Stehkragen blitzte ein Orden hervor.

„Was ist hier — was giebt es —?" rief er erstaunt.

„O retten Sie mich!" trat die verschleierte Jüdin auf ihn zu und suchte hinter seinem Rücken in die Hausthüre zu gelangen.

Eine Weile stutzte der junge Mann. Dann sagte er, erst ruhig, aber allmälig in einem Tone, der sich steigerte:

„Meine Herren, was soll das? Lassen Sie die Dame frei —! Ich sage, Platz da! Haben Sie mich verstanden —?"

Schon flog sein Degen aus der Scheide. Denn einer der Officiere war mit kecker Geberde, herausfordernd und den Gegner von oben bis unten messend, auf ihn zugetreten.

„Wünschen Sie etwas von mir —?“ rief der Erlöser der bedrängten Jüdin, deren Begleiter rasch die Gelegenheit benützte und seine Aufsichtsbefohlene, vielleicht seine Herrschaft, von dannen zu ziehen suchte.

Zum Glück regte sich endlich auch der zuerst aus dem Hause Gekommene, der offenbar ein Begleiter des entschlossenen, edelherzig handelnden, noch jüngeren Mannes war, und suchte die rohen Kriegsgesellen zu beschwichtigen, was ihm am entschiedensten durch die Miene gelang, die er vor seinem Begleiter wie vor einem besonders hochgestellten Manne annahm.

„Bitte, bitte, Excellenz —!“ rief er. „Die Herren gehen schon. Stecken Sie den Degen ein!“

Die Hoheit und der Adel im Benehmen des jungen Mannes im blauen Mantel und mit dem Orden, vielleicht auch einige Zeichen der Trauer, die er trug, ein Flor, der am tressenbesetzten Hut saß, schwarze Handschuhe und am Degen der gleichfalls mit schwarzem Flor umwundene Griff, entwaffneten die rohe Gesellschaft und veranlaßten sie zum Rückzug. Mit einem in allerlei Sprachen erklingenden: „Guten Tag, Herr!“ entfernten sie sich lachend, vergebens nach der inzwischen verschwundenen Jüdin umspähend.

An dem Hause, wo dieser Vorfall statthatte, hing ein besonders zierlich geschriebenes und bemaltes

Gewerbeschild mit der Aufschrift: „Johann Baptist Mathaei. Kaiserlicher Reichswappenmaler."

Am folgenden Morgen hatte gerade die Kaiserin ihren gewöhnlichen einmaligen Wochenbesuch, den Polizeivorstand Wiens, der ihr Bericht erstattete über vorgekommene Diebstähle, Aufläufe, Morde, Vergehen gegen die Sittlichkeit und Aehnliches.

„Das Maß dieser Banditen ist voll!" rief sie aus. „Sie müssen partoutement fortgeschafft werden! Hab's dem Wöber schon geschrieben, daß er mit denen keine Gnad' mehr hat! Der Daun muß sie vertheilen, wo sie hingehören! Das wär' nit schön, wann's jetzt auch mein Wien zu einer eroberten Stadt macheten —!"

Der Feldmarschall von Wöber war General-Auditor der Armee, Daun, jener Feldherr, dem der Papst einen geweihten Degen geschickt hatte, Kriegsminister.

Trotz des Friedens war die Kaiserin in keiner guten Laune. Jene hohe, stolze Frau, die den ihr eigenthümlich in der Geschichte angehörenden Zauber einer Familienmutter auf dem Throne ausübte, drohte zuweilen den auf sie einstürmenden Sorgen zu erliegen. Nach allen Richtungen hin gab sie sich nach der strengen Gewissenhaftigkeit eines Weibes, das den Beweis führen will, der Ernst des Lebens, die schwere Last weltlicher Pflichten könnte auch von den Schultern des weiblichen Geschlechts getragen

werden. Aber wie groß waren nicht schon allein die Ansprüche, die an ihre weibliche Natur, an ihr besonderes Geschlechtsleben gemacht wurden —! Ein Mann streift diese Sorgen bald ab, nimmt sie leicht, hat eine Methode, sich dabei kurz zu fassen. Nicht alle Männer machen eine so umständliche Toilette, wie sie Graf Kaunitz machte, Maria Theresiens Minister, der bei aller Schärfe und Schroffheit in den Angelegenheiten des Staats seine eigene Person so weichlich behandelte. Die Kaiserin wollte einen Theil der Welt lenken, aber auch ihrem Gatten gefallen und ihre zahlreichen Kinder richtig erziehen. Die Garderobe, der Unterricht, die Gesellschaft, die Religionsübung, alles das hätte schon allein ihre ganze Kraft verbrauchen können. Nun noch einen Staat regieren, einen Staat so schwieriger Zusammensetzung, eine Welt zu beaufsichtigen, die an allen Enden in den ersten Wehen so furchtbarer Revolutionen, wie bald kommen sollten, lag und unter den Druck unberechenbarer Persönlichkeiten stand — noch seit einem Jahr hatte sich die ehrgeizige, blutbefleckte, kokette russische Katharina zu denen hinzu gesellt, deren Dasein die tugendhafte Landesmutter Oesterreichs mit allen Reizungen des weiblichen Hasses, ja der Eifersucht stets in Athem erhielt!

Wenn die Kaiserin ausrief: „Ich wollte doch, der Collenbach hätt' das Tintenfaß über den Frieden ausgeschüttet und es wär noch Alles, wie zu-

vor —!" so meinte sie, ihr, der Kaiserin, hätte das von dem Abgesandten des auswärtigen Ministeriums, dem Herrn Heinrich Gabriel von Collenbach, in Hubertusburg unterschriebene Friedens-Instrument persönlich keinen „Frieden" gebracht. Ja es liegt sogar in der menschlichen Natur eine Art Gewöhnung an die in manchen Fällen uns beinahe liebere Abwechselung der Aufregungen und Beunruhigungen über Glück und Unglück, Furcht und Hoffnung! Ein unregelmäßiger Pulsschlag der Zeit wird starken Naturen zum — Bedürfniß! Lohnt sich doch der Kampf im großen Styl, die stete Herausforderung des welterschütternden Schlachtenglücks für die Anstrengungen der Seele, die Pein der Furcht, den Schmerz um Scheiterndes e[illegible] noch anders, als so immer die kleinen Nadelstiche [illegible]er Opposition ertragen sollen, die jetzt Maria Theresia von ihren eigenen Unterthanen, sogar vom höchsten Adel zu erleiden anfing. Die Standschaften der Provinzen, die sich für die Kriegszeiten zu außerordentlichen Steuern bereit gefunden hatten, verweigerten jetzt die Leistungen an Geld und Recruten, die, wie sie sagten, für eine Zeit des Friedens nicht mehr benöthigt wären. Damals war es, wo Kaunitz gesagt hat: „Adel und Stände muß man nicht mehr souteniren!"

Die Banditen waren jene verwilderten militärischen Flaneurs von Wien.

Schon von ihrer Kammerfrau, Frau von Guttenberg, hatte die Kaiserin beim Ankleiden eine Menge von verübten Excessen derselben gehört. Wer ihr in den Weg kam, mußte Neuigkeiten bringen. Der Beichtvater, Pater Ignaz Kampmüller (der vielberufene Porhammer war der Beichtvater des nicht immer auf beichtfesten Wegen gehenden Kaisers), hatte ebenfalls von einer nothwendigen Purification der Residenz gesprochen, und die reizende, nur allzu anziehende und dem Erzherzog Joseph, dem jungen Ehemann, gefährliche Fürstin Eleonore Lichtenstein hatte, dem Ohre der Kaiserin vernehmbar, schon am Abend zuvor beim Kartenspiel von den ungezogenen Panduren und Grenzern „geplauscht". Die Kaiserin hatte nur nicht recht zugehört, die den schönen jungen Frauen Wiens gegenüber immer etwas zerstreute Mutter des jungen Joseph. Sogar von Juden und Aehnlichem war etwas beim Kartenspielgespräch gemurmelt worden. Den Juden war die Kaiserin gram. Zwar nicht mehr wie sonst, aber doch immer noch nicht recht wohlwollend. Die Verältern dieses damals nur in Privathäusern, nicht in Synagogen, seinen Adonai anbetenden Volkes hatten ja nicht nur Christum gekreuzigt, sondern die Lebenden selbst hatten auch in Prag den Preußen zu schnell gehuldigt —! Die Kaiserin verfolgte die Juden, wo sie konnte. Bei einer Prise de contenance, die sie noch gestern Abend

anbot und er hatte nicht eine Sylbe im Rücken, als der Parlamentär, dem glücklicherweise für die blassen Wangen des Generalissimus die Augen verbunden waren, fortfuhr: Es könne zwar den fürstlich Vierhufen'schen Truppen nur zur Ehre gereichen, daß sie in ihren Manoeuvres adretter wären, als die jenseitigen; doch fürchte Seine Durchlaucht, daß der Feind, durch zu große Schonung seiner selbst, etwas im vierten und fünften Act bezwecke, was gegen die diplomatisch vermittelten und durch einen förmlichen Rastadter Congreß festgesetzten Operationen verstieße. Bei dieser Wendung erholte sich der Feldherr: denn es machte ihn stolz, daß der Fürst sein Zögern und blindes Tasten für Fabius-Cunctator-Klugheit hielt und ihm jetzt den Parlamentär schickte, um zu bemänteln, daß der Feind sich in den drei ersten Acten gleichsam schon heiser gesungen hätte und nun erst recht an Präcision übertroffen zu werden fürchtete. Der Obrist gab, als officiell, eine ausweichende Antwort und nahm sich vor, den Operationsplan durch sein Genie zu ersetzen und, sollte er in Ungnade fallen, wie die Urheber der Schlacht von Navarin, sich damit zu trösten, daß er Polybius erst kürzlich und Montecuculi längst studirt hätte. Er vergaß dabei, daß der Feind, nun auch schon ermüdet, immer den Vorsprung eines consequenten Planes hatte und daß ein in stiller Muße entworfenes Gedicht doch immer die interessanteste Improvisation übertrifft.

Das kleine Mißverständniß schuf größere. Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse und werden für das politische Gleichgewicht zweier, durch ihre Enclaven fast zur Eintracht verpflichteten Staaten schwere Besorgnisse hegen müssen. Gegen die ersten Scenen des vierten Actes, der hauptsächlich der

aus der Tabatiere ihres geliebten Gatten genommen hatte, sagte sie in ihrem mit italienischen Brocken gemischten Französisch, das jedoch kein mustergiltiges Akademie-Französisch war:

„Es thut mir wohl, zu wissen, daß die Regie vom Tabak von diesem Jahre ab nicht mehr der Pregitzer, sondern endlich 'mal reputirliche Christen haben —!"

Vom Polizei-Director erfuhr sie den Vorfall mit der Jüdin am Rabenmarkt. Es war bei ihm eine Beschwerde darüber eingelaufen von einem der reichsten unter den damals noch wenig zahlreichen jüdischen Einwohnern Wiens, dem Hoffactor, wie sich fast jeder dieser jüdischen Familienväter damals nennen durfte, Samuel Werthheimer. So angesehen dieser große Lieferant auch war — er stand besonders zu den ungarischen Bergwerken in Beziehung — seine Beschwerde über Unsicherheit auf der Straße und Verletzung der Würde und Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechts würde kaum beachtet worden sein, wenn nicht der Herr Hoffactor als an dem Vorfall betheiligt gewesen den hochfürstlich brandenburgisch-bayreuthischen Gesandten Reichsgrafen von Ellrodt bezeichnet hätte. Dieser wäre für eine von den Herren Officieren hartbedrängte Jungfrau, die Demoiselle Osmund, die eine zufällig selbst aus dem Heimatlande des Herrn Reichsgrafen gebürtige, seiner, des Herrn Samuel Werthheimer's,

Pflege und Obhut in Wien anvertraute junge Dame wäre, als Retter vor ſchimpflicher Behandlung aufgetreten. Er hätte das in Erfahrung gebracht gleich nach geſchehenem Affront. Herr Samuel Werthheimer hätte ſich an Ort und Stelle des Attentats begeben und daſelbſt gehört, daß der für ſeine Pflegebefohlene aufgetretene Ritter genannter Reichsgraf geweſen, der mit dem Herrn Reichswappenmaler Herrn Mathaei ſein neues Wappen beſprochen hätte. Auch ſein Begleiter wurde genannt. Der ſo lau geweſene und zweideutige Beiſtandleiſter war ein brandenburg-bayreuthiſcher Referendar und Kammerjunker Trützſchler von Falkenſtein.

„Das trifft ſich ja curios!“ rief die Kaiſerin aus und ergriff einen Zettel, einen, weil ſie ihn während ihrer ganzen Toilette immer in der Hand behalten hatte, mannigfach zerknitterten. „Sieh' da! Da ſteht ja der junge Reichsgraf juſtement auf der Liſte! Ich ſehe ihn ſeit ſeiner Wiederankunft in Wien heute zum erſtenmale! Der Arme hat ja wol — richtig, Trauer — um den Tod — von wem? — ich glaub' eines Vetters —“

„Sein eigener Bruder iſt geſtorben, welche Botſchaft ihm jener Herr von Trützſchler im Namen des betrübten Vaters überbracht hat —“ fiel der Wiener Allwiſſende ein.

„Der Bruder? Ja, ja! O das iſt ſchlimm für einen neuen Grafenſtamm! Da wird der Vater

wünschen, daß sein Sohn eine gesunde Partie macht und seine Kinder von unserem Kreuz verschont bleiben, den Blattern —! Wie steht's denn mit dieser Landplage?"

Die Verbindung der Gedanken lag nahe. Das glatte, schöne Antlitz des Grafen und die verheerenden Folgen der Blattern standen im Vorstellungs-Vermögen der an Thatsachen überreichen Fürstin nebeneinander.

Der Polizei-Director mußte über den Stand der öffentlichen Gesundheit berichten und schied endlich mit der erneuerten Versicherung, daß die „Marodeurs", wie die erzürnte Kriegsherrin die in Friedensstand versetzte halb irreguläre Soldateska nannte, nächster Tage würden „ausgefegt" werden. „Ausgefegt" war das Wort der Kaiserin. Herr Rath Riller, so hieß der Polizei-Director, hatte behutsam nur vom Bedürfnisse des „Dislocirens" gesprochen.

Die Audienzen sollten beginnen. Die Kaiserin hatte ihre zweite Tagestoilette beendigt. Der violette Seidenstoff, der sich um ihre majestätische Gestalt, unterstützt von dem üblichen Reifrockgestell, bauschte, war am Mieder von einem weißen Brüsseler Spitzentuch bedeckt, das vermittelst einer Diamant-Agraffe mit einer gelben Schleife über dem Busen zusammengehalten wurde. Ein eben solches Spitzentuch, das mit gelben Bandschleifen auf den schweren gepuderten

Locken befestigt war, bedeckte zur Hälfte die hohe Stirn und ließ die lebhaften Augen um so ausdrucksvoller hervortreten. Hie und da fehlte nicht ein Gewinde des ihr am meisten werthen Schmuckes, der Perlen.

Cardinal Migazzi hatte den Vortritt. In seiner Eigenschaft als Erzbischof von Wien und Präses des Consistoriums gab der Kaiserin die Eminenz die Versicherung, daß nunmehr in allen Kirchen der Monarchie die Gebete für die erwartete Entbindung ihrer Schwiegertochter, der ersten Gemalin des Thronfolgers Joseph, jener trübsinnigen Prinzessin von Parma (die nach einem dunklen Verhängniß in kurzer Zeit sterben sollte), angeordnet wären.

„Sonst nichts Neues —?" lautete die Frage der Kaiserin in italienischer Sprache.

„Das Wichtigste — Febronius ist entlarvt —" lautete die Antwort.

„Das ist gut! Und gewiß ist's wieder einmal ein verdorbener abtrünniger Priester —?"

„Im Gegentheil, es ist ein hoher Prälat in Amt und Würden! Ein Weihbischof von Trier, ein hoher Adeliger, der Domherr von Hontheim —"

Die Kaiserin erstaunte nicht wenig über diese Enthüllung, die ein Buch betraf, das gerade in diesem Moment den deutschen Kirchenfürsten und katholischen Landesherren Sorge machte. Diese Schrift des kühnen rheinischen Theologen, der sich

Febronius genannt hatte, war gegen die Anmaßungen Roms gerichtet. Der Verfaſſer wollte eine deutſche katholiſche Kirche, deren oberſte Autorität nicht über die deutſchen Biſchöfe hinausreichte. So bigott auch die Kaiſerin war, ſie fühlte es ungern dies ſtete Gelähmtſein ihrer Anordnungen durch die römiſche Curie.

So heftig der Cardinal dieſes kühne Unterfangen eines deutſchen Prieſters verwarf und aus einer ſchon angekündigten deutſchen Ueberſetzung des urſprünglich lateiniſch geſchriebenen Aufrufes an die deutſchkatholiſche Welt das größte Unheil entſtehen ſah, ſo meinte doch die Kaiſerin und ſetzt in deutſcher Sprache:

„Wollen's noch eine Weile mit dem Verbrennen ſein laſſen! Roma nondum locuta est —!“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, einen Spruch richtig citirend, den die regierende Frau vollkommen verſtand.

Der Cardinal gab gleichſam den Drücker der Thür in die Hand eines anderen Mannes, der nicht aufgehalten werden durfte bei ſeinen Erkundigungen nach dem Befinden der in ihrer Art einzigen Frau.

Gerade von Gerhard van Swieten, ihrem Leibarzt, an deſſen Namen und einflußreiche Stellung ſich die Hoffnungen auf Bekämpfung der Vorurtheile und auf allſeitige Reformen, namentlich im Bildungs- und Unterrichtsweſen, knüpften, hätte man nicht erwarten ſollen, daß aus ſeinem Munde der Kaiſerin

die Beruhigung kam, es würden immer noch — genug Bücher verbrannt.

„Vor einigen Tagen erst — beruhigen sich Eure Majestät," sagte der ehemalige holländische Professor in seiner Eigenschaft als oberster Chef des Studien- und Censuramtes — „es wird mit Strenge verfahren! Gerade vor einigen Tagen erst wurden die Schriften von Rousseau und Machiavell verbrannt —!"

„Bene! Bene!" fiel die Kaiserin ein, die des Machiavell Anleitung zur Tyrannei für eine Satyre auf die Fürsten hielt.

„Aber seltsam!" fiel der „Proto-Medicus" und Ober-Bibliothekar und — was nicht Alles! ein, „diesmal kamen die Reisenden, die beide Bücher mitbrachten, aus Rom selbst und beschwerten sich bei ihren Gesandtschaften, daß ihnen Bücher weggenommen würden, die man ihnen in Rom nicht beanstandet hätte —!"

„Wer sind die Herren —?" fragte die Kaiserin, die Stirn runzelnd.

„Das fragen mich Eure Majestät zu viel. Ich weiß nur, daß sie den dänischen Gesandten, Herrn Bachofen von Echt, zu Hilfe riefen und den brandenburgisch-bayreuthischen, Baron von Ellrodt."

„Reichsgrafen von Ellrodt —!" berichtigte die Kaiserin und fuhr dann fort: „Hm! Machiavell und — wer noch? Rousseau? Aber doch Alles or-

dentlich verbrannt? Nicht, wie Ihr da immer in der Bibliothek eine curiose Kocherei anstellt? Die Bücher kommen aus der Röste ein bissel angebrannt heraus und wandern hernach in alle Bibliotheken der Herren Amateurs —"

„Leider, leider hat der Henker Anderes zu thun!" fiel van Swieten lächelnd ein. „Wir Censoren pfuschen ihm freilich schlecht ins Handwerk! Die Bücher wirklich alle in Brand zu stecken, das wäre ja auch feuergefährlich für die Burg —!"

Van Swieten fühlte den Puls der starkwilligen Frau und eilte von dannen, um die von einem Arzt und Professor, der seinem Ehrgeiz eine Masse von Nebenämtern aufbürden ließ, doppelt hoch zu schätzende Zeit nicht unbenützt verstreichen zu lassen. Die Mitglieder der heiligen Bücher-Hermandad in Wien waren sogar unter einem van Swieten größtentheils „hochfürstlich erzbischöflich-wienerische Consistorialräthe."

„Der Reichsgraf besucht Juden und Einschmuggler verbotener Bücher?" wollte die Oberhofmeisterin Gräfin Paar, die sich inzwischen eingefunden hatte, zum Thema einiger Mittheilungen machen, als die Kaiserin schon Befehl gegeben hatte, den Reichsgrafen Fritz Ellrodt auf der Reihe der Vorzulassenden zu bevorzugen. Sie schickte Gräfin Paar zu ihren Kindern.

Der junge Bezauberer der Kaiserin erschien in

jenem ſpaniſchen Mäntelchen, das ſie nicht miſſen wollte bei denen, die zu Hofe kamen, obſchon es Kaunitz nicht mehr trug. Kaunitz hatte ſeine Schule in Paris und Brüſſel gemacht und war am Hofe der modiſche Petit-maitre. Mußte doch die gekrönte Sittenrichterin an dem talentvollen und unterrichteten Manne ſo Vieles hinnehmen, das ihr widerſtand. Ihm vergab ſie das Nichttragen des Mantels, Anderen nicht.

„Sie ſind in Trauer!“ redete Maria Thereſia in franzöſiſcher Sprache ihren Liebling unter dem diplomatiſchen Corps, den perſönlichen Freund ihres Joſeph, an — „Sie verbergen ſich vor der Welt! Da komm' ich heute mit meinem Glückwunſch zu Ihrer Standeserhöhung etwas mal à propos —“

„Kaiſerliche Majeſtät, ja,“ ſprach der jugendliche Staatsmann mit ſonorer Stimme und ſich zum drittenmal verneigend, „es traf mich wie mit einem einzigen Schlage! Zuerſt der Tod meines Markgrafen Friedrich! Ich wollte Euer kaiſerlichen Majeſtät die Ankündigung der Succeſſion des Markgrafen Friedrich Chriſtian überbringen — ſchicke mich an zur allergnädigſt bewilligten Audienz, da kommt ein Bote meines Vaters und bringt mir die Nachricht vom Tode meines geliebten einzigen Bruders! Ach, ich konnte meine Botſchaftspflicht nur ſchriftlich erfüllen, überließ die Geſchäfte Anderen, zog mich, da mein Vater mein Kommen nicht wünſchte, eine

Weile nach einem kleinen Häuschen zurück, das unſer Legations-Kanzler Herr Iſenflamm in dem herrlichen Thal hinter Baden beſitzt. Jetzt erſt komme ich zurück, wo ich endlich wieder die Kraft gefunden zu haben glaube, das rauſchende Gewühl des ſchönen Wien zu ertragen."

Die Kaiſerin kannte ſehr wohl dies Bedürfniß der „Retraite." In ſolchen Fällen nahmen die Klöſter ſogar regierende Majeſtäten auf. Der junge Reichsgraf war ein Ketzer und hatte in dem jetzt Helenenthal heißenden Paradieſe nicht einmal Gelegenheit, ein proteſtantiſches „Bethaus" zu beſuchen. All dem dachte die conſervative Frau eine Weile mit erſichtlichem Ernſte nach.

„Ihr Attaché machte die Notificationen. Wie war doch ſein Name —? fragte ſie endlich und noch zerſtreut.

Mit düſterem Blick, der ſich jedoch ſofort wieder in dem ſtereotypen, bei Hofe lediglich anzubringenden Lächeln verlor, nannte Friedrich Ellrodt den Namen Trünſchler von Falkenſtein.

„Dieſer Herr hat mir ja geſagt, ich erinnere mich, daß es ein Mittel geben wird, bald wieder bei Ihnen die glückliche Miene hervorzubringen, die man an Ihnen gewohnt iſt —!" Die Kaiſerin ſprach dieſe Worte mit geheimnißvollem Lächeln und zum Erſtaunen des in angemeſſener Entfernung neben ihr ſitzenden jungen Diplomaten.

„Ein Mittel —?“ fragte dieser und versagte eine Antwort, worauf auch die Kaiserin eine Weile schwieg.

Obschon in ihrer Muße bemessen behielt die hohe Frau doch die nächsten Verpflichtungen ihrer großen Lebensaufgabe im Auge, wollte Alles vom verstorbenen Markgrafen Friedrich hören, den sie seiner politischen Haltung wegen lobte, von seinem Nachfolger, der ihr eine durchaus unbekannte Größe war, vom neuen Frieden, wie dieser „im Reiche“ aufgenommen würde, von der Lage und Stimmung der Länder diesseits und jenseits des Mains und den Aussichten, die ihr Sohn bei den deutschen Reichsfürsten für seine bevorstehende Wahl zum römischen König in Frankfurt am Main haben würde.

Ueber die letztere, eine besondere Mutterfreude der Kaiserin, äußerte der Graf:

„Preußen hat diese Wahl im Friedensschluß zugestanden! So kann es ja keine Differenzen mehr geben! Unser Land wird hoffentlich mit der Durchreise der hohen Herrschaften beglückt werden?“

„Was erwartet man von Ihrem Markgrafen Christian —?“ fragte die Kaiserin ausweichend. Sie orientirte sich im Geist auf einer Homann'schen Landkarte.

„Bedeutende Einschränkungen! Sämmtliche Franzosen und Italiener sind entlassen —!“

Lehre von den Quarrés gewidmet war, ließ ſich noch nichts Erhebliches ſagen. Der pythagoräiſche Lehrſatz wurde recht anſtändig von den Truppen bewieſen: ſie verwandelten ſich in Katheten und Hypotenuſen, ſie verlängerten ſich mit Gewandtheit in Parallelogramme, und verſchoben ſich mit Geläufigkeit in die auffallendſten Parallelepipeda. Die einfache Planimetrie der Stellungen und Bewegungen ließ dem Fürſten von Vierhuſen nichts zu wünſchen übrig, wenn er auch geſtehen mußte, es wär' ihm, als hätte der Feind manchmal ſeine Lection vergeſſen und ſchlüge erſt raſch im Euklides nach, wie viel Seiten das Quadrat hätte. Nun kam aber die Reihe an die in einer zum Theil doch etwas ſchiefen Ebene angebrachte Curvenlehre. Jetzt fingen jene prächtigen Schwenkungen und kreisförmigen Bewegungen an und hier war es, wo der Feind Unrath merkte. Die Sehnen und Tangenten wurden vom Generaliſſimus gleichſam mit zitternder Hand gezogen. Das Gefühl des Mittelpunktes, des unverrückbaren, den alle ſeine Schwenkungen haben ſollten, verließ ihn und die plötzlichen Wendungen der Flügel, die Flankenangriffe konnten ſchwerlich zu etwas Gutem führen. War ein Kreisausſchnitt zu bilden, ſo überſah er die Sehnen und machte ſie größer, als die Peripherie duldete. Sollten zwei Kreiſe ſich berühren, ſo maß er den Durchmeſſer des Fürſten nicht ab und nahm den ſeinigen bald zu weit, bald zu eng und durchſchnitt die Bewegungen deſſelben, ſtatt ſie nur leiſe zu berühren. Parallaxen- und Parabelbewegungen, Ellipſen und ſpiralförmige Märſche in der Ebene wurden ſchon mit einer Verwirrung ausgeführt, wo der Fürſt immer noch nicht wußte, ſollte er ſie dem ſchlechten Exercitium des Feindes oder einem böswilligen Bruche der Verträge zuſchrei-

Die Kaiserin lächelte. Rings um sie her wimmelte es von Franzosen und Italienern. Ja es mochte ihr der alte Abbé Duval einfallen, das gelehrte Factotum ihres Hofes, eine Art Humboldt im damaligen Schönbrunn und Laxenburg, Lehrer ihrer Kinder und ein großer Mathematiker.

„Ich gratulire ihrem Lande," sagte sie bitter, „wenn es für die Bildung keiner fremden Ressourcen bedarf —!

„Ersparnisse werden unsern Ländchen gut thun —"

„Jedem! Auch dem größten! Der Markgraf ist unvermält —?"

„Getrennt von seiner Gemalin, einer Anhalt-Schaumburgerin —!"

„Ich entsinne mich —! Ja, ja! Es war vor vielen Jahren ein garstiger Scandal! Er wird wieder heiraten —?"

Der junge Ellrodt zuckte die Achseln.

„Es soll reizende Damen an Ihrem Hofe geben —!" fuhr die Kaiserin fort und wiederum ließ sich in ihren Gesichtszügen jenes verfängliche Lächeln sehen. „Kein Wunder, daß es hier in Wien keiner unserer Damen gelungen ist, Ihr Herz zu rühren —"

„Ich verstehe kaiserliche Majestät nicht —" erwiederte hocherröthet der unter so glücklichen Sternen geborne, so früh emporgestiegene Jüngling.

„Nun — Sie ſind ja verlobt —!“

„Majeſtät —!“

Herr von Trünſchler verſicherte mich doch. Sie haben wol Furcht, Ihre Inclination vor Fürſtin Lori einzugeſtehen?“

„Gerade die durchlauchtigſte Prinzeſſin Lichtenſtein, meine gütige Freundin und Landsmännin —“ ſagte der in offenbare Verlegenheit Gerathene und wieder ſeinen Unwillen über den naſeweiſen Trünſchler zu bemeiſtern Gezwungene mit ſchärfer hervorgehobenem Ton — denn es galt auch hier eine Verdächtigung zu bekämpfen — „gerade dieſe würde mir in dem gemeinten Fall mit beſonderer Ermuthigung Glück gewünſcht haben —“

„Alſo nicht? Dann um ſo beſſer —“ fing nunmehr die Kaiſerin in ihrem Wiener Deutſch an, das ſie in Heirats- und Herzensgeſchichten dem Ceremoniel der franzöſiſchen Converſation vorzog — „Aber ich weiß halt nur, der Herr plauſchte vielerlei zuſammen, und das hat er geſagt: Die Leute ſagten: Die Beiden ſind für einander geſchaffen —!“

Der junge Ellrodt wußte, wer gemeint war. Dennoch that er, als wenn er aus den Wolken fiele. Er mußte ſo thun, auch um ſich ſelbſt Kraft zu geben und ſeine Betrübniß zu verbergen.

„Die Mutter ſoll eine Fürſtin von — von —“ half die Kaiſerin nach, indem ſie ſich wieder der franzöſiſchen Sprache bediente.

„Es hat ſich eine ſchwediſche Familie der Löwenhaupts," ſagte der junge Graf, „von denen vor Jahren ein Mitglied aus politiſchen Urſachen auf's Schaffot kam, in Rußland und auch bei uns niedergelaſſen. Ein Graf Nikolaus Löwenhaupt iſt ſeit Jahren Oberſtallmeiſter an unſerem Hofe. Er hatte eine Wildgräfin vom Rhein geheiratet, die wiederum ihrerſeits die Tochter einer Prinzeſſin von Naſſau-Uſingen iſt."

„Und die Enkelin, die wird es ſein —! Ein Engel! Natürlich blond! Goldene Locken! Voll Witz und Kenntniſſe! Ich gratulire —! So kommt man hinter die Myſtères dieſer jungen Herren! Ich hatte mich ſchon ſo gefreut, Ihnen eine paſſende Partie auszuſuchen! Denn Sie wiſſen, das iſt meine Paſſion. Und auch meine Force. Denn ich ſtifte gute Ehen. Bei jeder Cour, bei jedem Ball hab' ich meinen Blick für die, die zuſammen paſſen, und habe mich noch nie getäuſcht. Was hab' ich nicht ſchon an meinen lieben Grafen Ellrodt gedacht bei Fanny Waldſtein — Lori Würben — Reſi Daun —"

„Thun es ja Euer Majeſtät auch noch ferner! Denn ich bin noch vollkommen in der Lage der freien Hand —" ſagte der junge Günſtling mit tiefer Verbeugung und ſich zum Aufſtehen rüſtend, da letzteres ebenfalls die Kaiſerin thun zu wollen ſchien.

„Das ist gut!“ sagte sie plötzlich pikant. „Dann werden Sie auch noch ferner zum Ritter — schöner Jüdinnen auf der Straße werden können, ohne —“ wieder fiel die Kaiserin in ihr bequemes Wienerisch— „von Ihrer Herzallerliebsten dafür gezankt zu werden. Apropos, hat denn die schöne Jüdin auch einen passenden Dank geschickt? Dieser reiche Herr Werthheimer — ei, der soll Ihnen einen Engelländer zum Geschenk machen oder einen Arabischen. Seht Ihr Leut', ich weiß halt Alles!“

Die Kaiserin drückte ihren kostbaren, mit Rubinen und Türkisen geschmückten Fächer zusammen; in der Regel war dies ein Zeichen, daß die Audienz zu Ende geben sollte. Schlug sie das zusammengeballte Spielzeug in die linke Hand, so war der Moment angedeutet, wo sie im Begriffe stand, sich zu erheben und wo dann das Interesse des Vorgelassenen gutthat, die Flügel der Conversation sozusagen hängen, den Hahn seiner Spannung auslaufen zu lassen. Nichts läßt vor einem Großen geringfügiger erscheinen, als die von ihm verhängte Beendigung eines Gespräches mit ihm, wenn der Andre noch gleichsam mit offenem Munde dasitzt.

Diese allerletzte Geberde der vielbeschäftigten Frau war noch nicht erfolgt. Fritz Ullrodt war trotz seiner fünfundzwanzig Jahre Kenner des Hoflebens genug, um sich sogar da noch zu beherrschen, wo ihn die lebhafteste Wallung ergriff. „Zum erstenmale

hörte er den Namen des Hoffactors Werthheimer, dessen Reichthum ihm bekannt war, von welchem er sogar wußte, daß er geschäftliche Beziehungen zu seinem heimatlichen Hofbankier und Münzmeister Moses Seckel hatte. Dennoch unterdrückte er alles Erstaunen und sagte nur:

„Ja, in der That, Euer Majestät sind allwissend!"

„Die böse Rotte muß jetzt fort! Die Grenzer mein' ich! Ich will mein Wien wieder sauber halten, daß Einer auf der Straße und selbst die Juden, wo sie einmal tolerirt sind, unverirt bleiben! Habt Ihr schon den Erzherzog gesehen?"

Sie konnte mit dieser fast traulichen Frage nur den Gemal der trübsinnigen Italienerin meinen, ihren Sohn Joseph.

„Gestern bei Fürstin Lichtenstein —"

Da erfolgte der Schlag des Fächers in die linke Hand. Aber ohne Unfreundlichkeit. Die strenge Sittenrichterin, die ebenfalls darunter zu leiden hatte, daß ihr eigener Gatte den Abend lieber bei der „schönen Auersperg" zubrachte als bei ihr, erhob sich.

Da sie in der That den jungen Grafen „aus dem Reich" ausnehmend lieb hatte, entließ sie ihn mit den Worten:

„Wir ziehen heuer zeitig nach Schönbrunn. Nun der Friede über die Welt kommen ist, wollen wir ihn auch genießen! Kommt doch oft dahin! Haben uns ja da auch kennen lernen — !"

Der Handkuß, mit dessen Zulassung der junge Reichsgraf verabschiedet wurde, war ihrerseits von einem wahren Schmelz des Gesichtsausdrucks begleitet. Die Erklärung dieser Geberde lag in einer Schönbrunner Scene, welcher einst Fritz Ellrodt beizuwohnen bevorzugt wurde. Sein Vater hatte ihn vor vier Jahren, nach jener für Preußen so unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf, in Schönbrunn an einem Abend vorstellen dürfen, wo die Kaiserin in glücklichster Stimmung zu Ehren ihres Gemals und seines Namenstages von allen ihren Kindern ein Concert aufführen ließ. Der fünfjährige Erzherzog Ferdinand eröffnete die Feierlichkeit durch die Pauke, der dreijährige Max sprach einen italienischen, vom Hofpoeten Metastasio gedichteten Vers, die kleinen Erzherzoginnen sangen Italienisch, mit Ausnahme der unter trüben Sternen geborenen Maria Antoinette, die ihrerseits, eigen genug, ein französisches Lied sang; Joseph spielte Violoncell. Der Geist der Zufriedenheit, der an jenem Abend das Monarchenpaar beherrschte, hatte sich der Beurtheilung jedes Gegenstandes mitgetheilt, der sich ihm näherte. Das ist eigen am Menschen —! Er läßt zuweilen seinen Schmerz denjenigen entgelten, der den Schmerz nur beobachtete, und rechnet dann wieder den, der nur Zeuge seines Glückes war, zu den Ursachen desselben —! Lebenslang kam Beiden, dem alten und jungen Reichs-

grafen Ellrodt, die glückliche Stunde zugute, in welcher sie sich durch eine besondere Vergünstigung des Zufalls zum erstenmale der Kaiserin hatten nähern dürfen.

Mit wiederholtem Beileid um den Bruder und mit dem solennen Ausdruck der erneuerten Glückwünsche für einen Fürsten, den der junge Diplomat am kaiserlichen Hofe und beim deutschen Reiche vertrat, war der Letztere entlassen.

Das aufregendste aller Gefühle, die er von der Hofburg mit sich hinwegnehmen mußte, galt der ihm gleichsam hinter seinem Rücken, förmlich zwangsweise anverlobten Braut —!

## Neuntes Capitel.

### Die Jüdin.

„Wer — was iſt Er —?“ fragte eine hoch- und im ſächſiſchen Tonfall liegende Stimme durch eine kaum geöffnete Thür hindurch einen mit demüthiger Haltung einen alten Filzhut ſteif zur Erde ſenkenden Mann von noch jugendlich kräftigem Körperbau, der ſich beim brandenburg-bayreuther Geſandten hatte melden laſſen.

Der junge Reichsgraf Frin Ellrodt wohnte im unteren Stockwerk des ſogenannten Alten Lichtenſtein'ſchen Palais in der Krugergaſſe. Das Neue Lichtenſtein'ſche lag in der Herrengaſſe und wurde vom Fürſten Joſeph Wenzel von Lichtenſtein, dem Chef der kaiſerlichen Artillerie, bewohnt. Deſſen jüngerer Neffe, Prinz Karl von Lichtenſtein, ſeit zwei Jahren der Gemal der erſt neunzehnjährigen, ebenſo ſchönen wie hochgebildeten Prinzeſſin Maria Eleonore von Oettingen-Spielberg, bewohnte die oberen Stockwerke des alten, dem Kärntnerthor nahe gelegenen Palais.

„Was will Er? So red' er doch —!" herrschte aufs neue die scharfe, durchdringende Stimme und überließ dann die weitere Befragung des Allerlei zusammen kauderwelschenden Sollicitanten einem aus einer Actenkammer hereineilenden kleinen Herrn mit einer Feder hinterm Ohre, dem Secretarius und Kanzler der Gesandtschaft, Herrn Isenflamm, der zum Anhören von Bittgesuchen weniger zerstreut zu sein schien.

Johann Christian Trützschler von Falkenstein, der nun seines ferneren Inquirirens überhoben war, kehrte in ein Zimmer zurück, das ihm Graf Ellrodt für die Zeit seiner Anwesenheit in Wien von seinen eigenen Wohnräumen abgelassen hatte. Es war im Geschmack der Zeit mit vergoldeten Möbeln geschmückt, mit einer Menge von Wandspiegeln, auch mit Vorhängen, wodurch die ohnehin dunklen Räumlichkeiten noch mehr verdüstert wurden.

Die Lehens-Uebertragungs-Förmlichkeiten für gewisse Güter, welche Brandenburg nur noch dem Namen nach in Oesterreich besaß, waren ihrer Erledigung nahe. Mit dem Teschener Frieden warfen Preußen und die agnatischen Fürstenthümer diesen Rest alter Abhängigkeit über Bord. Schon lange galt es für den Abgesandten des alten Grafen an seinen nun letzten, einzigen Sohn nur noch dem Vergnügen nachzujagen, dem Cultus der in Wien so nahe verbundenen Gottheiten Ceres, Bacchus und Venus.

Mit eitler Gefallsucht machte der junge, noch im Diätenstande befindliche Staatsdienst-Aspirant seine Toilette. Eine helle Farbe, milch-chocoladebraun, war gerade die modische. Die Halskrause wurde gezupft, jede Locke der Frisur noch einmal gedreht. Es war die Mittagszeit, wo man in Wien entweder nach dem Prater fuhr oder auf dem Graben und um die Kirchen herumschlenderte. Daß man an der Michaelis- und Minoriten-Kirche die hübschesten Frauen entdeckte, hatte Trützschler von Falkenstein schon weg. Reichlich Visiten zu machen, war von je in Wien eine Aufgabe, die sich für einen Weltmann ziemt. Wozu haben denn die Damen ihre schönen Haustoiletten, ihre reizenden Einrichtungen, ihre ausgeklügelten Plätze, wo sie sich niederlassen, beschattet von einer mächtigen Zimmerflora, wenn nicht Ein Besuch dem andern die Klingel in die Hand giebt? Trützschler würde es gern gesehen haben, hätte ihm der an Jahren gegen ihn zurückstehende junge Reichsgraf seinen Posten ganz überlassen. Freilich ergänzte der Reichthum und die Stelle als „Minister des Hauses und des Auswärtigen", die Fritz Ellrodt ebenfalls besaß, den spärlichen Gesandtengehalt. Aber Trützschler's Adel war alt, und dem Herrn Isenflamm, der ihn schon öfters mit eifersüchtigem Mißtrauen gefragt hatte, wann er wieder abzureisen gedächte, hatte der junge „Streber" kurz und imper-

ben. Er war im Völkerrechte ungemein kitzlich und ſchüttelte ſo oft den Kopf, daß ſeine Generäle ſich verwunderten, wie er die Geduld hätte, nicht auf der Stelle den Rückzug blaſen zu laſſen. Die Truppen waren ermüdet und wurden es auch, durch die unaufhörlichen Fehler des Feindes gegen die Curvenlehre, unnützer Weiſe. Der Generaliſſimus ſeinerſeits hing kaum noch an einem Seidenhärchen am Leben. Er ſah alle die Fehler ein, die er machte und commandirte mit derſelben Verzweiflung, wie ein Schauſpieler declamiren würde, dem der Souffleur ausbleibt. Er ahnte, daß es bei dem planloſen Verfahren, wie er den Cirkel der Taktik ausſpannte und links und rechts Striche und Ovale ohne Zuſammenhang zog, zu einem gefährlichen Zuſammenſtoße kommen mußte und fiel ohnmächtig vom Pferde, als dieſer Moment eintrat. Nämlich die Cavallerie hatte einige Solo-Manoeuvres auszuführen, auf welche ſich der Fürſt von Vierhufen ſeit einem Jahre ſchon gefreut hatte. Es handelte ſich um geſchickte Schwenkungen, zu denen bald der Radius, bald der ganze Durchmeſſer der zu beſchreibenden Kreisangriffe und Kreisvertheidigungen genommen wurde. Es kam darauf an, daß die beiden Regimenter immer dicht an einander vorbeiſauſten, ohne ſich zu treffen. Hier geſchah es nun, daß Generaliſſimus das ganze Kartenſpiel zuſammenſchüttete und einen Fehler machte, bei welchem Blut floß, wenigſtens aus dem Maul einiger hartgetroffenen Pferde und der Naſe einiger Reiter dies- und jenſeits. Er hatte ſo eben die Aufgabe zu löſen, eine Radiusbewegung durchzuführen und nahm, darin lag das Unglück, ſtatt dieſer den ganzen Durchmeſſer. Die Halbcolonne würde die Flankenbewegung des Feindes nur leiſe geſtreift haben; aber die ganze Fronte, die er mit verhängtem Zügel anſprengen ließ,

tinent, wie seine Art gegen Untergebene war, geantwortet: „Wenn es mir beliebt!“ Herr Isenflamm war geschäftserfahren, sehr gern in Wien gesehen und nicht ohne Verbindungen. Sogar van Swieten zeichnete ihn aus, weil ein hochberühmter Professor der Medicin in Erlangen Isenflamm's Bruder war. Schon hatte sich das gewandte Männlein ein Häuschen „am Land“ erworben, das er seinem Vorgesetzten als Asyl in der Zeit seines ersten Schmerzes um den Bruder hatte anbieten können.

Noch immer wollte der Wagen nicht vorrollen, mit welchem der junge Gesandte aus der Hofburg zurückkehren sollte. Früher konnte Trützschler nicht fort. Ungeduldig ging er auf und ab, trällerte Mode-Arien aus Opern, die er in Wien gehört und die ihm bei Weitem nicht so vollkommen ausgeführt erschienen, wie in Bayreuth, wo ach! nunmehro alle Italiener und Franzosen abgelohnt waren und keine tragischen Leidenszustände der griechischen Mythologie mehr durch Noten und Tactstab verkörpert wurden! Die Turcozzi in Bayreuth war allerdings sehr dick — man mußte, wenn sie als Iphigenie von den Göttern in die Lüfte entführt wurde, für die Flugmaschine Stricke von doppelter Haltekraft verwenden — aber wie sang sie im Vergleich mit Signora Reuter, der Gemalin des Hofcapellmeisters Reuter —! Einen „Capaun“ hatte man allerdings in Bayreuth nicht gehabt. Das würde zu sehr an

die päpſtiſche Welt erinnert haben. Wiens Capelle hatte drei Verſchnittene, Signore Giuſeppe Montariſi der die Genien, Götterſtimmen, unterirdiſche Orakel und dergleichen in Opern zu ſingen pflegte (natürlich auch bei den Offertorien in der Meſſe), und die Altſtimmen Herrn Manzino und Herrn Galli.

Der junge, zuweilen wieder in Univerſitäts-Comments-Manieren zurückfallende Miniſter war nicht eben freundlich gegen Trützſchler. Kannte er doch den aus dem Voigtland nach Bayreuth gekommenen Sendboten des Vaters als einen unwiſſenden Lebemenſchen, der noch dazu ehrſüchtig war. In Jena hatte Trützſchler den ſchlechteſten Ruf hinterlaſſen. In Sachſen war er durch's Examen gefallen und ſuchte dann ſein Glück im Brandenburgiſchen. Nur ſeiner einſchmeichelnden Formen wegen konnte ihm der alte Philipp Ellrodt, der gebietende Miniſter und jetzige Reichsgraf und Herr von Neupoltskirchen und Droſſenfeld, den Auftrag ertheilt haben, ſeinem Sohn die letzte Stunde ſeines Bruders zu ſchildern und die feierliche Beiſetzung deſſelben im Erbbegräbniß zu Droſſenfeld. Ausdrücklich hatte der Vater befohlen, daß der älteſte, ſeine ihm nun einzig gebliebene Hoffnung, nicht etwa von Wien zu ſeinem Troſte herbeieilte. Er ſollte ſich ermannen und nur die Angelegenheiten ſowol des eigenen wie des fürſtlichen Hauſes betreiben. Das ihm in Wien zu ertheilende Wappen war dem ehemaligen Pagen-Informator

von Wichtigkeit. Zwei Löwen ſollten den Schild halten, ein halber Löwe die Krone des Helmes bilden; im Mittelſchilde des viergetheilten Hauptſchildes erinnerten wenigſtens drei Roſen an die friedliche Vorgeſchichte des Hauſes Ellrodt, die geiſtliche. Sonſt war Alles im wildheraldiſchen Styl. Auch eine Anſpielung auf Falken durfte, wegen Weimars Orden, nach dem Willen des Alten nicht fehlen.

Das geſtrige Abenteuer mit der Jüdin, wobei ſich Trützſchler ſo verächtlich benommen hatte, war fürs erſte nicht weiter zur Sprache gekommen.

„Denken Sie ſich —“ kam nach einiger Zeit Iſenflamm hocherröthet und aufgeregt hereingeſchlichen, „was da draußen für ein Menſch ſich gemeldet hat! Er will von uns ein Landsmann ſein. Auch hat er allerlei Papiere, die es bezeugen! Nun will er einen Paſſeport nach Bayreuth — aber aus curioſen Gründen —“

Iſenflamm hatte ſchon ganz die Lebhaftigkeit des Wiener Weſens angenommen, das ſtete Erregtſein durch Neues, Unerwartetes. Mit der Miene, etwas ungeheuer Folgenſchweres in Erfahrung gebracht zu haben, theilte er die Geſchichte Hanns Adam Zeuner's aus Greuſſen am rothen Main mit, welche der Fremde draußen in der Kanzlei nach allen Details, das Spießruthenlaufen ausgenommen, dem erſt nur halb und verſtimmt hinhorchenden, dann immer aufmerkſamer gewordenen

Secretär erzählt hatte. Der Betreffende war Zeuner selbst.

„Seitdem hat sich dieser Mensch —“ schloß Isenflamm mit listig gespitztem Blick, „in Sachsen und Böhmen herumgetrieben, ist dann hier angekommen, um einen Dienst zu suchen, kann auch Arbeit mancherlei Art haben, will aber jetzt partout nach Hause zurück — meinend, Serenissimus würde ihn nicht fallen lassen! Bei Hofe wären jetzt seine besten Freunde angestellt! Sogar auf jene gewisse Dame —“

„Die Stichertin —“ warf Trützschler ein.

„Stichelt er!“ meinte Isenflamm und lachte. „Beruft sich wenigstens auf sie und glaubt, es würde für ihn in Bayreuth schon ein Plätzchen geben — oder er würde sich selbst zu helfen wissen. Er droht förmlich! Wo ich doch annehmen muß, daß unser gnädigster Fürst, da der Mensch ein Bruder dessen sein will, den — Se. Durchlaucht — damals — kurzum ihn weit eher —“

„Zum Teufel jagt?“ fiel Trützschler ein, vollkommen auf die Discretion des diplomatischen Handlangers eingehend. „Scheint mir ebenfalls so —“

„Es würde, mein' ich, eher zu rathen sein, dies Sujet — hm, hm, der Kerl gefällt mir nicht — vom fürstlichen Hoflager fernzuhalten.“

„Natürlich —!“

„Da kommen Se. Erlaucht —“ hier wendete sich Isenflamm und blickte zum Fenster hin.

„Die „Erlaucht" war der junge Reichsgraf.

Während der von Maria Thereſiens Huld ſo Ausgezeichnete und jetzt tief in Gedanken Verlorne ausſtieg und beim Betreten des Pflaſters ſeinen ſpaniſchen Mantel ſofort in den Händen ſeines Dieners zurückließ, warf er ſeine großen leuchtenden Augen zum Fenſter hinauf, grüßte gewiß, ſo deuteten es ſeine Attachés, Prinzeſſin Lori und würde vielleicht zu ihr hinaufgegangen ſein, wenn nicht zu gleicher Zeit ein ſtattlicher Miethwagen am Palaſt vorgefahren gekommen wäre, aus welchem eine Perſönlichkeit ſtieg, die ſich als Iſraelit erkennen ließ. Die Bekenner des jüdiſchen Geſetzes hatten eine ihnen beſtimmt vorgeſchriebene Kleider- und Haartracht zu tragen. Doch hatte der kleine Mann ſich einen Degen zugelegt, trotz der desfallſigen immer wiederkehrenden Verbote. Degen und Zopf kennzeichneten den Chriſten.

Schon war der junge Geſandte in ſeine Zimmer eingetreten, gleichgiltig hatte er die im Vorzimmer ſich verbeugende Perſönlichkeit betrachtet, den Handwerksgeſellen; bereits erfuhr er, als ſich ihm Iſenflamm tief und Trützſchler leicht verneigte, daß hier ein diplomatiſcher Caſus auf ihn wartete.

Doch eilends folgte ihm auch zu gleicher Zeit ſein Diener und medete mit lächelnder Miene den Beſuch eines Juden. „Ein vornehmer Jude!" flüſterte er. „Er hat einen Meſchores bei ſich —!"

„Herr Salomon Werthheimer — !“ lautete die Meldung.

Mit großer Bestimmtheit und dem plötzlich höhnisch auflachenden Trützschler zugewendet, erklärte der Graf:

„Aha! Die Adresse, an die Sie sich zu halten haben, Herr von Trützschler, wenn Sie vielleicht die Dame von gestern um Verzeihung bitten wollen von wegen Ihrer Courage gegen die Croaten! Es war ja wol eine Verwandte dieses Herrn Werthheimer —! Sehr angenehm!“ rief er dem anmeldenden Diener zu.

Trützschler schien verdutzt, zog aber doch vor, die Sache leicht zu nehmen, hielt sich die Hand vor den Mund und sprang mit eines Windspiels Behendigkeit an die Thür, um sich zu verstecken.

„Lauschen Sie aber ja nicht!“ rief ihm der Graf nach. „Es würde mich geniren — wenn ich etwa, in allem Ernst und offen heraus über die neuliche Scene meine Meinung sagen sollte!“

Trützschler nahm, vor sich hinbrummend, seinen Hut und ging. In Gegenwart Isenflamm's diese Zurechtweisung erhalten zu haben, verdroß ihn nicht wenig. Draußen sagte er:

„Es ist die Tischzeit —! Herr Isenflamm! Machen Sie es mit dem Herrn Reichsgrafen ab, was wegen des Menschen da zu beschließen ist! Der Kerl kann ja auch wiederkommen.“

Der junge Reichsgraf hörte dieſe Erklärung. Er nickte dem Botſchaftsſecretär, als wollte er dem Rath Trützſchler's, der auf einem Umwege aus dem Hauſe zu entkommen ſuchte, beipflichten, und rief endlich auf ein leiſes Klopfen an der Thür ein kräftiges:

„Entrez —!“

Herr Salomon Werthheimer hatte Zeit gebraucht, ſich allmählich zu nähern. Er trat ein. Es war eine kleine, ſchmächtig gebaute Geſtalt mit einem ſcharf ausgeprägten, intelligenten Kopf. Die Oberlippe war geſchoren. Am Kinn trug er ein kurzes graues Bärtchen.

Ohne die von der Kaiſerin empfangene Belehrung hätte der junge Graf nicht gewußt, was den reichen Handelsmann zu ihm führen konnte. So aber konnte er ihm ſchon mit der ganzen Leutſeligkeit ſeines einfachen und biederherzigen Weſens entgegentreten, ihm die Hand reichen und geſpannt die Frage an den ſchüchtern Nähertretenden richten:

„Herr Werthheimer, mir verſchafft die Ehre —?“

Die weitere Ausführung überließ er ſeinem Beſuche.

„Eure Excellenz haben geſtern einer Schutzbefohlenen von mir ſo freundlichen Beiſtand geleiſtet —“ begann der ſo herzlich Bewillkommte, ſich etwas verlegen umſehend, doch ohne in ſeiner Rede zu ſtocken.

„Die Pflicht jedes anständigen Cavaliers —“

„Excellenz! Es ist ihnen vorhergegangen ein Cavalier, der ganz in den Ton der gemeinen Späße der Herren Officiers mit einstimmte —“

Wäre Trützschler doch noch zugegen —! dachte der Graf.

„Das junge Frauenzimmer ist eine Nichte zu mir, heißt Lea Osmund und ist gebürtig nahe aus dem Lande, das von Eurer Excellenz am kaiserlichen Hofe repräsentirt wird —“

„Ich entsinne mich, nie den Namen einer solchen Familie bei uns gehört zu haben —“

„Sie ist von Bruck an der Regnitz in Ihrem Lande, Herr Graf, und zog nach Erlangen. Da Vater und Mutter todt sind — die Mutter war eine Schwester von Herrn Seckel und meine Frau wieder ist anderseits eine Schwägerin von Herrn Seckel —“

„Eine Genealogie,“ lachte der junge Graf, den Erlangen nennen zu hören in Heiterkeit versetzte; „wie Abraham zeugte Jakob, Jakob zeugte Isai —“

„Umgekehrt, Excellenz — Abraham zeugte Isai, Isai zeugte Jakob —“

„Sieh! Sieh! So kann man aus der Art schlagen! Und mein Cousin ist noch jetzt Oberhofprediger! Womit kann ich dienen? Ist die junge Dame schon lange in Wien?“

„Sie war ein ganzes Jahr in Berlin — drei Jahre ist sie schon zur Ausbildung ihres Bruders

bei uns! Sie lebt nur diesem Kinde! Jetzt will sie in ihre Heimat nach Fürth zurück und erst noch eine Weile nach Bayreuth —"

„Ei! Das ist schön! Da muß ich ihr ja einen Paß schreiben —! Es soll mir eine Freude sein, ihr Signalement selbst zu nehmen —! Leider war sie verhüllt —! Augen schwarz, Mund klein, Wange oval — das glaubt' ich zu sehen!"

„Excellenz sind von einer so großen Güte —"

„Meine Pflicht, meine Pflicht, Herr Werthheimer, das Pässe schreiben —"

„Auch ohne Paß, Excellenz. Machen Excellenz das Signalement durch Augenschein — aber an anderer Stelle —"

„Wo —?"

„Wo? Sehen Sie, Excellenz, wie der Mensch im Glück gleich unersättlich wird —! Erfüllen Sie mir zwei Bitten —!"

„Ich hörte noch nicht die erste —!"

„Die eine zu erfüllen, ist Excellenz leicht! Die andre zu erfüllen, ist schwer! Bei mir umgekehrt! Die Ihnen schwere Bitte ist mir leicht und die Ihnen leichte Bitte könnte mir insoweit schwer sein, als sie mich — was kosten könnte —!"

„Doch nicht wol gar Geld —?"

„Nun was? Mein Vermögen, wenn ich damit dienen könnte! Euer Excellenz Vater sind ein zu reicher Herr, als daß ich wünschen sollte, der Herr

Sohn wären ein Spieler, ein Verschwender, ein Absalom. Wollte ich ihm dann doch einen Credit eröffnen bis auf den Tag, wo dero gnädiger Herr Vater nicht mehr schreiben kann: Sohn, was mach'st du mir für Kummer! Doch ich scherze, Excellenz Herr Vater sollen leben lange Jahre! Aber für meine erste Bitte ist es vom Uebel, daß der Herr Sohn sind das Muster aller jungen Cavaliere in Wien und die Freude und der Stolz unserer allergnädigsten Kaiserin! Wird sich nicht machen, daß ich richte einen Vorschuß und decke Euer reichsgräflichen Gnaden Schulden und kleine leichtsinnigen Streiche —"

„Hm — hm —!" antwortete Fritz Ellrodt mit lautem Lachen.

„Verzeihung, daß ich so scherze —" fiel der Hofjactor mit plötzlich gemildertem Ton und wie bewegt von tiefster Rührung ein und auf dem Flor am Arm des jungen Grafen blickend — Excellenz trauern um Ihren Herrn Fürsten —"

„Nein, sogar um meinen Bruder trauere ich —" versetzte der junge Graf und blickte trüb zur Erde. „Einen Fürsten haben wir ja schon wieder."

„Gott im Himmel! Das hab' ich nicht gewußt!" fiel Werthheimer ein. „Um Ihren Herrn Bruder — einen jüngern?"

„Vier Jahre jünger —"!

„O, ich weiß, wie man einen jüngern Bruder

prallte ſo heftig gegen den linken Flügel des Feindes an, daß Mann gegen Mann fuhr, Pferd gegen Pferd ſich bäumte, einige Reiter ſtürzten und die beiderſeitigen Corps in eine Verwirrung geriethen, die dem Generaliſſimus das Bewußtſein benahm und dem Fürſten von Vierhufen jetzt die ganze abgekartete Intrigue, den treuloſen Völkerrechtsbruch, die Verhöhnung einer diplomatiſchen Convention einleuchtend machte. Während noch die beiden demoraliſirten linken Flügel ſich auseinander warfen, die Verwundeten ihre blutigen Naſen wiſchten, die aus dem Sattel Gehobenen nach den verlornen Steigbügeln angelten, kopfüber geſtürzte Tſchakos mit genauer Noth wieder aufgeſtülpt wurden und einige Scharfſchützen, die, um den Feind deſto beſſer auf's Korn zu nehmen, Brillen trugen, in den thränenden Augen wiſchten, ob ihnen auch keine Splitter von den zerſchmetternden Gläſern hineingekommen: blies man ſchon drüben zum Rückzug. Alle Corps wurden ſchnell eingezogen, die künſtlichen Feindſeligkeiten mit wirklichen vertauſcht, die Verhandlungen über ein zufälliges Mißverſtändniß gänzlich zurückgewieſen. Der jenſeitige Fürſt ſchnob Rache und gab ſich nicht eher zur Ruhe, bis man ihm ſagte, daß es noch ein Glück wäre, bei Zeiten das falſche Spiel entdeckt zu haben. Der Juſtizminiſter ſchlug eine Stelle aus Hugo Grotius de jure belli et pacis auf und das diplomatiſche Corps, welches ſich mit den Damen des Hofes in der Nähe des Lagers befand, bekam ſchnell einige Noten über das treulos verletzte Völkerrecht. Der Sayn-Sayn'ſche Geſandte wurde auch gleich nicht mit zur Tafel gelaſſen (denn es war drei Uhr und zum Eſſen Alles ſo vorbereitet, daß man dies doch noch mitnahm), und, da der Diplomat zu verhungern fürchtete, ſo mußte er

lieb haben kann! Ich hatte selbst einen, der starb. Und täglich seh' ich's an meiner Lea Osmund! Zweiundzwanzig Jahre alt, hat sie alle Partien abgeschlagen. Sie lebt und denkt nur für ihren Emanuel. Den erzieht sie, macht an ihm die Mutter! Keinen Lehrer braucht sie zu halten. Sie spricht Italienisch und Französisch. Malt sogar. Das hat sie gelernt von dem berühmten Maler in Bayreuth — einem von unseren Leuten —!"

„Herrn Pinhas, unserem Hofmaler —"

„Er ist jetzt nach Berlin gegangen, weil er gehört hat, daß die guten Zeiten für die Kunst in Ihrem Lande sollen vorüber sein —!"

„Sieh'! Sieh'! Denkt man so von unserem neuen Landesherrn —?" fragte der vorsichtige, junge Diplomat mit scheinbarem Befremden und die Ahnung und das richtige Vorgefühl bewundernd, womit sich der berühmte jüdische Miniaturmaler Pinhas schon von einem Orte entfernt hatte, wo es in der That schwerlich noch für ihn fürstlichen Verdienst geben konnte.

„Aber erfüllen Eure Excellenz mir die Bitte: Kann ich irgend eine Gefälligkeit leisten? Ich würde glücklich sein und, setzte er forschend hinzu — Lea würde es sein nicht weniger —"

„Das war also die Bitte Nummer Eins, die Ihnen, wie sagten Sie? kostet!" bemerkte der junge Diplomat, dessen Gedanken getheilt waren. Theils

bedachte er eine gewisse Geldverlegenheit, in der er sich allerdings im Augenblick befand, theils das ihm vorgeführte Bild einer so hochgebildeten Jüdin, deren äußere Erscheinung, obschon sie verschleiert und durch die den Jüdinnen vorgeschriebene schwarze, bis auf die Stirn gehende Haube entstellt war, ihm einen anziehenden Eindruck gemacht hatte. „Welches ist die andere, die Ihnen nichts kostet?"

„Das Haus eines Juden zu betreten —" sprach Werthheimer mit einem tiefen Seufzer — „es gehört zwar nicht mehr, Dank unserem erleuchteten Jahrhundert, zu den Unstatthaftigkeiten für einen Christen, aber doch spreche ich zaghaft dies Anliegen aus. Excellenz, ein junger Graf aus Dänemark, Herr Graf von Moltke, der an mich in Geldsachen ist empfohlen, und sein Herr Hofmeister, auch ein Brandenburg-Bayreuther Landsmann, der meiner Nichte einst hat Unterricht gegeben in Erlangen —"

„Doch nicht Magister Meinardi? Beide schrieben an mich?" fiel der Graf ein.

„Derselbe! Meinardi! Ei, die Christen haben es gut mit ihren bösen Namen! Sie können sie ablegen, ohne sich zu taufen. Wir müssen heißen Ochs, Rindskopf, Schaaf, Ungerleider, Nascher, ohne daß wir uns können nennen Lamm, Taube, Ehrlich, Biedermann, wie wir doch für gut befinden müßten für unser Geschäft. In meiner Heimat in Böhmen hat ein Mann geheißen „Unkraut"! Denken

Sie ſich, der Mann machte in Getreide —! Welche Empfehlung! Alſo — Magiſter Meinardi kennen ſchon Excellenz —? Er iſt ein Erlanger und heißt eigentlich Gemeinhard."

„Iſt Gemeinhard aus Italien zurück —?" fragte der Graf erſtaunt.

„Gemeinhard hießen ſeine Väter. Draus machte er Meinhard, ging nach Italien, wo er Hofmeiſter des jungen Grafen Moltke iſt geworden — eines Verwandten vom Oberſten des däniſchen Regimentes, das Eurer Excellenz neuer Landesherr bisher bei Hamburg commandirte — und von den Italienern iſt der Herr Magiſter getauft worden Signor Meinardi. Heut Abend wird er mit ſeinem Schüler bei mir ſpeiſen und ſeiner Schülerin Lea einen Zweig bringen, den er hat vom Grabe, ich glaube, des Virgilius, abgebrochen und wovon er nur noch ein andres Exemplar dem Dichter Gleim in Halberſtadt zu überbringen gedenkt. Wenn Euer Excellenz mir und meinem Hauſe daraufhin die Ehre erweiſen wollten —"

Magiſter Gemeinhard war in der That eine bekannte Perſönlichkeit. Damals zählte er 36 Jahre und gehörte einer älteren Generation an, als der, die mit dem jungen Ellrodt in Erlangen aufgewachſen war. Der Letztere wußte aber vollkommen, daß Gemeinhard oder Meinhard, wie er ſich im Leben und ſeinen Schriften nannte, ein Gelehrter war,

der seinem Jahrhundert in Geschmacksachen vorausging. Sohn eines brandenburgisch-bayreuth'schen Beamten, studirte er in Göttingen und Helmstädt, bereiste als adeliger Informator halb Europa, brach Verhältnisse, die ihm zu fest zu werden drohten, schnell wieder ab, hatte nochmals Erlangen besucht, in welcher Zeit Lea Osmund von ihm unterrichtet wurde, er schriftstellerte, knüpfte Verbindungen mit den Schöngeistern seiner Zeit, Gleim, Zachariä, Ebert, wohnte in Leipzig bei Gellert, schloß ein Freundschaftsbündniß mit Weiße und ging zuletzt nach Italien, wo ihn Winkelmann und die arkadische Gesellschaft fesselten. Seine Studien waren den Dichtern Süd-Europas gewidmet. Fritz Ellrodt hatte von diesem Stolz der Erlanger „Baruthia" schon gehört. Leider aber auch, daß sein gelehrter Landsmann hypochondrisch war und jeden Tag auf seinen Tod gefaßt zu sein erklärte. Letztres hinderte nicht, daß er wohlgemuth scherzte, Niemanden in seinem Behagen störte, an Allem, was die Welt Buntes und Mannichfaltiges bot, das lebhafteste Interesse nahm und so eifrig studirte, als gedächte er sein Wissen noch fünfzig Jahre lang zu verwerthen. Der fortwährende Umgang mit vornehmen Bekanntschaften, seine früheren Hofmeisterstellen bei livländischen Adeligen, Budbergs, Langenhausen, ein Secretariat beim Herzog von Braunschweig-Bevern hatten dem auch von Lessing geschätzten, von Wie-

land wahrhaft geliebten jungen Mann angenehme, gesellige Formen gegeben.

Der junge, so freundlich eingeladene Graf versprach, sich um die siebente Stunde in der Leopoldstadt, am Tandelmarkt, bei Herrn Werthheimer einzufinden. Die Juden wohnten besonders deßhalb in jener Gegend am ehemaligen „Wöhrd", wo ihre Vorväter unter dem Fanatismus des siebzehnten Jahrhunderts gelitten hatten, weil um ihre damals geschleifte Synagoge, die jetzige Leopoldskirche, her die Häuser große Höfe und Gärten hatten, in denen sie die Laubhütten aufschlagen und ungestörter die Gebräuche der häuslichen Andacht üben konnten.

Nun überraschte der junge Reichsgraf Lea's glücklichen Oheim auf's angenehmste durch die plötzliche Erklärung:

„Herr Werthheimer! Ein Fasan oder ein paar Gläser Ungarwein, damit kommt Ihre Dankbarkeit bei mir nicht aus! Auch die erste Bitte, Ihr Vermögen betreffend, soll Ihnen erfüllt werden —!"

„Sprechen Sie —! Mit tausend Freuden!"

„Tausend — richtig tausend —" fuhr der junge Reichsgraf zögernd und verlegen fort.

„Tausend Ducaten —?" fiel Samuel Wertheimer ein. „Was?" fuhr er blinzelnd fort und zeigte für einen Physiognomiker jenen eigenthümlichen Zug im Antlitz der Generosität, wo bei aller Bereitwillig-

keit, groß zu denken und zu handeln, doch der rechnende Calcül und ein leiser Schreck über die Größe des Geforderten nicht ausgeschlossen bleibt.

„Ich will Ihnen sagen, Herr Werthheimer —“ erklärte Fritz Ellrodt, „ich glaubte Kassa genug im Hause zu haben für eine gewisse Formalität der Belehnung, die unseren neuen Landesherrn beim kaiserlichen Hofe tributpflichtig macht. Aber die Rechnung, die uns diesmal der Lehnhof gestellt hat, ist horrend ausgefallen, man merkt, die kaiserlichen Kassen sind erschöpft und wollen sich füllen. So kann ich nicht von daher die Taxe entleihen — wissen Sie — für unser Reichsgrafendiplom, das uns, aller Huld und Gnade der Kaiserin ungeachtet, keineswegs umsonst verliehen ist. Mit Einem Wort, was ich bei Herrn von Bolza, dem Taxdirektor, und den — guten Förderern, Gönnern und Freunden — Sie verstehen schon —“

„Ich verstehe —“ fiel Herr Werthheimer ein und machte das Zeichen eines geheimen Zusteckens von Douceurs.

„Sie kennen Wien!“ nickte Fritz Ellrodt. „Nun gut, was ich brauchen werde, dürfte auf tausend Ducaten kommen. Sie erhalten die Summe in einigen Wochen durch unsern braven Moses Seckel mit der gebührenden Verzinsung zurück.“

„Tausend Ducaten? Was ist das? Ein Päckchen, das ich noch heute Abend Excellenz beim

Abſchied einhändigen kann wie mein Stammbuch! Verſchreibungen ins Stammbuch ſollen nur Zinſen bringen von Freundſchaft und Liebe."

Das Rücken der Seſſel beim Aufſtehen ließ den Sprechenden ein Geräuſch nicht überhören, das in dieſem Augenblick im Vorzimmer gemacht wurde.

Der Graf beſann ſich auf einen noch draußen wartenden Supplicanten und wollte die Thür öffnen.

„Ich ſtöre —! Alſo heute Abend —! Welch ein Glück für mein Haus! Leopoldſtadt, Tandelmarkt 86 —! Wie glücklich wird Lea ſein —!"

Der Meſchores des Herrn Werthheimer war aus Beſcheidenheit nicht einmal in die Wohnung ſelbſt eingetreten, ſondern draußen ſtehen geblieben im ſäulengeſchmückten Treppenaufgang.

Eine Weile klingelte der Geſandte umſonſt, um ſeinem Beſuch eine Begleitung zu geben. Herr Iſenflamm ſchien mit Präciſion auf ſeine Eßſtunde zu halten. Trützſchler war ſchon vorher gegangen, und der Diener des Grafen ſelbſt blieb auf wiederholtes Klingeln ſeines Herrn aus.

Schon ſaß der Herr Hoffactor, der die Verſicherung wiederholte, er würde für den Abend das Päckchen mit tauſend Ducaten zurechtlegen, wieder in ſeinem Wagen und rollte davon — natürlich der Meſchores nicht draußen auf dem Hintertritt, ſondern neben ihm — als der Diener erhitzt gelaufen

kam, seinen Herrn um Entschuldigung bat und mit stotternder Stimme verbrachte:

„Ein Mensch war doch da, der auf Euer Excellenz warten sollte. Da in der Ecke saß er und stützte den Kopf auf! Herr von Trützschler ging, auch Herr Isenflamm. Wie ich hinausschaute, um nach dem Diener des Juden zu sehen, und wir in den Hof getreten waren, um die Zeit zu verplaudern, sah ich den Menschen davenrennen. Das Hausthor stand offen. Er lief wie von der Tarantel gestochen. Wenn er nur nichts gestohlen hat!"

Mian sah sich um. Der junge Graf war zerstreut. Er ließ seinen sonst zuverläßigen Diener suchen und kehrte in sein Zimmer zurück. Fühlte er sich doch eigenthümlich bewegt. Es waren Stimmungen in sein Gemüth gezogen, denen er keinen Ausdruck zu geben vermochte.

Erst ein Besuch bei seiner Hausherrin, Prinzessin Lichtenstein, beruhigte ihn. Hier fand er gleichsam im Incognito den Sohn der Kaiserin, Erzherzog Joseph. Aber auch Prinz Karl von Lichtenstein der Gemal der „schönen Lori", fehlte nicht. Man verleumdet so gern den Ruf der Frauen. Hier war ersichtlich, was an ein Haus fesseln kann, an eine liebenswürdige weibliche Natur. Der Erzherzog und Graf Ellrodt, beides junge Männer, galten für die Verehrer der Frau ihres Freundes. Sie waren es in der That. Der Prinz schickte ihr Diamanten,

der Graf Blumen. Jener ließ fragen, wann und wo sie in die Messe ging, und stellte sich ebenfalls dort ein, um sie grüßen zu können. Dieser war glücklich, im Theater mit ihr zusammenzutreffen oder im Prater ein Stündchen neben ihrem Wagen herzureiten. Jener klagte ihr seine Leiden, die ihm eine trübsinnige, von dunklen Ahnungen erfüllte und aufrichtig von ihm geliebte Gattin verursachte. Dieser schüttete ihr sein Herz aus über so vielen Zwiespalt in seinem Gemüth, gestand ihr die Sehnsucht nach einer eingreifenden, sein Vaterland beglückenden, der Aufklärung förderlichen Thätigkeit, ja über den Schmerz, noch einst in die Lage zu kommen, gegen seinen eigenen Vater streiten zu müssen. Zu allen diesen Ausströmungen von Lebensmuth, Ermunterung, Trost, zu allen diesen Anregungen durch Witz und ein gutes Herz, die hier von einer schönen und geistvollen jungen Frau erwartet wurden, blieb ihr Gatte als Vertrauter hinzugezogen. Fürst Karl von Lichtenstein begnügte sich mit seiner Rolle ohne jede Besorgniß, eine Wahl getroffen zu haben, die ihm nicht zur Ehre gereichte. Das ist die höhere Lebenskunst, die sich auf ein Sichgehenlassen des Natürlichen im Menschen begründet. Kleingeistiges, kurzsichtiges Urtheil hat dafür kein Verständniß.

Heute freilich wurde das Erfrischende und wahrhaft Belebende, das Fritz Ellrodt aus dem Zusammensein mit diesen drei Gönnern und Freunden zu

jeder Zeit zuſtrömte, geſtört durch die Neckerei, die ihn auch hier mit Comteſſe Ulrike Löwenhaupt erwartete. Trübſchlern hätte er ſeinen ganzen Unmuth fühlen laſſen mögen.

Dennoch ergriff ihn eine ſolche Bangigkeit, ein ſolcher Schmerz über dieſe hinter ſeinem Rücken beſchloſſene Verbindung, daß er laut hätte um Hilfe rufen mögen. Denn daß ihn die ſchöne ſtolze Löwenhaupt liebte, war ihm ja bekannt. Ja, daß ſeine Rückkehr nach Bayreuth eine Entſcheidung bringen würde zwiſchen dem Herzen der angeſehenſten Dame der Heimat, der Enkelin einer geborenen Prinzeſſin, und ſeinem eigenen, das bis jetzt nichts für ſie als Jugend-Anhänglichkeit, die Vertraulichkeit einer Bekanntſchaft von Kindesbeinen angefühlt hatte — er ahnte es mit beklommener Bruſt. Oder war es wieder nur, was ihn drückte — ſein nicht erobertes, ſein beſcheert bekommenes Glück?

ſeine Beglaubigungsſchreiben zurücknehmen und in das Lager der Seinigen fahren, wo er den Generaliſſimus mit Vorwürfen überſchütten wollte, während ihn aber ſchon der ganze Generalſtab mit Waſſer beſchüttete, um ihn aus ſeiner Ohnmacht zu erwecken. Es war ein ſchmerzlicher Anblick, wie ſich der ſiegreiche Feldherr allmälig erholte und in der That die ihm tödtliche Nachricht beſtätigt bekam, daß er das Schlachtfeld behauptet hätte. In dem Xenophontiſchen Rückzuge hatte er ſeine Stärke geſucht und ſie da gefunden, wo ſie den Verträgen, der Etikette, dem geleiſteten Schwure widerſprach! Der Geſandte fertigte ſogleich einen Courier nach Kaputh ab und hätte wohl noch damit warten können: denn einmal war es gar zu grauſam gegen den Generaliſſimus, ſeine Streiche gleich anzuzeigen, und ſodann kam auch eben noch ein außerordentlicher Bevollmächtigter von drüben, der den Auftrag hatte, die alle Vortheile und wenigſtens die Verhandlungen darüber aufzuzählen, die nun der Sayn-Sayner Hof bei dem Vierhufener verwirkt hätte. Abgebrochen und einſeitig entſchieden war nun hiemit erſtens die Agnaten-Frage. Der Fürſt von Vierhufen erklärte, ſeine agnatiſche Zuſtimmung zu dem neuen Sayn-Sayn'ſchen Hausgeſetze nun und nimmermehr geben zu wollen. Eine gewiſſe Ehe, die ſich einer ihrer Ahnen im ſechzehnten Jahrhundert erlaubt hätte, könne er nun keineswegs für legitim halten; das Inventarium des Familienſchatzes, welches bei dem Tode des Urgroßvaters der jetzt regierenden Durchlaucht von Sayn-Sayn aufgenommen wäre, ſcheine ihm jetzt ganz mangelhaft: da fehlten zwanzig Schweizeruhren des verſtorbenen Familienhauptes und eine beſonders, die einen immerwährenden Kalender auf dem Zifferblatt gehabt hätte;

## Zehntes Capitel.

### Das Geräusch im Vorzimmer.

Der Abend kam heran. Trützschler war seinem gereizten jungen Vorgesetzten Nachmittags aus dem Wege gegangen. Dieser erfuhr von Isenflamm das Anliegen des heute um Mittag plötzlich verschwundenen Menschen, dessen Vorgeschichte, dessen verfänglichen Zusammenhang mit dem neuen Regenten der Heimat.

„Was ist da zu überlegen?“ sagte er in seiner raschen Art. „Trützschler mag anderer Ansicht sein. Ich hasse das ewige Calculiren: Was ist nach Oben genehm und was nicht? Dieser Mensch ist aus unserem Lande gebürtig, dort heimatberechtigt; wie kann man ihn hindern wollen, dorthin zurückzukehren, wohin er gehört?“

Isenflamm riß die Augen auf. Er hörte Grundsätze, die in Wien aus Büchern gelehrt wurden, die man verbrannte.

„Er will aber auch von uns zur Reise Mittel

haben —!“ entgegnete das gesandschaftliche Factotum, alles Naturrecht vermeidend und sich auf die praktische Seite der Frage stellend; „das vermerkt man doch vielleicht übel —“. Der geschmeidige Beamte zog den Kopf in den Nacken. Dann sah er sich um, dämpfte die Stimme und flüsterte: „Herr von Trützschler meinte noch Anderes! Man könnte — hm! — den Menschen vielleicht brauchen — hm! — um jederzeit zu gewissen einflußreichen Persönlichkeiten in der Umgebung Serenissimi — hm! — zu gelangen. Allerdings ist der Canal nicht der sauberste.“

„Diese Erwägung widersteht mir vollends!“ wallte Fritz Ellrodt auf. „Ist der Mensch arm und hilflos und empfehlen ihn seine Zeugnisse, so werden wir ihm ein Reisegeld nicht versagen dürfen. Das ewige Politisiren und Combiniren um die Machthaber herum ist mir verhaßt in den Tod!“

Damit brach der junge Weltstürmer ab, der, im Hofleben geboren und erzogen, keinen Ehrgeiz kannte, sich erst in die vornehme Sphäre hinaufschwingen zu wollen. Was Andere suchten, das hatte er. Gegen Abend machte er seine Toilette zum Besuche in der Leopoldstadt. Bald hatte er es vergessen, daß der besprochene Landsmann nicht wiederkam.

Befiel ihn zuweilen ein banges Gefühl über seine Rückkehr nach Bayreuth, die doch in einigen Wochen stattzufinden hatte — mußte er sich doch dem neuen

Herrſcher als mitregierender Miniſter zur Verfügung ſtellen — ahnte er, in der Heimat ſchwere Kämpfe beſtehen zu müſſen, auch politiſche, die ſich gegen die Stellung ſeines Vaters richten und die Zukunft des Landes betreffen würden, ſo trat ihm als klarer leuchtender Stern in einer Maſſe trügeriſchen Nebels immer Ein Mann entgegen, dem er, bis auf einen gewiſſen Punkt, entſchloſſen war, ſich unbedingt hinzugeben und zu vertrauen. Dies war ein ihm an Jahren vorangeſchrittener, aber noch jugendlich und wie ihm gleichaltrig verbundener Freund, ein ſchon zum Geheimen Kammerrath ernannter Wilhelm Meeresmann.

Gerade an dieſen treuen, oft erprobten Freund, der ihm um ſo näher ſtand, als er für den Verlobten ſeiner Couſine, der Schweſter des gegenwärtigen Oberhofpredigers Ellrodt, galt, wurde er lebhaft erinnert durch einen der regelmäßig an ihn gelangenden Briefe ſeines zuverläſſigſten Correſpondenten. So oft der junge Diplomat von Bayreuth entfernt war (ſein Aufenthalt in Wien war keineswegs ein ſtändiger, da für die kleinen Vorkommniſſe des Geſandſchaftslebens Iſenflamm ausreichte), erhielt er aus dem Bayreuthiſchen Mittheilungen genug über das, was ihm zu wiſſen zweckdienlich erſcheinen mußte. Aber Niemand hielt ihn ſo zuverläſſig und ſo vollſtändig auf dem Laufenden wie Wilhelm Meeresmann, der nach mancherlei Aben-

teuern, die er schon erlebt hatte, beim Finanzwesen des kleinen Staates angestellt war. Nur in einem Punkte hatten der junge und ältere Freund verschiedene Meinungen. Der jüngere war für Oesterreich und die alten heiligen Reichs-Ueberlieferungen, denen er eine Erneuerung im Geiste des erwachenden nationalen Lebens wünschte; Meersmann dagegen war durch und durch Preuße und hätte am liebsten schon jetzt seine Heimat zu den Staaten Friedrich's II. geschlagen gesehen.

Der Ursprung dieses charaktervollen Mannes führte allerdings auf Berlin zurück. Als sich die Tochter des „Zopf- und Schwert"-Königs, die Schwester Friedrich's II., nach Bayreuth verheiratete, bekam sie zum Hofstaats-Secretär den Vater Wilhelm Meersmann's und als Kammerfrau dessen Mutter mit. Beide, das Meersmann'sche Ehepaar, waren bis an den Tod der Markgräfin Wilhelmine die sicherste Anlehnung, der treueste Beistand für die bemitleidenswerthe Fürstin, die unablässig durch ihr eigenes Naturell, durch eine unbezwingliche Wühlsucht der Stimmungen und Nichtbefriedigung des anregungsbedürftigen Herzens gequält, zuletzt noch von körperlichen Leiden, die sich durch den Uebermuth des von ihrem Gatten zur Geliebten erwählten Fräuleins von der Marwitz steigerten, heimgesucht wurde. Oft kommt der Fall vor, daß gerade die Kinder von Hofbedienten die freimüthigsten

werden. Der Glanz der Großen blendet sie nicht. Molière, die Geißel der Thorheiten seines und noch manches folgenden Jahrhunderts, war der Sohn eines königlichen Kammerdieners. Wilhelm Meersmann hatte studirt, doch konnte er sich in die engen Schranken des heimatlichen Lebens nicht finden. Darüber mit seinen Eltern zerfallen, verließ er die Heimat und wurde unter Friedrich von Preußen Soldat. In den Schlachten des zweiten schlesischen Krieges verwundet, kehrte der junge Brausekopf in seine Heimat zurück, ließ sich im Vaterhause heilen und trat hierauf die Carriere als Beamter an, die ihn schon in seinen Dreißiger Jahren zum Geheimen Kammerrath beförderte. Ihm lagen die besonderen Beziehungen des Markgrafenthums zu Preußen ob. Aus Liebhaberei hatte er die Söhne des dirigirenden Ministers in Leibesübungen unterrichtet, hatte mit ihnen Reit-, Schieß- und Fechtübungen getrieben. Daraus hatte sich umsomehr ein engeres Verhältniß geknüpft, als Meersmann noch unverheiratet war und seine Neigung zum Junggesellenleben nach einer größeren Bildungsreise, die Fritz Ellrodt auf den Wunsch seines Vaters mit Meersmann zugleich gemacht, aufgab, weil er vor einer Cousine seines jüngern Freundes, vor Sannchen Ellrodt's Liebenswürdigkeit die Segel streichen mußte.

Dieser ihm auf Du und Du verbundene Meersmann war es, der heute seinem Freunde, der

Excellenz von fünfundzwanzig Jahren, mit dem ihm eigenen Humor schrieb:

„Lieber Fritz! Seit meiner letzten Epistel mit dem doppelten Trauerrande habe ich nichts wieder von mir hören lassen. Du wareſt, um deinem Kummer um den armen guten German nachzuhängen, in eine Eremitage gezogen, eine andere als die unſrige. Ich wollte dir Zeit laſſen, katholiſch zu werden. Biſt du das inzwiſchen geworden, ſo wünſche ich dir einen Employ, deiner würdig, bei Kaunitz. Vielleicht cedirt er dir die türkiſchen Affairen, für welche deine Erfahrungen in unſerem Lande als gute Vorſchule dienen können. Freilich meint Tannchen, du eigneteſt dich beſſer für den Geſandtſchaftspoſten in Paris. Natürlich nur der Hauben und neuen Moden wegen, die dann deine chère cousine aus erſter Quelle zu beziehen hoffen könnte. Seitdem Madame Dürand aus der Friedrichsſtraße weggejagt iſt und in ihre ſchöne Boutique ein Käſehändler zog, droht der Bayreuthiſche Geſchmack hors de saison zu werden. Lieber Fritz, Eure Purification hat wie Rhabarber gewirkt. Das war doch ein Jammern! Dieſe Adieux! Alle Messieurs et Mesdames, alle Signori und Signorinen ſind auf und davon! Und ſeltſam, von ihnen ſelbſt wurde keine Thräne vergoſſen, weit mehr Thränen floſſen ihnen nach — von uns! Die Furcht vor dem neuen Regime mit Bambus, wenn nicht

gar mit Piffpaff — war zu panique. Er kommt! Hui! Da ſchrie Alles: Sauve qui peut! Alle Hutſchachteln, alle Koffer, Felleiſen im Lande wurden aufgekauft, um fortſchleppen zu können, was die Herren —ini's und —etti's, die Jeans und Jacques nur zuſammengeſcharrt hatten. La patrie d'un Français c' est le monde! ſagte lachend Mr. Duvetit und ſchlug einen Entrechat, und die dicke Turcozzi rief aus: Respiro! Viva la bella Venezia! Sie behauptet, von dorther Anträge zu haben, die ſie nur zu oft ſchon ausgeſchlagen. Vielleicht hat man ihr Ausſicht gemacht zu einer eigens für ſie conſtruirten Gondula, die unter ihrem Gewicht nicht verſinkt. Gueri, die Roſa Colombazzi, Piantanida und die ganze Truppe d'Auſin's und d'Aſimont's — toute la compagnie a pris congé! Auch Mr. Mouche, der ſich zwar von den Bewohnern dieſes rauhen Klimas trennen zu können erklärte, mais nullement von den chevaux de Monseigneur —! Der arme Stallmeiſter weinte und wollte ſich ſchon das Leben nehmen am Grabe deines Bruders —! So verſicherte er wenigſtens. Aber am Abend des Begräbnißtages war er ſo betrunken — vor lauter Schmerz, daß ihn die Stalljungen in die Sattelkammer tragen mußten. Sogar Mr. Prange, der gute „Allegro", iſt fort. Sereniſſimus will keine Läufer oder er bringt andere mit. Das Beſte iſt, daß Se. hochfürſtliche Gnaden, kaum angekommen

in Bayreuth, des Abends — Comédie! ordonnirte. Comédie? rief Treskow wie angedonnert, und Graf Bose und Graf Puttbus sahen Treskow an und suchten Reizenstein und suchten dich, um euch alle Drei niederzudonnern. Habt ihr denn den Willen Sereniſſimi ſo falſch verſtanden?!! Die Messieurs und Mesdames Artistes hat ja Durchlaucht behalten wollen!! Nur die in die Aemter, in den Hofſtaat, in die Kammerherren- und Rothe Adler-Ordens-Liſte gerathenen Fremdlinge ſollte Hochwächter fortjagen. Denke dir nun dieſen Jammer um ein bloßes Mißverſtändniß! Die unbezahlt gebliebenen Schulden, die leerſtehenden Wohnungen, die altgewordenen Bäckereien bei unſeren Conditors und Patiſſiers! O Comédie —! Schnell wurde nach Leipzig geſchrieben, um den dort abgeſchafften Hanswurſt nach Bayreuth zu rufen. Sereniſſimus ſoll durchaus nur Comédie und Spaß lieben. Das gefällt mir an ihm. Es beweiſt, daß er kein böſes Gewiſſen hat. Und — entre nous und laß dieſen Brief nicht etwa Mr. de Falckenſtein leſen! — noch iſt Niemand geprügelt worden, noch weniger todtgeſchlagen oder geköpft! Freilich ſind wir erſt in den Flitterwochen des neuen Regimes.

„Die Einholung war magnifique, ob auch Durchlaucht alles tout simplement hatte haben wollen. Nur die carmina waren ſchauderhaft. Rammler und Gleim haben nicht nach dem Frie-

densschluß Friedericum Regem empfangen, wie der Schulrector von Gulmbach unseren Gnädigsten mit: „Die entzückende Freude der Musen bei Höchst deroselben u. s. w Einzug —“:

Der Mayn lauscht, hört die Jubellieder
Der donnernden Kanonen Knall:
Erhebt sich freudig, sinket wieder —

Es stellte sich also Ebbe und Fluth in unserem Flüßchen ein —?

Und sieht den Kampf vom hohen Wall,
Der sich von Plassenburg ausgießet,
Sie (Wer?) sagt's den Bergen, jedem Thal
Dem Feld, den Fluren überall,
Was Gulmbach jetzt vor hohes Glück genießet!“

„Doch ich greife den Begebenheiten vor. Eins nach dem Andern! Also Der ist da, den dein Wort, deine Ueberredung als Letzten, Vorletzten oder Wievielsten in die Reihe unserer Selbstständigen eingeschoben hat, ehe die Meinung derer siegt: Besser, wir werden Alle, ehe Barbarossa wiederkommt oder Urvater Teut, preußisch! Einfach wollte der Fürst einziehen, aber es half ihm alles Sträuben nichts. Das Bedürfniß der Hingebung, richtiger, der Capitulation mit einer verfänglichen Zukunft war zu groß. Jeder wollte zeigen, daß er für seinen Landesherrn sterben, einen Schnupfen bekommen, einen halben Tag im Regen stehen konnte, noch dazu in Uniform und

ohne Regenschirm. Aber das Wetter klärte sich auf. Die neue Sonne ging im Osten zuerst bei Hof auf. Eigentlich kam sie erst gegen Abend. Und noch eigentlicher wollte der gnädige Herr sein Land nur bei Nacht betreten und immer nur Nachts reisen. Aber die berittene Bürgerschaft von Hof holte ihn ein, seine Gäule fingen zu traben an, und unter den Thoren der Stadt überreichte ihm hoher Rath die in der Abendsonne blinkenden Schlüssel, die er ansah und mit den Worten: Wezu soll das? wieder zurückgab. Doch blieb er milde und gnädig, und die Rede unseres alten Rectors Vongolius gefiel ihm. Am Morgen empfing er — deinen Vater und den alten Lauterbach, der sich, wie du weißt, in den Flitterwochen seiner dritten Ehe befindet mit dem verliebten Teufel, der Vietingboff. Auch den Grafen Löwenhaupt, dessen Tochter nie [illegible]end in Bayreuth — darüber mag dir gelegentuch Sannchen schreiben. Löwenhaupt's halber Marstall war mitgekommen. Diesen zu Relais zu benutzen resürte Sereniſſimus und blieb bei den Sechsen, mit denen er von Hamburg über Leipzig gekommen war, was viel zu denken gab. Vom Gulmbacher Empfang sprach ich schon. Der Bayreuther Empfang brachte zum Omen auch noch ein kurzes Gewitter, was man wieder wie damals die Aehre am Schloß für ein gutes, segenbedeutendes Zeichen hielt. Schirnding ritt mit dem Jägercorps voraus,

da fehlten viele Dutzende von Servietten, sämmtliche H
des Seligen, da es bekannt war, daß er immer zweiun
fünfzig im Gange hatte, alle Woche einen anderen; es feh
ein berühmter Bettwärmer von massivem Silber, den
Schüler Benvenuto Cellini's mit allerhand Künstli
keiten ausgelegt hätte, eine große Wildschur von Eisbär
pelz, drei stark vergoldete Nachttöpfe und den berühm
chinesischen Puppen, die der Selige so gern um sich geh
hätte, wären ja alle die diamantenen Augen bei seinem T
ausgestochen gewesen! Das Inventarium werde nicht an
kannt, das Hausgesetz bleibe ohne agnatische Zustimmung.
Zweitens die Enclavenfrage mit dem Zollanschlußproje
Der Souverain von Vierhusen wollte nun keinen Austau
der Enclaven. Die Zersplitterung seines Landes wäre
jetzt gerade lieb, weil er im Sayn-Sayn'schen festen
damit fasse. Die kleine Felsengrotte im fürstlichen Park
Kaputh, die ihm gehöre, wolle er nun keineswegs aus
schen, sondern im Gegentheil eine kleine Caserne und G
matte daraus hauen lassen, um auf Schußweite dem H
Vetter immer nahe zu sein. Den bezweckten Ausbau e
Flügels vom Schlosse werde er auch nicht zugeben, weil
durch ein Gartenbeet verletzt würde, welches zwar nur
Fuß lang und drei breit wäre, aber seit Jahrhunderten
und seinen Ahnen gehörte und noch von der Zärtlichkeit
Urgroßmutter herrührte. Die Zollvereinigung werde
Souverain eben so wenig bewilligen, wie sich das Recht
ziehen lassen, in seine Enclaven sowohl eine freie Mili
wie Handelsstraße zu haben. Auf jenem Beet im Park
Fürsten von Kaputh solle das Pfund Zucker nach wie
drei Kreuzer weniger kosten, als sechs Schritte davon.

Liebmann von Reizenstein mit den Husaren. Alle Welt staunte des einfachen Aufzugs, wie da ein deutscher Landesherr ankam! Viele meinten: Mitgebracht hat er blutwenig! Es war erst sein eigener Wagen, der den Zug eröffnete, wo dein Papa und Lauterbach dem Gnädigen Gesellschaft leisteten und vorsorglich im währenden Fahren Cameralia docirten. Dann kam eine Reihe Packwagen mit drei Bedienten, Strarup, Hartnack und Stickert geheißen. Ein Läufer, ein paar Stallknechte, Kutscher, das war Alles. Hierauf kam ein kleiner Wagen, in welchem die vielberühmte Christiane Stickert ganz allein für sich saß ohne ihren Mann. Sie war ausnehmend schön geputzt und sah noch immer nett aus. Den Beschluß machte ein curioser Aufzug. Ein Wagen enthielt einen „Leibarzt" Schröder, dessen Sohn, einen Jungen in einer Perrücke von Baumwolle, und ein hübsches rothwangiges Mädchen, das alle Leute anlachte und grüßte und sich auf ihrem Wagensitz verwundert herumrekelte wie die Comödianten, wenn sie in einen neuen Ort kommen, den sie sich größer gedacht hatten. Als sie schon im Schloß abgestiegen war, soll sie gesagt haben: Das war die Vorstadt! Wo ist denn nun die eigentliche Stadt? Die Jungfer hatte sich unter Bayreuth etwas wie Hamburg vorgestellt.

„Die Parade unserer Truppen auf dem Schloßplatz hat Serenissimus sehr gefallen. Er sah sie

ſich vom Balcon aus an. Dann durchwanderte er die ihm beſtimmten Zimmer, ſtellte ſich gedankenvoll an ein Fenſter, zog einen Ring mit einem Diamanten vom Finger und ſchrieb auf eine Fenſterſcheibe die Worte: „Eile und errette deine Seele! Denn hier auf dieſer Welt iſt für dich kein wahres Gut zu finden!“ Man erwartete ihn in der Kirche. Er ging nicht. Silligmüller, ſein Lehrer, kam eilends von Eulmbach herüber, um eine Predigt im Schloſſe zu halten. Nach dem Amen! ſagte der verſchmitzte Pfaff zu ihm: Wiſſen Euer Durchlaucht wol noch, daß mir Euer Gnaden einſt in Genf geſagt haben: Werde ich ein Fürſt, ſo ſoll Er mein Biſchof ſein! Und ſiehe da! „Dann wird Er jetzt wol mein Ober-Conſiſtorial-Präſident werden müſſen —!“ entgegnete der Fürſt, und das Decret lag in einer halben Stunde zur Unterſchrift vor. Silligmüller wurde dreiſter. Der erſte Rath, den er dem Fürſten gab, lautete: „Eins iſt nun vonnöthen, Durchlaucht! Entweder kommt die Frau Markgräfin als Landesmutter zu uns oder Euer Durchlaucht laſſen ſich legitime ſcheiden!“ — Ja, ja! antwortete der Fürſt kleinlaut, ging aber in ſeiner Herzensangſt an noch einige Fenſterſcheiben und brauchte ſie wieder als Tagebuch, um ſeine Confessions niederzuſchreiben. Man ſagte, Madame Stichert hätte ihm zuletzt dieſe Verunzierung der Fenſter als Beweis ſchlechter Conduite verboten.

„Die alte Hofdienerſchaft zittert. Alle glauben

noch immer, nun gingen die Entlaſſungen an. Einmal auch ſchien es in der That ſchon ſo zu kommen. Denn er fragte nur immer nach den alten Dienern, die bereits vor Friedrich bei deſſen Vater, ſeinem Bruder, gedient hätten und allerdings faſt ſchon alle penſionirt waren. Dieſe ſtellte er wieder an, ſtrich darum aber doch in der Liſte des Hofſtaates, du kennſt das Appointements-Sündenregiſter von neunzehn Folioſeiten, vom Haiduken Ackermann bis zum Rechnungsreviſor Zerenner, vorläufig noch keinen einzigen aus, ſogar die vier Kammermohren nicht, auch nicht den Hofkoſaken. Doberecynski fing vor Jubel an koſakiſch zu tanzen, rutſchte auf dem friſchgebohnten Parket wie eine Billardkugel und betrank ſich dermaßen, daß ſelbſt der Hofſimpel Trechſel, unſer allgemein gehänſeltes Mondkalb, über ihn Herr und Meiſter wurde. Nur darüber runzelte der Fürſt zum erſtenmal die Stirn und griff nach ſeinem Stock, als er hörte, daß Einer der Kammermohren noch nicht getauft war. Darin ſah er den Geiſt Voltaire's, den er gründlich austreiben zu wollen verſprochen hat, wie man bei Gelegenheit eines Befehls erfuhr, den er ſofort ertheilte, die Regierungs-Bibliothek ins Schloß und in ſeine Zimmer zu bringen. Eine ſolche Maſſe frivoler und gotteslaſterlicher Bücher darin vorzufinden, hätte ihn nicht wenig Wunder genommen, ſagte er.

„Sehr artig war Sereniſſimus gegen die verwitwete Markgräfin. Dieſe hatte ſich ſogleich nach dem Tode ihres Hochſeligen aus dem neuen ins alte Schloß verfügt und erbat ſich beim erſten Beſuch, den ihr Sereniſſimus machte, Erlangen als Witwenſitz. Die Herzogin von Würtemberg machte es noch geſcheiter. Sie hatte ſich ſofort nach dem ehemals vom Markgrafen ſelbſt bewohnten Neuſtadt unheimlichen Andenkens, ich kann wol ſagen, geflüchtet. Denn Alles hatte Furcht und hat ſie auch noch. Will man doch bemerkt haben, daß die lächelnd-milde Miene des gnädigſten Herren nur — der Zucker iſt, um die Fliegen zu fangen. Manche, die bereits anfingen, das milde Lächeln als Sanftmuth und Geduld aufzufaſſen, und darüber dummdreiſt wurden, haben zwar noch nicht den Stock zu koſten, aber recht altdeutſche Grobheiten zu hören gekriegt. Reizenſtein war wie angedonnert, als ihm angekündigt wurde, die Parforcejagd wäre aufgehoben. Aufgehoben iſt auch das Ober-Commerz-Collegium. Das ſoll ihm der Däne Schimmelmann gerathen haben. Commerzien könnten nur durch einzelne Perſonen, nicht durch Collegien gehoben werden, und ein kühner Unternehmer, der gefördert und privilegirt würde, wie z. B. der Rathgeber ſelbſten, brächte einem Staate mehr Profit als alle Stubenſchreiberei. Moſes Seckel ſoll darüber ausgerufen haben: „Ein zweiter Salomo!“ Leider

brachte die mißverständliche Austreibung der Fremden auch den Schluß der Akademie der schönen Künste zuwege. Das ist sehr traurig. Pinhas ging nach Berlin, Gontard nach Frankfurt am Main, Silverio de Lelis nach Stuttgart, Bartholomeo Folin nach München.

„Zunächst scheint den Fürsten, als echten Brandenburger, das Militär zu interessiren. Der König schickte aus Sanssouci zur Gratulation seinen Geheimrath Buchholz und ließ dem Vetter Liebden sagen, das Dragoner-Regiment, dessen Inhaber sein Vorfahr gewesen, würde auch Ihn als seinen Ehren-Chef ansehen, worauf Serenissimus in glücklichster Stimmung vier silberne Trompeten in Nürnberg bestellen ließ, um sie seinem Regiment zu schenken. Daß ihm der kaiserliche Hofkriegsrath in Wien, wie du geschrieben, ebenfalls das Regiment Harrach zugedacht hätte, soll ihn äußerst gespannt erhalten auf die Entscheidung der Kaiserin. Den Glücklichen, der sich so geehrt weiß, sieht man draußen nur in Uniform. Aber in seinem Zimmer geht er im Schlafrock und in einer hohen seidenen Mütze. Gern durchschreitet er den Schloßgarten, dessen zu erwartender Blumenflor ihm von hoher Bedeutung ist. Da jedoch die Singvögel seines Wandsbecker Parks von ihm vermißt werden, so ist die erste öffentliche Kundgebung seiner Regentenpflichten die gewesen, ein Nachtigallen-Edict zu geben. Bei hohen

Strafen ist das Absangen der Nachtigallen im Lande verboten. Seine Neigungen scheinen Allem, was auf Erden schön ist, die Frauen ausgenommen, zu gelten. Er liebt Gold, Silber und Diamanten. Der letzteren wegen trägt er in der Regel alle seine Orden und hat auch vor, der Herzogin von Würtemberg die Diamanten ihres Vaters abzukaufen. An Stöcken, Hüten und Kleidern trug unser Hochseliger deren ein halbes Vermögen, wofür seiner Tochter wahrscheinlich die Rittergüter Donndorf und Eckersdorf bei Bayreuth verschrieben werden, wo die hohe Dame, wie man hört, ein Schloß zu bauen und es „Fantaisie" zu nennen gedenkt. In der Phantasie sucht sie ihr Glück, das sie in Stuttgart nicht hat finden können.

„Unerhört — die Nachtigallen, die Diamanten, die Frauen! Die Letzteren werden wichtig. Aber ich breche ab, um nicht zu indiscret zu werden. Doch bleibe gespannt auf meine zweite Epistola! Soviel sei bereits gesagt: Die Madame Stichert dirigirt zwar das ganze Schloß, vor Allem die leiblichen Bedürfnisse des Gnädigsten, seine Ordnung und Reinlichkeit und die Emotions du tempérament, aber sonst noch nichts — wodurch freilich bei einem Fürsten dieser Art das Vorgenannte so gut wie Alles ist. Diese Aeußerungen werden Dir wie ein Wolff'sches Collegienheft vorkommen. Das Töchterlein des Leibarztes, der eine große Freundschaft mit Wunschold ge-

ſchloſſen hat und Roſinen im Sack zu haben ſcheint, iſt, ſagt man, für dieſen Schuft beſtimmt, läuft aber jeden Mittag auf die Parade und ſtellt ſich an die Hauptwache, um mit den Officieren zu kokettiren. Für einen Penchant des Gnädigſten ſelbſt gegen dieſe kleine Hexe, Theda heißt ſie, ſcheint zu ſprechen, daß er ſie öfters ohrfeigt. Denn was ſich liebt, neckt ſich —! Vergleiche das Pärchen Sannchen Ellrodt und Wilhelm Meersmann —! Aber im Allgemeinen iſt der Fürſt der treueſte Ehegatte unter der Sonne — welches Bild freilich nicht viel ſagen will, da die Untreue bekanntlich mehr unter dem Monde ſtattfindet. Seine förmliche Scheidung iſt eingeleitet. Unſer Damen-Convent hat täglich Kaffeeſitzungen über die Frage: Was wird aus uns unter einem miſogynen Regime? Wird es keine Bälle mehr, Concerte, Amours geben? Zum Frommwerden hat Niemand rechte Luſt nach unſerer glorreichen Voltaire-Periode. Die Lauterbach ſteht an der Spitze der Kaffeeverſchwörung. Sie hat ſich anheiſchig gemacht, den Fürſten, einen abgeſagten Feind des Tanzes, zur erſten Menuett, die wieder bei Hofe getanzt wird, als Chapeau zu erobern. Es wird ſich am erſten Geburtstage des Fürſten entſcheiden, was das Land, der Adel und die Damen von unſerer neuen Aera zu erwarten haben. Uebrigens wird die Lauterbach bald in den fröhlichen Witwenſtand eingetreten ſein. Die Siebzig ihres Gatten gehen

mit ihrem Temperament nicht gleichen Schritt. Dann wird es heißen: Unter ſothanen Umſtänden ſehnt ſich tout le monde — du kennſt dieſen Begriff zwiſchen dem rothen und weißen Main — nach deiner Rückkehr. Segnet Lauterbach das Zeitliche, ſo gibt es einige Aenderungen im Etat. Manche behaupten, die jetzige Stille im Politiſchen wäre nur der Vorbote des Sturms. Sereniſſimus würde eines Tages Alles über den Haufen werfen. Zwei, die ſich eine Herabſetzung bei Hofe nicht gefallen laſſen wollten und für ihre Entgegnungen beinahe — ſchon geprügelt worden wären (wie geſagt, bis jetzt iſt der Stock noch Mythe), haben ihren Abſchied genommen, die Grafen Poſe und Putbus. Glückliche Reiſe! Ihnen zu folgen, falls ihm irgend ein Affront widerfahren ſollte, macht Löwenhaupt Miene. Seine Familie iſt auf's Land gezogen, gleich nach dem Tode des Hochſeligen. Ich kann dir alſo nicht ſagen, wie Ulriken die allgemeine Landestrauer und die beſondere über deinen Bruder ſteht. Vielleicht ſchreibt dir darüber, wie geſagt, Sannchen, mit welcher ich ſeit vierzehn Tagen höchſtens ſiebenmal gebrochen habe. Komm' bald zu uns zurück! In Droſſenfeld iſt's wunderſchön! Bald wird der Hollunder blühen! Deinen Vater fand ich gebeugt! Aber du ſollſt darum doch noch nicht kommen, ſondern dich in Wien zerſtreuen! Wozu hat man Kinder, als zu ſeiner Stütze im Alter! ſchrieb ich meinem Papa, als ich

von Erlangen durchging und mich in Potsdam bei Friedrich anwerben ließ. Ich glaubte nämlich, General werden zu können. Das steht in der That fest, und Süßmilch's „Göttliche Ordnung" beweist es mit Zahlen: Officiere erreichen — natürlich im Frieden — das verhältnißmäßig höchste Lebensalter. Darum sage ich immer: Wer lange leben bleiben will, muß riskiren, Soldat zu werden. Aber ich gerathe zu sehr in's Plaudern. Adieu, Adieu, Adieu!"

Die abspringende Schilderungsweise dieses Briefes vergegenwärtigte dem Empfänger die anregende Natur seines Freundes. Sannchen, seine eigene Cousine, die Schwester des Oberhofpredigers, hatte mit ihrem Verehrer Meersmann ein eigenthümliches Verhältniß. Beide konnten nicht von einander lassen, und doch endete jede Begegnung mit Streit. Eines war so eigensinnig und rechthaberisch wie das Andere. Susanna Ellrodt hielt es noch für vollkommen Zeit genug, einen schon über die ersten männlichen Jahre Hinausgerückten, wie Meersmann, zu ihrem Eheherrn zu machen. Ja sie fand mehr Geschmack daran, so behauptete sie wenigstens, ihrem Freunde das Leben als Hagestolz zu verschönern und hinter den Coulissen für seine Behaglichkeit schon jetzt zu wirken, als die häuslichen Pflichten in unmittelbarer Nähe zu verrichten. „Ich will mein Leben doch auch genießen!" pflegte sie zu sagen. „Gefällt mir ein Platz am Fenster und Wilhelm

will ihn haben, so gibt es Streit! Manchmal lieb' ich den Lärm und manchmal die Ruhe. Er ebenfalls. Aber — werden diese Bedürfnisse immer auf dieselbe Stunde fallen? Nachgeben ist leicht gesagt. Ich habe den Wilhelm gewiß gern, aber meine Ueberzeugungen opfere ich ihm nicht. Um mit ihm eine christliche Ehe führen zu können, muß ich ihn erst noch erziehen."

Eine Schwester, die sich jahrelang (jetzt war der Oberhofprediger verheiratet) ihrem Bruder widmete, das war ja auch das Verhältniß, das der junge Diplomat heute bei Herrn Werthheimer zu erwarten hatte. In schwarzer Kleidung, ohne seine Orden, nur den Degen an der Seite, trat er auf dem Tandelmarkt aus seinem Wagen in ein Haus, wo zur Bewirthung der Gäste die größten Umstände gemacht schienen. Nicht nur, daß der sehnsüchtig Erwartete einige der ersten Beamten der Bank, zwei Hofräthe, von Ziegler und von Nieffzer, antraf, auch das ganze, von Außen allerdings nur bescheiden aussehende Haus war nach Innen mit Teppichen und Kerzen geschmückt. Christliche Lohndiener waren angenommen. Aus der Küche dampften Gerüche, die auf eine ausnahmsweise Zurichtung der Tafel nach den Grundsätzen lediglich der französischen Kochkunst schließen ließen. Frau Werthheimer verrieth auch sogleich Alles, was kommen würde. Sie hatte einen Koch aus der Herrengasse gemiethet aus einem dortigen

lich drittens würden sie sich in keinerlei neuerdings verlangte Administrativgegenseitigkeit einlassen. Die körperliche Züchtigung der Verbrecher würden sie nicht abschaffen, würden sich nicht die Verbrecher der Umgegend damit auf den Hals laden, die, wenn es zum Fangen kömmt, am liebsten sich da abfangen ließen, wo eine mißverstandene Humanität ihnen den Willkomm und Abschied erspare. Den neuen, durch allerhand Moralitäten verwässerten Mispelheimer Kalender würden sie im Vierhufen'schen nicht zulassen, sondern sich lieber den „Frankfurter hinkenden, aber nicht stolpernden Boten" verschreiben, um den Unterthanen zu zeigen, wie hoch's an der Zeit ist und wann der Mond aufgeht. Sayn-Sayner unfrankirte Briefe würden sie nicht durch ihr Gebiet lassen, sondern im Vierhufen'schen selbst erst bestimmen, was für einen jeden, der das diesseitige Gebiet passirt, nach dem Gewicht zu bezahlen ist. Wild, das sich auf diesseitiges Gebiet flüchte, gehöre dem Souverain von Vierhufen, und, wenn sich die Parforcereiter erlaubten, einen Hasen, der sich zu ihnen flüchte, zu verfolgen, so würden sie die Herren, statt — wie sonst im Völkerrecht üblich — nur mit Schrot, bei ihnen von jetzt an mit Rehposten zurücktreiben. Man würde eine Grenzlinie zwischen beiden Gebieten bis tief in die Erde ziehen, damit der Bergbau sie unter der Erde nicht überschritte. Genug, die Vierhufen'schen Wasser-, Forst-, Jagd-, Berg-, Salz-, Fluß-, Fähr- und Fischereiregalien, keines sollte sich ferner noch einem freundnachbarlichen Verhältnisse anbequemen, geschweige, daß von Trauringen, fürstlichen Brautportraits und neuen Verschwägerungen die Rede sein könnte. Der Gesandte empfahl auch den Generalissimus, der, wie ein halbtodter Widerspruch, wie der geschlagene

Fürſtenhauſe, das ihrem Manne ſtark verſchuldet war.

Lea Osmund war eine hohe, ſchlanke, man hätte ſagen können, durchgeiſtigte Erſcheinung. Alles an ihr war zart, ohne mager zu erſcheinen, ohne eckig oder ſpitz zu ſein. Die weißen Hände zeigten die Finger lang und ſchmal. Ihre Schultern ſtanden im ſchönſten Verhältniß zu den Hüften, die im damaligen Geſchmack durch ein Jüpen bedeckt wurden. Die Taille war zum Umſpannen. Der Kopf trug die entſchieden orientaliſche Zeichnung, doch im ſchöneren Sinne. Die Stirn verband ſich mit den Schläfen nicht durch eirunde Wölbungen, ſondern durch länglichovale. Die untere Lippe trat ein wenig vor, wie die ganze untere Partie des Kopfes, wodurch in der Regel Leidenſchaft ausgedrückt wird. Hier, wo der vorgeſtreckte Bau im harmoniſchen Verhältniß zum Oval der Wangen zur ſchön geſchweiften Naſe, den Lippenwinkeln ſtand, bedeutete dieſe entſchiedene Form nur Charakterſtärke, feſten Willen. Ein gewiſſer Hauch, ein Schmelz, wie die Haut auf Pfirſichen oder wie die Milde des Wachſes auf plaſtiſchen Kirchengebilden beſſeren Geſchmacks, lag auf der Haut des anziehenden, ſchon über die Zwanzig gelangten Mädchens, das ſeine charaktervolle Art nicht etwa in pedantiſcher Strenge verrieth. Im Gegentheil, es lag eine bezaubernde Milde, eine immer lächelnde Anmuth auf den Geſichtszügen Lea's.

Sie machte auf den jungen Weltmann, in welchem sie mit dem wärmsten Ton ihren Retter begrüßt hatte, einen mächtig fesselnden Eindruck.

Graf Moltke und Magister Meinhard kamen etwas verspätet. Jener war ein junger blonder Deutsch-Däne und noch zu unreif zum selbstständigen Auftreten. Signor Meinardi dagegen erschien desto gewandter, ja sogar aufgeregt, ohne indessen den Gelehrten zu verleugnen. Seiner Richtung nach war er ein Romantiker, eine Bezeichnung, die damals den Deutschen noch fehlte. Erst dreißig Jahre bedurfte es, bis die Stimmung, die diesen eigenthümlichen Menschen schon 1763 beseelte, eine allgemeine und umfassende wurde. Es war erklärlich, wie gerade Wieland über Meinhard mit soviel Begeisterung geurtheilt hat.

„Daß wir Landsleute sind, wußte ich schon lange!" sagte Fritz Ellrodt. „Aber daß auch Demoiselle Osmund es ist, das hörte ich heute zum erstenmale."

„Wie ohnehin meine Existenz überhaupt —" corrigirte gleichsam die feingeistige Dame einen Ausspruch, der etwas versicherte, was sich von selbst verstand.

Der Getroffene horchte auf. Aber der Ton der Berichtigung hatte ihn nicht verletzt.

Meinhard jedoch war erstaunt, sich gekannt zu wissen. Verbindlich verneigte sich die kleine, wie man

sah, kränkliche Gestalt dem jungen Reichsgrafen und beantwortete die Frage: „Sie kommen von Rom —?“ mit einem ehrerbietigen:

„Noch weiter her, Herr Graf, von Neapel und Sicilien —“

„In Päſtum wurde mein lieber Herr Magiſter, von Erlangen mein Lehrer, beinahe todtgeſchlagen —“ ſagte Lea und ſchilderte die kühnen Unternehmungen des Reiſenden, holte auch den Zweig vom Grabe Virgil's, der künftig ihr gehören ſollte.

Der junge Moltke erzählte dreiſt heraus:

„Ja, wir kletterten in den Ruinen von Päſtum, zeichneten und vergaßen dabei, uns vor den vielen Madonnen zu verbeugen, die in den Ruinen angebracht waren, um die Heidenreſte zu entſündigen. Als wir dann gar zu graben anfingen, da hieß es, wir wären nicht nur wahrſcheinlich Ketzer, ſondern auch Schatzgräber und Zauberer. Da war unſer Loos geworfen. Doch die Zauberei half uns dann wieder. Vor meinen Piſtolen, die ich zog, hatten ſie weniger Angſt, als vor unſerem Zeichen-Apparat. Den Cirkel und den Quadranten hob der Herr Magiſter drohend empor. Dieſe hielten ſie für Zauber-Inſtrumente und entflohen —“

„Und von Einem ſprechen Sie nicht?“ fiel Lea lachend ein, nahm dann eine feierliche Miene an, hob die Hände langſam in die Höhe und fuhr fort: „Von dem plötzlichen Stehenbleiben, Nichtsreden,

ſcharfen Hinausſehen, feierlichen Erheben der Hände? Das verjagte ja eigentlich die Italiener —! Gerade wie mich der Herr Magiſter immer in Erlangen niederſchmetterte, wenn ich meine Lectionen nicht konnte! O er kann Augen machen!"

Fritz Ellrodt horchte nur immer. Dieſe natürliche, leichte, neckiſche und doch nicht verletzende Art der Unterhaltung kannte er nur in der franzöſiſchen Converſation. Dazu Meinhard's eigenthümlicher, im Gegentheil eingeſchüchterter und umflorter Blick, der auf Lea faſt ſchmerzlich, aber ohne Vorwurf gerichtet blieb. Es ſchien ein Geheimniß zwiſchen Schülerin und ehemaligem Lehrer obzuwalten.

Meinhard ergriff allmälig das Wort und erzählte von der Macht eines ſtarr auf den Italiener gerichteten Auges und der ſteten Furcht, namentlich des Neapolitaners, vor dem ſogenannten mal occhio. „Aber," fuhr er, während man bald zu Tiſche ging, ſich ſelbſt ironiſirend fort, „es muß mir wirklich etwas Unheimliches innewohnen! Denn in der arcadiſchen Geſellſchaft in Rom, wo jedes Mitglied einen eigenen Namen erhält, bekam ich den Namen Mantineo Iſio —"

„Zauberer und Iſispriester!" warfen die wohlſtudirten Bank-Hofräthe ein.

„Dollmetſchen Sie nicht für Demoiſelle Osmund —!" ſagte Graf Moltke — „Sie überſetzte

es sogleich selbst, als ihr der Herr Magister beim Ueberreichen des Virgil-Zweiges seinen arcadischen Namen sagte —!"

Die hochgebildete Jüdin schlug die Augen nieder, die ohnehin für eine Besitzerin so durchdringender schwarzer Augen frei walten zu lassen verfänglich werden konnte, wenn so eingehend und wie zum Beispielgeben auffordernd gerade vom Augenzauber gesprochen wurde.

Die beiden Hofräthe, Habitués des Hauses, erschöpften sich, der Eine im Preise der Kenntnisse Lea's, der Andere nun in der That im Preise ihrer Augen, die seiner Meinung nach ebenfalls einen Zauber, doch nur einen wohlthuenden, ausübten.

Die Wirthin des Hauses, eine Anverwandte Lea's, stand nicht auf gleicher Bildungsstufe mit ihrem Gemal. Bei ihrem Versuch, die Formen des gewohnten patriarchalischen Hauslebens zu erweitern und mit dem Luxus der großen Wiener Häuser jener Zeit, wenn auch nicht grade mit dem der geadelten damaligen Rothschilds, dem Hofbankier Baron Fries auf dem Gundelhofe, doch mit dem der christlichen „Niederleger", wie man die Großhandlungshäuser Stametz, Schwarzleutner, Scholz, Sörgel und viele andere nannte, zu wetteifern, fehlte es nicht an jener — unfreiwilligen Komik, die erst in späterer Zeit, als sich das Wiener Ghetto ganz die moderne Salonfreiheit erobert hatte, ihre

— im Roman, auf der Bühne, im Leben geſchilderten Opfer forderte. Die Hofräthe hielten ſich an die Schüſſeln, die nichts von den Speiſegeſetzen der Synagoge verriethen.

Mit Wachskerzen war der Tiſch faſt überladen. Das Silber und Kryſtall fing die Strahlen auf. Herr Samuel Werthheimer ermunterte zum Trinken, ſeine Gattin zum Eſſen. Beide gingen nicht im guten Beiſpiel voran. Manche Schüſſel war ohne Zweifel nur für das Chriſtenthum berechnet. Doch von den Jüngeren legte ſich Niemand Zwang an. Meinhard erzählte angenehm und hatte Stoff zum Erzählen genug. Er hatte ſchon halb Europa geſehen und kannte ſogar England und Spanien. Sonderbar, der Deutſche ſchwärmte für den Süden, und Lea, deren Volk aus dem Süden ſtammte, ſtritt für den Norden. Denn in dem immer lebhafter gewordenen Geſpräch kam es zu manchem Meinungsſtreit. Fritz Ellrodt hörte mit Verwunderung, wie gewählt ſich ſeine Nachbarin ausdrückte, wie reich ihr Wiſſen war, ihre Beleſenheit. Er verglich ſie mit Prinzeſſin Lichtenſtein. Im Geiſtigen hatten ſie Aehnlichkeit. Nur daß gerade die Prinzeſſin aus jenem Bereich der Literatur ihre Lektüre wählte, das Meinhard für das muſtergiltige erklärte, Lea nicht.

„Auch Sie, Demoiſelle," ſagte Meinhard faſt verletzt, indem er aus ſeinen Augen jenes unheimliche Feuer blitzen ließ, das kranken Naturen eigen

iſt und ihn in den Ruf eines Zauberers gebracht hatte, „auch Sie wandeln auf den Irrpfaden des neuen Geſchmacks unſerer Literatur, den die Winckelmann und Leſſing nicht befürwortet haben! Unregelmäßigkeit, Geſetzloſigkeit hat gewiß weder die Erneuerung der Antike, noch die ſcharfe Kritik, die wir nunmehr gegen die Franzoſen zu üben anfangen, bei uns einführen wollen. Ich fürchte, die Bekanntſchaft mit den Engländern verſtört uns den Muſenhain! Apoll wirft vor Zorn die Leier in eine Ecke, zieht ſeinen ſilbernen Bogen und ſchießt tödtliche Pfeile auf die wilden Keulenträger, die jetzt den Parnaß ſtürmen wollen! Literatur heißt Grazie und Anmuth, feſtgehalten im Wort! Unſer beſter und größter Dichter jetzt iſt Wieland!“

„Nein, Klopſtock iſt's —!“ rief die Jüdin, die doch ihrem Glauben zufolge den Meſſias erſt noch erwarten ſollte und nichtsdeſtoweniger von dem, der ſchon gekommen war, wie von einem Gemeingut der Bildung ſprach, „Klopſtock, der iſt erhaben! Erhaben muß ein Dichter ſein! Er muß den Menſchen auf den Schwingen der Begeiſterung emportragen —“

„Nicht aber der deutſchen Sprache Formen abquälen, wobei die Muſe wie eine Magd am Spinnrad ſitzt! Entſinnen Sie ſich doch unſerer Lehrſtunden, Demoiſelle! Wenn ſich die Muſik des Reims auf gewiſſe Geſetze der Zahl und der Meßkunſt zu-

rückführen läßt, ſo hat dies der Reim mit aller Muſik gemein; Muſik iſt eben eine wohlberechnete Beſeelung von Zahlen. Aber dieſer Hexameter! Ein wahres Hackbretthämmern und Klipp-Klapp-Spielen! Wenn zehnmal Homer in dieſem Tone geſungen hat, im Süden iſt eben das Schreien und Toben zu Hauſe; ich ſah in Neapel den Teig zu Nudeln geſchlagen auf dem Nudelbrett mit Einhaltung des Rhythmus. Da erkannte ich den Urſprung des Hexameters —!"

„Nein!" rief Lea mit leuchtenden Augen. „Sagen Sie, Sie ſchifften auf dem Meer in einem Nachen und die Wellen erzitterten in Hexametern vom Schlage der Ruder —"

„Das iſt das Nämliche —!" meinte Herr Werthheimer, dem denn doch die Verherrlichung Klopſtock's für eine Jüdin zu weit zu gehen ſchien.

„Dieſe Fahrt von Sorrent nach Capri wünſchte ich Ihnen, liebe Lea —" entgegnete Reinhard mit Sanftmuth und Ruhe. „Sie würden hören, was uns die Wellen ſingen! Sie ſingen nur Reime, nur ſchön austönende Volkslieder, wie ich deren aus den älteſten Zeiten geſammelt habe —!"

Daß ſich Lea für die Erhabenheit als nothwendiges Merkmal der Dichtkunſt ausgeſprochen hatte, that ſelbſt den Hofräthen wohl. Aber Herr Werthheimer und ſeine Gemalin wollten von den Dichtern Vergnügen, Anmuth, Unterhaltung, Witz — ſie

widerſprachen ihrer Nichte und blickten fragend auf den vornehmſten Gaſt ihres Hauſes.

Der junge Reichsgraf trat auf die Seite Lea's. „Jedes Zeitalter," rief er, von dem feurigen Weine und den ſprühenden Geiſtesfunken ſeiner Nachbarin zugleich erregt, „hat das Bedürfniß der Erhabenheit! In irgend einer Form muß dieſer Satisfaction zu Theil werden! Die Majeſtät der Geſchichte, die ſich in unſeren Kriegen und Bataillen manifeſtirt, macht die Herren Poeten wieder zu Sehern. An Klopſtock vermiſſe ich zwar die Klarheit, einen feſten Plan, einen Aufbau wie bei Dante und Milton — dieſe Geiſter waren größer; aber doch muß ich geſtehen, Klopſtock erobert unſere Stimmung und weiß uns fortzureißen —!"

„Bis er uns ermüdet hat!" fiel Meinhard über das damalige Geſpräch des Tages ein. „Nur zu bald, ſetzt uns der Sänger der „Meſſiade" auf einem kahlen Felſen nieder, wo wir nichts mehr um uns haben, als die abſolute Leere. Zu hoch hinauf hab' ich es in den Alpen nie ſchön gefunden. Wie ſind Dante und Milton ſo reich im Einzelnen! Klopſtock iſt über ſich ſelbſt nicht einmal in den großen Zügen ſeines Gedichtes im Klaren! Bald ſind wir im Anfang der Dinge, bald ſtehen wir im Zeitalter des Auguſt und Tiberius, Geſchichte und Allegorie laufen überzwerg! Wer ſind denn dieſe Teufel, die der Dichter ſchildert? Sind ſie etwa erſt jetzt

Teufel geworden? Oder waren sie es schon von Anbeginn? Ich verlange eine dogmatische Verbindung zwischen Gott, Messias, Gnade und Erlösung. Diese fehlt bei eurem Klopstock —"

„Der Dichter ist kein Professor!" rief Lea.

„Bis zu einem gewissen Grade muß er in seinen Stoff Ordnung gebracht haben oder man artet in die ebenfalls ungeheuerliche Wildheit des Briten Shakspeare aus —"

Nun hatte Meinhard sogar seinen Schüler, den Grafen Moltke, gegen sich, der für den damals in Deutschland erst bekannt gewordenen Dänen Hamlet schwärmte. Doch vermochten die vereinigten Anstrengungen der Gegner des gewandten und strengen Kunstrichters nicht, ihre Sache so lebhaft für Shakspeare, ein ganz neu über Deutschland aufgehendes Gestirn, durchzuführen, wie für den gefeierten Sänger der sionitischen Muse. Der Schwan von Avon war noch zu wenig bekannt. Meinhard behielt die Oberhand mit seinen, später auch im Druck erschienenen Ausstellungen an einem Dichter, der seinem Ideal von Correctheit, planmäßiger Durchführung, Reinheit des Styls, ebenmäßiger Vertheilung der großen und kleinen Züge, der Handlung und des Details zu wenig entsprach.

Jetzt waren sogar die Hofräthe in ihren Ansichten getheilt. Der Eine folgte dem leichten Naturell der Wiener, die im Spiel der Musen eine gaukelnde

Varus auf ſeinen Arminiuslorbeeren lag, der Sorgfalt des Generalſtabs und reiste ſchnell nach Kaputh ab, um den traurigen Erfolg dieſes inzwiſchen ſchon berühmt gewordenen Kunſtmanoeuvres zu berichten. Bis auf Weiteres blieb die Armee in dem Dorfe und der Baron von Höllenſtein behandelte ſich ſelbſt wie einen Staatsgefangenen. Den Degen hatte er immer in der Hand, um ihn gleich ausliefern zu können, wenn ein Courier ſeines Fürſten von Kaputh ankäme.

Schlachtenmaler hatte auf ſeinem Baume der Entwickelung dieſer merkwürdigen Kriegsfarce mit Theilnahme zugeſehen und erſt da am lebhafteſten gezeichnet, als die Verwirrung der Stellung anfing und die Montecuculi'ſchen Parallelepipeda nicht recht ſich ſchließen und öffnen wollten. Bald aber ſollte für ihn eine Scene eintreten, die ihn aus dieſem intereſſanten Zuſammenhang mit der Weltgeſchichte aufſchreckte. Nämlich Celinde, die das Unglück der zuſammenſtoßenden Cavallerie verpaßt hatte, blickte mit großer Theilnahme auf die zahlreichen Zuſchauer, welche ſich am Rande des Schlachtfeldes aus umliegenden Städten und Dörfern verſammelt hatten. Beſonders fiel ihr ein kleiner Wagen auf, der von einem wahrſcheinlich geiſtlichen Herrn gefahren wurde, der eine ſchon ältliche Frau neben ſich ſitzen hatte. Die Frau, die in ihren Urtheilen zwar vielen Verſtand, aber wenig Gefühl und noch weniger Bildung verrieth, fing, als die Truppen ſich verſpielten, an, den im Baum ſitzenden Schlachtenmaler zu muſtern und von ſo verſchiedenen Seiten zu beſehen, als ſeine gebückte Haltung, indem er zeichnete, geſtattete. Sophie hatte nur Augen für die Soldaten; doch ſchreckte ſie plötzlich der Ruf des geiſtlichen Herrn auf, der in den bombenfeſten Kutſchenſchlag blickte und ſeine

Unterhaltung ſehen wollen. Der Andere hatte etwas von einer anderen Ader im Weſen des Oeſterreichers, der Neigung zum Ungeheuerlichen und Prachtvollen. Er hatte von Herrn Denis gehört, einem Jeſuiten, der aus dem Bereich einer kaiſerlichen Erziehungsanſtalt heraus Jünger für die Geſänge Oſſian's zu gewinnen ſuchte.

So ging das Mahl unter würdigem Geſpräch vorüber. Der junge Ellrodt war erſtaunt über die Vielſeitigkeit der Bildung Lea's, über die Mannichfaltigkeit der Intereſſen, die ſie verfolgte. Entgehen konnte ihm nicht, daß Meinhard für ſeine Schülerin mehr empfand, als nur die wohlthuenden Gefühle der Erinnerung an ſeine früheren Lehrſtunden. Die Schwärmerei ſeines Gemüths mußte auf ideale weibliche Geſtalten geben; Laura und Beatrice erfüllten ſeine Vorſtellungen von Frauenzauber. Selbſt die ſpröde Ablehnuug ſeiner Lehrſätze, die Untreue und der Abfall Lea's von ſeiner eigenen, der Richtung ihres Lehrers, ſchien die Leidenſchaft des Magiſters nur zu ſteigern. Die ſeltſamſte Verbindung eines abſtracten Bücherlebens mit dem Triebe, die Welt ſehen und alle Nationen kennen lernen zu wollen, hatte aus dieſem kleinen Gelehrten, deſſen Geſundheit untergraben war, einen Charakter gebildet, der für Deutſchland 30 Jahre erſt ſpäter eine beſtimmte Richtung bezeichnete. Meinhard war ſozuſagen ein Anſatz zu den Brüdern Schlegel.

Nach aufgehobener Tafel nahm der Wirth den vornehmsten seiner Gäste beiseite und sagte:

„Nun, Herr Graf, ich bin gerüstet auf die Erfüllung Ihrer Wünsche!“

Während Frau Wertheimer, die von Lea's Belesenheit nicht wenig geschmeichelt war, die Uebrigen in einen zur Seite des Eßzimmers belegenen, erhellten und noch der scharfen Frühlingsluft wegen erwärmten Raum zu treten aufforderte, hielt ihr Gatte den jungen Grafen in einem entgegengesetzt liegenden Cabinet fest und langte aus einem mit Handlungsbüchern bedeckten Tisch ein Pappkästchen hervor. Tausend kleine Kremnitzer Goldplatten waren da in Rollen so fest aneinandergereibt, daß das Kästchen einem Buche glich, das sich bequem, wenn auch etwas schwer ins Gewicht fallend, in die Brusttasche stecken ließ.

„Soll ich es schicken oder wollen Sie es mitnehmen —?“

„Die Trabanten gehen auch ohne Schein —“

„Ich schicke ihn morgen —“

„Lassen Sie ihn zu Hause! Meine Frau winkt! Sie hat einen sublimen Gedanken! Wenn ich aufrichtig sein soll, sie ist ebenfalls mehr für das Erhabene —! Nur um den Herrn Klopstock geht sie aus gewissen Gründen, die Sie wol verstehen, noch etwas zweifelnd herum und hält sich, was Erhabenheit anlangt, an unsere Psalmen und an den

Herrn Metaſtaſio und die Oper. Wie hat Ihnen ſein Vero omaggio gefallen?"

Mit dieſem Uebergang auf ein muſikaliſches Ereigniß des Tages war auch ſchon der Graf durch's inzwiſchen dunkel gewordene Speiſezimmer zurückescamotirt zur übrigen Geſellſchaft, die gerade die Klagen über die ſtrenge Cenſur Van Swieten's aus dem Munde des jungen Grafen Moltke vernahm. In dem lispelnden Ton des Deutſch-Dänen erzählte er ſeine Verhandlungen mit den Bücher-Reviſoren, denen er Werke hätte opfern müſſen, die ſelbſt in Rom nicht beanſtandet geweſen. Im Allgemeinen war ſich die Zeit ihrer menſchheitlichen Ziele und Beſtrebungen noch ſo wenig bewußt, daß eine auf Principien begründete Oppoſition gegen die tyranniſchen Bevormundungen der Geiſter nicht geübt wurde, ſondern nur neckend und gelegentlich, ja ſogar in dieſem Falle mit der Vorausſetzung, daß die Cenſur eine Einſchränkung der Preſſe wäre, die ſich ja von ſelbſt verſtünde. Wer konnte in einer Stadt, wo die Männer bei jedem Vorübergehen an einer Kirchenthür den Hut abnahmen, Frauen vor Marienſäulen knieten, an eine Ordnung des geiſtigen Lebens denken, die nicht von den Anſprüchen der Kirche vorgezeichnet war?

Mit beſcheidener Zurückhaltung ſchwiegen hier die Juden. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo ſich die Söhne des Alten Bundes in die Ange-

legenheiten der Söhne des Neuen mischten. War sich doch auch das Judenthum jener Tage mehr als heute bewußt, wie engbegrenzt die religiöse Freiheit war, die es sich selbst gestattete. Die Juden hatten allerdings keine Klöster und keine religiösen Orden, aber ihr Ceremonial-Gesetz war eine Fessel der freien Bewegung auf Schritt und Tritt. Die aus Böhmen oder Ungarn gekommenen Rabbinen wachten mit einer Strenge über die Einhaltung der Vorschriften des täglichen Verhaltens im Essen und Trinken, in der Kleidung und im Tempelbesuch, die den Geist der Juden jener Zeit noch nicht zum Alliirten Voltaire's machen konnte.

Der junge Reichsgraf versprach, sich für die Wiederherausgabe des Macchiavell und Rousseau aufs eifrigste bemühen zu wollen.

„Zwingt man die schönen Geister," sagte Lea mit schalkhaftem Lächeln, „sich mit ihren Gedanken in Acht zu nehmen, so werden ihre Bücher um so anziehender werden! Wir werden ihre Gedanken zwischen den Zeilen suchen und unseren Geist anstrengen, ihre Räthsel zu errathen. Der Styl, der etwas verschleiert ist, wird immer kunstvoller sein, als der, wo man Alles mit Händen greifen kann!"

Meinhard entgegnete nichts mehr. Der kleine, magere, vom Trinken blaß gewordene Mann saß wie träumend und lauschte nur dem Gespräch der Andern.

Aber auch dies war gleichsam im Verrollen begriffen. Die Abschiedsstunde schien geschlagen zu haben.

„Ich muß ja schon deßhalb wiederkommen —“ sagte der Schuldner des Hausherrn zur Nichte desselben, als sie ihn fragte, ob sie ihn doch nicht zum letztenmal in diesem Hause gesehen hätte? „Ich muß ja schon deßhalb wiederkommen, um den Gegenstand kennen zu lernen, den Sie, wie ich höre, zu Ihrer alleinigen Lebensaufgabe gemacht haben —!“

Lea schlug ihre mächtigen, ausdrucksvollen Augen auf und schien zu fragen, wen der Graf meinte.

„Ihren Bruder —!“ gab dieser zur Antwort. „Das soll ja Ihr Augapfel sein —!“

„O das ist ein ganz prächtiger Kerl!“ sagte sie im nachgeahmten Ton wienerischer Treuherzigkeit. „Ein Unband, der nichts lernen will! Aber von Herzen ist er gut! Ich empfehle ihn Ihrer Protection! Wenn Sie unsere Heimat, die Berge und Thäler von daheim, ein wenig mehr lieb haben werden,“ fuhr sie mit gemildertem Ton und fast schalkhaft fort, „besucht er Sie einmal in Drossenfeld! Das soll ja ein wahres Feenschloß sein —!“

Der junge Weltmann blieb die Antwort schuldig. Er vergegenwärtigte sich die Wiederbegegnung mit Lea in der Heimat. Hier in Wien Alles so frei und natürlich, dort erwartete ihn steife Etikette, Beamtendünkel, Rangsucht, Intoleranz gegen die

Juden, ja faſt die Unmöglichkeit, in ſeiner Stellung ſich einem Hauſe, wie dem des Moſes Seckel, zu dauerndem Umgang zu nähern.

Man kündigte ihm an, daß ihn ſein Wagen erwartete.

Während man ſich noch beim Abſchied mit vielen Umſtändlichkeiten aufhielt und Fritz Ellrodt den jungen Moltke und ſeinen Hofmeiſter aufforderte, die heute geſchloſſene Bekanntſchaft wenigſtens für Wien nicht unfortgeſetzt zu laſſen, und Frau Wertheimer noch eine Rede über die Schönheit und den Kleidergeſchmack der Fürſtin Lichtenſtein hielt, umſchlich den unten auf dem Jandelmarkt haltenden Wagen eine unheimlich lauernde Geſtalt.

Da dieſe den Kutſcher ſchlafend fand, blickte ſie bald von dieſer, bald von jener Seite in den offenen Schlag. Ueberlegte ſie etwa, wie ſich einem Menſchen beikommen ließ, der in dieſen Wagen im Begriff war, einzuſteigen und vielleicht eine Summe von tauſend Ducaten auf der Bruſt trug —?

Zeuner, der Gaſſenläufer von Hamburg, hatte die Verhandlung des reichen Juden mit dem Geſandten ſeiner Heimat, der ihm einen Paß ausſtellen und ihn mit Reiſemitteln verſehen ſollte, zwar nicht von Anfang bis zu Ende, aber gerade bei ihrem verfänglichſten Höhepunkt belauſcht. Als er im Vorzimmer des Grafen hatte warten ſollen, entſchlüpften mit dem Glockenſchlage Ein Uhr zwei

Perſonen, denen die Bewachung des Vorzimmers oblag. Trützſchler war zu einem ſeiner Stelldicheins gegangen. Iſenflamm aß bei einem Garkoch, der ſeinen Mittagsgäſten nur dann die Bürgſchaft der beſten Bratenſtücke gab, wenn ſie zu einer Stunde kamen, wo noch nicht das Aufwärmen begann. Der Bediente des Grafen wußte, um Ein Uhr belebte ſich draußen die Gaſſe mit Allen, die im Joch eines Amtes ſchmachteten. Da gab es zu grüßen und zu plaudern, und vielleicht auch wußte der Meſchores des Herrn Werthheimer des Näheren, was ſein Herr bei dem ſeinigen zu ſchaffen hatte.

Zeuner war erfinderiſch. Stille gibt dem Genius Brutwärme. Allein zu ſein reizt, ſich die Geſellſchaft von Phantaſieen zuzulegen. Im Frieden der Natur allein ſein, weckt bei tückiſchen, auf Verbrechen ſinnenden Seelen den gewaltthätigen Angriff, allein ſein in einem Zimmerraum den Diebſtahl. Beim Ueberſchreiten der Elbe ſchon hatte im Herbſt der Böſewicht keinem wandernden Handwerksburſchen begegnen können, ohne deſſen Felleiſen zu tariren. Zum Glück wirkten die Wohlthaten, die ihm Prinz Chriſtian und die Chriſtel Marſtaller hatten ſpenden laſſen, noch vorbeugend, ja ſogar der Geiſt, aus welchem die Geſchenke gefloſſen waren, wirkte nach, um ihn vom Verbrechen abzuhalten. Sicherer iſt's jedenfalls, das Gute zu lieben. Mit Vorſätzen, die ihm vor ſich ſelbſt Reſpect einflößten, erreichte Zeuner

Sachſen. Aber ſchon an der böhmiſchen Grenze kam ihm eine Vorſtellung, wie doch der Menſch ſo erhaben iſt, wenn man ihn fürchtet —! Auf den Waldungen, am großen wie am kleinen Winterberge, begegneten ihm einſame Wanderer. Mancher floh vor ihm, und er hatte ſich doch noch keine alte Trödelpiſtole gekauft. Wilddiebe, in deren Geſellſchaft er bei nächtlicher Weile in einem einſamen Wirthshauſe gerieth, erleichterten ihm die Befriedigung ſeiner Sehnſucht, ſeinen Zeitgenoſſen auch hier beweiſen zu können, daß er ein Schütze war. Den Wilderern ſchloß er ſich an, machte uneingeladen die Herbſtjagden in den Wäldern der Thun, Waldſtein, Lobkowitz und anderer böhmiſchen Großen mit und wurde erſt wieder rückfällig — zum Guten, als es bei Theilung des Gewinnes mit ſeinen Kumpanen Streit gab und ihm die gezückten Meſſer von vier, fünf gegen ihn Verbundenen die Ueberzeugung beibrachten, daß derjenige, der mit ſeiner gerechten Sache in der Minorität ſteht, beſſer thut, den Kampf mit Neidern und Unverſtändigen aufzugeben und ſich zurückzuziehen.

In Prag und Wien arbeitete Zeuner mit guten Vorſätzen als Handlanger in mancherlei Geſchäften. Da ſein eigentliches Fach in ſeiner Jugend Bergbau geweſen und Drechslerei, wenn der Verdienſt mangelte — in den ſo oft ſtockenden Bergwerksbetrieben ſeiner Heimat die Tagesordnung — ſo meinte er jetzt zu letzterer Hantierung die Griffe verlernt

zu haben. In Wahrheit aber war das, was ihn in die Fabriken oder zur Taglöhnerei trieb, nur ein Schreck vor dem Geist der Regelmäßigkeit, der in einem soliden Gewerbe liegt.

Der Prinz, der Mörder meines Bruders, wurde Markgraf! Das hatte Zeuner aus der Wiener privilegirten Zeitung, die sonst nicht eben viel vom wahren Stand der Weltverhältnisse verrathen durfte, herausgefunden. Da wußte man denn nun bald in jedem Wirthshause, daß es in Wien einen Menschen gab, dessen Weizen blühte. Schon erbat man sich seine Freundschaft, selbst wenn sie ihm vorläufig die Gläser Bier oder Wein kostete, mit denen man zu ihrer Besiegelung anstieß. Nach einem bewegten Leben hatte hier ein Mann seinen Platz gefunden, der auch sonst nicht ohne Befähigung zu sein schien und es vielleicht bis zu einer Gelegenheit brachte, auch an Andere Aemter auszutheilen, zumal wenn man einmal in der Lage war, der „Maitresse des Fürsten" die Hand gedrückt zu haben! Zeuner heißt dieser Mann aus dem Reich! sagten die Wirthshausfreunde und verwunderten sich, daß sich ein so gemachter Mann so lange beherrschte, nicht sein Ränzel schnürte und die Donau aufwärts ging, um sein Glück einzuheimsen.

Zeuner litt jedoch periodisch an einem eigenthümlichen Zucken seines Rückens. Die furchtbare Stunde an der Sternschanze in Hamburg konnte er

nicht ganz vergessen. Ein Brief, den er an den Freiherrn von Schimmelmann mit der Bitte um Empfehlungen an den Markgrafen richtete, war ohne Beantwortung geblieben. Da gab ihm ein Vielgereister, ein Schwabe, der zweimal nach Siebenbürgen ausgewandert war, einmal zur Probe, wo der Versuch günstig ausfiel, und das anderemal für immer, wo alles Gehoffte fehlschlug, einen Aufschluß über die Bedeutung des Gesandtschaftswesens. Zeunern waren die Wappenschilder über gewissen Häusern in Wien als Orte eher zum Vermeiden vorgekommen, eher als Adressen, wohin vielleicht die Steckbriefe gerichtet wurden. Jetzt sollte er es einmal mit dem helfenden und fördernden Charakter jener Agenturen versuchen, deren es in Wien so viele gab, wie Stimmführer beim deutschen Reichstag, in die hundert. Wer in Wien keinen eigenen Gesandten hielt, ließ sich durch einen sogenannten Agenten vertreten, adelige Advocaten, die oft zu gleicher Zeit 30—40 Ritterbürtige, Stifte und Reichsstädte repräsentirten. Brandenburg-Culmbach hatte seine eigene Gesandtschaft, auch Brandenburg-Anspach. Letztere vertrat der brandenburgische Justizrath von der Lith, der Angehörige einer ebenfalls wie die Ellrodts aus theologischem Blut entsprossenen Familie.

Menschen, die Beweise für ihre Ehrlichkeit zu liefern haben, pflegen viel zu sprechen. Zeuner schilderte Isenflamm seinen Lebenslauf und über-

Tochter erkannte. Tobianus war zu ſtark und ſeinen Pferden nicht zu trauen, ſonſt hätte er ſchon in den Armen ſeiner Tochter gelegen. Celinde, die mit Recht das Wiederſehen der Eltern und Kinder für eine Feierſtunde der Engel hielt, drängte Sophien zum Wagen hinaus. Indem hatte aber die Frau neben Tobianus den Schlachtenmaler erkannt und rief, indem dieſer, da ja nun der Vorhang des Drama's gefallen war, vom Baume ſprang: „Oscar, mein Sohn!“ Jetzt war Celinde von ihren Gefühlen überwältigt, ſie lachte freudig auf und verließ hurtig den Wagen, um ſich von dieſen Himmelsſcenen nichts entgehen zu laſſen. Schlachtenmaler kam heran; Gertrud, ſeine Mutter, breitete die Arme aus und trug ſogar einen Hut, was früher ihre Mode nicht war; ſie ſchickte ſich an, von Tobianus' bekannter Kaleſche herunter zu klettern; doch Schlachtenmaler, den Mann in ſo engem Verhältniß mit ſeiner Mutter ſehend, den Geigenſpinner'ſchen Brief bedenkend und die zerriſſene, einſame Lage ſeines unendlich geliebten Vaters ſich vorſtellend, fühlte in dem Momente einen Zorn in ſich auflodern, daß er es für die redlichſte Erfüllung ſeiner Kindespflicht hielt, die Beine in die Hand zu nehmen und hurtig davon zu laufen. Als Gertrud ihn querfeldein laufen ſah, fing ſie zwar nicht zu weinen, aber doch zu ſchluchzen an und machte, wahrſcheinlich von echtem Gefühl über ihr Unglück gefoltert, einen Lärm, als ſollte ihr einziger Sohn unter die Recruten geſteckt werden. Celinde ſuchte ſie mit der wunderlichen Natur ihres Sohnes zu tröſten, war aber ſelbſt von ſeiner Herzloſigkeit ſo empört, daß ſie ihn von Stund' an verachtete. So ſanft ihr Sinnen war, jetzt hätte ſie wünſchen können, daß ſich der Himmel an dem gefühlloſen jungen Mann rächen möchte.

ging nur die Sternſchanze bei Hamburg. Der neue Landesherr, behauptete er, würde ihn mit offenen Armen aufnehmen. Ueber die Grenze wird er ihn jagen! fuhr ihn Iſenflamm in Gedanken an. Als Diplomat behielt er dieſe Auffaſſung für ſich. Erſt wollte er ſeinem Grafen Bericht erſtatten. Auch dieſer, glaubte er, würde reſolviren: Erſt in Bayreuth anfragen! Das Ergebniß der Vorverhandlung verzögerte ſich, und Zeuner war kaum allein im Zimmer, als er von ſeinem Stuhl im dunkeln Winkel aufſtand, das Terrain unterſuchte, Manches, was er anfaßte, im Werth taxirte, dann ſich an einige Thürklinken machte, dieſe niederdrückte und ſomit Gelegenheit erhielt, das Geſpräch des jugendlichen Miniſters mit dem Hoffactor zu belauſchen. Die Stelle: Die Ducaten können Eure Excellenz gleich am Abend mitnehmen, wenn Sie ſich damit beſchweren wollen! war in ſolchem Grade fragwürdig, daß Zeuner nur wünſchte, der Hoffactor wohnte in einer ſtillen Gaſſe und die Nacht wäre dunkler als jetzt gewöhnlich und der Träger einer ſo großen Summe ginge ſanft ſchlendernd und grade ſo zu Fuß nach der Krugerſtraße, wie er, der Unverbeſſerliche, Abends ſelbſt aus dem Wirthshauſe taumelte.

Schon eine Stunde hatte Zeuner in den in der That einſamen Umgebungen jener Kirche zugebracht, die einſt die jeſuitiſche Reaction des 17. Jahrhunderts gegen ältre Zeiten mildrer Anſchauung auf Grund

einer zerstörten Synagoge aufgebaut hat. Licht an den Fenstern verrieth, daß bei dem Juden Gesellschaft war. Aber fatal! ein Wagen rollte langsam vor. Ein Diener in einer Livree, die der Spähende bereits kannte, ging ins Haus. Sollte er sich etwa in den Wagen schleichen und seinem Opfer während des Dahinrasselns auf dem Steinpflaster die Kehle zu drücken? Und wenn er es gethan — und der Lohn doch vielleicht nur eine Börse war, die sich noch durch die an die Dienerschaft des Juden gespendeten Trinkgelder erleichtert hatte?

Die großen Hauptstraßen der Leopoldstadt waren noch leidlich lebendig. Der Raubgierige ging hin und her wie auf der Streife. Ein langer schlottriger Rock schützte ihn gegen die frische Nachtluft. Einen schäbigen Hut mit rundgewölbtem Kopf hatte er tief ins Gesicht gedrückt. Die Hände würgten hinterwärts in den Rocktaschen an einem blaubedruckten groben Sacktuch, das vielleicht die That, die grauenvolle, vollbringen helfen sollte. Noch lag nichts fest beschlossen in des Elenden Seele. Nur die Gelegenheit war es, die ihn reizte. Noch war es ihm, als müßte es sich wie vom Zufall dargeboten machen, wenn er den Raub mit allem Schrecklichen, was sich dabei ereignen konnte, vollzog.

Der Graf geht mit dem Gelde ruhig schlendernd nach Hause! Er macht seinen Weg vielleicht über die dunklen Basteien und das Glacis! Du fällst ihn

an, greifſt ſchnell, was du faſſen kannſt, und läßt dich vorläufig in dem Palais der Krugerſtraße nicht wiederſehen —!

So hatte er ſich's gedacht. Jetzt aber fand er einen Wagen. Die Gaſſe wurde zwar immer ſtiller, aber die ſtete Wiederkehr immer einer und derſelben Perſon mußte eben um deßhalb doch dem Kutſcher auffallen. Als er dieſen eingeſchlafen fand, ſetzte er ſich auf einen nahen Prallſtein, grübelte und wartete. Der mörderiſche Angriff im Wagen ſelbſt durfte ihm zu gewagt erſcheinen.

Ueber dieſem Grübeln öffnet ſich die Hausthür des Juden. Licht fällt auf die dunkle Straße. Der Bediente ſpringt aus dem Hauſe und weckt den verſchlafenen Kutſcher. Laut ſcherzend und lachend treten drei Männer heraus. Einer unter ihnen ladet die Anderen ein, ſich mit ihm des Wagens zu bedienen.

„Es iſt aber ſo ſchön in der kühlen Nachtluft! Die Sterne funkeln! Der Weg wird uns erfriſchen —!“ ſo ruft die Stimme des Kleinſten unter den Dreien.

„Wo wohnen Sie —?“

„An dem ſchönen Brunnen — beim Mehlmarkt —“

„Dem Meiſterwerk Donner's! Mein eigener Weg! Ich begleite Sie! Zu Fuß —! Da kann man beſſer plaudern!“

Und ein Wink an den Diener, ein anderer an den Kutſcher. Der Wagen ſoll nach Hauſe fahren.

Es iſt ſo ſchön in Wien bei eingebrochener Nacht. Die Donau fluthet dahin mit ihren Strudeln. Die ganze Stadt ſcheint zu rauſchen und zu murmeln und wie bewegt von dem mächtigen Pulsſchlag der in ihr wohnenden Lebensluſt. Die Glocken von den Kirchthürmen geben Zeichen, die Allen verſtändlich ſind. Da rauſcht ein Brunnen, geſchmückt von eiſernen Gruppen, auf deren Höhe ein goldenes Kreuz thront oder eine Marienkrone glitzert. Die alten Paläſte mit den coloſſalen Säulen an den Eingängen, die Häuſer, ſchon in alter Zeit ſchwindelndhoch angelegt, liegen feierlich ernſt, ſicher begründet und wie allem Wechſel der Zeiten trotzend. Da, wo die Schatten die dunkelſten ſind, erſchrickt man vor den hohen ſtämmigen Geſtalten ungariſcher Grenadiere, die an Thüren und Winkeln, die man kaum überblickt, Wache halten. Nun erſchallt ein Glöcklein in der Nähe. Ein Geiſtlicher im Ornat, überdacht vom Baldachin, eilt, das Sacrament zu einem Sterbenden zu tragen. Von der Baſtei aus — die anregenden Blicke auf die damals noch ſpärlich erleuchteten, magiſch im Nebel ſchwimmenden Häuſermaſſen! Auf dem Glacis eine Dorflandſchaft mitten in der Stadt, Wieſe und Bach, Buſch und Allee. Die ſpätere Verwandlung derſelben in eine von re-

gelrechten Wegen und Alleen durchzogene Esplanade war erſt das Werk Kaiſer Joſeph's.

Zwei junge Männer, hochſtrebend in ihrer Kraft und ſich ihrer Bildung bewußt — der dritte früh alt geworden auf ſeine Weiſe und in Folge deſſen auch für ſein Alter zu langer Jugend beſtimmt — der Ton ſchnell ein vertraulicher geworden — die Verbindung des halbdäniſchen Grafen mit ſeinem Lehrer eine vollkommene Freundſchaft — es gab einen ſchönen Accord der Gemüther.

Auf jeden der drei nächtlichen Wanderer hatte die Jüdin einen tiefen Eindruck gemacht. Jeder aber ſprach ihn anders aus — Meinhard am lebhafteſten — Fritz Ellrodt am zurückhaltendſten.

„Winckelmann müßte ſie kennen lernen und Raphael Mengs —!“ rief Meinhard aus. „Dieſe würden uns ſagen, wer ſie in den Olymp einzuführen berufener geweſen, Prariteles oder Apelles! Kleopatra's, dacht' ich, iſt ihr Auge. Der ſinnige, träumeriſche, ſentimentaliſche Niederſchlag derſelben gehört dem Orient! Aspaſia's aber iſt ihr Lächeln, wenn ſie redet!“

„Staatsmänner ſchreiben nur noch reden nicht mehr!“ fiel der junge Student ein, der ſchon Miniſter war. „Sonſt möcht' ich dieſer Aspaſia ein Perikles ſein! Aspaſia lehrte den Perikles reden, und wie, wie reden —!“

„Dann hätten Sie aber meinen Magiſter zum Feinde!“ fiel Graf Moltke ein. „Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß ihn nur dieſe Jüdin zum ewigen Juden gemacht hat! Um ihretwillen irrt er durch Europa! Um ihretwillen geht er in keine Kirche und droht dabei doch, Mönch zu werden! Haben Sie noch nicht bemerkt, was hinter ſeiner Anbetung der Spanier und Italiener verborgen liegt? Die Sehnſucht nach einer Einſiedelei —! Dort wird er dann nur noch zu Lea Osmund beten —! Ach, ſie hat ihm einen Korb gegeben! Denken Sie ſich, er wollte ſich ihr zu Liebe zu Moſes bekehren —!“

„Spottet nur!“ rief Meinhard. „Denn ich berühme mich ja meines Unglücks. Mein Unglück iſt die Urſache, warum ich einen ſchwarzen Helmbuſch trage und die Lanze geſenkt wie Triſtam de Foix! Aber es iſt auch Schuld, daß ich meinem Schmerz einen Dolmetſcher geben und mit Dante ſprechen muß —“ Nun trug Signor Meinardi in ſchmelzendem Italieniſch die Verſe aus Dante's „Paradies“ vor, die ihm naheliegen konnten, weil ſie die Frage des Dichters anheben, ob Nicht-Chriſten auszuſchließen wären vom Himmelreich:

„— — O lebend'ge Blüthen
Der ew'gen Wonne, die ihr all' auf Einmal
Mich alle eure Düfte athmen laſſet:
Erlöſet hauchend mich vom großen Darben,
Das lange mich wie Hunger feſtgebannt,
Da ich dafür nicht Speiſe fand auf Erden!“

Nun wurde Alles überſchwänglich, ſeeliſch, ja überſpannt an dem kranken Manne, der ſich dann wieder ſelbſt ironiſirte.

Manche Gaſſe, manchen kleinen Platz erleuchteten nur die Sterne. Der junge Ellrodt durfte erklären, Wiens kundiger zu ſein, als ſeine Begleiter, und ließ ſich nicht nehmen, Beide bis an den Mehlmarkts-Brunnen und einen jener Gaſthöfe zu begleiten, die noch bis in die neueren Zeiten den Charakter ihrer ſogenannten Gemüthlichkeit behalten haben: einen ſchmutzigen Hof mit Ställen und Küchen, unruhige Galerieen, die rund herum laufen und Thüren zu kleinen, zellenartigen Zimmern enthalten, Kellner in grünen Jacken, Wirthe, die in ihrer urſprünglichen Eigenſchaft als Hausknechte aus dem Schreien und Commandiren von Morgens bis Abends nicht herauskommen und bei alledem für die Ordnung des Hauſes das fünfte Rad am Wagen ſind.

Vom „Matſchaker Hof", mit deſſen beiden Bewohnern Fritz Ellrodt noch Verabredungen über ein erneuertes Zuſammentreffen, Vorſtellungen bei einflußreichen Perſonen verabredet hatte, ging der im Liebesleid eines Anderen Uebergänge auf ſeltſame Stimmungen ſeines eigenen Innern Entdeckende allein nach Hauſe. Die friſche Luft that ihm wohl. Um in ſeine Wohnung zu gelangen, machte er Umwege, die ihn in einſame dunkle Straßen führten. An die koſtbare Bürde, die er trug, dachte er kaum.

Erſt in den düſtern Schatten, die in der Gegend der Auguſtinerkirche theils die Anbauten der Hofburg, theils die lange Front der Kirche und des Kloſters ſelbſt bis zur damaligen Baſtei warfen, erwachte der traumverlorene Wanderer aus den Erinnerungen an die Bekanntſchaft, die er gemacht, aus den Vergleichungen der Tochter des Südens mit anderen lieblichen Frauengeſtalten, vorzugsweiſe mit jener blonden Schwedin in Bayreuth, Comteſſe Ulrike Löwenhaupt, die ihm eine fürſorgliche Laune der Welt zur Gattin beſtimmen wollte — — Er verſank in Nachdenken, in träumeriſche Zerſtreutheit.

Plötzlich war es ihm, als verfolgte ihn Jemand. Blieb er ſtehen, ſo hörte er, daß auch die Schritte, die er hinter ſich vernommen hatte, nicht fortgeſetzt wurden. Ging er dann wieder, ſo hörte er, daß ihm auch ſein Begleiter folgte. Der Schritt desſelben war wie das Echo des ſeinigen.

Jetzt taſtete er erſchreckend an ſeine linke Bruſttaſche. Sofort fuhr auch ſeine rechte Hand an den Griff des Degens, den er anzog, um ſich zu vergewiſſern, ob die Waffe für den Fall einer Gefahr im Nu aus der Scheide war.

Wieder blieb er ſtehen. Dichte Finſterniß um ihn her. In einiger Entfernung brannte wol das Licht einer Laterne. Auch Geſtalten von Menſchen tauchten hie und da auf. Hier gab es „Durch-

gänge", die nächtlich erleuchtet blieben. Sie verbanden manche Straße, manchen „Hof" mit einem anderen. Hier und dort flimmerte ein geweihtes Licht, das in diesen „Durchgängen" neben einem aus Flitterwerk zusammengesetzten Marienbildchen Tag und Nacht brannte. Die Augustinerkirche mit ihren Grabgewölben, ihrer Loretto-Capelle im Innern, ihren langen, kahlen Anbauten nach Außen, lag gespenstisch zu seiner Rechten, zur Linken trennte ihn ein großes Holzgeländer vom Gegenüber der Giebelnachbarhäuser des Bürgerspitals.

Allmälig zog er vor, nicht weiterzugehen, sondern stillzustehen und abzuwarten, ob jene dunkle Gestalt, deren Umrisse er allmälig unterscheiden konnte, ebenfalls stillstehen würde.

Darüber schien der Verfolger stutzig zu werden. Anfangs hielt auch der Unheimliche an, ging dann aber festen Schritts an dem von ihm Verfolgten vorüber, der den Rücken einer hohen dunklen Mauer zugewendet hielt, die das Augustinerstift von der aufwärtsgehenden Straße schied.

Ein einziger Blick genügte, um in dem jungen Grafen eine Erinnerung wachzurufen, die mit dem Gedanken: Weiß denn irgend wer, daß du eine so bedeutende Summe bei dir trägst? zu gleicher Zeit aufblitzte. Diesen Kopf, der ihn da so trotzig anstarrte, diese knöchernen, markigen Züge, dies struppige Haar, diesen kleinen schwarzen Schnurrbart auf der

Oberlippe — alles das, verbunden bei irgend einem Menſchen, hatte er ſchon geſehen — heute Früh geſehen — es war der Sollicitant, der Landsmann aus Franken, an dem er heute Früh zwar nur flüchtig vorübergegangen war, doch zugleich mit ſo viel ihm eigener raſch prüfender Aufmerkſamkeit, daß er einen Eindruck empfangen und dieſen wohl behalten hatte.

Jetzt ſich ſagend: Dieſer Menſch war verſchwunden, als ich ihn verlaſſen wollte! Er wartete und hat mein Geſpräch mit Werthheimer belauſcht! Darum auch jenes Geräuſch, das ich deutlich vernommen, als von einem möglichen Mitnehmenkönnen der Summe ſchon am heutigen Abend geſprochen wurde —! beſchloß er, auf das erſte zur Seite ſchimmernde Licht ſich hinzuwenden, und veränderte ſeinen Weg.

Doch eben ſo ſchnell wendete ſich auch ſein Verfolger, der noch einige Schritte vorwärts gegangen war.

„Was ſoll's!“ rief der noch nicht lange abſolvirte Erlanger Student mit einer Löwenſtimme, die im ganzen Bereich des Platzes — jetzt hier ſchon am Kärntnerthor-Theater widerhallte. Die innere Erregung ſchnürte ihm die Kehle zu, mehr zu ſprechen. Er konnte nur noch die Hand an den Degen bringen und dieſen halb hervorziehen.

Des jungen Reichsgrafen zu jeder Zeit ſprechen-

## Letztes Kapitel.

### Sturmwind reißt die Pforte der Zukunft auf.

---

Schlachtenmaler hatte sich schon am nächsten Morgen in aller Frühe — es war ein Sonntag — aus der Nähe des halbstaatsgefangenen Feldherrn, dem er zu einigem Troste seine Zeichnungen zurückließ, entfernt. Klein-Bethlehem, das er wiedersehen wollte, war vom Schauplatz der Begebenheiten eine Meile entfernt und noch hüllte Nebeldust den kalten Herbstmorgen ein. Von nah und fern läuteten die Sonntagsglocken und selbst die Glocken von Mispelheim glaubte er ganz in der Ferne zu hören. Doch klangen diese ihm wie das Geigenspinner'sche Sendschreiben, wie das Zischen und Locken einer Schlange. Rüstig schritt Schlachtenmaler vorwärts und beobachtete die Sonne, die sich endlich Bahn brach und den Nebelschleier fallen ließ, was immer bessere Hoffnung für das Wetter gibt, als wenn die Sonne sich die Nebel in die Höhe zieht, wie eine Kapuze, und darunter wegschlüpfen will, wo es ohne Regen nie abgeht. Schlachtenmaler konnte jetzt die Gegend bald unterscheiden, und, je

des Auge mußte in diesem Moment zugleich einen Ausdruck von niederschmetternder Wirkung erhalten haben. Wollte der Verbrecher einen Raubangriff wagen oder nicht? Vor den leuchtenden Funken dieses Auges im Dunkel der Nacht bebte dieser offenbar noch mehr zurück, als vor dem Anruf.

„Wer ist Er? Red' Er!" verfolgte ihn der Graf. Schon sah er, daß sich Menschen aus einiger Entfernung nähern zu wollen schienen. Er hatte die Hand ausgestreckt, seinen frechen Verfolger zu ergreifen und ihn der Nachtwache zu überliefern, deren Näherkommen man aus dem Ton einer großen Knarre entnehmen konnte, als sich der Strolch den Hut vom Kopfe riß und stotternd die Worte vorbrachte:

„Aber Euer Gnaden — Excellenz — verzeihen Euer Gnaden —! Ich folge nur — ich war heute in der Frühe bei Euer Gnaden —"

„Ich erkenn' Ihn sehr wol —"

„Wollt' ich doch nur bitten, daß Excellenz mir die Gnade — Euer Gnaden wissen schon — nicht abschlagen wollten —"

„Ist hier der Ort und die Stunde, ein Gesuch anzubringen —?"

„Ich erkannte Euer Gnaden, und — ich komme morgen in der Frühe, um meine Aufwartung zu machen!"

Mit einer Sicherheit, als wäre hier nicht im ge-

ringsten etwas Verdächtiges vorgefallen, entfernte sich Hanns Adam Zeuner unter vielen Verbeugungen und Kratzfüßen und ließ die Personen, die sich inzwischen mit dem Wächter genähert hatten, in Zweifel, ob sie einen Hilferuf oder nur ein laut geführtes Gespräch vernommen hatten.

Als der junge Graf seine volle Fassung wiedergewonnen hatte, gestaltete sich ihm Alles, was in der Seele dieses seinem Landesfürsten gewiß höchst unbequemen Menschen vorgegangen sein mochte, in jener Reihenfolge, die wir berichteten. Bilder waren es, die sich zuletzt in der Grellheit ihrer Farbe milderten und in einen dunkeln, auf die Länge immer mehr entweichenden Hintergrund verloren, die freundlicheren Erinnerungen an den Abend auf dem Tandelmarkt. Lange erst nach Mitternacht ließen sie ihn endlich frei und entschlummern.

## Elftes Kapitel.

### Aus heiterm Himmel.

Als sich am folgenden Morgen Zeuner nicht wieder meldete, machte Isenflamm Anzeige beim Polizei-Amt. Verdächtig genug war das Ergebniß einer nach ihm angestellten Untersuchung. Aus seiner Wohnung, die man richtig herausbrachte, war der wenig gut Beleumundete plötzlich verschwunden.

Trützschler von Falkenstein behauptete, ihm begegnet zu sein, doch ihn erst erkannt zu haben, als es zu spät war, ihn festzuhalten.

Uebrigens empfahl sich jetzt der Kammerjunker. Die Lehens-Angelegenheiten waren geordnet, sein Beutel leer. Freunde hatten ihm geschrieben, er sollte eilen, heimzukehren. Der Unzahl von Beamten drohte das Schicksal, vermindert zu werden. Er sollte für seine Stelle auf der Espektantenliste sorgen. Es war ein frostiger Abschied, den Fritz Ellrodt von diesem Angehörigen eines alten, herun-

tergekommenen Geschlechtes nahm. So durchschaute er die Natur eines Menschen, der sich in Bayreuth nur durch seine Kammerjunkerstelle und die Gunst einiger Frauen hielt. Die Grundsätze Trützschler's waren frivol. Sein Ehrgeiz überflügelte seine Kenntnisse. Er hätte die Intrigue zu Hilfe nehmen müssen zur Befriedigung desselben, wenn jene nicht schon in seinem Naturell gelegen hätte. Anfangs hatte er sich dem gebeugten jungen Staatsmann, der Jena bezog, als Trützschler nur noch seiner Schulden wegen dort als „bemooftes Haupt" vegetirte, unter der Maske des Beileids für dessen Bruder wieder genähert. Dieser hatte ihn in die Gesellschaft eingeführt, ihm eine zeitlang, als er sich aufs Land zurückgezogen, die Vertretung seiner Person überlassen. Bei alledem erlebte Ellrodt's guter Wille und sein Vertrauen verdrießliche Folgen. Es war die höchste Zeit, daß Trützschler aus seiner Nähe verschwand, denn eine vollständige Verfeindung hätte eintreten können nach mancher Scene des still nur angedeuteten Vorwurfes, des Schmollens und Ignorirens, die schon stattfand, einer Form der Entfremdung, die für Ellrodt lästig war, da Trützschler von ihm in seiner eigenen Wohnung beherbergt wurde.

Als Trützschler mit dem gewöhnlichen Reichspostwagen über Passau, Regensburg und Nürnberg abgereist war, erstaunte sein wenig von ihm erbauter

junger Vorgesetzter über die Menge von Beschwerden, die über den Verschwundenen einliefen. Nicht nur beträchtliche Schulden hatte er hinterlassen, sondern auch tiefergehende Verpflichtungen in der Frauenwelt, die nur deßhalb zu keinem schlimmen Ende führten, weil sich das leichte Blut der Wienerinnen über den Treulosen, der mehrere Verhältnisse zu gleicher Zeit unterhalten hatte, zu beruhigen vermochte. „Mir hat er die Versicherung gegeben," gestand Isenflamm, „daß wir einst noch froh sein würden, unser Futter aus seiner Hand zu essen! Die Lauterbach hätte es auf den Markgrafen abgesehen, und wie er selbst wieder mit der Lauterbach stünde, das wüßte ja die Welt —!" Eine vortheilhafte Figur, Geschwätzigkeit in der Unterhaltung, ein insinuantes Wesen waren dem voigtländischen Ritter nicht abzusprechen.

Die Lauterbach also! Philippine Vietinghoff also die Erste, dachte Fritz Ellrodt, die auf den neuen Landesherrn die üblichen Laufgräben eröffnet! Eine muß jedenfalls, wenn es keine Sultanin gibt, die Favorite werden! Eher ruhen die Höflinge nicht! Und ein tiefer Seufzer entfuhr seiner Brust, wenn er gedachte, daß auch sein eigener Vater gewohnt war, solche Weisheit zu lehren. Der neue Regent ist wunderlich! grübelte er vor sich hin. Er hat alle Elemente eines Tyrannen! Wer soll ihn gängeln und zügeln! Jene Kammerdienerin, die Stichert, gängelt und zügelt seine Heftigkeit — die Tochter

des Schröder ist ihm vielleicht noch näher gerückt, als die vielbesprochene Christel mit dem niederschmetternden Blick, der die Schlangen des Jähzorns zähmt — das ist jene Weiblichkeit nicht, die an einem Hofe vertreten sein will. „Schade! Schade!“ bemerkte gelegentlich auch Isenflamm. „Die Markgräfin-Witwe hatte ihren Italiener Cella und ihren Franzosen Abeille, selbst ihren Laufer Monsieur Prange nicht laufen lassen wollen und ist deßhalb nach Erlangen übersiedelt! Die Herzogin von Würtemberg flüchtete sich nach Neustadt an der Aisch und wird, wie ich höre, nur durch den Diamantentrafik des Gnädigsten zurückgelockt. Eine Repräsentantin des schönen Geschlechts muß es bei Hofe geben! Der Absprung von unserem unvergeßlichen Friedrich zu diesem — Regime ist denn doch zu gewagt —!“

Auch in diesen Worten des kundigen Piloten auf dem oft stürmischen Meere der vornehmen Gesellschaft lag eine versteckte Anspielung auf Comtesse Ulrike Löwenhaupt. Der alte Ellrodt war Witwer und man erwartete ebendeßhalb von dem jetzt so hochgestellten neuen Reichsgrafen, daß sein Sohn einen neuen Mittelpunkt für „die Gesellschaft“ bildete.

„Graf, Graf! was muß man von Ihnen hören!“ sagte schon nach einigen Tagen Lori Lichtenstein, und nachdem ihr Hausbewohner seine neue Bekanntschaft, die Jüdin, erst ein einzigesmal wiedergesehen

hatte. „Die ganze Stadt ist ja davon erfüllt, daß Sie im Begriff sind, entweder Jude zu werden oder eine Jüdin zur Christin und Reichsgräfin zu machen! Alle Damen sind empört über den neuen Paris, der den Apfel einer Venus gibt, die aus Jerusalem gebürtig ist!"

Auch der Gemal der Fürstin, Prinz Lichtenstein, einer der schönsten Männer seiner Zeit, gefeiert als das Muster eines „vollkommenen Cavaliers", fiel mit den Worten ein:

„O, wir wissen Alles! Sie haben der Dame das Leben gerettet und sich von ihrem Onkel dafür tausend Ducaten zahlen lassen —"

Ellrodt war starr vor Schreck. „Was sprechen Sie da?" rief er entrüstet.

„Was thut denn das? Ich hätte mir dafür das Dreifache zahlen lassen!" lachte der junge Prinz.

Die Fürstin weidete sich an dem Mißverständniß. Sie sah die Verlegenheit, die Beschämung des Grafen! „Ja, ja! Van Swieten sagt immer, wenn er die guten Hausmittel lächerlich machen will: „Post hoc — ergo propter hoc —" fiel sie ein, mit ihrer seltenen, sich auf eine der berühmtesten Bibliotheken Deutschlands, die Oettingen'sche, stützenden Bildung, die sogar etwas Latein verstand. „Nach der Rettung —! Folglich wegen der Rettung!" Sie deutete an, wie jene üble Nachrede hätte entstehen können.

„Intimität ringt nach Ausdruck!“ ergänzte lachend Prinz Lichtenstein. „Und sich zum Schuldner ihres Onkels zu machen, obligirt Sie ja noch am allerwenigsten —“

Der so empfindlich Verspottete befand sich unter guten Freunden, unter Verehrern seines Namens und Rufes. Hier wäre seine Darstellung jenes Mißverständnisses überflüssig gewesen. „Aber was wird die Welt sagen?“ rief er aus. Er erblickte eine Indiscretion Trützschler's. Dieser hatte, des unheimlichen nächtlichen Abenteuers wegen, die von Samuel Werthheimer erbetene Gefälligkeit von ihm selbst in Erfahrung gebracht. Man sagt dir Studentenstreiche nach! sprach er zu sich selbst und stand wie auf Kohlen.

Die Fürstin neckte ihn so lange und schmollte künstlich mit ihm, bis er die Bekanntschaft mit Lea in allen Einzelheiten ihres Ursprungs geschildert und sich über die gelegentliche Benützung eines ihm angebotenen Credits gerechtfertigt hatte.

„Alles recht schön!“ entgegnete die Fürstin, die sich nur der französischen Sprache bediente. „Aber ich habe vor Eifersucht und Zorn nicht früher Ruhe, bis ich diese Hebräerin selbst gesehen habe! Ich befehle Ihnen hiemit, daß Sie mir Demoiselle Osmund aufführen!“

Fritz Ellrodt nahm diesen Befehl für Scherz. Man neckte sich hin und her. Die Fürstin warf

ihm vor, daß sie von ihm vernachlässigt würde. Sie hätte Rechte auf ihn, die älter wären als die seiner Lea. Sie fragte, ob es wahr wäre, daß die schöne Jüdin eine Haut wie von Email hätte. Lea sehen zu wollen blieb ihr Ernst. Zuletzt nahm sie eine feierliche Miene an und sagte:

„Aufrichtig, auch der Erzherzog will sie sehen! Ganz zufällig nur will er sich zum Zeugen ihres Besuches machen! Ja sogar die Kaiserin selbst ist intriguirt! Mein Herr, wir sind beauftragt, der schönen Verführerin ins Gewissen zu reden und sie auf die Gesetze aufmerksam zu machen, die in Betreff der Juden positiv sind und es unter Anderem den Jüdinnen verbieten, uns die christliche Cavaliere wegzukapern! Ich schmolle mit Ihnen so lange, bis die neue Esther hier an Ort und Stelle ist und mir berichtet, wie sie mit Ihnen steht! Wien soll Ihr Wappen nicht gemacht haben, um es wieder zu zerbrechen —!"

Alles das schien nur Scherz, vorgetragen unter Lachen, unruhiger Beweglichkeit, mit einigen Passagen, rasch dem Clavier entlockt, unter dem Naschen und Anbieten von Süßigkeiten aus einer auf dem Tisch stehenden Bonbonnière, unter all diesen immer wieder abreißenden Perioden und abspringenden Geberden, die der Conversation der höheren Stände, namentlich zu allen Zeiten dem Wiener Salon, eigen gewesen. Aber ein Rest von vollkommen ernstgemeinter Aufforderung blieb zurück. Eine so verwöhnte

Schöne, wie Prinzessin Lori Lichtenstein, sprach sich in keine Grille, in keine Phantasie umsonst hinein. Existirt doch überhaupt nicht im Wörterbuch der Grazien das „Unmögliche."

Fritz Ellrodt war außer sich über die Indiscretionen, deren Opfer sein Ruf werden konnte. Er hätte Trützschler zum Zweikampf fordern mögen, wenn dieser noch anwesend gewesen wäre. Nur ihm allein hatte er, um zu beweisen, daß ihm ein abendlicher Raubanfall gedroht, von jener Gefälligkeit gesprochen. Und dazu die Uebertreibung von Gefühlen, die allerdings sein Herz zu beunruhigen angefangen hatten —!

Seit seinem zweiten Besuch am Tandelmarkt war ihm seine Landsmännin noch um Vieles anziehender erschienen. Er hatte ihr Atelier gesehen, ein kleines, geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, auf der Staffelei Pastellgemälde, ihren Onkel und ihre Tante, die sie sprechend ähnlich wiederzugeben im Begriff war. Die Liebe, die Sorgfalt hatte er bewundern müssen, mit welcher sie sich zu den Wünschen und Bedürfnissen ihres etwa achtjährigen Bruders herabneigte, eines Knaben mit treuherzig tiefen Augen, ganz schon entsprechend dem Bilde, das spätere Zeiten von dem treuesten und hilfreichsten Freunde eines unserer großen Dichter empfangen haben. Gerade in diesen ersten Frühlingstagen des Jahres 1763 wurde in der Nähe eines der Güter des alten Grafen Ellrodt Jean Paul Friedrich Richter geboren, dessen werk-

weiter er ſchritt, deſto vertrauter wurde ſie ihm, deſto banger ſein Herz.

Der Himmel hat uns manche Freude gegeben, die man mit Worten nur in ihren äußerſten Umriſſen bezeichnet. Nicht Alles iſt namenlos, was die Dichter an Schmerz und Freude ſo nennen; aber namenlos iſt wohl die wonnevolle Wehmuth, nach langer Abweſenheit, die einer neuen ſich entwickelnden und kräftigenden Menſchwerdung gewidmet war, wieder in die heimathlichen Kreiſe ſeines erſten Jugendlebens zu treten und ihre Veränderung mit ihrem frühern Ausſehen, ihr Gleichgebliebenſein mit der Veränderung unſrer eignen Schickſale und Ideen zu vergleichen. Schlachtenmaler hätte an jedem Maulwurfshügel, auf den er jetzt trat, ſtehen bleiben mögen: denn jetzt ward' ihm Alles ſo vertraut, wie der Garten ſeines Hauſes. Jeder Baum ſchien ihn zu grüßen, in jedem Gebüſch flüſterte es wie eine bewußte Erinnerung, die ihm freudig entgegenraſchelte. Das falbe Gras eines Waldweges, den er eben ging, die Kienäpfel, die zur Seite lagen, die Tannennadeln, die, vertrocknet am Boden, dem Weg eine ihm ſo wohlbekannte Glätte gaben, die Laubblätter im Gehölze ſelbſt, die ausgebrannten Stellen rechts und links, wo man ſtarke Wurzelſtämme in Kohlen verwandelt hatte — ach, das tönte Alles eine ſo wehmüthige, ſelige Muſik für ſein Herz aus, daß er öfter ſtill ſtehen und die Maſſe der auf ihn einſtürmenden Eindrücke lichten und ordnen mußte. Nicht nur, daß er die wohlbekannten Waldesplätze, die ſich durchkreuzenden Wege, eine Sandfurth, einen kleinen Bach mit ſeiner weißen Erlenholzbrücke, einen grünen Raſenplatz und drüben einen rauchenden Schornſtein wiederſah und ſelbſt die gewohnten Fußboten und Landgänger, die ihm gerade an der Stelle

thätigſter Freund einſt dieſer kleine Judenknabe Emanuel Osmund werden ſollte.

Auf den Lippen hatte es dem ſinnend dem Knaben das ſchwarze Lockenhaar Streichelnden gebrannt, die ſchlanke, gazellenartig gebaute Jungfrau zu fragen: Meinhard hatte Sie geliebt! Aber Sie liebten ihn nicht wieder? Religion und Sitte jedoch trennten Sie ſchwerlich allein von ihm! Fanden Sie nie ein Herz, das Ihrer würdig ſchien, durch Sie beglückt zu werden? Konnten Sie in Berlin verweilen, ohne ernſtgemeinte Huldigungen zu empfangen? Iſt es wahr, daß Sie die Grille haben, nur der Bildung und dem Glück Ihres Bruders Emanuel zu leben? Oder wählen Sie, wie faſt alle Mädchen Ihres Stammes, zuletzt auf blindes Ungefähr hinaus und nehmen, wen Ihnen die Berechnung zuführt?

Nichts von alledem vermochte er auszuſprechen. Bei jedem Anſetzen eines Geſpräches nach dieſer Richtung der Intimität hin ſchien ihm etwas entweiht zu werden, das er durch eine magiſche Gewalt gezwungen wurde, heilig zu halten.

Der muntere, ſchwarzlockige Knabe bot glücklicherweiſe Gelegenheit, bei unverfänglichen Gegenſtänden zu verweilen.

„Rechnen iſt ſeine Force!“ ſagte Lea. „So wird er wol Kaufmann werden! Der beſte Stand für uns Juden! Wenn wir den Becher der Begeiſtetung an die Lippen ſetzen und den Muſen opfern wollen,

ſo werden wir die unglücklichſten Geſchöpfe! Parias noch am Parnaß zu ſein, das iſt doch zu grauſam! Der Parnaß ſollte Alles gleich machen! Da ſollte es keinen Unterſchied der Religionen und Nationen mehr geben! Aber mein armer Pinhas hat es nicht einmal zum Titel eines akademiſchen Künſtlers in Bayreuth bringen können, auch in Berlin nicht, obſchon ihn ſogar jetzt ein Biſchof, der geiſtliche Herr von Bamberg, zu ſich berufen hat! Die Geſchichte des großen Gelehrten Levita, unſeres Landsmannes vom Steigerwald, die kennen Sie doch?"

Sie erzählte ihm die ihm unbekannte Geſchichte eines berühmten Talmudiſten aus dem kleinen Städtchen Windsheim, dem in Deutſchland die Straßenbuben nachliefen und ihn höhnten und dem ſpäter in Venedig die erſten Gelehrten Italiens huldigten.

Auch von Moſes Mendelsſohn, der damals an Jahren wenig älter war als ſie, erzählte ſie ihrem Verehrer. Sie pries den Begründer der Humanitäts-Philoſophie glücklich, daß er außer zu denken auch zu rechnen verſtand. Sie hatte ihn zu einer Stunde beſuchen dürfen, wo Leſſing's Freund von den Comptoir-Arbeiten eines Seidenwaaren-Geſchäftes ausruhte. Ihr leicht hingeworfenes Wort: „Es iſt gut, daß der Philoſoph an die Erde gebannt bleibt; Gorgias fertigte ſich ſeine eigenen Schuhe und Jacob Böhme machte ſogar welche für Andere —" gab Anlaß zum Austauſch von Anſichten, die von Sei-

ten Lea's mit demſelben Witz, derſelben epigrammatiſchen Kürze vorgetragen wurden, die auch Fürſtin Lori eigen waren, nur daß die Letztere, unerfahrener und leichtſinniger, nicht ſo nahe bis zur Wahrheit zu dringen ſuchte, wie die vielſeitig unterrichtete Jüdin. Zu jeder Zeit hat die Wiener Geſellſchaft die Sache dem Bonmot geopfert.

Seitdem vermied es der junge Staatsmann, ſich im oberen Stock des von ihm bewohnten Palais blicken zu laſſen. Wie konnte er Lea die Zumuthung ſtellen, ſich in eine glänzende Toilette zu werfen und ſich einer übermüthigen, vom Glück verwöhnten Ariſtokratin zur Prüfung ihrer Aeußerlichkeit, ihres Bildungsgrades vorzuſtellen? Dem im Vorübergehen ihm zuweilen neckiſch hingeworfenen: „Nun wann kommt ſie?“ aus dem Munde der Inclination des künftigen Kaiſers antwortete er z. B. am offenen Fenſter, wenn Jene in den Wagen ſtieg, mit einer Verbeugung und einem ironiſchen: „Nach ihrem Taufſtage!“ Er hätte ja, wenn er Lea angegangen wäre, ihm die Gunſt einer desfallſigen, von ihr genehmigten Bitte zu gewähren, damit auch eingeſtehen müſſen, wie bedeutungsvoll ſie in ſein Leben eingetreten war.

Für die letztere Thatſache gab es freilich Zeichen genug. Der junge Moltke und Magiſter Meinhard wurden die täglichen Begleiter und Genoſſen Ellrodt's. Groß genug war die Abwechslung von Eindrücken,

die ihnen Veranlassung zu lebhaften Erörterungen bot; nur über die Erinnerung an eine dunkle Stelle im Leben des gräflichen Informators ging man nach und nach mit Schweigen hinweg. Meinhard hatte schon einige Male verrathen, daß man ihn schonen sollte. Doch begründete sich seine Schwärmerei nur auf ein wie Erträumtes. Der feinfühlige Gelehrte war eine ästhetische Natur. Er liebte zwar wie sein Freund Wieland die starksinnlichen Eindrücke, nahm aber diese nur nach ihrem Reiz für Auge und Ohr. Der Romantik ist das Schönste nachgerühmt worden, nur nicht die Stärkung der Willenskraft.

Bekannt ist die Erfahrung, daß wir oft zu träge sind, lehrreiche Dinge kennen zu lernen, bis wir in die Lage kommen, Andere in die Kenntniß derselben einzuführen. Man sieht Merkwürdigkeiten einer Stadt, die man seit lange besucht und wol gar bewohnt, erst dann, wenn man sie Anderen zu zeigen genöthigt ist.

So gewannen erst jetzt die Bibliotheken, die Kunstsammlungen Wiens für den jungen Ellrodt Interesse, seitdem ihn fast täglich, zum Verdruß der hocharistokratischen Damenwelt, die neugewonnenen Freunde abholten, um zu sehen, was Wien Belehrendes bot. Meinhard war dabei wie ein Nachschlage-Wörterbuch. Nie ermüdete sein Eifer. Allem wußte er fesselnde Gesichtspunkte abzugewinnen. Man besuchte die Universität, an welcher sich damals Sonnenfels

als Lehrer des Naturrechts hatte einführen dürfen. Man fand seine Erscheinung anziehend, seinen Vortrag gewählt, nur etwas zu schönrednerisch. Angriffe auf die Mißbräuche der Regierungen lagen nur noch im fernen Hintergrunde seiner Vorträge. Publicisten, die mit dem Schreibfinger unmittelbar auf die damalige heillose Staatenwirthschaft verwiesen, kamen sofort hinter Schloß und Riegel, wie der gesinnungsvolle J. J. Moser, den der würtembergische Tyrann immer noch hinter den Mauern von Hohentwiel gefangen hielt, wohin ihm einige Jahre später Schubart folgen mußte, mit welchem Fritz Ellrodt in Erlangen studirt hatte.

Das dritte Wort nach dem Friedensschluß war: Reformen! Hebung des Handels und der Gewerbe! Kräftigung der Leistungsfähigkeit des Staates!

Und worin fand man die Verwirklichung seiner Wünsche und Träume?

„Lieber Himmel! Sagen Sie mir, Graf!" sprach eines Tages die Kaiserin beim Begegnen des jungen Reichsgrafen unter den Bäumen von Schönbrunn, „wie steht es denn im Reich mit der Seidenwürmerzucht?"

Seidenerzeugung war die Schwärmerei des Tages. Friedrich II. war ganz davon erfüllt, und überallhin hatte auch die Kaiserin angefangen, Maulbeerbäume pflanzen zu lassen. Sie ließ Cocons aus der Lombardei kommen. Sie träumte von einem neuen Lyon irgendwo in Böhmen. Natürlich Alles mit Rückwirkung

auf die Steuern. Den wahren Begriff des Nationalreichthums sollte erst das freie England aufstellen.

Der Angeredete, vortretend vor seine beiden, von ihm vorgestellten, tief sich verneigenden Begleiter, sprach von schwarzen und weißen Maulbeerbäumen, von seines Vaters Schöpfung, der berühmten Baumschule bei Erlangen. „Freilich," sagte er, „die Rinde dieses Baumes schmeckt so süß wie ihre Frucht! Da ist es denn der Wildbann, der bei uns das Verderben der Seidenwürmerzucht wird. Die Hirsche und die Rehe zernagen die Bäume, deren Laub die Würmer nährt —!"

„Da muß auf strengste Schonung gesehen werden —!" entgegnete die Kaiserin und blieb dabei, daß auch Schulmeister guten Verdienst mit dem Abwarten der Raupen machen könnten. Das war eine Kunde, die sie aus Preußen hatte.

„Gewiß Majestät!" antwortete der junge Liebling der Kaiserin, den jedoch die Hofluft nicht gehindert hatte, auch auf dem Lande sich umzusehen und in die Hütten der Arbeiter zu treten. „Aber was versäumen sie auch! Der Seidenwurm spinnt sich gerade in der Zeit ein, wo bei uns im Dorfe Alles die Hände voll zu thun hat, wo Heu- und Getreide-Ernte Weib und Kind beschäftigen müssen! Auch erstickt der Wurm an der Bauart unserer Häuser! Das deutsche Bauernhaus müßte für die neuen Einwohner ganz verändert werden; welche Kosten das!"

So sprach der junge Liebling des Hofes mit allem Freimuth und schien die Kaiserin auf den Gedanken zu bringen, ob sie ihm nicht einen Vorwurf zu machen hätte. Jeden Anderen hätte sie den Strich durch die damalige Papierbeglückung der Staaten: „Schreibe, Seidenzucht soll eingeführt werden!“ bitter empfinden lassen. Aber in die milden, sonnigen, so schön geformten Gesichtszüge des brandenburgisch-culmbach'schen, ohnehin politisch zu Oesterreich stehenden jungen Gesandten konnte sie nicht blicken, ohne den Trieb zu haben, jede Begegnung mit ihm zu einer so schmelzenden zu machen, wie auf der Zunge, um ein wienerisches Bild zu brauchen, ein Schneeballen der Kochkunst schmilzt. Lächeln, immer lächeln — das ist ja die Art, wie sich bei Hofe die Don Philipps und die Marquis Posas allein unterhalten dürfen, falls Letztere etwas wirken wollen. Die Kaiserin hatte gewiß nach dieser Begegnung in Schönbrunn einige Thatsachen gewonnen, um gelegentlich beim Thema des Seidenbaues Van Swieten und den buckligen, sehr scharfen Grafen Haugwitz, den Schöpfer der österreichischen Beamten-Zugeknöpftheit, etwas zu „ducken“. Ein neues Jagd- und Schulgesetz zu geben, Menschenrecht und Menschenwürde zu wahren und *dadurch* die Kräfte des Staates zu mehren, daran dachten damals die Fürsten noch nicht.

Im Garten von Schönbrunn thaute Meinhard öfters wieder auf und ließ auch nach jener Begeg-

nung mit der Kaiserin die begrabenen Hoffnungen seines Herzens wieder auferstehen. Er bereitete seine „Versuche über die italienischen Dichter" vor, ein Buch, welchem zwar Lessing's Schärfe in der Kritik fehlt, das aber sonst eine Dosis von einem gewissen Etwas hat, das in den Schriften des späteren großen Kunstrichters vermißt wird: nennen wir es den rosigen Abglanz vom Schönen, den Widerschein des behandelten Gegenstandes auf dem Antlitz des Docenten selbst. Aus Tasso und Ariost wurden laut die schönsten Stellen recitirt unter Schönbrunns murmelnden Cascaden seinen rieselnden Springbrunnen, seinen geschmacklosen mythologischen Einrahmungen derselben, seinen kindischen Labyrinthen, seinen abgecirkelten Bassins, die nur in ihren Umpflanzungen mit Erlen und Trauerweiden die Vorahnung einer Periode gaben, die immer mehr aus England und theilweise Frankreich hereinbrechen sollte, der empfindsamen und thränenreich-elegischen.

„Versteinerte Ballet-Situationen!" rief Meinhard bei den hie und da angebrachten Gruppen aus. Ihn hatte Winckelmann begleitet, als sie durch die antike Götterwelt, die Taxus- und Myrthengebüsche der Villa Albani schritten. Laut lachte er auf beim Anblick sogenannter „Hermen". „Das sind ja die reinen Wickelkinder!" rief er aus. „Die versteinerten Bambinos der römischen Capuziner!"

Einem dieser Ausflüge schloß sich eines Tages

die Familie vom Tandelmarkt an. Es ſollte heute noch weiter gehen. Ein eleganter Fiaker nahm den reichen Hoffactor, deſſen Gattin, auch Lea und ihren Emanuel mit auf. Den Kahlenberg wollte man beſuchen. Die Geſellſchaft war dabei faſt unter die gleichen Bedingungen der Verpflegung geſtellt. Die Colliſion mit den Speiſegeſetzen vermied man durch das, was Jeder bereits mit ſich führte. In dem reizend gelegenen, mit der ſchönſten Ausſicht auf Felder, Wieſen, Wälder und Dörfer ausgeſtatteten Camaldulenſer-Kloſter, damals dem einzigen Wirthshauſe auf jener paradieſiſchen Höhe, bekam man nur Faſtenſpeiſen und Wein.

Ehe ſich Fritz Ellrodt angeſchickt hatte, in ſeinem Wagen die neugewonnenen Freunde, den heiteren Moltke und den immer lächelnden, ſich ſelbſt ironiſirenden Meinhard abzuholen, hatte er noch die Freude, von ſeinem wackeren heimiſchen Erzieher und Berather Wilhelm Meersmann einen Brief zu erhalten.

Allerdings war der Inhalt deſſelben nicht darnach angethan, ihm für ſeinen ſo viel verſprechenden Frühlingsausflug die rechte Stimmung zu geben.

„Lieber, Theurer!“ ſchrieb der freimüthige Sohn eines Höflingpaares, „ich möchte dir doch eilends anzeigen, daß es hohe Zeit wird, deine Rückkehr zu beſchleunigen! Die ganze Welt wird jetzt vom holden Frieden beglückt; wir aber hier, zwiſchen dem Ochſenkopf und dem Steigerwald, bekommen hellen Krieg!

Nicht mit Kanonen, ſondern mit ſpitzen Zungen, vergifteten Federn, Fineſſen, die wie heroiſche Handlungen ausſehen ſollen und Spitzbübereien ſind. Dem Gerechten wird die Hilfe Gottes freilich nicht fehlen! Mir, denke dir, wurde Gottes Fürſorge ſogar in Geſtalt der „weißen Frau“ kundgegeben. En vérité, Beſter, dieſe beſuchte mich geſtern Abend. Die myſteriöſe Dame enthüllte einen großen Penchant für dero werthe Perſon. Höre alſo —! Sitze ich den Abend in der Stille und addire an den Poſten der verdammten preußiſchen Vorſchußgelder vom hochſeligen Sereniſſimo her, einer Finanz-Difficultät, die uns noch in die Brüche bringen wird — klopft es an meine Thür. Einen Bedienten oder eine Pfarrköchin halte ich nicht. Unangemeldet ſteht ein weibliches Individuum vor mir — nicht Sannchen, die mir etwa einen Troſt hätte bringen wollen bei meinem ſauren Addiren und Subtrahiren und mir's abbitten, daß wir ſchon wieder einmal ſchmollen; nein, eine Perſona, die ich eigentlich auf den erſten Blick hätte erkennen ſollen. Ich bin nur zu tugendhaft! Sehe immer nur auf deine Couſine und auf meine zum Heiraten noch zu geringe Beſoldung! Die Dame hatte den Kragen ihres Schanzlopers über den Kopf gezogen. Als ſie ſich unverhüllt zeigte, trug ſie eine geheftete Haube, ihre Haare um die Stirn herum kurz abgeſchnitten und ins Geſicht gekämmt. Der in den Nacken hängende Chignon

begegneten, wo er sie so oft gesehen hatte — es knüpften sich auch an alle diese Einzelnheiten Geschichten und Erlebnisse an, die, so unbedeutend und kindisch sie waren, doch in ein Ganzes zusammenrannen und eine Lebhaftigkeit der Erinnerung schufen, die sich unmittelbar gleichsam als Fortsetzung in eine abgebrochene Periode versetzen konnte. Das Kleinste tauchte mit einem grünen frischen Kranze aus den Lethewellen auf und es bestätigte sich Schlachtenmalern auch, daß ihm von den Dingen, die er sah, nicht bloß das bei ihnen Erlebte, sondern selbst das bei ihnen Gedachte entgegen rief. Das Gedächtniß ist eine wunderbare Geisteskraft. Es knüpft die Erinnerung eines Dinges oft an das Ungleichartigste an, so daß ein grüner Rasenplatz oder das Bellen eines Hundes in der Ferne immer dieselbe eigenthümliche und sich gleichbleibende Gedankenreihe in uns erweckt. Beim Hammerschlag eines Schmiedes, beim Rauschen einer Mühle, bei einem See, dessen ganzer Spiegel uns bei der Wendung um ein die Aussicht verhinderndes Haus entgegenlacht, bei zahllosen Zufälligkeiten, die sich einem tiefern Gemüthe aus dem Naturleben einprägen, strömen uns Vorstellungen zu, die gleichsam etwas Vergessenes sind, was wir einstens dort zurückließen und nun immer und immer wiederfinden. So lag auf Schlachtenmalers Antlitz, ob ihm gleich mehr bang, als freudig über das Wiedersehen des Vaters sein Herz schlug, ein lächelnder, seliger Friede, den das bunte poetische Ineinanderspiel der Natur und des Geistes von selbst auf seine Mienen goß. Was er fühlte, gehörte wahrlich zu jenen namenlosen Dingen, für welche man wohl annähernde, aber keine erschöpfenden Worte hat.

Sowie jedoch Schlachtenmaler in die unmittelbare Nähe

ſchien echt zu ſein. Ein dünntuchenes Gekröſe war um ihren Hals genadelt. Ihr Jaquetrock, am Kragen und unten in den Flanken mit Fiſchbein aufgeſteift, ſtand von ihrer hohen Geſtalt ganz courageus ab, wie etwa Königin Eliſabeth zu ihrer Zeit Audienzen gegeben haben mag. Es war aber die mich Beſuchende niemand anders als die erſte wirkliche Hofdame unſeres hageſtolzenden Hofes, Frau — Chriſtiane Stichertin! Im erſten Augenblick erſchröckete ich ſehr bis zum Weiß- oder Rothwerden. Ich ſah mich nur nicht im Spiegel. Aber compromittirt ſah ich mich gewiß und ſchon im Erlanger Wochenblatt als ſittenloſer Damenbeſuch-Empfänger denuncirt. Wo ich hinblickte, alle Acten um mich her, meine Beinkleider, meine Perrücke, meine Handſchuhe — und Alles ſuchte ſich zu verſtecken. Die reſpectabelſte Unordnung rief: O weh! O weh! Ich raffte, was ich nur erſah, zuſammen, Alles als Trümmer meines guten Rufes. Was daraus werden ſoll und wie Sannchen es aufnimmt, wenn wir uns wieder verſöhnt haben — etwa übermorgen — das wiſſen die Götter und die Göttinnen — am Kaffeetiſch. Der Heißgeliebte und von der Frau Ober-Garderobière und Kammerdienerin Stichertin Beſchützte bin aber nicht ich, ſondern biſt — du, enfant chéri du genre humain! Mit Einem Worte ſie kam, um mich dringend aufzufordern, dich — zu warnen! Du ſollteſt doch ja zeitigſt heimkehren.

Es entspännen sich — sagte sie und sirirte mit ersichtlicher Zerstreuung meine Junggesellen-Wirthschaft — Fallstricke und Ränke für dich und — Papa. Genannt wurden die Intriganten nicht, aber angedeutet. Ich rieth auf Thomas, Hanstein, Diese oder Jene! Da lachte sie und fing von kleinem Gesindel an. Daß Wunschold und der Pflasterschmierer zu fürchten wären, will ich doch nicht glauben! Letzterer hat sich allerdings hier ebenfalls den „Leibmedicus" zugelegt, ist — ins Schloß gezogen und hängt sogar den Titel „Geheimer Bergrath" heraus, sintemal ihm Goldkronach, Wunsiedel und Kayla mit allen Schichtmeistern, Zehntern und Knappschaftsschreibern unterstellt worden sind! Aber — sollte — wirklich —? Die Stellung Lauterbachs lockert sich durch sein Alter. Philippine bietet Alles auf, eine gewisse Person in ihr Netz zu kriegen. Auf einer Fensterscheibe las man zwar nach einer Ueberraschung, die Ihm die Circe auf der Eremitage zugedacht hatte, wo Er ganz allein sein und nur Seinen Erinnerungen leben, nur Gott um Verzeihung für Sein früher ausgesprochenes Gelübde bitten wollte: „Wer will mich führen in eine feste Stadt? Wer wird mich leiten in Edom?" Aber es bleibt dabei, daß dieser — Schröder ihm gerathen hat, die Regierung radicaliter zu reformiren! Ein „Ausschuß" soll über alle Räthe und sogar die Ministres gesetzt werden. Dein Vater ist nur zu stolz, dir zu schreiben, daß er deiner benöthigt wäre. Deßhalb thue Ich es und im

besondern Auftrage der — „weißen Frau". Dieſe ſeltſame Perſon behauptet frank und frei, von dir bezaubert zu ſein. Soll ich die Wahrheit ſagen, ſo ſcheint ſie mir ein wenig verrückt, eine Pythoniſſa, wie deren die alten Deutſchen in ihren Wäldern verehrt haben ſollen. Das Pantoffel-Regiment gehört zum Charakter der germaniſchen Race. Der „Ausſchuß" ſoll eine Reviſion des geſammten Etats vornehmen, ſoll abſetzen, hängen, köpfen, je nach Umſtänden. Stadt und Land ſind wie mit grauen Gewitterwolken überzogen. Die Hofleute außer ſich. Rennen wie die aufgeſtörten Ameiſen! Denke dir nur die Erklärung Sereniſſimi, er fände den Hofſtaat zu theuer! Er will ſich bei Treskow in Koſt geben für eine beſtimmte Summe. Treskow will damit auskommen. Geldgierig wie er iſt, rechnet er, daß das, was er weniger brauchen wird, ihm als Geſchenk verbleibt. Nun kannſt du dir die Klagen über das neue Sparſyſtem des Hofes denken! „Er wird uns nichts mehr als Kartoffeln, Kaninchenfleiſch und Ziegenbraten vorſetzen!" ſeufzte Oberſt von Hochwächter. Bei alledem ſehnt ſich Niemand, an herzoglicher Tafel zu ſpeiſen. Denn Alles muß kalt verzehrt werden. Wer darüber raiſonnirt, erhält Complimente mit einem Blick auf den Stock. Ohne eine regierende Dame am Hofe ginge es nicht weiter! meinen die Cavaliere. Im Vertrauen geſagt, ein Concert de confiance zwiſchen

den Reizensteins, Beusts, Hansteins, Redwitzs u. s. w. bei Hofe und bei Militär soll stattgefunden haben, in Folge dessen — Wunschold nach München reiste, um — eine italienische Gesangstruppe zu engagiren, das heißt mit einer Primadonna assoluta, welche wieder die Stellung der Teresa Imer, wie vor zehn Jahren, einnimmt. Wunschold hatte in der That eine mit einer ganzen Familie, die eine Oper herausbringen konnte, ausgefunden. Das Weibsbild verlangte aber — die Stellung als Favorite gleich schriftlich und machte ihre Bedingungen an die Schatulle des Landesherrn gleich auf Lebenszeit. Nun war aber das Ganze vorläufig nur eine Speculation auf möglich oder nicht. Von Serenissimo hatte man nichts sicher als die Geneigtheit, in unserem wüsten Opernsaal, der für London und Paris zusammen groß genug wäre, wieder eine Truppe spielen zu lassen. Da zerschlug sich denn der Münchner Handel. Als hierauf Trützschler von Wien zurückkam, erbot sich dieser, nach Stuttgart zu reisen und zu versuchen, ob er dort vielleicht eine französische Truppe finden könnte, bei welcher es die jeune première auf die Neben-Appointements als Risico ankommen lassen wollte. Der Adel hat zusammengeschossen, um Trützschlern das Reisegeld zu geben. Also — vedremo! So stehen die Sachen. Das Gefährlichste ist und bleibt der „Ausschuß". Wer dahinter steckt und — natürlich deinem Vater

ein Bein ſtellen will, ich weiß es nicht. Sonſt von dummen Gerüchten über dich — deinem Umgang mit Juden, nächtlichem Umherſchweifen in den Straßen Wiens, burſchikoſen Trinkgelagen in den Wirthshäuſern bei Schönbrunn, will ich nicht reden. Der Urheber derſelben iſt mit Händen zu greifen. Wahrſcheinlich ärgert er ſich, überall neben dir im Genitiv geſtanden zu haben. Doch will ich noch adnotiren, daß mich Moſes Seckel beſucht hat und ebenfalls beſtürzt that. Er will großes Unglück ahnen. Die den Juden eigene Furcht und ihnen aus guten Gründen ſtammende Discretion wollte ſich auf Namen nicht einlaſſen. Aber das merkt die ganze Stadt: Es iſt mit dem Gnädigen ein Menſch aus Wandsbeck gekommen, der bei uns noch mehr als Van Swieten ſein will, ein wahrer Mardochai! Die Eſther, die er dem neuen Ahasver vorführen möchte, kann ſeine Theda, von der ich dir ſchon ſchrieb, ſchwerlich ſein wollen. Aber er wird ſchon ſonſt zu ſorgen wiſſen. Ich will nicht grübeln und Niemanden verdächtigen. Den Bruder der Theda hat Hochwächter ins Regiment ſtecken müſſen. Alles in Allem — die Ehrlichen, die Schwachen und nicht immer Standhaften ſehnen ſich nach deiner Rückkehr und wollen das Quos ego! deines Muthes, deiner Entſchloſſenheit hören. Der Ascendant, den du ſchon einmal über den Gnädigſten in Wandsbeck hatteſt, wirkt hoffentlich nach.

Die Stichertin wenigstens „schwärmt“ für dich! Also komm', komm'!“

Die in der That höchst unruhige Stimmung, die diese Zeilen hervorrufen mußten, das widerwärtige Bild von einer „Maitresse“ des Fürsten, dem Weib eines Leiblakaien, das sich herausnahm, ihn warnen, beschützen zu wollen, verscheuchte — ein glücklicher Tag. Das herrlichste Wetter begünstigte eine Partie, die schon unterwegs, wo beide Wagen nahe hintereinander fuhren, Gelegenheit zu heiterer Unterhaltung bot.

Eine gesellschaftliche Berührung zweier Religions-Bekenntnisse, die nach den Vorurtheilen jener Zeit in fast allen Kreisen, selbst den untersten, unmöglich war, gestattete hier die Jugend der christlichen Theilnehmer, ihre ausländische Herkunft, ihr protestantisches Glaubensbekenntniß.

Auf Schritt und Tritt begegneten sie kirchlichen Wahrzeichen, Heiligenbildern und Kreuzen, die in Weinbergen, an Waldecken, auf Höhen und Brücken der kleinen Flüsse ganz jenen Hermen und Grenzgöttern glichen, die schon die alten Heiden dem Pan, dem Gott der Fluren, gewidmet haben.

Meinhard war der Mann, jenem religiösen Indifferentismus das Wort zu reden, der seinen Freund Winckelmann, lediglich um besseren Zugang zu den Kunstsammlungen Roms zu erhalten, bestimmt hatte, katholisch zu werden.

Lea blieb das heitere, einfache Wesen, das im

Augenblick zu leben vermag und nicht an jedem Schatten ſtillſteht, den unſer Thun und Laſſen wirft, und darüber reflectirt. Sie ließ ihre klare Stimme, ein reines, von jedem fremdartigen Tonfall freies Deutſch in die wonnige Frühlingsluft, in die mit jungem Grün belaubten, von Singvögeln belebten Wälder erklingen, ohne am Echo zu verweilen, ohne mit Selbſtbeſpiegelung den Unterſchied ihrer Perſon durchmerken zu laſſen vom altmodiſchen und jüdiſchbeſchränkten Weſen ihrer Verwandten. Oft ſtieg man aus und machte Strecken zu Fuß.

Dann erklärte ſie ihrem Bruder die Steine und Pflanzen. Wenn ſie nicht Auskunft geben konnte, rief ſie die beiden jungen Grafen zu Hilfe. „Wir Juden ſind Wanderer —“ ſagte ſie. „Haben uns faſt zwei Jahrtauſende lang im Freien getummelt, und doch ſind wir ein Stuben- und Büchervolk! Der polniſche Jude kommt gewiß unter Menſchen, meilenweit und zu Fuß geht er durch die Wälder Galiziens, und kaum kann er die Arten der Bäume unterſcheiden! Das iſt, weil wir ganz nur im Geiſt leben! Immer ſieht der Wanderer vor ſich hin und rechnet und rechnet und erwägt, was er kaufen will oder verkauft hat! Sein Denken geht nach Innen! Nie werden wir große Naturforſcher hervorbringen! Aerzte haben wir auch nur, weil damit Geld oder Ruhm zu verdienen iſt!“

Meinhard gefiel ſich in ſeinen Erinnerungen an

die Vergangenheit. Er verglich die Erlebniſſe des Augenblicks mit früheren. Spaziergänge wurden aufgefriſcht, ſchalkhafte Momente, bei denen ſchon damals in Erlangen Meinhard den bereitwilligen Gegenſtand der Unterhaltung auf fremde Koſten oder, wie ſich ſein Humor ausdrückte, den Packeſel, den freiwilligen Thaddädl machte, eine Lieblingsfigur des Wiener Lebens, die ſich, zum muſikaliſch-äſthetiſchen Hausfreund moderniſirt, bis heute erhalten hat. Auch jetzt ließ ſich nicht der romantiſche Schwärmer für die Poeſie der Troubadours nehmen, Fächer und Sonnenſchirme der Damen zu tragen. Er war, wie er ſich ſelbſt nannte, Petrarca in Schnallenſchuhen und Escarpins.

Seine Laura gehörte heute Jedem, ſowol dem in eine vollkommene Andacht vor dem ihn ſo hoch ſtellenden Augenblick verlorenen Onkel, wie der beglückten, Eſſen und Trinken regulirenden Tante, wie den drei jungen Männern und ihrem Bruder.

Weder das ſtillſinnige Schweigen Ellrodt's, noch ſein jeweiliges Abſeitsſchlendern beſtimmte ſie, das Gleichgewicht ihrer Haltung aufzugeben. Nur Einmal, als man ſich ehrerbietigſt vor einem Zug mehrerer Wagen, theilweiſe mit Dienern in halborientaliſchem Coſtüme, verbeugt hatte und das jüngſte Mitglied des Wiener diplomatiſchen Corps über und über erröthete über einen vertraulichen Gruß, der ihm von einer bei dieſer Geſell-

ſchaft befindlichen älteren Dame zugeworfen wurde, ſagte ſie:

„Nicht wahr, jetzt ſchämen Sie ſich unſerer? Man wird morgen über Sie die ſchlimmſten Bonmots verbreiten!“

„Sollen meine Gefühle für die ſchöne Natur hinter denen dieſer Herrſchaften zurückbleiben?“ antwortete er und nannte die Perſönlichkeiten, denen ſie begegnet waren. Herr Werthheimer hatte für die nächſte Synagoge, die im Hinterhof eines Privathauſes gehalten werden mußte, eine für die halb und halb mit dem Gottesdienſt verbundene „Börſe“ ſich eignende Mittheilung. Die ruſſiſche Kaiſerin Katharina hatte den Fürſten Gallitzyn als ihren Geſandten nach Wien entſendet, und dieſen mußte es, vielleicht auf höhere Weiſung, in der Reſidenz der Kaiſerin von Oeſterreich ſo ausnehmend gefallen, daß ſich der Fürſt am Fuße des Kahlenbergs eine Villa bauen ließ. Freiherr von Rodt, der gegenwärtige — preußiſche Geſandte in Wien, begleitete den Fürſten, um ihm zu zeigen, wo ſich ſeine Baumeiſter den beſten Punkt auswählen konnten. Enger konnte doch die jetzige Freundſchaft der Cabinette nicht bezeichnet werden. „Die Politik führt den Speer des Achilles,“ ſchloß Friedrich Ellrodt ſeine Erläuterung des unerwarteten Begegnens. „Sie verwundet und heilt zugleich!“

„Sagen Sie, ſie hat keinen Charakter und verſteht mit Grazie zu lügen —!“ fiel Lea ein und gab

dieſe ſcharfe Kritik der Ausſöhnung zwiſchen den drei ſo lange kriegführenden, eiferſüchtigen Mächten nicht ohne neckende Anſpielung auf die Huldigungen, die ihr unausgeſetzt die jungen Männer darbrachten.

Hatte ſie etwa die Verſicherung, wenigſtens von Seiten eines Einzigen, hervorrufen wollen, daß dieſer nicht zu lügen verſtand, ſo blieb dieſe aus.

Doch der Handdruck, mit welchem in ſpäter Nacht an den Barrièren Wiens, wo ſich beide Wagen trennten, die jungen Männer, die aus dem ihrigen einen Augenblick hinausſprangen, Abſchied nahmen, konnte nicht inniger ſein, wenigſtens nicht die Bezauberung des jungen Reichsgrafen aufrichtiger ausdrücken.

Frau Werthheimer war eingeſchlummert und träumte vielleicht von Kronen und Diamanten. Seine beiden Begleiter nannten Fritz Ellrodt den neuen Titus, den Beſieger Judäas.

Dann aber rief Meinhard die Furien an, ihn zu rächen — „ſie, die umgürtet mit den allergrimmſten Hydern!“ ſchilderte er ſie nach Dante. Sich ſelbſt nannte er die männliche Proſerpina, die, weil man ihr das Liebſte entriſſen, ewig wehklagen müßte. Als Mond ſtünde ſie an den Himmel verſetzt, und ſo müßte auch er im Monde Schildwacht für Andere ſtehen und dazu die gräulichen Mondgeſichter ſchneiden.

Mäßig getrunken hatte keiner von ihnen Allen. Auch der junge Staatsminiſter von fünfundzwanzig

seines Dorfes kam, hörte der ungeordnete Andrang der Erinnerungen auf und der Gedanke, wie, wo er seinen Vater finden würde, drängte alle anderen Stimmungen seiner Seele zurück. Da stieß gleichsam jede Egge und Pflugschar, jede Wagendeichsel, die in einem Winkel an einem Zaune lag, einen grellen Schrei der Bewillkommnung aus; wohin Schlachtenmaler trat, es war sein eigenes Herz, das er traf; er fiel über seine eigenen Schritte; doch hing er keinem dieser Eindrücke lange nach, sondern sammelte sich für den Augenblick, wo er einen Seitenweg im Dorfe einschlagen und das Vaterhaus vor sich würde liegen sehen. Indem fing die wohlbekannte Morgengottesdienstglocke zu läuten an. Er mußte einen Augenblick stille stehen, um durch dieses kurze, hellstimmige Läuten nicht um alle Fassung zu kommen. Was ihn wieder schnell aufrichtete, war die schmerzliche Erfahrung, daß er, ach! Niemanden in die Kirche gehen sah; keine weiße Haube, kein Gesangbuchsgoldschnitt, wie früher, ließ sich sehen, selbst keinem Kinde rief die Mutter nach, Acht zu haben und sich den Text zu merken — wie früher! Die Bauern standen in Hemdärmeln unter der Thür und rauchten ihre Pfeife, Andere waren ihm auf dem Wege in's Lager begegnet, er brauchte alle möglichen Wendungen, um nicht erkannt zu werden. Die Glocke hüpfte zum zweiten Mal im Kirchendachstuhl, es war bald sieben Uhr; Niemand durchschritt die Kirchhofsmauerpforte, die jetzt vor ihm lag. Unmöglich konnte er seinen Vater vor der Predigt stören; er mußte sich bis zum Schluß des Gottesdienstes gedulden und schritt mit wehmüthigen Gefühlen unter den Gräbern des Kirchhofs, der keine andern Blumen, als gelbe Todtenblumen und kalte, wenn auch bunte Astern trug. Als es zum dritten Male

Jahren hatte sich heute als ehemaliger Senior eines akademischen Burschencorps nicht verleugnen können. Er hatte seine Kleider gelüftet, seine köstlichen Spitzen flatterten im Nachtwinde, ja sogar das Band seines Zopfes hatte ihm Moltke heimlich aufgelöst. So jubelten und lachten sie, und Wien und die Polizei — verstanden Frühlingsnächte und heimkehrende Landpartieen. Fritz Ellrodt, ein Reichsgraf, ein Gesandter in Wien, oft ein „Günstling der Götter genannt", sang mit laut jauchzender Stimme sein Jenaer Leiblied: „Ich lobe mir das Burschenleben —!"

Jene Unholde, die den Menschen in Verzweiflung bringen, Furien heißen sie, tragen nicht immer grüne Schlangen in den Haaren. Sie können auch Gestalten voll Lieblichkeit sein. Von allen Seiten kamen dem Reichsgrafen Vorwürfe von den schönen Frauen über Vernachlässigung. Fürstin Lori sprach zu ihrem jungen Landsmann und Hausgenossen mit einem förmlichen Meduſenblick:

„Nein, nun ist's aber zu arg! Nun, in allem Ernst, Graf! Nun müssen Sie uns Ihre — wie heißt sie? Lea aufführen. Der Erzherzog will das Wunderwesen sehen, das Sie allen schönen Frauen Wiens, die Ihnen Rache schwören, vorziehen! Ihr macht zusammen Landpartieen —! Himmel —! Schon weiß man Alles! Frau von Rodt hat darüber Wien allarmirt! Ich erwarte die schöne Siegerin

am nächsten Samstag. Der Erzherzog steht dann hinter einem Spiegel und kommt mit meinem Mann wie zufällig hervor — gelt? Und Sie lassen sich dann auch, wenn Sie wollen, melden. Sie sollen, ich verspreche es Ihnen, angenommen werden —"

Das Alles wurde so französisch hingesprochen, so im befehlenden Tone als etwas Selbstverständliches vorgetragen. Der beschämt Niederblickende fühlte, wie die Vorgeforderte groß und edel dastand, wenn sie sich nicht fügte, ihr Kommen nicht zu einer Schaustellung ihrer Person machte.

Aber auch wenn sie kommen wollte! sagte er sich — und wirklich käme —! Wie soll ich die Bitte — wie den Befehl deuten? Dem Onkel wird die Aufforderung schmeichelhaft sein. Die Tante wird nur daran denken, ihre Nichte zu schmücken. Aber wie verhältst du dich selbst dabei? Sind diese Voraussetzungen, daß man ein Wesen sehen will, für das du dich gewissermaßen verbürgst, nicht drückend für eine Bescheidenheit, die sich im Theater nur im dritten Stock, im dunklen Winkel der schlechtesten Loge sehen lassen darf? Habe ich ihr, wenn sie wirklich kommt und mit einigen Redensarten abgefertigt wird, dann nicht etwas abzubitten? Muß ich nicht zärtlicher, inniger werden, als seither —? Wohin könnte das Alles führen —!

So zerfleischten „die Furien" sein Inneres und

wiegelten seinen Stolz auf und sein Ehrgefühl. Hatte Lori Lichtenstein die jüdische Aspasia der Leopoldstadt zu sich kommen lassen, so wollte sie auch die Auersperg sehen. Dann wollte es aus der „Gesellschaft", so dachte er, Jeder. Die männliche Aristokratie Wiens, der Kaiser an der Spitze mit seinem Doppelherzen — einem zärtlichen für die Familie und einem leichtsinnigen für alles Schöne in der Nichtfamilie — würde die in die Mode gekommene Hebräerin mit zudringlichen Huldigungen verfolgen. Darüber erzitterte sein Herz — sogar vor Eifersucht. Er kannte diese „Cavaliere" —! In dem Besuch Lea's bei seiner Hauswirthin sah er die ersten Schritte zur Einnahme einer Lebensstellung, die schon so manche, an sich anspruchslose weibliche Erscheinung um Ehre und Ruf gebracht hatte, ohne daß sie es verdiente! Er hörte im Geist die Stimme des bezaubernden, so ernsten Mädchens, hörte den durchdringenden Vorwurf, den Ton des Schmerzes und das mit bittendem Blick aus ihren seelenvollen Augen gesprochene: Warum thust du mir das?

Nun wogte es in ihm wilder und wilder. Was hat sie an der Lichtenstein? Was hat sie von einem gnädigen Wort des Erzherzogs? Fürst Karl nimmt sein Augenglas und prüft aus einiger Entfernung ihren Wuchs! Die Fürstin lauscht, ob sie „Conduite" hat! Die lauschende Kammerfrau, ob

ihre Kleider nach dem richtigen Schnitt gefertigt sind! Lea wäre im Stande, dem Onkel zu Gefallen nach den vorgeschriebenen Kleidergesetzen zu gehen, eine Haube mit weggekämmtem Haar zu tragen, Kleider nur von einer einzigen Farbe, keinen Reifrock, der die Gestalt hebt, keinen Besatz daran, keinen Schmuck, keinen Ring am Finger! Soll sie, wenn sie dagegen kommt wie nur die Fürstin selbst gekleidet ist, den Spott der Frauen, wenn nicht gar die erneute Verfolgung der Kaiserin hervorrufen, die gewiß von diesem Besuch vernimmt, wie sie Dank der Polizei und der Klatschsucht ihrer Umgebungen (die Cousine der Lori, die Oberhofmeisterin Gräfin Paar, obenan) Alles hört — von der ersten Hofdame, der Rhevenhüller, an bis hinunter zu den „Hauben-Heftlerinnen" und „Leib-Gröserinnen" — nichts kann ihr ja Willkommneres berichtet werden, als was die Schritte und Tritte ihrer Kinder betrifft!

Da bekam der junge Graf Moltke plötzlich Veranlassung, an seine Reise zu denken. Verwandte wollten mit ihm in München zusammentreffen. Meinhard hatte auf einen Besuch des Salzkammerguts und des Salzwerks Hallein bestanden; so mußte denn sofort aufgebrochen werden.

Fritz Ellrodt beschloß, die Freunde zu begleiten. Die Gesandtschaftsgeschäfte waren bei Jenflamm in den besten Händen. Der verhängnißvolle Samstag rückte immer näher. Diesem auszuweichen, indem er in

aller Stille mit dem Extrapost-Gefährt des Deutsch-dänen Wien verließ, nur die nöthigsten Dinge mit sich nahm und in den nächsten Tagen zurückzukehren versprach, erschien dem in die äußerste Verlegenheit Gerathenen unerlaßlich. Er rechnete auch in der That noch auf seine Wiederkehr. Lange durfte er nach Meersmann's bedenklichem Briefe allerdings nicht von Wien fortbleiben, das er dann sofort zu verlassen entschlossen sein mußte. Die brandenburgische Belehnungsfrage war beim Grafen Colloredo, dem Lehnminister, abgethan und die an sich gutmüthige, nur im Augenblick von Stimmungen des Trotzes regierte Lori hatte bis dahin seinen Ungehorsam vielleicht vergessen.

Die drei Reisenden hatten St. Pölten, Linz, Gmunden hinter sich, ihre bequeme Wanderschaft im Wagen dehnten sie aus bis nach Salzburg. Fritz Ellrodt hatte nur die bangen Ahnungsgedanken an die Heimat, die Warnungen Meeresmann's und der „weißen Frau", als Dämpfer. Sonst war seine Stimmung die glücklichste. Er hatte den Wiener Freunden einen ihnen gebührenden Streich gespielt und Lea gleichsam für sich behalten, unentweiht von frivoler Neugier, unbelästigt von Huldigungen, die darzubringen nur ihm gebühren sollte — selbst nach dem Zeugniß Meinhard's, der von seinem Idol mit Thränen im Auge Abschied genommen hatte. „Sie sollten eigentlich auf der Reise", sagte er zu Ellrodt, „mein Diener sein! In jedem Wirthshause müßten

Sie mir Ihr Bett abtreten, Alles, was einem Reichsgrafen gestattet wird, sollte dem Magister gehören — zum Dank dafür, daß ich Ihnen diesen Diamant geschliffen, diese Perle aus ihrer Muschelhülle gelöst habe —!"

Bei jedem Glase Wein, das auf dieser glücklichen Fahrt durch paradiesische Gegenden geleert wurde, stieß man auf Ellrodt's „Eroberung" an. „Sie läßt sich taufen oder sie tauft sich, wie sich die Juden ausdrücken, wenn sie Frau Reichsgräfin von Ellrodt werden kann —!" Meinhard behauptete sogar, in Lea's Seele gelesen zu haben.

Aber noch für Jahre dachte Fritz Ellrodt nicht an die Ehe! Allerdings band ihn nichts, hinderte ihn nichts; die edle Erscheinung, die ihm die Blüthe seines Wiener Aufenthaltes erschien, durfte er ganz so nehmen, wie sie ihm bald der Schmerz, bald der Uebermuth seiner Gefährten schenken wollte. Die blauen Wogen der Donau, die waldumkränzten Burgruinen an ihren pittoresken Ufern, die mit Blumen geschmückten, stolzen Terrassen fürstlicher Klostersitze, wo die Prälaten gastliche Herberge anboten, das heitere Bürgerleben in den lichthellen Donaustädten, die charakteristischen Erscheinungen der Waldcultur, des Bergbaues, der Salzgewinnung, die sich, näher dem Gebiet der großen Bergseen zu, eröffneten, alle Reize einer bald lieblichen, bald majestätischen Natur erhöhten die Stimmungen eines

ſorgloſen, noch auf ſeinen unausgegebenen Reichthum trotzenden, glücklichen Jünglings und gaben Gelegenheit, mit dem Geſpräch über Lea zu beginnen oder abzubrechen, ohne daß man ihn in Verlegenheit brachte.

Man hatte ſich ſo lange verweilt, daß in Salzburg, bis wohin Fritz Ellrodt, wie er nach den Anſchauungen des Donauſchifferlebens ſagte, ſich „ins Schlepptau hatte mitnehmen“ laſſen wollen, nicht mehr Alles geſehen und genoſſen werden konnte, was die alte Juvavia, vorzugsweiſe die paradieſiſchen Umgebungen derſelben, an Merkwürdigkeiten und Reizen darbot. Man trennte ſich voll Schmerz und deßhalb ſchnell. Die Freunde fuhren auf München zu, Ellrodt wollte noch einen Tag in Salzburg bleiben und dann nach Wien zurückeilen. Sich früher oder ſpäter wiederzuſehen, das war in jenen Zeiten eines ſo ſchwierigen örtlichen Verkehrs eine Hoffnung, die nur dann von neuen, örtlich getrennten Bekanntſchaften ausgeſprochen werden konnte, wenn ſie, wie hier, aus reichen, mehr oder minder maßgebenden Weltbeziehungen ſtammten. Und Meinhard war geradezu ein Reiſender von Profeſſion. Schon ſtand feſt, daß er den jungen Grafen Moltke nur nach Kopenhagen brachte, um hierauf mit deſſen jüngerem Bruder die ſoeben zurückgelegte Welttour noch einmal zu machen. Da war denn ein Wiederſehen leicht möglich, und nach Griechenland, nach Egypten, rief er beim Ab-

ſchied, wäre noch ſeine Sehnſucht gerichtet. „Die Pyramiden und die Pharaonengräber muß ich ſehen! Ringsum Sand — der ſchlammige Nil und ein Reiher, den Schnabel in ſeinen Halsfedermuff rückwärts gelegt, den Kopf untergeduckt, als läge ein Hut drüber geſtülpt — das iſt mein Lebensbild, das Lebensbild aller unverheiratet gebliebenen Gelehrten! Warum iſt der Storch das Bild eines Profeſſors? Weil er ein geborner Miſanthrop iſt. Er leidet an Hypochondrie. Hat auch deßhalb die Klyſtiere erfunden! Und dieſer Humor der Menſchheit! Dieſer alte Grämling bringt in die Wiegen — die kleinen Kinder!“

Die Freunde leerten noch eine neue Flaſche rothen Tirolers und Meinhard recitirte die 21. Ode aus dem dritten Buch der Oden des Horaz, den Schluß derſelben: „Bis die Geſtirne verſcheucht das Frühroth!“ in einem leicht zu deutenden Sinne betonend: Bis uns aus dem Dunkel der Erde ablöſt das ſchönere Jenſeits!

Still in ſich beglückt, kehrte Fritz Ellrodt von den Waſſerkünſten, den Neckereien der Tritonen und Nereiden im fürſterzbiſchöflichen Garten des Schloſſes von Hellbrunn zurück, um ſich im Wirthshauſe die köſtlichen Forellen, die ihm zum Nachtmahl in Ausſicht geſtellt waren, munden zu laſſen, als er durch einen Poſtboten erſchreckt wurde, der auf ihn gewartet hatte. Eine Staffette, die ihm zu ſchicken Iſenflamm für ausnehmend wichtige Dinge beauf-

tragt war, hatte für ihn einen Brief gebracht, der erſt nach Wien gegangen war, dann, weil er auch dorthin per Staffette gekommen, ihm ſofort mit gleich koſtſpieliger Beſchleunigung nachgeſchickt wurde.

Aus welchen Träumen wurde der junge Reichsgraf und wie grauſam aufgeſchreckt! Er hatte einen glücklichen Tag verlebt! Auch ihm waren die Schrecken des Krieges, die Abwechslungen der Siege, die Launen des Schlachtengottes mit der Zeit eine Qual für ſein Herz geworden. Schon weihte damals dem deutſchen Vaterlande mancher Sänger einen leiſe grollenden Ton der Leier, der den mächtigen Triumphgeſängen auf den Preußen-Aar, die von jenſeits der Elbe herüberſchallten, mit dem Bardenhain Teuts, mit der Hermannsſchlacht und dem Ruhm des allgemeinen deutſchen Vaterlandes antwortete. Das ſagenreiche Salzburg bot ſo ſchöne Anknüpfungen an die alte Kaiſerzeit. Aber im Allgemeinen überwog den patriotiſchen Gedanken noch der Sinn nur für das allgemein Menſchliche. Die Völker aus den Feſſeln des Aberglaubens, die untern Stände aus denen der Unbildung und des Servilismus zu befreien, das galt für ein edleres Ziel aller freigewordenen Geiſter, als ſich mit Politik zu beſchäftigen. Traumbefangen hatte Ellrodt im ſchönen Park von Aigen ſein Haupt auf die Lehne einer einſamen Ruhebank geſtützt. Lea Osmund war ihm als die einſame Blume am Wege erſchienen. Auf jeder erſtiege-

nen Bergwand, an jedem von Farrnkraut überwölbten Murmelbach hemmte ihr Bild ſeinen Schritt. Seine Wanderung war heute ſo beglückt, während es ihn ſonſt, wenigſtens in der Heimat, auf dem Lande meiſt mit Geierkrallen packte, wenn er ungekannt und ſogar zum Ausſprechen ihrer Leiden die Leute ermunternd, die Verwünſchungen über die Verſchwendung der Fürſten, die Käuflichkeit der Richter, die Erpreſſungen der Beamten vernehmen mußte. „Krumm ſchließen ſollte man Euch, Ihr Racker!“ So mochte wol in ſeinen Knabenjahren die Drohung ſeiner Begleiter, der Hofmeiſter oder Diener gelautet haben. Später reiſte er allein, um vor Beſchämungen und Aufreizungen ſolcher Art ſicher zu ſein.

Meersmann's Hand erkannte er ſchon an der Aufſchrift des Briefes. Daß ſich der Freund, wie er nach dem Aufreißen des Couverts mit Schrecken bemerkte, einer unter ihnen verabredeten Chiffreſchrift bedient hatte, ließ ihn das Ernſteſte erwarten. Den Schlüſſel dieſer Hieroglyphen hatte er nicht bei ſich. Es bedurfte Stunden, bis er nach und nach, ſein Gedächtniß zu Hilfe rufend, herausbrachte, was dieſe unausſprechbaren Worte einer nicht exiſtirenden Diplomatenſprache bedeuten ſollten. Mit ſteigender Erregung, zitternd an den Händen, die auf einem Papier mühſam die Worte niederſchrieben, die ſein Nachgrübeln über die verabredeten Abkürzungen herausbrachte, las er:

läutete, ging Schlachtenmaler in die Kirche, die er so schlicht und einfach wieder fand, als er sie verlassen hatte. Die Thränen stürzten ihm in die Augen, als er Niemanden, auch nicht eine Bettlerin, nicht Kind oder Kegel darin sah. Er fühlte das Elend seines Vaters wie die heftigste Kränkung, die seinem eigenen Ehrgefühl angethan war; er weinte um den Schmerz, der in seines Vaters Innerm wühlen mußte. Die Orgel begann nicht, ob er gleich den hallenden Tritt des Küsters hörte. Er drückte sich hinter einen hölzernen Pfeiler; der Küster war nicht mehr der alte, es war ein junger Mann, ein neumodischer Seminarküster, der das Lautiren einführte und die Dorfjugend singen nach Zahlen lehrte. Der Küster trat auf Schlachtenmalern zu und sagte: „Mein Herr, ich möchte Sie bitten . . . . .“ Schlachtenmaler sah ihn stark an, um seinen verweinten Augen wieder einige Kraft zu geben. „Sie werden entschuldigen,“ fing der Küster mit komischem Lächeln an, „es ist Niemand in der Kirche außer Ihnen; es wird dem Pfarrer angenehmer sein, Sie gingen auch, weil er sonst nur vor Ihnen und mir predigen müßte.“ Es war nicht Lachen, was Schlachtenmalers Mienen auf diesen originellen Vorschlag zeigten, sondern ein Krampf, der tief aus seinem, wie von einem Stich sich krümmenden Herzen kam. Der Küster verstand es als Lachen und führte Schlachtenmalern auf den Kirchhof hinaus, indem er, nach Art dieser jungen pestalozzistrenden Seminaristen, es für angemessen hielt, den Fremden einen Blick in seinen höhern Beruf werfen zu lassen. Schlachtenmaler wollte aber von der Peter Schmid'schen Zeichenmethode, von Harnisch, Diesterweg und Türck nichts wissen, bat ihn, die Neuzeller Singmethode und die Seidenwürmerzucht ihm ein an-

„Theuerſter, nimm David's Flügel der Morgenröthe und ſei, wenn es nur anginge, ſchon über Nacht hier! Das Ungewitter iſt losgebrochen! Unſer Van Swieten ſteckt den Euren in den Sack! Das Regiment der Rache ſteht lichterloh in Flammen! Der Stock raſt! Schont nicht die Adeligen, nicht die Bürgerlichen! ‚Spitzbuben ſeid Ihr Alle!' Das iſt das dritte Wort trotz neuer Geſangbücher und faſt täglicher Schloßpredigten! Der Ausſchuß iſt ernannt als „geheime Landes-Deputation": Oberſtlieutnant von Trechſel (ehrlicher Mann, aber Kenner der Regierung?), Oberſtlieutnant von Oberländer (ditto), Geheimer Regierungsrath von Hanſtein (du kennſt ihn, den Geiſterſeher), Geheimer Kammerrath Seidel (klug, aber im Trüben fiſchend), Regierungsrath Petermann (ditto), Kammerrath Lange, Hofkammerrath Böhm, Rentmeiſter Funk (alles nur Namen, um die Apoſtelzahl voll zu machen), Regierungsrath von der Kettenburg (der Mecklenburger, den der Trieb ſeiner ganzen Familie, katholiſch zu werden, auf dem Wege nach Rom in Bayreuth hat Halt machen laſſen, als erſter Wegſtation), Geheimrath Thomas (das einzige Hirn des kopfreichen Ungethüms), ſeine Caricatur Geheimrath Meyer — und zuletzt Judas Iſcharioth Berg- und Ober-Medicinalrath Caſpar Heinrich Schröder ſelbſt, weiland Zahnbrecher und Leichdornſchneider in Wandsbeck, jetzt Landesregent —! Trützſchler umkreiſt das Collegium,

um auch hineinzukommen — am Arm — was ſagſt du? der Theda! Wunſchold iſt in den Hintergrund geſchoben. Dein Vater — meine Hand zittert — iſt in Anklageſtand verſetzt! Nach Droſſenfeld verwieſen als Gefangener auf Ehrenwort! Flieht er — dann Confiscation Eures Vermögens! Anklage: Käuflichkeit der Stellen und Aemter! Ein Beweislieferant hat ſich für Geld und gute Worte gefunden: Proceßrath Baader —! Pfui über den Schurken! Die Hofleute zittern! Das Militär hofft auf die Ankunft des Bruders der noch nicht geſchiedenen Markgräfin, des Prinzen von Anhalt, eines preußiſchen Donnerwetterers! Wunſchold (anderweitig entſchädigt für Theda), Trünſchler, Schröder — das ſind die neuen Herrſcher —! Dein guter Genius bei Hofe — du kennſt ihn ja, die weiße Frau — ſagte mir: Sereniſſimus hätte gemeint: „zwar taugten auch ſeine Wandsbecker Räthe nichts, aber den Satan triebe man durch Beelzebub aus! Das hat er in eine Fenſterſcheibe gekritzelt. So ſtehen die Dinge, Freund! Gott kann man nicht incommodiren, um einen deutſchen kleinen Staat zu retten, aber um einige Menſchen, die drin leben, thut mir's leid. Verſuch es, dich zum Erzengel Michael, zum Abgeſandten des Himmels zu machen! Eile, eile, eile —!"

Der neue Reichsgraf Philipp von Ellrodt geſtürzt — verbannt — beſchimpft vor ganz Deutſchland —!

In ſeinem Portefeuille, wohin der Sohn den

Chiffrebrief des treuen Lehrers und Freundes verſteckte, ruhte dieſer neben der umſtändlichen Anweiſung des Vaters über ſein neues Wappen —!

„Der Liebling der Götter“ hätte vor Verzweiflung laut aufſchreien mögen.

Schon eine Stunde nach Empfang der erſchütternden Mittheilungen war ein Brief des zu Hilfe Gerufenen nach Wien unterwegs, worin er ſeine vorläufige Nichtwiederkehr im Palais der Fürſtin Lichtenſtein anzeigte, die Geſchäfte Iſenflamm überließ und die Nachſendung ſeiner Garderobe und Privatpapiere anordnete, die in einem Schrank, der ſeiner Weiſung zufolge verſchloſſen bleiben ſollte, leicht verſendbar waren.

Die Nacht ſchon brachte der aus allen Himmelshöhen geſtürzte, tiefbeſchämte Zögling eines bisher ungetrübt geweſenen Glücks in einer Poſtkaleſche zu, die ihn über Regensburg in ſeine Heimat führen ſollte. Leider mußte er das in Salzburg entnommene Gefährt auf jeder Station mit den Pferden zugleich wechſeln. Nichts führte er mit ſich als ein leichtes Felleiſen. Sein Mantel mußte genügen, um ihn zu erwärmen. In die Ecke des halboffenen Wagens gedrückt, durchſchauerte es ihn zuweilen wie der eiſige Tod.

Ende des erſten Bandes.

Druck von [illegible]

## Neuigkeiten aus dem Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena:

**Alpen**, die, in Natur- und Lebensbildern. Dargeſtellt von **H. A. Berlepſch.** Mit 22 Illuſtrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. **Pracht-Ausgabe.** Vierte ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Lexikon-Oktav. Ein ſtarker Band brochirt 3 Thlr. Elegant gebunden 3 Thlr. 22½ Sgr. Eleg. gebunden mit Goldſchnitt 4 Thlr. **Taſchen-Ausgabe für den Reiſegebrauch** mit 6 Illuſtrationen in Holzſchnitt. Eleg. gebunden mit Golddrucktitel 1 Thlr., brochirt 27 Sgr.

**Hayes**, Dr. **J. J.**, Das offene Polar-Meer. Eine Entdeckungsreiſe nach dem Nordpol. Aus dem Engliſchen von J. E. A. Martin, Cuſtos der Univerſitäts-Bibliothek zu Jena. Nebſt 3 Karten und 6 Illuſtrationen in Holzſchnitt. (Bibliothek geogr. Reiſen **I. Band.**) gr. 8. Eleg. broch. 1⅔ Thlr., eleg. in Leinwand geb. 2⅓ Thlr.

**Külb**, Dr. **Ph. H.**, Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reiſe durch China, die Tartarei, Siam, Pegu und andere Länder des öſtlichen Aſiens. (Bibliothek geogr. Reiſen **II. Bd.**) gr. 8. Elegant broch. 1⅔ Thlr., eleg. in Leinwand geb. 2⅓ Thlr.

**Bickmore, Albert S.**, Reiſen im oſtindiſchen Archipel. **Autoriſirte Ausgabe.** Aus dem Engliſchen von J. E. A. Martin (Bibliothek geogr. Reiſen **IV. Bd.**) Nebſt 36 Illuſtrationen in Holzſchnitt und 2 Karten in Farbendruck. gr. 8 Eleg. broch. 2⅔ Thlr., elegant in Leinwand geb. 3⅓ Thlr.

**Torell, A.** und **Nordenſkjöld, A. E.**, Die Schwediſchen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland in den Jahren 1861, 1864 und 1868. Aus dem Schwediſchen von L. Paſſarge. Nebſt 8 großen Anſichten in Tondruck, 28 Illuſtrationen in Holzſchnitt und einer Karte von Spitzbergen in Farbendruck. (Bibliothek geogr. Reiſen **V. Bd.**) gr. 8. Eleg. broch. Preis 2 Thlr. eleg. in Leinwand geb. 2⅔ Thlr.

**Browne, J. Ross,** Reisen und Abenteuer im Apachenlande Arizona und Sonora. Aus dem Englischen in deutscher Bearbeitung von Dr. H. Hertz. Mit 155 Illustrationen in Holzschnitt. (Bibliothek geogr. Reisen VI. Bd.) gr. 8. Eleg. broch. 2 Thlr., eleg. geb. 2⅔ Thlr.

**Ladree, Dr. Richard,** Vom Tweed zur Pentlandsförde. Reisen in Schottland. 8. broch. 1¾ Thlr.

**Lyon, W. Hepworth,** Das heilige Land. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der vierten Auflage aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena Mit 14 Illustrationen nach Originalzeichnungen und Photographien. gr. 8. broch. 2 Thlr. 20 Sgr.

**Lyon, W. Hepworth,** Neu-Amerika. Rechtmäßige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der siebenten Original-Auflage aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. gr. 8. Eleg. broch. 2⅔ Thlr., eleg. geb. 3⅓ Thlr.

**Gels, Egon,** Loreley. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

**Ernesti, Luise,** Todtes Capital. 4 Bde. 8 broch. 4⅔ Thlr.

**Gerstäcker, Friedrich,** Nach dem Schiffbruch. Nordaustralische Abenteuer. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VI. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag. brochirt. 10 Sgr.

**Gerstäcker, Friedrich,** Das Wrack des Piraten. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag. broch. 15 Sgr.

**König, E. A.,** Die Geheimnisse einer großen Stadt. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

**Klinck, G.,** Unter dem letzten Welfenkönig. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

**Köster, Eduard,** Klatschereien. Drei Geschichten. 8. broch. 1½ Thlr.

**Van mienen Kreenich Willem.** Van'n oll'n Rümärker. 8. broch. 1. u. 2. Aufl. 20 Sgr.

☞ **Schnell hinter einander erschienen zwei Auflagen, was bei der Verehrung Kaiser und König Wilhelms nicht Wunder nehmen kann!**

**Gerstäcker, Friedrich,** Die Blauen und Gelben. Venezuelanisches Charakterbild aus der letzten Revolution von 1868. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

**Paoqué, Ernst,** Drei Gesellen. Eine heitere und ernste Erzählung. 4 Bde. 8. eleg. broch. 4½ Thlr.

**Byr, Robert,** Der Kampf um's Dasein. Roman. 5 Bde. gr. 8. Eleg. broch. 6 Thlr.

**Gerstäcker, Friedrich,** Die Missionäre. Roman aus der Südsee. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

**Sacher-Masoch, Leopold von,** Der letzte König der Magyaren. Historischer Roman. Zweite Ausgabe. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

**Möllhausen, Balduin, Der Halbindianer.** Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika. 4 Bde. 8. broch. 5¾ Thlr.

**Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling.** Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianergebiet; im Anschluß an den „Halbindianer." 4 Bde. 8. broch. 5¾ Thlr.

**Möllhausen, Balduin, Der Majordomo.** Erzählung aus dem südlichen Kalifornien und Neu-Mexico; im Anschluß an den „Halbindianer" und „Flüchtling." 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

**Möllhausen, Balduin, Der Hochlandpfeifer.** Eine Erzählung in 6 Bänden. 8. broch. 6 Thlr. 15 Sgr.

**Möllhausen, Balduin, Der Meerkönig.** Eine Erzählung in 6 Bänden. 8. broch. 6 Thlr. 15 Sgr.

**Möllhausen, Balduin, Das Mormonenmädchen.** Eine Erzählung aus der Zeit des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen „die Heiligen der letzten Tage" im Jahre 1857 und 1858. Zweite Auflage. kl. 8. broch. 2 Thlr. 15 Sgr.

**Möllhausen, Balduin, Nord und Süd.** Novellen. 2 Bände. 8. broch. 2 Thlr. 15 Sgr.

**Möllhausen, Balduin, Palmblätter und Schneeflocken.** Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen zu haben:

# Weinkarte von Europa

Entworfen und gezeichnet

von

**Dr. Wilhelm Hamm,**

k. k. Ministerialrath und Departementschef im Ackerbauministerium zu Wien.

In **Nebenfarbigem** lithograph. Druck ausgeführt.

**28" rhein. breit und 21" rhein. hoch.**

**Mit Prospect in Umschlag cartonnirt 1 Thlr. 10 Sgr.**
**Mit Prospect ungebrochen und gerollt 1 Thlr. 6 Sgr.**

---

Herr Dr. **Wilhelm Hamm** hat es unternommen, die **V**
**theilung des Weinbaus in Europa** in Form einer „**We**
**karte" geographisch darzustellen,** wie sie in ähnlicher **W**
noch nicht existirt. Die „**Weinkarte**" veranschaulicht
einem Ueberblick die Topographie und die Ausdehnung
Weinbaus in ganz Europa sowie auf den atlantischen **I**
nseln. Sie bietet:

**Die Angabe und die Ausdehnung sämmtlicher W**
**bau treibenden Gegenden Europa's. Die Weinorte Euro**
und die **hervorragenden Gewächse der drei ersten Ha**
**classen der Weine,** nach Provinzen und Lagen geordnet.
**Bezeichnung der weißen Weine, der rothen Weine,**
**Liqueurweine durch verschiedene Farben** in der übersichtlich
Weise; Angabe der Schaumweinfabrikation. **Die jährl**
**Weinproduction der einzelnen Länder** in Hectolitern. **D**
**gleichungsflächen der verschiedenen Weinproductionen**
farbigen Quadraten, um mit einem Blick die Größe der W
production jedes Landes zu ermessen. **Die Aufzählung säm**
**licher größeren Weinhandelsplätze** Europa's. **Die euro**
**schen Weinmaße,** reducirt auf den Hectolitre. **Die J**
**thermenkurven** oder Linien gleicher Jahreswärme innerhalb
Region des Weinstocks. **Die Linie der Weinbaugrenze**
Norden.

---

Frih Ellrodt.

der Mal zu erklären und wünschte nur zu wissen, wo er den Pfarrer Blasedow antreffen würde. Der Küster schloß die Kirche zu und lud Schlachtenmalern ein, ihm an die Sacristeithüre zu folgen, die noch offen stände und doch verschlossen werden müßte. Schlachtenmaler war von dieser Erfahrung, die er über die gänzlich untergrabene geistliche Wirksamkeit seines Vaters machte, so übermannt, daß er erschöpft auf eine Bank niedersank, welche eine fromme Mutter hatte zimmern lassen, um ihr Kind, das hier begraben lag, öfters besuchen zu können. Der Küster schloß die Sakristei zu, kam wieder zurück und sagte, indem er sich im Haar kratzte: er könne nicht sagen, wo man wohl jetzt den Pfarrer träfe..... Schlachtenmaler würd' ihn noch haben weiter reden lassen, wenn der Seminarist nicht weltweise genug gewesen wäre und sich mit Maß und Ziel ungefähr so über seinen geistlichen Vorstand ausgesprochen hätte. „Es würde bei den großen Geistesgaben des Pfarrers," sagte er, „ein anderes Gewächs aus ihm geworden sein, wenn er sich mehr an Pestalozzi gehalten und seine eigenen pädagogischen Träume unterdrückt hätte. Statt auf die Natur zurückzugehen und die Menschen zunächst als Menschen zu erziehen, hat er die Vorstellung, man müsse die Menschen für das erziehen, was man werden solle: denn das Menschliche entwickle sich von selbst. Ja, von selbst! Da würden wir schöne Seminarien haben, wenn alle Lehrer für verschiedene Unterrichtsfächer und nicht jeder für alle gebildet würde! Der Pfarrer will den Menschen behülflich sein, die Masse des Wissens schneller zu überwinden; aber dafür haben wir ja Aussicht, eine neue Gedächtnißtheorie zu erfinden, nach welcher Namen und Jahreszahlen leichter eingeprägt sind und man die Logarithmen, die Cubikwurzeln und Glei-

# Fritz Ellrodt.

Roman

von

## Karl Gutzkow.

„Aber die angenehmste Arbeit wäre es für
„Menschenkenner, auf das öffentliche Leben
„Verfängliche Reflexionen, welche in der ersten
„Zeit nach dem Hubertusburger Frieden die
„einsichtsvollen Patrioten beschäftigten, und enthüllen, zu
„Verwunderungen. Aber manches vergessene
„Verdienst würde dabei zu Tage kommen!
Tagebuch von Kant.“

Zweiter Band.

Jena.
Hermann Costenoble.
1872.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

# Inhalts-Verzeichniß.

## Drittes Buch.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Zwölftes Kapitel. | Die Schwedin | 3 |
| Dreizehntes „ | Die Verschwörung der Cellarie und noch eine andere | 42 |
| Vierzehntes „ | Das Gericht | 86 |
| Fünfzehntes „ | Vor der Judenhexe | 115 |
| Sechszehntes „ | Unter zwei Betten | 163 |
| Siebzehntes „ | Und Voltaire lebt doch wieder auf | 209 |


## Viertes Buch.


| | | |
|---|---|---|
| Achtzehntes Kapitel. | Sein und Schein | 245 |
| Neunzehntes „ | Es wandet | 287 |
| Zwanzigstes „ | Das Unerwartete | 340 |

# Fritz Ellrodt.

Roman

von

Karl Gutzkow.

„Eine sehr anziehende Arbeit wäre es, die mannichfaltigen, auf das öffentliche Leben bezüglichen Bestrebungen, welche in der ersten Zeit nach dem Hubertusburger Frieden die verschiedenen deutschen landschaftlichen Staatsgemeinschaften belebten und erfüllten, zu durchforschen. Wie manches vergessene Verdienst würde dabei zu Tage kommen!

Leopold von Ranke."

Zweiter Band.

Jena.
Hermann Costenoble.
1872

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

# Drittes Buch.

## Zwölftes Capitel.

### Die Schwedin.

„Demoiſelle Ellrodt zu Hauſe —?“ So fragte auf der untern Diele eines alterthümlichen, behaglich mit Schränken aller Art, Schildereien, Blumenſtöcken ausgeſtatteten Treppenhauſes eine helle weibliche Stimme.

In der geöffnet gebliebenen, mit einer Klingel verſehenen Hausthür ſtand ein Diener in Livree, den dreieckigen, mit Treſſen beſetzten Hut in der Hand.

Draußen hielt eine vornehme Equipage.

Die angeredete Magd wurde einer Beantwortung der an ſie gerichteten Frage durch Jemand überhoben, der auf der Hälfte der in den erſten Stock hinaufführenden Treppe erſchien, ſich daſelbſt über ein Geländer lehnte, hinunterſchaute und ſofort, als ſie die Perſon der Fragerin erkannte, herbeieilte und mit den Worten: „Aber Comteſſe —! So treten Sie doch näher!“ dieſe in ein Zimmer zur ebenen

chungen von den höchſten Graden ohne viel Mühe im Kopf behält. Haben wir nicht ſchon durch das Lautiren, durch das Singen nach Zahlen . . . . .“ — „Nein, nein,“ unterbrach Schlachtenmaler den Küſter, „führen Sie mich zum Pfarrer!“ Der Küſter meinte, ſie gingen erſt am Schulhauſe vorüber, wo er ihm die neuen Wandtafeln, einen Kummer'ſchen Globus und eine eigne Erfindung, die noch nicht ganz fertig wäre, nämlich eine Maſchine zur Erleichterung des Kopfrechnens, zeigen wollte; doch wußte Schlachtenmaler recht gut den Weg zum Pfarrhauſe und zog ihn dorthin. „Die Pfarrerin,“ ſagte der Küſter mit einer herzdurchbohrenden Wirkung für Schlachtenmaler, „werden Sie nicht antreffen: ſie führt ſeit längerer Zeit einem Prediger in der Nähe die Wirthſchaft; überhaupt iſt das Haus kirchhofſtille, und, außer einer alten Magd, wird es nur vom Pfarrer bewohnt.“ Indem ſtanden ſie ſchon dicht an der Thür, und Schlachtenmaler drückte zitternd auf das Schloß. Im Flur, dem Schauplatz ſeiner Geſpenſtrolle, war Alles leer; der einſt ſo geräuſchvolle, lärmende Sitz ſeiner erſten Jugend war verwaiſt. Sie öffneten einige Thüren. Niemand da; der Küſter rief — keine Antwort! So traten ſie in den Hof und waren dicht am Garten, als der Küſter Schlachtenmalern ergriff und ihm zuflüſterte: „Nein, ſehen Sie um Gotteswillen die Tollheit!“ und ihn an die Gartenmauer zog. Hier hatte Schlachtenmaler einen Anblick, als wenn er in den Garten eines Irrenhauſes ſähe. Blaſedow lief, indem er ſich die Rockſchöſſe zuſammenhielt, wie ein Windſpiel durch den Raum zwiſchen den Beeten, ſprang über Hecken und Sträucher fort, rannte im Cirkel mit Biegungen rechts und links, ſetzte hoch von Leitern, die er er-

Erde führte, das für den Empfang von Besuchen bestimmt schien.

„Pardon, Frau Oberhofpredigerin — ich wollte nur —“

Die also Angeredete, die ihren oder richtiger den ihrer Schwägerin Susanne Ellrodt geltenden Besuch in die sauber gehaltene, parkettirte, wohlgebohnte, mit gestickten Mousselinvorhängen gegen die Sonne geschützte Empfangsstube des Predigerhauses geleitete, war eine noch junge Frau.

Alt aber erschien sie gegen die Besuchende, die eine jugendliche, nach dem neuesten Modeschnitt gekleidete wahrhafte Schönheit war. Schlank von Gestalt, mittelgroß, durch eine zum Umfassen schmächtige Taille noch größer aussehend, als sie war, hatte die junge, Comtesse genannte Dame in ihrem Antlitz eine Anmuth, eine Feinheit der Formen, die Jeden bezaubern mußte. Das hochaufstoupirte und gepuderte Haar schimmerte durch die von der Mode einmal vorgeschriebene unnatürliche Entstellung der Farbe blond hindurch, obschon die Augenbrauen, ebenfalls der Sitte der Zeit gemäß, mit einer schwarzen Tusche überzogen waren, wodurch die großen blauen Augen ein herausforderndes Feuer erhielten. Die himmelblaue, mit rothen Bandschleifen aufgesteckte Seidenrobe, der rothe Crêpe-Ueberwurf, der ihre blendendweißen Schultern bedeckte, die Floretthandschuhe, das leichte, auf dem hoch-

toupirten Haar in schräger Lage balancirende strohgelbe Florentiner Hütchen mit künstlichen Rosenknospen, alles das gab der mit den devotesten Knixen Empfangenen ebenso ein Air von eigenem, natürlichen Geschmack wie von einer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung.

Inzwischen erschien auch Sannchen Ellrodt, nach welcher eigentlich die Nachfrage gehalten wurde, die Schwester des noch jugendlichen Oberhofpredigers, ein munteres Wesen mit feurigen, schwarzen Augen, immer lächelnden, fast spöttischen Mienen und in jeder ihrer Aeußerungen auffallend sicher und fest.

„Comtesse, was führt Sie zu uns? Seit dem Tode des Hochseligen waren Sie nicht wieder in der Stadt! Gut, gut, daß Sie nicht mehr die garstige Hoftrauer tragen! Doch Ihnen steht ja Alles schön. Den ersten Grad der Trauer haben wir mitgemacht, den zweiten gleich übersprungen und beim dritten uns auch nicht zu lange aufgehalten —"

„Was hören Sie von Ihrem Cousin? Wird er kommen? Wie hat er das Unglück seines Vaters aufgenommen? Gott im Himmel, es herrscht ja eine Bestürzung im Lande, beim ganzen Adel, die nicht zu beschreiben ist —!"

„Excellenz Ihr Herr Vater werden wol Nachrichten haben, die zuverlässiger sind als die unsrigen! Wir wissen lediglich —"

„Was? Was?“ lautete die dringend einfallende Frage, nachdem ein rasches Kopfschütteln die erste Voraussetzung Sannchen's abgelehnt hatte.

Jetzt hörte man die Hausthür sich wieder öffnen und eine kräftige Männerstimme rufen:

„Das ist ja der Löwenhaupt'sche Wagen! Ist die Excellenz selbst da —?“

Und zu gleicher Zeit schon mußte wol der draußen harrende Bediente auf die Thür der Putzstube des Pfarrhauses gedeutet und von Comtesse Löwenhaupt gesprochen haben. Denn nun erfolgte das Klopfen an die Thür und das Hereintreten um ein Bedeutendes im Klange gemildert.

Bei alledem sagte Sannchen dem Eintretenden kurz und spitz:

„Es hat ja hier noch Niemand Herein! gesagt!“

In dieser Art, gleich mit einem Vorwurfe empfangen zu werden, schien den Kammerrath Wilhelm Meersmann zu consterniren. Denn dieser war der Eintretende. Der resolute mitteljährige, fast noch jugendliche Mann mit einem grünen Schnürrock und einer von der Mode vorgeschriebenen Ueberzahl großer übersponnener Knöpfe daran, war ein solches Abgetrumpftwerden von seiner Herzallerliebsten gewohnt; bei alledem überraschte ihn stets auf's neue die Tadelsucht der kleinen, hübschen Person. Ganz Bayreuth hatte nur Eine Persönlichkeit, die so entschlossen auftrat, so mit Fragen und An-

meldungen nicht viel Umstände machte, den Kammerrath Meersmann, und doch ging er, wenn ihm Susanne Ellrodt mit einer Rüge entgegentrat, kopfverwirrt und wie verdutzt zur Seite. Ueber die Bemerkung, daß er erst hätte auf ein Herein! hören sollen, ehe er ins Zimmer trat, und über die Möglichkeit, ihm eine solche Rüge in Gegenwart der schönen Ulrike Löwenhaupt, die auch er seit länger als einem Vierteljahr nicht gesehen hatte, auszusprechen, gerieth er in eine Wallung der Entrüstung, die ihm vorläufig die Sprache raubte.

Nicht ohne Erröthen, jetzt verlegener und ihre Sätze verwirrt vortragend, berichtete Comtesse Löwenhaupt:

„Papa ist gar nicht in der Stadt! Er hat dem gnädigen Herrn eine Unpäßlichkeit angezeigt, die den Papa auch wirklich befallen hat über — über —"

„Lügen Sie doch nicht, Comtesse! Wir sind hier in einem geistlichen Hause! Sagen Sie geradezu: Ueber diese Teufeleien jetzt bei Hofe —!" ergänzte Tannchen, ließ ein Rouleau gegen die blendende Sonne nieder, die durch die Gardinen hindurch auf das Canapé brannte, wo Comtesse Ulrike Platz genommen hatte, und suchte zugleich dabei, das wußte die Schwägerin schon und lächelte, eine Wendung zu finden, um ihren plötzlich verschnupften, wie abwesend gewordenen Anbeter Meeromann wieder auszusöhnen. „Es ist ja hierzulande Niemand mehr seines Lebens sicher!

Graf Ellrodt in Unterſuchung! Mit dieſem Proceßrath Baader ſollte man den kürzeſten — Proceß machen —!"

„Nicht wahr, gleich aufhängen —!" meinte Meersmann trocken und mit einer Stimme, die ihm noch im Halſe ſteckte.

„Schöne Moral das für eine Predigertochter! Chriſtliche Liebe!" ſcherzte die Frau Pfarrerin und freute ſich, daß Sannchen ſchon die Knöpfe an Meersmann's weitem Schnurrock nacheinander zu befühlen anfing, als wollte ſie ſehen, ob keiner losgegangen war.

Dieſer außerordentliche, ganz überraſchende Beweis von Vertraulichkeit wirkte auf Meersmann wie das Geſtreicheltwerden eines Tigers durch die Hand ſeines Wärters. Er wäre Sannchen jetzt über einen Stock geſprungen.

In milder, anſpruchsloſer Art äußerte ſich durchweg die Oberhofpredigerin. Dieſe war aus Erlangen gebürtig und hatte ſich in das in der Regel ſchwierige Verhältniß, im Hauſe des Gatten eine Schwägerin vorzufinden, eine liebevolle Schweſter, die bisher für ihren Bruder trefflich geſorgt hatte, ohne alle Empfindlichkeit hineingefunden. Jetzt ſprach ſie eine Anſicht ihres Mannes aus, dahin gehend, daß ja offenbar Se. Durchlaucht bald zur Erkenntniß kommen müßte und die böſen Rathgeber, die ſich zwiſchen ihn und die bewährten treuen Diener des Staates drängen wollten, durchſchauen würde. Mit

einem Blick auf Meersmann bekannte auch sie, im Pfarrhause wäre über die Ankunft des jungen Reichsgrafen nichts bekannt geworden, ja selbst von Drossenfeld aus, wohin sich der alte Reichsgraf zurückgezogen hätte und sich gleichsam wie ein Staatsgefangener ansehen müßte, hätte man nichts weiter gehört, als daß sich der so arg Angeschuldigte zu persönlicher Rechtfertigung rüstete vor der großen Landes-Deputation, einer gewiß entsetzlichen Scene, die schon morgen stattfinden sollte. Die Landes-Deputation hätte jetzt Alles in ihrer Hand.

„Schon morgen —!“ sprach Comtesse Ulrike erschreckend und mit bebenden Lippen.

„Ich denke aber, Fritz muß jeden Augenblick kommen! Ich habe ihm durch einen Expressen geschrieben! Statt aller Antwort kommt er ohne Zweifel selbst —!“ So suchte sie Meersmann zu beruhigen, angenehm überrascht durch eine so offene Kundgebung ihrer Theilnahme für den Freund. Er ersah aus Ulrikens Erkundigung nicht nur deren eigene, wie man behauptete, von Kindheit an gehegte Neigung für seinen halben Zögling, sondern auch die parteinehmende Stimmung des übrigen Adels.

„Wer weiß?“ unterbrach schon wieder Sannchen diese Vertröstungen ihres Verehrers. „Die Wiener Damen werden ihn nicht losgeben wollen! Die schöne Fürstin Lichtenstein soll ohne ihn nicht leben können! Das Schreiben hat er schon lange ver-

lernt! Hätte ich nicht Mitleiden mit dem Schicksal ſeines Vaters, unſeres Onkels, und kränkte mich nicht die angegriffene Familien-Ehre, ich würde ihm gar nicht „Guten Tag!“ ſagen, wenn er kommt—!“

„Sannchen, Sannchen—!“ fiel ihre Schwägerin ein und wagte kaum, auf Comteſſe Ulrike zu blicken, die von Sannchen ſo verletzende Dinge zu hören bekam.

Meersmann fixirte die Sprecherin. Allerdings ahnte er, daß die ſcharf urtheilende Freundin dieſe Worte nur als Treffer für Ulrike Löwenhaupt geſprochen hatte. Alle unterrichteten Kreiſe der Stadt wußten, daß die Enkelin einer naſſau'ſchen Prinzeſſin den Günſtling des Glückes, den Sohn des ehebevor allmächtigen Miniſters, liebte. Sannchen wollte aber auch wiſſen, daß die gleiche Neigung im Herzen ihres Vetters nicht vorhanden war, und billigte ſeinen Indifferentismus. Während Comteſſe Ulrike für das Ideal der weiblichen Schönheit und Liebenswürdigkeit galt, wollte Sannchen gegen ihr Gemüth Einwendungen machen, das ihr zu kalt ſchien. Während ihre Schwägerin in dem überraſchenden Beſuch, im Verlaſſen des Rittergutes Mariengrün, wohin ſich Löwenhaupt mit ſeiner Familie zurückgezogen hatte, einen Beweis von zärtlicher Theilnahme erblickte, fand Sannchen den Ausdruck dieſer Theilnahme viel zu kalt und das Benehmen der Comteſſe viel zu zurückhaltend. Meersmann kannte dieſe alte Abneigung ſeiner halb

und halb Verlobten gegen „die Schwedin“, wie Ulrike, obschon bereits durch mehrere Generationen vom Ursitz ihrer väterlichen Ahnen getrennt, immer noch genannt wurde.

Inzwischen war auch der Oberhofprediger hinzugekommen, ein noch jugendlicher, sich ernst und würdig haltender Mann. Die Sitzung hätte sich beinahe in ein Frühstück verwandelt; denn die Sitte unserer Vorvordern verband mit jedem Besuch, den man empfing, einen Beweis der Gastlichkeit. Da mußte immer süßes Confect im Schranke stehen, immer eine Flasche seltnen Weines. Ohne viel Aufsehen zu machen, mußte dergleichen durch die Dienstboten angeboten werden, als sich von selbst verstehend.

Comtesse Ulrike lehnte Alles ab. Auch die Einladung, über Mittag zu bleiben. Sie wollte, sagte sie, und recht zum Triumph Sannchens, sie wollte nur in die Stadt gekommen sein, um in der Dienstwohnung ihrer Eltern einige Anordnungen zu treffen, die sich aus dem unangenehmen Einzug des „Ober-Bergraths Schröder“ in die ihnen seither allein zuständigen Räume des markgräflichen Stallgebäudes nöthig gemacht hätten. Dann wollte sie nach Mariengrün zurück.

Auch vom Oberhofprediger ließ sich nichts Beruhigendes in Erfahrung bringen. Hatte sich doch Graf Ellrodt gerade den Besuch seiner nächsten Ver-

wandten auf seinem Schlosse zu Drossenfeld, ihren Trost, ihren Versuch, ihn aufzurichten, als zu erschütternd für ihn, verbeten. Darüber, daß dieser Schröder nicht allein, sondern die ehrgeizigen oberen Beamten, der intelligenteste unter ihnen, der Regierungsrath Thomas, an der Verschwörung gegen den bisherigen Führer des Regiments betheiligt waren, war man hier wie überall einig. Man kannte eben noch nicht alles, was aus der Natur des neuen Souveräns selbst kam.

„Sie ist wie Eis so kalt!" rief ihr Susanna nach, als sich Ulrike Löwenhaupt mit allen Zeichen der Betrübniß entfernt und ungeachtet der geringen Länge der Wege in der Stadt, die sie machen wollte, sich mit Hülfe ihres hinzuspringenden Bedienten wieder in ihren Wagen gesetzt hatte. „Warum erfindet sie blos eine Ausrede für ihre Reise nach der Stadt? Warum spricht sie nicht offen heraus, daß sie in Verzweiflung ist?"

„Soll sie Ihnen hier eine Scene vorspielen, wie die verlassene Dido in der Oper von Desmarets?" volterte Meersmann heraus und hatte nicht übel Lust, seinen Aerger von vorhin zu recapituliren.

„Ach so, Oper!" antwortete Sannchen schelmisch. „Die Kammerräthe sind freilich gewöhnt gewesen, früher in die Comödie zu kommen ohne — Entrez!"

Der Doppelsinn von Entrée und Entrez (Herein!),

der von Sannchen lachend und fast wie abbittend vorgetragen wurde, ging auf Meersmann's rasches Eintreten von vorhin ohne eine zuvor von Innen gerufene Erlaubniß und machte auch ihn lachen. Ohnehin währte das Streiten beider Liebenden gewöhnlich nur bis kurz vorm Scheiden, wo denn freilich, während eben die Versöhnung gemacht war, diese zuweilen nicht ausschloß, daß eine gerade noch zum Schluß fallende spitze Aeußerung wieder die brüskeste Trennung verursachte. So auch heute. „Nun ja!" rief Meersmann. „Wenn man den Kopf voll Sorgen hat, dann noch lange Complimente und Umstände machen —"

„Höflichkeit und Politesse Umstände? Sollen fremde Menschen glauben, daß Sie hier wie zu Hause sind?"

„Nicht hier — wie — zu — Hause?!" wiederholte Meersmann und stürzte zur Thür hinaus mit den Worten:

„Jungfer Sannchen kann nun einmal Schön Wetter im Kalender und Sonnenschein und Frühling nicht leiden —!"

Der Bruder und die Schwägerin machten Sannchen Vorwürfe, während diese hurtig das Rouleau aufzog, um dem Davonrennenden nachzusehen.

„Ach!" sagte sie lachend, wenn auch etwas beklommen, „mach' ich ihm recht schlechtes Wetter, dann kommt er um so eher wieder —!"

Und richtig! Meersmann war im Nu wieder

kletterte, herab und geberdete ſich wie ein Seiltänzer, der ſeinen Gliedern durch dieſe gymnaſtiſchen Uebungen Gelenkigkeit zu geben wünſcht. Dann ſtand er vom Springen ab und lief durch den ganzen Umkreis des Gartens, wie ein Wieſel; man denke die lange Geſtalt, den Kopf voraus, die Rockſchöſſe oft der Hand entgleitend und hintenaus fliegend, wunderlich genug; um den Küſter zu entſchuldigen, daß er recht von Herzen darüber lachte. Aber Schlachtenmaler faßte ihn vor die Bruſt: „Menſch —“ Der Seminariſt ſah ihn groß an und hielt es für Scherz; Schlachtenmaler ſchüttelte ihn aber und ſagte: „Es iſt mein Vater!“ Indem meinte der verwunderte Schullehrer: „Ach, es iſt auch nur ein Geſundheitsſpaß von Ihrem Herrn Vater; das ewige Sitzen und Grübeln fährt ihm öfters in den Unterleib und dann ſucht er ſich durch dieſe gymnaſtiſchen Uebungen wieder die erſchlafften Ganglien aufzurütteln und es gelingt immer, beſonders durch den Schweiß!“ Nun dankte Schlachtenmaler Gott und hielt ſich an ſeinen Begleiter, um in den Garten zu gehen. Blaſedow ſaß hinten in einer verfallenen Laube und keuchte von ſeinem ambulanten ruſſiſchen Bade, indem er ſich mit einem Tuche die Stirn trocknete. Der Garten war theils zerſtört, theils gar nicht mehr bebaut. Ueberall im Aeußern der Widerſchein des zerrütteten Innern dieſer Familie. Schlachtenmaler ſtand einige Male ſtill, um ſich zu faſſen und den Küſter ohnedies, der voreilig mit der Kunde durchgehen wollte. Da ſtand Blaſedow auf und kam den Beiden mit großer Ruhe entgegen. Schlachtenmaler konnte nicht weiter und hielt ſich, von Wehmuth durchzittert, an einen Baum. Blaſedow hatte ihn erkannt und mit ſanfter, innerlich erbebender Stimme rief er ihm zu: „Er-

da. Er behauptete, einen Handschuh vergessen zu haben.

Diesen half ihm dann die kleine, zierliche, schwarze Kokette, die sogar einen leisen Anflug von Bärtchen über den Lippen schimmern hatte, ohne darum an Reiz für den Liebhaber brünetter Trotzköpfchen zu verlieren, aufs eifrigste suchen. Endlich zog sie den Handschuh aus seiner Rocktasche hervor und foppte ihn nicht wenig mit dem Spott, daß er ihn wol nur deßhalb nicht gefunden hätte, weil er gern gewünscht, gleich wieder kommen zu können.

Daraufhin wollte er ihr in aller Eile einen Kuß geben. Sie entschlüpfte ihm.

„Sagen Sie aufrichtig, Meersmann —" meinte die Oberhofpredigerin, als sie, ihr Gatte und der Freund allein waren, — „würde denn nicht der Adel den Markgrafen und seine bösen Intriganten zur Vernunft bringen können, wenn die Cavaliere zusammenhielten und im Schloß eine ernstliche Vorstellung machten? Sie sagen ja doch selbst, daß die Stichertin in der Meinung gewesen wäre, der Markgraf selbst könnte den Schröder und seine ganze Gesellschaft nicht ausstehen?"

Wie geneigt jetzt Sannchen zum Frieden war, ersah man aus ihrem leisen Zurückkehren, stillschweigenden Aufhorchen und dem ruhigen Ertragen der Berufung auf eine Beziehung ihres Anbeters, die ihr anfangs Anlaß zu den bittersten Ausfällen gegeben hatte.

Daß die Frau Kammerdienerin Stichert den Kammerrath Meersmann, einen Junggesellen, bei nächtlicher Weile besucht hatte, das war zum Stadtgespräch geworden. Viele fanden nichts Anstößiges darin, da Meersmann Verwalter der Finanzen des Hofes, der Pensionen und Gehalte war und mit Frauen, Wittwen, Waisen immer zu verkehren hatte. Andere hatten noch weniger an diesem Besuch Anstoß genommen, da die Frau Stichertin in der Stadt der Ueberall und Nirgends geworden war, gerade das Gegentheil vom Fürsten, den sie, wie man sagte, beherrschte, eines Einsiedlers, der daheim in seinen prächtigen Schloßsälen saß und sich über den Lauf dieser sündigen Welt ärgerte. Auch hatte Sannchen diesen zweimaligen Besuch, den ihr Verehrer empfangen, nur dann und wann „überaus anstößig" gefunden. Wenn sie darauf Miene gemacht hatte, mit einem „Mann von so frivolen Grundsätzen und zweideutigen Beziehungen" zu brechen, so lud sie ihn im Gegentheil heute ein, ja die Stichertin selbst zu besuchen und diese „höchst respectable Person" über ihre Meinung zu befragen. Sie sagte sogar:

„Wenn die Stichertin denn doch in den Fritz verliebt sein will, warum hilft sie ihm denn nicht und seiner ganzen Familie aus dieser abscheulichen Patsche?"

Meersmann hatte noch in den Ohren, daß jene „Person auf dem Schlosse" vor Kurzem ebensowol

eine „schamlose Creatur“ wie „zum Irrenhause reif“ war, ebenso wie, „im Vertrauen gesagt, Sereniſſimus ſelbſten —“ und dergleichen catoniſche Freimüthigkeiten ſeiner Zukünftigen. Er ſah ſie groß an und äußerte:

„In dieſer Sache iſt nichts zu ändern! Fritzens Vater iſt für alle Zeiten beſeitigt. Ob er aber noch mit einer gewiſſen Würde, gleichſam als Präſident des Geheimen Rathes und Miniſteriums, fortvegetiren kann, das wird von einem Examine rigoroso abhängen, worin er in praesentia Serenissimi —“

„Sprechen Sie Deutſch!“ fiel Sannchen ein.

„In Gegenwärtigkeit des Allergnädigſten zu beweiſen hat, daß Baader's Anſchuldigung falſch iſt. Baader behauptet, für ſeine Anſchuldigung einſtehen zu können.“

„Warum gab Baader nicht ſchon längſt die Beweiſe?“ riefen alle im Zimmer Anweſenden.

Das war die Frage der ganzen mit dem üppigen Syſtem des Grafen Ellrodt einverſtandenen Stadt.

„Weil ſich, Baader's Erklärung zufolge, die Anſchuldigung auf Momente ſtützt, die ihm, wenn dieſe früher bekannt würden, durch heimliche Veranſtaltung alterirt werden könnten. Sonderbar,“ fuhr Meersmann mit gemäßigter Stimme fort, „er hat von der Landes-Deputation, vor welcher er ſeine Anſchuldigung beweiſen will, verlangt, daß ſie die Bibliothek des Grafen verſiegeln läßt! Die Bibliothek!

Das ist denn auch schon vor einigen Tagen in erster Morgenfrühe geschehen."

Natürlich erstaunte man über diese Mittheilung nicht wenig.

„Was kann des Onkels Bibliothek mit diesem schändlichen Streich eines Undankbaren zu thun haben?" sagte der Oberhofprediger. „Gesetzt auch, der Onkel wäre schwach genug gewesen, ein Geschenk von ihm anzunehmen —"

„Das that er nicht!" wallte Tannchen auf. „Dafür war der Onkel zu stolz! Solche — Kleinigkeiten! Und von einem solchen Bettler! Daß ich vor den Zwölfen stehen und diesen aufgestifteten Menschen entlarven könnte!"

Es war keine völlig freie und offene Zustimmung, die diese heroische Erklärung eines auf ihren Namen stolzen Mädchens fand. Die Mißbräuche der Ellrodt'schen Verwaltung waren bekannt. Dunkle Gerüchte liefen um über die Art, wie sich die Lenker des kleinen Staates Einnahmen zu verschaffen gewußt hatten. Lauterbach war steinreich. Moses Seckel wurde der Verschlechterung der Münze beschuldigt. Den Gewinn sollten diejenigen mit ihm getheilt haben, unter deren Controle er stand, allerdings vor Allen der regierende hochselige Herr selbst.

„Der Adel wird sich aber rühren, hör' ich doch!" sagte der Oberhofprediger. „Man spricht von einer

Versammlung, die heute Abend stattfinden soll, um sich über gemeinsame Maßregeln zu besprechen."

„Ja," lachte Meeresmann laut auf, „man hat mich sogar als juristischen Beistand dazu eingeladen —"

Tannchen horchte auf. Eine „Einladung zum Abend" raubte ihr den Freund für den Abend.

„Man hat dabei sogar auf meine militärische Vergangenheit Nachdruck gelegt. Es werden vorzugsweise Officiere zugegen sein —"

„Da werden Sie aber nicht hingehen, Meersmann!" fiel Tannchen sofort ein. „Das könnte Ihnen die größten Unannehmlichkeiten zuziehen —"

Die Officiere tranken allerdings viel und spielten und waren sehr verrufen.

„Ich suche eine Versammlung, wo ich mir endlich einmal die Brust freireden kann —" rief Meersmann aus und schritt im Zimmer auf und ab. „Worüber möcht' ich nicht alles die Posaunen Jerichos blasen? Auch über Sie, Tannchen —!"

„Um Gotteswillen —!" rief Tannchen und gab klein bei. Den in Pathos ausbrechenden Meersmann respectirte sie von je. Sie suchte ihn zu beruhigen und fragte, sich nur unterbrechend und zum Fenster hingewendet: „Was gibt's da draußen?"

Das Oberhofprediger-Paar stand am Fenster und blickte gedankenvoll auf die Straße. Eben grüßten sie Beide.

„Diese Lauterbach!“ rief der Oberhofprediger und suchte ebenfalls Meeresmann's Aufregung durch ein anderes Thema zu beschwichtigen. Der Kammerrath erklärte auch jetzt die Versammlung des Adels und der Officiere — für einen Scherz.

„Ihr Mann liegt so gut wie im Sterben!“ kam die Oberhofpredigerin auf die Lauterbach zurück. „Und sie lacht aus dem Kutschenschlag heraus und wirft allen Leuten Küßfinger zu.“

„Ja der hängt immer der Himmel voller Geigen!“

Sannchen beobachtete ihren Verehrer. Sie flüsterte ihrem Bruder zu, Meeresmann schiene etwas vorzuhaben. Er simulire —

„Meeresmann!“ trat der Oberhofprediger auf den plötzlich nachdenklich Gewordenen zu. „Unter den Officieren das Wort zu ergreifen, das ist Ihre Sache nicht! Da lassen Sie Trunschler und solche Leute reden. Apropos! Ist Trunschler von Stuttgart zurück?“

„Nein, Meeresmann soll jetzt von heute Abend reden!“ unterbrach Sannchen mit Bestimmtheit. „Führt überhaupt Gespräche, die in einem Predigerhause ziemlich sind!“

Alle verstanden diese Strafworte. Sie gingen auf den Versuch Trunschler's, in Stuttgart eine französische Truppe mit einer für die Verführung des Markgrafen geeigneten jeune première zu finden.

Da Meeresmann und der Oberhofprediger Ge-

ſchäfte hatten, ſo verbot ſich von ſelbſt die Fortſetzung des Geſprächs, das den Charakter jener Unentſchloſſenheit trug, welche über die Haltung der Stadt den kecken Neuerungen gegenüber gekommen war. Man trennte ſich in herzlicher Stimmung. Meersmann mit einem zärtlichen, von Sannchen lächelnd gewährten Handkuß und mit dem Wunſch, in den Alle einſtimmten:

„Wäre nur endlich der Fritz da!“

Ob Meersmann in eine von den Officieren der Garniſon für heute Abend angeſetzte geheime Berathung gehen ſollte, blieb, wie er ſagte, bis zur Kaffeeſtunde eine offene Frage. Das Factum ſelbſt, eine geheime Berathung des Officiercorps im Gaſthofe „zum Reichsadler“ auf dem Markt, wurde von ihm für beſtimmt verſichert. Er verſprach, ſich über die Projecte, die man hätte, erſt noch genauer unterrichten zu wollen.

Indeſſen war „die Schwedin“ an einem Seitenflügel der erſt wenige Jahre alten, nach einem großen Brande im alten Schloſſe neu gebauten „Reſidenz“ des Markgrafen ausgeſtiegen, am Portal des ſogenannten Stallgebäudes. Die dienſtliche Stadtwohnung ihres Vaters lag in der Nähe ſeines Wirkens, des Marſtalls. Seit einigen Tagen hatte man hier die Nachbarſchaft des ebenfalls hier eingezogenen „Ober-Bergrathes“ bekommen. Frühere Beſtim-

mungen dieſer Räume waren aufgehoben worden; alle Zimmer waren neu hergerichtet; Küchen und Keller ſollten zu den „Experimenten“ des Leibarztes verwendet werden. Darüber war im Benehmen des Ober-Bergraths kein Zweifel, daß er der Mann war, Gold kochen zu können.

Schon war es zwiſchen nunmehr zwei Bewohnern dieſes großen Flügels zu Colliſionen gekommen. Comteſſe Ulrike hatte ſich entſchloſſen, die Urſache derſelben zu unterſuchen. Der Vater hatte beſorgt, ſich ſchon beim erſten Worte, das er mit dem „Hamburger Pillendreher“, wie man Schrödern hinter ſeinem Rücken nannte, wechſeln würde, vom Zorn hinreißen zu laſſen. Die Mutter vollends hielt ſich für zu hochgeboren, um an ſolchen hergelaufenen Pöbel auch nur ein einziges Wort zu verlieren.

Das Weſentliche dieſes übernommenen unliebſamen Auftrags beſorgten natürlich der Diener und der Kutſcher der jungen Comteſſe. Aber ſie war darum doch ſelbſt ausgeſtiegen und gab ebenfalls den Schloßbedienten, auf deren Orientirung es hier zunächſt ankam, ihre Wünſche und Befehle zu erkennen.

„Wenn das aber der Herr Leibmedicus — wenn das die Demoiſelle Schröder —“

So lauteten die verlegenen Erklärungen eines Perſonals, das früher vor dem Ober-Stallmeiſter des Markgrafen Friedrich gezittert hatte, und jetzt befehligt war, ſich zunächſt nur dem perſönlichen

Dienſt des Ober-Bergrathes zur Verfügung zu ſtellen. Sogar die Schloßküche lieferte ihre Deputate in die Wohnung Schröder's. Durch Corridore war dieſer Flügel, über Ställe und Remiſen hinweg, mit der Hauptfront des Schloſſes verbunden.

In einer Sprechweiſe, die Ulrike Löwenhaupt nicht verſtehen konnte, zankte einer der Hoflakaien mit ihrem Diener. Strarup, der in plattdeutſcher Mundart einen Verſchlag, eine Kammer und einen beſonderen Aufgang, durch eine bisher nur dem Ober-Stallmeiſter gehörende Lauftreppe, durchaus auch dem Herrn Ober-Bergrath zuerkennen wollte, perorirte ſo laut durch die hohlen Corridore, daß ſich jetzt auch Schröder ſelbſt in den Streit miſchte, Schröder, der Leichdornſchneider von Wandsbeck — mit hoch friſirtem Lockentoupet, weinrothem Angeſicht, goldgeſtickter Weſte, aber noch in Hemdärmeln, blickte er aus der Thür und ſchrie:

„Wer unterſteht ſich hier zu raiſonniren? Soll ich euch Stalljungen Mores lehren — ?"

Der Herr Hofmedicus hatte aber auch eine Carroſſe vor'm Hauſe bemerkt und den Gegenſtand des Streites errathen, aber nicht das Ausſteigen einer Herrſchaft. In demſelben Augenblick ſah er nun am Ende des Corridors die harrende, elegante, ſchöne junge Dame und ſchoß blitzſchnell wieder in die offene Thür zurück.

Comteſſe Ulrike winkte mit vornehmer Gering-

schätzung und eine so gemeine Berührung verachtend ihrem Bedienten mit dem Fächer, er sollte kommen und sich auf keine weitere Erörterung einlassen.

Doch wollte der gräfliche Diener das Feld behaupten und wich umsoweniger, als er der offen gebliebenen Thür nahe genug stand, um zu bemerken, daß der Herr Ober-Bergrath eine Miene des Erschreckens gemacht hatte, sich auf die Lippen biß und jetzt wahrscheinlich nach seinem Rock suchte, um sich in vollständiger Toilette und gebührender Höflichkeit zu zeigen.

In der That trat Schröder bald darauf in einem braunen, mit Silber gestickten Sammtrock auf den Corridor, streckte sich erst in seinem apollinischen Wuchse, verbeugte sich darauf tief und lud die Comtesse ein, über die er vom Diener orientirt worden war, näher zu treten. Diese schöne, elegante junge Dame war also die Tochter des Ober-Stallmeisters, von deren Anmuth auch ihm schon Kunde gekommen.

„Bitte, meine Gnädigste — bitte zu entschuldigen — Wenn ich nicht irre —" sprach er mit einer Miene der Grandezza, als hätte er von je zur feinen Gesellschaft gehört.

„Lassen Sie nur —" antwortete die Comtesse mit einer Verlegenheit, die ihren Stolz etwas milderte, und suchte zur Stiege zu gelangen.

Aber auch auf dieser kam ihr jetzt eine widerwärtige Begegnung. Trützschler von Falkenstein

manne dich, mein Sohn! Wir gehören doch Beide zu den Leuten, die in rührenden Lagen erst dann weinen, wenn die Andern schon wieder getrockneten Auges Kaffee trinken und Butterſemmeln eſſen. Mein guter Junge!“ Damit drückte er Schlachtenmalern an ſein Herz und ließ ſich die trocken ausgedörrte Wange ſo lange von ihm küſſen, bis ſie von deſſen Thränen ganz durchnäßt war. Nun erſt hielt er ihn gleichſam gegen die Sonne, ſchüttelte ihn wie einen alten, treuen Bekannten und zog ihn mit ſich auf die morſche, von Wind und Wetter halb zerſtörte Bank der Laube. Der Küſter ging, um ſeine Kopfrechnungsmaſchine weiter auszuführen.

Nun fing Blaſedow ordentlich erſt an, mit ſeinem Sohn Parole auszuwechſeln und gleichſam ſein Signalement zu prüfen. Er frug ihn: „Was denkſt du denn nun vom Leben?“ Schlachtenmaler ſagte: „Es gibt uns nur das, was wir ihm opfern. Was es uns ſchenkt, darum verkürzt es uns. Je glücklicher wir ſind, deſto ärmer werden wir.“

„Was denkſt du nun wohl von dem Menſchen?“ fragte Blaſedow. „Beſſeres,“ antwortete Schlachtenmaler, „als ſie ſelbſt. Jeder wäre des Höchſten fähig, aber es wird nicht geweckt. Der größte Feind der Menſchen iſt die hergebrachte Ordnung. In der Harmonie derſelben aufzugehen, dahin drängt ſie die Erziehung und der Staat; die Moral nennt es Tugend, ſich nicht hervorzuthun, ſondern im Ganzen zu verſchwimmen. Die Menſchen bedürfen einer neuen Erlöſung. Die Hebel der ſittlichen und geſellſchaftlichen Ordnung ſind ermattet, es müſſen neue elaſtiſche Springfedern kommen, um die Menſchen lebendiger in den bewußten Gebrauch ihrer Kräfte zu verſetzen.“

„Was denkſt du von Gott?“ fuhr Blaſedow fort. „Daß

war es, der ihr wohlbekannte, mit Fritz Ellrodt, ihrem angebeteten Idol, überall, nur wohlweislich nicht bei ihr rivalisirende Petitmaitre. Er führte an den Fingerspitzen eine junge grell geputzte und unter Lachen die Stufen immer je zu zwei nehmende Dame herauf.

„Comtesse —!“ rief Trützschler schnellgefaßt und doch nicht ohne die sichtlichen Spuren seiner Verlegenheit, sich hier so offen als Cavalier der Tochter des Wandsbecker „Pillendrehers“ beobachtet zu sehen. „Wie kommen Sie endlich in unsere verödete Residenz? Nun erst geht die Frühlingssonne auf! Sehen Sie, Demoiselle Schröder, hier haben Sie die berühmte Schönheit des Landes, die Perle der Frauen, Comtesse Ulrike von Löwenhaupt —! Da, verneigen Sie sich hübsch und lernen Sie, was Geist, Witz, Tournüre, Eleganz, die Musen und Grazien im Vereine sind —!“

Theda knixte in Einem fort, und Schröder streckte nur immer die flache rechte Hand vorwärts und deutete damit die Bitte an, die junge vornehme Dame möchte bei ihm eintreten.

„Schwerlich aber wäre die Schwedin“ dazu zu bringen gewesen, wenn sich nicht die Scene durch noch weiter hinzukommende Persönlichkeiten verändert hätte. So trübe es in Ulrikens Innerm aussah, doch mußte ihr das Lachen kommen, als sie ihre eigenen Ablehnungsworte kaum noch hören konnte vor dem Lärm, den eine ihr wohlbekannte Stimme machte, die ohne abzusetzen rief:

„Ist denn der Leibarzt zu Hause? Und ging nicht eben der Trützschler hier hinauf? Ja, ja, mit der Demoiselle Schröder? Wem gehört denn da draußen die Carrosse? Ich meine gar, es ist das Löwenhaupt'sche Geschirr?"

Die Stimme der Frau Ministerin von Lauterbach zu hören hätte ebenfalls Comtesse Ulrike verjagen können. Aber zum Bleiben veranlaßte sie der Schreck des Kammerjunkers, dem vielleicht die eben kommende Dame, der er seither den Hof gemacht hatte, in ihrer stadtbekannten Natürlichkeit hier eine Scene aufführen wollte.

Trützschler schoß wie ein Wiesel in die offenstehende Thür.

Die Ministerin Philippine von Lauterbach war in der That eine schöne Frau. Nur hatte sie eine Länge von fast Comtesse Ulrike und Theda zusammengenommen. Dennoch bewegte sie sich trotz dieser colossalen, aber wohlgebauten Figur mit einer Behendigkeit, wie sie sonst nur den kleinen Personen eigen ist. Ihre Gesichtszüge waren frisch, hie und da etwas gefurcht; ihr Lächeln machte Alles gut. Sie lachte angenehm. Die Furchen wurden dann Grübchen. Fast zu roth war ihr Haar, und Sommersprossen im Antlitz sah man am Tage genug. Puder verdeckte am Abend Alles. Ihre Sprechweise war derb, fast männlich wie ihr ganzes Auftreten und ihr — Ruf. Hätte die böse Memoiren-Schreiberin,

Markgräfin Wilhelmine, noch gelebt und Philippine von Lauterbach gekannt, ſie würde in ihrer Art von dieſem ehemaligen Fräulein von Vietinghoff Dinge niedergeſchrieben haben, wie man ſie nur gewohnt iſt in den Commentaren zur ſechsten Satyre des Juvenal zu leſen.

Jetzt wurde die Schwedin wider Willen in die ihr wohlbekannten, nunmehr Schröder'ſchen Räume hineingedrängt. Drei geſteifte Röcke im Corridor — drei Damen auf Einmal neben einander hatten da nicht mehr Platz — ſie mußten weichen, und Schröder ließ die ſomit allgemein als die ſchönſte weibliche Erſcheinung des Landes Anerkannte nicht entſchlüpfen. Sie mußte die Schwelle des übermüthigen Emporkömmlings betreten.

Wie raſch hatten ſich hier ſchon die Stellungen verändert! Früher hatte der ſich verlegen verbeugende Trünſchler für den Bevorzugten der Miniſterin gegolten, jetzt hatte ſich die junonaiſche Schöne die Eroberung — des Markgrafen ſelbſt in den Kopf geſetzt und ließ — nicht einen Funken von Eiferſucht auf die Ober-Bergrathstochter fallen! Im Gegentheil, weil ſie dieſer Kleinen nun zu bedürfen glaubte, ſchmeichelte und huldigte ſie ihr, wie ihrem Vater.

„Sagen Sie, Comteſſe, iſt Demoiſelle Theda nicht ein allerliebſtes Kind? Bei allem Reſpekt vor Ihnen, liebe Ulrike, und auch ich bin ja eitel

genug, meinem Spiegel nur Schmeicheleien abſehen zu wollen, kann man aber ſchönere Augen haben, als Mamſell Theda? Ja Sie, Sie böſer Trützſchler! Ihre Reiſe nach Stuttgart — haha! Mißglückt? Nun, ich denke, wir ſpielen hier bald ſelbſt franzöſiſche Comödie! Wie lange ſind Sie zurück? Seit vorgeſtern? Sie muß man nur ſuchen, wenn Sie Jemand, dem Sie früher zu Füßen lagen, vernachläſſigen, immer wird man Sie da finden, wo die Blumen eben aufbrechen! Aber ach! Ich weiß es ja, warum Niemand mehr zu mir kommt! Es iſt wahrlich ein Elend, in einem Krankenhauſe zu ſein! Ich fürchte, mein guter Mann macht den erſten Ball bei Hofe nicht mehr mit! Ja, mein Herr Ober-Bergrath, ich weiß es ſchon, man freut ſich auf meines Mannes Hintritt! Aber finden Sie nicht auch, daß dieſe Landes-Deputation abſcheulich iſt? Lauter Republikaner! Obſchon einige darunter wahrhaft zum Lachen ſind! Haben Sie wol bemerkt am Geheimrath Thomas, wie er jetzt immer nur ſchwarz geht zum Zeichen ſeiner Freude, daß alle ſeine Vorgeſetzten fallen oder ſterben? Die Halbtrauer ſtand Ihnen übrigens reizend, Ulrike! Ach, daß unſere Modiſtinnen fort ſind! Die Dürand iſt nicht zu erſetzen. Ich habe es mit einer Modiſtin, die ich aus Leipzig kommen ließ, verſucht, aber kein Vergleich auch nur mit einer Gehilfin der Dürand, geſchweige mit der armen exilirten Meiſterin ſelbſt!"

Bei dieſer Gelegenheit kam heraus, daß der Ober-Bergrath mit Tochter und Sohn bei Frau Miniſterin Viſite gemacht hatte und daß jetzt dies von Ihrer Excellenz ein Gegenbeſuch ſein ſollte. So herausplatzend aufrichtig war Philippine Lauterbach nicht aus gutem Herzen, ſondern noch mehr aus beſchränktem Verſtande. Sie verwünſchte fort und fort die Landes-Deputation, „obſchon", jetzt beſann ſie ſich, „Herr Ober-Bergrath auch drin ſind". Ulriken zulieb prophezeite ſie ein furchtbares Strafgericht, wenn der junge Reichsgraf Friedrich Ellrodt zurück ſein würde. Mit dieſer Wendung lenkte ſie natürlich Aller Blicke auf Comteſſe Löwenhaupt.

Dieſe erröthete und ſah von dem Seſſel, auf dem ſie nur ſozuſagen mehr ſchwebte als ſaß, auf die Thür, gleichſam als wenn ihr im Zimmer die Luft genommen würde. Und doch ſahen dieſe Räume wunderbar metamorphoſirt und feſſelnd aus. Man begriff, warum erſt jetzt Schröder Viſiten machte. Die Wände waren tapeziert, mit Spiegeln bedeckt, mit Säulchen, auf welchen ſich Pendulen und Lampen erhoben. Die Möbel waren nach dem neueſten Schnitt, mit hellblauer Seide überzogen. Geſtickte Gardinen beſchatteten die friſchgeſtrichenen Fenſter. Teppiche lagen vor den Canapés. Die links und rechts offenſtehenden Thüren zeigten eine gleiche Ausſtattung auch der anſtoßenden Zimmer.

„Ich muß gestehen, und Herr von Trützschler wird es mir bezeugen, daß ich es täglich wiederhole," versicherte Schröder mit einer Treuherzigkeit, die nur Frauen täuschen konnte, „mich peinigt die Ehre, die mir Sereniſſimus ertheilte, in dieſe Deputation aufgenommen zu ſein! Ich verehre ja, ich bewundere ja beide Excellenzen von Ellrodt, und ſollte ich dies auch ſchon allein in Folge der Freundſchaft thun, die ich bereits in Wandsbeck mit dem ſo liebenswürdigen jungen Reichsgrafen, einem Engel von Menſchen, geſchloſſen habe. Ich werde dieſe bewähren, wenn der Miniſter des fürſtlichen Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten zurückkehrt. Ich ſehne mich wahrhaft, aus dieſer Deputation herauszukommen, und wünſche recht von Herzen für morgen eine eclatante Satisfaction für Se. Excellenz in Droſſenfeld."

Die Gedanken der Miniſterin waren auf die Tändeleien Amor's gerichtet. Nun muſterte ſie doch etwas pikirt die Demoiſelle Schröder, warf ihrem ehemaligen, ſchon von Wien erkältet zurückgekehrten Liebhaber ſchmollende Blicke zu, die ſich jedoch bis zum Ausdruck der Eiferſucht nicht mehr erheben konnten; hatte ſie ſich doch ein viel höheres Ziel in den Kopf geſetzt, in allem Ernſt die Eroberung des Markgrafen.

„Aber Ulrike, Sie ſind Sr. Durchlaucht noch nicht vorgeſtellt?" rief ſie plötzlich verwundert und die

Blicke auf die Tochter des Ober-Stallmeisters gerichtet, aus. „Da sieht man, daß bei uns die Etikette zu Grunde gegangen ist! Die Markgräfin-Witwe ist nach Erlangen entflohen, die arme Herzogin von Würtemberg lebt in Neustadt an der Aisch, die Scheidung mit der Schaumburgerin ist so gut wie im Reinen, und kein Ersatz dafür! Können Sie denn nicht, Demoiselle Theda, in Ihren Plauderstunden mit Durchlaucht ein gutes Wort für le beau monde einlegen? Ich höre, Serenissimus jagen und necken sich mit Ihnen und Sie bekommen täglich eine Düte Bonbons. Was?"

Theda lachte laut auf und meinte:

„Gott bewahre mich, täglich! Denn wenn Er Bonbons gibt, so hat Er ja vorher — mich auch genug — geärgert — " „Geohrfeigt" wollte sie nicht sagen.

„In Mariengrün muß es jetzt prächtig sein!" lenkte Trützschler, zur Comtesse gewendet, auf etwas Anderes das verfängliche Gespräch. Er hatte Besorgniß, daß sich Theda zu sehr für ihre Bildung compromittirend äußerte.

„Wir vertreiben uns die Zeit so gut es geht!" antwortete die Gefragte und verrieth durch ihre Bewegungen wiederholt, daß sie wie auf Kohlen saß. „Wir pflanzen, wir bauen —! Die Mutter rüstet sich, bald in ein Bad zu reisen — wohin ich sie — wol — begleiten werde —!" folgte darauf und nur leise hingemurmelt.

Die lange Gestalt der Ministerin hatte sich eben erhoben, um sich die köstliche Einrichtung der „Zimmer“ anzusehen. Das war für Ulrike ein Anlaß, sich empfehlen zu dürfen.

„O nein, wir bleiben zusammen! Wir haben zu sprechen! Ich begleite Sie!“ rief fast befehlend die Riesin und musterte in den „Puyzimmern“ alle Servanten und Glasschränke, in denen schon manches, dem neuen Ober-Bergrath und Hof-Leibmedicus dargebrachte Geschenk funkelte. Dann küßte sie der sich tief verneigenden Theka die Stirn, wechselte einige kokette Blicke mit den funkelnden Augen ihres Vaters und flüsterte Franzchen im Vorübergehen ein kokettes und gemacht schmollendes: „Schlechter Mensch —!“ zu.

Wie sie sich nach Ulrike Löwenhaupt umsah, um sich mit dieser zugleich zu empfehlen, fand sie diese eben im Begriff, eine Chocolade abzulehnen, die im prächtigsten Porcelan von einem mit einem großen versilberten Präsentirbrett leise eingetretenen — markgräflichen Lakaien in voller Hoflivrée angeboten wurde.

Die Ministerin fiel über diesen Anblick fast in Ohnmacht, lehnte ebenfalls die dargereichte Leistung der Hofküche ab und empfahl sich, vor Zorn offenbar unfähig, länger ein Attachement zu heucheln, dessen Schein sie sich nur aus Interesse gegeben.

„Haben Sie das gesehen?“ raunte sie Ulriken

sogleich zu, als sich Beide einen der langen Corridore entlang begaben, die ins Schloß und von da in den Garten führten, eine öffentliche Promenade. Den beiderseitigen, draußen an der Treppe harrenden Dienern war zugerufen worden, ihre Herrschaften wollten noch einen Gang durch den Schloßgarten machen und dann über den großen Paradeplatz vor dem Schlosse zurückkehren. Bald mußte die tägliche Wachtparade aufziehen. „Haben Sie das gesehen —?" wiederholte voll Empörung die Ministerin. „Ein Leiblakai! Ich kenne ihn noch vom Höchstseligen her! Servirt mit markgräflichem Geschirr! Der rothe Adler auf allen Tassen! Horribel! Diese Menschen stellen sich, als wären sie unsere Freunde! Aber ich warne Sie, Ulrike, das ist eine giftige, eine ganz gemeine Gesellschaft! Den Trützschler verachte ich geradezu! Will sich dieser elende Mensch ein Sort machen, erst durch die infame Reise nach Stuttgart! Nein, die machte ja wol Wunschold! Aber jetzt nach München — oder wie? Enfin, jetzt denkt er diese ungebildete Range zu heiraten!"

„Umsomehr muß ich auch Ihnen zürnen, daß Sie mich in eine Wohnung drängten, die ich sonst nie würde betreten haben!" entgegnete Ulrike mit doppelt scharfem Vorwurf.

„Beste, diese Eclaircissements über die Situation wird Ihnen doch Ihr Herr Papa gegeben haben, wer hier jetzt die wahren Regenten sind!" antwortete

unwillig die Miniſterin. „Mit den Wölfen muß man heulen, ma chère! Ich weiß es ja von Thomas, der ſich die Miene giebt, zuweilen an das Krankenbett meines Mannes aus Theilnahme zu kommen — in Wahrheit kommt er nur, um zu ſehen, ob er bald ſeine letzten Seufzer ausgehaucht haben wird —! Lieber Himmel! Lauterbach iſt alt und ſchwach, und ich war thöricht genug, auf die Rathſchläge meiner Verwandten zu hören! Nun ja, wovon ſprach ich? Von Thomas weiß ich, daß Schröder die Deputation geſchaffen hat und nun ſchon wieder in die Luft ſprengen will. Denn er ſitzt unter den eilf Männern wie ein Hans Narr, kaut an der Feder und weiß nicht, was bei uns ein Bezirksamt und was eine Landeshauptmannſchaft iſt. Da haben ſie ihn ſchon recht wacker abfahren laſſen! Nun will er vorläufig die Deputation „ſäubern"! Einige hinausſchmeißen, Andere hineinlaſſen! Wol gar den Trützſchler? Ich ſage, wenn nur der alte Ellrodt morgen beſteht! Und, daß der Fritz noch immer nicht da iſt! Vor dem ſoll der Markgraf einen ungeheuren Reſpect haben, und eine Frau Stichertin, von der ſagt man vollends — Haben Sie denn Briefe von Fritz? Wann kommt denn überhaupt Ihr öffentlicher Verſpruch?"

„O —" wallte Ulrike, hoch erröthend und erſchreckt ablehnend auf und dankte dem Himmel, daß die kokette Miniſterin von jedem Vorübergehen-

er überall gewiß da vorhanden iſt," ſagte Schlachtenmaler, wo ich einen Raum, eine Lücke nicht auszufüllen weiß."

„Was denkſt du von der Bildung?" — „Daß Kenntniſſe nur ihr Einmaleins ſind; die höheren Rechenſpecies müſſen anderswoher entnommen, aber die Kenntniſſe doch die ſich von ſelbſt verſtehenden Vorausſetzungen ſein."

„Was denkſt du von der zukünftigen Civiliſation?" — „Daß ſie damit beginnen wird, unſre gegenwärtigen tiefſten Begriffe eben ſo leicht zu nehmen, wie wir jetzt die Begriffe des Reformationszeitalters uns ſchon an den Kinderſchuhen ablaufen. Das neue Stadium der Bildung beginnt, wenn das, was jetzt beſtritten wird, ſich von ſelbſt verſteht."

„Und was denkſt du von den Fürſten und Monarchieen?" — „Daß ſie immer bereit ſein müſſen, die Throne zu verlaſſen, und nur deßhalb bleiben, weil ſie beauftragt und gebeten ſind, die Repräſentantenrolle eines nothwendigen Begriffs zu ſpielen."

„Und von der Liebe?" — „Daß die Ehe zwar zu vermeiden, aber nicht zu umgehen iſt."

„Und was denkſt du von der Literatur? — „Daß Shakeſpeare todt iſt."

„Und von der Kunſt?" — „Daß ſie nach Brod geht."

Blaſedow lachte und ſagte: „Nun! Keine einzige Antwort iſt richtig, die du gegeben haſt; aber, wenn deine Gedanken Werth für dich ſelber haben, ſo ſind ſie unwiderleglich." Damit zog er ihn in die Höhe, ergriff ſeinen Arm und verließ den Garten und das Haus. „Du wirſt dich wundern," begann jetzt Blaſedow, indem ſie gingen, „daß ich dich und deine Brüder ſo lange Zeit euch ſelbſt überließ.

den, der ſich tief verneigte, gefeſſelt wurde, ſelbſt von den Hoflakaien und den ſich raſch Gewehr bei Fuß ſtellenden und ſich geradrichtenden Schildwachen. Sofort war ſie dann zerſtreut und verlor den Faden ihrer Rede. Jetzt grüßte ſie einen keck dahinſchießenden, dann aber devoteſt ſeinen Schritt hemmenden jungen Mann, der auch der jungen Löwenhaupt wohlbekannt war, den geheimen Referendar des Markgrafen, einen Bürgerlichen Namens Brendel.

„Sehen Sie, meine Liebe," ſagte die Miniſterin, nachdem ſie wieder zur Beſinnung gekommen war, „mein Plan iſt gefaßt! Segnet mein Mann das Zeitliche, ſo veranſtalte ich ihm ein Begräbniß, wie in Bayreuth noch keines vorgekommen iſt, aber das Trauerjahr kürze ich ab. Ich behalte unſer Haus und eröffne die Geſellſchaft auf meine Hand. Dann muß der Markgraf mit mir accordiren. Ich erfülle die Devoirs, die ſich für Ihn geziemen. Ich ſchlage ihn durch Beſchämung. Denn ſo kann es bei uns nicht fortgehen! Der Hof hat ſich in ein Karthäuſerkloſter verwandelt! So etwas, wie jetzt hier regiert wird, iſt in der ganzen Welt noch nicht vorgekommen! Sie ſcheinen in Mariengrün die Details noch gar nicht zu kennen. Der Schröder, ein ehemaliger Quackſalber, wie man beſtimmt verſichern will, macht hier Alles. Aber über den Schröder hinaus geht noch Eine Perſon —"

Eben hatte die Excellenz ihre Rede mit einem

erſichtlichen Anflug von Unmuth und Drohung zu Ende führen wollen, als ihre Mienen plötzlich in den höchſten Ausdruck der Holdſeligkeit und Freude übergingen. Beide Damen hatten ſich eine Stiege hinunter begeben und durchſchritten eben einen langen düſtern Corridor, der ganz mit Gemälden, größtentheils Italienern aus der Zeit des ſinkenden Geſchmacks, behangen war. Dieſe grellen, auf Farben-Effect, Licht und Schatten berechneten Bilder hatten meiſtentheils ebenſo grelle, auf die Erinnerungen an die italieniſche Oper, die Mythologie berechnete Sujets. Unheimlich war es, unter all dieſen ſich ſelbſtmordenden Kleopatren und blutigen Goliath- oder Holofernes-Köpfen zu wandeln. Hier eben war es, wo ſo plötzlich die Miniſterin ihre Miene veränderte und mit holdſeligſter Grazie auf eine ebenfalls ſtattliche, aber ihr an Größe nicht gleichkommende, bürgerlich, doch nicht einfach gekleidete weibliche Erſcheinung zuging und ſie, obſchon das böſeſte Wort von der „Frau Kammerdienerin" eben auf ihren Lippen war, faſt umarmte mit dem Gruß:

„Beſte Madame Stichertin! Wie geht es Ihnen? Ich ſah Sie ſo lange nicht! O, ich habe Trauer im Hauſe! Noch nicht die volle! Aber hélas! Ça viendra! Wie lebt der Gnädigſte? Sie kennen doch dieſen Engel hier? Comteſſe Löwenhaupt, die wieder zu ihren fêtes champêtres, zu ihren Schal-

meien und kleinen Wollenschäfchen zurückkehren will! Mariengrün! O, wer dort mit Euch leben könnte!"

Die Ministerin stellte die Enkelin einer deutschen Fürstin — der Stichert vor, nicht umgekehrt die Stichertin jener — —! Comtesse Ulrike wußte sich kaum zu orientiren. Sie kam aus einem halbverdrießlichen, halbverlegenen Lächeln nicht heraus, stand aber doch in ihrer, vom Dunkel der Galerie sich abhebenden ganzen Schönheit da. Wer hier unter den Bildern eine Copie der Sibylle des Guercino gefunden hätte, hätte in Ulrike deren Ebenbild gehabt. Besonders anmuthig war unter der Unterlippe die sanfte und erst allmälige Hebung des nicht zurückgebenden, sondern plastisch hervortretenden Kinns.

„O, führen Sie uns in die Muschelgrotten! Man plaudert dort so süß! Die Parade hat noch nicht angefangen! Aber sie muß gleich aufziehen! Wie geht es Ihnen? Nicht wahr, meine Comtesse Löwenhaupt ist schön? Da sind wir alle wie im Schatten! Wann finden denn endlich die Präsentations statt? Die Durchlaucht darf ihr Einsiedlerleben nicht fortführen! Ein Hof ohne Ober-Hofmeisterin ist ein Kloster! Werde ich Witwe, so übernehme ich diese Stelle, und Sie, ma chère Madame Christle, Sie sollen das nächste Tabouret dicht an meiner Seite haben!"

Auffallend spitz und alt war die Christel gewor-

den. Sieh, sieh, wenige Monate hatten ihr die letzten Reste ihrer jungfräulichen Blüthe genommen. Es waren aber auch die Aufgaben, die sie jetzt hier zu lösen hatte, gar zu umfassend. Dabei war ihr „großes Wickelkind," „Onkel Durchlaucht", keineswegs so klösterlich gesinnt, wie ihn die Lauterbach schilderte. Der Markgraf fühlte sich in seiner Würde. Er hatte Lebenslust bekommen, trotzdem, daß er täglich vom Tode sprach. Es war nur der Ausdruck seiner Neigungen nicht nach der Art der Frivolität, die sonst an diesem Hofe geherrscht hatte. Reformiren, mit dem „Staupbesen" wegfegen, „mit Füßen treten", das hätte so recht eigentlich der neue Fürst gewollt, „Canaillen" entlarven, „Spitzbuben" zum Lande hinausjagen! Es war sein Denken und Trachten bei Tag und Nacht, und schon vermied man, dem manchmal wie rasend Daherstürmenden zu begegnen. An Schröder sah er zwar die meisten seiner Fehler, nannte ihn aber doch den einzigen „ehrlichen Kerl" im ganzen Lande und seine „treue Seele". Graf Philipp Ellrodt war ihm geradezu wie der Bel zu Babel. Dem wollte er so heiß machen, „daß er bersten" sollte, der „Hochmüthige", der „mir nicht imponiren soll, wie damals sein Sohn gethan". Vor diesem, wenn er käme, behauptete er, sich nicht mehr zu fürchten — das Redekunststück mit der „Aehre auf dem Düngerhaufen, wirkte nicht mehr nach", behauptete er, seit Trübschler von Wien zu-

rückgekommen war und unter den tiefſten Verneigungen recht boshaft ehrabſchneideriſch „vom leichten Wiener Leben“ des jungen Diplomaten berichtet, Charakterzüge erzählt hatte, die dem ſtrengen Sittenrichter nicht gefallen wollten. Die Unterhandlungen, um eine italieniſche oder franzöſiſche Truppe nach Bayreuth zurückzuführen, billigte der gnädige Herr. Es war ja ſeine Regentenpflicht, er fühlte das, geſellſchaftliche Mittelpunkte für die Gebildeten ſeiner Reſidenz zu finden. Aber das damit verbundene Suchen nach einer Maitreſſe blieb ihm verborgen. Dafür war ſelbſt Schröder und vollends die Stichert nicht hofgeſchult genug. Aber Vorſchläge wegen einer Wiederverheiratung beſchäftigten Schrödern. Nur nicht mit einer Prinzeſſin, ſondern nur mit einer Adeligen, alſo zur „linken Hand“! Wie verachtete Chriſtiane Stichert dieſe zudringlichen Huldigungen; die der gealterte, unſchöne, in ſeinen Manieren ſo unerquickliche Mann, eben ihr Pflegekind — blos weil er Fürſt und nicht verheiratet war — Von allen Seiten von ihrem Geſchlecht empfing! Niemand aber war zudringlicher als die Miniſterin von Lauterbach.

Auch die Beziehung, in welche dieſe blendendſchöne junge Dame zum Idol der Chriſtel, dem jungen Ellrodt, gebracht zu werden pflegte, kannte „die Stichert“ noch nicht. Denn die neuen Ankömmlinge in Bayreuth ſtanden noch iſolirt. Die Chriſtel

tummelte ſich wol, aber man fürchtete ſich vor ihr. Noch waren weder ihr noch Schrödern alle Lebensverhältniſſe, Gerüchte, Phantaſieen der hierortigen „großen Welt“ geläufig. Wunſchold, den mußten ſie beſtändig fragen. Dieſer hätte auch der kundigſte Mentor ſein können, aber ſein Amt hielt ihn eine halbe Meile von der Reſidenz entfernt. Auch fühlte er ſich durch Theda's erwachten Hochmuth zurückgeſetzt. Beſchuldigen konnte er ſie nicht, da er ſich zu ſeiner entſchloſſen heraustretenden Werbung Zeit nahm. Die Chriſtel wollte mit Wunſchold nichts gemein haben.

„Frau Stichertin“ grüßte die ſchöne junge Dame mit unbefangenem und oberflächlichem Blick und machte ſich auf den Weg, die Frau Miniſterin in jene Grottenzimmer zu geleiten, die auf der entgegengeſetzten Seite des Schloſſes vom Parterre aus unmittelbar in den Garten führten, Zimmer, die wie für Kalypſo, Dido oder ſonſt eine am heißen Meeresgeſtade ſchmachtende mythologiſche Schönheit geſchaffen ſcheinen.

Da ertönte in der Ferne der Glockenſchlag Zwölf und mit ihm zugleich das Trommeln der heranrückenden Wachtparade. Die Miniſterin wußte, daß in dieſem Augenblick der gnädige Herr am großen Balconfenſter erſchien und mit Aufmerkſamkeit ſeine Militärmacht und das ſich einfindende Publicum muſterte. Da hatte ſie die Muſchelgrotten und die

ſüßen Geſpräche mit „Frau Chriſtel“ im Nu vergeſſen und wurde elektriſirt wie ein Kriegsroß, das die Trommel hört.

„Kommen Sie! Kommen Sie!“ rief ſie, eine Geſtalt, die einen Flügelmann unter der eben anmarſchirenden Truppe hätte vorſtellen können. „Drüben haben wir die beſte Ausſicht! Adieu, ma bien aimée!“

Mit dieſem zärtlich zur Chriſtel hin geſprochenen Gruß eilte die Excellenz durch das Portal, wo die Wache unter Gewehr getreten war, eben jener Truppe wegen, die mit einer kurz vor der Ecke des Schloßplatzes beginnenden ſchmetternden Muſik heraufmarſchirte.

Philippine von Lauterbach, die ſich in den ſteifen Formen einer Miniſterin zu allen Zeiten gelangweilt hatte, ſchoß über den Platz hinüber in der Meinung, Comteſſe Ulrike würde folgen.

Darin hatte ſie ſich verrechnet. Die zierliche Feengeſtalt verneigte ſich der gebietenden Herrin des Schloſſes, der Frau eines Kammerdieners, mit herablaſſender Artigkeit und huſchte dicht an den Mauern des Schloſſes zum Stallgebäude hin, um daſelbſt ihren Wagen aufzuſuchen, den ſie beſtieg, um nach dem einige Meilen weit entlegenen Marienegrün ihre Rückkehr anzutreten.

Ihre Verhandlung mit dem neuen Nachbar, dem Ober-Bergrath, war doch wol nur — ein Vorwand

für eine Erkundigung nach Fritz Ellrodt. Wenigstens drückte sie, als sie an dem wappengeschmückten Hause in der Friedrichsstraße, das jetzt der alte Reichsgraf mit Drossenfeld hatte vertauschen müssen, vorüberfuhr und es wie ausgestorben fand, ihr weiches batistenes Taschentuch an die feucht gewordenen Augen.

## Dreizehntes Capitel.

Die Verſchwörung der Officiere und noch eine andere.

Niemand war über die durch Sereniſſimus gekommene unerwartete Wendung der Dinge ergrimmter als der Parforce-Directeur Theodoſius Chriſtoph Adam von Reizenſtein.

Aus dem Drehen ſeines gewichſten Schnurrbarts, einer unverkennbaren Geſte der Ungeduld, aus dem Raſſeln mit ſeinen geſpornten hohen Stiefeln kam er nicht mehr heraus.

Nicht nur, daß die Parforcejagd ganz abgeſchafft war, ſogar die gewöhnliche einfache Jagd, wie ſie ſich ſeit Jahrhunderten für einen deutſchen Fürſten ziemte, war bei Seite geſtellt. Eines Tages hatte man dem hohen neuen Landesherrn den ſtattlichſten Wildſtand zuſammengetrieben; man hoffte, ſeinem Beſuch markgräflicher Forſte die Krone eines von ihm ſelbſt erlegten ſtattlichen Rothwildes gegeben zu ſehen. Schaarenweiſe lief das Wild um den mit Laubgewinden geſchmückten Schießſtand im grünen

Gehege zuſammen; die Büchſenſpanner hielten ein geladenes Jagdgewehr nach dem anderen bereit. Sereniſſimus hätten in die Zeitung ſetzen laſſen können, Höchſtſie hätten zwanzig Rehe, zehn Hirſche und fünfzig Haſen geſchoſſen. Aber Friedrich Chriſtian von Brandenburg-Culmbach nahm zwar ein geladenes Rohr, legte auch auf ein Reh an, ließ dann aber die Arme ſinken und erklärte — er — ein General-Lieutenant, ein Höchſtſo commandirender gegen die Ruſſen —! könnte „ein ſo liebes armes Thier“ nicht ums Leben bringen. Wie hatte ſich ſeine Natur gegen die Zeit ſeiner Jugend verändert!

Eben hatte der Ober-Bergrath mit dem Sohn und der Tochter und dem erwarteten Schwiegerſohn ein — aus markgräflicher Küche und durch markgräfliche Diener ſervirtes Mittagsmahl eingenommen, als ſich der Ober-Forſtmeiſter und Kammerherr Theodoſius von Reizenſtein, als vom Gebirge kommend, bei ihm anmelden ließ.

Raſch ſprang Trünſchler ins Nebenzimmer. Vor dem Adel ſchämte er ſich, es ſo offen mit dem unheimlichen Günſtling des Fürſten zu halten.

„Was verſchafft mir die Ehre?“ rief der Ober-Bergrath mit ſüßer, erwartungsvoller Stimme, und der Erneuerung der ſchon in Wandsbeck gemachten Bekanntſchaft entgegengehend, ehe er noch den Ober-Forſtmeiſter ſah.

„Herr —“ ſchnurrte es ihm entgegen. Der bar-

Da ich aber für euer Wohl nicht ſorgen konnte, wollt' ich wenigſtens nicht, daß eure Eltern für eure Plage ſorgen. Es iſt das traurigſte Unrecht, das man in der Erziehung begeht, wenn man der Jugend ſeine eigenen Verwirrungen, Leiden und Leidenſchaften als eine Zwangsmitgift aufdrängt, wenn Eltern ihren Kindern zumuthen, die ganze Reihenfolge ihrer eigenen unbefriedigten Wünſche und nicht ſelten verzweifelnden Hoffnungen mit durchzukoſten und überhaupt unter dem Ausdruck „Kindesliebe" mitverſtehen, daß die Ihrigen ſich an all dem Jammer und Elend mitbetheiligen, was ſie ſich ſelbſt ſchufen und noch weniger mildern können dadurch, daß ſie Andere mit hineinziehen! Mein lieber Sohn, wie du mich hier ſiehſt, jetzt erſt klar geworden über die Welt und was ich von ihr zu hoffen habe, bin ich einer Miſpel zu vergleichen, die erſt reif iſt, wenn ſie ſchon fault. Jetzt, wo ich ein recht morſcher, wurmzerfreſſener alter Weidenſtamm bin, jetzt leucht' ich erſt recht und bin mir in meiner Lebensnacht ſelbſt eine Laterne, die findet, was ſie ſucht. Mein Sohn, wenn man in der großen Welt lebt, vielen Menſchen begegnet und mit ihnen zu thun hat, wenn man Buckligen, Lahmen, Blinden, Tauben Rückſichten zu ſchenken, auf Stumme zu hören, auf Abweſende zu ſehen hat, wenn der Eine originell, der Andre empfindſam, der Dritte diplomatiſch ſein will, kann man es ſelbſt bei einem verwundeten und mißvergnügten Herzen aushalten, zu leben, wie die Andern, und aus der Verworrenheit ſich einen Antrieb zu ſchaffen, für das eigne Mitfortkommen zu ſorgen; ſchlägt aber Alles in dich hinein, haſt du keine äußere Aufforderung, dem Unmuth an dieſem und jenem Luft zu machen, dann muß ſich allmälig deiner eine ſanfte, ſtille, ſonntägliche Grabesruhe bemächtigen. Siehe

ſche, martialiſche Ton dieſer erſten Anrede ließ ein brüskes Poltern, wenn nicht gar Inſultirenwollen des Leibmedicus erwarten.

Der Ober-Bergrath retirirte ſich. Siehe aber da! Unterbrochen von des Ober-Bergraths erſchrockenem: „Was ſteht zu Dienſten?“ kam der Zuſatz zum „Herr“ — „Hof- und Leibmedicus“ ganz manierlich und beinahe gemüthlich heraus. „Und ſolche Bagage muß Er, müſſen Sie, zum Donnerwetter, mir nicht ins Gehege ſchicken!“ folgte hierauf wiederum bald in Moll, bald in Dur, während Schröder, ſich allmälig reſolvirend, noch verſtummt ſchien.

„Was iſt, was iſt denn nur, Euer Gnaden?“ fragte er endlich nach Präſentation von Stühlen und ſich zurechtfindend.

„Gebe dem Kerl ſonſt einen Denkzettel mit, wie ihn unſere Jagdgeſetze ſtatuiren! Gott ſei Dank! Von den vermaledeiten Aufklärern iſt da noch nichts in die Rumpelkammer geworfen worden —! Wetter, wie ſchön ſieht's bei Ihnen aus! Na, foltern laſſen wir Keinen mehr. Aber verirrt ſich dieſer Ihr neuer Berggeſchworner mit ſeinem Jagdzeug 'mal ins Böhmiſche hinüber, ſo ſtehe ich Ihnen nicht gut, daß die Grafen Wratislaw oder wem er ſonſt ins Garn fällt, mit ihm ein Fuchsprellen anſtellen, bei dem er nicht mit ganzen Gliedmaßen wieder auf den Boden kommt! Hahahaha!“

Nachdem ſich Herr Theodoſius gründlichſt ſelbſt

Beifall gelacht hatte, den Beifall auch über das Erschrecken der Menschen über seine Barschheit und die Wahl seiner Bilder und jedenfalls seinen Witz, kam dann heraus, daß sich der Parforce-Directeur sehr beklagen zu müssen glaubte über einen gewissen Hanns Adam Zeuner, den der neue Ober-Bergrath erst vor wenig Tagen als Berggeschwornen „hinauf“ geschickt hatte. In der Nähe von Geldkronach lagen wildreiche markgräfliche Forste, vielfach heimgesucht von unberufenen Jagdlustigen, von denen sich einige durch immer erneuerte Rückfälle in ihre schon mehrfach bestraften Forstfrevel zu Gegenständen besonderer Aufmerksamkeit der Land-Dragoner und Forstgehilfen gemacht hatten. Mit diesen hätte, versicherte Herr Theodosius, der neue Angestellte sofort Kameradschaft geschlossen und wäre bereits bei nächtlicher Weile in verdächtigen Wanderungen auf Wildbestände hin erkannt worden. Um in aller Vertraulichkeit unter der Hand einen wohlgemeinten Wink zu geben, so wäre das „zum Donnerwetter!“ und in „drei Teufels Namen!“ hiermit seine ehrliche Absicht.

Wenn diese Eröffnung in einer weniger stillen Gegend als im Aubau des Schlosses gegeben worden wäre, so würde sie unter dem Fenster einen Zusammenlauf von Menschen veranlaßt haben. Denn Reizenstein's Vortrag war wie eine pittoreske Gebirgslandschaft. Thal und Fels folgten in unmittel-

barer Abwechslung, ein Wort in Perl- oder Diamantschrift und das andere wieder wie in Doppelfractur.

Charakteristisch mußten demnach auch die Bezeigungen einer ritterlichen Galanterie ausfallen, die nun der alte, militärisch geschulte Herr der vom Weingenuß und den Huldigungen ihres „Verlobten" hocherrötheten Theda darbrachte. Theodosius kniff ihr in die glühenden Wangen, wollte nicht scheiden ohne einen Kuß bekommen zu haben auf sein wie rothes Marmorgeäder aus den Steinbrüchen im Oberlande gezeichnetes Antlitz und ging mit der Versicherung, sein heutiger Besuch der Residenz würde ihn zwar mit vielfachen Geschäften in Anspruch nehmen, doch hoffte er, der ihm schon in Wandsbeck so werth gewordenen neuen Bekanntschaft noch einen complaisanten und auf treue Freundschaft zielenden Abschiedsgruß widmen zu können. Dem „dem biedern Deutschen", der sich in die neue Ordnung der Dinge noch nicht recht hineinzudonnerwettern gewußt hatte, zum Anstoßen geweihten großen Paßglase Burgunder that er mit einem andern Glase Bescheid bis zur letzten Neige.

Als der im Ganzen seltene, weil vom Markgrafen nicht angenommene Besucher der Residenz gegangen war, kam Trützschler wieder hereingeschlichen und wurde vom Ober-Bergrath mit Vorwürfen über Hanns Adam Zeuner empfangen, dessen Anstellung zumeist auf Trützschler's Gutheißung erfolgt war.

Dieſer hatte doch in Wien den ſchlimmſten Verdacht über Zeuner, der auf ſeine Heimat zugewandert war — wahrſcheinlich wieder durch die böhmiſchen Wälder hindurch — ausgeſprochen gehört und dennoch für ihn zu wirken nicht Anſtand genommen. Aber der von Zeuner Bedrohte war Fritz Ellrodt geweſen, den Trützſchler haßte und beneidete. Ja er hatte den jungen Reichsgrafen in Wien gradezu mit einer Unwahrheit bedient. Zeuner, von Fritz Ellrodt für verdächtig erklärt, einen nächtlichen Raubanfall auf ihn im Sinne gehabt zu haben, war von Trützſchler in den Straßen Wiens geſehen und angehalten worden. War ihm nun da die Art, wie ſich Zeuner hatte rechtfertigen, ſeine nächtliche Begegnung mit dem jungen Reichsgrafen erklären wollen, in Wahrheit überzeugend geweſen? Er behauptete es. Zumeiſt aber ſchien die Perſönlichkeit des unheimlichen Menſchen, ſeine Beziehung zum Markgrafen, zur Frau Stichertin, deren er ſich rühmte, ſeinem zur Intrigue aufgelegten Sinn ſo intereſſant erſchienen zu ſein, daß er dem unheimlichen Geſellen in Wien den Rath gab, ſich ſchleunigſt aus dem Staube zu machen und ſich auf dem kürzeſten Wege in ſeine Heimat zu begeben. Hier angekommen, bahnte ſich der Hamburger Spießruthenläufer durch Keckheit und einen ſelbſt die erfahrenſten Menſchenkenner täuſchenden Schein von Treuherzigkeit den Weg bis zu einer Anſtellung. Schröder brauchte Menſchen, die

er in seiner Hand hatte. Vorläufig mußten sie ihm als Spione dienen. Zeunern glaubte er noch zu einem nachdrücklicheren Eingreifen in die gegebenen, seine dünkelhafte Herrschsucht und wilde Habgier reizenden Zustände brauchen zu können. Allerdings hatte auch der Markgraf von Zeuner's Ankunft in seiner Heimat Kunde erhalten. Wie er sich aber schon einmal für die Seele dieses Menschen verantwortlich erklärt hatte, so gestattete er auch jetzt nicht seine Ausweisung, obschon diese besonders von der Stichert verlangt wurde. Daß Zeuner hätte Spießruthen laufen müssen, das sollte, befahl der Markgraf, „partoutement verschwiegen bleiben". Bei alledem schloß Zeunern seine Vergangenheit wenigstens von einer Anstellung in nächster Nähe des Landesherrn aus. Schröder gedachte ihn ab und zu vom Bergamt Goldkronach, wohin er ihn verpflanzte, herüberkommen zu lassen.

Auch heute war dieser neue Beamte anwesend, wie seither öfter. Mit Wunschold zugleich war er gekommen, den man von St. Georgen herüber erwartete. Mit diesen beiden Mitverschwornen sollte einer der Schröder'schen Pläne für die nächsten Operationen besprochen werden.

„Heilloser Mensch!" fuhr er seinen Unterbeamten, für welchen er Bürgschaft leisten mußte, an und rüttelte ihn an beiden Schultern. „Was hängt Er sich wieder an Sein schlechtes Gesindel! Hat die

langmüthige Geduld und Gnade unſeres Fürſten Ihn auf den Weg einer anſtändigen Aufführung zurückführen wollen, und ſofort müſſen wieder Klagen über Ihn einlaufen! He!"

Zeuner ſtreckte ſich in ſeinem grauen Dienſtrock mit blauem Kragen und Vorſtößen und weißen Knöpfen mit Adlern darauf nicht wenig und that verwundert über die Vorwürfe, die er da hörte, verſpottete auch den Ober-Jägermeiſter und lehnte jede Berechtigung zu einer ſo heftigen Anklage ab. „Was ſoll mir denn das?" rief er trotzig. „Habe ich da ein paar alte Freunde aus Böhmen gefunden, gehe mit denen manchmal ins Wirthshaus und kann doch dafür nicht, daß die Waldſchenke im Walde liegt und ich erſt Nachts heimkomme, wenn der Mond ſchon aufgegangen iſt und die Hirſche ſpazieren gehen —!"

„Wird ein ſchönes Wirthshaus ſein, wo er einkehrt —! Eine Räuberhöhle, wohin wahrſcheinlich die Händler kommen, denen das geſtohlene Wild verkauft wird!"

Jetzt wurde Zeuner grob. „Ach was!" rief er. „Soll ich anitzt ſtolz ſein, Keinen mehr kennen und auf einen Guten Tag! keinen Guten Weg! mehr haben? Habe da alte Bekannte von Zeiten gefunden, wo ich noch mit den Enten im Bach herumkrabbelte."

„Paſcher, Wilddiebe —! Der Ober-Forſtdirecteur von Reizenſtein iſt hier in der Stadt —! Wenn

Er vielleicht Wild mitgebracht hat, dann hüt' Er sich, daß ihm in der Stadt die Braten nicht in die Nase stechen!"

Zum Glück für Zeuner, der über die letzte Bemerkung etwas stutzig zu werden schien, wurde der Ober-Bergrath in Verlegenheit gesetzt durch das stumme Verweilen Wunschold's in demselben Zimmer, wo Theda mit dem Baron von Trützschler mit Einemmal sich ganz ausgelassen zu necken anfing. Das weinglühende Mädchen wollte vor dem „Herrn Baron" die Miene annehmen, als wenn dieser fast stumm und schleichend eingetretene Herr Wunschold, dieser vierschrötige, bejahrte Secretär der nach Wandsbeck gekommenen Gesandtschaft nie schmunzelnde Blicke auf die Jahrmarkts-Schöne geworfen hätte. Schröder kannte die Verkehrtheiten seines Kindes, die ihm bei Wunschold schaden konnten und brach rasch die Erörterung mit seinem Untergebenen ab mit den Worten:

„Geh' Er so lange bei Seite! Laß Er sich zu essen geben, bis er gerufen wird!"

Auch Theda bekam einen Wink, ihr Gekicher mit dem Kammerjunker abzubrechen. Die drei Männer hätten jetzt, bedeutete er sie, in ernste Berathung zu treten. Theda hüpfte davon, um für Zeuner zu sorgen.

Die drei zum Verderben des Landes verschworenen Männer waren allein.

Ein behaglicher Wohnraum, anzusehen wie das Studirzimmer eines Gelehrten, geschmückt mit Büchern, die niemals gelesen wurden, mit Präparaten, die auf Gerathewohl in Nürnberg und Erlangen gekauft worden waren, Versteinerungen, die Schröder aus den reichen Sammlungen des für Petrefactenkunde so ergiebigen Landes gestohlen hatte, wurde von dem Duft erst des kräftigen, wiederum aus markgräflicher Küche entlehnten Mokkas, dann des holländischen Kanasters erfüllt, den die bezopften Männer aus langen Thonpfeifen rauchten.

Keiner meinte es gegen den Andern ehrlich. Einer würde den Andern sofort verrathen haben, wenn sie nicht die Ueberzeugung gehabt hätten, daß sie zu ihrem Ziele, die höchsten Ehrenstellen zu gewinnen, nur durch Aneinanderhalten gelangen konnten. Schröder hatte geradezu die dirigirende Ministerstelle im Auge. Wunschold und Trützschler sollten nicht minder die einflußreichsten Posten erhalten. Trützschler zunächst sollte zum Geheimen Cabinetsrath erhoben werden und das Amt des jungen kecken Referendars Brendel, der heute in der Frühe die Frau Ministerin Lauterbach so zuthunlich gegrüßt hatte, erhalten. Wunschold war für die Stelle — des Kammerraths Meeresmann bestimmt.

Nach dem Austausch der ersten Verständigungen zeigte sich, daß die leitende Intelligenz der Genossenschaft Wunschold war.

Viel rechtskundiger an sich, als der oberflächliche Don Juan Trützschler, kannte er auch die heimatlichen statistischen Verhältnisse von Grund aus.

„Wie wird morgen das Gericht ablaufen über den Reichsgrafen? Kann Baader den Beweis führen, daß wirklich seine Stelle bezahlt worden ist?" So begann Schröder, mit unsicherem Blick die Ruhe Wunscholds sondirend, eines Genossen, gegen den er immer wie ein scheues Gewissen hatte.

Wunschold paffte die Wolken seiner Pfeife vor sich hin, fuhr mit der Hand nachdenklich über sein glattrasirtes Kinn, dann hob er die kostbare weiße Porcelantasse, trank und — schwieg.

Trützschler von Falkenstein, mehr Sachse als Franke, war redseliger. Sein wohlrasirtes Antlitz in dem schwarzen Trank der Levante spiegelnd, meinte er:

„Was bedeutet nur die Versiegelung der reichsgräflichen Bibliothek! Ich vermuthe, dort müssen die Schriften liegen, die Correspondenzen, die Baader damals von Erlangen aus mit dem Minister gewechselt hat."

„Es wird sich zeigen," meinte jetzt Wunschold, „im Wesentlichen kann der Graf, selbst wenn er sich rechtfertigt, seines Sieges nicht froh werden. Wenn ich den Fürsten verstehe, wie ich ihn schon in Wandsbeck kennen lernte, so sind ihm alle Namen

zuwider, die hier vor ihm Ansehen und Geltung gehabt haben. Hm! Auch die Landes-Deputation wird sich nicht halten — —"

„Mir recht! Mir recht!" meinte Schröder. „Sie sollte ja auch nur ein bloßer Uebergang sein."

„Dann steigt Thomas aus ihren Trümmern als der Gebietende!" fiel Trützschler ein und sah die Züge Schröder's sich vor mißgünstigem Neide entstellen.

„Und Hanstein oder gar der junge Ellrodt —" sagte Wunschold.

Trützschler sprang von seinem Kaffee auf und legte die ihm ohnehin nur wenig geläufige „Tobakspfeife" zur Seite. Wunschold mehrte noch den Neid des alten Universitäts-Gefährten mit den Worten:

„Der junge Ellrodt tritt die Erbschaft seines Vaters an, und Se. Durchlaucht wird ohne Zweifel ganz von ihm so enchantirt bleiben wie in Wandsbeck. Man sagt, die einflußreichste Persona circa Caesarem hat dafür Sorge getragen, daß der Helfer in der Noth vielleicht schon heute in loco ist und die morgende Gerichtssitzung sine dubio dann — gänzlich in Wegfall kommt!"

Der Neid, die Eifersucht Trützschler's auf einen jungen Mann, der zehn Jahre weniger als er zählte, Minister war und bei Frauen und Männern, bei Jung und Alt, bei Hoch und Niedrig das Schoß-

ſo hab' ich mit der Welt abgeſchloſſen und euch nun, euch, meine Kinder, wollt' ich eben nicht beläſtigen und ſtören."

Blaſedow war bei dieſer rührenden Erklärung ruhig und gefaßt; nur der heftige Druck der Hand, den Schlachtenmaler in der Seinigen fühlte, verrieth ſeine tiefe Bewegung. So kamen ſie an den Kirchhof und Blaſedow machte ſeinen Sohn mit lächelnder Miene auf die Mauer deſſelben aufmerkſam. „Ich hab' es noch immer zu verhindern geſucht," ſagte er, „daß man deine erſten Kohlencartons überkalkte, was die geiſtlichen Inſpectionsreiſenden längſt wollten." Schlachtenmalers Herz wurde beklommen, weil es nun nicht fehlen konnte, daß die künſtleriſchen und dichteriſchen Leiſtungen der Brüder zur Sprache kamen. Blaſedow fuhr mit Ruhe fort, indem ſie weiter gingen und das freie Feld ſuchten: „Ich hab' euch um ſo weniger durch meine Zudringlichkeit ſtören wollen, als ihr Alle eure eignen Bahnen zu meſſen und euren Talenten zu leben hattet! Die jungen Keime müſſen nun Knoſpen getrieben haben; die weitere Entfaltung wird ſich bei den ſchönen Tagen, die jetzt überall für die Kunſt anzubrechen ſcheinen, nicht verſpäten. Eine Zeit, welche ſich lange mühte, ein philoſophiſches und geſellſchaftliches Räthſel zu löſen und die Löſung nur in der Revolution findet, welche doch Niemand will, kann nicht anders, als das Gute und Wahre zuletzt unter der Form der Schönheit auffaſſen. Der Meinung und der Leidenſchaft muß ich eine edle Rückſicht, die Grazie der Verhältniſſe, zugeſellen. Wo wir uns noch bekämpfen im Augenblick, die, welche das Grelle, Nackte, rein Leidenſchaftliche mit den Waffen in der Hand wollen, ſind verhaßt, und die welche die Ueberzeugung an gewiſſe unveränderliche Bedingungen des

kind eines ſich immer gleichbleibenden Glücks geweſen, konnte ſich nicht bemeiſtern. Nur er wollte der Matador der Reſidenz ſein.

„Dieſe Stichertin ſcheint mir halb verrückt!“ platzte er heraus. „Man muß ſie unter Curatel ſtellen oder das Frauenzimmer dem Markgrafen als eine gefährliche Perſon ſchildern, was ſie auch iſt. Sie beſucht ganz offen den Kammerrath Meersmann, ſteckt ihm, was vorgeht. Können Sie denn nicht, Herr Ober-Bergrath, in Ihrer ſo nahen perſönlichen Stellung zu unſerem Gnädigſten geradezu in Betreff dieſer Nymphe — wie hieß ſie doch? die damals bei —“

„Numa? Egeria, meinen Sie wol,“ fiel Wunſchold ein. Er hatte nicht nöthig, durch Spott den Kammerjunker und Referendar abzukühlen. Denn Schröder riß ſeine weinglühenden, immer mehr aus ihren Höhlen herausquellenden Augen auf und flüſterte, auf die mögliche Anweſenheit markgräflicher Bedienten deutend:

„Himmelſackerment! Schweigen! Schweigen! Dieſe Chriſtel! Da ſtehen wir vor einem, wie ſagen wir Lateiner doch, noli me tangére!“

„Tángere!“ verbeſſerte der ſtudirtere Wunſchold die falſche Betonung. Er kannte ſchon Schröders Schwächen.

„Mit einem Wort — ja wol, ja wol — dieſe

Christel mein' ich! Da geben wir um Gotteswillen subtil zu Werke!"

Trützschler war erstaunt, auch diesen einflußreichen Mann unter der Herrschaft einer Person zu sehen, die sich denn doch, er sprach es aus, irgendwie müßte ausstechen lassen. „Die Versuche in München und Stuttgart sind fehlgeschlagen. Aber der Gnädigste ist ein Mann in seinen besten Jahren. Die Scheidung ist zwar noch nicht vollkommen erfolgt; die Agnaten der Markgräfin reizen diese Dame noch zum Widerstand, sollen sogar in Potsdam Intercession verlangt haben; aber wenn es auch zu keiner neuen Ehe käme, wenn nur wenigstens irgend eine Dame de confiance, une maitresse — Glauben Sie," wendete er sich zum Ober-Bergrath, „daß die Koketterie unserer Madame de Lauterbach einen Erfolg haben könnte?"

Schröder zuckte die Achseln und erklärte, die hohe Persönlichkeit, die hier über das Wohl und Wehe einer halben Million Menschen entschied, wäre eine unberechenbare. Seiner Meinung nach, fügte er hinzu, müßte man auf dem Wege fortfahren, sich in den Besitz derjenigen Hilfsmittel zu setzen, welche zur factischen Herrschaft über die Kräfte des Landes führten. „Wir müssen," schloß er, „das Geld und nochmals das Geld, wenigstens den Schlüssel zum Gelde in Händen haben."

Wunschold hörte zu und stierte mit listig sinnen-

den Augen. Er verzog eine Miene, die ein Lächeln bedeuten ſollte.

Schröder nahm dieſe Miene für Ermuthigung und fuhr fort:

„Zunächſt Sturm auf Moſes Seckel und dann auf Meersmann! Alles Andere wird ſich finden. Aber Messieurs, um zu Geld zu kommen, das will geſchickt angeſtellt ſein. Dazu habe ich den Zeuner beſtimmt —“

Trützſchler erfuhr jetzt zum erſtenmale, was verabredet worden. Gewöhnt an den leiſen Tritt des Hoflebens, heimiſch auf dem glatten Parquet der ausgewählteren Geſellſchaft, erſchrak er nicht wenig über die Kühnheit der Unternehmungen, die demnächſt in einer Reſidenz, die zwar von Intriguen unterminirt war, aber doch äußerlich nur den Weg Rechtens kannte, in Scene geſetzt werden ſollten. Der Hofbankier Moſes Seckel verwaltete die Münze. Die Verſchlechterung des Geldes war der Jammerruf der Zeit. Fand ſie beinahe doch überall ſtatt. Da auf dem eigenen Gebiet der Münzregalien der Zwangscurs galt und die Beamten mit dem ſchlechten Fabricat ihres Landesherrn bezahlt wurden, ſo gelang die Uebervortheilung des Publikums nur zu gut und brachte den Machthabern enormen Gewinn. Als Ober-Bergrath wollte Schröder auch die Münze haben, wollte den Hofbankier am hellen lichten Tage überfallen laſſen, wollte Alles bei ihm

mit Beſchlag belegen und den Beweis eines ſeit Jahren geübten Betruges führen. Nach den Beſchlagnahmen hoffte er dann Alles in ſeine Taſche zu lenken. Der zweite Ueberfall, der auf Meersmann, ſollte nach ſeinem Calcul mit dem Andenken des verſtorbenen Markgrafen zu gleicher Zeit den Adel des Landes compromittiren. Der jetzige Markgraf haßte Beide. Zu den Geheimniſſen der ſogenannten „Preußiſchen Vorlagegelder", die Friedrich II. von Sansſouci ſeinem Schwager in Bayreuth geliehen hatte, gehörten Mißbräuche. Meersmann, ſonſt ſo ſtreng rechtlich denkend, ein trotziger, wie man in jenen Zeiten zu ſagen pflegte, republikaniſcher Charakter, hatte die Mißbräuche zu vertreten, zu entwickeln, allmälig zu beſeitigen überkommen. Völlig unſchuldig, ſollte er nichtsdeſtoweniger durch einen plötzlichen Ueberfall in ſeiner Kanzlei, Erbrechen ſeiner Schränke „entlarvt" und in ſeiner Stellung als Geheimer Kammerrath durch Wunſchold erſetzt werden — —

Wunſchold ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und erklärte alle Bedenken des glattzüngigen Höflings, der denn doch die Intriguen ſeiner eingefädelt wünſchte, eingefädelt mit Frauenhilfe, mit Beeinflußung der perſönlichen Stimmungen des Landesfürſten, mit Vorſchubleiſtungen durch wachthabende Officiere, für vollkommen überflüſſig „Gerade durch!" rief auch er mit cyniſcher Wuth, „und

wenn die Sturmglocke gezogen werden müßte! Nur das flößt Schrecken ein. Auf die Officiere rechnen Sie doch nicht! Ob sie gleich selbst in Rebellion begriffen sind! Heute Abend findet große Verschwörung statt, im hinteren Saal des „Reichsadlers"! Hahaha! Wir wissen Alles. Die Polizei gehört uns. Dieser Teufelskerl, der Zeuner, manifestirt sich vollkommen geschickt, um diesen Tanz in der Comödiengasse bei Seckel, im Münzgebäude bei dem Wardein und in der Kämmerei aufzuspielen. Haben Sie schon gehört, Schröder, wollt' ich sagen Herr Ober-Bergrath, daß Meersmann heute Abend im „Reichsadler" bei der Officiers-Revolte den Vorsitz führen wird?"

Schröder verschluckte eben erst seinen Aerger, daß sich Wunschold manchmal Vertraulichkeiten erlaubte, die ihm, „dem markgräflichen Van Swieten", unpassend erschienen, und schwieg. Aber Trützschler jubelte auf.

„Was? Meersmann?" rief er.

Schröder kannte noch nicht einmal ganz das Nähere.

Seiner noch zweideutig hin- und herschwankenden Stellung gemäß, war auch Trützschler aufgefordert worden, einer Versammlung der Officiere beizuwohnen, in welcher die Frage erörtert werden sollte, wie sich der Adel und namentlich das Militär zu verhalten hätte, der immer mehr überhand nehmen-

den Neigung des regierenden Herrn gegenüber, seine nächsten Umgebungen, es sei, wer es sei, Christiane Stichert ausgenommen, mit Stockschlägen zu tractiren. *) Er erklärte, daß sich seine Abwesenheit von einer so verfänglichen Berathung von selbst verstünde.

Da den Verschwornen daran liegen mußte, über den Verlauf dieser auffallenden Demonstration, deren Kunde bis Wien und Berlin, jedenfalls nach Coburg und Ansbach dringen mußte, unterrichtet zu sein, so wurde Zeuner hereingerufen und mit einer Reihe von Verhaltungsmaßregeln bedacht, auch mit dem Auftrag, jene Wirthshaussitzung zu belauschen. Der Ueberfall des Kammer-Residenten Seckel wurde auf den nächsten Sabbath angesetzt. Der auf Meersmann auf den darauf folgenden Montag. Der zwischen beiden Tagen liegende Sonntag sollte dazu dienen, in der Stadt Furcht und Schrecken zu verbreiten.

„Nun," sagte der Helfershelfer, „da ist es ja gut, daß ich Herrn Schnauffer's Beschließerin, eine Böhmin, leider aber nicht mehr jung, schon auf meine Seite gebracht habe! Bestellen sich die Herren Officiers nicht die Trompeter in den Saal, so hab' ich schon ein still Plätzchen, wo ich sehen und hören kann, was conspirirt wird —!"

*) Thatsächlich.

Einem Griff in Schröder's Westentasche nach einem dem Werkzeug seiner Raubgier und seines Emporkömmlingsmuthes zu spendenden Extra-Douceur folgte noch eine ernste Ermahnung, über Alles, was ihm aufgetragen, reinen Mund zu halten. Den ihm zum Verweilen in der Residenz ertheilten Urlaub sollte er nur auf ein stilles Vorbereiten der auf Samstag und Montag angesetzten Ueberfälle verwenden, sich die entschlossensten Polizeidiener aussuchen und die übrige freie Zeit nur hier im Stallgebäude, „in dem neuen Laboratorium des Ober-Bergrathes, zubringen, wo es Gelegenheit geben würde, seine Geschicklichkeit auch sonst in Anwendung zu bringen". Gegen sein Nachtquartier in einem Kämmerchen des „Reichsadlers" hatten die Verschwornen nichts einzuwenden.

Als Zeuner beschlossen hatte, sich in einer Wirthschaft am Ende der Erlanger Straße bis zum Abend gütlich zu thun, fiel ihm zweierlei schwer aufs Herz. Einmal, daß Herr Schröder von einer Anwesenheit des Ober-Forstdirecteurs in der Stadt gesprochen hatte. In der That, wenn sich dieser vielleicht dem „Reichsadler" näherte und etwas von den Wildpret-Ankäufen des Wirthes durch seine sehr stark markirten Geruchsorgane aufnähme —! Doch in Erwägung, daß Herr Schnauffer ein resoluter Mann war, der sich zu helfen wußte, kam er über diese Bedenklichkeit hinweg.

Das Peinlichere war die Erinnerung an das, was er gleich anfangs, als er hier zum erstenmal wieder die Thore der Stadt passirt hatte, der Stichertin hatte versprechen müssen. Diese, die er sofort besuchte und mit einem in optima forma ausgeführten Fußfall begrüßte, hatte ihm, als sie ihn wiederzukommen beschied, eröffnet: „Zeuner! Er hat eine Strafe überstanden, die Ihn für den Commers mit reputirlichen Menschen nicht mehr capabel macht! Da jedoch unser gütiger und gnädiger Herr Markgraf schon in Wandsbeck Angst um Seine Seele hatte, so soll Er ins Gebirge versetzt werden, wo sich Keiner um Ihn viel bekümmern wird, wohlverstanden, wenn Er Gutes thut, Sein Fürgesetzter ist allda der Herr Schröder! Sollte Ihm aber dieser Mann oder wer es sonst sei, etwas in Commission geben, was mit seinem nächsten Devoir nicht harmonirt, so hat Er mir davon stanta pe Meldung zu machen. Verstanden? Untersteht Er sich, das zu negligiren, und es kommt was vor, was zuvor Ich, die Stichertin, hätte wissen müssen, so kann er gewiß und gewärtig sein, daß Er Knall und Fall über die Grenze geschickt wird. Dafür steh' ich Ihm!" Und wie hatte Zeuner versprochen, dieser freundschaftlichen, aber sehr nachdrücklich vorgetragenen Warnung eingedenk zu sein! Wie hatte er die etwas rauhen Hände der wirthschaftlichen, jetzt allerdings von geringen Arbeiten befreiten Frau mit Küssen bedeckt und dabei gelauscht, ob sich die,

wie man allgemein ſagte, ſehr Unglückliche noch zuthunlichere Zärtlichkeiten würde gefallen laſſen! Wie hatte er ihr ſo gemüthlich vom Apotheker Böning in Hamburg geſprochen, von dem er noch manchmal Briefe bekommen zu haben behauptete! Und als dann Frau Chriſtel mit bitterm Lachen geſagt hatte: „Ja ſo, der muß ſich wol manchmal im Hamburger Zuchthauſe erkundigen, wie ſeiner Herzallerliebſten von den Raboiſen das Spinnen bekommt?“ da hatte er ſich hoch und theuer vermeſſen, an jenes Weibsbild, das ihn in die Hölle hätte ziehen wollen, nicht mehr zu denken. Nachgerufen hatte ihm dann noch die Frau Kammerdienerin: „Und noch Eines: So oft Er hier in Bayreuth iſt und ſich länger als vierundzwanzig Stunden aufhält, muß ich es juſtement wiſſen! Damit ich Ihm, merk' Er ſich das, einen Aufpaſſer halte!“ Das konnte die Chriſtel ohne Weiteres. Die Zahl nur allein der „Hoflakaien“, die vor ihrem Winke zitterten, betrug in runder Zahl dreißig.

Es war nun aber dem gewaltthätigen Charakter dieſes Menſchen, der oftmals behauptete, ſeinen Beruf verfehlt zu haben, nicht gegeben, gerade das zu thun, was man von ihm vorausſetzte. Wenigſtens hätte damit Nutzen verbunden ſein müſſen. „Mir Spione auf die Ferſe ſetzen? Sie iſt ein Frauenzimmer und hockt vor ihrem Spiegel oder ihrem Kaffeetopf! Sie wird nicht merken, daß ich hier um-

gehe. Und wissen wollen, was ich in der Stadt soll? Soll ich den Judenkrawall und die andere Hetze anzeigen? Die müssen mir ein ordentlich Stück Geld abwerfen! Erst eine Stunde vorher mache ich meine Bedingungen oder — dann die Anzeige bei Christeln! Prr! Sie ist recht alt geworden!"

So etwa perorirte er in sich hinein und scharmuzirte mit einigen hübschen Mistelbacherinnen, die ihm auf dem Wege, der nach Donndorf und Eckersdorf führte, aufstießen.

Es ist eine uralte Neigung des Menschen, das kernhafte Getränk, Bier genannt, da aufzusuchen, wo es am frischesten ist, und eine ebenso lange bekannte Thatsache, daß die Frische des Bieres vom Frequentirtsein des Ortes, wo es verzapft wird, abhängt. Wird die Betrachtung, die Zeuner über diese beiden Thatsachen anstellt, seinem Bestreben, sich dem im linken Anbau des neuen Schlosses wohnenden weiblichen Argus zu entziehen, günstig sein? Ein herrlicher Sitz zum Vertreiben der Zeit ist gefunden, aber zugleich ein fataler Zufall. Am letzten Sonntag war derjenige von den vier Kammermohren, der zum Entsetzen des Markgrafen noch nicht getauft war, vom Oberhofprediger in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommen werden und nach seinem durchlauchtigen Pathen Friedrich Christian getauft — Friedrich Christian. Der Oberhofprediger hatte eine ergreifende Taufrede gehalten, von welcher dem in

menſchlichen Herzens oder der Grazie knüpfen, ſind allein willkommen. Oder ſoll der ſich immer mehr entfaltende Flor der Kunſt vielleicht nur der Ueberwurf ſein, den man auf Lampen und Kronleuchter hängt, ſo lange man ſie nicht braucht, da ich geſtehen muß, daß ſo Vieles im ſocialen und politiſchen Leben noch nicht gelöst iſt, daß ſo manche uſurpatoriſche Begriffe ſich wieder zu einer Herrſchaft aufgeworfen haben, welche ihnen die philoſophiſche Vernunft und unſre jüngſte Geſchichte ja eigentlich ſchon aus den Händen gewunden hatte; da es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß der Beſchluß unſers Jahrhunderts die Fragen wieder aufnimmt, welche am Beginne deſſelben jetzt ſo ängſtlich abgebrochen und vertagt werden, ſo möchte wohl dem Edeln und Wahren kein günſtigeres Intermezzo haben kommen können, als ein äſthetiſches, als eine Feuerprobe der Schönheit, die die Leidenſchaft und die Ueberzeugung aushalten müſſen, ſo daß ſich den Gemüthern durch äußere Reize dasjenige einſchmeichelt, was ſie ſeiner innern Glut nach vielleicht weniger richtig verſtanden hätten. Die Berechnung, mein Sohn, die ich mit dir und deinen Brüdern anſtellte, wird mich nicht täuſchen. Eure Jahre werden gerade ſo lange währen, bis vielleicht wieder eine Barbarei, ein bilderſtürmender Fanatismus ſeine Geißel über die Erde ſchwingt. Ihr habt eine Zeit, wo die Sonne der Wahrheit von manchen noch nicht zerriſſenen Ideen-Vorhängen eine Beleuchtung erhält, die wenigſtens für die Künſte die rechte iſt.“

Schlachtenmaler ging ſtumm neben ſeinem Vater und wußte nicht, wie und wo er ging. Die Gegenſtände hatten ihre Umriſſe verloren; das Auge war ganz in ſein Inneres gekehrt, er wußte und hörte nichts, als die Stimme Bla-

Malta oder Genua aufgekauften Neger gewiß einige Worte, als: Mäßigkeit, Nüchternheit u. ſ. w., verſtändlich geblieben waren. Nun galt es noch, den neuen ſchwarzen Chriſten durch Hofbediente und Hoflieferanten zu tractiren und ihm gleichſam mit dem wahren Waſſer der Civiliſation, Bier, Wein und Getränken von noch ſchärferem Alkoholgehalt, die Feuertaufe zu geben. Dieſe Weihe floß diesmal aus den vereinigten Geldbeuteln des Hofkoſaken Doberzynski, der beiden Kammerhuſaren Trummer und Rabenau, des durch ſein Chriſtenthum zum Weingenießendürfen emancipirten Kammertürken, der als blinder Heide Achmet geheißen hatte, jetzt Conſtantin Dodinzki hieß, und drei anderer Kammermohren, Aprel Sarmin, Petrorin Aron und Friedrich Gotthold geheißen. Des Letzteren, der am Senegal geboren, Pathe war der hochſelige Markgraf Friedrich, der „Unvergeßliche". Ein Troß von Hofbedienten bis zu den vier Hof-Portechaiſenträgern hinunter wohnte dem Feſtſchmauſe in einer der Wirthſchaften in der Nähe des Pechhütten-Weihers bei. Die alten Wandsbecker Geſichter, denen Zeuner als der läſtige mehrmalige Beſucher des nunmehr wol ſchon niedergeriſſenen alten Rantzau-Schloſſes erinnerlich ſein konnte, die zu hohen „Kammerdienern" erhobenen Strarup, Hartnack, Stichert fehlten glücklicherweiſe. Nur Rienemann, der alte Läufer, war

zugegen. Dieser erkannte den Zeuner nicht. Er war in wenigen Monaten ganz stumpf geworden, vielleicht aus Schmerz über einen Herrn, der sogar als regierender Fürst nur Schritt fuhr. Daß er Zeunern an die Frau Stichertin „angab", dafür schien keine Gefahr.

Kienemann sprach Plattdeutsch, das Zeuner gar wol verstand. Der alte Milzlose unterhielt sich an einem Nebentisch mit dem beurlaubten Berggeschwornen, der sich zu ihm gesetzt hatte und ihm Märchen erzählte von Goldkronachs noch unentdeckten Schätzen. Und in der That, hörte man die Namen der „Zechen" „die Silberrose", „Gottes-Gnade", „Treu-Gott-Stollen", „Schöne Susanne", „Unverhofftes Glück" — so fehlten nur noch ein paar Lachter Tiefe und die Verbindung Goldkronachs mit dem spanischen Eldorado in Südamerika war da. Wie dem auch sein mochte, Kienemann bezahlte die gemeinschaftliche Zeche und berichtete auch seinerseits manches Wissenswürdige, wenn auch mit unterschiedlichen Ach's und Weh's über die Veränderung seiner Lebensweise und die Unmöglichkeit, in einem Klima fortzukommen, wo das einzige Flüßchen, das es hier gab, der Main, im Sommer zum Ueberspringen schmal war. Ihm fehlte die Wasserluft. Auch schmerzte ihn die Milz, obschon sie ihm ausgeschnitten sein sollte. „So thut's dem alten Krieger in einem Bein weh, das er auf dem Schlachtfelde

gelaſſen!“ meinte Zeuner mit jener deutſchen Biederherzigkeit, die ſchon Manchen getäuſcht hat. Er erzählte Kienemann, daß es in dieſem Lande einſt einen Fürſten gegeben hätte, der ſo ſchnell fuhr, daß ſein Leibzwerg, der als Vorreiter diente, vom Pferde herunterglitt, ſich den Hals brach und auf dem Wege zur Eremitage ein Denkmal für ewige Zeiten bekommen hat. Kienemann ſchüttelte den Kopf über die entſchwundene Zeit eines ſolchen dahieſigen hochfürſtlichen Fahrtempos.

„Se. Excellenz Graf Löwenhaupt kommen gar nicht zur Stadt! Es ſchmerzt Se. Excellenz, nur in den Stall zu ſehen! Die Gäule werden ſteif und fett! Geritten wird gar nicht mehr! Der regierende Herr ſchlägt die frömmſte Stute aus! Ich laufe der Kutſche voraus und ſetze mich alle tauſend Schritt auf den Raſen oder auf eine Bank und warte, bis Durchlaucht nachkommen!“

„Ihr ſeid wie die großen Mordkerls!“ meinte Zeuner. „Die ſind wieder wie die Uhren! Aufgezogen müſſen ſie werden, ſonſt ſtehen ſie ſtill.“ Natürlich rangirte er ſich ſelbſt unter dieſe Art von Genies, die damals immer mehr aufkamen, und ſagte dann offen: „Se Einer, der ſich mit wahrer Ungeduld ausruht, bis ihn die langſame Kutſche mit ſechs Pferden wieder einholt, bin ich auch!“

Zwar wurde die alte Bekanntſchaft nicht erneuert, aber eine neue geſchloſſen. Als Kienemann

bezahlte, sagte er: „Ja, ja! Hier hat es allerlei Leute!“ Nun schaute er in die Wirthschaft mit dem Kindtaufsschmause des Mohren. Der Hofkosak wollte auf dem sandigen Fußboden tanzen und versuchte es, in der rechten Hand die gefüllte Flasche, rufend: „Vivat — Fritze Krischan!“ Das konnte dem Kamerad Kammermohren und Sr. Durchlaucht gelten. Den Letzteren würde Dobrzynski haben leben lassen, auch wenn ihn sein Fürst windelweich geprügelt hätte; denn zum heutigen Kindtaufschmause hatte der fürstliche Pathe dem so kameradschaftlich fühlenden Kosaken eine Beisteuer verwilligt.

Die Luft war so mild, der Rundblick auf die Höhen beruhigte so das Gemüth, die Frösche im Weiher wetteiferten mit den Finken, die aus dem „Thier“- und Fasanengarten herüberflogen, mit den Lerchen, die über den blühenden Kornfeldern schwebten, über Fluren, die sich mit blauen Cyanen und rothen Mohnblumen rund um einen Steinblock ausbreiteten, der völlig harmlos gelegen — der Unterbau des Galgens war. Wenn das Ding gebraucht wurde, kamen die Querbalken hinzu. Diesem allbekannten und Niemanden weiter störenden Gesellen den Rücken zugewendet, konnte sich Zenner behaglich ins Kartenspiel vertiefen, zu welchem sich Partner fanden. Kienemann machte den stillen Zuschauer und weidete sich, so schien's, an der Schnelligkeit, womit die Finken bald zum Walde hinüberschossen, bald wieder

auf die paar Weiden zurückkehrten, womit der Weiher an der Pechhütte bestanden war. Pech am Pechweiher hatten übrigens Alle, die sich mit dem Herrn Berggeschwornen ins Spiel einließen, falls dieser die Karten gemischt oder abgehoben hatte.

An Staub von Carrossen, Sänftenträgern und Reitern fehlte es nicht. Dem Einsiedlerleben des Fürsten entsprach die Haltung der Unterthanen noch keineswegs. Morgen war das große Gericht über den Reichsgrafen, heute Abends die Verschwörung der Officiere. Zeuner wollte dieser letzteren beiwohnen vom Musikchor des Gartensaales aus, auf welchem er sich der Länge nach auszustrecken gedachte.

Dämmerung senkte sich auf die freundliche Gegend herab. Auf dem Sophienberge verglimmten die letzten Sonnenstrahlen. In der Stadt war es schon völlig Abend. Zeuner fand in seinem Wirthshause die Umstände wie erwartet. Der höchst pikante Bratenduft war da und gefährlich. Seine böhmische Köchin hatte Reh- und Hirschbraten, Rücken und Schlegel, in allerlei Kochmethoden für die Versammlung zugerüstet, gebraten und gedämpft, sauer und mit Rahm. Wenn nun der Parforce-Directeur erschien und hier ein genaueres Inquisitorium hielt: Wo kauft Er denn das, mein Herr Schnauffer — ?

Zu verzweifeln — war Zeuner's Sache nicht. Rasche Umsicht half ihm, trotz seines stark angetrunkenen Zustandes, auf einen Ausweg. Der Ver-

sammlungssaal lag im hinteren Garten. Da schilderte er dermaßen dem Wirth die Versammlung als eine gefährliche, als eine so dem Landesfürsten verderbliche, daß Herr Schnauffer besser thäte, Jeden, der zu ihr gehörte, am Vorderhause ab- und auf die sogenannte „schwarze Allee" zu verweisen, von wo aus man ebenfalls in den großen Tanzsaal gelangen konnte. Herr Schnauffer war einverstanden, worauf Zeuner diesen Saal selbst besuchte. Er fand ihn halbwegs erleuchtet. Hier und da hing eine Lampe. Zwei Unschlittkerzen standen auf einem apartgestellten Tische. Auf allen anderen Tischen lagen Zettel mit Angabe der köstlichen Wildpretgerichte, die heute gereicht werden konnten. Klingeln, um den Wirth zu rufen, fehlten nicht. Alles das erschien für die Entdeckung der Wildlieferung gefährlich. Rasch sammelte Zeuner diese sämmtlichen Zettel und steckte sie zu sich. Dann schlich er sich auf sein Observatorium, wo er sich der Länge nach ausstreckte.

Und siehe da! Die Gefahr wurde in der That übergroß! Der Parforce Directeur erschien in Person, fluchend über den Umweg, den er hatte nehmen müssen, um in den Saal zu gelangen. Von einem an der schwarzen Allee aufgestellten jungen Cornet wurde nur Adel und Militär durchgelassen, mit einziger Ausnahme des Kammerraths Meersmann, der in seiner Eigenschaft als preußischer Volontär, Freicorps-Lieutenant und Kenner dessen, was überhaupt

Rechtens im Allgemeinen und beim Militär insbesondere, mit zu erscheinen eingeladen war, wie solches zuvor auch laut verkündigt wurde.

„Dieser Mann wird sich ins Unglück reden," meinte Zeuner, dessen starke Angetrunkenheit ihn nicht hinderte, seiner militärischen Antecedentien von Holland bis zur Sternschanze bei Hamburg und der so oft ihm eingeschärften Gesetze gegen Anstiftung von Meutereien zu gedenken.

Sogar das Präsidium führte Theodosius von Reizenstein, der vor Aufregung die Witterung des Wildprets nicht bekam. Die Zettel fehlten, wie jede Zeugenschaft der Bedienung. Das Bier zapften vom Fasse zwei Cornets. Man wollte keine zu oft hereintretenden Zuhörer haben. Die Cornets waren ebenfalls Reizensteine. Was im Ansbach'schen die Seckendorfe, sind im Bayreuthischen die Reizensteine. Der Oberst der Husaren hieß Liebmann von Reizenstein. Ein Reizenstein war Cornet bei den Gardes du corps. Ein Reizenstein war Oberstlieutenant, ein Reizenstein Major der Infanterie. Auch die Musketiere commandirte ein Reizenstein. Bei der Artillerie waltete, wie in allen Armeen, das Bürgerthum vor.

In Roms Senat oder auf dem Reichstage zu Augsburg konnte die Tagesordnung nicht feierlicher verkündigt werden, als sie Theodosius angab, er war ebenfalls Officier „zur Disposition". „Was soll hoher

Adel und hochlöblich brandenburgiſches Militär beginnen, wenn Sereniſſimus — welchen Gott in Gnaden erhalten möge —" Alles ſtand auf und legte zwei Finger an die Bären- oder ſpitze Blechmütze oder die Dreimaſter oder blos an die Stirn, wenn man jene abgelegt hatte. „Wenn Sereniſſimus die Neigung beibehalten und wol gar noch weiter ausdehnen ſollten, Allerhöchſtdero Umgebungen mit denen Manifeſtationen Allerhöchſtdero lebhaften fürſtlichen Temperaments in collisionem kommen zu laſſen —?" *)

Und wie wenn der Geiſt des damals noch zu Wunſiedel wonnig in den Windeln liegenden bayreuthiſchen Dichters Jean Paul Friedrich Richter in Wilhelm Meersmann embryoniſch vorerſchienen wäre, ſo führte ein Eulenſpiegel die Verſammlung von dreißig alten und jungen Männern (einige Compagnieen der Infanterie ſtanden nur auf dem Papier und andere hatten ſelbſt in den Cadres bei den Officiersſtellen ein Vacat ſtehen), eine Verſammlung, die das vom Parforce-Directeur angegebene Thema der Berathung ohne eine Spur von Lächeln, im Gegentheil, mit feierlich verbiſſener Wuth angehört hatte, wie durch eines jener Labyrinthe hindurch, in deren Anlage ſich die damalige Gartenkunſt gefiel. Ein hoher Ernſt thronte auf Aller Mienen. Die Gefahr

*) Dieſe Sitzung hat ſtattgefunden

für das Ehrgefühl war zu hoch gestiegen. Schon gingen dunkle Gerüchte von einigen auf Officiere gefallenen Stockschlägen. Man verschwieg nur noch die Namen.

Der Generalmajor und oberste Commandirende Geheimrath von Hagen war nicht zugegen. Der Oberst von Drechsel und der Ober-Hofmarschall von Treskow, letzterer trotz seiner Hofcharge ebenfalls Oberstlieutenant der Gardes du corps mit grünen Rabatten, alten Römerhelmen, ohne Cüraß, fehlten ebenfalls. Aber die Rittmeister von Bose, von Berlichingen, von Böhmer — Rittmeister für eine Schwadron mit nur zwei Lieutenants — waren anwesend und ersuchten den Herrn Kammerrath und ehemaligen „Kameraden" — wie herablassend! — er möchte zuvörderst den Begriff der militärischen Ehre feststellen, während die beiden Rittmeister von den Husaren, Einer von Reizenstein und Einer von Türr, vor Allem der Oberst Liebmann von Reizenstein als Ausgangspunkt der Debatte den Begriff: Was ist Dienstpflicht? festgehalten wünschten. Denn was militärische Ehre sei, schien sich dem Sprecher denn doch von selbst zu verstehen.

Zeuner hätte geradezu lügen müssen, wenn er hätte behaupten wollen, daß bis jetzt hier irgend ein Wort Respectwidriges oder Hochverrätherisches gesprochen worden wäre. Der Major der zweiten Grenadier-Compagnie, welche nur noch einen einzigen

Stabsofficier, den Kammerjunker von Beulwitz, und einen einzigen Lieutenant, den Kammerjunker von Tettau, hatte (also im Wesentlichen nur aus Einem Zuge Mannschaften bestand) erzählte, er hätte bei Sereniſſimo geſpeiſt und einige der ſervirten Gerichte allerdings nicht goutiren können, worüber Sereniſſimus zwar nur vor ſich hin gemurmelt hätten: „Mein Eſſen iſt Ihm wol nicht gut genug?“ aber ſo kirſchroth vor Zorn geworden wäre, daß er (der berichtende Major hieß von Plotho) mit Zittern auf den in der Nähe befindlichen Stock geblickt hätte, zu welchem Se. hochfürſtlichen Gnaden unwillkürlich eine verdächtige Handbewegung gemacht hätten.*) „Wenn Ihnen nun“, fiel der Parforce-Directeur ein, „dieſer Affront angethan worden wäre, Ihnen, dem nahen Verwandten des früheren hohen Geſandten Sr. Majeſtät des Königs von Preußen am Reichstage zu Regensburg, jetzigen Kriegsminiſters in Berlin, Ihnen, Mitglied des vierten Cantons der fränkiſchen Ritterſchaft, Ihnen, Herrn von dieſen und jenen Gütern“ [Jean Paul's Vater hatte dieſer Herr von Plotho eben als Pfarrer nach ſeinem Gut Joditz berufen], „wie ſollte es ſich da mit ſeiner geſchädigten Honneur verhalten?“

Andere Berichterſtattungen folgten. Wachthabende Cornets oder Fähnriche, Gravenreuthe, Sproſſen

*) Thatſachlich.

ſedows und die ſeines Gewiſſens, die ihm, wie mit Riemen, immer feſter die Glieder zuſammenſchnürte, ſo daß er alle Kraft und Haltung verlor. Blaſedow fuhr fort: „Eure Berichte über das, was ihr geleiſtet, waren bald etwas monoton, bald zu ausſchweifend. Ich tröſtete mich, daß wohl die Wahrheit in der Mitte liegt. Ich machte noch kaum die Anſprüche, die ihr ſchon zuweilen befriedigt haben wolltet: denn der Künſtler gedeiht nur im Maß einer fortſchreitenden Abrechnung mit der Welt. Die Phantaſie will Land gewennen haben, ehe ſie darauf Paläſte zaubern kann. Kenntniſſe iſt ein triviales Wort; und doch iſt mir noch nie ein vollendeter Schauſpieler vorgekommen, der nicht mit dem Genie, das ihm durch Geburt kommen mußte, auch eine anſtändige Sicherheit im Gebiet der Bildung beſaß. So erſt kann er das Blendende, was ihm ſchnell in die Augen ſpringt, für die Auffaſſung einer Rolle, vergleichen mit andern möglichen Auffaſſungen, die das Reſultat des nüchternen Verſtandes ſind, und es wird ihm oft genug widerfahren, daß er eine erſt reizende Idee aufgeben muß, weil ſie eine längere Prüfung und Zergliederung nicht aushielt. Bildung iſt Sicherheit in den Bewegungen rechts und links; Bildung heißt: Nichts anſtaunen! Bildung iſt da nicht, wo ein einziger genialer Funke, der in eine Vorſtellung fällt, gleich einen lichterlohen Brand verurſacht; ſondern Bildung ſchreitet langſam vorwärts, hört das Neue wie etwas Altes und Bekanntes an und ſucht ſich ſtill mit Maß und Ziel das anzueignen, was ihr bisher entgangen war. Nur die auf ſolche Bildung fußenden Dichter und Künſtler wußten das wahrhaft Große zu ſchaffen; wie im Gegentheil alle diejenigen nur etwas Unvollendetes geſchaffen haben, die wohl ihr griechi-

der Hochwächter, Hirschberg, Aufseß, Beust, erzählten die schlimmsten Dinge, die ihnen schon beim Wachestehen in denen fürstlichen Schlössern, hier und auswärts, passiret wären. Denn nicht auf die Gemeinen, gerade auf die Chargen ginge des Gnädigsten verbissener Ingrimm.

Meersmann zog ein Buch hervor und lobte den Verfasser desselben als einen geistvollen Kopf und zumal als Landsmann über die Maßen. Es waren unseres schwärmerischen Meinhard eben erschienenen „Versuche über die Dichter Südeuropas" — Auf diesen Blättern wurde als das eigenthümliche Kennzeichen der spanischen Literatur das hohe Gefühl für Ehre hervorgehoben. Es wurde gesagt, ein Schlag, von einem Fürsten empfangen, wäre etwas gewesen, das unter Umständen hätte einen Bürgerkrieg hervorrufen können. Beispiele wurden beweisführend citirt.

Eine große Unruhe bemächtigte sich der ganzen Versammlung. Diese scharfe Auffassung hatte man in der That nicht vom Geheimen Kammerrath erwartet. Man hatte ihn, wenn man sich die Wahrheit gestehen wollte, berufen, in der Hoffnung, er würde eine Auffassung anbahnen, die praeter propter bewiese, daß eine von seinem allergnädigsten Landesvater empfangene Beleidigung, und wäre es eine thätliche Mißhandlung, wenn nicht gerade eine ehrenvolle Auszeichnung, doch — — etwas an

ſich für des Märtyrers Fortkommen in der Welt, ſeinen Stammbaum, ſeine cantonale Ritterprobe Unſchädliches und die Ehre nicht Verkürzendes wäre.

Wie athmete man daher auf, als Meerſmann den gelehrten Erlanger Magiſter plötzlich zu widerlegen anfing und im Gegentheil die Empfindlichkeit der ſpaniſchen Granden für die ihnen von ihrem Souverän zugefügten Beleidigungen — ganz in Abrede ſtellte! „Exempla," rief er, „kommen ja vor, wo gerade ein von einer fürſtlichen Perſona, nur mußte dieſe eine regierende und gottgeſalbte ſein, empfangener Schlag, ob nun Fußtritt oder Backenſtreich oder Stockſchlag, für eine Ehre gehalten wurde! Wir Juriſten haben einen Tractatus von einem berühmten Rechtslehrer Namens Strykius, worinnen dieſer eine pure Schädlichkeit des Höflichſeins und den gemeinen Nutzen der Grobheit evidenter bewieſen hat. Aber bei denen ſpaniſchen Granden durchkreuzten ſich, wenn ſie eine Ohrfeige ruhig ertrugen, zwei Zuſtände in den Gemüthern dieſer Nachkommen des Viriathus, humilitas christiana, chriſtliche Demuth, und die hohe Idea von denen Vorrechten der fürſtlichen Majestas. Jedenfalls hatte die Satisfaction, die man für die von einem Fürſten empfangene Beleidigung zu fordern ſich genöthigt ſahe, nicht die hohe und erlauchte Perſon desſelben ſelbſten zu geben, ſondern ein campio, ein Kämpfer, champion, der loco Sereniſſimi eintrat."

„Als zum Exempel Treskow — !“ rief einer der jüngeren Reizenſteine und weckte damit ein ſchallendes Gelächter.

Theodoſius von Reizenſtein, Onkel des Vorwitzigen, den er durch ein furchtbares „Will Er —!“ zur Ruhe verwies, kündigte durch ein mächtiges Räuſpern an, daß ſeine Abſicht war, den Geſichtspunkt der Debatte, man wußte nicht, ob zu erweitern oder zu verengern. „Satisfaction!“ rief er aus. „Ja, da liegt der Haſe im Pfeffer! Unſere Ahnen hierzulande — haha, der Kunz von Kauffungen dazumal — voigtländiſcher Adel geweſen — revanchirte ſich für empfangene Affronts meißneriſcher Majeſtät durch Raub landesherrlicher Prinzen Durchlaucht — wurde erſt bekanntlich — hahaha! — getrillert, dann decollirt. Eigenmächtigkeit würde immer zu widerrathen ſein — ſchlechte Geſchichte das — gottgeſalbte Majeſtät angreifen — Heiliger Vater von Rom nicht hierzulande üblich mit ſozuſagen Generalpardon — hm! — Frage wäre immer, inwieweit — Douceur oder dergleichen Extraſachen, Schmerzensgelder oder wie man ſo was nennen will, einen ſolchen — déraiſonnablen, ſozuſagen verfluchten Gegenſtand wieder egaliſiren, das heißt ins Reine bringen, Aequivalent geben, kurz Ehre reſtituiren, ich meine, Cavaliere weiter nicht zu touchiren brauchte —?“

Der Silberblick in der Gährung der Gemüther,

der eigentliche „springende Punkt", auf welchen es vorzugsweise diesen in der Knechtschaft des Hoflebens aufgewachsenen, durch die Verarmung ihrer Familien, durch den Nepotismus, der die Angehörigen derselben in die Aemter gebracht hatte, in völliger Gesinnungslosigkeit verkommenen Menschen ankam, war in dem scurrilen Durcheinander des nimrodischen Polterers ausgesprochen. Der neue Landesherr schonte in den Anfällen seiner Leidenschaft weder Adelig noch Bürgerlich, weder Civil noch Militär; aber — er hatte die gute Gewohnheit, seine Uebereilungen sogleich zu bereuen und sie durch — Geldgeschenke gutzumachen, Geschenke, die zuweilen außerordentlich brillant waren und den leider nur knappen Löhnungen dieser Soldateska an sich willkommen sein mußten.

Ein wahres Chaos, ein Tumult der Rede trat ein, eine Meinungsunsicherheit, die Meersmann innerlich empörte. Den Gedanken: Machte Euch doch alle der preußische Fritz zu Festungsinvaliden! sprach er nicht aus, aber er schüttelte seinen Haarzopf, daß der spärliche Puder, der auf dem Haupte saß, ihn doch wie eine Wolke umgab, und rief:

„Man läßt sich also mit Füßen treten und steckt die Ducaten ein, die man dafür empfängt — wie in der Polakei —?"

„Donnerwetter, das wäre —?" riefen der Parforce-Directeur und noch einige Stimmen.

Auch die Stühle wurden gerückt. Aber heldenhaftes, ritterliches Festhalten dieser Erklärung Meersmann's, das von Allen erwartet werden konnte, blieb aus. Devotion — war denn das nicht „Verfeinerung der Sitten—? Zur „Ehrbarkeit" erzogen ja die Mütter ihre Kinder, worunter man ein Sichschicken in die überlieferte Ordnung der Dinge, die Courtoisie verstand. Die Willkür der Fürsten und ihrer Minister wußte dann schon aus Menschen, die den Umständen nur aus Höflichkeit Rechnung zu tragen gelehrt wurden, vollkommene Sclaven zu machen.

Oberstlieutenant Liebmann von Reizenstein wollte sprechen. Der Wirth, der schon ab und zu gekommen war, um sich nach der Wirkung seiner Speisekarten umzusehen, wurde sofort barsch hinausgewiesen. Seine Versuche, an die Speisezettel zu erinnern, wurden augenblicklich niedergezischt. Das verzapfte Bier genügte. Die Cornets bedachten jedes leere Glas. Die Debatte war zu ernst, zu staatsgefährlich. Man schloß sogar hinter Herrn Schnauffer in seinem eigenen Hause die Thür ab..

Oberstlieutenant Liebmann von Reizenstein hielt eine Vermittlungsrede, die theils der militärischen Ehre, theils der dem Landesvater schuldigen Achtung, kurz Jedem das Seinige gab. „Von der einen können wir nicht lassen —" rief er, „und von der anderen können wir's noch weniger. Wäre noch die preußisch-

österreichische Campagne im Gange, so würden wir unseren Abschied nehmen und in andere Armeen treten können. Jetzt ist auf Friede illuminirt worden, da müssen wir uns fügen. Welcher Ausweg, um nicht vor allen Officiercorps der Christenheit mit Schimpf und Schande dazustehen —?"

Der Vorschlag einer an den Oberhofprediger zu richtenden Bitte um Ermahnung des Landesherrn, das militärische Ehrgefühl mehr zu schonen, erhielt ausreichende Unterstützung. Weniger gefiel der Antrag, diese Bitte auch den hohen Anverwandten des Hauses, dem Ansbacher Markgrafen oder wol gar dem König von Preußen aussprechen zu lassen. Das Ergreifen dieses letzten Ausweges konnte als nahe an Hochverrath streifend herauskommen. Da fanden denn bei den Bedenken, die sich gegen diese Vorschläge geltend machten, einige mehr oder weniger rohe Gesellen, deren es bei solchen Berathungen immer giebt, eine neue Gelegenheit, wieder wie gleichsam nur scherzweise die Schmerzensgelder aufs Tapet zu bringen, worauf Meermann mit der schärfsten, jedes einzelne Wort betonenden Ironie den Antrag stellte:

„Meine Herren! Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist! Eine Aufforderung an den Oberhofprediger, in Ihrem Namen vor dem Gnädigsten zu sprechen, könnte allerdings die besten Folgen haben. Ich will es daher über-

nehmen, meinen hochwürdigen Freund zu veranlaſſen, eine ſeiner nächſten Schloßpredigten in dem von Ihnen gewünſchten Sinne einzurichten. Die Heilige Schrift ſpricht ſich ſo entſchieden gegen alle Grobheit aus. Kain ſchon war ein Grobian, als er Gott den Herrn, der ihn doch nur einfach nach ſeinem Bruder fragte, mit den Worten anranzte: „Haſt du mich zu ſeinem Hüter geſetzt?“ Das abgehauene Ohr des Malchus und die dem Heiland gegebene unverſchämte Ohrfeige, alles das ſind paſſende Uebergänge zu Ihrem militäriſchen „l'oint d'honneur“, wo man dem Gnädigſten die Meinung durch die Blume ſagen kann. Dann aber würde ich rathen, daß die markgräflich brandenburg-bayreuthiſche Armee einen Officier-Compromiß abſchließt, demzufolge A) kein von Sr. Durchlaucht empfangener Affront als die perſönliche Ehre touchirend betrachtet wird und B) die von Sr. Durchlaucht gezahlten Schmerzensgelder, auf die wir feſthalten müſſen, in eine gemeinſchaftliche Kaſſe fließen, deren Beſtimmung für eine ſpätere Reſolvirung darüber, etwa zu Zwecken des Wohlthuns, vorbehalten bleibt.“

Ein einſtimmiges Bravo wurde durch die Bemerkung des jungen Fähnrichs von der erſten Musketier-Compagnie, Karl von Hochwächter, unterbrochen, daß die notable Verſammlung nicht allein zu ſein ſchiene.

Ein beim Aufhorchen ſämmtlicher beſtürzter Mit-

glieder vernehmbares lautes Schnarchen bestätigte diese Vermuthung.

Das störende Geräusch kam, wie man bald inne wurde, vom Musikchor herunter. Bald wurde dort ein der Länge nach auf dem Boden ausgestreckter Mensch entdeckt und der Wirth herbeigerufen, der zwar den unberufenen Eindringling und Störenfried wecken und fortschaffen zu wollen erklärte, aber auch einige der an den Wänden aufgehängten Lampen herunterriß und sie den Officieren vor der Nase ausblies. Die Herren hielten hier geheime Zwiesprache, ohne seine Küche und seinen Keller zu bedenken — das Faß war von anderswoher herangeschroten worden und jetzt leer und alles machte Anstalt zum Gehen . . . In jenen Landen wohnt eine eigene Menschenart, schroff, eigenwillig, auf ihren Vortheil bedacht. Ja hätte der Fürst nicht das Parforcejagen der Hirsche abgeschafft, Theodosius würde es dem Reichsadler-Wirth gegeben haben. So aber war eine gewisse Gebrochenheit in das Selbstbewußtsein des sonst so gewaltigen Jägers vor dem Herrn gekommen und er donnerte nur mit seinem mächtigen Organ zu den Worten des Geheimen Kammerraths: „Lassen Sie mich die Einrichtung dieser Schmerzensgelder-Kasse mit Sr. Excellenz Herrn Generalmajor von Hagen ins Reine bringen!“ das zustimmende Schlußwort:

„Wenn Sie die Gewogenheit haben wollen! Auf

den Tisch hier lege ein Jeder ein Douceur für Saal und Licht. Schandbarer Gestank! Die Sitzung ist aufgehoben! Guten Abend, Herr Schnauffer!"

Der Wirth, geärgert durch eine Versammlung, die seine Räumlichkeiten nur zum Verbrauch von theurem Oel benutzt hatte, gab sich nicht einmal die Mühe, den Schnarcher vom Musikchor zu entfernen.

Erst allmälig kehrte dieser aus dem Zustande seiner Bewußtlosigkeit, in welchen ihn die am Pechhüttenweiher genossenen Flüssigkeiten versetzt hatten, zur Besinnung auf seine verfehlte und nur im Punkte des Wildprets gelungene Aufgabe zurück. Fröstelnd sogar vor Zugluft und etwas unzufrieden mit sich selbst, taumelte er die halsbrechende Stiege hinunter, auf welcher die Musikanten bei den in diesem Saale abgehaltenen Bürgerbällen auf den Schauplatz ihrer künstlerischen Wirksamkeit gelangten, und begab sich, vergebens ausspähend nach seiner schon vor Zorn zur Ruhe gegangenen Freundin, der böhmischen Köchin, noch einen Moment in die große, von Laternen spärlich erleuchtete Straße, an welcher der „Reichsadler" lag. Was sollst du berichten! schlug er sich an die Stirn. Hast Alles verschlafen und wirst dich bei deinen Gönnern schön empfehlen!

Das Officierscorps, das nach dem ganzen damaligen Geist bürgerlich bemessener, ängstlich sparsamer Formen, welche Opulenz und unser beliebtes

deutſches Vollauf nur von Obenher, vom Hofe, erwarteten, ſchon zu Nacht gegeſſen hatte, als es gekommen war, hatte ſich inzwiſchen, Meersmann umringend und ihm dankend, in der Stadt zerſtreut.

Bekannt iſt vom menſchlichen Gemüth, daß es ſtatt ein Unrecht einzugeſtehen, ſich lieber mit demjenigen, der ſich über uns zu beklagen hat, in einen ausgeſprochenen dauernden Fehdezuſtand verſetzt. Statt ſich lange dabei aufzuhalten, daß Zenner in der erſten Probe ſeiner Verwendbarkeit für die ihm von ſeinen hohen Protectoren geſtellten Aufgaben nicht beſtanden hatte, neigte er dem Vorſatze zu, Frau Chriſtiane Stichert am folgenden Morgen ſeine Viſite zu machen und ihr ganz ſo, wie ſie ihm befohlen, alles mitzutheilen, was ihm für die nächſten Tage von den drei Männern am Kaffeetiſch und mit den holländiſchen Pfeifen aufgetragen war.

Dann begegnete ihm etwas, was ihn mehr als Alles hätte erſchrecken ſollen.

Er hatte einen Wagen gehört, der langſam aus einer Gegend herüberraſſelte, die man „zum Herzog" nannte. Der Plan, unterſuchen zu wollen, ob die in jener Gegend liegenden Felſenkeller noch offen wären, mußte bei einer ſo kirchhofmäßig ringsum waltenden Stille und dem durchgängigen Laternenmangel dieſer Stadt bald aufgegeben werden. Tiefe Seufzer der Sehnſucht nach den gerade um dieſe

ſches Feuer, aber nur kleine Behälter dafür hatten, nur ihre elektriſchen Funken und keine Vehikel. So ſolltet ihr auch, liebe Jungen, namentlich darüber nachdenken, was es heißt: ſich arrondiren! Erſt, wer ſchon etwas Land und Eigenthum hat, kann Eroberungen machen, die ſich unterſtützen laſſen; eine Rückwand muß der Künſtler haben, wie mich denn keine Gemälde auf Ausſtellungen kläglicher angeſprochen haben, als die, wo in einem einzigen Bilde der Künſtler ſeinen ganzen geiſtigen Fond untergebracht zu haben ſchien. Striche, Schatten, Lichter, Alles verräth, daß der oft geniale Kopf in dem Einen auch gleich Alles geben wollte und für ein neues Bild wahrſcheinlich auch einer ganz neuen Vorbereitung bedurft hätte. Es wäre nun aber bald Zeit für euch, daß ihr eine gewiſſe Sicherheit in euren Arbeiten gewännet."

Blaſedow ſah Schlachtenmalern fragend an; dieſer ſchlug die Augen zur Erde und fühlte, wie Alles um ihn her gleichſam von ihm abfiel und ihm die Welt als Anlehnungspunct ſo ſehr entzogen wurde, daß er ſeiner nicht mehr mächtig war. Nicht die Entdeckung ſcheute er, daß ſie noch nichts geleiſtet hätten, ſondern das Geſtändniß, daß ſie Leiſtungen gelogen hätten. Er ſah mit Zittern dem Moment entgegen, wo die Kataſtrophe wie ein angezündetes Pulverfaß in die Luft ſpringen mußte und kam mit ſeinen gereizten Nerven ſchon in jenen Heroismus hinein, der mitten in der Gefahr ſelbſt die Schwächſten überfällt, in den Heroismus der Selbſtaufopferung. Blaſedow begann aufs Neue: „Ich bin wohl neugierig, einmal eine der Satiren Alboins zu leſen. Was er davon bis jetzt mir dem Thema nach genannt hat, iſt wohl zunächſt nur Moquerie und noch keine Satire. Dieſe

Stunde so belebten Städten Wien und Hamburg entrangen sich seiner Brust, und gedankenlos folgte er dem Geräusch jenes Wagens, der ein Reisewagen schien und mit vier Rossen langsam über das holprige Pflaster immer näher herantaumelte. Aus Laune folgte er dem stattlichen Gefährt, das endlich vor einem Hause in der Friedrichsstraße hielt, welches abweichend von den übrigen, schon gespenstisch still liegenden Häusern der Stadt, das einzige belebte und erleuchtete war. Galonnirte Diener sprangen mit Windlichtern aus dem geöffneten, oberhalb eines Treppenaufganges liegenden Eingang und bewillkommneten mit ersichtlicher Freude einen in einen Sommermantel gehüllten hohen alten Herrn, der aus dem Wagen stieg und von einem jüngeren, der mit behendem Sprunge dem Wagen zuerst entstiegen war, am Arm zum Treppenaufgang geführt wurde.

Wie erschrak der nächtlich Umirrende, als er in das Antlitz des jungen Führers des Greises blickte! Die Scene von der Augustiner-Kirche in Wien wiederholte sich. Denn auch der junge in einen Mantel gehüllte baarhäuptige Reichsgraf, dem ein Diener seinen mit einer schwarzen Florcocarde besetzten dreieckigen Hut und mehrere aus dem Wagen entnommene Gegenstände nachtrug, fuhr betroffen zurück. Doch mochte seinem bekümmerten Gemüth die Vorstellung, wen er hier in nächtlicher Weile mit so

unheimlich bekannten Zügen wiedersah, nicht klar geworden sein.

Zeuner huschte in ein Dunkel zurück, durch das hindurch er sich allmälig trotz seines nicht ganz sicheren Gleichgewichts in sein von den Verwünschungen des Wirthes noch beunruhigtes Nachtquartier zurückfand.

## Vierzehntes Capitel.

### Das Gericht.

Reichsgraf Philipp von Ellrodt war in die Stadt gekommen zur Uebernahme der Hauptrolle in einer peinlichen Scene, welche, offiziell hieß es, auf sein eigenes Verlangen wegen einer offenen und von einem Ankläger, der sich genannt hatte, aufrechtgehaltenen Beschuldigung aufgeführt werden sollte. Der Fürst, die Landes-Deputation, der ohne Zweifel aufgestiftete Proceßrath Baader, der ganze alte Stamm-Adel des Landes erwarteten ihn zu einem Gericht, das er selbst vor einem Disciplinarhofe hatte verlangen müssen —! Das Benehmen des Fürsten legte ihm diese Pflicht allzunahe.

Friedrich, jetzt sein einziger Sohn, hatte ihn mit Umgehung der Residenz sogleich auf seinem Schlosse zu Drossenfeld aufgesucht. Seine Reise hatte die Hoffnung seines liebevollen Gemüths beflügelt, dem Vater von seiner eigenen jugendlichen

Kraft, vom Vertrauen auf seine Rechtfertigung Erhebung einflößen zu können zu dieser verhängnißvollen Scene, Sammlung zu einer Vertheidigung, auf welche, wie der Vater versicherte, mit Spannung selbst die benachbarten Höfe blickten. Er hatte dem Sohn beim Andenken an seine früh vollendete Gattin geschworen, diesem Angeber gegenüber unschuldig zu sein.

Der hochgewachsene, breitschultrige stolze Herr, jetzt dreiundsechzig Jahre alt, liebte das System der Vertuschungen. Von je hatte er Schwierigkeiten zu besiegen geglaubt, wenn er sie umging. Schon Einmal hatte ihn in seinen jungen Jahren eine Hofkabale zu stürzen versucht, ihm sogar für einige Zeit Festungshaft verschafft. Glänzend gerechtfertigt und neu befestigt kehrte der ehemalige Pageninformator, ein Predigersohn, in seine Stellung als Geheimer Cabinetsrath und zuletzt in die des regierenden Ministers zurück. „Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum!“ So hätte noch bis vor Kurzem Reichsgraf Ellrodt mit Schiller's Präsidenten in „Kabale und Liebe“ sprechen dürfen. Jetzt fand ihn sein Sohn, dieser von der Wiege an mit dem Huldblick des Glückes angelächelte, alle Herzen gewinnende Jüngling, den ein glückliches Naturell und manche weise Lehre des Vaters, zumeist der bescheidene Sinn seiner Mutter vor Ueberhebungen bewahrt hatte, zusammengebrochen, verzagt, zitternd wie Espenlaub. Gegen Baader fühlte

ſich der Vater ſtark. Wie aber — gegen etwaige andere Beſchuldigungen?

In dem ſchönen Droſſenfeld, in den ſchattigen Zimmern, unter den gemalten Decken zwiſchen den Wänden eines Schloſſes, das ſich vom Mainbächlein aus wie ein kleines Abbild der Sansſouci-Terraſſe erhebt, in Droſſenfeld, wo es ſo viel lauſchige, durch verſchnittene Lindenbäume gebildete Laubenplätze gab, hätte der Sohn dem Vater friſch und frei vom Herzen weg ſagen mögen: Biſt du dir nicht anderer ſolcher Unredlichkeiten bewußt, die den Anklägern gefährliche Waffen in die Hand geben können? Haſt du nicht andre Aemter verkauft? Griffſt du nicht die Kaſſen an? Theilteſt du nicht den ungerechten Gewinn der Unternehmer, die mit deiner eigenen Zuſtimmung den Staat betrogen? Ach! ein kindliches Gemüth, das zu allen Zeiten den Vater äußerlich würdevoll, ja in vielen Augenblicken ſtreng gegen Andere und gegen die Söhne ſelbſt geſehen hatte und ſonſt nur von ihm Liebe und Fürſorge beſaß, es konnte dieſen Gedanken nicht feſthalten, noch weniger ihn dem jetzt ſo tiefgekränkten Manne ausſprechen. Aufs liebevollſte ſah ſich der Sohn vom Vater begrüßt. Ein Strom von Thränen war das ſchuldige erſte Opfer, das dem ſo früh dahingerafften Bruder galt! Von Wien, von Maria Thereſia's Gnade, vom Reichsgrafentitel wurde mit Achſelzucken geſprochen, aber doch das Weſentliche feſtgehalten, auch ſchon

um deßwillen, um der Hauptfrage aus dem Wege zu gehen. Ja ſogar in den Ton des Scherzes und der gemüthlichen Plauderei ſuchte der Sohn überzugehen, um die trüben Gedanken zu bannen, die ihm auf des Vaters Stirn gelagert ſchienen. Daß der Vater dann recht eine Erleichterung ſeines gedrückten Gemüthes darin fand, unter vier Augen von dem neuen Landesherrn ein Bild zu entwerfen wie von einem zum Tollhauſe reifen Narren, verſtand ſich von ſelbſt.

Als ſich am folgenden Morgen in der ſtattlichen Wohnung, wo früher ein beinahe fürſtliches Selbſtgefühl geherrſcht hatte, Vater und Sohn zum gemeinſchaftlichen Genuß der Chocolade gegenüberſaßen und die jetzt ohnehin und heute doppelt beklommene, ängſtlich ſchleichende Dienerſchaft nicht in der Nähe war, ſagte der junge Ellrodt:

„Die Sitzung, hör' ich, iſt im Adlerzimmer des Schloſſes angeſetzt! Die ganze Deputation und der Markgraf wollen zugegen ſein. Was kann dir dieſer Proceßrath vorhalten wollen? Entſinnſt du dich denn auf gar nichts und warum hat man — deine Bibliothek verſiegelt?"

Der Vater blickte vor ſich hin, ſchüttelte den Kopf, der ſich ſchon unter den Händen eines ſeiner Diener, der ſeinen Friſeur machte, zu einem impoſanten Gemiſch von Kunſt und Natur geſtaltet hatte, und ſagte:

„Ich weiß von nichts.“

Friedrich zog den leichten, schwarzen, mit Schnüren besetzten studentischen Sammtrock, den er mit kleidsamer Wirkung für seinen schlanken, ebenmäßigen Wuchs im Hause zu tragen pflegte, als wenn ihn fröstelte, fester an sich — eine Geberde, die am Wort des Vaters Zweifel auszudrücken schien.

„Nein, nein, in Wahrheit, der Mensch ist eine Eintagsfliege, eine Creatur, die man aufgestiftet hat, dieser Elende —!“ versicherte der Vater.

„Aber diese neuen Ankömmlinge kann ich nicht für so ehrgeizig halten,“ entgegnete der Sohn, „für so gewaltthätig, daß sie schon wagen sollten, mit solchen Kunstgriffen zu debutiren, mit offenbaren Fälschungen! Ich halte vielmehr Thomas, Hanstein, Linnenfeld und tutti quanti für die geheimen Anstifter und diesen Vorfall für eine Introduction. Du hättest ihn auf sich beruhen lassen sollen.“

„Nein, nein, es geht von Ansbach aus, von Preußen,“ conjecturirte der Vater, „weil ich von je kaiserlich gewesen und den Coup mit deiner Sendung nach Wandsbeck machte, die Allen unerwartet kam!“

Der Sohn hörte nur, schien aber an diese Vermuthung nicht zu glauben. Dennoch sagte er nicht: Papa, du hast das Bedürfniß, dein Wirken im großen Styl zu fassen! In Wien und Berlin sind wir wie Tropfen im Meere! Noch weniger sagte er:

Papa, wir haben das Bedürfniß, dasjenige, was ganz einfach unsere Schuld ist, immer als Wirkung äußerer Umstände zu deuten, dasjenige, was sich thatsächlich von selbst ergibt, in den Veranstaltungen unserer Feinde zu finden —! Diese Reife des Urtheils — theils besaß sie Fritz Ellrodt noch nicht, theils würde er sie gegen seinen Vater nicht angewendet haben.

Eine drückende Pause folgte. Der alte Reichsgraf faltete die Hände, blickte nieder und sprach:

„Wenn ich ab und zu gefehlt habe, so trägt daran nur Lauterbach die Schuld! Ich höre, er wird bald vor dem ewigen Richter stehen. Mein College fand es immer in der Ordnung, daß derjenige seine Pfeifen schneidet, der im Rohre sitzt. Da meldeten sich Bau-Unternehmer für Brücken und Straßen, da sollten Erträge der Regalien an Meistbietende überlassen werden; die Ernennungen der Leben sind Gnadensachen, die uns zu allen Zeiten Aufmerksamkeiten der Bevorzugten eintrugen. Die Münze, Moses Seckel's Gewinn —"

Hier stockte der Beichtende. Ob vor dem Einspruch seines Gewissens, ob in Folge einer Bewegung, die sein Sohn machte, der bei Nennung des Kammer-Residenten aufstand und ans Fenster ging, es konnte zweifelhaft bleiben. Mit der Hand auf die Brust gelegt, wo der Stern des Rothen Adler-Ordens auf seinem schon zurechtgelegten Staats-

kleide prangen ſollte, ſagte der Vater feſt und entſchieden:

„Aemter verkauft, geradezu für bares Geld verkauft, pfui, das hab' ich niemals —!“

In dieſem Augenblick klingelte es heftig am Hauſe. Der Geheime Kammerrath wurde gemeldet. Bald auch ſtürzte Meersmann herein, umarmte den ihm entgegen eilenden Freund, wendete ſich ehrerbietig dem Miniſter zu und rief:

„Excellenz wiſſen es ſchon? Herr von Lauterbach iſt dieſe Nacht geſtorben.“

Der alte Reichsgraf wußte es noch nicht und war erſchüttert.

Damit war nun glücklicherweiſe auch ein Gegenſtand gegeben, der eine unbefangene Erörterung geſtattete. Die Schwere der nächſten Augenblicke, die von der Ellrodt'ſchen Familie zu beſtehen waren, wurde dadurch etwas beiſeite gerückt. Man konnte von den letzten Augenblicken des ſchon kindiſch gewordenen Mannes, von ſeiner Gattin ſprechen, ſeinem hinterlaſſenen großen Vermögen, ſeiner Laufbahn, die ebenfalls die eines Roturiers geweſen. Meersmann plauderte vom Oberhofpredigerhauſe. Er erzählte vom geſtrigen Abend mit den Officieren und weckte Heiterkeit. Schon war ſein Bericht an Generalmajor von Hagen erſtattet worden und er wußte bereits, daß dieſer als oberſter Commandirender, obſchon mit äußerſtem Widerſtreben, es übernom-

men hatte, dem Landesherrn von den gestrigen Beschlüssen Bericht zu erstatten, ihn um Mäßigung zu bitten und für den äußersten Fall, daß ihn wirklich sein Temperament zum Schlagen hinrisse, zu ersuchen, den dafür von ihm gezahlten Douceurs eine anderweitige wohlthätige Bestimmung zu geben. Es waren Einzelheiten der Tageschronik, wahrlich angethan, Vater und Sohn selbst beim höchsten Kummer zu zerstreuen.

Endlich mußten Beide ihre Toilette vollenden. Der Sohn ließ sich nicht nehmen, den Vater zu begleiten. Da es nicht ziemlich erscheinen konnte, daß Fritz Ellrodt als Minister des Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, beglaubigter Gesandter am kaiserlichen Hofe und am Reichstage, dem Souverän erst bei jener Gerichtssitzung gelegentlich gegenübertrat, so beschloß er sich vorher im Aufwartungsbuche des Schlosses einzuzeichnen. Vorgelassen wurde doch niemand, den nicht der Fürst ausdrücklich berufen hatte. Meermann, mit innigster Theilnahme und einer Fülle von Mittheilungen für einen beruhigteren Augenblick auf den Lippen, verabredete mit dem Freunde ein Zusammentreffen nach der Gerichtssitzung und gab die Versicherung, daß, wie auch die Anschuldigung und Beweisführung des Proceßraths Baader ausfallen würde, doch schon jetzt diesen Mann die allgemeinste Verachtung getroffen hätte.

muß einen großartigen Hintergrund haben und Welten ahnen laſſen, die im Gemüth des Satirikers auf und nieder gehen. Die Satire iſt eine natürliche Tochter der Nacht, während die Melancholie zunächſt die legitime derſelben iſt. Auf Theobalds Gedichte gebe ich gar nichts; ich glaube, die Welt muß ihn erſt wie Wirbelwind faſſen, einige Mal umdrehen und in die Höhe ſchleudern. Gedichte müſſen einen Schwerpunct haben und ſich eine Macht ſichern, die trotz ſcherzhafter Reime und kurzer Strophen Niemand zu bezweifeln wagt; welcher Dichter nicht etwas Souveraines und beinahe Ariſtokratiſches in ſeiner Art aufzutreten hat, dem werden auch die Völker nicht zuſtrömen. Was hat Amandus denn in neueſter Zeit gemacht?“

Hier ſtanden die beiden Spaziergänger an einem Abhange. Oben eine mit Bäumen beſetzte Erdſchicht, die, in der durchaus nicht gebirgigen Gegend eine Seltenheit, über dem thalwärts ſich unten hinziehenden Wege fortragte. Die Tiefe bis unten war nicht gerade ſchwindlig, machte aber einen Sprung doch gewagt, und am wenigſten hätte man Jemanden dazu bereden dürfen. Schlachtenmaler, zermalmt von Schmerz um die Täuſchung des Vaters, von Scham über ſeinen und der Brüder Leichtſinn, trat mit Entſchloſſenheit dicht an den Rand des Abhanges und ſagte mit krampfhafter Verzweiflung: „Vater, denke dir den Augenblick, wir ſtänden auf dem Straßburger Münſter . . . . . und du hörteſt von mir . . . . . daß alle deine Hoffnungen betrogen ſind . . . . . daß Keiner von uns geworden iſt, was du dachteſt, Keiner das, was zu ſein wir dich belogen haben, daß wir Alle noch in der Irre gehen und für Alles, vielleicht höchſtens für die Schauſpielkunſt nicht, verdorben ſind, und

In einem Saal des Residenzschlosses, der zu feierlichen, die markgräfliche Würde herausstellenden Handlungen bestimmt und reich mit rothen Adlern geziert war, versammelten sich um die elfte Stunde die zwölf Mitglieder der Landes-Deputation.

Die Nachricht über Lauterbach's Hintritt hatte die auf dem Antlitz eines Jeden liegende Spannung noch vermehrt. An jenem devoten, scheinheilig unterwürfigen Blick des deutschen kleinstaatlichen Mandarinenthums fehlte es hier Keinem. Je leidenschaftlicher sich bei diesen Herrschaften bis auf den heutigen Tag unter vier Augen und zumeist im Kreise der Ihrigen Ehr-, Rang-, Titel- und Ordenssucht, die durch die Kleinheit der Verhältnisse, durch das Princip des Persönlichen im ganzen Staatsregiment genährte Lust an Willkür und Trotz auszuüben pflegt, desto gewandter wird die Verstellung, sagen wir es offen, der Mißbrauch der deutschen Treuherzigkeit von Jugend an geübt. Die Maske, die hier sämmtliche zwölf Apostel mit dem Judas Schröder in der Mitte vorgenommen hatten, war die der tiefsten Ergriffenheit über eine dem so hochgestellten, in allen deutschen Landen geehrten Premier-Minister zugefügte schmähliche Beleidigung, deren eigentlicher Urheber zunächst nur der Landesherr selbst war. Im Stillen lachten sie Alle schadenfroh.

Auf der andern Seite verstand in entsprechender

Weiſe auch der als Ankläger erſcheinende Proceßrath Baader, eine kleine, verwachſene, therſitesartige Figur, ſein perſönliches Beſtürztſein über die ihm auferlegte ſchwere Aufgabe meiſterlich zu heucheln. Wie war denn ihm das gekommen, ihm, der deutſchen Biederſeele, ſo hier als ein Maulwurf, als ein ſolcher Aufwühler alter Geſchichten zu erſcheinen? Seine Seele war ja nur Güte und Liebe und Verehrung vor Jedermann! Der Sachverhalt war: Er hatte ſich an einer ungeeigneten Stelle der Wendung bedient: „Ei was! Die Koſten meiner Anſtellung habe ich mir gleich im erſten Jahre durch glückliche Sporteln eingebracht!“ Da hatten ihn „Patrioten“ beim Wort gehalten. Ein Denunciant war für die große Unterſuchungs-Commiſſion der Zwölfer und das Ohr des Landesherrn bald gefunden. Baader, das kleine, unter überlangen Augenbrauen hervorſchielende Männlein, kam aus dem Achſelzucken nicht heraus und ſchlug ſich ſogar wie verzweifelnd vor die Stirn in dem Augenblick, wo ſich die Thür öffnete und der von ihm ſo ſchmählich Angeklagte, der Reichsgraf, geſtützt auf ſeinen Sohn, hereintrat.

Beide kamen in Trauer. Der Vater im ſilbergeſtickten, ſternegeſchmückten ſchwarzen Sammtkleide, die Zopfperrücke mit langen, gelockten, durch eine Bandſchleife befeſtigten Nebenhaaren, die Halsbinde von weißem Batiſt mit einer Schleife von Spitzen,

wie solche ebenfalls in bedeutender Länge als Manschetten unter den Rockärmeln hervorsahen. Sein Kopf war immer noch ausdrucksvoll, die Stirn hoch, Mund und Kinn leidenschaftlich. Sein Sohn, der beim Eintreten in seiner leichten Verbeugung zugleich die Begrüßung der Versammlung nach längerer Abwesenheit mit einem einzigen, bei aller Trauer bestrickend angenehmen Lächeln rund über das ganze Tribunal hinweg auszudrücken verstand, erschien in einer ähnlichen Kleidung, nur daß die Zustutzung seines gepuderten Haares nichts von der Fülle seiner natürlichen Locken verkennen ließ. Nur das Hinterhaar war zum Zopf geflochten.

Die Mitglieder der Landes-Deputation, unter denen sich nur der einzige Schröder gewissensscheu auf die Lippen biß, wie er denn überhaupt schon als Ignorant in diesem Kreise ganz in Nichts verschwinden mußte, durften in ihrer stehenden Stellung verharren, da zu gleicher Zeit in mäßiger Ferne Trommelschlag vernehmbar wurde, wodurch sich das Erscheinen des Markgrafen ankündigte.

Sonderbarerweise hatte der Verächter aller Weltluft die Gewohnheit angenommen, seine Würde bei jeder Gelegenheit zur Schau zu stellen. Er wollte vielleicht damit die Kraft, deren Bewußtsein ihm im Innern fehlte, ersetzen, wollte sich ermuthigen, das zu sein, was er wider Willen geworden. Die Uniform seines preußischen Dragoner-Regiments,

hellblau mit ſchwarzen Rabatten und überreicher Silberſtickerei, ſtand ſeinem guten Wuchſe vortheilhaft. Hühneraugen an den Fußſohlen hinderten ihn nicht mehr im Gehen. Die langen, lackirten Reiterſtiefel waren mit Sporen bewaffnet, obſchon er nie mehr ritt. Das große orangenfarbene Band des Schwarzen Adler-Ordens ſchlang ſich über ſeine mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit herausgepreßte Bruſt. Der ungewöhnlich große Mund, der ihm eigen war, ſuchte Freundlichkeit zu heucheln. Starr aber und befremdet blickten dazu die geöffneten, waſſerblauen, großen Augen. Jetzt richtete er ſie auf den jungen Ellrodt, den er mit einem graziöſen Lächeln, wie überraſcht, begrüßen wollte.

Aber das Lächeln misglückte. Es wurde wieder hämiſch. Vielleicht wider Willen. Vielleicht aber auch ſollte es ſagen: Nun, du Sprecher in feurigen Zungen, da haſt du deinen Souverän! Siehſt du, er räumt auf! In Wahrheit aber trug des Fürſten Erſcheinung das Gepräge eines Mannes, deſſen Gedanken nicht bei der Sache ſind, oder eines ſolchen, der die zum Nachdenken gegebenen Gegenſtände immerfort mit gleichſam conſenſuell kommenden Nebenvorſtellungen umgrübelt. Der Ober-Hofmarſchall, einige Kammerherren und Adjutanten, auch der Referendar Brendel, ein kecker, junger bürgerlicher Stutzer, befanden ſich in des Markgrafen Begleitung.

Als ſich Alles geſetzt und Serenitſimus ſogar auf

einer Art Thronſeſſel Platz genommen hatte, eröffnete Thomas die Verhandlung mit einer Einleitung, die ſeinem Tacte Ehre machte.

Der kluge, im Geiſt unſeres Gelehrten- und Juriſtenthums gebildete Mann (vom „Lateiniſchen“ iſt unſerer Nation viel mehr Würde und Freimuth verblieben, als von unſerem ehrlichen „Altfränkiſchen“ oder „Altdeutſchen“) gab der ganzen ſo peinlichen Scene den Schein, als wäre ſie nur gegen den Angeber gerichtet.

„Wir haben uns,“ begann der nur durch ſeinen Ehrgeiz beſtechliche Richter und Beamte, „hier, unter dem Vorſitz Seiner hochfürſtlichen Gnaden, zu einem Disciplinarhof verſammelt, deſſen Endzweck auf die Enthüllung des ſträflichen Syſtems derer — Verleumdungen tendiret. Die Calumnie iſt das Grundverderben aller Adminiſtrationen. Gewiſſenloſe, geldgierige Pasquillanten laſſen in denen auswärtigen Zeitungen allerlei Mendacia, Lügen über Lügen drucken, und die kleinen Leute wiſſen kein geeigneteres Mittel, zur Extraction zu gelangen, als durch Abſchneidung der Ehre ihrer Vorgeſetzten. Sie nun, mein Herr Proceßrath Baader, in die Reihe dieſer Calumnianten ſtellen zu wollen, iſt nicht meine Abſicht. Aber Sie haben gegen Seiner reichsgräflichen Gnaden, unſeres Herrn Staatsminiſters Excellenz eine Anſchuldigung erhoben, die für das Gemüth unſeres allergnädigſten Landesherrn zu be-

weglich gewesen ist, um Sie nicht deßhalb zur Verantwortung zu ziehen. Ihre Kenntnisse, Ihre Fähigkeit, den Emploi, den Sie innehaben, zu bekleiden, sind ja bekannt. Wie kommen Sie darauf, Herr Baader, öffentlich zu behaupten und sogar, als Ihre Aeußerung ruchbar geworden, es zu mainteniren, daß Sie Ihre Charge Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter abgekauft hätten?"

Der junge Reichsgraf, der ſeinem Vater zur Linken ſaß, ergriff deſſen Hand, drückte ſie mit krampfhafter Erregung an ſich und ſchien, wenn auch mit herausforderndem Blick, nur ſagen zu wollen: Ruhig, ruhig, Vater! Beherrſche dich!

Der Fürſt ſaß da wie eine Statue. Die gläſernen Augen ſtanden ihm wie erſtarrt. In dieſem Augenblick mochte er ſich wie das gemalte Bild ſeiner Lieblingsheroine, Königin Eliſabeth, vorkommen, als ſie Eſſex verurtheilte. Oder er glich den verkommenen Imperatoren der letzten Römerzeit, von denen man ebenfalls, hörten ſie den Verhandlungen in den Baſiliken zu, nichts als ihre eigene, ſchon bei Lebzeiten angefertigte Statue in goldenen Gewändern zu ſehen glaubte.

Nach einigem Räuſpern hatte ſich der Ankläger von ſeinem Stuhl erhoben, einige tiefe Verbeugungen nach allen Seiten hin gemacht, einen ſchielenden flüchtigen Blick dem Anſtifter ſeiner frechen Selbſtbeſchimpfung, dem Ober-Bergrath, zugeworfen und begann mit ſingendem Tone:

„Nur die äußerste Neceſſität und meine pflichtſchuldige Deferenz für Allerhöchſtdero Ordre konnten mich beſtimmen, ein unbedachtſam fallen gelaſſenes Wort gegen Se. Excellenz unſeren ruhmgekrönten Herrn Reichsgrafen, auch als ein begründetes zu beweiſen. Excellenz entſinnen ſich wol, daß ich, ein totaliter unbekanntes Subjectum, als Praktikant am Erlanger Gericht arbeitete. Kam ich hieher, um ſupplicando und perſonaliter mich Euer Excellenz Memorie beſtens zu empfehlen. Sprachen Excellenz ſo herablaſſend mit mir wol eine halbe Stunde! Forſchten mich über die große Schöpfung hochſeliger Durchlaucht, die Erlanger Univerſität, aus und nahmen manche meiner Annotationen zu Gnaden an. In Continuatione colloquii haben mich dann Euer Excellenz auch nach ſchönen Wiſſenſchaften, Buchhandel, auch nach denen franzöſiſchen Religions-Emigrés, ſo noch jetzt zahlreich in Erlangen wohnen, zu examiniren gewürdigt, bis der Diſcurſus angelangt war bei dem Herrn — — von Voltaire —“

Wie ein vergifteter Pfeil flog dieſer Name auf den Angeklagten hinüber. Der alte Reichsgraf horchte hoch auf. Sollte er etwas in ſeinem Leben vergeſſen haben? Sein unglücklicher Sohn zitterte. Der Markgraf unterbrach die ſtarre Haltung, in der er, wie gleichſam abweſend, bisher geſeſſen hatte. Denn für ſeine Richtung konnte es keinen ihm widerwärtigeren Namen geben, als den damals ſelbſt von

Voltaire's Bewunderer, König Friedrich, mit Schimpf und Schande weggejagten atheistischen Franzosen. Um Voltaire wieder von Bayreuth auszufegen, hatte ihn ja der Herr eben berufen. Seine ganze Politik galt der Ausrottung des Bösen und — des Guten, das sich an die Franzosen knüpfte.

„Excellenz entsinnen sich," fuhr, schon sicherer geworden, der tückische Angeber, sich weidend an der allgemeinen Spannung, fort, „daß Herr von Voltaire gera[illegible] damals die königlich preußischen Staaten hatte quittiren müssen. Excellenz vermutheten, daß vielleicht die Fürsprache der hochseligen Frau Markgräfin bei dero erlauchtem Bruder in Sanssouci etwas zu Gunsten des armen Patrons würde erbitten können —"

Immer unruhiger wurde der Markgraf. Einen Minister, der in so auffallender Weise Voltaire beschützt hatte, konnte er unter keinerlei Umständen länger dulden. Nur der Blick des jungen Fritz Ellrodt bändigte ihn. Aber er erinnerte sich jetzt: Auch dieser junge Mann hatte ihm gegenüber in Wandsbeck die Aufklärung vertheidigt —!

Fritz Ellrodt suchte durch Händedruck den Vater zu beruhigen. Die Haltung des Ministers war in der That in ein Zittern gerathen. Ob vor Zorn oder Furcht, ließ sich nicht erkennen. Der hochgestellte, hier so tief gedemüthigte Mann sah bleich wie der Tod aus.

„Excellenz beklagten damals," fuhr der Ankläger fort, „daß ſo manches von denen Operibus des Herrn von Voltaire nicht dahier im Buchhandel zu haben ſeie —"

Der Markgraf griff nach dem Stock, den er, trotz ſeines Degens, immer nebenbei zur Hand hatte.

„Manche der berühmteſten Opera des boshaften Schöngeiſtes wären ja auch nur in Manuſcripten verbreitet —" fuhr Baader, die Excellenz förmlich in frechſter Weiſe dem Tone nach imitirend, fort — „in Manuſcripten, von denen man dann in London oder Amſterdam Drucke veranſtaltet hätte, welche nicht ſelten Zuſätze, Plattitüden und Cynismen enthielten, welche genannter Herr von Voltaire, der den Hofton doch ſo innehätte, zu desavouiren gezwungen wäre —"

Man hörte das Klirren der Räder an den Sporen der markgräflichen Stiefel. Der „hohenzollern'ſche Jähzorn" war ſeinem Ausbruche nahe.

„Im Laufe des Discurſes begnadigte mich Excellenz mit dem Auftrage, Ihnen ein Exemplar der „Pucelle d'Orléans" zu überſenden, welche Excellenz, zwar Amateur derer von Voltaire'ſchen Schriften, doch noch niemals geleſen zu haben geſtanden —"

An des Landesfürſten plötzlich wieder eintretender Steifheit erſah man die krampfhaft feſtgehaltene Abſicht, ſich beherrſchen zu wollen. Die „Pucelle",

dies frivole, von Leichtfertigkeiten wimmelnde Gedicht, in den Händen eines ehemaligen Pagen-Informators, der sich ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt hatte, der ein Bruder des ersten Landesgeistlichen, der Oheim des jetzigen Oberhofpredigers war —! Der Fürst sah die ganze Periode vor sich, deren Andenken er brandmarken und durch die Wiedererweckung der alten, holländisch-pietistischen Zustände ersetzen wollte.

Der Präsident Thomas und alle Richter wußten, welch ein Geist früher in Bayreuth geherrscht hatte, und erinnerten sich, wie Voltaire bei einem Besuch Bayreuths gefeiert wurde und wie ihn die fürstlichen Herrschaften auf der Eremitage als König im Reiche der Geister aufgenommen hatten. Thomas sah den scheinheiligen, gemachten Frömmlerblick Schröder's und wollte dem bedrängten Minister zu Hilfe kommen. Er fuhr den Angeber an:

„Und für dieses kleine Souvenir an die herablassende, von Sr. Excellenz gewährte Audienz, das Sie ihm dann wahrscheinlich aus Erlangen eingesendet haben, behaupten Sie, von Sr. Excellenz die Stelle als Proceßrath erhalten zu haben?"

„Das wäre einzig!" konnte Dieser und Jener nicht umhin, in die sich kundgebende und laut geflüsterte Entrüstung hineinzurufen. Nur der der Alchymie beflissene Herr von Hanstein und Herr von der Kettenburg schienen die Gesinnungen des Mark-

ich, um meine Scham und Reue zu verbergen, machte, beim allmächtigen Gott! Miene, mich nun hinunterzustürzen“ — Schlachtenmalers junges Blut war in der That in einer Aufregung, daß er den Sprung auf das erste Wort des Betrogenen, wie eine Curtiusthat, vollzogen hätte. Blasedow starrte ihn mit einem halbtodten, gebrochenen Blicke an, durch welchen eine dunkle Zornesflamme über die Lüge zuckte; dann preßten sich massenhafte Gedankenreihen im Sturme durch seine Gehirnkammern, er stand wie vernichtet, sann und sann und hauchte zuletzt, wie einen Sterbeseufzer, die Worte aus: „Ich würde dich zurück halten!“

Schlachtenmaler konnte seine Augen nicht aufschlagen, sondern warf sich in's Gras, um sie zu verbergen. Für Thränen war der Moment viel zu furchtbar ernst. Blasedow's Lungen hörte man an, wie krampfhaft ihnen der gepreßte Athem entströmte. Er hielt sich an einen Baum, nicht schwach und ohnmächtig, sondern sinnend, ernst, grübelnd. Eine ganze Welt von Hoffnungen lag verschüttet vor ihm, in allen seinen Blumen hatte der Sturm gewüthet, die Fenster seines pädagogischen Treibhauses waren vom Hagel zerschmettert. Gerade das aber, was ihn hätte recht vernichten sollen, daß er die Schuld dieser Scene trug, gab ihm wieder einigen Muth, weil er darin den Glauben an die sich selbst ergänzende und heilende Kraft der Natur und des menschlichen Geistes gewann. Schlachtenmalers Reue traf ihn hart: denn er war gerecht genug, einzusehen, daß der Erzieher selbst die meiste Schuld trug. Sein Zorn und sein Entsetzen lösten sich in Wellenschläge auf, die erst noch stürmten und das Gleichgewicht nicht finden konnten, dann aber immer wehmüthiger und sanfter flutetem, so daß er den der-

grafen und seines ungebildeten Schröder über Voltaire zu theilen. Der Reichsgraf selbst verharrte in souveräner Verachtung des Anklägers, sprach kein Wort, ja, als sein Sohn, mit mächtiger Aufwallung seines empörten Gefühls und mit einer Anwandlung des tiefsten Hasses gegen diesen undankbaren, selbstgenügsamen, hämischen Souverän zu sprechen begonnen hatte, bedeutete er diesen, doch nicht weiter zu reden.

„Das Exemplar wird Ihnen einen Gulden gekostet haben," rief Fritz Ellrodt verächtlich aus, „der Einband vielleicht ebenso viel und das Porto einige Kreuzer —! Ich kenne die Taxe ganz genau, da ich als Student in Erlangen —"

„O, o!" rief mit lauter, scharf articulirender Stimme, fest und bestimmt der sich hier selbst prostituirende unwürdige Priester der Themis. „Nach Uebersendung des allerdings sehr schön eingebundenen Exemplars der „Pücelle" erhielt ich mein Decretum als Proceßrath. Unter dem Rückentitel des Buches hatten sich allerdings — mehr konnte ich nicht auftreiben" sagte er lächelnd, achselzuckend und im Tone der Wehmuth — „dreißig Ducaten befunden."

Reichsgraf Philipp von Ellrodt sprang auf wie ein Löwe, der in der Ferne plötzlich ein Wild erblickt. „Elender!" rief er mit einer Donnerstimme. „Nie habe ich dein Buch angesehen. Wie ich es be-

kam, ſo ſtellte ich es in meine Bibliothek! Die Stunde, um darin zu leſen, haben mir meine überhäuften Geſchäfte niemals ſchenken wollen! Haſt du, Menſch, geglaubt, mit einem ſolchen Cadeau dich bei mir in Faveur ſetzen zu können, und kannſt du dich mit einem heiligen Eide dahin reinigen, daß kein ſpitzbübiſcher Handlanger ein ſolches mit dreißig Ducaten verſehenes Exemplar in meine Bibliothek eingeſchmuggelt hat, ſo muß ſich das damals empfangene in ihr noch in demſelben Zuſtande befinden, wie ich es unangeſehen und ungeleſen in mein Fach: Litérature française geſtellt habe!"

„Ei, ei, ei!" entgegnete, ſchon zaghafter geworden, der Proceßrath. „Deßhalb verlangte ich ja die amtliche Petſchirung des Bücherſaales. Wer hätte auch wol in das verſchloſſene, von Domeſtiken bewachte Palais des Herrn Reichsgrafen eindringen ſollen?"

Fritz Ellrodt hatte jetzt ſchon ſeinen Federhut ergriffen. Zum Markgrafen gewendet, hatte er ſich durch eine ſtumme Geberde die Erlaubniß erwirkt, ſelbſt an Ort und Stelle eilen zu können, um die ihm ſo wohlbekannten Räumlichkeiten des großen Bücherſaales ſeines Vaters nach der verfänglichen „Pücelle", die auch für ihn und ſeine eigene Geiſtesrichtung keine verlockende Lectüre mehr geweſen, zu durchſuchen.

Der Markgraf deutete auf den Geheimrath Thomas und ſchien damit der Anordnung des Dis-

ciplinar-Gerichtshofes die nächste, hier nothwendige Beschlußfassung anheimstellen zu wollen. „Nie gelesen!“ murmelte er, zweifelnd und aufs höchste gespannt, ob sich bestätigen sollte, daß das Exemplar, das in der Bibliothek des Reichsgrafen stand, ganz so, wie es vom Buchbinder gekommen, mit zusammengeklebten Blättern zu finden wäre. Die dreißig Ducaten — vielleicht hätte der Fürst etwas milder über die Bestechlichkeit des Ministers geurtheilt. Aber die „Pücelle“ fordern — sie zum Lesen bestellen! Die Bücher, die sich der Fürst aus der Regierungskanzlei ins Schloß hatte bringen lassen, hatten ihn empört. Die freigeistigen waren zahlreicher vorhanden als die religiösen, und jene trugen Spuren, daß sie mehr gelesen worden waren, als die Werke von Spener, Mosheim und Süßmilch's Göttliche Ordnung.

„Auf Wunsch des Proceßraths ist die Bibliothek Sr. Excellenz versiegelt worden —“ sagte Geheimrath Thomas mit etwas zaghafter Stimme. „Und — und wenn allerdings —“

„Lassen Sie die Siegel lösen!“ fiel der alte Reichsgraf, die Schonung des Vorsitzenden ablehnend, ein. „Wachen Sie jedoch darüber, daß beim Suchen Ihre Boten kein Escamoteur begleitet! Diese Spitzbuben hier jetzt im Lande könnten im Stande sein, das echte Exemplar mit einem falschen zu vertauschen. Hoffentlich habe ich nicht vergessen, wie ich

gewohnt bin, in jedes Buch, das ich in meine Bibliothek stelle, auch meinen Namenszug zu schreiben. Näher angesehen habe ich das Poema niemals. Die Farbe der Tinte wird ausweisen, ob das Exemplar alt oder neu eingeschmuggelt ist."

Von den Mitgliedern der Landes-Deputation wurden Regierungsrath Petermann und Kammerrath Seidel abgeordnet, um die Siegel von der Bibliothek des Reichsgrafen zu lösen und nach dem bezeichneten Werke zu forschen.

Mit jenen stürmischen Geberden, die im Charakter der Zeit zu liegen anfingen und immerhin zunächst von der Bühne hergenommen sein mochten, umarmte der Sohn seinen Vater und schloß sich den Abgeordneten an, um das Suchen zu erleichtern. Des Markgrafen nicht achtend, rief er mit erhobener Stimme:

„Das ist der Lohn für mehr als dreißigjährige treue Dienste! In ganz Deutschland, an allen Höfen wird dieser Affront, den man einem erprobten Staatsmanne angethan, widerhallen! Die allgemeine Verachtung wird diejenigen treffen, die unter dem Schein, für das Wohl des Staates gesorgt zu haben, nur ihr eigenes Gelüst nach Macht und Einfluß befriedigen wollten."

Ohne sich dem Fürsten anders als durch eine flüchtige Verbeugung zu empfehlen, stürmte der Minister des Hauses und der Auswärtigen Angelegenheiten mit seinen Begleitern von dannen. Die Hof-

herren und Beamten waren in Schrecken. Schröder dachte: Er glaubt wohl, die Chriſtel ſteht neben dem Alten und ſagt ihm: Kuſch! Der Markgraf hatte in der That die Viſion der „weißen Frau". Er wünſchte ſich den Tod und blickte verdüſtert nieder.

Man hörte das Zuſchlagen der großen Flügelthüren, das Abrollen eines Wagens, der am Schloſſe gehalten hatte. Es trat eine drückende Pauſe ein.

Der Ankläger ſah, daß es mit ſeiner Sache mißlich ſtand. Er ſuchte deshalb mit einigen Mitgliedern des Gerichtshofes vertrauliche Blicke auszutauſchen. Aber ſelbſt Schröder hütete ſich, die ſeinigen zu erwidern. Durch ſtarres Anſehen ſuchte der ſchlaue Menſchenkenner nur den Markgrafen zu ermuntern.

Ober-Hofmarſchall von Treskow, die Kammerherren von Stutterheim und von Redwitz näherten ſich dem Fürſten, unterhielten ihn mit ſeinem „guten Ausſehen heute", mit der „propren Uniform", die er trug, dem Wetter, dem geſtrigen Taufſchmauſe am Pechhüttenweiher, nicht einmal über Lauterbach's Tod. Dergleichen Trauriges mußte von Sereniſſimo ſelbſt eingeleitet ſein. Ueber die geſtrige Officiers-Verſchwörung war ihm Bericht erſtattet worden; die Verräther waren die dienſtthuenden Officiere ſelbſt. „Rache" zu nehmen, entſprach dem Charakter des Fürſten nie, wie er meinte. Rache war bei ihm nur „gebührende Strafe". Die Klage der

Officiere hatte ihn erschreckt. Er wollte in Wahrheit, da ohnehin die Stichertin beim Ankleiden gezankt hatte, bessere Vorsätze fassen. Womit freilich nicht gesagt war, daß dem Generalmajor von Hagen bei seiner offiziellen Berichterstattung über die gestern gefaßte Resolution ein guter Empfang gesichert blieb.

Der Ankläger stand isolirt. Die Erörterung über Lauterbach's Hinscheiden, sein hinterlassenes großes Vermögen, die prachtvollen Exequien, die ihm seine junge Witwe anzuordnen gedachte, boten einen unverfänglichen Gegenstand der Unterhaltung der Landes-Deputations-Mitglieder mit dem noch immer zitternd erregten Minister. Jetzt winkte auch der Markgraf diesem oder jenem der Herren und versuchte, unterstützt durch den Ober-Hofmarschall, der ihm immer zuflüsterte, wer die Person war, mit der er sprach, stotternd und verlegen ein Gespräch zu führen. Schröder, seinen eigentlichen Vertrauten, ignorirte er absichtlich.

Je länger es währte, bis die Deputation und der junge Reichsgraf zurückkehrten, desto kecker erhob wieder der Ankläger sein Haupt. Allen Anwesenden theilte sich allmälig ein Gefühl der Beklemmung mit, des Mitleids mit dem vor Kurzem noch so gewaltig dastehenden Reichsgrafen, mit seinem in der That allgeliebten und nur von Intriganten und Rivalen beneideten Sohn.

Endlich hörte man das Rasseln des Wagens.

Die Ellrodt'sche Kutsche lenkte zum Residenzschloß ein, und in wenig Minuten waren die drei Männer im Gerichtssaal angelangt.

„Hier ist das Buch!" rief der junge Ellrodt. „So wie wir es gefunden, wurde es sofort in dies Tuch eingeschlagen! Niemand von uns hat darin geblättert. Niemand es auch nur länger als eine Secunde angesehen. Herr Kammerrath Seidel trug das Tuch. Aber schon am Gewicht kann man spüren, daß die Ducaten noch jetzt darin enthalten sind."

Der Markgraf trat selbst an die zusammengestellten Tische, um welche herum die zwölf Richter saßen, faßte mit seinen langen knöchernen Fingern das Corpus delicti wie etwas geradezu aus der Hölle Stammendes an, betastete den goldenen Schnitt, der die Blätter noch zusammenklebte, und sagte mit lächelnder Befriedigung:

„Wirklich ungelesen!"

Dann blickte er auf den Titel, zeigte das Blatt dem ihm Zunächststehenden (Alle waren aufgestanden), flüsterte die Namenschiffre des Reichsgrafen, die mit verblaßter Tinte zu lesen war, und bog zuletzt den fest anliegenden Lederrücken des Buches zurück. In der That — eine Anzahl Ducaten, man zählte sie, dreißig, vollwichtig, ganz so blank und neu, wie sie der Markgraf selbst liebte, glitt auf die Fläche des Tisches.*)

*) Thatsächlich.

„Schurke!“ ſchleuderte Friedrich Chriſtian dem vernichtet daſtehenden Proceßrath zu und wollte ſich dem Reichsgrafen zuwenden, den das Nachlaſſen der ungeheuren Spannung, die ſeine Nerven ergriffen hatte, halb ohnmächtig gemacht hatte und ihn in die Arme ſeines vor Glückſeligkeit ſtrahlenden Sohnes fallen ließ. Der Fürſt wollte dem Gerechtfertigten die Hand reichen. War es aber Abſicht oder Zufall, ein Dazwiſchentreten Fritz Ellrodt's hinderte dieſe Beglückwünſchung. In allen Zügen des jungen Mannes lag das Gefühl ausgeprägt: Du undankbarer, unfürſtlicher Menſch!

Der Fürſt entfernte ſich hierauf mit ſeinen Begleitern.

Noch raſcher war der Proceßrath Baader entſchlüpft.

Der Ausdruck der Verehrung und des Antheils für den dirigirenden Miniſter war bei Allen der innigſte. Konnte doch nun feſtſtehen, daß der Reichsgraf in ſeiner Stellung unbeeinträchtigt blieb.

Dennoch bedingte der Tod Lauterbach's — Veränderungen. Wer konnte ihn erſetzen? Vorläufig Geheimrath Thomas, als Miniſter — von Thomas. Weitere Veränderungen gab es dann von ſelbſt — und als Vater und Sohn nach Hauſe fuhren, ſagte auch der Erſtere offen heraus in franzöſiſcher Sprache:

„Das war heute mein Leztes! Die Möglichkeit,

daß ein Fürſt ſeinen Premier-Miniſter einer ſolchen Disciplinar-Unterſuchung unterwirft, mein Erbieten dazu auch wirklich genehmigt, hat meine Kraft gebrochen —! Was nun auch kommen mag als Satisfaction, es kann mich nichts mehr aufrichten. Das war die Rache für die Plaſſenburg, für ſein Exil, für ſein Dienenmüſſen bei den Dänen! Ich reſignire auf die Gunſt des Glücks! Nur in meiner Familie noch könnte ich glücklich ſein. Aber auch da habe ich Trauer, wenn du nicht vielleicht jetzt mein ganzes Glück ausmachen willſt? Theurer Sohn, Alles, was mich jetzt noch ans Leben feſſeln kann, liegt in deiner Hand!"

Die Anſpielung auf den ſehnlichen Wunſch des Vaters, der Sohn ſollte ſich vermälen und dem Begründer eines neuen Adelsgeſchlechts vor ſeinem Scheiden von der Erde die Beruhigung geben, daß das ſchwache Reis der Hoffnung auf Entfaltung der Ellrodts in ein gutes, Hoffnung gebendes Erdreich verſenkt geweſen, war unverkennbar.

Eine Erwähnung der Comteſſe Löwenhaupt erfolgte nicht. Fritz erwartete dieſe. Das hinderte ihn, auf den Ideengang ſeines Vaters einzugehen. Er jubelte ſich nur aus über den ſoeben davongetragenen Sieg, über die entlarvte Bosheit bekannter und unbekannter Feinde. Kam ihm doch auch damit eine Ermuthigung für ſo viele Stellen ſeines eigenen Innern, wo es an Zweifeln und Kümmerniſſen nicht fehlte.

Meersmann, der Oberhofprediger, deſſen Frau und Sannchen erwarteten ſchon die Zurückkehrenden in der Friedrichsſtraße. Das war ein Umarmen und Beglückwünſchen —! Die ganze Stadt nahm Antheil. Der Bürger in den kleinen Staaten grollte ja den Tyrannen nicht, wenn ſie nur leutſelig und verſchwenderiſch blieben. Nur der Landmann ſeufzte. Der „aufgeklärte Despotismus“ hatte „Geld und Vergnügen“ unter die Bürger gebracht. Auf dem Lande draußen und bei den kleinen Beamten hauſte das Elend.

„Das ſoll nun ſo fortgehen!“ rief Meersmann. „Alles muß auf die Art beſſer werden! Die Nattern, die neuen, die zu den alten hinzugekommen, ſollen ihr Gift laſſen müſſen wie die Blutegel, denen man Salz aufſtreut!“

„Welche garſtige Vergleichung!“ rief Sannchen und eröffnete ſogleich die gewohnte Privatfehde mit einem Manne, den ſie zu lieben vorgab und auch wirklich liebte. Sie war außer ſich, wenn er nur fünf Minuten ſpäter kam, als er Nachmittags oder Abends verſprochen hatte. Den „Blutegler“ ließ ſie ſtrafend zur Seite ſtehen und wollte nur dem Onkel Reichsgrafen und dem Couſin, wenn dieſe es wünſchten, ihren weiblichen Beiſtand leiſten, falls ſie in der Stadt blieben.

„Nehmt mir nicht übel, lieben Kinder,“ erklärte der alte Reichsgraf, „ich muß mich dem Widerhall des heute Erlebten entziehen. Weder eine Einla-

beieilenden Küſter, der ihm einen großen, rothgeſiegelten Brief brachte, mit lächelnder Ruhe abfertigen konnte. Er erbrach das Schreiben, deſſen Siegel officiell war und, als wenn die Schickſale und Erfahrungen homöopathiſch ſich zu heilen ſuchten, dem einen Schmerz wurde hier ein anderer beigeſellt und einer durch den andern allmälig geheilt.

Er ging zu Schlachtenmaler heran, hob ihn auf, küßte ihn und ſagte, indem er den Brief zeigte: „Ich bin meines Amtes entſetzt! Die ganze Welt ſteht mir nun offen. Komm, wir haben ja ſo viel nachzuholen, ſo viel zu verbeſſern! Wir wollen nun Alle und ich zum meiſten, noch einmal von vorne anfangen.“

Als ſie gingen, ergriff Schlachtenmaler den Brief und commentirte ihn mit Heftigkeit. Es iſt ein bewährtes Heilmittel für erzürnte und gekränkte Gemüther, daß man ihre Empfindungen auf Gegenſtände lenkt, wo ſie Fug und Recht haben, ihren Groll auszuſprechen. Wie manche Tochter verſöhnte die über ihre Tanzluſt erbitterte Mutter dadurch, daß ſie zufällig das Geſpräch auf die Toilette einer Rivalin bringt und die Mutter in einen andern Harniſch jagt, wo die Tochter nicht anders, als immer Recht geben kann und die Mutter über der neuen Invective die alte vergißt. Auch Blaſedow war bei allem Mißtrauen und bei aller Menſchenkenntniß im Grunde ein kindlich geſtimmtes, leicht behandeltes Gemüth. Seine Gedanken kamen alle in die Richtung des Conſiſtoriums, ſeine Zunge ſpitzte und vergiftete ſich gegen Blaukrumpf, ja, die Ausſicht, ſo ſchnell in eine, nun ganz neue Lebensbahn geworfen zu werden, erheiterte ihn zuſehends. Alle Zurüſtungen zur Abreiſe wurden getroffen. Das Nothwendigſte kam ſchnell zuſammen und

dung zur fürſtlichen Tafel, noch der Beſuch, den ich pflichtſchuldigſt bei einer jungen lachenden Witwe machen müßte, könnten mir gelegen kommen. Fritz aber begleitet mich! Wir wollen zu unſeren Blumen und Lerchen nach Droſſenfeld zurückkehren! Wer uns da beſuchen will, der ſoll uns willkommen ſein."

Meersmann verſprach der Erſte zu ſein, worüber Jannchen ſich wiederum „erboste", weil damit eine Beeinträchtigung der Rechte ihrer eigenen Perſon auf ſeine Zeit verbunden ſchien. Fritz Ellrodt ſchürte die für Andere unterhaltende Neckerei ſo lange, bis die Zurüſtungen zur ſofortigen Rückkehr nach dem eine Stunde von der Stadt belegenen Droſſenfeld getroffen waren.

Der Wagen raſſelte zum Gulmbacher Thor hinaus, als man ſchon die Gratulanten bemerkte, die im Schnellſchritt das Haus des Miniſters aufſuchten. Niemand winkte devoter und beglückwünſchender, als die beiden zugleich herbeieilenden Trüffchler von Falkenſtein und der Ober-Bergrath Leibmedicus Schröder. Auch vom Schloſſe kam der Fourier ſchon gelaufen, ohne Zweifel, um beide Excellenzen, Vater und Sohn, zur heutigen Tafel einzuladen.

Sie wendeten ſich ab und befahlen dem Kutſcher, zu eilen.

## Funfzehntes Capitel.

### Vor der Judenhetze.

Am rechten Ufer des an beiden Seiten mit hohem Wiesengras bestandenen „Rothen Main", der hier fast den Character eines Baches trägt, prangte das Schloß des alten Reichsgrafen mit zwei Seitenflügeln und einem eigenthümlich pittoresk gedachten Terrassengarten. Noch hatte der Reichsgraf mehre andere Güter. Ja er stand sogar im Begriff, noch dem Grafen Löwenhaupt eine der Gattin desselben gehörende „reichsunmittelbare" Besitzung in der Rheinpfalz, Reipolzkirchen, abzukaufen.

Sieht man den jetzigen verwahrlosten Zustand des zugleich in eine Fuhrmannsherberge, einen Holzschuppen, eine Amtswohnung für Gerichtsboten verwandelten Schlosses zu Drossenfeld, so wird man nicht begreifen, wie sich einst der Gesammt-Eindruck dieser mit den schönsten Fernsichten, rechts auf die blauen Höhenzüge der fränkischen Schweiz, links nach dem Fichtelgebirge, ausgestatteten Besitzung

nahebei mit den künſtlich terraſſirten, allerdings zopfigen Gärten der Borromäiſchen Inſeln des Lago maggiore vergleichen laſſen konnte.

Ein vor uns liegender alter Kupferſtich giebt uns das ganze dahingeſchwundene Bild wieder.

Dazu erſtreckten ſich die wohlgebauten Häuſer des Dorfes hinauf bis zu waldbekränzten Höhen. Die Wege waren zum größten Theil ſchmale Bergeinſchnitte, die, mit blumenreichen Raſen, Obſtbäumen und Häuſern beſetzt, ſelbſt die Fahrenden und Reitenden angenehm beſchatteten. Die Kirche, vom vorigen Markgrafen ſeinem Günſtling zu Gefallen beinahe von Grund auf neu erbaut und mit einem ſtattlichen, ſchieferbedeckten Thurm geſchmückt, lag mit dem Pfarrhauſe dicht hinter dem herrſchaftlichen Schloſſe. Erſt vor Kurzem war die Seelſorge an einen neuen Pfarrer, Stephan Friedrich Joſt, übergegangen.

Noch nie hatte der alte Reichsgraf ſeit dem Tode ſeiner Gattin ſo die Annehmlichkeit eines ländlichen Aufenthaltes empfunden, wie in den nächſten Tagen nach einer ſo aufregenden Scene, aus der er als Sieger hervorgegangen. Die Beglückwünſchungen, die ihm von allen Seiten, größtentheils mit perſönlicher Aufwartung, kamen, waren ihm erhebend und drückend zugleich. Als hochgebildeter Welt- und glatter Hofmann zeigte er Jedem, der am Schloſſe anfuhr, eine glücklich-befriedigte Miene,

ja er lächelte selbst denen, deren böse, auf seinen Sturz bedachte Tücke ihm erwiesen schien.

„Der Schaden ist bei alledem irreparabel!“ sagte er wiederholt zu seinem Sohn, der mit kindlicher Zärtlichkeit beflissen war, den Vater wieder zu seiner alten, sorglosen Heiterkeit umzustimmen. „Die Gefahren liegen nicht in diesen neuen Intriganten und Aventuriers, einer Plage fast in allen unsern kleinen Staaten, sondern in dem tollen Menschen selbst, den uns da das Geschick nach dem gütigsten und besten Monarchen von der Welt als Herrscher auf den Hals geschickt hat!“

Es war ein wundervoller Junitag. Ueber die weite grüne Thalsenkung, die sich mit freiem Auge bis zu dem Kranz der sanftgeschwungenen Höhen verfolgen ließ, schimmerte tiefblau der Himmel, milde war die Luft, Bienen und Käfer tummelten sich auf den kostbaren Blumenanpflanzungen des Terrassengartens, der auf jeder Etage durch Wasserkünste erfrischt werden konnte. Lange, kühle, schattige Gänge wurden von verschnittenen Bäumen gebildet. Unter diesen grünen Dächern, wohin selbst der Regen nicht dringen konnte, standen zierlich geschnitzte Gartenmöbel, Tische und manches burleske plastische Kunstgebilde aus Sandstein, wie dem Geschmack jener Zeit entsprach. Noch heute, wo diese ganze Welt ehemaliger Pracht zertrümmert, viele Statuen als gewöhnliches Baumaterial zur

Kirchhofsmauer verwendet worden sind, sieht man hie und da auf dem grasbewachsenen Hofe und unter aufgeschichteten Holzschindeln — bucklige Zwerge und ähnlichen carnevalistischen Spuk aus Sandstein wiedergegeben.

Des Sohnes Berichterstattung hatte nichts verschwiegen, was ihm über die Verhältnisse und die jetzt maßgebenden Personen von seinem treuen Freunde Meersmann kundgegeben war. Nichts davon stellte der Vater in Abrede. Doch blieb er dabei, daß die größte Gefahr für ihn im neuen Landesfürsten selbst läge.

„Das ist ein Menschenhasser," sagte er, „eine kalte, trotz seiner Jagdscheu grausame Natur, die sich, wie alle Frommen, ungeachtet ihrer ewigen Selbstanklage, schnell wieder gerechtfertigt wissen und immer Gott den Herrn auf ihrer Seite haben! Jeder, der ihm imponirt, ist ihm verhaßt. Gib Acht, auch auf dich wird er eifersüchtig werden oder er ist es schon! Der gänzliche Mangel einer würdigen weiblichen Umgebung läßt eine Verwilderung voraussehen, die uns zum Gespött vor ganz Deutschland machen wird."

„Warum bemächtigen sich nicht die beiden Fürstinnen seiner Person, die Markgräfin-Witwe und die Herzogin von Würtemberg?" fragte der Sohn, der in Wien an einem Hofe gelebt hatte, wo ein ganzes Staats- und höheres Gesellschaftsleben

durchweg den Intereſſen einer einzigen hohen edlen Frau gewidmet zu ſein ſchien.

„Man fürchtet ſeine Unbeſtändigkeit und die Anfechtung ſeines Jähzornes!“ lautete die Antwort. „Ich geſtehe, daß ich mich nicht zu halten wüßte, wenn mir von dieſem Menſchen ein perſönlicher Affront widerführe!“

Der junge Reichsgraf erzählte die freundliche Fürſorge, die ihm von einer Perſon zu Theil geworden, die, wie man behauptete, den Fürſten am meiſten beherrſchte.

Lächelnd erwiderte der Vater:

„Zu dieſer Eroberung wünſche ich dir Glück! Du haſt ſie, wie ich ſchon hörte, in Wandsbeck gemacht. Treskow und Reizenſtein verſicherten mich, daß lediglich der vortheilhafte Eindruck, den du auf dieſe Frau — Kammerdienerin iſt ſie ja wol? — gemacht haſt, ihren alten, großen Pflegling beſtimmte, die Succeſſion anzutreten. Erhalte dir dieſen Schutzgeiſt und bitte ihn auch um Erlaubniß, zur Ehe ſchreiten zu dürfen, die doch wohl unerläßlich werden dürfte. Lieber Sohn, wann denkſt du nach Mariengrün zu gehen?“

Zerſtreut erwiederte der Befragte:

„Dieſer Tage —“

Der Vater ſah ſeine Verlegenheit und fuhr fort:

„Laß die Bilder, die dir etwa von Wien her

vor den Augen gaukeln, in den Hintergrund treten! Eine Dame von Geburt und feiner Erziehung kann man von auswärts an unseren unglücklichen Hof nicht herüberführen. Deßhalb ist es am besten, aus dem Rayon zu wählen, der schon an die Bedingungen des hiesigen Lebens gewöhnt ist." Und in Französisch überspringend, fuhr der Vater fort: „Ulrike ist die Enkelin einer Prinzessin! Das Geschlecht des Vaters gehört den Ersten in Schweden und Livland an! Unser junger Adel bedarf solcher Verbindungen, um besser aufzukommen und sich zu behaupten. Ich kaufe dem Grafen sein Reipolzkirchen ab, das ihm durch seine Frau gehört. Die Löwenhaupts sind arm, aber ihr Adel ist werthvoll! In Reipolzkirchen haben wir die Grafen von Leiningen, Verwandte des badischen Hofes, zu unseren Lehensträgern. Das will etwas sagen. Wir fahren morgen nach Mariengrün. Nicht —?"

„Für morgen," entgegnete der Sohn mit dem tiefsten Weh, das seine Brust beengte, „hatte ich einen nothwendigen Besuch in der Stadt vor. Du weißt, daß ich für unsere Taxen und andere Ausgaben in Wien ein Darleben nehmen mußte. Ich muß dies sofort bei Moses Seckel berichtigen und will es persönlich thun."

Eine düstere Wolke lagerte sich auf des Vaters Stirn. Er brach das Gespräch ab und setzte damit seinen Sohn nicht wenig in Verlegenheit. Da die-

sem jedoch lieb war, die peinlichen Fragen über seine Verheiratung abgebrochen zu sehen, so überließ er den Vater der Beschäftigung mit einer Anzahl Acten, die man dem bei Alledem nominell an der Spitze des Ganzen gebliebenen Premier täglich aus der Stadt einschickte. Bald auch kam ein Courier gesprengt in Hoflivree. In einem mächtigen Schreiben schickte die Geheime Kanzlei des Fürsten (wo Brendel der Concipient war) eine „Genugthuung" für den Gerechtfertigten: die Auszeichnung eines großen Titels. Der Reichsgraf wurde zum Erbkämmerer des Landes ernannt. Wieder erfolgte eine Einladung zur Tafel, die jedoch Beide ablehnten.

Der Tod Lauterbach's gab den Ellrodts in der Person des nunmehr ebenfalls geadelten Thomas einen Collegen, von welchem man erwarten durfte, daß er sich in keine zweite Stellung würde hinunterdrücken lassen. Fest von Charakter, kundig aller einschlagenden Verhältnisse, krummen Wegen, wenn die geraden nicht halfen, nicht abgeneigt, gab Wilhelm Friedrich Thomas das volle Bild eines dieser sogenannten gewissenhaften Beamten, dieser „Männer aus festem Eichenholz", die am Recht und an ihrer Pflicht festhielten bis — zur äußersten Grenze, wo dann freilich die starke Hand des souveränen fürstlichen Willens auch ihnen eine Biegung wie einer Weidengerte zu geben weiß. Die souveräne Landes-Deputation, dieser Alp, der seinen unheimlichen

Druck auf das ganze Beamtenthum des Landes ausübte, verblieb. Fritz Ellrodt hatte keine Berührungen mit ihr. Er behielt seine Eigenschaft als Gesandter. Seine beiden Ministerien waren an sich schon Unter-Departements im Ministerium des Vaters. Für das markgräfliche „Haus" verließ er sich auf Meersmann's Gewissenhaftigkeit. Das Auswärtige Amt hatte meist nur mit Pässen und Vermittlungen von gerichtlichen oder privaten Reclamationen zu thun.

Mit Beginn der sich gleichbleibenden sommerlichen Schönheit des Wetters liebte der Markgraf, an der Begräbnißstätte seines Hauses, dem von der weißen Frau erbauten Kloster Himmelskron, tagelang zu verweilen. Schon als sein Bruder regierte, der Vater des „unvergeßlichen" Friedrich, hatte dieser aus dem längst eingegangenen Sitz von Cistercienser-Nonnen eine leidlich bewohnbare Residenz geschaffen. Die Reize der Natur waren hier mäßig, nicht zu vergleichen mit jener lieblichen Eremitage, die der Markgraf durchgehends vermied. Seinen Stimmungen gefiel diese Einfachheit von Himmelskron, dieser bescheidene Garten, der ein Schloß mit wenig Raum und dunklen Treppenaufgängen umgab. Einen herrlichen Schmuck gab es dicht vor dem kleinen, nur aus wenig Straßen bestehenden Orte, Einen Schmuck, der in der Welt seinesgleichen suchte, eine mehrere hundert Fuß lange und eben-

ſoviel breite Linden-Anpflanzung, die aus älteſten Zeiten ſtammte. Die Bäume ſtanden in vier Reihen ſo nahe aneinandergerückt und waren durch die Folge der Jahre ſo zuſammen gewachſen, daß man, wenn man dieſen Hain betrat, in einem grünen Rieſenzelte zu wandeln glaubte, das ſich nicht zu fern von der Stelle an, wo einſt die auf den Knieen rutſchende weiße Frau zuſammengebrochen war, bis zum Schloßeingang ausdehnte. Hier unter dieſem grünen Lindendach wurde dem melancholiſchen, doppelſeeliſchen Naturliebhaber wohl. Hier wurde ihm wieder, wie er zur Chriſtel zu ſagen pflegte, wandsbeckiſch zu Muthe. Hier grübelte er über die Schläge, die er nach rechts und links hin austheilen wollte.

Seine Kammerhuſaren ritten zwiſchen Bayreuth, Himmelskron und Droſſenfeld hin und her. Der ſchmollende Premier-Miniſter und ſein Sohn wurden nach Himmelskron zum Diner geladen. Jener Treskow hatte ſeine liebe Noth, die Küchenvorbereitungen und das Tafelſervice hin und her transportiren zu laſſen. Sein Beſtreben, mit der Summe auszukommen, die für den fürſtlichen Haushalt ein für allemal feſtgeſetzt war, ging bis zur Manie. Fürſten, die gute Finanzminiſter haben wollen, ſollten ſie erſt als Hofmarſchälle ſchulen. Erſparniß war Treskow's drittes Wort. Er wäre ſelbſt auf auf den Markt gegangen, um einzukaufen, hätte es

wurde auf einen Leiterwagen gepackt, den einzigen, den das Pfarrhaus noch beſaß. Schlachtenmaler griff thätig mit ein, ob er gleich innerlich beſorgt genug war, was ſich aus dem Allen mit der Zeit ergeben ſollte.

Am folgenden Morgen fuhren ſie Beide der Reſidenz zu. Sie waren ſelbſt begierig, was nun noch Alles auf dem Blatt ſtehen würde, welches eben das Schickſal mit ſo groſſer Schnelle in ihrem Lebensbuch umgeſchlagen hatte.

ſich nur mit dem Anſtand vertragen. Die Jagd auf die zurückgebliebenen Wachslichtſtumpfe nach einem Geſellſchaftsabend bei Hofe, etwa einem Spiel, das oft arrangirt wurde, wo ſich Treskow ſelbſt auf ſeine nächſten Umgebungen nicht verließ und die Razzia auf alle brennenden Leuchter in Perſon anführte, war ein Gegenſtand geworden, der bereits Pasquille hervorgerufen hatte, die in der Stadt umliefen.

Endlich entſchloß ſich der alte Reichsgraf denn doch, ſein Schmollen nicht länger durch das Vorſchützen von Krankheit zu verbergen, und nahm eine der Einladungen des Fürſten für ſich und ſeinen Sohn an. Und vor dem Diner, das erſt gegen Abend ſtattfand, wollte endlich Fritz Ellrodt ſeinen Beſuch bei Moſes Seckel machen. Er hatte ihn aufgeſchoben, da den Vater die tauſend Dukaten zu geniren ſchienen. In Wahrheit erfüllte ihn eine mächtige Sehnſucht, endlich etwas von Lea Osmund zu erfahren. Sie wurde mit ihrem Brüderchen im Hauſe des Kammer-Reſidenten, ebenfalls ihres Verwandten, erwartet. Den Sommer über ſollte ſie in einer Gegend zubringen, die ſo viel landſchaftliche Reize bietet. Für den Herbſt und den Winter war noch zweifelhaft geblieben, ob die in ihrem Vermögen völlig Unabhängige die Freiheit ihrer Bewegung zu einem Aufenthalt in Berlin oder am Rhein, vielleicht in Frankfurt am Main, benützen wollte.

Als der Sohn den Vater wiederholt an die tausend Ducaten erinnert hatte, ging Letzterer an die Schatulle, berechnete, zählte, schloß die Kasse und murmelte vor sich hin:

„Das läßt sich ja auch so machen!"

Auf einen Zettel schrieb er eine Art Wechsel auf den Hofbankier, eine Aufforderung des Ministers an den Verwalter der Münze, jene Summe in Wien zu berichtigen und sie ihm beim nächsten Finanzabschluß in Rechnung zu stellen.

Mit diesem Zettel in der Tasche bestieg Fritz Ellrodt sorglos eines der Rosse seines Vaters, ritt nach Bayreuth, stellte den Gaul in den geräumigen Ställen des väterlichen Hauses unter und machte seinen Besuch bei Moses Seckel, den er leider nicht allein antraf.

Von jenen durch Maria Theresia ausgetriebenen böhmischen Juden, die größtentheils später wieder zurückkehrten, war einer der reicheren in Bayreuth geblieben. Er hieß Prager. Der rührsame Mann hatte sich den Titel eines Hoffactors zu verschaffen gewußt und machte der Finanzgröße des Landes, Moses Seckel, seit einiger Zeit Concurrenz. Der junge Ellrodt kannte dies Verhältniß und mußte billig erstaunen, beide Männer, den schon bejahrten Moses und den noch jungen, doch äußerlich wenig anziehenden, schlauen und verschmitzten Herrn Isidor Prager, im traulichen Tête-à-Tête anzutreffen.

Das Seckel'sche Haus lag nicht in der Judengasse, sondern in der Nähe des großen Opernhauses und war dem reichen Manne vom Markgrafen Friedrich verkauft worden. Er hatte im Hinterhofe desselben eine Synagoge angelegt. Das Haus war geräumig und bot einen dem Zeitgeschmack entsprechenden Comfort. Frau Seckel schien auf gleicher Bildungsstufe mit Frau Werthheimer in Wien zu stehen. Sie war eine offene, freundliche, gemüthliche Natur und verstand ebenfalls Gastgebote herzurichten, zu welchen sie sogar früher den Markgrafen, den verstorbenen Friedrich, eingeladen hatte. Dieser joviale, leutselige Vorgänger des grämlichsten aller Brandenburger brachte seine eigenen Köche mit und ließ diese unter Leitung der Hausköchin nach jüdischen Speisegesetzen das Mal bereiten. Der Markgraf that sich am Koschern gütlich. Moses Seckel war der Rothschild Bayreuths. Er lieferte auch für den Hof die Pferde.

Die Frau Kammer-Residentin überschüttete den Sohn des Premier-Ministers und den selbst schon in so jungen Jahren zum Titel Excellenz Gelangten, ihren, wie sie schelmisch sagte, nicht unerwarteten Besuch, mit den herzlichsten Begrüßungen und Schmeichelreden.

„Hat uns doch unsere Nichte geschrieben, welche Gnade Euer Excellenz, was sage ich, Hilfe von Gott bestimmt, Euer Excellenz ihr in Wien geschenkt

haben! Haben ſie gerettet vor Gewalt! Jeden Tag, daß wir erwarten, ſie wird eintreffen."

Der von dieſer ihm nicht neuen Mittheilung doch elektriſch berührte junge Mann wurde von Moſes Seckel im erſten Augenblick wie ein Fremdling angeſtarrt. In dem Zimmer, in welches die Frau Kammer-Reſidentin den hohen Beſuch genöthigt einzutreten, hatte er gerade mit ſeinem zweideutigen Freunde, Herrn Prager, auf dem Canapé geſeſſen, wie es ſchien, tief mit demſelben in Erörterungen begriffen. Um ſo freundlicher wurde ſeine Begrüßung, als er ſich orientirt hatte. Doch konnte dem ſchon frühe geſchärften pſychologiſchen Blick des jungen Staatsmannes nicht entgehen, daß dieſe Freundlichkeit keine natürliche war, vielmehr in ſolchem Grade mit Verlegenheit verbunden, daß er den ihm angebotenen Platz auf dem Canapé ablehnte und ſagte:

„Ich ſtöre, Herr Kammer-Reſident, ich kann ja wiederkommen!" Den an ihm gewohnten und noch manchmal burſchikoſen Ton beibehaltend, wendete er ſich Herrn Prager zu: „Herr Prager, wie machen ſich denn unſere Officiere nach dem Kriege? Zahlen ſie pünktlich oder ſehen Sie auch lieber, wenn die Wechſel prolongirt werden?"

Prager war aufgeſtanden. Lächelnd antwortete er:

„Hätten mir Euer Excellenz einen Wechſel geſchrieben in Erlangen, ſo würde ich ihn prolongirt

haben noch bis jetzt — ja bis Sie ſind Miniſter bei Maria Thereſia! Kaunitz hat, hör' ich, die Abſicht, Euer Excellenz nach Paris zu ſchicken."

War das Schmeichelei oder Unverſchämtheit?

„Für's Erſte bin ich nach Bayreuth zurückgekehrt, um mich für dieſe Ambaſſade noch beſſer vorzubereiten. Eine Empfehlung von meinem Vater — doch ich ſtöre — die Herren —"

Die Neugier des Herrn Iſidor Prager ſah dieſem aus der Naſenſpitze, aus den Ohren, dem glattraſirten Kinn hervor. Herr Seckel trug noch, wie Herr Werthheimer in Wien, einen kleinen Kinnbart und ſtrich dieſen ungeduldig. Aber ſein Concurrent wollte nicht verſtehen. Er zwickte die Augen zu und ſah ſich ſogar, weil er vom Sofa hatte aufſtehen müſſen, nach einem Stuhl um.

„Excellenz waren in Wien!" fing er an mit einem Schein von Treuherzigkeit und doch ſpionenhaft forſchend. „Nicht wahr, eine ſchöne Stadt! Feine Leute! Herr Werthheimer hat einen Vetter, der iſt von mir auch einer durch meine erſte Frau. Ich bin Witwer, Excellenz! Wir haben viel Trübſal gehabt in Prag durch die kaiſerliche Ungnade. Gott im Himmel, ſagen Sie, Herr Seckel, ſind wir wol, ſogar hier in Bayreuth, preußiſch? Hier am Ort, da könnten wir's doch ſein. Wie häng' ich an meinem Vaterlande!"

Iſidor Prager ſchien den jungen Wiener Ge-

ſandten in allen ſeinen Neigungen, die auch ihn an die Donauſtadt gefeſſelt hielten, zu kennen.

„Haben ſich hier aber doch ein eigenes Haus gekauft," fiel die freimüthige Frau Kammer-Reſidentin ein und deutete an, wie nutzenbringend es dem Einwanderer geſchienen haben mußte, nicht dem Zuge ſeiner Anhänglichkeit zu folgen.

Inzwiſchen ſah Herr Moſes Seckel, daß der junge Reichsgraf aus der Seitentaſche ſeines ſchon nach engliſchem Geſchmack geſchnittenen Reitrocks mit hohem Stehkragen ſein Portefeuille hervorgezogen und geöffnet hatte. Deßhalb bat er ſeinen zweiten Beſuch, ins Nebenzimmer zu treten — eine Aufforderung, die Herrn Prager immer noch nicht beſtimmte, aufzuſtehen und ſich lieber ganz zu entfernen.

Beim Betreten des Nebenzimmers, wo ſich das Bureau des Herrn Kammer-Reſidenten befand, zeigte ſich, daß das Gebäude Spuren ſeiner alterthümlichen Bauart trug. Es ging ein paar Stufen hinauf, dann wieder hinunter. Zuletzt ſah man durch eine offene Thür in einen dunkeln Alkoven, in welchem zwei Betten ſtanden. Unwillkürlich drängte ſich dem an große, ſchöne Räume Gewöhnten der Gedanke auf: Und hier ſoll künftig die königliche Lea walten? Hier ihr Haupt beugen und auf allen dieſen Treppen herumkriechen —? Aus dem Bett-Alkoven ging wieder eine kleine

ſchmale Treppe in den oberen Stock hinauf. Dort gab es allerdings einen ſchönen, großen Saal, in welchem auch er ſelbſt ſchon mit Markgraf Friedrich de: Herrn Moriz Seckel geſpeiſt hatte.

Frin Ellrodt erzählte ſein Geſchäft mit Samuel Werthheimer, wünſchte ſeine Schuld von tauſend Ducaten augenblicklich getilgt und gab als Deckung für die Zahlung, die Moſes Seckel in Wien leiſten ſollte, den Zettel, den ſein Vater geſchrieben.

Nachdem der Empfänger flüchtig geleſen, nickte er nachdenklich, faltete das Papier zuſammen und verſtummte auf einige Augenblicke.

„Iſt doch Alles in Ordnung?“ wallte Frin Ellrodt auf.

„Gewiß, gewiß, vollkommen! Wird mit nächſter Reichspoſt berichtigt werden!“ lautete die Antwort. Aber der Ton, wie Moſes Seckel ſprach, war zaghaft. Der Blick ſeiner Augen ſchien wie nach Innen gewendet. Das Lob ſeiner Nichte, auf das er überſprang, kam heraus wie ein Ausweg, nur um bei einer ihm peinlichen Erörterung nicht zu lange zu verweilen.

Zurückkehrend in das vordere Staatszimmer, fand Frin Ellrodt Herrn Prager wiederum auf dem Sanapé, das ſorgfältig geſcheitelte Haupt auf die Lehne ſtützend, und nunmehr auch Frau Seckel mit ihm ſo ins Geſpräch vertieft, daß ſie ſich offenbar mit Erſchrecken vor der zurückkehrenden jungen Excellenz

verneigte. Sie mußte mit Herrn Prager von Lea gesprochen haben. Denn sie floß über in Schilderung von einer zärtlichen Sorgfalt, die man für einen Bruder haben könnte — — „Nun, nicht wahr, Herr Reichsgraf," wendete sie sich dann auch an diesen, „Sie wissen es, welche Perle wir an Lea besitzen! Sie ist der Stolz unserer Familie. Aus Berlin kommen Briefe, daß sie doch ja den Winter zurückkehren möchte, und auch in Frankfurt am Main wollen sie unsere Verwandten haben. Wenn sie aber ganz hier bleibt, das soll uns das Liebste sein!"

Die letzten Worte wurden mit einem schelmischen Blinzeln der Augen gesprochen. Schnell combinirte der junge, in Lea's Anmuth schwärmerisch verlorne Mann: Da ist wol gar dieser Prager für sie bestimmt – ? Es war ein Gedanke, der ihn so aufregte, daß ihn die Vergleichung der Erscheinung der jüdischen Aspasia mit diesem häßlichen, alle Merkmale seiner Gesinnung tragenden Geldmenschen um alle Besinnung brachte. Dieser hatte ihn wol schon durch „seinen Wiener Vetter" umspioniren lassen —? Der Aufgeregte mußte das Freie suchen, um in den engen winkligen Räumen und unter der Last unheimlicher Vorstellungen nicht zu ersticken.

Gezwungen, nach rechts und links zu grüßen, besuchte er lieber seinen theuren Freund Meersmann, den

er glücklicherweiſe zu Hauſe traf. Der innere Jubel über Lea's Kommen nach Bayreuth gab ihm wieder die Friſche, die ihm ſonſt gefehlt haben würde.

Seinen alten Fecht- und Exercirlehrer fand er dagegen in Zerſtreuung und recht verdrießlich und in einem komiſchen Aufzuge. Der Geheime Kammerrath ſtand — in Hemdärmeln und ordnete und räumte in einer großen Kiſte mit Papieren.

„Ja, daß ich mich der Sünden ſchämen muß!“ rief er. „Ich habe nicht dazu kommen können, euch draußen zu beſuchen. Den Abend, am Montag, da bekam ich wieder einen Zank mit der Suſanne. Als wir uns am Dienſtag ausſöhnten, da ſollte es bei dem wunderſchönen Wetter eine Partie werden, an der ſie ſelbſt, ihr Bruder und die Schwägerin theilnehmen wollten. Nun bekommt der Bruder den Auftrag vom Markgrafen, im Schloß zu predigen. Hagen iſt beim Markgrafen geweſen, hat ihn mit ſeiner Vorſtellung ſehr gerührt, und es iſt abgemacht, er ſchlägt keinen Chargirten mehr, außer — wenn es einmal eine Ausnahme gibt. Kurz über „Petrus, als er den Hahn krähen hörte und weinete bitterlich“, verlangte Sereniſſimus Predigt. Wahrſcheinlich bereuete er auch die Undankbarkeit, deren er ſich im Verfahren gegen deinen Vater, gegen dich, der ihn zum Markgrafen gemacht hatte, zu Schulden kommen ließ. Nun wollte Tannchens Schwägerin bei ihrem Mann bleiben. Der Wagen

war aber einmal gemiethet. Ich denke, ich fahre nun doch. Aber siehe da! Sannchen weigert sich, mit mir allein nach Drossenfeld zu fahren! Was die Leute sagen würden! Ob wir denn schon auf der Kanzel hingen! Darüber wurde ich sozusagen wüthend und aus Rache — fuhr ich nun auch nicht nach Drossenfeld. Ich schickte den Wagen fort. Dann wollte ich dir schreiben, kam dazu aber auch nicht und sitze nun hier in den verdammten preußischen Vorschußgeldern. Ach, lieber Freund! Sieh' hinein! Das ist das Bild des Chaos, ehe Gott die Welt erschuf! Und ich habe die Ahnung, wir erleben hier über diese Kiste und was drin steckt und — stinkt, ein jüngstes Gericht! Es ging allerlei Gemunkel in der Stadt über den letzten Samstag und den letzten Montag. Es sollte irgend wo — was — wie? das eben weiß man nicht — ausgeführt werden und muß verschoben worden sein. Die Landes-Deputation läßt sich ihre Untersuchung aller Schäden nicht nehmen. Schröder gefällt sich in der Rolle des großen Reformators. Der Markgraf kann sein „weinete bitterlich" auch auf die Beamten bezogen wissen wollen. Denn wir sind ja immer eingeladen, den Schloßpredigten beizuwohnen. Da habe ich mich einmal heute an diesen Heidenwirrwarr hier gemacht, der keine Kritik der Oeffentlichkeit vor einem Collegium und am wenigsten vor einem fremden, etwa preußischen, aushält!"

# Dritter Theil.

„Kann ich dir helfen?„ fragte der jüngere Freund. „Die auswärtigen Angelegenheiten unſeres Landes laſſen mir Muße dazu.“

„Dieſe Kiſte hier und noch eine andere,“ ſagte Meersmann, „darf nur der anſehen, der, wie ich, darauf den „Geheimen“ bekommen hat. Ich ſollte die Erbſchaft meines Vorgängers ordnen! Reguliren! Gut. Aber wer iſt der Vorgänger? Markgraf Friedrich ſelbſt! Soll ich nun ſagen: Das war der leichtſinnigſte Menſch von der Welt? Heraus muß es doch noch einmal mit der Zeit!“

„Iſt auch mein Vater,“ fragte Fritz Ellrodt mit einiger Beklommenheit, „an den Mißbräuchen dieſer Kiſten betheiligt?“

Eine Weile ſchwieg Meersmann zum tiefſten Schmerz ſeines jungen Freundes. Dann ſagte er:

„Das ganze Land, der ganze Adel, der Hof, alle ſind daran betheiligt! Der ſelige Markgraf bat in ſeiner größten Noth ſeinen Schwager, den König von Preußen in Potsdam, um 60,000 Thaler. Fritz, im Geldgeben ſonſt ſo zähe, erwies ihm die Gefälligkeit im Angedenken an ſeine Schweſter. Doch machte er die Bedingung, daß das Geld in Einem Jahre zurückgezahlt werden müßte. Leichtſinnig, wie man bei uns Alles betrieb, verließ man ſich, wie jetzt bei Seckel oder Herrn Prager, der Seckeln ausſtechen will, auf Prolongation. Da kam man dem Sieger von Mollwitz ſchön an! Auf die Minute

mußte das Geld wieder da sein. Nun war Holland in Noth. Natürlich mußten die Stände eine „preußische Vorschußsteuer" bewilligen und das Geld auf das Land werfen. Aber bis es allmälig da zusammenkam, vergingen Jahr und Tag. Darum erfolgte im Geheimen ein Aufruf an alle Edelgesinnten, Patrioten, vor Allem an alle Hofbedienten und höheren Officiere, zu bringen, was ein Jeder entbehren könnte. Wer nichts gab, dem wurde es ohneweiters am Gehalt abgezogen. Zur Schadloshaltung und zur Anreizung zum Geben diente ein enorm hoher Zinsfuß —! Jetzt ist der König in Sanssouci zwar längst bezahlt und — die ständische Steuer ist ebenfalls schon längst entrichtet, aber die Vorschüsse der Privaten sind noch nicht davon zurückbezahlt und — diese machen sich auch nicht viel daraus — der hohen Zinsen wegen, sieben, acht fürs Hundert —"

Tief beschämt über eine unsern modernen „Anleihen" so ähnliche Prozedur, die ihn als „Minister des Hauses" persönlich betraf, wallte Fritz Ellrodt auf:

„Ja, es muß endlich geordnet werden!"

„Wodurch?"

„Der Markgraf muß aus seiner Schatulle die Fehler seines Vorgängers sühnen."

„Aus seiner —? Sühnen? Aufdecken wird er sie —! Er ist ja zum Strafen erschienen —! Doch ich habe vorgebaut! 20,000 Thaler kann ich schon

zurückzahlen! Sie stehen auf dem Rentamt – Zum Donnerwetter, nein!“ rief er, nahm den Deckel der großen Kiste und schlug ihn nieder, daß es krachte und Alles im Zimmer wackelte. „Ich bin nicht schuld an diesem Wust! Für jede Zahlung oder Nichtzahlung habe ich die landesherrliche Weisung. Mir sollen sie kommen! Jetzt aber machen wir's uns bequem! Trinken wir eine Flasche Hochheimer! „Gelt,“ platzte er heraus, „das war doch neulich herrlich, die Geschichte mit der vergoldeten Jungfrau von Orleans! Baader hat sich davon geschlichen, wie die Katze vom wohlverriegelten Taubenschlag! Er wollte die Ducaten mitnehmen. Aber die Sportelkasse legte Beschlag darauf. Er wird froh sein, wenn er im Gebirg eine Landrichterstelle kriegt und für ewige Zeiten vergessen wird.“

Zwar erinnerte Fritz Ellrodt an die Einladung nach Himmelskron, aber im gemüthlichen Gespräch verlief mehr als eine Stunde. Meersmann hatte eine so fesselnde Darstellungsweise, sein jüngerer Freund und Zögling einen solchen Trieb, kein Verhältniß ungeprüft zu verurtheilen, daß sich das Feuer der Unterhaltung von selbst schürte. Die Selbstanklagen des jungen Staatsmannes, daß ihm seine frühe Versendung nach Regensburg und Wien nicht Zeit gelassen hätte, die beiden Ministerien, die man ihm übertragen, mit Macht und Energie anzutreten, hatte Meersmann schon oft mit den Worten unterbrochen:

„Eins nach dem Andern! In der Wiege erdrückte nur ein Herkules Schlangen! Du bist noch in den Windeln und wirst herauswachsen!“

Unter Anderem schilderte Meersmann das neulich stattgefundene große Leichenbegängniß Lauterbach's, an welchem sich die Ellrodts nur durch ihre Equipage betheiligt hatten. Die Witwe schien die Absicht gehabt zu haben, sich durch ein Uebermaß von Pracht gleichsam den Jubel abzukaufen, den sie über ihre wiedergewonnene Freiheit und ihr großes Vermögen nicht bergen konnte. Aus der Schmidtgasse heraus, wo sie wohnte, durch die Hauptstraße und die Breitegasse war der fürstlich geordnete Zug mit Trauermusik, Marschällen, Singknaben, Fackeln in die mit 600 Lichtern erleuchtete Stadtkirche gegangen. Meersmann behauptete, daß es die Frau in allem Ernst auf den Markgrafen abgesehen hätte und zu dem Ende die nächsten Umgebungen desselben mit Zuvorkommenheiten überhäufte. „Den Schröder hat sie besucht, der Theda, obschon Einer ihrer früheren Courmacher zu dieser übergegangen ist, Trützschler, hat sie Geschenke gemacht, und die Frau Stichertin, deine intime Freundin, ist sogar bei ihr zur Chocolade invitirt worden.“ Meersmann schloß seinen Bericht mit dem Citat des lateinischen Verses vom unablässig fallenden Wassertropfen, der zuletzt auch einen Stein aushöhlen könnte.

„Dies Weib gehört zu jenen weiblichen Unge-

heuern, die durch ihre Koketterie jeden Mann ſo weit bringen, ſich zu vergeſſen, und ihm dann doch nicht Wort halten, wobei ſie vielleicht gar noch ihre völlige Temperamentloſigkeit für Grundſätze ausgeben —"

Meersmann horchte bei dieſer in franzöſiſcher Sprache vorgetragenen Bemerkung hoch auf. „Ei, ei, du ſcheinſt ja intereſſante Erfahrungen in Wien gemacht zu haben —! Bei ſolchen Sphinxen, wie du ſie ſchilderſt, iſt immer noch etwas Edleres im Spiele; bei der Lauterbach aber —"

„Die Stichert wird ſchwerlich," unterbrach Fritz Ellrodt mit flüchtigem Erröthen und ſuchte auf andere Gegenſtände, als Erinnerungen an die Wiener Frauenwelt, einzulenken, „ihre Herrſchaft theilen laſſen."

„Dieſe Herrſchaft iſt nicht ſo groß, wie man meint!" berichtigte Meersmann. „Sie erſtreckt ſich nicht weiter, als etwa ein ungezogenes Kind unter den Augen ſeiner Wärterin gut thun muß. Iſt dieſe verhindert, ihm aufzupaſſen, ſo macht es ſeine Streiche. Manchmal halte ich den Markgrafen für einen Automaten, wie Vaucanſon in Paris jetzt ſolche Menſchen zuſammenſetzen ſoll. Sie ſpielen Tric-Trac und blaſen Flöte, als wären ſie von Fleiſch und Blut, und Alles geſchieht nur durch ein geheim angebrachtes Uhrwerk. Das dritte Wort beim Unſerigen iſt Demuth vor Gott. Und doch kann er ſich vor Hochmuth nicht laſſen!"

Manche Mittheilung über die Sonderbarkeiten des Fürsten folgte, manche über den geringen Widerstand, den ihm Freimuth und das Gefühl für Menschenwürde leisteten.

„Nachdem ich wieder die großen Städte gesehen habe, wie beschränkt, wie kleinlich sind mir alle unsere hiesigen Verhältnisse erschienen!“ klagte Fritz Ellrodt.

„Drum hätte uns Preußen sogleich verschlucken sollen!“ wallte Meersmann auf. „Wenn es mit diesen kleinen Höfen nicht endet, so verkümmert die deutsche Nation bis zum Lastträger der fremden Nationen. Hat in einer solchen Residenz wie hier der einzelne Mensch wol nur einen Schein seines freien Willens? Schon als Kind kommt Eins in Ansbach, Coburg, Gotha mit gebrochenen Flügeln zur Welt! Die Chronik des Hofes stellt sich ihm sogleich neben die Geschichten der Bibel. Zu bewundern und zu verehren, ist dem Menschen Bedürfniß. Da werden ihm nun Wesen erfunden, die da denken und fühlen sollen anders als wir, die da ein Vorrecht hätten, jede unserer Freuden erst von ihrer Erlaubniß abhängen zu lassen! Da ruft eine Mutter ihrem Jungen zu: „Rechts, Geheimrath Hinzpeter!“ Der Vater fällt ein: „Links, Excellenz Pfau-Auge!“ Tiefste Verneigungen. Und wie diese Hinzpeter und Pfau-Auge auch auf ihre Größe dressirt sind! Sie stützen sich auf eine canaillense Menschheit, die sich mit dem Titel: markgräflicher Leibschneider oder Hof-

Handschuhmacher oder Hof-Vergolder ein völlig anderes Wesen dünkt, als der prädicatlose Nachbar. Wie zittert diese Menschheit, wenn Concert oder Ball bei Hofe ist und die Fouriers gehen mit den Listen herum! Nur wegen einer Laune des Hofmarschalls kann ein pensionirter alter Oberförster, natürlich adelig, oder die Frau Baronin So und So vergessen worden sein, und vor Aerger und Schreck sterben sie am Schlage! Die Bürgerlichen sind natürlich ausgeschlossen von jeder Zulassung in die geweihten Räume der fürstlichen Behausung. Nur am Neujahrs- oder Geburtstage Serenissimi wird zur pflichtschuldigen Beglückwünschung beordert, wer die Idee eines Titels hat. In einer solchen Stadt gibt es wie in einem Ameisenhaufen in der That nur Ein Gesammtgehirn. Jeder Einzelne participirt daran mit einem tausendsten Theile. Man denkt, man spräche, man denkt, man erstrebte sein Eigenstes, und es ist nur das, was im Gesammt-Instinct eines solchen Oertchens liegt. Und das Alles geschieht bei einer Nation, die nicht das mindeste Talent zum Conventionellen hat — einer Nation, die durch ihre Bildung, namentlich durch den Protestantismus und an jedem Sonntag in der Kirche, ausdrücklich zum Kampf gegen die Lüge des Lebens aufgefordert wird. Ein Freimuth, der sich nicht äußern kann, der sich vielmehr verstellen muß, der, Fritz, wird zuletzt — Bosheit, und so habe ich

manchmal ein wahres Grauen, durch unſere Straßen zu gehen. Aus jedem Fenſter glaube ich graue Katzenaugen grüßen zu ſehen. Wo ich nicht Bosheit ſehe, ſehe ich Dummheit."

„Man müßte das Alles auch dem deutſchen Volke ſagen, lehren und predigen können!" rief der jüngere der Freunde und gedachte ſeiner Geſpräche mit Erzherzog Joſeph, der ebenfalls ſchon als Jüngling ſagte: „Man wird müde werden, über Sklaven zu herrſchen —!" mit Sonnenfels, dem begeiſterten Lehrer des Naturrechts an der Wiener Hochſchule — mit Lea, wenn ſie von Mendelsſohn, Sulzer und Leſſing berichtete.

„Hätte nicht mein Vater," ſprach er, indem er die Hand auf den Kopf ſtützte, aber nicht hinderte, daß Meersmann an die geleerte erſte noch die zweite Flaſche reihte, „ſeine Mariotte mit unſerer adeligen Dignität, ich würde changiren! Manchmal regt ſich in mir das alte Theologenblut —!"

Meersmann hatte mit dem Freunde und Zögling andere Zukunftspläne. „Du wirſt unſer regierender Miniſter!" ſagte er, mit ihm anſtoßend. „Zertrittſt das Gewürm wie ein zweiter St. Georg und überlieferſt uns zuletzt an Preußen, das aus uns eine reputirliche Provinz machen wird wie aus Schleſien!"

„Laß das!" entgegnete Fritz Ellrodt, der an Oeſterreich hing, ſah nach der Uhr und ſtand endlich auf, der Einladung zum Fürſten gedenkend.

„Und Ulrike — ?“ fragte Meersmann.

Jetzt folgte keine Erwiderung, sondern nur ein erneuertes Drängen zum Aufbrechen.

Meersmann drückte noch einen Pfeil seiner sich scheinbar harmlos gebenden und doch auf Ernstes zielenden Neckluft ab. „Hoffentlich wirst du früher nach Mariengrün reiten“ — „als deine schöne — Jüdin hier aus Wien eintrifft. Unser neuer Hofbankier Prager gedenkt ja die Dame zu heiraten. Trützschler versichert's. Der gibt, ohne Druckerschwärze und Papier, bei uns den Mercure galant heraus.“

Im Geist des achtzehnten Jahrhunderts, der „neuen Heloise“, einer krankhaften Empfindsamkeit, die eine allgemeine war — schlug sich Fritz Ellrodt bei dieser Nachricht, die er nicht für unglaubwürdig halten durfte, an die Stirn, zog sein Taschentuch, um die Thränen zu verbergen, nahm seinen Hut und stürzte hinaus. Meersmann's Nachruf: „Und die weiße Frau? Wie wäre es, wenn du die besuchtest?“ verhallte.

Der Davongeeilte kehrte nicht zurück. Er ging in die Friedrichsstraße, eine nach demselben Potsdamer Geschmack, der die neuen Bauten der ganzen Stadt kennzeichnete, angelegte Straße. Die Politik des kleinen Staates hatte der alte Reichsgraf kaiserlich gehalten, der Geist der Administration jedoch, Alles was Kunst und Wissenschaft hervorbrachte, war im preußischen Styl.

Da zwiſchen Droſſenfeld und der Stadt ein immer reger Verkehr ſtattfand, ſo konnte es den Sohn nicht Wunder nehmen, wenn er eine Bitte des Vaters vorfand, doch zeitig zurückzukehren. Er ſehnte ſich nach ihm, ſo hieß es, und der liebevolle Sohn verſtand dieſe Umſchreibung eines Zuſtandes, der ihn am Vater ſchon oft erſchreckt hatte. Der alte Staatsmann zitterte zuweilen, hatte Viſionen, wurde ängſtlich von Zimmer zu Zimmer getrieben und ſah in denen, die ihn zu beruhigen kamen, nur neue Schreckgeſtalten. Dann war ihm ſein Sohn der hilfreiche Seelenarzt. An ſeiner Bruſt weinte er ſich aus und ging ſogar nicht ſelten zu einer unmotivirten Luſtigkeit über.

Fritz Ellrodt ließ ſich im Oberhofpredigerhauſe, das er endlich heute hatte beſuchen wollen, wieder entſchuldigen und ritt nach Droſſenfeld zurück, wo er den Vater glücklicherweiſe in unbedenklicher Stimmung, nur in Correſpondenzen vertieft, antraf, ſchon gerüſtet zur Fahrt nach Himmelskron. Das Diner fand um fünf Uhr ſtatt. Der Sohn konnte dem Vater noch beim Expediren ſeiner Briefe behülflich ſein.

Der Markgraf ſchien um den jungen Reichsgrafen wie der Schmetterling um das Licht zu flattern, ehe er ſich ihm hingab. Wie viel „Aerger“ hatte er nun ſchon gehabt als Regent! Das wollte er dem Verführer zur Annahme des Markgrafenhutes

vorhalten! Aber jede ſeiner Begegnungen mit dem jungen Demoſthenes von Wandsbeck, dem Parabeldichter von der Aehre, war für jetzt nur flüchtig geweſen. Endlich mußte aber doch über „Auswärtiges“ geſprochen werden! Vielleicht fand ſich heute etwas, das Sereniſſimus ermuthigte, den Feuerblick des jungen Miniſters zu ertragen. Treskow hatte Befehl erhalten, nicht zu knauſern, ſondern den Erinnerungen an die alte glänzende Bayreuther Zeit ſolennen Ausdruck zu geben. Die höchſten Hofchargen waren geladen, unter Anderen zum erſtenmale mit Fritz Ellrodt zuſammen Graf Löwenhaupt. Viele hochgeſtellte Männer hatten ſich auf's Land geflüchtet, aus Furcht, mit den neuen wühleriſchen Elementen in Berührung zu kommen. Gleich nach Ankunft des Fürſten hatten ſich die Grafen Boſe und Putbus empfohlen. Ein Ober-Kammerherr fehlte. Die Marquis, Markeſes und Lords hatte der ausdrückliche Befehl des Fürſten entfernt. Das Erbſchenken-Amt bekleidete ein Baron von Kotzau, deſſen Geſchlecht aus der Mesalliance eines hohenzoller'ſchen Fürſten mit einer Förſterstochter ſtammte. Dieſer ließ ſich am wenigſten ſehen. Der Oberjägermeiſter, Herr von Schirnding, war erſchienen. Der Generaliſſimus, Herr von Hagen, Generalmajor von Beuſt, Commandant der Feſtung Plaſſenburg und der neue Miniſter von Thomas waren zugegen. Letzterer konnte ſehen, wie

gnädig noch die Ellrodt's begrüßt wurden. Aber der Fürſt beſprach nichts mit ihnen, was den Staat betraf. Ueber die Geſchäfte befand ſich überhaupt Durchlaucht auf jenem Wolkenſitz, der am Schluſſe der großen Opern die Götter erſcheinen und orakeln läßt. Er thronte mit Majeſtät, aber nur in einem Hängewerk, immer fürchtend, daß die Maſchinerie unter ihm zuſammenbrach. Nur in eine einzige Beſchäftigung war er mit voller Sachkenntniß vertieft, die Reviſion des alten Geſangbuchs. Der General-Superintendent Silligmüller hatte zwar ſeit noch nicht lange die Liedertexte neu geordnet und für alle Kirchen des Landes verbindlich herausgegeben. Aber auch ſein Werk mißfiel ſeinem ehemaligen Schüler. Er fand darin zu viel verändert, vermißte zu viel von den alten „Kernliedern" und betrieb mit Strenge, daß ſein eigenes revidirtes, mit neuen, ſeiner Geiſtesrichtung entſprechenden Liedern verſehenes Geſangbuch eingeführt wurde. Eines dieſer Lieder mit dem Anfang: „Laſſ' es gehen, laſſ' es ſtehen", war charakteriſtiſch für ſeine ganze Richtung.

Bei einem ſolchen fürſtlichen Diner leitet nur der regierende Herr die Converſation. Eine Ueberzahl von Dienern ſervirt außerordentlich raſch. Natürlich waren die Speiſen auch hier zum Verzweifeln der Gäſte beinahe alle kalt. Zum Glück wurden die Gläſer reichlich bedacht. Den Schein von Geiz

oder Knickerei duldete der Fürſt nicht. Unverwandt blickte er, wenn auch ſprechend und dem Geſprochenen Anderer zuhörend, auf ſeinen Teller und ergriff dabei jede Gelegenheit, Meſſer und Gabel preiszugeben und ſich der Finger zu bedienen. Verwundert ſah er auf, wenn nach der Etikette des Hofes, die jedes aparte Geſpräch an der Tafel verbietet, plötzlich Alles todtenſtill wurde. Dann wollte er der Converſation neue Bahn brechen. Mit banalen Fragen wie: „Was gibt es Neues?“ die er auf Gerathewohl an dieſen oder jenen beſternten Herrn richtete oder mit einem plötzlichen: „Wie ſagt Er?“ womit er einen völlig Stummen erſchreckte, ſuchte er die Todtenſtille am Tiſche zu beleben.

Kam das Geſpräch einigermaßen in Fluß, ſo ſchien es wie durch eine geheime Verabredung zu ſein, daß immer das ſchöne Geſchlecht das Thema bildete. Frau von Lauterbach ſchien Fürſprecher gewonnen zu haben. Die rieſige Miniſterin hatte das Talent, Jeden, ſelbſt bejahrte Männer, glauben zu laſſen, daß ſie ſeinetwegen vor Träumen der Sehnſucht und Eiferſucht Nachts nicht ſchlafen könnte. Man erging ſich in Ausdrücken der Bewunderung für das koſtſpielige, von ihr veranſtaltete Leichenbegängniß, welchem auch der achtſpännige Wagen des Markgrafen angehört hatte, und verbürgte ſich für einen bei ihr „in der That in die Tiefe gehenden Schmerz“, für ihre Gutmüthigkeit, ihre reichen Spenden an die Ar-

men, ihre Fürsorge an die Verwandten ihres Mannes, denen sie gegeben hätte, ohne dazu verpflichtet gewesen zu sein. Unverkennbar war, daß sogar mit Zunahme des genossenen schweren Weines die Durchlaucht am Gespräch über die Frauen im Allgemeinen und über Frau von Lauterbach im Besonderen Interesse fand. Bestürmte doch auch die große, gefallsüchtige, Jedem, wie Fritz Ellrodt gesagt hatte, gleich bei erster Annäherung Hoffnungen erweckende und hintennach vielleicht ganz kalte, eben nur erobern wollende Frau den Markgrafen zu mächtig mit ihren Huldigungen. Sie schickte ihm Bouquets aus ihrem Garten, wofür sie seine Lieblingsblumen wählte, ja es fehlten sogar Backwerke nicht, kostbare „Aufsätze", die aus der Schmidtgasse ins Schloß wanderten. Aber auch nach anderen weiblichen Erscheinungen, die ihm bei der Parade aufgefallen waren oder auf dem großen sogenannten „Brandenburger", einem mächtigen See bei St. Georgen, erkundigte sich der „Weiberhasser". Die hohen Officiere, wie Hagen und Beust, hatten das Privilegium, mit Scherzreden derber herausplatzen zu dürfen, und da hieß es denn wol, nachdem man sein vortreffliches Aussehen, seine Rüstigkeit und Frische gerühmt hatte: „Durchlaucht, wir erleben noch etwas!" — eine Aeußerung, die der militärische fürstliche Kamerad mit einem meckernden Lachen beantwortete.

„Die schönste Dame des Landes kennen Eure

hochfürſtliche Gnaden noch gar nicht!“ hob der neue Miniſter, Herr von Thomas, zugleich das Glas zu ſeinen beiden Collegen Ellrodt emporhebend, mit ſcharfer Betonung hervor.

„Das wäre?“ fragte der über ſein Land und deſſen Bewohner in kindlicher Unſchuld lebende Fürſt.

Graf Löwenhaupt, ein hagerer, würdiger Herr, der ſich ſeit Jahren auf ſeinem Poſten durch die redlichſte Erfüllung ſeiner Obliegenheiten, die gewiſſenhafteſte Beſchränkung nur auf die Pflege eines ausgezeichneten Marſtalls behauptet hatte, blickte verlegen auf ſeinen Teller nieder.

Der Markgraf hörte zum erſtenmale den Namen Ulrike Löwenhaupt, verſtand auch nichts von den Blicken, die auf den jungen Ellrodt gerichtet wurden. Die Gedanken, die ihm durch's Hirn ſchoſſen und auf ſeine Frau die noch nicht ganz correct von ihm geſchieden war, auf die markgräfliche Witwe und deren Flucht nach Erlangen, die Herzogin von Würtemberg, die durch die Diamanten ihres Vaters zurückgelockt werden ſollte, gerichtet waren, brachen nicht hervor über ſeine Lippen, ſie lagen nur angedeutet in der Bemerkung, die er, paſſend „wie die Fauſt aufs Auge“, machte, daß zwei nahegelegene ſtattliche Domänen in den Beſitz ſeiner Enkelnichte übergehen würden und daß dieſe ein Schloß bauen würde, dem ſie den Namen „Fantaisie“ zu geben gedächte. Mit einer plötzlich redſelig gewordenen

Stimmung fuhr er aus ſeinem Briefwechſel mitzutheilen fort:

„Wird das ſehr amüſant werden! Herzogin hat geſchrieben, Schloß „Fantaisie" will ſie personellement ſelbſt bauen! Alle Cavaliers, alle Damen, die ihr noch Attachement bewahrt haben, ſollen ſich obligiren, mit Hand anzulegen, Kalk löſchen, Steine karren, Hammer und Kelle führen, jeden Tag vor dem ländlichen Diner oder Souper, das ſie darauf geben wird! Ganze Société Schurzfell tragen —!"

Ein allgemeines Gelächter belohnte dieſen luſtigen Einfall der Herzogin von Würtemberg, der ihr ähnlich ſah. Das Schlößchen „Fantaisie" iſt ſpäter in der That in dieſer Art erbaut worden. Solche communiſtiſche Arcadienſcherze gingen den ernſteren Gleichheits-Ideen der franzöſiſchen Revolution voraus.

Wie wenn er bereut hätte, die Veranlaſſung zu einem übermäßigen Lachen gegeben zu haben, lenkte der Markgraf zu einem anderen Gegenſtand ein. Der ſchwediſche Urſprung des Grafen Löwenhaupt und die vielgerühmte Schönheit der Tochter deſſelben brachte ihn auf Gellert's „Schwediſche Gräfin", die nur einige wenige der anweſenden Herrſchaften geleſen hatten. Dann recitirte er einen Vers von Gellert, womit der Eindruck eines Tiſchſchlußgebets hervorgebracht wurde. Alle dieſe alten Voltairianer beugten ein wenig das Haupt. Glücklicherweiſe war man beim Deſſert angekommen und erhob ſich.

Schon war es abendlich geworden. Golden fielen die Strahlen der sinkenden Sonne in den kleinen begrenzten Speiseraum. Der Kaffee sollte unten in einem chinesischen Pavillon des Gartens genommen werden, den man erreichte, wenn man über einen rauschend dahinfließenden Mühlbach schritt. Die Anlagen waren mäßig. Für Liebhaber erzeugten Wiese und Sumpf ein vielstimmiges idyllisch wirkendes Froschconcert.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Gesellschaft bildeten beide Ellrodts. In Aller Blicken lag: Es wird Alles besser werden! Der junge wird den fürstlichen Sonderling erziehen! Man kann ihn vielleicht von seinen schlechten Umgebungen trennen! Er ist nicht unempfänglich für das, was die Bürgschaft einer Wiederkehr der alten Zeiten bietet! Und in der That Alle dachten: Könnte man doch nur durch irgend eine entschlossene schöne Frau auf ihn wirken!

Zum jungen Ellrodt sprach der Fürst wie immer mit besondrer Auszeichnung. Es schien, als hätte er gegen ihn viel auf dem Herzen. Jetzt nahm er ihn sogar zum Erstaunen Aller ganz beiseite und stotterte:

„Können jetzt keine Cabinets-Session halten, so lange Interimisticum. Hat die Deputation Mission gelöst, dann gewöhnlicher Gang der Geschäfte. Werde mich immer freuen, Ihre Ansichten zu hören — trotz Ihrer Jugend —"

Dieſer Zuſatz war ein Pfeil, der in des jungen Miniſters Herz fürs Erſte ſtecken blieb. Und hatte der Fürſt nicht Recht —? Mit fünfundzwanzig Jahren durfte man noch nicht zur Geſellſchaft dieſer theilweiſe ergrauten Männer gehören —! Aber, ſagte ſich Fritz Ellrodt oft, wenn dieſe Männer nur jung und friſch und freimüthig blieben und reden, handeln, empfinden, denken wollten — wie Meersmann, Meinhard, Erzherzog Joſeph —!

Beglückt über dies Zwiegeſpräch, kam der Vater an den Sohn heran. „Bring ihn doch auf die Kaiſerwahl!“ flüſterte er und huſchte ſchnell zu Löwenhaupt, um mit dieſem leiſe fortzuplaudern. Der Markgraf, den noch etwas zu beunruhigen ſchien, hatte ſich an Thomas wenden wollen, ſtand aber vor Schüchternheit wie rathlos.

Eine Frage, auf die es in einem auswärtigen deutſchen Miniſterium damals vorzugsweiſe ankam, war die Wahl des Erzherzogs Joſeph zum römiſchen König. „Die Reiſeroute des Kaiſers und ſeines Sohnes iſt noch nicht beſtimmt!“ ließ Fritz Ellrodt fallen, als ihn der Markgraf wieder wie von der Seite prüfend und ſcheu betrachtete. „Geht dieſe, wie man mir ſchreibt, aus politiſchen Gründen eine längere Strecke durch Baiern, ſo wird nur der Hof von Ansbach veranlaßt ſein, für einen glänzenden Empfang der hohen Herrſchaften und deren Begleitung bei Hin- und Herreiſe zu ſorgen. Bleibt aber das Ver-

hältniß mit Baiern nach wie vor kalt, ſo macht wahrſcheinlich die hohe kaiſerliche Suite ſchon früher Schwenkung und es dürfte dann Euer hochfürſtlichen Gnaden die Aufgabe entfallen, die hohen Herrſchaften in dero Staaten begrüßen und eine Weile begleiten zu müſſen."

„O! O!" Das war Alles, was der Markgraf antwortete. Ein ſtarrer Schrecken fuhr durch ſeine Glieder. Der Gedanke, dem Kaiſer die Aufwartung machen zu ſollen, ſchien ihm entſetzlich. Nicht daß er nicht gewiß die größte Devotion vor dem ſeit lange als deutſcher Kaiſer geltenden und gekrönten Lothringer, dem Gemal der von ihm zwar nicht der engliſchen Eliſabeth gleichgeſtellten, doch hochverehrten Maria Thereſia, gefühlt hätte; aber ſich perſönlich nach einem Grenzorte begeben, wol gar durch ſein ganzes Land hindurch unter den vorauszuſetzenden Spöttereien der öſterreichiſchen Großen über den Umfang ſeines Landes, ſein Militär, ſeinen Hofſtaat mitreiſen zu ſollen, das war ihm eine hochnothpeinliche Ausſicht. Und ſiehe! Jetzt das hier in Himmelskron, in ſeiner Einſiedelei, hören zu müſſen! Hier, wo er ſich zu zerſtreuen gedachte! Wolken des Unmuths zeigten ſich auf ſeiner Stirn. Die Gäſte merkten, daß es Zeit war, ſich zurückzuziehen. Und ob der Fürſt auch zum Bleiben einlud und dieſe Aufforderung recht erſichtlich an den jungen Ellrodt richtete, man merkte, daß in ihm etwas vorging. Sein

Blicken nach der Gegend von Baireuth herüber war, als hätte er das Läuten einer Feuerglocke vernommen. Endlich lächelte er Allen die Verabschiedung.

Die Wirkungen endlicher Erlösung von einem längeren, drückenden Zwange werden sich nach keinem bei einem hochgestellten Manne, und wäre es bei dem wohlwollendsten Monarchen, eingenommenen Mahle, verleugnen. Unwillkürlich tritt bei jedem der Theilnehmer, wenn wieder die Luft der Freiheit geathmet wird, der Reiz ein, seinem natürlichen Urtheil den Zügel schießen zu lassen. Der Vorschlag, die Wagen vorauszuschicken bis an eine Brücke, wo der gewaltige Lindenhain aufhörte, und da erst einzusteigen, gefiel allgemein. Beim Wandeln unter den jetzt schon völlig dunklen Schatten der majestätischen Baumkronen bildeten sich nach Stimmung und Neigung unter den Scheidenden Gruppen. Graf Löwenhaupt wendete sich dem von seiner Tochter unaussprechlich und — unausgesprochen geliebten jungen Manne, der sich gegen sein Kind so kühl verhielt, mit einiger Verlegenheit zu und sagte in französischer Sprache:

„Sie sind der besonderen Gnade Sr. Durchlaucht gewiß —! Schon seit Hamburg her —! Und doch diese abscheuliche Procedur gegen Ihren vortrefflichen Vater —!"

„Die Einflüsterungen der Creaturen —" ant-

## Erſtes Kapitel.

### Wiederſehen und Berge ohne Echo.

„Das iſt freilich etwas Anderes“ — ſagte der Amtmann betroffen, und Thespis, der Schauſpieldirector, wiederholte ſich mit erzürntem Nachdruck, blutroth vor Ingrimm und mit mehr natürlicher als Kunſtwärme: „Ja, auf Stempelpapier! Auf Landesſtempelpapier! Denn ich werde kein“ — er brauchte hier eine thieriſche Metapher — „ſein und die Waffen aus den Händen geben! Kann heutiges Tages ſich eine Kunſtanſtalt erhalten, wenn die Directoren alle und die Schauſpieler keine Verbindlichkeit haben? Herr, es geben ja bei der ſo um ſich greifenden Dreſſur jetzt mehr Schauſpieler, als Pferde durch! Kaum ſticht die ſo ehrvergeſſenen Menſchen der Hafer, kaum haben ſie ſich nach Kummer und Elend bei einer achtbaren Direction wieder runde Backen gegeſſen, ſo ſchlagen ſie aus, reißen ſich los und laufen in die weite Welt. Man erblickt erſt einen ſolchen Findling am Wege, nimmt ihn in ſein Haus, füttert ihn; gibt ihm Rollen, läßt ihn Helden ſpielen und eines Morgens iſt das Neſt leer

wortete verlegen der junge Reichsgraf. Durch die lebhafteſten Erkundigungen nach dem Befinden der Frau Ober-Stallmeiſterin und ihrer Tochter brachte er der Höflichkeit den ſchuldigen Tribut.

Graf Löwenhaupt ſchilderte die Reize eines ländlichen Aufenthalts.

„Erwarten Sie mich, ich bitte, morgen, nein, übermorgen," fiel das Idol ſeiner Tochter ein. „Die Sorge für meinen guten, tiefgekränkten Papa, der ſich nur erſt langſam erholen kann, nahm mich bisher in Anſpruch! Empfehlen Sie mich Ihren liebenswürdigen Damen — aufs allerangelegentlichſte!"

So lautete die Sprache der Erziehung, der conventionellen Formen. Der Ton war ganz innig und herzgewinnend. Der junge Mann, den die Philoſophie ſeines Vaters zur Verſtellung angeleitet haben würde, wenn nicht die beſſere Anlage und Meersmann's Leitung die Oberhand behalten hätten, beſaß gewiß ein attachement du coeur, des sympathies les plus intimes pour Mademoiselle Ulrike (ſo hatte der Vater dem Ober-Stallmeiſter im Geheu zugeflüſtert), aber — ja eben dies Aber! Der alte Reichsgraf verſtand es nicht und der junge fühlte es nur. Es lag — in dem ewig für den Günſtling des Glücks ſo Fertigen, ſo Beſchloſſenen, Arrangirten, nicht von ihm Errungenen.

„Wir haben ja ſo viel mit einander zu plaudern!"

ſchloß Graf Löwenhaupt das von den hinzutretenden Andern geſtörte kurze Geſpräch und wendete ſich einer Ecke des Lindenwaldes zu, die dem Abfahrtsorte Mehrerer wieder entgegengeſetzt lag. Sein eigner Weg führte über Bayreuth. Er konnte es auch umgehen.

Der alte Reichsgraf ſchien in guter Laune. Die Zeit war für ihn trübe, aber es that ihm doch wohl, daß ſich der Fürſt ſo lange mit ſeinem Sohn unterhalten hatte. Sein ſtolzes Viergeſpann mußte nach Droſſenfeld über den Flecken Trebgaſt. Nun that er, als wenn er hier zu Hauſe wäre und ruhte nicht eher, bis nicht alle Andern, die größtentheils nach Bayreuth zurückzukehren hatten, abgefahren waren. Allen warf er mit der einſchmeichelnden Courtoiſie, die ſeinen höfiſchen Sitten zu Gebote ſtand, Handgrüße nach und Niemand ſcheinbar herzlichere als ſeinem neuen Collegen, dem Präſidenten der Landes-Deputation, der ihm denn auch in jenem Moment der Entfeſſelung vom läſtigen Zwang, der über Alle beim Wandeln unter den Wölbungen des Lindendomes gekommen war, zugeraunt hatte:

„Die Deputation muß ſich ja auflöſen! Die Elemente ſind zu heterogen! Der Herr Bergrath bildet eine klägliche Minorität! Geben die Manöver dieſes Menſchen ſo fort, ſo erleben wir eine Revolte des Beamtenſtandes! Der Deutſche iſt nur bis zu einem gewiſſen Grade biegſam! Allerdings eine

Aufgabe, mit diesem Fürsten zu verkehren! Jede menschliche Geduld wird auf die Probe gestellt! Doch Excellenz wissen ja das alles schon besser als ich!"

Der alte Ellrodt wußte es und wußte es auch nicht. Der Markgraf consultirte ihn ja gar nicht. Aber seine Miene sagte: Ja, ja! Wenn Ich, Ich sprechen wollte!

Nachdem sich der Premier-Minister nicht hatte nehmen lassen, sämmtliche Gäste vorher abfahren zu sehen, war er eben im Begriff, mit seinem Sohn sein eigenes Gespann mit vier muthigen Rennern zu besteigen, wollte eben mit seinem Sohn die großen, reich mit Schnurwerk besetzten Surtouts überziehen, die sie gegen die Abendluft schützen sollten, als sie durch den Staub, den die übrigen Wagen auf der Landstraße zurückgelassen hatten, hindurch einen Menschen daherlaufen sahen, dessen Eilfertigkeit mit einem Gegenstande zusammenzuhängen schien, den er hoch empor hielt.

Der Kutscher und die beiden im elegantesten Tressen-Costüme befindlichen Diener, die noch am Schlage standen, riefen lachend:

„Das ist ja aus Bayreuth der Trechsel!"

In der That war es der markgräfliche — Hofsimpel, wie man ihn nennen konnte, der letzte Rest des Instituts der Hofnarren und Hofzwerge, der Ableiter fürstlicher und höfischer Uebermuthslaunen,

für welche die neue Zeit den Höfen wieder andere Berufsstände zugeführt hat. Trechsel war ein halber Cretin. Nur lallend und mit unzusammenhängenden Satzfügungen vermochte er zu sprechen. Aber die oft beobachtete Erfahrung, daß sich Simpel dieser Art auf einer ihnen streng vorgezeichneten Linie des Denkens zu behaupten wissen, bestätigte sich auch hier. Trechsel taumelte im Gehen hin und her, gab unsichre, stotternde Antworten, aber ein ihm ertheilter Auftrag wurde mit einer Gewissenhaftigkeit durchgeführt, die man in Anbetracht der fortwährenden Verspottung, der er ausgesetzt war, heroisch und rührend nennen mußte. Niemand im Schlosse hielt eine so zuverlässige Wacht an einer bestimmten Stelle, wohin man ihn gestellt hatte, oder brachte einen nach Außen hin gegebenen Auftrag zu so pünktlicher Ausführung, wie dieser vielleicht schon mehr als vierzig Jahre zählende, doch noch bartlose und wie ein unreifer Knabe aussehende Unglückliche.

„Ha — ha — halt!“ rief er schon aus der Ferne, als er die Kutsche, die Pferde und die Diener des Reichsgrafen erkannt hatte. Athemlos kam er näher. Man sah, der von ihm emporgehaltene Gegenstand war ein Brief. Ueber und über mit Schweiß bedeckt, eine rothberandete Mütze, seinen Stolz, abziehend, stand er am Wagenschlage, redete Worte durcheinander, die man nicht verstehen konnte und ließ

ſtatt ſeiner den Brief ſprechen, der an Se. Excellenz den jungen Reichsgrafen von Ellrodt gerichtet war.

„Von wem kommt das?“ fragte der Vater wiederholt. „So ſetz' Er doch auf! Er wird ſich erkälten. Iſt Er ſo von Bayreuth heraufgelaufen?“ und die alte Excellenz griff nach der Taſche, um ein Trinkgeld zu ſpenden. „Von wem iſt der Brief?“ flüſterte er auch dem Sohne zu.

Dieſer hatte ſchnell geöffnet, im Dämmerlicht mit einiger Anſtrengung geleſen und verrieth die heftigſte Bewegung.

„Doch kein Unglück geſchehen?“ fragte der Vater franzöſiſch.

Die Diener bekamen die Weiſung, zurückzutreten.

„Ich muß ſofort nach Bayreuth. Wir fahren bis Troſſenfeld zuſammen. Von dort fahre ich allein.“

„Im Gegentheil, ich begleite dich! Aber was iſt denn nur?“

„Du darfſt nicht nach Bayreuth. Unmöglich! Dein Anſehen, deine Autorität als erſter Miniſter, ohne deſſen Befehl kein Stein im Lande von ſeiner Stelle gerückt werden ſollte, wird heute aufs entſetzlichſte compromittirt —!“

„Wie wäre das?“ wallte der Vater auf und langte nach dem Briefe, den jedoch der Sohn an ſich zog und dem Vater vorenthalten wollte.

„Ein Geheimniß!“ bat er und zeigte auf die lauſchenden Diener.

„Wer hat dich geschickt?“ fuhr der Alte den lächelnd dastehenden Trechsel an, der sich noch immer in dem Behagen wiegte, diesen Auftrag so gut ausgerichtet zu haben.

„Laß Alles! Laß Alles!“ unterbrach der Sohn und befahl den Dienern: „Nehmt den Armen auf den Bock und jetzt vorwärts auf Trebgast zu!“

Auf einen so energischen Befehl machten die Diener nicht viel Umstände, hoben den Trechsel, dessen gespannt gewesene Elasticität allmälig wieder bis zu seiner gewohnten Geduld beim Gehänseltwerden nachgelassen hatte, auf den geräumigen hintern Wagentritt, der Kutscher, der die vier Rosse vom Bocke aus lenkte, schwang die Peitsche, und die Aufklärung, die der Vater erwarten zu dürfen glaubte, konnte diesem erst während der Fahrt werden.

„Ueberlaß doch Alles mir!“ bat der Sohn inständigst. „Ich erhalte von einer Hand, die ich nicht kenne, aber von einer Person, die ich ahne, die Anzeige, daß heute Abend eine Gewaltthat ausgeführt wird gegen den Kammer-Residenten —“

„Moses Seckel?“ unterbrach der Vater und hielt krampfhaft die Hand seines Sohnes fest.

„Du darfst dich — um Gotteswillen —! nicht einmischen! Gerade du darfst es nicht, Vater!“

„Bin ich nicht Herr mehr im Lande!“ wagte der Vater mit stentorischer Stimme hinauszurufen in das Gerassel des Wagens und das Getrappel der vier Rosse.

„Gerade hierin mußt du den Frevel dulden! Ich werde Alles zu verhindern ſuchen, was noch verhindert werden kann!“ lautete des Sohnes beſchwichtigende Antwort. „Wenn Schröder —“ wollte er fortfahren.

„Dieſer Schurke ſchon wieder im Spiele?“ ſchrie der Vater.

„Mäßige dich, Vater, mäßige dich!“ bat der Sohn. „Er wird ſich auf die unmittelbaren Befehle des Fürſten berufen! Er wird die Polizei, Alles, ſicher auch das Militär gewonnen haben . . .“

„Während uns hier in Himmelskron dieſer heimtückiſche, falſche Heuchler ſicher macht! Ich ſah es ihm an. Er hatte etwas. Sein Blick war falſcher denn je. Welch' ein Fürſt!“ rief der Vater und ſagte dann mit allmälig ſich mäßigender Stimme: „Es iſt auf die Münze abgeſehen!“

„Gerade da mußt du alles geſchehen laſſen, wie es geſchieht!“ bat der Sohn. „Ich habe deine Vollmacht, nicht wahr? Ich handle in deinem Auftrage und ſollt' ich ganz Bayreuth aus dem Schlafe rufen. Ich ſteuere jeder Gewaltthat, wenn die Werkzeuge nicht den Befehl des Fürſten vorzeigen.“

„Wer theilte dir dieſe Gefahr mit? Bei Trechſel könnte man die Folter anwenden und er ſteht nicht Rede. Gott, Gott, Treue und Glauben ſind nur noch in der Nähe des unvernünftigen Viehs zu finden!“

„Ich glaube, daß ich an dem Ueberfall des

Seckel persönlich interessirt bin, Vater! Man macht mir diese anonyme Anzeige nicht aus politischen Gründen, sondern einer jüdischen Dame wegen, die ich in — Wien — kennen lernte und — Krüßschler wird dir wol schon davon wie aller Welt berichtet haben."

„Friedrich der Vielgeliebte!" rief der Vater mit einem bittern und vorwurfsvollen Lachen aus. „Diese zärtliche Fürsorgerin — la pourvoyeuse de tes amours — (ein böses Wort, das da der Vater gebraucht hatte) ist Madame Sticherl."

Der Sohn fuhr auf und schwieg. Der Vater hatte ihn verletzt. Die tiefste Entweihung einer rein seelischen Beziehung lag in dem gebrauchten Worte.

Nach einer Weile gab der vernichtete Alte klein bei, gestand zu, daß er ja selbst gerathen hätte, die „Frau Kammerdienerin" zu honoriren und sagte:

„Gut! Ich will mich nicht in diesen Handel mischen. Ich sehe ein, ich muß geduldig abwarten, was mir damit aufs Neue beschieden sein wird, bis dann wohl das Letzte kommt!"

Der Sohn wendete sich dem Vater wieder liebevoll zu.

Dieser fuhr aber fort:

„Daß du durch die Bekanntschaft, die du in Wien machtest, eine persönliche Veranlassung hast, dich einzumischen, ein Recht, das Haus des Juden zu schützen, eine Pflicht, ihn zu warnen, vielleicht eine Militärwache vor die Münze und vor Seckel's

Wohnung zu ſtellen, iſt vielleicht ein Glück. Freilich auch wird man ſagen, was man hier ſchon verbreitete, eine Jüdin wollte ſich deinetwegen taufen laſſen! So wirſt du umſomehr Grund haben, dich endlich für die Löwenhaupt zu entſcheiden. Du wirſt heute das kummervolle Antlitz ihres Vaters bemerkt haben."

Jetzt befahl der Vater zu halten. Eine Entſchloſſenheit war in ſein Benehmen gekommen, welche der Sohn nicht weiter reizen wollte. Man kam überein, daß der Vierſpänner in der größten Geſchwindigkeit nach Bayreuth fahren ſollte, während der Vater, der ein rüſtiger Fußgänger war, mit ſeinen beiden Dienern vom Dorfe Waldau aus die angenehme Abendpromenade nach Droſſenfeld über die Höhen hinweg machte.

Das Diner in Himmelskron hatte um fünf begonnen. Schon war es nahe an Neun, als der Wagen des Miniſters das Stadtthor erreichte.

## Sechszehntes Capitel.

### Unter zwei Betten.

„Mach Er auf Goldkronach zurück! Er iſt ein Vagabund, den man zu nichts brauchen kann! Ein Säufer, der ſchon die Verſammlung der Officiere verſchlafen konnte! Schäme Er ſich! Und dann hör' Er: Die beiden Unternehmungen vom nächſten Schabbes und Montag ſind verſchoben! Drum mach Er ſich jetzt aus dem Staube! Man wird ihn rufen laſſen, wenn man Ihn braucht! Unter allen Umſtänden wird ihm gerathen: Reinen Mund gehalten —!"

Alſo hatte der ungnädige hohe Vorgeſetzte Zenner's am Morgen nach dem Tage geſprochen, als dem Grafen Ellrodt die glänzende Rechtfertigung zu Theil geworden war.

Der Leibmedicus hatte bei erſter Frühviſite den Fürſten ſchwankend und ſogar geneigt gefunden, ihn zu prügeln.

Aber dieſe ernſte Rüge und noch manches Wort,

und der Vogel ausgeflogen. Die Wache bleibt, Herr Amtmann, sie bleibt; die Contracte sind auf Stempelpapier."

Der Amtmann entgegnete, nicht ohne sichtbare Zeichen einer großen Verwirrung: „Sie haben das Recht für sich, Herr Thespis, aber nicht die Vernunft! Es gibt einen Aufruhr. Meine bewaffnete Macht reicht nicht hin, fünf tollkühnen Abenteurern, die nur gewohnt sind, Räuber und Königsmörder zu spielen, förmlich den Krieg zu erklären. Unsere Stadt ist ein offenes Landstädtchen, unsere Gerichtshalterei ist auf Capitalverbrechen eben so wenig (denn wir haben ja nicht einmal einen Galgen), wie unser Profoßamt auf eine complete Verschwörung eingerichtet. Der Tumult in der Stadt währt mir zu lange und bloß deßhalb mein' ich, Sie sollten sich lieber mit den Leuten vertragen und sie gegen eine billige Entschädigung ihrer Wege gehen lassen."

Hier schlug Thespis jene eigenthümliche Lache auf, welche halb das Echo der Verzweiflung, halb diabolische Verstellung sein soll und in diesem Fall Beides auch wirklich war. „Mich mit ihnen abfinden!" lachte er laut auf, daß ihm die Thränen aus den zornigen, blutgesprenkelten Augen kamen. „Entschädigung!" rief er nochmals und wollte kein Ende finden, in dem Amtszimmer umher zu laufen, da er nichts weiter zu entgegnen wußte und durch sein verzweifeltes satirisches Lachen wahrscheinlich doch nur die leicht mögliche Thatsache verdecken wollte, daß die Gagen seit einiger Zeit vielleicht noch rückständig waren. Der Amtmann blickte zum Fenster hinaus und sah, daß der Marktplatz voller Menschen und alle Industrie des kleinen Ortes still stand. „Kurz und gut," sagte er zornig und schlug die Acten zusammen, „zwei Tage hab' ich an dem Spectakel genug, Herr Thespis, und

das Zeuner auf den Weg nach Goldkronach mitbekam, besonders auch die Warnung, er sollte sich nicht unterstehen, wieder Veranlassung zur Rüge von Seiten der markgräflichen Forstverwaltung zu geben, nährte den Trieb des Taugenichtses, sich mit allen Parteien, die hier im Lande zu befehlen hatten, zu halten und sich vorsichtig in den der Schröder'schen Wohnung entgegengesetzten Seitenflügel des neuen Schlosses zu schleichen.

Hier wollte er sich der ihm von Frau Stichert auferlegten Verpflichtung des Gestehensollens aller ihm zugemutheten geheimen Dienste entledigen. Feierten doch jetzt auch die Bergwerke! Ihre Erträgnisse lohnten so wenig den Betrieb. Ein trauriger Anblick das, diese schon von Kindesbeinen an für den Abtrieb der Schachten gezogenen Arbeiter immerfort anderen Beschäftigungen hingegeben zu sehen, die sie dann auch noch zwangen, die Arbeit ihrer Hände meilenweit selbst auszutragen. Schröder war vom Zusammentreffen von Umständen, die seine Pläne durchkreuzten, so überreizt, daß er den Helfershelfer beinahe bis ans Thor geleitete.

Schon im Begriff, in den rechten Schloßflügel zu schlüpfen, besann sich Zeuner. Er beschloß, seinen Rapport bei Frau Stichert aufzuschieben, bis man ihn von Goldkronach zurückbeordern würde.

Acht bis zehn Tage später wurde in der That der gedungene Bandit durch einen Expressen zu

seinem Brodgeber zurückberufen. Er erfuhr, daß die ausgewählten Wochentage zur Ausführung der ihm übertragenen beiden Unternehmungen wie früher bestimmt bleiben sollten, Samstag und Montag. Auf welche Machtvollkommenheit sich dabei Schröder berufen konnte, das kümmerte Zeunern wenig. Er erhielt die Weisung, sich vorzugsweise an einen ins Vertrauen gezogenen gewissen Schilling zu halten. Dieser hatte früher zu jenem vom Markgrafen bei seinem Regierungsantritt aufgelösten Commerz-Collegium, das seinen Sitz in Erlangen gehabt, gehört, war pensionirt und lebte jetzt in Bayreuth, um eine andere Anstellung zu suchen. Dem Ober-Bergrath vorgestellt hatte er sich diesem bald als ein verschmitzter, die krummen Wege liebender Schmeichler empfohlen. Ihm war die Stelle eines Mit-Aufsehers der Münze versprochen worden, vorausgesetzt, daß der beabsichtigte Coup gelang.

Am Samstag früh, als die ins Einzelnste gehenden Rollen sowol an Zeuner vertheilt worden waren, wie an einige abgedankte Soldaten, einige Unter-Polizeibeamte, die bestochen und dafür überredet wurden, sich ohne Befehl ihrer Obern einem pensionirten Commerz-Collegs-Beamten und einem Berggeschwornen zur Verfügung zu stellen, überfiel den Hauptanführer im Gedanken an das strafende Auge der ehemaligen Herrin von Wandsbeck doch einige Muthlosigkeit. Es kam ihm befremdlich vor,

daß sich Wunschold, Trünzichler und der Herr Ober-Vergrath selbst so ganz in den Hintergrund der Unternehmung gestellt zu sehen wünschten. Der Fürst schien nichts Schriftliches gegeben zu haben, auch die Landesdeputation nicht. Ueber die Grenze gewiesen zu werden mußte ihm jetzt, wo er in einen ruhigen Hafen eingelaufen zu sein glaubte, das Peinlichste erscheinen.

So ging er denn — das Schloß lag in aller Stille da, weil wieder einmal der Markgraf nach Himmelskron und das große Küchenpersonal eben dort hin ausgeflogen waren — in der Nachmittagsstunde des ersten der verhängnißvollen Tage zu jener Frau, die sich eben von der Anstrengung ausruhte, die sie stets mit ihrem großen Pflegekinde zu überstehen hatte, wenn Durchlaucht eine Herausstellung seiner Würde bezweckte und einige Stunden außerhalb ihres Bereiches blieb. Wol selten hat ein Frommer, der sich seinen Versicherungen zufolge doch in der Verachtung alles irdischen Glanzes gefiel, so viel Werth auf seine äußere Erscheinung gelegt. Da wurden vor dem Spiegel alle Orden probirt, zwei-, dreimal umgehängt, hie und da mit der Nähnadel befestigt. Alles das erforderte Dienste, die ihm nur die Stichert zu Dank verrichten konnte. Diese zog ihn an und aus. Sie reichte ihm Schuhe und Strümpfe. Nicht eher ging er unter die Menschen, ehe sie nicht ihre Approbation ertheilt hatte. Es war

das Verhältniß einer alt gewordenen Tochter zu ihrem Vater. Und ihm selbst war's die wohligste Stunde, wenn er so ganz von seinem Pflegekinde abhieng. Hätte sich die damalige Zeit mit dem Magnetismus beschäftigt, man würde von Ausströmung eines Fluidums gesprochen haben, das ihm von keinem anderen Menschen so zu Theil wurde, wie von dieser unglücklichen und sich immer mehr geistig verwirrenden Frau.

Unglücklichen Menschen, die ihr Loos verfehlt haben oder niemals hoffen können, in Zustände zu gerathen, die sie allein befriedigt haben würden, schenkt das Schicksal als milden Balsam einen den Geist und das Gemüth umflorenden Wahn. Auch die Christel klagte nie. War der Grund Hochmuth auf ihre immerhin aparte Bildung, welche letztere ihr selbst erlaubte, in der Hauptstadt ihrer Heimat auf manche Frauen und selbst hochgestellte mitleidig herabzublicken, oder war es Hochmuth über die in kleinen Dingen immerhin bedeutende Beeinflussung eines regierenden Herrn, sie schien noch eher gewachsen zu sein gegen früher, streckte sich wie eine Fürstin und erwiderte fast vornehm die ihr dargebrachten Grüße. Dafür gingen auch die Verbeugungen, die man ihr verstohlen und offen machte, in der Regel tief zur Erde. Selbst Adelige und höhere Beamte grüßten sie devot. Es war unheimlich anzusehen, wenn sie darüber spöttisch lachte. Das

kurze Lachen war eines, das Irrſinnigen eigen iſt. Zuweilen ſagte man ihr: Frau Stichertin, reden Sie doch nicht ſo hoch! Wie ſoll denn unſereins das verſtehen? Sie hatte die Geiſter der Erhabenheit, die ſie im Park von Wandsbeck umſchwebten, nicht von ſich verbannt. Einmal jede Woche mußte der markgräfliche Capellmeiſter, Herr Kleinknecht, vierhändig mit ihr ſpielen. Der Flauto-Traverſiſt, Herr Liebeskind, begleitete ſie, wenn ſie Mondſcheinlieder ſang. Sie gab Kaffeegeſellſchaften, und nicht blos für die Frauen der Ouvriers, die für den Hof arbeiteten, und das mittlere Schloßperſonal, ſondern ſogar für Männer, die dem Gelehrtenſtande angehörten, für junge Beamte, unter denen ſich ab und zu ein Adeliger erblicken ließ. Der Markgraf hatte im Weſentlichen die alte Capelle beibehalten, obſchon er nur „lugubre" Muſik liebte und von den Inſtrumenten nur die Orgel und das Waldhorn. Zuweilen mußten beide Kammer-Cornoiſten, die Herren Vogel und Heinel, unterſtützt von den Hornbläſern des Militärs, in den Zimmern der Chriſtel Ritornelle aufführen, wo die Schallwirkung auf den Markgrafen berechnet war. Dann hatte ſie wieder mit den Erlanger Buchhändlern zu thun. Die Literatur des Tages ließ ſie ſich kommen, ſchwärmte mit ihrem Ansbachiſchen Landsmann Uz für die Natur, gefiel ſich darin, ſich auf den Subſcriptions-Liſten, wie ſie damals den Büchern voranſtanden, gedruckt

zu lesen, und unterstützte Schüler, die ihr Rector Gräfenhahn vom Gymnasium zu Bayreuth oder der berühmte alte Longolius vom Gymnasium zu Hof oder Herr Oertel vom Gymnasium zu Neustadt an der Aisch empfohlen hatten. Ihre Mildthätigkeit, ihre Neigung, die Wissenschaften zu unterstützen, das Hochgefühl, das sie über die sauber geschriebenen Petitionen und Danksagungsschreiben empfand, hatte sich über die Landesgrenze hin ausgesprochen. Meersmann in seiner raschen Art hatte sie halbverrückt genannt. Aber bei Sannchen kam er schön damit an. Frau Christel besuchte die auch außerhalb des Schlosses gehaltenen Predigten ihres Bruders und trug unveränderlich ihre hohe Liebe und Bewunderung vor ihrem Cousin, dem jungen Reichsgrafen, zur Schau. Freilich — nach einigen persönlichen Begegnungen mit der vielbesprochenen Frau sagte auch sie wol: In Manchem hat sie einen Sparren zu viel! Spitz war ihre sonst so schön geformte Nase geworden. Die sonst so ruhig klaren Augen hatten etwas Stechendes bekommen. Ihr Haar fing an zu ergrauen. Die Gefallsucht, die ihr immer eigen gewesen, mußte sie jetzt zu langen Conferenzen mit Friseuren und Corsetschneidern zwingen. Ihren Mann, der sich dem Trunk zu ergeben anfing, hatte sie eine Reihe Zimmer weit ganz von sich entfernt.

„Ich habe ein wenig geschlafen," sagte die seltsame Frau mit einer sich seit einiger Zeit hochschrau-

benden Stimme, als ſie Zeunern hatte eine Viertelſtunde warten laſſen. „Läßt Er ſich auch einmal bei mir ſehen? Ich weiß doch, Er treibt ſich alle Augenblicke in der Stadt herum! Zum Pillendreher drüben kann er laufen und vor wem nicht alles ſeine Kratzfüße machen! Aber zu mir zu kommen — das iſt Ihm wol langweilig geworden? Er weiß doch noch, daß ich Ihn hier nur dulde, wenn Er mir die gehörigen Mores macht. Verſtanden?“

Zeuner entſchuldigte ſich mit Kratzfüßen, als wäre die Chriſtel, auf die er früher ſo kecke Attaken gewagt hatte, die Landesfürſtin ſelbſt.

„Er wohnt, wie ich höre, immer beim Schnauffer! Hat da wol wieder ſo was auf dem Strich, was ihn perſuadiren wird, noch eine gemeinſchaftliche Reiſe mit ſo einem Weibsbild auf den Galgen zu machen? Hi, hi, hi!“ lachte ſie mit bitterem Hohn.

Zeuner hatte gewiß ſtarke Nerven und hatte ſich gegen ſcherzhafte Anſpielungen auf bedenkliche Dinge abgeſtumpft. Doch erſchrak er vor dieſem Lachen. Gefährlich für ihn war der bittre Ausfall nicht gemeint. Die ſchöngeputzte, natürlich nach der Sitte der Zeit ſtark mit Rouge beſtrichene gnädige Kennerin ſeines ganzen Lebens lud ihn zum Kaffee ein, den ſie ſoeben aus beblümtem Porcelan und unter dem Zubiß duftenden friſchen Backwerks trinken wollte.

„Na jetzt red' Er einmal!“ ſagte ſie, dem Vien

schen einschenkend, für dessen Seele sich der Landesherr vor Gott verantwortlich erklärt hatte. „Ich wundere mich," fuhr sie fort, „daß ich den Muth habe, mit ihm allein zu sein. Es soll doch wahr und gewiß sein, daß er in Wien den jungen Herrn Reichsgrafen hat umbringen wollen!"

„Jesus im Himmel!" fiel Zenner ein und hob die Hände gefaltet hoch an die Decke. „Wer hat denn diese verfluchte, ruchlose Anschuldigung hier aufgebracht?" Und wie ein Kind, so treuherzig und unter Thränen erzählte er, was er der Frau schon früher mehrmals mitgetheilt hatte. Sie hörte Alles mit Interesse noch einmal. Darüber, daß es wirklich den Anschein hatte, als wenn sich der junge schöne Reichsgraf in eine ihr schon mehrfach genannte Jüdin verliebt hätte, schüttelte sie den Kopf. Sie hatte nun jetzt vom Herzleid der schönen Löwenhaupt gehört. Wer enträthselt die sonderbare Stimmung ihres Gemüthes? Sie gönnte der Jüdin die Huldigung des jungen Reichsgrafen und — empfand Schadenfreude über die schöne „Schwedin"! Hatte sie nur am Unregelmäßigen ihre Freude? Oder empfand sie da keine Eifersucht, wo die Verbindung unmöglich war? Vielleicht theilte sie trotz ihrer Verachtung vor Schröder solidarisch die Abneigung gegen alle die Elemente, die früher hier geherrscht und geglänzt hatten. „Ich beschwöre Sie, Frau," hatte Schröder oft händeringend zu ihr ge-

ſagt. „Halten Sie mir bei Durchlaucht den Daumen! Wir ſtehen und fallen miteinander!“

Zeuner war ſchon ſo oft in der Lage geweſen, ſein nächtliches Zuſammentreffen an der Auguſtinerkirche zu Wien mit dem jungen Ellrodt als ein vom Zufall herbeigeführtes darzuſtellen, daß er genau über die Beziehungen zwiſchen dem jungen Reichsgrafen, Herrn Werthheimer, deſſen Nichte und Moſes Seckel unterrichtet war. Seine Recognoscirung der Localität des Kammer-Reſidenten, die ihm für die abendliche Unternehmung hatte angelegen ſein müſſen, ſetzte ihn in den Stand, zu berichten:

„Beim Seckel iſt heute ein Reiſewagen vorgefahren und eine wunderſchöne ſchlanke Perſon gerade von Ihrer Geſtalt ausgeſtiegen, Frau Stichertin, mit einem kleinen Jungen an der Hand und mit Kiſten und Kaſten und mit Schachteln! Ich habe mich nach ihr erkundigt! Richtig, es iſt die Wienerin, die Flamme des jungen Herrn Reichsgrafen.“

Eigene Empfindungen waren es, eigene Vorſtellungen, die ſich auf dieſe Nachricht in Kopf und Herzen der überſpannten Frau bildeten. Sie hatte das größte Verlangen, ſich dem jungen Mann, dem Bezauberer von Wandsbeck, wieder zu nähern, obſchon ſie ſich einen von ihm ausdrücklich kundgegebenen Dank für die früher gemachten Mittheilungen an Meersmann, der damit verbundenen Gefahr wegen, verbeten hatte.

„Nun wird er wol bald ganz zur Stadt kommen," sagte sie grübelnd, „und ich gönne es ihm von Herzen, daß ihm etwas Anderes besser gefällt, als was er hier findet. Diese zierlichen Fräuleins, diese Gelbschnäbel, diese Puppenköpfe hier! Schön frisirt sind sie alle, aber inwendig steckt nichts als Stroh! Sollen die durch ihn noch eitler werden? Die Jüdin möcht' ich wol kennen lernen."

Noch mancherlei anderes Geplauder gab es, bis die Frau, die ihre unheimliche Empfindung in der Nähe eines Menschen, der gestohlen und Spießruthen hatte laufen müssen und im Verdacht eines Raub- und Mordanfalls stand, doch nicht gut überwinden konnte, zu merken anfing, daß der sich immerfort scheu Umblickende noch etwas auf dem Gewissen hatte.

„Wann geht Er denn wieder nach Hause?" fragte sie ihn.

„Nach Hause?"

„Nun, wo Er jetzt hingehört."

„Ja so —"

„Was stockt Er? Was hat Er? Heraus mit der Sprache!"

„Ich habe hier —" begann Zeuner und hielt wieder inne, „noch ein paar Tage —"

„Schröder hat was mit Ihm vor! Gesteh' Er nur!"

Zeuner dachte an den Rückhalt, der ihm denn

wenn Sie mir jetzt nicht im Orte Frieden ſchaffen, ſo laſſe ich Sie mit Ihren wortbrüchigen Rebellen alle zuſammen zur Ruhe verweiſen.“

Thespis, der den aufgeſprungenen Amtmann hindern wollte, ſich nach Hut und Stock umzuſehen, und eben eine donnernde Rede aus dem „Bürgermeiſter von Sardam“ halten wollte, wurde von einem Amtsdiener und einem lauten, gellenden Pfeifen auf dem Marktplatz unterbrochen. Die rebelliſchen Schauſpieler, hieß es, hätten ſich der geſammten Garderobe — Thespis wartete jedoch die Periode nicht ab, ſondern ſtürzte leichenblaß zum Amtszimmer hinaus (der Amtmann beſonnen hinter ihm her), lief wie Diogenes baarhaupt über den Rathsplatz jenem alterthümlichen Gebäude zu, welches ſeiner Truppe zu ihren theatraliſchen Leiſtungen eingeräumt zu werden pflegte. „Platz, Platz dem Generallieutenant!“ ſchrie er aus „Wallenſteins Tod“ und bahnte ſich mit gewaltſamen Stößen durch die vor dem Gebäude verſammelte Menge. Die ganze Stadt freute ſich, ſeit zwei Tagen eine theatraliſche Vorſtellung im Freien und unentgeltlich zu ſehen: denn es ſah romantiſch aus, die alte Ruine, welche früher ein Kloſter geweſen war und jetzt gewöhnlich als Waarenmagazin diente, ein hoher Thurm, deſſen Fenſter zwar ſeit Jahrhunderten ſchon mit Brettern vernagelt waren, aber doch noch aus einigen Oeffnungen die Schadenfreude der fünf aufrühreriſchen Schauſpieler verrieth, die ſich in dieſen Thurm geworfen und ihn unten am Eingange verriegelt und verrammelt hatten. Ein Dutzend Stadtſoldaten hielt an der von Innen verſchloſſenen Thür Wache und blickte vergebens zu den Belagerten empor, die zuweilen oben den Kopf aus einer Luke ſteckten und eine Fledermaus oder

doch für einen Vorfall, der heute und übermorgen die ganze Stadt in Aufruhr bringen konnte, nothwendig erscheinen mußte, und gestand wenigstens die eine bedenkliche Unternehmung ein. Galt diese doch — nur einem Juden.

Und an und für sich hatte auch die Christel gegen dies Vorhaben nichts einzuwenden. In „Politik" durfte sie sich, wie ihr der Markgraf täglich sagte, nicht mischen. Schröder saß in der Landes-Deputation. Diese eingesetzt zu haben, erschien dem Markgrafen eine der größten Thaten der Weltgeschichte. Das alte ständische Wesen hatte sich abgenutzt. Was man zum Wohl des Staates unternehmen mußte, schien sich dem damaligen Zeitgeist nur durch die richtige Wahl von Beamten machen zu können.

„Schröder wird wissen, was er thut!" sagte sie ernst und wie von einem Schauer überlaufen. Denn sie gedachte des alten Reichsgrafen Ellrodt und was man gegen den Vater ihres Lieblings alles unternommen hatte. „Der Markgraf ist vielleicht nicht umsonst heute nach Himmelskron," fuhr sie fort, „wo er die Nacht bleibt. Um Staatssachen kümmere ich mich nicht. Dem Juden, er soll so geldgierig sein, wie sie alle, mag es wohl bekommen, wenn man einmal seine Rechnungen revidirt. Wenn Er sie nur findet!"

Zeuner, erleichtert in seinem Gewissen, plauderte

von allerlei geheimen Treppen und Kellerverließen im Hause des Geheimen Residenten und erneuerte ihr das Versprechen, auf guten Wegen zu bleiben und ihr von jeder Versuchung, die wieder an ihn heranträte, reuevoll Kenntniß zu geben.

Als die Christel allein war, dachte sie nur immer an die Wiener Jüdin. Anfangs mit gleichmüthigem Interesse. Konnte sie sich doch denken, wie es jener ergangen war. Gerade wie ihr. Persönlich konnte ja auch sie nichts vom Gegenstand ihrer Schwärmerei begehren. So hatte sie fast mütterliche Regungen für Fritz Ellrodt. Nun aber grübelte sie weiter. Plötzlich sah sie ein weibliches Wesen, dem Fritz Ellrodt Theilnahme geschenkt hatte, in einer recht bemitleidenswerthen Lage. Diese Fremde, kaum angekommen, in seliger Erwartung, den jungen herrlichen Mann wiederzusehen, der sie so ausgezeichnet hatte, nun gleich heute Abend von der Hand böser Menschen im Hause, wo sie wohnte, überfallen! Von den gewinnsüchtigen Absichten des abscheulichen Quacksalbers, der „den Teufel was vom Regieren versteht", bis auf den Tod erschreckt —!

Da nahm sie einen zierlichen Bogen Briefpapier und schrieb darauf:

„Es wird Excellenz nicht erfreuen, daß eine israelitische Demoiselle, die hier im Hause des Kammer-Residenten Eckel logirt, durch die Blocade der

Wohnung und die Arretirung des Mannes, die für heute Abend beſchloſſene Sache iſt, ohne Zweifel ſehr heftig erſchreckt wird. Suchen Excellenz für dieſelbe ein ruhiges Aſyl, ſo biete ich meine Appartements an, im rechten Flügel des Schloſſes."

Dieſe Zeilen, von denen ſie annahm, daß ihr Verfaſſer dem Empfänger ſofort erkennbar ſein würde, ſiegelte ſie ein und wählte zur Beſorgung einen Menſchen, den auch ſie für den Einzigen erfunden, der ſich am Hofe Treue und Ehrlichkeit bewahrt hatte. Die vier „Läufer", deren ſie ſich hätte bedienen können, waren auch mit nach Himmelskron, wohin der Markgraf heute mit ganz beſonderem Effect hatte fahren wollen. Sie nahm den armen Trottel, dem die Kinder auf der Straße nachriefen, den die markgräflichen Küchenmägde auf den Markt ſchickten, den halbunzurechnungsfähigen Trechſel als Boten.

„Lauf was du laufen kannſt! Nach Himmelskron! An des alten Grafen Ellrodt Sohn!"

Es war ein ſchweres Penſum. Es mußte oft wiederholt werden. Zuletzt ſaß es.

Es war die höchſte Zeit, daß ihr Brief in die Hände des jungen Reichsgrafen gelangte, wenn Letzterer noch zum Schutze der Bedrohten in Bayreuth eintreffen ſollte — —.

Schon hatte ſich die Nacht auf die Straßen der Stadt herabgeſenkt und im Hauſe Moſes Seckel's waltete ſabbathliche Ruhe.

Die Mittel des Kammer-Residenten erlaubten ihm, sich an jedem der gebotenen Ruhetage seines Volkes den Rabbiner aus der Judengasse in seine Wohnung kommen zu lassen, um daselbst ein Gebet zu sprechen. Die Juden des Ortes hatten sich in neuerer Zeit vermehrt. Sie waren bis auf vierzig Familien gestiegen. Manche darunter waren hilfsbedürftig.

Diesen wurden regelmäßig am Freitag und am Vormittag des Sabbaths Wohlthaten gespendet, ja Speisungen im eigenen Hause des so reichen Kammer-Residenten, der schon lange dieselbe Stellung in Bayreuth bekleidete, die nach und nach bei allen kleineren Höfen, selbst den geistlichen, Sitte geworden war — eine Stellung, die freilich vor dreißig Jahren dem bekannten Süß-Oppenheimer in Stuttgart das Leben gekostet hatte.

Am Abend des Sabbath segnete der Hausherr Brot und Wein. Die üblichen Gebete wurden gesprochen um einen glücklichen Beginn und Verlauf der neu angetretenen Woche.

Lea war von der Reise nicht erschöpft. Sie hatte sie in Begleitung einer Wiener Kaufmannsfamilie gemacht, die in ein rheinisches Bad wollte. Sie war in der angeregtesten Laune. Nicht einmal der ihr von den Seckels mit großem Nachdruck empfohlene Plan, den Herrn Hoffactor Isidor Prager zu heiraten, konnte sie darin stören. Sie

lachte darüber. Sie hatte ihr Brüderchen Emanuel ihren Mann genannt und erklärt, vorläufig nur auf dessen bequeme Unterbringung zum Handelsfach und die Mehrung seiner Kenntnisse bedacht zu sein. Mit der Ausbildung desselben sollte sich vorzugsweise einer der Lehrer des berühmten Gymnasiums der Stadt beschäftigen.

Es mochte acht Uhr sein, als der Comptoirdiener des Hausherrn laut im Hause seine Stimme erschallen ließ:

„Herr Seckel, Herr Seckel, die Münze —!"

„Was ist? Sie brennt doch nicht?" rief der erschrockene Kammer-Resident und sprang vom Mahle auf, an welchem schon Herr Isidor Prager in einer ausgewählten Toilette und mit den holdseligsten Schmeichelreden für die schöne Eroberung, die er machen wollte, theilgenommen hatte.

„Komme — vom — alten Schloß —" berichtete der Diener athemlos — „die ganze Stadt — ist zusammengelaufen —! Die Polizei — ist in der Münzgasse —! Alles — ist versperrt —! Gott, was soll das geben —! Die Menschen rennen und sagen, sie werden kommen, Herr Resident — die Gerichte auch — in Ihr Haus."

„Ich habe den Tod —!" rief die Frau Kammer-Residentin.

Leichenblaß stand einige Augenblicke ihr Gatte,

unentschlossen, was er zunächst beginnen sollte. Er griff nach seinem dreieckigen Hut.

„Du gehst nicht! Du bleibst!“ schrie im Ton der Verzweiflung seine Frau.

Moses Seckel zitterte an Händen und Füßen. Seiner Frau zugewendet, stotterte er:

„Geh' zu Herrn Prager! Geh zum Rabbiner! Gott, wo willst du dich verbergen?“

„Wie? Was? Zu mir?“ rief inzwischen der feige Rival des in der That, wie es schien, bei seinem Sturz angekommenen Bayreuther Rothschild, der während der ganzen langen Periode der vorigen Regierung zu allen Verschwendungen des Hofes die Mittel geschafft, dabei aber auch für sich selbst gesorgt hatte. Prager protestirte aufs Aeußerste gegen sein Betheiligtwerden an diesem erschreckenden Vorfall und wimmerte: „Wie komm' ich nach Hause?“

Mit durchbohrender Miene der Verachtung drängte Lea den Feigling beiseite. Sein Benehmen hatte auch ihr Brüderchen zu zittern und zu weinen veranlaßt. Diese Judentumulte, diese Erstürmungen der Judengassen leben ja mit den schreckhaftesten Erinnerungen im Gedächtniß aller jüdischen Generationen.

„Mein Platz ist in der Münzgasse! Ich muß hinaus, laßt mich, laßt mich!“ raffte sich endlich Seckel auf. Man horchte auf die Straße hinaus und hörte noch nichts, was den Schrecken hätte vermehren können.

Aber seine Frau rief:

„Haltet den Mann! Es gibt ein Unglück! Gott im Himmel, wer hilft uns?“

Das Rennen und Rufen auf der Straße nahm zu. Das Schließen des Hauptthores, der Fenster begann schon von Seite des entschlossenen Comptoirdieners. Jetzt aber wollte Herr Prager durchaus fort. Mit jener Wuth, die Verzweiflung und Feigheit zugleich eingeben, schrie er:

„Hab' ich nicht auch ein Haus zu schützen? Ich kenne das von Böhmen her! Sie hetzen unser Volk! Glaubt Er,“ rief er dem Diener, „daß ich noch unversehrt nach Hause komme?“

Der Diener war mit dem Zuriegeln der Fensterladen beschäftigt und hörte nicht auf das Jammergeschrei, besaß aber die Geistesgegenwart, sich von Vorübergehenden berichten zu lassen, was in der Münzgasse geschähe.

Viele hohnten bereits. Viele lachten. „Seckelchen!“ hieß es von Straßenbuben, „thu die Säcke auf!“ Mühsam erfuhr man: Der Commerzrath Schilling wäre in die Münze eingebrochen mit einem Haufen zweideutigen Gesindels, das jedoch von Polizeidienern geführt würde. Der Münzverwalter wäre nicht zu Hause gewesen, der Wardein, ein Herr Sußmann, wäre verhaftet, alle Thüren hätte man erbrochen, alle Schränke, das Geld und was nur irgend von Briefen und Rechnungen vorhanden ge-

weſen, hätte man in zwei große Kiſten gepackt und fortgetragen, dem Schloſſe zu.

Prager entſchlüpfte jetzt. Der Lärm hatte noch nicht ſeinen Höhepunkt erreicht. Es war auf eine Weile ſtiller geworden. Eckel, der nicht ans Fenſter zu gehen wagte, fragte nur immer, was es ferner gäbe.

Da kam die Mittheilung, der Zug mit den Kiſten wäre an der Ziegelſchmiede angehalten worden. Der Münzverwalter, der inzwiſchen herbeigekommen, hätte den Herrn Schilling gezwungen, erſt auf offener Straße die Kiſten verſiegeln zu laſſen.

Wieder eine Pauſe des Schreckens. Wieder neuer Lärm. Wieder neue Stille.

Hierauf hieß es, über das verſpätete Eintreffen der Kiſten im Schloſſe wäre der Geheime Ober-Bergrath Schröder voll Ungeduld ſelbſt dahergerannt gekommen, hätte mit dem Stock gegen den Münzverwalter gefuchtelt, geſchrieen: „Er iſt abgedankt! Das läßt Ihm der Markgraf ſagen! Ich ſtehe hier für Se. Durchlaucht!“ Das Verſiegelnlaſſen der Kiſten hatte er nicht hindern können. Der im alten Schloſſe wohnende Hofgerichts-Procurator Teicher wurde veranlaßt, an die beiden großmächtigen Kiſten auf offener Straße beim Schein von Lichtern und Laternen ſein Siegel anzulegen. Schröder hatte alſo nicht die Selbſtbeherrſchung gehabt, die Einmiſchung ſeiner Perſon zurückhal-

erfüllen, wovon ſie ſchon ſo oft Erzählungen in der Geſchichte ihres Volkes gehört hatte.

Aber gerade der wachſenden Gefahr gegenüber ſchien ſich ihr Onkel muthiger erheben zu wollen. Nur der Ruf ſeiner Frau: „Du läſt es!“ hinderte ihn, ſich aufzuraffen und dem Gefühl ſeiner Ehre und ſeines Amtes und in ſeiner Eigenſchaft als „Barnos“, wo ihm Schutzbriefe und ſelbſt kaiſerliche Privilegien zur Seite ſtanden, der Gefahr zu trotzen.

Der wilde Haufe hielt vor ſeinem Hauſe.

„Aufgemacht, im Namen des Markgrafen!“ donnerte eine wilde Stimme auf der Straße.

Durch ein Luglod im Fenſterladen ſchielend, berichtete der muthige Comptoirdiener, daß der Anführer, ein gräßlicher Menſch in der Uniform eines Berggeſchwornen, eine Axt in der Hand hielte und die Thür zu zertrümmern drohte.

„Das kommt vom Schröder!“ ſprach Seckel mit Zähneklappern und ſtand unentſchloſſen, wie er ſich jetzt zu jenen verborgenen Stellen verhalten ſollte, wo ſeine Schätze lagen. Vorzugsweiſe, einen Doppelleuchter in der Hand haltend, ſtarrte er auf die Gegend ſeines Bettzimmers hin und auf die Treppe, die von dort in die Höhe führte, dann wieder auf ſein und ſeiner Gattin Bett, an welche dieſe raſch noch eine Menge Stühle rückte.

„Sei ruhig,“ ſagte Lea zu ihrem weinenden

todte Ratte, zum Jubel der versammelten Menge, hinunterwarfen. Oefters sangen sie auch Lieder aus Schillers Räubern und Wallensteins Lager oder fingen mit den Belagerern scherzweise zu parlamentiren an. Die Unmöglichkeit, die Thür zu sprengen, lag nicht so sehr in dem festen Schlosse desselben, als in dem Umstand, daß dieser Thurm als Garderobe- und Decorationsbehälter benutzt worden war. Die Belagerten hatten sich nämlich theils der Coulissen, theils der Kleiderkisten dazu bedient, die Thür zu versperren. Thespis konnte daher bei aller eigenen Erbitterung und bei allem Muthe der durch Trinkgelder und versprochene Freibillets angefeuerten Stadtmiliz dennoch keinen Sturm wagen, weil ihm die gesprengte Thüre unfehlbar auch die Hinterallee des Parkes von Belriguardo, einige alte Ahnenhallen und wohl gar die Teufelsschlucht aus dem Freischützen in Stücken zerrissen haben würde. Wenn Thespis den Belagerten mit Hinterlist den Weg der Güte zurief, so ließen diese in zweideutiger Anspielung einen Strick herunter und meinten damit zunächst wohl nur, daß die Thür unerbrechlich wäre und der Director auf diesem Wege zu ihnen hinaufklettern möchte. Diese Verhöhnung mit dem Wege der Güte, da er wirklich keinen andern zum Thurme finden konnte, hatte ihn so verdrossen, daß er zum Amtmann lief und um ernstliches Einschreiten bat, mit einem Erfolge jedoch, den wir schon kennen.

Thespis kam athemlos an dem frei im Hofe des Magazins belegenen Thurme an und sah schon in der Ferne, wie die im Thorwege, im Hofe und draußen vor dem Gebäude versammelte Menge über das neue Schauspiel lachte, welches die Belagerten zum Besten gaben. Diese mußten nämlich allerdings auf ein Mittel sinnen, um aus ihrer drä-

Bruder, wendete ſich dann der Bettkammerthür zu und zeigte auf die Stühle, deren Beſtimmung ſie ohne Zweifel begriff, und ſagte: „Wird das nicht gerade erſt recht auffallen?“

„Freilich wird's auffallen!“ ſchrie der Kammer-Reſident und ſchleuderte einen ſtrafenden Blick auf ſeine Ehehälfte, wiederum mit jenem Zorn, der im Menſchen zu entſtehen pflegt, wenn er über ſeine eigene Rathloſigkeit in Verzweiflung iſt und dann noch einen Fehler bemerkt, den die Rathloſigkeit der Andern macht. Lea konnte ſich jetzt denken, daß gerade unter jenen Betten die Schätze des Onkels verborgen lagen.

Inzwiſchen waren auf die Hausthür die Schläge der Axt mit ſolcher Gewalt gefallen, daß ein längerer Widerſtand, der ſich in der Unterlaſſung des Aufſchließens von Innen kundgab, die Wuth der Angreifer und den Reiz, ſich durch Zerſtörung den Weg zu bahnen, nur geſteigert haben würde.

„Fügt Euch in Güte!“ rief der wilde Menſch, der den Haufen anführte. „Markgräflicher Befehl! Ich rathe, bleibe Jeder zurück, der hier nicht mitzureden hat!“

Die letzten Worte waren geeignet, den unglücklichen Kammer-Reſidenten ebenſo zu ermuthigen, wie noch mehr einzuſchüchtern.

Inzwiſchen war er doch die Stiege hinuntergewankt, gehalten von ſeinem Diener, ſogar von ſeiner

alten Köchin, die nächst Lea und dem Comptoirdiener noch die muthigste war. Er überzeugte sich, daß der wilde Anführer mit der Art die Aufforderung der unberufenen Einmischung nicht nur dem nachdrängenden Pöbelhaufen, sondern auch zu anständigeren Persönlichkeiten gesprochen hatte, die durch den Lärm, der die Straße erfüllte, angezogen herbeigelaufen kamen, die Möglichkeit bezweifelnd, daß solche Gewaltthaten die polizeiliche Billigung finden könnten.

„Erlaubt denn das die Wache? Haben der Herr Stadtvoigt und Justizrath Göring, der Herr Polizei-Commissarius und Herr Stadtwachtmeister Lieutenant Funk dazu ihren Consens gegeben?"

Diese Worte hörte man aus dem Munde anständig gekleideter Bürger, mußte sich aber selbst sagen, daß die Anwesenheit des bekannten Stadtausrufers und Markt-Polizeidieners Bauer und das eben vom neuen Schloß herüberschallende gewaltige Tönen eines wie wenn nichts vorfiel abgehaltenen Zapfenstreichs ein wahrer Hohn auf die Gesetze, eine förmliche Illustration dieser Scene der Gewalt war, wie sie sich vor Aller Augen vollzog. Das Haus des Kammer-Residenten wurde geöffnet, der mit der Axt bewaffnete Anführer und einige seiner Begleiter traten ein, erklärten dem halbohnmächtigen an die Wand gesunkenen Seckel, sie hätten Befehl, sein Haus zu untersuchen, ihn selbst auf die Haupt-

wache zu führen und vier Mann von den Musketieren, die sofort anrücken würden (in der That hörte man draußen ein Militär-Commando) als Wache in seinem Hause zu lassen.

„Schickt Euch jetzt nur an, Herr Kammer-Resident," rief Zeuner, der sich zu seinem brutalen Gewaltact Muth getrunken hatte, „uns zu zeigen, wo Eure Papiere liegen und das bare Silber von der Münze."

„Von der Münze?" rief Seckel. „Von der Münze habe ich nur, was mein ist!"

„Korn- und Schlagschatz soll unterschieden werden! Vielleicht ändern sich die Stempel! Sind ja neue Bilder und Jahreszahlen nöthig für die Gulden! Haha! Jetzt nur vorwärts! Alles lieber gleich selbst angezeigt, damit wir hier nicht an die hohlen Wände zu klopfen brauchen."

Schon klopfte er in der That an die nächste Wand und würde seine Untersuchung fortgesetzt haben, wenn er sich nicht zuvor den Rücken dadurch hätte sichern wollen, daß er dem inzwischen angekommenen Militär-Detachement, das gleichsam nur eine Runde machte, um dem Straßenauflauf zu steuern, die Weisung ertheilte, die Hausthür zu besetzen und Niemanden hereinzulassen.

Nun trat jener pensionirte Commerzrath Schilling auch hier auf die Scene, näherte sich dem unglücklichen Hofbankier mit katzenbuckelnder Verbeu-

gung, schmunzelnd, um Entschuldigung bittend, und ersuchte ihn, eine Maßregel nicht weiter zu stören, die vom Ober-Bergamt ausginge, das mit fürstlichem Consens Alles, was Gold und Silber im Lande wäre, unter seine specielle Obhut nehmen müßte. „Zeigen Sie uns, was Sie an Gold und Silber in Vorrath haben! Draußen stehen die Kisten! Es wird Alles unter militärischer Bedeckung ins Schloß gebracht! Der über Ihre Person verhängte Arrest wird sofort nach Revision Ihrer Rechnungen vorüber sein!"

Seckel sah, es war eine Beraubung, die man mit ihm vorhatte. Sein Gönner, sein Geschäftstheilnehmer, Graf Ellrodt, war ohnmächtig. Der vorige Markgraf, der den Segen der schlechten Valuta am meisten genoß, war todt —! Um nur etwas gesagt zu haben, ächzte er:

„Kann ich nicht, da Sie Kriegsleute stellen vor mein Haus, auch bleiben in meinem Hause?"

„Auch das, Herr Kammer-Resident! Nur würden Sie dann die Posten vor Ihrer Thür — ei ja!" unterbrach sich Schilling im Hinaufblicken zur Treppe, „hier läßt sich ja ein Lager aufschlagen für diese Leute. Jetzt kommen Sie, kommen Sie! Schließen Sie Ihre Kisten auf! Es wird nichts davon verschwinden! Sack auf Sack soll richtig gezählt werden!"

Dabei wurde im Gegentheil der Tumult und Wirrwarr im Hause durch die hereingelassenen Helfershelfer so groß, daß Lea nicht mehr wußte,

wo sie hintreten sollte und wegen ihrer Schönheit und Eleganz schon manche Ungebühr erleiden mußte.

Seckel bestritt, daß er in seinem Hause größere Summen baren Geldes hätte — eine Erklärung, die von Zeuner, der sich in frechster Weise den Weg bahnte, an jede Wand klopfte und jeden Schrank geöffnet haben wollte, laut belacht wurde.

„Hier sitzen die Musikanten!“ rief er plötzlich, als er in der Gegend der Bettstätten angekommen war. „Seckelchen, Seckelchen, wozu die Umstände! Rück heraus!“

„Zeuner, anständig!“ erinnerte Schilling, ein mittelgroßer, breitschulteriger Mann, der aber selbst überall herum suchte mit den vom Tisch genommenen, zwar wohlgeformten, aber zu seinem Verdruß nur zinnernen Leuchtern und sogar die Nase anstrengte, als hätte er die Witterung des versteckten Goldes und Silbers im Geruchsorgan. Lea hätte mit ihrem Bruder auf die Straße fliehen mögen. Die Luft, der Geruch von den Kleidern dieser rohen Schergen wurde unerträglich. Ohnehin war der Raum so beengt, und nun sollte hier noch Militär campiren! „Gott, wie bin ich Euch zur Last!“ rief sie der Tante. „Wie bin ich zu so unglücklicher Stunde gekommen!“

Frau Seckel, kaum noch ihrer selbst bewußt und mit Rachempfindungen über Lea's Lachen zu den Vorschlägen über Prager, antwortete ihr nicht. Darin lag ein tief kränkendes Allerdings!

„Halt, hier liegt der Hase im Pfeffer!“ jubelte in diesem Augenblick Zeuner's heisere Stimme. Ein unterdrückter Schrei der Kammer-Residentin bestätigte, daß die Stelle gefunden war, wo der Weg zu ihres Mannes geheimer Kasse führte. Zeuner hatte die Betten von ihren Stellen gerückt und eine unter ihnen angebrachte Fallthür entdeckt. Diese mußte zuvor geöffnet werden. Seckel reichte zitternd den Schlüssel. Mit triumphirendem Lachen stiegen die Männer einige Stufen hinunter in einen Gewahrsam, aus welchem bald der hellste Silberklang vernehmbar wurde.

Schon warf Zeuner einen schweren Silbersack nach dem anderen die kleine verborgen gewesene Stiege herauf, als sich die Scene durch ein lautes Geräusch in der untern Hausflur zu verändern schien.

Schilling, der halb in der Fallthür stand und jeden, wie darauf verzeichnet zu lesen war, mit fünfhundert Gulden beschwerten und versiegelten Sack addirte und nach den Kisten rief, die diese Gelder aufnehmen sollten, horchte auf und fragte, was es gäbe. Er hatte eine männliche, befehlshaberische Stimme gehört.

„Was geschieht hier? Was unterfteht man sich hier? Zurück da! Sind hier in eine friedliche Stadt Räuber eingebrochen? Unter unseren Augen? Heda! Erkennt Ihr mich nicht? Ich werde mir Respect zu verschaffen wissen!“

So ließ ſich eine Stimme vernehmen, die an Reines Ohr mit beglückenderem Klange dringen konnte, als an Lea's. Von dem Vorraum, wo ſie eben meſſen wollte, wie ſie's anſtellte, in die ihr und ihrem Bruder angewieſenen Zimmer zu gelangen, ohne über die hier auszubreitende Streu für die nächtlich campirenden Schildwachen hinwegzuſchreiten, beugte ſie ihr erbleichtes Haupt mit einer ſchmerzlich zuckenden Leidensmiene und doch ſchon zugleich mit dem Ausdruck einer glücklichen Spannung über einige Stufen hin, auf welchen ihr der rettende Freund aus Wien, der junge Reichsgraf, noch im ſtrahlenden Glanz ſeiner für das Hofdiner nothwendig geweſenen Toilette, mit dem Stern auf der Bruſt, dem bunten Ordensbande um den Hals, mit den hellen Beinkleidern, funkelnden Schnallen an den Schuhen, dem Degen, entgegentrat, ausrufend:

„Ja, iſt es denn möglich! Unglückliche Freundin! Was widerfährt Ihnen hier? So begrüßt Sie meine barbariſche Vaterſtadt! Herr, wer ſind Sie?“ fuhr er nach einigen Schritten, die er gethan, den von Geldſäcken verbarricadirten Schilling an. „Welches Attentates erfrechen Sie ſich hier? — Herr Kammer-Reſident,“ wendete er ſich wieder zu dem hoffnungsbelebt aufathmenden Seckel, „ich bin ja außer mir! Was hat man mit Ihnen vor?“

„Excellenz,“ lautete von Seiten des Letzteren die mit Bitterkeit ausgeſprochene Antwort, „da ſehen

Sie, was es giebt, wenn man in Treffenfeld die Rosen mehr liebt als die Geschäfte! Ich bin ruinirt!"

„In wessen Auftrag geschieht das Alles? Was soll dies Geld? Wer raubt Ihnen Ihr Vermögen?" fragte Ellrodt, ohne der ihm vom Residenten gegebenen Antwort weiter nachzudenken.

Der pensionirte Commerzrath, der seine Anstellung als Münzverwalter schon in der Tasche hatte, war jetzt über die Persönlichkeit, die so entschieden hier aufzutreten wagte, orientirt. Jener, der die Stimme erkannt hatte, hielt sich unten in seinem Aladin-Gewölbe mäuschenstill, reichte auch keinen Geldsack mehr herauf.

Schilling jedoch stellte sich vor den noch keineswegs abgesetzten Minister mit kecker Sicherheit.

„Excellenz, die Landes-Deputation und der Herr Ober-Bergrath haben mich zum Münzverwalter ernannt — Gewesener Commerzrath Schilling von Erlangen! Meine mir bestimmte Aufgabe ist, auf frischer That, wie man zu sagen pflegt, den, wie man soupçonnirt, im unerhörten Dérangement befindlichen Status quo der Münze und nebenbei derer Grübrigungen des Herrn Seckel festzustellen."

„Grübrigungen!" unterbrach mit der ganzen Kraft eines Protestes gegen boshafte Anschuldigungen der Kammer-Resident und versuchte hellauf zu lachen.

„Beruhigen Sie sich!" fiel der junge Ellrodt ein. „Seit wann ist es Sitte," fuhr er, Schilling wieder zugewendet, fort, „ein neues Amt mit einer

ſolchen Mißhandlung ſeines Vorgängers, mit einem ſolchen Einbruch in den Frieden des Hauſes, ſolcher Verletzung der den jüdiſchen Glaubensgenoſſen zugeſicherten Gerechtſame anzutreten?"

„Landesherrlicher Befehl!" lautete die Antwort. „Hindern Sie hier nichts, Herr Reichsgraf von Ellrodt, nichts, nichts von dem, was die Billigung Ihres gnädigen Herrn Vaters finden würde, wenn ſich Hochdieſelben bewogen fühlen könnten, die allgemein beklagte Retraite auf dero Gütern aufzugeben und wieder die Geſchäfte zu übernehmen!"

Auf dies mit maliciöſer Schärfe und eigenthümlich beſtimmter Betonung vorgebrachte Wort verſtummte der in aufgeregteſter Wallung angekommene Beiſtand des Hauſes und mußte noch mehr verſtummen, als der Kammer-Reſident, errathend, daß eine gerichtliche Unterſuchung in Perſpective ſtehen würde, zagend ſagte:

„Laſſen Sie, Herr Reichsgraf! Recht und Gerechtigkeit werden in dieſem Lande noch nicht ausgeſtorben ſein!"

Nun war alles Fragen nach einem ſchriftlichen Befehl umſonſt. Es wurde Schröders Mitwirkung, die Verſiegelung der Kiſten auf offener Straße erzählt —

„Demoiſelle Lea," rief, wie aus Träumen erwachend, der junge, in Wien unter ſo wunderbaren Umſtänden gewonnene Freund, verbeſſerte jedoch ſofort ſeine zu vertraulich klingende Anrede mit:

„Demoiſelle Osmund! — ich kann hier nichts hindern!“ Dann ſeine Scham, ſeine Thränen verbergend, wendete er ſich zu dem Kleinen, ſtreichelte dieſem ſein Haar, fragte ihn, ob er ihn noch kennte, und tröſtete ihn, es würde wenigſtens nicht ſchlimmer werden.

„Mein Mann gefangen! Wir hier bewacht! Unſeres Vermögens beraubt! Kann noch was Schlimmeres kommen?“ polterte vorwurfsvoll Lea's Tante heraus.

Beſchämt über ſeine Machtloſigkeit, fragte der Sohn des brachgelegten Miniſters einen der Soldaten:

„Auf weſſen Befehl ſeid Ihr hier?“

„Herrn Major's von Hanſtein —“ lautete die Antwort.

„Aus der Kaſerne?“

„Von der Wache.“

„Mit welchem Auftrag?“

„Zu thun, was Herr Commerzrath Schilling befehlen würden.“

Schon reichte der unſichtbar gebliebene Zeuner eine Fortſetzung der Geldſäcke wieder herauf. Bei jedem neuen Sack, der über den Rand der Fallthür kam, ſchien Moſes Seckel einen Stich durchs Herz zu bekommen.

„Hier iſt leider nichts zu thun!“ ſagte der Sohn des regierenden, factiſch machtlos gewordenen Mini-

kend ängſtlichen Lage befreit zu werden. Eben im Begriff, ſich heimlich von der Geſellſchaft zu entfernen, hatte ſie Thespis wollen arretiren laſſen. Einer und der Andere wäre wohl entſprungen; aber, da ſie Alle für Einen ſtehen wollten, ſo blieb ihnen nichts übrig, als ſich in den Thurm zu werfen und von hier aus ihr Schickſal abzuwarten. Flucht war nicht möglich; Lebensmittel beſaßen ſie nur hinreichend für einen Tag. Seit vierundzwanzig Stunden peinigte ſie der fürchterlichſte Hunger, der durch vieles Reden unter ſich (eine bekannte Erfahrung, die es auch den Armen räthlich macht, lieber ſtill zu ſchweigen bei ihrem leeren Magen) nur noch heftiger wurde. Sie mußten alle ihre Verſchlagenheit zu Hülfe nehmen, um nicht den Aelteſten unter ihnen in die Lage Ugolino's zu bringen, und ſo verfielen ſie auf den Ausweg, den Director durch die angedrohte Vernichtung ſeiner Garderobe zum Frieden und zu freiem Abzug zu zwingen. Sie ſchlugen die Kiſten auf und nahmen ſämmtliche Harniſche und Schlafröcke, Königskronen und Schlafmützen, Räuber- und Jagdröcke, Königinnenroben und durchſichtige Tricots mit hinauf in die höchſte Zinne des Thurmes, wo ſie ſich ankleideten und in den verſchiedenartigſten Coſtumes auf eine Art von Gallerie hinaustraten, wo ſie mit jubelnder Begrüßung empfangen wurden. Siehe, da ſtand der fabelhafte chineſiſche Kaiſer Altoum, mit einer ungeheuren Deckelmütze und einer Kleiderſchleppe, die wie eine Schiffsflagge vom Winde gefaßt wurde und um den ganzen Thurm herumklatſchte! Aus zwei Roßſchweifen eines Theodor Körner'ſchen Zrinyi-Paichas hatte ſich der chineſiſche Kaiſer einen ungeheuren Schnurrbart gemacht und, um das Volk noch mehr zu beluſtigen, ſetzte er die Papagenoflöte an

sters und selbst Minister, „nichts, als sich in Geduld ergeben! Sie aber, Demoiselle Osmund, können hier nicht bleiben. Die Wache im Hause benimmt Ihnen jede freie Bewegung. Ihr Brüderchen will sich tummeln. Kurz, Sie müssen dies Haus verlassen. Ich ersuche Sie, nehmen Sie Ihren Mantel, geben Sie mir Ihren Arm, ich führe Sie — allerdings in ein christliches Haus, aber das unverfänglichste, anständigste, das es in der Stadt nur geben kann, zu meinem Cousin, dem Oberhofprediger, zu dessen Gattin und Schwester, die sich freuen werden, etwas beitragen zu können, um die Folgen einer rohen Brutalität wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen."

„Sie haben mich nicht zur Fürstin Lichtenstein in Wien führen wollen," sagte Lea hocherglüht und mit dem Versuch, Unbefangenheit zu heucheln. „Ich habe nach Ihrer Abreise wohl davon gehört. Wird nun die Jüdin gar in ein christliches Predigerhaus passen? Die Tante fürchtet üble Folgen für meinen Glauben."

„O," sagte Frau Seckel mit bitter ablehnendem Blick, „es ist ja erst der Kammermohr getauft worden. Wirst du doch nicht nachahmen wollen dem Kammermohren!"

Selbst ihr Gatte sah ein, daß die stille Gedankenfährte seiner sich so scharf äußernden Frau auf eine nächtliche Verbarricadirung gegen die als verwildert

bekannten Soldaten ging, wozu ſie gerade die ihrem Beſuch eingeräumten Zimmer bedurfte. Ohne weiteres Zieren (und Lea gebrauchte ſelbſt dieſen Ausdruck) nahm dieſe den Vorſchlag ihres Beſchützers an und verſprach, ſich und ihren Bruder zu dieſem Umzug vorzubereiten. Ein leichtes Handgepäck erklärte Ellrodt ſelbſt tragen zu wollen. Doch ſtand einer ſeiner Bedienten unten im Hausflur. Von einer Ueberführung der hier im Hauſe vorläufig unbequem Gewordenen zur Frau Stichert, der muthmaßlichen Warnerin im Schloſſe, konnte in ſeinen Combinationen über den Schutz, der einer ihm ſo theuer gewordenen Jungfrau zu gewähren war, keine Rede ſein.

Erſt jetzt, nach einer für Fritz Ellrodt tief beſchämenden Wanderung durch die menſchenüberfüllten Straßen, begrüßte er, nach einer länger als vierteljährigen Abweſenheit das Wohnhaus der Seinigen. Unter welchen Umſtänden —! Die Prediger-Familie, die eben an den Fenſtern horchte und dem fernen Tumulte lauſchte, in ſolchem Grade überraſchend, ihr Zartgefühl ſo dringend herausfordernd, daß von Vorwürfen über ſein bisheriges Ausbleiben keine Rede ſein konnte.

Alles fand er auch hier in Aufregung und entſetzt über die Brutalität des Ueberfalls, erſchreckt, wie alle Gebildeten in der Stadt, vom Nichtwiſſen der oberſten Behörden um ſo unerhörte Eingriffe

geblendet von dem Reiz der ihnen anvertrauten Schutzbefohlenen.

Niemand rührte ſich emſiger, um die „Fremdenſtube“ (Freundesſtube, wie ſie im Hauſe nach Sannchens Wunſch heißen ſollte) zur ſofortigen Aufnahme der Flüchtigen herzurichten, als Sannchen. Treppauf treppab fliegend, rief ſie bei jedesmaligem Anſtreifen an den ebenfalls und tief vor ſich hingrübelnd anweſenden Meersmann — er hatte, machtlos wie auch er war, den Gewaltſcenen von ferne zugeſchaut — oder ihren gräflichen Couſin:

„Ein Engel von einem Mädchen!“

Lea hatte Thränen im Auge. Sie bat um Entſchuldigung für die, wie ſie am gedeckten Tiſch zu ſehen glaubte, von ihr geſtörte Abendbehaglichkeit der Familie und bat, es zu verzeihen, wenn ſie jede der ihr dargebotenen Stärkungen ablehnte und nur darauf bedacht wäre, ihren bis zum Fieberhaften erſchreckten Bruder zur Ruhe zu bringen.

Zwei Zimmer, allerdings ſchon im Manſardenſtock, doch traulich eingerichtet, boten dem Geſchwiſterpaar eine bequeme Unterkunft.

Als man allein war, erzählte der „Stolz der Familie“, wie Fritz Ellrodt von den Seinigen allzeit genannt wurde, in kurzen Worten den Urſprung ſeiner Bekanntſchaft mit Lea und fand begeiſterte Zuſtimmung, als er ihren Werth pries nach einzelnen Charakterzügen, von denen das ſo eigenthüm-

lich sinnig blickende Mädchen schon bei diesem kurzen Verweilen im Predigerhause Beweise gegeben hatte. Vorzugsweise überschwenglich äußerte sich Sannchen. Daß Meersmann der einzige Schweigsame blieb, konnte gedeutet werden auf sein Nachsinnen über die für sein Rechtsgefühl geradezu empörende Affaire dieses Abends. Was wird uns da noch Alles kommen können! Das war der einstimmige Refrain, der hier, wie aus allen Hausthüren, hinter allen Fensterläden erklang. Selbst der Pöbel hatte sich nicht zu weitern Unbilden gegen die Judengasse verleiten lassen.

Als es in den Straßen ruhiger geworden war, suchten die Freunde dem Erlebten, das in den nächsten Tagen die Beherbergung einer Jüdin in einem christlichen Predigerhause bringen mußte, die heitere Seite abzugewinnen. Es waren Versuche, sich den schweren Druck vom Gemüth abzuwälzen.

„Sie läßt sich taufen und wird Reichsgräfin!“ sagte Sannchen.

„Nein,“ scherzte die Schwägerin, die sich erinnerte, auch wol schon in Erlangen von dieser schönen, zugleich vermögenden Waise gehört zu haben, und den in Nachdenken versunkenen jungen Ellrodt necken wollte, „der Herr Vetter thut ihr den Gefallen und wird lieber jüdisch! Die ändert ihren Glauben nicht!“

„Doch, doch thut sie es!“ meinte wieder Sann-

chen, „wenn Friz ſelbſt ein Geiſtlicher wird, mit eigener Hand ſie tauft und ſie dann heiratet. Das wird ſchön werden! Das müßte — wer? Ja, ja, der gute Gellert müßte das beſchreiben!“

„Der Ausweg wäre nicht übel!“ fuhr Friz Ellrodt auf und blickte mit glänzenden Augen, wie von einer Inſpiration ergriffen. „So wüßte ich doch, was ich bin und ſein könnte! Denn meine Titel, meine Orden, meine illuſoriſchen Aemter muß ich doch jetzt dem Markgrafen ſämmtlich zu Füßen werfen —!“

Alle ſtanden vom Tiſch auf oder rückten mit den Seſſeln. Meersmann ergriff des Freundes Hand und rief den lateiniſchen Spruch:

Tu ne cede malis, sed contra audacior ito!*)

„Wir haben hier keine Rathsſitzung!“ rief Sannchen. „Was ſollen die lateiniſchen Brocken?“

Meersmann ſtieß ſich zwar nicht an der oft vorkommenden Rüge ſeiner lateiniſchen Citate, heute aber an dem beleidigenden Worte „Brocken“ und verſtummte.

Sannchen's Bruder ſuchte den Couſin zu beruhigen, den allmälig ſein Bangen um Lea, jetzt noch mehr um die nicht unwahrſcheinlich von ſeinem eigenen Vater gutgeheißenen Mißbräuche der Münz-

*) Weiche dem Unglück nicht! Nein, tritt ihm nur muthiger entgegen!

verwaltung ebenfalls verstummen ließen. Brütend stützte der Tiefgedemüthigte das Haupt auf.

Sannchen hatte Meersmann in gute Stimmung zu bringen. Sie nahm sich förmlich zusammen und sprach feierlich:

„Also schon wieder ein Ellrodt will Pastor werden! Ewig diese privilegirten Prediger-Familien! Diese blühenden priesterlichen Aaronsstäbe! Kaufleute, nun ja, da mag der Vater auf den Sohn seine Kundschaft vererben und dieser wieder weiter! Aber die feurigen Zungen, die dem Geistlichen zu Gebote stehen sollen, die kann man doch nicht in ein Testament setzen? Familien, die, wie vom Stamm Levi, immer fromm sein sollen! Nicht wahr?" fragte sie schelmisch den schmollenden Meersmann. „Wie sollte man das selbst aus der besten Ehe fertig bringen?"

Meersmann that, als wenn ihm Vorstellungen von Heiraten und Nachkommenschaft jetzt völlig fern lägen.

Der Schwager benützte das Schmollen des alten Junggesellen zu einem Stich und führte die Parodie des Entschlusses, den Fritz Ellrodt gefaßt haben wollte, die Predigerfamilie Ellrodt fortzusetzen, noch weiter:

„Das Cölibat — ja, ja, das hat die katholische Kirche vor — Prediger-Generationen bewahrt! Sie hat sogar den Weg offen gelassen, daß Jemand wie

ein altes Wrack vom Leben mitgenommen sein kann, Alles erfahren, Alles erprobt hat und dann mit der rechten Weihe des Weisen die Kanzel betritt! Ich habe morgen in unserer Stadtkirche zu predigen über das Gleichniß des Herrn, dessen Nutzanwendung auf „die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten" — und auf „Viele sind berufen, Wenige auserwählt" gehen soll. Bei meiner Präparation fühlte ich recht, welchen immensen Schatz von Lebenserfahrung ein christlicher Prediger haben muß, um die Lehren des Evangeliums als feste sittliche Mitte im Sturm der Gewaltthaten und Leidenschaften, die im Grunde unsere Historie bilden, und im Geist unserer Zeit auszulegen! Diese tiefsinnige Einladung an die Müßigstehenden, sie sollten Arbeit im Weinberge nehmen! Diese Ablohnung derer, die den ganzen Tag gearbeitet haben, mit demselben Groschen, den die empfingen, die nur eine Stunde arbeiteten! Die Revolte der Tagesarbeiter dann, die das Evangelium schildert! Das vom Herrn des Weinbergs in Anspruch genommene Recht, zu geben, just wie er wollte und gütig zu sein gegen den Einen, ohne sich um den Neid des Anderen zu kümmern! Das ist Alles so ingenios fundiret und so mit tausend radicibus —"

„Wurzeln!" schrie Meersmann, um ein Zeichen der Versöhnung zu geben.

„In unserer ganzen Existentia ethicopolitica —"

„Bürgerlichem Daſein —“ donnerte er.

„Verbunden, daß es ſchier ein vom Katheder aus geſchulter junger Theologus, der Sprößling einer Predigerfamilienſippe, nicht faſſen kann! Ich ſage, meine Jungen werden keine Pfaffen! Und laßt jetzt auch die Ellrodts getroſt Reichsgrafen und Miniſtres bleiben!“

Der junge, von Allen geliebte Freund ging im Zimmer auf und ab und kämpfte mit dem Drang, die Gründe auszuſprechen, die ihn auch in der That beſtimmen mußten, das heute ſo empörend Erlebte nicht ſelbſt an die große Glocke zu hängen.

„Wende morgen deinen Text auf die Buben, die ſich jetzt hier mit Gewalt aus den Letzten zu den Erſten machen wollen!“ ſagte Meersmann, als er mit dem Freunde, der aufbrechen und einen Brief an ſeinen Vater ſchreiben wollte, den ein Erpreſſer morgen in erſter Frühe nach Droſſenfeld tragen ſollte, das Predigerhaus mit der ſeltenen Erfahrung verließ, heute ſich nicht von Sannchen in Unfrieden getrennt zu haben. So war bis zur letzten Minute wieder bei Einigkeit und Verſöhnung geblieben.

Der Sonntag ging, ganz wie Schröder und ſeine Genoſſen beabſichtigt hatten, für die Bevölkerung der Stadt unter Furcht und Schrecken hin. Der Markgraf blieb abweſend. Am Sonntage waren für etwaige Hilferufe an die Behörden deren

Locale geschlossen. Der Judenhaß, der nie schlummerte, nahm für den kühnen Neuerer, den Ober-Bergrath Schröder, sogar Partei. Die Anspielung der Predigt auf die, welche ohne die besondere Bevorzugung Gottes aus den Letzten die Ersten werden wollten, wurden nicht einmal von allen Zuhörern verstanden. Der Geist der kleinen Residenzen Deutschlands ist bis auf den heutigen Tag der des Ducke dich! und Verdirb es mit Niemand, der die Macht hat! Zum Stumpfsinnigen sinkt da der sonst so rege deutsche Freiheitssinn hinunter. Ein Titel, etwa der eines Hofraths, ein Orden macht ganze Familien zu Geschöpfen ohne Mark und Knochen. Das Uebrige thut ein ärmlicher, von der Gnade der Fürsten lebender und bei alledem hochmüthig auf den Bürgerstand herabsehender Adel.

Lea war fast den ganzen Tag bei ihren gefänglich bewachten Verwandten. Eine Hilfe konnte ihr tief gedemüthigter Beschützer nicht gewähren. Die Ueberzeugung, daß die gestrige traurige Thatsache darauf berechnet war, auch den bisherigen Chef der Landesverwaltung als des Mitgenusses der Vortheile am verschlechterten Werth der Münze zu überführen, lähmte Fritz Ellrodt's Entschließungen. Sein eigenes Departement war zunächst nicht betheiligt. Die baren Courantvorräthe, die man Seckeln abgenommen hatte, betrugen vierzigtausend Gulden. Das Uebrige waren ungeprägte Barren,

allerlei ſonſtiges ſchmelzbares Silber und eine Anzahl Wechſel. Alles wanderte „ins Schloß", das heißt — in die Wohnung Schröder's. Mit gravitätiſcher, aufgeblaſener Marktſchreiermiene gab der Abenteurer vor, erſt Alles prüfen und dann darüber dem Markgrafen Bericht erſtatten zu wollen. Die Landes-Deputation hatte in der That dafür eine Friſt gewährt.

Nun ſchwelgte freilich Frin Ellrodt am Sonntag, wo Niemand, ſelbſt Lea nicht, zu den in ihrem Hauſe bewachten Seckels gelangen konnte, im Geſpräche mit Lea am Abendtiſche des Oberhofpredigers. Heute war Allen die fremde Erſcheinung noch feſſelnder, noch werther geworden. Ihr Kummer rührte alle. Als ſie zur Ruhe gegangen war, ſcherzte man nicht mehr und der Abſchied vom Couſin, als auch dieſer nach Hauſe ging, wurde bei den Freunden einſylbig. Meersmann ſprach nur über die Landes-Angelegenheiten.

Den Muthigen ſollte ſein Loos am Montag treffen. Er hatte auf dem Schlachtfelde den ziſchenden Kugeln mit jenem unbedingten Abſchied vom Leben, der allein den Muth und den Sieg, zuweilen ſogar auch die Erhaltung des Lebens ſichert, entgegengeſehen, aber zum Kampfe gegen eine Meute, wie ſie über dies arme kleine deutſche Land gekommen war, fehlte ihm die Waffe.

Am Montage in aller Frühe erſchien Zeuner mit

den Mund und blies: „Ein Mädchen oder Weibchen —“. Hinter ihm stand die Königin der Nacht in dem weiten, sternendurchsäeten, falschen Spitzenschleier, der dem Director Thespis nicht wenig Geld kostete und um so theurer war, als ihn nur Madame Binder-Bürsten trug, nie eine Gastin, geschweige wie jetzt ein Mann! Die Königin der Nacht hatte in der That die Absicht, die Sonne zu verdunkeln, die so herrlich schien und den gaffenden Leuten gerade in's Angesicht. Sie ließ sich den ungeheuren Sternenschleier an zwei Eckvorsprüngen des Thurmes befestigen und breitete somit ihre Flügel wie eine riesenhafte Fledermaus aus. Es wurde mit den Gewändern der Garderobe ein so großer Luxus getrieben, daß sich der fabelhafte Kaiser Altoum und die Königin der Nacht ordentlich wie zwei Kaschemir-Bajaderen ausnahmen, die den beliebten Shawltanz, wenn gleich diesmal sitzend, aufführten. Um die Gruppe vollständig zu machen, blickten an verschiedenen in der Drapperie gelassenen Lücken drei andere Gestalten hervor. Zuerst Werther im blauen Frack und den gelben Beinkleidern, mit einer Pistole in der Hand, die von der Stadtmiliz mißverstanden wurde und sie um so mehr anfeuerte, den Amtmann zur Aufhebung der Belagerung zu ermuntern. Sodann Graf Dunois, der Bastard von Orleans, in einem ganz neupolirten blechernen Harnisch, mit heruntergelassenem Visier und einem beispiellosen Hünenschwert, welches er aus dem prächtigen Waffenschranke jenes Scharfrichters entnahm, dessen Freiknecht der berühmte Hinko der Madame Birchpfeiffer wurde. Thespis blickte diese Scene mit jenem, schon einige Mal an ihm beobachteten Lächeln an, welches bei manchen Leuten, die man auf's Aeußerste bringt, die Ouverture zum Wahnsinn

einem verstärkten Haufen Polizei und Soldaten in Meersmann's Wohnung. Ein Abgeordneter Schröder's, ein Subaltern-Beamter, verlangte Alles, was sich auf die preußischen Vorschußgelder bezog, und beschäftigte den vor Wuth sprach- und entschlußlos dastehenden Geheimen Kammerrath so lange, bis Zeuner schon in voller Thätigkeit des Versiegelns, Wegnehmens, Verschließens begriffen war.

Der jähzornige Verwalter einer mißlichen, aber durch die Befehle der Regierung und des früheren Landesherrn gedeckten Sache konnte kaum zum Begreifen der Möglichkeit eines auch auf ihn gerichteten schimpflichen Ueberfalles gelangen. Mit einem Pistol in der Hand wollte er die Angreifer der ihm anvertrauten geheimen Papiere zurückweisen. Zu seinem Glück war die Waffe nicht geladen.

Die Besinnung, die ihm bei dem Gedanken an die Nutzlosigkeit seiner Vertheidigung zurückkehrte, gab den anfangs erschreckten Schergen neuen Muth. Zeuner rief: „Vorwärts!" und wirthschaftete so lange in den Papieren des beschimpften Beamten, bis eine Kutsche vor dem Hause anrollte, aus welcher im vollen Staate seiner Dienst-Uniform wiederum Schröder, der Ober-Bergrath, sprang, um die Kisten mit den Acten der Vorschußgelder in Empfang zu nehmen. Angst vor dem Scheitern seiner Ueberfälle trieb ihn, so schien es, sich lieber selbst zu exconiren.

„Schurke, Hallunke!“ ſchrie Meersmann zum Fenſter hinaus. „Betrittſt du elender Quackſalber, du erbärmlicher Pillendreher, Marktſchreier, Hühneraugen-Operateur, mein Haus, ſo iſt es dein Tod!“

Hier, an dieſem ehemaligen Lieutenant eines preußiſchen Freicorps, hatte der Emporkömmling eine Ausnahme vom Geiſt einer deutſchen kleinen Reſidenz gefunden.

Doch ſein Freimuth bekam Meersmann übel. Sein Haus blieb von Wache beſetzt, jeder Zugang den zuſammenlaufenden Menſchen verſperrt. Niemand, ſelbſt der junge Ellrodt nicht, der auf den erneuten Straßenlärm herbeieilte, auch Sannchen nicht, nicht der Oberhofprediger durften zu ihm. Das Haus blieb von Militär umſtellt. Alles geſchah im Namen der ſouveränen „Landes-Deputation“.

Schröder brachte ſeine Beute in Sicherheit, fuhr nach Himmelskron, erzählte dem Markgrafen, was vorgefallen war, und brachte — den Züchtiger ſeines „unvergeßlichen“ Vorgängers, den Brandmarker des Andenkens an die Voltaire-Epoche ſeines Landes, durch zwei Dinge zur Gewährung alles deſſen, was Schröder von ihm verlangte.

Erſtens überbrachte er als neuer Münzdirector dem Landesherrn tauſend funkelnd neue, friſch vom Prägſtock gekommene und blankpolirte Ducaten, die er mit dem Bruſtbilde des Allergnädigſten ſchon in der Münze vorgefunden hatte. Und wie er dann

sah, wie sich der Fürst, der neues Geld und — seine eigene Person in kindischer Weise liebte, an dem blitzenden Goldschatze weidete, ihn immer und immer wie einen kleinen Strom Pactolus durch die Finger gleiten ließ, sagte er mit der ihm eigenen, die höchste Wahrhaftigkeit der Gesinnung und das sicherste Gefühl der Respectabilität wiedergebenden, gemacht leidenschaftlichen, sich aber scheinbar beherrschenden Erregung und mit der Treuherzigkeit des plattdeutschen Idioms dem Fürsten ins Ohr:

„Durchlaucht, ich schwöre es Ihnen bei dem Allmächtigen und versichere es als heilig und gewiß: Alle, alle Ihre Diener hier — durch die Bank — sind nichts als Spitzbuben!"

Am folgenden Morgen fuhr an Drossenfeld, wo der alte Reichsgraf verzweifelnd die Hände über ein solches Ende seiner Allmacht zusammenschlug und sein Sohn, so lange der Sohn des Glückes genannt, tief unglücklich mit gesenktem Haupte den Arm auf die Schulter des Vaters legte, um diesen zu beruhigen, ein Wagen mit Husaren-Begleitung vorüber nach Culmbach.

Der Geheime Kammerrath Wilhelm Meersmann wurde als Staatsgefangener auf die Veste Plassenburg gebracht.

# Viertes Buch.

## Siebzehntes Capitel.

Und Voltaire lebt doch wieder auf.

„Ja iſt denn auch Ulrike bereit, auf die ganze, ſo gewagte Idee einzugehen —?“ fragte ein ſtattlicher ältlicher Herr, der in einem langen, mit Pelz verbrämten Schnürrock, weißledernen Beinkleidern, goldgeſtickter weißer Weſte und geſpornten ſpiegelblanken Stiefeln auf und niederging in Geſellſchaft zweier Damen, die als zum Ausgehen gerüſtet zu erkennen waren durch ihre über die gepuderten Häupter geworfenen ſchwarzen Schleier, ihre Handſchuhe und warmgefütterten Mäntelchen, die ſie fürs Erſte noch auf dem Arm trugen.

Die älteſte der Damen, die mit ihren ſpitzen Hackenſchuhen ab und zu ein ſchon reichlich gefallenes Herbſtlaub aus dem Wege ſtieß (man wandelte in einem Garten) fiel mit den Worten ein:

„Ich weiß nicht, was ſich die Lauterbach nur einbildet! Sie nimmt ſich bei ſolchen Gelegenheiten immer die beſte Partie. Ulrike ſoll ſich dann mit einer Nebenrolle begnügen und von ihr eclipſiren laſſen —!“

„D'Adhemar wird, denk' ich, dafür sorgen, daß nach Recht und Billigkeit verfahren wird!" beruhigte der Gatte. „Ich höre, es sind drei weibliche Rollen in dem Stück!"

„Wer würde die Dritte sein? Die Lauterbach ist im Stande, uns die Tochter des Herrn Schröder dafür unterzuschieben."

„Herrn von Schröder," verbesserte nach dem Allerneusten, was in der Bayreuther Zeitung gestanden hatte, der männliche Begleiter.

„Ritter des rothen Adlerordens, haha!" lachte verächtlich seine Gattin auf.

„Nur zweiter Classe," lautete mit Achselzucken die Ergänzung.

Das liebliche, jugendliche Frauenbild, das etwas seitwärts neben ihren Eltern herging, Comtesse Löwenhaupt, schien dem französisch geführten Gespräche derselben nur halb zugehört zu haben. Sie hatte ein vergoldetes Gesangbuch in der Hand. Es war Sonntag. Man war im Begriff, in die Kirche zu gehen. Das Dörfchen Mariengrün gehörte dem unvermögenden Grafen Löwenhaupt selbst nicht an. Er hatte den Herrensitz vom vorigen, für seine Günstlinge verschwenderischen Markgrafen auf Lebenszeit als Lehen erhalten. Es war ein stattliches, früher von einem ausgestorbenen alten Geschlecht bewohntes, noch alterthümliches Schloß mit einem Garten und

Park, der in diesem Augenblick die Spuren des mit plötzlicher Gewalt hereingebrochenen Herbstes trug. Sogar die Spätblumen standen schon verwelkt, die Sträucher waren kahl oder zeigten nur weiße und schwarze Beeren, Früchte, die Niemand erntete. Nur in den Apfelbäumen standen lange Leitern, zum Zeichen, daß der Ertrag im Abbruch begriffen war. Seit Jahren hatte der Winter seine Nähe nicht so zeitig verkündigt. Dazu kam die allerdings rauhe und nur an einzelnen, von der Sonne beschienenen Berggeländen durchwärmtere Lage des Ortes. Mariengrün liegt auf dem Wege von Bayreuth nach jenem merkwürdigen Höhlengebirge hin, das man die fränkische Schweiz genannt hat. Hochebenen, die nur für die Viehzucht geeignet schienen, wechseln hier mit Thal-Einschnitten, die von rieselnden Bächen durchzogen werden und anmuthige, leider nur zu bald wieder durch schroffe Bergpartieen begrenzte Rundblicke gewähren. Nach der einen Seite hin lehnte sich Schloß Mariengrün an kahle Steinbrüche, die einen Ertrag hätten bieten können, wenn man Communicationen gehabt hätte, um ein reichlich gewonnenes Baumaterial weiter zu führen. Von der Front des alterthümlichen Schlosses aus, und von dem aus Eisen und Sandstein gefällig gefügten Geländer einer Terrasse des Gartens sah man in ein liebliches, auch noch jetzt im vorgeschrittenen Herbst mit allen Schönheiten der Natur prangendes Thal.

Schon hatte es zum zweitenmale geläutet. Die vornehmsten Besucher der dort unten liegenden, mit Schiefer bedeckten Kirche hatten nicht die üble Angewohnheit, in ihrem herrschaftlichen Stuhl zu spät zu kommen. Wird doch auch die vornehme, bei Hofe gebildete Welt früh an Pünktlichkeit gewöhnt. Ein Ober-Stallmeister straft jede Minute, die ein bestelltes Fuhrwerk oder gesatteltes Roß an befohlener Stelle zu spät kommt. Graf Löwenhaupt gab für seine eigene Person ein Muster dieser Accurateſſe, einer Tugend, wovon die gewöhnliche bürgerliche Erziehung leider keine Vorstellung hat.

Jetzt sagte Comteſſe Ulrike mit einem eigenen schmerzlichen Lächeln, indem sie die ab und zu durch das Grüßen der zur Kirche eilenden Landbewohner unterbrochene, zur Kirchenvorbereitung wenig passende Conversation abschließen wollte:

„Muß es denn aber auch überhaupt eine Oper sein, womit die Lauterbach die Saison auf ihre Hand eröffnen will! Die Zeiten der Markgräfin Wilhelmine, die ihrerseits selbst eine so anmuthige Stimme gehabt haben soll, kehren ja nicht wieder! Soll ich in der Oper eine Partie übernehmen, so weiß ich kaum, ob ich im Beſitz meiner Stimmmittel sein würde. Ich singe ja jetzt so wenig. Die Anregung fehlt! Ich würde mich gern bescheiden, blos in den Chor gestellt zu werden!“

„Das wäre noch schöner!“ fuhr die Mutter

auf, ihr noch anmuthiges, durch eine kunstvolle Toilette gehobenes Haupt in die Höhe hebend und den Fächer entfaltend, wie der Pfau sein buntes Gefieder. „Findet diese Oper statt, mein Kind, so nimmst du Theil daran! Auch eine kleinere Partie läßt sich zur Geltung bringen. Ich höre, es handelt sich um eine Pariser Zugoper, die sich die Lauterbach um enormes Geld — sie verschwendet ja wie unsinnig! — hat aus Paris kommen lassen!"

„Favard's „Soliman" oder: „die Sultaninnen"! erklärt Ulrike. „Der berühmte Beherrscher der Gläubigen, ein roher, brutaler Mensch, natürlich eine Capitalrolle für Adhemar, falls er sie noch herunterkräht — spielen wird er sie vortrefflich — hat drei neue Eroberungen gemacht, ist aber unentschlossen, wem er, wie einst Paris, den Apfel seiner Gunst und die Prärogative seiner eigentlichen Liebe, die Stellung seiner Favorit-Sultanin, zuerkennen soll. Eine stolze Spanierin, Elvire, versucht es, sich bei ihm auf ihre Art geltend zu machen. Die schöne Circassierin Delia ebenso auf andere. Eine Französin, Roxelane — und das will die Lauterbach sein — trägt zuletzt den Preis davon!"

Nun lächelte auch der Graf über den Bericht seiner Tochter, der ganz im Geiste der damaligen Zeit gegeben wurde, ohne die vielen moralischen Bedenklichkeiten der unserigen. Die Mutter zischte ihr ab und zu nur der Kirchengänger wegen, die friedlich

zu sein pflegt. Er mußte nicht nur sehen, daß man seine kostbaren Costumes auf diese Art mißbrauchte, sondern sie auch den Blicken eines Publicums preisgab, welches dazu sein Eintrittsgeld gezahlt hatte. Es war Zeit, daß er sich an den Paukenschläger seiner Capelle lehnte: denn des Hohnes wurde immer mehr. Nun sah man gar noch den fünften der contractbrüchigen Durchgänger als Richard III. auftreten und zwar mit einem Buckel, der weit über eine natürliche Vorstellung hinausging. Thespis konnte sogleich wahrnehmen, daß zur Ausfüllung dieses Schweizer Rigis von einem Höcker nicht etwa die ausgezogenen Kleider des Possenreißers würden gedient haben, sondern er setzte nicht mit Unrecht voraus, daß sich in diesem Ungethüm mehr als zehn Wappenröcke, Räuberanzüge und Lazzaronimäntel zusammengeballt finden würden. Richard III. nahm sich zu seinem Rücken wie ein Beduine zu einem Kameel aus; er konnte recht eigentlich im Schatten seines Unglücks wandeln und hatte nur nöthig, sich nach der Seite hinzuwenden, wo gerade der Wind herkam, um vor ihm geschützt zu sein. Wie ein Dolchstoß war es dem Director, wenn Richard III. mitunter ausrief: „Mein Königreich für ein Pferd!“ denn Thespis pflegte diesen Tyrannen ja selber zu spielen und hatte gerade etwas Besonderes in seinem Organ, was ihm der Schelm so glücklich nachzumachen wußte, nämlich, bei jedem Satze das Räuspern, das Thespis früher aus Verlegenheit sich angewöhnt hatte und später zu einer Kunsteigenthümlichkeit erhob, die bei ihm das heisere Organ Ludwig Devrients ersetzen sollte. Richard III. auf dem Thurme courbettirte wie ein Affe auf Thespis berühmtem Paradepferd und schaltete das bedeutsame Räuspern selbst da

grüßend vorübergingen, in langen Zwillichröcken die Männer, die Frauen mit Kopftüchern um die manchmal recht ſlaviſch ausſehenden Geſichter. Das Geſangbuch, das ſie alle trugen, war noch das alte Silligmüller'ſche. Das neue mit dem charakteriſtiſchen Liede: „Laß es gehen, laß es ſtehen!“ war noch nicht ausgedruckt.

„Das iſt allerdings ſehr deutlich gegeben,“ fuhr die Mutter fort; „wenn nur Sereniſſimus die Vorſtellung mit ſeiner Gegenwart überhaupt beehrt. Die Charakteriſtik Soliman's finde ich nicht ſehr ſchmeichelhaft für ihn. Indeſſen, ja ich habe gehört, daß dieſe Oper in Paris Epoche macht. Zum erſtenmal hat man darin das natürliche Coſtüm angewendet, die Tracht der Orientalen, der Spanier und der Circaſſier. Nimm du getroſt die Spanierin. In dieſer Rolle würdeſt du nicht in Beinkleidern zu erſcheinen brauchen, wie die Lauterbach die Frechheit haben will, der Circaſſierin zuzumuthen. Wer wird wol dieſe Rolle ſpielen? Ich glaube gar, es meldet ſich jetzt das Fräulein von Thomas —!“ Das „von“ wurde wieder ſcharf hervorgehoben.

„Spanierin —?“ meinte Graf Löwenhaupt tiefernſt. „Eine Blondine? Das wäre doch Nord- und Südpol in Einer Perſon!“

„Das Beſte iſt,“ meinte Ulrike, „ich erkläre der Lauterbach, daß ich mich zu gar nichts verſtehe, als höchſtens zur Amenaide in Voltaire's neuem Stück

„Tancred". Ich kann nicht ſingen, höchſtens ſprechen, klagen, weinen, raſen — dazu wäre ich ganz geſtimmt!"

„Ulrike!" verwies ihr die Mutter und unterbrach eine Erregung, die nur ein Wiederausbruch von Stimmungen war, die ihre Tochter an einem der nunmehr ſchon länger gewordenen und zum Leſen einladenden Abende bei der Lectüre der neueſten Schöpfung des jetzt nach ſeinen Irrfahrten und der gekoſteten Süßigkeit des Umgangs mit Königen zu Ferney hauſenden Voltaire kundgegeben hatte.

„Voltaire!" rief der Vater. „Wie darf man nur ſo etwas denken, geſchweige ausſprechen! Gehen wir jetzt zur Kirche!"

Das dritte Glockengeläute war erfolgt. Jetzt wurde eine Thür der Terraſſe geöffnet und eine in den Berg gehauene, etwas vom Regen ſchlüpfrig gewordene Treppe vorſichtig hinuntergeſtiegen bis zum Dorfe, wo das Geſchrei der Gänſe die einzige Erinnerung an das wochentägige Leben des Ortes war. Die Mühlen der forellenreichen Wieſen ſtanden ſtill. Die Klopfer von Steinen, von welchen man damals noch nicht ahnte, daß ſie das geſuchteſte Material bilden würden für die Lithographie, die einſt in München erfunden werden ſollte, ließen heute ihre Meißel ruhen. Die Männer in ihren langen Zwillichkitteln mit hohen Stiefeln, rothen, ſichtbaren Hoſenträgern, kurzen Jacken dar-

über, meiſt entblößten Halſes, die Frauen in einer eigenthümlichen, übermäßigen Verſchnürung der Bruſt, wobei die natürlichen Formen mehr als dem Schönheitsſinn entſprechend, herausgedrängt wurden. Alles ging zur Kirche.

Noch war jene Zeit nicht im Erlöſchen begriffen, wo der deutſche gemeine Mann ſein einziges Selbſtgefühl auf kirchliches Leben richtete und ſich durch die Kraft, womit er in den Sonntags-Choral einſtimmte, für ſein übriges Schweigenmüſſen beim Weltlauf ſchadlos hielt. Dieſe Menſchen, Alle noch Leibeigene entweder des Guts- oder des Landesherrn, zitternd wie Eſpenlaub vor dem Kaſtenpfleger oder dem Gerichtsbüttel, fühlten ſich Freigewordene in Chriſto Jeſu, wenn ſie in dieſem alten Kirchlein ſaßen, aus dem man die urſprüngliche Gothik, in deren Geiſt ſie gebaut worden, ausgetrieben hatte durch hellblau lackirte Bänke, Lattenverſchläge, wurmſtichig gewordene Chor-Eſtraden. In der mittelſten der letzteren, gerade der Orgel gegenüber, ſaßen die gräflichen Schloßbewohner, rings um ſie her die gemalten Wappen ihrer Vorgänger und ihre eigenen, die jedoch nicht hinderten, daß der Pfarrer das Wort der Schrift wiederholte: „Ihr ſeid allzumal Sünder!“ Schon ſeit lange wurde von der Gemeinde ein Netz von weißem Strickgarn, ein Werk Ulrikens, das den ſtaubigen Rand der Logenbrüſtung bedeckte und in allerhand zierliche Blumenmuſter wie eine

Altardecke auslief, bewundert. Auch am Altar hatte Graf Löwenhaupt durch seine Damen und mit Hilfe Nürnberger Goldsticker manches in die Augen Fallende gestiftet. Der greise Geistliche unterließ nicht, am Schluß seiner gemeinfaßlichen, sonst etwas grobkörnigen und fast nur aus Bibelsprüchen zusammengesetzten Predigt (das feinere, weißcravattige Erlanger Hof-Theologen-Christenthum war lange noch nicht angebahnt) auch die Fürbitte für die anwesende hohe Herrschaft, „die Wohlthäter des Ortes", mit einzuschließen. Daß die Mariengrüner Frauen ebenfalls die Nachkommen jener Weiber der Cimbern und Teutonen waren, die gegen die Römer noch vom bereits erstürmten Wagentroß herab kämpften, ersah man aus der Kraft, mit welcher ihre Stimmen den Schlußchoral hielten.

Je länger der Gottesdienst gedauert hatte, deste aufgeregter wurde die Stimmung der jungen Comtesse. Sie erwiderte die Grüße der die Kirche umstehenden und Spalier bildenden Gemeinde mit träumerischer Abwesenheit. Ihren Ueberwurf hatte sie schon in der Kirche dicht über die Schultern gezogen. Die Mutter machte ihr Vorwürfe über die Haltung, die sie ihrem schlanken Wuchse, den vor Frost hinaufgezogenen Schultern gäbe. An die Stufen, die zum Schloßgarten führten und eine Abkürzung des eigentlichen geschlängelten, vor der Schloßfront endenden großen Fahrwegs bildeten, sprang sie den

beiden Anderen und dem Bedienten voraus. Ein grauer unſonntäglicher Himmel lagerte ſich über dem Thaleinſchnitt. Nach der Bamberger Ebene zu ſchien es bereits zu regnen. Der Wind kam vom baieriſchen Wald, dieſer rauhen Abdachung des böhmiſchen Grenzgebirges. Vielleicht klärte es ſich noch auf.

„Bei dieſem Wetter beſucht uns Niemand,“ ſagte die junge Gräfin ſeufzend und nur erfreut, das Wohnzimmer geheizt zu finden. Das Krächzen der Raben, die ſich auf den Thürmen des Schloſſes für den Winter eingeniſtet hatten, ihr Hin- und Herflattern vor den Fenſtern, das Heulen des Sturmwindes in den unfeſt geſchloſſenen Fenſtern der Corridore, Alles rechtfertigte die Erklärung des Vaters:

„In dieſer Woche ziehen wir nach der Stadt! Die Nachbarſchaft dieſes jetzt ſogar wie zum Trotz gegen das ganze Land geadelten Ober-Bergraths mag noch ſo ſtörend ſein, ſie muß ertragen werden!“

Der Tiſch wurde gedeckt. Ein Flüſtern mit den Mägden und den Dienern verrieth, worum es ſich handelte — das Couvert für den jungen Reichsgrafen Ellrodt.

„Wird er in dieſem Wetter kommen? Ueberhaupt heute, wo die Ueberſiedelung nach der Reſidenz ſchon ſo gut wie beſchloſſen iſt?“

Den ganzen Sommer über hatte er die Aufmerk-

samkeit für die Löwenhaupt'sche Familie gehabt, sie an den Sonntagen zu besuchen. Es war ein Weg für ihn von drei bis vier Meilen. Er hatte ihn mit einigen Ausnahmen nie gescheut. Doch die Nacht über hatte er nicht Einmal bleiben mögen. Gegen Mittag kam er, in der Dämmerung des Abends ritt er wieder ab oder bediente sich eines leichten Wagens. Immer brachte er kleine Anregungen zur Unterhaltung mit, neue Musikalien, neue Bücher, Briefe, neuerdings aus Wien empfangen, Modekupfer, Caricaturen, in Kupfer gestochene Zeichnungen schöner englischer Pferde, die besonders des Grafen Bewunderung fanden. Die deutsche geistige Welt war Ulriken so gut wie verschlossen. Daß es Dichter gab, die ihre rauhe Muttersprache, die Sprache dieser Bürger und Bauern, mit Wohllaut handhabten, diese Versicherung belächelte sie. Sie las nur Französisch und Italienisch. Ja sie konnte sich nicht einmal mit voller Gewandtheit und vollends in Briefen deutsch ausdrücken. Am vorigen Hofe hatte nichts Anderes gegolten als die Bildung des Auslandes. Die zweite Gemalin des Markgrafen Friedrich, die aus Braunschweig gekommen, hatte etwas von den Regungen für deutsches Geistesleben, das allmälig auch in die höheren Stände drang, nach Bayreuth mitgebracht und ist bis an ihr Ende (sie wurde über achtzig Jahre alt) eine scharfurtheilende, an Allem lebhaft interessirte Dame geblieben.

welcher sogar eine so „böse Zunge", wie die des „Ritters Lang", die rühmlichste Anerkennung gezollt hat. Aber ihre Ehe hatte zu kurze Zeit gedauert. Den Markgrafen beherrschten die Ausländer. Daß sich Vicomte D'Adhemar trotz der Ausweisung aller Fremden in Bayreuth wieder eingefunden hatte, lag an dem so bettelhaften Charakter dieser eingewanderten Franzosen überhaupt (Lessing hat ihn ja geschildert), ihrem Talent, pour la grâce de Dieu zu schmeicheln und den Nacken zu beugen. Es ist ein Briefwechsel vorhanden über Adhemar's Berufung nach Bayreuth. Voltaire hatte ihm die einträgliche Stelle eines Secretärs der Markgräfin Wilhelmine mit dem für jene Zeit hohen Gehalt von tausendachthundert Gulden verschafft, man vermuthet, um ihn von Madame Denis, Voltaire's sogenannter Nichte, zu entfernen, welcher Dame der Vicomte den Hof machte. Ausgezeichnet hat man ihn eben nicht zu sehr in Bayreuth; er kam zu einer Zeit, wo Wilhelmine nicht mehr das Herz ihres Gemahls besaß. Wenigstens finden wir ihn nicht in der Liste derer, die den rothen Adlerorden trugen. Aber er steht mit seinem hohen Gehalte und dem Titel als Geheimrath in der Liste derer, die der neue Markgraf immer noch besoldete. Seine Berufung hatte Voltaire ohne Zweifel lebenslänglich gemacht. D'Adhemar spielte Comödie, sang, und kehrte von Erlangen, wohin

er ſich im erſten Schrecken geflüchtet hatte, wohlgemuth wieder zurück.

„Ellrodt kommt heute nicht!“ ſagte die alte Gräfin, eine ſtolze, ceremonielle Frau. „Er hat ja neulich ſchon ſo gut wie Abſchied genommen! Er will nach Wien, will ſich fühlen in Wien, was er mit Ehren kann, als Geſandter! Oder er wird wieder einmal nach der Plaſſenburg ſein zu ſeinem Freunde, dem Herrn Meersmann. Unglaublich, wie ſich die Zeiten veränderten! Dieſe Ellrodts, ſonſt allmächtig wie Brühl in Sachſen, können jetzt nicht einmal ihre beſten Freunde vor einem ungerechten Schickſal bewahren! Denn in der That, darin bin ich nicht der Meinung des jungen Reichsgrafen, daß dieſe Affaire mit den preußiſchen Vorſchußgeldern, die damals unſere Aufopferung gedeckt hat, den Staat compromittirt. Wenn ein edler Fürſt, wie der Hochſelige, die Seinigen durch Wohlthaten beglücken will, wen geht das etwas an? So war doch wahrhaftig aller Anerkennung werth, daß Jeder damals ſein bischen Vermögen mit Freuden hergab, um die rauhe preußiſche Forderung zu befriedigen! Der alte Kammerherr von Saſtot verkaufte ſeine köſtliche Sammlung von Tabatieren an Lord Elphinſtone, den das Glück gerade hiehergeführt hatte. Alles ſuchte unſerem unvergeßlichen Markgrafen Friedrich in ſeiner Angſt vor Potsdam zu helfen. Die Eltern des Meersmann haben ſo viel Wohl-

thaten am Hofe genossen, daß es vom Sohne eine große Undankbarkeit gewesen wäre, wenn er die Verwaltung dieser delicaten Sache abgelehnt hätte. Nein unglaublich, wie diese Ellrodts gefallen sind! Man speist den alten mit nichts als Titeln ab, und der junge — ne rêve que Vienne, l'archiduc Joseph et la Princesse de Lichtenstein!"

Dolchstiche für Ulrike —! Sie wußte es wohl — „Die Prinzessin Lichtenstein" — sollte mehr noch „Lea Osmund" heißen. Und diese Letztere war sogar in Bayreuth! Die ganze Stadt wußte, daß von Wien ein hochgebildetes Judenmädchen gekommen war, das nach dem bekannten Sturm auf das Haus des inzwischen wieder in Freiheit gesetzten Kammer-Residenten, der jedoch seine Geschäfte mit Isidor Prager theilen mußte, noch einige Tage im Hause des Oberhofpredigers verweilte, dann zu den Ihrigen zurückkehrte, doch mit angesehenen Christen, namentlich Gelehrten, einen engen, freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Manche sagten sogar, sie würde sich taufen lassen. Ihren Bruder unterrichteten Professoren des Gymnasiums, selbst Rector Gräfenhahn. Halbe Tage verweilte sie im Hause des Oberhofpredigers, ja sie war die Trösterin, die Freundin der unglücklichen Susanna Ellrodt geworden, die den Mann, den sie so zärtlich liebte (vom Zanken war in den Briefen keine Rede mehr), als Staatsgefangenen auf der Festung wußte, angeschuldigt einer Ver-

waltung, für deren Unregelmäßigkeiten bis in die kleinsten Posten Anweisungen, theils direct vom verstorbenen Fürsten, theils von Ellrodt oder Lauterbach oder anderen Vorgesetzten nachzuweisen waren! Den Gerichten gegenüber stand Meersmann längst gerechtfertigt da. Nur noch die Rachsucht Schröder's verlangte als Bedingung der Freilassung eine Abbitte des ihm persönlich angethanen „Affronts". Von Fritz Ellrodt erzählte die Welt, er würde mit der Jüdin oft auf einsamen Spaziergängen gesehen, sie schrieben sich Briefe, läsen zusammen poetische und philosophische Schriften. Und alles das hatte Ulrike erfahren. Sie hatte es anfangs nicht glauben wollen. Aber zuletzt mußte sie denn doch die Beweise des anderweitig gefesselten Herzens eines Mannes für wahr halten, der sie zwar zuvorkommend, sogar mit den Vertraulichkeiten einer schon seit Jahren bestehenden Jugendfreundschaft, aber doch nicht so innig mehr begrüßte und ab und zu so zärtlich wieder sah, wie sie für ihn selbst fühlte. Ihr war das Dasein dieses seither vom Glück so begünstigt gewesenen jungen Mannes ihre Welt. Alles, was sie an ihn angeknüpft hatte, war Sonnenschein, Licht, Farbe gewesen. Wie in einer steten Verklärung wandelte der ihr sonst doch auch herzlich und aufmerksam Gewesene vor ihren Augen. Und gerade nun, wo sich plötzlich die düstern Schatten, die auf das Leben seines Vaters fielen, auch dem Sohne, der

ein, wo es unter keiner Bedingung hingehörte, z. B. in die im höchsten Affect gesprochenen Worte: Ein Pferd! Ein Pferd! wo der contractbrüchige Schauspieler hinter jedem Worte eine Pause machte und sie zum Räuspern benutzte. Thespis wagte nun auch nicht mehr zu widersprechen.

Nämlich dem Amtmann, der schon lange vor ihm stand und ihm ernstlich die Präliminarien eines unverzüglich zu schließenden Friedens vorhielt. Das Volk verlasse seine Arbeit und kein auf nächsten Sonntag bestellter Rock oder Stiefel würde fertig werden; die Stadtmiliz wäre so anstrengender Operationen nicht gewohnt und die Schauspieler selbst hätten im Thurme keine Lebensmittel, wohl aber, wie es scheine, die tollkühne Idee, eher zu verhungern, als nachzugeben; wie er, als Amtmann, bestehen würde, wenn man die Waghälse todt im Thurme fände! Thespis sah die Vernichtung seiner Garderobe vor Augen. Die Contractbrüchigen zerrten an ihr erbarmungslos und schleppten jetzt sogar den Comthur (zu Pferde) aus Don Juan herauf und stellten das steinerne Monument, es war aus Pappdeckel, oben aus. Auch die Marmorbraut (man sieht, Thespis hatte ein gutes Repertoire) wurde aufgestellt, gleichfalls eine Figur aus Pappdeckel. Der Director wandte sich ab: vor seinem Blicke gaukelten alle zertrümmerten Requisiten seines Musentempels, er sah im Fieberwahne oben den Bürgermeister Staar, er sah Posa, den Astrologen Seni, sah Johanna von Montfaucon, Karl Moor, die Jungfrau von Orleans, den Abbé de l'Epée, Othello, Jaromir, er winkte abweisend mit der Hand und entschloß sich, an den Paukenschläger und den Amtmann gelehnt, mit den Belagerten zu capituliren.

an allem Früheren ſchuldlos geweſen, mittheilten, erwachte ihre Parteilichkeit noch lebendiger. Selbſt die Eiferſucht, die ſie zu fühlen immer mehr begründete Urſache erhielt, hinderte nichts in der Schwärmerei für le jeune comte Frédéric. Zu, zu oft hatte man geſagt: Ihr Beide ſeid für einander beſtimmt! Ihr gebt das ſchönſte Paar, das je an einem Hofe geglänzt hat! Gerade der Anſtoß, den man zuweilen in hocharistokratiſchen Kreiſen an den bürgerlichen Verwandten des nicht adelig gebornen jungen Reichsgrafen hatte nehmen wollen, und jetzt vollends das Mitleiden über den Verluſt an Ehre und Macht, der die beiden Einſiedler und halb Verbannten von Droſſenfeld getroffen hatte, brachten die Wirkung hervor, die das Unglück eines geliebten Gegenſtandes auf jede wahre Liebe immer ausübt. Die Veränderungen des äußeren Werthes für die Welt ſteigerten die Parteilichkeit des Herzens. Hinter dem Schein eines unbefangenen, von der Etikette vorgeſchriebenen Benehmens verbarg ſich die deſto höher geſteigerte Sehnſucht der Liebe.

Und ſo rief ſie denn auch jetzt, als man ſich ſchon zu Tiſche ſetzen wollte und wieder von der Lauterbach die Rede war, mit einer für die Eltern ängſtlichen Exaltation, die ihr ſonſt fremd war, aus:

„Ja, ich will auftreten, aber nur im Schauſpiel! Wie könnte ich wol ſingen! Die Stimme würde mir ja erſticken! Dann aber ſpiel' ich auch nur im

„Tancred!“ Wie iſt „Tancred“ ſchön!“ Von Amenaiden, der Heldin in „Tancred“, ſagte ſie, ſie fühlte jeden Vers, den ſie zu ſprechen hätte, als hätte ſie ihn ſelbſt durchlebt.

Die Mutter horchte verwundert auf. Der Vater, der ſich den Inhalt des neuen dramatiſchen Gedichts des ihm perſönlich bekannten Herrn von Voltaire hatte erzählen laſſen, meinte lächelnd:

„Hat dir denn ſchon Jemand einen — Orbaſſan aufgedrungen?“

Ulrike, die ihre Stimmung zu ſehr verrathen hatte, wich zu antworten aus, indem ſie ſich mit einigen Zurüſtungen des Mahles zu ſchaffen machte.

„Voltaire iſt bei unſerem gnädigen Herrn geradezu verboten!“ rief der Graf hinter ihr her.

Bitter fiel die Gräfin ein:

„Oder das Fräulein Theda von Schröder und die Frau Stichertin müßten ihn durchſetzen! Ha, ha! Fritz ſoll ſich ja der Protection dieſer Damen erfreuen! Vielleicht legt er bei ihnen ein gutes Wort für den „Tancred“ ein“.

Unſere Zeit iſt raſch fertig mit der Verurtheilung der tragiſchen Muſe des Dichters, den einſt die Lakaien von Sansſouci für den Doppelgänger eines Orang-Utang genommen haben ſollen. Aber man leſe nur Voltaire's Tragödien. Auch dieſe allerdings auf einem unmöglichen Nichtwiedererkennenſollen eines vor einigen Jahren erſt Verſchwundenen und

auf dem Mißverständniß einer ungenau angegebenen Adresse begründete Tragödie „Tancred“ ist besser als ihr Ruf. Das freilich muß man zugeben, die Lectüre darf nicht aus Göthe's Uebersetzung geschehen. Unser großer vaterländischer Dichter wollte seinem Schauspielpersonal in Weimar neue Rollen voll Schwung und Erhabenheit zuführen und fing deßhalb im Bunde mit Schiller an, die Franzosen zu übersetzen. Eine Anrede, wie sie in Goethe's Uebertragung „Tancreds“ Amenaidens Verzweiflung an den feuerspeienden Aetna hält:

O, reißet euch gewaltsam auseinander,
Des Berges ungeheure Feuerschlünde,
Die ihr das reiche Feld Siciliens
Im Finstern unterwühlet, reißt euch auf!
Erschüttert Syrakus, daß die Paläste,
Die Mauern stürzen! Sendet Feuerquellen
Aus euren Schluchten, überschwemmt das Land
Und schlingt den Rest des Volkes, die Ruinen
Der großen Stadt, zur Hölle mit hinab!

— — eine solche Stelle findet sich bei Voltaire nicht. Nur wenige dürftige Worte geben das von Goethe ausgeführte Thema wieder. Bei alledem ist in dem Original die Leidenschaft da und der Ausdruck derselben ist, wenn auch opernhaft gehalten, ein für unser Gemüth wohlthuender. Gleichsam wie die christliche Religion unter den an Sprache und Sitten entgegengesetztesten Nationen das einigende Band moralischer Grundsätze geworden, so war die

franzöſiſche Literatur im vorigen Jahrhundert der Ausdruck des verfeinerten Gefühls, das ſich nicht geltend machen konnte in den ſteifen und ceremoniellen Formen des damaligen Lebens, in den Banalitäten der geſprochenen oder gedruckten Predigten. Nach Würde und Edelmuth, nach Größe der Empfindung, nach Vaterlands-, Freiheitsliebe, nach den ſanften Regungen der Kindes-, und der Elternliebe, nach dem Recht der freien Selbſtbeſtimmung, nach der zärtlichſten Neigung unter beiden Geſchlechtern zielte die dichteriſche Sprache dieſer franzöſiſchen Erfindungen, die ſich auch nicht ganz des Reizes für das Auge, des Intereſſes für die charakteriſtiſche Verſchiedenheit hiſtoriſcher Epochen begaben. Der Verſuch, die Parteizerklüftung der Bewohner Siciliens zu ſchildern, ſtreift im „Tancred" an Schiller's „Braut von Meſſina". Zuweilen erſtaunt man über Lichtblicke der Poeſie, zum Beiſpiel eine ſchöne Ausmalung des Aufhängens von Wappenſchildern und Trophäen. Vor Allem aber ſind es, wie immer in der franzöſiſchen Tragödie, einzelne Blitze der Rede, deren ſich die franzöſiſche Schauſpielkunſt ſchon ſeit zwei Jahrhunderten mit überraſchender Wirkung zu bemächtigen verſteht. Scheinbar leicht hingeworfene Worte, kurze Repliken, kurze Parenthesen, nur wenig Rede-Aufwand — und mit dieſen verſteht der Darſteller, der ſie mit Ironie, mit bitterer Schärfe, Hohn oder ſonſt einer eigenthümlichen Betonung aufgreift, einen

plötzlichen und ergreifenden Eindruck hervorzubringen. Amenaidens Gefühl des Abscheues vor einer ihr vom Vater aufgegebenen Wahl eines Gatten, jenes Orbassan, ihre zärtliche Anhänglichkeit an eine Jugendliebe, die in ihrem Kreise geschmäht, verfolgt, verbannt wird, ihre Verzweiflung, dem endlich zurückgekehrten Geliebten im falschen Lichte zu erscheinen — allen diesen Stimmungen hat in der That Voltaire reine und vom Herzen kommende Worte gegeben. Ueberhaupt muß man an ihm die läuternde Kraft des Umgangs mit den Musen bewundern. Den Menschen veredelt der Gegenstand, mit dem er sich beschäftigt. Wie sich der Schwan mit schwerfälligem Wandeln vom sandigen Ufer, das ihn besudelte, in seine krystallene Fluth zurückbegibt, dort sich reinigt und bald wieder mit stolz geschwungenem Nacken auf die hohe Fluth hinaussegelt, so tritt uns manche im Leben allzu menschlich erscheinende Künstlernatur wie geläutert entgegen im Kreise ihres Wirkens und Schaffens.

Dem sich so düster anlassenden Sonntage sollte plötzlich der volle blaue Himmel aufgehen! Nun mit Einemmale kam fast des Lichtes zu viel —! Eben hatten sich einige der gewohnten Sonntagsgäste, der alte Herr Pfarrer, der Aufseher eines nahegelegenen markgräflichen Gestüts, eine alte, wie zur Familie gehörende Wirthschafterin zur Tafel eingefunden, als man in der Ferne Post-

hornklänge vernahm und auf der Landstraße eines Reisewagens und eines Reiters zugleich ansichtig wurde, welcher letztere Fritz Ellrodt war. Die Insassen des ersteren wurden erst allmälig erkannt. Es war die schon längst aus dem ersten Stadium der Trauer in die lichtesten Schattirungen derselben übergegangene Frau Ministerin von Lauterbach, begleitet wieder — von Trützschler von Falkenstein!

Drei neue Couverts, eine Mehrung des Ménus durch eine in der Küche rasch improvisirte Extraspeise, die Verbesserung der in Bereitschaft gehaltenen Weinsorten, alles das war angeordnet, ehe noch die Ankömmlinge die Anhöhe, auf welcher das Schloß lag, heraufgekommen waren und am Portal mit dem Rufe: „Bei diesem Wetter!“ von Vater, Mutter und Tochter begrüßt wurden.

„Ich nehme Sie sogleich mit, Ulrike! Die Vorbereitungen drängen! D'Adhemar will die Rollen vertheilen! Was wir auch vornehmen, Alles muß mit Entschiedenheit geschehen!“

So motivirte die stattliche schöne Frau, die sich jetzt an den Arm des alten Grafen hing, um die Treppe zu ersteigen, ihr Kommen. Trützschler von Falkenstein führte Comtesse Ulrike, der junge Reichsgraf Ellrodt führte die Mutter.

„Denken Sie sich, schon hinter Donndorf, wo der Weg so abschüssig geht, attrapiren wir unseren Antinous! Trützschler, der so gütig war, mich bei

dieſem ſchrecklichen Wetter als Sauvegarde zu begleiten, erkennt plötzlich einen Reiter mit einem Fußgänger, der dem Grafen ſchon von der Stadt aus das Geleite gegeben zu haben ſchien. Sie werden erſtaunen, wer es war! Meersmann, der geſtern von der Plaſſenburg freigekommen!“

Nun erklärte man ſich die ganz ungewöhnliche Heiterkeit, womit Fritz Ellrodt heute Alle begrüßt hatte. War er doch vom Pferde geflogen wie ein Federball. In ſeinen Mienen lag die glücklichſte Anregung. In ſeinen Erkundigungen nach dem Befinden der Familie, in ſeinen Aufmerkſamkeiten und Neckereien der gefallſüchtigen, mit ihrem Kopfputz faſt die Decke ſtürmenden Witwe gab ſich eine Heiterkeit zu erkennen, die man lange nicht an ihm bemerkt hatte. Daß Trützſchler wieder hatte Excellenz Philippinens Begleiter werden können, durfte überraſchen. Zunächſt diente zur Erklärung — Trützſchler's natürliche Betheiligung am Comödienſpiel. Der junge „Streber“ durfte ja nirgends fehlen. Er hatte auch in der That einen anſprechenden Tenor und war überhaupt muſikaliſch — das einzige Wiſſen an ihm.

Das für Ulriken Wichtigſte, was es zu berichten gab, war die Erlöſung des Kammerraths aus dem ſo gefürchteten Staatsgefängniſſe des Landes. Fritz Ellrodt konnte bei ſeiner Erzählung die ganze Friſche ſeines Weſens, ſeine zuweilen noch wie un-

reif jugendliche Natürlichkeit entwickeln. Er bezauberte damit nicht wenig die vier anwesenden Frauen. Selbst eine boshafte Bemerkung, womit ihn sein älterer, sich übrigens in Devotion gegen ihn überbietender Rival, Trützschler, unterbrochen hatte, minderte Ellrodt's gute Laune nicht.

„Ja," hatte letztrer ausgerufen, als man sich des nun um eine Viertelstunde verschobenen Mahles wegen in einen Nebensaal des Speisezimmers begeben hatte, „das war gestern ein fröhlicher Ritt auf die Plassenburg!"

„Gestern? Am Schabbes?" hatte Trützschler's Zwischenfrage gelautet, die so viel heißen sollte, als: Was, am jüdischen Sonntage, wo man dich so oft lustwandeln sehen kann mit unserer alten Freundin aus Wien in der Nähe des Kreuzstein auf der Creussenerstraße, wo jetzt endlich unsre Juden ihre Todten begraben dürfen? Am Schabbes machst du Excursionen?

Der Erzähler schien die Spitze dieser Frage nicht gefühlt zu haben, beachtete sie wenigstens nicht, sondern fuhr, gedrängt von Ulriken, in französischer Sprache, die der Bedienung wegen in diesem Falle wohl angebracht war, fort:

„Ich hatte eine Audienz beim Markgrafen. Ich muß gestehen, seine Liebenswürdigkeit war überraschend. Ich habe Ihre Briefe, Ihre Gesuche um Demission nicht beantwortet! sagte Serenissimus.

Wo denken Sie hin! Das „Auswärtige“ beschäftigt mich sehr! Nach „Auswärts“ bedürfen wir allerdings Jugend! Ich schätze überhaupt Ihren Vater! Lassen Sie mir nur Zeit! Dann entgegnete er meinen Vorwürfen, die ich ihm offen wegen Meersmann's Festhaltung aussprach: Können Sie leugnen, daß ich Mißbräuche vorgefunden habe? Die Werkzeuge, die ich brauche, um die schädlichen Folgen derselben zu zerstören, nehme ich nicht für vollkommene an. Ach nein! Sie sind mir noch lange kein zuverlässiger Ersatz für die Entlarvten. Ich durchschaue auch sie, rathe überhaupt Keinem, mir über den Kopf wachsen zu wollen! Diese Worte waren gegen Schröder gerichtet, Ihren künftigen Schwiegerpapa, Herr von Trützschler!“

Trützschler machte eine Miene, als fiele er aus den Wolken.

Die Lauterbach klatschte: „Bravo! Bravo!“

„Die Ausdrücke des Markgrafen,“ fuhr der Erzähler fort, „entsprachen zu meinem Erstaunen der vollen Verachtung, die Jedermann vor diesem schamlosen Emporkömmling fühlen muß!“

Löwenhaupts waren denn doch etwas bestürzt über diese in ihren Zimmern geführte Sprache. Zum Glück konnten der anwesende Beamte, der Herr Pfarrer der raschen französischen Conversation nicht folgen. Aber Herr von Trützschler! Der war ja —

„Nein,“ beruhigte die Lauterbach die besorgten

Blicke der Gräfin-Mutter, indem sie, spielend mit ihrem Fächer und ihre imposante Gestalt an den rings angebrachten Spiegeln musternd, fortfuhr, „nein, es gibt kein Duell! Herr von Trützschler ist aus dem Stallgebäude“ — nun folgte ein unendlich langer Blick der Koketterie — „zu seinen alten Freunden zurückgekehrt.“

Die über die Vorgänge des Residenzlebens ununterrichteten Mitglieder des um einen warmen Ofen gruppirten Kreises horchten nicht wenig auf. Daß Trützschler an einem Sonntage wie heute bei seiner „Verlobten“ fehlen konnte, hätte gleich anfangs nicht wenig auffallen sollen. Trützschler lächelte bitter und blickte zur Erde nieder. Es mußte etwas vorgefallen sein.

„Die Gerichte, sagte ich dem Fürsten,“ fuhr Fritz Ellrodt, dictatorisch durch die Lauterbach zum Weitererzählen aufgefordert, fort, „haben meinen Freund, meinen Lehrer freigesprochen! Die Mißbräuche, die bei Tilgung jenes preußischen Anlehens stattfanden, das fortgesetzte Zinsenzahlen für Summen, deren Amortisation durch die ständische Steuer, die verzettelt worden ist, unterlassen blieb, fallen auf die Verantwortlichkeit des Hochseligen! Seine Bedürfnisse waren zu groß, seine Ehre hing von diesen Geldern ab; Forderungen mußten aus ihnen getilgt werden, die Euer Durchlaucht gleich bei Antritt Ihrer Regierung nicht wenig in Verlegenheit

Nach langer Verhandlung entschloß sich endlich Thespis, den contractbrüchigen Flüchtlingen freien Abzug zu gestatten. Er machte sich anheischig, einen Wagen vor dem Thurm auffahren zu lassen, auf welchem die Besatzung gleich das Weite suchen sollte. Der Amtmann und die Stadtsoldaten, die lieber die Klingen einsteckten, um zu zeigen, daß Keiner darüber zu springen hätte, garantirten diesen westphälischen Frieden, der einen länger als dreißigstündigen Krieg beschloß. Der Wagen fuhr vor. Die contractbrüchigen Schauspieler kleideten sich um und bald hörte man sie die Stufen des Thurmes herunter kommen. Die wogende Menge drängte sich an die Thür, welche mit den Coulissen so gesichert war, daß es lange währte, bis sie frei wurde und sich öffnete. Ein allgemeines Hurrah empfing die tapfern Krieger, welche sich wohlgemuth auf den Leiterwagen setzten und unter dem Pfeifen und Jubeln der Menge davonfuhren. Der Lärm war so groß, daß Herrn Thespis Drohung, er wolle nun aber ihr ehrloses Betragen auch in allen Blättern der Welt bekannt machen, unmächtig darin verhallte. Die Flüchtlinge kümmerte es nichts, als die Untersuchung des mitstipulirten Gßwaarenkorbes. Sie hatten wahrlich nöthig, daß sie bald in's Freie kamen, um ungestört für ihr nächstes Bedürfniß, den schon mit Verzweiflung ringenden Magen, zu sorgen.

Hinter dem Weichbilde des Städtchens wurde die Gegend öde und melancholisch. Während der Wagen noch auf einem unebenen Steindamme hin- und hergeschleudert wurde und später in den tief ausgefahrenen Gleisen eines Sandweges schlich, schien sich allmälig auch jede Vegetation zu verlieren und nur dürres Haidekraut bedeckte die weite Aussicht, welche eine unermeßliche Fläche darbot. „Und doch," sagte derje-

geſetzt haben würden! Graf Boſe, der ſich vom Hofdienſte zurückzog, hatte ſeine rückſtändige Beſoldung mit ſechstauſend Gulden zu empfangen! Mit der Zeit würden durch Meersmann mit den Erſparniſſen verſchiedener Departements und der Privatgüter des Markgrafen alle dieſe Poſten getilgt worden ſein. Kurz, der Gerichtshof hat meinen Freund freigeſprochen. Warum entlaſſen ihn Euer Durchlaucht nicht?"

Comteſſe Ulrike und Philippine Lauterbach, die nur zunächſt ans Theater dachte, erfreuten ſich an dieſer dramatiſch vorgetragenen kühnen Rede, während die Männer in ihren Mienen Beſorgniß verriethen.

„Er hat, erklärte der Fürſt," erzählte der jugendliche Sprecher, herausfordernd wie der Apoll von Belvedere, „meinen Diener, den ich mitgebracht habe, den ich bis jetzt noch hochſchätze, auf offener Straße vor Hunderten von Zuſchauern einen Marktſchreier, einen Quackſalber und was nicht Alles genannt!"

„Aber das war er ja —!" brummte für ſich die Lauterbach.

„Ehe er dieſe Ausdrücke nicht zurücknimmt, durch perſönliche Abbitte zurücknimmt — dem Fürſten ſtockte die Rede und nun — denken Sie ſich, bei dieſen Worten ruft hinter dem Fürſten eine Perſon, in welcher ich mir die Frau Kammerdienerin Stichertin ins Gedächtniß zurückrufen mußte, ich hatte ſie als Demoiſelle Marſtaller in

Wandsbeck gesehen: „Nun, was war er denn auch sonst?“

„Wie eben ich —! Prächtig!“ rief die verwittwete Ministerin und klatschte in die Hände.

„Sein Hanswurst war ja ein Affe! Der mußte die Leute in die Bude hineinlocken! Manchen hohlen Zahn hat er da ausgezogen. Aber mir nicht! Gott sei Dank, ich habe gute Zähne —! Mit dieser fast wild gesprochenen Drohung war die Sprecherin verschwunden!“

Alles staunte. Die Wirkung dieser Mittheilung auf die Anwesenden war eine außerordentliche. Man sah bestätigt, was man noch immer nicht hatte glauben wollen — die wahre Regentin im Lande war die Frau eines Kammerdieners. Denn wenn diese Frau in Audienzen, die der Fürst gab, wagen konnte, und in eine feierliche Erklärung desselben so einzufallen und dem verdienstvollen Beamten Recht zu geben, der in seinen Dienern den Fürsten selbst beleidigt hatte, so mußte ihre Macht die größte sein. Zugleich sah man aber auch eine andere, bis jetzt noch weniger verbreitete Sage bestätigt, auf welche Trünschler anspielte, wenn er der überglücklich an Ellrodt's Munde hängenden Ulrike zuflüsterte:

„Frau Stichert regiert den Fürsten und unser siegreicher Triumphator da, der Held veni vidi vici, regiert — die Stichertin!“

„Es ist der Allbezaubernde!“ rief die Lauterbach und hielt ihm die ihrer Gestalt entsprechende etwas große Hand zum Kusse hin. „Aber, ich gestehe, einen so mächtigen Einfluß der allerdings nicht gewöhnlichen Frau hatte ich nicht vorausgesetzt!“

Die Kokette, die im Sinne hatte, den Markgrafen zu erobern, versank in Nachdenken. Sie hatte erkannt, daß sich der Fürst in der That von Frauen beherrschen ließ, und die Stichert mußte man zuerst für sich haben oder sie ausstechen. Sie war zu oberflächlich, um sich die Beziehungen des wunderlichen Fürsten zu seinem Pflegekinde aus dem religiösen Gemüth desselben, aus seinen Erinnerungen, seinem System der Buße und Reue erklären zu können.

„Der Stock aber, der Stock, Excellenz!“ platzte jetzt der markgräfliche Gestüts-Inspector hervor, der die geschilderte Scene, so weit er sie verstand und verdolmetscht bekam, mit den Sagen in Einklang bringen wollte, die in seine hiesige ländliche Einsamkeit gedrungen waren.

„Ja, mein lieber Herr Gebelein,“ wendete sich Fritz Ellrodt deutsch an den verdienstvollen Beamten, „das Schwert des Damokles, unter welchem wir hier Alle leben, das erhob sich denn auch! Anfangs dachte ich, es sollte nun gegen mich selbst gehen! Ein Lächeln trat in die Züge Serenissimi, das schon Manchen über seine Stimmung getäuscht hat. Doch wurde ich in Gnaden entlassen und unter Anderem

—“ jetzt war die Rede wieder französisch an die ihm im Range Näherstehenden gerichtet — „mit dem Bescheide, daß er nächstens eine wichtige Conferenz mit mir halten würde über die auswärtigen Angelegenheiten unseres Fürstenthums, woraus ich denn ersehe, daß ich immer noch Minister bin und meine 3172 Gulden 2 Kreuzer — soviel beträgt mein Gehalt! Glauben Sie, Trützschler, daß man davon in Wien und Regensburg Equipage und die nöthige Bedienung halten kann —? in Ehren beziehe.“ Die Antwort auf diese gereizte Zwischenfrage, die nur wie die Aufforderung herauskam, ihm aus Trützschler's Wiener Erfahrung ein Zeugniß auszustellen, wieviel die Ellrodts zur würdigen Führung ihrer Aemter noch hinzulegen müßten und wie wenig der Vorwurf, daß sie sich bereicherten, am Platze wäre, wurde gar nicht abgewartet. Fritz Ellrodt fuhr fort: „Was den Plassenburger Gefangenen betrifft, so erklärte der Fürst nach einigem Zögern — die Stichertin war gegangen — der Ober-Bergdirector würde sich wol auch — mit einer schriftlichen Ehrenerklärung begnügen. Ich sollte dem Herrn von Beust auf der Plassenburg nur anzeigen, daß Meersmann entlassen sei. Irgend einen Zettel aber, den Meersmann vorher aufzuschreiben hätte, brächte in diesem Fall ein gewisser Anstand mit sich. So entließ er mich —“

Alles blieb staunend über die Macht der Stichert. Trützschler erkannte, daß Schroder, wenn die Kammer-

dienerin Ernſt machte, nicht feſtſtand. Er biß ſich auf die Lippen in Erinnerung einer abfälligen Aeußerung, die ſie über ihn ſelbſt gethan haben ſollte. Er ſah Fritz Ellrodt wieder in voller „Faveur“.

In glücklicher Laune erzählte der junge Reichsgraf die ſchleunige Rückſprache, die mit ſeiner verzweifelnden Couſine Suſanne genommen werden mußte, und ſeinen geſtrigen Schnellritt auf die Plaſſenburg. Der Oberhofprediger hatte die Abbitte mit den Worten formulirt: „Da Seine hochfürſtliche Durchlaucht, unſer gnädigſter Herr Markgraf, Herrn von Schröder zu Höchſtihrem Leibarzt, ingleichen zum Ober- Berg- und Münzdirector ernannt haben, ſo bin ich der Ueberzeugung, daß genannter Herr kein Marktſchreier und Quackſalber ſei, und will ich hiemit meine Uebereilung zurückgenommen haben. Wilhelm Meersmann.“ Suſanne hatte erklärt, daß ſich der Gefangene nicht etwa unterſtehen ſollte, hierzulande den großen Cato ſpielen zu wollen. Ganz und gar wäre es mit ihr aus, wenn er dieſe unverfänglichen Worte nicht unterſchriebe. „Wer in einem chriſtlichen Staate lebte“ hatte ſie ihm noch nachgerufen, „und ſchon ſechshundertundfünfzig Gulden Gehalt bezieht, muß der Obrigkeit geben was der Obrigkeit gebührt!“ Sie würde ihm, hatte ſie milder geworden, hinzugefügt, wenn er nicht gehorchte, nie wieder ſein Leibgericht kochen, wozu er auf Sonntag eingeladen wäre. „Ich bin dann

lange mit ihm," schloß Fritz Ellrodt seinen Bericht, „auf den Galerieen des alten Bergschlosses umhergewandelt, habe ihm die Zimmer gezeigt, wo vor vielen Jahren sehr böse markgräfliche Söhne ihren alten Vater zu ganz anderen Erklärungen gezwungen haben und doch noch in der Geschichte Beinamen, wie der Eine, „der Fromme" erhielten. Zunächst gab er um Sannchens, mehr noch, wie er ihr später ins Gesicht sagte, seines Leibgerichtes willen nach. Beust, der von einem reitenden Boten von der Erklärung des Markgrafen unterrichtet war, ließ den frischesten Wein aus dem Keller kommen, um gleich auf der herrlichen Höhe und den Bastionen die Befreiung zu feiern. „Nach Allem, was ich höre, ist die Landes-Deputation entschlossen, über den Schröder dem Fürsten ein Klag-Memoire zu überreichen. Von ihren Sitzungen hat ihn vorläufig schon seine Ignoranz ausgeschlossen."

Fritz Ellrodt ließ sich unerschrocken über den Eindringling geben. Er mußte etwas von Trützschler's Bruch mit seiner wetterwendischen Lyda gehört haben. Der etwas zweideutig von der Lauterbach Aufgezogene wollte davon zwar nichts wahr haben, je mehr sie ihm aber bei Tisch das Glas füllte, deste mehr schwand seine Reserve. Es kam heraus, daß Trützschler ein, wie er glaubte, sinkendes Schiff wie die Ratten verlassen, zugleich aber auch Ursache hatte, sich über seine Verlobte zu beklagen. Es war die

Leipziger deutsche Schauspielertruppe nach Ablauf der Messe für einige Herbstwochen nach Bayreuth gekommen und in dem jugendlichen Liebhaber derselben erkannte Theda jenen Sohn des bankerutten Kaufmanns Rhänius, mit welchem sie schon in Wandsbeck einen damals vom Vater gewaltsam unterbrochenen Roman begonnen hatte. Das Selbstgefühl des von den Frauen verwöhnten Kammerjunkers und Referendars war zu tief verletzt. Die Lauterbach kannte diese Vorgänge in ihrem Zusammenhange. Doch gab sie davon nur so viel zum Besten, als sich mit der den Damen gegenüber zu beobachtenden Schicklichkeit und mit der Achtung vor der Anwesenheit eines Geistlichen, auch mit ihrer bei allem Leichtsinn doch wohlberechneten Absicht, es mit den Schröders nicht zu verderben, vertrug.

„Die Comödie" war nun die ernste Frage, die nach Tisch, wie in den Sitzungen eines Theater-Directors, erörtert wurde. Zu spielen war Fritz Ellrodt erbötig, aber nicht zu singen, obschon er musikalisch war. Sein Rath ging auf deutsche Stücke. „Miß Sarah Sampson", „von einem gewissen Lessing", wurde von ihm vorgeschlagen. Durch deutsche Stücke würde man den Fürsten gewinnen. Freilich ein komisches verböte die Trauer der Lauterbach und auch die, welche die Ellrodts selbst in ihrer Familie hatten. „Nehmen wir etwas von Elias Schlegel, Weiße!" Ellrodt wollte an

den Magiſter Meinhard in Kopenhagen um Rath ſchreiben.

Aber das drang nicht durch. Zwar hörte Ulrike mit Andacht die Gründe, die der beredte, heute von den muthigſten und ſchärfſten Bemerkungen überſprudelnde Mund zur Empfehlung der vaterländiſchen Dichtkunſt vorbrachte, mußte aber doch die Entſcheidung der Majorität überlaſſen, die bei den Franzoſen blieb. Nur deſſen weigerte ſie ſich, in der Favard'ſchen Oper zu ſingen.

Die Lauterbach gerieth darüber geradezu außer ſich. Sie zerriß faſt ihren Fächer. Sie ging im Zimmer ſo wild auf und ab, daß die Dielen unter der Rieſin dröhnten. „Dieſe Muſik von Gilbert iſt ja göttlich! Dieſe Coſtümes ſind ja feenhaft! Ich habe mir die Affaire ſchon jetzt mehr als 500 Gulden koſten laſſen und ich bin bereit, tauſend dafür zu depenſiren —!“

Trützſchler wollte vermitteln. „Wenn es ein Drama ſein ſoll — gut!“ ſagte er. „Aber nur nichts von Voltaire!“

„Dann entbehren wir doch lieber die Gegenwart Sr. Durchlaucht ganz!“ rief Ulrike und erntete dafür die ſtrengſte Mißbilligung in den Blicken der Eltern. Alle Uebrigen, Ellrodt ausgenommen, fanden dieſen Ausdruck von Gleichgiltigkeit für den Souverän in der That neuerungsſüchtig. In den kleinen Hofreſidenzen hat man bei ſolchen Unternehmungen nur

Ein Ziel, Einen Stachel, die Theilnahme des Hofes. Für dieſe arbeitet man, für dieſe ſtrengt man ſich Tage und Nächte lang an. Ein gnädiger Blick, ein lächelndes: Wirklich recht ſchön geweſen! iſt dann in der Regel die Belohnung, die einen Maler, Dichter, Componiſten ſchadlos halten ſoll für die Unterbrechung des Arbeitens an ſeinen Schöpfungen, die ihm Namen und Exiſtenz geben. Um dem monotonen Leben dieſer kleinen Fürſten eine kurze Abwechslung verſchafft zu haben, müht man ſich ohne wahren Dank für einen der Vergeſſenheit geopferten Abend.

„Wollen wir durchaus den Geſang unterlaſſen, womit D'Adhemar's permanente Heiſerkeit einverſtanden ſein dürfte, ſo müſſen wir „Hannibal" von Marivaux oder „Cortez" von Piron nehmen oder gar — den „Abſalon" von Duché —" meinte Fritz Ellrodt.

„Deborah" von Duché —!" ſchrie wild die nicht unbeleſene Lauterbach und warf einen ergrimmten Blick auf den unbefangenen Sprecher. Es war ein Stich auf — Lea Osmund.

Die Scene, erſt ſich ſo traulich anlaſſend, ſchien peinlich werden zu wollen, wie immer, wenn beim „Berathen" Jeder ſeinen eigenen Kopf aufſetzt.

Graf Löwenhaupt war für Alles, nur proteſtirte er gegen Voltaire, während ſeine Tochter mit einer durch das Wort „Deborah" jetzt plötzlich gereizten

Empfindlichkeit Frau von Lauterbach ſelbſt für die Amenaide empfahl — eine Reſignation, worauf ein bedeutungsvolles Stillſchweigen eintrat. Frau von Lauterbach paßte nur für den Geſang. Es ſtellte ſich das Leiden aller Liebhaber-Theater heraus, durch die Wahl der Stücke, die Vertheilung der Rollen Unzufriedenheit bis zu geſellſchaftlichen Verfeindungen zu erregen. Die Lauterbach ſah ſich für gekränkt an. Je mehr Verſe Ulrike aus dem Stück declamirte, für deſſen Wahl ſie ſtimmte, deſto mehr bekam die Lauterbach den boshaften Reiz, Amenaiden mit Ulrike ſelbſt zu vergleichen. „Ach ſo! Ach ſo!“ ſagte ſie einigemale mit großer Schärfe und nannte den jungen Ellrodt nur noch Tancred. Es war die höchſte Zeit, ſich zu trennen.

Der Weg nach Droſſenfeld war weit. Das Bild eines Sohnes, der ſich durch nichts beſtimmen laſſen konnte, die Aufmerkſamkeiten, die einem ihn zärtlich liebenden Vater in den Zeiten des Unglücks doppelt gehören mußten, aus dem Auge zu laſſen, blieb für Fritz Ellrodt maßgebend. Auch heute war es wie den bisherigen Sommer. Die vom Urtheil der Welt Zuſammengegebenen ſahen, begrüßten und trennten ſich. Es geſchah faſt vertraulich, immer herzlich und doch ohne jede Erklärung, ohne jede zurückgelaſſene oder mitgenommene Verbindlichkeit für's Leben.

Heute war freilich die furienhaft geſtimmte Lau-

nige von den Reisenden, welcher der Aelteste war und den Kaiser Altoum mit würdiger, mehr passiver Ruhe, als dramatischem Willen gespielt hatte, „doch fehlt auch der Wüste ihr Reiz nicht. Nirgends blüht die poetische weißstämmige Birke so schön, als auf der Lüneburger Haide, und nirgends hab' ich die Lerche so empfunden, als da, wo man sie sich als unmöglich denkt, zwischen Lüneburg und Celle. Die bunten Blüthen des Haidekrautes kommen an Duft und Farbe oft den Alpenblumen gleich und wie dichterisch ernst und fast babylonisch wehmüthig stehen da die dicken Weidenstämme, unförmlich zwar, wie Knollen und mit weniger Zweigen, als dem Ueberfluß an Holze zukäme, aber gerade geeignet, Harfen an ihnen aufzuhängen, da man nirgends poetischer gestimmt wird, als da, wo die Poesie am entferntesten ist und die Armuth der Natur das Menschenherz auffordert, ihr ein Lied zu singen und ihre Blöße mit Liebe zu bedecken."

Aus diesen Worten kann man Alles entnehmen, nur nicht, daß der, der sie sprach, besonders redselig gewesen wäre. Es war nur unsere Pflicht, ihm das erste Wort zu gönnen, weil seines das erste vernünftige war. Man hatte genug um ihn her gelacht und das erlebte Abenteuer durchgesprochen, bis er sich mit seiner sanften Rede Bahn brach und die Gemüther zum Ernst stimmte. Das Ernsteste war aber die Zukunft und, diese erörternd, sagte der Eine: „Bis jetzt haben wir nach eingelernten Rollen gespielt und der Unterschied scheint bloß der werden zu wollen, daß wir beim Grafen aus dem Stegreif spielen und ohne Theater." Ein Anderer griff in die Tasche und faltete einen Brief auseinander, dessen Inhalt er nochmals (denn er kannte ihn schon) ungläubig durchmusterte: „Große Versprechungen, auf Sand gebaut!

terbach zu ſchonen. Reizte man ſie, ſo platzte ſie leicht mit ſchreckhafter Feſtſtellung von Thatbeſtänden, die man geſchont wünſchte, hervor. Ihr Zorn war beſonders deßhalb ſo heftig, weil ſie ihrer ganzen Natur nach ohne feſte Widerſtandskraft war und ſie ſchon vollkommen vorausſah, daß Ulrike den „Tancred" durchſetzte, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß dieſe ganze theatraliſche Unternehmung nur in einem Zimmer der Löwenhaupt'ſchen Familie vor einigen dreißig geladenen Perſonen vor ſich ging, woran ihr durchaus nichts gelegen war. Sie wollte den Markgrafen feſſeln, den entzücken, den bezaubern.

Das entſchiedene Ergebniß des ſich in nicht endendem Regen auflöſenden Tages war, daß die Löwenhaupt'ſche Familie für beſtimmt erklärte, am Montag in die Stadt ziehen zu wollen.

## Achtzehntes Capitel.

### Sein und Schein.

„O stürme nur, Boreas! Plätschre nur, grimmiger Regen! Hier muß noch mehr, mehr Wasser hereinbrechen! Die ganze Sündfluth! Gibt es doch kein anderes Mittel, eine solche Welt mit Gott zu versöhnen! Ha, daß ich noch aushalten kann unter diesen Memmen! Sollte ich nicht wieder Kriegsdienste nehmen? Wüßte ich nur, wo in diesem Augenblick ein ordentlicher reputirlicher Krieg im Gange wäre, der seinen Mann nährte! Ich nähme wieder Handgeld!“

So tobte sich Meeresmann aus, als ihn sein junger Freund, der sein Retter gewesen, noch spät Abends an jenem Sonntage, als er heimgeritten von Mariengrün und triefendnaß beim Oberhofprediger eintrat, aufgesucht und zunächst die Einigkeit bewundert hatte, die über das liebende, jetzt leider am Heiraten vollends verhinderte Paar gekommen war, und ihn dann in die Wohnung

begleitete, die Meersmann verlaſſen ſollte. Von ſeiner Stelle blieb der ſo tief Gekränkte ſuspendirt. Er wurde auf Wartegeld geſetzt. Geheimer Kammerrath wurde Wunſchold, ohne jedoch ſeine Stelle als Commiſſär in St. Georgen aufzugeben. Die Cumulation der Aemter brachte größere Einnahmen.

Noch verweilte Fritz Ellrodt einige Augenblicke in der Wohnung des Freundes und ſuchte ihn aufzurichten über den Verluſt ſeiner ſo ehrenvoll errungenen Stellung, über die Verdächtigungen ſeiner Ehrlichkeit und zuletzt über die Selbſtüberwindung, die ſich entſchloſſen hatte, Abbitte zu leiſten. Daß die letztere in Wahrheit nur ein Hohn auf Schröder genannt werden konnte, beruhigte allmälig den Unglücklichen. Im Uebrigen erklärte er, daß er ſeine Perſon für künftige Fälle in die Schanze ſchlüge. Unrecht könnte er nicht leiden, die weitere Ausbreitung dieſer Zügelloſigkeit im Lande würde er nicht dulden, im Gegentheil alle Minen ſpringen laſſen, um deutſche Treue und Ehrlichkeit wieder obenauf zu bringen.

„Dann wirſt du den Markgrafen ſelbſt ſtürzen müſſen!“ warnte ihn der junge Staatsminiſter in partibus, der Beſitzer eines Porteſeuilles, in welchem es jetzt nur die Eine brennende Frage gab: Kommt Erzherzog Joſeph zur Königswahl in unſer Land? Und welche Aufmerkſamkeiten hat ihm in dieſem Fall unſer Souverän zu erzeigen?

Meersmann versank in ein bedeutsames Schweigen, suchte zu Gleichgiltigem überzugehen und versprach, für die nächste Zeit sich zerstreuen und durch das Studium der Pflanzenkunde, seines Lieblingsfaches in den Wissenschaften, beruhigen zu wollen.

Als Fritz Ellrodt nach Hause gekommen war und sein Diener sich anschickte, ihn zu entkleiden, machte er ihn auf Briefe aufmerksam, die für ihn angekommen waren aus Wien, Kopenhagen und auf einen aus der Stadt.

Was kümmerte ihn jetzt das Geplauder der Fürstin Lichtenstein, der steife Kanzleibericht seines Isenflamm! Selbst die herzliche Auslassung der beiden Freunde Moltke und Meinhard mußte auf sich beruhen, wenn ihm Lea, deren Züge er sofort erkannt hatte, in französischer Sprache schrieb:

„Besuchen Sie mich morgen nicht, mein hochverehrter Freund! Die Wolken, von denen ich Ihnen sprach, sind düsterer geworden. Leider ist auch äußerlich das Wetter so schlecht. Ist es am Dienstag möglich, den Fuß auf die Straße zu setzen, so bin ich um vier Uhr auf dem bewußten Wege."

In erster Regung brachte der junge Mann diese Zeilen an seine Lippen, um sie zu küssen. Dann hielt er inne und sann und sann. Er kannte diese Wolken, von denen das ihm so theuer gewordene hochherzige Wesen sprach. Zwar hatte Seckel seine Freiheit wiedergewonnen, nicht aber das ihm

geraubte Geld. Er blieb in seinem Vermögensstand erschüttert. Nicht, daß er nicht noch ein wohlhabender Mann hätte genannt werden können, er konnte nur seinen früheren Stand nicht wieder gewinnen, mußte vielmehr erleben, daß zu den mannichfachen Verauslagungen für die Behörden und den Hof jetzt nur Isidor Prager verwendet wurde. Die dafür tüchtig „Geschmierten", wie der gemeine, allverbreitete Ausdruck lautete, hatten diesem zwar noch nicht den Titel Kammer-Resident gegeben (Prager nannte sich nur Hoffactor), aber schon war er der Bankier des Landes. In Lea Osmund hatte er sich schwerlich die fesselnde Erscheinung gedacht, auf die ihn allerdings das Gerücht schon vorbereitet hatte. Seine kleinen stechenden Augen zwinkerten mit um so leidenschaftlicherer Verliebtheit. Wie verzog er seine fahlen, colossalen Lippen zu einem seinsollenden Lächeln, wenn er zur Frau Kammer-Residentin sprach:

„Frau — es wird sich Alles machen lassen! Nehmen Sie mich auf in Ihre Familie! Man kann machen aus zwei Geschäften eines! Aber, wenn man sich zankt auf dem Comptoir, muß man sich wieder aussöhnen können in der Familie! Lassen Sie Lea die Mutter meiner Kinder werden! Ich werde den Emanuel lieben wie meinen Sohn —!"

Wie wurde Lea nun bestürmt, dem reichen Manne ihre Hand zu geben! Wie wurde ihr vor-

gehalten, wie ungeziemend die Gesellschaft des jungen Reichsgrafen, das Spazierengehen mit ihm vor den Thoren in den um Bayreuth gelegenen Tannen- und Buchenwäldern wäre! Aber sie verweigerte standhaft die Annahme auch nur einer der vielen Aufmerksamkeiten, in denen sich Prager erschöpfen wollte. Vielmehr bereitete sie die Familie auf ihr baldiges Scheiden aus ihrem Kreise vor. Nur die Nothwendigkeit, ihren Bruder, dessen Unterricht hier durch berühmte Lehrer, Purrucker und Gräfenhahn, begonnen hatte, in der Obhut des Onkels lassen zu müssen, bestimmte sie, es nicht zum völligen Bruch kommen zu lassen.

Oft täuschen die ersten sich meldenden Anzeichen des Herbstes. Schon scheint sich der Winter mit wildem Ungestüm melden zu wollen und plötzlich brechen noch einmal schöne Tage an. Die Wege trocknen dann, tief blau breitet sich wieder der Himmel über den falb gewordenen, halb entlaubten Wald und die weite Flur, und eine kräftigende Luft, die Mitte haltend zwischen Milde und Schärfe, gibt dem Menschen die wohlthuendste Belebung.

Der herangerückte Dienstag Nachmittag schien ganz noch einem Sommertage anzugehören. Der bezaubernde Rundblick den man in diesem von der großen Heerstraße abseits gelegenen, jetzt als baierische Provinzialstadt vernachlässigten Bayreuth meilenweit und mit einem einzigen Blick zugleich genießt, erlabt das Auge

mit herzerquickenden Schönheiten. Berge und Thäler wechseln in maleriſcher Mannichfaltigkeit. Dort unten, im Waldesgrün verſteckt, liegt ein Dorf, deſſen Kirchthurm in der Sonne glitzert. Hoch oben ragt eine alte Capelle oder eine Gloriette, die zum Preiſe einer ſchönen Ausſicht angelegt wurde. Hier taucht der blaue Schimmer eines ſich unerwartet ausdehnenden Teiches auf. Darüber hinaus ziehen ſich Wieſen, belebt von Lämmern und Rinderheerden, als befände man ſich in der Schweiz. Und doch fehlen die wohlangelegten herrſchaftlichen Alleen nicht, die mit den ſich beinahe zuſammenſchließenden Kronen ihrer Bäume zu berühmten Nachahmungen franzöſiſcher oder italieniſcher Luſtſchlöſſer führen. Der geläuterte Geſchmack unſerer Tage muß die Merkwürdigkeiten der letzteren belächeln. Die Einheit aber und die Sicherheit der Durchführung, das verbrauchte Material ſelbſt, die angehäufte Maſſe, Alles zuſammengenommen mildert das verdammende Urtheil des Kunſtrichters. Jede Barockheit des Geſchmacks, die mit Großartigkeit durchgeführt iſt und ſich in ihren Conſequenzen durch nichts ſtören läßt, kann in der That, wie gewiſſe muſikaliſche Kunſtwerke unſerer Tage beweiſen, einen nicht wegzuläugnenden Reiz ausüben.

Fritz Ellrodt hatte ſich wieder faſt ſommerlich gekleidet und zugleich in der immer mehr um ſich greifenden engliſchen Tracht — Leder-Beinkleider

mit hohen Stiefeln, der Ueberrock mit langhängendem Kragen. In der Nähe des Judenkirchhofes, zwischen dem Kreuzstein und einem Wäldchen, das man Pfaffenfleckchen nennt, fand er Lea, die heute, was sie noch nie gethan hatte, ohne ihren Bruder gekommen war. Die Gegend war hier einsam. Der Wald, theilweise aus niedrigem Anwuchs bestehend, verdeckte die Besucher, die sich unter der reichen Anzahl traulicher Spaziergänge, welche die Umgebungen der Stadt bieten, gerade diesen gewählt hatten. Der Weg konnte sowol aufwärts genommen werden zu sanften Anhöhen hin, die wieder auf wohlgeordneten, schmalen, sich über Wiesen dahinschlängelnden Pfaden zu anderen Höhen und Waldpartieen führten, zum sogenannten Buschhäuschen — oder in der Ebene nach dem Dörfchen Conradsreuth hin. Die letzten rauhen Tage hatten noch nicht alles animalische Leben auf der Flur getödtet. Mancher Käfer, mancher verspätet entpuppte Schmetterling setzte sich auf die Halme der Stoppelfelder und die fast entlaubten Gesträuche am Wege.

„Man verursachte Ihnen Betrübniß!" begrüßte sie ihr Freund. „Ich sehe es sozusagen an Ihrer doppelt heiteren Miene, die wol nur eine Maske für die erlebten unangenehmen Erfahrungen ist!"

„Ich bin glücklich über den wunderschönen Tag und die herrliche Rundschau — das ist der eine Grund," antwortete Lea.

„Und der andere? Hoffentlich über unſer Begegnen, nachdem wir uns ſo lange nicht geſehen?“ ſagte Ellrodt zärtlich.

„So lange nicht? Ei, mein Herr, wie wird das werden, wenn Sie wieder in Wien ſind und ich vielleicht in Frankfurt oder wo!“

„Nach Frankfurt — wiſſen Sie denn das nicht —? Dahin komme ich auch!“ erwiderte er neckend. „O, Sie entgehen mir nicht. Aber alle Welt ſagt, Sie blieben hier und würden — als Frau Hoffactorin Prager die Zierde unſeres ehemaligen Mainflorenz.“

„Glauben Sie das in Wahrheit?“

„Nein, nein — ich glaube es nicht!“ rief der junge hochgeſtellte Mann, der dieſe für ſeinen Namen ſo verfänglichen Spaziergänge wagte, und wollte Lea's Hand ergreifen.

„Aber warum glauben Sie es nicht?“ fiel ſie in der ihr eigenen humoriſtiſchen Art ein. „Kommen Sie, wir wollen uns hier ein Grab ausſuchen! Natürlich, nur das meinige!“

Unwillkürlich hatte der junge Mann ihre Hand fahren laſſen. Sie ſchritten eine hohe, erſt vor Kurzem angelegte Mauer entlang. Sie umgab den neuen jüdiſchen Friedhof. Düſtere Tannen und immergrüne Lebensbäume ragten herüber.

„Ihr Markgraf,“ fuhr Lea, trotz der Nähe von Gräbern dennoch im ſcherzenden Tone fort, „mag Ihnen viel Urſache zum Verdruß geben, aber das

gefällt mir an ihm, daß er ſich ſo ernſtlich mit dem Bau ſeiner Grabſtätte beſchäftigt."

„Woher wiſſen Sie das?" fragte der in ein melancholiſches Träumen Verſunkene.

„Sehen Sie, Ihr auswärtiges Departement haben Sie doch nur unvollſtändig in der Hand! Von Staatsſachen erfahren wir ſogenannten Geldmenſchen zuweilen mehr als die Herren Miniſter. Herr Prager iſt noch ein Anfänger im Reichwerden. Er fühlt ſich noch ſo geſchmeichelt durch das ihm geſchenkte neue Vertrauen, daß er uns alle Commiſſionen, die er vom Hofe erhält, ausplaudert! Der Aerger der Meinigen hebt ihm dabei freilich ſein Bewußtſein. Alſo! Ueber Braunſchweig gehen die Zahlungen, die der gnädige Herr an ſeine Geburtsſtätte, einen kleinen Ort, Namens Weſerlingen, gelangen läßt. Dermaßen freut ſich der gnädige Herr ſeines ihm einſt daſelbſt geſchenkten Lebens, daß er Alles dort glücklich zu machen ſucht. Die Witwen bekommen, die Waiſen werden erzogen, der ganze Ort erhält den Schmuck eines neuen Schulhauſes, jährliche Prämien werden ausgetheilt, die Beſoldung des Pfarrers iſt erhöht. Der Eingang der Kirche wird ſchon jetzt von Steinmetzen, die man in Braunſchweig gewonnen hat, in ein Mauſoleum verwandelt. Der gnädige Herr hat die Zeichnungen dazu mitgeſendet, lauter Trophäen von Knochen, ſchwebende Engel darüber, die Wappen und die

Wieder eine Lotterie, aber nicht mit Gütern, sondern diesmal mit Menschen.“ — „Und wo ihm,“ fiel ein Dritter sehr ernst und ironisch ein, „doch auch die Nadel nicht fehlen soll. Uebrigens hat der Graf Talent und ist unter der Constellation des Zeitgeistes geboren. Die Ritter-Industrie seiner faustrechtlichen Vorfahren hat ihm nicht so viel hinterlassen, als er sich, seitdem er Industrieritter geworden, durch einen glücklichen Wurf erwerben kann. Er hat praktisches Talent und macht sich nicht viel daraus, noch unter der Hungertuchfahne groß für die Rechte der Feudalität zu kämpfen.“

Und der Redner hatte Recht, die Tugenden eines zweideutigen Mannes in's Große und Lockende auszumalen, da es ja, allem Anscheine nach, der Wille der Flüchlinge war, ihre bisherige theatralische Laufbahn zu verlassen und sich dem Unternehmungsgeiste eines Mannes anzuschließen, als dessen Princip uns schon längst bekannt ist, daß das Glück vom Einsatz abhänge. Der Aelteste, der unfreiwillige Kaiser Altoum, mischte sich in die Unterhaltung nicht, sondern ließ nur höchstens einmal eine kürzere oder längere Bemerkung fallen, wie z. B. diese: „Kinder, wir scheinen nun einmal dazu bestimmt zu sein, unser Leben alle Augenblicke von vorn anfangen zu müssen. Hab' ich doch selbst ein ganzes, mit trübseliger Consequenz durchgeführtes Leben über Bord geworfen und mich ganz von Frischem wieder eingeschifft, um es noch umgekehrt zu versuchen. Es liegt eine eigene Ironie darin, daß ihr, die ich erzog, um nur Eines zu werden, jetzt gerade genöthigt seid, Alles zu werden. Der Schauspieler hatte die Bestimmung der täglichen Umkleidung und mußte jeder Rolle gewärtig sein. Wenn übrigens die Menschen sagen: Ihr seid nichts! so wollen sie nach ihren Begriffen eigent-

Orden ſind nicht vergeſſen. Die Inſchrift, die das ganze kleine Gebäude zieren ſoll, wird er kurz vor dem Eintreffen ſeiner Leiche ſelbſt aufſetzen."

„Und das Alles, während er ſich jetzt in der deutſchen Comödie vor Lachen ausſchüttet? Wahrlich dieſe Gegenſätze ſind unvermittelt!"

„Doch nicht! Aus dem Egoismus laſſen ſie ſich vollkommen erklären! Wir verwechſeln fortwährend die Motive unſerer Handlungen! Wir verwechſeln ſogar unſere Gefühle!"

„Auch dieſer fürſtliche Heuchler thäte dies?" entgegnete offen heraus der junge Mann, der in dieſer Weiſe ſeine einſamen Spaziergänge mit Lea zu wahren Feierſtunden ſeines Lebens gemacht hatte. Ihr hoher Geiſt ſuchte nach den erſten Gründen. Wol erfreute ſie ſich an Thatſachen, blieb aber bei dieſen nicht ſtehen. Eine Nutzanwendung, eine Lehre mußte ſich an ſie anknüpfen laſſen. Das Graben in die Tiefe mochte ihr angeboren geweſen ſein, aber ſie hatte es durch das Glück, in Berlin Moſes Mendelsſohn näher gekommen zu ſein, weiter ausgebildet. Sprach man davon oder rühmte man ſie deßhalb, ſo ſprang ſie ſofort in der Unterhaltung zum Allergewöhnlichſten über. Es war ein reizender Verkehr mit dem eigenthümlichen Mädchen. Das ganze franzöſiſche Bonmotiſiren und Eſpritiſiren, worin ſich die damalige Mode der großen Welt gefiel, trat dagegen zurück.

Jetzt, als sie sich allmälig vom Friedhofe entfernt hatten, wollte ihr Begleiter zärtlich ihren Arm ergreifen. Lea aber wollte „philosophiren". Sie hielt ihre Behauptung fest, daß der Mensch über die Motive nicht blos seiner Handlungen, sondern sogar seiner Gefühle vollkommen im Unklaren wäre. Noch hatte sie nicht die Bekanntschaft Spinoza's gemacht. Sonst würde sie offen den Irrthum der Verwechslung in die etwas derbe Erklärung desselben von der Lust oder Unlust, die uns unsere Empfindung machte, verlegt haben.

„Warum hängen wir nur an unserer Religion?" sagte sie. „Etwa, weil wir sie für besser halten? Nein, gewiß nicht. Im Gegentheil. Wir sehen alle ihre Unvollkommenheiten ein. Aber das ist es, diese Religion hängt mit unserer Person zusammen, die uns von der Natur durch unsere Geburt, durch einen Zufall gegeben ist. Wir wissen, daß wir nicht schön, sogar ein wenig dumm sind, allerlei Eigenthümlichkeiten haben, Sitten, die nicht Jedem gefallen —"

„Oho! Oho!" unterbrach sie Ulrich während ihrer Rede.

„Sie kennen meine Unarten noch nicht! Ich habe vielleicht sogar solche, die ich mit meiner Tante, sogar welche, die ich mit meinem ganzen Volke gemein habe! Was nun, da wir immer in uns selbst verliebt sind, wie alle Menschen? Nun, so legen wir Werth auf Alles, was zu unserer Person ge-

hört. Die ſo erzfrommen Tiroler! Was iſt deren ganze Frommheit? Ich habe gefunden, daß ſie wiſſen, daß ſie kein gutes Deutſch ſprechen können, daß ihre Frauen wiſſen, daß ſie zu ſehr den Männern gleichen, daß ihre Männer wiſſen, daß ihnen zwar nicht die Schlauheit abgeht, aber die Gewandtheit! Da wird nun ihre nationale Eitelkeit die, daß ſie ſich aus Eitelkeit auf ihre Perſon — für ihren Glauben todtſchlagen laſſen! Daß ſie mit den Wundern, die ſie für wirklich geſchehene halten, juſtament g'rad' eben ſolchen Staat machen wollen, wie Voltaire mit ſeinen Witzen auf die Bibel bei Friedrich in Sansſouci Staat macht! Ich habe in Wien adelsſtolze Familien geſehen; ſie ſuchten durch ihren unerträglichen Hochmuth ihre — Armuth zu verbergen. Glauben Sie mir, alle Leidenſchaften, die in der Geſchichte ſo viel Unglück geſtiftet haben, kommen aus Quellen her, wo man ſie zunächſt zu ſuchen keine Veranlaſſung hat."

„Und unſer Markgraf?" fragte Lea's Begleiter, beglückt durch das ſchöne Alleinſein mit dem edlen Weſen, das im Tannengehölz ſelbſt wie eine Tanne ſo ſchlank ſtand. Die am Boden liegenden welken Nadeln waren von den letzten Regentagen her noch feucht und veranlaßten ab und zu ein Ausgleiten des Fußes, ſo daß Ellrodt's Hand zum Unterſtützen des Armes ſeiner Begleiterin bereit ſein mußte. Ihre Berührung wirkte dann auf ihn elektriſch.

„Seine Wohlthätigkeit gerade für jenen Ort,“ antwortete Lea, „iſt, entre nous, die größte perſönliche Eitelkeit! Der Gedanke, der ſein köſtliches Grabgewölbe hervorruft, iſt der Beweis der größten Sehnſucht, noch das Leben lange, lange zu genießen. Und geben Sie Acht, Sie werden hier noch Winter haben ſo voll Vergnügungen wie ehedem —!“

Wenn Lea's Begleiter dieſe Prophezeiungen mit Schweigen aufnahm, ſo veranlaßte ihn dazu manche vor die Seele tretende Vorſtellung. Zumeiſt der Gedanke: Und an allen dieſen Freuden ſollſt du ſinniges, ſchönes, edles Mädchen nicht theilnehmen! Sollſt davon ausgeſchloſſen bleiben, weil die Geburt dich anderswohin ſtellte als mich? Doch bangte ihn, ſelbſt dies auszuſprechen. Lieber lenkte er das Geſpräch auf die „Verwechſelung der Gefühle“ zurück und wollte wiſſen, ob ſich der Menſch in ſeinem Wahn und in ſeiner Eitelkeit auch dann irrte, wenn er für ein anderes Weſen eine heftige Neigung faßte, eine männliche oder weibliche Perſon ſeiner Freundſchaft oder ſeiner Liebe verſicherte? „Sie wiſſen es, Lea,“ ſagte er, ihre Hand heftig küſſend, „daß ich Sie anbete! Worin liegt da nun wol — ſüßeſtes Weſen, vom Himmel geſendet — ein Irrthum?“

„Theurer Freund,“ antwortete Lea, ihre ſich plötzlich umflorenden Augen ſenkend, „auch das iſt

in der That — Irrthum! Aber es ist nicht ein Irrthum gegen mich," setzte sie schnell, als Ellrodt zurückfuhr, mit wehmüthig lächelnder, fast schalkhafter Treuherzigkeit hinzu. „Sie täuschten mich ja schon in Wien nicht, wenn Sie gern zu uns kamen. Es ist ein . . . Irrthum gegen Sie und an Ihnen selbst Oder sind Sie denn klar über sich, theurer Freund? Haben Sie je nur die Zeit gehabt, über Ihre Stellung zum Leben nachzudenken? Sie sind ein Schoßkind des Glücks —"

„Ich war es!" unterbrach der junge Reichsgraf ablehnend.

„Nein! Sie wurden von Pandora schon in Ihrer Wiege mit Gaben überschüttet. Diese werden Ihnen bleiben. Sie hatten nicht nöthig, Alles zu suchen, Sie fanden Alles —"

„Das eben ist mein Fluch!"

„Graf —!"

„Nennen Sie mich nicht so! Lea! Theure Lea!"

Lea's Ton war fest und sicher geblieben bei jedem Bedenklichen, jedem, was ihre Person berührte, das sie bisher gesprochen hatte. Aber das Geständniß, ihre und des jungen Reichsgrafen Wege müßten ewig auseinandergehen, übermannte die Kraft ihres starken Geistes. Sie entwand sich sanft, als Fritz Ellrodt die schlanke Gestalt, deren schwarzes Seidenkleid unter seiner Berührung knisterte und

rauſchte, an ſeine Bruſt gezogen hatte und ſich einen Augenblick umſah, ob ſie Niemand im Gehölz ſtörte.

Das „Oh!“, mit dem ſich Lea entwunden, galt nicht dem Wagniß ſeiner zärtlichen Aufwallung, ſondern dem Tadel ſeines Nichtglaubenwollens an die Verſicherung, die ſie ihm gegeben hatte, daß ihre Vereinigung unmöglich wäre.

„Warum? Warum?“ rief er.

„Sie ſind die Hoffnung Ihres Vaters!“ hauchte ſie leiſe. „Sie ſind der einzige Sohn, der ihm in dem Augenblick geblieben iſt, wo ſein Stolz erſt eine ſo hohe Befriedigung gewann — die Erhebung in einen Stand, die keinen Sinn hat, wenn ſie nicht eine glänzende Nachkommenſchaft verſpricht, dann — eine ſo herbe Kränkung erlitt durch böſe Feinde und die nachlaſſende Gunſt des neuen Souveräns! Umſomehr iſt es ein Grund, daß er ſich in dem Glanz behauptet, den die Kaiſerin auf ſein Haupt gebreitet hat. Ich habe meinen ſterbenden Eltern gelobt, für die Bildung meines Bruders zu leben. Verſpotten Sie nur meinen Stolz. Ja, ja! ſelbſt meine Eltern, wo wir Juden doch ſo ſehr auf die Verſorgung und Verheiratung der Kinder bedacht ſind, haben ſchon in Erlangen in mir die Meinung genährt — es — ja, ja — ſagen Sie nur, wie eitel! es paßte — Keiner für mich!“

„Das iſt wahr!“ rief der unglücklich Niederblickende mit dem Ton der vollſten Ueberzeugung.

„Ach! ſchon mit Magiſter Meinhard machte ich etwas von dieſen Kämpfen durch," fuhr Lea fort. „Er war ſo gut für mich und ſo geiſtvoll und — auf äußere Schönheit —" Lea's Auge hob ſich bei dieſer Anſpielung auf den jugendlichen Apoll, der vor ihr ſtand, langſam in die Höhe, während ſie lächelte und dann erſchrak, ihn ſo ſchmerzlich überwältigt, ſo wie abweſend zu finden — „ſah ich damals noch nicht! Aber ich fühlte, man muß in ſeinen Grenzen bleiben! Die Stellen, wohin wir, aus unſerem Druck, aus unſerem gewohnten Umgang kommend, frei und ungehindert ins chriſtliche Leben eintreten könnten, gibt es noch nicht. Meinhard ſagte, ſie würden erſt durch unſere eigene Bildung kommen, durch — ich weiß es ja nicht!"

Lea, überwältigt, führte die Perſpective nicht aus in eine Zeit, wo gerade durch den vervollkommneten und höher potenzirten Meinhard, Friedrich Schlegel, Juden- und Chriſtenthum in ſolche Berührung kommen ſollten, daß ſelbſt eine Tochter Moſes Mendelſohn's dem — alleräußerſten Extrem des Chriſtenthums, der ſich zur „Andacht zum Kreuze" bekehrenden Romantik, verbunden werden ſollte!

Früh neigte ſich um dieſe Jahreszeit die Sonne zur Ruhe. Die Landſchaft bekam in ihren Begrenzungen eine violette Färbung. Die Wanderer hatten den höchſten Punkt erreicht, den ſie auf dieſen Wanderungen zu erklimmen liebten und wendeten

ſich heimwärts. Die Gegend war vom Sonnenlicht verklärt, das Fichtelgebirge, die fernen Kulme, die Dörfer, Höhen, die Waldungen, die Eremitage lagen wie in einem goldnen Rahmen da.

Mit elegiſchem Schmerze fragte der junge Mann, der aus den Worten des geliebten Weſens, das da ſo ſanft, ſo milde, ſo hoheitsvoll vor ihm ſtand, herausfühlte, daß Ueberzeugung und jede Lebensverpflichtung, Tugend und Ehrbarkeit ihr verboten, auf die Huldigungen ihres Freundes denjenigen Nachdruck zu legen, der eine Umgeſtaltung ihres beiderſeitigen Lebens bedingt haben würde, ob ſie ihm denn gar nichts Tröſtliches zu ſagen wüßte.

„Sie ſind ein lieber, herrlicher Menſch!“ ſagte Lea unbefangen zu dem fünfundzwanzigjährigen Geheimrath und Miniſter; „aber es iſt wahr, Sie haben in der That die Segnungen des Lebens zu frühe geſchenkt bekommen! Sie trugen ſchon goldene Früchte, ehe Sie nur blühten! Sie ſind das Erzeugniß von Umſtänden, zu deren Herbeiführung Sie ſelbſt nichts gethan haben. Ein junger, wilder, kaum von der Univerſität gekommener Mann wird einige Zeit im Beamtenweſen geſchult, lernt die nöthigſte Routine, geht auf Reiſen, an Höfe und wird durch den allmächtigen Willen ſeines Vaters, einen unendlich gütigen Fürſten und die Empfehlungen ſeiner äußeren Erſcheinung auf eine Höhe geſtellt, die Sie nicht erklommen haben. Nun ſind Sie müde,

läſſig, überſättigt. Sie ſind an der Berechtigung Ihrer Anſprüche auf Ihre hohe Stellung irre geworden und treten jetzt — in dieſe neckende Welt meiner — Verwechſelungen ein —"

„O nein, nein —!" unterbrach der junge, tief von der Geiſtesreife ſeiner Begleiterin beſchämte Staatsmann ihre Rede und würde ſeinem Gefühl durch gewaltſamen Kuß und Umarmung Ausdruck gegeben haben, wenn ſie nicht Bewohnern der Stadt begegnet wären. Er wollte in Abrede ſtellen, daß ihm Lea je etwas Anderes hätte vorſtellen können, als ihre eigenſte ſo magiſch wirkende Perſönlichkeit.

„Doch, doch —!" entgegnete ſie mit einem Blicke, der ihn zur Beſinnung mahnte, während ſie zum Zeichen ſcheinbarer Unbefangenheit vor den devot Grüßenden das damals übliche mächtig große „Reticule" in ihrer Hand ſchwang und das weiße Seidenband am leichten, wie ein zuſammengedrückter Korb ausſehenden Strohhut auf ihrem rabenſchwarzen Haare unter dem Kinn befeſtigte. „Sie näherten ſich mir, weil Sie in mir einen Gewiſſensrath haben wollten, einen Schmeichler — "

„O immer beſſer!" entgegnete Ellrodt, und ſuchte umſonſt Wege zu gewinnen, wo es keine Störung gab.

„Jemanden, der Ihnen ſagt — ſchriftlich — denn wir wollen zuſammen correſpondiren! Ja, ich werde Ihnen ſo viel ſchreiben, daß ich von der Reichspoſt

hätte ſie zu den Spielenden auf der Bühne ſelbſt gehören wollen.

Wie mußte die frühere, neuaufgeloderte Flamme des erſten Liebhabers erſchrecken, als nach dem Beginn einer Ouvertüre, die von einer aus fünf bis ſechs Mitgliedern beſtehenden Privatcapelle geſpielt wurde — die Hofcapelle des Maeſtro Kleinknecht hielt ſich für zu hoch, um anders als zu Ballet und Oper aufzuſpielen — eine Schattengeſtalt an die qualmende Oellampenreihe auf der Bühne trat und eine Veränderung mehrerer Rollen in den angeklebten, geſchriebenen Theaterzetteln ankündigte! Einige Partieen, die nach Männernamen klangen, mußten jetzt ſogar von Frauen beſetzt werden. Das Motiv, das die Schattengeſtalt mit Achſelzucken angab, war eine plötzliche Entfernung — des Herrn Rhänius. Es wurde um die hohe Gnade gebeten, dieſer Störung wegen noch eine Viertelſtunde Geduld zu haben. Die ſchon ins Einverſtändniß gezogene Muſik begann ſofort ein Quodlibet leichter Melodieen aus damals beliebten Opern der Wiener Vorſtadtbühnen.

Siehe da! Erſt entfernten ſich aus dem Zuſchauerraume mit ſofort gefaßtem Entſchluß mehrere Männer, denen wahrſcheinlich mit den Muſenprieſtern Schuldner durchgebrannt waren. Dann ſprang Theda von Schröder auf, warf, die fürſtliche Nähe nicht beachtend, alle leeren Stühle hinter ſich um und rannte

lich sagen: Ihr habt nichts! Diese beiden Hülfszeitwörter unseres Daseins werden von der Masse irrig verwechselt und nur, wer darüber steht, sieht ein, daß im Werden die Würde des Mannes liegt. Wohl dem, der etwas hat; noch besser dem, der etwas ist; aber wehe dem, der je aufhören wollte, etwas zu werden! Wenn wir in andern Planeten unser hiesiges Dasein etwa fortsetzen sollten, so werden wir doch nie von dem ausgeben dürfen, was wir hier schon geworden sind oder die Aufgaben jenseits sind ohnehin so hoch gestellt, daß die Blume unserer irdischen Bildung dort nur zu ganz gemeinem Dünger für eine ganz andere und herrlichere Vegetation dienen kann."

In der Art etwa erging sich eine Persönlichkeit, welche leicht als leiblicher Vater der vier Uebrigen zu erkennen war. Am Abend kehrten sie in einer einsam gelegenen Haideschenke ein und setzten am nächsten Morgen ihre Reise fort. Der Weg bekam, je mehr sich der morastige Haideboden in Sandboden verwandelte, hier und da einige Erhöhungen und der Alte sagte: Nur Eines wär' ihm unerträglich, die absolute Sandfläche — und Sand- und Lehmgruben, die sich für Thäler ausgäben und ordentlich Berge bildeten. Solche Gegenden könnten nur durch Mordthaten, die darauf begangen würden, berühmt werden und es wär' ihm in manchen absoluten Sandflächen immer zu Muth gewesen, als könnten nur Schaffotte darauf wachsen. In der That kündigte sich ihnen auch, je näher sie dem Orte ihrer Bestimmung kamen, in diesen kleinen Sandhügeln eine sehr unheimliche Erscheinung an. Sie hörten nämlich von Zeit zu Zeit verhallende Töne, die einen gewissen Zusammenhang zu haben schienen und die doch immer nur mit Zwischenpausen ausgestoßen

so hastig davon, daß man weithin auf dem bretterhohlen Logengangboden den Lärm ihrer Stelzenschuhe hören konnte.

Hinter dem in seinem Lächeln verharrenden Markgrafen, der jetzt eine Viertelstunde lang den gaffenden Blicken eines winzigen Bruchtheiles seiner Unterthanen ausgesetzt sein sollte, stand der Herr Ober-Hofmarschall von Treskow. In einem zweiten Wagen hatte er die Durchlaucht begleitet, hatte sie im Theater schnell zu überholen gesucht und machte jetzt gewissermaßen die Honneurs eines Theater-Intendanten. Der vielgeplagte Herr war in einer rosigen Stimmung. Das erste halbe Jahr seiner Verwaltung des fürstlichen Haushalts auf Grund einer ein- für allemal bestimmten Summe hatte damit geendigt, daß er einen Ueberschuß von baren tausend Gulden Seiner Durchlaucht hatte zu Füßen legen können. „Kann Er behalten! Für Sein eigen!" hatte der gnädige Bescheid des in seinem Wohlthun wunderlichen Fürsten gelautet, der schon jetzt im Theater den Reiz bekam, sich seiner Lieblingsunterhaltung hinzugeben, vom Fenster hinunter oder aus dem Wagen kleine Münzen unter die Menge zu werfen. Treskow, der als General, Geheimer Rath und Ober-Hofmarschall zusammen schon die für damals enorme Summe von dreitausendeinhundertsechsunddreißig Gulden Gehalt*)

*) Nach den Acten.

bezog, war überglücklich. Aber der ganze Hofstaat, das Officiercorps, der Adel waren außer sich vor Schrecken über den Jubel, den Treskow wegen seiner tausend Gulden anstimmte. Nun die Ueberschüsse Ihm gehören durften, sagte man, wie wird sich Jeder erst zuvor sattessen müssen, ehe er zur Hoftafel geht! Der Wein wird der böseste Krätzer vom Lande werden!

„Bemerkten Durchlaucht das plötzliche Verschwinden dieser Demoiselle oder wollte ich sagen dieses Fräuleins von Schröder —?“ fragte Treskow mit einer Miene des Lachens, die verrieth, wie es ihn verlangte nach einer medisanten Causerie mit Seiner Durchlaucht.

Der steife Ernst seines gnädigen Herrn war soeben damit beschäftigt, sich über die Persönlichkeiten in dem dunkeln Sitzparterre zu orientiren. Schon hatte er Christiane Stichert herausgefunden, die er zwar für ihre neuliche Einmischung in Staatsangelegenheiten hatte strafen wollen, aber doch beim Sitzen da in dieser gemischten Sechskreuzer-Gesellschaft zu sehr degradirt fand. Ueber die Vermittlung zwischen Sechs-, Zwölf- und Achtzehnkreuzer-Plätzen kam der langsam denkende Herrscher allmälig wieder auf die Theda und die auch ihm aufgefallene polternde plötzliche Entfernung derselben zurück.

„Durchlaucht wissen, daß Fräulein von Schröder

mit Trützschler von Falkenstein so gut wie verlobt galt. Aber — eine Rüptüre hat stattgefunden, sehr plötzlich, sehr scandaleusement! La petite ist zwei Abende hintereinander in „der schwarzen Allee" gesehen worden, wo sie mit einem Menschen auf und ab spazierte, der zur Truppe des Herrn Koch gehörte. Ja sie ist sogar am dritten Tage geradezu in den Brandenburger Hof gelaufen, allwo dieser Mensch, ein Herr Rhänius, ein schöner, junger Mann, sein Logis hatte. Officiere haben Herrn Trützschler darüber Notiz gesteckt und so sind des scènes d'un éclat formidable im Stallgebäude ausgebrochen. Monsieur Schröder — von Schröder, in der ihm eigenen kurzen Manier, soll sein Töchterlein un peu à la sauvage behandelt haben, so daß Excellenz Löwenhaupt, die endlich vom Lande hereingezogen sind, sogleich mit einem fürchterlichen Nachbarspectacle in dero Wohnung empfangen sind. Monsieur Schröder — Herr Ober-Bergrath von Schröder waren in einer solchen Rage, daß sie sogar Euer Durchlaucht Mundkoch, den guten Tanne, der gekommen war, sich für den Abend den Küchenzettel zu holen, und sich erlaubte, um Rücksichten zu bitten auf die eben das Haus wieder betretenden Mariengrüner Herrschaften, mit zwei mächtigen Ohrfeigen tractirten. Jedermann, der von dem Vorfall erfuhr, soupçonnirte, daß nunmehro wol dieser Herr Rhänius polizeilich würde ausgewiesen

werden. Sothanes scheint denn auch specie facti geschehen zu sein. Er spielt nicht."

Die Erinnerung an einen ähnlichen Vorfall mit der Theda schon in Wandsbeck war dem hohen Herrn entfallen. Er hörte auch jetzt nur halb zu. Liebevoll tiefsinnig grübelte er über den ungebührlichen Platz der ihm so nahestehenden Christiane und über einen Gedanken, den ihm zufällig die Nennung des Mundkochs Tanne geweckt hatte. Durchlaucht richtete an Treskow die Frage:

„Wie groß ist denn jetzt Sein Küchenpersonal?"

Der geschmeidige Höfling glaubte nicht recht verstanden zu haben. Seit den tausend Gulden hatte die Küche angefangen, seinen Gedanken etwas ferner zu liegen. „Durchlaucht meinen?" fragte er verlegen über den Nicht-Effekt seiner ganzen langen Berichterstattung.

„Wie viel Angestellte Er noch in der Küche hat?" wiederholte der Markgraf, und jetzt fast so laut, daß wenn nicht Treskow sofort leiser gesprochen hätte, die Zuhörerschaft Ohrenzeuge der hohen ästhetischen Vorbereitung des Fürsten auf die erwartete Kunstvorstellung hätte werden können.

„Fürstliche Gnaden," berichtete der Ober-Hofmarschall mit geläufiger Zunge, „drei Küchenmeister, einen Küchenverwalter, zwei Küchenschreiber, zwei Oberköche, vier Mundköche, zwei Ritterköche, einen

Beikoch und einen Bratenmeiſter, total 16 Perſonen ohne das entſprechende weibliche Perſonal."

„Ritterköche? Was iſt denn das?" fragte der Fürſt.

„Fürſtliche Gnaden, die Beſorger der Tafel für die Hofchargen, dienſtthuenden Kammerherren, wachthabenden Herren Officiere."

„Muß abgekürzt werden! Etat vereinfachen! Miſerable Verſchwendung hier im Lande!"

Eine Verkürzung des Hofbudgets nach dieſer Richtung hin ſah der Hofmarſchall ſehr ungern und wagte mit den außerordentlichen Anſprüchen hervorzutreten, die jetzt an die Hofküche — durch den Herrn Leibmedicus gemacht würden. „Herr Schröder — Herr von Schröder ſind eine feine Zunge!" ſtotterte er. „Sie lieben leckere Biſſen und halten offene Tafel für gute Freunde! Ich habe da ſchon Soupers liefern müſſen, von denen mir die geladedenen Gäſte, wie Herr von Trützſchler (das hat ſich freilich jetzt geändert), Herr Hof-Kammerrath Wunſchold, Herr Ober-Commerzrath von Hanſtein, Herr Ober-Münzwardein Schilling das Allerſchmeichelhafteſte ſagten, während mich Herr Schröder — Herr von Schröder mit der ihm eigenen Franchiſe, man möchte ſie manchmal unverſchämte Grobheit nennen, am folgenden Morgen mit Vorwürfen überhäufte über ein Eſſen, das er, ich kann das plattdeutſche Wort nicht wiederholen —"

„Sag' Er's nur heraus!"

„Swienekram nannte!"

Der Markgraf lachte überlaut, wieder aber zündeten die Angebereien des Höflings nicht an der gewünschten Stelle. Schrödern die markgräfliche Küche entziehen? Das war weit gefehlt. Des Markgrafen Aufmerksamkeit war nur an dem eben entrollten Register der Gäste seines Günstlings haften geblieben und im Gegentheil meinte er:

„Er soll nur ordentlich tractiren! Dann wird er schon gute Freunde kriegen!"

Immer noch fing das Stück nicht an. Der Hofmann lehnte sich an den Sessel seines Herrn. Abgetrumpft zu werden von seinem Gott, dem er dient, ist solchen Windfahnen nur wie ein veränderter Lufthauch. Schnell trösten sie sich und fliegen auf Anderes zu. Treskow machte jetzt seinen Rundblick auf einige feinere Damen, die sich in der That noch im ersten Range eingefunden hatten, und sagte mit vertraulichem Flüstern:

„Für die bevorstehende Winterzeit drängt nun doch die Nothwendigkeit, an den Hof Euer Durchlaucht Damen zu ziehen! Es sollte sich sogar empfehlen, eine Dame zur permanenten Angeberin des guten Tons zu — erheben und —"

„Was schwatzt Er?" unterbrach ihn der Fürst, der sehr wohl verstand, was schon wieder gemeint war. Unaufhörlich suchten die Höflinge seine Sinne zu reizen.

Doch ließ er sich jede inzwischen angekommene Dame nennen und in ihren Verhältnissen näher beschreiben. Es waren die Frauen von höheren Beamten und Militärs. Hätte die „Gesellschaft" für sicher gewußt, daß der regierende Herr heute in die dritte oder vierte Vorstellung der Koch'schen Truppe gehen würde, sie hätte sich doch vielleicht, einige zu sehr Verstimmte ausgenommen, für ihr eigenes Geld eingefunden.

„Die Lauterbach hat noch Trauer?" fragte der Fürst mit einem eigenen Ton halb forschenden, halb zurückhaltenden Spähens.

Aha! dachte Treskow und sagte, scharf betonend:

„Das würde diese sehr unbefangene Frau nicht gehindert haben, hier zu erscheinen! Sie wußte nicht, daß Euer Durchlaucht anwesend sind. Uebrigens hat sie heute eine Conferenz mit d'Adhemar. Sie will durchaus im Winter theatralische Vorstellungen geben."

„Bei Hofe?" fiel der Markgraf, die Stirne runzelnd, ein.

„Nein, da würde man besorgen, die Neigung Euer Durchlaucht stünde einem solchen Vergnügen entgegen!" fiel Treskow schnell ein. „Indessen schmeichelt man sich, Euer Durchlaucht nach und nach für diese Unterhaltung zu gewinnen, an welcher sich die schönsten Damen, vor allen die Lauterbach

selbst, mit ihrer heroischen, einer Juno gleichkommenden, in der That doch, Durchlaucht werden es zugestehen, üppigen Gestalt betheiligen werden."

Der Markgraf sagte nichts. Er bot nur das Bild des heiligen Antonius, dem in der Wüste die Verführung nahte. Durch sein Schweigen ermuthigte er den Satan, im Namen des gesammten Adels, der durchaus entweder eine richtige Markgräfin oder eine regierende Favoritin wieder in Bayreuth eingeführt haben wollte, und in der Person des Herrn von Treskow fortzufahren:

„Eine Oper hat man ins Auge gefaßt, die in Paris außerordentliches Aufsehen macht durch den Versuch, sie im treuesten Costum, Türkisch, Spanisch, Circassisch und Altfranzösisch, darzustellen. Die Pracht des Harems soll à merveille sein! Ich habe die mise-en-scène gelesen. Die Damen tragen weite, flatternde Beinkleider von weißem Musselin, gelbe, hochgehende Stiefel! Ein durchsichtiges Kleid darüber, das jedoch, pour comble du plaisir, bei jedem Schritt zurückfliegt, ein Gürtel von Gold besetzt, ein Oberrock von rother oder blauer Farbe, der nach hinten zurückgeschlagen oder so aufgebunden wird, daß fast die ganze natürliche Form eines reizenden — weiblichen Körpers — c'est-à-dire, ich spreche von den Formen der Lauterbach —"

„Genug, genug!" meckerte der Fürst. „Sonst stelle ich Ihn als maitre de la garderobe an."

Des Fürsten Lachen im Theater war ein eigen
thümliches. Schon in Hamburg. So oft Harleki
seine Späße machte, Mißverständnisse und Verwechs
lungen sich kreuzten, das Publicum sich schüttet
vor Lachen, blieben die Züge des strengen Pur
taners einen Moment beinahe doppelt so steif al
sonst. Dann aber bückte er plötzlich sein Haup
bis tief zur Logenbrüstung hinunter und prustet
sozusagen sein zurückgehaltenes Lachen in aller Still
für sich allein aus. Diese Art zu lachen hatte ihr
seine hochselige Mutter, die zwar nur eine Rau- un
Wildgräfin, aber eine höchst wohlerzogene Dam
war, als die einzig schickliche Form beigebracht, wi
sich hohe Personen auslachen sollten.

Merkwürdig! Treskow durfte ungestört au
Frau von Lauterbach zurückkommen. Er durft
ihre Heiterkeit, ihre Lebensluft, ja die Wette er
wähnen, die sie gemacht hatte, den Fürsten im Car
neval dahinzubringen, daß er mit ihr beim erste
Tanz, zu welchem unter seiner Regierung bei Hof
überhaupt aufgespielt werden würde, anträte. Tres
kow hörte mit seinen Empfehlungen, die er noc
ohne Zweifel denselben Abend der reichen Witwe, di
nicht undankbar war, wiedererzählte, nicht früher auf
bis der Fürst, den eben ein Blick der Christel getroffen
hatte, einfiel:

„Das Weib ist eine méchante Kokette! Sie wird je
den Schafskopf, der sie nimmt, zum Hahnrei machen."

Plötzlich fiel Sereniſſimus bei, zu bemerken, er hätte ja von des Ober-Stallmeiſters Tochter als einer ſehr ſchönen Dame gehört. Die Veranlaſſung, auf ſie zu kommen, ergab ſich bei ſeiner Erklärung, er hätte in der That die Abſicht, ſich nächſtens alle Damen der Geſellſchaft vorſtellen zu laſſen. Herr von Treskow war aufs angenehmſte überraſcht und ſchwieg, um noch mehr zu hören, bis eine Klingel das Zeichen des baldigen Anfangs der Comödie gab, und der Fürſt, ganz nur jetzt dem Kommenden hingegeben, ſagte:

„Spielen die Leute gut, ſo kann man ihnen ja den Reitſtall einräumen, wo ſich das kleine Theater, das ſie ſich auf dem großen da mit ihren Couliſſen haben bauen müſſen, sans gêne aufſchlagen läßt.“

Es begann eine ſelbſt durch die von Frauen geſpielten Männerrollen nicht gerade geſtörte Vorſtellung eines jener Stücke, mit welchen man damals die ſich ſchon regenden Träume von einem National-Theater zu verwirklichen ſuchte. Leſſing hatte ſchon ſeine „Miß Sarah Sampſon“ geſchrieben; die Abhängigkeit der Bühne vom Auslande blieb aber die alte. Die Sehnſucht nach dem Hanswurſt, nach der Ausgelaſſenheit der ſogenannten extemporirten Comödie war nicht zu zähmen. In Wien entfaltete der Komiker Bernarden ſeine Kunſt, die Zuſchauer im Lachen zu erhalten, mit ſolcher Virtuoſität, daß die dramatiſchen Erfindungen, in denen er ſich vorführte, aller neuen Regeln ſpotteten.

wurden. Es war ihnen erſt wie der Hülferuf eines Unglücklichen, allein bald gab ſich eine Methode in den Tönen zu erkennen. Sie folgten ſich unermüdet auf einander und ließen entweder einen Scherz vorausſetzen oder, wären ſie in Indien geweſen, einen Fakir, der die heiligen Vedas auf dieſe Art Wort für Wort ſein Lebenlang in der Wüſte auszurufen ſich und den Göttern gelobt hätte. Allmälig ergab ſich indeſſen, daß auch dieſe Annahme in Indien irrthümlich geweſen wäre: denn die Stimme kam immer näher und ihre Worte ließen eher auf die laut hergeſagte Lection eines Schulknaben, als auf die tiefen Philoſopheme der Gymnoſophiſten ſchließen. Die Reiſenden hielten innerhalb eines Zuſammenſtoßes verſchiedener Sandhohlwege inne und warteten den ſich immer mehr nähernden Schreier ab, der mit dem größten Aufwande ſeiner Lungen die Luft erſchütterte. Nun konnten ſie auch ſchon deutlich hören, welches der Inhalt der ſyllabirenden Gebirgswanderung war. Mit urmächtiger Stimme donnerte es ſchon dicht in ihrer Nähe aus dem brandenburgiſchen Kinderfreund:

„Aus — dieſem — Leſebuche — kann — ich — viel — Nützliches — und — Gutes — lernen, — darum — will — ich — es — in — Acht — nehmen — und — nicht — zerreißen. — Ich kenne — mein Leſebuch, — denn — ich habe — mir — gemerkt, — daß es — viereckig iſt, — einen — pappenen, — mit — Papier — und — Leder — überzogenen — Deckel — und — einen — weißen — Schnitt — hat. — Im — Januar — iſt es — gewöhnlich — ſehr kalt — und — im Juli — iſt es — gewöhnlich — ſehr — heiß. — Ich habe — in — der Küche — folgende — Dinge — geſehen: — Töpfe — Eimer — Schüſſeln —

Das eben gegebene Stück hieß „Die Soldaten“. Es war von dem sogenannten „jüngeren Stephanie“, einem Wiener Schauspieler, der die Bedürfnisse der damaligen Scene kannte, den italienischen alten Masken neue Costümes gab, und in Wahrheit mit diesem aus dem Leben gegriffenen Stück jener zarteren Verbindung der bürgerlichen und militärischen Sphäre vorarbeitete, die einige Jahre später durch „Minna von Barnhelm“ gegeben wurde.

Der Markgraf ließ in einem Zwischenacte den Geschäftsführer des Herrn Koch (der berühmte Mann hatte seine Gesellschaft getheilt und die eine Hälfte nach einer anderen Gegend hin selbst begleitet) in seine Loge kommen, überreichte dem Führer der in Bayreuth noch nie so glänzend aufgenommenen Truppe mit eigener Hand eine Anzahl Ducaten und versicherte, jedesmal für sich und seine Begleiter seinen Eintritt bezahlen zu wollen. Da dieser große Raum, auf den er zurückdeutete, nicht zu heizen und Seine, Serenissimi, Gesundheit etwas delicat wäre, so würde Er, Markgraf, untersuchen lassen, ob sich die Reitbahn für seine Vorstellungen eignen könnte. Damit war der glückliche Mann entlassen, getröstet über den Aerger, der ihm mit dem polizeilich ausgewiesenen Rhänius und noch einem anderen geringeren Darsteller, der sich von diesem leichtsinnigen jungen Menschen, zugleich war er dessen Stiefelputzer, nicht hatte trennen können, verursacht worden war.

Der Ober-Hofmarschall erstaunte über die außerordentliche Gewandtheit, wie sich, geringeren Leuten gegenüber, sein Souverän benehmen konnte, während er vor Höhergestellten stotterte und vor Seinesgleichen vollends eine förmliche Angst hatte. Ein schon einigemale von den Höflingen ausgesprochener Gedanke, es könnten sich benachbarte Fürsten veranlaßt fühlen, dem neuen Herrscher Bewillkommnungen darzubringen oder Se. Durchlaucht selbst sollten die benachbarten Höfe von Weimar, Coburg oder die geistlichen Herren von Bamberg und Eichstädt begrüßen, wurde entschieden von dem fürstlichen Einsiedler abgewiesen ebenso wie — Voltaire abgewiesen blieb, auf welchen der Hofmarschall in einem der Zwischenacte als denjenigen Autor zurückkam, von welchem eine andere Partei des Hofes — er hatte im Sinn, auf Ulrike Löwenhaupt zurückzukommen — lieber ein Trauerspiel aufgeführt gesehen hätte, als eine Oper.

Das Stück war zu Ende. Der Markgraf erhob sich, ehe sich Jemand entfernen durfte. Ohne zu grüßen, begab er sich aus seiner Loge an seinen Wagen und kehrte in die seit Jahren gewohnte Ordnung seines Lebens zurück. Da mußten ihn immer dieselben Menschen, wie in Wandsbeck, empfangen. Ein einfaches Nachtessen verzehrte er für sich allein. Ein Buch geistlichen Inhalts, ein Lied Gellert's gab ihm Beruhigung, die dann kein

Brief, kein Actenstoß, keine stürmisch verlangte Audienz mehr stören durfte. Bis zuletzt die Stichert kam. Diese unterstützte seine Unterbringung im Schlafgemach insoweit, als da eine weibliche Hand mitbehilflich sein konnte. Das hatte er anfangs so mit dem Kinde gehalten, das ihm plauderte, das ihm seine eigenen Kinder vergegenwärtigte, das ihn an dies und jenes noch erinnerte, noch einmal nach dem Wasserkruge sah, ob dieser gefüllt war, die Uhr aufzog und ihn sonst unterhielt. Alles war so geblieben mit dem Heranwachsen des Kindes zur blühenden und verblühten Jungfrau und jetzt auch der Frau seines in der Gage vornehmsten (der „Etat" besagt 626 Gulden 24 Kreuzer), sonst aber wenig brauchbaren Kammerdieners Stichert, dem die Erfüllung seiner Liebessehnsucht kein langes Glück und keine Steigerung seiner individuellen Entwicklung gebracht hatte. Stichert nahm den Hut ab, wenn seine Frau auf ihn zutrat. Sie redete ihn mit Du, er sie mit Sie in der dritten Person des Singulars an. Der Trost solcher Menschen, die in sich etwas zu verwinden, etwas niederzukämpfen haben — wird zuletzt der Alkohol. Wenn Stichert, der des Abends betrunken und meist von den Andern betrunken gemacht war, heute seine entfernt von ihm schlafende Frau noch gefragt hätte: „Hat Sie denn recht gelacht in dem Stück?" so konnte man mit dieser Form der Rede: „Hör' Sie mal!" doch den größten Respect verbinden.

„Muß doch nun wirklich einmal all die Frauenzimmers von Bayreuth, die ehemals hoffähig geweſen, ſehen!“ äußerte heute der Markgraf mit einiger Schüchternheit zur Chriſtel, als ſie ihm die Perrücke abgenommen und auf den kahlen Schädel ſeine hohe warmgefütterte perſiſche Prieſtermütze geſetzt hatte.

„Mir recht!“ meinte ſie in der träumeriſch abweſenden Art, die ihr ſeit lange eigen geworden. Dann lachte ſie und ſagte: „Eine wird wol drunter fehlen, die Schröderin!“ Sie gab der Theda einen nicht gut wiederzugebenden Titel und behauptete, die würde gewiß dem Rhänius nachlaufen und wol gar noch unter die Comödianten gehen. Sie erinnerte den Markgrafen an das erſte Bekanntwerden dieſes Paares, das ſich hier ſo „curios“ wiedergefunden hätte. Romantiſches tolerirte ſie an ſich. Dieſer Menſch wäre ja der Sohn eines der in Wandsbeck hauſenden Bankeruttirer geweſen und hätte ja ſchon dort den Leibmedicus in den äußerſten Zorn gebracht. „Alles kann man nicht klein kriegen,“ meinte ſie, „und in der Welthiſtorie habe ich geleſen, daß manche Herrſcher ungeheure Schlachten gewonnen und, z. B. Karl der Große, mit ihren Kindern doch nichts als Krakehl gehabt haben. Wenn Onkel Durchlaucht dieſen Menſchen auch noch zum Staatsminiſter machen werden, ſo braucht er wahrhaftig nur auf ſeinen Jungen zu ſehen, der jetzt die Bayreuth'ſche Armee

ſchimpfirt. Dann wird er zahm! Gewiß, kein Baum wächſt in den Himmel!“

Der Markgraf hatte von jeher die Politik: Divide et impera! Beſſer, deine Umgebungen haſſen einander, ſonſt verſchwören ſie ſich zu deinem Verderben! Er ſpitzte die Ohren. Hier hörte er den Einen und morgen hörte er den Anderen. Er glaubte dann immer das thun zu ſollen, was eigentlich Alle ärgerte. Schröder's Macht beruhte auf des Markgrafen unausrottbarem Peſſimismus. Gott hat zwar die Welt erſchaffen und die Menſchen nach ſeinem Bilde, aber in beide hohe Kunſtleiſtungen hat ſich der Teufel eingemiſcht und ſich darin ſo unverſchämt feſtgeſetzt, daß ſelbſt die Erlöſung durch Chriſti Blut und Wunden und die Niederfahrt zur Hölle nur einigen Wenigen zu Gute gekommen iſt, den „Auserwählten“; die Mehrzahl gehört dem Satan an. Schröders mit ganz wunderbar überzeugenden Tonſchwingungen geſprochenes drittes Wort, ein Wort, das er wie eine rhetoriſche Aufgabe, etwa in der Art wie Garrick zum Erregen von Lachen und Weinen zugleich vorzutragen verſtand, immer und immer wiederholte: „'s ſind ja alles nichts als Spitzbuben, Durchlaucht!“ fand des Markgrafen vollſte Zuſtimmung. Jeder war ihm ſchlecht, bis ihm das Gegentheil bewieſen wurde. Dazu hatte er ſich in den Kopf geſetzt, die Menſchen lachten hinter ihm her. „Ich will's ihnen anſtreichen.“

Die Unterredung über die Damen mit dem Ober-Hofmarschall hatte der Markgraf nicht vergessen. Er brachte Christeln sein Project, eine Damenvorstellung, zu Gehör und wollte das Urtheil der Christel. Ja er sprach sogar von einem — Heizenlassenwollen des großen Saales der Eremitage.

„Was?" rief die Christel aus. „Den Ort können ja Onkel Durchlaucht nicht leiden!"

Sie sann nach, was und wer hinter diesem Projecte stehen mochte.

„Pah! Pah! Eben deßwegen," polterte der Markgraf hinter einem Vorhang hervor, nachdem er sich schon auf sein Bett geworfen, das eines der wunderlichsten Betten war, auf welchen je ein Mensch, geschweige ein Fürst, geruht haben mag. Es war aus lauter kleinen Kissen zusammengesetzt. Er behauptete, nur so die richtige Lage, welche ja je nach Stimmung und Tag wechselte, finden zu können. Ueber dem Kissenmagazin hing das Bild seiner Geliebten, die leider todt war, der Königin Elisabeth von England.

„Die Frau von Lauterbach wird schon dafür sorgen, daß es Ihnen in der Eremitage gefällt!" kicherte die Christel anzüglich.

Eine lange Pause trat ein. Schon wollte die Christel das Licht dämpfen.

„Das schönste Wesen in Bayreuth soll ja die Tochter des Ober-Stallmeisters sein —" hieß es

hinter dem Vorhang, während der Kissenaufbau begann und draußen der Wächter knarrend über den stillen Schloßplatz schritt.

Wieder eine lange, inhaltsschwere Pause, die aber jetzt von der Christel veranlaßt wurde. Sollte denn nun wirklich, sie merkte etwas, ein Wesen auf den Schauplatz der Geschichte treten, der naturgemäß ihren Einfluß verdrängte, vielleicht ganz aufhob? Wem sollte sie, wenn es nicht zu vermeiden war, den Vorzug gönnen? Mit wem wol noch würde sich die stolze, von Herrschsucht nicht freie Kammerdienerin am ersten verständigt haben? Eine geborne Fürstin, eine neue Gattin zur rechten Hand würde ihr die liebere gewesen sein. Denn da war — auf einen baldigen Bruch zu rechnen. Aber die Gewinnung einer solchen war bei des Markgrafen Schüchternheit nicht vorauszusetzen. Die Verwandten der immer noch nicht ganz legal geschiedenen Schaumburgerin standen drohend im Hintergrunde. Eine Heirat linker Hand mit der Lauterbach? Je nun, dachte sie, die schmeichelt mir jetzt genug und ladet mich ein und ist vielleicht schon mit mir zufrieden, wenn ich ihm nichts sage von ihren Liebhabern, die sie auch als seine Frau haben wird —! Ulrike Löwenhaupt — diese hatte sie nur ein einzigesmal flüchtig gesprochen und von ihr einen kühlen Eindruck gehabt. Diese „Schwedin" war gegen sie stolz gewesen. Damals hatte sie noch nicht gewußt, daß der Gegen-

ſtand ihrer überſpannten Schwärmerei vom Urtheil der Welt mit dieſer anmuthigen, immer wie ein Roſenhauch, auch im Geſpräch, an ihr vorüberſchwebenden weiblichen Erſcheinung für verlobt erklärt wurde. Später erfuhr ſie's, aber faſt zu gleicher Zeit kamen ihr die Nachrichten über die Wiener Jüdin und deren Ankunft in Bayreuth. Der Brief an den jungen Reichsgrafen damals nach Himmelskron war wie ein Gedanke — mütterlicher Liebe. Man verhätſchelt die Seinen mit allen ihren Fehlern. Lea Osmund hatte ſich an jenem verhängnißvollen Abend nicht zu ihr geflüchtet. Das trug ſie ihr nicht nach. Selbſt die Bezeigung des Dankes, den Fritz Ellrodt, wenn er irgend ein Ahnungsvermögen hatte, doch allein ihr ſchuldig ſein mußte, genügte ihr in der einfachen Form ſeiner tiefen Verbeugung und ſeines höchſt verbindlichen Grüßens, wenn ſie einander begegneten, ſeines ſchüchtern verlegenen Lächelns, ſeines Erröthens bis an die Stirn hinauf. Sie hätte nur wünſchen mögen, ihm gegen Schröder und die böſe Landes-Deputation mehr nützen zu können. Weſſen ſie in einer äußerſten Erregung fähig war, das hatte ſie bei jener Scene gezeigt, wo ſie den jungen Ellrodt bei Meersmanns Befreiung ſecundirte. Er liebt die ſchöne Jüdin — —! Vielleicht konnte ſie ihm nützen in der Bewahrung ſeiner jugendlichen Freiheit, ſeines friſchen Triebes, da zu leben und zu lieben, wo ihm in

ſeiner Liebe und ſeinem Leben wohl war. Sie hatte gehört, Fritz Ellrodt hätte keine Neigung für die ſchöne, für kalt geltende Schwedin und würde nur von ſeinem Vater gedrängt, eine „Convenienz-Heirat" zu ſchließen. Gegen nichts kämpfte ja die Romantik jener Zeit, die anbrechende neue Empfindungsform ſo lebhaft, als gegen die „Heiraten aus Convenienz" —! Da war es denn eine — „ſtimmungsvolle" Caprice, und eine nicht ganz aus dem Reich der reinen Geiſter ihres geliebten Klopſtock in ſeiner „Meſſiade" ſtammende, nein, vielmehr aus jener nächtlichen Tiefe, in welche der ſo unendlich liebenswürdige Abbadonna geſtürzt wurde, wenn ſie den Markgrafen in dem Plan, ſich die Damen des hohen Adels vorſtellen zu laſſen beſtärkte und dann noch kurz vor dem „Gute Nacht!" Comteſſe Ulrike Löwenhaupt — als ein Weſen hinſtellte, das wol würdig wäre, ein Diadem in ihre Locken zu flechten.

„Nia, warum denn nicht? Als Gräfin von Hohenzollern! Und zur linken Hand!"

Mit dieſer Neckerei, die der Markgraf mit jenem, nur für Fürſten ziemlichen Lachen, das ihm in der Comödie eigen war, aufnahm, entſchlüpfte ſie in ihren Seitenflügel. Auf allen erleuchteten Corridoren ſchulterten vor ihr die zahlreichen Schildwachen.

## Neunzehntes Capitel.

Es zündet.

„Alle Hunde lasse ich hinter ihr verbrennen! Der Henker soll mir den nichtswürdigen Buben einfangen! Alle Beide müssen sie an den Pranger! O daß ich ihr meine väterliche Autorität noch nie mit Kraft gezeigt habe! Aber jetzt soll sie's fühlen!"

Also raste ein mit Papilloten an den Schläfen geschmückter großer, breitschulteriger Mann, der Ober-Bergrath von Schröder, in seinen köstlich decorirten Zimmern, auf gebohntem Parquet, unter Kronleuchtern, an die seine stattliche Gestalt beinahe hinanreichte, hin und her, theilte Püffe und Schläge, die er seiner Theda zugedacht hatte, verläufig seinem Henning aus, der in der Uniform eines Avantageurs und Fähnrichs-Aspiranten eine für die Landesarmee höchst traurige Rolle spielte. Den Zopf zog ihm der Vater mit der einen Hand herunter, daß die glotzenden Augen des „Mondkalbs" die Decke anstierten, und legte mit der anderen die

Teller — Keſſel — Näpfe — Kannen — Kellen — Quirl — eine Zange — einen Mörſel — eine Pfanne — ein Reibeiſen — einen Bratſpieß — einen Borſtwiſch — eine Stürze — eine Butterbüchſe — einen Lohgrapen — viele Deckel — Taſſen — Büchſen — und einen großen Waſſerkrug."

Jetzt endlich wurde oben auf einem kleinen Sandhügel ein Mann ſichtbar, der den brandenburgiſchen Kinderfreund in der Hand hielt und ihn mit ungeheurer Anſtrengung auf die bezeichnete abgeſtoßene Weiſe ausrief. Als der Mann, der äußerlich eher einem Flur- als einem Fibelſchützen glich, der Reiſenden anſichtig wurde, ſchlug er den Kinderfreund zu, nahm eine Priſe und die Mütze ab und grüßte. Befragt, was ihm denn wäre, daß er ſo grimmig in die Berge hinein buchſtabirte, ſtieg er von der kleinen Anhöhe herunter und ſagte: „Ach, es iſt eine dumme Geſchichte; aber ich bin verheirathet und was thut man nicht um ſein Brod? Uebrigens iſt alle Mühe vergebens und der Graf kann gewiß ſein, daß in keinem Winkel hier was zu hören iſt."

Es währte etwas lange, bis der Fibelſchütz eine verſtändliche Auskunft gab. Er durchſtreifte nämlich ſchon ſeit acht Tagen dieſe flachen Sandhügel, um, im Auftrage des Grafen, der etwas Großartiges im Werke hatte, zu unterſuchen, ob nicht etwa ein Echo in ihnen verborgen läge. „Wär' ich nicht," ſagte der umgekehrte, moderne Narciſſus, „Muſikus von Haus aus, ſo würd' ich mir ſchon was an der Lunge zerſprengt haben" (eigentlich ſagte er zerſprungen); „ſeit acht Tagen lauf' ich herum und brülle wie ein Stier nach 'nem Echo und höre keines; die Berge bleiben ſtockdumm, ich mag ſchreien, was ich will. Da ich wenigſtens eine Unterhaltung bei dieſem läſtigen Geſchäft haben wollte und da

unſanfteſten Streiche auf die im Uebrigen wohlgenährten und apfelroth ausſehenden Wangen des hoffnungsvollen jungen brandenburg-culmbachiſchen Kriegers.

„Hätteſt du nicht aufpaſſen können, Schlingel?“ rief er. „Treibſt dich in der Frauengaſſe, in den Kaffeeſtuben, in den Schenken an der „ſchwarzen Allee“, in verrufenen Häuſern umher und achteſt nicht darauf, was deine Schweſter treibt? Kommſt bis zur Tollheit voll jeden Abend nach Hauſe von deinen Kameraden, die dich plündern, wirfſt dich aufs Bett und ſchnarchſt, daß die Welt neben dir untergehen könnte? Läge ich nicht zwei Zimmer weiter in meinem wohlverdienten, durch raſtloſe Tagesarbeit erworbenen Schlafe, ſo würde ich drei Stunden früher gemerkt haben, daß mir der Vogel zum Neſt hinaus war. O der Schande jetzt vor Stadt und Land! Schöner neuer Adel das! wird hier dieſe Bande ſagen. Und nun erſt der Markgraf! Mich faßt ein Grauen!“

Bald nach dieſen Jammerrufen eines neuen Shylock, dem ſein Kind durchgegangen, kam Zeuner gelaufen, deſſen ſtändiges Quartier ſeit einiger Zeit zwar wieder im Gebirge ſein ſollte, der aber doch ab und zu von ſeinem Gönner und höchſten Vorgeſetzten zu irgend einer ihm ertheilten Aufgabe herbeiordert wurde und grade heute zu beſonders gelegener Zeit anweſend war.

„Ich habe nichts von ihnen entdecken können," berichtete er, von seiner Eile langsam verschnaufend. „Als der Polizeivoigt den Comödianten der Stadt verwiesen hatte und noch ein anderer, der ihm die Stiefel geputzt und blos der Bursche des hochmüthigen Kerls war, mit ihm davonlief, worüber vorgestern beinahe das Stück nicht hätte sein können, da brachte der Wachtmeister Beide auf dem Wege nach Berneck bis über den Brandenburger Weiher hinaus, zeigte ihnen die Route nach Leipzig und will gedroht haben, daß ihn der Voigt krumm schließen lassen würde, wenn der Kerl wiederkäme."

„Diese Tröpfe, diese Schöppenstedter Esel hier!" schrie Herr von Schröder. „Geben den Dieben einen Strick und überlassen ihnen, sich damit irgendwo an einem beliebigen Baum selbst aufzuhenken! Auch das ist nichts als gegen mich die gewöhnliche Bosheit. Alles wird nur halb ausgeführt, was ich angebe. Es thäte noth, daß ich noch selbst aufs Land reiste und hinter jedem Briefe, der aus meiner Kanzlei kommt, das Donnerwetter in Person nachfolgen ließe, wenn die befohlene Sache nicht wirklich in Execution kommt!"

Noch eine Weile jammerte in dieser Art der den höchsten Zielen, die ein kleiner Staat bieten kann, Ministerschaft, Excellenz zusteuernde Mann um ein Familien-Ereigniß, das ihn nun so recht

wieder tief in die gemeine Sphäre zurückwies, aus der er sich mit so keckem Muthe emporgeschwungen hatte. „Ich schäme mich zu Tode vor dem Markgrafen! Der gnädige Herr rühmt sich, den Racker erzogen zu haben! Nun wird er wieder glauben, daß die Leute über ihn lachen. Wer muß es dann büßen und fühlen, als Ich! Ich! Wunschold — auch das ist eine Canäille! Freilich habe ich Ursache, ihn und den Andern noch wie bisher zu halten!"

Letztere Gedanken, die sich in Trützschlers voraussichtliche Schadenfreude und Rache verliefen, in eine Schwenkung, die der listige „Streber" nach Herrn von Thomas hin gemacht hatte, murmelte der Ober-Bergrath nur so vor sich hin. Und auch nur mit halbem Ohr nahm er Vermuthungen entgegen, die Zeuner dahin aussprach, daß sich die Schauspieler nach ihrer Stadt- und Landesverweisung entweder persönlich oder schriftlich mit dem Fräulein verständigt haben müßten und diese überredet, gestern Abend scheinbar zu Bett zu gehen, sich dann aus dem Hause zu schleichen und an einem Orte einzufinden, wo sie wahrscheinlich ein Wagen weiter gebracht hätte. „Sie sind auf Bamberg zu. Das laß' ich mir nicht nehmen! Gestern Nacht wurde ein verschlossener Wagen auf dem „Herzog" gesehen. Geld und Gut, was das arme verführte Fräulein hat zusammenraffen können, hat sie ja, höre ich,

mitgenommen! Glauben Sie mir, Herr Baron, ſie machen an den Rhein!"

Zeuner verſtand zu calmiren. „Herr Baron —!" Wie das in Schröder's Seele ſo wohllautend und balſamiſch einzog!

„Red' Er nicht ſo viel durcheinander!" ſtöhnte er aber wehmüthig wie der jammernde Shylock, nur daß ſeine Ausdrücke weniger gewählt waren, weniger dichteriſch. „Bring' Er die Sache nicht ſo umſtändlich in die Wirthshäuſer! Hört Er? Noch kann Alles unterdrückt werden. Er muß dieſer niederträchtigen ſchlechten Bande stanta pè nach!"

„Auf Culmbach zu? Dann aber nur gleich!" rief Zeuner. Ein Auftrag dieſer Art machte ihm ein „Heidenvergnügen".

„Ja! Er geht auf Culmbach zu und ich — ich mache auf Berneck! Nehm' Er ſich einen Poſtklepper! Auf meine — nein, auf Regierungskoſten! Von Station zu Station durchſucht Er jedes Wirthshaus! Ich will die Straße nach Leipzig nehmen. Herr Gott im Himmel!" unterbrach er ſich. „Wenn ſich ein gewiſſenloſer Pfaffe fände und dieſe ſauberen Vögel traute! Rhänius heißt der Schurke? Zeuner, hat Er 's Signalement?"

„Hab' ihn ja ſchon ſpielen ſehen! Es iſt ein hübſcher, feiner, angenehmer Menſch!"

„Stille!" ſchrie Schröder. Er wollte dieſe Lobeserhebungen nicht hören. „Jetzt fort! Hier iſt Geld!

Er reitet bis Gulmbach, bis Lichtenfels! Ist es nichts, so kann Er auch — in des Teufels Namen bleiben, wo er will!"

„Was?" riß Zeuner die Augen auf vor Erstaunen.

Schröder erschrak und erklärte, was er gemeint haben wollte. Doch beschwichtigte er nur nothdürftig die Teufel, die sich wie im Nu aufgebäumt hatten im Gemüth des bösen Werkzeuges, das Schrödern lästig zu werden anfing.

„Er muß wenigstens gleich wieder auf Seine Station! Da seh' ich Ihn vielleicht schon früher! Denn ich will den Bösewichtern nach auf der Leipziger Straße. Finde ich sie nicht, so mache ich, um nicht gleich aller Welt meinen Kummer zu zeigen, eine Rundreise durch die Aemter. Augenschein erspart Schreiberei. Ich will sehen, wie die allgemeine Hallunkenwirthschaft, die hier im Lande üblich gewesen, draußen an Ort und Stelle aussieht, und — laß Er mich nicht wieder Klagen hören, daß Er ein unverbesserlicher Wilddieb sei."

Jetzt aber wurde Zeuner dermaßen ausfallend, daß ihm Schröder die sanftesten Worte geben mußte. Rasch hatte er eine Anzahl neuer blanker Gulden vor seinem Schreibbureau abgezählt und gab sie ihm. Zeuner sollte den Flüchtlingen unmittelbar nachreiten. Der verzweifelnde Vater ließ sich eine ihm schon längst für „amtliche Rundreisen" aus der

fürſtlichen Wagenremiſe immer zur Verfügung ſtehende Reiſekaleſche mit Poſtpferden beſpannen, übertrug den ihm von Wandobeck her in der That näher attachirten erſten Dienern des Markgrafen die Fürſorge für ſeine Wohnung und hatte vor, aus einer Stadt zu verſchwinden, die im Begriff ſtand, ihm für einige Zeit unheimlich zu werden. Kamen doch von allen Seiten jetzt die früher hier ſo wohlunterhaltenen vornehmen Wintergäſte an. Die Macht des tonangebenden einheimiſchen Adels mehrte ſich. Beim Verlegen einer Bühne ins Reithaus wußte ſich Graf Löwenhaupt ſeiner alten Gerechtſame, dabei die Anordnungen zu treffen, zu bemächtigen. Auch ſtand ganz nahe bevor, daß wol gar die Tochter des verſtorbenen Markgrafen, die Enkelin-Nichte des regierenden, die Herzogin von Würtemberg, im Schloſſe ſelbſt Quartier nahm, wobei leicht ein Verdrängen des Schröder'ſchen Einwohnens erfolgen konnte.

In der That erhielt das Verbaben des Markgrafen, ſich die ſonſt am Leben des Hofes betheiligt geweſenen Damen auf der Eremitage vorſtellen zu laſſen, eine der Verlegenheit des Fürſten außerordentlich abhelfende Veränderung. Der Herzogin von Würtemberg wurde es für den Winter in dem waldigen Neuſtadt an der Aiſch zu bange. Auch wollte ſie endlich den Verkauf der Diamanten ihres Vaters abſchließen und die Vorbereitungen treffen für jenen

romantiſchen Bau der „Fantaiſie“, an welchem Jung und Alt vom Adel ſich betheiligen ſollte. Die jetzt einundreißigjährige Fürſtin, die, wie ſo manche nach Stuttgart verheiratete Prinzeſſin, nicht das Geheimniß mitgebracht hatte, die regierenden Herren aus dem Hauſe Teck dauernd zu feſſeln, hatte ihre Bildung von ihrer excentriſchen Mutter empfangen, und auch ihrem Vater fehlte nicht jene Exaltation, die ſich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts immer mehr ſteigerte, ohne zu ahnen, daß die Heilung durch die Blut-Douche der franzöſiſchen Revolution kommen würde. Scenen vor einem geladenen und theilweiſe auch bezahlenden Publicum, wie die, wo einſt die Eltern dieſer Würtembergerin im Theater ſitzend, den Vorhang aufgezogen ſahen und, ſtatt des Stücks, in einer allegoriſchen Umrahmung, unter Trompeten- und Paukentuſchen das eben aus Stuttgart zum Beſuch gekommene junge Paar, der Schiller-Karl und ſeine Gattin, die Eltern überraſchte, kamen an den damaligen Höfen öfters vor. Rouſſeau wollte die Menſchen auf die Natur zurückführen. Die Paraſiten der unnatürlichen Geſtaltung des menſchlichen Lebens fanden dieſen Urzuſtand in einem theatraliſchen Arkadien, wo man einige Stunden lang ſeine Titel und Geburtsrechte vergeſſen zu haben ſchien und eine Schäferwelt nachahmte, die nie anderswo als in den Phantaſieen der Dichter gelebt hat. Es ſtand feſt, der Bau der

„Fantaisie" sollte auf einem malerisch gelegenen Terrain nahe der Stadt im Frühjahr begonnen und von der Gesellschaft, ihren männlichen und weiblichen Mitgliedern, durch förmliche — Frohndienste im Costüm, Graben, Karren, Mauern, gefördert werden. Nach dem fröhlichen Copiren der armen, mit saurem Schweiß ihr Brot verdienenden Gewerbs- und Arbeitsweit sollte die Erholung auf den mit Blumen geschmückten Wiesenmatten, die Erquickung aus den großen Kübeln mit Milch folgen. Das Schwarzbrot mit frischer Butter, die aus einer in der Tiefe der Thalschlucht am Fuße des Dondorfberges gelegenen Meierei kommen sollte, dachte man sich schon jetzt „delicios" oder, wie die am Hofe befindlichen Berliner gesagt haben werden, „reizend".

In den engeren und nach dem großen Brande von 1753 weniger glänzend möblirten Räumen des sogenannten „Alten Schlosses" und bei der dort abgestiegenen Herzogin von Würtemberg lernte denn in der That der Markgraf die Frauen oder Töchter des Adels kennen. Se. Durchlaucht benahm sich dabei nicht ungeschickt. Er verrieth, daß die auf einem Teppich stehende Automaten-Figur in prächtigsten seidenen und goldflimmernden Gewändern, an welchen die überall verschwenderisch angebrachten neugekauften Diamanten einen Effect hervorbrachten, als liefen Thautropfen an ihnen auf und ab, ein wirklich lebendes

Weſen und ſogar von Urtheil und mancherlei Beleſenheit war. Sowol die Ausgelaſſenheit und Sucht zu bizarren Einfällen der kleinen Herzogin von Würtemberg, die neben ihm ſtand und nach ihm die Cour empfing, wie die dreiſte Zudringlichkeit der ſich noch immer als erſte Dame der Geſellſchaft fühlenden Miniſterin von Lauterbach erleichterten das ſteife Ceremoniel und ließen das Vorſtellen, das Verbeugen, das Anreden mit einigen Phraſen leidlich natürlich herauskommen.

Unter dem zahlreich anweſenden männlichen Perſonal fehlte derjenige, der ſchon damals, als er kaum von der Univerſität gekommen war, über ſolche und ähnliche Hof-Abende an Meersmann die Bemerkung geſchrieben hatte: „Dieſe conventionellen Formen, dieſe Bezeigung eines Reſpects, den der Eine wie von Gott ſo gewollt empfängt und der Andere wie von Gott ſo gewollt leiſtet, könnte doch ein Philoſoph für eine Scene aus dem Tollhauſe halten oder für ein Puppenſpiel, wo alle Bewegungen von einem unſichtbar angezogenen Draht herrühren! Und doch meinte Papa, dieſer Draht wäre das Sinnbild der Civiliſation! Wahrhaftig! Welche ungeheure Einſchränkung der Willensfreiheit! Welcher formidable Zwang, ſeine eigene Perſon für eine Nebenſache zu halten! Welche erhabene Verpflichtung für die Schicklichkeit jedes Wortes, den Anſtand jeder Bewegung!“ Der junge, ſchon nach ſeiner

ersten italienischen Reise mit dem Geheimrathstitel begrüßte Günstling des Glücks erklärte, er wollte diese Comödie in dem Sinn mitmachen, daßda durch die Barbarei der Naturvölker, das Faustrecht des Mittelalters als abgeschafft angezeigt wäre. Und — — Fritz Ellrodt hatte diese Bemerkung in Wien nicht wiederholt, als er in der kaiserlichen Hofburg die wilden Häupter der Croaten, Ungarn und Polen durch die Strenge des Ceremoniels gebändigt sah. Da hatte er nur noch gesagt, daß das Joch der Etikette unerträglich werden könnte, wenn nicht die Persönlichkeiten, denen zuliebe man es trägt, wahrhaft edle, menschlich warmfühlende, Jedem, der sich ihnen naht, mit aufrichtiger Theilnahme zugewandte Naturen sind. Hier, am heutigen Cour-Abend in Bayreuth, fehlte er.

Auch Comtesse Ulrike fehlte.

Eine Thatsache, die sich erst ganz zu Ende des glänzenden Abends als störend herausstellte.

Man hatte ein aus dem neuen Schloß herübergebrachtes Souper jener sechzehn Köche zu nehmen begonnen. „Daß dies sehr einfach sein wird und nicht zu lange dauert, dafür hat Treskow schon gesorgt!“ hieß es allgemein.

Beim Spiel fing Durchlaucht an, etwas verwirrt und aigrirt zu werden. Die Herzogin von Würtemberg neckte ihn, was seine Verwirrung steigerte. Schon hatte er einige Persönlichkeiten ver-

mein Witz auch nicht groß genug ist, immer was Neues köpflings auszudenken, so hab' ich mir den brandenburgischen Kinderfreund mitgenommen und ihn schon einmal ganz durchgebrüllt; aber es hilft nichts, ich höre kein Echo."

Von den Reisenden meinte Einer, wenn der Graf denn doch einmal zu seinen Plänen eines Echos in den Bergen bedürfte, so könnte er ja Jemanden anstellen, der aus irgend einem „geheimen Plauderstübchen" den Leuten das mit Geschicklichkeit nachriefe, was sie in die Gegend hinein schrieen. „Ja," meinte der Fibelschütz, sich hinter den Ohren krauend, „was Anderes seh' ich auch nicht kommen, wenn's doch 'mal ein Echo sein' soll! Ueberhaupt glauben Sie nicht, was der Graf mit dieser ganzen Gegend hier vorhat. Er will, wie unser Herrgott, hier aus Nichts ein Paradies machen. Ich bin eigentlich für die Bademusiken — ja," unterbrach sich der Mann, „davon wissen sie All' noch nichts?"

Von den Reisenden bedeutete ihn Einer, daß ihnen die Pläne des Grafen wohl bekannt wären, und lud den Echojäger ein, sich nur mit auf den Leiterwagen zu setzen und ihnen eine andere Unterhaltung zu gönnen, als den Kinderfreund. „Nun," sagte er wohlgefällig und stieg ein, „ich fahre bis zum Sandkruge mit und kann ja recht laut sprechen, wenn's doch vielleicht wo an den Bergwänden Anklang fände." Der gute Mann erzählte nun recht vertraulich seine kleine Lebensgeschichte. „Sehen Sie," sagte er, „ich heiße eigentlich Joseph Andres Meißner und mein Vater war bloß ein Töpfer. Die Leute sagten immer: Wir essen doch von Meißner'schem Porzellan, was aber eine scherzhafte Zweideutigkeit war: denn sie meinten nicht Meißen in Sachsen, sondern meinen Vater. Es war gewissermaßen auch Meißner'sches Porzellan, was er machte,

wechselt, Unverheiratete nach ihren Kindern gefragt, Witwen nach ihren Männern. Nur Eine Frage war von dieser immer regen Bosheit aller Hofgesellschaften als richtig gestellt constatirt, daß an Graf Löwenhaupt und dessen Gemalin, die, wie der alte Ellrodt, anwesend waren, die Frage vom Markgrafen gerichtet wurde:

„Haben ja wohl eine Tochter? Viel Schönes von ihr gehört!"

Die Tochter wurde durch Unwohlsein entschuldigt. Ebenso wurde es der junge Reichsgraf. Der alte war heute gleichsam in die große Welt zurückgekehrt und lächelte mit Grazie. Niemand merkte die Scorpionen in seiner Brust. Der Rang eines Erbkämmerers des Landes war mit einer eigenen Uniform verbunden, die ihm ein Piedestal gab für Erhöhung nach kurzem Fall. Sereniſſimus beklagte die Abwesenheit seines Ministers des Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten. „Ihr Herr Sohn muß nach Wien!" sagte er mit einer eignen Dringlichkeit. Der Vater horchte auf, ohne jedoch etwas zu erwidern.

Ist ein solcher Abend vorüber, so hat eine kleine Residenz mehr Stoff zur Unterhaltung, als man einem solchen Complex von wenig über tausend Häusern mit einigen Kirchen, einigen Alleen, in deren Mitte ein Schloß liegt, zutrauen möchte.

Der Fürst ist impreſſionable! Das stand nun

feſt. Natürlich durch die Frauen und zumal durch die ſchönen Frauen. Allen war er erſchienen wie ein ſeit Jahren krank Geweſener, der, zur Geneſung zurückkehrend, einen plötzlichen Heißhunger nach bisher entbehrten Genüſſen fühlt. Bereits fanden ihn die Damen der Herzogin von Würtemberg gar nicht ſo häßlich, wie man ihn zu ſchildern pflegte. Der weibliche Hofadel, eingeſchüchtert durch die von den Männern gegebenen Berichte über das Stockregiment, das im Schloſſe herrſchte, glaubte in der Lauterbach die Siegerin erkannt zu haben. Viſiten wurden ihr gemacht, Blumenbouquets geſchickt, Schmeichelreden gehalten. Alles das nahm dieſe auch ganz ſo an wie geboten. Obſchon ſie ſich bei einiger Vernunft, die ihr freilich in Eitelkeitsdingen am wenigſten zu Gebote ſtand, hätte ſagen ſollen: Gerade gegen dich war er am allerkälteſten! Dein Geplauder über „Soliman den Zweiten“ und die prächtigen Coſtümes hat er mit wahrer Indignation aufgenommen! Er hatte ihr erwidert: „Wenn ich durchaus etwas Franzöſiſches ſehen ſoll, ſo führen Sie mir ein moraliſches Stück von Marmontel auf; ſelbſt gegen eine Tragödie von Crebillon hätte ich nichts einzuwenden!“

Das Fehlen des ſchönſten Paares von Bayreuth, des jungen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten und der Comteſſe Löwenhaupt, verurſachte Combinationen. Der nähere Zuſammenhang hier

etwa vorhandener Störungen und Mißverständniſſe wurde bei Kaffee und Chocolade erörtert. Daß ſich aber der alte Reichsgraf, der doch ſo tief gekränkt werden, hatte ſehen laſſen, erſchien auffallend — letzteres mehr bei Bier und Wein.

In Wahrheit war über Fritz Ellrodt ſeit jenen Nachmittagsſtunden am Kreuzſtein eine Verſtimmung gekommen, von welcher es ſchien, als ſollte ſie für ſein Leben entſcheidend werden. Zu tief hatte das kluge Mädchen, das ihm denn alſo nun lebenslang nur eine theilnehmende Freundin bleiben wollte, in ſein Inneres gegriffen. Eine Jüdin, die mehr, als in dieſem Städtchen alle, in den großen Ahnungen einer anbrechenden Glanzzeit unſerer Dichter und Denker lebte, hatte in ihm aufs mächtigſte den Stolz geſchürt, den der Menſch auf andere Güter haben ſoll, als auf äußere Ehre und Weltauszeichnung. Sie wollte den Ort bald wieder verlaſſen und wollte ihn jedenfalls meiden —! Er war aber auch beſonnen und verſtändig genug, ſich zu ſagen: Wie darfſt du thörichten Lebenshoffnungen nachgehen! Das, was durch Sitte und Vorurtheil geſchieden iſt, überſpringt ſich nicht ohne Selbſtverletzung! Verzweifeln? Lieber Sterbenwollen —? Lächerlich, wenn man dem Leben noch nichts geleiſtet hat! In der That regte ſich in ihm die Sehnſucht, zur Univerſität zurückzukehren und ſich dort für einen anderen Beruf zu ſammeln. Das alte

Predigerblut, der Zusammenhang mit einer Generation von Geistlichen, wo von Kindesbeinen an der Beruf für ein Leben der Betrachtung und Selbstbeschränkung festgehalten und zur Grundlage der Erziehung gemacht wird, machte sich bei ihm anders fühlbar als bei seinem Vetter, dem Oberhofprediger, dessen Abneigung gegen diesen „geistlichen Fahnenadel" sich wiederholt beim Besprechen der Schicksale anderer Abzweigungen der Familie kundgab. Schon besuchte er seltener das Haus des Kammer-Residenten, die gemeinschaftlichen Spaziergänge mit Lea hörten auf. Der Vater war in die Stadt gezogen und setzte voraus, daß der Sohn an der Entfaltung seiner amtlichen und gesellschaftlichen Würde, die von ihm mit scheuer Umgehung der noch souverän schaltenden Landes-Deputation versucht wurde, gebührend theilnahm und ihn in den Geschäften unterstützte. Noch immer war eine reiche Zahl für den halb und halb Beseitigten übrig geblieben. Der Ober-Bergrath von Schröder reiste im Lande umher. Da allerdings „Grund und Boden" geologisch im Lande zu seinem Ressort gehörten, so suchte er auch alle Dinge, die sich auf „Grund und Boden" erhoben, in seine Gewalt zu ziehen.

Fräulein Theda von Schröder war indessen, wie man jetzt allgemein behauptete, keineswegs entführt worden. Ja, sie wurde sehr bald nach ihrem Verschwinden in Bayreuth wieder gesehen. Jetzt hieß es,

reiſte ſie mit ihrem Vater auf dem Lande. Es war eine Geſchichte, deren wirkliche oder fingirte Nebenumſtände nicht wenig ausgebeutet wurden vom Stadtklatſch.

Aber es ſollte noch bald eine wunderbarere Geſchichte geben.

„Was ſoll das nur bedeuten?“ fragte eines Morgens nach dem damals noch zwiſchen Kaffee, Chocolade, Suppe ſchwankenden Frühſtück Graf Löwenhaupt, dem ſeine Gemalin, obſchon eine Excellenz und Prinzeſſinnen-Tochter, doch aus liebevollem Gemüth und — Sparſamkeit die Perrücke ſelbſt ſtutzte und die hofgemäße Adoniſirung des Hauptes gab. „Was ſoll denn das nur heißen? Die Stichertin hat ſeit einiger Zeit ſo viel ſonderbare — wie ſoll ich ſagen? — Attention für uns?“

„Hm, hm,“ antwortete Se. Excellenz der Ober-Geſtütsdirector und Hüter des fürſtlichen Marſtalls, „daß ſie uns für die fürſtliche Küche die Mariengrüner Kartoffeln abkaufen läßt, das geſchah doch auch ſchon früher.“

„Wie mit allen unſeren Feldfrüchten geſchah — wären ſie nur beſſer gerathen — Nein — nein —!“

„Hätte diesmal allerdings, wie ſo Manches unter dem neuen Regime, oubliirt werden können — Treskow ſpart ja wie Harpagon!“

„Sie begegnet mir oft im Schloſſe und macht

dann immer einen tiefen Knix. Freilich sieht's fast spöttisch aus, wenn sie gar so freundlich thut. Gestern hat sie auch mit mir gesprochen —"

„Was wollte sie?" fragte der Hausvater, der sich seinen geblümten Schlafrock auszog und in die strammen Kleider schlüpfte, mit denen er, eine mächtige Reitpeitsche in der Hand, die Ställe zu revidiren pflegte, wo die Ordnung und Pflege der kostbaren Thiere nicht streng genug genommen werden konnte. Trechsel, gewissermaßen das Hof-Factotum, hatte die Aufgabe, jeden Morgen mit einer mächtigen Trommel durch den Marstall die Runde zu machen und durch unaufhörliches Schlagen und Wirbeln die Thiere an Manöver-, wol gar Schlachtenlärm zu gewöhnen — ein Amt, auf das der treue und vielanstellige vierzigjährige Jüngling nicht wenig stolz war.

„Sie debitirte die größten Elogen über Ulrike und beinahe wie im Auftrage von Monseigneur. Neulich im Abendcirkel bei herzoglicher Durchlaucht wäre Se. Gnaden ganz mécontant geworden, sprach sie, als sie dort, wie die Stichert sagte, die von aller Welt bewunderte — na ja! Schönheit nicht antrafen!"

„St!" fiel der Graf in diese bescheiden vorgetragene halbe Selbst-Elege einer Mutter ein und deutete auf die von nebenan hörbar gewordene Thür, die zum Zimmer ihrer Tochter führte.

Bald auch erschien diese in anmuthiger Morgen-

toilette. Die üppig fluthenden goldblonden Haare waren noch ohne die ihnen zu gebende Frisur. Nur derjenige Theil derselben, der an den Schläfen Locken werden sollte, war in Papilloten gewickelt. Hinten hing das mächtige, schöne Wachsthum in eine einzige Welle aufgebunden. Der Morgenrock aus weißem, mit Blumchen bedrucktem Musselin und weitgeöffneten Aermeln konnte für die schon kühle Jahreszeit ausreichen, da in sämmtlichen Zimmern stark geheizt war. Eine sanfte Röthe der Ueberhinung gab dem ebenso durch die Weiche der Haut wie durch die Regelmäßigkeit der Formen ausnehmend schönen Antlitz eine Frische, die nur leider dem Gemüth der jungen, bewunderten und umschmeichelten Schönheit in diesem Augenblick mehr als je fehlte. In ihrem häuslichen Bereich glich sie einer Blume, die ohne Thau und Regen verschmachtet. Wie förmlich war die erste Stadtbegrüßung Fritz Ellrodt's gewesen! Wie selten und kurz waren wieder seine Besuche! Wie zerstreut fand sie ihn, wenn sie ihn nach seinen eigenen Angelegenheiten, er sie nach den ihrigen fragte!

Es folgte ein harmloses, unverfängliches Hauswirthschaftsgespräch, womit nicht nur den Empfindungen der heißgeliebten Tochter, sondern auch dem Zartgefühl der Eltern Rechnung getragen wurde. Alle Eltern scheuen sich, die entscheidenden Lebensfragen ihrer Kinder eher als sie müssen zu berühren

Um so derber polterte sich Graf Löwenhaupt über die jetzige Wirthschaft bei Hofe, über die Knausereien Treskow's und dessen ersichtliches Streben aus, sich dadurch, daß er den Hof hungern und dursten ließe, ein Vermögen zu machen. Mit Befriedigung, wenn auch mit großer Vorsicht wurde von der Abwesenheit des unruhigen Nachbars gesprochen, ebenso von seiner Tochter, deren Verschwinden, plötzliches Wiederkommen und wiederholtes Verschwinden jetzt sogar mit dem Leichtsinn Trützschler's von Falkenstein in Zusammenhang gebracht wurde, in dessen Wohnung man das für seinen gegenwärtigen Stand nicht geborene und erzogene Mädchen gesehen haben wollte!

„Trützschler hat doch aber ganz mit dem Vater gebrochen und soll jetzt überhaupt auf solideren Wegen gehen —" meinte die Mutter.

„Unsere jungen Herren scheinen hier zu früh die Universität verlassen zu haben!" fiel der Vater ein. „Trützschler hat Excellenz Thomas um die Gewogenheit gebeten, ihm wöchentlich ein Privatissimum zu halten über Lebensrecht und Landes-Administration."

„Da hätte er sich doch dem Fritz offenbaren sollen! Beklagt sich nicht sein Vater über ihn, daß er ein Träumer wäre und die Miene machte, Professor zu werden —?"

Etwas mußte nun der Vater über den Gegenstand der innigsten Liebe seiner Tochter vorbrin-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GÖTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04326/047

gen. Das verlangte der elterliche Partei-Eifer. Anklagen aber wollte er ihn nicht, und so meinte er denn nur:

„Will er denn den Tancred übernehmen?“

„Tancred?“ sprach wie aus Träumen erwachend die Tochter, die ihr Frühstück so leicht und zierlich genommen hatte, wie die Vögelchen aus ihrem Näpfchen das Wasser picken. „Weder Oper noch Schauspiel haben bis jetzt, hör' ich ja, irgend welche Chance —“

Alles das ging französisch, bis im Laufe der Rügen des sonderbaren Benehmens, das der spröde Abgott der Damenwelt seit einiger Zeit beobachtete, ein plötzlicher Schrecken des wenn nicht verschmähten, doch scheu umgangenen Mädchens in deutscher Sprache herauskam, als der Vater gesagt hatte:

„Sein Amt wird ihn dieser Tage wieder nach Wien zurückführen! Das Ausschreiben des Kaisers zur Wahl seines Sohnes hat schon auf October nach Augsburg gelautet, aber die Churfürsten haben remonstrirt und als Wahlort Frankfurt am Main festgehalten! Der Termin ist nun auf den Januar verlegt. Die Kälte wird für die hohen Herrschaften empfindlich werden. Aber im Januar pflegt der Frost ein besserer Wegbahner zu sein, als im Frühjahr der Regen. Eine Krönungsreise zu Schlitten wäre vielleicht etwas Neues für den, wie man hört, etwas bizarren Geschmack des Erzherzogs Joseph. Kurz, Serenissimus fühlen

weil er nämlich Weißner hieß, und, wie gesagt, ich bin sein Sohn. Mein Geburtsort ist aber in Bayern und nicht weit von den katholischen Fürstenthümern, weßhalb ich selber auch katholisch bin und von Hause aus großes Genie für die Flöte, überhaupt für Alles, was Musik ist, gehabt habe. Ich lernte Clarinette, Violine und blies auch die Trompete, was eigentlich auch die Veranlassung war, daß ich Hoftrompeter wurde, das heißt Klosterhoftrompeter oder Hofklostertrompeter im Bambergischen. Es war nämlich immer bloß ein Spaß, daß sie mich Hoftrompeter nannten. Uebrigens wurde die Anstalt, woher der Name kam, später eingezogen und mein Gehalt auch, warum ich denn nach Moskau ging, nämlich auf eine Anzeige hin, die im Blatt gestanden hatte. Es war eine Stelle als Violinist vacant, die ich, wie jeder Andern, im Orchester ausfüllen konnte. Nun hören Sie, wie man öfters durch etwas sein Glück machen kann! Ich hatte die Fertigkeit und habe sie noch, ob die Finger gleich steif werden, die Violine mit einem Finger zu spielen. Mein Obergelenk hier am rechten Zeigefinger ist so gewandt, daß ich etwas ganz fest damit packen kann, und so halt' ich den Fiedelbogen mit dem Dings so fest, wie mit der geballten Faust. Das machte mein Glück. Ich kam nach Moskau, und, wie sich Alles so schicken muß, da war der Theaterintendant des Kaisers gerade in Ungnade gefallen und nach Sibirien geschickt und, wie ich Ihnen sage, ein General, der wirklich von der Musik gar nichts verstand, wurde vom Kaiser an seine Stelle gesetzt. Es war ein guter General gewesen, der Mann; aber der Kaiser konnte ihn nicht mehr brauchen, weil er seit einiger Zeit das Gehör verloren hatte vom Kanonendonner oder Rheumatismus, genug, er war stocktaub. Wie nun so

ſich durch die Unſicherheit über die Reiſeroute des Erzherzogs aufgeregt, und Fritz, hör' ich, wird nach Wien müſſen, um anſcheinend die kaiſerlichen Majeſtäten und Hoheiten zu bitten, bei allerhöchſtdero Durchreiſe ja auch unſer Land zu beglücken, im Stillen aber — dahin zu wirken, daß dieſer Kelch an uns vorübergehe." „Kelch!" unterbrach ſich der alte Hofmann in ſeiner Darſtellung einer verfänglichen diplomatiſchen Aufgabe. „O welche Zeit! Von Trinkgeldern, Tabatieren, Porträts, Orden fremder, hoher, hier aufhältlicher Herrſchaften wird an unſrem Hofe nicht mehr die Rede ſein."

„Wie? nach Wien?" hatte Ulrike mehremale in deutſcher Sprache dazwiſchen gerufen.

„Und wenn die Wiener Herrſchaften durch Baiern und Anſpach gehen?" fragte die Mutter und fühlte die ganze Unruhe ihrer Tochter bänglich nach und ſuchte die ihrige und die der Tochter durch ein Intereſſe für Politik und Diplomatie zu verbergen.

„So wird dieſe, hör' ich, Fritz durch Baiern und Anſpach begleiten müſſen und während der Wahl in Frankfurt am Main bei den dortigen Feſtlichkeiten die Exiſtenz auch unſeres Fürſtenthums repräſentiren."

Man mußte das Geſpräch abbrechen. Ulrikens Aufregung wurde zu erſichtlich. Sie hatte ſich mit kleinen Anordnungen im Zimmer zu ſchaffen gemacht. Sie wollte am Fenſtertritt Platz nehmen

und eine Handarbeit beginnen. Aber die Faſſung verließ ſie bei dem Gedanken: Wien raubt dir den Geliebten aufs Neue und in der Kaiſerſtadt Frankfurt am Main wird es einen Zuſammenſtrom aller Vornehmheiten der Welt, der ſchönſten Frauen aller deutſchen Höfe, unſeres einſiedleriſchen ausgenommen, geben! Und als dann die Mutter, ſo bitter, wie ſie es ſelbſt empfand, ausgeſprochen: „Nun, da kann er ja die einſamen Spaziergänge mit der Jüdin fortſetzen, die ja, wie ich höre, ebenfalls nach Frankfurt am Main geht —!“ ſtand ſie auf und entfernte ſich, ohne ein Wort zu erwiedern.

Mancherlei Störungen, die aus der Dienſtbranche des Grafen entſtanden, unterbrachen die Fortſetzung eines Geſpräches, das für die Eltern ebenſo peinlich war wie für Ulrike. Die Oberaufſicht eines großen Marſtalls hat dieſelben Sorgen wie ein Kinder-Penſionat. Alle Augenblicke iſt etwas nicht in der Ordnung mit dieſen Flugwerkzeugen des Menſchengeſchlechtes. Bald frißt der Dſchingiskhan nicht, bald hat die Kalypſo den Einfall, den einen Hinterfuß ſchleifen zu laſſen, bald huſtet der Muſtapha, bald hat die Mylady den Spleen, der ſich in Kolleranfällen verräth. Die Sorgen der Stallmeiſter ſind groß, weßhalb ſie ſich auch in der Regel in den Gegenſatz aller Sorgen, ein wohlgemuthes Leben, ſtürzen. Doch davon war beim Grafen Löwenhaupt keine Rede.

Eben erſt hatte es elf Uhr geſchlagen, als bereits der Wagen der mit queckſilberner Beweglichkeit immer unterwegs befindlichen Frau von Lauterbach vor dem herrſchaftlichen Hauſe anrollte und die „lachende Witwe“, Excellenz Philippine, Viſite zu machen kam.

Ulrike war wieder in's Wohnzimmer zurückgekehrt und vertiefte ſich in einige ſie ſcheinbar ganz in Anſpruch nehmende Beſchäftigungen, die ohne Zweifel ſagen ſollten, ihre Stimmung wäre keineswegs eine getheilte. Da rief ihre Mutter:

„Gott, ſo früh die Lauterbach! Was will ſie denn nur ſchon wieder? Die Frau iſt doch in einem ewigen Allarm!“ Dabei ordnete die ſtattliche Frau ihre noch zum Empfang nicht vorgeſehene Toilette und überzeugte ſich wenigſtens durch Oeffnen der Nebenthür, daß im Empfangszimmer Alles geordnet und aufgeräumt war.

Ulrike ſchien ihrerſeits die Theilnahme am Empfang des Beſuches ablehnen zu wollen. Der Vater jedoch, der nun ſchon in Stiefeln und Sporen war und ſich entfernen mußte, bedeutete ſie, die vielleicht bald für ſein Amt maßgebende Dame mit ſchuldigem Reſpect zu behandeln.

Schon hörte man die durchdringende Stimme der lebensluſtigen Witwe, die wieder jetzt ausſchließlich mit Trützſchler zuſammen genannt wurde, dabei aber doch, wie allbekannt, nur die Eroberung des

Markgrafen auf dem Tapet hatte. Halb auf dem Corridor, halb schon im Empfangszimmer rief sie:

„Nur auf ein Wort! Aber ein pressantes!“

Bald auch legte sie ihre langen, wohlgerundeten Arme um die Schultern der alten Gräfin, die schlank gewachsen war, aber gegen die Länge der Lauterbach klein erschien.

„Schnell! Schnell! Wo ist Ulrike? Ich sah sie doch am Fenster. Kommen Sie nur heraus, Sie böse Kokette! Ja, ja, was muß man erleben! Guten Morgen, lieber Graf! Ach schicken Sie doch einen Ihrer Leute in meinen Stall! Mein bestes Pferd bekommt, fürchte ich, die Hufsäule. Kurz und gut, das sind schöne Dinge, die man zu hören bekommt —!“

Die Gräfin war an solche Ueberfülle der Gedankenreihen gewöhnt bei dem leichtblütigen Naturell der im dritten Drittel der Zwanziger befindlichen Frau, die nur durch manche Wunderlichkeiten der bildenden Natur keine ganz vollkommene Schönheit war, z. B. dadurch, daß ihre Lippen zu schmal erschienen. Bei jedem Wort, das sie sprach, jedem Lächeln — und sie lächelte fast beständig — ließ sie ihre glücklicherweise weißen und gesund aneinandergereihten Zähne sehen.

„Qu'est-ce qu'il y a-t' il-donc, ma chère?“ lautete die ruhig gesprochene Frage der würdigen Dame Löwenhaupt, die durch Offenlassen der Neben-

thür Ulriken freistellte, drinnen zu bleiben oder hereinzukommen.

Der Graf machte Complimente mit allerhand Wendungen ritterlicher Galanterie, die denn auch die kokette Frau mit einer Geberde aufnahm, als thäte er Unrecht, das nähere Verhältniß, in welchem sie zu ihm stünde, hier so offen vor seiner Frau zu verrathen.

„Ich war zweifelhaft," verstand man endlich aus ihrem Durcheinander von Klagen, Einleitungen und vorwurfsvollen koketten Mienen, „ob ich Ihnen die Nachricht selbst bringen sollte, die mich vernichtet" — (anéantirt, sagte sie französisch). „Ja, ja, Ulrike, kommen Sie nur heraus! Sie sind im Begriff, die Beherrscherin des Landes zu werden —! Ich gratulire Eurer Durchlaucht, oder wenn Sie denn doch den Markgrafenhut nicht theilen dürfen, so sagen Sie nur gleich den Titel, den Sie sich bei den Ehepacten bedingen wollen. O mir hat die böse Welt nachgesagt — ich weiß es — ich wollte die Markgräfin werden und machte mir nichts daraus, wenn's nicht anders ginge, auch nach wie vor Frau von Lauterbach zu heißen, aber jetzt —!"

Der Graf zischte und wehrte ein so frivoles Geplauder ab, das man jedoch an den damaligen Höfen gewohnt war. Auch wollte er wol nur sagen, aus dem Munde der Lauterbach wäre eine solche Selbstpersiflage nicht so ernst gemeint.

Ulrike hatte kaum auf der Schwelle, über die sie eintreten wollte, die ersten Worte der ihr gemachten Vorwürfe vernommen, als sie auch schon wieder zurückgetreten war.

„Nur herein, herein! Ja, ja! Es geht Sie an, Sie schöne La Vallière! Die Hohenzollern sind grade wie die Bourbons. Ihre frommen Augen mögen Sie noch so sehr niederschlagen! Ach was? Auch ich bin noch in Demi-Toilette! Aber Ihre kleinen Ohren, die spitzen Sie nur! Ja, was sagen Sie?" wendete sie sich zur Gräfin und lud den Grafen ein, Platz zu nehmen und den Besuch seiner Pferde (zu denen auch noch die Inspection über ein Personal von vierunddreißig Reitknechten und vierzehn Kutschern gehörte, der Vorreiter, Beiläufer, Carriol-Läufer, Hofpostknechte, Sattelknechte, Futterschreiber nicht zu gedenken) noch aufzuschieben.

„Hören Sie nur, welche Niederlagen ich erleide! Sie wissen, ich gab der Herzogin zu Ehren eine große Gesellschaft. Der Gnädigste kam nicht. Ich veranstaltete dann einen kleinen Cirkel, woran nur Excellenzen theilnahmen — Sie, Gräfin, wurden leider durch Migräne verhindert — der Gnädigste kommt wieder nicht. Ich bitte mir eine Audienz aus, um ihn zu fragen, was er gegen mich hätte, und ihn zu ersuchen, mir sein Wort zu geben, daß er in den „Soliman" kommen würde. „Laß Sie mich mit den Faxen in Ruhe!" ranzt mich der

Grobian an, und ich denke, der Schlag soll mich treffen; sein Stock stand in der Ecke, und was denken Sie? Parole d'honneur! Er sah hin auf den Stock. Zum Glück war er dann gnädiger im Theater. Denn stellen Sie sich meinen Patriotismus vor, ich habe mich für den Reitstall abonnirt, ein Entrée für ein Grabgewölbe das! Denn von der Kälte da kann man den Tod haben — und eine wahre Hunde-Comödie, diese deutsche —!"

Löwenhaupt seufzte tief auf. Von Reitquadrillen, equestrischen Unterhaltungen mit costümirten Damen zu Pferde, Kunststücken von einigen seiner Reitknechte mit besonders geschickten und wohldressirten Pferden, wie unter der vorigen Regierung vorkam, war allerdings im Marstallgebäude jetzt keine Rede mehr.

„Na," fuhr die Lauterbach fort, „ich bin auch einmal in die Schloßandacht gegangen, wie sie seine Privat-Conventikel nennen, wo wenigstens geheizt wird. Das wissen Sie doch, daß er dort nicht frei und von Allen zu sehen ist, sondern hinter einem Bettschirm sitzt? Dem Diaconus Hermann hat er gesagt: „Predige Er nur so getrost, daß das Sprichwort paßt: Der Horcher an der Wand hört seine eig'ne Schand'!" Haha! Ich glaube aber, es ist blos, weil ihn der Schlaf überkommt und er sich schämen muß vor all seinen Leuten. Die Herzogin hält das Alles, was uns hier zugemuthet wird, nicht länger aus; sie geht. Die bevorstehende Kaiserwahl und der Kummer

mit ihrem Mann, der nun da wieder in Frankfurt vor den hohen Wiener Herrſchaften ſtolziren wird, ohne ſie mitzunehmen, regt ſie dermaßen auf, daß ſie nach Paris gehen würde, wenn ſie nur das Geld dazu hätte!"

Die letzte Eröffnung war für die Zuhörer überraſchend. Sie erregte ein wahrhaftes Bedauern. Nur die Erinnerung an den gewiß ebenfalls zu Frankfurt am Main in vollem Glanze auftretenden jungen Ellrodt verhinderte ſie, bei dieſem Gegenſtande länger zu verweilen.

„Jetzt aber hören Sie etwas!" fuhr die Plaudertaſche fort. „Ich hatte geſtern Nachmittags auf Chocolade und etwas ſüßen Wein die Frau Stichertin zum Beſuch. Sie wiſſen, ich bin, was Standesunterſchied anbetrifft, ohne alle Vorurtheile! Es war auch —" nun bekam die Mittheilung etwas vor Erwartung Stockendes, die Augen ſchielten bald nach der offenſtehenden Thür, bald ließen ſie die Blicke bedeutungsvoll forſchend auf die Eltern gleiten — „es war auch noch eine andere Perſon zugegen, die Frau Stichertin gern bei einer paſſenden Gelegenheit kennen zu lernen wünſchte, die ſchöne ſchlanke Jüdin nämlich, die ſich ſeit einiger Zeit bei ihren Verwandten hier, den armen Seckels, aufhält. Der junge Ellrodt," ließ die Sprecherin boshaft fallen, „war nicht zugegen —"

Die Eltern thaten, als verſtünden ſie die An-

ſpielungen gar nicht, und im Nebenzimmer blieb Alles todtenſtill.

„Kurz und gut,“ ſuchte die Verſchmitzte wieder in ihren natürlichen, heute wie ſchmollend mit aller Welt gehaltenen Vortrag zurückzulenken, „die Jüdin wollte erſt nicht kommen! Aber die Seckels, mit denen ich Geſchäfte mache, verlangten es. Nach einer intereſſanten, manchmal beinahe, ſag' ich Ihnen, förmlich gelehrten Unterhaltung — es iſt merkwürdig, was ſich die Juden und überhaupt die untern Stände jetzt herausarbeiten — erklärte die Stichertin, Se. Durchlaucht würden meine nächſte Soirée beſuchen und gewiß auch das gewünſchte Verſprechen über ſeinen Beſuch unſerer Theater-Vorſtellungen geben, wenn — entendez Vous! — Comteſſe Ulrike Löwenhaupt anweſend wäre und l'interprète — die Dolmetſcherin — denken Sie ſich, die Stichertin ſpricht ein ganz leidliches Franzöſiſch und die Jüdin à perfection — die Dolmetſcherin dieſer Wünſche würde. Se. Durchlaucht brennten vor Ungeduld, ich wiederhole mot par mot, die Bekanntſchaft dieſer berühmten Schönheit zu machen. Nun, was ſagen Sie dazu?“

Die Eltern lachten zwar laut auf, wollten aber damit nur ihre Verlegenheit über die Jüdin verbergen. Die Lauterbach nahm jetzt ihren Fächer und rannte ſelbſt ins Nebengemach, wo Ulrike, der Eintretenden mit dem Rücken zugewendet, in einem

Buche blätterte, ſchlug ihr, und nicht mit erkünſteltem Zorn, mit dem Fächer auf die ſchöngewölbten Schultern und überhäufte ſie mit einer Menge von Titulaturen, die, ohne Scheu vor den Geſetzen der Sitte und des Anſtandes, wie ſie unſerer Zeit geläufig ſind, die Vorausſetzung ausſprachen: Dieſe kleine Hexe da hätte ihr das Herz des Fürſten geſtohlen! Die blonde Circe wollte wol alle Männer in ihrem Garn haben! Man würde ſie nun bald mit „ſechs Pferden lang“ fahren ſehen! Fritz Ellrodt würde den Fürſten erſchießen und nach Italien entfliehen, und die Jüdin ihm entweder folgen oder in einen Teich ſpringen! Dieſe letzteren Bosheiten ſollten das als Scherz darſtellen, was an ihrem Gepolter blanker Ernſt war.

„Wenn ich alſo auf morgen Geſellſchaft lade, werden Sie kommen?“ fragte endlich die aufgeregte Frau die mit ruhigem Lächeln daſtehende Tochter der von Ulrikens Faſſung überraſchten Eltern peremtoriſch. „Reden Sie! Sie machen mich wirklich zornig! Sie werden kommen?“

„Große oder kleine Geſellſchaft?“ fragte Ulrike gelaſſen.

„Große? Große? Pah! Pah! Große! Nein, kleine, ganz kleine, wo Sie den Fürſten allein, ganz in der Nähe haben können und ſagen ſollen: Durchlaucht, verſprechen Sie mir hiemit auf Fürſtenwort: Sie kommen in den „Soliman“?“ Dann wen-

ein Mann an die Spitze eines Orchesters gestellt werden kann, das begreife Gott! Der General sollte das Theater verwalten, die Schauspieler, Sänger und Instrumente auswählen und er konnte kaum etwas hören, selbst, wenn man's ihm mit Gewalt in's Horn schrie: denn so weit ging es, daß er eins brauchen mußte. Nun verließ sich der Mann aber auf sein Auge. Wer gut declamirte auf dem Theater, der war sein Mann (manche Sängerin auch seine Frau). Ich muß gestehen, ich habe von dem Unglück des Mannes lange Zeit mein Glück gemacht. Er prüfte mich mit drei andern Violinisten zu gleicher Zeit. Wir mußten Alle auf Einmal spielen: denn den Höllenlärm, den das gab, den hörte er nicht und er sagte, er hätte nicht viel Zeit. Nur auf die Finger sah er uns und hier war es, wo ihn meine Fertigkeit, blos mit einem Finger zu spielen, so weit brachte, daß er mich engagirte und später sogar zum Capellmeister machte. Ich muß sagen, ich spielte weit schlechter, als die drei Andern; aber ich wäre ja wohl ein Narr gewesen, nach Moskau zu reisen, um dort die Großmuth selbst zu sein. Ich habe die erste Violine und den Capellmeister gespielt, bis mein General in den kaiserlichen Senat kam, wo er nicht bloß nichts zu hören brauchte, sondern auch allenfalls hätte stumm sein können. Sein Nachfolger war ein Kenner und ich wurde entlassen. Mit einigem Vermögen ausgestattet, kehrt' ich mit Weib und Kind nach Deutschland zurück und nun soll es mich wundern, was aus dem Grafen, der mich als Director einer zu errichtenden Badcapelle engagirt hat, werden wird. Bis jetzt seh' ich weder eine Capelle noch ein Bad und zunächst soll ich, da ich doch ein musikalisches Ohr hätte, hier in der arabischen Wüste ein Echo entdecken, glaube aber, ich finde keins."

dete ſie ſich zu den Eltern: „Und ſoll Ellrodt dabei ſein?“

„Nach Belieben!“ fiel Ulrike ein.

„Nach Belieben! Wie ſcheinbar gleichgiltig! Das junge Ding gibt die erſte Kokette am Hofe! Es iſt alſo beſchloſſen! Ich lade ein —! Sie opfern ſich der Civiliſation des Landes! Sie erinnern den Fürſten an die Tugenden ſeiner Vorgänger! Sie zwingen ihn, unſer Land den Muſen und Grazien zu erhalten!“

„Aber, beſte Frau, Sie opfern ſich zum Amuſement der Stadt! So viel Geſellſchaften! Seit vierzehn Tagen deren vier oder fünf! So viel gab die ſelige Miniſterin von Ellrodt, die doch auch ein Haus zu machen liebte, nicht in einem Jahre —!“ meinte Gräfin Löwenhaupt, die in ihrer Tochter etwas kochen und gähren ſah.

„Ah bah!“ rief die lebensluſtige Witwe, trällerte eine franzöſiſche Melodie und kehrte ins Empfangszimmer zurück, wo ſie nicht wieder Platz nahm, ſondern ſich zum Gehen rüſtete. „Man muß das Leben heiter nehmen und hier in dem verdammten Neſt wohne ich einmal und Spinneweben kann ich nicht leiden! Wir Bietinghofs aus Kurland ſind von je fröhliche Leute geweſen! Ich habe meines Mannes ſächſiſche und fränkiſche Steuerſcheine gar noch nicht einmal gezählt. Seckel war ſein Bankier, und der meint, ich bin reich!

Kiſten und Kaſten ſind voll, und wer knauſert, hat keine Menſchen um ſich. Das iſt mein Bedürfniß. Hinter mir laſſe ich reden, was man will. Aber man ſoll ſagen: In meiner Nähe lebt ſich's amüſant! Hätten wir doch hier noch einen Poeten, einen Italiener, Metaſtaſio! Ulrike, Metaſtaſio —! Aber auch unſer „Soliman" ſoll prächtig werden! Animez leurs jeux! Ecoutez leurs voeux — die Arie ſingen wir zuſammen! Ein Duett zwiſchen Roxelane und — na, Sie nehmen die Delia! Was? Wir machen den Haupteffect in der Scene mit den Odaliſken, wo ich ſchon beinahe den „Soliman" herumgekriegt habe. Jetzt muß ich zum alten d'Adhemar! Alſo Paris und Pâris leben wieder auf! Eine bekommt den goldenen Apfel! Sind Sie es — nun dann bin ich Ihre Ober-Hofmeiſterin! Delia hat eine reizende Scene im erſten Act! Die Spanierin müſſen wir Fräulein Thomas — wollt' ich ſagen von Thomas laſſen. Das bringt jetzt das neue Miniſterium mit ſich und — und — und Trützſchler's veränderte Poſition! Alſo morgen! Einladung folgt ſogleich! Petit cercle! Doch brillant! Animez leurs jeux! Ecoutez leurs voeux! Vainqueur des vainqueurs, nous offrons nos coeurs! Nous offrons nos coeurs!"

Mit Kußfingern, die ſie Ulriken zuwarf, war die luſtige Excellenz verſchwunden. Der Graf wollte ihr das Geleite geben und gerieth darüber in eine

Stimmung, aus der sich nicht wieder in ernste Erörterungen zurückkehren ließ. Auch die Mutter mußte lächeln. Sie vermied es sofort, auf das zurückzukommen, was da Alles der lose Mund der leichtsinnigen Frau durcheinander gewürfelt hatte. Jener bekannte Spruch der Alten, daß Kindern gegenüber Jedermann eine scheue Zurückhaltung gezieme, Ehrfurcht vor Sitte und Gesetz, ist am ehesten Eltern ertheilt. Und Eltern haben auch von selbst eine Scheu, jene Gefühle, denen ein Kind sein Dasein verdankt, zum Gegenstand von Erörterungen zu machen. Schließlich ist an dieser Zurückhaltung die Furcht der Eltern betheiligt, in ihren Kindern Saiten zu berühren, die leicht einen schrillen Ton von sich geben könnten und nicht selten auch das erste Zeichen eines Zwiespaltes der Anschauungen der Eltern und der sich fühlenden Freiheit der Kinder sind.

Die förmliche Einladung zu einem Abendcirkel bei der Frau Ministerin erfolgte noch im Laufe des Tages und mußte nun angenommen werden — denn für ganz gewiß bevorstehend war das Erscheinen des Markgrafen angesagt. Da hätten die Eltern das Aeußerste daran gesetzt, Ulriken ein etwaiges Zurücknehmen ihrer plötzlichen Caprice, bereitwillig zu sein und den Fürsten um „Soliman“ oder eine Theatervorstellung überhaupt zu bitten, zu untersagen. Der Hofzwang bedingte Ulrikens Kom-

men. Daß sie aber so plötzlich jene Caprice wirklich hatte haben können — das lag tief in ihrem Gemüth und war ihr vielleicht selbst nicht recht klar in seinem wahren Ursprung.

In einer für jene Zeit höchst geschmackvollen Toilette und so sorgfältig gepudert, daß auch nicht eine Idee der wahren Farbe ihres doch so schönen Haares zu erkennen war, erschien Ulrike in den glänzenden und mit hundert Lichtern erleuchteten Räumen des Lauterbach'schen Hauses. Sie trug über dem unerlaßlichen Reifrock ein Atlasgewand von Rosa.

Teppiche waren bis auf die Straße gelegt. Die Etikette verlangte, daß die Empfängerin des Besuches dem durch Läufer, Haiduken, Kammermohren, Pagen und Kammerjunker bereits eingeleiteten Erscheinen des Markgrafen auf halber Treppe entgegenkam. In einem rothseidenen Rock, in weißer Weste, weißen Beinkleidern, mit seinen Orden, den Degen zur Seite und den Stock in der Hand, erschien der Fürst in einem Kreise, der wenig Herren nur aufwies, größtentheils Damen, die Herzogin von Würtemberg, ihre Ober-Hofmeisterin Gräfin Berlichingen, einige würtembergische Hofdamen. Der neue Minister Herr von Thomas durfte nicht fehlen, einige Mitglieder der Landes-Deputation und die Frauen derselben waren anwesend, auch einige unvermeidliche Reizensteine. Herrn von Treskow hatte ebenfalls eine

Einladung gebührt. Trützschler von Falkenstein machte fast die Honneurs des Hauses. Der alte Ellrodt fehlte. Da natürlich auch der junge.

Backwerke, Eis, Limonade wurden gereicht. Die Gesellschaft vertheilte sich zu einzelnen Gruppen an den Spieltischen.

Die Stimmung, in welcher sich Ulrike bereitgefunden hatte, sich zu einer Citation vor die Schranken der Neugier des Markgrafen einzufinden, war die der Aufregung überhaupt, die sie ergriffen hatte und sich selbst bei ihrem Eintritt in die erleuchteten Räume nicht verleugnete. Ehe das Herz bricht, schwillt es noch einmal gewaltig auf und eine letzte Hoffnung drängt in seine Kammern die Macht aller Lebensadern. In Ulrike kämpften Stolz und Zweifel. Warum mußte sie sich seit Fritz Ellrodt's Rückkehr von Wien so vernachlässigt sehen? War es in der That einem nichtchristlichen, von der Gesellschaft ausgeschlossenen Mädchen möglich geworden, so den Mann zu fesseln, der mit Ulriken aufgewachsen war, ihr wie brüderlich nahe stand, bei jeder Gelegenheit, wo uns der Zufall Proben in die Hand spielt, unsere Neigungen zu verrathen, ihr den Vorzug gab! Wie freundschaftlich vertrauliche Briefe hatte er sonst bald ihr, bald der Mutter geschrieben! Den Vater hatte er durch Geschenke erfreut, die er mitgebracht von seinen Reisen! Der alte Ellrodt hatte den Eltern Reipolzkirchen abgekauft, gleichsam

den künftigen Sommersitz seines Sohnes! Alles das war geschehen, als müßte es so sein. Dem ganzen Verhältniß hatte nur die Uebertragung in die vertrauliche Sprache der Zärtlichkeit gefehlt.

Sereniſſimus, von Treskow und der Herzogin begleitet, machte anfangs wieder die Runde und bemühte ſich, vorzugsweiſe die Eindrücke ſeiner heutigen Anſprachen mit den Erinnerungen der früheren in Einklang zu bringen. Er wollte ſich ſelbſt auf die Probe ſtellen. Er wollte Jemanden, den er ſchon begrüßt hatte, durchaus wiedererkennen. Doch ach! bald war er geneigt, auch hier anzunehmen, daß ihn Alles zum Beſten hielt. Das freche Fräulein v. d. Marwitz, das ihm einſt hinter dem hohen Champagnerglaſe zugerufen hatte: Prinz, ſing' Er uns einmal Eins! trat ihm bei allen dieſen Damen wieder entgegen. Hätte ihm ſein Schröder in dieſem Augenblick zugeraunt: „Glauben Sie mir, Durchlaucht, Alle ſind's Canaillen!“ er würde ihm Recht gegeben haben und davongelaufen ſein. Trützſchler gehörte als Kammerjunker zu ſeiner Suite. Doch nahm er ihn anfangs für einen ihm völlig fern Stehenden. Allmälig erinnerte er ſich, daß er ſich ihn hatte vorſtellen laſſen nach ſeiner Rückkehr von Wien und daß er ihm damals ſogar wegen ſeiner redſeligen Suada gefallen. Er befahl ſofort, daß der amüſante Erzähler öfters Dienſt haben ſollte.

„Sagen Sie Herrn Reichsgrafen Ellrodt, daß

die Kaiserwahl-Angelegenheit mich interessirt! Es wird die höchste Zeit, daß er die Meinung der hohen Herrschaften in der Kaiserstadt persönlich in Erfahrung zu bringen sucht."

Das wurde zu Trützschler gesprochen in der Nähe eines Wesens, für welches diese neue Reise ein kaum zu überwindender Schmerz war. Davon wußte Serenissimus nichts. Die regierenden Fürsten leben wie der Vogel Phönix in der Luft. Ihr Fuß berührt die gemeine Erde nur in den Dingen, die sie ausdrücklich erforschen oder ausdrücklich befehlen oder die ihnen der Zufall zuträgt. Ihr Kammerdiener plaudert ihnen etwas beim Rasiren oder beim Zustutzen ihrer Haare von den Stadtneuigkeiten. Das Eine wissen sie manchmal zu genau, das Andere verbirgt sich ihnen lebenslang. Die mysteriöse Geschichte, daß Theda am Morgen nach ihrer Flucht aus dem väterlichen Hause in der Wohnung des Referendars Trützschler gesehen worden war, kannte der Fürst. Er würde jetzt den Kammerjunker daran erinnert haben, wenn er nicht hätte fürchten müssen, in sein, hier durch keine Logenbrüstung geschütztes Theaterlachen zu verfallen. Seine Mutter hatte ihm über die Conduite fürstlicher Personen Regeln gegeben, die ihm in seinem beinahe erreichten Greisenalter zu Statten kamen. Siehe keinem Dinge zu sehr auf den Grund! hatte es da geheißen. Was du entdeckst, harmonirt nicht immer mit deiner

Würde! Erhalte dich in einer legeren Gleichgiltigkeit über alle Dinge! Fürchte dich doch nicht vor dem Schein der Beſchränktheit, den zumeiſt, der Tugendhafte hat, wenn ſich die Ruhmrede des Laſters auch noch ſo breit macht! Den Zauber des Fürſten vermehrt der Schein der Eindrucksempfänglichkeit durch alle Welt! Befolgt wurden freilich dieſe Regeln meiſt ohne klares Bewußtſein und wider Willen.

Endlich ſah der Fürſt die junge Löwenhaupt. Das erſte, was ihm auffiel, war eine gewiſſe Aehnlichkeit der lieblichen Erſcheinung mit ſeiner nur „durch die Tücke der Agnaten“ noch nicht ganz von ihm geſchiedenen Frau, das zweite die noch größere Verſchiedenheit von ihr. Schröder, der in den erſten Morgenſtunden über Alles und Jedes mit ihm zu discuriren pflegte, hatte ihm für Menſchen, die gut wären, und ſolche, die nicht gut, Merkmale beigebracht. An ihm ſelbſt, dem Charlatan, waren natürlich alle Merkmale, Augenbrauen, Ober- und Unterlippe, Kinngrübchen im höchſten Grade vertrauenerweckend. Die Menſchen, die nach ſeiner Meinung Spitzbuben waren, „Republikaner“, „Patrioten“, „Freidenker“, hatten Merkmale, die weniger von den Hofbeamten als von den eingefleiſchten Bureaukraten des Landes hergenommen ſchienen. Der Markgraf anatomirte im Geiſte die Schönheit der jungen Dame — Lippe, Ohr, Kinn. An den

Zügen der Comteſſe ſchien ihm Alles engelhaft zu ſein.

Bekanntlich darf man einen Fürſten nicht anreden. Man muß abwarten, was er uns frägt. Iſt der Befragte geſcheit, ſo richtet er ſeine Antworten ſo ein, daß ſie immer ſogleich Fragen ſind und ſomit den Fürſten ſelbſt zum Antwortgeber machen.

In dieſer erſten Begegnung Sereniſſimi mit der Dame, die nach Chriſtel's neulicher Neckerei würdig ſein ſollte, ein Diadem ins Haar zu flechten, traten große Pauſen ein. Es währte Secunden, bis der Markgraf einen neuen Gegenſtand gefunden hatte, um dieſes ſchöne Marmorbild zum Tönen zu bringen. Wie rein ſprach die Dame das Franzöſiſch! Wie wohllautend klang das öfter von ihren Lippen kommende „Monſeigneur!“ Bis zu „Sire!“ hatte man ſich denn doch bei den kleinen deutſchen Louis quatorzes noch nicht verſtiegen.

Der Markgraf ambitionirte Geiſt zu zeigen und neckte förmlich die liebliche Schöne mit Erinnerungen an Schweden, die ſie nicht hatte. Er ſelbſt hatte deren übergenug. Ein Ausflug von Kopenhagen nach Gothland und ſeine Anſicht über Karl's des Zwölften verfehlte Türken-Expedition gaben ihm Stoff, die Dame auf das Glatteis der Geſchichte und Geographie zu führen. Zum Glück wußte ſie Beſcheid. Sie wußte auch, daß ein Löwenhaupt mit

Karl XII. in Bender gewesen. Auf ihr Siegel und ihr Wappen ging der Markgraf wie ein Kenner ein. Er erbot sich, ihr seine Siegelsammlung zu zeigen. Die ganze Assemblée war außer sich über diese nicht endende, isolirt geführte Conversation. Die Eltern standen abseits. Später auf die Tochter zutretend, schienen sie in hohem Grade beglückt. Alles gratulirte.

Weniger befriedigt war die Wirthin. Diese schien Eifersuchtskrämpfe zu bekommen, die für Trützschler empfindlich zu werden anfingen. So oft er sich ihr mit vertraulichem Geflüster nähern wollte, schnitt sie ihm die gräulichsten Gesichter.

Natürlich hatte sich der Markgraf die junge Comtesse zur Theilnahme an seinem Spiel erbeten. „Vergessen Sie den Soliman nicht!“ zischelte ihr die Lauterbach zu, als sie die in so hohem Grade Ausgezeichnete an ein Meisterwerk nürnbergischer Marketterkunst, einen Spieltisch mit broncirten Löwenfüßen, führte.

„Es wird sich schon noch machen —!“ sagte die bewegliche Hausherrin zu dem alten, wackeligen Marquis d'Adhemar, der die französische Conversation mit einer Zuversicht aufrechterhielt, als befände er sich in Versailles. Seine Berechtigung, den Adelstitel zu führen, untersuchte man hier nicht. Gilt doch auch noch jetzt an den kleinen deutschen Höfen jeder Ausländer eine zeitlang für das, wofür er sich giebt, und wenn man erfahren hat, daß er für das, was er sein will, keine Berechtigung

Am Sandkruge hielten die Reisenden inne und erfrischten sich. Der Schojäger theilte ihnen noch Mancherlei über die Vorgänge auf der hier neuerdings erkauften Wirthschaft des Grafen von der Reige mit, was ihnen um so willkommener sein mußte, als sie im Begriff standen, sich in seine Pläne verwickeln zu lassen, und das Wohnhaus des Grafen, wie sie hörten, ein verfallenes Schloß im Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts, ziemlich nahe lag. Als sie aufbrachen, nahm der Schojäger seinen brandenburgischen Kinderfreund und sagte zum Abschied: er woll' es noch einige Tage so treiben, vielleicht fände er doch noch Anklang. Als die Reisenden weiter fuhren, hörten sie, wie allmälig in der öden Gegend die kurz abgestoßenen, bedeutsamen Worte verhallten:

„Die Kartoffeln — werden in einem hölzernen Maß, welches eine Metze heißt, gemessen. Ebenso Mehl und Früchte. Die Butter wird auf einer Waage gewogen. Die Käse werden nach der Größe verkauft oder, wie die Eier, gezählt. Fünfzehn Eier oder Käse machen eine Mandel aus, dreißig ein halbes Schock und sechzig ein ganzes Schock."

Ganz in der Entfernung noch hörten die Reisenden:

„Warum möchtest du deinen Rock nicht mit einem zerrissenen oder abgetragenen vertauschen? Nicht wahr, weil du beide mit einander verglichen und bemerkt hast, daß dein Rock nicht zerrissen und nicht abgetragen, also besser ist, als jener? Du sagst nun: Ich will meinen Rock behalten und nicht tauschen: denn mein Rock ist besser. Indem du vergleichst und urtheilst, gebrauchst du deine Seele oder deinen Verstand, und, indem du dich entschließest, deinen Rock zu behalten, gebrauchst du deinen freien Willen. Beide zusammen nennt man auch die Vernunft."

hat, ſo läßt man's noch immer beim Alten — aus Beſchämung, weil man ſich früher irrte.

Der Markgraf verlor enorm. Aus Zerſtreuung. Die Zänkereien, die ſonſt bei Verluſten von ihm angefangen wurden, fielen heute weg. Wunderbare Dämpfer waren auf ſein Benehmen gekommen. Der Wirthin wurde darüber mancher Glückwunſch zugeflüſtert. Sie ſchiene das Geheimniß gefunden zu haben, hieß es, dem gefürchteten Sonderling eine angenehme Häuslichkeit zu bereiten. „Geben Sie Acht, wir erziehen ihn noch!“ flüſterten einige von den mehreren Reizenſteins hinter ihren Karten.

Das zum Schluß eingenommene Souper trug alle Merkmale einer nicht von Herrn von Treskow ausgegangenen Auswahl der Speiſen. Dennoch war dabei einigen beſonderen Kraftleiſtungen des durchlauchtigſten Magens Rechnung getragen. Im Speiſeſaal war eine Anzahl runder Tiſche beſonders gedeckt. Für denjenigen, an welchem Se. hochfürſtlichen Gnaden ſelbſt die Leiſtungen der Kochkunſt der Hausherrin prüfen ſollten, beſtimmten Höchſtſie die Inhaber der noch übrigen Couverts. Natürlich fiel des Markgrafen Wahl auf die Herzogin von Würtemberg, auf die Hausherrin, dann auf den jetzt beſonders hochzuhaltenden Herrn von Thomas — die Herzogin hätte gern den Herrn von Treskow gehabt, gegen welchen jedoch die Hausherrin proteſtirte, denn Treskow hatte eine eigene Manier, ſich für jede Be-

wirthung, die nicht von ihm ausgegangen war, geringschätzende Kritik zu erlauben — hierauf wurde der Hofmarschall von Bassewitz und zu Aller Erstaunen wieder die junge Comtesse Löwenhaupt „befohlen“. Als sie zur Linken Sr. Durchlaucht Platz nahm, ging ein Murmeln durch den Saal: „Was soll das? Was wird das geben?“ Diejenigen, die den Fürsten schon durch die Lauterbach gefesselt glaubten, erklärten diese Auszeichnung Ulrikens für eine den nicht anwesenden Ellrodts gebrachte Aufmerksamkeit. Eingeweihtere munkelten von einer Ueberlistung des gnädigen Herrn von wegen „Soliman's“ und gratulirten nur der Wirthin.

Diese kleinere fürstliche Tafel hatte unter dem vorsichtigen Einfall der Minister-Witwe zu leiden, gerade hier einige Speisen circuliren zu lassen, die nur speciell für den Gaumen des Landesfürsten berechnet waren. Kaltgeworden mußten die Schüsseln alle sein. Die Herzogin hatte das Vorrecht, darüber scherzen zu dürfen, ohne sich vom Fürsten Grobheiten sagen zu lassen. Bassewitz war vollendeter Hofmann und hätte in Burgunder gekochtes Leder für delikat erklärt. Herr von Thomas benützte die Gelegenheit, so vielfach auf den Fürsten loszusprechen, daß dieser selbst ans Essen wenig denken konnte und nur den Weinen zusprach, deren Güte nicht zu bestreiten war. Die Wirthin aß so gut wie nichts; sie behielt nur das Ganze im Auge. Excellenz

Philippine war eine jener Koketten, deren Leichtſinn mit praktiſcher Umſicht und einem in kleinen Dingen berechnenden Ernſt verbunden ſein kann.

Ihr gegebenes Wort, den Markgrafen für die theatraliſche Vorſtellung der adeligen Geſellſchaft und im Beſonderen für den „Soliman“ zu gewinnen, mußte Ulrike halten. Zwar ſaß ſie neben dem Fürſten und gegenüber der noch jugendlichen Herzogin manchmal wie ihrer ſelbſt nicht bewußt. Ihre Gedanken weilten ja nicht in dieſem laut ſchwatzenden Kreiſe, deſſen Lärm das zwar verbotene, aber doch nicht ganz ausbleibende Tellergeklapper beinahe überbot. Seltſam! Unter dem hochſeligen Markgrafen war dieſer faſt ausgelaſſene Ton in allen Geſellſchaften, denen er beiwohnte, Sitte geweſen. Nun hatte ſich heute raſch der Glaube verbreitet, dieſer trübſinnige Menſchenhaſſer da, der jetzt regierte, müßte wol nur recht mit Nachdruck angegriffen werden, ſein Ohr nur recht laut das Geräuſch der Welt vernehmen, dann würde er ſchon, wie die Canarienvögel, ſchmetternd mit einfallen. Aber trotz ihrer Zerſtreuung beantwortete Ulrike jede an ſie geſtellte Frage mit treffender Schärfe. Die Einſylbigkeit des Fürſten, ſein langſames, unbeholfenes Handhaben des Meſſers und der Gabel, ſeine fortdauernde Verlegenheit, ob ſeiner Geſundheit dieſe oder jene Schüſſel zuträglich ſein würde, ließ ihr Zeit, ſich zu ſammeln und zurechtzufinden.

Ein Zünder, um den Markgrafen aufs Theater zu bringen, war leicht hingeworfen, obschon der Markgraf sich bereits die Zumuthung, sich für solche „infame Ausländereien" interessiren zu sollen, ein für allemal verbeten hatte.

„Schon die deutsche Comödie hier besucht?" fragte nun sogar Serenissimus selbst und sogar auf französisch die Herzogin von Würtemberg.

Diese Frage hätte er sich selbst beantworten können. Er fehlte ja bei keiner Vorstellung und merkte sich die Personen genau, die er auf einer in eine Logenreihe verwandelten Rund-Estrade seiner Reitschule vorfand.

Eine Fluth von Verwünschungen der dort gebotenen rohen Spectakel war die Antwort, die er empfing. „Ach!" spottete die Herzogin, „ich beklage, nicht Zeuge sein zu können der schönen Leistungen, die in diesem Winter die hiesige Gesellschaft erfreuen werden! Wie viel Prügel wird Scapin austheilen! Wie oft wird der Feldscheer gerufen werden, um die Wunden zu verbinden, die Harlekin von zerbrochenen Stuhlbeinen empfängt? Deutsch nennen Sie, lieber Onkel, diese Comödie? Es sind ja nichts als Uebersetzungen aus dem Italienischen. Ja, wenn es noch die feinen Arbeiten des Signore Goldoni, des neuen Dichters der Italiener, wären! Aber es sind die Prügel-Comödien Venedigs, auf deutsche Verhältnisse übertragen. Nein,

da iſt denn doch zu Zeiten meiner Mutter — doch ich rede lieber gar nicht davon."

„Ja, ja, Durchlaucht;" fiel Ulrike raſch ein, „laſſen Sie die Zeiten der guten Mutter Ihrer Durchlaucht" — ſie blickte auf die Herzogin von Würtemberg — „wieder aufleben! Mit Favard's „Soliman" fangen wir an!"

Weiter konnte Ulrike nicht im Text der Rolle, die ſie zu übernehmen verſprochen hatte. Ihre Worte waren ganz friſch von der Leber gekommen.

„Nur unter der Bedingung ſpielen wir," kam ihr die Lauterbach zu Hilfe, „daß wir das feierliche Verſprechen Eurer Durchlaucht haben, Durchlaucht zugegen zu ſehen."

Der Markgraf ſchwieg. Schon zeigte ſich ſein ſtadtbekanntes hämiſches Lächeln. Es war dann, als hätte er Rhabarber verſchluckt, wollte aber glauben laſſen, es wäre Süßholz geweſen. Endlich zwinkerte er mit den Augen und fragte ſeine holde Nachbarin zur Linken, die von einem einzigen Tropfen Wein, den ihr Herr von Thomas aufgedrängt hatte, purpurroth wie eine Roſe glühte — ob auch ſie ſich an dieſer Oper betheiligen würde —

Das zu verſichern hatte ſie nicht verſprochen. Jetzt hatte ſie das Schickſal der Unternehmung in ihrer Hand. Die Lauterbach biß ſich auf die Lippen. Starr und krampfhaft blieben ihre Finger auf dem Tiſchtuch liegen. Meſſer und Gabel entfielen ihr.

Ihre „Roxelane“, ihr köſtliches, aus Paris verſchriebenes halb türkiſches, halb altfranzöſiſches Coſtüm ſtand auf dem Spiele. Und wenn gar noch der Markgraf verlangte, daß er die Hauptrolle von der jungen „Schwedin“ gegeben ſah? Von der Enkelin eines Generals, der mit Karl XII. in Bender und damals ſchon unter Türken war? Ihr halbes Vermögen hätte ſie der kühnen jungen Eroberin mit einem Druck ihrer Schuhſpitze unter dem Tiſch anbieten mögen, wenn dieſe jetzt geſagt hätte: Ja und ich ſpiele die Delia oder die dritte Rolle!

In Betreff ihrer ſelbſt konnte Ulrike nicht anders als wahr ſein. Comödieſpielen! Singen! Tanzen! Gaukeln! Im Coſtüme einer Circaſſierin umſonſt darnach ringen, einen alten Sultan zu verführen! Nein, wenn ſie Comödie ſpielen ſollte, dann mußte ſie ihre Empfindung ausſprechen, ihr ſtürmiſch bewegtes Herz beruhigen, ihr ganzes Innere offenbaren, das ſich verlaſſen, freudlos fühlte —! Amenaide! Die lebte in ihrer Seele —!

Zaghaft erwiderte ſie:

„Im Geſang mitzuwirken würde ich ablehnen müſſen! Meine Stimme iſt wenig geſchult —“

Beſtie! Dies Wort lag in den wüthenden Blicken der Lauterbach.

„Aber Sie ſpielten doch ſchon früher?“ fragte der Markgraf.

Die Blicke, die durchbohrenden, der Lauterbach fühlte Ulrike bis in ihr Innerstes.

„O gewiß — aber höchstens für ein Schauspiel würde ich mich erklären! Meine Mittel versagen mir jetzt den Gesang —“

„Nennen Sie eine Rolle, die Ihnen Vergnügen machen würde —“

„Amenaide in Voltaire's „Tancred!“ hauchte Ulrike mit Beklemmung, von den Fußtritten der Lauterbach unterm Tisch fast zerstampft.

Die Herzogin von Würtemberg fiel ein:

Divine! Céleste! In diesem Falle bleib' ich bis zur Aufführung! Der „Soliman“ hätte mich nicht fesseln können!“

Nun auch die! Auch diese arme junge Frau hatte ein gebrochenes Herz und — ebenfalls einen Ekel vor dem Bilde eines vainqueur des vainqueurs, auquel offrent drei Rivalinnen leurs coeurs! Die Lauterbach zitterte. Sie hatte die Sprache verloren.

Der Erste, der bei einer vom Markgrafen selbst beliebten Wiederholten Nennung des Namens Voltaire ganz hörbar einen Ausdruck des Entsetzens von sich gab, war Herr von Thomas. Diese neubackene Excellenz, der hagere, wohlgestaltete Herr mit dem scharf prüfenden Bureaukraten-Gesicht und den früh geschulten Manieren der äußeren Würde und steifen Grandezza, gehörte zu jenen deutschen Biedermännern,

die für unbeſtechliche, ſtrengſte Richter, gewiſſenhafteſte Staatshaushalter gelten und doch nach obenhin ſelten ein entſchiedenes Entweder — Oder auszuſprechen wagen. Sie poltern ihren Zorn heraus, die Verletzung ihrer Prärogative kann ſie bis ins Vorgemach des Fürſten hörbar machen, aber die höfiſche Manier, das Geltenlaſſen hergebrachter Anſprüche umnebelt allmälig auch bei ihnen die Geſichtspunkte, läßt ihr Denken nicht mehr frei und friſch hinausgehen und macht ſie zu Mitſpielern in den Convenienzſtücken „Taſſo", „Iphigenie" — die Selbſtbeſchränkung und das beamtiſche Maßhalten erhielt ja da die Goethe'ſche Verklärung.

Nach Herrn von Thomas war es das Tactloſeſte von der Welt, hier Sr. Durchlaucht wieder mit dem ihm ſo verhaßten Voltaire zu kommen. Er ſah die Herzogin von Würtemberg beklommen an, die ſich nicht nehmen ließ, die alte Zeit zu rühmen, die Erinnerungen ihrer Jugend aufzufriſchen, wo ſie Voltaire auf der Eremitage als Zeugen der Vorführung ſeiner Stücke geſehen hatte. Sie recitirte Verſe aus dem „Geretteten Rom", aus „Zaire" und that es um ſo muthiger, als ſie die Gedankenreihen, die ſich im Markgrafen zu bilden angefangen hatten, zu errathen ſchien.

In der That, im Markgrafen lebte die Zeit ſeines Exils wieder auf, die Zeit, wo ihn die üppige

Frivolität, die hier geherrſcht hatte, gleichſam als Kehricht in jenen Schloßwinkel fegte, auf dem die volle Kornähre jener Parabel geſtanden. Aber er ſah ſie auch deutlich vor ſich, dieſe Sandſteinbilder der griechiſchen Götterwelt, dieſe nichtsſagenden Waſſerkünſte, dieſe nachgeahmten Tempel der Heidenwelt, die noch jetzt an dem ihm ſo verhaßten Luſtorte, dem Feenſchloſſe der boshaften Mutter ſeiner Nachbarin zur Rechten, von zuſtrömenden Neugierigen bewundert wurden, an einem Ort, den er bis jetzt noch nicht wieder betreten hatte. Auch das dortige Theater ſtand vor ſeinen Augen, dasjenige, wo die am Hofe gefütterten Franzoſen und Italiener und die ihnen geiſtesverwandten Deutſchen im Freien Verſe ſangen und recitirten — ein ſogenanntes römiſches — und ein anderes in der Nähe, wo im geſchloſſenen Raum geſpielt werden konnte —

Er ſtarrte im Geiſt auf ſeine Jugendzeit zurück und — zürnte nicht, als die Herzogin rief:

„Bitte, Onkel, ſagen Sie zu, wenn nicht für die Oper, doch für's Schauſpiel! Ohne Ihre hohe Gegenwart haben alle dieſe Unternehmungen keinen Sinn für dieſe treuen Seelen!“

„Sehr obligirt —“ antwortete der Fürſt und fiel vor Zerſtreuung in ſeine alte Gewohnheit, die Speiſen mit dem Finger anzufaſſen, und als er das Entſetzen der Herzogin darüber bemerkte, verbeſſerte er zwar raſch ſeine gewohnte Tiſchunart, fuhr jedoch

mit den Händen an der Serviette herum, die ſich beſchmutzte, worüber neues Erſchrecken erfolgte. Da fragte er denn voll äußerſter Verlegenheit:

„Warum aber Voltaire?“

Herr von Thomas unterſtützte dieſe Frage mit einer Unruhe im Sitzen, die gleichſam die Frage noch dreimal unterſtrich.

„Es iſt das Neueſte der Zeit,“ erwiderte Ulrike muthvoll, „und das Stück wird mit Recht ſo gerühmt!“

„Dieſer charakterloſe Dichter,“ platzte Herr von Thomas hervor, „der Jedem ſchmeichelt, der ihn bezahlt! Dieſe ſeine neueſte Arbeit hat er ſogar der Marquiſe von Pompadour gewidmet!“

„So bewies er, daß er verſöhnlich iſt und ſeine Untugenden bereuen kann —“ meinte die Herzogin, kaum ahnend, wie ſehr dies Wort angethan war, dem Markgrafen zu gefallen.

Herr von Baſſewitz applaudirte und ſchon fing die Lauterbach an, ſich in das ſchreckliche Schickſal zu finden, ſtatt Favard's Rorelane zu ſingen, neben Ulrike-Amenaiden eine Vertrautenrolle zu ſpielen. Denn im „Tancred“ gibt es nur zwei weibliche Charaktere, falls man nicht, wie in der Oper, Tancred ſelbſt von einer Dame ſpielen laſſen will.

„Wenn Frau von Pompadour es iſt, die das Stück zu ſehen wünſcht,“ meinte Herr von Baſſewitz, „und ſie den König von Frankreich beſtimmte,

„O wie unvernünftig!“ polemiſirte der Aelteſte der Reiſenden. „Wie ſchlecht, den Kindern ſchon beim erſten articulirten Lallen einzuprägen, was ein beſſerer und ſchlechterer Rock iſt! Wäre hier ein Echo, es würde ſchon deßhalb auf dieſe Fragen nicht antworten, weil es Blasphemieen ſind.“ Aber allmälig verrollte die rufende Stimme und nur ganz leiſe noch hörten ſie:

„Ich habe einen Garten geſehen, in welchem die Raupen faſt alle Bäume und allen Kohl zerfreſſen hatten. Aber der Gärtner hatte auch nicht zur rechten Zeit die Bäume von den Raupenneſtern gereinigt. Welches iſt die rechte Zeit?“

Die Brüder lachten über den Unſinn und nur der Alte hielt ihn für tiefere Allegorie und wiſchte ſeufzend die naſſen Augen.

es ebenfalls zu befehlen, so hat Herr von Voltaire alle Urſache, ſich bei dieſer mächtigen Frau zu bedanken, um deren Freundſchaft ſich jetzt ſogar die allergnädigſte Kaiſerin in Wien beworben haben ſoll."

Herr von Thomas beſtritt die Richtigkeit der letzterwähnten Thatſache aufs entſchiedenſte, nannte ſie ein leeres Gerücht und blieb dabei, ſich mit der bekannten Abneigung des Markgrafen gegen Alles, was mit der Richtung Friedrich's II. von Preußen zuſammenhing, in gleiche Stimmung zu verſetzen.

Da Ulrike nichts weiter ſprach und nun alle Hoffnungen, die Frau von Lauterbach auf dieſe Begegnung geſetzt hatte, auf ſich beruhen laſſen mußte, ſo trat im Geſpräch ein Stillſtand ein. Schon hörte man das Vorfahren der Wagen. Der Augenblick der vorauszuſetzenden Entfernung des Markgrafen trat ein. Alle Geſpräche hatten aufgehört.

In der That, die Durchlaucht erhob ſich, ſagte ſeiner Nachbarin zur Rechten, der Herzogin von Würtemberg, einiges Verbindliche, artig ſcherzend, daß er bedauern müßte, ſie nur durch Vergnügungen feſſeln zu können. Der im höchſten Grade geſpannten Wirthin dankte er für den intereſſanten Abend und zu Ulrike Löwenhaupt gewendet ſtotterte er:

„Liebe — Comteſſe — wenn es Ihnen beſonderes Vergnügen machen ſollte, ſo verſpreche ich, in die Vorſtellung einer Tragödie von Voltaire zu kommen, vorausgeſetzt aber und ausdrücklich dabei

kedungen, daß nur Sie den Hauptpart, wie heißt er? ich entſinne mich, Amenaide, ſingen —!"

„Nicht ſingen!" rief Alles, was da lauſchte und horchte rund herum.

„Spielen! Ganz recht!" nahm der Fürſt ruhig die empfangene Correctur entgegen. „Man kann ja," fuhr er, ſich umwendend, fort, „beſorgen Sie doch das, Herr von Baſſewitz, man kann ja — den großen Saal — in der Eremitage dazu herrichten. Das alte Theater, mein' ich —! Oder — enfin — eine kleine Bühne im großen Saal am Lorbeerplatz eingerichtet —! Der läßt ſich ja heizen —! Ich — enfin, au plaisir de revoir Mademoiselle sur la scène!"

Der Kreis der Umſtehenden hatte ſich von dem Augenblick, wo der regierende Herr aufgeſtanden war, immer mehr vergrößert und als gar der Souverän eine Art Rede hielt, drängte ſich Alles hinzu. Jeder hatte die wunderbare allerhöchſte Verfügung vernommen. Es war der Anbruch einer neuen Zeit, zugleich die ſchmeichelhafteſte, der ſchönſten weiblichen Erſcheinung des Landes dargebrachte Huldigung.

Ulrike wußte nicht, wie ihr geſchah, als ſie nach Entfernung des Fürſten, der Hofbeamten und der darauf unmittelbar in ihrer Equipage mit Fackelbeleuchtung fortrollenden Herzogin gleichſam aus einer Hand in die andere ging und von Allen hören

mußte: „Sie haben das Unglaubliche zu Stande gebracht! Jetzt wissen wir, wer ihn beherrschen kann!“

Und als man die Treppe hinunterging, sagten die Einen: „Was wird die Lauterbach dazu sagen?“ Die Andern meinten: „Was wird die Stichertin sagen?“ Alle aber waren einstimmig in dem Geflüster: „Was aber erst — Fritz Ellrodt —?“

Und ehe man zu Bett gegangen war, gab es schon manche feinere Combinateurs, die da sagten, die Einen: „Das Ganze ist eine Manifestation des Einflusses der Lauterbach!“ die Andern: „Es ist eine Schmeichelei für die Ellrodt's im Allgemeinen und für den jungen im Besondern!“

Ohne Zweifel wußten schon Einige diese beiden feinen Auffassungen in einer dritten noch feineren zu vereinigen.

## Zwanzigſtes Capitel.

### Das Unerwartete.

Zwar war die Jagd um Goldkronach her ſchon in vollem Gange und Zeuner mochte ſich nicht wenig ſehnen, mit dem Rohr auf dem Rücken ſeine kühnen Abſtecher bis in den böhmiſchen Wald zu wagen, unbekümmert um die diesſeitigen oder jenſeitigen, von den Humanitäts-Ahnungen der Zeit noch wenig berührten Jagdgeſetze; aber die ihm vom Ober-Bergrath übertragene Entdeckungsfahrt nach des hohen Gönners Töchterlein, das Antreten einer ihm förmlich vom Vater übertragenen väterlichen Autorität und der ihm vielleicht gelingende Rückwärtstransport der aus dem Kreiſe der ſchuldigen Rückſichten auf Sitte und Anſtand getretenen Begleiterin des artiſtiſchen Entführers, alles das durfte ihm nicht minder eine unterhaltende und nicht zu verachtende Unternehmung erſcheinen.

Seine Fahrt gedachte er gleich bis Bamberg auszudehnen. Warum denn nicht? Er konnte ja

„Spuren“ haben. Der alte Wandertrieb war immerfort in ihm rege. Sollten ihm etwa die Mittel ausgehen, nun so erpreßte er sie sich. Die Acten jener Zeit weisen nach, daß sich Zeuner der nächsten Freundschaft des schon überall im Lande gefürchteten Herrn von Schröder rühmte. Wer eine bessere Pfarre, eine einträglichere Schulmeister- oder gar Amtmannsstelle erlangen wollte, brauchte dem Sendboten in „pressanten Angelegenheiten“ nur die hohl hingehaltene Hand zu füllen. Ein halber oder ein ganzer Gulden genügte, um das Andenken an den Geber „in der Kanzlei aufzufrischen“.

Doch die begeisterte Freundin der Leipziger dramatischen Muse erreichte Zeuner nicht.

Vielmehr saß diese just hinter den weißen gestickten Gardinen eines zu einem stattlichen Häuschen gehörenden Parterrefensters eine halbe Meile von Bayreuth entfernt und rief mit plötzlichem Erschrecken vom Fenster zurückspringend:

„Jesus! Da reitet ja Zeuner! Gott, Gott, ob er hier halten wird? Den schickt der Vater! Gott im Himmel! Er sieht sich rechts und links um, jetzt hält er am Schlagbaum. Wenn er nur nicht im „Mond“ einkehrt!“

„Beruhigen Sie sich, mein edles Fräulein —“ meinte mit boshafter Ironie eine rauhe Stimme, jedes ihrer Worte betonend. Diese Stimme kam vom Bewohner des kleinen Häuschens, und hinter

den Gardinen schielte auch dieser zum „Mond" hinüber.

Der „Mond" war ein Wirthshaus in jenem St. Georgen, wo Wunschold, jetzt Kammerrath, ehedem und noch jetzt die polizeiliche Aufsicht führte. Zucht- und Irrenhaus lagen in der Nähe, auch jener großartige Weiher, auf welchem Brandenburg-Culmbach eine Duodez-Marine und die entsprechende Artillerie unterhielt. Schon auf dieser ersten Station ihrer Flucht hatte Theda die bitterste Reue empfunden. Die Neigung ihres Entführers, sie selbst zu besitzen und ehrlich weiter durchs Leben zu befördern, war bedeutend abgekühlt, seitdem er Alles, was ihm die alte Freundin besonders werth machte, besonders was sie an Geld und Gut mitgenommen hatte, in seinen sonst nur mit Perrücken und Schmink-Apparaten beschwerten Mantelsack untergebracht hatte. Es entstand zwischen beiden Liebenden Differenz, bei Theda Eigensinn und Zaghaftigkeit, Wuth und Thränen kamen ihr zu gleicher Zeit. Die Ober-Bergrathstochter erhielt von dem Darsteller der edelsten und gefühlvollsten Charaktere nur schwache Ermunterungen, mit ihm hinauszusegeln auf die hohe Fluth des Lebens und wol gar selbst eine zweite Caroline Neuberin zu werden, die ebenfalls ihre Künstlerlaufbahn damit begonnen hat, daß sie ihren Eltern entlief. Rhänius' Begleiter, ein Böhme, sein Stiefelputzer und Darsteller kleiner Rollen,

pfiffig und zu absoluter Niedertracht immer bereit, unterstützte die Bedenken seines Herrn (und Freundes je nachdem) durch Hinweisungen auf die streng polizirte Ordnung Deutschlands und die Gefahr, einige frische Jugendjahre in einem solchen Zuchthause verleben zu müssen, wie sie da gerade jetzt ein solches von der Kammer aus, wo man im „Mond" übernachtet hatte, sehen konnten. So geschah es, daß Theda, und nicht einmal in übergroßem Schmerz, sondern reuevoll und bitter enttäuscht, wie dergleichen so oft hinter den Coulissen und gar erst in der Garderobe vorkommt, und nach dem alten Erfahrungssatze, daß sich der Reiz des Wiedersehens nur zu bald abstumpft, den „Mond" spornstreichs verließ, ihren Koffer opferte und schaudernd zwar vor einer Tracht Prügel, die ihr gewiß war von der Hand des alten Budenbesitzers auf dem Jahrmarkt von Wandsbeck, dennoch den Gedanken ausführte, den vor noch nicht zu langer Zeit verschmähten, doch noch dem Vater innigst befreundeten, drüben wohnenden Wunschold um Vermittelung anzugehen. Der Disput über die Herausgabe der Kostbarkeiten machte ohnehin die Leute im „Mond" stutzig. Das „Fremdenbuch", keine Neuerung, wie der Wirth in „Minna von Barnhelm" beweist, war im Anzuge. Theda rannte davon, wie von den Furien verfolgt.

Wunschold war nicht wenig überrascht, in seiner behaglich geheizten Wohnstube, wo sich sein so höchst

gemüthvoller Sinn durch eine lange „Tobaks"-Pfeife und eine Canarienhecke, die einen abscheulichen Geruch verbreitete, zu erkennen gab, diesen Morgenbesuch zu empfangen. Er versprach Alles aufzubieten, diese bedenkliche Begebenheit vor ihren voraussichtlichen Folgen zu sichern.

Hämisches Lachen, schadenfrohes Händereiben oder sonst eine Andeutung der ihm durch diesen Besuch gewordenen Satisfaction lag nicht im Charakter dieses breitschulterigen, fast bäuerisch auftretenden Mannes mit den zottigen schwarzen Augenbrauen. Wohl jubelte in ihm die Hölle, aber er wußte das durch den mildesten Zuspruch und eine fast väterliche Weichheit zu verbergen.

„Ich bringe Sie, mein armes Fräulein, unglückliches verflogenes Täubchen, zuerst in die Stadt zu meiner Schwester. Sie wohnt, wissen Sie doch, auf dem Rennweg."

„Wo Trützschler wohnt?" fragte Theda erschreckend.

„Ja, ja, wo Trützschler wohnt. Waren Sie schon einmal bei —"

„Trützschlern? Wo denken Sie hin!" antwortete entrüstet das tugendsame Mädchen, das sich einbildete, ihre Erzählung über die Nacht, die sie im „Mond" unter Vorwürfen und Weinen zugebracht hätte, würde von der Welt geglaubt werden.

Wunschold bestellte einen geschlossenen Wagen, fuhr damit auf den Rennweg in Bayreuth, ließ

„am Hauſe ſeiner Schweſter" halten, befahl Theda, ſich die Capuze ihres Mantels feſt über den Kopf zu ziehen und ihm raſch nachzuhuſchen. Behutſam auf den Zehen trat er ſelbſt im Hauſe auf, rieth ihr, der Nachbarn wegen, ebenfalls nur leiſe ihm zu folgen und ließ ſie dann in ein Zimmer treten mit der Weiſung, hier ſo lange zu warten, bis er die gewöhnlich erſt ſpät aus den Federn kommende Schweſter benachrichtigt haben würde.

Theda wartete und wartete. Es war ihr ſogar, als wenn der Wagen unten abfuhr. Als Niemand kommen wollte, klinkte ſie eine Thür auf, die ins Innere der Wohnung führte, trat in ein, zwar im Augenblick ſehr unordentlich ausſehendes, ſonſt aber Spuren von Eleganz und noch erſichtlichere von einer ausſchließlich männlichen Bewohnung tragendes Zimmer und ſtand nach einigen Augenblicken verlegenen Harrens dem trällernd aus dem Cabinet im Negligé auf ſie zutretenden Trützſchler von Falkenſtein gegenüber.

So ſicher hatte Wunſchold ſchon den Ober-Bergrath in Händen, daß er ihm eine ſolche Züchtigung für ſeine abgewieſene Werbung zu geben wagte.

In einer kleinen Stadt wird jeder Menſch, der ſich nur einige Schritte aus dem Hauſe hinaus bewegt, Gegenſtand nachbarlicher Beobachtung. Eine in der Straße erſchallende Hausklingel zieht ein Dutzend neugieriger Augen ſofort an's Fenſter. So

entſtanden denn die mehrfach verſchiedenen Lesarten, die über Theda's Flucht aus dem Vaterhauſe an dieſem Morgen in Umlauf geſetzt wurden. Theda kam, fliehend vor dem ſprachlos gewordenen, ganz entſetzten und zuletzt wüthenden Trützſchler über den Schloßplatz, an der Statue eines älteren Markgrafen Chriſtian vorüber, in ſtürmiſcher Haſt gerade in dem Augenblick angelaufen, wo ſich die markgräfliche Reiſekaleſche mit ihrem Papa und einem gefüllten Flaſchenfutter in Bewegung geſetzt hatte, ſie zu ſuchen. Nur die Wuth auf Wunſchold, welchen [illegible] finden Alles, was laufen konnte, ausgeſchickt wurde, und die Nothwendigkeit, einen energiſchen Entſchluß zu faſſen, verhinderte das vorauszuſehen geweſene Strafgericht ſchon auf der Straße. Es war, wie wenigſtens der Vater, ſeinen Bambus ſchwingend, verſicherte, durchaus nur verſchoben. Jetzt wurde beſchloſſen, noch einen vollen Tag in der Stadt zu verweilen, die von Märchen umſponnene, ſagenumklungene Tochter in den grellſten Sonnenſchein der Wirklichkeit und des Nochvorhandenſeins in Bayreuth zu verſetzen und ſie erſt dann verſchwinden zu laſſen, wenn die neugierigen Beſuche kamen, die Nachfragen, die Erkundigungen nach dem Befinden, die verſchmitzten: Ach, wir haben uns ſo lange nicht geſehen —! und dergleichen Gemüthlichkeiten der kleinſtädtiſchen Mediſance mehr.

Trützſchler ſchäumte mehr noch als Schröder.

## Zweites Kapitel.

### Ueber den Urſprung der Mineralquellen.

Die Reiſenden bemerkten endlich, daß ſie ſich dem Ziele näherten. Es wurde in der Gegend zwar keine größere Fruchtbarkeit ſichtbar, aber eine ſorgfältigere Benutzung ſelbſt der ſpärlichen Möglichkeit zu irgend einer Ernte. Die Natur hatte, wie ſie dies, aufgeſchreckt von der Kunſt, wohl immer zu thun pflegt, ſich gleichſam zuſammengerafft und aus Scham, hinter der Kunſt nicht zurückbleiben zu wollen, auch ihrerſeits mehr zu leiſten verſucht, als ihre urſprüngliche Abſicht auf dieſer ihrer wüſten Schlummerſtätte war. Ferne Pappelalleen verkündeten die Nähe einer ariſtokratiſchen Anſiedelung. Zuweilen begegnete ihnen ein Landmann, der die trägen Kühe ſtachelte, um Dünger auf die Felder zu ziehen. Ein Hirt weidete auf einer ſandigen, mit kleinen grünen Halmen dünne beſetzten Ebene eine kleine Heerde Schafe, denen eben erſt die Wolle geſchoren war und die recht kümmerlich froren und die Reiſenden nackt anblickten, während ihr Vließ ſchon auf dem Wege nach Birmingham und Mancheſter war. Endlich kam ein ärmliches Dorf von Lehmhäuſern, dem nur die bunten

Dieſer wüthete doch nur auf ſeine Theda und den Wunſchold, Jener aber nicht nur auf den rachſüchtigen, boshaften Mitverſchworenen in St. Georgen, ſondern auch auf den Mann, den er fürs Erſte nicht kränken durfte. Nur durch Schröder konnte er zu etwas gelangen, falls nicht Thomas Schrödern ſtürzte. „Schröder wird mir dieſen Eclat gönnen, weil ich mich denn doch für zu gut fühlte, ſein Schwiegerſohn zu werden —! Und Wunſchold — büßen ſollen ſie mit der Zeit noch alle!“ Um ſich zu rechtfertigen rannte er zu allen, die er angefangen hatte ſich warm zu halten. Herr von Thomas hatte einige verblühte, noch unverheiratete Töchter. Die Zuſtände ſpitzten ſich in der That auf die Alternative: Entweder Landes-Deputation oder Schröder!

Die „Rundreiſe durch's Land“, die Schröder nun einmal beſchloſſen hatte, wurde ausgeführt. Theda, deren Anweſenheit durch einen ſtürmiſchen Herbſttag, wo Niemand aus dem Zimmer ging, von ihrer Seite durch ein Promeniren in allen Straßen der Stadt bis ſpät in die Nacht conſtatirt worden war, begleitete den Vater. Und ſeltſam genug, ſchon nach dem Beſuche des erſten Amthauſes in der Landeshauptmannſchaft Hof und nach den erſten Zuſammenſtößen Schröder's mit Kaſten- und Kloſter-Amtleuten, mit Zoll-, Umgeld- und „Uffſchlags“-Einnehmern, dann vollends mit dem ehrenfeſten

Landeshauptmann von Weiterhausen, der sogar Schrödern von Hof aus entgegeneilte, schrieb dieser nach St. Georgen an seinen theuersten, liebwertheſten Freund Johann Michael Wunschold einen beweglichen Brief, er möchte sich doch um Gotteswillen sofort aufmachen, zu ihm stoßen, ihn auf Kammerkosten begleiten und ihm mit dem unerschöpflichen Schatz seiner detaillirten Kenntniß des Landes beistehen. Wunschold kam und lachte sich, als er Theda sah, für ein ganzes Jahr, sagte er, aus. Der Ruhm, gewissermaßen den Ruf der Theda gerettet, sie mit Trützschler, mit dem Adel in Verbindung erhalten zu haben, wurde ihm mit süßsauerer Danksagung von Schrödern obenein noch zuerkannt. Manche Flasche Burgunder, auf die Diätenrechnung gesetzt, leerte sich zur Besiegelung des neugeschlossenen Bundes.

Wunschold kam nach Marktschorgast, wo ihn Schröder erwartete, mit allen Hilfsmitteln, um beiden Männern zu erlauben, ihre Rundreise durch das unglückliche Land mit Spuren des Schreckens zu bezeichnen. Ihr Hauptziel war, unabhängig vom Erpressen von Geschenken und völlig offen geforderten Bestechungen, theils die Unterdrückung alles dessen, was die Landes-Deputation und das neue Thomas'sche Ministerium angeordnet hatten, theils das Sammeln von Materialien, um dem Markgrafen einen Gedanken annehmlich zu machen, den die

Intriguanten von anderen despotisch regierten Ländern entlehnt hatten. In England, im Lande der bürgerlichen Freiheit, hatte das Parlament und das aus dem Parlament gewählte, sich auf dessen Majorität stützende Ministerium von je die Versuche unschädlich gemacht, die von den ehrgeizigen Welfen, die damals Englands Krone trugen, gemacht wurden, ein besonderes Hof- und Cabinets-Ministerium zu bilden. In Frankreich aber, in Spanien und anderen Ländern erlaubte theils die religiöse Andacht, theils die Gnadenertheilung in Justizsachen, theils die außerordentliche Begehrlichkeit der Ansprüche, die an die königliche Schatulle gemacht wurden, die Bildung eines Privat-Cabinets, das zuletzt das Ansehen der übrigen Minister illusorisch machte. Schröder wollte Chef eines solchen „Chatoulle-Ministeriums" werden. In den Bereich dieses Begriffes, der doch nur die unmittelbar nächste Existenz des Landesfürsten umfaßte, wollte er Alles hineinziehen, was seinen hochfahrenden, prahlerischen, bald die Menschen mit Grobheit, bald mit Kriecherei bedienenden Emporkömmlingssinn befriedigen konnte und ihm zugleich Geld und Gut verschaffte für seine Sucht zur Schlemmerei und die Entfaltung eines mit der Zeit, wie er hoffte, selbst den höchsten gebornen Adel ausstechenden Glanzes.

Die Rückwirkungen dieser Rundreise, die durch das Gebirge und in die Ebene hinunter bis nach

Erlangen und Neuſtadt an der Aiſch ausgedehnt wurde, empfand man bald in der Reſidenz mit Schrecken. Thomas ſtürzte in die Sitzungen der Landes-Deputation und brachte Beweiſe einer förmlichen Auflehnung aller Aemter gegen das, was die mit allen Vollmachten begabte Verſammlung beſchloſſen hatte. Hier gab es dann ſchon zagende Mienen, achſelzuckende Geberden. Herr von Hanſtein ſaß ſchweigſam. Schröder hatte ihn als Freimaurer gewonnen. Geheimbündelei fing an, die Gemüther zu verbinden. Hanſtein wollte „chymiſche" Kenntniſſe beſitzen und bewunderte die des Ober-Bergraths. Schröder hatte ſchon Witterung vom Roſenkreuzerthum, von Begründung von Freimaurerlogen geheimſter Grade. Dennoch war die Majorität noch gegen Schröder. Die Ellrodts wurden aufgefordert, ihre Meinung zu ſagen.

„Was ſoll ich mich gegen dieſen Schurken in die Bruſt werfen, der im Lande herumreiſt und faſt überall meine alten Einrichtungen — wiederherſtellt?" rief der Reichsgraf Philipp von Ellrodt mit ergrimmter Bitterkeit und wendete ſich mit Lachen ab, ſich zu tief gedemüthigt fühlend, um noch hoffen zu können, ſich wieder zu erheben. Er hatte eine glänzende Periode des kleinen Staates, an deſſen Spitze er geſtanden, hinter ſich. Von allen Seiten war man ſonſt gekommen, ſich in dieſem lieblichen, geſegneten Thale bei einem gaſtfreien und kunſt-

ſinnigen Fürſten das Schönſte in der Welt, Kunſt und Geſellſchaft, munden zu laſſen. Er, der ehemalige Theologe, hatte dazu die Mittel herbeigeſchafft. Bald mußten die Stände ſteuern, bald wurden zweideutige Finanz-Operationen gemacht. Der Sinn des Fürſten für das Prachtvolle hatte den zuweilen tyranniſch verfahrenden Miniſter ſelbſt ergriffen. Er legte ſich eine Menge Güter zu, um ſeinem Namen mehr Klang zu verleihen. Eines derſelben ſchmückte er mit einem Schloß, auf welchem der Erzähler dieſer Geſchichten noch nach hundert Jahren unter Säbeltaſchen, Commißbeuteln, regendurchweichten Mänteln der in einem Theile desſelben ſtationirten Landgensdarmerie Meiſterwerke der Malerei, wenn auch im Geſchmack jener Zeit, vorgefunden hat. „Dem Schröder oder wenigſtens den mit ihm hergekommenen Perſonen und dem angenehmen Eindruck, den du auf ſie gemacht haſt, verdanke ich die in ihrer Art glänzende Ehrenerklärung eines Land-Erbkämmerers, eines Titels, der bisher nur Mitgliedern des älteſten Adels und den verdienteſten Männern, in Anebach dem alten Feldmarſchall Seckendorf, gegeben iſt!“ ſagte der Vater ſeinem Sohne, der ihn zum Widerſtand ermuthigen wollte. „So ſtehe ich ruhig zwiſchen zwei Parteien und würde reſigniren, würde mich ganz auf meine Blumen und die Zucht meiner Gemüſe beſchränken, wenn du nicht in der Welt wäreſt, du, mein Stolz,

meine Hoffnung! Soll ich etwa dich auch zu Grunde gehen laſſen?"

Das waren die Worte, in die Graf Ellrodt zu ſeinem Sohne auch da wieder ausbrach, als ſich ihr neuer College Herr von Thomas in eigener Perſon mit größter Aufregung aus ihren glänzenden, an allen Wänden mit ſeidenen Tapeten, Kryſtall und Bronce geſchmückten Zimmern entfernt hatte.

Von ſeinem Sohne wußte der Vater ſchon längſt, daß er die glänzende Carrière, die er ſchon ſo früh begonnen, verwünſchte. Gleich im Beginn hatte dieſer älteſte und nunmehr einzige von zwei hoffnungsvollen Söhnen ſeine Miniſterſchaft mit jugendlicher Heiterkeit und Selbſtironie behandelt. Kaum von der Univerſität und von Reiſen gekommen, war er ſchon mit diplomatiſchen Miſſionen betraut worden und hatte mit den ſeidenen Strümpfen und Gala-Beinkleidern zugleich Titel und Orden mit in ſeinen Reiſekoffer gepackt bekommen. Sein jüngerer Bruder ging auf die Vorausſetzungen des Cavalierlebens mit Virtuoſität ein, wurde ein Reiter von Ruf und ſtarb, ehe er vielleicht bei ſeinen Parforceritten das Genick brach. Und beide Söhne machten durch ihr gutes Herz, ihre feinen Umgangsformen, der älteſte durch Geiſt und ſeltene Bildung wieder gut, was ſich an Vorwürfen gegen den Vater aufzuhäufen angefangen hatte. Sie reinigten um ihn her die Luft. Bis dann Fritz anfing, unter dem

Druck ſeines Namens immer mehr zu leiden. Ein Sohn, deſſen liebendes und von Dankbarkeit erfülltes Herz ſich von einem Vater nicht loszuſagen vermag, der ihm doch in ſeinem Weſen als ein ſchwacher und leichtſinniger aufgegangen, iſt beklagenswerth. „Wie kann ich mich gegen meinen Vater erklären —!“ rief er ſchon oft aus zu ſeinem vertrauteſten Freunde Meersmann, der den alten Grafen einen Mann der überwundenen Zeit nannte, einen Despoten, deſſen Feſſeln man höchſtens deßhalb gern trug, weil er ein Philoſoph der Lebens-Bagatelle war, in deſſen Leichtſinn man zuweilen in glücklicher Stunde mit einſtimmt. In der That war der alte Herr ein Beſitzer ſo vieler Privattugenden, daß man faſt geneigt wurde, die Fehler, deren man ihn zeihen mußte, auf Rechnung ſeiner Stellung überhaupt und ſeines ganzen Zeitalters zu ſetzen.

„Vater,“ antwortete der Sohn mit der ihm ſchon ſeit einiger Zeit eigen gewordenen ſchwachen und ſich nur ihrer halben Kraft bedienenden Stimme, „ich will nicht von mir ſelbſt reden. Meine Pläne, die werden reifen. Aber an deiner Stelle würde ich nicht abwarten, bis ſich dieſe beiden ergrimmten Gegner, Thomas und Schröder, gegenſeitig vernichtet haben.“

„Du irrſt dich. Leider! Einer wird ſiegen, Einer wird triumphiren!“ prophezeite der Vater.

„Dann ſiegt Schröder —!“

„Entſetzlich —!“

„Warum entſetzlich?“

Es würde das Maß voll werden, der Markgraf würde aufgeklärt oder — falls dies unmöglich ſein ſollte . . .“

„Warum ſtockſt du? Du grübelſt über eine Empörung gegen den Markgrafen —?“

„Preußen wird ihn beſeitigen.“

„Das iſt die Weisheit Meersmann's! Das iſt Meersmann's Rache! Fritz, Fritz, hüte dich vor dieſem Bunde!“

Der junge Reichsgraf ging in Aufregung hin und her, ſchwieg eine Weile, indem er die Hände auf die Spitzenkrauſe legte, die ſeine Bruſt bedeckte, und dann in die weitoffene goldgeſtickte Weſte ſteckte und ſagte:

„Ich denke nicht mehr an das, was draußen geſchieht! Ich will nur noch an mir ſelbſt arbeiten! Thue auch du das, Vater! Unſer ganzes Jahrhundert fordert uns auf, Philoſoph zu ſein!“

„Pah! Pah! Träumereien!“ rief der Vater, in Wahrheit ungeduldig. „Der Markgraf erwartet dich morgen zu einer Audienz, die er dir endlich zu geben wagt! Nun hat Er doch ein Thema! Wien, wo du die Frage wegen der Reiſe der kaiſerlichen Herrſchaften nach Frankfurt am Main regeln ſollſt! Du ſollſt bitten um die Berührung unſerer Lande,

im Geheimen aber azitiren, daß ſie um Gotteswillen nicht betreten werden."

„Iſt das nun nicht geradezu ſchrecklich, Vater? Iſt es nicht ein Hohn auf alle Ehrlichkeit und Wahrheit in der Welt?"

Der Vater lachte überlaut. Sein Lachen war ein ſo geſundes, daß es den Sohn ſelbſt anſteckte. „Es iſt die Comödie Molière's!" rief der alte Reichsgraf. „Die claſſiſche Comödie!"

„Geh' du ſtatt meiner!" entgegnete ſein Sohn. „Genieße die ganze, die volle Bedeutung deines neuen Adels! Dort in Wien wird dir keine Demüthigung zu Theil werden! Maria Thereſia denkt hochherzig ſchon an ſich und wie liebevoll erſt von uns beiden! Nicht dem kleinſten Gerücht von deinem hier verlornen Einfluſſe wird ſie Glauben ſchenken! Erfriſche dich durch das große herrliche Wien! Werde noch einmal jung in deinen Erinnerungen — weißt du, als du beim Regierungsantritt des preußiſchen Friedrich und ſeinem Einfall in Schleſien nach Wien flogſt, um für die ſchwierige Lage, in welche die treu am Reichsverbande haltenden kleinen deutſchen Staaten geriethen, eine Sprache zu führen, deren Echo noch nach zweiundzwanzig Jahren in der Staatskanzlei nicht verklungen iſt. Und — dann — vor dem ſiebenjährigen Kriege wieder — da ſahſt du Wien! Damals nahmſt du mich mit, führteſt mich bei Hofe ein! Erhebe dich durch dieſe Erinner-

ungen! Sie wieder auffrischen zu können wird dir Kraft verleihen, alles hier etwa noch Kommende zu ertragen!"

Diese Worte waren so gütig, daß dem Vater Thränen in die Augen traten. Er umarmte seinen Sohn, sagte dann aber fest und bestimmt:

„Nein, nein, mein Sohn! Diese Mission ist für dich! Sie ablehnen, heißt deine Entlassung einreichen! Der Gehalt, den du ziehst, ist verhältnißmäßig groß! Er ist verdient, wenn du arbeitest! Deine Arbeit als Diplomat ist das Einsetzen deiner Persönlichkeit! Man soll nur — wen denn? Etwa den Herrn von Trützschler schicken? Haha! Die Kaiserin würde von Allem das Gegentheil befehlen, was dieser Mensch wünscht. Du hast die Art, die gefällt. Enfin, die Sache ist abgemacht. Sie wird uns viel Geld kosten, denn der Gehalt, den dir der Staat gibt, und die Reisediäten reichen nicht aus, um dir das nöthige Relief zu geben —"

Der Sohn gedachte der kühlen Aufnahme des Wechsels von Seiten des Kammer-Residenten, des verloren gegangenen geheimen Münzverkehrs, der überhaupt jetzt spärlicher gewordenen Gelegenheit, dem Vater außergewöhnliche Emolumente zuzuwenden. Es war ihm unmöglich, davon zu sprechen. Sein Herz war wie in einem Krampf, der ihm die Stimme raubte.

„Ich lasse Alles gelten, was du mir schon so

Polizei-Warnungs- und die Einregistrirpfähle, die bunten Brücken- und Plaſtergeldtafeln etwas Colorit und freundliche Beleuchtung gaben. Nun bogen ſie links und fuhren auf das Schloß zu, zu dem eine herrſchaftliche Pappelallee in gerader Linie führte. Hier wurde es lebhafter, ſie mußten manchem Karren aus dem Wege fahren und man merkte, daß in der Nähe ein großes Bau- und Oekonomieweſen walten mußte. Ein Kutſcher drohte ihnen ſogar, behutſam an ſeinem Wagen vorüberzufahren: denn er hatte, wie das ſcharfe Auge der Reiſenden ſchon in der Ferne entdeckte, griechiſche und römiſche Mythologie, nebſt einem Anhange über ägyptiſche Sphinxe, aufgeladen. Ein Dutzend verſtümmelter Gartengötter, Faune ohne Ziegenfüße, Pane ohne Hirtenflöten, Apollo's ohne Leier und Amoretten ſogar ohne Flügel und Naſen lagen in grotesker Verwirrung neben einander und der Kutſcher ſagte ihnen, daß man dieſe Götter Griechenlands auf mehreren Auctionen erſtanden hätte und jetzt zur Verſchönerung des Parks verwenden wolle. „Das heißt," ſagte er, „der Park iſt eigentlich auch noch nicht da, aber doch ſchon der Graf und der thut Wunder, wo er hinſieht und nur mit dem Finger zeigt! Das ſollen Sie ſehen, was bei uns gebaut, gezimmert und geſägt wird! Tempel, Waſſerfälle, Berge, Alles wird mit einer Geſchwindigkeit gebaut, als wollten Prinzen einziehen."

Unter Ausführung dieſer Schilderung näherte man ſich endlich dem Schloſſe und konnte von ihrer Wahrheit ſich ſelbſt überzeugen. Vor ihnen lag ein großes Gebäude, welches in jenem altfränkiſchen Zopfſtyle gebaut war, der die Bauten Ludwigs XIV. mehr von Hörenſagen, als nach eigener Anſchauung gekannt zu haben ſcheint. Die Fenſter

oft gestanden hast!" fuhr der Vater, den Grübelnden zu ermuthigen, fort. „Du hast mir immer gesagt, daß es dich hätte beschämen sollen, mit Umgehung der Arbeiten im Collegium schon so früh zu Titeln und Aemtern zu gelangen. Das würde passen, wenn ich dich ins Richter-, ins Cameralfach lançirt hätte. Aber die Diplomatie, mein Sohn! Sie ist zum großen Theile Repräsentation! Man kann sich nicht künstlich geben cet air, ces allures, dont on a besoin à la cour —" Nun fuhr der Vater in französischer Sprache und sich in den Formen eines Hofmannes wiegend fort, die Wirkungen zu schildern, die für den Beruf zur Politik das Exterieur seiner Vertreter hätte.

Unangenehm berührt von dem Mustern und Preisen seiner Gestalt, unterbrach ihn der Sohn:

„Pah, Pah! Man hat auch Beispiele, daß in der Diplomatie Häßlichkeit Carrière macht."

„Wieso? Wieso?" rief der Vater, lachte übermäßig, zog die goldene Dose und wollte diese Paradoxie bewiesen haben.

So trüb es in des Sohnes Gemüth aussah, er mußte dem angeregten Vater die Geschichte eines, jetzt an einem südeuropäischen Hofe accreditirten Diplomaten erzählen, der als Träger eines berühmten alten Namens die Diplomatie als Beruf gewählt hatte, seiner übergroßen Häßlichkeit wegen aber der Schrecken aller Höfe wurde. Einer nach

dem anderen hätte sich ihn im Interesse der Hofdamen und der regierenden Fürstinnen, die ein Monstrum nicht sehen wollten, zumal wenn sie gerade in der Hoffnung gewesen wären, verbeten. So wäre er denn immer wieder an den Hof zurückgeschickt worden, der ihn entsendet hätte. Da aber auch Maria Theresia ihrer vielen Wochenbetten wegen häßliche Menschen nicht um sich haben wollte — es wäre denn, daß sie bucklig gewesen wären, eine Form der menschlichen Leibesbeschaffenheit, die seltsamerweise den Frauen zu jeder Zeit gefallen hat — so wäre der Graf immer wieder fortgeschickt worden, natürlich jedesmal mit einer besseren Stelle, „bis ihm," schloß der Sohn seine, den Vater bis zum Erschüttern der Wände amüsirende Geschichte, „die so gut bezahlte und so einflußreiche bei einem Hofe zu Theil geworden, wo man ohne alle Gefahr für die Politik häßlich sein kann, beim Papst in Rom!"

„Wo es wenigstens ostensibel keine Papissa zu erschrecken giebt — Hahahaha!" rief der Vater.

Die Wirkung dieser Erzählung diente nur dazu, den alten Epikuräer im Festhalten der Nothwendigkeit, daß sich sein Sohn die Verhaltungsmaßregeln für Wien geben ließe, die in drei vom Markgrafen eigenhändig verfaßten Briefen, (an die Kaiserin, den Kaiser und Erzherzog Joseph) bestehen sollten und diese persönlich überbrächte, zu bestärken. Wieder

regte sich die ganze gewohnte höfische Frivolität des alten Herrn, wenn er mit schmunzelndem Lächeln französisch fortfuhr:

„Du selbst, mein lieber Sohn, hast die Zerstreuung nöthiger als ich. Interessant, was man von Euer Gnaden zu hören bekommt. Wüßte ich nicht daß du allerhand Romane mit den Wiener Damen, der Prinzessin Lichtenstein, ja sogar mit einer schönen Jüdin gehabt hast, die, wie mir mein armer Freund Seckel erzählte, um den lästigen Bewerbungen des Herrn Isidor Prager zu entgehen, plötzlich nach Frankfurt am Main entschwunden ist —"

Sein Sohn zuckte zusammen. Zwar sprang er nicht auf, aber er hob den Kopf mit starrer Geberde vom Arme auf, der ihn gestützt hatte, als er am Tisch saß. Seit einigen Tagen hatte er Lea nicht gesehen. Nun war sie ihm entflohen —? Er hörte es zum erstenmale.

„Ja ja," fuhr der Vater schadenfroh lachend fort, „das Mädchen scheint vernünftiger als du —! Eine Extrapost — ein alter reisender Rabbiner, der zufällig anwesend war, als Begleiter — wahrscheinlich wird sie schon in Bamberg sein! Tummle dich also nach Wien! In Frankfurt wirst du sie ja später wieder sehen können —!"

Mit dem tiefsten Schmerze kämpfend, ging der durch die leichte Behandlung solcher Conflicte doppelt gepeinigte Sohn eines lebemännischen Vaters auf und ab.

„Ich würde gar nicht," fuhr der Vater mit den ſich jetzt verdüſternden Zügen ſeines bei lebhafter Spannung immer noch anziehenden Antlitzes fort, „ich würde nicht von dem Gegenſtande Notiz nehmen, wenn wir nicht das merkwürdige Evénement hätten, das unſere Lauterbach noch zu einem coup de déſespoir bringen wird —"

Fritz horchte auf. Sein Blick kam wie aus einer anderen Welt.

„Ja, ja, ich habe mich längſt darein ergeben! Leider warſt du für Ulriken nicht paſſionirt! Gut, daß ich nicht mit dem Kopf gegen die Wand rannte. Ja, ja! Jetzt ſcheint es aus ſein zu ſollen! Alle Welt ſagt, Sereniſſimus gedenkt, deine Verſchmähte zu ſeiner Gemalin zu erheben."

Wieder wurden dieſe Worte durch einen Griff in die Taſche des ſeidenen Roquelors begleitet, um eine goldene Doſe hervorzuziehen. Mit einer Miſchung von künſtlichem Aerger und mit fauniſcher Schadenfreude nahm der Graf eine Priſe. Sein Sohn ſaß wie angedonnert, als er fortfuhr:

„Uebrigens weißt du, ich echauffire mich um nichts mehr in der Welt! Als ich hörte, daß du en étudiant Promenaden mit der Jüdin machteſt, ſah ich einen Eclat voraus. Die Partie mit den Löwenhaupts habe ich, wie du weißt, aufs innigſte gewünſcht. Natürlich nicht der Mittel wegen. Das Schlößchen in Mariengrün iſt Schatull-Lehen vom

Fürſten, das mit Löwenhaupt's Tod an den Markgrafen zurückfällt. Reipolzkirchen war der Familie eine Laſt. Nur die hohe Geburt, der alte Adel des Vaters und der Stammbaum der Mutter, der ſchon im nächſten Gliede auf die Grafen von Naſſau-Uſingen führt, beſtimmte mich. Dann dachte ich auch, Ulrike iſt doch ſchön, doch liebenswürdig, doch —"

Nun — ſo war jene Zeit — nun folgten den früheren Spöttereien — Thränen im Auge des Vaters —

Eine plötzliche Meldung des Bedienten unterbrach Aeußerungen, deren Wirkungen auf den Sohn, wenn ſie dieſer geſehen hätte, denjenigen erſchreckt haben würden, der ſie ſo leicht hinwarf und ſich auch jetzt völlig unbefangen, ſchnell die Thränen trocknend, mit dem Diener, der ihn abrief, aus dem Zimmer entfernte.

Aufſchreien hätte der Zurückgebliebene mögen, alle Fenſter des Zimmers aufreißen, die Säle durchirren und ſeinen Gefühlen durch Worte Luft machen.

Jede Aeußerung des Vaters war für ihn empörend geweſen.

Dieſe leichte Art der Behandlung der Lebensverhältniſſe, dieſe Verpflanzung von Geſichtspunkten, die hergenommen ſchienen von der Kreuzung der Racen, in die Welt der heiligſten Gefühle —! Und die Thatſache — die ſelbſt dem Vater Thränen entlockte! Wirklich, lautete in der That das Gerücht

ſo, das in der ganzen Stadt verbreitet ſein ſollte, der Markgraf hätte ſich dem allgemein ausgeſprochenen Wunſche nach einer zweiten Vermälung gefügt und zum neuen Bunde, nachdem er die von den Agnaten ſeiner erſten Frau gemachten Anſprüche über die Giltigkeit ſeiner Scheidung zurückgewieſen, eine Ulrike Löwenhaupt erwählt?

Die Eltern, das hatte der junge für ihren Verlobten Geltende in der That ſchon von Hofcreaturen vernommen, wären dieſem „Glück ihres Kindes" gar nicht abgeneigt, ja die Mutter, von den ſtolzen Regungen ihres fürſtlichen Urſprunges gehoben, hätte angefangen, allen Annäherungen des hohen Bewerbers erſichtlichen Vorſchub zu leiſten — — Ha! Die Pfeilſpitzen des Vaters trafen ſchon wunde Stellen ſeines Inneren. Er mußte den Hut nehmen und auf die Straße rennen.

Bei Seckel erfuhr er: Ja! Lea hatte plötzlich und ohne von Jemand Abſchied genommen zu haben, die Stadt verlaſſen! Ihr Bruder war unter der Obhut ſeines Onkels und der Lehrer des Gymnaſiums zurückgeblieben! Sie war gegangen, als ſie für zuverläſſig gehört, daß die öffentliche Meinung eine junge, liebliche Adelige für einen jungen Mann beſtimmte, mit dem ſie ſeit einigen Tagen vergebens eine Verſtändigung einzuleiten verſucht hatte über die Frage: Kann es zwiſchen beiden Geſchlechtern eine Freundſchaft geben, die ſich in den Grenzen der Entſagung

hält? Vom Intereſſe des Markgrafen für dieſe junge, ſchöne, vornehme Dame ſchien auch ſie ſchon gehört und nun keine Ruhe mehr gehabt zu haben, in der Nähe von Conflicten zu verbleiben, deren Bitterkeit durch ihre Anweſenheit nur vermehrt werden konnte. Die Frau Kammer-Reſidentin erzählte dem jungen, nur in den Formen der Etikette und des Hoflebens ſichern, ſonſt noch mannichfach ſorgloſen und unſicher ſchwankenden Mann noch Weiteres. Jene Einladung Lea's zur Miniſterin von Lauterbach und das dortige Zuſammentreffen derſelben mit Frau Stichertin wären für ihren Entſchluß entſcheidend geweſen. Da Niemand eine Ahnung davon zu haben ſchien, wie tief ſein Gefühl für die ſo hochgebildete Wiener Begegnung ging, und die Welt das öftere Beiſammenſein derſelben auf Spaziergängen nur als die Folge jugendlicher Tändelei betrachtete, ſo hatte ſich die loſe Zunge der Lauterbach nach allen Richtungen hin über die Menſchen und die Lage der Dinge gehen laſſen. Auch die Aeußerung, Comteſſe Löwenhaupt ſchwärmte zu ſehr für den jungen Ellrodt, als daß je der Markgraf Hoffnungen haben könnte, hatte Lea — treulich berichtete die Kammer-Reſidentin — mit der anderen, nicht minder beziehungsreich und mit zweideutigen Blicken auf ſie ſelbſt ausgeſprochenen der Frau Stichertin: „Der junge Ellrodt ſoll ſich ja nichts aus ihr machen!“ in Verbindung gebracht und ſie ſo aufgeregt, daß

es nur noch einer neuen Beläſtigung durch die Werbung Prager's, die Bitten des Onkels und der Tante, der Drohungen — jetzt ſchlußfolgerte Fritz Ellrodt ſelbſt — ob ſie durch Verweigern ſeiner Hand die geſchäftliche Exiſtenz des Kammer-Reſidenten ruiniren wollte, bedurfte, um ſie zu beſtimmen, Bayreuth zu verlaſſen.

Wie war es denn aber mit ſeiner Liebe zu Lea und zu Ulriken? War jene nur das höchſte Intereſſe für eine andere, neue, bedeutungsvolle Welt der Lebensanſchauungen? Fehlte Ulriken gegenüber die Liebe ganz? Zwei weibliche Weſen zugleich — mit derſelben Empfindung — umfaſſen kann doch nur die ſinnliche Liebe. Dieſe hatte ihn an Lea nur flüchtig gefeſſelt und war bald einem reineren Gefühl gewichen. Warum aber vermied er Ulriken? Ihr Auge hing doch an ihm, wie ſich die Blume der Sonne zuwenden muß! Der feuchte Schmelz ihres Auges verwandelte ſich in leuchtenden Glanz, wenn er nach Mariengrün kam, und der Glanz verdämmerte wieder, wenn er Abſchied nahm! Der Email im Auge des Weibes iſt oft nur die zertheilte Thräne, die zu ſtolz iſt, ſich zu verrathen. O wohl! Oft genug fühlte er das Nagen des Vorwurfs, das ſich leiſe in ſein Gemüth einſchlich. Oft genug raunte ihm eine Stimme ins Ohr: Du haſt eine Seele auf deinem Gewiſſen! Aber was war es denn eigentlich, was ihm Ulriken ſo peinlich gemacht

hatte? Das beſcheerte Glück! Die ſchon in die Wiege gelegte Wahl und Beſtimmung! Die ſich wie von ſelbſt verſtehende auch mit dieſem Bunde geſchenkte Verloſung ſeines ganzen Daſeins!

Er wandelte ſo dahin. Den ganzen Tag. Die Citation zum Markgrafen war noch nicht gekommen. Von Vorübergehenden hörte er Manches ſelbſt. Der Markgraf hätte ſich durch Ulrike Löwenhaupt mit Voltaire verſöhnen laſſen. Man witzelte ſo. „Tancred" ſollte geſtattet ſein, wenn die Comteſſe die Amenaide gäbe. Ob etwa er den Tancred ſpielte? fragten Altadlige und höhere Hofchargen lächelnd. Andere, die von Ellrodts Reiſe nach Wien etwas wußten, meinten, am Ende träte der Markgraf ſelbſt auf. Bald hörte er, daß ſich für den Tancred Trützſchler vordrängte. „Er paßt!" ſagte Ellrodt bitter. „Er behauptete ſchon lange, das richtige Pariſer R zu haben!" D'Adhemar hatte die Vertheilung der Rollen, die Regie und ſpielte ſelbſt den Vater Amenaidens. Immer war er unterwegs und allarmirte die Stadt. Schon ſprachen Kammerherren von dem „häufigen" Zuſammentreffen des Markgrafen mit der Löwenhaupt'ſchen Familie auf den rings liegenden fürſtlichen Schlöſſern.

Der Abend kam. Nicht um die Welt wäre er zu den Löwenhaupts gegangen. Es drängte ihn dorthin, wo ihm ſchon ſeit lange am allerwohlſten war. Sein Couſin Ellrodt beſaß nicht die Fehler, die

derſelbe an einer jahrhundertjährigen Prediger-Generation gerügt hatte. Handwerkerlichkeit in ſeinem Beruf, Mangel an Innerlichkeit beſaß er gerade am wenigſten. Doch waren ſeine Auffaſſungen auf das Mildere, Maßvolle und Ergebene gerichtet. Schon lange hatte er im Hauſe das weibliche Princip vertreten, noch ehe er ſich vermälte, während ſeine Schweſter das männliche vertrat, freilich nur bis zu einem gewiſſen Grade, dem, wo, wie Meersmann ſagte, die ſo kühn angefaßten Sachen zuletzt doch aus dem Leim gehen. Da würden die muthigen Frauen gleich die leibhaften Haſen. Gewiß liebevoll hatte man den Flüchtling damals aus dem Seckel'ſchen Hauſe aufgenommen, hatte Lea die Verlegenheit, in das Haus eines chriſtlichen Geiſtlichen gerathen zu ſein, ſo wenig als möglich fühlbar gemacht; aber Vorwürfe über ſeine „Tändelei" mit Lea Osmund bekam Fritz Ellrodt ſpäter hier doch zu hören. Sogar von Sannchen, obſchon dieſe Ulriken für kalt erklärte.

„Man muß ſich fügen, ſich in die gegebenen Verhältniſſe ſchicken —!" polterte ſie heute wieder. „Auch hier wird Alles beſſer werden! Der Markgraf wird ſeine falſchen Freunde erkennen!"

Der heute wie im Traum eintretende „Couſin Reichsgraf" traf die Prediger-Familie in größter Erregung. Man beſchwor den durch die ungerechte Einkerkerung in ſeinen Gefühlen ſo tief verletzten,

waren für die große und sogar kühne Anlage des Ganzen viel zu klein, wie es Naturen gibt, denen eine höhere Bestimmung Alles eingeräumt zu haben scheint und dabei nur die Symmetrie ihrer Gaben versagte. Zwei hervorstehende Seitenflügel erweckten die Vorstellung eines abgesondert wohnenden Hofstaates und verliehen dem Schlosse den Schein einer frühern Wichtigkeit, auf welcher jetzt das Gras der Vergessenheit wuchs. Indessen sah man rechts und links Hände in Thätigkeit, die hier gebotenen, zerstreuten Materialien der Vergangenheit wieder zu einem neuen und verjüngten Eindrucke zu sammeln. Bauholz wurde gefahren, Zimmerleute sägten sich auf dem Schloßhofe Bretter zurecht und in der Mitte desselben wurde sogar ein Bassin gegraben, dessen Centrum ein Pelican aus Sandstein zieren sollte, der den Schnabel weit geöffnet hielt und wahrscheinlich mit geheimen Wasserkünsten zusammenhing. Von der wunderbaren Kindesliebe dieses Vogels ließ sich zu den an den Arbeiten herumgaffenden Knaben und Mädchen, wohl gar den Kindern des Grafen von der Neige, leicht ein symbolischer Uebergang finden. Die fünf Reisenden erregten aber Aufsehen und sprangen von ihrem schlechten Gefährt herab, nicht ohne Herzklopfen, da sich ihnen hier Vieles enthüllen und erfüllen sollte. Und der Tröster, der sich ihnen versprochen hatte, der große Magier und die Axe ihrer Zukunft, blickte wirklich schon aus einem Kellerloch des Schlosses, aus welchem ein hoher Wall von Erde geworfen wurde, und rief sie aus dem Dachsbau an, einen Moment zu warten und, siehe, der Graf stand vor ihnen, in Hemdärmeln, mitten in Industrie und Gewerbthätigkeit, in Mechanik und Experimentalphysik vergraben, an Händen und Füßen die Spuren seines bauen-

durch seine gegenwärtige Brachlegung als Beamter zum Gegenstand des Mitleids und des Spottes seiner Gegner gewordenen Meersmann himmelhoch, sich nicht von seinem Rachegelüst fortreißen zu lassen. Es würde Alles von selbst kommen, hatte der Oberhofprediger versichert. „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit!“ „Die rauhen Herren regieren nicht lange!“

Aeußerungen waren das, die Meersmann mit bitterem Lachen aufnahm. „Setz' dich!“ sagte er zu dem Eintretenden. „Hast du deine Instructionen erhalten? O ich wünschte, auch ich könnte mir einen Auftrag verschaffen, um meine Abwesenheit zu motiviren. Denn nächstens verschwinde ich hier.“

Ein Blick des Schreckens und der Besorgniß kam aus den Augen des Cousins und der beiden Frauen und Sannchen meinte sogar mit weinerlicher Stimme:

„Zum zweitenmal will er auf die Plassenburg! Dann läßt ihn dieser Menschenfeind da drüben im Schlosse gewiß nie wieder herunter!“

Ein „St!“ kam mit streng verweisender Miene aus dem Munde des Bruders. Die Schwägerin sah sich um, ob die bedienende Magd diese ominöse Prophezeiung und Sannchens Schmälen gehört hatte. Da die Magd fehlte, rief Sannchen sogar aus: „Ein böser Teufel ist's!“ und schlug ihre zierliche, gerade mit der Gabel bewaffnete Faust auf den Abend-Imbiß-

Tiſch. „Er ſtellt ſich fromm, will das Abendmal nicht nehmen, weil er ſich für einen zu großen Sünder hält, iſt noch nicht einmal von ſeiner Frau geſchieden, die ihn wahrſcheinlich nur verlaſſen hat wegen ſeiner Tyrannei — er hat ja ſchon einen Menſchen todtgeſchlagen und ebenfalls auf der Plaſſenburg geſeſſen und die Frau Stichertin hätte er beinahe gekövſt! Nun will der alte Narr, ein Hohenzoller in den Händen von Barbieren und hergelaufenem Geſindel, noch einmal heiraten? Das arme Opferlamm haben ihm die Hofcreaturen ausgeſucht!“

„Sannchen! Sannchen!“ hieß es von allen Seiten und jetzt ſogar aus dem Munde Meersmann's, der mit düſteren Blicken auf ſeinen Teller ſah und ſein heute ungepudertes, völlig natürlich gelaſſenes Haar ſtrich, dann raſch ſein Haupt erhob, um nach den leeren Gläſern zu ſehen, die er hierauf ſtürmiſch füllte, ſtatt des Pfarrers das Hausrecht übend.

Darüber kam die Magd, deren längere Anweſenheit vorläufig das Geſpräch unterbrach. Fritz Ellrodt hatte gehört, was es für ihn zu hören gab. Er wußte: So ſtand es alſo mit dem Urtheil der Menſchen über Dinge, die ihn ſo nahe berührten —!

Als die Magd gegangen war, loderte Meersmann heraus:

„Ach was! Wie wird ſich denn das zarte, junge Weſen, das ohnehin nur den Fritz liebt, hergeben, dieſe Hof-Intrigue wahr zu machen! Die Eltern

mögen ehrgeizig sein, aber sie werden wahrhaftig ihr Kind zu lieb haben, es eine Ehe mit einem solchen zum Tollhause reifen Menschen schließen zu lassen, mit einem — ich sage, ob er auch zehnmal einen Markgrafenhut trägt, boshaften und lächerlichen Pedanten! Macht sie nicht die Stichertin zu ihrer ersten Hofdame, die ihr immer zur Seite geht, so gibt ihr dieser saubere Sproß des Albrecht Achilles bei der ersten Differenz Prügel! Das müßte ein Höllenleben sein mit einem solchen sich und Andere quälenden Nergler! Unbeholfenheit sucht er durch Hochmuth zu verdecken! Seine wahre innere Natur, das habe ich schon erkannt, ist der Neid! Er hat das Bewußtsein, es zu nichts Ordentlichem bringen zu können. Das hatte er schon von Kindesbeinen an, und bemäkelt nun und beneidet und flieht die Menschen, die sich gegen ihn rühren, tummeln, qualificiren. Das ist doch eigen bei unserem gesammten Herrscherhause! Weil die Hohenzollern von unten heraufgekommen sind, so haben sie leider auch die Fehler der Emporkömmlinge. Sie wissen Alles besser als Andere und was sie nicht wissen, scheint ihnen dann auch zu wissen nicht nothwendig. Diesen Geist haben sie selbst in ihren Adel hineingebracht, der um sie her ist. Bei alledem ist für uns kein anderer Rath hier als Potsdam. Fritz von Sanssouci muß die Katze sein, sonst fressen uns die Mäuse!"

Alle schwiegen. Meersmann schien nur eine

Meinung wiederholt zu haben, die man ſchon oft von ihm gehört hatte. Er hatte das Motiv ſeiner projectirten heimlichen Entfernung — nach Berlin genannt.

„Freund! Freund!“ ſprach Fritz Ellrodt, aus den Vorſtellungen erwachend, die ihm das Bild der Vermälung Ulrikens mit dem Markgrafen vor die Seele geführt hatte, ein Bild, das ihn wie auf einen Kirchhof unter Grabesgeſtalten führte. „Willſt du die Anklage auf Landesverrath, ja die Todesſtrafe wagen?“

„Mein Vaterland will ich retten!“ rief Meersmann, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Teller und Gläſer klirrten, und erhob ſich.

„Deine Freiheit, dein Leben wirſt du verwirken! Wir haben noch Geſetze, die dich in ihrer alten Grauſamkeit mit dem gräßlichſten Tode beſtrafen können!“ rief der Oberhofprediger.

„Ich wage es!“ antwortete Meersmann. „Ich will auf die Kampfbahn ſchreiten, in deren Schranken an allen unſeren Deſpotenhöfen die Patrioten treten ſollten! Laßt ſie nur kommen, die Duodez-Tyrannen, dieſe Zaunkönige, wie der Würtemberger, der auf ſeiner „Solitüde“ freie Menſchen zum Spielzeug ſeiner Laune machen will! Mich ſchreckt das Beiſpiel Moſer's nicht, nicht der Asperg, nicht die Plaſſenburg! Aber, verſteht mich wohl, mich reizt auch der Ruhm nicht, nur einen Artikel für ein Ham-

burger Blatt geſchrieben zu haben, das ein Polizeivoigt confiſcirt und der Büttel verbrennt. Hier ſollen Thaten ſprechen! Das Land ſoll von Menſchen befreit werden, die für einen Zigeunerſtaat zu ſchlecht ſind! Iſt Alles vollbracht, ſo wird man mir's danken."

Sannchen, welcher Fritz Ellrodt ſeit Jahren nicht angeſehen hatte, daß ſie weinen konnte, wendete ſich der Schwägerin zu und umarmte dieſe ſchluchzend. Gegen Meersmann war in ſolchen Momenten nichts auszurichten. Ein weibliches Herz, das die ernſte Lebensaufgabe des Mannes zu begreifen vermag, begibt ſich auch an einer gewiſſen Grenze aller Anwendung ihrer weiblichen Gewalt.

„Wir haben den Gegenſtand mit Meersmann ſo vielfach durchgeſprochen, daß hierin nichts mehr zu ändern iſt," fiel die Oberhofpredigerin ein. „Er macht in Familien-Angelegenheiten eine Reiſe nach Leipzig. So haben wir uns Alle verabredet. Auch Sie, lieber Fritz, laſſen Sie kein anderes Wort fallen! Was er dann ſonſt noch vorhat, das mag er vor Gott verantworten."

Meersmann ſuchte die Freunde zu beruhigen und zog ſeine Verlobte an ſich, Ablehnung beſorgend, ſchüchtern und muthlos, aber ſie gab ihm nach.

„Und du willſt bald reiſen?" ſagte ſein jüngerer Freund mit beklommenem Athem.

„Morgen!" lautete feſt und beſtimmt die Antwort. „Und du?" lautete ebenſo Meersmann's

Frage. „Wie ist es mit dir? Die „weiße Frau" hat nicht mehr zu mir kommen mögen, aber ich höre, daß sie noch immer deine Beschützerin ist! Man behauptet sogar, sie wollte dir alle Steine aus dem Wege räumen, sogar die Befreiung deines Herzens von einem Verhältniß, dessen unerwartete Lösung durch Creirung einer neuen Markgräfin sie selbst zu begünstigen scheint!"

„Meersmann!" riefen die Frauen und der Oberhofprediger zugleich.

„Ja, ja, man quält mich recht!" antwortete Fritz Ellrodt, griff nach Hut und Stock und stürzte zur Thür hinaus. In der erleuchteten Hausflur riß er seinen Mantel an sich und stürmte in die Nacht hinaus. Alles sah ihm voll Mitleid nach.

„Er hat von je Ulriken geliebt und liebt sie noch!" behauptete die Oberhofpredigerin.

Alles schwieg. Selbst Sannchen konnte nicht widersprechen.

Das achtzehnte Jahrhundert war in den Sechziger-Jahren noch nicht auf jener Höhe angelangt, wo man berechtigt ist, es das Jahrhundert der Aufklärung und der Freiheit zu nennen. Zwar blitzte schon in England und Frankreich die Sonne der Humanität mit goldenen Strahlen durch die Wolkenschichten der Vorurtheile, die bestimmt sein sollten, noch vor Ablauf des Jahrhunderts auch in Deutschland zu fallen. Aber man vergegenwärtige sich nur die

Voraussetzungen, auf welche „Emilia Galotti“ und „Kabale und Liebe“ begründet sind! Der Zwang des Despotismus drang bis über die Schwelle des Hauses, zerstörte Familienglück, hob väterliche Rechte und die freie Willensmeinung der Personen auf. Was da eine Phantasie des Hofes, eine Caprice seiner Creaturen war, das konnte sogar mit dem Nimbus der Ehrwürdigkeit geschmückt erscheinen, den darüber nicht allein die geschmeidige Hof-Theologie, sondern der treuherzig-beschränkte patriarchalische Sinn unserer Altvordern selbst, zumeist die Furcht der Verletzung christlicher Gebote breitete. Seid unterthan der Obrigkeit, von Gott eingesetzt! Dies Klugheitswort, zuerst gesprochen in einer Zeit der grausamsten Gewaltthätigkeiten, wo die Christen aus der Scylla des römischen Despotismus in die Charybdis des noch grausameren der Herodesse fallen konnten, hatte sich dem deutschen Leben, zumal in den kleinen Residenzen, eingeprägt bis zu Grundsätzen, wo man sich über Jeden, der auch nur eine Stufe höher stand, völlig das Urtheil versagte. Wollte sich wirklich der Markgraf die Tochter seines Ober-Stallmeisters zur linken Hand antrauen lassen, so war mehr Wahrscheinlichkeit dafür da, daß darauf das fürstliche Beilager mit einer Fülle der prächtigsten, das ganze Land beschäftigenden Festlichkeiten folgte, als die Entwicklung eines überraschenden Romans.

„Baſſewitz hat melden laſſen, daß Se. Durchlaucht dir morgen die drei Handſchreiben einhändigen wird, die du nach Wien überbringen ſollſt! Der Fürſt erwartet dich — ſonderbar! — Mittags 12 Uhr auf — der Eremitage, die er ſonſt nicht leiden konnte, jetzt aber öfters beſucht! Trotz des Winters ſoll dort im geheizten großen Saale eine Tragödie von — wieder merkwürdig! — Herrn von Voltaire geſpielt werden! Wie oft jetzt der Gnädigſte auf die Eremitage fährt und die Löwenhaupts ebenfalls, iſt ſchon Stadtgeſpräch geworden! Wir haben noch wunderſchöne Herbſttage. Ich gratulire dir zu dem guten Reiſewetter —! Wien wird dich zerſtreuen!“

Das war alles, was noch heute der Vater zu dem ſpät nach Hauſe gekommenen Sohne ſprach, ſchon mit dem brennenden Doppelleuchter in der Hand und im Begriff in ſein Schlafzimmer zu gehen, wo ihn ſein Kammerdiener entkleidete. Der alte Pagenerzieher war Realiſt. Mit ſeinen gewöhnlichen Rede-Einſchiebſeln Tranchons le mot! oder Enfin! oder Au fond des choses! kam er über die unangenehmſten Dinge hinweg. Wollte ſein Sohn die Comteſſe nicht, ſo fand er ſich allmälig hinein. Eine neue Landesmutter, deren Vater ihm Verbindlichkeiten ſchuldete, da der Erwerb ſeines Gutes in der Pfalz mit einer Menge Verwicklungen verbunden war, Mißlichkeiten, die Geduld und Geld er-

forderten — „au fond des choses une situation bien nouvelle et bien remarquable — mais — enfin — c'est égal — bah!“ Das war ſein Räſonnement.

War es eine Laune des Zufalls oder ſollte es die verzweifelnde Lauterbach veranſtaltet haben, was der junge Reichsgraf erlebte, als er an einem kalten aber ſonnigen Tage in voller Gala nach der Eremitage fuhr?

Der Fürſt hatte ihn höchſt gnädig im rechten Flügel des unteren Schloſſes der Eremitage empfangen.

Ein Durcheinander von Kammermohren, Kammerhuſaren, Kammerdienern und Lakaien belebte in unerwarteter Weiſe den mit welkem Laub bedeckten Park, deſſen Herrlichkeiten an Tempelchen, Waſſerfällen, Glorietten, Eremiten-Häuschen den ganzen Sommer über vom Fürſten keines Blickes gewürdigt worden waren, und den er erſt jetzt in der Mitte des November, wo der Schnee, der ſchon rings auf den Bergen fiel, nicht wieder ſchmelzen wollte, wiederholt beſuchte. Es war die verkehrte Welt, die nun einmal der ehemalige Einſiedler von Wandsbeck liebte.

In einem Spiegelzimmer hatte der junge Miniſter und Geſandte einige Zeit gewartet, bis ihn der Markgraf annahm. Der wunderliche Herr ſah auf ein ſteifes Ceremoniel und ließ ſich keine der ihm ſchuldigen Förmlichkeiten entgehen. Im Hauptſaal mit

den effectvollen Frescobildern von berühmten italienischen Meistern wurde in der That geklopft, gesägt, gebohrt und laut gesprochen. Der Marmor-Fußboden wurde mit Holz überdeckt und bereits die Bühne aufgeschlagen für den großen Festabend, der in der That den „Tancred" bringen sollte.

Das Zimmer, wo Fritz Ellrodt harrte, war chinesisch. Ringsum, auf dem Kaminsimse, vor den Fensterpfeilerspiegeln standen chinesische Figürchen mit wackelnden Köpfen. Aus Porcelan waren die lächerlichsten Stellungen und Grimassen nachgebildet.

Wie das Alles so um ihn her tanzte und wirbelte! Das Herbstlaub flog dahin! Der Bann der Eremitage war aufgehoben! Die Chinesen, so grotesk und verzerrt, sie belachten Alles! Wie vorbereitend war das auf die drei Briefe, die ihm im zweiten, ebenfalls einem japanesischen Zimmer, der in gewählter Toilette befindliche Markgraf überreichte! Es war die erste Anerkennung seines Amtes von Seiten des Fürsten, die erste Conferenz, deren er ihn über seine beiden Ministerien würdigte —!

Der Fürst stotterte Manches vom baldigen Aufhören der Landes-Deputation und des Interims und des Beginns regelmäßiger Conferenzen... In diesen Schreiben, explicirte er, würde der Wiener Hof auf's dringendste von ihm gebeten, die Route durch sein Land zu zu nehmen, während der Freund der Wahrheit und

den, grabenden und ſchaffenden Geiſtes tragend. Er reinigte ſich und warf einen leichten Sammtrock, dem glücklicherweiſe die ſchon ſehr tief gefallene Sonne fehlte, um ſeinen röthlichen Schimmer zu verrathen, über und hätte gewünſcht, vier Hände zu haben, um ſeine Gäſte alle zugleich zu bewillkommnen und mit ſich hinauf in die herrſchaftlichen Gemächer zu ziehen — vier: denn der Aelteſte, nicht unwahrſcheinlich Blaſedow, war ſchon des längern Anblickes des Grafen nicht fähig und hatte dieſer Scene zu entſchlüpfen verſucht. „Immer noch der Alte!“ lächelte der Graf herablaſſend und zog ſeine Gäſte ſich nach, mit den unaufhörlich abgeſtoßenen, kurzen und gedankenſchweren Worten: „Wir haben viel, viel mit einander zu verhandeln!“ Es gewährte ihm dabei eine eigene, auf ſeinem Antlitz ſich ſpiegelnde Genugthuung, daß ihre Wanderung überall durch ein allgemeines Bauweſen aufgehalten und es oft unmöglich wurde, durch die Balken und Bauſteine hindurch zu kommen. Endlich befanden ſie ſich in dem Zimmer, von dem der Graf ſagte, daß es nur einſtweilen das ſeinige wäre, und hörten nachſtehende, noch ziemlich dunkel gehaltenen Gröffnungen:

„Meine Herren,“ ſagte der Graf, „ich habe Ihnen viel zu ſagen —“ doch er ſtand gleich wieder auf und rief laut zum Fenſter hinaus, das er öffnete: „Die Sachen der Herren abgeladen!“ Dann ſetzte er ſich wieder und fuhr fort: „Meine Herren, Sie ſehen, in welche großartige Schöpfung ich Sie einführen will; ich habe große, große Dinge vor!“ Dabei erdrückte ihn ſchon das Gefühl deſſen, was er Alles vorhatte, und wie er denn unruhigen Blutes war, mußte er ſchon wieder aufſtehen und im Zimmer auf und ab gehen. „Ich rechne,“ fuhr er nach einer Pauſe, in der er ſich geſammelt

der Gerechtigkeit vor Gott mit der ihm eigenen Herbheit der Mienen, wenn ihm etwas Unangenehmes in den Weg kam, französisch fortfuhr:

„Aber machen Sie ja, mein lieber Graf, daß dieser Kelch an mir vorübergeht! Sollte es Geld kosten, geben Sie aus, was Sie wollen! Ich bin gewiß sehr für Oesterreich, aber ich kenne die Medisance der großen Höfe über die kleinen! Will sich mein Vetter von Ansbach in Kosten setzen und sich hernach auslachen lassen, ich wünsche ihm Glück dazu."

Diesem mit hämischem Lächeln gesprochenen Worte folgten noch einige holdselig gemeinte Erkundigungen nach dem Befinden seines Herrn Vaters, den der Fürst vorgab, außerordentlich zu schätzen, einige Allgemeinheiten über die Jahreszeit, den Winter und die überraschenden Bauten, die Friedrich II. in Berlin und Potsdam ausführen lassen wollte, um zu zeigen, daß er noch Geld in der Tasche hätte, Einiges über die Kaiserwahl in Frankfurt am Main, über die Stellung der markgräflichen Höfe zur preußischen Gesandschaft, die enormen Kosten dieses durchaus nichtssagenden großen altdeutschen Staatsactus — so war der junge Reichsgraf, die einzige persona grata für Wien, mit einem Bon voyage! für längere Zeit entlassen.

Gerade die gnädige Herablassung, die holdselige Freundlichkeit und der Schein, den sich der Markgraf gegeben, als wollte er nächstens das Füllhorn

ſeiner Gnaden über ihn ausſchütten und das Interim der Landes-Deputation aufhören laſſen, vermehrten das Gefühl der tiefſten Verletzung, das in dem Entlaſſenen die Vorſtellung hervorrief: Gewiß kennt er doch die Anſprüche, die dir das öffentliche Urtheil auf Ulrikens Hand gegeben hat! Da drückt er dir nun mit ſeiner Huld eine Art Schadloshaltung — und im Uebrigen Verachtung aus —!

Bei Alledem — wie harmlos hatte ſich der Fürſt gegeben! Er hatte ſogar ſein Bedauern ausgeſprochen, daß der junge Reichsgraf bei einer hier zu ſpielenden Comödie fehlen würde! Er rieth ihm lächelnd, ſich wenigſtens anzuſehen, wie man hier in der Eremitage verſuchen würde, alte Zeiten zu erneuern!

In der That — der junge Miniſter verweilte noch einige Augenblicke auf einer Stätte, auf der er wie aufgewachſen war. Auf Schritt und Tritt grüßten ihn die Erinnerungen an die heiterſten ſeiner Jugendſtunden —! Selbſt bei dieſer faſt ſchon winterlichen Entlaubung der herrlichen Linden-, Erlen- und Akazienbäume mußten die Umgebungen einen zum heiteren Erfaſſen des Lebens auffordernden Eindruck machen. Vor dem älteren Schloſſe wogte der See, in deſſen Mitte die Waſſerkünſte ſpielten. Zur Linken rauſchte die Fülle der feuchten Bogenſtrahlen, mit denen ſich die ſo ſtummernſt hingelagerten, mit Schilf umkränzten Waſſer-

welts-Gottheiten zu unterhalten schienen. Da lag der stolze Sonnentempel, dessen Orangerie unter schützende Bedachungen gebracht war. Der Tiefbewegte wanderte noch eine Weile auf den sogenannten Lorbeerplatz.

Als er sich überwunden hatte, sich mit einigen Schritten den bis zur Erde gehenden Fenstern des großen Schloßsaales zu nähern und die Vorbereitungen zu einem Abend zu sehen, den er sich vergegenwärtigen konnte, wenn die Fenster geschlossen, drinnen Alles erleuchtet und Ulrike als Amenaide Gegenstand der allgemeinen Huldigung war, näherte sich ihm eine aus einer noch grünen Baumgruppe heraustretende Dame, die er sofort für die Stichertin erkennen mußte.

Seit seiner Rückkehr von Wien war er dieser ihm wie durch ein magnetisches Band verbundenen, vielbesprochenen Frau öfters begegnet, hatte sie immer freundlich gegrüßt, hatte auch die holdseligsten Gegengrüße und Knixe von ihr bekommen, nie aber war es zu einem Gespräch gediehen, zu Worten, die etwa in Christel's Sphärensprache gelautet haben würden: Wir kennen uns ja! Unsere Schutzgeister halten sich liebend umschlungen! Der mit „seraphischer Liebe Geliebte" konnte ja dem Drange seiner Erkenntlichkeit für die ihm bewahrte freundliche Gesinnung nicht Folge geben. Zu zu starke Conflicte wäre sie mit den obwaltenden Verhältnissen gekommen.

„Kennen Sie mich denn noch, Excellenz?“ fragte die Frau Kammerdienerin mit tiefer Verneigung, ihrem Aussehen nach wie eine Hofdame gekleidet. Ein schwarzer, schwerer seidener Mantel, mit Pelz besetzt, bedeckte die schlanke Gestalt, ebenso wie ihr von der Herbstfrische angeröthetes Antlitz geschützt wurde durch einen mit Schleifen von riesiger Länge, wie sie noch jetzt in manchen Gegenden die Bäuerinnen tragen, zugebundenen, gefütterten colossalen Seidenfelbelhut.

„Liebe Frau Stichertin — was denken Sie!“ entgegnete der junge Reichsgraf mit freundlichem Vorwurf.

„Es ist ja Ihr Werk, daß wir uns hier wiedersehen! Und Sie reisen schon wieder?“

„Sie sind die Vertraute aller Staatsgeheimnisse und wissen gewiß, warum.“

Christel Stichert athmete nur die Nähe des schönen, jungen Mannes ein, ihr Ohr weidete sich nur am Wohlklang seiner Stimme. Den Inhalt seiner Worte prüfte sie nicht.

„Schade, daß uns Excellenz verlassen, wo es anfängt, bei uns am Ende doch noch fröhlicher herzugehen.“

„Wünsche die beste Unterhaltung!“ sagte der sich jetzt verspottet Glaubende und wollte sich abwenden.

„Excellenz werden es freilich in Wien und dann in Frankfurt am Main angenehmer haben.“

Mit ihren ſcharfen, faſt habichtartig gewordenen Augen fixirte die Frau Kammerdienerin ihren allerdings bei dem Namen Frankfurt am Main an Lea denkenden Günſtling, den ſich die exaltirte Frau wie den Sohn ihrer Liebe auserkoren hatte.

„Ich glaube," ſagte er mit einiger Verlegenheit, „daß ich ſchon längſt in der Lage war, Ihnen für ſo manches Freundliche, das Sie mir erwieſen, danken zu ſollen. Mein Freund Meersmann ſchrieb mir gelegentlich, daß Sie ſich meiner noch von Wandsbeck her freundlich erinnern."

„Na ja! Auch der da ſoll doch nur Geduld haben!" fiel ſie raſch ein. „Dieſes Herrn Zeit wird ja auch ſchon wieder kommen!"

Bei dieſen Worten liebäugelte ſie förmlich mit dem jungen Freunde deſſelben und fügte dann zerſtreut hinzu:

„Er hat ja die Jahre, um verſtändig zu ſein."

„Dann glaube ich auch Ihrer Mittheilung die Gelegenheit zu verdanken, daß ich wenigſtens einigermaßen die Seckel'ſche Familie vor den Rohheiten der Allgewaltigen in unſerer Stadt bewahrt habe. Leider kam ich ſpäter an, als Ihr Billet wünſchte!"

„Auch das wird ſich noch machen," meinte die Frau, die ſich immer noch auf einer anderen Gedankenfährte zu befinden ſchien, als die der junge Reichsgraf verfolgte.

Trotz der naheliegenden Gelegenheit, von Lea zu

ſprechen, ſah ſie ſich nach rechts und links um und wiegte ſich in ſo erſichtlicher Weiſe in dem glücklichen Moment des Alleinſeins mit ihrem Herzensideal, daß den jungen Reichsgrafen ein verlegenes Gefühl beſchlich, länger zu verweilen. Der vertrauliche Ton und die, wenn auch hochgehaltene, doch keineswegs einer vollkommenen Bildung entſprechende Redeweiſe der Frau Kammerdienerin, gewiſſe Interjectionen der Hamburger Gemüthlichkeit, die ihr eigen waren und die ſie gar zu häufig anbrachte: „Na ja!“ „Das iſt gut!“ „Es ſoll wol ſo ſein!“ mahnten zum Abbrechen des Geſprächs.

Ach ja! Arme, um deine Jugend betrogene Chriſtel! Du haſt zwar Klopſtock's Oden geleſen und die „Meſſiade“, ſoweit ſie damals erſchienen war, und die Buchhändler ſchicken dir für jede neue Liederſammlung neuer Poeten die Pränumeranten-Liſte — auch frägſt du mit eigenhändigen Briefen in Leipzig an wegen neuer Muſikalien — aber die volle Höhe höfiſcher Bildung haſt du in einem täglichen Umgang mit einem ſolchen Fürſten doch nicht erklimmen können! Ein gewiſſes Etwas in deiner Rede, zu viel des Fragens und des Sichverwunderns kam dem jungen, hier nicht nur unter ſteinernen todten Göttern, ſondern in der Erinnerung wie unter lebendigen Nymphen, unter Grazien und Muſen, Prinzeſſinnen, lebenden jungen Manne

wie eine Beziehung vor, der er sich eigentlich wol zu entwinden hatte — —!

Aber die Christel ließ ihn nicht. Im Gegentheil. Jetzt erst recht wurde sie romantisch und begann von dem heutigen wunderschönen Wetter. Dann von dem schönen Ort, der selbst im Winter so „süperbe" wäre und dessen Annehmlichkeiten der Markgraf noch schätzen lernen und sie dem „garstigen" Schloß von Himmelskron mit seinem manchmal gar zu „feierlichen Lindendom" — „Lindendom" stand in vielen damaligen Gedichten über Himmelskron gedruckt — vorziehen würde. Dabei verblieb sie im Weiterwandeln — und doch wollte Fritz Ellrodt zurück an seinen Wagen. Bald blieb sie stehen, bald führte sie den in Verlegenheit Gerathenen, der sich vom dienenden Personal, seinen eigenen beiden auf ihn wartenden Lakaien und den an der Umwandlung des großen Saales beschäftigten Arbeitern beobachtet wußte, immer noch weiter hinaus über den Umfang des Bassins, wo der Spritzenmeister in devoter Haltung und auf ein Wiedererwachen der hochfürstlichen Neigung für die verlassene, einst so trinkgeldergesegnete Eremitage, die spielenden Wassergeister sich lustig bewerfen ließ mit kleinen goldenen Hohlkugeln, die dann wieder von der Kraft anderer Strahlen in der Schwebe gehalten wurden.

„Demoiselle Lea," sagte die nun jetzt gradezu indiscret werdende Kammerdienerin mit einem ihr schon

ſeit lange zur Gewohnheit gewordenen entzückten Augenaufſchlag, „gibt unſerer Eremitage den Preis ſogar vor Schönbrunn! Dort, ſagte das intereſſante Weſen — ach! bei Frau Miniſterin Lauterbach, Excellenz, hatte ich die Ehre — dort iſt die Natur ſo ganz — anders —! ſagte dieſe reizende Jüdin!"

Chriſtel, Chriſtel, machſt du jetzt die Schlange der Verführung? Dein Opfer ſteht träumend und ſinnt, was Lea geſagt haben mochte! Die Chriſtel wollte deutlicher werden. Es kam ſo heraus, als hätte die Lea geſagt, in Schönbrunn wäre Alles wie eine ſtolze Ode von dem Herrn Profeſſor Ramler in Berlin, hier aber in der Eremitage wie ein liebliches Schäfergedicht vom Herrn von Hagedorn in Hamburg, den die Chriſtel in Hamburg vor des Sängers leider zu frühem Tode zwar nicht gekannt, aber von ferne einmal geſehen hatte. „Wiſſen Sie," fuhr ſie dann fort, „ich bin in Hamburg und beſonders in Wandsbeck viel mit Juden umgegangen! Immer habe ich gefunden, man kann mit ihnen fertig werden! Falls man nämlich Verſtand und Witz und Eſſig mehr als Oel zum Salat liebt, verſtehen Sie — manchmal ſind ſie beißend und ſcharf. Aber dieſe Demoiſelle Lea, dieſe liebliche Perle, die war doch, es war gerade wie —". Der Gegenſtand der Vergleichung fehlte dem überſchwenglichen Urtheil. Nur das verklärte „Wie" und der entzückte Augenaufſchlag drückten aus, was

die Frau Kammerdienerin empfand. „Luna's keuschen Silberglanz" hätte sie gern von der Lea und „Jovis Götterstirn" vom jungen Reichsgrafen angebracht. Beides kam von Uz und Wieland und Jener war sogar ihr Landsmann.

Der junge Reichsgraf war von Alledem mehr gerührt, sogar beängstigt. Die Frivolität seiner Erziehung hatte sein Herz nicht ergriffen. Besaß doch auch er die Schwärmerei seiner Zeit. Er folgte Christeln, die ihm sozusagen jene Geistesküsse auf die Wangen und die Stirne drückte, von denen die Dichterin Karschin einige Jahre zuvor so schön gesungen hatte:

Sing' ich Lieder für der Liebe Kenner,
Denk' ich mir den zärtlichsten der Männer,
Den ich immer wünschte — nie erhielt!
Keine Gattin küßte je getreuer
Als ich — in der Sappho heil'gem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt!

Von den Wasserkünsten hatte Christel ihren Schützling fortgedrängt in ein schon laublos stehendes wildes Boskett, an dessen Eingang sich auf der einen Seite eine sitzende Bildsäule des blinden Homer, auf der andern der arme Seneka — ebenfalls sitzend, mit geöffneten Adern in einer Badewanne — befindet — eine jener Verirrungen der Plastik, die schon allein Lessingen hätte bestimmen können, nächstens seinen „Laokoon" zu beginnen über die Grenzen der Malerei und der Poesie.

„Wird hier noch Alles gut werden, Excellenz!“ vertröſtete die Chriſtel. „Nur die Zeit abwarten! Beſſer, Excellenz ſchwärmen noch ein bischen in der Welt herum! Wollen ſich doch hier nicht ſchon anbinden laſſen, Sie „Götterſohn“, „Phöbus auf dem Sonnenwagen“! Ei was! Hier Friede ſchließen mit ſolchen Canaillen, wie ſie hier jetzt —“

Raſch blickte ſie um ſich. Denn man hörte einen Wagen im Sande heranrollen.

Ellrodt, obſchon beſchämt über ein mögliches Betroffenwerden in einem ſo vertraulichen Geſpräche mit einer in der officiellen Rangordnung ſo niedrig geſtellten Frau, hätte ſie nicht verlaſſen. Denn eben hatte ſie eine Saite ſeines Innern berührt, die ihn in allen Nerven ergriff.

Indeſſen eilte ſich die Chriſtel, um nach dem Wagen zu ſehen.

So ſchlug er einſtweilen einen der Seitenwege des großen Bosketts ein, in welchem der ſonderbare Geſchmack der Zeit ein auf künſtliche Weiſe in Trümmer gelegtes Grabmal errichtet hatte, man ſagte für die Reſte von — drei Hunden der Schweſter Friedrich's des Großen. Düſtere Tannen, deren Grün das Auge von dem traurigen Winterkleide abzog, das dieſe auf ewigen Sonnenſchein, auf die milde Luft des heſperiſchen Südens angewieſene mythologiſche Welt jetzt beinahe bemitleidenswerth erſcheinen ließ, trennten das Boskett von einem

hatte, „auf Ihren Geiſt, meine Herren, rechnen Sie auf meine Hülfsmittel! Ich habe die Neige verkauft und mir eine neue, wichtige Aufgabe geſtellt. Ich muß etwas zu thun, zu löſen, etwas zu ſchaffen haben. Der Menſch hat ohnehin den Trieb, die Lücken, die Gott gelaſſen hat, auszufüllen. . . . .“ Hier lächelte der Graf und ſagte, gleichſam in Parentheſe: „Nach den ſechs Tagen hat Gott zu ſchnell Feiertag gemacht!“ Die Brüder ſchienen zu lächeln und der Graf ſetzte ſeine erſte Periode fort. . . . . „Um wie viel mehr der Adel, der durch die Revolutionen aus ſeinem geſchichtlich gegebenen Erbe geſchleudert iſt und nach neuen Einwurzelungen in den Boden der poſitiven und natürlichen Zuſtände ſuchen muß. Meine Herren, ich finde, daß die Aufgaben des Adels von denen am meiſten mißverſtanden werden, die ihm ſelber angehören. Der Adel iſt dazu da, ſich an die Spitze jeder organiſchen Neuerung zu ſtellen und dem Allgemeinen immer als leitender Stern vorzuleuchten. Wir müſſen ſo oft hören, daß der Adel nur das Ueberlieferte zu erhalten und der Neuerung den Widerpart zu halten hätte. Aber, meine Herren, ſehen wir nicht, daß das Ueberlieferte Alles in die Hände des Bürgerthums kommt, daß unſere Privilegien Allgemeingut und unſere Güter parzellirt werden! Der Adel wird gewöhnlich für einen Genuß betrachtet, während ich glaube, daß mit ihm eine ſchwere Aufgabe gegeben iſt und ſeine Pflichten weit größer, als ſeine Rechte ſind. Das angeborne freie, kecke und unternehmende Weſen des Adeligen gibt ihm gerade die Beſtimmung, auf Abenteuer auszugehen, und, meine Herren, die Abenteuer bieten ſich jetzt bei weitem mehr auf dem Felde des fortſchreitenden Zeitgeiſtes, als in den Wäldern des zurückgezogenen, halb-

antiken Theater, das hier aus mächtigen Quadersteinen von Granit mit Coulissen gleichen Materials errichtet stand.

Die Stichertin war ihm nicht mehr sichtbar. Und doch glaubte er Tritte zu hören, Geräusch von Stimmen zu vernehmen. Kam es nicht von jenseits des Grabmals? Er näherte sich dem steinernen Theater, wohin ihn eine Inschrift zog, die ihm von je merkwürdig gewesen.

Dort hatte die Markgräfin Wilhelmine jener Favorite Albertine von der Marwitz, die sie einst aus dem Herzen ihres Mannes verdrängt und in ihrem Uebermuth auch den jetzt regierenden Markgrafen aus diesem Tummelplatz ausgelassener Lust nach seiner so oft gegebenen Versicherung für immer verbannt hatte, das auffallende Zeugniß gegeben, das noch jetzt zu lesen steht: „Du bist tiefer in mein Herz gegraben als in diesen Stein!“ Also dermaßen unerkannt konnte eine Schlange an einem Busen ruhen, dem sie den giftigen Biß zugedacht hatte! Und ein Wesen wie jene Fürstin, das die klarste Beurtheilung der Dinge zu besitzen glaubte, konnte sich so über dasjenige täuschen, was sich in ihrer nächsten Nähe begab! So war ihm denn das römische Theater, zwischen dessen hohe Steincoulissen die mächtigen Arme düsterer Föhren herunterlangen, von je — ein Tempel des Wahns gewesen —

Was ist Glaube, was Vertrauen, was Liebe,

Hoffnung — Beständigkeit —! rief es in seinem Innern.

Und eben an jener Stätte, die jetzt im Winter doppelt als das Grab der Musen und der umgestürzte Altar des früheren hiesigen Cultus derselben erscheinen durfte, bemerkt er plötzlich mit einem einzigen rückwärtsgewandten Blick nach den Wirthschaftsgebäuden den Wagen des Ober-Stallmeisters Grafen Löwenhaupt und zu gleicher Zeit die Frau Gräfin im Gespräch mit einigen der Schloßaufseher. Rasch will er sich am Theater hin verbergen und auf einem anderen Wege zu seinem eigenen Wagen zurückzugelangen suchen. Da bemerkt er dicht an jener Stelle, wo die Worte der Markgräfin eingegraben stehen, den regierenden Markgrafen im tiefsten Gespräch mit — Ulrike Löwenhaupt.

Die Mutter hatte sie Beide abseits gehen lassen. Der Fürst stand wie abwesend. Ja wie besinnungslos. Ulrike war in dunkle, erwärmende Stoffe gehüllt, selbst die Capuze war mit breiter Pelzverbrämung versehen. Von ihrer so sylphidenhaften Gestalt war nichts zu erkennen, als die bei einer Miene des Lächelns doppelt an ihr bezaubernden Gesichtszüge.

Der Eindruck dieser Zwiesprache, zu deren Zeugen Fritz Ellrodt entweder ein tückischer Zufall oder eine berechnete Veranstaltung gemacht hatte, war auf ihn der erschütterndste. Er wendete sich. Und das mit einem so unwillkürlichen Bezeichnen seiner Anwesen-

heit, ja mit einem so laut ihm entfahrenden Ausdruck des Abscheus, des lauten Auflachens sogar, daß sich auch Ulrike wenden und jedenfalls den Fliehenden erkennen mußte.

Die Stichert hielt sich wieder in der Gegend des sitzenden blinden Homer und schien in die größte Spannung, ja selbst in eine Art Bangen gerathen. Von ihr war dies Zusammentreffen schwerlich veranlaßt worden.

Aber noch weniger hätte sie geglaubt, daß es auf den jungen Grafen dermaßen wirken würde, wie sie in diesem Augenblick durch das laubloſe Gehölz hindurch bemerkte. Der Betroffene stürmte durch das welke Laub, wollte den Weg abkürzen, um zu seinem, an den neueren Anlagen des stolzen Fürstensitzes harrenden Wagen, der ihm vom Haupteingang nachgefahren gekommen war, zu gelangen und dort einzusteigen. Die spitzen Zweige des Buschwerks verhinderten ihn, weiter zu kommen. Trotzdem, daß sich seine kräftigen Arme rechts und links Weg bahnen wollten, mußte er wieder zurück auf den Weg, der ihn an der Wahrerin seiner Jugend und ungebundenen, göttergleichen Freiheit vorüberführte.

„Was haben Sie denn nur? Was ist denn, Excellenz?“

Er antwortete nicht. Es war nicht Schrecken, was die Christel auf seinen Mienen gelesen hatte,

es war Zorn, Empörung, Abscheu. Sein Antlitz hatte geglüht, wie vom Abendroth beschienen.

Jetzt überlief die Christel ein Schauer. Zunächst von der Herbstluft. Dann begriff sie die Verpflichtung, dem Onkel Durchlaucht — mittheilen zu müssen — „was über Ulrike Löwenhaupt und Fritz Ellrodt die Leute sagten."

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

## Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Appun, Carl Ferd.,** Unter den Tropen. Wanderungen am Orinoco, durch Venezuela, Britisch-Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. I. Bd. Venezuela. Lex.-8. Eleg. broch. 5 Thlr. II. Bd. Britisch-Guyana. Mit 6 Illustr. in Holzschnitt u. 2 Tafeln indianischer Bilderschriften. Lex.-8. Eleg. broch. 5 Thlr.

**Heuglin, M. Th. v.,** Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862. Mit 10 Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, nebst Originalkarte. Lex.-8. Eleg. broch. 5 Thlr Eleg. geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

**Livingstone, David und Charles,** Neue Missionsreisen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen, nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858—1864. Autorisirte, vollständige, allein berechtigte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei starke Bände. gr. 8. broch. 5¾ Thlr. Eleg. geb. 7 Thlr. 2½ Ngr.

**Martins, Charles,** Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe für Deutschland. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. 2 Bde. gr. 8. broch. 3½ Thlr. Eleg. geb. 5 Thlr.

**Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von,** Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolph und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—1858. **Erster Band: Indien,** mit 2 Karten, 7 landschaftlichen Ansichten und 2 Gruppenbildern von Eingeborenen in Tondruck. Lex.-8. Eleganteste Ausstattung. Broch. 4 Thlr. 24 Sgr. **Zweiter Band: Hochasien.** (I. Himalaya). Mit 7 landschaftlichen Ansichten in Tondruck und 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile. Lex.-8. Eleganteste Ausstattung. Broch. 5 Thlr. 10 Sgr.

**Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.** Mit 22 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. **Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.** Pracht-Ausgabe. Ein starker Band. Lex.-8. Eleg. broch. 3 Thlr. Eleg. gebunden mit reicher Deckenvergoldung 3 Thlr. 22½ Sgr. Eleg gebunden mit reicher Deckenvergoldung und Goldschnitt 4 Thlr.

**Berlepsch, H. A.**, Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 6 Illustrationen. Dritte Auflage. **Taschenausgabe für den Reisegebrauch.** 8. Eleg. gebunden mit Golddrucktitel 1 Thlr. Eleg. broch. 27 Sgr.

**Bodenstedt, Friedrich**, Aus deutschen Gauen. (Erzählungen und Romane. 1. u. 2. Bd.) 8. eleg. broch. 2 Thlr.

**Bodenstedt, Friedrich**, Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. (Erzählungen und Romane. 3. u. 4. Bd.) 8. eleg. broch. 2½ Thlr.

**Felt, Egon**, Das Geheimniß der vier Tage. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr

**Fritze, Dr. Hermann Eduard**, Christian Klebauer und Compagnie. Roman. 2. Ausgabe. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

**Gerstäcker, Friedrich**, Im Eckfenster. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5¾ Thlr.

**Gerstäcker, Friedrich**, Die Franctireurs. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus IX. Band.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag. broch. 15 Sgr.

**Gerstäcker, Friedrich**, Kriegs-Bilder eines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VIII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag. broch. 15 Sgr.

**Gerstäcker, Friedrich**, In Mexico. Charakterbild aus den Jahren 1864—1867. 8 Theile in 4 Bdn. 8. broch. 6½ Thlr.

**Knortz, Karl**, Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. 8. broch. 1 Thlr. 20 Sgr.

**König, E. A.**, Dämon Gold. Roman. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus X. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag. broch. 15 Sgr.

**König, E. A.**, Durch Kampf zum Frieden. Preisgekrönter Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

**Möllhausen, Baldwin**, Das Mormonenmädchen. Eine Erzählung aus der Zeit des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" im Jahre 1857—1858. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XI. Bd.) Dritte Auflage. Drei Theile in einem Bande. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 25 Sgr.

**Mühlbach, Louise**, Kaiserburg und Engelsburg. Historischer Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 2⅔ Thlr.

**Mühlbach, Louise**, Mohammed Ali und sein Haus. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

**Mühlbach, Louise**, Reisebriefe aus Aegypten. 2 Bde. 8. broch. 2¾ Thlr.

**Winterfeld, A. v.**, Moderne Odyssee. Komischer Reise-Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

# Fritz Ellrodt.

ſtarrigen Haltens am Alten dar. Um in das Neue Plan, Organiſation, Anſtand, hiſtoriſche Fähigkeit und Entwickelung zu bringen, dazu hat gerade der Adel ſein altes Beſitzthum verloren und wurde genöthigt, ſich neue Poſitionen zu ſchaffen. Meine Herren, der Adel muß arm ſein, weil er dadurch am erſten ſeinen Beruf, ſich ein neues Terrain zu erobern, einſehen wird. Jetzt, wo die Juden und die Induſtriellen reich ſind, jetzt iſt gerade der Augenblick der Adelskriſis gekommen, die rechte Adelsprobe, die eben darin beſtehen wird, den moraliſchen Gehalt und Beruf des Adels gleichſam aus der zuſammengeſchmolzenen Schuldenmaſſe deſſelben auszuſchmelzen und das Princip zu retten, welches ich wenigſtens, meine Herren, in dem Gedanken finde, daß dem Adel die hiſtoriſche Initiative alles Werdenden gebühre, gerade im Gegenſatz mit der gewöhnlichen Junkertheorie des Conſervativſyſtems."

Schlachtenmaler erlaubte ſich hier, eine kleine Bemerkung zu machen. Er ſagte nämlich: Vielleicht läge darum auch eine gewiſſe Nothwendigkeit und ein tiefer Sinn darin, daß man die größten Schwindler des Jahrhunderts Chevaliers d'industrie, Induſtrieritter nennt; der Zeitgeiſt ahne gleichſam die von dem Grafen aufgeſtellte neue Adelstheorie und bezeichne in jener Benennung etwas von dem höhern Berufe des Adels, wie er ihnen hier angedeutet würde.

Der Graf lächelte huldvoll, um gleichſam den guten Einfall zu belohnen, und fuhr dann, ernſter geſtimmt und mit ſchwankender Stimme, fort: „Ich habe mir dies Schloß und die dazu gehörigen Grundſtücke gekauft, ohne bis jetzt recht zu wiſſen, was ich damit anfangen ſoll. Eine bloße Beſitzung, ohne höhern Zweck, ſcheint mir thöricht; doch muß ich ge-

# Fritz Ellrodt.

Roman

von

## Karl Gutzkow.

„Eine sehr anziehende Arbeit wäre es, die „mannichfaltigen, auf das öffentliche Leben „bezüglichen Bestrebungen, welche in der ersten „Zeit nach dem Hubertusburger Frieden die „verschiedenen deutschen landschaftlichen Staats„gesellschaften belebten und erfüllten, zu „der gegenwärtigen. Wie manches vergessene „Verdienst würde dabei zu Tage kommen!“

Leopold von Ranke.“

**Dritter Band.**

Jena.
Hermann Costenoble.
1872.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

# Inhaltsverzeichniß.

## Fünftes Buch.


| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| **Einundzwanzigſtes Kapitel:** | | Frankfurt, als Goethe fünf Jahre zählte . . . . . | 3 |
| **Zweiundzwanzigſtes** | „ | Bis zur Abgabe des Briefes . | 38 |
| **Dreiundzwanzigſtes** | „ | Preußiſche Ungewitter . . . | 80 |
| **Vierundzwanzigſtes** | „ | Die Rache einer Kokette . . | 101 |
| **Fünfundzwanzigſtes** | „ | Das Glück der freien Wahl . | 145 |
| **Sechsundzwanzigſtes** | „ | Wie war es denn gekommen . | 175 |
| **Siebenundzwanzigſtes** | „ | Markt Schorgaſt und Sansſouci | 227 |
| **Achtundzwanzigſtes** | „ | Der Eichenkranz . . . . . | 285 |

# Fritz Ellrodt.

Roman

von

Karl Gutzkow.

„Eine sehr anziehende Arbeit wäre es, die
„mannichfaltigen, auf das öffentliche Leben
„bezüglichen Bestrebungen, welche in der ersten
„Zeit nach dem Hubertusburger Frieden die
„verschiedenen deutschen landschaftlichen Staats-
„genossenschaften belebten und erfüllten, zu
„vergegenwärtigen. Wie manches vergessene
„Verdienst würde dabei zu Tage kommen!
Leopold von Ranke."

**Dritter Band.**

Jena.
Hermann Costenoble.
1872.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

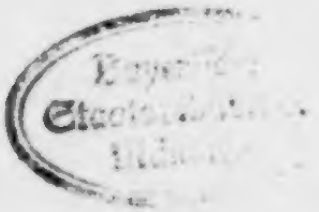

# Fünftes Buch.

## Einundzwanzigſtes Capitel.

Frankfurt, als Goethe funfzehn Jahre zählte.

„Aber was hockelſt du nur da und verdirbſt dir die Augen und läßt dir ein Vergnügen entgehen, das zu ſehen Mancher zwanzig Stunden weit hergekommen iſt! Dazu das herrliche Wetter! Ein Frühling, wie vom Himmel geſendet für die Ehre der hohen Herrſchaften! Hier die Judengaſſe in Frankfurt am Main — iſt das überhaupt ein Ort, um zu zeichnen und zu malen —?“

Alſo, vielleicht etwas weniger ſchriftdeutſch, als wiedergegeben, ſprach Frau Zerline Fuld, Lea's Frankfurter Muhme.

Ihre Worte waren an ihren Beſuch gerichtet, den ſie nur mit großer Umſtändlichkeit und mit Bürgſchaften aller Art, den Behörden gegeben, im Ghetto der alten Kaiſerſtadt hatte beherbergen dürfen. Frankfurt am Main könnte der Häuſer- und Einwohnerzahl nach der wirkliche Mittelpunkt Deutſchlands geworden ſein, hätte es nicht von jeher ſo

unholde Ansiedelungs- und Fremdenpolizei-Gesetze gehabt.

Das Haus des Herrn Amschel Fuld ist gerade eines wie seines Nachbarn zur Rechten oder zur Linken. Möglich, daß die Ahnen Rothschild's neben Herrn Amschel Fuld gewohnt haben. Damals war die Frankfurter Judengasse noch nicht durch die Folge eines Brandes um die Hälfte ihrer Länge gekommen. Noch bis an die Fahrgasse erstreckten sich die Häuser von Holz und rothem Sandstein, mit Stockwerken, deren eines sich über das andere hinaus erstreckte, Erkerfenstern, die der Neugier eine Umschau nicht blos nach rechts oder links, sondern durch Scheiben sogar noch oben und unten gestatteten, Wahrzeichen über der Hausthür gemeißelt, charakteristisch anzusehen, stichdunklen, nur dem Tastsinn zugänglichen Treppen und nach hinten hin mit manchmal überraschend frei belegenen Kammern, frei, was die Fernsicht in die Sterne des Himmels anbelangt; denn perpendiculär — unmittelbar vor dem Fenster liegt die Brandmauer jenseitiger Häuser.

Bei Herrn Fuld trugen natürlich auch die Zimmer die Spuren des durchgängig festgehaltenen Balkenbaues der ganzen Gasse, die nicht etwa mittelalterlichen Ursprunges ist, sondern nach einer großen Feuersbrunst durch raschen Aufbau ihr Dasein dem siebzehnten Jahrhundert verdankt. Aber alles war

ſtehen, daß mir ein ſolcher noch nicht klar geworden iſt oder wenigſtens ausgebildet vor mir läge. Ich laſſe nun, von einem unbeſtimmten Gefühle geleitet, bauen, graben, pflanzen. Was das Ende ſein wird, weiß ich zur Zeit noch nicht."

„O," meinte Schlachtenmaler, „wie leicht wär' es nicht, dieſer Gegend hier den Charakter einer merkwürdigen zu geben und gleichſam — freilich, es ſind keine Berge da und ein Echo wohl auch nicht. . . . ."

Der Graf erröthete, ob er gleich ſichtlich erfreut war, daß ihm der Spott ſeiner Gäſte, die den Plan durchſchauten, zuletzt unter allen Umſtänden doch das Verſtändniß erleichtern würde. „Nein," ſagte er, wie träumeriſch ſinnend und laut dazwiſchen auflachend, „das Ding wäre ſo übel nicht! Bleibt eine ſinnig ordnende und ſchaffende Menſchenhand doch immer etwas Merkwürdiges, wenn man zumal bedenkt, was dieſe Gegend iſt, in welchem traurigen Rufe ſie ſteht, und was ſie durch vereinte Anſtrengung und Erfindungsgabe einiger talentvollen Köpfe werden könnte!" — „Allerdings," ſagte Schlachtenmaler mit bewundernswürdigem Ernſte: „gelang es doch dem Grafen von Hoditz im bayeriſchen Erbfolgekriege, Friedrich den Großen auf ſein chineſiſches Eldorado zu locken und — — ſo wenigſtens ſeinem Gärtner und Verwalter königliche Trinkgelder auszuwirken."

„Nein," fuhr der Graf fort, „ich ſpeculire nicht, ſondern ich will nur Spuren einer geſegneten und kühnen Thätigkeit hinterlaſſen. Die Aufgabe, aus dieſem Schloſſe und ſeiner nächſten Umgegend ſo viel zu ſchaffen, daß Vorüberreiſende den kleinen Umweg nicht ſcheuen, uns zu beſuchen, iſt eben ſo ſchwer, wie die Belohnung dafür wohlthuend." — „Und," meinte Schlachtenmaler, „ließe ſich nicht, um wenigſtens dem

sauber gehalten und gepflegt in diesen dunklen Zimmern, deren zwei nach vorn hinaus zu besitzen schon ein Luxus war, zumal, wenn sich das Zimmerpaar, natürlich mit geringerer Ausstattung, im zweiten und dritten Stock des Hauses wiederholte. Sonderbar, wie in älteren Zeiten der Hausrath vermögender Juden nahe schon an die jetzigen Antiquitäten-Geschäfte streifte! Da gab es gemalte Blumentöpfe, wunderlich geformte Porcelanbüchsen, Broncegefäße, geschnitzelte Holzkästchen, Teppiche und Decken, und Vieles davon aus Holland und vom Ueber-Rhein her und gewiß älter, als nach dem überwiegend vorwaltenden Geschmack des spanischen Erbfolgekrieges. Eine Uhr, die ihren Mechanismus unter einem Glasgehäuse wie ein mit dem Anatomie-Messer aufgeschnittener Körper zur Schau trug, begleitete jeden Stundenschlag mit der Melodie „Marlborough s'en va-t-en-guerre". Lampen und Lichtern sah man den Gebrauch zum Sabbath-Mahl an. Einige Bilder schilderten das Leben auf Amsterdams Grachten. Damals behauptete Amsterdam mit Paris und London den gleichen Rang. Kinder fehlten den wohlhabenden Besitzern des Hauses „zu den drei Nägeln", wie man das Wahrzeichen deutete. Vielleicht waren die Nägel einst Rosen oder Vergißmeinnicht oder etwa ein Kleeblatt. Herr Amschel Fuld meinte, es wären drei Flecken von einem Hermelin. Denn als Pelzhändler, wie Herr Amschel unter anderem Han-

del ebenfalls war, hatten sich schon seine Ahnen bewährt. Jedes Jahr zweimal besuchte er die Messe in Leipzig. Und mit Erfolg. Es scheint, daß schon allein durch die einstige Beerbung von Onkeln und Muhmen Lea's Bruder Emanuel einmal ein vermögender Mann werden wird.

Lea hätte ihr Malergeräth bis dicht ans Fenster rücken müssen, um die spärlichen Sonnenstrahlen einzufangen, die durch die bleigefugten Scheibchen fielen. Da die Umgebung eine Art Camera obscura machte, so war das wenige Licht um so greller, hob auch ihr eigenes lebenswarmes, wohlgefälliges, das Auge reizendes persönliches Bild und zog ihr aus den Fenstern der Nachbarschaft so viel unwillkommene Störer der stillen und anspruchslosen Beschäftigung zu, der sie sich, verbunden mit ihren anderen geistigen Erholungen, den Winter über hingegeben hatte, daß sie manchmal ärgerlich die Vorhänge niederließ. Gewiß, weit lieber wäre sie nach Berlin gezogen, wo denn doch ihre Glaubensgenossen schon damals mit einer anderen Freiheit leben durften. Aber für diesen Aufenthalt hätte es der Vorbereitungen, der Anfragen bei dortigen Freunden zu viel bedurft. Ihre Abreise von Bayreuth war eine so plötzliche gewesen! Jene mit Schrecken in Erfahrung gebrachte Thatsache: Der junge, liebenswürdige, hochgestellte Mann, der dir eine so innige Zärtlichkeit bewahrte, für den du

selbst alles fühlst, was einem Weibe als die Erfüllung seines Lebens-Ideals erscheinen kann, ist für eine junge Adelige bestimmt, die ihn anbetet, die unter seinem Zögern, unter dem Ausbleiben seiner Erklärungen leidet —! dazu dann noch das erneuerte Drängen ihrer Angehörigen, dem Hof-Factor Prager ihre Hand zu geben — Alles das bestimmte sie, aufs schleunigste die kleine Residenz zu verlassen und sich in die halbe Gefangenschaft zu begeben, die ihrer hier im Ghetto der Juden von Frankfurt am Main harrte. Weder hatte sie seither eine Zeile vom jungen Reichsgrafen empfangen, noch ihm selbst geschrieben. War es doch zu mißlich, über gewisse Dinge das Eis zu brechen. Der Satz, daß sich nur anklage, wer sich entschuldigen will, hemmt manchen Versuch einer Rechtfertigung, die Erfolg haben würde. Der junge, hochgestellte Freund, empfindlich für Formen, gewöhnt an die Selbstbekämpfungen des Etikettezwanges, fühlte sich von Lea's jäher Flucht verletzt und dennoch lag er zu gleicher Zeit so im Bann der Unklarheit seiner Gefühle, daß ihm im Leben und Wogen Wiens Lea's Bild allmälig nicht etwa ganz in die Ferne rückte, sondern sich nur wie mit einem geisterhaften Nebelschleier bedeckte. Ach! wie gern hätte Lea geheimnißvoll und unsichtbar und in der That nur mit Geistern im Bunde an seinem Dasein mitarbeiten mögen, nicht nur als gütige Parze ihm

Freuden, Beförderungen, Anregungen aller Art gewährend, sondern auch die Befreiung vom Alp des Hoflebens, die Erweiterung seiner Anschauungen! Aber die erste Einleitung des Briefwechsels fehlte. Wer schrieb zuerst — —? So ging der Winter dahin. Lea wußte, der Freund war in Wien. Außerdem hatte sie Manches, wenn auch nur unzusammenhängend und dunkel, über merkwürdige Begebenheiten gehört, die am Studienort ihres Bruders vorgefallen sein sollten.

Nun aber war ein Wiedersehen möglich —! Deutsche Königs- und Kaiserwahl und vorläufige Königskrönung in Frankfurt am Main —! Eine Fülle von Pracht und Herrlichkeit, Fürsten, Herren, hochmüthige Schranzen, nicht endende Festlichkeiten, glänzende Ceremonien, farbenprangende Aufzüge —! Freilich — wie konnte Lea annehmen, daß Se. Excellenz der hochfürstliche Gesandte von Brandenburg-Culmbach, der gewiß mit Staatscarrossen und galonnirten Dienern eintraf, hier ihrer gedenken würde — gedenken könnte! Von Seckels hatte sie erfahren, der geliebte Freund würde sich dem Gefolge des Kaisers und seiner beiden Söhne, Joseph und Leopold, von Wien aus anschließen, einem Heereszuge, der von Wien bis Frankfurt in zwölf Tagen — 3850 Pferde — man hat es berechnet — zur Verfügung gestellt erhalten mußte! In der That, schon morgen war der Tag (wenn sie daran dachte, stockte der

Pinsel auf dem kleinen Blumenstück, das sie nach einem Bildchen des Frankfurter Malers Junker copirte) wo die kaiserlichen Herrschaften aus dem alten Reichswalde, dem Drei-Eichenhain, wo sie beim Grafen von Erthal auf dessen Schloß Heusenstamm übernachtet hatten, herunterzogen gen Sachsenhausen, der Vorstadt Frankfurts, allwo in alten Tagen die Bewerber um die römische Krone die Entscheidung der Kur abzuwarten hatten.

Das Wetter war frühlingsmilde. Die Wellen des Mains blitzten mit silbernem Glanz. In den Gärten hatten die Sträucher, die edleren Bäume ihre ersten Blätter getrieben. Jene sanft geschwungene Gebirgslinie, die erst eine spätere Zeit, veranlaßt durch geschichtliche Reminiscenzen, den Taunus genannt hat, schien bereits einzuladen, ihre an edlem Holz so reichen Wälder, ihre lachenden Thäler, ihre Gesundheit bringenden Quellen zu besuchen. Die alte Reichsstadt lag damals noch wie in einem steinernen Panzer von Thoren und Wällen. Aber selbst innerhalb desselben und aus ihm heraus entfaltete sich die Triebkraft der Natur. Mandelbäume blühten auf dem Schneidwall. Breitastige Nußbäume versprachen erquickenden Schatten schon an den Zugbrücken der alten malerisch schönen Thore und Warten.

„Wie kann ich hinaus in dies Getümmel, dies Gewoge von Menschen und unter den Uebermuth

ſo vieler fremdhergekommner Gäſte? Zwar ſtehen an allen Ecken die Anſchläge des hohen Raths, wie man ſich ehrerbietig verhalten ſollte, und doch rennt Einer den Andern um! Wer einen Degen trägt, geht Keinem, der ohne Degen, aus dem Wege. Die Kurfürſtlichen aus Mainz thun nun gar, als gehörte ihnen Frankfurt allein! Iſt von da der geiſtliche Herr doch eingezogen, als wär' er der Kaiſer ſelbſt! Und wer ſoll mich führen? Der Joſeph, meint Ihr? Das iſt der Rechte! Immer will er den Muthigen machen und zieht uns gerade mit ſeiner Keckheit die Händel erſt auf den Hals. Nein, nein! Wenn ich nicht durch das Gedränge fahren kann —"

„Fahren?" fiel die Tante ein. „Fahren! Wo iſt ein Fuhrwerk zu haben in Frankfurt für einen Bürger in dieſer Zeit und für einen Juden zumal! Die höchſten Herrſchaften können ſich für ihre mitgebrachten Secretarien kaum die nöthigen Pferde miethen. Das Heu, das Stroh, den Haſer kann man ja gar nicht auftreiben und die Remiſen und die Ställe für all das Vieh, das die Herren Kurfürſten mitgebracht haben. Gott, welch ein Aufwand! Und um was? Um einen jungen Menſchen, der ſeine Frau verloren hat, und um ſeine Frau Mutter, die Schleſien verloren hat, beide zu tröſten durch eine papierene Krone!"

„Und auf der Reiſe, ſagen ſie," fiel Herr Amſchel Fuld mit einem ebenſo ſcharfen Ausfall auf die

hohen österreichischen Häupter ein, „auf der Reise hat er sich schon wieder eine neue Frau angesehen, der Herr Erzherzog, eine Polerin!“

Wie bitter, mit welchem an die „ätzende Lauge“ des Judenwitzes erinnernden Spott hätte nun Lea auch noch einfallen können, daß in einer besonders ausgegebenen Fourierliste des Reichstages, die alle erwarteten hohen Herrschaften vierzehn Tage zu früh und die wirklich angekommenen vierzehn Tage zu spät bekannt machte und ihre Wohnungen angab, wenn sie sie schon wieder gewechselt hatten, auch die schöne Lori Lichtenstein, freilich zugleich mit ihrem Gemal, als erwartet bezeichnet wurde —! Wußte sie doch, daß Erzherzog Joseph trotz der „Liebe“ zu seiner ersten, so melancholischen und ihm im vorigen Jahre durch den Tod geraubten Gattin seine feurigste Huldigung jener jungen Prinzessin darbrachte.

Lea hätte die Mißlichkeit, sich unter dem Schutz des stämmigen, im Pelzhandel beschäftigten Amschel Fuld'schen Joseph in jenes bunte Treiben zu stürzen, wovon uns Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ ein so farbenreiches Erinnerungsbild hinterlassen hat, vielleicht weniger scharf hervorgehoben, wenn sie nicht in der Döngesgasse am Bolongaro'schen Hause, wo die städtische Wache, um ein Durcheinander glänzender Carrossen vom Publicum zu trennen, ein Spalier zog, schon vor vierzehn Tagen, als

sie der allgemeinen Mode auch für ihre Person nicht hatte widerstehen können, die Einfahrten der Gesandtschaften durch die verschiedenen Thore, die Auffahrten vor dem Römer und ähnliche Entfaltungen großen Schaugepränges zu betrachten, eine Persönlichkeit entdeckt hätte, die wiederzusehen ihr einen Schrecken verursachte.

Bei jenem reichen Tabakfabrikanten, Herrn Bolongaro, war der Kurfürst von Trier abgestiegen. Es hatte ein Diner gegeben. Der große Vorgang schien verüber. Eine Menge glänzender Kutschen wartete auf ihre aus dem Hause kommenden Herrschaften. Die Persönlichkeiten wurden beurtheilt, lange Titel festgestellt, kostbare Kleidungen recensirt, die Differenzen über die Identität der Personen mit Fein- oder mit Grobheit, je nachdem, ausgefochten. Das größte Interesse von Allen erregte der preußische Gesandte, jener Edle von Plotho, der auf dem Reichstage zu Regensburg den siebenjährigen Krieg mit einer bekannten handgreiflichen Heimführung eines ihm im Namen des Heiligen Römisch-Deutschen Reiches zukommenden Schreibers eröffnete. Nach Abfahrt dieses kleinen hochgerötheten, wohlgenährten, fast immer laut, sogar auf der Straße, perorirenden Mannes folgten mehrere Personen, die zu seiner Ambassade zu gehören schienen. In einen Wagen zugleich stiegen vier festlich gekleidete, nur mäßiger mit Orden geschmückte Herren. Einen derselben

wollte am Spalier ein wohlfrisirter, bedweiser Burger als einen Grafen Fink von Finkenstein erkannt haben. Einen anderen hätte Lea, die so gern aus dem Gewühl herausgekommen wäre, wenn sich nur der Joseph nicht im Trengefühl auf die kaiserliche Kammerknechtschaft der Juden so fest behauptet hätte, geradezu als den Herrn Trüffler von Falkenstein bezeichnen mögen.

Diesen Herrn hatte sie ja in jener verfänglichen Situation in Wien kennen gelernt. Sie hatte den feigen Verbündeten jener Officiere, die sie insultirten, ab und zu in Bayreuth wieder gesehen. Als einem der Gesellschaft des Hofes und Adels Angehörigen, einem Bekannten ihres Onkels, einem früheren Untergebenen Fritz Ellrodt's hatte sie ihm in Bayreuth manchmal einige Worte der Erwiderung, wenn er sie angeredet, nicht verweigern dürfen. Damals, vor vierzehn Tagen war's ihr nun, als hätte der überall herumlugende Blick dieses Mannes, während er in der Hausthür längere Zeit warten mußte, bis sein Wagen herankam, und beim Mustern der Menge sie erkannt. Ein plötzliches behagliches Lächeln, das in seinem vom reichlichst genossenen Mahle gerötheten Antlitz aufleuchtete, schien sich gerade in demselben Augenblick in einen Gruß verwandeln zu wollen, wo seine Genossen ihn auf den bereits herabgelassenen Tritt ihres gemeinschaftlichen Wagens aufmerksam machten. Es wäre ihr schon die peinlichste

Verlegenheit gewesen, dieser ihr immer widerwärtig gewesenen Persönlichkeit in den Straßen der Stadt zu begegnen.

Das Glockenläuten, das Schießen von den Wällen fiel den Bewohnern der Stadt schon lange nicht mehr auf. Bald galt es diese, bald jene Rücksichtnahme des Ceremoniels. Bald kamen neue Botschafter, bald die vorausgesendeten Großen des kaiserlichen Hofes — die Eszterhazy, Fürstenberg, Lobkowitz, Starhemberg, Khevenhüller — von Aachen kamen die Reichskleinodien. Kirchliche Consecrationen rissen nicht ab. Einleitungen gab es zu alten Bräuchen bei der Königsfeier, die bis in die urältesten Zeiten der Wahl deutscher Könige oder Herzoge zurückreichen. Das Reiten eines Herolds am Tage der Krönung in einen Haufen aufgeschütteten Hafers hinein muthet wie heidnische Sitte an. In der Judengasse hätte es still sein können. Hier aber gerade machte sich die Geschwätzigkeit der hochinteressirten Unterhaltung geltend. Zwei Häuserreihen, fast zum Handreichen einander gegenüberstehend, machten aus den Bewohnern der Gasse fast eine einzige Familie. Dann wieder sprengten zu Roß oder fuhren zu Wagen neugierige Herrschaften durch diesen Rest „mittelalterlichen" Treibens. Lea hatte Stunden, wo sie in die hinterste Kammer des dritten Stockes entfloh, um in einem Raum, der nur für ihr Bett, ihren Waschtisch, einen Kleiderschrank

Geiste des Jahrhunderts entgegen zu kommen, der Versuch machen, hier irgend eine mineralische Quelle aufzufinden oder, im äußersten Falle, ein Schlammbad zu stiften, um unserer dann um so merkwürdigern Gegend das Interesse eines Karlsbades, Wiesbadener Kochbrunnens oder Emser Krähnchens zu geben?"

Der Graf wurde blutroth und zerriß, von seiner innern Bewegung gepeinigt, mehrere Stücke Papiers in Fetzen, die immer kleiner wurden unter der krampfhaft bewegten Hand. Er sagte: „Nun, es wäre wenigstens nichts so Seltenes, daß man künstliche Mineralbäder und Heiltrinkwasseranstalten in Gegenden errichtete, die weder eine vulcanische, noch salzige Anlage hätten. Wären die Bäder überhaupt mehr durch die Zerstreuung heilsam, welche sie den Kurgästen gewährten, würden Acten- und Berufsmenschen schon dadurch gesund, daß sie eine Zeitlang ihre Geschäfte verlassen und die Annehmlichkeiten einer heitern und luftfreien Gegend genössen, so könnte selbst ein künstliches Bad nicht ohne Lockung für das Publicum sein."

„Es ist nur bedenklich," fiel Schlachtenmaler ein, „daß auch bei den Bädern die größte Wirksamkeit im Glauben besteht, wie bei Allem, dem die Aerzte einmal eine gewisse Kraft zuschreiben wollen. Ich glaube nicht, daß eine künstliche Mineralquelle nur ein einziges Mal zum Sitz eines Congresses dürfte gewählt werden. Wenn wir demnach nicht vielleicht vorziehen, eine Molkenanstalt zu errichten, welche denn freilich nur von einer hiesigen veredelten Schafzucht abhangen würde, indessen auch nicht besonders einträglich ist, da wir nur Schwindsüchtige und Frauenzimmer in unserer Kurliste würden verzeichnen können, so meine ich immer noch, wir machten Anstalt, die chemischen Bestandtheile der hiesigen

ausreichte, sich nur sammeln und ihren eignen Gedanken Gehör geben zu können. Die Bekanntschaften der Fuld'schen Familie zogen sie nicht an. Wenn sie sich über dem Zunderkästchen Licht geschlagen hatte mit Stahl und Feuerstein, las sie bei hellem Tage an einer angezündeten Kerze in den Büchern, die sie sich überall zu verschaffen wußte. So nur fand sie die Beruhigung, die ihrem aus dem früh angestrebten und gewonnenen Gleichgewicht gekommenen Gemüth nöthig war. Natürlich fehlten Bewerbungen nicht. In Frankfurt vollends gab es förmliche Mäkler, die heiratsfähige Mitglieder der jüdischen Gemeinden vom Main und Rhein in gegenseitige Verbindung brachten. Ihre Einleitungen der Romantik abgeschlossener Contracte und eines veranstalteten Rendezvous endeten in seltenen Fällen von einer der beiden Seiten mit einer „Panique". Lea war schön, vermögend, geistvoll. Auch der Reichthum der Frankfurter Judengasse meldete sich. In diesen dunklen Höhlen wohnten Speculanten, die manchen der kleinen Souveräne und Reichsunmittelbaren der Umgegend in Händen hatten, und sie gaben Geld aus für die Bildung ihrer Söhne. Es wurde nicht begriffen, wie Lea unausgesetzt nicht nur reiche Partieen, sondern selbst solche ausschlagen konnte, wo sich der Reichthum mit anziehenden und gebildeteren Persönlichkeiten verband.

Am Abend jenes Tages vor dem Einzuge des

Kaiſers bekam Lea eine freudige Ueberraſchung. Schon im unteren Raume des Hauſes hörte ſie eine Stimme, die ihr wohlbekannt war. Als dieſe näher drang, ſprang Lea ſelbſt auf und öffnete die Thür, die unmittelbar zur Treppe führte. Wer war es? Magiſter Meinhard, der mit lautem Jubel, innig Lea's Hände küſſend, ſeine hochverehrte Freundin begrüßte.

Der geiſtvolle Gelehrter hatte ihr nach Bayreuth ſeine „Verſuche“ geſchickt und ſie ihm darauf aus Frankfurt geantwortet. Daher ſchrieb ſich ſeine Bekanntſchaft mit ihrem gegenwärtigen Aufenthalt.

„In dieſer Straße hier bin ich ja wie im Süden!“ rief er aus. „Ja! ja! So ſitzt und ſchwatzt man auch in Neapel! Und bis tief in die Nacht hinein! Hier ſchälen die Frauen nur Kartoffeln zum Salat, in Neapel Kaſtanien! Aber wie geht es Ihnen, theure Freundin? Wie halten Sie in dieſem Gefängniſſe aus?“

Nach einem Umblick im Zimmer ſetzte er ſich erſchöpft.

Ehe ihm die dankbare Schülerin Hut und Stock abgenommen hatte und die erſt jetzt hereintretende Tante über ihn orientirt war, fuhr er ſchon fort:

„Freilich, wenn es in Frankfurt immer ſo wäre wie jetzt, ſo würde man ſchon einen einzigen Fußbreit Landes zum Unterkommen zu ſchätzen wiſſen. Denken Sie ſich! Was habe ich mich mit meinem Grafen — jetzt reiſe ich mit meinem zweiten Moltke

— ablaufen müſſen, bis wir nur eine Dachkammer mit zwei Dienſtbotenbetten bekommen konnten! Im „römiſchen Kaiſer“ wohnen wir, bei dieſem famoſen Herrn Buſch, der dem franzöſiſchen Geſandten 75,000 Livres Miethe für die Dauer des Reichstages abgefordert hat, worüber denn beinahe der ſiebenjährige Krieg wieder aufs neue begann! Ja, das verſteht man hier in Frankfurt, den Augenblick ausnutzen! Von je war mir ganz Frankfurt ein Wirthshaus. Aber es lohnt ſich auch, hier jetzt einmal tiefer in den Beutel zu greifen. Iſt der Carneval nicht prächtig, den man hier aufführt? Der deutſche Reichscarneval! Ich glaube, im nächſten Februar in Rom, wenn ich ihn noch erlebe, bekomme ich mit meinem Grafen keine ſolche Poſſen zu ſehen!“

Erſt jetzt konnte die Frage nach dem Befinden des theuren Freundes von Lea eingeſchaltet werden. Ein heftiger Huſten hatte den Magiſter befallen. Sie fragte ihn nach ſeinem bisherigen Wohlergehen, nach ſeinen Plänen. Sein Ausſehen betrübte ſie. Seine Züge waren in dieſer kurzen Zeit, daß ſie ſich nicht geſehen hatten, eingefallener geworden, die Wangen hohler. Beim Druck ſeiner Hände erſchrak ſie über die Magerkeit derſelben.

„Ach,“ ſagte er im gleichgiltigen Tone und wie über einen Gegenſtand, der weiter nicht der Rede werth wäre, „es geht abwärts! Grande solatium est cum universo rapi! heißt es bei Seneca. Ein

Troſt iſt's, daß ja Alles verblüht! Nur Sie ausgenommen, Jungfer Lea! Ihre Schönheit wird ewig bleiben! Man wird Ihren Namen unter die Sterne verſetzen!"

Frau Fuld entſetzte ſich über dieſe Art von Humor und rückte mit dem Stuhl faſt in ihren Porcelan-Glasſchrank hinein.

„Sie wiſſen ja auch," fuhr Meinhard, auf Lea gewendet mit einigem Stolze fort, „wir Leute vom Esprit leben gleich für drei, vier andere irdiſche Weſen voraus. Was mir ein einziges Jahr einträgt, dazu haben Andere vier nöthig! Wer, wie Tibull ſagt, ſchon als Jüngling den Schmerz vorausempfindet, den einſt die unbenützten Jahre bereiten, der hält ſein zugemeſſen Lebenstheil zuſammen! Weiß man es nur recht, was man in dieſer Welt rechts und links liegen zu laſſen hat —" ſein Ton verwandelte ſich in den einer leichten Galanterie — „ſo kommt man zeitig beim geſteckten Lebensziele an. Sprechen wir davon nicht länger! Mein Buch hat Ihnen alſo gefallen? Wieland, Weiße, Gleim haben mir darüber geſchrieben. Leſſing nimmt ſich noch Zeit. Vor ſeinem Urtheil ängſtige ich mich am meiſten. Wiſſen Sie, liebe Freundin, daß über Europa eine große Revolution kommen wird?"

Frau Zerline Fuld, die gerade ihr Nachtmahl im Auge gehabt hatte und den Beſuch trotz ſeiner Anzüglichkeiten auf Leute ohne Esprit zu feſſeln

gedachte, war eben im Begriff zu gehen, hielt aber ihren Schritt inne. Was sollte über Europa kommen? Eine große Revolution? Sie horchte auf.

Lea verstand ihren Lehrer so vollkommen, daß sie sogleich wußte, die Revolution, die er im Sinne hatte, konnte nur eine im Bereiche des Geschmacks sein.

„Worin besteht Ihre Revolution?" fragte sie.

„Darin, daß wir mit Ossian schwärmen sollen! Daß uns alle Gesetze Batteux' als veraltet über Bord zu werfen zugemuthet wird! O, ich bekenne, das wäre ein Unglück für —" er unterbrach sich — „Sie, Jungfer Lea, könnten den Ossian hier brauchen!" Sich umsehend, fuhr er erläuternd fort: „Bei Ihnen geht die Sonne einige Stunden früher unter, als für die übrige Welt! Da steigen die Nebel, die Wolken der Phantasie auf! Geharnischte Geister, Sänger mit goldenen Locken, die Harfe schlagend, wallen daher —"

Frau Gould war verschwunden. Der Gast wurde ihr unheimlich.

„Die Revolution," fuhr Meinhard fort, „ist die, daß man eine Literatur bekommen wird ohne Gesetze und Regeln! Das ist ein Unglück. Denken Sie sich die erhabene Ruhe und Größe der französischen Literatur! Sie hat nur Ein Gesetzbuch. Wer etwas schafft, wird nur nach diesem Einen Codex beurtheilt. Bei uns in Deutschland, ich ahne es-

werden wir anfangen zu ſchaffen und — ohne Theorie! Leſſing will nach Hamburg und dort das Theater beurtheilen. Ich fürchte, er zerſtört nur und Deutſchland bekommt eine Literatur mit einem Dutzend äſthetiſcher Grammatiken. An welche ſoll ſich der Dichter halten? Doch das nehmen wir in unſerem Briefwechſel wieder auf. Jetzt ſtürzen wir uns ins Leben, ins bunte! Meinen neuen Moltke müſſen Sie kennen lernen. Morgen beim Einzug. Verſteht ſich, den Einzug müſſen wir zuſammen mitmachen; und wär's auf einem Leiterwagen, der uns auf Umwegen in den wunderherrlichen Frankfurter Wald fahren ſoll."

Bruſtkranken iſt es eigen, gerade das zu thun, wofür ihnen am meiſten die Kraft verſagt. Sie ſprechen und bewegen ſich in Einem fort. Der Grund mag die ſüß überredende Stimme der Hoffnung ſein, die dem Kranken ſagt: Du widerlegſt da grade, was Alle ſchon für erwieſen halten wollen, deine Hinfälligkeit!

Meinhard's Vorſchlag ging dahin, den von dem Oertchen Iſenburg heraufkommenden kaiſerlichen Zug vom Frankfurter Stadtwalde aus zu beobachten. Eine Ablehnung dieſer Idee ließ er nicht aufkommen. Er behauptete, ſchon ein Gefährt zu finden, und ſollte es ein Bauerwagen ſein, der ſie über den Riedhof und das Forſthaus dem kaiſerlichen Zuge in die Flanke führte. Denn in der Stadt ſelbſt,

meinte er, nahe der Brücke, wäre allerdings mit dieſem Schauſpiel Lebensgefahr verbunden. Fenſter hätte er zu theurem Preiſe miethen können, aber ſein neuer Moltke wäre kurzſichtig, ſelbſt mit der Brille. Er lobte das Betragen und die Fähigkeit des jungen Menſchen, ſchilderte ſeine Spannung auf eine Dame, von welcher ſchon ſein Bruder mit ſo viel Bewunderung geſprochen, und ſchien denn nun auf den Punkt gekommen zu ſein, in etwas myſteriöſer und lächelnd zurückhaltender Weiſe auch an den gemeinſchaftlichen Freund von Wien, den jungen Reichsgrafen zu erinnern.

„Nach allen dieſen Anrufungen der Muſe, dieſen Exordien, Präludien — nenne mir, Muſe, den Mann —! Wie iſt es mit unſerer jungen Excellenz in Kanonenſtiefeln, dem Staatsminiſter mit Hieber und Cerevisköppel von Erlangen —?“

„St! St!“ wisperte Frau Fuld, die plötzlich hereinſprang. „Noch ein Beſuch kommt —!“

Es hatte unten im Hauſe geklingelt. Man hörte laut ſprechen. Die Treppe wurde erſtiegen. Herr Amſchel Fuld kam ſelbſt und nicht allein. Er wurde vernehmbar mit Modulationen der Stimme, die man an ihm ganz ungewohnt war.

Frau Zerline bat um Entſchuldigung wegen der Unterbrechung, ging an die Thür und öffnete. Doch ſogleich fuhr ſie zurück mit dem Wort:

„Ein vornehmer Herr!“

Vielleicht Graf Ellrodt! ſprach eine Stimme in Lea's klopfendem Herzen und auch in Meinhard's Ahnung, und dieſer ſagte es laut: „Wie wird denn auch Der ſo langſam im kaiſerlichen Zuge mitfahren! Er wird längſt ſchon hier ſein und kommt —!"

Inzwiſchen dauerten die Becomplimentirungen draußen fort. Herr Fuld ließ die Perſönlichkeit, von welcher Frau Fuld wie geblendet ſchien, nebenan in das eigentliche Staatszimmer des Hauſes treten. Dann kam der Hausherr ſelbſt mit verwunderten Augen, begrüßte flüchtig den beſcheiden ausſehenden Magiſter und raunte Lea mit eilfertiger Wichtigkeit zu:

„Ein Herr von der preußiſchen Geſandtſchaft! Ein Herr Kammerherr — will zu Dir —!"

Culturhiſtoriker mögen unterſuchen, ob es 1764 ſchon Viſitenkarten gab. Trützſchler von Falkenſtein — aus einer auf den Lippen ihres Onkels ſchwebenden Corrumpirung ſeines Namens entnahm Lea ſofort mit Schrecken den richtigen — hatte keine abgegeben.

Kaum hatte Meinhard dieſen Namen gehört, ſo machte er die Geberde, als ſuchte er irgendwo einen Ausweg, um ſich zu verſtecken. Er erinnerte ſich ja dieſes Namens ſchon von Wien aus.

Das Fuld'ſche Ehepaar bedeutete die Nichte, den Herrn Kammerherrn von Falkenſtein im Nebenzimmer zu empfangen.

Ihr Haar, ihr Brusttuch, ihre Hausschürze ordnend, trat Lea durch die Verbindungsthür in das Nebenzimmer und bezwang sich, den Besuch nach den Voraussetzungen einer Artigkeit zu empfangen, die sich zwischen Beiden, trotz der widerwärtigen Wiener ersten Begegnung, später in Bayreuth festgestellt hatte. Meinhard war aufs dringendste von ihr gebeten worden, zu bleiben, bis der Besuch fort war.

„Aimable Demoiselle!“ empfing der im glänzendsten Staat befindliche Trützschler sogleich die mit allen Zeichen einer unfreiwilligen Sammlung Eintretende und fuhr in französischer Sprache fort: „Erst jetzt komme ich dazu, meinen Drang zu befriedigen, Sie in dieser Stadt zu begrüßen! Aber, o Himmel, wie leben Sie hier? An einem Orte, wo Sie weder Sonne noch Mond bescheint! Sie, ganz geschaffen, um auf allen Tribünen, von wo man jetzt die Schauspiele des Tages genießt, an allen Fenstern zu glänzen!“

„Und sich den Schnupfen zu holen!“ entgegnete Lea und bot ihm einen hohen gepolsterten und sogar broncirten Stuhl an zum Niedersitzen. Das kostbare Möbel mochte in dem verauctionirten Inhalt irgend eines fürstlichen Schlosses gestanden haben.

„Die Jahreszeit ist allerdings zu früh für den Reichstag! Vielleicht geschah es der festlichen, so entsetzlich drückenden und erhitzenden Staatskleider

wegen! Denken Sie ſich das im Sommer, wenn Unſereins in dieſen langen Kleidern ſitzen müßte, in dicken, ſammtenen Stoffen, wenn auch in der kühlen Domkirche! Uebrigens amüſant ein ſolcher Reichstag! Das Schwelgen an den Tafeln der reichen Biſchöfe und der Kaufleute und noch ſchöner Abends die kleinen Spiel- und Plaudertiſche bei einigen geiſtreichen Damen, die uns die Freuden einer edlen Geſelligkeit aus Wien mitgebracht haben! O das iſt auch der Grund meines endlich befriedigten Verlangens, Sie zu ſehen! Nehmen Sie ein Anerbieten von mir an, werthe Demoiſelle! Sehen Sie morgen den Einzug der kaiſerlichen Herrſchaften von einem prächtigen Standpunkt aus! Dicht an der Brücke wohnt die Gräfin P.*) Sie wird ſich glücklich ſchätzen, Ihnen in der vorderſten Reihe einen Seſſel einzuräumen.

Lea horchte befremdet auf und entgegnete:

„Sie ſind zu gütig, Herr Kammerherr! Ich lade nicht gern den Druck von Verbindlichkeiten auf mich, die ich durch nichts erwidern kann!“

„Erwidern? Durch Ihre Anweſenheit, Ihre Grazie, Ihre Schönheit, Ihren Geiſt bezahlen Sie Alles zurück, was Sie von Anderen empfangen!“

„Wenn eine Jüdin in die Lage kommen kann, ſo geehrt zu werden, wie Sie mir zugedacht haben,

*) Der volle Name bleibe der ſpäteren Ereigniſſe wegen ungenannt.

Brunnen zu unterſuchen und die möglichen Brom- und Jod- und Schwefelbeſtandtheile dem Publicum bekannt zu machen. Zuletzt iſt ja auch nichts heilſamer, als ein klares, ſchönes Brunnentrinkwaſſer, ein Gut, um das Hamburg, Mannheim und ſo mancher andere deutſche Ort uns beneiden würde und ein Kenner ſogar wohl Reiſen deßhalb macht."

Wäre der Graf ein Frauenzimmer geweſen, ſo hätte er dem Schlachtenmaler mit künſtlicher Entrüſtung einen Fächerſchlag (und damit doch eine Einwilligung in das erbetene Stelldichein) gegeben; ſo aber lachte er übermäßig und ging im Zimmer auf und ab und ließ Schlachtenmalern Zeit, Folgendes zu erzählen:

„Ein Genie," hieß es bei dem, „betrachtet die Intereſſen, Bedürfniſſe, Thorheiten und Reichthümer der Menſchen nur als Springſtock, um an ihnen ſchneller zu ſeinem Ziele zu kommen. Sie ſind ihm ein todtes Material, welches durch ſeinen Hauch erſt Leben und Form bekömmt. So würd' ich mich, wenn ich z. B. ein Werk ſchreiben laſſen wollte, für welches kein Buchhändler die materiellen Koſten und den Ehrenſold wagen will, gar nicht beſinnen, folgendes Mittel zu meinem Zwecke zu wählen: Die Pflaſterung der Straßen mit Erdpech greift immer mehr um ſich; ich habe gewiſſermaßen ein Werk darüber geſchrieben; kein Buchhändler will ſich zu deſſen Verlag bequemen. Meine Kenntniß des deutſchen Buchhandels kommt meinem Intereſſe zu Hülfe. Ich ſchreibe an die Redaction des Leipziger Buchhändlerbörſenblatts im Namen irgend einer Buchhandlungsfirma, deren Handſchrift von jener nicht gekannt iſt. Ich laſſe in jenes Blatt einrücken: Schriften über die Pflaſterung der Straßen mit Erdpech erbitte mir in fünfzigfacher Anzahl! Zwei Andere rücken drei Tage ſpäter ein: Erdpechſchriften erbitte mir

Herr Baron, so müssen Sie mir einen Ruf gemacht haben, den ich erst untersuchen müßte, ehe ich käme."

„Kann man einen Ruf in Figura präsentiren, Demoiselle?" lachte Trützschler. „Schon von Wien brachten Sie den Ruf des geistreichsten, anmuthigsten Wesens mit, das dem wahren Adel aller Menschen, dem Adel der Bildung mehr angehört, als wir anderen alle!"

Es war Lea zu Muthe, als sollte sie das leise Schlangenzischen einer sich ihr nähernden Intrigue hören. „Sie sagen, der Platz für mich soll dicht an der Brücke sein?" fragte sie forschend.

„Ja, ja! Drei Häuser zur Rechten, eh' man zum Saalhof gelangt! Es ist ein Wirthshaus, wo die böhmische Krone, unter deren Protection Graf P. gekommen, jeden Quadratfuß Wohnraum mit Ducaten bezahlen muß."

„Also dicht in der Nähe jenes abscheulichen Bildes, das Ihnen wol die Stellung bezeichnen wird, die uns Juden in Frankfurt gebühren soll!"

Trützschler entsann sich des jedem Fremden so auffallenden Spottgemäldes, das damals noch auf die Juden am Fahrthor, dem Mainbrückenkopfe, angebracht war. Juden reiten verkehrt auf jenen Thieren, die ihnen zu schlachten und zu essen verboten ist. Das Bild stand in einem auffallenden Gegensatz zu einer Toleranz, die in ihre Mauern

doch die Bekenner des mosaischen Gesetzes aufgenommen hatte.

„Wir haben nur Eine Religion," nahm Trützschler seine verbindlich einschmeichelnde französische Rede wieder auf, „die Religion der Bildung und der Wohlerzogenheit! Sehen Sie morgen den Zug an! Sie werden auch mich im Gefolge des preußischen Gesandten finden, der dem Kaiser entgegenfährt. An Cavalieren wird bei Gräfin P. kein Mangel sein! Versteht sich, daß ich Sie, der Vermeidung des Gedränges wegen, schon in aller Frühe dorthin führe. Man wird ein Frühstück serviren, kleines Spiel machen, Sie werden alle Herzen erobern!"

Längst stand bei Lea beschlossen, daß sie, wenn sie sich zur Theilnehmerin dieses hohen Festtages machte, nur der Aufforderung Meinhard's folgen würde, vorausgesetzt, daß sich entweder der Onkel oder die Tante oder mindestens das Hausfactotum, der muthige Joseph, anschloß. Dem so dringlich schmeichelnden Vorschlage merkte sie etwas von einem Hinterhalte an und wäre gern demselben näher auf die Spur gekommen. Von Lori Lichtenstein's vor einem Jahre gespieltem Einfall aristokratischer Laune wußte sie ja.

Das ebenso bescheidene wie kluge Mädchen brachte, das Hauptanliegen vermeidend, eine Zwischenfrage nach den gewiß außerordentlich zahlreichen hohen Bekanntschaften des Herrn Barons, seinen Ver-

gnügungen, seinen empfangenen Auszeichnungen. Nach Bayreuth ihn zu fragen, vermied sie; noch weniger that sie es nach Fritz Ellrodt. Mußte sie doch fürchten, ihre Empfindungen zu verrathen.

„Sie werden erstaunen," brüstete sich Trützschler, „wie ich überhaupt nur hier sein kann! Gewiß hat Ihnen doch schon Graf Ellrodt gesagt — daß ich beauftragt bin, ihn als Spion zu überwachen. Ha, ha, ha! Ich lasse es ihn glauben, weil ich bei dieser Voraussetzung sicher bin, ihn öfter zu sehen, als andere Menschen. Es wird Ihnen bekannt sein, daß er auf den Reichstag zwar mit einem Hofrath, Herrn Isenflamm, einem Ehrencavalier, Herrn Lieutenant von Mantel, einem Secretär, Herrn Bebel, einem Kammerdiener, einem Koch, zwei Laufern, zwei Jägern, zwei Bedienten bereits angekommen ist —"

Lea's Antlitz lächelte zwar und that wie verwundert, aber ihr Herz zitterte. Ihr Ohr hätte einen auf der Straße niederfallenden Regentropfen vernehmen können.

„Dennoch merkwürdig!" fuhr Trützschler fort, eine ebenso schmerzliche wie frohe Thatsache weiter auszuführen, die Anwesenheit des theuern Freundes, von welcher Lea keine Ahnung gehabt hatte — Trützschler sah in Lea's Staunen nur ihre Selbstbeherrschung und die Kunst der Verschwiegenheit. „Dennoch merkwürdig, niemand sieht ihn, außer zuweilen meine Wenigkeit, der er sich präsentirt,

gleichsam als mit: Sehen Sie, was ich hier treibe! Aber ich bin in Wahrheit nur hier als Particulier. Ich habe mich bei Herrn von Plotho für die Zeit des Reichstages attachiren lassen und muß dafür auf meine Kosten die langweiligsten Staatsactionen, das Curiesitzen im Wahlcolleg, das Chorsitzen in der katholischen Kirche, das Predigtanhören in der protestantischen mitmachen. Denken Sie sich, in der Kathrinen- und Barfüßer-Kirche hörte ich zwei Predigten, die im Druck zwölf Folioseiten Länge haben! Apropos, haben Sie nichts aus dem Hofpredigerhause gehört? Nichts vom liebenswürdigen Tannchen? Wo steckt denn jetzt Meersmann? Wissen Sie's nicht?"

Wie listig forschend das Alles von den Lippen des schwatzhaften, gefallsüchtigen, durchtriebenen Mannes kam! Lea in ihrer Unbekanntschaft mit den wahren Gründen, weßhalb Meersmann plötzlich in Bayreuth verschwunden war, wußte nicht einmal, daß Ellrodt's Freund in Leipzig sein sollte.

„Man behauptet das, hm", fuhr Trützschler lauschend fort und suchte den Schein seiner Unbefangenheit dadurch zu vermehren, daß er seinen Stock zwischen die Beine klemmte und Papiere aus seiner Brusttasche zog, in denen er blätterte. „Sehen Sie nur, das Alles sind die Anweisungen, die gedruckten, die man täglich von den Herolden bekommt für das entsetzliche Ceremoniel! Es stammt für unseren

Wahlact noch aus Friedrich Barbarossa's Zeiten! Da heißt es bald Auffahrt links, Auffahrt rechts! Die Trachten werden vorgeschrieben, die Zahl der Trabanten! Es fehlte nur noch die Form der Geschirre für die Pferde. Und diesen Plotho müßten Sie kennen lernen! Das ist ein Original! Ein kugelrundes Männlein, keinen Augenblick kann die Excellenz stillsitzen, immer muß sie reden, um nur der Apoplexie, die ihr droht, aus dem Wege zu gehen! Denken Sie sich, der junge Ellrodt hat gesagt, Herr von Plotho wäre das Bild des preußischen Staates! Das könnte ich denunciren, wenn ich wollte. Und es würde ihm nützen! Bei unserem Grämling in Bayreuth würde er dafür die Omnipotenz, die ihm demnächst gehören wird, sofort antreten dürfen."

„Was hört man von dem wunderlichen Einsiedler, dem Herrn Markgrafen?" fragte Lea, um nur den empfindlichen Anspielungen und Bezüglichkeiten, die nicht aufhörten, auszuweichen. Sie hörte mit Befriedigung, daß im Nebenzimmer gesprochen wurde, also hoffentlich Meinhard über diese Unterbrechung seines Besuches nicht zu ungeduldig wurde. Inzwischen wurde es so dunkel, daß Trützschler einige seiner Papiere, in denen er geblättert hatte, nur mit Lea's Hülfe wieder auffinden konnte, als er sie aus Versehen hatte fallen lassen.

„Ich werde Licht holen lassen," sagte sie.

„Danke, danke! Ich habe schon Alles. Der

Sonderling, unſer gnädiger Herr — von dieſem — ja, ja," unterbrach ſich der Unheimliche, „da hätt' ich lieber etwas von Ihnen vernommen! Aus Ihrem geheimen Plaudern mit dem Grafen Ellrodt —"

Lea hob ihr Haupt. „Ich ſprach den jungen Reichsgrafen ſeit fünf Monaten nicht. Daß er ſich hier befindet, höre ich von Ihnen zum erſtenmale."

„Ah! Ah! Ah!" rief Trützſcher ungläubig.

Mit Lea's eigenthümlich ſcharfer Hervorhebung ihrer Worte und mit dem etwas tiefliegenden Klange ihrer Stimme ohnehin drückte ſich etwas ſo Beſtimmtes aus, daß der Gedanke an eine Unwahrheit deſſen, was ſie ſprach, nicht lange anhalten konnte.

Trützſchler war auf Feſtſtellung dieſer Geſtaltung des Verhält[illegible]es zwiſchen ſeinem Rivalen und Demoiſelle Lea Osmund ſo wenig vorbereitet, daß er ſeiner Verwunderung den lebhafteſten Ausdruck gab.

„Dann werden Sie ihm doch wenigſtens brieflich naheſtehen," ſagte er mit einem Blinzeln ſeiner ſcharfen Augen und wie enttäuſcht.

„Herr Baron, wie kommen Sie zu dieſer Vorausſetzung? Erzählen Sie mir lieber ſelbſt etwas vom Herrn Grafen von Ellrodt. Sie wiſſen von Wien her, daß ich Urſache habe, ihm zu danken und ihm alles Glück der Erde zu wünſchen."

Trützſchler biß ſich auf die Lippen. Bei Alledem ſtellte er ſich äußerlich den Erklärungen ſeines

anmuthigen, ihm durch die zunehmende Dunkelheit sozusagen immer lebenswärmer näherrückenden Gegenübers ungläubig, schien sich nun aber doch in die Ablehnung zu ergeben, stand auf, machte zwar Miene, noch Ansichten aussprechen zu wollen, die er mit einem lauten Nein! Nein! niederkämpfte, und endete damit, daß er zwar wiederholt um die Ehre bat, Lea morgen in aller Frühe, bald nach acht Uhr abholen und zur Gräfin P. begleiten zu dürfen — dennoch aber seinen Rückzug vorbereitete.

Lea sah die Wirkung einer falschen Voraussetzung. Was war der Grund der Trützschler'schen Zuvorkommenheit? Kokette Frauen, die von Ellrodt vernachlässigt wurden, glaubten sie mit dem jungen Reichsgrafen in innigster Beziehung und wollten sie aus Rache sehen, um sich über sie zu moquiren. Nun entdeckte Trützschler, daß die Damen sich geirrt hatten, er ließ die Intrigue fallen. Wirklich unwillig geworden suchte sie das Gespräch abzubrechen und durch Oeffnen der Thür den nebenan harrenden Besuch mit Trützschler in Verbindung zu bringen. Sie nannte den Magister Meinhard und setzte hinzu, daß sich Beide wol von Wien her kennen würden. Zugleich deutete sie an, daß die Dunkelheit das Hereinbringen von Licht zur Nothwendigkeit gemacht hätte.

„Ich nehme Abschied von Ihnen in der Dämmerung! Sie erscheinen da um so holder, Demoi-

ſelle Osmund!“ ſagte mit gewagter ſüßlicher Vertraulichkeit und den Aerger über die Vergeblichkeit ſeines Beſuches gelaſſen hinunterſchluckend der lebemänniſche Schleicher, der ſeine auf beſtimmte Ziele des Ehrgeizes gerichtete Schlangennatur unter den Formen eines leichtſinnigen Roué verbarg. „An meinen Zetteln da haben Sie geſehen, daß jede Stunde des Tages notirt iſt! Aufrichtig, ich bedauere es, mich an Plotho attachirt zu haben. Die übrigen Kur-Geſandten ſind aus den Marſtällen ihrer Fürſten wahrhaft fürſtlich ausgeſtattet. Denken Sie ſich aber, Se. Majeſtät von Preußen hatten ihrem Geſandten nur ſieben Gäule mitgegeben. Dazu hat Plotho noch nothdürftig hier zwölf zuſammenraffen können. Er hat ſeine ganze Familie hier. Wir Attachés müſſen zu Fuß gehen! Aber“ — das ſprach er ſchon im Gehen — „wie können Sie nur in dieſem Gefängniſſe wohnen? Kehren Sie nach Bayreuth zurück! Ich hoffe, daß dort noch ſchöne Tage kommen! Beſſere, als wir in dieſem Winter erlebten! Hu, das war ein entſetzlicher Winter! Das Schloß immer finſter! Zum Halsbrechen, wie hier dieſe Treppe. Adieu! Adieu! Auf Wiederſehen!“

Mit dieſen Worten, zu denen im ſonderbarſten Accompagnement die Knixe der Frau Zerline und die Verbeugungen ihres Gatten ſtanden — Beide waren auf den Corridor geeilt — hatte ſich der Intriguant entfernt.

Lea gab ihm das Geleit bis an die inzwischen erleuchtete Treppe. Herr Amschel Fuld folgte bis zur Hausthür.

Erleichterten Herzens kehrte Lea zu Meinhard zurück, während Frau Zerline nach Frauenart in den eben verlassenen Raum hineinleuchtete, um zu sehen, ob auch auf einen so vornehmen Besuch die Ordnung des Zimmers zweckentsprechend gewirkt haben mochte oder ob sie nicht eine unbeseitigt gewesene Nachlässigkeit der Mägde zu rügen hätte. Darüber wurde das Empfangszimmer ebenfalls beleuchtet.

Lea dankte ihrem Freunde Meinhard, daß er geblieben, und rief unwillkürlich, durch die beklemmende, erstickende Luft in ihrer nächsten Umgebung dazu bestimmt und bezeichnend für ihre ganze gegenwärtige Situation aus:

„Ja, Luft, Luft! Licht, Erlösung! Morgen komme ich! Joseph muß uns begleiten — über den Strom, in den Wald hinaus, unter die knospenden Eichen! Wo treffe ich Sie?"

Während Meinhard über eine zum Rendezvous geeignete Stelle nachsann, kam Frau Zerline mit einem Papier in der Hand zurück und sagte geheimnißvoll:

„Da hat der Herr etwas vergessen! Einen offenen Brief!"

Eben kehrte Herr Fuld von unten her wieder

zurück. Er äußerte sich unwillig über den Joseph, der schon lange nicht mehr ihm gehorchte, sondern nur seinem Besuch. Es sollte berathschlagt werden, wie auch er es anstellte, um auf zweckmäßigste Art den ewig denkwürdigen Einzug des Kaisers und seiner beiden Söhne zu genießen.

Seine ungnädige Ablehnung der Beschlagnahme des Joseph unterbrach Frau Zerline durch Darreichung des Papiers mit den Worten:

„Sieh! Das ist dem Herrn entfallen!"

Lea schilderte den Augenblick, wo Trützschler mit der Menge seiner Verpflichtungen und Einladungen geprahlt und die Brieftasche gezogen hatte.

Meinhard, an beschriebenem Papier wie jeder Gelehrte interessirt, nahm Herrn Fuld den Brief aus der Hand, las die Adresse, welche an den Kammerherrn selbst gerichtet war, und versprach die Zurückstellung des Briefes an den Herrn von Trützschler, dessen Wohnung man ja in der preußischen Gesandtschaft — er nannte den Saalhof als die Wohnung des Herrn von Plotho — erfahren könnte.

„Wenn es nur nichts Wichtiges ist!" meinte Frau Zerline, während noch Herr Amschel wie beleidigt stand über die schnelle Aneignung des Joseph.

„Dem Herrn wird daran gelegen sein —" fiel dann auch er ein.

ſchleunigſt per Poſt in ſechzig — ſiebenzig Exemplaren; nun rück' ich mit meinem Werke vor und trete damit einem Verleger unter die Augen. Der erſchrickt, ein Werk ſchon fertig zu finden, das er eben bei einem Gelehrten beſtellen wollte; die Nachfrage in dem Börſenblatt hat ihn ermuthigt, er bezahlt mein Werk und ich verſchwinde."

Der Graf, von mehrfachen Empfindungen freudig bewegt, greift auf den Tiſch und ſagt: „Dies Werk iſt von Ihnen?" Die Brüder Schlachtenmalers beſtätigten es und fingen von einer Periode der größten Noth an, wo ſie dies Experiment gerettet hätte. Schlachtenmaler ſchämte ſich faſt und meinte, ein Troſt wäre nur der, daß das Buch in der That über jenen Gegenſtand ſpräche: denn der Buchhändler hätte es nicht geleſen, ſondern gleich in die Druckerei gegeben und wär' es auch ſtatt über die Erdpflaſterung eine Schrift über die Kantiſche Philoſophie geweſen. Der Graf aber dachte erſtens, wie erwünſcht ihm ein Mann käme, der über Erdpech ſchreiben könne und zugleich Maler und Schauſpieler wäre; dann aber, daß man unter Dieben nie gehangen wird. Er ſagte: „Meine Herren, ich bin überzeugt, daß wir uns bald verſtändigen werden, und Sie vielleicht ſich ſelbſt jene Fächer wählen, für die ich mir einen Jeden von Ihnen vorläufig zu beſtimmen erlaubte. Doch darüber morgen! Nehmen Sie drüben Ihre Wohnung und Erfriſchungen ein!" Damit empfahlen ſich die Brüder und auch Schlachtenmaler; doch rief dieſem der Graf nach: „Noch auf ein Wort!" Schlachtenmaler kehrte um und der Riegel der Thüre fiel in's Schloß. Sie ſprachen lange und leiſe und die Muße weiß nur, was die Frucht der Unterredung war. Indeſſen ſchien es doch, als hätte ſich rings um das Zimmer eine große

Die Ueberbringerſchaft und die etwaigen Reſultate einer näheren Verbindung mit der preußiſchen Diplomatie hätte er ſich gern zugute kommen laſſen mögen.

Beruhigt wurde das Ehepaar erſt, als Meinhard keinen Anſtand nahm, den Brief laut vorzuleſen, und es ſich ergab, daß es Franzöſiſch war, was hier Jemand an den ſo räthſelhaft auf dem Reichstag auftauchenden Trützſchler geſchrieben hatte. Herr Fuld verfolgte ſeine Geſchäfte allerdings bis Metz und Nanzig, doch war es reines Latein für ihn, wenn Meinhard las:

„Mein lieber Herr von Trützſchler, es kann mir nichts willkommener ſein, als die Erneuerung Ihres Beſuches. Beſtimmen Sie die Stunde! Ich werde immer bereit ſein, mit Ihnen über eine Angelegenheit zu verhandeln, die unſer Haus und ſelbſt den Chef des Hauſes Brandenburg intereſſirt. Die Schritte, die ich für nothwendig erachte, habe ich nur bei unſerer neulichen Begegnung angedeutet. Ich werde nicht zurückhalten, Ihnen meine ganze Meinung zu ſagen. Mit Einem Worte: Es muß gehandelt werden! Mit der größten Hochachtung Ihr ergebenſter Prinz von Anhalt-Schaumburg. Postscript: Ob meine Schweſter von Schloß Schaumburg zum Wahltage herüberkommen und ſich den kaiſerlichen Herrſchaften empfehlen wird, ſteht dahin. Ihre Anſicht, daß Sie ſich durch eine von Ihnen

ſelbſt unternommene Reiſe nach dem übrigens naheliegenden Schloſſe, das ſich über Homburg leicht erreichen läßt, in Bayreuth compromittiren würden, theile ich vollkommen."

Herr Fuld handelte mit Pelzwaaren, aber in Frankfurt und auf der Leipziger Meſſe nur im Großen, im Detail höchſtens mit den „kleinen Herren", deren Sitze in den Rhein- und Maingegenden zahlreich zerſtreut liegen. Daher wußte er höfiſche Beziehungen zu würdigen. Er fand ein längeres Entbehrenmüſſen dieſer von einem Prinzen gekommenen Zeilen für den Empfänger derſelben, einen bloßen Baron, in der That im höchſten Grade fragwürdig.

Meinhard gab die Verſicherung, daß er ſich ſofort beim preußiſchen Botſchafter nach der Adreſſe des Herrn von Trützſchler erkundigen und dieſem ſeinen Brief perſönlich zurückgeben würde.

Nachdem man noch die Beſtellung eines Fuhrwerks, und wär' es eines Karrens geweſen, für gänzlich unrathſam erklärt hatte, da an ein Paſſiren der einzigen Brücke, die über den Main führte, für Privatfuhrwerk am morgenden Tage nicht zu denken ſein würde, ſo kam man überein, daß Meinhard mit ſeinem Grafen Punkt acht Uhr in der Frühe am ſogenannten „Türkenſchuß" Poſto faſſen ſollte, wo ihn Lea anzutreffen hoffte, begleitet vom Joſeph.

Joſeph trat perſönlich in die Berathung ein,

ein ſtämmiger, ſchwarzhaariger Burſche, der eine Partie mit ſeiner Herrſchaft und deren eigene Projecte auf den Krönungstag mit einem entſchiedenen: „Keine Rede!“ unterbrach und ſich, charakteriſtiſch für die Stellung eines Meſchores in einem jüdiſchen Hauſe, ohne Weiteres nur für „Mamſell Lea“ entſchied.

## Zweiundzwanzigſtes Capitel.

### Bis zur Abgabe des Briefes.

Als ſich an jenem ſchönen Novembertage Fritz Ellrodt von der Eremitage, zwar in einem Wagen, aber ſeinem Innern nach wie auf Sturmesflügeln, entfernt hatte, war er unmittelbar nach Wien gereiſt, wie ihm ſeine Pflicht gebot.

Er hatte hier in dem Sinne gewirkt, wie die Politik des kleinen Landes, das er vertrat, der bezahlte Herrendienſt verlangte. Offiziell bat er um die Reiſe des Hofes durch Bayreuth, privatim ſuchte er Bayreuth von dieſer Heimſuchung zu befreien.

Wenig erheitert vom Humor dieſer Aufgabe, fand der junge Geſandte den Hof obenein in Trauer. Erzherzog Joſeph war plötzlich Witwer geworden. Er hatte ſich ſeinen Verluſt zu Herzen genommen und doch warf die politiſche und mütterliche Fürſorge ihre Blicke ſchon wieder auf eine neue Wahl. Dann galt es die Vorbereitung zur Feſtſtellung des der Kaiſerin

ſo weſentlichen Ergebniſſes des Hubertusburger Friedens, der ruhigen Vererbung des römiſch-deutſchen Kaiſerthums an den habsburgiſchen Stamm, der in der männlichen Linie erloſchen war.

Der junge Diplomat, lebend wie in einem böſen Traum, beſtürmt von Gefühlen, denen er keinen Namen zu geben vermochte, ſuchte ſeine alten Beziehungen auf und rüſtete ſich auf die Langſamkeit, wie in jener Zeit politiſche Proceduren erledigt wurden. Von ſeinen heimatlichen Verhältniſſen hatte er zu erzählen wie von einer Inſel der Südſee. Ueber einen Sturz des Miniſteriums Ellrodt hatten da und dort in den Zeitungen Andeutungen geſtanden. In den Erlanger „Gelehrten Nachrichten" waren ſie widerlegt worden. Schröder ſelbſt hatte den Markgrafen himmelhoch gebeten, von Wunſchold einen Beruhigungs-Artikel abfaſſen und in die Welt hinausgehen zu laſſen. Denn wenn ſich in den Zeitungen verbreitete, daß ein früherer Marktſchreier vermochte, in einem deutſchen Staate Männer von ſolchem Anſehen wie die Reichsgrafen Ellrodt zu ſtürzen, ſo waren von allen Seiten ſoviel Prüfungen eines ſo auffallenden Ereigniſſes, ſoviel Forſchungen und Nachweiſe über die Herkunft des Ober-Bergraths zu erwarten, daß dieſer lieber eine glänzende Rechtfertigung über die Ellrodts in die Welt hinausgehen ließ, als die Kunde von ihrem Sturz. Die Miſſion des jungen

Ellrodt nach Wien sprach zur Widerlegung für sich selbst.

Bei seinem Legations-Secretär, Hofrath Isenflamm, bei Lori Lichtenstein, die den alten Freund und Hausbewohner mit einem jubelnden Aufschrei der Freude begrüßt hatte, vernahm er als feststehende Thatsache, daß ihm ja, so drückte sich Lori aus, der Markgraf „seine eigene Verlobte vor der Nase weggeschnappt und erklärt hätte, sich die Comtesse Löwenhaupt, die schönste Dame des Landes, an die linke Hand trauen lassen zu wollen." Das war, darüber erstaunte Wien, dem Sieger über alle Frauenherzen geschehen! Dem Apoll im diplomatischen Corps! Der Augenweide Maria Theresia's! Lori Lichtenstein wollte ihm mit ihrer lilienweißen Hand die Falten von der Stirn glätten und begrüßte ihn mit einem Programm von Freuden und Zerstreuungen, die man trotz der „officiellen Trauer" für den Winter in Wien einzuschmuggeln gedachte. Prinzessin Lori war schon ganz verwienert. Unter den hundert Erlebnissen und Beziehungen, die ihr ein halbes Jahr zugeführt, hatte sie die kleine Episode mit dem „nicht gehaltenen Versprechen" wegen „Aufführung der schönen Jüdin" bald vergessen. Jetzt aber frischte den Vorfall Ellrodt's Erscheinen auf, und nun, mit einer Lebhaftigkeit, die jene Zeit des „Daran-Vergessenhabens", um wienerisch zu reden, nachholen sollte, rief sie:

„Schau! Schau! Sie Unart! Sie Böser! Das geſchieht Ihnen recht mit der Comteſſe und dem Befehl Ihres Souveräns! Aber — ah bah! Seien Sie heiter! Sie hatten auf die Hand einer Dame gerechnet, die Sie zum erſten Kinderſpiele im Freien als Genoſſin fanden! Das iſt dann chose convenue geblieben: Die Ulrike und der Fritz und der Fritz und die Ulrike! Siehe da! Wie es den wunderbaren Männern gegenüber uns Frauen geſchieht, nur zu bald haben wir uns in das liebe tägliche Brot verwandelt! An und für ſich betrachtet, erſcheinen wir dann den Herren gar nichts mehr! Dann ſind unſere Augen ganz wie die jeder Kammerzoſe, unſere Hände ganz gewöhnliche Patſchen, deren Beſitz uns nur von den „dalketen" Thieren unterſcheidet, unſer Lachen und Schmollen und Zärtlichthun, das iſt Alles wie's im Kalender ſteht mit denen Aderläſſen nach den Geſtirnen. Und nebenbei kann man ſogar noch ganz gut einen kleinen Roman mit einer Demoiſelle — wie hieß die Jüdin? Rahel! richtig! haben. Da aber fällt dann plötzlich auf einen ſolchen mit Gleichgiltigkeit behandelten Beſitz ein anderes Licht! Himmel, ein Nebenbuhler meldet ſich! Und was noch mehr! Ein ſiegreicher ſogar! Da bekommt man endlich Gelegenheit, zu erkennen, was man beſitzen konnte, wie's ſich ſo ſchön gemacht haben würde, wenn Unſereins den Sieg behauptet hätte. Ja, ja, mein Herr, das iſt Ihre Eitelkeit, welche Sie jetzt

ſo chagrinirt! Aber bah! bah! Ich werde Ihnen ſchon wieder in Wien etwas ausſuchen oder halt! auf dem Reichstage! Da ſoll's prächtig werden! Wir reiſen doch zuſammen —?"

In dieſer natürlichen, wie ein friſcher Quell hervorſprudelnden Rede lag wenig Erquickung für den Hörer, der ſie ſogar als ungebührliche Einmiſchung in ſeine Angelegenheiten abwies und ſagte:

„Für eine ſo feine Hand, wie die Ihrige, wird es beleidigend ſein, wenn ich Ihnen ſagen wollte, Sie geben von dem, wie es ſich wirklich verhält, in Ihrer Zeichnung nur die gröbſten Umriſſe."

Nach vierzehn Tagen kam dieſelbe junge Weltphiloſophin und rief ihrem Beſuch beim Empfange entgegen:

„Nun haben wir das Poëm! Wo iſt Voltaire, um das in Verſe zu ſetzen! Ihr Souverän prügelt zwar ſeinen ganzen Hof, aber in Liebesſachen iſt er von einer wunderbaren Delicateſſe! Im Augenblick, wo Se. Durchlaucht von den Hoffnungen ſeines jungen Miniſters auf die Hand der Comteſſe Löwenhaupt vernimmt, reſignirt er! Man ſagt, er will in die thebaiſche Wüſte ziehen! Iſenflamm hat mir Alles erzählt, mehr vielleicht noch als Ihnen!"

In der That war dieſe Kunde die allerneueſte. Der Markgraf war nach Himmelskron gegangen und kam nicht mehr in die Reſidenz zurück. Er hatte ſich die Scene mit dem Davoneilen des jun-

gen Ellrodt in der Eremitage, das heftige Erschrecken Ulrikens erklären lassen und vollzog jetzt einen Act der Selbstbeherrschung gewiß so schön, wie ihn Thoas in der „Iphigenie" vollzieht, wenn auch in aller Stille und nur vielleicht im Gespräch mit der Christel und mit dem Gesangbuch.

Aber Fritz Ellrodt hatte sich über diese Nachricht in der Bitterkeit seiner Empfindungen nur gesteigert. Mit schmerzlichem Lächeln hatte er nach einer längeren Pause der Fürstin erwidert:

„Ich hospitirte neulich bei Professor Sonnenfels und hörte eine Definition über den Begriff: Was ist Welthistorie? Seine Definition war falsch. Es gibt überhaupt keine richtige Historie als die, die der Held selbst erzählen würde."

Die Prinzessin ließ sich nicht werfen. Gereizt entgegnete sie auf französisch:

„Natürlich! Bei Maria Stuart hat man gewiß nicht in Rechnung gebracht, ob die Arme eines Morgens Migräne hatte und nur deßhalb sagte: Laßt mich in Ruhe! Thut, was ihr wollt! worauf die Anderen hingingen und mordeten. O mein Herr! Untersuchen Sie gründlich, was jetzt in der Seele dieser armen, nun von zwei Seiten verlassenen Comtesse Löwenhaupt vorgehen mag! O wehe, wehe —! Ich habe eine Ahnung, daß diese reizende Blondine sehr unglücklich ist. Und wissen Sie was? Ich werde ihr schreiben."

„Sie werden das nicht thun!“ fiel der junge Landsmann der Fürstin mit Entschiedenheit ein. „Man würde glauben, ich hätte Sie dazu veranlaßt.“

„Bin ich denn aber nicht Ihre Freundin? Sehe ich denn nicht, daß Sie leiden?“ antwortete die verständige junge Frau, die den Zwiespalt in Ellrodt's Innern erkannt hatte.

Doch entgegnete dieser aufwallend:

„Wollen Sie mir einen Besitz erhalten, der sich so hat — wegwerfen können, die Huldigungen eines — nein, ich darf Ihnen kein Bild dieses Unholds von Fürsten entwerfen! Berechnungen der Eitelkeit, der Gewinnsucht bestimmten die Eltern, sich diese Auszeichnung gefallen zu lassen! Ist doch das Verlangen des ganzen Adels auf die Wiedervermälung des menschenscheuen Monarchen gerichtet! Als Opfer für das Land schleppen sie neue Iphigenien, wie einst in Troja's Zeit die vom Aberglauben verblendeten Griechenfürsten, ihre eigenen Kinder zum Altar! Haha! und diese Iphigenien folgen auch so gern —!“

Die Gefühle des leidenschaftlich Erregten wogten so durcheinander, daß er sich im Ausbruch des eifersüchtigen Verdachtes selbst unterbrechen mußte, weil ihm das Bild Ulrikens denn doch zu rein vor die Seele trat, zu ungeeignet, verzerrt zu werden von den Anfällen eines Pessimismus, der ihm sonst fremd

Schlange gelagert und einen magiſchen Kreis gezogen und allerhand kleine Teufelchen kugelten aus den Wänden heraus und ſprängen an das Schlüſſelloch, wo ſie kichernd lauſchten und ſich zu verdrängen ſuchten, um zu hören, was drinnen verhandelt wurde. Und man behauptete unten im Schloßhofe, einige Male wäre das Fenſter geöffnet worden, wo der Graf ſein Zimmer hatte, und eine rothgekleidete, ſcheußliche Geſtalt hätte hinausgeblickt, um Luft zu ſchöpfen und hätte die Leute mit einer rothgefiederten Mütze begrüßt. Und, wer den Inhalt der dort oben abgeſchloſſenen Uebereinkunft gekannt hätte, der würde auch wohl nicht an dem Erdbeben gezweifelt haben, welches die Leute zur ſelben Stunde ſpüren wollten. Der Hund im Seitenhofe des Schloſſes wimmerte und die Männer, welche im Hofe das Bette gruben, in deſſen Mitte der Pelican ſtehen ſollte, warfen entſetzt die Spaten weg, weil ſie auf ein großes Rattenneſt geſtoßen waren, deſſen Bewohner ohne Zahl zu ſein ſchienen. Sie wimmelten aus dem Graben heraus und ſtürzten alle dem Keller zu, wo der Graf den Brunnen graben ließ. Dann war es aber wieder (und dies ſchien ganz gewiß), als ſtände an der Kellereröffnung eine weiße, jugendliche Frauengeſtalt. Jeder Arzt würde in ihr die Schweſter Hygieens erkannt haben, die Nymphe der Bäder, eine zarte, trauerumhüllte Geſtalt, mit einem Kranz von Kräutern und kryſtalliſirten Fiſchaugen umwunden, die wie Edelſteine ausſahen. Als der Rothe oben wieder das Fenſter öffnete und Luft ſchöpfte, floh ſie davon und bald traten heiter und vergnügt, Arm in Arm, der Graf und der Schlachtenmaler aus dem Hauſe und gingen mit ironiſchem Lächeln an der ſonderbaren Quelle vorüber, die der Graf in dem myſtiſchen Gewölbe graben ließ.

gewesen, nun aber immer mehr über sein Gemüth Herr wurde.

Der damalige Streit mit Prinzessin Lori wurde zufällig unterbrochen. Die Wiederaufnahme desselben führte zu keinem weiteren Ergebniß für irgend eine etwa getroffene Maßnahme.

An Gelegenheiten zur Zerstreuung, zur Beschäftigung war in dem immer mächtiger aufstrebenden Wien kein Mangel. Jede Bereicherung seiner Kenntnisse bot dem jüngsten Mitgliede des diplomatischen Corps ein lohnendes Gefühl der Verwendung für eine Zeit, für welche Erzherzog Joseph ihn aufgefordert hatte, sich aufzusparen. Die Freundschaft dieses fast gleichaltrigen, einst für eine so unabsehbare Fülle von Machtbefugnissen bestimmten Prinzen, die ihn an den nächsten Umgang des Lichtenstein'schen Hauses fesselte, blieb die alte. Schon jetzt spielten um den scharfgeschnittenen, etwas aufgeworfenen und noch beinahe knabenhaft unreifen Mund des jungen Erzherzogs die Streiflichter der schärfsten Satyre, wenn er von den Maßnahmen seiner Mutter, den Mißbräuchen der Verwaltung, den Ansprüchen und Einmischungen der Geistlichkeit sprach. „Auch unsern Haugwitz," äußerte er gelegentlich in Bezug auf die Bedenken, die sich für die Berufung eines Ausländers in hohe Verwaltungsstellen ergeben würden, „haben wir ja erst aus Schlesien bezogen! Freilich mußte

er zuvor katholiſch werden, ein Signalement der Päſſe für die von auswärts Berufenen, das ſicher einſt aufhören wird!“ Joſeph's Lebeluſt kam bald über ſeine Trauer hinweg. Die ſchöne Welt Wiens that das Ihrige, um ihn zu zerſtreuen. Joſeph glänzte durch ſeine Stellung, Fritz Ellrodt durch den Zauber ſeiner Perſönlichkeit.

Der Markgraf, vernahm man ſpäter, blieb in Himmelskron, Ulrike in Mariengrün. Der Gedanke an eine neue Vermälung des Fürſten ſollte aufgegeben ſein. Der Bayreuther Winter gehörte der Lauterbach. Einzelnheiten über das Leben am Hofe drangen bis nach Wien, doch keine von ſo prägnanter Auffaſſung, wie ſie Meersmann, ſonſt Ellrodt's fleißigſter und zuverläſſigſter Correſpondent, gegeben haben würde. Meersmann war in Leipzig, wie es hieß, um dort einige Proceſſe durchzufechten, die ihm Kaufleute ſeiner Heimat aufgetragen hatten. Leider kamen weder von dort noch von Berlin, wohin jedenfalls Meersmann Ausflüge gemacht hatte, dem jüngeren Freunde Nachrichten. Der alte Reichsgraf war der Letzte, der ſich ſeinem Sohne gegenüber in Briefen über Menſchen und Dinge Luft gemacht hätte. Der blieb der Weiſe nach den Regeln Epikur's. Da wurde nur gelächelt, alles Mißliche vertuſcht, keine Perſönlichkeit früher analyſirt, ehe nicht die dringendſte Aufforderung dazu vorlag. Von jedem Briefe, der nicht in Chiffern geſchrieben war,

verlangte der alte Reichsgraf, daß er abgefaßt wäre, um ihn in die Serie der Staatsrelationen einrücken lassen zu können. Und in Chiffern zu schreiben verursachte ihm ohne seinen Fritz Mühe. Dieselbe Vorsicht, wenn auch aus anderen Beweggründen, übten die Briefe, die vom Oberhofprediger kamen.

Mit Hilfe der Isenflamm'schen Beziehungen, namentlich zu Erlangen, wurde dem sich wie verbannt, ja vereinsamt Fühlenden (obschon ihn die Wiener Gesellschaft auf Händen trug und ihm Auszeichnungen schenkte, wie selten einem Fremden seiner Stellung dort zu Theil geworden) bekannt, daß die Vorstellung des „Tancred" nicht stattgefunden hatte. Die Zurüstungen dafür im großen Saale des alten Theils der Eremitage wurden abbestellt. Noch weniger war etwas aus dem „Soliman" geworden. Diesen verbot der Markgraf geradezu. Schröder und Wunschold regierten. Trützschler, den Beide zu versöhnen hatten, bekam bald diese, bald jene Commission, wodurch ihm Gelegenheit wurde, Geld zu verdienen und sich dem Landesherrn zu nähern. Noch war Herr von Thomas auf der Höhe und Trützschler wurde von Schröder sogar autorisirt, es mit ihm zu halten, damit man erführe, was in der Landes-Deputation vorging. Aber aus dem Schein machte Trützschler Ernst und conspirirte gegen

Schröder. Im Ganzen nahm er gesellschaftlich die Stellung ein, die sonst nur Fritz Ellrodt zuerkannt wurde. Virtuos in allen Fächern, wenn auch nur stümpernd, gelang es ihm, immer mehr dem trübsinnigen Markgrafen aufzufallen. Er wurde Kammerherr. Und auf den geleisteten Kammerherrendienst hielt der Markgraf streng. Auch außer der Reihe des Dujour wurde Trützschler bei Hofe immer willkommener. Im Kartenspiel machte er sich zum Geschlagenen, er ließ den trübsinnigen, tiefverstimmten Markgrafen gewinnen, er besuchte die Betstunden im Schlosse und wußte mit Geschicklichkeit Thatsachen anzubringen, die in dem eigenthümlich construirten Gedanken-Repositorium des Fürsten Schubfächer vorfanden. „In Trützschler täuschen sie sich Alle," sagte Isenflamm's junger Vorgesetzter, „und Niemand mehr, als seine eigenen Bundesgenossen! Er benützt sie, um auf ihren Schultern in die Höhe zu steigen!"

Zu Weihnacht ereignete sich ein großer Sieg, den Schröder und Wunschold über Thomas und die Landes-Deputation davontrugen. Diese Dictatur hatte endlich eine offene Anklage gegen beide Emporkömmlinge gewagt und vom Markgrafen die Entlassung und Bestrafung derselben verlangt. Lange hatte es gewährt, bis Thomas über die schwankenden Gemüther im Schoß der Landes-Deputation so viel Einfluß gewann, daß man dem Fürsten ein

Memoire überreichen konnte, worin die Mißgriffe und Willkürlichkeiten seines Leibarztes der Reihe nach aufgeführt und der Fürst inständigst gebeten wurde, seinen Liebling des Landes zu verweisen und Wunschold geradezu auf die Festung zu schicken. Aber wie täuschte man sich —! Der Fürst, seit der Erfahrung mit der Löwenhaupt wie in sich gebrochen, nickte zwar gnädig, aber die Landes-Deputation wurde aufgelöst, die Erhebung Schröder's zum Schatulle-Minister entschieden vorbereitet. Hierin verfuhr der Markgraf in einer Weise, die eine Aeußerung des in Wien accreditirten ansbach'schen Gesandten v. d. Lith wahr zu machen schien: „Seit sich der Markgraf in der Hoffnung getäuscht hat, die schöne Gräfin Löwenhaupt als Gemalin heimzuführen, erfüllt ihn Menschenhaß! Er legt es darauf an, Jedermann nur noch Fußtritte zu geben —!"

Der Frühling nahte. Der junge Gesandte des fürstlichen Menschenverächters sollte nach Frankfurt am Main. Wie eigene Empfindungen weckte ihm die nun immer häufiger gewordene, tägliche Nennung der alten Reichs- und Kaiser-Kurstadt —! Nur ein einzigesmal hatte er einen Besuch bei Herrn Werthheimer gemacht und von diesem Gegenbesuch empfangen. Die Begegnung war etwas kühl ausgefallen. Wie konnte es auch anders! Ellrodt fühlte sich beschämt für seine Heimat über die Kunde vom Schicksal Teckel's, die bis Wien gedrun-

gen war, und die er bestätigen mußte. Ueber Lea erhielt er die Bestätigung seines Wissens, daß sie in Frankfurt war. Briefe derselben, die ihm bei jener Trennung am Kreuzstein in Aussicht gestellt worden waren und die er sich als einen Schatz der anregendsten Gedanken und sympathisch berührenden Gefühle hätte denken können, trafen nicht ein. Keine Aufklärung erfolgte über die jähe Flucht, keine Versicherung der Freude über ein Wiedersehen in der alten Kaiserstadt. Seit jenem Tage, wo ihn Lea mit so viel Selbstbeherrschung, mit einem fast feierlichen Ernst und mit der ganzen Würde früh erlangter Weisheit auf die Schranken verwies, die für beide das Leben gezogen, hatte ihn eben das Weh des Lebens aufs tiefste ergriffen. Sohn der potenzirtesten Lebensverhältnisse, hatte er sich ernste, klare Vorstellungen über seinen Ursprung, über die Eindrücke seiner Jugend, die Richtung seiner Bildung gemacht. Betrachtungen waren ihm gekommen über die historische Gestaltung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, Gedanken, die den Erzherzog Joseph entzückten, wenn sie Abends ihre Anschauungen bei Lori Lichtenstein austauschten. Lea, die Jüdin, hatte nichts vom leichten Esprit der Zeit, sie hatte nichts von diesem sich so rasch verflüchtigenden Duft der französischen Frivolität, die ihn überall umgab und die auch noch in Joseph's Bildung vorwaltete. Lea hatte aber auch nichts von jener schwer-

fälligen, allgemein verbreiteten Deutschheit. Selbst im Hause seines Vetters, des Oberhofpredigers! Bei jeder Debatte, die sich da über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit entsponnen hatte, über die Satzungen der Kirche, zog sich eine orthodoxe Grenze vor jede Fernsicht in die ideale Welt und in die Zukunft! In Lea's unbefangenem Interesse an allem Wahren und Schönen war davon nicht die Rede. Ein Gleiches hatte Lea's Selbstbeherrschung und edle Entsagung auch in ihm hervorgebracht. Nur Eines kränkte ihn. Zu kühl, zu verständig wurde manchmal die geliebte Orientalin. Er vergegenwärtigte sich sogar die Möglichkeit, an Lea über Ulrike zu schreiben, mit ihr, der scharfen Herzensprüferin, seine Beziehung zu jener Blüthe des feinsten Hof- und Gesellschaftslebens, der schönen „Schwedin", zu erörtern! Die „Verwechslung der Gefühle —!" Wie es beim Gedenken dieser hüpfenden Irrlichter im dunkeln Seelenleben in ihm so unruhig hin- und herwogte! Warum nur war er Ulriken früher die Erklärung seiner Liebe schuldig geblieben? Er sagte sich: Weil sie zu seinem „bescheerten Glück", zu seinen sich wie von selbst verstehenden, nicht eroberten Erfolgen gehörte! Aber was war das, was ihn so plötzlich aus der Eremitage hatte entfliehen lassen? Zorn —? Haß —? Nicht auch Gluth und Leidenschaft? Neid —? Worauf ist der Mensch neidisch? Doch nur auf das, was uns

ſelbſt gehören ſollte —! Durch all dieſe Stimmungen wurde ſeine Haltung in Wien eine geiſtig gehobene, ſein Geſpräch ein vertieſteres.

Die Geſandten am Wiener Hofe hatten keine Berechtigung, die Schwerfälligkeit der Reiſe des Kaiſers und ſeiner Söhne zu vermehren, und um ſo zeitiger mußte der brandenburg-culmbach'ſche der Abreiſe der kaiſerlichen Herrſchaften vorauseilen, als er verpflichtet war, auf dem ansbach'ſchen Gebiet, welchem nun ausſchließlich die Bewirthung und Geleitgebung für eine nicht unbeträchtliche Strecke der Reiſe zufiel, die Honneurs des benachbarten, wenn auch „leider" unberührt gebliebenen Hofes zu machen. Die Veröffentlichung handſchriftlicher Hinterlaſſenſchaften der älteren Zeiten läßt uns wiſſen, was nicht nur die öſterreichiſchen Höflinge, ſondern ſelbſt die kaiſerlichen Prinzen, vorzugsweiſe Erzherzog Leopold, über die Fürſten des deutſchen Reiches und ihre Anſtrengung, ihnen damals einen reſpectablen Eindruck zu machen, gedacht und geäußert haben. Alles Ansbach'ſche erſchien ihnen im höchſten Grade „ſchäbig". Die Militär-Uniformen, die Hoflivreen, die Bewirthungen, ſelbſt in dem Ländchen, von wo Prinzeſſin Lori Lichtenſtein ſtammte, Oettingen, erſchienen dem Hof über die Maßen „pauvre". Zum Glück fand Fritz Ellrodt ſein ihm vom Vater nachgeſchicktes und vom Markgrafen genehmigtes kleines Reiſegefolge, das aus den ſchon oben genannten

Personen bestand, an der Ansbacher Grenze bereitstehend. Im höchsten Staat mußte der Allgeliebte, der auch in diesem Winter wieder den Verführungen der Frauen bei jeder Begegnung ausgesetzt war, an den Wagenschlag des Kaisers und seiner Söhne treten und in einer langen Anrede eine Entschuldigung des „durch eine Unpäßlichkeit verhinderten" Markgrafen vortragen. Das Wiederbegrüßen des Vorausgereisten, der von so redebegabten Lippen kommende Vortrag, Alles das gab der Scene, welcher als Staffage die ersten Damen Wiens, die Gemalinnen und Töchter der höchsten Hofchargen zugegeben waren, eine Frische, die alle Umstehenden schwören ließ, im Bayreuth'schen sähe es viel anmuthiger aus als im Ansbach'schen. Dann hatte sich der junge Diplomat beeilt, dem sich langsam fortbewegenden kaiserlichen Zuge wiederum einige Tage zuvorzukommen. Bereits war er in Frankfurt installirt, als sich die kaiserlichen Herrschaften noch von den schwäbischen Reichsstädten huldigen ließen. Auf Trützschler's Anwesenheit wurde er schon durch sein aus Bayreuth gekommenes Personal aufmerksam gemacht. Nur seinem alten verschwiegenen Kammerdiener Lamprecht hatte der alte Reichsgraf ins Ohr geflüstert, er möchte seinen Sohn auf die Umtriebe dieser Schlange aufmerksam machen. Dem äußeren Anschein nach hatte sich Trützschler vom Markgrafen eine Erlaubniß zu ve.schaffen gewußt, sich des „Amüsements

wegen" ebenfalls auf den Wahltag und doct unter den Schutz der preußischen Gesandtschaft zu begeben. Aber in Wahrheit lag hier wieder einer der hinterhaltigen, mißtrauischen und, wie die Menschen sagten, boshaften Züge des Markgrafen vor. Wie Karl V. sehen wollte, wie die Welt sich machte, wenn er todt war, so wollte der Markgraf sehen, wie das große deutsche Reich aussah, wenn er fehlte. Vom jungen Ellrodt, auf den er jetzt vollends in der That eine Art Neid geworfen hatte, konnte er diejenigen Anekdoten nicht erwarten, die er bei seiner Adels-, Fürsten- und Menschenverachtung von einer solchen Versammlung fast aller großen Herren Deutschlands gern gehört hätte. Trützschler war auch dem „Ambassadeur" Friedrich's II. willkommen gewesen. Denn die Ausstattung, die der Letztere seiner Vertretung gegeben, war knapp genug. Durch Volontairs vervollständigte sich doch wenigstens bei den Aufzügen das preußische Personal. Trützschler machte alle Repräsentationen des Herrn von Plotho mit. Er hatte dabei das besondere Unglück, daß regelmäßig in den uns vorliegenden Diarien des Reichstages sein Name verdruckt wurde.

Das Gewühl in der Stadt, das Gedränge in den Straßen, den Zustrom persönlicher Beziehungen, die Verpflichtungen der Etikette hatte der junge Diplomat, der culmbach'sche Gesandte, erwartet. Er

## Drittes Kapitel.

### Das Buch Hiob.

Man kann nicht immer ſagen, daß die Unfähigkeit, Jemanden in die Augen zu blicken, das Zurückſchrecken vor der Sonne der Wahrheit iſt. Blaſedow hatte, dem Grafen gegenüber, ſicher nichts auf dem Gewiſſen; doch war es ihm, als müßt' er hinfort nichts als rothe und grüne Flecken ſehen, wenn ihm die ſtechenden Augenſtrahlen des Grafen gerade die ſeinigen blenden würden. Er wußte auch, daß der Graf die Kunſt beſaß, heiter und wolkenlos auf einem Vulcan zu ſtehen und ſcherzen zu können, ſelbſt, wenn Nemeſis ſchon mit ihren Kataſtrophen an die Thür pochte. Blaſedow konnte den Blick nicht aushalten, der durchbohrend ihn treffen würde, wie er ſchon wußte; und ſo dachte er: „Ich will mich in die Seele des Grafen hineinſchämen und roth werden über das, was ſein Gewiſſen drückt!“ Und wer wird unſerm alten Freunde nicht bezeugen, daß uns die Fühlloſigkeit mancher Menſchen und in den Augenblicken, wo ſie zerknirſcht ſein ſollten, ihre halsſtarrige Ruhe vernichten und grauſam quälen kann? Wie mancher gefühlvolle Richter

kannte Paris, Venedig, Wien. Wie mit Harpyenarmen langte wieder die Gesellschaft nach seinem Besitz. Er ging dorthin, wo er ohne Verletzung des Anstandes nicht fehlen durfte. Aber selbst für diese nächste Pflichterfüllung hätte er seine Person verdreifachen mögen. Aber durch alle Beanspruchungen seiner Zeit, wo sich die Stunde in tausend Minuten hätte theilen lassen sollen, klang ein idyllischer Ton, eine Schäferweise, als müßte sich plötzlich das Chaos lichten und ihm nichts zeigen als eine grüne Waldesstelle, wo die Vögel sangen, wieder die Anemonen blühten und er sich einsam mit Lea erging, sich mit ihr über sein Lebensschicksal berathend. Dies Bild gaukelte vor seinen Augen, wenn er aufstand und an den Spiegel eilen mußte, um die nothwendigen halb altspanischen, halb modernfranzösischen Toiletten zu machen, wenn er ausfuhr und im Wagen sich sein Bild an den Fensterscheiben des Schlages wiederspiegelte, wenn er in den Kirchen und Capellen saß, bei den Begrüßungen von Kurfürsten, den Spielpartieen bis um Mitternacht, wo ihn dann endlich die „Gesellschaft" freiließ. Für die sich auch in Frankfurt bei denen, die ihn noch nicht kannten, sich einstellende Bewunderung seiner Gestalt, seines imponirenden, immer durch die Fürsorge seiner vom Vater streng geschulten Diener geschmackvoll gekleideten Aeußern hatte er kein Ohr. Die Familie des preußischen Gesand-

ten legte ihm die Erfüllung der heißesten Wünsche nahe — Herr von Plotho hatte Frau, Söhne und mehrere Töchter bei sich. Mit einer eigenthümlichen Offenherzigkeit erklärten die Bewohner des „Saalhofes", ihn preußisch machen zu wollen, da sie schon von Herrn von Trützschler gehört hätten, daß er österreichisch wäre. Zuletzt trafen seine Wiener Bekanntschaften ein, Lori Lichtenstein, die ihm hier eine geborne Reichsgräfin, eine Fürstin werben wollte. Für die Gesellschafts-Abende, die diese wie in Wien einrichtete, ließ sie sich von keinem ihrer alten Bekannten einen Korb geben. „Sonst ewiger Bruch! Und in allem Ernst gemeint!" So beſiehlt im Gesellschaftsleben — die Concurrenz. Denn wunderschöne Frauen gab es. Mit Emmerich, dem geistlichen Herrn von Mainz, waren bezaubernd naive Gräfinnen aus dem Rheingau angekommen. Spieler, mit Titeln wie Marchese, Principe, führten Begleiterinnen mit sich, deren Geschichte und wahren Ursprung Casanova in seinen Memoiren erzählt hat. Bald auch entwickelte sich die eigenthümliche Neigung mancher Frauen, Ehen zu stiften, Verbindungen herbeizuführen und manchmal auch — zu lösen. Jene Gräfin P. fuhr hin und her. Sie war in Verzweiflung über die Steifheit dieser Wahl- und Krönungscomödie, wie sie das feierlich-erhabenste Schauspiel der deutschen Nation nannte. Freilich war ihr eigener Ursprung ein czechischer, wie denn über-

haupt „Böhmen“ als Wahl-Kurfürſtenthum eine erſte Rolle am Reichstage ſpielte. Seltſam dabei, daß die, die Böhmen vertreten ſollten, größtentheils Ungarn waren. Die Hauptelemente des alten „Salons“, die Abbés, die adeligen Domherren aus den drei Erzbisthümern, fehlten nicht und faſt Jeder von ihnen trat mit Glanz auf.

Einmal hatte ſich der junge Geſandte, der faſt nur fahren durfte, an die geſchloſſene Pforte des Juden-Ghettos begeben, dorthin, wo ſich nach einer ſpäter ausgebrochenen Feuersbrunſt jetzt die Goldkatakomben Rothſchild's befinden. Es war um Mitternacht. Die Strahlen des Mondes konnten vor den Schatten der engen Gaſſe kaum durchdringen. Jetzt, wo Alles vom Schlummer umfangen lag, hätte er die Stätte betreten mögen, wo Lea wohnte. Er hätte die Lüfte befragen mögen, wo die reine Blüthe alles Mädchenthums wohnte, die — die nicht im Stande geweſen wäre, ſo wie Ulrike die Treue — nicht ihm — wo hatte er denn Rechte? — nein, ſich ſelbſt zu brechen —! So beſchlich ihn ſein Grübeln über Ulrike und träumeriſch verlor er ſich in den Gaſſen. Manche verhüllte Geſtalt, die an ihm vorüberhuſchte, glaubte er als einen Fürſten oder — Biſchof zu erkennen.

Als endlich der Kaiſer kam, war auch Ellrodt dem Zuge, der von Heuſenſtamm kam, mit allen Geſandtſchaften entgegengefahren bis nach dem ſonſt

ſo ſtillen Waldorte Isenburg. Wieder hatte ihn hier, vor vielen Anderen bevorzugt, bei der Bewillkommnung der kaiſerlichen Herrſchaften ein freundlicher Blick des äußerlich noch tiefe Trauer tragenden Erzherzogs Joſeph getroffen.

Eine ceremoniöſere und längere, wenn auch kältere Begrüßung des Kaiſers und ſeiner Söhne mußte dem in Ellrodt's Nähe haltenden Geſandten jener Macht gelten, die vor'm Jahre mit der daheim gebliebenen Mutter Joſeph's Frieden geſchloſſen hatte.

„Schauen's, Herr von Ellrodt!“ rief der aus ſeltſamen Widerſprüchen zuſammengeſetzte Herr von Plotho, der neben ſich die Wagen von Ansbach und von Gulmbach ſtehen hatte — „ſchauen's — !“ Aber noch ehe gefragt war, was es zu ſchauen gab, erläuterte der kurze, ſtämmige Herr ſeine öſterreichiſch parodirende Sprechweiſe dahin, daß er ſich unterbrach: „Von jetzt ab zeigen wir, daß wir halt einander Conceſſionen machen können! Selbſt bis auf die Converſation! Ja, ja, was ich halt doch ſagen wollte, Sie werden doch zur beſtimmten Stunde kommen, Excellenz? Nein, nein, was man bei euch Carrière macht! Schon in Ihren Jahren Excellenz!“

Fritz Ellrodt mußte es im höchſten Grade beläſtigend finden, an die langweiligen Abende in der Plotho'ſchen Familie erinnert zu werden, hier in dem Gewühl von Wagen, Pferden und Reitern, die ſich hier zu begegnen, ſich auszuweichen, dann wieder

zu halten, den nicht endenden Zug des Kaisers vorübergehen zu lassen und endlich die Stelle abzuwarten hatten, wo sie programmgemäß in den Zug wieder eintraten.

Rundweg rief er in den königlich preußischen Wagen hinüber, er könnte nicht kommen.

„Wie? Was?“ erhob sich Herr von Plotho. „Können nicht kommen? Herr, sind Sie des Teu — aber — eine allerliebste Spitze das an Ihrem Brustkrägelchen da, mein bester Herr Reichsgraf! Sieht das Dessin doch aus wie mit der Scheere geschnitzelt! Eine Liebhaberei das auch meiner Frau — das Ausschneiden mit der Scheere mein' ich! Heiraten Sie nie eine Frau, junger Freund, die nicht Handarbeiten versteht. Handarbeiten sind die Schule der Geduld und Geduld ist in der Ehe nöthig! Aber was ich sagen wollte: In drei Teufelsnamen, Herr, empfingen Sie denn nicht mein Billet? Es stand ja citissime d'rauf?“

Und ehe noch Graf Ellrodt erklären konnte, nichts empfangen zu haben, fuhr schon der wunderlichste aller Gesandten fort:

„Wir in Preußen treten mit verteufelter Attention an, wenn ein Schinken mit citissime kommt! Schinken, das wissen Sie doch, bester Herr von Ellrodt, wollte ich sagen, Herr Reichsgraf — Schinken, Excellenz, bedeutet in unserer preußischen Bureaukratie —“

In dieſem Augenblick aber hieb der Kutſcher des Sprechers auf die vier vom Bock aus regierten, mit Federn geſchmückten Gäule ein. Es war gerade im Zuge die Stelle gekommen, wo der Reichsmarſchall Graf Pappenheim und deſſen Trabanten die brandenburgiſche Kurſtimme in den Zug einließen. Nicht etwa die erſte war es. Im deutſchen Reichsverbande hatte der Kurfürſt von Mainz vor allen Anderen den Vortritt.

Alſo hatte Fritz Ellrodt noch Zeit, die ſo höchſt verworrenen Worte des Geſandten zu überlegen. Schon bei erſter Begegnung mit Herrn von Plotho war ihm aufgefallen, daß ſich die ſeltſame Art dieſes Diplomaten, die ſchon von Regensburg her aus allerlei dort curſirenden Anekdoten bekannt war, in auffallender Weiſe zu ſteigern angefangen hatte. Manchmal kam das ſtete Abſpringen von einer Sache zur anderen noch wie diplomatiſche Verſchlagenheit heraus, auch der jeweilige cyniſche Ausdruck konnte für angenommenen Berlinismus gelten, allmälig aber erſchien denn doch dem Beobachter eine halb natürliche, halb fingirte und wieder durch Artigkeiten unſinnigſter Art zurückgenommene Grobheit — ein Keim von Narrheit. Einſtweilen nahm Fritz Ellrodt an, daß der Geſandte auf ein officielles Schreiben hatte deuten wollen, das ſeiner daheim harrte. Hatte er doch zeitig ſeine Wohnung verlaſſen müſſen, da zu gewiſſen Stunden die Wagen,

die in den Wohnungen der Gesandten selbst nicht untergebracht werden konnten, kaum durch das in den Straßen herrschende Gewühl hindurchkommen konnten.

Zu jeder Jahreszeit ist es eine anmuthige Waldesstelle, das in dem alten Drei-Eichenhain gelegene Isenburg, in dessen Nähe eine schöne Allee, die höchst unpoetisch benannte, aber mit den herrlichsten Baumkronen geschmückte, die, um lieber homerisch zu reden, göttliche — „Sausteige" mündet. Selbst jetzt, im Lärm dieser Wagen, im Echo dieser wiehernden Rosse, dieser knallenden Peitschen, die wieder vom Rufen der Kutscher und vom Blasen der Posthörner und zuletzt der beritten gemachten Stadttrompeter übertönt wurden, ließen sich die Finken und Staare auf den Eichen und Buchen nicht stören.

Träumerisch lehnte sich der nur von zwei Bedienten Begleitete in seinem vom Vater ihm in Ansbach zur Verfügung gestellten glänzenden Staatswagen, zu dessen Hierherbeförderung er sich der Relais auf der Post bedient hatte, in die Polster zurück und starrte in die noch vom Laube nicht geschmückte Waldwildniß hinaus — ein Anblick, der schon in jedem Baume die sich regende, zum Lichte drängende Frühlingskraft verrieth. Sträucher am Wege, der Faulbaum, hie und da eine Trauerweide zeigten das erste zarte Grün. Kastanien-

bäume trugen ihre harzigglänzenden Blüthenknollen. Da, wo sich aus geschmolzenem Schnee am höherstehenden Waldrande Bachrinnen gebildet hatten und über den Weg liefen, oder wo die Quellen dauernd und bleibend rieselten, standen in üppiger Frische die ersten Gräser; an den letzteren verloren sie sich schon hier und da in dunkleres Tannengrün. Auf allen Erhöhungen zur Linken und Rechten standen die Menschen als neugierige Zuschauer und nahmen an Zahl zu, je mehr sich die Straße zum Mainthal senkte.

Nun boten sich zuweilen schon die durch den Wald sich lichtenden Fernsichten, die Grüße der blauen Gebirge am Rhein und in der Wetterau, diese anregenden, die Seele in die Welt der Ahnungen hinüberziehenden Perspectiven! Das nächste Einerlei der nebenher laufenden Neugierigen, der Vorder- und der Hinterwagen vergaß sich bald. Und siehe! Da kann uns auch plötzlich ein Hut winken, ein Gruß von einer fast über unserem Haupte sich dehnenden Eiche zugerufen werden, ein Frauenantlitz kann sich halb hinter einen hellblinkenden Sonnenschirm verstecken, halb sich überbeugen über den Rand der menschenbestandenen uns so zerstreuenden Anhöhe, man wird es für ein Traumbild halten, für eine Gaukelei des geschlossenen Auges. Wenigstens geschah es so dem jungen Gesandten, der aus seinen weit hinausschweifenden, in die Welt der „Neuen

Heloiſe", in die Welt der Entſagungen und des verbotenen Liebesglücks gerichteten Phantaſieen aufſchreckte und ſich ſagen mußte: Ja, was war denn das? An dem Eichbaum hinter mir? Grüßte man dich nicht? War es nicht Lea und mit ihr — Meinhard?

Da gab es dann zwar wieder ein Stocken des Zuges, aber auch ein Ausweichen-, ein raſches Weiterfahrenmüſſen. Beim Zurückblick ließ ſich nichts mehr ſehen. Am Feſtungsvorwerk der Stadt, der ſogenannten Sachſenhäuſer Warte, hatten die Begrüßungen des Rathes der Stadt, des Wahlcollegiums begonnen. Keiner von denen faßte ſich kurz. Die Ausſicht nach rückwärts blieb gehemmt. Jetzt regte ſich der noch nicht überwundene Student! Er hätte hinausſpringen mögen aus dem Wagen! Nur ſein feſtliches Kleid, die weißen Strümpfe, die Schuhe verboten es. Sie ließen nur das Betreten von Zimmern zu. Er mußte ſich beherrſchen.

Nach langer Vergeudung der Zeit mit leerem Harren, Gaffen und Begafftwerden konnte Ellrodt, nun auf's mächtigſte erregt, endlich angelangt in der inneren Stadt, einen ſeiner Diener in ſeine Wohnung ſchicken, um ſich zunächſt nach dem Plotho'ſchen „Schinken" zu erkundigen.

Sein alter Kammerdiener Lamprecht verfügte ſich ſelbſt dorthin. Mit Treſſenhut, in ſilberbordirter Livree, in langer rother Weſte und in Schuhen und Strümpfen drängte er ſich auf dem Römerplatz

mit Lebensgefahr durch Menschen und Wagen und brachte in der That ein Schreiben in die durch Teppiche und Festons wie in einen Prunksaal verwandelte große untere Empfangshalle des Rathhauses.

Im geschäftlichen, steifen Kanzleistyl ersuchte Herr von Plotho den jungen Reichsgrafen um eine „höchst pressante Entrevue" zu jeder ihm nach Ablauf der Krönungs-Ceremonie gelegenen Früh- oder Abendstunde. Es wurde ausdrücklich die Bitte hinzugefügt, weder dem Herrn Trünschler von Falkenstein noch — dem Prinzen von Anhalt-Schaumburg von dieser Citation Kunde zu geben.

Kopfschüttelnd verweilte der Empfänger des Briefes bei diesen Namen und besonders dem letztern. Im Gewühl dieser Hunderte von hervorragenden Personen war ihm das hiesige Auftreten des Bruders der geschiedenen Markgräfin entgangen.

Die Krönungs-Feierlichkeiten machten die Menschen, die an ihnen als handelnde Personen betheiligt waren, zu förmlichen Maschinen. Jeder war nur darauf bedacht, diejenige Stellung, denjenigen Platz zu gewinnen und zu behaupten, der seinem Namen oder seinem Amte gebührte. Der kaiserliche Einzug war ein Schauspiel, als wenn das Heil der Welt käme. Alle Glocken läuteten, die Kanonen von den Wällen donnerten, in der Stadt standen die Bürger in Schärpen, mit fliegenden Fahnen und klingendem

möchte dem Verbrecher um den Hals fallen und ihn beſchwören: Verſöhne doch wenigſtens das Gleichgewicht der Natur und der moraliſchen Ordnung durch eine Thräne über deine Störung derſelben! Und von Blaſedow kann man berichten, daß ihn in ſeiner Jugend ein Bekannter beſtohlen hatte und er die Faſſung verlor und ſeine Anſprüche aufgab, als er den Dieb vor ſich ſah und ihn der Richter ſeiner That überführt hatte und ſich kein Tropfen Reue in ſeinem Auge ſpiegelte. Ja, wen hätte die Geliebte nicht um allen Frieden gebracht, die, ungeachtet ihrer Liebe, ſtarr und kalt bei der Ausſicht auf einen möglichen Bruch, den ſie oder du verſchuldeten, blieb, die ſich mit erfrorenem, ſtarrem Schmerze in die tödtliche Dialektik einſpann: Wer mich aufgeben kann, der mag es können; ich will geliebt ſein, um zu lieben!

Blaſedow flüchtete in die Verwirrung des Parkes, der hinter dem Schloſſe theils verwüſtet, theils umgeſchaffen wurde. Er ſah bald, daß es ſich hier um die Erzeugung künſtlicher Ruinen handelte und ſchwer fiel es ihm aufs Herz, daß er ſelber eine ſo natürliche war! Seitdem er ſich in dem Erfolge ſeiner Erziehungsträume getäuſcht hatte, glich er einem entwurzelten Baume, bei dem man zu lange gewartet hatte, um ihn wieder in ein anderes Erdreich zu pflanzen. Der Augenblick, wo die Blätter und Blüthen ſeines Geiſtes die gewaltſame Veränderung nicht würden geſpürt haben, war verpaßt und nun welkte er allmälig ab und war ſich ſelber eine Laſt. Moraliſche Vorſtellungen miſchten ſich wenig in dieſe Dumpfheit, die ſeinen Geiſt drückte, ob er gleich fühlte, daß alle ſeine Söhne durch ihn verpfuſcht waren und keinem die Kraft innewohne, irgend

Spiel. Der oft beschriebene und uns durch Goethe's Erinnerung so lebhaft vergegenwärtigte Act der Krönung wurde durch Volksbelustigungen, Preisgebung eines gebratenen Ochsen, sprudelnde Weinquellen, ausgeschütteten Hafer lange noch nicht beendigt. Festmale folgten. Das Gewühl und die Aufregung der Massen und die lebhafte Betheiligung einer schon von Natur excentrischen Bevölkerung mehrten den Strom, gegen den sich jeder Einzelne behaupten mußte. Wie wild es unter dem aufgeregten Volke herging, beweist, daß, ganz im Gegensatz zu Goethe's Bericht von einem ruhigen Verlauf dieser Vorkommnisse, vielmehr bei der Eroberung des gebratenen Ochsen die zünftigen Metzgerknechte der Stadt, raufluſtige Gesellen bis auf den heutigen Tag, und die Stadtmiliz ins Handgemenge geriethen und Letztere in die Lage kamen, von ihrer Waffe Gebrauch zu machen, worüber ein neunzehnjähriges Mädchen, eines „Schubkärrchers" Tochter, erschossen wurde.

Lea's wirkliche Anwesenheit in Frankfurt erfuhr der im Strudel der Formalitäten kaum zur Besinnung Gelangende bei erster flüchtiger Begrüßung der Prinzessin Lori, die sich rühmen konnte, dem jungen neugekrönten König von Deutschland das einzige Asyl zu bieten, wo er sich von seinen Anstrengungen ausruhte. Sein Papa, der Kaiser, der auf dem Roßmarkt im Grenstetten'schen Hause wohnte, hatte

dafür andere Damen. Erzherzog Leopold, der in der Nähe, im Doctor Orth'schen Hause „einfurirt" war, stand noch unter der Obhut seiner „Ajos". Die Lori neckte den alten Freund mit seiner hebräischen Bekanntschaft. Es kam heraus, daß der Besuch Trützschler's und die Einladung zur Gräfin P. eine Falle gewesen, um diese neue Aspasia die es, man, vermuthete so, verstünde, in Frankfurt den spröden, vielumworbenen und sich so selten machenden Staatsmann zu fesseln, kennen zu lernen. „Empörend!" rief er aus. „Welche Indiscretion!" Trützschler's Name wurde nicht genannt, nur der der Gräfin P. Er verwünschte sein Los, nur in der ersten Morgenfrühe und um Mitternacht aus seinen steifen, des Tages mehrmals zu wechselnden Kleidern kommen zu können. „Wahrlich, wenn ich jetzt meinen Studentenhieber schwingen, die infamen Anstifter vor die Klinge fordern könnte!" rief er der Lori, die ihn auslachte. Du mußt ihre Verzeihung erbitten für diese neuen Bedrängnisse, die du ihr durch deine Anwesenheit in der Welt verursachst! rief er, als er allein war. Die Enthüllung der Prinzessin hatte an einem Spielabend stattgefunden, wo ein weiteres Erörtern privater Beziehungen nicht möglich war.

Für die winkelige Bauart und die unerträgliche Kleinheit der alten Gebäude Frankfurts konnte des jungen Reichsgrafen Wohnung eine besonders angenehme genannt werden. Auf Veranlassung jenes

Künſtlers Gontard, der früher zur bayreuthiſchen Kunſt-Akademie gehört hatte, wohnte er auf der „Neuen Kräm“, im Hauſe des Seidenhändlers Alexander Gontard, der ſich erſt vor einigen Jahren mit einer anmuthigen jungen Frau verheiratet hatte. Da auch ſie, eine geborne Dubosc, wie die Gontards, den franzöſiſchen Réfugiés angehörte, ſo wurde die Converſation nur in franzöſiſcher Sprache geführt. Dieſe wurde überhaupt auf dieſem deutſchen Reichstage mehr geſprochen, als das vaterländiſche Idiom. Dafür ſorgten ſchon — die Oeſterreicher. Die Zimmer, die man den gaſtfreundlich, d. h. für ſpäter zu zahlende königliche Trinkgelder Einquartierten zu Gebote ſtellte, waren die ſchönſten des Hauſes — der Geſandte theilte ſie mit Ifenflamm — die Dienerſchaft mußte in nahegelegenen Bürgerhäuſern geringeren Werthes untergebracht werden.

Sinnend über einem weißen Bogen Papier ſaß Fritz Ellrodt zwei Tage nach der Krönung vor einem zierlichen, mit Elfenbein ausgelegten Schreibtiſch von Nußbaumholz und ließ das geringe Licht, das überhaupt in dieſe Zimmer fiel, durch Zurückbeugen der ſchweren ſeidenen Gardinen reichlicher die Fläche, die vor ihm ausgebreitet lag, beſtreifen, als es heftig an die Thür pochte und Jemand, ohne eine Meldung, von demjenigen ſeiner Diener, der mit ihm in Wien zu ſein pflegte, hereingelaſſen wurde.

„Meinhard!“ rief Ellrodt emporblickend und ſtand auf.

„Endlich, endlich!“ begann Meinhard. „Haben Sie denn noch Zeit genug, mich zu empfangen, ehe Sie wieder unter Ihre Kartenkönige zurück müſſen? Ich ließ mich gar nicht melden, aus Schonung Ihrer — Minuten nur!“

„Meinhard, ich hatte vorgeſtern eine Viſion... —“ entgegnete der Freund, den ſo Willkommenen lange betrachtend. „Im Walde! Es war alſo Wirklichkeit? Sie waren es —!“

„Mit Lea war ich's und mit meinem neuen Moltke! Wieder pilgern wir ins Land der Orangen! Kommen Sie mit!“

„O wie gerne!“ rief der junge Gefangene in goldenen Feſſeln träumeriſch.

„Wenn wir eine alte Duenna finden, überreden wir auch noch Lea dazu —“

„O Himmel —!“ rief Ellrodt mit ſchwärmeriſchem Emporblick. „Sie alſo war es!“ Das von Meinhard im Scherz vorgeführte Bild beſchäftigte ihn.

„Wir ſtanden hinter einem Eichbaum, der noch vom vorigen Jahre ſeine Blätter nicht hergeben wollte —“

In ſchmelzend-elegiſchem Ton antwortete Ellrodt mit einer Ode Petrarca's und fügte aus Meinhard's „Verſuchen“ die Ueberſetzung hinzu:

„O gentil ramo — o schöner Baum, den sie für ihre Glieder sich zur Stütze wählte! Muß ich denn seufzend mir erneu'n dein Bild? Wie deckte Laub und Blüthe dich so lieblich zu —!"

„Laub und Blüthe fehlte noch —!" ergänzte Meinhard lächelnd, doch vom Citat aus seinem Buche angenehm überrascht.

„Aber die Quelle von Vaucluse war zugegen —!"

„Eine schmutzige Rinne vom letzten Schneewasser!"

Der alte Ton dieser unter glücklichen Eindrücken geschlossenen Freundschaft war wieder gefunden. Nur daß sich die Rollen umgetauscht hatten. Meinhard, an sich durch die Reise aufgeregt, war der Ironische, Ellrodt der Elegische.

Letzterer intonirte eine andere Ode Petrarca's. „Nein, nein! Mir waren es die „Freschе dolci acque —" deren Geheimnisse Sie so schön verdolmetschten!"

„Das Alles paßt hier nicht! Schrecklicher Moraſt, durch den wir vorgestern im Walde wateten! Hier in der Stadt ein erstickender Staub! Ein Pflaster, ein Duft aus den Garküchen, um alle Wahl- und Krönungstage zu verwünschen! Ich suche Sie seit drei Tagen. Ich mit meiner leidenden Brust, die mich in drei Jahren an den Acheron bringen wird —"

Theilnahmvoll wollte Ellrodt unterbrechen, aber

Meinhard ließ ihn nicht zum Aussprechen der Erkundigung nach seinem Befinden kommen, sondern fuhr fort:

„Hier bei Ihnen bin ich schon dreimal gewesen! Immer vertreten oder versitzen oder verdiniren Sie mit allen Ihren Secretären und Bedienten die Größe des Heiligen Römischen deutschen Reiches! Wann kommen Sie zu Lea? Wann darf ich Sie zu ihr begleiten? Dürfen Sie überhaupt in jene Gegend kommen, für welche Sie eine Beschreibung in meinen Auszügen aus Dante's „Hölle", Seite — Also Sie erhielten meine „Versuche"?"

„Hier," rief Ellrodt, sprang an einen im Dunkeln stehenden Tisch und langte nach einem Stoß Bücher, unter denen er auf den ersten Griff den Beweis zur Hand hatte, daß ihn das Werk seines Freundes als Reiselectüre begleitet hatte.

Froh berührt von diesem Beweise der Theilnahme, verlor Meinhard, in dessen leidenden Gesichtszügen schnell die erste Röthe der Ueberraschung wieder der gewöhnlichen Bläße gewichen war, den Faden seiner Rede. Er wollte ihn wieder anknüpfen, verwirrte sich und sagte, nun doch schon wieder in seine eigene träumerische gewohnte Rolle übergegangen und den Kopf in die Sofa-Ecke stützend, in welche ihn neben ihm der junge Reichsgraf gedrängt hatte:

„Aha, das ist schön! Sie halten den Finger,

ich glaube, auf die Ode des Petrarca, die ich noch über die auf die Quelle von Vaucluse setze: Di pensier in pensier, di monte in monte mi guida amor —! Warum vernachläſſigen Sie Lea? Weil Sie Ulrike Löwenhaupt liebt? Weil Sie ſich fürchten vor dem Gedanken, daß es Wahrheit iſt, wenn Alles aus Ihrer Heimat ſchreibt: Ulrike hat nie daran gedacht, Markgräfin von Bayreuth zu werden? Alles war nur das Werk ihrer Eltern! Sie kam nach der Eremitage um des „Tancred" willen, des ſchönen Werkes, das ich vertheidigen will, wenn Leſſing es lächerlich finden ſollte! Nein, alles das müſſen Sie mit Lea durchſprechen! Gerade mit ihr überwinden, mit ihr zum Lichte führen! Freundſchaft unter Mann und Weib iſt möglich und die Mauren brachten nach Spanien und der Provence Grundſätze über den Verkehr der Seelen und der Geſchlechter, in denen die Seelen wohnen, die allerdings die Kirchen-Concilien verdammt haben, die aber unſterblich leben in der Poeſie! Lea kennt Alles, was in Ihrem Leben ringen, wühlen muß! O vertrauen Sie ſich doch ihrer Leitung!"

Wie wahr ſchien das Alles geſprochen! Wie rief es in Ellrodt die Erinnerung wach an Lea's Wandeln am Begräbnißplatz der Juden —! Wie elektriſch berührte den Lauſchenden Alles, was Meinhard von ſeinem neulichen Ausfluge mit Lea, mit dem Grafen Moltke und dem muthigen Joſeph berichtete —!

Der junge, vom Zwiespalt des Herzens gefolterte Mann hatte zu Meinhard's Rechtfertigung Ulrikens gelächelt, dann aber fragte er mit Schonung nach allem Weiteren, was der Freund noch von seiner Wiederbegegnung mit Lea als süßestes Labsal für sein Ohr heimzubringen hätte.

„Sie sagte mir —" berichtete Meinhard nach einigem Zögern. „Lassen Sie jede Andeutung, daß ich ihn zu sehen wünschte! Lassen Sie jeden Versuch, eine andere Verständigung herbeizuführen als die, welche mit seinen Verhältnissen im Einklang steht! Ich werde Bayreuth wiedersehen müssen, meines Bruders wegen, aber erst dann geh' ich dorthin, nachdem der Graf verheiratet ist! Er muß sich mit Comtesse Ulrike ausgesöhnt haben. Bis dahin gehe ich nach Berlin, wo mich eine freundlichere Existenz erwartet, als mir hier beschieden ist. In des edlen Mendelssohn's Nähe wächst mir die Geistesschwinge. Seinen Geist zu stärken, sich ganz mit der Wahrheit zu vermälen, das kann uns unempfindlich machen gegen alle Lockungen der Welt!"

„Was antworteten Sie?" fragte Ellrodt erschüttert.

„Während mein Moltke mit Herrn Amschel's Meschores schlenderte," fuhr Meinhard fort zu berichten, „sagte ich mit einem Blick auf Lea's Erscheinung: Wenn man so wie Sie alle Reize besitzt, um einen Mann zu beglücken, wie können Sie vom

eheloſen Stande ſprechen, dem Sie ſich ſcheinen widmen zu wollen? Wie, hat mir das neckiſche Mädchen darauf erwidert und dabei den Kopf in den Nacken geworfen, wie, ſollen denn die Prieſterinnen im Tempel der Wahrheit immer nur die Buckligen, die Lahmen und die Matronen ſein? Nein, nein! Nicht eine einzige Muſe iſt häßlich! Auch die Prieſterinnen Apollo's müſſen ſich ſehen laſſen können!"

Alles das plauderte Meinhard getreulich dem jüngeren Freunde wieder, der an dieſen Erklärungen eines hochherzigen Mädchens nur allzu betheiligt war.

In unſerer Zeit würde ein ſechsundzwanzigjähriger Bundestags-Geſandter im ſeidenen Schlafrock und ein befreundeter Gelehrter bei ſolcher Gelegenheit den Verſuch gemacht haben, zuſammen eine Morgen-Cigarre zu rauchen trotz der koſtbar überzogenen Sofas und Fauteuils des Herrn Gontard, der Kronleuchter von klappernden Glasgehängen, Teppiche mit eingewirkten Scenen aus dem Leben der Wüſte, Kameelen und Negern, bronce-umrahmten Pfeilerſpiegel, marmornen Tiſchchen darunter mit vergoldeten Greifenfüßen.

Die alte Form der „Gemüthlichkeit", die unſere offerirten Tabakkäſtchen erſetzte, war Eſſen und Trinken. Sie blieb auch hier nicht aus. Herben Ungarwein und geräucherten Lachs, Butter und

Brot brachte der Diener. Der alte Lamprecht hatte vom alten Reichsgrafen Instructionen strengster Art erhalten. Im Anstand, wie sich sein Sohn zu geben hatte, sollte er es an nichts fehlen lassen.

Als sich der Diener wieder entfernt hatte, lachte Fritz Ellrodt bitter auf und rief:

„Was die Menschen doch so klug sein wollen! Selbst die weisen wie Lea! Nur Einmal an einem weiblichen Wesen, das man zur Gattin nimmt, gezweifelt, nur Einmal mit Grund und Fug angenommen haben, daß man vergessen wurde — das ist — — Freilich," unterbrach er sich, „Ulrike würde berechtigt sein, denselben Vorwurf — auch mir zu machen —"

„Welche Selbstquälerei!" versicherte Meinhard. „Comtesse Ulrike macht Ihnen diesen Vorwurf schwerlich!" Dann fuhr er fort: „Das Herz des Mannes ist ein Held, es wagt, es fordert heraus, mißt seine Kraft. Es ist ihm Bedürfniß, hoch zu schlagen. Wer hat sie denn erfunden die Gesetze, denen man den Nimbus der Heiligkeit gegeben? Was ist denn eure Civilisation? Ich nenne sie mit allem Respect nur eine edle Selbstbeschränkung! Eine Stählung der zurückbehaltenen Kraft! Die Virtuosität der Entbehrung! Aber unter den Institutionen dieser Civilisation hinweg müssen die Ströme der ewigen Triebkraft der Natur frei und unangefochten wallen! Die Sitte, die Regel darf nicht versteinern, nicht

eine ſelbſtgewählte Lebensrolle mit künſtleriſcher Freiheit durchzuſpielen; er nahm vielmehr dieſen Erfolg und ihrer Aller Unglück als ein organiſches Verhängniß, wo Niemanden ein Vorwurf treffe, als höchſtens den Zufall, der gerade in dem Jahre, wo ſeine Hoffnungen reifen ſollten, einen Mißwachs wollte. Ja, es fehlte ſogar an Momenten nicht, wo er ſich über das abendliche Ergebniß ſeines Lebens tröſtete und ſagte: „Muß es nicht Menſchen geben, die gleichſam einem Netze oder Korbe ähnlich ſind, in welchem die Frauen alle überflüſſige Enden Band, Zwirn- und Seidenfäden, Taffetreſtchen und was vom beſten Werke übrig bleibt (und, da es unnütz iſt, nur im Wege liegt), anſammeln? Wir haben die ſchönſten Stoffe in uns vereinigt; nur ſind ſie überflüſſig, weil ſie zu kurz ſind und nicht ausreichten, um noch an den Meiſterwerken ſelbſt verwandt zu werden. Es gibt große Menſchen, die gerade aus einem Stoffe aufgingen und ſich vollendet abrundeten; es gibt andere, die Alles in ſich beſitzen, nur nicht von jedem ſo viel, um daraus Eines machen zu können. Die Einen ſind Individuen, die Andern ſind Collectivmenſchen; jene ſind die Herrſcher der Welt und dieſe ſollten ihre Rathgeber ſein; jene ſchaffen, dieſe denken.“

Als Blaſedow den Entſchluß ſeiner Söhne billigte, Schauſpieler zu werden, und ſich bereit erklärte, zwar nicht zu ſpielen, aber ihnen die Lampen zu putzen — ach, er that dies einige Jahre hindurch mit ſtill in ſich lächelnder Entſagung — da waren ſeine Vorſtellungen dieſe: Wer den Stoff der Größe in ſich trägt, aber nicht das Modell beſitzt, ſie auszuformen, oder derjenige, dem der Stoff mit zu vielen heterogenen Beſtandtheilen verſetzt iſt, der ſollte immer Schau-

verknöchern! Endlich kommt denn doch die Zeit, wo die Natur, bald ſanft und leiſe und friedlich, bald die Decke des Veralteten mit Erdbeben abhebend, die Neugeſtaltungen ſichtbar macht! Rouſſeau, den ich da auch unter Ihren Büchern ſehe, hat dieſe Berechtigung des Naturzuſtandes der Menſchheit, dem Geſetze des Uebereinkommens gegenüber, für alle Nationen, auch für uns ausgeſprochen. Ich erwarte noch Großes von dem Geiſt, in dem er ſchreibt. Noch iſt es nicht der Geiſt der Dichtkunſt. Aber auch dieſe wird davon gewinnen. Die Form, der unerläßliche Einband des Gedankens, wird auch dem Rouſſeau'ſchen Geiſte kommen. Was finden Sie bei Petrarca, Arioſt, Taſſo, Rafael, Michel Angelo wiedergegeben — was anders — als die Philoſophie Plato's, die Maximen großer Menſchen, wie ein ſolcher der Hohenſtaufe Kaiſer Friedrich II. war! Wenn dieſe Dame in Bayreuth den Geiſt, der in Voltaire's „Amenaide" lebt, begriffen hat, ſo muß ſie die Hochherzigkeit beſitzen, Lea zu ihrer innigſten Freundin zu machen, und Sie müſſen ſie erziehen, daß ſie ihr das ſelbſt und wo möglich in deutſcher Sprache ſchreibt!"

Fritz Ellrodt ſprang auf. Er empfand einen Druck am Herzen, als wollte ſeine Bruſt zerſpringen. Nur der nicht endende Lärm in den Straßen, der ſich durch die herzugezogenen Gaukler, Muſikanten, Waarenverkäufer mehrte, ſtörte dieſen ſo innigen

Austauſch der Seelen. Meinhard bemerkte eine auf dem Tiſch befindliche Stundeneintheilung an einem Kalender. Er wollte aufbrechen.

Aber ſelbſt auf die Winke ſeiner Bedienten, die ihn an ſeine Toilette erinnerten, hörte der junge Geſandte nicht.

„Ich Unglücklicher!“ rief er, als er mit Meinhard wieder allein war, und er rief es in der ganzen Exaltation jener Zeit, „ich muß Lea ſehen, muß ſie allein ſehen, mich an ihrem Herzen ausweinen! Sie nur allein verſteht mein verfehltes Leben! Sie nur allein verſteht es, unter meinem Namen, unter meinem Berufe, unter der Vergangenheit meines Vaters, ach, des beſten, edelſten Vaters von der Welt, mein wahres Selbſt zu entdecken! Sie wird mich tröſten! Seltſam, Meinhard, Sie haben Recht, Sie wird mir erklären, warum ich den Markgrafen hätte zerreißen können, die Mutter verfluchen, warum ich tobte, als ich ſah, daß ſich Jener einem Weſen näherte, das nur für mich hätte vorhanden ſein ſollen! Ha, des eitlen Egoismus! Und doch — nicht Egoismus! Nein, nur Schmerz, daß Alles in dieſer Welt ſo ekel, käuflich, vergänglich ſein ſollte! Auch ſie! Auch ſie! O hätte ſie wirklich ſelbſt eingewilligt in dieſen Bund, in dieſe Beleidigung der Natur! Nein, es iſt nicht möglich! Und doch bin ich zu ſtolz, darum zu fragen! Und ſie iſt wieder zu ſtolz, ſich zu rechtfertigen. So

trotzen wir Beide gegen einander und gehen durch einander zu Grunde."

„Das endet Alles bei Ihrer Heimkehr!" beruhigte Meinhard. „Wann reisen Sie?"

Es währte einige Zeit, bis sich der Aufgeregte soweit sammelte, um die gestellte Frage beantworten zu können.

„Der Kaiser reist am 10. April. Ich muß einige Tage vorher aufbrechen, um ihn wieder an unserer Grenze erwarten zu können. Wann, wo sehe ich Lea, aber so, Meinhard, wie ich sie sehen muß, allein?"

Den neuen Ausbruch einer dem damaligen Zeitgeiste immer mehr entsprechenden, die Gemüther erfüllenden Schwärmerei unterbrach eine Aufforderung des preußischen Gesandten, Se. Excellenz ließe den Herrn Reichsgrafen auf's dringendste ersuchen, die angekündigte „pressante Entrevue" in den nächsten Stunden zu ermöglichen. Se. Excellenz wären durch ein plötzliches Unwohlsein ans Haus gefesselt und möchten diese unfreiwillige Muße benutzen, den fraglichen Gegenstand endlich abzuthun. Die Aufforderung kam mündlich und sollte auch nur ebenso beantwortet werden.

„Ich muß mich ankleiden, aber bleiben Sie noch," rief Ellrodt, nachdem er geklingelt hatte, um seine gesammte Dienerschaft zur Eilfertigkeit in Bewegung zu setzen.

Meinhard ſah nach der großen Sackuhr, die man damals ſorgfältig verwahrt bei ſich trug, erſchrak über die ſchon vorgerückte Stunde und erklärte, nach den Verſuchungen, denen jetzt die jungen Cavaliere in Frankfurt ausgeſetzt wären, hätte er ſeinen Zögling, Moltke den Zweiten, ſchon viel zu lange allein gelaſſen und zumal in einem Hotel, das — nun ergriff er angſtvoll den Hut — faſt ganz von Franzoſen in Beſchlag genommen war. Er verſprach, wiederzukommen, jedenfalls zu ſchreiben.

Erſt zuletzt, als er ſchon die Thür in der einen Hand, in der anderen die Hand Ellrodt's hatte, fiel ihm der von Trützſchler in der Judengaſſe zurückgelaſſene Brief ein.

„Dieſen boshaften Herrn," ſagte er, „habe ich überall aufgeſucht und nirgends gefunden. Immer verwies man mich auf die preußiſche Geſandtſchaft, und dort wollte Niemand ſeine Adreſſe kennen. Sie fahren jetzt dorthin. Wollen Sie die Abgabe übernehmen? Herr von Plotho weiß ſich gewiß über ſeinen Schutzbefohlenen aus."

Fritz Ellrodt ſteckte bereitwilligſt den immer noch offenen, nicht einmal couvertirten Brief — ſo richten Gelehrte die ihnen anvertrauten Commiſſionen aus! — zu ſich. Der Inhalt des Billets gelangte ſomit zur Kenntniß einer Perſon, die Trützſchlern wol unter allen Unberufenen, denen ſein Verluſt bekannt werden konnte, die unwillkommenſte war.

Der Empfänger staunte des Inhalts —! Er sah starr die Buchstaben an —! Eine offenbare Verschwörung war hier angezeigt —! Den Brief zu unterschlagen und an den Markgrafen — auszuliefern, hätte die weltliche Klugheit, jede Politik eines Carrièremachers anrathen sollen. Die Natur Frin Ellrodt's begnügte sich, eine Abschrift zu nehmen. Er hatte das offenbare Zeugniß für eine Conspiration des markgräflichen Schwagers mit Bayreuther Hof-Angehörigen in der Hand, schickte aber das Billet dem Intriganten durch eine unverfängliche Mittelsperson, einen Diener des Gentard'schen Hauses, couvertirt zurück.

## Dreiundzwanzigſtes Capitel.

### Preußiſche Ungewitter.

Der kleine, dicke, runde Herr von Plotho wohnte an denkwürdiger Stätte.

Der Saalhof, ein neueres, aus rothem Sandſtein errichtetes Gebäude, ſtattlich ſeine Front zum Maine wendend, liegt auf den Trümmern uralter Kaiſerburgen.

Platz für ſeine eigene Rührigkeit, ſeine Gemalin, Söhne, Töchter und die ſieben höchſt ſorgfältig zu hütenden Roſſe, die ihm ſein Souverän, Friedrich der Einzige, wie damals erſt der Sieger in ſo vielen Schlachten hieß, anvertraut hatte, war vorhanden.

Die öſterreichiſchen Quellen über Joſeph's Wahl und Krönungsreiſe bringen bittere Klagen über die ſteife, pedantiſche, ceremoniöſe Art des ehemaligen Magdeburger Regierungs-Präſidenten, der, in die Diplomatie verſetzt, dem ſiebenjährigen Kriege eine ſo draſtiſche Eröffnung gab. Goethe dagegen ſchildert den hitzköpfigen Mann ſo, wie er uns bisher entgegengetreten iſt.

Beide Auffassungen lassen sich vereinigen.

Plotho, leicht zum Zorn geneigt, dann im Antlitz wie zum Schlagtreffen rothgeworden, hielt auf jedes Titelchen seiner Gerechtsame. Auf den deutschen Reichstagen war der preußische Name nicht der entscheidende. Plotho war nur für den Kurfürsten von Brandenburg gekommen. Umsomehr mußte er auf Formen sehen. Schon damals stellte sich die Neigung Maria Theresia's, die auch auf ihren Sohn Joseph überging, heraus, das, was sie an Friedrich verloren hatte, im „Reiche" wieder einzubringen. Deutschland sollte österreichisirt werden. Die wiener Begierde nach Baiern, dessen Dynastie im Aussterben war, wurde von Stunde zu Stunde ersichtlicher.

Der Menschenkenner in Sanssouci hatte sich diesen Plotho wohlberechnet herausgesucht. Die quecksilberne Natur des Männchens mußte verstehen, sich überall geltend zu machen. Sprach Herr von Plotho, so war es beinahe wie ein Krähen.

Wirklich hatte er auch die Vogelliebhaberei und schleppte sich sogar auf den Reichstag mit seinen abgerichteten Amseln und Dompfaffen, selbst einigen, die er erst unterwegs gekauft und für seine im Voigtlande, auf brandenburgisch-culmbachischem Gebiete gelegenen Güter, Zedwitz und Selbitz, bestimmt hatte. „Das ist die preußische Gemüthlichkeit," sagte Hofrath Isenflamm, „die sich's überall bequem macht

und darin den höchsten Genuß findet, sich bis ins Innere Frankreichs gerade dieselben Schlafröcke nachschicken zu lassen, die ihr in Elbing und Königsberg so wohlgethan haben."

„Dompfaffen habe ich hier genug!" rief Erich Christoph von Plothe von einer Leiter herunter, auf der er im Schlafrock stand und eben seinen Vögeln Futter reichte und ihre Näpfe mit frischem Wasser füllte. „Setzen Sie sich, Reichsgraf! Habe mich krank melden lassen! Haha — wissen Sie, warum? Ich kann den verfluchten Weihrauchgeruch nicht vertragen — und will doch nicht zu viel im Dome drüber husten. Denn wir müssen uns ja die Pfaffen warm halten. Sonst fallen sie alle an Oesterreich!"

„Papa, so laß doch jetzt —!" riefen zwei im geschmackvollsten Staat befindliche Dämchen, die äußerlich dem Vater nachgeartet waren und von „Muttern" kamen, die auch endlich ebenfalls erschien.

„Ach, Excellenz Ellrodt —!"

Die Citation des jüngsten Gesandten der Christenheit, des schönen Ellrodt, hatte sie alle aufraffen lassen, wann seine Carrosse anfuhr.

„Hören Sie nur, Ellrodt — Parbleu, Reichsgraf, Excellenz muß man sagen —! Hören Sie nur —"

„Vater" ließ sich nicht irre machen. Er ahmte

den Ton eines seiner Vögel nach und suchte das gefiederte Thierchen zum Fortführen der von ihm gegebenen Intonation anzuregen. „So leben wir, so leben wir —!“

Das „alle Tage“ des alten Dessauers blieb aus.

„Der Kerl ist ein ganz gewöhnlicher Gimpel — der über Zekzekzek nicht hinauskommt —!“ rief Blotho ärgerlich. „Er wäre gut für ins Böhmische zu übersetzen —! Waren ja neulich auch bei Gräfin Ghotek?“

„Vater, so laß doch!“ rief jetzt auch „Mutter.“

„Papa, du beschmutzest den ganzen Fußboden —“

„Papperlapap! Ich wollte, der Hanfsamen ginge auf und man könnte d'raus Stricke drehen für die Unverschämtheit, die sich hier gegen Preußen breitmacht, als käme es in Deutschland mehr auf den Fürsten von Lichtenstein an, als — ja so! Herr Graf sind ja auch Attaché, was sag' ich — Envoyé plénipotentiaire — bei Lichtenstein — ich meine Lori Lichtenstein — hahahaha!“

Nun lächelten auch Mutter und Töchter. Auch sie schmollten mit dem jungen Liebling der Damenwelt, der erst eine einzige Abendeinladung in den Saalhof angenommen hatte.

„Tri! Tri! Tri!“ rief der Vater. „Na, so pfeif' uns doch den alten Dessauer! „So leben wir —“ Ist noch kein rechter Preuße, der Kerl da! Muß es

erst werden! Hab' ihn im Harz auf der Herreise gekauft."

Jetzt wurde dem zu einer diplomatischen Verhandlung Gekommenen des vertraulichen Tones fast zu viel.

„Treten Excellenz doch lieber hieher — in unser Zimmer —" riefen die Damen, die den Mismuth merkten, und zupften den Vater vom Tritt herunter.

„Ja, ja! Alle Damen sind in Sie verliebt, cher comte! Monsieur est en vogue! Schöne Weiber gibt's auf dem Reichstag! Da könnt ihr euch verstecken, ihr Dinger da —!"

„Papa —!"

„Papa —!"

Nun kamen die Söhne des Gesandten.

Es waren zwei hoffnungsvolle Cadetten, die es ernsthafter anfingen, den Vater zur Besinnung auf Schicklichkeit und Anstand zu bringen. Sie zogen ihn mit Gewalt von dem Tritt herunter, auf dem er stand.

Noch gönnte sich der wunderliche Mann einige zärtliche Blicke auf seine Vögel, gab rückwärtsgehend pfeifende und schnalzende Töne von sich und jagte dann, sich plötzlich wendend, seine „Weibsleute" und die „Jungens", wie er sie nannte, vor sich her durch ein anderes Zimmer hindurch, woselbst der bis zum äußersten erstaunte Besuch zu

ſpieler werden! Das gerathene Genie dichtet das Werk und das verdorbene Genie ſtellt es dar. Der Heros wirft aus einem Guſſe hin und zeichnet die großen Contouren, welche der Schauſpieler dann ausfüllt und ſo bewunderungswürdig belebt, daß der Heros ſelbſt vor ſeiner Schöpfung erſchrickt: denn, daß man ſo Lebenvolles daraus zaubern könne, hatte er nicht gedacht. Ein Schauſpieler war Blaſedowen (wie Hamannen in Königsberg ein Jude) Gegenſtand einer tiefen religiöſen Verehrung, ein Wunder: „denn,“ ſagte er ſich, „wie Großes und welche Bewunderung vor der Größe muß nicht in einem Menſchen leben, der die Helden noch faſt über ihren natürlichen Wuchs hinaus erhebt; und ſelbſt ſeine Uebertreibungen und Uebergriffe verrathen doch das ungeheure Maß von Genie, welches dieſe Menſchen dem Genie zutrauen, verrathen die abgöttiſche Verehrung, die ſie vor der Erhabenheit und dem menſchlichen Heroismus haben. Wenn die Geſinnungen und Empfindungen der Menſchen bei ſteigender Cultur ſich noch mehr und mehr ausflachen ſollten, und die Diplomatie der Umgangsſprache und Umgangsgeberden jeden originellen Zug weglügt und weglächelt, den der entſchloſſene Wille und die unerſchrockene Ueberzeugung ſonſt anzunehmen gewohnt war: ſo werden es die Schauſpieler ſein, welche die Tradition des menſchlichen Gemüthes und ſeines halb göttlichen, halb thieriſchen Urſprungs erhalten. Sie werden Tyrannen zeichnen, ſo daß wir im Stande ſind, ſolche aus unſern conſtitutionellen und die Hände der Bürger drückenden Staatsoberhäuptern herauszukennen; ſie werden den Geiz ſchildern, der ſich längſt hinter einer ſcheinbaren Lebensphiloſophie verbirgt; den Haß, der ſich längſt wie Liebe geberdet; den Spott, der längſt die Miene des Lobes angenommen hat; den Neid,

verbleiben mit einer gewiſſen Feierlichkeit, jetzt ſogar mit ſteifer Grandezza aufgefordert wurde.

Nachdem Herr von Plotho ſogar die Thür zum Nebenzimmer zugeſchloſſen hatte, lud er den Reichsgrafen ein, in dem freundlich eingerichteten Salon auf dem Sofa Platz zu nehmen, drapirte dabei ſeinen Schlafrock, als trüge er einen ſpaniſchen Hofmantel, und begann, ans Fenſterkreuz gelehnt und dem von Schiffen belebten ſonnig-blauen Main den Rücken wendend, in franzöſiſcher Sprache:

„Mein Herr Geſandter! Man unterſcheidet, wenigſtens bei mir, zwiſchen Staatsact und vertraulich. Und ſelbſt beim Vertraulich habe ich immer zwei Tonarten gehabt —“ ſchon wieder ſah er nach dem Gemach, wo ſeine Vögel hingen — „eine Tonart la la! für die der Jude nichts giebt — da iſt meine Gemüthlichkeit plattirt. Aber eine habe ich auch, die iſt ebenfalls vertraulich, doch ehrlich, herzlich, ganz ſo gemeint, wie ſich nur ein alter Magdeburger Regierungs-Präſident Sonntag Morgens im Schlafrock präſentirt.“

„Mein Vater hatte die Ehre, in Regensburg —“ wollte Graf Ellrodt beginnen.

„Beſter Graf,“ unterbrach ihn Plotho, „das war vorm ſiebenjährigen Kriege! Da hatte ich noch Haare auf den Zähnen, und von meinen Zähnen hatten mir die Zahnbrecher noch nicht — alle Wetter, Herr von Ellrodt, ſagen Sie mal, bei Ihnen in

Bayreuth ſoll ja jetzt ein Zahnbrecher — doch Eines nach dem Anderen!"

Der Geſandte eines deutſchen Markgrafenthums glaubte ſchon jetzt in die Erde ſinken zu müſſen vor Beſchämung über die Nachrichten von ſeinem engeren Vaterlande, die hier von ihm würden zugeſtanden werden müſſen.

„Was ich ſagen wollte —" fuhr Plothe fort — „alle Welt liebt Sie, adorirt Sie, auch ich thue es. Vergeben Sie mir mein Negligée und gewiſſe kleine Unarten, die in der Diplomatie manchmal regelrecht ſind. Kennen Sie „Le testament de Richelieu"?"

„Excellenz wiſſen auf die Diplomatie, auf Pufendorf und Vattel ſo viel Blumen der Anmuth zu werfen —" wollte der Graf ärgerlichſt erwidern, obſchon er jetzt wie väterlich, mit Handſchütteln und faſt mit Umarmung begrüßt wurde.

Sein Gegenüber unterbrach ihn aber ſchon bei dem Worte Vattel mit einem dictatoriſchen:

„Vattel! Nichts von dem! Der Kerl hat ſchreckliche Fehler gemacht! Majeſtät ſprach in Sansſouci zwei Stunden mit mir darüber und wird eine geſalzene Kritik über den Herrn Profeſſor ſchreiben! Vattel! Man merkt, daß dieſer Spitzbube in ſächſiſchen Dienſten geſtanden hat! Sagen Sie mal" — unterbrach er ſich — „wo haben Sie dieſen Sammt gekauft? Iſt's echter? Von Lyon?"

Der Diplomat betastete das Kleid seines officiellen Besuches und besann sich erst da auf das Unziemliche seines Betragens, als Fritz Ellrodt, jetzt von diesem ganzen, zu keinem Ziele kommenden Wesen empört, gar nicht mehr geantwortet hatte.

Eine lange Pause trat ein. Der Gesandte Friedrich's des Einzigen schwieg, vielleicht aus Beschämung. Er legte die feine weiße rundliche Hand an die Stirn mit dem Seufzer:

„Ach, nur keinen deutschen Kaiser mehr mit Weihrauch! Keine Saecula saeculorum mehr —! Was macht das alles Kopfschmerzen! Glauben Sie, daß unser Fritz dergleichen aushalten könnte? Und doch müssen wir die Kurfürsten cajoliren, weil es Oesterreich thut! Das deutsche Reich, o lieber Graf, da muß sich doch alles ändern! Macht muß vor Gewohnheit gehen!"

Die jetzt dargereichte Tabaksdose milderte etwas die Verstimmung seines jungen „Freundes." Was sollte dieser denken? Sollte sein kleiner Staat in seiner Person herabgewürdigt werden? Oder sollte er annehmen, dieser berühmte Mann, der jetzt da vor ihm saß, wäre vom Uebermaß seiner Geschäfte und Verpflichtungen so angegriffen, daß er einer Geisteskrankheit nahestand? Das laute Sprechen im Nebenzimmer, das Klopfen an der Thür des Empfangszimmers, Verlangen nach Eröffnen desselben von Seiten der Familienglieder schien im

Zuſammenhang zu ſtehen mit der Angſt, der Vater möchte Thorheiten machen.

Jetzt nahm ſich endlich Herr von Plotho zuſammen. Langſam und feierlich ſchloß er ſeine vor ihm liegende Briefmappe auf und langte ein Schreiben hervor, das er ſeinem Beſuche zu leſen gab.

„Informiren Sie ſich!“ ſprach er. „Geſtern, ich ſage geſtern hat Ihr gnädigſter Souverän — aus Potsdam dieſen Brief im Original empfangen. Ein Cabinets-Courier überbrachte das Schreiben und hat zugleich für mich in Bayreuth eine Wohnung beſtellt!“

Fritz Ellrodt horchte auf.

„So wie der Reichstag vorüber iſt, Herr Graf, habe ich die Ehre, Ihr College zu ſein! Der Herr Markgraf müſſen mich zu ihrem dirigirenden — nein beſſer corrigirenden, aufräumenden — zum Miniſter der Aufgeräumtheit machen! Ja, ja, Sie junger Staatsmann, Sie ſtaunen? Leſen Sie nur! Ich bin die Katze, die bei Euch die Mäuſe fangen ſoll!“

Herr von Plotho, der ſich bald ſitzend, bald ſtehend, bald gehend verhielt, begab ſich, durch die Ideenverbindung von Katzen wieder auf ſeine Vögel zurückgeführt, an die Thür und ſchloß auf. Die Familie ſchien zu lauſchen.

Der über die empfangene Nachricht ſcheinbar wie über etwas gradezu Unglaubliches und Närriſches Verwunderte ſchickte ſich an, die Copie des

erwähnten, an den Markgrafen gerichteten Briefes zu lesen. In der That, es war keine Fiction, der Brief ohne Zweifel echt. Jeder Gedanke des Lesenden wurde immer mehr — auf Meersmann hingezogen. Meersmann hatte diesen Brief hervorgerufen —! Friedrich von Sanssouci schrieb wie sein Freund so oft gesprochen hatte —!*)

„Euer Liebden", las der ins Vertrauen Bezogene, „werden mir hoffentlich die Gerechtigkeit „widerfahren lassen, aus meinem bisherigen Betragen zu erkennen, daß ich nicht allein äußerst beflißen bin, deroselben alle wahre Freundschaft zu „bezeugen, sondern mich auch sorgfältig enthalten „habe, mich nur auf die geringste Weise in dero „Regierungsangelegenheiten zu mischen oder Ihnen „darunter vorzugreifen. Ich würde auch auf solchem „Wege noch weiter fortgefahren sein, wenn mich „nicht die von allen Orten einlaufende betrübte Nachricht von dem Kläglichen Zustande dero dortigen „Landesangelegenheiten, in die unangenehme Nothwendigkeit setzten, Euer Liebden darüber einige „freundschaftliche Eröffnung zu thun, und Vorstellung zu machen.

„Ich muß leider! vernehmen, daß der Medikus „Schröther und ein gewisser Wunschold und Andere „ihres Anhanges daß Vertrauen, welches Euer

*) Wir geben den Brief Friedrich's des Großen in der Orthographie des Originals.

„Liebden in Ihn sezen, dergestalt misbrauchen daß „das ganze Land darüber seufzet. Um nur einige „Proben davon anzuführen, so verkaufen diese Leuthe „alle Bedienungen, alle Gnaden Bezeigungen, Dis„pensationen u. s. w. und denen Erlassungen bei „den abscheulichsten Verbrechen u. s. w. ohne die „Rücksicht auf die geringste Verdienste, ja die Ge„rechtigkeit für ganz unerschwingliche Summen. Sie „erfüllen das ganze Land mit Rauberei und Placke„rei, verfalschen die Münzen so, daß dieselben außer„halb Landes verufen werden. Sie ziehen unter dem „Namen eines Scatull-Directorii, und allerhand Er„findungen, fast alle Landes-Revenuen an sich, und „entwenden sie dem Lande, sodaß weder Capital, „noch Zinssen von den Landes Schulden bezahlt „werden, welches doch bei einer ordentlichen Wirth„schaft gar füglich geschehen könnte, nur daß die „Schuldenlasten, immer größer werden und zulezt „den Werth des Landes übersteigen müssen. Sie „suchen die Euer Liebden eröffnete ansehnliche Leben, „welche nach allen Rechten und Haus-Verträgen dem „Lande einverleibt werden sollen, zu dessen größten „Nachtheil an Fremde und Auswärtige zu veräußern. „Sie entfernen von Euer Liebden und von dero ver„trauen die alten und wohlgesinnten redlichen Diener „des Hauses, und schmiedten solche gefährliche An„schläge, welche Unserm ganzen Hauße und Euer „Liebden selbst zum größten Nachtheil gereichen

„müssen. Es sind dieses Meine leere Beschuldigungen,
„sondern Euer Liebden werden davon überzeugt wer-
„den, wenn Sie nur geruhen wollen, meinen Staats-
„minister von Plotho —"

„Haben Sie Ihn jetzt —?" rief präcis an dieser Stelle, wie an der Uhr berechnet, der bald auf die geöffneten Thüren zu seinen Dompfaffen und Zeisigen hinüber kokettirende, bald von seiner Familie um dies und jenes angegangene Vertreter des Erlassers dieses ohne Zweifel vom König selbst und französisch concipirten Briefes.

Mit zitternden Händen und an das bekannte Wort des Paul Sarpi: „Ich erkenne den Styl der römischen Curie —!" und an Wilhelm Meersmann denkend, fuhr Frin Illrodt zu lesen fort:

„Ohne Vorurtheil anzuhören und Ihre eigene
„Geheimde Räthe darüber zu vernehmen, auch den
„Schrödter und Wunschold in Ihrer aller Gegen-
„wart vorfordern zu lassen, da es nicht schwer halten
„wird, dieße Leuthe von Ihrer Boßheit, Rauberei
„und gefährliche Unternehmungen, durch Untrüg-
„lichste Beweißthümer zu überführen. Ich hoffe,
„daß Euer Liebden alsdann auch kein bedenken fin-
„den noch Anstand nehmen werden, den Schröther
„und Wunschold nicht allein sogleich aus der so
„schädlichen activität zu sezen, sondern Ihnen auch
„als Feinden des Landes, nach den Gesetzen den
„Proceß machen zu lassen und übrigens Ihren wohl-

„gesinnten Räthen und Collegiis Ihr Vertrauen
„wieder zu schenken und daß Land mit Gerechtigkeit
„und Milde und nach deme deroselben eigenthüm-
„lichen Caractere zu regieren. Ich weiß, daß Euer
„Liebden Religion, Gewissen und Großmuth haben.
„Ich bin überzeuget, daß Sie das von Gott Ihnen an-
„vertraute Land und das ruhmwürdige Hauß, aus
„welchem Sie entsproßen sind, lieben, und daß Sie
„also das erste nicht untergehen lassen, noch die Ehre,
„das Ansehen und Interesse des letztern, den hinter-
„listigen und eigennützigen Absichten einiger bösen
„Rathgeber aufopfern werden. Ich ersuche und be-
„schwöre also Euer Liebden bei allen diesen großen
„Bewegungsgründten dießen meinen freundschaftlichen
„— und wohlgesinnten Vorstellungen Gehör zu geben
„und solche Maaß-Regeln zu nehmen, welche dero
„wahren-Wohl und eigenen Ehre, und der Glorie
„Unsers Hauses gemäß sind. Ich versichre nochmals
„auf das Heiligste, daß ich bei dem jetzigen Schritt,
„den Ich ungern thue, keine andere Absicht, als dieße
„habe und daß ich sehr entfernt bin, Euer Liebden
„als einem regierenden Reichsfürsten im Geringsten
„etwas vorschreiben- und dero Authorität ein-
„schränken zu wollen. Es Kan mir aber niemand
„verdenken, wenn ich nicht länger gleichgültig an-
„sehen Kan, daß ein so geseegnetes Land, zu dessen
„Besitz und Nachfolge, daß ganze Churhaus berech-
„tiget ist, durch einige Nichtswürdige Leuthe, auf

„eine ſo unverantwortliche Weiße, gänzlich zu Grunde „gerichtet wird. Ich bin vielmehr als Chef des „Hauſes und als Agnat von Ew. Liebden ſowohl „durch die Reichs-geſetze, als Hauß-Verträge berech„tiget und verbunden, ein ſo großes Uebel nach allen „Kräften abzuwenden, und alle rechtmäßige Mittel „dargegen vor zu kehren. Wann Ew. Liebden mei„nen wohlgeſinnten Rath folgen, So werden Sie „darauf das Vertrauen dero Blutsverwandten, Unter„thanen und Nachbarn, ſogleich wiedergewinnen, und „werde gewiß derjenige ſein, der mit Rath und „Tat alles Erſinnliche beitragen wird, um dero „Landesregierung ſo dauerhaft als beglückt und ver„gnügt zu machen. Indeme mit aufrichtiger Freund„ſchaft bin Ew. Liebden treuwilligſter Friedrich Rex."

„Gut gegeben —? Was?" rief Plotho gleichzeitig mit dem richtig abgepaßten Ende der ſo aufregenden Lectüre.

Noch ſaß Fritz Ellrodt ſprachlos. Er ſah die Wirkungen dieſer jetzt drohenden mächtigen Verän„derung vor ſich. Er ſah das Regiment zwar den Händen der ſo trefflich vom König gezeichneten Schurken entwunden; aber von wem entwunden? Von einem Manne, der offenbar auf dem Uebergang zur Ideenverwirrung begriffen war, einem Manne, der die Lücken ſeines Begriff- und Urtheilvermögens nur noch durch eine ſeiner kurzen und gedrungenen Conſtitution entſprechende Heftigkeit ergänzte!

„Ja, ja, unser Alter von Sanssouci soll leben!“ rief Plotho, den jungen Ellrodt, der aufgestanden war, wieder nöthigend, sich zu setzen. „Majestät wird zwar alt, trocknet zusammen, aber die früh verbrauchte Jugend merkt man nicht. Na, was sagen Sie, Herr Graf? Jetzt müssen Sie, Sie mir helfen. Jetzt muß es bei Ihnen stockpreußisch, radicalement stockpreußisch werden. Pünktlichkeit, saubere Rechnung, Ordre parirt, Einer zitternd vor dem Andern, Keiner räsonniren. Unterschreiben Sie denn auch das Gemälde Ihres sauberen Landesvaters, des tollen Markgrafen, wie man Se. Durchlaucht nennt?“

Kummervoll gedachte der Sohn — zunächst seines Vaters. Wem anderes hätte es geziemen sollen, mit mächtiger Hand den Donnerkeil zu ergreifen und die Eindringlinge, diese wüsten Landverderber, zu zerschmettern, als eben — seinem Vater? Es war eine Antwort, die er als Ausdruck seiner tiefsten Beschämung gab, wenn er in französischer Sprache erwiderte:

„Der Gesandtschaft Eurer Excellenz ist ja ein genauer Kenner unserer heimathlichen Zustände attachirt! Ich meine Herrn von Trützschler, den Vertrauten des gewiß rechtschaffenen Herrn von Thomas, unseres gegenwärtigen Ministers des Innern. Ich muß bekennen, daß Herr von Thomas vielleicht auch ohne diese für unseren Markgrafen wahrhaft trän-

der ſchon die Miene der Freigebigkeit macht, die Verfolgung und Verleumdung, die ſich jetzt ſchon hinter Küſſen verbergen. Wie iſt ſchon ſo manches in den menſchlichen Gefühlen, die das vorige Jahrhundert durchzitterten, eine Fabel geworden! Das Theater aber hat die lebendige Anſchauung jener Empfindſamkeitsperiode und jenes Iffland'ſchen Familienjammers, in dem wahrlich eine große Wahrheit trotz der Carricatur liegt, erhalten, das Theater, wo dieſe uns ſchon wie im Herbarium aufgetrocknet bedünkenden Affecte friſch aufblühen und einen Duft verbreiten, der unſere ſtarren und kälteren Empfindungen betäubt und überwindet. Um wie viel wichtiger wird die Kunſt des Schauſpielers werden, wenn erſt die glatte Oberfläche der Convenienz alle Falten des Antlitzes, alle Falten der Gewänder, auch derer, in welchen Mörds einſt noch einen Dolch tragen konnte, geebnet haben und die Natur nur noch auf dem Theater zu finden ſein wird."

Doch hatte Blaſedow gewiß an dem Lampenputzen ſelbſt eingeſehen, daß ſo vieles Häßliche und Unbedeutende, wird es nur in eine glückliche Beleuchtung geſtellt, ordentlich einen Schein von Schönheit und Reiz annehmen kann. In ſo Vieles legt das Dichtergemüth einen tiefern Sinn und wie ſchwer würd' es ihm werden, ſollt' es dieſen Sinn ſelber tragen und an eignem Leib in Erfüllung bringen! Blaſedow, auch durch das Theater, welches er anfing, recht für die höhere Weihe und Verſöhnung ſeiner verfehlten Erziehungsmaximen zu halten, getäuſcht, hatte ſich gewöhnt, nun auch Alles und Jedes in ſeinem eigenthümlichen und aus ihm, dem Dinge und ſeinen Verhältniſſen ſelbſt, ausſtrömenden Aether zu laſſen; etwas hinzuzuthun aus ſich oder den Aether der Dinge zu deſtilliren in höhere Gedankeneſſenzen, daran

lende Kriegserklärung des preußischen Hofes in unserem Lande Ordnung geschafft haben würde."

„Kommen Sie mir doch nicht mit diesem albernen Gecken, diesem Ignoranten, der sich an meine Gesandtschaft herandrängte," platzte der preußische Gesandte heraus, „und nicht einmal die einfachen Regeln des Ceremoniells kennt! Von solchen Kostgängern Ihres gnädigen Herrn werde ich untersuchen, wer mit seiner Gage nur den Etat belastet! Heimgeleuchtet muß dergleichen Gesindel werden! Herr von Thomas thäte mir leid, einen solchen Schwiegersohn zu bekommen! Hier hat Herr von Trützschler nur Sinn für Spiel und Weiber gehabt. Den Satz zu beweisen, die Diplomatie mache nichts ohne die Weiber, das überlassen wir Oesterreich —! Hahaha!" Jetzt besann sich Plotho auf die Gedankenfährte, die sein Gegenüber, als von ihm verfolgt, erwarten durfte und unterbrach ein drohendes Abweichen seiner Rede wieder auf die Damenwelt des Reichstages mit den fast weich gesprochenen Worten: „Es würde mir lieb sein, Herr Graf, wenn Sie mir bei dieser schwierigen Commission mit Rath und That beistehen wollten. Sie wissen doch! Ich habe Verwandte in Ihrem Militär, ich habe mich auch in Ihrem Lande angekauft! Ich will aber zugleich den Erwartungen Sr. Majestät entsprechen. Verhalten sich die Dinge wirklich so, wie in dem Briefe geschildert —"

„Noch ärger! Aerger!“ loderte Fritz Ellrodt mit seinem natürlichen Wahrheitsgefühl auf und starrte in die blitzenden Wellen des Mainstroms hinaus, mit Schmerz der geliebten Heimat gedenkend, wo er diesen selben Strom an seinem väterlichen Schlosse Trossenfeld als murmelnden Bach unter Schilfrohr und Wiesenblumen dahinfließen hatte. Nicht nur bestätigte er die als die Veranlassung der preußischen Intervention in dem königlichen Schreiben angegebenen Thatsachen, er vervollständigte sie noch. Er entrollte das ganze Bild eines in unglaublichster Weise um jede geregelte Frucht des erwachenden besseren Zeitgeistes, um die Erbschaft einer ehrwürdigen Vergangenheit gekommenen Landes.

Doch vielleicht dann gerade, wenn man zu lange sprach, zu lange die Aufmerksamkeit des nur in den Formen des steifsten Ceremoniells sich Ruhe gönnenden Denkens in Anspruch nahm, verlor sich Plotho's aufmerkendes Interesse von Thatsache zu Thatsache immer mehr, bis er wieder auf das Zwitschern eines seiner Vögel horchte und vertraulich lächelnd den begeisterten Sprecher mit den Worten unterbrach:

„Wissen Sie, warum der Zeisig allen Diplomaten ein heiliger Vogel sein sollte? Es geht ein Glaube durch den Wald, im Nest des Zeisigs fände man einen Stein. Wer den besitzt, der könnte sich unsichtbar machen, könnte Alles hören, was gesprochen wird. Wenn wir doch solche Zeisigsteine für Wien,

Larenburg, Zarskoje-Selo, Verſailles hätten! Doch, unterbrach er ſich ſchon wieder ſelbſt, „Oeſterreich nehme ich aus. Wenn ſie da einmal einen geſcheiten Gedanken gefunden haben, ſo haben die auch keine Ruhe, ihn auszukrähen! Wiſſen Sie, der junge Joſeph gefällt mir nicht! Er imitirt unſeren Monarchen und adorirt ihn ſcheinbar, denkt aber an Revanche für Schleſien. Das Kaiſerthum lacht er aus. Es iſt auch ein hohler Popanz. Zu allen Ceremonieen hat er gelacht. Aber — aber, da er geſcheit iſt, wird er — nun Sie ſind ja in Wien accreditirt! Glauben Sie, daß ihn die Preußen zu fürchten haben?“

„Joſeph wird einſt Deutſchlands Kraft in der Achtung ſeiner Fürſten, die Achtung ſeiner Fürſten im Glück und der Freiheit ihrer Unterthanen ſuchen —!“ Alſo bekannte der engverbundene Freund des künftigen Oberhauptes der deutſchen Nation.

Die Conferenz war vorüber. Es kamen die Töchter, die Mutter, die Söhne. Die Vögel ſchrieen. Man hörte ſein eigenes Wort nicht. Zumal als der Papa gerufen hatte:

„Macht Eure Viſiten und unterbrecht uns nicht in den wichtigſten Converſationen, die unſere Umſiedlung nach Bayreuth betreffen!“

Jetzt war aber die Schleuſe des Geheimniſſes fortgezogen. Eine Fluth von Fragen der Familie um die Möglichkeit, in Bayreuth zu leben, zu wohnen,

ſich einzurichten, ergoß ſich über den jungen Diplomaten. Wird man eine paſſende Wohnung finden? Iſt es theuer? Gibt es eine „Geſellſchaft“ dort? Iſt es wahr, daß der Markgraf ſeine Umgebungen „haut“? Hat die Frau eines Bedienten das Heft in Händen? Wird die noch nicht geſchiedene Markgräfin zurückkehren? Gibt es Bälle, Theater, eine Schule für junge Adlige? Iſt es wahr, daß die wundervolle Eremitage für Jedermann geſchloſſen iſt?

„Laissez vos badinages!“ polterte das Familienoberhaupt dazwiſchen. „Es handelt ſich um andere Fragen: Wen ſchickt man auf die Plaſſenburg? Wer wird krumm geſchloſſen? Wen jagt man mit Schimpf und Schande aus dem Lande? Welche Beamten ſind im Rückſtande, ihre Rechnungen abzuſchließen? Welche Kaſſen ſind nicht im Stande binnen fünfundzwanzig Minuten revidirt zu werden? Wie komme ich dieſem ohne Zweifel ergrimmten und unſern Fritz zu allen Teufeln wünſchenden Markgrafen bei? Namentlich, um ihm eine Vollmacht abzuzwingen, daß ich Erich Chriſtoph Edler von Plothe, königlich preußiſcher Staatsminiſter und außerordentlicher Envoyé, auch Reichstagsgeſandter zu Regensburg, befugt bin, die Diebs- und Hehlerwirthſchaft bei ihm in die Luft zu ſprengen, und wenn Excellenzen, Kammerherren, Commandeure des Rothen Adlerordens, was weiß ich, wer noch mit, dabei in tauſend Stücke gingen? Verlaſſen

Sie sich! Auf eine solche vom König selbst gekommene Note fackeln die Preußen nicht. Ich denke, in vier oder fünf Tagen zu reisen. Lieb wäre mir, in Folge aufrichtiger Hochachtung, wenn ich dabei mit Ihnen, Herr Graf, und Ihrem Herrn Vater Hand in Hand gehen und das noble Air, die anständige Physiognomie dieser brandenburgischen Parcelle von damals, als ihr Herr Vater die Honneurs des Landes machte, wiederherstellen könnte."

Das süßeste Lächeln der Damen begleitete diese zuletzt wie im Entlassungston gesprochenen und allmälig zur deutschen Sprache zurückgekehrten Worte.

Der junge Reichsgraf hatte wie mechanisch seinen Hut ergriffen und sich verbeugt. Er wurde von dem nunmehrigen Regenten seiner Heimat mit einer Grandezza entlassen, die den Ruf rechtfertigte, daß Plotho in Etikettefragen der steifste Pedant von der Welt war.

Als die Diener Ellrodt's hinzugesprungen kamen, ihm den Tritt seines Wagens zu öffnen, und er in die „Neue Kräm" zurückfuhr, war es ihm, als käme er aus einem Irrenhause. Die Pflicht gebot ihm, sich sofort hinzusetzen und ohne eine Sylbe an den gespannt lauschenden, österreichisch gesinnten Isenflamm, an seinen Ehren-Cavalier von Mantel und den Secretär Bebel zu verrathen, die eben geführte Unterredung seinem Vater in einer nur diesem ver-

ständlichen Chiffreschrift mitzutheilen. Den Brief der Reichspost, die im Dienste Oesterreichs von je in Frankfurt ein schwarzes Cabinet unterhielt, anzuvertrauen, war wol mißlich, doch mußte er es wagen. „Armes Vaterland!“ rief er beim Siegeln seines Berichtes aus. „Mußt du nun noch unter die Herrschaft eines — wirklich Wahnsinnigen gelangen!“

## Vierundzwanzigstes Capitel.

### Die Rache einer Kokette.

Eine patriarchalische Zeit, wo sich noch der Reiz der Ferne nicht so wie jetzt abgestumpft hatte, die Schwierigkeiten der örtlichen Verbindungen noch den Briefträger zu einem Gast machten, fast wie wenn jetzt das Signal einer Extrapost vor unserem Hause schmettert —! Selbst die Empfangs-Bescheinigungen auf ein Telegramm machen wir schon mit kaltem Blut und ruhigem Blick auf die Uhr ab.

Wie war das einst so anders! Die Menschen begnügten sich mit ihrer nächsten Welt. Sie schmückten sich diese mit größrer Liebe aus. Sie trieben die Zeit, die ohnehin so flüchtig dahineilende, nicht noch mehr an, hetzten sie nicht mit gierer Ungeduld, beraubten sich nicht, mit dem Vorwegnehmen dessen, was kaum gezeitigt ist, der erziehenden und veredelnden Güter, die im ruhigen Erwarten einer Hoffnung, einer Entscheidung, einer Freude liegen —!

Nur im untern Volk noch, vielleicht bei unſeren Dienſtboten, beobachten wir die Spannung und Beglückung, die durch einen Brief hervorgebracht wird. Da zehrt eine Mutter noch immer an einem Briefe, den ſie vor Monaten von einem Kinde empfing, wie an den Broten im Evangelium, und ſpeiſt damit und ſättigt und beruhigt Tauſende von Seufzern und Zweifeln an der Liebe und Treue des Kindes. Heute hält ein verliebtes junges Paar die gelobte Liebe nicht für vollgiltig und echt, wenn nicht der Poſtbote jeden Tag dieſelben Schmeichelreden, dieſelben Schilderungen der unbedeutendſten Erlebniſſe bringt. Die Briefe zwiſchen Mirabeau und Sophie, Heloiſe und Abälard haben Kalender-Intervallen ihres Datums, die unſre Verlobten oder Neuvermählten nicht begreifen.

Die Boten der Thurn- und Taxis'ſchen Poſt hatten verhältnißmäßig in Frankfurt nirgends mehr Briefe zu beſorgen, als in die enge Judengaſſe. Das Volk des ewigen Wanderns wurde auch das Volk der Communication. Die Familie des Juden iſt weit verzweigt und den gewonnenen Freund hält der Jude feſt. Schwung des Handels macht ſich durch ein Haften an der Scholle nicht. Conjunctur, günſtige Gelegenheit — das iſt der neckende Kobold, der ſich bald hier, bald dort verſteckt. Während der Chriſt mit der Zeit immer mehr Pfahlbürger wurde, wurde der Jude der Kenner der Welt. Und wohin

ihn nicht der Handel, nicht die Familie, nicht ein wohlberechnetes Schließen seiner Ehebündnisse trieb, dahin trieb ihn die Religion. Wer hat dargestellt, wie jahrhundertelang, während Lothringen vom deutschen Reiche losgerissen und völlig französirt wurde, gerade die Judengemeinden, die Synagogen von Metz und Nanzig, den Zusammenhang mit Worms, Bonn, Frankfurt am Main und mit deutschem Wesen überhaupt unterhielten?

Frau Zerline Fuld hatte sicher einen Brief aus Bayreuth, eine Mittheilung von ihrer Muhme Seckel erwartet, und Herr Fuld erwartete sogar zu einem in der Frühe angekommenen Briefe ein Kästchen, denn er hatte eine Speculation für den Reichstag machen wollen. Maria Theresia liebte über Alles Perlen. Die österreichischen Damen trugen deren im Haar und um den Hals. In den Bächen des Fichtelgebirges findet sich eine Perlmuschel, die zu einem zuweilen nicht unansehnlichen Handel aufgefischt wird. Aber — die eigentliche Empfängerin des Briefes war Lea.

Ehe ihn diese, erstaunt über die ihr fremde Handschrift, geöffnet hatte, rieth die Tante, es möchte wol ein Schreiben von dem Hoffactor Isidor Prager sein, der seine Bewerbung erneuerte. Schon erging sie sich in Betrachtungen über die Thorheit eines Mädchens, das auf sein Vermögen trotzte, sich hier von einem Manne geliebt und begehrt sähe, der

ſchon ein eigenes Hausweſen und eine hohe Stellung beſäße, eines Mädchens, das geradezu verkehrt handelte, wenn es bei ſo viel Schönheit und Verſtand nicht an die endliche Erfüllung ſeiner Beſtimmung im Leben dächte. Daß dieſer Brief auch der regelmäßige Monatsbrief Emanuel's nicht war, erſah ſich an den Schriftzügen der Adreſſe, obſchon die des Emanuel von Monat zu Monat überraſchend ſchöner wurden.

Lea war gerade nicht daheim geweſen, als der Poſtbote den Brief gebracht. Das ſchöne Wetter und die bunte Belebtheit der Straßen lockte ſie öfters hinaus, ſeitdem ſie in Meinhard und dem faſt noch knabenhaften Moltke zwei unverfängliche Begleiter gefunden hatte, von denen ſie ſich nach allen Richtungen hin führen ließ, wo es etwas zu ſehen gab. Nur nicht nach der „Neuen Kräm" wollte ſie geführt ſein. Dieſe Gegend lehnte ſie mit dem Worte ab: „Sollen ſich die Rollen tauſchen?" Meinhard, dem jetzt, nachdem er in ſeinem Buche die italieniſchen Liebesdichter erledigt hatte, die ſpaniſchen im Kopfe ſchwirrten, deutete dieſe Worte ſogleich in ſeiner romantiſchen Weiſe, als wenn die ihn um einen halben Kopf Ueberragende, die er an ſeinem Arm führte, auf die Welt der Mandolinen, der Mondſcheinnächte und des Harrens unter dem Balcon der Geliebten hätte anſpielen wollen. Lea verbot ihm ſolche Scherze.

Ihre Empfindung, als ſie Fritz Ellrodt am

verzweifelte er, seitdem er wußte, daß sich das Meiste im Leben schön austualen und das Wenigste davon doch selbst tragen läßt. Er sagte: „Nichts bleibt uns, als die Klage — wehmüthig genug — auch die stolzen und kühnen Heldensagen der Vergangenheit schlossen mit dem Geständniß, daß man nur Eines immer und ewig gewiß sein könne, des Schmerzes; der Schlußstein der Nibelungen ist der Leichenstein der Klage." Und dann sagte Blasedow auch wohl: „Ich bin der Chor der griechischen Tragödie!" Und als solchen duldet ihn und tragt ihn und zürnet ihm nicht, daß er dort ruhig und gelassen durch die Hecken schreitet, scheinbar empfindungslos an den Bäumen hinauf sieht und wie abwesend sich die künstlichen Felsen betrachtet, welche der Graf zu hydraulischen Vexirspielen benutzen wollte! — In einem kleinen Bosquet, welches zur Zeit noch von dem Baugeiste, der hier Alles in etwas Merkwürdiges verwandeln wollte, verschont war, bemerkte unser schwermüthiger Wanderer eine verhüllte Frauengestalt; wenigstens war ihr der Schleier, den sie an einem kleinen Sommerhute trug, etwas in's Antlitz gefallen und gab ihr das Ansehen einer tief in sich verlorenen Nachdenkenden. Und saß sie nicht auch wirklich da, wie ein Bild der Melancholie, und würde auch ohne Schleierfall diesen Eindruck gemacht haben? Wie sich Blasedow näherte, blickte die Dame auf, und, wie sie ihn erkannt hatte, wußte Gräfin Sidonie nicht, ob sie aus der Orgel ihrer Empfindungen dieses oder ein anderes Register anziehen sollte. Sollte sie die Gräfin sein, welche huldvoll und herablassend den alten Bekannten grüßte und ihn ihrer Gnade versicherte, oder sollte sie der Landpartie nach Dreifelden und des rothen Ochsen gedenken oder des unterbrochenen Theeopferfestes, an

Isenburger Waldrain wiedergesehen, war nicht die eines hochklopfenden Herzens, sondern einer sanften, sich selbst beschränkenden Freude gewesen. „Delicatesse" nannte jene Zeit die charaktervolle Selbstbeherrschung, die Erwägung des Schicklichen und Sichgeziemenden. Sie hatte ihn in seinem ganzen Glanz und Staat als „auffahrenden" Gesandten wiedergesehen vor einer großen, vom Rath für diese Festlichkeiten vor'm Allerheiligenthor errichteten, mit Tuch und Teppichen überkleideten Burg von Holz, die sich für Audienzen, großartige Gastgebote in einer so überaus engen, unkünstlerisch und mit einer förmlichen Lust am Unschönen angelegten Stadt nicht vorfand. Aber die Augen der so innig Verbundenen hatten sich dabei noch immer nicht begegnen können. Jede Stunde sollte Meinhard einen Bericht erhalten, wann sie sich endlich Alle, Graf Ellrodt in einfacher Bürgerkleidung, auf einem Spaziergange begegnen und von Herzen aussprechen sollten.

Innig bewegt war Lea nach Hause gekommen. Meinhard hatte ihr eine Kunde gebracht, die ihr die dunkle Gasse wie in ein magisches Licht tauchte, die halsbrechende Treppe, die in den ersten Stock des Fuld'schen Hauses führte, zur Himmelsleiter machte. Uebermorgen in der Frühe mußte Fritz Ellrodt zwar abreisen, um sich in die würdige Positur zu setzen, die ihm im Namen seines Souveräns an den Grenzen seines Landes vor den zurückkehrenden kaiserlichen

Herrschaften einzunehmen geziemte; aber die morgende Abendstunde von sechs bis neun (später freilich verlangte ihn Erzherzog Joseph noch bei Lichtensteins zu sehen) sollte endlich ihr gehören. Nicht in die dumpfe Gasse, wo sie wohnte und wo sein Erscheinen nur widerwärtige Neugier erweckt haben würde, wollte er kommen, sondern hinaus wollten sie wandern in die herrliche Frühlingsluft, in den bergenden Schutz des Waldes. Meinhard und Moltke wollten am sogenannten Gutleuthof, einem geeigneten Platz zum Uebersetzen über den Main, einen Nachen bereit halten, um zuvor das abseits gelegene Gehölz des Sandhofs, dann die stilleren Wege des dichteren Waldes zu gewinnen, die hinter dem Dörfchen Niederrad liegen.

Da wartete nun auf Lea ein Brief. Sie öffnete ihn, sah auf die Unterschrift und erstaunte, eine Zuschrift von jener seltsamen, so überspannt aussehenden, immer so aufgeputzten Frau zu finden, die sie bei Ministerin Lauterbach hatte kennen lernen.

Auf Papier, das mit Goldschnitt und dem fürstlich markgräflichen Exempel versehen war, hatte sich Christiane Stichert an die, wie sie sich ausdrückte, „nur einmal Gesprochene, aber im Reich der Geister ihre Schwester Gewordene" in einer langen Epistel ergangen, bei deren anfangs nur flüchtigem Ueberblick Lea schon dermaßen erschrak, daß sie mit Sanftmuth, doch entschieden, die gespannte Er-

wartung ihrer Verwandten auf den Augenblick beschied, wo sie selbst es für passend finden würde, den Neugierigen etwas davon mitzutheilen.

Zu Anfang des Briefes fand sie ein gemüthliches Geplauder. Die Beherrscherin eines Fürsten wollte sich nur infach bei ihr in Erinnerung bringen. Dann aber zeigte sich doch die bestimmte Absicht und sogar ein Ziel, wo das stark unorthographische Geplauder hinaus wollte. Der Brief der Frau Kammerdienerin sollte dem Glück Ellrodt's gelten, sollte für Lea — eine Strafrede, Mahnung, Erinnerung an ihre Pflicht sein! Lea staunte und lächelte darüber. Zu den Errungenschaften einer geläuterten und edlen Bildung gehört die Unterdrückung ungestümer Aufwallungen bei Anschuldigungen, über welche unser Gewissen rein ist. Innerlich kann da die Seele von Schmerz gefoltert werden, aber sie versteht mit Würde auszuhalten. Die Rechtfertigung wird schon kommen.

Noch konnte die Drohnote des Königs von Preußen nicht in Bayreuth angekommen sein, als diese, ganze sieben Quartseiten füllenden Zeilen geschrieben wurden. Und doch versicherte Frau Stichertin, daß „Mamsellgen" mit ihr Mitleid haben würde, wenn sie ihre Lage sähe. „Gott, hätten wir doch nie dieses Wandsbeck verlassen!" schrieb sie. „Hätten wir uns doch in Hamburg eingemiethet und uns mit ein paar rechtschaffenen christlichen Menschen, einem

guten Prediger und ab und zu einer guten Comödie begnügt! Denn es ist gar nicht zu sagen, wie der ewige Chagrin die Gesundheit Seiner Durchlaucht alterirt und wie „wir“ (sie gehörte immer mit zur Durchlaucht) doch keinen Dank dardavor haben und nichts als falsche Avertissements in den Zeitungen und geschriebene Pasquillen, die ich denn freilich für nichts ästimire und solche hungrige Poeten verachte, dieweil ich weiß, was Poeten von Extraction und großer Empfindung sind, wie Klopstock, der Herrliche, und Herr Gleim, und jetzt auch Herr Ramler und Herr Uz, mit welchen Beiden ich in Correspondenz stehe, weil ich Manches zu dunkel finde in ihren erhabenen Werken und mir von ihnen erklären lasse.“

Nachdem die Schreiberin dann zugegeben hatte, es wäre in Bayreuth Vieles nicht so, wie es sein sollte, kam sie auf den jungen Grafen Ellrodt, der ihrem „Geständniß zufolge“, benebst seinem Freunde, dem gewesenen Kammerrath Meersmann, die meisten „Facultäten“ für eine würdige Administration des Landes zu haben schiene, wenn nur nicht der Letztere für den gnädigen Herrn zu hitzig und Ersterer, „lachen Sie nicht, Mamsellgen, und behalten Sie es ja vor Ihnen selbsten, nicht zu jung, schön und zu propre wären“ — „Denn Souveräns,“ fügte sie offenherzig hinzu, „sind auf Alles eifersüchtig, und können nichts um sich leiden, was excellirt.“ Zuletzt kam

der listige, aber wie Lea sogleich erkannte, von Herzen wohlgemeinte Uebergang: „Jetzt zumal ist dieses Malheur mit dieser schönen Comtesse Ulrike, worüber ich Ihnen, als nächst mir, der einzigen wahren Freundin des Herrn N. N., par occasion meine Meinung hiemit schreiben will. Diese junge Dame ist sehr unglücklich. Und wenn ich es aufrichtig sagen soll, so muß ich bekennen, es drückt mein Gewissen, daß ich einigermaßen daran die Schuld trage. Denn ob der gnädige Fürst wieder in den heiligen Ehestand tritt, das kann mir doch tout égal sein. Ich wünschte es sogar, weil ich noch nicht zu alt bin und mein armes Leben bisher, genau genommen, ein Jammerleben gewesen ist. Wenn wir uns einmal, liebe Freundin, wiedersehen, da werde ich Ihnen das Alles ganz so beschreiben, wie man daraus eine Geschichte für den Kalender machen könnte. Ich habe in meinem Leben schon mehr geweint als eine Mutter, die ihre sämmtlichen Kinder verloren hat, oder eine Jungfer, die" — jetzt kam die für Lea bestimmte Mahnung — „ihren Herzallerliebsten selbsten bitten muß, ihr Valet zu geben, weil es die Umstände nicht erlauben. Doch dieses regardirt mich jetzt nicht —" lautete die diplomatische Selbstunterbrechung. „Ich will nur sagen, daß Herr N. N. mit seinem Pouvoir in Staatssachen noch übler daran ist, weil die einzige Person, die meinen Fürsten wieder zu einer guten Mariage

hätte bewegen können, eben dieſes niedliche Comteſſchen war! Da er dann hörte und es ſah, daß ſolche bereits N. N. liebte, ſo kennen die Menſchen nicht den Caractère von Durchlaucht. Von Stunde an war es bei Ihme ab, während doch in ſothanen Fällen in Stuttgardt oder anderswo die Geliebten oder gar ſchon die Ehemänner der Auserkornen von denen fürſtlichen Amoureur ſo lange chicanirt oder geradezu vom Hofe congediirt oder manchmal auch mit Tituln und Douceurs abgefunden werden, bis der Souverän ſeinen Willen hat. Das duldet nun hier Sein frommer Sinn nicht. Denn, was ſie auch ſchreien und ſchreiben mögen, die Furcht Gottes wohnt doch in meinem Markgrafen, und Keinem thut er wiſſentlich Unrecht. Daß es Intrigants giebt, die ihm was vorſpiegeln — — — doch davon ein anderesmal. Ich ſage nur von Durchlaucht, er fuhr gleich nach Himmelskron, als er die Inclination der Comteſſe erfuhr. Das aber will ich Ihnen nicht verſchweigen, und ich ſchreibe es Ihnen, weil Sie ebenſo N. N.'s wahre Freundin ſind, wie ich, daß die Eltern der Comteſſe es gern geſehen hätten, wenn ſie der Markgraf, verſteht ſich, zu ſeiner richtigen Gemalin erhoben und ihr einen Titul, etwa: „Frau-Land- oder Raugräfin", gegeben hätte. Wie ſind denn nicht Eltern! Aber dieſe genannte junge Comteſſe, das weiß ich für gewiß, hatte nicht den geringſten Soupçon von denen

ambitieusen Projekten ihrer Eltern und erschrak nicht wenig, als sie davon Connaissance kriegte. Sie war der Meinung, daß alle diese Attentions von Seiner hochfürstlichen Durchlaucht nur von wegen einer Tragédie gekommen wären, welche auf der Eremitage sollte aufgeführt werden. Frau von Lauterbach Excellenz hatten selbsten nichts pressanter gehabt, als die Erwirkung dieser Gnade, daß nämlich Seine Durchlaucht jener Vorstellung anwohnten. Was war es nun? Das schöne junge Mädchen war gerührt vom Markgrafen, weil es just den Anschein hatte, daß Sie, die Comtesse, es wirklich bei Ihme durchgesetzt und noch dazu mit dem so wenig bei Durchlaucht beliebten Herrn von Voltaire. Bin ich nun aber selbst des Todes verwundert gewesen, wie das Gottes Finger so wunderbar hat ändern wollen! Kommt der Herr Graf auf die Eremitage, um für Wien von Durchlaucht Abschied zu nehmen, und Comtesse mit ihrer Tochter ist justement zur selben Stunde in Anwesenheit, um mit Durchlaucht über den Bau für's Theater zu conferiren. Denn er wollte wieder, wie in seiner Schloßandacht, einen besondern Bettschirm vorgesezen kriegen, damit Public nicht sähe, ob er weinte oder lachte. Nun attrapirt gleichsam beide N. N. und stürzt davon, und die Comtesse, als wenn sie Kohlen unter den Füßen brennen hätte, feurconnirt etwas von seiner Idee, wie wenn, und läßt den Markgrafen

gegen alle Etikette, und ich kann's wohl ſagen, weil ich in der Nähe ſtund, geradezu wie einen Schulbuben ſtehen. Jetzt capirte Seine Durchlaucht, wen die Comteſſe im Herzen trug, und da mußte gleich das ganze Gerüſt holterdipolter aus dem Saal heraus und noch vor zu Tiſch gehen hatte er in eine Fenſterſcheibe gekritzelt: „Trachtet nach dem, was droben iſt, Coloſſer 3, 2.“ Es ging dann gleich mit großem Spektakel los auf Politik und Gouvernement, der Diſtraction wegen. Aber ſelbſt in die deutſche Comödie brachte ich ihn nicht mehr, ſo daß die armen Schlucker aus der Reitſchule abziehen mußten und ſchreckliche Schulden hinterlaſſen haben, welche aber alle der Markgraf bezahlt hat. Der Winter war Kummer und Elend, Hetzerei und nichts als Klaglibellen. Ich kann's nicht ändern. Das Politiſche iſt nicht mein Fach. Der Markgraf tröſtet ſich allweil, Zuchtruthen müßte es für die ſündige Menſchheit geben. Frau von Lauterbach machte allein ein bischen Lärm in der Stadt. Einige ſagen, ſie würde den Brendel heiraten, wenn er nur adlig wäre und ihn Durchlaucht zum Geheimrath machen wollten. Von alledem nehme ich nicht Notiz. Nur das arme Comteſſechen dauert mich. Es war nirgends mehr zu ſehen, bei Hofe nicht, nicht in der Kirche. Die Leute ſagen, ſie ſchäme und gräme ſich zu Tode. Und nun muß ſie denn auch noch mit dem Oberbergrath in Einem Hauſe wohnen, wo ſie nichts

als deſſen Prachtiren mit anzuſehen hat. Sie kommt in keine Geſellſchaft und ſehnt ſich auf's Frühjahr, wenn der Wind in Mariengrün die Fenſter nicht mehr ſo klappern läßt. Sonſt ginge ſie ſchon jetzt. Ach, es iſt gewiß, daß das alles ſo um den Schmerz iſt, verkannt zu ſein von dem Mann, den ſie ſchon ſeit früheſter Jugend in ihr Herz geſchloſſen hat. Denn das weiß ich, wie es an unſerm Herzen nagen kann, ſich rein zu wiſſen, ſich nicht an der rechten Stelle verdefendiren zu können! Ich für meine Perſon lache dann immer vor Schmerz über die verkehrten Menſchen. Aber ein weißes, auf der Wieſe aufgeſpanntes Linnen, der friſchgefallene Schnee kann nicht reiner ſein, als dieſe Geſchichte, die dem armen Comteſſechen der Hochmuth ihrer Eltern geſpielt hat. Habe ich denn alſo, da ich Deme oft und ſelbſt in ſtillen Nächten nachdenken muß, mich zu dem Entſchluß reſolvirt, Ihnen, mein liebes Mamſellchen, darüber zu ſchreiben. Habe mich auch nicht geſcheut, darüber von Ihnen ſo angeſehen zu werden, als ob ich meinte: —" nun fuhr die kluge Diplomatin offen heraus mit der Sprache und weckte jenes Lachen, von welchem ſie eben ſelbſt geſchrieben hatte, auch bei Lea — „Sie hätten N. N. in Ihrem Beſitz und beraubten ihn ſeiner fünf Sinne, da er doch wiſſen muß, daß wir in einer Welt leben, die wahrhaftig Gott Amor nicht gemacht hat. Ach, was habe auch ich in meinen jungen Jahren denen Wolken nachge-

guckt und geträumt, daß ich Flügel bekommen könnte, sie einzuholen! Was habe ich mit den Blümelein gesprochen und mit den Bächlein geplaudert! Was könnten die lieben Sternlein nicht Alles auch von mir verrathen und der liebe Mond, die all von den armen sündigen Menschen so viel Seufzer und inbrünstige Gebeter zu hören bekommen! Ist mir dann aber immer auch wieder ein Moment gekommen, wo ich meinen Phantaseyen und Gelüsten Valet gesagt habe. Nichts für ungut! Wenn Sie mir schreiben, liebes Mamsellchen, so bitte ich, schicken Sie mir doch ja etwas von der Mode mit! Ich brauche einen neuen Hut und hätte gern die rechte Façon. Ich rembourśire Alles, was Sie auslegen, bei Ihrem Herrn Onkel Seckel, welcher grüßen läßt. Ihre von Herzen ergebene Dienerin."

Lea sah die Voraussetzung, sie wäre ein Hinderniß für Ulrikens Glück; sie sah die Berufung auf ihre Selbstüberwindung —! Nun wurde es ein Nessusgewand, was sie an ihrem ganzen Dasein trug. Sie wollte es abreißen und es widerstand. Hoffnungen setzte sie doch wahrlich nicht auf den Reichsgrafen Ellrodt! Aber wie sollte sie seinem eigenen, gewiß in sich gebrochenen Innern mit dem Namen Ulrikens beikommen! Bei Alledem erhielt ihr Wiedersehen durch den empfangenen Brief nun erst recht eine Bedeutung. In die Freude mischte sich Schmerz. Ihr Herz bebte; jede Wolke,

welchem der Pfarrer ja Theil genommen, oder sollte die lichte, helle Wahrheit aus ihrem Auge klagen und selbst die Thräne nicht verleugnet werden, die sich eben darin spiegelte? Ach, so steht der Mensch oft wie eine Windharfe dem sanften und stürmischen Luftzuge gleich offen oder weiß die nackte und ausgestorbene Brust bei einer schnellen Ueberraschung mit keiner Hülle zu bedecken und muß sich gefangen geben! So knicken oft im Nu die frischesten und eiligsten Entschlüsse oben am Stengel ab; so sinkt dem Helden die Waffe nieder, die er kaum erhoben: denn er fühlt den Tod im Arme oder erkennt durch eine Spalte des Visiers hindurch seinen eigenen Bruder. So entwaffnet stand Sidonie. Hundert Scherze und Vorstellungen erstarben ihr auf der zu den alten Lügen (die sie für eine schwere Standespflicht ansah) schon angeschlagenen Zunge; sie mußte den schon zu einem künstlich unbefangenen Willkomm erhobenen Fuß und sich selber auf die Rasenbank sinken lassen und der Wehmuth ihres Gefühls, den guten und, nicht minder wie sie, unglücklichen Mann wieder zu sehen, Raum geben. Blasedow aber, nur des Lügengeistes der Adeligen sich bewußt, verstand auch diesen Empfang sich nicht anders als im Sinne der Komödie zu deuten und sagte nicht ohne einige Ironie: „Wie unbequem muß es Ihnen sein, in dieser Zerstörung zu leben, wo selbst der Wiederaufbau, mit dem ich rings die Arbeiter beschäftigt sehe, einen künstlichen Verfall vorstellen soll? Haben Sie mich noch nicht vergessen, Frau Gräfin?“

„Ach, lieber Freund,“ sagte die Gräfin, „wir Menschen haben oft diejenigen als Leitsterne, die man an unserm Lebenshorizonte gerade am seltensten sieht. So Mancher weiß nicht, wie er in die Berechnungen eines Andern und oft ge-

die sie über den kleinen Horizont ihrer Gasse schweben sah, hätte sie bestimmen mögen aus dem Ghetto hinauszulaufen um zu sehen, ob die Wolke vereinzelt stand, ob sie keine Störung für den Abend brachte. Was hatte sie nicht Alles zu erzählen! Was nach diesem Briefe dem so hochverehrten, ja mit jeder Empfindung, deren ihre Sinne fähig waren, geliebten jungen Mann als seine Pflicht darzustellen! Vor ihm selbst hatte sie sich nicht zu rechtfertigen. Nur bitten wollte sie ihn, daß Er ihre Rechtfertigung auch anderswo übernahm. Schon lange schwebte sie in dem Vorgefühl einer möglichen, die Herzen von aller irdischen Begehrlichkeit läuternden Seelenfreundschaft. Es war dies die süße Musik der geläuterten Gefühle, die aus dem vorgeschrittenen Schriftwesen des Auslandes herübertönte, die Musik, die den Erdenschmerz heilt, die uns tröstend vorzugsweise in der Nähe erhabener oder sonst zum Gemüth dringender Natureindrücke überkommt. Durch Rousseau's Schriften verpflanzten sich aus dem Park von Montmorency, aus Ermenonville die Trauerweiden und die Urnen mit Aschenkrügen über die ganze gebildete Welt. Zu Voltaire's Zeit kannte man die Parklandschaft nur als Elegie über — begrabene Hunde.

Lea's Lehrer und Prophet war Mendelssohn. Wie Nathan, Lessing's Nachbild Moses Mendelssohn's, seiner Recha das Schwärmen widerräth,

ſo hatte auch ſie den Trieb in ſich ausgebildet, den Wurzeln der Erſcheinungen, den beſtimmenden Urſachen auf dem ſo dunklen, von Irrlichtern umtanzten Gebiet der Gefühle nachzuforſchen. Wenn ihr früher dieſe Richtung von Fritz Ellrodt als Kälte vorgehalten wurde, ſo war ſie nicht kalt. Sie beſaß in glühendſter Wärme den Wunſch, ihn glücklich zu ſehen. Sie wollte ihn geehrt, auf dem richtigen Standpunkt wiſſen. Sie empfand mit Erhebung und ſittlichem Stolz, daß gegen dieſe heiße moraliſche Empfindung der Wärmegrad ihrer Sinne zurücktrat.

Gegen die noch kühle Luft wurde eine wärmere Kleidung mitgenommen. Ein ſeidenes Mäntelchen, deſſen Form damals nur dem nächſten Zweck des Warmhaltenſollens entſprach, ſchlug ſie nicht ſogleich über ihre wohlgerundete Schulter, ſondern legte es über den Arm, der mit drei langen, ſich ſtufenweiſe wiederholenden Florärmeln bedeckt war und doch die Weiße der Haut hindurchſchimmern ließ. Ihr Hut war weitkrämpig, wie ihn die damalige neue engliſche Mode aufgebracht hatte, von grauer Seide. Seine Draperie war über ſchwerfällige Drahtgeſtelle gezogen. An der linken Seite ſchmückte ihn ein Bouquet von künſtlichen Roſen. Den Werth, den die damalige Mode auf die Herſtellung einer wie abgezirkelten Bruſt und Taille legte, unterſtützte hier der ſchlanke Wuchs, den die Natur gegeben.

Gärten und Felder ziehen ſich nach jener Gegend

hin, wo man über den Fluß setzen muß, wenn man das jenseitige Ufer, das zunächst zum Walde führt, gewinnen will. Meinhard und Moltke gedachten binnen Kurzem weiter zu reisen. Von Ellrodt stand fest, daß er schon morgen in aller Frühe scheiden mußte. Die Nähe des jungen, zum Erzogenwerden bestimmten Cavaliers bedingte Gespräche, die nur äußerlichen Dingen galten. Meinhard verstand es, nicht nur sein reiches Wissen bei jedem Anlaß ergiebig zu machen, sondern auch in Raum und Zeit den Augenblick festzuhalten. Das Horazische: Carpe diem! „Pflücke den Tag!" hielt ihn heute wieder mit dem reinen, sich über ihnen wölbenden Himmel, mit dem Lenzesdrängen, dem Keimen um sie her, mit den so mächtig die Ahnung weckenden blauen Bergen in Verbindung.

An einem von einer Mauer umgebenen Verein von Gebäuden, wo in alten Tagen ein Kloster zur Aufnahme von Kranken gelegen haben soll, dicht an der schützenden Mauer der „guten Leute", begrüßten sich Lea und Ellrodt. Dieser, in einfacher, jedes Anzeichens seiner Lebensstellung entbehrenden Tracht, Lea den Schleier über den Hut schlagend, um vor den Zeugen ihre erste Erregung zu verbergen. Die Begleiter zogen sich ein wenig zurück.

Lea bestimmte sogleich den Ton, in welchem sie ihr Wiedersehen des Freundes gehalten wissen wollte.

„Haben Sie eine Stunde erübrigen können von Ihren hochwichtigen Staatsgeschäften?“ fragte sie, zwar anfangs mit erstickter, dann aber rasch Fassung gewinnender Stimme. „Ich würde mir Vorwürfe über diese Beraubung machen, wenn ich Ihnen nicht zugleich die Erholung von einem Zwange gönnte, der Sie erdrücken muß.“

Der junge Reichsgraf schwieg.

Die Begleiter waren vorausgegangen an den Fluß. Fritz Ellrodt hatte noch nichts gesprochen als sein Begrüßungswort: „Theure Lea!“ Damit ließ er in Lea's Ohr nur den Klang seiner von ihr so lange nicht gehörten Stimme nachtönen.

„Das ist doch verdrießlich —“ kam Meinhard vom Ufer und von einer daselbst befindlichen Wirthschaft zurück, „denke ich, wir setzen allein über den Fluß und ein Rudel Menschen will in einem halb Dutzend Nähnen mit hinüber!“

Da war nicht zu helfen. Es war Reichstag, die Welt aus den Fugen. Lea sagte scherzend, es zöge auch andere in die Natur. Es schien eine Genossenschaft zu sein, die sie begleitete. Frauen fehlten.

In dem bestellten Nachen glitten alle Vier den an seinen Ufern flachen, nur mit Schilfrohr besetzten Fluß hinunter. Die mangelnde Schönheit derselben wird durch die Aussichten, die geboten, ersetzt.

„Laßt den Nachen hinuntergleiten bis zu einer

Stelle, wo nicht die gewöhnliche Landung statt-findet!“ rief Meinhard. Ellrodt hatte nur Augen und jetzt endlich einige Worte für Lea.

Wohl an sechs Kähne hatten sich mit einer sonderbaren Gesellschaft gefüllt, die plötzlich ganz denselben Wunsch geäußert zu haben schien, wie Meinhard. Sie folgten dem Kahn mit der Dame, und als man am jenseitigen Ufer ausstieg, landeten auch sie an derselben Stelle.

„Wir werden Wege finden, wo man uns nicht belästigt!“ meinte Meinhard halblaut, und in der That schlugen die Begleiter, die anscheinend aus geringen Bürgern, theilweise aus Bedienten oder Stallknechten bestanden, andere Wege ein.

„Morgen in aller Frühe muß ich von einer Stadt scheiden,“ begann jetzt Fritz Ellrodt in französischer Sprache, „die diesen ganzen Winter so glücklich war, Sie in ihren Mauern zu hegen! Werden Sie denn nicht zu uns zurückkehren? Wir gehen Verwirrungen und Katastrophen entgegen, die mich das Bedürfniß werden empfinden lassen, mich an jenen unvergeßlichen Gesprächen wieder zu stärken und zu erheben, die, ich denke mit Verzweiflung daran — als das Einzige von unserer Begegnung im Leben zurückgeblieben sein sollten?“

Lea wollte erwidern. Da traten hinter einer Feldhütte, an welcher sie vorübermußten, plötzlich zwei Männer hervor, die sich ihnen unmittelbar an-

ſchloſſen und Miene machten, mit ihnen gleichen Schritt zu halten.

„Das iſt doch eine impertinente Zudringlichkeit!“ hörte man Meinhard ausrufen, der mit dem jungen Moltke in einiger Entfernung zurückgeblieben war, hinlänglich weit, um das vorangehende Paar nicht zu ſtören.

Die Vorausgehenden waren jetzt gezwungen, über unverfängliche Dinge zu plaudern. Selbſt der Ausweg, franzöſiſch zu ſprechen, ſchien nicht ganz ſicher zu ſein, um den beiden Begleitern unverſtanden zu bleiben. So perorirte denn auch Meinhard laut über die Natur-Umgebung, die Vorkommniſſe des Reichstages, das Befinden der kaiſerlichen Herrſchaften, die großen Gaſtereien, womit die Wahl- und Krönungs-Ceremonien zu Ende gegangen, und zwiſchendurch über die immer mehr am Reichstage zugenommene Unverſchämtheit im Betragen des Pöbels.

Als es ſchien, daß jene Männer ihrer Unbequemlichkeit inne geworden und einen andern Weg über die Wieſen hin eingeſchlagen hatten, ſagte Lea zu Ellrodt in vertraulichem Ton:

„Ich werde zunächſt nach Berlin gehen! Dem Onkel, der nächſtens die Meſſe in Leipzig beſucht, gedenke ich mich anzuſchließen. Bayreuth ſehe ich erſt wieder, wenn mein Bruder reif iſt zu einem gründlichen Examen, das ich mit ihm anſtellen laſſen

will. Bin ich dann wieder in Ihrer Nähe, so werde ich glücklich sein, Sie an einem Orte besuchen zu dürfen, wo Sie sich von den Widerwärtigkeiten des öffentlichen Lebens in einer beglückten Häuslichkeit ausruhen."

Ellrodt lachte bitter auf und wollte erwidern. Da aber belebte sich der Beginn einer Allee, die auf eine Meierei, der Sandhof genannt, führte, mit einigen Mitgliedern der mit ihnen zugleich über den Fluß gekommenen Gesellschaft. Einige darunter sprachen im österreichischen Ton. Ihre Reden waren wie vom Zaun gebrochen und wurden so laut geführt, daß man das Absichtliche und Erzwungene daran leicht erkennen mußte.

Meinhard näherte sich mit Ungeduld. Der junge Moltke fing die Sprecher zu parodiren an. Ebenso laut wie Jene begann er ein nicht minder vom Zaun gebrochenes Gespräch: „Glauben Sie denn, daß der Schach von Persien dem Großmogul von Indien den Krieg erklären wird?" oder: „Wissen Sie, was ich in der Zeitung gelesen habe? Ein Schäfer in Siebenbürgen soll den Untergang der Welt für den letzten April prophezeit haben!"

„Vielleicht ist seine Prophezeiung nur zur Hälfte wahr," fiel Fritz Ellrodt ein, „und befreit nur die Welt von dem unnützen Gesindel."

Lea bat um Mäßigung. Ihr zu Liebe beherrschte man sich, schwieg oder sprach über unverfängliche Dinge.

Als man endlich den Sandhof erreicht hatte, setzte man sich an einige schon für die Sommerszeit hergerichtete Plätze. Es war dieselbe stille Wald- und Garteneinsamkeit, aus deren Reizen Goethe, der junge, damals fünfzehnjährige und schon mit Liebesträumen schwärmende Wolfgang, die Farben zu seinen späteren Naturschilderungen entlieh, Farben, die noch im „Faust" die Zeichen ihres gerade aus diesem nächsten Frankfurter Waldbereich stammenden Ursprunges tragen. Zur Bestellung einer ländlichen Collation waren Meinhard und sein Zögling unter das Dach der Wirthschaftshäuser getreten. Fritz Ellrodt und Lea blieben allein

„Sie kennen nicht," begann Jener, „was in mir das Bild einer traulichen Häuslichkeit, das ich wohl verstehe, bis zur Höllenqual verzerrt! Es ist der Fluch meines Lebens, daß ich nie die freie Selbstbestimmung hatte! Wohin ich blicke, fand ich ein schon gemachtes Bett! „Wir werden gezogen!" hat ein alter Kirchenvater als die Quintessenz des ganzen Erdenlebens bezeichnet. Mir aber wurde diese Ironie auf die Freiheit des menschlichen Willens als alleinige Lebensmitgift zu Theil. Voltaire lehrte die Freiheit des menschlichen Willens. Ach, auch er wird damit enden, daß er —!"

„Ja, weil er älter wird und der Sklave seiner Gicht, wird er schreiben: Wir sind nicht frei!" fiel Lea schnell ein. „Die größte Freiheit des Willens

iſt die, daß man den Zwang als nothwendig und vernünftig anerkennt. Auch die Pflicht hebt die Freiheit des menſchlichen Willens nicht auf. Der Menſch ſucht das Schöne. Iſt es nicht ſchön, dem Geſetz zu gehorchen, der Erfahrung, den Wünſchen derer, die uns lieben —?"

Weiter konnte die Sprecherin nicht kommen. Mit Meinhard und ſeinem Zögling verließen zu gleicher Zeit einige Männer, die anſcheinend zu den Nachenfahrern gehört hatten, den Küchenraum und ſetzten ſich mit freundlich grinſender Begrüßung an denſelben langen Tiſch hin, an deſſen einem Ende Lea und Ellrodt ſaßen.

„Laßt Euch den Wein und was Ihr beſtellt habt, munden!" rief Letzterer. „Wir kommen bald zurück."

Damit ſtand er auf und ſetzte voraus, daß ſich ihm Lea anſchloß.

Sie that es auch und nahm ſogar den Arm, den ihr der junge Freund bot.

„Es iſt ja faſt," begann er mit Zorn, „als wäre das eine abſichtliche Störung, die auf einer Chicane beruht?"

„Die Gegend iſt viel beſucht!" entgegnete Lea, um ihn zu beruhigen. „Es iſt gewiß nur Zufall! Ich benütze die Gelegenheit, Ihnen eine Ueberraſchung zu erzählen, die mir heute zu Theil wurde. Nehmen Sie dieſen Brief! Ich empfing ihn aus Bayreuth!"

Eben griff Ellrodt danach, als aus einem ſchon belaubten Gebüſche einige andere Männer hervortraten. Es war, als wäre das Paar von Spähern umringt.

Mit gedämpfter Stimme verſuchte Lea, ihm den Inhalt des Briefes, den er zu ſich geſteckt hatte, zu erzählen, ſoweit ſich derſelbe nicht auf Ulrike bezog. Doch mußte ſie der lauten Converſation ihrer Begleiter wegen bald abbrechen.

„Es ſind Geſichter, die ich ſchon ſonſtwo geſehen habe!“ ſagte der junge Reichsgraf zornglühend. „Diener des Fürſten Eszterhazy ſcheinen's! Ich erkenne einen Läufer des Grafen Colloredo — ich werde ſie anreden!“

„Laſſen Sie das! Es ſind harmloſe Spaziergänger, die den ſchönen Abend genießen wollen!“

Da nun aber doch wieder auf einem anderen Wege, den ſie einſchlagen wollten, einige Männer desſelben Schlages ſichtbar wurden, ſo beſchloſſen die Geſtörten, zu den Bänken des Sandhofes zurückzukehren. Hier fanden ſie die Geſellſchaft vollends vermehrt und mußten an ſofortigen Aufbruch denken. Meinhard, der ſich für ein ruhiges und ungeſtörtes Beiſammenſein verbürgt hatte, tobte laut über den ſauren Wein, nannte den Schinken zähe, Butter und Brot ungenießbar wie gewiſſe Menſchen; er bezahlte und veranlaßte, daß man aufbrach und das naheliegende Dorf Niederrad zu erreichen ſuchte,

radezu in sein Gewissen verflochten ist. Man kann sich sehen und nie sprechen und doch für einander eine Beziehung haben, die man Niemanden und kaum sich selber eingesteht."

Blasedow, der diese Wahrheit wohl fühlte, sie aber nicht auf sich zu beziehen wagte, wich deren Schlußfolgerung aus und schrieb sich davon nur so viel zu gute, daß er fortfuhr: „Wenn ich Ihr Gewissen bin, gnädige Frau, dann sind Sie sanft und gut gebettet!" Und nun setzte er sich an ihre Seite, ganz betroffen über die Schwermuth, die den Stolz dieser Frau, er wußte noch nicht, ob verschleiert oder vernichtet hatte.

„Sie haben viel gelitten, lieber Freund," begann Sidonie und Blasedow ergänzte, sie verbessernd: „Leiden wollen, meine Beste! Und besser ist es immer, unglücklich durch sich selber, als durch Umstände sein. Wenn der Arzt eine versteckte und nicht recht ausgesprochene Krankheit sieht, so befördert er ihre Entwickelung und sucht ihr gerade jene normale Gestalt zu geben, die sich sichrer heilen läßt."

„So hoffen Sie also?" fragte Sidonie und legte in den Ausdruck ihrer Stimme einen Ton, als hätte sie es an sich selbst erfahren, wie unmöglich dies ist.

„Ich würde hoffen," antwortete Blasedow, „wenn ich jünger als meine Söhne wäre. In ihnen liegt mein Unglück, weil in dem Unglück meiner Söhne wieder meine Schuld liegt. Ich würde glücklich und ruhig sein, wenn ich jedem meiner Kinder sein Grab zuwerfen und einen einfachen Denkstein darüber bauen könnte; ich würde gerade dann hoffen, auf Friede wenigstens, wenn ich nichts mehr zu hoffen habe. So steh' ich armer Mann jetzt so weit von meinen Söhnen ab, die ich mir einst dem warmen Herzen so nahe gebracht

von wo sich, Lea's Beschreibung zufolge, eine stattliche Allee bis zum sogenannten Forsthause ziehen sollte.

In der That fand jetzt Lea, obschon man die Schritte beschleunigte, Zeit, nun auch ihre Vertheidigung Ulrikens und die Darstellung des tief bemitleidenswerthen Zustandes, in welchem sich die ungerecht Beschuldigte befand, mit Bezug auf den Brief, dessen Unterschrift ihren Begleiter nicht wenig überrascht hatte, zu beginnen. Sie zeigte sich dabei ganz als die in die Tiefe blickende Seelenprüferin, die im Stande war, sich in die Natur, in die Lebenslage anderer Menschen zu versetzen. Sie beschwor ihn, jeden Verdacht auf die von ihren Eltern wider Willen und unbewußt Irregeleitete aufzugeben.

„Die weiße weise Frau wieder —! Mein alter Schutzgeist —!" Das war Alles, was Ellrodt, in den Brief starrend, erwiderte.

„Bedenken Sie," fuhr Lea mit inniger Betonung fort, „bedenken Sie die schwierige Stellung des Grafen Löwenhaupt! Abhängig vom Hofe, von den Launen und der Willkür seines Souveräns — verlernt ein solcher Mann zuletzt seinem eigenen Urtheil trauen! Der Mutter scheint dann gar der Traum einer Erhöhung ihrer Tochter zu ihrem eigenen früheren Ursprung in den Kopf gestiegen zu sein! Ich sehe Ulriken vor mir! Was mag das schöne Mädchen gelitten haben! Sie gehörten

ihm durch den Ausspruch der Welt an und sogar durch den Ausspruch Ihres eigenen Herzens —"

„Lea —!" wollte sie der ruhig Aufhorchende unterbrechen. Da wurde die Hoffnung, sich ungestört aussprechen und sich so recht allein angehören zu können, auf's neue gestört. Ein Dämon schien ein Gefallen daran zu haben, den Lustwandelnden das Gefühl, einsam zu sein, zu stören und sie über die Schallweite ihrer gesprochenen Worte beständig erschrecken zu lassen.

Der junge, reizbare Mann wurde roth bis zur Stirn. So sehr seine Seele am Inhalt der Reden Lea's, am Inhalt des Briefes hing, er gerieth in förmliche Abwesenheit seiner Gedanken, in ein Sinnen, wer ihm diesen Streich gespielt haben mochte. Meinhard und Lea, die seine Aufregung sahen, thaten nichts, um dieselbe zu mehren. Sie schwiegen endlich, hielten ihn nur zurück und suchten ihn zu besänftigen.

Geleugnet konnte nicht werden, daß von Meinhard und dem jungen Moltke die Vorbereitung zu diesem abendlichen Spaziergang, die Sicherstellung eines Kahnes nicht geheim betrieben worden war. Sie wohnten in einem geräuschvollen Gasthofe, dessen Bedienung die ihr gegebenen Aufträge nicht selbst besorgte, sondern sie wieder anderen Commissionären übertrug. So hatte, das war Ellrodt's sich immer fester ausbildende Vorstellung, Trünsch-

ler von Falkenstein diese Bosheit einer verhöhnenden Störung veranstaltet. Dieselbe jedoch so ins Werk zu richten, wie sie sich für den Abend herausstellte, dazu gehörten Beistände, die ihm hilfreiche Hand geleistet haben mußten. Sollte Lori Lichtenstein — ? Nein, einer solchen Bosheit war sie nicht fähig. Die Belästigung wuchs in einem Grade, daß sich Meinhard, der zuletzt rieth, „die Sache um Gotteswillen nicht ernst zu nehmen" oder es wol gar zu Thätlichkeiten kommen zu lassen (wobei leicht sein ihm auf die Seele gebundener Zögling verwundet werden konnte), an Shakspeare's rachsüchtige Weiber von Windsor erinnert fühlte. Auch da hätten die respectabelsten Frauen den armen Ritter Falstaff im Walde verhetzt und bis zur Verzweiflung verhöhnt. Allmälig stand dem Freunde Lea's fest, daß die Hauptanstifterin dieses bösen Spuks die Gräfin P. war. Er nannte sie eine boshafte, gefallsüchtige Kokette, die nicht etwa eine Person bestrafen wollte, die es sich nicht zur Ehre gerechnet hatte, einer gräflichen Einladung zu folgen, sondern weit mehr noch ihn selbst, der ihren Cirkel nicht besuchte und diesen auch schon in Wien nicht frequentirt hätte.

Mehreremale mußte man den jungen Reichsgrafen verhindern, den Degen zu ziehen, wenn er diese überall hin vertheilten und ihn umkreisenden Männer nach ihrem Namen und ihrer Absicht ge-

fragt hatte und dieſe mit mehr oder weniger Dreiſtigkeit theils in Abrede ſtellten, theils wirklich zugeſtanden, daß ſie zum Gefolge dieſes oder jenes namhaft gemachten Großen gehörten.

„O ja, ja," ſprach er, als man ſich endlich mit dem Hereinbrechen des Abendrothes zur Rückkehr wendete und ihn Lea beſchworen hatte, den Vorſchlag nicht auszuführen, ſie offen an ſeinem Arm durch Sachſenhauſen und über die von Angehörigen des Reichstags wimmelnde große Brücke nach Hauſe zu führen, „ja, dieſe „vornehme" Geſellſchaft iſt ſchlecht! Dieſe Menſchen werden zu Tyrannen erzogen! Sie dürfen zerreißen, was ihnen unter die Hände kommt! Jeder Blick ihrer Mutter, jedes Wort ihres Vaters ſchmeichelt ihnen ſchon, ermuthigt ſie zum Unrecht! Haben doch die Kinder gleichſam nur die Gnade gehabt, auf die Welt zu kommen, um den Stammbaum ihrer Väter zu erhalten!"

Erſt kurz vor Annäherung an die inzwiſchen nächtlich dunkel gewordene Judengaſſe, deren Pforte in wenigen Minuten geſchloſſen wurde, waren die Heimkehrenden von ihren Begleitern befreit.

„Schöpfen Sie keine Bitterkeit aus dieſer Poſſe—!" ſagte Lea. „Wir Bewohner dieſes dunklen Ortes, an welchen Sie mich nicht begleiten ſollen, ſind daran gewöhnt. Die Strafe ſollte nur mir, nur mir allein gelten!"

„Theure Freundin," erwiderte der halb vor

Schmerz, halb vor Zorn in die höchste Aufregung Versetzte, „ich scheide von Ihnen nicht für zu lange. Ist Ihnen das Bewußtsein, mir wie ein Engel erschienen zu sein und mich als mein Schutzgeist, sichtbar und unsichtbar, zu begleiten, von Werth, so spreche ich es aus, daß ich nur Ihnen das Erwachen zu einer neuen Menschwerdung verdanke! Sogar jetzt hier zu stehen unter Ihren Glaubensgenossen, die noch rechtzeitig, ohne eine Gebühr zu zahlen, in den Pferchstall eingelassen sein wollen, den ihnen die Tyrannei der Christen erbaut hat, selbst diese Erfahrung hängt mit dem Wege zusammen, den Sie mir für meine Zukunft gezeigt haben!“

Lea wollte erwidern, seinen Dank ablehnen und nochmals in Bezug auf Ulrike und die Enthüllungen des Briefes der Kammerdienerin auf die ernsteste Prüfung seiner selbst zurückkommen. Aber er unterbrach sie.

„Nein, nein, nicht für Ihre Handlungen,“ sagte er, „kann ich genügend danken, nicht für die Eigenschaften, die Sie sich erst selbst gegeben haben, ich danke für Ihr Dasein in der Welt selbst! Da dürfen Sie schon so bescheiden sein und meinen Dank annehmen. Wären Sie nicht in der Welt, wie wäre — nun ja, ja, ich will vernünftig sein — wie wäre da schon allein dieser Brief in meine Hände gekommen, den ich aufmerksam lesen und zur Richtschnur meines Handelns nehmen werde, wenn ich in einigen

Tagen in der Heimat bin! Steht Ulrike dann gerechtfertigt da —"

„Ach! so reichen Sie ihr die Hand —!" fiel Lea mit selig überwallendem Gefühl ein.

„Lea! Glücklich sein mit Ulriken — glauben Sie mir — nie — nie —!"

„Doch, doch, mein Freund —!" hauchte Lea mit dem innigsten Ton, der nur vom Herzen kommen konnte, vergewisserte sich, daß Niemand ihr Gespräch störte, und wollte einen thränenfeuchten Blick aus lächelndem Antlitz auf den im Geist auch von ihr so unaussprechlich geliebten Mann richten, als dieser mit den immerfort wiederholten Worten „Nie! Nie!" sich losriß und den Begleitern folgte, die in einiger Entfernung gestanden hatten und jetzt auf Abkürzung des Manchem schon auffallend gewordenen Gespräches drangen.

Am „römischen Kaiser" erfolgte der Abschied von Reinhard und Moltke, die sich indessen beide noch morgen in erster Frühe an seinem Reisewagen einfinden wollten.

Jetzt sollte er zur Lichtenstein. Er würde gegangen sein, wenn er sich dort hätte austoben, Verwünschungen in die versammelte Gesellschaft schleudern können über den Uebermuth der bevorrechteten Stände, wenn er hätte diejenigen zur Rede stellen können, die er im Verdacht hatte für eine so freche Einmischung in seine persönlichen Verhältnisse.

Trützschler, dem er den Brief, der den wühlerischen Intriganten entschieden compromittirte, in schonendster Weise zurückgeschickt hatte, mußte bei diesem Bubenstück, das stand ihm fest, die Hand im Spiele gehabt haben. Es gibt Naturen, bei denen die Verpflichtung zum Dank immer nur ein Reiz mehr zur Bosheit wird. Und diese Gräfin P., ein dem Verblühen nahes Weib, das seine in schwerfällige Beleibtheit gerathenen Formen für üppige ausgegeben wissen wollte, ein Weib, das jedem Manne gegenüber den Schein der höchsten Kunst, ihn beglücken zu können, spielen ließ und doch kalt war — es stand ihm nicht minder fest, daß sie ihre Circe-Natur, die strafende, am spröden Odysseus hatte fühlbar machen wollen. Der Tieferschütterte ging nicht unter die Menschen, die ihn mit Schadenfreude, vielleicht mit laut ausbrechendem Lachen erwarteten, sondern begab sich mit Christels Briefe und den Entschlüssen, die in ihm reifen mußten, in Nacht und Einsamkeit.

Für die kurze Zeit des Beisammenseins alles Glanzes und alles Abschaums der Höfe hier in Frankfurt hatten sich die Schleusen der sonst streng polizeilich überwachten Abenteurerwelt geöffnet. Die Frankfurter Behörden duldeten die Excesse, ja ließen sie mit Zuvorkommenheit für die Dauer des Reichstages zu. Die tüchtig Geld ausgebenden hohen Gäste mußten möglichst lange gefesselt bleiben.

Es schlug die zehnte Stunde, als noch eine verhüllte Gestalt um den ehrwürdigen alten Dom der Stadt irrte und sich in den engen Gassen zurechtzufinden suchte.

Das Suchen galt einer Stelle, wo nächtlich bis zum anbrechenden Morgen eine Spielgesellschaft hauste.

„Richtig," murmelte der in einen weiten Mantel Gehüllte vor sich hin, „das ist das große Thor, wo man hindurch muß!"

Ein Wächter hatte den Weg bezeichnet und die Gegend das „Pfarreisen" genannt.

Der Zurechtgewiesene schritt durch ein hohes Thor, das die Nacht über geschlossen blieb, und in einen engen Hof, wo Frachtwagen neben Frachtwagen stand. Hunde machten die Wächter und fuhren mit mächtigem Bellen auf bei jedem Schritt eines Vorüberkommenden. Vorsichtig warf der Ankömmling den Blick zu einem ihm zur Rechten liegenden alterthümlichen Gebäude empor. Eng, winkelig, klein war hier Alles. Die Quartiernoth für diesen Reichstag war so groß, daß in solchen Fuhrmannsherbergen ansehnliche Herrschaften wohnten.

Hier, im „Rebstock", hatte der jetzt verabschiedete Generalmajor Adolph von Anhalt-Schaumburg mit genauer Noth noch zwei Kammern erobern können. Unter ihm wohnte mit umfangreicherem Gelaß ein Italiener, Marchese de la Torre, ein fahrender Glücksritter und Bankhalter.

Hier hatte Trützschler schon öfters sein Glück im Pharo versucht — einem Spiel, das, richtig zu übersehen, in seinen Chicanen des Setzens und Auszahlens zu verfolgen, eine Uebung erfordert, die schon früh bei ihm dem Studium der Pandekten hatte Abbruch thun müssen. Dem Herrn von Thomas daheim, der die Freundlichkeit hatte, Trützschlern ab und zu Lehrstunden zu geben, wovon ganz Bayreuth mit Spott sprach, war als Ursache seiner lückenhaften Kenntnisse schwerlich die große Gewandtheit bekannt geworden, die sich der geheime Reichstags-Correspondent des Markgrafen schon in Jena und Leipzig im Biegen der Pharokarte erworben hatte.

Jetzt mußte der nächtliche Schleicher, dem man in der That schon triumphirenden Rapport erstattet hatte über den glücklichen Erfolg seiner gegen den „spröden Reichsgrafen," den „keuschen Joseph" und wie gewissenlose Frauen den schönsten Mann des Reichstages nannten, verübten Bosheit, eine halsbrechende Treppe hinaufsteigen, um in das von qualmenden Oellampen erleuchtete Zimmer des Marchese de la Torre zu gelangen.

Anlockung, die Gunst Fortunens und ihrer in diesem Spiele vielleicht lesbarsten Launen zu gewinnen, bedurfte es an sich nicht. Keiner vergoldeten Spiegel, keiner schwellenden Divane, keiner mitspielenden Frauen. Es kamen Amateurs von Fach, vornehme

„Schlepper", die Fremdlinge mit gefüllten Börsen mitbrachten. Man wußte sich so sicher vor dem Polizeivogt, wie in Aachen und Spaa. Jeder, der gekommen war, war um der Sache selbst willen da. Hier saß ein Domherr, den man noch gestern im Chor der Bartholomäus-Kirche gesehen hatte, dort blitzten die glänzenden Uniformen ungarischer Cavaliere, hier gab es italienische Adelige vom Schlage jenes Casanova, der damals vor Kurzem erst in Stuttgart mit den Officieren des Herzogs Karl über Weiber und Spiel unangenehme Rencontres gehabt hatte; es gab Adelige auch wol vom Schlage des Bankhalters selbst.

Auch der Fürst von Anhalt war zugegen. Eine riesig lange Gestalt von herkulischem Schulterbau und jenem unerbittlichen, trotzig strengen Gesichtsausdruck, den ein langer Militärdienst und der Krieg hervorbringen. Sein Gruß an Trützschler, dessen Eintreten er sogleich bemerkt hatte, war ein einfaches Rücken mit seinem Sessel, zum Zeichen der Zulassung eines neuen Gastes — auf die „Galerie".

Heute spielte Trützschler verwegen. Er bog seine Karte bald an dieser, bald an jener Ecke, legte seine Einsätze bald oberhalb, bald unterhalb derselben und hatte einen ansehnlichen Gewinn einzustreichen. Gegen zwölf Uhr öffnete der Marchese de la Torre einen Flaschenkeller, den man hereinbrachte, und ließ von den schwersten Weinen serviren. Dann kam eine

hatte; ſie können mir ein Recht, ihnen Vater zu ſein, kaum geſtatten, und doch trab' ich, als fünftes Rad, an ihrem Wagen einher, ſchleppe nur und drehe mich nicht mehr um meine eigene Axe. Und, wenn es einen Troſt gäbe, wollen Sie ihn wiſſen? Brauchen Sie ihn?" — Sidonie ſchwieg. „Nun," fuhr Blaſedow fort, „ſo iſt es die Unbegreiflichkeit des menſchlichen Daſeins. Ach, wüßten wir, meine liebe Frau, die Lebensaufgabe, die Gott den Menſchen geſtellt hat, dann wären wir gar übel dran: denn die Unglücklichen, die ihr Unglück ſelbſt verſchuldeten, diejenigen, denen alle ihre Pläne fehlſchlugen, hätten dann keinen Troſt mehr. Ich ſehe ſo oft in ſtiller Nacht die Sterne an und denke dann leiſe bei mir: Was jagt nun wohl und rennt die Welt, was kümmern ſie die eingebildeten Aufgaben und ſelbſtverſchuldeten Leiden, was lügt ſie vielleicht über unſer Sollen und Müſſen, über unſer Treffen und Verfehlen! Es iſt ſo ſchön, ſich mit ſanfter Ergebung unter den Wettern zu beugen, die nicht über unſerm Haupte vorüber ziehen; es iſt ſo ſchön, gehorſam zu ſein und zu dulden. Und, wenn denn einmal in der Welt und in unſerm Verhältniß zu ihr doch nichts ohne Ehrgeiz ſein kann, nichts ohne ein, wenn auch noch ſo leiſe ausgeſprochenes Intereſſe, ſo wär' es ja möglich, meine liebe Frau, daß gerade der Boden, den wir mit unſern Thränen und mit dem Stroh unſers Unglücks düngen, daß gerade die Thorheiten und Irrthümer, denen wir uns im guten Glauben hingaben und die wir nun vor der Welt ſo ſichtbar, ſo an den Pranger geſtellt, zu bereuen haben, gerade das rechte Ackerland bilden, auf welchem die Lebensaufgabe blüht und dereinſt ihre Früchte tragen wird. Verſuchen Sie es nur, meine Liebe, das Elend des Lebens als eine Aufgabe zu be-

reizende Marcheſa oder Marcheſina (Frau oder Tochter des Abenteurers —? Darüber gingen die Meinungen auseinander. Er ſelbſt, der Marcheſe nannte ſie ſeine Nichte), ließ das Nebenzimmer offen und lud die Herren ein, an ein kleines Buffet von Speiſen zu treten. Es war eine verlockende Schönheit. Alles gruppirte ſich mit Huldigungen um ſie her. Man ſcherzte, lachte, aß, trank, Alles wie nur der Marcheſe ohne Zweifel wünſchte. Denn nach einer Bewirthung empfiehlt man ſich nicht ſofort. Der Unternehmungsgeiſt ſollte wach erhalten bleiben, der Einſatz der Karten gewagter werden, das Auge ſchwächer, um vielleicht — die nun beginnenden Künſte des Betruges nicht ſo leicht zu entdecken.

Der Prinz hatte verloren. Düſter nahm er Trützſchler'n beiſeite und raunte ihm zu:

„Meine Schweſter war nicht zu bewegen, herzukommen! Wir müſſen ſelbſt zugreifen. Nur iſt es auffallend, daß plötzlich das dringende Verlangen des Markgrafen nach unſerer agnatiſchen Genehmigung der Scheidung aufgehört hat."

„Natürlich! Er will überhaupt nicht heiraten, ſeitdem er die nicht bekommen hat, die er zu bekommen wünſchte!" flüſterte Trützſchler.

„Wir verlangten, wenn wir einwilligen, eine Apanage von jährlich dreitauſend Ducaten, wovon meine Schweſter tauſend mir cediren wollte. Leider aber treffe ich meine Schweſter jetzt in der Neigung,

à tout prix freie Hand zu bekommen. Sie ist sehr thöricht und war das leider immer. Wir müssen daher andere Mittel erfinden, uns das Verhältniß mit einem regierenden Fürsten ergiebig zu machen. Was meinen Sie —" fuhr er mit noch gedämpfterer Stimme fort — „wenn ich in Bayreuth selbst erschiene und durch ein Entweder — Oder, den Degen in der Faust, für uns eine Cession erwirkte, an der Sie —"

„Um Gotteswillen —!" hauchte Trützschler. „Nein! Nein!"

„Er ist ja feige —"

„Doch nicht! Doch nicht! Wer weiß! Nein, kein Attentat —! Um's Himmelswillen, Durchlaucht, ich beschwöre Sie —!"

Noch ging Trützschler zu sehr mit dem wenigstens scheinbar regelmäßigen Gange hoher Regierungs-Angelegenheiten, als daß er nicht von solchen Scenen der Gewalt hätte abrathen sollen. Für ihn persönlich war ja auch die Neigung des Markgrafen im Zunehmen. Er hatte fast täglich einen Rapport nach Bayreuth geschickt und, wie ihm Schröder schrieb, ganz den Ton getroffen, der den Menschenhasser amüsirte. Anekdoten, wahre und falsche durcheinander, Schilderungen des Leichtsinns der Frauen, der geistlichen Würdenträger, Berichte über eine Predigt, über ein Waisenhaus, alles das fand die günstigste Aufnahme. Schröder, mit welchem Trützschler äußerlich auf dem vertrautesten Fuße blieb,

obschon sie sich haßten und fürchteten, schrieb ihm: „Ihr Weizen blüht!“ Was sollte er Acte der Gewaltsamkeit fördern, wo ihm vielleicht das Glück auf dem ebensten Wege lächelte?

„Nein, nein, Durchlaucht,“ bat er inständigst und mit abwehrenden Handgeberden, „alles das ist gefährlich! Es ziehen bei uns Gewitter herauf, die, wie ich schon neulich zu bemerken die Ehre hatte, von Berlin kommen. Ohne daß Sie Ihrer Absicht, Ihre Lage zu verbessern und dabei auch dero ergebensten Diener zu bedenken, zu entsagen brauchen, rathe ich doch, nur unter dem Schutz gesetzlicher Vorwände zu handeln. Verlassen sich Durchlaucht, ich benachrichtige Sie, sobald sich eine Gelegenheit zeigt, wo militärische Energie eingreifen kann!“

Unmuthig die Stirn runzelnd, gab sich der Fürst mit diesem Bescheide zufrieden, drückte jedoch Trützschlern den Beweis seiner Gnade in einer für diesen wenig angenehmen Form aus. „Ich habe verloren,“ sagte er, „leihen Sie mir auf einige Tage fünfzig Ducaten.“

Allerdings hatte die Freundschaft zwischen Beiden durch den umgekehrt geleisteten Dienst begonnen.

Trützschler mußte zahlen und erlebte bei Erneuerung des Spieles, daß er nun verlor. Jede Taille schlug für ihn fehl. Ein Beweis für den Aberglauben der Spieler, daß man von gewonnenem Gelde nichts verleihen soll. In diesem

Augenblick war Trützschler ein vollständiger Anhänger der Prädestinations-Lehre, glaubte an Hexen und Gespenster und hätte noch glücklicher den Ton treffen können, den die hohe Adresse, an die er correspondirte, liebte.

Immer unheimlicher wurde es ihm, je mehr er verlor. Die reizende Marchesina setzte sich mit unter die Spielenden und wurde zu einem sogenannten „Canard" für die Interessen ihres alten, verlebten „Onkels". Sie spielte diesem in die Hände, beim Mischen, beim Abheben.

Allmälig aber merkte man verschiedene Unregelmäßigkeiten. Andere „Vertraute" setzten den Ton der Neckerei, des Scherzes mit der reizenden Gauklerin fort. Wie konnte man sich da über „Verrath", über „doppelte Karten", über „falsche Mischungen" die Künste des Daumens erzürnen und wol gar Gewalt! schreien —! Aber es geschah zuletzt doch. Das Wetter brach los. Der Domherr, die Ungarn mochten noch so viel Galanterieen mit der Marchesina austauschen, es ergab sich ein Chaos von Verwünschungen seines Mißgeschickes, von Vorwürfen, von Bitten um Ruhe und um Aufmerksamkeit von Seiten eines Franzosen, von höhnisch verzweifelndem Lachen von Seiten der Deutschen, die zu viel getrunken hatten. Aber erst ein Italiener war es, ebenfalls ein Cavalier mit einem ellenlangen Titel, der aufsprang und, die Tische fast umstürzend, nach dem Spiel

griff, das sein Landsmann eben mischen wollte, und schrie:

„Die Karten sind ungleich geschnitten!“

Der Nebenmann des Marchese stieß absichtlich oder zufällig den Wüthenden zurück. War die Anschuldigung des vielleicht nur brotneidischen Landsmannes wahr, so hatte der „Onkel“ der Marchesina Zeit, aus dem Rockärmel ein unverfängliches Spiel zu escamotiren. Das zeigte er dann vor.

Der Landsmann war seines Irrthums überführt.

Man warf ihn zur Thür hinaus.

Als man ihm in dem dunklen Hofe nachsah, schlug es vom Dom schon mit feierlichem Klange drei Uhr Morgens. Es war die höchste Zeit, sich zu trennen, was man dann auch that. Und so ging es im „Rebstock“ jeden Abend.

Trützschler schied mit ausgeleerter Tasche. Der Generalmajor außer Diensten hatte sich am Abend selbst noch nicht hinlänglich wiederhergestellt, um ihm sein Darlehen zurückerstatten zu können.

Als Trützschler beim Vorübergehen am Gontard'schen Hause im Zimmer des Reichsgrafen Ellrodt noch Licht bemerkte, überfiel ihn ein leiser Schrecken bei dem Gedanken, es möchten ihn die Frauen, die ihn zum boshaften Streich von heute Abend aufgestiftet hatten, doch zuletzt verrathen. Allerdings war an dem Spuk die ganze „Gesellschaft“ betheiligt. Selbst ein wenig — Lori Lichtenstein — —

Als sich gegen Mittag des folgenden Tages Trützschler aus den Federn erhob, fand er einen für ihn abgegebenen Brief vor.

Der Lieutenant von Mantel, Begleiter des, wie es hieß, in der Frühe, abgereisten Culmbach'schen Gesandten, hatte ihm geschrieben (wir übergeben die Titulatur): „Ex officio Sr. Reichsgräflichen Gnaden Friedrich von Ellrodt Excellenz bin ich deplorablement obligirt und dero Auftrage zufolge, Ew. Hochwohlgeboren zu insinuiren, daß Se. Excellenz der Opinion seyn zu müssen glauben, nur durch Ihren Rath und Ihre Veranstaltung seye gestern ein von mehreren hohen Damen gewünschter Possen executirt und in Scenam gesetzt worden. Die Enfilade dieses Scherzes ist Sr. Excellenz so infame erschienen, daß ich mich hiemit für chargirt erklären muß, Ew. Hochwohlgeboren auf Pistolen zu fordern. Sr. Excellenz, durch auf morgen früh bestimmte Abreise verhindert, die weitern Pourparlers zu eröffnen, wünscht solche bis Bayreuth ajournirt. Der ich Ew. Hochwohlgeboren ganz gehorsamster und dienstwilligster u. s. w. von Mantel."

Trützschler biß sich auf die Lippen und verwünschte die Gräfin P., von der er zunächst annahm, daß sie ihn als das Werkzeug ihrer Rache verrathen hätte. Der beabsichtigte „Possen" hatte eine Ausdehnung bekommen, die über seinen ersten Plan hinausgegangen war.

Dann kam ihm der Gedanke: Dieser Uebermüthige, in seinem Blute schwimmend, todt zu meinen Füßen —

Oder du? sprach ein schadenfrohes Echo.

Nie hatte Trützschler so lange und so schweigsam unter den Händen eines Commissionärs gesessen, der ihm aus den Gasthäusern (so auch aus dem „Römischen Kaiser") die Nachrichten brachte, die er dem Markgrafen mittheilte, und ihn zugleich frisirte.

Vorläufig mußte ihm Herr Schneidawind einen körperlichen Eid schwören, nie zu verrathen, daß er dem Herrn Trützschler von Falkenstein etwas von einem Rahne gesprochen hatte, der im „Römischen Kaiser" von zwei seiner Kunden, von denen der eine ein plauderhafter Jüngling war, für eine Ueberfahrt am „Gutleuthof" bestellt worden. Auch diese Kunden waren abgereist.

Ach! Herr Schneidawind sprach vom baldigen Ende des Reichstages, wie wenn es über die Welt käme mit dem düstern Grau des Aschermittwochs.

# Sechstes Buch.

trachten, ſo wird es Ihnen bald ſo werden, wie mir. Ich habe ordentlich verſucht, in der Löſung dieſer Aufgabe es bis zur Virtuoſität zu bringen und ein ſtillvergnügter Märtyrer der Widerwärtigkeit zu werden: das gibt Heiterkeit und Troſt und läßt ſogar wünſchen, das Maß möchte ſich immer mehr füllen und das Elend dicht über den Rand laufen.“ Sidoniens Lächeln über dieſe Worte machte nur, daß die dadurch entſtehenden kleinen Falten aus den Augen die mit Mühe verhaltenen Thränen entgleiten ließen. Dann verſuchte ſie die erſtickte Stimme zu überwältigen und mit einem Nachdruck, der nur die Rührung zurückdrängen ſollte (wer die Thränen kennt, weiß, was ich ſagen will), zu antworten: „Hätte nur der Schmerz nicht immer ein beſtimmtes Colorit und ginge lieber gleich, wie es leider ſchon bei Ihnen zu ſein ſcheint, von einem allgemeinen, grauen Dunſtkreis, der Ihren Horizont bildet, auch bei mir aus! Aber ſo niſtet ſich zwiſchen verbrannte Steppen immer wieder etwas friſches Grün an, flicht ſich in den Todtenblumenkranz immer wieder durch Zufall eine Roſenknoſpe oder ein kleines Veilchen ein, daß man jener Reſignation, die Sie mir ſchildern, nicht völlig Herr werden kann. Die Täuſchung iſt der Anfang des Schmerzes und die Entſagung ſein Ende. Aber bei mir — ach — das iſt unmöglich zu ſagen, was man leidet, wenn das Leiden nicht anerkannt wird, wenn man die Miene des Glückes ſelbſt im Unglück tragen muß und das Widerwärtige meiſt nur als die Folge eines ärgerlichen Zufalls betrachten kann. Dann kommt wohl ein Augenblick, wo man die Maske abwerfen möchte und ausrufen: Ich bin allein! ein Augenblick, wo man im Begriff iſt, alle Fenſter ſchwarz zu verhängen und mit dem Leben — ja, daß ich's nur ſage

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

### Das Glück der freien Wahl.

Fährt man aus dem südlichen Deutschland kommend nach Leipzig über Nürnberg und Hof, so gewinnt man auf der Eisenbahn von der sogenannten „schiefen Ebene“ aus, zwischen den Stationen Neumarkt und Schwarzenberg, zur Rechten die Aussicht auf die Höhen des Fichtelgebirgs.

Von einer Grausen erregenden Tiefe aus, die unter uns liegt, erhebt sich, sanft aufsteigend, ein wellenförmiges, saaten- und wiesengrünes Land. Hier ist es belaubt, dort nur zahlreichen Rinder- und Schafheerden preisgegeben, ein Hirtenland. Hinter dunklen Wäldern ragen die Spitzen der Dörfer auf. Diese Abwechslung zieht sich mit mehr oder minder schroffen Uebergängen bis zu Bergeshöhen hin, die sich bis ins Böhmerland verlieren.

Von den mehreren Gütern, die dem Reichsgrafen Philipp von Ellrodt als Unterlage seiner neuerworbenen Würde dienten, gehörte auch Lindenreuth,

ein Schlößchen mit angenehmem Park, obstreichem Garten und fischreichem großen Weiher, nicht zu weit ab vom zwar nicht poetisch benannten, aber eine Ersteigung durch seine Fernsichten lohnenden „Ochsenkopf". Um so schöner klingen die Namen der in der Nähe gelegenen Städtchen Goldkronach und Wunsiedel.

Die Landschaft ist hier erst dann für einen längeren Aufenthalt lockend, wenn sich die Sonnenstrahlen des Sommers schon in ihrer ganzen Kraft bewährt haben. Dann sind die Thäler mit einem tiefen Smaragdgrün überzogen. Die Felder, zwar nicht halmreich, doch auch nicht zu dürftige Hoffnungen gebend für die Ernte, schmücken den Fuß der nächsten sanften Bergesabhänge. Der Schnee, der auf dem Rücken derselben noch zu blinken scheint, ist nicht der erkaltete Regen, sondern nur das langausgespannte Leingespinnst, das von fröhlich singenden Bleicherinnen aus Röhrbrunnen, die sich aus dem gesammelten Gebirgswasser füllen, benetzt wird. Schroffere Bergkanten sind mit blinkendem Erlengehölz bedeckt. Wo das Gestein des Gebirges nackter zu Tage tritt und das Auge stört, hat sich der Märchenglaube, sich wissenschaftlich geberdend, mit dem Bergmannshammer Eingang gesucht oder dem Ruthengänger Vertrauen geschenkt. Es ist ein Unglück für ein Land, wenn man es durchaus für metallisch ergiebig hält, ohne mehr als nur an-

nähernde Beweise dafür zu haben. Man experimentirt, wendet Mühe und Kosten an Gewinne, die sich nie vollständig einstellen. Auch das Fichtelgebirge hat seinen Ruf, es berge Gold und Silber, Eisen, Blei, Alaun, durch die Armuth seiner Bewohner und die Finanzgeschichte des Landes, zu dem es gehört, bezahlen müssen.

Zu dem nur im heißen Sommer einladenden Schlößchen Lindenreuth gehören nur wenige Bauernhäuser, die in einem nahegelegenen größeren Dorfe eingepfarrt sind. Das einfach gebaute Schloß liegt wie eine Kanzel auf einer von einem Lindenpark besetzten Anhöhe. Auf gartenartig gehaltenen Schlängelpfaden gelangt man an einen ziemlich umfangreichen See. Im Grunde unten zur Linken ragt über einem dichten Walde das Pfarrdorf auf, zu welchem Lindenreuth als Filial gehört; rechts sieht man die Kette der blauen Fichtelgebirge, mit welcher ein nähergerückter Bergzusammenhang parallel läuft. Eine reizende Wirkung macht die Abendsonne, wenn die nähere, waldgrüne, zuletzt von Dörfern und alten Schloßruinen unterbrochene Bergkette schon im Schatten und der „Ochsenkopf", der „Schneeberg", „die hohe Meile", der „Rauhe Kulm" noch im vollen Abendsonnenglanze liegen. Zum Alpenglühen kommt es nicht. Doch bei regnerischem Wetter, drohend heraufziehenden Gewittern, in Herbst- und Wintertagen stellen sich Lichteffecte

ein, wo hier noch Alles dunkel iſt, violett dämmert und dort ſcheint es wie im Widerſchein einer Feuersbrunſt zu flammen. Im nächſten Umkreis des kleinen zweiſtöckigen Schloſſes bieten Korn- und Gerſtenfelder, Wieſen, durch die ſich, mit ſchattigen Erlen an den Ufern, Bäche ſchlängeln, Wege zur Erholung und Zerſtreuung. Denn etwas von einem großen, wenn auch wohlgemeint gedachten Naturgefängniß hat der Aufenthalt doch. Aber wie oft kann es nicht dem Gemüth willkommen ſein, in einer begrenzten Welt verweilen und ſich grade für einen Gefangenen halten zu dürfen —!

Die Bewohner von Lindenreuth, die Pfleger des Obſt- und Blumengartens und der weiteren nächſten eingezäunten Umgebung, die man hierzulande „Peunt" nennt, ſind ein ſeit zwei Jahren verbundenes junges Ehepaar.

Die Dienerſchaft, die Wirthſchaftlichkeit des Schlößchens entſpricht größeren Verhältniſſen. Man erkennt den Sohn eines reichen Mannes, des in Ruheſtand verſetzten früheren Premier-Miniſters des Landes, einen zeitweilig hier auf Urlaub befindlichen Geſandten; man erkennt die aus fürſtlichem Blut entſproſſene Gemalin desſelben.

Zwei Jahre ſind dahin — ſtürmiſcher Erlebniſſe nach Außen, ruhig vollzogener Seelenkämpfe nach Innen. Anſcheinend iſt ja das Paar auch glücklich, von dieſer ſtillen Welt zur Genüge befriedigt. In dem

glänzend eingerichteten Flügel des stolzen Schlosses zu Drossenfeld oder auch weit weg am grünen Rheinstrom, in der gesegneten Pfalz, in dem dem Grafen Löwenhaupt vom alten Reichsgrafen abgekauften Schlosse von Reipoltzkirchen hätte es wohnen können, aber es wollte den auf die äußerste Spitze gerathenen Ereignissen des engeren Vaterlandes nicht zu fern, freilich auch nicht zu nahe sein. In Drossenfeld brannte die selbst noch im August ungewöhnlich heiße Sonne des Jahres 1766 zu mächtig auf die nach der Südseite hin gelegenen Wohnzimmer. Man hatte den unruhigen Schwiegervater allzunahe, ihn der zwar am wenigsten in den Vollbesitz seiner alten Autorität hatte zurückgelangen können, der aber den Ehrgeiz besaß, von seiner eingebüßten Macht die Welt nichts merken zu lassen. Die Philosophie, die ihn sein Lebtag aufrechterhalten hatte, sagte: Gestehe dir doch nie eine Niederlage selbst ein! Gestehe sie noch weniger Andern ein! Laß es um dich her nie still werden! Suche die Menschen von selbst auf, die nicht zu dir kommen wollen, und zeige dich nicht verletzt und empfindlich, womit man einmal an und für sich die empfangene Kränkung nicht rückgängig macht und andererseits den Triumph dessen, der sie uns zufügte, nur auf die Spitze treibt! Die Bagatellen, womit sich der alte Reichsgraf in Folge dieses Systems beschäftigen mußte, ließen ihn bei näherer Beobachtung fast schwachsinnig erscheinen.

Die Differenz des Sohnes mit dem Vater in der Auffassung des Lebens hatte zugenommen, während von der anderen Seite die alte vom Sohn stets geübte liebevolle Rücksicht auf den Vater sich mehren mußte, zumal da er die unendliche Befriedigung bemerkte, die dem Vater durch die endliche Heimführung eines Weibes zu Theil geworden. Der alte Ellrodt war für seine Schwiegertochter so aufmerksam, daß er für den Rivalen des Sohnes hätte gelten können. Er überhäufte sie mit Huldigungen. Leider konnte sie ihm noch immer nicht mit der Aussicht lohnen, daß sich das auf zwei Augen gestellte neue Geschlecht erhielt und fortpflanzte.

Fern zu sein von den Mächten, an welche jetzt das Regiment des Landes gelangt war, konnte ebenfalls nur wünschenswerth erscheinen. Plotho — war vom Reichstage nach Bayreuth gekommen und hatte bei allen denen, die zitternd von ihm „ecrasirt" zu werden erwarteten, nur Jubel hervorgerufen durch den offenen Ausbruch seiner gestörten Geisteskräfte. Den unglücklichen Mann, dessen tolles Gedanken-Durcheinander nicht mehr verdeckt werden konnte und zuletzt in Raserei ausartete, mußte Friedrich II. abberufen. Plotho blieb unheilbar und verschied bald. Und ehe nun noch der Markgraf eine entrüstete Antwort nach Sanssouci auf den uns bekannten Drohbrief des Königs hatte abgehen lassen, schickte dieser schon einen neuen Reformator, den

Geh. Rath von Knyphausen. Zwar fand dieser den Markgrafen von seinen nächsten Umgebungen allmälig dahin umgestimmt, daß er die Wuth, in welche er anfangs über den empfangenen Brief gerathen war, unterdrückte und gleichsam gute Miene zum bösen Spiel machte und dem König sogar dankte für seine freundschaftliche Fürsorge, aber Knyphausen selbst wurde durch ein schlaues, vom engverbundenen Dreiblatt Schröder, Wunschold, Trützschler, verfolgtes System sofort unschädlich gemacht. Das System soll genannt werden.

Zum Duell zwischen Trützschler und Ellrodt war es nicht gekommen.

Als der kaiserliche Hof auf der Grenze der Brandenburger Lande wieder von Letzterem begrüßt wurde, sah dieser bereits die Wirkung der Angst, die seinen Gegner befallen hatte. Trützschler hatte die Frauen für sich gewonnen, die hochgestelltesten Damen, ja selbst die Lichtenstein —! Alle nahmen den verübten Scherz auf ihre Rechnung, kokettirten mit ihrer Eifersucht, ihrem Zorn auf die Jüdin und erklärten den Kammerherrn von Trützschler in solchem Grade für unbetheiligt, daß eine Abbitte, die dieser mit Freuden und in solennster Form sowol an den Grafen wie an Lea Ösmund, worauf Fritz Ellrodt bestand, zu leisten versprach, selbst den Sekundanten, die der Heimkehrende gewählt hatte, eine genügende Genugthuung erscheinen

mußte. Aus dem Kreiſe der Wiener Hofherren drang ſogar das Wort „Studentenſtreich“ an Ellrodt's Ohr. Die Menſchenwürde und alte Ritterlichkeit ſtand damals ſo wenig im Preiſe, daß Trützſchler mit einem demüthigen Reverſe, den er unterſchrieb, an perſönlicher Geltung, die ſich ſeine Gewandtheit zu verſchaffen gewußt hatte, nicht viel verlor. Ellrodt ſelbſt war in einer Stimmung, wo ihm Alles, was hinter ihm lag, wie in Nacht und Vergeſſenheit verſank.

Bald verdrängte auch das Leben am Hofe das Verweilen ſelbſt beim Nächſten. Plotho's Wahnſinn, die Wuth des Markgrafen, das Ablehnen der ihm gemachten Zumuthung, den jungen Ellrodt zum Meiſter der Situation zu machen und zum Reformator, das Hohngeſchrei der Intriganten, Eines folgte dem Anderen. Nun gerade wollte der Markgraf ſeine Würde als Fürſt zeigen. Zum Schluß der Winterſaiſon, die aufs traurigſte verlaufen war, ſollte der Glanz des Hofes entfaltet werden. Eine Hofredoute, angeblich zur Feier des Geburtstages einer ſeiner noch in Kopenhagen lebenden Schweſtern, wurde angeſagt. Das war ein Aufruhr in der Stadt! Wie liefen einmal wieder die glücklichen Schneider und Haarkräusler! Alles mußte im Domino, maskirt erſcheinen. Der Markgraf ſetzte ſich ſogar der Gefahr aus, den Ball in eigener Perſon durch eine Menuet eröffnen zu ſollen. Er forderte

die Lauterbach, die mit einem thurmhohen Toupet fast in die Kronleuchter hineinragte, in der Erwartung auf, sie würde sich auf ihr Trauerjahr berufen und absagen. Dann wollte er sich verbeugen, sich zurückziehen und dem Fortgang des Balles kein Hinderniß setzen. Aber er betrog sich. Die Lauterbach, in einem Sturm des Entzückens, hielt die Hand des Fürsten fest und zwang ihn zu Aller Erstaunen zu einer Menuet, die indessen mit vollkommenem Anstand von ihm bis zu Ende ausgeführt wurde. Ein regierendes Haupt tanzt die ersten Pas nur allein mit der erwählten Tänzerin. Als ihm das, ganz wider Erwarten, geschehen war, rannte er, sich laut einen Hannswursten nennend, davon, ergriff seinen Stock, hieb rechts und links nach den Dienern, die ihm im Wege standen, und tobte bis in seine Privatzimmer hinein, wo ihn erst die Stichertin durch Ermahnungen zur Besinnung brachte und ihm so lange zuredete, bis er wieder seine Maske, die er sofort zertreten hatte, mit einer anderen vertauschte und in den Saal zurückkehrte. Nachdem man sich demaskirt hatte, folgte ein großes Souper. Es wurde diesmal von Treskow reichlicher gespendet, als bei den kleineren Festlichkeiten bei Hofe bisher geschehen war, denn es war ihm die unangenehme Ueberraschung begegnet, daß er bei Ueberreichung der Ersparnisse des verflossenen Winters, die er gehofft hatte wieder für sich behalten zu können, sehen

mußte, daß sie der Markgraf ruhig entgegennahm und sie in seine Schatulle verschloß.

Bei diesem Maskenball hatte Franz Brendel, der geheime Cabinetsrath des Markgrafen und Protégé der Ministerin Lauterbach, die von dem Adel mit Entrüstung aufgenommene Dreistigkeit gehabt, sich mit Maske und Domino in die adelige Gesellschaft einzuschleichen, diese oder jene Person zu necken, ja sogar mit Excellenz von Lauterbach zu tanzen. Als es zum Souper ging, hatte sich der Hofunfähige aus dem Staube gemacht. Aber der Frevel kam an den Tag. Der Markgraf, ohnehin in einer Stimmung, als würde ihm der Boden unter den Füßen weggenommen, und Opfer suchend für seine Leidenschaft, entließ ihn sofort aus seinem einflußreichen Amte. Da eben kam Trützschler aus Frankfurt und Forchheim zurück, an welch letzterem Orte die Erklärungen mit seinem Gegner und den Sekundanten stattgefunden hatten. Schnell schob er sich in die offene Stelle des Geheimen Referendärs. Wunschold hatte auf der Lauer gestanden, sie für sich in Beschlag zu nehmen. Nun mußte er sehen, daß Trützschler noch behender und listiger war als er. Schröder that nichts, um dies Avancement rückgängig zu machen. Die Verbundenen wurden geistig immer lockerer unter einander, äußerlich aber mußten sie sich mehr schonen denn je.

— auch mit der Lüge abzubrechen; aber . . . . . ich fühl' es wohl, es gehört dazu ein größerer Geist, als ich ihn beſitze, ein Heldenmuth, den ſelbſt die Frauen nicht hatten, welche Klöſter ſtifteten: denn wurden ſie dafür nicht als heilig verehrt?" — „Und wurden ſie nicht Aebtiſſinnen der Klöſter?" ergänzte Blaſedow lächelnd.

„Ach," fuhr die Gräfin fort, „es iſt gerade die gegenwärtige Lage, in der ich mich befinde, die mir dieſe Reiſe zu einem völligen Abſchluſſe mit dem Leben gibt. Was mich ſo ſchmerzhaft bewegt, iſt dieſer Contraſt meines geängſteten und nichts mehr hoffenden Gemüths und die tollkühne, frevelhafte, ich möchte faſt ſagen, gottesleugneriſche Art, wie mein Mann da gräbt und baut und ſich und andere täuſcht. Da hat er den Kopf voll verwegener Projecte und ſchläft kaum und iſt in einer Aufregung, die recht verräth, wie viel davon abhängt und wovon er ſchon abhängt! Der lärmt und arbeitet und grübelt und legt ſelber Hand an in Hemdärmeln, mit Schweiß an der Stirn und, ſo ſehr ich's in ſeinem Zuſammenhange all verachten muß, ſo viel Mitleid koſtet mich's doch wieder und ſo viel Thränen. Die trügeriſche Vorſtellung, als könnte durch all dies Toben und Hämmern und Zimmern etwas erreicht und möglich werden, iſt es, die mich ängſtigt: denn ich ſehe ja, daß es wie Schattenſpiel an der Wand und aller Weſenheit und Solidität baar und bloß iſt." — „Ich ſoll eine Rolle dabei ſpielen," ſagte Blaſedow, „oder bin wenigſtens der Ballaſt derjenigen, auf die der Graf hierbei ſtark rechnet, meiner Söhne. Ich denke, wenn die Gegend eine merkwürdige werden ſoll, ſo muß es dabei Menſchen von allerhand Charakteren geben."

„Kommen Sie," ſagte Sidonie, indem ſie ſich erhob

Mit den bitterſten Empfindungen erſtattete Fritz Ellrodt ſeinen Bericht beim Markgrafen über den Reichstag und die Begegnungen mit dem kaiſerlichen Hofe. Es blieb zwiſchen ihm und dem Markgrafen ein Verhältniß, wie zwiſchen Saul und David. Trützſchler heuchelte die innigſte Freundſchaft und Devotion für den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und Geſandten. Aus Angſt über den zweideutigen, einſt bei Lea Osmund vergeſſenen und ihm doch wol nur, er ahnte es, von Ellrodt zurückgeſchickten Brief des Prinzen von Anhalt-Schaumburg mußte ſich ſeine Befliſſenheit ſteigern. Im Uebrigen begrüßte Alles den wie von der Sonne der kaiſerlichen Majeſtät ſelbſt beſtrahlten Ankömmling mit tiefſtem Reſpect.. Die grauenvolle Vermuthung, daß Plotho, der in jedem Augenblick eintreffen konnte, wahnſinnig war, ſprach der Reichstagsgeſandte nur ſeinem Vater aus. Aber noch am ſelben Abend traf Plotho ein und war in der That zu krank, um noch lange durch Fortſetzung ſeiner politiſchen Rolle das bittere Wort des alten Reichsgrafen zu widerlegen, daß es ja von vielen Regenten und Staatsmännern noch unentſchieden wäre, ob ſie mehr in eine Geſchichte der Staaten oder in eine der Irrenhäuſer gehörten.

Alles rief: Schröder muß jetzt aus dem Lande! Man rief es ſelbſt dem Markgrafen zu. Dieſer blieb jedoch feſt dabei, es gäbe in der Welt keinen recht-

ſchaffeneren Freund, als ſeinen Leibarzt, der ihm jeden Morgen ſeinen Puls befühlte, ſeine Zunge beſah, ihm mit einem dreiſten Griff an den Unterleib die Verſicherung gab, daß er keine Hinneigung zu einem Leberleiden hätte, die Tage vorſchrieb, wo er ab und zu einnehmen ſollte, ihm die Arzneien ſelbſt bereitete, ſelbſt eingab, da ſie ja möglicherweiſe hätten vergiftet werden können, ihm mit dictatoriſcher Sicherheit gewiſſe Speiſen verbot und dagegen andere, immer ſeine Leibgerichte, als unſchädlich und nahrhaft empfahl.

Dem Geheimrath von Knyphauſen ſah das Dreiblatt ſofort ſeine Schwäche an — den Berliner leckern Mund. Gewiß war der Mann geſcheut, geſchäftskundig, unterrichtet. Aber gleich beim erſten Diner des Herrn von Thomas ſchnalzte er ſo wohlbehaglich mit der Zunge, hatte ſo die Lippen in beſtändig überreizter Bewegung, ſchwatzte wie eine Haſpelmühle und war ein Gourmacher bei den Damen. Dieſen Sendboten Sansſoucis hatte die geriebene Sippe bald weg. Schröder, der doch geſtürzt werden ſollte, gab Diners, ohne den Geheimrath von Knyphauſen einzuladen. Dieſer hörte davon und wurde nun dermaßen begierig, daran theilzunehmen, daß ihm darüber ſeine ganze Miſſion gegen Schröder abhanden kam. Dann führte ihn Trützſchler zu denjenigen Damen, die an Vapeurs litten und im Negligé empfingen. Wunſcheld ſorgte für derbere

Beziehungen. „Jutent übernahm die Lauterbach, die seit der Menuet am Hofe wieder neue Hoffnungen geschöpft hatte, das Amt, den Fürsten von diesem lästigen Controleur zu befreien. Sie ruinirte seinen mitgebrachten Berliner Verstand, seine umständlichen: „Ja, erlauben Sie mal, mein Bester!“ seine beim Besuche der Bureaux ausgesprochenen: „Ich will Ihnen sagen, wie man bei uns die Bücher anlegt!“ und ähnliche Ansätze zu einer General-Revision der Landesverwaltung allmälig durch Frühstücke, Landpartieen, Abendgesellschaften, Betheiligungen an allerhand gesellschaftlichen Unterhaltungen, wozu die Verlobung und bald darauf folgende Verheiratung des jungen Grafen Gilrodt, dann die Rückkehr der Würtemberger Herzogin Veranlassung genug gab. Als man bei diesen Gelegenheiten in dem Berliner Geheimrath vollends noch die Eitelkeit des Dilettanten bemerkte, der sich in gereimten Toasten gefiel, beim Dessert erhaben declamiren wollte wie Eckhof und schließlich Freimaurerei trieb, da war die verfehlte Wahl über den Haufen geworfen. Herr von Knyphausen wurde abberufen. Eine goldene Dose, natürlich mit Ducaten gefüllt, war das Andenken, das ihm der Markgraf in feierlicher Audienz mit einer schönen Empfehlung an seinen Vetter Liebden in Potsdam mitgab — die bezeichnenden Worte ungerechnet, die er ihm, als er mit drei Verbeugungen gegangen war,

nachrief: Schubjack! Einfaltspinsel! Gsel! und dergleichen.

Bei alledem war die preußische Gefahr noch nicht abgewendet. Meersmann ruhte nicht, obschon er auf der Liste derer gestanden hatte, die in ihre Aemter wieder eingesetzt werden mußten. Diese Liste hielt Herr von Knyphausen aufrecht. „Der rechte Mann wird schon kommen," meinte Meersmann, als er seinen Freund in dessen vier Pfählen in Trossenfeld eingeschlossen fand, unter köstlichen Geschenken, die der Markgraf geschickt hatte, nie aber von Erklärungen begleitet, er wünschte des jungen Ellrodt Rath und Beistand. Oder er sagte auch im Hinblick auf den alten Reichsgrafen: „Ach ja! diese Augen müssen erst geschlossen sein, ehe du handeln darfst —!"

Wie bei einem Todesfalle, ehe die Gerichte kommen und Alles versiegeln, so riß Trützschler, den in solchen Fällen geschäftigen ungetreuen Dienern und Krankenpflegern gleich, immer mehr Gewalt an sich. Im Besitz des Referates beim Fürsten, war er schon so gut wie Decernent. Als er die Abneigung des Fürsten, bei jeder einzelnen Bitte oder Beschwerde sich mit einem Ja! oder Nein! erklären zu sollen, erkannt hatte, entschied er nach Laune und Vortheil. Seine zerrütteten Finanzen verbesserten sich. Jedes Fürwort, das man in Gnadensachen erbat, brachte ihm Geld. Allmälig

dachte auch er an die Alleinherrſchaft. Thomas war von ihm längſt in den Hintergrund gedrängt. Der Markgraf, erſchöpft durch die Anſtrengung, die ihm ſein moraliſcher Widerſtand gegen Sansſouci gekoſtet hatte, ließ den Referendar, den Cabinetsrath ſchalten. Ja, der Gnädigſte hatte Trützſchler's Weiſe gern. Der gewandte Sachſe machte ihm Alles kurz und bündig. Trützſchler liebäugelte über Schröder und Wunſchold hinweg mit den unzufriedenen Beamtenkreiſen. Seine Art gehörte zu jener immer ruheloſen, die, am endlich erreichten Ziel eines Strebens glücklich angekommen, hierauf doch, entweder durch den Neid oder durch eine innere verführeriſche Stimme, vielleicht ein Mahnen der Nemeſis getrieben, immer noch nach Weiterem zu langen verſucht iſt, bis ſie zuletzt zuſammenbricht bei einem einzigen falſchen Griff oder Tritt, manchmal — über einen Strohhalm hinweg.

Bei alledem erſchien an dem Baum des unglücklichen Landes die Frucht reif, um gerüttelt zu werden. Fritz von Potsdam nahm, da zunächſt die Ernte nur erſt den Ansbachern zugute kam, die zuvor zur Erbſchaft berechtigten Agnaten zu „Onolzbach" zu Hilfe, ſo daß jetzt von jenem Lande, wo ein blutjunger Fürſt mit der Zeit in die Netze der franzöſiſchen Schauſpielerin Clairon, dann einer Engländerin, der Lady Craven, fallen ſollte, Proteſte gegen die adminiſtrative Verwüſtung des veraus-

sichtlichen künftigen Erbes kamen, gleichlautend fast mit denen, die Friedrich II. geschrieben. Diesen folgte ein Abgesandter in der Person eines Geheimraths von Weechmar, der in Verbindung mit einem dritten preußischen Bevollmächtigten, dem Grafen Schulenburg, das Land in Ordnung bringen, den immer trotziger gewordenen Markgrafen über seine wahren Interessen aufklären sollte.

Diesen Moment hatte Trützschler benützt, um wieder eine Sprosse höher zu klimmen. Kaum war Graf von Schulenburg, der sich die Verhältnisse nur obenhin angesehen und darüber nach Berlin berichtet hatte, nach Stuttgart, seinem ständigen Gesandtschaftsposten, zurückgekehrt, so machte sich Trützschler an den zurückgebliebenen Herrn von Weechmar, ertrug den ersten Anprall von Brutalität dieses ursprünglich dem coburg'schen Hofe angehörenden Beamten und fand allmälig, daß dieser so — gut und so schlecht war wie sie Alle.

Weechmar schien ein strenger Geschäftsmann. Doch wenn auch gewissenhaft und zuverlässig nach Außen, war er Verlockungen zu Ungesetzlichkeiten ebenso zugänglich wie Trützschler, der sich ihm immer kriechender anschloß, sich ihm als Vertrauten aufdrängte und zum Mitwisser seiner Pläne machte. Der Markgraf taumelte hin und her. Wie ein Blinder, der von Blinden geführt wird. Nur vom Tode noch, von seinem Begräbniß, seinen Stiftungen sprach er.

Und doch billigte er Alles, was ihm die reine Liſt und Pfiffigkeit erſcheinen mußte. Der in den traulichen Morgenſtunden ihn feſſelnde Cabinetsrath wurde mit ins Geheimraths-Collegium verſetzt und „zur Ueberwachung und Dämpfung“ des Ansbachers ſelbſt — zum „Miniſter“ gemacht.

Jeder Vorſchlag, der den Schein hatte, die ſchlauberechnete Abſicht eines Andern zu durchkreuzen, fand beim „tollen Markgrafen“ Zuſtimmung. Trützſchler von Falkenſtein erhielt den Titel Excellenz und ſchon das Großkreuz des Rothen Adler-Ordens. Er wurde dem außerordentlichen Envoyé, dem Geheimrath von Weechmar, nach Meinung der Welt, als Hemmſchuh zur Seite geſtellt. In Wahrheit dachte Trützſchler an nichts Anderes, als mit — Weechmar im Bunde das ſelige Ende des kleinen Staates zu beſchleunigen.

Aber welchen Aerger mußte der ſchon Triumphirende empfinden, als er am Morgen nach ſeiner Miniſterernennung wieder das Schloß betrat und in die Zimmer Sr. Durchlaucht zum Vortrage für Schatulle- und Gnaden-Angelegenheiten mit ſeiner Referendar-Mappe, welche er beizubehalten gedachte, treten wollte und auf ſeinem Sitz dem Markgrafen im Schlafrock mit der hohen perſiſchen Nachtmütze gegenüber ſeinen alten Nebenbuhler bei der Theda — Ehren Wunſchold erblickte! Der Polizei-Commiſſär von St. Georgen, der Kammerrath außer

Dienſten, war jetzt ſchneller zur Hand geweſen. Trüſchler fand ihn eingerückt in eine Stelle, deren Einfluß, wenn man ihn geltend machen wollte, er ſelbſt mehr als Einer kannte —! Schnell hatte Schröder ſein Factotum, der an Meersmann wieder die Stelle des Kammerraths hatte herausgeben müſſen, ſo unterzubringen gewußt.

Trüſchler hätte ſeinen Nachfolger zur Thür hinauswerfen mögen. Doch bezwang er ſich, lächelte holdſelig, wünſchte dem werthen alten Freunde Glück und empfing mit einer eigenen Miſchung von Beſcheidenheit und Herablaſſung die anderſeitigen Glückwünſche des nicht die Miene verziehenden tückiſchen und nun ſein Opfer, den Markgrafen, feſthaltenden Wunſchold. Wem hätte Trüſchler nicht dieſe Stelle noch zuweiſen können? Ach ſo, lag in Wunſchold's triumphirender Ruhe, als Trüſchler ſtutzte, um theures Geld verkaufen? Aha! Die Geſchenke, koſtbaren Möbel, Vaſen, die Bilder und Ducaten ſind jetzt mein —! Trüſchler hatte ſardanapaliſche Neigungen. Seine Einrichtung war wie die eines Verheirateten. Zwar hatte ſich die Verbindung mit der Tochter des Herrn von Thomas gelockert, wie mit dieſem ſelbſt, aber er blieb auf Freiersfüßen. Nur daß er jetzt nach Geburt, Vermögen und Schönheit zugleich forſchte. Den auf das Departement des Innern verwieſenen Thomas glaubte Trüſchler entbehren zu können. Er ſelbſt

eignete ſich die Juſtiz und die Finanzen an. Der junge Reichsgraf Ellrodt wurde oft von ihm gemahnt, nach Regensburg oder Wien zu gehen.

Das Land ſeufzte und wand ſich unter denen, die es ausſogen. Die Stände waren ohnmächtig. Sie wurden von Adeligen beſchickt, die auf dem Staats-Etat in allerlei Amtirungen ſtanden als Militärs, Forſtleute, Hofbediente. Waren die Väter nicht abhängig, ſo waren es die Söhne. Wären es dieſe nicht durch ſich, ſo waren ſie es durch ihre Frauen und deren Verwandte. Jetzt, wo Trützſchler mit Weechmar einen Bund geſchloſſen hatte, überboten Beide Alles, was bisher im willkürlichen deutſchen Regiment geleiſtet worden war. Sie ſetzten ab, ſie beförderten. Um Geld zu ſchaffen, verkürzten ſie die Gehalte der Angeſtellten und erzeugten dadurch einen Sturm des Unwillens. Jetzt nahm man ſeine Zuflucht ſogar — zu Schröder! Man flehte — Wunſchold um Beiſtand an! Wunſchold war ein Charakter wie Robespierre. In ſeinem Blick lag eine Revolution.

Trützſchler ging ihm voran mit dem Gedanken an Einkerkerungen, Verbannungen, lebenslängliches Unſchädlichmachen. Um zu ſolchen Gewaltmaßregeln den nachdrücklichen Beiſtand zu bekommen, ſuchte er ſich mit den Officieren, die ſeine guten Freunde waren, noch beſſer zu ſtellen. Die unmittelbare Beziehung zum Fürſten ließ er ſich trotz Wunſchold

nicht nehmen. Letzterer konnte die leichtfertige, weltgewandte Art und dabei doch den Schein einer naiven Unschuld dem Markgrafen gegenüber nicht so treffen, wie Trünschler. Das Cynische liebte allerdings der Markgraf, aber nicht an Anderen; das wollte er sich allein vorbehalten.

Trünschler muß es nicht gewußt haben, wohin einst — es waren noch nicht zu viel Jahre darüber hingegangen — in Stuttgart der Hofjude Süß-Oppenheimer mit seinem sogenannten „Generalpardon", einer präventiven Gutheißung aller von ihm getroffenen Maßregeln, gekommen war, er würde sonst gezittert haben, ein Papier in Empfang zu nehmen, das er sich bei einem seltsamen Vorfall vom Markgrafen unterschreiben ließ.

Bei dem immer schroffer und verworrener gewordenen, dabei hin- und hergehetzten Träger des Markgrafenhutes hielt Trünschler gerade einen Morgenvortrag. Der Fürst empfing ihn im Schlafrock. Eben hatte der hohe Herr die Beinkleider angezogen und — das Hinterste dabei nach vorn genommen. Der ruinirte Spieler und Wüstling, der sich immer mehr mit Titeln und Orden zu schmücken wußte, lächelte nicht bei diesem Anblick, dafür kannte er das Temperament des Fürsten als ein zu gefahrvolles. Er blickte im Gegentheil ernst und das Auge gen Himmel gerichtet. Als der Fürst noch immer nicht begriff, was seinen Justiz- und Finanz-

und Blasedow'n den Arm reichte; „ich zeige Ihnen eine Stelle, wo ich mir den Hain von Montmorency und das Cenotaph Rousseau's mit seinen Trauerweiden nachkünsteln will.“ Sie schritten langsam vorwärts, oft gezwungen, über verstümmelte Gartengötter, die im Wege lagen, den Fuß zu heben, über Baumstämme, die sich in bergige Erhöhungen verwandeln sollten, wegzuschreiten, bis sie auch allmälig hinter den Bäumen verschwanden.

minister in seinem Vortrage so oft stocken und verlegen sprechen und seufzen ließ, und sich dieser sogar mit auffallender Handhabung des Taschentuchs eine Thräne trocknete, fragte er mit ungeduldiger Aufwallung:

„Was hat Er denn heute?"

Schweigend deutete der Minister auf die verkehrt sitzenden Beinkleider des vor ihm stehenden Fürsten.

Dieser betrachtete sich, schüttelte den Kopf und entfernte sich.

Nachdem er mit Verbesserung seines Versehens zurückgekehrt war, trocknete sich Trützschler immer noch die Augen, legte die Hände wie zu einer Bitte flehentlich zusammen und sprach mit halberstickter Stimme:

„Durchlaucht, wie erschüttert es mein Herz! Wie bin ich gerührt, daß dero Gemüth so leidet, dero Verstand so geirrt werden kann durch all den Schmerz, den man Höchstihnen bereitet! O Durchlaucht, Euer Gnaden sind der unglücklichste Mensch auf Erden! Hergekommen zu uns mit einem Herzen voll Liebe und Vergebung, steift sich doch gegen Höchstdero beste Absichten dieser gottvergessene, hungrige, für empfangene Wohlthaten so undankbare hierörtige Adel, diese Beamtenkaste, die, noch viel ärger als die katholische Priesterschaft, außerhalb ihrer Acten, die noch dazu zum

größten Theile im Nachmittagsſchlafe geſchrieben ſind, kein Heil ſieht — dieſe Bürgerſchaft, die nur von der Verſchwendung eines leichtfertigen Hofes, von denen Lüſten und Laſtern desſelben leben will! Ach, Durchlaucht, wie gern hätten Euer fürſtliche Gnaden dero weiches gefühlvolles Herz mit einem Weſen getheilt, das Euer Gnaden verſteht! Menſchen aber, die mit kalter Verachtung unſerer Mühen und Anſtrengungen in der Zurückgezogenheit leben und uns an Oeſterreich verkaufen wie Andere es an Preußen thun, während ſie auf denen Revenuen ihrer früheren Ausſaugung des Landes ausruhen, haben Euer Durchlaucht auch dieſer letzten Erhebung zum Genuß des Lebens geraubt! Nun läßt man Wölfe in die Hürde brechen! Drohneten wagen es, die Würde Höchſtihrer, einem uralten, glorreichen Stamm entſproſſenen Perſon anzutaſten! Da kann es ſchon vorkommen, daß Euer Durchlaucht ein Kleidungsſtück mit dem anderen verwechſeln, einmal ein unangezündetes Licht, um einen Gegenſtand zu beleuchten, für ein brennendes nehmen oder dero Siegelring ſuchen, ſo Sie ihn doch ſelbſten am Finger tragen —!"

Der Markgraf war aufs äußerſte beſtürzt. Er ſah dieſe Möglichkeiten vollkommen ein und entſetzte ſich vor ſich ſelbſt. Wenn ihm Trübſchler im Augenblick auf den Kopf zugeſagt hätte: Sie ſind geiſtesverwirrt, Durchlaucht, Sie wiſſen es nur

ſelbſt nicht —! er würde gezittert und es geglaubt haben.

Trützſchler ſagte ihm mit immer mehr zunehmender Unverſchämtheit Aehnliches. Er verſicherte, daß der Fürſt ſchon Menſchen und Perſonen verwechſelt hätte, heute nicht wüßte, was er geſtern befohlen. Und ſogleich fiel er mit der Erklärung ein, daß ſich das Alles bei Sr. Durchlaucht nur fände, weil ein tiefer Kummer an ihm nagte und ſeine nach Wahrheit dürſtende Seele wie ein verhextes Wild ſich vor der grauſamen Verfolgung des Jägers nicht zu retten wüßte. „Ja," betheuerte er, „Durchlauchts beſte Abſichten werden nicht erkannt! Dero wohlthätige Spenden (das Hinauswerfen von Münzen während des Fahrens oder beim Erſcheinen am Fenſter war eine Lieblingsbeſchäftigung des Fürſten geblieben) werden ſogar vom nichtsnutzigen Stadtpöbel nur verlacht, geſchweige dankbar aufgenommen!"

„Was will Er denn nun aber mit alledem?" ſtotterte der Fürſt kleinlaut.

„Geben mir Durchlaucht zwei Worte — zwei gnädige Worte — daß Euer hochfürſtliche Gnaden Alles gutheißen wollen und approbirt haben, was ich für dero getreuer Unterthanen Wohlergehen anordnen — werde —!"

Damit legte er dem Fürſten auch ſchon ein Papier dieſes Inhalts zur Unterſchrift hin.

Dieſer, noch immer aufs tiefſte erſchüttert über das Verſehen mit den Beinkleidern, das zumal einem ſo ſtrengen, alten Soldaten hatte begegnen können, und nun ernſtlich an ſeine Unfähigkeit zum Regieren glaubend, unterſchrieb dem Intriganten die verhängnißvolle Gutheißung für Dinge, deren Ausführung — zur Zeit noch nicht gewagt wurde. Sorgfältig wurde von Trützſchler das Papier zu Hauſe in ſein geheimſtes Schubfach gelegt als Reſerve für eine Zeit, wo ihn der „General-Pardon" jeder Rechenſchaftsablegung überheben ſollte. In Bayreuth, die Ahnung hatte er, ſtürzte ihn Schröder oder Friz Ellrodt. Er mußte mit Ansbach und Preußen gehen.

Daß nach einigen Monaten ſtillen, aber conſequenten Unterdrückens und Knebelns der öffentlichen Meinung plötzlich — Wunſchold arretirt und nicht etwa auf die Landesfeſtung, die Plaſſenburg, von wo ihn Schröder leicht wieder befreit haben würde, ſondern außer Landes an die würtembergiſche Grenze, nach der Staatsfeſtung der Ansbacher, Wilzburg, geſchleppt werden konnte, erregte im ganzen Lande ſtarres Entſetzen. Denn vor einem Jahre noch hätte man dieſen Sturz eines frechen Menſchen allgemein mit der größten Befriedigung vernommen und auch jetzt erhob ſich an ſich keine Stimme des Bedauerns; daß aber ein ſolches plötzliches Herausgenommenwerden mitten aus dem Bereich des Landes,

mitten aus der Gunst und dem unbedingten Vertrauen des Fürsten hatte möglich sein können und dieser selbst eines Morgens mit starrem Schrecken einen ihm aus dem Ministerium zugesendeten, ihm ganz unbekannten, wildfremden Rath auf Wunschold's Sessel sah, ohne sich bewußt zu sein, wie diese Veränderung hätte vorgenommen, Wunschold, sein Cabinetsrath, wie er nun erfuhr, so zu sagen ihm vor der Nase in eine ausländische Festung geschickt werden konnte, das erfüllte alle mit Schrecken. Und was das Unheimlichste war: Es hieß, der Fürst hätte den Befehl, Wunschold an die Ansbacher auszuliefern, eigenhändig unterschrieben — ohne es zu wissen!

Meersmann hatte darüber an Fritz Ellrodt, der sein auswärtiges Departement von Lindenreuth aus bezwingen konnte, geschrieben: „Wenn der Feind vor den Thoren steht, wenn eine Stadt brennt, ein Erdbeben uns die Thüren auf den Kopf zu werfen droht, dann wundert man sich, wie uns Menschen in ihrer Angst anreden, Menschen, die sich nie gesehen haben, nun sich vertraulich begrüßen, ja die hochmüthigsten Narren einander sich Bester Herr Nachbar! nennen. Auf diese Art ist mir — ich sage mir! — Schröder gerannt gekommen! Das Haar aufgesträubt, die Augen aufgerissen, mit Geberden, als drohte die Welt unterzugehen! Was sagst du dazu? „Sie sind der einzige rechtschaffene

Mensch im ganzen Lande, Sie und die beiden Ellrodt! Erbarmen Sie sich! Retten Sie uns Alle! Das ist jetzt der Lindwurm, der die Gegend unsicher macht!“ Mein neuer, zärtlicher, zuckersüßer Schröder versichert, daß der Fürst dem Trützschler eine Generalvollmacht für Alles gegeben hätte, was er zum Heil des Staates für gut befände. Und das Beste, für die Abführung eines Bayreuther Inculpaten nach einer Ansbacher Festung existirt ein Verhaftsbefehl, den der Fürst selbst unterschrieben haben soll. Es existirt sagt man, die Genehmigung der Durchlaucht, die Bestrafung Wunschold's den Maßnahmen Beechmar's zu überlassen! Der Fürst hat seine eigene Handschrift sogar gesehen und anerkannt und sich die lichten Haare darüber ausgerissen. Denn er muß es in einem Anfall von Geistesabwesenheit gethan haben. Er rast im Schlosse, er behauptet, er lese ja Alles, was er unterschriebe, er verstünde ja Deutsch, und zeigt jedem Diener die Unterschrift, die alle für echt erklären müssen. Dahinter steckt nichts als ein Bubenstück. Manche sprechen von Zaubertrank, Andere von Anderem. Ach, Ach! Daß du nun jetzt da draußen sitzen mußt und dich mit Beccaria, mit den Träumen deines Wiener Joseph abmühst, der dir für sein augusteisches Zeitalter aufgetragen hat, ein hundert Jahre zu früh gekommenes Buch zu übersetzen! Die Strafen

mildern! Ha, im Gegentheil! Ich möchte in Einem fort köpfen und rädern laſſen. „Mildernde Umſtände“ rühren mich nicht mehr! Da hab' ich ja die „mildernden Umſtände“ vor mir an Schröder's weinerlichem Geſchrei, an der Verſicherung des Niederträchtigen ſeiner ewigen Hochachtung vor mir, ſeiner bitteren Reue über unſer erſtes unſanftes Zuſammentreffen von dazumal! Es iſt nicht unmöglich, daß ſich dieſer Schurke in ſeiner Todesangſt vor Trützſchler's magiſchen Zaubertränken, die noch die Künſte der Stichertin übertreffen, zu dir, als ſeiner Zuflucht und Rettung, begibt. Seine Theda hat — per tot discrimina rerum — wer hätte es erwarten ſollen — noch einen Deckel für den unheimlichen Topf ihrer Vergangenheit gefunden. Sie iſt in aller Stille und kopfüber mit einem hier müßig herumlungernden, mit dem Kammerjunker-Titel bealmoſeten und im Uebrigen vom Herrn Ober-Bergrath ernährten Herrn von Wangenheim zuſammengethan worden. Das Pärchen will bei Euch Viſite machen. Schröder bittet mich um Gotteswillen, ihm eine nachſichtige Aufnahme, trotz aller Widerwärtigkeiten, die aus dem Zuſammenwohnen deiner Schwiegereltern mit dem Herrn Leibmedico entſtanden ſeien, bei Dir zu erwirken. Des Gremplums wegen bei geſammtem Adel. Ein Wangenheim — und die Theda! Auch ich und Zannchen kommen nächſtens, aber noch nicht copulirt. Das wird jedoch. Wir haben

uns nur noch nicht über den dazu geeignetsten Tag geeinigt. Was meinst du, wenn auch mich Trünschler eines Tages in aller Stille aufhöbe? Oder dich? Wie es hergeht, zeigt der Spectakel mit Simon Männel. Könnt' ich nur noch Einmal wieder einen gewissen Jemand in Potsdam persönlich sprechen —!"

Der „gewisse Jemand" war Fritz Ellrodt's Namensvetter in Sanssouci. Der „Spectakel mit Simon Männel" erinnerte in Manchem an Seckels Schicksal. Simon Männel, Kammer- und Landfactor, war zwar nie so bevorzugt gewesen, wie Isidor Prager gegenwärtig und Moses Seckel früher, doch war er hinlänglich reich, um Trünschlern auf den Gedanken zu bringen, ihn zu berauben. Zur Einleitung des Ueberfalls mußte Prager, schurtisch genug, bei Trünschlern die Augen zwinkern, lächeln, die Achseln zucken, thun, wie wenn von Simon Männel's Vermögen nicht gut vor prüfenden Ohren die Rede sein könnte, — „gewisse Dinge" — „nothwendiges Stillschweigen" — — da wurde Simon Männel in Arrest und sogleich in einige Entfernung auf Schloß Sanspareil gebracht. Eine dienstfertige Creatur Trünschler's mußte in aller Stille zum Verhör hinaus, nachdem man in Männel's Hause Juwelen, mit denen er handelte, und einen baren Vorrath von 33,000 Gulden nebst sämmtlichen vorhandenen Papieren mit Beschlag belegt hatte. Durch einen Schloßdiener bekam Meersmann

die Benachrichtigung Männel's von seinem Unglück und die Bitte um Hilfe. Schon einige Wochen lang galt der Arme für verschollen. Tags darauf, wie sich Meersmann gerüstet hatte, selbst nach Sanspareil zu fahren und sich nach den näheren Umständen zu erkundigen, kam von Männeln eine Gegenbitte, er möchte um Gotteswillen Alles auf sich beruhen lassen, es wäre mit ihm in der Ordnung, er würde bald wiederkehren. Meersmann erfuhr, daß Trünschler, dem die Benachrichtigung des gefürchteten Kammerraths sofort bekannt geworden war, selbst nach Sanspareil hinausflog und den Factor bedrohte, ihn lebenslang unglücklich zu machen, wenn er sich unterstehen würde, nach dem weggenommenen Gelde zu fragen und darum zu processiren. Trünschler versprach, er sollte eine Entreprise bekommen, wobei die Verwendung der Summe legalisirt und ihm die Wiedererstattung verbürgt würde. Es war dies irgend ein industrieller Schwindel, den das Land gutheißen und bezahlen sollte. Der Vertraute Trünschler's, Regierungsrath Petermann, hatte diesen Betrug der Unterthanen ausgeheckt.

Die Anspielung Meersmann's auf Beccaria ging auf ein Zeichen der endlich über die Welt hereinbrechenden Morgenröthe, ein vor zwei Jahren erschienenes italienisches Werk, in welchem ein Menschenfreund gegen die Härten und Mißbräuche der Gerichtsbarkeit jener Zeit auftrat, die Tortur

und alle grauſamen Verſchärfungen der Todesſtrafe, ſogar gegen dieſe ſelbſt. Kaiſer Joſeph — Kaiſer war der Erzherzog geworden nach dem plötzlichen Tode ſeines Vaters — war nach einer kurzen, von den Verhandlungen über das mit Trützſchler beabſichtigt geweſene Duell herrührenden Verſtimmung doch zum Wechſeln von Grüßen und Briefen mit Fritz Ellrodt in Verbindung geblieben und hatte ihn, als er bald nach ſeiner Verheiratung um den Tod des Kaiſers in Wien zum Condoliren anweſend ſein mußte, auf jene Schrift aufmerkſam gemacht und ihn zu einer Ueberſetzung ermuntert.

Seiner Gattin die ihr drohende Ueberraſchung eines Beſuches des von Wangenheim'ſchen Ehepaares mitzutheilen, war dringend geboten. Er traf ſie, wie ſie ihm eben, roſig und ſchön wie immer und zierlich nach der neueſten Mode gekleidet, mit deutſchen, ihr erſt ſeit Kurzem geläufigen Liebkoſungsworten auf ſeine durch den Brief unterbrochene Lectüre grade einen friſch gepflückten Wieſenblumenſtrauß legen wollte.

## Viertes Kapitel.

### Unentgeltliches Inserat einer Zeitungs-Annonce.

Nicht lange nach diesen Vorgängen las man in mehreren öffentlichen Blättern einen Bericht, den wir, da er nicht unwahrscheinlich in den Zusammenhang unserer Geschichte gehört, hier wieder abdrucken wollen:

Das Bad Amalienbad.

Schon zur Zeit, als Herr von Metzenthin noch Besitzer jener freundlichen Herrschaft und Gegend war, welche sich jetzt unter dem Namen Amalienbad aus einem Sandmeere wie eine blühende Oase erhebt und in der Fürstenkrone Vierhufens wie ein prangender Diamant erglänzt, bemerkte man oft, daß die herrschaftliche Wäsche nicht jenen Grad von Weiße erreichen wollte, den man durch einen beispiellosen Aufwand von Mühe und Seife nothwendig und bei einem natürlichen Hergange der Dinge hätte erreichen müssen. Die Tischtücher, Servietten, ja, die feine Leibwäsche des Herrn von Metzenthin selbst und die Garderobe sei-

## Sechsundzwanzigstes Capitel.

Wie war es denn gekommen?

Zu Drossenfeld, dem stolzen Schlosse an einem Bach, dem obern Main, und im linken Seitenflügel desselben, dessen jenige Bestimmung schon öfter von uns erwähnt wurde, befindet sich unter den Zimmern, wo das junge Paar Friz Ellrodt und Ulrike Löwenhaupt ihre erste Flitterwochenzeit zubrachten, ein Schlafgemach, das sich die Phantasie in seiner früheren eleganten Ausstattung ohne viel Mühe wiederherstellen kann. Unter allerlei schon geschildertem Gerümpel befindet sich daselbst noch jezt ein Deckenschmuck wahrhaft von Künstlerhand. Vor einem schönen, in einem Bett aufrecht sitzenden weiblichen Wesen liegt ein junger Mann, der in knieender Haltung mit der Empfängerin seiner Huldigung zu einem einzigen Accord seligsten Einverständnisses verschmolzen scheint. Man glaubt einen überschwänglich glücklichen jungen Ehemann zu sehen, dem seine fast noch mädchenhafte Gattin

ein ſchüchternes, liebeſeliges Geſtändniß ihrer Mutterhoffnung macht. Minder anziehend, doch auf die nämliche Stimmung des Ausdrucks glücklicher Vereinigung berechnet, iſt ein anderes Bild dicht daneben. Es ſtellt einen Orientalen vor, der mit ebenſo lebhafter Huldigung eine Circaſſierin, vielleicht die Rivalin der „Roxelane“ der Frau Miniſterin von Lauterbach, an ſeine Bruſt zieht. Beide Bilder, vortrefflich gemalt und erhalten, ſchmücken den Eingang in den Alkovenraum, wo ohne Zweifel die beiden Ehebetten des neuverbundenen Paares geſtanden haben.

Dieſe Ausſchmückung rührte vom Geſchmack und von der väterlichen Sorge und Hoffnung des alten Reichsgrafen her. Die plötzliche Veränderung der Stellung, die Ulrike zu den auffallenden Huldigungen des Markgrafen und den ſo erſichtlich gewordenen Ambitionen ihrer Eltern einnahm, hatte er mit aufrichtiger Freude begrüßt und hegte fürs Leben noch die ſchönſten Hoffnungen.

Aber ſo feurig-ſtürmiſch, wie in dieſen auf die Ausſteuer des Sohnes hin gemalten Bildern ſah es nicht in Friz Ellrodt's Innerm aus, als er, mit ruhiger Faſſung und mitten unter den Schrecken über den preußiſchen Dictator Plotho, eines Tages den Grafen Löwenhaupt in einem von ihm erbetenen vertraulichen Zwiegeſpräch um die Hand ſeiner Tochter anging.

Dieſe Werbung war nicht ſo ſteif und feier-

lich, wie die üblichere, und wie ſie den ſtrengen Sitten der Zeit gemäß hätte ſein ſollen. Sein Vater hätte ſie ſtatt ſeiner übernehmen müſſen. Aber ſie erfolgte auch nicht, wie wir uns jetzt in unſerer formenloſeren, natürlicher empfindenden Zeit das Geſtändniß der Liebe denken — ins Ohr der Geliebten allein geflüſtert, das beglückende Ja zuerſt nur wie ein Hauch von ihren Lippen gefordert.

Die Beſeligung, die Urlife über das Unerwartete, von den Eltern ihr Mitgetheilte empfand, war unausſprechlich. Auch die Hülle des Verdachtes, in welchem ſie vor dem Heißgeliebten [illegible]hen zu müſſen geglaubt, ſank nun zuſammen. Von ſeinen Augen war die Binde ſchon lange genommen. Nein, er hat dich nicht für fähig gehalten, ſich dieſem entſetzlichen Menſchen, der dort drüben im Schloſſe wohnt, deßhalb preiszugeben, weil er den Hut eines Markgrafen trägt! Nur weinen konnte ſie, als ſie in den Armen des ſo lange mit Schmerzen Geliebten lag. So zeigt ſich immer das endliche Nachlaſſen einer gewaltigen Anſtemmung gegen das Urtheil der Welt, ein Sieg, wenn ihn edle Seelen gewinnen.

Der Geliebte war ehrlich und offen. Zwar geſtand er noch nicht ſein eigenthümliches, ſo tief angelegtes Verhältniß zu Lea, auch nicht ſein Verhältniß zu dem Gerücht, das ihn um jeden Preis ſchon ſeit der Univerſität mit Ulriken hatte verbinden wollen, doch erzählte er alle Leiden aus der Zeit

seines Zweifels an ihrem sittlichen Stolz. Es folgte ein getreuer Bericht über die ihm gewordene Aufklärung. Endlich wurde auch Lea Osmund genannt. Er zeigte den Brief der Frau Christel Stichert.

Die Eltern, die bei diesen Erklärungen in einiger Entfernung standen und lauschten, machten Miene, sich einem Ausdruck von Verlegenheit, Erstaunen und Befremdung hinzugeben. Sie wollten mit einem Laissez ça, mon cher fils! dazwischen treten.

Die Tochter versuchte dem Uebergang zum Conventionellen dadurch auszuweichen, daß sie Deutsch sprach. Erst da wurde sie am Weiterkommen in ihrer Muttersprache verhindert, als sie sich neckender Wendungen bedienen wollte, spottender, die nicht verwundeten, forschender, die nicht mißtrauisch erschienen. Da hatte denn doch die spielende Grazie eines Wieland, die tiefergehende Dialektik eines Lessing noch nicht genug vorgearbeitet, um der deutschen Sprache die Biegsamkeit zu erwerben, die für solche halb ernste, halb schalkische Uebergänge vom Erstaunen zur Beruhigung, von schmollender Eifersucht zu glücklichem Vertrauen längst die Sprache Voltaire's besaß. Der sinnend Horchende wurde dessen inne, daß ihr Glück rein und ungetrübt war.

Hat es Philosophen gegeben, und der Mystiker Angelus Silesius, des Markgrafen Liebling, gehörte zu ihnen, die da behaupteten, für Gott wäre die Welt eine Nothwendigkeit, es gäbe andere keinen

Gott als in seiner Offenbarung durch die Schöpfung, so ist jedenfalls richtig, daß die reinsten Flammen des Gefühls, die Stimmungen, die uns wie in überirdische Wesenketten zu versetzen scheinen, nicht lange Bestand haben können ohne die Ergänzung durch irdische Zuthat. Der höchste Aufschwung der Seele muß sich bald ausruhen auf Erdenwipfeln, ja von den Erdenwipfeln die Bedingungen der Fernsicht selbst annehmen. In die Feiertagsmomente des Lebens schiebt sich der Wochentag mit seinen Rechten und Pflichten ein; die Macht des Alltäglichen, die Macht der Gewöhnung läuft mit unserm geistigsten Streben parallel. Da giebt es Gewalten, deren Schwere sich nicht abschütteln läßt.

Zittern und Zagen war der Grundton in der Seele beider scheinbar doch nur durch „Convenienz" sich Verbindenden. Aber die Welt sorgte dafür, daß sich der „Bräutigam" sofort auf die Männlichkeit des Auftretens, die ihm seine Ehrenpflicht wurde, besinnen mußte, die „Braut" nichts wissen wollte von Anspielungen auf eine Schuld, die etwa das Gewissen des Einen oder des Andern, am meisten ihrer Eltern drückte. Ulrike wußte sich rein. Jeder Flecken war von ihrem Bilde auch vor den Augen des Geliebten genommen. So ließ sie den Lichtglanz, in dem sie selbst strahlte, sich auch verbreiten auf Alles, was denn nun ihr gehörte. Schließlich nahmen manche der Freunde und Verwandte, wie

die Charaktere eben sind, das Zarteste grobkörnig und wie gleichsam mit der Thüre ins Haus fallend. In solchen Fällen mußte es sogar Lachen geben und die Falten der Stirn glätteten sich. Der gesunde frische Grundton im Wesen des Verlobten arbeitete sich durch seine Zweifel hindurch und da erst erschrak der fast bewußtlos in die Strudel einer neuen Lebensphase Geschleuderte über die Harmlosigkeit, wie er Ulriken begrüßen, an sein Herz ziehen, ihr auf die schönen Lippen seinen Kuß drücken konnte, wenn ihm eine Stimme seines Innern sagen wollte: Sieh, sieh, das dein Talent der Verstellung aus der Schule der Diplomatie? Das der richtig getroffene Ton aus dem Codex der weltmännischen Lage —? Dann aber sah er im Geist eine ätherische Gestalt ihn umschweben, die ihm Muth winkte. Jene Stimme hauchte ihm: So ja konnte es nur sein — —!

Die Schönheit und Anmuth der erworbenen Braut, die allbekannte begeisterte Schwärmerei derselben für den Urheber ihres alleinigen Glückes brachten Wirkungen hervor, gegen welche sich die Stimmungen, die bisher in Fritz Ellrodt gewaltet hatten, nicht aufrechterhalten konnten. Eine Episode seines Lebens, eine kurze, eigenthümlich bedingte, ihm, nach Stellung seines ganzen Seins und Strebens in der Welt, tief bedeutungsvoll gewesene, mußte im Wesentlichen vorüber sein. Die Wirkung,

die ſie auf ihn ausgeübt, er ſprach es offen aus, war der Drang zur Bewährung ſeiner Kraft, zur Theilnahme an den Regungen des Geiſtes, die ſich in allen Ländern, allen Schichten der Geſellſchaft, wie aus der Erde dringende Flammen zu erkennen gaben. Eine neue Zeit brach an. Der vom Glück Verwöhnte, harmlos in den Tag hinein Lebende hatte ſie erſt verſtehen lernen durch einen Seitenweg ſeiner Bahn. Reformen! Davon ſprachen jetzt ſogar alle — Zöpfe! Er ſelbſt hatte den Staat in ſeinem tiefſten Verfall kennen gelernt. War dieſem zu helfen, wenn an ſeiner Spitze wahnſinnige Fürſten ſtehen konnten? Sein Forſchen, Dichten und Trachten mußte tiefer gehen, als nur bis zu dem Ruf nach „Reformen.“

Natürlich lebten die Eltern in dem, was vom Ort und vom Augenblick gegeben war. Sie hatten nur das künftige Auftreten ihrer Tochter in Regensburg und in Wien vor Augen. Sie erwarteten eine baldige Entſcheidung am Hofe. Ja, ſie riethen einen Friedensſchluß vor Allem mit Trützſchler —! Auch Ulrike ſagte: „Nach Wien muß ich ſchon, um Zeuge zu ſein, wie meinem Freunde der Hof gemacht wird von den ſchönen Damen, zumal von Lori Lichtenſtein, die mit ihm ſchon unter einem Dache gewohnt hat!“

So lenkten ſich die erſten vertraulichen Geſpräche,

die geführt wurden, bald wieder in den Austausch heiterer Eindrücke zurück.

Eine Liebeserklärung macht das dabei vorausgesetzte Glück zweier Menschen zum Gemeingut aller neidlosen Seelen. Es kamen Beweise von Theilnahme von allen Seiten. Darüber gab es eine Reihenfolge von Erlebnissen, die in den Stimmungen keine Lücken mehr zuließen. Sie nahmen den ganzen Menschen in Anspruch. So kam der Tag der Hochzeit heran, vorbereitet von Anderen, vom Eifer anderer Hände gefördert.

In den Flitterwochen bildet sich der Charakter einer jungen Frau für's Leben. Wie das Leben ihres Körpers eine Umstimmung erhält, so auch das Leben der Seele. Dringen in dieser Zeit, einer so entscheidenden für die Zukunft, nur die Schmeicheleien des Gatten, nur die Erfahrungen einer künstlich festgehaltenen, sich nur idyllisch gebenden Welt, nichts als Illusionen auf die junge Frau ein, so kann etwas im Keime verfehlt werden, wovon sich die schlimme Ernte erst in Jahren zeigt.

Diese unter dem Antheil fast des ganzen Landes gefeierte Hochzeit wurde sofort an das Maß aller Erdenfreuden erinnert. Da gab es den Uebermuth der Intriganten, die ihr Haupt nach der Abreise Plotho's mit seinen Gimpeln und seinen neuen Methoden, die Registraturen anzulegen, auf's neue

erhoben. Der andere Seitenblick der Furcht und drückenden Spannung mußte auf das Verhalten des Markgrafen selbst gerichtet bleiben. Zwar hatte der unheimlich Schmollende ein kostbares silbernes Service als Hochzeitsgeschenk geschickt, aber mit dem Schmerz eines Eifersüchtigen hatte er auch das entlegenste seiner Schlösser aufgesucht, um nichts zu hören und zu sehen, das ihn an eine Verirrung seines Herzens erinnerte. Nun kam die Periode Knyphausen. Fritz Ellrodt's Departement lag klar und offen. Die Entrichtung der Matricular-Beiträge an die allgemeine deutsche Reichsverwaltung war durch Quittungen beschein'gt. Der Reichsorganismus machte sich in nichts von Bedeutung geltend. Pässe, Diplome, Dedicationen, das war die Welt, wo wenig Mißbräuche aufgestöbert werden konnten. Die Lauterbach'schen Feste besuchte das junge Paar nicht. Man hatte gehört, die leichtsinnige Frau ruinirte sich. Man kann auch einen Brunnen ausschöpfen! hieß es schon. Und wie es im Sinken einer Existenz zu geschehen pflegt, der Strudel erfaßt sein Opfer, schleudert es hin und her und läßt es die Gefahr gerade noch kecker herausfordern. Man will der Welt zeigen, daß sie nicht da wäre. Immer ärger wurde die Verschwendung dieser Frau, die nicht ertragen konnte, wenn nicht Alles in unmittelbarer Beziehung zu ihr stand und Jedermann, Greis oder Jüngling, ihr zu Füßen lag. Ihre Sucht

zum Theaterſpiel befriedigte ſie trotz des Markgrafen. Herr von Knyphauſen war der Mann, ländliche Schauſpiele in dem Geiſt mitzumachen, wie dergleichen früher in der Eremitage getrieben wurde. Die Herzogin von Würtemberg begann in der That ihre „Fantaiſie“ zu bauen. Wie machte der preußiſche Geſandte, der Herr Geheimrath, dabei den Polierer und hielt mit dem Champagnerglaſe in der Hand Mauerreden vom Gerüſt —!

Die ſich durch den Zeitgeiſt immer mehr herausſtellende Neigung, das geiſtige Joch des Franzoſenthums abzuſchütteln, machte ſich ſchon ab und zu in kleinen Zugeſtändniſſen bemerkbar. Deutſche Stadtpoeten tauchten auf. Auch Ulrikens Gatte wünſchte, daß ſich Ulrike deutſcher bildete. Zum Glück unterſtützte ihn der Reſpect, den die Schwiegereltern vor Wien empfanden. Erzherzog Joſeph, ſein fleißiger Correſpondent, erklärte ſich bei jeder Gelegenheit gegen die Herrſchaft der Franzoſen. Im Ganzen kam die Strömung des epochemachenden neuen Geiſtes von jener Welt her, in welcher bereits ſo bevorzugte Geiſter wie Lea Dsmund lebten. Um Moſes Mendelsſohn her ſchaarte ſich der beſonnene, nach engliſchen Muſtern, nicht franzöſiſch frivol auftretende Deismus.

Nach Wien richteten ſich Aller Blicke, als plötzlich in Erzherzog Joſeph's Armen ſein Vater, der Kaiſer, ſtarb. Von einem Feſte in Innsbruck kommend,

ner Töchter (leider war Herr von Metzenthin seit Jahren Wittwer) machten sich nicht nur durch einen auffallenden hellbräunlichen Schimmer, der darauf lag, sondern auch durch einen widernatürlichen Geruch so bemerkbar, daß vielleicht einer der Gründe, warum Herr von Metzenthin die jetzige Standesherrschaft Amalienbad verkaufte, in diesem Umstande zu suchen ist. Auch der jetzige Besitzer, der Herr Graf von der Neige, bemerkte bald nach seiner Ansiedelung auf der Herrschaft, daß seine Wäsche sich durch einen Teint auszuzeichnen anfing, den er jedoch, ein feiner Kenner der Chemie und mehrerer angewandten Zweige der Naturwissenschaften, bald als verwaschene, sogenannte Eisenflecke erkannte. Das Phänomen war auffallend und mußte die Neugier eines Mannes reizen, der nichts, was zur Bereicherung seiner Kenntnisse dienen könnte, zu unterlassen gewohnt ist. Er untersuchte den Brunnen, welcher das Wasser in die herrschaftliche Waschküche leitete, und fand zu seinem Erstaunen, daß derselbe in einem außerordentlichen Grade mineralhaltig war. Den Herrn Grafen nahm diese späte Entdeckung eines für unsere ganze Monarchie und die angrenzenden Länder so äußerst wichtigen Factums kein Wunder: denn der betreffende segensreiche Brunnen war im Untergeschoß des Schlosses selber gegraben und wurde lediglich, da man vielleicht längst zu dem Wasser kein Vertrauen hatte, zur Reinigung der herrschaftlichen Wäsche benutzt, deren gelbliches Aussehen allerdings längst hätte Verdacht erregen sollen. Der Herr Graf, im Entzücken über diesen Fund, rief aus: „Hier sollen künftig keine Hemden mehr, sondern Menschen gewaschen werden!“ Ein Ausruf, der sich jedoch als zu sanguinisch ergab, da die Quelle nicht stark genug ist, um von

hatte ihn ein Schlagfluß getödtet. Der junge Reichsgraf Ellrodt mußte sofort nach Wien, um die Condolation und die neue Huldigung auszusprechen. Gebeugt, doch als Kaiser nicht ohne muthige Pläne, begrüßte der neue Beherrscher des deutschen Reiches den geistesverwandten Freund.

Die Neckereien, die der junge Gatte ab und zu von seiner Gemalin wegen Lea's erfuhr, nahmen während seiner Abwesenheit nach Wien, wohin bei der Hoftrauer vom Mitnehmen noch keine Rede hatte sein können, eine etwas ernstere Gestalt an, als sie einen zwischen Beiden geführten Briefwechsel bemerkte. Die frühere Harmlosigkeit darüber kehrte erst wieder zurück, als sie durch Mittheilung dieser Briefe erfuhr, daß der Gegenstand der Wiederanknüpfung nur die Sorge um Emanuel war. Lea's Bruder wohnte zwar im Hause des Kammer-Residenten, seines Großonkels, brachte aber fast den größten Theil des Tages bei Rector Gräfenhahn zu, der ihn unterrichtete. Ihn als Juden an dem allgemeinen Classen-Unterricht des Gymnasiums theilnehmen zu lassen, schien bei dem zu allen Zeiten etwas wild gewesenen Charakter dieser berühmten Lehranstalt gewagt.

Als der junge Reichsgraf von Wien zurückgekehrt war, erinnerte ihn seine Gattin selbst daran, sich um Emanuel zu bekümmern. Von einer seiner Inspectionen der Lage des Kleinen zurückkehrend, sagte er:

„Werden dieſe Judenkinder nicht erzogen wie die Prinzen! Die Liebe ihrer Angehörigen führt ihnen ihre Fähigkeiten wie die wunderbarſten von der Welt vor! Auf jeden ihrer Wünſche erfolgt Willfahrung! Deſto überraſchender, verbitternder muß dann für ſie die ſpätere rauhe Berührung mit der Wirklichkeit ſein!“

Von Kindern zu ſprechen, war für die junge Reichsgräfin peinlich, da ſich keine Hoffnung regte, den alten Reichsgrafen zum Großvater zu machen. Man verſprach ſich Förderung derſelben von den Wirkungen einer ſo klaren, reinen Bergluft, wie ſie inmitten des Sommers auf einer der Beſitzungen des Vaters, in Lindenreuth, wehte. Hier gab es Wald und Berg und Wieſe und beſonders den ſchönen See. Der Park war einfach. Ihn zu verſchönern, bot eine willkommene Beſchäftigung. Der Garten diente vorzugsweiſe den nützlichen Zwecken des Haushaltes, der denn auch ſo reich und ſo freigebig geführt wurde, daß es an Beſuchen aus Stadt und Umgegend nicht fehlte. Die Landesforſten veranlaßten einen Zuſammenhang unter den Jagdliebhabern, die mit dem Beginn des Auguſt die angenehmſten Berührungen, ja mit weit entfernt Wohnenden und ſogar böhmiſchen Adeligen in Ausſicht ſtellte.

Daß auch darüber die Wilddieberei in Flor kam, darüber ergrimmte Niemand mehr als bei ſeinen

Rundreisen Theodosius von Reizenstein, der zwar nicht mehr Parforce-Directeur, aber doch noch immer Ober-Forstmeister geblieben war.

Gerade an dem Tage, wo Fritz Ellrodt so emsig in dem mit reißender Schnelligkeit berühmt gewordenen Buche des Beccaria über die Milderung der Strafen studirt hatte, polterte Theodosius auf der Terrasse am Schlosse, wo um einen gedeckten Tisch die Reste eines Frühstücks, dem er tapfer zugesprochen hatte, standen, seinen Zorn aus über die von Böhmen hereinbrechende Wilddieberei. Von Leuten, behauptete er, wo man es nicht glauben sollte, würde ihr in hiesiger Gegend Unterschleif gegeben.

„Hängen, köpfen ist für diese Bande viel zu wenig!“ rief er aus, mit der Faust auf den Beccaria schlagend. „Martern müßte man sie in Oel kochen! Diese Bande! Auf Jahre hinaus ruinirt sie den Frieden der Thiere, die ihre Schonung haben wollen und nur zu gewissen Zeiten jagdbar sind und uns durch diese Räuber mit der Zeit ganz ausserben werden! Wenn ich jetzt schon einen richtigen Parforce-Hirsch liefern sollte, ich müßte ihn wahrhaftig aus dem Salzburg'schen kommen lassen, von dem frommen Abt zu Berchtesgaden! Und der gefährlichste von allen diesen Mördern ist der entlaufene Berggeschworne, dessen Hereinlassen ins Land wir auch diesem Ober-Bergrath verdanken,

wie unsere ganze gottverfluchte Kreuz-Himmel-Schock —"

Gräfin Ulrike hielt sich über die Bezeichnung der herrschenden Landeswirthschaft die Ohren zu und entlief.

Ihr Gatte erinnerte sich sehr wohl des bezeichneten Berggeschwornen. Er hatte den Zeuner damals bei seiner Ankunft in Bayreuth, als er selbst so erschöpft und aufgeregt von Salzburg kam, im Abenddunkel vor Ermüdung und Vertiefung in die Angelegenheiten seines Vaters nicht ins Auge gefaßt, nicht von dem so scharf ausgeprägten Kopf sein Gedächtniß anregen lassen. Später erfuhr er die Anwesenheit dieses Menschen, der ihm in Wien wie ein Räuber und Mörder erschienen war. Aus dem zuständigen Heimatslande des Verdächtigen konnte er ihn nicht ausweisen lassen. Später, beim Ueberfall Seckel's, tauchte der Mensch aufs neue auf, und er konnte wohl begreifen, weßhalb sich der Bösewicht beim Ausräumen der Geldverräthe unter der Fallthür nicht hatte vor ihm sehen lassen wollen. Ellrodt's Beschwerde über die Verwendung eines solchen Menschen zu angeblichen Regierungszwecken ging mit der Erfolglosigkeit seines Kampfes gegen die Schröder'schen Willkürlichkeiten in Eins. Dann verschwand ihm Zeuner ganz aus dem Gesicht. Hatte er doch gelegentlich gehört, daß er seiner Stellung im nahen Goldkronach überdrüssig geworden

und das Wildschützenwaldwerk in baierischen und böhmischen Wäldern betrieb.

„Faßt ihn einmal der Schirnding oben im Walde oder gar Graf Wratislaw in Böhmen, so incommodiren wir keinen unserer Federfuchser mehr, ihn zu vertheidigen! Darauf haben wir sämmtlich einen Eid geschworen!“

Was lag nicht Alles hinter den Mitgliedern jener einst nach Wandsbeck gegangenen Deputation seit dem Augenblick, wo damals die endliche „Zustimmung des Markgrafen erobert war! Welche Täuschungen, welche Demüthigungen, Aergernisse für das gesammte deutsche Vaterland! Theodosius sprach es aus mit seiner donnernden, wenn nicht in den Bergen zingsum, doch an den Wänden des Schlößchens widerhallenden Stimme, wie sehr man sich in diesem Souverän und seiner Politik und seinen Mesures geirrt hätte und welche „niederträchtigen Canaillen“, welches „Hundepack“ und „wahres Räubergesindel“ hier jetzt die Oberhand gewonnen hätte. „Gut,“ fuhr er fort, „ich verdenke Ihnen nicht, daß Sie sich nicht die Hände besudeln wollen, dieses Pech anzugreifen! Aber Kopf und Kragen sollte man dran geben! Leider kann ich's nicht. Mir würde man immer sagen, es ist blos von wegen dem Parforce.“

„Man muß den Krater ausbrennen lassen!“ war die Meinung des Hausherrn. Er schenkte dem

Ober-Forſtmeiſter ein neues Glas herben Tokayers ein.

„Wird aber Jahre dauern!“ ſchrie Reizenſtein. „Auf Ihr Wohlſein und auf glückliche Nachkommenſchaft! Ha, ha, ha! An Appetit iſt unſer Gnädigſter geſegnet, trotz Herzensſpann und Gewiſſensbiſſen. Herumrennen in allen Zimmern des Schloſſes bei nachtſchlafender Zeit ſoll er. Dann hat er ein Licht in der Hand. Sieht er da einmal die weiße Frau, dann kann er dran glauben. Neulich ſoll er was Weißes geſehen haben und, auf den Tod erſchrocken, der Länge nach hingefallen ſein. Aber es war dann blos der Nachtſpeppel der Stichertin, die ihn wieder aufhob und zur Ruhe brachte. Iſt mir nur ein Wunder, wie ſolche deutſche Männer, die den Stylus in der Feder haben und die Juris kennen, die canoniſchen und die andern und die Pactaten, die von unſeren Vorfahren dazumal über Adelsrechte, von Kaiſer und Reich ſich brieflich herſchreiben, daß, ſage ich, ſolche weiſe und, nehmen Sie mir's nicht übel, auch manchmal fürwitzige und fürſchnelle Schnauzbähne — na, ich meine zum Beiſpiel den Kammerrath Meeresmann, nicht eine Schrift aufſetzen, ſie meinetwegen in Leipzig drucken laſſen und das Ding dann von Nürnberg oder Hamburg aus im Stillen abwarten. Gäbe, bei Gott, aus meiner Taſche, ja, Herr Graf, wenn Ihr Freund Meeresmann hier ſäße, hier auf der Stelle fünfzig

baierische Thaler gäbe ich d'rum zur Collecte, für einen solchen Freimüthigen schadlos zu halten und nicht à la Moser auf die Festung zu bringen, wenn er einmal ein Bild von dieser Wirthschaft hier — nein! ist es erhört! Haben den Wunschold nach Wilzburg gebracht, ohne daß Markgraf sich auch nur besinnen kann, d'rum die Feder angesetzt zu haben und doch hat er's, Markgraf, unterschrieben. Das rathe der Deubel! Es ist dem Wunschold zwar recht. Aber es kann auch so 'mal an Unrechte kommen. Ich meine, der Leibmedicus gibt Ihm Zaubertränke ein. Wenn ich diesen Meersmann säbe, den Einzigen, der hier noch Haare auf den Zähnen hat, ich würde ihm sagen: Herr, würde ich sagen, schämen Sie sich, daß Sie nicht längst ein Tintenfaß genommen haben, so groß wie da der Weiher —"

Jetzt kam die junge Gräfin zurück, und sogar eilends. Sie kündigte eine Ueberraschung an. Von den Besuchen, die man hier zu jeder Zeit erwarten durfte, einen der seltensten, aber willkommensten. „Rathe!" hieß es.

Noch war der Wagen, der den Besuch brachte, nicht am Schlößchen angelangt, doch ließen sich seine Insassen erkennen. Der junge Reichsgraf sprang auf und eilte durch das Portal des Schlosses. Von ferne schon grüßten Zanuchen und Meersmann.

Der grimmig auf und ab gehende, seinen Schnurr-

bart drehende Ex-Parforce-Directeur wollte gerade durch ein großes Stück Schinken, das er auf ein Stück Brod legte, seinen Aerger beruhigen, als er die Ankömmlinge erblickte, die Frau Oberhofpredigerin, ihre Schwägerin Tannchen und Meersmann. Sie hatten den schönen Tag benützen wollen und dem vielen Druck und Aerger, dem man jetzt daheim ausgesetzt war, entrinnen, zum Genuß der reinen frischen Gebirgsnatur. Mit der Verbindung des gräflichen Vetters hatte sich Tannchen nach allem Erlebten von Herzen endlich einverstanden erklärt.

„Herr Ober-Forstmeister! Wie lange nicht in Bayreuth gewesen! Seit unserer Sitzung damals im „Reichsadler" nicht!"

So begrüßte Meersmann den wie angedonnert stehenden und jetzt für seinen Freimuth auf die Probe gestellten Nimrod.

„Das trifft sich ja wie gerufen!" flüsterte ihm der Hauswirth zu, der seine Angehörigen ebenso herzlich begrüßt hatte, wie den bewährten Freund, in dessen Mienen er bereits las, daß es etwas zu berichten, etwas von der Brust zu wälzen gab. Das Zugeständniß hatte Meersmann schon lange gemacht, daß ihm seine erste Appellation an Preußen mislungen war. Der König hatte gesehen, daß sich Ansbach die Vorhand sichern wollte. So nahm der sonst so energische Monarch nach dem ersten Anlauf die Sache lässig und ließ sie vollends fallen,

als seine drei verschiedenen Gnoves unausreichend gewählt erschienen. Längst schon hatte sich Meersmann mit der ihm schuldigen Satisfaction, der Wiedereinsetzung in seine frühere Stellung, vorläufig begnügt. Er wartete nur noch auf die Verbesserung seines Gehaltes, um mit Sannchen, die den siebenjährigen Krieg in der Ehe nicht fortzusetzen versprach, einen dauernden Frieden zu schließen.

„Erholung, Beruhigung, hier Frieden suchen?“ sagte das lebhafte junge Mädchen, ihre blitzenden schwarzen Augen hin und her werfend und den im Wagen zerdrückten Reifrock, die Besätze und Spitzen ordnend, das schiefgesetzte Strohhütchen abnestelnd. „Bin ich ein Störenfried? Erholt man sich nicht auch bei mir, auch an meinem Nähtischchen?“

Die junge Reichsgräfin hatte für die bürgerlichen Verwandten ihres Gatten einen Ton gefunden, der ihrer Mutter als eine zu vertrauliche Herablassung, den Verwandten selbst als ein noch nicht ganz zum Natürlichen hindurchgedrungener Zwang erschien. Doch wurde die gute Absicht, herzlich sein zu wollen, anerkannt. Ulrike holte alles Versäumte der ersten Begrüßung nach, umarmte erst die Oberhofpredigerin, dann Sannchen, führte sie beiseite und rühmte ihre Toiletten. Die Männer waren allein. Nun hätte der Ober-Forstmeister Gelegenheit gehabt, seine Aufforderung zu einer That der Vaterlandsrettung zu wiederholen.

Statt deſſen verlangte er aufs dringenſte: „Was gibt's Neues?“ Die Spukgeſchichte mit des Markgrafen Unterſchrift intereſſirte ihn wie Alle.

„Was wird es ſein?“ ſagte Meersmann. „Sereniſſimus iſt mondſüchtig! Oder es gibt bei uns Leute, die eine Kraft haben, wie in Tirol jetzt ein Pfaffe, Gaßner heißt er. Der verſetzt die Leute in Schlaf und treibt den Teufel aus, den Jeder in ſich ſtecken hat. Der gnädige Herr macht ſchlafend Unterſchriften, aber mit wachen Augen. Gehenkt, gekövft — das iſt jetzt Alles Sache eines möglichen Mißverſtändniſſes! Aus Verſehen, durch einen Schreibfehler kann man um Leib und Leben kommen —!“

„Sie können leider nichts nicht thun!“ perorirte Theodoſius von Reizenſtein. „Sie ſind ein herrſchaftlicher Beamter und wollen ſich verheiraten! Ihre Frau Liebſte, Sakkerment, es wird ein hübſches Weibchen —! Ja, wer doch noch 'mal wieder von vorne anfangen könnte! Aber was ich ſagen wollte —: An all dieſem iſt doch nur dieſer Schröder ſchuld! Sehen Sie, ich bin ein einfacher Forſtmann, ein gerader alter Deutſcher! Aber mit dieſem hochgelahrten weiſen Mann wollt' ich's noch im Examen aufnehmen. Sie, Herr Kammerrath, haben ihn ja ſchon einen Pillendreher genannt und dafür Feſtung beſehen. Aber er könnte ſo gelehrt ſein wie Iſenflamm in Erlangen oder van Swieten in Wien, ich

ihrem Abfluß baden zu können. Die herbeigerufenen Aerzte und Chemiker erklärten, Amalienbad würde eine der segensreichsten mineralischen Trinkanstalten des Vaterlandes und der gesammten Umgegend werden und schon sollen mehrere Werke darüber unter der Presse sein.

Die genauesten chemischen Untersuchungen ergaben folgendes Resultat: Die nach der geliebten Landesmutter sogenannte Amalienquelle ist eine überwiegend eisenhaltige, doch von der Art, daß ihr durch eine sanfte Mischung von Laugensalz jene strenge und zusammenziehende Eigenschaft geraubt wird, die das ursprüngliche Wesen des Eisens bildet. Salinische Theile kommen hinzu, um diese wohlthuende Mischung noch zu befördern, und die mehr erhitzenden Eigenschaften durch sanft eröffnende und auflösende zu vertauschen. Die Amalienquelle enthält auf einen Grad Eisen fast zwei Grad Glaubersalz und einen halben Grad salzsaurer Magnesia. Die Bestandtheile von Mineralalkali, salzsaurer Kalkerde, Kochsalz, Magnesiakalk und Alaunerde halten sich in einem anmuthigen Gleichgewichte, ohne daß eines vor dem andern besonders hervorschmeckte. Der Extractivstoff ist außerordentlich gering, dagegen der Cubikzollinhalt des kohlensauren Gases fast so stark wie in Pyrmont, nämlich achtundzwanzig, was jedenfalls so viel ist, als auch die Quelle in Driburg zählt, und mehr, als Schwalbach, Spaa, Brückenau und Lauchstädt sich rühmen dürfen.

Wenn wir später die Verdienste aufzählen werden, welche sich der derzeitige Besitzer der Amalienquelle, Herr Graf von der Neige, um diese recht „ein Kind seiner Laune" gewordene Entdeckung und die Umwandlung derselben in ein mit vielen berühmten Bädern rühmlichst wetteiferndes Badewesen

würde, wenn mir dieſer Mann einmal in die Quere käme und wenn zehnmal Plaſſenburg d'rauf ſtünde, ihm meine Meinung ſagen! Herr, würde ich ihm ſagen, Sie ſind hier der Erſte geweſen, der die Schuftereien angefangen hat! Nun haben Sie die Folge Ihres ſchäbigen Ehrgeizes! Nun würde ich ihn zwar keinen hergelaufenen Marktſchreier nennen, aber etwas Aehnliches, und mein drittes Capitel würde ſein Fräulein Theda abgeben — Frau von Wangenheim! Herr Gott, die Wangenheim's ſind ein reputirliches Geſchlecht im Gothaiſchen! Müſſen die nun auch ihren Ausſatz kriegen, wie alle Adelsgeſchlechter jetzt! Fällt uns da ein ſolcher Hungerleider wieder ins Land, ſucht, wer etwa einen Buckel hat und gern heiraten will, oder wo ſich eine alte Witwe noch unterzubringen gedenkt, und findet nun die Tulpe da am Schloß —! Geben Sie Acht — er kriegt eine Forſtmeiſterſtelle! Na, ich, ein alter Deutſcher, ich würde Schrödern die Wahrheit geigen, wenn ich dieſen Lumpenkerl einmal auf Ohrfeigenlänge —"

Poſthornklang unterbrach die gewaltige Rede. Die Aufmerkſamkeit, die ſich dem Parforce-Directeur, jetzt auch von den Frauen, zugewendet hatte, wurde auf die Seite des Schloſſes hin abgezogen, von wo man die Landſchaft überſehen konnte. Die Flügel des Gebäudes ließen ſich umgehen. Beide Flanken waren mit alten Bäumen, Tiſchen, Bänken beſetzt.

Auf einer der letzteren hatten die Frauen Platz genommen, standen auf Theodosius' Rede auf und meldeten plötzlich die Ankunft eines vierspännigen Wagens.

„Ich habe eine Ahnung!“ rief Meersmann.

Wenn diese auf einen Besuch Schröder's ging, so betrog sie ihn nicht. Der Geheime Ober-Bergrath war es selbst, in Begleitung der neuen Frau von Wangenheim und seines Schwiegersohns. Der Wagen hielt vor dem Schloß.

Kaum hatte Theodosius, der „alte Deutsche“, diese Namen, zu seiner wie zu Aller Ueberraschung, nennen hören, so sprang er auf, vergaß seine gravitätische Würde und schlich auf den Zehen die Wände des Schlößchens entlang, um sich rasch davonzumachen. Als der Besuch eintrat, war der Freimüthige verschwunden.

Die rohe, jetzt bedeutend in die Breite und Dicke gegangene musculöse Gestalt des Ober-Bergraths war es, die sich mit der Tochter und dem gewonnenen Schwiegersohn, der Reise und des Staubes ungeachtet, in einem Staatskleide an einem Orte sehen zu lassen wagte, wo man seinen Besuch, nach der ganzen Lage dieses unglücklichen Landes, kaum hätte erwarten sollen. Seine Verbeugungen gingen fast bis zur Erde. Sein Antlitz, ohnehin vom übermäßigen, ihm seit lange zur Gewohnheit gewordenen Weingenuß aufgedunsen und kupfrig, troff von

Schweiß unter den Strahlen der Sonne. Ein langes ostindisches Taschentuch kam nicht aus seinen Händen. Die schöne gepuderte Lockenfrisur gerieth darüber in Derangement. Schröder war ein eitler Mann, der sich noch jetzt im Spiegel betrachtete. Die goldenen Tressen an seinem Kleide, an seiner Weste waren so echt, wie der Knopf an seinem hohen Bambusrohr.

Theda glich mit ihrem geschminkten Antlitz und ihrer überladenen Toilette einem zerknitterten Blumenstrauß nach einem Ballabend. Die Frische ihres Wesens hatte nur dem Kinde gehört. Jetzt, bei noch jungen Jahren, sah sie verwelkt aus und hatte um die Augen jene hohlen Ränder, die sich nur für die Bühne, wo die Entfernung die Täuschung unterstützt, durch Schminke entfernen lassen.

Der Freiherr von Wangenheim war ganz jener glatte bewegliche Aal, dem sich durch keinen Versuch, ihn zum Gegenstand einer prüfenden Betrachtung zu machen, beikommen ließ. Hin und her kratzfüßelnd, führte er fast allein das Wort. Vielleicht wollte er die Bildung seiner Gemalin verdecken. Dem nicht mehr jungen, aber geckenhaft gebliebenen Mann sah man an, daß sich die Zahl der Abenteurer, die an diesem verrufenen Hofe à tout prix ihr Glück machen wollten, um einen vermehrt hatte.

Die Oberhofpredigerin war über diesen Besuch außer sich. Die junge Reichsgräfin zitterte.

„Wir wollen gleich aufbrechen —!“ rief die Erstere.

Sannchen verwies ihr durch zugeflüsterte Worte und durch Blicke jedes Beiseitegehen. „Diese Menschen braucht man nicht zu seinen Freunden zu machen! Wozu aber schon wieder zu seinen Feinden?“

Sannchen begann mit Frau von Wangenheim ein resolutes Gespräch, das die Reichsgräfin zwang, ihren sittlichen Abscheu und die alte Feindschaft vom Bewohnenmüssen desselben Hauses und so manchen Reibungen, die daraus für ihre Eltern entstanden waren, wie etwas Vergessenes zu betrachten, während Meersmann, angespornt von Sannchens Beispiel, den Hausherrn ermuthigte, sich die vertrauliche Art gefallen zu lassen, wie ihm der „Pillendreher“, der ihn auf die Festung gebracht hatte, die Hand schüttelte und Gespräche von größter Dringlichkeit einleiten zu wollen schien.

Für die Reichsgräfin stand das Entsetzliche fest, daß sich die Zahl der Tischgäste durch Menschen vermehrt hätte, die alle Welt verabscheute. Indessen versicherte Herr von Wangenheim, daß sie nur zu einer Begrüßung, der Papa zu einem dringenden Geschäfte in Goldkronach gekommen wären und eiligst zurückkehren müßten. Der Markgraf wäre in unbeschreiblicher Aufregung. Er beabsichtige, eine Reise nach seinem Heimatsorte Weserlingen zu

unternehmen. Der gnädige Herr wollte die Stätte seiner Geburt wiedersehen und zu dem ihm daselbst zu errichtenden Mausoleum den Grundstein legen. Aber ganz Bayreuth wäre der Meinung, er käme nicht wieder und stürzte somit sein Land in den Abgrund des Verderbens. Jetzt stünde Alles auf dem Spiele.

„Und doch reist Schröder hieher?" murmelte Meersmann und hielt den Arm des Freundes: „Aber nur ruhig! Ruhig!"

Jetzt begriff man das verzweifelte Perviren des Ober-Bergrathes, das Gesticuliren seiner Arme, das Schwingen seines Bambusrohres. Frau von Wangenheim lachte zwar, sie war mit den Phantasieschwingen einer jungen Ehefrau erhaben über Alles, beschäftigte sich nur mit Kleider- und Möbelstoffen und prahlte mit der glänzenden Einrichtung, die ihr der Vater in einem der schönsten Häuser auf der Friedrichsstraße aus Nürnberg herübergezaubert hätte. Aber allen Dreien sah man die Verzweiflung an, daß demnächst etwas Entscheidendes geschehen würde, sie Alle im Stiche gelassen vom entfliehenden Markgrafen —!

„Meine Herren," rief Schröder mit seiner zu allen Zeiten wohlklingenden, einnehmenden, immer wie ein Ausfluß der gemüthlichsten Vertraulichkeit lautenden Stimme. „Hier muß gehandelt werden! Herr von Trützschler scheint mir des Aeußersten fähig zu sein! Glauben Sie, daß ich sicher bin, mich

heute Abends ruhig in mein Bett legen zu können? Wunschold wurde abgeführt auf eine ansbach'sche Festung! Es ist unerhört! Und die Unterschrift des Markgrafen für seine Verhaftung ist vorhanden! Der Markgraf hat sie selbst geschrieben, und er weiß nichts davon, daß er sie geschrieben!"

Fritz Ellrodt, seine inneren Zorneswallungen über diese ihm widerwärtige Annäherung niederkämpfend, schlug den Weg nach dem großen Weiher ein, wo man wenigstens von den Arbeitern, die in nächster Nähe des Schlosses mit dem Mähen des Grases beschäftigt waren, nicht gehört wurde.

„Er wird," brach Meersmann mit lautem Lachen hervor, „das alte Kunststück anderer Räthe aus der Hölle oder der Inquisition angewendet haben, die damit schon manchen schwachen Regenten betrogen —!"

„Welches? Welches? Und schwachen? Haha!" rief Schröder. „Schwach? Der Markgraf läßt Jedem den Kopf vor die Füße legen —" Der Wüthende machte eine Pause und setzte dann, seine Uebereilung bereuend, hinzu: „von dem man ihm nachweist, daß er's verdient."

Fritz Ellrodt brach von einem Erlenbaum einen Zweig ab, um in die Lüfte zu fuchteln. Er mußte irgend einen Ablenker seiner Aufregung haben.

„Was denken Sie über die erschlichene Unterschrift? Was ist in Ihrem Kanzleiwesen möglich?

Ich bin glücklich, Sie anzutreffen, Herr Kammerrath! Sie kennen mein Attachement."

Meersmann lächelte bitter auf Worte, die auch Schröder nur nothdürftig hatte ſtottern können.

„Was wird Trützſchler gethan haben?" ſagte der Freimüthige offen heraus. „Er ließ ſich die Zuſtimmung Sereniſſimi geben zu ſeinen und Herrn von Weechmar's Maßnahmen! Die Einleitung des Fascikels war mit weitläufiger Schrift aufgeſetzt, und das Ganze erforderte überhaupt eine größere Bogenzahl. Dann hielt er einen Bogen voll allerlei Extraſtückchen, von desſelben Kanzliſten Hand geſchrieben, zum Beiſpiel Wunſchold's Arreſtation, bereit und heftete dieſe mit dem hohenzollern'ſchen ſchwarz-weißen Faden in das auseinandergenommene Actenſtück als Extrabogen hinein. Hierauf wurde wieder Alles neu geheftet. Wer will ihm nun beweiſen, daß der Fürſt etwas unterſchrieben hat, das der Gnädigſte auf dem hinzugehefteten Bogen gar nicht las? Regierende Fürſten ſchwören keine gerichtlichen Eide. Höchſtens könnte ein Kanzliſt, der fünfzig Gulden Gratification bekommen hat und zehn Meilen weit mit Heiratsconſens auf eine beſſere Stelle verſetzt wurde, verrathen, wie der Bogen in den Fascikel hineingekommen!"

Der ganze Erlaß iſt von Trützſchler's eigener Hand!" ſchrie der Ober-Bergrath. „Die Löſung des Räthſels iſt da!"

„Mir unbegreiflich," fuhr Meersmann fort, während ſich der junge Schloßherr ſchweigend verhielt und nur auf die geſolterten Damen blickte, „wie Sie, Herr von Schröder, ſich von irgend etwas, was bei uns vorgeht, überraſcht fühlen können! Es gibt doch nur zwei Menſchen, denen Se. Durchlaucht allein Vertrauen ſchenken: Sie und die Frau Stichertin!"

„Was urtheilen Sie da!" rief Schröder mit halb gemachter, halb wirklicher Demuth. „Die Stichertin iſt meine Feindin, meine Gegnerin in Allem! Das iſt die Hexe im Schloß! Sie hat Gift, ich verſichere Sie, Gift in ihrem Schrank! Sie hat aber ſchon Gift in ihren Augen, in ihrem Munde! O, es iſt wahr, ich vermag Manches über den gnädigſten Herrn, aber kommt die Hexe und lacht nur einmal und ſagt: Da iſt Onkel Durchlaucht 'mal wieder recht balbirt! ſo iſt Alles in den Wind geſprochen. Man kann noch froh ſein, nicht am Rockzipfel feſtgehalten und durchgehauen zu werden. Excellenz," wendete ſich Schröder, demüthig katzenbuckelnd, zum Reichsgrafen hin, „ich habe es oft Euer Excellenz Vater geſagt: Wäre auch die Stichertin nicht, dieſen Fürſten beherrſcht Keiner! Es iſt ein Herrenhuter! Gott redet ihm auf einer beſtimmten Seite der Bibel, in die er den Finger ſteckt! Gerade, wenn man warm für eine Sache geſprochen hat, dann wird ſie ihm verdächtig.

Läßt man sie fallen, dann wittert er wiederum Unrath. Unversöhnlich in seiner Rache, ist er zulent von einer Eitelkeit, die sich einbildet, wenn er nur seine Orden richtig angenäht bekommen hat, stäche er die schönsten Männer der Zeit aus. Seit ihm hier Excellenz in die Quere gekommen sind —"

Mit Schröder's Todesangst vor Trützschler mußte es weit gekommen sein, wenn er sich vor Männern, die seine Aeußerungen zu verschweigen nicht verpflichtet waren, in solchem Grade geben ließ. Ja, Meersmann fing an, eine schlaue Provocation, die Absicht des wie aus der Rolle Gefallenen, sie erlauschen zu wollen, zu wittern. Konnte es nicht möglich sein, daß Schröder wissen wollte, ob vielleicht Preußen oder wol gar der junge Kaiser selbst im Lande einschreiten würde? „Sie übertreiben, Herr Leibmedicus," unterbrach er ihn halbironisch. „Im Gegentheil, ich glaube, Sereniſſimus achtet die Herren Reichsgrafen mehr denn je —"

„Hat er von Excellenz Bericht über Wien begehrt?" unterbrach Schröder.

Meersmann mußte schweigen. Der Markgraf hatte seinen Minister des Auswärtigen nach seiner lenten Rückkehr von Wien nicht empfangen und mit ihm nur in brieflichem Verkehr gestanden.

Schröder fühlte das Unschickliche seiner Bemerkungen, wollte sie gutmachen und sagte:

„Es kommt die Stunde, ich sehe es, wo der

gnädige Herr vor Excellenz noch auf den Knieen liegt —!"

Meersmann brach die allzupersönlich gewordenen und doch nur geheuchelten Erörterungen ab und begann von den allgemeinen Welthändeln, wo aber auch wieder Potsdam zu nennen nicht vermieden werden konnte.

„Ha!" loderte Schröder gleich wieder auf und unterbrach sein Spiel mit dem Bambusstock, den er wie der Tambour seinen Stab bald kurz, bald lang griff. „Preußen das ist unser ganzes Verderben! Freßt sie auf! hat es den Ansbachern gesagt. Nachher nimmt Preußen das Ganze! Ich ahne," fuhr er, die Stimme dämpfend und beide Begleiter näher an sich ziehend, fort, „ich ahne, etwas Grauenvolles ist im Werk, eine Verschwörung gegen Durchlaucht und uns Alle auf — Leben und Tod!"

Meersmann und der Minister (in partibus, wie er sich nannte) glaubten jetzt die zitternde Unruhe eines Verbrechers zu sehen, der die letzte Stunde seiner Freiheit herangekommen sieht und nach einem Strohhalm greift, um sich vor dem nahen Untergang zu retten. „Ach, Excellenz!" rief er. „Daß das herrliche, rechtsliebende, unbestechliche, altdeutsche Wien so weit entfernt liegt! Daß Regensburg, der Sitz des deutschen Reiches, nicht wenigstens mit einem Mandat hier helfen kann!" Dabei strich er

erworben hat, so erwähnen wir jetzt diejenigen Krankheiten und menschlichen Leiden, gegen welche, nach übereinstimmender ärztlicher Prüfung, Amalienbad sich allen Siechen und sich Uebelbefindenden empfehlen läßt. In der kurzen Zeit, wo die Heilkraft des Amalienbades sich in der nächsten Umgegend verbreitete, wurden schon mehrere Privatkuren versuchsweise und zu allgemeiner und besonders zur Zufriedenheit der Leidenden selbst in diesem neuen Tempel Hygieens vollzogen. Mehrere, durch Ausschweifungen in der Blüthe ihrer Entwickelung stillgestandene und verkümmerte Leidende, die wir aus Discretion nicht anführen dürfen, haben die ganze Kraft dieses, wie Hufeland von dem Driburger Brunnen sagt, excitirenden, reizenden, erhitzenden, das Blut nicht allein bewegenden, sondern in seinem rothen balsamischen Theile vermehrenden, erwärmenden, tonisch stärkenden und zusammenziehenden Wassers erlebt. Die Bleichsucht einer jungen, sentimentalen Schwärmerin ist bereits mit einem frischen, erfreulichen Rosenabglanz übermalt. Ein fast hysterisch-hypochondrischer Engländer, der gerade durchreiste, wurde durch mehrere Gläser dieses ermuthigenden Zaubertrankes von dem schrecklichen Entschlusse abgehalten, sich um's Leben zu bringen, welches er auch in dem Badgedenkbuche selber niedergeschrieben hat, mit dem Character, den er sich gab: Lord John Butterfly, geheilter Selbstmörder!

Wäre unsere Gegend katholisch, welche Votivtafeln würden die Tausende, denen hier Rettung und Gesundheit fließt, nicht am Eingange des Amalienbades aufhängen dürfen! Hieher komme, wer an Krampfkoliken, Brustkrämpfen, nervösem Schwindel und Epilepsie leidet, welches letztere Uebel selbst in Pyrmont keine Heilung findet. Alle Krankheiten

sich mit der linken Hand vor Unruhe sein glattrasirtes Kinn, indem er die Augen starr in die blaue Luft richtete. „Sie werden mit Preußen etwas erleben!“ fuhr er fort. „Es gehen Gerüchte von einem gewissen Prinzen von Anhalt-Schaumburg Generalmajor ... Wie weit ist Goldkronach?“ unterbrach er sich, zog die Uhr und blickte dann rundum in die Berge.

Der Schloßherr orientirte ihn.

„Dieser Trützschler hat ein Gesindel an sich gezogen,“ erklärte Schröder seine Frage, „daß man manchmal, wenn man davon hört, vor Grauen vergehen könnte. Da in Goldkronach habe ich einen Menschen sitzen mit schwerem Verdacht.“

„Wol denselben, den Sie schon einmal auf mich selbst hetzten?“ unterbrach Meersmann.

„Kammerrath,“ rief Schröder und wollte Meersmann umarmen, „das geschah ja nur im Auftrage der Landesdeputation! Sie ist ja seligst entschlafen! Es war eine Uebereilung meines ersten Amtseifers! Den Schilling hat Trützschler nun auch schon fortgejagt und seine Stelle mit Leuten besetzt, die ihm die Anstellung bezahlten! Kammerrath, haben Sie Verbindungen mit Berlin, Sie, Excellenz, mit Wien — so widerlegen Sie doch den Wahn der Menschheit, daß es hier im Lande ein „gewisser Schröder“ ist, der regiert —! Doch wovon sprachen wir? Ja, ein Berggeschworener drüben —“

„Noch mehr, Herr Leibmedicus!“ unterbrach Meersmann. „Dieser Mensch ist verdächtig eines Mordanfalls auf den Herrn Minister hier selbst —“

„Trützschler, Trützschler hat ihn mir ja empfohlen! Hat ihn ja für gerechtfertigt erklärt! Dann war es ja, ich erfuhr es zu spät, ein abgedankter Soldat, ein Spitzbube, der schon Gassen gelaufen hat, ein Mensch, den ich schon von früher her hätte kennen sollen. Aber sehen Sie da! Sereniſſimus hatte ihn in Affection genommen. Durchlaucht hielten ihn! Es war der Bruder von einem Gewiſſen, den Durchlaucht dazumal — nun Sie wiſſen wol — dieſe Beſtie — ich meine den Zeuner — den muß ich ſehen, ſprechen, feſthalten, im Genick packen — auf der Stelle!“

„Da kommt die beſte Auskunft über ihn!“ rief der Reichsgraf.

Und ſiehe! Herbei ſcherwenzelte der Ex-Parforce-Directeur aus einer anderen Gegend, als aus der, in welche er ſeinen erſten Schreck geborgen zu haben ſchien. Die Damengruppe wurde von Herrn von Wangenheim mit geſteigerter Lebhaftigkeit unterhalten. Der weltgewandte Lebemann bemerkte, daß Theda Luſt bekam, allerlei Unſchickliches zu begehen. Jannchen Ellrodt unterbrach ſchon ihr vieles Anfaſſen der Kleider, der Schnürbrüſte, der Friſurendrähte mit den Worten, daß ſie darüber ihre Schneiderin fragen ſollte.

„Nun, Herr von Reizenſtein, jetzt 'mal heraus mit der Plempe!“ rief Meersmann.

Der aufs äußerſte geängſtigte, nur in den Formen ſich nimrodiſch geberdende, ſonſt ganz ſervile Hofmann ſtand nicht wenig verdutzt und zupfte an ſeinem langen gefärbten Schnurrbart. Er war nur zurückgekommen aus Beſorgniß, bei der Tafel ſeiu Convert opfern zu ſollen.

Aus Barmherzigkeit fuhr Meersmann fort:

„Ich meine wegen des „Zeuner!“

„Ja, um dieſe Canaille —“ platzte Reizenſtein mit einer lauten Lache gemachter Wuth, in Wahrheit aber der Erlöſung von einer peinlichen Verlegenheit heraus, „wollte ich, ja um dieſes, wollte ich ſagen, Subject oder Object der durchlauchtigſten, en vérité höchſt touchanten, aber für andere Leute ſehr incommoden Gnade habe ich ja ſchon ſo oft unſerem hochwohlgebornen Gönner, Herrn von Schröder, meine pflichtſchuldigſte Relation gemacht! Lebe auch noch jetzt mit dieſem homo — incorrigible en guerre ouverte. Sie ſuchen ihn? Wollen ihn attrapiren? Finden ihn nicht in Goldkronach. Iſt ſeit lange ſchon wieder über alle Berge. Wenn ich die Zahl meiner Hegereuter könnte verdreifacht, verfünffacht kriegen, ſo würde ich 'mal eine Streife machen, daß ſich die Welt verwundern ſollte über die Zigeuner, die da in Böhmen zu Tage kommen würden. Der Galgen in Preußen hätte drei Tage

lang zu thun. Ist neulich eine christliche Familie bei Waldsassen aufgefangen worden, die schon seit Jahren ihre Buben nicht mehr hat taufen lassen."

Die kräftigen Bilder, die Theodosius weiter auszumalen liebte, als nöthig, kürzten die Verabschiedung ab. Die Frauen hielten sich die Ohren zu und mußten entfliehen. Eine Scene der Etikette ging darüber ohne zu große Peinlichkeit zu Ende. Schröder war erblaßt. Er mußte nach Goldkronach. Er hatte Beweggründe, sich über Zeuner's Verbleiben aufs allergenaueste zu unterrichten.

Als die Freunde allein waren, wurde zunächst mit Schmerz die Nothwendigkeit besprochen, solchen Erscheinungen, wie sie da soeben in einem Viergespann hinflogen, Gehör und Zulaß gestatten zu müssen. Das Leben am Hofe ist ein Sklavenleben.

Dann brach das Erstaunen über Schröder's Zaghaftigkeit aus. „Trünschler balancirt auf einem Kirchthurm!" rief Meersmann. „Er kann nur stürzen oder ein aus der Luft kommender Wolkenwagen müßte ihn wie Zyhigenien in ganz neue Situationen entführen! Wenn man nur die — weiße Frau sprechen könnte!"

Die Damen verstanden diesen Wunsch. Die Reichsgräfin erröthete. Tannchen hatte Stoff, ihrem Verlobten, der sich sofort auf die Lippen biß und einsylbig wurde, über diese Erwähnung eine Strafpredigt in Aussicht zu stellen. Doch blieb Alles

ruhig und friedlich. Ueber Jedes, was sich auf die Stimmung als eine Bürde hätte legen können, half der beim Male und beim Wein tapfer einhauende Theodosius hinweg. Die ihm eigenen Vergleichungen und Urtheile belustigten, selbst wenn der goldbetreßte Grünrock die Miene annahm, die Anweisung dessen, was er behauptete, für eine persönliche Beleidigung zu nehmen, für eine Rücksichtslosigkeit auf die Egards, die man einem alten Militär schuldig wäre. Er erzählte die grausigsten Jagdgeschichten, wie wenn sie ihm alle Tage vorkämen. Ja, wenn Jemand gefragt hätte, ob es wahr wäre, daß in der Nacht der wilde Jäger mit dem markgräflichen Forstpersonale früherer Zeiten durchden Wald ritte, so würde er sich nur die Zähne gestochert und nach einer Pause mit feierlichem Ernst gesagt haben: „Sprechen wir von etwas Anderem!"

Nach Tisch schmollte Lanndchen, die heute ausnehmend conservativ war, mit ihrem Verlobten über die Stichertin, die sie ihre Freundin nannte. Als nun auch ihr darüber ihrerseits die Oberhofpredigerin eine Strafrede hielt, meinte sie, sie wünschte blos deshalb diesen Gegenstand vorher schon erledigt, weil sie im Wagen einig sein müßten des Hemmschuhs wegen. Denn das Terrain wäre so bergig und ginge so auf und ab, daß sie sich um Gotteswillen ihm anschmiegen und seinen dem Kutscher gegebenen Befehlen den unbedingtesten

Gehorsam mit zu verschaffen suchen müßte. Man brachte die Gesundheit des alten Reichsgrafen aus. Die der Eltern Ulrikens blieb, vielleicht aus Zufall, vergessen.

Gegen fünf Uhr mußte der Besuch an die Abfahrt denken. Man schied mit dem Versprechen, von jeder auffallenden Veränderung der schwebenden Verhältnisse, die an sich die gespannteste Aufmerksamkeit verlangten, schleunigst Nachricht zu geben. Der Zeitpunkt schien gekommen, wo die zerstörerischen Elemente einander selbst aufrieben.

„Wie athme ich auf!" rief endlich Ulrikens Gatte, als sich wieder die ländliche Stille und der ganze Friede einer erhabenen Natur um sie ausbreitete. „Wie habe ich mich denn je in dieser Stickluft unnatürlicher Verhältnisse wohl fühlen können! Wie ist der Mensch so groß und frei, wenn er sich seinen Ehrgeiz aus dem Sinn schlägt!"

„Wir sollen aber ringen und immerfort streben!" entgegnete Ulrike.

„Ja!" lächelte ihr Gatte über die Mahnung zur Thatkraft. „Aber wir müssen es leider mit dem Material thun, das uns das Leben bietet. Die Uebersättigung am Unnatürlichen ist es, die uns nichts Anderes wünschen läßt, als den Frieden eines solchen Abends zu genießen!"

Den wahren Grund dieser Schmerzensrufe des jungen Gatten verstand Ulrike nicht. Sie war

erzogen in überlieferten Urtheilen und Gefühlen, die eine volle Urſprünglichkeit, die Kundgebung eines Innerſten, nicht erleichterten. Doch ſie machte ſich zur Schülerin des Gatten. Zumeiſt durch Leſen deutſcher Dichtungen ſuchte ſie ihrem Gefühl einen natürlicheren und unmittelbareren Ausdruck zu geben.

Eine Weile gingen Beide ſchweigend dahin. Es lag ſo Vieles ſchwer und laſtend auf ihnen! Daß keine Kinder kommen zu wollen ſchienen, war Ulriken manchmal wie der Tod. Eine Geiſtergeſtalt ſchwebte dann zwiſchen Beiden, ein Flor wie von weißem Nebel. Der Gatte ſtarrte vor ſich hin, wenn er auch über dieſe Klage lächelte und Ulrike hätte aufſchreien mögen wie aus centnerſchwer belaſteter Bruſt: Du leideſt um Lea —! Er würde, wenn ſie es gethan hätte, mit aufrichtigem Herzen erwidert haben: Kind, du irrſt! Womit nicht geſagt war, daß er ſich nicht über ſich ſelbſt irrte.

Sie ließen den See, an welchem es kühler geworden war, und ſtiegen eine Matte hinauf, auf deren Spitze ein mit Bänken verſehener Pavillon zur Ruhe einlud. Für dieſe hochgelegene Gegend war die Sonne ſchon untergegangen. Selbſt die Röthe auf dem Kamm des Fichtelgebirges war verglommen. Noch trugen einzelne wie frei in der Luft ſchwebende Wölkchen den Widerſchein des jetzt für ferne Länder im Aufgehen begriffenen Tagesgeſtirns. Längſt ſchwamm ſchon mit ſilbernem Glanz die Sichel des

Mondes im Tiefdunkelblau des Himmels. Die grünen Wälder dunkelten nach, faſt in eine ſchwärzliche Färbung hinein. Aus den wenigen Häuſern in der Nähe ſtieg kerzengerade der Rauch, der die Bereitung des Abend-Imbiſſes für die heimkehrenden Arbeiter andeutete. Auch ein träges Fahren von allerlei Karren verrieth von draußen her das Eingetretenſein der allgemeinen Feierſtunde.

Ulrike hatte wie abſichtlich das Geſpräch auf Berlin gebracht und erwähnte eine ihr von Sannchen mitgetheilte Kunde — die baldige Ankunft Lea's. Dieſe wollte endlich nach ihrem Bruder ſehen.

Der Gatte erſchrak nicht über die Nennung dieſes Namens von Ulrikens Lippen.

Dennoch neckte ihn Ulrike und behauptete, die geiſtvolle, ſchöne, reiche Hebräerin, die allen ihren Wünſchen leben könnte, würde ihn jetzt erſt recht wieder erobern und ihr ſein Herz rauben. Es waren jene Neckereien des Scherzes, deren wir uns bedienen, um mit Milde zu ſagen, was wir im Ernſt meinen.

„Ich verdanke dieſer Jüdin," entgegnete Fritz Ellrodt mit feſter Stimme, „die Wiedereroberung meiner Jugend! Sie hat mich in Welten blicken laſſen, die mir bis dahin verſchloſſen geblieben waren, Welten, die ich noch vielleicht ohne ſie geſehen haben würde, dann aber vielleicht verkannt, vielleicht bekämpft. Was ich in der Laufbahn, die mir mein Vater eröffnete, nie bemerkt, im Formeldienſt der

Hof-Etikette, im oberflächlichen Getändel des Salons nie beobachtet haben würde, das zeigte sie mir! Es weht jetzt ein neuer Frühling durch die Geister, von dem wir in unseren von Kerzenlicht qualmenden Hofsälen keine Ahnung haben!"

„Rousseau, der Franzose, hat es ausgesprochen, daß der Mensch zur Natur zurückkehren müßte —" warf Ulrike ein.

„Das Wort ist leicht gesprochen!" lächelte ihr Gatte. „Kritischer Scharfsinn hat den Ursprung unserer Sitten, aber auch die Berechtigung unserer Institutionen vor den Richterstuhl der Geschichte und der Logik gerufen! Friedrich von Preußen ist ein großer Fürst — aber nur zu seinem eignen Nutzen! Joseph von Oesterreich wird es auch zum Nutzen der Menschheit sein —! Uebrigens — wenn Demoiselle Osmund nach Bayreuth kommen sollte, werden wir sie sehen?"

Ulrike zitterte.

„Warum nimmst du Anstand?" sagte er sanft und rieth zur Umkehr ins Schloß, da die Gattin fröstelte und die Schuld auf die Abendluft schob. „An ihrer Herkunft, ihrem Religions-Bekenntnisse? Sieh, Ulrike," fuhr er, sie im Gehen festhaltend, begeistert fort, „so wahr dort die Scheibe des Mondes unter den Wolken steht, diese Welt, wie wir Menschen sie in unserer Verblendung und Leidenschaft zum Tummelplatz unserer Verirrungen, Verbrechen,

Mißbräuche verunstaltet haben, wird noch einmal vor ihrem Untergange zu ihrer ersten Bestimmung, ein Paradies für die Lieblinge der Gottheit zu sein, zurückkehren! Wo nicht, dann Fluch ihr! Dürfen uns Religionen trennen? Sind Religionen das, was sie sein wollen, wenn sie zwischen Menschen und Menschen Schranken stellen —?"

Noch würde sich Ulrikens Gatte weiter ergangen haben in Träumen über eine anbrechende Zeit größerer Vorurtheilslosigkeit, wenn nicht der stille Abendfriede plötzlich durch eine seltsame Veränderung der Scene gestört worden wäre.

Man hörte einen Schuß fallen, ziemlich nahe und dann in den Bergen widerhallend.

Ulrike, noch an den Lippen ihres in den Abendhimmel die schönen, klaren Augen aufhebenden Gatten hängend, erwartungsvoll, wohinaus, in Beziehung auf die vielleicht noch in ihm unter der Asche fortlebende Gluth seiner Empfindung für Lea, seine Worte zielen sollten, wendete sich.

Ein zweiter Schuß, ein dritter folgte. Ein wildes Schreien ließ sich plötzlich hören: Hussa! Hussa! wie wenn die vom Markgrafen abgeschaffte Parforcejagd wieder erneuert worden wäre.

Schon zuweilen waren Kämpfe der Forstbeamten mit Wilddieben vorgekommen, Kämpfe, die es nicht rathsam erscheinen ließen, sich der Tragweite der dabei gewechselten Kugeln auszusetzen. Von Angst

des Magens und Verdauungssystems, die in Schwäche ihren Grund haben, chronischer Appetitmangel, habituelles Erbrechen, Schwerverdaulichkeit, Blähsucht, Schleimsucht können, so gut wie chronische Diarrhöen, Lienterien, schleimichte Hämorrhoiden oder, wie Hufeland richtiger sagt, der weiße Mastdarmfluß, hier eine sichere und gründliche Heilung erwarten. Die chloritische Dyscrasie, welche in dem Mangel an rechter Lebenswärme im Blute besteht und die nach einer Periode gewaltiger Aufregung, die Europa erlebt hat, die gegenwärtigen Zeitgenossen zu überfallen scheint, wird beim Amalienbrunnen bald verschwinden. Auch Würmer gehen Einem hier ab, selbst wenn man deren bisher in sich keine verspürte. Alle widernatürliche Hemmungen des für das menschliche Dasein so unerläßlichen Wasserlassens, als da sind Strangurie und Blasenkatarrh, schwinden nach dem Genusse dieses stark auf den Urin treibenden Wassers. Wir wollen einige Krankheiten nicht erwähnen, welche der Anstand zu nennen verbietet, doch aber anführen, daß chronische Geschwüre sich eben so gut hier entwickeln und auflösen, wie auch das männliche Unvermögen hier bei einer geregelten Kur sicher schwinden wird. Frauen, die zum Abortus geneigt sind, kann hier die Hoffnung, auf ihrem Arme dereinst noch süße Kinder zu schaukeln, wiedergegeben werden, da die krampfhafte Reizbarkeit des Uterus bald vor dem Trunke aus dieser Amalienquelle weicht. Die weibliche Unfruchtbarkeit wird künftig nicht mehr nöthig haben, nach Ems zu reisen: denn auch dieses Bad heilt sie und das um so sicherer, als wir schon von seinem Einflusse auf die entsprechende Unfähigkeit der Männer sprachen, für welche in Ems kein Kraut gewachsen ist. Ueberhaupt alle Krankheiten des Gebärmutter-

ergriffen, wollte Gräfin Ellrodt ihren Gatten mit sich fortziehen dem Schlosse zu.

Dieser aber, die leuchtenden Augen in die Ferne gerichtet und jetzt wie mit doppeltem Sehvermögen begabt, rief aus:

„Ja, was ist denn das? Das ist ja ein Hirsch, ein mächtiges Thier! Aber was schreien denn nur die Menschen? Was hetzen sie so am Hirsch?"

„Jesus!" schrie seine Gattin auf und zeigte zitternd nach dem aus dem Walde hervorgebrochenen, stutzend auf der Wiese rastenden Hirsch mit mächtigem, zurückgebogenem Geweih. Sprachlos geworden, deutete sie auf eine Erscheinung, die nun auch der Reichsgraf zu begreifen anfing.

Inzwischen rannten aus dem Walde Jäger mit Büchsen, Bauern mit Knütteln auf das einen Augenblick des Weges ungewisse Thier zu, veranlaßten es damit zum neuen Ansetzen seiner Läufe, während Schüsse fielen und eine kläglich winselnde Stimme schrie: „Barmherzigkeit —! Schießt! Schießt!"

Es war ein einziger Augenblick und wie eine elektrische Regung, daß der Reichsgraf dem Schlößchen zueilte, in die Hausthür sprang, in sein Zimmer rannte und dort nach einem Jagdgewehr griff, das in Rücksicht auf die einsame Lage des Hauses immer geladen stand.

Jetzt stürmte auch er hinaus in die Dämmerung, um den Hirsch verfolgen zu helfen, an dem — es

war unverkennbar — in Entsetzen erregender Weise Etwas befestigt war — ein Mensch! Er hielt die Bestätigung des ersten Eindruckes noch für unmöglich.

O du philanthropischer Beccaria dort! Hier gibt es einen Commentar zu deinem Aufruf! Dein Uebersetzer steht, an die Büchse als Stütze gelehnt, um nicht zusammenzubrechen. Das Thier mit dem angebundenen Menschen war verschwunden — doch die Thatsache stand fest —! Einen Wilddieb hatte man an einen Hirsch gebunden, vielleicht geschmiedet, und dies Doppelthier dann in die Wälder gejagt —! Und dieser geschundene Körper mit den blutenden Wunden, von dem man ein Aechzen und Schreien hörte und dessen Todeskampf auf dem Hirsch man gesehen hatte, war ohne Zweifel — Zeuner —!

Ulrike suchte ihren aufs äußerste erregten Gatten zurückzuhalten. Kaum hatte sich das Halloh und Hussa, das Bellen der Hunde wieder genähert, so war auch der Schloßherr quer über die Wiesen und Felder, dem Bergabhange zugerannt, gefolgt von seinen Dienern, die nicht wußten, ob hier zu helfen oder aufzuhalten war. Die Einen wollten auf den Hirsch geschossen haben, die Anderen nicht.

Das geängstigte Thier, ermüdet wie es war (gewiß schon kam es von den Bergen Böhmens), unterbrach zuweilen sein pfeilschnelles Dahinschießen, machte dann Kehrt und befand sich doch wieder

unter einer Mehrung der Menschen wie in einem Treibjagen. Alle versicherten, der Unglückliche, dessen blutrünstiger Kopf nicht nach unten hing, sondern am Nacken des Thieres festgebunden war, wäre Zeuner.

„Nun hat Er's!“ riefen die Einen. „Den haben die Böhmen gefaßt!“ die Anderen. Ellrodt's Ruf war nur immer: „Schießt nicht, schießt nicht!“

Ab und zu geschah es aber doch.

Im Schloßherrn lebte das Gefühl des Arztes, der auf die flehentliche Bitte eines zum Tode Verwundeten oder unter den Schmerzen einer Operation Jammernden, ihn doch zu tödten, sich nicht entschließen kann, den Entscheidungen der Natur vorzugreifen. Ulrike sah aus der Ferne mit Verzweiflung die Aufregung ihres Gatten, den Wilddieb zu retten. Immer noch hörte die wilde Jagd nicht auf, immer wieder brach sie aus den Lichtungen des Waldes hervor. Zuweilen schien es, als wenn der geängstigte Hirsch gerade auf das Schloß zuschießen würde. Endlich in der That! Das Thier kam näher, man sah deutlich den geopferten Wilddieb. Alles schrie auf, als der Hirsch — in den See sprang.

Anfangs verschwand er mit seiner Last. Dann tauchte er wieder auf. An ein Verlassenkönnen der Falle, in welche sich das gequälte Thier gestürzt hatte, war nicht mehr zu denken. Der Wilddieb mußte

ertrinken. Vielleicht war er ſchon todt. Man hörte ſein Schreien nicht mehr.

Die Verfolger erreichten den Rand des Sees. Ein Kahn lag am Ufer. Aber nur an derjenigen Stelle, die von einem Gebüſch, wo der Hirſch mit ſeinem ſchweren Opfer zu verſinken im Begriffe war, am weiteſten entfernt lag. Der Reichsgraf, von Regensburg, Wien und ſeinen Reiſen her ein erprobter Schwimmer, forderte die Umſtehenden auf, keine Zeit zu verlieren, in den See zu ſpringen. Schon zog er ſelbſt ſein Oberkleid aus. Die ganze jugendliche Unternehmungsluſt gewann in ihm die Oberhand. Er war plötzlich der Erlanger, der Jenenſer Student.

Ueber dieſen Anblick vergingen Ulriken die Sinne. Als ſie zum Bewußtſein zurückkehrte, erfuhr ſie, daß drei Männer in den See geſprungen waren, das ſchwere Thier mit ſeiner Laſt gepackt und ans Ufer gezogen hatten. Einer derſelben war ihr Gatte. Man hatte das Thier getödtet und den an ihm befeſtigten Zeuner, deſſen Arme und Beine ſchlaff wie gerädert hingen, losgelöſt. Ulrikens Bruſt dehnte ſich wie erlöſt von Erſtickungsgefahr, als ſie die laut befehlende Stimme ihres Gatten vernahm, der ihr aus der Ferne rief:

„Ich kann mich nicht ſehen laſſen! Muß mich von Kopf bis zu Füßen neu kleiden —! Warme Tücher! Betten! Eſſenzen für den unſeligen Menſchen! Er lebt ja noch —!“

Der Wilddieb wurde ins Haus getragen und entkleidet. Was Zeuner noch an ſich trug, war in hundert Fetzen zerriſſen. Man thürmte Betten auf, erwärmte Tücher und machte Belebungsverſuche. Alles das auf Geheiß eines Mannes, den der Gerettete einſt ermorden zu wollen das böſe Gelüſt gehabt —!

In der That zeigten ſich Spuren des Bewußtſeins. Man flößte dem Verſchmachteten einige Nahrung ein. Die Bewegungen des Hirſches, ſich auf dem Seeſpiegel zu erhalten, hatten das Erſticken im Waſſer verhindert. Der Kopf des ſo grauſam Zugerichteten war auf dieſe Art öfter nach oben gekommen.

Als der Graf in neuen Kleidern war und nun ſelbſt an allen Gliedern wie von einem plötzlich ausgebrochenen Fieber zitterte, trat er vor den Menſchen hin, der am Ende ſeiner Laufbahn angekommen ſchien, und rief ihn bei Namen an.

Zeuner ſchlug die Augen auf und ſchien den Reichsgrafen, der ihn gerettet hatte, zu erkennen.

„Unſeliger! Dahin biſt du alſo gekommen! Weißt du noch, wie wir uns in Wien ſahen an jenem Abend, als du mich berauben, vielleicht tödten wollteſt? Wohlthaten hat man an dich verſchwendet! Nicht einmal dieſer jämmerlichen Leidenſchaft, Anderen das Eigenthum ihrer Wälder zu ſtehlen, haſt du Dich enthalten können! Nun wirſt du ſterben!

Wärst du doch schon damals in Hamburg dahingefahren! Verstehst du, was ich rede? Nun, so vertraue jetzt auf die Gnade des Himmels! Menschen können dir nicht mehr helfen! Und hast du noch etwas auf dem Gewissen, etwas, was noch nicht durch diesen grauenvollen Tod gesühnt ist, so sprich es aus!"

Der mit dem Tode Ringende schien jedes dieser Worte verstanden zu haben. Sie mußten ihm wie ein Gericht schon vom Jenseits erklingen. Zwar konnte er den Kopf nicht bewegen, aber seine Lippen zuckten. Sie schienen sprechen zu wollen.

Blitzschnell faßte der Retter einer nur noch kurzen Lebensfrist den Gedanken an Schröder's Besuch Goldkronachs auf, die Angst desselben vor Anschlägen, die mit Zeuner beabsichtigt gewesen sein mochten. Vielleicht hatte sich Trützschler dieses um Geld zu Allem erbötigen Werkzeuges bedient — —

„Du weißt, wem du Alles im Leben zu danken schuldig gewesen bist!" rief er ihm in's Ohr. „Am meisten dem Markgrafen! Hast du irgend etwas gegen deinen Wohlthäter Schröder im Werke gehabt? Schröder war hier und schien zu verzweifeln, dich nicht zu finden! Heraus mit der Sprache! Gestehe Alles, wenn du meine Mahnung, Gott zu versöhnen, noch verstehen kannst!"

Blut quoll aus den Augen und dem Munde Zeuner's. Man wischte es mit warmen Schwäm-

men ab. Nach einer Weile machte er eine Bewegung mit der Hand und brachte einige Laute hervor.

„Vielleicht hast du mir noch etwas zu sagen?“ rief der Graf, seine eigene schon schwindende Kraft noch einmal zusammennehmend.

Grauenvoll wurde die Unruhe des blutenden, wie vom Kreuze genommenen Verbrechers. Er wollte in der That sprechen. Der Reichsgraf schickte alle Anwesenden hinaus.

„Wir sind jetzt allein! Hast du mir noch etwas zu bekennen? Sprich!“

Es war das Bedientenzimmer, dicht an der Hausflur, in welchem sich der Reichsgraf mit dem Sterbenden allein befand. Die Betten, die hier lagen, mußten des vielen Blutes wegen, das daran haftete, geopfert werden. Eine Lampe brannte mit falbem Schimmer von einem grünen Kachelofen herab. Ellrodt sank erschöpft auf einen Schemel, als er bemerkte, daß Jenner Anstrengungen zum Sprechen machte. Die Worte, die in der That allmälig über die blutenden Lippen kamen, lauteten zuerst unverständlich. Wiederholt aber ließen sie auf Ortsnamen schließen. Endlich verstand Ellrodt:

„Schorgast — morgen — Markgraf — todt — oder — lebendig —“

Deutlich hatten sich diese Worte dem Ohre des dicht über den Sterbenden Gebeugten eingeprägt.

Der Graf wiederholte die auffallenden Worte. Zeuner nickte. Sein ein wenig gehoben gewesenes Haupt sank hierauf zurück. Zwar verschied er noch nicht, aber die Fähigkeit zu sprechen hatte aufgehört. Wimmernd vor Schmerz zuckte er an allen Gliedern. Versuche, sich eine andere Lage zu geben, traten wie Krämpfe ein. Mehr aus ihm herauszubekommen wurde unmöglich.

Das Vernommene hatte freilich entsetzliche Bedeutung genug —! „Schorgast — morgen — Markgraf — todt — oder — lebendig —!" Der Graf, dem es selbst war, als näherte er sich einem Zustande wie dem des Todes, angerufen von seiner um ihn selbst wehklagenden Gattin, überließ den Sterbenden den draußen Stehenden, begab sich in sein Zimmer und wiederholte sich die gehörten Worte unabläſſig. Konnte der Zusammenhang ein anderer sein, als das Geständniß eines Attentates auf den Markgrafen? Der Fürst sollte todt oder lebendig gefangengenommen werden! Von wem? Das war fürs erste gleichgiltig. Er sollte auf seiner Reise nach dem Orte seiner Geburt, zu Schorgast, einem Oertchen, das er berühren mußte, von Verschwörern, zu denen Zeuner gehörte, gefangengenommen werden, bei Widerstand getödtet —! Zeuner's Verhaftung in Böhmen, der kurze Proceß, den ihm dort die seit lange gereizten Jagdbesitzer nach altem Jagdbrauch gemacht hatten, war Ursache seines Verpassens

der angegebenen Stunde. . . Der vielleicht blutig ausfallende Angriff, ein Fürſtenmord, war auf morgen beſchloſſen. . . Und Einer allein, das lag am Tage, konnte eine ſolche That nicht vollbringen. . . Hier mußten Helfershelfer, Verſchworne eingreifen. . . Mit oder ohne Zeuner, das Complot kam zum Ausbruch. . . Reiſte der Markgraf, kam er nach Schorgaſt, ſo war der Ueberfall auf ſeine Freiheit, vielleicht ſeine Ermordung ſo gut wie entſchieden.

Dieſer Fürſt hat mich gequält, beneidet, hat mich verachten, entbehren wollen! Er hat mich mit Undank, mit Geringſchätzung meiner Jugend belohnt —! So wollten dem Schloßherrn die innern Stimmen ſprechen. Aber die Pflicht des Amtes, das wenigſtens dem Namen nach bekleidet wurde, die Pflicht des Menſchen, ſelbſt einem Feinde gegenüber, drängte alles Feindſelige zurück. Es gab bei ihm keine Verhinderung mehr, dasjenige auszuführen, was hier allein das Unerläßliche erſcheinen mußte. Der Zuſtand des jungen Miniſters war ſelbſt bedenklich. Durch die Verfolgung des geängſtigten Wildes hatte er ſich in hohem Grade erhitzt, hatte ſich dann, ſeinem Schwimmtalent und ſeiner kräftigen Jugend vertrauend, in den See geſtürzt; jetzt, wo ihm vielleicht aufs dringendſte die Ruhe eines erwärmenden Lagers, die Rückwirkung heißer Getränke auf die Haut nöthig war, trat er ſeiner Gattin,

die ihn mit ausgestreckten Armen fast wie einen selbst von den Todten Erstandenen umhalste, mit den Worten entgegen:

„Kind, Kind! Das sind ernste Augenblicke! Ich muß sofort abreisen! Weßwegen, das sage ich dir, wenn ich im Wagen sitze! Aber schnell, schnell, schnell!"

Die Gattin schrie vor Schmerz laut auf über diese Nachricht.

„Keine Widerrede! Keine Zaghaftigkeit! Ich befehle jetzt! Gehorche! Besorge Wäsche, den Koffer! Vielleicht treffe ich den Markgrafen schon in Himmelskron! Sonst muß ich nach Bayreuth! Morgen Abend bin ich wieder zurück!"

Ulrikens Widerrede, ihre verzweifelnde Abmahnung, eine ahnungsvolle Erinnerung an seinen eigenen Zustand, der sich in einem Schütteln seines Körpers, Zusammenklappen der Zähne äußerte, mußte verhallen in den an die Dienerschaft ertheilten Befehlen, sofort anspannen zu lassen. Keiner der Diener sollte ihn begleiten. Der Kutscher würde genügen. Seine Absicht war, seiner Gattin nicht die Hilfe zu entziehen, die sie brauchen würde im beunruhigten Schloß, wie es schon jetzt war und noch mehr werden konnte. Es galt einen Todten zu bestatten. Für einen solchen durfte Jener schon gelten. Auch stand die Constatirung des schreckenerregenden Vorfalls von Seite

ſyſtems, die ſchmerzhafte Menſtruation mit ihren gleichzeitigen Koliken, Erbrechungen, Ohnmachten und ähnlichen hyſteriſchen Zufällen müſſen hier eben ſo weichen, wie ſelbſt, was bei andern Bädern unmöglich iſt, die übertriebene Vollſaftigkeit des Uterus, woraus ſo leicht Verhärtungen, Polypen und Metaſtaſen von pſoriſchen, arthritiſchen und andern bedenklichen Stoffen an jenem empfindlichen Theile entſtehen. Es iſt dies nur eine kleine Skizze jener Krankheitsgruppen, welche durch das Amalienbad überwunden werden; den Aerzten und dem ſpätern Erfolge muß es überlaſſen bleiben, ob ſich dies troſtloſe Regiſter zum Wohle der leidenden Menſchheit noch vermehren läßt.*)

Da aber bekanntlich der Erfolg aller Badkuren davon abhängig iſt, ob ſich mit ihnen auch der Genuß einer angenehmen Gegend und einer heitern Geſelligkeit verbindet, ſo hat der gegenwärtige Beſitzer und Entdecker der Quelle, der Herr Graf von der Reige, ſich angelegen ſein laſſen, ſeiner Herrſchaft alle die Reize wieder zu geben, mit welcher die Natur und Kunſt ſie früher bedacht hatten und welche nur ſo lange in Verfall gerathen waren, als Herr von Metzenthin und deſſen Töchter ſich vergebens um den Teint ihrer Wäſche grämten. Der Herr Graf ſcheute keine Koſten, um das Schloß und die dazu gehörigen Beſitzungen nicht nur in einen wohnlichen Zuſtand wieder zu verſetzen,

*) Die Amalienquelle fließt zur Stunde noch nicht reichlich genug, um ihr auch einen äußerlichen Gebrauch abgewinnen zu können. Einſtweilen ſind unter dieſen Umſtänden die Brunnengäſte ſicher, daß ſie kein Waſſer trinken, in welchem ſich ſchon andere gebadet haben: wie es denn noch jetzt Leute gibt, die mit Recht keinen Rothwein trinken, weil ſie leicht auf jenen Jahrgang ſtoßen könnten, in deſſen ganzem Ertrage der König von Weſtphalen, Jerôme, ſeine Krankheiten ſich abzuſpülen pflegte.

der nächsten Gerichtsbehörden unmittelbar zu erwarten.

Das drückende Los der vornehmen Stände, immer annehmen zu müssen, wie sehr sie beobachtet werden, wie sehr sie den Ausbruch ihrer Gefühle zu beherrschen haben, machte sich auch bei Gräfin Ulrike geltend. Sie war in einer Stimmung, als hätte sie mit fliegenden Haaren, die Hände ringend, auf und ab rennen, den Himmel beschwören müssen, sie vor einem Unheil zu bewahren. Was ließ sich aber den Umständen nach und nach einem so als unerschütterlich kundgegebenen Willen ihres Gatten anders thun, als ihn mit innigster Zärtlichkeit bitten, sich nur wenigstens unterwegs zu schonen und heimzukehren, sobald er vermöchte —!

Den Grund seiner schnellen Reise hatte er ihr in aller Stille am Schlag der kleinen Reisechaise anvertraut. Trützschler schien auf der Höhe seiner Frevel angekommen zu sein. Die dunkle Sprache des einst bei Lea verlorenen Briefes war jetzt gedeutet.

Von allen Seiten kamen die Menschen herbei, um das erlegte wunderbare Doppelwild in Schloß Lindenreuth zu sehen. So war denn auch die ganze Umgebung, durch welche der Reichsgraf anfangs zu fahren hatte, belebt. Erst allmälig trat jene Stille ein und jener Friede einer mondverklärten Landschaft, jenes stille Murmeln gebirgsentstammter

Gewäſſer, jenes ſanfte Säuſeln der Linden und Pappeln am Wege, die ihn recht erkennen ließen, in welchem Aufruhr ſeine Geiſteskräfte, wie alle Fibern ſeines Hirns geſpannt, der Kreislauf des Blutes in ſeinen Adern geſtört war.

## Siebenundzwanzigstes Capitel.

### Markt Schorgast und Sanssouci.

„Aber Onkel Durchlaucht, Sie regardiren ja jede Blume, als ob Sie glaubten, hier keinen Strauch mehr wiederzusehen!“ sagte die Stichertin, als sie im kleinen Garten des Schlosses Himmelskron den Markgrafen, bald die Hände auf den Rücken gelegt, bald sich auf seinen Stock stützend, von Beet zu Beet schreiten sah.

Die Christel hatte sich, als sie so an ihm vorüberstreifte, scheinbar etwas zu schaffen gemacht. Denn ein Nachgehen, eine längere Beobachtung seines Hantierens duldete der Grämling nicht.

Nach dem Murmeln einiger Worte, die der Christel unverständlich blieben, ging der Fürst weiter und hielt vor einem Nelkenbeet an, wo ihm der Gärtner nach seinen Angaben mit den Farben der Blumen das Abbild seines Lieblingssymbols, des Todtenkopfes mit den beiden untergelegten Knochen, hatte hervorbringen müssen.

„Hu!“ ſagte die ihm leiſe Nachſchleichende. „Das iſt da wirklich ſo herausgekommen, wie Euer Durchlaucht auf der Zeichnung mit Tuſche intentionirten! Aber wer wird denn immer ſo trübe Gedanken im Kopf haben! Herrjes! Ich möchte doch alleweile noch 'mal recht luſtig leben! Mit Muſik und Tanz, wenn's ginge, und gerade wie in Wandsbeck auf'm Jahrmarkt. Ein Fürſt! Was konnte ſich der für Plaiſir machen!“

Jetzt wendete ſich der Markgraf, ſah ſich um, ob Niemand etwas hörte, und ſprach, nachdem ſich ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entrungen hatte:

„Chriſtel! Wollen wir wieder nach Wandsbeck zurück?“

„Ne, Onkel Durchlaucht!“ antwortete ſie ſcharf aufhorchend und beſtimmt. „Und das hat ja jetzt der Schimmelmann gekauft —“

„Ich kaufe es ihm wieder ab. Es muß da jetzt prächtig ſein! Den Park hat er doch eſſentiellement laſſen müſſen, wie die alten Eichen ſtanden. Seine Heidengötzen kann man wieder hinausſchmeißen. Weißt du, an manchen Stellen war's auch zu feucht. Schimmelmann hat gewiß viel Geld auf Amelioration verwendet!“

„Um die Sonne untergehen zu ſehen,“ ſagte die Chriſtel träumeriſch, doch entſchieden, „würde ich nicht mitgehen! Die haben wir hier auch. Aber die Menſchen hier ſind ſchlechter. Das iſt wahr —“

„Räuber, Mörder sind's, Christel!“ rief der Markgraf wie mit der Geberde eines Irrsinnigen, hob den Stock empor und fuchtelte damit in der Luft herum.

„Na, sachte, sachte!“ fiel die Christel ein, schlüpfte hinter dem Rasenden hinweg, bückte sich, als wenn sie sich fürchtete, und verließ den nächsten Bereich des förmlich wuthschäumend Zurückbleibenden, der sich erst allmälig wieder sammelte, den großen Todtenkopf von Blumen anstarrend.

Die Christel kannte den Mann, mit dem sie so viele Jahre zusammen gelebt hatte, zu gut, um nicht zu wissen, daß in ihm etwas Ernstes vorging. Die auf morgen angesetzte Reise nach Weserlingen zur Grundsteinlegung seines Mausoleums, zur Dotirung des kleinen Ortes mit Stiftungen, die noch heute diese Gemeinde zum Eldorado alles verkommenen Gesindels der Umgegend, das an den gefüllten Krippen gern mitessen möchte, gemacht haben, war nur ein Vorwand, um vielleicht gar nicht wiederzukommen. Er blieb in Weserlingen oder zog, da dort Grund und Boden preußisch waren, nach Hamburg. Düstere Gerüchte gingen um. Viel hatte ein Fremder von sich reden machen. Ein Mann von hoher stattlicher Figur sollte in einem Wirthshause verdächtige Besuche empfangen haben, sogar den Besuch Trützscheler's, den man in seiner nächtlichen Vermummung wohl erkannt haben wollte. Zeit Wunschold auf

einer auswärtigen Feſtung ſaß, auf Befehl des Markgrafen, der nichts davon zu wiſſen behauptete, und ſogar Schröder herumging wie Einer, dem die Schlinge am Halſe ſaß und jeden Augenblick das Zeichen erwartete: Angezogen! da wurde dem Markgrafen ſelbſt der Boden unter den Füßen zu unſicher.

Die Ankunft des Leibmedicus, der den Weg von Lindenreuth zurück über Himmelskron genommen hatte und noch ganz erregt war vom Ergebniß ſeiner Forſchung nach Zeuner, dieſem zu ſchnell von ihm aufgegebenen Werkzeuge ſeiner eigenen Gewaltthätigkeiten, trug nicht dazu bei, die Aufregung des Markgrafen und ſeiner Pflegebefohlenen zu mildern.

„Durchlauchtigſter, gnädigſter Herr!“ kam er flehentlich wie angekrochen, „mir ſchwant etwas — ich weiß nicht, was mir im Sinne liegt. Wenn Euer Gnaden auf dieſer Reiſe ein Unglück begegnete und ich nicht zugegen wäre —“

„So geh' Er doch mit!“ ſagte der Markgraf und fixirte ihn. „Er fürchtet ſich wol —?“

Verfängliche Worte! Sie konnten heißen: Entſage auch du! Gib deine ganze hieſige glänzende Stellung, die Münzverwaltung, den Verkauf der Marmor-, Bau-, Mühl-, Schleifſteine und der Metalle und die mannichfachen Gelegenheiten, dir deinen Einfluß bezahlt zu machen, auf! Schließe dich dieſer Flucht an! Werde wieder Quackſalber auf einem

Dorfe! Ein Spott deiner Fachgenoſſen in einer Republik wie Hamburg, wenn der Fürſt ſich an einem Ort niederläßt, wo er nichts befehlen kann! Schröder hatte dringend einen Adjuncten zur Mitreiſe empfohlen, den Hofchirurgus Pflug.

„Er zittert wol?“ fuhr der Markgraf, ſich dicht vor ſeinen Günſtling, den er zuweilen mit Füßen trat, hinſtellend. „Zittert vor dem Abgrund, an den Er mich gebracht hat? Jetzt will Er nicht 'mal mit hinunter in den Pfuhl von Pech und Schwefel, in den Er mich durch Seine teufliſchen Machinationen und meine langmüthige Gnade und Verblendung gebracht hat? Kerl!“ — Er packte ihn bei der Bruſt, und Schröder ließ ſich packen — „Schaff' Er mir Menſchen, Menſchen mit reinen Händen und lauteren Seelen und lauteren Herzen! Teufel haſt du aus Allen gemacht! Da ſteht noch die Sonne an Gottes reinem Himmel; für mich iſt ſchon Nacht und Finſterniß! Wohin ich taſte und trete, fühle ich Schlingen! Will ich als Regent das Gerechte und Gute, ſo kommt's, bei Lichte beſehen, als ungerecht und bös heraus! Will ich klug ſein, werde ich belacht um meine Dummheit! Ach! Ach! Wer mich überredete, auf dies Feld der Verwüſtung zu gehen! Sie meinten es gut —!“ Aus dem Gedanken an Fritz Ellrodt raffte er ſich auf mit dem heiſeren Rufe: „Schurke, ſchaffe mir Menſchen, die mich lieben, oder ich erwürge dich!“

Er hatte den Leibmedicus bei der Gurgel gepackt und würde ihn bis zu blauen Flecken am Halse gewürgt haben, wenn den auf die Knie gesunkenen ehemaligen Spießgesellen des jetzt allgewaltigen Trützschler die Christel nicht gerettet hätte. Diese sang laut aus einiger Entfernung das geistliche Lied: „Laß es gehen, laß es stehen —!"

„Durchlaucht," stotterte Schröder mit seiner wiedergewonnenen Stimme, „ich komme eben von Lindenreuth, wo dieser junge Reichsgraf Ellrodt vielleicht endlich der Geeignetste wäre, im Bunde mit Herrn Kammerrath Vicesmann diesem Buben, dem Trützschler, die Spitze zu bieten! Durchlaucht, Trützschler, Trützschler ist dero böser Geist! Trützschler's Rath verwandelt sich nur in Fluch! Selbsten daß er die Reise Eurer Durchlaucht so ruhig zuläßt, selbsten das ist verdächtig! Der Unbekannte neulich — ja, ja, Durchlaucht, es ist erwiesen — es war Eurer Durchlaucht eigener Schwager, der Prinz Generalmajor! Verdächtige Menschen sind zu ihm gegangen! Gesindel und Vornehme! Trützschler selbsten, tief vermaskeradirt, ich weiß es, Durchlaucht, ist zu Ihm geschlichen! Was haben diese Menschen anders vor, als in dero Todesangst, in dero Verzweiflung ihr Heil zu suchen? Durchlauchtigste Gnaden, mir schwant Alles! Trützschler, Trützschler ist reif für's Hochgericht!"

Jetzt hatte der ehemalige reisende Quacksalber

von Wandsbeck, der Hühneraugenschneider des Prinzen von Brandenburg-Culmbach, der Leibmedicus des Markgrafen, der Geheime Ober-Bergrath eines deutschen Fürstenthums, einen jener Stockschläge weg, deren Ertheilung zu den Eigenthümlichkeiten dieses Fürsten vom erlauchten Hohenzollernstamm gehörte.

„Schurke!“ rief der Fürst. „Wer hat mir denn den Trützschler empfohlen? Wer hat ihn mir denn aufgeschwatzt als seinen künftigen Schwiegersohn? Und hernach noch, wer schickte ihn denn nach Frankfurt zu den Preußen? Canaille du!“

Schröder hielt noch den zweiten und dritten Hieb aus. Er entfloh nicht, sondern wartete, bis ihn die Dazwischenkunft der Stichertin rettete. Seine Märtyrerschaft begründete sich auf dem Erfahrungssatz, daß der fromme Selbstbetrug des Jähzornigen mit seiner Reue und Nachgiebigkeit auch Geschenke verband. Schon wurde der Fürst milder.

„Wer hat mir denn diese Menschen alle zugeführt!“ fuhr er bei alledem fort. „Wer anders, als Er verlaufener Ignorant, den ich erst zu Etwas gemacht habe? Woher kenne ich denn anders diese Menschen alle, den Wunschelt, den Trützschler, als weil sie sich sofort mit Ihme verbunden hatten? Nun sie Seinen Hochmuth und Seine Geldgier erkannt haben und Ihn sitzen lassen, sollen sie mit

Einemmale schlechter geworden sein, als früher? Sonst hatte Er nicht Rühmens genug von dem rechtskundigen Wunschold, von dem gewandten Diplomaten Trützschler, den Er bejammerte, nicht in die Landes-Deputation bringen zu können! Nur weil diese vernünftigen Menschen nicht an den Köder Seiner liederlichen Theda anbissen —"

Hier ging die Auseinandersetzung zwar aufs neue in die Action über, aber mehr zur Drohung. Schröder retirirte jetzt, und der Markgraf folgte, den Stock wie ein gesenktes Schwert haltend. Die Christel hielt das vom Ausbleiben des Papa geängstigte junge Ehepaar zurück. Bei dem Namen „Theda" und ihrer näheren Charakteristik machte die neue Frau von Wangenheim Kehrt. Ihr Gatte folgte sporenstreichs.

Die Ideenverbindungen, die dem Markgrafen bei Nennung des Namens „Theda" entstanden, überwältigten ihn dermaßen, daß er in dem Betreten des Gartens durch das junge, hart auf seiner Schatulle liegende Paar ohne vorhergegangene Erlaubniß eine Ungebühr sah, die er an den Dienern bestrafen wollte. Alles floh. Die Christel sang nur immer leise und wie beschäftigt an den Beeten herumgehend ihren Choral.

Allmälig wurde die Stimmung des Markgrafen ruhiger. Schröder trocknete sich seine an sich großen, jetzt durch Verquollenheit und Lebesucht klein

ſondern ſie ſelbſt noch für höhere Anforderungen reif zu machen. Er legte paſſende Communicationswege an, auf welchen man von den verſchiedenſten Seiten her zum Amalienbade gelangen kann; er ſchuf das außerordentlich große Schloß ſelber in eine einſtweilen äußerſt faſhionable Herberge für die Badgäſte um, indem er nur einen kleinen Theil der faſt zahlloſen Gemächer für ſich und die Dienerſchaft zurück behielt. Im Dorfe ſind für minder vermögende Beſucher alle nöthigen Vorkehrungen und Bequemlichkeiten getroffen worden. Der Bad-Inſpector, Herr Schlachtenmaler, wird über Alles, was zum Comfort der Kurgäſte dienen könnte, bereitwillige und gefällige Auskunft geben.

Die Zierde des Amalienbades iſt die reizende Parkanlage, die ſich theils bei Herrn von Metzenthins Zeiten ſchon vorfand, theils erſt jetzt eine Wiedergeburt erfahren hat, die ſie zu einer ganz neuen Schöpfung macht.

Mit Vergnügen werden diejenigen, welche wahrhaft Leidende ſind, hören, daß Amalienbad in einer nicht gebirgigen Gegend liegt. Denn jeder Arzt beſtätigt, daß die Berge das zu verderben pflegen, was die Bäder gut gemacht haben. Sie ſind zur Mittagszeit ſehr willkommen, aber des Morgens und Abends athmen ſie Dünſte und Nebel aus, welche einen gleichzeitigen Aufenthalt in der freien Natur dem Kranken unmöglich machen. Regengüſſe und Gewitter treten in Gebirgen öfter ein, als die Natur deren zu ihrer Abkühlung bedarf, die Partien ſind mühſam zu erſteigen und bringen beim Gebrauch von Stahlwaſſer nur Congeſtionen nach dem Kopf hervor. Darum kann ſich Amalienbad ſeiner Lage in einer reizenden Ebene rühmen. Sanfte kleine Anhöhen geben dem Blick maleriſche Fernſichten; Bäche murmeln durch

gewordenen Augen mit seinem Taschentuche. Er sah sich um, ob nicht die Theda wiederkäme und ebenfalls recht laut weinte.

Die Christel ließ diese nicht wieder in den Garten.

Eine Pause war eingetreten. Endlich ging der Markgraf an Schröder, der verzweifelnd auf einer Gartenbank saß und immer aufstand, wenn Serenissimus in die Nähe kommen wollte, heran und sagte:

„Sei Er endlich ruhig! Ich werde ja wiederkommen. Die Reise nach Weferlingen habe ich nun einmal beschlossen! Ich reise morgen gegen Abend. Man ist Fürst und soll nicht immer Ordre und Contre-Ordre geben, vielmehr ein Beispiel von Caractère."

Es wurde abendkühl. Der Markgraf kehrte in sein kleines Schloß zurück, ging in sein Arbeitszimmer, öffnete seine Schatulle, befahl, Frau von Wangenheim hereinzurufen, und schenkte ihr eine Anzahl seiner glänzenden Ducaten, die zwar in Augsburg und Frankfurt nicht für voll galten, aber immer noch ausreichend schwer waren, um seine Aufforderung: „Kauf' Sie sich ein neues Kleid!" wol dreifach ausführen zu können. Den Ehemann, der sich versteckt hielt, mochte er nicht sehen. Er empfand in der That gegen alle diejenigen, die das Glück der Ehe genossen, Eifersucht.

Schon lange hatte sich der Markgraf nicht mehr

in Bayreuth sehen lassen. Fast immer hauste er in dem ehemaligen Kloster, in der Nähe der Gräber seiner Ahnen, unter dem „Lindendom", wo ihm die Belästigung durch die Gesetze der Etikette, der Anblick vieler Menschen nicht auferlegt war. Da er gehört hatte, daß man glaubte, er wollte nicht wieder zurückkehren und entweder abdiciren oder sein Land einer Administration überlassen, so suchte er dem Gerüchte dadurch zu steuern, daß er noch einmal am Morgen des Tages, wo die Reise stattfinden sollte, vor dem Schlosse eine Parade abhielt und Audienzen ertheilte. Er wollte sich in seiner ganzen Macht und Würde entfalten und nicht den mindesten Schein geben, als wenn er sich heimlich, wie durch die Nothwendigkeit gezwungen, davonschliche.

Das freilich war unverkennbar, jede Verbindung seiner Macht mit denen, die ihr gehorchen sollten, war unterbrochen. Die Soldaten in den bunten Uniformen und mit einer Armatur, auf deren Tüchtigkeit er hielt, machten wol ihre gewohnten Exercitien, die Trommeln lärmten, die Trompeten und die Hornmusik, welche letztere ihm bevorzugten Werthes war, riefen auf dem großen viereckigen Platze von den mit Menschen umstandenen Häusern ein mächtiges Echo hervor, aber ein Band der Liebe und Zuneigung bestand nicht. Allgemein sagte man: Triesdorf und Weechmar haben uns an Anspach

und Preußen verkauft! Der Markgraf sieht seine Unfähigkeit ein und wird entweichen! Jede Stunde kann Alles ans Licht bringen —!

Nach der Frühparade machte Trützschler mit unerschütterlicher Keckheit seine Aufwartung. Dem im großen Residenzschlosse eben vom ersten Frühstück aufgestandenen Fürsten brachte er, als jetziger Premier, in aller Ruhe Papiere zur Unterschrift.

Der Markgraf zitterte. Es war ihm heute so vorgekommen, als wenn die Menschen, die Officiere, die Beamten, die mit ihm gesprochen hatten, sich benahmen, als wenn sie erwarteten, ihn nicht wiederzusehen. Rascher schlug ihm das Herz unter dem blinkenden Stern, der seine Uniform bedeckte. Er glaubte, die Wände bewegten sich, Alles tanze und schwanke um ihn her. Das so sichere und doch demüthig thuende Lächeln seines jetzigen Hauptministers verwirrte ihn nur noch mehr. Gerade die Leichtigkeit des Benehmens, die Unbefangenheit in seinen Aeußerungen, die Trützschlern von je zu Gebote standen, schien dem so übel berathenen Fürsten heute endlich die Maske eines falschen Spiels zu sein.

„Warum habe ich denn," fuhr er den Minister an, „von der Anwesenheit meines Schwagers in Bayreuth nichts erfahren?"

Trützschler horchte hoch auf. Sollte er jetzt lügen? Behaupten, den Prinzen von Anhalt gar nicht zu

kennen? Den unglücklichen Briefverluſt in Frankfurt mußte er als bekannt vorausſetzen. Er faßte ſich und ſagte:

„Eurer Durchlaucht Gemüth würde von dieſem Beiuch nur agitirt worden ſein!“

„Was hat der Prinz hier zu ſuchen gehabt?“

„Die Abſicht, von Eurer Durchlaucht Geldmittel zu erpreſſen, lag auf der Hand. Ich habe mich in Frankfurt überzeugt, der Prinz iſt ein Spieler von Paſſion.“

„Hier hat er ihn wiedergeſehen?“

Auf dieſe Frage ſchien Trützſchler nicht gefaßt zu ſein. Doch ſchnell unterdrückte er die Wirkung ſeines Schweigens durch ein ſüßes Lächeln, auf welches allmälig die Worte folgten:

„Sollte ich Euer Durchlaucht den Chagrin machen, dieſen Herrn ſo zu empfangen, wie derſelbige wünſchte? Ich zog vor, ihm in aller Vertraulichkeit zu ſagen, daß er hier keine Demarchen verſuchen ſollte, ſondern gut thun würde, ganz ſo à la dérobée, wie der Herr Generalmajor hereingekommen auch wieder abzureiſen!“

„Hätte mich doch erſt fragen ſollen!“ meinte der Fürſt nach einer Pauſe.

„Wie, Durchlaucht? Eine Scene herbeiführen, wo dieſer, wie ich wohl ſah, zu äußerſten Mesures geneigte und à peu près ein Aventurier wol gar die Rechte ſeiner Schweſter zu mainteniren ſich er-

dreuſtet haben würde? Den agnatiſchen Einſpruch gegen die Giltigkeit der Scheidung Eurer Durchlaucht wagt er immer noch zu ſouteniren, falls nicht zuvor gewiſſe pecuniäre Verhältniſſe arrangirt wären, die naturellement Euer Durchlaucht zum Bezahler jedes ſchlechten Spiels Karten, das für den Herrn Generalmajor außer Dienſten in Nacken oder Spaa gemiſcht wird, machen würde! O, dieſe Scene, die bis zum Schlagen auf den Degen, bis zu Bravaden und Herausforderungen hätte ausarten können, mußte im Keime erſtickt werden. Ich glaube, daß der Herr Bramarbas abgereiſt ſein wird bien convaincu de la nullité de ses prétentions."

Liebe und Fürſorge für ſein Wohl milderten von je im Markgrafen jede Regung ſeines Zornes. Ganz gut! dachte er auch jetzt bei ſich ſelbſt und hätte Urſache haben ſollen, dieſen fürſorglichen Miniſter ſehr zu loben. Aber was lag nur heute wieder in dieſer langen, geſtreckten Haltung des mit dem frechen ansbach'ſchen Weechmar verbundenen Menſchen da, der ihm ſchon geſagt hatte, er litte an Anfällen von Irrſinn? Immer wenn er längere Zeit mit dieſem glatten, Alles als leicht, als ſich von ſelbſt verſtehend darſtellenden Schwätzer allein war, kam er ſich wie das Inſect vor, das mit Todesangſt fühlen ſollte, wie es die Fäden der Spinne immer mehr und mehr in ihrer Gewalt haben. Der Athem verging ihm. Er mißtraute ſeinen eige-

nen Hand- und Fußbewegungen. Er glaubte ein Mondwandler zu sein. Und immer und immer nagte an ihm die Frage: Wie war ihm denn das entschlüpft, den klugen Wunschold, die Contrebalance Trützschler's, diesen wie von siebenhäutigem Leder überzogenen Schild, den er neben sich sitzen hatte, preiszugeben? Er hatte nicht einmal den Muth, diesen Trützschler darum zur Rede zu stellen. Denn der Freche sah ihn dann mit einer so eigenthümlichen Miene des Mitleids an, wußte sich in seine Augen einen so sonderbaren feuchten Glanz wie von Thränen zu locken, als wollte er den Verstand Serenissimi beklagen und Hochdieselben dem Irrenarzt empfehlen. — —

In drei Wochen werden Euer Durchlaucht zurück sein und allerdings einen Berg von Geschäften vorfinden! Eine neue Wegbau-Ordnung wird eine wahre Wohlthat für das Land werden! Das neue Gesangbuch ist bis dahin überall eingeführt! Die Pastoren sollen sich bis dahin verpflichten, sich auch an die kirchlich vorgeschriebenen Bibeltexte zu halten, nicht immer eigene zu wählen! Die Artillerie auf dem Weiher soll die Verbesserung an denen Lafetten einführen, so Fürst Lichtenstein in Wien für die kaiserlichen Stückwerke erfunden haben! Die Reclamationen der Herren Geheimräthe Steinheil und Consorten wollen Eure Durchlaucht gar nicht berücksichtigen, der Gehalt dieser Herren war ohnehin

zu hoch gegriffen, die Penſionirung muß im Einklang mit den Mitteln des Staates ſtehen, wie denn überhaupt der Etat auch mit denen quiescirten beiden — Ellrodts —"

„Was? Sind nicht quiescirt!" wallte der Markgraf auf. „Der junge iſt mein Envoyé —"

Trützſchler hatte auf den Lippen: In Wien oder in Lindenreuth? Er ſchluckte die Rüge hinunter.

Mit einem Handkuß und unter Thränen nahm der Miniſter von ſeinem Souverän Abſchied.

Um den Fürſten her wurde zur Abreiſe gekramt und geräumt. Die Chriſtel packte. Die alten Wandsbecker Diener commandirten das Tragen des Gepäcks und die Befeſtigung desſelben in den Reiſewagen. Es ſollten nur einige Lakaien, einige Kammerjunker, der Reiſeſtallmeiſter und Herr von Treskow mit.

„Wo iſt Stichert?" rief der Markgraf. „Stichert geht mit!"

Das hieß ſo viel, als: Die Chriſtel geht auch mit und die ganze Reiſe bekommt wieder — ein bedenkliches Anſehen! Die Chriſtel hatte anfangs zu Hauſe bleiben ſollen.

Die Chriſtel war auf alle Fälle gefaßt. Schon längſt hatte ſie gepackt. Zum Oeftern waren ja ſo gefahrvolle Kataſtrophen im Regierungsleben des Markgrafen ſchon eingetreten, wo ſie immer

mit einem Fuß im Reisewagen zu stehen behauptete. Nun die Stickertin wirklich mitging, nun ihr heruntergekommener Gatte als Deckmantel mit mußte, verbreitete sich im Schlosse die höchste Bestürzung. Er hat etwas vor! Er kommt nicht wieder! hieß es. Es erfüllte den Fürsten mit Zorn, zu hören, man könnte so etwas voraussetzen, und wieder machte vielleicht sein Zorn, vielleicht aus Schadenfreude und Rache, die Voraussetzung wahr! Der Markgraf glich denen, die aus Furcht vor dem Tode sterben. Jede Handlung, die er noch vernahm, das Durchblättern seiner Papiere, das Versiegeln mancher Pakete, Alles trug den Charakter, als wenn er sein Testament machte. Er sah auf die Uhr. Erst freute er sich, daß der Zeiger noch so entfernt stand von der dritten Stunde, wo man aufbrechen wollte, um in Markt Schorgast zu übernachten, dann wieder entsetzte er sich, daß die Stunde viel schneller heranrückte, als er geglaubt hatte.

Die Stickert bewohnte in der Residenz denjenigen Theil des Schlosses, wo sich gegenwärtig allerlei Sammlungen und Registraturen befinden. Es sind freundliche Zimmer, deren Thüren meist auf lange Corridore hinausgehen.

Als sie so still vor sich hin lachte über die sich nun doch herausstellende Nothwendigkeit, daß sie den Fürsten begleitete, und sie ihn vor sich hin einen

Heimtücker schalt, der im Stande gewesen wäre, sie in einer Stadt allein zu lassen, wo das Gerücht, der Markgraf käme nicht wieder, leicht einen Aufstand hätte veranlassen können gegen die Günstlinge, die zurückgeblieben, klopfte es mit kräftigem Schall an ihre Thür.

Sie befand sich gerade ihrer Geräthschaften wegen, an deren Verpackung sie die letzte Hand legte, im Vorgemach und öffnete.

Wie erstaunte sie, als sie den Kammerrath Meersmann vor sich sah, der sie der Ehre würdigte, sie zu besuchen.

„Endlich habe ich einmal die Ehre, und eigentlich jetzt zu ungelegener Stunde —" sagte sie.

„Nur ein Wort, liebe Frau."

„Was haben Sie? Treten Sie näher!"

„Kurz und bündig: Der Markgraf darf nicht reisen, aber bei alledem muß er dennoch reisen! Das ist ein Spuk, den ich mit Ihnen allein abmachen muß. Sie sind ja doch die weiße und die einzige weise Frau im Schlosse."

Diese Aeußerung des in großer Erregung Gekommenen, der sich den Schweiß von der Stirne trocknete und mit hastigen Schritten auf und ab ging, nahm die Frau Kammerdienerin als einen jener Scherze auf, die im Munde des ihr als originell bekannten Beamten nicht auffallen durften.

„Ich danke Ihnen manche Warnung!" sagte er

zur Erklärung seiner soeben gebrauchten Vergleichung. „Sogar meine Freiheit schulde ich Ihnen! Ich danke Ihnen sogar das hoffentlich noch recht, recht lange dauernde Eheglück unseres gemeinschaftlichen armen Freundes —!“

„Armen Freundes?“ wiederholte die Stichert und lehnte mit der Hand das Rühmen ihrer Verdienste ab. „Nachdem ich ihn sogar in Verzweiflung gestürzt hatte? Sie meinen doch die junge Excellenz?“ fuhr sie fort. „Oder hat's ihr die schöne Jüdin doch en vérité angethan gehabt? Man erzählt mir, daß das arme Ding, das zurücktreten mußte — es verstand sich aber doch von selbst — wieder im Anzuge ist.“

„O,“ sagte Meersmann mit einem tiefen Seufzer, „arm nenne ich unseren jungen trefflichen Freund, weil er auf den Tod krank liegt und ich eigentlich statt seiner komme! Denn er wollte selbst zu Ihnen! Er wollte zum Markgrafen! Frau Kammerdienerin, sind wir hier sicher? Gut denn. So vernehmen Sie! Wenn über die Schwelle dieses Zimmers irgend ein Wort schallt, das nicht überlegt, nicht mit den richtigen Maßnahmen, die zu treffen sind, im Accord ist, sind wir alle verloren!“

Die Christel horchte auf, sah sich um, ging nach vorn und verschloß die auf den Corridor gehende Thür.

„Verloren?“ fragte sie kopfschüttelnd und lachte

das frische Wiesengras hin, auf welchem sich die idyllischen Heerden der Herrschaft tummeln. Das Geläute dieser Thiere trägt nicht wenig dazu bei, dem Amalienbade, mit dem Abzug der Gebirge, einen fast schweizerischen Charakter zu geben. Wenn der Park für den täglichen Spaziergänger, der nicht zu weite Wege liebt, ein Ort der geistreichsten Erholung, wie wir dies besser unten erklären werden, sein wird, so liegen doch auch in der nächsten Umgegend des Amalienbades einige entferntere Puncte, denen theils die Kunst, theils die Natur ein reizendes Interesse gab. Partien und größeren Gesellschaften, die sich vereinigen wollen, werden wir vorläufig schon mehrere liebliche Spazierfahrten bezeichnen können, welche einen größern Aufwand von Wandermuth sicher belohnen. Der Hirschpark ist ein schattiges Tannen- und Birkengehölz, in welchem sich zur Zeit zwar nur ein gezähmter Hirsch aufhält, doch dagegen zahllose wilde, die oft rudelweise durch die Büsche springen. Leider sind sie in dem Grade scheu, daß sie nichts so sehr, als die Nähe der Menschen fürchten und man oft Tage lang locken muß, bis man ihrer ansichtig wird. Der zahme Hirsch dagegen ist ein sanftes, freundliches Thier, mit dem sich die Kurgäste um so lieber beschäftigen werden, als neben seiner Einfriedigung, durch die Fürsorge des Herrn Grafen, ein Wirthshaus angelegt ist, dessen gegenwärtiger Besitzer nicht ohne Fertigkeit auf der Geige ist. Sein Sohn bläst die Flöte und seine Frau schlägt die Harfe, so daß außer der regelmäßigen Badmusik an der Amalienquelle auch hier ein musikalischer Genuß für einen dergleichen Liebhaber stündlich anzutreffen ist.

Ein ander Mal rathen wir den Kurgästen, die Fasanerie und das Vogelhaus zu besuchen. Auch diese Se-

dann über das Zuschließen der Thür. „Man wird uns in die Mäuler der Menschen bringen! Ihr Bräutchen glaubt's hoffentlich nicht, daß sie der Stichertin die Augen auszukratzen hat. Es ist ein kleiner Teufel — der Engel! Sonderbar eine Predigertochter! Freilich vor zehn Jahren und noch vor fünf — freilich — freilich — da war auch ich noch —"

Die Augen der Stichert funkelten. Theils über die verschlossene Thür, theils vor Spannung, da sie die außerordentliche Erregung des ihr sonst als so gefaßt bekannten Mannes bemerkte.

„Trützschler hat den Markgrafen zu dieser Reise überredet!" begann Meeromann halblaut. „Der Prinz von Anhalt-Bernburg, im Bunde mit — wem? das ist die Frage und das muß herauskommen —! hat sich mit ihm verabredet, den Markgrafen diese Nacht in Markt Schorgast zu überfallen und gefangen zu nehmen. Ja, ja, staunen Sie nur! Wohin sie ihn führen werden, das wird sich zeigen, wenn wir die Bundsgenossenschaft herausbringen, auf welche sich dieser hochverrätherische Streich stützt. Zeuner, der Schurke, den Gott gerichtet hat, war mit im Bunde. Die Losung lautet auf: Todt oder lebendig —! Zeuner selbst ist vorläufig — todt. Aber die Gefahr für den Fürsten bleibt dieselbe."

Die Stichert schlug die Hände über dem Kopf zusammen und hörte wie erstarrt Meeromann's aus-

führliche Erzählung deſſen, was ſich geſtern Alles in Lindenreuth begeben hatte.

Der junge Reichsgraf hatte ſeine edle Aufopferung, ſeinen Rückfall in die Friſche ſeines in Vielem faſt noch ſtudentiſchen Naturells zu büßen. Er war bei kühler Nachtluft in einem unbedeckten leichten Wagen ſchon unterwegs durch eine Ohnmacht, die ihn befiel, der Gegenſtand der ernſtlichſten Beſorgniſſe ſeiner einzigen Begleitung, des Kutſchers, geworden. Dieſer hatte die Reiſe nicht weiter zu machen gewagt, als bis Himmelskron, wo man indeſſen den Markgrafen nicht antraf. Gegen Morgen wurde ein Verſuch gemacht, weiter zu kommen. Vom Fieber geſchüttelt, gelangte der junge Ellrodt zu ſeinem Freunde Meersmann, dem er die weiteren Schritte zur Ausführung des hier als nothwendig Erkannten überlaſſen mußte. Seine Kräfte hatten ihn verlaſſen. Der herbeigerufene Arzt, Hofrath Rosner, ein Heilkünſtler von Ruf, erklärte für nöthig, Zimmer und Bett zu hüten und ſofort den Vater in Droſſenfeld zu benachrichtigen.

Die Chriſtel verfärbte ſich immer mehr vor innigſter Theilnahme und Angſt.

Meersmann hatte bis jetzt die Zeit hingebracht, ſich ſelbſt zur Reiſe zu rüſten. Er hatte die Maßregeln vorbereitet, die ihm hier nothwendig ſchienen. Der Hauptſchlag, um die Verſchworenen auf der That zu überraſchen, mußte vom Markgrafen ſelbſt

ausgeben. Seine Umgebungen mußten mit Discretion und äußerster Entschlossenheit verfahren. Denn sowie in der Stadt eine Verzögerung der Abreise oder wol gar eine Einstellung derselben bekannt werden würde, sagte Meersmann, hätte Trünschler, der sich träumte, für Preußen oder für Ansbach der souveräne Administrator des Landes zu werden, gewiß davon sofort die Witterung und würde Maßregeln treffen, um die Banditen, die in Schorgast warteten, auf benachbartes Gebiet, coburg'sches oder reußisches, entfliehen zu lassen. „Der Fürst," schloß Meersmann seine Darlegung mit einem für jene Zeit noch unerhörten Freimuth, „der Fürst ist die Qual seines Landes! Aber die, die ihn beiseite schaffen wollen, sind noch viel ärger!"

Der Gedanke an den kranken, durch seine hochherzige Aufopferung vielleicht dem Tode nahegebrachten jungen Reichsgrafen war der Stichertin werther als der an die dem Markgrafen drohende Gefahr. Sie durfte ja Zenner's grauenvolles Ende schon als die Beseitigung jedes gewagten Mordfrevels ansehen. Kopfschüttelnd und tiefergriffen von „Gottes Finger", der dem ruchlosen Bösewicht schon einmal warnend ausgestreckt gewesen vor Jahren in Hamburg an der Sternschanze und der nun den Unverbesserlichen wirklich gerichtet hatte, wiederholte sie sich langsam die Einzelheiten aus dem Bericht ihres Besuches, beklagte die junge Gattin

des Erkrankten, von welcher Meersmann hinzufügte, daß sie vom Befinden ihres Mannes, falls es sich nicht verschlimmerte, noch nicht benachrichtigt werden sollte. An den Vater nach Drossenfeld war eine Staffette abgegangen.

Auf Meersmann's wiederholtes Drängen um einen Entschluß in Betreff des Markgrafen gab sie die Erklärung:

„Bester Mann, da etwas auszurichten ist schwer! So wie der Gnädigste hört, daß in Markt Schorgast auf ihn Mörder warten, verbietet er wol gar — nach ihnen zu forschen! Er fürchtet sich, seine wahren Feinde kennen zu lernen —!"

„So müssen wir statt seiner handeln!" rief Meersmann, die Hände vor Verzweiflung über solche Verkehrtheit pietistischer Lebensauffassung zusammenschlagend. „Die Reise muß gemacht werden! Sie muß mit dem ganzen Pomp stattfinden, der einmal beschlossen ist! Die Soldaten, die Serenissimus nur bis Himmelskron begleiten sollen, müssen bis Schorgast mitgehen! Ich, der ich mich bereits vollständig equipirt und beritten gemacht habe — bin ich doch Soldat gewesen — werde den Zug begleiten. So kommen wir in Schorgast an, umzingeln die Stadt, fassen die Bande, und nicht Einer dieser ruchlosen Spießgesellen wird uns entgehen. Geben Sie Acht, Trützschler ist der Anstifter!"

„Wie wenn die Welt voll Teufel stäke!" lachte

die Frau Kammerdienerin hellauf. Dann schwieg sie lange. Vorzugsweise im stolzen Bewußtsein ihrer Macht, geschmeichelt durch das Vertrauen, das man auf ihren Einfluß setzte. Endlich streckte sie ihre Hand aus und rief mit dem Ton einer Jovialität, die sie sich in Norddeutschland, wo man die wichtigsten Entschlüsse kurz beim Kragen zu nehmen pflegt, angeeignet hatte, auf Plattdeutsch:

„Na, dann man tau! Seggt, wat is do tau maken!"

„Wann findet die Abreise statt?" fragte Meersmann, unheimlich berührt vom Gebahren der wunderlichen Frau.

„Nach dem Mittagsmal!" antwortete sie.

„Um Vier?"

„Nein, heute ist es auf Zwei angesetzt! Wir wollen wünschen, daß es ihm bekommt. Sonst ändert er seine Reisepläne. Aber," fügte sie, sich besinnend, hinzu, „ganz bis Schorgast lasse ich ihn doch nicht. Die zwölf Reiter, die wir höchstens mitkriegen, sind keine Salva guardia für meinen Alten! Der Berliner Fritz kann ja dem Trützschler eine ganze Compagnie zu Hilfe geschickt haben!"

„Der Berliner Fritz?" wallte Meersmann mit Unwillen auf. „Wo denken Sie hin? Der König von Preußen wird seinen eigenen Verwandten mit Gefahr Leibes und Lebens für denselben gefangen nehmen lassen? So weit kann die verkehrte Aus-

führung der besten Absichten, die hier auch einmal einem Fritz passirte, sich nicht verirrt haben! Wenn Sie aber wollen, Frau Stichertin, in Himmelskron sprechen Sie offen mit Sr. Durchlaucht! Will er zurückbleiben, gut. Aber der ganze Troß geht dann gerade so weiter, als wenn er mitginge. Dann müssen wir nur zusehen, daß Keiner es weiß, daß der Markgraf fehlt. Nur so können die Banditen in Schorgast in die Falle gehen!"

Das üble Befinden Fritz Ellrodt's mußte der näheren Umstände wegen, die Jeunern betrafen, so lange wie möglich geheim gehalten werden. Hofrath Rosner fand das Verschweigen der Anwesenheit des in Agonie Verfallenen geboten durch die Nähe der Schwiegereltern. Die schnelle Ankunft des vor Schmerz außer sich gerathenen Vaters von Drossenfeld herüber wurde in Folge der Befehle, die man den Dienern gab, in der Nachbarschaft nicht für auffällig befunden.

Um drei Uhr fand in der That die Abfahrt des Markgrafen vom Schlosse statt. Noch hatte er von Meersmann's Bericht nichts erfahren. Ein Wagen mit Treskow und zwei Kammerjunkern ging voraus. Dann folgte der Markgraf, der seiner Gewohnheit gemäß, obschon mit zitternder Hand und wie in einer Stimmung, als schiede er für immer, Geldstücke unter die geringen Leute warf, die sich nicht schämten, auf diese Art Almosen aufzufangen. Hierauf

kam ein Wagen mit des Markgrafen Lieblingsdienern. Den Schluß machten zwei gewaltige Fourgons, in deren einem sich die Stichertin wie versteckt hielt. Das Coupé war für einige Personen eingerichtet und hatte ein Fenster, das verhangen werden konnte. Zehn Husaren eröffneten den Zug, zehn schlossen ihn. Der Commandirende derselben war der Rittmeister Otto Heinrich von Dieskau.

Schröder hatte wie ein bei einer Abfahrt seines Herrn winselnder Hund gleichsam an die Kette gelegt werden und zurückbleiben sollen. Der Fürst hatte erklärt, mit dem Leibchirurgus Matthäus Friedrich Pflug auszukommen. Aber die Todesangst, mit Trübschlern in Einer Stadt allein zu bleiben ohne den Markgrafen, hatte ihn bestimmt, selbstständig zu handeln. In einen Koffer hatte er den größten Theil seines geraubten Vermögens gethan, ihn auf einen der Fourgons aufladen lassen und plötzlich sprang er nun zur Stichertin ins Coupé.

Sie war „des Todes vor Schreck" und duldete ihn nur, weil nun auch er bestimmt sein mußte, in Himmelskron zurückzubleiben.

Gegen fünf Uhr gab es eine große Aufgabe zu lösen. Der Zug sollte von Himmelskron weiter, der Markgraf sollte nicht mit, während doch die Theilnehmer glauben sollten, der Fürst befände sich in

seinem Wagen. Ohne Mitwissenschaft der Diener ließ sich diese List nicht ausführen.

Natürlich stieg der Markgraf in Himmelskron für einige Augenblicke aus. Er konnte seine geliebte Einsiedelei, die an die Stelle Wandsbecks getreten war, nicht sehen, ohne den Reizen, die sie für ihn gehabt hatte, einen möglicherweise letzten Abschiedsblick zu schenken. „Halten!“ rief er dem Kutscher und dem Vorreiter durch das herabgelassene Fenster zu.

Er stieg aus. Alle anderen Wagen blieben unten im Dorfe. Der Fürst betrat das Schloß, vor dessen einfacher Auffahrt sein Wagen stehen blieb. Noch einmal wollte Friedrich Christian den Duft dieser Zimmer athmen, wo er am liebsten verweilte. Hier hatte er seine Lieblingsbücher! Hier machte er seine Auszüge aus den Schriften Mosheims und Speners! Hier hingen die Bilder seiner geliebten Königin Elisabeth! Hier hatte er die kleinen Modelle dänischer Festungen, Püppchen, die ihm sein dänisches Regiment vergegenwärtigten! Hier sammelte er an einem Werk über das deutsche Kirchenlied und hatte an manchem Fenstersimse Gebauer, meist — leere! In einigen saß sein Lieblingsvogel, die Nachtigall! Aber gerade, wenn ihn seine Singvögel am meisten entzückten, gab er ihnen die Freiheit.

„Onkel Durchlaucht“, sagte die Christel, die inzwischen Schrödern unterrichtet und ihm einen

Schwur auf redliche Mitwirkung abgenommen hatte. „Jetzt einmal Attention! Durchlaucht bleiben hier! Castellan und Frau Strarup und mein Mann genügen fürs erste zu dero Bedienung. Nach Schergast reisen Sie aber nicht! Warum? Trützschler will Sie da ermorden lassen!"

Der Markgraf stand wie eine Bildsäule. Schröder, der sich nähergeschlichen hatte und die Thüren bewachte, nickte ein bedeutsames Ja! Ja! Die Christel stand wie eine Seherin. Fest und bestimmt war ihr Wort, niederschmetternd ihr Blick. Ihre Hand blieb erhoben, als wollte sie jeden Einspruch als nur aufhaltend abweisen.

„Trützschler lässet Durchlaucht in Schergast assassiniren!" wiederholte sie. „Wenn es so nicht geht, läßt er Sie auf eine auswärtige Festung bringen! Vielleicht Magdeburg oder Küstrin —!"

Diese preußischen Festungsnamen klangen noch vom siebenjährigen Kriege her schauerlich an des Erstarrten Ohr.

„Woher — weiß — Sie — denn das?" fragte der auf den Tod erschrockene Fürst.

„Den Mörder, der gedungen war, hat Gott abgerufen! Es war ja — Ihr begnadigter Zeuner!"

„Mein —?" stöhnte der Markgraf und schlug die Hände zusammen.

„Aber allein konnte er nicht handeln! Aufgestiftet müssen ihn Andere haben! Wer's ist? Viel-

leicht Trünſichler! Das wollen wir nunmehro erfahren! Durchlaucht doch wol auch?"

„Ja!" ſchrie der Markgraf und riß den Degen aus der Scheide. Der alte militäriſche Heldenmuth, den er in jüngeren Jahren gezeigt hatte, kehrte zurück. Die Waffe blitzte ſo drohend, daß ſich Schröder verſteckte und auch die Chriſtel einige Schritte zurückfuhr. „Magdeburg und Küſtrin —! Wo Trenck ſaß? Wohin der alte Seckendorf entführt wurde? Das wagt Preußen! Friedrich! Friedrich! Das wagſt du —?" Der Anblick des zum Kampf mit unſichtbaren Gewalten Ausholenden war ſchreckhaft. Eine Weile ließ ſich nur das Weiße in ſeinen Augen ſehen.

„Woher — weiß — Sie — das?" wiederholte er, die Worte nur ſtotternd. Sein Mund hatte ſich mit Schaum bedeckt.

„Zeuner iſt todt! Noch im Sterben hat er, was für dieſe Nacht beſchloſſen, dem jungen Grafen Ellrodt gebeichtet. Dieſer Edle, den Euer Durchlaucht immer verkannten, den Sie zurückſetzten, beneideten — hat Alles entdeckt!"

„Wo iſt er? Ich will ihn in meine Arme ſchließen! Ich beneidet? Nein, nein, ich, ich — ich liebte ihn!" unterbrach der Zitternde. „Ich wollte ihn aufſparen für alle meine Gnaden —! Mich ärgerte nur der Hochmuth des Vaters — und daß

henswürdigkeiten liegen in einem schattigen Gehölze. Mehrere ausgespannte Netze schließen eine Anzahl böhmischer Fasanen ein, von denen wir nicht wünschen wollen, daß sie bei der Ankunft der spätern Badgäste von den frühern schon möchten verzehrt sein. Jedenfalls würde dann der Herr Graf Sorge tragen, aus Böhmen schleunigst einen neuen Transport zu verschreiben. Das Vogelhaus enthält eine artige Sammlung der beliebtesten Singvögel. Canarienvögel, Zeisige, Finken leben hier im traulichen Vereine und räumen die Oberherrschaft über sie einer alten Eule ein, die aber, um die Damen nicht zu erschrecken, nicht natürlich, sondern ausgestopft ist. Auch hier ist für Erfrischungen durch eine sich mehr dem Russischen nähernde Herberge bestens gesorgt.

Die Eremitage, auch die Grotte der Liebenden genannt, ist eine reizende Anlage auf der Südseite des Amalienbades. Vor vielen Jahren hat hier in einem nach gothischer Art gebauten Hause, welches über und über mit Moos ausgelegt ist, ein frommer Einsiedler gelebt, von dem aber die Sage ging, daß sein nur der Zurückgezogenheit vom Leben gewidmetes Dach auch oft für unglückliche Liebende der Umgegend ein freundliches und verschwiegenes Asyl wurde. Wenn es wahr ist, daß jetzt die Ehen nicht mehr im Himmel, sondern in den Bädern geschlossen werden, so wünschen wir, daß auch diese Grotte der Liebenden vielen Herzen ein Ankerplatz ihrer Hoffnungen werden möge.

Endlich erwähnen wir noch eine Sehenswürdigkeit des Amalienbades, welche in dieser Originalität vielleicht kein anderer europäischer Kurort aufweisen kann. Dies ist nämlich eine Gegend, die, nicht weit vom Bade belegen, den auffallenden Anblick einer mehr als arabischen Wüstenei dar-

sie nicht Prediger, christliche Prediger geblieben sind —"

Christel erzählte, wie Friedrich Ellrodt unter Aufopferung seiner Gesundheit die Entdeckung gemacht hätte. „Die weiteren Umstände sollen Durchlaucht erfahren. Jetzt ist keine Zeit zu verlieren! Ich rufe die Dienerschaft. Durchlaucht befehlen, bei schwerer Leibesstrafe Niemanden zu verrathen, daß Sie sich nicht im Wagen befinden! Die Reiter bleiben unavertirt, folgen bis Schorgast, blokiren den Ort und nehmen, was sie finden."

„Wer soll denn das commandiren? Dieskau —? Der — der ist im Bunde!"

„Meersmann wird Sie retten! Meersmann wird Ihre Feinde entlarven! Männer opfern sich für Durchlaucht, die Sie einst zurücksetzten! Die Diebe haben Sie vorgezogen —"

„Die Sie an Preußen verkauften —" fiel Schröder rasch ein. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Er bewachte die Thür, aber ohne Aufmerksamkeit, wer ging oder kam. Darüber wollte Treskow eintreten.

„Zurück hier!" rief die Frau Kammerdienerin.

Treskow hatte den Markgrafen mit dem blanken Degen in der Hand gesehen und gab von selbst Fersengeld.

Die Christel klingelte nach den Dienern, und die alten Getreuen von Wandobeck traten ein,

Strarup, Hartnack, Stichert. Selbſt der alte Lauſer Kienemann hatte fußfällig gebeten, ihn mitzunehmen, da er gehört, der Markgraf käme nicht wieder. Allen ſagte ſie die Schwierigkeiten der Lage, zeigte auf den gezückten Degen des Markgrafen, der ſie beim Eintreten nicht wenig erſchreckt hatte, und legte ihnen ein unverbrüchliches Schweigen auf für das, was geſchehen ſollte. „Adieu, Durchlaucht!“ ſagte ſie. „Er bleibt hier,“ wendete ſie ſich den Dienern zu, „ihr habt ihn aber in eurer Mitte! Raſch an den Wagenſchlag! Zugeworfen, die Kutſcher fahren ab! Kienemann kann noch im Fahren nachſpringen, öffnen und die Vorhänge zuziehen! Kutſcher und Vorreiter haben auf ihre Pferde zu achten! Alle anderen Wagen ſtehen noch draußen im Dorf am Brauhaus und an der Brücke.“

Wie die muthige Frau es angeordnet hatte, ſo geſchah es. Die Huſaren hatten den Befehl, jedenfalls bis Schorgaſt mitzureiten, dann noch ſo weit, als der Markgraf wollte. Schröder blieb verſteckt und beim Fürſten zurück, der ihn nicht ſehen mochte, ſondern in ſeinem Zimmer umherrannte mit all den Vorſtellungen, die den Fürſten aus ihrem Geſchichtsunterricht geläufig ſind über Fürſtenermordungen, Fürſtenverhaftungen, Fürſtengefangenſchaften. Heinrich IV., der vom Proteſtantismus Abgefallene, ein Gegenſtand ganz beſonderer Verachtung des Markgrafen, ſtand ihm vor Augen. Noch nie blitzte das gezückte Meſſer des

Ravaillac so vor seiner Phantasie, wie in diesem Augenblick —! Aber auch Wilhelm von Oranien, dieser edle Kämpe für die gereinigte Lehre, fiel unter Mörderhand. Die neueste Strangulirung Peter's III. in Petersburg fehlte nicht unter den trüben Bildern. Er ließ sich Pistolen bringen und sie laden. Obschon fiebernd und von unheimlichen Schauern durchrieselt, versuchte er auf einem Bogen Papier eine Klageschrift an Kaiser und Reich und zugleich sein Testament aufzusetzen.

Meersmann, der die Ueberzeugung hatte, daß Trützschler, Weechmar und der Prinz Generalmajor nur auf eigene Hand verfuhren, um sich die Alleinherrschaft einer „ansbach'schen Administration" zu sichern, hatte sich inzwischen mit Dieskau verständigen wollen. Erst hatte er sich ihm als alter Bekannter und zufällig Reisender, dann mit bestimmteren Erklärungen angeschlossen. Dieskau stutzte. Hatte Trützschler die Treue schon der Officiere wankend machen können? Bedenklich erschien es Meersmann, daß Dieskau erklärte, vom Generalmajor von Hagen, seinem Vorgesetzten, dahin instruirt zu sein, erstens in Schorgast die Hälfte der Husaren zurückzuschicken und zweitens sich daselbst den Weisungen zu unterwerfen, die ihm durch einen von Trützschler und Weechmar unterschriebenen Erlaß zukommen würden. „Wie? Nicht durch den Markgrafen?" rief Meersmann aus. Was konnte nicht Alles in Aussicht stehen —!

Schon war es dunkel, als man in dem an einen hohen Bergrücken gelehnten Schorgast ankam. Durch die mächtigen Tannenwälder, von denen der kleine Ort umgeben ist, fand man bequeme Gelegenheit, ihn unbemerkt zu umzingeln. Im Raths- und Wirthshause sollte Alles zur nächtlichen Beherbergung des Landesherrn und seines Gefolges eingerichtet sein. Nach Erkundigung, ob Fremde am Orte wären, etwa Leute, die zu Fuß, Wagen oder Roß gekommen wären, stellte sich der Stand der Dinge als unverdächtig heraus. Die bei alledem in den Waldungen rings postirten Husaren hatten sich vorher verproviantirt und für die Verpflegung ihrer Pferde gesorgt.

Jetzt erst erfuhr Rittmeister von Dieskau, daß der Markgraf gar nicht mitgefahren war. Darüber nicht wenig verstimmt und eine dienstliche Rüge erwartend, wäre der in den buntesten, rothen und blauen Farben prangende Krieger gern sofort zurückgeritten, wenn er nur all seine Husaren beisammen gehabt hätte. Meersmann erklärte, die Autorität des Markgrafen für sich zu haben und verlangte die weitre Ausführung seiner schon getroffenen Anordnungen. Den Bewohnern des Städtchens mußte das Ausbleiben des Markgrafen und mit der Zeit das Herumstreifen von Patrouillen auffallen, doch unbefangen verstand Meersmann, der seinen Gaul im Wirthshause eingestellt hatte, das

Erſtaunen der Bewohner, das ſich allmälig auch über die Umzingelung des Ortes zu erkennen gab, zu beſchwichtigen. Er beſchloß, die Nacht mit Dieskau wach zu bleiben.

Und in der That, bald um die Mitternachtsſtunde wurde eines der mit Dieskau und den Huſaren verabredeten Zeichen gegeben. Ein Feuer brannte auf von ſchnell zuſammengetragenem Reiſig. Ein Schuß erfolgte. Es war die nordöſtliche Gegend, von wo die Allarmirung kam.

Meersmann lief in den Stall, ſprang auf ſein geſattelt gelaſſenes Roß und ſprengte mit Dieskau, der ebenfalls ſchnell zur Hand, und einigen Huſaren davon.

Schon hatten die vertheilten Reiter an einer Waldecke, an welcher die von Hof kommende Landſtraße entlang führte, eine Geſellſchaft von Männern angetroffen, unter denen nur noch Zeuner gefehlt hätte, um ſie für eine von ihm gedungene Räuberbande erkennen zu laſſen. Büchſen, kurze und lange Degen trugen, der Ausſage der Huſaren gemäß, wenigſtens ihrer drei, mächtige Knüttel oder Stricke vier oder fünf. Leider hatte ſie die unerwartete Begegnung mit den Huſaren Reißaus nehmen laſſen und im dichten Walde bei ſtichdunkler Nacht erwies ſich ihre Verfolgung für die Reiter als unmöglich.

Es verging eine kurze Zeit des Harrens. Da rollten zwei Wagen die Landstraße von Hof daher. Diese hielt man an. Der eine der Wagen war leer. Im anderen saß eine hohe stattliche schnurrbärtige Figur, in Uniform und mit Waffen, wie man unter dem Mantel bald erkannte. Der Andere, in einen Mantel gehüllt, schien ein Civilist. Aber beide Männer ließen auf Personen von Distinction schließen.

Meersmann forderte die Herren auf, auszusteigen, und drohte ihnen mit Verhaftung, wenn sie nicht beruhigende Auskunft über ihre Personen und den Zweck des leerfahrenden, auffallend anständigen Wagens geben würden.

„Wie, was?" loderte im Wagen eine Stimme auf, die wahrscheinlich dem Militär angehörte.

Auch Dieskau verlangte die Namen zu wissen.

Statt aller Antwort, forderten Beide, nach Schorgast zum Markgrafen geführt zu werden.

„Der ist nicht in Schorgast! Mit wem habe ich die Ehre?" lautete die Frage des Rittmeisters von Dieskau.

„Tod und Teufel! Nicht anwesend in Schorgast?" rief eine Stimme. Der Wagen wurde aufgerissen. „Ich bin der Prinz von Anhalt! Führen Sie mich zu meinem Schwager!"

Ein lange, breitschulterige Figur in preußischer Armee-Uniform trat aus dem Wagen.

„Se. Durchlaucht ſind nicht anweſend in Schorgaſt!“ wiederholte von Dieskau.

„Sie irren ſich, mein Herr! Ich bin hier im Namen Sr. Majeſtät des Königs von Preußen —“ rief der Prinz wie ſich ganz vergeſſend. „Mein Schwager erwartet mich!“ verbeſſerte er ſich.

„Ein nächtlicher Ueberfall mit gedungenen Spießgeſellen?“ rief Meersmann. „Wie? Das ſollte von Sr. Majeſtät dem Könige befohlen worden ſein?“

„Ich verlange meinen Schwager zu ſprechen. Hindern Sie mich nicht! Da liegt das Rathhaus! Geleiten Sie mich ſofort in ſein Quartier, wo ich ihn noch dieſe Nacht ſehen muß!“

„Kehren Sie um, Durchlaucht, wenn wir nicht Gewalt gebrauchen ſollen!“ rief ihm Meersmann entgegen.

„Wer redet hier mit? Wer ertheilt hier Befehle?“ fragte der Prinz mit brutalem Ausdruck.

„Sie widerſprechen noch? Verhaften Sie ihn, Herr Rittmeiſter!“ ſchrie Meersmann.

Der Prinz ſtutzte, wendete ſich an den Wagenſchlag und ſagte etwas kleinlaut in den Wagen hinein:

„Se. Durchlaucht ſind nicht in Schorgaſt —!“

Die zweite Perſon fing an mit dem Prinzen zu flüſtern.

„Wir wiſſen,“ fuhr Meersmann fort, „daß Sie

hier zu keinem anderen Zwecke hergekommen sind, als einen deutschen Landesfürsten zu überfallen, ihn, wie in den Zeiten des Faustrechts — Ha —!" unterbrach er sich plötzlich. Er hatte, dicht an den Wagen geritten, den Begleiter des Prinzen erkannt. Es war Trützschler's rechte Hand, der Regierungsrath Petermann —! „Wie kommen Sie hierher —?" rief er dem langsam Aussteigenden zu, indem ihn die Ahnung befiel, daß die Mithilfe Dieskau's und der Husaren jetzt verloren sein würde.

Petermann, eine kleine, aalglatte Persönlichkeit, mit hochliegender Fistelstimme, frech und sicher im Auftreten, zog ein großes Papier hervor und übergab es lächelnd dem Rittmeister von Dieskau, der plötzlich beim Erkennen Petermann's in der That in Zagen und Unentschlossenheit verfallen war. Am Schein des angezündeten Feuers sollte er das dargereichte Papier lesen.

Die Rosse der Husaren schnoberten, die Fuhrwerke und die Männer wurden vom Widerschein des Feuers beleuchtet, die hohe Gestalt des preußischen Generalmajors außer Diensten richtete erwartungsvoll den Blick auf den Officier, der vom Pferde herab so viel Licht zu gewinnen suchte, um das ihm überreichte Schreiben zu entziffern. Meersmann, den die Ungeduld vom Pferde getrieben hatte, hielt mit der Linken den Zügel und wartete auf den

Augenblick, wo auch ihm möglich werden würde, Einsicht in ein Schreiben zu erlangen, das mit so sicherem Uebermuth von dem ihm aus der Sache des Juden Männel als Schurken wohlbekannten Petermann präsentirt wurde.

Endlich kam das Papier in seine Hände. Näher tretend an die Flamme, die durch hineingeworfene Zweige vor dem Erlöschen geschützt werden mußte, las er einen ausdrücklichen und an alle Civil- und Militär-Behörden gerichteten Erlaß des ansbach'schen General-Bevollmächtigten, Freiherrn von Weechmar, contrasignirt vom Minister von Trützschler, „die schleunigste Mittheilung der Nachrichten, die Se. Durchlaucht der Prinz von Anhalt-Bernburg Sr. Durchlaucht dem Markgrafen vom Minister Grafen von Herzberg in Berlin zu machen hätte, nicht zu durchkreuzen, sondern dieser persönlichen Begegnung, die vielleicht noch vor der Abreise Sr. Durchlaucht stattfinden würde, jeden Vorschub zu leisten."

So auf Schrauben gestellt war die Vollmacht, womit Petermann jede Gewaltthat gegen den Markgrafen zu unterstützen hatte. Die Husaren mußten den Landesherrn in die Hände seines Schwagers übergehen lassen. Weigerten sie sich, widersetzte sich der Markgraf, so hatte man ein Gesindel gedungen, um es zu einem offenen Kampf kommen zu lassen. Mitten aus seinem Lande heraus sollte der Fürst mit Gefahr Leibes und Lebens hinweggeführt werden.

„Vom Grafen von Herzberg! Haha!“ lachte Meersmann laut auf und warf das Schreiben so weit von sich fort, daß der Wind es beinahe in die Flamme getrieben hätte.

„Bezweifeln Sie das?“ rief der Prinz, sich in die Brust werfend, und trat rasch mit dem Fuß auf das gefährdete Blatt, mit der Hand deutend, daß es einer der abgestiegenen Husaren aufheben sollte.

„Nun wohl!“ rief Meersmann, mit Schmerz und Empörung den Uebermuth des Regierungsrathes Petermann und die sich abmildernde Entschlossenheit Dieskau's bemerkend. „Se. Durchlaucht sind wohlgeborgen! Fahren Sie getrost die Nacht hindurch, Sie werden ihn morgen im Schlosse in seiner Residenz finden. Herr Petermann, eilen Sie sich! Sein Strafgericht könnte Sie neben gewissen anderen Personen an den Galgen bringen!“

In der That hatte Petermann, als ihm Dieskau die Nichtanwesenheit des Markgrafen in Markt Schorgast bestätigt hatte, sofort den Prinzen in den Wagen gedrängt und zum Umkehren überredet. Der Prinz drohte mit der Rache des Grafen Herzberg und des Königs von Preußen.

Darüber verschwanden beide Gefährte. Sie mußten langsam fahren, wenn sie auf der allgemeinen Landstraße bleiben wollten; diese ging steil bergan.

Dennoch wagte der Rittmeister von Dieskau

bietet und welche denn auch von dem Herrn Grafen, der überall das Characteriſtiſche mit kurzen Worten zu bezeichnen verſteht, mit dem Namen: die Wüſte Sahara, getauft worden iſt. Tiefes melancholiſches Schweigen liegt auf einem unüberſehbaren Sandmeere, deſſen Wellen unergründlich ſind. Kein Baum, kein Strauch wächst auf dieſem traurigen Eilande, welches in ſeiner düſtern Monotonie gegen die üppige grüne Fülle der Umgebungen einen faſt rührenden Abſtich gewährt. Es würde die Strafe eines Verbrechers ſein, durch dieſes bewunderungswürdige Spiel der Natur, die oft mit der einen Hand Roſen flicht und mit der andern graue Aſche ausſtreut, zu Roß, zu Wagen oder gar zu Fuß waten zu müſſen. Einigen Hunden, die man früher hinüber zu hetzen ſo grauſam war, ſoll dieſer Verſuch das Leben gekoſtet haben. Von dieſem rührenden Schauſpiel einer unbedingten Oede und Unfruchtbarkeit werden die Kurgäſte nicht ohne Wehmuth und Erſtaunen ſcheiden: denn, ſo ſchmerzlich es iſt, ein Bild des Todes zu ſehen, ſo merkwürdig bleibt doch dieſes ſeiner Seltenheit, ſeiner hohen Vollkommenheit wegen. Der Herr Graf laſſen übrigens in Amſterdam gegenwärtig ein Kameel ausſtopfen, welches er trotz aller Schwierigkeiten und Koſten, die das Unternehmen darbieten wird, doch in der Mitte dieſer Wüſte aufſtellen will, um ſie der africaniſchen Aehnlichkeit noch immer näher zu bringen.

Einer ausführlichen Beſchreibung des Parkes können wir uns um ſo mehr überhoben fühlen, als es nicht nur Dinge gibt, die man durch Rühmen und Anpreiſen nur verletzt, ſondern auch einen ſehr talentvollen Dichter, welcher auf Virgils georgiſcher Leier ein Lehrgedicht über Amalienbad herauszugeben gedenkt. Gleich hinter dem Schloſſe, an dem

keine Verfolgung. Der Befehl, den er von seinem Chef erhalten hatte, sich allen ihm etwa mitgetheilten Ordres der höchsten Verwaltung zu fügen, war ein zu gemessener. Meersmann sah die förmlich organisirte Verschwörung.

Die Husaren hatten jetzt die Witterung der entflohenen Mordgesellen. Dieskau verbot die Verfolgung und nahm von Meersmann Abschied, der in sich versunken an dem erlöschenden Feuer stehen blieb, starr in die Gluth blickte und mit der Asche — selbst sein Vertrauen auf Preußen verglimmen sah. Hätte Friedrich das Alles befohlen? Herzberg es gutgeheißen —? Warum wählte man in Berlin solche Werkzeuge —! Warum ließ man die Intriganten von Ansbach schalten —! Eine Miserabilität sollte in seinem Vaterlande auf die andere folgen —?

Endlich raffte sich der edle Patriot auf. Man hatte ihn gewarnt, sich nicht allein im Walde betreffen zu lassen bei so gefährlicher Umgebung. Langsam zog er sein müdes Thier, das er am Zügel gehalten hatte, näher und bestieg es, um den Husaren zu folgen.

„Pah!“ murmelte er endlich vor sich hin. „Ich will es versuchen, bis wie weit ich noch morgen mit meinem müden Klepper komme! Der Weg im Thale unten ist zwar doppelt so lang, wie der auf der Höhe, aber bequemer! Ich will einen Dauerritt machen, als hätte ich einem Fürsten die Kunde

einer Schlacht zu bringen, die sein Feldherr — gewonnen hat —!"

Er ruhte in der Stadt einige Stunden aus und ritt noch vor dem Aufbruche Dieskau's ostwärts der sächsischen Grenze zu.

* * *

An der Schwelle des Tempels der historischen Muse sitzt eine phantastische, zigeunerhaft gekleidete Gestalt, die Dame Pseudo-Klio, die Erfinderin von historischen Dingen, die nur geahnt, nur erträumt, nie in den Quellen der Geschichtsforschung anzutreffen sind.

Manchmal sind diese Dinge wahrscheinlich und gar nicht unmöglich. Der echten aber, nicht jener Bastard-Klio, gehört unser mit untergelegten Pferden nach Potsdam gerichteter Dauerritt des bayreuth'schen Kammerraths Meersmann, seine Berufung an Friedrichs des Großen eigne Person an.

Schon einmal hatte ihm Friedrich in den Angelegenheiten seines Vaterlandes Gehör gegeben. Er ehrte in dem Sohne eines alten Dieners seiner Eltern und seiner Schwester eine seinem Gemüth werthe Erinnerung.

Wiederum fraubasirt nicht jene Bastard-Klio, sondern die echte Griffelführerin der geschehenen Dinge berichtet, daß Trützschler, als er das Geständniß Zeuner's, die Erkrankung Fritz Ellrodt's, die

plötzliche Abreise Meersmann's, das Zurückbleiben des Markgrafen in Himmelskron erfuhr, das Richtschwert kalt an seinen Nacken gesetzt fühlte und Rettung nur in der Hoffnung fand, daß Preußen für ihn eintrat und die erwiesene, unleugbare Absicht, den Markgrafen durch seinen Schwager gefangen nehmen und auf eine preußische Festung führen zu lassen, als vom König selbst ausgegangen bezeichnete.

Der Telegraph existirte nicht. Seinen Dienst mußten Couriere verrichten. Schnell ritt Meersmann. Aber — Trützschler's Couriere ritten noch schneller.

Das preußische Ministerium, das vor zwei Jahren vom Könige den Auftrag erhalten hatte, in der tollen Wirthschaft Brandenburg-Culmbachs aufzuräumen, verfuhr allerdings in einem gewissen Einverständniß mit dem ihm als vortrefflich und zuverlässig geschilderten Herrscherpaar Trützschler-Weechmar. Champagner, feine Kochkunst, Ducaten, schöne Weiber hatten diese Ueberzeugung bei den Berliner Bevollmächtigten zuwege gebracht. Was war die Folge? Ehe Meersmann in Potsdam eintraf, war schon auf Trützschler's Reclamation vom Ministerium in Berlin der Befehl ertheilt, den „Aufwiegler" sofort zu verhaften.

Am „Obelisken" bei Potsdam, von wo aus man Sanssouci zu besuchen pflegt, standen die Häscher der Berliner Polizei, die ihn festnehmen sollten, so-

bald er kam. Unter Escorte ſollte er nach Berlin in die Stadtvoigtei geführt werden.

Es war ein ſchöner Sommertag. Meersmann, der ſich unterwegs eine beſſere Garderobe angeſchafft hatte, war ſofort auf Potsdam zu, nicht auf Berlin geritten. Seinen Gaul hatte er ſchon in Hof zurücklaſſen müſſen. Er hatte dann auf den Poſtſtationen Pferde entliehen und war von Großbeeren aus mit leichtem Gepäck, das nur einige Staatskleider enthielt, von der Landſtraße abwärts zu Fuß gegangen. Er hatte die melancholiſchen Föhrenwälder und die endloſen Sandverwehungen, die den Charakter der dortigen Gegend bilden, durchwandert bis in die Nähe der endlich erreichten Havel, wo die Mark eine freundlichere Außenſeite gewinnt. Buchen und Erlenwälder, ab und zu mitten im Sande Gruppen von uralten Eichen erinnerten ihn an ſeine ſchöne Heimat. Die ſeeartigen Ausbiegungen der Havel, tief dunkelblau und von wilden Enten, Schwänen, von Fahrzeugen aller Art belebt, hemmten ſeine Wanderung, auf welche ein ganzer Tag verwendet werden mußte. In der Hütte eines Fährmanns ſchlief er und gab ſich für einen „angereiſten Handwerker“, einen Stuckateur, aus, wie gerade deren im „Neuen Palais“, das eben im Bau begriffen war, für die Ausſchmückung des Plafonds und der Wände genug begehrt wurden. Deßhalb hätte er auch ſo-

gleich, sagte er dem Fährmann, die theuren Potsdamer Gasthöfe vermeidend, am Ende des großen jetzt zu Sanssouci hinzugezogenen Waldes, wo eben jenes Palais das Nochvorhandensein von preußischen Geldmitteln beweisen sollte, absteigen wollen.

Als ihn der Fährmann übergesetzt hatte, suchte er die Wohnung eines Mannes auf, der ihm von seinen Eltern her, die Beide in ihrer Jugend und später noch bei Besuchen am Hofe genug in Potsdam und in Berlin gelebt hatten, näher bekannt war, des damals noch in rüstigen Jahren stehenden Hofgärtners Sello, der selbst schon wieder der Nachkomme einer älteren, eingewanderten, französisch-reformirten, vom Hofe vielfach ausgezeichneten Familie war.

Einer freundlichen Aufnahme konnte Meersmann bei dem in seinem Fache berühmten Manne, der in einem erst dem Walde abgewonnenen Gehege wohnte, gewiß sein. Denn nicht nur, daß der frühere Verkehr zwischen Potsdams und Bayreuths Gärten der lebhafteste gewesen, die Erfahrung hatte ja auch bereits bewiesen, daß der König den Sohn seiner ihm aus erster Jugend sehr wohl erinnerlich gebliebenen Schloßbedienten schon gnädigst aufgenommen hatte.

Wie erstaunte Meersmann, als er von Sello, den er hatte in den burgundischen Weingeländen,

die der König seinen sandigen Umgebungen aufzunehmen zugemuthet, aufsuchen müssen, einen Gruß des Schreckens erhielt —!

„Sie sind wirklich hier? Man hat bei mir nach Ihnen gefragt, heute und gestern! Schlimme Leute thaten's! Die Polizei!"

Meersmann sah, man hatte seine Spur verfolgt und war ihm zuvorgekommen.

„Ich muß den König sprechen!" sagte er athemlos, aber entschieden. „Um Alles in der Welt!"

Um seine staubige und gewöhnliche Kleidung zu verbergen, folgte er dem Hofgärtner, der vom Windmühlenberge abwärts die durch die Gartenanlagen und den Park führenden unbesuchteren Wege einschlug und in großer Verlegenheit schien, einen Mann beherbergen zu sollen, der von Polizeiwegen verfolgt wurde.

„Ich bin über die Haide hinweg von Großbeeren, wo ich meinen Postklepper verließ, zu Fuß gekommen — will von hier aus über Hamburg — zu Wasser zurückkehren —! Nimmermehr kann der König meinen Arrest zugeben! Majestät ist falsch unterrichtet von ihren Ministern! Lassen Sie mich zum König, stellen Sie den Adjutanten vor, daß mich die äußerste Gefahr eines Sr. Majestät verwandtschaftlich so nahen Fürsten wie des Markgrafen zwänge, um eine Audienz zu bitten!"

Allerdings redete der Hofgärtner Sello manch-

mal stundenlang mit dem Könige, der den Gärtner ebenso gut machen wollte, ja er zankte mit ihm. Was bei Friedrich für schön galt, galt es nicht bei Anderen. Aber das mußte sich Alles zufällig machen, konnte nicht erbeten werden. Das byzantinische Formenwesen, Adjutantendienst, Kammerherrenmeldung, war bei Friedrich, der seine eigenen Beschäftigungs-Impulse hatte, nicht so geordnet wie bei anderen Höfen.

Aber siehe da —! Soeben schritt der Monarch die Allee daher, die vom „Neuen Palais" zu seinen Terrassen führt. Lakaien und Adjutanten begleiteten ihn. Sein Stock unterstützte den etwas matten Gang. Sicher hatte er sich wieder mit dem Baumeister Brüning über die Art, wie Beide den Palladio auslegten, gezankt. Palladio war es, der im „Neuen Palais" nachgeahmt werden sollte.

„Bleiben Sie jetzt stehen!" flüsterte der Hofgärtner, der den König zuerst bemerkt hatte. „Er merkt dann gleich was!"

Der Sieger in so vielen Schlachten, der großartigste Abschluß einer Zeit, die zu Grabe ging, einer Zeit, die nur Alles von den Personen, nichts von den Sachen, nur Alles vom Besonderen, nichts vom Allgemeinen, nur Alles vom combinirenden Verstande, nichts von der Natur erwartete, nickte kaum — trotz des tiefgezogenen Hutes des in alltäglichen und noch dazu beschmutzten Kleidern neben seinem Hofgärt-

ner stehenden Fremden. Noch weniger griff er auch nur mit der leisesten Andeutung einer Handbewegung an seinen Hut.

Bei alledem merkte die Feinfühligkeit des Königs die Hast Sello's, einen der Lakaien anzuhalten und diesem etwas zuzuflüstern.

Mit einer raschen, doch stummen Geberde winkte der Hofgärtner seinem Gastfreunde zu, zu folgen.

Mit dem Namen „Meersmann aus Bayreuth —" war die Thür zum Könige geöffnet.

Lange schon zuvor, ehe auf der höchsten der vom Könige erstiegenen, mit Orangeriegewächsen, mit der Jahreszeit angemessenen Blumen, mit Statuen besetzten Terrassen die schlanken Windspielhunde den König umsprangen und das Privilegium benutzten, ihm die Füße auf die Schulter legen, seine Hände belecken, ihm die freie Bewegung im Gehen hindern zu dürfen, war befohlen worden, den Markgräflichen Kammerrath vorzulassen.

„Aber wie seh' ich aus! Ich bin mit Staub bedeckt! Die Kleider sind gewöhnlich. Ich habe bessere bei mir! Gottlob, die seidenen Handschuhe habe ich wenigstens gleich in der Tasche —!" rief Meersmann glücklich, als Sello drängte und den Augenblick sofort festzuhalten mahnte.

„Ah bah," rief der Hofgärtner. „Jetzt nur keine Umstände gemacht! In einer Viertelstunde, ehe Sie sich angezogen haben, reitet er nach Potsdam oder

noch weiter —! Wer kann wiſſen, wie im Kalender ſeine Marque lautet!"

Die Berichterſtattung des Lakaien, die an den Kammerherrn gegangen war und von dieſem an den König, erwirkte die ſofortige Vorlaſſung. Meersmann's Hindeutung auf die äußere Erſcheinung eines eben von der Reiſe Gekommenen wurde von dem Lakaien mit Lächeln aufgenommen; hatte er doch den König im Felde begleitet und war an Ausnahmen von den Regeln der Etikette gewöhnt. Man umſtand, beruhigte den ſtaubbedeckten Fremden und beklopfte ſeine Stiefel mit Taſchentüchern. Meersmann's Seidenhandſchuhe ſahen faſt zu feſtlich zu dem übrigen Theil der Garderobe aus.

Es war ein Beweis beſonderer Huld und Gnade, daß der große Monarch den zur Audienz Beſchiedenen durch diejenige der Thüren ſeines beſcheidenen Wohnhauſes (ſie waren zugleich Fenſter) eintreten ließ, wo ſeine Bibliothek ſtand.

Die Boiſerie des Zimmers iſt von Cedernholz, die ganze Einrichtung von jener Einfachheit, die man in Bayreuth, einem Staate von einer halben Million Menſchen, in der Nähe fürſtlicher Perſonen nicht kannte. Doch war der Fußboden glatt gehobnt. An den mit Goldleiſten verzierten, mattfarbenen Wänden hingen einige Bilder von Peſne, ſtanden einige Marmorköpfe von beſonderer Bedeutſamkeit für die Richtung des Monarchen. (Eine Auswahl

von Büchern, die alten Classiker in Ueberſetzungen, ſtanden mit vergoldetem Titelrücken hinter Glasfenſtern in hohen Schränken.

Der König ging, die Arme auf den Rücken gelehnt, hin und her.

Als Meersmann eintrat, wendete er ſich und zeigte ihm jene ſtarren, frühgealterten Züge, die auch nicht den geringſten Verrath auszuüben pflegten an Dem, was in ſeinem Innern vorging. Ob er weinte oder lachte, der Mechanismus dafür war nicht ſichtbar. Kein Lächeln, das um ſeine zuſammengekniffenen Lippen geſpielt hätte, war der Vorläufer oder Nachfolger einer ſeiner eignen ſarkaſtiſchen Bemerkungen, ſelbſt wenn ihm komiſch wirkende Einfälle mitten in einer Auseinanderſetzung kamen. Aber jenachdem Jemand das gleichſam nur parenthetiſch in ſeinen Aeußerungen Fallengelaſſene aufgriff, und gerade das verſtand und beantwortete, beurtheilte er den Eſprit der Menſchen. Schien man ſolche Nebenſachen zu verſtehen, ſo konnte man bei ihm zu Bevorzugung gelangen.

„Was will Er denn ſchon wieder hier in Potsdam und wie es faſt ausſieht, à peu près in Courierſtiefeln?“ fragte er den ſich tief und mit Geſticulationen, die ſeine Bitte um Entſchuldigung wegen ſeines äußeren Ausſehens ausdrücken ſollten, Verneigenden.

„Meine unterthänigſte Bitte, Sire, iſt ſo

Brunnen, iſt ein großes türkiſches Zelt aufgerichtet, in einem Geſchmack, der ſo echt orientaliſch getroffen iſt, daß das Zelt wie von Feen über Nacht hingebaut ſcheint. Hier ruht ſich der Brunnengaſt aus, hier ertönt eine fröhliche belebende Muſik, hier plätſchert ein Springbrunnen, hier iſt das Rendezvous der Leidenden, die gläubig zu Hygieens Tempel ſtrömen. Blumenterraſſen und Blumenbeete ſchmücken die nächſte Umgebung des Zeltes, ſchattige Laubgänge ſchützen vor den Strahlen der Sonne. Höher hinauf ſind zwei leichte, aber anmuthige Gebäude errichtet, links das Ballhaus, rechts der Spielſaal. Vielleicht bedarf Letzterer einer Entſchuldigung.

Die beiden Bade-Aerzte, die HH. Amandus Müller und Theobald Schmidt, waren nämlich durchaus abgeneigt, zur Errichtung einer Spielbank ihre Einwilligung zu geben. Indeſſen traten ihren moraliſch diätetiſchen Gründen doch andere entgegen, welche den Herrn Grafen bewogen, auch dieſes Uebel im Amalienbad heimiſch zu machen. Selbſt wenn man von denen abſtrahiren wollte, die ausdrücklich nur, um zu ſpielen, in die Bäder reiſen, ſo würde doch auch denen, welche nicht ſpielen, hier eine Gelegenheit entzogen worden ſein, ſich in ihrem beſſern Selbſt zu fühlen. Um die Menſchen tugendhaft zu machen, muß man ihnen die Gelegenheit geben, es nicht zu ſein. Mancher, der aus einem Bade heimkehrt, freut ſich, nicht nur ſeine Zufriedenheit, ſondern auch ſein moraliſches Gewiſſen gerettet zu haben. Aus dieſen Rückſichten auf die Vermehrung der öffentlichen und Privat-Moral glaubte der Herr Graf bei ſeiner hohen Landesregierung um die Eröffnung einer Spielbank einkommen zu müſſen. Sie wurde ihm gegen eine Abgabe bewilligt, die nicht groß iſt: welchen Umſtand wir ausdrücklich

preſſant, die Gefahr, in welcher ich ſchwebe, ſo in der Nähe, daß ich verſucht habe, mich Eurer Majeſtät perſönlich zu nähern, wenn auch verhindert, mich zuvor in die gebührende Garderobe zu werfen."

„Welche Gefahr verfolgt Ihn denn?"

„Von allerhöchſt dero Herren Miniſtres arretirt zu werden!" antwortete Meeresmann, in den Ton dieſer Worte ſein Erſtaunen legend, daß der König davon nichts zu wiſſen ſchiene.

„Dann werden meine Miniſtres auch Urſache dazu haben!" ſagte der König. „Hat Er denn ſchon wieder was verbrochen? Damals regardirt' ich nicht darauf, weil Sein Souverän in der Welt als halbverrückt bekannt iſt."

„Sire!" begann Meeresmann mit flehentlicher Geberde. „Ein teufliſcher Tyrann, der gegenwärtig in unſerem Lande den Miniſter ſpielt, Trützſchler von Falkenſtein, war im Bunde mit einem kecken Abgeſandten von Ansbach, einem von Weechmar, vor einigen Tagen im Begriff, Ihrer Majeſtät Vetter, den Markgrafen, mit Gefahr Leibes und Lebens gefangen zu nehmen! Beide berufen ſich auf den Conſens höchſtdero Herren Cabinetsminiſtres!"

Der König ſchwieg eine Weile. Hier war offenbar etwas geſchehen, worauf Schiller's Wort von der Kugel paßte, wenn ſie einmal aus dem Laufe wäre, oder das andere, daß man den Thäter desavouirte, aber die That liebte.

„Hat man ihn denn nun?“ fragte der König endlich. „Er soll nicht nach Magdeburg! Halberstadt oder Weferlingen, wo Er hingehört!“

„Sire, ist denn das wirklich dero eigener Befehl?“

Wieder schwieg der König, machte einen Gang durchs Zimmer und sagte endlich, sich dicht vor den Verzweifelnden hinstellend, mit einer halbvertraulichen Betonung seiner Worte:

„Hat Er denn nicht selbsten Alles dazumal eingeleitet? Habe ich nicht auf Seine Information hin an den Markgrafen dazumal geschrieben und Ihme verwarnt? Plotho konnte meinen Ordres nicht nachkommen, der arme Teufel! Knyphausen kam dann auch unverrichteter Sache zurück. Da nahm sich Ansbach der Sache an, weil denn doch das Land zunächst an Ansbach fällt, und Graf Schulenburg, den ich von Stuttgart schickte, fand die Reform im Gange. Bei alledem hat auch die Wirthschaft aufgehört dieses nommé — Schröder ja wol?

„Sire,“ benützte Meersmann eine Pause der Besinnung, die sich der König auf den Namen des Leibmedicus und dieser kleinen deutschen Verhältnisse gestatten mußte, „hier sollte der Teufel durch Beelzebub ausgejagt werden! O, die Envoyés Eurer Majestät waren, Verzeihung für meine franchise, nicht glücklich gewählt! Die Mißbräuche haben sich seitdem gesteigert. Der Hof von

Ansbach kann die Zeit nicht erwarten, den Besitz von Bayreuth anzutreten. Da wurde jedes Mittel ergriffen, jede Intrigue favorisirt, die den jetzigen Eclat herbeiführte! Sire, die Mithilfe des Herzogs von Anhalt-Schaumburg, eines Roue, eines Spielers, beruht auf Absichten nur der Eigennützigkeit! Ist es in der That wahr, daß Se. Durchlaucht, der Herzog, der die mißglückte Gefangennehmung leiten wollte, sich auf die Ordre allerhöchstihrer Minister berufen konnte?"

Der König wich einer Antwort aus und fragte nur: „Er ist also nicht fest?"

„Wir hoffen es nicht!" erwiderte Meersmann mit Wärme. „Nein, Sire! Zu diesem Coup de main waren Helfershelfer der niedrigsten Art gedungen! Notorische Banditen! Assassins! Durch einen Zufall wurde einer derselben zum Geständniß gebracht, und so ist die Reise des Markgrafen, bei der er vielleicht ermordet worden wäre, aufgegeben worden."

„Welche Reise?" fragte der König betroffen und verrieth damit, daß er seinen Ministern plein pouvoir gegeben hatte, in dieser Angelegenheit zu handeln, wie sie für gut befänden. Friedrich den Großen hat man für einen Alleinherrscher erklärt, der nur geschehen ließ, was er befahl. Im Allgemeinen war es wol so. Nur daß er sich begnügte, in den meisten Angelegenheiten den ersten Anstoß gegeben

zu haben. Die Ausführung überließ er den Ministern und besonders denen, die er für die Verwaltung einer ganzen Provinz verantwortlich gemacht hatte. Eine Art discreter Schonung der den Provinzministern einmal eingeräumten Gerechtsame schuf allmälig jene gewaltthätigen und willkürlichen Staatsmänner des absolutistischen preußischen Regiments, die Hoym, Haugwitz, Beyme u. s. w., die nach dem Sturz des Corsen und der Wiederherstellung des vorzugsweise durch eben diese Staatsmänner zu Grunde gerichteten preußischen Staates wieder im besten Zuge waren, neu zu erstehen, wenn nicht der Freiheitsaufschwung der Nationen im Jahre 1848 auch die Macht des absoluten Regiments in Preußen gebrochen hätte.

Der König sah etwas ausgeführt, wovon man ihm nur den Erfolg hatte mittheilen wollen. Den eigenhändigen Brief von vor einigen Jahren hatte der Markgraf ausweichend beantwortet und Schröbern nicht entlassen. Trützschler war es gewesen, der endlich den ebenfalls vom König gekennzeichneten Wunschold auf die Festung gebracht. Da konnte sich Trützschler in Berlin einschmeicheln. Schon war er mit dem Titel eines preußischen Geheimraths bedacht worden. Meersmann gab eine beredte Darstellung der gegenwärtigen Sachlage im Lande, die mit den Auffassungen des Königs durchaus nicht stimmen wollte.

Dabei hatte der leidenschaftliche Sprecher plötzlich ein seltsames Unglück . . .

„Er avancirt ja, wie wenn wir noch gegen die Oesterreicher marschirten!“ rief der König und machte den über sich selbst aufs heftigste Erschreckenden auf eine Art seines Vortrages aufmerksam, die Tannchen schon so oft an ihm gerügt hatte. Ihr Verlobter sprach so lebhaft, daß er seine Zuhörer manchmal mit seinen Gesticulationen in eine Ecke des Zimmers trieb — eine Methode, die noch einmal in seinem späteren Leben, wie wir berichten werden, für ihn verhängnißvoll werden sollte. Meersmann bat um Verzeihung, schien sie jedoch bereits erhalten zu haben. Der König stopfte eine Ladung Spaniol in die Nase und wechselte nur seine Stellung. Daß er ohne jede vorhergegangene Anzeige beinahe hätte erfahren können, sein fürstlicher Vetter befände sich in Magdeburg, verdroß ihn doch.

Aus Meersmann's Darstellung der heimatlichen Sachlage ging hervor, daß mit dem Markgrafen auszukommen wäre, wenn man seine bösen Rathgeber von ihm entfernte und einem entschlossenen, ehrlichen, die Verhältnisse kennenden Mann das Heft in die Hände gäbe.

„Fritz von Ellrodt!“ bekannte Meersmann mit der ganzen Wärme einer Freundschaft, die sich der Zustimmung auch der Ueberzeugung zu erfreuen hatte. „Dieser junge Mann, ausgestattet mit allen

Gaben des Talents, der Kenntniß des Landes, würde, wenn versehen mit einer ausdrücklichen, von Eurer Majestät ertheilten Vollmacht, ferner accreditirt durch den Consens von Ansbach, Frieden stiften im Lande und die Eigenschaften des allerdings schwer zu behandelnden, uns aber von Gott einmal als Herrn gestellten Regenten zum Guten lenken! Wenn Eure Majestät diese Anordnung treffen wollten —"

„Euer alter Ellrodt ist ja ganz an Oesterreich verkauft —" warf der König dazwischen.

„Den Sohn band an Oesterreich nur seine gesandtschaftliche Stellung!" fuhr der warme, uneigennützige Freund fort. „Er ist ein Freund des Erzherzogs Joseph. Wo haben Eure Majestät einen aufrichtigeren Bewunderer, als in dem jetzigen, leider nur zu ohnmächtigen Kaiser?"

Der König lächelte auch gegenwärtig nicht. Nur eine Brieftasche zog er hervor und machte sich eine kurze Notiz. Dann sagte er, den Crayon einsteckend:

„Wenn Er, wie Er meint, arretirt werden soll, dann mach' Er nur, daß Er fortkommt! Ich kann doch nicht so de but en blanc gleich für Ihm gut sagen!"

Meersmann wich entsetzt noch weiter zurück, als er sich schon aus Furcht vor Rückkehr seiner üblen Angewöhnung gestellt hatte. Der König, der mächtige, der in diesem Augenblick ganz für seine Dar-

ſtellung gewonnene Alleinherrſcher, ſchien nicht den Muth zu haben, ihm die Freiheit zu laſſen, wenn die Miniſter einmal ſeine Verhaftung angeordnet hätten —!

„Sire, überliefert man mich den Händen dieſes Trünſchler, ſo bin ich ja verloren!“ ſagte er und ſtand darüber erblaßt.

„So ſchlimm wird's nicht kommen!“ beruhigte ihn der König, obſchon mit jener ſich unveränderlich gleichbleibenden ſtarren Miene. „Daß freilich die Affaire geſcheitert iſt und auf meinen Namen kommen wird, wird Er zu bezahlen haben. Ich kann mir den Zorn meiner Miniſter denken, und hm! ja weiß Ihm vor's Erſte auch durchaus nicht zu helfen —“

Indem bemerkte man während dieſer für Meersmann ſo troſtloſen Worte im Kieſelſande vor den Fenſtern des nur einſtöckigen Gebäudes Lakaien in auffallender Geſchäftigkeit hin und her gehen. Erſichtlich war, daß ſie dem Monarchen etwas zu erkennen geben wollten. Dieſer klingelte denn auch. Derjenige Lakai, dem ſich Zello anvertraut hatte, trat ein und meldete, daß eine Abordnung der Polizei aus Berlin an denjenigen Stellen Poſto gefaßt hätte, wo ein Fremder, auf welchen das Signalement des anweſenden Herrn paßte, vorüberkommen und wahrſcheinlich bei Sr. Majeſtät eine Audienz zu erbitten verſuchen würde. Dieſer Mann ſollte um jeden Preis davon abgehalten und ſofort arretirt werden.

Wie mächtig mußte im Gemüth des Königs die Erinnerung an die beiden Eltern dieses vor ihm stehenden Verfolgten nachwirken —! Die Erinnerung an eine junge Frau nachwirken, die vielleicht im Berliner Schloß einst seinen Jugendstreichen einen Deckmantel gegeben —! Die Erinnerung an ihren späteren Gatten, der ihm vielleicht manches Biergroschenstück zugesteckt hatte, das Friedrich Wilhelm I. dann in anderer Form auf den Rechnungen wiedersah —! Die Erinnerung an seine Schwester Wilhelmine, der als treue Begleiter die Eltern dieses Mannes gefolgt waren, der da in so bedauernswerther Lage und sprachlos geworden vor Erregung, seines königlichen Wortes harrend, vor ihm stand —! Die Erinnerung an die Freude, die der Monarch einst darüber empfunden, daß sich ein zum Kriegsdienst nicht Gezwungener und von fremdher Gekommener freiwillig unter seine Fahnen gestellt hatte —! Das Gegengewicht gegen diese Erinnerungen war — die Autorität des Staates, die Würde der Regierung, der Befehl der Minister.

Wir erzählen keine Erfindung. Durch einen Wink bekam Meersmann Gelegenheit, sich über den Corridor in den Seitenbau des Schlosses, von da aus in jene kleinen schattenreichen Bosketts zu begeben, wo diese Ansiedlung des gekrönten Philosophen ihm in der That den Charakter eines Anachoreten, jenes „Priors", wie er sich nannte, eines Kar-

thäuserklosters, gegeben. Am Denkmal, das Wilhelminen von Bayreuth gewidmet ist, vorüberhuschend, wurde Meersmann von den Lakaien und von Sello so geführt, daß er in des Hofgärtners Waldwohnung, beim jenigen „Wildpark", anlangte, ohne einem der Dreimaster mit den kurzen, krummen Säbeln und langen Stöcken aus Berlin begegnet zu sein.

Der König hatte Meersmann gnädig, aber mit Verdruß über eine Sachlage entlassen, die wieder gutzumachen, wie er bekannte, große Schwierigkeiten bot. Meersmann sagte sich: Die Fürsten glauben zur Wahrheit in einem Verhältniß zu stehen, als hinge die Feststellung derselben nur von ihnen allein ab —! Wo ihnen etwas mißlungen ist, da können die Beweise, die gegen sie sprechen, auf flacher Hand liegen, sie leugnen ihre Beziehung zu ihnen —! Der König wird sich zu helfen wissen, um in diesem dunkeln, vielleicht nie aufgeklärten Handel rein dazustehen! Die Vorwürfe seiner Minister wird er ertragen können —!

Meersmann machte seine Rückreise auf der Havel zu Schiff. Ein mit aufgethürmtem Holz beladener Kahn löschte an der Mündung der Havel in die Elbe. Von Wittenberge glitt ein von ihm gemietheter „Ever" unbehelligt in die stolze Hansastadt, von wo sich der muthige Mann erst dann in die Heimat zurückbegeben wollte, wenn

er gehört hätte, daß Trünſchler gefangengenommen und proceſſirt würde.

Eine ohne Zweifel von Berlin aus eingeſendete Notiz des „Hamburger Unparteiiſchen Correſpondenten", des zu officiöſen Mittheilungen damals benützten Zeitungsblattes, lehnte jede Betheiligung der preußiſchen Miniſter und gar des Königs ab an dem ruchloſen Beginnen einer verbrecheriſchen Partei am Hofe zu Bayreuth, den allda regierenden Markgrafen gefänglich aufheben oder wol gar an Leib und Leben beſchädigen zu wollen.

Wie jauchzte Meersmann's Herz auf, als er ſogar in einer anderen „Berichtigung" die Notiz las, die Zügel der Regierung in ſeinem Vaterlande würden von jetzt ab an den jungen Reichsgrafen, den Wiener und Regensburger Comitial-Geſandten Friedrich von Ellrodt gelangen!

anführen, weil das Publicum aus den allzugroßen Spielsteuern Mißtrauen in die Chancen einer Bank fassen muß. Die Amalienbader Bank wird von Herrn Albein Blasé d'Eau gehalten, einem gebornen Gascogner.

Die Saison beginnt mit dem 15. Juni. Anmeldungen auf Logis werden von dem Bad-Inspector Schlachtenmeier befördert, und etwaige sonstige Anfragen gründlichst beantwortet werden. Briefe und Gelder franco.

## Achtundzwanzigstes und letztes Capitel.

### Der Siegeskranz.

Schon an der Grenze der Heimat, im Coburg'schen, wo Meersmann Briefe von Sannchen, vom Freunde, den er genesen hoffte, erwartete, erfuhr er, daß der endlich zu einer würdigen Stellung in seinem Vaterlande berufene junge Freund immer noch, auf den Tod erkrankt, darniederlag.

Von dem Versuch der Rettung des so grausam von den böhmischen Adligen bestraften Zeuner und der darauf folgenden Nachtreise in einem offenen Wagen hatte Fritz Ellrodt ein Nervenfieber davongetragen, das von Tage zu Tage mit größerer Heftigkeit auftrat.

Die Hände ringend ging gleich beim ersten Forschen über die Ansicht des Arztes der sofort von Drossenfeld angelangte alte Reichsgraf in den Zimmern seiner Stadtwohnung auf und nieder. Sollte ihm denn auch sein zweiter Sohn geraubt werden! Sollte ihm sein ganzes Gebäude, die Stiftung eines

stolzen Grafengeschlechtes, noch vor seinen eigenen sehenden Augen zusammenbrechen! Und dann — unabhängig von diesem an seinem Stolz wühlenden Schmerz der Verlust gerade dieses Sohnes selbst, den Tausende, wie einst den Kaiser Titus, „die Wonne des Menschengeschlechtes“ genannt hatten — eine Hyperbel, die Niemand belächelte, die jeder gelten ließ in Rücksicht auf die Leutseligkeit seines Wesens, die anziehende äußere Erscheinung des jungen Reichsgrafen, dem sein gediegenes Innere, der hohe Ernst seines Strebens entsprach.

Jetzt lag der seither im Jugendlenz Strahlende dahingestreckt auf seinem einfachen Lager, wie er es immer geliebt hatte. Rings um ihn her hingen im Vaterhause noch die Erinnerungen an die Erlanger und Jenaer Studentenzeit. Da blitzten gekreuzte Hieber, hingen lange Fausthandschuhe, Lederstulpen und durchstochene bunte Mützen. Eingerahmte Zeichnungen an den Wänden, die seine Knabenhand gefertigt — das Bild seiner früh dahingegangenen Mutter. Nur in lichten Augenblicken erkannte der von den Aerzten noch nicht ganz Aufgegebene seine Umgebung und wollte Kunde haben von der Welt und sah dann doch wieder Alles mit Geisteraugen, wie etwas weit Entferntes, magisch Beleuchtetes, mit Unwirklichkeiten und Träumereien Umrahmtes. Dann war ihm der Arzt ein Priester, der Oberhofprediger der Sonnengott selbst. Er ver-

wechselte die Personen. Den Vater mit Moses Seckel. Mit dem Vater sprach er über Geldgeschäfte, die an sich richtig waren. Kleine Leute, wie Jannchen Ellrodt, seine Cousine, die an sein Lager gestürzt kam und vor ihm kniete und seine Hände mit Küssen bedeckte, maß er mit sonderbarem Blick, weit aufgerissenen Augen, und sagte: Was sie riesengroß geworden wäre! Von Allem, was von Meersmann und innerhalb desjenigen Bereiches, für welches sich dieser und noch weit mehr er selbst geopfert hatten, geschehen war, schien er die genauen Kunden zu haben, ohne daß er darnach fragte. Man sagte ihm, es ginge Alles zum besten.

Nur vier bis fünf Tage war es möglich gewesen seine Gattin von ihm entfernt zu halten. Die Eltern derselben hatten alles aufgeboten, das Nachrichtgeben nach Lindenreuth als ein erfreuliches einzurichten, ein auf baldige Rückkehr, auf baldige Erledigung unangenehmer Verwicklungen vertröstendes. Als dann aber doch die Wahrheit nicht länger verheimlicht werden konnte, die Erscheinungen des Typhus so unheilverkündend für den Ausgang wurden, daß der verzweifelnde Reichsgraf schon einen Expressen nach Erlangen geschickt hatte, um von dorther berühmte Professoren kommen zu lassen, flog auch Ulrike herbei. Sie sank mit einem Schrei über den Beklagenswerthen, der groß und starr aus der Eishülle, die um sein schönes, vom

Fieber geröthetes Haupt gethürmt war, herausblickte.

Eine Weile dauerte es, bis der Kranke sein Weib erkannte. Dann versuchte er zu lächeln und wollte ihr das schöne Haar streicheln. Er drängte sie von sich, als wäre er sich der ansteckenden Wirkungen seiner Krankheit — ach! und jener ekeln Tribute bewußt, die der Mensch, wenn er vom Leben scheidet, an die Natürlichkeit all unseres Daseins zu zollen hat.

„Gott! Gott!" raste Ulrike in den glänzenden Zimmern des für sie bestimmten Theiles der Wohnung des Schwiegervaters umher. „Ist es denn dein Wille, daß mir ein so fürchterliches Los beschieden sein müßte, ihn zu verlieren! Ihn, meinen Stolz, meine Erhebung, mein Alles!"

Ihre Klagen kamen in natürlicher deutscher Sprache. Aller Zwang des französischen Formenlebens war weggeworfen. Selbst die geheimsten Gedanken des Gemüths verbargen sich nicht mehr. Der tröstende Zuspruch der Mutter war der unglücklichen jugendlichen Frau verhaßt. Es lag darin so ganz der kalte Hinweis auf die Zeit als Trösterin, den Willen Gottes, das Schonen seiner eigenen Person als vernünftige Pflicht. Nur am Herzen des Vaters konnte sie sich ausweinen. Ab und zu brachten die bekanntlich nur allmälig vorwärtsgehenden Stadien der Zerstörung Hoffnungsblicke. Die Aerzte, die einheimischen wie die aus Erlangen berufenen,

wurden beim jedesmaligen Verlassen des Krankenzimmers um ihre Meinung befragt. Beschworen von den flehentlichen Blicken der jungen, schönen Frau gaben sie tröstliche Versicherungen. Dann ließ Ulrike die Hände der Aerzte nicht los und zwang sie fast, Ja! ja! zu sagen.

Die Betäubung, in welcher der unglückliche Kranke verharrte, mehrte sich. Die Sprache wurde schwerer. Nur langsam lösten sich die Worte von seinen Lippen, Worte, die zu verrathen schienen, daß sein Geist in Thätigkeit blieb. Rathschläge über politische Dinge wurden von ihm ertheilt. Er verlangte nach Personen, die nicht anwesend waren. Rief man sie, so hatte er den Zusammenhang seiner Wünsche verloren und trällerte mit leiser Stimme Studentenlieder.

Da die Kunst der Aerzte durch das Abschneiden seines Haares, das Legen von Eis, die Bäder den Schwächestand nur vermehrte, keinen Gegenreiz hervorzurufen vermochte, so gerieth man auf allerhand Mittel, von denen die hilfreichsten Christel bringen zu können glaubte. Diese, die selbst im Schlosse einen Kranken zu behandeln hatte, der, ohne bettlägerig zu sein, über den auf ihn projectirten Ueberfall, die Gefangennahme oder Ermordung seiner geweihten heiligen Person, heute in förmliche Tobsucht verfiel und von Schafotten sprach, auf die er die Hochverräther bringen wollte, morgen in

Kleinmuth, wo sich der Geängstigte vor allen Menschen verstecken wollte, gab ihrem Schmerz über die Todesgefahr, in der ihr Liebling schwebte, einen Ausdruck, der für die Familie beinahe ans Lästige streifte. Ihre Mittel waren Besprechungen, Sympathieen, Steine, die auf die Herzgrube gelegt werden sollten. Selbst unsittige Dinge kamen zur Empfehlung. Doch auch Erfrischungen schickte sie, Eingemachtes aus der „Hofconditorei". Da keine Gelegenheit gegeben war, die Frau Kammerdienerin selbst an das Krankenlager zuzulassen, so mühte sie sich ab, Mittel und Wege zu ersinnen, um das Leben eines Wesens zu erhalten, das in der That, ganz so wie Meersmann aus Hamburg an Sannchen geschrieben hatte, vom König von Preußen ausdrücklich empfohlen wurde für eine veränderte Zukunft des Landes.

Das Erste, was Schröder, als er das Scheitern des Schorgaster Projectes erfahren hatte, mit kräftiger Hand ergriff, war die Erwirkung des markgräflichen Befehls, Trützschlern sofort beim Kopf zu nehmen. Noch während dieser und Weechmar darauf rechneten, daß der nächtliche Anschlag zu Stande gekommen sein sollte, noch während sie zusammensaßen und eine Kundmachung absaßten über die Nothwendigkeit, den Markgrafen seiner gestörten Geisteskräfte wegen in sicheren Gewahrsam zu bringen und eine Ansbach'sche Administration eintreten zu

laſſen, rückte einer der mehreren Reisigſteine mit Musketieren auf ſeine Wohnung und nahm ihn und den auf Umwegen nach Bayreuth gekommenen Petermann auf Befehl Sereniſſimi gefangen. Weechmar, der ſich auf ſeine dem Markgrafen nicht verpflichtete Stellung berief, erhielt Gelegenheit, einen Aufſchub, den man im Verfahren gegen ihn eintreten ließ, zum ſchleunigſten Ergreifen der Flucht zu benützen. Der Bericht des Huſaren-Rittmeiſters von Dieskau über den Zuſammenhang des Attentates mit preußiſchen Verordnungen und Veranſtaltungen hinderte nichts an Schröder's muthſchnaubendem Gebahren. Hatte er doch die Verſtellung der geſinnungsloſen Bürgerſchaft und Beamten zu einem Schein von Loyalität, den man zur Schau trug, zur Seite. Es wurden Feſte angeſagt, Aufzüge, Gratulationen, Kirchengebete. Eine Drohnote ging nach Ansbach ab, die Wunſcheld mit Entſchiedenheit zurückforderte.

Man gab in der That, in der erſten Beſtürzung über das geſcheiterte, im Weſentlichen nur von Ansbach ausgegangene Complot und Preußens veränderte Haltung den ruchloſen, zu Allem fähigen Wühler frei. Wunſcheld kam zurück. Sein Benehmen war Schrecken erregend. That er doch, als wenn er die zärtlichen Umarmungen Schröder's, der Theda, des Herrn von Wangenheim, die unendliche Freude, ihn wieder zu ſehen, gar nicht verſtände und ihm die Schadloshaltung für ſein ausge-

haltenes Gefängniß dann nur zu Theil würde, wenn er die Welt aus ihren Angeln, Fürst und Land auf irgend eine Art in die Luft gesprengt hätte. Es war ein Zustand angebrochen für einen deutschen kleinen Staat, wie ihn nur die italienischen des Mittelalters gekannt haben, wo die eine herrschende Partei ihr Alles auf eine Karte setzte, und wenn diese fehlschlug, die Wohlfahrt der Anderen opferte, oft Tausender. Wer war hier Herr? Wem sollte man gehorchen? Alle, die Trützschlern gedient hatten, verbargen sich oder entflohen. Sogar die Lauterbach, die sich durch ihre Verschwendung beinahe ruinirt hatte, würde mit dem Rest ihrer Habe entflohen sein, wenn nicht Seckel und Prager und der endlich freigelassene, racheschnaubende Männel die Hand auf ihr Mobiliar gelegt und sogar der freien Verfügung über ihre Person mit Hemmnissen gedroht hätten.

Wie mußte man erstaunen, als jetzt von Berlin das entschiedenste Desaveu der Anmaßung des Herzogs von Anhalt-Schaumburg und des Regierungsrathes Petermann kam —! Nicht ein Wort von den Gerüchten über die Mitwissenschaft der preußischen Minister an dem Schorgaster Vorhaben sollte nun begründet sein. Im Gegentheil sprach Minister von Herzberg in einer längeren Note dem Markgrafen das Beileid Sr. Majestät aus über die dem Vetter Liebden widerfahrenen tiefen Kränkungen und

ihm verhängten Gefahren. Es erschien der Geheime Kriegsrath von Buchholz, ein von der Dichterin Karschin viel besungener und daher gewiß human fühlender Staatsmann, und empfahl dem von allen Seiten wie verrathenen und verkauften Markgrafen, das Heft der Regierung den Emporkömmlingen ein- für allemal zu entreißen und zum Reformator seines Landes wieder einen Namen von Ansehen, beispielsweise den so hochgebildeten, reichen und darum für alle Bestechungen unzugänglichen Reichsgrafen Friedrich von Ellrodt zu wählen.

Konnte man Markgraf Friedrich Christian verdenken, daß er, als er diese Dementis und die darauf gestützten Rathschläge vernahm, dasaß, krampfhaft mit der Hand sein Bambusrohr festhaltend und die Welt für ein Stelldichein von Teufeln erklärend —! Die Bitterkeit seines Lächelns, des gnädigen Bescheides: Er danke den Berliner Excellenzen und werde deren Rathschläge thunlichst befolgen! mußte sich mehren, wenn er bedachte, daß der, der ihm als Retter aus der Noth empfohlen wurde, jetzt seiner irdischen Auflösung entgegenging —!

„Ich bin nicht undankbar!“ rief er aus, als er sich unter den Vorwürfen der Stichertin wie ein Wurm winden mußte. Er wäre nicht undankbar, wiederholte er, für die Dienste, die ihm einst und jetzt das zu allgemeinem Schmerz dem Tode geweihte junge Opfer geleistet hätte. . ! „Ohne ihn wär ich

freilich nicht Markgraf — was mir beſſer geweſen wäre —! Aber er geſtand auch wieder zu, daß er vielleicht in dieſem Augenblick gefangen, als Irrſinniger behandelt, ja, wenn es etwa von Seite ſeiner Begleitung zu einem Widerſtande gekommen wäre, verwundet oder todt wäre —! Die Unterſuchung, die auf der Plaſſenburg gegen Trünſchler und Petermann geführt wurde, ſollte ergeben, ob es auf den letzteren Fall abgeſehen geweſen. Seine lange Verſtimmung, den Neid, die Mißgunſt, die Eiferſucht auf Friz Ellrodt konnte er nicht ſühnen. „Le Ministre-Etudiant“, wie ihn Spötter nannten, ſtand an der Schwelle des Todes. Dem grübelnden Sinn des Markgrafen, der in allen Lebenserſcheinungen den Finger eines perſönlich eingreifenden Gottes ſah, ging die Wendung, die das Schickſal hier verhängt hatte, tief zu Herzen. Nur Schröder's freche Zuverſichtlichkeit durfte ihm nicht mit einer Art Rührung und mit jenen unterdrückten Thränen biedermänniſcher Wehmuth, die gewiſſen Schauſpielern eigen iſt, kommen und ſagen: „Durchlaucht, noch eine halbe Stunde, ehe uns die Böhmiſchen den Zeuner auf dem Hirſch heimſchickten, war ich bei ihm! Ach, wir ſind ja ſchon von Wandsbeck her die beſten Freunde geweſen —!“ Er antwortete dann: „Auch Er hat ihn ermorden helfen.“

In die Fülle der vergeblich angewendeten, aber doch für Augenblicke eine ſchwache Hoffnung gewäh-

# Anhang.

## Geheime Depesche des Dr. Amandus Müller an den Grafen.

Vierhufen, den 15. Mai 18...

Hochgeborner Herr Graf!

Mein erster Blick im hiesigen Gasthofe zum König von annover, der eine recht angenehme Lage hat, ob man sich dem allgemeinen Straf- und Zuchthause gerade gegenüber wohnt, fiel auf eine Nummer der Vierhufener Landeszeitung, in welcher mein Bruder die Geschichte und Lage und Vortrefflichkeit des Amalienbades gottsträflich erlogen und vertrieben hat. Das Geheimniß der Quelle kenn' ich nicht und kann daher auch nicht bestimmen, ob das Amalienbad mehr in die Geschichte der Entdeckungen oder der Erfindungen gehört, zu welcher letztern unfehlbar die Struve'schen künstlichen Mineralwasser zu rechnen sind, ohne daß ich mir erlaube, die Amalienquelle in ihre chemischen Bestandtheile zu zerlegen, was mir um so schwerer werden würde, da ich kein Arzt bin, sondern nur einen vorstelle. Wer wird aber zu dem Wasser Vertrauen fassen, wenn er sich in fast allen Versprechungen des Prospectus getäuscht findet? Von all der geschilderten Wohnlichkeit ist zur Zeit noch wenig vorhanden, von all den Sehenswürdigkeiten und schönen Gegenden gar nichts. Wie kann Schlachtenmaler von Eremitagen, Schwarken und Fasanerien sprechen? Ich bedaure ihn, wenn er glaubt, seine Phantasie werde den Kurgästen auch in der

renden Hilfsmittel, um ein so junges, hoffnungsreich angelegtes Leben zu erhalten, fiel auch der Gedanke: Wie, wenn Lea Osmund erschiene! Wenn sie ihre Hand auf seine glühende Stirn legte! Sie ihn anblickte mit ihren großen glutstrahlenden Augen! Diesen Gedanken hatte Moses Eckel's Gattin zuerst angeregt und ihr Gatte ihn bei Christel Stichert, diese beim Arzt, der Arzt beim alten Reichsgrafen fallen lassen.

Aber noch war Lea nicht eingetroffen. Erst da kam sie an, als sich schon der Rathschluß der Versehung erfüllt hatte.

Zu dem Jammer jeder langsamen Auflösung unsres Körpers gehört es, daß meistentheils die Gewöhnung der Umgebung eines Sterbenden an das Unabänderliche bereits eingetreten ist, wenn der Sterbende noch mit dem nicht ganz siegreichen Tode zu ringen hat.

Hier empfand nun wol der Scheidende nichts von der Ungeduld solcher, die dann eher an den Schnitt ihrer Trauerkleider als an die letzten Wünsche des Sterbenden denken. So vernahm er auch nichts von den Folgen des Schmerzes, die seinen Vater darniederwarfen und diesen zum zweiten Kranken, der die ernstlichsten Besorgnisse einflößen mußte, in demselben Hause machten.

Seltsam! So waren nur astralische Geister, die dem von frühester Jugend her an die Eindrücke

des Glanzes gewöhnten Sterbenden in gewiſſen Augenblicken erſchienen, wo ſeine wie Blei ſo ſchwere, wie geronnen Blut ſo ſchwarze, faſt unbewegliche Zunge einige Laute, deutſche oder italieniſche, hervorbringen konnte. Selbſt die Perſonen, die der Leidende, nach Kühlung Schmachtende vor ſich hatte, ſeine in Thränen zerfließende Gattin, die ihr Lager dicht neben dem Krankenzimmer aufgeſchlagen, erſchien ihm wie ein Seraph mit einem Kranz von Sternen um's Haupt. Andere Erſcheinungen, die er ebenfalls erkannte, gehörten dem Dämmerlichtreiche an. Vorſtellungen des Haſſes ſchienen den traumbefangenen Schlummer ſeines Bewußtſeins nicht zu erfüllen.

Erſt da, als in liebevollſter Form, ohne jede Zudringlichkeit oder ſtrafende Mahnung, ſein Couſin, der Oberhofprediger, die Selbſtüberwindung hatte, ihm mit zitternder Hand die Sterbeſacramente der lutheriſchen Kirche, einfach Brot und Wein, zu reichen und die Worte der Einſetzung, Gebet und Segen zu ſprechen, ſchienen ihm gewiſſe Vorſtellungen des Schreckens zu kommen. Die Worte, die dieſe Vorſtellungen erläutern ſollten, verſtand Niemand. Erſt als Sannchen mit Schwägerin und Bruder heimging und Einige, die ſie begleiteten, von Freigeiſterei ſprechen wollten, wies das charakterfeſte Mädchen, deſſen feurige ſchwarze Augäpfel noch nie im Leben ſoviel in Thränen geſtanden

hatten wie seither, eine solche Deutung der finsteren Miene, die der Sterbende beim letzten Liebesmahl angenommen, entschieden zurück. „Was wird es anders gewesen sein," sagte sie daheim, „als eine Erinnerung an Lea Osmund, die es nun erst recht begreifen wird, was sie zu dem Entschluß getrieben, ledig bleiben zu wollen!"

Meeresmann traf erst ein, als schon der Leichnam des endlich sanft Entschlummerten, der auf Formen haltenden Sitte jener Zeit gemäß, auf einem Paradebett ausgestellt war, unter brennenden Wachskerzen und mit fast fürstlichem Glanz. Da hingen all die neuen Wappen des kaum erblühten und schon verdorrten Geschlechtes! Da lagen auf sammtenem Kissen die frühgewonnenen Orden, die den Souveränen zurückgegeben werden mußten — der Herzogin Amalie von Weimar auch der Falkenorden —! Da hielt die zahlreiche Dienerschaft in Trauerflören und mit schwarzen Handschuhen die Wacht vom geöffneten Hauptportal an bis zu jenem Saale, wo der allgemein Beweinte bis zu seiner Ueberführung in die Gruft der Kirche von Drossenfeld ruhte! Scenen des äußersten Schmerzes fanden bei dieser feierlichen Aufbahrung statt. Die zum Tod geknickte Gattin, deren physische Kraft die Nachtwachen und die Sorgen am Tage untergraben zu haben schienen, konnte nicht Zeuge derselben sein wollen. Da sie

nicht bei ihren Eltern hatte bleiben mögen, ſo bewachten ſie dieſe in einem ſtillen Gemach des Ulrodt'ſchen Hauſes ſelbſt und verhinderten das Ausſprechen des Beileids, wenn der Zudrang der Condolirenden zu ſtark wurde.

Meersmann freilich konnte nicht zurückgewieſen werden. „Das iſt das Leben!“ rief er mit dem bitterſten Schmerz, ja mit dem Ton eines ſchmerzlichen Auflachens aus. „Angekommen am Ziel und da dann zuſammengebrochen! Wofür gekämpft und gerungen? Iſt noch ein Gott, ein gerechter, im Himmel! Nun iſt das Glück von uns Allen gewichen und der Segen von dieſem unglücklichen Lande!“

Eine Antwort geben konnte Ulrike nicht. Sie ſelbſt verzweifelte an dem Geiſt der Liebe, den wir gelehrt werden, für den Erhalter der Welt zu nehmen. Ueber die Begriffe des Tragiſchen in den Schauſpielen der Freigeiſter, die ihre Bildung bewunderte, hatte ſie keine Vorſtellung. Doch grübelte ſie. Wo liegt hier eine Schuld? Liegt ſie im Vater? dachte ſie. Iſt es eine ererbte Schuld? Selbſt Momente kamen ihr, wo ſie ſich ſagen mochte: Haben wir beide irgend etwas Räthſelhaftes im großen Geheimniß der Welt beleidigt?

Die Begründung einer ſolchen Selbſtanklage lag vielleicht in einer Scene, die ſich während dieſes Augenblicks am Katafalk vollzog. Einige Mitglieder

auch der jüdischen Gemeinde traten mit Blumenspenden, wie sie schon in Masse auf dem Katafalk und auf dem noch ungeschlossenen Sarge gebreitet lagen, in die offene Hausflur ein. Angeführt vom „Barnossen", dem Kammer-Residenten Seckel, schritten sie schüchtern vorwärts. Eine in Schwarz gekleidete schlanke Jungfrau folgte. Sie leitete einen Knaben an der Hand, der wie sie selbst die Augen senkte.

Es war Lea, die eben aus Berlin gekommen und von einer solchen Schreckenskunde, dem Tode ihres Seelenfreundes, empfangen werden mußte. Sie kam aus der Nähe eines Weisen, der sich in diesem Augenblick mit der Herausgabe seines „Phädon" beschäftigte, und der Glaube an Unsterblichkeit hätte den Ausbruch ihrer Verzweiflung mildern sollen. Doch gab sie sich derselben in der ganzen Wahrheit ihres Gefühls hin. Freilich nur vor Augen und Ohren, die den Grund ihres Schmerzes zu würdigen wußten. Als sie sich dann zu beherrschen beschloß und in jenem Wäldchen am Kreuzstein, wo sie so oft mit dem Geschiedenen wandelte, von den dort grünenden Eichbäumen eine hinreichende Anzahl Blätter hatte pflücken lassen, um daraus einen vollen, schweren Kranz zu winden, den sie auf die schöne Stirn des Verblichenen legen wollte, da hatte sie bereits jene Kraft wiedergewonnen, die ihr durch ihre Auffassung des Lebens möglich wurde. Einige

Lorbeerblätter, die sie noch in die Blätter der Eichen flocht, sollten ein Gruß wie von Meinhard aus Italien sein . .

Mit langsamem, festem Schritt trat sie auf die mit schwarzem Tuch belegten Stufen des Katafalks Ein Blick des inneren Schauders und eines sie eiskalt durchzuckenden Schmerzes, dann wieder der der schmelzendsten Liebe — und der Kranz lag auf einem Haupte, das seiner würdig war.

Ein glänzender Leichenconduct geleitete den Sarg nach Drossenfeld, eine Straße, auf welcher der Verstorbene oft so muthig zu Roß dahin gesprengt war. Ein markgräfliches Achtgespann eröffnete den Zug der Wagen. Friedrich Christian hatte sich nach Himmelskron — geflüchtet. Es war nicht rechter Ernst bei ihm, wenn er vorgab den Knochenmann mit der Hippe so zu lieben.

In der lichthellen Kirche zu Drossenfeld liegt Fritz Ellrodt begraben. Wie die Zeit so nur an sich selbst denkt —! Wie sie die Vergangenheit beiseite wirft, wo sie ihr irgend im Wege steht —! Die alten, durch Basreliefs, die auf dem Estrich der Kirche liegen, bezeichneten Grabmäler haben die Ausbreitung bequemer Kirchstühle für die Pfarrkinder gehindert. So wurde eines Tages das Podium der Kirche plattgelegt, wie in einer Küche. „Hier ist die Gruft der Ellrodt's," sagte der greise Pfarrer des Ortes, der den Erzähler dieser Geschich-

ten führte, und deutete auf eine plane Stelle des Fußbodens. „Soll ich einen Maurer kommen laſſen, um zu öffnen?“ — „Friede ihrer Aſche!“ — Reichsgraf Philipp, der Vater, folgte dem Sohne in kurzer Zeit.

Von Maria Thereſia weiß man, ſie hatte ein leichtbewegliches Frauengemüth. Von ihrer Liebe zu den Perlen wird berichtet, auch von ihren Thränen. Darum mag es keine beſondere Auszeichnung ſein, daß ſie über dies plötzliche Ableben einer ſchönen Zukunftshoffnung, die alle Gönner und Freunde des Verſtorbenen in Wien in Beſtürzung und tiefſte Trauer verſetzte, Thränen vergoſſen hat. Indeſſen ſei es ausdrücklich erwähnt. Die Geſchichtſchreiber des unglücklichen fränkiſchen Oberlandes legen einen beſonderen Nachdruck auf dieſen Antheil der Kaiſerin. Von ihrem Sohn, dem über ſeinen Zukunftsplänen brütenden jungen Kaiſer, verſtand ſich das ſchmerzlichſte Erſchrecken über den Verluſt eines jugendlichen Mitſtrebenden und Verbundenen von ſelbſt.

Dem Markgrafen nahm die Erfahrung, Menſchen an ſeinem Herzen genährt zu haben, die ihm zuletzt an Leib und Leben gingen, jeden Halt. Unter dem Damoklesſchwert des preußiſchen Einfluſſes leben zu ſollen und dabei doch Miniſtern zu gehorchen, die in Berlin etwas Anderes wollten, als ſelbſt ein ſo autokratiſcher König in Potsdam wußte oder

gutbieß, dazu der rachedürstende Schwager, den die Kaltblütigkeit eines verzweifelten Spielers vielleicht zum Dingen neuer Banditen bestimmte, Alles das untergrub den letzten Rest seiner Ruhe. Die Hilfe, die ihn aus den Wirren um ihn her befreien und dem Ideal eines gerechten Regenten, das vollkommen in ihm lebte, näher führen sollte, wurde ihm durch einen frühen Tod des so scheu Geflohenen und nur seiner idealen Vorzüge wegen Gehaßten von der Vorsehung genommen. Nicht lange währte es, da brach auch er zusammen, für den Tod eine leichte Beute, da ihn sein verstockter Eigensinn bestimmte, keinen anderen Arzt zu rufen als Schrödern, der freilich sein Aeußerstes aufbot, ihn am Leben zu erhalten. Aber gerade die in wahrer Todesangst von dem Pfuscher angewendeten Mittel machten aus dem Fürsten im Handumwenden eine Leiche.

Die Volkssage behauptet, die Stichertin hätte, überdrüssig ihrer Lebensstellung, den Markgrafen in einer Abendsuppe, die sie ihm reichte, vergiftet. Bewiesener ist, daß sie sich selbst vergiftete. Anfangs schloß sie sich dem Schmerz Ulrikens und Lea's, die Beide, milde von einander denkend, doch unverbunden und ohne Annäherung blieben, mit Kundgebungen gleicher Stimmungen, aber in so maßloser und erschütternder Weise an, daß sich beide tiefgebeugte weibliche Wesen von ihr zu gleicher Zeit zurückziehen mußten. Armes Herz! Auch deinen

so schön gemeinten Traum, der so ganz dem idealer werdenden Sinn der Zeit, dem Morgenroth einer Lebensauffassung, durch welche die Natur in ihre Rechte gesetzt werden sollte und „Sturm und Drang" über die Geister kam, entsprach, gerade ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen Reichsgräfin und Jüdin hervorzurufen, ein gemeinschaftliches Besuchen seiner Grabstelle, ein gemeinschaftliches Bestreuen derselben mit Blumen, störte dir die Welt, wie sie war und — vielleicht noch ist —! Christel meinte, die hohe Geburt der Reichsgräfin hätte die Schuld getragen. Gewiß. Es giebt aber auch einen Stolz, ja Trotz des Schmerzes, der im Bewußtsein seiner Echtheit allem Uebermaß und selbst jeder Störung der eignen Trauer aus dem Wege geht. Christel Stichert zog nach dem Tode ihres Onkels Durchlaucht ins alte Schloß. Beim Räumen in ihren mächtig gefüllten Weißzeugschränken fiel ihr das Paket mit Arsenik auf, das sie aus Wandsbeck mitgebracht. Sie mischte sich selbst einen Trank und hauchte ihr — auf die Tragik der Unvollkommenheit angelegtes Leben unter großen Schmerzen und phantastischen Bekenntnissen an den Oberhofprediger aus, der ihr tröstend zur Seite blieb, bis sie verschied.

Ulrike lebte noch manches Jahr ein Leben der Erinnerung an ein heißersehntes und ihr nur auf kurze Zeit gewährtes Glück. Lea verwendete alle

ihre Sorge auf ihren Bruder Emanuel, der im Leben eines deutschen Dichters, Jean Paul Friedrich Richter's, die schöne Rolle des Erquickers und Tröſters, des mit Herz und Hand helfenden Freundes durchgeführt hat.

Lebens-Philoſophie iſt die Ernte — unſerer Leiden. Für Lea, die ebenfalls ſpäter noch in Wien und Berlin ſo manchem unſerer großen Geiſteskämpfer ein Aſyl des Ausruhens, ja der Sicherheit vor Bedrängniſſen geboten hat, war auch der frühzeitige Hintritt Meinhard's erſchütternd. Die Ausbildung, die dieſer ſeltene, ſeither noch wenig gewürdigte Geiſt ſich ſelbſt und unſerer Literatur hatte geben wollen, mußte er einem ſpäter gebornen Geſchlecht überlaſſen.

Schröder, Theda und deren Mann, dann der Lieutenant Henning von Schröder und Wunſchold entflohen, ehe noch die Leiche des Markgrafen kalt geworden war. Ihr geraubtes Geld ſchleppten ſie mit ſich. Schröder iſt in der Gegend um Wetzlar oder Frankfurt verſchollen, Wunſchold in der baieriſchen Oberpfalz. Die Excellenz Lauterbach wurde eine Abenteurerin, zuletzt eine Bettlerin. Sie iſt in Schleſien geſtorben.

Das Land gehörte nun dem Letzten der fränkiſchen Hohenzollern, einem noch ſehr jungen, reichgebildeten, doch genußſüchtigen Mann ohne jeden Muth oder Charakter. Derſelbe Fürſt iſt es, der

Wirklichkeit das Alles verspiegeln, was das geduldige Papier ertragen hat.*)

Mit wahrer Genugthuung jedoch kann ich Ew. Excellenz melden, daß meine Bemühungen für die Amalienquelle erfolgreicher sein werden, als Uebertreibungen, die aus dem Traum eines Fieberkranken zu kommen scheinen. Alle Zeichen treffen günstig zusammen und versprechen, wenn nicht schon in dieser, doch in der nächsten Saison alle meine Bemühungen zu krönen. Die allerdings nicht unbeträchtlichen Summen, welche ich von Ew. Excellenz zur Disposition bekommen habe, scheinen vorläufig freilich in den Wind zu gehen; doch nach diesem Winde gerade werden sich bald die Wetterfahnen der hofärztlichen Rathschläge richten und den Pfeil nach dem Amalienbad umwerfen. In Kaputh konnte ich nichts versuchen, da an Sägenreißers Unbestechlichkeit jeder Louisd'or aus Scham in ein rothes werthloses Kupferstück sich verwandelt und auch der Fürst von Sayn-Sayn Jahr aus Jahr ein dasselbe Bad besucht. Allein in Vaduz habe ich das feierliche Versprechen von dem Medicinalrath, Dr. Schuwt, bekommen, daß er wenigstens die Fürstin und zwar im nächsten Jahre, uns zuschicken will. In diesem Jahre geht sie nach Ems ihrer leidenden Brust wegen; wenn sie aber den Winter überlebt und die Schwindsucht nicht im Galopp kömmt, so wird Medicinalrath Schuwt Sorge tragen, daß sie unsere Stahlquelle braucht. Freilich könnt' es ihr Ade sein, sagte der Leibmedicus nachdenklich, als er mir eine Quittung über das Honorar für die Heilung eines Fingers

*) Als der Graf diese Stelle las, bewunderte er die Zwietracht und den Neid, der zwischen den Brüdern herrsche.

sein Haus — wir erinnern an Fritz Ellrodt's
spräch mit Maria Thereſia in Schönbrunn
einen Rauchfang hatte, aus welchem die Wo
des Herdes und des Gemüths zugleich hinauszog

Kinder ſegneten dieſe Ehe, die manches J
hindurch in eine beſſere, durch die Opfer der vor
gegangenen Zeiten erkaufte Zukunft des Va
landes hineindauerte.

Bayerische
Staatsbibliothek

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Ein

# Hollandgang.

Von

Karl Gutzkow.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
Verlagsbuchhandlung.

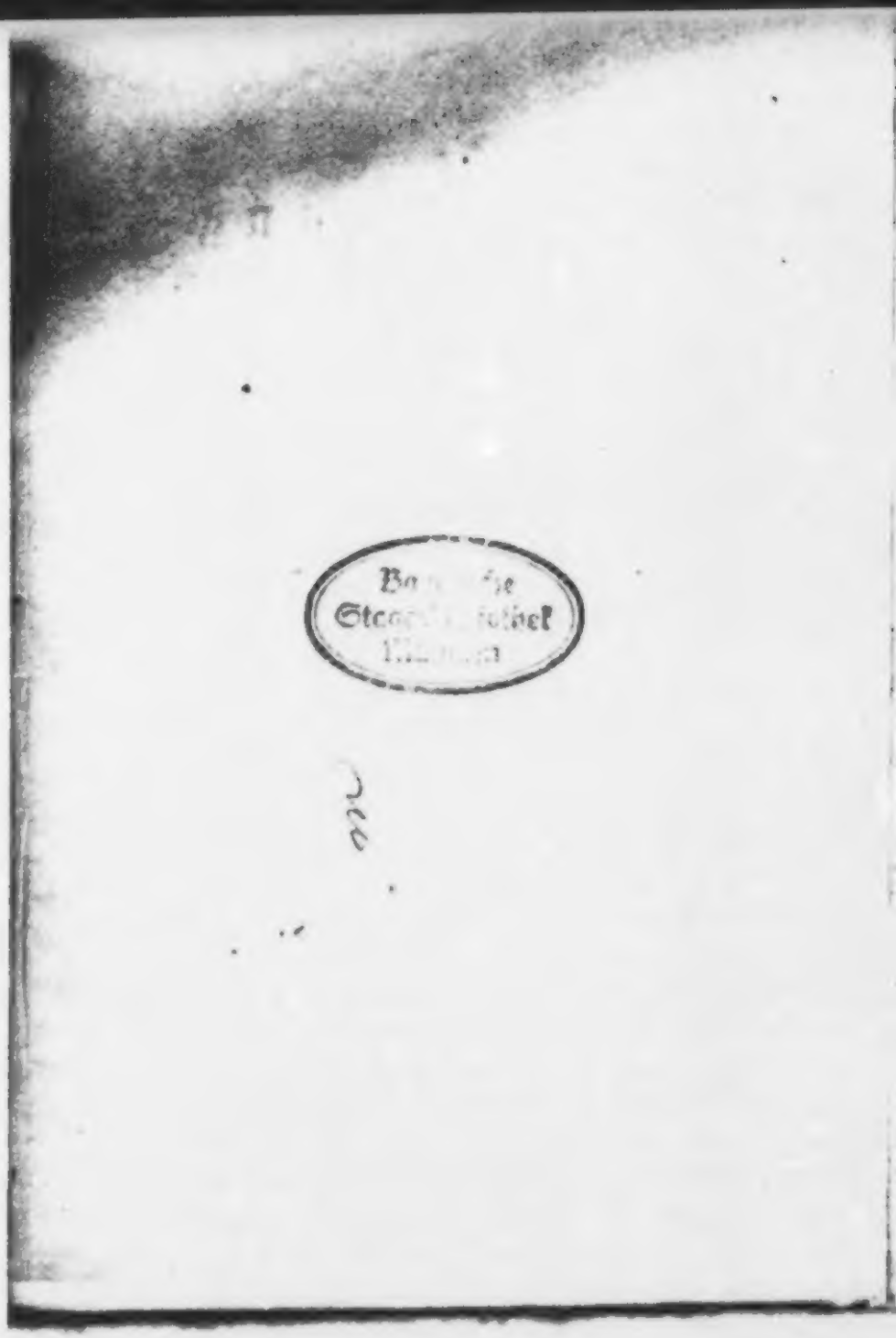
Ba[illegible]
Staa[illegible]bibel

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Für eine Reisebibliothek und für Leser, die vielleicht denselben Weg nehmen wollen, der in den nachstehenden Blättern beschrieben ist, möge der Wiederabdruck der Letztern aus der Kölnischen Zeitung, in deren Spalten die anspruchslosen Eindrücke des Augenblicks zuerst erschienen, entschuldigt sein.

Die Holländer, leider gegen die Deutschen eingenommen, vollends gereizt gegen die Kölnische Zeitung, die so entschieden deutsche Art und unser erlaubtes Selbstgefühl vertritt, haben an diesem „Hollandgang" wenig Gutes lassen wollen.

Doch hat sich darum der Verfasser im Behaupten seiner einmal empfangenen Eindrücke nicht irre machen lassen wollen, wenn er auch sonst gesteht, daß die nachfolgenden Blätter keinen andern Werth beanspruchen, als einem nach Holland reisenden Touristen eine flüchtige Anregung zu geben.

Berlin, November 1872.

# I.

Bekanntlich nennt man „Hollandgänger" jene deutschen, meist aus Ostfriesland und dem münster-osnabrück'schen Westfalen kommenden Feldarbeiter, die dem landwirthschaftlichen Mynheer beim Einheimsen seiner Ernte ihre Arme leihen. Meist kommen sie mit Weib und Kind, nie überladen mit viel Bündeln; sie kommen nur mit nothdürftiger Wäsche, Henkelkrug und Löffel, jedenfalls mit scharfgeschliffener Sense. Beim reformirten Dienstherrn mögen die meistens katholischen Zuzügler, beim katholischen die ab und zu auch wol vorkommenden lutherischen ein zurückhaltendes, mißtrauisches Benehmen beobach-

ten, etwa wie gegenwärtig die immer auf dem Qui vive der Strikes lebenden Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber; daher die Erklärung der Holländer, daß die allgemein übliche Bezeichnung der Deutschen als „Muffe" zunächst nur auf jenen deutschen Erntebeistand gehe. Diesen Hollandgängern rufe man, sagen sie, einzig und allein den Spottnamen Muff nach. Niemand wußte den Ursprung unseres holländischen Ehrentitels zu erklären. Daß die Bezeichnung, die noch vor dreißig Jahren z. B. in Arnheim, einem Freunde von mir, einem düsseldorfer Maler, den sein blondes, langes Haar und sein Spitzbart als Deutschen hatten erkennen lassen, zum förmlichen Hep! Hep! in den Straßen wurde — die Jungen liefen ihm mit dem Rufe: Muff! Muff! nach —, daß, sag' ich, diese Bezeichnung zunächst unseren Ernst, unsere Trockenheit, unseren Trübsinn, vielleicht sogar unser Heimweh charakterisiren soll

eb: — denn Ew. Excellenz werden leicht errathen, daß einen so hochgestellten Mann nicht mit einer Summe es so ohne Weiteres bestechen kann. Es ist immer meine ohnheit, mich absichtlich mit einem leichten Schaden zu ften, z. B. in den Finger zu schneiden, einen Splitter reißen und dergleichen. Während der Heilung wird die lienbader Frage angeregt, und deutlich genug gezeigt, daß die Empfehlung ihres Eisenwerthes Gold steht. Der nedicus nimmt für einen ausgezogenen Splitter recht dreißig Pistolen, wo ich noch den Vorzug habe, mir Quittung darüber auszuwirken, was zu bewilligen sonst Bestochenen die Klugheit untersagt. — Ich sagte also: Medicinalrath hätte sich mit einem Buche getröstet, worin erühmter Arzt erklärt haben soll, daß oft ein begange- Heilungsirrthum die Wahrheit in einem krankhaften chlichen Zustande schneller an's Licht fördere und der ndlung des Arztes Diversionen eröffne, wo die käm- e Natur sich stärkt und sich in ihrer Kraft zu üben be- bis zum allmäligen Siege.

n Laufau erklärte mir der dortige Leibmedicus des Groß- gs, daß er an dem Leben eines Fürsten keine Experi- e zu machen wage und daß dem Großherzoge Aachens efelquellen einzig zuträglich wären, der schlechten Kuren , die die Aerzte in Rom und Neapel mit dem als Erb- erzog dort reisenden jungen Fürsten angestellt hätten wo nun all das überflüssige Metall, das in ihm stäke, achner Schwefelqualm ausdünsten müsse; indessen machte r Hoffnungen auf einige Minister, namentlich auf einen, em Großherzoge längst zu constitutionell gesinnt wäre en er in einem Eisenbad so erhitzen wolle, daß er un-

und beinahe auf den russischen Spottnamen für die Deutschen „Niemez" (Schmerz) hinauskommt, scheint mir auf der Hand zu liegen.

Mit scharfgeschliffener Sense trat ich meinen vierzehntägigen Hollandgang nicht an.

Allerdings fiel er in die denkwürdig heißen Erntetage des Jahres 1872, einen Juli, der uns immerfort Goethe's: „Was der Mensch am wenigsten kann ertragen, Ist eine Reihe von schönen Tagen —" ins Ohr summen ließ. Selbst am Meeresstrande versetzte die Hitze fast nach Java, Hollands mächtigster Colonie und bedeutungsvoll rückwirkender Culturbildnerin. Die Ernte, wie sie vom Eisenbahnwaggon aus, oft in einem Chaos von Sümpfen, Kanälen, Krüppelwald und Sandwüste, wahren Musterkarten einer Terre maudite, erblickt werden konnte, stand sichelreif in goldener Pracht. Aber die Eindrücke, die der Erzähler gewonnen hat, sind,

wenn ſie auch das Bedauern nicht ausſchließen, das über ſo manches gegen die deutſchen Stammesbrüder gehegte holländiſche Vorurtheil ausgeſprochen werden muß, doch nur die der Hochachtung vor einer Nation voll unermüdlicher Zähigkeit, glühender Vaterlandsliebe und von durchweg ernſtmännlichem Charakter.

Bekanntlich nimmt der Rhein in Holland ein trauriges Ende. Er gleicht einem zum Kinde gewordenen Greiſe, der zuletzt an der Krücke ſchleicht. Die Krücken ſind einige mächtigere Gewäſſer, die ihn überfluten und ihm unter die Arme greifen, bis er ſich bei Leyden (bedeutungsvolles Wort für einen Invaliden) in's Meer verliert.

Vier Monate lang hatte ich den Rhein in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſehen. Vom erſten Blüthenbaum an Boppards maleriſcher Bucht, vom erſten Ton der erſten Nachtigall, die ihre

Solfeggien und Vocaliſen unter den Fenſtern des wohlberufenen dortigen „Mühlbads" ſchlug, bis zur Zeit eines fabelhaften Kirſchenſegens, den man vorzugsweiſe von dem Kirſchen-Eldorado Saatzig, den Herren Redemptoriſten verfloſſenen Andenkens im wunderthätigen Wallfahrtsorte Bornhofen gegenüber, auf die Dampfboote verlud, hatte ich Rheinleben genoſſen in allen ſeinen oftbeſungenen Schönheiten. Genoſſen — in ſeiner faſt zu ſtereotyp auf dem Tiſche ſtehenden Maibowle; genoſſen — angenehmer — in dem gelegentlichen Desipere in loco, dem Forſchen auf den Unterſchied der Blumen von Rebenſorten, die an der großen Verſchwörung der Hotel-Weinkarten Europas durch ihre civileren Preiſe unbetheiligt ſind, Rebenſorten, die zwiſchen Bacharach und dem boppard'ſchen Hamm wachſen; genoſſen — in den dem Norddeutſchen wunderlichen, aber rheinüblichen Kaffee-Geſell-

schaften, die jedoch zum Glück ausarten dürfen und mit dem Hinzutreten der Männer und dem grünen Römerglase endigen; genossen — in den herrlichsten Waldpartieen durch wiesenblumengeschmückte Gründe und Schluchten, die hinauf, oft steil und unwegsam, in die stille, grünhelle Buchen- oder dunkle Eichenwelt des Hochwaldes führen, dahin, wo noch der borstige Eber haust und der Fuchs und vor hundert Jahren die romantische Wegelagerung der Schinderhannes. Weiches, schwellendes Moos, umsickert von Quellen, die zur Seite aus dem Felsen dringen, diente als Ruheplatz, um unter Finkensang, unter dem Ruf des Kuckuck von Genüber, Welt und Zeit und vor Allem die große mailänder Sanct Ambrosiusthat des Caplans Beinroth von Boppard, die Kirchenausweisung der Professoren Knoodt und Reinkens und deren Folgen, zu besprechen. O gewiß, so beim Frei-

werden der im Korbe mitgenommenen Sorgenbrecher, beim Gesang von Liedern, die im Echo widerklingen, war auch hier, in einem Theil des weiland Kurfürstenthums Trier, die Reform der Kirche eine „nothwendige und entschiedene Sache", Alles war „altkatholisch", der alte trierer Weihbischof von Honthein setzte, aus dem Grabe erstanden, seine „emser Punctationen" für eine von Rom unabhängige deutsche Kirche wieder auf. Ob aber diese Feuer, grade wie die am 24. Juni abgebrannten, nicht allmählich um Mitternacht wieder dunkel geworden sind, die ganze, liebe, alte; zum Schlummern bestimmte Nacht von früher angebrochen, das wird die Zukunft lehren. „Sagen Sie Ihrer Herrschaft, daß ich ihr kein Fleisch mehr liefern werde!" fuhr kurz vor den Hundstagen ein hopparder Metzger die Köchin einer braven Wirthin an, die es ihrem Mann durch Gardinenpredigten nicht hatte

verderben wollen, an der altkatholiſchen Bewegung ſeine Freude zu haben. Wahrſcheinlich lieferte der „unfehlbare" Metzger das Fleiſch in die Küche des Stadtpfarrers oder gar ins geiſtliche Seminar des Städtchens. Hic aqua haeret — überall!

Die kirchliche Erinnerung liegt mir deshalb nahe, weil ich den mächtigſten Eindruck, den mir das heilige Köln Sonntag, den 7. Juli, an einem Tage mit wahrhaft italieniſchem Sonnenhimmel, bot, dem zwiſchen 11 und 12 Uhr überfüllten, von Menſchen ſtrotzenden, von einem förmlichen Fanatismus im Geſang widerhallenden Dom verdankte.

Vierzehn Tage vorher hatte ich das Wunder der Welt wiedergeſehen und vollkommen leer gefunden. Nur jener einzige neuerfundene Domſchweizer, der an Stelle des alten getreten iſt, fiel mir damals als einzige Belebung des

gemeißelten erhabenen Urwaldes auf. Als ich dieſe Neuerung meines ſeit vierzig Jahren geliebten und durchforſchten kölner Doms erblickte, glaubte ich erſt, der unglückliche Haſſoun aus Konſtantinopel hätte am Rhein eine Unterkunft gefunden. Ein Mann, wenn nicht gerade wie ein ruſſiſcher Pope, doch wie ein der griechiſchen Kirche Angehöriger anzuſehen, mit langem Stabe, langem rothen Rock und einer unverkennbar ſlawiſchen Mütze, einer faſt koſakiſchen, macht jetzt im kölner Dom die Honneurs. Wahrlich, es wäre für den ſeligen Freiherrn Auguſt von Haxthauſen eine Wonne geweſen, dies Zeichen einer Verbrüderung zwiſchen Rom und Konſtantinopel zu ſehen, über deren Dringlichkeit der ins Gothiſche und Ruſſiſche gleich verliebte, gemüthliche weſtfäliſche Doctrinär mehrere Bücher geſchrieben hat.

Zu dieſer Leere mit dem einzigen auf ein

Trinkgeld wartenden Hassoun stand am 6. Sonntag Trinitatis das buchstäblich wahre: Kein Apfel konnte zur Erde! und ein Gesang aus einigen Tausend metallenen Kehlen in einem Gegensatz, der mich um den Sieg und die Sache der Altkatholiken mehr mit Sorgen erfüllte, als die verweigerte Fleischlieferung von Boppard.

Schließlich aber stieg ich in den Waggon mit dem Handgepäck des allerneusten Telegramms: Der Erzbischof von Utrecht ist in München mit großem Antheil der im Bahnhof versammelten Menge eingetroffen. Das klang tröstlich. Und der Erzbischof von Utrecht! Wie verdroß mich am Schalter gleich: „Zweite Klasse, Rotterdam", verlangt und mein Gepäck nach dem Geburtsorte des Erasmus instradirt zu haben! Hätte ich nicht in Utrecht Halt machen müssen? Nicht einen zeitgemäßen Artikel, eine Actualität prima

sorte: „Der Erzbischof von Utrecht", aus Utrecht selbst schreiben sollen?

Das Thema ist für die „Neue freie Presse" herausfordernd. Wer ist eigentlich dieser hohe holländische Würdenträger? Er heißt Loos. Das ist zu wenig, was wir von ihm wissen. Welches ist sein Studiengang? Was würden von ihm die Personen ausgesagt haben, die du etwa in Utrecht über seinen Charakter, seinen Ruf ausgeforscht hättest? Welches ist seine Lieblingsbeschäftigung? Vielleicht sammelt er Münzen! Vielleicht Kupferstiche! Man könnte charakteristische Anekdoten über ihn erfahren, etwa ob er früher Kavallerie-Officier gewesen wie Herr von Ketteler, oder Gedichte hat drucken lassen, wie der Herr Stadtpfarrer von Boppard? Vielleicht kommt in den seinigen eine Stelle vor: „Die Yssel ist ein Jansenist!" als Pendant zu einem Verse in den Gedichten des Stadtpfarrers

von Boppard: „Der Rheinstrom ist ein Katholik —"?

Mit dem Gedanken an diesen pikanten Artikel, den ich nur schreiben konnte, wenn ich auf dem Wege von Zevenaar nach Rotterdam Halt machte, beschäftigte ich mich von Köln bis Crefeld. Mein Artikel war fertig bis auf den factischen Inhalt, der leider in Utrecht liegen bleiben sollte.

Indessen geht es mit großen Unternehmungen, z. B. auch mit dem letzten französischen Kriege, immer so, daß man die ersten Anläufe zum Siege mit zu gewaltigem Ausschreiten nimmt. Die Erstürmung des Berges bei Spicheren, die so viel Opfer gekostet hat, soll nach Kennern des Polybius überflüssig gewesen sein. Aber der Mensch ist nun einmal so; tüchtig im Anfang vorgearbeitet, macht später die Sache leichter. So flog ich denn auch sofort in einem Zuge nach Rotterdam. Zu verlockend war der obener-

fehlbar bei seiner Rückkehr sich zu falschen Schritten verleiten lassen und dadurch selber stürzen würde.

In Kuhschnappel hatte ich die Bestechung nicht nöthig. Dort fand ich einen würdigen Leibmedicus, der mir mit thränenden Augen gestand, daß das Leben des Kronprinzen nur noch durch Stahlbäder gerettet werden könne; er hätte dem Prinzen Campe's Sophrosyne zu lesen gegeben, er hätte ihn durch die Spitäler geführt, hätte ihn durch ritterliche Uebungen von seinem Treiben abbringen wollen, aber selbst Pyrmont, das nach Hufeland's Heilquellen, Seite 57, doch so ausgezeichnete Heilkräfte gegen diese allmäligen physischen und moralischen Selbstmörder entwickeln solle, selbst Pyrmont hätte wenig gefruchtet. Ich sagte, als wir schieden: Herr Medicinalrath, vielleicht weckt schon der weibliche Name der Amalienquelle natürlichere Vorstellungen in Sr. Hoheit! Will's Gott, seufzte der redliche Staatsdiener und gab mir weinend das Geleite.

In Flachsenfingen schien der Leibarzt des ungemein stark bekinderten Fürsten ein versteckter Republikaner zu sein. Wenigstens sprach er nur von dem Budget und dessen täglich sich vermehrender Ausdehnung. Er war bereit, uns das jüngste Glied der fürstlichen Familie, welches an Scropheln litt, zu opfern und dachte dabei vielleicht an dessen Apanage. Es war ein zorniger Mann, der mir beim Abschied noch nachrief: er verlasse sich wenigstens darauf, daß man in Amalienbad künstliche Salzbäder werde bekommen können; das Kind in echte zu schicken, nach Kreuznach z. B. oder in's Meer nach Dobberan, darunter würde das Land nur noch immer mehr leiden.

Ich habe auch noch eine andere Entdeckung gemacht, die einen tiefen Blick in die Badmanie unserer Zeit und

ähnte italienische Sonntagshimmel, die schnelle
ahrt, der gute Duft, den die Cigarren meiner
Ritpassagiere verbreiteten, der lachende Ernte-
egen auf unseren deutschen Fluren, der mich
benso zerstreute wie die Betrachtung über die
eiche Geschichte dieser schnell durchflogenen Land-
riche von Jülich und Cleve. Stolz überragt
as Schloß der alten Herzoge von Cleve die mit
en herrlichsten bewaldeten Höhen umzogene
Stadt. Es könnte bunte Erinnerungen erzählen,
ies Schloß von Cleve, vom Schwanenritter
n bis in die ersten Versuche der Brandenburger,
Erwerbungen, die ihnen zufielen, mit dem Geiste
er Spree und Havel zu vereinigen.

Das Uebrige, um mich von meinem verpaßten
Artikel abzubringen, thaten die Vergleichungen
es Uebergangs deutscher Art in die holländische,
ie entschieden ist, wenn man bei Emmerich
um letzten Male einen überraschenden Versuch

der Natur, ſich noch einmal zur Berggeſtalt zu erheben, eine maleriſch gelegene Kirche, den letzten ſchwarz-weißen Schlagbaum und die mit vertrauensvoller, ſehr coulanter Ruhe ausgeübte holländiſche Mauthunterſuchung hinter ſich hat. Arnheim iſt die erſte ganz holländiſche Stadt, ſauber gehalten, mit Villen am hier noch immer ſtattlichen Rhein, mit freundlichen Alleen und ſchattenreichen Bosquets.

Abenteuer — falls man nicht gerade das Zuſammentreffen zweier Züge erlebt oder von einem geheimnißvollen Mitpaſſagier ermordet wird, ſind auf einer Eiſenbahnfahrt ſelten. Selbſt dem eiligſten Courierzuge pflegt es, wenigſtens in Deutſchland, nicht möglich zu werden, einen Paſſagier, der nach längſt gegebenem Abfahrtszeichen mit noch kauendem Munde und der Butterſemmel in der Hand, an ſein Coupé zurückſchlendert, im Stiche zu laſſen. Der deutſche

Charakter hat für das Entstehenlassen solcher Romantik der Verzweiflung zu viel Mitgefühl. Die Sympathie für Seelen, die sich zu erfrischen und zu stärken im Begriff stehen, macht Schaffner und Passagier solidarisch verbunden. Jeder denkt an die ewigen Götter, die nun einmal den Hunger und die Nahrungsmittel für Alle haben entstehen lassen.

Dennoch glaube ich, ohne gerade auf eine Rettungsmedaille Ansprüche erheben zu wollen, erwähnen zu dürfen, daß ich in diesem heißen Sommer 1872 zwei Unglückliche, von denen der eine wirklich aus dem Waggon, während der Train schon sausend dahinflog, hinauszuspringen im Begriff stand, der andere nur über ein solches Vorhaben nachzugrübeln schien, an ihren Rockschößen festhielt und den ersten mit Entschiedenheit, den zweiten mit zuwartender Beobachtung so lange vergewaltigte, bis der gefährliche Moment parirt war.

Jener war ein Holländer und nicht unwahrscheinlich betrunken. Er hatte in Arnheim auszusteigen vergessen, erwachte, als wir schon die Haide zwischen Arnheim und Utrecht, eine Wüste, durchflogen, und wollte durch einen Sprung aus dem Waggon sein Versehen berichtigen. Der Andere war ein Norweger, dem man seine Reiseroute, wahrscheinlich von einem deutschen Bade aus, das er seiner Gesundheit wegen besuchte, bis nach Kopenhagen vorgeschrieben hatte. Auf diesem Programm stand mehrmals: „Aussteigen! Anderer Zug!“ Von Hannover kommend, verlor er bereits hinter Lehrte über diese fortwährenden Abweichungen des Schienenstrangs nach rechts und links alles klare Bewußtsein. Seine Unruhe wuchs, er verglich seine Notizen, zweifelte, ob er sich im richtigen Zuge befände. Als in Lüneburg schon wieder eine Abzweigung in Aussicht stand, gerieth die Angst des Mannes, er möchte durch

einen falschen Zug statt nach Norwegen nach Rußland kommen, in einen Zustand, der ebenfalls dem Hinausspringenwollen nahe kam. Den Kopf behielt er nicht mehr im Waggon. Jeden Augenblick konnte man eine Explosion seiner Geistesstörung erwarten. Was daraus geworden, konnte ich nicht verfolgen. Ich nahm in Lüneburg eine andere Richtung.

Die Anlegung von Eisenbahnen deckt sonst manches Land in seinen verborgenen Schönheiten auf. Vergegenwärtigt Euch die mächtigen Felskolosse, die stürzenden Berggewässer, die düsteren Wälder, Eisenhämmer und versteckten Schmieden, an denen der Zug vorüberbraust, der uns von Aachen nach Lüttich führt, oder mit noch lieblicheren Bildern, von Rosenheim nach Kufstein.

Die gerade Linie, die der nivellirende Geometer anstrebt, ist ein Zauberstab für die Erschließung bisher unbekannter Naturreize ge-

weſen, auch für manche wiſſenſchaftliche Entdeckung.

Aber auch ebenſo kann die Anlegung einer Eiſenbahn die Nachahmung der gemalten Proſpecte, womit Potemkin die Kaiſerin Katharina bei ihrer Reiſe durch Rußland betrog, wünſchenswerth erſcheinen laſſen.

Da heißt es wohl: Holland iſt ein Garten, gepflegt und gebaut mit ängſtlicher Sorgfalt! Fruchtbarkeit und Segen verbreiten ſich nach allen Richtungen! Maſſenhaft weidet das Vieh auf lachenden Wieſen! Ueppige Kornfelder, Obſtbäume, deren Ertrag ſogar noch eine reiche Ausfuhr nach England ermöglicht, erfreuen das Auge —! Und nun ſehe Einer dieſe Landſchaft zu beiden Seiten der Eiſenbahn zwiſchen Arnheim und Utrecht! Die lüneburger Haide iſt Italien dagegen. Auf dem dürren gelben Sande ſteht hier und da eine trauernde Diſtel, Sümpfe

ſind bedeckt von der unheimlichen Vegetation der Waſſerlinſen, zuweilen unterbricht ein Anſatz zu einem Tannenwalde den Verſuch zu einer Wieſe; die Haidſchnucken fehlen nicht; wir durchfliegen eine Landſchaft, die von Hollands Natur und Cultur eine durchaus irrthümliche Vorſtellung erwecken könnte.

Doch bald wird man eines Beſſeren belehrt. Schon die Städte Utrecht, Woerden, Gouda erheben ſich freundlich anmuthend aus jener ſorgſamen Pflege, jener gefallſamen Behaglichkeit, die in der Regel der holländiſchen Landſchaft eigen iſt und uns ſchon aus Hunderten von Bildern in unſeren Galerieen eine wohlthuende Erinnerung blieb.

Hinter Gouda begann jener idylliſche Zuſammenhang weithin ſchimmernder Meierhöfe, von Wieſenflächen mit ausgeſpanntem Linnen, von Windmühlen, oft mit einem thurmartigen Unter-

bau, von Rinderherden, die seltsamer Weise meist hellscheckig gezeichnet sind, von schnurgerade angelegten Wasserstraßen mit buntbemalten Nachen, umstanden von Weiden und Pappeln, die immer eine malerische Wirkung hervorbringen. Dazu dann die behaglichen, nur auf Eine Familie berechneten Wohnhäuser, aus Backsteinen aufgebaut, mit mächtigen Fenstern, die Außenwände sauber gefirnißt oder nach Art des sogenannten Holländerisirens ein Backstein vom anderen durch weiße Striche unterschieden. Zuweilen bricht durch die Art, wie der Holländer sein Landschaftsgefühl im Anlegen und Umfriedigen seiner Wohnung ausdrückt, eine Erinnerung, man möchte sagen, an die holländische Factorei — in Hongkong durch. Es konnte uns zuweilen chinesisch zu Muthe werden bei den niedrigen, sauberen Landhäuschen, den Pavillons, dem nahegelegenen Kanal mit der bunten, zu jedem Aus-

gang nöthigen Gondel. Man sieht sich nach den Glöckchen um, die an einer Pagode klingen, nach den Damen, die ihrer verkrüppelten Füße wegen wie Mumien eingewickelt sitzen und wohlfrisirt hinter ihren Palmblattfächern in die Welt und die nächste Theeernte starren.

Aber zuweilen tritt uns nicht China, sondern wirklich auch Meister Everdingen entgegen, nicht in den grotesken Bergformationen des berühmten holländischen Landschaftmalers, die sich derselbe aus Norwegen geholt, sondern in den ihm eigenen sanften Verbindungen der Vegetation und des Wassers, in seiner oft auf eine einzige Baumgruppe, auf deren abendliche oder winterliche Beleuchtung, auf deren Widerspiegelung im stillen Weiher gehauchten Poesie. Wäre das Uebermaß an solchem Gewässer und die todte Ruhe desselben, die nur ab und zu ein Lufthauch in zitternde Bewegung versetzt, für unser

Gefühl nicht gar so beklemmend und weckte den Gedanken an den ringsum ſpukenden Geiſt des Fiebers, ſo könnte man den Sternen, namentlich der vollen Mondſcheibe, wenig Gelegenheit nachweiſen, ihr Licht ſo magiſch, ſo eigenthümlich verklärend zu verbreiten, wie in dieſer typiſch holländiſchen Landſchaft.

Um Utrecht her, dieſe in ihren Lehrkräften noch immer wohlerhaltene Univerſität, deren chemiſches Laboratorium eben ſo ſtattlich als Wahrzeichen einer wohlgepflegten Muſenanſtalt am Schienenwege („Sporweg") prangt, wie der neue Bau an der Allee von Poppelsdorf bei Bonn, mehrte ſich der Zudrang zu den Waggons. Mancher Geiſtliche ſtieg ein. Proteſtantiſche waren es, während Utrecht der Sitz der janſeniſtiſchen Katholiken iſt. „Was unſer Erzbiſchof," ſagte ein deutſchredender Pfarrer, „für die deutſchen Wirren ausrichten ſoll, kann ich

die von den Aerzten dabei gespielte Rolle wer-
fen läßt. Es ereignet sich oft, daß kleine, unbedeutende Bä-
der dicht bei großen Städten in der Nähe liegen, z. B. So-
den bei Frankfurt, Cannstadt bei Stuttgart u. s. w. Hätten
nun diese Bäder eine große Kraft, so würden sie längst von
der echten Wissenschaft allgemein empfohlen sein. Dies hin-
dert jedoch die Aerzte der benachbarten großen Städte nicht,
alle Welt in diese kleinen Bäder zu schicken: denn welcher
Patient trennte sich gern von seinem Arzte, welcher Arzt
gäbe gern einen ganzen Sommer hindurch die Behandlung
eines Kranken auf? In Soden bei Frankfurt gibt es zum
Glück vierzehn Quellen: man denke sich, welche Auswahl
hier die Frankfurter Aerzte haben! Mein Patient will nach
Ems, ich schick' ihn aber nach Soden Nr. 4! Ihr Patient
will nach Töplitz, schicken Sie ihn nach Soden Nr. 5! So
bleibt dem Arzte die Kundschaft und dem Kranken sein
Uebel; auch spart er die Reisekosten.

Auf dergleichen Erfahrungen bau' ich also meine Opera-
tionen. Was sie hier in Vierhufen erreichen werden, theilt
vielleicht mein Nächstes mit, bis wohin ich verbleibe,

Hochgeborner Herr Graf.

Ihr ergebener Diener.

Amandus Blasedow,
genannt Dr. Amandus Müller.

nicht begreifen. Iſt er doch Janſeniſt und durch die Bulle Unigenitus für Rom eine vollſtändige Null! Was er auch verrichtet, Rom muß es ja ohne Weiters für ungeſchehen erklären."

Steht zwar in Holland die kirchliche Reaction in voller Blüthe und iſt der Janſenismus in gewiſſem Sinne unſerem Pietismus verwandter, als der Aufklärung, ſo hatte ich doch das erhebende Gefühl, mich den claſſiſchen Erinnerungsſtätten jener großen Periode zu nähern, wo die Republik der Generalſtaaten und vor Allem die engere Provinz Holland das Aſyl der in England, Frankreich und Deutſchland verfolgten freien Forſchung war. Ja, die Geſchichte Hollands im 17. Jahrhundert ſteht ſowohl nach dem Leben in Kunſt und Wiſſenſchaft, wie nach dem der politiſchen Machtentfaltung und des gebietenden Anſehens neben dem Zeitalter des Auguſt

und dem des Perikles. Mögen auch damals die Juden den Spinoza aus Amsterdam vertrieben haben, so hatten doch die Holländer selbst daran keinen Theil. Sie ließen jedem Narren seinen Sparren. Selbst von Atheisten würden sie noch jetzt nichts als die Bezahlung ihrer Aufenthaltskarte verlangen. Mormonen, diese, wie mich neulich eine Amerikanerin versicherte, ganz verkannte, höchst respectable und nur von augenverdrehenden, bigotten Heuchlern verketzerte Secte (denn, fügte sie hinzu, eine einzige Frau allein bringt nicht mehr fertig, was heutiges Tages die Anforderungen an einen modernen Hausstand sind, Repräsentation, Küche, Wäsche, Kinderziehung und was nicht Alles —!) Mormonen giebt es in Amsterdam, sagt man, eben so ungehindert, wie ich unangefochten den „Bruder Miericke" gesehen habe, der in Berlin nicht mehr geduldet wird. Ein Straßenprediger in Amsterdam (der Kopf

ein prachtvolles Modell für einen der drei Wiedertäufer in Meyerbeer's „Propheten") hielt auf offener Straße Sonntags, und noch dazu mitten auf dem „Bürgersteige" mit Behinderung der Passage, eine Erweckung für den, der sie hören wollte. Ich kam leider erst, als er schon mit der Büchse wie ein Clown im Circus seine Cents einsammelte. Von Holland aus wirkten die Scaliger, die Salmasius mit einem Einfluß, den Niebuhr und Alexander von Humboldt nicht gehabt haben. Cartesius war ein Franzose, aber er lehrte seine Philosophie von Holland aus, weil er behauptete, man könnte nur in Holland ruhig denken. Dazu wohnte er in dem menschenüberfüllten Amsterdam! Aber in der That, nächst Venedig ist Amsterdam die ruhigste Stadt von der Welt. Man scheint ihr diesen Ruf erhalten zu wollen und duldet wohl deshalb daselbst keine Droschken. Wir kommen auf diese Seltsamkeit

noch zurück. Amsterdam hat 300,000 Einwohner, eine ungemeine Fülle von Sehenswürdigkeiten, die nicht alle auf einem und demselben Platze liegen, und — nirgends winkt dem Ermüdeten eine Droschke!

Jener Jansen, von welchem die Jansenisten herstammen, war ein Holländer, Bischof von Ypern. Er hinterließ ein Buch über den heiligen Augustin, worin er die Lehre des berühmten Convertiten, der die starke Aeußerung gethan hat: Credo, quia absurdum, zur Grundlage einer neuen, zwar katholischen, aber von vielen römischen Doctrinen abweichenden Dogmatik gemacht hat. Erst nach seinem Tode wirkte sie, und zwar so mächtig, daß sie für Frankreich die Zeit der Reformation zu erneuern drohte. Mehrere Herren, die dem „allerchristlichsten" Könige Ludwig XIV. nahe standen, fühlten sich von den strengen, auf eine gründliche Pflege des innern

Menſchen gehenden Lehrſätzen der Janſeniſten um ſo mehr überzeugt, als nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges und den ſpäteren Gräueln der franzöſiſchen Reunionskriege die Sehnſucht der Gemüther, Buße zu thun, Alle und beſonders die Vornehmen ergriffen hatte. Damals haben Nonnen, die durch Zufall einen Janſeniſten zum Beichtvater hatten, einen ganz andern Muth entwickelt, als die unfehlbarkeitsſeligen Aebtiſſinnen und Conventualinnen unſerer Tage, von denen nur eine einzige, die würdige Dame Laſſaulx, dem freimüthigen Rheinland Ehre gemacht hat! Die Nonnen vom Kloſter Port Royal wurden über ihre Oppoſition gegen den Papſt alte vertrocknete Matronen, die ſchon in die Meſſe getragen werden mußten, und ließen dennoch nicht ab von ihrem viele Jahre lang durchgeführten Proteſt gegen die päpſtlichen Bullen, die ihres Lehrers Meinungen verdammten, von ihrem Pro-

teſt gegen Ludwig des Vierzehnten Gewaltact, der ihr Kloſter erſt von Paris aufs Land zu verlegen und zuletzt ſogar ganz niederzureißen befahl. Der erbärmliche Charakter dieſes ſich ſelbſt vergötternden Fürſten wollte eine gallicaniſche, von Rom unabhängige Kirche und ließ ſich doch von den Jeſuiten jede Maßregel dictiren, die zur größeren Ehre Roms diente. Die Janſeniſten ſind die ſpeciellen Gegner der Jeſuiten. Wie dem Krokodil von der Natur das Ichneumon entgegengeſtellt iſt, ſo müſſen die Janſeniſten, es iſt ihr Naturtrieb, Loyola-Eier vertilgen. Der Maulbeerbaum iſt, ſcheint es, lediglich für die Seidenraupe in der Welt. Ebenſo ſind die Jeſuiten nur deshalb in die Welt gekommen, um von den Janſeniſten angegriffen zu werden. Das iſt gut geweſen für die Aufklärung. Das Beſte, was über die Geſellſchaft Jeſu geſchrieben wurde, rührt von einem Janſeniſten her. Blaiſe

Pascal's „Provincialbriefe" enthalten mehr über die schwarzen Männer mit dem breiten Seidengürtel und dem runden Hute, als unsere Staatsmänner im Reichstag, wenigstens nach der im Frühjahr desselben Jahres stattgefundenen Jesuitendebatte zu schließen, gelesen zu haben scheinen.

Was in Amsterdam die Calwerstraat, ist in Rotterdam die Hoogstraat. Sie bildete, als ich nach acht Uhr ankam, am schönsten Sommerabend, den vom Meere herüber ein mildkräftiger Luftzug abkühlte, so eng sie ist, für die wogende Bevölkerung den Tummelplatz der Sonntagsbewegung. Hier wimmerte eine Drehorgel die bekannten Klagen der Acuzena, dort schrie ein Junge Gebäcke aus, die für mich namenlos waren. Landbewohner jagten mit Einspännern, um nicht verspätet über all die zu passirenden Brücken und Kanäle zu kommen. Betrunkene, die den

Genever vielleicht in Schiedam an der rechten Quelle getrunken hatten, kehrten mit ſtentoriſchem Aufgebot ihrer Lunge heim. Das holländiſche Volk iſt nicht kriegeriſch oder beſonders tapfer — Napoleon I. ließ bekanntlich ein holländiſches Regiment, das ſich ſchlecht geſchlagen hatte, mit umgekehrtem Gewehr marſchiren — aber es iſt unbändig und wild, und die vielen Meutereien und Mordſcenen, die Hollands Geſchichte beflecken, vor Allem der gräßliche, an den edlen Brüdern de Witt von Pöbelhand vollzogene Mord, beweiſen die Heftigkeit des Volkscharakters. Kein Wunder denn auch, daß ich im ſchon hereingebrochenen Dunkel der Nacht, wo ſich nur noch einige Schritte vom Hotel aus die nächſten Fühlhörner der Orientirung ausſtrecken ließen, den vollſtändigen Eindruck einer pariſer Petroleuſe bekommen konnte. „Da werden Weiber zu Hyänen —" ſingt Schiller; er ahnte die

Commune von Paris in den Thaten der Septembriseurs. Wie sich ein betrunkenes Weib, mit wilder Wuth die Brandfackel schwingend, ausnehmen kann, sah ich an einer schon bejahrten Frau, die im Kreise von sechs anderen Frauen und Männern in Volkstracht, sämmtlich armverschränkt, durch die Hochstraße anmarschirt kamen und mit einer unverkennbar spirituos angeregten Begeisterung ein Volkslied, eine Art „tappre Landsoldat", wie Sturmgebraus sangen. Das Auge der alten hochgewachsenen Frau flammte, ihr Fuß, immer im Gleichtact mit der Marschmelodie des Liedes, schritt hinaus wie zum Angriff, ein trotziges, hohnlachendes Verachten alles Anstandes, aller Sitte sprach aus ihrer halbirren Miene. Sie, die vielleicht Sechzigjährige, that wie die jungen Mädchen, die neben ihr schrieen, wie die jungen Bursche in Hemdärmeln, die Jeden niedergetreten haben würden, der etwa die

Kette, die den ganzen Damm einnahm, hätte hemmen wollen.

Mild beſchien der Mond das Standbild des Erasmus, dem man gegenwärtig einen würdigeren Hintergrund zu bauen ſcheint, als ſein vis à vis iſt, der tägliche Küchenmarkt. Sein Freund Oekolampad ſteht in Baſel an weihevollerer Stelle. Die Inſchrift, die des großen Zaudererers und doctrinären Hemmers der Reformation Verdienſte rühmte, iſt lateiniſch und holländiſch und ellenlang. Die Züge im Antlitz der Statue waren vom Bildner nicht zu verfehlen nach den vielen Bildern, die uns die Zeit von dem früh Gealterten und Kränkelnden von Meiſterhand hinterlaſſen hat. Da man ihn noch in ſeiner Jugendfriſche abgebildet ſieht, ſo hat er etwas von den feinen, ſpitzen Zügen Voltaire's, denen ſich ſogar die Züge des Melanchthon genähert haben, ohne freilich ſo bizarr auszuarten,

## Fünftes Kapitel.

### Blasedows Standrede an eine Dame, die mystisch werden wollte.

---

Die Veranlassung später. Die Rede selbst lautete: „Ich denke mir den Herrgott oft wie ein Elternpaar, das von vielen und mannigfach gearteten Kindern umgeben ist. Die einen lieben ihn ohne davon viel Wesens zu machen, die andern tragen ihre Liebe fortwährend zur Schau und machen ein Geschäft daraus. Es gibt Kinder, die so gern die Rolle der Eltern übernehmen und in deren Namen ordnen, befehlen, unterdrücken, besonders die unterdrücken, welche lieben, ohne es zu sagen. Die älteren Geschwister, wenn sie wie die Blüthen eheloser Pflanzen vertrocknen und nie die zarten Schwielen des Traurings fühlten, werden leicht geneigt, die Eltern selbst an Wachsamkeit gegen die jüngern zu übertreffen. Sie sagen wohl gar, daß sie ihrer Liebe zu den Eltern wegen nie heirathen würden, und machen aus dem, was ihnen große irdische Noth verursacht, eine himmlische Tugend. Die Welt geht wie ein lachender, blumengeschmückter Bräutigam an

wie bei dem boshaften Franzoſen. Ein ſchönes, ſtarkes, gerundetes Kinn gehört zu jedem fein-organiſirten Geiſte, obſchon ich nicht läugnen will, daß ich berühmte und — eingebildete Männer kennen lernte, die keines haben. Erasmus blättert in einem Buche, wodurch ſein Haften an der Bücherwelt bezeichnet ſein kann, ſein Unvermögen, kräftig den Geiſt auch aus der Bücherei ins Leben zu übertragen.

Im verklärenden Dämmerlichte ſtand die ehrwürdige St. Laurentiuskirche, Rotterdams Kathedrale, ein Bau, der alle Kennzeichen ſeines holländiſchen Urſprungs trägt. Der Backſteinbau iſt ſogleich erſichtlich in den weißbemalten Linien des Mörtels. Wohnungen für die Kirchendiener ſchienen mir in praktiſcher Weiſe in die gothiſchen Formen hineingebaut. Natürlich ertönte auch hier, wie faſt von allen größeren Kirchen Hollands, jede Viertelſtunde ein Glockenſpiel,

richtiger eine Thurm-Spiel-Dose, da ihre Vorrichtung nicht auf Glocken, sondern Stäben und demselben Gesetz beruht, wie die Leierkasten zusammengesetzt sind. Die katholische Kirche, sonst so spröde gegen die Hervorbringungen ihrer abtrünnigen Schwester, hat sich diese Anregung der Phantasie, das viertelstündige Erinnern an das Vorhandensein der Mutter-Kirche durch Glockenspiele angeeignet. Nur daß die Jesuiten, ihrem Molinismus getreu, den Eisenstäben das ganze musikalische Repertoir der Zeit zur Verfügung stellten. Die Kirchen in Genua hörte ich Verdi und Donizetti spielen.

## II.

Der Geschäftsführer des Hotels, in welches ich durch Ueberredung eines Mitpassagiers gekommen, war ein jungkölnisches Blut, eine fidele Haut, jedem Deutschen bei Schwierigkeiten im Verständigen mit der Bevölkerung ein entschlossener Beistand. Aus dem Entzücken, das er über die psychologische Merkwürdigkeit empfand, jenen Mitpassagier sofort auf den ersten Blick als einen alten kölner Schulkameraden erkannt zu haben, kam sein gemüthlich deutscher Sinn zwei Tage lang nicht heraus. Aber — sein Hotel („Zum heiligen Lucas") würde ich Niemanden empfehlen, der sich nicht schon an die holländische Hotel-

unbequemlichkeit und hierorts übliche Raumersparniß gewöhnt hat.

Der Holländer iſt, wie der Invalide im Egmont ſagt, „beidliebig". Er hat dem Waſſer die Erde erſt zu Wohnungen mühſam abgerungen. So ſind denn auch die Wohnräume meiſt nach dem Charakter einer anſtändigen Koje auf einem Schiff eingerichtet. Die Fenſter ſind groß und mächtig groß. Sie ſcheinen Luft und Licht wie das unermeßliche Meer zu verſprechen. Aber — ſie können nur zu einem Fünftel ihrer Höhe aufgezogen werden. Das Zimmer bleibt dumpf und dunkel. Vis-à-vis hat man meiſt unmittelbar andere Lebensexiſtenzen, die ſogleich jede unſerer Bewegungen controliren, z. B. in Rotterdam und im Sanct Lucas mein entrüſtetes Betaſten einer Kaminwand, die bei 28 Grad Hitze noch aus der Küche die letzte Wärme an mein Bett heraufführte, oder das verzweifelte Suchen eines

Sophas, eines Möbels, das in Holland in einem Zimmer, wo geſchlafen wird, überall unerfindlich iſt. Der Begriff eines Canapé gehört überhaupt in allen romaniſchen Ländern und in denen, die den Romanen nachäffen — (Holland gehört dazu) nur zum „Salon“. Wer alſo nicht ſogleich zwei Zimmer miethet, kann ſich in Holland auf keinen bequemen Apparat zum Meditiren oder Ausruhen von langen Wegwanderungen gefaßt machen. Und noch einen andern Mangel der holländiſchen Gaſthöfe ſprach mir mit einem elegiſchen Blick gen Himmel ein deutſcher Kellner im Haag aus: „Und dann, mein Herr,“ ſagte er im Tone ſittlicher Entrüſtung, „reiſen Sie durch ganz Holland, Sie werden in keinem einzigen Hotelzimmer einen Stiefelknecht finden!“

Der am Hafen Rotterdams fortlaufende Quai führt den gemüthlichen Namen die Bäumchen (de boompjes). Alleen von Pappeln, Weiden

oder Akazien in die Straßen zu pflanzen, davon die großmächtigen, in Holland nur zu einem Fünftel Luft gebenden Fenster beschatten zu lassen, gehört zu dem besonderen Geschmack des Nordens. Jetzt huldigen ihm sogar einige gemüthvolle Seelen in Berlins Koch-, Zimmer- und Jägerstraße und pflanzen in diese geschäftsbelebten, eher an Alles als Heine's „jrienen Beeme" erinnernden Straßenzeilen Akazien und Linden, die höchst kümmerlich im Pesthauch der Gaslaternen und Rinnsteine gedeihen, auch bereits Ende Juli reif bis zum Blätterfall sind.

An den rotterdamer Boompjes gleicht die Maas in solchem Grade einem Meeresarm, daß man schon am Meere selbst zu sein glaubt. Ohne Bewaffnung des Auges kann man fernhin kein Ufer entdecken. Doch lassen wir die Ferne und halten uns ans Schaffen und Arbeiten der nächsten Welt, das uns rauschend unter den „Boomp-

jes" umgiebt. Freilich nicht wie im Theater, wenn „Hafenleben" dargeſtellt wird, z. B. in der Stummen von Portici, wo Einer den Andern umrennt, Türken, Juden, Matroſen und Neger durcheinander laufen. Dieſe „Bäumchen" ſind lang genug, um Jedem Platz zu laſſen. Hier iſt kein Gedränge, keine Lebensgefahr, die Wagen haben ruhige Spur und doch ſieht man nirgends eine müßige Hand. Die Schiffe werden entladen oder nehmen neue Waaren auf. Berge von Farb- und tropiſchen Nutzhölzern ſind aufgethürmt. „Farbwaaren-Handlung", „Eiſenhandlung", „Kohlenhandlung" — das dritte Wort an den Schildern der Häuſer, die auf der einen Seite der „Boompjes" ſtehen. Je kleiner das Meſſingſchild die Firma angiebt, deſto vornehmer. Nur die Schilder mit „Gedistilleertem" (Branntwein) bedienen ſich größerer Buchſtaben. Ohrenzerreißend iſt der Klang der

niedergeworfenen Eisenplatten oder Stangen, die entweder aus Schweden kommen oder nach überseeischen Plätzen verladen werden. Ein Schiff mit drei Masten, wie derartige Hunderte in Hamburg vor Anker liegen und uns nicht eben besondres Staunen vor dem Begriff eines Kauffahrteischiffes abnöthigen, ist nur eine einfache „Bark". Sie kann allerdings seetüchtig sein für eine Reise um die Welt, aber sie ist nichts gegen die Leviathans von Schiffen, die man in Rotterdam sieht. Durch Gerüste wie bei einem Bau erhielten sie ihre Fracht zugeführt. Einer dieser Riesen, einem schwimmenden Dock vergleichbar, führte den Namen „Kosmopolit Nr. 3". So gab es also eine ganze Familie dieser Ungeheuer, die uns die so sehr versandete Elbe nach Hamburg nicht zuführen kann.

Alle zwanzig Schritte steht unter den dünngesäeten Boompjes ein Bretterhäuschen. Hier

werden die besondern Geschäfte für jene Dampfschiffe abgemacht, die dort in unabsehbarer Reihe mit ihren Wappen und Flaggen harren, bis die Glocke läutet, wo sie nach Hull, Dünkirchen, Havre, London, Bordeaux die Anker lichten. Den Docks gegenüber, stattlichen Erleichterungen der für das Bergen ihrer Waaren im Raum so beschränkten Stadt, befindet sich auch ein Häuschen für die Düsseldorf-Mainzer Rheinschifffahrtslinie.

Natürlich hört man spanische und englische Laute, sieht aber nicht so viel Farbige, wie ein guter Regisseur für „Hafenleben" auf der Bühne anbringen würde. Ich habe keinen einzigen Schwarzen gesehen, keinen einzigen überraschend Braunen oder Gelben. Der Javaner ist ein Sclave und erwartet noch den Tag seiner Freiheit. Nicht so sehr aus den Händen der holländischen Regierung als aus denen der grausamen

Könige im Innern der großen, wie ein Paradies an allen Reizen und Gaben der Natur, aber auch an Tigern, Schlangen und Schrecken aller Art geſegneten Inſel. Die Holländer halten die Peripherie derſelben beſetzt, und drinnen hauſen auf Gebieten, die an Umfang Würtemberg, Baiern, Hannover gleichkommen, jene Könige, die erſt den Kaufleuten das Zuſtandekommen einer reichen Kaffeeernte verbürgen. Denn dieſe iſt nur möglich, ſo behauptet die Kaffeebörſe von Amſterdam, wie ehemals die ſichere und einträgliche Baumwollenernte — durch die Sclaverei. Schon mancher holländiſche Romandichter hat neuerdings „Onkel Tom's Hütte" auf Java übertragen.

Von Tigern und Schlangen zu reden, ſo ſind bekanntlich die Zoologiſchen Gärten von Rotterdam und Amſterdam in der Lage, ſich des Vorrangs vor allen anderen gleichen, dieſer

ihnen vorüber, den ſie eben verſchmähen, weil er ihnen nichts in den Schoß wirft.“

„Der Herrgott iſt aber kein alter und ſchwacher Mann, der ſo urtheilen würde, wie der tolle, kindiſche Lear urtheilte. Cordelia war niemals pietiſtiſch und deßhalb kann ſie wohl von dem überlebten thörichten Lear der Kirche ausgeſtoßen werden, aber nicht von einem himmliſchen Vater, der die Nieren dem Fett, das drum liegt, vorzieht. Der Pietiſt ſchwört und betheuert, er weiß, wie hoch er ſich in ſeiner Liebe vermeſſen kann; das wahre Gotteskind aber lebt immer und ewig in der ſich ihm von ſelbſt verſtehenden Vorausſetzung der Größe und Allmacht Gottes, es macht kein Weſens davon.“

„Nach Luther gibt es dreierlei Chriſten, die ſich zu einander verhalten, wie die drei Theile des Tabernakels, welches Gott Moſen zu bauen befahl. Erſt kommt der äußere Kirchhof, dann das Schiff, endlich der Chor der Kirche. Diejenigen Gläubigen, welche ihre Gottſeligkeit in äußeren Geberden, in der Pruderie gegen den Genuß des Lebens, im Eſſen, Trinken und Schlafen ſuchen, nennt er kirchhöfiſche Heilige, welche nur fünf Ellen hoch wären, das heißt, nach den fünf Sinnen; ſie hätten, fährt er fort, ihre Heiligkeit im viehlichen Leben und wären Speiſeheilige, Kleiderheilige, Zeitheilige. Die zweite Chriſtengattung iſt diejenige Gemeinde, welche zwar in die Kirche geht, aber rücklings; die ihr Angehörigen ſind mit dem Hintern immer früher drin, als mit dem Kopfe. Erſt die Chriſten der Emporkirche wären die echten; ſie bekämen durch den Geiſt, den ihnen Chriſtus verheißen, ein rein, frei, luſtig, fröhlich, lieblich Herz, wie es im Prediger Salomonis Kap. 9 heißt:

Mode des Tages huldigenden Inſtituten, ſelbſt London nicht ausgenommen, rühmen zu dürfen. Paris zählt hier nicht mehr mit, ſeitdem es ſeinen Jardin des plantes während der Belagerung verzehrt hat. Die holländiſchen Thiergärten ſind das Geſtüt, die Brutanſtalt für die von Köln, Frankfurt, Hamburg, Berlin, Dresden. Sie haben vom Verkauf ihres Nachwuchſes oder ihrer Doubletten einen anſehnlichen Gewinn. Ich hatte vom Durchwandeln des rotterdamer Thierparks einen wahren Genuß. Nur daß gleich am Eingang, dicht neben einer Pracht-Enfilade von ſchön gefiederten Papageien, ein einfacher — Bernhardinerhund in einem Käfig gefangen ſaß, that mir leid. Iſt doch der Hund der beſondere Liebling des Menſchen. Ganz auf uns angewieſen, iſt er uns in ſolchem Grade befreundet, daß er in keine Menagerie gehört. Und vollends der Bernhardinerhund, der zu

unſerm mildthätigen Vereinsleben dreſſirt wird und ſo rührende Vorſtellungen von den Zwecken der Humanität weckt. Mir ſchien dieſer arme Bernhardinerhund von Rotterdam einen Verſchütteten im Schnee zu wittern und in Angſt, ihn nicht retten zu können. Ohne Scherz, wie würde es auf uns wirken, wenn wir in einem new-yorker Zoologiſchen Garten einem eingekerkerten deutſchen Pudel begegneten! Der Hund gehört in eine Acclimatiſations-Anſtalt, wo Racenzucht betrieben wird.

Ueberraſchend war mir dank die Angabe eines Führers, daß ein Löwe von ſo gewaltigen Dimenſionen, wie ich ſolche ſeit Jahren nicht geſehen, erſt fünf Jahre alt und ein geborener Europäer ſein ſollte. Es war ganz der gewaltige König der Wüſte wieder, den ich als Junge in des berühmten Van Aken Menagerie auf derſelben Stelle voll Grauſen betrachtet hatte, wo

ſich jetzt, wenn Graf Raczynski hartnäckig bleiben ſollte, vielleicht das neue deutſche Reichstagsgebäude erhebt. Gerade an der nämlichen Stelle, wo dann vielleicht die Miniſterbank ſteht, ſteckte Van Aken's Compagnon, Monſieur Martin, ſeinen Bismarck nicht ähnlichen bildſchönen Kopf vertrauensvoll zwiſchen die aufgeriſſenen Zähne des dreſſirten Unthiers. Der Genius loci könnte wunderliche Regeſten ſchreiben und der Humor der Weltgeſchichte ſie in Verbindung bringen!

Doch nichts hier von der ſteuerſeligen Dreſſur des Löwen, deutſches Volk genannt (gelegentlich bemerkt: die holländiſchen Kammern ſind die ſchwierigſten Geldbewilliger unter allen conſtitutionellen Körperſchaften); im Thierpark Rotterdams überraſchte mich noch ein Steinbock, ein eben erſt von Antwerpen angekommenes Prachtexemplar. Der wilde Kerl hatte ein Ausſehen und Gebahren, wie

wenn er mit dem Teufel durch „Zuchtwahl" verwandt ſein könnte. Sein Blick war ſcheu und wild. An Alles, was nur feſt ſtand, rannte er mit ſeinen mächtigen Hörnern an, die von unten her mit einer wie tückiſchen Berechnung eingeſetzt wurden. Sein bizarres Ausſehen mehrten die langen zottigen Büſchel an den Beinen, die ihm beim Gehen förmlich wie Hoſen ſtanden. Die Natur, die trotz unſerer Philoſophie teleologiſch denkt, ſcheint ihm dieſe Polſterung der Kniee zum Fortrutſchen auf den Felſen, zum bequemeren Aufliegen, geſchenkt zu haben. Ein Steinbock iſt jetzt in unſeren deutſchen Alpen faſt ſo ſelten wie der „Tazelwurm", der denn doch noch immer im baierſchen Gebirge geſehen wird, wenn ein Bäuerlein vom Wirthshaus heimkehrt und zu viel Tölzer Bier getrunken hat.

Liebenswürdiger kölniſcher Landsmann, es iſt mir nicht behaglich in deinem „heiligen Lucas"

— ich will die Nacht im Haag ſchlafen, und zwar in einem Zimmer des nach Bädeker erſten dortigen Hotels, wo ich hoffentlich mit der Küche keine andere Verbindung haben werde, als durch die Speiſekarte.

Geſagt, gethan. Aber man nehme ſich in Acht, man muß die Reſidenz der Könige von Holland am Spoorwegſchalter nie „Haag", ſondern immer nur „den Haag" oder „Gravenshaage" nennen, ſonſt kann es Einem gehen wie mir, der beim Betreten des Warteſaals bemerkte, daß er ein Billet nach „Harlem" bezahlt hatte. Indeſſen erfolgte die Zurücknahme am Schalter ohne Anſtand. Aber aus dem mehrſeitigen Verlangen und Rufen in der Queue, die vor mir ſtand, vernahm ich, daß Niemand nach „Haag", ſondern Alles nur nach „dem Haag" wollte, gleichſam nach „dem Gehege", alſo einer Wildſtation, wie denn auch die Stadt aus dieſer er-

ſten Beſtimmung ſeines Schloſſes entſtanden iſt.

Die Eiſenbahn zwiſchen Rotterdam und dem Haag läßt ſo unmittelbar in das Familienleben und das Leben auf dem Lande der Holländer einblicken, daß man ausſteigen und ſich an den gemüthlichen Idyllen des gedeckten Tiſches vor den Häuſern, der ſich in den Gondeln ſchaukelnden Jugend, des gewiß von zarten Händen berührten Pianos, das man vernimmt, betheiligen möchte. Beſonders beim Stillſtehen des Trains ließen ſich dieſe Einblicke bis ins Detail verfolgen.

Delft, wo Wilhelm von Oranien einer langelauernden Mörderhand unterlag und begraben liegt, erſchien umgeben von allen Kundgebungen des Behagens im Wohnen und Genießen der Natur, wie ſie Gott nun einmal dem Holländer, etwas karg, beſchieden hat. Die Fröſche, hier und da von den Wieſen ein Unkenton, werden je-

denfalls immer in die Chopin'ſchen Notturnos mit einfallen. Die Gedichte von „Schmidt von Werneuchen", die jetzt hundert Jahre alten „Muſen und Grazien aus der Mark", würden hier zwiſchen Delft und dem Haag, an dem endloſen Kanal, wo der Dampfwagen eine Treckſchuyt nach der anderen überholt, unter dieſen Wieſen, Windmühlen, recht in ihrem urſprünglichen, von Goethe mit Unrecht verſpotteten Naturgefühl genoſſen werden können. Man ſollte ſie den Holländern überſetzen.

Bädeker nennt das haager „Hotel Bellevue", gelegen am Holland'ſchen Spoorwegs-Hof und am Eingang zum Park, „ſehr vornehm", und richtig, das meiſt von Engländern und Holländern, die nach Scheveningen wollen, beſetzte Hotel bot denn auch dem Ankömmling keinen andern Platz, als — ein Bedienten-Zimmer unterm Dach. Aber ich war zufrieden. Fehlte

auch, wie natürlich, das in Zimmern mit Betten nur germaniſche Canapé (Lotterbett, Bärenhaut), ſo entdeckte ich doch keine Verbindung mit dem Küchenheerd, hatte kleine Fenſter zum vollen Oeffnen und eine herrliche freie Ausſicht in einen Garten, der zwar in der Sonne todt und verſchmachtet lag, aber doch noch hinreichendes Grün, mehrere Statuen und die bekannte große Glaskugel darbot, in welcher aufgefangen Manchem die Welt ſo beſonders anziehend erſcheint. Hat doch ſogar Leſſing die Natur ſtatt grün zur Abwechslung einmal roth gewünſcht. Die haager Gartenkugel war blaßhimmelblau.

Wohnte ich demnach auch nur wie ein Courier der „ſehr vornehmen" Herrſchaften unter mir (und ich ſah ſtolze, wunderbar ſchöne Myladies durch die Corridore ſchreiten, die unmittelbar aus Somerſethouſe gekommen ſein konnten —!), ſo war ja an der Table d'hote oder mit ſonſtigen Anläufen zur Vergrößerung meiner

Rechnung Gelegenheit geboten, nachzuholen, was mir an Piedeſtal fehlte. Das Mittel, das ein bekannter deutſcher Schriftſteller und berühmter Ordensjäger auf Reiſen anwendet, um ſeine Bedeutung ſofort vor dem profanum vulgus feſtzuſtellen, die Anknüpfung ſeiner Ordensbänder an den Schlafrock, konnte ich nicht wählen, da ich bei dem ſpärlichen Gebrauch, den ich von dem einzigen Orden meines Beſitzes zu machen pflege, vergeſſen hatte, die nöthige Viertelelle Band mit auf die Reiſe zu nehmen.

„Der Haag" hat mir nun über alle Maßen gefallen. Wie man hat darauf kommen können, dieſe elegante Stadt, das Modell aller Städte, öde und langweilig zu finden, mögen die verantworten, die vom Städteleben nur Zerſtreuungen und keine Garantie für geregeltes Pflichtenleben verlangen. Unſere nächſte Aufgabe iſt denn doch „der Kampf um's Daſein". Wo kann man ein

Leben der Alltäglichkeit behaglicher führen, als in einer so wohlgepflegten, überraschend nach den Gesetzen des Schönen angelegten und fortgeführten Stadt! Mächtige Alleen durchziehen die Straßen, die Mauern verdecken kleine Hausgärten, die Kanäle sind nicht wie in Amsterdam zu einem Drittel Morast, sondern hell und klar und nirgends stocken oder stauen sie. Das Straßenpflaster sucht seines Gleichen. Zumeist aus Mauersteinen, die mit großer Regelmäßigkeit auf den Sandboden gelegt sind, bestehend, bietet es nirgends, wie bei uns, wenn man dergleichen Wege aus Backsteinen nachzubilden versucht, Lücken, ausgetretene Stellen und ähnliche Halbheiten. Es ist ein wahrer Genuß, im Haag eine Straße hinunter zu blicken und ebenso hinunter zu fahren. Die Fenster sind spiegelblank. Da sie alle groß und fast in Ueberzahl angebracht sind, so ist die Wirkung des Glases blendend.

So gehe hin und iß dein Brod mit Freuden, trinke deinen Wein mit gutem Muthe: denn dein Werk gefällt Gott. Laß deine Kleider immer weiß sein, und laß deinem Haupt Salbe nicht mangeln. Gebrauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du des eiteln Lebens hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat, so lange dein eitel Leben währet."

„Ich sage ja auch nur, daß Luther durch all sein theologisches Wachen und Träumen (denn die Bibel und die Kirchenväter mußten schon des Streites wegen sein ganzes Leben ausfüllen) das Lebensprincip der Freude und Hoffnung hindurch ahnte. Ich sage nicht, daß ein ganz nach Luthers Vorschriften eingerichtetes Leben vom Pietismus allzuweit abliegt. Luther bekämpfte die guten Werke zum Nutzen des ewigen Bibelaufschlagens und Blätterns und Lesens darin und zum Trotz des römischen Ablaßgeschäftes; indessen, wer immer tiefer und tiefer in die Tiefe graben will, der sehe ja zu, daß ihm der äußere Schacht nicht einstürze und die Rückkehr verschütte! Das menschliche moralische Dasein ist eine Pflanze, die ihren Hauptgrund in der Wurzel, aber ihr göttliches Leben und ihre Pflichterfüllung in den Blättern, der Blüthe und der Frucht hat. Auf den Duft der Menschen kömmt es an, auf die ätherische Wolke, die ihr Dasein umfließt, auf das Gefühl einer sanften Erregung, wenn man in ihre Nähe tritt. So wie man Gott nicht in den Gestirnen und ihrem Stoffe, sondern in den Bahnen, welche sie beschreiben, suchen muß, so ist auch das, was im Menschen sich als Gesetz und harmonische Ordnung gestaltet, moralischer, als was an Thaten und Worten den Stoff zu dieser Symmetrie hergibt. Sieht man nicht Bäume, die sich ihre

Ein Haus ſcheint mit dem anderen an Pflege zu wetteifern. Iſt es angeſtrichen, etwa dunkelbraun, wie oft vorkommt, die echte Kaffeefarbe, ſo machen theils die vielen und großen Fenſter, theils die häufig angebrachten, meiſt weißen Stuccaturen, daß die Bemalung nicht ſtört. Nach Scheveningen zu ſind die Straßen ganz beſonders neu. Die Häuſer tragen hier den Charakter der Villen und ſcheinen mir durch originelle Zeichnung noch jetzt dem alten Ruf der Holländer, große Baumeiſter zu ſein, zu entſprechen. Manche deutſche Kirche, manches deutſche Rathhaus iſt ja von Niederländern erbaut. Kurz, es iſt überall ein freundlicher, lachender Eindruck, den uns der Haag bietet, in ſeinen Plätzen, Straßen, Kanälen, wie in den Läden und den Kaffeehäuſern. In ganz Berlin giebt es kein Kaffeehaus wie das „Südholländiſche Kaffeehaus" am Groenmarkt und Rathhauſe. Wohl neun

Billards ſtehen unmittelbar neben einander in einem großen Saale, dem ſich ein freundliches Gärtchen anſchließt. Sei hier bemerkt, daß jedes Seidel Bier und ſelbſt vom kleinſten Zapfjungen in einer Kneipe, wohin man ſich auf „echtes baieriſches Bier" von einem Dienſtmann führen läßt, nicht aus freier Hand, ſondern auf dem Präſentirbrett dargereicht wird. Welch ein Gegenſatz zu der ſeligen Fiſcherlieſel am Schlierſee im baieriſchen Hochgebirge, die ihrer Zeit ihre Fiſche und die Krügel Bier, ein Krügel an jedem Finger der linken Hand, ihren Gäſten, unter denen ſich Cornelius und Görres befinden konnten, auf den Tiſch ſetzte mit dem gemüthlichen Zuruf: „Nun, da habt's zu freſſe und zu ſaufe!"

In dem eleganten Haag wohnt der König, den wir Alle aus ſeinem Verhalten in der Luxemburger Frage kennen gelernt haben. Seine Gemahlin, die Tochter König Wilhelm's von Wür-

temberg, Mutter zweier schon herangewachsenen Söhne, war nicht anwesend. Madame Musard, die Pariserin, fesselt die Majestät, sagt man, noch immer, obschon sie schon damals, als sie den Verkauf von Luxemburg an die Franzosen leitete, nicht mehr jung war. Der König haßt bekanntlich die Deutschen und liebt nur die Franzosen. Krieg und Frieden ist in der holländischen Verfassung ein ausschließliches Vorrecht der Krone, und in der That soll sich ein gesiegeltes Schreiben des Königs an seinen lieben Vetter Napoleon in Paris im Juli 1870 schon in des Königs Tasche befunden haben, worin er diesem mit 60,000 Mann zu Hülfe zu kommen versprach. Minister Thorbecke war es, der ihm diese Frucht vielleicht einer Schäferstunde entwand und ihm den Standpunkt klar machte, den Holland in dem Zweikampfe zweier großen Nationen einzunehmen hatte. Um diesen Thor-

becke, der eben gestorben, trauert das ganze Land wie um den gebrochenen Mast eines Schiffes auf hoher See. Sollte Herr v. Dalwigk in Darmstadt nichts dagegen haben, so möchte man in der That versucht sein, Cavour, Bismarck und Thorbecke die drei Staatsmänner der Zeit zu nennen. Auf kleinem Gebiet, aber unter unsäglichen Schwierigkeiten und Bedrängnissen hat der seinem Vaterlande zu früh Entrissene (obschon Thorbecke betagt geschieden, 76 Jahre alt) Außerordentliches geleistet. Bald an der Spitze der Opposition, bald Minister, wurde Thorbecke die Verkörperung der Erwägungen über die Lage des Landes, die ihrer factischen Bedeutung wegen nicht zu umgehen waren.

Drei niederländische Könige haben sich gewunden und wie wilde Rosse nach hinten und vorn ausgeschlagen, um ihren angeborenen und anerzogenen Abscheu vor Volksfreiheit bei den Verfassungs-

bildungen und -Umbildungen Hollands durchzusetzen. Ihre Umtriebe zur Hemmung liberaler Maßregeln unterstützte die eigenthümliche Parteizerklüftung des Landes seit 1830. Denn weit entfernt, daß mit der Auflösung des ehemaligen Königreichs der Niederlande diejenigen Elemente in dem neuerstandenen Belgien zurückgeblieben wären, die sich mit den nördlichen Provinzen, deren Geist und Interessen nicht vereinigen konnten, zeigen sich vielmehr in den Kammern Hollands — (dort in dem schönen alten Schlosse von Gravenshage, an dem mit Schwänen belebten, von herrlichen Lindenbäumen umstandenen Weiher halten sie ihre Sitzungen —) all die Nüancen vertreten, die einen Staatsmann, der es 1815—1830 in Brüssel Jedem hätte recht machen wollen, zur Verzweiflung bringen mußten. In Holland ist eine Musterkarte von Parteischattirungen zurückgeblieben. Da giebt es reac-

tionäre und liberale Katholiken, reactionäre und liberale Protestanten, ultramontane und pietistische Dunkelmänner, aber auch ultramontane und pietistische Freisinnige, die sich zum reinen Liberalismus nicht erheben können, wenn nicht erst für die Kirche gesorgt ist.

Thorbecke, ursprünglich Professor der Rechte in Leyden, eine Zeit lang Privatdocent in Heidelberg (wie er denn überhaupt in deutscher Wissenschaft und Politik heimisch war), suchte seinen Schwerpunkt in den volkswirthschaftlichen Interessen, in den Eisenbahnen, in der Regelung des zerrütteten Finanzwesens, in der Anbahnung einer Reform der Colonial-Verwaltung und mit besonderem Glück in der Verbesserung der Schulen. Die Mehrzahl im Volke, die nur den ruhigen, intelligenten Handelsgeist vertritt, die Mehrzahl, die im Frieden erwerben und das Erworbene ruhig genießen will, wurde Thorbecke's nach-

drücklichſte Stütze. In Holland wogt noch jetzt die Debatte auf und ab; jede Stadt hat eine Zeitung, die aufs lebhafteſte mitſpricht; immer giebt es eine brennende Frage, und der Antheil daran kann zuweilen ſo ausarten, daß darüber in Amſterdam Zuſammenrottungen in den Straßen entſtehen, wo dann der Pöbel eine ganz beſonders malitiöſe Haltung anzunehmen pflegt und z. B., gedrängt von berittenen Ruheſtiftern, dieſe durch Zerſchneiden der Sehnen ihrer Pferde zu Falle bringt, wie geſchehen. Aber demokratiſch iſt Holland nicht. Die Elemente der Anarchie ſind in dem reichen Lande zu ſpärlich vorhanden. Arbeiterbewegungen und Strikes haben hier noch keine Nachahmung gefunden. Gegen die Kaufleute und Ackerbauer treten in Holland alle anderen Stände zurück. Und mit dem Wohl dieſer beiden hervorragenden Klaſſen iſt der gemeine Mann zu eng verbunden.

Die erinnerungsreichen Räume, wo ſchon die Generalſtaaten einer glorreicheren Periode als der jetzigen holländiſchen gewaltet haben, aber auch ein Patriot wie Oldenbarneveld ſeine letzten Stunden verſchmachten, das Schaffot beſteigen mußte, weil ihm Prinzenlaune ſeinen Ruhm beneidete, Fürſten-Undankbarkeit nicht mehr den alten Zoll der Achtung eines Schülers vor dem Lehrer erweiſen wollte — dieſes intereſſante Gebäude ſah ich mir nur von außen, beſonders in dem maleriſch gelegenen Hofe an. Die Aufdringlichkeit von Führern, die aus jedem Winkel hervorſchießen, wenn man ſich ruhig, freilich ſein verrätheriſches rothes Buch in der Hand, auf ſeine eigenen Augen verlaſſen will, verleidete mir die Beſichtigung, die ich dann ſpäter nicht nachholen konnte.

Eine dieſer Harpyen, die mir an einer Straßenecke auflauerte, ruhte nicht eher, bis ich

die Gemälde-Sammlung eines Ober-Hofmeisters der Königin gesehen hatte. Allerdings hatte ich Ursache, ihn für seinen Eifer zu loben und der abwesenden Excellenz im Geiste mein Compliment zu machen. Der Besitzer ist Garçon. Seine Geliebte ist diese Gemälde-Sammlung, die in vier Zimmern Bilder von außerordentlichem Werth vereinigt. Deutschland ist leider dabei nicht vertreten. Nicht einmal von einem stuttgarter Maler, etwa Freund Rustige, hat dieser Herr Jonkheer (Holland besitzt keinen zahlreichen, aber einen sich fühlenden Adel) zur Genugthuung für die königliche Dame, bei der er im Dienst steht, ein Bild angekauft. Wir begegnen nur alten Meistern oder von neuern Belgiern und Franzosen. Deutsche Art und Kunst wird in Holland von obenher nicht anerkannt. Im Winter gesellt sich eine französische Schauspieltruppe zu einer holländischen. Hoffentlich ist die französische Oper, die es im

Winter ebenfalls geben ſoll, nur eine Erweiterung des Schauſpiels, oder hat Madame Muſard wirklich noch eine zweite Truppe zur Verfügung? Seltſam, wie manche Völker ſich ihre Meiſter auswählen! Was hat dies Holland unter Ludwig XIV., unter den franzöſiſchen Revolutionären, unter Napoleon I. leiden müſſen! Und doch — die Blicke ſeiner Bewohner ſind nur nach Weſten gerichtet, von wo ihnen, ganz nach Victor Hugo, die Civiliſation zukommt. Sie haben vor den deutſchen Ruhmeserfolgen allen Reſpect, aber zugleich von dem ſiegreichen „Militärſtaat" eine Vorſtellung, als wäre in ihm der Menſch zu einer Art von Hausknecht degradirt, dem dadurch, daß er nur zum Todtgeſchoſſenwerden beſtimmt ſei, Zumuthungen geſtellt werden, die ihn nicht mehr für die gebildete Geſellſchaft Europas verwendbar machen.

Die zweite Preſſion, die mein Führer auf

ganze Triebkraft erhalten haben, selbst, wo der Stamm inwendig heraus gebröckelt ist, wenn nur die Rinde noch zusammen hält? In den feinen Arterien der Baumschale liegt die Kraft der Vegetation. Der Baum blüht auch ohne Stamm und trägt Früchte, wenn nur die Schale ohne Risse und Sprünge ist."

„Die Pietisten haben einen andern Glauben. Sie schälen sich vom Herzen die Rinde ab und wollen aus dem nackten Stamme Blüthen treiben und greifen, da sie zu erfrieren fürchten müssen, wie erfahrne Pomologen auch thun, nach einer Mischung von Kalk, der in Urin gelöscht ist, und von Kuhmist und legen das Zeug um ihren abgeschälten Lebensbaum: denn nur mit dieser trüben und häßlichen Hülle kann er bei ihnen gedeihen. Das Frömmeln ist nicht einmal ein Zwerggewächs, nicht einmal eine Mißgeburt, so wenig entsteht es aus einer organischen Function der natürlichen Geschichte des Geistes; so wie sie heutiges Tages betrieben wird, mischt sich immer in diesen widerlichen Bildungsproceß eine unreine Zuthat ein, so wie man in der Kunstgärtnerei Mittel hat, dem natürlichen Verlauf der Pflanzenentwickelung eine künstliche Richtung zu geben und Rosen sogar von solchen Stöcken zu erzielen, bei welchen die Befruchtung nicht mit Pistillen durch die Natur, sondern mit feinen Malerpinseln durch den Gärtner vollzogen wird."

„Wenn die Extreme sich berühren, so steht der Pietist gerade in der Nähe des Atheisten. Ist der Atheismus consequent, so macht er aus seiner Resignation auf die Welt einen Cultus. Ein Glaube, der die Welt *umgeht*, kann sie nicht besiegen; wo kein Kampf, ist auch kein Sieg. Wir Menschen sollen mehr Aehnlichkeit mit jenen Thieren haben,

mich ausübte (natürlich gehörte er dem Stamm an, der in Holland schon lange seine volle Freiheit genießt, auch Minister hervorbringen kann, wenn das Talent eines Lasker dazu vorhanden ist, sich aber bis jetzt noch vorzugsweise mit Schachern begnügt, ja in Amsterdam beinahe polnische Zustände zeigt), war die, einen Wagen zu nehmen, um in „den Busch" zu fahren und das „Haus im Busch" zu besehen, den Wohnsitz unserer Landsmännin, der Königin.

Wären bei diesem Schlößchen die Gewässer ringsum nicht gar so still und todt, der grüne Laich, der auf ihnen liegt, so weit entfernt von dem Charakter hesperischer Cascatellen, man könnte sich an ein Belriguardo erinnert fühlen. Der sonnige, herrliche Himmel unterstützte die Vergleichung; ein grüner Park war da und in ihm ein Gebäude, das mit künstlerischem Auge angelegt, vornehm in seinem Treppenauf-

gang, ſich auch vielverſprechend in ſeinen Seitenflügeln präſentirt. In der That ſucht in ihrem Innern die Rotunde ihres Gleichen. Sie iſt durchweg bemalt. Man fühlt ſich nach Verſailles unter die hiſtoriſchen Bilder eines veralteten, aber majeſtätiſchen mythologiſchen Geſchmacks, in die Rubensgalerie des Louvre verſetzt, wo die königlichen Hoheiten, die Prinzen und Prinzeſſinnen mit Mars, Amor und Minerva Arm in Arm gehen und die Allongenperrücke, auch ohne Blumauer oder Offenbach, ſchon im Homer vorgekommen zu ſein ſcheint. Hier iſt es Rubens' Schüler Jordaens geweſen, der mit Hülfe anderer Künſtler, die ſich ſeiner Idee unterordneten, unter ihnen Honthorſt, die gewaltige Kuppelwölbung und die Wände ringsum mit einer phantaſtiſchen Verherrlichung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien bemalte. Die Witwe des Letzteren, eine geborene Gräfin von Solms,

eine Deutſche, hat dieſe unzähligen Figuren, dieſe Schimmel und Triumphwagen, dieſe wilden Cyklopen, Drachen und Engel mit ihrem Witwengehalt bezahlt. Man glaubt, wenn man in der Mitte des Saales ſteht, eine Symphonie der Zukunftsſchule zu hören, Wagner's berühmtes Lohengrinkunſtſtück mit den viermal verſchiedenartig nacheinander einſetzenden Trompeten oder einen ähnlichen Spectakel. In dieſem Saal zu ſpeiſen oder gar hier zu wohnen, muß ſchrecklich ſein. Aber darin muß der Beurtheiler gerecht ſein, wenn man ähnliche deutſche Allegorieen, etwa die Welterſchaffung nach Heſiod, das Schinkel'ſche Durcheinander in der Vorhalle des berliner Muſeums oder die gelehrten Malereien von Cornelius, Genelli und Andern überhaupt mit dieſen Arbeiten vergleicht, ſo verdienen die mehr als 200 Jahre alten Werke nach Malerei und Schwung der Phantaſie den Preis. Denn

dieſe ſind mit wirklicher Inſpiration geſchaffen. Sie ſind nicht an der Studierlampe aus Büchern, die dem Maler wildfremd ſein ſollten, mühſam herausgeleſen. Dieſe Bilder hier ſcheinen aus dem Rahmen zu ſpringen, z. B. die Schimmel — nein, richtiger Iſabellen, die den Triumphwagen ziehen. Jeder Muskel an ihnen zuckt. Man begreift bei den Künſtlern, die dergleichen ſchufen, den Urſprung der Ruhe nicht, die dazu gehört, ein ſo unruhiges Leben auszuführen.

Dann wandelten wir weiter durch die Zimmer der Königin. Leider ſetzten die Eindrücke, die wir empfingen, die aufregende und — abſtoßende Wirkung fort. Die Wohnräume ſind berühmte chineſiſche und japaniſche Zimmer, ausgeſtattet mit allem, was an Hollands Beziehungen zu dieſen Ländern, die den Holländer noch jetzt bevorzugen, erinnert. Zum Chineſiſchen und Japaniſchen gehört allerdings das Barocke. Daß

aber eine ſinnige Frau in einer ſolchen Fülle von Fratzen, Teufeln, Drachen, die rings als Nippſachen auf dem Kamin ſtehen, unter Unſchönheiten über Unſchönheiten, die ſich in den Formen der Gefäße, Kiſten und Kaſten u. ſ. w. ausſprechen, wohnen kann, iſt unbegreiflich. Aber das Piano ſtand in dieſem Chaos! Wenn Mendelsſohn bei der Königin von Holland geſpielt hätte, ſo würde er zur Rechten eine häßlich braune Katze und einen widerlichen Teufel von rothem Thon gehabt haben. Bedenkt man, in welcher Art jetzt geiſt- und gemüthvolle Fürſtinnen verſtehen, die Spuren ihrer Exiſtenz dauernd in ihren Wohnräumen auszuprägen, die Sinnbilder ihres Denkens und Fühlens in Kunſtwerken, Bildern, Kupferſtichen, in Büchern zu hinterlaſſen, ſo würde man von dieſem „Hauſe im Buſch" mit dem Gefühl ſcheiden, die Schwelle des Aufenthalts einer Seele voll Leere und

Alles schal und erbärmlich findenden Nichtbefriedigung verlassen zu haben, wenn nicht das in einem dieser Zimmer unter den häßlichen Butten, Kannen, Büchsen, Töpfen hängende Portrait des Amerikaners Motley, Gesandten im Haag und berühmten Geschichtsschreibers des Abfalls der Niederlande, doch wenigstens einen einzigen warmen, weiblichen, wohlthuenden Zug, der die Regungen der Freundschaft und des literarischen Interesses verbürgt, hinterließe. Warum ich diese Anmerkung gemacht habe? Weil ich von einer ins Ausland verheiratheten deutschen Fürstin in ihren nächsten Umgebungen die Spuren der Verherrlichung auch des deutschen Namens verlange. Davon wird dem Besucher nichts ersichtlich.

Es war noch hinlänglich Zeit, das um 3 Uhr geschlossene Museum zu besuchen. In seinen unteren Räumen, wo allerlei historischer Raritätenkram gezeigt wird, wiederum japanische

„Fratzen und Scheusale", auch Erinnerungen an Peter den Großen, dem ich Alles schenke, was auf seine überschätzte Persönlichkeit Bezug hat, alle seine Schiffsmodelle, Kinderstuben, Trinkgläser, ließ ich den Inhalt des einfach bescheidenen Hauses auf sich beruhen. In den oberen Räumen fesselt sogleich in der Ecke des Treppenhauses ein alter Bronzeguß, Wilhelm von Oraniens Büste. Ja, ihr Dichter und Maler und Bildhauer! Wie gestaltet Ihr Euch einen historischen Charakter mit allen Willkürlichkeiten der Phantasie! Diese prachtvolle Scene in Goethe's Egmont: Wilhelm von Oranien kommt noch einmal, um von dem alten Freunde Abschied zu nehmen — sie hat stattgefunden zu Willebroek im Jahre 1567 — wer dächte sich hier nicht die Worte der Ueberredung, der Warnung und der dringendsten Bitte, Egmont möge den Spaniern nicht vertrauen, gesprochen von

einem unſerer zwar ſchon älteren und geſetzteren, aber immer noch aufgerichteten, männlich ſchönen Bühnendarſteller! Auch ſchon in manchem Bilde ſah ich Guillaume le Taciturne, wenn nicht als Rivalen eines apolliniſchen Egmont, doch als eine Art Poſa oder Wallenſtein. Im Haag ſteht der Schweigſame Einmal auf einem Platze als eine himmellange Figur im ſpaniſchen Kleide und ein andermal kriegeriſcher ſitzt er wie ein Turnierheld zu Roß in einem Denkmal vor dem Schloſſe des Königs, das der Vater der jetzigen Majeſtät hat errichten und von einer wunderlichen, doch gefälligen, nur die ſchon etwas enge Straßenpaſſage noch mehr verengenden mittelalterlichen Mauer-Staffage umgeben laſſen. Alle dieſe Darſtellungen aber, und die beiden letzten auf unverantwortliche Weiſe, ſind, verglichen mit dieſem alten Erzguß, reine Phantaſiebilder. Mag auch der ungenannte Bildner den Prinzen

nur in ſeinen alten Tagen aufgenommen haben, ſo wurde doch ohnehin das beklagenswerthe Opfer des jeſuitenerzogenen Mörders Gerard nur etwas über 50 Jahre alt, und dieſe Züge hier ſ[illegible]en einen hinfälligen, greiſen, einen durch die furchtbaren Erlebniſſe ſeiner Zeit und ſeiner eigenen Perſon, durch die ewigen Niederlagen, durch die vergeblichen Anſtrengungen gegen Alba und deſſen Nachfolger, durch die Hinrichtungen ſeiner beſten Freunde, durch die Treuloſigkeiten und Ueberläufereien vermeintlicher Bundesgenoſſen faſt gebrochenen, alten Mann mit kleinem, gebeugtem Kopf, nur noch ſpärlichem Haar, jedenfalls gänzlich ergrautem, dünnem Bart. Dieſer Kopf iſt noch in einem andern Betracht lehrreich. Wilhelm von Oranien liebte die Frauen. Als ein äußerlich wahrlich nicht mehr begehrenswerthes Ideal für die Liebe wurde er der Gatte einer vierten Ehe, die er ſchloß. Dieſe Vierte

war eine Französin, die Tochter des in der Bartholomäusnacht ermordeten Coligny. Sie wurde die Mutter jenes in dem „Haus im Busch" von den Malern verherrlichten Oraniers und die Ahnin eines näheren Verhältnisses der Oranier zum Hause Brandenburg. Sie soll sich mit ihrer pariser Bildung wenig zurecht gefunden haben weder in dem damaligen bedrängten holländischen Leben, noch in ihrem Gatten. Neben Wilhelm von Oraniens politischer Glorie läuft eine Geschichte seines Herzens parallel, und nicht ganz mit gleicher Strahlenbrechung.

Die Perle des Museums ist keineswegs der Potter'sche Stier in Lebensgröße, um den sich Alles, was am holländischen Käse interessirt ist, drängte und Sessel neben Sessel aufgestellt stand; auch nicht einer der mehreren Rubens, den man sonderbarer Weise fast consequent in Holland Rubbens schreibt; sondern ein Bild, von welchem soeben

denen der Instinct versagt ist, das ihnen Schädliche gleich ohne Weiteres zu erkennen, als mit den Ziegen, die jedes Kraut, nur den Schierling nicht, essen. Die Pietisten sind gerade die verwöhnten und verzogenen Kostverächter des Herrn, während die Größe des moralischen Menschen etwa darin besteht, an Allem zu prüfen und den Grad zu bestimmen, in wie weit Göttliches ihm beigemischt ist oder Irdisches. Eine Thräne der Reue und der getäuschten Erwartung ist mehr werth, als all die trockne Hitze, die ewig im Auge des Pietismus brennt."

„Noch erträglicher wäre der Pietist, wenn er für sich allein betete; aber gerade die Gemeinde verdirbt ihn, indem sie ihm das Gute nimmt, was im Pietismus noch möglicherweise liegen könnte. Ein Einsiedler kann im Walde uns als ein schönes Bild der Resignation begegnen; aber eine Colonie von Einsiedlern wird ein lächerlicher Widerspruch. Ach, es mag eine große Seligkeit und ein unschätzbarer Trost darin liegen, von dem Erfolg einer gewagten, stolzen Handlung wie von einem Rosse abgeworfen zu werden und dann gleich auf Christus, der dann aber ein Kissen, kein Eckstein sein müßte, zu fallen; aber nun für sein ganzes Leben mit diesem Kissen sich auszupolstern, immer den Fallhut Christus zu tragen und eine ganze Secte in diesem Stolze, daß ihnen die Welt nichts anhaben könne, zu erblicken? — nein: das wäre so gut, als wenn die Weiber deßhalb nicht mehr heirathen wollten, weil sie sich vor dem Niederkommen fürchten. Der Pietismus, würd' er allgemein, versetzte die Geschichte in Ruhestand. Sein himmlischer Friede, den er allerdings öfters geben kann, gleicht dem Elektrikfische: man fängt ihn wohl, aber er lähmt uns auch den Arm."

eine Copie genommen wurde, die Anatomie von Rembrandt. Grauenvoll iſt allerdings der Gegenſtand. Doch milderte dieſen ſchon der Künſtler durch die ſinnige Berechnung, den zur Section beſtimmten Leichnam nicht in ganzer Länge, ſondern in einer Verkürzung, die perſpectiviſch vollkommen befriedigt, auf den Tiſch zu legen. Die Präparation gilt dem Arm der blutbedeckten Leiche. Aber nicht der leiſeſte Gedanke an Unſchönheit kann hier aufkommen in Folge der Erhabenheit des Vorgangs ſelbſt. Der Profeſſor ſteht vor uns wie der würdige Repräſentant einer weihevollen, heiligen Stunde im Leben der Wiſſenſchaft, ein Lehrer, ein Prophet. Mit begeiſtert-ernſtem Forſcherblick unterſucht er das ſchönſte Gebilde der Schöpfung und ſucht im Tode nach dem Geheimniß des Lebens. Dieſe Schüler — lebensvoll ſind ſie um ihn her gruppirt. Es ſind nicht alles unbärtige Jünglinge,

ſondern gereifte Männer darunter, die vielleicht von weither, aus Deutſchland, Frankreich gekommen, um ſich die Ergebniſſe der Leiſtungen eines vorgeſchrittenen Forſchers anzueignen. Unſerer modernen Cigarre, die wohl jetzt, zum Zeichen der Gleichgültigkeit gegen die Peinlichkeit der anatomiſchen Morgue und als Präſervativ gegen den Geruch, am Cadaver geraucht werden darf, entſpricht der Hut, den der Profeſſor aufbehalten hat. Die dunkle Färbung der von den Studentenköpfen geworfenen Schatten ließ mich anfangs glauben, auch die leydner Studenten wären auf dem Bilde nicht barhaupt, ein Irrthum, von dem ich lange nicht loskam, da auch mein ſcheveninger Barbier, der vielleicht in Leyden ſtudirt hat, mich regelmäßig mit dem Hut auf dem Kopfe raſirte. Aber auf einer Photographie, die hoffentlich nach keinem veränderten Kupferſtich aufgenommen worden

iſt, ſind die Studentenhäupter entblößt. Die mächtigſte Verſchönerin des Stoffes, der zugleich wunderbar gemalt, im Lichteffect mit claſſiſcher Meiſterſchaft behandelt iſt, bleibt die Ehrfurcht, die uns vor dem heiligen Beruf der Wiſſenſchaft erfüllt, der Schauer der Freude über die Fortſchritte einer Aufklärung, der man ſelbſt ſolche Opfer der Selbſtüberwindung zu bringen im Stande iſt.

Soll man nun ſagen: Eine Sehenswürdigkeit des Haag iſt Scheveningen, oder: Eine Sehenswürdigkeit von Scheveningen iſt der Haag?

An der Table d'hote unter den „Sehr Vornehmen" galt der letztere Satz. Niemand wollte anderswohin als nach dem berühmten Fiſcherdorfe, wo ſich die Meereswoge an der ſandigſten, molligſten Düne der Welt bricht, ſich aber auch — der holländiſche Gulden (er iſt von gleichem Werthe wie der ſüddeutſche) ganz nur noch in

einen französischen Franken verwandelt hat. Scheveningen ist das theuerste aller Seebäder. Ich habe ihm sechs Tage gewidmet und muß ihm ein eigenes Kapitel geben. Die in solchen Fällen der Annäherung an das Meer bei den deutschen Schriftstellern übliche Ekstase, Poseidon's, des feuchten Lockenschüttlers, Anruf, einige Liebesblicke mit den Nereiden, einige Schmeichelworte für die Oceaniden, einige Griffe in die alte Nordlandsharfe, etwas Mövengeflatter und zum Schluß ein jauchzendes „Thalatta! Thalatta!" (mancher unserer betriebsamen Literaturmacher glaubt gewiß, diesen Ausruf hätte H. Heine und nicht die 10,000 xenophontischen Griechen erfunden) — diese Feuilletonkünste wolle mir der freundliche Leser erlassen, aber auf den Gegenstand wohlgeneigt gespannt bleiben.

## III.

Sollte der Leſer geneigt ſein, ſich einmal an der Düne von Scheveningen in Amphitritens Arme zu werfen, ſo muß ihm gerathen werden, bereits in dem betreffenden Winter, der ſeinem Vorhaben vorangeht, eine Correſpondenz mit dem Magiſtrat der königlichen Stadt Haag zu eröffnen.

Dieſe ſo ſchöne, comfortable, reinliche Stadt (man lernt letztere Eigenſchaft in einer Stadt wie Berlin ſchätzen), deren Wahrzeichen ein Sumpf- und Röhrichtvogel, ein Storch iſt, der einen Fiſch verſpeiſt, iſt die Beſitzerin der Badegerechtigkeit von Scheveningen, unterhält die

Verwaltung eines großen Logir- oder Curhauses und hat als ebenbürtige Rivalin nur noch eine Actiengesellschaft, die nebenan auf dem Rande des mächtigen Deiches, der die Sturmfluten abhält, eine gleiche Veranstaltung für die Unterkunft von Mynheers und Mevrouwes mit Gouvernanten, Bonnen, Bedienten u. s. w. begründet hat.

Sind diese beiden Localitäten, die etwa 60—80 Partieen aufnehmen können, besetzt, so bietet sich noch ein halb Dutzend unterhalb jenes mächtigen Deiches angelegter „Villen" zur Vermiethung dar. Das ist aber auch beinahe Alles, was dem Bedürfnisse auf bequeme Unterkunft entgegenkommt. Natürlich ist schon seit Wochen, ja Monaten Alles in Beschlag genommen; die reichen, holländischen Familien bekommen gut geschrieben: Von dem und dem Datum an gehören Nr. 60, 61, 62 auf 6 Wochen dem Myn-

heer Janſen von Oudewater u. ſ. w.; unmittelbar darauf hat eine andere Familie die Anwartſchaft, und nur einmal das Krankwerden eines Familiengliedes oder das Entlaſſen eines Domeſtiken bringt eine Möglichkeit, daß die Verwaltung ein Zimmer auf einige Tage anderweitig abläßt, wie mir das Glück zu Theil wurde, der ich ein Geſindezimmer mit Tiſch, zwei Stühlen und ſogar zwei eiſernen Betten zugleich, aber nur auf ſechs Tage, eroberte.

Es fehlt hier eben aller Unternehmungsgeiſt, aller Schwung des ſpeculativen Hoffens und Vertrauens, der z. B. in unſeren kleinen Oſtſeebädern einen Bau nach dem andern hat entſtehen laſſen. Das holländiſche Phlegma ſieht den Schaden ein, hilft ihm aber nicht ab. An dieſer herrlichen Düne, an ihrer Parallele, dem prächtig gepflaſterten Deiche, einer der ſchönſten Promenaden der Welt, ſollte ſich doch ſchon

längſt Haus an Haus erheben. Denn wer vermag, ohne erhitzt an die Badeſtelle zu gelangen, den weiten Weg zurückzulegen, der denen zugemuthet wird, die im Hotel Zeeruſt am Hafen oder in dem Fiſcherdorfe ſelbſt wohnen ſollen? Ja, man verweiſt die Badegäſte ſogar nach dem Haag und muthet ihnen demnach zu, ſich nach dem genommenen Bade, mit doch nur halb getrocknetem Körper, durchfeuchteten Kleidern, in den Tramway-Omnibus zu ſetzen, der, von allen Seiten offen, die beſte Bürgſchaft für eine Erkältung iſt. Kurz, Scheveningen hat Platz, um ein Weltbad zu ſein. Wer aber nicht ſeine bequeme Unterkunft im „Grand Hotel" oder „Hotel garni" oder, wenn er einen weiten Weg zur Badeſtelle nicht ſcheut, im Hotel Zeeruſt (See-Raſt) ſchon im Voraus ſicher und gewiß hat, der vermeide den Reiz gerade dieſer Düne, ſo verlockend ſie auch ſonſt nach dem Charakter

ihres Wellenſchlages und der unmittelbaren Nähe eines großen Parkes und einer großen Stadt ſein mag.

Die Bewohner Scheveningens, welches Fiſcherdorf ganz abſeits von der Badeſtelle gelegen und durch einen gewaltigen Deich, der jedoch nach der Hafenſeite zu nicht geſchloſſen iſt, gegen deſſen Tücke geſchützt iſt, können unmöglich mit den Holländern von einer und derſelben Race ſein. Holland wurde in uralten Tagen durch Einwanderungen bevölkert. Wenn dieſe ſcheveninger Männer und Frauen des Abends feiernd zuſammenſtehen und ſich von ihnen vom Hafen aus, in welchem nur Fiſcherbarken und theilweiſe weit vom Waſſer auf dem Sande liegen, auf dem herrlichen, hochgelegenen, gepflaſterten Damme eine beſcheidene Minorität dem Curhauſe nähert, ſo erſtaunt man über dieſe meiſt blondhaarigen Athletengeſtalten, dieſe Frauen

und Mädchen, die faſt alle über das übliche Maß unſeres Wuchſes hinausragen. Es ſind darunter, Geſtalten, wie ſie in den Hünengräbern gefunden werden. Gewiß hat man hier Abkömmlinge der alten Frieſen vor ſich, die ſich halb zu Waſſer, halb zu Lande den Küſtenrand Hollands eroberten. Und keinem deutſchen Lyriker will ich rathen, eine ſolche nordiſche Maid von Scheveningen, deren Wuchs der Tanne gleicht, zum Gegenſtande einer Heine'ſchen Seebad-Reminiscenz zu machen, ſo verlockend, ja ſpöttiſch verlockend auch die hochgeſchürzten, auf derben Holzpantoffeln und langen, weißwollenen Strümpfen daherſchreitenden Jungfrauen den vorübergehenden Fremdling anlachen oder, wie ſich die Lyriker in ſolchen Fällen ausdrücken würden, „kichern". Jeder Verſuch einer Helgolanderei à la Lichnowski würde übel ankommen. Dieſe Frauen ſtehen im magiſchen Dämmerlicht, wenn ſich die

„Ich will einiges Gute an dem kopfhängeriſchen Weſen
cht beſtreiten. Selbſt Blumen, die in Paris von Fiſchbein
macht ſind, können uns einen wohlgefälligen Blick abgewin-
en, und braucht man in einer Zeit, wo es ſo viel Nacht-
öſte gibt, nicht ſelbſt, wenn's nicht anders iſt, Froſtableiter
n Stroh bei den Bäumen? Aber einem wahrhaft phi-
ſophiſchen und dichteriſchen Blicke kann es nicht entgehen,
ß dem Pietismus die eigentliche Schönheit des zu einem
yſteme kryſtalliſirten Gemüthes abgeht, wie es Schiefer
bt, die zwar ſehr feinblätterig und zart gemiſcht ſind, die
er doch immer an dem ſie berührenden Finger eine gewiſſe
ttigkeit zurücklaſſen. Die Frage iſt nur die, ob man das
ute am Myſtiſchen nicht auch ohne Pietismus haben kann
d ob ferner dies Gute am Myſtiſchen durch den Pietismus
cht gerade verkümmert wird?“

„Ich ſelber bedarf des Myſtiſchen, weil ich nicht für Alles
n erklärenden natürlichen Grund kenne. Oft mach' ich mir
orwürfe, daß ich irgend einen Zeugungsproceß bei der
flanze, irgend ein Geſetz der Natur, das eine poetiſche
ſsnahme von der Regel zu ſein ſcheint, für myſtiſch halte;
er, wenn ich dann denke, einem Linné, einem Hum-
ldt iſt das dir räthſelhaft Scheinende geläufig, wie dem
hern Mathematiker der verwickelſte Kettenſatz, dann freu
mich wieder, daß die Myſtik nichts Abſolutes, ſondern
as lediglich von dem einzelnen Gemüthe und Verſtande
hängiges iſt. Etwas ſchlechthin Myſtiſches für Alle gibt
nicht, ſelbſt Gott nicht: wohl aber für den Einzelnen iſt
eine Ruhebank, auf der er weilt, wenn ihn das Steigen
den Alpenhöhen des Gedankens ermüdet oder er einen
nkt ſucht, von wo aus er überſehen möchte, was ſich ihm

letzte Gluth des majestätisch untergegangenen Taggestirns in Dunkelviolett verwandelt hat, in dem von allen Seiten hell aufblinkenden weißen Sande mit den spärlichen halbvertrockneten Halmen eines langen, in Büscheln wachsenden Grases, wie die Geisterjungfrauen. Man kann sich so die Mägde der Velleda denken.

Im Uebrigen ist der Mensch in Scheveningen auf seine inneren Ressourcen angewiesen. Es soll ein Lesezimmer vorhanden sein; ich habe es nicht entdecken können. Musik ertönt allabendlich von 7 bis 9 Uhr. Ein Wiener, Hr. Botgorscheck, berühmter Flötist, ist seit Jahren nach dem Haag verschlagen, Mitglied und zuweilen auch Dirigent der Kapelle des Königs und Unternehmer dieser Gurmusiken, die ein gewähltes Repertoir bieten. Auch hier Deutschland auszuschließen, verbietet sich wol dem französelnden Haag von selbst. Der Walzer und die sympho-

niſche Muſik, in der Oper wenigſtens Weber, machen ihre Rechte geltend. Vor dem deutſchen Ungeſchmack der ſogenannten „Potpourris" bewahrt Hr. Botgorſcheck ſo viel als möglich die Ohren ſeiner Hörer. Ich geſtehe, gelinde Anfälle von Verzweiflung zu bekommen, wenn ich gelegentlich die jetzt von den militäriſchen Kapellmeiſtern heruntergezogene öffentliche Muſik ſich in den geſchmackloſeſten Zuſammenſtellungen von hundertundeiner Melodie ergehen höre. In einem Biergarten mag dergleichen geduldet werden. Aber z. B. am Curhauſe von Wiesbaden, wie mir in dieſem Monat Mai geſchehen, die Kapelle von einem endloſen Quodlibet ſogar auf „W[illegible] gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen" — kommen zu hören — ich mußte mich aus dem Bereiche ſolcher Conceſſionen an den Ungeſchmack — ich glaube der reiſenden Amerikaner — entfernen.

In Scheveningen giebt es kein Spiel, keine Bälle, keine Demimonde. Hier herrſcht nur die Familie. Die Hauptmatadore der Curgeſellſchaft ſind die Kinder. Dieſe wühlen entweder noch im Sande, der die kühnſten Biber- oder Kaninchenbauten ermöglicht, oder ſie ſtudiren über brillante Toiletten, die Hauptbeſchäftigung der jungen Damen unſerer Zeit. Wo man hier hinblickt, begegnet man Eleganz und ſich fühlendem Beſitz. Die Schönheit der Töchter, die hier am Arm ihrer Väter auftreten, der jungen Frauen, die nachläſſig hingegoſſen an den Fenſtern (gleichbedeutend mit Thüren) ihres Salons in den beiden großen und beinahe einzigen Hotels im Klappſtuhl liegen, ein Buch in der Hand, iſt allerdings außerordentlich. Wenn der Abend milde heraufzieht, der Sturmwind nicht das Verweilen am Curhauſe nur in ſchützenden Ecken und Winkeln ermöglicht, der Mond auf dem

ruhigen Spiegel des Meeres erglänzt, rings die Gasflammen, viel zu früh für die noch herrschende Helle, aufblitzen, dann ist jeder der Hunderte von Tischen besetzt, und wo man hinsieht, erblickt das Auge eine reizende Gestalt oder eine geschmackvolle Toilette. Liefern die Holländerinnen oder die Engländerinnen ein größeres Contingent zu dieser Schönheitsflora, die des Abends am Curhause von Scheveningen aufgeht, ich weiß es nicht; aber der Genuß ist da bis zum Wohlgefallen, das man auch an der Anmuth der Kinder hat. Bildschöne Knaben sprangen in malerischen Costumes umher. Van Dyk hätte sie nicht sehen können, ohne Verlangen zu tragen, sie zu malen.

Zur Beförderung des bloßen Vegetirens und Träumens, worauf man in Scheveningen angewiesen ist, und auch, wie es scheint, allein angewiesen sein will (zu den angekündigten Bällen

oder „Reünions", ſelbſt wenn als Compelle intrare „einfache Stadttoilette" vorgeſchrieben ſteht, kommt Niemand), findet man unten am Meere, dicht an dem naſſen Striche, den die letzte Flut zurückgelaſen hat, eine beſondere Veranſtaltung. Ueber hundert große, dauerhaft geflochtene Körbe, anzuſehen wie gewölbte Niſchen oder Schilderhäuſer und einen Sitz enthaltend, in der Rückenwand gegen die Sonne geſchloſſen, ſtehen hier zu vermiethen für Monate, Wochen, Tage oder Stunden. Sie ſind für holländiſches Phlegma, nach Anderen für Luftbäder berechnet. Man kann darin einſchlafen und athmet doch noch den ſtärkenden Hauch des Meeres. Manche corpulente Dame, die ihren beſtändigen Mangel an guter Luft mit dem Mangel an Luft überhaupt verwechſelt und überall da, wo ſie nur einfach organiſche Bruſtbeſchwerden hat, mephitiſche Ausdünſtungen wittert, glaubt ſich hier von ihrem

Asthma befreit. Aber auch wie balsamisch, wie stärkend ist diese Luft! Man athmet das Jod des auf dem Meeresgrunde ruhenden Seetangs, das aufgelöste Salz des Meerwassers ein. So sitzt man stundenlang in dem Korb: und die Enkelchen oder Kinder spielen ringsun im tiefen Sande, drängen zum Ankauf von Muscheln, bleiernen Medaillen und allerhand Krimskrams, der auch hier von der Bäder-Industrie, doch in unendlich geringfügigerer Dimension als bei uns, angeboten wird. Hier sind keine langen Reihen von Buden aufgeschlagen mit tirole Handschuhen und gmündner Goldwaaren. Die elganten Läden auf der Spui- und Veenestraße in Haag ersetzen jeden Bedarf. Nur das Glücksad taucht zuweilen auf. Der Holländer verehrt wie jeder Kaufmann, die Dame Fortuna. Ich begegnete dieser Neigung schon im Haag. Dor befindet sich ein Magazin japanesischer Industrieproducte, das

durch ſein Aushängeſchild „Königlich" ſchon Manchen irregeführt hat. Man glaubt wunder die Sachen, die hier aufgeſtapelt liegen und zum größten Theile von europäiſcher, franzöſiſcher, deutſcher und belgiſcher Induſtrie ſtammen, Bronze- und Alfenidewaaren, wie wohlfeil erſtehen zu können. Aber weit gefehlt! Die holländiſch geſtellten Preiſe ſchrecken vom Kaufen ab. Da man aber, nach Bädeker, „anſtändiger Weiſe dieſes Local nicht verlaſſen kann, ohne eine Kleinigkeit gekauft zu haben", ſo ſegnete ich den Einfall des königlichen Magaziniers, dem Nichtanſtand ſeiner Beſucher vorzubeugen. Wenn man ſcheidet, erhält man von zarter Hand eine Schachtel mit Looſen zur Ausſpielung. Die Gegenſtände, die man gewinnen kann, liegen geordnet vor uns. Ich gewann für einen Gulden eine Schachtel Stahlfedern, leider aber nicht die rechte, die ich ſeit Jahren ſuche. Ach, der Menſch

ſucht in ſeiner goldenen Jugend das Glück, in ſeinen Mannesjahren ſucht er, ſchon reſignirt, in der Regel nur noch die beſte Cigarre, in ſeinem Alter vollends nur noch etwa Dinge wie die beſte Stahlfeder!

Die Einrichtungen zum Baden gehen am Schnürchen. Man löſt ſich nicht weit vom Curhauſe eine Karte und macht einen allerdings höchſt beſchwerlichen und ſonderbarer Weiſe nur zur Hälfte durch gelegte Bretter erleichterten Weg durch den Sand bis zu den Badekarren, die ein Gaul einige zwanzig Schritte in die überaus flache Meeresbrandung zieht. Rothbehoſete Fiſcherknechte — zu gut bekleidet, um ſie Waſſer-Geuſen zu nennen, ich nannte ſie Meer-Zuaven — leiſten Bedienung. Bei Meeresſtille iſt die Welle unbedeutend. Doch als ſich Stürme erhoben hatten, ein Gewitter ſich austobte, gerieth die See in eine Aufregung, die

jedes Fiſcherboot vom Ausfahren auf den gewohnten Erwerb zurückhielt, aber den vollen Reiz eines Bades in der See gewährte. Während ſich die Atmoſphäre längſt beruhigt hatte, tobte noch das feuchte Element. Mächtig ſchlugen die heranrollenden Wogen an den Karren, der bei jedem Anprall einige Zoll zurückfuhr. Das Abwarten der ſchäumenden Woge, das Berechnen ihres Heranrollens, Näherkommens und endlichen Eintreffens, der Widerſtand, den der ausgeſtreckte Körper dem ſchäumenden Giſcht bietet, iſt ein Genuß, der leider nur zu flüchtig vorüber geht. Denn das Heilſame aller kalten Bäder beſteht in dem erſten Moment der Berührung des Waſſers, dem zweimaligen Untertauchen und dem ſofortigen Hinaus wieder in die Luft, die unſere natürliche Lebenshypoſtaſe iſt — falls nicht unſere urweltlichen Vorfahren, nicht nach Darwin, die Affen, ſondern,

wie ein jenaer Professor versichert, die Frösche waren.

Die Himmelswölbung, die über einem so günstig gelegenen Seebade wie Scheveningen ausgespannt ist, scheint unermeßlich zu sein. Die Ausdehnung, die der Blick verfolgen kann, nimmt kein Ende. Es sollte, so schien in den Luftschichten beschlossen, schlechtes Wetter werden, aber bei dieser Ausdehnung des Himmels war es nicht möglich, daß der Horizont vollständig ergraute. Immer wieder schimmerte über den tief hangenden düsteren Wolken ein freundliches Blau hervor und siegte zuletzt. Jenes Gewitter war ein aparter Vorgang auf der einen Seite dieses Horizonts, weshalb ich die Sodawasserverkäuferin, die zwischen Cour des Bains und Hotel garni ihre hier in der Regel mit Cognac versetzte Erfrischung spendete, albern finden mußte, als sie während des

nun Alles ſchon als Panorama und Lohn für ſeine Mühe des Steigens darbietet. Und Linné und Buffon und Oken — o, ſie werden auch ermüden und ihrer Forſchung einmal den Rücken kehren müſſen und ſehen, wie ungeheuer hoch ſie über der Meeresfläche ſtehen und wie tief und kaum ſichtbar die Gegend unter ihnen liegt! Sie werden einen Fleck am Himmel entdecken, den ſie mit ihrer Arithmetik und Algebra noch nicht auslöſchen und erklären können, während ſie für die Räthſel aller übrigen Geſtirne ſchon manche Löſung und Beruhigung haben. Dem Myſtiſchen kann man ſich nicht entziehen oder man müßte ſchon Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen."

„Erleichterer und Beförderer der in den Pietismus ſich verflachenden Myſtik (der Pietismus iſt ein nach den Geſetzen der Myſtik geregelter und auf ſie begründeter Cultus) ſind jene poetiſchen Menſchen, welche in ihrem Sinnen und Denken den Gang gewiſſer Inſekten nachahmen, die auf einer ebenen Fläche einen ſtarken Anlauf nach Süden nehmen, plötzlich, wie von etwas, das ihnen im Wege ſtände, erſchreckt, nach Oſtſüdoſt ſich wenden, wieder vor etwas, das nicht vorhanden iſt, erſchrecken und ſich nach Norden wenden und ſo nach jedem Anlaufe wieder die Richtung ändern. Es ſind dies oft die tiefſten und anregendſten Menſchen; aber es gefällt ihrem Gemüthe, da ein Wunder zu ſehen, wo eine natürliche Erklärung nicht unmöglich wäre, wie es Theologen gibt, die die ganze heilige Geſchichte als hiſtoriſch nehmen und gerade das wirklich nur Chronikartige in ihr gern zum Wunderbaren ſchlagen möchten. Dieſe Menſchen ſind nicht dem Denken abgeneigt, aber ſie denken nur, nicht, um auf das Klare, ſondern auf das Dunkle zu ſtoßen. Wie ſich An-

bischen Blitzens und eines noch fernen Donnerrollens schon die Fenster ihrer Bude zugezogen hielt und durch nichts zu bewegen war, von der Einstellung ihrer Functionen abzulassen. Eine Pommerin in Swinemünde wäre dreister gewesen.

Das aufgeregte Meer brauchte Tage, um sich wieder zu beruhigen. Jetzt überwog in dem Totalbilde die weiße Farbe die hellgrüne. Die vielen, von der Höhe des Meerspiegels herabrollenden schäumenden Wogen schienen immer eine einzige geworden zu sein; die Fernsicht nahm die Zwischenräume fort. Diesem anziehenden Schauspiele ließ sich stundenlang mit einer die Gemüthsstimmungen mehr beruhigenden als aufregenden Wirkung zusehen. Ueberhaupt wie calmirend ist ein solcher Aufenthalt in der Nähe eines von unserer Macht nicht abhängigen großen Naturlebens! Wie regt sich die Ueberzeu-

gung, daß man in ſeinem Innern hundert rebelliſche Geiſter zum Schweigen zu bringen hat! Das iſt es, was die Langeweile Scheveningens claſſiſch macht. Man muß es einmal ſatt haben das Gewühl der Zeit, ſatt auch in unſerem lieben deutſchen Vaterlande die faſt fieberhaft gewordene Machtanſtrebung, Machtanmaßung, Gewinnſucht, Exiſtenzjobberei, dieſen Schwindel, der bis in die geiſtigſten Dinge hineinreicht, das Triumphgeſchrei der Einen und das Zetermordio der Anderen, um in ſolchem Frieden, in ſolcher Stille eine Wonne zu finden —! Ja, man muß ſein Ohr durch das Geſchrei des großen Marktes überreizt, ſein Auge abgeſtumpft haben durch die Unſchönheit ſo vieler alten Dinge und ſo vieler neuen, die erſt werden wollen. Dann kann man aber auch vom Lago Maggiore kommen und man ſieht mit Wohlgefallen auf dieſe Sandhügel mit den ſymmetriſch, als wären es köſtliche Reb-

ſtämme, angepflanzten — Grasbüſcheln, die ein Anſchlag ernſtlich vor dem „Afplucken" in Schutz nimmt. Gewiß, großartig iſt die Zeit, in der wir leben, und eine Blüthe des Jahrhunderts gerade der gegenwärtige Moment, ganz berechtigt, gefeiert zu werden, und nicht blos von den Männern gefeiert, die da ſitzen Unter den Linden mit kaltgeſtelltem Sect, die Speiſekarte in der Hand, in der einzigen Erwartung, ob die Trüffeln bei Eweſt zahlreicher zum Ragout verwendet werden oder bei Hiller. Aber darum kann dieſe Zeit doch angeſchuldigt werden, daß ſie wunderliche Lebensarten aufgebracht hat, kalte Beziehungen der Gegenſeitigkeit, Rückſichtsloſigkeiten auf Alle, die nicht wir ſelbſt oder unſere Förderer ſind. Unſer glorreicher Krieg hat auf die Haltung unſeres Volkes nicht in Allem gut gewirkt. Wir polemiſiren gegen die Anſchuldigungen, die uns von den Franzoſen kommen,

aber man ſehe nur die eingeſtemmten Arme, womit ſich Alles jetzt bei uns Platz zu machen und am ſiegreichen Eventus betheiligt zu zeigen ſucht. Unter den zwei bis drei Tauſend Menſchen, die an einem ſchönen Sonntag Abends auf der Düne von Scheveningen beiſammenſaßen und durch einander luſtwandelten, ſprachen Holländer, Engländer, Amerikaner, Ruſſen ruhig und ſtill, die Deutſchen aber und Franzoſen überſchrieen jede nachbarliche Tiſchconverſation. Jene, weil ſie ſagen wollten: Wir ſind es! Dieſe, weil ſie wahrſcheinlich ſagen wollten: Wir waren es und werden es wieder ſein!

Doch am Tage herrſchte Sabbathruhe. Jede Dame, die ſo glücklich war, ein Zimmer mit Meeresausſicht und Canapé gefunden zu haben, konnte hier ihren Lieblingsſchriftſteller, wenn ſie ihn mitgenommen hatte, drei Mal wieder leſen. Malte ſie, und hatte ihre Familie und

ihren Farbenkaſten bei ſich, ſo konnte ſie alle ihre Geſchwiſter, Tanten und Großmütter und den Familienmops noch dazu aufnehmen. Nur derjenige fliehe vor Scheveningen, der nicht vorher, ehe er ankommt, ein ſicheres Quartier und im Uebrigen Angſt hat, mit ſich allein zu ſein.

„Wollen Sie nicht holländiſche Staatspapiere kaufen? Sie ſtehen zu gutem Cours!“ ſagte die Frau eines Wechslers, deren es in Scheveningen mehrere giebt, als ich (mit bedeutendem Gewinn) preußiſches Papier in holländiſches verwechſelte.

Ich fühlte mich über dieſe Anrede der jungen iſraelitiſchen Dame an die Eiſenbahn- und Telegraphenſchalter Süddeutſchlands verſetzt, in Löwe-Calbe's Elborado der vollendeten Frauen-Emancipation.

Doch ſcheinen in Holland auch nur die Juden abzuweichen von der alten Anſicht, der zufolge die Frauen in jeder Annäherung an die Ausübung



Staats-Bibliothek München

öffentlicher und nur dem Manne wohl anstehender Aemter eine unerfreuliche Erscheinung sind. Wie man wenig vom „Socialismus" in Holland findet, so auch keine „Frauenloos"-Agitation. Das weibliche Geschlecht sieht man nur als dienendes oder am Arm der Männer. Nicht einmal Kellnerinnen habe ich in Holland bemerkt, wie denn auch ein so excentrisches Kneipen- und Wirthshausleben, wie uns Deutsche jetzt schändet, hier nicht vorhanden ist. Wo die Frau in ihrer Sphäre bleibt, nicht an Stellungen Theil nehmen will, wo sie durch ihr Geschlechtsleben eine ständige, sie vor den Männern demüthigende und die Männer selbst peinlich berührende Unterbrechung erleiden würde, kann sie nur ein Gebild aus Himmelshöhen bleiben und so gefeiert werden, wie die Malerei der Holländer die Frau gefeiert hat. Individuell persönlich feierte der holländische Pinsel die Frauen, nicht wie der italienische,

nur ideal — Rubens ſogar im Preiſe ſeiner Ehefrauen bis zu einem Eindruck von Komik. Herrliche, charaktervolle Frauenköpfe hat uns die niederländiſche Kunſt hinterlaſſen. Edle Matronen, ſinnige Töchter, beſcheiden einfache Hausfrauen. Zum Glück iſt die Nation ſo reich, daß ſich ſchon aus dieſem Grunde die Frage vom „Frauenlooſe" nicht beſonders aufdrängt. Was ſich an geſcheiterten Hoffnungen auf dem Gebiet des weiblichen Lebens vorfindet, kann in den reich dotirten Stiften, Parallelen der belgiſchen Beguinenhöfe, zu Troſt und Beruhigung verwieſen werden.

Wie ein ſchriller Miston fiel in dieſe Ruhe am majeſtätiſchen Meer, in dies Säuſeln des ſchattigen „Boſchs", welcher Scheveningen von dem Haage trennt, in dieſen monotonen Galopp des einzigen Reiters, der die menſchenüberfüllte Treckſchuyt vom Haag heraufzieht und wieder hinunter, in

dieſe Signalrufe der Trammayomnibus und das jeweilige Acuzena-Gejammer eines Leierkaſtens auch hier — ein Beſuch aus Amſterdam, die deutſche Truppe des Herrn van Lier daſelbſt, der als Iſaac van Lier, wahrſcheinlich junior, ebenfalls zu den Mitwirkenden ſeiner Truppe gehörte. Warum „Miston"? Dieſe deutſchen Landsleute, die in dem mit Stühlen beſetzten und mit einer kleinen improviſirten Bühne verſehenen Curſaal Vorſtellungen gaben, verſetzten mich in den Jammer unſeres bildungsloſen Theaterlebens, in den letzten Eindruck zurück, den ich vom gegenwärtigen deutſchen Theater in Boppard und Köln mitgenommen hatte. Nicht ſpielen hatte ich die Künſtler von Kölns neueſtem Theater, einem Sommer-Tivoli, geſehen, nur ſich allmählich vorbereiten, zurüſten und anſammeln an einem Brettergerüſt, das ein Theater vorſtellen ſollte und deſſen Decorations-

und Garderobenschätze Nachts ein an die Kette gelegter Hund zu bewahren schien; denn am Musentempel lag dichtan die Hundehütte. Hoffnungsvolle Jünglinge, die gestern noch das Barbierbecken schwangen, Jungfrauen, die in einer Cigarrenfabrik ihre ersten Schritte ins Leben machten, schienen mir da der Nachwuchs der deutschen Theater geworden zu sein, der Stamm, aus welchem sich die lebenslänglichen Engagements an den kaiserlichen Hoftheatern entwickeln sollen —!

In Scheveningen hörte mein Ohr in abendlicher Stille am noch immer bewegten grollenden Meer des Meerkönigs festlichen Reigen, die Sängerharfe wurde auf versunkenen Schiffen geschlagen, Geisterstimmen flüsterten Lieder über die Wogen von tausendjährigen uralten Völkergeschichten und Weltbegebenheiten, und da plötzlich erwachte ich zu —: „Gott sei Dank, der

Tiſch iſt gedeckt", zum „Schwert des Damokles", zum „Salz der Ehe" — und wie ſie heißen, die täglichen Bekleiſterungen unſerer Littfaßſäulen und die Bettelprogramme der Wandertruppen durch Deutſchland und ach leider! auch — unſerer großen Hoftheater. Der Gegenſatz war traurig.

Aber er hätte zu jenem Humor gehören können, der ſchon bei Shakeſpeare anerkannt iſt als das jeweilige Product einer im Menſchen zweifelhaft bleibenden Stimmung ob mehr zum Lachen oder zum Weinen — falls nur Herr van Lier, wahrſcheinlich senior, zu ſeiner Truppe geſagt hätte: „Ueberblicken Sie gefälligſt das Terrain, meine Herrſchaften! Bedenken Sie den winzig kleinen Saal; die wenigen Zuſchauer — bedenken Sie, daß hinten im Saal ſogar noch ein Glücksrad aufgeſtellt iſt, wo derjenige, der kein Deutſch verſteht, ſich nur mit Gewinnen und Verlier'n beſchäftigt! Sprechen, aber ſchreien

dere freuen, wenn ſie etwas durchſchaut haben und ein Geheimniß vor ihnen enträthſelt iſt, ſo freuen ſie ſich, wenn ſie im Felde der Gedanken wandeln und plötzlich an einer Stelle ſtehen, wo der Weg zu Ende geht und ein Zaun gezogen iſt, der ſie zwingt, wieder den Rückweg anzutreten. Mit freudigen Blicken begrüßen ſie uns, wenn ſie ſchon wieder etwas Geheimnißvolles auf dem Herzen tragen, dem Kinde gleich, das eine Blume pflückt und ſeelenvergnügt ſie der Mutter bringt. Will man das Räthſel löſen und für das unerklärlich Scheinende einen Grund angeben, ſo lächeln ſie und ſagen: Nein, nein, hier iſt einmal wieder die Welt zu Ende! Sie vernageln ſie ſich nämlich lieber ſelber mit Brettern."

„Iſt dieſe Scheu vor dem Göttlichen ſchön und poetiſch, warum kann man ſie nicht hegen, ohne Pietiſt zu ſein? Ich habe mir oft einen Mann gedacht, der gewohnt iſt, ſchlicht und ſinnig zu leben, nie laut zu ſprechen und von der Bibel mit Hochachtung; einen Mann, der erröthet und erſchrickt, wenn die Frivolität auf ihrer Paganinigeige die kecken ſchreienden Accorde ſtreicht, der die Modegeſpräche nicht liebt, wenig Politik verſteht und am liebſten Bücher lieſt, die jetzt zu den vergeſſenen gehören. Und bei dieſer Sonderbarkeit ſcheint er ſich ſelber am wenigſten eine; ihm fällt nicht ein, daß die Oberfläche in der Welt jetzt ſollte die Regel und er die Ausnahme ſein; er ſpricht und handelt und lebt in ſeiner Weiſe ohne Kopfhängens, ohne düſtere und graue Mienen, ohne auffallende äußere Geberde. Und, ſiehe! plötzlich hörte er diejenigen nennen, welche man in der Stadt als Pietiſten bezeichnet und ein eigener Name käme ſelbſt darin vor! Ein tragiſcher Moment! Der treffliche Mann wird wie vom Schlage getrof-

Sie nicht —!" Damit habe ich Alles gesagt. Unsere Landsleute spielten in dem kleinen Saal gerade wie in unseren Tivolis. Nächtliches Dunkel schien ihnen auf den Bäumen und Büschen zu lagern, eine ungeheure Zuschauermenge bis an den Rand, wo noch allenfalls Gaslaternen stehen, ausgebreitet. Ihr Sprechen wurde Schreien, ihr Spielen Toben. Die Pointe der Stücke schien immer eine Art Handgemenge. Oder sollte das Grobkörnige, Unfeine, Schreiende schon in den Stücken selbst gelegen haben? Wie sich der Verfasser des „Damoklesschwertes" in solcher Form, wie er schildert, einen Buchbindermeister möglich gedacht haben kann, dem die Erinnerung an den Namen „Damokles" nicht a tempo kommen will und sich nun wie ein Rasender geberdet, ist mir ein Anlaß zum psychologischen Nachdenken gewesen. Der Darsteller gab geradezu einen Verrückten. Jeder andere natürliche, nicht nach vorausgesetzten

falſchen Theatererforderniſſen conſtruirte Menſch würde über den unabläſſig geſuchten und nicht gefundenen Namen in Zerſtreutheit verfallen ſein und in dieſem Zuſtande komiſcher Unzurechnungsfähigkeit dies und das verkehrt angefaßt haben; aber hier geräth Einer in Berſerkerwuth über das ihm fehlende Wort. Er wirft ſeinem Schwiegerſohn, einer Erſcheinung, die jeder Vater verſorgungsbedürftiger Töchter mit einigem Anſtand begrüßt, beim Eintreten ins Zimmer mehrere Bände Converſationslexikon an den Kopf. Faſt ſcheint es, daß es der Autor, der ſich auf das Ausbrechen eines wiehernden Gelächters der Rohheit an dieſer Stelle berufen durfte, ſelbſt ſo gewollt hat. Man mußte ſeinen Hut nehmen und ſich einer Erinnerung entziehen an Deutſchlands Bühne, wie ſie iſt und wie ſie uns hier im Auslande beſchämt. Denn da hätte beinahe der Ruſſe Turgenjeff Recht

gehabt, wenn er zum Dank für die ihm von den deutſchen Kritikern geſpendeten Lobhudeleien ſagt: Der ſchlechteſte franzöſiſche Schauſpieler iſt noch beſſer als der beſte deutſche!

Das große Logirbuch des Hotel Garni mußte an einem beſtimmten Datum über meine beiden eiſernen Bettſtellen, meine zwei Stühle, den Schrank und den Waſchtiſch anderweitig verfügen, und ſo verließ ich denn lieber, ſtatt noch ſchlechter oder von der Düne entlegen zu wohnen, Scheveningen ganz. Als ich in Amſterdam angekommen, merkte ich unmittelbar nach dem erſten Ankunftszeichen der Locomotive, daß ich in Scheveningen etwas vergeſſen hatte, und einen Gegenſtand, deſſen Nachſchicken ich der zweifelhaften Gefälligkeit des Hotelwirths nicht überlaſſen durfte. Ich kehrte ſofort nach Scheveningen um, fand auch ſchon mein Zimmer in Beſchlag genommen von den Spuren holdeſter weiblicher Exiſtenzen,

farbigen Roben aller Art, rothen Unterröcken, coquetten Badecoſtumen, aber am Abend war ich ſchon wieder in Amſterdam.

Daß ſich auf dieſem, demnach an Einem Tage dreimal zurückgelegten Wege die Zahl der Windmühlen rechts und links nicht gut ausrechnen ließ, daß ich nur ſah, Waſſer, Sumpf, Wieſe lagen in einem ewigen Kampfe, wobei ich aber wieder nicht entdecken konnte, wer der Sieger, wird man bei meinem Unternehmen, wo ſich meine Befähigung, objectiv zu beobachten, etwas abſtumpfte, natürlich finden. Ja, als ich ſchon in der Beherrſcherin des Süßwaſſerſees Y, in der thurmreichen Hauptſtadt Hollands angekommen war, fand ich mich, obſchon ich ſie von früher her kannte, noch ſo wenig zurecht, daß ich das Ende der tageshellerleuchteten, rauſchenden Kaiſerſtraat für den Anfang nahm und nicht bemerkte, wie mein mich befremdendes Hotel gerade

an der Stelle lag, wo ich längſt ſchon heimiſch war.

So ſei es denn dem jedenfalls wieder, wie in dieſem Juli faſt täglich, goldenſonnig aufgehenden Morgen überlaſſen, neue Sammlung zu bringen für das Studium und die Beſchreibung dieſer wunderbarſten, großartigſten Pfahlbaute, die je über Waſſer, Schlamm und Moder erſtanden iſt und ſich noch bis in die Gegenwart mit unerſchüttertem Beſtande, ja mit königlichem Glanz erhalten hat.

## IV.

Das Wunder der Welt war im 17. und bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht Paris oder London, sondern Amsterdam.

Große Kupferwerke, wie sie in unserem Jahrhundert über die erstgenannten Städte erscheinen, waren von Amsterdam schon im Beginne des vorigen Jahrhunderts die mit Staunen betrachteten Leistungen nürnberger und frankfurter Kupferstecher. Die Möglichkeit, auf Sümpfen zu bauen, wurde für Hamburg (der alte Nödingsmarkt), für Berlin (die Schleusen und Grachten zwischen Ober- und Unterbaum) von Amsterdams Bauart entlehnt, einer Stadt, wo sich ein Gebäude

wie das stolze, mit dem prachtvollsten Saale Europas ausgestattete Rathhaus, über Tausenden von eingerammten Pfählen erhebt. In der Geschichte der Staaten, des Handels, der Kunst und Wissenschaft hat sich diese alte, aus bescheidenen Anfängen entstandene Stadt Amsterdam die ruhmvollsten Blätter erworben.

Aber nicht leicht ist die Orientirung unter diesen zahllosen Brücken, die sich alle einander ähnlich sehen, in diesen kaum zu unterscheidenden Straßenzeilen, die alle in der Mitte von einer mit trübem Schlamm versetzten, mit Kähnen bedeckten Wasserstraße durchschnitten sind. Um sich zurecht zu finden, muß man gleichsam wie der Vogel in den Lüften schweben und sich das Gesammtbild der Stadt aus dem Studium des Stadtplans zurückrufen. Die Eleganz des Haag wird nicht erreicht, obschon sich die Ansätze dazu in der Heeren- und Keysersgracht finden. In

einer Handelsrepublik, wie man denn doch die ziemlich freie Municipalverfassung Amsterdams zu nennen hat, hütet sich der Eine gegen den Andern zu sehr hervorzutreten. Als die Reichsten in Holland bezeichnet man noch immer die ursprünglich englischen Hope's. Jüdische Häuser haben den Glanz dieses Namens noch nicht erblinden lassen, obschon die treibende Macht des Mammon auch hier, wo sich jüdisches Leben fast, wie ich schon sagte, mit polnischem Elend verbindet, doch schon Namen wie Lippmann, Rosenthal, Wertheim, Gompertz u. A. zu den hervorragenden Stützpfeilern der Börse gemacht hat. Die Commanditäre Rothschild's rissen sich vor einiger Zeit von ihren Auftraggebern los und überließen den frankfurt-londoner Börsenkönigen, ihre Maßnahmen für Amsterdam, das den Bevollmächtigten vernachlässigt erschien, selbst durchzuführen.

Natürlich war im Juli die Börse still. Die

meisten Kaufleute waren mit den Ihrigen auf Reisen oder lebten auf dem Lande. Doch hatte ich diesen Tummelplatz sich ausweichender oder begrüßender, meist großartiger Interessen schon früher im Winter gesehen, wo kaum durch die Menschenmasse hindurchzukommen war. Ob für Kaffee, Reis, Tabak oder für Metalliques und was diesen ähnlich sieht (von österreichischem Papier war Holland sonst überschwemmt) gleichviel, die amsterdamer Börse ist das Zifferblatt eines gewaltigen Verkehrs nach allen Richtungen hin. Wenn Holland in Europa isolirt zu stehen scheint, so liegt der Grund in der mächtigen Gravitation seines ganzen Lebens zur Seeseite. Hollands gesundester Lungenflügel ist das fernste Ausland, sind seine Stationen und Factoreien jenseit der Meere. Wie sehr dabei dieser ehrgeizige Staat bedacht ist, sich schon jetzt vor etwa vorhandenen Gegnern oder

unholden Nachbarn, noch mehr vor vielleicht mit Unrecht gefürchteten künftigen Beeinträchtigern seines durch die Zeiten allerdings immer mehr verkürzten und geschwächten Bestandes zu schützen, erfieht man im Reichs-Marine-Hafen, wo man allen Vorrichtungen zum Wettkampfe der nationalen Leidenschaften begegnen und die Werkzeuge der Zerstörung mit demselben Eifer hergerichtet finden kann, wie in Essen bei Krupp oder auf den Werften von Woolwich oder Cherbourg.

In Folge einer dankenswerthen Fürsprache sah ich die Veranstaltungen zur Herstellung von Panzerschiffen, die man jetzt gesteigert hat bis zur Möglichkeit, ein solches Ungethüm unter den Spiegel des Wassers hinunterzudrücken, so daß davon nichts auf der Oberfläche zurückbleibt, als ein Thurm, der eine Vorrichtung für den Commandirenden enthält, sich über eine Annäherung

ſen ſein und nicht wiſſen, was er denken, was er thun und erklären ſoll. Du giltſt als Pietiſt — der Gedanke würde ihn quälen Tag und Nacht, er würde nicht zu beſtätigen, nicht abzuleugnen wagen; er würde in jenem Falle gegen ſeine eigene, ihm ſo theure Geiſtesfreiheit zeugen und in dieſem zeugen müſſen gegen eine Secte von Menſchen, die er mit Milde und, wenn man die Oberflächlichkeit des alltäglichen Lebens und jene Ankläger der Pietiſten bedenkt, von denen man ſagen muß, daß ſie noch nicht einmal Pietiſten ſind, ſogar mit Vorliebe beurtheilte. Er würde ſehr unglücklich ſein und zweien Möglichkeiten nicht entgehen können: entweder, er würde durch das ewige Grübeln über den Pietismus wirklich in ihn verfallen, wie es vielen geiſtreichen und ſogar berühmten Namen gegangen iſt, oder er würde ſeinen Handlungen eine weitere Begründung, ſeinen Anſchauungen einen größern Horizont, ſeinen Gedanken zahlreichere Factoren geben müſſen, ſo wie ich es ſelbſt gethan habe."

„Meine liebe Freundin, ich habe bis jetzt nur von den Männern und nicht einmal von dieſen allen, ſondern nur von den Denkern unter ihnen geſprochen; mit dem Pietismus der weiblichen und empfangenden Seelen hat es einen andern Grund. Noch ſeh' ich jene ſchöne und rührende Miſchung von Scherz und Schmerz auf Ihrem Antlitz, als Sie ſagten: „Denken Sie ſich, Blaſedow, nun läßt er ſich alle Leiden der Welt hieherkommen, alle Ausſätzige und Gichtbrüchige, alle Wunden, die nicht vernarben wollen, die fallende Sucht und tauſendfaches Elend — Gott, als wären wir nicht ſelber mühſelig und beladen genug!" Ich habe ſo im Stillen meine Freude daran gehabt, wie Ihre Leiden die Kruſte einer ſal-

des Feindes, über den Stand eines Seegefechtes zu unterrichten und seine Commandos durch einen Telegraphen, sage durch einen Telegraphen, in den Schiffsraum gelangen zu lassen. Dem Capitain, dem zu diesem Manöver, das vielleicht mit einem Hagel vollwichtiger Kugeln über seinem Haupte hinweg begleitet ist, die hinlängliche Kaltblütigkeit zu Gebote steht, kann man gratuliren. Es müßte ein Geistesverwandter des Heldenjünglings Van Speyk sein. Die Dampfvorrichtungen haben auch hier, in diesen Werkstätten für Panzerschiffe, Kraftwirkungen erzeugt, wo das Eisen wie Holz behandelt wird. Ein niederfallender, geschärfter Stempel schneidet jede Eisenstange durch. Die Naben für die später eingesetzten drehbaren Achsen oder Nägel wurden von einem sanft von der Höhe anholenden Eisen so zierlich in den dicken Eisenkörpern ausgeschnitten, daß man hätte glauben mögen, die

kleinen, durch eine Befeuchtung ſogleich hellblinkend gemachten Rundungen wären nur für die gemüthliche Aufbewahrung von Eiern beſtimmt. Da, wo Eiſenplatten geſägt wurden, war allerdings mein erſter Gedanke auf „Europäiſches Sclavenleben" gerichtet. Wehe, unter ſolchen Tönen ſein halbes Leben zubringen zu müſſen! Wenn ſich auch die Arbeiter für beſtändig Baumwolle ins Ohr ſtopfen wollten und ſich durch Geſten verſtändigen, ſo muß ihnen doch zuletzt das Gehör ſchwinden. Hat man Urſache, jeden dieſer intelligenten Menſchen ohnehin mit Theilnahme zu betrachten, wie erſt, wenn man an die ruchloſen Meuterer denkt, die gegenwärtig dieſe allerdings ſchweren Dienſte in der Avantgarde des Zeitgeiſtes nur zum Anlaß der Aufwiegelung benutzen und denen, die dieſe ruhmvollen Dienſte leiſten, die freudige Hingebung an den einmal gewählten Beruf durch utopiſtiſche Vor-

ſpiegelungen eines beſſeren Looſes und eines beſſeren Entgeltes verleiden!

In Geſellſchaft einiger jungen Kaufleute und der liebenswürdigen Gemahlinnen derſelben wurde eine alte, ausgediente Fregatte beſtiegen, ein ehrwürdiger Invalide, der ſo zu ſagen (wenigſtens die vielleicht noch auf ihm hauſenden Ratten) das Gnadenbrod genießt. Das alte Wrack muß manche Breitſeite ausgetheilt, manche empfangen haben. Sein Geburtsjahr ließ es möglicher Weiſe noch an den Revolutionskriegen, an Napoleons Unternehmungen gegen England Theil genommen haben. Sein Hauptdienſt beſtand wahrſcheinlich im Transport von Truppen nach Java. Mancher Schweizer, der auf dem Hofe ſeines älteren Bruders nicht länger als deſſen Knecht hatte dienen mögen, mancher deutſche Officier, den ſeine Schulden caſſationsreif machten, hat hier auf plattem Boden hinter den

Kanonen campirt oder ſich des Nachts in den Hängematten geſchaukelt. Wurde die Fregatte vom Sturm um das Cap der guten Hoffnung geſchleudert, ſo mußten ſich die Hängematten wie die Zweige eines vom Sturm gepeitſchten Waldes unter einander geißeln. Wie ein Traubengehänge, ſo dicht ſchwebten die ſich ſchaukelnden Schlafſtätten. Das Zimmer des Commandirenden war kein Luxusboudoir. Nüchtern, ſtreng, ernſt, wie ein richtiges Kloſter, ſah Alles zugerichtet aus für dies ſchwimmende Troglodytenleben, wo der Menſch nur eine bloße Zugabe zu den Waffen und letztere die Hauptſache ſind. Nur in den Krankenſtuben ſtanden Bettgeſtelle. Wer die Augen ſchloß und nicht wieder erwachte, wurde in die Wellen verſenkt. Der ganze düſtere Raum war wie eine Stätte des Todes. Wir athmeten auf, als wir wieder in die warme Luft und zum blauen Himmel aufſtiegen.

Amſterdam hat 300,000 Einwohner, die ein Gemeinſinn ſeltener Art verbindet. Doch haben hier meiſt nur die Unternehmungen einen Fortgang, an welchen die Ehre ganzer Stände, der Kaufmannſchaft und des holländiſchen Namens überhaupt betheiligt iſt. Die Speculationen Einzelner oder einiger wenigen Verbundenen gerathen bald ins Stocken. So hat man der Stadt ein hinter den vorgeſchrittenen Hotels des Continents, namentlich der Schweiz, nicht zurückbleibendes Hotel geben wollen, das Amſtelhotel. So ſchön daſſelbe an dem blauen Spiegel der Amſtel gelegen und mit einem wahrhaft palaſtartigen Treppenhauſe geſchmückt iſt, ſo kann es doch nicht zur rechten Blüthe gelangen oder die Mittel finden, eine weitere Ausdehnung zu gewinnen. Noch übler ſoll der Stand der Deckung eines Induſtriepalaſtes ſein, eines wahrhaft impoſanten Glas- und Eiſenbaues, deſſen

Benutzung den enormen Aufwand an Herstellungskosten nicht herausbringt. Statt das Local zu sein für eine Menge von Zwecken, die sich der Erbauer träumte, z. B. für die permanente Ausstellung von Schöpfungen der holländischen Industrie, die es nicht giebt, muß es sich durch Concerte erhalten, die im Winter im Innern der Glaswände, im Sommer in einem daranstoßenden Garten gegeben werden. Der Anreger und Begründer, ein Arzt, soll ein trauriges Ende genommen haben. Um so nachhaltiger ist dann die Kraft aller durch ein großes Vereintwirken hervorgerufenen Institutionen, worunter vor allen zu nennen der Zoologische Garten, der Malerverein, das Gesellschaftshaus für Musik und der Musikverein selbst, an dessen Leitung musikverständige Deutsche betheiligt sind, die „Seemannshoffnung", ein geselliger Verein, das neue Casino für junge Kaufleute und vieles

Andere. Das letztere, das Casino für die Kaufleute, bildet die Ecke an der Calwerstraat und dem Rathhausplatz, ist neu gebaut und so außerordentlich zweckmäßig eingerichtet, daß ich wol wünschte, der neue berliner „Westclub" könnte sich für die 200,000 Thlr., die ihm demnächst zu Gebote stehen sollen, nächst einem Garten ein solches Haus erwerben wie dieses. Treppen und Corridore von Marmor, die Möbel geschmackvoll geschnitzt, gepolstert, mit Sammt überzogen, die Gasflammenvorrichtungen die schönste Bronzeciselirung in allerlei Gestalten, schwere wollene Teppiche, Portièren, Decken auf all den Tischen, die nicht zum Trinken und Spielen bestimmt sind, schließlich eine zahlreiche Bedienung in Livrée. Jeder junge, empfohlene Commis findet hier im Parterre einen Restaurant, eine Treppe höher Gesellschaftsräume zur Conversation und jeweiligem Tanzvergnügen, im zweiten Stock die

Bibliothek und die Leſezimmer, im dritten (hiegegen dürften bei uns die penſionirten Militärs und die Commercienräthe proteſtiren) erſt die Spieltiſche. Die luſtige Jugend Amſterdams hat den Freunden des Whiſt und Boſton zugemuthet, drei Treppen hoch zu ſteigen, wo dieſe allerdings beim Lärm der Calwerſtraat allein ſicher ſind, für die weiſe Berechnung ihrer ausgeworfenen Stiche die nöthige Stille zu finden.

Beim träumeriſchen Schlendern durch die Straßen der Stadt wird man bald wieder einen Mann von jenem Stamme neben ſich haben, der in Holland nicht zu ſagen braucht: Dulden iſt unſer Erbtheil! Diesmal waren es ſogar zwei Söhne von Jakob's Stamme, die ſich an mich kletteten, als ſie ſahen, daß ſich der Verfaſſer eines „Uriel Acoſta" betitelten Dramas mit einiger Bewegung der Gegend näherte, wo jenes Drama ſpielt und die portugieſiſchen Juden noch

bis jetzt zusammenhalten, ohne es gerade weiter in ihrer Entwickelung gebracht zu haben, als bis zu den berühmten amsterdamer Diamantschleifereien, einer Ausbildung der alten jüdischen Brillenfabrikation und Glasschleiferei. Die oben genannten Judennamen der Börse klingen gerade nicht nach Portugal.

„Was soll denn aber nur der Andere?" fragte ich, als ich das in halbdeutschen, halbholländischen Tönen vorgetragene förmliche Wimmern und Betteln um Annahme der dargebotenen Dienste erhörte.

„Es ist mein Bruder!" war die elegisch gegebene Antwort. Dieser Bruder mit einem Bündel unterm Arm kam und verschwand. Er schien zu glauben, das Geschäft des Bruders müßte gemeinschaftlich sein. Bald war er vor, bald hinter uns, bis ich seine Entfernung verlangte.

Ob ich dann in der Muiderstraat wirklich an derselben Stelle stand, wo über Uriel Acosta die Füße seiner Glaubensgenossen hinweggegangen sind, als er „an des Tempels Ausgang sich auf die Schwelle legte als Büßer" — bezweifle ich. Der gegenwärtige Tempel der so unduldsam gewesenen portugiesischen Juden rührt aus einer etwas späteren Zeit her. Er soll etwas Prachtvolles vorstellen, verschwindet aber mit all seinen griechischen Säulen und messingenen Leuchtern gegen die Pracht unserer jetzigen deutschen Synagogen. In diesem Frühjahr glaubte ich in Wiesbaden auf dem Michelsberg eine griechische Kirche betreten zu haben, die noch aus den guten Vorsätzen der Trauerzeit des Herzogs Adolph um seine erste Gemahlin und aus dem Geldbeutel ihrer Mutter, der Großfürstin Helene, stammte. Ich durchschreite den mit Gold und Ultramarin überladenen neuen Bau, sehe den einfachen Hoch-

schen und erlogenen Weltansicht allmälig durchbrachen, wie Sie in Verzweiflung rangen und des Haares und der äußern Kleidung dabei vergaßen, ob auch darüber nichts verschoben wird oder sich abmestelt; ich habe so still in mir gelacht vor Seligkeit, daß Sie noch so viel höhere Lebenskraft in sich haben, ein so verklärtes Osterauferstehungsfest zu feiern; aber das hätten Sie schon nicht thun sollen und mir sagen: „Blasedow, ich kehre zur Bibel zurück!" Ich schwieg damals: denn die Bibel ist ein herrliches Buch, ob es gleich verstanden und mit dem Leben tief und ernst vermittelt sein will; aber nun thun Sie mir ein Leids an, daß ich Sie, statt auf der Bibel, auf dem „wahren Christenthum von Arndt" betreffe. Sähen Sie dies Buch nicht in seinem neuen Einbande, in dem saubern Abdruck, den der neue Buchhandlungsspeculationsteufel aus der Trödelkammer des siebenzehnten Jahrhunderts wieder beschworen hat, Sie würden zuviel Geschmack haben, um eine solche Wahl zu treffen, und in allem Ernste, ich beschwöre Sie, meine verehrte Freundin, werden Sie nicht pietistisch!"

„Welch ein Stolz lebte in Ihnen! Die Hälfte davon war vom Uebel; aber schütten Sie mit dieser Hälfte nicht auch die andere aus! Der Mensch darf stolz sein in einer Zeit, wo die wahre Freiheit des Geistes nicht die Blüthe der Erziehung, der Ueberlieferungen und der Sitte ist, sondern die Frucht der eigenen, mit ringender Mühe erworbenen Bildung. Die Griechen und die ersten Christen konnten nach Gesetzen leben, weil ihre Bildung auf gemeinschaftlichen Grundlagen ruhte; wir aber müssen bei dem Chaos von Licht und Finsterniß, in dem wir leben, unsere eigenen Gesetzgeber werden und jene Würde, die uns die anders gesinnte Welt und die

altar mit einer wunderlichen Vorrichtung, förmlich zu theatraliſchen Lichteffecten, nehme noch immer keinen Anſtoß, ſelbſt an den hebräiſchen Buchſtaben, die mit Transparentbeleuchtung durch buntes Glas wie zu einer Wunderwirkung zum Vorſchein kamen. Was aber war es? Ich befand mich in Wiesbadens neuer Synagoge, von welcher prachtvollen Moſchee ich keine Ahnung gehabt hatte.

In Amſterdam aber behielt ich den Hut auf, den ich in Wiesbaden aus irrthümlichem Reſpect vor dem heiligen Iſaak der Chriſten an der Newa abgenommen hatte. Der Schließer des Tempels war ein kleiner ehrgeiziger Jüngling. Als er ſeinen halben Gulden empfangen hatte, intonirte er, jedenfalls von Eitelkeit geſtachelt, eine muſikaliſche Strophe — ich könnte ſagen von Meyerbeer; denn Meyerbeer hat die Synagogenſtrophen zu würdigen gewußt. „Wie? was?

Sie haben eine so wunderschöne Stimme! Sie sind gewiß hier Vorsänger?" Diese Frage, die der Sohn des eitelsten Volkes der Erde für bestimmt erwartete, blieb von dem deutschen „Muff" unausgesprochen. Dafür producirte er nach einigen Stunden einen um so größeren Erguß der Freude bei seinem Führer. Dieser hatte sich, als ich ihn vergebens abzustreifen gesucht, erboten, mich für einen halben Gulden zu führen. „O Herr, ich bin verheirathet und der Verdienst ist gar zu schlecht! Ganze Tage, daß ich nicht verdiene den Bissen Brod, um zu leben!" — „Warum lernt Ihr nicht etwas Ordentliches, wie die armen Leute bei uns Christen thun müssen? Warum faullenzt Ihr den ganzen lieben langen Tag in den Straßen und werft Eure Hoffnung nur auf den Zufall eines kleinen Schachers?" — Ein Achselzucken war die ganze Antwort. Als ich ihn aber dann nach eini-

gen Stunden mit einem Reichsthaler entließ, dankte ſein Entzücken und ſeine geringe Kenntniß der deutſchen Sprache, die ſich nur mit Mühe aus dem Holländiſchen herauswickelte, mit der eigenthümlichen Bildung einer Figur, die man in rhetoriſchen Handbüchern Zeugma nennt. Statt zu ſagen: „Ich danke und leben Sie wohl!“ ſagte er mit überwallendem Gefühl: „O mein Herr, leben Sie dankbar!“

Es war ein glücklicher Zufall, daß ich in Amſterdam gerade eine Ausſtellung von Gemälden antraf, die nicht nur die Holländer ſelbſt außerordentlich intereſſirte, ſondern auch Kunſtfreunde von nah und fern herbeigelockt hatte, engliſche, franzöſiſche und deutſche Berichterſtatter. Man hatte zum Beſten eines Künſtler-Witwen- und Waiſenfonds einen Schatz von Bildern vereinigt, den man mit einer Million Gulden, Andere behaupteten, mit zwei Millionen, bei der Brand-

kasse versichern zu müssen glaubte, um die Einsender dieser Kostbarkeiten zu beruhigen. Ganz Holland war aufgefordert worden, die Schätze seiner Privatgalerieen, ja manchmal das vereinzelte Erbstück einer Familie nach Amsterdam zu senden und beizutragen zur Bildung einer Ausstellung von bisher unbekannt gebliebenen Gemälden aus den blühenden Zeiten der niederländischen Malerei.

Der Eindruck, der in den schönen, am sogenannten Bokin gelegenen Sälen vereinigten Bilder war ein eigenthümlicher. Man begegnete überall der Meisterhand berühmtester Namen, man sah in der That „zeltsame en belangrijke Schilderijen" von „Rubbens", Rembrandt, Gerhard Dow, Metzu, dem in Holland besonders verehrten, glatten van der Werff u. A. Der fast durchgängige Charakter der behandelten Gegenstände war jedoch familiär. Entweder be-

gegnete man nur dem Einzelportrait oder der Maſſenportraitirung, letztere ganz entſprechend unſeren photographiſch aufgenommenen akademiſchen Corpsverbrüderungen oder Waffenkameradſchaften u. ſ. w., wie ſie an unſeren Straßenecken zu hängen pflegen. Da hatten ſich die Vorſteher einer Schützengilde, die Beiſitzer eines Gerichts, die Mitglieder einer Hafencommiſſion, die Vorſteherinnen eines barmherzigen Stiftes in einer vom Maler angeordneten Attitude abconterfeien laſſen. Die Künſtler ſelbſt, die unter dieſen Bildern genannt ſtanden, waren zum großen Theil geachtete und die Leiſtungen als Portraits ausgezeichnet. Nur ſtörte die Unbedeutendheit dieſer obſcuren Schiffscapitaine, Officiere, Rathsherren, Leproſenhaus-Vorſteherinnen u. ſ. w. Die Gemeinden von Amſterdam, Gouda, Delft, Haarlem hatten die Zierden ihrer Rathhäuſer, ihrer Spitäler geſchickt, Amſterdam ſelbſt

ein Mittagsmahl, von Paul Moreelse gemalt, mit 24 lebensgroßen Mitgliedern der Schützengilde von etwa 1630. Mancher schickte das Bild seines Ahnen: so die Familie Sir zwei Portraits von Jan Sir und von Anna Sir, die im Jahre 1641 Rembrandt mit der ganzen Kraft seiner lebensvollen Wiedergabe des Individuellen im Menschen gemalt hat.

Abgesehen von dem monotonen Eindruck solcher überwiegend conventionellen Bilder war doch die Wanderung durch diese mit so viel anvertrautem kostbaren Gut ausgestatteten Säle ein wahrer Genuß. Wo man hinblickte fand sich ein Anlaß, länger zu verweilen, als leider bei einer solchen Wanderung auf der Reise und in Begleitung zweier liebenswürdigen jungen Damen möglich ist. Die eine derselben (in einer Toilette, die immer wieder von den Bildern der Vergangenheit in die blühende, auch nicht zu

verachtende Gegenwart zurückrief) äußerte bei einem weiblichen Kopf, den ich lange betrachtet hatte und der mich geradezu auf jenen Congreß deutſcher Frauen und Jungfrauen verſetzte, der vor zwei Jahren im berliner „Engliſchen Hauſe“ unter des Profeſſors von Holtzendorff's Vorſitz über „Frauenloos“ tagte, und nachdem ich gemurmelt hatte: „Das iſt ja eine zugleich wunderbar anziehende und ganz unheimlich abſtoßende Phyſiognomie!“ wohlgemuth nach dem Katalog ſehend: „Ach, die Schurmann!“ worauf ſie weiterging. Alle Wetter, dachte ich: „Ach, die Schurmann?“ Iſt denn Anna Maria von Schurmann, geboren 1607 zu Köln am Rhein, hier in Holland eine ſo landläufig bekannte Perſonnage? Und ehe ich noch meine holde Begleiterin fragen konnte: „Wie ſo: Ach die Schurmann!?“ war ſie zu den andern Bildern übergegangen und ſinnend blieb ich vor dem

Bilde ſtehen, das van Dyk gemalt haben ſoll. Es hätte mich ſtundenlang feſſeln können durch den Reiz eines Frauenkopfs, der die Signatur nicht nur der geiſtigen Bedeutung, des Denkens und reichſten Wiſſens, aber auch des Sphinxartigen, Unheimlichen, des offenbaren Widerſpruchs der Züge mit dem Charakter trug. Denn Anna Schurmann, ein in der Philologie, Theologie, Malerei und im Sticken gleich ausgezeichnetes Mädchen, das lebenslang im Jungfrauenſtande blieb, Deutſch, Holländiſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Lateiniſch, Griechiſch und Hebräiſch verſtand und ſogar ſprach, wenigſtens ſchrieb, ein Kopf, anziehend und abſtoßend zugleich, der Typus einer Phyſiognomie, die etwa ſagt: Vertraue dich mir nicht an! hat im Gegentheil die großartigſten Proben der Liebe und Treue gegeben für einen vom Schickſal verfolgten Franzoſen, den Ex-Jeſuiten, Convertiten, Religionsſectirer und

Schwärmer Jean de l'Abbadie. Allerdings mit dem großen Anstoß für ihre Zeitgenossen, daß sie nicht nur etwas älter als der endlich auf seinen Irrfahrten in Altona bei Hamburg gestorbene und dort von der Schurmann begrabene Gegenstand ihrer Neigung war, sondern auch damals, als sie auf der Höhe ihres europäischen Rufes, eine Freundin des Salmasius und anderer Koryphäen der Zeit, diesen Wanderpropheten kennen lernte, schon nach der Meinung „der Leute" über die Jahre der Romantik hätte hinaus sein sollen. Jenes „Ach, die Schurmann!" und van Dyk's Portrait könnte mich bestimmen, einen vor dreißig Jahren gehegten Plan, einen Roman „L'Abbadie" zu schreiben, wieder aufzunehmen.

Noch eine andere Freude hatte ich in jenen Sälen, die den alten Meister Jan Steen betraf. Wer erinnert sich nicht aus unseren Galerieen

der meist nur auf ganz platte, natürliche Lebenserscheinungen gehenden Bilder dieses alten Holländers aus dem siebzehnten Jahrhundert, dem es im Leben schlecht genug ergangen ist? In Dresden der Frau, die ihrem Kinde mit dem Löffel den Brei reicht? In München einer Bauernprügelei? Jean Steen war der Sohn eines Brauers und wurde Maler, wurde dann selbst Brauer und wieder Maler, dann Wirth und Maler zu gleicher Zeit; er kam aus den Sorgen und manchmal auch aus dem Rausch, der die Sorgen niederschlagen sollte, nicht heraus. Nach seinem Tode wurden seine Bilder mit Gold aufgewogen, während er sie bei Lebzeiten fast verschenken mußte. Daß sie derb, natürlich, voll Lebensfrische sein sollten, hatte ich den Kunstkritikern immer geglaubt. Aber Nr. 217 der Amsterdamer Ausstellung zeigte den guten Jean Steen auf der Höhe der Poesie und Anmuth. Da hat

weit, weit hinter unſerem Geiſte zurückgebliebenen geſellſchaftlichen Ordnungen nicht einräumen werden, ſelber mit nicht froſtigem aber doch immer etwas kühlen Stolze uns herausnehmen. Aeußerlich kalt und ſpröde ſollen wir Funken in uns bergen, wie der Feuerſtein."

„Der Weg, der zum Pietismus führt, iſt ein abſchüſſiger. Man kann ihn wandeln bis zum Niveau des Meeres, tiefer nicht. Auch die Demuth hat eine Grenze: der Menſch ſoll nicht höher, als bis zu der Gegend der Alpen greifen, wo ihr Gürtel noch grün iſt, aber auch nicht tiefer, als bis zum Rande des Meeres, wo er an den Muſcheln lernen kann, daß ihre ſchönſten Perlen aus den ſchwerſten Leiden geboren werden. Die Reſignation, meine Theure, iſt eine echte, der Pietismus eine Stiefſchweſter der Religion. Laſſen Sie ſich durch einzelne, im Pietismus auftauchende ſchöne und beinahe poetiſche Erſcheinungen nicht täuſchen: es gibt eine Farbe, das Tyroler Berggrün, welche der ſchlaue Chemiker täuſchend ähnlich nachmacht; ſo machen jene Pietiſten öfter das Berggrün der wahren und fröhlich entſagenden Lebensphiloſophie aus dem Grünſpan des Haſſes und dem Bleiweiß der blaſſen Schwärmerei nach. Man ſoll ſeinen Stolz ſchon deßhalb nicht aufgeben, um nicht mit den Muckern verwechſelt zu werden. Aus der bloß ſchmachtenden Liebe und blaſſen Empfindungszärte wird die Welt nicht überwunden, wie auch gerade die Blüthen der Aepfel, welche Taubenäpfel heißen, bei dem ſonſt ſo grellen Roth der Apfelblüthe die allermatteſten ſind."

„Ich ziehe dem Pietismus, als einer dauernden Lebensherabſtimmung, lieber einmal eine Lebens-Epiſode der ſchwärzeſten Verzweiflung vor, wie ich ſie öfters hatte und dann mich

er eine Bauernhochzeit, eine erſte Anrede der Braut durch ihren Bräutigam gemalt, ein Bild, das von Watteau's landſchaftlichem und Gruppirungs-Zauber angehaucht iſt. Das Haus der Braut, die Gartenumgebung, die landſchaftliche Perſpective, der Zug, der den Bräutigam begleitet, alles iſt ſo ſymmetriſch und dem Auge wohlgefällig geordnet, daß hier Jean Steen mit dem Löffelbrei und dem häßlichen ſchreienden Bäby in Dresden ganz vergeſſen wird. Von den Jungen zur Rechten würde freilich der ſelige Profeſſor Theodor Rötſcher in Berlin, der im Shakeſpeare jeden Einfall der Nebenperſonen als zur Idee der Haupthandlung organiſch hinzugehörig erklärte, Rechenſchaft verlangen, warum ſie während der Rede des Bräutigams und der ſchmetternden Muſik ſich gerade am Brunnen mit Waſſertrinken ergötzen. Vielleicht ſollte es eine Andeutung des ſich regenden Durſtes

ſein, der Beſſeres zu erwarten hatte, als Waſſer. Das Bild iſt wohlthuend in der Haupthandlung und im Beiwerk. Der glückliche Beſitzer beſſelben iſt wieder ein Herr „Six in 's Gravelland".

Die Holländer ſind noch jetzt ſo eifrige Käufer von Bildern, daß man in Amſterdam einen ſtändigen Markt von verkäuflichen Zuſendungen aus Düſſeldorf, Berlin und Wien unterhält. Die wohlfeileren deutſchen Preiſe ſind dabei beſonders maaßgebend.

Einen Markt, auch für neuere deutſche Literatur, freilich in Ueberſetzungen, fand ich im Schatten des obenbeſchriebenen Caſinos für junge Kaufleute, nachdem ich mich dort auf meine Wanderungen im Reſtaurant erfriſcht hatte, auf einer Schiebkarre, ziemlich ähnlich jenen Gemiſcht-Waaren-Handlungen auf der Karre, wie ſie ehemals am hamburger alten Steinweg

ſtanden. Hier lagen ganz friſch aus der Preſſe und vom Buchbinder gekommen, Hunderte von Exemplaren des „Buitenland", (Ausland) einer holländiſchen Ueberſetzungs-Bibliothek, die ohne die Wohlthaten eines literariſchen Cartellvertrages beſonders die deutſchen Autoren plündert. Dienſtmädchen, Hausknechte, Schubkärrner, Matroſen u. ſ. w. umſtanden die Karre, blätterten nach den Titeln der ſämmtlich gleichförmig gebundenen, völlig neuen Bändchen und erſtanden davon, was ihnen eine Unterhaltung verſprach.

Das Schickſal, als Schriftſteller auf die Karre zu kommen, ſcheint auf den erſten Blick nicht eben ſchmeichelhaft zu ſein, und dennoch möchte ich unſeren Colportagegeſchäften dieſen wirkſamen Zauber von hundert gleichförmigen Exemplaren eines und deſſelben Werkes und des Verkaufes von ſaubern, ganz neuen Büchern

überhaupt an den oft so unsaubern Straßenecken anempfehlen. Die Frauen lieben die Reinlichkeit. Wenigstens ging das „Buitenland" von der Karre reißend ab.

## V.

Amsterdam bei Nacht —! Haben wir da ein Seitenstück zu Paris, London, New-York, Hamburg, Berlin bei Nacht —? Ein Blatt mehr in den Hexensabbaths-Annalen, welche die von Goethe geschilderte edle Dame Baubo mit der Mistgabel, diesem ihrem gesattelten Hippogryphen zum Blocksberg, zu schreiben scheint?...

In Berlin hat sich ein Buchhändler, falls ihm dieser Ehrenname zuzuerkennen ist, im lebhaftesten Theile einer großen Straße — anfangs in einen Hauseingang und dann in einen kleinen Laden eingeklemmt, wo der Mann, bei der honettesten Umgebung, die Literatur der Nachtseiten

von Paris bis Krähwinkel feilhält, eine Schande für unsere Söhne und Töchter, die täglich des Weges vorübergehen und ein nur zu neugieriges Auge für jedes Bild an einem Schaufenster, jedes mit einem grellen Umschlag versehene Buch haben. Und auf Reisen — müssen nicht Eltern und die Ehemänner in jedem Wartesaal einer großen Eisenbahnstation in peinliche Verlegenheit gerathen, wenn die Töchter oder Gattinnen an einen Bücherstand treten, wo in bunten Umschlägen, oft mit frivolen Bildern versehen, die Literatur der Nachtseiten feilgeboten wird?

Wenn man nach all den französischen Werken ginge, die im vorigen Jahrhundert und zu Napoleon's des Ersten Zeiten à la Haye und à Amsterdam gedruckt wurden, nach den Herbergen der vulgivagen Venus, die mit einer noch die Hamburger übertreffenden Gemüthsruhe der Nachbarn mitten in die Welt der Ehrbarkeit

hinein verpflanzt sind, so möchte man fast versucht sein, sich „Amsterdam bei Nacht" als einen von Sang und Klang umrauschten Venusberg vorzustellen.

Aber mit nichten! Die bachantische Wuth, die sich z. B. in Berlin nächtlich austobt, liegt weder im holländischen Charakter überhaupt, noch in den Consequenzen eines im Ganzen genommen nur geringen Zustroms von Fremden. Hunderte von problematischen Existenzen Berlins werfen sich auf nichts als auf Anlegung von Herbergen des Vergnügens. Der Polizei-Präsident von Wurmb versicherte mich, daß sich um die Concession zu einem Theater ein mehrmals mit längerer Gefängnißstrafe bestrafter Wirth beworben hätte und daß man ihm auch, nach den neuen Anschauungen des Reichstags und der Regierung vom Theaterwesen als einfacher Gewerbefrage, seine bürgerliche Rehabilitirung in

keiner Weise stören könnte, auch nicht in der Anlegung eines Musentempels.

„Keller", diese dumpfmodrigen, von Gasflammen boudoirmäßig erleuchteten, meist mit grellrothen Tapeten bezogenen Räume Berlins und Hamburgs, wo früher nur Kohlenvorrath und kleingehacktes Holz aufgeschichtet lag, jetzt dem Genuß in allerlei Gestalten gefröhnt wird, existiren in Amsterdam überhaupt nicht. Nicht einmal giebt es Keller für den Wein des Familientischs. Das Grundwasser steht so hoch, daß die Häuser da, wo sie nicht wie auf den Sand förmlich hingeschoben erscheinen, keinen weiteren Unterbau als die eingerammten Pfähle haben.

Die deutschen Theater, für welche die Manchestermänner alle Garantieen, sie als Pflanzstätten der Bildung und Kunst zu betrachten, abgelehnt haben, verdanken allerdings Holland und im Besondern Amsterdam die erste Einführung der Sitte, selbst im geschlossenen Zuschauer-

raum Bier und Tabak als Nichtschändung des Musenspiels zu betrachten. Bei Herrn van Lier, scheveninger Andenkens, lernten unsere Schauspieler zuerst die Muse eines Benedix, eines Bauernfeld mit dem Qualm der Javacigarre und des in Rotterdam gebrauten „echten erlanger Biers" zu verbinden. Aber die Zahl dieser Theater ist in Amsterdam selbst nur gering.

Auch schrecken hier von allem nächtlichen Schwärmen und mit eingenommenem Kopf Umherirren die vielen Gewässer ab, die zahllosen Brücken, die geländerlosen Quais an den Grachten, die jedem Hinunterstürzenden den Erstickungstod in einem urweltlichen Schlamm bereiten würden. Um 11 Uhr ist die Calverstraat dunkel und still. Und die eben bezeichneten Herbergen sind es schon bei einbrechender Nacht, wo es doch scheinen sollte, daß sie da erst ihr Leben gewinnen. Die Seemannsfreude, auf deren Be-

friedigung leider die Rivalität der großen Hafenplätze Bedacht zu nehmen hat, ist selten eine gemeinschaftliche, mit Andern im Bunde. Der Schiffscapitain umzieht sich mit einem Bann, in welchen Niemand eintreten darf, der nicht sein besonderes Vertrauen hat.

Wie bürgerlich, wie streng ehrbar das in so mancher Hinsicht verrufene Amsterdam die Nacht genießt, ersah ich an mehren Concerten, die im Industriepalast-Garten und in einem anderen Vergnügungslocale, im Park, unter Monden- und Sternenschein und brillanter Illumination gegeben wurden.

Obschon der Eintrittspreis für die Person einen Gulden betrug, waren doch Tausende von Menschen an den milden Juliabenden versammelt, Tisch neben Tisch war besetzt. Die Beleuchtung durch Gas bot sich als eine feenhafte dar. In mächtigen Bogen wölbten sich die Lichtguirlanden über den

wieder ermannte. Die Gärtner ſagen es, daß ſelbſt bei zarten Blumen ein ſtarkes Begießen auf Einmal dieſen zuträglicher iſt, als das öftere Betröpfeln. Das gefühlige und verzweifelnde Weſen kann in ſeinem natürlichen Zuſtande, wie das Naphthaöl, einen erquickenden, angenehmen Geruch ausſtrömen; erhitzt man es aber, übertreibt man die gebundene Wärme, die in ihm liegt, und bringt es zum Sieden, ſo riecht es, wie die pietiſtiſche Lebensanſicht ſelber, widerlich und Wanzen verſcheuchend. Jung Stilling und ſeine Angehörigen ſind mir werthe Begegnungen: ich würde ſie, unberufenen Anklägern gegenüber, immer in Schutz nehmen; aber es fehlt ihnen doch jenes warme rothe Lebensblut, das ich ſelbſt in Lavater und Hamann noch finde. Sie ſind lieb und gut, aber matt, wie das Nihilum album, das weiße Nichts im Laboratorium, das in der That auch nur der oxydirte Rauch des Zinkerzes iſt. Es ſtreift ſo Vieles im Pietismus an das, was ich zwar nicht aller Welt als Lebensprincip empfehlen möchte, was aber für Einzelne durch Schickſale und Nachdenken es werden ſollte; allein dort iſt es immer im verfälſchten Zuſtande, dort wirkt dasjenige auflöſend, was hier ſtärkt und heilt. Der ausgebrannte Granit der menſchlichen Freiheit wird pietiſtiſcher Bimsſtein, aus dem das Leben ſchneiden kann, was es will; aber mein Ideal eines durch Unglück zur Wehmuth geſtimmten Charakters iſt nicht ſo durchgebrannt, ſondern bleibt ſpröde, feſt, durchſichtig und ſchön, wie der Bernſtein. Reibt ihn die Welt, ſo wird er warm und electriſch und zieht Herzen an.“

„Die Gottheit verlangt von uns nicht mehr, als daß wir ihr nicht zürnen, wenn ſie uns mit Schmerzen heimſucht. Der Pietismus ſagt, ſie wolle uns damit prüfen. Wie kalt,

Häuptern der nur mäßig ihrem Bier, ihrem Eis und einer gewiſſen Miſchung, ich glaube von Genever, Zucker und Ei, zuſprechenden Hörer eines rauſchenden Concertes, das im Induſtriepalaſt zuweilen durch die Vorträge einer ſchwediſchen Sängerin (von dünnem Stimmchen) ergänzt wurde. Zu einer in allen Farben ſchillernden Beleuchtung, die in der That Alles übertraf, was in ähnlicher Weiſe in Deutſchland, namentlich Wien, geboten zu werden pflegt, kam noch zuletzt das Abbrennen eines Feuerwerks.

Als aber die letzte Note des Programms verklungen war, brach urplötzlich das geſammte Publikum auf und nicht eine Seele blieb zurück. Niemand, der nun erſt noch recht, wie in Deutſchland Sitte, die Situation genießen wollte, Niemand, der in den dunkelgebliebenen entlegenen Büſchen eine gemüthliche Stelle gefunden hatte, die behauptet blieb, wenn auch nur mit einem

Mondlicht und falls nur die Cigarre oder das Getränk nicht ausging; Niemand, der es im Saale an zusammengerückten Tischen auf einen Versuch, die Polizeistunde zu einem Märchen aus alten Zeiten zu machen, ankommen ließ! Alles zerstob. Jede Dame hängte sich in den Arm ihres Begleiters. Mit Kind und Kegel wanderten die Kaufleute zu Fuß nach Hause, wo mancher gegen 12 Uhr erst eintreffen konnte. Man versicherte mich, daß die Familie dann noch einen Nachtimbiß hält, der Hausherr die Zeitung, einen angekommenen Brief liest und sich zuletzt jener amsterdamer nächtlichen Ruhe in die Arme wirft, die den Philosophen Cartesius so beglückte. Wer sich nicht einen Wagen bestellt hat, muß zu Fuß gehen. Auf den Ruf: Droschke! der in solchen Fällen in unseren Tivolis, Vaurhalls, Elysiums hundertfach vernommen wird, antwortet das amsterdamer Echo: „Ist nicht!" Liegt es an dem Mangel

von Fremden oder an der Spazier- und Bummelsucht aller Seefahrer, die endlich das Land betreten haben, oder woran sonst, man erhält auf jede Bemerkung, die man über die fehlenden, allzeit bereiten Fiaker macht, die Antwort: Aber in jeder Straße liegt ja eine „Uitspanning", wo sofort ein elegantes Coupé aus der Remise gezogen und ein Pferd eingespannt werden kann —! Natürlich wird die einfache Fahrt unter solchen Umständen nie unter einem Gulden berechnet.

Holländisch sprechen zu hören und nichts davon zu verstehen ist eine Qual für das deutsche Ohr. Denn immerfort hören wir die uns so wohlbekannten „Nee's" und „Ja's" und sogar „O ja's" — und alles darauf Folgende oder Vorhergehende, selbst wenn wir's gedruckt verstehen würden, geht uns und namentlich durch die Schnelligkeit des Sprechens verloren. Der Holländer spricht auch nicht, wie er

ſchreibt. Er kürzt ab. Er nennt es affectirt, ſo zu ſprechen, wie man ſchreibt, namentlich wenn man den vollen Infinitiv austönen läßt: Verzinnen (nicht kupferne Geſchirre verzinnen, ſondern erſinnen), beſparen (erſparen), verdrinken (nicht durch die Gurgel jagen, ſondern ertrinken) u. ſ. w. Wie würde da dem die Sprache kurz beim Kragen nehmenden Holländer der Einfall Friedrich's des Großen behagt haben, der die deutſche Sprache melodiſcher und italieniſcher zu machen vorſchlug durch ein noch an die Infinitivform „—en" angehängtes a — erſinnena, erſparena, ertrinkena, eine potsdamer Neuerung, die ſich glücklicher Weiſe durch keine Cabinets-Ordre einführen ließ.

Der Holländer ſpricht raſch, wie jeder Mann, der die Freiheit liebt. Nur der gebundene Menſch ſpricht langſam und bedächtig. Wäre Ruſſiſch ſo mit dem Deutſchen verwandt, wie das Hol-

ländiſche, wir würden es ſicher verſtehen. Im Sprechen offenbart ſich nicht das „holländiſche Phlegma".

Daß die Holländer lieber Hochdeutſch ſprechen hören als Plattdeutſch, war mir überraſchend. Doch geht es immer ſo, das volle Gegentheil von unſerem eigenen Sein und Weſen iſt uns lieber als eine Neckerei mit Aehnlichkeiten, die nicht zutreffen. Die Forſcher muß es ungemein intereſſiren, herauszubringen, wie ſich dieſe ſo weit verbreitete niederdeutſche Sprache, die Wonne der Fritz-Reuter-Enthuſiaſten, eine Mundart, die dicht bis Holland reicht, wo denn auch „ſprekken" und „hebben" und „trekken" und „ſeggen" und ſo Vieles ganz eins iſt mit dem Holländiſchen, dennoch nicht vollkommen im Holländiſchen wiederfindet, und noch weniger im Vlämiſchen. Der Moment, wo die germaniſche Sprachenbildung bei Emmerich am Rhein weſtwärts abſchwenkte,

das so absonderliche Friesenthum rechts liegen ließ und im Norden bis nach Antwerpen hin ein ganz anderes, in sich geschlossenes, in sich geregeltes, an feste Gesetze gebundenes Idiom schuf, ist historisch kaum nachweisbar, dürfte aber doch wohl in der Epoche Karl's des Großen zu suchen sein. Mit dem Ausdruck „verkommen" oder „entartet" nehme sich der hochdeutsche Wahn beim Definiren des Verhältnisses vom Holländischen zum Deutschen in Acht. Der sprachbildende Volksgeist geht subtil. Wer sich dem Sprachenstudium gründlicher ergeben hat, erstaunt über die Gewissenhaftigkeit im Gesetz der Laut- und Wortbildung. Der Dilettant glaubt mit dem Ausstoßen von Consonanten, mit dem Verwechseln von Vocalen hätte die Sprachbildung es immer leicht genommen. Aber im Gegentheil; die bestimmtesten Gesetze verbieten willkürliche, obenhinnige Etymologieen. Ist es z. B. nicht eine

überraschende Erscheinung, daß sich trotz des Bestrebens, sich alles deutsche Sprechen bequem zu machen und Namen von Personen und Ortschaften wie in Schlafrock und Pantoffeln auftreten zu lassen (Berne = Pirna, Bockenem = Bockenheim, Minken = München), doch seit den ältesten Zeiten, im Curialgebrauch, in den Pergamenten der geschichtschreibenden Klöster, in den Siegeln der alten Städte, in den Documenten derselben immer der volle hochtönende Klang einer Ortschaft, eines Personennamens erhalten hat? Selbst in der Stadt der größten Sprachverwahrlosung, Berlin, wo bei dem abhanden gekommenen Unterschied zwischen Mir und Mich die Sprache alle Fühlung mit der Logik verloren zu haben scheint, giebt es doch gewisse Regeln z. B. für die Umbildung der Diphthongen (wie ei in ee), deren sich die Nachäffung der berliner Sprechweise in witzig sein wollenden Blättern

oder in den Plattitüden der Bühne, wenn dieſe nicht von geborenen Berlinern kommen, nicht bewußt iſt.

Die holländiſche Sprache formt enorm lange Worte, die uns dies Idiom beim Leſen holländiſcher Bücher als den Ausdruck des Phlegmas und als ſtändig im Schneckengang wandelnd bezeichnen könnten. Aber theils das raſche Verſchlucken von Formen, wie: „gedurende lange tyd" (lange Zeit hindurch) oder „namelijk", „behagelijk", theils die im Gegentheil in ganz Holland herrſchende Gewohnheit, ſein Lebensgefühl ſicher und entſchloſſen zu äußern, läßt alles das wie im Wirbelwind an uns vorüberfliegen.

Die Satzbildung iſt die deutſche geblieben, die denn allerdings mit ihrem ans Ende der Perioden geſtellten regierenden Zeitwort den Franzoſen und Engländern große Mühe macht, ja,

ſchon Deutſch-Amerikaner, die uns aus der Union Neues und Beſſeres bringen wollten, verführte, wie Friedrich der Große das melodiſche A, ſo die engliſche Schreibweiſe: „Ich habe wiedergeſehen Ihre Kinder, welche geworden ſind ſehr ſchön —", aufs dringendſte zu empfehlen. Nur ein einziger neuerer deutſcher Schriftſteller (ich will ihn nicht nennen) iſt darauf eingegangen und hat das Geſchäft förmlich im Großen betrieben. Doch kommt dabei nichts heraus, als was man bisher bei uns „Mauſcheln" genannt hat.

Die Ausſtattung des amſterdamer Zoologiſchen Gartens, der unſtreitig den Vorrang vor allen ähnlichen Inſtituten verdient, kommt beſonders dadurch zu einem großartigen Effect, daß mit dem Raum, der den Thieren gewährt iſt, nicht zu viel Verſchwendung getrieben wird. Die beiden Nilpferde z. B., von denen ſich die Nilſtute in intereſſanten Umſtänden befand,

machten gerade durch den engen Behälter, der sie umschließt, einen um so kolossaleren Eindruck. In einem kleinen Hause war ein tiefes Bassin mit Wasser gefüllt, unter welchem man unablässig ein Schnauben, starkes Auftreten, Sichwiegen, ein Sichheben und Sinken vernahm. Zuweilen kamen die ungestalten Köpfe der beidlebigen Dickhäuter zum Vorschein und holten sich wieder eine Portion Luft, die ihnen nicht, wie richtigen Amphibien, unterhalb der Wasserfläche hinreichend gespendet wird. Der Wärter verstand beide Behemoths, das Männchen und entsetzlich ungestaltete Weibchen, hervorzulocken. Es war ein imposantes Schauspiel, wie diese riesigen — Schweine, denn das sind sie eher als Pferde — allmählich aus dem Wasser auftauchten, langsam einige Stufen erstiegen und alsdann, von Wasser triefend, in ihre kleinen, kaum ein Umdrehen gestattenden Wohnhäuser

wie mönchiſch erklärt iſt das! Nein, Gott will nur, daß wir ihm für Leiden nicht zürnen, die nicht in ſeinem ſpeciell gegen uns gerichteten Plane, ſondern im Lauf der Dinge liegen. Weil die Welt einmal eine ſich umrollende Kugel iſt, wo heute fallen muß, was geſtern ſtand, ſo will Gott nur, daß wir ſeine Welt und ihre Kugelgeſtalt verſtehen, daß wir den Schmerz ſo gut als Lebenselement hinnehmen, wie die Freude, und lernen, auch im Moraliſchen Tag von Nacht zu unterſcheiden. Der Güter ſind einmal nicht mehr ausgetheilt, als für die Hälfte des Menſchengeſchlechts genug iſt; die andere muß immer entbehren und die Menſchen müſſen ſich unter einander abzufinden wiſſen. Wer ſo denkt, dem ſind Leiden eine Laune der Natur, die ihn von Gott nicht trennt, ſondern vielmehr Gott, den Liebevollen, zum Mitleidenden macht, die Ideale wenigſtens, die er an Gott knüpft, ſeine moraliſchen Motive: denn, um Ihnen nur zu ſagen, was Gott iſt, ſo iſt, wie Luther mit mehr Philoſophie, als man ihm zutrauen möchte, geſagt hat, einem Jeden dasjenige Gott, welches der Grund iſt, warum er etwas thut. Mein Gott iſt darum auch nicht viel mehr, als mein Vermögen, ihn begreifen zu können. Meine Bildung iſt mein Gott, und was können Schmerzen hier anders wirken, als einen ſtolzen Sieg meiner Bildung und meines Gottes über ſie?“

„O, ſo thun Sie mir's zu Liebe und verzweifeln nicht! Wenn Sie Alles verloren und nur noch das Auge haben, das Sonnenlicht zu ſehen, was iſt da verloren? Wandeln Sie unter den Bäumen und freuen ſich, Blume und Grashalm belauſchen und beherrſchen zu können und den Blick über Alles hin ſo ſelig und mächtig ſtreifen zu laſſen, daß

eintraten. Am Nil hat die zunehmende Civiliſation angefangen, ſich alles urweltlichen Waſſerlebens, der ungeheuerlichen Ueberraſchungen aus dem claſſiſchen Fruchtbarkeitsſchlamm immer mehr zu entledigen. Dieſe Nilpferde ſtammen, ich glaube, vom Senegal, nicht vom Nil, wo man Hippopotamus, Krokodil, Kaiman auszurotten anfängt.

Die Schlangen Amſterdams waren größtentheils indiſche und javaniſche. Die Abgottsſchlange kam in den trüb beſchlagenen großen Glaskäſten, deren wohl gegen zwanzig aufgeſtellt ſind, am häufigſten vor. Die Paradieſesſchlange, die einſt die erſten Menſchen verführte, muß mehr Lebendigkeit entwickelt haben, als dieſe ſchöngefleckten Ungethüme, die ſich für die geringſte Bewegung in ihren Käfigen eine unverhältnißmäßige Zeit ließen. Bis dem kleinen Kopf mit den ſeitwärtsſchielenden matten Augen

einer der hundert Rückenwirbel folgte und ſich einer der Ringel des gewundenen Körpers von einem der Aeſte, die man in ihrem Käfig aufgepflanzt hat, loslöſte, verlor der Beobachter die Geduld. Es waren ausgezeichnete Exemplare dieſer in Leibnitz' „beſter der Welten" wenig motivirten Schöpfungsproducte; von lendendicker Stärke, manche wohl 15 Fuß lang. Der Begattungstrieb ſchien durch das Zuſammenſperren zweier ſolcher Unholde nicht befördert. Vielleicht fürchtete man, daß eines ſchönen Morgens eines der koſtbaren Exemplare das andere verſchluckt haben könnte.

Einen erfreulichen Eindruck machten die Giraffen, dieſe delicaten Einwanderer, die in der Regel bei uns an Kniegeſchwulſten erkranken und ſterben. Auch dieſe ganz außerordentlich impoſanten Exemplare Amſterdams zeigen ſchon bedenkliche Anſchwellungen an den hohen Stelzen-

keinen, auf denen ſie ſich in der Wildniß jedenfalls geſchwinder bewegen, als ihnen in unſeren Thiergärten geſtattet werden kann. Daß der ſchöne Anblick nicht geboten iſt von Bäumen, von wo herab ſich die rieſenhaften Thiere eine ihnen zuſagende Blätternahrung bequem, wie von einem niedrigen Strauch, holen, hat mich gewundert. Auch in Berlin fehlt dieſer hübſche Effect, der vor Jahren im Jardin des plantes die Erſcheinung der Giraffen nicht wenig hob.

Im Affenhauſe hatte einer der geſchwänzten Vettern des Menſchengeſchlechts einem allzu dreiſten Jungen die Mütze geſtohlen. Der Wärter ſchritt ruhig durch die ſchreiende Beſtienwelt und entwand die Beute den „Händen“ des Diebes. Außer den Meerkatzen war nur noch der Pavian und dieſer mit den widerlichſten Formen ſeines Sitzfleiſches vertreten. Ich geſtehe, die Art dann,

wie ein Affe dem anderen sein Ungeziefer ablas und immer einen Strich Haare mit der Pfote festhielt und genau nach etwa darin vorhandenem Lebendigen Untersuchung hielt und das Attrapirte nur nebenbei verschluckte, und im Wesentlichen nur auf die Beseitigung der Beschwerden seines Kameraden bedacht schien, hat mir erschreckende Erinnerungen an Bilder aus der ersten Jugendzeit zurückgerufen, wo alte Großmütter ebenso ihre Enkel zwischen die Beine nahmen und deren Köpfe von den Folgen allzu zärtlicher Schulbankfreundschaften reinigten. Man hatte hier eine förmliche Familienscene voll Gemüth und Verstand vor sich und fuhr betroffen zurück vor dem ruhigen Tempo dieser Unterhaltung, dem successiven Ergreifen bald dieses, bald jenes Büschels brauner Haare, dem intelligenten Forschen und Betrachten derselben, wobei nur noch die aufgesetzte Brille fehlte, um den Darwin'schen Pro to-

Menſchen vollſtändig zu haben. Schopenhauer hätte bewundernd die Hände gefaltet vor ſo viel Kundgebung von „Intellect“ und zur Gourmandiſe neigender „Bejahung zum Leben.“

Die uns näher verwandten Grade unſerer Ahnen fehlten leider. So der in Berlin bereits bis zum Abonnenten für Rührdramen reif erklärte, immer als ſentimental, zum zärtlichen Umarmen und Weinen geneigt geſchilderte Schimpanſe; ſo der Gorilla, der ſchon zu Verwechslungen mit einem ſteuerpflichtigen berliner Bürger (wenigſtens in Helmerding's Perſönlichkeit) Veranlaſſung gegeben; vor allen aber der Waldmenſch Orangutang ſelbſt, der nach Schopenhauer in ſeiner Jugend mehr Verſtand hat als im Alter, welche Aehnlichkeit mit dem Menſchengeſchlechte unſere jüngere Generation als einen ganz beſonders zutreffenden Beweis für die Darwinlehre gewiß unterſchreiben wird.

Hütten am dunkelblauen Spiegel der Amstel zu bauen, konnte nicht möglich werden, so wohl mir auch die zuvorkommendste Gastfreundschaft Amsterdams gebettet hatte. Nach einigen Tagen verließ ich die Hauptstadt eines Staates, den unser deutsches Selbstgefühl unterschätzt.

Wir unterschätzen sogar eine ganze Strömung geschichtlichen Lebens, die eine eigenthümliche Bedeutung hat, wenn sie auch nicht ihren Weg über Berlin und Leipzig nimmt. Ich erstaunte über die unmittelbare, fast nachbarliche Verbindung zwischen den russischen Ostseehäfen, Stockholm, Kopenhagen, Holland, Frankreich. Nicht daß der Handel diese nahe Beziehung, die gleichsam Deutschland überspringt, in natürlicher Folge hat (der mercantile Zusammenhang versteht sich von selbst), nein, die Culturentwickelung, die Bildung seiner Anschauungen, Gesichtspunkte, die Begründung seines nächsten Lebensglücks

nimmt an den Küſten entlang dieſen faſt noch althanſeatiſchen Waſſerweg und ignorirt die Stammesverwandtſchaft mit dem Kern des europäiſchen Feſtlandes, ſich nur an Frankreich, England, Amerika lehnend. Deutſche Einwanderer, deutſche Kaufleute, die in Holland ihr Glück gemacht haben, giebt es allerdings genug; aber leider haben ſie nicht den ſonderbaren Wahnglauben zu widerlegen vermocht, daß ſich Deutſchland bis zur Zuyderſee auszudehnen wünſchte und Colonieen brauchte, die es andern Staaten ſtehlen wollte —!

An Combinationen in den Köpfen der Politiker und Landkarten-Veränderer, bei denen auch Holland einzubüßen haben würde, mag es nicht fehlen. Aber deutſcherſeits dürften doch ſolche Anſprüche nur erhoben, ſolche Rachecacte nur ausgeführt werden in dem Falle, daß die Revanche-Träume der Franzoſen eine Aufwiegelung dieſer

oben bezeichneten Kette von Staaten, eine Ausnutzung ihrer Reizbarkeit gegen die Neubildung des deutschen Reiches im Gefolge haben sollte. Thiers beantwortete die Drei-Kaiser-Zusammenkunft mit Schießübungen zur See. Fast scheint es, daß die Marine in seinem Feldzugsplan gegen Deutschland noch eine größere Rolle spielen soll, als der Uebergang über den Rhein. Wir verschließen uns nicht einem trüben Bilde schon der nächsten Zukunft. Denn Einer jener edlen Köpfe, die auch in der Realpolitik immer noch eine Annäherung an die allgemeinen Menschheitszwecke unseres Erdenlebens versuchen, ist Thiers, der alte Gegner der Louis Philippistischen Friedensliebe, nicht. Die bis 1848 nur auf den kleinen St. Georgsplatz in Paris gebannt gebliebene Revanche für Waterloo machte den Besitzer des schönen Hotels daselbst, wo Schreiber dieser Zeilen zweimal die Ehre hatte, mit dem

großen Redner über Deutschland zu plaudern, zum ungefährlichsten Gegner des dritten Napoleon, weil er von diesem, nach Magenta und Solferino, all die Heldenthaten gegen Preußen erwartete, die seine Geschichte des Kaiserreichs glorreicher abrunden sollten. Von einer Politik der zu heilenden Wunden, der Nationalwohlfahrt, der Ruhe, des Friedens, der Pflege innerer Interessen ist bei dem unruhigen alten Manne, wenn ihm die Kraft und die Jahre es noch verstatten, keine Rede. Aus seinem eigenen Munde hörte ich vor Jahren die geringschätzendsten Aeußerungen über Alles, was bestrebt ist, das Leben der Staaten nach andern Anschauungen zu regeln, als nach denen der traditionellen Politik Ludwig's XIV., Napoleon's I. und der Gleichgewichts- und Intriguen-Politik überhaupt. Unser Historiker Ranke, der eben auch nicht dem Idealismus in der Politik hold ist,

würde wenigſtens geſagt haben: Habt nur Erfolg, ihr Philanthropen und Idealiſten, dann will ich Euch ganz gern in die Factoren der Politik miteinreihen und euch neben den Männern des grünen Tiſches gelten laſſen! Thiers aber verdammt allen politiſchen Idealismus a priori und posteriori. Die weſentliche Aufgabe eines franzöſiſchen Staatsmanns beſteht ihm im regſten Antheil an den Aufgaben des Kriegs-Miniſteriums. „Wir waren nicht gerüſtet —!“ lautete die Klage, die ſeine naive Offenheit unter die in Petersburg, Wien und Florenz vergoſſenen Thränen miſchte.

Wenn jetzt Holland ein Panzerſchiff nach dem andern baut, ſo kann das in Zeiten, wo ſelbſt die Chineſen Kanonen bei Krupp beſtellen, lediglich eine Verſtärkung der Hülfsmittel bedeuten, die ein Mutterland braucht, um ſeine Colonieen zu ſchützen. Bedeutet es aber

von Ihnen erſt die Einheit und Schönheit alles dieſes Daſeins ausgeht! Weinen Sie, wenn es Sünde wäre, über Leiden, die Ihnen begegnen, zu lachen; aber denken Sie dabei, daß man Ihnen gerade dieſe Thränen nicht rauben kann, die Manchem Goldes werth wären, hätte er nur noch ein Herz, weich genug, ſie weinen zu können. Ach, es iſt wohl der unſchuldigſte Hochmuth, auf dem man ſich betreffen kann, daß man ſich freut, noch die Eiskruſte der Weltbildung von ſeinem Herzen wegthauen zu können und noch heimliche Wärme genug in ſeiner äußern ſcheinbaren Erfrorenheit zu bergen! Dieſen Hochmuth wird uns Gott wohl mit ſanftem Lächeln vergeben, daß wir ſtolz ſind, kein ſchlechter Menſch zu ſein und gerührt zu werden, wenn wir ein todtes Kind begraben oder Waiſen erblicken, die in langer Reihe durch die Straßen ziehen und, mit Blumen bekränzt, an einem feſtlichen Tage Almoſen ſammeln, oder von einem Freunde Abſchied nehmen, der, ſonſt ſo kalt, uns doch noch einen Kuß auf die zitternden und künſtlich nach Faſſung ringenden Lippen drückt! Dieſen Stolz wird Ihnen der Pietismus als verſteckte Sünde nie verzeihen; aber Gott verzeiht ihn! Halten Sie es mit ihm und gehen Sie nicht unter die Myſtiker! So iſt es Recht — Sie geben mir Ihre Hand — — Segne Gott dieſe Stunde!“

---

die Antheilnahme an einer Coalition der nordeuropäiſchen Seemächte, Schwedens, Dänemarks, Hollands mit Frankreich, ſo ſoll Amſterdam nicht vergeſſen, daß es ſich 1787 einem kleinen preußiſchen Corps ſchon nach wenigen Tagen hat übergeben müſſen. Holland iſt ſeit Jahrhunderten aus jedem Gelüſte, wieder an den großen Welthändeln Theil zu nehmen, verkürzter und geſchwächter hervorgegangen.

Möchte Holland die ſchöne Miſſion begreifen, ſich offen und ehrlich den deutſchen Neugeſtaltungen anzuſchließen! Möchte es ſich frei machen von dem franzöſelnden Geſchmack ſeines Hofes und Adels, ſeiner Begüterten, und das Beiſpiel ſeiner Gelehrten auf ſich wirken laſſen, die längſt den Vorzug der deutſchen Forſchung, der deutſchen Philoſophie und Schule erkannt haben. Möchte es bedacht ſein, ſich nicht dem Vorwurfe auszuſetzen, daß es die Sympathieen für unſer

Land wohl gar nur deshalb unterdrückt, weil wir zwar die allgemeine Militärpflicht (wie die Holländer darüber denken, sagte ich schon), sonst aber mehr Gefühl für Menschenrechte, Freiheit und Humanität haben, als sich mit holländischer Colonialpolitik, die bekanntlich nicht mehr die Kritik unseres Jahrhunderts aushält, verträgt. Victor Hugo meint zwar, die Sonne der Civilisation leuchte von Paris. Aber des dritten Napoleon's lange Herrschaft hat bewiesen, daß von Frankreich aus weit mehr die Gedankenlosigkeit leuchtet, die Nichtuntersuchung, die Zurückstellung der Humanität gegen die Fragen des nationalen Vortheils (Algier), der Genuß und das leere Vergnügen.

Wenn die Strecke Bremen-Hamburg durch eine directe Bahn zurückgelegt werden kann und sich dadurch eine größere Continuität der jetzt

nach dem östlichen Holland, nach Ostfriesland, abzweigenden neuen Bahnen mit den norddeutschen herstellt, wird uns dieses alte ehrwürdige Land, das einen deutschen Fürsten als den Begründer seiner Freiheit feiert, geistig und politisch näher rücken.

Ich nahm die Route von Emmerich wieder südwärts, war bald in dem kohlengeschwärzten Oberhausen, wo man zu allen Zeiten glaubt, ein Aschenregen des Vesuvs wäre eben niedergefallen; denn selbst die Bäume schimmern schwarz, und kehrte auf der Linie Köln-Minden in die berliner Winterquartiere zurück.

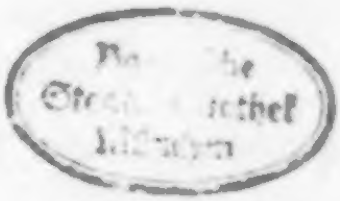

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FM. 04327/048

Druck von O. Pöp in Naumburg a/S.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

**Bastian**, Dr. **Adolf**, Reisen in China von Peking zur mongolischen Grenze und Rückkehr nach Europa. (Die Völker des östlichen Asiens. Studien und Reisen. Sechster Band.) gr. 8. broch. 5 Thlr.

**Dixon, W. Hepworth**, Neu-Amerika. Rechtmäßige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der siebenten Original-Auflage aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. gr. 8. Eleg. broch. $2^2/_3$ Thlr., eleg. geb. $3^1/_3$ Thlr.

**Dixon, W. Hepworth**, Das heilige Land. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der vierten Auflage aus dem Englischen von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Mit 14 Illustrationen nach Originalzeichnungen und Photographien. gr. 8. broch. 2 Thlr. 20 Sgr.

**Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von**, Reisen in Indien und Hoch-Asien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit Clima und Bodengestaltung. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854 bis 1858 im Auftrage der Ostindischen Regierung. **Erster Band: Indien.** Mit 2 Karten, 7 Landschaften und 2 Gruppenbildern von Eingeborenen in Tondruck. Lex.-8. Eleg. broch. Preis 4 Thlr. 24 Sgr. **Zweiter Band: Hoch-Asien.** (1. Der Himaláya von Bhután bis Kashmir.) Mit 7 landschaftlichen Ansichten in Ton-

druck und 3 Tafeln topographiſcher Gebirgsprofile. Lex.-8. Eleg. broch. 5 Thlr. 10 Sgr.

**Martins, Charles,** Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforſchers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Autoriſirte und unter Mitwirkung des Verfaſſers übertragene Ausgabe für Deutſchland. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Franzöſiſchen von A. Bartels. 2 Bde. gr. 8. broch. $3^2/_3$ Thlr., eleg. geb. 5 Thlr.

**Heuglin, M. Th. von,** Reiſe nach Abeſſinien, den Gala-Ländern, Oſt-Sudán und Chartúm in den Jahren 1861 und 1862 Nebſt 10 Illuſtrationen in Farbendruck und Holzſchnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, einer lith. Taf. und einer Originalkarte. Lex.-8. Eleg. broch. 5 Thlr., eleg. geb. $5^2/_3$ Thlr.

**Baſtian, Dr. Adolf,** Reiſen in Siam im Jahre 1863. (Die Völker des öſtlichen Aſiens. Studien und Reiſen. Dritter Band.) Nebſt einer Karte von Hinter-Indien von Prof. Dr. Kiepert. gr. 8. Eleg. broch. 3 Thlr. 18 Sgr.

**Baſtian, Dr. Adolf,** Reiſen durch Kambodja nach Cochinchina im Jahre 1863. (Die Völker des öſtlichen Aſiens. Studien und Reiſen. Vierter Band.) gr. 8. Eleg. broch. 3 Thlr.

**Baſtian, Dr. Adolf,** Reiſen im indiſchen Archipel, Singapore, Batavia, Manilla und Japan. (Die Völker des öſtlichen Aſiens. Studien und Reiſen. Fünfter Band.) gr. 8. broch. 3 Thlr. 10 Sgr.

# Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

## STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an Herrn Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin zu richten, oder durch eine der Buchhandlungen seines Wohnorts dem Genannten zu übermitteln.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R.W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.*). Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken, wie zunächst bei Mirza-Schaffy, wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Die Jahresserien beginnen und schliessen in der Regel am 1. December. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Genossen und Förderer des Vereins beigefügt werden.

---

* In *Oesterreich-Ungarn* nach Cours; in der *Schweiz* 50 Frcs.; in *Italien* 40 Lire Gold; in *England* 1 Pfd. 15 sh.; in *Holland* 20 Gulden; in *Frankreich* und *Belgien* 40 Frcs.; in *Russland* 15 Rubel; in *Amerika, Afrika* und *Australien* 15 Dollar.

---

**Beitritts-Erklärungen, Zuschriften und Casse-Sendungen sind zu adressiren: „An Herrn Verlagsbuchhändler A. Hofmann, Berlin W., Kronenstrasse 17."**

**Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen ebenfalls Beitritts-Erklärungen entgegen.**

## Sechstes Kapitel.

### Die Saison.

Die eisenhaltigen Mineralwässer liegen fortwährend mit den Laugenbädern in Streit. Der Zeitgeist, nicht bloß die Mode, ist Schuld, wenn diese über jene einen momentanen Sieg davon trugen. Ein Jahrhundert, wie das vorige, mit seinen nachgewirkten Julirevolutionen, Hambacher Festen und deutschen Ständeversammlungen, war für das Menschenblut von einer so entzündenden Kraft, daß die Arzeneimittel alle weit mehr auf Herabstimmung, die Bäder auf Abführung und Auflösung hinzielen mußten. Wie berühmt war dagegen Pyrmont in der Zeit des siebenjährigen Krieges, wo sich daselbst keine andern Leidenschaften begegneten, als die der fürstlichen Personen gegen einander, wo die Herzöge von Celle sich daselbst für Prinzessinnen von Merseburg oder Wolffenbüttel entschieden? Das vorige Jahrhundert bis zur Revolution hatte dem weißen Blute rothes zuzuführen und wir behaupten, die abführenden und auflösenden Bäder werden bald wieder aus der Mode kommen, da unser Jahrhundert die Jugendzeit ausgebraust zu haben scheint und in Politik,

## Die bis jetzt gewonnenen Autoren sind:

Auerbach, Dr. Berthold.
De Bary, Prof. Dr. A.
Bartsch, Prof. Dr. K.
Bluntschli, Prof. Dr. J.C.
Bodenstedt, Prof. F.
Büchner, Dr. Louis.
Carrière, Prof. Dr. M.
Cohn, Prof. Dr. Ferd.
Droysen, Prof. G.
Ebers, Prof. Dr. G.
Ecker, Prof. Dr. A. A.
von Eye, Dr. A.
Falke, Prof. Jacob.
Faske, Dr. J.
Fischer, Prof. Dr. Kuno.
Fontane, Th.
Frenzel, Dr. Carl.
Funke, Prof. Dr. Otto.
Gneist, Prof. Dr. R.
v. Gleseb recht, Prof. Dr. W.
Goltbaum, Dr. W.
Gutzkow, Dr. Carl.
Gosche, Prof. Dr. Rich.
Gerock, Dr. Carl.
Gött, Dr. Herm.
Höckel, Prof. Dr. E.
Hamlick, Prof. Dr. E.
Hassel, Prof. Dr. Carl.
Henne am Rhyn, Dr.
Hering, Prof. Dr. E.
Hermann, Dr. Emanuel.
Heyse, Dr. Paul.
v. Hochstetter, Prof. Dr. F.
Huber, Prof. Dr. Joh.
Jodl, Prof. Dr. C.
Keller, Gottfried.
Lazi, Prof. Dr. E.
Lammers, A.
v. Lasaulx, Dr. A.
Laube, Dr. Heinrich.
Linden, Dr. Paul.
Laur, Dr. Eugen.
Lazus, Dr. W.
Lehmann, Dr. Max.
Lorinz, Prof. Dr. Carl.
Lippert, Dr. J.
v. Löher, Prof. Dr. Franz.
v. Lützow, Prof. Carl.
Meissner, A.
Nad, H.
Osenbrüggen, Prof. Dr. E.
von Osten,
Pisco, Prof. Dr.
Rittinger, Prof. Edm.
Richter, Prof. Dr. H. M.
Rogge, Dr. W.
Rosegger, P. K.
Rodenberg, Dr. J.
v. Sybel, Prof. Dr. H.
Scheerer, Prof. Dr. W.
Schmidt, Prof. Dr. A.
Schmidt, Prof. Dr. O.
Spielhagen, F.
v. Schack.
Sterne, Carus.
Steub, L.
Strodtmann, A.
Stieler, Dr. Carl.
Sanders, Dr. Daniel.
Vambéry, Prof. H.
Vogt, Carl.
v. Weber, M.
Weltmann, Prof. A.
Ziegler.
Zittel, Prof. Dr. C.

---

Wir glauben für unsere zweite Serie, welche für das Vereinsjahr 1875 wiederum sieben Werke bieten wird, literarische Erscheinungen gewonnen zu haben, die der Zustimmung jedes gebildeten Literaturfreundes gewiss sind. Als den Inhalt der zweiten Serie kündigen wir an:

***BERTHOLD AUERBACH:***
*Tausendfache Gedanken des Collaborators.*

***CARL GUTZKOW:***
*Knabblicke auf mein Leben.*

***CARL GROSSTERNE:***
*Eine Geschichte der Schöpfung.*

***H. M. RICHTER:***
*Aus der Zeit der Aufklärung.*

***PAUL HEYSE:***
*Giuseppe Giusti, sein Leben u. seine Dichtungen.*

***F. BODENSTEDT:***
*Shakespeare's Frauengestalten.*

***CARL FRENZEL:***
*Renaissance- und Barock-Studien.*

Obigen Werken werden sich je nach Fertigstellung anschliessen:

***PAUL LINDAU:***
*Baumarchaus.*

***H. NOÉ:***
*Lebensbilder aus Italiens Innerstit.*

***MAX LEHMANN:***
*Scharnhorst ein Lebensbild.*

***R. GOSCHE:***
*Jean Paul, ein Zeitbild a. d. XVIII. Jahrh.*

***JUL. RODENBERG:***
*Elsässer Geschichtsbilder.*

***LOUIS BÜCHNER:***
*Aus dem Geistesleben der Thiere.*

***J. C. BLUNTSCHLI:***
*Kirchen- u. Staatswesen seit der Reformation.*

***J. LIPPERT:***
*Böhmische Dörfer.*

---

## Das Curatorium:

**Dr. R. Gneist**
Ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

**Dr. K. Werder**
Geh. Rath und Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

**Graf Usedom**
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath und General-Intendant der Königlichen Museen zu Berlin.

**C. v. Dechröden**
Königl. Kammerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

**Adolf Hagen**
Stadtrath.

---

Geschäftsführende Leitung: **A. Hofmann**, Verlagsbuchhändler in Berlin.

Dr. L. Lenz, Schriftführer

# Rückblicke auf mein Leben.

# Rückblicke auf mein Leben.

Von

Karl Gutzkow.

Berlin 1875.
A. Hofmann & Co.

143

# Inhaltsverzeichniß.

## I.

Charakter der Selbstbiographie. Unzuverlässigkeit fremder Berichte. Probe des zu Verschwörenden. Die Julirevolution. St. Marc Girardin. Neue Bahnen. Wolfgang Menzel. Kritische Thätigkeit. Heinrich Laube. Anschluß und Trennung. Eine Katastrophe. Gustav Schlesier. Innerer Zwiespalt. Entbehrung der Forderung. Herzenskonflikte. Jugendfreundschaften. Herzensromantik. Ihre Folgen. Censur und Polemik. Am Scheidewege. Ein Tag im Taunus. Die hallischen Jahrbücher. Ludolf Wienbarg. Literarische Gruppen. Neue Standpunkte. Dramatische Erstlinge. Steigerungen des Erfolges. Wetteifer. Hebbel. Klaffer und Heyer. Genugthuungen. Der dramatische Messias . . . . . Seite 3—32

## II.

Die Cholera. „Ueberschuß an Stimmung". Erste Federproben. Berliner Lokalliteratur. Die erste Reise. Polenflüchtlinge. Der weimar'sche Husar. Thüringen und Hessen. Die Gontumax. Reiselektüre. Grabbe's Napoleon. Neue Hemmnisse. Die Zollstätten. Die Krawalle. An der „Mainlust". Hanau. Börne's Briefe aus Paris. „Judenhaß". Heinrich König. Frankfurt am Main. Heidelberg und Stuttgart. Wolfgang Menzel. Unvermittelte Gegensätze. Die schwäbischen Lyriker. König Wilhelm von Würtemberg. Ständekammer und Theater. Die Jacotot'sche Methode. Bilder der Zukunft. Karl

Seydelmann. Eine Lebensmaxime. Lyriſche Anwandlungen. Touche. Der Wanderer und die Winzerin. Menzel's Goethehaß. Berufswahl. Rückkehr nach Berlin. „Briefe eines Narren an eine Närrin“. Berliner Geiſtesſtrömung. Chriſtelnde Juden. Ihr Einfluß. Bundestagsprotokolle. „Bei Stehely“. Theodor Mundt. Rückkehr nach Süddeutſchland. Heidelberger Charakterköpfe. Auf eignen Füßen. Doktor und Student. Eine Enthüllung. Das Aprilattentat 1833. König Ludwig von Bayern. „Ironieen des Satan“. Münchner Freundeskreiſe. Münchner Leben. Saphir und ſeine Trabanten. Auguſt Lewald. Frau Charlotte Birch-Pfeiffer. Ihre Häuslichkeit. Münchner Bühnenzuſtände. Ein Original. Die Wanderung in die Jachenau. Der Antiquarius. Heitre Welt. Der Gebirgs-Figaro. Forſchungen. Der Verkehr mit dem Volk. Deſſen Schattenſeiten. Die Kirchenmalerei der Gebirge. Heimwärts. Erweiterter Horizont. Leipziger Anregungen. Tyrol. Lago di Garda. Venedig. Ein Wiederſehen. Hinter den Couliſſen. Wien. Spitzeln. Flucht aus Böhmen. Dresden. Eduard Vehſe. Im Sande. Oppoſitionsgeiſt. Ein Winter in Leipzig. Der Proſa-Cultus. Leipziger Tage. Hamburg. Salomon Heine. Ein Millionär als Bettler. Der Aeſthetiker in der Klemme. Stuttgart. Erfolge. Frankfurt am Main. Zuwachs an Lebenseindrücken. Concentrirung. Neue Charaktere. Muſiker. Aerzte. Arthur Schopenhauer. Ein Verkennen. Goethe gegen Uhland. Die Lyrik als Mode. Kritiſches Wirken. Wiedervergeltungen. Holde Tage. Neue Begegnungen. Kampfesziele. Gehäſſigkeiten. Deutſcher Literaturton. Gaſtſpielreiſen der Schauſpieler. Seydelmann in Berlin. Strauß' Leben Jeſu. Die wolfenbüttler Fragmente. Mißglückte Bekehrung. Deutſche Revue. Ihr Programm. Die Proteſte. Brodneid. Vertheidigung. Bedrängniſſe. Die Anklage. Mannheimer Gefängniß. Chronik deſſelben. Der Maler aus Genf. Mutterſeelenallein. Erhebung durch Arbeit. Die Freunde. Die Paraſiten. Schwere Zeiten. Das Denkmalfieber. Gutenbergsfeſt. Rheinlandswonne. Preßfreiheit. Deutſche Franzöſelei. Die Buchhändler. Eine Nacht am Rheine. Rückkehr zur Arbeit. Scheiterndes. Freiere Luft. Das Goethehaus. „Mehr Licht!“ Veteranen. Ein Modernſter. Auf der Elbe. Hamburg. Julius Campe. Concurrenz. Prüfung und

Beharren. Varnhagen's Schwester. Literatur im Hause. Varnhagen's Einfluß. Die literarischen Eisen. Die Abenteuer des Doktor Spekulations in Berlin. Pimpernellens Schwabenstreiche. Spekulantia in Paris . . . . . Seite 23—232

## III.

Dramatisches Debut. Julius Weidner. Emil Devrient. Seine Licht- und Schattenseiten. Die Theaterwelt. Hamburger Stadttheater. F. L. Schmidt. Ein Festspiel. Schauspielermythen. Alexander von Humboldt. Zwischen Paris und Petersburg. Charlotte von Hagn. Auguste Crelinger. Bühne und Haus. Theaterakademie. Eduard Devrient. Berlin 1840. Friedrich Wilhelm III. Ein mildes Urtheil. Friedrich Wilhelm IV. Beichte Stellen. Franz von Holbein. Burgtheatermoral. Theatererfahrungen. Die Weihe des Dramatikers. Die Schule der Reichen. Hermann Biow. Leidige Tröster. Ein Brief. Thereje von Bachrach. Neue Sphäre. Seite 233—265

## IV.

Guizot und Thiers. Heine und Börne. Die Rache. Rückkehr nach Frankfurt. Eine Musenpflegerin. Politische Fortschritte. Doktrinärer Dünkel. Georg Herwegh. Die beiden Posa's. Klein-Sanssouci. Hervorrufungen. Deutsche Bühnenzustände. Novembertage. Lebensbürden. Karoline Lindner. Julius Mosen. Dichterthrone. Fürst Metternich. Meißenhauser und Becher. Der „Landsknecht". Literarisches Streberthum. Die Stadt der Einsamkeit. „Das Ende der Poesie". Gervinus. Künstlerateliers. Reisen und praktische Thätigkeit. Deutsche Schauspielkunst. Cäcilie von Goethe. Tieck als Dramaturg. Ein treuer Diener seines Herrn. Die feindlichen Brüder. Emil Devrient der Zweite. Praxis und Theorie. Eine Lebensmaxime. Nichtbewährung derselben. Gegen Unwahrheiten. Die Bühne wie sie ist. Dramaturgische Anfänge. Richtiges Lernen. Bühnen-„Natur". Die Kraft der Exposition. Abhängigkeit. Siegreiches Wirken. Richard Wagner. Eine Repertoirsitzung. Gluck und die Kritik. Verfälschung des Urtheils. Freundschaft beim Theater. Monomanie. Eine versagte

Kaiserkrone. Chikanen. Geheimes Wühlen. „Manuel de Souza". Genugthuung . . . . . Seite 266–328

## V.

Berühmte Personen. Ein Kampf mit Humboldt. Die Märztage. Die Versammlung an den Zelten. Truppenentwicklung. Die Concessionen. Das Mißverständniß. Die erste Barrikade. Der 19. März. Im Schlosse. Lichnowski. Eine Rede wider Willen. Der Umritt. Allgemeines und persönliches Leid. Rückkehr. Das Parlament. Ein politisches Votum. Bühnenreform. Nationaltheater. Die Proben. Dramaturgische Mühewaltung. Die Dresdener Maitage. Die Kugeln. Goethe's Geburtsfeier. Der zweite Theil des Faust. Neues Leben. Sammlung . . . . . Seite 329–358

# 1829—1849.

Leben, Literatur und Kunst ein ruhigeres und langsameres Tempo im Uebergange ist. Deßhalb hätte sich auch, bemerkte Schlachtenmaler öfters vor den Kurgästen in Gegenwart des Grafen, dieser für eine Eisenquelle entschieden. Wenn der Graf dann vor Zorn und Verlegenheit roth wurde, verbesserte Schlachtenmaler gewöhnlich: „Hätten Sie denn nicht können ein Salzbad im Würtembergischen kaufen?“

Wir wollen in die Bitterkeiten, die sich Schlachtenmaler als Bad-Inspector und mehr noch als Humorist und persönlicher Gegner des Grafen gegen diesen erlaubte, nicht einstimmen: denn dem Grafen verdanken wir es, daß wir dieses Kapitel der Göttin des Wiedersehens widmen können. Die Heilkraft, die Nähe und die angepriesene Schönheit des Bades bewog viele uns theuer gewordene Personen, noch einmal in dem letzten Acte unseres Familiendrama's aufzutreten. Es war in der Mitte des Juli, die Sonne schoß ihre drückendsten Hundstagsstrahlen und kaum hatte die schöne Welt an den frühesten Morgenstunden Schatten genug, um ihre Brunnenpromenade an der Quelle und in dem Parke zu beenden. Schon um neun Uhr wurde es so heiß, daß sich die Kurgäste eilends in ihre Zimmer flüchten mußten, wo es denn bei der unfreiwilligen Siesta, die man bis gegen Abend machen mußte, an Langeweile oder, was dasselbe ist, an Aufforderung zur Intrigue nicht fehlte. Mancher practische Geschäftsmann und Staatsbeamter wurde hier aus Müßiggang romantisch: denn entweder mußte er die Liebesgeschichten der vom Grafen schnell improvisirten Bibliothek durchlesen oder er machte in der Wirklichkeit selber welche. Es wurden Partien beredet, Paare zusammen gethan, die sich an einander gewöhnten, man lernte Eigenschaften und Liebenswürdigkeiten entwickeln,

# I.

Montaigne hat gesagt: Mon métier c'est vivre.

Der scharfsinnige Franzose wird mit diesem Satze, der etwa das Leben selbst als die Kunst des Lebens bezeichnet, kaum etwas Andres verstanden haben, als was auch Terenz eine seiner dramatischen Personen sagen läßt: Homo sum, nil humani a me alienum puto — Ich bin ein Mensch und kann über meine Natur nicht hinaus!

Diese schriftstellerische Ehrlichkeit war weiland im Brauch, als man noch für die Männer allein, nicht für die Frauen Literatur schrieb. Einer damals glücklicheren Lage des Gedankens und der Empfindung verdanken wir die Bekenntnisse des Augustinus, die Bekenntnisse Rousseau's, die Denkwürdigkeiten Alfieri's und selbst die von Goethe übersetzten Plaudereien des Benvenuto Cellini. War auch der letztere ganz so eitel, wie nur ein Italiener eitel gewesen sein kann, und nimmt er bei seinen Prahlereien überall die Miene an, als wollte er sagen: Gott schuf die Welt und vorzugsweise dann den Erzähler, um die größte Offenbarung der Jahrhunderte, meinen (höchst mittelmäßigen) florentinischen Perseus, zu erschaffen, so fällt er doch zuweilen in solchem Grade aus der Rolle der Selbstbiographie neuesten Datums mit Choral und Glockengeläut, daß er Wendungen von sich braucht, die etwa auf ein: „Hier war ich wieder einmal Esel genug —!" „Hier passirte mir wieder die Dummheit —" hinauskommen dürften. Wer schriebe noch so über sich, außer wenn er das Privilegium des Humoristen hat!

Mit Glockengeläut und Choral kann der Verfasser dieses Buches von seinem Leben nicht sprechen. Er lügt sich nicht den Ruhm an,

als wäre er mit einem feierlichen, durchdachten, in seiner letzten Lebensstunde bis auf den letzten Schlußparagraphen durchgeführten Programm auf die Welt gekommen und vollends auf die literarische. Nie hat er die Gewohnheit gehabt, vor sich auf den Knieen zu liegen und den Gott in seinem Busen als ein ihm persönlich Merkwürdiges, eine Offenbarung der Unbewußtheit anzubeten. Höchstens einmal im polemischen Zorn konnte er mit Emphase von seinem Wollen oder Wirken in der Literatur sprechen. Redliche Absichten, hohe Ziele hat es gewiß auch für ihn gegeben. Aber mit in den Kauf gingen Unüberlegtheiten, unbewußte Instinkthandlungen, Zuckungen und Reflexbewegungen, wie wir deren nur im Traume zu machen pflegen. Und „das Leben ist ein Traum!" Wer fühlt es nicht in seinen sechziger Jahren! Und wie oft war es ein böser Traum! Böse, wie ein Alp drückend, und drückend durch unsere Schuld! Wenigstens unter Schriftstellern und Künstlern suche man doch nicht vollkommene Menschen! Selbst Goethe fühlte die Unmöglichkeit, immer von sich selbst mit Choral zu sprechen. Er schob in seiner Selbstbiographie der „Wahrheit", die sein Gewissen drückte, die „Dichtung" unter. Vollkommene Menschen können nur die einer gewerbsmäßigen Berufsart sein, die hohen politischen Streber des Tages, die Geheimen Oberregierungsräthe, die Besitzer einer Brust voll Orden, die Börsenmillionäre, kurz alle, die in der Welt nicht rechts, nicht links gesehen haben, sondern immer nur schnurstracks losgingen auf ein und dasselbe zu erreichende Ziel.

Wenn ich vor einem Jahre der Aufforderung folgte, die zunächst von dem Herausgeber der Zeitschrift „Die Gegenwart", Herrn Paul Lindau, ausging, daß auch ich ihm einen Beitrag zu einer zeitgenössischen Literatur-Selbstschau liefern sollte, und dann diesen Beitrag in einem Buche vervollständigte, ohne auch jetzt noch den Gegenstand ganz zu erschöpfen, so geschah und geschieht es vorzugsweise in Berücksichtigung des schönen Morgens, wo einst ein gewissenhafter Zeitungslenker zu einem Bücherbord hinauflangt, das sich ohne Zweifel über seinem Schreibtisch befinden und allerlei lexikographisches Material zum Nachschlagen und Citiren für seine vortreffliche Zeitung enthalten wird. Auf ein ihm als Neuestes begegnendes „Gestern starb" — wird er von einem Conversations-

lexikon den Buchstaben G. oder Gustav Kühne's „Männer der Zeit", freilich einen schon etwas veralteten Führer, hervorsuchen und daraus ein zeitgemäßes Excerpt für sein Feuilleton zusammenstellen. Aber wie trocken sind doch da die Büchertitel nebeneinandergestellt! Wie unwahr ist so Vieles, was sich, mit der unerschütterlichen Sicherheit eines Lehrers der Literaturgeschichte in höhern Töchterschulen, als ganz besonders charakterisirendes Kennzeichen ankündigt! Wie unvermittelt stehen die Notizen nebeneinander! Der wahre Mensch, der noch unverleumdete, das gesunde Fleisch, eben Montaigne's Métier oder Mestier, wie Rabelais' jüngerer Zeitgenosse noch schrieb, das zu dem todten Gerippe von Namen und Jahreszahlen gehörende Leben ist nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen. „Das junge Deutschland wollte nicht blos leben", hieß es z. B. in Gustav Kühne's „Europa", worin die Vorarbeiten zu jenen „Männern der Zeit" zu stehen pflegten, die den Zeitschriften als Nekrologquelle dienten, „sondern auch glänzend leben". Edler Kamerad, der du dich einst selbst zum „jungen Deutschland" rechnetest, wie ist doch die Wahrheit grade an dieser Stelle, wo deine Verurtheilung auf Genußsucht geht, eine andere, vollständig entgegengesetzte! Greifen wir doch gleich in's volle Leben hinein und geben ein Beispiel, wie ich diese „Rückblicke", wenn bei solchen Selbstbiographieen der Vorhang ganz zurückfallen dürfte, schreiben würde. Ich erzähle nur zur Probe: „Es war im Jahre 1837 und im wunderschönen Monat Mai. Grade wollte ich meinen Erstgebornen taufen lassen. Doch so hatten damals die vom Bundestage und von Preußen ausgegangenen Verbote meiner Schriften, sowol der erschienenen als der noch erscheinenden, die Verwerthung meiner Feder gehemmt, daß ich im Augenblick — nicht einmal die Mittel besaß, nach dem feierlichen Acte der Haustaufe die Gäste eine Stunde im traulichen Kreise festzuhalten. Der „Glänzendleber" Gustav Kühne's, der Quelle meines künftigen Nekrologs, stand 1837 in Frankfurt am Main des Morgens um 5 Uhr auf und dictirte bis 7 Uhr ein Buch, das sich bei so systematischer, vom Bundestagsgesandten Nagler in Frankfurt a. M. (siehe den Briefwechsel desselben mit seinem Secretär Kelchner) geleiteter Verfolgung als Uebersetzung aus dem Englischen des Bulwer ankündigen mußte. Um 8 Uhr mußte der

„Glänzendleber" in einer Druckerei erſcheinen, die eine lediglich aus ſeiner Taſche bezahlte, nicht den achtzigſten Theil der Koſten deckende „Frankfurter Börſenzeitung" herſtellen ſollte und dabei nur Lehrjungen zu verwenden hatte, welche in jedem Worte drei Buchſtabenfehler machten, ſodaß der Redacteur zugleich ein wahrer Sklave im Correctordienſte war. Bis drei Uhr ſollte täglich die ſich aus den ſchaudererregendſten Bürſtenabzügen bis dahin einigermaßen gutenbergswürdig geſtaltende Nummer fertig ſein. Der Abend gehörte dem Beiblatt „Telegraph", als welcher ſich ſpäter, wo die Börſenzeitung eingegangen war, in Geſtalt eines ſelbſtſtändigen belletriſtiſchen Blattes erhalten hat, dies aber ebenfalls zwei Jahre lang nur durch die Mittel erreichen konnte, die ſich der Redacteur vom Munde abdarbte. Kaum deckte der Abſatz die Hälfte der materiellen Herſtellungskoſten. Auf die beſondere Verſendung dieſes ehemaligen Beiblattes zur Börſenzeitung an die Buchhändler und auf die Hoffnung einiger Einnahmen durch die Oſtermeſſe bauend, bat der „Glänzendleber" den Frankfurter Buchhändler Ph. Streng, der für 50% den Vertrieb übernommen hatte, um einen Vorſchuß — zum „Glänzendleben" bei der Taufe. Nicht ohne Stirnrunzeln gab der geldliebende Mann die erbetenen — 50 Gulden und gab dieſelben in fünf Rollen Sechskreuzerſtücke. Der Empfänger, der ſeine Hülfe von der altberühmten „Buchgaſſe" Frankfurts bis auf den „Wall" nach Hauſe trug, kam ſich wie Correggio vor, als dieſer ſeinen Ehrenſold in Kupfermünze empfangen hatte und unter der Laſt des Sackes, den ihn ein boshafter Käufer noch nach Hauſe zu tragen zwang, zuſammenbrach. Doch Kühne ſagt von dieſer eben geſchilderten Zeit: „Das „junge Deutſchland" wollte nicht blos leben, ſondern auch „glänzend leben" —! und Kühne iſt ein ehrenwerther Mann." Dieſe vielleicht etwas zu „intim" ausgefallene Anekdote hat vielleicht das Gute, daß ſie ſogleich von vornherein feſtſtellt, ich ſei im Weſentlichen zuerſt Journaliſt geweſen.

Meine Herkunft, mein Schulleben, mein erſter Bildungsgang, alles das findet ſich in meinem Buche: „Aus der Knabenzeit" erzählt. Ueberarbeitet und fortgeführt bis zum achtzehnten Jahre, ſteht es in meinen „Geſammelten Werken" (Coſtenoble'ſche Ausgabe) Band I. Dann gab ich Erinnerungen an meine berliner Univerſitätszeit von 1829 —

1831 in einem Aufsatz: „Das Kastanienwäldchen in Berlin“ („Lebensbilder“ Stuttgart, Hallberger Band II). Ursprünglich Theolog und Philolog, wurde ich 1832 noch in Heidelberg Jurist. Nicht aus gedankenlosem Umsatteln oder aus innerer Haltlosigkeit, sondern mit dem von frühster Kindheit angestrebten Ziele: Vervollkomme Dich nach Kräften! Die reifere Jünglingszeit machte noch die besondere Devise daraus: Uebe dich soviel du kannst in Führung der neuzeitlichen Waffen! Der Constitutionalismus, ein im damaligen Preußen verpöntes Strebeziel der Politik, hatte im Lande Baden seine festesten Wurzeln geschlagen. Schon ging der eigentliche Drang des Gemüths über die Schranken der Schule und der akademischen Disciplinen hinaus. Es war die Zeit und das noch ungelichtete Chaos ihrer Forderungen, das mächtige Wehen und Rauschen in den neuen Luftströmungen, die über die Menschheit hinwegzogen, es war das deutlich vernehmbare Läuten einer zur Zeit noch unsichtbaren neuen Kirche des freien Geistes, das die Jünglingsseele fast nur noch allein erfüllte. Wie sich eine sanguinisch-cholerische Natur, die ich indessen nicht war, zum Allgemeinen aufschwingen, wie eine solche am Leben der Zeit, am Leben ihrer Nation die heißeste Sehnsucht, sich als Bürger und Denker zu bewähren, zu befriedigen vermochte, das ersah ich recht nach den früheren, anders gestalteten Burschenschaftsschwärmereien, in den Juni- und Julitagen des denkwürdigen Jahres 1830. Der vor Kurzem, im Anfang des Jahres 1874, verstorbene St. Marc Girardin, damals ein junger Professor vom Pariser Collège Louis le Grand, einer Vorstufe zur Sorbonne, war in Berlin durch einen Zufall mein Schüler im Deutschlernen geworden. Der junge Gelehrte sollte die Schuleinrichtungen des preußischen Staates studieren. Doch lebte der heißblütige Franzose nur für sein ihm täglich geschicktes Journal des Debats, dessen Mitarbeiter er bis in die Thiers'schen Tage von Versailles geblieben ist. Ob damals Fürst Polignac bestimmt war, gestürzt zu werden, ob die liberale Minorität der 221 wenn nicht in der pariser Kammer, doch in der öffentlichen Meinung den Sieg davon trug, ob es zur Auflösung der Kammer kommen würde, das waren die täglichen Fragen, denen sich der französische Publicist hingab und die im komischsten Gegensatze standen zu unserer Lectüre

des Kotzebue'schen „Vielwisser" („Vielwisser"), den der ältere Schüler als Grundlage unserer Unterhaltungen im „Hôtel de Rome" dem Vorschlage des jüngern Lehrers, Schiller oder Goethe zu wählen, vorzog. Wunder nimmt es mich, daß das damals von mir in etwa 30 Stunden erlernte Deutsch nicht beim Friedensschluß von Frankfurt am Main verwerthet wurde! Denn früher, als Doctrinär, der heftigste Gegner von Thiers, hatte sich St. Marc Girardin in den neuesten Unglückstagen Frankreichs mit dem Präsidenten der Republik ausgesöhnt.

Die Juliordonnanzen Karls X. waren 1830 erschienen, die Kammern wurden aufgelöst, die 221 siegten durch eine Erhebung des französischen Volks, die vielleicht Louis Philippe von Orleans angebahnt, vorbereitet, bezahlt hat, vielleicht auch nicht; jedenfalls hatten die Bourbonen aufgehört zu regieren. Diese Katastrophe erschütterte den Continent. Nur in England und Berlin blieb alles ruhig. Hatte man doch in Preußen das beste aller politischen Systeme, die privilegirte Intelligenz, die Büreaukratie, die Traditionen der Vergangenheit, hatte vom Neuesten Hegel und seine Schule, am vorhaltendsten gegen die Demagogie jedenfalls die Vermehrung der Gensdarmen und das schnellste Unschädlichmachen jedes Menschenkindes, das sich, wenn auch nur gelegentlich und hätte es sich um die Gesundheit desselben gehandelt, in auffallender Weise auf dem Gebrauch des Wortes „Constitution" betreffen ließ. Grade in den ersten Tagen des August, als der Flügeltelegraph auf dem Kunstakademiegebäude in Berlin, in welchem ich geboren bin, unablässig „die Hände über'm Kopf zusammenschlug", wie die Berliner von den hölzernen, sich in der Luft verschränkenden Armen der ersten Vermittelungsform von Telegrammen zu sagen pflegten, da sie eine Schreckensnachricht nach der andern aus Paris zu verkündigen hatten, gewann der junge Student zwar bei einem feierlichen Actus eine goldene Medaille, 25 Ducaten an Werth, für die Lösung einer akademischen Preisaufgabe über die Schicksalsgottheiten der alten Welt, aber es war dies eine vergebliche Lockung zu einem Leben zu Glück, das sich auf die Vorbereitungen zum Examen allein begründen sollte. Die Examina an sich fürchtete der Gewinner eines akademischen Preises nicht; aber der bewegte Horizont der Zukunft ließ ihm den Athem nicht frei. Nur noch auf die anbrechende große Zeit war sein Sinnen gerichtet,

auf häusliches Arbeiten, Lesen, Excerpiren, Selbstversuchen im Schreiben, lyrisches und dramatisches Dichten. Unregelmäßiger wurden die Collegia, die er „belegt" hatte, besucht. Bücher, Zeitschriften ersetzten das ermattende Studium der Brotwissenschaften. Ging auch das letztere immer noch auf eine Oberlehrerstelle, die in der That im Jahre 1833 ambirt wurde (auf dem Actentische des Schulraths Otto Schulz, gewöhnlich Lynkeus genannt, weil der treffliche Grammatiker nur Ein Auge hatte, müssen sich lange die schriftlichen Prüfungsarbeiten des Schulamtscandidaten G. umgetrieben haben), so war doch schon von mir „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" (und sogar beim Schiller-Goethe-Verleger Cotta) erschienen, worauf dann Examinandus seine Meldung zur mündlichen Prüfung zurücknahm. Hatte ihn doch schon zum zweitenmale Wolfgang Menzel, damals der Dictator über Deutschlands schöne Literatur (— die Geschichte seiner Bedeutung für meinen Bildungsgang findet sich in meinen „Gesammelten Werken" Band I, S. 243 erzählt —) von Berlin abberufen, um den stuttgarter Kritiker an seinem Literaturblatt zu unterstützen. Menzel war für die Stadt Bahlingen in Schwaben in die würtembergische Kammer gewählt.

Nicht als Kritiker habe ich angefangen, „dem Drange zu folgen", sondern als Antikritiker. Noch Student gab ich ein „Forum der Journalliteratur" heraus. Die Gerechtigkeit war demnach die erste Muse, der ich diente. Noch eine zweite meiner besondern Musen war der Enthusiasmus. Dabei hat sich hingegebener, treuer, bewunderungerfüllter wol selten ein junger schriftstellerischer Anfänger einem ältern angeschlossen und untergeordnet, als ich mich damals Menzeln. Ich war ganz jener junge Schüler des Ersten Theils vom „Faust", der zu Mephisto (abwechselungsweise hatte dieser den Doctortalar angezogen) gewallfahrtet kam in heiliger Scheu, auch Scheu vor Stuttgarts classischem Boden. Jetzt haben wir in solchen Fällen erster Entwickelung schriftstellerisch aufkeimender Triebe nur noch den Schüler vom Zweiten Theil des „Faust". Man erinnere sich der Stelle, wo der edle Jüngling auftritt und etwa mit der Widmung: „Der Schüler dem Meister" sein Erstlingswerk darbietend, hintennach so viel Beweise von Selbstüberhebung giebt, daß man solchen Abfallen dankverpflichteter Gesinnung nur mit Goethe nachrufen möchte: „Fahr' hin, Originalgenie, in deiner Pracht!"

Mein treues Dienen bei Wolfgang Menzel, das Lesen und Recensiren der ihm stoßweise in Stuttgart zugesandten Bücher, das Ansammeln all der Unpopularität, welche Menzel schon als Goetheverachter, dann aber als rücksichtsloser Verurtheiler der damaligen Modebelletristik in deutschen Landen und vorzugsweise jenseits der Elbe genoß, auch auf mein jugendliches Anfängerhaupt, kurz ein höchst mißlich und mir Decennien lang hinderlich gewesenes erstes literarisches Tirocinium hätte ich durch eigenen Trieb nicht gewaltsam unterbrochen. Bande des Gemüths und der Ueberzeugung fesselten mich an den dämonischen Polyhistor. Die Aufforderung, mich von Menzel zu befreien, kam von mancher Seite. Sie kam sogar vom alten Hegel, der mir eines Tages, als ich bei ihm ein Colleg testiren ließ und er Bekanntschaft mit meinem Journal verrieth, sagte: „Wie kann man sich einem solchen Mann anschließen?" Am lebhaftesten kam die Verlockung zum Abfall aus jenen Kreisen Leipzigs, in deren alte belletristische Hofrathsluft 1833 Heinrich Laube angefangen hatte die Frische eines breslauer Studenten zu verbreiten. Die Geister waren damals in Gährung. Wer hörte noch auf Steffens, auf Friedrich von Raumer? Ihre Stimmen gehörten bezahlten Beamten an! Nein, man sprach selbst in gelehrten Kreisen von „Völkerfrühling". Jener „Ueberschuß an Stimmung", wie Frau von Staël den Enthusiasmus nennt, suchte jede Gelegenheit, zum Explodiren und von je ist Leipzig eine Stadt gewesen, wo jener „Ueberschuß an Stimmung" die Gemüther entzündete und Erscheinungen hervorrief, die für Deutschland maßgebend wurden. Laube, der einige Artikel, einige noch unreife Bücher geschrieben hatte, bekam die „Zeitung für die elegante Welt" in die Hand. „Elegante Welt!" Unter den Friseuren, Tailleuren, Modistinnen von „Klein Paris", in den Spalten einer Zeitung, die später Modekupfer brachte, konnte die Burschenschaft allein nicht leben wollen. Wenigstens Heinrich Heine, Goethe, die Götter Griechenlands mußten noch neben der Turnerei beibehalten bleiben. Laube hatte zur Burschenschaft gehört und wurde dafür noch später vom Geist der Karlsbader Beschlüsse gemaßregelt; aber sein Wesen war nicht Menzelisch altdeutsch, sondern eher slavisch. Wohlgefallen fand er weniger am entblößten Halse mit aufgeschlagenem Hemdkragen, als an der polnischen Kurtka mit hängenden Schnüren, Troddeln.

Er schien sich schon früh zu rüsten, eine neue Nationaltracht zu erfinden, geniale Mützen, Ueberwürfe, Schöpfungen, die lange in Leipzig seinen Namen getragen haben und von General Havelock in Indien nur nachgeahmt zu sein scheinen. Kurz, der Correspondenz, die sich zwischen den beiden jungen Neuerern entsponnen hatte, sah der grimme Hagen, der auf dem Gebiet der Kritik ein Alleinherrscher sein wollte, von seinem Häuschen in Stuttgart düster zu, murrte nicht wenig, schalt über die „Zeitung für die elegante Welt" und warnte mich vor dem Versucher. An sich war die Gefahr nicht groß. Das Leipziger Programm war unklar. In jeder Woche brachte die „Zeitung für die elegante Welt" einen im Wesentlichen unreifen, im Stil gallopirenden, manchmal in Carrière durchgehenden Artikel, der aber bei alledem ein Thema des Tages mit Frische und Natürlichkeit behandelte. War ich von diesen Manifesten auch nur halb gewonnen, konnte ich meinen Pedantismus, der unter anderm gründlichere Kenntnisse verlangte, als der Leipziger Matador aufzuweisen hatte, vor allem bei Streitfragen mein Verlangen nach überzeugenden Motiven nicht verleugnen, wobei ich die schneidige Art, wie das Unreife, Unmotivirte, Willkürliche festgehalten, durchgeführt, ja sozusagen commandirt wurde, abschreckend fand, so trat doch immer mehr persönliche Berührung, ja Freundschaft zwischen den jungen Tageshelden ein. Im Sommer und Herbst 1833 las ich Heinrich Laube's Roman „Junges Europa" in Gegenwart des Autors auf den Wellen des schönen Gardasee's, nahm zwar gründlichen Anstoß, daß einer der Helden des Buches durchweg „Hyppolit" statt „Hippolyt" gedruckt war, aber die Beziehung zu Wolfgang Menzel wurde lockrer. Im Winter des Jahres 1833 schickte ich meinem Herrn und Meister einen Ballen Bücher, die ich von ihm zur Beurtheilung empfangen hatte, unerledigt zurück. Was war geschehen? Ich hatte zu zwei Banden „Novellen" (1832 bei Hoffmann und Campe erschienen) eine Vorrede geschrieben, worin ich scherzhaft den Gedanken ausführte, daß jeder Schriftsteller, am Schreibtisch sitzend, an eine bestimmte Persönlichkeit dächte. „Der junge Poet dichtet einige Jahre hindurch nur für seine Geliebte oder er denkt nur an den Nelkenstock seiner Mutter. Er besingt bis in sein dreißigstes Jahr die Wiese, wo vor seinem Dörfchen die Wäsche getrocknet wird. Dann wagt

welche daheim hinter den Acten der Proceſſe und Berufsgeſchäfte im Staube erſtickt waren. „Iſt es ein Wunder,“ pflegte Schlachtenmaler zu ſagen, „daß hier die Menſchen geſund werden?“ — womit er den Grafen, der es hörte, empfindlich kränkte: denn es ſollte ja auch die Heilkraft der Amalienquelle kein ausnehmendes Wunder ſein, ſondern ganz natürlich in ihrer mineraliſchen Beſchaffenheit liegen.

Des Morgens um ſechs Uhr ſchon begann an der Quelle in einem eigens dazu in Form eines Regenſchirms erbauten kleinen chineſiſchen Pavillon die Bademuſik. Sie beſchränkte ſich, da es nur ihrer vier Mann waren, hauptſächlich auf Quartette und wurde von dem unglücklichen Echofinder und moskowitiſchen Kapellmeiſter, der die erſte Geige ſpielte, dirigirt. Die wirklich Leidenden unter den Gäſten waren ſchnell zur Hand. Einige wurden in Rollwägen herbeigefahren, Andere ſtützten ſich auf ihre Bedienten. Ihnen zunächſt kamen die eingebildeten Kranken, welches beſonders Staatsbeamte waren, die an Nichtanerkennung ihrer Verdienſte litten. Mehrere davon hatten ein ſcheues, miſanthropiſches Weſen bekommen, weil ſie, wie Unterrichtete verſicherten, bei mehreren Ordensverleihungen übergangen waren. Es waren dies die am ſchwerſten zu Heilenden; ſie ſahen in die Gläſer, die ſie tranken, mit ſchwermüthigen Blicken hinein: denn die Sonne machte, daß ſich ihre Strahlen darin bunt färbten und den beſcheidenen Staatsbeamten alle jene Ordensbänder prismatiſch vorgaukelten, die ſie gern im Knopfloch getragen hätten. Sie hielten oft noch die Trinkgläſer lächelnd gegen die Sonne, wenn ſie ſie auch ſchon geleert hatten, und ſchüttelten den Kopf über das merkwürdige Spiel der Natur. Einige von ihnen zeichneten ſich an der Table d'hôte auch durch eine

er ſich weiter. Geſteht es nur alle, die Ihr je eine Gans[illegible] angeſetzt habt, Ihr Goethe, Schiller, Theodor Hell, Bertouaus von Miltitz, Ihr dasjet[illegible] Euren Vater oder Onkel, an Euren Freund oder Euren Pudel! Fürſt Pückler ſchreibt für einige Leute in Berlin, die der „Verſtorbene“ durch ſeinen Geiſt nur ärgern will“ [illegible]. Und in dieſer Auslaſſung, in der Manier aus [illegible] Zeit bewunderten Jules Janin erkennen wird, kam zuletzt vor: „Wolfgang Menzel ſchreibt keine Zeile, ohne zu denken, was wol Paulus in Heidelberg dazu ſagen würde.“ Wehe mir! Schon bei Ueberſendung dieſer „Novellen“ bat ich meinen Freund und Meiſter um Verzeihung für jene unbedachte Plauderei (welcher jedoch vielleicht das Erkennen einer Schwäche deſſelben, Nachwirkung perſönlicher Verſtimmung auf ſein Urtheil, zum Grunde lag); doch erhielt ich von ihm eine ſo heftige, kränkende briefliche Abſtrafung, daß ich die Verbindung löſen mußte. Als ich hierauf ſelbſt ein „Literaturblatt“ (zum Phönix in Frankfurt am Main) herausgab, hatte ich an dem Manne nur noch einen unverſöhnlichen Feind. Um die Blöße, die ich mir im Herbſt 1834, in völliger Unklarheit über die Tragweite des gedruckten Buchſtabens, mit meinem Buche „Wally, die Zweiflerin“ (Band IV meiner „Geſammelten Werke“) gegeben, denuncirte mich der Ergrimmte förmlich an die Bücherpolizei. Nicht äußere Perſönlichkeiten ſind es, die ich hier im Allgemeinen zuſammenfaſſe, im nächſten Abſchnitt ausführlicher erzählen werde, ſondern dem Perſönlichen lagen Motive zu Grunde, die ſich ja zu Wendepunkten, Hebeln und Angeln der neueren deutſchen Literaturgeſchichte machten.

In meinem Schaffen, das ich in dieſem für die Zeitſchrift „Gegenwart“ beſtimmtgeweſenen Fragment nur andeutend zu erklären verſuchen konnte, gab es einen Scheideweg, über welchen ich in den literargeſchichtlichen Compendien, in den lobenden wie in den tadelnden, ſo eingehend ſich auch dieſelben mit mir beſchäftigen, nichts finde. Es läßt ſich zum Glück davon erzählen, ohne mit ſich ſelbſt beſonders ſchön zu thun. Geſetzt, wir wollten Laube, einen jungen Goethe nennen, ſo wäre jedenfalls ein gewiſſer Guſtav Schleſier bei ihm ſein Chriſtian Merck geweſen, derſelbe, der dem jungen Dichter des „Werther“ rieth, die „Windeln friſch auf die Zäun' zu

hängen, sie verkreten dann eher" — soll wohl heißen: „Stücke, wie dein Clavigo, sind so schlecht, daß du gut thust, durch schnelles Drucken-lassen sie in Vergessenheit zu bringen und an Besseres denken zu können." Ich sagte eben: „Ein gewisser Gustav Schlesier". Nach seinem Buche: „Oberdeutsche Staaten und Stämme", nach seinen Arbeiten über Wilhelm von Humboldt ist der Mann in einem Grade verschollen, daß ich kaum weiß, ob der kühne Verkäufer zu einem neuen Varnhagen von Ense oder gar zum zweiten Friedrich Gentz noch unter den Lebenden verweilt. Heinrich Laube besaß die Kunst, im Kreise seines nächsten persönlichen Wirkens enthusiastische Freunde zu gewinnen. Wer je mit ihm eine Cigarre geraucht oder an der Table d'hôte des Hôtel de Bavière in Leipzig seinen maßgebenden Aussprüchen gelauscht hatte, ging für ihn durch's Feuer. Es war der Zauber der Anlehnung an eine sichre Uebersichtung des Lebens. Wer möchte sich nicht im Gedräng und unter den Stürmen des Geschicks mitzuhalten suchen am Saume eines Mantels, den er kräftig angezogen weiß. Gustav Schlesier, das Prototyp eines sächsischen Gelehrten, Magister durch und durch, vereinigte mit Pedanterie Anflüge von Eleganz. Leipzig bildet ja seine Leute. Im Schlafrock ganz nur Stubengelehrter und pedantisch wie nur Gottsched pedantisch gewesen sein kann, war Schlesier Abends, vielleicht am Theetisch einer jungen Wittwe, die sich sein Freund später als Gattin gewann, Petitmaitre. Sogar ein verschnell gekommenes Bäuchlein des behäbigen jungen Mannes gab ihm das Ansehen eines Abbé der alten Schule. Sein Wissen war unbezweifelbar, doch keineswegs so umfassend, daß damit die Sicherheit seiner Urtheilsabgabe hatte für entschuldigt gelten können. Ein aus Dresden Gekommener war er jedenfalls in Kunstanschauungen und unter guten Theatereindrücken aufgewachsen.

Dieser scharfsinnige Kopf nun, der sich indessen ebenso oft von Anfang bis zu Ende zu irren vermochte, wie nur der Positivismus der Kritik heute etwas behaupten kann, was sie morgen, falls es der Ehrgeiz erlaubte, selbst zurücknehmen würde, sagte mir eines Tages, als ich in Leipzig war und sogar bei Laube selbst wohnte: „Uebrigens sind Sie in Ihrer Production auf dem Holzwege! Sie ahmen Voltaire und Diderot nach! Voltaire und Diderot haben sich

als ästhetische Muster überlebt; Sie brauchen ja nur an Wieland zu denken. Ihr „Maha Guru" liest sich wie Zadig oder Candide. Herzblut müssen Sie zeigen! Den Charakter der Gegenwart treffen! Sich Ihre Brust aufreißen! Nur „modern", specifisch „modern" muß der Schriftsteller von heute sein! Die deutsche Literatur darf nur noch den Weg wandeln, den allen Literaturen Europas die Baronin Dudevant, Georg Sand, vorgezeichnet hat!"

Sprach's — und sein Wort schmetterte mich nieder. Weder Zadig noch Candide hatte ich gelesen. Doch kannte ich Wieland. Auf der Schule war ich, wie ich Band I meiner Gesammelten Werke S. 208 erzählt habe, zur förmlichen Verachtung des Verfassers der „Abderiten" erzogen worden. Ich fand Wieland langweilig. Aber Lucian von Samosata, Wielands und Voltaire's Vorbild, hatte ich mit Vorliebe gelesen, den griechischen Spötter, der die Göttergespräche, die Begegnungen in der Unterwelt geschrieben. „Herzblut — ?" Nun wohl! Mein mächtig mich fortreißendes „Herzblut" kannte ich vollkommen, es wallte und wogte bei jeder Gelegenheit, wo die Ideen der neuen Zeit im Spiele waren. Hatte ich aber einen nur darstellenden Zweck, die Aufgabe einer Erzählung, eine künstlerische Absicht, so dämmte ich die Wallungen des Herzens zurück, legte seinem mächtigen Pulsschlage Mäßigung auf und dachte nur an die vorsichtige Arbeit des Malers, Bildners, Tonkünstlers, von denen der Erstere ebenfalls nicht mit dem raschen Kohlenumriß, der Zweite nicht mit dem Bearbeiten und Kneten des Thons, der Dritte mit dem Punktiren einer Symphonie am Clavier ihre Schöpfungen für abgeschlossen erklären können. Nicht aus Kälte des Gemüthes beschränkte ich mich. Es war die nachhaltige, von mir so oft den Andern empfohlene Scheu vor den Gesetzen der Kunst. Haßte ich doch allen Naturalismus, besonders den der Erzählungsliteratur des Tages und den sich „genial" gebenden vollends, der immer nur wüst herauskam. Dennoch muß ich gestehen, daß Gustav Schlesiers Auslassung meine Vorrede zu Schleiermachers Briefen über die Lucinde und die Wally veranlaßte. Sein Spott hatte mich aus meinem Frieden gerissen. Und er hatte es leicht damit. Denn im eignen Schaffen war ich das „zerstoßene Rohr" und der „verglimmende Docht". Anerkennung war dem Mitarbeiter des auf dem damaligen

Parnaß verhaßten Wolfgang Menzel bei keiner einzigen Instanz zu Theil geworden. Meine Arbeiten erster Periode, mein „Sadducäer von Amsterdam", der, wie ich höre, von Manchen, die mich sonst nicht mögen, meinen spätern Arbeiten vorgezogen wird, „Nero", „Maha Guru" waren so gut wie nicht erschienen. Sogar Heinrich Laube, der mir hätte die Stange halten sollen, verspottete mich in seinen Reisenovellen als „Archivar des Königs", also weil als eine Art Clavigo, dem nur der rechte, mir die matadorische Aufwiegelung gebende Carlos fehlte. Aber wo war der gröbere Werth der Leistungen dieser Matadore? Wenn selbst die Heine'schen Arbeiten, die damals schwächer und schwächer wurden, mich nicht von Platen oder den leisern schwäbischen Lyrikern abwendig machen konnten, so mußte in mein Gemüth Erbitterung einziehen und meine Stellung die eines Einsiedlers werden. Es entstanden unter den jungen Schriftstellern jener Periode die gehässigen Fehden, die in den Literaturgeschichten meist nur mir allein zugeschrieben werden, während sie doch nur die Folge des glücklicher situirten Uebermuths der Andern waren. Allerdings trug mein unverwüstlicher Gerechtigkeitstrieb zuweilen die Schuld dieser ewig wechselnden Stellungen, die ich jedoch durch keine Unterordnung unter Varnhagen von Ense oder den Fürsten Pückler mir bestimmen lassen wollte. Die trüben Folgen der veränderten Richtung meiner Feder für meine Person, meine Freiheit, mein Lebensglück verbitterten nicht minder mein Gemüth. Die Sorge schlug ihre Harpyenkrallen in die täglichen Berechnungen über Brod und Wein. Erst im Jahre 1839 heilte ich meinen Unmuth dadurch, daß ich für die Bühne zu schreiben anfing, dieselbe Bühne, zu welcher mich längst eine wohlwollendere Förderung hatte ermuthigen sollen. Selbst Karl Seydelmann, in Stuttgart mir nahe befreundet, mußte auf zwei Acte eines Trauerspiels: „Maximo Falieri", die ich in's Morgenblatt hatte einrücken lassen, mir keine andere Anregung zur Fortsetzung auszusprechen als die: „Nur ja keinen schwachen Helden!" Der Held war allerdings achtzig Jahre alt und mußte demnach drei Acte lang schwach sein, vollends war er verliebt, bis der alte Löwe erwachte. Das kritische Wort einer solchen Autorität ließ die Hände in den Schooß sinken; ich glaubte mein Talent verurtheilt. Wie ich später die Bühne, wie sie ist,

habe kennen lernen, wußte ich, daß Seydelmann kalt blieb, weil die Rolle des achtzigjährigen Marino Falieri nicht an ihn, sondern an seinen Widerpart, den Schauspieler Maurer hätte kommen müssen. So sind die „Bühnenkünstler". Der Liebhaberspieler bleibt kalt bei der Lectüre eines Drama's, wo die Chance, nach jedem Act gerufen zu werden, auf den Charakterspieler fällt.

Meine Selbstschau würde nicht aufrichtig sein, wenn ich hier nicht die Erzählung der literarischen Entwickelung für's Erste unterbrechen und eingestehen wollte, daß es neben dem Geist der Zeit noch eine andere Sphäre gab, die parallel die volle Hälfte meines jugendlichen Ichs in Anspruch nahm. In dem dramatischen Scherz Wilhelmi's „Einer muß heirathen" sind die Brüder „Zorn" geschildert, die ihre Ehe und die Wahl einer Lebensgefährtin durch das Loos bestimmen lassen. Jacob Zorn jubelt, daß er zu seinen Büchern zurückkehren dürfe, zu seinen Studien, denen wir und unsre Nachkommen bis in's fünfte Glied die Kosten der Anschaffung des „Teutschen Wörterbuchs" verdanken. Roderich Benedix hat in seiner „Hochzeitsreise" einen deutschen Professor geschildert, wie dieser nicht mehr existirt, einen Gelehrten, dem sein Stiefelwichser mehr an's Herz gewachsen ist, als seine eben erheirathete junge Frau. Mit solcher Kühle hat sich der Erzähler zum Frauenthum nie verhalten können. Er schildert in diesen Blättern ein Dichterleben und gesteht es offen, daß ihn der Zauber des weiblichen Geschlechts früh unterjochte. Das Gefühl der Vereinsamung eines gegen den Strom Schwimmenden, der Druck welcher immer und immer auf dem verkannten Gemüth lastete, der Mangel an äußerm Glück kam diesem Zuge des Herzens und — der Sinne entgegen. Sage man doch nicht, daß sich die Seele selbst genügen könnte! Nicht einmal das physische Leben erwehrt sich krankhafter Stockungen ohne den Sonnenschein des Glücks. Wo aber das Glück finden? Ministern, Verlegern, dem Publikum gegenüber hatte ich kein Glück. Compensationen für das Glück muß es aber im Gemüth geben, Abrechnungen eines Minus hier gegen ein Plus dort, sonst erliegen wir. Frühe schon hatte ich gegen die Rabbinenweisheit der Entsagung und Selbstkasteiung geeifert, hatte in Heinrich Heine's Unterscheidung zwischen den beiden Lebensprincipien, dem Nazarenerthum

und dem Hellenismus, einen seiner Lichtblicke gefunden, hatte das, was sich die Menschen ihre Tugend nennen und an sich und an Andern glorificiren, so oft nur für eine körperlich bedingte Empfindungslosigkeit und Stumpfheit der Nerven, nach späteren Erfahrungen für die Alleinbeschäftigung mit ihrem Ehrgeiz, die Narcissusgenüge an der Widerspiegelung ihres geliebten Ich erkannt. Das nagende Prickeln der Eitelkeit, die nur ihren Erfolgen, ihrem Namen, der Pflege des Schattens, den man in der Sonne wirft, lebt, hatte ich nie. Aber mir blieb das Bedürfniß, wenigstens in Andern auszuruhen. Früh schloß ich leidenschaftliche Freundschaften. Was sind aber studentische Freundschaften? Bald gehen die Lebensbahnen auseinander. Vollends war die damalige Zeit in einer Weise eine andere, als jetzt, daß sich kaum noch fassen, kaum schildern läßt, wie auf drei freigesinnte gleichgestimmte Akademiker wenigstens in Berlin 97 kamen, die nur am Gegebenen hafteten, die nur fromme August Neander'sche Pastoren werden wollten, die sich nur als Beamte, als Richter in dem Sinne zu sehen wünschten, wie der damalige Staat seine Beförderungen austheilte. Es waren meist Menschen von erkältender Wirkung. Auch bildet sich Kameradschaft, dieser dem jugendlichen Gemüth so wie der Biene die Blumenwelt unerläßliche Gewinn, da am wenigsten, wo sich literarische Anfängerschaft zeigt. Spricht sich diese nicht mit der aufdringlichen Eitelkeit junger Lyriker aus, wo dann wol eine gleichgestimmte Richtung zuweilen unter jungen Kameraden dem ständig aus der Rocktasche gezogenen Portefeuille bewundernd entgegenkommt, so wird eine sich auf Meinungen gründende literarische Entwicklung unter Schul- und Universitätskameraden fast immer alleinstehen. Ein Nachkomme Bürgers, selbst Bürger geheißen, ein Hauslehrer bei Professor F. W. Gubitz, war bis 1833 mein treuster Freund, bis ihn der Strudel des Theaterlebens ergriff und von seinen Studien und von mir selbst fortriß.

Frauen gegenüber fühlt dann freilich der Jüngling nicht Freundschaft, sondern sofort Liebe. In dem Spiegel eines Mädchenauges fängt sich ihm die ganze Welt. Und sie fängt sich ihm nur in harmonischer Schöne. Des Mondes blasses Licht, das Geflüster einer vertrauenden Seele beim Wandeln unter den sanftbewegten Wipfeln eines Baumganges, die Verathschlagungen über künftige, vielleicht

schen gemeinsam gewordene Lebensziele — in diese bestrickenden Zauber, die nicht minder von Neander, Schleiermacher, Boeckh, Lachmann abzogen, war ich allzufrühe gerathen. Der erste Theil meiner „Seraphine" (Gesammelte Werke Band III) ist selbsterlebt. Die dort geschilderte Beklagenswerthe hieß Leopoldine Spohn. War ich hier gefesselt wider Willen, verzweifelte ich wie unter einem mir zufällig übergeworfenen Nessushemd, so schlug mein Herz deste freier und leidenschaftlicher bald darauf für eine sechszehnjährige Brünette von mehr kleinem als mittlerm Wuchse, mächtigen schwarzbewimperten blauen Augen, blendend weißen Zähnen, keine Schönheit an sich, aber anziehend in allem, was in und an ihr mit geistigem und leiblichem Auge gesehen, mit dem Ohr gehört werden konnte. Am meisten fesselte sie durch ihre Stimme, die so sonor, so tiefliegend war, daß sie allem, was sie sprach, schon dadurch allein den Charakter bedeutungsvoller Reife gab. In Berlin ist alles, was ehedem Garten hieß, im nächsten Umkreise der alten Stadtmauer bis auf den letzten Baum getilgt. Aber die Trauerweide, wo nach zweijährigem „Minnewerben" das angebetete Mädchen zitternd die Worte sprach: „Ich kann nicht mehr" — „mich beherrschen" erstickte an der Brust des sich redlich zum Oberlehrerexamen Rüstenden und deshalb endlich offen Heraustretenden, und rings die andern Bäume, in deren Schatten bereits von einer künftigen Wohnung bei einem Oberlehrergehalt von 600 Thalern geträumt wurde, sie stehen noch in der Königin-Augusta-Straße zwischen Potsdamer- und Schellingsstraße. Vierzig Jahre später ist die halb und halb mir verlobt Gewesene grade im unmittelbaren Gegenüber dieser Bäume auf dem „Tempelhofer Ufer" unvermählt gestorben. Warum erzähle ich diese Momente der Vergangenheit? Weil dieser Bund Tage, Wochen, Monate der Verzweiflung heraufbeschwor, weil er eine Richtung meines Schaffens bedingte. Denn die innigste Liebe hatte hier die gehorsamste Tochter nicht bewegen können, dem Gebote einer Mutter, die mich heute in ihre Arme schloß, morgen mir mit dem Messer drohte und schrie: „Er oder Ich!" entsagend Folge zu leisten. Der „ahnungsvolle Engel" hatte sich bewahrt vor dem Schicksal, die Bahnen eines irrewandelnden Kometen zu theilen. „Gottesleugner" nannten mich damals die berliner Journale. Thüren eines Gefängnisses thaten

sich auf. Der schmale Weg, den ohnehin der Schriftsteller einer Zeit durchs Leben gehen mußte, wurde enger und enger. Mit dieser schlechtbestandenen Probe eines liebenden Herzens gingen mir unermeßliche Schätze des Lebens zu Grunde. Der Nibelungenhort, den ich im Frauenthum gefunden zu haben glaubte, versank mir wie unwiederbringlich. Keinen Muth, keine heldenartige Willenskraft hatte die Reinste ihres Geschlechtes zu zeigen vermocht! Charlotte Birch — staune nicht, lieber Leser — die richtige Charlotte Birch-Pfeiffer, die mir damals innig befreundet war (erst da haßte sie mich, als ich für die Bühne schrieb und in ihr und dem verbündeten Intendanten Küstner die Usurpatoren der königlichen Bühne Berlins sehen und fühlen lernen mußte), hatte sie noch einmal im Auftrage des damals Dreiundzwanzigjährigen besucht, um den Versuch zu machen, einigen Heroismus zum „Handeln", wie eben Liebende „handeln", zu erwecken. Todt umsonst! Die Mutter zeigte auf's Messer und mir erstarb — der Glaube an die Bewährung des Frauenthums für jene Welt, der mein Leben gehörte. Sie können nicht theilnehmen, rief mein sich krümmender Schmerz, am großen Kampfe der Zeit! Und wenn auch damals Berlin den Tod der Ziegler erlebte, wenn auch Rahel Varnhagen die aufgefangene Lebensauffassung ihres damals zuerst entlegten Briefwechsels zu verbreiten begann, nichts half, um vorzugsweise die berliner Welt aus ihrer ermattenden, kalten Selbstgenüge aufzurütteln. Goethe, Tieck, Steffens, Kanmer, Chamisso, Hitzig beherrschten die öffentliche, der Zeit widerstrebende Meinung. Später erstanden allerdings Frauen, die bei einer inzwischen erschreckend gewordenen Zunahme an politischen Martyrern sich für ihre Ehegatten einen muthigen Aufschwung zu geben verstanden — die mir befreundete Gattin des Tarnhelmers Wilhelm Schulz befreite den ihrigen aus der Feste Starkenburg im Odenwald; ich selbst fand die Hand eines Mädchens, das sich in der Zeit meines Unglücks bewährt hatte — aber die Abneigung, die in mir entstanden war, die Verhimmelungen der frechen Wuth über den Werth der Frauen zu theilen und beim Schreiben freilich nur der Frauen zu gedenken, denen vorzugsweise zu huldigen, kurz auf Gedankenkleinigkeiten einzugehen, an denen den Frauen nach Goethe am meisten gelegen sein müsse (die Huldigung,

die statt „Mädchen" immer nur „Blume" sagte und das Leben wie nach Bildern malte, sollte sich bald bis zum Schwindel steigern) blieb; sie blieb in meinem „Blasedow und seine Söhne" fast bis zum Cynischen (Gesammelte Werke Band V und VI); blieb — — ohne — daß darum bei mir das Suchen nach dem Schlüssel des Paradieses, den Gott, als er sein Eden schloß, zur Verwahrung in's Frauenherz zurückgelegt zu haben scheint, an sich selbst aufhörte. Mit der Feder sprach ich diese Sehnsucht nicht aus. Nur für Männer wollte und konnte ich schreiben.

Den Gedankengängen des sich immer mehr zum Siege hindurchringenden neuen Geistes der Zeit gegenüber stand ich von Jahr zu Jahr gesesteter Rede. Mein „Telegraph", jenes journalistische Schmerzenskind, war in anständigere buchhändlerische Versorgung gekommen. Ich zog aus dem Bereich des Bundestages, aus dem Gehege der Frankfurter Späher und Zuträger, seiner feigen, auf dem Frankfurter „Römer" geübten Censur (Frankfurter Bürgermeister wie Thomas, von Meyer, von Günderode u. s. w. trugen das ihnen von Nagler, Münch-Bellinghausen, Blittersdorf auferlegte Joch mit Zuvorkommenheit) in die freiere Freistadt Hamburg und fühlte die volle Kraft, in den Kölnischen Wirren gegen den Görres'schen „Athanasius" zu schreiben, gegen Leo in Halle im Hegelingenstreit, gegen die altständischen Prätensionen des Fürsten von Solms-Lich, kurz mich in meiner Weise an den bedeutenderen Fragen der Zeit in längerer oder kürzerer Rede zu betheiligen. Bei öffentlichen Festen, am Guttenbergstag in Mainz, bei Errichtung des Schwanthaler'schen Goethe in Frankfurt am Main wurden mir officielle Toaste übertragen. Die Bosheit von Männern wie Carové in Frankfurt, Karl Buchner in Darmstadt, C. v. Wachsmann und des Theodor Hell'schen Kreises in Dresden, die Alles, was von mir ausging, methodisch herabsetzten, mich ständig umgeiferten, kümmerte mich nicht mehr. Hätte ich dem geheimen Förderer und Berather der jüngern Literatur, Varnhagen von Ense, ebenso wie Laube, Mundt, Kühne und die andern jungen Autoren zu huldigen mich überwinden können, ich würde für die Geltendmachung meiner Vota mich noch eines festern Untergrundes erfreut haben. Doch verzichtete ich auf Protectionen, seitdem ich die demüthigenden Folgen

der Menzel'schen Kritik erlebt hatte. Selbst die Anerkennung derer, die ich hochverehrte, suchte ich nicht mehr. Ich war zu sehr überzeugt, daß ich nur für mich allein einzustehen hatte. Sah ich dann wol, da ich zu reisen liebte, deutsche Städte, erinnerte mich, daß so mancher berühmte Name in ihnen hauste, so mochte ich nicht bei ihm anklopfen. Denn ich wußte, daß sich der Angesprochene zuvor aus einem Wust von Mißtrauen und falscher Nachrede über mich, aus Bildungsstandpunkten, die nicht die meinigen waren und deren subjective Berechtigung ich doch anerkennen mußte, herauszulösen hatte, ehe er mein offnes Wort, meine dargereichte Rechte zu würdigen verstand. Solche Ueberdreistigkeit, die einige damals mit mir zugleich aufstrebenden jüngeren Schriftsteller später gezeigt haben, daß sie sich überall an die ersten Namen der Zeit zu machen wußten, wo dann Uhland und Meyer, Schelling und Meyer, Kaulbach und Meyer bis in's Elysium Hand in Hand gehen sollen, ist mir bis zum heutigen Tage fremd gewesen. Unter solchen Umständen mußte mich die wie aus der Luft gekommene Aufforderung des Curators der Universität Bonn, J. Ph. von Nehfues, überraschen, der mich ermunterte, ich sollte meine gegenwärtige Carrière ganz unterbrechen, mich an einer Universität der Schweiz oder einer kleinen in Deutschland, Gießen oder Marburg, als Privatdocent habilitiren, er würde dafür sorgen, daß ich in kürzester Zeit Berufung an eine preußische Universität erhielte. So sicher stand in der That noch der nächste Anhalt für Nehfues, der Minister von Altenstein, dem Hausminister Wittgenstein und seinen Polizeischergen gegenüber, daß eine solche Wendung meines Lebens, bei wahrscheinlich vorausgesetzter „einiger Reue", gar nicht als undenkbar angenommen werden konnte. Der mich schon lange geistig fördernde Verkehr mit diesem durch Herzensgüte ausgezeichneten, vielverkannten Manne war die Folge einer vor Jahren von mir geschriebenen Kritik über seinen Scipio Cicala. Jener Aufforderung konnte ein schon für Weib und Kind zu sorgen Verpflichteter nicht folgen.

Der Verleger des „Telegraphen" war Julius Campe geworden, derselbe Buchhändler, der Heine, Börne, theilweise Anastasius Grün, Raupach, Maltitz u. A. verlegte. Doch gab ich, gelegentlich bemerkt, nie meine Feder dazu her, gegen meine Ueberzeugung ein

mehr als loyale Freimüthigkeit aus; sie stellten einige hier und dort fallende kecke Behauptungen, namentlich vor anwesenden süddeutschen Ständemitgliedern, durchaus nicht in Abrede, weil sie wenigstens eine Behörde ihres Staates kannten, deren Verfahren ihnen ganz willkürlich erschien, nämlich die Ordenscommission.

Es war überhaupt ein eigenthümliches Schauspiel, an der Table d'hôte den Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland zu beobachten. Da Amalienbad auf der Grenze beider lag, so befanden sich hier beide Theile in gleichem Rechte. Jede Hälfte versuchte jedoch, ihre Sitten und Gesinnungen zu den vorherrschenden zu machen oder, um es noch richtiger zu bezeichnen, die Süddeutschen traten meist factisch und vorwegnehmend, die Norddeutschen aber polemisch und in Abrede stellend auf. Besonders waren einige alte Majore und Obersten aus preußischen Festungsgarnisonen da, die da behaupteten, man müsse alle Ständekammern in die Luft und jeden Hambacher über die Klinge springen lassen, was einige Frank- und Schweinfurter Bürger so sehr verdroß, daß sie ihnen den Zollverein gegenüberhielten und sie fragten, was denn Preußens Fabriken ohne Absatzgelegenheit wären? Worauf das Gespräch auf die Landesproducte, die Lebensmittel, das Papiergeld, die Landwehr- und Recrutenaushebung, ja sogar, als der Streit immer hitziger wurde, auf die Silbergroschen und Kreuzer kam, wo Niemand mit dem Andern tauschen wollte. Diese Scenen wiederholten sich bei Tische sehr oft und wurden wohl gar durch den Grafen herbeigeführt, weil die menschliche Natur wunderlich ist und sich nach Streitigkeiten immer bessere Weine geben läßt, auch überhaupt mehr trinkt, wie im Frieden. Eines Tages war-

Buch ſeines Verlags zu loben. Wie ich auch andrerſeits dem, wie der ältre deutſche Buchhandel weiß, wunderlich gearteten und eigen zu behandelnden Manne nachzurühmen habe, daß er niemals die Prätenſion gemacht, ein von ihm verlegtes Journal zur ſteten Anpreiſung ſeiner Autoren benutzen zu wollen. Ich erwähne dies Verhältniß um deßwillen, weil ſich im Kopfe des kürzlich verſtorbenen Hoffmann von Fallersleben eine Anekdote zuſammengewirrt hat, die in ſeinen, bei Rümpler in Hannover erſchienenen Memoiren, dieſem traurigen Sammelſurium von Gelegenheitsgedichten, Tiſchtoaſten und ausgeſchnittenen Zeitungslobhudeleien, in Bezug auf mein Verhältniß zu Julius Campe meinen Charakter nicht wenig verunglimpft. Ich hatte, wie den ganzen Mann, ſo auch Hoffmanns „Unpolitiſche Lieder" gut der Geſinnung nach, für Mittelgut als Dichterwaare befunden. Einige Jahre ſpäter begegnete ich ihm im ſchönen Taunusgebirg, auf der Promenade des Bades Soden, wo ich meine Gattin beſuchte, die dort mit den Kindern verweilte. „Sieh den ſchönen Strauß, den mir der Profeſſor geſchenkt hat!" rief meine Frau, als ſie mit dem Ueberall und Nirgends daherkam, der damals am Rhein und Main ſeine Breslauer Quiescenz in einer kaum zu ſchildernden bequemen Weiſe genoß. „Verſöhnt Euch Beide!" ſetzte ſie bittend hinzu. Die Schweſter der drei wackern Büchner, Georg, Alexander, Louis Büchner, Luiſe Büchner, war mit Andern zugegen. Ich bot dem Straußwinder die Hand. „Aber ſagen Sie mir, wie haben Sie denn das vor Campe durchbringen können, daß Sie ſeine eigenen Verlagsartikel in dem von ihm bezahlten Blatt herunterriſſen?" fragte mich Hoffmann von Fallersleben, als er mich vertraulich zur Seite gezogen. Eine Weile ſchwieg ich, ſtutzend über die grobnaive Erinnerung an jene Kritik, die mir eine Ueberzeugungsſache geweſen, und machte dann die ausweichende Bemerkung: „Campe hat am wenigſten etwas dagegen gehabt. Er gönnt ja ſeinen Autoren, daß ſie zuweilen geduckt werden." Wer Julius Campe gekannt und je geſehen hat, wie ſich dieſer Tyll Eulenſpiegel der Leipziger Meſſe die Hände reiben und darüber freuen konnte, wenn er ſah, daß für die Bäume, daß ſie nicht in den Himmel wüchſen, wieder einmal geſorgt war und wär's durch ein Epigramm auf ſeinen eignen Verlagsartikel geweſen, wird mein Wort harmlos deuten und

nehmen, wie es gefallen. Doch aus dieſem Geſpräch, das von einem Knäuel von Kurgäſten, in welches wir gerathen waren, unterbrochen wurde, hat ſich der Eitelſte der Eiteln in ſpäterer Zeit, wo ſich der Mann einbildete, ich hätte nicht in der Schillerſtiftung für ihn geſorgt (die Acten beweiſen das Gegentheil) den Vers gemacht: G. geſtand mir einſt mit — ich citire aus dem Gedächtniß. Aber „ſchamloſe Frechheit" oder etwas Aehnliches verſteht ſich in ſolchen Fällen unter deutſchen Schriftſtellern von ſelbſt), er hätte mich im Auftrage Campe's getadelt, nur damit dieſer den Vortheil gewann, daß ich weniger Honorar forderte! Lieber Leſer, wie viel Selbſtbeherrſchung muß doch ein Autor über ſich gewinnen, um ſolcher, nur das Böswilligſte vorausſetzenden Schmähſucht gegenüber nichts zu thun, als zu ſagen: Legt's zum Uebrigen! Aus dem Duellanbieten (wozu ich in ähnlichen Fällen zweimal in der That habe greifen müſſen), aus dem Gegenerklären, dem Berichtigen, Herumzanken in den Zeitungen, käme ein ſolcher „Beſtverleumdeter" nicht mehr heraus.

Die Zeit brach an, wo dem „Jungen Deutſchland" die Tonangabe in der Kritik (denn dieſe beſaß es) entwunden wurde. Es geſchah dies durch die Stiftung der „Halliſchen Jahrbücher". Das Kurze, Deſultoriſche, Subjective, Willkürliche hörte jetzt auf. Lange Abhandlungen, die vom Ei anfingen, aber ebenſo ſubjectiv, ebenſo willkürlich waren, traten an ſeine Stelle. Die junghegel'ſche Arbeit hat reiche Früchte getragen, vorzugsweiſe für die Univerſitäten, die akademiſche Jugend und die Lehrer. Daß dabei Männer wie R. E. Prutz ihren eignen Urſprung, die Schule ihrer Bildung verleugneten und gegen die Kritiker, die bisher im Vordergrunde geſtanden hatten, mit Ausdrücken der Geringſchätzung vorgingen, lag in der Eigenheit jeder neuen Epoche, zumal in Deutſchland, daß die Kinder durch ihre Geburt die Mutter tödten. Schon hatten ja auch die einzelnen Mitglieder jenes Bundes, der niemals beſtand, des „Jungen Deutſchland" neue Phaſen ihrer Entwickelung angetreten. Heinrich Heine kehrte von ſeinen mißlichen proſaiſchen Ausflügen auf deutſche Literatur und Philoſophie zum politiſchen Tagesvers zurück; Heinrich Laube folgte meinem Vorausgang und wandte ſich mit Erfolg der Bühne zu; Guſtav Kühne, derſelbe, der von ſeinen Geſinnungsgenoſſen ſagte: „Sie wollten nicht blos leben,

ſondern auch glänzend leben", hatte das richtige Theil ergriffen, er heirathete eine junge Dame, die ihm eine reiche Mitgift brachte; Theodor Mundt kam durch Louiſe Mühlbach in ein neues Stadium ſeiner gewandten, aber nie recht unmittelbaren und daher reizlos gebliebenen Feder; Ludolf Wienbarg konnte ſchon ſeit lange für verſchollen gelten; denn dieſer Aelteſte unter uns allen war hinter den Hoffnungen, die ſein erſtes Auftreten hatte erwecken dürfen, weit zurückgeblieben. Als der Bedauernswerthe vor einigen Jahren ſtarb, forderten mich vier unſerer erſten Zeitungen auf, ihm einen Nekrolog zu ſchreiben. Allen ſtand das Bild vor Augen, das einſt grade von ihm der Mann der „Männer der Zeit" entworfen. Am Strande der Nordſee ſtehe reckenhaft Ludolf Wienbarg mit im Sturm flatternder Locke, Möven umkreiſen ihn u. ſ. w. So oder ähnlich war ſeine Erſcheinung ſtereotypirt. Jahre lang hieß es zu meinem Nachtheil: „Wie anders dagegen Ludolf Wienbarg —!" Nun wohl! Ich mußte die Aufforderung jener Zeitungen ablehnen. Was mir der Dahingegangene durch ſchnöde Undankbarkeit an perſönlichem Leid zugefügt hatte, konnte in dem Nekrolog verſchwiegen bleiben, nicht aber der traurigſte Verfall im Streben und Leiſten, ein geiſtiger Schwund, der ganz Hamburg zum Zeugen hatte. Geſagt mußte werden, ob Immermann bei geſunden Sinnen geweſen, als er in ſeinem von Putlitz veröffentlichten Tagebuche über die Wienbarg'ſchen Augen geſagt haben ſoll, „ſie müßten viel geweint haben!" Geweint —! Die Kenner der betreffenden Augen werden mit Mühe die Bemerkung unterdrücken, daß hier ohne Zweifel eine Abbreviatur in Immermanns Tagebuch geſtanden und dieſe nicht richtig geleſen iſt. Hamburger Erinnerung ſieht den „Nordlandsrecken", für welchen einſt Freunde die Subſcription für ſechs Vorleſungen zu Stande gebracht hatten, im Kreiſe von 10 oder 12 Zuhörern auf der Hamburger Börſenhalle, ſieht ihn eintreten ſtatt um 12 um halb 1, mit allen Zeichen bedeutungsvoller Erinnerung an ſeine Kieler Docentenſchaft ſich räuſpern, ein Glas Zuckerwaſſer leeren, ein Manuſcript entfalten, es langſam ableſen und ſich nach — 15 Minuten ſchon wieder mit den Blättern, die ein plötzliches Leerſein gezeigt hatten, entfernen! Vom Thurm der Katharinenkirche hatte es eben erſt $^3/_4$ geſchlagen! Ludmilla Aſſings treues Gedächtniß wird die Richtigkeit

dieſer Scene, der ſie beiwohnte, beſtätigen. Näherte man ſich aber dann dem „Nordlandsrecken", ſo ſchlug er ſeine eben geſchilderten Augen auf, ſprach mit lispelnder Stimme einzelne bedeutungsvolle Worte und hätte glauben machen können, daß er der Mittelpunkt der Literatur des Tages ſei. Später gab ihm noch die Sache ſeines engern Vaterlandes, Schleswig Holſtein, einigen Aufſchwung, doch verlief ſich auch dieſer, wie die Kenner nur zu gut wiſſen, anders, als in den „Männern der Zeit" zu leſen ſein wird. Nur um zu zeigen, daß ich trotz der Empfindungen, deren ganzen Unmuth ich über die ſtereotype Willkürlichkeit in den Urtheilen und Parallelen des Literaturgeſchichtsgeſchwätzes zurückdränge, doch für etwas Poetiſches auch in dieſem mir von der löblichen Collegenſchaft damals Vorgezogenen nicht blind geweſen bin, erwähne ich, daß ich ein Drittheil des Stoffes, aus welchem ich ſpäter meinen „Klingsohr" im „Zauberer von Rom" formte, von eben jenes Wienbargs Naturell entlehnt habe. Die Herkunft der beiden andern Drittheile, nicht minder typiſch für norddeutſche Richtungen, bezeichne ich gelegentlich.

Das Allgemeine der Zeit, die Signatur der neuen Ideen hatte ſich trotz der geſchilderten journaliſtiſchen Thätigkeit in dem inzwiſchen männlicher Gewordenen und leider zu früh in die Oeffentlichkeit Gedrängten allmählich als ein einiges Ganzes ausgebildet. Stütze und Halt fand ich ſchon lange nur in mir ſelbſt. Daß ſich eine Anzahl junger Männer, auch Frauen aus den Kreiſen der immer mehr ſich entwickelnden weiblichen Literatur, um die von mir gehaltene Fahne ſchaarte, vielverſprechende Namen, Lingelſtedt, Herwegh, Uſſo Horn; daß faſt die ganze jüngere Literatur, wenn ſie nicht zur Richtung der ſchwäbiſchen Lyrik gehörte, ſich mit mir in Verbindung ſetzte, durfte mir Schadloshaltung erſcheinen für den Mangel an Ermuthigung bei den Männern einer ältern Periode, Rehfues ausgenommen. Aber nicht Belletriſten allein waren es, die meine „Coterie", meine „Handlanger" genannt wurden (viele dieſer Treuen deckt ſchon lange das Grab); auch fachwiſſenſchaftliche Namen, Männer wie Detmold, Oppermann, jener zu früh verſtorbene geiſtvolle Mediciner Siebert in Würzburg und manche andere ſchloſſen jene Freundſchaft mit mir, die jedem vertrauensvollen Worte freudig Gehör

giebt und Gefälligkeiten zu üben für gebotene Pflicht halt. Aber doch fühlte ich mehr und mehr, daß die Fortsetzung des großen neuzeitlichen Kampfes andere Waffen erforderte, als ich zu führen verstand. Die politischen Aufgaben setzten immer mehr das reichere specielle Wissen des Rechtskundigen voraus. Die Ausbeute, die mir ein einjähriger juristischer Cursus in Heidelberg und München gegeben hatte, war nur der Anfang einer Specialität, die selbst durch das Studium der Schriften eines Zachariä, Weitzel, Say, Adam Smith, Mac Culloch, Klüber nicht gleichen Schritt halten konnte mit der immer mehr sich erweiternden Bresche-Legung in den damaligen Staat. Wurden doch auch die Principien der eben genannten Namen schon wieder durch die Umwälzungsmethode, die in dem Journal der strebenden Privatdocenten, den „Hallischen Jahrbüchern", befolgt wurde, über den Haufen geworfen. Die andere Incompetenz fühlte ich auf dem speculativ-philosophischen Gebiete. Obschon ein Schüler Hegels, hatte mir doch von je das abstracte Formeldenken widerstanden. Die Leichtigkeit des Umspringens mit den logischen Kategorieen, wie solche damals von den „Hallischen Jahrbüchern" geübt wurde und wiederum jetzt von den jungen Adepten des Pessimismus, erregte mir staunende Bewunderung; denn aber ich selbst konnte nur denken mit concreten Unterlagen, in der Weise, wie die Engländer, Lessing, Herder philosophirten. Den damals zu enthusiastischer Empfehlung gelangten, jetzt bereits wieder vergessenen Ludwig Feuerbach fing ich zu lesen an, gestehe aber, daß mir bei ihm der Satz: Der Mensch ist das Maß aller Dinge! vor der Klippe, in's Triviale zu gerathen, nicht immer sicher zu sein schien. Bei alledem mich bescheidend und den feurigen Zungen, die jetzt die neuen Botschaften verkündeten, nicht widersprechend, pflegte ich meine Lust am Einzelnen, meinen alten Sinn für künstlerische Abrundung und Einheitlichkeit. Allerdings konnte mir der damals immer mehr aufkommende Formenschiller in unsrer „Goldschnittlyrik", die jetzt so vergessen und vergilbt die Buchläden hütet, nur ein Uebermaß dessen erscheinen, worauf es in der Literatur zumeist anzukommen schien. Die ästhetische Formengebung beschäftigte mich indessen nicht wenig, ja in solchem Grade, daß ich die Lust und selbst das Vermögen zu eigner Production verloren haben würde, umsomehr, als die Lyrik, so edle Blüthen

sie trieb, die Entwicklung einer wahren Nationalliteratur mehr zu hemmen, als zu fördern anfing und die Wegbahnerin des Manierirten und der kleinen Detailtüftelei wurde, wenn mir nicht die Bühne, die mir in Hamburg in ihrer ganzen unmittelbaren Wirkung auf das Gemüth des Volkes entgegengetreten war, ein Heilmittel geworden wäre für meist trübe und entsagende Stimmungen.

Wenn vom Schein der Esse umglüht, der Schmied am Feuer steht und in die vom angezogenen Ventilator immer neu verstärkte Gluth so lange das Eisen hält, bis es in den rechten Grad des Schweißens gelangt, dann hurtig das halbflüssige Metall auf den Ambos trägt und mit nerviger Faust darauf den wuchtigen Hammer fallen läßt, so erinnert sich das Kinderauge mit Wonne, wie sich ein Lauschen an der Schmiede durch den prächtigen Anblick belohnt der ringsumsprühenden, die Esse erleuchtenden Funken. Solche Funken sprüht der poetische junge Genius, wenn er das Drama als erste Offenbarung seines Schaffens wählt. So Schiller in den Räubern und Fiesko; so Goethe im Götz. Der ganze Mensch, im Bedürfniß sich zum Erstenmale auszusprechen, giebt sich in diesen Dramen kund, in solchen Erstlingen der dichterischen Jugendkraft, diesen ersten Schlägen auf die Sprödigkeit der Stoffe. Kleist, Immermann, Grabbe haben uns nicht in vollem Glanz jenes titanische Schauspiel hinterlassen. Der Erste nicht, weil ihm das Sonderthümliche seiner Stoffe sofort das Gesetz der Beschränkung, sozusagen der Zuspitzung zum Epigramm auferlegte; der Zweite nicht, weil er kalt und ironisch von Hause aus war; der Dritte, weil er der Welt aus dem Urgrund seines Innern nichts besonders Edles, Tiefes oder Hochgemuthes zu sagen wußte. Grabbe hat nur die Grimasse der Genialität zu zeigen verstanden.

Den Reiz dieser schriftstellerischen Jungfräulichkeit konnten die Dramen eines Autors nicht haben, der seinen innern Menschen, sein Ich schon zehn Jahre lang, in Poesie und Prosa, ausgesprochen hatte. Diese Funken des Weltenstürmers, diese bestrickenden Zauber einer genialen Unreife, die immer und immer mit fesselnden Wendungen vom Stoffe abzuirren droht und sich doch wieder durch den angebornen Künstlerinn zu ihm zurückfindet, diese fehlten meinen Dramen. Das erste derselben „König Saul" gehörte noch ganz den

Einflüssen des Zeitalters der Ironie und Satire an, wie man wol am besten die Zeit der Tieck'schen Suprematie bezeichnen würde. Diese Zeit hat im Wesentlichen bis 1840 gedauert. Saul kämpfte mit den Philistern. Mit Philistern! Da kann der Tieckianer nicht widerstehen, zwei Fürsten „Flach" und „Oberflach" einzuführen, wie nur in Tiecks ernsten Dramen das Pathos des nicht einmal recht ernst gemeinten Ernstes allzuschnell aus der Rolle zu fallen pflegt. Das zweite Drama „Richard Savage" machte schon glücklicher seinen Weg. Es führte mich in die Bretterwelt ein, die Bretterwelt vor und hinter den Lampen, vor und hinter den Coulissen. Doch erst mit dem dritten Versuch „Werner oder Herz und Welt" gewann ich mir die Gunst der Menge. Hier hatte ich den Stoff aus mir selbst entlehnt, aus meinem eigenen Leben. Es war nicht das von Gustav Schlesier gemeinte „Herzblut", nicht die Heinrich Heine'sche Actualität, was ich wiedergab; es war etwas Besseres und ein reiner Zufall, daß ich, der ich nie an die Leserinnen der Leihbibliothek, nie an die Voraussetzungen der gespannt sein wollenden Blasirtheit gedacht hatte, diesmal das traf, was die Hörer auf der Bühne verlangen. Zu dem genialen Schauspieler Jean Baptiste Baison in Hamburg hatte ich gesagt: „Kürzlich war ich in Berlin. Ich besuchte den Vater eines Mädchens, das ich vor Jahren liebte. Ich wurde gütig von ihm aufgenommen. Die Angebetete, die zu meiner Beglückung nichts hatte wagen wollen, die sich nicht hatte entschließen können sich für mich zu bekennen, hat dennoch alle Bewerbungen, die sie reichlich empfing, abgelehnt. Ich gestehe Ihnen bei aller Achtung vor meiner Gattin, daß ich vor dem Vater der ehemaligen Geliebten, einer edlen idealen Mannesnatur, mit Erschütterung stand, ja daß ich noch jetzt zuweilen über dies Verfehlthaben eines Zuges meines Herzens vor Schmerz und Wehmuth" — doch ich will nicht fortfahren in einem Tone, der vielleicht nur posthume Berechtigung hat. Ich verweise auf jenes Schauspiel, das ich auf's eifrigste Zureden des mir Freund Gewordenen in wenigen Tagen schrieb. Die rigoristische Tugendkritik unsrer Zeit hat auch dies Drama, wie so viele andere meiner Charaktere und Erfindungen, vom Standpunkt der neu eingeführten poetischen Criminalgerichtsbarkeit, einem der ungerechtesten ästhetischen Standpunkte, die es nur geben kann (denn muß

er nicht z. B. aus dem „Vicar of Wakefield“ eine einzige Erbärmlichkeit machen?), verwerfen und damit die Nerven, welche Stricken gleichen, als maßgebend für die Literatur des 19. Jahrhunderts bezeichnet, nicht die empfindsamen oder „kranken“. Aber das Erzeugniß Eurer „Molluskenseele“ zündete in Hamburg in solchem Grade, daß es eine Reihe von gefüllten Vorstellungen rasch hintereinander erlebte. Bei der fünften oder sechsten begegnete mir im gedrängtvollen Parterre Friedrich Hebbel, der eben bei der Direction seine „Judith“ eingereicht hatte. Auch er hat es der eben bezeichneten Kritik nie recht machen können. Nur daß Hebbel damals auf dem Gipfel der Verblendung über seinen Beruf stand. Mit Orsina zu reden, möchte ich's bezeichnen: „In einem Tone — in einem Tone —“ der auch nur Friedrich Hebbeln eigen gewesen, wenn der gewiß Geniale von der Cheopspyramide seines Selbstbewußtseins herab verachtend und doch die Höflichkeit fast wie „Elias Krumm“ nicht aus den Augen verlierend, sprechen wollte — warf er mir vorübergehend ein langgezogenes „Guten Abend'“ entgegen. Es war nach dem dritten Acte, wo die Darstellerin der Julie eben dreimal gerufen worden war, dieselbe Dame, Christine Enghaus, die später — Hebbels Gattin werden sollte und bei hereinbrechender Beeinträchtigung ihrer Stellung am Burgtheater sich Jahre lang mit dieser einzigen so frisch von ihr erfaßten Rolle in ihrem Werth geltend zu machen wußte und gewiß dann zur Freude des Mannes, dem 1839 die blinde Vergötterung einiger Leute in Hamburg vorgeredet hatte, er allein sei der „Messias“ des deutschen Theaters und der denn auch damals für mich nichts hatte, als sein hämisches „Guten Abend!“, das mir durch die Seele schnitt.

Man legt wol einen Stein auf eine leichte, mit Wiesenblumen gefüllte Schaale. Die Blumen soll der Stein festhalten, soll die in ein wenig Wasser getauchten Vergißmeinnicht glauben lassen, daß sie noch am Bachesrande stünden und fortfahren könnten zu träumen wie gewohnt. Aber das Schicksal wirft uns oft auch in den Frühling unsrer Entwickelung Steine hinein, um diese zu hemmen. Dann müssen die nicht erdrückten Keime sich mühsam unter ihnen hindurch winden. Oft heben sie ihre Köpfchen erst wieder nach langem Ringen und Prüfen, ob sie auch in ihrer Wurzel ungebrochen ge-

blieben ſind. In Hamburg ſchuf mir mein endlich gekommenes Glück, der Erfolg Richard Savages und Werners, eine wahre Meute von Widerſachern und hinterrücks mich Schmähenden. Das Stadttheater, ausgezeichnet geleitet von Friedrich Ludwig Schmidt, einem Zögling der alten Schule, ſollte durchaus Jedem, wenn derſelbe auch nur eine Ueberſetzung zu Stande gebracht hatte, gehören. Und einige Leute lebten in Hamburg ganz nur von einem fabrikartig betriebenen Ueberſetzen. Andere, wie Karl Töpfer, der ſich den Schein eines Originaldichters gegeben hatte, der er in den ſeltenſten Fällen war, ſahen nicht minder mißmuthig auf jede neue Concurrenz. Alle hatten ſie die Preſſe, ja die Stimmung im Theater ſelbſt, im Parterre, in den Corridoren, den Büffets in der Hand. Ein Nicolaus Bärmann, der niemals etwas Eigenes, außer plattdeutſchem Gequatſch, zu Stande gebracht hatte, aber doch immer etwas betrieb, was die Repertoire der Theater in Anſpruch nehmen ſollte, war der Erfinder jener Kritiken, die man im Jargon des Theaterlebens „kuhwarme" zu nennen pflegt. Hatte dieſer Mann der Vorſtellung neuer Stücke kaum bis zum Schluſſe beigewohnt, ſo rannte er abends halb 11 in die Druckerei des geleſenſten Hamburger Blattes, der „Nachrichten", und ließ die Leſer der über Nacht gedruckten Nummer ſchon am frühen Morgen erfahren, ob die Novität von geſtern Abend gut oder ſchlecht geweſen ſei, gut oder ſchlecht aufgenommen wurde. Wie mußte mich dieſer Mann, der ſich bei ſeinen Referaten ſelten an die Wahrheit hielt, haſſen, als ich ein unter ſeinem Namen gegebenes Drama „Frauenehre", worin wiederum Chriſtine Enghaus mit hinreißender Kraft und Natürlichkeit geſpielt hatte, ein Drama, das er als „nach dem Spaniſchen des Don Mendez Truzillo" von ihm ſelbſtſtändig geſchaffen angekündigt hatte, für eine wörtliche Ueberſetzung eines Stücks erklärte, das ich mir hatte aus Paris kommen laſſen, der Marie Padille des franzöſiſchen Akademikers Ancelot! Dieſe aus ſo böſen Elementen gemiſchte Hamburger Geſellſchaft fing an, mir überall in den Weg zu treten und ſofort die neue Tragödie „Judith" zum Stein des Anſtoßes zu machen, über den ich fallen ſollte. Der Verfaſſer, ein Gerichtsſchreiber aus Weſſelburen, war die Loſung eines Comité's, das ihm die Mittel gewährt hatte, noch nachträglich zu ſtudieren. Eben

von München gekommen, brachte er das Bewußtsein mit, daß er die Erwartungen, die man auf einen Genius, eben auf den Messias der Bühne, setzte, zu erfüllen vollkommen im Stande wäre. Der Anblick der Judith von Horace Vernet in München hatte ihm sein bekanntes, knapp epigrammatisch gehaltnes, all' jener oben bezeichneten Funken des ersten Schlags auf schweißendes Eisen entbehrendes Drama abgewonnen. Oder die sprühenden Funken müßten denn in der Großsprecherei des Holofernes liegen sollen. Karl Töpfer, taub und gewohnt, so nachdrücklich zu sprechen, als wenn alle Welt taub wäre, raunte mir zuerst wie mit Fracturschrift in's Ohr: „Das giebt den neuen Shakespeare!" Da hatte ich den Stoß, ertrug ihn aber ruhig; denn ein Messias der deutschen Bühne hieß ja auch ich in auswärtigen Kritiken. Hatte ich doch die Sprache der Neuzeit, das war mein unbestreitbarer Ruhm, die Sprache der neuen Ideen zum ersten Male in den Mund der Schauspieler gelegt. Was waren diese bisher von modernem prosaischen Dialog zu sprechen gewohnt gewesen? Blum, Raupach, Töpfer und die Weißenthurn. Die Schauspieler bekannten selbst, mit meinem Dialog geistig zu wachsen. Das Shakespearefieber grassirte allerdings, gehörte aber mehr der Buchästhetik an. Vollends ein „neuer Shakespeare" für die Bühne sein zu wollen, hatte ich keine Prätension, umsoweniger, als ich bei täglichem Besuch des Hamburger Theaters alle Versuche von Dichtern, mit dem Schwan von Avon zu wetteifern, scheitern sah. Auch die gepriesene „Judith" wurde ohne jeden Erfolg gegeben. Das Haus war erschreckend leer, Niemand von den Bewunderern, die nach vier Wochen Bewunderung in der fünften schon wieder neidisch auf den Erfolg ihrer Bewunderung geworden waren, rührte die Hand; selbst die Juden, denen doch der Stoff hätte sympathisch erscheinen sollen, fanden die Ausführung desselben zu unbiblisch, in „Judith", ihrem französischen Ursprunge gemäß, die moderne femme incomprise. Ich war nicht der Einzige, der das Werk in der Presse lobte; aber eine Kritik durch zwei volle Nummern meines Journals über die darauf folgende und gänzlich „abfallende", nirgends berücksichtigte „Genoveva" Hebbels war eine mit ihrem Wohlwollen so alleinstehende, daß sie mir in spätern Jahren öffentlich und mündlich des Verfassers Dank eintrug. Als dann Hebbel auf der Höhe

den die anwesenden Frankfurter Bürger auf's empfindlichste verletzt, weil ein alter preußischer Haudegen auf den Tisch schlug und sagte: „Und es gibt eher keine Ruhe in Deutschland, bis Frankfurt nicht preußisch geworden ist!" Gleichsam, als hätte dieser graubärtige Bayard schon seine Pferde auf dem Römer einquartirt und die Feier des 18. Octobers auf den 3. August verlegt, so fuhren die Frankfurter Bürger auf und erklärten, nur über ihre Leichen ginge für die Preußen der Weg durch's Friedberger- und Allerheiligen-Thor und eher sollte vom Römer kein Stein auf dem andern bleiben, als daß sich dort ein Oberlandesgericht und eine Kreisregierung und eine Militär-Ersatzcommission und wie die Kunststücke weiter hießen, einnisten dürfte! Lieber wollten sie hessen-homburgisch werden, als preußisch, und auf alle Fälle würden Tausende nach Hamburg auswandern, nach Bremen und Lübeck oder, wenn auch diese Städte ihre Selbstständigkeit verlören, nach der Schweiz. Der alte Major ließ sich nicht erschüttern, sondern fuhr in den Verwünschungen der Stadt fort, sagte auch, daß es gerade gelegen käme, wenn die Ruhestörer gingen und so dauerte das Streiten bis zum Dessert fort, wo sich freilich die Partien wieder vereinigten, da es der Reihe nach und umzichtig ging, wer den Champagner geben ließ. So kam in der Amalienbader Saison manche der in Deutschland herrschenden ältern und neuern Volksstimmungen zum Vorschein. Fast alle Stände und Tendenzen hatten ihre Stellvertreter hergeschickt; doch die merkwürdigsten und für den Sittenforscher werthvollsten blieben immer jene classischen geheimen Hofräthe, die Tieck, besonders seitdem er selber einer geworden, lange noch nicht genug ausgebeutet hat; die neueste Zeit hat zu diesem Typus

ſeines wohlbegründeten Rufes in Wien ſtand, als er wohlgemuth dieſe „Genovefa“ — horribile dictu! — in eine „Magellone“ umgedichtet hatte, etwa ſo, wie man einen verbotenen Operntext, die „Hugenotten“ in die „Ghibellinen von Piſa“ umänderte, und dann noch die Magellonenfabel ſelbſt dem Burgtheaterpublikum zu Liebe mehrmals umwarf, ſagte er mir beim Spazierenſchlendern am Stephansplatz: „Lieber Freund, ich bin von manchen Dingen zurückgekommen! Ich rede mit den Menſchen menſchlich und geſtehe alles zu, was man nur will! Nur Geld! Geld! Alles Uebrige iſt mir gleichgültig!“ Alles Uebrige war ihm natürlich nicht gleichgültig und die Deviſe „Geld! Geld!“ galt ihm wie uns allen nur für gewiſſe Augenblicke, wo man keins hat. Aber die Wandlungsfähigkeit ſelbſt des Titanen, die Accommodation ſelbſt des gebornen Michel Angelo war doch conſtatirt und ich konnte darin eine Genugthuung für jenes verurtheilende „Guten Abend!“ finden, das ich nicht etwa dem Mangel an Gemüth (Hebbel hätte Urſache haben können, mir damals mehr als höflich, ſogar dankbar zu ſein), nicht der eignen Ueberſchätzung zuſchreibe, ſondern lediglich dem Verranntſein in jene Principien, die auch Otto Ludwig ruinirt haben. (Siehe ſeinen „Nachlaß“ und die achtmalige Veränderung ſeiner „Agnes Bernauer“!) Dem Meſſiaswahn, der leider im Publikum und unter den jungen Nachwuchsköpfen nicht ausſterben will, werden immer wieder neue Opfer fallen. Die Pietätloſigkeit der Intendanten gegen ältere Dramatiker hat ihre Urſache in dem Wahn, der Theaterdiener könnte alle Augenblicke in einem Poſtpacket das Erſtlingsdrama des „neuen Meſſias“ bringen.

Nathan klagt bei Leſſing, daß doch der Menſch durch ſeinen eignen Mund ſo oft das Zeugniß ſeines wahren Werthes ſich nicht zu geben wiſſe! Möglich, daß dieſer elegiſche Gedanke, von Hebbel, den ich im oben erzählten Fall dann dem Tempelherrn verglichen haben möchte, auch auf mich angewendet werden könnte. Alſo für heute — manum de tabula!

# II.

Der Strom der Zeit geht nicht so schnell, wie sich aus Strudeln heraus, an Klippen vorüber die Erinnerung, die Darstellung entwindet! Träge, träge schleicht die Stunde! Auch jene Stunde, von welcher Shakespeare seinen Macbeth so wahr, so erquickend sagen läßt, „*sie rinne auch durch den rauhsten Tag!*“ Ja die Stunde bringt Milde, Frieden, Balsam. Aber sie rinnt langsam und feierlich. Dem Unerwarteten, Plötzlichen geht jene lange unheimliche Stromfahrt voraus, die auf den amerikanischen Flüssen so ergreifend sein soll, wenn sich der Nachen des sich dem Tode weihenden Indianers auf glattem Spiegel dem Niagarafall nähert.

Im vorigen Abschnitt wurde die Zeit bis 1840 in gedrängtem Ueberblick gegeben. Möge jetzt auf wiederholter Fahrt zu demselben Ziele hin hier und da am Ufer Halt gemacht und manches für die Geschichte der Zeit nicht bedeutungslose Erinnerungszeichen aufgepflanzt werden.

Trübe Herbsttage waren im Jahre 1831 über Berlin gekommen. Todtenstille herrschte in den Straßen. Der „asiatische Gast“, die Cholera, hatte zum erstenmal Europa berührt. Nichts hatte die Annäherung zurückhalten können. Keine Absperrung gegen Rußland und Polen, kein „Choleracordon“ in der Provinz Posen, der, da er zugleich Cordon gegen die Pest der Revolution sein sollte, die soeben in Polen nach den mörderischen Schlachten von Ostrolenka und Praga von Paskiewitsch niedergeworfen war, dem dazu verwendeten Militär als Kriegsjahr angerechnet wurde; umsonst, die Geißel Gottes, wie sie auf den Kanzeln genannt wurde, war da und sogar

in Berlin, in der Hauptstadt der Intelligenz, einer Stadt, wo Schinkel und Rauch und Humboldt lebten und das abstrakte Denken die Materie vergessen lehrte! Schleiermacher fand diesen Gegensatz zwischen Geist und Materie so fürchterlich, daß er darüber krank wurde, und Hegel erlag ihm unmittelbar.

Trüber Gedanken voll stand ich in einer von den Straßen Berlins, wo es empfindliche Gehörnerven jetzt vor dem Geräusch der Wagen nicht aushalten können. Damals wuchs in der Kochstraße ländlich ungestörtes Gras. Berlin zählte wenig über 200,000 Einwohner. Dennoch war die Zahl der täglichen Opfer, welche die Cholera fortraffte, schon auf 200 gestiegen. In jedem Viertel gab es Choleraspitäler. Diesen wurden die Kranken in langen mit Wachstuch überzogenen Körben überantwortet. Die Begräbnisse fanden des Nachts statt. Man hatte sich auf eine Haltung eingerichtet, wie sie im Mittelalter stattgefunden haben mochte, wenn die Pest hereinbrach. Alle Träger und sonstige Bedienstete beim Transportgeschäft trugen grüne wachstuchene Ueberkleider. Alles, was man berührte, roch nach Chlor.

Wer Berlin verlassen konnte, entfernt sich. Auch für mich galt es damals, an der todtenstillen Friedrichs- und Kochstraßenecke Abschied zu nehmen. Dort wohnte der Gegenstand meiner Liebe; dort auch der Freund, der mir noch einige Schritte vom Hause Nr. 70 das Geleit gab. Das Segel sollte gelichtet, die hohe See des Wagens und Erprobens der jugendlichen Kraft befahren werden. Die Blüthe der Studentenzeit war schon lange verwelkt; jetzt vollends, wo alles „Mäßigkeit" predigte. Die Vorlesungen waren verödet, die Professoren einsylbig. Professor Hecker, der eine Geschichte der Medizin geschrieben, Monographieen über den „Englischen Schweiß", über die Flagellantenwahnkrankheit, war in Aller Munde. Was konnte nicht noch alles kommen an ähnlicher Ekstase! Schon hatte es Aufruhr um die Brunnen gegeben. Die Reichen vergifteten diese, hieß es, um die Armen zu vertilgen. Die Berufungen auf den Zorn des Himmels, die öffentlichen Voraussetzungen von der Kraft des Gebetes wurden unerträglich.

Bürger und ich, ein Kreis Commilitonen, schon von der Schule her verbunden, hatten ein „burschenschaftliches Kränzchen" errichtet, das

sich jeden Samstag an einem stillen lauschigen Platze in der Splitgerbergasse, in der Nähe der Freimaurerloge „Zu den drei Weltkugeln“ versammelte. Ein versteckt liegender Garten, den ein Bretterzaun vom Cultus der eleusinischen Geheimnisse trennte, ein Wirthshaussaal hatten uns Gelegenheit geboten, Gebrauch zu machen von dem mehrerwähnten „Ueberschuß an Stimmung“. Dieser Ueberschuß, der dem delphischen Orakelspruch (und hoffentlich auch der Freimaurerei) Ne quid nimis! vollständig widerspricht, beherrschte die jugendliche Seele. Wo soll diese hin mit ihrem Feuer, ihrem Bedürfniß zu lieben, zu bewundern, sogar zu trauern, sogar zu weinen? Im Alter ist es unbegreiflich, woher die hochgespannte Feierlichkeit genommen werden konnte, die den „Landesvater“, (wir substituirten das „Vaterland“) den „Fürst von Thoren“, die Rundgesänge „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust —“, „Bruder, Deine Schöne heißt?“ und Aehnliches mit so unkräftiger Stimme sang? Woher der pedantische Ernst kam, der den ganzen Gang eines Commerses durchführte? Die Art des Vor- und Nachtrinkens, dann einige Duelle, die zwar nicht aus unserm eigenen freundschaft- und liebeumschlungenen Kreise selbst hervorgingen, aber doch aus andern Sphären in die unsrigen hereinragten und Tiesen oder Jenen als „Losgehenden“ oder „Sekundanten“ oder „Unpartheiischen“ betrafen, alles das waren hochwichtige Dinge, wie ein Vorspiel zu den Congressen von Wien und Verona. Einzelne Charaktere, ein liebenswürdiger gescheuter Nordalbingier, Meyer aus Ratzeburg (später Professor in Riga und Hamburg), gaben diesen Umständlichkeiten eine phantastische Weihe, die im Stande war, sie mit Schelling, Hegel, Barbarossa, Max von Schenkendorf und dem Nibelungenhort in Verbindung zu bringen. Unser Liederbuch war das bekannte Zerig'sche von Leipzig. Jener „Ueberschuß an Stimmung“ — oder soll ich sagen die Selbstaufstachelung zur Rührung —? ging bei einzelnen Versen des Liedes: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“ bis zu Tonschwingungen, wie sie etwa bei den amerikanischen Shakers stattfinden mögen, wenn diese im Begriff stehen, den Himmel offen zu sehen. Ein Glück, daß der kräftige Boden der Gläser, wenn diese aufgestampft wurden, als Ableitung des Furore dienen konnte. Schon bei den Worten: „Und drin auf Gott vertrauet trotz Regen Sturm und Graus“ hob

sich die Stimme zu einem anabaptistischen Tremolo. Es galt das Loos der Burschenschaft und ganz Deutschlands. „Die Form ist zerfallen, der Geist lebt in uns fort —“ Alle Schleusen im Gemüth öffneten sich, die Jean Paul'sche Idealwelt, die Fixsternanschauung seiner in Regenbogenfarben getauchten Helden schien über uns gekommen. Kein Blick wurde auf die Thür gerichtet, ob nicht etwa der Universitätspedell kam und uns sämmtlich unsre „Erkennungskarten“ abforderte. Ueberhaupt, wenn der Deutsche Choral singen kann („Lieb' Vaterland kannst ruhig sein —“) und sich selbst in Rührung versetzt und dabei an seine Mutter denkt, ist er der größten Dinge fähig. In spätern Jahren begegnete ich dem Verfasser des obencitirten Liedes, August von Binzer, einem gebornen Holsteiner, in Augsburg. Der Contrast meiner jugendlichen Ueberschuß-Stimmung beim Singen seines Liedes mit dem Staunen über die veränderte Haltung des Dichters, vielleicht auch des Zeitgeistes, ließ sich ihm selbst nicht aussprechen. Die Sphäre, die den ehemaligen Kieler Demagogen umgab, fühlte sich als die maaßgebendste nach jeder Richtung. Die Gemalin desselben, eine geistvolle Dame, die anfangs unter dem Namen Beer, später als Ernst Ritter, talentvoll geschriftstellert hat, war im Besitz der besondern Freundschaft des österreichischen Dichters Christian von Zedlitz gekommen, und dieser, ein Vertrauter des Fürsten Metternich, hatte den Kreis der Familie, hatte alle Beziehungen des alten Burschenschafts- und Wartburgshelden — auf den Fuß österreichischer und die wiener Adelssozietät über Alles erhebender Voraussetzungen gestellt!

Der Abschied in der Kochstraße wurde nicht wegen der Cholera vollzogen. Er würde auch unter minder düstern Umständen stattgefunden haben. Der Drang der Opposition gegen den absoluten Beamtenstaat hatte mir jeden Eindruck, den mir noch Berlin gewährte, verleidet. Schon hatte der Schriftsteller das Ei durchbrochen und führte die Feder gegen Dinge, gegen welche sich damals, ein Jahr nach der Julirevolution, im Zeitalter der Einkerkerungen, Amtsentsetzungen, Verbannungen, überhaupt schreiben ließ. Die strengsten Censoren überwachten jeden gedruckten Buchstaben; jede Anzeige im „Intelligenzblatt“ wurde geprüft, ob nicht etwa eine versteckte politische Anspielung dahinter enthalten war. Unbegreiflich und

nur zu erklären durch die mir zugewendete Gunst des so allgemein gefürchteten Ministers von Kamptz (in meinen „Lebensbildern" Band I S. 58 wurde der Anlaß dieser Beziehung erzählt) gestattete man mir auf eine Eingabe, die ich an's Ministerium richtete, ein Journal herauszugeben („Forum der Journalliteratur"), worin mir freigestellt wurde, sogar über Religion und Politik zu schreiben. Ein Kammergerichtsrath Barbua wurde dem Studenten als Censor bestellt. Die Kosten dieses ersten Durchbrechens des Ei's gingen aus meiner Tasche. Unter den Linden, im Hinterhofe des damaligen ersten Restaurants Berlins, des „Traiteur" Jagor, betrat ich zum erstenmale eine Druckerei, die sich mit mir beschäftigte. Sonst war ich schon als Knabe in die schwarze Kunst eingeweiht. Ich hatte den eigenthümlichen Duft einer Druckerei zuerst bei einem Verwandten kennen lernen, der sich sogar um die Herstellung einer neuerfundenen Walze, zum Anschwärzen der Lettern, Verdienste erworben hat. Hier bei Conrad Feister, so hieß mein eigner Drucker, sollten nun die Druckfehler mir selbst gelten! Und welch milde Censur! Der Kammergerichtsrath strich nichts. Denn ich verschmähte die Freiheit, über die Kabinette von Petersburg und Wien zu schreiben. Mir schien denn doch, als würde die gewährte Freiheit Brombeeren gleichen, die von zu viel Brennnesseln umgeben sind. Mit echtem Philologenstolz ließ ich das Blatt, um es den Engländern und Franzosen lesbarer zu machen, mit lateinischen Lettern drucken. Im Wesentlichen war meine Aufgabe die, den Mann meines Herzens, Wolfgang Menzel, gegen die Angriffe seiner Gegner in Schutz zu nehmen. Es waren Ergüsse der reinsten Hingebung an eine Auffassung der Literatur, die mir zur Alleinherrschaft auf kritischem Gebiete berufen schien. Natürlich war ich nur Romantiker. Die neuaufgekommenen diabolischen Schnörkel, die Heinrich Heine an das Ende seiner Gedichte setzte, konnte ich nicht leiden, noch weniger die Literatur der Wortwitze und der Saphiriaden. Eine Einmischung in die Berliner Tagesliteratur, in die Zehden Saphirs mit seinen Gegnern, schien mir unter aller Würde eines Schriftstellers, der „mit der Milch des klassischen Alterthums" gesäugt war — weßhalb ich auch noch jetzt nicht begreife, wie sich die jungen Gelehrten Wilhelm Wackernagel

und Karl Simrock damals in leichten Kaffee- und Theeblättchen, „Eſtafette“, „Courier“, gegen das einreißende „Judenthum in der Literatur“ ſo erhitzen konnten. Freilich war mir der Name Literatur nicht die Pflege von Balladen und Romanzen, nicht die Pflege von Novellen und Theaterſtücken. Der Geiſt, aus welchem mir alles neugeboren werden zu müſſen ſchien, wollte mir überhaupt nicht mehr im raſchelnden Herbſtlaub unter den Linden Berlins begegnen. Das Journal erreichte die Höhe von 70 Abonnenten. Es ſchlief ein. In Stuttgart wollte ich bei Wolfgang Menzel meine ſchriftſtelleriſche Lehrzeit fortſetzen. Mein damaliger Styl jeanpauliſirte.

Die erſte Reiſe im Leben, die Reiſe eines Zwanzigjährigen, eine Reiſe vor faſt fünfzig Jahren! Dieſe war denn auch abenteuerlich genug. Wie fliegt man jetzt dahin! Wie wenig Zeit gewinnt man, nachzudenken, Vorſtellungsreihen auszuſpinnen, aus Land und Leuten ſich neue Erfahrungen zu ſammeln! Die nächtliche Begrüßung Wittenbergs, der ſchnelle Lauf zu Luthers Standbild, das in geiſterhafter Stille betrachtet wurde, drüben an der Kirche — eine Stallaterne leuchtete — die Thür, wo die Theſen angeſchlagen waren —! Dann Halle! Ueberall bot die einfache „Fahrpoſt“ Gelegenheit zur Anſiedelung. Aber überall auch viſirten die Gensdarmen die Päſſe. Denn die polniſche Revolution war gebändigt, „Warſchau ruhig“; wer zu den Ausnahmen der am 1. November gegebenen Amneſtie gehörte, ergriff die Flucht. Die Inſurgenten wurden von den preußiſchen Behörden nicht ausgeliefert, doch auf beſtimmte Straßen verwieſen, wo ſie ihr Ziel, die Schweiz oder Frankreich, erreichen konnten. Die Einſprache Frankreichs, die unbefangene Objectivität Englands hatten den preußiſchen Staatsmännern denn doch zu Gemüth geführt, daß die Polenfrage unter dem allgemeinen Geſichtspunkt der europäiſchen Politik zu faſſen war. Im Verlauf der Reiſe, auf weimariſchem Gebiet, kamen über Sachſen her, in Poſt und Beiwägen, Schaaren von Flüchtlingen. Eine Epoche, die alles entbehrte, was ein Volk über ſeine wahren Intereſſen aufklären konnte, hatte natürlich nur einen idealiſtiſchen Standpunkt für die Polen. Realpolitik trieb ſelbſt Friedrich von Raumer nicht, der die Geſchichte der Theilung Polens erzählte. Ein geweſener Finanzminiſter, Biernazki, der ſich in Naumburg mit uns verband, ließ ſich mein leidliches Franzöſiſch zu Gute kommen, während einige

thüringiſche Paſtoren nur erfüllt waren von gleichzeitigen ſpeciell deutſchen Begebenheiten, halle'ſchen Angeberein, evangeliſchen Kirchenzeitungsverketzerungen, Röhrs, Bretſchneiders kräftigen Einſprachen. Erſt die Nacht ſchnitt den Austauſch der Meinungen ab. Weimar war erreicht. Es lag im tiefen Schlummer. Ein heiliges Grauen ergriff mich, als ich die Schieferdächer der ſtillen Stadt ſah und unter einem derſelben mir den damals noch lebenden greiſen Goethe dachte. Erinnerungen an die klaſſiſche Zeit tauchten auf. Der Mantel wurde enger angezogen. Geiſterhauch, Genienähe weckte Schauer. Wie haben ſich nach dieſer Richtung hin die Nerven abgeſtumpft! Cultus des Genius! Carlyle mit ſeinem Zeitalter der Heroenſchaft! Lächerlich! Jetzt, wo ſich jeder Bauernjunge photographiren läßt und im Budget der Familienvater die jährliche Wiederholung der Photographieen zur Familienphyſiognomiebeliebäugelung einen anſehnlichen Poſten bildet! Narziſſus, das iſt der Heilige des Tages! Alle Welt ſcheint in ſich verliebt! Und noch enger wird die Gemeinde des Cultus für den Genius hier! Ein mitgenommenes Blatt vom Grabe eines großen Menſchen, eine Roſe, die in Capri gebrochen, eine Muſchel vom Strande der See auf den Shetlandsinſeln — immer weniger werden dieſer geiſterhaften ahnungweckenden Accorde der Windharfe im Gemüth, eines Inſtrumentes, das wol auch unter den Bäumen eines Parkes Niemand mehr aufhängen mag.

Kaum hatte ich mir endlich zu Eiſenach die Nachtruhe im Rautenkranz gegönnt, hatte noch Abends zuvor die Wartburg zu erlangen geſucht, hatte mir vorgenommen, die Stelle aufzuſuchen, wo 1817 beim großen Wartburgfeſte die Burſchenſchaften den „Ceder der Gensdarmerie" meines wohlwollenden Gönners von Kamptz, die Schriften von Schmalz, das Lindner'ſche „Manuſcript aus Süddeutſchland" und ähnliche Literatur verbrannten, als an meine Thür gepocht wurde und ein baumlanger weimar'ſcher Huſar eintrat, ganz ſo gekleidet, wie ſich ſpäter die Fliegenden Blätter der weimar'ſchen Huſaren bemächtigt haben. „Sie müſſen ſofort das Großherzogthum verlaſſen!" hieß es. — „Warum? Hier iſt mein Paß!" — „Sie kommen aus Berlin! Sie ſchleppen die Cholera ein!" — „Desinficiren Sie mich! Betrachten Sie mein Gepäck! Riechen Sie nichts?

Ich verbreite ja eine Atmoſphäre von Chlor!“ — „Hilft nichts! Sie müſſen fort! Augenblicklich! Sie müſſen zurück nach Gotha!“ — „Was?“ rief ich und ſprang aus dem Bette. „Zurück? Nimmermehr!“ — „Oder vorwärts! Wie Sie wollen! Nur aus unſerm Lande hinaus!“ Es blieb nichts Anderes übrig, als einen Einſpänner zu beſtellen und mich ſofort in's Kurheſſiſche zu ſchlagen. Der Kurſtaat, damals noch nicht unfreundlich gegen Berlin, hatte eine nur zehntägige Contumaz vorgeſchrieben. Zwei Tage außerhalb Berlins hatte ich erſt aufzuweiſen. Die übrigen acht mußte ich nun ſehen, wie und wo ich ſie herausbrachte.

Herrliche Novembertage, bitterkalt zwar, aber erfriſchend und kräftig belebend! Eine köſtliche Fahrt, ſo allein mit einem ſchnellgedungenen Führer des Gefährts, der die Furcht Karl Auguſt's, Goethe's und des Kanzlers Müller (das war's doch wol) vor dem Grauengeſpenſt des Tages, einer noch räthſelhaften Furie, nicht theilte, ſondern mich wohlgemuth mitten durch die rothen Felsgeſteine um Markſuhl, die Tannengründe, Erlenwälder, die maleriſch gelegenen Dörfer, die Abdachungen des Thüringerwaldes nach Bacha und Hünefeld brachte! Wenig erinnerte ringsum an die ſchon vorgeſchrittene Jahreszeit. Der Hemmſchuh war in ſtändiger Bewegung. Denn zu unſern Füßen lagen Thalſenkungen mit rauſchenden Mühlwäſſern, noch üppig grünen Wieſen, einſam gelegenen Wirthſchaftshöfen. Lange noch war die damals ſo proſaiſche Dachperſpective der Wartburg in Sicht. Ich ſah die vermummten Reiter daherſprengen, die in dieſen Bergen Luthern gefangen nahmen. Ich ſah Bonifazius die Wodanseiche fällen. Einem berliner Kinde, das bis dahin nur hinter Treptow oder am Spandauer Bock im Walde gelegen oder im damals noch verwilderten Thiergarten einſam auf giftiger Sumpfflora geträumt hatte, ging hier das Herz auf. All die Wunden, die ihm ſchon geſchlagen, all der Druck einer ſchon ſeit ſechs Jahren auf ſich ſelbſt geſtellten Exiſtenz, all die Leiden eines Geiſtes, dem nirgends wohlthuende Anknüpfung geboten wurde, am wenigſten im Familienkreiſe, wo die Verblendung in Religions- und politiſchen Sachen täglich Scenen hervorgerufen hatte — alles war vergeſſen. An Buſch und Baum, an Fels und Strom lehnte ſich der jugendliche Muth mit ſeinem ſchon errungenen Beſitz.

Im Reiz des Neuen breitete ſich auch das Herz aus mit ſeinen ſchon ſchweren Laſten. Alles bekam gleichſam ſein ſpezifiſches Gewicht, den wahren Gehalt, abgewogen gegen eine Welt, die man noch bisher nicht kannte. Und auch dieſe Erfahrung aus dem Geheimniß des Ortes machte ſich, daß ſo Vieles, was mir früher ſchreckhaft, vielleicht auch rathſam erſchien, in Luft und Nebel zerging. Oder wem wäre nicht ſchon ein Vorſatz, den er in ſeinen vier Pfählen gefaßt hatte, in Nichts vergangen, wenn er an einem inzwiſchen veränderten Orte des Aufenthaltes an deſſen Ausführung gehen wollte! Die wahre Welt und ihre Größe erdrücken die Welt der vier Wände.

In unſern Tagen mag die corrective Wirkung der Außenwelt auf etwa noch vorhandenen jugendlichen Idealismus noch ſtärker ſein. Denn man fliegt von impoſanter Realität zu Realität. Für mich gab es damals eine Kette kleiner Abenteuer. Die nächtliche Raſt in einem Dorfe brachte im Wirthshauſe unter mir einen Tumult der zechenden Bauern und Knechte, der ſich bis zum blutigen Kampfe ſteigerte. Ich eilte hinunter. Meſſer blinkten. Junge Dirnen, bildſchön, ſchlankgewachſen, vom Tanz, vom Beſcheidgeben beim Trinken erhitzt, warfen ſich leidenſchaftlich zwiſchen die athletiſchen Geſtalten, riſſen dieſe auseinander oder nahmen ſelbſt Parthei. Kaulbach und Piloty hätten Studien machen können. Es war lange nach Mitternacht, als endlich der hinter Wolken hervortretende Mond mit ſeinem ſanften Licht das Bild des Schreckens zerſtreute und alles beruhigt zu haben ſchien. Am Morgen ſtrömte leider ein unermeßlicher Regen. Aber wir brachen auf. Gegen Mittag wurde (in dem Orte Raßdorf) ein Bauerhaus mit Scheune erreicht, in welches die Contumazverpflichteten geſperrt wurden. Tabakrauch, Bier- und Punſchgeruch wallte mir entgegen. Die Tenne ſogleich beim Eintritt war mit Streu belegt für die Handwerksburſche, die Treiber „verdächtigen" Vieh's, das in entlegenerer Abſperrung ſtand. Ein Seitenbau war ein geräumiges Haus. Da zankten ſchon oben wieder unter ſich die Polen; andere ſaßen in dem einzigen größern Raume des Hauſes und ſpielten Karten. Kosciuszco-Lieder wurden geſungen, Skrzynezki-Märſche gepfiffen, „Noch iſt Polen nicht verloren" — erſcholl überall. Die Deutſchen ſchwärmten mit den Kämpfern von Oſtrolenka und die gebräunten ausdrucksvollen Charakterköpfe

er bürgerlichen Komödie noch Züge von reizender Mannigfaltigkeit gefügt. Auch Amalienbad hatte seine Hofräthe. Mit drei Töchtern und einer Gattin traten sie gewöhnlich auf, lange, dürre, „zugeknöpfte" Gestalten, Ritter des rothen Adlerordens vierter Classe, kurz, bündig und hohl in der Sprache, naiv in ihren Beurtheilungen alles dessen, was von der heimathlichen Küche und Lebensgewohnheit abweicht, keck und inquisitorisch, ja selbst „patzig" in dem, was von den loyalen Ansichten eines Beamten abweicht, Hypochonder, Quälgeister ihrer Frau und Töchter. Schneider'sche Badeapparatmenschen, ewige Patienten und Urlaubsbedürftige, Schwärmer für die Homöopathie, theatralische Kunstrichter nach dem Maßstabe des Berliner Hoftheaters, sich von selbst verstehende Abonnenten der preußischen Staatszeitung, nichts lesend, nichts lernend, strebend nur nach Schwiegersöhnen und Gehaltsverbesserung, Schachclubbsmitglieder, Freimaurer, Sommerwohnungsmiether, endlich, um das Uebel voll zu machen, sogar Arrangeurs von Quartetten und geborne Bratschenspieler — ja, auch solche Hofräthe gab es in Amalienbad.

Man kann nicht leugnen, daß der Graf in der Anordnung der Brunnenpromenade Geschmack verrathen hatte, wenigstens hatte er mit geringen Mitteln einen großen Erfolg erreicht. Daß die kleinen Zelte alle von Leinwand und Holz aufgerichtet waren, übersah man bei der geschmackvollen und originellen Form, die er ihnen zu geben wußte, und besonders bei dem hübschen Ineinanderspiel von Farben, die er zweckmäßig zu ordnen und zu gruppiren verstand. Gäste, die aus einer völlig öden Gegend kamen, wurden schon durch einen zwei Fuß hohen Springbrunnen gefesselt, in dessen

feſſelten in der That; theils durch die einſchmeichelnde Weiche ihrer Rede im geradebrechten Deutſch, theils durch die Vorſtellung von ihrem Muth, ihrer Entſchloſſenheit, die man beibehielt trotz eines faſt weiblichen Niederſchlags ihrer Augen. Zum Glück eroberte ich eine Kammer, die mir allein zu bleiben geſtattete. Virtuoſe im Einſiedlerleben, ja Gourmand darin fand ich in dieſen acht Tagen eine wahre Wohlthat. Die Worte einer ſinnigen Dichterin, es ſei ihr nur wohl,

„Wo mich Niemand kennt,
Wo mich Niemand nennt"

hab' ich ihr im Leben unzähligemal nachgeſprochen.

Noch exiſtirte damals nicht bei mir die Cigarre für einen ſorgloſeren Blick auf das Stundenglas Saturns. Die Lockung des nicotiniſchen Krauts war an den Primaner zu früh ergangen. Der Reſt blieb damals — Schweigen. Vierzig Jahre konnten den Schauder der Nachwirkung nicht überwinden. Doch die Feder war zur Hand und manches in raſcher Auswahl aus meiner ſchon anſehnlichen Bibliothek mitgenommene Buch lag im Felleiſen. Da gab es einige Theile Shakeſpeare, gab es Grabbe's eben erſchienenes Drama „Napoleon" und Karl Roſenkranz' „Geſchichte der deutſchen Dichtung im Mittelalter", Bücher, wie ich ſie mir zu kaufen pflegte, weil ſie die Neuheiten des Tages waren. Ueber das letztere Buch wurde eine Rezenſion geſchrieben und das ſchöne Werk, das einer unſerer gelehrten Germaniſten mit dem Stand der altdeutſchen Philologie des Tages in Einklang bringen und neu herausgeben ſollte, mit der Wärme des Danks für den Genuß, der mir zu Theil geworden, empfohlen. Ein Hörer von der Hagens und Karl Lachmanns ſtand ich dem Gegenſtand in erſter Friſche der Beſchäftigung damit nahe. Der große Britte war mir wie Goethe und Jean Paul das, was vielen jungen Leuten jetzt nur Jokay oder Hackländer iſt. Ich las ihn meiſtentheils laut zum Schrecken der Mutter, die in der ſtillen Kronenſtraße Berlins einen Auflauf befürchtete, mindeſtens den Schein, als fände in dem Zimmer eines grünen Hauſes ein ſtändiger Wortwechſel, Zank, zuweilen Schlägerei ſtatt. Selbſt die heiligen Sonntagsvormittage, während mich in der nahen Dreifaltigkeitskirche die Vorträge Schleiermachers hätten anziehen

ſollen — ich hatte ſchon lange die Neigung dafür verloren — waren den Kämpfen der rothen und weißen Roſe gewidmet. Ich war ein halber Schauſpieler, obgleich ich ſelbſt auf Schleiermachers Kanzel geſtanden und im Talar einmal eine Predigt gehalten habe. Die wilden Drohungen Shylocks, die Renommagen Percys, die Bravaden Faulconbridge's brachte ich in einer Weiſe zu Gehör, die mir in ſolchem Grade muſtergültig erſchien, daß ich zuweilen über die Möglichkeit angefangen hatte nachzudenken, ob ich nicht Schauſpieler werden ſollte. Nur die Ausſicht auf die Demüthigung, daß ich auch das würde ſpielen müſſen, was unter meiner Würde und Bildung ſtand, und daß ich überhaupt, ich, ein Muſenſohn, Sklave der Menge werden ſollte, das brachte mich von dem Gedanken ab, der meinen Freund Bürger überwunden und ihn zum Opernſänger gemacht hatte. Von Grabbe kaufte ich ſchon als Primaner jedes neuerſchienene Werk, ohne davon die volle Befriedigung zu haben. Im „Napoleon" empörte mich der franzöſiſche Standpunkt. Vergötterung dieſem Tyrannen! Gleichſtellung mit Männern wie Cromwell, Karl dem Großen, Hannibal! Monologe mit ſtändiger Armverſchränkung wie Wallenſtein! Eine Titanenmaske —! Es war mir zuviel. Ich hielt Napoleon und halte ihn noch für das Produkt der Umſtände. Tiefe tragiſche Glorie, die damals bei Heinrich Heine aufgekommen war, die dann von Franz von Gaudy, Zedlitz u. A. erweitert wurde, ja das förmliche Androhen eines Wiedererwachens der „alten Garde" — das, was daran erhaben ſein ſollte, erſchütterte mich nicht. Mir war Napoleon nur der Corſe, der Tyrann, der Deutſchland mit Füßen getreten. Alle groſen Phraſen, womit ſeine Geſtalt, ſein grüner Leibrock, ſeine weißen Lederhoſen, ſein Dreimaſter, die hohen Stulpſtiefel umgeben zu werden anfingen, trennten den, der dergleichen ausſprach, von meiner Mitempfindung. Grabbe hatte ſogar die Begeiſterung der jungen Freiwilligen von 1813 mit Spott eingeführt! Er machte einen Berliner, der Mir und Mich verwechſelt, zum Träger der deutſchen Erhebung, während ſeine Franzoſen immer les braves, die Löwen heißen, die alten Invaliden von Marengo und Wagram, beinahe höhere Weſen. Den übrigen Inhalt des auch ohne alle Wirkung vorübergegangenen Buches, das Renommiſtiſche darin, die Narrheit, in einem Drama eine

Schlacht vorzuführen, wo General Lobau hier commandirt: „Schießt!“ und Blücher drüben antwortet: „Gleichfalls!“ — dergleichen bewundert noch der jugendliche Sinn und nimmt das Triviale für genial. Doch konnte mir auch ſchon damals der Mangel an einem wohlthuenden Geſammteindruck des Stückes, das Ergebniß einer einfach nur in Dialog überſetzten Handlungs- und Begebenheiten-Anhäufung und eines völligen Mangels an individueller, aus dem Willen entwickelter Intriguenführung nicht entgehen.

„Bald wird die Freiheitsſtunde ſchlagen!“ ſang ich mit dem damals noch nicht allgemein geſtatteten Maſaniello in der „Stummen von Portici“, der Oper, die dem Könige der Niederlande Belgien gekoſtet hatte; denn mit ihrer Aufführung im Theater hatte ein Jahr zuvor der Aufſtand in Brüſſel begonnen. Endlich ſchlug ſie auch für mich. Der Thurn- und Taxis'ſche Wagen führte mich in das damals in den Nachwirkungen der Julirevolution noch nicht beruhigte Kurheſſen. Ich ſah das alte kaiſerliche Gelnhauſen, das durch den neulateiniſchen Dichter Lotichius mir bekannte Schlüchtern, Hanau, wo der regierende Kurfürſt mit Gräfin Reichenbach hauſte, ſchmollend mit Kaſſel, wo ihm die Stände ſeinen Sohn als Mitregenten abgerungen hatten; ich hoffte bald Frankfurt am Main zu berühren. Das Terrain ringsum war neuerdings revolutionsberühmt. Jeder Blick auf die Zeitungen brachte die Kunde von neuen Zuſammenrottungen, Verhaftungen, bald auf Grund der mit auffallenden Demonſtrationen eingeholten Polen, bald auf Anlaß der zerſtörten neuen Zollſtätten. Langſam hatte ſich der preußiſche Zollverein auszudehnen begonnen. Seine immer weitergreifenden Pulſationen ſchienen den Feindlichgeſinnten ein wachſender Krebs im Organismus Deutſchlands. Andere begrüßten ihn mit Jubel als Boten der deutſchen Einigung auch in höheren Dingen. Die einzelnen Staaten wurden nur nach und nach gewonnen. Die Zollſchranken, die neuen Steueranſätze, die Verfolgungen des Schmuggels regten die Unbotmäßigkeit des niedern Volkes immer mehr auf. Dunkle Mächte, und nicht blos demokratiſche, kirchliche und politiſche, ſchürten. Frankfurt, das von je durch Oeſterreich beeinflußt wurde, entſchloß ſich erſt da zu dem in Handel und Wandel einigen Deutſchland hinzuzutreten, als man kaum von Dorf zu Dorf in ſeiner

Umgebung ohne Untersuchung spazieren gehen konnte. Die Geschäfte zogen sich darüber in solchem Grade von Frankfurt nach dem nahegelegenen Offenbach, daß darüber ohne Zweifel jener gewiß in der Frankfurter Schnurgasse entstandene Kernesatzruf: „Krieg' die Krank, Offenbach!“ zum geflügelten Worte wurde.

Im strömenden Regen, bei nächtlichem Dunkel angelangt vor einer dieser erst vor Kurzem zerstörten Zollstätten, an der Mainkur, einer Krümmung des Maines (cornu Moeni, Mainbogen) schon dicht bei dem ersehnten Frankfurt, wurde der Wagenzug, Hauptpost und mehre Beichaisen, von Zollvisitatoren und Polizeimännern angehalten. Jeder mußte seinen Paß zeigen. „Sie können nicht nach Frankfurt!“ rief man mich auch hier bei der Zurückstellung des meinigen an, während der Pinsel eines Honthorst Stoff zu einem Nachtgemälde gehabt hätte. Rings nächtliches Dunkel, die Laternen, das Gewirr der Wagen, der Regen, die Polizeimänner, die Polen in ihren Pelzen und viereckigen Mützen, die zerstörten Zollstätten, alles das gab einen originellen Effekt. „Sie müssen zwanzig Täg' hawwe von Berlin. Sie hawwe nor erschtt zehn.“ — „Aber Darmstadt? Kann ich denn nicht über Offenbach?“ — „Wie Sie wolle! Aber all eins! Die Darmstädter verlange aach zwanzig Täg'!“ — Was war zu thun? Ich mußte aussteigen, mein Gepäck einfordern und fernere zehn Tage aus dem Buche meines Lebens streichen. Irgendwo waren sie herauszubringen, zu vergrübeln, zu verträumen. Sie zu verbillardspielen oder zu verrauchen gehörte nicht zu meinen Passionen.

Die sämmtlichen Wagen mit ihren, nicht aus Berlin, meistens von Leipzig kommenden Passagieren rollten davon. Ich blieb in dunkler Nacht allein. Von dem entzückenden Rundblick, den man gerade von diesem Punkte aus auf die Höhe des alten Ortes Bergen genießen kann, auf die Conturen des Taunus, auf den geheimnißvollen, sagenreichen Odenwald, auf das im Osten gelegene Freigericht, konnte mir keine Ahnung kommen. Ich sah nur strömenden Regen, mein Felleisen, meinen defekten Regenschirm, einige mitleidige Seelen, die mir Rathschläge ertheilten, wie sich wol Stuttgart erreichen ließe, wie Frankfurt, Hessen, Bayern umgangen werden könnten. Alle Staaten hatten sich gegen mich verschworen. Endlich folgte ich dem alten Spruche, daß sich der Weiser immer zurückzieht.

Kehre in dein vorurtheilsloses damals ganz preußisch empfindendes Kurhessen zurück! Ich dankte dem Manne im grauen Zollwächtermantel, der mich auf die mit den Beichaisen zurückkehrenden Postillone verwies. Um Mitternacht trafen diese auch ein und führten mich in einer der durchnäßten, durch Lederklappen an den Seiten nur wenig geschützten Karreten nach Hanau.

Schon aus jener Zeit ist mir der Ort eine freundliche werthe Erinnerung geblieben. Das regnerische Wetter schlug in Frost um. Es wurde bitterkalt und sonnenhell. Da konnte sich die als Kolonie glaubensverwandter Holländer, Wallonen und Franzosen berühmte Stadt in der ihr eigenthümlichen Sauberkeit zeigen, mit ihrer wunderlich geformten französischen Kirche, deren Dach höher ist als ihr Unterbau, mit ihrem imposanten Markte, dem stattlichen Rathhause, dem so gefälligen Renaissancebau des Gymnasiums, schließlich mit ihren den Reichthum des Kurhauses verbürgenden Umgebungen an Schlössern, Parks und wohlgepflegten Gartenanlagen. Damals stand wol noch im nahen Philippsruhe die Allee von Orangenbäumen im schützenden Gewächshause, die später der Vater des Letzten der altehrwürdigen Dynastie Philipps des Großmüthigen an den Pächter der Spielbank zu Homburg entweder verkauft oder am grünen Tisch als Einsatz verspielt hat. Sie schmücken jetzt die Anlagen am Kurhause von Homburg.

Die erste Wirthshausrechnung belehrte mich, daß meine Kasse eine abermalige Wiederholung derselben nicht ertragen würde. Ich nahm daher eine Privatwohnung und fand diese unterm Dach bei einem Schuster, der zugleich Briefträger war. Auch hatte der vielseitige Mann eine Gemalin, die ihn in der ersten seiner Funktionen unterstützte, sich dafür aber zum Lohn einem stillen Laster ergeben hatte und in Folge der durch Alkohol gesteigerten Ekstase auf Pietismus verfallen war durch natürliche Verwandtschaft. Denn ist einmal der Geist in gehobener Stimmung, wohin soll ihn anders, wenn ihm die Unterlagen fehlen, die Ekstase führen als in die Region der Kanzel! Kennt der Inspirirte doch nichts anderes, als das Evangelium, über das sich mit angefeuerter Zunge reden läßt. In unsern Tagen haben die illustrirten Volksblätter und die Lehren der Sozialdemokraten schon ein erweitertes Terrain eröffnet, wo, „wenn der Muth in der

Brust seine Spannkraft übt", dem Redebedürfniß das Material der Phrase reicher zu Gebote steht. Damals begannen zuerst die Rufe: Nieder mit den Geldsäcken! Die Gedanken der Volksmassen, die um Hanau und Frankfurt herum die Neigung zu Rottirungen (Krawallen) nur zu oft und bis auf den heutigen Tag verrathen haben (die Ermordung Lichnowski's und Auerswalds gab ein Beispiel, wie weit darin gegangen werden kann) gingen im Wesentlichen auf Rothschild's Keller. Doch war dieser Trieb auf Theilung nur beim Proletariat vorhanden; allgemeiner noch lautete die Volksparole: „Fürsten zum Land hinaus!"

Einsprechend in dem Laden des freundlichen gefälligen Buchhändlers Friedrich König, eroberte ich die schon von der Polizei verfolgte Neuigkeit des Tages, Börne's Briefe aus Paris. Zugleich erhielt ich von dem gesinnungsvollen unerschrockenen Manne die Ermunterung, als junger Schriftsteller das Handwerk im Orte zu begrüßen, den Kammersekretär Heinrich König, den Gymnasiallehrer Zehner und den in der Nähe hausenden ehemaligen Minister Grafen Benzel-Sternau, alle drei, wie mir bekannt, Nachahmer Jean Paul's.

Vorläufig fesselte mich das wilde Buch, das angeblich in Paris bei Brunet, in Wahrheit bei Julius Campe in Hamburg erschienen war. Auch die Offizin, die es gedruckt hatte, die Altenburger Hofbuchdruckerei, war Jedermann bekannt. Selten wol hat ein Buch soviel Spektakel in Deutschland gemacht, wie die ersten Bände von Börne's „Briefen aus Paris". Selbst die Freimüthigsten stutzten. Sätze, wie: „Man kann einen Fürsten verjagen, wenn uns seine Nase stört", eine Polemik im Style Rochefort's von heute, waren nicht Jedermanns Sache. Zahllose Schriftsteller, Kammer, Willibald Alexis, Friedrich Förster, sämmtliche Recensenten der Brockhaus'schen Blätter fielen über die Lustfeuerwerkerei des im Pariser Asyl geschützten, von den Rücksichten auf deutsche Censur befreiten ehemaligen Frankfurter Polizeiaktuars wie über greifbare, thatsächlich festzuhaltende Sätze her. Nur der einzige Wolfgang Menzel war noch unbefangen genug, das Buch als einen Stimmungsausdruck zu bezeichnen, den man subjectiv und in seinen Ueberschwänglichkeiten mit selbstverständlichem grano salis zu fassen

hatte. Was verfolgt ihr den Humor! Der Johanniswurm glüht in milden Nächten wie ein Brillant, so lange er über den dunklen Büschen schwebt und im Fluge ist; hascht ihr ihn aber, habt ihn in der Hand und wollt den Brillanten definiren, so ist er ein graues armes Insekt. Mir ging alles in dem Buche natürlich zu, Wahrheit und Uebertreibung. Nur die Philisterei konnte den Sonnenstrahl zergliedern wollen, alles Gesagte exakt nehmen, mathematisch abgemessen, keinen Zoll zu viel, keinen zu wenig. Börne's Leben habe ich später selbst beschrieben. Es war mir eigen mit ihm gegangen. Schon als Primaner abonnirte ich mich auf die erste, höchst elegant gedruckte Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften". Ich schwelgte in seiner Denkrede auf Jean Paul, seinen witzigen kleinen Humoresken, „der Narr im Weißen Schwan", „die Postschnecke" und den übrigen Cabinetsstücken einer wol in den Stoffen, nicht in der Form veralteten Satyre. Da erfuhr ich, daß Börne ein Jude sei und eigentlich Baruch heiße. Man wagt heutiges Tages viel, wenn ich gestehe, daß ich über diese Entdeckung unglücklich war. Heute macht man leichter die Revolutionen der Bildung durch. Die Juden nahmen vor einem halben Jahrhundert nur noch vereinzelt am Culturkampf der Deutschen Theil. Erscheinungen wie des Theologen Neander, der Juristen Hitzig und Gans, des Musikers Mendelssohn standen so vereinzelt, daß sich jene Selbstverständlichkeit des Gleichmuths, ob Jemand einer Frage der Zeit, der Aufklärung, des Staates, der Kirche gegenüber Christ oder Jude sei, erst durch die Unausweichlichkeit der vollendeten Thatsache gebildet hat. „Christlichgermanischen" Judenhaß brachte schon die Burschenschaft mit sich. Auf der Schule hatte ich Juden als Verräther und Angeber kennen gelernt. Ein buckliges Ungethüm aus Polen, rachsüchtig wie Shylock, wurde von Allen gefürchtet. Erst dem Studenten traten liebenswerthere gemüthvolle Juden entgegen, der wunderlichste darunter ein Königsberger, durch und durch selbst christlichgermanisch, jener Joel Jacoby, der sich später katholisch taufen ließ, Maria Joseph Jacoby. Im Geist des Jarcke-Philipps'schen „Politischen Wochenblatts" schrieb er dies und das und wurde zuletzt von Manteuffels Preßmandarinen zum Kanzleirath und Zeitungslector beim berliner Polizeipräsidium ernannt. Immer mehr ergab

ich mich dem Bedächtigerwerden im Kundgeben ungeprüfter Instincte und Vorurtheile. Die Dressur meiner christlich-germanischen Gefühle ging sogar bis zum aufrichtigen Mitempfinden des als literarische Mode zehn Jahre später aufgekommenen sogenannten „Judenschmerzes", der „Ahasverstrauer", wo ich für diese sentimental gewordene Humanitätsfrage redlich das Meinige gethan und für die Sache der Emanzipation mit Wärme gestritten habe.

Heinrich König, der sich damals durch seinen Roman: „Die hohe Braut" noch nicht die allgemeinere Beachtung gewonnen hatte, litt in jener Zeit, als ich ihn besuchte, unter den Folgen eines grauenhaften Mißverständnisses, das seine Person betraf. Seine Frau war ihm mit Tod abgegangen. Leichenbefund hatte auf Erwürgung im Schlaf gelautet! Die Ehe war in der That keine glückliche und König hatte böse Feinde, namentlich in katholischen Kreisen. Waren auch die letzteren in Hanau selbst nicht mächtig, so stand doch Hanau in enger Verbindung mit Fulda, von wo aus König, ein Katholik, schon seit längerer Zeit im Stande der Excommunication lebte. Natürlich löste sich die Anschuldigung in Nichts auf. Die verdächtigen Suggillationen am Halse, die dem Arzte von einem Strick gekommen schienen, waren nach genauerer Untersuchung die Folge von Umschlägen, die mit einem ätzenden Wasser angefeuchtet gewesen. Die entsetzliche Anklage hatte auch wol dem freisinnigen Deputirten gelten sollen. König hatte zwar nicht studirt, stand aber auf der Höhe der Tagesfragen und war überall heimisch, soviel auch nur der jugendlich Strebende, der ihn besuchte, bei einem gemüthlichen Nachtmahl, wozu er mich einlud, auf's Tapet brachte. Ein „Rosenkranz für Katholiken", den er eben herausgegeben und durch einen „Christbaum des Lebens" ergänzt hatte, trug den jeanpaulisirenden Charakter, ohne etwa, was die Titel glauben machen konnten, besondere Gefühlsweichheit zu signalisiren. Im Gegentheil, die starken hervorstehenden trotzigen Backenknochen seines Antlitzes verriethen zähe Widerstandskraft. Der wackre Mann hat diese in seinen Kämpfen gegen die Anmuthungen der katholischen Kirche gezeigt ebenso wie in den kurhessischen Landtags- und Verfassungswirren. Weicher und mehr den Blumen und Sternen zugewandt erschien der gleichfalls zum Mahle entbotene Professor Zehner, der

indeſſen bald darauf meiner inſpirirten Schuſterin nachzuahmen anfing, darüber ſeine Stelle verlor und nach ſchönen Anfängen einer auf Kenntniß des Orients ſich ſtützenden Muſe als Redacteur eines Lokalblättchens in der Gegend um Würzburg her in trauriger Weiſe verkommen iſt. Graf Benzel-Sternau wohnte auf dem Lande.

Endlich brach der zwanzigſte Tag und mit lachendem Sonnenſchein an. Es war ein Sonntag. Ein leichter Froſt hatte die Chauſſeegräben mit dünnen Eisdecken überzogen. Die Sträucher und Zweige zahlloſer Obſtbäume ſchimmerten in der Sonne vom Reif, der ſie bezog. In Frankfurt merkte man kaum, daß der Winter ſchon erſchienen war. Die Kirchen entleerten ſich grade, während ich meiner Kaſſe zutraute, die für mich klaſſiſche Stätte des „Weißen Schwanen" für einen Tag als Wohnung zu wählen. Mußte es doch am folgenden Tage weiter gehen und wie lockten nicht die Namen: Die Bergſtraße und Heidelberg! Sauber gekehrt und ſogar hier und dort mit Sand beſtreut waren Frankfurts damals noch durch geſchloſſene Thore eingefriedigten Gaſſen. Die Kirchen hatten ſich durch quer über die Nachbarſtraßen gezogene Ketten Ruhe verſchafft. An der eminöſen Conſtablerwache auf der Zeil gab es ſchon jene Fenſterblenden von Gefängniſſen, die zwei Jahre ſpäter erſtürmt werden ſollten. Die Volkshaufen, die jedoch in friedlicher Abſicht zugegen waren und vor dem ungeſchickt gelegenen Gefängniß auf und nieder zogen, gehörten den umliegenden Dörfern an und waren Eingepfarrte der Stadt, die Sonntags zur Kirche kamen. Zum Beſichtigen der Stadt, zum Aufſuchen etwa der Stelle, wo ſich in Goethe's „Märchen" die Stadtmauer zum Durchlaß des „Götterknaben" geöffnet hatte — (ſolchen Bildern der Erinnerung jagte ich ſofort nach) — war meine Zeit zu gemeſſen. Doch umſchritt ich die Stadt, betrachtete mir das damals für Beſuch verſchloſſene Goethehaus und erfreute mich den Abend am „Politiſchen Zinngießer" im Theater. Im Rahmhof nahm die Thurn- und Taxis'ſche Poſt die Paſſagiere nach Stuttgart nummernweiſe auf. Mir fiel ein Coupéplatz zu. So konnte ich deſto beſſer jene Bergſtraße überblicken, von welcher Kaiſer Joſeph geſagt haben ſoll: „Hier bin ich ja in Italien!" Heidelberg wurde in der Nacht begrüßt, noch ehe die Straßenlaternen und — die Lämpchen etwaiger wirklich Studirender über dem Strom er-

loschen waren. Noch sang sich mancher einsame Bruder Studio taumelnd nach Hause. Auch hier in diesem magischen Bilde war ich heimisch in meiner Art. Der Epheu, der die Trümmer des ehrwürdigen Schlosses umrankt, ein Wintergrün von staunenswerthem Alter, konnte erst in spätern Jahren betrachtet werden; aber der geistige Epheu, der sich für mich um diese Schattenbilder im nächtlichen Dunkel rankte, um die romantische Literaturzeit der Görres, Arnim, Clemens Brentano, die einst hier „Trösteinsamkeit", die „Zeitschrift für Einsiedler", „des Knaben Wunderhorn" und andere Erquickungen des deutschen Gemüths in trübster Zeit (1808) herausgegeben hatten, den sah ich schon aus dem Postwagen überall. Aus diesen verhallenden, sich allerdings schon etwas dem Brüllen nähernden Chören des „Faulen Pelz", des „Prinz Max" vernahm ich den Silberklang der deutschen Lyrik, die bestrickenden Rhythmen, wie „Zu Straßburg auf der Schanz", „Im Maien, im Maien ist's lieblich und schön", Weisen, deren Naivetät dann Heinrich Heine, später Richard Wagner beide zugleich mit dem Sagenschatz der Teutschen zu ihren Gunsten auszubeuten verstanden haben. Am zweiundzwanzigsten Tage nach der Abreise von Berlin war ich endlich in Stuttgart angelangt.

Wieder schien golden, doch jetzt im Untergehen die Sonne. Sie beleuchtete die große Muschel, die Stuttgarts reizende Lage bildet. Die übliche Vergleichung mit einem „Kessel" paßt für diese sanft aufsteigenden Höhen nicht. Es ziehen sich längliche Furchen, Thaleinschnitte und Senkungen in die abschüssig gehenden Berggelände, in denen im November noch mancher Holzpflock mit verbranntem Papier vom letzten Weinlesefeuerwerk von einem der Landessitten Kundigern hätte bemerkt werden können. Noch duftete die Stadt nach Wein- und Aepfelmost. Die Stiftskirche, das Schloß, die kleinen Häuser, manche von diesen noch mit Kolben türkischen Korns umzogen, es gab ein Bild provinzieller Abgeschlossenheit und Einfachheit, das aus dem sich jetzt so großstädtisch fühlenden Haltestationspunkte zwischen Wien und Paris kaum noch herauszufinden ist. Dazu allerwege klassische Erinnerung. Schiller ist uns hier gegenwärtiger als in Weimar. Lieben wir doch mehr den in tyrannos sich erhebenden jungen Adler, den Flüchtling nach Mannheim, als den spätern Hofrath. Das Cotta'sche Geschäft war wie ein Mausoleum

Baſſin Goldfiſchchen ſchwammen und der von einem Kranz grünen Raſens und Vergißmeinnicht umſchloſſen war. Für Schatten war durch einen bedeckten Gang geſorgt, in welchem ſich manche bekannte Geſichter begegneten. Da war beſonders Herr von Lipmann hervorzuheben, der dies Bad aus vielen Gründen für ſeine diesjährigen Sommerferien gewählt hatte. Erſtens koſtete es ihn nichts: denn der Graf war ihm ſchuldig genug und das Heilwaſſer und die Wohnung und die Beköſtigung waren doch nur ein Tropfen in dem Meere von Verpflichtungen, in welchem der Graf bei Herrn von Lipmann ſchwamm. Zweitens hatte es dem Herrn von Lipmann ſein Arzt allerdings ſtreng unterſagen wollen, ein ſolches Bad zu beſuchen, das für Actionäre und Papierhändler von tödtlicher Wirkung ſein könnte: denn gerade dem erhitzten vollblutigen Börſenhandel haben wir die große Aufnahme der abführenden und auflöſenden Bäder zu verdanken, da es wenig Banquiers und Mäkler gibt, die nicht an Rheumatismen, Hämorrhoiden oder Nervenzufällen litten; indeſſen war Herr von Lipmann ein guter Chemiker und hinreichender Kenner des erfinderiſchen Grafen, um zu ſagen: Das Eiſen in ſeinem Waſſer bringt mich nicht um! Endlich ſprach man auch oft davon, daß das ganze Geheimniß zwiſchen dem Grafen und Herrn von Lipmann im Schoß Sidoniens läge, wovon wenigſtens ſo viel gewiß ſchien, als man auf Rechnung einer, dem Hofagenten angebornen Verliebtheit bringen konnte. Es ließen ſich hier nur Vermuthungen aufſtellen, welche durch die Anherkunft des Herrn von Lipmann gar nicht und durch ſein Benehmen gegen die Gräfin höchſtens theilweiſe beſtätigt wurden.

Die feinſte Tournure und den ſtärkſten Geiſt entwickelte

des Dichters. Und Goethe, der ebenfalls Cotta gehörte, lebte ja noch. Kurz, ich betrat Stuttgart, wie man in eine Kirche tritt. Im „Waldhorn", nicht im „König von England" abzusteigen, entsprach schon der romantischen Stimmung meines Gemüths und meiner Kasse.

Wolfgang Menzel, ein geborner Schlesier, hieß den schon lange erwarteten blassen, magern, blonden berliner Ankömmling willkommen. Ihn selbst hatte die Natur mit breiten Schultern, kräftiger Brust, dunklem Haar ausgestattet. Sein Kopf hätte einem katholischen Geistlichen gehören können. Um den Mund, dessen Zähne vernachlässigt waren, spielte ein satyrisches Lächeln, das sich bei manchem seiner Einfälle in's Sardonische verlieren konnte, während seine kurzsichtigen Augen, so oft die Brille, die solche regelmäßig bedeckte, abgenommen wurde, Trotz, strengen Ernst, ja zuweilen etwas Verklärtes oder Feierliches bekommen konnten. Sein Temperament schien das heftigste zu sein; der einmal ausgesprochene Wille unbeugsam. Selten mögen in einem Charakter soviel Widersprüche gepaart gewesen sein, wie in diesem vielseitigen Schriftsteller, diesem damals den Ton angebenden Kritiker. Sogar bis zum Faunischen konnte sich der Ausdruck seiner Mienen steigern, wenn ihm die Erinnerung an Thümmel's „Wilhelmine" kam oder sonst eine erotische Schrift des abgewichenen Jahrhunderts, über die er mit ebensoviel Interesse sprechen konnte, wie dann wieder über Jakob Böhme's oder Jung Stilling's Schriften. Feierlichen Ernstes zog er historische Parallelen zwischen Charakteren der Geschichte oder Zuständen von Sonst und Jetzt. Der Mann, der so Vieles tadelte, hatte ohne Zweifel an seinem Schädel den „Verehrungssinn". Ihm war das Gegentheil des nil admirari Bedürfniß. Düster blickte er in die Zukunft, gläubig starrte er vor dem Räthselhaften, Unentschleierten. Bald bemerkte ich neben stereotypen Stichblättern seiner Satyre ebenso viele Namen und Verhältnisse, wo bei ihm die Kritik sich entwaffnet gab. Letzteres war leider vorläufig mir selbst gegenüber der Fall. Ich war ihm eine Anomalie seiner berliner Erfahrungen und als solche bis auf Weiteres in meiner Art auf dem vollkommen richtigen Wege.

Nützlicher, als das unermüdete Abdrucken meiner Berichterstattungen über einen Ballen Biographieen und einen andern, der aus theologischen Werken bestand, wäre mir mancher Tadel, wenigstens

mancher Fingerzeig für die Schulung meiner Feder gewesen. Die Regeln, welche Menzel gab, waren nur allgemeine. „Ich schreibe wie ich denke", sagte er. „Sehen Sie meine Manuscripte an! Nichts wird da ausgestrichen, nichts wird noch hinzugesetzt." Menzel hatte „Strekverse" herausgegeben, wie Jean Paul ungereimte Gedichte genannt hat. Jeder Gedanke darin ist von einem Bilde begleitet. Dennoch sagte er: „Bilder müssen mir zufällig unter die Feder kommen während des Schreibens. Die gesuchten, die erzwungenen, erkennt der Leser auf den ersten Blik." Die Richtung, die einzuschlagen nicht grade empfohlen, aber gutgeheißen wurde, konnte hier nur — die der Satyre sein. Mit allzusichtlichem Wohlgefallen, mit unverkennbarer Befriedigung verweilte der nun fast täglich von mir Besuchte oder auf Spaziergängen Begleitete bei Voltaire, Diderot, dem Verfasser der Memoiren des Freiherrn von S—a, Woltmann, bei Knigge, vor allem bei einem schlesischen Landsmann Schummel, dessen „Spitzbart" ihm eine „köstliche Satyre gegen den Philanthropinismus Basedow's" erschien. Und das alles kam von einem Gegner des Rationalismus —! Ebenso hatten einst Tieck und die Romantiker die Tendenzen der Humanität, der Menschenveredlung, der religiösen Aufklärung verspottet —! Aus den vernunftgemäßen Entwicklungen der neuern Philosophie, Theologie, Pädagogik die allmälige tiefere Begründung abzuwarten, diese jedenfalls als eine Zwischenstufe zu einem vorurtheilsfreiern Erkennen zu betrachten, das dauerte dem eigenthümlichen Geschmak des literarischen Amateurs zu lange. Frischweg setzte er sich sofort auf die beiden schroffsten Gegensätze, Ironie und Satyre auf der einen, Mystik auf der andern Seite. Entweder entschied er sich für Voltaire oder für Görres. Auch Görres war in dieser Art einst Jakobiner und hatte sogar dem Buchhändler Friedrich Perthes in Hamburg 1811 ein Manuscript zum Druk übergeben: „Fall der Religion". Es enthielt Dinge, die den frommen Verleger bestimmten, es nicht erscheinen zu lassen.

Die Jugend hat in geistigen Dingen einen wahren Straußenmagen. Sie verdaut alles durcheinander. Noch stellte der Neuling keine Prüfung an über die Fülle von Eindrüken, die ihm zu Theil wurden. Menzel's Urtheile über die Personen wurden hingenommen,

als verstünden sie sich von selbst. Ließ sich aber auch etwas einwenden gegen die Schilderung des lyrischen Kreises, der sich um Uhland, unmittelbarer um Gustav Schwab, gebildet hatte und sich in eine wechselseitige Anpreisung verlor, die zuletzt vom deutschen Parnaß fast ausschließlich Besitz nehmen wollte und genommen hat? Der Schwerpunkt des „Morgenblattes" wurden Gedichte. Gustav Schwab redigirte diesen Theil des damals ersten deutschen belletristischen Blattes und verbesserte die Arbeiten der jungen Tübinger Studenten und Stiftler wie ein zweiter berliner Rammler. Gustav Schwab, der Sänger des schönen Studentenliedes: „Bemooster Bursche zieh' ich aus', Professor am Stuttgarter Gymnasium, war eine Erscheinung von ansehnlicher Leibesfülle, mit einem ständigen starken Blutandrang zum immer gerötheten Kopf. Die Zuvorkommenheit seines Benehmens ging fast zu weit und mußte peinlich wirken. Wer hält nicht übergroße Höflichkeit für den Ausdruck eines nur geheuchelten Wohlwollens? Im vollen Gange war damals die eigenthümliche Verbindung dieses Kreises mit Justinus Kerner in Weinsberg, mit dem „Riekele" (Kerner's Frau) und den Gespenstern des Zwischenreichs. Als sich zu Nicolaus Lenau und Anastasius Grün gar noch ein Graf von Würtemberg in den Kreis der Lyriker begeben hatte, da scheute man sich nicht, jeden Kaffeebesuch innerhalb dieser Sphäre zum Anlaß von Schilderungen zu machen, die für die Chronik der Literatur des deutschen Volkes maßgebend sein sollten.

Nicolaus Lenau, Freiherr von Nimbsch-Strehlenau, eine kleine schmächtige, eindruckslose Gestalt, war von Wien nach Stuttgart gekommen, theils um überhaupt nach Amerika auszuwandern, theils um einen Band Gedichte beim „alten Cotta" (dem Schiller-Goethe-Cotta, der noch lebte) anzubringen. Mit jenem süddeutschen Respekt vor allem, was adlig ist, einer Deferenz, die Norddeutschland nicht kennt, wurde der Dichter nur als der „Herr Baron" oder auch als der Magyare gefeiert. Die Maßlosigkeit der Bewunderung der Muse des später so unglücklichen Dichters empfand Niemand so mißmuthig als Menzel. Die Gedichte, die später Lenau's Ruf begründeten, waren noch nicht erschienen und bereits thronte er bei einem Hofrath Reinbeck, der einige unverheirathete Töchter hatte, dicht neben Schiller und Goethe. Der alte

Cotta sagte anfangs: Quod non! und wollte die Sammlung nicht verlegen, doch erschien sie im nächsten Jahre und erwarb dem Sänger verdiente Anerkennung. Sein persönliches Auftreten war bescheiden, nicht diese Vergötterung voraussetzend. Später begegnete ich ihm oft, zuerst bei Menzel in Gegenwart einer unheimlichen Persönlichkeit, die den Athem beklemmt, jenes Hofrath Lindner, der sich Kotzebue's sogenannte russische „Spionen-Berichte" anzueignen verstanden und als „Manuscript aus Süddeutschland" herausgegeben hatte, eine Enthüllung, worüber bekanntlich Karl Ludwig Sand den Entschluß faßte, Kotzebue zu ermorden.

Die politische Gährung der damaligen Zeit wogte um den thätigen und einflußreichen Redacteur des „Literaturblattes" zum Morgenblatt noch schäumender und erregter als die literarische. Württembergs constitutionelles Leben sollte, wie die Patrioten hofften, hinter dem des benachbarten Baden nicht zurückstehen. War doch König Wilhelm ehrgeizig genug, einen Mittelweg zwischen Absolutismus und Constitutionalismus wandeln zu wollen, zumal wenn er damit das ihm schon damals verhaßte Preußen, welchem Paul Pfizer die „Hegemonie" zuzuerkennen gewagt hatte, ärgern konnte. Noch immer wollte dieser Jahre lang falsch berathene, niemals und in keiner Frage hochsinnig denkende Fürst, König Wilhelm, auf seine Weise regieren, nach außen hin sich den Nimbus erhalten, der einst die Burschenschaften bestimmt hatte, ihm für die deutsche Kaiserkrone Expectanz zu geben, nach innen absolutistisch, ganz nach den Launen der Cabinetspolitik. Der König führte eine Doppelregierung, eine offensible, die sein Premier Wangler vertrat, und eine private, die später in die Sphäre der Enthüllungen gerieth, in den niedern Strich der Theateranekdoten. Auch Menzel behauptete, eines Abends zu dem hohen Herrn berufen worden zu sein und mit ihm über eine Stellung an der Hofzeitung unterhandelt zu haben, für welche er jedoch, nachdem sich zu schroffe Differenzen herausgestellt hatten, jenen Ernst Münch empfohlen haben wollte, den bekannten Schweizer, dessen spätere Haltung der Empfehlung seines ehemaligen Freundes wenig Ehre machte. Der Herausgeber der Werke Ulrich's von Hutten, der Biograph Franz Sickingen's war bei meiner Ankunft soeben von Zürich, wohin ihn seine Kenntniß der Schweizer

empfohlen hatte, eingetroffen, sank aber bald mit seiner Feder zum Hetzhund herab, der in Maucler's Diensten die Männer anfiel, mit welchen er früher selbst gegangen war. Mit dem Zerfall des Gewissens kam die verlotterte oberflächliche Arbeit des Schriftstellers. Ernst Münch wurde immer mehr ein unzuverlässiger Compilator auf dem gelehrten Gebiet und ist, zehn Jahre nach seiner Erhöhung zum Geheimen Hofrath unter Ordensverleihungen und bei alledem von seinen Gönnern aufgegeben, in einem Asyl auf der Schweizergrenze gestorben.

Schott, Tafel, Rödinger waren die hervorragendsten Namen der würtembergischen Opposition, die sich im „Hochwächter", dem spätern „Beobachter", ein eignes Organ gründete. Auch diesen Männern begegnete ich oft, obschon sich Menzel den Namen und den Richtungen derselben gegenüber nicht mit voller Bereitwilligkeit zum Anschluß verhielt. Nur der liebenswürdige Procurator Schott schien ihm in wahrer Freundschaft verbunden. Gehörte doch diese ideale Natur, dieser jugendliche Schwärmer im Kreise schon erwachsener Kinder, die dem Pinsel Jean Paul's für einen seiner Romane hätten sitzen können, zu den Charakteren, die dem immer geharnischten und abwehrenden Cotta'schen Kritiker eine unbedingte Entwaffnung abgewannen. Eine andere Persönlichkeit von gleicher Wirkung, doch von anderer Charaktermischung, war der Kunst- (nachherige Buch-) händler S. G. Liesching. Und wieder ein Dritter mit unbedingter Bewunderung Hingenommener war Karl Seydelmann, der Schauspieler. Der Letztere, Menzel's schlesischer Landsmann, gewann ihm nach hervorragenden Rollen, die dieser gespielt hatte, sogar Verse ab. Vorzugsweise Seydelmann zu Liebe wurde ein festes Abonnement am Theater aufrechterhalten, jedes neue Stück ohne vorgefaßte Abneigung, unbefangen im Geschmack und mit bester Laune genossen; ja das Interesse des Schauspielers, das Darstellbare, scenisch Wirksame wurde von Menzel gegen allen Einspruch der Aesthetik frischweg entschuldigt. Meine Natur sträubte sich gegen das Uebermaß der Lust an den „Schleichhändlern", am „Fest der Handwerker" und den Berliniaden. Daß schon damals Ferdinand Raimund überschätzt wurde, wollte mir unter seinen Geistern, rosenfarbenen Feen, alten Köhlerweibern und Gamsjägern wohl einleuchten.

Den später mit einer so auffallenden pietistischen Richtung hervorgetretenen Liesching sah ich fast täglich. Früher Kaufmann, hatte derselbe fallirt und sich in die Schweiz geflüchtet. Als ihn der Zufall einen großen Treffer in der Lotterie gewinnen ließ, war er anständig genug, seine Creditoren bis auf Heller und Pfennig zu bezahlen. Mit dem Rest begann er, von Basel zurückgekehrt, in Stuttgart einen Kunsthandel, wozu ihn eine seltene Bildung befähigte. Noch stehen mir die scharfen Züge des eigenthümlichen Mannes, seine dunkeln Augenbrauen, sein kahler Schädel, die Runzeln, ja Säcke unter den Augen im Gedächtniß. Daß jedoch aus diesem ewig nur zum Sarkasmus verzogenen sokratischen oder, wenn man will, Silenkopfe ein nur dem Pietismus und der exclusivsten christlichen Andacht gewidmetes Buchverlagswirken hätte hervorgehen können, mußte wenigstens Derjenige bezweifeln, der ebenso gut von ihm als Buchhändler hätte prophezeien mögen, er würde das bekannte Geschäft von Scheible, mit Curiositäten allerlei Art, haben begründen können. Denn Spott, Cynismus, Voltairianismus beherrschten durch und durch diesen täglichen Gast des Menzel'schen Hauses. Fast möchte man glauben, daß ihm sein Bilderhandel den Beweis geliefert hatte, daß sich die nachhaltige Kauflust, auch von Büchern, nur im pietistisch angekränkelten Kreise, bei den Reichen und Hochgestellten findet.

An dem edlen Schott, dem werkthätigen Schwärmer für die Erhebung Griechenlands, war das Bezwingende seine sittliche Hoheit, die unerschütterliche Ueberzeugungstreue und liebenswürdige Hausväterlichkeit im Kreise trefflicher und bildschöner Kinder. Der wackere Kämpe für die Neugriechen, der muthige Führer der Opposition in den ständischen Wirren, Mitkämpfer Uhland's, ein zugleich gesuchter Rechtsanwalt, „schwärmte" damals — für die Jacotot-Hamilton'sche Sprachenerlernungsmethode. Seine Kinder, einige Freunde und Bekannte, zu denen sich auch der Erzähler gesellte, hatte er zu einem Cursus im Französischlernen vereinigt. Ihm, der einst hatte Diplomat werden sollen, war die Sprache (freilich mit süddeutschem Accent) geläufig. Wir übersetzten die französische Vorlage: „Im der Anfang war die Wort und die Wort war bei Gott und Gott war die Wort" u. s. w. mit allen gallischen Abweichungen

vom Germaniſchen, allen ſcheinbaren deutſchen Sprachfehlern, die auf das richtige Franzöſiſch führen ſollten, kurz nach einer Methode, durch welche ſich die Kenntniß fremder Sprachen, ſo verhieß der geduldige Lehrer, eher einpräge und befeſtige, als nach dem alten Syſtem. Ob die blondgelockten Damen, von denen eine in ſpäteren Jahren einen meiner berliner Freunde, Franz Kottenkamp, einen anderen den ſpätern Märzminiſter Römer heirathete, Franzöſiſch auf dieſe Art bis zur Converſation erlernt haben, mag dahingeſtellt bleiben. Auch Wilhelm Schulz, der ehemalige heſſiſche Lieutenant, und ſeine Frau, die ihn ſpäter aus Feſtungshaft befreien ſollte, nahmen an dem Unterricht Theil. Der „alte Cotta" hatte Schulz berufen, um den „Hesperus", deſſen vorzugsweiſes Thema die Statiſtik war, vor drohendem Untergange zu retten. Die Nationalökonomie, freilich noch nach Mac Culloch, Malthus, dem Franzoſen Say, wurde ſchon damals die Wiſſenſchaft des Tages. Sie hatte noch eine Nebenbeſtimmung. Sie ſollte, wie ſpäter in Bayern unter dem Fürſten Wallerſtein, die Neigung für Politik unterdrücken und dieſe in's Unſchädliche ablenken.

Die mit äußerſter Anſtrengung in Italien, Oeſterreich und Deutſchland niedergehaltene weitre Ausbreitung der Ideen, welche durch die Julirevolution wieder einmal ihre Reiſe um die Welt antreten zu wollen ſchienen, drohten da und dort wie die Flammen aus dem verſchütteten Tempel Jeruſalems wieder hervorzubrechen. Verſchwörungen wurden ſelbſt im Militär entdeckt. „Landgraf, werde hart!" war die von Wien nach allen Seiten hin vertheilte Parole. Mancher ſah das, was erſt ſiebzehn Jahre ſpäter kam, ſchon damals unmittelbar vor den Thoren. Menzel war in dieſem Sinne politiſcher Viſionär. Zeichen und Geſichte, Traumgebilde naher und wol gar nächſter Zukunft ſchwebten ihm immer vor. Wie man dann von nichts träumt, wovon man nicht in ſeinem Innern unbewußte Einlagen hat, ſo ſah auch unſer geſchichtskundiger Prophet nichts als Repriſtinationen. Immer das ſchon Dageweſene ſollte wiederkommen. Die drohende Haltung des Landvolks (Cholera und Zollverein griffen in die unterſten Schichten) führte ſich ihm ſofort auf die Wiederholung des Bauernkrieges zurück. Und wenn er jeden Dreiſpitz, der zum Markte von der Tübinger Steig herunter-

kam, für eine Natur hielt ganz gleichgeartet wie die, welche vor dreihundert Jahren den Bundschuh aufgerichtet hatten, wer konnte ihm widersprechen wollen, wenn es auch die Erhebung der galizischen Bauern gegen den Adel, die Gräuelthaten Szelas, die Tage der pariser Commüne noch nicht gab! Nur war es komisch, wenn zuweilen schon wirklich die Guillotine in Würtemberg einrückte und ihm ein ehemaliger Hauptmann Friedrich Seybold gradezu ein unbeugsamer Republikaner erschien, dem es nichts verschlagen würde, den Neckar mit Blut zu färben! Die Männer des „Hochwächters", Rudolf Lohbauer, einen Maler, der sein Literaturblatt mit sinnigen Vignetten geschmückt hatte, Rödinger, Walz, Tafel, alle sah Menzel als Wiederholungen gewisser Gestalten der französischen Revolution an; der Eine war ihm Danton, der Andere Robespierre. Diese waren Jacobiner, Jene Girondisten. Alle diese halb spielenden, halb ernsten Gedanken gipfelten in dem Schlußbilde einer Schrift, mit welcher sein in diesen Dingen ihm gleichgestimmter Freund Liesching als Buchhändler debütirte: „Geist der Geschichte". Das Ende der Tage würde ein allgemeines Morden der Menschen untereinander sein. In diesem Kreise gab es in der That Swedenborgianer, Verwandte des Schott'schen Hauses, Tafel und Hofacker in Tübingen. Sie hatten zur Verbreitung der Swedenborgischen Schriften eine Druckerei „Zum Guttenberg" errichtet. Schon die Geisternähe Weinsbergs verhinderte, über solche Unternehmungen zu lachen. Ganz aufgeklärte Männer waren hier in den apokalyptischen Bildern des alten schwäbischen Johann Albrecht Bengel befangen.

Gesellige Anknüpfungen fanden sich nur vorübergehend. Seydelmann's Häuslichkeit war eine unglückliche. Nie konnte der zu früh Verheirathete gut sagen für die Stimmungen seiner Frau. Er hatte Ursache, die einst Schöngewesene, auch damals noch Stattliche, zu schonen, zu ehren und sein Pflichtgefühl kam ihm aus dem Gemüth. Und doch blieb die Sehnsucht nach beglückender jugendlicher Frauenliebe, nach Hingebung und nach andern weiblichen Lauten, als die Ehe zumeist zu Gehör bringt. In Seydelmann's Ehe gab es ein ewiges krankhaftes Klagen der Frau über die Sorgen der Gegenwart und der Zukunft. Da sah man denn Seydelmann trübe und seufzend und sich nur in seinem Rollenstudium erkräftigend. Letzteres ging schon auf sei-

nen Mephisto im Faust. Kapellmeister Lindpaintner arbeitete an den musikalischen Beigaben des ersten Versuchs einer Darstellung des großen Gedichts auf der Bühne. Sonst beherrschte Raupach allein das stuttgarter Theater. Ein Graf Leutrum, der eben damals Intendant geworden war, hatte bei einer Rundreise durch Deutschland den Geniestreich gemacht, sich mit Raupach in Berlin dahin zu vereinigen, daß Stuttgart alle Stücke, die Raupach schreiben würde, abnehmen und geben würde. So kamen sämmtliche „Hohenstaufen" wieder nach Schwaben. Die stuttgarter Hofbühne war vollständig berlinisirt. Was Raupach nicht brachte, kam von Blum oder Angely. Man gab „Die Schleichhändler", „Kritik und Antikritik", „Laßt die Todten ruhen" u. s. w., „Isidor und Olga", „Rafaele", „König Enzio" u. s. w. Seydelmann's Talent litt unter dieser Monotonie. Er lernte des Wortes zu sehr bedürfen, um wirken zu können. Auch die Wirren damals hinter der Scene trugen zu Seydelmann's Verstimmung bei. Er glaubte sich eben eine Stütze aus Prag geholt zu haben in dem jungen Bonvivant Heinrich Moritz, einem gebornen Leipziger, hatte aber einen Meister in der Kunst der Intrigue gefunden, der ihn in einer Sphäre, wo die Protektionen walten, bald aus dem Sattel hob.

Arglos blickte ich in diese ganze Welt hinein. Die unheimlichen Strudel derselben sollte ich erst später kennen lernen. Nur Eines sah ich dem klugen Seydelmann ab, ein Talent, das mir zum erstenmal im Leben vorgekommen. Wie verbirgt ein gescheuter Kopf die Lücken seiner Bildung? Nie, ich beachtete es bald, erschien Seydelmann seinem Landsmann Menzel, der ihn bewunderte, im Gespräch unebenbürtig. Das war einem solchen Polyhistor gegenüber nicht wenig! Seine Rollen hatte Seydelmann gründlich studirt, die klassischen waren ihm nach allen damaligen Vorarbeiten Böttiger's, Schinks und Andrer geläufig; darüber zu sprechen, konnte ihn nie gering erscheinen lassen. Wo aber Seydelmann's Wissen aufhörte, da gestand er diese Grenzen nicht etwa ein, sondern hatte ein eigenthümliches bedeutsames Schweigen, ein feines Lächeln umspielte seinen Mund. Man durfte bei ihm ein vollkommnes Einverständniß mit der Meinung des eben über die Doppelsterne oder über die Keilschriften sich Ergehenden voraussetzen. Oft standen bedeutende Capacitäten

im hitzigen Gefecht. Seydelmann hörte ruhig zu. Er ſchwieg. Doch ſo, als hätte er den Ausſchlag geben können.

Im März 1832 kam die Kunde, Goethe iſt todt. Die Aufregung darüber war groß und in Stuttgart, in der Nähe des Cotta'ſchen Hauſes, um ſo größer, als es hieß, nun würde vom „Fauſt" der zweite Theil erſcheinen. Immermann veranſtaltete für die düſſeldorfer Bühne eine Erinnerungsfeier, die auf mancher andern Bühne wiederholt wurde. Jede gab einen Tribut der Huldigung. Dem bekannten Gegner Goethe's war ein Anlaß zur Aufregung geboten. Alles blickte auf ihn und ſo erfuhr ich denn auch gelegentlich den Urſprung ſeines Haſſes auf Goethe. Ich erzählte denſelben vor einiger Zeit in einer Plauderei, die das Thema behandelte, warum ich nicht ebenfalls unter die Lyriker gegangen ſei. Ich wiederhole ſie hier.*)

„Als Zwanzigjähriger, ſchwärmend für Tieck und Novalis, wobei ein lebhafter kritiſcher Zerſtörungsſinn nicht ausgeſchloſſen war, kam ich zu Wolfgang Menzel und ſollte ihn im Bücherrecenſiren unterſtützen, da ſich der Patriot in die württembergiſche Kammer wählen laſſen wollte. Friſch von der Univerſität kommend, brachte ich leidliche Kenntniſſe und ein Chaos unklarer Stimmungen mit. Und eben aus dieſen letztern heraus wollte ſich zuweilen Lyriſches entwickeln und umſomehr, als damals die Literatur durchweg auf Lyrik ſtand. Im Schwabenlande lyriſirte Alles. Nicht blos die Gymnaſiaſten und tübinger Stiftler, ſelbſt Oberamtmänner und Oberſteuerreviſionsräthe wanderten durch die Wieſen und ſammelten Blumen und wanden dieſe zu poetiſchen Sträußlein. Goethe ſtarb. Da ſuchte Jeder, der nur ein wenig Zeit hatte, ihn möglichſt zu erſetzen. Dann mußte damals ſoviel geheuchelt und gelogen werden der mangelnden politiſchen Freiheit wegen, daß die meiſten der Gebildeten, ſogar die Hofräthe und Polizeidirektoren, zwei Welten hatten, in denen ſie lebten, eine oſtenſible und officielle bürgerliche, und drehte man dieſe um, ſo hatte man zu ſeinem hellen Erſtaunen einen heimlichen Dichter, einen „ſinnigen Lyriker". Die Converſation in Stuttgart beſtand 1831

*) „Deutſche Dichterhalle".

während der ganzen Saison sein Sohn, Guido von Lipmann. Doch auch er lebte auf abschlägliche Abrechnung mit dem Grafen: denn so kam für das laufende Jahr wenigstens ein Theil der fälligen Zinsen heraus. Guido trug sich meist à la jeune France. Er hatte zwei ungeheuer starke, hellglänzende und glatt gekämmte schwarze Haarbüschel von den Schläfen auf die Oberhälfte der Wange niedergleiten; vorne waren die Haare à la Jesus-Christ gescheitelt, hinten quollen über den Frackkragen sehr künstliche, aber wahrscheinlich natürliche Locken hervor, die jedoch nicht lang genug waren, um mit altdeutschen Locken verwechselt zu werden. In der ganzen Miene und dem Ausdruck der Augen lag etwas Melancholisches, jene moderne Mischung von Romantik und Zerrissenheit, die irrsinnige Schreckhaftigkeit eines werdenden Selbstmörders. Er sah wie einer jener schmachtenden Arabeskengrazien aus, wie sie von den Franzosen gewöhnlich gezeichnet werden, hingegossen, träge und eine Flasche in der Hand, aus der sie Blumen begießen. Guido von Lipmann konnte hier füglich für eine Sehenswürdigkeit gelten, da man seine Gedichte sogar schon componirt hatte und seine prosaische Schreibart Bewunderung erregte. Die beiden Zeitschriftsteller Schmeißer und Püsser, waren in seinem Gefolge und arbeiteten mit ihm gemeinschaftlich an einem neuen Almanach, der im nächsten Herbst erscheinen und nur Beiträge von ihnen Dreien enthalten sollte. Die Stahlstiche, welche ihre drei Bildnisse wiedergaben, waren schon fertig; auch hatte ihnen Ritter, der sich inzwischen in Jena als Privatdocent habilitirt hatte, geschrieben, sie möchten die Herausgabe beschleunigen, da er in seiner Geschichte der neuesten Literatur ihre Leistungen denen des „jungen Deutsch-

nur aus Liedervorlesungen beim Thee, wenn Damen zugegen waren — beim Wein und vielleicht sogar unter freiem Himmel, wenn die Männer allein waren. Die ästhetischen Honneurs in Stuttgart machten zwei Familien, die Hofrath Reinbeck'sche (eine aus Norddeutschland eingewanderte, welche berlinische Theegesellschaften alten Stils gab) und die Gustav Schwab'sche, eine urschwäbische. Damals gieng Lenau, „der Herr Baron aus Ungarn", aus einer dieser Gesellschaften in die andere. Jede wetteiferte, wer ihn mit größerem Lob, mit exaltirterer Bewunderung überhäufen konnte. Erst galt der Enthusiasmus, wie sich gebührte, seinem Talent, dann seiner poetischen Heimath, zuletzt (last no least) dem „Baron". Man wollte einen andern „Herrn Baron", den Baron von Cotta, veranlassen, die gesammelten Gedichte des ungar'schen „Herrn Barons" zu drucken. Ein alter feiner Herr, dieser erste klassische Cotta! Später, als ich Metternich kennen gelernt, fand ich Aehnlichkeit zwischen Beiden. Sie waren auch intime Freunde und sagten sich das täglich und leider allzulange in der „Allgemeinen Zeitung". Dieser alte Herr, auch Begründer der Dampfschifffahrt auf dem Bodensee, betrieb den Buchhandel sozusagen staatsmännisch. Vollkommen wissend, daß die von ihm gedruckten Dichter à peu près zu deutschen Klassikern gestempelt waren, verhielt er sich vorsichtig in der Annahme von Gedichtsammlungen und benahm sich auch in Folge dessen spröde gegen den Reinbeck-Schwab'schen Enthusiasmus, der wieder einen Neuling traf, wo ihm schon Karl Grüneisen, ja Gustav Schwab selbst nicht recht „eingeschlagen" waren; er schlug die Lenau'sche Sammlung für's Erste ab. Das alles beobachtete Wolfgang Menzel's scharfe Satyre, seine aufhorchende Spürkraft, seine immer zu den ergötzlichsten Glossen bereitwillige Ironie. Das Treiben dieser schwäbisch-lyrischen Uhland-Epigonen war ihm zuwider. Fand doch sein polemischer Eifer fast überall in Schwaben Cliquenwesen, Gevatter- und Ruhmen- und Verwandtschaftskuppelei. Bei alledem kam auch mir der Trieb, den ich schon lange hegte, dem Wort zuweilen die schöne Fessel des Reims anzulegen. Aber die Umstände waren zu ungünstig! Einmal war Gustav Schwab die unumgängliche Instanz für jedes zu veröffentlichende Gedicht. Fast für die gesammte Lyrik der Zeit, falls diese

durch die drei Kanäle, Morgenblatt, Cotta's Verlag oder den Weidmann'schen Musenalmanach, an die Oeffentlichkeit treten wollte, überall war Gustav Schwab die entscheidende Instanz. Er hatte die Weise des alten Rammler, der die ihm eingesandten Gedichte feilte und umarbeitete. Gewiß ist diese Leidenschaft den Gedichten Lenau's aus dessen erster Periode zu Gute gekommen. Dem Schwab'schen Kreise mich nun besonders zu nähern, verbot mir eben die Rücksicht auf Menzel."

„Dann aber hatte ich aber doch eines Tages den Muth, Menzeln ein Heft „Gedichte" zu überreichen mit der Frage, ob ich sie wol bei Schwab unter's Joch der Prüfung schicken könnte, um sie in's Morgenblatt zu bringen. Sehr spät gab er sie mir wie etwas bei einem Besuch Vergessenes zurück mit den hingemurmelten Worten: „Gott, das bringt ja nichts ein!" Und dieser Ausspruch hatte viel, wenn nicht alles, für sich. Denn mein Chef Redacteur zahlte mir monatlich 30 Gulden Gehalt und — hört! hört! — ich lebte von diesen 30 Gulden — jede Mittagsmahlzeit kostete 24 Kreuzer. Durch „Gedichte" konnten Supplemente zu den fl. 30 nicht errungen werden. Sich ganz auf die Literatur stellen wollen, alle Beziehungen zur Möglichkeit einer künftigen Anstellung abbrechen und sich dann an Gustav Schwab anschließen, um ab und zu eine Tasse Thee und ein Gedicht in's Morgenblatt, alle Jahre zwei in den Musenalmanach zu bringen, das ließ sich nicht vereinigen. Und so resignirte ich mich damals auf Lyrik als Specialität, obschon es mir in dem an Menzel übergebenen Hefte um Ein Gedicht leid that. Ich hatte — mein Vorbild war natürlich Walther von der Vogelweide — als „Wanderer" im Minneliederton an eine schöne Winzerin die naive Frage gerichtet: „Holde Maid, entschuldige, daß ich Dich in Deiner Arbeit unterbreche; kannst Du mir nicht den Weg sagen, den richtigen, der zu Deinem purpurrothen Munde führt?" Die Winzerin stand etwas höher postirt, als der Wanderer unten im Chausseegraben. Je trotziger deste schöner erwiderte die Maid: „Das will ich Dir wol sagen, Du Narr! Da mußt du rechts den Weg nehmen, erst den Berg ersteigen, an der Kapelle drüben vorübergehn und bis an den dunkeln Wald, wo Du vielleicht den Kuckuk um den weitern Weg befragen kannst." Hierauf zweites Ritornell. Erwiderung des Wanderers, enthaltend die Bitte um den richtigen Weg-

weiser zu ihren Purpurlippen. Wiederum erfolgt die Antwort, aber diesmal schon mit beschränkterem Raynen in der malerischen Umgegend. Der Frager brauchte nicht mehr den Berg zu besteigen, auch nicht den Kuckuck im Walde zu befragen; er wurde schon auf die Antwort der Distel, die tief unten im Thale blühte, unterhalb der Kapelle verwiesen. Das neckische Spiel ging dann eine Zeitlang so fort, bis die Wege immer näher und näher lagen und der wegunkundige Wanderer zuletzt das reizende Mädchen mit den Purpurlippen in seinen Armen hielt. Mit diesem — nicht wahr, wunderschönen — Liede bin ich mit meiner Laufbahn als „Lyriker von Profession" stecken geblieben."

„Uebrigens bin ich weit entfernt, etwa bei dieser Gelegenheit Wolfgang Menzel beschuldigen zu wollen, als hätte er den Erwerb zur Richtschnur für die Wahl der poetischen Beschäftigung empfohlen. Im Gegentheil, einst fand ich ihn schmerzlichbewegt durch den Besuch seiner Mutter, die aus Schlesien gekommen war, um ihren damals vielbesprochenen Sohn, der vor längern Jahren aus deutschen Landen der Burschenschaft wegen entflohen war, wiederzusehen. Die einfache Frau kam mit einem inzwischen erheiratheten zweiten Manne, einem Landwirth, der einen schwunghaften Viehhandel betrieb, nach Stuttgart. „Wieviel hat Dir dein Buch: „Die deutsche Literatur" eingetragen?" fragte mich mein Stiefvater, erzählte Menzel. „Hundert Carolins!" sagte ich. — „Wieviel ist das?" — „Sechshundert Thaler!" — „Hahaha!" lachte der Schlesier. „Das ist was Rechtes! Da verdiene ich an jedem Viehmarkt, wo ich kaufe und verkaufe, an 100 Ochsen mehr!"

„Den Ursprung seiner bekannten Opposition gegen Goethe erzählte Menzel folgendermaßen: „Ich studirte in Jena. Wir Studenten hatten die Gewohnheit, öfters in größerer Zahl nach Weimar zu fahren und einer Theatervorstellung beizuwohnen. Bei den „Räubern" hatten wir sogar das Privileg, im Chor vom Parterre aus mitzusingen. Nie hatte ich bei dieser Gelegenheit der alten Excellenz Goethe ansichtig werden können. Da trifft es sich eines Abends, als wir wieder nach Weimar gekommen waren, daß wir im Theater Streit bekamen. Während die Worte noch hin- und herflogen und das Publikum parteilos zuhörte, streckte sich eine hagere, lange Ge-

stalt aus einer untern Proscheniumsloge, im schwarzen Frack mit Ordensstern, weißem, scharfmarkirtem Kopf, und rief mit einer widerwärtighäßlich schnarrenden Stimme: „Ruhe!“ Das war Goethe, Goethe in Person, Goethe als Staatsminister. Er machte im Theater den Polizeimeister, und das in einer so verächtlichthuenden, so von oben herabsehenden, impertinenten Art gegen uns, daß ich von Stund' an den Mann hassen mußte und an seinen Schriften kein Gefallen mehr hatte. Als Ergänzung dieser Erzählung mag die Erinnerung dienen an eine bekannte Stelle in Novalis' Fragmenten, die gegen Goethe's „Wilhelm Meister“ gerichtet ist. Diese hat wol des Weitern auf den leidenschaftlichen Romantiker für seine Polemik eingewirkt.“

Es giebt im Menschen eine doppelte Entwicklung, eine nach der Seite des Berufes hin, die andre nach seiner Welt- und Lebensauffassung überhaupt. Dies Nebeneinander wird uns aber nicht bewußt, wenigstens nicht in der Jugend. Was da nun einem Künstler, einem Dichter gewonnen wird, einem Kritiker, das ist zugleich dem Menschen, dem Charakter gewonnen. Oft währt es lange, lange, bis man sich als Charakter aus den Interessen seines Berufes herausfindet. „Literaten“ hat man in verächtlicher Weise diese Individualitäten genannt, an denen sich eben nichts, als die Schreibfeder verkörpert zu haben scheint. Ein solches Verkommen im Handwerk war dem Erzähler fremd. War ihm auch die Produktion nun schon Existenzfrage geworden, so ergriff sie doch innerlich seinen ganzen Menschen. Sie war wie die Anwendung angeborner Organe. Diese Organe waren kämpfende, angreifende, abwehrende. Immer galt es die Sache. Sinnen dagegen über die Form, ein Bild, ein Gleichniß, wie die Lyriker pflegten, sich immer nur ein Segment von jenem Globus abschneiden, den Titanenkräfte zu wälzen glaubten, und diesen nur anputzen zum Reiz der Formenschöne, das wurde nicht genährt durch die Richtung, in welche ich gerathen war. An mir selbst fühlte ich den Prozeß einer werdenden neuen Literatur sich vollziehen. Den Trieb dieser Uhland-Schwab'schen Sänger, Balladenstoffe aufzustöbern oder sich interessant genug vorzukommen, jede sich abgelauschte Stimmung in Reime zu bringen, dem Feilen der Worte nachzuhängen, der Wahl, ob hier

Gold- oder Silberglanz besser am Orte wäre und dabei nebenbei und ganz praktisch Obersteuerprokurator oder Professor oder Consistorialrath zu bleiben — diesen glücklichen Ego- und Dualismus wagte ich mir nicht zu gönnen. Ich gönnte ihn mir nicht dem Rauschen der Zeit gegenüber, den von überall her vernommenen Mahnungen an den, der die Feder führte, daß er das Nothwendige sagen sollte, daß er die Aufgaben, die mir an die Sterne geschrieben schienen (nicht an die Flügeldecken der Mücken und Käfer des Justinus Kerner'schen Kreises), rasch aussprechen und zu lösen helfen suche. Im Kreise dieser schwäbischen Dichter herrschte in erster Reihe das Wort, das Bild, das Adjektiv. Ich sah ein Einzelnes im Schriftwesen einer Nation über die Gebühr hervortreten. Die gesammte Literatur sollte auf den Vers gestellt werden und wurde es später in der That. Denn entfesselte nur Einer den Dilettantismus und dieser macht sich bald seine Altäre und Tempel! Alle, die dasselbe treiben, was der Dilettant treibt, sind seine Ausschließlichen, seine Klassiker. Der Dilettant kann zeigen, daß er schwäbeln und schwäbisch lesen, schwäbisch vorlesen kann — es lebe die Dorfgeschichte vom Schwarzwald! Der Dilettant kann zeigen, daß er plattdeutsch reden und mit plattdeutschem Vorlesen seine Eitelkeit befriedigen kann — es lebe alles, was plattdeutsch! Ueberall, wo man über den Schweif des Pferdes mitaufhocken kann, geht die Mode vorwärts im Galopp.

Was mich von schöngeistiger Literatur in Stuttgart umgab, geberdete sich anspruchsvoll und kam erst zur Besinnung durch die Eckermann'schen Gespräche mit Goethe. Da hatte der Alte sogar auf Uhland's Sagen- und Balladenpoesie, wenn nicht sogar auf Uhland's Naturstimmungsgedichte, diese „Welt im ewigen Sonntagsstaate", wie ich sie gelegentlich genannt hatte, als die „geflickten Lappen eines Bettlermantels" angespielt und damit das Entlehnen unwahrer Stimmungen von alten Klöstern, Burgen, Hirten, die es nie gegeben hat, Schäferinnen, die schon zu Geßner's Zeit antiquirt waren, Priestern, die man jetzt in ganz andrer, fast sulphurischer Beleuchtung sieht, und ähnliche Widersprüche angedeutet. Außerhalb des Menzel'schen Kreises wurzellos geblieben, gedachte ich in die Heimath zurückzukehren und dort, wenn auch unter mir verhaßten Verhältnissen, doch die Laufbahn als Gymnasiallehrer anzutreten.

„Der alte Cotta" hatte mir allerdings in zutraulichſter Weiſe die Aufforderung zur Theilnahme an ſeinen Blättern ausgeſprochen. Hermann Hauff leitete ſtatt ſeines kurz zuvor verſtorbenen Bruders Wilhelm das Morgenblatt. Der wohlwollende Mann nahm, was ich ihm anbot, Skizzen aus dem bürgerlichen Kleinleben Berlins, novelliſtiſche Verſuche. Eine jeanpauliſirende Arbeit, „Briefe eines Narren an eine Närrin", zeigte ich Menzel. Ich wollte durch dieſen Briefwechſel eine Art Novelle hindurchſchimmern laſſen, die Aufklärung, worüber beide Theile in's Irrenhaus geriethen. Menzel ſagte mir, die wenigen Blätter in der Hand wiegend: „Beinahe geht es mir hier, wie mit Wilhelm Hauff, um den die Schwaben jetzt ſoviel Trauerns anſtellen, während die Herren Lyriker bei ſeinen Lebzeiten von dem friſchen Burſchen nichts wiſſen wollten! An den Wilhelm Waiblinger — da haben ſie alles gewandt, Empfehlungen, Stipendien, Reiſevorſchüſſe! Da ſollte durchaus ein Goethe herauskommen, zum mindeſten zum zweitenmal Platen! Warum? Weil er Elegieen aus Sorrent, Epiſteln aus Capri in's Morgenblatt ſchickte, Sachen, die ſich in ihrer Weiſe ſchulmäßig anließen! Wilhelm Hauff brachte mir eines Tages ſeinen „Mann im Monde". Es war ein Machwerk ganz à la Clauren und zwar im vollen Ernſte ſo gemeint. Schämen Sie ſich denn nicht? ſagte ich ihm. Wollen Sie denn auch dem berliner Poſtrath nachahmen? Können Sie denn nicht höher fliegen? Nach einer Weile milderte ich meinen Ton und fuhr fort: Kehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Clauren'ſche Colorit noch viel ſtärker auf, laſſen Sie dann das Buch unter Clauren's Namen erſcheinen und Jeder wird ſagen: Sie haben eine köſtliche Satyre auf Clauren geſchrieben. Richtig, Hauff befolgte den Rath und begründete ſeinen Ruf mit dem „Mann im Monde". Machen Sie es ähnlich! Der kleine Aufſatz giebt ein Buch, wenn Sie alles mit hereinziehen, was in dieſem Augenblick die Menſchen beſchäftigt, Politik, Literatur, Kunſt — ich will nicht ſagen, daß es eine Satyre auf Jean Paul werden ſoll, bewahre; aber beſſer verwerthen können Sie den guten Titel, als durch ein paar Nummern im Morgenblatt." Zur Satyre auf Jean Paul, den Liebling meines Herzens, den Weiſen, den Propheten, war in mir nichts gerüſtet. Aber „Briefe" waren damals Mode geworden. „Briefe eines

Verstorbenen" — „Briefe eines Lebenden" (von Friedrich Förster) — da konnten wol auch Narrenbriefe willkommen sein. Ich ging auf den Vorschlag ein. Das Ganze wurde durch Ergänzungen zu einem größern Umfange gebracht und verdankte der Empfehlung Menzel's einen Verleger, Hoffmann und Campe in Hamburg, leider in einem Augenblick, wo der Börne'schen Briefe wegen in Preußen dieser hamburger Verlag verboten wurde, der jetzige und der künftige. Die Axt war damit an die Wurzel meiner ersten schriftstellerischen Entwicklung gelegt. Denn wie die Zustände waren, in Oesterreich nahm man solche Verbote leicht und wußte sie zu umgehen, in Preußen aber herrschte die strengste Aufsicht und die Loyalität kam den Machtsprüchen der Polizei auf halbem Wege entgegen.

Nach einer Reise über Nürnberg und Leipzig, die wiederum im „Morgenblatt" beschrieben wurde, kehrte ich auf den sich gleich gebliebenen monotonen Schauplatz des „patriarchalischen Despotismus", Berlin, zurück. Die einzige Frage, die grade das große Publikum auf geistigem Gebiete dort beschäftigte, war die, ob Hegel's Nachfolger, Professor Gabler, seiner Berufung gewachsen sein würde. Hegel hatte diesen empfohlen und ganz im Styl seiner Kategorieen. Das Sein war schon wieder in demselben Augenblick das Nichtsein. „Er hat mich am besten verstanden und doch wieder misverstanden —!" Also hatte der Spruch des verstorbenen Begriffs-Bosko gelautet. Gabler war ein ehemaliger Schulamts-Kollege aus seiner bayreuth-nürnberger Zeit. Auch Schleiermacher zu ersetzen war eine schwierige Aufgabe, die das damalige Berlin mehr beschäftigte, als wenn es sich heute oder morgen um einen Ersatz für Bismarck handelte. Noch immer reizten die „Briefe eines Verstorbenen" die Neugier des Publikums, ohne diese zu befriedigen. Denn man hatte geglaubt, vom Fürsten Pückler, dem Verfasser, Pikanteres erwarten zu dürfen, als Schilderungen des englischen Volkslebens. Diese Briefe wurden gelesen, um zwischen den Zeilen etwas zu suchen, Anspielungen, Indiscretionen. Immer mehr wurde die Neugier und die Skandalsucht das einzige Reizmittel zum Lesen. Selbst die Briefe aus der klassischen Zeit wirkten vorzugsweise nach dieser Richtung hin. Varnhagen begann den Reigen mit seinen Enthüllungen. Seltsam war auch der Effekt, den jedes Hereinragen einer Fürstlichkeit in die

Sphäre der Kunst oder Literatur machte. Daß Fürst Radziwill componirte, daß Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz Komödie spielte oder wol gar, wie man glaubte, unter dem Namen Karl Weishaupt Lustspiele schrieb, wurde mit einem Behagen empfunden und herumgetragen, als ob man damit etwas ganz Besonderes wüßte und beinahe selbst zum Kreise der Exklusiven gehörte.

Meine Verbindung mit Menzel, einem Manne, der alle Welt durch seine Kritiken verletzt hatte, meine politisch und religiös freisinnige Stimmung hielt mich ab, in die Kreise einzutreten, durch welche man damals allein in Berlin in literarischen Dingen zur Förderung gelangen konnte. Soll ich die Sphäre, auf welche es hiebei vorzugsweise angekommen wäre, näher bezeichnen, so müßte ich eine neuere Phase der — jüdischen Culturentwicklung schildern, die überhaupt noch ihres vorurtheilsfreien Historikers entbehrt. Das berliner Judenthum, in seiner hohen Bedeutung für deutsche Bildung überhaupt und im Besondern für Kunst und Literatur, beruht auf den Anfängen, welche Moses Mendelssohn und dessen Kreis, Bendavid, Marcus Herz u. A. gelegt haben, im Wesentlichen also auf einer hoher Ehren würdigen, die Signatur unsrer besten geistigen Epoche tragenden Richtung. Auch die Nachkommen, die neuern Aufschichtungen an diesen alten Rathan-Kern, die Einwanderungen besonders von Königsberg her, traten zum Leben der Zeit in eine engere Beziehung; die Einen, indem sie dabei ihren Zusammenhang mit der Synagoge nicht unterbrachen; die Andern, die, wenn sie convertirten, doch dem Judenthum immer noch nahe genug blieben. Der romantische Excess der Tochter des ehrwürdigen Mendelssohn, der Frau Veit, ihre Flucht nach Paris mit Friedrich Schlegel, ihr späterer Uebertritt zum Katholizismus, dergleichen stand in dieser Sphäre bald nicht mehr vereinzelt da. Die starkgeistige Richtung der Rahel Levin, einer Henriette Herz wurde tonangebend, so lange das achtzehnte Jahrhundert in seinen leichten Auffassungen der Moral im Verenden lag. Erst durch die Schlacht von Jena waren endlich Voltaire, Lessing, selbst Goethe überwunden. Nun kam die Zeit der Einkehr, Umkehr, Reue, Buße. Auch bei den berliner Juden überwog conservative Richtung. Die im kolossalen Anwuchs begriffenen Geldmittel der Bankiers schufen einen tonangebenden, sich immer mehr vervornehmenden eleganten Ghetto. Der ungebildetere

Theil, dem der Titel „Commerzienrath" ein „Ziel aufs Innigste zu wünschen" wurde, war hyperloyal; der gebildetere, der meistens convertirte, blieb und wurde in seinem Fühlen und Denken nazarenisch. Die Getauften gingen in die Beamtencarrière über, oder Christen, die schon höhere Aemter bekleideten, heiratheten Jüdinnen, die sich dann taufen ließen. Da wurde denn überall stark „gechristelt". Vor allem wurde die Kunst ein Gebiet, wo die Engherzigkeit des Staats, der noch die Anstellung von Juden ablehnte, der Bewährung der Talente nicht entgegentreten konnte. Die Namen der Beer (Meyerbeer, Michael Beer), Mendelssohn, Bendemann traten mit großen Erfolgen in den Vordergrund, während die Angehörigen derselben, Brüder, Schwäger, Verwandte aller Art die Wirkungen des Reichthums verbreiteten, Titel und Orden gewannen. Das literarisch-jüdische Berlin, das gegenwärtig, im Ablauf unsres Jahrhunderts, durch den Massenzustrom ungebildeter Elemente aus den verwahrlosesten Provinzen, z. B. Posen, in den Geschmacksanforderungen der Hauptstadt so gesunken ist, war ehemals die exklusivste Gesellschaft, sowol die klassischen Erinnerungen, wie die ständig fortarbeitende Gährung der Zeit hütend und bewahrend. Eine Reihe von Namen ließe sich nennen, die aus dieser Gesellschaft hervorgegangen. Und nicht für alle würde das besondere Kennzeichen passen, das wir auf geistigen Hochmuth und vornehmthuende Absonderung würden anzugeben haben. Den Juden ist Verehrung angeboren. Setzen sie diesen nicht für Andre, den Cultus des Genius, in Thätigkeit, so verwenden sie ihn für ihre eigne Person. Aber die Frivolität war in diesem Kreise nur Importartikel. Saphir durfte nicht genannt werden, kaum Heine. Ganz ebenso gestimmte Kreise fanden sich auch in Hamburg.

Hitzig, Moritz Veit, Eduard Gans, Varnhagen von Ense (Jude durch seine Frau) Luise Hensel — in die Kreise, die diese Namen bildeten, Eingang zu finden, wäre ein Leichtes gewesen. Ich hätte nur nöthig gehabt, mich Einem oder dem Andern bewundernd anzuschließen. Eine Anerkennung der Gedichte von Heinrich Stieglitz (Jude) oder einer Posse von Ludwig Robert (Jude) hätte mir Stellung verschafft. Einmal klopfte ich an die Thür des Criminaldirektors Hitzig, bei dem sich alles, was Schöngeist hieß, versammelte und in dessen Stammbaum sich auch zuletzt die Namen Franz Kugler und Paul Heyse verzweigt haben,

ohne ihn jedoch daheim zu finden. In heißer Sommerzeit mochte ich die weite Strecke bis fast zum Hallischen Thore nicht zum zweitenmal machen. Nur eine Visitenkarte, die zu meiner Ueberraschung Karl von Holtei bei mir abgegeben hatte (die gleiche schlesische Landsmannschaft mit Wolfgang Menzel hatte ihn wol zu einem aufmerksamen Leser des stuttgarter Literaturblattes gemacht), bestimmte mich, den Dichter der gefeierten „Vconore", des „alten Feldherrn" aufzusuchen und mir den Eindruck zu geben, der mir für den bunten, vom Dichter bald darauf entrollten Lebenslauf desselben in seinen „Vierzig Jahren" zur Vergleichung lehrreich wurde. Holtei war damals schlank und jugendlich. Als Vorleser im „Englischen Hause" erlebte er in seiner Kunst der Reproduktion Triumphe. Ich lernte Hamlet in seiner äußern Wirkung früher durch ihn, als durch die Bühne kennen.

Die Welt außerhalb Preußens war nicht so still, wie der berliner „Lustgarten" mit seinen Pappeln und dem „alten Dessauer". In Frankreich versuchte die Herzogin von Berry einen Aufstand in der Vendée. Sie verlor darüber die Freiheit; man schloß sie im Schloß zu Blaye ein. Die Republikaner suchten durch den Juniaufstand in Paris die Julirevolution, wie sie nach ihrer Meinung hätte ausfallen sollen, zu berichtigen. Das gab blutige Scenen und Strafgerichte. In England donnerte O'Connell für die Rechte Irlands, die damals noch keinen Verdacht erweckten, als würden sie nur begehrt zu Gunsten der katholischen Kirche. In Italien wagten die Carbonari das Abenteuerlichste an Insurrektionen. In Portugal drohte vollständiger Bürgerkrieg. Und darin lag das Traurige, alle Niederlagen des revolutionären Geistes dienten für Deutschland nur dazu, die Einbelligkeit am Bundestage zur Unterdrückung der erhofften Preßfreiheit und der Erweiterung ständischer Befugnisse zu befördern. Metternich hielt über jeden der kleinen Staaten, selbst über Preußen, die eiserne Hand. Ueberall fehlte die Neigung, etwas Anderes zu wollen als Oesterreich. Aber auch überall ein förmliches Ruere in servitium! Jede Begegnung mit einem Offizier, mit einem Beamten, ja mit einem alten Schul- und Universitätsfreunde hinterließ schmerzliche Stimmungen. Die Welt, in der ich die Eltern und die endlich sich zum Jawort überwindende Geliebte wiederfand, alles gehörte dem damaligen System an, das

lands," welche er heftig zu bekämpfen gedächte, gegenüberstellen und ihnen die Anwartschaft auf die Zukunft der deutschen Nationallitteratur verschreiben wolle. Sie waren alle Drei immer von eifrigen und fast zänkischen Gesprächen umschlungen und nahmen sich daher wie eine wandelnde und schreiende Laokoonsgruppe aus.

Auch ein sanfter, blauer Stern ging hier an Schlachtenmalers Nachthimmel auf (denn ihm wurde hier oft die Sonne ein Trauerflor, wenn er Alles im Zusammenhang bedachte und seinen Haß gegen den Grafen erwog), Celinde, mit ihrem sie umhüllenden Nebelstreifen und Gatten, dem bis auf den Tod kranken und blödsinnigen Baron Satan von Höllenstein. Dieser hatte seit dem Kunstmanoeuvre die Besinnung und sein Commando verloren; er war fast kindisch geworden und konnte nicht einmal selber den Löffel, geschweige den Degen und Feldmarschallstab führen. Man mußte ihm das Fleisch klein schneiden und es ihm mit dem Löffel zu essen geben. Stundenlang saß er scheu und blödsinnig in einer Ecke und verlor mit den Gedanken auch die Fähigkeit, sie auszudrücken. Er fing an, die Dinge wieder kindisch zu benennen, ein neuer Kaspar Hauser von mehr als vierzig Jahren. Das ihm sonst so liebe Pferd nannte er Trara und Hunde rief er mit kindischer Furcht Wauwau. Der Baron Satan von Höllenstein schien nicht mehr Bewußtsein zu haben, als ein eben entwöhnter Säugling; schwerlich dürfte man in Morizens Magazin der Erfahrungsseelenkunde ein ähnliches Beispiel geistigen Zurückkommens finden. Celinde stand an diesem halboffenen Grabe wie eine Trauerweide. In der Inschrift ihrer Augen konnte man lesen, nicht, was sie verlor, wohl aber, was sie litt. Und doch selbst an diesem

mich überall verfolgte und nur ab und zu einmal von einem Beſucher des Stehely'ſchen Kaffeehauſes geheimnißvoll abgelehnt und belächelt wurde. Dabei ſaß die Polizei, das wußte man ja, gemüthlich wie Andre ihre „Baiſers" verzehrend, ihren Curaçao ſchlürfend, dicht neben den Beſuchern Stehely's und die Spionage, auch die freiwillige, tauſchte Converſation mit uns aus. Meine Bewunderung erregten einige franzöſiſche Sprachmeiſter, die vom Signor Stoppani, dem Geſchäftsführer bei Stehely, laut den neueſten Temps begehrten und ſich unbekümmert in medias res ihrer heimiſchen Intereſſen warfen. Einige Gäſte griffen manchmal die lauten Aeußerungen des Antheils derſelben auf. Auf die Länge ſchienen mir im Sommer 1832 bei Stehely zwei Namen unverfänglich zu ſein, zum engern Anſchluß geeignete Nicht-Verräther und Nicht-Spione. Der Eine war Doktor Sobernheim, der Andre ein Doktor Kottenkamp. Jener ein Mediziner, dieſer Philologe. Beide ſaßen täglich um dieſelbe Zeit an derſelben Stelle des benannten Kaffeehauſes und ſchlürften ihren Mokka, damals ohne Cigarre. Jener las den Temps oder das Journal des Débats (der „National" war verboten), Dieſer die Times. Beide betrieben, ohne ſich zu kennen, dieſelbe Spezialität. Sie waren Concurrenten ohne es zu wiſſen! Sie verfaßten Diſſertationen für mediziniſche Doktoranden. Sobernheim war ein Enthuſiaſt für den berühmten Peter Frank, deſſen Werke er herausgegeben hat. Mit Gewandtheit ſchrieb er Latein, handhabte auch mit Geſchick den Gradus ad Parnassum. Dieſer, ein geborner Frieſe, Landsmann ſeines Lehrers, des Hiſtorikers Schloſſer in Heidelberg, hatte ſeltne Kenntniſſe in der Geſchichte und ſprach ein vortreffliches Engliſch, das er ſich in England ſelbſt angeeignet hatte. Mit dieſen beiden eigenthümlichen Menſchen, von denen Sobernheim ab und zu auch den Schöngeiſt machte, war ein Austauſch von Anſichten in jenem Geiſte Süddeutſchlands möglich, dem entrückt zu ſein ich nach allen Richtungen hin peinlich zu fühlen begann. Was Berlin an literariſcher Chronik in ſeinem „Geſellſchafter", im „Freimüthigen", im „Converſationsblatt" bot, was Leipzig an jedem Sonnabend herüberſchickte in ſeinem „Kometen", „Planeten", der „Zeitung für die elegante Welt", Altenburg in ſeinem „Eremiten", Dresden in ſeiner „Abendzeitung", das lag zwar offen und frei auf,

brachte aber nur Censurgemäßes, überwiegend Berichte über die Theater, denen mich zuzuwenden mir jede Neigung fehlte. Mein Sinnen galt nur dem Kampf für die Ideen der Zeit und diesem lebte in Berlin noch so gut wie Niemand.

In den berliner Blättern, in denen zumeist Goethe-Vergötterung getrieben wurde, literarische Gesellschaften die Produkte ihrer gemeinschaftlichen Abendessen, Dilettantenwaare, ablagerten, die Bilder der Kunstausstellungen langathmig besprochen wurden, Reisebriefe, nicht endende Novellen von Wilibald Alexis, Daniel Leßmann, von Nummer zu Nummer sich hinschlichen, fielen mir zuweilen Artikel auf, die mit Theodor Mundt unterzeichnet waren. Die Ueberschriften berührten in der Regel Themata, die sich den modernen Gedankengängen näherten. Sie vermieden den Charakter der landläufigen Belletristik. Ich besuchte diesen jungen Autor, von dem ich wußte, daß er ein Jahr früher als ich vom „Joachimsthal'schen Gymnasium" abgegangen war. Er wohnte in der Münzstraße, dem jetzigen Viktoriatheater gegenüber, einer damals grabesstillen, jetzt zum Wohnen vor Lärm unerträglichen Gegend. Ich fand eine angenehme Persönlichkeit, frisches Colorit der Wangen, langes dunkles Haar, braune Augen voll Ruhe, während im Ton der Rede und im Benehmen eine Befangenheit lag, die fast auf eine kühle Art zu empfinden hinauskam. Ein eigenthümlich meckerndes Lachen, das jeden seiner ausgesprochenen Sätze begleitete, störte mich. Der Gegenstände des gemeinschaftlichen Gedankenaustausches gab es genug, Politik ausgenommen, worin der junge, sich zum Privatdocenten vorbereitende Mann ganz dem „innern Gesod'armen" folgte, mit welchem nach einem witzigen Ausspruche Glaßbrenner's jeder damalige Preuße zur Welt gekommen sein sollte. Ein engerer Bund war mit dem jungen Doktrinär nicht zu schließen. Die ihm eröffnete Aussicht einer Anlehnung an Varnhagen von Ense erschien ihm wie der Eintritt in die Vorhallen des Elysiums.

König Wilhelm von Würtemberg hatte bis auf's Aeußerste gezögert, die Stände seines Königreichs zu berufen. Jahre hindurch hatte er lavirt, um den Augenblick hinauszuschieben, wo auch in Stuttgart, wie schon in Carlsruhe, die Stimmungen der Zeit zu einem nicht mehr zu hindernden gesetzlichen Ausdruck gelangen konnten. Sein

Ernst Münch arbeitete in der Hofzeitung mit dem ihm eignen Cynismus gegen die Richtungen und Gedanken der Zeit. Es half jedoch nichts, endlich im Winter 1833 mußte sich der König entschließen, die Stände um sich zu versammeln.

Auch Wolfgang Menzel wurde für einen der Männer gehalten, auf welche die Opposition rechnen zu können glaubte. Hausbesitz hatte ihn für Schwaben nationalisirt. Er wünschte die Aufgabe der Redaktion des „Literaturblattes" theilweise auf meine Schultern zu legen, und ich verließ Berlin gerne, so sehr mich die endlich erfolgte Erklärung in dem früher geschilderten Verhältnisse hätte zum Bleiben überreden sollen. Um jedoch von dieser längern Entfernung mehr Gewinn zu ziehen, als mir Stuttgart gewährt haben würde, faßte ich das schöne Heidelberg in's Auge und ließ mich, obschon auf Grund meiner Preisschrift in Jena bereits Doktor geworden, doch noch einmal als Quasi-Student einer Universität einschreiben. Ich wählte die juristische Fakultät und hörte auch bei Zachariä, Roßhirt, Morstadt. Letzterer, ein Bruder der berühmten Schauspielerin Haizinger, war eines der Originale der heidelberger Universität, wie denn auch damals die Universitäten mehr eigenthümlich hervortretende Persönlichkeiten aufwiesen als jetzt. Die Zeit war noch nicht angebrochen, wo das ewige Hin- und Herversetzen der Professoren, das Berufen und Berufenwerden fast an die Sphäre der Schauspieler erinnert. Es muß wol am Uebergang so vieler Professoren in Civilämter, an andre guidoirte Unterrichtsanstalten, Real- und polytechnische Schulen, an Oesterreichs gesteigerter Beziehung zum Gesammtleben der deutschen Wissenschaft liegen, daß die Nachfrage auf dem akademischen Markte mit dem Angebot in keinem Verhältniß steht. Die damaligen Zierden der Carolo-Rupertina waren auf ihren Lehrstühlen alt und grau geworden und fast alle mit Haus und Hof im Orte eingebürgert.

Morstadt war ein komisches Original. Man sagte von ihm, er liebte das Glas. Sein Vortrag über Völkerrecht (nach Klüber) bot ihm unablässig Gelegenheit, den Bann des Servilismus zu durchbrechen, der bei den Professoren für ihre Vorträge vorausgesetzt wurde. Denn Denuncianten gab es ja genug und unter den Collegen selbst. Mit markigen Zügen wußte Morstadt bei alledem die Nichts-

würdigkeiten im Gebahren der Cabinette, die Umtriebe der Diplomatie, den wahren Urſprung ſo vieler folgenreich geweſenen großen Staatsaktionen, auch zugleich manche der erlaubten Schlauheiten im Verkehr der gegeneinander arbeitenden Potenzen darzuſtellen. Eine gewohnliche Steigerung ſeines Vortrags (manchmal ſtieg dieſer bis zu vereinzelt herausgeſchleuderten Empfindungs- und Urtheilsinterjektionen) war die: „Das, meine Herren, dieſe Eigenheit mancher Cabinette, iſt nun geradezu wieder haar" — ſträubend ließ er weg — „nieder" — trächtig ließ er weg, „ſpitz" — bubenhaft ließ er weg und endete dann ganz gemüthlich mit: „intereſſant". Die Worte der Kennzeichnung wurden immer nur angedeutet, leiſe gemurmelt oder hinter den Zähnen behalten. Von den Jeſuiten konnte er ſich etwa ſo ausdrücken: „Aber die Geſellſchaft Jeſu, dieſe" — jetzt folgte eine Pauſe, ein grimmiges Mienenſpiel, ein Ausdruck förmlicher Wuth, auch wol ein leiſes „canaillenſe" — oder „gottverfluchte" oder ſonſt eine Vorbereitung auf die allerſchärfſte Charakterzeichnung und endlich ganz harmlos: — „einflußreiche religioſe Genoſſenſchaft". Zuweilen platzte das zurückbehaltene Wort auch heraus wie in dem ofterzählten: Dieſe „ohnſinnige" (Morſtadt ſchwabelte, wie ſeine berühmte Schweſter, „grundverkehrte", „domme, wollt' ich ſagen nicht zu beweiſende Anſicht" wird von dem Verfaſſer — vertreten, ich will ihn nur mit ſeinem Anfangsbuchſtaben nennen: Wittermaier. Als ich ſein Colleg belegte, hielt mir Morſtadt ſofort, als ich eben auf ſein Herein! in ſein Zimmer getreten war, einen Folianten entgegen und zeigte auf ein Titelkupfer. „Das iſt er!" ſagte er, als ſollte ich wiſſen, wonnt er ſich eben beſchäftigt hatte. Es bedurfte einiger Zeit, bis ich mich orientirte. Bald ſah ich, daß es ſich um das Concil von Trient handelte und das Bild den Verfaſſer der Geſchichte deſſelben, Paul Sarpi, vorſtellte. Sein Lachen und ſein Redewollen ſchien anzudeuten, als wollte er ſagen: Das iſt das berühmte Buch und deſſen Verfaſſer, den bekanntlich der Haß der römiſchen Inquiſition zweimal hat umbringen laſſen wollen! Er ſagte das nicht, ſondern ſchrieb mir nur die Nummer zum Auditorium auf und ſprach dabei langſam in Intervallen: „Cognosco — stylum — (Sie haben No. 4) — curiae Romanae! Am 28ſten fange ich an." Glücklicherweiſe war ich geſchichtsbeſchlagen genug, um zu wiſſen, daß er jenen

lateiniſchen Wortwitz (Stylus, Dolch oder Schreibweiſe) des freimüthigen Gegners der päpſtlichen Anmaßungen meinte, als dieſer unter den Dolchſtichen der gedungenen Mörder, glücklicherweiſe nicht zum Tod getroffen, zuſammenbrach.

Roßhirt las Inſtitutionen und hatte eine elegante, weltmänniſche Manier, die für junge Juriſten aus Norddeutſchland ſympathiſch ſein mußte. Die märkiſchen Junker konnten auf keinen geeigneteren Criminalrechtslehrer ſtoßen. Roßhirt, in ſeinen letzten Lebensjahren ultramontan, ſagte den Juriſten ſchon durch ſeine äußere Erſcheinung: Seid liebenswürdig, zeigt Tournüre, elegante Formen, denkt immer daran, wenn Ihr einmal heirathet, daß Eure Frau in die Lage kommen kann, die Honneurs einer Miniſterin zu machen! Ich fand den Mann, der außer den Honores des Juſtinian auch die Opes des Galen zu lieben und zu beſitzen ſchien, beſonders zuvorkommend gegen mich und hörte auch ſeinem Vortrage mit reichlichem Gewinne zu.

Zachariä, der „berühmte" Verfaſſer der „Vierzig Bücher vom Staat", war das abſolute Gegentheil des weltmänniſchen Roßhirt, ein Cyniker und berüchtigt ſeines Geizes wegen. Seinem Vortrag über „Naturrecht" konnte ich nicht mit beſonderer Anregung folgen. Ein geborner Sachſe, früher zur Univerſität Wittenberg gehörig, knüpfte er an gewiſſe Stellen ſeiner Erläuterung der „Vierzig Bücher vom Staat" elegiſche Reminiscenzen an die ſchönen Ufer der Elbe an. Gewiß hätte er auch beſſer in die Leipziger Welt der Krug und Pölitz gepaßt. Große und freimüthige Ideen konnten nicht von einem Manne kommen, der mit den Bauern um den Zins ſeiner Aecker ſtritt und ſeine Reiſen nach Mannheim nur mit einem Geldſack zur Seite zu machen pflegte, der für ſeinen Bankier beſtimmt war. Es kam vor, daß der lange dürre Mann zum Jubel der Studenten von ſeinem Sohne erzählte, „der ihm ein Heidengeld koſtete".

Ein Empfehlungsbrief Menzel's an Friedrich Creuzer, den „berühmten Symboliker", zeigte mir in ſeiner gänzlichen Erfolgloſigkeit die vertrocknete Natur einer Geheimen Hofrathsſeele von damals. Menzel hatte doch bei Creuzer's Streit mit J. H. Voß für die Symbolik Partei genommen, hatte eine beſondere Brochüre: „Voß und Creuzer" erſcheinen laſſen und was geſchah? Mit der

Miene völliger Stupidität guckte der mit einer großen rothen aufgethürmten Perrücke ausgestattete Professor den Neuling an und wußte ihn weder jetzt noch später unterzubringen. Als bald darauf „Bettina's Briefwechsel mit einem Kinde" die Geschichte der Stiftsdame von Günderode erzählte, die sich aus Verzweiflung, von diesem Manne da im Schlafrock und der rothen Perrücke verlassen zu sein, in den Rhein stürzte und den Tod gab, habe ich den Zauber nicht begreifen können, den ein solcher Adept der romantischen Schule einst auf ein weibliches Wesen hatte hervorbringen können. Man klarte mich über den kühlen Empfang in dem alten Eckhause, dem Gerlogen von Leonhard und der Peterskirche gegenüber, auf. Ich hatte nicht wissen können, daß ich in einem französischen Lustspiel beschäftigt war. Dieser alte Herr mit seinem rothen Titus war immer noch so romantischer Complexion, daß er sich eben mit einem bildschönen Mädchen vom Lande, das seine Enkelin hätte sein können, verheirathet hatte. Da war sein Haus für junge Männer vorläufig nicht geöffnet.

Reichlichen Ersatz für die Professorenwelt, in welcher der Bewohner eines Zimmers in der Mittelbadgasse zu 7 Gulden monatlich keinen Eindruck hatte hervorbringen können, bot die herrliche Umgebung der Musenstadt, die in den Herbsttagen von 1832 und im Frühjahr des folgenden Jahres, ja selbst bei Wintersturm, Frost und Schneewehen, im Wanderschritt reichlich genossen wurde. Fast täglich wurde zeitweise der Wolfsbrunnen besucht, bald der obere, bald der untere Weg zum Hin oder Zurück gewählt; in anderer Periode kam der Philosophenweg an die Reihe und wenn ihm recht die Arbeiten im stillen Stübchen gedeihen sollten, so lockte den Einsiedler die beruhigendere Ebene auf die Wege nach Wieblingen oder Schwetzingen. Studentenverkehr zu suchen, konnte mir nicht beikommen. Norddeutsche Corpsburschen, Adlige mit rüden Manieren, Gestalten, frech, wie man sie jetzt nicht mehr kennt, überwogen. Auch mußte ich mich damals in den einsamen Spaziergängen, auf moosbewachsenen Steinen, unter herbstlichgelben, ihr Laub festhaltenden Zwergeichen ausruhen, um dem Schmerz Linderung zu geben über die von Berlin ausbleibenden Briefe. Es war die Veranstaltung jener Mutter, die ihr Kind nie einem Manne zu geben geschworen hatte, der nicht

ſeinen Wohnſitz in Berlin aufſchlug. Und meine Oberlehrerträume hatte ich doch aufgegeben — — —

„Denken Sie ſich die Schwierigkeit meiner Stellung“, ſagte mir eines Abends Menzel, als ich zu ſeinem Weihnachtsbaum 1832 von Heidelberg nach Stuttgart gekommen war und ſeine Kinder, von den Weihnachtsfreuden übermannt, zur Ruhe gegangen waren und ſeine für einen Holbein zum Modell paſſende kernfriſche Gattin den Abendtiſch ordnen ließ, „ich trete unter fatalen Umſtänden jetzt in die Kammer. Sie wiſſen, wie wenig Sympathie die Schwaben überhaupt für Fremde haben! Auch iſt mein Verhältniß zur Oppoſition, zum Kreiſe des „Hochwächters“, nur ein loſes! Tafel, der in England die Parlamentsreden ſtudirte, wie ſie im ſchwäbiſchen Dialekt nachzuahmen, iſt mir lächerlich. Aber ich muß doch mit ihnen allen, mit Pfizer, Schott und den Andern gehen. Da iſt eine kleine Schrift erſchienen: „Divination auf den würtembergiſchen Landtag“, worin auf meinen Eintritt in die Kammer ein ſolcher Werth gelegt wird, als wenn ich wunder welche großen Dinge leiſten würde. Man räth hin und her auf den Verfaſſer. Jetzt ſagen alle, es müßte wol Wangenheim ſein, der das Ding geſchrieben hat. Allerdings ſtehe ich mit Wangenheim auf gutem Fuß.“

Der ehemalige Miniſter von Wangenheim hatte als ſpäterer Bundestagsgeſandter ſeinen Abſchied genommen. Der freiſinnige Staatsmann hatte die von ihm in Frankfurt gegebenen Vota nicht mehr mit den Anſchauungen Preußens und Oeſterreichs in Uebereinſtimmung bringen können. Seitdem außerhalb Würtembergs lebend, nahm er doch den regſten Antheil an dem politiſchen Leben ſeiner Heimath, ja er war ſogar, obſchon bei Hofe misliebig, in die bevorſtehende Kammer gewählt worden. In jener „Divination“ ſah man den Verſuch des neuen Abgeordneten, ſich eine eigne Parthei zu bilden.

Nach längerm Schweigen und Anhören von einzelnen Stellen jener Brochüre ſagte ich mit Ruhe: „Wie ſchade, daß das Ding nicht von einem Bedeutendern kommt! Der Verfaſſer dieſer „Divination“ bin ich.“ Ich erzählte dem Erſtaunten, daß mir in einer heidelberger Abendſtunde der Gedanke gekommen, auf die neue, für Deutſchlands Hoffnungen ſo bedeutungsvolle Kammerperiode hin-

zuweisen und ihm bei dieser Gelegenheit ein politisches Piedestal zu geben. Buchhändler König in Hanau hätte die wenigen Bogen bereitwillig gedruckt und sogar mit 33 Gulden honorirt. Hoffentlich, schloß ich, würde mein Lob dem Gepriesenen, der sich erstaunt vom Stuhle erhoben hatte, nicht schaden. „Ja, nun erst recht!" mußte freilich die Antwort lauten. „Nun wird man vollends glauben, ich hätte mir die Empfehlung bei Ihnen bestellt." Ich gelobte zu schweigen, er selbst schwieg und die Sache gerieth in Vergessenheit.

Die Bücher, die ich, nach Heidelberg wieder zurückgekehrt, erledigte, wurden nicht etwa nur durchblättert, sondern wirklich gelesen. Denn sie dienten mir zu eigner Förderung, da sie größtentheils dem wissenschaftlichen Gebiet angehörten. Zur Erholung diente ab und zu eine Gedichtsammlung oder ein Roman, H. Königs „Hohe Braut" oder „Scipio Cicala" von einem damals ungenannten Verfasser, dessen sich erst später enthüllende einflußreiche Stellung mich also nicht hatte bestimmen können, das auf so gründlichen italienischen Studien und einer so warmen idealen Lebensauffassung beruhende Werk zu loben. Inzwischen steigerte sich die Erhitzung der Gemüther in den politischen Bestrebungen. Die würtembergische Kammer leistete, was die Patrioten von ihr erwartet hatten. Sie wurde dafür aufgelöst. Kurz nach Ablauf des Winters brach in Frankfurt (in den ersten Apriltagen 1833) ein förmlicher Aufstandsversuch von Studenten und Landbewohnern aus. Die Zornschaalen des Bundestags, die „Protokolle", ergossen sich über die Nation mit Repressivmaßregeln aller Art. Oesterreich errichtete in Mainz ein eignes Büreau zur Ueberwachung des Geistes der Rhein- und Maingegenden. Als ich mich zur Fortsetzung meiner juristischen Studien und zum Mitgenuß der von König Ludwig I. entfalteten Kunstherrlichkeit nach München begab, mußte ich dort erst den Beweis führen, daß ich am Tage des Frankfurter Attentats irgendwo anders gewesen sei als in Frankfurt. Es dauerte lange, bis die Immatrikulation erfolgte. Auf den deutschen Thronen gab es keinen eifrigeren Verfolger der neuen Freiheits- und Einheitsbestrebungen als denselben Fürsten, der seine Residenz, die reizende Stadt an

der Isar, so künstlerisch auszuschmücken begonnen hatte. „Abbitte vor dem Bilde des Königs —!“ Man fühlte sich wie in die Zeiten jener Kaiseranbetung zurückversetzt bei den ersten Christenverfolgungen. Soviel Fürstendünkel, soviel förmlich persönlicher Haß des Souveräns gegen die Vertreter der neuzeitlichen Forderungen, und doch ermöglichte dieser Monarch die beglückende Wanderung durch die damals noch nicht so wie jetzt verblichenen Fresken der Arkaden, in die Bonifaziuskapelle, in die Glyptothek, die Pinakothek! Mich ergriff Trauer, wie sich soviel hochherziger Medizäersinn mit einer so leidenschaftlichen Verblendung über die ersten Aufgaben des Staates verbinden konnte. Denn König Ludwig faßte die Erlebnisse des Hambacher Festes, die geringen Vergehen des Bürgermeisters Behr, des Doktor Eisenmann wie etwas ihm zum persönlichen Tort Gewagtes und Geplantes auf. „Ist das so ein Säbel, wie Ihr Frankfurter dem Doktor Wirth einen für Hambach geschenkt habt?“ fragte er auf der Frankfurter Messe einen Spielwaarenhändler vor dessen Bude. Vollends machten die Gedichte des Königs das Urtheil stutzig. Waren diese auch barock in der Form, so war doch ihr Inhalt meist hochgemuth und immer dem Schönen und der Kunst schwärmerisch zugewandt. Das psychologische Problem blieb ungelöst. Daß die Musik nicht veredle, stand mir schon lange fest. Die Ausübung derselben, wenn diese gelingen soll, erfordert Anstrengungen, die eine Menge anderer geistiger und selbst der einfachsten Seelenthätigkeiten vollständig in Ruhestand versetzen. Werden dann jene Anstrengungen gar belohnt, so steht der Virtuose, der Künstler, der theoretische Tonverständige gleichsam als ein geschlossener, fertiger Mensch da und selten, daß man noch erfreut wird durch die Entdeckung, dies Automat habe auch Leben, Bildung, Empfindung, Herzensgüte. In der Regel hat man nur Anmaßung und Gemüthsleere. Spontini's Herrschsucht in Berlin, die Unmöglichkeit, die dieser das Gastrecht misbrauchende Maestro für sein Ohr in Anspruch nahm, sich an Klänge, die nicht von ihm gekommen, zu gewöhnen, war allbekannt. Spätere Beispiele der Incongruenz zwischen dem musikalischen Wissen oder Können und den Gesetzen der Selbstbeschränkung hat die Epoche der Zukunftsmusik in Fülle

gebracht. Aus alledem ergab sich mir, daß Nero, der Citharede, der Schauspieler und Sänger zugleich, ein schlagendes Beispiel für die ungleiche Vertheilung der Gaben des Genius in demselben Menschen war. Auch bei Nero traf in grauenhafter Weise das Wort des Ovidius nicht zu: Emollit mores dicieisse fideliter artes.

„Ironieen des Satan" nannte ich schon lange Gegensätze dieser Art und hatte bereits in Stuttgart den Plan, unter gleichem Titel ein Buch zu schreiben. Nur Hauff's „Memoiren des Satan", die viel Glück gemacht hatten, verhinderten mich an der Ausführung. Ich wollte den (damals auch sonst stark abgenutzten) Teufel darstellen in Consequenzen seines Wirkens, die in die Welt der guten Geister hineinragen, und ebenso die Engel in solchen Handlungen, die nur dem Teufel zu Gute kommen konnten. Der Dämon der Erde sollte entweder lachend zusehen, wie die Menschheit da anbetet, wo doch nur die Teufelskralle im Spiele war, oder ihn sollte es selbst überraschen, daß die Kugel, der er den Stoß gegeben, auf ein Feld rollte, wo seine Macht aufhörte. Eine satanische Ironie erschien mir z. B. jener Billaud Varennes, jener Gotteslegner der französischen Schreckenszeit, der dem Beil der Guillotine entrann, glücklich nach Amerika entkam, dort unter die Wilden gerieth und von diesen, er, der Atheist — als Gott verehrt wurde! Durch die Kunst, Vögel auszustopfen, war er ihnen als zweiter Schöpfer erschienen. Eine Ironie des Teufels wurde mir auch die Pflege der Kunst ohne charaktervereedelnde Weihe, der Uebergang des frommen Sinnes in die Gewalt herrschsüchtiger Heuchelei. Die mildeste Form, wie sich Nero erklären ließ, war die, daß sein Handeln, sein Brennen und Morden für Eruptionen eines bewußtlosen Traumwandelns genommen wird, während sein Geist nur wach war, wenn er dichtete, sang oder die Andromeda (doch wol sprechend?) spielte. Konnte er sich bei seinem öffentlichen Auftreten in Rom, bei seinen Gastspielreisen nach Griechenland als Künstler selbst genügen (und seine letzten Worte waren: „Welch ein Künstler geht mit mir zu Grunde!"), so hatte er in jedem Augenblick der Kunstweihe doch die Aufforderung, dem Edelsten nachzuleben, nachzufühlen, dem ahnungsvollen Klange der Töne, dem Schmerzensschrei der betrogenen Liebe, die Aufforderung, dem Edelmuth der Heroen und Götter seinen ganzen Menschen zu weihen —! Und doch trat

rüben und morſchen Stamme noch blühte ſie, zur Bewun-
erung der Welt, wie eine dunkelblutige Cactusblume über
einem verwelkten Blatte. Ihr Mann ſchien ſich in ihr wie
as Präparat ſeines Namens in ſeine urſprünglichen Sil-
er beſtandtheile aufzulöſen.*) Sie wuchs wie die Pflanze
Sonnenthau auf häßlichem Torfgrunde, hatte aber gerade
ie ſie die geheimnißvolle Eigenſchaft, ſich nur bei heiterem,
olkenloſem Wetter zu erſchließen und nie länger als eine
Stunde, von zwölf Uhr Mittags bis eins: denn um eins
ußte ſie dem Baron wieder ſeinen Milchbrei reichen, den er
ur von ihr nehmen wollte. Schlachtenmaler ſah ihr oft
ehmüthig nach, wenn ſie ihren alten Säugling führte.
lls der Graf, dem bei ſeinem jetzt im Zenith ſtehenden Glücke
ſt eine frivole Laune überkam, ihm vorſchlug, da er doch
eichnen könne, möcht' er ein Seitenſtück zur heiligen Familie
ntwerfen: Celinde als Maria, den Generaliſſimus auf
em Schoß und ihm die Nahrung reichend — fuhr er auf
nd ſprach eine Beleidigung aus, von der der Graf mit
erhiſſener Wuth ſagte, er wolle ſie einſtweilen zu den übri-
en ſtecken, bis das Maß voll würde. Man behauptete auch,
aß der Graf gegen Celinden dieſelben Gefühle hegte, die
an Herrn von Lipmann gegen Sidonien zuſchrieb.
irklich verſtanden ſich auch beide Damen nicht und ſuchten
ch zu meiden: Celinde freilich wie die Sinnpflanze, die
or Allem, was ſie zu nahe berührte, erſchrack, und Sido-
ie ſchon mehr wie die Eſelsſpringgurke, die die leiſeſte Be-
ührung ihrer allerdings ſehr gereizten Stimmung durch Aus-

*) Der Höllenſtein wird aus reinem Silber durch Miſchung mit Salpeterſäure
wonnen.

er die Menschheit, nachdem diese applaudirt hatte, mit Füßen! Das ist der Virtuose! Das ist das schaudervolle Zerrbild des Künstlers — die Ironie des Satan! Auch der Dichter, der ein Trauerspiel schreibt und dabei selbst keine Thräne vergießt, erschien mir eine Ironie Satans. Unwahrheit im Können und Fühlen beschäftigte mich sogar in Traumgestalten.

Wenn ich von einer Scene, wo ein sich schon entwickelnder „Nero" von lyrischen Gedichten eine Vorlesung hält, von Blumen und Nachtigallen schwärmt, und der im Purpur auf dem Katheder stehende Herrscher gleichzeitig wie mit theaterüblichem à part Todesurtheile gegen die Mitglieder der pisonischen Verschwörung ausspricht, das kritische Urtheil einer Zuhörerin meines ihr auseinandergesetzten Planes anführe, so geschieht es nicht, um meinen „Ironicer des Satan" oder meinem „Nero" eine Empfehlung zuzuwenden, sondern um der Person willen, die mich mit ihrem „Herrlich! Einzig!" u. s. w. zur Ausführung des Planes ermunterte. Es war dies keine Geringere, als Frau Charlotte Birch-Pfeiffer. Wieder eine „Ironie des Satan!" Denn Sophie Schröder hätte dem Lobe meines Vortrages gewiß größere Weihe gegeben. Das Lob der Verfasserin von „Hinko der Freiknecht" erschreckte mich mehr, als es mich Wunder nahm. Indessen gehört die genannte Frau, die sich erst später in ihrem vollen Talente entwickelte, zu den wohlthuendsten Erinnerungen meines münchener Jugendlebens. Während eines vollen schönen Frühlings und noch einen Theil des Sommers hindurch, vom April bis zum August, bildete sich theils durch zufällige Umstände, theils durch eigne Neigung und Wahl ein Kreis ästhetischer Zusammengehörigkeiten, zu denen auch sie gehörte. Maler, Schriftsteller, Schauspieler, Jeder in seiner Weise, trugen aktiv oder passiv zur Belebung dieses Kreises und zur Förderung meiner innerhalb desselben gewonnenen Weltkenntniß bei. Die Pandekten, die bei Professor Puchta gehört werden sollten, verleideten sich mir immer mehr. Theils war die Lokalität, das alte Jesuitengebäude, eine höchst unfreundliche und die dortige Begegnung mit den vielen Langröcken peinlich; theils drückte die Hitze des Sommers; aber zumeist schreckte die Langweiligkeit im Vortrag des berühmten Juristen vom Besuch seiner Vorträge ab. Ich habe nie begreifen können, weßhalb auf

die Erwerbung dieſes Mannes für einen Lehrſtuhl in Berlin ſpäter ſoviel Gewicht gelegt wurde. Ein Pandektenlehrer, der ſich nicht durch die ſo ausnehmend anziehende Begründung des römiſchen Rechts auf Vorkommniſſe des täglichen Lebens angeregt fühlt, ſeinen Vortrag mit einer Art ad oculos-Demonſtration der Rechtsſätze zu halten, ihren logiſchen Grundbegriffen ſo zu ſagen plaſtiſches Relief zu geben, kann unmöglich feſſeln. Um von Langröcken zu reden — ich beſuchte auch einen Vortrag von Joſef Görres. Ich wollte den „Alten vom Berge“ (dem Berge der Jakobiner) doch auch einmal geſehen haben. Als Student hatte ich für ihn geſchwärmt. Aber ſchon war der ehemalige Herold des „Rheiniſchen Merkur“ in die Kutte einer Clique gekrochen, die ſich im nahen Neuberghauſen zu verſammeln pflegte und dort die ſpätere Abel'ſche Epoche der bayriſchen Regierung anbahnte. Das rothe Haar des langen hageren Mannes rief mir ſeinen früheren Studiengenoſſen Creuzer zurück. Mein Gefühl für Görres war ſchon damals, als wenn mir Einer geſagt hätte: Da ſteht der Kölner Dom; du darfſt ihn mit Intereſſe durchwandeln; aber was darin vorgeht, betrifft dich nicht und noch weniger billigſt du, daß man dem Ganzen einen Ausbau giebt!

Die Converſation Münchens bewegte ſich nicht blos im gaſtfreien Hauſe der jungen Frau Birch-Pfeiffer, ſondern überall um die Vorkommniſſe des Theaters. Damals war denſelben gerade in Karl Theodor von Küſtner ein neuer Intendant „gewonnen“. Um die Bühne, um die münchener Schönheiten, die König Ludwig malen ließ, um andere weibliche Exiſtenzen, die mit den Prinzen zuſammen genannt wurden, gab es eine fortlaufende Chronik, wie ſie München noch jetzt zu lieben ſcheint. Da war ein Streit zwiſchen den Couliſſen vorgekommen, ein bekannter reicher Hageſtolz hatte ſich mit einem blutjungen Bürgermädchen (in der Riegelhaube) verlobt, eine baroniſirte Schauſpielerin war für ihr drittes Kind mit einem Landgut beſchenkt worden — kurz, München hatte vollauf ſeine Chronik und brauchte die der ganzen Welt nicht. Den Reſt der Theilnahme abſorbirte damals allerlei Spuk, den der aus Berlin an die Iſar übergeſiedelte M. G. Saphir aufſtellte. Eine Zeitlang war ſogar König Ludwig mit dem unberechenbaren Kritiker,

der heute lobte, was er morgen tadelte, Arm in Arm gegangen. Ja, der hohe Gönner hatte ihn mit dem Titel eines Intendanzrathes überraſcht, ohne jedoch, wie die Weiſe des ſparſamen und vielleicht geizigen Monarchen war, das Mindeſte von Zuſicherung einer Penſion, geſchweige eines Wirkungskreiſes ſeinem Geſchenk beizufügen. Darüber wurde der Friede zwiſchen beiden geſtört und der im Stillen geführte Streit artete wahrſcheinlich in ſolchem Grade aus, daß dem zuletzt überſchuldeten „Humoriſten" nichts übrig blieb, als München zu verlaſſen. Saphir's ſtündliche Begleiter waren Leopold Feldmann, ein junger Kaufmann, der in Griechenland geweſen und artige kleine Luſtſpiele zu ſchreiben anfing, und Eduard Jerrmann, jener norddeutſche Sonderling, der ſich in den Kopf geſetzt hatte, franzöſiſcher Schauſpieler und gradezu ein Erſatz für Talma zu werden. Wenn man die Empfindlichkeit kennt, welche die Franzoſen nicht nur für ihre Ausſprache, ſondern in noch höherem Grade für die klaſſiſche Stätte ihres Repertoirs, ihr Théâtre français und das im „Erbe Molière's" geſprochene Franzöſiſch haben, ſo mußte man mit Staunen einen Mann betrachten, der wirklich zwölfmal hinter derſelben Lampenrampe geſtanden hatte, die durch Talma geweiht war. Der Gewinn, der ihm von dieſem Wagniß, von dieſer Anſtrengung, die z. B. zur correkten Hervorbringung des Buchſtabens R den Tag über Kalbsknöchel im Munde trug (ein Mittel, das ihm empfohlen worden war), zu Theil wurde, war — gleich Null. Zwölf mühſelig einſtudirte Rollen waren abgeſchnurrt wie die Walzen eines Leierkaſtens; der Reſt war — ein deutſcher Schauſpieler, der nirgends Engagement finden konnte, nirgends in's Enſemble paßte und erſt durch die gewaltige Leiſtung ſeines in Paris geſchulten Bruſtkaſtens, Franz und Karl Moor an einem Abend zugleich zu ſpielen, ſich erfolgreich Gaſtſpiele erwarb. Von dieſen Effekthaſchereien abgeſehen, war Jerrmann ein Kopf voll ſchlagenden jüdiſchen Witzes, praktiſcher Kenntniß vieler in der Welt und im Menſchenleben geltenden Regeln und Verhältniſſe, zuweilen die Mäßigung und Klugheit ſelbſt, dann freilich wieder aufbrauſend und unumgänglich bis zum Exceß. Nicht ganz die Schule des Mißgeſchicks iſt es geweſen, die ihn ſpäter zu einem tüchtigen Regiſſeur in Mannheim und einem ver-

wendbaren, immer zuverlässigen Mitgliede des Burg- und Berliner Hoftheaters machte. Der Friede, der allmälig über ihn kam, kam aus ihm selbst. Etwas vom Geiste Nathan's, den er spielte, bezwang ihn. Ich habe selten eine solche Umwandlung gesehen, damals der nächtliche Spieler und Bankhalter von München, und der spätere ruhig ergebene Familienvater in der Oranienstraße zu Berlin.

Eine Jerrmann geistesverwandte Natur war sein Landsmann und Standesgenosse **August Lewald**. Ebenfalls Schauspieler, ebenfalls Regisseur, ebenfalls aus Paris gekommen, ganz erfüllt vom dortigen Theater- und Literaturwesen, bildete der weltgewandte Mann, dessen Umgangsformen gefälliger waren als die Jerrmann'schen, einen Mittelpunkt für einige Studenten, Musiker, Schauspieler, Maler, unter welche auch ich eintrat und nicht zu meinem Nachtheil. Fanny Lewald's Oheim kannte Menschen und Dinge. Nach Paris war er 1815 als Dolmetscher der russischen Truppen, die durch seine Vaterstadt Königsberg zogen, mitgegangen. Zum Handel zurückzukehren, behagte ihm nicht nach dem Pariser Leben. Er wurde Schauspieler, und da ihm Talent fehlte, um Erfolge zu erringen, machte er sich bei verschiedenen Theatern eine Stellung als Sekretär. Als solcher hatte er Erfahrungen gesammelt, die er als Schriftsteller benutzte. Sein Wanderleben hatte ihn nach Hamburg geführt, wo ihm die Verbindung mit Julius Campe's Verlagsbuchhandlung und sein Enthusiasmus für Heinrich Heine, der damals noch in Hamburg lebte, einträglicher wurde, als seine Thätigkeit am Stadttheater. Er folgte Heine nach Paris. Sein Naturell mußte ihn zu diesem, nicht zu Börne ziehen. Goethe hat solche Naturen wie Lewald in dem Figurenreichthum seines „Wilhelm Meister" angedeutet. Es ist die Vielgeschäftigkeit des Einen, die Geheimnißsucht des Andern. Schon regten sich in München, genährt durch Lewald's katholische Gattin, Sympathieen für Weihrauch und Meßgewänder. „Eine Klosterzelle" — so hieß die Erzählung, die gerade unter seiner Feder war, als ich eines Mittags bei ihm eintrat und mir von seiner Seite eine dauernde Anhänglichkeit bis zum Jahre 1848 gewann, wo sein Katholisch- und Ultramontanwerden Lockerung herbeiführte. Im Wesentlichen spekulirte er nur. Was ihn heute in Enthusiasmus versetzte, war morgen „Schund". Nur Eines blieb sich immer gleich, die wühlende Frage

der Selbsterhaltung. Konnte Jemand zu diesem Betriebe mitverbraucht werden, so war Lewald's Beziehung zu ihm magnetisch, warm, überzeugt. Scheiterte aber der angelegte Plan, so brachte seine ständige Devise: Alles ist eitel! Ernüchterungen hervor, wo die anfängliche Bewunderung und Freundschaft bald in die Brüche geriethen. Diese Eigenthümlichkeit wurde indeß von Jedermann bald erkannt und es erzürnte ihn auch nicht, wenn man ihn deßhalb aufzog, was in unserem Kreise oft genug geschah. Vorzugsweise gehörten außer mir zu Lewald's ständiger Staffage zwei junge Studenten der Rechte, Karl Löning von Mannheim und von Kardorff aus Mecklenburg, der zu früh verstorbene Violinvirtuose Riefstahl aus Stralsund und ein origineller Kurhesse, der viele Jahre in Italien und dort im Hause eines Napoleoniden Erzieher gewesen, Lottich; er nannte sich auch nach seinem humanistischen Urgroßvater Lottichius. Im Englischen Garten oder am Ufer der „renken"-reichen Seen des Hochgebirges oder auf den schmalen Wegen durch die Wiesenblumen und eingezäunten Rinderheerden der Jachenau, die wir durchwanderten, wurde gescherzt und gelacht, gehänselt und die Schönheit des Lebens genossen.

Charlotte Birch-Pfeiffer hatte mehr vom münchnerischen Wesen, als vom schwäbischen, obschon sie in Stuttgart geboren war. Auf Schönheit konnte sie zu keiner Zeit Ansprüche gemacht haben. Doch imponirte ihre majestätische Figur. Immerhin konnte sie sich aufgefordert fühlen, sich frühe an heroische Rollen in Stücken zu wagen, die jetzt vergessen sind. Das edlere Repertoir, eine Iphigenie, eine Medea, bezwang sie nicht. Singende süddeutsche Sprechweise, das Verschleifen der End- und Anfangsvocale der Worte vertrugen sich nicht mit Schiller und Goethe. Dennoch stand sie viele Jahre neben Eßlair und Vespermann als beliebtes Mitglied auf der münchner Bühne und genoß, da sie mit sechszehn Jahren angefangen hatte, bereits eine Pension. Ihr Gatte, Dr. Birch, war ein Däne. Er wollte irgendwo bei einer dänischen Gesandtschaft attachirt gewesen sein. Seine Frau behauptete, er hätte um ihretwillen seine Carrière als Diplomat verscherzt, und hielt sich in Folge dessen für verpflichtet, die Sorge um ihren Hausstand allein zu tragen. Ihre Existenz war auf einen behaglichen Fuß eingerichtet. Nicht nur, daß sie Kinder hatte, die ihr leider fast alle

ſtarben, auch eine Schweſter war im Hauſe, eine treue Seele, die am Vormittage für den immer reichen Tiſch zu ſorgen hatte, am Nachmittage Jahr ein Jahr aus für die Schweſter Romane las. Dieſer theilte ſie die Stoffe mit, die ihr ſpannend und dramatiſch vorkamen. Inzwiſchen las ihr Gatte die Memoiren von Richelieu, Sully, Kardinal Retz u. ſ. w., wodurch für die ſomit um Stoff niemals Verlegene Stücke von hiſtoriſcher Grundlage möglich wurden. Dieſe Materialien ſelbſt zu ſammeln, ſelbſt erſt zehn Romane zu leſen, bis einer davon brauchbar erſchien, dazu war die unruhige, aufgeregte, immer in einer Art des Hegel'ſchen Außer-ſich-Seins lebende Frau, die zugleich der Geſellſchaft, ab und zu auch noch der praktiſchen Bühne angehörte, nicht fähig. Ich habe viel berühmte Schriftſtellerinnen, beſonders in ihren Anfängen, kennen gelernt, trocken und phantaſielos moraliſirende, naive und poetiſche, aber Luiſe Mühlbach und Charlotte Birch-Pfeiffer übertrafen alle an Combination und ſchneller Geſtaltung. Nur daß jene, ehe ſie an die Hiſtorie und Biographie gekommen war, zu ſehr auf Unmöglichkeiten, die in's Häßliche ausarteten, ihre Erfindungen baute, dieſe dagegen ſogleich mit geſunder Logik und natürlicher Empfindung auf Situationen zuſteuerte, von denen ſie aus ihrer Theatererfahrung wußte, daß ſie damit das Herz des Publikums, den Applaus und Hervorruf der Schauſpieler, für ſich haben würde.

Als ich die merkwürdige Frau kennen lernte, war grade ihr großer Erfolg „Pfefferröſel", das ſie einem Georg Döring'ſchen Roman nachgebildet hatte. Für die Bühnenwelt iſt das ſpätere „Perle" das alte Pfefferröſel, nur in den ſchwäbelnden Modeton überſetzt. „Hinko" nach Storch's „Freiknecht" ſollte folgen. In acht Nächten (denn nur in dieſen behauptete ſie die nöthige Ruhe und Sammlung zu finden) hatte ſie grade „Hinko" zu Stande gebracht, als mich ihr Gatte zu ihr führte. Sie erklärte, Höheres anzuſtreben. Ein einzelner Akt aus einem Stoff, der Karl den Großen betraf, erſchien ihrem Gatten würdig, ſich Taſſo anzureihen. Ich lächelte dem, muß aber doch leidlich liebenswerth geblieben ſein; denn die Frau ſchüttete mir ihr Herz aus. Von ihren Klagen erwähne ich nur, daß der Ehrgeiz der damals 33jährigen unſäglich unter den fortwährenden Angriffen Saphir's litt. Dieſer tadelte ſie ebenſo ſehr als Darſtellerin wie als Schriftſtellerin und machte ſich zum Ueberfluß auch noch den Spaß, den Dr. Birch, oder

wie er den vortrefflichen, nur etwas langweiligen Mann nannte, den „Dr. Harmlos", in das Gehege seiner oft cynischen Witze zu ziehen. Alles in Allem fand ich in meiner neuen Freundin eine „Unglückliche", die sich nicht an ihrem Platze zu befinden behauptete. Sie würde weder als darstellender und schreibender Genius nach Gebühr geschätzt, noch befände sie sich überhaupt in der Lage, die Fülle von Lebens- und Schaffenskraft, von Liebe und Freundschaft, die in ihr lebten, auszuströmen. Wie jedoch maßlose Naturen dieser Art zu sein pflegen, der kleinste Erfolg, irgend eine glückliche Bekanntschaft mit dem höheren Adel, einem Taufkirchen, einem Arco, irgend eine Begegnung und Plauderei mit König Ludwig selbst machten alles wieder gut.

Inzwischen war „Nero", von Lewald als vollständig bühnenunmöglich verurtheilt und in den Hintergrund getreten. Aber Billaud Varennes, der sich den Indianern zum Gott gemacht hatte durch seine Kunst, Vögel zu fangen, abzurichten und zuletzt auszustopfen, verwandelte sich mir in den Dalai Lama von Tibet, dessen Würde als Gott mich zu dem Roman: „Maha Guru, Geschichte eines Gottes", veranlaßte. Damals gab es chinesische und arabische Romane genug, die aus dem Englischen übersetzt wurden. Karl Spindler hatte noch nicht das Lesebedürfniß allein in Beschlag genommen. Noch gab es eine gebildete Gemeinde, die das Neueste von Tieck und Steffens gelesen zu haben für unumgänglich hielt. Noch zwinkerte der berliner vornehme Judenkreis verächtlich mit den Augen, wenn von einer Literatur die Rede war, die nur auf Leihbibliotheken berechnet schien. Den Muth, eine Arbeit dieser Art, die den Unterhaltungszweck ganz ausschloß, zu beginnen, und den andern vom jungen Georg von Cotta gezeigten Muth, einen solchen Roman zu verlegen, würde man in Autoren- und Verlegerkreisen jetzt nicht mehr häufig antreffen.

Die Lust am Theater hätte Eßlair's Heldengestalt, Bespermann's feine Charakteristik nähren sollen. Doch schien mir der Nimbus dieser Sphäre in München noch trüber, als in Stuttgart. Wer in unserem Kreise etwas vom Theater wußte (und im Birch'schen Hause war die Chronik desselben die Tagesordnung), hatte nur Intriguen, Schwindel, Hintertreppen- und Schürzenwirthschaft zu erzählen. Bald hatte sich ein Darsteller eine Rolle erschlichen,

die ihm nicht gebührte; bald wurde wieder ein anderer wegen Schulden verhaftet. Die Schauspielerinnen und Sängerinnen nannte man selten ohne ihre Protektoren. Die Namen der Prinzen, des Königs liefen mit den Boudoirgeheimnissen der Theaterschönen parallel. Der Säbel des Militärs war in die Strickknäuel verwickelt und von Ehemännern, denen Ueberraschungen bereitet wurden, lief eine lustige Anekdote nach der andern um. Es war hergebracht, daß Jeder, der dem Intendanten von Poissl gegenüber etwas hatte durchsetzen wollen, sich nur zu einem Repräsentanten des hohen Adels zu begeben brauchte, um Fürsprache zu gewinnen. Der König besuchte diese und jene neue Erscheinung der Bühne, während er seines schweren Gehörs wegen an den Vorstellungen selbst kein Interesse nahm. Nirgends existirt wol ein Hof, den die Gemüthlichkeit des Publikums so herabzuziehen versteht und so in Anspruch zu nehmen wagt für seine eigenen Lebensbedürfnisse, wie der münchener. Andererseits aber auch hat kein Hof soviel Neigung, sich seiner exklusiven Stellung zu begeben. Eine Schauspielerin, die durch die fast täglichen Besuche des Königs in den Ruf gekommen war, als müßte sie Schätze gesammelt haben, versicherte mich: „Ich schwöre Ihnen, nichts habe ich von ihm, als einmal einen alten Auerhahn aus dem Wildpretamt und ein andermal eine große Rolle Papier. Ich hielt diese für die Verschreibung eines Landguts. Was war es? Sein lithographirtes Porträt!“ Vollends abschreckend war die endliche Ankunft des neuberufenen, durch einen Orden geadelten Küstner. Der Musendienst hat seltsame Priester. Wie sich dieser ehemalige sächsische Advokat, der ein Deutsch wie ein Chaisenträger Dresdens sprach, so lange Jahre in den Hallen Thaliens und Melpomene's, sogar wie ein Mann der Weisheit, hat umtreiben können, ist unbegreiflich. Oder man müßte etwa sagen, es wurde möglich, weil die Intelligenz und die persönliche Würde der damals üblichen Hoftheaterintendanten noch tiefer stand.

Eine aus Prag eingewanderte burleske Persönlichkeit, der Professor Julius Max Schottky, wurde der unfreiwillige Lustigmacher unseres Kreises, der sich jeden Nachmittag im Café Tamboši zu versammeln und in der Regel ein Vorhaben zu planen pflegte, einen Ausflug über Land, den Besuch eines Künstlerateliers, einen

Gang durch die Galerieen, die Besichtigung einer der vielen vom König unternommenen Neubauten, ein Zusammentreffen im Theater oder nach dem Theater an irgend einem gemüthlichen Orte. Martial's latitare in tabernis fand in Münchens damals urwüchsigen, nur von spärlichen Oellampen erleuchteten Lokalen behagliche Anwendung. Noch waren da die berühmtesten Künstler und Gelehrte glücklich daran, daß die heutige Selbstemancipation des vierten Standes nicht mit ausgebreiteten Ellenbogen die Tische für sich allein behauptete. Schottky's unfreiwillige Komik begleitete uns unter anderem bei einem ereignißreichen Ausfluge in's Gebirge.

Wir hatten mehrere Wildparks, die München umgeben, und gegen Mittag den weiten Spiegel des Starnberger Sees hinter uns. Nur eine Dame war unsre Begleiterin, Frau Lewald, aber sie genügte, den ewig verliebten Schottky zu electrisiren. Schottky war unerschöpflich in Anekdoten, die sich Lewald dann zu weiterer Ausarbeitung erbat. Antheil am Honorar wurde gewährt. Immerfort war Schottky's Schreibtafel in Bewegung, um jedes nur einigermaßen leserlich gesetzte Wort, das einem von uns entfallen war, aufzuzeichnen. Er versicherte uns, sich die Kosten dieser Vergnügungsreise an unseren Einfällen bezahlt machen zu wollen; eine öffentliche Darstellung derselben läge in seinen ernstesten Vorsätzen. Allerdings correspondirte er für einige Blätter in Städten, die nahe am Fuße der Karpathen lagen. Hinter Starnberg nahm jedoch des komischen Mannes Befinden eine üble Wendung. Er hatte so viel durcheinander geredet, daß wir seinetwegen in einem Dorfe halten mußten. Er erholte sich allmälig von einer halben Ohnmacht und wir wagten die Fahrt fortzusetzen. In der Nacht kamen wir im Bade Sulz am Peißenberge an und ehe wir uns dessen versahen, war unser Professor verschwunden. Der Kellner brachte uns eine Gute Nacht von ihm und meldete, er hätte sich schon in's Bett gelegt. Der nächste Morgen zog einen feuchten Regenflor über die Gegend, die Ebene und das Gebirge waren eingehüllt in undurchsichtige Schleier und nur einige Blicke blieben frei in die romantisch-wilde Hinterwand des Herrenhauses. Das war ein unwillkommenes Hinderniß unserer Reise. Allein selbst wenn die Sonne gelacht haben würde, hätten wir doch bleiben müssen;

denn unser guter Julius Max hatte sich von seiner Kolik oder was es war, noch nicht erholt. Wir klopften an seine Thür: er gab keine Antwort. Wir riefen: Alles blieb still. Eine Magd eilte herbei und bedeutete uns, der Herr drinnen sei vor neun Uhr nicht zu sprechen. Also hatte er dem weiblichen Geschlecht doch schon Audienz gegeben. Wir harrten bis neun. Da stürmten wir rücksichtslos sein Zimmer. O wehe! Schertky lag wirklich noch im Bett! Aber er lag schon gestiefelt und gespornt, in seinem grünen Überrock, mit dessen langem Kragen, den er à l'anglaise bis an's Ohr aufzukrempen liebte, die frischesten hochgesteiften Vatermörder zierten seine blassen Waggen. Er war auf Damenvisite eingerichtet, spähte aber dabei, als Frau Ewald von Kamillenthee sprach, ängstlich, ob wir uns nicht im Zimmer theils dem Orte näherten, wo noch die Hülfsmittel seiner Toilette lagen, theils den Papierschnitzeln ringsum, die einen hohen Werth für ihn hatten. Seine grellen Augen verfolgten jede unserer Bewegungen. Sie zuckten förmlich, wenn wir etwas anfaßten, zumal einen mächtigen Bogen voll kleiner Papiere, der auf einem Stuhle vor ihm lag. Das waren die Bausteine seiner künftigen Werke. Alles, was er bei seinen Wanderungen durch das Gebirge aufgelesen hatte, war hier mit flüchtigen Buchstaben verzeichnet; Volkslieder, Localsagen, naive Antworten idyllischer Milchmädchen, Erinnerungen aus den Sennerhütten, Inschriften über Kapellen und Wohnhäusern. Ich verwickelte mich mit ihm in ein Gespräch über seine Studien und bin gewiß, zu seiner Genesung beigetragen zu haben, da ich ihn auf das böhmische Mittelalter und die Königinhofer Handschrift brachte, über welche beide er geschrieben und letztre anerkannt hatte.

Gegen Mittag theilten sich die Nebel, der Himmel blaute da und dort, man sah nur noch in der Ferne die Gebirge förmlich rauchen. Die Sonne theilte das üppige Grün um uns her in helle und dunkle Partieen. Schertky trat plötzlich lachend unter uns. Er hatte sich erholt und forderte uns sogar auf, mit ihm den Peißenberg zu besteigen, an dessen Fuße das Bad lag, dessen Logierhaus uns beherbergte. Freund Rieffahl, der ausgezeichnete Geiger und Freund Robert Schumann's, nahm mit mir die Aufforderung an, und unser rüstiger Fußtritt einigte sich bald mit den

ſpritzen eines keineswegs heilſamen und oft recht verletzenden Saftes belohnte.

Von Geigenſpinner, der auch da war, und der Hofräthin Wieſecke (Sophie) und dem Hofrath ſelber (er war es geworden) der an hektiſchem Huſten litt und ſich nicht immer ſtark genug fühlte, in ſeinem chineſiſchen Schlafrocke, mit dem er auf der Promenade erſchien, auch eine chineſiſche Mauer zwiſchen Geigenſpinnern und Sophien (denn Sophie legte Feuer an, wo ſie irgend Schwamm und brennbare Stoffe entdeckte) aufzuführen — von dieſen Dreien iſt die Chronik weniger ergiebig und nur ſo viel bekannt, daß Schlachtenmaler an den verliebten Irrwegen des Mispelheimer Pfarrers öfters deſſen Tücke und ſeines Vaters Unglück zu rächen ſuchte.

Denn auch Blauſtrumpf und Mörder waren da und mit ihnen ein gutes officielles Saatfeld, auf welchem ſich Brennneſſeln und Schlingpflanzen für Geigenſpinner ſäen ließen. Mörder ſchien neben Blauſtrumpf eine entzauberte Alraunwurzel zu ſein, die dieſer als ewiges ſinnbildliches Denkmal ſeiner Ausjätungen des Aberglaubens mit ſich führte. Mörder blieb gewöhnlich auch, wie der Baron Höllenſtein, da ſtzen, wo man ihn hinſtellte, und ſeine Bewegungen glichen theils nur den Capriolen einer kleinen Figur, die die ſtark aufhämmernden Taſten und Predigten Blauſtrumpfs auf dem Clavier-Reſonanzboden der öffentlichen Meinung in dem Bade hervorbrachten, theils nur gar den Chladni'ſchen Klangfiguren, die in einem dummen Haufen Sandes entſtanden, jenachdem Blauſtrumpf auf der gläſernen Scheibe der Table d'hôte den Fidelbogen ſeines ein-

Sonnenstrahlen, um das feuchte Gras des Berges zu trocknen. Schottky ergriff einen jungen Eichstamm und ging mit munterster Laune voran. Wer hätte glauben sollen, daß er noch vor einer Stunde der Hülfe des Arztes zu benöthigen schien! Der Peißenberg, der Rigi des bairischen Hochgebirges, streckt sich in einer beträchtlichen Höhe; wir bedurften Schottky's munterer Unterhaltung, um das Steigen nicht beschwerlich zu finden. Endlich hatten wir den Gipfel erreicht, die einsame Kirche, das Schul- und Pfarrhaus. Wir kehrten beim Pfarrer, Schottky's „altem Freunde", ein. Unser Professor war in seinem Element. Fünf Frauen, die des auf Cölibat angewiesenen Geistlichen Küche bedienten, lachten durcheinander und der Schulmeister war entzückt, als Schottky, der alte Kunde, sich wieder sehen ließ und natürlich zuerst den Pfarrer fragte: „Was machen Ihre Bücher?" den Schulmeister: „Was macht Ihr in Freisingen studirender Sohn?" Er kannte Jedes Steckenpferd. Schottky wurde übermüthig. Der obere Gipfel des Berges wird von einem Steinwall eingerandet, der vor dem jähen Absturz des Berges Schutz gewährt. Eine steile grüne Ebene legt sich dicht an unter dem Steinwall und langt mehrere hundert Fuß in die Tiefe. Jetzt rief der Freund des Sagenkreises Siegfried's und des Przemislav einen Buben in der Nähe an, ob er für sechs Kreuzer den Weg in die Tiefe wagen und vom Hollunder drüben einen Zweig heraufbringen wolle. Er war ganz der König des Peißenberges und der Junge ein Ritter oder Knappe. Für sechs Kreuzer hatte er die Romantik wohlfeil. Der Junge brachte den Zweig. Der König steckte ihn auf seinen Hut und schwur, ihn Madame Lewald zu weihen. Nachdem wir den Berg hinuntergestiegen, war Schottky den Abend über Brillantfeuer. Nur eine seiner charakteristischen Thorheiten vermochte er nicht zu lassen. Sowie wir das Badehaus erreicht hatten, schlich er erst auf sein Zimmer, riegelte wie immer zu, zog die Fensterverhänge zusammen, so daß auch keine Spalte übrig blieb, seine Geheimnisse belauschen zu können. Was that er? Darüber ist während seines Lebens Dunkel geblieben. Wieviel Reisen er gemeinschaftlich mit andern gemacht hat, alle seine Begleiter wissen, er ließ sich überall auf seine Person ein Zimmer geben, entfernte sich zuweilen plötzlich aus der Gesellschaft und riegelte sich ein, um

etwas zu thun, was nie entdeckt worden ist. Wahrscheinlich ordnete er seine Perrücke.

Es war ein duftiger, sonniger Frühsommergen, als wir Sulz verließen und der Richtung des Gebirges zuführten. Die weißen Schneehäupter reckten sich kühn in die blaue Gebirgsluft. Lange Schwärme von Männern, Weibern, Kindern zogen murmelnd, den Priester mit der Fahne an der Spitze, über die Feldwege dahin. Es war der Vorabend zur Himmelfahrt, die Gemeinden wallfahrteten nach heiligen Orten, viele nach Ammergau, der berühmten Heiligenfabrik. Schottky war reich an Anekdoten und so aufgeheitert, daß es in Murnau um so auffallender erschien, ihn plötzlich wieder verstimmt zu sehen. In der Herberge, wo wir abstiegen und vom Fuhrwerk Abschied nehmen mußten — es galt jetzt zu Fuß zu wandern — hatte sich eine Frau angeboten, uns unsere Barte zu rasiren. Schottky fühlte das Bedürfniß eines glatten Kinns und der weibliche Figaro fing an, ihn einzuseifen. Wir fanden diese Frau zu drollig, um nicht über das Bild: Schottky unter den Händen einer Barbiere! unsre Glossen zu machen. Schottky verbat sich unsere Anwesenheit. Er wollte das Komische der Situation nicht urgirt, nicht vergegenständlicht sehen. Unsere Bemerkungen zwangen ihn zum Lachen und er schente das scharfe Messer. Nichtsdestoweniger gerieth die Barbiere in Verwirrung, überlief einen kleinen Hügel auf Schottky's Oberlippe, ein unversichtiger Schnitt, und das Unglück war geschehen. Schwamm herbei! Schottky verblutet sich! riefen wir. In der That stürzte er leidenschaftlich auf das Stück Spiegel, das ohne Rahmen am Fenster hing. Das Blut war bald gestillt, nicht so schnell sein Zorn. Es ist abscheulich, mir so mitzuspielen —! Auf seine Bitte nicht eingehend, fragte ich ihn, ob Murnau nicht berühmt sei durch einen Kaiser, der hier gewohnt habe? — Allerdings, schrie er, das Haus drüben, das Sie sehen, hat Ludwig der Baier bewohnt! Aber wie das blutet! Es ist empörend! Erst da beruhigte er sich, als wir den schneeigen, von der Sonne beleuchteten Eingang des Gebirges nach Partenkirchen, einen bezaubernden Anblick, vor uns hatten und wir ihn mit unverstellter Theilnahme nach einigen Sagen aus der Geschichte von Partenkirchen fragten und dann Nixen und weiße Frauen und verzauberte Prinzessinnen das Übrige thaten,

Friede in sein Gemüth zu gießen. Als wir ihn fragten, ob sich wol auch die berühmten Mägde der Blasta geschnürt haben mochten, fing er an behaglich zu meckern und alles war gut.

Die Gebirgswonne übermannte uns Alle. Für Julius Max kam noch die überraschende Begegnung mit einem königlichen Gestüt hinzu. Welche Gelegenheit zu einem Artikel in einem bayrischen Provinzblatt: Das königliche Gestüt bei Murnau?! Er ließ sich Milch geben. Wir versicherten ihn, er hätte Stutenmilch getrunken, und so gut war er aufgelegt, uns diesen Scherz nicht übel zu nehmen, ja uns zu versichern, ein Kalmück würde ihn um sein Labsal beneidet haben. Wie viel Pferde stehen hier, mein Freund? — fragte er einen Bereiter. Der Mann nannte einige Hundert. Schottky rasch mit der Schreibtafel heraus. Wie viel Stuten darunter? — fuhr er fort. Sind Sie verheirathet? ließ er einfallen. — Die Stuten? lachte der Bereiter. — Nein, nein, mein wohlgeborner Freund, das ist drollig; ich meine Sie, Sie, wie heißen Sie doch? — Kaspar Mühler. — Der Tausend? Doch nicht verwandt mit dem Kriegsrath Mühler in Berlin? Aber Sie haben Kinder, guter Freund? — Drei, einen Buben und zwei Mädchen. — Zwei Mädchen; das ist allerliebst, ja grüßen Sie doch die kleinen Damen von mir. Ich bin der Professor Schottky aus München. Doch nun noch Eins. Wie viel Bereiter sind hier? Wie viel Beschäler? Wie groß ist der Consum an Stroh? An Heu? Aha! Die Wiesen ringsum —!.. Die letzten Fragen folgten nach längeren Pausen. Wir hatten schon einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, als Schottky noch immer mit dem Stallknecht sprach, der ohne Zweifel darauf rechnete, dieser vornehme Mann würde ihm in München Fürsprache leisten für eine Aufbesserung seines Gehalts. In dieser Art verbreitete Schottky auf seinen Wanderungen Himmel voll Glück, die ihn nichts kosteten. Am Kochelsee würde doch kein Kind gewesen sein, dem er nicht, kam es uns grade in den Weg, eine herrliche Weihnacht, keine Dirne, der er nicht für die Erntezeit die schmucksten Tänzer versprochen hätte. Alle seine Gaben streute er in reichem Maße aus; es waren nur Worte, die er gab, aber die bezaubernden. Beim Besteigen des Kochelberges fand sich für Schottky eine lange Inschrift am Wege, die ihn so beschäftigte,

wie nur Lepsius von einer Inschrift an den Pyramiden gefesselt sein konnte. Bis auf den Gipfel des Berges schrieb er die Inschrift in's Reine, die sich auf die Wegbesserung bezog. Er ruhte oben aus, aber die Bank, auf die er sich setzte, brach unter den Hoffnungen, die er darauf für seine Zukunft zu entwickeln begann, zusammen. Noch soeben citirte er ein Buch über die Inschriften des deutschen Mittelalters, das er noch nicht geschrieben hatte, und konnte auf ein Haar jählings in die Tiefe gestürzt sein. Entsetzt raffte er sich auf; vollends lag der düstere melancholische Wallersee vor uns. Auch dieser bildete eine Partie seiner Collectaneen unter der Rubrik „Unglücksfälle". Wir wurden ernster gestimmt. Schertlin erzählte uns, wie viel münchner Maler schon in jenen dunkeln Wellen ihr Grab gefunden hätten. Einer dieser Unglücklichen hatte noch im jüngsten Winter seinen Vorlesungen über Benutzung altdeutscher Dichtung für die Kunstwelt auf der Kaulbinger Straße in München beigewohnt und war ihm das Honorar schuldig geblieben. So schlug der Ernst wieder in's Komische zurück. Schertlin trällerte, als wir dann über den See selbst fuhren, er wollte den finstern Mächten trotzen, aber plötzlich fuhr er zornig auf. Er hatte, als wir den Kahn verließen, einen jungen Bauer, der mit zwei Kindern vor seiner Hofthür stand, angerufen: Eure Kinder das? Hübsche Kinder? Wie alt? Wie lange verheirathet? Was macht Eure Frau? Kommt die Großmutter noch zuweilen herauf? Grüßt Sie doch, Alle, Eure Frau, Eure Schwägerin, Eure Großmutter! Mein Freund, mein würdigster Freund —! — — immer dieselbe Apostrophe, so daß von unserer Seite die Parodie nicht ausbleiben konnte. Nun aber brach das Gewitter los. Diese Gebirgsmenschen kenne ich! rief er wuthschnaubend. Ich weiß, wie man diese einfachen Leute behandeln muß; es ist nicht zum ersten Male, daß ich in's Gebirge komme! Ich studiere die Sitten dieser Leute, ich sammle Volkslieder und charakteristische Züge! Ja muß man sich auf die Stufe dieser Menschen stellen und von ihren Angelegenheiten sprechen, wie von den unsrigen! — Würden Sie denn da nicht besser thun — fragte einer von uns — wenn Sie sich in jedem Bauernhause für einen verschollenen Vetter aus Amerika ausgäben? — O, Sie sind auch Einer — trumpfte er dann mich

ab, weil ich lachte — ich weiß es, daß Sie Alle hinter meinem Rücken Kabalen schmieden. Zum Teufel mit Euern leichtfertigen Schnurren! Mit diesen Worten schoß der Erzürnte wie eine Rakete voraus. Erst an dem Hause, wo wir ein Nachtlager nehmen wollten, holten wir ihn wieder ein. Doch war für heute sein Auskommen mehr mit ihm. Wenn er auf eine Weile beruhigt schien und sich in die freundlichen Bewillkommnungen mischte, die wir im Hause des reichen Bauern gaben und empfingen, so trat sogleich wieder ein neues Mißverständniß ein. Schottky trennte sich nicht von seiner Schreibtafel. Er notirte den Namen des Bauern und die Namen aller seiner Kinder. Auch am folgenden Morgen ließ er sich in seinen Forschungen nicht stören. Es war Himmelfahrtstag. Der Himmel kleidete sich in das schönste Festblau. Ueber die Berge hinweg entschwanden die letzten Nachzügler der nächtlichen Gewitterschauer. Die Natur athmete in duftiger Erquickung. Die Bewohner des langen Thals mußten von einem Gehöft zum andern wandern, ehe sie die Kirche und das daran stoßende Haus des Herrn Walter Werner erreichten. Die Glocken hatten erst Einmal gerufen und die zuströmende Menge versammelte sich einstweilen in der Wohnung ihres Oberältesten, in dessen Betten wir geschlafen hatten. Dies Ansammeln war eine Erscheinung, die Schottky elektrisirte. Er spitzte den Bleistift und fragte, wie alt Kathi's ältester Bruder sei? Wie viel Kühe Heidegger auf der Alm habe? Wer nun wohl der Reichste in der Jachenau sei? Ob sie Vertrauen zu ihrem Könige hätten? Ob sie gerne Soldat würden? Wer von ihnen schon die meisten Auerhähne geschossen hätte? Kurz alle diese Dinge schrieb er sich genau auf. Man wird sie in des Verstorbenen Nachlaß gefunden haben; denn es war seine Absicht, dem deutschen Volke mit diesen Mittheilungen aufzuwarten. Doch täuschte sich Schottky und die werden es bezeugen, die später Dorfgeschichtliches erforscht haben, diese Menschen ließen sich ungern ausfragen. Sie sahen sich einander mit großen Augen, verdächtigen Mienen an, sonderbare Handbewegungen nach der Seite hin, wo sie ihre Messer tragen, folgten. Einige flüsterten sich zu, das müsse wol ein Spion aus München sein, der sie für ihre versteckten kleinen Jagdfrevel belangen, oder ein österreichischer Werber, der sie gegen ihren König einnehmen wollte.

Die jüngern Leute standen auf und traten dem erschrockenen Professer näher, die ältern unterließen seine Fragen zu beantworten, wir mußten schleunigst unter die Aufgeregten treten. Aber sie wollten sich nicht zufrieden geben und verlangten das Papier zurück, das Schottky beschrieben hatte. Da hatte der Küster den glücklichen Einfall, zum drittenmal zu läuten, die Gedanken bekamen eine andere Richtung, Schottky fand Gelegenheit, sich zurückzuziehen, und die von draußen brausenden Orgeltöne milderten den Tumult, der mit einer gefährlichen Attake auf Schottky's Wohlbefinden hätte endigen können.

Als sich dies Gewitter und unser Beileid über den Mann, der mit dem Volke umzugehen wisse, verzogen hatte, übergab sich der gerettete Schottky der munterſten Ausgelassenheit. Er klatschte in die Hände, hüpfte, sang, erbot sich, einen Theil unseres Gepäcks zu tragen, und war so liebenswürdig wie immer, wenn er bei guter Laune war. Als wir unsern Weg fortsetzten, machte er ihm vor Beweglichkeit zweimal; in jedes Haus rief er den Frauen Grüße von ihren Männern zu, von ihren Männern, die ihn vor einer halben Stunde hatten durchprügeln wollen. Es war ihm genug, wenn ihm die Frauen dafür ein Glas Milch gaben und ihm sagten, in welchem Jahre das von ihnen bewohnte Haus gebaut war; er hätte den Zweck seiner Reise zu verfehlen geglaubt, würde er auch nur eine gewöhnliche Notiz unbenutzt am Wege haben liegen lassen. Alle fünfhundert Schritte lag an dem anmuthigen Wiesenpfade eine Kapelle mit einigen vom Tauber herrührenden Bildern, die aber Schottky, ein „Kenner der Malerei", nicht unberücksichtigt lassen konnte. „Ich sammle", sagte er, „Materialien zu einem Werke: Ueber die Kirchenmalerei der Gebirge". Keine Inschrift an einem Giebeldache blieb unaufgenommen, keinen Reim traf er an, dem er nicht eine poetische Seite abgewonnen hätte. Was sich durch eine Bleifeder wiedergeben ließ, mußte in sein Portefeuille.

Ein wundervoller Tag! Um die Eiszacken der Benedictenwand, um die Firnen der Tyroler Alpen, die den Horizont wie mit einer Schneetonsur umrandeten, glühte der Mittagsstrahl der Sonne. Rings zahllose Blumenfelder von Bergfissennicht und Sternblümchen. Die Rinderheerden in behaglicher Ruhe, gehütet von einem sorgfältig zu vermeidenden Stier, der bei jedem Oeffnen eines Thors

der Abperchungen die Ankömmlinge unwirsch begrüßte. Wir lenkten in das Stromgebiet der grünen Isar ein, eine Gegend allerdings der Verwüstung. Zahllose Steinhaufen, von stürzenden Strommassen weißgewaschen und des nächsten Frühjahrs harrend, wo die Gebirgshöhen auf's neue schmelzende Schneeströme in die Tiefe senden, bezeichnen das Bett des Stromes, der München zueilt. Aber die pittoreske Umgebung blieb. Doch plötzlich stellte sich ein kalter Zugwind ein. Wie durch Zauber verschwand hinter drohenden Regenwolken die Sonne. Die Landbewohner mit ihren langschößigen, zeisiggrünen Oberröcken eilten uns aus den Kirchen entgegen. Die Schenke, in die wir uns flüchteten, füllte sich mit jungen athletischen Gebirgssöhnen. Sie hätten wohl gewünscht, der Papst hätte ihnen für die heutige Himmelfahrt Tanzindulgenz verliehen. Jetzt — nach einem himmlischen Morgen — strömte der Regen, Blitze zuckten, der Donner rollte, furchtbar hallte sein Echo in den Bergen wieder. Schottky! Schottky —! riefen wir. Umsonst, nur Blitz und Donner antworteten. Wo ist Schottky geblieben? Wie strömt der Regen! Die Isar wird austreten! Schottky kann in die Strömung gerathen und nach München gelangen, er weiß nicht wie! Da fällt etwas von der Brücke! Schottky! Ach nein, es ist ein Stück vom heiligen Nepomuk, der die Brücke schützen soll und bei solchem Unwetter sich selbst nicht behaupten kann! Der Wirth bringt uns das bestellte Lammsviertel. Verzweiflungsvoll setzen wir uns an den Tisch; wir liebten Schottky, waren aber hungrig. Es stand fest, er hatte sich bei seinem Notizenaufnehmen verspätet und hockte irgendwo, der Aermste, vielleicht unter einem Felsen!

Will man uns der Felonie beschuldigen, so versichere ich hoch und theuer, daß wir mehr als vier Stunden auf den Nachzügler gewartet haben. Es dunkelte, die Gebirgsstadt Tölz mußte das abendliche Ziel unserer Reise werden. Nichts blieb übrig, als eine Personalbeschreibung des Vermißten zurückzulassen und den Wirth aufzufordern, ihn, sobald er ankäme, aufzupacken und in den Goldenen Adler zu Tölz abzuliefern. Diese hochgelegene Gebirgsstadt war erreicht, das Theater, das die Freuden des Festtages durch Aufführung der „Stummen vom Berge Portici, Text von Castelli, Musik von Ritter Seyfried", verherrlichte, wurde von uns, zu vielem

Gaudium, besucht, aber Schottky erschien nicht. Der Morgen brach an, die einzige Speditionsverbindung des Gebirges mit der Ebene, der „Tölzer Bott", fuhr entweder jetzt oder erst in drei Tagen; wer konnte den letzten Fall abwarten? Wir saßen im Wagen, Schottky fehlte. Im München verstrich eine lange Zeit, ehe von unserem Verluste etwas sichtbar wurde. Dreimal wurde beim Hofrath Thiersch ohne Schottky getanzt; der Setzer des „Deutschen Horizonts" wartete verzweifelnd auf die Fortsetzung von „Manfred's Reisebriefen", einem von Schottky angefangenen Artikel, in welchem alle Personen seiner Bekanntschaft aufgeführt waren; sämtliche griechische Soldaten waren wieder frisch angeworben; Advokaten hatten wieder vor dem Bilde des Königs Abbitte thun müssen; König Ludwig sah ich an einem schönen Tage, im grünen Frack mit schwarzem Sammetkragen, in grauen Beinkleidern, wie die Majestät im „Englischen Garten" sich die Compositionen einzelner ihrer Lieder vorsingen ließ und den Münchener Bürgertöchtern Artigkeiten über ihre Augenbrauchen sagte — seine Beruhigung kam aber [illegible]. Erst nach vierzehn Tagen brachten die Erkundschafter [illegible] der sich bei dem Gewitter zu einem Pfarrer geflüchtet, der ihn festgehalten und in dem Entschlusse bestärkt hatte, [illegible] nach Tyrol" zu werfen. Dorthin verreiste er auch [illegible] verschwunden sein. Die Nachricht ging durch [illegible] Blätter; sie beruhigte sie sich nicht. Noch öfter wurde der [illegible] vom südlichen Frankreich und vom Genferse[illegible] gemeldet. [illegible] ein gefürchteter Verwalter der Bibliothek [illegible] Kupferstichsammlungen! Man warnte vor ihm und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er [illegible] gestorben ist.

Meine Arbeit [illegible] Redigirens, der sich Oken scheiden zu dürfen gelehrt wurde, [illegible] Cotta, ein Jahr zuvor gestorben, hatte sein [illegible] Verlagsgeschäft seinem Sohne Georg und dessen Schwager von Reichach, einem württembergischen Offizier, hinterlassen. Beide traten ihre Thätigkeit mit Eifer, ja mit einer Hingebung an jene, nur irgend berechtigte Voraussetzungen ihrer Hülfe an, die unerhört zu nennen war. Sie übernahmen sofort den Verlag. Ich konnte einem wohlhabenden Leipziger Freunde Heinrich Laube's, welcher letztere mich zu einer Schnellreise durch Salzburg, Tyrol, Oberitalien, Oesterreich abholen wollte, mit Ruhe

sagen: Ich will der Dritte in Ihrem Bunde sein! Aber ich habe kein Geld! Wollen Sie mir's leihen, so gebe ich es Ihnen in zwei bis drei Monaten wieder! Die blanken Dukaten, die sofort auf den Tisch gezählt wurden, stammten von der Leipziger Messe. Der vortreffliche Hebräer hatte sie von jenen walachisch-moldauisch-polnischen Juden verdient, die zu jeder Ostermesse die Bratkl in Leipzig beleben und denen er als privilegirter Agent und Dolmetscher seit Jahren diente. Wir hatten den Lepidus unseres Triumvirats, einen komischen Kauz, den wir den Staroste nannten, eine gute, praktische, im Nothfall auch courageuse Seele, die sich nebenbei auch unsern Uebermuth gefallen ließ. Beide brachten überdies von Leipzig jene rosenfarbene Stimmung mit, ein eignes Fluidum ständiger Angeregtheit, durch und durch optimistisch, immer in Ekstase, ob durch die letzte Gastrolle einer Schröder-Devrient oder ein Concert von Clara Wieck im letzten Gewandhauscoucert oder das neuentstandene colossale Geschäft des „Pfennigmagazins." Ich nenne nur die damaligen Unterlagen dieser ständigen Leipziger Exaltation, deren treibende Wärme durch zehn Jahre einen einfachen Theaterassirer, Robert Blum, zum gefeiertsten Volksmann Deutschlands gemacht hat, und zwanzig Jahre später Richard Wagner auf den Schild auch Saxonia's gehoben haben würde, wenn diesem nicht leider eine andere Leipziger Strömung diesen Enthusiasmus, die Wagner das „Judenthum in der Musik" genannt hat, die Mendelssohn-Schwärmerei, zuvorgekommen wäre.

Die Abschiede wurden auf baldiges Wiederbegegnen genommen. Der schwerste von Frau Charlotte. Doch auch diese stellte ein nahes Wiedersehen in Leipzig und Berlin in Aussicht. Die jungen Freunde gaben das Geleit bis zum Posthof. Beglückende Eilwagenfahrt! Zur Rechten die bayrischen Hochalpen, von denen wir uns nur entfernten, um desto größere Naturreindrücke zu gewinnen. Der finstere geheimnißvolle Untersberg schnitt sich aus einem blauen Theile des ungleich colorirten Horizontes majestätisch heraus. Weiterhin lagerten Regenwolken auf den Berchtesgadener Felsenhäuptern. Nur des Watzmann's riesiges Doppelhaupt enthüllte sich aus den sonnenhellen Nebelschleiern. Von Salzburg aus wurde Mark Sittich's Bezier-garten von Hellbrunn besucht, wo der Staroste nicht wenig unter den Wasserstrahlen des humoristischen Fürstbischofs zu leiden hatte

und unablässig, bedenklich für seinen Beruf auf der Leipziger Messe, getauft wurde. Selbst als er sich niedersetzte, schossen durch den Druck des Bezierssessels, die Zumuthungen, wider Willen ein kaltes Bad zu nehmen, von allen Seiten hervor. Uns zu Gefallen hatte das letzte Regenwetter sogar im Park eine besondere Merkwürdigkeit, einen „Bergsturz", improvisirt.

Dann ging es auf Innsbruck zu. Riesenhafte Felsen thürmten sich aufeinander und doch waren diese bewohnt, und in Hütten nicht nur, sondern in Dörfern, Schlössern, Klöstern. Wo nur durch eine Spalte hindurch der Blick der Sonne am längsten verweilte, da hatte sich der Mensch ein Obdach erwählt, ob auch schwindelnd hoch und kaum zugänglich. Die Bergwässer rauschten, Cascaden fielen wie Schleier von den Wänden, abendlich dampften die Wiesen von Nebeln und in den Thälern lagen endlose Linnenstreifen zur Bleiche aus, die im aufgehenden Mondenglanz das Auge bethörten, als sei schon der Lenz erreicht. Tiefer kam denn auch nach der Nachtfahrt, die in einem ländlichen Wirthshause zum erstenmale die Bekanntschaft mit Gemsbraten verschafft hatte, und brachte ein Thal voll Fruchtbarkeit und, wo man nur hinblickte, pittoreskem Reiz. Die gemalten oder gemeißelten Madonnen an den Häusern waren von Rebenlaub bedeckt, die reifen Trauben winkten verlockend. Glückliches, schönes Land, warum hast du deine Männer so in die Zucht der Weiber und Pfaffen gegeben — —! Doch censurgemechteie Schriftsteller, wie wir waren, warfen wir mit politischen Beobachtungen und historischen Erinnerungen grade nicht zu viel um uns. Nur auf Salzburgs Veste, wo ein Regiment Polen stand, konnte Laube seinen Lieblingsbelden Kosciusko nicht verleugnen. Er hatte ihm sein erstes dramatisches Debüt widmen wollen. Ob er wol sein Stück als Hofburgtheaterdirector angenommen hätte? Jetzt in Tyrol war Andreas Hofer die Losung, obschon auch dieser Name, so loyal der Sandwirth gehandelt hatte, in jenen Metternichstagen als ein Heros der Selbsthülfe des Volkes Jeden, der ihn zu oft im Munde führte, verdächtig machte.

Der Brenner wurde zurückgelegt, die wilde Eisak tobte zur Seite. Endlich athmeten wir südliche Luft! Brixen, Botzen —! „Kennst du das Land — ?" Der Starost war für diese Seelen-

dringlichen und immer an den Meiſter vom Stuhl erinnernden Vortrages ſtrich.

Da Celinde keine Neigung zu Juden hatte (wurde doch auch Bettina in Frankfurt zum Judenhaß erzogen!) ſo vermied ſie Herrn von Lipmann, ohne jedoch darum zu billigen, was ſich der Bad-Inſpector Schlachtenmaler in ihrer und des Hofagenten Gegenwart, als dieſer ſich darüber beklagte, zu ſagen erlaubte: „Bei Frau von Höllenſtein haben alle ihre Hoffnungen und Lebensfreuden ſich in ein todtes Meer verwandelt und bekanntlich ſchwimmt nur das Judenpech auf dem todten Meere am ergiebigſten!“ Auch Guido war zugegen und fing dieſen Wurfſpieß des ihm ſehr bekannten Ex-Re[illegible]cteurs des Nichts auf und ſagte: „Es könnte für das Judenthum kein ſchöneres Wortſpiel gefunden werden, als daß man ein flüſſiges Harz nach ſeinem Unglück benennt; denn, wenn alle Formen des modernen Bewußtſeins überlebt ſein würden, würde noch das Judenthum ſeine bindende, zuſammenhaltende, ſeine zähe und, man möchte faſt ſagen, klebrige Kraft für den Monotheismus entfalten.“ Püſſer, der auch zugegen war, fiel mit der feinen Bemerkung ein: „Erinnern Sie ſich wohl noch, Schmeißer, daß Sie einſt zu mir ſagten: Auffallend, daß doch vom Berge Sinai nichts als Bindendes kömmt, früher die Moſaiſchen Geſetze und jetzt bekanntlich das beſte arabiſche Gummi, das ſo bindend wie Leim iſt?“ — Schmeißer lächelte; Guido zog ſein Notiztäfelchen; aber Herr von Lipmann hatte Witz und ſtrafte den Schlachtenmaler (der an ſeinen Vater und die ihm mitgetheilte Zehnthalergeſchichte dachte) durch folgendes Gleichniß: „Wiſſen Sie was, Herr Bad-Inſpector? Ich habe geleſen in einer Reiſebeſchreibung,

schwingungen durchaus nicht unempfindlich. Wenn er sein richtiges Schlafquantum im Wagen, ob auch mit Intervallen, herausgebracht hatte, war er Schwärmer und zu allem fähig; an so mancher buchhändlerischen Entreprise Leipzigs soll er — Tausende verloren haben. Aktionär des „Pfennigmagazins" sah er alles als Illustration für eine der nächsten Nummern jenes Blattes an oder als Staffage für eine Oper, die in Italien spielt. „Von Romeo's Rächerhänden —" eine Erinnerung an die Schröder-Devrient und die Fühlung war bei ihm gegeben für alles Große und Erhabene. Natürlich begleitete uns immerfort der seit einem Jahre erst seliggewordene Goethe. Wir folgten seinem Beispiel und schwenkten von Roveredo an den Gardasee, wo wir nach einer Fahrt im eignen Nachen sogar die Lokalität jenes Abenteuers aufsuchten, das uns Goethe von seiner Reise erzählt, seine Arretirung. Mit den Bleidächern von Venedig (sonst gehörte der Gardasee der alten San Marco-Republik) war allerdings nicht zu spaßen. Der Anblick des noch in nächtlichem Dunkel ruhenden See's vom Balkon des Albergo war schon in Riva bezaubernd. „Die linde, stille Nacht", schrieb ich damals, „lockte auf den Balkon! Welche erhabene Schönheit! Der Spiegel des See's, magisch nur erleuchtet vom Flimmern der dichtgesäeten Sterne, das durch das leichte, auf ihnen lagernde Nebelgekräusel hindurchbrach! Da und dort einige Umrisse in der Ferne, die Spitzen des jenseitigen Ufers, dessen Wasserfälle wir besuchten; unter uns das gleichförmige Rauschen der an den Hafen anschlagenden Fluth; die Stille des kleinen Ortes, alles dringt mächtig auf die Seele, sodaß der Leipziger Autor ausrufen mußte: „Ist es denn möglich, daß Professor Wachsmuth der Censor meines Blattes ist!" — „Ach!" fiel ich ein, „auch die Schulden, die ich habe, sind mir jetzt vollständig Mythe!" Der Starost hörte nichts. Er schlief. Wir waren in der Stimmung, an allem zu zweifeln. „Wir zweifelten am Fürstenthum Liechtenstein, wir zweifelten an den Bärenmützen der sächsischen Garde, wir zweifelten an den Dresdener Portechaisen, am Ruhm des Professors Gubitz, am dritten August sogar, obschon heute schon der zwölfte war, und noch an vielen anderen größeren Dingen, deren Dasein nur zu erweisen ist." *)

*) Der 3. August Geburtstag Friedrich Wilhelm's III.

Die Fahrt auf dem alten Benacus im gemietheten Nachen mit vier Ruderern brachte die Eindrücke langsamer, aber nachhaltiger, als die jetzige Dampferfahrt. Schon um zwei Uhr in der Nacht brachen wir auf am zweiten Tage, während noch auf dem Monte Calvo das Mondlicht den Schnee beleuchtete. Allmälig erst traten die Cypressen, Oelbäume, die Limonengärten (unter Glashäusern), die Weinberge hervor, aus denen heraus alte Thürme ragen, Erinnerungen an wildere Zeiten, als die unsrigen. In Makesim stiegen wir aus und rasselten staubbedeckt mit einem Vetturin nach Verona. Vicenza, Padua wurden besucht. Ueberall hatten wir Oesterreich um uns, das ungarische, slavische, weniger das deutsche Oesterreich. Die Belebung der Lombardei war damals größer als gegenwärtig, wo endlich Italien seinen Willen erreicht hat und von den gewaltigen Grenadiergestalten in grauen Mänteln, die am Eingang in die Arena Verona's oder auf dem Marcusplatz Wache hielten, befreit ist. Am schwarzen Brett der Universität von Padua lasen wir die Namen von 300 Studenten, die wegen politischer Umtriebe relegirt waren. „Wo ist der Löwe des San Marco?“ schrieb ich damals über die Ankunft in Venedig. „Wo sind die eisernen Raben, in welche hinein man die Bürger und aus der Stadt hinausverkennden konnte? Wo sind die drei Saulen, die das Andenken alter herrlicher Siege über die Ungläubigen feiern?“ Alles das stand nun vor unsern Augen und eine so gründliche Durchforschung der alten Meerbeherrscherin folgte, daß ich mir die spätere Trägheit erklären kann, die mich, so oft ich Venedig wiedersah, nichts Anderes mehr in dieser so heruntergekommenen Stadt anzusehen drängte, als die neuesten Zeitungen in den Cafe's am St. Marco. Der unter dem Damoklesschwert der Wachsmuth'schen Censur seufzende Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“ wurde plötzlich unpäßlich und hütete unser dunkles Zimmer im Albergo Europa. In Triest trennten wir uns ganz, um uns erst in Wien wiederzufinden. Unsere Stimmung gegeneinander blieb ungestört. Jeder hatte für seine Eigenheit einen Ableiter auf den Staresten. Der Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“ bekam plötzlich Eile. Sein Stellvertreter, Gustav Schlesier, hatte Anwandlungen, schon früher den Friedrich Genz herauszukehren, ehe ihn Varnhagen weckte und vielleicht

Metternich anstellte. Publizistische Regungen konnten ein Blatt belletristischer Tendenz wie eine Seifenblase um's Leben bringen. Es waren Berichte aus Böhmen aufgenommen worden, die nach Laube's Meinung unsere Reiseroute hemmen konnten. In jener Zeit war alles möglich, ein politischer Prozeß, wenn ein Naturforscher auf den Flügeln eines Schmetterlings Farben gefunden hatte, die zu den verbotenen gehörten.

Die Ueberfahrt nach Triest erfolgte zu Schiff und währte eine volle Nacht. Das Meer war träumerisch ruhig. Die Wellen umspielten den Dampfer, als wüßten sie nur von Friede und Liebe zu erzählen. Man konnte auf dem Verdeck sich strecken und den Schlaf abwarten. Nur dem Starosten wollte die Fahrt nicht bekommen; ein leichter Zephyr hatte ihm die Mütze genommen. Jetzt konnte er einen Ankömmling von Konstantinopel vorstellen; denn ein Gewinde von langen Tüchern gleich einem Turban mußte den Raub ersetzen. Von Triest sollte es meinerseits zunächst nur nach Graz gehen. Mein Herz schlug der Freude entgegen, Emil Bürger, den Sänger gewordenen alten Commilitonen, der dort an ein ansehnliches Theater gekommen war, wiederzusehen. Sein Baryton mußte demnach an Kraft gewonnen haben. Im Theoretischen suchte er gleich anfangs unter den gewöhnlichen Anfängern seinen Meister.

Das malerische Graz war nach mancherlei Wirthshausabenteuern, in Laibach nach einem Zusammentreffen mit Seiltänzern, Kunstreitern, italienischen Sängerinnen, endlich erreicht. Eine italienische Sängerin und ihre Mutter hatten meine bons offices angenommen, ihnen eine passende Unterkunft, ob im „Ochsen" oder der „Gans" oder dem „Roß" von Graz zu verschaffen. Es war Abend geworden und die höchste Zeit, meinen Freund im Theater aufzusuchen, noch ehe der Vorhang aufgezogen war. Man gab aber schon „Johann von Paris", dem eine Leopoldstadtiade folgen sollte, was ich ohne Anschlagzettel erkannt haben würde; denn unmöglich konnten zum Hofe von Navarra die alten Hexen, Zigeuner, Kinder, Bürger in langschößigen Fracks gehören, die hinter den Coulissen um die Lampen herumlungerten und vor Ungeduld zu vergehen schienen, bis die Oper Boyeldieu's zu Ende war. Soviel erfah ich schon hinter der Scene, auf welche ich mich ohne

viel Anmeldens gewagt hatte, daß der Seneschall mein Bürger nicht war. Zum erstenmale im Leben sah ich ein solches Treiben hinter den Coulissen und muß gestehen, es mißfiel mir in hohem Grade. Johann von Paris war der berühmte Wild. Alles drängte sich, den Sänger, der nur klein, aber breitschultrig von Gestalt war, zu hören. Für seine Stimmlage, die weit eher dem Baryton nahe kam, als dem hohen A des Tenors, paßte Johann von Paris nicht besonders. Der Director, mit einem Stock bewaffnet, schaffte Ruhe und sorgte für ein Spalier, um die schwitzenden Sänger bei ihren Abgängen durchzulassen. In solchen nassen Tricots pflegt man in der Schwimmschule aus dem Wasser zu kommen, dachte ich bei mir, und auch ebenso sich zu sammeln nach einem Salto mortale vom Sprungbrett! Jeder Abtretende ließ gleichsam seinen Geist noch einige Sekunden auf der Scene hinter sich zurück und trat völlig bewußtlos in die Coulissen. Es währte einen längeren Moment, bis der Sänger, der entweder applaudirt wurde oder nicht oder nicht genug, sich sammelte und die Menschen erkannte, die ihn anredeten. Daraus, daß es auch lange dauerte, bis meine Erkundigung verstanden wurde, erkannte ich schon, daß meines Bürger's Stellung im Repertoir keine hervorragende war. Zuletzt ergab es sich, der Aermste lag krank im Lazareth.

Als ich am folgenden Morgen meinen Weg nach dem Krankenhause richtete, das ich endlich in einer stillen, noch mit Gärten untermischten Gegend fand, hatte ich eben geklingelt und erwartete die Oeffnung der Thür. Da wurde diese von selbst geöffnet und es tritt mir eine bleiche Gestalt mit einem Bündel unterm Arm entgegen und betrachtet mich groß mit hohlen, tiefliegenden Augen. Bürger! rief ich der traurigen Gestalt entgegen. Tiefer war es, eben als gewillt entlassen. Ich fand den lieben Freund im vollständigen Bruch mit seinem neugewählten Beruf. Die Bühne hatte für ihn den Reiz verloren. Seine Stimme konnte ihm keine größern Erfolge bringen. Sie war zu schwach. So sah er nur die Möglichkeit, sich durch untergeordnete Rollen zu behaupten, worunter sein Ehrgeiz litt. Nachdem ich den noch Schwankenden und Taumelnden in seine Wohnung geleitet hatte, feierten wir glückliche Stunden. Burgunder ist die Erquickung aller Genesenden.

Die Rede der Göte d'or läßt neues Blut durch die Adern rollen. Sie war aufzutreiben in dem schönen Graz und so lösten sich die Zungen. Abenteuerlich war die Welt, die sich schon in so kurzer Zeit dem Flüchtling der gelehrten Musen von Dresden aus, wo ihn die sächsischen Seelenfänger zuerst in „reisende Gesellschaften" aufnahmen, geöffnet hatte. Die bedeutendste seiner Rollen war jener gleißnerische Daniel Capuzzi in der Lieblingsoper des Tages „Zampa" gewesen. Ich hatte diesen Tartüffe der Abruzzen meisterhaft darstellen sehen von einem Schauspieler und Sänger List in Stuttgart. Mehrere Tage gingen hin im Austausch alles seither Erlebten und künftig Bezweckten. Der Freund war entschlossen, nach Deutschland zurückzukehren, wieder die Universität Halle zu besuchen und noch einmal die Rechte zu studiren. Er hat es redlich ausgeführt und ist als Richter und eifriger Musikbeförderer engeren Kreises in einer Stadt am westlichen Fuße des Harzes gestorben.

In Wien fand ich die schon vorausgeeilten Gefährten im vollen Strudel des phäakischen Lebens. Der Staroft philosophirte nur noch über Bachhänel, der literarische College schwelgte in den Walzern des älteren Strauß, den er, ein Wort Napoleon's über den „Rheinischen Merkur" wiederholend, den „vierten Alliirten" der heiligen Allianz genannt hatte. Rußland, Oesterreich, Preußen standen freilich nicht mehr auf dem naiven Standpunkte Wiens, das damals über Bachhänseln und Strauß'schen Walzern die Weltgeschichte vergessen zu haben schien. Doch gab es mürrische Kopfhänger, die sich freisinnig äußerten, auch hier und genug fanden wir deren im „Stern", einem Wirthshause, wo sich die Literatenschaft Wiens versammelte. Aber man konnte nicht immer unterscheiden, was persönliche Verstimmung war, ob Gefühl der Zurücksetzung, der Nichtanerkennung, oder ob die Ueberzeugung aus dem Herzen kam. Einen durchaus malcontenten Eindruck machte Grillparzer. Mit jenem wissmuthigen Lächeln, das sich unter Metternich's Herrschaft über die Mienen aller denkenden Oesterreicher lagerte, gab sich der leider auch in seinen Schöpfungen allzusehr vom Grübelsinn beherrschte Dichter den jungen Ankömmlingen als ein angeschmiedeter Prometheus zu erkennen. Grillparzer war soeben Archivdirector geworden und schon als solcher nicht ohne „ämtliche" Reizungen seines a priori

genen schwarzsehenden Gemüths. Die Leitung des Burgtheaters lag in den Händen eines Selbstproducirenden, des Verfassers von „Hans Sachs“ und „Garrick in Bristol“, Deinhardstein. Das heitere Element mußte in seinem System liegen. Denn unter dem Namen eines Doctor Römer besteißigte er sich auch, Uebersetzungen aus dem Französischen zu liefern, worin ihm einen, wie es schien, förmlich privilegirten Beistand leisteten Kurländer und später Kalb. „Garrick in Bristol“ bot dem berühmten Ludwig Löwe Gelegenheit, eine wirksame Verkleidungsrolle durchzuführen. Es mag Wenigen bekannt sein, daß sich dies vergessene „Originallustspiel“ auf Motive stützt, denen man in den drastischen Lustspielscenen des Engländers Foote begegnet.

Stolz und sicher trugen wir unsere Häupter und achteten der „Spitzeln“ nicht, vor denen man uns als in jedem Kreise, selbst unter den Mitgliedern des „Sterns“ befindlich, gewarnt hatte. Wir wußten es schon, je zuvorkommender, zutraulicher eine in Oesterreich gemachte Bekanntschaft war, desto mehr hatte man Ursache auf der Hut zu sein. In Prag galt es die Vorsicht noch zu verdoppeln. Woraus sich allein erklären läßt, daß über den Censurssklaven Wachsmuth's plötzlich blasse Furcht und Entsetzen kam. Eben noch hatte derselbe an der Table d'hôte, wieder im „Stern“, zu den Töchtern des reichen Buchhändlers Vieweg in Braunschweig, von denen die Eine verbindlichst gesagt: „Ach ja, Sie arbeiten ja für Papa!“ mit stolzer Ablehnung geantwortet: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, arbeiten? Wir arbeiten für Niemand —“ da überfiel ihn plötzlich Panique. Die Berühmtheit am Spielberg bei Brünn, die Wiener Plaudereien über Minkasch, die Erinnerung an unsere Besichtigung der Bleidächer von Venedig trat vor seine ahnungsvolle Seele in solchem Grade mächtig, daß er plötzlich andere Luft zu athmen begehrte, als österreichische, und nur immer rief: „Fort! fort! Hinaus aus dem Land! Es wird mir zu schwül! Ich ahne, ich ahne etwas!“ Unsere Conversation war freilich seit Wochen eine einzige Censurwidrigkeit. Der Starost war ein personificirtes „Noch ist Polen nicht verloren“. Nun mußte auch noch Schlesier „Berichte aus böhmischen Bädern“ aufgenommen und Professor Wachsmuth, in die fünf Bände seiner „Europäischen Sittengeschichte“ verliebt,

einige pikante Stellen darin übersehen haben, genug, wir bestiegen, immer aber unter humoristischen Eindrücken, den ersten besten „Fiselwagen", der uns keineswegs courriermäßig nach Teplitz beförderte. Dort aber nahmen wir Extrapost und jagten bei Nacht und Nebel über die Nollendorfer Höhe, im Sturmwinde der hier vollzogenen Gefangennahme des Generals Bandamme gedenkend, zu welcher denn glücklicherweise — wir waren auf der Grenze — mit uns kein Seitenstück gegeben wurde. Es war in der That eine andere Welt, als wir früh Morgens bei den Chaisenträgern Dresdens in der Nähe der Brühl'schen Terrasse, der Madonna del Sisto, der langen rothen Grenadiere mit den Bärenmützen vor dem Schlosse und der Tieck'schen Vorlesungen angekommen waren.

Die so malerisch gelegene, damals ebenso in geistiger, wie in jeder andern Hinsicht in sich abgeschlossene Stadt, noch nicht erweitert, noch nicht durch Bebauung der nächsten Gärten und Felder ihres eigenthümlich concentrirten Charakters entkleidet, auch noch standhafter im Behaupten ihres specifisch sächsischen Charakters, fesselte nach allen Richtungen hin. Der Starost sah schon auf der Terrasse einen oder den anderen seiner Kunden aus Odessa und Brody, die ihm die bewußten Dukaten eintrugen — die Michaelismesse war im Anzuge. Der Theateranschlagzettel brachte den Zaubernamen jener Zeit — Schröder-Devrient. Die Sixtinische Madonna und so manches andere berühmte Bild im alten Hof-Stallgebäude sah uns zu seinen Füßen voll Andacht und diesmal ohne alle „schlechten Witze". Der Verfasser des „jungen Europa" (dessen Lektüre ich endlich beendigt hatte, ohne begriffen zu haben, was das Ganze hatte sagen sollen) klopfte vielleicht, ich weiß es nicht mehr, bei Hofrath Tieck an und wurde zu einer Vorlesung zugelassen, die ihm Beruf zum späteren Burgtheaterdirector gab. Mir widerstanden die Complimente, die ich hätte machen müssen. Auch führte ich keinen Frack bei mir. Eine andere Persönlichkeit genossen wir gemeinschaftlich, jenen Eduard Vehse, der sich später als Geschichtsschreiber der großen und kleinen Hofscandale so viele Verbote und — neue Auflagen seiner Bücher erworben hat. Damals hatte der eigenthümliche Mann von einer selten vorkommenden sanguinisch-melancholischen Complexion die Stellung eines königlichen Archivars. Er arbeitete gründlichst an

einem Atlas synchronistischer Tafeln, dessen Druckherstellung sein Vermögen absorbirte. Merkwürdig, er besaß eine ständige Exaltation und darauf folgend wieder eine Abspannung, wie mir diese nur auf sächsischem Gebiet oder bei Opiumessern vorgekommen. Rührigkeit, Beweglichkeit, praktischer Muth, Phantasterei zuvor und plötzliche Blasirtheit und Ernüchterung. Die synchronistischen Tafeln waren nach Vehse die ausschließliche Forderung der Zeit. Sie waren das, was für Richard Wagner später die Kunstwerke der Zukunft waren, dem Grafen Beust die Dreikönigsverfassung, dem trefflichen Professor Reclam die Leichenverbrennung. Alle Drei stehen sie unter dem Einfluß sächsischer Culturbedingungen.

Vehse war eine schmächtige Gestalt, sein Kopf von schwarzem Haar bedeckt, sein Auge hatte etwas irrend Unbestimmtes, das seine spätern gewaltigen Wandlungen erklärbar macht. Mit Feuer und Begeisterung dem Geschichtsleben hingegeben, freisinnig, hielt er damals Rühle (Geschichte Polens und der Thronbesteigung Katharina's II.) für den größten Historiker, der je gelebt. Ein Citat, eine Vergleichung aus Rühle hatte er zu jeder Zeit bei der Hand, wie aus dem Tacitus. Außerdem beschäftigte ihn sein Geschichtsatlas. Diesen zu Liebe begründete er mit seinem Schwager eine eigene Buchhandlung. Als letztre schlechte Geschäfte machte, gerieth der Freisinnige, der Republikaner — in die pietistische Schwärmerei des Pastors Stephan! Die Aufstellung am Archiv wurde aufgegeben. Er wanderte mit den verblendeten Anhängern des geistlichen Groß-Kophta nach Amerika aus. Als an Ort und Stelle der Heiligenschein des Verführers schmolz, kehrten die Betrogenen zurück, Vehse mit einer Belehrung, die den späteren Umgang mit ihm peinlich machte. Selten ist mir der Gegensatz einer frischen lebensmuthigen Jugend mit einem grämlichen Alter so auffallend gewesen, wie in den verschiedenen Stadien, wo ich diesem mit Wissensstoff überladenen Manne begegnete. Schon früh war er Witwer geworden. Zu Folge dessen brachte er auch noch aus Amerika eine komische Neigung mit, die Chance verwerthen zu wollen, wenn eine Frau seine zweite Gemalin würde.

Berlin wurde meinerseits durch einen Umweg durch die Lausitz, durch das Sandmeer des Spreewaldes, über Frankfurt an der Oder

erreicht. Wie man sich in den Prairieen unter den hohen Grashalmen, in der Wüste unter den Sandwellen verirren kann, so kann man das, glaub' ich, im märkisch-lausitzer Spreewald unter den Tannen. Daß sich der Postwagen in den Wegen, die nur Wagenspuren im Sande erschienen, zurechtfand, nahm mich wunder. In einem Städtchen, das endlich in freundlicherer Gegend, ja schon den Grüneberger Weingeländen nahe auftauchte, Forste, wohnte mir ein Bruder. Auf dem Schützenhause, hinter dem gerippten Glase mit Dämmer, auf der Kegelbahn konnte man glauben, hier noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts zu stehen, in jener Zeit, wo ein Kronprinz von Preußen nicht länger in der Mark Brandenburg aushalten zu können erklärte und durchgehen wollte. Jetzt mag sich dies kleine Tuchmacherstädtchen, wie überall die Provinz, weit bewußter und mit der Zeit zusammenhängender fühlen gelernt haben.

Ich war denn wieder im „Bann von Mekka's Thoren!" Die lange Frankfurter Linden-Allee, das „Schlößchen", die „Neue Welt", die vom Postwagen aus zuerst begrüßt wurden, gaben mir den Vorschmack der Erinnerungen voll Schmerz und Herbigkeit, an die ich wieder anzuknüpfen hatte. An jedes Haus knüpfte sich mir ein Gedanke der Erinnerung meist trüber Art. Wie die Dinge lagen und die Personen unverändert standen, war an eine Erhebung aus dem aschgrauen Einerlei in Berlin nicht zu denken. Berlin gehörte dem Militär, den Beamten, den Geistlichen. Es ist kaum zu begreifen, wie aus diesem steifen, zugeknöpften, monotonen, ganz den Sonntagspredigten der Geistlichen hingegebenen damaligen Berlin das jetzige anarchische, wilde, zuchtlose, das mit 25 Theatern gesegnete Berlin hat entstehen können. Die Frage kann den Culturhistoriker beschäftigen. Doch müßte seine Arbeit, wenn sie richtig ausfallen soll, auf die Entdeckung zurückkommen, daß jenes pedantische, engherzige, penible, philisterhafte Berlin von damals nicht nur mitten in seiner jetzigen Frivolität und demokratischen Wildheit annoch lebt, sondern daß es sogar, nur in anderer Form und unter anderer Maske, den Ton angiebt.

Der Entschluß, mich ganz auf meine Feder zu stellen, war nach dieser Reise gefaßt. Mein Schreiben war an sich nur Thatendrang, nur verhaltene Rede zum Volk. Ganz Europa war

in Bewegung, nur Deutschland schmachte. Da die Glocke des Aufruhrs, der Sturm die Schläfer nicht wecken konnte, was blieb übrig, als die Sprache der Literatur zu wählen? Den Formen, die dem Leben gegeben werden sollten, mußte der bildende Geist vorangehen. Wo lagen die Ringe in den Felsen eingemauert, die unsere Ketten festhielten? Die Schule, die Universität, die Kirche hielten diese starren Felsen — selbst Wissenschaft und Kunst hatten sich aufgethürmt, um den freien Geist an seiner Bewegung zu hindern. Zertrümmern läßt sich nichts, was wie von Granit geworden, zerstampfen mit Simsonsstärke kein Damm, kein Wall — was war der unglückliche Versuch jener Handvoll Menschen, der in Frankfurt einige Todte, Verwundete und zwanzig, ja dreißigjährige Gefangenschaften in Mainz eingebracht hatte? Was hatte er genutzt? Die Lehre Mazzini's: Kleine Emeuten, auch wenn sie unterliegen, beweisen den Muth der immer noch vorhanden sei, für eine Sache der Ueberzeugung einzustehen! wurzelt nicht im deutschen Gemüth. Da mußte sich die Einsicht sagen: Es ist das All, der Aether, die uns umgebende Luft, die dem aufgehenden Saatkorn mit milder Aufathmung die Kraft geben muß, daß es sich halt, streckt, wächst; dieser Sphäre allein mußt du deine Kraft widmen! Es geschah dies nicht auf dem belletristischen Gebiet allein, auch auf dem politischen. Regelmäßig schrieb ich Berichte an die neuenstandene „Stuttgarter Allgemeine Zeitung", an den badischen „Freisinnigen", der in Freiburg erschien, an die „Augsburger Allgemeine Zeitung". Doch was war aus Berlin zu melden? Der Monarch behandelte den Staat wie eine Ausstellung, wo man überall die Warnungstafel liest: Nichts anfassen! Reformen — ein schreckenerregendes Wort für einen Charakter, dem die Gewohnheit so lieb geworden war, daß er sich selbst von Hardenberg nicht trennen konnte, trotzdem daß die Schwächen dieses Ministers nicht blos in seinem Privatcharakter lagen. Außer meinen alten Begegnungen Sodernheim und Rottenkamp fand ich Niemand, dem die Zeitbewegung ähnliche Impulse gab wie mir. Selbst ein so harmloses, dem Charadescherz und der Theaterchronik gewidmetes Blatt, wie der „Don Quixote" meines Schulfreundes Glaßbrenner, wurde verboten. Joel Jacoby war noch nicht römisch-katholisch getauft. Man konnte ihn bei Stehely nicht vermeiden. Noch war die alttestamentarische

daß die Türken auf die Geschirre von ihren Pferden streichen Judenpech, bloß damit sie durch den starken Geruch die Schmeißfliegen abhalten. Ich empfehle mich Ihnen." Und damit ging Herr von Lipmann triumphirend vorüber und Schlachtenmaler hatte die Demüthigung und das Nachsehen. Aber wir erwähnen diese Antipathie Celindens nur, um zu erklären, warum der Graf sagen konnte, sie wäre das einzige ruhige Plätzchen, wo er sich erholen könnte: denn überall anders verfolgte ihn Herr von Lipmann mit stechenden und beißenden Bemerkungen. Bald hieß es: „Sagen Sie mir, Graf, wo haben Sie die Idee mit dem Wasser her? Wo ist die Fasanerie, wo sind die Hirsche im Park? Soll die alte Mooshütte die Grotte für Liebende sein?" Der Graf hatte keine Ruhe vor ihm während der ganzen Saison, weßhalb ihm so ein entrüsteter Ausruf, wie z. B.: „Herr, Sie quälen mich wie ein Floh!" öfters entfuhr. Herr von Lipmann hatte aber auch hier Witz genug, ihm boshaft lächelnd zu erwidern: „Nun, wenn Einen sticht ein Floh, so zieht man sich nackend aus und schlüpft in ganz neue Hemder und Strümpfe und Unterbeinkleider und Vorhemdchen und Alles so fort." Und, wenn Herr von Lipmann sonst nur von Gold und Papier sprach, so hatte er sich in Amalienbad zur Verzweiflung des Grafen angewöhnt, nur von Eisen zu sprechen. Bald hieß es: „Daß in dem Brunnen Eisen ist, sieht man schon an der magnetischen Kraft, mit der es die Leute aus allen Gegenden anzieht;" bald: „Auf dieser Eisenbahn werden Sie schnell zu Ihrem Ziele kommen;" bald umarmte er den Grafen an der Table d'hôte und rief zu allgemeinem Gelächter: „Alte Liebe rostet nicht!" Sein Sohn Guido mußte ihm die ganze Geschichte

Stimmung in ihm vorwaltend. Er schrieb im Styl Lammenais' „Klagen eines Juden, Blätter für die höchsten Interessen". Glasbrenner sagte witzig: „Die Juden verstehen sich auf die höchsten Interessen".

Die Neujahrs- und Carnevalszeit 1834 brachte ich in Leipzig zu. Nicht auf den Maskenbällen des Hôtel de Pologne, sondern in einem warmen Stübchen am Markt bei knirschendem Frost in den Straßen. Im Theater hätten die paar Leute, die es besuchten, zusammenrücken mögen, um sich einander zu erwärmen. Niemand hätte ahnen können, daß sich das seit 1811 beste Weinjahr so rauh, so, wie Shakespeare sagt, mit den „vollen Pausbacken des Boreas" ankündigen würde. Ein idealischer Liebhaberspieler mit langem schwarzem Haar war damals Ludwig Dessoir. Seine Gattin, die sich von ihm trennte, Therese, besaß lange Jahre hindurch das Herz der Leipziger und wetteiferte in Popularität mit Fräulein Günther, späterer Günther-Bachmann. Lebhafte, anregende Charaktere gab es täglich an der Gasttafel des bayrischen Hofes, Advokaten, Gutsbesitzer, Beamte. Natürlich trug alles das specifisch sächsische Gepräge bis zu den Stimmungen der Revanche gegen den großen Nachbarstaat, der zwar unmittelbar nahe lag, aber mit einer Hauptstadt, die für nichts in Deutschland maßgebend war. Seit Schleiermacher und Hegel gestorben, ging das Interesse für Theologie auf Halle, für Philosophie auf München, Tübingen, Heidelberg über. Die Leipziger Theaterereignisse erhitzten oft die Köpfe der Streitenden und Heinrich Laube ertheilte seine Sprüche unbedingter Unfehlbarkeit. Ich freute mich über jeden Studirten oder Fachgenossen, der es wagte, dem ewig Maßgeblichen ein „Wie so?" oder „Das seh' ich gar nicht ein!" zu erwiedern. Einem jungen Autor gedeiht es nicht, sogleich beim Beginn seiner Entwicklung sein eigenes Journal zu haben. Seine Feder muß sich auf fremdem Terrain schulen. Ein Redakteur gereifterer Einsicht muß ihm zuweilen sagen können: „Das ist geschmacklos, das ist vollständig unklar, das ist unmotivirt!"

Glücklich zu preisen ist dann freilich derjenige Sohn der dichtenden Muse, der mit den ersten Kundgebungen seiner Feder Haus zu halten versteht. Und noch glücklicher der, der sofort in eine

Bahn geräth, die jede Unreife der Erfahrung, jede Jugendlichkeit des Geschmacks und des Urtheils so lange verbirgt, bis die Jahre dem Geiste die größere Reife gegeben haben. Die Novelle, der Roman, die Beschreibung und vollends die Erörterung, das politische Raisonnement, alles das, was ein damals plötzlich hereinbrechender Cultus der Prosa (im Gegensatz gegen die schwäbische Schule und förmlich von Theodor Mundt als Evangelium der neuen Literatur angekündigt) in seinen Kreis zu ziehen anfing, es konnte nur unvollkommen ausfallen. Wenn sich ein junger Privatdocent in einer Monographie seines Fachs bewährt, wird er sich in einem umfassenden Lehrbuch nur Blößen geben. Wer lebensklug ist, lernt bei Zeiten die Kunst, seine Unwissenheit, seine Unreife zu verbergen, wie ich schon bei meiner Begegnung mit Zedelmann schilderte. Der lyrische Dichter ist dem Publikum tabula rasa. Ein lyrisches Gedicht kann nur das sein wollen, was es ist. Bringt es den Eindruck des Mondscheins, wie sich dieser auf einem stillen Wasser spiegelt, so wird davon Niemand, weder Müller oder Schulze, noch Alexander von Humboldt oder Schelling eine andere Anschauung haben, als diese Allen gemeinsame Feierstunde der Natur. Jahre lang kann ein lyrischer Dichter so im Incognito seiner künftigen vielleicht schwachen und zu einem befriedigenden Buche in Prosa nicht im Mindesten ausreichenden Geistesgaben hinleben. Seine Unreife ist vielleicht sogar noch das Reizende, das an ihm gefällt. Ihm reiht sich der Dramatiker an. Auch dieser wählt einen Stoff, der sich selbst in Expositien setzt. Der Stoff bringt seine natürlichen fünf Akte mit sich, die Situationen müssen die gewählten sein, wenig andere. Geschickt, geistreich, genial mag die Gliederung des Stoffes noch lange nicht genannt werden können; aber die Uebertreibungen unreifer Anschauung, selbst offenbare Puerilitäten, die noch mit unterlaufen, fallen dem Autor nicht so zur Last, wie beim frühen Gebrauch der erörternden Prosa. Auch Shakespeare hat Plattitüden! Wie lange die Dramatiker von etwas Schwung den Glauben an ihren Genius aufrecht erhalten können, der doch kaum mehr in sich hatte, als den gerade gewählten Stoff, zeigte sogar Hebbel, als dieser einmal eine Novelle schrieb, „Meister Anton", schauerlichen Andenkens.

Eine Anerkennung für meinen „Maha Guru", der für Jeden langweilig sein mußte, dem nicht sein Bildungsstandpunkt das aufgewendete Material von Interesse machte, hatte ich nicht gesucht. Als Wolfgang Menzel das Buch besprach, wählte er unter den Vignetten, die auf den einzelnen Nummern seines Blattes abzuwechseln pflegten, einen Lorbeerkranz und ließ zweimal meinen Namen hineinsetzen. Das konnte mir bei dem Ansehen des Morgenblattes genügen. Ich blätterte täglich in den Journalen, die auf einem Tisch in der Grimma'schen Gasse lagen. Die Reclam'sche Buchhandlung hielt dort ein Leseinstitut. Um drei Uhr Nachmittags saßen nicht mehr als drei Personen beisammen, meine Wenigkeit, der berühmte Professor Krug und ein Prinz von Holstein-Augustenburg, der sich wegen einer Mesalliance vom Hofleben zurückgezogen hatte. Ich blieb beim Lesen stumm; Professor Krug, der in seinem Aeußeren Zacharia ähnelte, glossirte jede auffallende Zeitungsnotiz mit Bemerkungen, die ihm von Seiner Durchlaucht bewundernde Zustimmung eintrugen. Aber der wohlwollende, korpulente, fast rothhaarig blonde Prinz drückte mit unablässigem Mienenspiel aus, daß er über die Anwesenheit eines ihm nicht bekannten, ihm nicht vorgestellten Dritten nicht hinauskommen konnte. Das Ensemble, das wir drei einsamen Museumsleser abgaben, wurde durch die Neugier des Prinzen wahrhaft komisch.

Nach Berlin gegen Ostern zurückgekehrt, erfuhr ich trotz der beiden Lorbeerkränze, daß ich in meinem „Maha Guru" die Töne nicht getroffen hatte, wonach die Welt zu tanzen liebt. Clauren, Spindler, van der Velde waren bei der Masse, Tieck, Bulwer bei den Anspruchsvolleren zu tief eingedrungen. Die wärmste Empfänglichkeit kam mir von den Mitgliedern des alten Münchener Kreises. Ja einer darunter, jener Student der Rechte, Löwing, eine ideale Natur, mochte, obschon durch umfassende Bildung ausgezeichnet, seine Studien nicht fortsetzen und verfolgte den Plan, Buchhändler zu werden, zu welchem Behufe ihm der Anschluß an den Erzähler so zum Bedürfniß wurde, daß er um meinetwillen nach Berlin kam und mich überredete, mit ihm für die Sommerzeit nach dem erfrischenden, wasserreichen, nicht mit dem Sand und Staube kämpfenden Hamburg zu gehen.

Schöne Sommermonate, in einem Häuschen an der Alster,

das später der Brand verzehrte, wurden dort mit gemeinschaftlichem Zusammenwohnen, Studien, Arbeiten, Träumereien, Genuß der Natur und des Lebens zugebracht. Selbst die Beziehungen zu dem nur von Heine und Börne erfüllten Buchhändler Julius Campe traten zurück gegen den Reiz, den die glückliche Lage der Stadt, die malerischen Ufer der Elbe, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Fülle und Ueppigkeit des materiellen Lebens gewährten. Neue Charaktere, wenn auch wenige von der Bedeutung eines Gabriel Riesser, traten uns da und dort entgegen. Der berühmte Vorkämpfer für die Emancipation der Juden hatte das Haar eines Negers. Zwar blond, aber so kurz gelockt, daß man es für Wolle hätte halten können. Riesser's Art sich zu geben war die spezifisch Hamburgische. Alles kam naiv, kindlich, fast schüchtern heraus und doch konnte er plötzlich Schneide zeigen. Ist diese Hamburger Art eine Folge des gleichsam erst aus dem Plattdeutschen übersetzten Hochdeutsch? Auch das Plattdeutschsprechen läßt so sonderbar niedlich erscheinen und in der That nicht männlich.

Ein Empfehlungsbrief führte mich in das Haus des alten Salomon Heine, der mich zu einem sonntäglichen Familiendiner einlud. Da hatte ich denn die ganze Verwandtschaft Heinrich Heine's beisammen. Die Begegnung war nur flüchtig; nur seine Schwester, eine verheirathete Frau Embden, wurde und blieb mir noch in späteren Jahren gewogen. Die Versammlung fand in jenem kleinen, aber innerlich comfortabel eingerichteten Hause am Jungfernstieg statt, das nicht mehr existirt. Schon brannten die Lampen; in Hamburg bleibt man nach dem fünf Uhr Diner beisammen bis zur Theestunde. Der alte lebhafte Herr, der das Theater mit Leidenschaft, das schöne Geschlecht ebenso, doch mit Maß liebte, gönnte mir den Ehrenplatz an seiner Seite und trug mir, wahrscheinlich zum Verdrusse der nächsten Hörer, seine von diesen wol schon unzähligemal gehörte Selbstbiographie vor. Der reiche Mann war aus Pyrmont gebürtig, war mit einigen Schillingen in der Tasche in Hamburg eingewandert und konnte nun mit den gewöhnlichen Geschäften angefangen haben, die man noch jetzt die Hamburger Juden auf dem Neuensteinweg betreiben sieht. Bald aber hatte die Continentalsperre seine Erfindungsgabe angespornt,

jene Zeit, wo Napoleon die Engländer durch den Einfuhrtarif des Continents schlagen wollte und die Insel Helgoland der Stützpunkt des Schmuggels wurde, den seine eigenen Beamten leiteten. Der Schmuggel machte in dem großen Netz, das der Tyrann über den Continent gespannt sehen wollte, so viel Löcher, daß Handel und Wandel blühten und sich die vielen, später in die Höhe gekommenen Commerzienräthe die erste Grundlage ihrer Millionärschaft zurechtlegten. Die Kriegslieferungen thaten dann das Uebrige. Bei Salomon Heine waren noch die russischen, dänischen, schwedischen Anleihen der Restaurationszeit hinzuzunehmen. „Ueber Literatur kann ich nicht sprechen", pflegte er zu sagen, „ich kenne keine anderen Aufsätze, als die, welche vom Conditor kommen." Ueber den Neffen in Paris, dessen noch lebende und in Hamburg wohnende Mutter, die nicht anwesend war, wich der Chef der Familie einer Erklärung aus. Was er über den Dichter sprach, hielt sich im Ton des bekannten Diktums aus seinem Munde: „Hätte mein Neffe etwas gelernt, brauchte er nicht zu schreiben Bücher". Das sprechendste Beispiel für die Richtigkeit dieser Aeußerung war in der Person des Doctors Juris und späteren Handelsgerichtspräsidenten Halle zugegen, der Stolz der Familie, der Schwiegersohn des Wirthes, ein schöner stattlicher Mann, mit funkelnden Augen, krausem, dunkelm Haar, kräftigem Backenbart. Sein Gespräch offenbarte Geist und eine weit über sein Fach hinausgehende Belesenheit. Keine der Fragen, die in den dreißiger Jahren die Welt bewegten, keine der engern, die nur die Literatur berührten, war ihm fremd. Seine Rede war wohllautend und trug jenes schöne Gepräge, wo sich Wohlwollen mit vornehmer Haltung verbindet. Das triumphirende Gefühl sämmtlicher Tischgenossen über den Besitz eines so ausgezeichneten Mannes verrieth sich nicht in seiner eigenen Haltung, die nur würdig und maßvoll, nicht eitel war. Und wer hätte da die tragische Veränderung ahnen sollen, die mit diesem Manne vorging! Als ich zwanzig Jahre später in den Laubgängen der sogenannten „Bürgerwiese" zu Dresden, über die mich mein täglicher Ausgang führte, täglich einem langsam schleichenden, asthmatisch aufgetriebenen, corpulenten Herrn mit grauem Haar und Bart begegnete und zuletzt in Gesellschaften die Bekanntschaft des inzwischen so auffallend Verwandelten er-

neuerte, erfuhr ich, der ehemalige „Präses Halle" von Hamburg hatte in Dresden eine prachtvolle Wohnung bezogen, gab Gesellschaften von einem Glanz, wie man dergleichen von einem inzwischen durch den Tod seines Schwiegervaters zum Millionär Gewordenen erwarten konnte, galt aber als ein vom Schlage getroffener, zu schonender und nicht nach den üblichen Lebensbedingungen zu beurtheilender Mann. Immer noch erlaubte ihm sein unsterbliches Geist manche Aeußerung, die in treffender Weise Vergangenheit oder Gegenwart berührte. Nur fiel mir, ehe ich ganz seinen Zustand kannte, die übermäßige Gereiztheit auf, als ich den reichen Mann um ein Geschenk für die neubegründete Schillerstiftung bat. Ich hatte dabei auf seinen eigenen Verwandten Heinrich Heine hingewiesen, der ja auch in seiner „Matratzengruft", ich füge ausdrücklich hinzu, ohne den Beistand seiner reichen Verwandten, schwerlich vom Ertrage seiner Schriften würde haben leben können. Noch ehe ich diesen Satz vollendet hatte, unterbrach mich der Kranke ohne jede Veranlassung mit den Zeichen des äußersten Unwillens. Als wenn eine Anklage bestünde des Inhalts, daß die reichen Verwandten nichts für Heinrich Heine gethan, ihn dauernd so gering gehältigt hatten, wie dies in den Zeiten der Confiscation seiner Bücher allerdings geschehen war, redete er sich theils in eine excessive Bewunderung seines Verwandten hinein, die ihm wenigstens vor Jahren vollständig fremd gewesen, theils in die durch den Reichthum und die Liebe seiner Verwandten verbürgte unbedingte Widerlegung einer Möglichkeit, die ich ihm doch nur beispielsweise ausgesprochen hatte. Kurz dies maßlose, fast übermüthige Selbstgefühl des Mannes hinderte nicht, daß derselbe gleichzeitig in die trübe Verstellung versunken war, mit seinem Reichthum könnte es zu Ende gehen, ja er sei schon nahe daran, nichts mehr zu haben. In der That traf man ihn in denselben Anlagen um Dresden zuweilen im Begriff, Vorübergehende, einem Bettler gleich, um einige Schillinge anzusprechen.

Im Hochsommer verließ ich mit dem Freunde Hamburg, um Wolfgang Menzel, der auf's Neue in die Kammer gewählt war, die wiederum von ihm gewünschte Hülfe zu leisten. Auf der dem Rheine zu gerichteten Reise konnte endlich die seit lange verschobene Wiederbegegnung mit Frau Charlotte Birch stattfinden. Nach-

dem die Freundin den Winter und das Frühjahr über da und dort gastirt hatte, ruhte sie in den Taunusbädern aus. Vor den Versuchungen des grünen Tisches war die leidenschaftliche Frau nicht sicher. Selbst in Schwalbach, wo sie die Stahlquelle trank, in dem Bade der bleichsüchtigen jungen Damen, war das schnurrende Rad im Gange und manche Einnahme, die ihr von Ungarn oder Böhmen her zukam, manche goldene Honorarsendung wurde von ihr dem Dämon des Spiels geopfert. „Nahen Sie sich mir nicht!“ rief sie mir in ihrer schen im gewöhnlichen Leben immer stark auftragenden und süddeutschen Dialektweise entgegen. „Um Gottes willen nicht! Ich schwimme ja in Blut!“ Bald erfuhr ich, der ich erstaunt zurückfuhr, daß sie unpäßlich war und in diesem Augenblick von einem Gürtel — von Blutegeln umgeben, die sich ohne Zweifel an ihrem üppigen Leibe wohl sein ließen. Ich wartete ihre Genesung ab. Diese stellte sich bald ein. Wir verbrachten manche Stunde in jener Stimmung, wo uns ein starker Wille gewonnen zu haben glaubt, wir auch aus Gründen des Gemüths durchaus keinen Einspruch thun und doch sind wir meilenweit von einander geschieden. Wenigstens mein Urtheil über ihr Schaffen war ein durchaus getheiltes. Daß ich die Reserve einer Aesthetik der höchsten Anforderungen nicht aufgab, ließ ich mit einer mir entweder angeborenen Milde oder aus Schwäche für die Freundin nicht ahnen. Lebte sie doch auch zu sehr in der vollsten Vergegenwärtigung der Bühne, wie sie ist. Diese kam ihr als Siegerin entgegen. Den Anforderungen, welche die ganz und gäbe Darstellungskunst macht, glaubte sie als Dichterin vollauf zu genügen. Die laufende Chronik der Bühnen that alles, sie in diesem Glauben zu bestärken. In stiller Abendstunde bis gegen Mitternacht las sie mir ihren hier in Schwalbach entstandenen „Johannes Guttenberg“ vor. Das vierhundertjährige Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst stand bevor, die Enthüllung der Thorwaldsen'schen Statue in Mainz; da lieferte sie den Bühnen ein Festspiel, das sich lange Jahre erhalten hat und wol noch auf den kleineren Bühnen bisweilen auftaucht. Daß ich nicht zu allem schwieg, was sie mir aus einem Manuscript in Folio vorlas, ließ sich erwarten. Guten Rath zu prüfen und anzunehmen war sie unter Umständen schon in München bereit. Die schwalbacher

Gegenleistung, das Versprechen der bons offices für den gothischen romantischen Kneten in Berlin, wurde von mir bereits erwähnt. „Johannes Guttenberg" sollte vom „Königsstädter Theater" aus seine Rundreise durch die deutschen Gauen antreten.

Herrlich war der Sommer und der Herbst, bezaubernd der Genuß des zum erstenmale gesehenen Rheins, des Rheinthals von Mainz bis Bingen, der goldnen Mognmia selbst, dieser traulichen Winkelstadt, die sich mit ihren alten Domherrenhöfen und ihren mitten in der Stadt versteckten Adelssitzen nur mit dem ebenso erinnerungsreichen winkligen Würzburg vergleichen läßt. Nach einigem Verweilen in Manaheim bei den Angehörigen des hier wohnenden Freundes Löning, dem Wiedersehen Heidelbergs, erfolgte in Stuttgart die schon erzählte Trennung von Menzel. Dem Leidwesen, das mich denn doch darüber befiel, gab die eigene Erkrankung Mehrung. Bald nach einem Weinlesetag voll Jubel und Lärm, zugebracht mit meinen einfachen Wirthsleuten, hütete ich das Zimmer. Doch gab es von außen Anregung und Unterhaltung. August Lewald war von München nach Stuttgart übersiedelt, der neugewonnene Liebhaber am Hoftheater Heinrich Moritz verrieth seltene Bildung, mehr wahrlich viel Belesenheit und den Ehrgeiz, sich in diesem seinem vollen Werthe auch denen zu zeigen, die ihn zu würdigen vermochten. Der Dritte war wieder Seydelmann, damals noch seinem Clienten, dem jüngeren Moritz, vertrauensvoll verbunden. Moritz versuchte, was Seydelmann nicht gelang, eine Häuslichkeit zu eröffnen; er führte damals ein Experiment durch, das, wie Jedermann voraussah, scheitern mußte. Eine schon ältere adlige Dame aus Böhmen, anßehen, seltsam exzentrisch und absprechend in ihrem Wesen, aber von dem gutmüthigsten Charakter, wie es schien, hatte sich mit dem anziehenden jungen Schauspieler verbunden. Dieser Ehevorschlag gab der Welt nicht wenig Unterhaltungsstoff. Es hatte etwas Rührendes, die hochgeborene Frau mit dem besten Willen in der Küche und mit dem Bestreben, alles wohlthuend und beglückend zu treffen, sich abmühen zu sehen. Und der Gatte wieder seufzte: „Ja, wenn man es nur nicht sähe! Wenn sie's nur in der Stille thun oder ganz unterlassen wollte!" Ein Mittagmahl, zu welchem sie eingeladen hatten, wo die Hausherrin in ängstlichster Sorge, der Haus-

herr mit schärfster Kritik auf jede Schüssel sah, war so peinlich, daß selbst Lewald's und Seydelmann's Humor die Stimmung nicht in Fluß bringen konnte. Ein Compott aus getrockneten Datteln, das die Gräfin selbst zubereitet hatte und worauf sie sich nicht wenig zu Gute gethan, schlug zuletzt dem Faß der Zurückhaltung beim Manne den Boden aus. Alle seine Erfahrungen in Leipzig, Dresden, Berlin hatten ihn noch auf kein Compott von Datteln geführt, dem man seiner Ueberflüssigkeit wegen in der That nicht mit besondrem Appetit zusprechen konnte.

Traurige Abendstunden gab es, wenn diese drei damals freundschaftlich Verbundenen den Kranken besuchten, nicht nur die Karten mitbrachten, sondern auch die Bestandtheile eines Abendimbisses. Es war Winter geworden. Die Lampe brannte, draußen tobte der Sturm. Da stiegen drei Männer in meine behaglich erwärmte Klause und entledigten sich ihrer unter den damals noch üblichen faltenreichen Mänteln verborgenen Fourage. Seydelmann brachte Wein, Moritz irgend etwas, das auf eine Rarität, einen Capaun, einen Fasan hinauskam, Lewald warf eine resolute Wurst auf den Tisch. Brot, Tischtuch und Messer fanden sich beim Wirth. Gebraucht wurde nur versuchsweise von Moritz. Die Cigarre und der Ehrgeiz gingen noch nicht bequem nebeneinander wie jetzt. Die mit Ruhe geraucht Cigarre bei strebenden, reizbaren Naturen ist erst eine Errungenschaft unserer Tage.

Die Verbindung mit Leipzig wurde von mir noch immer unterhalten. Wie ein junger Name, der, zwar halb und halb nur träumerisch, aber doch auf der Unterlage seiner Studien, seines gewissenhaften Postenstehens im geistigen Feldzuge der Zeit, seinen Weg in der Literatur verfolgt, schon frühe eine Stellung gewinnen kann, zeigte sich bei einem Besuche, den mir eben jener Liesching machte, der sich jetzt plötzlich in schon vorgerückten Jahren als Verlagsbuchhändler bewähren wollte. In runder Summe bot er mir 100 Carolins für ein Gemälde unserer Zeit, etwa Bilder des Jahrhunderts, wie ich diese Idee drei Jahre später als „Säkularbilder" ausgeführt habe. Doch mußte ich jetzt nur an den Freund in Mannheim denken, der bei seiner Hoffnung, eine Buchhandlung zu eröffnen, auf die Erfüllung der bibliopolischen Pläne rechnete, die

wir unter den alten Eichen von Harvestehude am Strande der blauen Alster geträumt hatten.

Wieder war ich an meinen Nero gegangen, hatte auch einzelne Scenen desselben im Morgenblatt erscheinen lassen, als mir der Antrag wurde, eine „Frühlingszeitung", „Phönix" genannt, die in Frankfurt am Main erscheinen sollte, durch meine Mitarbeit zu unterstützen. Ich schlug die Form dafür vor, daß man mir wöchentlich eine Nummer für mich allein einräumte, die ich als „Literaturblatt" zur Berichterstattung über die literarischen neuen Erscheinungen wählen würde. Der Vorschlag wurde angenommen. Nach den Weihnachtstagen, die im Seydelmann'schen Kreise gefeiert wurden, ging ich nach Frankfurt am Main. Der „Frühling", den jene Zeitung hatte verkündigen wollen, ging auf die Zeit, die Literatur, war aber ein viel zu emphatischer Ausdruck im Munde eines Mannes, der in sonderbarster Weise zwar beständig Licht und Aufklärung im Munde führte, Eduard Duller's, selbst aber in seinen Hervorbringungen, Romanen und Dramen, sich nur in der Sphäre seines Freundes Moritz von Schwind (sie waren beide Wiener) bewegte, im Mittelalter, im Dämmerlicht der alten Sage, unter den Trümmern alter Abteien und Klöster. Nach dem „Frühling" schaute sich jedoch alle Welt. Das verflossene Jahr hatte wieder die blutigen Aufstände von Lyon und Paris gebracht. In Deutschland dauerten die Untersuchungen und Einkerkerungen fort. Die gedrückten Stimmungen waren irgend einem neuen, einem unbekannten Gotte zugewandt. Einer der Hoffmann und Campe'schen Verlagsartikel hatte geradezu einen „Völkerfrühling" sozusagen in den Sprachgebrauch gebracht. Der belletristische Theil des „Phönix", der zwar mit dem „Armen Konrad", einer Erzählung aus dem Bauernkriege, begann, sich jedoch überwiegend nur bei Nixen, Meerweibern und Alraunen aufhielt, konnte ruhig sein vor den immer mehr zur Strenge aufgefordeten Censoren und dem Bundestag. Drehender wurde der Blaustift für mein samstagliches Literaturblatt gespitzt.

Seit vierzig Jahren haben sich in Folge der Eisenbahnen und unserer Einheitsbestrebungen die Eigenarten der Städte verwischt. Wie sind sie sich alle so ähnlich und gleich geworden! Dies Frankfurt am Main, das Jedem, der sich etwa einmal zu sagen erlaubte:

des Eisens vortragen, nur um ihm Gelegenheit zu Anspielungen zu geben. War der Graf unmuthig, so schüttelte sich der Hofagent und rief ihm so laut nach, daß es die ganze versammelte Kurliste hörte: „Säure löst das Eisen auf und macht Salze daraus, die von den echten Salzlaugen sich dadurch unterscheiden, daß diese zusammenziehen, Ihre aber auseinander jagen!“ Er wurde in seinen Bildern so gelehrt und in den Vergleichungspuncten so auffallend, daß Schlachtenmaler einmal einen Wortwitz nicht scheute und ihm seiner Grobheit wegen vorwarf, daß ihm seine ewigen lächerlichen Eisengespräche nachgerade zu orydiren schienen. Seitdem schwieg auch Herr von Lipmann über den Gegenstand.

Von Amandus wissen wir, daß er reiste, um die Hofärzte zu bestechen. Theobald hatte den Namen Schmidt angenommen und wagte es, den Badarzt zu spielen. Weil eines Theils das Wasser nur schwache Eisentheile enthielt (worüber sich bald alle Stimmen vereinigten), so brauchte er mit Fug und Recht und zum Bestand der herrschaftlichen Küche nicht allzukarg mit der Diät zu sein. Er empfahl Küche und Keller und die Patienten standen sich gut dabei, weil das Wasser selbst wenn es gewöhnliches Brunnenwasser gewesen wäre, doch einen starken Appetit erregte, und überhaupt die Heilkraft der Bäder meistentheils aus der Luft und zwar, weil sie so frisch und ungewohnt, gegriffen ist. Wirkliche Leiden verwies Theobald auf den erst später sich ergebenden Erfolg, was denn namentlich von Frauen, denen es an der Fruchtbarkeit fehlte, geglaubt werden mußte. Bei andern Krankheiten kam es nur darauf an, geschickt zu temporisiren. Niemand konnte in sechs Wochen eine vollständige Heilung voraussehen, Niemand kam auch ohne vorgängige

Wer wird wol einmal diesen Bissen verschlucken, Oesterreich oder Preußen? entrüstet antwortete: Der Bissen wird Euch im Halse stecken bleiben! Frankfurt verschlucken wollen heißt einen europäischen Krieg veranlassen —! wie verrieth es Selbstgefühl im Guten und im Schlimmen, in Vorzügen und in verrotteten alten Fehlern! Damals hatte die altberühmte Stadt noch Wallgräben und Thürme, Thoresschluß und die strengste Controle über jeden Fremdling. Wer sich nach acht Tagen nicht empfahl, war dem „Rath" unbequem, verdächtig. Willfährigkeit, Jemand die Ansiedlung zu erleichtern oder wol gar einen Gewerbsbetrieb zu errichten, scheiterte an zahlreichen gesetzlichen Bestimmungen. Dreierlei Herren regierten die Stadt, Schöffen, eine Art Pairs, Senatoren, die studirt haben mußten, und Männer „des Raths", die aus dem Bürgerstande gewählt wurden. Zwei Bürgermeister herrschten und nur auf ein Jahr, wie im alten Rom. Sie herrschten mit allem Glanz. Beim Antritt ihres Regiments durften Freudenschüsse erschallen und alle Welt bewunderte die Kutsche, in welcher sie ihre erste „Römer"fahrt machten. Einer der Schöffen hatte zuweilen eine Curialstimme am Bundestage und der Empfangen Einer war dann, wenn wieder die Ehre auf Frankfurt fiel, der sogenannte Bibel-Meyer — er hatte die Bibel übersetzt, ein geistvoller, aber schroffer Parteimann. Galt es auf der Eschenheimer Gasse eine neue Maßregel nach den Auffassungen Oesterreichs durchzusetzen, so war die Frankfurter Stimme sofort gewonnen. Oesterreich für immer! war Frankfurts Devise, schon seiner damaligen 9000 Katholiken und der Metalliques wegen. Wer über die Zukunft seines Sohnes in Verlegenheit war, brachte ihn im österreichischen Militär unter. Bei alledem empfand man das Verlegen österreichischer Truppen in die theuere Vaterstadt als ein schweres, nicht genug zu beklagendes Unglück. Mit dem April-Attentat von 1833 waren Bedrohungen der Gefängnisse verbunden gewesen; die von der Stadt selbst mit schweren Kosten gestellte Militärmacht hatte Metternich für keine hinreichende Bürgschaft für die Ruhe Frankfurts, dieser für Süddeutschland so maßgebenden Stadt, erklärt. So war denn nicht zu helfen, das Schmerzlichste geschah trotz der österreichischen Sympathieen. „Ei, ei, wo kommst Du denn her?" rief ich eines

Tages einem Vetter von mir entgegen, einem ehrsamen Buchdruckergehülfen, den in Frankfurt wiederzufinden gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft mich überraschen mußte. „Recke aus dem Loch!“ antwortete er. „Habe drei Tage sitzen müssen!“ — „Nicht übel! Und warum?“ — Der kecke berliner Bursche hatte im Abenddunkel, als eine österreichische Runde vorüberschritt (die Soldaten trugen ihren Proviantsack über der Armatur), zu seinem Nachbar gesagt: „Da kommen die österreichischen Leistbeutel!“ Die Enge der sogenannten Schnurgasse, die Schallweite Frankfurter und Berliner Straßen hatte er nicht bedacht. Er wurde mit ein paar Handgriffen in die Mitte des Pikets geschlendert.

Nichts Behaglicheres von einem städtischen Leben kann man sich denken, als das Ensemble eines damals in Frankfurt alles, was zu des Lebens Anmuth, Bequemlichkeit und höherer Würde gehörte, in nächster Nähe beisammen hatte. Da lag das Theater mit mehr als mittelmäßigen, zuweilen trefflichen Leistungen. Unmittelbar daneben die Post, ringsum lag n Gasthöfe, die für die Kunst der Hôtelhaltung als Akademie galten; Kaffeehäuser, gemüthlich eingerichtet, noch nicht durch die Fremden aus den nahegelegenen Bädern verfranzösirt. Ein Lesezimmer ersten Ranges lag auf dem Roßmarkt. Eine Gasse voll Buchhandlungen, die Buchgasse, war im Nu zu erreichen (sie legte den Grund zu Deutschlands Einheit, denn hier begann, was sich später in Leipzig für des Communicationswege des geistigen Verkehrs fortsetzte; dazu die Senckenberg'sche Stiftung, eine Art Akademie für die Naturwissenschaften, sogar mit einer Sternwarte und Anatomie. Nicht zu vergessen das Städel'sche Museum, eine lehrreiche Gemäldegallerie mit vielen Schönen und Werthvollen älterer und neuerer Kunst. Und unmittelbar nahe sorgsam gepflegte Promenaden, die sich um die Stadt zogen und sich immer mehr vervollkommneten, mit der Zeit Staffagen immer zahlreicherer Neubauten. An Concerten, geistigen Genüssen dabei kein Mangel. Was nur an berühmten Namen auftauchte, hielt sich, wenigstens hielten die Frankfurter auf diesen Glauben, das Diplom seines ob wirklichen oder nur gemachten Werthes erst von einer Frankfurter Bewerbführung für sein Talent. Der Cäcilienverein, der Liederkranz, beide waren von Tiri-

genten ersten Ranges geleitet. Ein geschlossener Verein, die Museumsgesellschaft, bot einen Mittelpunkt für geistige Geselligkeit. Nur die einzige Stadtbibliothek lag außerhalb dieses schönen, engzusammengedrängten behaglichen Ensemble's. Diese an's äußerste Ende der Stadt zu verpflanzen, war ein unglücklicher Gedanke. Sie hätte in dem Rundkreise um den Roßplatz gerade in der Mitte liegen sollen.

Christ und Jude waren damals gesellschaftlich noch mannichfach getrennt. Zu jener eben gerühmten Lesegesellschaft wurde kein Jude zugelassen. Man hatte die Ansicht: Wo erst Einer dieses Stammes Platz gegriffen, da folgen bald die andern und zuletzt sind Wir es, die gehen müssen! Doch gab es Gelegenheiten genug, wo ein Jeder soviel galt, als sein Name, seine Bildung, sein Geist vertreten konnte. Immer mehr an Macht gewann die Börse. Börsenspiel wurde eine Kunst, die sich auf Erkenntniß der politischen Zustände gründete, eine Erkenntniß, die nicht überall anzutreffen war. Der Bundestag mochte diese vielen herumwandelnden verkörperten Barometer kaum wünschen, that sich aber gütlich an den Folgen des immer mehr steigenden Wohlstandes, an den Gastereien, die unter den großen Häusern einen förmlichen Wettstreit erzeugten. Auch eine aristokratische Gesellschaft gab es, obschon dieser die eigentlich fesselnden Bindeglieder, geistreiche und schöne Frauen, fehlten. Nur von einigen Gefallsüchtigen wußte die Chronik grade dieser Sphäre zu erzählen. Ab und zu fuhren die umwohnenden Souveräne die stattliche „Zeil" herauf. Denn bei Rothschild gab es immer zu handeln und zu markten. Stammgast in Frankfurt war der Herzog von Nassau, der sich im Gasthof zum „Römischen Kaiser" sogar mehr als erster Weinhändler Deutschlands, denn als Fürst zu fühlen schien.

Ein so kleines und doch bedeutsames Terrain erschien wie ein Glashaus, wo das von oben hereinfallende Licht jeder Physiognomie eine schärfere Zeichnung giebt. Immer streiften hier Menschen aus den verschiedensten Gegenden oder Thätigkeitsgebieten dicht aneinander. Der Beobachter konnte in diesem Verkehr nur lernen. Das Entgegenkommen, das ich fand, war von allen Seiten das wohlwollendste. Hatte ich doch die Gunst der Stadt rasch gewonnen durch einen Vortrag in der erwähnten Museumsgesellschaft. Weit entfernt

zu glauben, daß hier eine ernste Abhandlung am Platze gewesen wäre, hatte ich dem Publikum der „Museumsabende", welchem Musik über alles zu gehen und hinter dieser jeder Vortrag über Goethe oder Schiller, über Hafis oder Hamlet langweilig vorzukommen schien, eine „Naturgeschichte der deutschen Kameele" vorgelesen. War es die Rückkehr des Doctor Rüppell aus Abessinien oder worin sonst die Anregung gelegen hatte, meine Schilderung des deutschen Philisters, des „Kameels", fand eine solche Zustimmung bei Männern sowohl wie Frauen und erregte ein solches Ausschütten der Lachlust, einen solchen Sturm von Beifall, daß ich meine Stellung in Frankfort, den Bundestag und die mit diesem kokettirende Sphäre des Adels und der großen Bankers ausgenommen, für mehr als leidlich begründet halten konnte.

Wer kennt nicht und wer hat sie nicht selbst gesungen die erhebende Melodie des Liedes: „Mein Herz ist am Rheine?" Wer hörte nicht tief ergriffen und durchschauert Uhland's Lied von den drei Gesellen und ihren Liebchen? Der Meister dieser Lieder und so manches anderen, Wilhelm Speyer, widmete mir eine Theilnahme, die für mich, ich darf es gestehen, eine erziehende wurde. Denn der Mann kannte das Leben, kannte Hoch und Niedrig, verband mit seinem künstlerischen Wollen und Vollbringen die regelmäßige Thätigkeit eines mit aller Welt verkehrenden Geschäftslebens, das eines beeidigten Börsenmaklers. Das ihm besonders geschenkte Vertrauen des Rothschild'schen Hauses erleichterte ihm die schwierige Verbindung zweier Richtungen, zweier Seelen gleichsam, die in Folge eines Vermögens seiner Eltern in ihm leben mußten. Zum Genuß des Lebens erzogen, glücklicherweise zum edleren Genusse befähigt, aufgewachsen in jenem seinen Eltern gehörenden offenbacher Andre'schen Hause, wo einst „Lilli" ihre „Menagerie" aufgeklagen und Goethe'n darunter als Gezähmtesten am Bändchen geführt hatte, früh verheirathet mit einer Adligen, stand er durch den großen Finanzsturm von 1825, der über die Welt fuhr, plötzlich mittellos und erhob sich erst allmälig und mit Anstrengung zu einer Stellung, die ihn erhielt. Seine Beziehungen zu Abt Vogler in Darmstadt, Spohr, Meyerbeer, Seidelmann, welchem letzteren Speyer ein fleißiger Correspondent war, noch ehe der

immer mehr Aufsehen erregende Schauspieler im Frühjahr 1834 ein in der damaligen Theaterwelt epochemachendes Gastspiel, erst in Frankfurt, dann in Berlin, eröffnete, versetzte ihn in ständige Verbindung mit dem Meisten, was auf musikalischem oder theatralischem Gebiete den Ton angab. Ein Schatz von Lebenseindrücken wurde mir in traulichen Stunden eröffnet. Gern theilte ich den einzigen Genuß, den sich der rastlos thätige Mann gewährte, ihn, wenn die Jahreszeit milder geworden, an die Stätte seiner Geburt zu begleiten. Nur ein Blick auf die Platanenallee in jenem Offenbacher Garten, unter welcher sich einst der Knabe im Spiel getummelt hatte, ein Blick auf die hohen Ulmen, welche die Wiesen des Parks überwölbten, genügte, ihm für Wochen wieder die Beschwerden der damals im Freien abgehaltenen und aller Unguust des Wetters ausgesetzten Börse ertragen zu helfen.

Eigenthümlich anregend war auch der Umgang mit dem als Ultramontaner gefeierten Arzt August Clemens. Zwar gehörte derselbe nicht zu den Autoritäten Frankfurts, wie in seinem Fache, dem musikalischen, Wilhelm Speyer. Aber den Spott, den man zuweilen auf den Theaterarzt Clemens, der sich nicht wenig darauf zu gute that, die Geheimnisse der Theaterdamen zu wissen, ja die Geringschätzung, die man auf seine Kenntnisse als Arzt überhaupt fallen ließ, hatte der bewegliche, rührige, wohlwollende Mann im Grunde nicht verdient. Mir wenigstens wurde der Umgang auch mit ihm zur Anregung. Noch hatte sich in jener Zeit keine ausgesprochene römisch-katholische Richtung des jüdischen Convertiten bemächtigt. Nur ein Vorspänkeln war es, daß er allerdings mit Vorliebe von Pfeilschifter sprach, dem bekannten von Metternich besoldeten Publizisten, der längere Zeit von Frankfurt, später von Aschaffenburg aus für die praktische Anwendung der Haller'schen Staatstheorie wirkte. Oft wollte Clemens, der bei Pfeilschifter Arzt gewesen, heraus wissen, was in jenen würzburg-aschaffenburger Kreisen geplant wurde. Doch schien sein eignes Glaubensbekenntniß damals nur auf Voltaire und La Maitrie begründet. Die Moral des Epikur ging ihm über alles. Nächstdem Goethe, dem er einen bis in's Komische ausartenden Cultus widmete.

Ein andrer Charakter, den ich meinem alten Oberpräsidenten

von Harder in den „Reliquien vom Geiste“ zum Grunde gelegt habe, war der Director des Senckenberg'schen Stifts Dr. Ereyschmar. Leider ist es dem unfruchtbaren Hasse des Dr. Ruppell, als dieser aus Abessinien zurückkehrte und nicht Jeder von seinem Stuhl aufstand, um ihm Platz zu machen, gelungen, an Ereyschmar, der sein Gegner wurde, Fehle aufzufinden, die, wie bei Baco von Verulam, das Andenken des sonst so merkwürdigen Mannes verdunkeln. In den Zeiten, wo sich der geniale Mann, den ich nicht vollständig zu beurtheilen vermag, weil mir die Kenntniß seiner Beziehung zum Freimaurerwesen fehlt, frei und besonnen bewegte, konnte man an ihm ein Verbundensein alles Tiefen im Menschenleben mit Freimuth in politischen und religiösen Dingen wahrnehmen. Es ist kaum zu fassen, was alles in diese auch äußerlich imposante, behäbig corpulente Gestalt hinein- oder aus ihr herausging: die Verwaltung des Senckenberg'schen Stiftes, die ärztliche Praxis, die vielgesuchte Geburtshülfe, leidenschaftliche Thierliebhaberei und Vogeldressur, Gourmandise, die bei seiner Einladung zum Thee abfragte, Stuhlmeisterthum in der Loge, Studien nach dieser Richtung hin, Studien auch naturwissenschaftlichen Inhalts, wo sich dann der Rationalismus mit einer Art Mystik, einer Neigung für die Raritäten der Natur verband. Man wurde theilweise bei diesem liebenswürdigen Manne an Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts, theilweise auch an die Welt erinnert, in welcher sich später der Buddhist Arthur Schopenhauer bewegte, der ja ebenfalls die Tischfreuden liebte, wenn auch mit größerem Schmerz über unser Tafeln.

Ich sah Schopenhauer täglich, nur daß kein persönlicher Umgang, wie bei den vorgenannten, zur Bildung meines Urtheils, zur Schulung meiner Menschenkenntniß beitrug. Ich fasse Schopenhauer nach dem Eindruck, den wir als Studenten sein Name auf dem Verzeichniß der berliner Vorlesungen gemacht hatte. Da war er ein ständig genannter Privatdocent, der nicht las. Wir glaubten, er hätte keine Zuhörer. Folglich war er uns unbedeutend. Privatdocent bleiben, wie der unglückliche Beneke in Berlin. Jahre lang geblieben, that dem Studenten an sich nichts, wenn derselbe nur Zuhörer hat — ich hörte Beneke selbst mit großem Gewinn. Daß Schopenhauer Fahnenflüchtling war, ganz in Frankfurt am Main

lebte und eigentlich in Berlin für verschollen hätte gelten müssen, das erfuhr ich erst, als ich den Mann mit dem Stierkopf und seinem großen weißen Pudel um die Thore Frankfurts rennen und seine Mittagsmahlzeiten auslaufen sah. Er besuchte dasselbe Lesezimmer wie ich, stocherte sich da die Zähne, führte mit seinem draußen auf dem Roßplatz zurückgebliebenen Pudel mimoplastische Unterhaltungen durch's geschlossene Fenster, blätterte ein wenig in den Times, holte sich dann eine Prise vom Sekretär, kurz, mir erschien das alles wie die Weise eines Ausgedienten. Im Sommer trug sich der „Schote", wie man ihn nannte*), nach dem damaligen Geschmack alter Engländer. Diese Vorliebe für die brittische Nation hatte er in Göttingen angenommen. Von ihrer Literatur erstreckte sie sich auch auf die Tracht. Die Beinkleider waren im Sommer von gelbem Nanking, das Oberkleid ein schwarzer Frack, eine hochgehende, an der obern Oeffnung gezackte Weste, weiße Halsbinde und ein Quäkerhut — den Abschluß gab der oben geschilderte Kopf auf breitem Nacken. Ein Backenbart war anfangs grau, allmälig weiß. Der Mann schien mir auch da noch der Vergangenheit anzugehören, wenn ich ihn die Stiegen meines Wohnhauses heraufstürmen, zanken, lärmen hörte mit meinem spätern Schwiegervater, der die Krone Schweden-Norwegen als Generalconsul vertrat. Concurrenzarbeiten hatte Schopenhauer geliefert für Preise, die der hohe Norden, Christiania, für philosophische Fragen ausgesetzt hatte. Der Glückliche hatte einen dieser Preise einmal ganz, ein andermal im Accessit gewonnen. Da galt es nun die Langsamkeit des Eintreffens der Medaillen zu rügen und ähnliche immer leidenschaftlich und nicht im mindesten mit buddhaistischem Quietismus vorgetragene Beschwerden. So gegenwärtig mir der Einfluß war, den eine Preisaufgabe auf Rousseau ausgeübt hatte, so konnte mir es doch als keine besonders spontane Entwicklung eines Denkers erscheinen, daß man sich zur Beantwortung von zufällig aufgestellten Fragen einer entlegenen Akademie entschloß. Außerdem wurde die allerdings imponirende Selbstgenüge des Mannes fast erdrückt durch die Fülle von Anekdoten, die über seine Wunderlich-

*) Volksausdruck für das Gegentheil von Gescheut.

keit, ja über die Herzlosigkeit, daß er mit seiner eigenen Mutter im Prozesse lebte, umliefen. Bei alledem glaube ich mir das Zeugniß geben zu dürfen, daß ich der Erste gewesen bin, der nach dem Erscheinen seiner überraschenden „Parerga und Paralipomena" das größere Publikum auf ihn aufmerksam machte. Es geschah in einem Artikel in meinen weitverbreiteten „Unterhaltungen am häuslichen Herd", Jahrgang 1852. Für mein Theil selbst überrascht von dem, was mir da gleichsam unter der Erde verborgen gelegen hatte, nannte ich ihn einen „Selbstdenker" und wies auf sein Buch als auf eine Fundgrube anregender Gedanken hin.

Im Gebiet der eigenen literarischen Thätigkeit suchte ich in meinem „Literaturblatt" ästhetische alte und neue Gesichtspunkte festzuhalten. Bei Menzel war ich nur an Bücher gebunden gewesen, deren Werth im Allgemeinen zu taxiren war. Jetzt war Raum gegeben zu Principienfragen, wo denn die Ausdrücke: „neue Zeit", „junge Literatur" oft genug wiederkehrten. Die damals erschienenen Gespräche Goethe's mit Eckermann gaben Anlaß, schon eine Trennung von den Lyrikern, diesen mattherzigen Fortsetzern alter Töne, ja sogar auf Resten Uhland's, auszusprechen. Letzterer hatte eben ein Gedicht veröffentlicht, in welchem ihn seine Verehrung vor Goethe soweit fortriß, daß er sagte: „Als ich auf der Plattform des Straßburger Münsters den Namen Goethe eingeschrieben fand, schien mir der majestätische Bau in seinen Grundvesten zu zittern'" Dieser etwas übertriebene Ausdruck einer Freude, die der Dichter von sich selbst auf den todten Stein übertragen wissen wollte, stand in traurigem Gegensatz zu dem Ton der Geringschätzung, in welchem sich Goethe über Uhland und, wie es schien, die schwäbischen Sänger überhaupt aussprach. Goethe anerkannte die Balladen, Früchte der Uhland'schen mittelalterlichen Studien, erklärte aber den übrigen Inhalt der Uhland'schen Poesie für in solchem Grade dürftig, daß er sie bald aus der Hand gelegt hätte. Schlimmeres noch brachte bald darauf der Zelter'sche Briefwechsel. „Von den modernsten deutschen Dichtern kommt mir Wunderliches zu. Gedichte von Gustav Pfizer wurden mir dieser Tage zugeschickt; ich las hier und da in dem halbaufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint mir ein wirkliches Talent zu haben und auch ein guter Mensch zu sein. Aber

es war mir im Lesen gleich so armselig zu Muth und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen strengstens hüten soll. Das Werklein ist an Uhland dedicirt, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wol nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch diese Production nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß. Ich leg' es bei der nächsten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hause schasse." Prüft man diese Aeußerung, die zunächst die Auslassung des grämlichen Alters gewesen zu sein scheint, genauer, vergleicht man mit ihr die Richtung, welche die deutsche Literatur und der Geschmack seitdem überhaupt genommen haben, so ergreift uns Staunen über die Schärfe des Blicks und eine wahre Freude über die Standhaftigkeit, mit welcher der greise Dichter die Freiheit der individuellen Entwicklung, diesen hohen Reiz der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, festgehalten hat und das Traditionelle, das geschäftige Handhaben von Sittlichkeit, Religion, absolutem Poetischseinwollen für etwas ihm Odiöses und zum Uebelwerden Reizendes bezeichnet. Hätte der große Dichter die Zeit bis in unsere Tage erlebt! Wie würde er urtheilen, wenn er den Dunstkreis hätte übersehen müssen, der gegenwärtig unseren Parnaß umgiebt, den Nebelring von koketter Phraseologie, von Verlogenheit im Aufputzen von Zuständen, die so nicht sind, so nicht sein können, wie sie mit Zuversicht geschildert werden, von ewiger Anbuhlerei der holden Frauen, Beschmeichelung derselben mit Eigenschaften, die unter Tausenden einmal Eine besitzt! Dieser Dunstkreis beherrscht die Schule, die Lehrbücher, die Kritik, die gesammte Lesewelt. Nur der „sittig-religiös-poetische Bettlermantel" trägt den Preis davon.

Damals, wo noch zuweilen die humoristische Laune eines Tieck waltete, konnte keine Ahnung davon sein, daß sich theils aus der schwäbischen Lyrik, theils aus der Nachahmung Heinrich Heine's eine Welt- und Lebensanschauungsweise entwickeln würde, die uns, in

Verbindung mit den Liedercomponisten Mendelssohn und Schumann, geradezu alles Leben auf dem Parnaß in ein Maskenfest mit falschen bunten Kleidern verwandeln sollte. Die Mädchen wurden von da ab Blumen, die Gefühle Lerchentriller. Die Verhimmelung, der Sonntagsstaat, der allein angezogene, es war eine Richtung, gegen die ich mich in einem Aufsatz: „Goethe, Uhland und Prometheus" aussprach. Zwar nahm ich den gefeierten Sänger gegen Goethe in Schutz, suchte sowohl die zarten Blätter und Staubfäden seiner lyrischen Gedichte zu analysiren, als ich auch dem Sänger unserer patriotischen Stimmungen die Huldigung widmen zu müssen glaubte: von diesen sagte ich, daß sie Goethe nicht zu fassen vermochte; aber dem Anhang der immer mehr sich vergrößernden Schaar, die von Gustav Schwab auf den Parnaß geführt wurde, rief ich zu: „Wo ist bei Euch Prometheus? Wo ist der Gott, der Euch zu Boden wirft, daß Ihr Thränen der Verzweiflung weint? Goethe hatte, wie Aeschylus sagt, Menschengeschick bezwungen. Aber Ihr? Dem Bettler habt Ihr seine Lumpen gestohlen, Eueren Glauben dem Taufschein, Euere Sitten der Gewöhnung, Euere Grundsätze dem Herkommen, Euere eigene Poesie der Poesie der Andern! Was habt Ihr? Abendsonnenspaziergänge, Stimmungen, Sommerfaden! Wo ist Euer Ringen zum Neuen?"

Ein lyrischer Dilettantismus ohne Gleichen brach an. Ich nannte eine ganze Schaar, die sich um E. Ferrand in Berlin gruppirte, „die pommer'sche Dichterschule". Schlesien, Sachsen, Thüringen, der Rhein und vor allen Schwaben lieferten ihre Contingente. Die Salonmusik hatte vollauf zu thun, all' diese Thränen, diese Veilchen, diese Nachtigallen und Rosen zur Unterlage männlicher und weiblicher Eitelkeit, die sich beim Singen entfaltete, zu erheben. Noch jetzt regiert ja die Naivetät, die sich im Salon an den Flügel setzen und den Hörern zum hundertsten Male: „Du meine Seele, du mein Herz" zumuthen kann —! Nur nach Süßlichem, Gemachtem lechzt alles. Die weibliche Aristokratie in erster Reihe, sie, die allem Gedankenmäßigen, Modernen, Freisinnigen aus dem Wege geht.

Ich schrieb im „Literaturblatt" über die Freiheitsregungen. Diese gingen mir nicht hoch genug. In Berlin waren sie mit

mediciniſche Behandlung, die ſich bei einigem Scharfſinne ſehr leicht dem Patienten entlocken und zur Grundlage der Brunnenkur machen ließ. In plötzlichen An- und Vorfällen wurde der Graf gerufen, ſcheinbar als theilnehmender Hauswirth, eigentlich aber, weil er in der That ein großes encyklopädiſches Wiſſen und eine Hausapotheke beſaß, viele Jahre hindurch ſeine eigenen Pferde curirt hatte und überhaupt ein Mann von Geiſt und ſchneller Faſſung war, der vor nichts erſchrack, am wenigſten vor Gefahr. Es lagen die ſchönſten Elemente in ihm; ſelbſt die Philoſophie, mit der er die Lüge, Betrug, Mord und Todtſchlag würde entſchuldigt haben, hatte etwas Geniales und entſprach den Vorſtellungen, die er von dem ſpecifiſchen Werthe des Adels hatte.

Der Gascogner, Alboin de Blaſé d'Eau, leitete, von einigen auf das Spiel abgerichteten Dienern des Grafen unterſtützt, die Roulette. Der Graf hatte lange Anſtand genommen, ob er nicht einige ſeiner alten Jugendfreunde, zurückgekommene wilde Cavaliere, in Perſpective nehmen ſollte und ihnen, ausgelernten Croupiers, die grüne Tafel anvertrauen; doch hatte ihn Sidonie faſt fußfällig gebeten, dieſe Menſchen, die ſein Geſchick und ſeinen Charakter genug zerrüttet hätten, jetzt aus ſeiner Nähe zu laſſen: denn nur Unheil wachſe unter ihren Füßen. Der Graf meinte, zur würdigen Haltung eines Hazardſpieles gehöre eine felſenfeſte, ruhige Todesverachtung, ein nobles Air, das nicht einmal allen Adeligen gemein wäre; in Frankreich hielten meiſt alte Bonapartiſten die Bank, Männer, die an der Brücke von Arcole gekämpft und in Rußland ihre Geſundheit und den Glauben an Gott zurückgelaſſen hätten; in Deutſchland wäre es ſelten, einem hinlänglich terroriſtiſchen Spielergenie zu begegnen; am

Elementen verbunden (Hegel's Geist lebte noch), die gefährlich werden konnten. In „Eduard Gans und die Doctrinäre" ließ ich dem liebenswürdigen Professor der Rechte bei Gelegenheit eines von ihm herausgegebenen Buches alle Anerkennung widerfahren, schilderte aber die Doctrin im Verhältniß zu einer gesunden, natürlichen Freiheitsliebe: „Da ist der Doctrinär! Ein respectabler Mann, der sich vornimmt, sich im ersten Jahre seiner ausreichenden Einnahmen jedenfalls ein Pferd zu kaufen, im zweiten ein Haus, im dritten zu heirathen. Er hat schon vor mehren Thüren angeklopft: Palastthüren, Kirchthüren, und wurde abgewiesen, weil er allerdings einige Eigenschaften besitzt, die ihn beim Despotismus und der Orthodoxie nicht empfehlen können. Die Doctrin ist stolz; es ist ihr weder um den Thron, noch den Altar, noch um die Freiheit zu thun. Aber die Freiheit soll um dessentwillen, der um sie minnt, da sein. Doch dieser Liebhaber beginnt von seinem jüngsten Compendium, citirt den siebenten Paragraphen im achten Kapitel seines ersten Hauptstücks über die kryptogamischen Pflanzen und gesteht ein, daß man diesen Paragraphen ohne — Concessionen an die Freiheit nicht beweisen könne. Die Freiheit ist dem Doctrinär etwas Gelegentliches, ein Heischesatz!" Diese vornehmthuende Richtung, über Politik zu sprechen, ging vornehmlich von Dahlmann aus, wurde kurz vor und nach dem Jahre 1848 von Gervinus und dem Anhange der „Deutschen Zeitung" weiter gepflegt und dann als Gothaismus in Scene gesetzt. Sie bildet leider noch jetzt den — engeren Ausschuß des Nationalliberalismus.

Der Viesching'sche Verlag in Stuttgart hatte sich eröffnet. Die erste Gabe, die geboten wurde, war eine Schrift von Wolfgang Menzel: „Geist der Geschichte". Sie wurde von mir ohne Gehässigkeit, aber mit Protest gegen einen allgemeinen Weltbrand und eine gegenseitige Menschenmordung, womit die Geschichte nach Menzel's Anschauung endigen sollte, angezeigt. Noch blieb die mir für diesen Tadel in Aussicht gestellte Strafe zurück. In sorgloser Freude am Arbeiten vollendete ich „Nero", begann auch „Seraphine", und schrieb für die Augsburger Allgemeine Zeitung eine Reihe von Charakterbildern: „Oeffentliche Charaktere", deren Erfolg (denn diesen hatten sie, wie ich durch die Redaktion erfuhr, selbst bei Metternich)

durch meine Vorrede zu Schleiermacher's Briefen über Friedrich Schlegel's „Lucinde" wieder verdorben wurde. Die für die Literargeschichte so wichtige Periode im Leben Schleiermacher's, wo der Freund der Henriette Herz jene Briefe schrieb, wurde von den meistentheils nur theologisch gehaltenen Nekrologen übergangen. Da ließ ich jene Briefe in Hamburg drucken und versah sie mit einer Vorrede, die ein Verbot der kleinen Schrift zur Folge hatte. Man schrieb mir aus Berlin, nun sei ich ja Atheist geworden. Charlotte Birch, die noch immer in Norddeutschland verweilte und wieder in Berlin gastirte, machte mir, ohne jene Briefe gelesen zu haben, so heftige Vorwürfe, daß mich der Ton derselben verdroß und meinerseits eine Replik veranlaßte, die eine längere Unterbrechung unserer Freundschaft zur Folge hatte.

Ehe die schlimmen Tage des Jahres 1835 hereinbrachen, die mir von mancher Seite vorausgesagt wurden, hatte ich einen Frühling und Sommer voll Genuß und Anregung. Hingerissen von einem Naturleben, das der Sohn der staubigen Spreestadt in seiner Jugend hatte entbehren müssen, wohnte ich fast zu gleicher Zeit in Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden; wenigstens dehnte ich die Ausflüge an den Rhein, den Neckar, die bescheidene kleine „Oos" immer zu Aufenthalten von Wochen aus. In Baden-Baden traf ich Stuttgarter Bekannte, auch Lewald wieder, diesen immer nur erfüllt von literarischen Projecten. Ueber die württembergische Hauptstadt war ein buchhändlerisches Speculationsfieber gekommen. Ein Gürtlermeister Schweizerbart wurde Verleger; Karl Hallberger gehörte ebenfalls einem Industriezweige an, als er Fürst Pückler und Spindler zu verlegen anfing; ein Hauptmann Schraishuon sollte in den nächsten Jahren mit Lewald die „Europa" begründen. Das Menschengewühl in Baden-Baden kam noch nicht dem jetzigen gleich; aber Anregungen zur Beobachtung gab es ringsum. „Das da ist der Mörder Kaspar Hauser's!" sagte mir Lewald und zeigte auf einen älteren, mageren (nicht etwa herkulischen, wie neulich eine Berliner Zeitung schilderte), zugeknöpften Herrn, der in der That mit dem Eindruck, als wüßte er, daß ihm die Ifelirung ziemte und daß alle Welt mit Fingern auf ihn wiese, an einem der Tische vor dem Kurhause allein saß, der badische pensionirte Major Hennenhofer. Eine auffallende

Erscheinung war die Gattin Karl Spindler's. Die kleine, dicke, rothwangige Frau lebte von ihrem Manne getrennt und verfolgte die Bahn der Emancipation, ohne daß man hätte sagen können, das Rauchen von Cigarren, das sie am Kurhause offen zur Schau trug, hätte ihr besonders anziehend gestanden. Eine andere Emancipirte jener Tage, die „Dichterin" Helmina von Chézy, eine Enkelin der talentbegabteren Karschin, Witwe eines französischen Gelehrten, hatte in Baden einen Sohn aufhältlich, mit dem sie ebenso in Hader lebte, wie Schopenhauer mit seiner Mutter. Wilhelm von Chézy war der Dritte in dem Bunde Duller und Schwind. Alle Drei waren engbefreundet. Sie hatten sich in jene Romantik vertieft, die etwa die Welt des alten Dürer'schen Holzschnitts oder der Todtentänze bezeichnet. In Düsseldorf und München hatten die Maler diese Sphäre bereits erweitert bis zur Auffassung jedes Lebensverhältnisses unter den Bedingungen des Mittelalters. Chézy besaß zu wenig Talent, um dem Griffel seines Freundes Schwind folgen zu können. Wie dann Beide ganz der ultraconservativen Partei angehörten, so hat auch Wilhelm von Chézy sein Ende im Redactionsbureau eines Wiener ultramontanen Blattes gefunden. Baron von Niembsch (Nicolaus Lenau) war aus der neuen Welt zurückgekehrt und von Stuttgart aus zuweilen Gast in Baden-Baden. Meist verhielt er sich in jener zerstreuten Passivität, die allen grübelnden Lyrikern eigen zu sein scheint. Seine Schweigsamkeit war mit einem sich immer gleichbleibenden Blick des Wohlwollens verbunden.

Eine sprudelnde Redelust offenbarte dagegen eine andere neue Bekanntschaft, ein Rabbinatscandidat, dem ich am rauschenden Neckar, unter dem alten Epheu der Schloßruinen Heidelbergs zum erstenmale begegnete, ein kleiner, untersetzter, breitschultriger Mann mit funkelnden Augen und dunkelbraunem lockigen, fast die Schulter überwallenden Haar, Berthold Auerbach. Schon damals trug er eine kleine literarische Gloriole, wenn auch nur von mattem Glanz; die eben erwähnte Stuttgarter Industrie hatte ihn zu einem Biographen und Epitomator der Werke Friedrich's des Großen gemacht. Eine unschöne Anagraphirung seines Namens als Verfasser der in Heften erscheinenden Compilation hatte ihn „Chauber" ge-

nannt. In jedem Worte, das der damals schon dreiundzwanzigjährige Heidelberger Student in dem mir fast wie heimathlich gewordenen schwäbischen Dialect sprach, lag jene „Werbelust", die bei den jungen Köpfen zur Signatur der Zeit gehörte. Daß die Weise Spinoza's, dessen Studium den von einem Amt in der Synagoge damals wol schon Abgekommenen fesselte, jene Weise, Stimmungen und Gefühle auf Selbsttäuschungen zurückzuführen, diese mathematisch zu zergliedern und, nach Goethe's Wort, unsere Freuden bald grau, bald grün erscheinen zu lassen, auch seinen Schüler schon zum Skeptiker gemacht hätte, dem war vorgebeugt durch die Frische des Naturells und die in ihm gährende Fülle von Jean-Paulismus und burschenschaftlicher Idealität. Der engere Anschluß erschwerte sich. Weniger durch Verschiedenheit der Prinzipien, als durch übergroße Spontaneität der neuen Bekanntschaft. Diese konnte sogar den Trieb nicht unterdrücken, dasjenige, was Jedermann wußte oder Jemand eben erst gesagt hatte, immer noch einmal zu sagen, nur „in seiner Weise". Ich erzählte Anekdoten; die Ungeduld konnte nicht die Zeit erwarten, Parallelen daraufzusetzen. Wohlthuend war die Ruhe, Tiefe und Gediegenheit, die ich bei einem jungen heidelberger Dozenten der Philosophie, Karl Fortlage, antraf. Der auch als Stylist ausgezeichnete junge Gelehrte lebte einer wunderlichen heidelberger Professorfamilie Hanno vorzugsweise nahe und freundschaftlich verbunden.

Die langsame Art, wie man sich damals von Ort zu Ort bewegte, erleichterte die innere Einkehr, den Ueberblick alles Wollens und Wirkens. Unter den Blüthenbäumen der Bergstraße, an der kühlen Schlucht des Wolfsbrunnens träumte ich oft der Ausdehnung eines Begriffes nach, den Heinrich Heine von Frankreich herüber in die Literatur der Deutschen geschlendert hatte, dem Wort von der „Emanzipation des Fleisches". Woher hatte man die Berechtigung genommen, sich unter diesem Begriff nur die Entfesselung der Leidenschaften, die Zerstörung der Sitte vorzustellen? Auf dem theologischen Gebiete ist das „Fleisch" ein gangbarer Begriff; die katholische Welt hört ihn alle Tage, wenn sie die Messe besucht. „Aus dem Fleische geboren!" „Das Wort ward Fleisch!" Das

Fleisch ist der Naturmensch, der durch Christus noch nicht Wiedergekaufte. Vom Streit zwischen Fleisch und Geist sprachen die Apostel; sie verstehen unter dem letztern den Stand der Gnade. Was konnte da die „Emanzipation des Fleisches", von welcher in der unsinnigsten Weise von damaligen Anklägern und noch immer in den Lehrbüchern der Literaturgeschichte, wie diese nach Vorschrift der preußischen Schulregulative geschrieben werden müssen, gefabelt wird, anders verstanden sein, als die Wiedereinsetzung des Natürlichen! Aber die Gesetze der Natur zum Maßstab unserer Lebensverhältnisse zu machen, war und ist ja die Losung der Zeit. Mir erstreckte sich jener Ausdruck auf alle Gebiete. Auch auf das des Staates, wo eben das Natürliche die Anmaßung der Tradition bekämpft. Lehrte die Rückkehr zur Natur nicht in der Philosophie schon im vorigen Jahrhundert die Wiederanknüpfung der Begriffe an die Erkenntnißfähigkeit des Menschen? Hatte sie nicht in der Kunst ein größeres Wohlgefallen am Reiz der menschlichen Erscheinung und in Düsseldorf sogar solche Maler zu Anhängern der Emanzipation des Fleisches gemacht, die sich bei vorkommender Gelegenheit zu den correctesten Christen zählten? So konnte auch in der Literatur die Emanzipation des Fleisches nur die Erlösung des Natürlichen von Bann und Interdikt heißen. War von diesem Gesichtspunkte aus nicht selbst noch an unseren Klassikern Vieles zu vertheidigen und gegen eingerissene Verketzerung zu schützen? Mir wenigstens spann sich die Gedankenreihe, welche durch jenen Begriff angeregt wurde, in Gebiete eines dunkeln Tastens und in Gegenden hinein, wo uns Irrlichter täuschen konnten lediglich nur durch einen Hinblick auf die Gesetzgebungen etwa über uneheliche Geburt, Gebiete, die in neuester Zeit Schopenhauer und E. v. Hartmann harmlos betreten haben. Man verschrie mich als „Gegner der Ehe", während mein Vorsatz reifte, die Fäden, die mich bisher an Berlin gefesselt hielten, endlich zu durchschneiden und meine Sehnsucht nach Haus und Herd und dem Gefolge der Tugenden, die unter dem Dach des Hauses wohnen sollen, durch eine Verbindung mit einem sittigen Mädchen zu befriedigen.

Die regelmäßigen Angriffe auf alles, was von mir ausging, kamen theils von einem elenden Subjekte in Frankfurt am Main,

Namens Schuſter, der einer der Erſten jener Peſt von Autoren geweſen iſt, die in den größern Städten Deutſchlands allmälig die „Revolver-Preſſe“ (La bourse ou la vie!) geſchaffen haben, theils von einem dilettirenden, erſt in ſeinem Alter verſtändiger gewordenen darmſtädter Advokaten Juſtizrath Buchner, dem ſich ein vielſchreibender J. W. Carové anſchloß. Letzterer ſchrieb für die Aufklärung und gegen die katholiſche Kirche, von welcher er ſich losgeſagt hatte, doch trieb er Myſtik und Magnetismus und ergoß zugleich über alles, was ihm unter die Hand gerieth, ein Raiſonnement voll Langerweile. Der Romanſchriftſteller Georg Döring hatte eine Frau, die ohne die magnetiſirende Handauflegung dieſes Carové nicht exiſtiren zu können behauptete. Der Rückſchlag meiner geringen Theilnahme für die Werke Georg Döring's machte ſich durch den elektriſchen Strom in Form von giftigen Correſpondenzen gegen und von Notizen über mich da und dort erkennbar. Noch verdrießlicher für mich ſah es in Berlin und Leipzig aus. Den rührigen Laube hatte die Politik jener Tage nachträglich für ſeine erſt jetzt conſtatirte Theilnahme am Burſchenſchaftsweſen gefänglich eingezogen. Wohl mehr ſeine eigne Perſönlichkeit als die Verwendung ſeiner Protektoren Varnhagen und des Fürſten Pückler hatte es durchgeſetzt, daß ihm eine Internirung in dem lauſitziſchen Städtchen Muskau als Haft angerechnet wurde. Seine „Zeitung für die elegante Welt“ war in die Hände des Dr. Kühne gerathen, der ein wüſtes Buch: „Die Quarantäne im Irrenhauſe“ hatte drucken laſſen. Dieſer, mit Theodor Mundt befreundet, der jetzt plötzlich vor und nach dem Tode der Charlotte Stieglitz in „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen“ wie nach einer unterirdiſch aufgeſpielten Blocksbergmuſik den modernen Ideen-Cancan mitzutanzen begann, ließ ſich nicht einmal durch die Freundlichkeit, wie ich ſelbſt in meinem „Literaturblatt“ jene beiden Bücher beurtheilt hatte, beſtimmen, die den deutſchen Schriftſtellern allgemein fehlende Solidarität, das Gefühl des Vereinwirkens, walten zu laſſen, ſondern verurtheilte meinen „Nero“ als „Nero der Kettenhund“. Wo in dieſem Witz das tertium comparationis zwiſchen meiner Dichtung und der Arie Aennchens im Freiſchütz liegen ſollte, war jedem vernünftigen Leſer unerfindlich. Theodor Mundt und Kühne glaubten ſich an den unruhigen Wühler Varnhagen von Enſe und

das Weimar'sche Literatur-Erinnerungswesen zu sicher gelehnt, um der Schonung jedes andern Bandes überhoben zu sein. Varnhagen's stündliches Hoffen, man würde ihn wieder in Aktivität setzen, d. h. irgendwo nach Metternich's Diktaten damalige preußische Politik vertreten lassen, gab ihm noch immer den Nimbus eines mächtigen Protektors. Bei jedem Ausgang unterstützte er diesen durch das Umbinden eines seiner Orden.

Noch war ein freundlicher Moment des Jahres, ehe dasselbe mit unglücklichen Katastrophen endigte, das Gastspiel Karl Seydelmann's in Frankfurt am Main. Man hat von einer „Epoche des Virtuosenthums" in neuern Darstellungen der Geschichte der Schauspielkunst gesprochen. Die Erscheinung, daß sich die Gastspiele einzelner Schauspieler mehrten, hing mit der Mehrung unserer Theater, mit der Erleichterung des Reisens zusammen. Zu allen Zeiten haben sich einzelne Mitglieder der deutschen Bühne auf längere oder kürzere Zeit von ihrem gewohnten Verbande getrennt und ihre besten Rollen auch anderswo, als in ihrem gewohnten Wirkungskreise, zur Geltung zu bringen gesucht. Daß darüber in neuerer Zeit die Schauspielkunst selbst sich geändert haben soll, wird von Eduard Devrient behauptet; indessen meine ich, daß sich in dieser Veränderung mehr Gewinn als Verlust ergeben hat. Seydelmann sagte mir schon in Stuttgart mit allerdings bedenklichem Ausdruck: „Spielen im Engagement ist die oft schläfrige Liebe im Ehebett; spielen in der Fremde ist eine Leidenschaft, die uns außerhalb desselben ergreifen kann." Uebertrieben ist es, wenn man sagen wollte, dies Bastardthum der dramatischen Kunst hätte den regelmäßigen Gang derselben unterbrochen. Im Gegentheil, der Spruch Edmunds bei Shakespeare paßt auch hier vollkommen. Nach bedeutenden Gastspielen konnte man immer die Spuren des hinterlassenen Eindrucks an den Leistungen der Truppe, die mitgewirkt hatte, beobachten. Ja auch an den Bühnen selbst, wo später Seydelmann, Emil Devrient, Dawison gastirten, gab es Darsteller, denen nicht einfiel, sich darum, daß Einer an einem solchen Abend Matador war, selbst in den Schatten gestellt zu finden, sondern die vielmehr die Gelegenheit wahrnahmen, mit desto angestrengterem Eifer einzustehen auch für den von ihnen gespielten Part. Dem alten Theater kam

ja seine, wenn sie stattfand, größere Frische auch nur daher, daß es ein wanderndes war. Das Theater in Frankfurt am Main wurde damals im Auftrag eines Aktionärverbandes von einem angesehenen Kaufmann verwaltet. Der Mann gehörte jener Familie an, der zuliebe Goethe den Knappen seines Götz Leerse genannt hatte. Erst später traten Unternehmer ein. Beide Verwaltungen kamen dem Bedürfniß des Publikums, ab und zu Neues zu sehen, und nicht immer dieselben Schauspieler, nicht immer dieselben Sänger zu hören, entgegen. Es ist thöricht zu glauben, daß der feste, nie durch Gäste gestörte Verband auf eine Reihe von Jahren zu den Bürgschaften vollkommner Leistungen gehört. Die Frankfurter Bühne behielt Jahrelang einen Stamm tüchtiger Kräfte, die grade bei einem Gastspiele in die günstigste Stellung traten. Da fand Jeder Gelegenheit, auch einmal ein volles, gespanntes, von den vielen nicht blasirten Theatergängern besuchtes Haus für sich einzunehmen. Ein Clavigo, eine Emilia Galotti kamen durch die einheimischen Darsteller völlig anders heraus, wenn ein fremder Carlos oder Marinelli mitwirkte, als wenn die Vorstellung vor halb leeren Bänken im üblichen Abonnementstrott stattfand.

Seydelmann wollte von Frankfurt nach Berlin, wo sein Gastspiel auf den Gewinn eines Ersatzes für Ludwig Devrient berechnet war. Den schweren Stand der Probe, die unter solchen Umständen vor den strengsten Maßstäben zu bestehen war, erkannte man schon aus seiner Reizbarkeit. „In seinem ganzen Wesen", schrieb ich früher in „Erinnerungen an Seydelmann", „drückte sich die Spannung des Ehrgeizes und einer bänglichen Besorgniß aus. Ging er doch einer Prüfung entgegen, die zu seinem Nachtheil ausfallen konnte. Zwischendurch erhob ihn dann wieder sein Selbstbewußtsein zu einem fast zu gewagten Vertrauen, so daß man kaum wußte, sollte man ihm die Dinge, die seiner in Berlin harrten, als schwer oder leicht darstellen. Bald sah er mit nachdenklichem Ernst in die bunten Bläschen einer Tasse Chokolade bei einem Italiener am Liebfrauenberg und hörte aufmerksam auf alles, was ich ihm als in Berlin beachtenswerth schilderte, bald klapperte er fröhlich mit dem Löffel des Signor Giorgi und war seines Sieges gewiß." Ich erschwerte ihm leider den letzten durch einen Toast, der sich bei einem ihm zu Ehren

gegebenen Festmahl der ungeschickten Wendung bedient hatte: Und so möge denn unser Gast, in der Neunzahl heiligen Namen, hingehen und sich die Kränze von den Gräbern Fleck's, Iffland's und Devrient's auf sein Haupt setzen! Diese Wendung, die gleichsam die Ruhe der berliner Kirchhöfe störte, wurde von Niemand mehr, wie man zu sagen pflegt, aufgemutzt, als vom Professor Gubitz, dem ständigen Referenten der Vossischen Zeitung, der mir überhaupt zeitlebens für alles, was nur meinen Namen trug, ein höchst unfreundlicher, ja böser Beurtheiler geblieben ist. Er war der Schwiegersohn des großen Schauspielers Fleck und ein intimer Freund Raupach's und später der Birch-Pfeiffer.

„Das Leben Jesu" von Strauß war erschienen. Es erregte einen Sturm — der Entrüstung nicht nur in der theologischen, sondern in der ganzen gebildeten Welt. Und auch außerhalb Deutschlands. Die Stimmen, die für den jungen tübinger Repetenten auftraten, waren zu zählen. Daß damals Strauß noch ein ausgesprochener Hegelianer war, schadete ihm. Aber das Buch wurde darum verschlungen und zum Sauerteig für Deutschlands geistige Gährungen. Der Mythus Christi, dargestellt aus orientalischen Parallelen und den messianischen Weissagungen der Juden überhaupt, machte eine Menge anderer Dinge in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Leben zu Mythen. Bei alledem war selbst der Vernunftglaube in Betreff der Person Christi nicht gewonnen. Der Mythen-Christus verging in Nichts, in Nebel; es hätten nur einige Stellen bei Tacitus und Josephus zu fehlen brauchen und selbst die Kreuzigung Christi würde nach dem damaligen Strauß ein mythisches Gebilde aus orientalischen Parallelen (etwa zum Tod des Prometheus, zum Opfer Abrahams) geworden sein. Das befriedigte nicht. Man hatte selbst in den aufgeklärtesten Kreisen das Bedürfniß eines historischen Christus, eines edlen, sittenreinen, begeisterten Menschen, eines Märtyrers, der auch dem Neologen interessant und ehrwürdig blieb. Diese Stimmung ließ mich auf die „Wolfenbüttler Fragmente" zurückkommen.

Der Ursprung dieses von Lessing herausgegebenen Werks hat die Literarhistoriker vielfach beschäftigt. Ja ich erinnere mich, daß sogar einer der Controversisten einen großen Aufbau von Wahr-

ſcheinlichkeiten herausgegeben hat, um zu beweiſen, daß der bekannte Reformator der Ackerbaumethoden, Albert Thaer, der eigentliche Verfaſſer geweſen ſei. Es ſteht feſt, Reimarus, der hamburger berühmte Arzt, war der Autor. Das weitläufige, etwas ſchwerfällig geſchriebene Buch entzieht ſich dem größern Publikum. Dieſem es zugänglicher zu machen, ſeine Quinteſſenz zu geben, war die Abſicht einiger Bogen, die ich ebenſo herauszugeben gedachte, wie ich Schleiermacher's „Vertraute Briefe über die Lucinde" gleichſam gerettet hatte. Denn die Sammler ſeiner Werke hatten dieſe ausgeſchloſſen. Der ſonſt ſo muthige Verleger hatte aber diesmal Furcht, und zwar — vor den hamburger Paſtoren. Metternich, Kaiſer Nicolaus, nichts war im Stande, ihm Vorſicht anzurathen, Börne und Heine mochten bringen, was ſie wollten, aber die Nachfolger Johann Melchior Goeze's zu reizen wagte er nicht. Als Beſitzer eines anſehnlichen Buchgeſchäftes wollte er im eignen Weichbild Ruhe haben. So erhielt ich dieſen Auszug aus den Wolfenbüttler Fragmenten von ihm zurück. Es war in einem Augenblick, wo ich einem Vorfall träumeriſch nachhing, der mir in einer Geſellſchaft bei dem obengenannten Arzte Clemens begegnet war. Ein junges Mädchen, deſſen heitre Laune, blühende Wangenfarbe mich ſchon öfters angezogen hatte, kam bei zufälliger Berührung der theologiſchen Streitigkeiten des Tages und der Chriſtusfrage in eine Aufregung, die mich erſchreckte. Mit beiden Händen abwehrend, die Augen weit aufgeriſſen, rief ſie mir entgegen: „Davon reden Sie nicht! An all' das nur zu denken macht wahnſinnig!" Mich hatten dieſe Worte um ſo mehr erſchüttert, als ich eine Neigung in mir fühlte, mich der jungen Dame zu nähern.

Dieſer letztere Schritt wurde ſpäter auch gethan und wieder zurückgethan. Nur jenes Wort verhallte nicht und geſtaltete ſich zu einer verhängnißvollen Einheit mit Campe's Muthloſigkeit. Die Probe auf Zuſtände, in welche die Menſchheit fallen würde, auch wenn ſie aufhörte zu glauben, was im Katechismus ſteht, wurde mein ſtändiges Grübeln. In unſern Tagen iſt dieſer Gedanke den Autoren geläufig und Niemand nimmt an einer Diskuſſion über die Frage: „Brauchen wir überhaupt noch Religion?" beſondern Anſtoß. Damals war ich, der ich auch noch jetzt dieſe Frage eine muthwillige nenne, der Steinigung nahe.

paſſendſten wären alte Landsmannſchaftſenioren aus Göttingen und ſeine Freunde wären das geweſen. Der Grund, warum ſich der Graf entſchloß, Alboin, einen Bürgerlichen, auf den grünen Tiſch abzurichten, lag auch nicht in den faſt zur Erde gebeugten Knien Sidoniens, ſondern theils in dem Gedanken, daß die Genoſſen ſeiner Vergangenheit ihm hier theuer zu ſtehen kommen würden, theils in der Nachricht, daß ſie ſich rüſteten, in's Carliſtiſche Hauptquartier zu reiſen: denn nächſt ſeiner eigenen Lebensfrage war ihm die des Don Carlos die wichtigſte. Alboin benahm ſich mit Ruhe und Tact auf ſeinem Poſten. Er erſchrack vor Gewinn und Verluſt nicht und verzog nie die Miene. Wenn die eigentliche Erziehung zum ſatiriſchen Schriftſteller, die ihm ſein Vater gegeben, zu etwas gefruchtet hatte, ſo war es dazu, ihm jene ſtolze Impaſſibilität zu geben, welche beſonders von den Engländern, die auch die beſten Humoriſten haben, ſo außerordentlich hoch geſchätzt wird.

Und Blaſedow ſelbſt? Ihm, da er nichts ſprach und immer allein ging, hatte der Graf die Rolle eines unglücklichen Spielers übertragen. Als ſolcher war er ein nothwendiges Requiſit eines vornehmen Badeortes. Blaſedow, der ja ſo Vieles verloren hatte und noch dazu im Spiel, zeigte ſich in dieſer Rolle, ohne von ihr zu wiſſen, wie der durchdachteſte Meiſter. Wenn er im Park mit zurückgelegten Armen wandelte, ein Bild gänzlicher Apathie, zuweilen ſpukhaft lächelnd, zuweilen das Auge zum Himmel aufſchlagend, ſo betrachtete ihn mancher Mitleidige und Gefühlvolle mit Bedauern, mancher Moraliſt mit Schadenfreude und manche Mutter zeigte ihn ihren Kindern als lebendige Warnung vor einer unerhörten Spielwuth! Es umraſchelten ihn Sagen und

Mein mannheimer Freund, der junge neue Verleger, drängte um ein Buch, womit er debütiren konnte. In frühen sommerlichen Morgenstunden schrieb ich ihm eines. Um den Kern jenes Auszugs aus den Wolfenbüttler Fragmenten entstand „Wally, die Zweiflerin". Lebensfroh, poetisch gestimmt, wie wir beide waren, hatte ich auf seinen Wunsch sogar einen weiblichen Charakter hereingezogen, der vollständig, die Dame verherrlichend, nach dem Leben gezeichnet war.

Bis ein Buch gedruckt ist, versandt, angezeigt wird und die Spuren kommen, daß es gelesen wird, vergeht eine geraume Zeit. Sorglos wurde eine Fahrt mit dem Verleger in einen der Thaleinschnitte des Odenwaldes gemacht, wo — erst das Papier zu dem verhängnißvollen Debüt bestellt werden mußte. Inzwischen wurde ein Bekehrungsversuch zu andern Lebensanschauungen, als die ich fortgesetzt, zugleich in meinem „Literaturblatt", vertrat, mit mir angeknüpft. Dieser sollte von dem Verfasser einer Correspondenz in der Allgemeinen Zeitung, die damals Aufsehen erregte, kommen. Das Zeichen „Halle", womit die Briefe versehen waren, ließ lange auf Heinrich Leo schließen; denn dessen Haller'sche Staatstheorie, die bei dem Geschichtsschreiber des jüdischen Staates nach einem freisinnigen Anfang immer mehr hervorgetreten war, wurde in diesen Berichten als Maßstab auf die schwebenden Tagesfragen angewendet und zuweilen mit Thatsachen vermischt, die nur aus einer officiellen Quelle geflossen sein konnten. Es begannen in jenem Jahre die nachträglichen Burschenschaftsabstrafungen. Das „Hôtel Dambach", wie die berliner Hausvoigtei nach dem Untersuchungsrichter genannt wurde, wurde nicht leer. Auch hierauf fehlte es nicht an Anspielungen in den Briefen des Hallensers. Nur eine gewisse modernbelletristische Färbung im Styl lenkte von der Vermuthung, Leo sei der Urheber, wieder ab. So war ich denn erstaunt, als sich eines Tages Joel Jacoby, mein alter mir von Berlin her befreundeter Königsberger, der immer noch nicht getauft war, als Verfasser enthüllte, mir eine Umkehr meiner Richtung auf's Dringendste anrieth, hohe Gönnerschaften in Aussicht stellte, die hinter seinem Rücken stünden. Alles das in eigner Person; denn er machte mir in Frankfurt seinen Besuch. Ich erstaunte über seine elegante Erscheinung. In seinem frühern Anzuge, als wir

zusammen Hegel's Encyklopädie studierten, hatte er dem Diogenes in der Tonne geglichen. Eine abstruse, menschenscheue Art hatte er immer. Es wurde mir schwer, ihn mit einem Kreise von Gästen, die ich ihm zu Ehren einlud, wohlthuend zu vermitteln. Wie ich gesinnt war und es bleiben wollte, zeigte eine Vorlesung, die ich den Gästen anzuhören zumuthete. Am selben Tage hatte mir ein Flüchtling, ein Gießener Student, Georg Büchner, aus Straßburg ein Manuscript geschickt. Es war jenes an witzigen Einfällen und charakteristisch wiedergegebenen Momenten der französischen Revolution beachtenswerthe Drama: „Danton's Tod". Der gleichfalls anwesende Buchhändler J. D. Sauerländer erbot sich sofort es zu verlegen und schickte dem von allen Mitteln entblößten, von seinem Vater zur Strafe für seine politische Gesinnung sich selbst überlassenen jungen Mann, der später in Zürich ein vielversprechender Physiolog wurde und allzufrühe starb, hundert Gulden als Honorar. Jacoby reiste unverrichteter Sache nach der Schweiz. Er mußte ein Abgesandter des Cabinets Rochow gewesen sein. Denn als man kurz darauf den Studenten Leßing, einen Preußen, in einem Gehölz bei Zürich ermordet fand und es allgemein hieß, es sei an ihm die Strafe des Verräthers und Denunzianten vollzogen worden, brach Jacoby seine Reisepläne ab, verließ die Schweiz und hielt sich mehre Jahre lang vor der Oeffentlichkeit ganz verborgen.

Meinen Freund Rottenkamp zog ich auf seinen Wunsch von Stehely und den für Andre geschriebenen Doktor Dissertationen Berlins nach Frankfurt. Buchhändlerische Aufträge, die ich ihm verschaffte, fristeten seine Existenz, bis ihn in spätern Jahren die Allgemeine Zeitung in ihre Redaktion aufnahm. Rudolf Wienbarg kam von Bonn. Der Versuch einer Habilitation war ihm dort mislungen. Unser Kreis vergrößerte sich. Ein bremer Advokat Eduard Beurmann, der eine Schauspielerin geheirathet hatte und dem Impulse ihres Künstlerdranges, der Bühne treu zu bleiben, nachgegeben, begründete sich in Frankfurt, wo ihn verwandtschaftliche Bande fesselten, eine literarische Existenz. Mit lebhafter Betheiligung schloß er sich dem Phönix und andern Zeitungen Frankfurts an. Wienbarg, von welchem der Ausdruck „das junge Deutschland" herrührte, suchte ein Associations-Wirken zu befördern. Der Phönix bot nicht Raum genug für so

viel Federn. So wurde denn eine Wochenschrift geplant, die der mannheimer Freund verlegen sollte, „Deutsche Revue". Wöchentlich drei Bogen in Großoktav, fast ganz nach dem Muster der Revue des deux mondes. Mitarbeiter wurden unter den ersten Namen Deutschlands gesucht und gefunden. Fast alle sagten zu. Es war, als hätte ein solcher Vereinigungspunkt auch für die gelehrte Welt gefehlt. Die Wissenschaft fühlte den Trieb auch einmal zu einem größern Publikum, jetzt sagt man zum Volke, zu sprechen. Die Last der Organisation, das Entwerfen des Prospectus, die Beziehungen mit dem Verleger, alles das entfiel auf mich. War doch der Mitredakteur Wienbarg Einer von den Geistern, die nach Steffens' Definition, dem Volk sei seine Arbeit Genuß und dem Adel sein Genuß Arbeit, zur höchsten Aristokratie gehörten. Es gefiel ihm baß in den Gemüthlichkeitshallen Frankfurts, wo am Schoppentisch manche Freundschaft mit verwandten Seelen, z. B. dem Schauspieler Julius Weidner, geschlossen wurde. Sein Unvermögen, die Feder zum schnellen Ansatz zu bringen, ersah ich aus einem Blick in seine Papiere, die mir durchzusehen sein später hinterlassener Koffer zur Pflicht machte, als er sich ohne Abschied von Frankfurt empfohlen hatte. Ich fand dreißig saubre Briefbogen. Auf jedem derselben waren drei bis vier Zeilen des Anfangs einer Erklärung über die Bestrebungen der neuern Literatur versuchsweise niedergeschrieben. Immer wieder war die Wendung, die er suchte, nicht getroffen. Immer sollte ein neuer Briefbogen den Schwung bringen, der sich denn auch endlich auf dem 31sten Bogen eingefunden haben mußte, denn nach langem Drängen um diese Erklärung von meiner Seite kam sie endlich zu Stande. Eingeräumt muß werden, daß der „nordische Recke" im Fluß des Redestroms, im Rhythmus des Styls, in der Beherrschung der Gedankenfolge in seinen Arbeiten uns allen, Laube und Mundt nicht ausgenommen, schon durch sein Alter zuvor war. Er zählte damals 33 Jahre.

In dem von mir allein, dem 24jährigen, verfaßten Aufrufe zur Theilnahme an dieser Wochenschrift sagte ich über die Kreise, die wir gewinnen wollten: „Die Wissenschaft sehnt sich aus ihren dumpfen Sälen hinaus in die freie Natur; der Vogel Minervens ist nicht mehr die Eule, welche das Licht scheut, sondern der Adler, der mit offnem

Auge in die Sonne stiegt. Welcher Gelehrte würde zaudern, auf den ihm dargebotenen Blumenkranzen der Poesie auch für sich eine Frühlingsrose zu wählen und sie an den Talar seiner Inauguration zu stecken! Wer würde seinen todten Abstraktionen nicht gern einmal jene blendenden Gewänder anziehen, welche ihnen die Dichtkunst aus tönenden Worten und lachenden Gleichnissen webt! Die „Deutsche Revue" entsteht in einem Augenblicke, wo wir auf dem Antlitz der Göttin unseres Vaterlandes eine drohende und wehmüthige Falte entdecken; in einem Augenblick, wo wir den Vorwurf und den Schmerz empfanden, daß so zahlreiche Kräfte, statt einen gemeinsamen Tempel des Nationalstolzes zu bauen, sich in isolirten Zwecken zersplittern. Wir lassen unsern Aufruf ergehen sowohl an den Katheder wie an die Dachstube, vor allen an die, welche lieben im Angesicht des gestirnten Himmels oder an stillen Schattenplätzen des Waldes zu dichten und zu denken. Auch nicht blos an Renommées knüpfen wir die Hoffnung eines glänzenden Erfolgs. Wir kennen die zahlreichen Kräfte, die in Deutschland schlummern, die schaffenden Gedanken, die sich nach einer Bühne für die Gestalten umsehen, die jungen Dichter, denen das Wort auf der Lippe verglüht, die jungen Gelehrten, die vergebens den Weg vom Katheder zur Nation suchen — allen diesen Gehemmten, Schweigenden, stolzen Unberühmten wird das Organ der „Deutschen Revue" so willkommen sein, als ihr Eintritt uns. Wir rechnen auf die Zeit und die Genossenschaft der Edlen... Was somit die Deutsche Revue bringen wird soll sein Poesie in allen ihren Offenbarungen, Spekulation aus allen Fakultäten; Kritik der vorzüglichsten Erscheinungen in der Literatur; Correspondenz aus allen Ecken und Enden des Vaterlandes, wo etwas geschieht, das würdig ist gewußt, verstanden, gelobt, widerrathen oder nachgeahmt zu werden. Zu jeder Woche ein Heft, jedes Heft von drei Bogen, wird die „Deutsche Revue" den Charakter als Journal und Buch vereinigen und sowohl das Stockende der Monatsschriften wie das Verschlissene der Tagesblätter vermeiden. Im gehaltenen Strome ihres Erscheinens wird die zerstreute und eilende Zeit sich hier einigermaßen würdig gesammelt und abgespiegelt wiederfinden."

Daß auf eine solche Ankündigung die Zusage von mehr als fünfzig

der damaligen ersten Autoritäten, **August Boeckh** an der Spitze („ich freue mich", schrieb mir der **würdige Alterthumsforscher**, wenn schon mit ironischer Wendung, „daß Sie sich in Dingen auszeichnen, die Sie nicht von mir gelernt haben") **von Namen kam**, die vom Verleger bei gelegentlichen Voranzeigen genannt zu werden anfingen, worüber die Leipziger Zeitschriften, vor allen auch die Cotta'schen, in Aufregung geriethen, liegt auf der Hand. Fern sei es jedoch von mir zu behaupten, daß die J. G. Cotta'sche Verlagshandlung, obschon derselben der Rückgang des Morgenblattes schon damals empfindlich zu werden anfing, irgendwie an dem heftigen Angriff, den wir von dem nun pro domo kämpfenden **Menzel** erfuhren, betheiligt war. Stand ich doch zu ihr durch meine „Oeffentlichen Charaktere", die in der Allgemeinen Zeitung die Theilnahme des Publikums und sogar Metternichs gefunden hatten, in gutem Einvernehmen. Der ehrliche ruhige Hermann Hauff, der Redakteur des Hauptblattes, war aus seinem gewohnten Gleichmuth nicht herauszubringen. Nein, nur die Gustav Schwab und Gustav Pfizer, sie, die ihre Weise, die Traditionen der Literatur fortzuführen, für die allein maßgebende hielten, im Bunde mit ihnen das „Literaturblatt" Menzel's, das sich schon durch die literarischen Bülletins der „Zeitung für die elegante Welt" für gefährdet gehalten hatte, regten einen Sturm gegen das neue Unternehmen auf. Den neuen Verleger Liesching verdroß nicht minder die neue unternehmende Firma meines Freundes. Wie würde er sonst in Person die Feder ergriffen und eine Brochüre gegen die „junge Literatur" geschleudert haben! Den entscheidenden Schlag führte Menzel durch eine Kritik meiner „Wally", die inzwischen erschienen und verbreitet war. Er forderte die Regierungen gradezu auf, hier ein Einsehen zu haben und mit Gewaltmaßregeln gegen die Neuerer einzuschreiten. Jener Roman, der sich der endlich errungenen Freiheit bedient hatte, daß Bücher über zwanzig Bogen der Verpflichtung, sich censiren zu lassen, überhoben waren, wurde in Mannheim, dem Orte, wo derselbe erschienen war, sofort mit Beschlag belegt und hierauf überall confiscirt. Da fingen denn die gewonnenen Mitarbeiter der „Deutschen Revue" an, in der Allg. Zeitung mit Zurücknahme ihrer Beitrittserklärungen ein wahres sauve qui peut anzustellen.

Die Menzel'sche Kritik war ein Ausbruch jener Phantasie, die

noch kurz zuvor in dem Buche: „Geist der Geschichte“ von einem Weltbrand, einem Mord der Menschheit unter sich bis auf den letzten Mann geträumt hatte. Jene Parallelen, die den ehemaligen Gönner und Freund bestimmten, von harmlosen schwäbischen Advokaten zu sagen: In dem steckt Robespierre! In dem Danton! Der zimmert schon die Guillotine! überkamen ihn auch bei seiner gegenwärtigen Arbeit, die auf meine Vernichtung abgesehen war. Da waren durch mich wieder die Gräuel der Wiedertäufer von Münster im Anzuge; hatten ja auch dem Jan von Leyden excentrische Schriftsteller vorgearbeitet, dem Umsturz von Kaiser und Reich, der Gütervertheilung, der Ehe mit zwölf Frauen zu gleicher Zeit. Anacharsis Cloots in der französischen Revolution war ein ihm immer gegenwärtiger Schreckensname, Eulogius Schneider, St. Just nicht minder. Alle waren sie wiedererstanden. Die „Schamlosigkeit der Sitten“ hatte sich mit der „Schändung der Religion“, mit dem Umsturz der Throne, mit der Ausrottung des Adels verbunden. Eine allzusorglos empfundene und ausgeführte Scene in dem denuncirten Buche bot die Unterlage für die übertriebensten und unwahrsten Ausdeutungen, um auf alle Fälle Abscheu und Ekel zu erregen.

Die erste Wallung des mit Füßen getretenen Ehrgefühls war die, es bei einer solchen Führung des Kampfes auf Tod und Leben ankommen zu lassen. Wiesbarg stellte die Duellforderung, Eduard Beurmann brachte aus Sachsenhausen die Pistolen herüber, die der dort commandirende Oberst der Oesterreicher lieh, Freiherr von Cuddenhove; der Reisekoffer war gepackt. Heilbronn wurde von uns als Ort der Begegnung bezeichnet. Eine Uebung in der Schußwaffe fehlte mir. Gleichviel. Es schien mir, als sollte mir am Leben nichts mehr gelegen sein.

Als wir schon zur Post gehen wollten, kam ein stuttgarter Brief und die Erklärung des Geforderten: „Nicht hinter Hecken und Zäunen erwarte ich meinen Gegner, sondern auf dem offnen Felde der Literatur.“ Eine feige, elende Ausrede, wenn man die Kampfesweise schon über alles Maaß dessen, was im Literaturleben üblich und Sitte ist, hatte hinausgehen lassen. Die Vertheidigung mußte sich nun auf Brochüren beschränken. Leider machten diese das Uebel ärger. Da sie nichts zurücknehmen mochten, sondern dem so abscheulich

klingenden Worte: „Emanzipation des Fleiſches" Trotz boten und in die Debatte über das, was damit gemeint ſei, näher eintraten, ſo verſchlimmerte der Angeklagte ſeine Lage. Manche meiner Widerlegungen des auf Vernichtung berechneten Urtheils konnten kaum abgelehnt werden. So hatte auch Menzel Schleiermachern, wie Goethe auf's Korn genommen und nicht etwa ſeiner Halbheit wegen, wie ſpäter Strauß und ich ſchon in einem Nachruf in der Allgemeinen Zeitung unmittelbar nach ſeinem Tode, ſondern im Sinne von Tholuck und Hengſtenberg. „Eine Religion für Gebildete!" rief Menzel aus und ſchilderte nach Schleiermacher's bekannten Reden die Dogmatik des berühmten Theologen wie etwa ein Seitenſtück der ihm ſo verhaßten „Stunden der Andacht". Meine Entgegnung brachte die Stelle: „Schleiermacher hat niemals von einer Religion für Gebildete geſprochen, ſondern er hat Reden herausgegeben an „die Gebildeten unter ihren Verächtern". Es iſt wahrlich ein großer Unterſchied zwiſchen einer Religion, welche ſich nur für die privilegirten Stände eignen ſoll, und zwiſchen religiöſen Erweckungen für diejenigen unter den Indifferentiſten, welche noch für etwas Höheres ſich den Sinn erhalten haben." Charakteriſtiſch dürfte für die jetzt ganz offen geſtellte Frage: Haben wir noch Religion nöthig? die Stelle meiner Vertheidigung ſein: „Ich habe nichts im Sinne als eine Verbeſſerung des misverſtandenen Chriſtenthums. Eine jede Verbeſſerung iſt in ihrer erſten Inſtanz kritiſcher Art. Alle meine Einwürfe gegen das Chriſtenthum ſind kritiſch. Sie gehen auf den Urſprung des Chriſtenthums zurück, deſſen erſte hiſtoriſche Erſcheinung, die mir mehr der Welt- als der Religionsgeſchichte anzugehören ſcheint. Wenn man mir den Vorwurf macht, daß dieſe Prüfungen alle ſchon einmal da geweſen ſind, ſo antworte ich, daß ſie unterbrochen wurden und deßhalb neu aufgenommen werden müſſen." An einer andern Stelle: „Ich glaube an Gott, aber ich ſoll geſagt haben, es wäre gut wenn es Niemand thäte. Das habe ich nirgends geſagt. Nur Eines wagte ich, mir einen Augenblick die Möglichkeit zu denken, ob die Welt auch ohne Religion hätte exiſtiren können. Glücklicher würde ſie ſein, ſagte ich, wenn ſie von Gott nie gewußt hätte; glücklicher, wenn keine Betrüger aufgeſtanden wären und die Völker an den Aberglauben geſchmiedet hätten; glücklicher, wenn der Fanatismus keine

Scheiterhaufen hätte anzünden können; glücklicher, wenn niemals blutige Religionskriege wären geführt worden. Aber die Menschheit sollte dies friedliche Glück entbehren."

Schon mit Ankündigung der „Deutschen Revue" war ich vom Phönix zurückgetreten. Jetzt war nun auch die „Revue" zerstört. Der Vater des Verlegers verweigerte die Mittel. Ohne ein Organ mochte ich nicht sein. So forderte ich den Besitzer zweier Buchhandlungen, der Varrentrapp'schen und der Andreä'schen, Krebs hieß er, auf, ein kleineres Blatt, „Deutsche Blätter", das ich allein schreiben wollte, zu verlegen. Man war sofort bereit dazu. Schnell wurde die erste Nummer gedruckt und versandt. Da kam plötzlich ein unbedingtes Non possumus. Von Oben her, aus der Region des Bundestages, wurden die Verleger bedeutet, nicht nur, daß eine Gesammtmaßregel gegen diese neuern Schriftsteller bevorstände, sondern auch daß ihnen persönlich eine Vergünstigung würde entzogen werden, die sie bisher genossen hatten, der Druck der Protokolle des Bundestags, wenn sie den Verlag übernähmen. Da waren denn die „Deutschen Blätter" eine glühende Kohle, die nicht schnell genug aus der Hand geworfen werden konnte.

Die Verdüsterung des Horizontes mehrte sich durch eine Maxime meiner Lebensphilosophie, die ich nicht Jedem anempfehle. Sie verband Leichtsinn mit Gewissenhaftigkeit. „Wie", sagte ich oft im Uebermuth der Jugend zu mir, „was thut es? Du wirfst deinen Ball in die Höhe, gleichviel wohin er fällt. Nur darauf mußt du sehen und nicht eher als braver Mann ruhen, bis du ihn wiedergefunden hast!" Diese letztere Vorschrift war Pedanterie, Gewissenhaftigkeit, Pflichtgefühl, wer weiß es — jedenfalls Nazarenerthum bis zur Selbstqual. Jenes in die Höhe Werfen des Balls, die Versuchung des Zufalls hätte mir alle Vortheile des Weltkindes gesichert, wäre nicht immer das Prinzip des Corrigirens und Rectificirens hintennach gekommen. Auch die Sehnsucht nach dem eignen Heerde verband sich mit dieser Maxime von dem in die Luft geworfenen Balle und der dann oft schmerzlich genug angestellten Wanderung auf — Such! Such! Verloren! Alle vernünftigen Erwägungen hätten mir anrathen sollen, noch lange nicht an die Ehe zu denken. Aber der Ball wurde geworfen. Der edle Glaube und das Vertrauen eines jungen weiblichen Her-

zens, das ich in meine gefahrvollen Lebenswirbel und -Strudel mithineinzog, erleichterte mir die schwere Aufgabe — ihn wiederzufinden.

Die fortgesetzte Unterdrückung eines Buches war nach badischem Gesetz nicht möglich ohne richterliches Erkenntniß. Es mußte also zum Prozesse kommen. Die Vorladung nach Mannheim traf ein. Hundert Stimmen, hörbare und innere, sagten: „Fliehe über den Rhein! Entziehe dich den Demüthigungen, die deiner harren! Die Fremde ist dir lehrreicher und geistig fördernder als die dumpfe Luft, in der man sich in Deutschland bewegen muß!" Aber — es galt jetzt, den Ball wiederzusuchen. Ich war verlobt. Diese Scheidewege wiederholen sich im Menschenleben. Der Gewissensmensch ist ein ewiger Märtyrer. Selbst ein Stelldichein vermag er nicht zu versäumen, ob er es auch in einem leichtsinnigen Augenblick versprochen hatte und in einem Augenblick, den er längst bereute, längst in sich überwunden hat! Du hast der Harrenden dein Wort gegeben! So schleppt sich der Gewissensmensch manchmal wider Willen — auf die Schlachtbank der Verurtheilung! Voraussetzungen zu täuschen, wozu man Berechtigung gegeben hat, in meinem Falle verlobt zu sein und Deutschland auf Jahre zu verlassen, das hätte auch hier nur Einer von den immer klugen und weisen Menschen vollbracht, denen immerdar gegenwärtig ist, was dem Gedeihen ihres eignen Ich besser bekommt oder nicht.

Mückenseigerische Pflichterfüllung, das kategorische Gesetz einer angebornen Pedanterie des Herzens mag es nicht ganz gewesen sein, daß ich dann auch, als der Goliath des Philisterthums die Trommete erschallen ließ und rief: „Gebt mir Einen und laßt uns mit einander streiten!" dann wirklich in die Arena hinunter stieg und es auf einen Gang gegen das gezückte Messer ankommen ließ. In zwei Flugschriften hatte ich die Sache, die verdammt werden sollte, im Grunde nur ärger gemacht. Den gerichtlichen Gang nahm ich aus Kampfeslust, ja mit Siegesvorstellungen auf. Wie mich der Minister Badens, „Vater Winter", als ich ihn in Carlsruhe besuchte, aufnahm, wie derselbe die Beschlagnahme ausdrücklich als eine nothwendige Folge der Menzel'schen Kritik bezeichnete und ein mildes Verfahren in sichre Aussicht stellte, während ich doch gleich bei erster Begrüßung der berühmten Stadt der Quadrate arretirt wurde, steht in des Verfassers „Lebensbildern", Bd. II.

S. 134 ausführlich zu leſen. Auch die überraſchende Genoſſenſchaft, die mir in den Räumen des Gefängniſſes durch den miteingeſperrten Schauſpieler Theodor Töring zu Theil wurde, ſteht in meinem Buche: „Die ſchöneren Stunden", S. 291 nach dem Eindruck wiedergegeben, den eine ſo nahe Berührung mit dem ſpäter berühmt gewordenen Charakteriſtiker hervorrufen mußte. Die mir von ihm vorgegaukelten Spiele der Bühne milderten etwas den Schmerz des Erwachens von einem fortwährenden Wie-Träumen.

Das ſogenannte „Kaufhaus" in Mannheim iſt ein Bau, wie man ihn ſeiner Arkaden wegen jeder Stadt wünſchen möchte. Dieſe erlauben bei Sommerhitze und bei Sturm und Regen gleich behaglich ſpazieren zu gehen. Ein einheitliches, wenigſtens gleichförmiges Dach bedeckte das weitläufige Gebäude, aber im Innern unterbrechen den unmittelbaren Zuſammenhang aller vier Flanken mehre Höfe, die theils Privaten, theils der Stadt angehören. Einer dieſer Höfe gehört mit ſeinen zunächſt liegenden Gebäulichkeiten der Polizei. Aus den Gefängniſſen kann man hinunterblicken in dieſen Hof, der durch einen Waarenſchieber vom Nachbarhofe getrennt iſt. Damals war ein ziemlicher Theil der politiſchen Aufregung der Zeit durch eben dieſe Lokalität hindurchgegangen. Die Frau Beſchließerin wußte in draſtiſchen Zügen die Geſchichte Badens ſeit den letzten fünf Jahren vom Standpunkte ihres Amtes zu erzählen. Sie wußte, daß der Herausgeber des „Wächter am Rhein", Strohmeyer, in einem Hauſe entdeckt worden war, wo Kinder mit Schießpulverkörnern geſpielt hatten. Da hatte die Polizei ſeltſamerweiſe gleich die Lunte mitentdeckt, die den Brennſtoff Deutſchlands entzünden ſollte. Der Zufall führte auf den ſteckbrieflich Verfolgten, der — mit jenen Pulverkörnern nicht in der geringſten Verbindung geſtanden hatte! „Das heißt Pech haben!" ſagte die Frau, dem Strohmeyer nachſprechend. Denn eben hier hatte Strohmeyer geſeſſen. Auch mein ſpäter Freund Jacob Beneday. Dieſer, lebhaften rheiniſchen Naturells und etwas verwitzig, wünſchte ſich über ſeine Umgebung zu orientiren. In dem über ihm gelegenen Stockwerke hatte er Schritte auf und ab gehen hören. Wer mag über mir eingeſteckt ſein? ſagte ſeine Wißbegierde. Vielleicht läßt ſich ein Bund zum Entweichen ſchließen! Die Eiſenſtäbe des Fenſters verhinderten

Gerüchte, die ſich über ſeine enormen Einſätze und Verluſte gebildet hatten, ohne daß er je davon hörte. Er wußte nicht, daß ſeine Seufzer den Menſchen die Tauſende beſtätigen mußten, die er auf jene verführeriſche Tafel geſchüttet haben ſollte. Ein Witzbold ſagte von ihm, er gliche dem Auguſtus, als er ausgerufen hätte: Faro, Faro, gib mir meine Millionen wieder! Manche nannten ihn den „Märtyrer des Zufalls“. Der Graf war entzückt, daß Blaſedow unbewußt auf die Idee, die ſeinen eigenen Vorſtellungen ſo nahe verwandt war, einging: denn er wußte, wie wunderlich der Menſchenſinn erregt wird, wie gerade der Anblick von Hinrichtungen, Mörderſchaft und ein Piſtolenſchuß und eine verhüllt fortgetragene Bahre einem Spielhauſe mehr Zulauf verſchafft, als ein gelungenes Va banque! In der Freude darüber redete er einmal Blaſedow mit der Bezeichnung an: „Wie geht es Ihnen, Freund, unglücklicher Spieler?“ Blaſedow blickte ihn groß an und wandte ſich dann verächtlich ab, indem er ſagte: „Unglücklicher, ja, aber kein falſcher!“

die Orientirung, bis ein Stück zerbrochnen Spiegels, das sich von einem defekten Versuch zur Verschönerung des wenig einladenden Raumes ablösen ließ, zum Fenster hinausgehalten, den Bewohner des zweiten Stocks, dessen Fenster nicht vergittert waren, veranlaßten, telegraphische Zeichen in den Spiegel fallen zu lassen. Der Leidensgefährte war Studiosus Köhler aus Holstein. Als dieser die Correspondenz, die durch den Spiegel versucht wurde, nicht länger fortsetzen konnte, da man ihn an einen andern Ort brachte, suchte Beneden, der nie Talent zum einsamen Resigniren hatte, die Flucht zu ergreifen und schlug Abends dem Wärter, der ihm seinen Nachtschoppen brachte, das Licht aus der Hand, benutzte die Dunkelheit zu einem raschen Sprunge, riegelte den verdutzten Wärter ein und rannte die Stiege hinunter. Aber nun war das Hausthor verschlossen. Der Wächter rief aus Leibeskräften aus dem Fenster. Noch versuchte Beneden, im Hof einen Ausgang zu finden. Er erkletterte einen Brunnen, wollte auf das Dach des Waarenschuppens, aber am Rebenspalier brach eine Latte. Da fiel der Flüchtling in die schon ausgestreckten Arme der inzwischen herbeigekommenen Helfershelfer der Justiz zurück.

Noch ereignißreicher war der Bericht der guten Beschließerin über einen jungen Franzosen, der festgesetzt worden war, weil er im hartnäckigen Schweigen über seine Herkunft verharrte und in einer Zeit, wo fast für jede Spazierfahrt ein Paß genommen werden mußte, ohne Legitimation nach Mannheim zu kommen gewagt hatte. Die Zelle, die ich bewohnte, hatte früher noch ein Nebengemach mit einem Kamin. Jetzt war die Verbindungsthür geschlossen. Der Franzose schien Maler und bis zum Tiefsinn verliebt. Aus seinem Koffer suchte er sich ein Gemälde, rollte dasselbe auf und war stundenlang in den Anblick eines weiblichen Wesens von ausnehmender Schönheit verloren, wobei er andeutete, daß er selbst der Schöpfer dieses Portraits gewesen. Plötzlich stellte sich der junge Maler krank und verweigerte dem Wärter, sich sein Bett machen zu lassen. Er wollte Tag und Nacht in derselben Lage bleiben und nur sein Gemälde betrachten. Da das Bett für ihn selbst gemiethet war und nicht zum Inventar des Hauses gehörte, so ließ sich kein Einspruch thun. Am vierten Tage war der Franzose verschwunden. Im Kamin

nebenan lagen mit Ruß bedeckte Kleider, die Ueberzüge waren in Fetzen geschnitten und theilweise mitgenommen. Der Flüchtling mußte mit seinen zusammengebundenen Bettzeugstreifen den engen Kamin hinaufgerutscht sein bis zur Oeffnung des Schornsteins. Dort mußte er die rußig gewordenen Oberkleider ausgezogen und sie in den Kamin geworfen haben. Jetzt hatte er sich ohne Zweifel im Dunkel der Nacht über die Dächer, die ihn umgaben, zu orientiren gesucht, bis er ein Dachfenster entdeckte, auf das er zukroch, die Scheiben eindrückte und in ein Haus einstieg, wo ihn der beginnende Morgen in's Freie entkommen ließ. Sein Gemälde hatte der räthselhafte Fremde mitgenommen.

Die Beschließerin hatte noch einen Schluß für ihre Erzählung. Nach einiger Zeit erschien ein ältlicher Herr in Mannheim und erkundigte sich in allen Gasthäusern nach einem jungen Manne, dessen Beschreibung auf den Flüchtling paßte. Wieder war es ein Franzose und der Vater des Entflohenen. Er kam nicht, um seinen Sohn wiederzufinden. Diesen hatte er schon durch den Tod verloren. Er wollte nur noch die letzten Fußtapfen des Unglücklichen verfolgen, der sich im Genfer See ertränkt hatte. Eine wahnsinnige Liebe hatte den jungen Maler für die Dame ergriffen, die ihm zu jenem Bilde gesessen. Die Dame war verheirathet und es schien fast, als sei sie in ihrer ehelichen Treue eine Zeit lang schwankend gewesen. Darüber hatte der Maler eine größere Erregung gefaßt, die jedoch dem Gatten auffallend wurde, worüber Scenen entstanden, die ein Duell veranlaßten. Der junge Maler hatte das Unglück, seinen Gegner zu erschießen. Die Genfer Gesetze sind in der Bestrafung des Duells streng; die Gerichte können einen Schuldigen auch bis an die Grenze der Schweiz verfolgen. Der Sohn des alten Herrn war nach Deutschland entflohen. Zurückgekehrt auf den Schauplatz seines Vergehens, wagte er es, sich der noch trauernden Wittwe zu nähern. Da ihn diese voll Abscheu zurückwies und es damit ernst meinte, so gab sich der Verzweifelnde den Tod.

Der neue Bewohner dieser verhängnißvollen Räume war das absolute Gegentheil eines Floß-Schiffers, den man noch am Tage zuvor in diese von Mäusen heimgesuchte, mit dem dürftigsten Hausrath versehene Klause eingesperrt hatte. Im Hafen

am Rhein hatte der gute Schwabe den Beamten nicht Ordre pariren wollen. Anfangs verhielt er ſich im Gefängniß ruhig, plötzlich aber ſteigerte ſich ſeine Verzweiflung in ſolchem Grade, daß er ſich auf dem Boden walzte, unabläſſig tobte und ſchrie und durch nichts zu beruhigen war. Man fragte ihn, ob er Sorge um ſein Floß hätte? Nein! das war geborgen. Ob er etwas auf ſeiner Fahrt verſäumte? Nein, auch das nicht! Nun, hieß es, dann müßte er ſich gedulden, drei Tage ſeien ihm unerlaßbar! Da müſſe er Geſellſchaft haben! ſchrie er. Er könne nicht mit ſich allein ſein. Geſellſchaft war nicht vorhanden und ſo fuhr er fort, auf dem Fußboden um ſich zu ſchlagen, zu lärmen, zu toben. Sein „auf ſich ſelbſt bezogenes abſtractes Ich", wie Hegel geſagt haben würde, war ihm ein wüſtes Chaos, das ihm Schrecken verurſachte.

Ueber mich dagegen kam die Einſamkeit wie ein kühlender Balſam auf Wunden. Wie fühlte ich mich glücklich, der Welt entrückt zu ſein! So hätte Luthern auf der Wartburg und ſpäter in Coburg zu Muthe geweſen ſein können, wenn dieſer von ſeinem hitzigen Blute und dem merſeburger Bier gefolterte Mann nicht den Teufelsglauben gehabt hätte, der ihn ſelbſt das Heulen des Windes im Schornſtein als Aeußerungen des zähneklatſchenden Ungethüms erſcheinen ließ! Meine Teufelsoffenbarungen waren nur die Mäuſe, die paarweiſe über mein Bett liefen. Ich hätte wetten mögen, daß es wahr iſt, wenn man verſichert, die Mäuſe ſängen. Wunderbare Melodieen ſangen ſie mir des Nachts. Es war das zarteſte Flageolet, worin ſich ihr geiſterhaftes Pfeifen erhielt. Eine gebundene ſelige Welt ſchien ſich zu offenbaren — oder war es das Singen im eignen Ohr? Was ließ ſich nicht alles überdenken in dieſen Nächten! Zum erſtenmale ſeit fünf Jahren hatte ich die Wirkung des geſchriebenen und gedruckten Wortes erprobt. Nun war „Erfolg" da! Schade, daß der angeſchuldigte Roman nur in einer Auflage — von 800 Exemplaren gedruckt worden war! Das Doppelte, ja Dreifache des Preiſes bot man, um ein Exemplar zu bekommen. Einen Neudruck heimlich zu veranſtalten, wagte der gleichfalls vor Gericht geſtellte Verleger nicht. Die anfängliche Grobheit des Inquirenten milderte ſich allmälig zu höflicherem Tone. Ich tobte nicht und arbeitete nicht an Fluchtverſuchen, ſondern ſchrieb meine „Seraphine" zu Ende und

begann einen Versuch, die constructive Geschichtsphilosophie Hegel's zu bekämpfen, eine Arbeit, der ich anfangs den Titel: „Zur Philosophie der Geschichte", später den andern: „Philosophie der That und des Ereignisses" gegeben habe. Leider fehlten mir zu letzterem Unternehmen die hinreichenden literarischen Hilfsmittel. Eine Kiste mit Büchern, die mir am Ende meiner Haft zukam, enthielt nur solche, die ich mir, größtentheils zu andern literarischen Zwecken verwendbar, aus einem mir zufällig eingesandten antiquarischen Katalog gewählt hatte. Ich erwähne diesen geringfügigen Umstand, weil mich ein Buchhändler, Heinrich Hoff, später hat beschuldigen wollen, daß meine Klage, die ich in der Vorrede des letztgenannten Buches über meinen Mangel an literarischen Hilfsmitteln ausgesprochen hatte, eine Unwahrheit gewesen sei, da ja er mir selbst eine Kiste mit Büchern (von einem Heidelberger Antiquar) hätte besorgen müssen. Es sollte die Rache für eine Rüge sein, die ich nicht hatte zurückhalten können über eine von ihm gegen den am mannheimer Theater wirkenden Oberregisseur Herrmann ausgeübten Bosheit. Er hatte eine bei ihm erschienene umfangreiche Schrift desselben auf sechs Kreuzer für ein Exemplar herabgesetzt.

Wollte man das Leben, wie es ist, in Maskengestalt darstellen, so müßte diese einer jener grotesken und keineswegs gutmüthigen Hanswurste sein, die uns im Fieber umtanzen, oder die uns, wenn wir Morphium haben nehmen müssen, statt Schlaf zu geben, das Gehirn verwirren. In die grellsten Farben gekleidet, stellen sich diese boshaften Bilder bald auf den Kopf, bald wieder auf die Beine, lachen uns vertraulichst an und wechseln ihre Stellungen, wie nur eben die Blutkügelchen zum Hirne drängen. Es war, als ich endlich frei geworden, tiefe Nacht um mich her. Der endlich Befreite hoffte aufathmen zu können. Aber die Welt — wie sah sie so trübe aus! Dumpfer Nebel lag auf den Gemüthern. Herbe und schroff gegen mich war Niemand. Aber die Vermittlung hielt schwer. Sogar die „Freunde" hätten Stoff geben können, manchmal mit Bitterkeit aufzulachen. So war gleich eine Scene am ersten Abend der wiedergewonnenen Freiheit eine Harlekinfrazze obenbeschriebener Art. Der Arzt hatte mir zur Stärkung meiner Gesundheit Burgunder verordnet. Vom köstlichsten Eremitage hatte ich nur ein halbes Glas

getrunken. Einer der Freunde, den ich schon öfters nannte, war seit einiger Zeit durch mich in Mannheim zur Verwendung für literarische Arbeiten gekommen, die zufällig aufhörten. Er war mein Gast und hätte alle Ursache haben können, mich aufzurichten, meine Rückkehr in's Leben zum Anlaß wohlthuender Unterhaltung zu machen, überhaupt nicht von sich allein zu sprechen. Statt dessen begann der wunderliche Kauz, der fast wie Schopenhauer's Aeußere nur an englische Haltung erinnerte, lediglich von sich. Jener Buchhändler, dem ich ihn empfohlen hatte, wollte eine Unternehmung nicht fortsetzen. Nun war eine momentane Verlegenheit vorhanden und ich bekam in nächtlicher Stille, glücklicherweise in dem winterlich einsamen Hôtel ohne Nachbarn, einen Erguß der kränkendsten und aufregendsten Art. Ich hätte ihn, so hieß es, von seinem stillen Wirken in Berlin erst nach Frankfurt, dann nach Mannheim gerufen und sei nun verpflichtet, ferner für ihn zu sorgen. Das Beefsteak, das ich ihm hatte geben lassen, war verzehrt. Nach jeder Pause, die der im Zimmer Auf- und Abrennende sich gestattete, füllte ich ihm in aller Ruhe sein Glas mit dem köstlichen Burgunder. Nach jeder Strophe seiner Litaneien, die regelmäßig mit dem Refrain schloß: „Was bleibt mir andres übrig als Prussian acid (Blausäure)!", stürzte er sein Glas hinunter, worauf ich ruhig, während er, wie ganz beiläufig, sagte: „Ein ganz guter Wein!" wieder einschenkte. Als das Glas wieder gefüllt war, begannen auf's Neue die Vorwürfe, daß ich ihn an den Rand des Abgrundes gebracht hätte, daß er Gift nehmen müßte. Hierauf wieder das Glas geleert, wieder mit sanfter naiver und aufrichtiger Stimme: „Vortrefflicher Wein!" Wieder eingeschenkt und ein neues Peletonfeuer auf meine Person, bis die Flasche von ihm ganz allein geleert war und der vertrocknete Egoist, die Wirkung des starken Inhalts verspürend, kleinlaut sagte: „Du wirst mir doch nichts übel genommen haben und mir noch die Treppe hinunter leuchten?"

Die Undankbarkeit, die ich in meinem Leben systematisch erprobt habe, glaubt sich überall entschuldigt, wo sie an Jemand ausgeübt wird, der im Unglück ist. Sowie der Parasit merkt, daß die Bundesgenossenschaft unfruchtbar geworden, bricht er ab und oft in den brüskesten Formen. Mein Leben bietet eine Cabinetssammlung von unglaublichen Vorkommnissen dieser Art. Die Gedächtniß-

Schwäche in diesem Punkte, die man bei den Menschen antrifft, steigert sich, wenn der, der dem Andern Wohlthaten erwies, zu ringen, zu kämpfen hat. Zu jener Undankbarkeit gehört auch literarisch die Loslösung von dem Stamm, um den man sich nicht nur äußerlich früher rankte, sondern von dem man ein organischer Zweig war. Das Trennende war keine gesteigerte bessere Erkenntniß, wie wol vorgeschützt wird, sondern lediglich die Abnahme an Gewinn, Gewinn im Renommée, in der literarischen Parteistellung.

Bald nach der Rückkehr in den Frankfurter Kreis, der sich durch den geschlossenen Ehebund in wohlthuender Weise verengte, ohne darum an anregenden Elementen zu verlieren, erhielt ich ein Manuscript aus dem fernen Königsberg, „Briefe über die deutsche Literatur" von Alexander Jung. Ich sollte dafür einen Verleger suchen. Tiefer wurde auch später in Julius Campe gefunden. Ein sinniges, vielseitig gebildetes Gemüth hatte sich hier in meine Autorschaft vertieft und die Pulsschläge des Herzens, die oft noch verworrenen Gedankenfaden in meinen Schriften so aufmerksam verfolgt, daß mich ein so gemüthvolles Verständniß wahrhaft beglücken mußte. Nur mischte sich in den Labewein der bittre Tropfen, daß mich der neue Freund vom baltischen Meere nie zu nennen wagte! Durchweg hieß ich in dem Büchlein der „Ungenannte", woraus ich recht die Schwierigkeit meiner Stellung erkennen konnte. Man fürchtete sich, sich mit meiner literarischen Existenz in offenes Einvernehmen zu versetzen. Schule, Kirche, Staat, Gesellschaft, alles hatte gegen mich protestirt. Es wurden nicht nur meine früheren, auch die zukünftigen Schriften vom „Ministerium des Innern und der Polizei", wie diese Behörde damals genannt wurde, in Berlin verboten. Die oben erwähnte Börsenzeitung, ein Versuch, der sich nur kurze Zeit halten konnte, erschien unter Verantwortlichkeit von Eduard Beurmann.

Damals hatte es die Lesewelt mit Eduard Lytton Bulwer. Seine Weise war mir nicht sympathisch. Aber die genrebildliche Zeichnung, der Versuch, moderne La Bruyère'sche Charaktere zu zeichnen, gehörte damals beiden Literaturen, der englischen und französischen an. Auch in der deutschen versuchte sich manche Feder mit Artikeln im Charakter der Beiträge zum Livre des Cent et un, kurzen abgerissenen Skizzen über Dinge und Personen, Berufs-

ſtände, Sitten und Gebräuche. Eine Verbindung ſolcher Charaktertypen mit dem Vorſatz, die Eigenthümlichkeiten und Richtungen des Jahrhunderts in beſtimmte Gruppen zu bringen, brachten die von mir unter Bulwers Namen (Stuttgart, Verlag der Claſſiker) herausgegebenen „Zeitgenoſſen“ (jetzt „Säkularbilder“ genannt). Die Täuſchung war eine unſchuldige, da ſie ſogleich erkannt und ohne Schwindel durchgeführt wurde. Es war dieſelbe Arbeit, zu welcher mich ſchon Lieſching, als ich nur 23 Jahre zählte, aufgefordert hatte. Sie bildet jetzt den achten Band meiner geſammelten Werke (Jena, Coſtenoble). Ich habe dort in der Vorrede offen geſtanden, daß ich von dieſem Buche nicht gering denke.

Gewiß that der junge Ehemann das Mögliche, um ſich ſeinen in die Büſche geworfenen Ball wiederzuholen. Die häusliche Einrichtung bot beſcheidenen Hausrath. Als Heinrich Laube, endlich aus Muskau's Bann (leider nicht aus dem geiſtigen) entlaſſen, mit ſeiner eben erheiratheten Gattin unſern erſten Verſuch, einen Gaſt zu empfangen, veranlaßte, brach Gabriel Rieſſer, der ebenfalls anweſend war, mit einem der zierlichen neuen Stühle, dem er bei Tiſch die Probe des Schaukelns zumuthete, beinahe zuſammen wie Eli, der Hoheprieſter, unter dem Thore von Silo, von welchem auch die Schrift ſagt (1. Samuelis), „denn es war ein centnerſchwerer Mann“. Die Nähe herrlicher Gegenden, das waldreiche Taunusgebirge boten Anlaß zu Auffriſchungen der Stimmung. Einen der münchner Freunde, Karl Rieſſtahl, hatte ich dem Theater als Concertmeiſter empfohlen. Dieſer brachte vom leipziger Conſervatorium den Geiſt ſeines Freundes Schumann, verwandte Richtung, gleiches, ſcharfes, excluſives Urtheil mit. Seine meiſterhaft behandelte Geige verband ſich dem Piano des Hauſes zu abendlichen Genüſſen, die von den Freunden getheilt wurden. Ein ausgeſprochener Lyriker, Ludwig Wihl, konnte bezeugen, daß wir, wenn auch keine Freunde der reflectirenden Muſe Guſtav Pfizer's, mit welchem ich in Händel verſtrickt war, doch dem reinen ſangbaren Liede mit Ohr und Herzen zugethan blieben. Ja, die lyriſche Stimmung überkam den Erzähler bisweilen ſelbſt. Ritzte ſich doch beim Wiederſuchen meines Balles die Hand vielfach an Dornen. Abendſtunden der Trauer und Erinnerung gab es genug.

Deutschland schmachtete nach politischer Freiheit. Wie diese aufzufassen war, wie zu gestalten, wie sich die nationale Einheit mit dem Erscheinen der Himmelstochter auf Germania's Fluren verbinden ließ, darüber gingen die Wünsche und Träume auseinander. Aber wie mächtig der Drang war, sich aus sich selbst heraus, nicht auf Commando seiner Fürsten, im Bewußtsein nationaler Kraft und Einigung zu begegnen, das bewiesen immer mehr die an die Tagesordnung kommenden Anträge, den Genien des Geistes Denkmäler zu setzen, Schiller, Goethe, Herder, Wieland, Jean Paul, Lessing. Da boten denn die Enthüllungsfeierlichkeiten Anlaß zu Volksfesten, wie schon der Musikcultus angefangen hatte, am Rhein, Main, an der Elbe, am Neckar Versammlungen zu veranlassen, die wenigstens dort, wo der Männergesang allein in den Vordergrund trat, nicht ohne ein Anklingen an die versagten Wünsche der Nation stattfinden konnten. Das Turnen kam fast erst über Schweden als Heilgymnastik oder als unerläßliche Dressur für die militärische Beweglichkeit an unser Deutschland wieder zurück. Dem Könige Friedrich Wilhelm III. durfte Jahn's Name nicht genannt werden. Aber siehe da! Im Jahre 1837 erhob ein Beamter, ein schlesischer Medizinalrath, Lorinser, seine muthige Stimme und zeigte auf die Verkümmerung der Generation als einen Hannibal ante portas. Gerade für Schlesien, das mit dem Hungertyphus zu kämpfen gehabt, dessen Gewerbfleiß Tausende von Kindern an die Fabriken, an die Bergwerke abliefern mußte, ließ sich das Schreckbild einer schon durch die Schule herbeigeführten Schwächung der Körperkraft im erschütternden Bilde aufstellen. So rafften sich denn wohl die Minister der Wilhelmstraße auf und machten der „Turnsperre", die zwanzig Jahre gedauert hatte, ein Ende. Mit den Eichenlaubkränzen der Turnfeste, wenn auch noch innerhalb enger Grenzen, kamen die Ideen zurück, die ehedem die deutsche Burschenschaft in Verbindung mit dem Turnziel fast zur souveränen Macht über Deutschlands Geschicke erhoben hatte.

Auch Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, bekam endlich in Mainz sein langerwartetes Denkmal. Thorwaldsen hatte da einen einfachen Mann des Mittelalters hingestellt, keinen Grübler, sondern an dem ansetzenden Fuße erkennbar einen Mann der

That, einen Helden der Betriebsamkeit. Die Mainzer verstehen es, Feste anzuordnen. Ihr lebensfrischer Sinn hatte noch nicht die Spaltung in Schwarze und Rothe aufkommen lassen. Der ultramontane Neukatholizismus lag noch im Ei, in den Werkstätten einiger frommen oder frömmelnden Maler, in den Conventikeln einiger mystischen Gelehrten, im deutschen Collegium zu Rom. Oesterreich und seine besoldeten Convertiten gaben die Brutwärme, daß das Unthier allmälig das Ei durchbrach. Und gewiß, es geschah genug, um auch dies schöne Fest vom August 1837 vor dem Scheine, es könnte möglicherweise über die gezogenen Schranken der Bundestagsprotokolle ausbrechen, im Keime zu bewahren. Heinrich König von Hanau wurde mitten in seiner Tischrede vom Präsidenten und der loyalen Majorität der Festgenossen unterbrochen.

Nicht aber mit König, sondern mit Gabriel Riesser bin ich von Frankfurt zu dem für drei Tage angesetzten Feste gepilgert. Ein mit Fahnen und Blumen geschmücktes Schiff glitt den Main hinunter und brachte die Jünger der schwarzen Kunst, Freunde der Literatur, Buchhändler, vor allen eine Klasse von glücklichen Bummlern, die man in Frankfurt am Main die „Gourmands" zu nennen pflegt und ehedem jeden winterlichen Donnerstag, wo es „Solperfleisch" und Sauerkraut gab, an der Wirthstafel des Weißen Schwanen antreffen konnte. Aber es fehlten auch jene unheimlichen Gestalten nicht, die in Frankfurt allbekannt herumwandelten, Zuträger von Neuigkeiten bei den Gesandten, pensionirte Beamte kleiner Staaten, betriebsame alte, weißhaarige Gesandtschaftssecretäre, auch Thurn und Taxis'sche Beamte, besonders solche, die im Ruf der Briefverbrechungskunst standen, kurz eine Art von privilegirter Lohndienerschaft, die sich um den Bundestag herumbewegte. Möglich, daß diese Zunft, wenn auch mit andern Aufgaben, noch jetzt besteht.

Ein Unwetter war den schönsten Tagen vorausgegangen. Ueber dem Taunus hatten sich die Gewitter wie ein einziges Feuermeer gelagert. Von allen Seiten kamen Berichte über entwurzelte Bäume, Blitze, die gezündet hatten, Häuser, die eingestürzt waren. Aber nun war es um so sonnenheller, himmelblauer geworden und bei der Ankunft in Castell, beim Rundblick über ein unvergleichliches Panorama, dessen Wiedersehen später die Seele noch oft von Kummer-

niſſen befreite, mußte ſich Jeder, der ſich als Feſttheilnehmer bekannte, ebenfalls in die Farben des Himmels kleiden, wenigſtens eine Schleife anheften und ſomit eine Verbrüderung mit den vielen unbekannten Männern herſtellen helfen, die nun durch ein vertrautes Anlächeln, ein ſtummes Begrüßen wie durch eine Art Magie verbunden waren. Heute, morgen und noch den dritten Tag gehörte die Welt dem überwundenen Mönchthum, dem Anbruch der neuen Zeit, dem Siegesgefühl der Preſſe. Selbſt Cenſoren waren erſchienen und ſuchten ſich in den Bund der Glücklichen zu ſtehlen. Ach, die Naſen zu verbergen, die ſie ſchon alle von ihren Vorgeſetzten bekommen hatten, machte ſie ja mehr zu Gegenſtänden des Mitleids als der Verachtung! Die Naſe eines frankfurter Cenſors, der vor dem Schöffen und Bürgermeiſter Thomas zitterte, konnte Einem wie ein Cactusſtamm vorkommen, ein dorniges Blatt wächſt da aus dem andern! Der Gedanke an ſchrankenloſe Preßfreiheit war mir perſönlich noch ein erwägenswerther, ſeitdem ich erlebte, daß ſich die jungen Autoren, die ſich um Theodor Mundt ſchaarten, und Andere abmühten, die gemeinſten comiſchen Witze gegen mich auszuſpielen. Ich ſagte mir, daß Preßfreiheit allein, ohne ein großes, freies, ſtaatliches Leben ein Meſſer ſei, bei deſſen Gebrauch ſich der Eigner nur ſelbſt verwunden würde. Schwimmen ſollte man dürfen und verſperrt dazu das offene Waſſer? Welchen Gebrauch würde man denn in Preußen, ohne eine Conſtitution, ohne Stände, ohne Discuſſion über die Verwaltung, von Preßfreiheit gemacht haben? Nur den, daß ſich die immer vogelfreien Perſonen, die Künſtler und Schriftſteller, wie die Gladiatoren im alten Rom zum Vergnügen der zuſchauenden Menge niedergemetzelt hätten. Nur um große Gegenſtände iſt der Gebrauch der freien Sprache da. In kleinen perſönlichen Dingen legt ſich der Mann von Bildung Feſſeln an. Die Hetzer, die hinter allem Halloh! ſchrieen, das von mir ausging (weil ich die Werke ihrer Führer mit unbefangenem Sinn beurtheilte), machten mir eine Zeit lang den Ruf, ich ſei ein Feind der Preßfreiheit. Noch lange ließ ich mich in meiner Ueberzeugung, daß es in Preußen erſt auf Verfaſſung und Stände und dann erſt auf — „Karikaturenfreiheit" ankäme, nicht irre machen. Hatte man doch in Berlin die tolle Idee, von König Friedrich Wilhelm IV. nicht die

## Siebentes Kapitel.

### Ein Congreß.

Seit einiger Zeit hatte aber das Regenwetter den Kurfreuden so vielen Abbruch gethan, daß mehrere von den minder Kranken beschlossen, ihre Abreise zu beschleunigen. Dem Grafen kam diese Nachricht sehr erwünscht: denn seit acht Tagen war ihm der Raum in Haus und Hof, in Flur und Wald zu enge; er wurde, je finsterer das Wetter, desto heiterer in seiner Stimmung. Die beiden Flügel des Schlosses waren in einer so freudigen Bewegung vor Arbeiten und Zurichtungen, daß es schien, als sollte das Bad einen noch höhern Aufschwung nehmen, durch Besuche nämlich, deren Wichtigkeit der Graf schon mit geheimnißvoller Miene ahnen ließ. Keinem aber wär' es eingefallen, das europäische Gleichgewicht und die Continentalpolitik mit diesem stillen Jubel des Grafen und der Amalienquelle in Verbindung zu bringen; und doch war in jüngster Nacht ein Courier angekommen und hatte den Grafen aus dem tiefsten Schlafe geweckt und ihm Mittheilungen gemacht, die wie hinter dem Vorhange eines zur Vorstellung sich rüstenden Theaters wegliefen und nicht

Preß-, sondern die „Karikaturenfreiheit" einzufordern. Und er gab auch die Freiheit der Frazze, nahm sie aber als einen Nonsens innerhalb eines absolutistischen Staates wieder zurück.

An jenem schönen Augusttage war es ein erhabener Moment, als im Angesicht des ehrwürdigen Doms, vor mehr als dreißigtausend Menschen, unter ringsum wehenden Fahnen, sich schaukelnden Blumengewinden endlich die Hülle von dem Denkmal fiel und es nun Mainz war, nicht Straßburg, nicht Harlem, wo Jemand zuerst die Idee, die alten Tafeln, womit man schon lange druckte, zu zerschneiden, in Ausführung brachte. Wie das geschichtlich so recht der Reihe nach gekommen, hatte mir drei Jahre zuvor Charlotte Birch-Pfeiffer in Schwalbach vorgelesen und da stand's nun auch hinter der menschenüberfüllten Estrade an dem rundgebogten rothen Theaterbau zu lesen: „Heute zum Erstenmale Johannes Gutenberg". Inzwischen war der Tribut der Musik tausendstimmig. Ein greiser Maestro, Neukomm, hatte die Festhymne componirt, deren Text man vertheilte. Man sagt, die Richard Wagner'schen Extravaganzen seien neu? Ueberall, wo in diesem Enthüllungsgesang die große Trommel und die Paukenwirbel nicht mehr ausreichten, ließ „Ritter Neukomm" auf einen Wink seiner Hand Kanonenschüsse krachen. Die Karthaunen dazu hatte der Gouverneur geliefert, der auf dem Theaterbalkon stand, der Vater jener Königin, die vor kurzem den Glauben ihrer Väter abgeschworen. Ein englischer Prinz, der Herzog von Cambridge, stand ihm zur Seite.

Die Festrede hielt eine Persönlichkeit, die als eine hohe Gerichtsperson in Mainz geendigt hat, der Präsident Pittschaft, eine charakteristische Figur. Er drückte die Aufnahme französischen Wesens in unser deutsches aus. Hoffentlich machen wir jetzt bessere Erfahrungen für den umgekehrten Weg, den Uebergang deutschen Wesens in bisheriges französisches. Pittschaft hatte seine Jugendbildung als annektirter Franzose bekommen. Er hatte gelernt, den Code Napoleon als la raison écrite zu betrachten, besaß auch Erscheinung und Geist genug, sich die Manieren französischer Advokaten oder Richter, wie sich diese räusperten und spuckten, anzueignen. Sein drittes Wort war ein à peu près oder pour ainsi dire oder eine ähnliche Erinnerung an seinen französisch geschulten Denkproceß.

Daß sich in Mainz der kleinstädtische Weinschwelg, hinter seinem hessischen mächtigen Schoppenglase, an napoleonischen Erinnerungen gütlich that, beim Faschingsumzug sich sogar an einem geschwärzten Werkthelfer, der als Rustan, Napoleon's Leibmameluk, verkleidet auftrat, ergötzte, daß eine Wiedervereinigung mit dem glorreichen Empire der Bärenmützen als gar nicht unmöglich geträumt wurde, das war ja leider damals noch die tägliche Erfahrung in Mainz, ja jenen Rustan sollen sogar zuweilen angesehene Persönlichkeiten gespielt haben. Selbst in der Beamtensphäre, den Chef der Regierung, Lichtenberg, nicht ausgenommen, herrschte noch eine beidlebige Art, die bei heftigen Erregungen in französische Reminiscenzen zurückzufallen drohte. Die französische Art hat für die ekstatischen Zustände des Menschen, für die Entrüstung, das Erstaunen, die Aufrollung seiner persönlichen Würde, die Drohung, zugleich für den Enthusiasmus und den Stelzengang der Repräsentation einen Reichthum von Worten, die einen eigenthümlichen Schwung geben, Holas! und Que voulez vous? vorzugsweise das mächtig einsetzende Mais! und sonstige noch eigenthümlich kurze, nicht gut wiederzugebende Ausdrücke hautainer Verachtung, so daß es vielleicht erst der jetzigen Zeit gelungen ist, hochgestellte „Mainzer Kinder" vom Piedestal der Phrase und eines undeutschen Hinterhaltes herabzulocken. Beim Festmahl, bei einer spätern Debatte über die Bestimmung des Säkularjahres der Gutenbergsfeier gebehrdete sich Pittschaft, der alte Napoleonische Richter, aufbrausend, diktatorisch, bitter bis zum Verletzenden. Im Grunde war letztre Debatte eine Lokalstreitigkeit. Es zeigten sich mehre Forscher in Gutenbergssachen und alle mit verschiedenen Resultaten. Da setzte es denn Kopfnüsse rechts und links. Ein Herr Wetter und ein Herr Schaab geriethen aneinander, Pittschaft nahm für jenen Partei und verschaffte ihm um so leichter die Oberhand, als Herr Schaab ein schwacher alter Mann war, der sich sogar im Gefühl, hier gekränkt zu werden, zu der Aeußerung veranlaßt fühlte, zu sagen: „Ich habe nichts mehr zu erwiedern, als Sie aufzufordern, mit mir, den Geschichtsschreiber der Erfindung der Buchdruckerkunst, den Erfinder leben zu lassen! Es lebe Guttenberg!" Traurig! Der gute Gensfleisch hatte dieser Tage schon für soviel Toaste herhalten müssen, daß diese

„neue Idee" kaum drei bis vier Stimmen Anklang fand. Hinter den Schoppenflaschen saßen einige berühmte Buchhändler. So der Bruder meines Julius Campe, Friedrich Campe von Nürnberg, ein kleiner, sich seiner Bedeutung, hervorragenden Bildung sehr bewußter Herr, ein geschätzter Kunstkenner, aber sich offenbar in's Hochmüthige versteigend, als er die angesponnenen Debatten über das richtige Säkularjahr mit den Worten unterbrach: „Beschließen Sie, was Sie wollen, wir Buchhändler feiern das Säkularjahr 1840!" Nun hätte man nicht in Deutschland sein müssen! Eine Behauptung wird ausgesprochen, sofort erfolgt die Gegenbehauptung. Eine nicht minder bedeutende Persönlichkeit der leipziger Buchhändlerbörse, Friedrich Fleischer, erhob sich und versicherte: Die Buchhändler würden sich dem Ausspruch dieser Versammlung unterwerfen! Erstarrten zwei sich messende Gegner, Campe oder Fleischer? Da sprang der blonde Deutsch-Ungar Otto Wigand, Lange's erster Verleger, auf, ein aus Pest mit einem ansehnlichen Vorrath Dukaten und einem hochfliegenden, für einen Buchhändler damals revolutionären Schwarzbart gekommener Ehrenwerther Mann und versicherte: Basta terminste, daß Campe keine Vollmacht hätte, für Andere zu sprechen; hier diese Versammlung sei competent und die Buchhändler würden handeln, wie Fleischer gesagt! Nun die richtige deutsche Massenversammlung. Einer hat Feuer in die Gemüther geworfen, gleich muß gelöscht werden. Hier geschah es sogar durch jene Erscheinung, die in Deutschland größere Dimensionen gewinnen sollte. Die Freigesinnten stießen auf Radikale, die — sich den Conservativen anschlossen und deren Macht verstärkten. Otto Wigand wollte liberal und demokratisch gesprochen haben. Da stand Heinrich Hoff von Mannheim auf, ein Cyniker. Hämisch, wie sich dieser Ehrenmann gegen Eduard Jerrmann und mich erwiesen, taxirte er die anwesenden Herrschaften im Rundblick und entschied sich für Friedrich Campe. Diese Versammlung hier übernähme sich vollständig und sei nicht im mindesten competent, über die Bestimmung der Säkularfeier zu entscheiden. Und wie der Nihilismus dann auch gleich ansteckt! Mein Gabriel Riesser sogar fühlte sich als Advokat gedrungen, „allerdings" Vollmachten zu verlangen. Die Vollmacht ist das in alle Welt hinausgesandte Programm der

Gutenbergfeier! schrie man. Der Lärm stieg. Aber es kam zum Beschluß der Versammlung: Es sollte der 24. Juni, der Johannestag, in jedem 40. Jahre des Säkulums Johannes Gutenbergs Andenken gehören, und ganz Deutschland hat diesen Beschluß angenommen.

Sogar ein Ball im Theatersaale wurde besucht. Stille Plätze, wo man nicht von walzenden Paaren niedergesichelt wurde, fanden sich in Fensternischen und auf dem geräumigen Balkon. Der Mond schien feierlich auf den Jubel und das blinkende neue Erz der Statue hernieder. Der Dom stand verklärt mit seinem rothen Gestein, seinen grauen Schieferdächern. Lichtumflossen ragte das Denkmal der des Trucks unkundigen Zeiten mit majestätischer Würde. Gespräche mit gleichgesinnten Freunden hätten den damals noch nicht existirenden Bischof Ketteler nicht wenig aufgeregt. Ein Pfarrer, allerdings evangelisch, aus dem Nassauischen, Robert Heinrich, konnte damals als der vorgeschrittenste unter den praktischen Theologen Deutschlands gelten. Seine Polemik gegen den Symbolglauben würde ihn zwanzig Jahre später um seine Stelle gebracht haben. Aber sogar seine etwas ungeistliche Lebensweise, die sich in einem heftigen Duell und Verkehr zwischen jenem Pfarrer und Frankfurt gefiel, fand meines Wissens keine Rüge. Heinrich König liebte die theologischen Gespräche. Beim Nachhausewandeln, in den stiller gewordenen Straßen, an den mit schwerem Gang vorüberschreitenden österreichischen und preußischen Patrouillen vorbei, trat uns recht das Leid der Zeit entgegen, deren Ungunst ein Blick auf die Festung noch besonders zu Gemüth führen mußte. Da saßen noch so manche Opfer der Zeit, Friedrich Funck, Gustav Oehler u. A. gefangen.

Diese mondverklärten Nächte und dann wieder hellen sonnigen Tage heben sich für mich von einem düstern Hintergrunde ab. Meine physische Kraft drohte sich zu erschöpfen. Die Voraussetzung, eine Frau mit Vermögen zu heirathen, traf nicht zu. Unablässig mußte ich arbeiten. In jenen Bulwer'schen „Zeitgenossen", später Säkularbilder genannt, hatte ich fast meinen ganzen Vorrath von Anschauungen, besondern Meinungen, Charakterzeichnungen, Studien niedergelegt. Noch jetzt, ich bekenne es offen, lese ich diese Schrift in den meisten Partieen mit Befriedigung. Wäre sie in

englischer Sprache erschienen und wirklich eine Uebersetzung gewesen, man hätte ihr eine Stellung gegeben. Was fehlte ihr? Die kurze, schneidende, apodiktische Sprache, die immer mehr im Styl bei uns Mode wurde. Die Hallischen Jahrbücher brachten zuerst diese Sicherheit der Behauptung auf. Ihnen folgte die soziale Publizistik von Düsseldorf und Köln. Jetzt möchte man schon glauben, alles, was schreibt, sei bei den Offiziösen in die Schule gegangen.

Zuweilen bot sich die Gelegenheit, in die Kreise einzutreten, die manche dem eignen Wirken verwandte Persönlichkeit schon mit begründeten, wol auch manchmal übertriebenen Ansprüchen umschlog. An Durchreisenden durch die freundliche Stadt fehlte es nicht. Schon im Frühjahr 1835 waren Ludwig Bechstein und der Improvisator O. L. B. Wolff, beide aus Thüringen, in Frankfurt erschienen, um zusammen nach Paris zu reisen. Letztrer hatte das Reisen auf sein Talent aufgegeben und befleißigte sich, einer Professur Ehre zu machen, die Karl Goedke in Jena verschafft hatte. Ueber [illegible] Pakkoten mit, die jetzt Gemeingut sind. Der [illegible] reichbegabte, vielwissenden, aber im Flüchtigen stecken gebliebene Mann war einnehmend. Ludwig Bechstein, eine kleine Gestalt, hatte eine etwas stubengelehrte Weise. Man sah ihm eine Beschäftigung mit den Büchern an, die etwas gründlicher war als die des leichtgemuthen Improvisators, [illegible] bei ihm später zu Tage gekommen. Daß eine mäßige Begabung sich [illegible] zu bedeutender Leistung zu behaupten vermag, wenn sie sich zu sehr mit dem Ballast von Studien beschwert.

Ein Versuch, die Redaktion der Oberpostamtszeitungsbeilage, eines täglich erscheinenden „Conversationsblattes", zu gewinnen, veranlaßte eine persönliche Ansprache bei dem Bundespräsidialgesandten Münch-Bellinghausen. Der Versuch scheiterte. Der in Frankfurt allmächtige Herr schützte seine gänzliche Unfähigkeit vor, über diese Besetzung etwas zu bestimmen. Excellenz sprach die Unwahrheit. Jeden Abend verbrachte sie bei dem Curator jener Zeitung. Frau Baronin Prints-Berberich, die Gattin des Letztren, war der Magnet, und Jeder wußte, daß diese Dame gewohnt war, ihre Wünsche [illegible] und warum sollte der Wunsch ihres Hausfreundes

nicht ihr eigner haben werden können?) zu Befehlen zu machen. Die erledigte Stelle war für jenen verrufenen Mann bestimmt, den Dr. Schuster, der sich zu dem Ende katholisch hatte taufen lassen. Schon früher hatte der Convertit Rousseau, ein Schulgenosse Heinrich Heine's, diese Stelle innegehabt. Sie sollte also nur in das vom Hause Thurn und Taxis noch heute vertretene jesuitische Ressort passen.

Nach dem Scheitern meiner „Börsenzeitung" war mir Frankfurt unheimlich geworden. Späher und Angeber drangen bis in's Innere der Familien. Nur dem Erprobten durfte man noch trauen. Ein Onkel meiner Gattin, Vater meiner zweiten Frau, wurde nächtlicher Weile aufgehoben und nach Darmstadt geführt. Er sollte — als Buchhändler — verbotene Brochüren verbreitet haben. In Gießen und Darmstadt wütheten kleine Alba's. Der Untersuchungsrichter Georgi, der am Säuferwahnsinn starb, brachte den Pfarrer Weidig aus Verzweiflung zum Selbstmord. Der Kampf mit der Censur verleidete jede unbefangene freie Thätigkeit. Da nun zwanzig Bogen starke Bücher einige Tage lang censurfrei blieben (das Verbot konnte sofort nach dem Erscheinen erfolgen), so drängte sich der Reiz auf, die Publikationen bis auf diesen Umfang zu treiben — vielleicht ohne innere Nothwendigkeit. Einmal suchte ich sogar den Feind in seinem Lager auf. Einen kleinen „Versuch": „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" ließ ich in Berlin bei Plahn drucken, erlitt keinen Censurstrich und hieß nur wenigstens in Preußen nicht mehr „der Ungenannte".

Um im freien Hamburg, das ich als künftigen Wohnort wählte, Quartier zu machen, reiste ich im Herbst 1837 allein dorthin. Den Weg nahm ich über Weimar, Jena, Halle, Magdeburg. Der Postwagen ging langsam. Wieder begrüßte ich die alten hessischen Orte der Centennar von 1831, wieder die hohe, damals noch durch ein langes, modernes Dach sich anschön darbietende Wartburg. In Weimar hätte die klassische Luft gesteigert sein sollen durch eine Literaturrichtung, die inzwischen begonnen hatte, durch die Beschäftigung mit den klassischen Erinnerungen. Die Briefwechsel, die Tagebücher, die Monographieen, die Charakterschilderungen aus und über die klassische Zeit wollten kein Ende nehmen. Aber je mehr über die

Größe der alten Epoche erschien, desto mehr schrumpfte die Gegenwart Weimar's zusammen. Könnten wir doch nur einige berühmte Männer hieherziehen! war nicht nur das allgemeine Seufzen Weimars, sondern sogar das des Lohnbedienten im Erbprinzen. Ich schlug dem betrübten Manne vor, eine Subscribentenliste auf Erwerbung eines neuen Goethe in Deutschland circuliren zu lassen oder bei zwei berühmten Männern in Berlin, Raupach und Rellstab genannt, anzufragen, ob diese vielleicht kommen und die Tage von Aranjuez fortsetzen wollten. Die regierende Großherzogin, eine Czarentochter, lud, so hieß es, alle vierzehn Tage Weimarsche und Jenaische Elemente zum Thee ein. Aber es wollte nichts mehr von Weimar recht ausgehen, nichts mehr zünden, die Stadt war als Deutschlands delphisches Orakel in Verfall gekommen. Schon war Frauenschriftstellerei und leichte Almanachsliteratur der Anknüpfungspunkt des Interesses für Weimar. Stephan Schütze, ein kleiner verwachsner Herr, geborner Hamburger, Lebemann, gab ein „Taschenbuch für Liebe und Freundschaft" heraus. Hohe weimarische Staatsminister schmückten diesen ehemals durch E. T. A. Hoffmann's Beiträge berühmt gewesenen Kalender mit dilettantischen Beiträgen. Die eignen Gaben des vermögenden, gutherzigen, gastfreien Mannes, verbunden mit denen seiner Mitarbeiter Prätzel und Langbein, hätten nur brauchen in's Plattdeutsche übersetzt zu werden und Deutschland würde seine Epoche Fritz Reuter schon früher gehabt haben.

Viele Schriftsteller sind geständig, daß sie gezittert hätten, als sie Goethe besuchten. Rähel stieß unarticulirte Töne aus, als er nur nahte. Bei Uhland zitterte sogar der Straßburger Münster. Ich gestehe, nur Wilibald Alexis begriffen zu haben, als dieser, bereits von Goethe erwartet, vor Angst wieder umkehrte. Das Gebäude, in welchem der große Mann gewohnt hat, konnte wahrhaftig nicht beängstigen durch große Treppen, weite Vorsäle, Teppiche, glattes Parkett. Alles das fehlte. Die Verhältnisse des Goethehauses sind eher klein, als auch nur mittel zu nennen. Die Decke des oberen Stockes ist auffallend niedrig, die Zimmer haben eine beschränkte Ausdehnung, der Hof ist dunkel und mit fünf Schritten durchmessen. Damals lehnte sich altes verfallenes Bau-

werk daran. Alles das zeigte mir Goethe's letzter Secretär, Kreuter. Knochen und besonders Schädel, Gypsabgüsse, Münzen, Zeichnungen, Majolikateller und -schüsseln, Mineralien und Autographen, alles war wie in einem Museum in Glasschränken aufgestellt. Nur allein eine Siegel- und Schmetterlingssammlung schienen zu fehlen. Van Dyk's Schädel stand neben dem Schädel eines Verbrechers. Der Contrast war auffallend genug. Der farnesische Stier zeigte sich in mehreren Exemplaren und erinnerte mich immer an Goethe selbst. Goethe's Zeichnungen charakterisirten seinen Sinn für das Alltägliche, Gewöhnliche. Eine Zeichnung stellte Schiller's Gartenhaus in Jena vor. Der Führer plauderte eine Goethe'sche Aeußerung aus, die sehr im Contrast zu dem Freundschaftston in den sechs Bänden des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels steht, Goethe hätte gesagt, der Riß zu diesem Hause sei „Schiller's bestes Werk“ gewesen. Der Eindruck des Hauses, das man jetzt nicht mehr zeigt, war der, daß doch von Goethe's Ablehnung so vieler Dinge, die uns von Werth sind, entschuldigend zu sprechen ist. Denn hatte er nicht hier einen förmlichen Mikrokosmus vor sich, einen Spiegel der Welt, der ihm genügen konnte? Leben nicht Menschen manchmal von einem einzigen Factum? Diese haben einmal Napoleon I. gesehen, jene haben auf einem Stuhle gesessen, der zu Luther's Hausrath gehörte. Ueberall und ewig wissen sie ihren Reichthum anzubringen. Goethe hatte eine Fülle solcher Anlasse zu einem „Großpapa, wie war doch die Geschichte?“ Unica über Unica! Was konnte ihn nicht zum Plaudern, zum Vorzeigen, zum Doctren verführen! Münzen gab es hier, die bei Eckhel fehlten, Gemmen, die Lippert nicht kannte, Uralsteine, von denen Alexander von Humboldt gesagt haben soll, als er sie sah, daß sich Loder, der sie Goethe'n geschenkt, damit „die Seele aus dem Leibe genommen hätte“. Das ist denn doch für einen Kopf und ein Herz von Goethe's Richtung ein vollständiger Ersatz für das deutsche Vaterland mit oder ohne Stände, für Krieg oder Friede, Rationalismus oder Supranaturalismus, Philhellenenthum oder Carbonarismus, oder wie die Gegensätze und Erscheinungen seiner spätern Zeit hießen. „Nur Ruhe!“ hat ja auch Euer großer Buddhist Schopenhauer gerufen. Dieser vermachte sein Vermögen den Soldaten oder den

Angehörigen der Soldaten, die 1848 auf den Barrikaden gegen die Störer des Nirwâna verwundet oder getödtet wurden.

Für Goethe waren diese Schränke eine Real-Encyclopädie. Nichts, was da stand, war ihm todt, Alles lebte. Es war ein Gewühl von Beziehungen, nothwendigen Auslegungen, Anknüpfungen an Alterthum, mittlere und neuere Zeit. War denn nicht auch die politische Geschichte vertreten durch die Handschriften berühmter Monarchen und Heerführer und vor allem durch die kostbaren Münzen? Goethe konnte den Regenbogen draußen in der Luft entbehren; denn ich sah einen Apparat, womit er sich selbst einen aus Pappe, einer Glaskugel und einigen von seinem Hofe hereinfallenden Sonnenstrahlen machte. Dieser Sonnenstrahlen gab es allerdings nur wenige. Daher sein letztes Wort: „Mehr Licht!" Das Arbeitszimmer, das eigentlichste Interieur des Dichters, fand ich ganz so erhalten, wie vor fünf Jahren sein Tod erfolgte. Kein Sopha stand in dem dunkeln Zimmer, nur eichne, unpolirte Stühle Alles im Grunde so, wie der Dichter, der Zauberer, der Welten schafft, wohnen soll. Nur die Feuilletonisten unsrer Zeit wollen ein mit Gold und Spiegelglanz geschmücktes Dichterzimmer und die goldene Schreibfeder auf dem silbernen Teller präsentirt. Der ächte Dichter muß nackte Wände haben, um sie zu bekleiden mit pompejanischen Bildern. Wenn Goethe schrieb, schrieb er im Stehen, an einem einfachen Pulte und sonderbarer Weise — gegen das Licht. Aber seit Decennien rührte er die Feder nur noch an zu seinen Unterschriften. Er dictirte alles, ausgenommen ab und zu ein Gelegenheitsgedicht. In seiner Schlaf- und Sterbekammer war es eng und finster. Ich eilte in's Freie zu gelangen, um frische Luft zu schöpfen.

In Weimar lebten mir zwei Beziehungen, eine der Protection und eine der Freundschaft. Jene war mir vom Consistorialpräsidenten Peucer gekommen und — seltsam genug — für meine Wally, gerade so wie sich ein Kirchenrath, Paulus in Heidelberg, früher zu meinem Vertheidiger aufgeworfen hatte. Letzterem fand ich keine Gelegenheit, persönlich Dank zu sagen. Jenem jedoch trat ich bei diesem Besuch mit dem Erstaunen entgegen, wie ihm seine offizielle Stellung hätte erlauben können, einem Schiffbrüchigen so muthig

die Hand zu reichen. „Dafür sind wir in Weimar!“ lautete die mit gerechtem Stolz gegebene Antwort des liebenswürdigen Mannes, der für seine Person kein Geistlicher war, nur ein juristischer Beirath der großherzoglichen Kirchenverwaltung. Leider unterbrach ein eingewurzeltes Asthma fast jede Aeußerung des weltmännisch gebildeten Nachkommen jenes einst aus Kursachsen vertriebenen vielgeprüften Freundes des Melanchthon. Die ältere französische Literatur war meines Gönners Steckenpferd. Einige Stücke Racine's und Corneille's sind von ihm übersetzt worden. Natürlich mußte sein Einvernehmen mit dem Lichte des Rationalismus, dem Oberhofprediger Röhr, das beste sein. Der muthige theologische Ajax, der in seiner „Predigerbibliothek“ immer im Getümmel der Schlacht stand, wohnte hinter der ehrwürdigen Stadtkirche in denselben Räumen, die einst Herder bewohnt hatte. Ich besuchte ihn dort. Längst hatte ich den doctrinären Stolz gegen den „Rationalismus vulgaris“, dessen erster Repräsentant in ehrwürdiger Gestalt vor mir stand, abgelegt. Eine hagere, lange Figur von einfach patriarchalischer Würde, wie man solchen Prediger- und Lehrererscheinungen in thüringischen Landen oft begegnet, machte mir einen wohlthuenden Eindruck. Der Freund, den ich in Weimar wiederfand, war späterhin der beglückte Gatte der berühmten Schauspielerin Marie Bayer in Dresden und hieß August Bürck. Schon als Student in Leipzig bewegte sich der exaltirte Schwärmer in literarischer Sphäre und machte sich theils durch eine ausgesprochene Vorliebe für jene mittelalterlichen Stoffe bekannt, denen später Richard Wagner die Hälfte seines Ruhmes verdankte, theils durch einen gewissen sectirerischen Eifer, der in einem ewigen Flammachen, Wittern von Intriguen, Anlegen von Gegenminen seine Befriedigung fand. Er gehörte recht eigentlich durch sein Talent der Parteimacherei zu den ersten Aposteln der Zukunftsmusik. Viele Jahre lang erfreute auch ich mich zu meinem Besten dieses fast krankhaften Kameraderie-Triebes. Ohne daß ich dem begeisterten Freunde mehr zu widmen brauchte als meine eigene liebevoll eingehende Theilnahme für seine sehr schwache Feder, die sich später vom Wartburgkrieg und Heinrich von Ofterdingen auf den alten Touristen Marco Polo und andere Helden der Geographie erstreckte, stand er mir mit treuer Hut bei jeder sich

errathen wurden. Es wurde den Kurgäſten erſt mit Hülfe der Zeitungen dies Geheimniß etwas lichter: denn war es nicht möglich, daß das Gerücht von einem demnächſt abzuhaltenden Congreſſe ſich in Amalienbad beſtätigen konnte? Der Graf wollte dieſe Vermuthung nicht Wort haben, meinte aber doch, daß ein Badeort ſich nie zu einer Höhe aufſchwingen würde, wenn er nicht durch einen politiſchen Congreß auch in den Annalen der Geſchichte verzeichnet wäre. Der Karlsbadſprudel wäre erſt in Aufnahme gekommen, ſeitdem die dortigen „Beſchlüſſe" den jungen deutſchen Preßfreiheitsſprudel von 1819 in Abnahme gebracht hätten; wenigſtens müßte einmal eine fürſtliche Heirath an einer Quelle geſchloſſen ſein, ehe ſie faſhionable würde. Es kam dem Grafen ſchwer an, die Wahrheit zu verſchweigen, weil ſich ſo mancher Beſuch durch die Möglichkeit, einer wichtigen Staatsaction beiwohnen zu können, doch zum längern Bleiben würde entſchloſſen haben. Indeſſen beklagte er die leer werdenden Zimmer nicht, da er deren für die Dinge, die da kommen ſollten, kaum genug zu haben ſchien.

Indeſſen iſt unſere Zeit in nichts ſo indiscret, als in der Politik. Da unſer politiſches Leben einem lecken Faſſe gleicht, ſo quillt das Geheimniß durch alle Ritzen und Fugen durch und bleibt kaum länger, als es Sache eines Einzelnen, verſchwiegen. Ein großer Diplomat, den wir bald die Ehre haben werden kennen zu lernen, ſagte oft: „In alten Zeiten mußte man ſich viel Mühe geben, um eine Neuigkeit unter die Leute zu bringen; jetzt aber iſt der politiſche Verſtand ſo weit gediehen, daß kein Diplomat mehr vor ſeinem Kammerdiener ſicher iſt. Die Menge der unbeſoldeten und eigenmächtigen Staatsmänner, d. h. der Zeitungsſchreiber, iſt zu

darbietenden Gelegenheit zur Seite, freilich auch die Gefahren vergrößernd, die Gegnerschaften übertreibend, immer Unheil wittrend, Intriguen, Kabalen, kurz eine Eigenschaft seines Charakters in Thätigkeit setzend, die mir in späteren Jahren verhängnißvoll werden sollte. Denn plötzlich, da ich ein einziges Interesse seines Lebens nicht mehr zu theilen schien, die unbedingte Bewunderung seiner Braut als Künstlerin, verwandelte sich seine Freundschaft in ebenso leidenschaftlichen Haß, in intriguante Verfolgung, bis der Bemitleidenswerthe in's Irrenhaus kam, wo ihn erst nach Jahren der Tod von physischen und moralischen Leiden erlöste. August Bürck hatte einen eigenthümlich scharfgeschnittenen Kopf. Den bekannten Schauspieler Karl Grunert, dessen mephistophelisch scharfe Physiognomie manchem der Leser in Erinnerung geblieben sein wird, hätte man für seinen Doppelgänger halten können.

In Jena wurde der mir schon in Frankfurt bekannt gewordene C. L. B. Wolff wiederbegrüßt und die Bekanntschaft gemacht des Herausgebers der „Minerva", Friedrich Brun. Die „Minerva" ging am Mangel eines festen Princips zu Grunde. Gelegentlich führte ich in ihr den Gedanken aus, Preußen sollte den Zollverein als Anbahnung auch einer staatsrechtlichen Einigung mit den einzelnen Staaten Deutschlands benutzen. Die „Hegemonie" war die Losung, aber allgemein bestritten und für unmöglich erklärt. Da schien mir der Zollverein gleichsam der vorgezeichnete Schienenweg für solche Einigungen, wie diese später die Militärconventionen brachten. An einen Umsturz des Bundestages war bei Oesterreichs drohender Haltung nicht zu denken.

Ein herrlicher Tag ließ mich die Schönheit des Saalthals bewundern. Die terrassenförmigen Anhöhen mögen eine Sorte Wein tragen, die mir uns nicht an der table d'hôte auswählen, aber Sonnenduft liegt auf dem Panorama, es verklärend, wie nur eine Gegend in Süddeutschland. Mir war die Annäherung wieder an preußisches gensdarmerieregiertes Wesen von eigenthümlicher Wirkung. In Weißenfels sah ich im Geiste Müllnern als seligen Verstorbenen mit langer Pfeife in's Casino gehen. In Merseburg erinnerte mich das dortige Bier an jenes Hunnenblut, das vor tausend Jahren in seiner Umgebung geflossen ist. In Halle waren

gerade Ferien. In den Beſchwerdebüchern des Leſemuſeums, das ich beſuchte, ſah ich den polemiſchen Geiſt der Zeit. Man ſtritt ſich um die neue „Leipziger Allgemeine Zeitung“. Die Tholuckianer wollten ſie abgeſchafft. In Magdeburg wurde das Dampfboot beſtiegen. Ein junger Privatdocent aus Leipzig, Guſtav Bock, in ſpäteren Jahren das mediciniſche Orakel der „Gartenlaube“, gewährte bis nach Hamburg eine wohlthuende Anregung. Die Schule des mediciniſchen Cynismus iſt ſchon wieder überwunden. Damals war der Standpunkt neu, das Hörrohr, der Wappenſchild jedes über Würzburg nach Wien gegangenen Arztes, regierte die Krankenſtube. Krankheiten exiſtirten überhaupt nur, damit man ſie begriff und klaſſificirte. Daß ſie geheilt würden, ſchien Nebenſache. Der Kranke lag für den Arzt, der ſich reſignirte, im Geiſt auf dem Secirtiſch für die neuerfundene pathologiſche Anatomie. Glücklicherweiſe war gerade damals ein Arcanum aufgekommen, das für alle Leiden manchmal und für einige immer helfen ſollte, das Jod. Bock ſprach friſch von der Leber weg ſeine Ueberzeugungen aus. Sie nahmen auf allen Gebieten, politiſchen und theologiſchen, die Illuſionen wie Spinneweben weg. Selbſt die belletriſtiſche Chronik Leipzigs war ihm geläufig und gab ihm Gelegenheit zu manchem treffenden Einfall. Heinrich Laube machte grade damals ſeine Uebergänge zu allerhand ariſtokratiſchem, fürſtpücklerſchem, ſelbſt metternich'ſchem Weſen, das uns ſchließlich trennte.

Hamburgs ewig grauen Himmel hat Heine erfunden; es giebt in Hamburg auch ſchöne Tage. Doch liegen ſie im Sommer und Spätherbſt. Jetzt war bald der gelbe Nebel in den Straßen vorherrſchend, unerträglich der Schmutz in den langen Twieten, in den Durchgängen, auf den kleinen Verbindungsbrücken. An Ort und Wetter mußte ſich der Körper und — der Geiſt gewöhnen. In einer der düſterſten Gaſſen, der A B C-Straße, wohnend, mußte ich am Tage Licht brennen, um ſchreiben zu können. Aber mein „Telegraph“ blühte auf. Es zeigte ſich, was buchhändleriſche Verwendung vermag. Trotz der noch beanſtandeten Zulaſſung in Preußen, den Hemmungen in Oeſterreich und Rußland ſtieg die Zahl der Abnehmer um — mehrere Hunderte — auf Tauſende ging noch nicht die Calculation der Journale. Das gewährte

Honorar war gering, es ermöglichte mir dem Herausgeber ein ruhigeres Arbeiten.

Richtungen oder Kräfte, die sich mir angeschlossen hätten, waren in Hamburg selbst nicht zu finden. Im Gegentheil bildete sich sofort Opposition. Es gab Blätter, die sich dort schon lange mit Kritik beschäftigten, Beiblätter der bedeutenderen Zeitungen. Diesen war ich unwillkommen. Neben ihnen gab es belletristische Revolver-Presse, die sich um das damals allein besprochene Stadttheater gruppirte und einigen selbstgefälligen hämischen Scriblern als Tummelplatz diente. Eine andere höher stehende Gesellschaft, aber ebenso negativer Art, bildeten die noch jungen praxislosen Aerzte oder in gleichem Fall befindlichen Juristen, die nicht lange erst von Kiel, Göttingen, Heidelberg gekommen waren und die öffentliche Meinung in Hamburg nach allen Richtungen hin zu bestimmen suchten und in den Kaffeehäusern sich dazu die Zeit nehmen durften. Ein günstiges Verhältniß zu dieser Sphäre konnte sich nicht begründen. Denn in der Regel wirkte in den jungen leichterhitzten Köpfen noch von der Schule her die Warnung der Lehrer nach vor allem, was sich neueste Literatur nannte. Einige hatten sich auch schon selbst ein zwischen Cynismus und Romantik in der Mitte liegendes Verhältniß zu Heine's Muse erfunden, halb Dreck, halb Lotosblume, je nach Stimmung. Zuweilen hatten die jungen Herren Dichterwehen und steuerten im Strome mit den Lockungen der Lorelei und der Reue des Tannhäuser. Den elegischen Ton des Vortrags für diese Heine'schen Liebesschmerzen habe ich nie in meinem Stimmregister aufzufinden vermocht.

Auf dem Comtor von Hoffmann und Campe gab es immer Anregung. Die Zusendung von Manuscripten erfolgte von allen Seiten, besonders aus Oesterreich. Die namhaftesten Dichter standen mit dem Chef dieser Buchhandlung in Briefwechsel. Er hatte die Eigenheit, dem Zufall eine Rolle in seinem Leben zu gestatten. Zufällig gewann er auch das große Loos in der Braunschweiger Lotterie beim colossalsten Lotteriespiel. Sein Zufallscultus machte ihn auch zum Propheten. Als solcher hatte er aber nicht immer so glückliche Treffer. So ließ er Briefe, von denen er Unangenehmes ahnte, mehrere Tage liegen, ehe er sie öffnete. Das bekam ihm

in einem Falle übel. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" hatten einen glänzenden Erfolg; doch blieb eine Verstimmung gegen den Verfasser zurück, die ihn veranlaßte, einen von letzterem empfangenen Brief, worin er Vorwürfe zu lesen augurirte, nicht zu öffnen. Als er sich endlich dazu entschließen mußte, sah er, daß ihm Anastasius Grün eine neue Gedichtsammlung, „Schutt", angetragen hatte. Der Dichter hatte umgehende Antwort gewünscht. Jetzt schrieb Campe sofort; aber der Verfasser war schon in Unterhandlung mit der Verlegerin des Musenalmanachs, der Weidmann'schen Buchhandlung, getreten. Begebenheiten des Comtors waren es, wenn ein Brief von Heine aus Paris kam. Mir fehlte für die Manier, für den Ton, den Inhalt dieser Briefe alles Interesse. Immer herrschte darin derselbe — Heine war noch wohlauf — weinerlich grämelnde, lässige, dahlende, faselnde Ton, den schon seine Jugendbriefe, z. B. die kürzlich von Prof. Hüffer veröffentlichten an Sethe, zeigen. Man begreift, wie Sethe, ein zum Manne gereifter Commilitone, diese Briefe des mit sich selbst kokettirenden, trägen und zuweilen doch katzenartig drohenden, dann wieder rasch die Pfote zurückziehenden und sentimental werdenden Egoisten nicht weiter beantwortete.

Damals tauchte zuerst im Beiblatt zur Börsenhalle jener Franz von Florencourt auf, der anfangs die pietistischen Kreise Hamburgs für sich in Begeisterung versetzte, einige Zeit hindurch ganz in diesen leben zu wollen schien und plötzlich, alle Erwartungen täuschend, sich dem Katholicismus zuwandte, dem er hierauf in verschiedenen Städten Deutschlands ein schlagfertiger Vorkämpfer geworden ist, ein wahrer Granier de Cassagnac des Papstes, der sogar wie dieser einen Sohn besitzt, der das nämliche Geschäft fortführt. In Hamburg kam unter seine polemische Feder Alles, Hegel, Schelling, Börne, Heine, die Romantiker u. s. w. Seine Denkformen gehörten Görres, Eichendorff, Heinrich Leo — das Persönliche, das von ihm hinzugefügt wurde, streifte in der Regel an die Provocation zum Ehrenhandel, der sogar unter muthwilligem Gehetz seiner Umgangsgenossen gegen mich gesucht zu werden schien. Mein Leben hatte damals schon so schwere Bürden der Sorge für die noch ferne, im Frühjahr 1838 von mir abgeholte Familie

zu tragen, auch die Bürde, verkannt in meinem Wesen, noch zur bessern Beweisführung für mich gerufen zu sein, daß ich den höhnischen Fratzen, die mir von diesem Matadorkreise geschnitten wurden, nur Verachtung entgegensetzte. Der Richterspruch, ob das „Dichterische" in mir vorhanden war oder nicht, konnte mir nicht von jenem Tribunal kommen, wo in heinisirenden Gedichten, wie diese mit etwas Mondlicht und Liebesschmerz aus dem Aermel zu schütteln sind, der Beruf und die Signatur eines modernen Autors erblickt wurde. Gervinus hatte einige Jahre später ganz Recht, als er nach dieser Richtung hin, nach der Richtung der Geltendmachung des Geversels, die schöne Literatur Deutschlands für abgeschlossen erklärte. Der zufällige Umstand, daß diese Gattung Lyrik Componisten zur Grundlage von einschmeichelnden Klangwirkungen gemacht haben, ändert an dem objektiven Unwerth der Gedichte selbst nichts.

Die Stirne runzelnd, Niemandes Gunst erflehend, ging ich meine eignen Gedankenwege. Träges Lungern auf abgegraster Matte ließ ich Andern, Buhlen mit „Personen und Zuständen", Sichaccommodiren an „Begriffliches", wozu sogar das metternich'sche Kaiserreich gehören sollte, ließ ich früheren Kampfgenossen, die mir nun Gegner wurden. Der Kölnische Erzbischofsstreit regte mich nicht nur zu längeren Artikeln über die Hermes'sche Lehre an, sondern auch zu einer Antwort auf jenen „Athanasius", mit dem Görres die Anschauungen der ultramontanen Sippe, die sich in Neuberghausen bei München zu versammeln pflegte, vielleicht zum erstenmal, aber maßgebend bis in die neueste Zeit, geltend gemacht hat. Jetzt ist diese neukatholische, an die Zeiten Hildebrand's und Innocenz' III. wieder anknüpfende Theorie durch Schuld Friedrich Wilhelm's IV. Gemeingut der katholischen Welt geworden. Der Titel meiner Flugschrift: „Die rothe Mütze und Kapuze" bezog sich auf die Jacobiner-Antecedentien des Münchener Vorkämpfers Man konnte zweifelhaft sein, ob sich bei Görres nur der altrheinische Provinzialgeist gegen Preußen- und Berlinerthum in die neue Form der Wahrung absoluter Kirchenrechte versetzt hatte oder seine Welt- und Staatsphilosophie eine a priori ehrliche war. Die Methode, die mir auch bei späterer antihierarchischer Polemik eigen

gewesen, mich erst in die Welt, die ich bekämpfte, ihren Anspruch nachfühlend zu versetzen, erst aus Zugeständnissen heraus, die sich dem Wahne machen ließen, Dasjenige zu entwickeln, wofür die Billigung zuletzt zu versagen war und dann auf die Quellen des Reinen und Gesunden zu verweisen, hat mir Freunde auf dem Gebiet der älteren, so traurig gebundenen und oft tief unglücklichen katholischen Geistlichkeit erworben. Die jüngere hat wol kaum meinen „Zauberer von Rom" gelesen.

Im Ganzen waren die Hamburger Jahre sorgenvoll. Die Abhängigkeit von einem Buchhändler, bei dem es heute Sonnenschein, morgen böses Wetter gab, war besonders drückend. Meine Frau konnte sich nicht an die veränderte Lebensweise, besonders nicht an die Ansprüche der Hamburger Dienstboten gewöhnen. Ein Glück war die Befreundung mit einigen gemüthvollen Familien, die einen Anschluß erlaubten. In erster Reihe ist die Schwester Varnhagen's zu nennen, eine verheirathete Assing, die Mutter der beiden Töchter, von denen die Eine, Ludmilla, bis auf den heutigen Tag das Privilegium hat, das Publikum immer in irgend einer Art literarisch zu beschäftigen. Damals sah man in einem kleinen dunkeln, von Bäumen beschatteten Hause der bescheidenen Poolstraße, in niedrigen Zimmern, in einem Gärtchen, wo sich bequem nicht zwanzig Schritte thun ließen, zwei junge Mädchen von 15 und 16 Jahren, die in überraschendster Frühreife bereits die laufende Literaturchronik des Tages kannten und mitmachten. Der Vater, ein Arzt, in jungen Jahren mit Justinus Kerner in Wien und auch später noch mit ihm befreundet, machte ab und zu ein sinniges Gedicht und war in solchem Grade sensitive Natur, daß ich glaube, die Veranstaltung, die sein Schwager Varnhagen für seinen Tod getroffen hat, diese Veröffentlichung nicht endender Aufzeichnungen und Briefwechsel, wäre für sein Theil vollkommen unsympathisch von ihm empfunden worden. Dagegen hatte sich die Mutter ganz an den Persönlichkeitscultus ihres Bruders gewöhnt. Auch sie war wie ihr Bruder eine Meisterin in jenen Scheerengebilden, die später Konewka so gefällig zu malen verstand. Sie kannte dabei die Natur. Bei unzähligen Spaziergängen und Partieen, die wir familienweise machten, blieb sie bald an diesem Wegekraut, bald an jenem

Bäume stehen und entdeckte trotz ihrer Kurzsichtigkeit Schönes und Seltenes. Durchweg romantisch konnte man die geistige Welt dieses Kreises nennen, obschon sie selbst des Uebermaßes im romantischen Wesen bei Anderen spotteten. Die Familie des streng conservativ-jüdischen, gelehrten Dr. Steinheim in Altona schloß sich engbefreundet an. Unzweifelhaft war noch Manches vom Geist der Rahel und ihres ersten überschwänglichen Verkehrs mit Varnhagen im Leben dieser und anderer Familien zurückgeblieben, bei Rosa Maria vorzugsweise das Interesse für jede Persönlichkeit, die in irgend einer Weise psychologisch oder sonst charakteristisch unterzubringen war. Bei den Töchtern herrschte der Genuß phantastischer Reproduction vor, eine wahre Schwelgerei im Erlebten, im Erzählten. Fast Alles mußte vor die Phantasie treten und beiden trat dann zuweilen etwas mit gleichen Bildern und zu gleicher Zeit vor ihr Auge, wo es dann genug über die geistige Zwillingschaft zu lachen gab. Eine sagte wörtlich dasselbe, wie die andere. Es handelte sich um ein ewiges Verschönern der Welt, ein stetes Wegstoßen des Häßlichen. Kein Schiff, das grade vorübersegelte, wenn wir in Flottbeck's Baumschatten weilten, blieb ohne Befrachtung von Träumereien; sicher ging es nach Indien, sicher in's Land der Palmen, zu jenen blauen Seen hin, wo sich die Flamingo's badeten. Alles Gemeine, alles Alltägliche verschwand hier vor Blicken, die nur das Schöne oder das Entgegengesetzte, Störende sahen und die Menschen und die Dinge in potenzirende und depotenzirende eintheilten. Heute verkehrte man sich die Welt in das Zeitalter der Troubadoure, morgen stellte man sie vor den Vexierspiegel des schattenlosen Peter Schlemihl Adelbert's von Chamisso, welcher letztre ebenfalls in steter Verbindung mit den Bewohnern des Hauses blieb. „Dramatische Leseabende" brachten bald bei dem Einen, bald bei dem Andern dieses Kreises Schiller, Goethe, Shakespeare, zur Anschauung und zur Kritik. Leider trennte der Tod diese schöne Vereinigung. Rosa Maria starb noch vor dem großen Brande. An Leiden, von deren Vorhandensein ihr geselliger Sinn kaum hatte die Ahnung aufkommen lassen. Schon ein Jahr nach ihrem Tode starb auch Assing. Die Töchter gingen zum Onkel nach Berlin, dem sie Rahel, die altgewordene, ersetzen sollten. Wenn dies die

eine der Schweſtern, die nach Amerika gegangen iſt, nicht vermochte, ſo möchte man wol fragen, ob nicht Varnhagen's Geſichtskreiſe damals enger, ſeine Tendenzen zugeſpitzter, ſein ganzes Weſen gereizter war, von Haß und Unmuth über ſeine Zurückſetzung im Staatsdienſt eingegeben? Die Wirkung, die der bewegliche Mann auf meine literariſchen Mitkämpfer ausübte, war nicht gut. Briefwechſel über Briefwechſel wurden herausgegeben, literariſche Portraits ſilhouettirt, Reiſeeindrücke feſtgehalten. Das waren die auf's Oberflächliche wirkenden Anregungen, die von einem Bett in der Berliner Behrenſtraße ausgingen; ſelbſt im geſunden Zuſtande brachte Varnhagen den größten Theil des Tages im Bett zu. Vom Bett aus klagte er mir einſt, als ich ihn beſuchte, daß die Verdienſte, die er ſich um Leopold Ranke erworben, von dieſem ſelbſt nicht anerkannt würden. Er ſei es geweſen, der an maßgebender Stelle zuerſt auf die bekannte Erſtlingsſchrift des Hiſtorikers aufmerkſam gemacht und dadurch Ranke's Verſetzung von einem Gymnaſium an die Univerſität veranlaßt hätte.

Im Winter 1838 beſuchte mich in Hamburg Karl Immermann, der eben den erſten Band ſeines „Münchhauſen" veröffentlicht und ſein Verhältniß mit Gräfin Ahlefeldt in Düſſeldorf gelöſt hatte. Seine Theaterleitungsverſuche lagen ſchon hinter ihm. Als die Kunde ſeines plötzlichen Todes kam, ſchrieb ich die Eindrücke eines zweitägigen Verkehrs mit dem bedeutenden Manne nieder. Sie finden ſich im Neunten Bande meiner Geſammelten Werke (Coſtenoble'ſche Ausgabe).

Um die Zerſetzung zu charakteriſiren, die in den Gährungsproceß der „jungen Literatur" gekommen war, und zugleich um ein Bild der Polemik zu geben, wie dieſelbe nach und nach, hierin und dorthin, ſcheinbar perſönlich, aber im Grunde gegen Principien von mir geführt wurde, möge hier ein ſatyriſches Märchen mitgetheilt werden, das in erſter Reihe wenigſtens den Humor vergegenwärtigen kann, der mir noch übrig blieb bei Angriffen, die z. B. von Theodor Mundt und ſeinem Kreiſe, Mügge, Wieven, Klein, Kühne, und gleichzeitig vom Süden aus, aus dem ſchwäbiſchen Feldlager, fortwährend gegen mich bis in's Unglaubliche gingen.

# Die literarischen Elfen.

Einer der mächtigsten Berggeister des Harzes hatte drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, die sich für ihr Leben gern mit neuerer deutscher Literatur beschäftigten. Je weniger sich davon in ihre glänzenden Metallpaläste, in ihre einsamen Erzstuben und zinnernen Philosophengänge durch die Nachlässigkeit der Touristen, die in Grotten und auf Ruheplätzen ihre Lectüre zurückließen, durch die Kalender der Grubenleute, ja sogar nur durch die Wochenblätter, in welche diese ihr Frühstück eingewickelt hatten, verlor, desto gespannter wurde ihre Neugier auf einen volleren Einblick in die neueste Lage der deutschen Geistesschätze. Pimpernella, die Jüngste, war ein blondes, liebes Geschöpf mit Vergißmeinnichtaugen. Wenn manchmal die Bergleute bei der Arbeit das Rauschen eines in Felsen eingeschlossenen Baches zu hören glaubten, so waren dies Pimpernellens Lieder, die sie ihnen zur Erheiterung anstimmte. Ihr Bruder, Speculativus geheißen, war ebenfalls blond, lang, dünn aufgeschossen. Ihm war eine alte Bibliothek seines Vaters voll theosophischer Schriften, die sich mit dem Stein der Weisen beschäftigten, zu Gute gekommen. Selbst in die Naturphilosophie hatte sich der sinnige junge Mann einen Weg gebahnt. Speculantia, die älteste Tochter, hatte etwas Stolzes, etwa wie Sancta Cäcilia, als diese die Orgel erfand, oder Heloise, als diese Aermste ewige Entsagung schwören mußte. Wer Speculantia zum ersten Male sah, hätte in ihr eine unglücklich Liebende zu entdecken geglaubt, was sie auch war, in einem gewissen Sinne. Eine unbestimmte Sehnsucht lag in ihren Worten, ihren Blicken, ihren Bewegungen. Alles, was sie sprach, lag vom Gewöhnlichen abwärts, es schlug Töne aus Registern an, die nicht auf jedem Instrumente zu finden waren. Die Elfen konnten sie nie zum Tanz bewegen; nie sang sie vor Andern, sondern, wie Philomele, immer allein. Niemals lachte sie heftig; selbst die drolligsten Koboldwitze konnten ihr nur ein leichtes Verziehen der Mundwinkel abgewinnen, freilich eine Bewegung, worin für Jeden, der sie sahe, Anmuth lag. Auch weinte sie nicht, wenn man nicht anders zuweilen einen feuchten

Glanz des Auges und einen einzigen großen Thautropfen, der sich in ihren dunkeln langen Augenwimpern verfing, weinen nennen will. Das Tiefste schien sie in ihrem Busen zu bergen, und der Alpenkönig selbst, das behauptete man im ganzen Unterharz, dieser in der Schweiz am Montblanc wohnende oberste Beherrscher der Gebirgsgeister, hatte auf ihre erhabene Schönheit sein Auge geworfen. Dennoch liebte sie Unterirdisches nicht; all ihr Sehnen zog sie hinauf in die Regionen des Lichtes, wenn sie sich auch gestehen mußte, daß sie etwas Dunkles, Geheimnißvolles und beinahe Dämonisches in ihrem Herzen trug. Wenn sie etwas mit vollem Verlangen liebte, so war es die Kunde von einer vorzugsweise modern genannten neuen Poesie. Speculantia hatte oft hinter einem Bergabhange gelauscht, wenn Studenten aus Jena kamen und von „Weltliteratur" sprachen, oder von Göttingen, die daselbst behaupteten, alle Materialien des Weltbaues angetroffen zu haben, nur den Weltgeist selbst nicht. Die Torfzeitung, der Gothaer Allgemeine Anzeiger, das Weißenfeer Unterhaltungsblatt und die Jenaer Literaturzeitung waren die Hauptlectüre der Geschwister; denn nur in diese Blätter wickelten die mannsfelder, clausthaler und thüringer Bergleute ihren Käse und ihr Butterbrod, und selbst aus einer so beschränkten Lectüre entnahm Speculantia die neue Wendung, welche die Poesie in Frankreich und Teutschland genommen hatte. Bettinen überließ sie ihrer Schwester Pimpernella; sie selbst hielt sich an Rahel und Charlotte Stieglitz. Selbst für das junge Teutschland nahm Speculantia Partei und schickte in die Berliner und Mannheimer Gefängnisse einige ihrer gelehrten Mäuse und Ratten zum Gruße ab, welche sich leider den daselbst Inhaftirten nicht recht verständlich machen konnten und im Gegentheil so sehr mißverstanden wurden, daß Schreiber Dieses mehr als sechs Stück davon in Mannheim mit einer piemontesischen Mausefalle guillotinirte. Speculantia zerfloß über den Bundestagsbeschluß von 1835 in Thränen; vielleicht das erstemal, daß sie auf dieser Schwäche ertappt wurde, und da so Vieles verboten wurde, konnte sie es ja um so weniger zu lesen bekommen. Wenn sie aber öfters mit ihrem Vater und den Geschwistern des Nachts im Harz umirrte, und sie immer da kletterten, wo die Fichten am höchsten standen und sie sich im

groß, die Verrätherei der Ueberläufer und Zuträger, die es gern zu gleicher Zeit mit den Fürſten und den Völkern halten wollen, zu eingeriſſen, als daß man ſich noch auf den geregelten Gang, wie bisher in der Diplomatie die Geheimniſſe mitgetheilt wurden, verlaſſen dürfte. Es käme faſt darauf an, in der Politik ganz unſinnige und gewaltſame Unternehmungen zu beginnen, um nur das Geheimniß zu retten: denn gerade dadurch, daß wir Staatsmänner nur das Vernünftige und Wahrſcheinliche thun, wird es der ſo ſehr ausgebildeten Combination der Publiciſten und Kannengießer möglich, jedem Courier durch das Felleiſen ſeine Depeſchen zu leſen." Es iſt dies derſelbe Staatsmann, der, um nur Herr ſeiner Geheimniſſe zu ſein, einen uns bereits bekannten Staat, das Fürſtenthum Vierhufen, an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Graf Leibrock erhob die Diplomatie zu einer Wiſſenſchaft an ſich; er machte ſie zur Herrin der Politik. Er ließ eine Feſtung mitten im Frieden ſchleifen, um nur die Genugthuung zu haben, das Geheimniß davon drei Wochen in ſeinem Bureau bewahren zu können. Er verletzte die freundſchaftlichſten Beziehungen ſeines Hofes zu auswärtigen Höfen, rein, um die Freude zu haben, etwas gegen alles Erwarten unternehmen und eine Weile geheim halten zu können. Und dennoch brachten die Zeitungen die Nachricht, daß in dem neuen Amalienbad ein Congreß zwiſchen den bevollmächtigten Miniſtern Sayn-Sayns und Vierhufens würde abgehalten werden zur Schlichtung gewiſſer Differenzen, die auf dem Punkte ſtanden, in Feindſeligkeiten auszuarten. Wohl dem Manne, der die Geſchichte kennt! Wir wiſſen es, woher der Hader kam; wir ſahen die dunkeln Gewitterwolken heraufſteigen, für welche auf dringendes Anſuchen der

Mondschein geisterhaft genug für die Schnellzugreisenden, deren Fuhrwerk in der Tiefe leuchte, ausnehmen mochten, dann pflegte sich wol Speculantia mit diesen Worten zu trösten: Ach, liegt der Zauber einer neuen Welt- und Gedankenverjüngung nicht schon in dem Athem der Luft, die uns umfächelt! Sind die Sterne nicht wie Bücher und Geschichten zusammengerückt, deren geheimnißvoller Sinn bald keinem tieferblickenden Auge mehr ein Räthsel sein wird? Plaudert die Blume und der Nachtfalter und das glühende Johanniswürmchen nicht jedes dem Weltgeist abgelauschte Wörtchen aus und hat die Musik der knackenden, vom Sturm gebeugten Föhren nicht einen Text, den jedes empfindungsvolle Herz diesen Tönen ohne viel Mühe unterlegen kann! So tröstete sie sich wohl, daß sie in keiner Leihbibliothek abonnirt war, weil die Elfen wohl Silber haben, aber kein gemünztes, und wohl den „Segen des Mansfelder Bergwerkes" geben, aber die daraus geschlagenen Thaler um so weniger besitzen, als gerade diese, aus Patriotismus, so gesucht sind. Der alte Berggeist sah demnach ein, daß hier nur die Erlaubniß des Alpenkönigs helfen konnte, und harrte mit Sehnsucht auf den Tag, wo es entschieden werden sollte, ob seine Kinder, wie er darum gebeten hatte, sich einige Jahre lang unter die Menschen begeben durften.

Eines Tages saß der Berggeist mit seinen Kindern und allen Verwandten und Angehörigen seines Hauses in der großen Familienhalle seines in der Nähe der Baumannshöhle belegenen Grottenpalastes. Wunderbare Tropfsteingebilde verzierten die Wände und bildeten an den Stalaktytsäulen Friese von korinthischer Schönheit. Alle Geräthe waren von durchsichtig schimmerndem Tropfstein und Glimmerschiefer. Kommoden, Tische, Stühle, Eckschränke, alles war mit Bequemlichkeit eingerichtet. Die Decke des Saales war von Zinnerzkrystallen, die in Topas-, Granat- und Uranglimmerschiefermischung einen hellen Effect machten. Rings waren die Wände mit Granaten in den prächtigsten Dodekaëdern ausgelegt. Smaragden von der Größe eines Straußeneies saßen in dem Schiefer, der noch manches versteckte seine Erz verrieth; Berylle schimmerten aus Graniten; indigblaue Saphire, schöner als sie die durch Saphire, nicht M. G. Saphir, (das weniger) so berühmte bayrische Königs-

krone enthält, glänzten, als wären es indiſche. Topaſe winkten, bald wie Pfirſichblüthen gefärbt, bald wie Veilchen. Alles, was nicht mit Koſtbarkeiten ausgelegt war, war mit ſtrahligen kryſtalliniſchen Hornblendeblättern bedeckt. In dieſen Wundern ſaßen die Elfen und ſcherzten; Pimpernella band aus kleinen Edelſteinen einen Kranz, den ſie gern Friedrich Rückert geſchenkt hätte, um ihn für die — Cigarren zu tröſten, die er jüngſt von einem Verehrer aus Bremen bekommen hatte! Rückert — und Cigarren! Nur Speculantia war bald in Tiefſinn verſunken und drückte mit ihrer weißen Hand die Augen zu; bald las ſie eine polemiſche Brochüre, die ein Reiſender kürzlich in der Baumannshöhle liegen gelaſſen hatte, und rief aus: O Proſa, Proſa! Speculativus ſchliff an ſeiner Achatbrille und probirte, ob er nicht tiefer in's Weſen der Dinge dringen könnte. Der alte Berggeiſt in der Nachtmütze führte Rechnung über die Einnahme und Ausgabe ſeines Gebirges, über das, was ihm der Bergbau nahm und dafür die ſchaffende Natur wieder erſetzte, und ſchüttelte bedenklich den Kopf, daß er, ſeitdem bei dieſen Berechnungen die doppelte italieniſche Buchhaltung eingeführt war, recht zur Erkenntniß kam, wie doch die Kraft der Natur weit ſchwächer ſei, als die Habſucht der Menſchen.

Horch! da erſcholl ein feines Klingen im Gebirge; alle edleren Metalle läuteten wie Glocken und der alte Rechenmeiſter ſprang von ſeinem Hauptbuch auf; denn ſo kündigen ſich ja die Boten des Alpenkönigs an! Das Klingen kam immer näher, die Sprache der Metalle wurde immer deutlicher und endlich trat durch einen Felſenſpalt ein Fremdling ein, der ſich nach dem Familienhaupte umſah, ein launiger, etwas vornehm thuender Elfe, deſſen Stimme mit der Beſtimmtheit ſeines Auftrages faſt im Widerſpruch ſtand, der aber doch Folgendes zur allgemeinen Spannung vortrug:

Vom Alpenkönig einen Gruß —
Und leider mach' es ihm Verdruß,
Daß ſelbſt des Harzes grauer Herrſcher
In Kinderzucht nicht wäre bärſcher!
Was ſollte wohl daraus noch werden,
Wenn aus den Schachten ganze Heerden
Von Elfen nach Paris und Wien,
Nach London und Neapel ziehn!

Der möcht' in Leipzig Kuchen eſſen,
Der gerne den Aequator meſſen,
Die will bei Muſard Solo tanzen,
Die ſchmachtet nach Bindocci's Stanzen
Der Eine liebt die Schäferin,
Der Andre eine Königin,
Die härmt, als Fräulein Günderode,
Um einen „Kreuzer" ſich zu Tode;
Und machte Eiſenkind Bettine
Zur Rückkehr wohl ſchon ernſte Miene?
Wir brauchen ſelbſt, was unſer iſt,
In einer Zeit, die ſich vermißt,
Den Schooß der Erde aufzuwühlen,
Die Berge in die Luft zu ſprengen,
Faſt in die Hölle uns zu drängen,
Um ihren Erzdurſt abzukühlen!
Schuf man vor Alpenkönigs Naſe
Nicht freventlich die Simplonſtraße?
Und munkelt es von Eiſenbahnen,
Kann da ein Elfe Gutes ahnen?
Der Alpenfürſt hört oft die Meſſe,
Giebt jetzt in's Ausland keine Päſſe.
Doch einmal noch, weil Ihr es ſeid,
Will er zur Gnade ſein bereit!
Er liebt den Harz, die dunkeln Sagen,
Die Eure Grubengänge tragen,
Er liebt Eu'r ſtilles frommes Weſen,
Walpurgisnacht und Hexenbeſen.
So hört! Hier ſind drei Wünſchelringe,
Gebt ſie den Kindern auf die Reiſe:
Sie ſchenken in bekannter Weiſe
Den beſten Ausgang jedem Dinge!
Sie mögen wie die Menſchen werden,
Sich tummeln auf der weiten Erden;
Geöffnet iſt des Berges Thor;
Doch Eins hält ſich der Fürſt bevor:
Kehrt Fräulein Speculantia wieder,
Vom Lichtglanz müd' die Augenlider,
Ward ihr das Treiben doch zu laut;
Dann wird ſie Alpenkönigs Braut!
Und ſucht Speculativus ſpäter
Die kühlen Grotten ſeiner Väter,
Zieht ihn das Erz hinab, ſo iſt er

Des Alpenkönigs Staatsminiſter!
Doch um durch dieſe Studienreiſen
Euch nicht zu ſchmerzlich zu verwaiſen,
Und Eures Leibes Nothdurft wegen,
Und Euch in Liebe einzuhegen,
Bleib' Euch das Fräulein Pimpernelle,
Wenn ſie zurück, auf alle Fälle
Zu Eurer Pflege hier zur Stelle.

Nach dieſem Vortrage, der in den Zuhörern die verſchiedenſten Gefühle aufregte, in Pimpernellen ſogar den Schrecken, ſie würde keinen Urlaub bekommen, ſprangen die Kinder des Berggeiſtes auf und umarmten ihren Vater und wußten ihrer Luſt, die neue Literatur kennen zu lernen, nicht mehr den Zügel zu halten. Ihr Vater konnte nicht mehr anders, als die Anordnung ſeines Lehnsherrn befolgen, weil es ſonſt den Anſchein gehabt hätte, als wollte er ihm die Hand Speculantiens verweigern. Auch kannte er den Leichtſinn der Jugend und ſagte, indem er den Ring aufſteckte und plötzlich über der Behauſung Pferdegetrappel erſcholl: „Da haben wir's ja; Jeder von Euch hat ſeinen innern Wunſch gleich verrathen; denn was Ihr wünſcht, das geſchieht ſofort!" Pimpernella meinte zwar: „Nein, nein, das ſind engliſche Familien, die den Brocken beſuchen!" „Schöne engliſche Familien," ſagte der Berggeiſt und nahm ſeine drei Kinder und führte ſie, nachdem für des Alpencouriers Bequemlichkeit geſorgt war, an's Helle und zeigte ihnen die drei ſtampfenden Extraposten, bepackt mit allen Bequemlichkeiten. Speculantia drückte den Vater mit Innigkeit an ihr Herz und Pimpernella weinte bittre Thränen. Speculativus machte ſich etwas zu ſchaffen, um ſeine Rührung zu verbergen. Die Elfen ſahen der Abſchiedsſcene aus Buſch und Baum und hinter kleinen und großen Steinen zu. Alles hätte zuletzt noch damit enden können, daß der alte Berggeiſt in der feuchten Nebelluft und bei ſeiner leichten Kleidung den Schnupfen bekam. Einmal über's andere mußte er ſchon nieſen. Pimpernella meinte: Nun würde ſie auf keinen Fall reiſen; der Vater müſſe Fliederthee trinken und ſchwitzen; er hätte ſich erkältet. Doch nahm der alte Herr ihren Reiſemantel, wickelte das Kind ein, packte ſie in den Wagen und gab ihr noch den Edelſtein-

kranz, über den sie in Ungewißheit war, ob sie ihn Uhland oder Rückert geben sollte. Indem sie darüber nachsann, daß ihr wol Gustav Pfizer darüber Auskunft geben würde, fuhren die drei Reisewagen, jeder nach der Richtung hin, welche die Geschwister wünschten. Noch lange hörten sie den alten Berggeist husten und die Metalle hinter ihnen herklingen und sahen kleine Elfen die Mützen schwenken und neben dem Wagen herlaufen und Purzelbäume schießen. Dann kamen sie in die platten Gegenden und fuhren ohne andern Aufenthalt, als um die Pferde zu wechseln, ihrem Ziele zu; Speculativus nach Berlin, Pimpernella nach Schwaben, Speculantia nach Paris.

## Die Abenteuer des Dr. Speculativus in Berlin.

Da der Aelteste der Geschwister schon so manches von der Stellung des Gedankens zum Königreich Preußen gehört hatte, so zog er vor, in Berlin im Hôtel Brandenburg abzusteigen, dessen patriotische Inschrift: „Dieu et mon roi" ihn dermaßen rührte, daß er sich entschloß, in diesem Gasthofe nur vaterländische Mansfelder Thaler auszugeben. Staat, Kirche, Stehely, alles hatte er hier aus erster Hand; er wünschte nichts sehnlicher, als immer tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen und seinen Durst nach Wahrheit nicht aus den kleinen Maderagläschen geistreicher Aphoristik, sondern aus vollen, tiefen Humpen unmittelbarer, seliger Anschauung zu stillen. Es mußte ihm das wahrheitsuchende Bestreben deutlich auf die Stirne geschrieben sein; denn die Kellner nannten ihn sogleich „Herr Hofrath", wohinter doch immer schon versteckt lag, daß sein Aeußeres etwas Außergewöhnliches verrieth. Aber er hatte für nichts Sinn, als für den Mittelpunkt. Alles was man ihm Merkwürdiges vorführte, betrachtete er wie von der Sternwarte aus. Die äußere Erscheinung, selbst wenn sie noch so glänzend war, blieb ihm unter der Würde. Pressant war es ihm nun, die vorzüglichsten Repräsentanten der Berliner Gedankenrichtung, sowohl die alten Speculanten, wie die mittlern und jüngsten, kennen zu lernen. Das System und die junge Kritik, beides zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an und das Herz schlug ihm, wenn er daran dachte, Worte zu hören, die ihm die Schlüssel zur Ewigkeit

dünkten. Um seinen Cursus recht von unten auf anzufangen, kaufte er sich „Dr Wagner's Brief an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie". Diese Schrift, statt ihn bedeutend herabzustimmen und ihm von vornherein alle Hoffnung auf das Allerheiligste der Wahrheit zu nehmen, bestärkte ihn vielmehr noch heftiger in seinem Vertrauen auf eine objective Entwicklung des Gedankens. Hier wurde einer Dame soviel vom Eindringen in die elensinischen Geheimnisse der Logik versprochen, daß er dachte: Was wird nun erst den Männern gehalten werden können! Die Aufgaben der Philosophie waren so stolz, so kühn, der mögliche Umfang des Wissens so bis dicht vor Gottes Thron abgesteckt, die Ideen traten so wenig durch das Organ des menschlichen Verstandes in den Vordergrund, kamen vielmehr wie von selbst, unmittelbar, wie sie im Schooße Gottes krabbelten, kurz, wie war Spekulativus eingenommen! Er setzte sich in eine neue Berliner Droschke, und vergaß dem Kutscher zu sagen, wo er hinfahren sollte. Er war so in Gedanken versunken, daß ihn der Rosselenker die große Friedrichsstraße dreimal auf- und abfuhr und nachdem ihm sein Passagier zwei Mansfelder Thaler gegeben hatte, ruhig eine gedruckte Quittung, nur über zwanzig Minuten, macht fünf Silbergroschen, ausstellen konnte. Was wußte Spekulativus von Droschkenstatuten? Daß er den Regierungsrath Henrik Steffens, den Dänen, besuchte, war nur eine Höflichkeitsvisite und geschah mehr der heimatlichen Kalksteine, als des Steins der Weisen wegen. Sein Vater würde ihm die Unterlassung übel genommen haben, da sein Sohn respectable Elfenkenntnisse in der Mineralogie besaß und eigentlich die Bestimmung gehabt hatte, in Freiberg auf der Akademie zu studiren. Als er Steffens besuchte, verirrte er sich erst in das Haus nebenan und las an einer Klingel: „Frau von Arnim geb. Brentano la Roche". Ach, dachte er, wäre doch Pimpernella da; aber Bettina ist vielleicht böse, daß ich sie nicht besuche, da wir doch Elfenverwandte sind! Er sann und sann, doch nun stand er schon wieder an dem Glockenzuge von Steffens, der sich ein milchweißes Porzellanschild an der Thür zugelegt hatte. Er fand diesen berühmten Mann aus verschiedenen Gründen höchst mißmuthig: 1) hatte man ihm in den Blättern eine höhere Charge zugelegt, als er bei seiner Rückkehr von einer Reise

in Berlin auf dem Tiſche vorfand; 2) war heute große Tafel beim Kronprinzen und man hatte vergeſſen, ihn einzuladen; 3) hatte ihm eine unartige Freundin eine boshafte Kritik in's Haus geſchickt, die in Frankfurt am Main über ſeinen neueſten Roman erſchienen war. Steffens und Speculativus kamen beide zu keiner Wärme. Dieſer ärgerte ſich über die Bemerkung: Man müßte doch eigentlich immer nur mit dem Bergmanns-Schurzfell des Verſtandes in den Schacht der Ideen rutſchen! und hatte ſchon die Worte auf den Lippen: Aber, Herr Regierungsrath, da komme ich ja eben her; als ſein zarter Elfenſinn erſchrak, wie Steffens mit einem Mal von Politik zu reden anfing, dann wieder vom heiligen Abendmahl, dann wieder von dem innern Brand der Erde; aber noch nicht genug, jetzt kam der berühmte Mann, ſich immer mehr ſteigernd, auf das nächſte Ordensfeſt, dann auf die Heimskringla Saga; zuletzt auf Schleiermacher's Nachlaß, die nächſte Rectorwahl und die „Perſönlichkeit des Chriſtenthums". Speculativus war froh, als er unter den Linden wieder freie Luft ſchöpfen und ſich einem conſequenten und zuſammenhängenden Denken überlaſſen konnte.

Die eigentlichen Vorhänge des Gedankens, das wußte Speculativus wohl, ſollten nun erſt gelüftet werden. Sah er jedoch die Einrichtung aller dieſer Gelehrten, ihre Bücherumgebungen, ihre Titel und rothen Adlerorden; ach, ſo wurde ihm ſo bange um's Herz, und es war ihm, als ſäße er in einer großen engliſchen Spinnmaſchine und dürfte ſich nicht rücken und rühren, weil er entweder ſelbſt gerädert zu werden oder fürchten mußte, daß man ihn anklagen könnte, er hätte etwas an der Maſchine verdorben. Keiner war eigentlich ſeines Gottes froh; alle wurden ſie von Nebengedanken und von Rückſichten beherrſcht, die nicht zu kennen und zu entſchuldigen man ein Elfe, kein Berliner, kein Menſch ſein mußte. Speculativus war ein ſolcher Thor, daß er nicht begriff, wie man bei einem noch nicht klaren Gedanken eſſen, trinken, diniren, ſoupiren, in die Oper, auf Bälle gehen konnte. Er hätte ſo gern nur die Pſyche dieſer Gelehrten geſehen, die mit ſo vieler Wichtigkeit jetzt den eigentlich welterlöſenden und naturöffnenden Gedanken in ihrer Briefta[illegible] unter dem Bruſtfutter verborgen trugen. Er hätte ſo gern etwas Schwärmeriſches und Seliges in den Blicken derer,

die doch wol die Seligkeit des gefundenen Himmels besitzen mußten, angerosten und ängstigte sich darüber, daß diese Männer die Wahrheit hatten, aber die Wahrheit nicht sie, daß keiner ihrer Blicke verrieth, sie hörten lieber die Harmonie der Sphären, als die um 11 Uhr bei der Universität aufziehende Wachtparade. Der Nachfolger Hegel's, Professor Gabler, ängstigte ihn gradezu, weil er mit diesem über eine Wahrheit, die ein Deutscher gefunden, lateinisch sprechen sollte, Trendelenburg setzte sogar Griechisch an, wo aber Speculativus nicht mitkonnte und sich gelinde schämte. Viele Andre schienen poetisch, sinnig und tief, z. B. Gans und Hotho, aber sie hatten sich mehr ein Einzelnes, wie aus einem Schiffbruch gerettet und betrachteten, wenn auch geistreich, die Schönheit und die Freiheit so sehr unter dem Gesichtspunkt der Zeit und gleichsam als die Ironie ihres ursprünglichen Hegelthums, daß sich Speculativus Thränen vergießend drei Tage lang im Hôtel Brandenburg einschloß, nicht an die Table d'hôte ging, sondern nur Hafergrütze trank. Für das eigentliche Wesen der Dinge wollten sich ihm keine Aussichten mehr eröffnen, am wenigsten, da er sahe, daß die gleich ihm Verzweifelnden doch nicht wie er fasteten, sondern der besten Dinge waren und selbst im Tode nicht besserer Dinge, als diese Erde bot, zu harren schienen. So hatte er denn schon fast den Muth verloren und dachte: Da bin ich armes Elfenkind auf meinen Erzstufen und Grubengängen doch vielleicht dem Wesen der Dinge und dem Schooß der Allmacht näher, wenn auch wie schlummernd und nicht so lebhaft wie diese! Speculativus, ein träumender Grübler, hatte nur zu viel Furcht, schon als des Alpenkönigs Staatsminister in die praktische Laufbahn treten zu müssen und sein Herz in einem Gewühl von Rücksichten oder Pflichten unter dem Schneedache des Montblanc crystallisirt zu sehen; sonst hätte er sich seine Rechnung vom Hôtelier Krause geben lassen und wäre unmittelbar nach der Schweiz gegangen, selbst wenn es mit dem Passe nach dort einige Schwierigkeiten gehabt hätte.

In dieser Lage fiel ihm ein, daß er von jungen achtbaren Talenten gehört hatte, die, mit ihren Ideen der Speculation entronnen, die schöne Literatur, besonders in geistreichen Kritiken, befruchten sollten. Wo der Gedanke, dachte er, mit der Dichtkunst in eine

Wahlverwandtschaft tritt, o — und hier übermannte den Traumseligen schon ein Entzücken. Er sprang auf und blickte auf den nächtlich finstern Gensdarmenmarkt — ach, fuhr er selig zu sich selbst fort, da kann die Sehnsucht nach dem Unmittelbaren nicht fehlen, da kann ich unmöglich ewig hören müssen, daß der Begriff schon die Sache selbst sei. Nein, es ist noch Hoffnung da! Mit dieser Hoffnung und viel bei sich nachdenkend über die Verbindung des Gedankens mit der Schönheit, über die Grenzlinien der Natur, des Scheins und des Wesens, warf er sich den Mantel über und eilte in die Schmidt'sche Weinhandlung, im Hause des Buchhändlers Schlesinger.

Wie er in das Lokal trat, vernahm er aus einem verborgnen Zimmer einen Gesang, dem er lauschte. Er glaubte folgende Worte zu unterscheiden:

Wir sind nicht jung, wir sind nicht alt,
In Nichts etwas; doch mannigfalt!
Wir kühlen mit demselben Wasen,
Womit wir Warmes kälter blasen.
Wir lieben nur das Gegentheil,
Das Ebne paßt uns besser steil,
Das Steile könnte ebner sein,
Das Feine grob, das Grobe fein.
Auf uns warf ihren scheelen Blick
Als zehnte Muse: die Kritik!

Und das Wort: Kritik wurde von jedem Einzelnen wiederholt, bis der Chor einfiel und mit klingenden Gläsern den Vers abrundete: Kritik, Kritik, Kritik!

Speculativus glaubte erst eine Schaar junger Hähne anzutreffen, die sich im Kikerikirufen übte. Doch trat er ein und fand, obschon das Zimmer voll Menschen war, doch noch Platz, da einige der lautesten Wortführer schmale und behende Personen waren, wie schon die Namen derselben: Mücke,*) Mayenkäfer,**) Klein, Mager u. s. w. auf keine Elephanten schließen lassen. Speculativus horchte allem, was gesprochen wurde, mit Andacht zu und entschloß sich, Einigen,

*) Th. Mügge. **) Ed. Meyen.

die sehr stumm waren, aber vorzugsweise als gedankenreich bezeichnet wurden, sich zu nähern und ihnen ihre Meinung über Poesie und spekulative Anschauung abzufragen. Hier vernahm er nun große Dinge. Ja, es schien fast, als wären in diesen Köpfen die Begriffe organisch, als wüchsen und blühten sie aus ihnen heraus und trügen erquickende Früchte. Da trat er, theils vom Wein, theils von Schwärmerei ergriffen, mit dem Vorschlage auf, er wollte zwei Schreibfedern hinter seine beiden Ohren stecken, jeder Muthige aus der spekulativ-kritischen Schule sollte sich darauf setzen und so wollten sie alle zusammen in den Sirius fliegen. Er könnte das machen, sagte er. Und vor Wonne über die Vermessenheiten dieser genialen Köpfe war er so wild geworden, daß er sich die Brust aufriß und wie ein junger Weltrevolutionär Sonne, Mond und Sterne escamotirte. Er wiederholte nochmals seinen Vorschlag, der dann auch von jenen, die wir schon vorzugsweise als leicht und behende kennen gelernt haben, angenommen wurde. Doch kränkte es ihn, daß sie das Ganze für Scherz hielten. Ihm war es ein heiliger Ernst, ihm lag es auf den Lippen zu sagen, daß ihnen solche Himmelsreisen nicht oft würden geboten werden; und der Kellner brachte schon zwei Federposen, die oben noch eine sanfte Fahne hatten. Speculativus bückte sich. Mücke, Meyenkäfer, Klein, Mager setzten sich auf die Federposen und hurrah! ging's zum geöffneten Fenster hinaus, grade auf den Sirius zu. Die Zurückgebliebenen wußten nicht, was sie davon denken sollten; Einige meinten, das gäbe einen guten Correspondenzartikel, Andere fürchteten einen Unfall; aber ein witziger Kopf aus der Gesellschaft sagte: Es passirt ihnen nichts; sie haben ja den Mücke bei sich, der so viel Rettungsromane geschrieben hat!

Speculativus ärgerte sich gleich beim ersten Anfluge über die Bemerkungen, die seinen Begleitern entfuhren. Sie benutzten diesen Aufschwung zur Himmelsnähe zuvörderst nur zu einigen „literarischen Miscellen", als sollte damit ein „Feuilleton" gefüllt werden. Sie flogen an dem Thurme vorüber, wo Rellstab und Wilibald Alexis zusammen wohnen. Jener schnarchte sich von seinen kritischen Wanderungen durch Berlin aus, dieser schrieb schon die neunzigste Nacht an seinem Romane: „Zwölf Nächte", der gewiß, wie Mücke aus

größern Mächte, um den Weltfrieden zu erhalten, ein Congreß der Blitzableiter werden sollte. Da sich beide Fürstenthümer vertragen mußten, so kann man die Schwierigkeiten ermessen, welche es auf diesem Congresse zu lösen gab. Gerade, weil es sich hier um etwas Nothwendiges und Unumgängliches handeln sollte, suchten die beiden Parteien ihm den Schein einer Unmöglichkeit zu geben. Sie mußten den höhern Schutzpatronen gehorchen, wollten es diese aber auch dafür recht empfinden lassen, welch ein Opfer sie dem allgemeinen Weltfrieden brächten.

Es war eines Abends kurz vor Sonnenuntergang. Die Regenwolken hatten sich verzogen und mit aufgeklärtem, heiterm Himmel wollte der Tag von der Erde Abschied nehmen. Der grüne Tisch wurde leerer, die Gesellschaft versammelte sich, um die schönen Augenblicke zu genießen, im Parke und mit Erwartung sprach man von den großen Ereignissen, die dem Bade so nahe bevorstanden. Da stieg in einiger Entfernung vom Schlosse eine Rakete auf und auf der andern Seite eine zweite. Der Graf, der schon den ganzen Tag über am Fenster gestanden hatte und durch ein Perspectiv die Gegend ausforschte, war Augenblicks im Hofe; aber zu seinem Schrecken hatte sich gleich vorn am Thore ein Knoten von so gordischer Verwirrung zusammengenestelt, daß er, der sonst so Geistesgegenwärtige, nicht wußte, wie hier zu helfen sei. Er schickte Schlachtenmalern ab. Die Schwierigkeit lag nicht in den fünf bis sechs Reisewägen, die zu gleicher Zeit an dem Thore standen, sondern in dem wunderlichen Zufall, daß gerade die beiden paciscirenden Theile zu gleicher Zeit ankommen mußten und sich nun eine Rangstreitigkeit, der Einfahrt wegen, erhob, die gleich zu den empfindlichsten

Brodneid bemerkte, zum Einſchlafen beſtimmt war. Dann ſahen ſie Wilhelm Beer und Mädler den Mond beobachten. Unten im Parterre funkelte eine gedeckte Tafel zum Souper. Ideler und Nolte — wollte ich ſagen Encke — waren auch in Thätigkeit, jener, um die Chaldäiſche Zeitrechnung zu beſtimmen, dieſer wollte nur ſehen, wo ſich jetzt ſein Komet herumtrieb. Der Königl. Telegraph meldete mit großer Haſt, wie viel ſoeben in den Rheinprovinzen die Uhr geſchlagen hatte. Speculativus war froh, endlich aus den kleinen Notizen herauszukommen und ſtieg prächtig, wie ein Luftballon in die Höhe. Die kleine literariſche Coterie wurde immer ſtiller und ängſtlicher und beantwortete auch mit größerer Mäßigung die Fragen, die der glückliche Speculativus an ſie richtete. Ach, ſeufzte er halb ironiſch, ich glaube, wir können das Weſen der Dinge nicht erkennen! Hier fuhr Mayenkäfer zornig auf und polterte: Ha, das iſt die ewige, alte Leier, die ſchon Haller geklimpert hat:

In's Innere der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt,
Zu glücklich, wenn er nur die äußre Schaale beißt!

Schaale weiß! zum Henker! korrigirte Mager und ſchlug die betreffende Stelle der Encyclopädie Hegel's auf, die er immer bei ſich trug, Klein machte einige Jean Pauliſmen über Haller und den Zopfcharakter des Alexandriners. Mücke träumte über die Bogenzahl ſeines neuen Romans. Speculativus war überſelig; denn ſeine jungen Freunde deuteten ja nun genugſam an, daß ſich das Innere der Natur ſicherlich finden laſſe. Der Sirius lag immer klarer und ſchöner vor ihnen. Die Luftſtrömungen, die ſie höher trugen, wurden elektriſcher. Die Herzen ſchlugen heftiger, das Blut kreiſte wie bei den Wonneſchauern einer glücklichen Liebe. Spekulativus phantaſirte: „Ach, da liegt ſie unter uns, die kleine Erdkugel mit ihren verſtockten Widerſprüchen, mit ihren Sackgaſſen falſcher Dialektik, ihren ſtinkenden Gaslaternen und allen ihren Schönheiten, die immer mit Opfern erkauft werden müſſen! Neue Zeit, neues Leben — o du Sandkornwort auf dem Sandkornballe! Vom Himmel klingen uns die Sphären ſchon ihren ſeligen Gruß zu; die Ideen ſtehen am Ufer und warten der Fremdlinge, die da kommen, ſie zu grüßen! Unter Eure Laubhütten nehmt uns auf, Eure Hände reichet uns; ach, welch ein Druck, welche Wärme, welches Gefühl! Iſt es

nicht, als fielen die Hüllen von uns Körpern und von der Seele fiele der Leib und nur jener ätherische Flimmer, der, nach Paracelsus, die Seele umduftet und ihre austreibende, nach Gestaltung ringende Thätigkeit ist, wäre noch an uns und alle Sterne des Himmels könnte man durch unsere Brust flimmern sehen! Wir fühlen es ja, Gott nahe sein heißt nichts als in Liebe zerfließen, in Liebe sich baden, in Liebe zittern und selig sein, dem Ewigen gegenüber vernichtet zu werden! Meine Pulse schlagen matter, die Schwungkraft meines Körpers wird gelähmt; sterben, nichts sein, in das All verwehen, welch ein Himmel! Ich sinke, ich lehne mich wie ein Hülfeflehender an das Knie Gottes und bedecke seine Hand mit meinen Küssen, meinen Thränen!"

Bis soweit war der junge Schwärmer gekommen, als seine Phantasie auf den beiden Federposen lebhaften Widerspruch fand. Man erinnerte ihn erst mit Ruhe, dann mit Heftigkeit daran, daß das Denken Alles sei, was die Menschen erreichen könnten, und daß das Gedachte, objektiv, seinem Kerne nach, immer schon in dem Begriff mit enthalten wäre. Kinder griffen sinnlich gegen die Sterne, Philosophen trügen das Firmament im zweiten Buche der Encyclopädie, wo die Idee im Zustande des Außersichseins längst geschildert sei. Und nun möchte er aufhören, sonst würde man ihm zeigen, was Polemik von ihrer Seite wäre, und sie wollten sein Gutes nicht verkennen, aber seine Noahblößen „auch fürchterlich aufdecken", und Meyenkäfer schreibe eine Literaturgeschichte und darum wären noch ganz andre Leute auf der Hut, vorsichtig mit ihm umzugehen und genug — die Federposen verloren das Gleichgewicht und die berliner Kritik stürzte in ihren achtbarsten Repräsentanten zur Erde hinunter.

Als den folgenden Morgen Speculativus ausgeschlafen hatte, war es sein erstes Geschäft, den Lohnbedienten des Hôtel Brandenburg zu den jungen Kritikern zu schicken und sich nach ihrem Befinden nach sieben Flaschen Leoville zu erkundigen. Die Anwesenheit eines Rettungsromantikers hatte als Fallschirm gedient. Mager rüstete sich schon wieder, seine „Genfer Professur" anzutreten, Meyenkäfer schrieb an einem Bericht für eine mecklenburgische Zeitschrift, Klein hatte sonderbare Anfälle, in denen der gelehrte Ungar aller-

hand jeanpaulisirende Aphorismen und forcirte Gleichnisse schrieb. Speculativus griff nach dem Intelligenzblatt und wußte selbst nicht, was ihm gestern geschehen war. Er las, theils um sich zu zerstreuen, theils um die Leere, die seine Brust beherrschte, mit irgend etwas, wenn auch nur mit neuen Westenzeugen, die in der Jägerstraße „beim Römer" oder sonst wo zu haben waren, auszufüllen. Ach er war nahe daran, alle Hoffnung auf eine ideale, wahrheitsuchende Literaturrichtung aufzugeben, seine Rechnung zu bezahlen und Berlin und die Erde überhaupt mit seinem Alpen-Ministerposten zu vertauschen.

Indem er so das Intelligenzblatt flüchtig übersah, fiel sein Blick auf eine Ankündigung des Blumengärtners Bouché: Heute blüht bei mir die Königin der Nacht! (Entrée $2^1/_2$ Silbergroschen.) Speculativus wurde hier von einer Vorstellung ergriffen, die ihn bestimmte, schleunigst seinen Hut zu ergreifen und einen letzten Versuch zu machen, ob er denn nicht die Kritik, wenn nicht zu Siriusreisen, doch zu einem andern poetischen Gedanken begeistern könnte. Er suchte wieder die vier namhaften jungen Talente auf, die ihm die Nacht hinter den Ohren gesessen hatten, und machte ihnen den Vorschlag, mit zu Bouché zu gehen und sich in den erschlossenen Kelch der Königin der Nacht zu setzen. Träumen wollten sie da, wie der schlummernde Goldkäfer auf der Rose, schwärmen wollten sie, nicht wie die Bienen, die nur darum den Duft stehlen, um in systematischen Zellen doktrinäres Wachs daraus zu machen, sondern wie der Schmetterling, der sich auf der Nelke wiege. Die junge Kritik sah sich verwundert an und hielt den Vorschlag für eine Allegorie. Sie gingen, da sie einmal etwas von Poesie gehört hatten, auf die Umschreibung eines einfachen Besuches bei der Königin der Nacht ein, und setzten sich zusammen in einen „Sparwalder", der sie in die Nähe des Frankfurter Thores führte. Speculativus kam auf die Interessen der neuen Literatur zu sprechen und freute sich, daß Mücke an ihr die Phantasie vermißte. Klein hatte sich einige hübsche Jeanpaulismen abgepreßt, und das Gespräch war ungemein reizend, so lange kritische Ansichten über die Poesie ausgetauscht wurden. Meyenkäfer freilich war dabei am langweiligsten. Ehe dieser etwas sagte, streckte er sich und bediente sich gewöhn-

lich der vornehmen Formel: „Hierüber iſt zu ſagen —"! Von ihm ging auch zuerſt die Bemerkung aus, ob Speculativus verrückt wäre; immer ſpräche er vom Schlummern im Kelche der Königin der Nacht; wir hätten jetzt „Gedankenpoeſie" und könnten uns auf das alte Flimmern und Schimmern der Romantik, überhaupt auf das Perſönliche und Beliebige nicht einlaſſen; es käme nur noch darauf an, daß die Hegel'ſchen Kategorieen mit kleinen Mundt'ſchen Sechspfennigſträußern behangt und mit etwas veilchenblauer Seide umwickelt würden. Als die Geſellſchaft bei Bouché ausſtieg und Speculativus immer wieder auf ſein Schlummern im Kelche der Königin der Nacht zu ſprechen kam, wollten auch die Uebrigen nicht mit ihm hineingehen und ſagten, ſolche tolle Ideen hätte wol ein Arthur Mueller, aber ſie, ſie wären Verſtandesdichter und jetzt hier vollends vor all' den Leuten! Es war voll bei Bouché. Eine Menge Hofräthe und Majore außer Dienſt, die ihren Kaffee gewöhnlich nur in Treibhäuſern tranken, ſaßen unter den Orangenbäumen, und die Damen, die ſich noch nebenbei auf die Blumenverloſung ſpitzten, ſtrickten ſtolz und unbefangen, denn das Notenblatt der „Muſici" ging an ihnen vorüber. Kein Tiſch war mehr zu haben. Alle Stühle waren beſetzt. Speculativus blieb dabei, was ſie denn auch Tiſch und Stühle brauchten! Er faßte die junge Kritik in's Knopfloch und wollte ſie huſch! mit Gewalt in den Kelch der Königin der Nacht ziehen. Herr, fuhr jetzt Mücke, durch und durch für's Proſaiſche geſtimmt, auf, ich ſage es Ihnen jetzt zum letzten Male, wir müſſen einen hölzernen Tiſch haben und was Ihre romantiſchen Ideen anbelangt — der Kaffee war ſchon beſtellt und der „Marqueur" ſtand ironiſch da und wußte ihn nirgends hinzuſtellen. Speculativus zog den jungen Menſchen näher und meinte, er ſollte getroſt die Portion Kaffee in den Kelch der Blume ſtellen. Die Kritik hörte das und wandte ſich um und warf dem armen Speculativus einen ſo giftigen Blick zu, daß ſich dieſer hinter den Myrthen, Orangen, Granaten verſteckte, immer kleiner wurde, bald nur noch wie ein Schmetterling, dann als ſolcher wirklich in den Schooß der Königin der Nacht flog, und in deren himmliſcher Farbenpracht und ihrem Zauberduft, wie nicht dageweſen, verſchwand.

Es war bei Bouché ein ſolches Drängen, daß die junge Kritik

die Entfernung eines Genius der Poeſie gar nicht bemerkte. Sie trank, da ſie endlich noch einen Sitz fand, ihren Kaffee mit wunderbarer Selbſtgenüge und verbrauchte mehr Cigarren, als Herrn Bouché für ſeine Blumen lieb war. Dann gewann Mücke in der Blumenverloſung eine Butterblume, Mager eine Federnelke, Meyenkäfer einen noch nicht ganz vertrockneten Roſinenſtengel, Klein ein hübſches Bouquet, das er jedoch ſogleich, wie alles, zerriß und mit Heftigkeit auf eine Kritik verſtreute, die er ſo eben über Mundt's Delphin geſchrieben hatte.

Herr Krauſe im Hôtel Brandenburg wartete mehrere Tage auf Speculativus; dann ließ er ihn in's Intelligenzblatt rücken, und als er auch da nicht zum Vorſchein kam, vergriff er ſich in Gegenwart eines vereidigten Juſtizcommiſſarius an den Sachen des verſchollenen Reiſenden. Man fand nichts als grade ſoviel Mansfelder Thaler, als die Zeche betrug, Hegel's ſämmtliche Werke, die als Prämiengeſchenk an eines der berliner Gymnaſien vertheilt werden konnten, und einige Andeutungen zu einem Werke, deſſen Titel „Siriusnähe" heißen ſollte. Die junge Kritik verfolgte Speculativus mit verſchiedenen Correſpondenzartikeln und Miscellen; doch ſaß dieſer längſt ſchon zur Seite des Alpenkönigs, unter der Eiskuppel des Montblanc, im Zaubercapitol des Elfenreichs. Die Donner, die über ſeinem Haupte rollten, die Blitze, die ihm in die Augen zuckten, die Schneelawinen, welche vom Giebel des Alpenkönigspalaſtes ſtürzten, und dann die grünen Matten und die ſanfte blaue Alpenblume: das alles befriedigte zwar nicht ganz ſeinen nach dem Ewigen dürſtenden Sinn, doch hatte er einſehen gelernt, daß die Philoſophie und die junghegel'ſche Kritik nicht viel weiter waren, als der Elfe und die Natur und — noch nicht einmal ſo weit!

## Pimpernellens Schwabenſtreiche.

Pimpernella ließ zwar als Naturkind die Poſtillone immer ſelbſt in ihren Pompadour greifen und ſich ſoviel Geld herausnehmen, als ſie haben wollten; aber ſie machte ihnen auch dafür zu ſchaffen! Da ihr das Meiſte, was ſie ſah, vollſtändig fremd war, ſo war ihre Wagenthür immerfort im Gange. Bald wollte ſie dies, bald

das ſehen. Einem weißen Reh, das ihr über den Weg, der durch den Wald führte, lief, ging ſie ſo lange nach, bis ſie beinahe ihren Reiſewagen nicht wiedergefunden hätte. Blumen, Vögel, alles wollte ſie brechen und greifen, wie ein Kind, das nur immer ruft: Haben! Haben! Zuletzt wurde ihr doch der Weg zu lang und ſie hätte ſich gerne Geſellſchaft gewünſcht. Die Poſtillone hatten alle daſſelbe Geſpräch, das ſich nie weiter erſtreckte, als wer ſeit acht Tagen hier mit Extrapoſt durchgekommen war und wieviel lederne Hoſen ſie in drei Jahren zerriſſen hätten. Sie konnte hier nichts Neues mehr lernen und ſah erſt jetzt ein, wie viele, viele Meilen Schwaben entfernt liegen müſſe.

Indem ſie, ſo in Gedanken verſunken, ſich ausmalte, wie wol in Schwaben Kirchen und Kapellen, Weingärten und Aepfelbäume, Blumen und Dichter ausſchauen mochten, hörte ſie draußen auf der Chauſſée eine häßliche, krächzende Stimme ſingen:

'S eigentlich ſchmählich
Und beinah e Schand,
Ich bin nicht recht ſelig,
Und auch nicht verdammt!

Pimpernella rief dem Poſtillon, zu halten und fragte, was denn da wäre? Auch ein fürchterlicher Geruch von Knoblauch und Meerrettig drang ihr entgegen. Wer dieſe gräßlichen Töne ausſtieße? fragte ſie zunächſt. Seltſam aber, der Poſtillon hatte weder etwas gerochen noch gehört, und meinte, es ſei ja mäuschenſtille; ob vielleicht der Hemmſchuh klappre, oder was ſie überhaupt meine?

Indem hörte Pimpernella jenen Vers ganz deutlich am Kutſchenſchlage, und ob es gleich ein Geruch war, wie von Leberwurſt und Käſe, ſo wagte ſie doch noch einmal hinauszuſehen, und ſtieß ſich nun beinahe den Kopf an einem abſcheulichen Schlingel, der eben, zerlumpt und halb betrunken, in den Wagen ſteigen wollte. Sie ſchrie hell auf, der Poſtillon hielt wieder an und erkundigte ſich, was ihr denn ſei. Ja, ſieht Er denn nicht den ſchrecklichen Menſchen? Haltet ihn doch am Rockſchooß feſt! rief ſie. Aber der Poſtillon bemerkte mit Erſtaunen: Um Jeſu Willen, es iſt ja keine Menſchenſeele da! Er riß den Kutſchenſchlag auf und fand Pimpernellen allein. Sie weinte nichtsdeſtoweniger und behauptete, ein ſchändlicher Menſch wollte

mit ihr fahren und quälte sie um Essen und Trinken wie ein Wärwolf. Es ergab sich dann, während der Postillon in dem Glauben, eine Geisteskranke zu fahren, die Pferde antrieb, daß neben Pimpernellen ein Schustergesell aus Nordhausen saß, der vor einigen Jahren in der Elbe ertrunken war, jetzt aber dem Justinus Kerner'schen Zwischenreiche angehörte. Essen und Trinken können wir immer nur durch Andre kriegen, setzte der Unheimliche impertinent hinzu. Wie? rief Pimpernella außer sich. Doch nicht durch mich? Ja freilich, antwortete der ertrunkene Schustergesell, so gradezu können wir das Material freilich nicht mehr recht genießen, weil es uns wie Krüppeln geht; wir empfinden zwar unsre Arme und Beine, haben sie aber nicht mehr —! Aber ich sehe doch, daß Dir nichts abgeht, bemerkte Pimpernella schaudernd. Das freut mich eben, erwiderte der weder selige noch verdammte Geist, daraus entnehme ich, daß Du irgendwie, sei's durch Krämpfe oder Bücherlesen oder durch hysterische Zufälle, für den Umgang mit Geistern geschaffen bist, und daß, indem ich mich Deiner bemächtige, ich noch manchen Spaß hier auf Erden treiben kann!

Pimpernella, an allen Gliedern zitternd, drehte und drehte an ihrem Ringe und wünschte den Unhold zu allen Teufeln, denen er angehörte. Aber das war's eben; auf die Geister haben die Elfen, als Naturkinder, keine Gewalt. Der Ring brachte nichts zu Stande und Pimpernella fing bitterlich an zu weinen. Als das der Zwischengeist sahe, wurde er zornig und zerschlug die Wagenfenster, zerkratzte das rothe Saffianleder der Polster, tobte und schrie und wollte mit Gewalt in Pimpernellen hinein, wie ein andrer Unhold in die „Seherin von Prevorst". Doch kam ihr hier ihre eigne dämonische Natur, in welche sich nichts zweites Spukhaftes einschachteln ließ, zu Hülfe. Besessen wurde sie von dem Nordhäuser nicht, aber gequält und geängstigt so, daß man in Frankfurt, wohin sie eben gekommen war, allgemeines Mitleid mit ihr empfand, und ihr den Dr. Carové anempfehlen wollte, falls sie sich wollte magnetisiren lassen. Der ertrunkne Schuhmacher ließ sie aber nicht lange verweilen, sondern sagte, sie müßten fort nach Weinsberg. Kaum hatte der Zwischenreichsbummler den Namen dieses Städtchens ausgesprochen, als die von ihm Besessene auffuhr, freudig bewegt die Hand an ihr Herz, das stärker und

seliger an zu rochen fing, legte und ausrief: Ja, zu eben dem will ich ja! So fuhr sie denn mit ihrem Plagegeist die Bergstraße entlang. Gleich hinter Darmstadt saßen am Wege zusammengekauert drei kleine, unglückliche Eduard Duller'sche Phantasieembryone, mit großen Köpfen, kleinen Füßen, „Kronen und Ketten" tragend, frierend, angstlich anzusehen. Auch hätte sie beinahe den darmstädtischen Justizrath Karl Buchner niedergefahren, der wie ein Lumpensammler mitten auf der Landstraße allen alten Plunder umkehren mußte und Glasscherben, Kupferpfennige, Papierschnitzel, alles in einen großen Notizensack packte, den er jährlich einigemal in den Hamburger Blättern der Börsenhalle auszuschütten pflegt. Von Heidelberg bis Heilbronn wurde es immer ärger mit dem Schuster. Alles rief: Sie muß nach Weinsberg! Natürlich! bemerkte Dr. Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, der eben an der Wirthstafel des Heilbronner Falken saß, wenigstens wird dann ein Buch über sie geschrieben werden —!

Es würde zu weit führen, wollten wir diese einfache Darstellung der Schwabenstreiche Pimpernellens in eine Novelle verwandeln. Sie kam bei Justinus Kerner an, wurde als eine äußerst bedeutende Kranke erkannt und in jenen vielfach beschriebenen Thurm des poetischen Oberamtsarztes einlogirt. Pimpernellens schwärmerische Hinneigung zum Wesen der schwäbischen Dichterschule verlieh ihr noch einen besondern Reiz; sie entfaltete in der That in den Augenblicken, wo sie der Schuster in Ruhe ließ, ein sinniges, für die Poesie empfängliches Gemüth. Sie wußte die klassischen Stellen der schwäbischen Dichterschule bald auswendig und hatte überdies durch ihren Reichthum einen Vorsprung voraus, durch welchen sie einigermaßen versuchte, die Stadt Weinsberg für den Lärm zu entschädigen, den der betrunkene Nordhäuser bei Tag und Nacht innerhalb ihrer Persönlichkeit anstiftete. Sich selbst, was sie auch durfte, für eine Thüringerin ausgebend, erschien sie bei alledem so poetisch, daß einige junge tübinger Stiftler, die zugegen waren, sogleich Gedichte auf sie machten und an Gustav Schwab schickten, der sie corrigirte und in's Morgenblatt rückte.

Mit Pimpernellens Heilung verwickelte es sich jedoch immer mehr. Ihr Unglaube konnte, da sie derselbe eigentlich nicht besaß, nicht

recht gebannt werden. Es war hier ein eigner Fall, über welchen Eschenmayer aus Kirchheim an der Teck einige theoretische Winke schickte, die einen Band zum Druck bildeten. Der Magnetismus wirkte außerordentlich auf das Elfenkind. Es sah aber, wenn es clairvoyant wurde, nie den Himmel, sondern immer nur den Harz offen. Sie schilderte dann das Leben und Weben der Metalle mit einer Poesie, daß Kerner erstaunte, und dasjenige, was Pimpernellen im Kopf lebte, Erzbotanik nannte. Alle Schwaben bewunderten das neue Wort und priesen es in alle Lande.

Die bessere Wendung ihres Schicksals verdankte sie endlich dem Nordhäuser selbst. Der ungeschlachte Mensch wurde ihrer überdrüssig. Er mochte sie nicht länger plagen, weil er keinen rechten Einlaß in ihren Magen fand. Mehrere andere anwesende Handwerksbursche, die in Kerner's altem Thurm ihr Zwischenreichswesen trieben, meinten, ob der Nordhäuser ein Narr sei und mit so einem theeschlürfenden Frauenzimmer verhungern und verderben wollte. Hier gäbe es aller Orten hysterische Bauerdirnen, die von dem vielen Beschwören und Predigen und Hörensagen nichts sehnlicher wünschten, als besessen zu werden; man wollte ihm eine hübsche Kundschaft zuweisen, wo er sein Glück machen könnte. Der ertrunkene Schuster, der es satt hatte, bei Pimpernellen zu hungern, gab den dringenden Vorstellungen seiner Collegen Gehör, wollte nur noch einmal in Kerner's Stiefelgarderobe hinein, warf da noch Nachts die Stiefel und Schuhe unter und übereinander, und fuhr dann um's Morgenroth, nachdem er Pimpernellen noch einigemal zum Aufschreien gekniffen hatte, in eine angehende Somnambüle, die sich in der Umgegend von Weinsberg heimlich vorbereitete, demnächst Epoche zu machen. Als Kerner in der Frühe seine Stiefel suchte, kam ihm Pimpernella freudig entgegen und sagte, jetzt hätte sie das Ungethüm verlassen. Kerner freute sich nur halb darüber. Die wiedererlangte Vernunft seiner Patientin war ihm nicht so lieb, als die Originalität ihres Wahnsinns.

Inzwischen waren aus Stuttgart nach Weinsberg Briefe über Briefe gekommen, die den Zustand des schwäbischen Dichters Gumol (Pfizer) immer bedenklicher schilderten. Dieser junge, talentvolle Mann hatte zwei Bände Gedichte geschrieben, die unter vielem

Unbedeutenden hier und da ein Gemüth verriethen, das die Erde nicht blos im Sonntagsputz, wie sie bei Uhland auftritt, sehen mochte, sondern vor dem die unschuldigen, sonnenhellen Landschaftsperspectiven mit ihren Kämmerchen und Hirtenknaben, ihren Gänseblümlein und Rittern und Jungfrauen sich zuweilen in pittoreskere Fernsichten verschoben, worüber Wolken und Gewitter hingen. Gumal war hauptsächlich zur Reflexion geneigt; aber da er die ursprüngliche Naturanschauung hatte, so konnte er leicht die Kälte des abstracten Gedankens durch eine wärmere Temperatur vergessen machen und ein genialerer Dichter werden, als ihn der Weidmann'sche Musenalmanach bis jetzt gezeigt hatte und sogar für wünschenswerth zu halten schien. Gumal neigte zum Gedanken. Gumal hatte Ideale, die zwar die Form noch von Schiller borgten, aber in eine Region streifen konnten, wo die schwäbische Dichtkunst leicht aufhören konnte, sich nur im Kleinen zu bewegen und das Positive mit Blumen zu bestreuen. Gumal fühlte manchmal den Drang in sich, einem Byron nachzustreben, und schnell veranstalteten es seine Gönner, daß er von Byron eine Uebersetzung liefern mußte, um nur sein strebsames Gemüth wieder auf etwas Unschuldiges und höchstens sprachlich Bedeutendes abzulenken. Wie gern hätten die Dichter gesehen, daß Gumal Eberhard den Greiner noch einmal besungen hätte; aber er wies dies Ansinnen zurück und reiste sogar wie Goethe nach Italien. Zurückgekehrt, machte er Miene, ein Titane zu werden. Er dichtete eine Phantasie, in welcher er den Gedanken ausführt, daß wir Griechisch leben wollen, nackt, mit Blumen bekränzt, nur dem Schönen opfernd — die schwäbischen Pfarrer und Praeceptoren entsetzten sich und eilten, das Ganze für eine mythisirende Allegorie auszugeben, damit nur Gumal nicht wild würde, die Fesseln sprengte und den Candidaten der Theologie mit einem „jungen Gott" vertauschte. Um seinen Unmuth abzulenken, ließ man den Armen den Bulwer übersetzen, schickte ihn in's „Ausland", das Augsburger meine ich, zu welchem er eine Beilage schreiben mußte; ja, wie Luther auf die Wartburg geführt wurde, um sicher zu sein und sich à tout prix zu mäßigen, so ließ man ihn zuletzt das Leben des Gottesmannes schreiben und sogar dessen sämmtliche Werke herausgeben. Armer, armer Gumal!

Reibungen und wohl gar zu einem präliminariſchen Notenwechſel führen konnte. Wenn ein kleiner Vorſprung, den allerdings in ſeinem vierſpännigen Wagen der Freiherr von Hundt, Oberhofmeiſter und außerordentlicher Bevollmächtigter des Fürſten Sayn-Sayn, voraus hatte, ihm das Recht zur frühern Einfahrt zu geſtatten ſchien, ſo war doch Freiherr von Hundt Diplomat genug, einzuſehen, wie wichtig oft eine zur rechten Zeit angebrachte Höflichkeit iſt und wie großartig immer derjenige erſcheine, der bei gleichen Verhältniſſen und wohl gar in glänzenderen gegen den Andern die Rolle der Höflichkeit übernehme. Graf Leibrock wollte gerade deßwegen auch nicht der Erſte ſein, weil er Kenner genug war, dieſe Hundt'ſche Fineſſe zu durchſchauen, unangeſehen, daß es ihn empfindlich würde verletzt haben, wenn er am Ende doch wohl gar hätte der Zweite ſein müſſen. Nun würd' es allerdings gegen alle Courtoiſie verſtoßen haben, wenn ſich die beiden bevollmächtigten Botſchafter mit ihren Gefühlen verrathen hätten; ſie mußten vielmehr für ihre Zögerung, einzufahren, eine ſcheinbare äußere Veranlaſſung ſuchen. Der Freiherr von Hundt behauptete, um den Schein zu retten, er hätte einen verloren, nämlich den Poſtſchein, da er mit eigenen Pferden fuhr. Graf Leibrock verwünſchte ſeinen Kutſcher, der die Pferde ſchlecht aufgezäumt hätte und der Kutſcher war diplomatiſch eingefahren genug, abzuſteigen und ſich an den Pferden etwas zu ſchaffen zu machen. Schlachtenmaler, der die Lage der Dinge überſah, dachte an den gordiſchen Knoten, zog heimlich ſein Taſchenmeſſer und ſchnitt ihn durch, nämlich den Schnallenriemen, an welchem eines der hintern Pferde des Grafen befeſtigt war. Nun gerieth allerdings der Kutſcher in Ver-

Da jeder Stuttgarter und Tübinger Brief in Kerner's Hause ein Festtagskuchen ist, so hatte auch Pimpernella alle Briefe gelesen, die Gumal's Schicksale betrafen, hatte lange mit sich Rath gepflogen und endlich, als man sagte: Bei einer Rezension über die Georges Sand schnappt er doch noch einmal in's Junge Deutschland über! erklärt: Ich will ihn retten! Man sah sie groß an; aber sie sagte, sie wollte Gumal's stürmischen Geist an die kleine Wiesenblume fesseln, wollte ihn so umzaubern und die Hand auf ihn legen, wie man Maikäfer hindert, aufzuschnurren; sie gebe ihr heiliges Wort, sie wollte Gumaln der schwäbischen Dichterschule erhalten. Dabei sah sie auf ihren Ring und der schalkhafte Kerner meinte, ob sie ihn etwa heirathen wollte? Pimpernella wurde roth und ängstigte sich, was sie als Else alles für menschliche Verpflichtungen einzugehen in Gefahr stand, blieb aber bei ihrem Vorhaben und rüstete sich zur Abreise. Kerner's konnten nichts dagegen einwenden und ließen sie in Frieden ziehen. Der alte poetische Thurmwächter spielte ihr noch Eins auf einem Instrument, der Maultrommel, auf dem er Virtuose war, vor; dann dankte sie für alle Liebe und Freundschaft, war aber doch froh, aus einer so unheimlichen Atmosphäre glücklich entronnen zu sein.

Als Pimpernella in Besigheim gefrühstückt, in Ludwigsburg Pferde gewechselt und endlich Stuttgart erreicht hatte, traf sie doch, obschon sehnlich erwartet, keinen von der schwäbischen Dichterschule daheim. Sie waren in die „Fildern" gegangen, theils um Schmetterlinge zu haschen, theils um den jungen gährenden Dichter Gumal zu zerstreuen. Es war mit diesem immer schlimmer geworden; er las Hegel's Werke und hätte Einiges, was ihm darin gefiel, gern unter Schiller'sche Verse gesetzt. Aber selbst dieser Anfang einer höhern Tendenz, in welche das Anomale hätte auslaufen können, erfüllte Gumal's Freunde mit Schrecken; sie konnten eben das „wüschte", „ohngeischtliche" Gedicht nicht vergessen, worin Gumal gewünscht hatte, die Deutschen möchten, wenigstens in geheizten Stuben, manchmal wie die Griechen nackt gehen und sich mit Rosen bekränzen. Man hätte ihn gar zu gern Blumen malen und zur Guitarre singen gelehrt; eine verheirathete Dame bot sich dazu als Lehrerin an; aber Gumal nannte sich schon zuweilen einen Prometheus, einen

Oedipus, eine Sphinx; die Stelle in Goethe's Briefwechſel an Zelter, die von ihm geredet hatte, ennuyirte ihn, und vor Freuden gern hätte er den „religiös-moraliſch-patriotiſchen Bettlermantel" von ſich geworfen und ſich wie die Raupe als Cocon ſelbſt ſein Kleid gewoben.

Tiefſinnig ſchritt Gumal unter den Fremden und Lehrern der Dichterſchule, als Pimpernella mit dem keuchenden Lohnbedienten Schwarz aus dem Waldhorn athemlos ihnen auf den Fildern nachkam. In dem Augenblick, als ſie ſich näherte, hob Gumal etwas auf, es war ein leeres Briefcouvert mit einem offiziellen Wappen, dem Königl. Preußiſchen Adler als Siegel und die Aufſchrift enthaltend: Herrn Dr. Guſtav Schleſier in Stuttgart. Wahrſcheinlich kam dies Schreiben vom Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin und bedauerte dem jungen Verfaſſer der „Oberdeutſchen Staaten und Stämme", daß der Geſandtſchaftspoſten in London bereits vergeben ſei, vertröſtete aber Adreſſaten, daß man bei der nächſten politiſchen Vacanz, ehe man entſcheidende Maßregeln ergriffe, auf ihn zurückkommen würde. Als Gumal den Adler von Siegellack ſahe, faßte er den Entſchluß, ſich von ihm wie Ganymed in den Himmel tragen zu laſſen. Er breitete ſeine Füße aus, und da Pimpernella in einem Anfluge von Schwärmerei gedacht hatte: Ach, möchte ihm doch jeder Wunſch gelingen! und dabei ihren Ring berührte, ſo geſchah ein Wunder. Es trat wirklich aus dem diplomatiſchen Siegel immer größer und mächtiger der Adler hervor, breitete die Flügel aus, hob ſich einigemal und ſtieg zum Schrecken der Dichterſchule mit Gumal in die Lüfte.

Pimpernella, über den Anblick ſelbſt nicht wenig erſchrocken, fand die Poeten in der größten Beſtürzung; Gumal war ihnen mit einem Adler entflogen; er hatte einen Aufſchwung genommen höher, als die ſchwäbiſche Alb. Himmel, was war nun zu thun? Es war keine Ausſicht mehr vorhanden, daß die Hoffnung des Landes, die Zierde des Parnaß, Eberhard den Greiner, die reutlinger und die wurmlinger Sagen bearbeiten würde, der nächſtjährige Muſenalmanach war verdorben, es konnten Elemente hineinkommen, denen ſich die ſüddeutſche Redaktion unter keinerlei Umſtänden gefügt haben würde; und ſo ſtanden die geiſtlichen Herren und Präceptoren rathlos und

ſahen Gumal mit dem Adler ſteigen, bald nur noch einem Nebelflecken gleichend.

Pimpernella begriff ihre Aufgabe. Sie hatte gelobt, den Dichter ſeiner Schule zu erhalten. Schnell rückte ſie ihren Ring, wünſchte ſtill etwas für ſich und trat dann an die betroffenen Sänger heran, denen ſie Jedem von Juſtinus Kerner einen Kuß zu geben hatte. Man war ſehr, nicht über den Kuß, ſondern über den richtigen Empfang der Fremden, in Verlegenheit, Guſtav Schwab hätte gern einen Abend gegeben, aber Gumal — Gumal —! Pimpernella fragte, ob ſie nicht bemerkten, daß er ſchon wieder herunterkäme? In der That, der Fleck wurde ſichtbarer, entwickelte ſich immer mehr, Gumal wurde immer deutlicher, und ſiehe! Da kam er ſchon wieder, reitend nicht mehr auf einem Adler, ſondern auf einem ſanften, lieben, ſilberſtrahlenden Täubchen, dem Bilde der Unſchuld. Gumal lächelte ſelbſt wie ſelig. Es ließ ſich ſo rührend, ſo lieb an, erſt zu glauben, auf einem Adler zu ſitzen, der ſich plötzlich in ein ſanftes Täubchen verwandelte! Gumal machte ein Gedicht daraus, die Dichterſchule küßte ihn dafür herzlich und die Verſe ſtanden einige Tage ſpäter im Morgenblatt.

Pimpernella wagte nicht, ſich das Verdienſt dieſer Scene zuzuſchreiben. Sie wagte es um ſo weniger, als ſie Gumal in die allerdings mit einer Brille bedeckten, aber doch von Gemüth beſeelten Augen blicken ſollte. Die Friſche ſeiner Wangen, die Lieblichkeit ſeines Lächelns, die Schüchternheit ſeiner Bewegungen, alles das nahm ſie ſo für ihn ein, daß Menſchenkenner, geſchweige Elfenkenner, wie ſolches dieſe Dichter nicht waren, hätten errathen müſſen, was ſich in des Mädchens Buſen entſpann. Pimpernella brauchte mehre Tage, um ſich aus den Verwirrungen ihrer Gefühle zu klaren Vorſtellungen zu erheben. Gumal betrachtete ſie nicht ohne Theilnahme, wenigſtens ſo lange, als die Erinnerung an das Täubchen vorhielt. Doch, als es ihm deutlicher wurde, was ſich zwiſchen ihm und dem Mädchen zu geſtalten ſchien, ſuchte er dem Gedanken zu entfliehen. Warum? Weil er ſeine Poeſie zu begraben fürchtete. Wieder regte ſich ſeine Abneigung gegen ſolche Idyllen und Landſchaftsträumereien, wie ſie nur in Pimpernellen's Vorſtellungen zu leben ſchienen. Das Recenſiren der Georges Sand hatte es ihm angethan, die

jungen Hegelianer in Tübingen, der sarkastische Strauß sprachen oft von Gedankenpoesie; kurz, er wurde wieder düstrer und dem Dichterwald bedenklicher. Als man ihm von einer möglichen Heirath zwischen ihm und der wohlhabenden Fremden sprach, gab er geistesabwesende Antworten und faßte nach seinem Herzen, als würde ihm das von der Trivialität des Daseins erstickt. Auf allen Wegen mußte er Begleitung haben. Pimpernella wich nicht von seiner Seite, sie suchte durch Worte zu wirken, aber oft mußte sie Wunder thun.

Gumal hatte seit einigen Tagen kein Wort mehr gesprochen und höchstens einmal eine Strophe aus Heine's „Buch der Lieder" recitirt. Große Betrübniß herrschte darüber unter den Zierden des Musenalmanachs. Sie suchten Gumal zu zerstreuen und luden ihn ein, auf die Silberburg zu kommen; auch Pimpernella würde dort erscheinen. Grade dies hätte ihn abhalten können, zu kommen; doch kam er. Das literarische und artistische Stuttgart war auf diesem reizenden Punkte, von welchem aus man die Residenz prächtig übersehen kann, beisammen. Da saß August Lewald und berechnete mit einem Bambusrohr im Sande den Ueberschlag einer neuen literarischen Unternehmung, den er jedoch, als ihn einige Schauspieler fragten, was er da thäte, aus Besorgniß vor Concurrenz schnell verwischte. Er gab zur Antwort: Ich zeichne den Grundriß meiner neuen Cannstadter Villa! Hier blickte Seydelmann mit Iffländscher Rührung zu dem Verfasser des „Seydelmann und die deutsche Schaubühne" hinüber und wischte sich eine Thräne aus den Augen, die über Lewalds Stellung im Moritz-Streite gleichsam ausdrücken sollte: Alte, Freund, dahin sind wir gekommen —! Dort saßen einige Landtagsdeputirte, hochherzige Männer. Sie ließen sich von dem Dr. Krämer aus Eßlingen seine neue Menschlichkeitsguillotine erklären und im Modell zeigen. Diese war in Aussicht auf das nächstens in der Kammer zu debattirende neue Strafgesetzbuch erfunden. Einige über diesen Humanitätsexperimenten zu Grunde gegangene Gläser und Flaschen machten einige Abwechselung in der Unterhaltung der Anwesenden. Der Dr. Karl Weil sprach über Waggons, Lokomotive und Lokmotive der Agnese Schebest und Louis Philippes; Sir Francis Rottenkamp über englische Hahnenkämpfe und spanische Stier-

gefechte; Berthold Auerbach suchte jene Grenzlinie des Gedankens, wo sich Juden- und Christenthum in der Spekulation vermählen müßten; Ernst Münch zeigte heute zum ersten Male seinen aus München angekommenen griechischen Erlöserorden; kurz, es war, wie Laube sagen würde, „ein Stück deutscher Literaturgeschichte", das sich hier durchkreuzte und gutes Actienbier trank.

Aber die schwäbische Dichterschule hielt mit diesen sämmtlichen Männern keine unmittelbare Gemeinschaft. Vornehm sich absondernd saß sie vorn, wo man die tübinger Straße signalisiren konnte, falls etwa Uhland herunterkäme; sonst war sie gedrückt über Gumal's Tiefsinn und Pimpernella strickte. Es schien sich in Gumal ein Entschluß vorzubereiten, der noch kühner war, als der neuliche Adlerritt. Wer den jungen Mann sah, hätte glauben mögen, er dächte wie Hamlet nach über „Seyn oder Nicht-Seyn". Man sprach vom Wesen der Ballade und Romanze, von Eberhard dem Greiner, von dem edlen Mörung und vom Balmung, dem Wielandschwert und von einigen Fliegen und Mücken, die Karl Mayer erst gestern frisch besungen hatte, als sich plötzlich Gumal erhob, wild und scheu um sich blickte, schnell über die hölzernen Planken setzte und sich jählings vom Felsen hinunterstürzte. Es war geschehen. Jesus! schrieen sie alle auf, die Musik hielt inne, die kritischen, historischen, encyclopädischen, artistischen und Stahlstichbestrebungen Stuttgarts liefen herbei; nur Pimpernella verlor den Muth nicht, berührte urschnell ihren Ring und schuf eine merkwürdige Verzauberung, die an die Sage vom heiligen Franz von Assisi erinnerte. Gumal, statt dem Tode, den er sich selbst hatte geben wollen, verfallen zu sein und zu stürzen, fing zu schweben an. Genien flatterten aus dem Gestein hervor mit langen Rosengewinden, die sich um den baumwollenen Sommerrock des Dichters schlangen; Maikäfer, Schillebolde, stachellose Bienen, Schmetterlinge und Marienwürmchen kamen zu Tausenden geflogen und umschwärmten die Transfiguration, worauf Gumal mit staubbedeckten glücklicherweise neuen Stiefeln ruhte, hohe Malven schossen vom Boden auf und breiteten ihre Kelche aus, um den Dichter aus einer scheinbaren Entzückung und einem zufälligen Ausrutschen seines Stuhles aufzufangen. Niemand merkte einen Akt der Verzweiflung. Sanft ließ

sich der glückliche Unglückliche auf eine große stammige Sonnenblume nieder und mußte es dulden, daß Engel und Genien von allen Seiten kamen, um ihm Veilchen, Jelangerjelieber, Vergißmeinnicht, ja sogar Lorbern um die Stirne zu flechten. Gumal hatte sich wie eine moderne Sappho vom Felsen der unglücklich Liebenden stürzen wollen, aber die Embleme der schwäbischen Poesie, die Embleme der Unschuld und des frommen Glaubens schienen ihn gerettet zu haben, Schmetterlinge und Schillebolde. Dazu läutete die Stiftskirche von Stuttgart herüber, die Sonne ging prächtig unter, Gumal, umstanden von den auf sichern Wegen den Felsen hinabgestiegenen Freunden, war dem Leben, dem Uhland'schen Dichterwald, dem Musenalmanach erhalten. Pimpernella hätte vor Seligkeit über ihre geheime Veranstaltung vergehen mögen.

Eine geraume Zeit ging es nun mit Gumal gut. Der Musenalmanach erschien und brachte von ihm Gedichte ohne Schwung und Erhabenheit, Töne der alten Leier, einzelne Dichtereinfälle, keine Offenbarung eines tiefen, poetischen Gedankenlebens mehr. Eine Broschüre über Rückert und Uhland wurde eine gewöhnliche Parallele, eine sogenannte unparteiische Kritik, ein Schulexercitium. Ja Gumal fühlte, als er das Ding im Druck gelesen, sogar selbst, daß seine Schrift nicht tief war und daß die jetzige sogenannte revolutionäre Partei in der deutschen Literatur, gradezu gesagt, das junge Deutschland, eine solche Charakteristik tiefer erfaßt, einleuchtender ausgeführt haben würde. Er war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß er sich zu sehr an das Ufer des Gewöhnlichen gehalten hatte und fing wieder an, in sein altes Wesen, in das Ansetzen zum Bedeutenderen, zu verfallen. Seine Freunde hatten einigemal an ihm einen Ideengalopp bemerkt, worüber sie nicht mehr schlafen konnten; er hatte sich gegen Wolfgang Menzel öffentlich einige Ausdrücke erlaubt, welche die schwäbische Dichterschule nur ganz in engsten Kreisen über die Lippen kommen ließ. Gumal hörte auf ihre Bitten, ihre Warnungen nicht; er verachtete die Taktik der Schule, daß sie's mit dem Manne nicht verderben wollte, für welchen sie keine Sympathieen hatte. Sie hatten durch Dulden, Nachgiebigkeit, Besuche, Gegenbesuche, gute Kochkunst

es dahin gebracht, daß Menzel Lenau anerkannte, Karl Mayer anerkannte, beide Pfizer anerkannte, den Muſenalmanach nicht blos günſtig beurtheilte, ſondern ſogar ſelbſt beſchenkte. Und jetzt drohte Gumal dies künſtliche, aus den zarteſten Fäden geſponnene Gebäude zu zerſtören! Keine Bitte fruchtete. Dieſelbe Zerſtörung, die er früher gegen ſich ſelbſt, aus Miſsmuth über den Zwieſpalt ſeines Wollens, Sollens, Könnens angerichtet hatte, wollte er jetzt gegen Andere anrichten! Seine Freunde zitterten.

Pimpernella, die nun mit der Literatur ſo vertraut war, daß ſie über den Reinbeck'ſchen Journalzirkel hätte Vorleſungen halten können, Pimpernella rieth, Gumal in ſeinem Zorn zu beſtärken. Käme es auf's Aeuſerſte, ſo dachte ſie, könnte ſie ihm ja bei irgend einem Exceß wieder beiſtehen. In dieſem Sinn ſchürte ſie Gumal's Ingrimm zum heiſeſten Brande. Er redete ſich ſelbſt in eine Vorſtellung hinein, als hieſe das eigentliche Uebel, das alle unſre literariſchen Parteien geſchaffen hätte und über die Talente ein wahres Siechthum verbreitete, Wolfgang Menzel. Er nährte die Vorſtellung von einem Faſs, das man ſich vergebens quälen könnte zu füllen, ſo lange eine kleine Ritze, durch welche alles durchlieſe, nicht verſtopft wäre. Eines Abends griff er im Zorn nach zwei Piſtolen, hüllte ſich in einen langen Mantel und rannte, ſelbſt nicht wiſſend, was er wollte, der Menzel'ſchen Wohnung zu. Das Häuschen liegt einwärts gebaut und hat vorn einen kleinen Garten, beſäet mit Kieſelſteinen. Schon ſtand er an der Hausthür, beſann ſich noch einmal, biſs dann die Zähne zuſammen und ſchritt entſchloſſen vor. Er wollte dem Tugendhelden die falſche Maske, dem „Franzoſenfreſſer" die Perrücke altdeutſcher langhaariger Burſchenſchaftelei, dem Prieſter den geborgten Glorienſchein ſeines Hauptes abreißen. Jetzt aber — entfaltete Pimpernella die Kraft ihres Ringes. „Hinter Hecken und Zäunen" lagen die Lyriker verſteckt und ſahen mit Staunen dem Weſen zu, das Pimpernella trieb. Sie wollte Gumal verwirren, verwirren durch eine Phantasmagorie. Als Gumal die Hausthür geöffnet hatte, prallte er zurück. Die erſte der Menzel'ſchen Truggeſtalten trat ihm durch Pimpernellens Künſte entgegen. Es war die Göttin der Unparteilichkeit. Sie trug nur eine einzige

Farbe im Kleide, die weiße, die ſich nicht für eine andre Farbe ausgeben ließ. Sie hielt ein Buch in der Hand, das in der That aufgeſchnitten war und nicht von der Seite geleſen. Sie blätterte nicht flüchtig, ſie machte keine langen Excerpte, um den Bogen zu füllen, ſondern ſtudierte mit Eifer und Emſigkeit und las eine dunkle Stelle drei-, viermal, bis ſie gewiß war, daß ſie den Verfaſſer verſtanden hatte. Dann kam die Göttin der Vielſeitigkeit, ebenfalls eine Truggeſtalt des Hauſes. Da war nichts oberflächlich, alles ſcharf, kantig. Sie ſchien aus verſchiedenen Details zuſammengeſetzt, gab jedoch ein ſchönes Enſemble. Dann kamen zwei Genien: die der Nachſicht und der literariſchen Liebe. Sie behaupteten, hier Hausgötter zu ſein. Hierauf wurde der Qualm, der aus der Thür ſtieg, ſtärker; die Lichter ſchienen greller aufgetragen; wie eine Siegesgöttin wehte an Gumal die Göttin der konſtitutionellen Freiheit vorüber. Dieſe trug ſich phantaſtiſch, aber anſtändig. Sie hatte einen würtembergiſchen Repräſentantenmantel um und ſtatt der phrygiſchen Mütze eine Blondenhaube. Statt der gebrochenen Ketten, welche die antike Siegesgöttin mit Füßen tritt, zertrat dieſe Dame mehre Emblème der Republik. Jetzt kam der Genius des deutſchen Vaterlandes, in Geſtalt eines wilden Mannes, wie derſelbein mehren deutſchen Wappen, z. B. dem mecklenburgiſchen, gezeichnet ſteht, eine ſogenannte „tüchtige Natur", mit Keule, Bärenfell, Eichenlaub. Hierauf wurde der Qualm ſo ſtark, daß Gumal zu erſticken fürchtete; denn bald kamen fromme Engelchöre, weiße und ſchwarze Nonnenzüge, ſingende Mönchswallfahrer, zum Beſchluß der Genius des Chriſtenthums mit der Palme des Friedens in der Hand, der das überwundene Thier der Apokalypſe mit kräftiger Zehe niederhält; dieſe Glorie war von einer Anzahl ſymboliſirter Tugenden begleitet, unter welchen „ſittliche Unſchuld" am demüthigſten, unbefangenſten und beinahe liebenswürdig auftrat. Alle dieſe Truggeſtalten verloren ſich in der dunkeln Nacht und nur ein pikanter Geruch blieb übrig, verrathend, daß hinter den Couliſſen dieſes erlogenen Himmels Menzel ſoeben Sauerkraut mit ſchwäbiſchen Spätzeln gegeſſen hatte. Voltaire's Pucelle war nachher ſeine Abendlektüre.

Gumal, ſo furchtbar getäuſcht, wankte taumelnd von dannen. Von dieſem Augenblick an war er für die Richtung, in die ihn der

Zufall gedrängt hatte, mit Leib und Seele entſchieden. Er ſchrieb in Cotta's Vierteljahrſchrift den Artikel gegen Heine, der viel Wahres, obgleich falſch ausgedrückt, enthält, und wird ſicher mit Pimpernellen nächſtens aufgeboten werden. Wie ſie dabei ihr Wort löſen ſoll, zum Vater zurückzukehren — dieſe Aufgabe wird ſchwer halten. Neuer Anlaß zu Entwicklungen . . . Wir müſſen ſie abwarten.

## Spekulantia in Paris.

Eines der ſchönſten Häuſer der Rue St. Honoré wurde von Fräulein Spekulantia bezogen, die ſich vorgenommen hatte, mit Pracht und Nachdruck in Paris aufzutreten. Wenn ſie auch bei ihrem zarten Sinn und ihrer empfindſamen Seelentiefe, die bekanntlich immer die Ruhe liebt, vom Lärm der Welthauptſtadt betäubt zu werden fürchtete, ſo gelingt es doch oft der weiblichen Natur, im Gewühl der Welt durch Sammlung und etwas Zähigkeit weiter zu kommen und die Beſinnung nicht zu verlieren. Spekulantia konnte, da ihr dieſe verſtändige Beherrſchung der Verhältniſſe eigen zu ſein ſchien, die Dienſte zurückweiſen, die ihr beſonders deutſche Zeitungscorreſpondenten, Auguſt Trazel, von Bornſtedt und Andre antrugen. Der Erſtgenannte, geblendet von dem Reichthum, welchen Spekulantia entfaltete, wollte den Ankömmling in den Pariſer Blättern als deutſche Fürſtin auftreten laſſen, als eine geborne Salm-Krautheim-Rietberg, eine Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürſtin oder noch umſtändlichere Schleizerin; dieſer erkundigte ſich fleißig nach ihren Spitzen, Blonden, Edelſteinen, um der Allgemeinen Zeitung darüber Bericht zu erſtatten. Spekulantia wies alle Vermittelungen zurück und nährte nur den einen Wunſch, Georges Sand kennen zu lernen. Sie kannte alle Schriften dieſer Dame. Sie waren ihr als das Genialſte der neuern Poeſie erſchienen; noch mehr, ſie war durch die Ideen dieſer Frau in eine Stimmung des Gemüths verſetzt, wo ſie Troſt, Belehrung, Friede nur an der Bruſt dieſes ſo groß und ſtolz denkenden Weibes zu finden hoffte. Georges Sand hatte die Beſtimmung und das Loos der Frauen zum Hauptthema der neuern Poeſie gemacht. Sie hatte Seelenzuſtände und Pflichtverwicklungen

gezeichnet, die von ihr in kühner, alle hergebrachten Formen verletzender Neuerung gelöst wurden. Sie hatte dem Manne nur das Genie und die Verführung, der Frau den Schmerz und die Leidenschaft zugetheilt. Die Stellung der beiden Geschlechter war aus ihren Fugen gerückt und Spekulantia schmachtete darnach, ein Weib zu sehen, das, wenn auch noch nicht die Gesellschaft, doch die Empfindungen derselben in solchem Maaße umwälzte.

Als sie bei Madame Tüdevant vorgefahren war, brachte ihr der Diener, den sie für Paris angenommen hatte, den Bescheid, daß sich diese Dame nicht sprechen ließe. Spekulantia ließ sich nicht irre machen. Sie stieg aus, flog am Portier vorüber und wollte sich selbst den Weg bahnen. Die Bedienung der großen Dichterin stellte sich ihr in den Weg. Aber Spekulantia bat dringend, sie noch einmal zu melden. Wie dies die Kammerzofe thun wollte, versuchte sie ihr nachzudrängen; doch hielt sie Befangenheit von weiterer Ausführung ihres Beschlusses zurück. Es war ihr, als hörte sie einige Zimmer weiter mit einer Glockenstimme rufen: Ist sie verheirathet? Die Kammerzofe hinterbrachte diese Frage. Nein! rief Spekulantia überlaut und wie in die Vorzimmer hinein. Eh bien, hörte sie hinter der Tapetenwand, eine verheirathete Frau mag ich nicht sehen und eine unverheirathete sollte erröthen, mich zu besuchen! Dabei fiel eine Thür heftig in's Schloß und Spekulantia wankte aus den Zimmern.

Die Kammerfrau bemitleidete die untröstliche Fremde, und sagte ihr, um ihr einen Trost zu geben, die Baronin mache es allen so. Die alte Französin plauderte eins in's andre. Spekulantia gab ihr ein gutes Trinkgeld und da flüsterte ihr die Duenna noch: Um zwei Uhr würde sie ihre Herrschaft an der Börse sehen können! Aber in Mannskleidern!

Himmel, so war es also keine Sage! Spekulantia hatte gehört, daß Georges Sand, als Mann, auf die Börse zu gehen pflegte und dort in Staatspapieren spekulirte. Sie hielt sich die Augen zu, als sie im Wagen saß und hierüber nachsann. Doch war sie tiefsühlend genug, sich die Bemerkung zu machen, daß alle schaffenden, gestaltenden Geister lieber Würfel als Schach gespielt haben. Das Genie, sonst gewohnt, jedes Ding sich selbst zu er-

legenheit und begann eine so weitläufige Annestelung, daß der Graf Leibrock zornig aus dem Wagen stieg (er war ein Mann starken Umfangs) und um so gegründetere Ursache zur Erbitterung hatte, als er jetzt nicht einmal dem Freiherrn von Hundt hätte vorfahren können, selbst, wenn dieser gegen ihn, als den Aelteren, zurückgestanden wäre. Freiherr von Hundt fuhr also mit seinen schnaubenden Rossen an ihm vorbei und nahm zuerst von dem Schlosse Besitz, zwei Wagen hinter ihm, die das Gesandtschaftsperso nal und einige Damen enthielten. Graf Leibrock entschloß sich nun, zu Fuß zu gehen und seinen Wagen langsam nachfolgen zu lassen. Zwei Gesandtschaftssecretaire mußten ihn führen, so schrecklich griff ihn eine hier vielleicht vorgefallene Verletzung des Völkerrechts an.

Zunächst mußte das Aufsehen, das des Grafen Ankunft im Schloßhof erregte, ihn für die vermeintliche Zurücksetzung entschädigen. Der Graf von der Reige stürzte auf den Erblandesmarschall zu und bat wegen der am Schloßthore vorgefallenen Verwirrung um Entschuldigung. „Was läßt sich da machen?“ sagte der außerordentliche Gesandte, sich den Schweiß und den Zorn von der Stirne wischend; „Sie konnten doch unmöglich, selbst, wenn Sie das gleichzeitige Eintreffen geahnt hätten, zwei Thore in dem Vorgitter des Hofes ausbrechen lassen!“ Darauf fuhr er fort, indem ihn der Graf in die für ihn bereiteten Zimmer die Treppe hinauf führte: „Es ist schon dies ein Grund, warum die Hierarchie nie beseitigt werden darf. Die Päbste genießen seit undenklichen Zeiten bei allen diplomatischen Verhandlungen für ihre Nuntien den Vorrang; die päbstlichen Nuntien eröffnen den Zug. Sie sind um so eher dazu berechtigt, sich in Rang-

werden, wirft sich mit Leidenschaft auf das Hazard, um zu sehen, ob ihm auch da der Zufall gehorche. Das gemeine Gemüth sieht im Zufallsspiele nur Gewinn und Verlust, das tiefe hingegen ein dämonisches Walten. Das Hazardspiel ist für das Genie eine Unterhaltung mit den Nachtseiten der Weltregierung. So war auch Spekulantia weit entfernt, ihrer angebeteten Dichterin das Börsenspiel mit moralischen Phrasen anzurechnen oder hinter einem psychologischen Problem eine prosaische Interessirtheit vorauszusetzen.

So kam sie denn an die Börse. Es war zwei Uhr. Den Damen war damals der Zutritt noch nicht verboten. Sie konnte sich an die Balüstrade lehnen und eine Gruppe beobachten, die in der Nähe ihre Aufmerksamkeit fesselte. Georges Sand stand, alle Welt sagte es, umringt von Frankreichs Tagesliteratur, in männlicher Kleidung wenige Schritte von ihr entfernt. Die kleine Amazone bot einen reizenden Anblick. Der Hut verbarg das hochaufgekämmte schwarze Haar; dem sammtnen Oberrock wurde es schwer, die Formen des Wuchses zusammenzuhalten; um den Hals lag ein seidnes Tuch geschlungen, lose geknüpft; die Brust war mit einer zierlich gefältelten Chemisette bedeckt, auf welcher eine Brillantnadel funkelte.

Georges Sand unterhielt sich mit den Courtiers mehr, als mit der Literatur, die sie umgab. Jene traten aus dem innern Raum der Börse an die Balüstrade und holten sich neue Aufträge, wenn sie den Erfolg der alten gemeldet hatten. Spekulantia, nur darauf bedacht, ein so wunderbares Wesen zu beglücken, wandte sich an ihren Ring, um der Spielerin einen Erfolg nach dem andern zu sichern. Die Baronin gab ihre Aufträge und die Makler, welche vorher einigemale recht ungünstige Mienen gezeigt hatten, fingen plötzlich an, lebhafter zu Georges Sand zurückzukehren und ein glückliches Resultat nach dem andern zu melden. Die Spielerin gab Käufe und Verkäufe an und kaum hatten die Courtiers ihre Anweisungen ausgeführt, so wurde eine telegraphische Depesche angeheftet, ein Bankier kam aus dem Ministerium, eine Taube kam aus Brüssel geflogen und die Baronin gewann außerordentliche Summen. Spekulantia erschrak jedoch über nichts so sehr, als über die Ruhe, wie die Gewinnende ihr Glück hinnahm. Das Hin- und Herrennen

der Courtiers und die erstaunten, auf Georges Sand gerichteten Blicke der größten Bankiers und die allgemeine Aufmerksamkeit, die ihr in kurzer Zeit die Börse schenkte, konnte die Dichterin der „Lelia“ nicht erschüttern. Ja sie gab, um nun erst recht den Humor des Schicksals zu prüfen, in aller Ruhe Aufträge, die den telegraphischen Depeschen entgegengesetzt waren. Die Börse athmete auf; sie hoffte ihre Verluste einzuholen, sie nahm die übermäßig dem Glück trotzenden Anerbietungen an und in dem Moment wird ein Zusatz zur ersten Depesche angeschlagen, der ihren Inhalt modifizirt und Georges Sand wieder gewinnen läßt.

Spekulantia zitterte vor Erstaunen und Wehmuth über ihren alten Vater, der ihr so freundlich und willfahrig war. Dann aber befremdete sie, daß sich im Antlitz der merkwürdigen Frau auch nicht eine Miene verzog, sondern daß sie, jemehr sie gewann, desto düsterer wurde. Das Bewußtsein, hier die eigentliche Zauberin zu sein, ermuthigte Spekulantia, sich durch die Feuilletonisten und Romantiker hindurch Bahn zu brechen und zu Georges Sand heranzutreten mit den Worten: „Madame, man sagt, Sie haben kein Herz!“ Georges Sand wandte sich um und entgegnete kurz: „Ich bin kein Frauenzimmer!“ und fuhr in der Beobachtung der Börse fort. Spekulantia stand im Gedränge der französischen Tagesliteratur und Herr Nisard, der so schön schreibt und so pedantisch denkt, ein Akademiker, näherte sich ihr mit den Worten: „Madame, ich habe zwar gegen Georges Sand geschrieben; aber ich bewundere seinen Styl! Er ist nicht unempfindlich gegen mein Urtheil und hat mir eingeräumt —“ — „Daß Sie ein Narr sind!“ wandte sich Georges Sand. Herr Nisard lächelte über eine bei Georges Sand so seltne Schmeichelei und fuhr ruhig fort: „Sehen Sie, Madame, das ist eine seiner Originalitäten! Denn er hat mir eingeräumt, daß er überall, wo er über die Ehe geklagt hat, nur die verheiratheten Frauen verstanden hätte. Georges Sand ist nur deßhalb so ruhig über sein Glück, weil er durch ein aufgeregtes, betroffenes, excentrisches Mienenspiel sich als Weib verrathen würde!“

Spekulantia, aus Dankbarkeit für diese Erklärung, griff an ihren Finger und überreichte Herrn Nisard einen Ring (nicht den Zauber-

ring), mit einer musivischen Abbildung, über welche der glückliche Empfänger eine antiquarische Abhandlung zu schreiben versprach. Herr Merimée, romantischer Antiquitätencustos, wollte eine Novelle über den Ring schreiben, Herr Scribe ein Drama daraus machen, Herr Melesville eine Oper, Herr von Balzac einen Sittenroman, Herr Victor Hugo eine Ode, kurz der Ring ging von Hand zu Hand — der Lohnbediente hatte die „mit goldnen Schätzen versehene deutsche Schillingsfürstin in Umlauf" gebracht — bis der Ring in die Hand eines nicht sehr großen, untersetzten, schlichten Mannes kam, der das im Ringe eingravirte Bild mit einem eignen Sarkasmus betrachtete, und zu Spekulantia auf Deutsch sagte: „Mein Gott, das sind ja Harztannen und da oben das — das ist ja das Brockenhäuschen!"

Spekulantia war außer sich, als sie im Auge des Sprechers zwar keine Thräne, aber doch die Anlage dazu entdeckte. Wer sind Sie? — Heinrich Heine! lautete die Antwort. — Gott sei Dank, entgegnete Spekulantia, nahm seinen Arm und bat den Dichter, sie aus diesem Gedränge fortzuführen.

„Sagen Sie mir, lieber Herr Doctor," fing jetzt Spekulantia zutraulich an, „ist es denn Ihr Ernst, daß Sie eine neue Religion stiften wollen?" — Heinrich Heine machte ein weinerlich komisches Gesicht und meinte: „Ja, muß ich denn nicht wenigstens so gut wie Christus mein schweres Kreuz und die Sünden der Welt tragen und haben sich alle meine alten Passionen nicht beinahe in eine einzige Passion für mich verwandelt? Fürst Pückler ist in Aegypten nahe daran, Pascha zu werden; und ich muß blos ein Paschah-Lamm in Paris bleiben!" — „Nein, nein, Heine," fiel Spekulantia theils mit wahrem, theils gemachtem Ernste ein; „Sie hätten, um über Philosophie und Theologie zu schreiben, wirklich noch etwas länger in Göttingen studieren sollen!" — „Aber, Madame," entgegnete Heine mit einer Miene, als wenn ihm etwas wehe that, „es sind ja schon in solcher Ueberzahl Professoren in Göttingen, daß sie ihrer sieben jetzt haben müssen gehen lassen! Hätte ich was gelernt — das wissen Sie ja — dann schriebe ich überhaupt keine andern als Contorbücher!" — Spekulantia stand still und stellte den Dichter so, daß er in ihr großes blaues Auge sehen mußte, und sagte: „Heine, Sie sollten, wenn nicht den Glauben an die Menschen, doch den an die

Natur, die Schöpfung, an Gott wiedergewinnen! Sie sollten eine Frühlingsauferstehung feiern und wie ein Götterfohn mit flammenden Blitzen aus den höchsten Wolkenschichten niederfahren! Haben Sie denn gar nichts, wofür Sie eigentlich leben und sterben möchten?" — Heine schlug die Augen nieder und blieb stumm. Nach einer Weile sagte er: „Es ist zu spat. Ich bin kein Sohn des Hasses, wie alle die nach mir in Deutschland aufgetauchten jungen Dichter und Denker geworden, ich bin es nicht, war es nicht, kann es auch nicht mehr werden. Was in mir die Frucht des Hasses und der Leidenschaft gewesen, das bildet den verpöntesten Theil meiner Schriften, die theologisch-philosophischen Controversen; und grade diese leitete man aus der Schadenfreude und dem bloßen Witze her. Mißverstanden zu werden, das ist die erste Entmuthigung. Die Einen verlangen von mir Philosopheme, die Andern sociale Romane und Dramen, die Dritten Lieder. Die Einheit meines dichterischen Selbstbewußtseins ist gebrochen; ich weiß nicht mehr, was ich der Welt bieten soll, seitdem sie so entgegengesetzte Zumuthungen an mich stellt. Ich schreibe, überdrüssig des Wirrwarrs, für künftige Zeiten — meine Memoiren!"

Spekulantia war ergriffen von dem Schmerz des mit sich zerfallenen und im Grunde nur am abstrakten Worte interessirten Dichters und drückte wehmüthig seine Hand. „Das erste Urtheil," sagte sie, „das Sie abgaben, verwandelte sich für Sie in das erste Vorurtheil. Als Sie verriethen, daß Sie denken und nicht blos dichten, da glaubte man, Sie müßten auch ein System haben. Beurtheilt er die Geschichte, sagte man, wie es in den „Zuständen" geschah, so muß der witzige Spötter auch Prinzipien haben. Unser Publikum ist so verwöhnt und so empfindungslos, daß es die poetische Garnitur Ihrer politischen Schilderungen als etwas in Kauf nahm, was sich von selbst verstand — freilich, freilich. Sie hatten einen unüberwindlichen Rivalen, Börne, nicht als Autor, sondern als Charakter, nicht den Schreibenden, sondern den Schweigenden, nicht den Lebenden, sondern jetzt grade erst den Todten!" — Hier erhob sich Heine mit Bitterkeit und fuhr auf: „Wer dem Grabe naher steht, als der Wiege, hat gut consequent sein! Börne durfte schon rückwarts blicken denn was er leisten konnte, das hatte er längst

hinter sich); ich war und bleibe auch mein Lebenlang ein Ringender, der sich nie genug thut! Anders der, der, wie Börne, eine große Zeit, die Zeit Napoleon's, sehen und in der Gegenwart nur Reaktion erblicken konnte; anders ich, mehr als ein Epigone, ein Sohn der Reaktion, der sich an die Zukunft wendet und den Glauben nicht lassen kann, daß sie sich aus der Gegenwart, wie diese einmal ist, neugebären müsse. Ich fühle mich im Momente und ich wüßte nicht, worauf ich, da ich noch nichts besonders Großes erlebt habe und mich nur eines Napoleon'schen Trommlers aus der großen Zeit entsinne, resigniren sollte?" — „Sie haben recht, Heine," tröstete Spekulantia; „es werden Zeiten kommen, die gerechter sind, als die unsrigen! Eines aber muß ich Ihnen doch sagen: Ihre Lyrik ist mir auf der einen Seite zu beschränkt, zu eng, zu geringfügig, zu kleinen Horizontes, nicht gewölbt, hoch und Lebensspiegel genug; Ihre Spekulation auf der andern ist grade wieder zu umfassend, doktrinär, literarhistorisch, auf Studium und gelehrte Haltung eitel — für Sie als Dichter sollte es da eine Mitte geben! Könnte sich der verunglückte, ironische Professor, der plötzlich in Ihnen stecken soll, mit der kleinen idyllischen Miniaturmalerei Ihrer Lyrik vermählen, sollte da nicht eine organische, starke, gesunde Ehe zu Stande und zu wirklich poetischen, die Zeiten überdauernden Kindern kommen? Wenn Sie nicht vorangehen, überflügelt Sie die neue Schule!" — Heine lachte laut auf und sagte: „Madame, das hat gute Wege! Diejenigen, die in Deutschland bessere Verse als ich machen, wie Anastasius Grün, Lenau und Andere, diese können nicht so schön in Prosa schreiben wie ich; und die andrerseits, die wieder allenfalls meinen Styl erreichen oder selbst einen originellen schreiben, diese können nicht das kleinste Gedicht so machen, wie ich's früher gemacht habe. Aufrichtig, meinen Sie nicht auch?" — Spekulantia zog ihre dunkeln Augenbrauen, als wollte sie sich besinnen, in die Höhe, lachte dann auch und gab ihm die Hand. Sie standen an ihrem Hôtel in der Rue St. Honoré. Nach einer Verabredung, daß sie sich den Abend zu Musard begeben wollten, trennten sie sich.

Heine hielt nicht Wort. Es war blauer Montag, wo zuviel deutsche Arbeiter bei Musard tanzten, die er fürchtete. Bei Spekulantia entschuldigte er sich, er hätte eine Tragödie angefangen

und wollte nun zeigen, daß er auch ein bedeutender Dichter höhern Styls sei, nicht blos die Wonne der akademischen Füchse. So stand sie denn allein und begriff, wie schwer es ihr wurde, festen Fuß im Pariser Gesellschaftsleben zu fassen und namentlich all die Berührungen zu finden, wonach sich ihr Herz so gesehnt hatte. Der Fluch, daß sie ein Weib war, verfolgte sie überall. Handelte es sich um etwas Neues, so verwandelte es sich für sie, die kein Mann war, sogleich in etwas Geheimnißvolles; wollte sie etwas in seinem innern Zusammenhang erklärt haben, so sahen sich die Männer, die sie befragte, bedeutungsvoll an und gaben ihr eine Auskunft, die schwerlich die richtige war. Es mag sein, daß sich die Besorgniß bei ihr als fixe Idee festsetzte und sie keine eigentliche Veranlassung zu ihrem Mißtrauen hatte; dennoch verharrte sie bei dieser unglücklichen Vorstellung, daß das Moderne im Leben und in der Kunst eine Richtung eingeschlagen hätte, bei welcher gleich in den ersten Propyläen des Verständnisses, geschweige des Mitgenusses, die Entäußerung des geschlechtlichen Unterschiedes vorausgesetzt würde. Da dachte sie, die Namen der Modegegenstände, die im Palais royal zum Kaufe standen, setzten doch ebenso sehr wie die Romane, die sie sich von Barba und Renduel kommen ließ, eine vollkommene Indifferenz der Geschlechter oder wenigstens bei den Frauen dieselben Gefühle und Neigungen voraus, wie sich die Männer diese nicht nur gestatten dürfen, sondern auch offen von sich zu bekennen pflegen. Warum nicht weiter vorschreiten? Sie konnte es nicht verschmerzen, daß sie als Frau für ihren angebeteten Georges Sand keinen Werth haben sollte. Kann uns denn, klagte sie, die Emanzipation einen andern Körper geben! Wir müssen auch als schwache Kräfte gleichberechtigt sein!

Inzwischen beschloß sie, da sie so viel von Musard gehört hatte, für diesen Abend dort nicht zu fehlen. Die Kraft des Ringes stand ihr bei. Ob sie schon nicht darauf rechnete, von irgend Jemand bemerkt zu werden, war sie doch eitel genug, sich in ihren schönsten Schmuck zu werfen. Bis zu Musard mußte sie auch sichtbar bleiben; denn wer hätte sie anders und discreter an jenen Ort geleitet, als ein Fiaker? Aber am Portal des Saales — es war weit über 11 Uhr, als sie ihn betrat — drehte sie ihren Ring und

ſchlüpfte, unaufgehalten von irgend einem der Billeteure, in den hellerleuchteten, rauſchenden Saal. Die arme Spekulantia! Sie bildete ſich ein, unſichtbar zu ſein. Die Kraft ihres Ringes reichte zu allem hin, was ſie wünſchte, aber nicht dazu, daß ſie ein Geſchenk des Alpenkönigs, grade die menſchliche Exiſtenz und Geſtalt, hätte in ſich vernichten können! Alle ihre Wünſche und deren Erfüllung war an dieſe Geſtalt gebunden und ihre ganze anomale Erſcheinung, ihre irdiſche Verzauberung hätten aufhören müſſen, wenn ſie einen Augenblick aufgehört hätte, ein menſchliches Weſen zu ſein oder zu ſcheinen. So wurde ſie denn alſo geſehen. Indeſſen war das Gedränge im Saale ſo ſtark, daß ſie ihres Irrthums nicht ſo zeitig gewahr wurde, und die Blicke, die man auf ihre reizende, prachtvolle Erſcheinung warf, ebenſo gut auch auf andere Frauen deuten konnte, von denen ſie zahlreich umſchwirrt war. Sie ſuchte einen abgelegenen Winkel, um dem Treiben zuzuſehen, und doch war auch dieſer, als ſie ihn fand, belebt genug, um nicht aufzufallen und Tänzer anzulocken. So ſaß ſie ernſt und ſinnend und forſchte, den Fächer ſchwingend, dem Geiſt des Jahrhunderts nach.

Und dieſer offenbarte ſich auch ſprechend genug in dem Charakter dieſer Tänze und dieſer Compoſitionen, welche die ſinnlich erregte Menge beſchäftigten. Der Induſtrialismus in ſeinen complicirteſten Beſtandtheilen (Kunſt, Literatur, Politik ſind Nebenzweige dieſes Stammes geworden) feierte hier in der That in dem Sinne den blauen Montag, als man in Frankreich von blauen Mährchen, blauen Geſpenſtern ſpricht. Hoffmann's Teufelselixire, mit einem Fidibus angeſteckt, würden in der That blau brennen; ſteckt doch wie Sprit darin. Spekulantia bewunderte das Dämoniſche und beinahe das — Religiöſe in dieſer wilden blauen, zuckenden Luſt. Sah man den wilden Taumel der tanzenden Paare und hörte dazu eine Muſik, die ſich oft in zitternde Orgeltöne verlor und ſchwermüthiges Glockengeläute zum Baß der im Sopran wirbelnden Walzermelodieen machte, fiel dann die hohnlachende Pickelflöte mit dem boshaften unterirdiſchen Geiſterchor aus Robert dem Teufel ein und verwandelte ſich das Gewühl in eine, faſt möchte man ſagen transparente oder mit Kolophonium durchblitzte Orgie, fielen Kanonenſchüſſe in ein immer ernſthaft und ſtumm bleibendes Gewirr und lichteten

es allmalig zu einem frommen Hugenottenchoral, der die Liebespaare, ſtatt zu dämpfen, eher zum Meyerbeer'ſchen Haut zu! Stoßt zu! Stecht zu! begeiſterte; ſo wußte Spekulantia nicht mehr, ſollte ſie dieſen Anblick eine Caprice des Himmels oder eine Ironie der Hölle nennen? Sie ſtand auf, wild und wirr bewegt, drängte ſich bewußtlos durch die luſtwandelnden und ausruhenden Paare und ſuchte einen andern Verſteck, um ihrer erregten Empfindungen Meiſter zu werden. Sie ſah hier die Tiefe und die Gemeinheit des Zeitalters in einer bis zum Wahnſinn verworrenen Miſchung; ſie ſah Herzen, verzehrt von Genußſucht, und wieder Gemüther, die ſich ſchämten, Atheiſten zu ſein; ſie klagte Niemanden unter dieſem Gewühl an; ſie ſah nur das Zeitalter in ſeinem Kampf, ſeinen Geburtswehen; ſie ſah die Lüge und Bodenloſigkeit der gegenwärtigen, harpyenartig und mit Verzweiflung auf den Beſitz und Erwerb gerichteten Geſellſchaft; ſie klagte Niemand an, als die alten Traditionen, die Vorurtheile, die im ſocialen Körper das Blut ſo fieberhaft in die Extremitäten drängten, während diejenigen, die das Herz der Geſellſchaft vorſtellen ſollten, ſo matt und ſo kalt ſchlagen; ſie klagte nur die Umſtände und die Menſchen an, durch welche der Induſtrialismus dieſe krampfhafte Erregbarkeit bekommen mußte. Waren Galeerenſklaven unter dieſen Menſchen? Wer weiß, ob ſie nicht ſo philoſophiſch ſich gebildet hatten, wie Tremmor. Waren Spieler und Gauner darunter? Wer weiß, ob dieſe nicht mit Leoni an Liebenswürdigkeit ſtritten! Ach, hier erſt glaubte Spekulantia jene dunkle Flamme kennen zu lernen, an welcher Georges Sand ſein Frauenherz, für Frauen wenigſtens, zu Aſche verbrannt hatte.

Indem bemerkte Spekulantia einen etwas gebückt gehenden jungen Mann, der, grade wie ſie, nur einen philoſophiſchen Beobachter im Saale zu ſpielen ſchien. Auf ſeinen Mienen lag eine ſeltſame Miſchung von Verwunderung, Ernſt und Wohlbehagen; er lächelte über das, was er ſah, und genoß doch weniger davon, als er darüber reflectirte. Aus den Geſichtszügen des jungen Mannes ſprach ſie heimiſche deutſche Gründlichkeit an, obſchon Spekulantia erſchrak, als der Fremde ſeine Lorgnette auch auf ſie, die eingebildet Unſichtbare, richtete, und es ihr war, als käme er grade ihretwegen

näher. Der junge Doctor — denn dafür hätte sie ihn halten mögen — richtete sich an einige nicht unzweideutige Damen, die in der Nähe saßen, und sprach einige Worte, deren Accent ihr sogleich den Deutschen verrieth. Sie erschrak noch heftiger, als ein Germanismus Si seulement? auch ihr galt. Spekulantia, erblassend über das verrathene Incognito, würde entflohen sein, hätte sie nicht bemerkt, daß dem jungen liebenswürdigen Manne ein Medaillon aus der Westentasche glitt, das an einer Haarschnur befestigt war. Im Nu hatte sie darauf das Bild der Charlotte Stieglitz erkannt, sprang auf und fragte den betroffenen jungen Mann auf Deutsch: „Ist das doch nicht die berliner Stieglitz? Ich bitte Sie, wer sind Sie?" — „Sie kennen mich?" — „Nein, nein, das Bild kenne ich. — Und Sie?" — Als sie den Namen eines bekannten deutschen — nicht Dichters — auch nicht Denkers — etwa Dichterdenkers erfahren hatte, faßte sie Theodor Mundt's Arm, drückte denselben mit Innigkeit an ihre Brust und gab ihm die unverkennbarste Freude zu erkennen, endlich Denjenigen gefunden zu haben, der sie über die wichtigsten Interessen ihres Herzens aufklären müßte. Theodor Mundt, ganz betroffen, wollte sich ihrer entledigen und fragte verwundert: „Ma donna?" — „Freilich, freilich, „Madonna" habe ich ja gelesen," entgegnete Spekulantia, „wir haben viel mit einander zu sprechen, kommen Sie nur, Doctor!" Und damit zog sie Semilasso junior („Weltfahrten" waren eben von ihm erschienen) quer durch eine Cachucha aus dem Saale fort zum lebhaftesten Ideenaustausch.

Am Morgen nach dieser Begegnung mit einem der vorzüglichsten Repräsentanten der neuen Gedankenpoesie war Spekulantia sehr niedergeschlagen. Sie hatte nicht geahnt, daß alles das, was unserm Theodor so viel Muth gegeben hatte, ihr den ihrigen so sehr nehmen würde. Sie hatte einen Eindruck bekommen, der nicht regelloser sein konnte. Das Neue und Emanzipative an Theodor war vortrefflich; sie fühlte, daß es mit einer gewissen Wahrheit aus dem Gemüthe so durfte geboren werden, wie es Theodor aussprach; aber sie bemitleidete seinen unhistorischen Sinn, der nirgends seine Empfindungen an etwas in Wirklichkeit Vorhandenes, geschweige an die Menschennatur anzuknüpfen verstand. Sie sah nichts als bunte

Phantasmagorie, blauen Dunst; dergleichen malte ihr Theodor als Morgennebel der Zukunft aus. Theodor hatte Sinn für den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, allerdings etwas Factisches, aber die politische Richtung des Zeitgeistes verstand er ebenso wenig, wie die gegenwärtige Politik des Ministeriums, wie die Stellung der Parteien in Frankreich und England, wie das eigentliche Feuer, das einem Lamennais das Herzblut sieden gemacht hatte, wie die Stellung und Lage der untern Klassen, ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse. Indeß, dachte sie, wenn nur aus dem, was der Mann vom Neuen wegbekommen hat, ein Ergebniß für die Poesie entstünde! Wenn dies neue Georges Sand'sche Element in einer kecken, entschlossenen und entsagenden Auffassung des Lebens bestünde und nicht in dem Hinführen gewöhnlicher und lahmer Erfindungen auf einen gewissen Punkt, wo sich plötzlich der Schulmeister der Handlung bemächtigt und der Dichter meilenweit zurücktritt! Ach, sagte sie sich, ihre zerspringen wollende Brust haltend, Georges Sand — weil die geniale Frau den Winter nicht ertragen mag, so treibt sie im Treibhause ihrer Phantasie einen Frühling von so brennenden und stolzen Blumen. Aber Theodor!? Sie meinte diesen Schüler dagegen, dieser hätte den modernen Stoff in seine Adern und Blutgefäße nicht im verflüchtigten Zustande aufgenommen; seine socialen Theorieen wären ihm eben in der Poesie nur Theorieen, die es abzuhandeln gälte; er wollte aus Georges Sand, die in Frankreich ein Phänomen war, auf das sich ja Niemand fest verließ (da es dem genialen Weibe einfallen konnte, plötzlich alle ihre socialen Doctrinen umzustoßen, wenn sie z. B. einen Mann fände, den sie unaussprechlich liebte, und der stärker und weltbezwingender war, als sie —), also sie meinte, Mundt wollte aus diesem isolirten Phänomen in Deutschland sogleich eine Schule stiften und jeden hohlen Kopf begeistern, der von sich gesteht, daß er zwar keine Romane, wohl aber „sociale Romane" schreiben könnte! So grübelte sie fort und verleidete sich innerlichst die Ansichten eines gewiß talentvollen jungen Mannes, der als Kritiker ebenso kurzsichtig dasteht, wie sich derselbe als Mensch durch stillen Humor und ein wunderschönes dunkelbraunes Haar auszeichnet.

Theodor hatte Champagner, Eis und Biscuit geben lassen.

tigkeiten vermittelnd einzulegen, als ſie keine Frauen und nach keine häusliche Aufhetzerinnen haben. Ein Congreß päbſtlichen Nuntius iſt ein polniſcher Reichstag, wo r der Erſte ſein will — ein Grund, warum ich nimmer r wünſchen möchte, daß das Papſtthum oder der Katho- mus einmal aufhöre. Ich muß ſagen, daß mir der ka- liſche Glaube ehr- und ewiger Dauer würdig erſcheint, ſeine Stellvertreter auf den Congreſſen ein allerdings ebildetes und unmächtiges Primat beſitzen. Hätte Na- eon den Pabſt geſtürzt, er würde auch die Diplomatie den Haufen geworfen haben."

In den Zimmern mußte ſich aber gleich wieder etwas en, das dem Erblandesmarſchall mißfiel und ihm die er- Augenblicke des Amalienbader Aufenthaltes ſchon recht itterte. Es iſt dies nicht ſo ſehr die Bosheit Schlachten- ers, der wie zufällig hier auf einem Tiſche hatte eine zöſiſche ultrarevolutionäre Zeitſchrift liegen laſſen, die der andte mit bedenklichem Kopfſchütteln und mit einer ſtren- Miene des Vorwurfs gegen den Grafen im Vorüber- n in die Hand genommen hatte, ſondern es war die des Zimmers ſelbſt. „Sie glauben Wunder, welchen allen Sie mir thun, daß Sie faſt alle meine Zimmer vorn verlegt haben," bemerkte ſehr mißgeſtimmt der landesmarſchall; „allein nennen Sie mir irgend ein aus- tiges Amt, ein Botſchaftshotel, das nach vorn hin ein nderes Leben verriethe! Die Arbeitszimmer einer Geſandt- ft ſind alle nach hinten hinaus. Der Freiherr von ndt wohnt mir gerade gegenüber. Sieht er des Nachts zwölf Uhr Licht an meinem Fenſter, ſo wird er ahnen, mir die Entwickelung unſerer Angelegenheiten ſchwer

Man war auf den Tod der Stieglitz gekommen. „Eine Kulturtragödie!“ hatte er gesagt. — „Nein, ich bitte Sie,“ entgegnete Spekulantia, „machen Sie die Welt nicht confus! Gestorben ist sie aus Mangel an Liebe. Ihr hattet hundert Redensarten für sie, und nicht einen einzigen warmen Händedruck, nicht einen Kuß! Ihr habt sie zu Tode gemartert mit Eurer Mannesschwäche und wußtet nicht, daß es Mannespflicht ist, zu geben, sich aufzuopfern und des Weibes Herz zu entflammen, statt, wie Ihr gethan habt, die Rollen umzutauschen und vom Weibe zu verlangen, daß sie handle, daß sie sich opfere! Es ist mit den modernen Ideen eine schöne Sache, aber kommt nicht dabei Liebe in's Spiel, so sind sie für uns dürres Holz. Liebe, Zärtlichkeit mußte die Stieglitz mit den Ideen mitbekommen; der Trank aus dem bezaubernden Becher des Neuen mußte nicht nüchtern machen, sondern berauschen, und die Leidenschaft mußte folgen. Es giebt keine Annäherung an Gott ohne Zunahme der Liebe, und es ist ganz gleichgültig, ob die Frau diese Liebe beim Manne oder beim — Freunde fand. Ist eine Frau erst aus den Fugen ihrer Begriffe, dann wird man ihr auch das Herausrücken aus den Fugen der Sitte nicht mehr anrechnen, wenn nur die Liebe ihre Entschuldigung ist und diese sie unter allen Umständen treu begleitet.“

Theodor hatte nichts dagegen einwenden können und mögen, weil ihm der Gegenstand schmerzlich war. Er wäre lieber auf Rahel Varnhagen gekommen und hatte auch gesagt, in den Briefen dieser Frau wären Andeutungen enthalten, die eine Veränderung unserer socialen Zustände voraussagten und sie wäre in so vielem eine hellsehende Prophetin gewesen. Spekulantia erwiderte, es sei etwas Zufälliges und mit der Zeit in geringem Zusammenhange Stehendes, wenn eine Dame in ihrem betagten Alter, im Winter ihrer körperlichen Reize, unter Verhältnissen, die noch nicht ganz gelüftet sind, an Allem, was einmal Geltung hat, rüttelte; um so mehr, da Rahel den Trieb hatte, zu philosophiren und die erste Operation des Denkens ohnehin im Aufstellen von Gegensätzen und formellen Negationen bestünde; und noch um so mehr, als Rahel bei ihrer Geistesschärfe nie zum Gedanken, sondern immer nur zum Denken gekommen wäre, da wenige von ihren Urtheilen

richtig und zutreffend seien, hingegen fast alles die Wahrheit um einige Linien verfehle, sodaß die Frau, wenn man lange in ihren Briefen lieft, mehr ermattend als belebend wirke, mehr Dunkelheit als Licht um sich verbreite. Ferner hatte Spekulantia den Einfall zu bemerken, sie kenne nur zwei Versuche, die Stellung des Weibes zur Spekulation zu bezeichnen, jenen, wo eine Wally stirbt, weil diese die alte Bildung, das traditionelle Material derselben nicht begreift, und diesen, wo eine Stieglitz stirbt, wie es von Theodor wenigstens versichert wird, weil sie die neue Bildung nicht begreift. In beiden Fällen müsse sie aber erklären, daß die wahre, ächte, rechte Liebe gefehlt hätte, die, die unter allen Stürmen und Zweifeln immer die siegreich thronende bliebe, und von welcher sich die Stärkste überwinden ließe, wenn sie nämlich keine — Närrin sei!

Man störte in der Nacht die Beiden nicht. Man hielt sie für ein Paar, dem man einen Gefallen erwies, wenn man es einsam ließ. Nein, hatte die muthige Elfentochter gesagt, geben Sie, was sich gegen unsere Sitte auflehnt, aber geben Sie's als einen schönen Organismus, der sich in Ihrem Dichtergemüth gestaltet hat; dann haben Sie nicht nöthig, erst die Umwälzung unserer Sitten vollbracht zu wünschen, ehe Sie gewiß sein wollen, für einen Dichter gehalten zu werden. Goethe schrieb seine Wahlverwandtschaften, ehe noch der St. Simonismus entstanden war, und die Menschen begriffen ihn. Das Auflehnen gegen die hergebrachte Ordnung ist immer dagewesen, wie es immer Nacht- und Taggedanken in der Culturgeschichte der Menschheit gegeben hat, und wenn wir jetzt reicher an Gedanken sind, die nur wie die Nachtviolen am Mondenlicht ihre Kelche öffnen, so sollten wir nicht verdammen, was am Tage, am Sonnenlicht, immer für gut und wahr gegolten hat. Es handelt sich um eine Stimmung des Zeitalters, nicht um eine Umwälzung. Unsere Gefühle kommen aus einer erhabeneren Tonart als früher, sie kommen aus Es-dur, aber nicht von andern Instrumenten und andern Contrapunkten. Diese müssen ewig die alten bleiben und die Frauen bleiben's auch!

Waren es die Wirbel der tanzenden Paare, war es der Champagner gewesen, der Berliner junge Doctrinär that plötzlich die Aeußerung: „Jedes bedeutende Weib muß heute mehr oder weniger Courtisane

sein!"*) Das empörte Spekulantia. Ihr Auge blickte unheimlich und schleuderte Blitze, auf welche in der That fernher rollende Donner folgten. Das Zimmer wurde dunkel, ihre Gestalt richtete sich hoch empor, mit wilder Ironie lachte sie einigemale auf und war dann stolz und hehr, wie eine Seherin, aus dem Saale geschritten.

Theodor aber war eingeschlafen und erwachte auf einem Kehrichthaufen, wo derselbe nichts als Geschriebenes fand: „Memoiren der Gräfin Hitzenplitz" — ein Briefwechsel mit Goethe, den die Gräfin in zartester Jugend mit dem Dichter des Werther geführt hatte. Welch' ein Beitrag zur Literaturgeschichte! rief Theodor selig aus. Er griff weiter. „Tagebücher der Lea Itzig von Itzigheim" —! „Lea," rief Theodor, „Lea war eine durchgeistigte Natur, die mit den Begründern der romantischen Schule, Schlegel und Tieck, in zarten Berührungen stand, später in Meseritz und Märkisch Friedland ein Haus machte, wo sich die ausgeschnittesten Charaktere begegneten, und endlich auch am Aachener und mehreren Teplitzer Congressen eine bedeutende Rolle spielte." Ferner: „Correspondenz der Gräfin Chateaumargot-Bocksbeutel" —! „Ha, eine Nichte des Fürsten von Ligne!" rief der treue Schüler Varnhagen's. „Verheirathet gewesen an verschiedenen europäischen Höfen, inspirirt von allen Geheimnissen der europäischen Diplomatie, geschmackvolle Kennerin der französischen, italienischen und russischen Literatur, Bewundrerin der Goethe'schen Farbenlehre, eine Fundgrube für die Biographie des vorigen Jahrhunderts!" Kurz Memoiren von Peter, Kunz und Hinz, die Alles mitgemacht hatten von Goethe's Geburt bis auf die neuesten Wirren, die bei allem Großen, was geschah, allem Bedeutenden, was gesprochen wurde, immer zugegen gewesen sein sollten, ja die sogar, ob sie gleich nur Staatsmänner, Diplomaten, Hutmacher, Strumpfwirker, Hoffiscale, Jüdinnen, Generalagenten waren, doch die ausgebildetsten, feinsten Persönlichkeiten vorstellten — das alles schwamm um Theodor herum und verbreitete eine so selige literarhistorische Atmosphäre, daß der „Weltfahrer" hinsank und unter diesen unermeßlichen Schätzen, an die Freunde in Berlin und Leipzig denkend,

*) Sie findet sich in den Schriften des betreffenden Autors.

die hier Arbeit bekommen würden, sanft und lächelnd nach Hause wallte.*)

Spekulantia erhielt von Georges Sand folgendes Billet: „Madame! Ich habe gehört, daß Sie mich nicht aus Neugier zu sprechen wünschten, sondern daß Sie, getrieben von der Unruhe Ihres Herzens, nach Paris gekommen sind und in dieser gottlosen Stadt beichten und absolvirt sein wollen. Sie sind, wie ich von mehren Seiten gehört habe, über die Geschlechts-Indifferenz im Zweifel, welche die moderne Literatur bei ihren Lesern voraussetzt. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht im Stande sein werde, Ihnen eine Theorie über die moderne Poesie zu geben; was ich allein kann, sind Geständnisse, die ich als Weib in Ihr gefühlvolles Herz niederlegen will. Kommen Sie, damit wir des Geräusches der Welt überhoben sind, heute Abend um 10 Uhr auf die zweite Balüstrade der Kirche Notre Dame. Die Beamten der Kirche werden uns ein- und allein lassen. Georges Sand."

Als die Nacht hereinbrach, rüstete sich Spekulantia zu dem abenteuerlichen Stelldichein auf Notre Dame. Sie fuhr dicht vor dem wunderbaren Bau vor, an dessen Eingang sie der Küster schon erwartete und sie auf den Ort des Stelldicheins begleitete. Der Mann sagte: „Nächtliche Promenaden auf Notre-Dame sind nichts Seltenes in Paris! Hier findet man das halbe Mittelalter beisammen und unten das menschliche Elend!" Er meinte die Morgue und das große Krankenhaus. „Der andere Herr ist schon oben!" setzte er hinzu. — „Also Herr!" seufzte Spekulantia.

Inzwischen waren sie wieder mehre hundert Stufen gestiegen und traten auf eine Balüstrade, die zwar nicht die höchste war, aber doch dicht jene Glocke über sich hängen hatte, auf welcher Quasimodo geritten. Der Küster ließ das Paar allein, und der Anblick des zu ihren Füßen liegenden Paris mit den Tausenden von Lichtern, mit den flimmernden Streifen, die im leichten Abendnebel die Züge der Straßen andeuteten, mit einem Gewühl, dessen dumpfes

*) Nach vorausgegangenen poetischen Anläufen waren plötzlich durch Varnhagen's Einfluß die jungen Weltstürmer Berlins und Leipzigs überwiegend nur mit dem „Cultus der Persönlichkeit" beschäftigt.

Brausen selbst noch in diese Höhe hinaufreichte, ließ sie kaum die ersten Begrüßungen des geliebten Gegenstandes, der ihrer schon harrte, sogleich verstehen. Endlich verstand sie, daß der junge hübsche Herr sagte: „Glauben Sie nur nicht, Madame, daß ich Sie deshalb hierher eingeladen habe, weil ich mir einbilde, die unermeßliche Erhabenheit dieses Anblicks sollte etwas Charakterisches für mein Leben, meine Dichtung oder unser Zusammentreffen sein! Nein, ich gestehe Ihnen, daß mir die Schwärmerei eines Victor Hugo und überhaupt all die poetischen Intentionen, die sich an diesen Namen knüpfen, kalt, gemacht, ja ihrer innern Unwahrheit wegen gefährlich erscheinen — gefährlich für die Menschen, die sich in diesen künstlichen Phantasmen und Uebertreibungen des wirklichen Daseins nicht wiederspiegeln können und sich von solchen Poesieen nur in die Eldorado's der Narrheit tragen und schaukeln lassen. Nein, ich bin Weib genug, um mich hier oben fürchten zu können. Ich gestehe Ihnen, daß mein Sinnen und Denken immer im Gedränge der Welt, wie diese ist, verweilen muß, und daß ich, wenn ich auch die Richtung habe, zu den Sternen emporzublicken, doch nicht von ihnen herabblicke. Um mich Ihnen recht als Weib und Sünderin zu zeigen, führte ich Sie hierher. Hier haben wir keine Folie und sind zwei arme, hülflose, bange Geschöpfe, zwei — Frauen!"

Für Spekulantia war jedes dieser Worte, die Georges Sand gesprochen hatte, Musik und erfüllte sie mit stummem Entzücken. Sie wußte nicht, wie sie ihrem gepreßten und nun so seligen Herzen Luft machen sollte; ein Händedruck war Alles, was sie bis jetzt über sich zu gewinnen vermochte.

Georges Sand nahm wieder das Wort und sagte: „Glauben Sie denn, daß die Frauen unter sich eine Kette bilden sollen, wo ein Individuum dem andern verpflichtet ist?"

Spekulantia antwortete: „Aber die Männer bilden doch eine —!"

„Ja," fiel Georges Sand ein, „Sie bilden mehr als eine! Denn ihre Interessen sind oft so gleichartig, daß sie unter denselben Bedingungen zu stehen und zu fallen scheinen. Der Staat, die Gesellschaft, die Wissenschaft nimmt sie in Anspruch; die Frauen nimmt aber nur die Liebe in Anspruch . . . ."

Daß Georges Sand, die soviel geliebt hat (ich meine damit:

Iſt nicht jeder Dichter immer ſelbſt der Held oder jede Dichterin die Heldin ihrer Dichtungen und empfindet in der Phantaſie alle Freuden und Leiden der Erfindung ſo wahr, wie in Wirklichkeit?), bei dieſen Worten noch errathen konnte, wie Spekulantia beim Leuchten einer fallenden Sternſchnuppe bemerkte, machte dieſe glücklich; doch mußte ſie entgegnen: „Wenn die Liebe das einzige Geſetz iſt, ſo iſt doch ein Geſetz da, und mit ihm eine Regel, die ſich überall gleich bleibt ..."

„Ach," fiel Georges Sand ein, „definiren Sie die Liebe nicht! Sie iſt, wie die Religion, kein Begriff, ſie kann nur empfunden, nie beſchrieben werden! Nur hat ſie das Eigene, daß ſie die Frauen — trennt ..."

„Doch nicht in der Schilderung?" rief Spekulantia. „Da erkennen wir uns Alle in Einer Liebe wieder! Da glauben Sie nur nicht," lenkte ſie ein, „daß ich vom Dichter eine moraliſche Berechnung ſeiner Werke verlange —"

Georges Sand antwortete: „Ich ſchildere ja nur die unglückliche Liebe. Wer würde dieſe zum Muſter nehmen? Für die glückliche giebt es der beruhigenden Poeten genug."

Spekulantia meinte lächelnd: „Freilich ſchildern Sie nur den Schmerz, aber warlich dieſer Schmerz iſt die größte Freude, die man empfinden kann. Wer möchte nicht mit Ihnen lieber unglücklich, als mit Arioſt oder gar mit Madame Sophie Gay glücklich ſein?"

Georges Sand ſtand auf und lehnte ſich mit Spekulantia über die Brüſtung der Gallerie. Ernſt war der Ton ihrer Stimme, als ſie ſich äußerte: „Ueber Zweck und Ziel der modernen Poeſie giebt es keine Einigung! Es iſt eine Revolution, eine Kriſis, wie Sie's nennen wollen, und jede Einmiſchung einer Theorie würde wie ein unpaſſend zugemiſchter Stoff bei einer chemiſchen Gährung nur die ſchrecklichſten Folgen haben können. Läßt man der Entwicklung nicht freien Raum, ſo zwingt man die Dichter, auf dem, was Momente ihrer Auffaſſung des Zeitgeiſtes ſind, einſeitig zu beharren und jene abſcheulichen Theorieen abzuſchließen und zu fixiren, welche einige hirnverbrannte Philoſophen a priori aufgeſtellt haben und durch die Erzeugniſſe der modernen Poeſie zu beſtätigen ver-

suchten. Es wäre wahrlich den dürren Theoretikern willkommen, wenn sie ihre kahlen Schädel mit den Blumen der Poesie, die sie von andern Beeten pflückten, zieren könnten. Indessen, es ist keine Hülfe da, die Revolution des poetischen Gedankens muß ihre Stadien durchlaufen und ich bin gewiß, daß dafür gesorgt ist, daß kein Baum in den Himmel wächst."

„Wissen Sie, Madame, welches jetzt die Mission der Frauen ist?" fuhr Georges Sand nach einer Pause fort. „Diese grade sollen sich wie das Schlinggewächs an die Männer ranken, damit selbst die zerfallende Ruine nicht ohne den Schmuck des liebenden Epheu bleibt. Grade die Frauen sollen der Ariadneknäul sein, den die Männer in die Labyrinthe des modernen Lebens nehmen, damit sie, sicher vor den Minotauren des Egoismus, sich wieder aus ihnen herausfinden. Grade die Frauen sollten bestimmt sein, gegen den Egoismus der jetzigen Epoche die Thatsachen des Herzens, der Aufopferung und Liebe, geltend zu machen. Dann müssen Sie aber auch den Männern überallhin folgen. Sie müssen ihnen nicht nachsehen, gleichsam wie die Gattin vom Gemsenjäger scheidet und ihm, der bald um die Ecke eines Felsens verschwinden wird, nur noch mit dem Tuche winkt und dann vor einem Muttergottesbilde nur für ihn betet; nein, sie müssen ihn auf seinen Klippenfahrten begleiten, müssen bei der Gefahr selbst mit zugegen sein und die Wacht halten, wenn sich der Ermüdete im Grase ruht! Madame, wenn wir Frauen die Zügel der sittlichen Ordnung in Händen behalten wollen, müssen wir, um die Männer widerlegen zu können, sie vor allen Dingen verstehen, müssen uns in die Geheimnisse ihres Denkens und Fühlens einschleichen, müssen ihre Sprache reden lernen und uns für das Außerordentliche, wonach alle Männer der Epoche trachten, empfänglich machen. Wir müssen sogar da, wo die Empfindungen der Männer stocken, wo sie sich der erblassen machenden Sumpfluft des herzlosen Erwerbes, dem Materialismus aussetzen, sie überflügeln und auf unsre Wangen den Abglanz einer idealischen Welt fallen lassen, für welche die Egoisten, Erwerbsleute, Männer der Börse, der Eisenbahnen, sich verschließen. Wenn es eine Emanzipation der Frauen giebt, so ist es die, daß sie sich einen goldenen Schmuck, der ihre Stirn zieren könnte, nicht rauben lassen, daß sie

jenes Scepter der Gesellschaft, das ihnen die moderne Bildung seit einem Jahrhundert überantwortete, nach wie vor in den Händen tragen. Verzweifeln Sie nicht an der Masse aufgewühlter Widersprüche, an der abenteuerlichen Erscheinung des Neuen, was ja sobald wieder veraltet sein wird, an den fortgeschwemmten Markſteinen der alten Sitte und Gewohnheit! Wenn sich unter solchen Umständen auch nur mit großer Schwierigkeit Grundsätze für das Allgemeine aufstellen lassen, so werden sich doch grade die isolirten Individualitäten desto freier, schöner und origineller entwickeln können und werden nie weitergehen, als die Fesseln der Liebe gestatten. Es ist jetzt jeder Frau ein hohes Ziel gesteckt. Die Literatur ist der bequemste Ausdruck dieses Zieles. Und kennen, entschuldigen, richtig verstehen, ah, Madame, das ist für jede Frau eine unerläßliche Aufgabe; während alle die, welche zurückbleiben, nicht zählen und von uns verachtet werden sollten, wie jene Spartanerinnen, die unfruchtbaren Leibes waren."

Spekulantia, gefesselt vom Klang dieser Worte und dem Sinne derselben nicht abgeneigt, verlor sich in ein träumerisches Sinnen und sagte vor sich hin: „Was ist das alles für mich? Ich bin ein Elfenkind und kehre zu den Meinen zurück!"

Georges Sand hörte dies und lachte: „Ein Elfenkind? O, so bitt' ich Sie, drüben in der Rue Coq Heron ist das Bureau des Journal Le Monde; verschaffen Sie meinem guten Lamennais 6000 Abonnenten auf sein Journal!" Spekulantia sah sie an und griff an ihren Ring; doch Georges Sand fiel scherzend ein: „Nein, nein, nein, nicht durch Zauberei! Es soll freier Entschluß sein, damit wir einen Barometer haben, wie reif die Welt für unsre Welt ist!" Und Spekulantia konnte froh sein über diesen Dispens; denn ihr war es gegeben, Geld zu schaffen, aber nicht Menschen, die es zahlten; sie konnte Erfolge zaubern, aber keinen Willen, keine Entschließung.

„Nun, eine andre Probe!" sagte sie zu Georges Sand; und die Dichterin, um sie beim Wort zu halten, sagte, ihre gute Laune und ihr Herz verrathend: „Lassen Sie mich Franz Liszt hören, wie dieser eben in Mailand Beethoven spielt!"

Kaum hatte sie das gesagt, als sich über ihnen leise die große

Glocke Quasimodo's zu bewegen anfing und über die metallenen Wände derselben ein melodisches Flüstern streifte, wie Aeolsharfenklang. Es war, als flatterten tausend Schmetterlinge um die Glocke und verursachten schon durch die sanften Erschütterungen, welche sie der Luft gaben, ein leises Klingen in dem Metall, das sich bald als wohlgefugte Melodie zu erkennen gab. Georges Sand stand wie betäubt. Sie hörte deutlich das Klavierspiel ihres Freundes, seine schwärmerischen Capriccio's, sein Adagio, seine Notenhumoresken, die nur er, kein Anderer ihm nachspielen konnte. Dazu erleuchtete sich allmälig der Thurm durch links und rechts aus dem alten Bau aufschießende Raketen; Leuchtkugeln stiegen in die Nachtluft und senkten sich oben in hellglänzenden Funken, allmälig zerspringend, aber immer wieder von neuem abgelöst, hernieder. Tourbillons schnurrten dazwischen, blauweiße und gluthrothe Lichter zuckten um den stolzen Dom und, bezaubert von den wunderbaren Klängen der leise bewegten Glocke, geblendet von dem Schimmer der Girandolen, die wie Feuergarben aus den Spitzbögen unter ihnen aufschossen, sanken Beide, Spekulantia und Georges Sand, ohnmächtig zurück und entschlummerten in der bewältigenden, wie Musik klingenden Nachtluft.

Als Spekulantia erwachte, lag sie auf ihrem Ruhebett im Hôtel und wußte nicht, ob sie an etwas wirklich Erlebtes oder einen Traum glauben sollte. Hatte ihr die heiße Sehnsucht, die sie für den größten Dichter des jetzigen Frankreich empfand, diese Täuschungen vorgespiegelt? Sie sah um sich; auf dem Tische lag kein Billet. Sie erhob sich und sah auf die Straße; es war früher Morgen; niemand ließ sich schon für sie erblicken. Sie fühlte sich so wenig in den Zusammenhang dieser Welt, daß sie beschloß, das Erwachen der großen Stadt nicht abzuwarten, sondern ihre menschliche Hülle von sich zu werfen und, wie ein Gedanke, sich an die Brust des Königs zu werfen, der sie zur Braut begehrt hatte. Sie verließ ihre Wohnung und betrat die noch stillen, vom Nachtthau feuchten Straßen von Paris. Ach, es wurde ihr schwer, sich auf die dunkle Geisterbrücke zurückzuziehen, die sie in's halbschlummernde Leben der Natur heimführte. Die Thränen standen ihr in den Augen und wo sie auf ihrer einsamen Wanderung an etwas kam, was sie

feſſelte, faltete ſie die Hände und erflehte über die Erde und alle Welttheile und Europa insbeſondere und über die Geburtswehen unſerer Epoche den Segen des Himmels. So kam ſie an die Quai's der Seine. Als ſie einige derſelben durchſchritten hatte, erblickte ſie ein Weib, das am Gitter des Fluſſes auf- und abging, zuweilen in die dunkeln Wogen ſah, ſtillſtand und ſich krampfhaft am Eiſen des Gitters feſthielt. Sie bemerkte kaum Spekulantiens Annäherung und antwortete zuletzt auf deren Frage: „Wer ſind Sie?" mit einem dumpfen, todten: „Une prolétaire!" und auf die Frage: „Ihr Name?" — „Amélie Vicomtesse de St. Jean d'Angely Millevoie, Rédactrice en Chef du Journal: l'Emancipation des Femmes". Betroffen von dieſer Begegnung ging Spekulantia einige Schritte vorwärts, und da ihr der Gedanke durch die Seele fuhr, [illegible]ie Aermſte vielleicht Noth litte, und ſie ſich eben wieder umwandte, ſah ſie, wie ſich die Frau, die ſchnell über das Gitter geſtiegen war, in die Seine ſtürzte. Der Schreck über dieſen Anblick gab ihr den Wunſch ein, mitzuſterben, und im ſelben Augenblicke, da ſie gerade den Ring gefaßt hatte, alles Erdenweh ſich ſelbſt überlaſſend — ſtand ſie in dem unterirdiſchen Palaſt des Montblanc und wurde von ihrem Bruder, dem Staatsminiſter Spekulativus, noch zur glücklichen Stunde in ſeinen Armen aufgefangen. Die großartige Umgebung, die Annäherung des Alpenkönigs, der von der Ankunft ſeiner Braut gehört hatte, die Muſik, die ſich zur Hochzeit einübte, und der Lärm in der Hofküche, wo ſchon die Kuchen gebacken wurden, alles das half, ſie deſto ſchneller zur Beſinnung zu bringen. Man paßte ihr die von Asbeſt gewebten Brautkleider an und ſchmückte ihr Haar mit prächtiger Diamantenkrone. Spekulativus wiſchte ſich ſeine Achativille, um beſſer ſehen zu können, und drückte der lieben Schweſter zärtlich die Hand. „Ach," ſagte dieſe, „wie ſind die Menſchen doch ſo groß und ſo ſtolz, ſo tief und ſo poetiſch; und wie müſſen ſie nur den einen, einen Fehler haben, daß ſie ſo unendlich — unglücklich ſind!" Spekulativus ſuchte ſie von ihrer Schwermuth zu zerſtreuen und erzählte, daß ſich der Vater bei ihrem Abſchied einen heftigen Schnupfen geholt hätte und deßhalb leider nicht zur Hochzeit kommen könnte; auch Onkel Rübezahl, der jetzt in Schleſien des immer mehr

wird oder daß wir einen ihm unerwarteten Coup beabsichtigen, Depeschen bekommen haben oder mit einem Courier noch in der Nacht welche absenden wollen. Ich muß Sie bitten, mir alle diese Zimmer nach hinten zu verlegen.“ Der Graf gerieth über diese Zumuthung in sichtliche Verlegenheit, so daß Schlachtenmaler, der die französische Zeitung an sich genommen hatte, sich zu fragen erlaubte: „Könnten nicht Eure Excellenz des Nachts wie die Diebe mit Hülfe einer Blendlaterne arbeiten?“ Dieser Vorschlag, da er den Reiz des Geheimnisses in der Diplomatie vermehrte, gefiel dem Grafen Leibrock; er musterte den Bad-Inspector von unten auf und fragte ihn, ohne jedoch, nach vornehmer Leute Art, eine Antwort abzuwarten: „Treiben Sie auch Politik?“ Natürlich antwortete Schlachtenmaler nicht darauf.

Während sich der Gesandte und der Graf in die hintern Zimmer und in Auseinandersetzungen und Gegenreden über Lage, Oertlichkeit und Bedienung des Bades verloren, ging Schlachtenmaler hinunter und hatte seine Freude an dem Auspacken der Wagen hüben und drüben. Zwei Gegenstände waren es besonders, die ihm diesseits auffielen. Im Gefolge des Grafen Leibrock befand sich zuvörderst ein Pferd, das einen wahrhaft kümmerlichen Anblick darbot. Ob es gleich vom Kopf bis zum Schwanz gesattelt war, so saß doch kein Reiter darauf. Es mußte in diesem Aufzuge während der ganzen Reise hinter einem der Wagen hergetrabt sein. Als er sich nach der Bestimmung dieser Aufzäumung erkundigte, sagte ihm einer von den Leuten des Grafen: „Der arme Klepper zählt jetzt dreizehn Jahr und seit acht Jahren ist er in dem Zustande, wie Sie ihn da sehen. Niemals ist seitdem der Sattel von seinem Rücken gekommen. Es ist ein

um sich greifenden Materialismus wegen bald Runkelrübezahl heißen würde, hätte abgesagt, aber viel prächtige Geschenke übersandt, die er nach Genera und Species eintheilen wolle; denn, sagte der Hospitant der berliner Kritik, er hätte sich wieder auf Mineralogie gelegt, ein Minister müsse dem Praktischen vor dem Ideellen den Vorzug geben. Spekulantia lächelte schmerzlich und drückte ihm die Hand und folgte willenlos dem Alpenkönig, der sie ehelichte und sie zur Königin über alle Blumen und Bäume der Alpen setzte, während er sich persönlich vorzugsweise den Schnee und die Lawinen vorbehielt.

Pimpernella aber zeigte kein Verlangen, schon zu ihrem alten Vater, dem Harzfürsten, zurückzukehren. Sie hatte sich mit Gumal vermählt und kam alle Jahre in die Wochen. Die Kinder wuchsen heran und machten schon frühzeitig Gedichte, wie:

Der Maikäfer sum, sum, sum,
Fliegt um den Blüthenbaum herum; —

ein Gedicht, das Gustav Schwab nahe daran war, in den Musenalmanach aufzunehmen. Gumal wurde Pfarrer an einer württembergischen Stiftskirche und Frau und Mann verwandten ihre Mußezeit mit Liebe und Fleiß auf die Dichtkunst; Gumal, indem er noch mehrere Bände Gedichte herausgab, und Pimpernella, indem sie für die schwäbische Dichterschule wollene Strümpfe strickte.

---

Wenn ich dies polemische Capriccio, in seinen scherzhaften und seinen ernsten Theilen, nach vierzig Jahren objectiv beurtheile, so muß ich beklagen, daß mir der Himmel die Gabe versagt hat, hier z. B. wie Platen oder Richard Wagner, von mir selbst zu sagen: Kann man die schwebenden Fragen der damaligen Literatur, die Stellung der Parteien, die Entschuldigung für Uebertreibungen, die Wahrung der persönlichen Ansicht, alles das mit mehr — Doch die Feder stockt. Ich berichte nur, daß es Jeder, der sich in dem Scherz getroffen fühlte, an Acten der Rache nicht fehlen ließ.

---

# III.

Es ist ein seltsam bedingter Anblick — der erste Theaterzettel, er uns den Beginn unserer theatralischen Laufbahn ankündigt!

Auch der Schauspieler mag gebannt stehen vor der ersten Straßenecke, wo derselbe zum ersten Male seinen Namen, vielleicht für ne bescheidene Rolle, einen Stuhl, einen Tisch hinauszutragen, eine Meldung zu machen: „Der Wagen ist vorgefahren!“ im Personenverzeichniß gedruckt liest. Ja! Vorgefahren ist ein Wagen! Ein Flügelwagen zu einer Luft-Laufbahn! Wie oft paßt Clärchens Wort darauf: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt!“ Es ist die Fahrt, die der Theaterdichter und der Schauspieler zugleich machen. Der innerste Mensch, die Person, das heiligste Sein und Leben der Lebensfasern ist es, das sich bei ihr preiszugeben hat! Jakob rang im Nebel mit einem Engel. Die erfindende Phantasie eines Dramatikers ringt immerfort im Nebel mit einem Dämon. Dieser heißt die Sorge um den Erfolg. Er — balgt sich noch beim Lampenlicht mit dem Proteus. Wobei zu bemerken ist, daß der Deutsche in Sachen des Geschmacks viel unduldsamer als alle andern Nationen ist.

Mir wurde am 18. Juli 1839, bei Hundstagshitze und bei allen Vorzeichen eines leeren Hauses dieser erhabene Moment im Schriftstellerleben, den ersten persönlich anzüglichen Theaterzettel zu sehen, zu Frankfurt am Main, am sogenannten Wolfseck, der Ecke des Paradeplatzes und der Eschenheimergasse, zutheil. Einige Sonnenbrüder, „Schubkärcher“ genannt, die ohne allen Antheil an den Entwicklungen der neuern Literatur ihren Morgenstummel rauchten, mußten erst ersucht werden, bei Seite zu treten, um die

Verkündigung lesen zu können: Zum ersten Male: Richard Savage oder Der Sohn einer Mutter. Ich wohnte damals in Hamburg und war meiner Gattin nachgereist, die ein neues Kindbett bei ihrer Mutter abhalten und den Sommer in Frankfurt zubringen wollte.

Den Proben auf dies in Hamburg geschriebene Trauerspiel hatte ich nicht beigewohnt. Jeder Wohlmeinende hatte mich vor dem Anblick einer Küche gewarnt, wo die Speisen noch im Rohzustande, das Fleisch ungeklopft, das Gemüse unverlesen läge. Kam es auch gleichsam auf ein Wunder heraus, wenn man versicherte, daß man drei Tage lang auf solchen Proben wie im Wüsten und Ungethümlichsten hantieren konnte und dennoch am dritten Abend gediegene Leistungen beim Lampenlichte hervorgebracht sehen sollte, so fügte ich mich dem und lauschte nur ein einziges Mal, von einem Freunde begleitet, vom Corridor des verschlossenen Parterre aus einzelnen in die Nacht des Theaterraums dringenden Schallwirkungen einer Nachmittagsprobe. Ein junger Schauspieler, von Lavallade, der die Hauptrolle spielen sollte, schien mir im richtigen Feuer zu sein. Die Andern murmelten ihre Worte und schienen dem Souffleur die Vorhand zu lassen.

Der schwülen Hitze folgte plötzlich am Nachmittag eine Verdunkelung des Horizonts und ein Gewitter. Grade in dem Augenblick, wo man in's Theater gehen sollte, brach letzteres in ganzer Heftigkeit aus. Wieder ein Hemmniß! seufzte ich. Bei alledem war das Theater, als der Vorhang aufgehen sollte, überfüllt und der Antheil von einer Lebendigkeit, daß selbst in der Scene Hervorrufungen nicht fehlten, die nach dem vierten Acte und dem Schluß auch auf den Verfasser ausgedehnt wurden.

Im ersten Acte war ein Schauspieler mitten in der Scene gerufen worden, Julius Weidner. Dieser excentrische Sonderling wurde von einem Mythus verklärt. Er sollte Ludwig Devrient's „Lehrer" gewesen sein. Allerdings besaßen Beide dieselbe diabolischheitre, vom Weingenuß stammende Tonfarbe. Aber Weidner besaß nicht die Verwandlungsfähigkeit des berühmten Charakterspielers, blieb auch in seinen Heldenvätern, seinem Wallenstein, Lear, immer derselbe scharfbetonende, hämisch mephistophelische Intriguant. In dieser Art war er in passenden Momenten vorzüglich, sonst aber

überraschender Steigerungen nicht fähig. Dazu beherrschte er zu wenig das zu sprechende Wort. Am besten gelangen ihm die absoluten Bösewichter, Charaktere, denen nur die Schelle am Fuße fehlte. Die Unsitte der sogenannten genialen Schauspieler, nichts zu lernen, theilte er durchaus und hatte sie auch auf den Charakter übertragen, den er in meinem Stück zu spielen hatte. Viscount Marishall, so hieß er, hat zu sagen: „Mylady, als mein Bruder einst mit Ihnen den Heirathscontract unterschrieb". Weidner trug diese Worte in folgender Art vor: Nach dem Worte „Mylady" machte er eine Pause, nahm eine Prise, ging zum Souffleurkasten, faßte Posto, um gut hören zu können, und schickte zuvor noch dem, was sein Ohr aufgreifen würde, aus eigenen Mitteln die Worte voraus: „ich werde die Ehre haben, Ihnen zu sagen". Aber noch nicht genug, daß er nun endlich vorbrachte, was er gehört, „als mein Bruder einst mit Ihnen den Heirathscontract unterschrieb", setzte er, um Zeit zu gewinnen, die er brauchte, um wieder die folgende Rede des Souffleurs zu behalten, aus dem Seinigen wohlgemuth, aber — zum Jubel des Publikums — hinzu: „ich weiß nicht, ob Sie mich verstanden haben?" Bis dahin hatte denn der Souffleur schon so lange die Worte geschrieen: „Hielt er ihn (den Contract) da auch gegen das Licht, um gewiß zu sein —". Diese Worte folgten mechanisch, bis hierauf wieder neue Einschiebsel, neue Umschreibungen, andersgewählte Wendungen kamen, die mich in meiner Prosceniumsloge des zweiten Ranges, wo ich verborgen saß, zur Verzweiflung brachten. Und bei alledem Jubel und Hervorruf in der Scene! Ein zweiter Hervorruf am Schluß seiner Rolle im zweiten Act! Als ich mich in die Garderobe begab, um ihm, versöhnt durch soviel Erfolg, „für seine Leistung" zu danken, äußerte er, eben im Auskleiden begriffen, mit selbstgefälliger Bitterkeit vor allen andern Collegen: „Zwei Scenen nur und doch den Vogel abgeschossen!" Hatte er etwa auf die Rolle des Richard Steele gerechnet, der einen Gemüthston und große Beweglichkeit bedingte und allerdings bei einem Schauspieler Namens Grahn in ungeeigneter Vertretung war?

Obschon die Leistung der Hauptrolle durch den jungen von Laval lade fleißig und dem Gegenstande durchaus ergriffen genannt werden

durfte, so mußte sich doch der Beifall bis zum Ungewöhnlichen steigern, als sich für die dritte Vorstellung ein Schauspieler, der in Frankfurt nur zu verweilen schien, um einer Verwirrung seines Privatlebens entrückt zu sein, erbot, sofort die Hauptrolle des vielbesprochenen und von allen deutschen Bühnen begehrten Stückes zu lernen und in Frankfurt zuerst zu spielen. Dies war Emil Devrient von Dresden, der seither für seine Gastspiele nur ein Supplement zu seiner Gattin gewesen, plötzlich aber mit dieser als Schauspielerin wohlberufenen Frau in Conflicte gerieth, die mit einer Trennung ihrer Ehe endigten. Nunmehr allein zu stehen in seinen Gastspielen wurde ihm um Gewinn. Die Pause, die sich sein angegriffenes Gemüth, die verletzte Ehre gönnte, dauerte so lange, daß der schon in männlichen Jahren stehende Künstler von Paris, wohin er von Frankfurt gereist war, mit einem mächtigen Vollbart, wie ihn schöner kein Sarastro hätte tragen können, zurückkam. Aber er opferte ihn der Pflicht. Auch die Melancholie, der Zorn entwichen allmälig, ja der Entschluß, auf eigenen Füßen zu stehen und seine ihm von der Natur verliehenen Mittel zur Geltung seiner eigenen Person in Anwendung zu bringen, fing an, ihn im Uebermaß zu beschäftigen. Die Schönheit seiner äußern Erscheinung, der Bau seines Nackens, seiner Schultern war über allen Tadel erhaben. Ja noch nach zwanzig Jahren, als sich Devrient schon den Sechzigen näherte, sagte mir der berühmte Bildhauer Rietschel, als wir Devrient beim Promeniren auf der Brühlschen Terrasse begegneten: „Ich habe ihn gestern in Ihrer Bearbeitung des Coriolan gesehen und mit wahrer Wonne! Er ist immer noch ein Modell zum Achill!“

Der schöne Sarastrobart war gefallen und machte den Bärten Egmont's, Posa's, Ferdinand's in „Kabale und Liebe“ Platz. Es wurde ein Gastrollencyclus durchgespielt, der den Anfang einer neueinreißenden Sitte oder Unsitte von vorgerittenen Paraderollen bildete. Es läßt sich Manches gegen diese Mode sagen. Daß aber die Darstellung von etwa 10 bis 12 Rollen, die sich leider fast immer gleich blieben, der deutschen Bühne in solchem Grade geschadet hätte, um darnach, wie der Bruder des zu allen Zeiten in Frankfurt, wie fast überall gefeierten Künstlers in seiner

„Deutschen Theatergeschichte" behauptet, einen ganzen Abschnitt im Leben der deutschen Bühne als eine Periode des Verfalls bezeichnen zu müssen, ist nicht zu erweisen. Den Künstlern persönlich mag diese Gewohnheit geschadet haben. Nahmen sie nicht neue Rollen in den Cyklus solcher Vorstellungen, so konnten sie nur [illegible]ick geben, und Emil Devrient ist nachzurühmen, daß er für die Vermehrung seines Repertoirs Sorge trug und überhaupt einer der lebhaftesten Beförderer der jüngern dramatischen Literatur wurde. Aber der Bühne im Großen und Ganzen war doch diese geförderte Bekanntschaft mit gutgespielten Rollen eher nützlich, als schädlich.

Bei meinem, im Hôtel „zum Schwanen" gelernten „Richard Savage" fand ich all die Lichter der Naivetät, Treuherzigkeit, Bizarrerie und letzlichen moralischen Vernichtung wieder, die ich mir beim Schaffen des Stücks in diesem Charakter gedacht hatte. In des ersten, wenn auch braven Darstellers Leistung war dieser Inhalt nur annähernd hervorgetreten und wurde von einer zu hoch liegenden Stimme beeinträchtigt. Das Stürmische, Siegesgewisse im ganzen Gebahren Devrient's, wobei die gewöhnliche Rede in einem tonvoren Parlando erklang, ergab einen ergreifenden Effect schon bei dem Abgewiesenwerden des sich als Sohn Vorstellenden bei Lady Macclesfield. Noch höre ich die überraschende Tonscala, wie die Schlußworte des ersten Actes herauskamen: „Allmächtiger Gott, ist es denn möglich!" Das Stürmische und Siegesgewisse Emil Devrient's konnte freilich auch am unrechten Platze eintreten, in welchem Mißstande wol der Hauptgrund liegen mag, daß er in Wien am Burgtheater und in Berlin am königlichen immer nur getheilten Erfolg hatte. Bei einer Wiederholung des Ferdinand von Walter in „Kabale und Liebe" entdeckte ich auch den besondern Schaden im künstlerischen Organismus des gefeierten Gastes. Angegriffen in seinen physischen Mitteln, ermüdet vom zu häufigen Auftreten, spielte er den schwärmerischen Major sozusagen nur zum Schein. Er brachte alle Effecte, alle rhetorischen Trucker, brachte die Steigerungen, die in dieser Rolle auf die höchste Höhe gehen, behielt aber dabei seinen stereotyp wiederkehrenden, zwischen den Zähnen gezogenen und durch Zurückpressung an die Stimmritze sogar nahe in's Bereich der Nase gerathenden Ton, der bald

Schmerz, bald Sarkasmus ausdrücken sollte. Er gab alles künstlich. Der innere Mensch, der diese Manöver beseelen sollte, war unbetheiligt. Der ermüdete Künstler ruhte sich aus.

Noch eine zweite Variation in der Darstellung meines Erstlingsstücks kam durch Theodor Döring, der einen Gastrollencyklus begann und von Stuttgart die Rolle des Richard Steele als „fertig gelernt" mitbrachte. In der That kam derselben die Frische des Komikers und scharfen Charakteristikers zu gute. Er übertrug die Weise seines Clavigo-Carlos auf den ernsten Theil seines Parts und mäßigte sich, als er im vierten Act in's Burleske überzuspringen hatte. Auch Döring's Gastspiel war ein ehrenvolles und bot Gelegenheit zu Vergleichungen mit Seydelmann, der nun zum Aerger fast der gesammten deutschen Theaterwelt in Berlin an Ludwig Devrient's Stelle wirkte und in Eduard Gans und Theodor Kötscher begeisterte Lobredner gefunden hatte.

Der Eintritt in die theatralische Welt war mir wie ein wirkliches Verlassen der üblichen, worin ich bisher zu leben gewohnt gewesen. Das Saitenwerk der Seele, so entschuldigte ich mich vor denen, die mich deßhalb tadelten, ist bei Schauspielern um einen halben Ton höher gestimmt und diese Höhe brauche ich —! Man fühlt es bei ihnen mehr, warum und daß man — lebt! Und in der That habe ich gefunden, Schauspieler geben sich zwar bestimmter, leidenschaftlicher, wilder im Haß, aber auch theilnehmender, wo sie Parthei ergriffen. Jedenfalls ist ihr Umgang anregend. Das lebendige Erfassen klassischer Rollen, das Besprechen des von ihnen Geleisteten (oft noch am Abend nach der Vorstellung oder vorher im Studirzimmer), das Anhören der umlaufenden Gerüchte und Anekdoten, der scharfen, kein Härchen am Muttermal schonenden Art des Charakterisirens, das Erzählen der Traditionen über Bühnenverhältnisse, frühere Koryphäen der Schauspielkunst, in Alledem liegt ein Reiz, den andere Lebenssphären nicht besitzen. Noch einen andern Reiz verschwieg ich auch wol den Tadlern. Denn noch jugendlich gestimmten Sinn that es die weibliche Parthie dieser leidenschaftlich bewegten, nie stagnirenden Welt nicht wenig an. Nicht, daß Verhältnisse entstanden; nur von holden Lippen wurde Rath begehrt, Protection abgeschmeichelt; neue Ankömmlinge brachten einen ganzen Himmel voll beglückender

Versprechungen mit, wie sich ihre Liebenswürdigkeit im Umgang bewähren würde — und selbst wenn die erste Rolle, die nach glänzenden Präparationen an die Lampen getreten war, alle schönen Illusionen zertrümmert hatte, trat an die Stelle des Uebermuths elegische Trauer, das Unglück, die Thräne und wieder war es dann die menschliche Theilnahme für Schiffbrüchige, die fesselte. Denn zuweilen war es eine junge Mutter mit einer Schaar Kinder, die nun alle Koketterie unterbrachen. Nach diesem „Abfall", nach dieser kalten Aufnahme, diesem „Keine Hand hat sich gerührt," war die Unglückliche wenigstens noch glücklich zu nennen, wenn sie eine ältre Schwester besaß, die nicht den Kopf verlor. Auch Mütter sah ich, die sich wie Furien um ihre verkannten Töchter gebehrdeten. Kurz, diese abwechslungsreiche Welt breitete immer mehr ihre Arme um mich und hielt mich schadlos für die geringe Rückwirkung literarischer Thätigkeit, die ein Autor empfindet, der nicht eine Manier im Schreiben angenommen hat und sich damit zum Modeschriftsteller zu machen weiß oder der nach Auszeichnungen durch die Fürsten strebt.

Nach Hamburg zurückgekehrt, stellte ich den ersten Versuch an, dem Verhältniß der Autoren zu den Bühnen eine bessere Regelung zu geben, als bisher stattgefunden hatte. Für die Aufführung meines vielbesprochenen Stücks am Hamburger Stadttheater machte ich die Bedingung, daß sieben Vorstellungen stattzufinden hätten und daß die halbe Einnahme der siebenten eine Ergänzung zum Honorar für die erste sein müßte. Die Bedingung wurde angenommen. Sie machte aber das Verhältniß zur Direction nicht eben zum freundschaftlichsten. Erst der Erfolg meines „Werner" glättete etwas die Mienen des alten Friedrich Ludwig Schmidt, eines oft erwähnten, vielgerühmten Dramaturgen der „alten Schule". Winke, Belehrungen erhielt ich von dem Manne, der gelehrtenscheu war, ebensowenig wie Dank, als ich ihm zu seinem 25jährigen Directionsjubiläum ein Festspiel schrieb. Das Herz des Schauspielers, vollends eines Theaterdirectors, trocknet mit den Jahren aus. Mein Festspiel entstand auf die Bitte seines Collegen im Directorium dieses damals noch in hohem Credit stehenden Stadttheaters. Den musikalischen Theil desselben, Chöre und Soli's, besorgte der bekannte Liedercomponist Karl Krebs,

der Kapellmeiſter der Anſtalt. Der Jubilar war ein guter Charakterkomiker in Döring's Weiſe, der ſich auch theilweiſe nach Schmidt gebildet hat. Schmidt's Dorfrichter Adam im „Zerbrochnen Krug" war die Rolle ſelbſt, das Nonplusultra ſtupider Frechheit eines Dorftyrannen. Sein „Polonius" entbehrte keines einzigen der Requiſite, die Eduard Gans für dieſe Rolle gefordert hat. Würdevoll und doch lächerlich, die ganze täppiſche Vorwitzigkeit, die Hamlet möglich machte, über ſeinen Tod zu ſpotten, als wenn er nur eine Ratte erſtochen hätte. Den Baron in der „Läſterſchule", manche Figur aus den Schröder'ſchen Stücken ſpielte Schmidt, umgeben von einigen Veteranen wie Schäfer, Lenz, Gloy, karrikirt und ſchauſpieleriſch aufgetragen, aber es waren die Rollen ſelbſt urſprünglich kaum anders gedacht. Am Burgtheater in Wien traten ſie von verwandten Darſtellern ebenſo ſcharf heraus, wie denn überhaupt zwiſchen dieſen beiden Theatern, dem in Hamburg und Wien, ein gewiſſer Connex beſtand, der gleichſam Dresden und Berlin überſprang. Allen dieſen Vorzügen und Charaktereigenthümlichkeiten wurde in meinem Feſtſpiel Rechnung getragen. Ein Chor eröffnete die Handlung. Der berühmte Tenor Wurda machte den ſingenden Prolog:

Du ließeſt Freud' und Scherze koſen,
In dieſem kunſtgeweihten Rund —
Wie oft blieb Dir bei dieſen Roſen
Die Hand nur von den Dornen wund!

Alte und Neue Kunſt traten ſich ſtreitend entgegen, dann wieder Ernſt und Scherz. Der Ernſt, durch den Mund der Frau des früheren Directors Lebrün, ſprach:

Ich bin das Schickſal, das aus dunklem Land
Durch unſ're Erdenbahnen rieſig ſchreitet,
Um Thron' und Hütten von der Parzen Hand
Die allverſtrickenden Gewebe breitet
Und zu den Spielen auf der Bretterwelt
Die Fackel tieferer Bedeutung hält.
Die Kunſt, als Widerhall der Weltgeſchichte,
Haſt Du in dieſem Tempel treu gepflegt,
Durch Dich ſaß Klio hier zum Weltgerichte
Und hat des Dichters ſtrafend Recht gehegt.

Der Edle ward gekrönt; doch manchem Wichte,
Wenn er auch in der Chronik Scepter trägt,
Hat hier die Muse, als strafendes Gewissen,
Die Larve von dem Antlitz weggerissen.

Der Vorhang rollte auf, und Deine Bühne
Erschloß den Wettlauf und der Zeiten Stand;
Was in dem Volk lebt, alles Hohe, Kühne,
Was Dichtkunst Menschlich-Edles nur erfand,
Der Leidenschaften feierliche Sühne,
Das Walten einer höhern Schicksalshand:
Das Alles, unser Innerstes zu mildern,
Erschlossen Du in lebensvollen Bildern.

Der Scherz ließ sich in ähnlicher Rede vernehmen, bis der Mitdirector Mühling auftrat und die Rechte der Oper reclamirte. Natürlich blieb durch Vermittlung einer ebenfalls mitsprechenden Muse die Versöhnung nicht aus. Zur Mittagszeit, bei halbdunkler Beleuchtung des Theaterraums, war diese Huldigung wie ein freimaurerisches Mysterium bei verschlossenen Thüren. Die Einstudierung hatte einige Tage in Anspruch genommen. Der alte Herr, probengewohnt und nur in seinen Proben lebend, hatte die Beschlagnahme seines Berufsfeldes vollkommen bemerkt, er kannte die Feier voraus, stellte sich aber durchaus überrascht. Die Rolle eines aus allen Himmeln Fallenden führte er wie seinen alten Hofrath Wacker im „Portrait der Mutter" durch, dem man ja so eine Komödie im letzten Act vorführt. Eben hatte er gleichsam von seinem Directionszimmer zu seinem Frühstück gehen wollen, da stellte sich ihm plötzlich diese Veranstaltung von einem Wald tropischer Gewächse (die sein eigner Schwiegersohn, der ein Kunstgärtner war, geliefert hatte) in den Weg. Sprachlos blieb er stehen. Man zog ihn in die Coulissen. Die Bühne war voller Menschen. Die Damen standen in weißen Kleidern, die Herren im Frack. Nun wurde gar der Kronleuchter erhellt. Wie der Jubilar auf einen Thronhimmel von Blumen zu sitzen kam, er wußte nicht wie. Indem begann das leise eingetretene Orchester eine rauschende Ouverture. Natürlich war die Thräne das Nächstberechtigte. Die Thräne behandelte Schmidt eigenthümlich. Er mochte Schiller oder Schröder spielen, so nahm er sich die Thräne mit dem dritten Finger langsam aus dem Auge, sah sie wie unbewußt eine Weile an und schleuderte sie

ewig gesatteltes Courierpferd, das nothwendig zur Bestallung eines diplomatischen Pferdestalles mit gehört. Man kann ja nicht wissen, was plötzlich vorfällt. Da soll Einer in der Nacht aufsitzen und einen Brief fortbringen; Eile thut Noth, nun erst das Pferd satteln! Bei dem Aufenthalt könnte schon was verloren sein und so ist seit acht Jahren von dem Thier der Sattel nicht herunter gekommen."

Schlachtenmaler wurde von Mitleid über diesen traurigen Anblick ergriffen, mehr aber noch über den Mann, der ihm dies sagte und an Ohren- oder Zahnschmerzen zu leiden schien. „Warum tragen Sie denn das Tuch um den Kopf, guter Freund?" fragte Schlachtenmaler; der Andere aber lachte und sagte: „Gott sei Dank, daß ich mir wenigstens meine Ohren verbinden darf und nicht nöthig habe, taub oder gar taubstumm zu sein. Ich bin Kammerdiener beim Erblandesmarschall und soll nun einmal von seinen politischen und Staatsgeheimnissen nichts abhören. Der Graf sagte mir, als er mich vor acht Jahren, gerade so lange, als das Pferd gesattelt ist, in seine Dienste nahm: Lieber Freund, daß Sie hören können, ist mir nicht lieb. Ich hätte es sehr gern, daß Sie, wenn auch nicht ganz taub, doch etwas harthörig wären der Ordnung wegen. Ich rechne darauf, daß Sie verschwiegen genug sind und nichts, was in meinen Cirkeln und Abendgesellschaften gesprochen wird, unter die Leute bringen, auch keinen Verwandten haben, der etwa in auswärtige politische Zeitungen Berichte schreibt; aber ich bin es theils meinem Rufe als großer Diplomat, theils der Discretion gegen die mich Besuchenden schuldig, daß Sie wenigstens den Schein der Taubheit annehmen und sich das Hören durch ein seidenes, um den Kopf gebundenes Halstuch ver-

dann sanft von sich fort, wie einen Tribut an die Götter. Die Feier war so dramatisch, daß man sich erklären konnte, wie der ewig vom Gedenken der „Kasse" Gefolterte zu seinem Collegen beim Schluß des Ganzen äußern konnte: „Schade, daß wir das nicht für einige Abende auf's Repertoir setzen können!" Ja man erzählte sich eine komische Zwischenconversation, die der Gefeierte mit seinem Enkel gehalten. Dieser, der als „Genius der Zukunft" zum Schluß, ehe der Chor einfiel, einige Worte zu sprechen hatte, fing zu stocken an und sprach, was er wußte, zu leise. „Lauter! Lauter!" flüsterte ihm der Großpapa, während er sich die Thränen trocknete. „Kriegst sonst nichts von der Torte!" Als alles vorüber, kam ein Nonplusultra. Der Jubilar erhob sich und wollte seinen ausführlichen Dank aussprechen. Natürlich einen improvisirten. Kräftig setzte er ein: „Unvorbereitet wie ich bin, erinnere ich an die Zeiten, als einst der große Schröder wieder auf die Bühne —" Er stockte. Doch begann er auf's Neue: „Als damals der große Schröder wieder auf die Bühne den Kothurn —" Neues Stocken. Neuer Anfang. „Die tragische Muse — Kothurn — und — den Soccus". Alle Worte und Ideen verwirrten sich. Da griff der „unvorbereitete" Jubilar rasch entschlossen in seine Rocktasche, sagte: „Ich habe mir's aufgeschrieben!" und las mit kräftiger Stimme den Erguß des Ueberraschten ab.

Diesen Vorfall erlebte ich selbst. Aber vieles Andre, das von dem Alten erzählt wurde, mochte zu jener Mythenbildung gehören, die im Schauspielerleben, wie im Alterthum auf Rhodus oder Chios, wo Homer und seine Schule gewirkt haben, flott im Gange ist. Einzelne Charaktere besitzen eine Kunst, Fäden auszuspinnen zu komischen Gebilden, die bewunderungswürdig ist. Ein Darsteller von Naturburschen und Bonvivants, Namens Brüning, der erste oder zweite Gatte der noch späterhin genannten Ida Schuselka, war ein Virtuose in der Kunst der drastisch arrangirten Anekdote, und zugleich der drolligste „Richard Wanderer" in Person.

Nachdem auch in Berlin die Vorstellung meines theatralischen Erstlings nicht ohne Erfolg geblieben war, besuchte ich meine Vaterstadt kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelm's III. Die Stimmung war eine ungemein schwüle. Der König hatte sich lange nicht mehr

öffentlich gezeigt. Als er zum letztenmal erſchien, hatte man die Vorboten der nahenden Auflöſung wohl bemerkt. Schönlein war berufen worden. Man erzählte, wie dieſer entſchloſſene Mann ſo manche Durchkreuzung der maßgebenden Perſönlichkeiten auf dem mediciniſchen Gebiete veranlaßte. Alexander von Humboldt, dem ich im Hauſe der Mutter Meyerbeer's begegnete, ſagte das Bedenklichſte voraus.

Der berühmte Naturforſcher konnte wol von ſich ſagen: Berlin machte mit ihm Staat! An ſich thut es Berlin eine Zeitlang mit jeder in den Vordergrund tretenden Perſönlichkeit. Es liebt eben den Effect und nichts macht mehr Effect als die Gunſt des Augenblicks. Wen dagegen nicht gerade der Sonnenſtrahl eines Erfolgs beleuchtet, wer hervorgezogen ſein will, um ſeiner Verdienſte von geſtern und vorgeſtern willen, den weiß man nicht unterzubringen. Titel und Rang ſind in der Regel nachhelfend. Bei Humboldt war es dem Einen, der in Andacht vor ihm ſtand, wie die unmittelbare Hofbeziehung zum König, beim Andern doch mehr die wiſſenſchaftliche Unſterblichkeit. Humboldt's Kommen und Gehen war wie mit Poſaunenſtößen. Die Shakeſpeare'ſchen Könige treten ſo auf. Ich hatte in Berlin den Ehrenplatz an ſeiner Seite und erinnere mich, daß der Sohn des „Wendepunkts zweier Jahrhunderte", als welcher Humboldt doch wol anzuſehen, auf die Profeſſorenwelt Berlins wenig gut zu ſprechen war. Nur den einzigen Auguſt Boeckh nahm er von ſeiner Radikalverurtheilung aus. Bei den Berliner Gelehrten vermiſte er „immer mehr die univerſelle Bildung und Humanität im Herder'ſchen Geiſte". Jeder wäre gewiß auf ſeinem Gebiet als Forſcher vollkommen tüchtig, vernachläſſigte aber dabei in ſeiner Bildung das Allgemeine, Philoſophiſche, Literariſche. Ja nicht einmal Empfänglichkeit dafür träfe man noch jetzt bei den Profeſſoren an. Lange verweilen bei einem ſo intereſſanten Thema ließ ſich nicht. Ich hätte erwidern mögen, daß ein ſolches Einziehen der feineren Fühlfaden doch wol nur an der politiſchen Luft läge; Jeder arbeite ruhig und beſorgt auf ſeinem Felde. Aber Humboldt ſprang von einem Stoff zum andern. Die Zahl der Tiſchgäſte mochte zwanzig ſein und der wohlwollende Mann hatte wie die Fürſten den Trieb, an ihrer Tafel Jeden, wenn auch nur für einen Moment, lebendig zu machen. Im Weſentlichen ſprach er allein. Nur

ein leises Flüstern mit dem Nebenmann gestatteten sich die Andern. Hatte man dann diesen Muth gehabt und hörte wieder auf den Vortrag haltenden Glanzpunkt des Tisches hin, so konnte man erstaunen, wie die Stoffe wechselten. Eben hatte es sich um die neuesten Schädelfunde gehandelt. „Darf ich Sie um das Salzfaß bitten?" Der Nachbar zur Linken reicht es. Nach dieser kleinen Zerstreuung horcht man wieder auf. Da ist schon die Keilschrift der alten Assyrier in Discussion. Erst beim Salat und den verschiedenen Compotten entwickelte sich die Spontaneität der Gäste zur Benutzung der Pausen etwas freier. Als die Gesellschaft unter den Bäumen des Thiergartens den Kaffee nahm, athmete sie auf. Der große Mann war auf und davon nach Potsdam. Im Hofdienst vernachlässigte er nichts. Sein Grundsatz war: Ich belagere den Souverän, halte seine Freundlichkeit für mich fest, werde nicht wankend auf dem noch so glatten Parkett, thue Kammerherrndienst, wie jeder andere ukermärkische Grande, der grade du jour hat; nur so erreiche ich, was ich für die Wissenschaft brauche! Nur so fragt mich zuweilen die Langeweile: Was giebt's Neues, Humboldt? Nur so kann ich sagen: Ei, da ist ein Reisender, der will nach Asien, oder ein Gelehrter, der hat einen Codex gefunden zum Herausgeben, Künstler möchten ihre Mappen verwerthen! Kurz, wer bei den Großen etwas durchsetzen will, muß sie in einem müßigen Augenblick haben und festhalten! Es sind dies beinahe Humboldt's eigene Worte, die ich wiedergebe. Von dem Vorhandensein meines Namens in der Literatur hatte er, schien es, nur Ahnung durch die Protokolle des Bundestags.

Eine Eigenthümlichkeit des Berliner Hofes ist (und noch jetzt trotz Belle Alliance und Sedan) seine Deferenz für französische Literatur, Kunst und Publicität. Französische Schauspiele werden vom Kaiser mit Vorliebe besucht, französische Journalisten wurden von Friedrich Wilhelm IV. zur Audienz gelassen; alles das läuft glücklicherweise parallel mit dem Studium der französischen Festungen im großen Generalstab. So war in den Frühlingstagen 1840 der Componist des „Postillon von Lonjumeau", Adam, in Berlin erschienen. Nicht um Berlins willen! Im Gegentheil, er war von Petersburg gekommen und hatte in einem Reisebericht, den ein französisches Journal von

ihm veröffentlichte, unartige genug die Wendung über Berlin gebraucht: „Die Hauptſtadt Preußens iſt ein Relais zwiſchen Petersburg und Paris.“ Das hinderte nicht, daß man dem Manne mit Auszeichnungen, die man für die einheimiſchen Talente nicht kannte, entgegenkam. Ein anderer Franzoſe wurde beſtimmt, einen Text zu einem Halbballet und einer Halboper, „Die Hamadryaden“, zu ſchreiben und Adam bekam für die Muſik, womit er die Worte und Tanztouren bekleidete, ein enormes Honorar. Ein „internationaler“ Buchhändler, Schleſinger, ſtand mit einem Fuß in der Rue Richelieu und mit dem andern Unter den Linden. Da ſollte denn der Franzoſe aus dem Grunde kennen lernen, wie der Deutſche zu huldigen verſteht. Auch Meyerbeer war zufällig in Berlin und Mendelsſohn kam eben von London. Es gab ein ſolennes Verbrüderungsfeſt. Alle drei Maeſtri ſaßen bei einem Monſtre-Diner zuſammen. Mendelsſohn und Meyerbeer waren ſich einander nicht grün; aber wir ſind Kinder der Civiliſation. Ich hatte ſie beide in unmittelbarer Nähe. Sie unterhielten ſich nicht über den Contrapunkt, nicht über Bach und Händel, ſondern über die Wunderlichkeiten der Londoner Küche. Mendelsſohn gefiel ſich darin, ſeinen Unmuth über den gefeierten Franzoſen, wenn er ihn hatte, durch lebhafte Mittheilung ſeiner Erinnerungen an London zu unterdrücken. Der internationale Wirth quälte mich — ich brauche einen wohlerwogenen Ausdruck — einen Toaſt auszubringen auf die beiden Antagoniſten zugleich; denn Adam hatte ſchon in erſter Reihe geglänzt. Wie ich es angeſtellt habe, hier Jedem das Seine zu geben, ich weiß es nicht mehr. Meyerbeer war mir ſympathiſch und ſeit Jahren war ich ihm verbunden, wie der gute Giacomo mir; Mendelsſohn gehörte der vornehmthuenden, commerzienrätlichen, chriſtelnden Judenclique an; ihm war ich als Schriftſteller ein Gegenſtand der Ablehnung. Aber wahrſcheinlich ließ ich beide in ihrem gemeinſamen Berliner Boden wurzeln, ließ den Einen in der großen Friedrichsſtraße, den Andern in der Jägerſtraße Murmel ſpielen und ſah ſie vor dem ſchleſiſchen Thore den ſteigenden Drachen ziehen. Den Einen überlieferte ich dann wahrſcheinlich der deutſchen Romantik, der blauen Blume, den Mährchen- und der ſchönen Lorelei und den Andern der franzöſiſchen, der ebenfalls blauen Romantik, nur daß ſie mehr Teufelsromantik iſt;

kurz, beide muſikaliſchen Berliner Kinder, hochberühmt in der Welt, waren mit dieſer Zuſammenkoppelung wenigſtens im Gewühl der Trinkgläſer, die ſtürmiſch anſtoßen wollten, nicht unzufrieden. Aber der Tiſch war noch mit andern Berühmtheiten, muſikaliſchen, Rücker, Truhn, Karl Banck, Malern wie Begas, Schriftſtellern wie Karl Blum beſetzt. Begas, Vater der jetzt wirkenden Begasse, gefeiert als Portraitmaler, beſaß die Lebhaftigkeit eines Rheinländers, der von ſeinen Urtheilen und Stimmungen nichts zurückhalten kann. Vorſichtiger, beſchaulicher und mehr nach innen gekehrt zeigte ſich, vielleicht auch hier oder bei anderer Gelegenheit der Bildhauer Drake, der damals mit einer Darſtellung Goethe's beſchäftigt war, wie der Dichter auf dem Rücken ſeiner römiſchen Dame Hexameter trommelt.

Der Name Karl Blum's führt mich wieder in die Theaterſphäre zurück. Blum war der damalige Benedix. Alle Jahre hielt er eine neue Rolle für Charlotte von Hagn bereit. Goldoni oder ſonſt ein Ausländer gab den Stoff. Durch den Souffleur des königlichen Theaters Wolff, der die Mühe der Verſendung ſeiner gedruckten Manuſkripte Blum abnahm und zugleich für die ruſſiſch-deutſchen Theater Mitglieder warb, ſind jene Theateragenturen entſtanden, die Plage der deutſchen Theater, der Directoren, Schauſpieler und Dichter. Geſetzt, die deutſche Literatur ermannte ſich und ſchüfe Werke, die dem Geſchmack der Zeit Genüge thäten, dieſe Agenten würden ſich immer den Rang ablaufen, wer der Erſte ſein kann, eine Pariſer Novität anzukaufen, ſie durch Reclamen, Drohungen, Anwendung aller Mittel an die Bühnen zu bringen und uns fortwährend vor Europa zu den geiſtigen Sklaven unſrer Ueberwundenen zu machen.

Charlotte von Hagn war ein neckiſcher Luftgeiſt, mehr Puck als Ariel, eine Berühmtheit ihrer Epoche. Aechte Münchnerin verband ſie Treuherzigkeit mit Liſt und, wo es Noth that, bedenklicher Thatkraft. Ob ſie ihr Pfötchen mit oder ohne Krallen bot, ließ ſie von den Umſtänden abhängen. Dabei nahm ſie mit verſtändigem Aufhorchen Lehre an, lernte fleißig und traute ſich nur dann etwas ihr nicht gut Anpaſſendes zu, wenn eine Rivalität im Spiele war. Denkt man ſich die anmuthige Geſtalt zu ihrer ſchalkhaften,

ſchlagfertigen Rede, zu ihrer comfortablen Einrichtung, zu dem durch Portièren verdeckten Hintergrund myſteriöſer Beziehungen zu den höchſten Kreiſen Berlins und Petersburgs hinzu, ſo läßt ſich begreifen, daß die mir geſtattet geweſene öftere Beziehung zu ihr einen wohlthuenden Eindruck zurückließ. Sie war ſo naiv, mich in ihrem Schlafzimmer zu empfangen, während ſie unpäßlich im Bett lag, ganz wie die Marquiſinnen des vorigen Jahrhunderts. Als Abbé der alten Zeit rückt man beſcheiden die Bettdecke dahin, wo es der jungen Göttin zu frieren beliebt. Im Spiel war ihr Talent ungleich. In „Hofenrollen" unvergleichlich. Für ideale weibliche Geſtalten ging ihr ſchon das Organ ab. Letzteres hatte zuviel Tiefe und war gebrochen. Dieſer fatale Umſtand that ihren naiven Rollen nichts. Dutzende von Darſtellerinnen ſind ſeither in den „Erziehungsreſultaten" beim Einſchlafen von dem bewußten Sopha gefallen. Die Uebertreibung (ſpäter bei der Goßmann die Uebertreibung in ein gemachtes Minus) wurde immer mehr die Parole der ſpätern Schauſpielkunſt. Aber darum war die Trockenheit und das Fallenlaſſen, womit die Hagn wirkte, doch nicht Apathie oder Blaſirtheit. Als ich eines Tages ihre jeweiligen glücklichen Einfalle rühmte und von einem Buche ſprach, „Le Perroquet de Mademoiselle Dejazet", einer Sammlung von Einfallen und Repliquen der berühmten Schauſpielerin, das auch ſie von ſich herausgeben ſollte, ſagte ſie zu mir: „Schreiben Sie mir das Buch, ich ſetze meinen Namen darauf!" In Paris wird es mit der Autorſchaft der Déjazet nicht anders geweſen ſein.

Damals war die Reibung zwiſchen den Capuletti und Montecchi des königlichen Theaters, zwiſchen den Hagn'ſchen und Crelinger'ſchen, in offene Feindſeligkeiten ausgebrochen. Die Hagn beſaß zwei Schweſtern, die für die Leidenſchaften, die Charlotte vielleicht fehlten, vicarirten. Münchnerinnen waren ſie alle, die Aelteſte ganz von jenem Iffartypus, der ſich in Kürze nicht beſchreiben läßt. Die Schweſtern waren die erſichtlich aufgeregte Partie; Charlotte handelte wie Eliſabeth in „Maria Stuart". Sie ließ geſchehen und lehnte die Verantwortung ab. Trat ſie aber für ihre Perſon ſelbſt handelnd auf, dann nahm ſie kurze Diſtanzen und traf ſicher. Dieſen drei Schweſtern gegenüber

stand Auguste Crelinger ebenfalls mit zwei Töchtern, eine Frau, noch viel leidenschaftlicher erregt, als Charlotte von Hagn; denn sie kämpfte außer für ihre Töchter noch für sich selbst. Eine Niobe hatte sie schon Zweig auf Zweig fallen sehen, ihre schönsten Rollen, Donna Diana, Maria Stuart, alles, was die edelgeformte Gestalt mit dem starren Antlitz, worin nur der Haß Leben zu erzeugen vermochte, noch leisten zu können glaubte. Diese Circe von der Isar, die Männerbestrickerin, hatte diese Rollen errungen und „nun gönnte sie auch ihren Töchtern nichts!" Die Mutter hatte Recht, auf ihre Ebenbilder stolz zu sein. Diese waren schön und guterzogen. Der Reiz der feinern Berliner Geselligkeit, die das Lebenselement dieser Familie bildete, umgab sie. Die Mutter schien an allem Theil zu nehmen, was sich nur irgendwo und wie aus dem Leben, der Kunst und der Wissenschaft für die Zwecke der Bühne verwerthen ließ. Sie hatte mißliche Antecedentien zu tilgen. Daher die Schärfe des Urtheils, das bittere Lächeln ihrer Mienen. Oefters sah ich sie auf ihrem Sommersitz am Charlottenburger „Knie". Harmlos zeigten sich da unter Blumen und Schmetterlingen die Anfänge der beiden jungen Mädchen, von denen die Eine, Clara, einem vielgeprüften Leben und frühen Ende entgegenging. Von beiden Töchtern hatte Jemand gesagt, „sie seien mit Glacéhandschuhen zur Welt gekommen". Diese Bezeichnung galt auch dem Untheatermäßigen ihres Wesens. Die Aelteste vermochte ihrem Spiel keine Gleichmäßigkeit zu geben. Auch verließ sie, nach einem kurzen Anlauf zur Geltendmachung ihrer Mittel, aus Anlaß einer Heirath die Bühne; Clara, die sich für ein Stiefkind der Mutter hielt und für weniger von ihr geliebt, hatte dadurch den ständigen Ton der zurückgesetzten Grollerin, der beleidigten Empfindelei bekommen, der sich in seiner Berlinischen Färbung zuletzt bis zur sogenannten Pimpelei steigerte. Dieser Schein von Resignation war nur Maske. Nach dem Abgang der Hagn trat Clara ganz mit der Energie ihrer Mutter in die verlassene Stellung. Von ihrer Mutter, als diese in Hamburg gastirte, hatte ich in meiner Zeitschrift gesagt, sie gabe zuviel „gemalte Flammen", Leidenschaftlichkeit, die aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen käme. Von ihrer Tochter Clara konnte man sagen, sie war eine Melusine, die es allen anthat. Aber

wenigstens die Dramatiker hat sie mit „Erfolgen", mit dem Durchschlagen ihrer Rollen, nicht beglückt. Durch ihre selten aus sich herausgehende kalte Verständigkeit vermochte sie kein Stück zu halten, wenn es sich nicht von selbst hielt.

Alledem sah Karl Seydelmann, wie ich bemerkte, mit Gelassenheit zu. Die Melusine hatte es auch ihm angethan. Der Arme! Ganz Berlin wußte darum. Er selbst seufzte seines Geschicks. Pietät hielt ihn ab, äußerste Schritte gegen eine Lebensgefährtin zu thun, die ihn nicht glücklich machte, aber ihm seit Jahren und seit Zeiten der Entbehrung verbunden war. Er vertraute sich mir wie sonst, wenn auch nicht bis an die äußerste Grenze. Ich verstand diese. Ich verstand Zustände, wo uns die Ehe als eine vernunftwidrige Institution erscheinen kann. Das Bedürfniß der Liebe im Manne reicht weiter als die Grenzen einer Wahl, die immer und immer für ihn entschieden haben soll. Wenn sich die Wahl irrte, in jungen Jahren irrte — dafür das halbe Leben verlieren? Seydelmann kränkelte. Gerade dann, wenn man den Lebensreiz gleichsam zu guterletzt sich steigern glaubt, kommen die Conflicte, von deren wahrem Zusammenhang die Welt keine klare Vorstellung dulden zu wollen scheint. Glücklicherweise gab der ausgezeichnete Mann einen besondern Beweis seiner Weltklugheit darin, daß er jede Regung des Ehrgeizes, Theil zu nehmen am Lenken des königlichen Theaterschiffs, niederkämpfte. Die Zugkraft seiner Rollen war da. Er konnte wählen, was er spielen wollte. Bei neuen Stücken herrschte im Bureau der Verwaltung nicht die mindeste Neigung, seinen manierirten Rivalen, Moritz Rott, zum Träger derselben zu machen, Uebersetzungen aus dem Französischen ausgenommen. Selbst jene Heldenväter im Charakter Wallenstein's, die Seydelmann nicht besonders standen (damals sah ich einen Raupach'schen Boris Godunow von ihm), fielen seiner Stellung zu. Sein Nathan gab mir über die Darstellung der Rolle viel zu denken. Sein Mephisto im Faust schien gegen früher verblaßt. Die Rücksichten auf die Kritik bedrängten ihn. Die gewöhnliche Theaterroutine und das theils unauslöschliche, theils künstlich und mit Bosheit aufgefrischte Andenken an Ludwig Devrient legten ihm Hemmnisse in den Weg. Auf einem gemeinschaftlichen Ausfluge, den wir auf dem neuen Eisenbahngleise nach Potsdam (die Rückkehr sogar in dem damals dem Publikum

überlassenen Imperiale) machten, erneuerten wir die alten Zeiten der Intimität von Stuttgart.

Mit Antheil und Verehrung trat ich in die Kreise ein, wo Männer wie Weiß, Stawinsky walteten. Ebenso berührte ich die Sphäre, in welcher meines mir intim befreundeten Emil Devrient's älterer Bruder lebte, Eduard Devrient, ehemals ein Sänger, damals Schauspieler. Schauspieler und Schauspielerinnen fehlten bei letzterem als Ergänzung. Dafür gab es Gelehrte, Maler, Musiker, denen man begegnete. Mendelssohn war ein Freund des Hauses. Schon damals sprach Eduard Devrient von einer nothwendigen „Rettung der Bühne". Er fand diese in einer Theaterschule, zu deren Rektor man natürlich entweder ihn selbst oder — gradezu Alexander von Humboldt hätte wählen müssen. Denn Niemand würde seiner Phantasie competent erschienen sein. In theatralischen Kreisen spöttelte man über eine Vereinigung der Schauspieler, wo Eduard Devrient und Louis Schneider über schauspielerische Gegenstände Abhandlungen vorlasen. Man behauptete, Gern und Rüthling, beides Naturalisten, naturfrische Komiker, deren Zusammenspiel das Publikum nicht aus dem Lachen kommen ließ, hätten sich in jenem Verein überstudirt und von ihrer naiven Unbefangenheit verloren. Mir schien natürlich alles fleißige Lernen im Morgenschlafrock, alles gewissenhafte Behandeln der Theateraufgaben, alles Befördern größerer Bildung innerhalb dieser Sphäre im hohen Grade wünschenswerth und zu befördern. Selbst über Devrient's Leistungen stimmte ich nicht in die allgemeine Verurtheilung ein. Nicht sah ich den ständigen Oberpriester in der Oper, den ein glücklicher Contract, den er geschlossen, plötzlich zum Tasso und Egmont im Schauspiel ohne allen Beruf dafür hatte machen können. Sonderbar, so oft Devrient eine ideale Rolle spielte, sah das Publikum seinen Schlafrock, seine Pantoffeln, seine Bibliothek, seine Theeabende. Für einen meiner dramatischen Helden, Patkul, war dies Pedantische, Schulmäßige ganz die richtige Färbung. Patkul las das Neue Testament im Urtext und war Pietist. Zu Quäkern, zu Tartüffe's, zu Charakterrollen hätte den vielseitig gebildeten Schauspieler sein hochliegendes Organ und eine gewisse sich immer gleichbleibende Hohlheit zeitig hinführen sollen. Doch suchte ich zu meinem Nutzen als Autor alles irgend Gute aus seinen

vom Publikum durchweg kalt aufgenommenen Leistungen heraus. Mußten doch die Helden, die ich für seinen Bruder Emil, Baison, Ludwig Löwe geschrieben und noch zu schreiben gedachte, in dem hochwichtigen Berlin auf diesen Darsteller übergehen. Das Temperament der Thatkraft, das dem lässigen, weichen, sentimentalen zweiten Helden der königlichen Bühne, Grua, fehlte, die Energie der Rechthaberei besaß Eduard Devrient in ausreichendem Maaße.

Friedrich Wilhelm III starb den 7. Juni 1840. Die Gewöhnung an den langen Frieden, an die allgemeine Unterdrückung jedes reformatorischen Unternehmens, die Gewöhnung an die Regierungsweise Louis Philippe's, der sich allen Cabinetten beugte, die Gewöhnung an die logische, politische, juristische Begründung des Systems des politischen Patriarchalismus war so allgemein verbreitet, daß der Gedanke an bedeutende Neuerungen nicht auftauchte. Die Erwartung, die man vom Nachfolger hegte, war eine mäßige. Noch standen Wittgenstein und sein Tzschoppe wie die Signalstangen des Curses, den alles steuern mußte. Nur daß kurz vor dem Monarchen Altenstein gestorben war und daß diese bedeutungsvolle Lücke mit einem Manne, der auf die Zeitfragen, die sich durch die Kölner und Posener Wirren schärften, mit einem energischen Entweder-Oder zu antworten verstand, ausgefüllt werden mußte, gab Anlaß aufzuhorchen und die Hand auszustrecken zur Fühlung, woher der Wind wol wehen würde. Tzschoppe hatte ich in den Anfängen seiner Gehirnerkrankung, an welcher der unselige Mann gestorben ist, noch vor dem Tode des Königs besuchen müssen. Er wohnte in denselben Räumen, Ecke der Behren- und Charlottenstraße, wo sich gegenwärtig das Wagner'sche Kaffeehaus befindet. Ich hatte die Zurücknahme des Generalverbots meiner Schriften zu betreiben. Die Antwort, die ich von dem eben unter dem Brenneisen eines Haarkräuslers Zitternden empfing, war: „Gestern waren Sie im Theater!" Er lachte so, daß sich die Papilloten bewegten, in die seine blondgrauen Locken gewickelt waren. Nach Entfernung des Friseurs folgte die Erklärung meiner Verwunderung über seine Allwissenheit. Eine große Mappe wurde gezeigt, die ihm regelmäßig jeden Morgen zukam. Sie enthielt das Verzeichniß aller den Abend vorher in Anspruch genom-

gehen laſſen. Ich rechne dieſe Betäubung Ihres Trommelfells zu der Livrée meines Hauſes und werde Ihnen vierteljährlich dafür ein ſchwarzes Tuch, Lyoner Fabrik, ſelbſt liefern! Seitdem, Herr Bad-Inſpector, bin ich dem Grafen ſehr nützlich geweſen. So manche Mittheilung, die man ihm in Gegenwart eines hörenden Kammerdieners beim Thee oder Whiſt nicht würde gemacht haben, hat er meiner Aufopferung zu danken. Die fremden Geſandten halten, wenn ſie mein Leiden mit dem Ohrenreißen ſehen, weit weniger zurück und laſſen ſich zur Freude des Grafen, der in ſeinem Fache der größte Schlaukopf von der Welt iſt, noch einmal ſo vertraulich gehen.“

Da Schlachtenmaler merkte, daß dieſer Kammerdiener ſich für ſein beeinträchtigtes Gehör am Sprechen entſchädigte und weit mehr ein Schloß vor den Mund, als ein Tuch um das Ohr verdient hätte, ſo ging er auf die Vorzüge ſeines Herrn ein und vermochte den Mann, noch immer redſeliger zu werden. Als es daher ſpät Abends geworden war und der Graf mit ſeinem Secretär arbeitete und der Kammerdiener im Vorzimmer mit Schlachtenmalern, in Folge der gemachten Bekanntſchaft, zu Nacht aß, ſo fuhr dieſer mit einer Gewandtheit, die ſeiner Bildung Ehre machte, fort: „Unſer Fürſt hat dem Grafen Land und Leute zu danken. Als Napoleon bei den deutſchen Landesherren kein großes Aufhebens davon machte, daß er ſie aufhob, da gelang es bloß der Geſchicklichkeit des Grafen, in Paris unſerm Fürſten einen Theil ſeiner Einkünfte, vorläufig ſeinen Titel, zu erhalten und den Urtheilsſpruch über die fernere Exiſtenz des Ländchens ſo lange aufzuſchieben, bis bei Napoleon's Abreiſe nach Sanct Helena alle von Gott eingeſetzte Fürſten

menen freien Entreen in den königlichen Theatern. Der Usus besteht wahrscheinlich noch. Die Erörterung meiner Bitte blieb suspendirt, hing sie doch vielleicht von einer erst in Wien bei Metternich einzuholenden Genehmigung ab. Die umliegenden Bücher erleichterten den Uebergang auf die eigenen schriftstellerischen Neigungen des Emporkömmlings. Diese beschränkten sich auf die Geschichte seiner Vaterstadt Görlitz. Um mir einen Einblick in die bereits vorhandene Literatur auf dem Gebiet der ober- und niederlausitzer Geschichte zu geben, bedurfte es großer Anstrengungen. Rolltreppen wurden in Bewegung gesetzt. Endlich kroch der wohlfrisirte Geheimrath auf allen Vieren, um gewisse Folianten zu finden. Zuletzt hatte er, was er suchte, und ließ mich dann in die Vorzeit einer Stadt einblicken, die mir wenigstens in diesem Augenblick völlig gleichgültig war. Weder von Politik oder Literatur, nicht einmal von dem Görlitzer Jacob Böhme wurde gesprochen, nur von Bürgermeistern und Rathsverwandten.

Seitdem wir im Genuß unserer endlich errungenen Freiheit stehen, hat sich auch das Urtheil über die Monarchen der Restaurationszeit, Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm III., Wilhelm von Würtemberg u. A. in unumwundener offener Rede ausgesprochen. So oft das Leben Fritz Reuter's erzählt werden wird, muß sich ein Schauer erneuern, den man über die Thatsache empfindet, daß jugendliche politische Phantastereien mit Hinrichtung hatten bestraft werden sollen und von Friedrich Wilhelm III. eine „Milderung" — auf zwanzig Jahre Gefängniß erhielten! Bei alledem machte der Moment, wo dieser vielgeprüfte, schon seit seiner Jugend allem, was sich genialisch anließ, abgeneigte Fürst, die Augen schloß und dies fast unter dem Donner der Kanonen, der die Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrich's des Großen Unter den Linden bezeichnete, die herbe Beurtheilung verstummen. Und so schrieb denn auch derselbe Autor, dem aus der Sphäre der obern Regionen in Preußen lebenslang nichts als Misgunst zu Theil geworden, dem man nie seine warme Theilnahme für die Vergangenheit und Zukunft Preußens, damals grade in der Kölner Frage seine Schrift gegen Görres in Rechnung geschrieben: „Bei den Aegyptiern sprach man über die todten Könige Gericht. In langen Reden und in kurzen Inschriften wird man über Friedrich Wilhelm III. viel Unwahres sagen. Man wird seinem

Geiste zuschreiben, dessen sich sein Herz rühmen konnte, und umgekehrt dem Herzen, was aus seinem Verstande kam. Möglich, daß man auch darin seine Demuth findet, was gerade sein Stolz war, und daß man ihn um dessentwillen lobt, worüber er sich selbst getadelt hat. Könige sind wie die Phänomene der Luft. Ein Gewitter erschlägt durch den zuckenden Blitzstrahl einer Mutter ihr Kind und es tränkt zu gleicher Zeit die dürstende Erde, die nach dem Gewitter schmachtete. Das wird die Nachwelt nie umstoßen können, daß der innige Zusammenhang der Schicksale, welche die preußische Monarchie zum Beginn des Jahrhunderts trafen, mit der Person dieses Fürsten für alle Zeiten auf seine Erscheinung ein mildes Licht geworfen hat. Eine freudlose, fast gedemüthigte Jugend machte ihn schon früh für die Schule des Unglücks reif. Sein späteres Glück genoß er ohne Ueberhebung, wozu ihm die Mäßigung verhalf, die seine Leidenschaften und Gefühle beherrschte. Die Gaben des Geschicks nahm er mit dem Gefühl an, als wäre er auf alles gefaßt, Glück oder Unglück. Nur mußte nichts plötzlich, nichts ohne Voraussicht kommen. Heftigere Aufregungen vermied er. Es beängstigte ihn jede leidenschaftliche Zumuthung, wodurch denn auch seine letzte Regierungsperiode jenen Charakter der Selbstbeschränkung trug, den Preußen, ein, wie alle wußten, männlich kraftvoller und nach außenhin keineswegs ungedeckter Staat, einige Zeit bewahren konnte, ohne für seine Erhaltung besorgt zu sein. In jenen Tagen der Julirevolution, als der Zeitgeist soviel leidenschaftliche Factoren in Bewegung setzte und es Staatsmänner und Generale genug gab, die gern neue „Manifeste des Herzogs von Braunschweig" in die Welt gestreut hätten und dem Weltlauf mit kecker Hand in die Zügel gefallen wären, war es die glücklichste Erfahrung für den Staat, daß seines Herrschers friedliebendes Temperament vor übereilten Entschließungen geschützt war."

Und nicht minder gemäßigt ist die Begrüßung des neuen Herrschers, von dem sich alle Welt die Lösung eines Räthsels, die Lüftung eines geheimnißvollen Schleiers erwartete. Denn dieser Kronprinz war der Welt wie ein verschlossenes Buch. Als er die bayrische Prinzessin geheirathet hatte und in Berlin einführte, brach am Zeughause das Geländer einer sogenannten Rothbrücke. Viele

Menschen fanden ihren Tod in der morastigen Spree. Unter einem der Schloßportale wurden Menschen todtgedrückt. Ich selbst, ein Knabe von zwölf Jahren, lag in dem gräßlichen Gewühl mit meiner Mutter. An diesen Beginn schon wollte der Volksglaube „nichts Gutes" knüpfen. Meine Divination lautete am Tage der Thronbesteigung des Einsiedlers von Charlottenhof: „Der neue Regierungsantritt hat vor andern Thronwechseln das voraus, hier im Purpur keinen Jüngling zu zeigen, dessen Ideen noch vom Unterricht seiner Lehrer befangen sind. Ein gereifter Mann tritt auf die Bühne, ein Charakter, der Jahre lang den Zeitenlauf und das Terrain der ihm jetzt anvertrauten Regierung beobachten konnte. Ihm muß das neue Herrscheramt wie ein oft gelesenes Buch sein, ein Buch des Studiums, wo so manche Stellen von ihm schon unterstrichen wurden, hier und da Merkzeichen eingelegt, wol gar ein — „Eselsohr" geknickt ist. Man spricht von einem neuen System und nennt den neuen König aristokratisch. Aber verdanken nicht gerade einige Bürgerliche ihre Berufung zum Ministerium der Empfehlung dieses Kronprinzen? Nennt man ihn nicht einen Freund der Richtungen, in welchen Steffens und ähnliche reactionäre, aber bürgerliche Geister geschrieben haben? Dann ist er nicht Aristokrat, sondern Doctrinär. Wie aber, wenn der Kronprinz den Professor Steffens persönlich kannte, wird er da nicht gefunden haben, daß die naive Lebensunsicherheit dieses gewiß geistvollen, aber völlig unpraktischen Mischdenkers kein Vertrauen einflößen kann zu den politischen Phantasmen und Träumereien eines solchen Rathgebers? Man rühmt den Geist des neuen Herrschers. Man schreibt ihm Verstandesschärfe und Witz zu. Er soll den Umgang mit Gelehrten und Künstlern, wovon sich viele seiner nähern Bekanntschaft erfreuen, dem Umgang mit den gewöhnlichen Umgebungen der Großen vorziehen. Schon ein talentvoller Zeichner soll er auch den schriftstellerischen Ausdruck in der Hand haben, wofür der Umstand spricht, daß man ihn oft zum Verfasser anonymer Flugschriften hat machen wollen. Soviel ist gewiß, er besucht die Kirchen anerkannt pietistischer Geistlichen. Ob aber auch dies aus Neigung für das theologische System derselben oder nur aus Achtung vor einer oft ausgezeichneten Rednergabe dieser Fanatiker geschieht, ich weiß es nicht. Wenigstens würde religiöse

Stimmung bei diesem Fürsten nicht aus einem Minus der Bildung kommen, sondern aus einem Plus, wobei man immer noch denken kann, daß es sich hier lediglich um entweder gemüthliche oder philosophische Abneigung gegen einseitige Verstandesreligiosität handelt. Gewiß lodert in dem Temperament des neuen Herrschers Feuer und oft kann er in den schönen Fall kommen, sich zu sagen: Du hast die Regungen Deines Gemüths gezügelt! Der edelste Triumph, den uns der Himmel schenkte, Beherrscher unserer Leidenschaften zu sein, er kann die Gekrönten ohnehin öfter beglücken, als andre Sterbliche." Vorläufig schien jedoch die Pietät des Sohnes für den Vater alles beim Alten lassen zu wollen.

Ein Jahr später, als bereits mein drittes Stück, „Patkul", beim Hoftheater in Vorbereitung und trotz der Einsprache des sächsischen Gesandten während meiner Anwesenheit mit Erfolg gegeben war, begann der wohlmeinende Intendant Graf Redern eine Conversation mit mir, die auf die Frage hinauskam, wieviel ich verlangen würde, wenn man mich neben Raupach zum bestallten Theaterdichter der königlichen Schauspiele machte. „Die Poesie des Lebens beruht auf einer sorglosen Existenz!" sagte der reiche Gatte einer Hamburger Krösustochter in dem Empfangszimmer seines damals noch nicht lange neuerbauten schönen Palais. „Ich mache darüber beim nächsten Besuche Sanssouci's Vortrag." Die Antwort, die später nach Hamburg gelangte, lautete: „Die Kränkung für Raupach würde zu groß sein!" Es hatte sich aber auch schon gezeigt, der neue Herrscher wollte von den Namen des Tages nichts wissen. Er hatte nur Berufungen erlassen, die seiner immer mehr hervortretenden Staats- und Lebensauffassung aus der romantischen Zeit entsprachen, Tieck, Rückert, Schelling. Die verfehlteste dieser Annectirungen war die des „Chevaliers von Küstner" für die Leitung der allerdings einer Regeneration bedürftigen Hofbühne.

Das Burgtheater in Wien wurde nach dem Abgange des Professors Deinhardstein von Franz von Holbein geleitet. Letzterer hatte eine abenteuerliche Carrière hinter sich. In jungen Jahren vom Fieber der in's Leben übertragenen Idealanschauungen ergriffen, zog er mit einer Guitarre und im Kleide eines Troubadours „durch die Wälder", „durch die Auen"; später gerieth er noch in die Netze

der nach Glatz in Schlesien auf Lebenszeit verbannten Gräfin Lichtenau, der Maitresse Friedrich Wilhelm's II., die ihn, so alt sie war, noch zu ihrem Cicisbeo zu erheben geruhte. Nach dem Tode dieser preußischen Pompadour, die vielleicht noch einen gründlichen, auf die Archive sich stützenden Biographen findet, führte er Theaterdirectionen und schrieb Stücke, bis ihm eine Anstellung in Hannover den Weg nach Wien bahnte. Sein Wesen war zum Besten geneigt. Nichts von Willkür, Parteinahme, Protection seiner eigenen Bearbeitungen. Nur hatte er die Sucht des Aenderns in den Manuskripten. Forderte dies schon oft die Rücksicht auf die so strenge Censur des Staates und die noch strengere der höhern Wiener Gesellschaft, so kam bei Holbein seine eigene Phantasie, seine unleugbare Theatererfahrung als Anreiz hinzu, die angenommenen Manuskripte nicht anders als mit der Feder in der Hand durchzugehen. Er nannte das den Stücken der bühnenunkundigen Autoren den „Kitt" geben. So mit Holbein'schem Kitt versehen sind ja eine größere Anzahl klassischer Stücke, z. B. das „Käthchen von Heilbronn" (wenn man das wunderliche Stück klassisch nennen will) auf der Bühne heimisch geworden und erst in späterer Zeit von dieser Zuthat befreit. Wie sehr in Wien die Moral „der Gesellschaft", der Ideenkreis jener höhern Sphären, die neben den Hoflogen im Burgtheater von altersher auch die ihrigen behaupten, zu schonen ist und den „Kitt" herausfordern, erfuhr ich reichlich. In Berlin vernachlässigt der Hof das Schauspiel. Sonst würde das traurige kleine Winkeltheater, das man dort Königliches Schauspielhaus nennt, längst in einen großen, des deutschen Reiches würdigen Raum verwandelt worden sein, wo der Hof gewiß wäre, im ersten Range die Elite der Gesellschaft um sich zu erblicken — eine Epoche für die Literatur, für die Schauspielkunst würde anbrechen. Was bis jetzt in Berlin nur das Opernhaus ist, das Stelldichein der Gesellschaft, das ist in Wien das Burgtheater. Aber daher denn freilich die Nothwendigkeit, das Darstellungsmaterial auf die Empfindungsweise alter verwittweter Erzherzoginnen oder ihrer Hofdamen einzurichten. In meinem „Richard Savage" erfuhr ich diese exparte Burgtheaterkritik. Unter keinerlei Umständen durfte der Held, der arme verkommene natürliche Sohn einer vornehmen Frau, in

der Sohn dieser Lady Macclesfield gewesen sein. Johnson's Biographie des Unglücklichen zum Trotz, mußte er sich über seine Herkunft im Irrthum befunden haben und auf den Sohn einer ehemaligen Wäscherin herauskommen. Wie hätten diese Palffy's, Esterhazy's, Kinsky's, Trautmannsdorff's eine solche „Blamage" für eine „adlige Dame" geduldet, daß dieselbe aus einer Jugendverirrung einen erwachsenen Sohn hatte, der sich ihr gar noch zu präsentiren wagt! Eine Möglichkeit, die ich in Hamburg handgreiflich erlebte, wo ich täglich dem Pflegesohn eines Altonaer Kaufmanns begegnete, der der Sohn einer vielberufenen Senatorin ***, einer geborenen Adligen aus Mecklenburg, war — ihr Sohn hatte ihr täglich im Theater gegenüber sitzen können — diese war innerhalb der Burgtheatersphäre aus dem Universum verbannt. „Die Sache kann vorkommen, aber man spricht nicht davon." Nur der Reiz, der für mich in dem andern Gedanken liegen konnte: Und all' die Mühe, die Du in Deinem Stück geschildert hast, zuletzt um einen Irrthum! dieser Reiz, der in einer sich allmälig herausstellenden Hinneigung meines Gemüths mehr zu Calderon als zu Shakespeare wurzelte, bestimmte mich, für die Darstellung in Wien der Holbein'schen „Verkittung" und dem veränderten Schlusse: „Richard Savage ist nicht der Sohn der Lady" nachzugeben. Schlimmer noch war der „Kitt" in „Werner". Dieser geadelte Heinrich von Jordan (in Dresden mußte er des preußischen Gesandten wegen, der Jordan hieß und ein Geadelter war, von Bredow heißen), dieser Neuling in der deutschen Adelskette sollte nach meinem Manuskript am Schluß des Stückes aus dem Gothaischen Kalender wieder gestrichen und seine Gemahlin, eine Geborne, die bereits von Adel gewesen (hier stutzte die zarte Burgtheatermoral), diese sollte bereit sein, einfach eine Frau Professorin Werner zu werden! Das war an der Hofburg unmöglich. Hier war das Gemüth verletzt. Und ich glaube fast, das Stück würde noch heute, wenn man es ansetzte, mit all' den Egards für jene Adelsfamilie herauskommen, in die sich der junge bürgerliche Professor hineingeheirathet hatte. Vom „Kitt" bei „Patkul" konnte in Wien keine Rede sein, denn das Stück war an sich unmöglich. Erst eine ganz unverfängliche Arbeit: „Die Schule der Reichen" — Zeitalter: das 17. Jahrhundert; Schauplatz: London; die handelnden Personen: Kauf- und Gewerbsleute —

da war alles wie in den „Gebrüdern Foſter“ von Ehrn Töpfer („von“, d. h. überſetzt, aber friſchweg wie ein Original auf ſeinen Namen verbreitet. Den bei dieſem Stück angewendeten „Kitt“ bekam ich nicht einmal angezeigt. Ich erfuhr nur, daß „Meiſter Anſchütz“ die Hauptrolle mit der vollen überzeugenden Kraft ſeines Gemüths geſpielt haben ſollte. Die Wiederholungen verloren ſich erſt, als Anſchütz längere Zeit erkrankte und nach ſeiner Geneſung die Wiederaufnahme dadurch gehindert wurde, daß ſich inzwiſchen für die übrige Beſetzung Schwierigkeiten ergeben haben würden. Eine Wiederbelebung alter Stücke lebender Autoren erfährt man ſelten auf unſern Bühnen. Immer nur herrſcht der Augenblick. Immer nur giebt es Neulinge, die den Directionen imponiren. Die franzöſiſche Sitte der den lebhafteſten Novitätenverkehr ſo oft unterbrechenden „Repriſes“ von alten Stücken findet bei uns wenig Nachahmung. Hätten wir nicht das ſogenannte „Stammrepertoir“, das ſich aus den Intereſſen der Schauſpieler bildet, die Gegenwart würde bei uns, undankbar und ungroßmüthig, wie die Deutſchen ſind, vollſtändig die Vergangenheit ignoriren.

Noch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Productionsfreiheit ſelbſt, auch ohne Rückſicht auf die Cenſur, gegenwärtig eine vollkommen neue geworden iſt. Geſellſchaftliche, ſittliche, kirchliche Bedenken riefen damals dem Autor ſchon beim erſten Entwurf eines Sujets überall ein „Zurück!“ entgegen. Leſſing hatte in ſeiner „Marwood“ gradezu eine Courtiſane auf die Bühne gebracht. Man hört nicht, daß ſeine Zeitgenoſſen darüber empört geweſen ſind. Später aber trat eine Prüderie ein, die der Phantaſie des Dichters allen Spielraum nahm. Selbſt die Schauſpielerinnen würden ſich geweigert haben, eine irgendwie zweideutige Rolle zu ſpielen. Und jetzt — —!

Der Erfolg, deſſen ſich „Die Schule der Reichen“ in Wien zu erfreuen hatte, verkehrte ſich an demſelben Tage in Hamburg in das vollkommene Gegentheil. Auf dem Terrain, wo ein Dramatiker mit einem Dutzend Anderer von gleicher Berufsthätigkeit, mit einem Dutzend tonangebender Recenſentenfedern zuſammenlebt, wird zuletzt der Boden immer mehr unter ihm wankend werden. In meinem Falle geſellte ſich zum Rade der Namen, die ich nicht wiederholen will, die

fortgesetzte — „Rempelei", wie ich die Händelsucht der burschikosen Clique nennen möchte, die sich aus jungen, kaum von der Universität gekommenen Medicinern oder Juristen gebildet hatte und ihr Schulwissen auch in ästhetischen Anschauungen auslaufen lassen wollte. Die Einen waren Romantiker, die Andern Classicisten in dem Sinne, wie wir jetzt auf den Gymnasien Schiller, Goethe, Lessing und was dazu gehört zu einer Art Philologie gemacht haben. Ja die Theaterdirection selbst, aus welcher der „alte Schmidt" geschieden war, um einem ehemaligen Tenorsänger, einem verschmitzten und in Intriguen seinen Lebenshumor findenden Welschtiroler, Julius Cornet, Platz zu machen, gönnte mir aus Uebermuth in Folge glänzender Kassenerfolge, womit sie debütirte, ein Fiasko. Cornet vertrat die Oper und haßte das Schauspiel. Wenigstens wollte er dem Schauspiel eine veränderte Richtung geben durch den damals zuerst auftretenden Uebersetzer W. Friedrich, der das Pariser Boulevardzugstück „La Grace de Dieu" unter dem Titel: „Mutterfegen oder die neue Fanchon" auf die deutsche Bühne verpflanzt hatte. Der Erfolg dieser Novität war beispiellos. So oft die anfangs von Frau Brüning, der spätern Ida Schuselka, gegebene Chouchon gespielt wurde, war das Haus überfüllt. Ueberdies waren neue Opern im Anzuge. Sogar Weber's „Freischütz" mit einer fast zur Hauptsache des Abends erhobenen neuen Wolfsschlucht, einem Schauspiel im Schauspiel, machte volle Häuser. Die dramatische Novität des „ewigen Opponenten" in seiner Zeitschrift „Telegraph", des „geheimen Einflüsterers" des „Freischütz" und anderer Zeitschriften, die Theaterberichte lieferten, konnte getrost für die Kasse fehlen. Schließlich hatte man verbreitet, ich wollte den respectabeln Großen der Hamburger Börse eine Lektion geben und vorzugsweise den Söhnen derselben, den Rezattaruderern, Jungfernstiegreitern, Sachsenwaldschützen oder wie sich die junge Kaufmannsgentry Hamburgs etwa nach dem Standpunkt des pariser Jockeyclubbs bezeichnen läßt. In der That, als der Vorhang nach dem ersten Acte gefallen war und der später nach Hannover, dann nach Berlin versetzte Hermann Hendrichs, eine bildschöne Erscheinung, den Geist des Uebermuths der Söhne dieser Millionäre anschaulich gemacht hatte, da mußte Fama Recht gehabt haben, man sah, die Comödie

des Kaufmannsſtandes war beſtimmt zu fallen. Man ſah einen reichen Vater, der unter dem Uebermuth ſeiner Kinder litt! Noch eroberten die Wohlwollenden einen ſtürmiſchen Hervorruf des alten Lenz. Dieſer brave Schauſpieler machte den Vater eines ſolchen ſich noch obenein zur ſervilſten Deferenz an den Adel neigenden Sohnes — Englands Geſchichte unter der Reſtauration der Stuarts unterſtützte ja meine Erfindung in jeder Weiſe. Doch ſpielte der alte Herr vielleicht mit zu ungezügelter Aufregung. Wenigſtens hieß es, daß er ſich bei einem Moment des Schwörens den Aermel ſeines Rockes zu weit aufgeriſſen und den nackten Arm gen Himmel geſtreckt hätte, worüber ſich „die Damen entſetzten". Von der Mitte des dritten Actes an begannen methodiſche Unterbrechungen, die bis zum Schluß dauerten und zuletzt das Ganze wie einen Trümmerhaufen erſcheinen ließen. Ich verhielt mich ruhig. Zwiſchen der erſten und zweiten Vordercouliſſe ſitzend, verſammelte ſich das geſammte weibliche Perſonal um mich und entlud ſich ſeines Unwillens über die Ruheſtörer. Jedem, der zur Condolation an mich herantrat, ſagte ich: „Nein, nein, laſſen Sie nur! Heute erhalte ich die Feuertaufe des Dramatikers! Dieſe Lection muß einmal jeder richtige Dramatiker bekommen!" Von einer Wiederholung, einem Auflehnen gegen die Stimme des Publikums war in jenen Zeiten noch keine Rede. Sie hätte in aller Ruhe ſtattfinden können. Schon der Curioſität wegen hätte man zehn Vorſtellungen nacheinander gehabt. Aber die franzöſiſche Gleichgültigkeit gegen die Schickſale einer erſten Vorſtellung haben wir uns erſt in neuerer Zeit angeeignet und mein „Freund" Cornet, der nimmer ruhende Welſchtyroler, hatte den „Mutterſegen" und die Lortzing'ſchen neuen Opern.

Schauerlich ſtill iſt es ſchon ohnehin auf der Bühne nach jeder beendigten Vorſtellung. Wie erſt nach einem ſo ſtürmiſchen Abend, der dem wiener ſo vollkommen entgegengeſetzt ausgefallen war — einer Thatſache, die ich bei damaligem Poſtenlauf erſt nach einigen Tagen erfuhr. Das übervoll geweſene Haus hatte ſich entleert. Ich blieb, um Niemand zu begegnen, bis die Lampen von unintereſſirten Arbeitern gelöſcht waren. Noch hörte ich einiges Raſſeln und Poltern mit Lampenſtändern und Verſatzſtücken,

dann betrat ich die Straße. Sie war todtenstill. Kein Freund, der auf mich gewartet, mir zugesprochen, mich nach Hause geleitet hätte. Schon ging es auf elf. Ich war in dem Alter, wo man wol Bekannte hat, aber in der Regel keine Freundschaften mehr schließt. Meine Familie war nicht in Hamburg, sondern wieder für den Winter in Frankfurt am Main. Meine Gattin konnte ohne die Nähe ihrer Mutter des Lebens nicht froh werden und erwartete eine Vermehrung des häuslichen Kindersegens. Das Stadttheater von Hamburg liegt einsam, in entlegener düsterer Gegend. Ich mußte an den Fenstern eines giftigen Berichterstatters, der zwar blind war, sich aber auf einem Rollstuhl in's Theater fahren ließ und recensirte, als wenn er sähe, Georg Lotz, vorüber. Noch war in seinen Fenstern Licht. Man debattirte ohne Zweifel über das Vorgefallene. Karl Töpfer war der Schwager des Blinden. Ich wandte mich zur Esplanade, meiner glücklicherweise nahegelegenen Wohnung zu. Da war alles gespenstisch. Die Magd wünschte Glück. Ich stieß das Hamburger vielbedeutsame Na! aus und war froh, daß mich Niemand mit weitern Fragen quälte. Die Nacht, wenn sie Schlaf gespendet, gab diesen einem zusammenbrechenden Körper.

Mich zu erheben, aufzurichten, kam am Morgen vom Schicksal nichts. Die traurige Botschaft mußte der Gattin gemeldet werden. Ich schrieb ihr. Endlich kam ein Besuch. Es war sozusagen der Leichenbitter. Denn so wol durfte man einen merkwürdigen Menschen nennen, der damals fast am vertrautesten mit mir stand. Auch als Modell für den Apotheker in „Romeo und Julia", dem des „Lebens Stöße und Püffe" so zugesetzt hatten, daß er sogar „gegen Mantua's Gesetz" gelegentlich Gift verkaufte, hätte man ihn nehmen können. Er hieß Hermann Biow, war ein Schlesier, seines Zeichens verdorbener Maler. Vielerlei hatte er erlebt, viel gesehen. Er besaß Urtheil, glaubte es wenigstens zu besitzen und über alle Dinge in der Welt. Personen des höchsten schlesischen Adels, Künstler wie Rauch, Schinkel, Cornelius, Vendemann, Hübner waren ihm wie tägliche Tischkameraden. Und fragte man an der Quelle, so kannten sie ihn in der That und hatten vollkommen die Erinnerung an ein gewisses essigsaures Lächeln, das einem Manne

wieder ſehen ließen und auch wieder für uns Hoffnung
rde. Der Erblandesmarſchall hat in Paris dem Talley-
nd und in Wien dem Metternich viel zu ſchaffen ge-
cht. Der Pariſer Friede und der Wiener Congreß wären
e leicht ohne Erfolg geweſen, wenn man nicht die dro-
de Stellung des Grafen Leibrock gefürchtet und ihn in
verhandelten Intereſſen als Theilhaber mit hineingezogen
te. Es iſt aber auch einzig, mit welcher Schlauheit dieſer
atsmann verfährt. Kommt er an einen Ort, wo es
mmungen auszuforſchen gibt, ſo ſollten Sie ſehen, wie er
e Maßregeln nimmt. Hier kann ich es ſchon ſagen, weil
nur mit dem Freiherrn von Hundt zu thun haben
, im Vertrauen geſagt, uns mit ihm vertragen müſſen.
Grafen erſtes Unternehmen an jedem fremden Orte,
es etwas durchzuführen gibt, iſt, ſich erſt um alle ein-
reiche Perſonen des Landes und der Stadt zu bekümmern.
Secretär und ich ſelbſt, wir müſſen eine Liſte aufſetzen
allen Adeligen und hohen Beamten der Reſidenz und
en dabei weder die Titel, noch die Orden überſehen.
nders wichtig iſt die Rubrik über die Wappen, die Livréen
die Stammbäume der Adeligen. Dieſe Liſte übermalen
an der Stelle, wo von den Livréen und Wappen die
e iſt, mit bunten Farben, ſo daß der Graf ſchnell eine
erſicht der in der Stadt beliebten Heiducken-, Jäger- und
fer-Uniformen bekommt: denn das ſoll mir Einer ſagen,
in bevollmächtigter Geſandter ohne dergleichen Vorarbei-
auskommt! Ohne ſolche Liſten würden hundert Verſtöße
acht werden und der Graf, der, wenn man ihm etwas
Danke macht, gar gnädig iſt, erklärte mir's auch deutlich
g. Denn, ſagte er, was ſind die Menſchen überraſcht,

angehörte, der sich bei ihnen erst mit lächelnder Schmeichelrede eingeführt hatte, bis sich ein spitzer Stachel enthüllte, der sich selbst gegen die Meister richtete. Seine sieben bis acht grauen Haare im Schnurrbart geriethen in's Wackeln, wenn er über seine so weit getriebene Pfiffigkeit selbst lachte. Sein Glück sollte die Daguerreotypie werden, die damals etwas Neues war. In der That riß er sich aus dem Elend, worin ich ihn antraf, zu einer Existenz von fünf Treppen in die Luft hinauf empor und erzeugte beinahe zuerst in Hamburg jene Lichtbilder, bei denen man sich nach allen Seiten umdrehen mußte, um die richtige Beleuchtung zu haben. Seine Versuche vervollkommneten sich immer mehr, ja er wurde zuletzt (die essigsaure Miene wich einer ständig angeheiterten) in der Photographie ein berühmter Meister und lieferte Arbeiten, die selbst eine erste Kunsthandlung Leipzigs, O. T. Weigel, nicht verschmähte, in einer Sammlung herauszugeben. Damals aber, als mich dieser Freund zu trösten kam, stak er tief im Elend. Sein Trost hatte jenen Beisatz La Rochefoucauld's: „Es liegt im Unglück unsrer Freunde etwas, das uns nicht unangenehm ist." Eine seltsame Fügung des Schicksals hat es gewollt, daß der erstgekommene Tröster zehn bis zwölf Jahre später in Dresden wieder von seiner mühsam erkletterten Photographenhöhe herabgestürzt war und mich dann ebenfalls als einzigen Tröster an seinem einsamen, von aller Welt verlassenen — Sterbelager hatte! Von seinem bedenklichen Krankheitszustande wußte ich, aber plötzlich schickte man zu mir. Er lag im Sterben. Auf meine Anrede folgte noch ein Aufröcheln wie der Versuch einer Antwort. Mancher Leser erinnert sich vielleicht jenes weiland vielbesprochenen „Psychologen", des jetzt zum reisenden Jahrmarktshierophanten verkommenen Doktors Bossard. Dieser war Biow's Schwager und kam auf's Schleunigste, um seiner Frau, der Schwester Biow's, „die große Erbschaft" zu retten. Wir beide allein begleiteten seine Leiche. Als wir auf einem neuangelegten Kirchhofe die drei üblichen Handvoll Erde in die Grube geworfen hatten, rief Bossard in die kalte Luft hinaus: „Das ist nun der Mann, den Fürsten ihren Freund genannt haben!" Er meinte die fehlenden Trauerkutschen, die nicht anwesende königliche Equipage und den Befund einer Erbschaft, die kaum die Kosten der Beerdigung gedeckt haben mag.

In ſolchen Lagen, wie die, worin ich mich befand, giebt es keinen Troſt. Die Thatſache kann uns Niemand hinwegreden. Es iſt das Beſte, die Urſache unſres Schmerzes wird ausgekoſtet. Aus dieſer heraus kann dann allmälig Balſam fließen, der auf unſere Wunden wohlthuend wirkt. Mein beſtes Heilmittel war von je Macbeth's Wort: „Die Stunde rinnt auch durch den rauhſten Tag". Troſt, Erhebung liegt in der einfachen Verſetzung der Phantaſie von heute auf die Zuſtände von morgen, von den morgenden Dingen auf die über acht Tage. Wie iſt die Welt mit ſich ſelbſt beſchäftigt! Das rennt und läuft und die Wagen raſſeln und mit den wechſelnden Tagen erblaßt die grelle Farbe des Geſchehenen immer mehr! Praktiſch hatte ich den guten Gedanken, den Inhalt meines Stückes, die einfache Fabel, auf's Papier zu ſetzen und die geleſenſte Hamburger Zeitung zu erſuchen, dies Referat des Ideenganges ohne Lob oder Tadel abzudrucken. Das geſchah; der Inhalt ſchien Unparteiiſchen nicht unverſtändig; der Artikel ging in andre Zeitungen über. Inzwiſchen kam auch manche Botſchaft, die nur von Intrigue ſprach, von muthwilliger Abſicht u. ſ. w. Bei alledem verließ ich die Wohnung vor einigen Tagen nicht. Im Blick jedes Menſchen hatte ich eine Mahnung an das Erlebte erkennen müſſen. Ich war auf dem Wege zu erkranken.

Als ſich am zweiten Tage nach dem Vorfall die Dämmerung zum Abend neigte, die brennenden Laternen kaum aus dem braunen Hamburger „Fog" zu erkennen waren und das Theater längſt wieder fröhlich und wohlgemuth an ſeine alten Zugmittel gegangen war (wie im Theaterleben Ein Tag den andern, auch den glücklichſten Tag, verſchlingt, das hat für mich immer etwas Grauenhaftes gehabt), klingelte es und zufällig öffnete ich ſelbſt. Ein Diener in eleganter Livree, den betreßten Hut ziehend, brachte ein zierlich gefaltetes Billet und bat um ſofortige Antwort. Eine Dame der hohern Geſellſchaft Hamburgs, eine nahe Verwandte meiner Lady Macclesfield, bat mich, ſie zu beſuchen. Nicht unmöglich, daß ich in einer Stimmung war, die den Beſcheid gab, ich würde die Antwort ſchicken.

Die Schreiberin war eine Adlige, die Tochter des ruſſiſchen Geſandten, die Gattin des ruſſiſchen Generalconſuls. Ich hatte die anmuthige Erſcheinung ſchon öfter geſehen, wenn ſie ausritt. Zuweilen

war sie nur von meinem alten Stallmeister Weber begleitet, mit dem ich selbst zuweilen in Hamburgs Umgebungen, in Wald und Sumpf, an malerische Vorwerke und einladende Schenken Ausflüge zu Pferde machte. In der Regel aber hatte die stets anmuthig lächelnde schöne Frau noch einen Angehörigen des Diplomatenkreises um sich. Jeder, der zur höhern Gesellschaft zu gehören schien, grüßte sie. Ihr Vater war ein Wohlthäter der Armen. Sie selbst, so sagte man, ohne jeden Stolz, die Herablassung und Güte selbst. In der Regel hing ein langwallender Rock von blauem Tuch bis zu den Hufen des Rosses, der einfache, modischgeschweifte Hut saß im Nacken, ein blauer Schleier wehte oder fiel lang auf die Schultern herab, die mit Türkisen ausgelegte Reitgerte ruhte quer über dem Sattel. Zum kräftigen Ausholen wurde sie wenig gebraucht.

Wenn ich sage, der Blick dieser Frau, so oft ich sie so reiten und in die Welt hinauslächeln gesehen, war mir wie ein ewiger Mai erschienen, so ist damit für ihren Charakter nichts festgestellt. Es giebt immer Lächelnde, die daheim sehr unmuthig die Stirn runzeln können. Ihr Reiten ließ sogar auf capriciöse Gefallsucht, Leidenschaft schließen. Ich wußte, daß sie unter ihrem Vornamen „Therese" ein Buch mit Reiseberichten und Aphorismen herausgegeben hatte, „Briefe aus dem Süden". Es waren Eingebungen des kindlichen Herzens. Die Tochter hatte diese Eindrücke ihrem Vater mitgetheilt, dieser zeigte sie einem Freunde, dem bekannten braunschweigischen Appellationspräsidenten von Strombeck, der sie für druckenswerth erklärte. Die Schule des Stils, worin diese Mittheilungen geschrieben waren, lag in Paris oder Petersburg. Dadurch war hier und da etwas Rhetorisches in die Diktion gekommen, doch zugleich manche Feinheit, die der vulgären deutschen Schreibweise nicht eigen zu sein pflegt. Ich hatte in meinem „Telegraphen" das Buch mit Wärme gelobt.

In jenem Billet schrieb sie mir, daß sie der Unglücksvorstellung beigewohnt und sich über die Machinationen der siegreichen Partei geärgert hätte. Der vernünftige Theil des Publikums hätte den Gang und die Moral des Stücks in meinem Sinne auf sich wirken lassen. Inzwischen hätte sie sich in die Vorstellung meiner Verstimmung versetzt und forderte mich auf, mich in ihrem

Hause aufzuheitern. Ihr Gatte sei derselben Meinung. Am besten, wenn ich sogleich am nächsten Tage zu Tisch käme.

Ich folgte der Einladung und erlebte, daß mein Hamburger Schicksal der „Schule des Reichen" der Anlaß zu einer durchgreifenden Neugestaltung meiner Lebensbeziehungen werden sollte. Ich lernte die höhere Gesellschaft kennen, Diplomaten, die in späteren Jahren an die ersten Gesandtschaftsstellen Europa's kamen, Senatoren, Bürgermeister, durchreisende Staatsmänner, berühmte Gelehrte. Der Vater meiner neuen Gönnerin und Freundin war ein anerkannter Mineralog. Oft saß ich in seinem Häuschen an der Kaffamacherreihe und debattirte an seiner Tafel über Krieg und Frieden, Wissenschaft und Kunst, Preßfreiheit und Censur, Rußland und Deutschland. An eine ihm zu Gefallen zu modificirende Aeußerung meiner Ansichten dachte der gütige alte Herr nicht.

Daß sich der Dank, den ich für eine so zarte Aufmerksamkeit und Vertiefung in eines Andern Leben und Stimmung auszusprechen und zu bethätigen hatte, nicht mit dem kalten Ton des Verstandes aussprechen konnte, daß sich dieser vielmehr von Tage zu Tage mehr in der Region des Herzens bewegte, wird Jeder begreifen, dessen Gefühlsweise nicht ganz durch unsre sozialen Vorurtheile unterjocht ist. Was auch die folgenden Seiten bringen werden, es denke sich der geneigte Leser darunter gleichsam nur den Notensatz der obern Stimme. Die untere, der Grundton, fehlt.

# IV.

Im Frühjahr 1842 reiſte ich nach Paris. Die Ergebniſſe eines Aufenthaltes von ſechs Wochen in der Seineſtadt finden ſich in meinen Geſammelten Werken (Ausgabe Coſtenoble Band 7). Aber nicht als „Interviewer" bin ich gereiſt, wie man neuerdings darſtellte, nicht wie ein zudringlicher Correſpondent des New York Herald, ſondern durch Briefe aus jener Geſellſchaft Hamburgs empfohlen. Denn im Hauſe des ruſſiſchen Geſandten von Struve und in dem ſeines Schwiegerſohns hatte ich Beziehungen genug angeknüpft, um mich in Paris ſogar bis in die Miniſterſphäre empfehlen zu laſſen. Dann hatte ich auch meinen alten Schüler St. Marc Girardin. Dieſer wurde damals täglich genannt. Auch von ihm konnte ich Förderung hoffen. Mit F. A. Brockhaus hatte ich einen Vertrag über zwei Bände „Briefe aus Paris" abgeſchloſſen und gewiſſermaßen dadurch mit Julius Campe, mit dem ich der Heine'ſchen Schmähſchrift über Börne und der Verſpätung des Erſcheinens meiner eignen Biographie Börne's wegen in Conflict gerathen war, ſo gut wie gebrochen.

Die Franzoſen waren damals gegen uns vollſtändig harmlos. Becker's Rheinlied: „Sie ſollen ihn nicht haben —" war mit keiner Kriegsrüſtung verbunden geweſen; Louis Philippe hatte dem politiſchen Ehrgeiz ſeines Miniſters Thiers nicht nachgegeben, ihn entlaſſen und Paris war ohne jede nationale Aufſtachelung. Alles war nur mit Fragen beſchäftigt, die ſich im Frieden abmachen ließen und Jeden anregten. Meine Unterredungen mit Thiers und Guizot ſind am genannten Ort wiedererzählt. Thiers war geſtürzt. Er hatte ſich in ſeiner auswärtigen Politik übernommen. Noch höre ich ſeinen mehrmals

wiederholten Ausruf: „Preußen ist ehrgeizig, sehr, sehr, sehr ehrgeizig!“ Kurz zuvor hatte er die in Oesterreich gelegenen napoleonischen Schlachtfelder besucht. Metternich hatte ihm auf jede erdenkliche Weise geschmeichelt. Kein Wunder, daß er seiner Schilderung Preußens die Worte folgen ließ: „Ah, dieser Ehrgeiz ist eine Gefahr für Europa! Aber wir,“ fuhr er fort, „wir werden das Gleichgewicht Europas nicht stören. Greift man uns aber an“ — jetzt muß man sich seine Fistelstimme, die Erhöhung seiner kleinen Figur, das Feuer seiner Augen hinter der Brille hinzudenken und den zustimmenden Zuhörerkreis an seiner Mittagstafel — „dann bouleverserons le monde!“ Soviel als: Dann lassen wir alle Hunde los! Revolution und was nicht sonst! Von Bayern, Würtemberg, Baden schien der Verblendete als selbstverständlich anzunehmen, daß sie wieder Frankreichs Avantgarde bilden würden. Guizot hatte deßhalb treffend geurtheilt, als er mir sagte: „Es ist das Unglück meines ehemaligen Collegen, immer in Reminiscenzen zu leben! Er denkt sich, wie würde in dieser Lage Richelieu, Mazarin, Napoleon gehandelt haben, und handelt dann nach Voraussetzungen, die gar nicht mehr existiren. Folglich müssen ihn die Ereignisse immer überraschen!“ Guizot hatte Trauer. Er lud mich im Kreise seiner Familie zu einem gemüthlichen Frühstück ein.

Begegnungen mit Georg Sand, Alfred de Vigny, Michel Chevalier, Emil de Girardin, Cormenin, Jules Janin, mit dem Minister Villemain, mit dem Gesandten und Gelehrten Barante, alles das waren Eindrücke, die mein Urtheil, meine Phantasie in Anspruch nahmen. Ich habe die Eindrücke an genannter Stelle erzählt.

Einen Mißton bildete in der glücklichsten Stimmung, in der ich mich befand, die Beziehung zu Heinrich Heine. Ich hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich für seine Weise keine Empfindung habe. Seine Lieder imponirten dem Studenten nicht, dem Philologen waren sie zu „loddrig“ geformt; später, als sich die Componisten des Namens bemächtigten, sah ich wol, wie und in welchem Tone man in Deutschland das „Buch der Lieder“ zu lesen angefangen hatte. Aber mir fehlten persönliche Reminiscenzen, um

das fürchterliche Geschrei der Sänger, wenn sie auf die Stelle kommen: „Mich hat das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Thränen" als Symptome einer schaudervollen Begebenheit auch für mich zu verstehen. Karthago's Untergang und noch einige andre interessante Begebenheiten der Geschichte und der Philosophie erschienen mir wichtiger als diese anbrechende neue Salonmusik mit ihrem elegischen Jammer. Ohnehin wußte ich, wie doch im Grunde alle Welt, daß die eine dieser Heine'schen „Unglückseligkeiten" die andere ablöste und dabei an eine tiefe und nachhaltige Absicht gar nicht gedacht wurde. Jedes umgeschlagene Blatt im „Buch der Lieder" brachte frivolen Trost. Wenn ich, meist von Ungebildeten, diese oder jene der ernstern Balladen mit vollen Backen declamiren hörte, so las ich sie hernach für mich allein einfach und natürlich und fand, daß die dichterische Zuthat zum gegebenen Stoff gering war. Von den parodistischen politischen Gedichten hat schon Johannes Scherr bemerkt, daß in jeder Woche das erste Gedicht des Kladderadatsch Treffenderes bringt, als der „Romanzero" oder das klägliche Buch „Deutschland". Bei alledem hatte ich mich zum Nestling meines frühern Verlegers so verhalten, daß sogar ab und zu Briefe zwischen uns gewechselt werden konnten und ich Heine gut und gern hätte besuchen können. Aber 1837 war Ludwig Börne gestorben. Ich hatte Materialien zu einer Schilderung seines Lebens gesammelt, seine Biographie, das Manuscript schon Campe übergeben. Da schickte Heine das Manuscript seines Buches: „Heine über Börne", eine Schmähschrift, wimmelnd von Persönlichkeiten, Anspielungen auf Menschen, die Niemanden interessirten, Anspielungen, die nur Diesen oder Jenen, der ihn vielleicht nicht gegrüßt oder von ihm nicht mit der gehörigen Bewunderung gesprochen hatte, lächerlich machten, ihn mit einer leeren Eau-de-Cologne-Flasche oder mit einem Nachttopf oder sonst Aehnlichem verglichen. Jeder Deutsche, der nach Paris kam, ohne bei Heine eine Visitenkarte abgegeben zu haben, war ihm sofort ein Stoff, zu fragen, ob der Mensch schiele, hinke, stottere, schlecht französisch spreche u. s. w. Darauf stützte sich sein Witz. Wie albern war z. B. die ewige Wiederholung „der Häßlichkeit" des braven Maßmann, der sich seit Jahren nicht mehr in den

Vordergrund gedrängt, nirgends und durch nichts die Satyre heraus gefordert hatte! Meine an Campe gerichtete Bitte ging dahin, mein Denkmal der Erinnerung an einen bedeutenden und in trüber hoffnungsloser Zeit als Freiheitskämpfer bewährten Mann, ein Buch, das nun schon Monate lang in seinem Pulte lag, früher erscheinen zu lassen, als die Beschimpfung. Sie wurde nicht gewährt. Versprach doch die Leyrer einen glänzenderen Gewinn. So schickte ich denn dem Manuscript meiner Biographie eine Vorrede voraus, die ich, als Probe des kommenden Buches, vorher im „Telegraphen" abdrucken ließ. Daran konnte mich Campe nicht hindern. Ich sprach meine Entrüstung über die Verunglimpfung des Todten aus. Später entschuldigte Campe sein Verfahren dadurch, daß plötzlich eine neue Ausgabe der Börne'schen Schriften bei Brodhag in Stuttgart erschienen sei, eine Umgehung der Amtlichkeit, die er selbst, der frühere Verleger, auf die neue, inzwischen nothwendig gewordene Ausgabe zu besitzen glaubte. Die in Paris wohnenden Freunde und Erben Börne's hatten allerdings diese Aenderung beliebt. Aber in der durchaus irrthümlichen Voraussetzung, daß meine Hand dabei im Spiele gewesen sei, ließ Campe einen jener Fälle eintreten, die den preßkundigen Juristen Tambach in Berlin zu seinen „Erläuterungen zum Urheberrecht" des Nähern beschäftigen könnten. Der Verleger erklärte: „Ich bezahle das Manuscript, drucke es aber nicht! Wer will mich dazu zwingen?"

Inzwischen war meine Schrift nach Jahr und Tag denn doch erschienen und nichts hätte im Wege gestanden, einer Regung zur Versöhnung entgegenzukommen, die Heine bewogen hatte, mir einen Boten zu senden mit der Erklärung, er wollte mir zu Ehren ein Mahl geben, zu welchem er „die ganze hervorragende französische Literatur" einladen würde; ich sollte ihn natürlich zuerst besuchen. Der Ueberbringer dieser Nachricht lebt noch und kann sie bestätigen. Ich wußte, daß es sich nur um ein Capitel in meinem Buche handelte, „Besuch bei Heine". Ich war bei Ministern und den hervorragendsten Namen gewesen; die „deutsche Colonie", die deutschen Flüchtlinge waren mir befreundet; schöne Stunden wurden in gemüthlichen Kreisen gefeiert; Heine wollte nicht davon ausgeschlossen sein. Gern hatte ich einem solchen Entgegenkommen

gegenüber nachgegeben. Aber die Rücksicht auf die in Paris wohnenden Freunde Börne's, welche Heine in solchem Grade beschimpft hatte, daß sogar ein Duell deßhalb nothwendig hatte erscheinen können, der Schmerz, den ich vorzugsweise der treuen Freundin und Pflegerin Börne's, der gegen mich höchst gütig gewesenen Frau Strauß, würde angethan haben, mußten mich, ich konnte nicht anders, bestimmen, der Aufforderung keine Folge zu geben. Da wurde denn mein im Herbst erschienener Bericht sowol in Paris, wie von Paris aus, in jeder Weise zur Mißachtung empfohlen. Das Uebrige thaten die deutschen Söldlinge der französischen Civilliste, zu denen ebenfalls Heine gehörte. Ich hatte am Schluß des Berichts über die empfangenen Eindrücke den baldigen Untergang der Herrschaft Louis Philippe's vorausgesagt. Leider hatte letztlich noch die neuaufgekommene Schule der Hallischen Jahrbücher einen absoluten Zerstörungstrieb für alles, was ihr unmittelbar vorangegangen war. Ich finde in meinen Gesammelten Werken (Band X. der Costenoble'schen Ausgabe) die wärmsten Vertheidigungen Ruges gegen Leo und die Evangelische Kirchenzeitung. Der Dank war Ignorirung oder Herabsetzung.

Düstere Bilder schlossen sich dem heitern, lehrreichen Aufenthalte in Paris an. Die furchtbare Katastrophe auf der Eisenbahn von Versailles nach Paris, das Gluthenmeer, worin halb Hamburg unterging, der schreckliche Tod des Herzogs von Orleans, Letzteres ein Schicksal, das an des Theseus Sohn, an Hippolyts trauriges Ende erinnerte! Der ersten Gefahr, mit unter die Opfer des Eisenbahnbrandes zu gerathen, war ich selbst nur durch einen Vorsprung von wenigen Tagen entgangen. Das dritte Ereigniß bedingte eine Aenderung mancher Schlußfolgerungen in meinem zunächst in Genf, wohin ich mich auf der Rückreise begeben, geordneten Buche. Der hamburger Brand endlich mußte mir die Rückkehr in die alten Verhältnisse unmöglich machen. Ich konnte jetzt nur an ein Wohnen wieder in Frankfurt denken. Die Contouren der frankfurter Existenz waren seit Jahren gezogen. Sie hatten sich nach mancher Seite hin erfreulich erweitert.

Von der Rückreise von Genf über Zürich hatte ich manchen anregenden Eindruck heimgebracht, vor allen Herwegh's persönliche

Bekanntschaft. Julius Fröbel sah ich, den alten Follen und in einem gemüthlichen Abend am See auch die damals schon gefeierten Gelehrten Hitzig, der später nach Heidelberg ging, Henle, der in Göttingen wirkt. Alle rühmten den Eifer, womit damals Frau Birch-Pfeiffer durch ihre Führung des züricher Theaters für die Unterhaltung einer Stadt sorgte, deren Bewohner zur Hälfte aus theaterhassenden Fremdlern bestand. Frau Charlotte verfehlte sich mit mir. Sie war gastfrei wie immer und warf beim Herumführen durch ihre Zimmerräume elegische Blicke auf unsre münchner und schwalbacher Vergangenheit.

Zu den Beförderern einer behaglichen Wiedereinrechnung in Frankfurt gehörte die schon damals an Jahren vorgeschrittene Frau Maria Belli-Gontard. Ein Fallissement ihres Gatten brachte die reiche, einer der ersten Familien Frankfurts angehörende Dame plötzlich aus der gewohnten Bahn ihres Wirkens, das im Anschluß an die nächsten Lebensinteressen hervorragender Dichter, Denker, Künstler und jedes irgendwie ausgezeichneten Menschen bestand, unliebsam heraus. 1842 war sie noch auf der Höhe und ich hatte in gewissem Betracht einen Ersatz für meine jetzt nur durch Briefwechsel mir eine „andre Welt" repräsentirende Freundin in Hamburg. Maria Belli-Gontard's Art war nicht, daß sie nur die eifrigste Leserin der Chemischen Briefe Liebig's gewesen wäre, nur eine sich in die Offenbarungen des Genius vertiefende Lektüre Plato's. Sie faßte Plato und Liebig menschlich auf, forschte ebenso nach den Neigungen des natürlichen Seins dieser Heroen, wie sie deren Denkoperationen zu folgen suchte; sie würde Schiller und Goethe die glücklichsten Tage bereitet haben, wenn diese in ihrer Nähe und zu ihrer Zeit gelebt hätten. Ein bequemes Haus, ein schattenreicher großer Garten, beide unmittelbar neben der Rothschild'schen Villa, Ausfahrten in eigner Equipage, ja sogar kleine mit ihr gemachte Reisen in den Odenwald und auf die zauberisch gelegene wertheimer Burg wurden von dieser sich immer gleichbleibenden, nie das Maaß überschreitenden und zu allem Ungewöhnlichen stillstimmig aufgelegten Frau einem größern Kreise von Freunden so zu sagen zum Geschenk gemacht. Nie war ihre Gunst ungleich vertheilt, so daß etwa Mißmuth oder Eifersucht in ihrem Kreise hätte entstehen können. Eine

wenn man von ihnen Dinge weiß, die ſelbſt, wenn ſie auf Aeußerlichkeiten beruhen, doch eine gewiſſenhafte Nachforſchung und Bekanntſchaft mit ihren Intereſſen vorausſetzen! Was kennt denn mancher Adelige mehr, als ſeinen Stammbaum, und mancher Banquier Größeres, als einen Rieſen von Portier und deſſen goldene Borduren? Die Wappenbilder benutzt der Graf oft zu ſehr ſinnreichen Zuſammenſtellungen, die ihm den Ruf eines der witzigſten Staatsmänner zugezogen haben. All die Katzen, Hunde, Hirſche, Ochſen- und Häringsköpfe, welche die deutſchen Adeligen in ihren Wappen führen, weiß er ſehr luſtig nebeneinander zu ſtellen, wobei ich immer meinen Spaß habe: denn meiſt weiß ich, was der Graf an einem Abend alles für Witze vortragen wird und muß ſchon immer früher lachen, als bis er ſo weit iſt, ſie ſpringen zu laſſen. Er hat mir's freilich verboten, weil es zu auffallend iſt und die Wirkung ſtört."

Indem klingelte es und der Kammerdiener, der in der That eine Politur hatte, die Schlachtenmaler bewundern mußte, ging ſchnell zu ſeiner Herrſchaft hinein. Als er wieder kam, ſagte er geheimnißvoll zu dem Bad-Inſpector: „Es iſt was im Werke. Der Graf will dem Freiherrn von Hundt zeigen, wie wichtig ihm dieſe Verhandlungen wären und ſchickt noch dieſe Nacht einen Courier ab." Damit ging der Kammerdiener hinunter, um dem Reitknecht anzumelden, daß er ſich bereit halte. Als er zurück kam, fragte ihn Schlachtenmaler, was es denn ſo Wichtiges zu berichten geben würde? „O, wahrſcheinlich nichts," antwortete der Kammerdiener; „es iſt auch gleich damit verbunden, daß Graf Hans, der Sohn meiner Herrſchaft, zum ordentlichen Staatsmann erzogen wird. Der Vater ſchickt ihm öfters des Nachts Couriere,

immer gleiche Güte und Zuvorkommenheit ehrte nicht die Huldigung, die man ihr brachte, sondern nur das Verdienst. Die Schwierigkeit der gelungen Arbeit, in welchem Fache es immer war, erkennend, suchte sie dieselbe zu belohnen, zu zerstreuen, zu erheitern.

Ein treuer, wohlmeinender Freund, Georg Schirges, führte inzwischen in Hamburg die Redaction meiner Zeitschrift weiter. Einstweilen noch in meinem Namen. In Wahrheit lohnte sich eine vereinzelte, wenn auch keineswegs isolirte Stellung nicht mehr. In den „Hallischen Jahrbüchern" war eine neue Schule aufgetreten. Die alte, die jungdeutsche, hatte entweder nie bestanden oder sie existirte nicht mehr. Treuloseres und einander Abgeneigteres, als was Theodor Mundt und sein Anhang gegen Gleichgesinnte zu Tage brachte, läßt sich nicht vorstellen. Auch Heinrich Laube gerieth durch die Muskauer Internirung und die Varnhagen-Pückler'schen Einflüsse auf Standpunkte der Cavalierperspective. Mein Lustspiel: „Zopf und Schwert" wurde in des alten Freundes Wiederaufnahme der Zeitung für die elegante Welt unbarmherzig schlecht gemacht. Es geschah von einem Manne, der sich mit der natürlichen Tochter eines preußischen Prinzen vermählt hatte und sich in Folge dessen über Hofsitte und Hofton für besonders competent hielt. Laube steifte sich auf Realpolitik und gerieth immer mehr in die Stimmung, die sich 1848, wie ich vermuthe, von einem uns beiden gemeinschaftlichen Freunde, dem geistvollen mephistopheliſchen Advokaten Detmold aus Hannover, so imponiren ließ, daß er im Parlament mit den Ultramontanen und Oesterreichern der Rechten stimmte. Wäre Detmold, der an sich durch seinen Witz, seine Belesenheit, seine Gefälligkeit, Freundschaft für mich, eine mir liebe Erinnerung ist, katholisch gewesen, ich würde ihn in Manchem das Prototyp von Windhorst-Meppen nennen. Karl Jürgens, wol der weltlichste Pfarrer, der mir je nächst Robert Haas vorgekommen, würde einen Uebergang dieser Aehnlichkeit bilden. Grimmigster Welfenhaß gegen Preußen, abgöttische Vorliebe für die engere Heimath, juristisch advokatorische Fechterkunst, sprudelnde Conversationslust wäre das verwandtschaftliche Band. Doch war Detmold kein öffentlicher Redner.

Für Arnold Ruge hatte ich gegen Heinrich Leo geschrieben. Als die evangelische Kirchenzeitung nicht aufhörte, gegen die Hege-

lingen zu eifern und die Berufung Schelling's gleichsam die von obenher vom neuen preußischen Herrscher gewünschte Entscheidung der entbrannten Streitigkeiten sein sollte, hatte ich gesagt: „Jetzt hat Ruge Halle verlassen, ein Glück für die Wissenschaft, ein Glück für die Stellung derselben zum Staat. Die Verdächtigung schien nur deßhalb so überhand zu nehmen, weil sich die gegenseitige Erbitterung persönlich auf den Schrittsteinen Halle's begegnete. Aber Ruge's Wirken ist mehr als eine Universitätsfehde. Sein großartiges epochemachendes Streben verdient frei zu sein von Gefahren, die ein verengter Horizont nach sich zieht. In Dresden wird ihm ein freierer Blick werden. Er wird über die Vorurtheile milder und nachgiebiger urtheilen. Es ist nicht nöthig, daß Ruge sein freisinniges Wirken bis zu einem Conflict mit der Staatsgewalt treibt. Lassen sich auch wenige der Symptome einer hereinbrechenden Reaction, die Ruge prophezeit, in Abrede stellen, so ist doch ein Kampf für Principien ein anderer als für Thatsachen. Es wäre traurig, wenn sich hier ein edler Kämpfer für die Sache des Fortschritts so in seinem Streben verwickelte, daß sein Institut unschädlich gemacht würde, ehe es noch recht populär geworden. Denn das möge Ruge nicht vergessen, daß seine Sache nicht in ansprechendster Form auftritt. Er spricht von Philosophie, wo das minder unterrichtete Publikum das Schlagwort Politik erwartet. Er setzt Vorstellungen von einer Totalität voraus, wo die Masse nur an Einzelheiten haften kann. Sein Hegel'scher Standpunkt ist ein solcher Grund, auf welchem Tausende, wenn sie auch gleiche Anschauungen und Wünsche haben, doch nicht mit ihm fortbauen möchten. Alles das zu beherzigen, wird Ruge veranlaßt werden, seitdem er der akademischen Sphäre entrückt ist. Auch die übertriebene Selbstaufreizung gegen Preußen ist nicht anzurathen. Ein Rath im Ministerium ist noch nicht das Ministerium selbst, der Minister ist noch nicht der König, der König von heute nicht der König von morgen. Preußen ist Preußen. Der Augenblick eines offnen Kampfes scheint noch nicht reif, wenigstens nicht für die Feder Ruge's, um den es uns leid thun würde, wenn er wie ein schönes, aber unverstandenes Meteor vorübergehen sollte."

Man konnte die Befürchtung vor herannahender Unterdrückung

einer Thätigkeit, die sogar dahin verläumdet wurde, daß sie in Religionssachen „Vatermord und Sodomiterei" lehrte (Leo'sche Anklage), kaum milder aussprechen. Vor der Censur hatte ich die Rückhaltsgedanken zu verschleiern: Die Frage der Zeit ist die politische! Was sollen uns Eure religiös-philosophischen Debatten! Ließ sich dem Allem, möchte ich wiederholen, eine mildere Form geben? Aber dennoch rannte die Aesthetik dieser Schule wie wildes Borstenvieh alles nieder, was sie nicht in ihren Kategorieen unterbringen oder für den nächsten Kneipabend als „politisches Lied" verbrauchen konnte. R. E. Prutz war die Rücksichtslosigkeit selbst. Als dann erst gar die Schule der Sozialisten in die Jahrbücher hereinbrach, die Marx, Heß, Engels, Jung die Rheinische Zeitung begründeten, da fing jenes Parteitreiben an, das sich bis auf den heutigen Tag nur noch um das kümmert, was zur Partei gehört. Die große Phrase regierte. Auf dem ästhetischen Gebiete schien die politische Lyrik und bei gemäßigter Gesinnten die weimarer Musenhof-Chronik alles Andere verdrängt zu haben.

Der Matador des Jahres 1842 war in Deutschland Georg Herwegh. Die Anfänge dieses schönen Talentes, seine einfachen, natürlichen Weisen kannte ich schon seit Jahren und stand mit ihm in freundschaftlichem Verkehr. Der Reiz seiner Muse lag in der Unmittelbarkeit derselben, in ihrem fortreißenden Schwunge. Seine Lieder waren leichter beflügelt, als die Gedichte Karl Beck's, der einige Jahre zuvor auf längere Zeit nach Hamburg gekommen war und seltsamerweise von einer „geharnischten" oder „gepanzerten" Lyrik auf eine idyllisch zerflossene, fast weichliche überging. Beide hatten Aehnlichkeit in dem beständigen Grübeln und Versunkensein in ihre Aufgaben. Immer waren sie zerstreut, zählten Sylben oder suchten ein erhaschtes Bild nicht zu vergessen. Ich muß bekennen, daß ich um solchen Preis, in Gesellschaft immer stumm zu bleiben und an meine Reime zu denken, froh bin, lyrischen Anwandlungen nur selten nachgegeben zu haben. Der jugendlich anziehende Herwegh, mit Augen wie reife schwarze Kirschen, mit einem Teint wie ein Armenier, schwarzen Haares, einem Antinous bis auf die allzustarke Nase nicht unähnlich, war grade das vollkommene Gegentheil eines „Lebendigen", wie sich der junge Poet mit seltsamer

Ueberschätzung der Bedeutung Semilasso's, des damals längst „Verstorbenen" als Gegensatz genannt hatte. Man mußte ihm die Worte abkaufen. Ein Kreis von Frauen, hingerissen von dem schönen Gedichte: „Ich möchte hingehn wie das Abendroth", und nicht minder gefesselt vom Eindruck de Persönlichkeit des Dichters umstand ihn in Frankfurt in getäuschter Erwartung; immer hoffte man, seine buddhistische Versenkung in sich selbst möchte endlich einmal aufhören. Welchen Grund hatte Endymion grade für sein Schweigen damals in Frankfurt? Zedlitz, der Dichter der Todtenkränze, gewandter Bearbeiter spanischer Dramen, Lohnpublizist Metternich's, hatte in der Allgemeinen Zeitung ein scharfes Epigramm wider Herwegh ergehen lassen, und die Lösung des Räthsels einer Sprechpause, die eine volle Stunde dauerte, wo ich mit drei für Herwegh schwärmenden Damen eine gemeinschaftliche Fahrt von Frankfurt nach Rödelheim, um dort zu diniren, machte, war die, daß der bei alledem immerfort innerlich Arbeitende, als er befragt wurde, warum er denn so lange geschwiegen, in seinem schwäbischen Ton erwiderte: „Ich suchte einen Reim auf Zedlitz!"

Da ich in Hamburg nach dem Brande Mancherlei zu ordnen hatte, so begleitete ich Herwegh auf den Anfang seiner berühmten Triumphreise. Wir nahmen den Weg über Mainz und Cöln. In Mainz blieb noch alles stumm. Erst die neubegründete Rheinische Zeitung erbaute in Cöln die erste Triumphpforte für einen Alexanderzug, der mit einer Gensdarmerieeskorte endigen sollte. Die Zeit bedurfte eines Ausdrucks für ihre Stimmungen. „Auf Flügeln des Gesanges" trug sich der neue Schwarmgeist von Ort zu Ort. Die Liederkränze wurden die Logen, wo die wandernden Propheten, Weisen und Schalksnarren zuerst einsprachen. Auch mit Hülfe der deutschen Liederkränze wurde Herwegh's Triumphzug in Scene gesetzt. Als die Mode des Feierns der Personen vorüber war (weil nachgerade der großen Männer zuviel wurden), hatte sich nur noch Hoffmann von Fallersleben gemerkt, daß man, um in den kleinsten und größten Städten von sich reden zu machen, am besten thut, gleich am Thor nach der Adresse des alldortigen Liederkranzes zu forschen.

Einige Jahre später unternahm auch Berthold Auerbach einen

solchen Triumphzug. Der Herwegh'sche war Nordost gegangen, der Auerbach'sche nahm die östliche Linie mehr in gerader Richtung. Der Gefeierte hatte sich aus unerquicklichen Vergrübelungen und Nachempfindungen fremder Lebensmomente herausgerissen und in der Weil — wie schon früher Alexander Weill elsässische Dorfzustände geschildert hatte, Jeremias Gotthelf schweizerische, so nun auch schwäbische Genrebilder geschrieben. Sie waren ursprünglich in einer leipziger Zeitschrift erschienen und bildeten jetzt als Buch ein Ganzes. Von Mainz nach Frankfurt gekommen, behauptete der Glückliche, dem eine neue Welt der Erfindung in seinen Jugenderinnerungen aufgegangen war, am zahlreich besetzten Mittagstisch eines gemeinschaftlichen Freundes, ihm würde es nicht begegnet sein, daß er dem Könige von Preußen bei einer ihm etwa ebenfalls von Schönlein vermittelten Audienz jene Wahrheiten nicht gesagt hätte, die bekanntlich Herwegh erst von Königsberg aus gleichsam als Treppenwitz auf die Post gegeben. Herwegh's ungehaltene Posarede, die in der Leipziger Allgemeinen Zeitung erschienen war, ging auf die Verleihung einer Verfassung und die Aufhebung der Censur. Der neue Triumphreisende (alle Welt wollte beim Erscheinen der Schwäbischen Dorfgeschichten im Schwabenton vorzulesen verstehen) behauptete, Er an Herwegh's Stelle würde die Mahnung sofort angebracht haben. Ich vertheidigte Herwegh und behauptete, man könnte in einer solchen von Fürsten gewährten Audienz nicht zu Worte kommen, am wenigsten mit solchen Dingen. „Das wäre!" lautete die Antwort. Da gäbe es der Behinderungen, fuhr ich fort, so viele, theils in den Umgebungen, theils in der Natur des zur Audienz Empfangenden, theils in der des Besuchenden, daß ich meine Behauptung, auch Auerbach würde weder in Berlin noch Sanssouci Posaspieler werden können, aufrecht hielt, worüber sich dann ein dramatischer Scherz entspann. „Nun wohlan," sagte ich, „machen Sie Ihre eigne, von Schönlein beim König eingeführte Person, ich will den König machen. Spielen wir beide jetzt gleich die Scene —!" Aus frühern Begegnungen mit dem Verfasser der Dorfgeschichten wußte ich, daß seine Weise zwar da, wo ihm keine Rücksichten auferlegt sind, eine dominirende war, daß aber überall, wo sich ab und zu zu schweigen und zu hören geziemt, das von ihm Vernommene

sofort seine eigenen Gedanken kreuzt, worüber bekanntlich die Menschen nachdenklich werden und zuletzt verstummen. So empfing ich ihn also als König Friedrich Wilhelm IV. mit Lobeserhebungen und Anerkennungen, die ihn schon allein in Verwirrung brachten. Dann folgte auf den bloßen Versuch einer Erwiderung eine solche Anzahl heterogener, nach Mäcenatenlaune plötzlich abspringender und doch organisch in sich zusammenhängender Fragen, Fragen aber des Interesses für Kunst und Literatur, des Interesses für den Besucher, daß die Gedankenverbindung Posa's eher auf alles, als auf die Verfassung Preußens und die Deutschland noch fehlende Preßfreiheit kommen konnte, ja überhaupt gar nicht einmal zu einem zusammenhängenden Satze. Der Monarch hatte ihm volle zehn Minuten geschenkt, die Scene war die belebteste, alle Tischgenossen glaubten sich nach Sanssouci versetzt. Aber die Ansätze: „Nordstetten in Schwaben", „Hebel in Carlsruhe", „Spinoza sagt einmal" u. s. w., kamen zu keiner weiteren Ausführung. Das Wort des huldvollen Monarchen: „Habe mich gefreut" war gefallen und der diensthuende Kammerherr blies zum Rückzuge.

Für die Bühne zu arbeiten hemmte mich die bei jedem Stoff, der erwogen wurde, sich aufdrängende Censur. Sie schwang eine doppelte Geißel, die des Staates und die der Hoftheaterintendanzen. Für die Stadttheater zu schreiben, konnte nichts reizen. Eine „Gräfin Esther" hatte, in's Italienische, Emilia Galotti'sche übersetzt, die Geschichte jener Gräfin Dönhoff werden sollen, die sich überreden ließ, für Friedrich Wilhelm II. eine würdige, ihn aus seinem Verhältniß zur Lichtenau lösende, „veredelnde" Maitresse zu werden. „Um Gotteswillen, wer führt denn das auf?" riefen die Schauspieler, Jean Baptiste Baison an der Spitze, der, wie mir, so fast allen jüngern Dramatikern, die damals für die Bühne zu schreiben begannen, nützlichen Rath ertheilte.

Auch ich hätte in manchem Jahre Deutschland durchziehen und meiner Personen die Erfolge einiger meiner noch jetzt gegebenen Stücke zu gute kommen lassen können. „Zopf und Schwert", „Urbild des Tartüffe" waren „Sensationsdramen" geworden. Ich hätte mir nur die Relais an den Theatern und bei den befreundeten Darstellern zu bestellen brauchen. Es würde mir überall derselbe Jubel entgegen-

gekommen sein, den ich in Leipzig, Dresden, Breslau antraf, wohin ich auf andre Anlässe reiste. In Leipzig zogen mich Lortzing und Ballmann an die Lampen. In Dresden Emil Devrient und Dittmarsch. Immer war mir diese Auszeichnung peinlich. Ich verweile bei dem Gegenstande, um einen gewissen Vorgang zu berichtigen, den zu meinem Erstaunen Heinrich Laube für interessant genug befunden hat, [redacted] in seinem Buche: „Das Burgtheater", S. 96 zu erzählen, doch in einer Weise, die von Anfang bis zu Ende falsch ist.

Im Jahre 1856 wohnte ich in Wien der ersten Vorstellung meines Schauspiels „Ella Rose" bei. Fast nach jedem Acte und am Schluß wurde ich in so stürmischer Weise gerufen, daß man selbst aus den kaiserlichen Logen den Ruf nach meinem Erscheinen vernahm. Aber Heinrich Laube verbot, den Vorhang aufzuziehen. „Demonstrationen solcher Art schaden unsrer Stellung!" hieß es wörtlich aus seinem Munde. „Du giebst mir Dein Ehrenwort und gehst nicht hinaus!" rief mir der Director mit einer Leidenschaft zu, die alle Umstehenden betroffen machte. „Das sind Demonstrationen, wird es heißen! Dergleichen paßt hier nicht! Wir sind in Wien! Meine Stellung erlaubt's nicht!" Nach jedem Act gieng la Roche statt meiner hinaus und dankte. Das Publikum, das mir auf den Stiegen begegnete und mich nicht kannte, die Damen, waren, in wienerischer Weise, vor Zorn über „die Unverschämtheit, nicht zu kommen", geradezu außer sich. Natürlich mußte es das Stück entgelten. Bei Publikum und Kritik. Als Abends nach der zweiten Vorstellung bei Frau Rettich Friedrich Halm den eben aus dem Theater kommenden Director fragte: „Wie war's heute?" antwortete dieser mit sichtlicher Befriedigung: „flau". Ich stand in der Nähe und hörte den wohlwollenden Bericht, das absolute Gegentheil jener an obiger Stelle gemeldeten edlen Absichten.

Das Loos des deutschen Dramatikers läßt sich mit dem des französischen nicht vergleichen. Ueberall treten jenem Hindernisse, Chicanen, Gehässigkeiten in den Weg. Als ich schon bei meinem vierten Stücke war, hatte sich Küstner in München noch nicht über die Zulassungsfähigkeit von „Richard Savage" schlüssig machen können. Es ist traurig in Deutschland, daß der Dramatiker das

Opfer entweder von vornherein vorurtheilsvollen oder feigen oder, was am häufigsten der Fall ist, diplomatisirenden Theaterchefs ist. Letztere sind meist Emporkömmlinge, die ihre Stellung nie recht für gesichert halten. Ein ungnädiger Blick im Logengange oder gar eine abfällige Aeußerung einer alten Prinzessin bringt sie zur Verzweiflung. Ueber eine Vorlesung meines „Kopf und Schwert" in Sanssouci soll Friedrich Wilhelm IV. gelacht haben, aber für die Königliche Bühne durfte das durchweg patriotisch gefühlte Stück nicht existiren. Ich hatte es 1844 im Sommer auf einer Reise nach Italien geschrieben im Hôtel Reichmann zu Mailand. Ein Gartenzimmer und das völlige Fremdsein im Orte erlaubte das behaglichste „Combiniren". Der Erfolg war überall ungetheilt. Nur verschlossen sich die Hoftheater. Ein König, der in Hemdärmeln geht, war das möglich? Endlich brach doch Dresden den Bann. Und als es gar hieß, der jetzige Kaiser von Rußland, damals Großfürst, sei zugegen gewesen bei einer Vorstellung und hätte gelacht und applaudirt, da kamen denn allmälig auch München und Stuttgart, bis plötzlich auch hier wieder der König die Wiederholungen nicht sehen mochte — der „weißen Frau" wegen, die im Stück erwähnt wird, da dieser unheimliche Spuk auch im Hause der guten Wirthe am Berge umgeht. Ihr habt leicht spotten, ihr wiener Feuilletonisten mit Eurer Frivolität und Blasirtheit z. B. über ein Stück wie „Ein weißes Blatt"! Ueber seine einfachen Motive! Ihr seid die in schweren Kleiderstoffen hereinrauschenden Courtisanen gewohnt, den pariser Marquis, die frivole Ehe dos à dos — ich sehe die tausend Ofenheims, die Euer Publikum bilden, sehe sie die Lorgnette einkneifen und sich äußern: „Wie überlebt! Wie gewöhnlich!" Aber, wenn man nicht zur Misère der Bankerutte griff, was blieb denn damals übrig, als zurückzugreifen in die einfachste Gemüthswelt! Auf einem Terrain, wo man wenig Treue, Dankbarkeit, Aufopferung kannte, mußte man sich mit Gewalt behaupten und gerieth in Folge dessen gezwungenerweise auf das absolut Harmlose. Dennoch wurde jeder Neuling von den Bühnenlenkern mit offnen Armen empfangen. Was wurde da nicht bei Zeite geworfen! Um Seifenblasen, die wie bald zerplatzten! Die bewährten Stücke ließ man absterben. Auch weil die Darsteller zu feist für Idealgestalten wurden.

Aus „Pietät" für ein paar alte invalide Schauspieler, denen man nicht den „Todesstoß" geben wollte, wenn man ihnen die Rollen zu Stücken abholte, in denen sie seit zehn Jahren — nicht mehr gespielt hatten, ließ man lieber die Stücke selbst vermodern.

„Ein weißes Blatt" ist erst durch eine spätere Umarbeitung zu kräftigerm Rückgrat gelangt. Gewiß haben Diejenigen Recht, die hier und öfters bei mir tadelnd von einer schwanken Führung der Handlung gesprochen. Aber der Irrthum, den diese Kritiker (und in welch böswilliger Weise ist es später geschehen!) in der Unklarheit meiner Herzenszustände finden, war in einer ästhetischen Ansicht zu suchen. Von je hat sich mein kritisches Gewissen gegen die scharfgezeichnete Fabel, z. B. die absolute Continuität in den Fakten einer Erzählung gesträubt. Das Leben giebt uns selbst in den Begebnissen, die in den Schwurgerichtsverhandlungen zur Sprache kommen, nur Zufall auf Zufall. Man glaubt etwas zu wollen und zu verfolgen und die Umstände irritiren unsern Willen und unsere Handlungsweise. Das Komische und das Ungeheure, beides stellt sich nach dieser Anschauung meist als zufällig, unvorbereitet, harmlos heraus. Balzac hat sich nach dieser Anschauung des Lebens gebildet. Aber ich gestehe es, die Geringschätzung des vom nüchternen Verstande wie eine Anklageakte entworfenen Gerippes hätte mich mit der Zeit abwärts führen können, wenn ich nicht glücklicherweise eine Arbeit, die aus dieser fast prinzipiellen Lässigkeit der Handlungsdurchführung entstand: „Die beiden Auswanderer", in aller Ruhe und in einer weder durch Beifall noch durch Zeichen des Mißfallens unterbrochenen Vorstellung selbst mitangesehen hätte.

Es war ein kalter Wintertag, als ich mich anschickte, zweien Einladungen zur Ansicht der ersten Vorstellung des genommenen, in meiner Tramensammlung nicht erschienenen Stückes zu folgen. Die eine lautete nach Carlsruhe und kam von Ludwig Deffoir, die andere nach Wiesbaden, wo mir der jetzige meininger Director Grabowski ein besonderes Wohlwollen zeigte. Beide waren Regisseure. Ich sah die Vorstellung in Wiesbaden und war davon, obschon sie gut scenirt war, so wenig erbaut, fand sie so wenig auf die Empfänglichkeit eines Publikums begründet, daß ich mich voll Mismuth in Castell auf den Rheindampfer begab, der mich nach Mannheim führen

sollte. Von dort hätte ich nach Carlsruhe die Post nehmen müssen. Aber schon unterwegs ergriff mich eine Stimmung, die mich in späterer Zeit überwältigt hat. Das ewige Mäkeln der Tonangeber, deren Berechtigung zum großen Wort ich nicht anerkennen konnte, das Nachwirken der Menzel'schen Verurtheilung, die Selbstsucht der Freunde, die Zumuthung, sich erst demüthigen zu sollen, ehe man die Gunst der Großen gewinnt, das ewige Arbeitenmüssen, um existiren zu können, alles trug dazu bei, mir mein Streben zu verleiden. Der Erzähler dieser Biographie hat seinen Entwicklungsgang vor den Augen des Publikums durchgemacht. Er wuchs aus gleichsam sichtbar zu Tage liegenden Wurzeln und arbeitete sich erst allmälig aus Stimmungen des Gemüths und der Parteinahme zur Objectivität heraus. Die klare Anschauung, wie sich sein eignes Gebilde gegen die Kunstregel oder die Geschichte der Literatur oder die Capricen des Publikums abhob, kam ihm erst spät. Der parteiische Eifer für die Zeitfragen hatte sich gemildert. So grübelnd und dem verdrießlichen todten Abend nachdenkend fuhr ich rheinaufwärts in dem schwerfälligen Schiff. Gegen Abend hätte ich in Mannheim sein können. Ueberwältigend war da ebenfalls die trübe Erinnerung. Unmuthsvoll blickte ich in die Wellen, in den sich kräuselnden Schaum, den das Schiff zurückschleuderte. Die auf und ab gehenden Stempel der Maschine drückten mir das Auf und Ab, den monotonen Gang der Pflichten des Lebens aus. Das Gefühl der Verantwortung, die uns die Gesellschaft, die Sitte, die Familie auferlegt, ohne daß irgend Eines die Kämpfe ahnt, die in unserer Brust durchgemacht werden müssen, wurde so mächtig, daß ich die nächste Gelegenheit einer Landung ergreifen mußte, um mich zurechtzufinden. Ich sah mich nach einem Wirthshause um, zunächst um an Tessoir zu schreiben, daß ich zu kommen verhindert sei. Dann wollte ich umkehren, froh, dem nochmaligen Anblick eines invita Minerva geschriebenen Stückes entronnen zu sein. Ich stand an einer stattlichen Herberge, dem sogenannten „Gelben Hause", das vor Jahren allen Liebhabern einer ausgesuchten Küche auf zehn Meilen in der Runde bekannt war. Damals lag das Haus noch einsam am Rheine. Die malerische Umgebung des Stromes war auf der rechten Seite entschwunden, auf der linken wandte sie sich

um ihn theils überhaupt daran zu gewöhnen, theils auch, um ihn, der etwas Faullenzer iſt, zum Dechiffriren zu zwingen. Auf die Chiffern hält der Graf was Erſtaunliches; doch zieht er die Chablonen vor. Wir haben deren über hundert, eine confuſer ausgeſchnitten, als die andere. Legt man ſie auf die überſandte Depeſche, ſo werden die unnöthigen Worte verdeckt und nur die treten hervor, welche den gewünſchten Sinn bilden. Es iſt keine Kleinigkeit, einen Brief zu ſchreiben, welcher ganz harmlos von einem Handwerksburſchen zu kommen ſcheint und der doch z. B. die wichtige Nachrichten in ſeinen Zeilen enthalten muß: Kaiſer Leopold iſt vergiftet!"

Indem klingelte es wieder. Der Kammerdiener ging und kam zurück, um in einem Koffer zu wühlen, der eine Menge wunderlicher Papiere enthielt. „Die Chablone N° 78 ſoll heute benutzt werden," ſagte der verſchwiegene Mann und trug ſie hinein. Als er wieder kam, erzählte er in ſeiner Redſeligkeit weiter: „Graf Hans wird nie ſeinen Vater abgeben; ich habe auch den Erblandesmarſchall öfters weinen ſehen, daß ſein Sohn keine Miene macht, um ihm nachzufolgen. Da iſt nichts als Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, kein Geheimniß ſicher vor ihm. Der Vater bietet Alles auf, um ihn für ſein Fach zu erziehen, aber trichtr' es ihm 'mal Einer ein! Das Erſte, was ein Staatsmann lernen ſoll, iſt dies: ſchnell und unvermerkt ſich etwas zu notiren, was man in einem diplomatiſchen Cirkel aus Unvorſichtigkeit fallen läßt. Der Graf kann es ihm nicht beibringen, mit Gewandtheit ſich zu unterhalten oder am Spieltiſch zu ſitzen und zu gleicher Zeit ſich hinten in der Rocktaſche etwas zu notiren! Mein Alter kann das zum Verwundern ſchön: er unterhält ſich mit Ihnen und ſcheint in der Bruſttaſche etwas zu ſuchen, während gerade

den Höhen des Donnersberges zu. Die Fenster des winterlich kalten, bald sich erwärmenden Zimmers ließen weit hinaus in die Ferne sehen. Der Flug eines Raubvogels, der nach dem Odenwald seine Beute trug, ließ sich verfolgen durch die weite Ebene der blauklaren schneidenden Luft. Hier blieb ich zwei Tage allein. Mit ungesprochenen Monologen und Briefe schreibend. Daß ich daheim auf dem Schreibpult ein neues fertiges Stück liegen hatte: „Das Urbild des Tartüffe", gab mir keinen Muth. Die Abhängigkeit der Erfolge von der Darstellung, der Vertrieb, das Abwarten des Entgegenkommens, die Nichtmitwirkung des Autors schon beim ersten Prüfen und Lesen eines Stückes — es ist das alles in Deutschland zu, zu widerlich und abschreckend.

„Wir haben den Darsteller nicht!" hört man wol von Manchen, die wenigstens sogleich antworten. In Frankfurt wäre mein „Weißes Blatt" beinahe gefallen durch die gefeierte Karoline Lindner. Die Dame spielte die gealterte Beate und war — wirklich alt. Nach Versicherung des satyrischen J. B. Baison war die Körperfülle derselben so groß, daß „zwei Schneider in der Garderobe an beiden Enden das Schnürleib aus Leibeskräften anziehen müßten, um ihr nur eine Taille zu machen." Diese Darstellerin riß als Margarethe in den Hagestolzen und eines der Suschen und Lieschen Clauren's in den zwanziger Jahren alles zur Bewunderung hin. Aber in ihren spätern Jahren bestand ihre Redeweise nur aus kurzen Sätzen von je drei bis vier Worten; immer mit einer flötenden herzinnigen Stimme, die traditionell bezaubernd sein sollte, aber in Wahrheit keine Rolle mehr zur Geltung brachte, wenn diese nicht mit dem Effekt der Situation für sich selbst wirkte. „Ihr Schauspieler," rief ich schon damals, „wenn Ihr nur wüßtet, daß Euern Hervorruf an dieser Stelle nur der Dichter gemacht hat; daß das Lachen des Publikums bei jenem Scherze ganz unmöglich gewesen wäre, wenn es hätte abhängen sollen von Eurem unsichern Schwimmen mit dem Souffleur, von Eurem dunkeln Erinnern auf die überstandenen drei Proben! Eben donnert Ihr, um Euch ein Air zu geben und dem Director zu imponiren, dem Souffleur zu: Souffliren Sie nicht, nur anschlagen! Und wenn der Aermste unten in dem

Rettungsapparat des deutschen Comödiantenthums dieser Weisung folgt und wirklich nur die Anfänge der Sätze hervorhebt, so schreit der Matador wieder: „Aber, himmeltausend u. s. w. jetzt schweigen Sie ja ganz still!“ Diese Karoline Lindner war in die Vierzig gekommen und machte mit Widerstreben den Uebergang zu jenen Parthieen, zu denen die gleichfalls von ihr so zu sagen dem Souffleur nachgesungene Lady Macclesfield in meinem Richard Savage gehört hatte. Die allgefeierte, im Umgang liebenswürdige und in guten Momenten, wo eben der Dichter dafür gesorgt hatte, und vollends in Lokalstücken durch Einzelheiten noch immer zündende Darstellerin war unvermögend, eine Rolle zu lernen. Sie hatte sich ein Vermögen erworben und besaß einige Häuser in der Stadt. Das zerstreute sie. Sowie sie an die Lampen trat, schien sie die Besinnung zu verlieren. Baison, ihr College, sagte: „Sowie sie die Menschen sieht, die da vor ihr sitzen, fallen ihr die Miethszettel ein, die an ihrer Hausthür hängen!“ Die Rolle der Beate im „Weißen Blatt“ mußte einer Schauspielerin zufallen, bei welcher die Aeußerung der Tony: „Sieh, ein weißes Härchen!“ kein allgemeines Gelächter hervorrief.

Solchen und ähnlichen Erfahrungen nachdenkend, die Zersplitterung des deutschen Theatertreibens, das jede der deutschen Städte für die andre maßgebend machte, verwünschend, begab ich mich in meine Klause auf dem Frankfurter Hirschgraben, dem Goethehause gegenüber, zurück, ließ das in Reserve liegende Stück drucken und versandte es. Es erlebte einen großen Erfolg. Von Ovationen, Hervorrufungen, Zahl der Darstellungen zu berichten, widersteht mir. Die leichte Behandlung des historisch Richtigern, die ich mir bei einigen Persönlichkeiten des Stücks vorzuwerfen hatte, bestimmte mich später, die Bühnen zu bitten, den Präsidenten Lamoignon in La Roquette zu verwandeln. Es dauerte lange, bis die oft erneuerte Bitte Erhörung fand.

Wie sich in Frankfurt am Main durch Besuche der Kreis von literarischen Beziehungen, mit Adolf Stahr, Karl Rosenkranz u. A., mehrte, so durch jeweilige kleine Reisen. In Dresden stand mir Julius Mosen nahe, den ich vielleicht schon 1833 begrüßt hatte. Dieser drückte mir schon früh die mit glücklichen Mitteln erworbene Kunst aus, sich eine Huldigungsgemeinde zu bilden. Ich konnte von

seinen opernhaft gearbeiteten Dramen nicht grade enthusiastisch denken, sein „Congreß von Verona" war eine fleißige, saubre Arbeit, seine Novellen waren Phantasiegebilde altromantischen Styls, seine Gedichte boten bis auf die zufällig zur Polenzeit in Schwung gekommenen „Letzten Zehn vom Regiment" nichts besonders Originelles und dennoch fand ich die sächsische Enthusiasmirungsbefähigung in Thätigkeit, ihm in Dresden einen stattlichen Cultustempel zu bauen. Sein erster Priester hieß Adolf Peters, ein Dichter, dessen dithyrambischer Schwung noch über d[illegible] pindarischen gieng. Alle waren es vortreffliche, liebenswürdige Menschen, der Meister obenan. Sie versammelten sich, tranken Thee, setzten sich zuletzt um einen von feingebildeten Frauen geordneten Tisch und ließen einander leben, der Bedeutendere den Unbedeutenderen, der Maler den Musiker, der Musiker den Dichter, der Dichter den Bildhauer. In der Presse spiegelte sich das schöne harmonische Bild wider. Zu solchem Groß-Kophthathum hatte mir die Natur das Talent versagt.

Die kämpfende, ringende Stellung der Literatur begegnete mir schon eher auf einer Reise nach Wien. Da lebten „unverstandene" Geister, die in Wien nur als Personen vegetirten, mit ihren Werken aber in Leipzig und im „Reiche" spukten. Es war im Frühjahr 1844. Sogar Fürst Metternich beschied mich zu sich, ohne irgend ein Ansuchen meinerseits. Auch hier wäre die Posarolle ebenso unmöglich gewesen, wie in Sanssouci. Wer den gewohnten Gang seiner Lebensbeziehungen unterbricht, als Fürst oder Minister eine Gunst in seinem Sinne, eine Audienz, gewährt, hat den Anspruch, daß man innerhalb der gewohnten Lebensverhältnisse des Berufenden bleibt und nichts herauskehrt, wozu wir nicht erwartet wurden. Die Möglichkeit, daß ein feiner Kopf gewußt hätte, seinen Antworten z. B. auf die Frage: „Wie gefallen Ihnen die Vorstellungen des Burgtheaters?" eine Wendung zu geben auf die Enthüllungen des englisch-russischen Portfolio über die orientalische Frage, will ich nicht in Abrede stellen. Ein wiener feuilletonistischer Tausendsappermenter hätte es vielleicht zu Stande gebracht. Aber wie nun, wenn die höhergestellte Person diese Rede wohlgefällig anhört, dann aber nur sagt: „Sie brauchen das Wort Portfolio? Warum sagen Sie nicht Gelbbuch, da bei uns die gelbe Farbe

in ſolchen Fällen verwaltet? Die Engländer ſagen Rothbuch, wegen dem bekannten rothen Faden — Sie wiſſen doch — das Schiffstau — apropos, waren Sie ſchon im Arſenal von Venedig?“ Nun iſt der rothe oder gelbe Faden der orientaliſchen Frage verloren und die Discuſſion bleibt entweder bei ſprachlichem Purismus oder bei der Heraldik oder bei ſtatiſtiſchen Betrachtungen über die Fortſchritte der öſterreichiſchen Marine ſtehen, wo dann der Verſuch, auf die orientaliſche Frage zurückzukommen, zwar ermöglicht wird, aber ſchon wieder durch Betrachtungen der hohen Perſon über die mangelhaften Burgtheater-Dekorationen im „Kaufmann von Venedig“, die falſche Zeichnung des Marcusplatzes, unterbrochen wird. Der Fürſt, halb taub ohnehin, ſprach nur von den alten Zeiten des Burgtheaters, ſeinem ſeltenen Beſuche deſſelben, ſeinen gegenwärtigen Leiſtungen, vom Spiel der Franzoſen und Engländer und einigen perſönlichen Allotrien, die mir ſo vollſtändig in der Schilderung dieſer Begegnung in meinem „Zauberer von Rom“ (Otto Janke'ſche Ausgabe, Band IV) aufgegangen ſind, daß ich auch in meinen „Lebensbildern“ (Band II, S. 190), wo ebenfalls dieſe Begegnung erzählt wurde, auf jene poetiſche Wiedererneuerung habe verweiſen müſſen. Das wußte ich aus guter Quelle, daß ihm meine „Oeffentlichen Charaktere“, die im Jahre 1835 in der Allgemeinen Zeitung erſchienen waren, Veranlaſſung geboten hatten, ſich nach mir zu erkundigen. Kürzlich las ich dieſe Schilderungen wieder und urtheile objektiv, wenn ich ſage, daß es ihn überraſchen durfte, als er erfuhr, dieſe geſchichtskundigen Porträts damaliger Staatsmänner hätte ein junger Mann von 24 Jahren geſchrieben. Fürſt Bismarck kann ſie noch heute als Varziner Lektüre benutzen.

Die Sonne ſchien ſo frühlingshell durch die Fenſter des kleinen Cabinets, das die Ausſicht nach dem Augarten über die Baſtei hinweg und dem zuſammengekauerten, magern, mit Perrücke bedeckten, tauben Staatskanzler dieſem noch eine gewiſſe Beleuchtung von Friſche und Leben gewährte. Doch hätte man ihm nicht zutrauen ſollen, daß er damals noch nach allen Seiten hin hetzte und ſchürte und dem revolutionären Geiſte Fallen legte. Damals hatten die ſchweizer Wirren begonnen. Der Sonderbundskrieg war eine Anſtiftung Metternichs. An die damalige preußiſche Politik

brachte ich ihn nahe heran. Das Thema, ob Professoren an ihrem Platze seien, wenn man ihnen Ministerportefeuilles in die Hand gäbe (Ancillon, über den ich geschrieben hatte, Eichhorn), entlockte dem Minister ein bedeutsames Lächeln und mehrfache Hms! Hms! brachte ihn aber nur auf die deutschen Universitäten, deren er einige für zu klein erklärte, als daß sie noch die volle Würde der Wissenschaften wiedergeben könnten.

Aus damaliger Zeit treten mir zwei tragische Gestalten entgegen, die mit soviel frischen, lebendigen Hoffnungen auf die Welt und die Zeit blickten und in einigen Jahren das Loos haben sollten — hingerichtet zu werd . Ich sage hingerichtet, nicht standrechtlich erschossen! Warum erleichtert Ihr den Aussprechern und Vollstreckern solcher Todesurtheile das Ungeheure ihrer Strafforderung durch die Phrase: Zu Pulver und Blei verurtheilt?! Warum wird in diesem Falle das schon dem Kindesohr schreckhaft eingeprägte Wort „Hinrichtung" vermieden? Uebersetzte man sich all die Gelegenheiten, wo in den letzten Zeiten das Erschießenlassen stattgefunden hat, in ebenso viele Guillotinirungen, ich glaube, der Respekt vor unsrer Zeit würde zur Besinnung kommen und sich sagen: Wir haben nicht nöthig, uns über die französische Revolution so besonders erhaben zu dünken!

Eduard Bauernfeld, der sich den am klügsten gewählten Stand des Schriftstellers, den Cölibat, erwählt hatte, führte eine Anzahl Freunde in ein später zu großer Bedeutung gelangtes Haus, das des Fabrikanten Hornbostel. Auch dieser intelligente Industrielle ahnte schwerlich, daß ihm noch ein Ministerposten beschieden sein würde, noch weniger ahnten es die Damen des Hauses, die nur in Kunst und Literatur lebten, nur in der Sorge für die Füllung ihrer Albums, nur im Genuß des Vorrechts, im Leben dieses oder jenes Dichters die beglückende Fee spielen zu dürfen. Vom reichen Diner angeregt, sprach sich der vom Rhein gekommene Doktor Becher, eine lange, hagere, hektische Gestalt, über alles aus, nur nicht über Dinge, die ihm auch nur die Ahnung hätten wecken können, daß er je etwa nur zu einer vertraulichen Rüge auf's Polizeiamt citirt werden konnte. Leutenant Messenhauser war ruhiger. Aber nicht wie Cassius. Er schrieb Novellen. Ein Gedicht in

Witthauer's Modewochenschrift untergebracht zu haben, war neben dem Avancement das höchste seiner Ziele. Wir schlenderten über dasselbe Glacis, das jetzt mit Palästen bedeckt ist. Keine Reminiscenzen des Convents waren es, die da in die Lüfte drangen. Keine Schmerzensschreie über die zerrütteten Zustände Oesterreichs, über die Polizeiwirthschaft Kolowrat's und des Erzherzogs Ludwig, die schon damals Metternich „kaltgestellt" und auf seine diplomatischen Spielereien verwiesen hatten. Das Feuer des Doktor Becher, der damals in Wien als eine Autorität in Musikſachen galt, loderte nur für die Fragen der Kunst, für Beethoven, für gewisse Notenübergänge, die den Contrapunktisten in alle Himmel versetzen konnten. Wäre Richard Wagner zugegen gewesen, beide hätten sich über ein Theater der Zukunft vereinigt und die Nationen zu den beglückten Sklaven nur des siebenfachen Ix.'s gemacht. Ein Kampf mit Kroaten, eine neue Belagerung Wiens — da hätte den Knaben von Sais, der einen so geheimnißvollen Schleier aufgehoben, vor Verwunderung der jähe Tod getroffen.

Betty Paoli, die damals nur erst sinnige Dichterin, noch nicht Recensentin des Burgtheaters und Kritikerin, wohnte im Hause der Fürstin von Schwarzenberg, einer ehrwürdigen unterrichteten, scharfurtheilenden Dame, deren Sohn oder Neffe, ich weiß es nicht, der bekannte „Lanzknecht" war. Letzterer, Fürst Friedrich Schwarzenberg, vertrat eine politische Anschauung, die noch über die Metternich'sche hinausging. Nach dem Landsknecht waren auf alle Throne, zunächst auf den französischen, die legitimen Herrscher zurückzuführen. Der Adel hatte bei ihm ganz besondere Missionen, wofür natürlich auch die entsprechenden Privilegien zu geben waren. Er hatte für Don Carlos in's Feld zu rücken, dafür aber auch die Prärogative für eine Menge Rechte, deren Ausübung den Bürgerstand in die Lage geführt haben würde, sich wiederum seinerseits durch Bilden einen gewissen äußeren Schutz gegen Uebermuth zu sichern, womit der Fürst einverstanden war. Der Rest, der Mob war zum Zusammengeschossenwerden oder dergleichen bestimmt. Diese Weltanschauung ist eine dem österreichischen Adel so gemeinsame, daß sie sich sogar mit allen Blumen moderner Bildung, mit

Citaten aus Byron, Ironieen aus Heine bei ihm verbindet. Selbsterlebtes, „als Manuscript gedruckte" Erinnerungen an Sonnenuntergänge auf Ischia und Capri, hier ein Bonmot vom Fürsten Ligne, dort eine Strophe von Manzoni — das ist die Schule, der sogar Kaiser Maximilian, der Aermste, das Opfer von Queretaro, angehörte. Liest man, was der letztere geschrieben, so möchte man sagen, seine Mission sei gewesen, Feuilletonist einer wiener Zeitung zu werden. Freiherr von Hammer Purgstall, der nicht ganz zuverlässige Orientalist, wurde noch in Wien, und der nicht ganz zuverlässige Occidentalist, von Hormayr, in München von mir — nicht besucht, nicht als Interviewer molestirt, sondern nur auf gewünschte vermittelte Begegnung kennengelernt. Titel und Orden, das sag' ich wohl, war die Sehnsucht aller dieser Männer. Wie Gretchen sagt: „Am Golde hängt doch alles." Hier waren die Ehrsüchtigen Adlige, Beamte, vielleicht angewiesen auf Glanz und äußre Würde. Aber schon lange sah ich auch literarische Kameraden abschwenken in die Sphäre des ewigen Emporstrebens nach äußerm Schimmer, nicht zufrieden, bis dem Ehrgeiz die erzielten Treffer zugefallen. Jetzt denke ich über diese Erscheinung ruhiger, als damals. Wenn sich der Trieb im Menschen auf letztliche Anerkennung seiner Verdienste sozusagen versteift und seine Person in dem gräulichen Nivellement des täglichen und namentlich jetzigen Lebens fürchtet, mit Füßen getreten, übergerannt, ignorirt zu werden, dann sucht sie sich durch äußerliche Dinge zu markiren und ihres Werthes gleichsam handgreiflich, ja ordentlich vor sich selbst, zu versichern. Und doch schüttelt man den Kopf über noch nicht gealterte Männer, die schon eine Brust voll Orden zeigen, die sie alle erbettelten! Denn ohne die Initiative, die man selbst zu geben hat, erhält man doch wol in den seltensten Fällen einen Orden.

Wieder hatten einige Anläufe auf dramatischen Erfolg das „Lösen wider den Stachel" gezeigt. Bei einem Stoffe wie „Pugatscheff" rief mir Jedermann zu: Was fällt Ihnen nur ein? Das giebt man ja nicht in Berlin, nicht in Wien, nicht in Dresden, nicht in München —! Aber leider war es meine Art, von einer Vorstellungsreihe, die mich einmal ergriffen hatte, von einem Scenenbau, der meine Phantasie beschäftigte, nicht zu lassen. Und noch

thörichter, ich war in solchen Dingen Optimist! Ich bildete mir ein, daß sich z. B. die deutschen Höfe schämen würden, sich in solchem Grade von russischen Beziehungen abhängig zu machen. Aber nach sechs Monaten der angestrengtesten Arbeit war das Ergebniß, daß man sich überall scheute, ein deutsches Stück zu geben, bei dem sogar schon darin ein Anstoß lag, daß zwei Verfahren des Flügeladjutanten Sr. Kaiserlichen Majestät des Czaaren, des Grafen Orloff, als die Mörder Peter's III. aufgeführt werden mußten. Wie nehmen die Intendanten der Hoftheater das so leicht, ihr Bedauern bei Rücksendung eines Stückes auszusprechen! Wissen sie auch vollkommen, daß dem Autor, der von seiner Feder lebt, auf lange Zeit „die Mittel, wovon er lebt", wie Shylock sagt, entzogen werden, an eine Schadloshaltung, etwa die Reprise eines alten Stücks, denkt Niemand. Excellenz haben nur das nächste Hofconcert im Kopf.

Auch die neue Arbeit, die ich im Winter von 1845 auf 1846 in Paris schrieb, durfte sich keinen Erfolg versprechen, da religiöse Bedenken der Censur noch über die politischen gingen. Aber zu sehr zog mich der Stoff an bei Durchsicht einer meiner alten Novellen: „Der Sadducäer von Amsterdam". Der Buchhändler Löwing und sein mir nicht minder wohlwollender Geschäftsgenosse Rütten hatten eine Sammlung meiner zerstreuten Schriften unternommen. Es galt, mit dem Bleistift in der Hand die Auswüchse einer zu großen Jugendlichkeit zu tilgen, zusammenzuziehen, Unklarheiten aufzuhellen. Darüber fiel mir die scenische Steigerung jenes Stoffes auf und mit einem fertigen Scenarium zu „Uriel Acosta" suchte ich mir den stillsten und zugleich anregendsten Platz aus, den es in Europa für geistige Arbeiten nur geben kann. Dies ist kein andrer, als Paris. Die Länge des Vormittags bis 3 oder 4 Uhr, ehe man ausgeht, ist an sich schon arbeitsergiebig. Der Portier (Concierge) wird bedeutet, daß man für keinen Besuch zu Hause sei. Ungestört verweilt man in seiner Gedankenwelt, die überdies durch die geistige Chronik der Seinestadt, die rührige Arbeit und Erfindungskraft der Theater, die politische Erregung, die öffentlichen Akte der Akademieen, die geistvollen, nicht massenhaft blödsinnigen Journale, die Zurückdrängung alles Lokalgeschwätzes eigenthümlich gehoben und gefördert wird. Berlin und Wien haben entweder nicht die gleichen Schwingen, um

eine solche Nachhülfe zu geben, oder es fehlt der dortigen geistigen Chronik das volle Gefühl der Zuversicht, daß sie eine normale sei für die Welt.

Zu den wenigen Ausnahmen, die damals, im März 1846, der „Concierge" zu mir lassen sollte, gehörten einige Freunde, die ich in Paris wiedertraf, vor allen Alexander Weill, der originelle Elsasser, der sich, wie man leider vernimmt, für französische Nationalität erklärt hat. Seiner Kenntniß des jüdischen Rituals, seiner Belesenheit in den rabbinischen Schriften verdanke ich eine wesentliche Abkürzung der Studien, die ich, um das richtige Colorit bei meiner Arbeit zu treffen, hätte machen müssen. Ihm jeden Akt, den ich geschrieben, frisch vorlesend, gewann ich eine berichtigende Kritik für Dinge, die etwa mit dem jüdischen Leben nicht im Einklang standen. Doch hatte sich zugleich mein eignes Heimischsein in jüdischen Voraussetzungen durch die vielen jüdischen Musenjünger verwerthet, in deren Nähe mich schon Frankfurt, Hamburg, Berlin und Wien gebracht hatten. Auch Georg Herwegh kam in den Nachmittagsstunden. Seine Heirath mit der Tochter eines Kaufmanns, der in Berlin dem erzürnten Könige grade gegenüber wohnte, hatte ihn gesprächiger gemacht. Aber auch in seiner sonstigen innern Wesenheit fand ich ihn eigenthümlich verändert. Vom Musendienst sprach er mit Geringschätzung. Sein Studium sei nur noch Feuerbach und Proudhon gewidmet. Seine Aufgabe sei die That. Thaten! rief er auf den Boulevards beim Spazierengehen. Thaten! rief er auf den Saffianpolstern seiner eleganten Einrichtung. Gräfin d'Agoult, die Mutter der jetzigen Frau Richard Wagner, gehörte, die Cigarre im Munde und das Feuer im Kamin schürend, zur engern Gemeinde des Hauses. Bakunin, eine angenehme männliche Erscheinung, nicht minder. Ein gallonirter Diener servirte den Thee. Die überraschende Kunde blieb: Der Cultus des Wortes, die faule Versmacherei, das poetische Schlaraffenleben muß aufhören! Nur noch Philosophie ist zu treiben! Handeln, handeln, wenn nicht mit Revolutionen, dann mit — „Putschen"! Da war nichts zu ändern. Die muthige Frau des Dichters von der berliner Schloßplatz- und Breitenstraßen-Ecke besaß ganz den bekannten Heroismus der berliner Jüdinnen, der sich jetzt, seitdem man nicht mehr wie Rahel

ſchwärmt, auf die Frauenloosfrage geworfen hat. Erſchöpft von der anſtrengenden Arbeit an den leidenſchaftlichen Scenen, die ich damals täglich ſchrieb, ſah ich mit einer gewiſſen Ergebung, neutral, gelaſſen dem Untergang der Ilias und der Shakeſpeare'ſchen Dramen zu, ſah auch das Zuſammenbrechen Rußlands, des eiſernen Koloſſes mit thönernen Füßen, ſah den wie ein Frühſtück zu verzehrenden Bundestag und hörte die „Arbeiterbataillone" heranraſſeln, die ohne viel Mühe Deutſchland in eine Republik verwandeln würden, wie ja dann auch etwas ſpäter über Waldhut und Lörrach im Badiſchen dergleichen verſucht wurde. Ich begriff vollkommen, aber ſtumm und nur ſtaunend und trauernd um die von dem Freunde verlaſſenen Muſen, daß alles das einen Zuſammenhang mit Hegel's Philoſophie hatte. Theils affirmativ, theils negativ. Die Linke der Hegelingen war noch immer linker getreten und hätte zuletzt ganz vom Brett ſpringen müſſen. Ich bewunderte, wie hier die Griffe im Webſtuhl der Zeit ſo ſicher von der Hand gingen und ein Chaos von Begriffen in dieſen Köpfen ſo wohlgeordnet bei einander lag. Gräfin d'Agoult war angeſtrahlt wie von Auroren, die ſie für alle Fragen des Jahrhunderts aufſteigen ſah. Nachts in meine Cité Bergère heimkehrend, wo ich den Tag über in den verpönten Jamben gedacht, kam mir wol über den armen Freund, den nur das Wohlleben bequem und für ein Weiterſtreben träge gemacht hatte, der Gedanke: „Er ſchmäht die Früchte, die er nicht erreichen kann."

Der Eifer zur That beſeelte ja auch mich. Doch konnte ich mich nicht den neuen Moden des Tages anſchließen. Bewaffnete Revolution konnte mir nur Narrheit erſcheinen einem Heerweſen gegenüber, das in Deutſchland durch dreißig Souveräne mit dem Schweiß des Volkes genährt und gepflegt wurde. Das nur noch der Jugend eigne Gelüſt zu politiſcher Conſpiration mußte ſich bekämpfen, als ja Männer genug hervortraten, die innerhalb der einmal gezogenen Schranken die Fahne unſrer politiſchen Wünſche und Bedürfniſſe kraftvoll emporhielten. Rotteck, Welker, Mittermayr, Jyſtein, die ihnen Verbündeten in andern Kammern ſagten hinlänglich, worauf es im Vaterlande ankam. Dann hat der Germaniſtencongreß unſtreitig dem Parlament in der Paulskirche vorgearbeitet. Der zweite dieſer Verſammlungstage wurde in Frankfurt am Main im

seine Hand dort beschäftigt ist, auf einem immer bereit gehaltenen Vergament mit einem Bleistift, der wie ein Zahnstocher aussieht und auch einer ist, das Gesprochene zu notiren. War ja auch Herr von Hundt darüber einmal so boshaft und sagte meinem Herrn, als dieser sich so lange die Zähne stocherte: Notiren Sie sich etwas auf Ihren Zähnen? Die Bemerkung war um so bitterer, als der Erblandesmarschall, ein alter Mann, deren nicht mehr viel hat." Es wurde wieder sehr stark geklingelt. Der Kammerdiener lief und brachte geheimnißvoll die Depesche zurück, die er einsiegeln mußte. Schlachtenmaler war in der That neugierig. Er hätte gern gewünscht, den Inhalt zu wissen, und gestand es auch. Der Kammerdiener zögerte erst künstlich; dann meinte er, da sie doch so schnell bekannt geworden wären, so wolle er ihm den Brief zu besehen geben. Schlachtenmaler warf einen Blick hinein und fand, daß er über Alles, nur nicht diplomatische Gegenstände berührte. Es war ein Brief nicht ohne Sinn und Verstand: die Reise, die Ankunft wurde beschrieben; aber das eigentlich Geheimnißvolle wußte er nicht zu entdecken. Der Kammerdiener weidete sich an der Verlegenheit und dem vergeblichen Bemühen des Bad-Inspectors. Endlich nahm er lächelnd und mit hochwichtiger Miene, indem er sich nach allen Seiten umsah und ganz leise flüsterte, die Chablone N° 78, legte sie mit Behutsamkeit auf den Brief, sah sich nochmals um, ob sie auch durch nichts gestört würden, und, da Alles still war, so bückten sich Beide auf den Brief herab und fingen an zu buchstabiren. Folgendes brachten sie nun als den wesentlichen Inhalt der Depesche heraus: J-ch-b-i-t-t-e-u-m-f-e-ch-s-P-a-a-r-w-o-l-l-e-n-e M-a-ch-t-m-ü-t-z-e-n! Indem knarrte nebenan

Römer gehalten. Dahlmann und Gervinus ſprachen. Letzterer in einem eigenthümlich verdroſſenen hohlen Ton, der die Schreib- und Denkweiſe des Mannes kennzeichnete. Man findet öfters dieſen Ausdruck unbefriedigten Hochmuths und reizbaren Eigenſinnes bei Autodidakten. In ſeinem geliebten Shakeſpeare hätte Gervinus die Warnung beherzigen ſollen, die in den Worten des Bruders Lorenzo liegt, wenn Romeo tobt und nicht ertragen kann, daß ihm bei allem Glück auch einiges Unglück (hier wäre es die zuletzt ein wenig anders geſtaltete Erfüllung ſeiner patriotiſchen Wünſche geweſen) begegnet. Die ſo mit dem Schickſal rechten, ſagt der fromme Bruder, den Shakeſpeare ſelbſt zu ſpielen pflegte, die „ſterben elend". Und wahrlich, Gervinus iſt elend geſtorben, im Bruch mit allen ſeinen Freunden, im Zerrbild einer Viſion, daß unſer deutſches Reich, weil nicht nach ſeinem Lehrbuche geformt, in Frankreich wieder zertrümmert werden würde! Ohne mich den gelehrten Herren aufzudrängen, konnte ich damals bei dem gemüthlichen Zuſammenſein nach den Debatten das Wort ergreifen. Zweimal trug mir ein Toaſt die Begrüßung berühmter Hiſtoriker ein. Da Niemand an die ſchuldige Aufmerkſamkeit dachte, dem eben neu erwählten Sitz der demnächſtigen Verſammlung, Lübeck, im Voraus ein Hoch zu bringen, that ich es und erwähnte Wullenweber, die Hanſa und deren Streben für deutſche Macht und Größe. Da kam Leopold Ranke, mir die Hand zu drücken. Franz von Sybel, damals noch jugendlicher gießener Privatdocent, ſtieß vom nachbarlichen Platze an. Als ich beim Feſtmahl, das der Chef des Hauſes Bethmann den Germaniſten gab, die Tiſchgenoſſen aufforderte, den Manen des Hauſes, dem Andenken des berühmten Moritz von Bethmann eine Libation zu widmen und die Verdienſte des Vaters unſeres Wirthes geſchildert hatte, begegnete mir unter den, wie vorauszuſetzen, laut Zuſtimmenden auch Barthold, deſſen intereſſantes greifswalder Parergon: „Die hiſtoriſchen Perſönlichkeiten in Caſanova's Memoiren" ich grade in der Allgemeinen Zeitung als anregende Lektüre empfohlen hatte.

Zu einem wohlthuenden Verkehr gab eine literariſch-artiſtiſche Geſellſchaft Anlaß, die ſich die Ganges- oder indiſche Geſellſchaft nannte. Sie wollte gleichſam an jedem Sonnabend den Wochenſtaub von ſich abſchütteln und ein geiſtiges Bad nehmen. Gern

verkehrte ich außerdem im Städelschen Institut bei den Malern, zumeist bei Moritz von Schwind, mit dem sich über allerlei plaudern ließ. Nur mußte man seinen Cynismus und seine ultraromantisch-conservativ-katholische Gesinnung mit in Kauf nehmen. Der damals noch nicht besonders gewürdigte und seiner Grobheit wegen gemiedene Künstler malte eben seinen Wartburgkrieg, ein unglückliches Bild, steif und eckig. Noch sehe ich den karrikirten Klingsohr, der gleichsam mit den Knöcheln seiner Finger ein Versgefuge demonstriren will. Auch zu Alfred Rethel ging ich zuweilen. Auch ihn, der sich durch liebenswürdige Umgangssitte auszeichnete, beherrschte dieser Haß der neuen Zeit, die Sucht, sich nicht nur in die mittelalterlichen Formen, sondern auch die alten Begriffe zu versenken und zu verlangen, daß sie noch existirten. Schon in früheren Jahren war ich öfters mit Andreas Achenbach, dem berühmten Marinemaler, zusammengekommen. Dieser überraschte mich eines Tages durch sein liebenswürdiges Erbieten, für meinen „Telegraphen" humoristische Federzeichnungen entwerfen zu wollen. In der That sind einige erschienen, ein moderner Kellner mit einem Dutzend Schüsseln in der Hand, eine auf den Bettel wandernde Musikantentruppe, ein theatralischer Schreidichans, der die Coulissen und Lampen mit fortreißt, und Andres.

Mich irgendwie praktisch zu bewähren, lag in den Bedingungen meiner physischen Constitution. Der Arzt hätte mir Thätigkeit gebieten müssen. Darum reiste ich viel. Ich sah Italien und die Schweiz. Aber „praktische Thätigkeit" —! Wo sollte diese sich anders finden, als auf der Bühne? Die nun achtjährige Beschäftigung mit der letzteren, die intimste Betheiligung an den Vorgängen derselben, der gänzlich gefallene Schleier des Geheimnisses der Coulissenwelt, ein Schatz von Erfahrungen, gewonnen bei der Darstellung meiner eignen Stücke, alles das drängte mir die Ueberzeugung auf, daß die deutsche Schauspielkunst zwar eine nur mittelmäßige war, die Leitung der Bühnen mit wenigen Ausnahmen eine ganz traurige, daß aber ein Einfluß von Gebildeten, deren Rath, deren Gegenwart beim Einstudiren der Aufgaben doch einige Vervollkommnungen hervorzubringen im Stande sein könnte. Worauf kam es an? Zunächst auf das Verständniß der zu erlernenden Rolle.

Aber da ſchon konnte ja jener Julius Weidner, von dem oben erzählt wurde, ſagen, ſo oft der Regiſſeur ſeiner Bühne — er hieß Becker und wollte von Tieck in Dresden geſchult geweſen ſein und ſteht auch oft genug in „Tieck's Dramaturgie" genannt — die Bühne betrat: „Jetzt kann man die falſchen Accente mit dem Beſen zuſammenfegen!" Dieſer Regiſſeur, oder ein andrer in Caſſel, ließ, wenn Fiesko rief: „Geht und ruft es aus in allen Gaſſen: Fiesko iſt glücklich!" in der That zwei Bediente abtreten, die dieſe an die Lüfte, an die Wolken übertragene Botſchaft auf eigne Perſon an den Ausrufer mit der Schelle zu überbringen auf ſich nahmen. Wurde von einer Sache geſprochen, die ihren „Culminationspunkt" erreicht hatte, ſo beſtimmte dieſen Becker die Erinnerung an manche Verleumdungsklage, die er gegen Recenſenten angeſtrengt hatte, daß er das betreffende Stadium das des „Calumniationspunktes" nannte. Ich hörte von ihm den Ausdruck ſelbſt. Intelligente Darſteller gab es ſchon; aber ſelbſt den F .gen kam das interdum dormitat in die Quere. Das vielfache Lernenmüſſen, das Lernendurcheinander, heute Luſtſpiel, morgen Trauerſpiel, die wenigen Proben, die ohnehin ſo ſchnell ermüden, alles das erzeugt Schlaffheit, handwerksmäßiges Sichgehenlaſſen. Und die Phantaſie iſt ſelbſt beim Begabteſten nicht immer ergiebig. Sogenannte verſtändige Schauſpieler gehen an Stellen gleichgültig vorüber, wo der Dichter ein unſichtbares Merkzeichen gemacht hat. Noch habe ich keine Julia in „Romeo und Julia" gehört (und ich ſah deren Dutzende), die den Ton des Schreckens, als die Amme die Stricke bringt, etwa in dem Sinne herausgebracht hätte, als wenn ſie hätte ſagen wollen: „Ja, das iſt ja zum Raſendwerden! Romeo todt? Das Stück, das eben begonnen hat, iſt ja dann aus!" Alle finden ſie ſich mit einem elegiſchen Tone in dieſe entſetzliche Nachricht und jammern und reflectiren und ziehen und dehnen: „Dann iſt das Grab als Brautbett mir vermählt." Von einer activen Beſeelung des Wortes, von einer Reproduction der Dichtung mit denſelben Gefühlen, die der Dichter gehabt haben muß, als ihn die Formgebung ſeines Stoffes erfüllte, davon iſt keine Rede. Ich vermißte ſie ſelbſt bei den Bedeutenderen des Faches. So gab ich mich immer mehr dem Glauben hin, es ließe ſich durch ein freudiges Einſetzen ſeiner Perſon, durch Mitbetheiligung an der

Löſung der Aufgaben dem Darſteller ein Anſtoß, eine Anregung, ein Schwung geben, der ihn das Richtige treffen ließ. Nicht minder dem Enſemble. Man ſpricht vom Zuſammenſpiel und glaubt es zu erreichen durch präciſes Einanderzuwerfen der Rede, Präciſion der Auftritte und Aehnliches. Aber vom Zuſchauerraum aus iſt die Frage des Enſemble's eine ganz andere. Die Darſtellung muß ſich in ein Gemälde verwandeln, wo uns Stehen und Gehen und jede Bewegung angenehm berühren. Wie oft iſt dagegen dies Gemälde ein Klex, ein Gemengſel von Kraut und Rüben! Dort ſteht der Eine, da der Andre; der zeigt dem Publikum Dreiviertel ſeines Rückens, dieſer nur ein Achtel; der Zirkel, den man ausſpannen würde, um dieſe Stellungen zu vermitteln, würde die unſchönſten Ellipſen geben. Ja, ich hatte durch faſt täglichen Beſuch des Theaters durch acht Jahre entdeckt, daß ſich ein ſymmetriſches Geſetz zu erſtrecken habe auch auf den Ton des Geſprächs, auf die Anmeldungen, die viel zu laut in ein eben auf der Bühne gemachtes Geſpräch einſetzen, auf die Redetempi, womit die Handelnden auftreten. Selbſt der Virtuoſe erſten Ranges hat ſich ſagen zu laſſen: „Aber lauſchen Sie doch, ehe Sie auftreten, auf die Tonart, die eben auf der Bühne im Gange iſt, und fügen Sie ſich dieſer und fangen Sie mit Ihrem Erſcheinen nicht das Stück gleichſam von vorne an!“ Ich hatte ſo oft die Franzoſen ſpielen ſehen. Das leichte natürliche Spiel der erſten pariſer Theater war nur auf dem Burgtheater wiederzufinden. Meiſt lärmt man bei uns, ſchreit, kräht. Jeder Effect wird dreimal unterſtrichen. Rollen, die in Paris faſt nur aus Mienenſpiel und Ruhe beſtehen, ſah ich, verwandelten ſich in Deutſchland in Beweglichkeit, aufgeregte Sucht zu wirken. Alles das zuſammengenommen, ließ mich an die Möglichkeit glauben, daß der Begriff eines Dramaturgen keineswegs ein leerer Name ſei und er wol mit einem nachhaltigen Einfluß auf die Schauſpielerwelt verbunden ſein könnte.

Eine ſolche Stelle fand ich, ohne mich darum zu bewerben, am dresdner Hoftheater. Ich nahm ſie an, ohne mir darüber klar geworden zu ſein, daß den Dramaturgen denn doch nicht ſeine Begeiſterung für die Sache allein halten kann, ſondern daß ihm ein feſter Leuchter zu geben iſt, auf dem die Flamme ſeiner Be

geisterung brennt, eine Scheide, worin das schneidende Schwert steckt. Dieser Irrthum über die Machtbefugnisse, die mir hätten eingeräumt werden müssen, war die Quelle vieler Leiden.

Gustav Kühne hatte die deutsche Schriftstellerwelt zu einem „Dichtertage" (die Gänsefüße gehen auf Vergleich mit der Einladung von 1874) nach Weimar entboten. In Gotha erfuhr ich die Abbestellung, die auch damals stattfand. In Weimar, wo man noch im Aufführen meiner Stücke zurück war, las ich eines derselben, das nächstens in Scene gehen sollte, den Schauspielern vor. Natürlich erfolgt Anerkennung für Dichter, die ihre Stücke den Schauspielern vorlesen, von diesen nur dann, wenn jene zugleich das Scepter der Direction schwingen. Sind die Dichter ohne Macht über Kasse und Rollenvertheilung, so ist den Schauspielern jedes Vormachen ihrer Rolle gradezu zuwider. Allenfalls unter vier Augen; da nehmen sie die Zumuthung hin, sich sagen lassen zu sollen, wie sich der Autor diese oder jene Wendung gedacht. Aber öffentlich! Vor den Collegen! Da verrathen zu sehen, woher die Nüance, die man nach sechs Wochen anbringen wird, eigentlich stammt, das ist verdrießliche Störung! Mir wurde angst und bange um die weimar'sche Bühne, als ich einen Rest der Goethe'schen Schule als Buttler in Wallenstein sah, den in allen Theaterbänden der Goethe'schen Werke vorkommenden Dürand. Der treffliche Mann sprach die Schiller'schen Verse im gemüthlichsten Thüringisch.

In Leipzig fand ich die damalige Haupterbin des weimar'schen Ruhmes, Goethe's Schwiegertochter, eine geborne von Pogwisch. Es war eine kleine lebhafte, vielbewegliche Frau von mitleiderregender Verwelktheit ihres Antlitzes. Die Wangen der Aermsten waren gelb, die Lippen blau. Die Unglückliche mußte unheilbar krank sein. Dennoch war sie die gefeierte Ottilie von Goethe und ließ es an Redelust nicht fehlen. Eine Aeußerung, die ich zunächst als interessante Erläuterung zu Goethe's Leben auffaßte, gab mir später, als ich selbst in Weimar wohnte, oft Stoff zum Nachdenken: „Wir Leutchen in Weimar", sagte sie vergnüglichst, „sind immer aufgeregt!" Mit andern Worten: „Wir müssen immer etwas vorhaben und wären es Bagatellen!"

Mein alter weimar'scher Freund, August Bürck, war nach

Dresden übersiedelt und lag in den Banden einer enthusiastischen Schwärmerei — zunächst für alles, was zu Elbflorenz gehörte. Nicht nur die liebenswürdige Maria Bayer, sondern das gesammte dresdner Theater, der Baumeister Semper, der Erbauer dieses Theaters, Rietschel und Hähnel, die Verschönerer des leider in Flammen versunkenen Tempels der dramatischen Kunst, in erster Reihe Richard Wagner, die Schröder-Devrient, die dresdner Gallerie, alles in Eins war Gegenstand nie erkaltender Ekstase. „Eilen Sie sich", schrieb er. „Hier ist eine Revolution ausgebrochen! Eduard Devrient hat die Oberregie niedergelegt! Emil droht mit Abgang! Die Tieck'sche Dramaturgenstelle soll erneuert werden! Verlieren Sie keinen Augenblick! Theodor Hell schiebt sonst einen Riegel vor!" Kann man freundschaftlicher, treuer denken und handeln, als der Gute gethan?

Tieck war an König Artus' Hof zur Vervollständigung der Tafelrunde beschieden, die sich zuweilen in Potsdam versammeln und dem Wirth seine poetische Kronprinzenzeit im reizenden Charlottenhof, die Ruhe der Jahre 1815—1830, wieder vergegenwärtigen durfte. Tieck's Amt hatte in Dresden damit begonnen, daß er dem Publikum alte spanische Comödien vorführte. Der Versuch mißlang und der Dramaturg zog sich schmollend auf seine vier Wände zurück. Der Hof war damit einverstanden. Der berühmte Mann war von Krankheit geplagt und die Besoldung mit 600 Thalern war nicht der Rede werth. Tieck brauchte nichts anderes mehr zu leisten, als ab und zu der Direction ein Stück zu empfehlen, das dann gewiß nicht aufgeführt wurde, oder ein anderes zu widerrathen, von welchem er dann bald darauf die Anzeige der stattgefundenen Leseprobe erhielt. Das machte sich so in Folge der spanischen Tendenzen, die zwar Prinz Johann in der Theorie, aber Prinzessin Amalie in der Praxis nicht verfolgte. Hofrath Winkler, Theodor Hell genannt, war der Antagonist des alten Romantikers und nächste Berather des Intendanten, eines zur Excellenz erhobenen ehemaligen Jagdjunkers von Lüttichau. Eine eigenthümlich geartete Natur dieser Chef. Als Friedrich August I., derselbe, der von seinem Bündniß mit Napoleon nicht hatte lassen wollen und darüber im Pariser Frieden halb Sachsen verlor, gefangen in die Räume des berliner

Schlosses überführt wurde, begleitete den starren unbeugsamen Herrn dieser Adolf von Lüttichau und bekam, als der Sequester Sachsens aufhörte, zum Lohn die Stelle eines Generaldirectors der Oper, Kirchenkapelle, des Schauspiels. Sei hier sogleich des Folgenden wegen vom Anfange dieses Regimentes erzählt, daß den artistischen Regierungsantritt einige strenge Maßregeln hatten bezeichnen sollen. Der Künstlerkreis, dem einige damals berühmte Namen angehörten, sah diese Neuerungen für eine Kränkung seiner Rechte an und trat, so erzählt man, zu einer „Verschwörung" zusammen. Es sollten nach und nach sich die Mitglieder in einem solchen Grade krank oder derartig verhindert stellen, daß der Intendant alle Augenblicke auf dem Trocknen sitzen und der königliche Hof, dessen weiblicher Theil dem Theater als fast ausschließlicher Unterhaltungsquelle zugewandt war, ja sogar für dasselbe mit Glück arbeitete, beim Anfahren der Wagen immer von Anschlagszetteln überrascht wurde: Wegen eingetretener Hindernisse bleibt heute das königliche Theater geschlossen. Ein solches Ereigniß, zwei- oder dreimal nacheinander in Scene gesetzt — und der beliebteste Günstling des Köni[illegible] und vorzugsweise einer der ältern unverheiratheten Prinzessinnen würde an eine andere Stelle versetzt worden sein, vielleicht an die Spitze des Hausministeriums, womit die Aufsicht über die schönen Künste überhaupt verbunden war, eine Specialität, für welche ebenfalls das Jagdwesen eine passende Vorbereitung gewährt. Der Iffland in dieser Verschwörung war ein neuengagirter Schauspieler, der aus dem russischen Deutschland gekommene Karl Tittmarsch. Dieser näherte sich dem Ohr des Intendanten und klärte ihn über das bevorstehende Ungeheure auf. Sofort zeigte sich die Kraft des Menschen, die uns zu Gebote steht, wenn wir uns orientirt haben. Die Regisseure wurden sofort vom wuthentbrannten Chef, dem die Entrüstung Sr. Majestät beistand, suspendirt, einige Mitglieder ganz entlassen, Andern wurde gekündigt, Tittmarsch zum Regisseur erhoben. Von diesem Tage an, der noch in jene Zeit fiel, wo sich Tieck, der mit Lüttichau zugleich gekommen war, bemühte, dem dresdener Publikum Geschmack an Calderon's „Dame Kobold" beizubringen, war Tittmarsch von diesem Intendanten unzertrennlich. Grillparzer hätte nicht nach Ungarn zu greifen brauchen, um den

„Treuen Diener seines Herrn" zu schildern; ein deutsches Beispiel lag näher. Bankhanus war täglich auf der dresdener Sporergasse in der „Expedition" des Hoftheaters zu sehen, ein Herz und eine Seele mit seinem Intendanten. Daß sich beide auch noch freimaurerisch verbunden fühlten, daß der bescheidenste Respect, die gebührendste Hervorhebung der Excellenz noch an jedem Johannistage dem vertraulichen Du Platz machen konnte, das hat mir, der ich freimaurerisch Laie bin, eine offne Frage bleiben müssen. Thöricht ist jedenfalls die bei späteren Generationen des Personals und mit Zuhilfenahme der drastischen Ausdrucksweise der Schauspieler und der oben geschilderten leichten Mythologiebildung der Bühne zustande gekommene Erklärung dieser intimen Verbindung zwischen Lüttichau und Tittmarsch: Beide müssen sie einmal zusammen „einen Mord begangen" haben!

Mit Unmuth hatte der nun seit Jahren treu und redlich dienende Regisseur vor längerer Zeit, bei Anstellung Eduard Devrient's, das Wort seines Chefs vernommen: Tittmarsch, wir müssen nun wieder einen Ersatz für Tieck anschaffen! Die Geschichte geht nicht mit Ihnen allein! Ich schlage zwei Fliegen mit Einer Klappe! Ich bekomme einen guten Schauspieler und zugleich einen Oberregisseur! Sie werden sich mit diesem verständigen! Den Doppelgewinn rechnet mir der König hoch an! Die Tieck'schen 600 Thaler hätte ich einem Dramaturgen doch erhöhen müssen! Was aber für Eduard Devrient nicht genügt, das gebe ich ihm aus dem Gagenetat als Schauspieler hinzu —! Sprach's und Tittmarsch verzog keine Miene. Er war der Mann des stummen Gehorsams. Wenn gelehrte Männer sprachen, trat er noch mehr zurück, als nöthig. Er begnügte sich mit kleinen, wirksamen Rollen, Episoden. Er hatte, um jede Möglichkeit jener eminösen Zettel abzuschneiden, wie ein guter Koch immer ein kleines Souper möglich gemacht, das er wie aus dem Stegreif anrichtete, Stückchen, in denen er oder einige Treuverbundene allein spielten. Das „Landhaus an der Heerstraße", „List und Phlegma", „Mirandolina" gehörten dazu. Die Prinzessinnen des königlichen Hofes waren so gutmüthig, daß sie die verhältnißmäßig lästighäufige Wiederholung dieser veralteten Lückenbüßer nie rügten. Duldete doch der Hof sogar einen kleinen verwachsenen Mann mit einer Kinder-

ſtimme, einen Grotesktänzer im ernſten Schauſpiel! Während meiner Dramaturgenzeit hatte ich den Michael Beer'ſchen „Struenſee" in ſeinem muſikaliſchen und dramatiſchen Theil bis auf's Jota nach Berlins vielgerühmter Einſtudierung herausgebracht. Jede Rolle war mit Ueberlegung beſetzt, ein Streit mit Eduard Devrient über eine ihm zugewieſene Partie glücklich beſeitigt, Emil Devrient that das Mögliche für eine Rolle, die ihm unangenehm war, weil jedesmal, wenn die Zuſchauer ihre Theilnahme ausdrücken wollten, die Muſik einfiel; kurz die Vorſtellung bot ein Bild, das dem übervollen Hauſe, der Gegenwart des geſammten Hofes, aller Hofchargen einen wahren Stolz auf die Leiſtungen des dresdener Theaters einflößen konnte. Da im dritten Akte, plötzlich kommt eine Scene bei der Königin, es iſt der „Calumniationspunkt" des Stückes, Alles ſpielt wie auf Teppichen, die Lüſtres brennen, es rauſchen die Gewänder, Kammerherren gehen auf und ab. Ich ſitze mit Behagen, mich ausruhend von den anſtrengenden vier bis fünf Proben, im Amphitheater. Was geſchieht mir? Es tritt ein Diener ein und macht eine entſcheidende Meldung. Der kleine verwachſene bucklige Perenz quäkt mit ſächſiſcher Kinderſtimme: Herr Oberſt von Köller! Das ganze H .s bricht in Gelächter aus, der Hof ſchüttet ſich, die Hofchargen ſchütteln den Kopf. Welche Beſetzung! Dieſer Dramaturg! Ich war außer mir und rannte auf die Bühne. Was war es? Der Schauſpieler, den ich grade bei jeder Probe dieſe Meldung dreimal hatte ausrichten laſſen, dem ich geſagt hatte: Schreien Sie nicht! Mäßigen Sie Ihr ſchnarrendes Organ! Sagen Sie feſt und beſtimmt, aber die Ohren der hohen Herrſchaften, die eben auf der Bühne ſitzen — es iſt eine Königin darunter — ſchonend: Herr Oberſt von Köller! Dieſer mühſam von mir Abgerichtete, aber richtig Gewählte, ſtattlich Ausſehende war plötzlich krank geworden. Die Noth war groß, der Regiſſeur griff ohne Umſtände den Erſten Beſten auf, der ihm zwiſchen den Couliſſen unter die Beine kam. Der kleine bucklige Grotesktänzer mußte ſich ankleiden und die Meldung als erſter königlicher Kammerdiener der Majeſtät von Dänemark in einer ſo entſcheidenden Scene bringen! Mich konnte nur tröſten und beruhigen, daß ich annahm, dem gutmüthigen Hofe ſei bekannt, wie in einem Vorſtadtswirthshauſe dieſer kleine

Verwachsene alle vierzehn Tage eine Doublette von Emil Devrient war. Dort spielte ein Liebhabertheater, Töchter geringer Herkunft, kleine Angestellte, Handwerker. Hier war Perenz „der große Mime". Und in der That, ich habe die Vorstellung meines „Werner" in diesen dunkeln, niedern, von Menschen überfüllten Räumen mit angesehen und war von dem allmälig aus dem Dünnen, Unangenehmen, Quäkenden sich herausentwickelnden seelenvollen, ernsten, sittlich gediegenen Tone, von der richtigen Accentuirung bei seinen Gefühls- und Leidenschaftsausbrüchen so überrascht und erschüttert, daß ich den kleinen Mann — unter Beweisen der Rührung umarmen mußte.

Doch zurück zu jener Miene, die Iffland machte, als nun auf der Bühne Latein und Griechisch gesprochen werden sollte. Denn die Musen, die Eduard Devrient exercirt, müssen gelehrte Vorlesungen besucht haben. Das wußte der einfache Mann und er kannte die andere Schwierigkeit, daß es zwischen den beiden Brüdern Emil und Eduard keinen Frieden geben würde. Der Erstere war von hoher schauspielerischer Begabung, aber maßlos in seinen Ansprüchen, frauenzimmerlich verletzbar durch die geringfügigsten Dinge; der Andere, ein ehemaliger Kaufmann, Autodidakt, Stubengelehrter, bestand in allem auf dem Punkt über'm I. Anfangs schien alles gut zu gehen. Wenigstens machten die Zeitungen einen Lärm von noch nie gesehenen Vorstellungen. Neue Stücke, die grade damals zahlreich geschrieben wurden, kamen dem Oberregisseur zu Gute. Schließlich vertauschte der neue artistische Leiter sein berliner Heldenfach mit dem des Charakteristikers. Ich will Niemand vorgreifen, der sich vielleicht veranlaßt sehen sollte, über das eigene Spiel des Historikers der deutschen Schauspielkunst eingehender zu urtheilen. Nur das steht außer aller Debatte, daß auf dieser Kampfesebene zwischen den beiden Brüdern keine Rivalität obwalten konnte. Der helle Krieg brach aus. Der sogenannte „Virtuose" hatte auf der Scene andere Bedürfnisse als der Regisseur.

Eduard Devrient trat zurück und es kam wieder ein Interregnum Dittmarsch. Es ähnelte jenem, wo einst das Faustrecht herrschte. Jeder nahm an Rollen, was ihm behagte. Dittmarsch selbst war als Leiter des Ganzen an sich ohne Ehrgeiz. Als Schauspieler

hüre; der Kammerdiener blies das Licht aus und drängte Schlachtenmaler zur Thür hinaus. Dieſer ging leiſe reppe hinunter und fand ſchon unten im Schloßhofe wig geſattelte Courierpferd, auf die wichtige Depeſche nd. Der Kammerdiener erſchien, der Brief wurde am lknopf in einer ledernen Taſche befeſtigt, der ſchleunigſte wurde noch einmal anempfohlen, der Reitknecht ſtieg und fort trabte der arme Gaul zur Verwunderung aller ſte, die die Fenſter öffneten und ſich neugierig frugen, er Courier wohl Wichtiges in ſo ſpäter Nacht noch zu ingen hätte. Man ſah hier gleich des Grafen von cock raſtloſe Thätigkeit und ſeinen politiſchen Verſtand.

---

aber liebte er auch nicht immer die alten Kammerdiener und Pächter, sondern auch Kaiser und Könige zu spielen, die nicht viel zu sprechen haben, aber auf dem Zettel obenan stehen und seine Figur heben. Wie sollte das nun werden? Dittmarsch sprach von einem Dramaturgen, Lüttichau schon von Laube oder mir, Emil Devrient, dessen Freundschaft sich für mich hätte regen sollen, rief aus: „Excellenz, ein Dramaturg! Wie werden wir einen solchen Mann wieder los!" Eine Aeußerung, die gewiß authentisch ist. Wenigstens habe ich sie von Lüttichau selbst.

Unter solchen Auspicien betrieb lediglich der gute Bürck mein Kommen und schon nach dem ersten Besuch bei Excellenz war das Geschäft erörtert und nach einem Diner beim Kaffee in einer Seitenlaube des Eßsaals abgemacht. Meinen Eifer, um auf dem Theater für die Leitung der Darstellungen, für eine ideale Belebung der deutschen Schauspielkunst Fuß zu fassen, war ich leider nicht im Stande zu verbergen. Ich muß mehr Begeisterung für die Bühne gehabt haben, als Derjenige, der die seinige später in drei Bänden versichert hat. Lüttichau erzählte mir, daß er den Verfasser der „Karlsschüler" schon lange zur Uebernahme jener Stelle aufgefordert, von ihm aber die Antwort erhalten hätte: „600 Thaler, die Sie geben wollen, verdiene ich, wenn ich in Leipzig den Buchhändlern Prospekte für ihre Unternehmungen schreibe." Mein Calcül konnte nur der sein, daß ich die Honorirung für den Dramaturgenposten als eine Ergänzung meines Budgets betrachtete und vielleicht die Nächte oder die erste Morgenfrühe zum Arbeiten nahm. Um die ausgeworfene Summe nicht gar zu gering erscheinen zu lassen, sagte endlich Excellenz: Ich will 800 Thaler riskiren! Aber ohne Vortrag beim König! Da fehlt mir jede Fürsprache des Hausministeriums! Um es möglich zu machen, daß noch 200 Thaler herauskommen, wollen wir diese auf den Honorar-Etat werfen und Ihre etwaigen neuen Stücke dafür bezahlt erklären!" Auf diese Art gab ich als Dramaturg dem Sächsischen Hoftheater meine Stücke umsonst.

Neben jenem Grundsatz: Wirf wohlgemuth deinen Ball in die Luft und sorge dann nur, daß du ihn, wenn auch durch Dornen und Gestrüpp, wiederfindest —! hatte ich mir ein anderes, ebenso

gefährliches Axiom gebildet: Guter Wille, fortgeſetzte Unbefangenheit und ehrlicher, offner Humor kommen durch alle Schwierigkeiten des Lebens hindurch! Die Menſchen entwaffnet es zuletzt, ſelbſt die böſeſten, wenn ſie ſehen, daß wir es im Grunde ehrlich meinen!

Dieſem Satze wird man zuweilen glückliche Erfolge verdanken. Man kann mit zwei Menſchen zuſammenkommen, die gegeneinander feindlich geſinnt ſind; ignorirt man dann die Spannung, ſpottet derſelben ſogar, ironiſirt ſie, veranlaßt Erklärungen, ſo erreicht man zuweilen eine Verſöhnung. Manche mürriſche menſchenfeindlich geſtimmte Natur zieht der harmloſe Lebensvirtuoſe in die Strömung ſeiner eigenen guten Laune herüber. Ebenſo, allen Warnungen und düſtern Prophezeiungen zum Trotz, berief auch ich mich auf mein unerſchütterliches Vertrauen, es müſſe ſich hier bewähren, daß Begeiſterung für die Sache und harmloſer Sinn den etwaigen böſen Willen der Mitarbeiter beſchäme. So kam ich über die mir ertheilte, vollſtändig ungenügende „Inſtruction" hinweg, die mir die Regiſſeure nur „co-", nicht „ſubordinirte". So ging ich harmlos auf die Leſe- und Bühnenproben und legte meine wahre Abſicht, Einfluß auf die deutſche Darſtellungskunſt, auf die Richtung der Repertoire, die Bildung des Publikums zu gewinnen, offen dar. Vollends glaubte ich, die immerhin ſubalterne Stelle eines ſich nicht wie Tieck vornehm daheimhaltenden, ſondern auf den Proben von 9 bis 2 Uhr und ſpäter noch im Büreau ausharrenden Dramaturgen dadurch heben zu können, daß ich die Regiſſeure für mich gewann, die Schauſpieler von meiner Fachkenntniß überzeugte, auch wenn ich mich nicht in die Bruſt warf, auch wenn ich nicht den verſtockten ſchweigſamen Beamten ſpielte, auch wenn ich nicht ſtändig menſchenfeindliche Blicke, die Gegner muſternd, um mich warf.

Ich hatte mich aber geirrt. Der Humor iſt in der Schule nicht angebracht; die Jugend verſteht keinen Spaß. Lacht der Lehrer, ſo hat die Maſſe Oberwaſſer und es dauert lange, bis die Nachwirkungen einer Störung des ſich ſtändig geziemenden feierlichen Ernſtes überwunden ſind. Nicht minder verträgt das Theaterleben nicht den Humor. Der leichteſte Scherz wird übelgenommen. Lange wird nach ſeinem „eigentlichen Sinne" gegrübelt. Die meiſten Mitglieder

der Bühne halten ihre ursprüngliche Unbildung nur leidlich verborgen. Das Wichtigthun, das Breitschlagen, das Vergrößern jedes kleinen Ereignisses ist bei ihnen ständig. Die Rüge einer falschen Auffassung, und um die Wirkung zu mildern scherzend vorgebracht, verletzt sie doppelt. Im Interesse ihrer Rollen, ihrer Gagen, ihrer „Spielhonorare" (einer, beiläufig gesagt, wahrhaft verderblichen Einrichtung, die überall die Theater ruinirt) schleichen sie alle, wenn auch mit behäbigem Embonpoint, wie Shakespeare's hagerer und finsterer Cassius lauernd, alles Kommende, alles Drohende vorausſehend. Die letzte Rollenaustheilung, die Gerüchte über ein angenommenes Stück, über eines, das neu besetzt werden soll, die Erneuerung der Contracte, ein bevorstehendes Gastspiel — alles das hält sie an einem Drahtseile fest und läßt sie dem „glühendsten Streben" ihres Lenkers steif und todt und kalt gegenübertreten. Ja selbst bis zur „Teufelsfaust", von welcher Goethe spricht, kann es kommen, wenn die verletzte Eitelkeit und der unausrottbare Dünkel sich äußern, wie z. B. im fünften Bande seiner Schauspielkunstgeschichte Eduard Devrient S. 118 schreibt: „Wenn Gutzkow länger im Amte geblieben und zu mehr Autorität gelangt wäre, würde er, trotz der anregenden Bewegung, welche er in die künstlerische Thätigkeit brachte, doch dahin gewirkt haben: die Natur in den Darstellungen der dresdner Kunstgenossenschaft, auf welche Tieck und dessen Anhänger Eduard Devrient so dringend gehalten, zu verfälschen und so der Kunstanstalt schädlich zu werden. Er gewann darüber zunächst keinen rechten Boden im Vertrauen der Kunstgenossenschaft und verlor den wenigen, als er sich nicht enthalten konnte, auch den alten Fehler zu begehen: Zeitungsartikel über das Theater, das er leitete, zu schreiben."

So viel Sätze in diesem Citat, so viel Unwahrheiten. Der Geschichtsschreiber der deutschen Schauspielkunst darf sich rühmen, daß mancher Aesthetiker und Literarhistoriker auf sein im Ganzen laien- und dilettantenhaft geschriebenes Werk verwiesen hat. Aber vor dem letzten fünften Bande, demselben, der erst, nach früherer Zeitungsnotiz, nach dem Tode des Verfassers erscheinen sollte, muß ich jeden Aesthetiker warnen. Nur der maßlose Dünkel eines theils durch conventionelle Anerkennung einer bestimmten Clique verwöhnten, theils durch persönliches Unterliegen im Wettkampf mit dem angebornen Genie

Andrer rachsüchtig gestimmten Gemüths hat diesen Abschluß des Werkes geschrieben, die Darstellung der Bühne unserer Zeit. Während alle Welt die errungene Theaterfreiheit, wenn sich diese erst geregelt und etwas beschränkt haben wird, und die endliche Zulassung der Volksmassen zum Genuß der Bühne als eine merkwürdige und hochinteressante Erscheinung im neuen Culturleben rühmt (siehe Faucher's Zeitschrift für Nationalökonomie 1872), während neue dramatische Talente mit bedeutenden Erfolgen aufgetreten sind, will uns dieser doktrinäre Besserwisser, dessen „Natur" auf der Bühne zu jeder Zeit nur die Studierlampe gewesen ist, glauben machen, das neuere Zeitalter sei das des „Virtuosenthums"! Er nennt vollständig die letzte Periode seit drei Jahrzehnten die der Virtuosen. Jedermann weiß, daß hier zunächst ein häßlicher Bruderzwist spricht. Der ehemalige Sänger, der nie eine Rolle vollkommen deckte, wenn nicht seine Stuben- und Schlafrocknatur darin wiedergegeben wurde (wie ihm denn Venedig' „alter Magister" am natürlichsten stand), hat bei diesem Ausspruch zunächst besonders seinen Bruder Emil und dessen von den glänzendsten Erfolgen begleiteten Gastspielreisen im Auge gehabt. Dann hat ihn Seydelmann, sein College, gestört; zuletzt Dawison, der in Dresden sein Nachfolger war. Um diese drei Namen, welchen vollkommen drei Namen der alten Schröder-Zeit, wo ebenfalls hin- und her gereist wurde, äquivalent sein würden, wird die Periode von heute die der Virtuosen getauft. Als wenn sich in dem häufigeren Gastiren da oder dort nicht eine natürliche Folge nur der Eisenbahnen gezeigt hätte, eine Folge der zunehmenden Lust am Theater, der zunehmenden Bildung, endlich jener Theaterfreiheit, die vorläufig mehr Gutes, als Schlimmes gebracht hat, alles Erscheinungen, die ein Historiker des deutschen Schauspiels als Morgenroth zum Besserwerden, zur Emancipation von jener leidigen Regisseurtyrannei der alten Hoftheater hätte begrüßen sollen! Und ist die Zahl der Virtuosen, die auf einige Rollen reisen, denn so groß? Hinterlassen sie mehr als eine Furche im Wellenspiegel, wenn der Dampfer auch noch so rauschend vorüberzog? Die tägliche Ordnung der Bühne, das Alltagsleben macht sich dem Personal sogleich wieder fühlbar. Mit hypochondrischem Jammer vermißt Eduard Devrient das „Ensemble". In seinem Munde heißt das die wechselseitige Garantie der Mittelmäßigkeit. Die dramatische

Production älterer Zeiten, ich erinnere an die von Schröder verdeutschten englischen Lustspiele und an Kotzebue, beruhte auf der Voraussetzung eines Ineinandergreifens aller handelnden Personen. Die neuere Zeit verließ diesen gleichmäßigen Typus der Dramen, diese mitredenden Bedienten, diese ihren besondern Roman verfolgenden Kammerzofen, die Intriguenstücke, die Stücke mit breitausgesponnenen Episoden. Die deutsche Bühne hatte das Beispiel Shakespeare's anempfohlen bekommen, so daß es nicht zu verwundern war, wenn ein langer Theaterzettel von wirksamen Rollen höchstens zwei brachte und die übrigen zu Statisten machte. Das sind Literaturkrisen, worüber der Kenner mit eingehender Beobachtung und theilnehmender Schärfe zu schreiben die Verpflichtung hatte. Aber die Jeremiade, womit das Devrientsche Buch abschließt, hat lediglich ihren Grund in dem Gefühl, daß der Verfasser damals, als seine Brüder glänzten, der „ewig seitwärts Stehende" war.

Aber ich muß der mich betreffenden Auslassung, dieser Kette von Unwahrheiten, näher treten. Ich habe z. B. niemals eine Recension als Dramaturg geschrieben!

Zu den Sätzen, die innerhalb des Bühnenlebens feststehen sollen, gehört bei Eduard Devrient die durchgehende Behauptung, daß nur der Schauspieler berufen sei zur Führung einer Schauspielertruppe, kein anderer Stand, am wenigsten aber der dramatische Schriftsteller. Eine förmlich leidenschaftliche Ablehnung des Begriffs eines Dramaturgen beherrscht den verwöhnten Zögling einer Berliner Gesellschaftsschicht durchweg. Seine Idiosynkrasie gegen Männer, die studirt haben und sich mit der Bühne beschäftigen, falls sie nicht grade Geheimrath geworden sind, beherrscht ihn so, daß er seiner Ablehnung studirter Dramaturgen nicht etwa hinzufügt: Die Directionen meinen es nicht ehrlich mit der Berufung eines solchen Beiraths! Sie wollen nur ein Lamm haben, das die Sünden der Verwaltung trägt! Der Dramaturg ist ein Deckmantel für ihre Blößen! Er schreibt nicht: Als J. V. Baison bei Uebernahme des Hamburger Stadttheaters den Effect der Zeitungsnachricht: „Professor Prutz ist als Dramaturg berufen" hinter sich hatte und der Berufene dann selbst auf der Scene erschien, da war er dem heißblutigen

Darſteller und Direktor — im Wege und dieſer ſagte ihm: Beſter Herr Profeſſor Prutz, ſchreiben Sie Recenſionen, worin Sie unſere Leiſtungen beurtheilen! Nein, unſerm Hiſtoriker iſt der „Dramaturg" a priori immer ein Rezenſionenſchreiber. Leſſing war ja einer und ſogar Tieck. In Betreff meiner iſt nun die Behauptung grundfalſch. Nach Ablauf meines Contracts forderte mich die Brockhaus'ſche Allgemeine Zeitung auf, ein Theaterreferat für Dresden zu übernehmen, ein mühſeliges Amt, das ich ein Jahr lang durchgeführt habe, wie geſagt, nach meinem Austritt aus dem Amt. Vor dieſer Zeit aber, während meiner Amtirung, iſt auch nicht eine Zeile nachzuweiſen, die den Geſchichtsſchreiber zu ſeinem Verdict hätte berechtigen können. Im Gegentheil war ich nach baldiger Orientirung über meine Lage befliſſen, jeden meiner Freunde, von dem ich wußte, daß er die Feder führte, dringend zu erſuchen, meiner in Betreff der Theaterführung niemals Erwähnung zu thun, mich niemals zu rühmen, mir nie Verdienſte zuzuerkennen. Denn ich hatte bald die Natur meines Chefs und der Menſchen überhaupt erkannt, auf deren Einflüſterung er hörte. Das Dämoniſche in meinem Vorgeſetzten ging bis zur Aehnlichkeit mit Don Philipp oder Alba. Zuweilen war er gutherzig. Dann plötzlich konnte er's bis in's Hämiſche treiben. Von Theodor Hell (Hofrath Winkler) nur ſo ein beiläufig am Seſſionstiſch zugeſchobenes: „Leſen Sie nur, Excellenz! Jetzt ſoll ja alles nur von dem Herrn Dramaturgen ausgegangen ſein!" und das Journal hingehalten, ſofort würden in dem auf ſeine Alleinherrſchaft eiferſüchtigen Manne Rachegedanken aufgeſtiegen ſein. Ich brachte ihm das Opfer vollſter Nichtwürdigung meiner Leiſtungen im Publikum. Ich brachte es, um in den Conferenzen das Zuſammenziehen dieſer ſchwarzen Augenbrauen des Unheimlichen, die einſige Geſchäftigkeit des obengenannten Theaterſecretärs, die Beſchwerde der Regiſſeure, die üble Nachrede der „Kunſtgenoſſenſchaft", wenn ſie getadelt worden wäre, zu vermeiden. Wie edel ſolche „Kunſtgenoſſenſchaft" zu denken und ſich auszudrücken gewohnt iſt, erſah ich ſogleich auf einer der erſten Proben, die ich hielt. Es handelte ſich darum, ob in Goethe's Iphigenie Arkas und Thoas gleich auf der Bühne ſtehen oder auftreten ſollten. Treten Sie auf! ſagte ich. Es kommt ſogleich mehr Bewegung in die Sache! Einige Störungen ver-

hinderten den Anfang. Die Scene wurde wiederholt. Thoas stand. „Nein," sagte Arkas hämisch, „auftreten! Es kommt ja gleich mehr Bewegung in die Sache!" Da nun aufspringen und mir ein- für allemal Ungezogenheiten solcher Art verbitten, wäre rathsam gewesen. Aber der hämische Mensch war Jahre lang ein alter guter Bekannter von mir. Als Schauspieler jedoch sah er in seinem Vorgesetzten einen geschwornen Feind und war auf der Scene nur mit dem Werth seiner Person beschäftigt. Die Unwahrheit des „Schreibens über die Bühne" betreffend — was soll man vollends über eine solche Behauptung sagen, wenn auf deren Grundlosigkeit eine Verurtheilung begründet ist? Ich komme den andern Anschuldigungen um so mehr näher, als ich nie Gelegenheit genommen habe, die Geschichte meiner dreijährigen Dramaturgenschaft zu erzählen. Hätte ich diese erzählt und dabei die Schauspieler und Schauspielerinnen, wenn auch mit einigen Ausnahmen, anerkannt und gewürdigt, so würde mein Wirken einen Klang gewonnen haben, der denn doch den hämischen Historiker der deutschen Bühne bestimmt hätte, die Segel ein wenig einzuziehen.

Mein „Uriel Acosta" war kurz vor Weihnachten 1846 gegeben worden und hatte einen stürmischen Erfolg gehabt, der vollends nach dem vierten Akte einer Demonstration gleichzukommen schien. Wenigstens faßte es so König Friedrich August auf, jener Unglückliche, der in Tyrol aus dem Wagen stürzte. Er erließ ein Schreiben an den Intendanten, worin er diesem anzeigte, daß er ihm künftig einen Censor setzen würde, wenn Stücke so aufregender Art wie die „Karlsschüler" — und nun dies neue gegeben werden würden. Acosta durfte nicht wiederholt werden. Als ich hievon Mittheilung erhielt, forderte ich meine Entlassung als Dramaturg, noch ehe ich mein Amt angetreten hatte. „Bei Beginn meiner Thätigkeit so von oben her begrüßt," schrieb ich, „würde ich beim Personal kein Vertrauen finden." Die Gattin des Intendanten, eine geborne von Knobelsdorf, eine geistvolle, scharfblickende, ungemein wohlwollende Frau, die mich drei Jahre lang betrachtete, als befände ich mich im Wirkungskreise ihres Mannes in prosaischer, meiner nicht würdiger Gesellschaft, mahnte mich durch ein vertrauliches Billet, ja die persönliche Begegnung mit ihrem Manne für's Erste zu vermeiden. Das Königliche Billet hätte

ihn außer sich gebracht. Uebrigens wäre mein Entlassungsgesuch das Richtige gewesen und hätte an hoher Stelle „imponirt". Prinz Johann bekäme die Mission, das Stück im Texte durchzusehen und daran den Censor zu machen. Es konnte immerhin einige Zeit verstreichen, bis es an den Intendanten von dem noch in Weesenstein wohnenden Prinzen zurückgelangte. Nach einigen Tagen verlangte Philalethes nur, daß statt des Wortes „Priester" durchweg „Rabbiner" gesagt werden sollte. Das Stück wurde freigegeben. Wenn demnach die von Eduard Devrient an einer andern Stelle bei Beurtheilung meines dramaturgischen Wirkens hervorgehobene „Mißliebigkeit bei Hofe" da war, so hätte mir dem doch bei einem Manne, der sich damals zu den mäßig Freigesinnten hielt und sogar in den Clubbs ein Tonangeber sein wollte, dies eher zur Ehre, nicht zur geringschätzigen Charakteristik meines „unsichern Untergrundes" dienen sollen.

In meiner Ueberstürzung, richtiger in jenem von diesem Geschichtsschreiber des deutschen Theaters nirgends auch nur einigermaßen gewürdigten Enthusiasmus, der plötzlich die Julius Mosen, Prutz, Stahr, Gall, Laube u. s. w. für eine Bühnenreform ergriffen hatte, machte ich den Fehler, daß ich mich nur auf drei Jahre gebunden hatte. Da wußte sofort Jeder, daß ich durch ein an richtiger Stelle angebrachtes Verleumden, Verkleinern, Belächeln, Beachselzucken u. s. w. mit der Zeit zu beseitigen war. Dennoch hatte noch nie zuvor die Zahl neuer und neueinstudirter Stücke, namentlich auch neuer Rollen, die von dem schwierigsten Mitgliede des Personals, Emil Devrient, gelernt und wiederholt wurden, eine solche Höhe erreicht, wie in der kurzen Zeit, die ich in dieser beengten, mich finanziell untergrabenden Situation ausgehalten habe. Heißt es keinen „Boden gewonnen", wenn man der Reihe nach Vorstellungen selbst einleitete, vorbereitete, in den Proben überwachte, bei welchen neben den laufenden Novitäten (Eine Familie, der Vetter, König René's Tochter, die Olympischen Flüchtlinge [die ich in Paris gesehen hatte] u. s. f.) noch Iphigenie auf Tauris, Struensee, Werder's Columbus, Iffland's Mündel, das Leben ein Traum, Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig, Wallenstein's Lager, Coriolan, König Johann u. s. w. in durchaus neuer Einstudierung möglich wurden?

Alle diese Bereicherungen des Repertoirs trugen Spuren meiner Durchsicht, meiner Wiederherstellung verdorbener Texte. Es ist freilich sonderbar, was auch nur Jemand in unserer Zeit für die Einrichtung eines ältern Bühnenwerks gethan hat, hieß er nicht grade Tieck und kaum, ich sage kaum, Immermann, so ist es bei diesem Eduard Devrient so gut wie in's Wasser gefallen. Die Weisheit eines Andern anzuerkennen, dazu mußte dieser entweder für ihn schon hundert Jahre im Grabe modern oder auf irgend einer Station zu seiner eignen oder seiner Kinder Carrière Posten stehen und das manus manum lavat geübt haben. Das Parkett seines Theesalons, wo ein Theil der immer gelangweilten, also anregungsbedürftigen und in stereotype Bewunderungszeichen ausbrechenden Adelsgesellschaft, größtentheils alte Damen, sich von ihm dramatische Vorlesungen halten ließen, ohne daß je ein Abend den Genuß einer Tieck'schen Vorlesung gewährt hätte, war das der „Boden", den ich hätte suchen sollen? Ich sollte meine Zeit vergeuden mit dem Anhören hohler Gebilde, wie mir doch die Heldenrollen des Mannes aus Berlin so gegenwärtig waren? Ein unangenehm hochliegendes Organ, das weder hinauf, noch hinunter einer Modulation fähig war, eine ständig schiefe Haltung des Kopfes, die Steifheit aller Bewegungen hatte den Sinn des Publikums für das höhere Drama 1840 in Berlin ganz erkalten lassen. Jedermann beklagte die unglückliche Wendung, daß ein ehemaliger Sänger der Oper, vielleicht durch Protection oder durch eine Clausel seines Contractes, jedenfalls durch ein selbstbewußtes Auftreten vor Ministern und Intendanten, sich eine solche Stellung im Schauspielpersonal hatte erwerben können. Getragen von jener obengeschilderten jüdisch-commerzienräthlichen Clique, die sich durch Mendelssohn nach Leipzig, durch einige Maler nach Dresden ausgebreitet hatte, verwechselte der endlich, um herrschen und aufbauen zu können, nach Dresden Gegangene dort, wie sein ganzes Leben hindurch, Bildung mit Talent. Zum Glück befolgte er den Rath, den man ihm gab, er möchte wenigstens in Dresden Rollen spielen, die seinem Naturell entsprachen. Der „alte Magister", der Doktor Löwe im „Oheim", der „Vetter" ließen sich, wenn man sich über die stereotype Aehnlichkeit dieser Gebilde, über den eigenthümlich schwatzhaften Humor der

berliner Weißbierreſſource hinwegſetzte, anſehen. Aber höhere Charakterrollen, wie etwa Marinelli, Riccaut de la Marlinière, waren bei ihm Grotesksfiguren, ſteif, akademiſch durchgeführt, leblos wie von Wachs oder Traganth. Etwa in einer Theaterakademie würde man den Eleven dergleichen ſo vorgeſpielt haben, wie Eduard Devrient ſolche Rollen gab. Völlig zu Kartenfigurenbildern herab ſanken ſeine Könige und Kaiſer, bei deren Eroberung er mit Dittmarſch in Conflikt kam. In jener Coterie und in dem Theekreiſe, wo die dramatiſchen Vorleſungen gehalten wurden, galt jedes Stück für empfohlen, ja geſichert, wenn Eduard Devrient darin eine Rolle hatte. Und im großen Publikum und der geſammten „Kunſtgenoſſenſchaft" ſtand die Erfahrung feſt, daß ein jedes ſich dem Idealen nähernde Stück, wenn dieſem Darſteller die Hauptparthie darin zu Theil geworden, durch den hohlen, kraft- und ſaftloſen Ton deſſelben dem Untergange geweiht war. Noch iſt eine ſeiner ſtärkſten Unarten zu rügen. Der ſtrenge Kritiker der Nachläſſigkeiten im Schauſpielerſtande, der Vorleſer von Abhandlungen über richtige Betonung im engern Kreiſe ſeiner Berufsgenoſſen, der Stifter von geſelligen Zuſammenkünften, wo ſich die Mitglieder über die Weihe ihres Berufes unterhalten und belehren ſollten, lernte in ſolchem Grade ſeine Rollen ſchlecht, daß ihm ein ſtetes Umſchreiben des Textes zur andern Natur wurde. Wenn ein Schauſpieler im vierten, fünften Akt etwas unſicher zu werden anfängt, ſo wird man Nachſicht haben; aber Eduard Devrient ſprach ſchon im Beginn ſeiner Rollen in der Regel, was ihm beliebte. Als de Silva hatte er in meinem „Uriel Acoſta" gleich in der erſten Scene zu ſagen:

Denn jedes Volk, das ſelbſt erfahren hat,
Wie weh die Knechtſchaft thut, wird Brüder nicht
Aus einem blinden Vorurtheil verfolgen.
Der Niederländer ſchuf aus ſeinen Ketten Schwerter
Und aus den ſieggekrönten Schwertern wieder
Für andre Dulder Sklavenketten ſchmieden,
Das warlich thut kein edeldenkend Volk.
Das ſind die zween Gründe. Und nicht wahr,
Man pries Euch auswärts glücklich, als Ihr ſagtet,
Ihr kehrtet heim zu uns nach Amſterdam?

## Achtes Kapitel.

### Fragmente eines Seitenstücks zu den Memoiren des Freiherrn von S—a; herausgegeben vom Freiherrn von H.*)

— — — Eine der heitersten Erinnerungen aus meiner diplomatischen Laufbahn ist der Amalienbader Congreß, wenn man Congreß ein Entrevue **) zweier Diplomaten nennen kann, die den Auftrag hatten, zwei kleine Staaten um jeden Preis zu versöhnen. Das Lächerliche dieser Erinnerung liegt hauptsächlich in dem Widerspruch dieses so einfachen Zweckes mit den von den beiden Abgesandten aufgebotenen Mitteln. Man hätte, wenn man diese Schwierigkeiten sah, die sich die beiden Männer machten, glauben sollen, es handelt sich um die Wiedereinfugung höchst gefährlich ausgerenkter Glieder des europäischen Staatskörpers, während einige streitige Punkte

*) Hundt.

**) Diese französirende und überhaupt auch mehr weltmännische Sprache, die auffallend genug gegen unsre bisherige Darstellung abstechen wird, muß man dem Freiherrn von Hundt zu Gute halten. Er hat sich in der Schule von Woltmann und Varnhagen gebildet.

Dieſe Stelle verwandelte Eduard Devrient, mit Beachtung der ihm wohlbewußten rhythmiſchen Anforderungen, ungefähr folgendermaßen:

Denn jedes Volk, das ſelbſt erfuhr,
Wie wehe Knechtſchaft thut, wird Brüder
Aus einem blinden Vorurtheile nicht bedrängen.
Der Niederländer ſchuf aus ſeinen Feſſeln Schwerter —
Und aus den ſiegbekränzten Feſſeln dann
Für andre Völker wieder Sklavenketten ſchmieden,
Wahrhaftig nein, das thut kein Volk, das edel denkt!
Das ſind die beiden Gründe! Und nicht wahr,
Man hat Euch auf der Reiſe Glück gewünſcht, als Ihr geſagt,
Ihr kehrtet wieder heim zu uns, gen Amſterdam?

In dieſer Weiſe ſprach ein „Prediger in der Wüſte" des „geſunkenen" deutſchen Theaters Schiller, Goethe, Shakesſpeare. Er verließ ſich auf ſeine Geiſtesgegenwart und ſeine zum Extemporiren geſchickte Bildung.

Durch ein längeres Verbleiben im Amte ſoll durch mich „dem deutſchen Theater die Gefahr gedroht haben, abzukommen von der Natur!" Das klingt wie die Quinteſſenz eines eingeforderten Gutachtens oder einer nach einer verfehlten Rolle geſchriebenen Immediateingabe an den König. Ich bin mir deſſen noch bewußt, daß ich den Ohren dieſes Mannes nur zweimal in meinem Leben eine Vorleſung, zwei Akte meines „Acoſta" und einen Geſellſchaftsſcherz, „Fremdes Glück", zugemuthet habe. Letztres ganz außerhalb des Bühnenlebens. Meine Betonungen gingen im Salon auf den herzhaft erfaßten Sinn, im Leſezimmer der Bühne auf die richtige Charakterzeichnung. Die matte Betonung auf der Bühne ſchien mir entſchieden aus dem ſchlechten Lernen der Schauſpieler zu kommen. Schwimmen mit dem Souffleur — das macht freilich ſtutzen vor jedem Prallſtein, wo die Funken ſtieben müſſen, wenn die Rede aus dem Innern kommt. Für mich galt das Sprechen des Schauſpielers als Reproduction des ſchaffenden Dichters. Dieſen glaubte ich zu kennen. Ich vertrat Shakesſpeare, Calderon, Schiller. Wenn ich die Schauſpieler auf der Leſeprobe eine Rolle, deren Zuſammenhang mit dem Ganzen ſie noch nicht kannten, die ſie kaum durchgeleſen hatten, die noch von Schreibfehlern wimmelte, zum Ver-

zweifeln stockend und für die Hoffnung auf das neue Werk bedenkliche Hoffnungen gebend lesen fand, so ergriff mich eine innere Perserkerwuth, für deren kunsthistorische Unterbringung Eduard Devrient in seiner Geschichte der Schauspielkunst nur für Immermann einigen Platz gefunden hat. Ich las die Rolle selbst, wie sie im Ensemble gedacht war. Ich fürchtete, der Glaube an das Stück hatte mir unter dem Buchstabiren leiden können. Ich bat den Darsteller später, das „Buch" mit nach Hause zu nehmen und seine Rolle darnach conform zu machen. Daß ich dann gar, wie an einer andern Stelle jenes gewissenhaften Geschichtsbuchs zu lesen steht, österreichischem Singsang, dem mit einem Fragezeichen statt Punktes endenden Vortrage das Wort geredet hätte, ist reine Verleumdung. Scharfe Accente habe ich geliebt. Wie man im Leben die Dinge, auf die es ankommt, hervorhebt, warum nicht auf der Bühne? Die Tonschwingung Emil Devrient's, wenn dieser als Egmont Alba entgegenrief: „Fordert lieber unsre Häupter!" konnte sein Bruder, obschon ein ehemaliger Sänger, niemals hervorbringen. Die Note, in der Emil Devrient das Wort „Häupter" hielt, eine der genialsten und zugleich wahrsten, natürlichsten Betonungen, die nur in der Theatergeschichte existiren, lag nicht im Register des brüderlichen Rivalen. „Von der Natur entfernt!" Ohne mich durch spöttische Widerrede, die erwartet werden dürfte, beirren zu lassen, behaupte ich, daß die gefeierte Maria Bayer erst von dem Tage an, wo sie in meinem Sinne und nach meinem Vortrag die Worte der Judith in Uriel Acosta:

Er wird geliebt, glaubt besseren Propheten!

gesprochen hat, eine Steigerung ihres Künstlerlebens zu bezeichnen hat. Bei dem Erfolge dieses „Accentes", bei einem Beifall, der nicht enden zu wollen schien, stand Eduard Devrient auf der Bühne. Seine Geschichtsschreiber-Weisheit notirte sich dabei, all' mein Dichten und Trachten auf der Bühne „sei von je nur auf Hervorbringung von Effekten gerichtet gewesen". Hätte ich ihm meine Stücke zum Ueberarbeiten, zum Einfügen des Holbein'schen Kittes übergeben, so wäre ich vielleicht besser weggekommen.

Die schon bei Beginn meiner Thätigkeit durch das Billet des Königs gereizte Empfindlichkeit des Intendanten zeigte sich gleich

in den ersten Tagen meines Wirkens bei einem Stück, das ich gern in erster Reihe befördert hätte. Gustav Freytag war nach Dresden gekommen und wollte das Schicksal seiner „Valentine" erfahren. Der gewandte weltmännische Dialog des Stückes, die geschickte Gipfelung der Spannung, der vorherrschende Salonton, dem die Nachahmung einer gewissen englischen Sitte sogar einen romantischen Hauch gab, ließen vergessen, daß sich hier ein junger Freiheitsheld zum Maitre de plaisir eines fürstlichen Hofes machte und sich die letzten Scenen zu sehr in Auseinandersetzungen verlieren. Man konnte sich einen glänzenden Erfolg versprechen. Die Rollen sind ausgeschrieben und nach Teplitz zum Signiren geschickt worden! durfte ich dem siegesgewiß auftretenden Autor sagen. Der Intendant hatte mitten im Winter, gichtischer Schmerzen wegen, die ihn über den Acosta-Aerger befallen hatten, eine Badekur in Teplitz begonnen. Das eigenhändige sogenannte „Signiren" der Rollen war bei ihm wie der Vollzug eines Gesetzes durch königlichen Namenszug. Ich selbst sprach dem Dichter nur einige Bedenklichkeiten über das Fenstereinsteigen bei einer Hofdame aus und schlug vor, für den jungen Fürsten lieber den Erbprinzen zu wählen. Wie verdroß mich da die Nachricht, die plötzlich aus Teplitz kam! In einem langen Briefe protestirte der Intendant auf's Entschiedenste gegen die Aufführung dieses Stücks. Es sei eines, schrieb er, das wieder den Hof beleidigen und gradezu meine Stellung untergraben würde. „So lange ich Intendant bin, wird dies unmoralische Stück nicht auf dem Königlichen Theater aufgeführt werden" — waren seine eignen Worte. Stärkere Ausdrücke lasse ich weg. Ob nun Fürst oder Erbprinz, schrieb er, wie soll ich es vor dem Könige verantworten, daß Prinz Johann, der seine Söhne in's Theater schickt, dergleichen leichtfertige Sitten, Hofdamen dieser Art vorgeführt bekommt? „So lange ich Intendant bin —!" Als ein Jahr darauf die ersten Nachrichten von Louis Philippe's Flucht, vom Zusammenbruch des Bundestags erschollen und ich selbst einen mir dringend nothwendig gewordenen Erholungsurlaub angetreten hatte, war der erste Schreck des Intendanten so groß, daß derselbe zur Concession an den gefürchteten Zeitgeist der für mich stellvertretenden Regie ohne Weitres gestattete, jenes Stück einzustudieren und zu geben. Der Hof besuchte in dieser

Zeit nicht mehr das Theater. Nun sah es aus, als sei meine Person das bisherige Hinderniß der Zulassung gewesen! Die maßlos gehässige Sprache über mich, die in dem von Freytag angekauften Organ: „Die Grenzboten", in vieljährigem Gebrauch kam, schien darauf mir und Andern erklärt.

„Meinen Boden erschütterte" bei der Kunstgenossenschaft zunächst gar nichts. Die Kunstgenossenschaft nahm willig und gern meine Winke an. Sie freute sich des endlichen Kommens von Rollen, des Ansetzens neuer Vorstellungen. Sie sah mich mit Dank an das Grab einer Schauspielerin treten und dieser einen Nachruf sprechen, von welchem Hunderte von Exemplaren in der Stadt verkauft wurden. Und Lüttichau selbst schenkte mir nach seiner Rückkehr von Teplitz unbedingtes Vertrauen. Klagte er doch über den Druck, den ihm die Spaltungen im berathenden Personal machten. Bald waren es die katholischen Mitglieder der Bühne, die sein streng-lutherisches Gemüth in steten stillen Aerger versetzten, bald die Kapellmeister, unter denen Richard Wagner der widerhaarigste, bald die Matadore im darstellenden Personal. Alles hätte, sagte er, Rückhalt an Beichtvätern oder am Hofe. Sein Grundsatz war der: Was beim Theater zu erzielen ist, muß aus dem guten Willen der Matadore (Emil Devrient, Schröder-Devrient, Räder, Tichatscheck) gewonnen werden! Wollte Jemand von den Matadoren in dieser oder jener Oper singen, gut, so hielt er das Singenwollen fest und legte wenig Werth auf die Parthie, ob diese etwas einbrachte oder nicht. Er will singen? Da kann eine Vorstellung herauskommen. Nur kein Absagezettel! Der Schreck vor einem Anschlag: „Eingetretener Hindernisse wegen —" war für immer in seinen Nerven sitzen geblieben. Der Spott über das dennoch häufige „Landhaus an der Heerstraße" und „Tanz-Divertissement" that ihm nichts. Zu Zeiten ließ sich vortrefflich mit dem unheimlichen Manne leben. Ich erfreute mich der Protektion seiner geist- und gemüthvollen Gattin, wurde oft in deren Nähe gerufen und besaß die Theilnahme des im Hause maßgebenden, sich sonst um die Jüngeren in der Literatur wenig kümmernden Leibarztes des Königs, C. G. Carus. Beide, Frau von Lüttichau und Carus, verbunden durch ein magnetisches Band, dem leider physische Erkrankung und stete

ärztliche Beobachtung als Bindeglied dienen mußte, galten für die eigentlichen Schicksalsgötter der königlichen Bühne. Von diesen Beiden, glaubte man, hingen alle Maßregeln ab. Dem war jedoch nicht so. Man hatte wirklich dem Charakter des Intendanten nachzurühmen, daß er ein sozusagen religiöses Gewissen hatte und sich für jede Lage sagte: Sei gerecht! Höre auf jede Parthei! Ueberstürze nichts! Erkenne deine eigne Unwissenheit an und erst nach dem Hören andrer Meinung entscheide! Darum quälte es ihn, von Jemandes Rath allein abzuhängen. Wenn der ältre Kapellmeister gesprochen hatte, wollte er auch die jüngeren hören. Richard Wagner lebte in der Vorstadt, wie ein Exilirter. Er hatte mit dem Chef, vielleicht mit dem Hofe Differenzen gehabt. Sein Wiedererscheinen am Kapellmeistersitz und bei den Berathungen im Büreau schien von beiden Seiten an Bedingungen geknüpft, die ich nicht kannte. Der ältere Kapellmeister, C. G. Reissiger, hatte die ständige Miene des zärtlichen Vaters, des liebevollen Freundes, der für Jeden nur das ihm Wohlgefällige bedachte, und auch „für Richard Wagner alles gethan" haben würde, wenn nur grade Tieck oder Jenny, z. B. für den noch nicht gegebenen „Lohengrin", der Besitz von drei ersten Altistinnen oder von acht Klappenhörnern oder sechs Bässen „in seiner Macht gelegen" hätte. Die sächsische Kunst der Verstellung war es nicht allein, die sich in dem etwas pietätlich gezeichneten Manne mit Virtuosität offenbarte. Auch war es nicht ganz der Typus des „deutschen Kapellmeisters", der einige Opern von sich selbst hatte aufführen lassen, die keinen Erfolg erzielten und die ihn dann zum geschwornen Feinde aller andern Opern außer „klassischen" machte. Wenn von Marschner's Bitten die Rede war, endlich doch eine seit Jahren angenommene Oper herauszubringen, rief Reissiger im gemüthlichsten Tone und wie mit Thränen: „Aber, Excellenz, da fehlt uns ja der hohe Alt!" Oder: „Aber, Excellenz, ohne die Veltheim ist die Oper nicht möglich und die will doch Keiner mehr hören!" So lagen die Opern, seit Jahren angenommen, und kamen nicht heraus. Und am wenigsten dann noch durch Wagner! An Reissiger ist wirklich Eines zu bewundern: Nachfolger und Verehrer Webers, war er ein hochgebildeter Mann, vielseitiger,

ſtrenger Theoretiker, Kirchencomponiſt, heimiſch in Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven, wie Einer; und nun mußte er den erſten Anprall deſſen aushalten, was wir ſpäter als „Muſik der Zukunft“ mit ihren Prätenſionen haben kennen lernen! Das Chaos von Ideen, das jetzt jene Bretter in Bayreuth aufſchlägt, um die in Muſiküberſchwemmung verſetzten Lehrbücher der nordiſchen Mythologie genießbar zu machen, ſtürmte in ſeinem erſten vulkaniſchen Brodeln und Sprühen unmittelbar auf dieſen wackern, in ſeinen Formen immer liebenswürdigen Biedermann ein! In ſeinem innerſten Weſen haßte er, was er zu — haſſen um alles in der Welt nicht ſcheinen mochte! Denn er wollte nicht neidiſch erſcheinen. Er wollte nicht zeigen, daß „der Schiffbruch der Meduſa“, ſeine letzte Oper, für ihn dem „Tannhäuſer“ gleichkam. „Ich bewundere ja den Mann, ich ſchätze ja ſein Talent,“ rief er oft in den Conferenzen aus und hob die ſchönen Stellen, das Kunſtvolle in manchem Wagner'ſchen Gefuge hervor. „Aber man kann doch nicht mit dem Kopf gegen die Wand rennen!“ Reiſſiger iſt der erſte jener Martyrer, die ſpäter vom Uebermuth der neuen Schule aus dem Wege geworfen wurden.

Eines Tages kam der zürnende Achill von ſeinen Schiffen in der Friedrichsſtadt und nahm wieder an einer der Berathungsſitzungen Theil. Was ihn zum Kommen bewogen hatte, weiß ich nicht. Die Sitzung iſt mir unvergeßlich. Der Intendant war in der Regel im Punkt der künſtleriſchen Beſchäftigungen tabula rasa. Was vor acht Tagen abgemacht war, war in acht Tagen vergeſſen. Dann nahm er einen Kalender und orientirte ſich. Er hatte ſich ja notirt, daß dort Gluck, dort Shakeſpeare, dort Bauernfeld ſtanden und, was ihm die Regiſſeure und Kapellmeiſter von Oſtern auf Pfingſten, von Pfingſten auf Himmelfahrt, von Himmelfahrt bis zum erſten Advent als möglich und herauszubringen verſprochen hatten, das fixirte er ſorgfältig. Er nannte das „das Reymachen“. Wir würden ſagen: Das Abſtecken einer Eiſenbahn mit flatternden bunten Fähnchen. Wenn er alle die Reſultate vorführte, die innerhalb dieſer Vorzeichnungen ſtanden, ſo ſchienen uns Opiumwolken zu umnebeln, ſüße Träume von Erfüllung ſenkten ſich nieder, wobei auch regelmäßig der Sänger der „Lyratöne“ und ehemalige Herausgeber der Abendzeitung, Theodor Hell, ſanft zu entſchlummern

begann, und nie anders, als mit einem „Jawohl, Excellenz!“ wieder erwachte. Richard Wagner sollte sich in jener Sitzung, wo wieder der Kalender mit den schönsten Fata-Morganen bedeckt wurde, über die Möglichkeit, in einer Oper von — jedenfalls einem Andern als von ihm — eine Rolle zu transscribiren, aussprechen. Das glückliche Gefühl: Nun sind wir wieder alle so fröhlich beisammen! machte möglich, daß der Intendant dem Dichter-Componisten gestattete, gleichsam seinem Urtheil die gesammten Hauptgedankengänge seiner noch nicht erschienenen Schrift: „Oper und Drama“ voranzuschicken. Ruhig hörte man zu. Wagner war im vollsten Fluß seiner sächsischen Suada. „Meinen Sie also, daß Frau Kriete —“ unterbrach endlich mit leiser Ungeduld der Intendant, als Wagner noch beim Aufziehen der Saiten auf die bekannte Schildkröte des Apollo stand und den Unterschied zwischen Melodie und Rhythmus definirte. — „Wie sich nun aber schon Gluck an die reineren Formen der Antike angeschlossen hat —“ fuhr Wagner unerschütterlich fort. „Glauben Sie denn, daß die Kriete —“ erhob sich der Chef schon dringlicher. „Bitte! Bitte!“ mahnte leiser der ältere College den begeisterten Schöpfer des Tannhäuser, der sich nicht stören ließ, im Bewußtsein, der neueren Zeit und dem Stimmregister der Frau Kriete schon näher gekommen zu sein, seine Ideengänge zu verfolgen. „Ja, die Transscription“, rief endlich der Intendant, auf die Uhr sehend, „würde denn diese für die Kriete —“. — „Gluck hatte vor den Piccinisten grade bei der Führung der Stimme den Vortheil voraus —“. „Aber, Herr Jesus, wir wollen ja nur blos wissen, ob die Kriete die Parthie singen kann?“ schrie der Intendant und unterbrach zuletzt gewaltsam eine Wortverwicklung und einen Ideenreichthum, der ihn in Verzweiflung versetzt hatte. Diesem ersten Wiedererscheinen des „zweiten Kapellmeisters“ bei den Directionsberathungen folgte kein zweites. Wagner machte meiner ruhigeren Beobachtung den Eindruck, als sei durch ihn die seltsamste psychologische Verbindung ermöglicht, sozusagen eine Vernunftehe zwischen Verstand und Phantasie.

Uebrigens war mir der Abgott aller Unklarheiten unsrer Zeit nicht abgeneigt. Der schon damals Vielgefeierte trat mich eines Tages an und forderte mich auf, mit ihm die gleichen Bahnen zu wandeln. Der zweite und vierte Akt meines „Uriel Acosta“, sagte er,

bewieſen dazu meine Fähigkeit. Da hätte ich die Zuſammenwirkung von Oper und Drama gewiß nicht in Abrede geſtellt. Nach einigen Worten des Dankes zog ich mich auf meine Zweifel an einem dauernden Bunde zwiſchen beiden Kunſtgattungen zurück; jede Zwittergattung in der Kunſt, ſagte ich, ginge mir wider den Strich. Oper müßte Oper, Drama Drama bleiben. Letzteres hätte ja zugleich auf den Verſtand zu wirken, auf das Urtheil, nicht minder auf eine ganz beſtimmte, ausdrücklich erzielte Erregung des Herzens; nicht wie die Muſik, die in ihrer Wirkung immer nur das Allgemeine, Unſichre träfe, dämmernd ſei und unklar bliebe. Auf die Phantaſie hätten dann allerdings beide Kunſtgattungen zu wirken. Hätte ich die Ahnung ſchon von Götterdämmerung und Rheingold und Ring der Nibelungen und Baſreuther Theater gehabt, würde ich geſagt haben: Nur auf die Phantaſie zu arbeiten, iſt nichts als Sinnlichkeit und verweichlicht ein Volk! Da meine Erfahrungen im Muſikaliſchen nicht ganz oberflächliche waren, weil mich das treffliche Klavierſpiel meiner Frau, einer Schülerin von Aloys Schmitt, täglich innerhalb muſikaliſcher Eindrücke erhielt, ſo ſprach ich mich, wenn nicht zu Wagner, doch zu Andern, offen aus, daß mir die Tannhäuſer-Ouvertüre wie ein angreifender und theilweiſe geſchmackloſer Kanon erſchiene; ich verglich ſie mit jenem Shakeſpeare'ſchen Kanon, der Einem „die Seele aus dem Leibe haspeln" könnte; die Sextolen in ihrer ewigen Wiederkehr ſeien nervenerſchütternd. Die charmante Polonaiſe ausgenommen, ſchien mir der Tannhäuſer langweilig. Dem Schöpfer ſelbſt aber ſagte ich damals am Dippoldiswalder Platz: „Warum haben Sie ſich bei Ihrem Wartburgkrieg den Klingsohr entgehen laſſen? Dieſer gehörte doch zum Text. Sie würden eine kräftige Baßparthie à la Bertram im Robert dem Teufel mit ihm gewonnen haben und für die Handlung einen Vertreter des Dämoniſchen, der in dramatiſcher Form auf den Tannhäuſer wirkt! Daß nun alles aus dem Tannhäuſer allein, aus ſeinen Reminiscenzen herauskommen ſoll, iſt warlich nicht dramatiſch!" Nach dieſer Offenherzigkeit fand keine Begegnung mehr ſtatt. Ich hörte nur noch bei jeder Vorſtellung einer Wagner'ſchen Oper (dem erſten Hervortreten des „Lohengrin" wohnte ich ſpäter in Weimar bei) die outrirteſte Befliſſenheit des kundgegebenen Beifalls, den Anfang dieſer in ganz Deutſchland organiſirten Claque, die

Wagner, Liszt u. A. einst in der Geschichte der Kunst zu verantworten haben werden. Hinter mir im Theater raste förmlich mit demonstrativem Fanatismus eine deutsch-russische Familie, die im Wagnercultus das Unglaubliche leistete. Sie gab in Dresden für diese Schwärmerei den Ton an. Frauen der höheren Gesellschaft, sinnliche Naturen, Männer von weibischem Gepräge haben sich dann die Pflege der Wagner-Musik an andern Orten und in gleicher Weise zu ihrem besondern Geschäft gemacht.

Mit dem thüringer Sagenkreise gerathe ich zu meinem armen, damals schon recht leidenden August Bürck zurück, der sich nach einem Vierteljahr aus meinem treuesten Freunde — in meinen grimmigsten Feind verwandelt hatte! Was die Liebe nicht thut! Sein Dichten und Trachten gehörte nur noch jener Dame, die mir gegenüber ein Muster der Bescheidenheit und von einer, trotz Eduard Devrient, stets sinnig aufhorchenden Entgegennahme meiner Ansichten war. Regelmäßig schrieb der Anbetende einen Wochenbrief in den Nürnberger Correspondenten, die einzige Zeitung, die sich mit dem völlig isolirten, journalistisch mit Deutschland unverbundenen Elbflorenz beschäftigte. Plötzlich hieß es: Die Uhr des Contractes dieser unvergleichlichen Künstlerin ist abgelaufen! Sie hat für ihr Bleiben Bedingungen gestellt, die möglicherweise nicht erfüllt werden! Der neue Dramaturg hat gesagt, setzte man hinzu, es gäbe in Deutschland auch noch andere gute Schauspielerinnen! Und die letztre Aeußerung war — nicht unwahr. Denn hatte der Intendant einmal zu mir gesagt: Diesen zehnjährigen Contract mit so und so viel andern „Chikanen", Pension, Urlaub, Spielhonorar, bewillige ich nicht! so mußte ihm ja sein Rathgeber behülflich sein, über die daraus erwachsenen Schwierigkeiten hinwegzukommen. Der verwiesene Coriolan tröstet sich mit dem Wort: „Auch anderswo giebt's eine Welt!" Nun, wenn irgendwo, so hat man sich auf dem Directionsbüreau einer Bühne diesen Spruch aus Shakespeare über die Thüre zu schreiben. Pochen Mitglieder trotzig auf und halten sich für unentbehrlich, so sollte der Intendant nur auf jenen Spruch verweisen. Talente giebt's, die auch andre Städte entzücken! Ein unglücklicher Zufall wollte, daß nicht nur dieser,

ſondern mehre Contracte im Ablaufen begriffen waren. Die Perſonen, denen meine Stellung für ihre Wünſche ſtörend erſchien, trugen nun natürlich alles dazu bei, die Meinung zu verbreiten, daß ich dem Intendanten zum Ausharren im Widerſtande gerathen hätte. Ja, es entſprach ſogar dem Charakter des genannten Cavaliers, daß dieſer ſchon im Stillen die Offerten bewilligt hatte, ſich aber an dem Odium weidete, das ich dafür erntete, ihn ermuthigt zu haben, es nicht zu thun. Das waren ſo jene jeweiligen Anwandlungen der Teufelei des ſonſt ſo frommen ſonntäglichen Beſuchers der Sophienkirche. Seine Gattin kannte dieſe und bemitleidete mich. Die geiſtvolle Frau ſagte öfter zu mir: „Sie leben für mich in zwei Welten!“ „Auch in Ihrer Produktion!“ fügte ſie hinzu.

Für Auguſt Bürck wäre die Verſetzung nach München oder Stuttgart, entfernt von dem gewohnten Nahrungsſtoff ſeines in Einem fort lodernden Enthuſiasmus, ſeines ſteten choleriſchen Für oder Wider, ſeines Hin und Her auf den Straßen Dresdens, ein Schickſalsſchlag geweſen, ſelbſt im Beſitz einer errungenen ſo „hehren Braut“; er ſchwärmte für Dresden. Nun ſollte der von ihm Herbeigerufene ſelbſt die grauſe That haben verüben wollen, ihn nach München oder Stuttgart zu ſchicken, wohin die Taube ſeines Herzens Anträge hatte! Da blieb nichts übrig als überall zu ſagen: Man hat ſich in dem neuen Dramaturgen geirrt! So lautete von jetzt ab die Parole des ewig Herumſtreifenden an alle Kaffeehäuſer, an alle Bier- und Weinſtuben, an die Zeitungsredaktionen im Orte und nach auswärts. Ich verſtünde nichts vom Theater — rief derjenige aus, der mich gerufen hatte. Von der Feldgaſſe bei Eduard Devrient an bis zum Linkeſchen Bade ſollten das jetzt die Spatzen auf den Dächern zwitſchern! Ich ſagte dem gradezu zum Narren Gewordenen ſeine Felonie auf den Kopf zu und brach mit ihm. Mein Grimm gegen Virtuoſenregierung mußte wachſen. Mein Glaube, daß es auch noch auswärts Kräfte gäbe, die man dem bon plaisir dieſer oder jener Mitglieder entgegenſtellen könnte, trotz der Perfidie meines Intendanten, der mich im Stiche gelaſſen hatte und Allen Alles bewilligte, war unerſchütterlich. Nachdem die heftigſten Conflicte mit dem Treuloſen durch ſeine Gattin wieder beſchwichtigt waren und ſein ſtetes Jammern um die Anmaßung der Mitglieder doch wieder anfing,

ber Erbschaftssachen, Enclaven und einige wenige adminis-
rative Berührungen, die allerdings für zwei dicht an einander
renzende Länder Lebensfragen sind, den Gegenstand der
Verhandlungen abgaben. Wenn es einige Dornen an jenen
osen gab, die wir auf höhere Anweisung ohne Widerrede
flücken mußten, so waren es die Verstimmungen, die zwischen
eiden zu vermittelnden Höfen seit einer gemeinschaftlichen Kriegs-
bung eingetreten waren, wo eine Partei von der andern
it willkürlicher und gegen alle genommene Abrede verstoßen-
er Rücksichtslosigkeit behandelt worden zu sein vorgab. Ich
enigstens hatte das Interesse jenes Hofes zu vertreten, dem
an von der andern Seite das Meiste an diesem Verschulden
ufgebürdet und aus Aerger darüber alle jene freundnachbar-
chen Bezüge aufgekündigt hatte, welche durch die Amalien-
ader Unterredung wieder in das alte Geleis der Freundschaft
lten zurückgeführt werden.

Ich hatte dabei mit einem Gegner zu thun, der die wun-
rliche Grille besaß, aus der Diplomatie einen Selbstzweck
achen zu wollen. Graf L.....*) war ein Original-
eberbleibsel aus einem Jahrhundert, welches die Würde des
enschen in der peinlichsten Beobachtung von Förmlichkeiten
blickte. Jünger einer Politik, die keine Ahnung von den
eränderungen des Zeitgeistes hatte, sondern in der Geschichte
ur die Namen und Personen, nicht die Begriffe und Vor-
ssetzungen sich ändern sah, hatte Graf L. überdies eine so
he Vorstellung von der Unfehlbarkeit seines Verstandes
d der Feinheit seiner klügelnden Berechnungen, daß man
n Verührungen mit ihm allerdings zunächst als eine Quelle

*) Leiningen.

kam ich auf den Gedanken, für jeden der Matadore einen Doppelgänger zu suchen, einen Rivalen, der dem Anspruchvollen einigermaßen gewachsen wäre und ihm die Stange halten konnte.

Ruhig hätte ich, wenn auch durch Disteln und Dornen, wenn auch angefeindet in der Lokalpresse bei jeder neuen Vorstellung, meinen Weg fortwandeln können — denn das Repertoir war immer belebt, die Zahl der Novitäten größer denn je, die Darstellung musterhaft — wenn ich mir nicht durch einen unglücklichen Mißgriff die Gunst des Einzigen, der mich würde gehalten haben über dem Brausen aller noch so hoch geschwollenen Gewässer, verscherzt hätte. Jener biedre Angeber der Verschwörung, jener Complice Lüttichau's bei irgend einer gemeinschaftlichen „dunklen That", Karl Tittmarsch, mochte am wenigsten die Rückkehr des in der Ferne meisternden und beobachtenden Theaterprofessors Eduard Devrient, der, nebenbei gesagt, so die deutsche Bühne liebte, daß derselbe das Theater fast niemals besuchte, außer wenn er spielte. Doch — seltsame Fügung der Gestirne! Obschon die von Eduard Devrient gespielten Könige und Kaiser nicht weit ab von den Tittmarsch'schen standen, so hatte mich doch mein Geschick bestimmt, bei einer neuen Einstudierung des lange nicht gewesenen „Käthchen von Heilbronn" und bei durchweg neuer Besetzung desselben die Rolle des Kaisers an Eduard Devrient austheilen zu lassen, an Tittmarsch aber den alten Friedeborn, eine Rolle, die ja an sich nicht übel war und in sein Fach gehörte. Motiv: Der Kaiser kommt zuletzt! Eine gewisse Steigerung ist denn doch da, wenn die „Calumniation" durch einen Mann wie Eduard Devrient getragen wurde. Er wird zwar, sagte ich mir, die Rolle als Text zu freien Variationen benutzen und von einem seelenvollen, herzigen, aus tiefstem Gemüth quillenden Ton, wie dieser etwa bei „Vater Anschütz" in Wien stattgefunden hätte, war ja keine Spur im Tonregister dieses Schauspielers vorauszusetzen, der z. B. auch aus dem so bedeutungsvollen, innerlich bewegten, die Orakel fürchtenden König im „Leben ein Traum" eine reine Marionette gemacht hatte, aber besser denn doch, als daß Tittmarsch das anwesende Publikum auf die Uhr sehen läßt mit dem Gefühl: Es wird Schlafenszeit —!

Die Rollen sind signirt und ausgetheilt. Am Abend, hinter

der Scene, ruft mich Dittmarsch in den dunkeln stillen Musikprobensaal. „Sie haben mir den Kaiser im „Käthchen von Heilbronn" genommen." — „Ja, Eduard Devrient wird ihn spielen!" — „Warum thaten Sie das?" — „Sie spielen Friedeborn. Gewiß eine Rolle, die Ihnen stehen wird." — „Die ich aber erst lernen muß!" — Pause, in der ich Zeit hatte, über eine neue Thatsache im dramaturgischen Leben nachzudenken. Man will von alten Rollen nur diejenigen spielen, die man seit Jahr und Tag schon kennt. — „Auch den Kaiser, lieber Dittmarsch, haben Sie gewiß längst vergessen." — „O nein, diesen Kaiser spiele ich seit Jahren und spiele überhaupt in solchen Stücken alle Kaiser. Jetzt thun Sie mir diesen Kummer, diese Kränkung an —!" — „Lieber Dittmarsch, Sie sprechen wie von einer Entthronung. Ist denn der Gegenstand so viel werth?" — „Mir gewiß! Mein Ansehen ist gekränkt! Für den Friedeborn war Fischer da." — „Fischer ist Chordirector und dankt Gott, wenn er von Rollen verschont bleibt." — „Das sagt er nur so! Sie haben auch ihn so gut gekränkt, wie mich." — „Dann verstellt er sich, wie Ihr Alle, Dittmarsch", wandte ich mich, meinen Aerger und meine Verlegenheit bekämpfend. „Spielen Sie", wandte ich mich ihm wieder zu, „spielen Sie den alten Friedeborn! Es ist eine gemüthliche Rolle!" — „Der Kaiser ist meine Parthie und Sie haben mir einen Stoß für meine künstlerische Stellung gegeben." — „Aber, Herr Dittmarsch —" hier lächelte oder lachte ich entweder wirklich, weil ich nach dem bekannten Alterniren der Nerventhätigkeiten und unsrer Sinne eigentlich statt zu lachen — gerührt war. Mein Verfahren that mir leid. Ich hatte bisher nur Gutes, Freundliches, ja Zuvorkommendes von Dittmarsch erfahren. Mein Reformeifer hätte sich erst unterrichten sollen, ob dem schwachen, aber ehrgeizigen Schauspieler an einem solchen Kaiser mehr oder weniger gelegen sein konnte. Das Unglück war nun einmal geschehen. Ohne Aufsehen war die Sache nicht rückgängig zu machen. Da sollte nun mein „Humor" helfen! Ja, schöner Humor! Mein hamletsches halbweinendes, halblachendes Auge sehend, rief der Mann zornig aus: „Sie lachen noch? Sie lachen über mich alten Mann? Das will ich Ihnen gedenken!" Stürzt ab und hat es mir gedacht, langsam, aber sicher. Eine Schwierigkeit

kam nach der andern. Die Excellenz hörte dies und hörte das. Bis zu den höchsten Stellen hinauf bahnte sich der freimaurerische Regisseur den Weg. Das ist's allein, du wahrheitsliebender Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst, was mir den „Boden" in deiner „Kunstgenossenschaft" „verringert" hat!

Es kamen nun, nach früherer Intimität und der stillschweigenden, aber ersichtlichen Befriedigung des Intendanten durch ein selten so reich gewesenes Repertoir, plötzliche Conflicte mit ihm. Der erste war der, daß er ein Versehen von mir im Ausdruck eines Briefes, den ich an einen Schauspieler, der gastiren sollte, geschrieben, nicht als einen zu entschuldigenden hingehen ließ. Der Schauspieler verlangte das genannte Honorar für vier Rollen, die er gespielt hatte, während sich diese nur auf drei Abende vertheilten. Ich hatte ihm aus Versehen geschrieben: „Sie erhalten für die Rolle 30 Thaler!" statt daß ich hatte schreiben sollen „für den Abend." Das Ganze war ein Gegenstand von 30 Thalern. Nach dem ersten Ausbruch des bureau- und aristokratischen Uebergewichts, das mich hier der Chef fühlen ließ, ging ich aus dem Zimmer und in die gegenüberliegende Kasse, um jene 30 Thaler zu bezahlen, die ich zufällig im Portefeuille hatte. Diese Entschiedenheit wurde mir noch übler gedeutet, als mein Versehen. „Er ist leidenschaftlich!" Das war der größte Fehler, den der Intendant an Jemand entdecken konnte, mit dem er verkehrte. Menschen, die etwa plötzlich ihre Ruhe verloren, die Stimme erhoben, „die Maske abwarfen" und „eine Scene machten", wie etwa Sendelmann zu seinem Intendanten in Stuttgart gesagt haben soll: „Herr, ich habe mit Ihnen gespielt, wie die Katze mit der Maus!" das war dem selbst so brüsken Manne entsetzlich. Noch kurz zuvor gab es Schauspieler, die im Theaterleben nicht hatten vergessen können, daß sie ehemals (der Befreiungskrieg hatte bedeutenden Einfluß auf die Bühne) Offiziere gewesen, wie ein Vorgänger Emil Devrient's, der sich „Julius" nannte und ein Adliger war. Diese plötzlichen Mißachter der üblichen Formen, diese Brauseköpfe, bei denen der Intendant immerfort die Hand am Klingelzuge halten mußte, hielt er für die Abkürzer seines ihm von der Parze gegönnten Lebensfadens. Der Aerger und die Furcht vor Extremen verursachten ihm Rückschläge auf sein Befinden. Gewöhnlich war es der

sogenannte „Hexenschuß", der ihn dann auf mehrere Tage ins Bett jagte.

Seine von Littmarsch geschürte Revanche für die Unmöglichkeit, nun von mir eine „Nachlässigkeit" mit 30 Thalern zu buchen, war die, daß er mir überhaupt die Zahl der Gastspiele vorwarf. Obgleich nicht mehr als dreißig Thaler für den Abend an Schauspieler gezahlt wurden, so behauptete er doch plötzlich, ich hätte der Kasse mit den Gastspielen geschadet. Wenn meine Antworten bei den Akten liegen, so muß man einen Brief finden, der ihm bewiesen hat, daß alle von mir allein vorgeschlagenen Gastspiele zu wirklichem Engagement geführt hatten, die vergeblich gewesenen aber auf Rechnung andrer Rathgeber kamen. Vergeblich war bei ihm das Gastspiel oft der Talentvollsten. Jener auf seine vier Rollen Bestehende war der Hamburger Väterspieler Hesse, der seines starken Embonpoints wegen vom Intendanten geradezu und herzlos ins Gesicht ausgelacht wurde, als er sich ihm vorstellte, während der gebildete, über solche Rohheit stutzende Mann (als Bühnenschriftsteller „Wages" genannt) vortrefflich spielte und ein Ersatz für den Veteranen Burmeister hätte werden können, der sich nicht minder vor Fettleibigkeit, die jedoch Wassersucht war, fortschleppen konnte. Als Alovs Ander am 7. Mai 1847 auf Engagement den Sever in Lucrezia Borgia jugendlich schön und mit hinreißendem Schmelz gesungen hatte, glaubte ich der Excellenz Glück wünschen zu können, endlich einen Tenor gefunden zu haben, der ihn von Tichatschecks Launen befreite. Was war geschehen? Schon hatte ihn eine intriguante Clique, die ich nicht näher bezeichnen will, in der Bearbeitung gehabt und ich wurde angefahren: „Seine zwei Rollen, die er noch singen sollte, sind ihm ausbezahlt! Nein, nein, Gaunertenor! Abreisen! Nicht zu brauchen!"

Die Aufreizung durch meinen neuen Gegner Littmarsch dauerte fort. Der Satz: Was am Theater zu erreichen ist, ist nur durch den guten Willen der Hauptmitglieder möglich! war ebenfalls der seinige. Dies Axiom, verbunden mit dem Spielhonorar, führte nur zur Kassenleere. Denn wenn „Repertoir" gemacht wurde, so hatte wol der Chef den Ehrgeiz, es dem Hofe, dem König, den alten Prinzessinnen, dem Publikum als ein würdiges vorzulegen. Wie

Wohlgefallen betrachtete er ſich die Signaturen: Hamlet, Curvanthe, Oheim, Gottſched und Gellert, Freiſchütz, die Braut aus der Reſidenz, Hugenotten, der Weltumſegler u. ſ. w. Jeder bekam da etwas für ſeinen Geſchmack. Und alle dieſe Anſätze fanden ſogar ſtatt nach vorausgegangener Rückſprache mit den Matadoren. Dieſe hatten zugeſagt, die betreffenden Rollen ſpielen zu wollen. Rückte dann aber der Tag heran, ſollte zu Hamlet, der lange nicht geweſen, eine Probe ſtattfinden, ſo wurde ſie abgeſagt. Emil Devrient meldete einfach: Nicht Hamlet, ſondern — Memoiren des Teufels! Oder Tichatſcheck: Nicht Curvanthe, aber — Stradella! Mit andern Worten: Die Kaſſe nahm ſtatt 800 Thalern nur 200 und weniger ein. Nun hätte ich gern geſagt: Wenn Emil Devrient erklärt: „Aber Memoiren des Teufels!“ ſo erwiedre der Intendant: „Quod non!“ und ſetze dafür mit einem zweiten intereſſanten Darſteller, den ich wirklich endlich in Liedtke gefunden hatte, eine Vorſtellung an, die vielleicht etwas mehr einbringt als jene 200 Thaler. Neben der ſo ausgezeichneten und in dieſer Weiſe nie ſtörenden Maria Bayer bot Antonie Wilhelmi einige Hoffnung, ſich behaupten zu können. Dittmarſch aber begünſtigte das Anſetzen von Lückenbüßern. Ihm war die Collegenſchaft das erſte Prinzip! Den Collegen mußte das Spielhonorar geſichert bleiben. Das Spielhonorar war der geheime Apparat, der den höheren Aufflug immer wieder in den Strich der Gewöhnlichkeit zog.

Der einzige „Boden“ in der „Kunſtgenoſſenſchaft“, den ein richtiger Dramaturg allein erſtreben kann, iſt das Podium der Bühne, das Directionsbureau, ſein eignes Zimmer. In letzterm beſuchte mich eines Tages Graf Luckner, ein Schwiegerſohn des vorletzten Kurfürſten von Heſſen. Er brachte mir die Ueberſetzung eines Stückes, das der gebildete Mann als Legationsſecretär in Liſſabon kennen gelernt hatte. Es rührte von dem portugieſiſchen Miniſter Almeida-Garrett her. „Manuel de Souza“ lautete der Titel. Das Stück war zu geben, nur mußte es gekürzt und in mancher Motivirung geſchärft werden, vor allem war die Diction ſprechbarer zu machen. Der Graf überließ mir dieſe Arbeit und war mit meiner Einrichtung zufrieden. Ich hatte Eile mit der Einſtudierung, weil ich im März 1848

einen contractlichen Urlaub von 12 Wochen anzutreten wünſchte. Sechs Wochen hatte ich zu Gute vom Jahre zuvor. Um daher die Sache des Grafen zu betreiben, ließ ich die Rollen von meinem eignen Secretär copiren. Wußte ich doch, wie langſam dies auf dem gewöhnlichen Wege gegangen ſein würde. Auch war es noch nicht entſchieden, ob überhaupt die Aufführung genehmigt wurde. Immer noch gab es geheime Inſtanzen, von deren Urtheil das meinige controlirt wurde. Das leichtfertige, ſchnöde, aus Unwahrheiten zuſammengeſetzte Urtheil Eduard Devrients über meine Thätigkeit als Dresdener Dramaturg läßt vermuthen, daß ihm die Sicherheit deſſelben wahrſcheinlich durch die ſtändige Untreue des ungebildeten Intendanten gekommen, der dem in der Ferne beobachtenden Allesbeſſerwiſſer nicht unmöglich jede Arbeit, die ich empfohlen hatte, erſt zu leſen gab. Manchmal wurde auch Carus gefragt, zuweilen ſogar Prinz Johann.

Indeſſen wurde der „Pilger", ſo hatte ich den Namen des Stückes verändert, angenommen. Einen Tag vor meinem Urlaub kam es zum Beſetzen der Rollen. Ich hatte die Beſetzung, wie ich dieſe wünſchte, ſchon im Buche angegeben. Siehe da! Der Chef zog einen Zettel aus der Taſche und hatte eine andere Beſetzung. „Manuel de Souza", der Held, ſo hatte ich vorgeſchrieben, mußte Eduard Winger ſein, dieſelbe ſtattliche Erſcheinung, die „Wallenſtein", Thoas, Chorführer Cajetan u. ſ. w. zu ſpielen gewohnt war. Ein aus dem gelobten Lande zurückkehrender todtgeglaubter erſter Gatte der Donna Magdalena war Eduard Devrient. Aber was höre ich? Caprice oder welcher Umſtand es war, die Liſte der Dramaturgenbeſetzung war gerade verkehrt: Eduard Devrient ſollte den ſtolzen, ernſten, aufrechtgehenden Helden, der kräftige Winger dagegen den von Mühſeligkeiten gebeugten Pilger übernehmen. Es wurde darüber hin- und hergeſtritten und ich geſtehe, ich wurde gereizt. Ich hatte häusliches Leid. Meine Gattin lag noch kurz zuvor auf den Tod. Eine Erkältung im Circus Renz hatte ihr ein zu frühes Wochenbett gebracht. Die Reiſe nach Berlin, in den Schooß meiner dort lebenden Angehörigen, ſollte zu ihrer Erkräftigung dienen. Möglich auch, daß ſchon eine Kunde von den Vorgängen in Frankreich da war, die mich erregte. Kurz, der Intendant beſtritt mir das

Recht, für ein Stück, das ich selbst eingereicht hatte und auf dessen Titel ich als Bearbeiter ausdrücklich genannt wurde, die Besetzung vorzuschreiben. „Nun denn, so unterlassen wir das Signiren", schloß ich, als die Ausdrücke zu heftig wurden, (Dittmarsch verzog keine Miene) „es ist ja auch nicht nothwendig, daß Sie meine Bearbeitung aufführen. Nehmen Excellenz die Uebersetzung des Grafen Luckner wie sie ist und lassen Sie dann alles ganz nach Ihren Wünschen gehen!" Damit raffte ich die Rollen zusammen und wollte mich entfernen. „Halt! Die Rollen bleiben hier!" rief der Intendant. „Erlauben, Excellenz, die Rollen sind die meinigen!" sagte ich. „Ich hatte die Absicht, sie mir später von der Kasse bezahlen zu lassen! Sie müssen ja auch jetzt ohnehin andre haben!" Damit hatte ich mein Packet beisammen, verließ das Sessionszimmer und schlug vielleicht etwas unsanft die Thür zu.

Einige Wochen darauf trat das Stück mit den Trägern der Rollen, die wahrscheinlich die adlige Damenthee-Coterie, die Vorlesungshorcherinnen in der Feldgasse, gewünscht hatten, hervor und fiel durch. Es war eines der Stücke mehr, die, wenn die Hauptkraft derselben auf die Schultern Eduard Devrient's gelegt wurde, für verloren gelten konnten.

# V.

Die Zeit, wo der Menſch gefliſſentlich die Eindrücke des Lebens wahrnimmt, um darnach ſeinen Charakter zu modeln, war für den Erzähler vorüber.

Eine einzelne neue pſychologiſche Entdeckung konnte noch nutzenbringend gemacht werden; aber im Weſentlichen war der Menſch fertig.

Ich ſah ein, daß ich mir ſagen mußte: Du biſt eine contemplative Natur, Sinnpflanze ſogar, die bei jeder Berührung mit der Außenwelt leidet! Willſt du dich in der Außenwelt halten und bewähren, ſo mußt du herrſchen können! Das Parlamentiren mit dem Unverſtand verringert deinen Werth!

Bei alledem war ich entſchloſſen, auszuharren auf dem Boden, dem Boden des Dünkels und der Doppelzüngigkeit. Ich fühlte wohl, ich war ein fünftes Rad am Wagen. Ich konnte meine Inſpirationen nicht ſo raſch, wie meinem Naturell entſprach, in's Leben rufen. Schleichen und Diplomatiſiren, Bitten und Betteln um die Machthaber am Theater herum widerſtand mir. Aber für die Zukunft hatte ich immer noch Hoffnung.

Von einer Ueberzeugung zu laſſen, koſtete mich die größte, ſchmerzlichſte Ueberwindung auf jedem Gebiete. Ein Fehltritt vollends erzeugte eine Reue, die mich auf Wochen einem Schatten gleich machte. Der kategoriſche Imperativ hat mich nie, ſelbſt nicht bei einer Verirrung der Phantaſie, verlaſſen. Leider kann ich nicht vom Augenblick ſagen, daß er mein Unterthan war, aber über die Stunde war ich Herr. Regelmäßigkeit in den Anforderungen der Welt an mich erſchien mir eine Schuld, die ich ſchon allein der bürgerlichen Stellung der Literatur zu Ehren abzutragen hatte. Der Hausſtand, die Wurzeln und Aeſte der Exiſtenz hatten ſich nie über mich zu beklagen.

Beziehungen zur großen Welt hatte ich in Paris so viele gehabt, daß ich diese nicht mehr suchte. In Dresden gebot es dem Neuangestellten der Anstand, der literarischen Collegin, Prinzessin Amalie, die Aufwartung zu machen. Sie betrachtete mich durch die Brille ihres literarischen Agenten Theodor Hell, dem ich in meiner früheren kritischen Wirksamkeit wenig Gutes erwiesen hatte. Daß ich auch sie selbst getadelt hatte, deßhalb, bei vielem Lobe, getadelt, weil sie ihre Stücke regelmäßig auf den Sieg des Unscheinbaren, auf den Triumph des sich profaisch Anlassenden, des scheinbar Gewöhnlichen anlegte, wußte sie wol kaum, oder es war möglich, daß ihr die Zuträgerei diese Rüge im vergrößerten Maßstabe vorgeführt hatte. Ich fand die Dame schwunglos. Die hohe Aristokratie Dresdens begegnete mir oft. Auch in Berlin, wohin ich zuweilen reisen mußte, hatte ich Anknüpfungen genug, sogar solche, die mich wieder mit den Pulsschlägen der Zeit, mit andrer Literatur, als dramatischer, in Verbindung brachten. Wie steht die geniale Frau, die Schwester des Malers Wach, Henriette Paalzow, so, ich möchte sagen, wie auf Goldgrund gemalt, in meiner Erinnerung! Welch ein Gegensatz gegen die frostige fürstliche Dame in Dresden! Die Verfasserin von „Godwie Castle" wohnte in einem neugebauten Thurm, Monbijou gegenüber, in elegantester Einrichtung. Sie war von Geschenken, von Aufmerksamkeiten des Hofes umringt. Der König, alle Prinzessinnen, in erster Reihe die Mutter unsrer Convertitin von Hohenschwangau, huldigten nicht nur ihrem Talent, sondern auch ihrer Weltbildung, ihrer ausnehmenden Kunst, Herzensgüte und treffendes Urtheil zu vereinigen. Es waren Weihestunden, die ich bei dieser klugen Geist- und Herzprüferin zubrachte. Auch Alfred Reumont sah ich, der damals eine hohe Stellung bei Hofe einnahm und Radowitz sowol wie Humboldt zu ersetzen, richtiger wohl, zu ergänzen bestimmt schien. Sein immenses Wissen galt grade einer Sphäre, wo Humboldt wenig heimisch war. Gegen diesen gerieth ich Ende November 1846 sogar in eine aggressive Stellung, die ich des Gegenstandes wegen erwähne.

Bekannt ist jenes beliebte Buch von Wilhelm von Humboldt, „Briefe an eine Freundin". Der Einsiedler vom Schloß

Tegel, der ehemalige Staatsminister, der gefeierte Sprachforscher, hatte diese an eine vor Jahren schön gewesene, stattliche junge Frau geschrieben, die er für drei Tage in Pyrmont hatte kennen lernen, Charlotte Diede. Die Befreundung muß eine sehr nahe gewesen sein; denn jährlich einigemal schickte ihr der Verehrer ein Geldgeschenk mit einem Begleitbriefe, der die Absicht gehabt zu haben scheint, eine unruhige Persönlichkeit zur Ergebung, zum Nehmen der Dinge, wie sie sind, zu ermuntern. Die Mutter meiner in Hamburg lebenden Freundin hatte diese in Kassel wohnende, damals für exaltirt geltende Frau, eine geschiedene Doktorsgattin, kennen gelernt und ihr eine jährliche Pension von hundert Thalern gewährt. Der wohlthuende Sinn verband sich hier mit den Mitteln der damaligen russischen Gesandtin am westfälischen Hofe. Als die Mutter, eine geborne Gräfin Oechsle, starb, übernahm die Tochter diesen Liebesdienst und erhielt dafür das Versprechen, wenn Charlotte Diede stürbe, so würde sie den Schatz der Wilhelm von Humboldt'schen Briefe der jungen Freundin vermachen. Nun starb Wilhelm von Humboldt 1835. Er starb, ohne seiner kasseler Freundin gedacht zu haben! Die sich jährlich auf etwa hundert Thaler belaufende Unterstützung fiel auf fernere Zeit weg! Wohin verirrte sich da die liebevolle Sorge weicher und schwacher Gemüther? Statt einer weit unter Humboldt's Auszeichnung stehenden, aber sehr determinirten und in Vieles hineinredenden Frau einfach zu sagen: Finde dich in dein Loos! fingirte man einen „letzten Gedanken", der in Tegel noch stattgefunden hätte, einen an die Diede. Frau von Bacheracht schickte zu ihren hundert Thalern, die sie schon statt ihrer Mutter zahlte, noch jährlich hundert Thaler, „als von Wilhelm von Humboldt für sie ausgesetzt". Zuletzt durchschaute die Empfängerin doch den liebevollen Betrug, und bei alledem — war sie im Stande, ihr Wort zu brechen und testamentarisch zu verfügen, daß die Briefe ihres vor Jahren verstorbenen Wohlthäters nicht an die liebevolle Frau in Hamburg, sondern — (das Motiv war Eitelkeit) an Alexander von Humboldt ausgeliefert werden sollten!

Als ich in jenem November wieder einmal meine Vaterstadt besuchte — Herr von Küstner zuckte die Achseln über die Zulassung meines „Uriel Acosta" — hatte Alexander von Humboldt, dem

vielen Aergers, aber zuletzt doch, wenn man ſich beruhigt hatte, auch als die einer nicht oft gebotenen Unterhaltung betrachten mußte. Im Augenblicke, wo man ihm gegenüberſtand und die kleinen Fechterkünſte ſeiner eingebildeten Schlauheit pariren mußte, konnte man es nicht ohne das Gefühl einer unerträglichen Beläſtigung und einer alles Verſtändniß hindernden Verzögerung thun! Wer ſich aber durch ſeine Umtriebe nicht irre machen ließ, wird mir bezeugen müſſen, daß der Rückblick auf eine mit dem Grafen L. einmal gepflogene Verhandlung ein koſtbares Cabinetſtück diplomatiſcher Erinnerungen iſt. Ich muß ſogar geſtehen, daß ich etwas vermiſſen würde, wenn meine Welterlebniſſe nicht auch auf einen Mann geſtoßen wären, der aus der am meiſten durch verliegende Facten und durch die Umſtände beſtimmten Wiſſenſchaft eine Sache für ſich, eine abſolute Theorie machen wollte. Es ſchien in der That, als wollte Graf L. die Originalität ſelbſt zur Evidenz eines Rechenexempels erheben.

Nachdem ich ſchon ſo viel von dieſem Talleyrand leerer Form gehört hatte, war meine Neugier nicht wenig geſpannt, als wir uns in einem eigens für unſere Beſprechungen beſtimmten Saale auf dem Schloſſe in Amalienbad zum erſten Male begegneten. Es iſt immer ein eigenes Gefühl, deſſen ich geſtehen muß, nie recht Meiſter geworden zu ſein, wenn ſich zwei Diplomaten, die beſtimmt ſind, gegen einander zu operiren, gegenüber treten. Man kann dieſen erſten, ſcheu prüfenden und kaum das Auge des Andern aushaltenden Blick einen Triumph, aber auch eine Demüthigung unſerer Civiliſation nennen. Ich muß ſagen, daß es mir immer ſchien, als würde in dieſer peinlichen Stellung die Menſchenwürde mit Füßen getreten. Hier bricht

die Verstorbene die Briefe hatte zukommen lassen, im Einverständniß mit den Hinterlassenen Wilhelm von Humboldt's beschlossen, die Briefe ganz zu unterdrücken. Schon hatte sich das weiche Gemüth der Frau, die hier, wenn auch nicht gradezu auf den Erwerb dieses Eigenthums, doch mit einer Hoffnung auf billigen Ersatz durch Dankbarkeit und Treue, einige tausend Thaler geopfert hatte, in Ruhe ergeben, als ich sie aufstachelte, mit dem großen Mann in Potsdam einen Krieg zu eröffnen. Ich dictirte ihr die Briefe, die der Kammerherr von Sanssouci über den Betrug der eitlen Frau in Kassel zu lesen bekam. Ich stellte drohende Eventualitäten in Aussicht, die bei Gutheißung einer so offenbaren Ungerechtigkeit eintreten würden. Dadurch wurde denn auch Humboldt bewogen, auf den Einspruch der Familie seines Bruders nicht zu hören. Er war Eigenthümer der Briefe und konnte sie cediren, wem er wollte. Er erkannte die Berechtigung seiner Correspondentin an und machte für die Veröffentlichung der Briefe nur die Bedingung, daß sein Freund Varnhagen das Ganze durchsähe und von etwa anstößigen Dingen reinigte.

Inzwischen war „das Jahr 48" angebrochen. Kaum waren die Mittel beizutreiben, die Reise nach Berlin zu bewerkstelligen. Bankier Kaskel zuckte zu österreichischen Papieren die Achseln. Ich wollte sie ihm als Unterpfand für ein Darlehn geben. Meine Frau ließ die Kinder in der Obhut ihrer aus Frankfurt gekommenen Mutter. Das Wetter war unfreundlich. In Leipzig gab es Schnee und Regen. Aber die Welt war aus den Fugen. Auf jeder Station gab es eine Errungenschaft mehr, die von den Zeitungen ausgerufen wurde. Nur in Berlin war noch alles ruhig. Wieder schien hier, wie 1830, die Woge am Militär, an den Gensdarmen sich brechen zu sollen. Ich bezog das Hotel de Russie, meine Frau wohnte bei meiner Schwester. Ich fand es so still, so friedlich, so patriarchalisch in Berlin, daß ich sogar daran dachte, mich nach 15 Monaten der angestrengtesten praktischen Thätigkeit am Schreibtisch zu erholen. Ich begann die Verwandlung einer meiner Novellen: „die Selbsttaufe" in ein Drama: „Ottfried".

Aber die Lüfte der Zeit ließen sich nicht mehr absperren. Es kam der Abend des 13. März. Düster lag der feucht-

warme Frühlingshimmel über den Straßen. Der Abendnebel loste sich in sanften Regen auf. Aus den Kaffeehäusern erschollen die Stimmen der Vorleser, die bis jetzt nur noch berichten konnten von Louis Philippe, Lamartine, Ledru-Rollin, vom Bundestage und dessen flehentlicher Bitte, Deutschland möchte doch ja nur recht vertrauensvoll zu seinem alten Freunde sein, von der neugewahrten Preßfreiheit, von Robert Blums friedlicher Revolution in Sachsen. Noch wußte man nichts von Wien. Noch glaubte man an Alles, nur nicht an eine Erschütterung auch des preußischen Staates. Auch für Preußen stand Preßfreiheit in Aussicht. Dem Ausschuß des Vereinigten Landtags, der eben über ein Strafgesetzbuch berieth, schien es das größte Zugeständniß der königlichen Majestät, daß ihm durch Bodelschwingh eine Aussicht auf Periodicität eröffnet wurde. Nach einem glänzenden Diner trennten sich diese Herren, unter denen Vincke am freimüthigsten gesprochen hatte, in der Erwartung, es würde ihnen von der Souveränetät eine Concession nach der andern — zufließen.

Aber das soziale Element der Pariser Umwälzung bahnte sich den Weg nicht durch die Ständekammern und Kaffeehäuser, sondern durch die Herbergen, von Werkstatt zu Werkstatt. Man las an den Straßenecken Aufforderungen zu Volksversammlungen. Eine solche sollte am 13. Abends in den Zelten stattfinden. Eine Volksversammlung in Berlin! Welche Aenderung des preußischen Staates! Menschen, die keine Soldaten waren, sollten sich öffentlich versammeln! Es erschien den noch immer regierenden Gewalten, Thiele, Eichhorn, Bodelschwingh, dem militärischen und höfischen Anhang des Königs noch unerhört. So wurden denn auch um 7 Uhr aus ihrer friedlichen Lectüre die Kaffeehausleser durch eine unruhige Bewegung in den Straßen aufgestört. Eine Schwadron Uhlanen sprengte an das Brandenburger Thor. Hinter ihnen her schallt in der Ferne der Geschwindschritt der zu nächtlichem Bivouac und förmlichem Angriff gerüsteten Bataillone. Die Stimmung über diese Herausforderung eines Conflictes war gedrückt. Darüber waren alle einig, daß es die Zeit verkennen hieß, wenn man noch in alter Weise eine fern von der Stadt im Freien gehaltene Volksversammlung auseinandersprengen wollte. Noch in Jedermanns Ohr klang das letzte Wort,

das der König bei Entlaſſung des Ständeausſchuſſes geſprochen hatte: „Während es überall gährt und ſiedet, kann Berlin und Preußen nicht auf dem Gefrierpunkt ſtehen.“ Nun ſtieg der Thermometer. Dennoch wollte man zeigen, daß man in Berlin mit Volksbewegungen anders umzugehen wiſſe. Und ſo geſchah es denn auch, die Maſſen an den Zelten ließen auseinander.

Doch hatte die Truppenentwicklung die Stadt aus ihrem alten Vegetationsſchlafe geſchreckt. Die Hegelianer würden ſagen, der Bruch war dem Philiſterium gegenſtändlich geworden und das Philiſterium fing an, darüber zu reflektiren. Weil man keinen rechten Feind ſah, weil dieſer nur in den geheimen Drohbriefen, die vielleicht die Polizei empfing, exiſtirte, ſo verlor ſelbſt der loyale Bürger die Geduld über dieſe militäriſche Alarmirung der Straßen, die ſich jeden Abend wiederholte und immer mehr Truppen in Thätigkeit brachte. Nun kam auch die Kunde, daß hie und da ein Stein Jemand an den Kopf geflogen, ein Säbelhieb tödtlich geweſen; der ruhige Beobachter überzeugte ſich bald, daß die Soldaten, dieſer nächtlichen Promenaden überdrüſſig, erbittert, von ihren Führern fanatiſirt zu werden anfingen. Wenn einige fünf oder ſechs Menſchen, die ſich eine neue Nachricht mittheilten, beiſammenſtanden, ſo ſprengte ein Dutzend Cavalleriſten heran und trennte ſie mit einer Heftigkeit, die eine immer mehr zunehmende Kampfluſt dieſer Leute verrieth. Auf ein Spottwort, einen einzigen aus einem Menſchenhaufen fliegenden Stein, ließ man Pelotonfeuer geben. Stob dann der Haufe (da man wol blind ſchoß) auseinander, floh durch die Straßen, ſchrie Rache! ſo kann man ſagen, daß die militäriſchen Evolutionen die Revolution hervorgerufen haben. Der Telegraph auf der alten Sternwarte unterhielt ſich am Tage aufs vertraulichſte mit den Provinzen, berichtete nach Köln die Gewährung alles deſſen, was man nur verlangte, aber Deputationen kamen und ſtellten bei alledem neue Gefahren in Ausſicht.

Die tägliche Aufſtellung des zum Kampf bereiten Militärs weckte bei dem ohnehin neckſüchtigen Charakter der berliner Bevölkerung den Kitzel des Widerſtandes. Man verſuchte auf dem Petriplatz eine Barrikade zu errichten, ſo hieß es in den polizeilichen Berichten über die neuen Plänkeleien am Mittwoch und Donnerstag. Ich ſah

dieſen unſchuldigen erſten Verſuch in der modernſten aller Gattungen der Baukunſt! Es war eine von der Umzäunung des Petrikirchbaues abgeriſſene Bretterlatte, die mit ein paar Sandkarren und einigen Mauerſteinen garnirt war. Die löbliche Straßenjugend hatte ihre Freude daran, daß die ihr nachſetzenden Uhlanen an dieſer Stelle immer erſt einen Satz machen mußten. Aber der Charakter der Berliner iſt gelehrig. Sie zeigten am Dönhofsplatz Fortſchritte in dieſem Bauweſen und hörten aufmerkſam zu, wenn an den Straßenecken zuweilen eine heiſre vanſenartige Stimme vorübergehend krächzte: „Dumme Jungen, Ihr habt doch keine Courage!“ Waren das die Emiſſäre, von denen man ſpäter berichtete? Ich glaube nicht. Die Furcht vor der Revolution machte die Revolution. Der Zuſtand Berlins wurde darüber unerträglich. Abends ſein Haus zu finden, war mit Gefahr verbunden. Man konnte einer ergrimmt in voller Breite der Straße anrückenden Truppencolonne begegnen und fand, wenn man ſich bergen wollte, nach polizeilicher Vorſchrift alle Hausthüren verſchloſſen. Wem noch möglich wurde, ſich an die Häuſerwand zu drücken, der konnte froh ſein, mit einem barſchen: „Scheeren Sie ſich nach Hauſe!“ davonzukommen.

Schon gab es Verwundungen und einige Todte, als die Nachricht von den wiener Vorgängen und Metternichs Sturz alles elektriſirte. Metternich geſtürzt und wir können noch Bodelſchwingh behalten! Die Maſſen träumten jetzt nur noch von „ordentlichen“ Barrikaden. Am achtzehnten März kam die in ihren Anfängen dünn geſtreute, dann aber gewaltige Mine zum Ausbruch. Von jenem Moment des ſogenannten „Mißverſtändniſſes“ bin ich Zeuge geweſen. Es war am Sonnabend Mittag um halb drei Uhr. Der ſchönſte Frühlingsſonnenſchein lag auf dem Schloßplatz. Herüber vom verſchloſſenen Königsſchloß vernimmt man ſchon das Rufen eines nicht übergroßen Menſchenhaufens: Militär weg! Militär weg! Der König hatte ſoeben jene bedeutenden Zugeſtändniſſe des 18. März gegeben. Die Deputationen vom Rhein und von Breslau hatten, jene von einer Losreißung, dieſe von einer Republik geſprochen. Die neuen Lappen auf das alte Kleid genügten nicht mehr. Bodelſchwingh trat ab, die Grundſätze einer offnen und ehrlichen conſtitutionellen Monarchie wurden vom Balkon des Schloſſes verſprochen. Graf

Arnim-Boytzenburg, dem Kundigen längst als eine wenig Vertrauen erweckende ehemalige Größe bekannt, doch der Masse ein veränderter Name, stand dem König zur Seite, als er dem neuen Geist seiner Regierung auch seine beredte Zunge als erster Herold lieh. Shakespeare würde gesagt haben:

> Der König, Wappenherold seiner selbst
> Und seines Willens eigene Drommete!

Dies Schauspiel war vorüber. Das Volk jubelte, capricirte sich aber immer wieder auf den Ruf: Entfernung der Soldaten! Keine fernere Reizung, keine Provocation mehr! Die Soldaten standen am Königs- und am Staatsrathsportal, man muß gestehen, mit rührender Geduld. Sie standen wie jene Ungarn, die in Italien die Empörungsrufe kaum verstanden. Man verlangte das Zugeständniß, daß die Stütze auf Militär und Polizei nunmehr überflüssig sei, und hatte dabei die Verwundeten und Todten der letzten Tage im Sinne. Es waren nicht mehr als etwa zwanzig, aber anständig gekleidete Menschen, die den Ruf unausgesetzt wiederholten, offenbar Bürger, die diesen Wunsch aus loyaler Anhänglichkeit an die Ordnung und das königliche Haus und zwar mit einer sich wie unglücklich fühlenden, verzweifelnden Dringlichkeit aussprachen. Da zog das Erscheinen einiger Magistratsmitglieder die Aufmerksamkeit der Masse, die sich zu zerstreuen anfing, hinüber nach der alten Stechbahn. Eine zu gleicher Zeit von dort heranrückende Infanteriecolonne hatte ohne Zweifel nur die Absicht, das Manöver einer Säuberung des Platzes und der Befreiung des Portals von den Rufern auszuführen. Die Entschlossenheit dieser Bewegung, das laute Commando, der nun schon seit acht Tagen panisch gewordene Schreck über solche Evolutionen trieb die Menschenmasse, die am zweiten Portal im Allgemeinen ruhig stand und sich nur neugierig um die Magistratsherren drängte, in wilder Flucht nach der breiten Straße hinüber. Und hier sollen jene zwei Schüsse des Mißverständnisses gefallen sein. Ich muß gestehen, daß ich sie nicht gehört habe. Ich füge aber hinzu, daß die, welche sie gehört zu haben versicherten, (die Akustik dieses Platzes ist durch die einmündenden Straßen gebrochen) nicht wie Emissäre aussahen. Ein Bursche von sechszehn Jahren in blauer Blouse mit einem Topf

Politikern machte. Und so floh und rannte denn Alles, wie die Möven vorm Sturme.

Ein grauenvoller Anblick diese plötzliche Entleerung der Straßen! Alle Laden schlossen sich. Am hellen Tage! Die Häuser wurden verriegelt. Gleich nachdem die erste fliegende Militärcolonne vom Schlosse durch die Jägerstraße an der Bank vorüber war, erhob sich zauberhaft schnell, wie von selbst, die erste Barrikade, die den Namen einer solchen verdiente. Das Rollen der Fässer, das Aufheben der Kanaldielen hallte weithin durch die Straßen. Hier befand sich die „Zeitungshalle", ein Institut des Dr. Julius, eines ungewöhnlichen Charakters, mit dem ich studiert hatte. Julius, ehemaliger Theolog, getaufter Jude, fand sich in die Rolle eines Armand Carrel hinein, die man ihm beinahe oktroyirte. Er wurde Redacteur des ersten Blattes, das die Preßfreiheit mit Energie benutzte, der „Zeitungshalle".

Um drei Uhr rasselte die Artillerie über die Schloßbrücke. Um vier sah ich von meinem Hotel den Rector und die Professoren der Universität in ihren langen, schweren Sammetmänteln, die Friedrich Wilhelm IV. aus Oxford mitgebracht hatte, zum König eilen. Sie wollten ihm den Wunsch vortragen, ob sich nicht die Studenten bewaffnen dürften. Diese wollten zum größern Theile die Gelegenheit benutzen, theatralische Polizeikomödie auf der Straße aufzuführen, wie sie dies später am 20. April am Alexanderplatz thaten. Stipendiaten, Freitischler, junge über den Liberalismus erhabene studierende Junker und Geheimrathssöhne haben die berliner Studentenschaft weit hinter die in der deutschen akademischen Welt sonst so wenig anerkannt gewesene österreichische Aula in den Schatten gestellt. Doch um halb fünf Uhr krachten die ersten Pelotonsalven. Man muß an sein Vaterland und die nächste engere Heimath einer Vaterstadt so mit Banden des Gemüths und der Knabenerinnerung gefesselt sein, wie ich, um den Schmerz zu verstehen, der mich bei diesen Erschütterungen der Luft ergriff. Als gar die Kanonen erdröhnten, gestehe ich, daß mir Thränen kamen. Doch mußte ich mich ermannen, an mein Unterkommen vom Spargnapani'schen Kaffeehause aus zu denken; alle Straßen füllten sich mit Soldaten. Man sagte, daß man sich in der breiten Straße vertheidigte. Das Knechtsgewand schien abgeworfen.

Die Beamtenwelt, die am Morgen des 19. März alle Gefängniſſe der Monarchie ſchon überfüllt ſah, erſchrak nicht wenig, als die Stellung des Schlachtfeldes, das ſich ergeben hatte, ſo lautete: „Die Barrikade am Alexanderplatz wird von der Schützengilde vertheidigt. Die Regimenter Kaiſer Alexander und Franz wollen ſich nicht mehr ſchlagen. General Möllendorff iſt gefangen.“ Dieſer Umſchwung der Poſitionen, dies Bülletin entſchied das moraliſche Urtheil über den Kampf. Die ohne allen Zweifel ſiegreich vorgedrungenen Soldaten hatten moraliſch eine Niederlage erlitten; denn ſtatt eines Pöbelhaufens, der nach ihrem Glauben ihnen gegenüber ſtehen ſollte, zeigte der aufgehende Morgen das Geſicht der nächtlichen Kämpfer, jener aus wohlhabenden Bürgern Berlins beſtehenden Genoſſenſchaft der „Schützen“. Das Feldgeſchrei lautete nicht etwa revolutionär, ſondern nur, wie der Schwur der Schweizer: „Wir ſtehn für unſre Häuſer, unſre Weiber, unſre Kinder!“

Man hat die Frage aufgeworfen, ob eine Fortſetzung des Kampfes am Sonntag möglich geweſen wäre. Mit den ſchon im Gefecht geweſenen Truppen, die ſeit acht Tagen faſt immer im Freien bivouakirt hatten, ſich von Munition und Proviant entblößt ſahen, war es kaum möglich. Die Wirkung, die das Herumtragen der gefallenen Leichen hervorbrachte, ſteigerte die Vorbereitungen zum Widerſtand bei den Bürgern. Der König durfte nichts anders thun, als den faktiſchen Vortheil ſeiner Stellung aufgeben. Wagte er doch Alles, Krone, ja Leben. Die Folgen der Bloßgebung des Schloſſes ſah ich ſelbſt. Zwanzig entſchloſſene Menſchen hätten den Treppenaufgang vollſtändig freigefunden, dem Könige ein Abdankungsdekret vorlegen und die Republik proclamiren können. Es hätte eine Sache der bloßen Anregung eines Einzelnen ſein können. Das Schloß war nur gedeckt von größtentheils ſchlafenden, völlig apathiſch gewordenen Kriegern. Die Ariſtokratie war entflohen oder hielt ſich verborgen. Nicht eine einzige Thatſache ſchien übrig, die Gemüther zu beruhigen, den Brand in irgend etwas Gemeinſamem und Friedlichem zu erſticken. In den Stunden am Sonntag von 11 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags gab es in Preußen weder Thron noch Regierung. Jede Geſtaltung war

möglich. An einer blutigen Bahre unter den Fenstern des Schlosses hätte nur eine Anrede an die vor Wuth weinenden Menschen gefehlt, ein Gedanke der Sühne oder der Rache feurig ausgesprochen werden dürfen und „alles war vorbei". Wie lächerlich war das, als Fürst Lichnowski vom Schlosse heruntergelaufen kam und rief: „Kinder! Graf Schwerin ist Minister!" Guter Gott, diese Blousenmenschen, jetzt zu allem fähig, sollten sich freuen, daß Graf Schwerin Minister war! Wer war ihnen Graf Schwerin? Was will dieser Mann? Kann der Todte auferwecken? Graf Schwerin, ich sah ihn selbst, ging, sinnend und grübelnd, langsam die Treppe hinauf, die ihn zum König führte, der ihn als einen ehemaligen Oppositionsmann empfangen mußte. Schleiermacher's Schwiegersohn schien sich den Schritt zu überlegen, den er that.

Wieder kam Fürst Lichnowski vom König herunter, ließ sich wieder emporheben und rief: „Kinder, ich gebe Euch mein fürstliches Ehrenwort, ich werde auf dem Vereinigten Landtage für Eure Rechte sprechen! Glaubt mir's, ich spreche für Euch, mein fürstliches Ehrenwort darauf!" Und die Leute fragten: „Wer ist denn nur das? Sein fürstliches Ehrenwort?" Fürst Lichnowski war ein alter Bekannter von mir Schon von Frankfurt her. Einmal wollte er mich sogar auf die Mensur fordern, weil in meinem „Ein weißes Blatt" ein humoristischer Oekonomierath von spanischen Schafen, die er verschrieben, ausrief: „Sind sie angekommen, die Carlisten?" Wir verständigten uns, lachten noch öfters zusammen und hatten uns erst vor Kurzem bei Fürstin Hatzfeldt in Dresden wiedergesehen. „Ein neuer Gedanke muß in diese Leute geschleudert werden!" rief ich, selbst genug erregt. „Ich habe an den König geschrieben. Hier ist der Brief! Der König soll die allgemeine Volksbewaffnung, die Bürgergarde dekretiren!" — „Her damit!" Lichnowski riß den Brief, den ich nach der ersten Nachricht vom Stand der Dinge geschrieben, an sich und gab ihn dem Polizeipräsidenten Minutoli, der eben zum König wollte. — „Volksbewaffnung?" erscholl eine heisere Stimme hinter mir. „Was denken Sie sich denn unter Volksbewaffnung?" Es war Graf Arnim, der mich mit einem kalten, spitzen Polizeiblick musterte. „Gegen wen soll sich das Volk bewaffnen? Für wen? Warum soll überhaupt bewaffnet werden?

Wir haben jetzt nur Eines nöthig, hier die Menschen vom Schloß wegzubringen! Können Sie das machen? Das ist das größte Verdienst, das sich jetzt hier Einer erwerben kann!" Ein neuer Leichenzug, den man brachte, unterbrach diese Erörterung, die in dem Tumult kaum fortgesetzt werden konnte. Alle Hüte mußten abgenommen werden, selbst die Helme der Soldaten — der Leiche zu Ehren. Fürst Lichnowski, der Fürst vom Ehrenwort, der nimmer Ruhende, nie Verlegene, der damals in Berlin im besten Zuge war, ein Volksmann zu werden, und der vielleicht den Mirabeau jener Zeit gespielt hätte, wenn der später so Unglückliche nicht an den Consequenzen seines polnischen Charakters gelitten hätte, benutzte die Pause und flüsterte mir zu: „Reden Sie in Gottes Namen von der Volksbewaffnung! Das ist etwas, was packt; sie kommt auch noch!" Und schon hatten mich auf seinen Wink zwei kräftige Blousenmänner ergriffen und hielten mich in die Höhe. Da sprach ich denn: „Mitbürger! Berliner! Wir haben große, ereignißreiche Tage erlebt! Die leider blutig ausgefallene Saat wird aufgehen, wird Früchte tragen für unser Aller Wohl! Der Bau der neuen Freiheit soll sich vollenden durch die Volksbewaffnung! Seid heute Nachmittag am brandenburger Thor! Dort werden Euch die Waffen zum Schutz der errungenen Freiheit ausgeliefert werden! Bis dahin lebt wohl!" — „Daß sie uns da wieder im Freien besser treffen!" rief wol ein Zweifelnder laut. Aber der Haufe zerstreute sich doch. Die berlinische Phantasie war auf ein Gaudium angeregt. Waffen austheilen —? Am Brandenburger Thor —? Kurz, meine Worte beruhigten. Sie wurden dicht unter dem vergoldeten Gitter des Königsbalkons gesprochen.

Dem Fürsten Lichnowski mußte ich Vorwürfe machen über sein vorschnelles Handeln. Die Situation, in die er mich gebracht hatte, war für einen sächsischen Hofbeamten bedenklich. Aber, einmal ergriffen von vier kräftigen Fäusten, mit den Beinen mich wehren und schreien: Laßt mich aus! das hätte mir schon selbst einen zu komischen Effekt gemacht. Genug, es war geschehen und gelungen. Aber der bewegliche Pole war längst verschwunden. Nicht unmöglich, daß er sich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zutraute. Conservativ oder liberal, das schien ihm gleich, wenn nur

irgends ein Strahl jener göttlichen Liebe, die der Himmel
n unſere Seelen pflanzte, durch das ängſtlich und mit allen
Kunſtmitteln eines eigentlich im Gemüth gar nicht vorhan-
enen Haſſes ausgerüſtete Benehmen hindurch. Ich wüßte
eine andere Situation im Leben, die dieſer vergleichbar
äre, als die auf der akademiſchen Menſur. Wer ſich aus
einen Studentenjahren jener kaltblütigen Malice erinnert,
it welcher ſich die Duellanten gegenüber zu treten pflegen,
em wird dieſe liebloſe und ſcheinbar ganz apathiſch ausſehende
öchſte Nervenſpannung deutlich werden, wenn ſich, etwa
n einer Geſellſchaft, wo über ganz gleichgültige Dinge ver-
andelt wird, die Thür öffnet und derjenige hereintritt, dem
nan beauftragt iſt auf den Dienſt zu paſſen und der ſeiner-
eits ſelbſt die gleiche verrätheriſche Wachſamkeit üben muß.
Dies zufällige Begegnen iſt mir noch peinlicher, als das Stirn
egen Stirn gerichtete Unterhandeln, wo ich wenigſtens im-
ner die Sitte jener Diplomaten vermieden habe, welche auch
ier nicht unterlaſſen können, Verſteckens zu ſpielen und über ihr
Auge zu wachen, da ich es meiſtens vorzog, dem Andern of-
en die Karte zu zeigen, welche ich auswerfen konnte und
und zu erklären, was ich fordern mußte, um bei meinen oft
ehr unredlichen Inſtructionen zwar ein gebundener, aber doch
hrlicher Mann zu erſcheinen. War ich diesmal befangener
ls Jener, ſo trug die Schuld davon des Grafen L. wunder-
icher Ruf und der allerdings auch nicht abzuleugnende Umſtand,
aß man, wie es Menſchen gibt, die erſt im Angeſicht des
Feindes tapfer werden, auch in der diplomatiſchen Verhand-
ung gereizt, angreifend, biſſig wird, wenn man einer ent-
chieden feindſeligen Herausforderung gegenüberſteht.

Ich war zunächſt derjenige, welcher die Unterhandlung

seine Schulden bezahlt wurden. Am Nachmittage wurde in der That das Zeughaus geöffnet und jene Bürgerwehr organisirt, die — leider den Erwartungen so wenig entsprochen hat.

Die Gemüther verlangten an jedem Tage eine neue Anregung. Die Geschäfte gingen nicht nur schlecht, sondern gar nicht. Man las den ganzen Tag Zeitungen. Abends mußte es irgend eine Discussion, am liebsten einen Zusammenstoß geben. Schon sprachen die conservativ und reactionär Gesinnten von Versöhnung. Die Todten vom Civil sollten mit den Todten vom Militär unter derselben Feierlichkeit beerdigt werden. Das Hotel de Russie, meine Wohnung, bot einen bequemen Saal zur Berathung der vielen Comité's, die jetzt auftauchten. Hier war auch Max von Gagern erschienen, um mit einer Anzahl „Vertrauensmännern", zu denen auch ich eingeladen wurde, die künftige Verfassung Deutschlands zu berathen. Mancher der Versammelten saß wie vor einem köstlichen Baumkuchen, den man nicht zuerst anzuschneiden wagt. Bei jener Begräbnißdebatte wählte man Dr. B. G. Oppenheim und mich, um eine Erklärung gegen die zu zeitig ausgesprochene Versöhnung niederzuschreiben und sie dann in Gemeinschaft mit Dr. Klein, dem damals vielgenannten Dramatiker, spätern Geschichtsschreiber des Drama's, Minutoli zu überreichen. Der Polizeipräsident kam uns schon wieder mit der Erklärung entgegen, daß von obenher die Trennung des Begräbnisses bereits entschieden sei. Man regierte also schon nach dem Wort des Deputirten Mevissen: „Der Politiker muß den Ereignissen immer um einen Schritt zuvor sein."

Nun erst illuminirte Berlin. Als die Lichter ausgelöscht waren, alles still und dunkel geworden war, hieß es plötzlich: Der Prinz von Preußen käme mit dem Militär von Spandau zurück! Die aus dem Schlafe geschreckte Bevölkerung, die alarmirte neue Bürgerwehr nahm eine Haltung an, die Berlin in ein neues Saragossa verwandeln zu wollen schien, wenn man diesen Ueberfall und Kampf hätte wagen wollen. Der König schien entschlossen, sich auch nichts mehr von Potsdam oder Spandau aufdrängen zu lassen. Er unterhielt sich mit den Bürgern, die jetzt das Schloß bewachten. Patrioten, Hofmaler, Hoftapezierer präsentirten das Gewehr, wenn er vorüber ging. So loyal sich bewacht zu sehen, so gemüthlich reden,

so sich verständigen zu können, das that ihm wohl und am Montag, den 21. März, setzte er sich zu Roß und hielt jenen bekannten Umritt durch die Straßen, bei welchem die deutschen Farben aufgesteckt wurden und mit ihnen offen der Gedanke ausgesprochen: Preußen müsse in Deutschland aufgehen. Wenn man diesen Umritt und die Verheißungen desselben später so maßlos außerhalb Preußens angegriffen hat, so begeht man die Ungerechtigkeit, gewisse Mittelglieder und jene bindenden Uebergänge nicht zu beachten, die zwischen dieser neuen Gesinnung und den verflossenen Tagen in der Mitte lagen. Es war ungerecht, daß man dasjenige im egoistischen Sinne deutete, was nur im nationalen gemeint war, im Interesse Preußens und Deutschlands zugleich, im Sinne unserer gegenwärtigen, wenigstens urkundlich verbürgten Reichseinheit.

Alle folgenden Stunden boten allerdings wieder eine Reihe von Demüthigungen für die Monarchie. Die Polen wurden aus dem Gefängniß entlassen und auf einem zum Triumphwagen umgeschaffenen Fiaker unter die Portale des Schlosses gezogen. Der König hatte auch diesen, wie gestern den Leichen, die Honneurs zu machen. Ich beobachtete mit dem schärfsten Augenglase, in welchen Kampf und Zwiespalt ihn diese Scene versetzte. Die kurze und ungeduldige Art, die in seinen Mienen lag, war ohne Zweifel die Abneigung gegen ein so gefeiertes, mit Blumen bekränztes Polenthum. Aber der letzte Kelch der Demüthigung stand noch bevor. Das Begräbniß der Gefallenen. Ein Fürst, der das Bewußtsein des Sieges gehabt hätte, würde eine solche Verherrlichung des Aufstandes weder geduldet, noch weniger ihr beigewohnt haben. Aber der Bedauernswerthe trank auch diesen Kelch bis auf die Neige.

Mir persönlich wurde dieser Tag verhängnißvoll. Meine Frau, angegriffen schon von Dresden gekommen, war durch die Revolution in lebhafteste Aufregung versetzt. Sie wollte dem Leichenzuge zusehen. Einige Fenster wurden freundlich in der Königsstraße gewährt. Man sah das Betrübendste. Die Todten hatte man nicht etwa in Bausch und Bogen genommen und auf einige Wägen gestellt, die man mit Trauerembleмen geziert hätte. Nein, man stellte dem gedemüthigten Fürsten hundert und neunzig einzelne Särge vor, jeden mit den Zeichen der Liebe geschmückt, jeden auf

sechs rüstigen Schultern getragen. Erschütternd war dies Nicht-endenwollen, diese Bestätigung eines Faktums, das zu denen gehörte, die sonst so leicht übertrieben werden. Oft wurde die Reihe der Särge durch die Fahnen der Gewerke und das eigene zahlreiche Erscheinen der letzteren unterbrochen. Man glaubte dann, die Todtenreihe sei beendigt. Da bog aber um die Ecke wieder ein neuer Zug. Es währte stundenlang, die Luft war rauh, meine Frau ging erkältet nach Hause. Schon am Abend trat Fieber ein.

Von jetzt ab war mein Herz auf's schmerzlichste getheilt. Im Hotel die stete Aufregung durch Clubbs und neue Zumuthungen zur Theilnahme am allgemeinen Aufschwunge; in den engen Wohnräumen der Schwester die immer mehr erkrankende Gattin. Bei alledem ließ ich, um der sich so außerordentlich beschränkt äußernden politischen Urtheilskraft des Berliners, der so lange Jahre in systematischer Verachtung des Constitutionalismus erzogen worden war, dann dem geringen Antheil am allgemeinen Schicksal Deutschlands, dem kalten Anstarren und Nichtverstehen der schwarz-roth-goldnen Fahne in etwas zu steuern, bei Robert Springer eine „Ansprache an die Berliner" drucken und kämpfte dabei jede Einrede: Was wagst du für deine Rückkehr nach Dresden! mit Gleichmuth über die Folgen nieder. Schon schrieb man mir von dort, daß die Worte, die ich am Schloß doch nur zur Beschwichtigung gesprochen, als aufwiegelnde gedeutet worden seien! Aber das Geschick selbst trat mir hemmend genug in den Weg. Ich mußte fehlen bei dieser Berathung, bei jenem Beschluß; der Zustand meiner Frau verschlimmerte sich zum Hoffnungslosen. Kaum konnte ich mich noch von ihrem Lager entfernen. Ich mußte die Welt toben, die nächtlichen Alarmirungen der Bürgerwehr rasen lassen. Wenn ich nur Ruhe in nächster Nähe hätte schaffen können! Einem Typhuskranken ist schon das geringste Geräusch wie Donnerton. Schon um fünf Uhr Morgens breitete ich Stroh über die Straße aus, um wenigstens das Wagenrollen in einer der belebtesten Straßen abzudämpfen. Zwei Aerzte, Koner und Barez, umstanden das Lager, wo die Kranke in Phantasieen lebte, die, ein leidiger Trost, nur glückliche gewesen schienen. Der Typhus ergriff in denselben Räumen auch den Sohn meiner Schwester. Ich harrte aus bis zur letztlichen

Entſcheidung, die in der Nacht vom Gründonnerſtag auf Charfreitag erfolgte.

Traurige Oſtern! Einen Prieſter in dieſen wilden Tagen zur Oſterzeit an einen friſchaufgeworfenen Hügel entbieten zu können, war nicht möglich. Das ſtille Gebet der Leidtragenden, der ſchnell herbeigerufenen Kinder, faßte zuſammen, worin zumeiſt das frühe Ende einer edlen harmloſen Natur ſo rührend und tragiſch war. Wer dem Leben, das hier dem Schooß der im Frühlingsgewande aufgegangenen Erde übergeben wurde, fernſtanden, konnte die Kataſtrophe, die hier ſtattgefunden, nicht ganz verſtehen. Dem Troſt, den mir ein geiſtvoller rabbiniſcher Gelehrter, der uns befreundete Dr. Zunz, gab: „Der Menſch hilft ſich durch das allgemeine Gattungsgefühl!“ mußte ich lange nachdenken. Der Selbſterhaltungstrieb, die Abwechſelung von Raum und Zeit waren gemeint; doch wollte für's Erſte der Troſt nicht anſchlagen.

In dem wüſtgewordenen, jeden Tag neue, unangenehme Ueberraſchungen bringenden Berlin mochte ich nicht länger weilen. Die Kinder nahm die Mutter der Dahingegangenen in ihre Obhut. Ich wollte den Reſt meines Urlaubs irgendwo in einem ſtillen Badeorte zubringen und wählte Warmbrunn, wo ich die in Berlin begonnene dramatiſche Arbeit beendete. Die zauberiſche Umgebung Warmbrunns, das Rieſengebirge mit ſeinen Waſſerfällen und Waldgründen, der Kynaſt mit ſeinem Waldecho und dem Blick bald in die Tiefe, wo Hermsdorf von blühendem Hollunder durchzogen lag, bald in die Ferne, wo maleriſch gruppirte Kirchthürme im ſonnigen Nebel glänzten, Ausflüge nach Hirſchberg, Erdmannsdorf, Schloß Fiſchbach beförderten die Geneſung des an einem hier nicht zu ſchildernden beſonderen Leid kranken Gemüths. Das Allgemeine, das Schickſal der Gattung ſprach mir aus dem abendlichen Geflüſter des jungen Laubes der Gebüſche Troſtreiches über Unſterblichkeit. Geiſterhaft umgab mich die entſchwundene Erſcheinung; oft glaubte ich in abendlicher Stille des Zimmers mit ihr ſprechen zu müſſen. Die ſpäter in meinen Roman „Die Ritter vom Geiſte“ aufgenommenen Gedichte ſtammen aus dieſen Tagen. Manches drängte ſich zum Troſt auf, was ich zu dieſem Zweck nicht geſucht hatte

Dem nun plötzlich Wittwer gewordenen Dramaturgen kamen in

Dresden Condolationen und in der That keine Vorwürfe über seine politische Haltung entgegen. Giengen doch auch in Sachsen die politischen Wogen hoch genug! Die Vereine waren maßgebend geworden. Sachsen hatte Märzminister bekommen, wie fast alle Bundesstaaten. Von der Pfordten schien ein ehrlich liberaler Minister werden zu wollen. Die Vorstellungen im Theater, klagte mir mein Chef, würden nicht mehr besucht. Aber sie wurden es überall nicht. Da war gut „Boden gewinnen", Herr Eduard Devrient! Man konnte die Vorstellungen noch so anziehend zu machen versuchen, die Clubb's, die Verstimmung der höheren Klassen, des Militärs ließ sie das Theater vermeiden. Ich waltete mit Ruhe meines Amtes, mischte mich nicht in die Lokalpolitik, wofür ich mich zu wenig in die sächsischen Voraussetzungen hatte vertiefen können, behielt aber die große deutsche Bewegung im Auge. Im Herbst 1848 ließ ich ein Votum hinausgehen: „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe". Ich führte darin die schärfste Sprache. Denn immer düsterer wurde der Horizont. Die Parlamentsaufgabe schien verpfuscht. Der Reichsverweser escamotirte mit seinem klugen Schmerling alle Hoffnungen auf die Realisation des königlichen Umritts von Berlin. Mit Oesterreichs Macht buhlten Männer, von denen man sich den kurzsichtigen politischen Blick am wenigsten erwartet hätte. Das Parlament hatte Zeit zum Ausbrüten aller möglichen Theorieen. Denn nach außen war Alles still, wenigstens bedrohte uns Niemand außer, in der Phantasie des Volkes, Rußland. Oesterreich war vielleicht in Wahrheit zu fürchten. Ich konnte damals schreiben: „Lamartine's Manifeste haben den Völkern den Frieden angekündigt! Also endlich scheint der Mensch wieder erlöst von den drückenden Verpflichtungen des Bürgers! In Lamartine's Ankündigung der französischen Republik kommt uns die Erde wieder vor wie ein Spielplatz des Glücks! Alle Güter derselben scheinen uns dargeboten und das Elend ist verbannt! Als der Dichter sein Programm schrieb, da sah die Arbeit sich nicht nur vom Erfolge gekrönt, sondern auch gefeiert, mit Kränzen umwunden. Die Republik war in Lamartine's Auslegung ein Zauberwort. Ledrü Rollin gab dieser Auslegung einen Schein von Wahrheit. Er baute das Gerüst, das Lamartine mit Blumen schmückte. Louis Blanc

predigte, daß auf dieſe Blumen Früchte folgen würden. Allerdings griff er der Natur durch das Treibhaus vor und wollte für die Sonne den Ofen ſetzen —“ u. ſ. f. Frankreich hatte vollauf mit ſich ſelbſt zu thun. Nur Oeſterreich und Rußland ſchienen Deutſchlands Verfall, nicht deſſen Größe zu wünſchen. Der Dresdener Dramaturg wagte zu ſchreiben: „Italien, du armes, reiches Land! Land der Wunder und der Alltäglichkeit! Gewohnt, unter zerſchlagenen Trümmern zu leben, nur aus deinen Myrthen- und Oleanderbüſchen von dem gebrochenen Auge einer ſchöneren Vergangenheit begrüßt zu werden, haſt du dich ſeit Jahrhunderten gewöhnt, fremden Herren zu gehorchen! Aber ſollten die Elemente eines einigen und würdigen Nationallebens nicht auch auf deinem Boden vorhanden ſein können? Mag ſich in die Bewegung des Kirchenſtaates Theatraliſches gemiſcht, mag die mit bunten Lappen ausgezierte Phraſe Harlekinaden aufgeführt haben, kein Volk kann gegen ſeine Natur. Der Süden ſchreit nun einmal und lärmt und die Komödien, die bei uns in Bierſtuben, bei Tabaksqualm und dem parlamentariſchen Formelweſen der Vereine ſtattfinden, führt man in Italien ungezwungen, am offnen Tage, unter blauem Himmel und Sternenſchein auf. Das naive Verhältniß des Papſtes zu allen dieſen Bewegungen iſt ebenſo charakteriſtiſch, wie wenn ſich Kaiſer Nicolaus in Petersburg den Batuſchka des Vaterlandes nennen und in den Straßen die Zipfel ſeiner Kleider küſſen läßt. Und nun geht nach Mailand, Verona, Venedig, Padua, Pavia und fragt, ob es Oeſterreich verſtanden hat, in Italien ein Volk wie das deutſche zu vertreten? Nein, wir erkennen uns ſelbſt nicht wieder in Metternichs Regierungsmethode“ u. ſ. w. Dieſe ſchilderte ich. Ich ſchilderte Oeſterreichs Vergangenheit als die ewige Störerin der Hoffnungen auf Deutſchlands Einheit. Ich erklärte eine deutſche Einheit mit Oeſterreichs Eintritt nur für möglich, wenn Oeſterreich nicht als Kaiſerthum, ſondern mit geringerer Würde, lediglich für ſeine 6 Millionen Deutſche einträte. Dem Wirrſal über die zu erhoffende Reichsverfaſſung gegenüber ſchlug ich vor: Deutſchland ſei in ſeiner Totalität, in ſeiner Centralgewalt Republik, in ſeinen Beſtandtheilen Monarchie! Ein aus dem Parlament und Fürſtenrath hervorgegangener Reichskanzler regiere die Einheit von ſechs Königreichen, Preußen, Deutſch-

österreich, Bayern, Würtemberg, Hannover, Sachsen. Die letztern Staaten sollten die kleineren Fürstenthümer in sich aufnehmen. Die Dinge waren im Fluß. Es war ein Vorschlag wie so viele andere auch. Ob das Buch beachtet wurde, ich konnte es nicht verfolgen. Mich riefen die Pflichten des Amtes in die Werkstatt der Musen zurück. Draußen in der Welt verschlang eine Erscheinung die andere.

Meinen „Ottfried" konnte nicht einmal das selbstgeleitete Theater spielen! Es fehlte eine Darstellerin des Salons, die mit Maria Bayer einen harmonischen Wettkampf auf der Bühne wiedergegeben hätte. Eine Antonie Lebrün hatte sich ein wunderlicher Engländer, Mister Don, vom Theater weggenommen. Einmal hatte dieser das Polizeivergehen abzusitzen, daß er Eau de Cologne-Flaschen in die Briefkästen entleerte, um den Verläumdungen der Correspondenzen zu steuern. Ein mit wärmster Hingebung an die Sache geschriebenes Trauerspiel „Wullenweber" konnte vor Ueberfülle des Stoffes nicht zu nachhaltiger Wirkung gelangen. Die Geschichte hatte hier den Rahmen zuweit gespannt. Schweden, Kopenhagen, Lübeck, Hamburg, Braunschweig ließen sich in der Phantasie des Zuschauers nicht vereinigen.

Nachtheilige Rückwirkungen meines nach allen Seiten hin rücksichtslosen politischen Buches (ich hatte gesagt, wenn sich die Hohenzollern nicht endlich offen und ehrlich dem Zeitgeist fügten, würden sie das Schicksal der Bourbonen erleben) auf meine amtliche Stellung erfuhr ich nicht. Wenigstens nicht sichtbare. Im Gegentheil, von der Pfordten, mit dem ich gelegentlich zusammenkam, forderte mich auf, ihm, dem Hausminister, dem das Theater mit seinen enormen Kosten für das Königliche Haus, richtiger für die Stände, untergeben war, ein Memoire über die Mängel des Königlichen Theaters zu schreiben. Ich that dies ohne alle Scheu vor Verhältnissen oder Personen und that es um so mehr, als sich auch Eduard Devrient mit seinen Auffassungen über Bühnenwesen, seinen Reformplänen hervordrängte und eine Schrift über ein neuzubildendes Nationaltheater hatte erscheinen lassen, das ihn schon damals zum Don Quixote einer vergangenen Auffassung des Theaters machte. Ich schrieb an von der Pfordten: „Man

setzt, z. B. in Herrn Devrient's neuster Schrift, so ohne Weiteres voraus, daß der Staat die Bühne in Obhut und Pflege zu nehmen habe, während unsre Zeit grade das Bestreben hat, jeder moralischen Thätigkeit nur Freiheit und Bewegung zu garantiren und im Uebrigen ihr zu sagen: Hilf dir selbst! Ich weiß wahrlich Kunstliebe zu schätzen, wenn Fürsten oder Stände Opfer bringen wollen. Aber so ohne Weiteres die Bedürfnisse der Bühne und deren Deckung durch den Staat als sich von selbst verstehend hinzunehmen, wie dies in der Schrift des Herrn Devrient geschieht, heißt sich nur in der langjährigen Gewöhnung eines Hofschauspielers sicher und behaglich fühlen. Der Schauspieler ist in diesem Devrient'schen Nationaltheater Alles. Aber im Gegentheil ist das Theater immer nur der Durchgang und die Vermittelung dritter Interessen gewesen, der Interessen der Bildung, des Zeitgeistes, vor allem der Literatur, Interessen, die Herr Eduard Devrient als obere Reglerin und berufene Lenkerin der Bühne zu wenig anerkennt." Diese Sprache drückte die Verurtheilung des Devrient'schen Systems, seines aufgeväppelten Ensembleschauspiels aus. Ungeheure Summen vom Staate ziehen wollen für ein mittelmäßiges Komödiespielen oder mit Verachtung und Umgehung der zeitgenössischen Literatur dramaturgische Alfanzereien treiben, das ist nicht mehr die Losung der Zeit. In Betreff Dresdens gingen meine Vorschläge auf eine Trennung des katholischen Kirchendienstes vom Theaterdienst, auf die Wahl der Regisseure aus dem Schooße der Schauspieler selbst, auf größere Machtvollkommenheit des Dramaturgen. Von der Pfordten schrieb mir: „Ich theile Ihre Ansichten und würde im Sinne derselben gewirkt haben, wenn ich in den Geschäften geblieben wäre." Nach Robert Blum's Erschießung trat er von seinem Posten zurück.

Die Verkürzung der Hülfsmittel zur Existenz war plötzlich eine so allgemeine, die Theaterlust in ganz Deutschland eine so geringe geworden, daß ich alles am Hoftheater zahm geworden fand und bei Wiederaufnahme meiner Thätigkeit kaum andre Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als die gewöhnlichen, an denen jeder Dramaturg, der nicht die Hand auf dem Ausgabeetat mitliegen hat, scheitern muß. Nur dann gehorcht die „Kunstgenossenschaft" dramaturgischen Weisungen, wenn sie in Erfahrung gebracht hat, daß ihr

Wohl und Wehe, die Verlängerung ihrer Contracte von ihrem Verhalten gegen den Mann abhängig ist, der ihnen zumuthet, eine Scene auf der Probe dreimal zu wiederholen. Auf mein immer noch nicht versiegtes Gefühl, daß ja allen Mitgliedern mein guter Wille bekannt sein müsse, auf die Voraussetzung, man wisse meinen durchaus abwesenden Zweck, irgend Jemand kränken zu wollen, machte ich bei den Proben meine Bemerkungen in flagranti. Ich rief in ein falsches, gedankenlos an wichtigen Stellen vorüberschlüpfendes Spiel sofort ein Bitte! hinein, äußerte meine Ansicht und verfuhr allerdings darin anders, als Herr Eduard Devrient. Dieser hatte als Regisseur die Autorität, die Probe als solche zu sistiren, den grade sprechenden Schauspieler beiseite zu nehmen und ihm einen dramaturgischen Leitartikel zu flüstern, wie sich solche mein Widersacher noch später erlaubte, wo derselbe nicht mehr Regisseur war, nur noch Vater einer Tochter, die durchaus ein Bühnentalent sein sollte. Die übrigen Mitglieder sahen dann dem Unterricht, der zweckmäßiger zu Hause gegeben werden konnte, verzweifelnd zu, zogen die Uhr, seufzten und verwünschten ein System, das sie erst um zwei Uhr zum Mittagessen kommen ließ. Eine solche Behandlung der Proben stand mir kaum zu. Sollte ich aber darum nach jeder confusen Scene, nach jedem kopflos gespielten Moment eines eingebildeten Matadors hinter ihm herlaufen und hinter den Coulissen mit ihm flüstern, während mir draußen auf der Bühne eine effectvolle Scene ohne meine Gegenwart abrollte und die Schauspieler, denen ich von der gestrigen Probe her noch etwas zu sagen hatte, sich schon wieder in alle Winkel des Theaters zerstreut hatten? Die größte Fahrlässigkeit einer neuengagirten Anfängerin wäre auf diese Art, wenn mein stiller Verderber, Dittmarsch, die Regie führte, ungerügt vorübergegangen. Nach der zweiten Scene hatte er schon die erste vergessen. Nein, man muß das materielle Schicksal der Schauspieler in Händen haben, wenn man ihnen künstlerisch etwas abgewinnen will. Nur einem solchen gestatten sie eine offene Belehrung auf der Probe und unterlassen es, ihm durch fingirte Schwierigkeiten über Rechts und Links, Kommen oder Gehen, durch eine Chicane nach der andern, ein Bein zu stellen. Letzterem kam ich durch die sorgsamste Vorbereitung auf meine Proben zuvor. Ich hatte zu gründlich die französischen Mises-en-Scène

studiert, um zu wissen, wie oft sich die Stellungen verändern und wie man dem Geschrei des Spielers vorbeugen müsse, wenn er ruft: Ich soll das der Königin heimlich sagen und die steht ja drüben! Meine Behandlung der Volksscenen beruhte theils auf Eintheilung in mehrere Gruppen, die Verschiedenes zu sprechen hatten, nicht, wie gewöhnlich vorgeschrieben, Allgemeinheiten, sondern ausdrückliche Worte, theils auf Verhinderung des Vorrennens von 20—30 Leuten bis in die Mitte. Ich brachte in meiner Einrichtung von Coriolan, von Julius Cäsar, die Vorstellung eines rauschenden Gewühls im Forum dadurch hervor, daß ich die Schreier in den Seitencoulissen zurückbehielt und so die Phantasie der Zuschauer anregte, sich diese sichtbaren Lärmer als die Spitze eines wogenden Gewühls hinter der Bühne zu denken. Meine Einstudierung des „König Johann" suchte ihres Gleichen an Präcision. Das Ensemble von sieben handelnden Personen auf der Bühne am Schlusse des zweiten Aktes kam dem bestenstudierten Opernfinale gleich. Mein System war, nach und nach vorzügliche klassische Stücke in neuer Bearbeitung und mit der Inspiration des in mir (ich sage es offen) „latenten Schauspielers" herauszubringen, dazwischen die laufende Produktion zu ermuthigen, ja ihr meine Erfahrung, meinen Rath, meine Aenderungsvorschläge anzubieten. Emil Devrient hat nie eine Rolle von mir anders gespielt, als wenn ich sie ihm vorgelesen hatte, sie bis tief in die Nächte mit ihm durchgegangen war. Doch ich breche ein Thema ab, auf das sich bei Betrachtungen über die deutsche Bühne an anderer Stelle zurückkommen läßt.

Nur um ein Bild zu geben, wie eine Thätigkeit, für deren Anerkennung ich noch nie die Feder angesetzt habe (ich hätte, wie gesagt, in einer dramaturgischen Selbstschau nur die Darsteller anerkennend zu würdigen brauchen und die kurze Zeit meines Wirkens würde sich auch ihnen gegen spätere Zeit werthvoll abgehoben haben), doch vollständig die Muße eines Lebens in Anspruch nehmen konnte, ohne daß mir auch nur annähernd ein entsprechender Lohn dafür verschafft wurde, so stelle ich aus Aufzeichnungen nur ein paar Wochen der dramaturgischen Thätigkeit der letzten drei Monate meines Amtes her. Februar 1849. — „Moderne Freundschaft" von Scribe. Gelesen und theilweise geändert. Angenommen.

zu eröffnen hatte, denn auf Veranlaſſung meines Hofes war ſie eingeleitet; wir waren diejenigen, welche ſich von der Gegenpartie beeinträchtigt glaubten. Ich ſehe noch die Miene, welche der äußerſt ſorgfältig friſirte und gepuderte Graf L. eine beleibte und faſt behagliche Figur, annahm, als ich meinen Vortrag geendet hatte. Während ich doch wußte, daß er keine Erlaubniß hatte, mir irgend einen der wichtigeren meiner Anträge abzuſchlagen, ſtellte er ſich, als thäten ihm die Ohren weh, eine Reihefolge ſo unnützer vergeblicher Forderungen anzuhören, und es brachte mich wirklich in Verwirrung, als er mit künſtlich erſonnener Befremdung ſagte: Aber, Herr Oberſthofmeiſter, was wollen wir uns die ſchöne Zeit verderben, auf dieſe unzähligen, höchſt unmöglichen Punkte einzugehen? Darauf begann er vom Bade, von der diesjährigen Saiſon, von der faſhionablen Welt und bemerkte, als ich wieder auf den eigentlichen Gegenſtand einlenkte, indem er mit dem Stuhle rückte: Sie ſcherzen nur, Herr Oberſthofmeiſter, Ihr Memoire ſcheint mir mehr eine im rhetoriſchen Styl verfaßte, übertreibende Ausarbeitung eines kleinen Stoffes, als die Grundlage unſrer Verhandlungen zu ſein. Dabei zog er ſeinerſeits eine Schrift hervor, die er mir vorlas, und worin mit Redensarten, die immer daſſelbe ſagten, die geſchichtliche Entwickelung der politiſchen Relationen der beiden Fürſtenhäuſer ſeit hundert Jahren bis zu dem verunglückten Manoeuvre erzählt wurde. Als er geendet, brach ich den Eindruck, den er aus dieſem Aufſatze ſich verſprach, kurz mit den Worten ab: Was ſoll das? Der Bruch iſt da; aber wir ſollen ein Band dafür entdecken. Lieber wär' es mir, Sie zeigten mir an jeder einzelnen Forderung, die ich mache, die hiſtoriſch ſtatiſtiſchen Gründe, welche Sie zwingen,

„Salzdirector" gelesen. Unbrauchbar. „Der Pardon" gelesen, theilweise geändert. Empfohlen. „Rafael Sanzio" von Wollheim. Drei Proben und ein lebendes Bild zu stellen. Otto Ludwig reicht eine Dramatisirung der E. T. A. Hoffmann'schen Novelle „Das Fräulein von Scudery" ein. Ich schreibe dem Autor ausführlich meinen Eindruck. Ein Stück von Behn-Eschenburg in Dresden macht eine mündliche Verhandlung mit dem Verfasser nöthig. Gustav Moser, ein Bruder Julius Mosens, schickt einen „Sohn der Heide." Mündliche Motivirung der Unbrauchbarkeit. Ein Brief nach Stuttgart über zwei unbrauchbare gelesene Dramen von Hartmann. Der Oberlieutenant Raundorf greift mich über die Kürzungen, die ich in den Piccolomini's gemacht, brieflich an. Briefwechsel mit ihm. Leseprobe von Cinq Mars von E. May. Räder bringt eine neue Posse. Küttichau wünscht das und das geändert. Zwei Briefe wegen Engagements. Die „Quälgeister" gelesen und etwas modernisirt. Fünf Stücke gelesen und abgelehnt. Vom 14. an vier Theaterproben von May's Cinq Mars. Emil Devrient wird immer reizbarer. Einschlagende Novitäten giebt es nicht. Briefe geschrieben an Schauspieler und Dichter. Frau Pauline Stolte, ein Talent, doch ohne stundenlanges Einexerciren nicht auf die Bühne zu lassen. Ein Probespiel. Otto Ludwig anerkennt meine Beurtheilung seines „Cardillac", will aber keine Veränderungen machen, sondern die ganze Arbeit aufgeben. Studien über die Möglichkeit einer Aufführung des zweiten Theils von „Goethe's Faust — —" Doch bei diesem Thema, wo ich etwas leistete, das dem ganzen Theaterleben unbekannt geblieben zu sein scheint, breche ich lieber ab. Wollte ich die Einzelnheiten ausführen, so hätte ich aus zwei Jahren 4 Monaten, so lange dauerte mein Amt, Material zu drei Großoktavbänden einer selbst für die Fachleute — langweiligen Theatergeschichtschreibung gehabt.

Es war der dresdener Maiaufstand ausgebrochen. In den ersten Tagen kündigte sich derselbe so schreckhaft an, daß die Intendanz, ohnehin von den Zeitumständen bedrängt, von einem Paragraphen der sämmtlichen Contracte Gebrauch machte und den nicht lebenslänglich Angestellten kündigte. Das dresdener Hoftheater hörte auf. Es wurden sogar Tichatscheck, Johanna Wagner, Frau Bayer-

Bürck, Rader und Andere ihrer Feſſeln los und ledig und konnten andere Verbindungen eingehen. Die „Kunſtgenoſſenſchaft“ ſtob auseinander. Wo ſich ſo viele Verhältniſſe löſten, ſo viele der Mitglieder in Verzweiflung geriethen, konnte der Luxusartikel eines Dramaturgen nicht aufrecht erhalten bleiben. Auch dieſe Erſparniß der achthundert Thaler mußte gemacht werden. Niemand war froher, als ich, der ich mich endlich wieder mein eigner Herr, Herr meiner Zeit und Muße, Herr meiner Meinungen und Selbſtentwicklung, meiner Zukunft nennen konnte. Denn das Wirken für die Bühne gleicht dem Schöpfen in ein Sieb. Das kaum Geſtaltete zerrinnt unter den Händen. Was ſich für einen Abend mühſam Leben gewonnen hat, das zerſtört ſchon beim Nachhauſegehen der Anſchlagzettel für den folgenden Abend. Dieſe Tragik kann man auf die Länge liebgewinnen, man kann ſie als Erſatz für die Halbheiten des Lebens hinnehmen, ja ſogar den Glauben hegen, es ſummire ſich doch zuletzt Stunde auf Stunde und ſelbſt bei dem ſcheinbaren ewigen Kritzeln in fließendes Waſſer komme am Ende doch noch ein Reſultat heraus und ſei es nur die Anerkennung der treufleißigen Arbeit und des hoffnungsſeligen Glaubens —! Dann aber müſſen, um einen ſolchen, für Andre nicht ſpannenden „Roman meines Lebens“ abzurunden, andere Bedingungen hinzutreten. Garantieen materiellen und moraliſchen Gewinnes müſſen ſolchem „Wirken auf den Tag“ geboten ſein.

Die Maitage, mit wundervollem Wetter hereinbrechend, waren bei mir der vollſtändige Gegenſatz zu den Märztagen. Hatten mich dieſe bis zur Leidenſchaft aufgeregt, ſo ließen mich jene kalt, kalt bis zur Ironie trotz Kanonendonners und Spitzkugelpfeifens. Ich beſaß keine beſondre Sympathie für das durch die Reichsverfaſſung Errungene. Die lokale Form, die den Widerſtand des Königs gegen die neue Reichsverfaſſung brechen wollte, bot mir nicht, wie den gebornen Sachſen, Richard Wagner u. A., gemüthliche Anknüpfungen. Meine Geſinnung hatte ich offen genug ausgeſprochen; aber dem Wirken der Vereine entnahm ich nur zu bald, daß ſie beſtimmt waren, einzelne Namen auf den Schild zu heben, Namen, mit denen ich, um ihrer Vorzüge oder ihrer Mängel willen, nicht wetteifern mochte. Der Eine hatte ſtärkere Lungen als ich, der Andre eine ſchärfere

juristische Unterscheidung. Es brach auch darin eine neue Zeit an, daß der politische Matador, der wahlbare Wähler, der Clubredner, der Parlamentsredner das Quantum von Oeffentlichkeit in Anspruch nahm und ausfüllte, das überhaupt das Publikum vertragen kann. Nirgends war das Schaffen solcher homines novi mehr im Gange als in Berlin.

An meinem Fenster zischten die Kugeln vorüber. Glücklicher Weise war die dem Gebirge zugewandte Seite Dresdens von Gefahren frei. Das schrille Pfeifen der vom Gewandhause aus unsrer Gegend zugedachten Geschosse machte sich namentlich bei nächtlicher Stille unheimlich. Ein armer Polizeidiener, der sich sicher glaubte, brach unmittelbar in meiner Nähe, am Café français, von einer Spitzkugel getroffen, zusammen. Carus, Richter, auch der zweite Leibarzt des Königs, von Ammon, letzterer eine wohlthuende, immer liebevoll auf mich eingehende Persönlichkeit, viele andere Bekannte trafen sich auf kugelsichern Stellen der Stadt und tauschten ihr Wissen um das Bevorstehende oder schon Zurückgelegte in dem unglücklichen Kampfe aus. Unser Chef Pittschau, den ich beim ersten Sturm aufsuchte und ihm anzeigte: „Eben wird vom Rathhaus die provisorische Regierung angekündigt!“ antwortete mit vergeblichem Ringen nach Fassung: „Anschlagezettel! Königliches Theater aufgehört! Alle Mitglieder entlassen!“ Er sann nur, wie er es anstellen sollte, nach Pillnitz zu kommen und seine dortige schöne Villa „vor Plünderung“ zu sichern.

Einen Spaßmacher hatte ich in diesen trüben Tagen für meine Kinder festgehalten, einen unfreiwilligen Komiker, einen sogenannten „Wiener Flüchtling“ in Schnurjacke, hohen Lederstiefeln und Ungarmütze. Während nirgend Lebensmittel zu haben waren, ließ ich den Narren, der sich Viera! nannte, an meinem Tisch essen. Meine Kinder lachten über seine Aufschneidereien. Auch wanderten wir zusammen in den Plauenschen Grund, wo ich im Anblick der Zuzüge, der fanatischen Stimmung des Volkes, beim Anhören des Kanonendonners, zuweilen doch mit Schmerz ein Wort ausstieß, das ich mir in Sachsen, sächsische Sprechweise aus Scherz nachahmend, angewöhnt hatte: Jesus! Jesus! Hat dieser Hanswurst später in einem Buche sich die edle Freiheit genommen, zu erzählen, ich hätte

bei jedem Kanonenschuß einen Angstruf: Herr Jesus! ausgestoßen! Und woher diese Lüge elender Undankbarkeit? Der eingebildete Geck befolgte nicht meine Warnung, seine auffallende Kleidung zu tragen. Einer Dame wegen, der er den Hof zu machen behauptete, wollte er noch Abends in die Neustadt hinüber. Dies hoffte er vom Pinkeschen Bade aus ermöglichen zu können. Er wurde gefangen genommen und in eines der vielen schnell improvisirten Gefängnisse geführt. In dem erwähnten Buche spricht er das Verlangen aus, ich hätte alle eisernen Colonnen der siegreichen Regimenter durchbrechen und in allen Kasernen, wo jedem Civilisten nicht eben sanft begegnet wurde, nach meinem Mann mit der Ungarmütze fragen und mich für seine unschädliche Gesinnung verbürgen sollen. Und das in einer Zeit und unter Umständen, wo schon bei der nächsten Straßenecke uns eine Schildwacht anfuhr: Wo ist Ihr Passierschein? Ich hatte für den Fall, daß der knabenhafte Geck endlich frei würde und sich wieder in meiner Wohnung melden sollte, meiner Wirthschaftsführerin für ihn eine Summe Geldes zurückgelassen.

Erlöst von einem Verhältniß, das ich mit Begeisterung angetreten hatte, das ich aber den Mächten, die einmal unser deutsches Theater regieren, von Herzen allein überließ, sagte ich auch der noch lange unter Trümmern herrlicher Gebäude rauchenden Stadt für einige Zeit Lebewohl und suchte mich im Kreise der nächsten Angehörigen meiner so früh dahingegangenen Gattin in Frankfurt am Main zu stärken und zu erheben.

Der badische Aufstand, die Auflösung des Parlaments boten freilich neue erschütternde Eindrücke. Ich gieng darüber wie in der Irre. Nur die Vertiefung in geistige Aufgaben konnte dem zu schmerzlich bedrückten Gemüthe Befreiung geben. Mein Intendant schrieb mir, König Friedrich August wünschte, daß ich das von mir eingereichte Programm zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethe's noch ausführte. So wurden denn im August des traurigen Reaktionsjahres von mir noch in Scene gesetzt: Zum Vorabend am 27. Torquato Tasso, in welchem die beiden Brüder Emil und Eduard Devrient als Tasso und Antonio dem Publikum den besondern Genuß boten, die Privatempfindungen derselben, den gegenseitigen Haß, in den leidenschaftlichen Scenen mit unverstellter Natürlichkeit

ausbrechen zu lassen. Den Abend des 28. leitete ein Gedicht Theodor Hell's ein, von Frau Bayer-Bürck mit gewohnter Innigkeit gesprochen. Dann folgte das kleine Schäferspiel Goethe's: „Die Laune des Verliebten", hierauf eine Anzahl von mir ausgesuchter lebender Bilder nach bedeutenden Meistern und zum Schluß der oben angedeutete Versuch, theatralisch Brauchbares aus dem Zweiten Theil des Faust festzuhalten und wiederzugeben. Es paßte für das zweiaktige Ganze, das ohne besondern Zwang entstand, der Titel: „Der Raub der Helena." Nur mußte die Musik stark eingreifen und sowohl die Lücken und Uebergänge verdecken als die starken Anmuthungen an märchenhafte Voraussetzungen unterstützen. C. G. Reissiger, der Biedermann, leistete mit seiner Composition so Werthvolles, daß man beklagen muß, wie die Sitte der großen Bühnen, Nichts von einander anzunehmen, eine vollständige Nichtberücksichtigung meines Versuches im Gefolge hatte. Denn die ausgezeichnet gelungene Reissiger'sche Musik schon allein hätte den Versuch der Uebertragung lohnen können. Theodor Liedtke spielte den an sich unerquicklich, ich möchte sagen, zu goethisch gewordenen Faust, der sich mit dem Zaubergebilde der Helena, das ihm Mephisto gestellt hat, vermahlt, wodurch gewissermaßen Goethe's Doppelnatur, die deutschvaterländische und die griechischkünstlerische, erklärt werden soll. Die Scene am Hofe, des Dichters zahmer Spott auf weimar'sche Zustände fand besondern Anklang. Leider blieb Liedtke bei der dritten Vorstellung auf seiner Luftfahrt, die er aus den Armen der sich in Wolken auflösenden Helena machte, in dem Tauwerk der Maschinerie hängen und glaubte so sehr sein Leben in Gefahr, daß er mit den Schnürbodenarbeitern vor allem Publikum menschlich zu zetern anfing. Seitdem war die Wiederholung unmöglich. Für den dritten Tag der Feier hatte ich ein dramatisches Bild aus Goethe's Jugendleben: „Der Königslieutnant" versprochen, das denn auch unter erschwerenden Umständen gegeben wurde. Denn die Darstellerin des Wolfgang konnte zu wenig französisch, um kräftig und mit Sicherheit ihren Part herauszubringen, und Eduard Devrient, der den Thorane spielte und sich als Refügié gewissermaßen doch in seiner Familiensphäre bewegte, war entweder vor lauter Bestreben, „das Ensemble zu fördern und nicht aus dem

Rahmen zu fallen", oder in Folge der ihm angeborenen absoluten Unintereſſantheit ſeiner Erſcheinung auf der Bühne ſo langweilig, daß genanntes, bekanntlich noch heute lebende Gelegenheitsſtück für immer begraben geweſen wäre, hätte das Schickſal des Stückes durch dieſe Vorſtellung entſchieden werden müſſen. Ein neuer Beweis für die Thatſache, daß, ſo oft Eduard Devrient in ſeinen Büchern gegen die „Virtuoſen" eifert, ſich der Kunſtrichter, der dieſe ſo ſicher auftretenden Auslaſſungen lieſt, unter einer ſo verpönten Gattung von Schauſpielern in der Regel Darſteller von Intereſſe und Genie zu denken hat, Darſteller, die zu feſſeln, hinzureißen verſtehen, Darſteller, welche die von Andern „ungebrachten" Rollen wieder zum friſchen Leben auferſtehen laſſen. Die Klage um die Störung des „Enſemble" iſt der Vorwand der Mittelmäßigkeit, deren Repräſentant Eduard Devrient in allen ſeinen Unternehmungen geweſen. Später begab er ſich, in der Erkenntniß, daß Dresden auch für ihn keinen „Boden" hergab, nach Carlsruhe. Warme, theilnahmvolle Wünſche rief ich ihm damals in längerer, gebundener Rede vor den erſten Notabilitäten Dresdens zu. Sein Dank für mein jahrelanges freundliches Entgegenkommen iſt die hämiſche Herabſetzung meines kurzen, von den mißlichſten Zeitumſtänden geſtörten Wirkens, der Ueberfall, den er mir und Andern „nach ſeinem Tode" zugedacht hatte. Von Carlsruhe iſt nichts von dem Manne bekannt geworden, als ein Gewebe von Cliquen- und Protektionsweſen, letzteres ſogar angewandt auf ſeinen eignen Sohn.

Die Erfahrung, daß man in der Welt abhängig iſt von Impulſen, über deren Kommen und Gehen man nicht gebieten kann; die Erfahrung, daß man Sklave der Umſtände iſt, die unſerm Leben und Streben eine Richtung geben, die wir einſchlagen, obſchon wir ahnen, daß ſie ein Irrweg ſei; die Erfahrung endlich, daß unſer beſtes Wollen und Können nicht nur durch den ſchroffen Widerſtand feindſeliger Mächte, ſondern auch durch uns ſelbſt und ſei es durch die Mäßigung, die man ſich da vorſchreibt, wo der Arm weit lieber zum wuchtigen Schwerthiebe ausholen ſollte, gehemmt wird: alle dieſe Prüfungen ſollten noch für die fernere Zeit nicht ausbleiben, vollends nicht die Erfahrung für ein deutſches Schriftſteller- und Dichterleben, daß ein ſolches ſeine Belohnung nur in ſich ſelbſt finden muß.

Doch ich breche für jetzt ab und gestehe nur noch, daß mir in einem nach fünfvierteljähriger Trauer neugeschlossenen Ehebunde mit einer nächsten Verwandten meiner abgeschiedenen Frau und in dem innerhalb eines einzigen Winters von 1849 auf 1850 geschriebenen Roman: „Die Ritter vom Geiste" eine Befreiung und Erlösung gewonnen wurde vom Mismuth theils über so manche tief im Herzen verschlossene Erfahrung, theils aber auch über die sich damals immer mehr verdüsternde Lage des Vaterlandes.

Mein „Boden" war indessen in Dresden doch stark genug, um noch fernere zwölf Jahre daselbst zu verweilen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Im Januar 1876 ist erschienen, und steht auf Verlangen gratis zu Diensten:

Wallishausser'scher

# Theater-Katalog

Neue Folge Nr. 5,

enthaltend die Titel von über tausend Theaterstücken ꝛc. (mit Angabe der Rollen und Bezeichnung der Charakteristik).

---

Unter der Presse befindet sich und erscheint im Laufe des Sommers 1876:

Wallishausser'scher

# Theater-Katalog

Neue Folge Nr. 6,

enthaltend die Titel vieler tausend Theaterstücke, in alphabetischer Ordnung der Titel, und mit Autoren-Verzeichniß am Schlusse. Dieser Katalog wird ein ziemlich vollständiges Bild der neueren deutschen Theater-Literatur gewähren.

---

Das am Schlusse dieses Heftes beigeheftete Verzeichniß von Theaterstücken, welche in unserem Verlage in der

## Sammlung Deutscher Bühnenwerke

erscheinen werden, empfehlen wir einer geneigten Beachtung.

# Dschingiskhan.

Lustspiel in einem Aufzuge

von

**Karl Gutzkow.**

Alle Rechte vorbehalten.

Wien, 1876.
Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung
(Josef Klemm).

ſie mir abzuſchlagen! Und ſo ſtand ich auf, da mir das Sitzen im aufgeregten Zuſtande unmöglich iſt, und fing mit der Regulirung der Erbſchaftsanſprüche an, welche des Grafen Hof an den meinigen machte.

Ich muß es mit Erröthen geſtehen, daß alles das Lächerliche, welches man vom Amalienbader Congreſſe erzählt hat, allerdings begründet iſt. Es handelte ſich um einen Erbſchaftsunterſchleif, den der Fürſt von Vierhufen den Vorfahren meines Souverains vorwarf, um zwanzig an der Verlaſſenſchaft eines beiden Höfen angehörigen Verwandten fehlende Schweizeruhren, um zweiundfünfzig dreieckige Hüte, einen ſilbernen Bettwärmer von ausgelegter Arbeit, um drei goldene Nachttöpfe und eine Menge chineſiſcher Figuren, welchen am Todestage des Urahns die diamantenen Augen wären ausgeſtochen geweſen. Der Graf verbat ſich den leichtfertigen Ton, mit dem ich über dieſe Gegenſtände ſprach, worauf ich ihm einwandte: Ja, dann laſſen Sie uns abbrechen; dann müſſen wir an den Bundestag gehen und ein austrägalgerichtliches Verfahren einleiten. Ich hätte, fuhr ich fort, die ſtrengſte Weiſung, daß, wenn dieſer Gegenſtand nicht in Güte fallen gelaſſen würde, ich ihn unverzüglich als nur durch gerichtliches Erkenntniß zu löſen anzeigen ſollte; worauf Graf L. ſehr unwillig erklärte, bis zu ſolchen extremen Maßregeln und Bundestagseinmiſchungen wär' er, dreier Nachttöpfe wegen, nicht geſonnen zu gehen, und damit war ich denn in dieſer Rückſicht im Reinen und am Ziele.

Es würde mich zu weit führen, den ganzen Verlauf dieſer erſten Sitzung hier wiederzugeben. Ich lernte in der That einen Staatsmann kennen, der beim weſtphäliſchen Frieden nur gefehlt hätte, um ihn noch mehr in die Länge

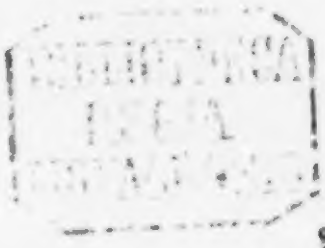

## Perſonen.

**Frau Rendantin Walch**, eine Wittwe.
**Wilderich Dorner**, ihr Neffe, Eiſenbahn-Ingenieur.
**Mathilde Berg**, eine Verwandte, Lehrerin.
**Chriſtoph Künzel**, Repetent an der Stadtſchule.
**Auguſte**, Dienſtmädchen bei Frau Rendantin.

Die Handlung ſpielt in einer Provinzialhauptſtadt.

---

Den Bühnen gegenüber Manuſcript.

Ein bürgerlich trauslich eingerichtetes Zimmer mit Mittel- und zwei Seitenthüren. Links Sopha, Seſſel, Tiſch. Rechts vom Zimmer befindet ſich ein Fenſter, an welchem auf einem mit einer langhangenden Decke belegten Tiſche Bücher liegen, Schreibhefte und ähnliches Studiengeräth, doch Alles in ſauberſter Ordnung. Ein größerer Tiſch im Hintergrunde, der ſich ſpäter zum Gedecktwerden vorrollen läßt. Ein Büffet enthält ſchon innen und außen die Geräthſchaften zum Tiſchdecken.

## Erſter Auftritt.

Frau Rendantin Walch. Repetent Künzel (letzterer mit einem Blumenſtrauß, treten Beide durch die Mitte ein).

**Frau Walch.** Ach! Die ſchönen herrlichen Blumen! Ja, ja! (Sie nimmt ſie.) Herr Repetent, ich will dafür Sorge tragen, daß ſie wohl aufbewahrt bleiben! (Holt ein Glas vom Büffet, worauf ſie ſich aus einer daſelbſt ſtehenden Waſſerflaſche des nöthigen Waſſers bedient.) Aber (immer im Gehen) was die Auslegung anbelangt, die ich den Blumen — ach die herrlichen Levkoyen —! — geben ſoll, ſo bedauere ich, Ihnen darüber ſo zu ſagen nichts Tröſtliches ſagen zu können.

**Künzel.** Frau Rendantin! Gestern Abend, als der Mond so hell aufgegangen war — luna imminente — und als die Buchen so gespenstisch um uns her schimmerten und wir vom Jägerhause heimkehrten —

**Frau Walch** (schnell einfallend und ihn zum Sitzen winkend). Hat Ihnen die Mathilde den Arm gegeben! Aber doch nur, weil der Weg so zu sagen etwas steil war und Sie mehrere Male, Herr Repetent, stolperten! Aber am meisten, haha! am meisten doch in der Geographie! Herr Künzel, Herr Künzel! Mathilde examinirte Sie beim Nachhausegehen!

**Künzel.** Wie kann das auch anders sein, beste Frau Rendantin! Einmal an und für sich. Denn ich bin ja ursprünglich ein akademisch lateinischer Lehrer, ein Stiftsgymnasiumsrepetent, der durch Schicksalstücke, Vicissitudines temporum, in die demüthigende Stellung eines Realschullehrers versetzt worden ist.

**Frau Walch.** So zu sagen, weil sich Niemand mit Ihnen hat vertragen können!

**Künzel.** Verläumdung meiner seligen Frau — die Ihre Freundschaft genoß. Ich will Ihr nichts Uebles nachsagen, aber sie drohte mir noch auf dem Sterbebette mit der Veröffentlichung meiner Biographie. Sie wollte Memoiren über mich hinterlassen! Aber das sind verklungene Zeiten. Gestern Abend, als mich allerdings die liebens-

würdige junge Dame, Ihre Nichte, in der Geographie examinirte —

**Frau Walch** (lachend einfallend). Und Sie nicht einmal wußten, ob der rechte Weg nach der Stadt zurück über die Sägemühle ging oder über die Kalksteingrube.

**Künzel.** Nun, das war doch bei der Beschaffenheit meines Kopfes und Herzens natürlich! Auf dem linken Arm einen Shawl, am rechten das göttliche Wesen, Fräulein Mathilde, oben lux dubia lunae, das zweifelhafte Licht des Mondes, unten auf der Erde die manchmal polizeiwidrig hervorstehenden Wurzeln der Bäume und dazu meine Kurzsichtigkeit —

**Frau Walch.** Wohl dreimal hat Sie das gute Mädchen, als Sie hinfielen, aufheben müssen; (mit neuansetzendem Ton) sorgen Sie nur dafür, Herr Repetent, daß Mathildchen gut durch's Examen kommt. Es ist mir manchmal himmelangst. (Steht auf.)

**Künzel** (steht auf). Fräulein Mathilde gut durch's Examen? Fräulein Berg bedarf meiner Fürsprache nicht! (Am Fenster.) Wie wohlgeordnet liegt hier Alles beisammen! Die Schreibhefte! Die richtigen Lehrbücher! Alles auf Selbststudium berechnet!

**Frau Walch.** Ja wir Frauen wollen Euch Männern zeigen, was wir zu leisten im Stande sind, wenn wir mal so zu sagen Putz und Narrethei aufgeben und uns zusammennehmen. Hätte mich mein seliger Rendant nicht in einer wohlversorgten

Lage hinterlaſſen, ich ginge wahrhaftig auch noch ſo zu ſagen unter die Zürcher Studentinen.

**Künzel** (entſetzt abwehrend). Infandum scelus —! Schreckliches Bild! Wecken Sie mir nicht ſolche Vorſtellungen von Fräulein Mathilde! Nein, bleiben wir bei einer freundlichern Geſtaltung der Frauenfrage. Ihr Fräulein Nichte erhält ohne Zweifel das Zeugniß der Reife. Dann muß ſie noch einen praktiſchen Curſus im Lehrfach durchmachen. Hierauf folgt die definitive Anſtellung.

**Frau Walch.** Sie wünſcht in die Provinz verſetzt zu werden, in eine mittlere Stadt, eine Fabrikſtadt, wo es recht, recht viele Kinder zu unterrichten giebt.

Künzel. Herrlich! Das wäre ganz mein Wunſch! Ich, Rector an einer ſolchen Stadtſchule und meine Gattin die Lehrerin der weiblichen Zöglinge! Zwei neuzeitlich aufgebeſſerte Schullehrergehälter in Eins verbunden und dann das Glück, das mir in meiner erſten Ehe verſagt war —

**Frau Walch.** Durch Ihre Schuld!

**Künzel** (unterbricht ſich plötzlich). Halt! Ich höre die Katharinenuhr ſchlagen! Mehercule! Ich muß in meine Lectionsſtunde: bibliſche Geſchichte. Schüren Sie das Intereſſe, das ſich geſtern im Mondſchein ſo unverkennbar ausgeſprochen hatte — (zieht ſich ſchon eiligſt zurück).

**Frau Walch** (begleitet ihn). Als ſie Ihnen ſagte: Sie hätten wohl ſo zu ſagen gar kein Examen gemacht?

**Künzel.** Ich wußte die Gattung einiger Pilze und giftigen Schwämme nicht ſogleich zu claſſificiren. Dergleichen vergißt ſich nach dem Examen. Aber in der Religion und in der Würdigung edler Frauen — da bin und bleibe ich in meiner Sphäre. (Verbeugt ſich ſüß ſchmeichleriſch.) Frau Rendantin! Die Blumen!

**Frau Walch** (artig). Wird beſorgt werden! Habe die Ehre!

## Zweiter Auftritt.

Frau Walch (allein).

Den hätten ſie lieber in's Polizeifach verſetzen ſollen, als wieder in eine Schule! Nirgends wollten ſie den Schleicher haben und ſchickten ihn endlich hieher, wo ihn auch keiner mag. (Sie macht ſich mit dem Ordnen des Zimmers zu ſchaffen.) Mathilde wird auf ſeine Schmeicheleien hören! Sie, die nur ſo zu ſagen in ihrem Berufe lebt und in Allem ſo zartfühlend und fein iſt! (Seufzt.) Geneckt hat ſie ſich geſtern mit ihm! Das iſt wahr. Aber nur, weil er immer Latein ſprach und nicht ein Wort von der Natur wußte, von den Dingen um uns her — (horcht) Klingelte es nicht? (nicht weiter darauf achtend). Das arme Mädchen mag heute wieder recht im Examen ſo zu ſagen ſchwitzen! Schon von acht Uhr Morgens an!

(Horcht wieder.) Aber wer ſpricht denn da ſo laut? Und klopft es nicht? Bin ich denn in einer ordentlichen ſichtbaren Toilette —? (Rennt raſch an die Thür links vom Zimmer, als wenn ſie dort hinein wollte, um erſt Toilette zu machen.)

## Dritter Auftritt.

Wilderich Torner (gebräunt, in leichten eleganten Reiſekleidern mit einem Reiſeſack, Plaid, Regenſchirm). Frau Walch.

**Wilderich** (reſolut und friſch zurückſprechend). Gut! Gut! Zehn Silbergroſchen! Ich denke, ſie werden genug ſein für die kleine Strecke vom Bahnhof! Freilich avancirt in unſeren Tagen jeder Tarif. (Ruft) Gemeldet bin ich alſo der Tante —? (Eintretend) Indeſſen mache ich noch ein Bischen Toilette. Die Eiſenbahnfahrt dauerte zwar nur eine halbe Stunde, aber die verdammte Fußtour von Werdenheim durch naſſe Wieſen und Felder hindurch — ha! (Will an den Spiegel und entdeckt jetzt erſt Frau Walch, die ſich ganz erſchrocken verſteckte.) Wenn ich den Sproſſen auf der Leiter meines Gedächtniſſes um fünfzehn bis zwanzig Jahre rückwärts trauen darf! Es iſt allerdings eine Fahrt wie auf Blondin's Seil über den Fall des Niagara — (Breitet die Arme aus.)

**Frau Walch** (außer ſich). Ja, wie — iſt — mir denn? Ich glaubte erſt, ich wäre ſo zu ſagen — aus-

gezogen und wohnte eine Etage höher und nun (freudig) jetzt —

**Wilderich** (streckt die Arme ihr entgegen). Ja, rathe nur, rathe, Tantchen!

**Frau Walch** (freudig anebrechend). Wilderich Dorner?!

**Wilderich.** Wiener Ballade von — Vogl glaube ich: Das Erkennen! Musik ja wol von Schubert! Nur die Pointe aus der „Mutter" in die „Tante" übersetzt.

**Frau Walch.** Nein, das ist ja so zu sagen unerhört! Wo kommst Du denn her? Oder kommen Sie denn her?

**Wilderich.** Nur keine Conjugationen mehr! Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie! Diesen Zeiten — Herr Gott, da liegen ja Bücher! Ich weiß doch, Tantchen, daß die Welt nicht so glücklich war, Abbilder von Dir zu besitzen —?

**Frau Walch.** Nein, der gute Onkel ist gestorben, ohne daß an seinem Grabe —

**Wilderich.** Kinder oder Enkel geweint haben! Lassen wir diese Rückblicke bis später! Aber (will seine abgehängte Tasche auf den Tisch legen) Bücher? Schreibhefte? Bist Du unter die Blaustrümpfe gegangen?

**Frau Walch.** Du scherzest und ich möchte so zu sagen (gerührt) weinen vor Freude.

**Wilderich.** Beruhige Dich, Tantchen! (Zieht ſie auf's Sopha.) Sieh, um Dir in Kürze meinen Lebenslauf zu erzählen, ich war ſchon durch meinen Vornamen Wilderich von aller Zahmheit des Charakters ausgeſchloſſen. Nachdem ich mehrfach den Strafcodex der Schulen beſchäftigt hatte, wurde ich denn doch noch zuletzt ein brauchbarer Techniker und bekam Stellen, die ſogar nur ein Extra-Kerl ſo zu ſagen — Du haſt ja noch immer Dein altes diplomatiſches Leibſprüchlein, das immer erſt vorſichtig die Umſtände erwägt —

**Frau Walch.** Fahre doch fort!

**Wilderich.** So recht das Aechtweibliche!

**Frau Walch.** Wie kamſt Du denn ſo zu ſagen in's Ausland?

**Wilderich.** Erſt ging ich nach dem Tode der Eltern nach London, das allerdings ſo zu ſagen außerhalb Deutſchlands liegt, und ſetzte meine geſammte Erbſchaft daran, mich dort feſt und aufrecht zu erhalten. London iſt die Börſe für die Großinduſtrie der ganzen Welt! Ich bekam erſt einen Ruf nach Schottland, dann einen nach Rußland. Meine Leiſtungen und Anerkennungen im Bahn- und Brückenbau haben meine Rückkehr nach Deutſchland zur Folge gehabt. Ich bin hier ganz in der Nähe, in Werdenheim ſtationirt, habe dort eine prächtige Amtswohnung, wo Du mich beſuchen mußt und Monate lang bei mir hauſen kannſt. Ich baue

fünf Jahre an einem gewaltigen Tract Eisenbahn und habe also über die Sorgen, die den Menschen in Hinblick auf sein Portemonnaie zu befallen pflegen, keine Bedenken mehr.

**Frau Walch.** Das ist ja prächtig! Wie in einem Roman!

**Wilderich.** Nun aber das Praktische! Ein großmächtiger Koffer, liebe Tante, mit fünfzig Pfund Uebergewicht wird Dir nicht hierhergebracht werden, denn ich habe einen solchen gar nicht bei mir. Das hier ist von dem nahen Werdenheim mein ganzes Gepäck! Aber ich hatte angenommen, daß ich vielleicht bei Dir einen oder zwei Tage wohnen könnte — der Gemüthlichkeit wegen. Nun sehe ich aber an den Büchern — (er schlug einen auf). Es scheinen Schulbücher zu sein — Du hast wohl so eine Art Kleinkinderbewahranstalt angelegt? Speculirst auf einen Orden? Kurzum, welches ist jetzt das beste Hôtel? (Rüstet sich rasch zum Gehen.)

**Frau Walch.** Lieber Wilderich, nimm es nur nicht übel! Allerdings —

**Wilderich.** Welches ist jetzt das beste Hôtel?

**Frau Walch.** Du brichst gleich so ab! Ich will Dir sagen diese Bücher —

**Wilderich.** Welches ist jetzt das beste Hôtel?

**Frau Walch.** So zu sagen der „König von England".

zu ziehen. Kaum hatte er mir eine Forderung eingeräumt, so ſtellte er ſich im nächſten Augenblick ſo vergeßlich, daß ich ihn daran wieder, als wär' es ihm wildfremd geworden, erinnern mußte. Die einzige Urſache, warum ich nicht dieſem Gewirr gegenüber Alles verloren gab und an die Abreiſe dachte, war die Gewißheit, daß des Grafen Inſtructionen mit den meinigen gleich lauteten und demnach das Verſtändniß zuletzt gar nicht ausbleiben konnte. Dem Grafen gegenüber ſtehend, konnte ich hieran nur wie an etwas Unglaubliches denken: denn gerade das Zunächſtliegende rückte er in die weiteſte Ferne, das Deutlichſte gab er für unklar aus und das wirklich Schwierige umging er, wie etwas, das ſich des Aufwandes vieler Mühe nicht verlohne und ſich ſchon zuletzt als Zugabe von ſelbſt ergeben würde. Kam ich wirklich auf Puncte, wo ich begierig war, ſein Gebot oder Gegengebot zu hören, ſo verfiel er, wenn er durchaus nicht mit der Sprache herausrücken wollte, auf ein Huſten und Räuſpern, ein Nieſen und Schnupftuchziehen, daß ich die Hoffnung aufgeben mußte, aus dieſen Manoeuvres eine ſichere Meinung herauszuhören. Er fing einen Satz an, nahm dann eine Priſe, wollte ihn fortſetzen und ſtand nun mit aufgerichteten offenen Naſenflügeln in der Erwartung da, zu nieſen. Endlich entlud er ſich mit heftigem Geräuſch, ſprach dazwiſchen immer fort Dinge, die ich nicht verſtehen konnte, fing nun an zu ſchnauben und zu räuſpern, hatte ſcheinbar etwas in die unrechte Kehle bekommen und ſchloß dann, nachdem ſich der aufgeregte Sturm ſeiner Naſen-, Kehl- und Gurgelorgane beſchwichtigt hatte, mit der Erklärung: Dies iſt meine Meinung!

Wenn man in ſolchem Maße Jemanden, an deſſen ge-

**Wilderich.** So zu ſagen. Das iſt gut. Hat man eine Nacht in einem ſolchen „beſten Hôtel“ auf den verlegenen Sprungfedern eines Bettes ſchlaflos zugebracht, ſo iſt der Stern, den Bädeker davorgeſetzt hat, bald erloſchen! Die Sachen werden ſpäter dorthin befördert. Ich beſtelle mir einſtweilen ein Zimmer, bin aber ſogleich wieder da — (will ab).

**Frau Walch.** Wilderich, Du nimmſt es doch nicht übel —

**Wilderich.** Wie werde ich denn? (Im Wegſtellen ſeines mitgebrachten leichten Gepäcks.) Wer wohnt denn bei Dir?

**Frau Walch.** Sieh, da iſt doch jetzt bei uns in der Stadt eine große Examination im Werke von beinahe vierzig jungen Damen — ſiebenunddreißig ſind's —

**Wilderich.** Himmel! Zum Ingenieurfach? Wenn ſie Wind und Wetter vertragen können, ich kann Arbeitskräfte brauchen.

**Frau Walch.** Nein, Lehrerinen wollen ſie werden. Jedes Jahr iſt eine ſolche große Prüfung von drei Tagen. Das Alles macht das — na wie heißt's doch? — Provinzialſchulcollegium —

**Wilderich.** Wetter! Tante! So ein ſchweres Wort!

**Frau Walch.** Hör's ja alle Tage. Eine Verwandte von uns — Du mußt ſie ja kennen — nein, freilich, ſie iſt lange nach Dir geboren —

**Wilderich.** Stammbaumſtudien hätten mich ſchwerlich in die Carrière gebracht. Alſo eine Couſine! Wie ſoll ich ſie nennen —?

**Frau Walch.** Mathilde Berg.

**Wilderich** (ſich beſinnend und parodirend). „Ein Name, ſo fremd meinem Ohr, wie —“

**Frau Walch.** Ei, da waren doch in Sachſen oder in Thüringen —

**Wilderich.** Bei Halle fangen die Berge an Richtig! Und die Mathilde Berg, von der ich nie gehört habe, hat natürlich auch ſo einen — kleinen — Berg — hier — an der linken Schulter oder an der rechten?

**Frau Walch.** Wo denkſt Du hin? Ich will es Dir ordentlich ſagen. (An den Fingern demonſtrirend.) Da hatte doch unſere Mutter, nein meine Mutter, alſo Deine Großmutter, eine Stiefſchweſter —

**Wilderich** (unterbrechend). Tante, das fait accompli, daß Du Beſuch haſt, daß der Name Mathilde Berg lautet und daß kein Buckel vorhanden iſt, genügt, höchſtens noch die Beantwortung der Frage: Kann ich der Couſine beim erſten Entgegentreten einen Kuß geben oder nicht?

**Frau Walch.** Um's Himmelswillen — nicht! Es iſt ein eignes, ſo zu ſagen ernſtes Mädchen, ſehr anziehend, wird Dich auch gewiß als Couſin behandeln — aber doch nur ſo zu ſagen entfernterweiſe. Aber ich erwarte Dich zu Tiſch?

**Wilderich.** Ich fürchte mich vor der gelehrten Couſine.

**Frau Walch** (entſchieden). Nein, zu Tiſch meldeſt Du Dich nicht im Hôtel an. Du ißt bei uns!

**Wilderich.** Tante, der Umfang meines Appetits —

**Frau Walch** (ungeduldig). Die Zeit, die Mathilde bei mir wohnt, habe ich meinen Küchenzettel ſtattlicher eingerichtet. Aber wie ärgerlich, daß Du nicht wiſſen ſollteſt, wie die Mathilde durch Deines Großvaters erſte Frau —

**Wilderich.** Bei Tiſch! Bei Tiſch! Nach der Suppe! Wie war's doch? Die erſte Frau des Vaters meiner Großmutter —

**Frau Walch.** Nein, der erſte Mann der Mutter Deines Großvaters —

**Wilderich** (mit ſeinem Plaid). Richtig!

**Frau Walch.** Und ich erwarte Dich die Minute zurück!

**Wilderich.** So zu ſagen die Minute! (Schnell ab durch die Mitte.)

## Vierter Auftritt.

Frau Walch (allein).

**Frau Walch.** Nein, die Freude! Der Wilderich Dorner! War wie verſchollen! 's hieß immer: In Rußland verloren, wie die bonapartiſche Armee! Und iſt nun eine ſolche Staatsautorität geworden! Eine Eiſenbahn zu bauen von fünf Jahren Länge

oder wie ſoll ich mich ſo zu ſagen ausdrücken? Wohnt in Werdenheim! Wahrſcheinlich in dem alten Jagdſchloſſe! Ein fürſtliches Gebäude! Wie gern hätte ich ihn hier aufgenommen! Aber — da kommt ja Mathilde! Die wird ſtaunen! Ich will ihr doch zuwinken. Wie ſie wieder ſo feſt — (erſtaunt) Nein, ſieh, ſieh! Heute gar nicht ſo raſch und friſch wie ſonſt! Was hat ſie denn? Sie iſt doch wohl nicht krank? Es muß doch anſtrengend ſein, dieſe unnatürliche — (hält ſich raſch die Hand auf den Mund) Halt! Da würde ich ſchön ankommen. Unnatürliche Beſchäftigung! Aber zum Glück gehört Mathilde nicht zu den Ueberſpannten, die jetzt Poſtfach, Telegraphendienſt, Eiſenbahnbureau, und was nicht Alles und bei der Gelegenheit natürlich noch einen Mann dazu erobern wollen —? Zu meinem Diner beſorge ich noch ein Deſſert und gehe lieber ſelbſt zum Conditor. (Horcht auf) Da iſt ſie! (Mathilde noch draußen.) Denke Dir, Mathilde — wer heute Mittag mit uns ſpeiſen wird —? Aber wie ſiehſt Du (erſchrickt vor Mathildens Anblick) denn aus? Was iſt Dir denn?

## Fünfter Auftritt.

Mathilde (in einfacher Tracht, mit einer Schreibmappe unterm Arm. Sie bleibt erblaßt unter der Thür ſtehen und ſchlägt ſich mit der Hand an die Stirn). Frau Walch.

**Mathilde** (faſt im tragiſchen Styl, für ſich). Es iſt nicht zu faſſen! Es iſt geradezu zum Verzweifeln!

**Frau Walch.** Aber Mathilde —! Was haſt Du denn?

**Mathilde.** Ich muß mich ſetzen. Meine Gedanken verwirren ſich. (Sitzt.)

**Frau Walch.** Gott im Himmel, was hat man Dir denn gethan? Ein Glas Waſſer!

**Mathilde** (winkt ab). Laß! Laß! (Mehr für ſich.) Dieſer höhniſche Blick der Verachtung! Dies allgemeine Gelächter der Mädchen, die vielleicht nicht einmal die Namen kannten, die ich doch wenigſtens anführte!

**Frau Walch.** Aber was iſt denn nur geſchehen?

**Mathilde** (mit ausbrechenden Thränen). Ach, Tante, ich bin namenlos unglücklich! (Verbirgt ihren Kopf in den Kleidern der Tante).

**Frau Walch.** Kind, Kind! Du bringſt mich ja ſo zu ſagen einer Ohnmacht nahe, wo ich doch eben die ungeheuere Freude hatte und zum Conditor wollte, weil wir Beſuch bekommen haben — (ſie unterbricht ſich, bei Seite.) Sie hört gar nicht auf mich!

**Mathilde.** Ich habe dieſen Beruf mit Begeiſterung erwählt! Ich habe mich darauf, ich darf's wohl ſagen, gewiſſenhaft vorbereitet! Ich habe mir trotz meiner Abgeſchiedenheit von der Welt an einem kleinen Orte die oft ſo koſtſpieligen Lehrmittel anzueignen geſucht, die ich beſitzen mußte —

**Frau Walch.** Liebe Seele, das iſt ja Alles anerkannt. Aber was iſt denn nur?

**Mathilde.** Tag und Nacht lernte ich, um den Aufenthalt in einem Seminar, den ich nicht bezahlen konnte, zu vermeiden. Durch Selbstausbildung wollte ich mich zum Examen reif machen. Alles ging gut. Und heute — muß ich ein solches Unglück erleben! Ich falle durch, Tante, ich sehe es klar, trotz meiner schriftlichen Arbeiten. Zum Mindesten werde ich zurückgestellt für die Prüfung des nächsten Jahres. Ein Jahr meines Lebens ist verloren!

**Frau Walch.** Was ist Dir denn aber widerfahren? So rede doch!

**Mathilde** (immer rasch und entschieden). Der strengste der Schulräthe, von dessen Entscheidung bekanntermaßen Alles abhängt, nahm heute die Geschichte vor und zu aller Schrecken die Geschichte Asiens.

**Frau Walch.** Hu!

**Mathilde.** Es herrschte auch sofort eine Todtenstille im Saale. Von asiatischer Geschichte wußten Einige gewiß gar nichts. Ich für mein Theil glaubte, mich auf meine Erinnerungen an die Lehrbücher verlassen zu dürfen. Aber es kam ein plötzlicher Moment der Zerstreutheit über mich und, was noch schlimmer ist, es suchte mich jenes Inspirirtseinwollen heim, wo der Mensch das unbewußt in ihm Schlummernde mit einem Male Gestalt gewinnen sieht und es doch nur ein verhängnißvoller Irrthum ist, was er als das Wahre dicht vor sich

zu sehen glaubt! Erwähnt der Schulrath die großen Grausamkeiten der ältern asiatischen Geschichte und fragt mich, ob ich die Geschichte eines gewissen goldnen Käfigs kennte, in welchen man — welchen Fürsten? fragte er, eingesperrt hätte. Ich mache eine Pause und sage ganz wohlgemuth: Ja, den Tamerlan!

**Frau Walch** (kleinlaut). Ach, mein Gott! War's denn der nicht?

**Mathilde.** Leider nein! Mit seiner gewohnten markdurchschneidenden Ironie schnarrte der Schulrath: Gewissermaßen nicht übel geantwortet, nur mit dem Unterschied, daß der Genannte Derjenige war, der den Käfig hatte anfertigen lassen! Nun lächelten schon einige Mädchen, doch hatten sie noch keine rechte Courage, weil keine es wußte, die kleine kranke Ottilie Schulz ausgenommen, die ja Alles weiß. Da faßte mich jener unglückliche Inspirationswirbel, und ich rief wie triumphirend: Ach ja! ach ja! Dschingiskhan! Nun hättest Du, Tante, diesen Moment erleben sollen! Die Pause des Stutzens, die der Schulrath machte, sein förmliches Zurückspringen, die Prise, die er nahm, der tiefe Seufzer, mit dem er langsam sagte: Dschingiskhan war ein fürchterliches Mongolenungeheuer, das allerdings einige acht Millionen Menschen um's Leben gebracht hat, aber nur leider um mehrere Jahrhunderte früher, als der goldne Käfig

exiſtirte! Und als nun mit einem auffordernden Blinzeln ſeiner Augen Ottilie Schulz den richtigen Namen geſagt hatte —

**Frau Walch.** Immer die kleine Bucklige!

**Mathilde** (weich). Ach, ſie iſt ſo gut! (Nun wieder im frühern Ton.) Aber die Andern waren boshaft. Kaum ſahen ſie die Gefahr vorüber, da thaten ſie Alle, als hätten ſie längſt den richtigen Namen, er heißt Bäjazeth, gewußt und thaten nun mit ihrem Lachen ſo bekannt mit Bäjazeth, Dſchingiskhan und Tamerlan, als wären das Perſönlichkeiten, wie Guſtav Adolph, Wallenſtein, Fürſt Blücher, die ich Alle miteinander verwechſelt hätte. Die Details die dann der Schulrath über den Dſchingiskhan erzählte, kannten ſie gleichſam alle und nickten ihm beſtändig Beifall! Ich ſaß wie ausgeſchloſſen aus der Welt da und hörte dem Allem zu, wie vernichtet. Aus dem Saale bin ich verſchwunden, ich weiß nicht wie.

**Frau Walch.** Kind, Kind, das iſt nur Dein Ehrgeiz, der jetzt ſo leidet! Wie kannſt Du denn gleich annehmen, daß Du darum —

**Mathilde** (bedeckt die Augen). Ich komme zu den Zurückgeſtellten!

**Frau Walch.** Das kann ſich ja Alles ändern. Heute haſt Du noch einen halben und morgen noch einen ganzen Tag mündliches Examen. Die Scharte

kannſt Du glänzend auswetzen. Ei was, hebe Dein Köpfchen! Sieh! Sieh! (Zeigt auf den Tiſch.)

**Mathilde** (bemerkt die Blumen). Die ſchönen Blumen!

**Frau Walch.** Von Herrn Repetenten Künzel. Er war ganz entzückt vom geſtrigen Abend.

**Mathilde** (ſtellt ſogleich die Blumen zurück). So, ſo!

**Frau Walch.** Nun ja! Nun verlieren gleich die armen Dinger ihren Duft! Höre aber! Denke Dir die Ueberraſchung! Ein Neveu von uns, wollt' ich ſagen von mir, von Dir auch ein Vetter, ein bischen weitläufig die Verwandtſchaft — na — genug! Seit Jahren hat man kein Sterbenswörtchen von ihm gehört, ein ſchöner, ſo zu ſagen intereſſanter, junger Mann, kommt hier plötzlich als Director einer Eiſenbahn an! Da in Deinem Zimmer hätte er ſich beinahe einquartirt. Seine Sachen liegen Dir doch nicht im Wege?

**Mathilde.** Ich ſehe, ich werde Dir unbequem, Tantchen. Das thut mir leid!

**Frau Walch.** Was ſiehſt Du nur Alles gleich ſo ſchwarz! Nein, er iſt in's Hôtel gezogen. In den „König von England!“ Kommt aber den Augenblick wieder und zu Tiſch. Der Wilderich Dorner! Er iſt — haſt Du denn nie vom Wilderich Dorner gehört? Na, ich will Dich nicht weiter ſtören. Beruhige Dich über den gräulichen Menſchen, dieſen wahrſcheinlich auch ganz unbeſtraft

gebliebenen Mörder von acht Millionen Menschen. Wie hieß er doch? Sei mein liebes, gutes Täubchen, (streichelt Mathildens Wange) mein fleißiges Nestkückelchen, das immer über den Büchern hockt und um so einen — wie hieß er?

**Mathilde** (seufzend). Dschingiskhan!

**Frau Walch.** Um so einen Schuft sollen arme deutsche Mädchen noch nach Jahrhunderten leiden! Na, sieh' ein Bischen, daß die Guste den Tisch ordentlich deckt. Hebe Dein Köpfchen! Ich hole noch 'was Süßes zum Nachtisch. In einem halben Stündchen bin ich wieder da. (Ab durch die Mittelthür.)

**Mathilde** (allein). Meine Kraft ist hin! Diese Spannung, diese Erwartung lähmt die Nerven! Ich habe an einen schönen, mir vom Himmel beschiedenen Beruf geglaubt, bin hier wie ein Kind halb mit zagender Furcht, halb mit beglückter Freude in den Wettstreit mit meinen Mitschwestern eingetreten, deren Wissen ich nicht fürchten zu müssen glaubte, und strauchte über einen scheußlichen Barbaren, den ich vor mir sehe, in seiner Häßlichkeit, dem Bilde seines entsetzlichen Wirkens. (Mit erhobener Stimme.) Dschingiskhan, der größte Menschenvertilger der Erde, Mörder von acht Millionen Menschen, lebte zwischen 1157 und 1227! Ich weiß das! Hier (klopft sich heftig auf die Stirne) steht es wie in Granit in meine Stirn eingegraben! Und doch — (bricht ab.) Ach! Ich könnte

funden Sinnen man zu zweifeln gerade keine ausdrückliche Veranlaſſung hat, Komödie ſpielen ſieht, ſo iſt es wohl zu verzeihen, wenn man öfters in der That nicht mehr weiß, ob man eine Täuſchung vor ſich ſieht oder am Ende doch wohl etwas, das einen Schein von Wahrheit für ſich hat. Man geräth in eine Verwirrung, deren nächſte Folge die iſt, daß man ſich aus ihr durch ein Aufnehmen der dargebotenen Fäden, durch ein Eingehen auf den vorgeſchlagenen künſtlichen Kampf zu retten ſucht. Ich will nicht verſchweigen, daß mich die Umtriebe des Grafen allmälig zwangen, auf ſie einzugehen. Wie wir mit einander auf- und abgingen in dem geräumigen Saale, bemerkte ich, daß er mit einem Zettelchen wie in der größten Zerſtreuung ſpielte. Ein Diplomat kann eine ſolche Entdeckung nie ohne eine Aufregung und den Wunſch der Bemächtigung machen. Ich hefte meine Blicke geiſtig feſt auf das Papier, es entfällt, wie zufällig, den Händen des Grafen, der plötzlich die Uhr zieht und für heute die Verhandlung abgebrochen wünſcht. Ich ſehe den Zettel auf der Erde liegen, laſſe, wie zufällig, mein Taſchentuch darauf fallen und ſteck' es unerſchrocken ein. Wir empfehlen uns Beide ſchnell und kaum bin ich auf dem Wege zu meinen Zimmern, ſo entfalt' ich das Blättchen. Nachdem ich den Inhalt deſſelben geleſen hatte, geſtehe ich, daß ich mich ſchämen mußte. Es enthielt einige Notizen, welche gerade Alles das, was mir der Graf eingeſtanden hatte, am meiſten in Abrede ſtellten. Er hatte beabſichtigt, mir dieſen Zettel in die Hände zu ſpielen und dadurch meine Ungewißheit über den Stand der zu verhandelnden Fragen in völlige Verwirrung zu bringen. Ich durchſchaute die Abſicht und ließ mich nicht täuſchen. Ich wußte ja, daß die Diplomaten öfters

mich selbst hassen! (Will ab in ihr Zimmer. Bleibt über dem Geräusch draußen stehen.)

**Wilderich** (draußen). Tante! Tante! Durchaus keinen Zwang! Darum muß ich in allem Ernst bitten!

**Frau Walch** (draußen). Aber tritt doch nur ein! Ich will sie gleich rufen.

**Mathilde.** O wie störend! (Schnell ab in ihr Zimmer.)

## Fünfter Auftritt.

Frau Walch. Wilderich.

**Frau Walch.** Sieh'! Sie hat sich in ihr Zimmer begeben. Aber sie kommt gleich wieder. Das arme Mädchen hat sich über diesen Unglücksfall so geärgert.

**Wilderich.** Ueber den — den — den — Nebukadnezar. War's nicht der?

**Frau Walch.** Ach, wenn's der gewesen wäre! Im Biblischen müssen ja die Mädchen Bescheid wissen vorwärts und rückwärts.

**Wilderich.** Oder vielleicht Nabopolássar, oder Attila? Richtig, Attila!

**Frau Walch.** Hab's vergessen. Ich mache jetzt meine Commissionen! (Ruft:) Mathildchen! Sie hört nicht! Sie will sich noch auf den Nachmittag präpariren. Nun ich gehe! (Klopft an die Thür.) Der Herr Vetter ist da! Sie wird gleich kommen! (Bei

Seite im Gehen.) Habe ihn noch gar nicht gefragt, ob er wohl schon so zu sagen verheiratet ist? (Ab durch die Mittelthür.)

**Wilderich.** Mich gruselt's förmlich vor dieser gelehrten Cousine. Nur daß sie 'mal 'was nicht gewußt hat, das gibt mir etwas Courage! Da ist sie! (Für sich, erstaunend.) Himmel eine überraschende Erscheinung!

## Sechster Auftritt.

Mathilde (hat ein starkes Buch in der Hand). Wilderich.

**Mathilde.** Ich begrüße, höre ich, in Ihnen einen entfernten Verwandten —

**Wilderich.** Ja, von dem Sie noch nie etwas gehört haben werden.

**Mathilde.** Aufrichtig gestanden, allerdings nicht. Bitte um Entschuldigung! Nehmen Sie doch Platz! (Sie beschäftigt sich mit ihren Büchern und kehrt ihm den Rücken).

**Wilderich.** Tante Walch wird heute nach der Suppe unsern Stammbaum ermitteln. Die Verästelung seh' ich geht allerdings (auf Mathildens ihn ignorirende Stellung deutend) ziemlich weit auseinander.

**Mathilde.** Ich bedaure, daß ich die Verpflichtung habe, mich in diesem Augenblick der Lectüre zu widmen. Aber nehmen Sie doch Platz!

**Wilderich** (bei Seite). Ein herrliches Organ! Sanfte Augen! Ein reizendes Profil! (Laut:) Ich

höre, um zwei Uhr haben Sie schon wieder Prüfung. Darf ich mir wohl die Frage erlauben, worin es heute sein wird?

**Mathilde** (kaum aufblickend an ihrem Büchertisch). Zuerst in der physikalischen Geographie und später in der Arithmetik.

**Wilderich.** O schade! Die Letztere war nie meine Specialität. Sonst würde ich Sie etwas zur Probe darin examinirt haben. Aber physikalische Geographie. A la bonne heure —! (Bei Seite:) Sie beachtet mich gar nicht.

**Mathilde** (zerstreut). Sie sind sehr gütig. (Wendet sich wieder zum Lesen.)

**Wilderich** (bei Seite). Sie hat das gar nicht gehört, was ich ihr gesagt habe. (Laut:) Physikalische Geographie, mein Fräulein, berührte zuweilen meinen Lebenslauf. Denn Sie wissen vielleicht noch nicht, ich bin Eisenbahningenieur und als solcher habe ich die Verpflichtung — (er stockt, da sie nicht zu hören scheint).

**Mathilde** (vom Buch aufblickend). In der Nähe eine neue Eisenbahn anzulegen. Das habe ich von der Tante gehört. Sie wohnen in — in —

**Wilderich.** Verwechseln Sie um Gotteswillen in diesem Augenblick nicht etwa Werdenheim mit Java! Denn Sie sind doch, mein Fräulein, wahrscheinlich eben in — der Südsee, bei den Atchinesen, wo die Holländer vielleicht wieder auf

einen großen Kachelofen mit dem Kopf anrennen. Oder sieht dort vielleicht (nähert sich erst jetzt etwas) Werdenheim?

**Mathilde** (sein sich entfernend). Ich bin erst bei der Einleitung in die physikalische Geographie!

**Wilderich.** Ja so! Nun das ist gut! Da kann ich ja selbst etwas lernen! Bitte, geben Sie mir das Buch! Ich überhöre Sie! (Nimmt ihr rasch das Buch weg.) Welche Partie wünschen Sie? Oder haben Sie schon von den geheimen Tücken Ihres Schulraths eine Ahnung? Fängt er vielleicht mit — Kamtschatka an?

**Mathilde** (erschrickt). Geheimen Tücken? Wovon — sprechen — Sie — ?

**Wilderich.** Beruhigen Sie sich! Ich weiß die Geschichte noch nicht von einem Anschlag an den Straßenecken, sondern nur von unserer mittheilsamen Tante, die indeß den falschen Namen für den Bajazeth — (bei Seite:) Donnerwetter! das war dumm! Ich hätte thun sollen, als hätte ich den Bajazeth auch nicht gewußt! (Laut:) Die Tante hatte nur den Conditornamen Spargnapani (Bolzani) *) im Kopf.

**Mathilde** (bitter, als wäre sie verspottet, aber ohne Herbigkeit). O ich weiß es wohl, Herr Dorner, daß den Männern unsere Bestrebungen, uns zu bilden

*) Je nach der Stadt.

und ihnen in Manchem gleichzukommen, lächerlich erscheinen. (Wilderich lehnt diese Ansicht ab.) Ja! Ja! Es mag auch Thörinnen, excentrische Naturen in den Reihen meiner Mitschwestern geben, die durch das Uebermaß ihrer Ansprüche dem Urtheil der Welt verfallen. Doch Sie können gewiß nicht läugnen, daß es viele Berufsformen giebt, die nicht von dem Geschlechte derer, die sie bekleiden, abhängen. Aber, beim Himmel! ich muß ja, bitte, bitte — (das Buch zurückerbittend) an die physikalische Geographie denken!

**Wilderich.** Sagen Sie mir erst, gnädigste Cousine, welcher Name hat Ihnen statt Bäjazeth so vielen Kummer und Aerger verursacht? Ich möchte diesen Aerger ganz mit Ihnen theilen.

**Mathilde.** Erinnern Sie mich nicht an diese Stunde! Siebenunddreißig Colleginnen haben den Namen heute schon in Umlauf gesetzt! Die Anekdote wird bald im hiesigen Tagblatt zu lesen stehen! Aber — (bittend) die physikalische Geographie —!

**Wilderich** (aus dem Buche, das er behalten, im docirenden Ton). Wird eingetheilt —

**Mathilde.** In vier Theile! Erstens in die Geistik oder die Lehre von der Erdoberfläche.

**Wilderich** (bei Seite). Geistik! Ein Wort, das ich in meinem Leben nicht gehört habe!

**Mathilde.** Zweitens —

**Widerich** (sie rasch unterbrechend). Bitte, erst noch eine Frage! Ich zerbreche mir den Kopf über den bewußten Barbaren! War's vielleicht Attila?

**Mathilde.** Ich bitte Sie! Eine solche Verwechslung! Attila! Ich würde mich ja für immer compromittirt haben. Zweitens —

**Widerich** (wieder unterbrechend. Beide sitzen, aber weit auseinander). Sagen Sie mir, wie sind Sie überhaupt bei Ihrer Jugend, bei Ihrer Schönheit, Ihrer Liebenswürdigkeit —

**Mathilde** (will das Buch).

**Widerich** (hält es fest). Halt! — Auf den Gedanken gekommen, Lehrerin zu werden?

**Mathilde.** Zweitens: Die Atmosphärographie oder die Lehre von der Luft, welche die Erdmasse umgiebt.

**Widerich.** Erdmasse umgiebt! Sie sind schon bei der Luft und ich befinde mich kaum noch bei der Bildung der Erde überhaupt. (Sieht die Thür sich öffnen.) Aber wer stört uns denn —?

## Siebenter Auftritt.

Auguste (tritt mit dem Tischtuch herein, macht alle Anstalten zum Mittagessen, zieht den Tisch vor, wobei Widerich hilft, öffnet das Büffet rc.). Die Vorigen.

**Auguste.** Die höchste Zeit, Fräulein, zum Tischdecken.

**Wilderich.** Aber bitte, etwas ruhiger! Wir bereiten uns hier auf's Examen vor!

**Auguſte.** Na, das ſagte ich auch dem Herrn Repetenten, der eben durchaus zu Ihnen wollte, Fräulein. Es muß ja was ganz Schreckliches vorgefallen ſein.

**Mathilde** (die beim Decken des Tiſches hilft). Da hören Sie! Was ſagte er? Sie müſſen wiſſen, der Herr Repetent kennt alle Schulräthe! Es iſt ſchon über ein Uhr — Gott! und das Eſſen noch ſo weit zurück! (Sie greift raſch mit an, um vom Büffet aus beim Tiſchdecken zu helfen. Beim Tiſcheranziehen hilft Wilderich).

**Auguſte.** Der Herr Repetent will wiederkommen —

**Mathilde** (im Anordnen). Er ſoll mich nicht ſtören.

**Wilderich** (bei Seite.) Aha, das geht auf mich!

**Mathilde** (indem ſie drei Servietten knüpft und in jede ein Brödchen legt. Mit faſt verzweifelnder Stimme). Zweitens die Atmoſphärographie. Drittens die Productengeographie und viertens — viertens —

**Wilderich** (bei Seite auf's Tiſchdecken). Wie ihr das von der Hand geht! Es iſt eine geborne Hausfrau! Und das ſoll im Schulſtaub, wie die Tante ſagen würde, ſo zu ſagen vermodern?

**Mathilde** (immer im Decken). Viertens — viertens — O Himmel, (ohne Trotz) ſo helfen Sie doch!

**Wilderich.** Beim Decken des Tisches?

**Mathilde.** Ach nein! Die physikalische Geographie! Bitte, das Buch! (Will das Buch).

**Wilderich.** Die wichtigste Branche der Geographie ist für Sie die beschreibende Geographie. Glauben Sie mir, mein Fräulein, bei dieser bleibt der Schulrath stehen. Ich werde Sie 'mal über Schottland examiniren.

**Mathilde** (bittend). Der vierte Theil!

**Auguste.** Aber, Fräulein, ängstigen Sie sich doch nicht schon so im Voraus! Wenn Sie drei Theile gewußt haben, ist's ja genug.

**Wilderich** (entschieden, wie ein Examinator). Wie groß ist Schottland?

**Mathilde** (sie überläßt das fernere Tischdecken der Auguste. Rasch, im eingelernten Ton). „Mit den dazu gehörigen Hebriden, Orkaden und Shetlandsinseln begreift es eine Fläche von 1473 Quadratmeilen."

**Wilderich.** Vortrefflich! Sieh! Sieh! Aber warum „Fläche", mein Fräulein? Schottland ist sehr bergig.

**Mathilde** (auswendig gelernt, rasch). „Schottland ist ein Hügelland, das in allmäliger Aufdachung sich mit dem Berge Mamevil bis zu 3600 Fuß erhebt. Es bietet eine reizende Abwechslung von Seen, stürzenden Cascaden, entspringenden Bächen, Flüssen und tiefgehenden Einschnitten des Meeres in's feste Land."

**Wilderich.** Herrlich! Wissen Sie, Fräulein, daß ich dort gelebt, gearbeitet habe, dicht am Ausfluß des Tay —?

**Mathilde** (ebenso rasch). „Wo das feste Land mit den Inseln durch eine Brücke verbunden ist."

**Wilderich.** An der ich, ich habe bauen helfen!

**Mathilde** (theilnehmend, aber nicht etwa schon zu innig aufwallend). Sind Sie dort gewesen? O das ist ja wunderbar! (Sieht sich nach ihrem Buch um.)

**Wilderich.** Ich erzähle Ihnen gelegentlich, wie ich nach Schottland gekommen bin, wenn Sie mir erst gesagt haben, wie Sie zu dem Entschluß kamen, Lehrerin zu werden, wie Sie überhaupt zum Leben stehen, Fräulein, warum Sie nicht vorziehen, sich durch das Band der Ehe mit irgend einem Manne, der Ihren Geist, Ihr Herz erkannt hat, irgend einem Manne, der Sie liebt —

**Auguste** (im Abgehen bei Seite.) Herr Gott, der Vetter ist eben erst angekommen und schon — wieder weg! (Ab durch die Mitte).

**Mathilde** (in hoher Verlegenheit). Ich muß, Herr Dorner, durchaus — den vierten Theil der physikalischen Geographie nachschlagen. Verweigern Sie mir, ich bitte, nicht länger mein Buch! (Will ihr Buch haben.)

**Wilderich.** Hier ist es! (Er übergiebt es ihr zugeschlagen.) Ueber Schottland haben Sie bestanden. Aber wie ist es mit dem Kaukasus?

**Mathilde** (während sie in dem Buche nach dem „Viertens" sucht, ohne aufzusehen. Jetzt schon weicher und inniger, im deciemenden Ton). „Der Kaukasus ist ein asiatisches Hochgebirge, das sich in einem gleichmäßigen Höhenzuge zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere ausbreitet."

**Wilderich.** Sehr gut! Ganz vortrefflich! Hier kann nun von Eisenbahnen und Brücken über's Meer keine Rede sein. Da habe ich aber Berge für Straßenwege durchbrechen helfen, habe die Tiflis-Straße verlängert, auch Brücken über reißende Ströme gebaut.

**Mathilde** (ohne aufzublicken, immer blätternd.) Ueber den Terek, den schönen Strom, der in den Dichtungen Puschkins so oft besungen wird.

**Wilderich** (innig bewegt). Dichtungen, die mich über meine Einsamkeit, meine Melancholie in jener Ferne trösteten und erhoben! Und das Alles, Alles kennen Sie, Fräulein Mathilde!

**Mathilde** (hat jetzt die gesuchte Stelle). Aha, dort! Der vierte Theil der physikalischen Geographie ist die anthropologische Geographie!

**Wilderich** (nimmt ihr wieder das Buch fort). Was? Anthropologische Geographie! Was kümmert uns das? Fräulein Mathilde! Wie durch ein Wunder Gefundene! — Ich bin unvermählt — Herr meines Schicksals — (horcht:) Die Guste kommt? Nicht wahr, unangenehm, daß sie uns stört?

Briefe, ohne Chiffern und leicht zu öffnen, expediren, gerade, damit sie aufgefangen, erbrochen und gelesen werden. Als die Russen im Jahre 1811 erwarteten, Oestreich würde sich ihnen zum Kriege gegen Napoleon zuwenden, wie mancher Brief ist damals von den Franzosen aufgefangen worden, dem Metternich gerade von Seiten mancher Hofdamen oder anderer scheinbar indifferenter Personen die größte erkünstelte Sorglosigkeit, die man nur im Angesicht des Feindes haben kann, hatte einflößen lassen. Man kann daher wohl in der Diplomatie annehmen, daß, wenn man durch irgend eine Unterlassungssünde des Gegners in den Besitz wichtiger Nachrichten gekommen ist, diese in hundert Fällen neunzig Male gerade die Bestimmung haben, uns irre zu führen; wodurch ich denn auch hinreichend genöthigt war, mich von meiner bisherigen Beurtheilung der zwischen mir und dem Grafen schwebenden Sachlage durch diese scheinbar gelungene Diversion desselben nicht abbringen zu lassen.

Am folgenden Morgen ertappte ich den Grafen wieder auf einer neuen Spiegelfechterei. Kaum hatte ich mich nämlich zur Fortsetzung der begonnenen Verhandlungen gerüstet, so hieß es, der Graf wäre — abgereist. Im ersten Augenblick setzte mich dies Verfahren allerdings in Erstaunen und flößte mir Besorgnisse ein. Aber gerade die Verlegenheit, in der ich mich befand, half mir, für die Veranlassung desselben Aufklärung zu finden. Eine kleine Calesche war allerdings in aller Frühe fortgefahren; ob sie aber den Grafen wirklich enthielt, bezweifl' ich. Es fiel mir ein, daß es eine alte Lehre der verschmitzten Diplomatenpractik ist, nicht immer auf demselben Platze zu bleiben und gleichsam vor den sichtlichen Augen seiner Gegner nicht alt und grau und wenig-

**Mathilde** (seiner Leidenschaft ausweichend). Herr Dorner, Sie wollten noch den schrecklichen Namen hören, der mich in's Unglück stürzte?

**Wilderich.** Ihre Lebensgeschichte will ich hören, die Motivirung Ihres Entschlusses, den Beifall dieser pedantischen Schulräthe zu gewinnen! — Sprechen Sie!

**Mathilde** (bewegt, verlegen). Die Tante kommt nicht endlich! (Laut und nach Fassung ringend.) Lassen Sie mich ruhig auf die Mittel und Wege studiren, wie wir Frauen bei Gelegenheit etwa als Gouvernanten auch nach Schottland oder nach dem Kaukasus gelangen können. Ich bin eine Waise, wurde von Verwandten in einer kleinen Stadt erzogen, fühlte aber zuletzt, daß ich den gemeisenen Mitteln derselben nicht länger zur Last fallen konnte. In eine dienende Stellung zu treten, war ich, wie die Tante sagen würde (lächelnd) so zu sagen — (bei Seite) wo bleibt sie nur? (laut) so zu sagen zu — eitel, obschon ich gestehe, daß ich in einem vornehmen Hause ein Jahr lang Gesellschafterin gewesen bin. Länger war diese Stellung nicht zu behaupten. Ich mußte mich entschließen, entweder mit dem Strom eines solchen Lebens in der großen Welt zu gehen und die Achtung vor mir selbst zu verlieren oder mir mein Lebensschicksal selbst zu gründen. Da kam ich auf den Gedanken an das Lehrfach. — Aber, Herr Dorner! Fragen — Sie —

mich nach der Geographie! Oder — ja — ja, der vierte Theil! — (Sie sucht ihre Verlegenheit durch rasches Blättern in dem vorher wieder zugeschlagenen Buche zu verbergen.)

**Wilderich.** Sie lassen sagen, daß Sie Ihre ganze Bewerbung um ein Lehrerinendiplom wieder zurücknehmen —

**Mathilde.** Wo denken — Sie — hin? (sucht und blättert.) Richtig! Die anthropologische Geographie!

**Wilderich.** Sie lassen sagen, die Prüfung über die Erdkugel, über das Wasser, die Luft, die Producte, Schottland und den Kaukasus, das ginge noch, aber die anthropologische Geographie, das wäre für junge Damen geradezu — nicht — nicht — nicht — anständig!

**Mathilde.** Ich bitte Sie! Diese behandelt ja die wichtigste Frage des Jahrhunderts, den Darwinismus!

**Wilderich.** Nun eben! Richtig! Meine angebetete Cousine! Die Affenfrage! Und zugleich die Entstehung des Menschengeschlechts! Ob durch das Band der Liebe Adam und Eva nur Einmal oder in mehreren Exemplaren verbunden wurden — ob Adam und Eva schwarz waren oder weiß — ob überhaupt das Paradies und der Baum der Erkenntniß — (im Moment der heftigsten Demonstration)

Gott sei Dank, da ist die Tante! Mit meinem Latein bin ich zu Ende!

## Achter Auftritt.

Frau Walch (eiligst). Die Vorigen. Dann Auguste.

**Frau Walch.** Na, Kinder, nicht wahr, ich bin recht lange geblieben! Aber nehmt mir's nicht übel!

**Wilderich.** Ganz und gar nicht. Ich danke Dir sogar dafür! (Küßt ihr die Hand.) Vetter, wie (schmeckt) süß schmecken Deine Finger!

**Frau Walch.** Ja, ich komme ja direct vom Conditor. Er hat mich so lange warten lassen. Ich wollte doch gern ein anständiges Dessert zu heute haben und da eben nichts vorräthig war, wartete ich so lange, weil was Gutes noch im Ofen stak. — (Revidirt gleich an der Ordnung des Tisches.)

**Wilderich.** Da hat Dir Gott Amor den Gedanken eingegeben, die Entwickelung dieser Wiener Torte erst abzuwarten?

**Frau Walch.** Gott Amor? Wie so denn grade Gott Amor? (Sie sieht nach Mathilden.)

**Mathilde** (steht abseits gewendet, lesend und sich auf ihren Schreibtisch stützend). Es ist schon drei Viertel! — Ich werde mich heute mit einer — einfachen — Suppe — begnügen müssen.

**Auguste** (tritt herein). Der Herr Repetent ist schon wieder da.

**Frau Walch.** Nun ja, der hat mich auch aufgehalten.

**Auguste.** Ganz geheim will er mit Fräulein sprechen. Er hätte ihr was von der allergrößten Wichtigkeit mitzutheilen. Es wird was Rechtes sein!

**Frau Walch** (erinnert sie) Mathilde! Wünschst Du —?

**Mathilde.** Er ist so lästig und meine Zeit ist so gemessen.

**Wilderich** (der bewegt immer auf- und abging, vornig): Lassen Sie ihn doch, wie Alles, was mit diesen Schulfuchsereien zusammenhängt, durch den ersten besten Dienstmann — ich sehe dort drüben einen — zum Hause hinauswerfen!

**Frau Walch.** Aber ich bitte Dich, Wilderich! Der Herr Repetent ist ja so zu sagen ein Gönner von Mathilden.

**Wilderich.** Wir brauchen keine Gönnerschaften! Wir stehen auf eig'nen Füßen! Wir kündigen dem ganzen Schulwesen den Krieg an!

**Mathilde.** Herr Dorner! Bitte, lassen Sie uns allein!

**Wilderich.** Wenn Sie befehlen, theure Cousine, so trete ich ab — und zwar da in Ihre Kammer. Es ist immer besser, die Verehrer seines (schmelzenden Blicks) Ideals — (springt in Mathildens Kammer) vor der — Verbindung, als nachher kennen zu lernen. (Schnell ab.)

**Frau Walch.** Verbindung? Ja, was redet denn der von Ideal und Gott Amor?

**Auguſte** (bei Seite). Wenn ich Ihnen davon erzählen ſollte! Aber kommen Sie nur!

**Frau Walch** (befehlend). Sieh' Du, daß der Braten nicht ſo zu ſagen anbrennt! (Auguſte ſpringt ab.) Ich glaube gar — treten Sie doch näher, Herr Künzel!

## Neunter Auftritt.

Künzel. Frau Walch. Mathilde. Wilderich (im Nebenzimmer).

**Künzel.** Auch Sie, auch Sie, meine Gnädigſte! Nur unter vier Augen!

**Frau Walch.** Was ſoll denn da ſo Merkwürdiges herauskommen?

**Künzel.** Etwas, das nur Fräulein Mathilde allein betrifft. Bitte, bitte recht ſehr! (Er complimentirt Frau Walch hinaus durch die Mittelthür.)

**Mathilde.** Herr Repetent, meine Zeit iſt gemeſſen. Sie wiſſen, daß um zwei Uhr das Examen fortgeſetzt wird.

**Künzel.** Fräulein Berg! Sie kennen den Höhegrad meiner Gefühle! Kein Barometer der Welt würde im Stande ſein, ihn zu ermeſſen! O, wenn ich hoffen könnte —!

**Mathilde.** Fallen Sie nicht wieder in diese Sprache zurück! Und ohnehin, ich habe Ihrer Protection wenig Ehre gemacht.

**Künzel.** Von dem kleinen lapsus memoriae mit dem Dschingiskhan habe ich gehört.

**Wilderich** (steckt den Kopf herein). Wie hieß der Kerl?

**Künzel.** Aber — (sieht sich horchend rund um) im Grunde kann Ihnen dieser Vorfall doch nur genützt, nicht geschadet haben.

**Mathilde.** Das müßte eigen zugehen! Aber ich bitte dringend um Ihre Mittheilung!

**Künzel.** Ein Lehrer, der mir davon erzählte, meinte, es wäre doch schon außerordentlich, daß eine Dame überhaupt nur den Namen dieses fürchterlichen Ungeheuers behalten hätte!

**Wilderich** (aus der Thür, halblaut). Nero? Busiris?

**Künzel.** Sie sagten etwas?

**Mathilde** (äußerst verlegen). Ich bitte, Herr Repetent, kommen Sie zur Sache!

**Künzel.** Aber es war mir doch, als wenn Einer den Namen Nero rief! Vielleicht nach seinem — Hunde? Mein Fräulein, ich muß gestehen, was Hunde anbetrifft, so habe ich, da ich zu den mehrfach Gebissenen gehöre, eine eigene Antipathie dagegen. (Sucht sich überall spähend zu decken.)

**Mathilde.** Ich muß Sie verlassen, Herr Künzel, wenn Sie nicht augenblicklich ein Ende machen.

**Künzel.** Nun denn, Sie wissen, Sie werden heute Nachmittag im Rechnen examinirt werden.

**Wilderich** (aus der Thür halblaut). Erst physikalische Geographie.

**Künzel.** Wir sind in der That nicht allein!

**Mathilde.** Doch! Doch!

**Künzel.** Vocem masculam hörte ich ganz deutlich.

**Mathilde.** Es ist der Herr Neveu meiner Tante! Aber sprechen Sie nur rasch, was wünschen Sie denn?

**Künzel.** Der Schulrath geht gewiß in die Gleichungen zweiten, wenn nicht dritten Grades über!

**Wilderich** (seufzt aus der Thür). Hu!

**Künzel** (der gerade eine Prise nahm). Sehen Sie wie Sie seufzen!

**Mathilde.** Ich glaube, wenn ich mich zusammen nehme, den etwaigen Aufgaben Stand halten zu können.

**Künzel.** Na! Sehen Sie da, was ein Mann, der Sie verehrt, (leise) Sie liebt, für Sie zu thun im Stande ist.

**Mathilde** (wehrt seine vertrauliche Annäherung ab.)

**Künzel** (halblaut). Der Schulrath Petermann ist doch bei unserm Rector in unserer Stadtschule einquartirt. Hab' ich mich clandestine, wie ein Explorator beim Julio Cäsare, in sein Zimmer eingeschlichen, auf seinem Schreibtische spionirt und

siehe da, auf einem großen Bogen Papier Arithmetika aufgeschrieben gefunden, die ohne Zweifel zur heutigen Prüfung den Damen vorgelegt werden sollen. Labor improbus vincit! sagt Horaz — ich nicht faul — nehme die Schreibtafel und notire sämmtliche Exempel! Da sind sie abgeschrieben! Das ganze vollgeschriebene Blatt! Nun studiren Sie's schnell! Sie stechen alle Ihre Colleginnen aus! (Gibt ihr ein Blatt in Bogenlänge.)

**Mathilde** (verweigert die Annahme des Papiers). Herr Repetent! Daß Sie mir zu Gefallen —

**Künzel** (kürzt ihr zu Füßen). Ihnen zu Liebe!

**Mathilde.** Was thun Sie? Empörend!

**Wilderich** (aus der Thür). Er drückt meine Gefühle aus! (Macht gleich wieder zu.)

**Künzel** (springt auf). Was ist das? Um Gotteswillen! Der Revenu war so nahe? Hat Alles gehört! Wird mich verrathen? Ich bin verloren!

**Mathilde.** Beruhigen Sie sich! Daß Sie im Stande gewesen sind, mir zu Gefallen ein amtliches Vergehen, ja einen förmlichen Diebstahl zu begehen —

**Künzel.** Ich zittere an allen Gliedern. Ich bat doch: Unter vier Augen!

**Mathilde.** Konnte ich eine solche Mittheilung ahnen? Doch haben Sie keine Furcht! Herr Dorner ist (innig) ein zu, zu — edler Mann —

**Wilderich** (tritt beglückt heraus). Bin ich das?

**Künzel.** Dort waren Sie?

**Wilderich.** Ja, mein Herr! Ihre gute Absicht mildert etwas die Entrüstung, die das Fräulein über die ihr zugedachte Hülfe empfindet.

**Mathilde.** Ich würde vor Scham erröthen, wenn ich unter meine Colleginnen träte und ich die Aufgaben lösen wollte, von einem Zufall begünstigt.

**Wilderich.** Noch dazu von einem Zufall unter erschwerenden Umständen —! Ich bin der Oberschulrath, Herr Künzel, der Ihnen hiermit das Disciplinarverfahren ankündigt.

**Künzel** (zittert). Um Gotteswillen! Sie — werden — doch — nicht —!

**Mathilde.** Beruhigen Sie sich! Es ist Herr Wilderich Dorner, der Neveu meiner Tante.

**Wilderich.** Der Ihnen, da Sie die Bürgschaft für seinen (mit einem Blick auf Mathilde) Edelmuth gehört haben werden, nur unter der Bedingung Gnade angedeihen läßt, daß Sie sofort diese Schwelle verlassen, um den Herren Unterschulräthen anzukündigen, daß Fräulein Mathilde Berg sich wegen plötzlich eingetretener Hindernisse an der Lösung der Frauenfrage durch ein Examen zum Lehrfach nicht ferner zu betheiligen gedenkt:

**Künzel** (erstaunt). Was hört man —!
**Mathilde.** Aber — Herr Vetter —!

**Wilderich.** Durch ein Examen, wo man durch einen einzigen Schnitzer (auf Künzel zornig zu) wie hieß denn endlich (schüttelt ihn) der Bösewicht, für welchen (mit weicher Stimme) ein anderes männliches Wesen sich erbietet, Ihnen (mit anderer Stimme zu Mathilde gewendet, zärtlich) den Beweis zu geben, daß wir Männer auch eben so gut, so zahm, so fromm, so ergeben sein können, um ewig durch die Ehe in einen gold'nen Käfig gesperrt zu werden.

**Künzel** (sucht die Mittelthür zu gewinnen und schreit:) Dschingiskhan hieß er! Aber ein Novum! Ein Novissimum, selbst für die Frau Rendantin! Herein! Herein! (Will diese rufen und steht horchend halb im Gehen, halb im Bleiben.)

## Letzter Auftritt.

Auguste mit der Suppenterrine. Frau Walch mit zwei Flaschen Wein.

**Künzel** (hält wüthend die Eintretenden unter der Thürschwelle auf). Aber halt! Halt! Keinen Schritt weiter. Erst hier! Hört! Hört! (Beide bleiben mit dem, was sie halten, starr in der Thür stehen.)

**Wilderich.** Theure, wunderbar schnellgefundene Cousine! Da, in dem kleinen Zimmer studirten meine Augen auf's Neue Ihr Wesen und Sein. Sie fanden Ihr Bild wieder in der süßen Traulichkeit des kleinen abgeschiedenen Raumes, den Sie

ſtens gewöhnlich und alltäglich zu werden. Ein Geſandter gewinnt viel, wenn er mitunter kleine Reiſen und ſich dadurch zum Gegenſtand eines bei jeder Rückreiſe immer wieder friſchen Intereſſes macht. Ruſſiſche Geſandte in Paris und London ſollten nie länger auf dieſen Stationen ſein, als ein halbes Jahr; öſterreichiſche, z. B. am Bundestage, ſind es auch bekanntlich nicht. Herr von Münch-Bellinghauſen verſteht es vortrefflich, durch ſeine längere Abweſenheit vom Bundestage ſich bei jeder Rückkunft von Wien immer wieder ein neues und imponirendes Intereſſe zu geben. Die Zeitungen berichten mit Sorgfalt den Tag der Abreiſe und der Wiederkunft, der Geſchäftsgang am Bundestage richtet ſich nach dieſem Kommen und Gehen und Oeſterreich hat davon den Vortheil, Preußens bequem und behaglich in Frankfurt ausdauernde Repräſentation in den Hintergrund zu ſtellen. Nicht anders mochte Graf L. verfahren. Da es ihm im Großen nicht möglich war, die Launen einer mächtigen Diplomatie nachzuahmen, ſo verſuchte er es im Kleinen. Im Verlauf des Congreſſes verſchwand er nicht weniger als viermal vom Schauplatze der Begebenheiten. Die Caleſche fuhr ab, wohin, wußte Niemand. Sie blieb einen, mehrere Tage aus, und, da ſie Nachts zurückkam, ſo ließ ſich nicht entſcheiden, ob ſie wirklich den Grafen zurückbrachte oder ob dieſer ſich inzwiſchen freiwilligen Stubenarreſt auferlegt hatte. Später hört' ich einmal, daß er ſeinen Leuten die Bewahrung dieſes Geheimniſſes nicht mehr anzuvertrauen wagte und daß man ihn, den alten Mann, einmal in dem Keller ſeines Hauſes verſteckt betroffen habe, während in den Zeitungen ſtand, daß er auf einer Reiſe begriffen wäre. Und, wenn ſich dieſe Reiſen nicht ausführen ließen, ſo ſuchte der Graf

mir auf Augenblicke zum Paradiese zauberten. Auch da hing ein Vogelkäfig —

**Künzel** (schreit). Ein messingner!

**Wilderich** (mit anderer Stimme). Ruhe! (Wieder zart) Eine Wand von Epheu daneben. Hier waren Bücher geordnet, da der Schreibtisch, das Nähzeug! Alles befand sich in einer so schönen symmetrischen, dem Auge und dem Herzen wohlthuenden Harmonie —

**Künzel.** Herr, das ist's ja eben, was mich bestimmt hatte, um dieselbe Hand zu werden, auf die ich Vorrechte zu haben glaube.

**Frau Walch.** Aber was höre ich denn da?
(Stellt den Wein weg.)
**Künzel.** Und es bleibt dabei!
**Auguste.** Ich sagte es ja, so wird's! (Stellt die Suppe auf den Tisch.)

**Wilderich.** Noch fehlt zwar von den Lippen, die so viel Worte des Wissens auszusprechen im Stande sind, sogar über hochschottische und mittelasiatische Fragen, die Genehmigung zu dem Vorschlag meiner Anzeige von Kündigung der Bewerbung —

**Mathilde** (bewegt nach einer Pause). Wenn Herr Künzel so gütig sein will — vorläufig den Auftrag m ü n d l i c h auszurichten, — so nehme ich — meine — Bewerbung — um ein Lehrerinendiplom hiermit zurück! (Blickt nieder.)

**Wilderich** (jubelnd auf sie zu.) Triumph! Triumph! Mathilde mein! mein!

**Frau Walch.** Ja, das ist ja so zu sagen —

**Künzel** (außer sich.) Ein wahrer Skandal! Wissen Sie —

**Wilderich** (äußerst energisch). Dschingiskhan hieß die Canaille! In Werdenheim schaffen wir uns, wenn wir dort zusammen im Schlosse wohnen, zum Hüter des Hauses eine Bulldogge an, die wir künftig Dschingiskhan nennen wollen.

**Künzel** (thut, als wäre er schon jetzt gebissen und faßt sich schreiend an's Bein). Au! Ich laufe schon! (Ab).

**Wilderich** (bietet Mathilde den Arm). Tante, essen muß der Mensch in jeder Lebenssituation!

**Frau Walch.** Ja, aber zu dem, was Ihr mich da plötzlich erleben lasset, und was Ihr Beide nun erst recht von Herzen bei Tisch Euch werdet zu sagen haben, dazu paßt — meine Freude hat keine Worte — so recht meine alte Gewohnheit! Erst so zu sagen ein stilles Tischgebet!

**Wilderich** (führte inzwischen Mathilden zu Tisch und zu seiner Rechten, die Tante setzte sich ihm gegenüber. Während diese die Hände faltet, im Hintergrund auch Auguste, und Wilderich sanft Mathildens Haupt auf seine Schulter zieht, fällt der Vorhang).

Von unserem bekannten, vor 24 Jahren begonnenen:

# Wiener Theater-Repertoir

sind seither 312 Hefte erschienen und wird diese Sammlung eifrig fortgesetzt.

Das Wiener Theater-Repertoir gibt eine ziemlich vollständige Uebersicht des Wiener Bühnenlebens während des letztverflossenen Viertels unseres Jahrhunderts und bildet somit den lebensvollsten Beitrag zur Geschichte der Wiener Bühnen.

Ausführliche Prospecte dieser umfassenden Sammlung werden jederzeit auf Wunsch gratis verabfolgt.

Wien, im Februar 1876.

**Wallishausser'sche Buchhandlung**
(Jos. Klemm),
Stadt, Hoher Markt Nr. 1.

In der

Wallishausser'schen

## Sammlung Deutscher Bühnenwerke

werden erscheinen:

**Ein Achtundvierziger.** Orig.-Volksstück in 6 Bildern v. Eduard Dorn.

**Bretislaw.** Trauersp. in 5 A. v. Herman Schmid.

**Brüllvogel.** Schwank in 1 A. v. Paul Perron.

**Camöens.** Trauersp. in 4 A. v. Herman Schmid.

**Eine deutsche Frau.** Schausp. in 3 A. v. Herman Schmid.

**Didier.** Schausp. in 3 A., nach Pierre Berton, v. Betty Paoli.

**Don Quixote.** Von Herman Schmid.

**Durch Champagner.** Lustsp. in 1 A. v. Betty Young.

**Ehre für Liebe.** Liebesdrama in 5 A., mit Benützung einer Erzählung aus d. Französ. v. Eduard Dorn.

**Ein ernster Heirathsantrag.** Lustsp. in 1 A. v. Sigmund Schlesinger.

**Franz Schubert.** Orig.-Singsp. in 1 A. v. Hans Max. (Musik m. Benützung Sch[illegible]rt'scher Motive v. Franz v. Suppé.)

**Frau Sonne.** Lustsp. in 1 A. v. Sigmund Schlesinger.

**Fürſt und Stadt,** oder: Die Münchener Kindeln. Volksſtück in 5 A. v. Herman Schmid.

**Eine gute Lehre.** Schwank in 2 A., nach einem italien. Stoff, v. Heinrich v. Littrow.

**Ich liebe Sie!** Luſtſp. in 1 A., frei nach Charles Hugo, v. F. Zell.

**Im Poſthauſe.** Luſtſp. in 1 A., frei nach d. Polniſchen des J. Korzeniowski, v. Hans Max.

**Ein Kuß.** Luſtſp. in 1 A. v. Heinrich v. Littrow.

**Ludwig im Bart.** Trauerſp. in 5 A. v. Herman Schmid.

**Männer von Ehre.** Schauſp. in 4 A. v. Charles Garand. Deutſch v. M. A. Grandjean.

**Maximilian.** Von Herman Schmid.

**Meſſenhauſer.** Volksdrama in 8 Bildern v. Eduard Dorn.

**Nero.** Trauerſp. in 5 A. v. Martin Greif.

**Der neueſte Scandal.** Komödie in 3 A. v. Théodore Barrière. Deutſch bearb. v. F. Zell. Einzige berechtigte Bearbeitung (für das Wiener Stadt-Theater).

**Des Onkels Liedchen.** Schwank m. Sſg. in 1 A., frei nach d. Polniſch. des Joh. Alex. Graf Fredro, v. Hans Max.

**Ein Opfer der Patienten.** Luſtſp. in 1 A. v. Sigmund Schleſinger.

**Ein Opfer der Wiſſenſchaft.** Luſtſp. in 1 A. v. Sigmund Schleſinger.

**Paul de Kock.** Luſtſp. in 1 A. v. Carl Weiß.

**Poesie und Prosa.** Von Herman Schmid.

Der **preußische Landwehrmann und die französische Bäuerin.** (Kurmärker und Picarde.) Komische Scene m. Sfg., nach einem Genrebilde bearb. v. Friedrich Kaiser. (Musik v. Franz v. Suppé.)

**Reine Hände!** Lustsp. in 4 A. v. M. Oeribauer.

**Rose und Distel.** Schausp. in 1 A. v. Herman Schmid.

Die **Schraube des Glücks.** Lustsp. in 1 A. v. Sigmund Schlesinger.

Der **Selbstmörder.** Von Herman Schmid

**Spartacus.** Trauersp. in 5 A. v. Franz Koppel.

**Straßburg,** oder: Eine deutsche Stadt. Trauersp. in 5 A. v. Herman Schmid.

Der **Tanzboden.** Kleinigkeit in 1 A. v. Moriz Epstein.

**Thassilo.** Tragödie in 5 A. v. Herman Schmid.

Der **Theuerdank.** Lustsp. in 5 A. v. Herman Schmid.

Eine **Tragische.** Dramat. Scherz in 1 A. v. Sigmund Schlesinger.

Die **Veilchen.** Lustsp. in 1 A. v. M. v. Eschenbach.

Die **Veilchendame.** Orig.-Volksstück m. Sfg., mit einem Vorspiel u. in 6 Bildern v. Eduard Dorn. (Musik v. C. Millöcker.)

**Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?** Schwank in 1 A. v. Paul Perron.

**Xantippe.** Lustsp. in 1 A. v. Heinrich v. Littrow.

**Zu treu.** Von Sigmund Schlesinger.

**Zuvor die Mama.** Lustsp. in 1 A., frei nach d. Polnisch. des J. Korzeniowski, v. Hans Max.

**Der Zweck heiligt die Mittel,** oder: Der Kapellenbauer. Orig.-Charakterbild m. Esg. in 7 Bildern v. Eduard Dorn. (Musik v. Karl Kleiber.)

---


Der Beginn unseres **Theater-Verlages** fällt in die Zeit der Gründung des Wiener Burgtheaters und bildet mit unserem **Theater-Sortimente** und mit unserem **Theater-Antiquariate** das größte und vollständigste

## Lager dramatischer Literatur,

in dem auch selten gewordene und im Handel gar nicht vorkommende Piecen zu finden sind.

Von dem bekannten **„Wiener Theater-Repertoir"** sind soeben Heft 300 bis Heft 312 ausgegeben worden (die neuesten Producte von Berg, Bittner, Eirich, Grandjean, Kaiser, L'Arronge, Morländer, Rosen, u. A. enthaltend),

von **Grandjean's „Gute Unterhaltung"** ist Bändchen 4, von **„Weyl's gesammelten Vorträgen"** sind Heft 11—13 neuerdings erschienen.

**Wien,** März 1876.

**Wallishausser'sche Buchhandlung**
(Josef Klemm.)



Druck von Moriz Holzhausen in Wien

In der

Wallishausser'schen

## Sammlung Deutscher Bühnenwerke

erschienen bisher:

1. **Das Trauerspiel des Kindes.** Schauspiel in 2 Acten von Sigmund Schlesinger . . . . fl. 1.20
2. **Eine Jugendsünde.** Schwank in 3 Acten von Julius Findeisen . . . . . fl. 1.20
3. **Tiberius.** Tragödie in 5 Acten von Julius Grosse fl. 1.50
4. **Der Seelenretter.** Lustspiel in 1 Act von Hedwig Dohm . . . . . fl. —.90
5. **Das heiß Eisen,** ein Nürnberger Fastnachtsspiel von Hans Sachs. Für die neuere Bühne eingerichtet von Rud. Genée . . . . . fl. —.50
6. **Corfiz Ulfeldt,** der Reichshofmeister von Dänemark. Trauerspiel in 5 Acten und 1 Vorspiel von Martin Greif. 2. Aufl. . . . . fl. 1.80
7. **Dschingiskhan.** Lustspiel in 1 Act von Karl Gutzkow fl. —.60
8. **Die Philosophie des Unbewußten.** Lustspiel in 1 Act von Oscar Blumenthal . . . . fl. —.90

(Die Sammlung wird fortgesetzt.)

---

**Sakuntala.** Drama in 5 Aufzügen, für die deutschen Bühnen bearbeitet von A. Donsdorf. . fl. 1.20

# Die
# neuen Serapionsbrüder.

Roman in drei Bänden

von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Breslau.
Verlag von S. Schottlaender.
1877.

wenigſtens dadurch ſein Princip geltend zu machen, daß er ſogar bei mündlichen Verhandlungen öfters um Entſchuldigung bat und ſich auf Augenblicke aus dem Zimmer entfernte. Den Ruf, daß er ein Mann wäre, der das Waſſer nicht halten könnte, ſcheute er weit weniger, als den Verluſt jener kleinen Vortheile, die er durch ſein auffallendes und für die Gegenpart allerdings läſtiges Benehmen davonzutragen glaubte.

Es wurden im Verlaufe der Unterhandlungen von dem Beſitzer des Amalienbades und verſchiedenen vornehmeren Mitgliedern der ſehr gemiſchten Kurgeſellſchaft einige kleine Feſte veranſtaltet, denen die harmloſe und nur im Allgemeinen ausgeſprochene Abſicht, die anweſenden Diplomaten zu ehren, zum Grunde lag. Hier ſpielte der Graf L. die wunderlichſten Rollen. In einem Cirkel beim Grafen von d. N.*) erdrückte er mich faſt mit Höflichkeiten, die ich nicht erwidern konnte, da ſie, zumal nach einer ſehr heftigen Begegnung, die wir an demſelben Vormittage gehabt hatten, kaum am paſſenden Orte zu ſein ſchienen. Die glatten, faſt zärtlichen Manieren des Grafen L. zwangen mich, auf meiner Hut zu ſein und ſie durch ein ähnliches Betragen weniger zu erwidern, als zurückzuweiſen. Ich ſah mich genöthigt, auf die Farce des Grafen einzugehen und vor der Geſellſchaft ein Schauſpiel durchzuführen, welches Einige der Anweſenden ſicher geſcheit genug waren zu durchſchauen. Wir behandelten uns mit einer Auszeichnung, als hätten wir eben unſere erſten Gegenwiſſten gemacht. Er ſchien nur auf den Wink meines Auges zu warten, um jedes kleine Bedürfniß, das ich

*) Von der Reise.

Alle Rechte vorbehalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

## Erſtes Kapitel.

Wie —? Was —? rief man von allen Seiten. Die Trottoirkrankheit —?

Eine neue Nervenkrankheit —? Unglaublich!

Erzählen Sie —! Berichten Sie!

Dieſer lebhafte, unparlamentariſch geordnete Ausdruck der Neugier fand ſtatt auf irgend einem Punkte der deutſchen Landkarte, an einem norddeutſchen Platze, deſſen Namensurſprung in's graue Alterthum zurückgeht, wo die Menſchen noch wie die Biber auf Pfahlen hauſten. Jetzt aber giebt es auch dort Steuern und herrliche Paläſte genug, und eben ſcheint die Sonne gar traulich in eine Weinſtube des neunzehnten Jahrhunderts. Sogar noch über das Jahrhundert hinaus erleuchtete Köpfe, andere freilich nach der Tagesmode immer nur zurück mit dem Affenurſprung beſchäftigt, Gelehrte, Beamte, gebildete Induſtrielle, begrüßten ſich hier freundſchaftlich

ohne Freundschaftszwang. Und das an jedem Morgen der alten Göttin des Mondes. Die Wände scheinen eher grau als grün zu sein. Letzteres sollten sie eigentlich. Aber die Cigarre entwickelt einen changirenden Farbstoff. Das Beste waren die vielen blankmessingnen Kleiderhaken, wo man nur hinsah. Da konnten sich die „Neuen Serapionsbrüder", wie sich ganz gemüthliche, unverschworene, auf den Umsturz nicht einmal eines Weinglases ausgehende Menschen, in Erinnerung an den alten berühmten Erzähler E. T. A. Hoffmann, nannten, versammeln und keinen andern Zweck verfolgen, als mit jener Eile, welche in dieser Stadt selbst die Schnecke und das Ai, das Faulthier, gehabt haben würden, wenn diese Bewohner der Gärten oder der Aquarien moralischer Impulse fähig sein könnten, flüchtig ein Frühstück zu verzehren, es mit einem halben oder ganzen Schoppen eines höchst zahmen „Mosel" hinunterzuspülen und nach kurzer Plauderei wieder in den „Kampf um's Dasein" zurückzukehren, der bei allen Bewohnern dieser Stadt, sogar den Renten- und Kapitalbesitzern, immerdar ein harter und beinahe die ausschließliche Lebensaufgabe geworden schien.

Daß dann auch noch am Montag die verheiratheten Ehemänner die Sonne ihrer beglückten Häuslichkeit in den Wendekreis der Wäsche treten sahen, daß am

Montag keine Zeitungen erschienen, vermehrte, ohne den Ehefrauen oder den Zeitungen zu nahe treten zu wollen, den Reiz dieser Zusammenkünfte nicht wenig.

In der That, Sanitätsrath Ettester hat gestern einen Vortrag über eine neue Krankheit gehalten, die Trottoirkrankheit — wiederholte ein auch in diesen Kreisen unvermeidlicher Commerzienrath.

Dem nun folgenden Fragestellen, dem Versichern eines belesenen Assessors, daß auch ihm ein ärztlicher Freund von einem gestrigen Vortrage Ettesters, den dieser im „Aerztlichen Verein" gehalten hätte, im Vorüberfluge gesprochen (Alles hat hier Flügel, selbst die Freundschaft, woraus man nicht schließen darf, daß sie immer zu helfen bereit ist), bewgte das in diesem Augenblicke erfolgende Eintreten des „Wolfs in der Fabel" vor. Der kleine scharfblickende Sanitätsrath mit der stets lächelnden, das Sterbenmüssen verfüßenden Miene kam nur auf wenig Augenblicke. Sein mit der neuesten medicinischen Journalistik zum Lesezimmer eingerichtetes elegantes Coupé ließ er vorm Hause halten, den Kutscher sich einer Lectüre über die eingemauerte Nonne von Kratau ergeben und erfreute sich der ein für allemal schon getroffenen Abkürzung an den Sitzungen der „Neuen Scrapionsbrüder", daß die Bedienung schon wußte, wie mäßig seine Bedürfnisse waren und über

Caviar und einige Scheiben Lachs nicht hinausgingen. Um vom „Kutscher“ zu reden, der Glaube an den „Mosel“ des Wirths schien ansteckend. Auch für ihn wirkte der milde Trarbacher seiner Meinung nach medicinisch wie Aepfelwein. Die Stadt, wo wir uns so gemüthlich postirt haben, gilt für destructiv und sie ist es auch. Aber zu gleicher Zeit steht sie im Nachbeten am Fuß des Sinai. Moses kann herunterbringen, was er will; es wird geglaubt und befolgt.

Die Trottoirkrankheit! Sanitätsrath! Was ist es damit? begann Baurath Omma, ein Friese, den die neuesten politischen Veränderungen hierher verpflanzt hatten. Seine im Bau begriffenen Ideen inspicirte er nur zur hohen Mittagsstunde, wenn die strikesüchtigen Arbeiter im tiefen Schlummer lagen und ihre rebellischen Geister mit ihnen.

Lassen Sie ihn nur erst sich stärken! sagte ein berühmter Antragssteller, Stadtrath Pfifferling. Es wird von unseren Granittrottoiren die Rede sein, von der Nachsicht unserer Baupolizei, die da erlaubt, daß so viele Hausbesitzer eine Ewigkeit brauchen, bis sie sich entschließen, auch an ihren Gärten, Zimmer-, Holz- und Steinplätzen entlang nicht blos zu pflastern, sondern auch Trotteirs von Granitplatten zu legen und Menschenleben —

St! St! hieß es allgemein. Aber der Sanitätsrath hatte seine Stärkungsmittel noch vor sich und sah nur auf das Ende des langen mit grünem Wachstuch überzogenen Tisches und sprach: Hm! Die Zeitungen erscheinen ja heute nicht! Morgen wird der Bericht über die Trottoirkrankheit überall zu lesen sein! Wir reden und studiren und leben ja nur für die Presse —

Für die Oeffentlichkeit! verbesserten von einigen Seiten die Optimisten.

Meine Herren! begann der Sanitätsrath in aller Ruhe und mit seinem berühmten todtversüßenden sardonischen Lächeln. Ich habe einen Vortrag über Nervenleiden gehalten und dabei als Nachtrag zu unserm seligen Romberg bemerkt, daß jetzt das Leben in großen Städten gewisse Formen der Nervosität mit sich bringt, die man früher nicht gekannt hat. Wie die Börse Einfluß auf Nerven hat — nun das wissen Sie ja Alle!

Wie mit unbewußter Reflexbewegung zogen einige der Anwesenden die Uhr. Noch war die Börsenstunde in nicht zu naher Sicht. Der einzige Sohn Israels, der in dem Kreise nicht fehlte, Bankier Ascher Aschersohn, behauptete, die Börse nur als Psycholog zu besuchen.

Die Vapeurs der Damen, fuhr der vielbegehrte Arzt fort, sind abgekommen! Das weibliche Geschlecht hat jetzt angefangen, sich weit mehr zu tummeln als

sonst, mehr dem Hause zu leben, zu reiten, in die Bäder zu gehen, Wein und Bier zu trinken! Ich höre da einige stille Seufzer — unterbrach sich der Sprecher mit trockenem, aber zündendem Humor und trank.

Man lachte . . .

Dem Idole der Frau von heute, dem Luxus und der Toilette, fuhr der gründliche Kenner so vieler Familien fort, kann die Tochter Eva's nicht leben, wenn sie wie im vorigen Jahrhundert ewig seufzend und klagend in einer Sophaecke liegen wollte.

Manche verbinden doch noch Beides! bemerkte kleinlaut eine Stimme in der Gesellschaft zu allgemeiner Heiterkeit. Es war das dünne Stimmchen eines sich freiwillig meldenden Ehemärtyrers.

Aber wir sprechen zunächst von den Männern! fuhr der Sanitätsrath fort. Die Veränderung z. B. der Weinsorten, die man trinkt, hat ja auf die Abnahme des Podagra eingewirkt, das nur noch auf der Bühne existirt! Auf der andern Seite hat das Uebermaß an Kohlensäure, das man jetzt zu sich zu nehmen pflegt — die Unterbrechung: Champagner! und die Correctur: Sodawasser! verstanden sich von selbst — ich sage, dies Uebermaß, dazu dann die Cigarre haben wieder andere Krankheiten erzeugt. Bei uns hier — zu Lande kann man ja sagen, da wir bald eine Provinz bilden werden — haben wir

jetzt eine Krankheit, die von der unseligen Einrichtung unsrer Trottoirs herrührt! Wer diese Mode, vor den Häusern einen einzigen schmalen Streifen von vier Fuß Breite zur Passage zu bestimmen, eingeführt hat, zuletzt sogar polizeilich befahl, daß diese Steine geteert werden mußten, verdiente als einer der größten Uebelthäter — sagen wir der Kürze wegen, da er ja doch begnadigt wird — gehängt zu werden!

Sie scherzen! rief man allgemein und sah auf einen jungen Mann, einen Handler mit Holz und solchen Steinen, wie sie genannt wurden, einen Herrn Canzianus.

In die Zweifel, in die Spannung, die zu mannigfaltigem Ausdruck kamen, hinein rief plötzlich eine aus vollster Brust ertönende sonore Baßstimme die nicht im mindesten ironisch, sondern ernst klingenden Worte: Ich selbst hänge den Kerl! Leider ist er längst todt!

Alles blickte auf den Sprecher. Es war ein viel genannter Bildhauer. Seine stattliche Gestalt war überall bekannt. Jetzt konnte man diese kaum erkennen, da er wie gewöhnlich im „Montag" zusammengekauert saß, den Kopf auf sein Weinglas gerichtet. Lang flutheten vom Haupte sein Haar. Es war schon silbergrau, wie vom Marmorstaub seines Ateliers bedeckt. Sein braunes Auge funkelte unter noch schwarzen Brauen. Die große

gewaltige rechte Hand, die mit Schwielen bedeckt war, lag auf dem Wachstuch des Tisches lang ausgestreckt.

Aber Althing! Althing! hieß es allgemein oder, wenn man mit dem meist schweigsam, nur aufhorchenden Manne nicht auf dem Fuß erlaubter Vertraulichkeit stand, „Herr Professor Althing!“

Der Herr Sanitätsrath hat das Wort! entgegnete der Bildhauer und deutete an, daß er das, was er selbst über diesen Gegenstand zu sagen haben würde, vorläufig in sich verschließen wollte.

Meines Bleibens wird heute nicht lange sein können, nahm Ersterer wieder das Wort, nach der Uhr sehend, ich will mich kurz fassen. Sie kennen die Geschichte von Kants gestorter Sammlung, als dem großen Denker am Rock eines seiner Zuhörer ein Knopf fehlte. Er hatte sich gewöhnt, auf diesen während seines Vortrags zu blicken. Nicht minder bekannt wird Ihnen die Macht des Blickes überhaupt sein. Ein nervenschwaches weibliches Wesen vermag die durchbohrende Gewalt eines so zu sagen concentrirten Blicks nicht lange auszuhalten. Sie alle, als Ihrer Kraft bewußte Männer, werden darüber lachen, wenn Jemand behaupten wollte, es könnte Sie irgend ein scharfes Fixiren Ihrer Person irgendwo im Salon in eine Erregung, Verlegenheit, sichtliche Unruhe versetzen. Und wenn es geschähe, würden Sie

aufstehen, würden sich, dessen ganz unbewußt, etwas zu schaffen machen, nur um die magische Störung abzulenken. Das Auge ist beim Menschen thätiger als das Ohr! sagten schon die Alten. An Mimer's Quell traut man Weisheit, mußte aber, wie Odin, Ein Auge zurücklassen! Nun, meine Herren, denken Sie sich eine Bevölkerung von wohl einer Million auf schmalstem Gangboden aneinander vorüberschreitender Menschen, Einer berührt den Andern. Zuweilen muß man warten, bis sich die langsam Gehenden verzogen haben! Auf die gepflasterte Fläche nebenan zu treten, liegt schon nicht mehr in der Uebung des Fußes, ja es hat sich eine gewisse Kunstfertigkeit ausgebildet, in Schlangenwindungen aneinander vorüber zu schlüpfen.

Alles blickte zu dem Bildhauer hinüber, der die Rede immerfort mit einem grellen Lachen, womit Bestätigung ausgedrückt werden sollte, begleitete.

Nun, fuhr Doctor Eltester fort, nun nehmen Sie die unerträgliche Neugier unserer Bevölkerung hinzu — Wißbegier! verbesserten die Optimisten.

Auf diesem schmalen Trottoir, fuhr der Sprecher fort, sind alle Stände gemischt! Der in's Bureau mit krampfhaft hochgezogenen Schultern eilende Geheimrath, die auf den Markt zusteuernde Köchin, deren umfangreicher Handkorb durch die zunehmende Höflichkeit

etwa äußern dürfte, gleich wahrzunehmen und, wo möglich, zu befriedigen. Dieſe Sorgfalt erſtreckte ſich ſogar ſo weit, daß er, als die Sonne ſo in's Fenſter ſchien, daß ich von ihrem Schein getroffen wurde, lief und heftig an den Rouleaux zerrte, bis oben ein Nagel wich und ſie hinunterſtürzten. Mich zwang nun wieder der gleiche Trieb, ihm gefällig zu ſein, den zerbröckelten Kalk von ſeinen Kleidern wiſchen zu helfen und mich als die Urſache einer Verwirrung anzuklagen, die ſich der ganzen Geſellſchaft bemächtigte. Es kam ferner, der gemiſchten Geſellſchaft wegen, zu Geiſtesſpielen, in welchen er alle Spitzen ſeines nicht gewöhnlichen Verſtandes auf mich richtete, ſie aber durch darauf befeſtigte Blumengewinde zu eben ſo vielen Huldigungen machte. Es iſt mir nie ſo viel Erfreuliches geſagt worden und nie hab' ich mich in dem Grade bemüht, auf Jemanden wohlthätig zu wirken, als an jenem Tage.

Bei einer andern feſtlichen Gelegenheit ſchien dagegen der Graf L. dieſe Rolle gänzlich vergeſſen zu haben. Er hatte Urſache, mich weniger zu ſchonen, als neulich, wo wir auf dem Punkte ſtanden, uns unverrichteter Sache zu trennen. Einige ſeiner Forderungen waren an meinem feſten Willen, ſie ihm zu verweigern, geſcheitert, andere hatte er mir nach heftigen Debatten einräumen müſſen. Weil er wohl wußte, daß ich nach einem ſolchen Vorgange an ihm keine üble Laune wahrnehmen durfte und er doch nicht heiter genug geſtimmt war, mir in Gegenwart ſo vieler Zeugen den Hof zu machen, ſo zog er diesmal andere Saiten auf. Er ſpielte den Zerſtreuten, den Abweſenden, den alten ſchwachen Mann, der jede Minute etwas vergaß und ſich nicht einmal auf das kaum Dageweſene beſinnen konnte. Die künſtlichen und be-

unſerer Generation nicht im Mindeſten eine Bewegung macht, anderer Leute Rippen zu ſchonen; der Arbeiter mit ſeinen eiſernen ſpitzen Werkzeugen; die Maurer im Schurzfell, oft ihrer vier, ja ſechs Mann hoch, Abends in „ſeliger“ Armverſchränkung. Alles behauptet dieſen ſchmalen Steg und die cupiditas rerum novarum, wie ich's mit Cäſar nennen will, glotzt und ſtarrt und ſtiert ſich im Gehen an, und wer nicht geradezu ſtumpfſinnig iſt, hat von jeder Miene irgend einen Eindruck, ein wenn auch noch ſo flüchtiges Intereſſe, einen Embryo von einem Gedanken. Jede Miene läßt ein Bild in unſrer Seele zurück. Die tauſendfachen Lebensziele, denen Alles nachrennt, beirren uns in der Verfolgung unſres eignen, ja es geſchieht wohl, daß gedankenloſe läſſige Naturen dieſe unausgeſetzt wechſelnden Eindrücke ſo ſtark auf ſich wirken laſſen, daß ihre Nerven darunter leiden, ihr ganzes Weſen überſpannt wird. Statt durch dieſen Wechſel, dies Anſehen und tauſendfache Angeſehenwerden, ſich zu zerſtreuen, überreizen ſie ſich. Und trägt nun gar Jemand irgend eine Bürde in ſeiner Seele, ein Familienleid, einen Irrthum, den er begangen, die Reue mit ſich über falſche Schritte, die er gethan, oder ſonſt eine innere Reizbarkeit, ſo kann, wie ſchon ohnehin das Leben in großen Städten und die dichtgedrängten Bevölkerungen die Körperkräfte in Anſpruch nehmen, dieſer

einzige ſchmale Trottoirſteg durch ein Labyrinth, dieſe enge Gaſſe durch ein Bildermuſeum die Nerven entweder unendlich abſpannen oder überreizen. Ich habe einer Anzahl Damen meiner Praxis rathen müſſen, ſich eines Wagens zu bedienen, wenn ſie Ausgänge zu machen haben. Andern, beſonders Gelehrten und Börſenmännern, habe ich befohlen, nur Straßen zu paſſiren, wo ſie ſtändig in der Mitte der Straße bleiben können. Meine Herren, Rückenmarks- und Gehirnirritation iſt heutigen Tages kein leeres Wort!

Sie vergeſſen Eines, Sanitätsrath! ergänzte der erregte Künſtler den mit lautloſem Staunen aufgenommenen Vortrag. Wenn man dann der Menge noch erſcheint ſozuſagen wie ein bunter Hund! Wenn ſie uns vielleicht auslacht, weil wir nicht Thorwaldſen heißen! Wenn ſie uns angrinzt, weil ein Schulpedant ihnen geſagt hat, wir ſeien keine Schiller! Weil ein Kritiker über unſre Arbeit eine Pfefferſauce gegoſſen! Dann dieſe Mienen, dann dieſe dreiſten, hochmüthigen: Wie geht's Ihnen? Die Blicke von Augen, die alle Zeitungen leſen, die Alles wiſſen, Zungen, die Alles verbreiten —

Halt! Halt! unterbrach der wohlmeinende Arzt. Da hör' und ſeh' ich ſchon vollſtändige Trottoirkrankheit! Beſter Herr Althing — Profeſſor wollen Sie ja nicht

genannt werden. Sie wohnen im großen Park draußen und laufen täglich eine halbe Meile in die neue Kirche, die Sie mit ihren wunderschönen Basreliefs schmücken helfen! Kein Mensch denkt wahrhaftig an Ihren, wie Sie vielleicht glauben, verkannten Genius, an Ihren durch einen Zeitungsartikel geschmälerten Ruhm, aber Sie bilden sich's ein, weil Ihnen auf dieser Promenade Tausende von Menschen in's Gesicht gaffen müssen und das mit ganzer Schärfe thun. Nun erscheinen Ihnen die unschuldigsten Gesichter Fratzen! Und das Peinlichste ist Ihnen weit eher die gräuliche Gleichgiltigkeit für Ihr Wirken und Schaffen, als die Vorstellung, man wüßte noch etwas von dem witzhaschenden Feuilleton, das vielleicht eine Ihrer Arbeiten schlechten Einfällen opferte!

Der Sanitatsrath empfahl sich immer mitten in seiner Rede. Bald hörte man seinen Wagen abrollen. Die übrigen Genossen der Tischrunde bemühten sich, dem Bildhauer das Schönste über seine Leistungen zu sagen. Aber der Künstler hörte aus Allem nur einen Ton des Mitleids heraus. Wußten doch auch Alle, daß der vortreffliche Meister seine Laufbahn mit einem großen Unglück begonnen hatte. Er hatte eine Gruppe: „Amor und Psyche" zur Ausstellung schicken wollen. Sie war noch im Thon, kaum getrocknet. Die ungeschickten Arbeiter ließen die Masse von dem Brett, auf dem sie

die allbewunderte Arbeit eines jungen Künstlers trugen, im Eingang des Ausstellungsgebäudes niedergleiten! Der nachfolgende Schöpfer stand vor einem Haufen Lehm. Seit dieser Zeit war ein krankhafter Zug in den trefflichen Mann gekommen. Später verheirathet, Familienvater, kämpfte er vielleicht mit Sorgen. Althing wurde in dem Montagskreise, so selten er kam, niemals übersehen. Seine Einsilbigkeit schien immer nur die Vorbereitung zu den zündendsten Gedanken, die zuweilen über seine Lippen polterten.

Während sich die Gesellschaft allmälig zerstreute, hatte sich Althing seiner Wohnung zugewendet und befolgte dabei heute gleich das vom Sanitätsrath empfohlene System der Isolirung. Er hielt sich an die Mitte der Straßen, obschon Wagenhindernisse, Schmutz und Geschrei auch hier dem Hypochonder genug entgegentraten.

Plötzlich wurde ihm an einem ziemlich frei und still gelegenen Platze von einem jungen Mann unter den Arm gegriffen, der ihn mit frischgerötheter Wange und treuherzigem Lachen in's Antlitz schend anredete: Guten Morgen, Papa! Wie geht's? Warst wohl heute in Deinem Montag?

Ottomar —? Nicht im Gericht? Nicht bei Luzius? erwiderte der im Anschauen seines stattlichen Sohnes glückliche Vater.

Geschäfte überall —! antwortete Ottomar Althing, der junge Rechtskundige, der noch bei einem Advocaten arbeitete, des Bildhauers einziger Sohn, eine schlanke, einnehmende Erscheinung. Helene hieß des Künstlers einzige Tochter. Der Sohn wohnte nicht mehr bei den Eltern.

Was treiben nur Deine Serapionsbrüder eigentlich? fragte Ottomar mit heller, fester Stimme. Jeder trägt wohl eine Anekdote vor? Nicht wahr? Hast Du auch etwas erzählt? Aus Italien? Das Ganze ist a la Tieck oder E. T. A. Hoffmann? Oder habt Ihr andere Zwecke?

Tieck oder Hoffmann! Das ist für unsere Zeit vorbei! brummte der Alte. Schon eine Wohlthat, daß man nur überhaupt einmal unter Männern sitzen kann, die nicht ewig vom Reichstag, von Wahlen, Parteien, vom Hof, den kaiserlichen Reisen, den Paraden und den Theaterprinzessinnen erzählen. Bei Tieck, fuhr er im Gehen fort, während sich der Sohn traulich aufschloß, hießen die Leute, die sich Geschichten vorlasen und dann ästhetisch beisprachen, Eduard, Heinrich, Wilhelm, und ebenso bei Hoffmann. Hoffmann dachte an einen Mönch Serapion, der ein wunderlicher Bruder gewesen sein soll. Man versammelte sich auch nur Abends. Ich sehe noch

ein Mitglied dieſer „Närriſchen Leute", einen Criminal Director — als Eduard figurirte er in jenem Kreiſe! Der Mann ſchlenderte, die Arme auf dem Rücken, durch unſere Straßen, ſtand an jedem Schaufenſter, das ihm auffiel, ſtill und wäre jetzt als Bummler verrufen und ein Spott der Straßenjungen geworden. Damals wuchs Gras in unſeren Straßen.

Man hatte keine Trottoirs —! fiel Ottomar bedeutungsvoll, wie von einem hohen Fortſchritt des Jahrhunderts ſprechend, ein.

Der Vater lächelte ſtill und ſchwieg. Wozu Alles widerlegen! hieß ein Satz ſeiner Philoſophie.

Inzwiſchen hatte der Sohn den Alten über einige Trümmerhaufen niedergeriſſener Häuſer geführt. Man ſah in neuprojectirte Straßen, ſtand unter alten, nun aufgehobenen Exiſtenzen, hier neben einem bloßgelegten Apfelbaum, der ſeither nur in einem Hinterhofe geblüht hatte, dort ſah man noch die blautapezierte Stube eines Kutſchers bei einem Grafen, deſſen Palais der Erde gleichgemacht war.

Warum biſt du geſtern nicht zu Tiſch gekommen? unterbrach ſich bei dieſen Betrachtungen der Alte. Den Sonntag bleibt ein Sohn ſeinen Eltern ſchuldig! Kinder, die Sonntags ihre alten Eltern vergeſſen —

Nun, nun, nun, nun —! unterbrach des Sohnes ruhige Rede das Poltern des Alten. Man hatte hier das eigenthümlich moderne Verhältniß: Zwei Generationen, die ihre Plätze wechselten. Die jüngere ist die ruhigere, die ältere die aufgeregtere. Der Sohn, nicht etwa phlegmatisch, im Gegentheil, eine strebsame, fleißige, weitblickende Natur, hatte den Krieg mitgemacht, trug ein Ehrenzeichen und war Offizier der Reserve. Der Vater dagegen war beinahe Phantast, zuweilen ganz unklar, doch blieb er liebenswürdig für den, der sich in den Grund seines Wesens vertiefen konnte; er war ein offnes Buch dem Sohne, seiner lieblichen Tochter, seiner edlen Gattin, ein Buch, in dem sie das Herrlichste und Beste lasen, während der Künstler gegen diesen Inhalt seines Herzens zuweilen protestirte, sich vielmehr aller Leidenschaften anklagte und eine wahre Hölle im Busen zu tragen behauptete. Seine drei Lebensgenossen lachten dann herzlich und noch immer war das Schicksal so hold und freundlich gewesen, daß alle ihre guten Voraussetzungen vom Leben und dem guten Willen der Menschen wahrgemacht wurden.

In einiger Entfernung lag ein alterthümlicher Palast. Siehe da! sagte der Sohn. In dem Palast da dinirte ich gestern! Graf Treuenfels, mein alter Studiengenosse, hielt mich fest den ganzen Tag! Den Abend war ich

bei meinem Principal wieder einmal zum Thee und Tanz. Es hat bis vier gedauert! Man setzt einen wahren Wetteifer darein, daß der eine Ball um soviel Minuten länger dauert als der andre!

Der Vater blickte nach dem bezeichneten Palais. Es hatte eine Auffahrtstreppe. Am Fuße derselben stand in diesem Augenblick eine Art Stallmeister und ein Reitknecht, jener zu Pferde, dieser das seinige und ein mit Damensattel versehenes am Zügel haltend. Es war ein einziger Zaubermoment, daß die drei Rosse aus's Portal sprengten, eine junge Dame wie ein Zephyrhauch aus dem Hause schwebte und mit einem Satze auf die vom Reitknecht hingehaltene nervigte Hand sprang und sich quer in den Sattel warf, ihr langes hellgraues Reitkleid ordnend, den kleinen Cylinder tiefer auf die dunklen Flechten drückend, das ganze Reich Elastizität und Leben. Kein Zimbl, keine Umständlichkeit. Der Reitknecht gerüstete mit seinem angezogenen Kommandowort.

Das ist ja beinahe plastisch! sagte der Vater. Wer ist die Dame?

Ottomar hörte nicht die Frage des Vaters, der mit Künstleraugen die schon modellirte Gestalt in sich aufnahm. In der erregtesten Situation, die Wangen gerothet von der Luft, das Haar des glänzend schwarzen Arabers zu zügeln, hatten an der Dame die weichen

Formen des Kopfes und des Oberkörpers Nichts von ihrer reizenden Weiblichkeit verloren.

In leichtem Trabe flog die jugendliche Amazone an den Herren vorüber. Ein plötzliches Aufleuchten der Züge Ottomars, ein warmer Blick des Erkennens aus dunkeln, strahlenden Augen streifte den jungen Mann. Ein graziöses Neigen des schönen Kopfes erwiderte seinen ergebenen Gruß.

Erröthet, gefesselt verfolgte er das Wehen des Schleiers, bis die Erscheinung in der Ferne verschwand.

Der Vater erfuhr endlich, daß er Ada von Forbeck gesehen hatte, die Verlobte des jungen Grafen Udo Treuenfels. Wahrscheinlich hätte sie der alten Gräfin, die vor einiger Zeit Wittwe geworden, einen Besuch gemacht.

Das Debetur puero reverentia („vor Kindern soll man nichts Ungeziemendes sagen oder thun") traf hier vollkommen ein. Auch der Bildhauer war erröthet, als er die Anmuth und den holdseligen Gruß beobachtete, der hier geboten wurde. Aber er war gefangen genug, zu sagen: Den Reitknecht möchte man beneiden!

Graf Treuenfels ist in Trauer! Wie konntest Du so lange bei ihm bleiben? fuhr er dann im Weiterwandeln zu dem ganz zerstreut und schweigsam gewordenen

Sohne fort. Dein unheimlicher Juſtizrath preßt Euch ja wie die Citrone Sonntags und Werktags aus.

Unheimlich? fuhr endlich der Sohn, den Vater unterbrechend, auf. Das konnte er doch nur durch die Brille erſcheinen, die er trägt!

Oder durch meine! lachte der Vater. Er trug jedoch keine.

Luzius läßt uns, wenn wir es wünſchen, jede Freiheit! entgegnete der Sohn. Ich bin ſogar im Begriff, eben wieder zum Grafen zu gehen! Die Tante des Grafen, wie Du vielleicht weißt, eine geborne Prinzeſſin Rauden, will ihrem Gatten ein prachtvolles Denkmal ſetzen laſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man die Beſtellung nur bei Dir machen wird.

Da ſtand plötzlich der Vater ſtill, ſah ſich um, ob Niemand Zeuge ſeines Unwillens war, und rief aus: Ottomar! Unterſtehſt Du Dich, mir ſolche Dinge —

Die Rede wurde gar nicht vollendet. Des alten Künſtlers graue lange Locken ſchüttelten ſich auf den Schultern. Sich anbetteln! rief er nach einer Weile aus. Zufällige Bekanntſchaften ausnutzen! Pfui! Pfui! Das iſt nie meine Sache geweſen!

Papa, das wird Alles mit Anſtand und Takt gemacht —! beſchwichtigte der Sohn, ſich nicht minder der Zeugen wegen beſorgt umblickend.

wußten Irrthümer spielen bekanntlich eine große Rolle in der diplomatischen Kunst. Man erzählt sich, daß Graf L. auf diese Art seinem Fürsten den Titel königliche Hoheit statt Durchlaucht verschafft hatte; er hatte sich in mehreren Depeschen an fremde Höfe dieses Titels bedient, gleichsam aus Versehen, und fast alle hatten blindlings, die Depeschen vor den Augen, den Titel in ihre Antwort rückübertragen, woraus eine formelle Anerkennung, die ein factisches Recht hatte, unbedingt hergeleitet wurde — eine Intrigue, die stark an jenen künstlichen Dechiffrirfehler erinnert, durch welchen die preußische Königswürde vom kaiserlichen Hof in Wien anerkannt wurde. Und doch war Graf L. an jenem Abende, trotz seiner Zerstreuung, gesammelt genug, mir einige Streiche zu spielen, die Diplomaten unbedingt nicht ertragen können. Er faßte nämlich zuweilen Jemanden von seinen oder meinen Attaché's beim Knopfloche und stellte sich mit ihnen, leise wispernd und mich starr fixirend, in eine Fensternische. Man kann so etwas nicht sehen, ohne von der Vorstellung gepeinigt zu werden, man wäre selber der Gegenstand jener geheimen Mittheilungen. Ich weiß sicher, daß der Graf diese Umtriebe nur anlegte, um mich in Verlegenheit zu setzen und mich gleichsam mit unsichtbaren und gar nicht vorhandenen Netzen zu umstricken. Bedauert hab' ich einen jungen Mann, der die Badesaison mitmachte, einen jungen Literaten, Namens Schmeißer. Dieser hatte einige überschwängliche Worte, die sehr viel Geist und noch mehr Arroganz verriethen, fallen lassen. Der Graf, scheinbar geblendet von dem Glanz dieser Behauptungen, stand auf, winkte dem jungen Manne, faßte ihn vertraulich in's Knopfloch und stellte sich mit ihm an die Fensterbrüstung. Ich sah es, daß der Lite-

Soll ich's machen, wie meine Collegen? Antichambriren bei den Großen? Lauern, bis der Moment zum Portrait reif ist? Diese Sorte von Künstlern habe ich schon in Italien satt gehabt. Und wenn sie, wie Pompeo Marchese, vor Hochmuth über all' ihre Ordenssterne mit der Nase an die wirklichen Sterne stießen! Freilich, die Modelieferanten schicken ja auch für jede Hochzeit, die sie nur von ferne wittern, schon ihre Preiscourante für die Ausstattung. So soll man sich jetzt rühren, um durchzukommen!

Und die Trauermagazine schicken die schönste Auswahl von Crêpe de deuil bei Sterbefällen! parodirte Ottomar und der Vater griff, sich stellend, als wenn er den Stock suchte, den er doch schon in der Hand hatte, um sich. Ein großer überwinternder Kirschlorbeerbaum stand dicht neben ihm. Seine Blätter glänzten im hellen Mittagsstrahl. Er zog die Hand zurück, weil sie ihn empfindlich stachen.

Ottomar war schon lachend davongesprungen. Noch aus der Ferne rief er: Papa, am nächsten Montag! Aber das Monument bekommst Du! Und zehntausend Thaler!

## Zweites Kapitel.

Das gräflich Treuenfels'sche Palais, welchem Ottonar Atthing, den schönen braungelockten Kopf stolz im Nacken wiegend, zuschritt, indem er dabei theils nur an die schöne Reiterin, theils an das sonderbare Beiwort für seinen trefflichen Principal, Justizrath Luzius, „unheimlich" dachte, zigte die Spuren des vorigen Jahrhunderts. Darunter manche, die wieder angefangen haben, für schön zu gelten. Die Zeit bewegt sich in der Form der Spirallinie. Wir sind durchaus nicht sicher, daß wir wieder auf den Zopf zurückkommen.

Graf Wilhelm Treuenfels, der kinderlose steinreiche Majoratsherr, war vor einigen Monaten mit schreckhafter Plötzlichkeit gestorben. Seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin Ingenheim Rauden, trauerte um ihn mit Beweisen ihrer Liebe, die man noch in dem mächtigen Treppenhause an den Amoretten und wunderlichen Laternenhaltern angebracht sah. Um die rothplüschnen Schnüre, an denen man sich beim Beschreiten der Stufen

halten konnte, einer neuern Zuthat zu dem zopfig impo-santen Eintritt, waren Flore und ſchwarze Bänder ge-wunden. Der Portier trug die Abzeichen der Trauer am Hut und Bandelier. Der Diener, der ſoeben den jungen Referendar Ottomar Althing begleitete, um ihn beim Grafen Udo anzumelden, nicht minder auf der Achſel. Ueber einigen der hohen Thüren hingen Immor-tellenkränze.

Iſt ſie noch ſehr traurik die Excellenza Madame, ſagte der Diener im gebrochenen Deutſch.

Der zu Meldende wußte ſchon, daß ſich ſein ehe-maliger Univerſitätsgenoſſe während des großen Krieges zur See befand. Graf Udo, Neffe des Grafen Wilhelm, wollte die Marinecarriere einſchlagen. Aber das gelbe Fieber befiel ihn in Valparaiſo. Sein Oheim unterſagte dem Genesenen die Fortſetzung ſeiner gefahrvollen Lauf-bahn und veranlaßte, daß Graf Udo, der die Rückreiſe noch nicht wagen durfte, in Valparaiſo als Conſul blieb und ſomit in die diplomatiſche Carriere trat. Seitdem kam er an größere Plätze, war ſchon öfter wieder in Europa in der Reſidenz, und eben erſt von Liſſabon gekommen, wo er dem Geſandten als erſter Attaché bei-gegeben war. Er hatte ſich einen Franzoſen, ein Factotum der Legation, der ſeit Jahren in ausländiſchen An-ſchauungen leben mußte, einen Kosmopoliten ohne alle

Revanchegelüste, von den Ufern des Tajo mitgebracht, mit dem Versprechen, ihn nach Regelung der Hinterlassenschaft seines Oheims und nach dem Antritt des ihm zufallenden Majorats fast wie ein Staatsgut wieder zurückzubringen oder zurückzuschicken, falls er, wie seine Absicht war, die Staats-Carriere ganz aufgäbe.

Ist Baron Forbeck beim Grafen? fragte Ottomar.

Ottomar meinte den Bruder seiner reizenden Amazone, deren Gruß sich ihm wie ein Lichtbild auf die Tafel der Seele eingeprägt hatte.

Monsieur la Rose sprach bald portugiesisch, bald französisch, bald italienisch, bald etwas annectirtes Deutsch. Si! Si! hatte er gesagt und schon vernahm man ein lautes Perroriren, das dem sonstigen stillen Ton dieser Räume nicht entsprach. Die Frage beantwortete sich dadurch von selbst. Der Bruder Adas, Max von Forbeck, ein unangenehmer Gesell, war zugegen.

Der Franzose lobte die Lustigkeit des Barons und meinte: Es sein die gute Mienе, die man muß maken zu der bösen Laune von Geschick —!

Durch ein großes, vorzugsweise durch eine mächtige in der Mitte auf einem Postament stehende Vase geschmücktes Zimmer hindurch kam man in die, früher ausschließlich vom Onkel, Grafen Wilhelm, bewohnt gewesenen Räume. Die Wittwe ließ Alles in thunlichster

Weise ganz in demselben Zustande, wie ihr heißgeliebter Gatte es so viele Jahre hindurch bewohnt hatte. Neben seinem geräumigen Arbeitszimmer befand sich das Cabinet, wo ihn, den rüstigen, in den ersten Sechzigen befindlichen Mann, der sogar jünger als seine Gattin war, der Tod ereilt hatte. Die Dimensionen, in denen hier Alles gehalten war, ließen an Ausdehnung Nichts zu wünschen übrig. Die Herbstsonne schien durch die schweren Fenstergardinen auf weichwollene Teppiche, die in den lebhaftesten Farben schimmerten.

Als Ottomar gemeldet und eingetreten war, begrüßte ihn Graf Ildo ebenso in Gegenwart eines Dritten, wie gestern, als sie allein gewesen. Daran erkennt man die Menschen, wie sie es wahrhaft mit uns meinen. Im Kreise Anderer sich als dieselben wohlwollenden, gütigen Freunde zeigen, wie unter vier Augen, das ist die Probe der Aechtheit.

Mit zugekniffenen Augen und sauersüßer Freundlichkeit grüßte Baron von Forbeck. Auch er fing an, sich herablassend und im Junkerton der Studienzeit zu erinnern. Ottomar gab zu, daß sich Beide, wenn sie auch in verschiedenen Corps standen, ein Semester hindurch als Commilitonen hätten betrachten können. Ohne sich im Mindesten durch den Besuch stören zu lassen, setzte der in den Offizierstand Uebergegangene, der den Krieg

mitgemacht und dann plötzlich quittirt hatte (Andere sagten, quittiren müssen), Cigarrenwolken entsendend. Graf Udo bot dem Eingetretenen, nach gegenseitiger Vorstellung der sich seither Entfremdeten, die offene Kiste dar und schien wohl der Tante wegen erfreut, als Ottomar ablehnte und nicht rauchte, wie er selbst). Forbeck setzte, sagen wir, seinen Vortrag fort, der den Reminiscenzen an den Krieg galt: Nun, Sie haben ja auch die Campagne mitgemacht! sprach er zu Ottomar. Ich erzähle von unsern Champagnerjagden! Die auf einer Rothschild'schen Villa war geradezu famos! Wir wußten, daß, wenn im Keller Nichts zu finden war, irgendwo anders der Stoff gelagert sein mußte. Transport per Eisenbahn — da sagte ja überall die militärische Bahnverwaltung der Franzosen: Ist nicht! Na, Patrouillen ausgeschickt und nun Schnee oder Erde oder Moos untersucht, wo Verdacht! Richtig! In einer Einsiedelei, einem Dino, in das kein Mensch hineingekrochen wäre, weil Alles mit Fichten umstanden war und sozusagen geradezu grausig aussah — auch wohl Franktireurs und offenbare Meuchelmörder drin verborgen sein konnten — kurz, unsere Jungens kriegten die Geschichte bald weg: die Kohlen über'm Boden fielen gleich auf und da hatten wir dann den klaren Epernay. Was nicht genossen wurde, zerschlugen die Burschen und so überall — leider war das Vergnügen

immer nur kurz. Es kam Alarm — wir mußten auf Posten.

Graf Udo, im schwarzen Trauerkleide vom Kopf bis zu den Füßen, ernst und sinnend, schlank wie Ottomar, aber hochblond und mit gelocktem Haar, machte eine düstere Miene.

Ottomar lächelte gezwungen und meinte: Die Germanen sind leider so! Für manche unserer Mitcombattanten hatte sich der Feldzug in eine großartige Verpflegungsfrage verwandelt! Die Lebensmittelanschaffung trat durch die allgemeine menschliche Natur immer in den Vordergrund!

Graf Udo sagte ernst: Wie schwungvoll muß der Geist der Mehrheit und der Führer in diesem Kriege gewesen sein, wenn die heilige Sache unter diesem Rückfall in unser altes germanisches Landsknechtwesen nicht gelitten hat —!

Na natürlich! war die platteste Zustimmung, wie man sie von Baron von Forbeck nur erwarten konnte.

Jetzt erst entdeckte Ottomar, daß auf einem Tische in einer Ecke eine Flasche Wein mit zwei Gläsern stand. Das eine Glas war voll und schien nicht angerührt. Das andere hatte dagegen unfehlbar die Absicht, den ganzen Inhalt der Flasche aufzunehmen. Doch der Franzose brachte schnell ein drittes Glas und wollte dies

für Monsieur Althing fallen, woran ihn jedoch dieser verhinderte.

Graf Udo schien in trüber Stimmung. Er runzelte die Stirn und sagte: Sie erinnern mich an mein Unglück, daß ich an dem herrlichen Kriege nicht habe theilnehmen können. Ich war gerade in der Südsee und wurde zum zweiten Male krank —! Meine Krankheit brachte mich immer tiefer in die Diplomatie. Wo ich Reconvalescent sein mußte, sorgte mein guter Oheim dafür, daß ich es als Generalconsul war! Schade, die Erbschaft bringt mich wieder aus der Carriere heraus. Auch hält Ada alle Diplomaten für geborene Heuchler. Da werde ich diesen Weg aufgeben müssen und meinen Dank dem Staate leider nicht abtragen können.

Ada war des Grafen durch besondere Umstände testamentarisch verfügte Braut.

Graf Udo ging hin und her. Sein Aeußeres stellte eine von der Natur bevorzugte Persönlichkeit dar. Er glich dem zürnenden Sonnengott in jener Nische des römischen Belvedere, vor dem wir Alle mit der Frage gestanden haben: Was will der ernste Blick des so mächtig ausschreitenden Gottes sagen? Der röthlich blonde üppige Bart und das kurze hellockige Haar (Farbe des Bartes und des Haupthaares widersprachen sich) paßte freilich nicht zu dem antiken Bilde. Aber ein

eigenthümlich weicher Zug lag über den Augen. Eine kleine Hiebwunde aus akademiſcher Zeit (ihm beigebracht von — Ottomar Althing!) wurde an der freien offenen Stirn kaum bemerkt. Ein Hausfreund, Hofmaler Triefel, jener berühmte Künſtler, der ganz ſo, wie ihn Althing geziſelirt, die Porträtirungsgelüſte der hohen Herrſchaften gleichſam abfing, ein Gourmand, der ſich von Gaſtmahl zu Gaſtmahl zu laden wußte, ſagte von dieſem kleinen rothen Streifen einmal zur alten Gräfin, die auch den Grafen, ihren Neven, abgöttiſch verehrte: Die Chineſen ſetzen allen ihren Kunſtwerken abſichtlich noch einen Fehler hinzu, als Zeichen, daß ihre großartigen Leiſtungen doch immer nur Menſchenwerk ſeien! Der kluge Epicuräer (übrigens ein Hauptſprecher bei den neuen Serapionsbrüdern) ſchmeichelte der Dame, die an Bildern ihres Gatten einen Ueberfluß hatte und nun ſchon ſeit einigen Monaten von einer Statue und dem Mauſoleum oder einem großen Grabdenkmal für die ganze Familie ſprach. Bis zur Ankunft des Grafen Udo hatte das Alles vertagt bleiben ſollen.

Die Gräfin war es denn auch, die eine Unterbrechung und Beendigung der läſtigen Anweſenheit des Barons Forbeck herbeiführte, ein Erfolg, den ſie durch ein leiſes Oeffnen einer hohen, mit Portièren verhängten Thür zu Stande brachte.

Die Tante hat eine Besprechung mit Herrn Althing! Nimm es nicht übel —! sagte Graf Udo, schenkte aber bei alledem seinem künftigen Schwager den Rest des Rüdesheimer ein.

Ich verhindere Nichts — wegen meiner — sagte der Baron, sein vom Wein gerötheten, gedunsenes Antlitz im Spiegel fixirend. Er schien andeuten zu wollen, daß Althing ja in die Zimmer der Excellenz, Gräfin oder Prinzessin Durchlaucht — die Anreden wechselten — eintreten könnte.

Die Besprechung muß hier stattfinden! unterbrach Graf Udo und blickte dabei im Zimmer um sich, und nun erst bemerkte Ottomar, daß ein großes Schreibbureau offen stand, daß Papiere, Briefschaften rings zerstreut lagen, einige Packete, wohlgeordnet, mit rothen oder grünen Seidenfaden zugeschnürt, Blechkapseln, Etuis. Forbeck mußte hier plötzlich eingetreten sein und den Grafen in einer Revision der Geheimnisse des Grafen Wilhelm überrascht haben. Gestern sah Graf Udo viel heiterer aus.

Na, dann auch gut! sagte Forbeck mit einem mißgünstigen Blick auf Ottomar, trank gewissermaßen gezwungen sein Glas mit einem Zuge aus und war mit einem Guten Morgen! verschwunden. Ein: Mama erwartet Dich jeden Abend sehnsuchtsvoll —! wurde noch

ratus hochroth wurde. denn Graf L. fing von diplomatiſcher Carrière, claſſiſchem Styl, geiſtreichen Wendungen, von Manifeſten, Depeſchen und officiellen Zeitungsartikeln an und eröffnete dem jungen Manne Perſpectiven, für welche, ich erfuhr es ſpäter, der Graf am folgenden Tage, als ihm der Glückliche einen Beſuch machen wollte, kein Gedächtniß mehr hatte. Ein grauſamer Riegel wurde vor die Camera obſcura geſchoben, in die ihn der Graf nur meinetwegen hatte blicken laſſen: denn auf mir ruhte während des ganzen Geſprächs in der Fenſterbrüſtung ſein Auge; um mich in Schach zu halten, hatte er mit aller Welt zu flüſtern und Geheimniſſe zu verhandeln; und ich muß geſtehen, die Stellung zweier diplomatiſchen Contremineurs iſt ſo kitzlich, daß ich während ſolcher Umtriebe nie recht meiner ſelbſt Meiſter ſein konnte, ſondern immer in einer gereizten Spannung daſaß, die ich durch frühere Entfernung aus der Geſellſchaft abzubrechen ſuchen mußte. Der Literat that mir leid; die Ausſicht, eine Stelle, wie Herr von Gentz ſie bekleidete, zu bekommen, war ihm nur zu einem ihm ganz unbekannten, intriganten Zwecke eröffnet worden. Er wußte nicht, daß er, indem ſeine Geiſtesgaben einen großen Triumph zu feiern ſchienen, lediglich nur eine Statiſtenrolle ſpielte.

Ich erfuhr es ſchon von meinen Leuten, daß der Graf L. eifrig bemüht war, ſich nach meinen etwaigen kleinen Schwächen zu erkundigen. Ich mag deren ſehr große haben; aber die kleinen Laſter mit ihrem Gefolge von Blößen, die man der Welt gibt, von Lächerlichkeiten und oft merklichen Nachtheilen hab' ich von jeher gehaßt. Mein Weſen iſt moraliſch und körperlich zu nüchtern, als daß ich für die Ueberrumpelungen des Grafen L. eine Breſche hätte darbieten können.

mit frivolem Ton unter der Thür zurückgeschleudert. Die Zunge lallte; der Graf begleitete den künftigen Schwager mit einigen Ausdrücken wiederholter Entschuldigung und bat, Grüße an die schöne Reiterin auszurichten.

Sie wissen vielleicht nicht, lieber Althing, begann der junge Graf zurückkehrend und den Angeredeten zum bequemen Sitzen auf den schwellenden Divan nöthigend, daß mich ein ganz eigenthümliches Schicksal an diesen — unter uns gesagt — unausstehlichen, erbärmlichen Menschen fesselt?

Ich erinnere mich nicht ganz, erwiderte Althing nach einigem Besinnen; wie sich denn dergleichen verwischt, wenn man nicht selbst daran betheiligt ist! Aber in die kurze Zeit, die ich mit Ihnen — in Bonn verbrachte, fiel ja auch wohl dieser böse Unglücksfall nicht — ? — Unwillkürlich streifte des Grafen Hand die Stelle, über die eine scharfe Prime Althings gefallen war und die — dennoch Ursache ihrer Freundschaft geworden war.

Mein Onkel hat den alten Forbeck im Duell tödtlich verwundet und das Duell hat wegen meiner stattgefunden! erklärte Graf Udo. Ich selbst stand ja wie gegen Sie gegen diesen Forbeck auf der Mensur, nur mit dem Unterschied, daß wir Beide aus Corpsrücksichten los-

gingen, Forbeck aber mich persönlich beleidigt hatte. Die deutschen Universitäten sind ja dazu da, unsre rohen Sitten zu verewigen! Ich wurde schwer am Arm verwundet. Eine gewisse Steifigkeit ist geblieben. Mein Onkel, immerdar väterlich um mich besorgt, kommt nach Bonn. Der Zufall will, daß Forbeck's Vater, General a. D. von Forbeck, auch zugegen ist. Die alten Herren erhitzen sich über uns, beleidigen sich und folgen dem Beispiele ihres Sohnes und Neffen! Die Waffe, das Pistol, war diesmal tödtlich. Der General wurde verwundet und starb. Es sind für mich, da mein Onkel das edelste Herz von der Welt besaß, daraus Verpflichtungen entstanden, die — doch davon ein andermal, unterbrach sich der Erzähler selbst, wie wenn er vermeiden wollte, von etwas Unangenehmem zu reden. Das Nothwendigste, was wir jetzt zu verhandeln haben, lieber wieder aufgesuchter und gefundener Freund, fuhr er fort, ist, daß ich Sie meiner Tante zuführe und Sie mit ihr besprechen, wie wir Ihren Papa für das projectirte Grabmal erobern. Das hat die gute alte Excellenz schon ausgesprochen: Er muß die eheliche Treue verherrlichen — die Liebe über das Grab hinaus — den Glauben — oder — mit einem auffallenden Seufzer blickte Graf Udo nieder und stockte — den Wahn — nun, Sie werden mich verstehen.

Der Sohn des Bildhauers horchte auf. Den Wahn? Welcher Wahn? Im Glauben an die ehe liche Treue oder an das Jenseits? Er gestand, Nichts zu verstehen.

Wollen Sie mir nicht zürnen, fuhr Graf Udo, der in seinen leichten, weltmännischen Formen sich gleich blieb, fort, daß ich erst noch eine Bemerkung mache. Verhandeln Sie mit der Tante, aber auch mit Ihrem Papa fest und bestimmt. Es hat sich die Nachricht verbreitet, daß die Wittwe des Grafen Wilhelm 6000, meinetwegen 10,000 Thaler an das Monument, das Material nicht gerechnet, verwenden will. Kaum angekommen, bemerkte ich in Folge dessen schon Intriguen, Verleumdung, Protectionssucht, natürlich Anerbietungen über Anerbietungen.

Um Alles! erhob sich Althing. Thut das mein Vater, so lehnt er Ihren Antrag ab! Er ist von einer Empfindlichkeit, wie ein junges Mädchen! Und nun gar in Concurrenz zu treten mit den Menschen, die in den Salons glänzen, mit Menschen, die sich auf ihre Orden berufen, Matadoren der Zeitungen, die zu den Prinzessinnen gerufen werden, um ihnen Gypsabgüsse zu erläutern — da macht er lieber Reliefs zu „Berliner Oefen"! Dort steht ein moderner Ofen! Der Pan da, den die Nymphe beim Blasen der Flöte aus dem Schilfe

heraus belauscht, ist von ihm! Er kann nicht einmal leiden, wenn ich zu oft in sein Atelier komme!

Darum lassen Sie uns kategorisch handeln! sagte Graf Ildo. Wir geben noch keine Diners! Erst nächstens ein Souper für Damen, für die Damen des Frauenvereins! Der geistreiche Mephisto der hiesigen Künstlerwelt ist nicht zu fürchten. Aber wir haben Photographieen von schon vorhandenen Mausoleen oder Grabmonumenten genug erhalten, ein artistischer Zwischenhandel drängt sich ohnehin schon lange zwischen den Käufer und den Arbeitenden —

Sie studiren gründlich unser hiesiges Leben! fiel Althing ein, sich gerührt abwendend. Ja, ja, das ist es, was meinem Vater so früh das Haar gebleicht hat! Grade dieser Zwischenhandel! Diese kaufmännische Kunstkennerschaft, die etwas für 25 Thaler kauft, was sie später für das Zehnfache wieder verkauft! Nie hat mein Vater verstanden, das Gift an seine Ferse zu bannen, wie ihm damals sein herrliches Thonbild Amor und Psyche, Sie werden davon gehört haben, in einen Haufen Lehm zum Bestechen mit dem Besen zusammenbrach, so ist es ihm mit hundert Entwürfen in den Augen des irregeleiteten Publikums gegangen! Er kann nicht schmeicheln, kann nicht renommiren, nicht wie Christian Rauch den olympischen Jupiter als Goethe der Plastik

sich selbst darstellen oder wie Nietzschel sich selbst als den gotttrunkenen Schiller! Seine Weise ist die Einfachheit und Schlichtheit und am wenigsten versteht er die Politik der Hintertreppe —!

Kommen Sie sofort! unterbrach der Graf. Wir überraschen die Trauernde! In der Hauptsache ist sie vorbereitet! Sie lebt nur dem Gedanken an meinen herrlichen Pflegevater! Das Monument hat für sie etwas Tröstendes, Beruhigendes, es beschäftigt sie ganz! Hat sie Ihnen in Bezug auf Ihren Vater von dem Auftrag gesprochen, so bringt sie kein Kaiser oder König von ihrem gegebenen Worte wieder ab! In dieser Noblesse der Gesinnung habe ich die gute, aber — leider nie schon, nie fesselnd gewesene Frau, die älter als mein Onkel war, immer erkannt.

Allhings inneres Widerstreben half nichts. Er stand dann, noch betroffen über das seltsame Hervorheben „nicht anziehender" Eigenschaften, plötzlich vor einer kleinen, ganz in Schwarz gekleideten Dame, die sich etwas erhob, als er, er wußte nicht wie, bei ihr eingetreten war. Mechanisch sprach er ihr sein Beileid aus. Aufmerksam schien das schwarze, im dunkeln Zimmer weilende Wesen zuzuhören. Er wurde sich zu setzen aufgefordert. Rings war wenig zu erkennen. Das Zimmer stellte eine Rotunde vor, die wohl nie gesellschaftlich belebt gewesen

sein mochte. Hohe Blattpflanzen, das unterschied Ottomar allmälig, unterbrachen die Portièren, die bronzenen Armleuchter, die Gueridons. Graf Ildo zog eines der Fensterrouleaux auf. Da fiel ein Widerstrahl der Mittagssonne blitzend aus einem Spiegel heraus, auf ein Porträt in Lebensgröße, vor dem, in Betrachtung versunken, die ehrwürdige Dame saß.

Der junge Graf hatte es leicht, den Willen der Tante zu lenken. Denn die als Prinzessin von einem strengen Vater erzogene willenlose Frau hing mit abgöttischer Verehrung an den Lippen des so lange ihr entzogen gewesenen einzigen jüngeren Verwandten, den sie, außer einem Sonderling, dem Fürsten Rauden, der nicht weit von ihr wohnte, besaß. Sie hatte den Grafen Wilhelm wider den Willen ihrer Familie geheirathet und die Spannung war geblieben. Graf Ildo hatte das Majorat ererbt. Sie, die Gräfin, auf ihr reiches Vermögen angewiesen, ließ ihn schalten und walten. Sein fleißiger, interessanter Briefwechsel hatte sie früher für die Entbehrung seines Umgangs entschädigt. Ihr heißgeliebter Gatte hatte die Sitte, Abends im adligen Casino zuzubringen. Darüber hatte sie allerdings freudlose Stunden. Aber sie zürnte darum nicht dem Grafen Wilhelm und ihr Wirken für Wohlthätigkeit zerstreute sie. Sie fühlte sich glücklich, den Grafen in seinen

Neigungen befriedigt zu sehen. Die Denkmalfrage stand nach dem Sonnenstraht bald fest. Ein Studiengenosse Udos — der Ursprung der Narbe blieb noch verschwiegen — und ein so anziehender junger Mann und sein Vater Bildhauer — da war die Bestellung so fest, daß nur die Zustimmung des Alten selbst und das Einreichen seiner Pläne fehlte. Da der junge Althing in allem Ernst versichern konnte, daß selbst ein persönlicher Besuch des Vaters durch den Grafen und des Vaters Erscheinen hier vor dem „meisterhaft" gemalten Bilde (der junge Graf beklagte das „meisterhaft", das die Tante gebraucht hatte; Triesel hatte es gemalt) problematisch sein würde, so brach Udo die Angelegenheit mit dem Bemerken ab: Ich überrasche Ihren Vater heut Abend im Familienkreise! Im Atelier durchkreuzen andere Gedanken seinen Kopf! Die Sache ist abgemacht. Tante, Du wirst der Ruhe bedürfen. Wollen sie Dich also doch schon wieder zu Deinen Comitésitzungen haben! Trage mir nur Alles auf, was es zu schreiben giebt! Ich will so lange Euer Secretär sein, bis wir einen bessern finden! Wir bringen Dir nur Cigarrendunst herüber —

Sie empfahlen sich Beide.

Sieh, sieh, sagte der Graf beim Zurückkehren in seines Onkels großes Zimmer, das ist ja Alles gut

gegangen! Den Reſt mache ich heute Abend ab. Ich beſuche Ihren Vater in ſeiner Wohnung. Seien Sie doch auch da! Sie ſollen ja eine hübſche Schweſter haben?

Die aber dem Vater nicht Modell ſteht! erwiderte der Bruder, etwas verletzt durch dieſe plötzliche Gedankenverbindung.

Der Graf ſchien ſo reinen Sinnes, daß er ſich die bei ihm vorausgeſetzte Gedankenreihe erſt erklären mußte. Der junge Althing verſank immer mehr in eine brütende Stimmung. Er meinte, er würde auf den überraſchenden Beſuch weder Mutter noch Schweſter vorbereiten. Sonſt ſei der Vater im Stande, in den Künſtlerverein zu laufen, an einen Ort, wo er noch zuweilen, wie er zu ſagen pflegte, einen richtig conſtruirten Menſchen fände. Ein echter Künſtler könnte denn doch, meinte er, lebenslang ſein Rom und Neapel nicht vergeſſen!

Lieber Althing, was iſt überhaupt der Menſch! rief der Graf, mit einem ſonderbaren plötzlich ausbrechenden bisher wie zurückgehaltenen Gefühl. Seine Worte ſchienen Scherz zu ſein und doch begleitete ſie in ſeinen Mienen ein tiefer Ernſt. Aufrichtig geſtanden, fuhr er fort, ich bin in der Lage, jetzt wie König Philipp auf der Bühne auszurufen: Gütige Vorſehung, gieb mir einen Menſchen —!

Althing mußte des Tones ſtaunen und legte die Cigarre fort, die er nun wirklich auch genommen hatte.

Ja, ja, fuhr der Graf fort, um bei den Dichtern zu bleiben, es fällt mir auch Hamlets Wort ein, wie ſich die Vertrauten zu benehmen pflegen, die Achſeln zuckend, man wiſſe wohl etwas, man könnte etwas ausplaudern, wenn man nur wollte —? Althing, raffte er ſich endlich zuſammen und ſprach mit leiſer Stimme, ich habe Vertrauen, wahre Freundſchaft für Sie; die Art, wie Sie ſich nach unſerem Rencontre in Bonn gegen mich benahmen, iſt mir unvergeßlich. Jetzt ſind Sie reifer als ich, kennen die Welt, während ich Menſchen und Affen, Waſſer und Luft ſtudirte. Ich möchte Sie zum Mitwiſſer, aber auch zum Mitträger eines Geheimniſſes machen!

Iſt Horatio dem Dänenprinzen nicht treu geblieben? Im Augenblick weiß ich es wahrhaftig nicht! ſagte Ottomar, der durch die äußeren Lebensformen oder ſonſt ein Hinderniß immer noch vor dem Drang des Grafen, ihn ganz und gar ſeinen Freund und Vertrauten zu nennen, zurückwich.

Wir können ja nachſchlagen, ſagte der Graf träumeriſch, ſtutzte eine neue Cigarre zurecht, reichte das Feuer und drängte Althing auf den Divan zurück. Im

Zimmer war die Veränderung eingetreten, daß alle kleinen Briefpackete, alle noch ungeordneten Scripturen verschwunden waren. Der Graf hatte sie während Forbecks Bramarbasiren nach und nach sorgfältig eingeschlossen und darüber gewacht, daß der künftige Schwager dem Tische nicht zu nahe kam.

Ich brauche einen Arm, der statt meiner handelt, einen Mund, der statt meiner spricht, ein Ohr, das statt meiner hört! sagte der Graf.

Ich bin Jurist und arbeite vorab bei einem Advokaten — antwortete Althing auf diesen sonderbaren Eingang. Da könnte ich mich ja tummeln —

Nichts mit Ihrem Luzius —

Hat er nicht manche Vermögensverhältnisse Ihres Onkels unter den Händen?

Keine Klage herrscht darüber! Die Hinterlassenschaft an irdischen Gütern befindet sich in Ordnung. Das Vermögen des Onkels ist von dem der Tante getrennt. Einst bin ich Herr vom beiderseitigen Besitz. Nein, nein — fuhr der Graf niederblickend fort — es ist eine andere Erbschaft zurückzubleiben, des Onkels Ehre, die ich zu wahren habe, die ich vor meiner guten Tante unter allen Umständen vertreten sehen muß — sein guter Ruf. —

Natürliche Kinder —? rieth Ottomar.

Ich beſaß für den fernern Verlauf unſrer Verhandlungen einige Geheimniſſe, von denen ich um ſo mehr wußte, daß der Graf um jeden Preis dahinter kommen wollte, als ich auch in der That einen Courier erhielt, der mir Nachrichten überbrachte, die meine Inſtruction zwar nicht weſentlich, aber doch in einigen Punkten veränderten. Der Graf bot Alles auf, um hinter den Inhalt dieſer Depeſche zu kommen; da ſie aber nur mir bekannt war, ſo konnte ſie auch nur aus mir ſelbſt herausgelockt werden. Wenn die Diplomaten alle Wege vergebens verſucht haben, das wußt' ich wohl, ſo ſteigen ſie zu den thieriſchen Leidenſchaften herab und ſuchen auf dieſe zu wirken. Ich hörte an den Geſtändniſſen meiner Leute, daß der Graf bis auf dieſe letzten Hülfstruppen gekommen war. Nun, dacht' ich, ſo erlaubſt du dir zur Abwechslung einen Scherz mit ihm! Ich gab meinen Leuten Anweiſung, bei nochmaliger Anfrage ungefähr ſo viel fallen zu laſſen, als wär' ich etwas ſchwach im Trinken und übernähme mich darin leicht, falls man Geſchick genug hätte, mich dabei etwas in Zug zu bringen. Dieſe Notiz zündete und noch auf denſelben Abend lud mich Graf L. zu einem kleinen vertrauten Abendeſſen bei ſich ein. Der Speiſen waren nicht viel, aber der Weine weit mehr; Graf L. ſagte, die Küche könne er nicht ſo mit ſich führen, wie den Keller. Er war ungemein heiter, ſprach über Dinge, für die ich ihm kaum eine Empfänglichkeit zugetraut hätte, und würde mich in der That redſelig und durſtig gemacht haben, hätte ich mich nicht gerüſtet. Aeußerlich jedoch that ich, als wär' ich einer jener militäriſchen Diplomaten, die jetzt ſo üblich ſind und denen man ſich allerdings nicht beſſer nähern kann, als wenn man ſich mit ihnen betrinkt. Da ich aber mein Trinken, das ich

Etwas Aehnliches —

Die beiden jungen Männer schwiegen. Das Talent, leichthin von den Fehlern andrer Menschen zu sprechen, schien keiner von ihnen zu besitzen. Es erlernt sich erst in spateren Jahren durch die ansteckende Verläumdungsluft oder frühe durch eigne Schlechtigkeit.

Graf Udo erzählte: In jenem Schreibtisch habe ich von etwa vorhandenen Kindern Nichts gefunden. Mein Onkel starb so plötzlich, daß ihm eine Ordnung in seine Papiere zu bringen nicht gestattet war. Er kam wie gewöhnlich gegen 11 Uhr Abends vom adligen Casino, fuhlte sich unwohl und war plötzlich todt. Meine gute Tante, die ihn anbetete, die auch er selbst mit jeder nur erdenklichen Zuvorkommenheit und Güte behandelte, glaubte, daß er regelmäßig vom Casino kam — vier, funf Jahre hat sie das geglaubt — ohne Grund geglaubt — ich bin über diesen Flecken — doch wer mag moralisiren? Da macht mich die Geschichte mit ihren Folgen, die sie nun hat, doch recht ungluecklich —

Althing wollte nicht dem Ausdruck, sondern nur der Heftigkeit des sittlichen Schmerzes wehren, wenn er sagte: Mein Vater soll auf dem Monument keinen Anker anbringen!

Sehen Sie, rief der junge Graf, daß Sie schon Motive finden, die Hamlet'sche Zeichensprache zu reden! Gerade soll er einen Anker anbringen! Er soll Nichts weglassen, was die Gefühlsweise meiner Tante begehrt! Sentimental erzogen, gefällt sie sich im Auskosten eines Schmerzes, und wenn sie das allein trösten kann, das allein beglücken, wer wollte ihr diese Religion stören? Ist man doch der Affentheorie und dem uns künftig erwartenden Nichts gegenüber froh genug, wenn man noch Jemanden die Leiter wohlgemuth besteigen sieht, die an den alten Regenbogen der jenseitigen Hoffnungen angelehnt ist —!

Althing wußte Nichts von einer Frau Edwina Marloff, die jetzt nach einem Gange durchs Zimmer vom Grafen leise genannt wurde. Er erhielt auch nicht den Auftrag, sich nach dieser Adresse, die der Graf selbst wohl nicht kannte, zu erkundigen. Aber es schien, als sei Frau Edwina verheirathet mit einem Elenden, der sie an den verstorbenen Grafen verkauft hatte. Die Beunruhigung für den jungen Treuenfels war die, daß sich schon einmal dieser Marloff im gräflichen Hause eingefunden hatte, gemeldet worden war und mit den Dienern gesprochen hatte. Damals waren die Umstände so günstig, daß der Zudringliche Niemanden von der Herrschaft zu sprechen bekommen konnte. Er hatte gesagt, er wollte

ſchreiben. Das hatte er denn auch jetzt gethan, glücklicherweiſe in einem Briefe an den jungen Grafen. Er verlangte die letzten Verfügungen des verſtorbenen Grafen in Betreff ſeiner Frau zu wiſſen. Der Anſpruch auf dreißigtauſend Thaler ſei ihm zum mindeſten gewiß.

Der Unverſchämte! erhob ſich Althing. Wahrſcheinlich ein Spieler dieſer Menſch oder ſonſt ein Charakter der tiefſten Verworfenheit!

Seinen Drohbrief will ich Ihnen anvertrauen. Er verlangt darin Eile, ſchnellen Entſchluß —

Und wie zur Beſtätigung dieſer letzten mit Heftigkeit, aber nur halblaut hervorgeſtoßenen Worte klopfte es. Ya Roſe trat herein mit der ſchüchternen Meldung, daß jener Herr Marloff wieder da ſei, von dem der Graf ſchon neulich geſagt hätte, daß er ihn nicht hätte empfangen wollen.

Ein Pump! Man riecht die gebrannte Kaffeebohne, die den Weingeruch vertreiben ſoll! rief Graf Udo zitternd in franzöſiſcher Sprache, während Ottomar Althing, ergriffen wie von einem Abenteuer, bei dem er dem Freunde handgreiflich beizuſtehen hätte, ſich an der Stuhllehne feſthielt.

Au contraire, Monseigneur! Un homme comme il faut! A peu près un ancien professeur! lautete

der Spruch einer geprüften Welterfahrung. La Rose hatte im diplomatiſchen Dienſt ſoviel problematiſche Phyſiognomicen ſtudirt, daß man auf ſein Urtheil etwas geben konnte.

Graf Udo unterbrach jedoch den Ausdruck ſeiner Verwunderung mit der entſchiedenſten Ablehnung, den Herrn „Geometer" Marloff zu empfangen, der auch ſeine Karte übergeben hatte. Er würde ihm nächſtens ſchreiben, oder zu ihm ſchicken — ſo ließ er hinausſagen.

Es iſt ein Bettler! rief Ottomar.

La Roſe ſchüttelte den Kopf und lächelte. Er hatte über vagirendes Lumpenthum Conſulatserfahrungen. Doch verſtand er zugleich, die erhaltene Weiſung mit ebenſo viel Beſtimmtheit wie Delicateſſe an den Mann zu bringen.

Althing ahnte, daß er hier eine Vermittlerrolle ſpielen ſollte, die vielleicht mehr für ſeinen Principal, Juſtizrath Luzius, gepaßt hätte. Dieſer fiel freilich bei ähnlichen Erpreſſungsfällen gleich mit der Thür in's Haus. An die Gerichte geht man in ſolcher Lage nicht gern des Aufſehens wegen. Luzius half ſich in der Regel mit dem Hervorkehren des Uebermaßes ſeiner Geſchäfte. Kurz und bündig! war ſeine Methode. Und in der That, man ſah den Mann keuchen vom Stadtgericht zum Polizeigericht, vom Vormundſchaftsamt zum Obergericht.

Hörte man, wie er mit dem größten Cynismus jedes Ding beim rechten Namen nannte, Nichts unterschrieb, was ihm nicht plausibel war, jede Illusion zerstörte, die sich ein Proceßführender etwa von seinem Rechte machte, so war die Verständigung auch in einer halben Stunde fertig. Er glich den Aerzten, die nur von 2 bis 3 zu sprechen sind und zwanzig Patienten empfangen.

Geben Sie mir den Brief des Mannes! Ich will mich nach ihm erkundigen und werde zu ihm gehen! Von einer Zahlung, einem Einblick in die letztwilligen Verfügungen kann keine Rede sein!

Dann haben wir einen Proceß! fiel der Graf ein, hocherfreut über seine mit Erfolg belohnte Hoffnung, daß ihm Allthing diese peinliche Erörterung abnehmen würde.

Selbst wenn Sie 30,000 Thaler zahlen sollten, würden Sie nicht das Todtschweigen vorziehen? entgegnete der junge Jurist.

Gewiß! Gewiß! antwortete dieser und sah nach den Zimmern der verwittweten Gräfin hinüber.

Ottomar ging. Seine eigne Tischzeit war längst vorüber. Am Abend hofften die jetzt freilich eng Verbundenen sich wieder zu sehen. Auf der Stiege bemerkte der Abwärtssteigende, daß hier und da aus welken Blättern und schlaffen Bändern noch ein Anker, das Zeichen der Treue, zu erblicken war. Ein eigner Klang

aus der Harmonie des Lebens, ein Mißton, ein schmerzlicher Weheruf drang an sein Ohr. Im lebendigen Nachgefühl des Eindrucks, den ihm die Trauer des so glücklich wiedergefundenen Freundes gemacht und die zarte Schonung der Matrone, mochte er auch nicht allzuschnell hier das Richteramt üben.

## Drittes Kapitel.

Wieder war ein zeitungsloser Montag erschienen. Wieder standen die kleinen Flaschen des geschickten rheinischen Weinmischers auf dem grünen langen Wachstuchtische. Wieder wurde jeder der Ankömmlinge dieser wunderlichen Gesellschaft mit einem freudigen Ah! begrüßt. Sogar der trottoirnervenkranke Bildhauer war erschienen. Sanitätsrath Eltester saß für eine Viertelstunde neben ihm und fühlte ihm den Puls, den er ausgezeichnet fand. Er sagte ruhig: Ich habe dieser Tage mehrere Todte begraben! Da kann ich schon ein halb Stündchen unter den Serapionsbrüdern ausharren, und Bildhauer und Arzt arbeiten sich ja in die Hände.

Serapionsbrüdern! rief aus einer dunkeln Ecke eine helle scharfe Stimme. Den Namen aus Hoffmanns alter Zeit, den sollten wir eigentlich nicht festhalten, sondern uns Serapisbrüder nennen! Zwar habe ich ihn noch gekannt, den Mann mit dem Eulengesicht und der Eulennatur, der diesen Namen für eine Sammlung

Novellen verschiedenen Werthes wählte. Aber seine Serapionsbrüder kamen ebenso zusammen wie wir und beriefen sich auf alte Mönche, von denen viele Serapion hießen. Nur weiß ich von Einem einen prächtigen, echt-katholischen Legendenzug. Er war arm. Da traf er eine Wittwe, die ihn um Rettung in bedrängter Lage anflehte. Armes Weib, ich kann Dir Nichts geben! sprach er. Aber warte! Ein Trupp Schauspieler zog vorüber, diesen will ich mich als Sklave verkaufen. Den Erlös will ich Dir schenken. Die Comödianten waren so gerührt von dem Edelmuthe dieses Mönches, daß sie ihm das Geld und die Freiheit gaben.

Ließe sich das nicht modernisiren? hieß es durcheinander und theilweise, der Schauspieler wegen, mit Lachen.

Als Posse —?

Der Mönch muß die Lichter bei den Schauspielern putzen!

Er muß als Claqueur dienen, die Reclame besorgen —!

Man bat um Ruhe. Andere wollten von dem „prachtigen Stoff" abstrahiren und von den Serapisbrüdern hören.

Der Kenner der Legende war der mit allen Orden der christlichen und orientalischen Höfe bedachte Trieſel

gewesen. Althing war beim Eintritt stumm auf den kleinen Mann zugegangen, hatte ihm die Hand geschüttelt, sich aber erst gesetzt, als sich trotz der collegialen, durchaus gemüthlich aussehenden Begrüßung eine entferntere Unterkunft ermöglichte.

Eben dachte Althing vor sich hin: Er ist im Loben, Anerkennen begriffen! Das ist ja selten. Aber was er lobt, muß immer schon todt sein! Und Triesel ließ sich zuletzt auch die Serapionsbrüder, die er erklärte, nicht nehmen. Traurig waren die Ausgänge der alten Serapionsbrüder, erzählte er. Bei einem Italiener, in einem Hinterstübchen einer Delicatessenhandlung, hatten sie angefangen, erzählten sich bei Ungarwein und schwerem italienischen Asti allerlei Schnurriges aus dem „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" — der alte Ramberg machte die nöthigen Bilder mit dem obligaten Kätzchen und Mops dazu — in einem großen Weinhause, wo dann nur getrunken wurde, hörten sie auf. Das war die thebaische Wüste, in die sie sich zurückgezogen hatten.

Der Sanitätsrath bekam Lust für die Serapisbrüder. Er nannte Serapis den egyptischen Aesculap. Nur mit dem Unterschiede, setzte er hinzu, daß Serapis zu gleicher Zeit die Sonne der Nacht gewesen wäre.

Alles horchte auf und wiederholte: Die Sonne der Nacht?

Ja, fuhr der Sanitätsrath fort, ein tiefer Gedanke, diese egyptische Annahme eines Gottes der Nachtsonne, der uns des Nachts abgewandten Sonne, recht eines Bildes der Wissenschaft, des geheimnißvollen Lebens der Natur. Und bei den Egyptern war dann auch die Religion noch des guten Nebenzwecks wegen da, den Arzt für den Leib zu machen. Die Geistlichen heilten die Krankheiten theils mit Gebeten, wie ja das auch noch im neunzehnten Jahrhundert in München und Westfalen und wohl auch bei uns der Fall gewesen ist, theils mit den kindlichen Anfängen unserer materia medica. Daß die Serapiespriester eine Bruderschaft bildeten und Nichts auf einander kommen ließen, liegt im Charakter jeder Lehre, die den Zweifel ausschließt. Unser heutiges Parteiwesen kommt dem nahe. Wer in die eleusinischen Geheimnisse einer Fraction aufgenommen ist, muß zu Allem, was der Führer will, Ja! sagen. Alles wird wieder Loge! Loge, meine Herren, Freimaurerloge! Nicht etwa Lüge —

Logos! Logos! riefen die anwesenden Philologen. Es waren die Enthusiasten für die neuen Zustände.

Das überwiegend Medicinische, kritisirte jetzt schon Triest und zog die goldene Brille in die Höhe, stört mich doch an Ihrer Erklärung. Und wir tagen ja auch nicht bei Nacht. Bleiben wir bei unsern einfachen neuen Serapionsbrüdern!

allerdings nicht ganz unterließ, an einen festen Vorsatz, nämlich an die Bedingung geknüpft hatte, daß es mir Graf L. darin, wenn nicht zuvor, doch gleich thun müsse, so stellte sich bald ein Erfolg heraus, der in der That ein Werk der Nemesis schien. Ich hatte einen festen, leitenden Gedanken, der mir Kraft gab, meine Besinnung vollkommen zu beherrschen; Graf L. dagegen, stürmisch nur an das scheinbare Gelingen seiner List denkend, hatte sein Bewußtsein nicht so siegreich in der Gewalt; die Wellen der durch den Wein erregten Heiterkeit glitten über seine Besonnenheit hinweg und betäubten bald alle die Vorsätze, die er, seines Einflusses auf mich gewiß, für sich selber gar nicht gefaßt zu haben schien. Nun war das Verhältniß umgekehrt. Ich nüchtern, Graf L. trunken. Ich heiter und mittheilsam, Graf L. aber, um mich zum Aeußersten zu verlocken, schwatzhaft, rücksichtslos und zuletzt seiner selbst nicht mehr mächtig. Um ihn nicht mißtrauisch zu machen oder, was in diesem Zustande so leicht ist, zu erzürnen, befriedigte ich ihn mit ersonnenen und irrthümlichen Zugeständnissen und riß ihn damit selbst zu einer Beichte hin, die er mir freiwillig, jetzt ohne allen Rückhalt, mit drolligem Jubel gab. Wollt' ich alle die Intriguen, die er mir damals von sich erzählte, hier wiedergeben, sie würden sich wie die Geschichte eines diplomatischen Gilblas ausnehmen. Erst in tiefer Nacht schieden wir.

Das Erwachen muß für Graf L. fürchterlich gewesen sein. Da die Anker seines Gedächtnisses mit dem Rausche fortgespült gewesen waren, so hatte er selbst von den Erfindungen, mit denen ich ihn bediente, nichts behalten können. Aus der Leere seines Gedächtnisses mußte ihm am folgenden Morgen gleich erklärlich gewesen sein, wie er sich den Abend

Der Sanitätsrath hatte Eile, sah nach der Uhr und brach auf, während er noch immer für die Serapisbrüder plaidirte und scherzhaft ausrief: Der Gott der abgeschiedenen Seelen! Die Unterweltssonne! Nachts um ein Uhr wird ja auch leider oft genug an der Doctorglocke gezogen!

Er gab die Thür, wie man zu sagen pflegt, nur Andern in die Hand. Das Zimmer füllte sich mit neuen Ankömmlingen, die erfreut waren, die Versammlung so zahlreich und so angeregt zu finden.

Da sehen Sie, meinte eine Stimme, wie wenig unsere Zeit noch erlaubt, bei einander zu sitzen, ohne über Etwas zu streiten oder einander zu belehren. Nun zanken wir uns sogar über den eignen Namen!

Einer, der leider schon aufstand und sich zum Gehen rüstete, bemerkte: Eigentlich ist unsere Serapionsbrüderschaft eine zu lose Verbindung! Grade wie in den katholischen Ländern die Leute, die auf den Markt gehen, nebenbei auch noch ein Stück Messe mit anhören, dreimal vor dem Altar knixen und sich mit Weihwasser benetzen und dann zu Kartoffeln und Rüben übergehen!

Es war der Justizrath Luzius, der da sprach und eben gehen wollte.

Halt da, Justizrath! rief dem schon die Thürklinke in der Hand haltenden Trieſel nach: Das Bild ist gut

gewählt! So kauft man ſich auch gleichſam von der Verpflichtung für das Schöne und Erhabene durch den Kunſtverein ab! Für 5 Thaler jährlich erhält man das Recht, ſich das ganze Jahr über um keinen Kunſtgegenſtand mehr zu bekümmern! Nicht ſo, Meiſter Althing?

Er muß durchaus von manchen Menſchen Beifall haben! brummte Althing unhörbar. Der ſogenannte „allgemeine Beifall" genügt ihm gar nicht mehr. Und als ſich aus Trieſels Bemerkung ein allgemeines Seufzen: Wie ſoll es beſſer werden? entwickelt hatte, antwortete Althing endlich mit kräftiger Stimme: Wenn ſich Jeder befreit von ſeiner Ehrſucht! Eine Welt auch noch hat außer ſeinem Jagen nach Ehre, Auszeichnung, Verdienſt! Und das von oben an, von der äußerſten Spitze herab. Denn in den Kirchen geſehen werden, oder in der Comödie, das iſt Nichts für den Beweis von Reſpect vor dem Weltgeiſt. Die gewohnten Gleiſe gehen, durch dieſe oder jene Handlung, deren Motive auf Gefühl deuten ſollen und höchſtens Vorhandenſein von etwas Takt verbürgen, ſonſt aber niemals den Lauf der Alltäglichkeit, das Streben nach Macht, das Zertreten ſeiner Gegner unterbrechen, das kann die innere Einkehr nicht ſein, die ich meine. Ihr verbraucht nur recht die alten Ueberlieferungen und werft ſie wie Rechenpfennige aus,

Phrasen sozusagen aus Schiller und Goethe, die geflügelten Worte werden bald zu Kalauern geworden sein, der Pegasus ein alter Droschkengaul, der Staat ein toller Hund, dem Jeder aus dem Wege geht —

Althing! Althing! rief man von allen Seiten.

Der Justizrath war verschwunden. Er hatte doch noch bis zuletzt zugehört, ging aber, ohne die Miene zu verziehen. Er überließ die hintertassene These einer, wie fein durch die Brille verschärfter Blick sofort wahrnahm, sich zur Lebhaftigkeit rüstenden Debatte, deren Reigen denn auch mit „sittlicher Entrüstung" der ordengeschmückte Hofmaler begann.

Die weiten Entfernungen in der Stadt und die außerordentliche Fülle von Geschäften, die auf den Schultern des eigenthümlichen, Vielen räthselhaften Mannes lagen, hätten diesen längst bestimmen sollen, den dringenden Wunsch seiner Gattin und Tochter zu erfüllen, sich Wagen und Pferde anzuschaffen. Der schwer zugängliche, an Blutandrang oder innerer Verstimmung leidende Mann erklärte jedoch, möglichst frei bleiben zu wollen, was er mit Equipage nicht sein könnte. Denn dann würde er der Sklave des unvernünftigen Viehes, der Mucken seiner Pferde, und auch des Thierischen bei vierzehntäglich wechselnden Kutschern. Er bediente sich der Fiaker, die ja an jeder Ecke zu haben waren.

So winkte er denn auch jetzt einem solchen und war bald in seiner Wohnung, der Bäckerstraße, wo zu jeder Stunde eine reiche Clientel nach ihm fragte oder auf ihn wartete. Hausbesitzer, Speculanten, Frauen, die gern geschieden sein wollten, andere, die es schon waren und neue Beschwerden hatten; Alles durcheinander fand sich bei dem auch in den Zeitungen immer mit glücklichen Vertheidigungen bezeichneten Rechtsbeistand ein.

Der starke corpulente Mann, der sich bei rascher Bewegung von einem leichten Asthma nicht frei fühlte, immer thätig, vielleicht immer darüber grübelnd, woher er mit Anstand Geld nehmen konnte, hätte in seinem Leben schon selbst Anfälle haben dürfen, seinerseits auch an Trennung von seinem Weibe zu denken. Denn die Justizräthin, mit ihren Töchtern Tascha und Jerline, hatte schon wieder das Hülfspersonal des Vaters für einen Ball in Anspruch genommen. Statt daß diese im Bureau saßen und die Einreden und Appellationen aufsetzten, deren Entwürfe ihnen der Justizrath mit bewundernswürdiger Schnelligkeit gemacht hatte, wurden Thomar Asthma, Jean Vogler und Edmund Dieterici von ihren Stellen abgerufen, um Cotillontouren zu erfinden. Die jungen Männer, die diese Frauen einfach als die bezahlten Sklaven ihres Gatten und Vaters ansahen, sollten Ideen angeben, die sich bei Gläsern,

Tapezierern, Händlern im Fach unſchuldiger Sprengſtoffe, Blech, Papierreifen u. ſ. w. vorausbeſtellen ließen.

Aber Sie wiſſen heute auch gar Nichts! rief Saſcha mit kokettem, auf Ottomar Althing gerichtetem Blick.

Sonſt war der beſte Mitarbeiter ihres Vaters in ſolchen Fällen immer guter Laune. Heute ging ihm eher Alles durch den Kopf, nur nicht die Erfindung eines originellen Cotillongedankens.

Wenden Sie ſich an Theodorich! antwortete er und wollte gehen.

Althing, rief der Gemeinte, Referendar Dieterici, eine ſchmale blaſſe Figur mit blondgekräuſeltem Haar, daß auch Sie dieſen unqualificirbaren Witz, meinen Namen zu verdrehen —

Oſtgothe! rief der dritte, Jean Vogler, eine große, ſogar ſchon zum Embonpoint neigende Figur; warum wollen Sie das tragiſche Geſchick Ihres Hauſes nicht anerkennen! Jetzt, wo Sie einen Bund mit den Sarmaten geſchloſſen haben und ſich mit vereinten Kräften auf Rom ſtürzen könnten —

Bei alledem lächelte Dieterici. Er verſtand die Anſpielung auf ſeine neue hübſche Wirthin, die eine Deutſchpolin und katholiſch war und noch dazu eine hübſche ſchwarzhaarige Schweſter hatte.

Ach, laſſen Sie das jetzt, Herr Vogler! riefen die Damen und würden in der That die koſtbare Zeit der Mitarbeiter ihres Vaters mißbraucht haben zu Cotillonserfindungen, wenn es nicht plötzlich geheißen hätte: der Vater!

Die Ankunft des Juſtizraths erlaubte allen Dreien, ſich dem Wetteifer der ſich in Naturlauten Ueberbietenden, die denn doch zuweilen noch von einer vorhandenen Großmutter mit den Worten abgetrumpft wurden: Das giebt Feuersgefahr! zu entziehen. Jean Vogler behauptete, blaue Flecken am Arm zu haben, ſo hätten ihm die Mänaden mit ihrer Dringlichkeit zugeſetzt. Dieterici, Theodorich genannt, der hinter dem Schein der Milde und Sanftmuth viel Eitelkeit und Pedanterie zu verbergen ſchien, erklärte geradezu, tête-à-têtes dieſer Art mit den Damen im Hauſe nicht wieder anknüpfen zu wollen. Denn nicht nur, daß es der kleinen Zerline nur ein Leichtes war, auf ein: Fräulein, ich weiß wahrhaftig Nichts, als Knallbonbons ziehen! flottweg zu erwidern: Ach, Sie ſind ein Simplex! er trug ihr auch Zurückſetzungen und empfindliche Verlangnungen bei Bällen, bei nicht eingehaltenen Tanztouren nach. Die Mutter konnte ſich vornehmen, ſolche herausplatzende Aeußerungen ihrer Tochter, auf Pflicht der Großmama, rügen zu wollen, aber den Vorſatz auszuführen, dazu blieb das ganze Jahr

über — vor Besuche machen und empfangen, vor Rennen und Laufen in dies und jenes Theater, in dies und jenes öffentliche Vergnügen, im Sommer vor den Bade- und Schweizerreisen keine Zeit. Und wie hier nicht für die Bildung ihrer Tochter, so für Tausendertei nicht. Man nannte das alles Natürlichsein. Aus einigen Schriftstellern, die diesen Ton begünstigten und ihn „reizend" nannten, holte man sich artige Namen für das „Unartige". „Grille" zu spielen war allgemeine Mode und — Ottomar versank nicht wenig in Grübeln, wenn er sich sagte, daß auch die testamentarisch Verlobte seines Freundes und des ihm nunmehr so vertrauten Grafen Treuenfels, Ada von Forbeck, ganz das gleiche Wesen hatte —!

Atthing wollte den Justizrath, der schon nach einer halben Stunde wieder auf die Uhr und in den Terminkalender sah, in's Gerichtsgebäude begleiten. Die Clienten wurden auf die an der Thür bezeichneten Sprechstunden verwiesen. Eine Strecke durch die halbe Stadt hindurch zu machen, hatte wieder ein Fiaker geholfen. Atthing hatte Acten zu vergleichen. Namentlich aber wollte er zu dem großen schwarzen Buche zu gelangen suchen, worin die Namen derjenigen verzeichnet stehen, die eine Strafe abgebüßt haben. Es war eine „Zeitgenossen-Galerie" eigener Art, ein Werk voll Gewissenhaftigkeit; jeder „Rückfall" war verzeichnet. Zu diese Senkgrube der

Menschheit wollte er hineinblicken und nach dem Namen: Geometer Marloff forschen.

Kennen Sie einen gewissen Marloff, Geometer? fragte er schon den Justizrath während des Fahrens.

Dieser verneinte und setzte sogleich hinzu: Wie so? Althing wich der Frage aus und murmelte etwas von Häuserbau und Vermessungen.

Will sich Ihr Vater ein Haus bauen? Ich habe ihn eben gesprochen. Er schien heute in einer gehobenen herausfordernden Stimmung, die ich an ihm gar nicht kannte. Ist ihm etwas Anregendes widerfahren? Widerwärtiges oder Gutes?

Der Sohn hütete sich wohl zu sagen: Das bestellte Mausoleum regt ihn auf! Auch rührte es ihn zu hören, daß seinen Vater ein Glück so heben, so erfreuen konnte! Er konnte nicht anders sprechen, als durch die Miene des staunenden Aufhorchens.

Ich will ihm wünschen, daß kein Spion zugegen war! fuhr Luzius eigenthümlich blinzelnd fort. Wir kommen ganz wieder in die alten Zustände zurück! Die Gemeinheit kann keine Größe ertragen und gewisse Große und Bevorrechtete, die doch nur ihre Pflicht gethan haben und in der Lage waren, diese mit etwas mehr Effect zu thun, als Unsereinem möglich war, diese plagt der gemeine Neid auf den wahren Genius —! Auch das

verbündet dieſe Herrſchaften den Communiſten, denn auch dieſe plagt der Neid auf den Genius und die Bildung! Ihr Freund Wolny hat ſchon wieder Spectakel mit ſeinen Arbeitern!

Ich las es in der Zeitung. Die unſeligen Aufhetzer —!

Wolny war ebenfalls eine Bekanntſchaft Ottomars von einer ſüddeutſchen Univerſität her. Wolny war dort ſchon Lehrer. Der ſtrebſame junge Mann erzürnte ſich mit dem Rector ſeines Gymnaſiums, einem Pedanten und Tyrannen, fand auch als Privatdocent keine Beförderung und ging in die Reſidenz. Hier nahm er eine Hauslehrerſtelle bei einem reichen Fabrikanten und heirathete zuletzt deſſen Wittwe. Er war wohl zehn Jahre älter als Ottomar. Seine Studien hatte er, wie man zu ſagen pflegt, an den Nagel gehängt und war ganz Techniker geworden.

Zu langen Erörterungen ermunterte der Straßenlärm nicht, nicht das Geraſſel des Wagens, nicht die dem jungen Althing ſchon bekannte Erfahrung, daß ſein Juſtizrath Alles, was nicht auf ſeine Praxis ging, ſchnell abbrach. Seit der Erwähnung des obengenannten Buches verfiel er in ein unheimlich brütendes Schweigen.

Ottomar war nach dem erhebenden Sonntag, wo Graf Udo gekommen, die Mutter ſich ſo würdig, der Vater gemäßigt, Helene ſo weltgewandt bewieſen, nicht

wieder draußen im Park gewesen. Er vergegenwärtigte sich, wie es dem Vater neuen Schwung gegeben, sich zur Herstellung eines gewiß vielfach zur Besprechung kommenden Denkmals erwählt zu sehen, wie es ihn beruhigte, dafür eine Summe zu erhalten, welche die gemeine Sorge um das Nächste auf einige Zeit wieder in den Hintergrund drängte. Graf Treuenfels war an dem schönsten Herbstabende gekommen. Der Sohn hatte wohlweislich der Mutter und der Schwester keinen Wink über den zu erwartenden Besuch gegeben. Denn die geringste Spur, daß dies geschehen würde oder ein verrätherisches Anzeichen, daß eine größere Sorgfalt auf das bescheidene Abendmahl gelegt worden wäre, hätte den vergrämelten Mann verstimmt und gegen die Anerbietungen des Grafen mißtrauisch gemacht. Ottomars Schwester, Helene, ein Mädchen von holdseligem Liebreiz, bestrickender Anmuth des Benehmens, ein Mädchen voll Geist und Bildung, seine Mutter, eine noch anziehende, nur etwas von körperlichen Leiden gebeugte Frau, trugen nicht wenig dazu bei, den Abend so gemüthvoll verlaufen zu lassen, daß Graf Udo in dem großen Park, den Beide beim Nachhausegehen — Ottomar begleitete ihn — durchschneiden mußten, ohne Schwärmerei und rein nur als etwas Selbstverständliches seinem alten Studiengenossen sagte: Wir sollten uns eigentlich Du nennen! Die

vorher verrechnet hatte. Was er selbst nicht wußte, bestätigten ihm die Bedienten. Der Gedanke, daß er selber gewiß mehr geredet hätte, als sich mit seinem Systeme der Schweigsamkeit und Klugheit vertrug, peinigte ihn sicher entsetzlich.*) Er fühlte, daß er in dem gemeinschaftlich von uns angestellten Wettlaufe weit hinter mir zurück blieb, seitdem er sich in dem Grade vergessen und in eigenen Gruben fangen konnte, und mußte nun das Aeußerste aufbieten, um wieder mit mir in gleichen Schritt zu kommen. Ich gestehe, daß Graf L. sich hierbei wieder einer List bediente, die nicht klüger ersonnen sein konnte. Er fing nämlich an, da er doch einmal wußte, wie viel oder wenig mir im Moralischen beizukommen wäre, meinen Abscheu gegen Lügen und Verstellungen auf eine sehr empfindliche Probe zu stellen. Um mich zu zwingen, die Verhältnisse einiger Fragen nach ihrer Wahrheit einzugestehen, kam er auf den glücklichen Einfall, sie mir durch Lügen zu entlocken. Er stellte die keckſten Behauptungen auf, auf welche er so entschiedene Schlußfolgerungen baute, daß ich in die peinlichste Ungewißheit gerieth, ob ich sie auf sich beruhen lassen oder widerlegen sollte. Er nahm z. B. irgend eine Verfahrungsweise meines Hofes als etwas an, das sich von selbst verstände und allgemein bekannt wäre, baute hierauf nun Folgen über Folgen, die sich bald in solche Annahmen verloren, daß ich, da sie sich wie Anklagen und gefährliche Irrthümer anhörten, sie allerdings nicht ohne Widerlegung lassen konnte. Man denke sich hierin

*) Ohnehin wird das Gefühl nach einem verschlafenen Rausche darum so bitter, weil man sich der vielen exaltirten Reden wegen, die man dabei geführt hat und von denen ein wirres Echo Einem noch immer im Ohre nachklingt, recht abgeschmackt und dumm vorkommt.

Accolade laſſen wir auf gelegenere Zeit! Es war ſtill um ſie her. Die Bäume ſtanden feierlich. Fern rauſchte das großſtädtiſche Gewühl. Beiden mußte daſſelbe Bild vor Augen geblieben ſein, das kleine Zimmer im vierten Stock eines an ſich prachtvollen Hauſes, das man auf Teppichen beſchritt. Die Treppe war von Marmor, das Geländer Gußeiſen in gefälligſter Geſtaltung. Nur die Möglichkeit, im Garten ein Atelier zu haben, hatte für die Wahl dieſer ſonderbaren Wohnung unterm Dach entſcheiden können. Ein Maler hätte das traute Beiſammenſein, die Beleuchtung durch ein halbgedämpftes Lampenlicht, die frugale Mahlzeit, das Erröthen, das Lächeln, Selbſtbedienen, Vorlegen Helenens, die ſcheue prüfende Zurückhaltung des Grafen, der von Ada von Forbeck nur flüchtig ſprach, wiederzugeben verſucht ſein können. Es giebt Bilder, von denen man Nichts als das Licht und die von ihm beſtrahlten Phyſiognomieen behält.

Natürlich war ſpäter das Geſpräch auch auf die geheimnißvolle, Ottomar übertragene Miſſion zurückgekommen. In einem Fichtenhain, wo ſich manche in ſeinem Bereich aufgeſtellte Marmorſtatue vor dem Geſindel zu ſchämen ſcheint, das hier nicht ſelten nächtlich zu lagern wagt, hatte der Graf nach längerer Pauſe ausgerufen: Mein armer Onkel Wilhelm! Ich leſe jetzt in ſeinem Nachlaß! Alles war doch edel und gut an ihm!

Ottomar ſchwieg. Sein Schweigen war Widerſpruch.

Die Verirrung mit jener Frau — das Räthſel muß ſich löſen.

Ottomar beſaß nun den Brief des ehrloſen Gatten, der ſein junges unfehlbar ſchönes Weib an einen Andern verkauft hatte. Aber der Graf hatte ihn beim Nachhauſegehen mit einer Bitte aus dem Portefeuille gezogen. Es war, wie wenn der Lichtglanz der Reinheit, in deren goldnem Dämmer ſie ſich eben befunden hatten, auch die Vorſtellungen, die in ſeinem Innern lebten, verklärend ergriff. Er bat Ottomar, mit ſeinen Erkundigungen noch etwas innezuhalten; er wollte es noch auf einige Tage im Zuwarten ankommen laſſen und nur die Briefe überwachen, die an die Tante gingen. Darüber waren nun acht Tage verſtrichen. Am geſtrigen Sonntage hatte der Graf den Freund und auch deſſen Vater zu Tiſch gehabt und ihn mit flüchtiger Vertraulichkeit gebeten, nun vorwärts zu ſchreiten und wenigſtens das Perſönliche feſtzuſtellen. Graf Udo war noch nicht völlig frei von dienſtlichen Verpflichtungen und wurde von der Geſellſchaft über die Maßen in Anſpruch genommen. Daß er den Staatsdienſt verließ, gehörte zu den Bedingungen des erſten Eintretens in's Majorat.

In jenem ſchwarzen Buche, das von keinem unſichtbaren Engel der Reue gehütet wird, eher umkreiſen es

hohnlachende Teufel oder wie würde Kaulbach den Geist des „Rückfalls" gemalt haben —? fand sich der Name Marloff nicht. Mit einem überführten Verbrecher hatte man also nicht zu thun. Die Wohnung, die angegeben war, lag in der Vorstadt. Der Brief war kurz und bündig. Er verlangte 30,000 Thaler, um die Versprechungen des alten Grafen wahr zu machen.

Althing nahm einen Fiaker und stieg am Thore aus. Es war leider nicht dasjenige Viertel, wo sein Freund Wolny wohnte und die beste Freundin seiner Schwester, eine Martha Ehlerdt, die in dem reichen Hause der ehemaligen Commerzienräthin Rabe, jetzigen Frau Doctor Wolny, Gesellschafterin war.

Es war Mittag. Die Arbeiter der Vorstadt ruhten. Ausgestreckt lagen sie zwischen den Neubauten, von denen die sonst nur aus Gärten und kleinen einzeln gelegenen Häusern bestehende Vorstadt durchzogen wurde. Hier wird er irgendwo in einem der neuen Häuser wohnen, die an zwei Seiten umzufallen drohen, weil ihnen die Anlehnung fehlt. In einer Volksküche wird er vielleicht zu Mittag speisen! Es giebt solche Incognitos! sagte sich Ottomar. Ist er nicht zu Hause, so giebst du deine Karte ab, schreibst einige Zeilen darauf und meldest deinen wiederholten Besuch an!

Es war ein schönes neues Haus, das Ottomar endlich betrat, aber die Nachfrage nach seinem Mann wies ihn in den Hinterhof, der allerdings hell und freundlich war. Zwei Stiegen sollte er hinaufgehen! Er, der sich gerüstet hatte, einem Mann zu begegnen, der nur in den feinsten Restaurants leben, auf schwellenden Divans sich strecken konnte! Zwei enge, wenig sauber gehaltene Treppen! Verwundert klopfte er an eine Thür, die wirklich mit dem Namen des Gesuchten bezeichnet war. Ein einfaches kleines Arbeitszimmer empfing ihn, wo sich auf einem großen dicht an's Fenster gerückten Tische, Schreibbücher, Bücher, Zirkel, Meßinstrumente und ähnliche Arbeitsbehülfen eines mit dem Messungswesen beschäftigten Technikers vorfanden. Schon öffnete sich eine Nebenthür und ein mittelgroßer wettergebräunter Mann mit weißen Haaren, mit feurigschwarzen Augen, in einer gestreiften Jacke, ohne Tragbänder für die schlaff herabhängenden Beinkleider, der eben sein Mittagsmahl zu halten schien, herrschte ihn mit den Worten an: Was wünschen Sie? Was wollen Sie? Womit kann ich dienen? Sind Sie nicht irre gegangen?

Sicher ein Geizhals! dachte Ottomar. Er fand nicht sogleich die Sprache. Denn dieser Gatte einer leichtsinnigen jungen Frau, dieser Schlemmer und Schuldenmacher hatte eben einem auf einer Tischkante servirten

Mahle zugesprochen, einem Mahle, das kaum aus Fleisch bestand. Wenigstens entdeckte sein schneller Ueberblick nur Kartoffeln, gelbe Rüben und Wurst.

Ich wünsche den Geometer Herrn Markoff zu sprechen — und scheine allerdings irre gegangen —

Der bin ich! Ich habe Aufträge genug! Nehme jetzt keinen mehr an — lautete die unwirsche Bestätigung. Der Mann, dessen Antlitz sich immer mehr röthete, schien den Besucher durch die Thür in's Vorderzimmer und auf den Vorplatz drängen zu wollen.

Ich komme im Auftrag des Grafen Treuenfels und soll Sie fragen, mit welchem Rechte Sie die unerhörte Forderung von —

Ist nicht mehr meine Sache! unterbrach der Alte mit zornfunkelndem Antlitz. Meine Frau hat die Sache selbst in die Hand genommen! Sie hat nun selbst an den jungen Grafen geschrieben! Lassen Sie mich mit dieser Angelegenheit in Ruhe! Sie berührt mich nicht mehr. Sie stören mich bei meinem Mittagsmahl!

Ich muß gestehen, entgegnete Althing, daß ich von Ihrer wahrscheinlich in Glanz lebenden Gattin mehr Sorge für den Comfort ihres toleranten Mannes vorausgesetzt hatte —

Hahahahaha! lachte der in seinem Mahl gestörte Diogenes mit mephistophelischer Wildheit auf. Herr!

fuhr er fort, mit welchem Rechte mischen Sie sich in meine Angelegenheiten? Comfort! Comfort! Ich werde schon wissen, welche Kost mir wohlthut. In drei Teufels Namen — der Gegenstand ist abgemacht! Meine Frau will ihre Forderung selbst betreiben. Der Graf hat ihren Brief heute erhalten und damit lassen Sie mich persönlich in Ruhe! Den Gegenstand berühre ich, wie Sie sich wohl denken können, ungern und ich bin froh, daß ich mich auswärts in der Welt herumtreibe. Uebrigens war Graf Wilhelm ein Ehrenmann. Wir haben nichts Böses im Werke, nur was nothwendig ist! Herr, die Welt ist so, daß man nicht immer ist, was man scheint! Gehorsamer Diener! Adieu!

Es fehlte nicht viel und der Polternde hätte den Bevollmächtigten, der hier kaum seinen Namen nennen, kaum seine Visitenkarte hatte abgeben können, zur Thür hinausgeworfen. Ottomars edle Erscheinung und das „Leutenant der Reserve" milderten das Benehmen des Grobians. Rücksicht auf das ärmliche, kalt werdende Mahl und die Anerkennung des Grafen Wilhelm bestimmten Ottomar, sich schon von freien Stücken zurückzuziehen. Aber darum muß ich Sie doch bitten, sagte er sich wendend, dabei aber die Stimme erhebend, den jungen Grafen, meinen Freund, der mich hergesandt hat, weder mit Ihren Besuchen, noch mit Briefen zu

beunruhigen! Daß Ihre Gemahlin den Schritt wagt, ſelbſt die Feder zu ergreifen, iſt eine wahre Grauſamkeit gegen ein trauerndes Herz und eine Unvorſichtigkeit ſonder Gleichen gegen die Tante des Grafen!

Die letzten Worte ſprach Althing ſchon auf dem Vorplatz für ſich allein. Denn der Alte, in deſſen gefurchten Geſichtszügen ſich auch keine Spur von einer tiefer gehenden Theilnahme für die ihn ſo nahe berührende Angelegenheit zeigte, ſchloß ſchon die Thüre zu, wie wenn ſie nur aus Verſehen offen geſtanden hätte und warf die innere ebenfalls heftig in's Schloß. Noch hatte der ſo ſprode Zurückgewieſene in einer Ecke Viſirſtangen mit bunten Fähnchen, auch an der Wand einen Revolver erblickt. Er hörte nur noch ein unausgeſetztes widerwärtiges Papperlapap!

Daß ſich hier ein geheimnißvoller Lebensconflict offenbarte, ſchien nun dem Sendboten außer Zweifel zu ſein. Ottomar vergegenwärtigte ſich die Beſchämung ſeines Freundes, Zeilen von jener Hand zu erhalten. Es hatten ſich welche im Nachlaß vorgefunden. Heruntergekommen bis zum Bettler ſchien dieſer Alte doch nicht. Der mit Scripturen bedeckte Tiſch deutete auf eine regelmäßige Beſchäftigung. Ein Glaskaſten mit ausgeſtopften Vögeln gehörte vielleicht dem Vermiether der Zimmer an. Aber eine reiche Anzahl von wohlgeordneten Büchern

zwiſchen denen der Revolver gehangen hatte, mußte doch wohl dem vielleicht mit der Welt zerfallenen Sonderling angehören. Er hat vielleicht eine junge Frau geheirathet, ſagte ſich Ottomar, der ſeinerſeits wie ſo viele junge Juriſten die Gemeinheit der Lebensbeziehungen erſt aus der Wiſſenſchaft des Rechts kennen gelernt hatte, ſie iſt ihm davongelaufen, er mag ſie gar nicht wieder haben! Das Einfordern der Abfindungsſumme war ein Gefallen, den er ihr noch that. Jetzt will ſie ſelbſt handeln. Sie will nun den jungen Grafen zu erobern ſuchen! — Vor dieſem letzten Ergebniß ſeiner Grübeleien blieb Ottomar wie vor einem grauenhaften Blick in die Zukunft ſtehen. Es war wie ein elektriſches Licht, das plötzlich eine in Dunkel gehüllte Gegend erleuchtete. Er ſah wie in einem Zauberſpiegel den Grafen in den Armen einer Circe, ſah ſich aber auch ſelbſt und Ada Forbeck auf Roſſen durch den Park reiten und ſeine Schweſter Helene in der Ferne weinend ſtehen. Was combinirt ſich nicht im Gehirn des Menſchen aus den Anſammlungen empfangener ungewohnter Eindrücke!

Und wieder traf ihm ein Gruß, ein holdſeliger, diesmal aus einem Wagen. Ada von Forbeck mit ihrer Mutter und ſogar dem Bruder jagten an ihm vorüber, ſchon in gräflich Treuenfels'ſcher Equipage. Juſtizrath Luzius hatte ihm merkwürdige Dinge über dieſe Generalin

von Forbeck erzählt. Die Mutter der schönen jungen Braut in schwarzseidenem Kleide mit hellgelben Spitzen und ponceaufarbnen Schleifen, im leichten schwarzen Federhütchen mit rothen Blumen, verwies schon jetzt ihre Rechnungen bei den Mode- und Möbelhändlern auf die Kasse des Grafen und die böse Welt sagte: Max von Forbeck wüßte dabei seine Schulden heimlich mit einzuschmuggeln!

Der Anblick eines Restaurants erinnerte Ottomar an die Mittagszeit und an die Befriedigung seines irdischen Menschen.

## Viertes Kapitel.

Einen Bildhauer hat das in solchen Dingen ganz grob fühlende Alterthum einen — Handwerker genannt, nicht einen Künstler!

Vielleicht war das Uebermaß an Statuen, die man im Alterthum setzte, Schuld, wenn Lukianos, der Spotter, die Wissenschaft (nicht die Kunst) der Bildhauerei gegenüberstellte, gleichsam das Geistige dem Gemeinen und einen Jüngling fragte: Willst Du lieber in einem schmutzigen Aufzuge erscheinen, mit Marmorstaub bedeckt, Schwielen an der Hand und warm Du ein Phidias oder Polyklet in Deinem Fache oder würdest Du Dich nicht schämen, immer nur ein Handwerker, ein Lohnarbeiter zu sein? Fünfhundert Jahre nach der Freundschaft des Perikles mit Phidias, nach eines Apelles', noch unsern guten Richard Wagner überbietendem colossalen Größenwahn konnte man so über die Stellung der Kunst zur Wissenschaft urtheilen!

meine ſchwierige Aufgabe! Ich wußte, daß mir Graf L. auf dieſe Art einige allerdings nicht unweſentliche Geheimniſſe entlocken wollte; und war doch wieder zu gewiſſenhaft und zu ſehr Feind der Lüge, als daß ich ihm ſeine irrthümlichen Vorausſetzungen hätte laſſen können; ich geſtehe, daß mich dieſer Mann durch ſein Spiel in eine ungemein ſchwierige Lage brachte. Mit dem Zugeſtändniß der Schlußfolgerungen aus ſeinen Lügen war eben ſo viel Gefahr verbunden, wie mit Einräumung der letztern ſelbſt. Hätte es ſich hier um Dinge von größerem Werthe gehandelt, wer weiß, ob Graf L. hier nicht ſeinen Gegner zu dem traurigen Bewußtſein getrieben hätte, daß er aus dem Fuchseiſen jenes Mannes nicht gänzlich ohne einige Haare entkommen!

Von einigen kleineren Kunſtgriffen will ich nicht weitläufig reden: z. B. von ſeiner Methode, manche Dinge, die er ſelbſt nicht durchzuführen wagen durfte, einem Dritten in den Mund zu legen. Graf L. benutzte ſie gerade zu den größten Grobheiten. Nichts war ihm geläufiger, als zu ſagen: Ich erhielt einen Brief, in welchem man mir ſchreibt, daß Sie würden abberufen werden. Ein ander Mal behauptete er, in Zeitungen etwas Aehnliches geleſen zu haben; viele Keckheiten legte er Leuten aus der Geſellſchaft in den Mund, die er mir, um Unheil zu erſparen, hartnäckig verſchwieg. „Was würden Sie wohl thun," ſagte er am Vorabend unſrer Schlußverhandlungen zu mir, „wenn wir uns ohne Reſultat trennten und Sie an unſern Hof als Geſandter in dem Moment geſchickt würden, wo alle Wahrzeichen auf einen Krieg deuten?" Noch heute bewundere ich die Aufrichtigkeit, mit der er mir damals (er konnte es ja, da kein Krieg in Ausſicht war) einen förmlichen Curſus über

Althing senior würde im Montagsclub gesagt haben: Das kam daher, weil die alten Künstler arbeiteten und nicht nebenbei über ihre Kunst schriftstellerten! Unsere Recensenten sind ja lauter verdorbne Producenten! Die haben die Maßstäbe dann zum Aerger der Andern, die was konnen, bis in's Ungeheure übertrieben!

Wahr ist freilich, ein Bildhaueratelier muß schon sehr von hochgezogenen Myrthen und Oleandern beschattet sein, muß sorgsam gepflegte Beete mit allerlei ausgewählten Saisonblumen und bunter Steinchenmosaik und Berieselung durch ein Springbrünnelein um sich haben, um die Spuren des theilweise in die gewöhnliche Steinmetzarbeit übergehenden Geschäfts zu verdecken.

Für den Handwerker im Bildhauer treten untergeordnete Hülfsarbeiter ein, sogenannte Punktirer, die nach bestimmten, vom Meister angezeigten Punkten den Marmor behauen und ihn dem Bilde, das der edle Stein vorstellen soll, entgegenführen.

Plümicke und Blaumeißel hießen Meister Althings seit Jahren beschäftigte Punktirer. Der erstere wohnte sogar im obersten Stock des Ateliers, also einer Dachwohnung, wo der Mensch beständig gebückt und wider Willen demüthig einhergehen mußte. Er hatte das Wächteramt über die etwas tief im Garten des so „hochfeinen" Hauses, das Althing bewohnte, gelegene Werk-

ſtätte. Einige noch nicht von der Bau Manie vertilgte Tannen, eine grüne Fläche ſogar, ſorgfältig von Buchsbaum eingefriedigt, aber doch zum Wäſchetrocknen beſtimmt, doch nur für den Hauswirth, reizte dieſen Herrn, einen ehemaligen Bierwirth, jetzt Rentier, zuweilen an ein Vorſchlagen dieſer noch etwas an die alte Vorzeit erinnernden einſt waldigen Gegend zu denken. Dann würde an ſeinen Tannen, an einigen weißſchimmernden Birken das verhängnißvolle Wort „Bauſtelle“ erblickt worden ſein. Die Dryade, wie die Lyriker ſagen würden, würde geweint und Althing ſein ſtilles, bequemes Atelier verloren haben.

Plümicke war hier der unfreiwillig demüthige „Waldbewohner“, Junggeſell, während Blaumeißel für Familie geſorgt oder zu ſorgen hatte und täglich durch die Pferde-Eiſenbahn wie aus einer andern Weltgegend herüberkommen mußte, wo die Miethen wohlfeiler waren, obſchon er en gros miethete. Denn er vermiethete chambre garnie. Der Meiſter ſorgte, daß wenigſtens Plümicke immer bei ihm zu thun hatte. Blaumeißeln gab er, wenn er dieſen ſelbſt nicht beſchäftigen konnte, zuweilen leihweiſe in andere Ateliers, in die der vom Hof begünſtigten Civil und Militärſtatuenbildhauer, die, wenn ſie ſonſt Nichts zu thun haben, Jahr ein, Jahr aus Victorien machen, die immer abgehen, jedoch mit dem

Versprechen, bei ihm wieder einzutreten, so oft er seiner bedurfte. Das hatte er ihm auf Handgelöbniß als Verpflichtung abgenommen und noch war kein Contractbruch erfolgt, obschon Blaumeißel eine Frau hatte, die ihren Mann zu Socialdemokratie reizte. Denn Frau Blaumeißel — Halbpolin aus dem Osten — war vergnügungssüchtig, hübsch und reizte ihren Mann, an den Versammlungen theilzunehmen, wo man bei einem Seidel Bier nach dem andern so viel Kräftiges über das „Elend des Volks" zu hören bekam; Referendar Theodorich war jetzt ihr Miether und sprach entzückt von ihrem Schmorbraten. Er hatte Talent zum Gourmand und ließ sich ganz von ihr verköstigen.

Das Atelier bestand aus zwei großen Räumen und allerlei kleinem Winkelwerk. Selbst eine Hundehütte, die zum Ganzen gehörte, aber unbelebt war, wurde für das Handwerkszeug benutzt.

Meister Althing ließ die Verbindungsthür gern offen. Er sprach wenig, hörte aber gern zu, wenn Andere sprachen, und seine beiden Gehülfen konnten schweigend nicht arbeiten. Die Bildung fängt erst da an, wo man die Kraft besitzt, seinen Aeußerungstrieb zu meistern.

Plumicke, thun Sie das nicht! sagte heute Meister Althing im Arbeiten, als dieser, ein zum Glück kleiner, aber doch breitschultrig gebauter Mann mit treuherzig

blauen Augen und nicht übermäßig intelligenten Gesichtszügen, auf ein Lieblingsthema zurückgekommen war, thun Sie das doch nicht! Muß ich mir schon die Tortur für Ihr Rückgrat da oben denken, wie nun erst, wenn Sie sich diesen Schaden noch freiwillig anthun wollen.

Herr Professor! fiel Blaumeißel ein. Plümicke droht auch nur damit! Es sind die grünen Gemüse, die hier im Garten wachsen könnten! Die bringen ihn auf Spinat und Eier! Bei uns braucht er nur zu riechen und er kehrt wieder um. Ein Metzger wohnt mir ja gegenüber.

Prrrr! sagte Plümicke, sich schüttelnd.

Und denken Sie auch an den Luxus! fuhr Althing in guter Laune fort und rügte sogar den „Professor" nicht, den sich Blaumeißel aus andern Ateliers angewöhnt hatte, Sie wollen sparen und was die Eier jetzt für eine Ausgabe sind — Er verschluckte die Worte: Das hör' ich ja täglich bei Tisch.

Was die Eier anbelangt, rief Blaumeißel, so will er sich an eine Glanzlederfabrik wenden! Die kauft die Eier tausendweise und kann nur das Weiße brauchen. Das Gelbe wird tonnenweise an die Hotels und Restaurationen verkauft! Ein schöner Mausch! Aber warum? Er kann sich immer so einen Topf voll Eiergelb zum

Eierkuchen oder so was halten. Butter ist ja bei dem Schwindel erlaubt.

Plümicke war schon etwas Bramine geworden. Schwindel! rief er, durch den Gemüsegenuß zu Schopenhauers „schmerzlichem Mitleiden" gestimmt. Leider fehlte ihm noch der rechte Muth, das auszuführen, was er im Princip durchaus anerkannte. Eine Bratwurst aus einer nahe gelegenen Garküche, von Blaumeißel vor seinen Augen boshaft verzehrt, konnte ihm doch noch immer Tantalusqualen bereiten. Oft schon wollte er mit der Wirthin einer nahe gelegenen Restauration über diesen Fortschritt der Zeit eine ernste Verhandlung einleiten, da aber fiel sein Blick auf den Speisezettel, der täglich auf ein saubres Tischtuch gelegt wurde, und der Muth, dies Papier für ein Verderben der Menschheit zu erklären, entsank ihm. Bei jener letzten lange währenden Beschäftigung in der auszuschmückenden entlegenen Kirche wäre er nahe daran gewesen, ganz „überzutreten": denn die Verpflegung in jenem Viertel war für theures Geld „unter der Würde". Das Pferdefleisch dominirte. Er war in Bezug auf Pflanzenkost noch auf dem Standpunkt Gretchens beim Blumenzupfen: Liebt er mich? Liebt er mich nicht? Blaumeißel berührte ihn an einer empfindlichen Stelle, seiner Unentschlossenheit. Es ging ja auch so bei ihm mit dem Heirathen.

Blaumeißel that ſich auf ſeine Polakkin, eine geborne Ziporovius, ungemein viel zu Gute und rühmte deren Kochkunſt, worauf aber der Meiſter Schweigen gebot. Sein Sohn Ottomar hatte einmal bei Frau Micheline gewohnt und war bald fortgezogen. Sein Nachfolger Dieterici ſchien an den zwei Parterrezimmern mehr Gefallen zu finden.

Die Mutter Helenens pflegte nach Tiſch ein wenig zu ruhen. Der Vater ging gleich wieder an die Arbeit. Helene nahm ſich dann ein Buch oder eine weibliche Arbeit und benutzte denjenigen Theil des Gartens, der als die nächſte Umgebung des Ateliers den Bewohnern des vierten Stocks nicht verſagt werden konnte. Vorn, wo noch die ſchönſten Dahlien prangten, noch eine halb verwelkte Gärdeniengruppe an den berauſchenden Duft erinnerte, den ſie in ihrer Blüthe verbreitet hatte, dort, wo eine aus einer Fabrik gekaufte broncene Flora mit zu kurzen Armen und zu langen Beinen unter ſymmetriſch geordneten Blumen ſtand — Atthing hätte das Machwerk immer mit dem Fuß umſtoßen mögen — da war nur die gebildete Familie des Wirths zu Hauſe, die ehemalige Schaukmamſell, der ehemalige Hausknecht. Die andern Miether — und ob das Parterre auch der braſilianiſche Geſandte bewohnte, den erſten Stock ein General, den dritten ein Ariſtokrat, der

zum Glück faſt den ganzen Sommer in Badern oder auf ſeinen Gütern war — waren vom Gartengenuß ausgeſchloſſen.

Helene trat bei der warmen Herbſtluft noch im faſt ſommerlichen hellgrauen Kleide von leichtem Wollenſtoff, die Stickerei einer kleinen Spitze in der Hand, in den Raum ein, an dem man ſich mit der Benennung Park verſündigte. Ihr röthlich blondes Haar lag in dichten Flechten bis in den Nacken. Ihre Haut war durchſichtig weiß. Ihr Lächeln zeigte kleine weiße Zähne. Das Ebenmaß ihres Baues ließ ſie groß erſcheinen, obſchon ſie es nicht war. Sie reichte ihrem Bruder mit dem Kinn nur bis an die Schulter und mußte ſich auf die Zehen ſtützen, wenn ſie ihm zu ſeinem Geburtstag einmal auf die Wange einen Kuß geben durfte. Sonſt kommt dergleichen bei ihm nicht vor! konnte ſie wohl mit ſcherzhafter Trauer ſprechen.

Helene hörte jetzt nur ſprechen. Sie ſchwieg. Lange konnte das Gebot des Schweigens im Vorzimmer nicht gehalten bleiben.

Plumicke macht Eure Vereinsſpäße mit! hatte denn auch der Meiſter ſelbſt etwas nachdrucksvoll geſagt. Die Anweſenheit ſeiner Tochter ſtörte ihn nicht in ſeiner Arbeit. Er modellirte in Thon. Ihr, die Ihr Künſtler ſeid, ſolltet Euch doch nicht mit ſolchen Cigarren-

wicklern auf eine und dieſelbe Linie ſtellen!, meinte er brummend.

Herr Profeſſor, da iſt — wollte eben Blaumeiſel ſagen, wurde jetzt aber von dieſem mit einem ärgerlichen: Laßt den verfluchten Titel! unterbrochen. Ich werde Euch gar nicht mehr ausleihen, Blaumeiſel! Ihr kommt mir, mit Reſpect zu ſagen, wie ein Jagdhund vor, den man auch zu ſeinem Verderben ausleiht! Kommt ſo ein Vieh zurück, ſo hat's manchmal Manieren zum Todtſchießen!

Prr! Papa, Papa! rief Helene in die Arbeitsräume hinein. Sie hatte das letzte Wort gehört.

Plümicke ſchüttelte den Kopf und ſah den Collegen Blaumeißel an, der doch wiſſen mußte, was hier in dieſem Atelier über den Profeſſortitel gelten mußte.

Ich bin Profeſſor, rief Althing. Sie haben mir dieſen Titel geſchickt, als die Modelle zu den Ornamenten der Kirche in der Ausſtellung hingen! Ich war darüber außer mir. Ein Profeſſor und ein Künſtler reimen ſich nicht! Profeſſor iſt für's Zunftiſche, Abgelernte, und bildende Kunſt iſt frei. Meinetwegen mag es auch Kunſtprofeſſoren geben. Aber der Künſtler iſt faſt immer hin, ſobald er Profeſſor wird! Da hängt einem der Zopf ellenlang über den Rücken und kriegt Prätenſionen wie die Gicht von der feuchten Mauer, an der man des

Nachts ſchläft! Ich konnte die Auszeichnung, die man mir zu geben glaubte, nicht ablehnen — wer ſetzt ſich gern der Rache einer Behörde aus oder des Menſchen, der die Behörde vorſtellt? Aber Gebrauch habe ich von meinem Profeſſor nicht gemacht und hänge ihn, wie manchen andern Profeſſor, an den Nagel. Alſo, Blaumeißel! Gute Freunde! Aber nicht Profeſſor!

Dann kam Althing, wieder mildreich geworden, auf die Enthüllungen über das Beſuchen der Vereine und wollte Genaueres hören.

Künſtler, Herr Pro—, fing Blaumeißel ſchon wieder an, verbeſſerte ſich aber ſogleich: Herr Althing! Da haben Sie Recht! Das fühle ich mich auch und davon laſſe ich mich nicht abbringen. Blaumeißel! ſagte ich mir, als ich in Schleſien geboren wurde, wollte ich ſagen, als ich über meinen Namen nachzudenken anfing. Aber das war ſchon frühe — Meißel? Was iſt ein Meißel? Folglich Steinmetz! ſagte ich mir, und dann noch höher, die liebe Blaumeiſe, der Vogel! Daß ich dies blos mit Verkleinerung aus purer Liebkoſung heiße, wie meine Frau behauptet, ich glaube das nicht. Aber der Schein kann trügen. Und das iſt eigen an meiner Frau. Sie hat das Geſumme Abends in der Geſellſchaft ſo gern. Wenn ſo die Lichter in den Tulpengläſern brennen und die Muſikanten ſpielen und die Kellner rennen und die

Seidel rasseln und von links und von rechts kommt der Bratenduft —

Dann regt sich die ehemalige polnische Köchin! sagte Althing entschieden.

Dieser Bratenduft, den Sie da eben schildern, meinte Plümicke, der kann seines üblen Gestankes wegen zum Vegetarianer machen.

Helene las immer fort in ihrem Buch: und hörte nur halb zu.

Ach, wenn Plumicke erst mein Schwager wird — sagte Blaumeißel, wie ihn bohrend.

Plümicke schien außer sich über diese Indiscretion. Seine Blicke der Beschämung und des Zornes fing der Marmor auf.

Was?. fragten Althing und Helene zu gleicher Zeit.

Ja, meine Schwägerin! Die hat's ihm angethan, fuhr Blaumeißel unliebsam fort. Josefa heißt sie und ist erst angekommen aus Polen. Freilich muß sie dienen und hat auch gleich einen guten Posten bekommen bei — Wer war's doch?

Plümicke unterstützte die Gedächtnißschwäche seines Collegen mit Nennung des Namens Frau von Marloff.

Er stotterte die Ergänzung vor Verlegenheit.

Der Künstler lebt nicht, wie man gewöhnlich behauptet, im Reich des Unbewußten. Seine Welt ist ihm

die Maßregeln hielt, die er in einer ſolchen Lage ergreifen würde. Daß er mir hier einen wahren Schatz von durchtriebenen Maximen mittheilte, ſchien gleichſam aus dem Aerger hervorzugehen, wie nun der Congreß ein Ende und ich vielleicht noch keine allzuvortheilhaften und ausreichenden Beweiſe ſeiner außerordentlichen Leiſtungen hätte. Drollig war unter andern für den oben angegebenen Fall die Vorſchrift, daß, wenn z. B. ein Geſandter Napoleons in dem Augenblick nach Kaputh geſchickt worden wäre, wo ein möglicher Bruch zwiſchen Frankreich und Sayn-Sayn vorauszuſehen war, jener ſich beſonders dadurch auf ſeinem ſchwierigen Poſten inſinuirt haben würde, daß er über die geringfügigſten Dinge, die den Hof von Sayn-Sayn nur intereſſiren konnten, in den franzöſiſchen Blättern ein Aufſehen hätte machen laſſen. Man würde ſich in Kaputh gratulirt haben, daß z. B. kleine Feſte des Landes, unbedeutende Bauten, fürſtliche Liebhabereien von dem Werthe für Frankreich ſein könnten, um ſogar im Moniteur darüber Berichte zu leſen. Eine Entenpfütze vor Kaputh, als ein großer Ladoga- oder Gardaſee im Moniteur hingeſtellt, würde den Hof von Sayn-Sayn für alle Forderungen Frankreichs empfänglich gemacht haben, wie es auch bekannt iſt, daß die Berliner ſchon deßwegen vor der Schlacht bei Jena ſehr gut auf Frankreich zu ſprechen waren, weil Ihnen Napoleon durch Correſpondenzen im Moniteur ſchmeichelte und mehrere Spalten dieſes officiellen Organs zur Beſchreibung des Stralower Fiſchzugs hergab. Die Berliner hätten ihm für dieſe Spalten, wenn nur nicht die Schlacht bei Jena gekommen wäre, gern aus eigenem Antriebe die Länderſtriche geſchenkt, welche Jerôme für die Arrondirung ſeines Königreichs Weſtphalen bekam.

im Gegentheil ſehr wohl bewußt. Nur für den gewöhnlichen Lauf der Dinge thut er vieles unbewußt und ſo begrüßte Althing ſein „goldenes Lenchen“ auch erſt nach einer Partie in der Vorzeichnung des Monumentes, an die er ſich machte, ehe er auf ſie achtete. Hier giebt's Hochzeit! ſagte er jetzt wie im Traume und als wenn Helene es nicht ſelbſt gehört hätte; Plümicke geht auf Freiers Füßen!

Herr Althing! Herr Althing! proteſtirte dieſer heftig.

Er wird Socialdemokrat, Vegetarianer, wenn es ſeine Frau erlaubt, er heirathet eine Schweſter von Frau Michaeline Zivorovius. Dann kann die Mutter endlich oben die Dachkammer für ihr altes Gerümpel kriegen! Stehlen wird uns ja doch hier Keiner was!

Nun, das wäre ja noch ſchöner! rief Plümicke, als ſich ſogar Helene anſchickte ihm zu gratuliren. Hier wollen Sie Sicherheit? Vorgeſtern haben ſie 25 Individuen aufgegriffen, die bei „Mutter Grün“ geſchlafen haben. Und ich habe ſie überhaupt erſt zweimal geſehen, dieſe Mamſell! Jetzt iſt ſie in eine Stellung gezogen bei einer einzelnen, von ihrem Manne getrennten Dame. Wer weiß, ob ich ſie je wieder zu ſehen bekomme! Nein, Herr Althing, der Kampf um's Daſein wird zwar immer ſchwieriger, immer koſtſpieliger und zwei Hände mehr, die da zugreifen und verdienen helfen —

Kampf um's Daſein? Das ſind Streikgedanken, mit denen Ihr umgeht, Plümicke! rief Helene. Das habt Ihr aus den Verſammlungen mitgebracht! Martha Ehlerdt hat mir Schreckensdinge davon erzählt! Was ſeh' ich! Da iſt ſie ja! unterbrach ſie ſich mit freudigem Ausruf, ſprang zum Atelier hinaus und eilte einem jungen Mädchen, das in wärmerer Herbſtkleidung, ſtahlblauer, einfacher Straßenkleidung, über und über erröthet, raſch eilend in den Garten ſprang, Helene umarmte und küßte mit den Worten: Ich wollte Dich nur im Vorbeifahren begrüßen! Draußen ſteht unſer Wagen! Ich muß herumkutſchiren, um all die Commiſſionen auszuführen für den Frauenverein, die unſere Commerzienräthin übernimmt, als wäre ſie noch die Rüſtigſte, und hernach iſt ſie krank und Alles fällt auf mich —!

Helene kannte ſchon die wunderlichen Verhältniſſe im Hauſe des Doctor Wolny, den ihr Bruder oft den unglücklichſten Menſchen unter der Sonne nannte.

Inzwiſchen war Martha ſchon in's Atelier geſprungen und hatte die Hutfeatbeiter und den Meiſter begrüßt. Sie ſchüttelte dieſem kräftig die Hand, die er eine Weile freigeben mußte von ſeiner Arbeit. Warum ſo eilig? fragte er ruhig.

Helene war nachgekommen.

Du kommſt ſo ſelten! Ich rufe die Mutter herunter, ſagte ſie.

Nein, nein, ich ſpringe hinauf! erwiderte die ſchlanke, plaſtiſch geformte Martha. Ach, was ſind mir vier Treppen! Und gar die Euern! Wie beim Kaiſer ſind die ja prächtig! Aber die Treppen, die ich heute ſchon geſtiegen bin! Bei Wöchnerinnen, Wittwen, buckligen Lehrerinnen, erblindeten Stickerinnen — und dabei Commiſſionen für alle Modemagazine und beim Italiener in der Frankenſtraße für die neueſten Ankömmlinge aus der See, für Lachs und Hummer — und bis zur Mittagsſtunde, vier Uhr (wir haben ein Diner) muß Alles wieder zur Stelle ſein —

Und dabei, fiel Althing mit Schärfe und ſeiner Arbeiter wegen Schroffheit ein, wie ich in der Zeitung leſe, Streik in Ihrer Fabrik! Ihr Bruder, der Hauptaufwiegler der Leute! Sagen Sie ihm nur, daß ich Debatten vermeiden und ihm nicht gern begegnen möchte!

Das junoniſch gewachſene Mädchen, das dem Künſtler immer den der „Sonne der Nacht" angehörenden Gedanken weckte: Das wäre recht ein Modell! bebte zuſammen. Eine Thräne ſchlich ſich in ihr Auge. Helene ſagte, den Arm um die Freundin ſchlingend: Papa meint es nicht ſo bös! Sie zog Martha wieder hinaus in's Freie.

Nun regte sich Althings weiches Gemüth. Er stand rasch auf, begleitete den Besuch und fing ganz leutselig mit ihm zu plaudern an. Aber warum gehen Sie schon? Die Mutter wird sich recht freuen, Sie zu sehen! Sie waren lange nicht da! Und dazu noch diese Modekrankheit, das menschliche Elend lindern! Haha! lachte er, doch ohne Bitterkeit; wie sich das nun ausnimmt! Die Frau Doctorin oder wie sie sich aus ihrer ersten Ehe lieber nennen hört, Frau Commerzienrath, sitzt mit Gräfinnen und Geheimräthinnen Comité und Sie, das Fräulein Ehlerdt, müssen die Sache selbst besorgen —

Ich thu' es gern! Ich thu' es gern —! erwiderte Martha tonlos. Daß der Professor ihrem Bruder gleichsam das Haus verboten hatte, war ihr ein schmerzlicher Stich in's Herz. Denn ihr Bruder, ein wissenschaftlich und praktisch gebildeter Techniker, hatte von je (nachbarliches Wohnen hatte die Freundschaft der Familien veranlaßt; Marthas Eltern waren früh gestorben) an Helenen, wie an seinem Ideal gehangen. Aber freilich, wie hatte sich der noch jetzt zuweilen noch einfindende Bewerber verändert! Einsilbig folgte Martha ihrer Freundin, um noch die Mutter zu begrüßen.

Althing, der, heute ein Nonplusultra von Höflichkeit, Begleitung bis über die abscheuliche „Flora" hinaus, zu Stande gebracht hatte, kehrte in sein Atelier zurück.

Ein ſchönes Mädchen! ſagten jetzt beide Gehülfen mit dem für Althing wohlverſtändlichen Accent, als wollten ſie ſagen: Wenn Die Act ſtehen wollte! Das gäbe eine Minerva mit Schild und Speer!

Und Althing träumte dergleichen wohl auch, als er zurückkehrte zu ſeinen trüben Grabesideen. Aber ſchon längſt war Alles das bei ihm — Reminiscenz! Er war in Italien geweſen, er hatte in München gelebt, hatte Schönes, das die Natur geſchaffen, Lebenvolles, nachgebildet. Reich war ſeine Mappe an Eindrücken und er ſagte wohl: Der Hauch der Erinnerung, der mir aus dieſem ſchönen Einſt entgegenweht, es kann ihn mir keine noch ſo blühende Gegenwart erſetzen!

Wie Raimund Ehlerdt die Maſſen bezauberte, davon bekam der Profeſſor jetzt ein Beiſpiel. Er hatte gewiß deutlich genug ſeine Abneigung gegen den in Wolnys Fabrik angeſtellten Dirigenten der Ciſelirwerkſtätte ausgeſprochen und doch ſagte Blaumeißel ganz vernehmlich (er ſtritt mit Plümicke): Ach was! Wer ſoll denn die Kinder zu Hauſe bewachen! Und wir gehen ja auch nur, wenn Herr Raimund Ehlerdt ſpricht! Das kommt doch nicht alle Tage vor!

Althing hatte ſich geſetzt und wieder zu arbeiten angefangen.

Nach einer Pauſe ſagte Plumicke: Ich verſichere Sie, Herr Althing, wenn ich nicht im Begriff wäre, Vegetarianer zu werden und allem Fleiſchgeruch aus dem Wege zu gehen, ſo würde ich blos einmal in die Thierarzneiſchule gehen und da fragen, ob der Ochſe oder der Menſch ſtärkere Lungen hat. Denn wenn dieſer Mann, dieſer Ehlerdt, das Wort „Capital“ ſo über fünfhundert Köpfe und tauſend Bierſeidel (fünfhundert ſind leer und noch nicht ausgeſpült) hinwegſchleudert, ich ſage Ihnen, das iſt denn doch grade, wie wenn ich immer bei Schillern geleſen habe: Perſonenverzeichniß von Wilhelm Tell — der Stier von Uri!

Und nun „der Bourgeois“ —! meinte Blaumeißel. Hurrah!

Und „Schulze Delitzſch“ ergänzte etwas ſchüchtern Plumicke. Das iſt doch gerade, als wollte er dieſen Mann in den Abgrund werfen, wo Heulen und Zähnklappern iſt!

Kommt auch Leichenverbrennung vor? fragte der Meiſter, der eben eine umgekehrte Fackel modellirte.

Dies etwas ſchauerliche Thema bildete ſonderbarer Weiſe einen Prellſtein, auf welchen allgemeines Stillſchweigen erfolgte. Denn beide Gehülfen wußten, daß Althing die Leichenverbrennung als das Ende der Plaſtik bezeichnet hatte. Nun hatte aber grade neulich Helenens Mutter hier unten beim Plaudern im Atelier Einſpruch

gethan und gesagt, grade im Alterthum, wo die Leichen verbrannt wurden, hätte sich doch die Bildhauerkunst in einem so überaus blühenden Zustande befunden! Worauf aber der Herr Principal mit dem Bemerken erwiderte, die moderne Bildhauerkunst sei auf den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele begründet. Die Alten hätten diese feste Zuversicht der Christen nicht nöthig gehabt, da die Motive ihrer Kunstpflege in andern Dingen gelegen hätten. Diese letzteren wären nun fast sämmtlich bei uns untergegangen. Kein Gott hätte wahre Kunstliebe in den Zeiten der Barbarei, wie sie gegenwärtig herrschten, wieder heraufbeschwören können! Die Kunstliebe hätte sich immer hinter etwas flüchten müssen, was ihr gleichsam einen nothdürftigen Vorwand zum Existiren gegeben hätte. Das Verbrennen der Leichen nun, hatte Althing gesagt, wird uns ein paar Bestellungen zu Urnen bringen; aber die machen zuletzt die Töpfer aus gebranntem Thon auch. Unserm Hauptverdienst, die Gräber zu schmücken, fehlt mit Leichenverbrennung die Unterlage, die Liebe zur festgehaltenen menschlichen Gestalt. Mit dem Bilde der sofortigen Zerstörung derselben geht unbewußt im Menschen auch das Interesse, diese Gestalt sich in der Erinnerung zu erhalten, verloren. Wenn man nicht glaubt, daß über die Kirchhöfe in stillen Nächten bei Mondenglanz weiße Nebelgestalten wallen, sich um die Leiden der Zurück-

gebliebenen härmen, gern von dem furchtbaren Geheimniß der Schöpfung sprechen möchten, wenn ihnen nicht der Mund geschlossen wäre, dann ist es auch nichts mehr mit unsern Monumenten und Statuen. Aus Nichts wird Nichts —! Also hatte der Alte gesprochen und nun hüteten sich Blaumeißel und Plumicke wohl, die Sache auf's Tapet zu bringen.

Inzwischen kam die Tochter der Meisters wieder zurück und nicht allein. Nicht wenig überrascht war Althing, als er wieder aufstehen und sein Käppchen ziehen mußte.

Er erblickte den neulichen Besuch, den Grafen Ildo. Freundlich schon mit Helenen, die ihn am Hausthor beim Zurückbegleiten der in eine prächtige Equipage einsteigenden Martha empfangen hatte, lenkten Beide ihre Schritte dem Atelier zu. Der Graf war in Trauer. Am Hut sah man den Flor.

Ich wollte doch, sprach er mit der ihm eigenen, leichten wohltonenden Stimme, bei einem Spaziergang, der mich vorüberführt, die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, vorzusprechen in Ihrem Atelier, und wenn Sie Nichts dagegen haben, Herr Althing, thue ich das öfter!

Gehen Sie denn nicht sobald, erwiderte Althing ausweichend, in jenes schöne Land zurück — war es Spanien oder Portugal —?

Das allzuhäufige Auf die Finger ſehen liebte er nicht.

Wo die Mandeln röthlich glühn — fiel Helene ein, um die Schärfe der väterlichen Erwiderung zu mildern.

Und die Roſen ſchöner blühn, glauben Sie? fiel der Graf wieder ein und ſog die Lichtſtrahlen, die aus Helenens großen blauen Augen fielen, ein. Glauben Sie doch das nicht, Fräulein! Deutſchland hat viel ſchönere Roſen, als Portugal!

Der Vater unterbrach dieſe Unterhaltung mit dem Poltern über das Nichtvorhandenſein von Stühlen, da Alles mit Zeichnungen und Gypsmodellen belegt war.

Aber Graf Udo hatte ſchon den Fenſterſims als Sitz erkoren, dicht neben dem Schemel des Meiſters. Das doppelte Licht, das von oben und durch die Fenſter fiel, gab allen Köpfen einen ſchärfern Ausdruck, hob die Schönheit deſſen, der ſchön war, das Charakteriſtiſche da, wo man Charakter beſaß. Mit ſcharfem Blick muſterte der Graf aus geziemender Entfernung Althings Arbeit. Wie ſchöne Sachen Sie hier ringsum haben! ſagte er und muſterte dabei die Wände, die Winkel und ſah doch immer nur auf die lichtbeſtrahlte goldhaarige Helene, die über die Roſen Deutſchlands ihre Stickerei wieder vorgenommen hatte, und nach mehrfachem Bezeichnen des vom Grafen an den Wänden Entdeckten, ein auffallendes

Wort des fortarbeitenden Vaters: Unſer Rechenknecht! dahin erläuterte: Papa meint die Arme, Beine, Köpfe, die da all' herumhängen! Er beſinnt ſich nicht gern darauf, daß er ein ganzes Jahr auf der Univerſität Anatomie ſtudirt hat! Die garſtigen Gypsſtücke müſſen ihn dann daran erinnern! Nur bei Tiſch, wo es gerade am wenigſtens hingehört und wo Mama, die ihm das Tranchiren abgenommen hat, manchmal ihre Noth mit einem Braten hat, wendet er ſeine anatomiſchen Kenntniſſe für die Lage der Rippen bei Gänſen oder die Flügelſtücke bei Enten an —!

Der Graf lachte herzlich. Die Rede war ſo dreiſt, ſo unbefangen. Ada von Forbeck war ähnlichen Humors, aber ohne den Grundton des Gemüths. Er ſtrich ſich ſeinen Hut, deſſen Florumhüllung etwas vom Kalkſtaub abbekommen hatte. Plümicke brachte eine Bürſte.

Wenn Sie mir vertrauen, ſagte Helene, nähe ich Ihnen den Flor beſſer an. Hier habe ich mein Nähzeug nicht. Ich nehme ihn hinauf!

Vier Treppen! Um's Himmels Willen nicht! rief der Graf. Mein Diener, ein Franzoſe, glaubt ſich ſo gut auf die Nähnadel zu verſtehen —! Sie haben Recht, der Flor wird bald abfallen.

Da geht man in einen Hutladen, ſagte Helene, und läßt ſich das von den Hutnähterinnen machen —

Kaum glaublich scheint es, daß Graf L. mit mir so heitre Gespräche führen konnte in einem Augenblicke, wo der Congreß beendet werden sollte und noch nicht ein einziges seiner Resultate sicher war. Graf L. hatte mich sträflich hingehalten, alle meine Forderungen, die bewilligt werden mußten, schwebten noch unerledigt in der Luft, kein Punkt, keine Linie stand fest, und am 1. August unbedingt mußte der Congreß zu Ende sein. Es war am 31. Juli, wo Graf L. mir das System der Umtriebe erzählte, die er an unserm Hofe, falls er dort Gesandter würde, spielen lassen würde; beim Scheiden lag mir auf der Zunge, ihn zu fragen, was morgen werden würde? Er sah mir's an und brach lächelnd und schnell ab. Unwillig ging ich auf meine Zimmer und setzte noch in der Nacht eine Note auf, die ihm am frühen Morgen schon überreicht wurde. Der erste August war da und noch keine einzige Frage erledigt. Ich bemerkte sehr viel Unruhe im Schlosse; die Promenade am Brunnen war nicht sehr zahlreich besetzt. Es mußte etwas vorgefallen sein. Graf L. expedirte vor meinen Augen einen Courier. Nicht lange darauf erhielt ich seine Gegennote. Sie schlug mir Seitens seines Hofes rundweg alle gemachten Bedingungen ab und wünschte Wiedereinsetzung der Sachlage in den frühern mißlichen Stand. Wie ich schon am Schreibtische meinen heftigsten Ingrimm zu beherrschen suche, um einen Bericht an meinen Hof aufzusetzen und einem meiner Leute zu satteln befohlen hatte, vermehrt sich die Aufregung im Schlosse. Man läuft Trepp' auf, Trepp' ab, ich trete an's offene Fenster und sehe Graf L. an dem seinigen. Freundlich winkt er mit der Hand, so daß ich vor Zorn über diesen Menschen das Fenster zuschlage und zurücktrete. Indem bringt mir der Kammerdiener nicht

Das hätte ich auch gethan, Fräulein! Aber ich bin sehr, sehr geizig!

So wurde ganz leicht und zum Lachen hin und her geplaudert. Die Hutnähterinnen hätten die Debatte wieder beinahe in's „sociale Problem" gebracht, denn die Frauenloosfrage nahmen beide Mädchen, Martha und Helene, sehr ernst und jene hatte noch auf den Treppen von ihren Arrangements für die ihr empfohlenen Unglücklichen gesprochen.

Aber mit einem: Wie schön! Wie sinnig! unterbrach der Graf dann wieder das leichte Gespräch, wenn er ein Reliefporträt oder eine Gruppe, eine ideale Einzelfigur längere Zeit betrachtet hatte.

Wir können nicht Alle Siegesmonumente bauen, sagte Althing, oder auf die Eitelkeit unsrer großen Männer speculiren oder in den Büchern stöbern: Was könnte man wohl als Säcularerinnerung in Trab bringen mit Hülfe eines guten Freundes? Welcher Dichter, welcher Musiker ist vor hundert Jahren geboren? Oder welche Stadt besitzt Mittel genug, um dem Einführer der Kartoffeln nach Europa ein Denkmal grade heraus wie aus dem Schulbuch zu setzen? Da muß man für die Industrie, die Bronzeure, die Ciseleure nachdenken! Sehen Sie dort den Untersetzer zu einer Lampe!

Auf dies Wort des Vaters ſprang Helene hinzu, um Mehreres wegzurücken, was drei verbundene Grazien-geſtalten verdeckte, die auf ihren ausgeſtreckten Armen die Lampe trugen. Die Schwingung der Gewänder und die Haltung der Körper war dabei ſo wohl bemeſſen, daß das Ganze in einem Salon einen reizenden Eindruck machen mußte.

Dieſe Tänzerin gleicht Ihnen, Fräulein! Unbedingt! Sie ſind es! ſagte der Graf.

Helene ſchwieg erröthend. Es ſind Alles Porträts! Das iſt eine Freundin von mir, die eben hier war — Martha Ehlerdt — das bin ich und das iſt — Mama —!

Ich hätte auch Ihre Frau Mutter erkannt haben ſollen! meinte der Graf.

Als ſie jung war! rief der Vater, worauf Plümicke, der nicht gern allzulange ſchwieg, Oberwaſſer bekam und ausrief: Nicht wahr, Blaumeißel, die Form iſt noch da?

So beſtelle ich — drei Exemplare — ich verſchenke die Lampen —! rief der Graf. Seine Stimme war dabei ſchwankend. War er doch nicht recht ſicher, ob ihm gelang, dem Künſtler einen Verdienſt zuzuwenden und es doch nicht erkennen zu laſſen, daß dies ſeine Abſicht war. Sein wahres Motiv: Intereſſe an Helenens lieblichen Zügen, ſuchte er zu verſchleiern.

Sie wollen uns in die Mode bringen! ſagte Helene mit einer gewiſſen Zaghaftigkeit und blickte auf den Vater, von dem ſie wußte, daß im Punkte des Erwerbs ſeine Worte ſeinen Empfindungen widerſprachen. Die Erwerbsfrage war ihm im Künſtlerleben das Allerwiderwärtigſte. Dennoch konnte er mit Schärfe an jene eben angezogene Stelle eines alten Schriftſtellers erinnern, aus der man erſah, daß der Hochmuth manches Künſtlers, eines Phidias, eines Zeuxis, Apelles, ſich herleiten läßt aus dem Gefühl, daß ſie alle Handwerker, keine freien Bürger waren.

Die Form zum Erzguß des hier in Gyps wiedergegebenen Modells befand ſich in einer großen Broncefabrik. Für jedes verkaufte Exemplar hatte der Künſtler einen Antheil.

Das wird Sie wieder ein ſchönes Geld koſten! ſagte Helene zum Grafen, und am Ende ſitzt einmal mein Bruder beim Schein dieſer Lampe bei Ihnen und bekommt meines Vaters Arbeit und mein Geſicht ſo von Jemand, der Ihre Cigarren mitraucht, analyſirt, daß wir die Beſtellung bitter bereuen!

Der Graf mußte lachen. Und die Stimmung wurde ſo heiter, daß Plümicke förmlich wie freudig im Triumphton rufen konnte: Herr Ottomar!

Und nun keine Stühle! ſagte Helene.

Jetzt bot der Bildhauer den seinigen. Er fürchtete sich, von seinem Sohne über die nicht abgelegte Gewohnheit des Weiterarbeitens bei Besuchen gezankt zu werden.

Ottomar war erstaunt, den Grafen zu finden, den er später zu besuchen gedachte. Er hatte sich, theils weil er des Grafen Eßstunde zu stören fürchtete, theils weil er noch einiger Sammlung für das von ihm Mitzutheilende und zu Erwartende bedurfte, den Spaziergang durch den Park und den Abstecher bei den Seinigen gönnen wollen.

Ich halte Dich heute für den vollen Abend fest, sagte der Graf zum Erstaunen des ganzen Ateliers über das eingeführte Du. Wir mußten heute viel früher unser Mittagsmahl nehmen als gewöhnlich, denn meine Tante thut heute den ersten Schritt wieder in die Welt. Mit der Erledigung der Denkmalfrage fiel es ihr wie ein Stein vom Herzen! Sie ist schon lange die Präsidentin eines Damenvereins für — ich weiß nicht — welche Zwecke — und da hat man sie so lange gequält —

Für Wohl und Bildung der Frauen — ergänzte Helene, gleichsam zurechtweisend.

Richtig! Gut, gut! Allen Respect! nahm der Graf seine Rede wieder auf. Aber die Sachlage ist die: Die Sitzungen haben seit einer Ewigkeit nicht stattgefunden, der Kassirer ist mit dem Gelde durchgegangen,

der Secretair iſt auf einen Poſten in der Provinz befördert worden, ich, ich wollte erſt Protokoll führen — aber ich geſtehe, ich gönne einem Andern dies ohnehin bezahlte Amt. Es bringt ihm die intereſſanteſten weiblichen Beziehungen, eine jährliche Penſion von dreihundert Thalern und jeden Falls zu jeder Weihnacht einen Pelz oder dergleichen. Lieber Althing, nimm Du die Stelle! Von jeder Dame bekommſt Du vor Entzücken einen Kuß! Die Jüngſte iſt, glaube ich, fünf und fünfzig Jahre alt.

Ottomar ſchwieg. Das ganze Atelier war ſtumm. Der Vater war an ſich vollkommen befriedigt. Und daß das hier ſo laut herauskam, ſtörte ihn ebenfalls nicht. Der Sohn ſchien ja damit förmlich zu wachſen. Ottomar ſagte entſchloſſen: Das kann man ja überlegen! Und Helenens kluge Art beugte jeder Mißſtimmung durch die Bemerkung vor: Ach, darum war die arme Martha herumkutſchirt! Dieſe Sitzungen haben alſo lange nicht ſtattgefunden! Nun kann ich mir denken, die vielleicht vor ſechs Monaten der Commerzienräthin empfohlenen Unglücklichen wurden erſt jetzt, raſch vor der Sitzung, beſucht! Inzwiſchen ſind die Armen verdorben und geſtorben!

Ottomar begriff dieſe Bemerkung ſchnell, auch die anweſende Socialdemokratie und der Vater. Dunkler blieb ſie dem Grafen.

Nun, ſagte Ottomar, ich werde nur eine Bedingung ſtellen. Die Frau meines Principals, Frau Juſtizrath Luzius, hat mir die dringende Bitte an's Herz gelegt, bei Dir und der Frau Gräfin dahin zu wirken, daß ſie auch in's Comité aufgenommen werde.

Die Sucht, ſich mit hervorragenden Namen in den Blättern genannt zu ſehen, eine von den kläglichen Offenbarungen, wie ſchlechte Folgen die beſten Dinge nach ſich ziehen können, kannte Graf Udo noch gar nicht. Das wird ſich ja machen laſſen! ſagte er. Stelle nur dieſe Bedingung!

Wie wuchs Ottomar! Bisher hatte wohl Braumeißel manchmal geflüſtert: Lieutenant ohne Gage, Referendar ohne Gage, Lohnſchreiber bei einem Advokaten, die Mutter beſorgt ſeine Wäſche, und der Alte muß immer noch zuſchießen . . . Ottomar hatte ſein Chambre garnie bei ihm zu theuer gefunden und daß es bei ihm zuviel nach Zwiebeln röche.

Helenens Kunſt der unterhaltenden Verſtrickung zwiſchen den drei Männern, die jetzt ſogar in den unerlaubten Räumen des Gartens auf und abwandelten, ihre Kunſt, lichte Fäden zu ziehen, die ſich um die Wandelnden wie Sommerfäden legten, mußte dem Grafen bewunderungswerth erſcheinen. Und dabei ſah das kluge Mädchen, was der Graf gar nicht wußte, voll Angſt,

wie der philisterhafte Sinn des Hausbesitzers sich schon regte und im Parterrefenster lange Gesichter glotzten mit Verwunderung. Kinder wurden in den Garten geschickt, die sich auf ihren Spielplätzen tummeln sollten. Zuletzt erschien die Mutter des ehemaligen Bierwirths und machte Miene, sich trotz der schon kühlen Abendluft in eine wie ein Vogelgebauer geformte putzige Laube von gefärbtem Draht zu setzen. Alles nur, um den Bildhauer an § 11 seines Miethscontractes zu erinnern.

Als Ottomar das Verhältniß erklärt hatte, sagte der Vater: Die den Urbewohnern dieser Stadt angeborne hämische Mißgunst leite ich von der Zeit der Pfahlbauten her. Die Stadt war früher Pfahlbaute, das Gewerbe Fischerei. Wenn die Fische in das Netz des Einen gingen, vermieden sie das Netz des Andern! Alle Seeleute sind Egoisten.

Jetzt sah man auch schon das rothe gedunsene Angesicht des Wirths an den Fensterscheiben der Küche, die in den kleinen mit großen Topfgewächsen geschmückten Hof ging. Graf Udo brach schnell ab und empfahl sich mit Ottomar, der ihn begleitete. Udo nahm seinen Arm. Vater und Tochter blickten ihnen erstaunend nach.

## Fünftes Kapitel.

Der große Park lag im Schmuck des Herbſtes. Goldne Lichter, theils durch die Abendſonne hervorgebracht, theils durch die Abwechſelungen in der Färbung des Laubes, ſpielten durch die Wege und das vorwiegende, unveränderte Tannengrün. Die Poeſie des Herbſtes, Käferleben, Obſtſegen, ſeidene Fäden durch die Luft geſponnen, iſt in einem ſolchen von ſtrömenden Menſchenmaſſen beſuchten Luſtwalde nicht zu finden.

Ottomar erzählte, ſo gut es vor Geraſſel von Wagen und Geräuſch von Menſchen möglich war, ſein in der Vorſtadt mit dem Geometer erlebtes Abenteuer.

Und Graf Udo beſtätigte, daß er den bewußten Brief ſchon erhalten hatte. Du ſollſt ihn leſen! Er iſt kurz und bündig! Die Quinteſſenz iſt, daß ich ſie beſuchen ſoll!

Sie will Dich ſelbſt erobern!

Eine Pauſe trat ein. Der Larm um ſie her war zu übermäßig.



Bayerische Staatsbibliothek München

Ich bin nicht tugendhaft! sagte der Graf nach einer Weile, als er ruhiger geworden. Aber in Südamerika hörte ich eine Jesuitenpredigt, deren Thema lautete: Vermeidet die Gelegenheit zur Sünde! Die Tugend sei eine wohlberechnete Klugheit! Auch in Portugal habe ich diese Lehre besser von der Kanzel vortragen hören, als dergleichen von irgend einer evangelischen Kanzel gehört werden kann! Jetzt freilich — er drückte dabei seltsam Ottomars Hand — würde ich, und wenn die Frau noch so schön und verführerisch wäre, sie verlassen, wie ich gekommen.

Ottomar dachte an seine Verlobung, an die Heirath, die unmittelbar bevorstand —

Befreit durch ein Wesen, das man liebt! fuhr der Graf mit Ekstase fort. Durch einen Engel, der in jeder Gefahr uns zur Seite steht! Ein weibliches Wesen, das den Himmel auf Erden in sich trägt! O, fuhr er fort, warum verleugnen wir doch die Natur! Warum folgen wir nicht dem Triebe, der uns sagt: Der Schöpfer wollte es so! Wer wagt es denn, Dich zu hindern, daß Du Dein Glück nimmst, wo Du es findest!

Ottomar, der des Freundes Gedankenreihen nicht begriff, sagte lächelnd: Nach dieser Theorie hat Dich die Marloff mit einem einzigen verführerischen Blicke weg! Sie soll wirklich sehr schön sein.

Der Graf schüttelte nur den Kopf.

Dennoch sagte er nach einer Weile: Wenn ich nur die rechte Verachtung meines Oheims in dieser Sache finden könnte, das würde mich noch mehr kräftigen und mir den Muth geben, zu der Frau zu gehen! Aber so bin ich nur berechtigt, ihn zu lieben, in ihm die Güte selbst zu sehen, die Weisheit, die Lebenserfahrung. Er erzog seine Frau, obgleich sie älter war, als er, und wie Du gesehen, recht häßlich. Aber sie liebte ihn mit Raserei. Sie war eine geradezu im Leeren und Nichtigen aufgewachsene Prinzessin, anspruchsvoll und dabei so zu sagen ganz Provinz! Wie geregelt habe ich alle seine Verhältnisse gefunden! Wie männlich trat er bei jeder Berufung an sein Ehrgefühl auf! Um meinetwillen setzte er in Bonn sein Leben auf's Spiel! Seine Briefe an mich seit einer Reihe von Jahren sind so, daß man sie drucken lassen könnte, soviel Thatsachen, Voraussagungen über Politik, Urtheile über hervorragende Namen enthalten sie! Ich lasse mir auch nicht nehmen, daß die Annäherung an die Frau Deines Grobians unter Umständen stattgefunden haben muß, die für ihn entschuldigend sprechen. Finde ich doch in seinen Aufzeichnungen die Aeußerung, daß das ganze Geheimniß des Lebens im Verhältniß zwischen Mann und Weib läge und daß die Fortpflanzung eine stete Uebertragung der

nur ein neues Schreiben von dräben, ſondern ich ſehe auch eben einen zweiten Courier, den er expedirt hatte, aus dem Schloßhofe reiten. Die erbrochene Note enthielt die Anzeige, daß in der Löſung unſerer Verhandlungen eine Kriſis eingetreten wäre, die den bevollmächtigten Geſandten Sr. Hoheit des Fürſten von Vierhufen allerdings beſtimmen müſſe, die vorletzte Note zu desavouiren und des beſſern Vernehmens wegen nun, da die Veranlaſſung des Streites nicht mehr vorhanden wäre — da ſo eben der ehemalige Generaliſſimus, Baron Satan von Höllenſtein, geſtorben — auf die jenſeitigen Forderungen ohne Weiteres einzugehen. Somit hätte Graf L. aus den Leiden eines Mannes, der allerdings die entfernte Urſache unſerer Verhandlungen war, Veranlaſſung genommen, ſeine Verfahrungsweiſe zu maskiren und Widerſtand zu leiſten bis auf den Augenblick, der für den armen Dulder, den ſeit dem unglücklichen Manoeuvre geiſteskranken Baron von Höllenſtein, der letzte war. Ob und wie dieſer Sterbende mit unſerer Frage zuſammenhängen durfte, kümmerte Grafen L. nicht. Er ſtand vor ſeinem Hofe als ein Ausbund der Klugheit da. Er hatte ſo lange temporiſirt, bis er ſagen konnte: Wir würden euch nichts, gar nichts bewilligt haben; da aber der Mann da geſtorben iſt, ſo geſchehe euch Alles, wie ihr's wollt! Man kann nicht leugnen, daß Graf L. durch dieſe Combination, wo die äußerſte Nothwendigkeit noch als gnädigſte Großmuth herauskam, ſich wirklich als einen ſcharfſinnigen Kopf bewährt hatte und er des Großkreuzes des Civilverdienſt-Ordens wohl würdig war, das er von ſeinem Hofe für das Manoeuvre ſpäter bekommen hat.

Um dieſe Schilderung des Grafen L. vollſtändig abzu-

Gottheit in Perſon ſei, weshalb auch der Mißbrauch dieſes Triebes unverantwortlich! Wen aber die Sehnſucht, im Weibe Sanftmuth, Güte, Ruhe zu finden, Erſatz für tauſend verſagte Erfolge des Lebens, verzehre, denn ſolle man doch nicht verdammen, ſchreibt er, ſelbſt wenn er ſich in dieſer Sehnſucht verirrte! Wenn er eine ſanfte Wange ſuchte, um eine Weile die reine Weiblichkeit zu fühlen! Die meiſten Moraliſten ſeien Holzböcke!

Es war unmöglich, jetzt im Geräuſch der Stadt, der man ſich genähert hatte, ſich über die Maßnahmen gegen das doch wohl nur auf Gelderpreſſung ausgehende Ehepaar zu verſtändigen. Ottomar lebte in juriſtiſchen Anſchauungen und gehörte der Schule des geſunden Menſchenverſtandes an. Der Mann der verdächtigen Frau war ihm ein Geizhals, eine Boz'ſche Figur. Er liebte die Engländer über Alles. Wie weit ſeine Theorie des geſunden Menſchenverſtandes ging, ſah er recht aus den Chancen, die ſich nun wirklich für die Frau Juſtizräthin Luzius eröffneten. Seine Frau Principalin wollte das Wohl des weiblichen Geſchlechts befördern helfen und ſein Gewiſſen hatte erwidert: Aber die edle Dame kann ja kaum orthographiſch ſchreiben! Aber eine Gegenſtimme ſagte: Anfälle von Verſtand hat ſie doch!

Als Beide endlich einen Fiaker genommen hatten und vor dem Treuenfels'ſchen Palais anfahren wollten,

war die Einfahrt verſperrt. Wagen reihte ſich an Wagen. Man hätte glauben ſollen, ein Ball würde im Hauſe gegeben. Es ſchlug ſieben Uhr. Oben war die Begrüßung der noch vollkommen ſchwarz gekleideten Matrone im Gange. Alle Gasflammen brannten. Die Diener nahmen Shawls und Hüte ab. Verwandte waren dem Beiſpiel der Herrin des Hauſes gefolgt und erſchienen in Trauerkleidern, einen ſchwarzen Flor um ihr Antlitz, ſchwarze Floretthandſchuhe an den Fingern. So die Generalin von Forbeck, eine lange, ſtrengblickende Dame, die ſofort, als Graf Udo den neuen Secretär vorgeſtellt hatte und dieſer erſt für die Wünſche ſeiner Principalin ſprach, ihn mit der Lorgnette muſternd die Statuten geltend machte, denen zufolge der Vorſchlag eines neuen Mitgliedes drei Wochen vor der Wahl ſtattfinden müſſe, und daß dieſe nie durch Acclamation, ſondern immer durch geheime Ballotage ſtattfinden mußte.

Das iſt eine Bedingung, rief Ottomar, ſich mit Gewandtheit in dieſe plötzliche Begegnung mit ſiebzehn bis zwanzig ältern Damen von Stande findend, die meiner Clientin auf drei Wochen die Ruhe ihres Lebens rauben wird! Sie hat zwei Töchter! Da iſt der Kopf einer Mutter vollends nur mit Toilettengedanken beſchäftigt. Aber ſie wird an Nichts denken, als daß ſie durchfällt — die unglückliche arme Frau!

Haben Sie keine Sorge, lieber Herr Althing, sagte eine corpulente, stattliche Dame, die ihn schon lange kannte und herzlich begrüßt hatte. Der guten Justizräthin sind die weißen Kugeln gewiß! Wer sollte sie denn in unserm Kreise hassen! Und schon aus Dank, daß wir Sie erobert haben! Was werden Sie für Geduld mit uns haben müssen —! Mein Mann wollte die Stelle nicht annehmen —

Diese Stelle? Wolny? Ich dächte, der hätte Sorgen genug — entgegnete Ottomar.

Wie so? Ach so! Dieser Streik —? erwiderte die erst so freundliche, jetzt plötzlich verstimmte Dame und wandte sich ab. Es war die Commerzienräthin Rabe, jetzige Frau Doctor Wolny.

Immer mehr Bürgerliche! sagte die Generalin der Gräfin verdrießlich und lächelte wider Willen. Sie lächelte stets ungern. Denn ihre Zähne waren schadhaft. Ich hätte gewünscht, die Vorgeschlagene wäre von Familie! flüsterte sie einer andern Gebornen. Kurz, sie warb schon auf schwarze Kugeln.

Das Adelsthema ließ sich besonders wegen der vielen anwesenden Commerzienräthinnen nicht weiter erörtern. Diejenige, die erst so freundlich mit Ottomar gesprochen, machte den eigenthümlichen Eindruck, daß man nicht wußte: Ist sie noch schön und jung? Oder

ist sie alt und Alles, was an ihr jung erscheint, nur übertüncht und falsch? Sie gehörte zu den Besucherinnen aller Wohlthätigkeits-Bazars, fehlte bei keinem Opernhausball, wurde von den allerhöchsten Herrschaften nie unbeachtet gelassen. Ihr erster Mann hatte sich von unten heraufgearbeitet. Die an sich wohlmeinende Frau war krank, unheilbar krank. Sie verbarg ihren Zustand, theils aus einem den Frauen angebornen Sinn der Verheimlichung ihrer besondern Zustände, die ein edler Heroismus sie still für sich allein tragen läßt, theils aber auch aus Lebenslust und ihrem Gatten, ihrem ehemaligen Hauslehrer, zu Liebe, dem sie äußerlich den Schein nehmen wollte, als hätte er sich nur in eine reiche Wittwenexistenz hineingeheirathet. Martha Ehlerdt, Helenens Freundin, stand mitten inne in diesen psychologischen Erscheinungen.

Die Frage der „Speisemarken" stand heute auf der Tagesordnung. Man suchte Mittel, einem förmlichen Börsengeschäft, das mit diesen Anweisungen auf ein Volksknchenmahl getrieben wurde, zu steuern. Die Juden konnen ihren Gegnern mit Stolz erwidern, daß es sich hier um eine Agiotage handelte, an der sie sich nicht betheiligen. Aber auch die eigentlichen Empfänger der Marken, die Bettler, essen nicht gern aus den Volksknchen, wo, wie sie sagen, die Gemüse nicht verlesen

würden, während ſich zahlloſe Perſonen finden, Supernumerare aus allen möglichen Kanzleien, Lehrerinnen, ſelbſtſtändige Confectionenſen, muthige Schwimmerinnen gegen den Strom des Lebens, die ſich den meiſt in unterirdiſchen Localen ſervirten Tiſch, auch wenn es nicht immer Speck und Sauerkraut giebt, wohlbekommen laſſen.

Graf Udo hörte zwar noch, wie im Beginn ſogar die beiden Fräulein Luzius, als Anſtoß für die Generalin, die Mutter der ſchonen Ada, in die Debatte gezogen wurden, aber die dem Verein ſchuldige Discretion zwang ihn, den abtretenden Bedienten zu folgen. Glücklich, den Freund ſich ſo geſchickt in dies Amt finden zu ſehen, ging er auf den Fußſpitzen über die weichen Teppiche in die Zimmer ſeines Onkels zurück. Nach der Sitzung gab es die Reihe herum bei den Damen regelmäßig ein Souper.

Geſchäftliche Zerſtreuungen, Briefe, Anfragen, die zu erledigen waren, gab es für den wenig an Ada, immer an Helene Althing denkenden Grafen genug. Ada hätte ihm Alles hier durcheinander gewühlt, Helene Alles ſauber zurecht gelegt. Ada hätte geſchmollt und an die Fenſterſcheiben getrommelt, Helene ſich mit ihm geneckt und ihre Anſichten, die Eindrücke ihrer Lectüre ausgeſprochen. Gelegenheiten zur Bewährung von

Urtheilen gab es ja genug. Das Leben im Leben iſt nicht wie das Leben auf der Bühne. Auf der Bühne ſcheinen alle handelnden Perſonen nur einen Zweck zu verfolgen. Nach Bühnengeſetzen würde Graf Udo ſogleich wieder nach dem Briefe der Frau Edwina Marloff greifen und einen Monolog voll Betrachtungen über Handſchriften halten müſſen, aber im wirklichen Leben hat Egmont ſoviel mit ſeiner Waffenhalle, mit ſeinem Stalle, mit ſeinen Gütern, mit ſeinen Pachtern zu thun, daß ihm die Freiheit der Niederlande zwar nicht mindern Werth behalten haben wird, als dann, wenn er mit Oranien ſpricht, aber ſie beſchäftigt ſeine Gedanken nicht allein. Goethe hat dies „Nebeneinander" in der kleinen Plauderei Egmonts mit Ferdinand über die Pferde und in der gar nicht zur Handlung gehörenden Liebſchaft des Schreibers vortrefflich angedeutet.

Endlich ſetzte ſich der Graf in eine Sophaecke. Das in der Ferne in einem zum Hofe hinausliegenden Speiſeſaal angeordnete abendliche Mahl konnte ihn nicht ſtören.

Drei Frauengeſtalten gaukelten vor ſeinen Augen. Eine voll Unſchuld und Lieblichkeit, voll Verſtand und Urtheil, die andere eine Sirene, gewiß ein ſchönes Weib, ohne Zweifel darauf bedacht, ſich vor ihm zu rechtfertigen, Scenen zu ſpielen, ihn zum Wiederkommen zu ver-

anlaſſen, ihn allmälig in dieſelben Netze zu verſtricken, in die ein ihm ſo theurer Name fiel. Die dritte, Ada von Forbeck, für ihn eine jener Putzenderſcheinungen der vornehmen Welt, immer leidenſchaftlich bewegt, zornig, polternd, im Kundgeben ihres Willens rückſichtslos, in ihren Launen und Einfällen tyranniſch, ſchwatzhaft wie ein Kind, verurtheilend, wie ihr der Wind die Worte zutrug, die würdige Schweſter, wie es ihm erſchien, ihres mit Schulden belaſteten Bruders, der ſeinerſeits faſt eine Ehrenſache daraus zu machen ſchien, daß es zwiſchen dem Grafen Udo und ſeiner Schweſter nun baldigſt zur vollen Richtigkeit kommen müßte. Max von Forbeck war ein gefürchteter brutaler Raufbold.

Des Grafen Empfindungen waren heute um ſo erregter, als ſich auch Ada zum Nachteſſen hatte anſagen laſſen; ſie wollte mit ihrer Mutter noch in eine große Geſellſchaft bei einem Miniſter fahren. Die Generalin hatte neben ihren ſchwarzen Floretthandſchuhen noch violette in Bereitſchaft.

Ya Roſe, ſprach er ſeufzend zu ſeinem Bedienten in franzöſiſcher Sprache, wie gefällt Dir denn das Leben bei uns in Deutſchland?

Ei, ſagte dieſer, ich bewundere die Betten, wie ſie alle ſo klein ſind!

Und was erſcheint Dir zu groß an uns?

Der „Franzoſe ohne Revanche", wie er zum Jubel des diplomatiſchen Kreiſes, dem Ido doch noch angehörte, wenn er ſeinen Austritt auch ſchon erklärt hatte, genannt wurde, nannte ein gewiſſes Geſchirr, das Xantippe auf ihren träumeriſchen Gatten ausgoß, als dieſer eines frühen Morgens nach Hauſe kam, den Hausſchlüſſel vergeſſen hatte und in Betrachtungen verſunken ſtand, über welche unſere Profeſſoren jetzt dicke Bücher ſchreiben.

Weiter haben ſich Deine Studien noch nicht erſtreckt? meinte der Graf, nach einer Cigarre ſuchend und die Conſequenzen dieſer beiden diplomatiſchen Aeußerungen mit Lächeln ziehend.

Jeder Schritt weiter würde die Welt ſagen laſſen, ich ſei ein Spion! antwortete La Roſe.

Wie kommt es, daß Du ohne alle Rachegelüſte biſt? fragte der Graf und ſuchte nach einer Cigarre.

Weil ich zwei Naturerſcheinungen ſehe, antwortete La Roſe; die Franzoſen ſind ein Baum, der ſterben will; denn Niemand heirathet bei uns, Alles iſt Junggeſell. Wenn es Ausnahmen giebt, ſo hat keine Mutter mehr als drei Kinder. Davon ſterben gewiß noch zwei, weil die Mutter die Kinder nicht ſelbſt verpflegt. Alſo Frankreich will ſterben — Franzöſiſch — das wird werden, wie ehemals griechiſch und jetzt jüdiſch. Deutſchland nun freilich — einen Baum nenne ich es nicht.

Warum nicht? Es ist ein Fels!

La Rose schüttelte den Kopf, kicherte und that, als wenn es geklingelt hätte; er lief mit den Worten: Auch in der Brutanstalt gehen zuweilen die Eier nicht auf! davon.

Mit solchen und ähnlichen Einfällen erheiterte der kosmopolitische, gesandtschaftliche Franzose, der die Schule des Auslandes durchgemacht hatte, seinen momentanen Gebieter, der große Lust hatte, ihn ganz zu behalten. La Rose hatte ihm einmal ein bedeutungsvolles Wort gesagt: Ich erleichtere Ihnen alles Natürliche! — Jeder Andere würde ihn auch schon zur Vermittlung mit der Marloff gebraucht haben.

Nach einer Weile kam La Rose wieder, brachte Zeitungen, machte sich Einiges zu schaffen und fragte dann mit trocknem Ernste: Ist es wahr, Herr Graf, daß sich Gott auch um die Mormonen bekümmert?

Wie kommst Du darauf? fragte der Graf im Aufblicke aus den Blättern.

Er soll es doch so eingerichtet haben, antwortete La Rose, der in Mußestunden las und immer noch in seiner durch das Aussterben in Frankreich und das Uebermaß von Menschenerzeugung in Deutschland angeregten Gedankenverbindung lebte, er soll es doch so eingerichtet haben, daß die sämmtlichen Frauen, die Einer

nehmen kann, die jährliche Kindererute keineswegs vermehren. Regen und Hagelschlag verderben den Ueberfluß und es ist, wenn die Herren von der Akademie kommen, um zu zählen, immer dieselbe Proportion wie überall, nur mit Ausnahme, wie ich gesagt habe, von meinem armen Frankreich!

Der Graf versprach sich zu erkundigen, wie es mit dem mormonischen Kindersegen aussähe. Er ließ sich die Cigarre von dem Franzosen anzünden. Statt ein Schwefelholz zu nehmen, zog dieser ein Billet aus der Tasche und sagte, soll ich dies dazu nehmen?

Dabei lächelte er fein und verschmitzt.

Graf Udo griff nach dem Billet. Wer brachte es?

Dasselbe anmuthige Mädchen von neulich! Sie war so schnell auf ihren Beinen davon, daß ich nicht einmal zu ihr sagen konnte: Muß es eine Antwort geben?

Und wieder stand ein Wagen draußen und wartete?

Ja Rose zuckte die Achseln Diesmal, sagte er, habe ich den Wagen mit der verschleierten Dame nicht gesehen.

Der Diener verstand hinlänglich seine Stellung, um sich trotz seiner Vertraulichkeit mit seinem Herrn sofort zu entfernen und diesen, dem er ansah, wie aufgeregt, ja empört er war, allein zu lassen.

Der Graf las von derselben Handschrift wie vor einigen Tagen: „Herr Graf! Mich quälen einige

runden, muß ich noch hinzufügen, daß er sehr geizig war. Und in der That gestand einer seiner Bedienten, daß er das Ende des Congresses auch darum schon bis auf den Todestag des armen Barons verschoben hätte, um nicht nöthig zu haben, die völlige Aussöhnung mit dem benachbarten Hofe und den glücklichen Ausgang des Congresses durch ein kostspieliges diplomatisches Diner feiern zu müssen. Unvergeßlich wird mir das Andenken dieses exemplarischen Menschen bleiben.

Unwahrheiten, die ich Ihnen schrieb. Die Stellen könnten mißdeutet werden. Gönnen Sie mir das Glück, mich vor Ihnen zu rechtfertigen! Schriftlich ist es unmöglich. Sie werden sich fürchten, meine Wohnung zu betreten. Ich schlage Ihnen vor, Sie in Ihrer diplomatischen Eigenschaft zu besuchen. Ein Zimmer, wo ich Ihnen eine sich auf Portugal beziehende Angelegenheit vortragen konnte, eine Erbschaft von 30,000 Thalern betreffend, wird sich doch wohl in Ihrem geräumigen Palais finden. Bitte um baldigen Bescheid und weisen Sie mich nicht ab, wenn ich komme oder wohl gar so dreist werde, wie Claudia in Emilia Galotti, die aller Anmeldungen spottend die Domestiquen zur Seite stoßt und ausruft: Wo bist Du, mein Kind? Ich komme! Aber erschrecken Sie nicht über das Kind! Es ist nur von mir die Rede, die ihre Rechte reclamirt!"

Schon an der Stelle, wo die „diplomatische Eigenschaft" erwähnt war, war Udo aufgesprungen. Vollends trieb ihn die Anspielung auf ein Kind im Zimmer hin und her. Er sah die Schreiberin dieser Zeilen, die entweder einige Bildung besaß oder sich diese Briefe von Jemand verfassen ließ, schon im Geist ohne Erlaubniß mit emancipirter Dreistigkeit, in einem rauschenden Gewande, die Treppe und die Zimmer erstürmen, er sah, wie sie sich seine Vertraulichkeit erzwang, Drohungen

ausstieß, die im Hause Aufsehen, die Tante erregen konnten. Er verwünschte die Sitzung, er hätte so gern endlich Ottomars Rath gehört. Sollte er sich La Rose anvertrauen? Er las beide Billets. Es hat sie ihr Jemand geschrieben! sagte er laut. Dann dachte er wieder an seines Onkels feine Bildung, des Onkels Belesenheit, seine geistreichen Lebensansichten. Da kamen ihm, wie aus einer verborgenen Kluft, aus den Zeilen warme Luftwellen entgegen. Er sah liebliche Bilder, Erinnerungen an seine Reisen, an die erhabene Natur Südamerikas, an südländische Frauen mit brennenden Augen, die zu ihm hinaufblickten. Er war im Geist versetzt in so manches Abenteuer, in das ihn wider Willen seine anziehende Erscheinung und eine gewisse Weichheit, die ihm eigen war, verstrickt hatte. Die Pariser Romantik beherrscht ganz Südeuropa und Amerika. Für Voz und die neuere deutsche Sittlichkeitsprahlerei in der Poesie fehlte ihm aller Sinn. Gern las er Longfellow. Nur trieb ihn der Hauch der Langenweile, der auf all' diesem Gewerkel liegt, immer wieder zu den Franzosen zurück.

Warum? Konnte er sich nicht auch in dieser Schule jenes stille Gärtchen malen, wo ein auf gesellschaftliche Entsagung angewiesenes Mädchen ihre Welt darin fand, nur die Freude und die Stütze der Ihrigen

zu sein! Welch ein Schmerz doch im Frauengemüth, dachte er, als er sich endlich beruhigt hatte, sich sein Lebensloos nur ſo vom Zufall bestimmen zu lassen! Der dunkle Hintergrund der Tannen, die schimmernden Birken wurden ihm dann allmälig schöner, als alle Palmen und Sykomoren der tropischen Welt. Die Marmorblöcke belebten sich. Die Welt der Bildung, abdämpfend und abmildernd alles Wildnatürliche, trat wieder in edlen Umrissen hervor.

Und sich ganz vergessend, ganz der Trauer, der Comitésitzung, der Gräfin Wittwe uneingedenk, schlug er das Piano auf und wollte eben die Tasten mächtig berühren, als er die Worte hörte: Na, das ist schön! Sie machen Musik? die Trauer ist vorüber? Gott sei Dank! Da freue ich mich ja wie ein Hund!

Ada! rief er vorwurfsvoll. Diese Vergleichung ließ ihn sofort aufspringen. Leise war Ada eingetreten. Die Sitzung war vorüber. Sie war in reizender Toilette. Nur mittel von Gestalt, hob sie ein langer schwarzer Spitzenschleier, der ihr vom Kopf über den entblößten Nacken wallte. Dazu ihr schwarzes Haar, ihr brauner Teint, ihre sprühenden Augen; sie stand wie eine Spanierin, die zu Hofe geht. Sie war schon zu jener großen Gesellschaft gekleidet, in die sie noch mit der Mutter fahren wollte. Im Haar schimmerte eine einfache

Theerose, um den Hals zog sich eine mattrothe Korallenschnur, das gelbschimmernde, langschleppende Seidenkleid ließ Nacken und Arme frei. Sie durfte sich mit Wohlgefallen in den langen Spiegeln der Zimmer mustern. Der Graf war verdrossen über diesen Vergleich.

Ja aber, was hast Du denn dagegen? meinte die reizende Erscheinung sich prüfend am Spiegel links und rechts. Giebt es denn ein Wesen in der Welt, das seine Freude lebhafter ausdrückt, als der Hund? Unser Caro rennt durch den ganzen Garten, tobezt über und über, wenn er mich kommen sieht — Man soll doch seine Vergleiche immer vom Treffenden hernehmen. Herr Athing! rief sie dem eben wie erschöpft Eintretenden und sich ihr mit Bewunderung Verbeugenden entgegen, Herr Athing, entscheiden Sie doch! Kann man nicht sagen, ich freue mich wie ein Hund?

E, sagte dieser, warum nicht gleich wie ein Pudel?

Nun machte Adelheid die Miene des Schmollens. Nun lassen Sie mich in Ruh! sagte sie. Und doch sind Sie schuld an diesem Vergleich!

Wie komme ich zu der Ehre dieses mit Ihnen begangenen Verbrechens?

Sie sagten im vorigen Jahre auf dem Ball bei General Philo, alle Vergleiche müßten natürlich sein!

Und das haben Sie behalten? Sehr schmeichelhaft für mich! Aber Freude ist ein edler Begriff und folglich muß auch der Vergleich edel sein.

Wie? rief Ada aus, ein Hund wäre nicht edel? Ein Hund könnte nicht mit der Treue verglichen werden? Ich habe allen Respect für Udos Empfindungen für mich, aber so wie unser Caro liebt er mich doch nicht!

Danke für diesen Rivalen! entgegnete der Graf lachend und wandte sich, die Ordnung des nun beginnenden Mahles zu überwachen.

Herr Althing! sprach jetzt Ada ruhiger. Mit Ihnen kann man vernünftig sprechen. Indem sie auf eine Stutzuhr sah, die am goldumrahmten Spiegel stand, und diese mit der ihrigen verglich und letztere an ihr Ohr hielt, fuhr sie fort: Unser Professor in Aesthetik trug uns den Homer vor. Da waren mehrere Göttinnen, ich glaube gar die Majestät Juno selbst, ochsenäugig genannt, und die mobilen Colonnen, die gegen Troja anrückten, wurden immer mit Schafen und Gänsen verglichen. Die Gesichtsschärfe der Minerva — Offenbach würde ihr eine Brille aufsetzen — vergleicht er mit dem Blick der Eule in der Nacht und nennt sie die eulenäugige. Nun vergleichen Sie damit das große Gerede vom Vater Homer und Sie wollen mein: Ich freue mich wie ein Hund! unedel nennen.

Weinte Ada nun wirklich? Oder war das Ganze nur Schelmerei?

Inzwischen untersuchte sie den Schreibtisch, forschte nach Cigarren und brummte, daß sie nichts für sie Passendes, Cigarretten, fände.

Ich begreife nicht, sagte sie in ihrem gemacht platten, natürlich sein sollenden Tone, wie sich Gräfin Tante schon hat so breitschlagen lassen, diese dummen Geschichten mitzumachen mit Volkswohl und Zubehör! Diese Menschheit, die immerfort bettelt, man sollte sie gar nicht berücksichtigen!

Ottomar entgegnete: Aber Ihre Mama macht ja Alles mit Leidenschaft mit! Sie führte heute in der Sitzung fast allein das Wort!

Werden Sie denn immer diese Redensarten mit anhören, antwortete sie, der Frage Ottomars ausweichend. Dabei warf sie sich der Länge nach auf's Sopha, was sie der Toilette wegen mußte. Den Spitzenschleier breitete sie zur Seite. Ihr schwarzer Fächer ging mit Aufregung hin und her, während sie Ruhe zeigen wollte.

Ich schwärme für das edle Wirken dieser Damen! fuhr Ottomar fort und sah weg, um das schöne Bild nicht allzusehr auf sich wirken zu lassen.

Ach, Sie und schwärmen! sagte die junge Kokette und fixirte den seltsamerweise von ihr schon lange in

Gesellschaften ausgezeichneten jungen Mann, der sich ihr in jener Gesellschaft bei General Phito als ein Universitätsfreund ihres Verlobten vorgestellt hatte. Ihr Bruder Max von Forbeck hatte seine Gründe, diese in Aussicht stehende Verbindung überall zu proclamiren. Die Mutter nicht minder.

Von Mama urtheilen Sie ganz falsch! sagte Ada. Erstens hat Mama gar keine Leidenschaften und — noch weniger — setzte die scharfe, durch Rücksichtnahme nicht gebundene Tochter hinzu — hat sie eine bestimmte Meinung! Mutter horcht nur immer, wie der Wind blau und woher! Kein Mensch weiß bei ihr, was kommt! Unter uns: Es ist Alles Commando bei ihr. Grade wie mit der Wagner'schen Musik. Erst stöhnte man vor Verzweiflung in Wagner'schen Opern und kam förmlich um vor dem ewigen Aufpassenmüssen, Textnachlesen, wie im Gesangbuch Vers 14. Nun aber das Alles von oben befohlen und mit besucht wird, findet man's gottvoll. Ach, ist es denn wahr, unterbrach sie ihre ganze Gedankenreihe, daß Sie mit Udo eigentlich auch ein Duell gehabt haben?

Ottomar sagte: Auf der Universität paukt man sich ohne alle vorangegangene Beleidigung. Die Verbindungen brummen sich in Masse den dummen Jungen auf und man geht in Masse für die Verbindung im

sogenannten **pro patria** los. Da gab ich dem Grafen, der bei den Borussen war, einen derben Schmiß über den Kopf. Er ging etwas tief. Aus Besorgniß besuchte ich ihn und da die Jahreszeit sehr rauh war, der Schnee fußhoch lag, der Graf mit seiner verbundenen Stirn das Zimmer hüten mußte, so nahm er mein Anerbieten, ihm vorzulesen, an. Ich entdeckte interessante Bücher auf seinem Tisch. So habe ich täglich bei ihm zugebracht, bis er genesen, woher unsre Freundschaft —

Ach wie nett —! fiel Ada mit einem Ausdruck ein, der in jener Stadt nebst dem Worte „reizend" üblich ist für Alles, was gefällt. Zwei Bände Aesthetik erledigen sich durch die beiden Worte.

Sie könnten mir Stunde geben —! sagte sie nach einer Pause.

Wenn Sie verheirathet sind, warum nicht? antwortete Ottomar.

Ich bin so schrecklich dumm! kam ganz ehrlich über die Lippen des hübschen immer schalkhafter werdenden Kobolds heraus.

Ottomar lachte laut auf. Naives Beständniß! sagte er.

Zum Beispiel das dritte Wort in der Zeitung unter literarisch und Artistisch ist jetzt immer „Stimmung". Sagen Sie mir um Gotteswillen, was ist denn Stimmung —?

Indem war Graf Udo zurückgekehrt, bot ihr den Arm und wollte sie zu Tisch führen, Ottomar war für die Gräfin Tante bestimmt und sprang in's Sessionszimmer, seinem Part den Arm zu bieten.

Denn das weiß ich wohl, hörte er trotz alledem Ada neben sich reden (sie war ihm gefolgt), der Mond muß dabei über einen See schimmern und ein alter Thurm muß irgendwo im Schatten liegen und irgend was Stilles muß vor sich gehen, z. B. ein paar Rehböcke aus dem Walde schleichen, sich umsehen —

Oder ein paar Liebende umarmen sich! fiel Udo ein, den die natürliche Plauderei anzog.

Doch setzte sich Ada nicht neben ihn. Sie hatte im Sessionszimmer ihre lange Schleppe aufgenommen, sich rasch vom Arm des Grafen losgemacht und war nach dem Eßsaale geeilt. Ich komme gleich zurück! rief sie und ließ Ottomar und Udo unter den Damen, von denen Einige von ihren Sorgen um Volkswohl sehr erschöpft schienen und hungerten. Am meisten litt Frau Commerzienräthin Rabe, die sich auch vor dem Essen schon empfahl.

Ottomar, der neue Vereinssecretär, führte die Präsidentin, war aber nicht wenig erstaunt, als Ada rief: Hier ist Ihr Platz! Sie hatte die Sitze vertauscht. Graf Udo war zur Gräfin, Ottomar zu ihr gekommen.

Da ich nicht viel eſſe, weil ich noch in Geſellſchaft gehe, kann ich Sie mit einigen Beweiſen meiner Dummheit unterhalten! ſagte ſie, indem ſie ihren Schleier über die Stuhllehne warf. Aber die „Dummheiten" ſprangen gleich auf die Damen Saſcha und Zerline Luzius über und ſagten ganz rückſichtslos: Wenn die Juſtizräthin durchfällt, kriegen Sie wohl von einem der hübſchen Mädchen einen Korb? Von welcher?

Ottomar legte Meſſer und Gabel hin. Sie beleidigen mit jedem Wort, gnädiges Fräulein!

Ada lachte ſo natürlich, daß man allgemein fragte, was da ſo Intereſſantes beſprochen wurde. Eine vor Kurzem Miniſterin gewordene Geheimräthin drohte ſogar ſchalkhaft herablaſſend mit dem Fächer. Es waren kleine Verſuche der Frau, bei ihrer Hofgeſellſchaft natürlich zu bleiben.

Als die Tafel aufgehoben war, Alles ſich nach einigem Geplauder im Stehen von der Hauswirthin, der wieder recht in Schwung gekommenen Gräfin, entfernt hatte, Ada zum großen Wohlgefallen der Generalin mit einigen Neckereien über ihre wohl nun bald bevorſtehende Vermählung, waren Graf Udo und ſein Freund allein, Ottomar verſtimmt über die ihm von Ada verurſachten unangenehmen Eindrücke. Sie hatte noch z. B. geſagt: Einen richtigen Mann nenne ich nur denjenigen, der im

## Neuntes Kapitel.

### Uebergänge und Ausläufe.

Es ist möglich, daß die arme Celinde beim Tode ihres unglücklichen Mannes mehr von dem Schauer vor dem Tode überhaupt, als vom Schmerz über den Verlust an sich geängstigt wurde. Wenn die weißen Tischtücher, mit welchen ein Sarg in die Grube gelassen wird, für Viele, die darum stehen, zu einem neuen fröhlichen „Tischlein deck' dich" des Lebens gehören und aus einer verlornen Hoffnung hundert neue blühen, einem erstickten Athemzuge tausend tiefere und schwellendere und belebtere nachfolgen, so hätte man auch bei Celinden nicht lange darüber forschen und prüfen sollen, ob ihr die Blumen, die sie auf des Gatten Grab pflanzte, recht vom Herzen gingen oder ob sie ihren wiedererwachten Sinn für das Leben und die Farbenspiele der Sonne in ihnen verrieth. Wer kann hier entscheiden und richten! Celinde hatte mit am Grabe gestanden, als Blaustrumpf die Leichenrede hielt; sie fürchtete daheim ihre Einsamkeit mehr, als auf dem Kirchhofe das Gepolter des Sandes, den die Todtengräberspaten auf den dumpf widertönenden Sarg schütte-

Zoologischen Garten und wenn es noch so voll ist, für Stühle zu sorgen weiß!

Wie gefällt Dir Ada? fragte der Graf.

Sie kann sehr grob sein! antwortete Ottomar und berichtete einige von Adas verletzenden Aeußerungen.

In den Motiven gehst Du irr! entgegnete Graf Udo. Sie hat an Dir ein Talent gefunden, das die Frauen über Alles schätzen!

Den Shawl zu tragen —

Bewahre! Dem Kellner unter Umständen ein Trinkgeld oder eine Ohrfeige zu geben — Je mehr Sicherheitsgefühl, desto größer der Zauber —!

Renommage! Das ist das Wort der neuen Zeit! antwortete Ottomar und fühlte seinen ganzen Menschen empört. Ja, er war in der That entschlossen, handelte rasch, im Kriege war er in hundert Fällen darauf angewiesen. Aber er fing doch jetzt diese allgemeine Sucht, die nur auf das eigene Wohl bedacht war, zu hassen an. Sein Vater, Helene hatten ihm so oft Vorwürfe gemacht über die kalte Aeußerlichkeit seines Auftretens. Der idealistische Vater verlangte Seele, Vertiefung des Charakters, Gemüth, selbst wenn man im Leben zuweilen gegen Andre zu kurz käme.

Vom Grafen nach den Ergebnissen der gehaltenen Sitzung gefragt, rühmte er zerstreut den im Ganzen

verſtändigen Sinn, den er gefunden. Man hätte ihn mit dem Gedanken überraſcht, daß es ſich ja bei ſolchem Vereintwirken weniger um die wirkliche Hülfe als ſolche handle, als um den Schein derſelben, durch deſſen moraliſche Wirkung etwas Ermuthigendes, theils für die noch nicht verdorbenen Maſſen, theils für die Beſitzenden zur Feſtſtellung der Thatſache des Volkselends erzielt würde. Ein Geiſtlicher hatte dieſen Gedanken in den Verein geworfen. Die Armen durften dann doch nicht ſagen, daß man ſich nicht mit ihnen beſchäftigte, und die Reichen nicht, daß die Armuth nicht da wäre. Nur die Generalin, berichtete Ottomar, ließ eine Phantaſie los, die den Kampf der Cyklopen mit den Göttern ſchon in die nächſte Zukunft rückt. Der Brocken des Harz wurde von ihr auf die Salpeterkoppe geſtülpt, wie der Helikon auf den Oſſa! Sie ſah den Augenblick für möglich, wo ſämmtliche Regimenter vom ſocialdemokratiſchen Gift durchfreſſen ſein würden und beim Commando Rechts! Alles links abſchwenkte und die Welt aus wäre und mit ihr auch der Adel! Frau Wolmi unterſtützte dieſe gräßliche Phantaſie, die mit Krupp und ſeinen Kanonen endete. Die neue Miniſterin, die in Aufklärung und Freiheitsliebe machen mußte, bekam Plato als wahre Alba Ideen zu hören.

Udo zeigte ſtumm das zweite Billet.

Ottomar ſchüttelte den Kopf über die Vermeſſenheit und den Trotz der von ihm nachgeleſenen Zeilen. Das Citat aus Leſſing überraſchte ihn; die Frivolität: Haben Sie keine Angſt wegen eines Kindes! empörte ihn. Es ſteckt gewiß noch Jemand hinter ihr, der ihr dieſe Briefe ſchreibt!

Die alte Gräfin klingelte. La Roſe erſchien und holte die Zeitungen vom Tiſch. Ich ſoll ſie ihr noch vorleſen, bis ſie entſchlummert! ſagte Graf Udo.

Gute Nacht! erwiderte Ottomar, als La Roſe gegangen war. Antworte keine Silbe auf die Briefe! Ich werde mich mit Vorſicht der Schreiberin zu nähern ſuchen, ihr auf's Zimmer rücken und ich hoffe, mit tauſend Thalern baar ausbezahlt, iſt die Sache erledigt. In drei Tagen iſt Alles abgemacht.

Graf Udo drückte dem Freunde zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit lebhaft und innig die Hand.

## Sechstes Kapitel.

Wieder hatte der Montag einen Theil der Freunde versammelt. Freunde durften sich die neuen Serapionsbruder nennen in einer Zeit, wo die ausdrückliche romantische Freundschaftsversicherung aus der Mode gekommen ist.

Der Winter ließ sich angenehmend milde an. Noch im November hatte man Tage, wo man versucht war, im Freien zu sitzen.

Das goldne Sonnenlicht schien auf die Physiognomieen einiger Männer, die sich in dem Kreise seltener zeigten. Heute war Doctor Wolmy zugegen, ein Mann in den Dreißigen, der Miene nach etwas sorgenvoll, die Stirn gefurcht; sein Lächeln verschwand jedesmal so rasch wie es gekommen. An seinen weißen, nicht auf die Leitung einer Fabrik für Maschinenbedarf deutenden Händen ging ihm die Cigarre alle Augenblicke aus; so in Gedanken verloren saß er da. Er hörte die Anregungen, die von Anderen ausgingen, ohne selbst mitzusprechen. Sein Wissen war das eines Gelehrten der Alterthumskunde und jetzt des modernen Industrialismus zugleich.

Althing, der Vater, hatte ihn hier eingeführt. Auch dieser war wieder anwesend. Er müsse sich von seinem Sonntag ausruhen, sagte er. Denn gerade der Sonntag würde einem guten Familienvater besonders schwer gemacht. Da müsse immer etwas vorgenommen werden. Gestern sogar noch eine Wasserfahrt! Auf ein leises Sprechen zwischen ihm und Wolny hatte man immer nur, ohne diesen zu verstehen, von Jenem hören können: „Weiß ich nicht" — und wieder ein „Weiß ich nicht" — und zum dritten Mal ein „Weiß ich nicht" — dann war er ernst geworden und ließ sich sogar, weil sich seine Erregung steigerte, seinen Schoppen erneuern. Tabak rauchte Althing nicht.

Das wiederholte Streiken der Arbeiter in der Rabe'schen Fabrik war Stadtgespräch. Auch daß man den Hauptagitator in Raimund Ehlerdt suchte, einem jungen Mann von ungewöhnlichen Gaben, dem seine Stellung immer einflußreicher zu machen gelang und der sich das Ideal gestellt zu haben schien, die Köpfe der Arbeiter durch einen einzigen Hochdruck von seiner Hand nach seinem Willen zu lenken. Eine Anzahl von, wie man zu sagen pflegt, „verbummelten" Arbeitergenies, Faullenzern, die sich auf „Regimentsunkosten" ernähren ließen und zuweilen ihrem breiten Brustkasten fürchterliche Drohworte und Schilderungen in den Versammlungen

entfahren ließen (die Polizei hatte das überraschende Princip, die Bestialität sich „ganz entwickeln zu lassen, damit man sie kennen lerne“), schaarte sich um sie. Ehlerdts Schwester führte die Wirthschaft im Hause des Doctor Wolny.

Woher kommt der Druck, sagte einer der anwesenden Industriellen, Fabrikant Schindler, gelegentlich bemerkt des Justizraths einzige Intimität, als Wolny über die Lage seines Hauses und seiner Fabrik sich im Ganzen nur zurückhaltend ausgesprochen hatte, woher kommt diese allgemeine Unzufriedenheit, selbst nach den glorreichen Siegen, die wir errungen haben? Nach der Neubildung eines als möglich ganz ungeahnten Einheitsstaates? Allerdings, der Wohlstand ist durch Ueberschwänglichkeiten der Speculation zerrüttet worden; aber darin liegt der eigentliche Grund des Mißmuths nicht, der auf den Gemüthern lastet —

Der nicht im Ernst gemeinte Einwurf: An der Kirchenfrage! An dem Mangel an Religion —! Und ein andrer: Am Schwarzhaarerthum! Am Pessimismus! wurden auch nicht für Ernst genommen. Das sind Fuhler! rief eine Stimme vom untern Tische. Man lachte; denn Niemand biß auf die ausgestreckten Köder an. Das seltsame theologische Element der Stadt, ein feierliches und würdeausstrebendes Kirchenthum, war in

diesem Kreise nicht vertreten, sogar die Sonntagskirchengängerei nicht, die aus einem mit sich selbst (freilich auch mit Andern) kokettirenden sogenannten Gemüthe herstammte, gerade wie bei den Katholiken. Es ist das „Gemüth" der Gewohnheit und des Wohlgefallens, das man über seinen eignen Werth empfindet.

Man brachte mancherlei Erklärungen einer Erscheinung, die man nicht in Abrede stellte. Das Unbehagen an den gegebenen Zuständen, der Mangel an sichtlicher Freude über das Errungene wurde zugestanden. Einige Erklärungen streiften das politische Gebiet. Dies wollte man nach einigen wenigen Paragraphen, welche die Statuten des nur lose geknüpften Bandes enthielten, „thunlichst" vermeiden. Das „thunlichst" war durch Luzius hineingekommen, der heute fehlte. Dieser hatte beim Entwerfen der Statuten gesagt: Ich bitte Sie, meine Herren, wie wollen Sie heutzutage auch nur zu zweit beisammensitzen und nicht in die Politik gerathen? Mir ist sie schon lange ein Haar im Essen; aber auf den Lebenstisch gehört sie für Jedermann selbstverständlich!

Daß eine Menge öffentlicher Beweise von Untreue, Verrath, Ueberläuferei, Gewalt, ohne die Züchtigung der öffentlichen Meinung durchgegangen ist, begann Wolny mit einer eigenthümlich markigen, aber sich wenig erhebenden

Stimme, wie sie guten Lehrern eigen ist, das mag schwer auf uns Allen ruhen! Ich glaube, unsere Zeit ist gewissenskrank! Meliora probo, deteriora sequor! Das Bessere und Gute ist erkannt, das Schlechte, Falsche wird gepriesen und angenommen. Heute ist Montag, heute erscheinen keine Blätter. Nun kann man ja wohl sagen, wie in dieser viel zu großen Masse von Zeitungen (jedes Local-Ankündigungsblatt wuchs zu einer Zeitung und zuweilen auf Befehl) ein Wust von Thatsachen und Auffassungen gedankenlos nachgedruckt wird, wo man bei jeder Zeile innehalten und sagen möchte: Aber ist denn das nicht Alles erfunden? Oder: Ist das nicht Alles rücksichtsvoll auf Den und Den und Das und Das? Man lese doch nur diese Notizen über fürstliche Reisen, über Bälle der Großen, über die dabei entfalteten Toiletten! Der liberale Stolz, sich nicht um dergleichen zu kümmern, hat vollkommen aufgehört. Man buhlt nur um Gunst und flüchtige Ehre. Die deutschen Fürsten, durch den Bundestag schon längst zum Abdanken morsch geworden, sind wie neu befestigt! Dann ist das Judenthum nach langer Absperrung wie mit eingestemmten Armen in die Verkehrswelt eingedrungen und hat in den Gründungen und Consortien mit einem auf germanischem Boden ganz neuen Geschrei und mit seinen Geldmitteln das Unglaublichste geleistet. Das Geglaubte, ob es nun

wahr oder falsch, ob gerecht oder unbillig, ob echt oder nur zum Schein ist, entscheidet. Das Geglaubte wird nicht untersucht, nicht geprüft, man staunt nur, glotzt, reißt die Augen auf! Der Matador ist der Sieger! Und durch irgend ein Hinterpförtchen schlieft sich selbst der Ehrliche, der Freisinnige, der Charakter Prätendirende dem Schwindel an. Gehen Sie in's Theater! Das Stück ist erbärmlich! Man fühlt es, man weiß es! Aber die Claqueurs rasen und „Es wird doch gut gespielt'" lautet das fast allgemeine Urtheil. Von der Ueberhebung des Unbedeutenden, von der ständigen Angewiesenheit des Bedeutenden auf ganz gewöhnliche Trompeterei, die aber das Stadtprivilegium hat, will ich nicht reden! Denn eine Aristokratie des Geistes giebt es nicht mehr. Nur eine Tyrannei der Faiseurs führt das Wort. Schopenhauer schrie zwanzig Jahre in's Leere: Ist die Philosophie der Leute nicht die meine, so sind sie Dummköpfe! Allmälig wurde das gehört und geglaubt. Unsere Wissenschaftszustände, das Büchermachen, das Berufenwerden der Professoren von Abdera nach Thule und von Thule nach Abdera, über Alles das hat unsere Zeit — ein schlechtes Gewissen und daher die allgemein mangelnde Lebensfreude!

Eine Stille war eingetreten. Man hörte nur Arthings schwerseufzendes: Sehr wahr! Aber keine andre

laute Zustimmung erfolgte. Aber auch den Redner zu widerlegen hatte Niemand den Trieb. Wolnys Aeußerungen würden in einer für ihn drückenden Weise verklungen sein, wenn nicht eine fast willkommene Unterbrechung eingetreten wäre. Der Zettel draußen an der Thür mit der Aufschrift: „Privatgesellschaft" hatte zwei offenbar schon von starker Alkoholisirung beherrschte Männer nicht abgehalten, hier einzutreten. Sie gehörten nicht zum Kreise der Montagsgenossen. Es waren Adas Bruder Max und der Exassessor Rabe, der Stiefsohn Wolnys, den dieser hatte erziehen sollen, auch erzog, soweit sich eine grundverdorbene Natur erziehen ließ. Er gab ihn dann in strenge Pensionate und stand jetzt mit ihm, wie man zu sagen pflegt, blank.

Ach, Papa! rief er bei alledem. Er trug den Hut auf einem Ohr und schien aus einem sogenannten Delicatessenkeller zu kommen. Du hast ja gezwungene Ferien! Meine Herrschaften, odi profanum vulgus et arceo — das habe ich noch von ihm gelernt. Wir bleiben ein Bischen bei Ihnen —

Sie erlauben wohl, lallte Forbeck, daß wir einen Schoppen in Ihrem Kreise trinken! Dabei sank er schon auf einen Stuhl und griff nach einer der immer bereitstehenden gefüllten kleinen Flaschen.

ten. Wie Blaustrumpf von den Feldherrntalenten des verabschiedeten Kriegers sprach und ihm, in Ermangelung einer in Amalienbad belegenen Garnison, redend einige donnernde Gewehrsalven von Verdiensten um den Staat, das Fürstenhaus und von Wiedersehen und Unsterblichkeit nachschickte und sogar ein dialektisches Kreuzfeuer über den Werth eines höhern Militairs, der sein Lebenlang für die Erhaltung des Friedens besorgt gewesen wäre, spielen ließ, blieben Celindens Augen trocken und irrten nur Hülfe suchend und obdachlos in dem Kreise der dazu aufgeforderten Leidtragenden umher. Als Blaustrumpf aber begann von des Abgeschiedenen letzten Lebenskämpfen zu sprechen, von dem stillen seligen Geistesdämmern seiner Krankheit und von dem frommen Engel, der ihn trug, daß sein Fuß an keinen Stein stieß, der ihn speiste, wie der Prophet in der Wüste gespeist wurde und Alle mit feuchten Blicken zu ihr hinsahen, da mußte man sie fortführen und ihr unter den stillen Gräbern mit dem Troste des Lebens zusprechen, um nur den Durchbruch ihrer Thränen, die alle Fassung fortzuschwemmen schienen, zu hemmen. Ach, so kann uns selbst eine Last theuer und lieb werden, wenn wir sie so lange getragen haben, und ein dem Tode längst geweihtes krankes, verkrüppeltes Kind wird von Elternliebe nur mit bitterstem Schmerz herausgegeben. So weiß man auch nicht, was in Celindens Herzen schlummerte. Schon das Gefühl, daß sie sich durch ihres Gatten Tod erleichtert finden mußte und das Geständniß dieser Erleichterung, mußten sie wehmüthig gestimmt haben, wie es ja Menschen genug gibt, deren Thränen eine Anklage ihrer trocknen Augen und ein Vorwurf sind, den sie sich ihrer Kälte wegen machen, Menschen, die nicht die schlechtesten sind.

Der Bart verwischt jetzt die Schärfe der Physiognomieen, der äußere Schliff der Civilisation nicht minder. Die kurze Nase und das sichere Dreinschauen des ersten Sprechers gab ihm Aehnlichkeit mit einem Mops. Der zweite hatte etwas von einem bösen, fauchenden, Jeden mit Angriff bedrohenden Truthahn.

Doctor Wolny bezahlte sein Frühstück und erhob sich sofort. Jedermann wußte, daß er mit seinem Stiefsohn so stand, daß sie sich kaum ansahen. Er hatte diesen sogar auf Reisen begleitet, nur durch wenige Jahre waren sie im Alter getrennt, ihre Verbindung hätte die innigste, von Seiten des Assessors Rabe (er hatte keine amtliche Thätigkeit mehr) die dankbarste sein sollen. Aber alles Schöne, was nur Lehrer und Schüler zu vereinigen vermag, so viele Weihestunden der Erinnerung, nächtliche Sternenblicke, Abend- und Morgensonnenfeier in der Schweiz, Alles war ausgelöscht, weggeschwemmt, untergegangen in Haß, Verleumdung, Intrigue. Die Mutter ging dem Tode entgegen. Doch selbst im gesundesten Zustande wäre sie in diesem Conflict die Schwäche selbst gewesen. Eitelkeit vertrug sich bei ihr mit allen erdenklichen liebenswürdigen, sogar gutherzigen Eigenschaften. Auf ihren Tod hin war ihr Sohn einer der verrufensten Schuldenmacher und eleganten Herumtreiber der Stadt. Auf gleichen und ähnlichen Wegen,

die er wandelte, begegnete ihm Max Forbeck, Adas Bruder, der dreimal hintereinander durch's juristische Examen gefallen war, die militärische Carrière ohne Glanz versucht hatte und durch Hindernisse in seinem Charakter höhernorts veranlaßt wurde, diese Carrière zu verlassen. Nun war er gezwungen, sich kürzer oder länger andauernde Existenzen aus dem Capital an gesunder oder fauler Gährung der großen Stadt herauszuschlagen. Der Hauptnachdruck war begründet auf das dem sterbenden Vater gegebene Versprechen des über die Wirkung seines Schusses bestürzten Grafen Wilhelm, sein Erbe sollte Ada von Forbeck heirathen. Der Zeitpunkt war schnell gekommen, unter besonders günstigen Umständen. Graf Ildo wurde Majoratsherr! Die Anschaffungen für die Aussteuer waren im vollen Zuge. Mit jeder Rechnung mußte Max von Forbeck eine Durchstecherei, einen gemeinen Coup vornehmen.

Die ersten Anknüpfungen eines Gespräches mit den Eindringlingen, denen Niemand sagen wollte: Scheeren Sie sich hinaus! waren peinlich genug. Der Streik im Rabe'schen Geschäft gab die nächste Handhabe einiger Aeußerungen des Bedauerns, der Nachfrage, zuletzt der Aufnahme des gesellschaftlichen Themas überhaupt, das Forbeck nach einer andern Weinsorte, die er bestellte, nur mit Kartätschen für lösbar erklärte.

Indeſſen floh Wolny einen Ort, wo ihm ſonſt ein kurzer Aufenthalt immer einen wohlthuenden Eindruck hinterlaſſen hatte. Lange nicht war er dem immer anregenden Bildhauer begegnet, ſeit lange nicht hatte ihn deſſen Sohn beſucht, der vor Jahren auf der Univerſität ſein Hörer war, dann ſich ihm hier näher befreundete. Wolny war um zehn Jahre älter als Ottomar, aber durch ſeinen urſprünglichen Beruf zum Unterricht und zur Erziehung allem Jugendlichen zugewandt. Bei allem Kummer, der über ihn hereingebrochen, hatte er eine offene empfängliche Bruſt für friſche lebendige Eindrücke behalten. In einer jener Arbeiterverſammlungen, die Wolny früher noch beſuchte, jetzt aber ihres immer zügelloſer gewordenen Tones wegen aufgegeben hatte, hatte er Ottomar ſo ſchwungvoll ſprechen hören, ſo energiſch die ihm gemachten Einwürfe ablehnen, ſo feſt ſeinen Poſten als freiwillig und aus Liebe zur Sache zum Sprechen gedrängter Redner ſich behaupten, daß er auf ihn zugegangen war, mit ihm den Abend gemeinſchaftlich verbrachte und vollends mit ihm Freundſchaft ſchloß, als er auf die frühere Berührung zurückkam.

Die große Stadt trennt, die große Stadt verbindet.

Siehe da! hörte Wolny, der ruhig ſeinen Weg bis in eine weitentlegene Gegend vor dem Thore genommen hatte, hinter ſich herrufen, ſiehe da! das trifft ſich ja

wie bestellt! Eben wollte ich zu Ihnen! Die Zeitungen sind voll von dem neuen Rumor Ihrer Arbeiter! Ist denn wirklich dieser Ehlerdt so nichtswürdig und zettelt alle diese Dinge an?

Wolny zuckte die Achseln.

Ich wollte zu Ihnen, um Ihnen mein Beileid auszusprechen. Hat denn Fräulein Martha keinen Einfluß auf ihren Bruder?

Mein alter Buchhalter Wehlisch, der uns die beiden Geschwister als Waisen in's Haus gebracht, war bis jetzt der Einzige, der noch ein Wetter über ihn loslassen konnte. Jetzt hört er auch auf diesen alten Freund seiner frühverstorbenen Eltern nicht mehr.

Aber die Schwester — warf Ottomar Althing ein.

Mit der rede ich nur, was nothwendig ist. Sie kennen die krankhafte Eifersucht meiner Frau und die förmlich polizeiliche Controle, unter der ich stehe!

Er meinte das Herumschleichen einer alten Schwester seiner Frau im Hause.

Schade! Schade! Ich muß Fräulein Martha sprechen! fuhr Ottomar lebhaft fort. Einigen Einfluß auf ihren Bruder wird sie doch noch haben. Wenn sich der Mensch unterstünde, je wieder unsre Schwelle zu betreten —

Wolny stutzte. Er wußte, daß sich Raimund Ehlerdt rühmte, die Liebe des schönsten und gebildetsten Mädchens, Helene Althing, zu besitzen. Lange hatte man in dem vierten Stock des Parkhauses und in dem tannenumfriedeten Atelier Nachsicht mit den Besuchen des jungen Technikers gehabt. Ottomar erzählte, daß der Freche gestern gekommen sei, als die Eltern zufällig ein wenig ausgegangen. Er wäre so zudringlich gewesen, daß sie den Eltern darüber Nichts hätte sagen wollen, am wenigsten den Vater aufreizen, der sich über die Unmöglichkeit, sich in solchen Fällen durch Ohrfeigen und Zurthürhinauswerfen zu helfen, so ärgern konnte, daß er auf Wochen krank wurde.

Ottomar kam auf die Ablehnung eines Gesprächs mit Martha zurück und sagte: Aber warum verläßt denn nicht lieber Fräulein Martha ganz Ihr Haus? Sie konnte doch wohl eine ähnliche Stellung in irgend einer andern Familie finden —

Das will die Eifersucht unter keiner Bedingung! entgegnete Wolny. Eifersucht will ihr Opfer immer unter Augen haben, will es beobachten auf Schritt und Tritt, will es zuweilen streicheln wie ein Kätzchen, dann zerreißen; denn das Kätzchen bekommt dann die grünen Augen eines Ungethums, das sich immer größer aufbläht. O, anonyme Briefe sind die Schwimmflossen meines Daseins!

Das geht hin und her! „Sie nähren eine Schlange an Ihrem Busen" und ähnlich. Oder: „Unglückliche Frau, man wartet auf Ihren Tod! Ihre Nachfolgerin ist die schöne Verführerin." Bei Tisch habe ich schon von Fräulein Dora hören können: Es ist erstaunlich, wie viel Fälle von heimlichen Vergiftungen von Ehefrauen durch die Männer und deren Geliebten es in der Geschichte giebt! Sie liest alle Leihbibliotheken durch.

Der Anlaß zum Lachen lag nahe und doch wurde er von keinem von Beiden ergriffen. Auf Wolny lag ein zu schwerer Druck.

Dennoch gab Ottomar seiner Erwiderung eine humoristische Wendung und bemerkte: Verschaffen Sie mir eine Anstellung, die heirathen läßt und ich ziehe Sie aus aller Verlegenheit! Fräulein Martha ist für den Kenner anziehend genug, um ihr sofort seine Hand zu bieten. Ich sage da wie Elias Krumm: „Ich heirathe sie vom Fleck!" Haben Sie aber Vorrechte, so lasse ich sie Ihnen! Ich denke über Liebesaffairen vollkommen kühl wie Schopenhauer!

Wolny erwiderte Nichts.

Das bewußte schmale Trottoir hatte aufgehört. Man kam an unerträglich lange Holzhöfe, denen jede Richtregulirung eines gangbaren Weges gestattet schien. Dann kamen wieder Häuserreihen wie nach der Schnur gebaut.

Endlich erblickte man einen durch gelblichrothen Anstrich besonders anziehenden Complex von Gebäuden, in deren Umgebung sich zur einen Seite ein baumreicher Garten erstreckte, zur andern jene Schornsteine gehörten, die ein höchst elegantes Wohnhaus, eine große, fast fürstliche Villa mit Nebengebäuden überragten.

Die Schornsteine dampfen ja! bemerkte Ottomar.

Die Fürsorge einiger älteren Arbeiter, die meist verheirathet sind und leichtere Arbeiten auch allein erledigen können! sagte Wolny. Uebrigens, setzte er leise hinzu, erwähnen Sie ja Nichts von Ihren Elias Krummgedanken vor meiner Frau! Humor verstehen kranke Menschen nicht!

Im Hause war die Eßstunde in der Regel spät. Die Commerzienräthin fuhr lange spazieren, wollte vom Hofe gesehen sein und machte Visiten. Sie trieb Alles wie die vornehme adlige Welt und da diese Nichts mehr ausschließt, als was physisches Unbehagen erweckt, die Nähe von Kranken zumal, so quälte sich die eitle Frau, gesund zu scheinen. Sie gab Diners und Bälle, lachte und setzte die Modehändler in Nahrung.

Ihre Schwester empfing den ihr heute zum erstenmal vorgestellten Referendar Althing gleichgültig. Sie las in einem Mühlbach'schen Romane und behauptete, ganz allein bei Maria Theresia zu sein. Die Zimmer

Wolnys lagen in einem Seitenflügel. Man durchschritt einen etwas dunkeln Corridor, auf welchem eine weibliche Gestalt an ihnen vorüberhuschen wollte, dann aber, als sie Ottomar erkannte, stillstand und freudig erregt nach dem Befinden der Seinigen fragte. Man hätte sie nun für eine Tochter des Hauses halten können, so gewählt war ihre Toilette, obschon diese in den Grenzen der Einfachheit blieb. Ein dunkles Kleid mit hellen Verzierungen und für die häufige Verpflichtung in die schon empfindliche Kälte, in den Zugwind hinauszutreten, ein blauweißes wollnes Gewinde im Haar standen der schlanken, scharfausgeprägten, plastischen Physiognomie, die sich ein feines Lächeln, ein seelenvolles Etwas geben konnte, anziehend genug.

Herr Althing will Ihnen etwas von seinem Fräulein Schwester ausrichten! Sie werden aber dafür gut thun, ihn in Ihrem Zimmer zu empfangen. Jetzt lassen Sie uns etwas Frühstück kommen. Wenn ich zweimal schelle, so führe ich Herrn Althing nach der Martha Herberge. So nennen wir hier die Gegend, wo das Fräulein ihre Zimmer hat.

Man sah schon, daß Martha in hohem Grade aufgeregt war. Diese neue Ankündigung von etwas Unerwartetem, ja so feierlich Eingeleitetem schien auf ihre Nerven einen lähmenden Eindruck zu machen. Sie schien

einen Augenblick vergessen zu haben, daß sie anderweitige Aufträge zu versorgen hatte. Ohnehin lag schwer genug das Unglück mit der durch ihren Bruder gestörten Fabrik auf ihrer Brust.

Es kam, was an kalter Küche, an Vorabkost vom Mittagsmahle, das erst um vier Uhr genommen wurde, gegeben werden konnte. Wolny hatte schon etwas gefrühstückt, doch nicht ausreichend. Für Althing bot der weite Weg, die herbstliche Luft Entschuldigungsgründe, wenn er so vielen „Umstand" zu machen zuließ. Er erstaunte darüber, daß die Commerzienräthin mit keiner Silbe seines Eintritts als Protokollführer im Treuenfels'schen Palais Erwähnung gethan hatte. Kranke sind so mit sich selbst beschäftigt, daß ihr Gedächtniß zwar an sich nicht nachläßt, aber es entgleitet ihrem Interesse Alles. Die Furcht und der Schmerz vom Leben sobald scheiden zu sollen, beherrscht alle ihre Empfindungen.

Und hier im Hause herrschte allein das grauenvolle Ungethüm, die Eifersucht. Es blickte aus allen Winkeln. Anfänglich ein Roman-Phantasiegebilde der im Leben ganz nüchternen und prosaischen Dora bekam es Gestalt und wuchs, wuchs bis zur wildverzweifelnden Flucht an ein Fenster, um sich hinauszustürzen. Dann wirst Du doch Ruhe haben! rief wohl die Mutter des Ex-Assessors, die diesen Sohn schon so oft, formlich wie auf der

Bühne die Ziegler heute noch thut, verflucht hatte, und doch folgte sie wieder seinen Rathschlägen, lächelte den Schmeicheleien seiner Frau, einer dürren, eitlen Kokette. Ottomar kannte die Sachlage. Wolny hatte ihm Alles erzählt, nur nicht, daß er Martha wirklich liebte. Das war ein Gefühl, worüber sich Wolny, früh vom Leben in die Schule genommen, selbst keine Geständnisse machte.

Ottomar hatte für die hier waltenden Conflicte schon manchen Rath gegeben. Auch heute wurde mit Discretion manches der verfänglichen Themen berührt. Erfreulich schien ihm der trotz des Streiks doch nicht ganz aufgehörte Verkehr, den man in den Waarenmagazinen beobachten konnte. Dort war Alles vom Kohlenstaub geschwärzt. Schwerhufige, langmähnige Rosse verrichteten ihre Dienste wie sonst. Freilich ebenso erblickte man auch an der Frontstreppe des Hauses Träger von Cartons, die auf Wolnys Gattin warteten. Da diese als von Putzgeschäften kommend bezeichnet wurden, so ließen sie wenigstens auf keine gebotene Einschränkung im Hauswesen schließen.

Wolny zog zweimal an einer mächtigen Glocke und begleitete Ottomar durch mehrere mit schweren Teppichen belegte Corridore an eine Stiege, von wo aus er ihm die Thür zeigte zur „Martha Herberge".

Schlachtenmaler gehörte z. B. zu ihnen; bei ihm trat das Thauwetter des Gefühls gewöhnlich nur aus Schmerz über seine Eisekälte ein; er war ein zu umsichtiger, schöpferischer, trotziger Character, als daß er die von Außen kommenden Eindrücke nicht gleich gebändigt und seiner objectivirten Stellung (denn die war ihm immer gegenwärtig, wie einem Feldherrn) unterthänig gemacht hätte. Die Empfindung war bei ihm dann erst ein Vorwurf, den er sich machte; er wurde weich, weil es ihn schmerzte, so hart sein zu können. Und Menschen dieser Art haben einen allwissenden, seelenkundigen Blick. Er wußte bald, daß Celindens Schmerz noch weit mehr Furcht war; der Tod betrübte nicht, sondern ängstigte sie. Ihr Zustand kam ihr selber schauerlich vor und sie würde Schlachtenmalern um Schutz gebeten haben, auch ohne daß sie ihn liebte.

Ganz von selbst hatten sich die abgerissenen Fäden des frühern Verhältnisses wieder zusammen gefunden. Man strich sich scheinbar über die Stirn, als suche man dort eine längst entschwundene Erinnerung wieder aufzufrischen, obgleich die Erkennungszeichen wie goldene Buchstaben an der Stirn prangten oder wie auf einem Palimpsest nur mit den Notizen und Zahlen der gewöhnlichen hauswirthschaftlichen Alltäglichkeit überzogen waren. Schlachtenmaler hatte als Bad-Inspector Celinden so Vieles leisten können, was er für seine Pflicht ausgeben, sie aber auch als einen Tribut der alten Freundschaft aufnehmen konnte. Bei der Krankheit des Barons, seiner letzten gänzlichen Hülflosigkeit, wo man ihn legen und tragen mußte wie ein Wickelkind, bei seinem Sterben und nach dem Tode hatte sich Schlachtenmaler mit seiner umsichtigen und selbst handanlegenden Thätigkeit herrlichst

Ottomar klopfte. Er wartete auf ein Herein! Niemand antwortete. Er wiederholte sein Klopfen. Endlich klinkte er die Thür nieder und sah in's Zimmer.

Noch war Niemand in dem freundlichen saubern Raume.

Treten Sie nur näher! hörte er eine von Husten und Athmungsbeschwerden unterbrochene Stimme. Fräulein Ehlerdt wird sogleich kommen!

Das war die Schwägerin von vorhin. Sie mußte hinter einer Mauerecke gestanden haben.

Martha kam.

Ottomar behielt nicht viel Zeit, sich im Zimmer umzusehen, wo er fast die Einrichtung seiner Schwester wiederfand, Kleiderschränke, Nähmaschine, Bücherbrett, eine Kommode mit Nippsachen, für deren Aufbewahrung nur die Pietät, das Andenken an die Kinderjahre sprechen konnte. Wenn Ottomar seiner Schwester auch nur das Geringste an diesen blauen mit Goldsternchen geschmückten Gläschen oder Büchschen störte, war für diese gewöhnlich die Welt aus den Fugen.

Eben kommt die Commerzienräthin! sagte Martha und deutete auf das von Ottomar unbeachtet gebliebene Anrollen eines Wagens. Martha schien in der größten Aufregung zu sein. Es war, als wenn eine Königin bedient sein wollte!

Mein Auftrag soll Sie nicht lange aufhalten, Fräulein! Ihr Bruder soll uns unter keiner Bedingung mehr besuchen! Ich sage das Ihnen, nicht ihm selbst, weil ich den Ehrenconflict vermeiden will. Sie verstehen mich. Sagen Sie es ihm, daß meine Schwester nie daran gedacht hat, eine Neigung für ihn zu haben! Eine Zeit lang konnten seine Talente, sein Geist, vor Allem die Verwandtschaft mit Ihnen fesseln, aber neulich, als er die Schwester allein fand, war er so zudringlich, daß die Sache aus ist. Ich bin der natürliche Anwalt meiner Schwester —

Um Gotteswillen! unterbrach das tiefbeschämte und erblaßte Mädchen die auf das Aeußerste gehende Drohung. Nimmermehr! rief sie und deutete die Möglichkeit eines Duells oder einer gewaltthätigen Begegnung an. Dann zog sie ihr Taschentuch und drückte Thränen aus den Augen.

Ottomars Bitte um Verzeihung, ihre eigne Antwort konnte kaum zum vollen Aussprechen kommen, da Martha durch ein in kurzen Intervallen erfolgendes zweimaliges Schellen abgerufen wurde.

Ich danke Ihnen, Herr Althing! war Alles, was sie noch erwidern konnte. Dann rief sie schon durch die geöffnete Thür ein Ja! Ja! in die Corridore hinaus, so daß sie kaum noch die Worte ganz gehört haben konnte, die Ottomar im Gehen sprach: Meine Schwester wollte

nicht ſchreiben, ſondern ſchickte mich, damit Ihr Herr Bruder ſieht, daß es ſich um eine ernſte und nachdrückliche Ablehnung handelt.

Ja, ja, ja! ſagte Martha athemlos. Ihr ſchwindelten die Sinne. Denn wie im Geiſte, ſo in perſönlichen Beziehungen hatte ſie ſich längſt von ihrem Bruder getrennt. Sie hatte an ſich keinen Muth, mit dem Verwilderten anzubinden. Aber ſie wollte das doch nicht dem verehrten Beſuche eingeſtehen. Das eben machte ſie halb ohnmächtig.

Ich verlaſſe mich feſt, Fräulein Martha! war vielleicht grauſam betont, wenn man vorausſetzen konnte, daß Ottomar Alles kannte, was in der Bruſt des gebeugten Mädchens vor ſich ging. Die Arme, die ihm ſo zu ſagen noch würdevoll das Geleite gab, während ihre Nerven ſchon durch die ungeduldig klingelnde Commerzienräthin in Erregung waren! Denn dieſe ſchenkte ihr wohl, wenn ſie in elegiſche, bereuende, vom Leben Abſchied nehmende Stimmungen kam, koſtbare Kleider und Schmuck, war aber rückſichtslos, wenn das kleinſte Bedürfniß nicht nach ihrem Willen befriedigt wurde.

Ottomar fand Wolny nicht mehr in ſeinem Zimmer, hatte auch nicht die mindeſte Luſt, der Commerzienräthin, die ihn ſo überſehen, aufzuwarten, ſondern ſchlich ſich auf den Zehen durch den von Kohlenabfällen geſchwärzten

Hof auf die Straße. Schlackenreste aus den Oefen bezeichneten ringsum die Wege, so sauber es auch im Innern des Hauses aussah. Er war der Wohnung der Markoff ziemlich nahe, Pallisadenstraße 13. Er wollte vigiliren, ob er es wagen konnte, sie bei Tage zu besuchen — — —

Inzwischen war um die Commerzienräthin schon jene Lebendigkeit eingetreten, die um sie her herrschen mußte, um sie in dem Glauben an die Unzerstörbarkeit ihres Lebens zu erhalten. Wenn sie nur Menschen sah, wenn ihr nur prächtige Kleiderstoffe entgegen lachten, Carossen der Aristokratie vorfuhren, dann hatte sie Anhalt an die Welt, von welcher die grausame Wirklichkeit ihres Leidens ausgeschlossen war. Dann konnte sie dem Arzte Versicherungen geben, daß sie keinen Ball besuche, dem Justizrath Luzius ein baldiges Testament versprechen, dem Sohn einen ernsten Verhalt machen und zuletzt ihren „geliebten Mann" umarmen und liebkosen. War sie aber allein, ohne Anregung und versagte ihr die Kraft, sich aufzuschwingen, Gesellschaft zu sehen, dann traten alle Schreckgestalten vor ihr Auge. Dann waren Wolny und Martha bereits verbunden! Dann verkaufte jener die Fabrik, zog in glücklichere Gegenden, in wonnige Gefilde, in die Schweiz, schwelgte mit der schönen schlanken Geliebten in Italien — während sie im Grabe moderte — ha! dann hätte nur ein Beweis geführt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN: 04328/049

werden müſſen, und das ruchloſe Treiben des Aſſeſſors auf Umſtoßung des väterlichen Teſtaments, das ihn für abgefunden erklärte, wäre gekrönt worden. Sie hätte den Retter ihres Vermögens, den Erhalter ihres Namens in der geſellſchaftlichen und der Geſchäftswelt in einem neuen Teſtamente nur auf ein Pflichttheil der Erbſchaft verwieſen und Alles ihrem Sohne zugeſchrieben.

Muſter waren angekommen, über deren Wahl Martha entſcheiden ſollte. Es war der Staatsanwalt Stracks da, der zu den Gäſten des Hauſes gehörte und von ihr wegen des Streiks citirt wurde. Der gefürchtete Mann erklärte ſich für unfähig, gegen ſtreikende Arbeiter etwas zu thun, da ein Geſetz wegen Contractbruchs fehle. Der Medicinalrath Flink kam, der an den Dorfbarbier in Schenks alter Oper erinnerte. Wie dieſer alle Bauern nebeneinander ſetzt und ſie ſämmtlich mit einem einzigen großen Pinſel und mit einem Handgriff einſeift und beinahe auch mit einem einzigen Meſſerſtrich raſirt, ſo machte dieſer Herr täglich die enorme Zahl von Patienten ab, die bei den coloſſalen Entfernungen der verſchiedenen Wohnſtätten dazu gehörten, ihm eine geſellſchaftliche Stellung zu geben, Söhne ſtudiren zu laſſen, Töchter auszuſtatten und was außer zwei Ballen zum Kampf um unſre Exiſtenz gehört. Flink hatte eine ihm angeborne Plauderluſt. Aber durch die Umſtände gezwungen,

hatte er dieſe unterdrückt. Die Manieren alter Aerzte nachahmend, ſchente er ſelbſt die Grobheit nicht, um nur Zeit einzubringen. Doch that er den Kranken damit wohl; ganz gegen ſein Gewiſſen donnerwetterte er den Kranken auf den Kopf zu, daß ſie geſund ſeien. Heute hatte er freilich doch geſagt: Schnürleib weglaſſen! Eingezogen leben! Wenig Geſellſchaften ſehen! Nicht überall mit dabei ſein wollen! Haben wieder Comité-ſitzung gehabt! Ruhig auf dem Sopha liegen bleiben! Ein gutes Buch leſen! Am wenigſten in die kalten Kirchen gehen! Der liebe Gott kommt ſchon ſo zu Ihnen!

Mit dieſem ſehr zweideutigen Worte war er heute verſchwunden, um nach zwei Tagen wiederzukommen.

Der Staatsanwalt ſtand in der Ferne und hörte die Converſation nicht. Als er zurückkehrte, fand er die Commerzienräthin bewegt. Er merkte Nichts. Solche berühmte Sprecher fangen immer da wieder an, wo ſie aufgehört haben. Zu vieler Wunſcht, ſagte er, ſtehen wir ja gegen die Republiken des Alterthums zurück! Wer ſich damals ſo gemeinſchädlich aufführte, wie dieſe Arbeiter, wurde ſofort aufgehoben. Der geſellſchaftliche Contract bringt es mit ſich, daß man auch jetzt noch ſo verfahren ſollte, und ich glaube, daß auch noch die Zeit kommen wird, wo man ſo einen Menſchen, wie Ihren

Raimund Ehlerdt, geradezu am Kragen packt und nach Amerika transportirt!

Der Sprecher kannte die Beziehungen der eben mit dem Zusammenlegen der Kleiderstoffe beschäftigten Martha nicht, sondern fuhr sogar noch schärfer betonend fort: Ich meine Ihren Werkführer, den Herausgeber des „Socialnivellirers".

Er soll den Streike nicht veranlaßt haben — entschuldigte ihn die Commerzienräthin mit Rücksicht auf Martha.

Er nicht direct, aber er macht den Generalstab, den neuen Lassalle! Um diesem ganz zu gleichen, fehlen nur einige frivole Weiber! Bonaparten gelang's, durch Weiberprotection zur Weltherrschaft zu gelangen, Lassalle ist durch Liebestollheiten aller Art, die traurigste Parallele seines politischen Größenwahns, zu Grunde gegangen. Nun horchte Martha auf, als der Staatsanwalt fortfuhr: Ehlerdt wird zu einem jener Congresse reisen, die man unbegreiflicher Weise duldet; wohl zu diesem Ende hat er sich sans façon, wie mir Herr Wolun sagte, einen unbestimmten Urlaub genommen.

Die Commerzienräthin hörte doch voll Mitleid auf diese Stiche, die Martha erdulden mußte, Tante Dore dagegen voll Wonne. Wenn Raimund Ehlerdt im Frack und in Glacéhandschuhen kam, nahm er sich stattlich

aus. Er war ſchön, gelockten Haares, und nur durch ſeine lebhaften Demonſtrationen etwas anſtößig, weil man bald erkannte, daß ſie die Folge allzuvielen Trinkens waren.

Seinen „Socialnivellirer", fuhr der Staatsanwalt fort, confiscire ich alle Augenblicke. Aber was hilft uns das? Aufrichtig und unter uns geſagt, es ſtützen ſich die anderen Parteien auf dieſe ungebildete Maſſe und werfen ſie, wie man auf Dampfſchiffen einen eiſernen Ballaſt auf Räderwagen hat, bald hierhin, bald dorthin, des Gleichgewichts wegen. Wenn wir den Begriff Staat nur zum Beſten der Regierung, der Fürſten und der privilegirten Machtanſprüche ausbeuten und nicht lediglich zum Beſten der Geſellſchaft, wenn wir nicht endlich die königliche Gnade abſchaffen, die da Verbrecher ſchont —

Halten Sie inne, Sie Schrecklicher! unterbrach die Commerzienräthin den keineswegs auf die bloße Militärbedürfnißpolitik geſchulten, ſondern am Juriſtentag glänzenden Redner. Wollen Sie ſchon wieder alle Ihre Todesurtheile vollſtreckt — ? Nicht mehr das ſchöne Wort von der Gnade, die da „träufelt, wie Himmelsthau —" wie heißt doch die Stelle bei — bei — ? Martha, wo ſind die neuen Photographieen — zu — zu —? Wer ſpricht doch da das ſchöne Wort von der Gnade?

Porzia! antwortete Martha, die in diesem Augenblick selbst Porzia war, sich als solche fühlen durfte. Mit demselben hoheitsvollen Auge, derselben klaren Stirn, demselben dunkeln, jetzt von dem weißen Tuch befreiten Haar stand sie da, wie ihre Vorgängerin vor Venedigs Consulta.

Schnell war sie zur Hand, um aus einer großen von ihr selbst gestickten geschmackvollen Mappe eine Photographie herauszusuchen.

Der Staatsanwalt wollte indeß weiter sprechen, aber der Diener brachte auf einem metallnen Teller einen Brief an die Commerzienräthin, den diese mit krankhaftem Eifer ergriff und mit so auffallender plötzlicher Geistesabwesenheit durchlas, daß sich der Freund des Hauses empfehlen wollte und die endlich gefundene Porzia nur flüchtig und artig gegen „Fräulein Martha" dankend ansah und den Hut ergriff.

Ein Anfall — meines Uebels! — hauchte die Commerzienräthin und verließ mit diesen Worten in der That Herrn Stracks, der mit Bedauern nur ein O! sprach, aber seine Rede zu Fräulein Dora so schloß, daß er die Thatsache anwachsen sah, wie sich unter dem Schutz einer falschen Ausbildung des Cultur- und Zeitbewußtseins eine Gefahr zusammenballte, die wie eine Lawine am Splügener Paß, nicht wie ein Schneeklumpen an der Sonne im Stadtpark endigen würde.

bewährt und ſich, Celindens zarten Sinn verſtehend, wohl gehütet, die peinliche Stellung der Armen noch durch ein zur Schau getragenes Beſtreben und Beabſichtigen zu vermehren. Er that, was er that, wie eine ſchuldige Pflicht und fiel erſt da aus ſeiner Rolle, als von den traurigen Vorgängen der letzte Reſt, Celinde ſelbſt, einſam und bis auf den Tod erſchrocken daſtand und man ihr ſich nicht anders mehr hülfreich beweiſen konnte, als durch geiſtige Annäherung. Schlachtenmaler fühlte wohl, was Alles auf ihm lag: denn hatte er nicht eigentlich dadurch, daß er den Plan zum Manoeuvre unterſchlug und für unſägliche Zwecke benutzte, über den Baron alles Unglück verhängt, ſeinen Geiſt verwirrt und den frühen Tod des Vierzigers verſchuldet?

Celinde wußte wohl, daß ſie nun Amalienbad verlaſſen ſollte; doch überredete ſie Schlachtenmaler, ſo lange zu warten, bis das Grab des Barons mit all dem Schmuck würde verſehen ſein, welchen man aus Kayuth kommen laſſen mußte, da nicht einmal an Blumen in dieſer dürftigen Gegend eine hinreichende Auswahl möglich war. Schlachtenmaler zeichnete einen Würfel als Grabſtein, auf welchen von Gußeiſen Helm, Schild, Schwert und andere militairiſche Inſignien kommen ſollten. Als er mit dieſem Plane Celinden gegenüberſtand, wagte ſie erſt lange nicht, ihn anzuſehen, und reichte ihm dann weinend die Hand, als wollte ſie ihn jetzt erſt zum erſten Male nach ſo langer Trennung begrüßen. Seine Zeichnungen, ihre Malereien, die muſikaliſchen Abende und der Solger'ſche Sophokles — Alles ſtand in dieſem Augenblick wie von den Todten auf und blickte ſich forſchend und fragend an und taſtete ſich in die Nägelmale und ſuchte ſich wiederzuerkennen; Schlachtenmaler, längſt durch dieſes

Wieder ein anonymer Brief! — ſagte mit heiſerer Stimme vom Fenſter Fräulein Dora, als der pflichttreue Mann gegangen war.

Die Ahnung, daß ſie ſelbſt wieder der Gegenſtand der anonymen Verläumdung war, wie ſie's in dieſen Ausgeburten der Bosheit ſchon oft geweſen, ergriff Martha ſo mächtig, daß ſie Miene machte, der Commerzienräthin zu folgen.

Sie werden doch nicht! vertrat ihr Fräulein Dora den Weg und ſah ſie groß mit ihren ſtechenden Augen an. Was geht Sie denn die Correſpondenz meiner Schweſter an? Mit dieſen Worten folgte ſie der Commerzienräthin. Neugier trieb ſie, eine innige Theilnahme zu heucheln.

Martha ſtand und ſchlug ſich mit der Hand an die Stirn. Das Benehmen ihres Bruders gegen Wolny, die geſtörte Thätigkeit der Fabrik, die ſchimpfliche Verweiſung deſſelben aus einem Kreiſe, wo ſie ſich oft ſo wohl gefühlt, mehr als im Hauſe der Commerzienräthin, eines Kreiſes, wo ſie die weiche, die Seele ſanft anfächelnde Luft der Bildung genoſſen hatte, alles das hatte ihr ſchon an ſich den großten Schmerz verurſacht. Nun wieder die Worte des Staatsanwalts und etwas neues Geheimnißvolles! Oder vielmehr nur das alte ewig Wiederkehrende, das ſich in andern Formen wiederholte! Sie

sollte Wolny lieben! Er sie! O Gott — gab es denn darüber ein Gefühl in ihrer Brust? Sie hätte sich dem alten Wehlisch, dem sie nach dem Tode ihrer Eltern diese Unterkunft hier und die Versorgung, die Ausbildung des Bruders zum Techniker verdankte, schon so oft um den Hals werfen und ausweinen mögen. Aber ein solcher alter weißhaariger Mann denkt an Alles, nur nicht an die Gefühle eines jungen Mädchens. Da stand er schon wieder! Er hatte alle Hände voll Papiere, die von der Commerzienräthin unterschrieben werden sollten. Wolnys Procura war aus Schonung des Sohnes nicht einmal eine ganz vollständige. Wehlisch kam verdrießlich von der Commerzienräthin zurück. Er hatte die Papiere drinnen gelassen, um sie später abzuholen. Polternd wies er Marthas Fragen, was denn vorgefallen wäre, mit den Worten zurück: Ich wollte, ich hätte Euch hier nie in's Haus gebracht!

Martha rief: Auch mich nicht?

Der Raimund — wich der Alte aus. Er stellt sich unschuldig an dem Streik und schiebt ihn auf den Mahlo, das saubre Subject. Aber seit Wochen schon will er krank sein und kommt nur ab und zu in die Fabrik. Jetzt bleibt er ganz aus und will auf den Congreß nach Leipzig. Dort wird er die Reden seines Principals, seines Wohlthäters, nur noch mehr herunter machen, als er es schon in seinem „Nivellirer" gethan hat.

Er wird nicht reisen —!

Du wirst ihn nicht zurückhalten —!

Martha antwortete nicht. Sie warf den schönen Kopf mit seinen funkelnden Augen wie eine Scherin empor. Die Vereine bringen ihm für seine Reden und Schriften Ruhm und Kränze dar, sagte sie, nachdem der Stickkrampf in der Stimme vorüber war. Ich, ich will ihm das Schandmal, das ich auf seiner Stirne brennen sehe, fühlbar machen wie ein verzehrendes Feuer! Worte soll er hören, wie sie ihm von seinen Schmeichlern noch Niemand gesprochen hat.

Damit wankte das wie wahnsinnig in die Luft tastende Mädchen zur Thür hinaus in ihre Zimmer, um sich Mantel und Hut zu holen.

Wehlisch sah ihr mit einer Miene nach, die unter glücklicheren Stimmungen seines Gemüths als der Ausdruck der Zufriedenheit hätte gedeutet werden können. Dennoch ging ihm etwas wie: Doch ein Prachtmädchen! unter in dem Unbehagen über die Widerwärtigkeiten, die der Augenblick auf seine alten Schultern wälzte.

Ehlerdts Wohnung lag Palissadenstraße 13.

## Siebentes Kapitel.

Ottomar hatte das Haus gefunden, aber — si
noch nicht hineingewagt. Es war zu lebhaft ringsum
Er wollte das Abenddunkel abwarten.

Das betreffende Haus war eine jener Miethskaserne
die für alle Schichten der Bevölkerung zugleich geba
ſcheinen. Im Keller, unter'm Dach, im Hinterho
Proletarierexiſtenzen, in den ſorgfältig verſchloſſene
Etagen Börſenſpeculanten, Militärs mittlern Range
Beamte. Im Innern der Etagen gewiß ſehr elegan
aber dem Hauſe fehlte der — Verſchluß. Es iſt al
nicht „hochfein“. Ein ſogenannter „ſtiller Portier“ zähl
die Bewohner auf, eine Sitte, die dem „Bicewirth“ da
ewige Auskunftgebenmüſſen über etwaige Einwohne
erſparte. Da ſtand: Frau Geometer Marloff — un
im dritten Stock: Raimund Ehlerdt. Der Namen waren
wohl zwanzig beiſammen. Der Hof war düſter und
übervölkert. Frau Geometer Marloff wohnte in de
Beletage. Durch ein Guckloch ſah Ottomar, der ſo that,

als hätte er im zweiten Stock zu thun, ein Paar ſchwarze Augen, die ohne Zweifel der Denkſchpolin Joſefa Zyporovins angehörten. Das Guckloch war die Ausſchau, die Thurmwarte auf den alten Ritterburgen.

Raimund Ehlerdt hatte es oberhalb ſeiner drei Treppen noch nicht zu einer eleganten Exiſtenz mit rothſaffianenen Möbeln, rollbaren kleinen Voltaires, Bücherborden mit Einbänden à l'anglaise gebracht. Mit ſolchen Anfängen der literariſchen Ariſtokratie würde er bei ſeinen Geſinnungsgenoſſen ſchon angekommen ſein. Aber wenn man an dem Porzellanſchild mit dem einfachen Namen Marloff vorübergegangen war, findet man bei einer Wohnungsvermiethern im dritten Stock doch drei recht hübſch möblirte luftreine Zimmer, die ſich nur leider im Augenblick etwas im Derangement befanden. Bis tief in die Nacht hatte hier eine „Beſprechung" zum Wohle der Menſchheit ſtattgefunden. Weinflaſchen, meiſt leere, ſtanden und lagen wie im Depot eines Hotels. Ein Rufer im Streit, ſoweit ſeine heiſere Stimme reichte, Mahlo geheißen, auch wohl „Ehlerdts böſer Genius", war noch zugegen. Das hier vertretene Princip lautete: Wer ſich ſelbſt vertraut, dem vertrauen auch die andern Seelen. Noch war hier ein Piano zugegen, die Kunſt alſo nicht ganz in's Fabelreich verwieſen. Bücher, Zeichnungen, Maſchinenabbildungen lagen genug umher. Aber

die Cigarrenkäſtchen waren Behälter der heterogenſten Dinge geworden. Faſt durchgängig hatte der ausgeleerte Cigarrenkaſten eine Civilverſorgung bekommen als Tintenfaßbehälter, Waſchneceſſaire, Lichtſtumpfen- oder Streichhölzerreſervoir. Eine Reihe leerer grüner Flaſchen garnirte ſchon die Mauer unterm Fenſter. Noch ſtand eine halbgefüllte auf dem Tiſch, welcher ſeinerſeits alle Wahrzeichen eines eben erſt, gegen Mittag, genoſſenen Frühſtücks trug. Ein Kalabreſerhut hing über einer wenig gereinigten, einen nicht an Heliotrop erinnernden Geruch verbreitenden Petroleumlampe. Anfälle von Sparſamkeit beſtimmen zuweilen den Junggeſellen, ſich ſelbſt die Lampe füllen zu wollen und ſo entbehren ſie jener ſorgfältigen Pflege, die bei Lampen die Hauptſache iſt.

Der ſchmächtige ſchon graubärtige Mahlo mit kahlem Scheitel und weinrother Naſe hatte die Nacht hier geſchlafen und ſah in Raimunds winterlichem Reiſepelz für einen humoriſtiſchen Maler herausfordernd genug aus. Die Stiefel waren ſchmutzig, das Hemd erinnerte an den Umgang mit der Kohle. Raimund dagegen war eine anziehendere Erſcheinung, auch wirklich ſchon leidlich toilettirt und mit den rothen Tragbändern über'm Hemde — weiter war ſein Anzug noch nicht gediehen — eine Erſcheinung, die einnehmen konnte. Marthas Haar war kaſtanienbraun; ihres Bruders lockiges Haar, das an

Stirn und Schläfen ſchon Spuren — vielen Nachdenkens zeigte, war heller, die Naſe vielleicht nur momentan zu roth, ſonſt die Züge einnehmend; der unterſetzte Wuchs durchaus männlich, die Haltung ſtramm.

Das Nebenzimmer ſtand offen. Beim Auf- und Niederſchreiten commandirte Raimund, ſtatt zu ſprechen. Er hatte die ſichere Art, die unſerm Jahrhundert imponirt und ſo 'lange Erfolge bringt, bis einmal das Schickſal in unerwarteter Geſtalt dem Hochmuth ein Hinderniß bringt und das Schickſal iſt ein Geſpenſt, das vor unſerm Anruf nicht zurückweicht. Raimund und Mahlo rauchten Cigarren und dieſer griff jedesmal, wenn die ſeinige ſoweit gekommen war, daß die Gluth ſeinen wulſtigen Lippen wehe that, mit einer Art Wonne nach einer neuen aus einem offenen Havannakaſten. Raimund, der ſein lockiges, wie geſagt, ſchon etwas defectes Haar bis in den Nacken trug, und eine breitſchultrige nur etwas zu kleine Figur für die Wiedergabe ſeines künftigen Standbildes vorſtellte, controlirte bei alledem jeden Mahlo'ſchen Griff und verbot ihm zuletzt, ſich nun noch ferner zu verproviantiren. Er hatte gemerkt, daß, wenn eine Cigarre genommen wurde, gleich eine andere mit in die Taſche wanderte.

Nun „raiſonnirte" Mahlo „inwendig" und ſagte dann laut im bierheiſern Tone: Biſt auch nach Chemnitz

gedampft das letzte Mal! Laß auch einmal einen Andern die Diäten schlucken!

Diäten schlucken! wiederholte Raimund spöttisch. Er hatte einen der Menschen vor sich, mit denen er, wie die Rappos im Circus, Fangball spielte. Schluck Du nicht ewig meine Cigarren! Diäten schlucken! Sein Lachen war homerisch. Dabei band er sich eine leichte Cravatte vor dem Spiegel zurecht.

Jetzt brachte Mahlo eine jener Schmeicheleien, ohne welche die Matadore, ob sie nun Staaten oder Stadttheater oder Journale oder Fabriken dirigiren, nicht bestehen können. Was rauchst Du auch so capitale Cigarren! Sie werden Dich im Verein noch in den Geruch von Aristokratie bringen —!

Darüber lächelte Raimund, das gefiel dem Gelockten, der in diesem Augenblick nur den Gedanken hatte, ob es nicht besser wäre, sein Haar kürzer zu tragen. Es kamen zuweilen bedenkliche Raufereien in der Hitze der Debatte vor, besonders bei dem eben angeregten Thema „Diäten" mit dem frechen Zusatz des „Schluckens"! Als wenn ich nicht schon bei der Vereinskasse mehr als fünfzig Thaler zu Gute hätte! sagte er, und: Nein, unterbrach er sich, Dich zum Kassirer gewählt zu haben! Diese Tollheit! Nächstens werde ich auf Kassensturz antragen und wehe Dir, wenn Einnahme und Ausgabe nicht stimmen!

Dann, lieber Freund, entgegnete Mahlo, indem er, um seinen Schrecken zu verbergen, nach der Flasche griff und sich ein Glas einschenkte, dann giebt es ein verändertes Programm! Uebrigens, unterbrach er seine humoristisch sein sollende Drohung, da ist ein Jemand, der Dich zu sprechen wünscht.

Es war der Druckerbursche, der einen Abzug des „Socialnivellirers“ zum Corrigiren brachte.

Mit einer Keckheit, die vordem im Verkehr des gewerblichen Lebens mit Kunden und nun gar bei Druckern mit Autoren niemals Sitte gewesen, erklärte dieser Knirps im Auftrag des Factors eine blauangestrichene Stelle für „reinen Unsinn“.

Hat das der Factor gesagt? sprang Raimund mit grimmiger Wuth auf den Jungen zu, schüttelte ihn und auch Mahlo zeigte einen Anlauf zur Indignation.

Es ist freie Uebersetzung von dem Jungen! sagte der Adjutant. Der Junge heißt Stift. Ich kenne ihn, er kommt schon manchmal in den Verein! Aber der Herr Factor hat sich höflicher ausgedrückt.

Die vielen Correcturen wollen die Setzer jetzt überhaupt nicht mehr machen! fuhr Stiftchen fort. Schreiben Sie gleich Anfangs richtig!

Sagt das auch der Factor? rief Raimund wüthend.

Wieder freie Ueberſetzung! rief Mahlo. Stift! Stift! Ich kenne Deinen Vater! Einen geſinnungstreuen Mitkämpfer! Wende Deinen Freimuth nicht an unrechter Stelle an! Wir ſind ja Volksfreunde!

Damit gab er dem Jungen ein Stück Zeitungspapier, um ſich eine Cigarre, die er wieder aus dem Kästchen nahm, als etwas Koſtbares einzuwickeln. Raimund las die Correctur.

Streikt nur nicht, ſo lange Ihr den „Socialnivellirer" druckt! meinte Mahlo. Er war ſogar nicht abgeneigt, Stiftchen ein Glas Wein einzuſchenken, woran ihn jedoch Raimund verhinderte. Sein mit kräftiger Stimme Gerufenes: ich corrigire jetzt! und der dabei auf die Flaſche geworfene Blick belehrten Mahlo, daß er ſich hier nicht zu ſehr Herr fühlen ſollte. Das Werben eines Claqueurs für Mahlos zuweilen abblitzende Meinungsäußerungen im großen Verein, Gartenſtraße 819, unterblieb.

Es fehlen auch noch anderthalb Spalten, um die Nummer vollzukriegen! ſagte Stift in anſtändigerm Tone. Er hatte eine Anzahl Cigarrenreſte in Sicht genommen und annectirte dieſe mit Mahlos blinzelnder Zuſtimmung. Sonſt pflegte Mahlo dieſe Leſe ſelbſt nicht zu verſchmähen. Aber heute ſaß dieſer, während Raimund corrigirte und dem „Unſinn" Aufhellung gab, ſo zu ſagen im Vollen.

Amalienbad in ſeinem Innern wankend gemacht, ja faſt zerrüttet, hielt das ſelige Wiederſehen nicht lange aus, ſondern ſank erſchöpft auf den Seſſel und ſagte nur mit einer Bitterkeit, die Celinden unendlich rührte: „Ach, was iſt das Leben!“ Es war gewiß nicht Viel und nichts Tiefes, was er da ſagte, aber es lag ein ungeheurer Schmerz in dem Ausdruck, den ſeine Mienen annahmen. Die Seligkeit der Erinnerung, die ihn ergriff, war ein ſtechender und verwundender Ueberreiz. Beide Hände mußte er an ſein Herz preſſen, um es zu beruhigen.

In Celinden aber tauchten die alten Zeiten nicht wie drohende, zürnende und verhüllte Göttinnen, ſondern wie lächelnde, gleich Schmetterlingen flatternde Nymphen mit bunten Flügeln auf und ſie konnte nicht weinen, weil ſie Schlachtenmalern ſo unglücklich ſah, ſondern ſie freute ſich innerlich, weil ſie einen ſo ſchönen, tiefen und bezaubernden Blick in ſein gutes Theil werfen konnte. Wie er da an den Stuhl lehnte, die Hand das männlich ſchöne Haupt ſtützend und tief in Nachdenken verloren, da war er ihr wie eine ſelige, in Sonnenglanz ſich badende Sonntagslandſchaft, mit Glockengeläut und geſchmückten Spaziergängern, mit Lerchenjubel und Waldhornruf; nicht jener ſchäumende Bergſtrom, wie früher, der ſich wild von den höchſten Gebirgszacken ſtürzte, in ſeinem Silberſchaum allerdings manche losgeriſſene Alpenblume bergend, aber keck und grauſam mit ihr ſpielend. Sie näherte ſich ihm und nahm ſeine nachläſſig hingleitende Rechte auf und fragte nach ſeinen Schickſalen, ſeit ſie ſich getrennt hatten. Schlachtenmaler ſagte lächelnd: „Ach, Celinde, ich bin Vieles geweſen. Ich war eine Zeitlang, unter dem Namen Carl Moor, in den böhmiſchen Gebirgen

Verdammt! stampfte Raimund auf. Sie haben ja von mir in der Druckerei Bücher genug! Daraus sollen sie füllen, womit es eben geht! Hartmann, Schopenhauer, Herwegh, Feuerbach, Marx!

Stift ließ sich in die Literatur ein, sprach die mißgünstigsten Urtheile über die zu allenfalls entstehenden Lücken gelieferten Werke, riß die gefeiertsten Namen Deutschlands als „alte Schweden" herunter, mit denen man schon zu oft gekommen sei, bis Mahlo aufstand und im Ton der höchsten Verwunderung ausrief: Aber Herr Jesus, Ehlerdt, Du wirst doch nicht gar Deine göttliche Rede von neulich blos im Auszuge gegeben haben? Das wäre ja reiner Selbstmord. Dieser Strom von Beredtsamkeit! Den willst Du hemmen? Und das blos aus Rücksicht auf den Sonntagsingenieur, den Revolverprinzen, unsern gelehrten Doctor, den Du so ganz nach dem Leben getroffen hattest —?

Das waren Honigworte für den Matador! So lassen sich die gebornen Herrscher auf die Throne heben! Der Revolverprinz hieß Wolun, seitdem er einem stürmischen Verlangen der Arbeiter um verkürzte Arbeitszeit einmal mit der Waffe in der Hand entgegengetreten war.

Mahlo ergriff ein Zeitungsblatt, worin eine Rede abgedruckt war, die kürzlich Wolun in einem Bürgerverein gehalten hatte. Er parodirte den Inhalt: „Läßt sich

denn die Gesellschaft so über Nacht verändern?" Fragezeichen! setzte Mahlo hinzu. „Wird sie eben nicht zu allen Zeiten das Schauspiel eines Wettkampfes verschiedener vertheilter Kräfte bieten?" Wiederum ein Fragezeichen! schaltete Mahlo ein. „Dem Capital den Krieg ankündigen heißt den Unternehmungsgeist lähmen, den Muth, das Vertrauen, den kühnen Einsatz hemmen —" Junge, komm' heute Abend, unterbrach er sich, in unsern Verein, ich werde das von dem „kühnen Einsatz" von meinem Standpunkte aus widerlegen.

Stift lehnte lachend ab. Er machte schon Kalauer. Bei ihnen in der Druckerei könnte der Einsatz, er meinte die Einhebung der Bleiformen, nicht behutsam genug vor sich gehen. Uebrigens hätten sie Nachtarbeit! setzte er hinzu; da könnte er nicht kommen.

Nachtarbeit! rief Mahlo. Hast Du gehört, Ehlerdt? Europäisches Sklavenleben! Während das Capital in weichen Federdaunen schlummert oder in erleuchteten Sälen mit Damen in seidnen Gewändern — Jetzt tanzte Mahlo Galopp, ergriff dazu Stiftchen und ahmte „Hirsch in der Tanzstunde" nach.

Wird es endlich Ruhe geben? stampfte Raimund mit dem Fuße auf. Du machst Deine Toilette! herrschte er Mahlo an. Laß den Jungen in Ruhe!

Mahlo kannte diese Stimmung ſeines Protectors und reſpectirte ſie in jeder Beziehung. Schweigend zog er Raimunds Pelz aus, ging in's Nebengemach, rumorte dort mit Krügen und Schüſſeln nicht unbedenklich für Raimund und hörte leider nicht, daß Stiftchen erſtens den Mutterwitz hatte zu ſagen: „Na, im Verein, Gartenſtraße 819, iſt es des Nachts 2 Uhr auch noch nicht ſtill“ — dann aber Gelegenheit fand, plötzlich noch als einen Auftrag, den er ganz vergeſſen, etwas Orthographiſches anzubringen. Ja, Herr Jeſus, daß ich's ganz vergeſſen habe! „Henkersmahlzeit“ und „Proſtemahlzeit“ ſagt unſer Herr Corrector, muß doch noch immer mit 'nem H geſchrieben werden. Ohne H iſt es noch nicht von oben befohlen!

Raimund las in ſeiner Correctur pathetiſch: „Dieſe kleinen Conceſſionen der Principate, was ſind ſie denn anders als die letzten Henkersmahlzeiten, welche der Tyrann, das ſouveräne Capital —“ Nein, mein Junge! unterbrach er ſich. Weg mit dieſem H! Es iſt ein unnützer Schmarotzer in Eurem Letternkaſten!

Nun, ſagte Stift etwas verlegen und zupfte verſchmitzt an ſeinem Tüffelrock, nun, da ſagt der Herr Corrector: Warum Sie denn ſelbſt ſo viel unnütze Buchſtaben in Ihrem Namen hätten? Sie hießen doch Ehlerdt und wären das überflüſſige H und das D wahrſcheinlich

Ihren Ahnen schuldig! Auch konnten Sie 'mal eine reiche Erbschaft kriegen, und wenn Sie nicht mehr Ehlerdt, sondern Elert heißen wollten, bekämen Sie sie gar nicht —!

Der Spaß machte Raimund lachen. Er faltete die Correctur zusammen, bestellte für die leeren anderthalb Spalten eine Stelle aus einer Broschüre, die er vom Bücherbord nahm, und entließ den Jungen. Das Blatt war ihm eine Last geworden. Es hinderte ihn in seiner freien Bewegung, wie er auch Mahlo sagte, der sich dem Druckerjungen anschließen wollte und den Freund noch auf dem Eisenbahnverron zu sehen hoffte. Sein schnelles Verschwindenwollen war Raimund verdächtig. Er hatte gewiß etwas annectirt, was Raimund später vermißte. Doch war er wie der Löwe, der nicht immer in der Laune ist, sich auf den Sprung zu stellen.

Im Begriff, ebenfalls auszugehen, noch für seine Reise nach Leipzig auf den Congreß einige Anordnungen zu treffen und sich zu erkundigen, wie weit die Verhandlungen des Streikcomités mit Wolny vorgeschritten seien, hörte er auf dem Vorplatz reden. Wetter! sagte er vor sich hin, ist das nicht meine Schwester? Sie will mir wohl die Leviten lesen —! Und dabei hatte er eine Mahnung des Gewissens an seine Stellung zur Fabrik, aber nicht im Geringsten an die Scene mit Helene Althing. Diese hatte doch mit einem empörten:

Verſchonen Sie uns mit Ihren Beſuchen! geendigt, aber Raimund hatte das Princip, daß die unangenehmen Gefühle dadurch verſtärkt werden, wenn man zu oft an ſie denkt. Er hatte die fatale Scene im Park, ſeine Anwendung des frivolen Satzes der Frau von Genlis: „Die Männer wiſſen gar nicht, was ſie für Erfolge haben könnten, wenn ſie nur mehr Courage hätten —“ eine plötzliche Umarmung Helenens, ganz vergeſſen.

Martha trat ein, das federgeſchmückte Hütchen à la Rubens auf dem erröthenten Antlitz, im herbſtlichen carrirten Mantel. Biſt Du allein? fragte ſie noch unter der Thür.

Wie Du ſiehſt! antwortete der Bruder, der ſchon nach Unbefangenheit rang. Denn er bemerkte ſogleich die Zornesgluth auf der Stirn ſeiner Schweſter. Oder erſcheint es Dir nicht anſtändig einzutreten? Haſt Du doch ſonſt mit mir hier zuſammengehauſt! Es ſind immer noch dieſelben drei Zimmer und immer noch iſt's die alte anſtändige Wirthin!

Die Du bald zur Kündigung zwingen wirſt, wenn Du Deine nächtlichen Gelage nicht läßt! Wie ſieht es hier aus! ſagte ſie näher tretend. Ueberall die Spuren der Völlerei! Auf dem Sopha hat Jemand die Nacht geſchlafen!

Ich, liebes Kind! Dein alter Anbeter Mahlo campirte in meinem Bett! So verſtehen wir den Socialismus!

Uebrigens, wenn ich ausgegangen bin, wird aufgeräumt! Er füllte ſich ſeine Cigarrentaſche mit Vorrath für den Ausgang.

Da ſich Martha vom Steigen der Treppen und von ihrem Gange, den ſie zu Fuß gemacht hatte, erſt erholen mußte und ſich ſetzte, ſo fand ihr Bruder Gelegenheit, ihrem Strafvortrage zuvorzukommen. Nimm nicht übel, daß ich Deinen letzten Brief nicht beantwortet habe! ſagte er. Es ſoll nächſtens geſchehen. Jetzt aber verſchone mich mit Deinen Vorwürfen!

Ich wollte Dir zunächſt nur ſagen, daß Du Dich nicht unterſtehſt und noch einmal zu den Althings gehſt! begann Martha. Du verdirbſt mir durch Dein Benehmen gegen Helene die einzige mir außerhalb des Hauſes noch offenſtehende vertrauliche Beziehung, die Freundſchaft eines hochgebildeten Mädchens, die weiſen Rathſchläge ihrer Eltern —

Und die Gelegenheiten, fiel Raimund ein, ſeine Cigarre, die er anrauchen wollte, mit einigem Schreck, der ihn doch befiel, wegſteckend, mich anzuſchwärzen! Was bildet ſich denn dies Fräulein da draußen ein? — Ein Graf wird doch nicht kommen — Ja ſo! unterbrach er ſich hämiſch. Graf Treuenfels wurde genannt! Sieh! Sieh! Aber der wird ja bald Hochzeit machen. Das wäre freilich kein Hinderniß, daß er —

Lästre nicht, Elender! rief die Schwester.

Na, wer hat Dir denn den Auftrag gegeben? Papa, Mama, sie selbst?

Ihr Bruder: Lieutenant Althing! sagte Martha mit Entschiedenheit.

Das machte ihn schweigen. Aber dennoch wollte er obenauf bleiben und sagte frech: Doch in keiner Rosestunde das abgemacht —? Ja so, unterbrach er sich, Du sollst ja schon im Geheimen verlobt sein.

Mäßige Deine lose Zunge! sagte die Schwester mit erstickter Stimme.

Nun, Du wirst doch nicht leugnen wollen — fuhr der Bruder mit zweideutigem gemeinem Lächeln fort.

Leugne Du nicht, unterbrach ihn die empörte Schwester, daß Du Dich mit Deinem Kranksein als Lügner verstellst, daß Du zu einem Congreß nach Leipzig reist und die Arbeiter der Fabrik wieder aufgewiegelt hast. Neulich hast Du im Verein Satz für Satz eine Rede, die Wolny gehalten, lächerlich gemacht!

Widerlegt habe ich sie! wallte Raimund auf. Ansicht gegen Ansicht ausgetauscht! Seine Tiraden hätten einige Gimpel gefangen nehmen können. Uebrigens kann ich thun, was ich will. Mir steht die Welt offen.

Der alte Wehlisch sagt — meinte jetzt ebenfalls bitter lachend die Schwester: Dir steht entweder noch

das Narrenhaus offen oder ein noch ſchlimmeres Haus —!

Biſt Du hergekommen, mir die Kindereien dieſes alten Tropfes zu wiederholen? ſprach der Bruder zornentflammt.

Der uns unterſtützte, als wir Waiſen waren, für unſere Erziehung ſorgte, Dich in Wolnys Wirkungskreis einführte —! ergänzte Martha.

Was declamirt Wolny gegen uns? ſuchte Raimund das aufgeregte Geſpräch in eine nicht zu ſchroffe Bahn zu lenken. Von Haus aus iſt der Menſch ein armſeliger Silbenſtecher, ein Stubengelehrter — der es zu keiner Profeſſur hat bringen können —!

Um ſo ehrenvoller für Euch, daß er ſich in Eure Lage hineingearbeitet hat —

Die verſteht man nicht, wenn man nicht im Schweiße ſeines Angeſichts gearbeitet hat —!

Du im Schweiße Deines Angeſichts! lachte die Schweſter. Stellſt Dich krank, beziehſt Deinen Gehalt nach wie vor, machſt Reiſen, redigirſt die verrückteſte aller Zeitſchriften — ich ſchäme mich, vor Wolny die Augen aufzuſchlagen.

Jetzt kam Raimund mit einem brennenden Schwefelholz, das ſeine endlich präparirte Cigarre anzünden ſollte, dem Auge der Schweſter ſo nahe, daß dieſe auf ein

frivoles: Das wird wohl andere Gründe haben! ihn zurückstoßen und sagen konnte: Ich ersticke! Ueberhaupt, rief sie, um ihrer Wallung Herr zu werden, es ist eine Luft hier im Zimmer —!

Sie riß die Fenster auf.

Ich bitte Dich! Ich habe geheizt! sagte Raimund und schloß sie wieder.

Wo ein Mahlo geschlafen hat —! sagte sie und riß ein anderes Fenster auf.

Greif' meine Freunde nicht an! rief Raimund und schloß auch dies Fenster. Mahlo ist, wenn er will, ein Genie!

Wenn er arbeitet! antwortete die Schwester. Am Schraubstock! Da will ich ihn anerkennen. Abends in der Feuergluth am Ofen! Beim Geheul des Ventilators! Aber Euer Lärm im Verein, Eure Einmischung in die Welt, in die Gesetze der Gesellschaft, in der wir leben! Was soll das? Schon zweimal habt Ihr gestreikt! Schon zweimal seid Ihr, hundert Mann in einer Linie, gegen den alten Wehlisch vorgerückt! Der Alte hatte keine Stimme, das Brüllen Eurer Stierkungen niederzudonnern. Wolny kam herbei, ergriff den Revolver und dennoch erfolgte eine Erhöhung der Löhne, eine Minderung Eurer Arbeitsstunden. Aber Ihr habt noch immer keine Ruhe! Immer weiter treibt Euch das

Gelüst! Schon hat man Arbeiter im Fiaker fahren ſehen, die auf offener Straße Champagner tranken! Ihr verlangt Einſicht in die Bücher, wollt Theilung des Gewinnes, Tantièmen und was nicht Alles! Ich ſage Dir, Du giebſt die Reiſe nach Leipzig auf, treibſt die Wolny'ſchen Arbeiter zu Paaren, kommſt von morgen, ſpäteſtens vom Montag an wieder regelmäßig in die Fabrik oder ich ſage zu Jedermann: Ich habe keinen Bruder mehr!

Die ausbrechenden Thränen des heldenmüthigen Mädchens brachten nicht die Wirkung der Rührung bei Raimund hervor, ſondern ſteigerten im Gegentheil den Ausdruck ſeiner Entrüſtung. Sich auf einer Schwäche ertappen zu ſollen, das kam ihm nicht bei. Schon rüſtete er ſich, nach einem platten Schimpfworte: Dummes Gänſegeſchnatter! eine andere Darſtellung der Sachlage zu geben, als Martha ſelbſt plötzlich auffuhr, die Stellung einer Horchenden annahm, mit tonloſer Stimme ſprach: Herr Wolny! und raſch die Thür des Nebenzimmers zu gewinnen ſuchte. Aber ſchon ſtand Wolny nach kurzem Klopfen im Zimmer und Martha konnte ſich nicht mehr verbergen.

Ich beſuche Sie, Herr Ehlerdt — wollte der Principal beginnen, als er Martha erblickte. Er unterbrach ſeine Rede und machte ſogar Miene, ſich zurückzuziehen,

ſehr thätig und opferte manchen Gutsbeſitzer und zuletzt mich ſelbſt dem Ideal einer veredelten Menſchenrace. Dann war ich eine Zeitlang unter dem Namen Poſa Hofmeiſter und Buſenfreund bei einem jungen ſpaniſchen Kronprinzen, deſſen Vater eine neue Welt erobert hatte, um damit die alte zu unterjochen. Mein Zögling war das Opfer des tyranniſchen und eiferſüchtigen Vaters, während ich ſelber noch mit dieſem über Gedankenfreiheit mich nicht ganz verſtändigt habe. Die größte Abwechſelung iſt der Character meiner erlebten Abenteuer. Ich war ſogar einmal genöthigt, vor meinen Verfolgern in die Wohnung eines Scharfrichters zu fliehen, der mich unter dem Namen Hinko ſo lang in ſeinem Handwerk unterrichtete, bis ich mich dem Irrthum, als ein Königsſohn am Rabenſtein entdeckt und zu großen Ehren befördert zu werden, nicht anders, als durch ſchnelles Umkleiden entziehen konnte. Bei vielen tragiſchen und komiſchen Begebenheiten bin ich einer der vornehmſten Mitſpielenden geweſen; Schiller und Goethe, Kotzebue und Raupach ſind mir für weſentliche Dienſte, die ich ihnen leiſtete, Verpflichtungen ſchuldig; ſo Vieles hab' ich erlebt, daß ich endlich, überdrüſſig des ewigen Wechſels, vom Schauplatz abtrat und die Zurückgezogenheit dieſes Bades aufſuchte." Celinde verſtand den Freund nicht anders, als daß er ohne Bild von wirklich Erlebtem ſprach; gerade das, was ihr von der Bühne hergenommen ſchien, war für ſie das Gleichniß. Sie ſtaunte und freute ſich, ihn nach ſo vielen Irrfahrten in einem ruhigen Hafen zu wiſſen.

Für ſchöne und gute Seelen iſt die Liebe in ihrem Entſtehen und Fortſchreiten nichts ſpecifiſch für ſich Beſtehendes, keine ausſchließliche und alleinige Aufgabe, ſondern ein griechiſches Feuer, welches in dem gewöhnlichen Stabe des all-

falls er, wie er voraussetzte, ein geschwisterliches tete-à-tete gestört hätte.

Raimund kämpfte gegen die Schwäche, die ihn jetzt doch befiel. Er besaß nicht einmal so viel Selbstbeherrschung für den ersten Augenblick, daß er eine kurze bedeutungsvolle Verständigung, die zwischen seiner Schwester und Wolmy in wenig Worten stattfand, bemerkte und verstand. Als Martha rasch ihre Mantille, ihren Regenschirm ergriffen und lächelnd gesagt hatte: Ich war eben im Begriff zu gehen! hielt sie Wolmy noch an und sagte: Fräulein, meine Frau hat schon wieder eine Gesellschaft von achtzig Personen eingeladen, können Sie ihr denn das nicht ausreden? Achtzig Personen bei ihrem leidenden Zustande! Ja, so! unterbrach er sich. Es ist gut. Sagen Sie ihr lieber Nichts —! Ein feiner Beobachter hätte aus dem Blicke Marthas entnommen, daß sie etwa sagen wollte: Bin ich wohl die richtig gewählte Person, die einen solchen Auftrag an Ihre Gattin auszurichten vermag? In dem Ja so! der Besinnung lag — eine verschüttete Welt, die Kehrseite der Gestirne, die Sonne der Nacht.

Raimund war inzwischen beschäftigt gewesen, das Zimmer etwas aufzuräumen und sich zu sammeln. Letzteres gelang ihm so ziemlich, weil er an seine Genossen

dachte und an ein etwaiges: Du haſt dich wohl in's Bockshorn jagen laſſen!

Als Martha gegangen, Wolny ſich wie aus einem Traum erhoben hatte, begann Raimund mit feſter Stimme und einen Stuhl darbietend: Herr Doctor, womit kann ich dienen?

Wann war ich doch zuletzt bei Ihnen? ſagte Wolny ironiſch. Richtig! Als ich Sie auf einen Arbeitertag nach Hamburg abgereiſt fand. Jetzt wollen Sie nach Leipzig reiſen. Thun Sie das, ſo iſt unſer Verhältniß gelöſt. Ich will Ihnen nicht abrathen. Eine geeignete Perſönlichkeit habe ich für Ihre Stelle ſchon im Auge. Sehen Sie zu, wie weit Sie mit der (er hielt inne, um eine Bezeichnung zu wählen, die nicht beleidigte, und fuhr, als er keine fand, fort) traurigen Abhängigkeit von den Sammelbüchſen in den Kneipen kommen werden!

In den Werkſtätten, Herr Doctor! verbeſſerte Raimund, noch ohne Erregung. Die blanke Kündigung und der Gedanke, ſich erſetzt zu ſehen, kamen ihm nicht [illegible].

Sie ſind Schriftſteller geworden! fuhr Wolny fort. Für Ihr Verbleiben auf Ihrem Poſten habe ich auch noch dieſe Bedingung: Sie geben die Redaction des „Socialnivellirers" auf!

Würde mich keine Ueberwindung kosten! ſagte Raimund und trommelte mit den Fingern auf die Platte des Tiſches, an welchem Beide ſaßen.

Ferner: Sie treten aus dem Vorſtand des Gegenſeitigkeits-Vereins.

Das kann ich nicht!

Was verhindert Sie?

Mein Gewiſſen —!

Fragen Sie einmal nachdrücklicher bei Ihrem Gewiſſen an! Es giebt keinen Inſtanzenzug beim Gewiſſen wie in einem Proceß: Stadtgericht, Kammergericht, Obertribunal —! Das Gewiſſen ſpricht immer nur dieſelbe Sentenz! Aber manchmal doch mit zu ſchwacher Stimme für taube Ohren.

Herr Wolun, entgegnete Raimund, immer noch auf Vermittlung hoffend, ich führe noch in dieſem Jahre das Präſidium! Es kommen zu ernſte Fragen zur Debatte!

Dann ſind wir geſchieden! antwortete Wolun. Ich nehme an, daß Sie austreten. Ein ſchriftliches Zeugniß wird meinen Dank für Ihre frühern Leiſtungen ausſprechen.

Mit dieſen Worten ſtand Wolun auf, ſah ſich nach ſeinem Hut um und wandte ſich zum Gehen.

Aber was verſchlägt Ihnen denn das, daß ich präſidire? meinte der Beherrſcher von mehr als 10,000

Köpfen, dem hier eine Abdankung zugemuthet wurde. Wollen Sie ſich denn die Kündigung aller Ihrer Arbeiter zuziehen, Ihre alten Invaliden ausgenommen?

Weil Sie dieſe Kündigung befehlen würden? wandte ſich Wolny zornerregt und mit ſchallender Stimme, todtenblaß, noch einmal um.

Die Bedingungen, die Sie mir hier geſtellt haben, entgegnete Ehlerdt, nun ſchon trotziger, werden zur Discuſſion kommen. Die Generalverſammlung im nächſten Monat iſt ſouverän. Der Befehl könnte dann von — ihr kommen.

Alſo ſo rächt Ihr Euch! rief Wolny.

Selbſtſchutz, Herr Wolny! Organiſation! Wir hängen wie die Glieder einer Kette zuſammen.

Ja, einer Kette! nahm Wolny den Ausdruck auf und öffnete alle Schleuſen ſeiner zurückgehaltenen Stimmung. Einer Kette, an der die Geſellſchaft, die geſunde Vernunft wie der Verbrecher an ſeiner Kugel, jetzt zu ſchleppen gezwungen wird! Doch ich will Ihnen meinen Entſchluß ſagen. Euch bändigt nur der Mangel an Arbeit! Wenn alle Fabrikanten aufhören, arbeiten zu laſſen, würdet Ihr ſchon zahm werden! Ich ſtehe nur durch Zufall an der Spitze eines großen Etabliſſements.

Nun ja, das meine ich auch! meinte Raimund hohniſch.

Wolny ſtutzte über dieſe Frechheit. Sie conſpiriren wohl — entfuhr ihm, aber er ſagte nicht: Mit meinem Stiefſohn! ſondern er ſetzte den Verſuch, ſich zu beruhigen, fort: Ich habe eine Wittwe geheirathet, die ich in einer ſchwierigen Lebensſtellung fand und die mir erklärte, nicht ohne mich leben zu können. Ich fand, daß ihre Jahre nicht den Eindruck ihrer Anmuth ſtörten. Ich entdeckte ein reines edles Herz bei ihr und habe ihr Jahre lang meinen Beiſtand geleiſtet. Aber ihre Tage ſind gezählt. Sie iſt unheilbar krank. Der Sohn darf nimmermehr die Fabrik übernehmen. Dafür habe ich das Teſtament ſeines Vaters in meiner Verwahrung. Alle kennen den Inhalt! Ich liquidire und denke den Kampf mit dem Unverſtand und dem böſen Willen nicht länger fortzuſetzen.

Nachdem Sie zum zweiten Mal geheirathet haben werden — ſetzte Raimund boshaft und mit den Augen ſcharf blinzelnd hinzu.

Wolny fühlte den Abgrund unter ſich. Wie unbewußt kam ihm der Gedanke, die Züge im hämiſch verzerrten, lauernden Antlitz zu vergleichen mit denen ſeiner Schweſter, auf welche die Worte gemünzt waren. Er mußte ſich ſagen, es fanden ſich Spuren der Aehnlichkeit. Er hätte darüber weinen mögen. Er liebte wirklich Martha —

Ueber die sociale Frage, Herr Wolny, sagte Raimund, jetzt sich weidend an einer Verlegenheit, in die er nun denn doch seinen Gegner versetzt hatte, kommt unser Zeitalter nicht hinaus. Wer durch seiner Hände Arbeit dem Capital Vermehrung oder auch nur Erhaltung giebt, dem gebührt sein Antheil am Gewinn!

Das ist die Philosophie des Wegelagerers, erwiderte Wolny, sich allmälig sammelnd, der Ueberfall des Räubers in den Abruzzen! Fra Diavolo mußte so theilen mit seinen Gesellen. Neben ihm lagen Dolch und Pistolen. Er behielt sich den Löwenantheil vor. Sein Capital war der Schrecken seines Namens. Schwachmüthige Philanthropie, die schon hier und da als Weihnachtsbescheerung die Jahresantieme in dieser oder jener Fabrik eingeführt hat! Was ist denn das Capital im Geschäft? Nichts als die Möglichkeit, daß Letzteres überhaupt existirt. Es muß in Fülle, es muß aufgehäuft an einer Stelle gelagert sein, wie der Kohlenvorrath beim nicht ausgehenden Ofen! Der Muth zum Handeln muß durch die stete, sichere Nachhaltigkeit der Mittel gehoben werden! Ihr habt ja an Euren Gambrinushallen den Bock abgebildet mit dem Bierkruge in der Hand, aus welchem Euer Labsal überschäumend quillt. Der Schaum strömt in Masse heraus! Wenn der Säemann durch die frischgeackerten Furchen schreitet, so zählt er die Körner nicht.

die ſeine Hoffnung da und dorthin vergebens ausſtreut! Euer Antheilnehmenwollen am Gewinn rückt aus einer ganz andern Welt, der Arbeitswelt, in die der Kaufmannſchaft ein, deren Princip ſo alt wie die Welt iſt! Die Kaufmannſchaft wird nie aufhören! Immer wird der Menſch des eignen Betriebs ſeiner Schöpfungen müde werden. Wollt Ihr den Kaufmann tödten, ſo kommen wir zu den Hunnen-, Huſſiten-, und Schwedenzeiten, wo man ſein baares Geld vergrub!

Boshaft erwiderte Ehlerdt: Sie haben Ihre neuliche Rede gut memorirt! Es kamen dieſelben Vergleichungen darin vor wie damals. Aber ich kann noch genug Latein, um das Sprichwort anzuwenden: Omne simile claudicat.

Wolny antwortete nicht, ſondern corrigirte nur den falſchen Accent, den Raimund auf simile gelegt hatte. Er hatte simile geſagt.

Beſchämt verſuchte Ehlerdt einen vertraulichen Ton anzuſtimmen. Herr Wolny, ſprach er begütigend und ſeine ſcharfen Augen liſtig zuſammendrückend, Sie ſind doch ehrgeizig! Die ganze Welt iſt's jetzt! Das Jenſeits iſt zweifelhaft. So will man es wenigſtens hier ſo weit bringen, als möglich.

Nicht meine Philoſophie —! murmelte Wolny, prüfend, wo hinaus der Verſchmitzte wollte.

Warum halten Sie ſich nicht an uns? Das allgemeine Stimmrecht nimmt uns doch kein Gott und ein Teufel noch weniger! Bei den Wahlen geben wir den Ausſchlag! Warum machen Sie's nicht wie die Andern! Verhandeln Sie doch mit den Arbeitern! Nehmen an unſern Geſchäften Theil! Erklären ſich wenigſtens im Allgemeinen für uns —!

Ich würde mich verachten, lehnte Wolny ab, wenn ich mich auf den Schultern des Aufruhrs in die geheiligten Hallen der Geſetzgebung wollte tragen laſſen! Die Saat geht auf, daß man Euch politiſcher Zwecke wegen ſchmeichelte, Stimmungen in Euerm Gemüthe wach rief, die Ihr ſonſt nie würdet gekannt haben! Aber wer mag ſtreiten mit den Wahnverblendeten! Sie ſind denn alſo aus meinem Wirkungskreiſe ausgeſchieden und waren es eigentlich ſchon längſt, nachdem ich Sie näher kennen gelernt hatte. Daß ich mich beherrſchte, daß ich ſo viel Geduld an Sie verſchwendete, verdanken Sie der Fürſprache des würdigen Wehlisch und einem weiblichen Weſen, das Sie Ihre Schweſter zu nennen nicht würdig ſind!

Mit dieſen Worten verließ Wolny das Zimmer.

Raimund Ehlerdt war außer ſich. Alle Geiſter der Rache tobten in ihm. Alle Scorpionen der Wuth kniffen ihn mit ihren Zangen. Er nahm einen Stuhl und zerſtampfte ihn auf dem Fußboden, bis die Lehne brach.

Nur um einen Ableiter ſeines Zorns zu haben, griff er nach Dieſem und Jenem. Der gewohnte Reſpect vor dem immer würdig, ſelbſt im Scherze maßvoll auftretenden Principal hatte ihm zuletzt die Zunge gelähmt. Die Thatſache der Entlaſſung war auch peinlich. Seine dominirende Stellung in den Arbeiterkreiſen war nicht ohne Opfer. Die Reiſe nach Leipzig mußte wieder von ihm ſelbſt beſtritten werden. Wie ſich rächen? Wo? Womit? Oft ſchon hatte Aſſeſſor Rabe ſich an ihn gemacht und ihm vom Tode ſeiner Mutter, dem Beſtehenbleiben der Fabrik, von einem „verruchten Teſtament“ ſeines Vaters geſprochen.

Seltſam, daß ihm Rabe und eine andere Perſönlichkeit, mit der ſich jener zu ſchaffen pflegte, heute grade unten begegneten, wie ſie Beide bei Frau Marloff klingelten und eine Stimme durchs Schlüſſelloch „Nicht zu Hauſe!“ rief. Raimund, der die zweideutige Exiſtenz des erſten Stockes längſt kannte, aber nie geſehen hatte, grüßte lachend. Er hatte gewiſſe Erſcheinungen des großſtädtiſchen Lebens ſchon oft mit jenem Klingelzuge in Verbindung gebracht, deſſen Beſitzerin Keinem ſichtbar wurde. Es hieß, die Dame ſei eine „Ausgehaltene“. Ein Schleier ruhte über ihr.

Herr Ehlerdt, haben Sie Zeit? Kommen Sie doch in den Spaniſchen Keller! Baron von Forbeck — Herr

Raimund Ehlerdt, Dirigent bei uns — lautete Rabes Vorstellung. Trinken wir ein Glas, wissen Sie von dem rosarothen Portwein! Die Vinhos de feitoria sind nirgends so sicher als im Spanischen Keller!

Mit diesen lallend gesprochenen Worten zog Rabe den jungen racheschnaubenden Ehlerdt mit fort, hörte mit Wonne, daß der Mitgeschleppte, den Forbeck etwas mitleidig als wohl nicht börsengespickt betrachtete (Forbeck war auch Bauernfänger im höhern Styl), auf's Aeußerste über seinen Stiefvater entrüstet war. Da konnte ja beim rosarothen Portwein und sonstigen Erfrischungen mancherlei besprochen und geplant werden.

täglichen Lebens, mit dem man geht und wandert, innerlich verſchloſſen und geborgen iſt. Wie eine Rebe rankt ſie ſich an das Spalier der gegebenen Verhältniſſe auf, ſtill unter ihren breiten Blättern reifend, bis die Zeit erfüllet iſt. Nie erwähnt, iſt ſie immer zugegen. Ohne Händedruck ſind die Seelen vereint. Im Zufälligen liegt die Abſicht, das Bedeutende im Gewöhnlichen. So war auch zwiſchen Schlachtenmalern und Celinden jetzt eine innige Liebe vorauszuſetzen, aber ſie wurde nicht ausgeſprochen. Sie ketteten ſich unauflöslich an einander, ohne ſich Beide den Verluſt ihrer Freiheit gegen einander einzugeſtehen. Sie fanden für den bedeutſamen Inhalt ihrer Gegenſtimmungen gleichgültige Worte und legten in ſcheinbar zufällige Formen Dasjenige thatſächlich nieder, was Andere ſich erſt in Kataſtrophen und künſtlichen Scenen, nach gewechſelten Briefen, gedrohten Selbſtmorden und in beſtellten Begegnungen weitläufig geſtehen und auseinanderſetzen müſſen. Spinoza liebte Olympien, indem er von ihr Latein lernte, Voltaire die Marquiſe du Chatelet, indem ſie zuſammen Mathematik und Phyſik trieben und über Newton Bücher herausgaben, an welchen Beide gleichen Theil haben. So auch zückte Schlachtenmaler das Schwert ſeiner Liebe niemals offen, ſondern trug es in der Scheide von Malerei, Lecture und Muſik, durch welche er ſich mit Celinden verſtändigte. Er war, da er ihren zarten Sinn kannte, unermüdlich, ſolche Vehikel ſeiner Neigung aufzufinden und die Naturwiſſenſchaften, die alten Claſſiker und Schiller und Goethe für ſich ſprechen zu laſſen. Dieſe Beſchäftigungen ſteigerten die Sehnſucht mehr, als ſie ſie abkühlten; ſie war nicht Waſſer, ſondern Oel für die Flammen ihrer Liebe.

## Achtes Kapitel.

Der Spätherbst hatte nun endlich die Gestalt des Winters angenommen. Nicht nur leichte Flocken Schnees, sondern ganze Massen und gefrorner Regen dazu waren gefallen und waren nicht wieder geschmolzen, sondern blieben gefroren und festgeballt — ein Glück für den Straßenverkehr. Auch für die kleine bescheidene Bildhauerwerkstatt, die sonst vor „Patsch", wie Blaumeißel sagte, kaum zu erreichen war, wenn er des Morgens mit der Pferdebahn letzter Wagenklasse ankam und Plümicke, der mit dem Heizen des Ofens und mit seiner Junggesellensauberkeit in aller Frühe zu thun hatte, noch an ein „Bahnmachen für Fußgänger" im Garten nicht gedacht hatte.

Die Beete waren größtentheils mit Strohgeflechten bedeckt. Manche sogar mit erwärmendem, zuweilen erneuertem Dünger. Hier und da lugte noch ein grüner Epheuzweig, eine Buchsbaumreihe oder ein junges Reis von einem Lebensbaum unter der Decke hervor. Die

von Gyps geformten Victorien, Generals und Staatsmannsbüsten, die neben der kurzbeinigen Flora noch sonst in dem Garten zerstreut standen, waren in die Remisen des Hauswirths gekommen. Nur die Postamente standen noch. Die Springbrunnen plätscherten nicht mehr. Die Goldfischchen schwammen in einer Glaskugel im Putzzimmer der gestrengen Frau Hauswirthin, der ehemaligen Schänkmamsell.

Der Schnee stand den dürftigen Tannen ringsum, die das kleine Häuschen umgaben, wahrhaft malerisch. Einige Krähen kamen zuweilen aus unwirthbaren, der märkischen Poesie angehörigen, nicht zu weit entlegenen Gegenden geflogen und suchten Spuren menschlichen Daseins auf. Leider liebt die Krähe einen Begriff, den die Mutter zornig ihren Jungen zuruft, wenn sie diesen ein Weißbrot „von gestern" mit mürrischer Miene verzehren und dabei die Krümel massenweise zur Erde fallen lassen sieht: Du veraafest ja die gute Gottesgabe! Steht auch ein „kuhsättiger Junge" in Grimms Wörterbuch? Genug, die Krähen krächzten dem Meister Althing die Ohren voll, ein Beweis für allerlei störende Ablagerungen und Fäulnißstätten ringsum.

Blaumeißel mußte sich zusammennehmen, die schlechte Meinung, die der Meister von ihm zu bekommen schien, im Keime zu ersticken. Er dankte seinem Freunde

Plümicke, daß dieſer ihn mit Ernſt und Würde auf die Gefahren der ſocialen Frage aufmerkſam machte und ihn auf die Bahn des Guten zurücklenkte. Denn einmal koſtete ihn dieſer Spaß viel Geld. Ohne Verſammlungsbeſuche und fünf bis ſechs Seidel allabendlich war die Theilnahme am Jahrhundert nicht zu beſtreiten. Und warum eigentlich? Blaumeißel, hatte Plümicke bei ſeiner immer mehr entwickelten Pflanzenkoſternahrung mit ruhiger, indiſcher Braminenwürde geſagt, uns Punktirer geht das doch eigentlich Nichts an! Wenn wir auch an den Bau gehen und Steine hauen, ſo ſind wir immer noch etwas Andres und von dem — er nannte dasjenige Kniee, was Andere Genie nennen — der großen Künſtler abhängig! Das Ding mit der „productiven Rente" iſt recht ſchön, fuhr er fort, und ich ſehe ordentlich das Ding ſo fortwachſen, immer mehr, immer mehr, wie bei der Nähmaſchine; aber die Raupe hat der Ehlerdt blos im Kopf. Unſer Alter würde uns ſchön anſehen, wenn wir ſagten, wir hätten an ſeinem Verſtand mitgearbeitet und wollten jetzt von dem Grafenmonument Dividende haben!

Blaumeißel beſaß geringere Intelligenz, als der Bramine, dieſer aber die mächtigere ſeiner Frau. Und dann hatte Micheline Ziporovius ſich gar noch eine noch pfiffigere Schweſter annectirt, die Joſefa, die bei einer

„einzelnen Dame" diente und vor Allem den hoch intelligenten Zimmerherrn, den Referendar Dieterici. Ein wunderbares Talent für das Vornehme verband dieſer Einmiether mit allerlei kleinen Neigungen für Volksthümliches. Sein Bedürfniß, Abends, wenn er nicht irgendwo zum Thee oder Ball war, zu Hauſe zu ſoupiren und zwar „warm", zog Frau Blaumeißel ganz von dem abendlichen ſocialen Schwindel, dem Beſuch der Vereinslocale ab.

Auch war Blaumeißel weniger frivol als ſonſt. Er meinte, ihr Profeſſor käme ihm manchmal erhaben vor, beſonders wenn er im Atelier das Sopha abräumte, ſich legte und an die Decke „ſtierte" oder die Hände vor die Augen hielte. Mit einem Male ſtünde er dann auf und ſagte blos: Wer hat denn die Bürſte da wieder hingelegt? Oder: Das Petroleum iſt, glaube ich, Thränenwaſſer aus der Hölle! oder dergleichen und dabei hat doch der Mann eben die Jacobsleiter erſtiegen und mit dem Erzengel Michael geſprochen!

Plümicke fuhr förmlich zurück über dieſe Stylwendungen. Micheline und Joſefa waren katholiſch, dieſe konnten wohl Bücher mit Erzengeln und Jacobsleitern beſitzen. Aber beide Frauen neigten durch den Verein zu freiſinnigen Anſchauungen. Die Deutſchkatholiken machten zuweilen ſo gemüthliche Ausflüge!

Daraufhin war Frau Micheline der Kirche untreu geworden. Kurz, es kam heraus. Herr Dieterici lieſt uns Abends vor! erklärte Blaumeißel. Er übt zwar blos ſeine Stimme und will ſeine Bruſt erweitern, aber wir haben den Gewinn davon! Er erklärt auch das Dunkle!

Den Erzengel Michael —! wiederholte Plümicke.

Elias! Prophete und geſpeiſt von Raben —! fügte Blaumeißel pathetiſch zu Plümickes größtem Erſtaunen hinzu.

Dieterici, der zuweilen Anläufe machte, ſich bei Helene Althing in ein roſiges Licht zu ſtellen (er that es meiſt mit Vorleſung ſeiner Gedichte), hatte vom Bildhauer Althing in bewundernden Wendungen geſprochen. Dieſe waren bei Blaumeißel haften geblieben. Im Laufe der Unterhaltung kam auch die Thatſache zur Erwähnung, daß der berühmte Redner und Präſident des Vereins aus Wolnys Fabrik entlaſſen war, worauf ſich Plümicke die Bemerkung erlaubte: Da werdet Ihr ihn im Verein ernähren müſſen —

Wenn dafür geſammelt wird, trete ich aus! entgegnete Blaumeißel. Ueberhaupt —

Nun kam eine Andeutung auf erwarteten neuen Kinderſegen. In dem einfachen: Aber Blaumeißel —! das Plümicke darauf erwiderte, lag ein ganzer Curſus über Finanzwiſſenſchaft.

Im spätern Verlauf der Unterhaltung kam noch die Herrschaft zur Sprache, bei welcher Josefa „eigentlich diente". Und als Blaumeißel leise berichtet hatte, daß man bei Josefas (leider nicht „recht richtigen") Dame den jungen Herrn Althing, den mit 300 Thalern Angestellten, gesehen hätte, trat ein absolutes Schweigen ein. Es giebt Naturen, die zur Diplomatie geboren sind — Leute nur im Volk, wo man ihnen keine Gesandtschaftsposten anvertraut. Die berufenen Diplomaten leiden meistentheils an krankhafter Geschwätzigkeit.

Später hätten Ottomar die Ohren klingen dürfen. Denn als beide Punktirer wieder Sprache gewonnen hatten, analysirten sie den Charakter des jungen Althing. Dieterici schien seine Abendgespräche mit seinen Wirthsleuten umfassend zu machen. Beinahe hätte Blaumeißel etwas vorgebracht wie: Ottomar gehört dem Geist der allerneuesten Zeit an, welche ideale Strebungen nicht mehr kennt, ohne sie darum gering zu schätzen! Wer weiß, ob Dieterici nicht gesagt hatte: Diese Zeit verehrt die Tradition, macht sie aber nicht zu ihrer Unterlage! Der Staat, die Rechtsidee, eine Stellung, die Verheirathung genügen! Für die Verbesserung der Mängel, die sonst noch übrig bleiben, ist ja überall gesorgt! In einem einzigen offenbart sich jetzt nur noch Poesie: Man will dem Leben seinen Reiz abgewinnen! Diesen

in gedankenlosem Genuß zu finden, dabei die Wissenschaft auf Augenblicke gradezu zu vergessen, dazu haben neuere Poeten die Anleitung gegeben! Eins, schien Dieterici bei der Verdauung geäußert zu haben, ist ganz von der neuesten Mode: Das Auftreten der Juden mit ihren enormen Mitteln, ihrer zähen Willenskraft, ihren angebornen Gaben der Auffassung, ihrer scharfen Combination! Da hat sich für alle Lebensbeziehungen die Anstrengung steigern müssen! Ottomar liest zuweilen ein gutes Buch, kennt aber hunderterlei Dinge nicht aus den Quellen, sondern nur nach allgemeinen Bildungsredensarten, wie man von den Dichtern nur noch die Verse kennt, die in den Anthologieen stehen! Aber Leichtsinn beherrscht ihn gerade nicht — wir lassen Dieterici sprechen. Der College mußte Ottomars kategorischem Imperativ gute Zeugnisse gegeben haben. Sich gesellschaftlich verbrauchen lassen, gehörte zu den Gedanken, die Ottomar Althings Gewissen drückten, aber es sind leider Verpflichtungen, die man nicht abschütteln kann. Bei unserm Justizrath hat er leider vor, von sich ab Vieles auf mich und auf Vogler zu wälzen, was ihm sogar gelingt, seitdem die Justizräthin Hoffnung hat, Mitglied des Frauenvorstands zu werden. Einige neue Kleider sind für die Sitzungen schon vorausbestellt.

Dieterici, sieht man, ist Menschenkenner und Dichter. Im letztern Umstande sollte sein Herabsteigen bis zu seinen Wirthsleuten liegen, nicht in anderen Ursachen. „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen!“ Molière zog das gesunde Lachen oder das Gähnen seiner Haushälterin allen Urtheilen der Akademie vor. Leider konnte Blaumeißel nicht Alles so tief fassen, so ergreifend wiedergeben, wie Micheline, seine Gattin und Josefa das auffaßten, jene trotz ihrer drei Kinder, die im Schlafe zuweilen schrieen. Plümicke staunte nur und bewunderte.

Aber das war richtig. Ottomar hatte einigemal in Abendstunden, tief in seinen Paletot gewickelt, die Palissadenstraße durchstreift und endlich Edwina Marloff besucht. Als er seinem Freunde, dem Grafen zum ersten Male Bericht erstattete, fand er leider diesen dermaßen zerstreut, daß er sich nur kurz fassen konnte und die Details seines Besuchs obenhin berührte.

Denn unter dem Siegel der Verschwiegenheit hatte ihm der Graf anvertraut, daß ein großes starkes Leinwandcouvertpacket, das erbrochen vor ihm lag, eine Sammlung unbezahlter Rechnungen enthielt, die ihm die Generalin zuschickte. Es waren oder schienen die Ausgaben zu sein für die schon vorgenommene Ausstattung und Einrichtung seiner voraussichtlichen neuen Existenz,

die doch hier im Palais ſtattfinden ſollte. Wozu dieſe Anſchaffungen! Dieſe Möbelſtoffe! Dieſe Tapeten! Es wird Alles bei der Generalin ſtehen bleiben!

Ottomar ſchwieg und ſah die enormen Summen.

Da ſtecken die Schulden des Max darunter! rief der Graf ganz laut. Ich habe ja ſeine gemeine Natur ſchon auf der Univerſität erkannt und ging wegen einer Geldſache mit ihm los. Dann die bettelhafte Bedingung des Alten, daß ich ſeine Tochter heirathen ſollte — ich bin empört!

Ottomar hütete ſich zu ſchüren und ſchwieg.

Der Graf ſtutzte ſein Haupt auf den Mantel eines Ofens und ſagte dann: O bitte, erzähle:

Ich mußte die Abendſtunde wählen und mich doch tief in meinen Paletot hüllen, begann Ottomar. In demſelben Hauſe wohnt der Bruder einer Freundin meiner Schweſter und eine Perſon hatte mich auch gleich erkannt, das Mädchen, das mir öffnete. Ich muß die Kleine irgendwo geſehen haben.

Du verſchwiegſt Deinen Namen! ſchaltete der Graf ein.

Vorläufig, ja! Aber ich konnte mich ja auf den Gatten berufen, auf eine Miſſion, die ich übernommen hätte — der Name wurde nicht genannt. Es währte lange, bis ich vorgelaſſen wurde. Anfangs wurde ich ganz abgewieſen. Madame empfingen keine Beſuche,

hieß es. Meinem Lächeln wurde Befremden entgegengesetzt. Erst als ich sagte: Ich käme als Bote auf ein Billet, das Frau Marloff geschrieben, wurde meine Meldung zum dritten, vierten Male ausgerichtet und nach einiger Zeit angenommen.

Es war wohl nur, um Zeit zu gewinnen, Toilette zu machen! sagte Graf Udo gespannt.

Möglich! Denn ich mußte denn doch eine Ewigkeit in einem fast dunkeln Vorzimmer warten —

Oder sie hatte Besuch —

Alles, Alles war möglich. Ich weiß es nicht. Die Einrichtung fand ich in hohem Grade elegant. Seidne Vorhänge, die Möbel, die Teppiche, die Bilderrahmen, Alles gehörte ohne Zweifel den Anordnungen Deines Oheims an —! Auch ein Schachbrett fehlte nicht, und es schien, als wäre eben erst darauf gespielt worden.

Graf Udo war denn doch gerührt. Sein guter, geistvoller Onkel, der ihn so innig liebte, der sein Leben für ihn in die Schanze schlug, war ein leidenschaftlicher Schachspieler. Er wußte das. Nun sah er ihn hier in den geheimnißvollen Abendstunden mit einem zweifelhaften Wesen bei seinem Lieblingsspiel —

Auf dem Tisch lagen sogar Bücher! Die Gedichte der Ada Christen ergriff ich zuerst! Ein College

Celinde fand noch ein anderes Mittel, ihrer Liebe zu Schlachtenmalern unverfängliche Worte zu geben. Sie hauchte nämlich den ganzen Zauber ihrer Zärtlichkeit, den sie gegen diesen zurückhalten mußte, gegen seinen Vater aus. Gerade an der treuen Hege und Pflege der Besitzthümer des Geliebten gibt die unschuldige Neigung der Frauen zuerst ihre Gefühle kund. Schlachtenmaler kannte Jemanden, dessen Geliebte sich ihm zuerst durch die Sorgfalt verrieth, welche sie seinen Handschuhen zuwandte. Sie duldete niemals eine aufgerissene Naht in ihnen, ja, ersparte ihm sogar den zu häufigen Ankauf von neuen dadurch, daß sie ihm, nach „zarter Frauensitte" die Flecken mit Brodkrume und Gummi elasticum austrieb. Für Celinden war Blasedow dieser Handschuh ihres Freundes. Sie besuchte ihn in der kleinen abgelegenen Kammer, die er sich zum Aufenthalt gewählt hatte, sie steuerte der beispiellosen Unordnung, die in diesen engen Mauern herrschte, sie suchte ihn für die Reize einer saubern Lebens- und Leibeseinrichtung dadurch empfänglich zu machen, daß sie nicht erst von deren Nothwendigkeit und Annehmlichkeit sprach, sondern ihm hinlegte, was er finden mußte, ihn zwang, zu nehmen, was er, ohne aufzufallen, nicht abweisen durfte, z. B. reine Hemden und saubre Schnupftücher. Sie hing sich wie eine Tochter an seinen Arm und hätte ihn wie Antigone nach Kolonos begleitet, wenn dieser Oedipus sich bewußt gewesen wäre, die Götter beleidigt zu haben. Die Sommerfäden manches zarten und sinnigen Gespräches, das sie mit einander führten, blieben in den Zweigen des Parkes hängen. Sie suchten sich die dunkelsten Schattengänge, die die äußersten Ränder des Parkes darboten, um mit einander auszutauschen Liebe gegen weisheitsvolle Sprüche, Trost gegen

Dieterici ſchwärmt dafür. Auch ich kannte die heinifirenden Ergüſſe aus einzelnen Stellen, die meine Collegen bei Luzius recitirten. Der Eine ſpricht davon ganz wie von der Wagner'ſchen Muſik, immer mit einem Aufſchlag ſeiner leider meiſt vom Wein angelaufenen Augen — Jean Vogler ſein Name — der Andre, Dieterici, faßt die Sache ernſter. Er möchte das Problem löſen, wie ſich hier Sentimentalität mit dem Hörſelberg vereinigen konnten.

Er iſt doch in Heinrich Heine, denk' ich, längſt gelöſt! ſchaltete der Graf ein. Man baut hier die Poeſie auf Reminiscenzen!

Ein Gedicht von dem Modell auf der Kunſtausſtellung las ich und fand es in der That ergreifend, fuhr Ottomar fort. Ich erinnerte mich freilich, etwas Aehnliches ſchon bei einem Franzoſen, vielleicht Muſſet, geleſen zu haben. Ueberhaupt, ich hatte Zeit zum Grübeln und kam bei jener Lectüre auf den Gedanken, daß ich mich anheiſchig mache — mit einem Würfel gewiſſe Redensarten und Lieblingsſituationen des Tages zuſammenzuſetzen und meine beiden Fräulein Luzius ſollen die Reſultate „göttlich" finden.

Der Graf blieb verſtimmt. „Reizend" iſt Adas Ausdruck, ſchaltete er ein. Und die übrigen Bücher? Vielleicht ſogar Kupferwerke?

Behalte ich mir noch zu ſtudiren vor! Es gab deren in der That. Aber die Dame erſchien und ihr Eintreten war blendend!

In der That —? ſagte Graf Udo, endlich angeregter. Es war der Effect der Dunkelheit —? ſetzte er zweifelnd hinzu.

Ich habe gute Augen! Der Wuchs war ſchlank, die Formen untadelhaft, der Kopf edel, die wunderſchönen großen braunen Augen waren von ſchwarzen Wimpern und Augenbrauen beſchattet; aber das Haar war aſchblond.

Ein Naturſpiel —? ſagte der Graf zweifelnd. Sie hatte ſich gepudert.

Aſchblondes Haar — braune Augen — ſchwarze Wimpern und Brauen — Mein Vater würde darin das Dämoniſche, Unregelmäßige, eine Caprice der Natur erblicken, die auch dem Charakter etwas Anomales mittheilt und manchmal nichts Gutes bedeutet!

Die Augenbrauen waren gefärbt — erklärte der Graf, der immer noch nicht glauben wollte.

Die Augenwimpern konnten es doch nicht ſein! verſicherte Ottomar. Sie machte vollſtändig den Eindruck einer Unverheiratheten und ſie iſt es auch! Sie iſt, um es kurz zu ſagen, eine natürliche Tochter Deines Onkels!

Graf Udo war aufgesprungen. Er hielt sich beide Hände vor die Augen. Ein: Schaudervoll! löste sich langsam von seinen Lippen Freund, Freund, ich kenne die Geschichte — der — Lucrezia Borgia —!

Ottomar schwieg.

Hier spielt empörender Betrug die Hauptrolle! rief der Graf, entsetzt zugleich, daß er sich nicht mäßigte, wohl gar der Gräfin hörbar wurde. Ottomars Schweigen brachte ihn auf's Aeußerste der schmerzlichen Spannung.

Mäßige Deine Gefühle! sprach Ottomar mit beruhigender Stimme. Hier liegen Räthsel verborgen. Sammle Dich! Die Thatsache steht fest, aber Dein Onkel bleibt, scheint mir, ein edler guter Mensch! Ich glaube dafür bürgen zu können! Gott im Himmel, was trägt nicht Alles diese Erde —!

Graf Udo athmete auf, während dann auch Ottomar aufgesprungen war und sich geschüttelt und durchfröstelt fühlte von der Macht der Erinnerung.

Nimm erst etwas Detail in Kauf! sagte er nach einer Pause und sogar wieder scherzend. Das Zimmer roch noch stark nach Petroleum und sogar die weißen langen Finger der Dame rochen zwar nicht nach diesem, aber nach der Seife, mit welcher sie sich eben erst von den Spuren des Wettkampfes mit ihrer Magd im „Es werde Licht!" gereinigt haben mochte. Das Zimmer war

klein; es stellte ein Boudoir voll Traulichkeit und schönstem Comfort dar. Wohin man auch fiel, man fiel sanft. Gefahr war nirgends. Was die Fauteuils nicht leisteten, leistete der Teppich. Tropische Gewächse verdeckten das durch Portièren fest verschlossene Fenster. Ein Piano fehlte nicht. Ein Schreibtisch schien fleißig benutzt. Die an ihm befindlichen Kerzen waren halb heruntergebrannt. Das Sopha, auf dem die Schöne lag, war gelb —

Lag —? Schon lag —? unterbrach der Graf.

Als sie eintrat, fuhr Ottomar fort, streifte mich ein forschender Blick: sie fühlte sogleich, daß ich ihre Erscheinung bewundernd ansah. Mit nachlässiger Grazie legte sie sich auf eine Chaiselongue und forderte mich durch eine Handbewegung auf, auf dem nebenstehenden Sessel Platz zu nehmen. Ihre Augen leuchteten beim Lampenlicht noch dunkler, die Haare in lichteren Reflexen. Ein Schlafrock von hellblauem Cachemire mit türkischer Stickerei schmiegte sich in weichen Falten um die schöne Gestalt. Das Kleid wurde nur an der Taille von einem silbernen Gürtel gehalten. Von ihren Nadeln befreit wallte das Haar lang in den Rücken hinab —!

Du hast gut beobachtet! sagte lächelnd der Graf.

Erst beschäftigte sie der Tod des Grafen, ihr Vergessensein im Testamente. Sie streckte sich, um zu weinen, dann, wie es mir doch schien, um zu zeigen,

wie ſchlank ſie gewachſen ſei. Das Sopha war gelb wie das ganze Ameublement. Alles konnte als Folie ihrer ſchwarzen Wimpern dienen. Um es gleich zu ſagen, ſie ſcheint eine Miſchung von viel Gutem und Böſem. Boshaft lachte ſie über meinen Vorſchlag, tauſend Thaler ſogleich und für 3 Jahre jährlich 500 Thaler anzunehmen! Oder ſie lachte ſo lange, um ihre ſchönen Zähne zu zeigen. Ueberhaupt ſchloß ſie alle ihre Widerreden, die ſie mit einer entſchiedenen Abneigung gegen meine Perſon zu verbinden wußte —

Wie ſo? Abneigung? forſchte der Graf.

Ich hatte ſie gleich a priori wahrſcheinlich zu ſehr als eine unter der Würde des weiblichen Geſchlechts ſtehende Perſon aufgefaßt und meine Unbehaglichkeit verrathen, ſie ſo von gemeiner Geldgier beherrſcht zu finden. Ueberhaupt war ihr ſteter Refrain: „Was kommt Graf Udo nicht ſelbſt? Was ſchickt er mir einen Vermittler? Sie ſehen ja, es geht bei mir nur anſtändig zu! Wer will mir denn etwas anhaben? Ich bin eine Frau, das ſagte ſie Anfangs noch, lebe von meinem Mann zwar getrennt, aber in der größten Einſamkeit. Ich leſe, ich zeichne, ich male. Ich bilde meinen Geiſt, wie jene Griechin that, — denke Dir, ich wiederhole wörtlich — Aspaſia, der ich zwar an Schönheit nicht gleiche“ — ſie glich ihr in dieſem Augenblicke wirklich ſo, daß mir im

Geist eine Bestellung bei meinem Vater vorschwebte, die ihn gezwungen haben würde, sie zum Modell zu nehmen. „Die ich aber, fuhr sie fort, vollkommen zu würdigen verstehe — nämlich Aspasien. Der Umgang mit geistvollen Männern ist das Einzige, was Frauen von Verstand wahrhaft beglücken kann, alles Uebrige ist dummes Zeug und hat nur für den Moment und leider für die Mehrzahl unseres Geschlechts, das aus Gänsen besteht, Werth. Graf Treuenfels hat mir immer gesagt, sprach sie, träumerisch den schönen Kopf aufstützend, Aspasia war die Befreierin der Frauen aus dem dunkeln, abscheulichen Hinterhofe, wo die Mütter, Gattinnen, Schwestern, Kinder bei den Griechen leben mußten mit den Sklaven und Köchen zusammen, während die Männer wohlgemuth die Volksversammlungen und die Theater besuchten. Ei, sieh doch! sagte sie ganz naiv. Da liefen der Aspasia, die von anderwärts gekommen war, alle jungen Mädchen in Athen nach, stiegen über die Mauern — und blos, weil sie bei dieser gebildeten Person etwas lernen wollten, vor Allem, wie man mit Männern umgeht und für sie einen Werth erringen kann! Unsere Putz- und Vergnügungssucht ist ja doch ganz erbärmlich —!"

Eine lange Pause trat ein.

Dann sagte Graf Udo: Ich kann nur wie im Parlamente sagen: Hört! Hört! Aber, fuhr er fort,

wie kam ſie zu der Lüge mit meinem Onkel? Denn anders, anders kann es unmöglich ſein —!

Als ich auf ihr fortwährendes Begehren, mit Dir allein zu ſprechen, aufbrechen wollte, und mein Ultimatum geſprochen zu haben erklärte, rief ſie aufſpringend: Ich brauche dieſe verſprochenen 30,000 Thaler! Sie ſollen mir eine würdige Stellung zum Leben geben. Und damit Sie Alles wiſſen, ich bin die Tochter des Grafen Wilhelm und meine Mutter war die Frau des Geometers Marloff! Damit öffnete ſie die Thür und that meiner männlichen Eitelkeit die ſchmählichſte Kränkung an. Sie ſchien nicht den mindeſten Gefallen an mir zu finden und warf mich gewiſſermaßen zur Thür hinaus.

Graf Udo ſchritt unruhig auf und ab. Man wird ihr das ganze Capital auszahlen müſſen — ſagte er. Alles Andere muß ununterſucht bleiben! Freund, unterbrach er ſich und ſchüttelte Ottomar die Hand, Du bringſt mir das ſchwere Opfer Deines Rufes und doch — ich kann nicht zu ihr gehen! Engel giebt es, die mich zurückhalten, weiße Lichtgeſtalten —! Ich bin an ſich kein Virtuoſe in Eurer ſogenannten Tugend —

Seine Stimme erſtickte, ſein Auge blickte nach oben, dann ſammelte er ſich, verſchloß das Packet mit Rechnungen und wollte auf gleichgültigere Dinge übergehen.

Ich bin noch nicht fertig, fuhr Ottomar fort. So leicht ließ ich mich nicht werfen. Ich trat voll Zorn zurück, gab ihrem Arm einen Druck, den sie fühlen mußte, schloß die Thür und sagte: Und eine solche freche Lüge rufen Sie hier vor dem Ohre Ihrer Dienstmagd aus? Die ganze Welt wird es erfahren, rief sie dagegen wild. Herr, ich habe schon mehr erlebt, als Sie! Ich war in Ungarn und der Türkei, habe schon als Kind von acht Jahren meine Augen aufthun müssen, nicht um zu kokettiren, sondern zum Entkommen vor Lebensgefahren —! Machen Sie ein Ende mit dem Ding. Ich brauche die 30,000 Thaler für meinen Lebensplan. Verstanden? Damit war ich wieder an der Thür.

Wär' es denn möglich! rief der Graf einmal über das andere. Die Erinnerung an Papst Alexander den Sechsten schnitt alle Erörterungen ab. Nur die Frage that der Graf noch: Blieb denn Alles still bei ihr? Storte Euch Nichts? Hörte man die Dienerin nicht?

Das Mädchen, das ich schon einmal wo gesehen haben muß, berichtete Ottomar, brachte gerade bei der Aspasiastelle zwei Karten, die sie ansah und mir zeigte.

Wer wollte sie besuchen —?

Meines Freundes Wolny Stiefsohn, Assessor Rabe, und der Baron Max von Forbeck — Beweise, daß sie als problematische Existenz bekannt zu werden beginnt.

Wie nahe rückt das Alles in meine Lebenskreise! wehklagte der Graf.

Sie gab die Karten den Herren zurück und das Mädchen ſchlug draußen heftig die Thür zu, erzählte Ottomar. Der Schlag ſollte gleichſam heißen: Meine Herren, Sie irren ſich! Hier iſt ein Kloſter! Aber ich mochte nicht länger ironiſiren, nicht länger Zweifel äußern; denn ſie log offenbar als ſie that, als ob ſie dieſe Meldung nicht im hohen Grade aufregte. Im Gegentheil, ſie verlor ihre gemachte Ruhe. Sie horchte und ich glaube faſt, es war der einzige Moment, wo auch ich ihr nicht mißfiel.

Du legteſt zuletzt den Arm um ihre Taille? Geſteh' es nur! ſagte der Graf, ſich zum Scherze zwingend.

Das gerade nicht, entgegnete Ottomar, aber ſie hatte ihre Kenntniß der Geſchichte Aspaſiens überraſchend ausgedehnt und kokettirte damit. Da rückte ich mit dem Stuhle näher. Graf Wilhelm Treuenfels, ſie nannte ihn immer „mein Beſchützer", war ein Weiſer, war wie Sokrates, ſagte ſie! Sagen Sie dem Grafen — aber nein, nein, unterbrach ſie ſich dann wieder, er ſoll ſelbſt kommen, um Alles zu hören! Warum denn nicht mir? fragte ich. Ich intereſſire mich auch für Sokrates. Der Mann war gerade ſo häßlich wie ich und Aspaſia gab ihm doch wohl zuweilen einen Kuß!

Da raubteſt Du ihr einen! Geſteh' es nur! fiel der Graf ein.

Es war ein wunderlicher Moment, geſtand Ottomar. Sie wehrte meine ausgeſtreckte Hand ab und näherte ſich mir doch ſo, daß ich meinen Arm, ſie war aufgeſtanden, nirgends anderswohin, als auf den Gürtel ihrer Taille zu legen vermochte. Mit einer beſtrickenden Koketterie, halb ausweichend, halb nachgebend, bedeutete ſie mich: Mein Sokrates behauptete: Der Mann habe das Bedürfniß, zuweilen das „Weib an ſich", nicht das Weib mit den tauſend Rücken der Gattinnen, der Mütter, der Töchter, zu ſehen und mit ihm umzugehen. Das „Weib an ſich" — das war ihm der Begriff, den die Dichter beſungen hätten, den das Hohelied Salomonis beſungen hat! Im gewöhnlichen, namentlich chriſtlichen Leben exiſtirt das „Weib an ſich" nicht mehr, nur im todten Mariendienſt der Kirche. Es würde immer mehr abhanden kommen mit den Eiſenbahn Billeteuſen, den Telegraphiſtinnen, den Medicinerinnen u. ſ. w., wenn wir nicht Poeten, Schwärmerinnen, das Mormonenthum und ähnliche Hülfsmittel hätten, die dem Manne das „Weib an ſich" erhielten! Und obſchon ich ihr ſagte: Es ſcheint, Sie haben Kant ſtudirt! warf ſie mich doch zuletzt gewiſſermaßen bei alledem zur Thür hinaus, wie mir ihr Mann oder Pflegevater gethan

die poetiſchen Ahnungen eines Sehers, Ermunterung und zärtlichen Zuſpruch gegen mannigfache geiſtvolle Belehrung. Sidonie, die, eine weltkluge Frau, den eigentlichen Schnallenhaken, dieſes innigen Bandes, den Schlachtenmaler, wohl kannte, nahm an den Spaziergängen mit jener vornehmen, ſcheinbar leidenſchaftloſen Ruhe Theil, auf deren tiefſtem Grund doch ſelbſt bei ſo reſignirten Weſen immer noch ein gewiſſes Gefühl von Haß oder etwas dem Aehnliches ſchlummerte. Auch gegen die Kälte, die ihr einmal angeboren war, konnte ſie nicht. Blaſedow gewann in dieſem Verein eine Friſche wieder, die wenigſtens auf die Wangen ſeines Geiſtes einen heitern, ruhigen Abglanz zurückzauberten. Die Badegäſte behaupteten, er hätte eine Prämie in der großherzoglich Darmſtädtiſchen Serienziehung gewonnen. Schlachtenmaler indeſſen verfiel immer mehr in einen gegen ſeinen excentriſchen Charakter ſo grell abſtechenden Tiefſinn. Der Friede jenes ſchönen Vereins, in welchem Blaſedow neues Leben gewonnen, ſchien ihn zu Empfindungen herabzuſtimmen welchen eine ungewöhnliche Seelenqual zum Grund liegen mußte. Feurig, aber vor Zorn, flammten ſeine Augen nur auf, wenn ihm der Graf begegnete. Sonſt ſchien er über etwas zu grübeln, das Gelinde am wenigſten ahnte, da ſie ſich ſo glücklich fühlte.

Um dieſe Zeit war es, daß in der Amalienbader Geſellſchaft eine Erſcheinung auftrat, welche zwar nicht ſelber das Aufſehen, das ſie machte, zu beabſichtigen und irgendwie nähren zu wollen ſchien, es aber auch nicht hindern konnte. Ein Türk in ſeiner Nationaltracht, mit zahlreicher Dienerſchaft. Ein Bimbaſchi ſchien er wenigſtens zu ſein; ſeinem Gefolge und ſeinen Geldmitteln nach hätte er auch ein

— ich glaube übrigens, Marloff ist nur ihr Pflegevater!

Dem Grafen lagen Wolken auf der Stirn, nicht gewitterschwere, die sich entladen, sondern wie sie im Gebirge manchmal nicht mehr zu verschwinden scheinen. In den Papieren des Onkels hatten sich in der That einige dunkle Andeutungen über eine frühere Verirrung desselben gefunden. Die Höhe der geforderten Summe machte eine verdrießliche Rücksprache mit den Verwaltern des ererbten Besitzes nothwendig. Sein eignes Erscheinen bei einer so entschlossen scheinenden und offenbaren Widersacherin wagte er nicht. Er sagte ganz offen: Es fiele ihm aus dem Freischütz die Scene ein, wie Agathe im magischen Lichte auf hoher Felsenkanzel erscheint und mit ringenden Händen ihren geliebten Max bittet, nicht zur Wolfsschlucht niederzuschreiten! — — Und Adas Züge trug dies Geisterbild nicht —! sagte er — schweigend. Es waren Helenens Züge, die lieblichen der Schwester des hier so treu und aufopfernd befundenen Freundes! Die gute Gräfin, die Wittwe — die alle acht Tage das Atelier des Bildhauers besuchte und sich an den Symbolen der Treue aufrichtete — aufrichtete soweit, daß sie gar Nichts für die Trauer Unpassendes darin fand, wenn der Neven mit Ada schon die Hochzeit feierte! Diese Hochzeit sollte in einem öffentlichen Locale ausgerichtet werden

und das junge Paar ſogleich auf Reiſen gehen! Die Forbecks drängten.

La Roſe meldete, die Lampen wären angezündet. Die Dame des Hauſes würde bald zu Tiſch rufen.

Speiſe mit uns! Ich kann bei Tiſch kein Wort ſprechen. Die Gräfin wird meine Trauer ſehen —! Vielleicht iſt Ada zugegen —

La Roſe beſtätigte, daß ſie ſchon gekommen ſei, und ging.

Freund! rief Udo in mächtiger Erregung aus. Was leiden wir doch an Feſſeln, die uns Vorurtheile und Herkommen auferlegen! Meine Bruſt möchte zerſpringen, wenn ich an dies Wort unſres Sokrates denke: Das Weib an ſich exiſtirt nicht mehr! Ich ſage: Die Natur exiſtirt nicht mehr! Der Triumph der Natur würde ſein, daß Ada den Charakter aller ihrer Empfindungen Männern gegenüber prüft und zu Dir nicht blos ſagen würde, wie ſie ſchon gethan hat: Der Althing iſt nett! ſondern ich liebe ihn!

Graf! rief Ottomar zurückſpringend.

Es iſt ſo! Ich rede ohne alle Eiferſucht! ſprach Adas Verlobter und zog den wie Erſtarrten zur hohen geöffneten Flügelthür, wo ihnen Kerzenglanz entgegenſtrömte.

## Neuntes Kapitel.

Der Winter brachte die Montagsfreunde zahlreicher zusammen als der Sommer. Die Zahl der Dreißig sollte nicht überschritten werden, aber von Förmlichkeiten, Statuten, Wahlen kam man immer mehr ab, da man dergleichen im übrigen Leben bis zum Ueberdruß betrieben sah. Parlamentarismus an allen Ecken und Enden! Das Formenwesen drohte die gesundesten Lebensäußerungen zu unterbinden. Besonders konnte man bei den jungen Juristen einen Fanatismus für die Formalitäten des englischen Ober- und Unterhauses wahrnehmen.

Ottomar hatte sich eines Montags auf der Straße aus einem Gespräch über „die Berechtigung, auch nach bereits unterstütztem Schlußantrage doch noch zur Tagesordnung zu sprechen" losgerissen, hielt vor dem Versammlungslocal der neuen Serapionsbrüder an, klopfte an die zettelbezeichnete Thür, steckte seinen Kopf in's Zimmer und fragte: ob sein Papa, Professor Althing, nicht zugegen sei.

Sogleich riefen von den anwesenden zwanzig Gästen mehr als zehn: Bleiben Sie doch da, Herr Althing! Er wird gewiß noch kommen! Nehmen Sie doch Platz!

Wenn Sie es erlauben! sagte der junge Mann, zog seinen warmen Ueberzieher aus, hing ihn an einen Riegel, wo ihm sein Eigenthum in Sicht verblieb (man verzeiht diese Unterschätzung der öffentlichen Sicherheit in großen Städten) und staunte nicht wenig, als ihm mit dem sofort nahe gerückten Trarbacher Gewächs der Gemüthlichkeit auch die Anrede hörbar wurde: Sie sind ja auch Officier, Herr Althing! Wir discutiren die Behauptung, die gefallen, daß das Militär den ersten Stand im Staate bildet! Glauben Sie das auch?

Nachdem der junge Althing seinen Lieutenant als nur in der Reserve geltend und seinen Standpunkt als vollkommen nicht standeseinseitig bezeichnet hatte, sagte er: Ein junger Kamerad bewies mir diesen Satz, den Sie da aufstellen, einfach dadurch, daß er sagte: Nennen Sie mir einen Stand in der Welt, von dem ein Mitglied, einfacher Lieutenant, eben in der Residenz angekommen und, nachdem er vernommen, daß bei Hofe am Abend Ball ist, sofort auf die Commandantur gehen, sich anmelden und in Paradeuniform auf dem Schlosse beim Balle erscheinen darf —!

Dies argumentum ad hominem erregte allgemeines Erstaunen.

Die Frage wurde tiefer gelegt. Einige Beamte, der Schulrector Weigel, der annectirte Friese Omma u. A. behaupteten in allem Ernste, die sittliche und intellectuelle Grundlage des Staats sei die Armee. Ein begeisterter Gerichtsrath, Eller, erklärte geradezu: Verhehlen wir es uns doch nicht, daß wir durch die Börse sowohl, wie durch die Verirrungen der Wissenschaft und vollends die Erstarrung der Theologie in eine Abhängigkeit vom Kriegerstande gekommen sind, die ich schätze, selbst wenn ich Sie dabei mit der Enthüllung über die Bildung eines neuen Mönchthums erschrecken sollte. Ja, meine Herren, der Offizierstand ist der einzige haltbare Kitt der Gesellschaft! Er kann es aber nur sein durch seine sozusagen klösterliche Organisation. Militarismus heißt soviel wie neue Hierarchie. Die Präparandenschulen sind die Kadettenhäuser! Haben Sie noch nie bemerkt, wie die aus diesen Anstalten hervorgegangenen Zöglinge alle Merkmale des Lebens hinter Schloß und Riegel, alle Merkmale der Dressur eines militärischen Loyola, Lainez oder Sanchez tragen? Und können Sie leugnen, daß inmitten einer ewig schwankenden Gesellschaft, einer sozusagen immer mehr sich demoralisirenden Gesellschaft, einer Gesellschaft, innerhalb deren sogar die Rechtsprechung ein

förmlicher Parteienſpielball geworden iſt, ſo daß ſelbſt der Begriff der Strafe den Richtern nicht mehr klar geblieben, grade das ſtramme militäriſche, das Offiziersleben ein Halt für Honnetität, Ehre, ſich ziemenden Anſtand, Würde, richtiges Auskommen und ſogar Bildung geworden iſt? Und rein das die Folge von einem, ſagen wir es offen, den Jeſuiten entlehnten Syſtem der gegenſeitigen Beobachtung, der Verpflichtung zur Denunciation, der Conduitenliſte, der Ausmerzung, — thut Nichts, dieſe Aehnlichkeit — es garantirt der Menſchheit die feſte Unterlage — denn alles Uebrige iſt im Staate faul geworden.

Oberfaul! fielen wohl einige begeiſtert Zuſtimmende ein, während Andre murrten und der Fabrikant Schindler offen heraus ſagte: Das heißt ja ſeine Ketten noch vergolden!

Man mußte demzufolge die Generale alle Sonntage predigen laſſen! — meinte ironiſch der Stadtrath Pfifferling.

Der Spötter kam aber übel an. Hofmaler Trieſel, der Mann mit den vielen Orden, war zugegen und ihm gerade verdankte das Geſpräch dieſe Wendung; denn er malte eine große Parade mit naturgetreuen Porträts und Jeder wollte ihm bewundernd entgegenkommen. Er hatte ſich von oberſter Inſtanz ausbedungen, daß er als Hiſtorienmaler keine geſchniegelte Sonntagsparade wie

von Nürnberger Bleisoldaten, sondern eine in Staub gehüllte malte, wo die Gestalten nur ungefähr zu erkennen waren. Die Kritiker waren schon außer sich über den „genialen Gedanken"! So war man darauf gekommen, den Weltgeist zu preisen, der durch die furchtbare Last des Militärbudgets, die auf den Völkern läge, doch der Barbarei wehre, Segen verbreite, Haltung, Ehre, Conduite, Sittenstrenge, Anstand, Bildung, Verkehrsmöglichkeit, Sinn für die Traditionen der Geschichte befördere. Das ging so fort und Ottomar horte nur zu.

Zuletzt durchbrach der kräftige Baß des Industriellen Schindler diese Schönfärbereien, wie er sie aus seiner Sphäre her zur Erweckung großer Heiterkeit nannte — er besaß eine großartige Färberei — und stellte im Gegentheil den Satz auf, daß die allgemeine Militärpflicht grade das Grundverderben des deutschen Volkes geworden sei, wie ja dieselbe schon eine faullenzende, in der Industrie um die Erlernung der nothwendigsten Handgriffe gebrachte Generation erzeugt habe. Der erregte Mann führte in sein Thema Zahlen und Namen ein wie aus dem statistischen Bureau. Ottomar war zu sehr in Apathie versunken, sonst hätten ihn diese Debatten reizen müssen, Antheil zu nehmen. Die Gegenstände, die da so heftig besprochen wurden, beschäftigten ihn ja sonst auf's Lebhafteste. Aber er war in Lebensverhältnisse,

Lebensverwicklungen gerathen, die ihn über die Gebühr gefangen nahmen. Die neuliche Erklärung des Grafen über Ada, die er in der That bestätigt fand, die zwangsweisen Besuche bei Edwina Marloff nahmen ihm den Boden unter den Füßen. Jetzt sah er nur immer auf die Thür, ob endlich sein Vater kam, und da dieser ausblieb, so ruhte seine Hand lässig auf dem Tisch und er hörte nicht mehr, ob die Menschheit durch den Soldatenrock besser oder schlechter würde. Zur Zeit des „Simplicissimus", sagte er einmal vor sich hin, als ein „Oberlehrer" gesprochen, wurden die Menschen durch den Soldatenrock entschieden schlechter!

Sein Vater kam nicht. Er kämpfte lange mit sich, ob er aufstehen sollte und gehen. Er hatte nur den liebevollen Vater begrüßen, ihm die Hand drücken wollen. Denn — sie hatten gestern Beide eine böse, böse Stunde! Harte Worte, ungerechte Beschuldigungen waren gefallen! Der alte Bildhauer hatte den gestrigen Sonntag, wo der Sohn bei den Eltern zu speisen pflegte, zu einem dunklen Tage im Erinnerungskalender der Seinigen gemacht! Nur die winterlichen Doppelfenster hatten die Schallwirkung der mächtigen Worte gedämpft, die schon während des Essens, dann bei dem sonst so gemüthlich verlaufenden Kaffee durch die niedrigen Räume des vierten Stockes ertönten. Selbst die Thränen hätte man sozusagen

hören können, da das Schluchzen Helenens und der Mutter mit Worten begleitet war.

Ich bin kein solcher Bildhauer, hatte der Vater sich zu Helenen wendend gerufen, wie Du da einen in Deinem neuen Roman geschildert kriegst! Ich mache der deutschen Künstlerwelt nicht das Compliment, zwei Ateliers zu haben, eines, wo ich Christus dem Herrn diene, und eines, wo Venus und die Wollust herrscht! O über einen Dichter, der unter Künstlern lebt und sie so zu schildern im Stande war! Wir Künstler mögen zuweilen Thoren in unserer Richtung sein und die ganze deutsche Kunstgeschichte beweist ja, daß wir eigentlich immer in Extremen gelebt haben! Ist ein Gedanke da, so wurde er gleich breitgetreten! Jede Originalität erzeugt die Manier! Aber was wir sind und sein wollen, das sind wir auch — ganz. Machen wir Marien und Crucifixe, so ruht unsere Seele in dieser Formgebung des Steins! Malen wir Madonnen, so lassen wir uns das Lächeln frivoler Collegen gefallen! Aber wir kaufen uns nicht von dem froh getragenen Martyrium unserer Ueberzeugung durch ein zweites Atelier ab, wo der persönliche Penchant herrscht. Ihr werdet's noch dahin bringen, daß ich das ganze Monument unten in Stücke zerschlage und Euren frivolen Grafen aus dem Hause weise!

O der Wunden, die da geſchlagen wurden! Der ſtürmiſchen heißen Sprudelquellen, die da wie von einem unterirdiſchen Veſuvausbruch in die Höhe geſchleudert wurden! Der Graf war ſeither ſo oft erſchienen, daß Helenens Weinen die Geſtalt eines Krampfes annahm, worüber ſich der Zorn des Vaters nur ſteigerte. Seine Heirath mit dem Fräulein von Forbeck ſteht ja nahe bevor! rief er. Was er hier ſo oft nur wolle und ſich in Betrachtungen und Maximen verlöre, die die ehrbare und geſunde Moral auf den Kopf ſtellten! Alles an ihm ſei Schöngeiſterei, Anempfindelei, die er haſſe wie die Sünde! Dabei nahm er jenes Buch, von dem ihm die Frauen mit ſo hoher Befriedigung erzählt hatten, und ſchleuderte es auf die Erde. Die ſanfte Mutter hatte ihn vergebens zu beruhigen geſucht. Du weißt noch nicht Alles, hatte er dieſe angefahren. Aber dieſe ſaubern Geſellen ſollen mir den Boden hier nicht verunreinigen! Als ſich Ottomar über dieſe Sprache beklagte und hören wollte, was ihnen Beiden, dem Grafen und ihm, denn vorgeworfen werden könnte, hatte die Antwort gelautet: Ich weiß, was ich weiß! Ottomar war hoch erröthet, die Schweſter, die Mutter waren beſtürzt. Die Schweſter der Micheline Blaumeißel, Joſefa, diente bei Edwina! Hüte Dich vor den kleinen Leuten! ziſchelte etwas um Ottomar und

Paſcha, von wenigſtens zwei Roßſchweifen, ſein können. Vielleicht war es auch nur ein Privatmann, der zu ſeinem Vergnügen in Europa reiſte, oder ein umgekehrter Fürſt Pückler, der die Abſicht hatte, eine Reiſebeſchreibung über Europa herauszugeben. Viele Badgäſte, die im Begriff waren, abzureiſen, beſtellten die Poſtpferde wieder ab; auch war Schlachtenmaler lange zweifelhaft, ob nicht der Graf, um die Geſellſchaft zu feſſeln, hier wieder eine Verkleidung veranſtaltet und irgend einen Abenteurer in Türkenkleider geſteckt hätte. Indeſſen, ſo räthſelhaft allerdings der Bimbaſchi ſelber war, ſo konnte doch ſeine Umgebung, die aus einem Haushofmeiſter, einem Koch, zwei Kammerdienern und vier Schwarzen beſtand, der echte türkiſche Character nicht abgeſprochen werden. Dieſe Leute verriethen in allen ihren Bewegungen und naiven Vorſtellungen, daß ſie von der europäiſchen Civiliſation höchſtens in den Fragen beleckt worden waren, die den Luxus betreffen; wenn es allerdings auch auffallend blieb, daß der Bimbaſchi ſelber ein artiges, wenn gleich ſehr gebrochenes Deutſch ſprach. Ohne ſich eines Dolmetſchers zu bedienen, leitete der Fremdling alle Verhandlungen, die mit der öconomiſchen Verwaltung des Bade-Ortes unvermeidlich waren. Zuweilen ſchlug er, wenn ihm ein Ausdruck nicht geläufig war, ein Wörterbuch nach, eine Sitte, die ihm aber auch dadurch wieder etwas Verdächtiges gab, daß er im Türkiſchen ſelbſt öfters ſtecken zu bleiben ſchien. Freilich war das Letztere mehr eine Vermuthung: denn die Diener des Bimbaſchi durften in ſeiner Gegenwart nur ſprechen, wenn kein geſitteter Europäer zugegen war. Aber man wollte doch gehört haben, daß es ihm in ſeinen belauſchten Geſprächen mit ihnen öfters an den bezeichnenden

der Vater sagte ausdrücklich: Es giebt Ohren und Augen!

Ottomar schwieg erst, dann sicherte er sich in scharfen Ausdrücken das Recht, nachgerade seine eignen Wege gehen zu dürfen, worauf der Vater wieder die Wege beschrieb, die ihm gefielen, was eine neue Replik zur Folge hatte, worauf Ottomar ging. Alles war dann still, sonntagsstill, nur das Rollen der Wagen hörte man. Die Mutter griff nach ihrem Album, um sich zu zerstreuen. Aber die Worte, die ihr ein Dichter hinein geschrieben: „Liebe wächst aus Körnern, die man keinen Säemann streuen sieht", ließen sie das Buch wieder zuschließen. Sie mußte auf ihr liebes Kind Helene blicken, das an's Fenster getreten war, licht und hell sich vom trüben Novemberhimmel abhob, den ächzenden, entlaubten Bäumen nachzuträumen schien, dann sich mit feuchten Augen an ihr Nähtischchen setzte und sich still mit einer Stickerei beschäftigte. Der Vater war ausgegangen.

Ottomar mußte die Hoffnung, sich am Tage darauf noch mit dem Vater zu versöhnen, aufgeben. Denn es blieb ihm für heute noch eine Menge von Pflichten auf den Schultern. Am Abend mußte er auf einem Balle erscheinen, zu welchem wirklich die sterbenskranke Frau Doctorin Wolny eingeladen hatte. Justizrath Luzius hatte ihm gesagt, sie wollte, wenn auch conform dem

Teſtamente ihres erſten Mannes, nun doch noch das ihrige machen. Natürlich fehlte Frau Luzius mit ihren Töchtern auf dem Balle nicht. Tänzer wie Vogler und Dieterici verſtanden ſich von ſelbſt. Das Müſſen auch für Ottomar lag in deſſen Abhängigkeit, nicht von den Luzius'ſchen Töchtern, ſondern von einem andern unglaublich ſtarken Willen, von welchem er angefangen hatte, ſich beherrſchen zu laſſen. Daß ihn ſchon der Damenverein hin und her jagte, war ihm an ſich peinlich. Doch gehorchte er da, um der guten Sache willen. Aber Ada war es, die nicht endete, ihn, wie ſie es nannte, in Trab zu bringen. Und warum? Sie ſagte ihm geradezu „um ihn nur zu ſehen". Graf Udo war für einige Zeit auf die Güter ſeines Onkels gereiſt.

Ottomar ſchlich ſich leiſe aus dem Serapionsbunde, der heute unter dem Hochdruck des von Trieſel erwarteten Bildes ſtand, „die ſtaubumhüllte Parade". Auf dem Hausgange carambolirte er mit ſeinem Collegen Dieterici. Dieſer war, wie immer, in gewählteſter Kleidung, in hellen Handſchuhen und ſelbſt in Lackſtiefeln, da das Wetter trocken. Sein blondes Schnurrbärtchen war an den Enden kosmetiſirt und ſpitzgedreht.

Sie ſchießen ja wie der Marder vom Taubenſchlag! ſagte Dieterici in einem ihm ſonſt nicht eignen angeheiterten Tone.

Dagegen erstaune ich, entgegnete Ottomar, Sie an einem Orte zu finden, den Sie „principiell" nicht zu besuchen pflegen.

„Principiell" war eines der Lieblingsworte Dietericis.

Dabei lächelte er etwas selig und schwieg bedeutungsvoll.

Haben Sie, setzte Ottomar schärfer prüfend hinzu, indem Beide denselben Weg einschlugen, zum Suchen des Urproblems sich ein wenig anfeuchten müssen? Ja so, unterbrach er seine Frage, die auf einen stehenden Spott über Dieterici gerichtet war, wir sind ja heute Abend Alle zum Ball bei Wolny! Was werden Ihnen die Damen zusetzen mit der Unsterblichkeit!

Dieterici lächelte zum zweiten Male. Er war in der That in seiner Art ein Philosoph. Der hagere hectisch gebaute junge Mann mit einem nicht unschönen Kopf, nur zu dünnem blondem, sogar gelockten Haupthaar, mit tief wasserblauen Augen, mit viel Sommersprossen, doch immer in der saubersten Toilette, kein Raucher, vielmehr ein strenger Beobachter seines Ozonverbrauches, seiner Pulsschläge, seines Herzklopfens, der Tragweite seines Athems, wenn er Prüfungen am Fenster damit anstellte, es behauchte oder den Blüthenkopf eines Löwenzahns abblasen wollte beim Spazierengehen mit den Blaumeißels und mit Plümicke

in Stunden der Herablaſſung, kurz ein Hypochonder ſchon in jungen Jahren hatte ſich eine Menge Maximen und Urtheile angeeignet, nach denen er leben zu wollen vorgab. Dazu gehörte auch trotzdem, daß er Juriſt und demzufolge recht eigentlich auf Streitluſt angewieſen war, die Maxime, ſich bei keiner überflüſſigen Widerlegung lange aufzuhalten. Sein College Jean Vogler konnte im hohen Grade grob gegen ihn werden, ihm beim Vertheilen der Luzius'ſchen Geſchäfte und dem ruhigen Ablehnen dieſes oder jenes Fascikels von Seiten Dieterichs zornig ſagen: Ich weiß, Sie haben ſich ſchon auf der Univerſität nicht mit dem Touchirtwerden aufgehalten! Auch für eine ſolche nicht unverfängliche Bemerkung ſtrengte Dieterich ſeine Lunge nicht an, ſondern reſervirte das, was ihm von ſeinem Studium und ſeinem Beruf an Lunge übrig blieb, einer Neigung theils zum Singen am Piano, dem er ſogar viel Zeit widmete, theils dem Recitiren ſeiner eignen Gedichte. Dem Jean Vogler ſagte er wohl: Wir könnten uns viel mehr Ausdehnung des Lebens erobern, lieber College, wenn wir uns nicht zu lange mit den Dummheiten der Menſchen, ihren Urtheilen über uns und dergleichen Rückfall in's urſprüngliche Affenthum aufhielten! In den Zwiſchenpauſen der Gerichtsverhandlungen, Morgens beim Frühſtück, wo Andre Zeitungen in Cafés leſen, Abends ſogar in den

Foyers der Theater, die er gern besuchte, stärkte er sich durch irgend eine Lectüre zum Kampf gegen die Gedankenlosigkeit der Zeit. Er vermißte eben überall das Streben nach den Urproblemen der Menschheit. Dies Wort hatte er nur zweimal in Gegenwart Jean Voglers fallen lassen und der cynische, selten nüchterne College brachte es in alle Dicasterien und Notorstuben. Theodorich der Ostgothe war der Sucher des Urproblems. Manche, die ihn auf die Frage, die sie erstaunt an ihn richteten, mit einer gewissen großartigen Verachtung schweigen sagen, glaubten wirklich, daß sich der blonde Mann mit den Schnurrbartspitzen diese hohe philosophische Aufgabe gestellt hätte.

Sie werden heute Abend meinen neuen Frack bewundern! war auch jetzt seine ganze gelassene Antwort, als er neben Ottomar herschritt. Der Schneider wohnt hier nebenan. Das verlockte mich, etwas zu frühstücken. Der Kragen meines Fracks ist von Seide. Was sagen Sie dazu? Es ist die neuste Mode!

Von Seide? Da wird man ja glauben, der frühere Kragen sei abgenutzt gewesen. Sie hätten ihn doch lieber von Sammet nehmen sollen.

Frack mit Seidenkragen und Seidenrabatten! wiederholte Dieterici fest und bestimmt, ohne auf Einreden zu hören, ich sah's im Modejournal! Imperialistische

Pariſer Mode' Es ſieht wie ein Hofkleid aus! Haben Sie ſchon Ihre Tänze in Ordnung? unterbrach er ſeinen Beweis guter Laune.

Da verlaſſe ich mich auf Zerline und Saſcha! entgegnete Ottomar. Die haben immer ſoviel Freundinnen unterzubringen, daß ich beim Eintreten in den Saal meine Tabletten voll habe, ich weiß nicht wie.

Würde ſich nicht der Gedanke empfehlen, meinte Dieterici, eine Tafel am Eingang des Tanzſaals mit allen Damennamen aufzuhängen und jede auszuſtreichen, die beſetzt iſt?

Oder wie an der Börſe ausſchreien zu laſſen! meinte Ottomar.

Apropos, fiel Dieterici ein, wie kommt es, daß Ihr Fräulein Schweſter niemals auf Bällen erſcheint —? Und indem der etwas weingerothete College einen ſeiner lyriſchen Blicke in die Höhe warf, gab er zu: Sie iſt doch ſo wunderbar anziehend!

Mein Vater liebt den Tanz überhaupt nicht und meine Schweſter hat ebenfalls keine Neigung dafür —!

Das iſt ſehr unrecht! Principiell unrecht! Der Tanz iſt die Turnkunſt wider Willen! Man kann ſie gar nicht oft genug üben! Die eleganteſte Zimmergymnaſtik! Das Unbewußte auch im Leiblichen, wie ich z. B. heute früh eine Stahlfeder mit der rechten Hand erneuern will und ſie mit

aller Anstrengung nicht herausbringen kann. Ich hielt die rechte Hand für meine stärkere, die linke ungeübte für die schwächere. Endlich nehme ich die linke Hand. Siehe da! die Feder geht im Nu heraus. Nur mein Wille hatte die rechte Hand bisher für stark gehalten. Es zeigte sich aber der Irrthum. Unbewußt war die Linke stärker — Solche Erfahrungen gehören zu unsern Urproblemen!

Oder die Stahlfeder war schon durch die rechte Hand wackliger geworden! sagte Ottomar und wandte sich mit einem kurzen Guten Morgen!

Er schwenkte rasch in eine Seitenstraße. Hatte er doch an Dieterici das den Maikäfern eigenthümliche Heben der Flügel zum Auffliegenwollen bemerkt, wo dann der College kein Ende wußte in seinen Erinnerungen aus Schopenhauer und Hartmann. Auch die Nennung seiner Schwester war ihm peinlich. Sowohl der Sucher des Urproblems wie Jean Vogler geberdeten sich, zu ihren besonderen Verehrern zu gehören. Das Wort Liebe war allerdings nach Dieterici eine Ueberschwenglichkeit im Ausdruck und aus seinem philosophischen Wörterbuche gestrichen. Bei alledem bedurfte er ekstatischer Ausdrücke für seine Empfindungen in der Lyrik. Zu einem Bande Gedichte hatte er einige zwanzig weibliche Wesen nacheinander begeisternd auf sich wirken lassen. Zu dem einen

Gedichte starb er, in dem andern lebte er wieder auf, ganz wie bei seinem Vorbild Heinrich Heine.

Die Versöhnung Ottomars mit dem Vater machte sich plötzlich überraschend leicht. Mitten auf der Straße, im größten Lärm rannten Beide gegeneinander. Und so ist die Gewohnheit im Menschen mächtig oder die Liebe ist es, daß eine Störung derselben gar nicht in die Willenssphäre tritt. Oder wäre wohl unter freiem Himmel, an einem dritten Orte, wo Gleichgültigkeit gegen Gleichgültigkeit die nichtssagenden Blicke austauscht, ein mit seinem Sohne schmollender Vater, ein mit seinem Vater schmollender Sohn aneinandergestreift und Beide wären gleichgültig aneinander vorübergegangen und hätten sich nicht versöhnt, selbst auf jenem von dem Alten verdammten krankmachenden so wenig Fuß breiten Trottoir! Das ursprüngliche Gehorenzueinander giebt sich plötzlich kund wie zwei aufeinander zuschießende Magnete. Es war von keiner Versöhnung mehr die Rede. Der Vater war eben auf der Akademie gewesen. Er schien die gestrige Aufwallung kaum noch im Gedächtniß zu haben, ja er theilte mit, daß am Abend Martha Ehlerdt von Wolnys gekommen sei, bei ihnen gemüthlich geblieben und recht viel Erfreuliches erzählt hätte. Der Bruder hätte den artigsten Neujahrbrief an Wolny geschrieben, hätte den „Socialnivellirer" in andere Hände gegeben und wäre

auf die Gefahr hin, mit seinem Verein in gänzlichen Bruch zu gerathen, wieder in die Fabrik eingetreten! Ein Theil der Streiker, die ihm zu überreden gelungen sei, wäre mit ihm gekommen! Nur der durchtriebene Mahlo und einige zu sehr in die Sustentationskasse verliebte arbeitsscheue Subjecte wären noch fern geblieben. Die überraschende Aussöhnung ihres Bruders mit Wolun sei so gründlich erfolgt, daß Fräulein Martha sogar mit einer kleinen stolzen Pikirtheit wegen seiner Ablehnung des zudringlichen jungen Mannes hervorgehoben hätte, ihr Bruder sei sogar zum heutigen Balle eingeladen.

Nun, sagte Ottomar, ich mag ihn darum doch nicht als Schwager.

Der Vater lachte. Seine vom weißen Bart umflutheten Gesichtsformen drückten neben dem Lachen Besorgniß aus. Er zuckte die Achseln. Es war der Vater, der eine Tochter hat! Kann es Vätern nicht zuweilen Thränen in die Augen drücken, sich ein Kind wie auf einem Kahne auf wildbewegtem Wasser dahingleiten und noch in der Ferne mit dem Tuche Abschied winken zu sehen, und — wie selten ist der Räuber da —!

Inzwischen hatte der Trottoir-Strudel den Vater fortgerissen. Es war, als wenn Nichts zwischen ihnen gelegen hätte. Laß Dich bald sehen! klang es noch in des Sohnes Ohr.

Die peinlichste Sorge, die Ottomar auf dem Herzen lag, galt dem heutigen Abend. Ada wollte erscheinen! Die Generalin hatte zwar Umstände gemacht; man würde auf Krethi und Plethi stoßen! Ada aber verlangte die Zusage, die natürlich Graf Udo, wenn er zugegen gewesen wäre, der Trauer wegen für sich nicht hätte geben können. Die Trauer bindet ja auch Dich! hatte die Generalin rücksichtslos in Gegenwart des jungen, alle Augenblicke von ihr zu einer Recherche entbotenen Vereinssecretärs gesagt. Aber die kecke Antwort lautete: Nach oben, aber nicht nach unten! Ottomar verstand diese Erklärung, die Ada selbst hinterher ihm heimlich in's Ohr als „unsinnig" bekannte, vollkommen und erklärte sie für eine Beleidigung seines Freundes Wolny; er würde nicht mit ihr tanzen, sagte er, zur Strafe für diese Aeußerung. Tanzen werde ich überhaupt nicht! hatte dann wieder Ada gesagt, geärgert durch seinen „Demokratendunkel". Darin hat die Mutter Recht! trotzte Ada. Ottomar hörte im Geist seinen Vater poltern. Da hast Du das aristokratische Volk! Diese Bettelbagage, die den Staat aussaugt! Auch Ottomar mußte sich sagen: Sie will eigentlich nur mit der Lorgnette von einer Estrade aus zusehen, wie sich dergleichen beim Bürgerpack ausnimmt! Auf die Generalin paßte das vollkommen. Längst hatte der junge Vereinssecretär Vornehmthuerei und wahre

Wendungen fehlte, daß er wohl gar ſtockte und Vieles von dem, was er ſprach, den echten Türken unverſtändlich war. Wenn man nun hieraus wieder ſchließen wollte, der Bimbaſchi dürfte ein Renegat ſein, ſo war dies theils voreilig, indem ſeine Gelehrſamkeit vielleicht die abgebrochenen Sätze liebte oder ihn dem gemeinen Muſelmann unverſtändlich machte, theils war es gleichgültig, da das Intereſſe an dem Bimbaſchi dadurch eher nur gehoben, als gemindert wurde. Und Niemanden war an alle dem weniger gelegen, als dem Grafen. Der räthſelhafte Türke ſchien bei unerſchöpflicher Caſſe zu ſein. Er nahm alle die Zimmer ein, welche Graf Leibrock und Herr von Hundt eben verlaſſen hatten, und, wenn er auch keinen Wein trank, ſo war er an andere theure Bequemlichkeiten gewöhnt und ſchien wenig Sinn für den Werth des Geldes zu haben. Das Letztere in dem Grade, daß Schlachtenmaler hier wieder ein Zeichen der Verſtellung zu entdecken glaubte, ob er gleich an eine Intrigue des Grafen nun nicht mehr zu denken brauchte. Er gönnte dem Grafen die Wahrheit dieſer Erſcheinung nicht; er hätte gewünſcht, Lug und Trug wäre ſein Anfang und Ende geweſen; er ärgerte ſich, daß dem Grafen eine falſche Saat in echten Früchten aufgehen ſollte; doch ließ ſich eine genauere Beobachtung nur in einiger Entfernung anſtellen. Der Bimbaſchi lebte zurückgezogen und beobachtete in fremder Geſellſchaft ein hartnäckiges, dem Orientalen eigenthümliches Schweigen.

Eines Tages ſtand der Bimbaſchi mit jener würdevollen Ruhe, die ihn beim Spiel immer auszeichnete, an der Roulette und warf, dem türkiſchen Fatum trauend, blindlings ſeine Geldmünzen in die Zahlen hinein. Da bemerkten die

Vornehmheit zu unterscheiden gelernt. Die alte Gräfin Wittwe war in der That vornehm, ihr Neffe nicht minder, eines oder das andere Mitglied des Frauenvorstandes verrieth den Geist der Bildung, der Herzensgüte, einen Geist, der trotz des Bewußtseins einer hervorragenden gesellschaftlichen Stellung doch natürlich blieb. Aber die Vornehmthuerei der Generalin! Diese Frau stammte von einem ärmlichen, überzahlreichen, wenn auch mit Vorbern geschmückten Fahnenadelgeschlecht. Sie war mit den Ideen spanischer Adligen, die sich ihre Lumpen selbst flicken müssen, auf die Welt gekommen. Mit Anmaßung ihr ständiges Deficit verdecken, das war die Kunst, die die Frau früh erlernen mußte. Noch eine andere Vornehmthuerei lernte Ottomar kennen, die der gesellschaftlichen Streber. Das war geradezu ein Schandfleck der Zeit. In diesen Kreisen buhlte Alles nach oben hin. Jede Bekanntschaft, die man machte, wurde nach ihrem äußern Werthe erwogen. Ist es eine Staffel für die Mehrung Deiner Würde? Im Gespräche mit einem Hochgestellten verlor man die Besinnung, wenn man einen noch Höhergestellten erblickte, dem man sich nähern zu können hoffen durfte.

Mit Ada stand Ottomar auf dem seltsamsten Fuße. Das braune, schwarze, gazellenartige Wesen liebte ihn in der That. Sie liebte ihn trotzdem, daß sie in der

nächsten Zeit die Gräfin Treuenfels werden sollte und auch sein wollte und — werden mußte. Ihr Denken war darin ganz frivol. Und Ottomar schauderte, daß er sah, wie sein Freund Graf Udo eine ebensolche Auffassung hatte. Dieser liebte offenbar seine goldgelockte Schwester. Der Bruder sah Helenen in ihrer Einsamkeit leiden. Helenens Phantasie war vom Bilde des Grafen, von seinen geistvollen Tändeleien, seinen Rückblicken auf die großartigen Natureindrücke, die er empfangen, von kleinen erlaubten Aufmerksamkeiten mit Bildern, Photographieen und dergleichen eingenommen. Sollte er den Freund nicht ernstlich über die Gefahren für Leib und Seele seiner geliebten Schwester zur Rede stellen? Aber da hörte er dann diesen von Adas Neigung zu ihm sprechen, vom Drängen der Generalin, vom Drängen des mit Schulden belasteten aus der Armee gestoßenen Bruders. Alles, was Forbeck hieße, wartete mit Verzweiflung auf den Tag der Vermählung. Graf Udo hatte so viel Schulden für diese Familie zu bezahlen, daß sich schon dadurch allein sein Gemüth gegen Ada verdüsterte und verschloß. Sogar vor dem Freunde fing er kurz vor seiner Reise an geheim zu thun. Ottomars erneuerter Besuch bei der Marloff stellte ihre Lebensgeschichte nur noch fester. Seitdem waren ihm die Fäden der Verhandlung entglitten.

Ottomar hatte das Princip, Frauenreiz nicht früher auf sich wirken zu lassen, bis er im Stande war, eine Familie zu erhalten. Aber er hatte nicht vermocht, sich durch Adas Schroffheiten, durch ihre jeweilige gänzliche Vernachlässigung eines angenehmen Eindrucks, den sie hätte hervorbringen sollen, durch ihre bittern Ausdrücke und wechselnden Launen bestimmen zu lassen, sich mit ihr zu beschäftigen. Und das war doch gefährlich! Ihr Bild begleitete ihn wie sein Schatten. Alles erinnerte ihn an Ada! Was bei Sascha und Zerline nur als gewöhnlich herauskam, dieser Humor des plötzlichen Greifens beim Arm, diese gemachten Zorngeberden, diese Redeweisen im Infinitiv oder mit gewissen aus den Theatern hergeholten Schlagwörtern, wie „ist nicht“ oder „stimmt“ oder ähnlichen Annäherungen „an die Sphäre der Droschkenkutscher —“ wie einmal Ottomar empört herausfuhr, als ihm die Nachahmung der „Grille“ oder des Spiels des ehemaligen Fräuleins Goßmann und ihrer Nachäfferinnen denn doch zu viel wurde. Das war Alles bei Ada ebenfalls vorhanden. Aber es kam anders heraus. Elfenartig im Geiste eines Puck, der die Welt mit Blüthenstengeln neckt! Von ihrem Bruder wurde sie zuweilen ein Affe genannt. Und der Affe war da, in seinen Sprüngen, seinen Drolerien. Wie Schopenhauer vor einem Affenhause sitzen und mit einer am Weltzweck ver-

zweifelnden Andacht den im Affen verschlossenen Intellect, die gebundene Menschenseele herausfuchen wollte, so sah auch Ottomar, und zuweilen mit wahrer Wehmuth, in der lieblichen Ada das Kind einer verwahrlosten, aristokratisch sein wollenden Erziehung. Schon lange hatte sie für ihn Momente, wo unter den Schlacken ihres Wesens wahre Goldkörner aufblitzten. Oft, wenn sie mit ihrer tiefliegenden sonoren Stimme ein schönes Wort gesprochen hatte, eine edle Empfindung geäußert, ihrer Mutter den Widerpart gehalten, dann jedoch selbst dem offenbaren Unverstande nachgegeben, um nur nicht die Mutter zu überreizen und bei dieser gar zu Unschönes hervorzurufen, rührte ihn das verborgene Gemüth. Wenn sie den abwesenden Bruder vertheidigte, den anwesenden einen dummen Bengel, Bummler, Strick und ähnlich nannte, unbeschadet der Gegenwart des Grafen oder seines Freundes, so fragte er sich: Welches mag die ursprüngliche moralische Triebkraft in diesem seltsamen Wesen sein? Nahe lag ihm, an die Gerechtigkeitsliebe zu denken. Vielleicht war diese edle, aber so gefahrvolle Tugend Adas Ureigenstes. Die Göttin Themis, mit welcher Ottomar nur in einer Vernunftehe lebte, sah ihn auch bei Ada mit verbundenen Augen an. Die Wagschaale vorstreckend, auf ihr Schwert gestützt, zeigte Themis Attribute, die ihn noch immer nicht in die

rechte Juristentagbegeisterung hatten bringen können. Und „verbundene Augen“! Der Vergleich traf doch nicht ganz zu! Adas verschmitzte dunkle Augen waren im Gegentheil das Unverbundenste an ihr, immer schienen sie sagen zu wollen: Das war wohl schon wieder nicht recht? Schon wieder werfen Sie mich in die Rumpelkammer? Sie wollen mich wohl etwas lehren, was ich nicht kenne? Ich kenne z. B. das Weinen nicht! Die Thränen des Zornes nahm sie aus. Manchmal sagte sie, sie wolle gut werden.

Der Tag verging mit Ottonars gewohnten Geschäften. Nicht, daß nicht dabei seine Gedanken zuweilen stockten und sein Blick unwillkürlich in die Ferne gerichtet war. Bald sah er seine geliebte Schwester Helene über Dächer und Baumwipfel hinweg einen Blick wie in's Unendliche werfen, hörte die Mutter doch noch über des Vaters wunderliches „Ich weiß, was ich weiß“ seufzen, sah Ada mit einer Schneiderin über ein kostbares Costüm für den Abend im Kampf, den Grafen Udo — ein Zerrbild der Phantasie zeigte ihm den Freund — nicht auf Reisen, sondern in den Armen Aspasias. Er mußte freundlichere Vorstellungen heraufbeschwören und da dachte er mit Rührung an Martha Ehterdt, die durch die gelobte Besserung ihres Bruders so beglückt worden war.

Um acht Uhr fuhr er den weiten Weg, den er bis zu den Rabe'schen Fabrikgebäuden zu machen hatte, in

einfacher Toilette. Er war anziehend durch seine wohlgebaute Gestalt, durch sein offenes klares Auge, edle ruhige Züge, durch die Abwesenheit jeder Apathie und Blasirtheit. Mit seinem Eintreten in die überfüllten, von glänzenden Lichtwirkungen widerstrahlenden Räume kam in die überaus zahlreiche und wenigstens äußerlich glänzende Gesellschaft gleichsam ein Impuls zu einer Bewegung. Seine Tänze waren schon vorher vergeben. Er machte sie nicht alle durch. Denn Ada selbst wollte ja nicht tanzen, nur mit ihm plaudern.

Fast das ganze Haus, im obern und untern Stock wert, war zu den Festräumlichkeiten hinzugezogen.

Tictericis Frack war schon im vollen Zuge, bewundert zu werden. Jean Vogler, sein College, der junge Epikuräer, ging wie sein Prophet durch die sich vom Tanz zuweilen ausruhenden Reihen und fragte Jedermann mit einer Art erhabener Andacht: Haben Sie schon Theodorichs Pariser Frack gesehen? Vogler that, als handelte es sich um das achte Wunder der Welt. Komisch war, daß Tictericis diese Bewunderung halb und halb als ächt einkassirte.

Auch der Assessor Rabe und Max von Forbeck waren erschienen. Dem Staatsanwalt Stracks fiel auf, daß Beide oft die Köpfe mit Raimund Ehlerdt zusammenstecken, einem auf seiner Liste stehenden Observanden. Aber

alle drei ſtanden ſeit einiger Zeit auf dieſem zweifelhaften Ehrenplatz. Die Kundſchafter aus den Kellern hatten ihm berichtet, daß ſich dieſe drei Herren bald da, bald dort, bald mit, bald ohne Damen, beſondere Zimmer geben ließen, die ſie verriegelten und dann Vielerlei mit gedämpfter Stimme ſprachen, ſo daß ſelbſt durch die Holzwände Nichts zu erlauſchen war.

Rabe hatte ſein Aſſeſſorat ſcheinbar freiwillig aufgegeben, ſeitdem auf dem Vormundſchaftsgericht das Teſtament ſeines Vaters verſchwunden war.

## Zehntes Kapitel.

Ei, Herr Mahlo, Herr Mahlo, guten Morgen! rief ein Arbeiter der Rabe'schen Fabrik, an dem Tage, wo der Ball stattfinden sollte, einen vorsichtig aus dem Herrschaftshause tretenden leidlich anständig gekleideten und mit stark gerötheter Nase behafteten Mann an. Wo kommen Sie denn schon so frühe her? Ich glaube, es hat kaum sieben geschlagen. Wollen Sie auch mit dem Doctor Frieden machen?

Der Sprecher war ein einfacher kohlengeschwärzter Heizer, der mit Ungeduld den Kaffee erwartete, den ihm seine Ehehälfte zu bringen hatte. Er wollte die Straße hinunterschauen, ob die gute Frau nicht endlich mit dem ersehnten Korbe erschien.

Dem bisher störrisch gebliebenen Mahlo schien die Begegnung und Begrüßung nicht angenehm zu sein. Habe nur etwas bestellt! sagte er. Frieden machen mit Euch? Klein beigeben wie Ehlerdt? Das sollte mir einfallen!

Damit war die Conversation abgebrochen, Mahlo schon über dem schwarzen Fabrikfußboden verschwunden. Hier und da hörte man Fensterladen aufklappen. Es schlug wirklich eben erst sieben. Wie Mahlo in das Herrschaftshaus hatte kommen können, das doch des Nachts von innen verschlossen wurde — der Schlüssel blieb freilich trotz aller Verbote in der Regel stecken — begriff der Heizer nicht, konnte aber darüber nicht weitere Nachforschungen anstellen, da ihn sein Amt sofort an seinen Posten zurückrief und ihm nur zunächst an seinem Kaffee gelegen war.

Mahlo lief mit eiligen Schritten. Er fror vor Kälte. Seine Kleidung war leicht, fast sommerlich. Die Straße war stark besetzt von Berufsgenossen, die auf Arbeit gingen. Er grinste höhnische Grüße und bekam sie durch laute Lache, Androhungen von Prügeln erwidert. Zuletzt führte ihm der nicht zu ändernde Weg auch den im Düffelrock bis an den Hals zugeknöpften düsterblickenden Raimund Ehlerdt entgegen.

Ehlerdt stutzte und blieb stehen wie zum Kampfe. Mahlo, der diese Bewegung vorausgesetzt hatte, ging stramm an ihm vorüber mit einem trockenen Guten Morgen! Hohn maß sich gegen Hohn.

Der Reubekehrte mußte wohl die Regung fühlen, still zu stehen, Mahlo nachzurufen und ihm zu sagen:

Hältst Du denn mein ganzes Betragen für aufrichtig gemeint? Glaubst Du denn wirklich, daß ich um die Ehre, eine im Grunde doch solide Natur genannt zu werden, hier des Morgens um sieben Uhr Winters auf Arbeit laufe und meine Feldherrnstelle im Arbeitercorps einer großen Stadt aufgegeben habe? Welche Tollheit —!

Das war die Sachlage. Er spielte nur Comödie!

Doch überwand er jene Regung. Seine Pulse schlugen mächtiger. Gedanken der Furcht beschlichen ihn vor diesem seinem ehemaligen Trabanten. Man hatte ihm den Tod, nächtlichen Ueberfall gedroht. Da kamen ihm Bilder edler Märtyrerschaft! Wenn er's ernst nähme mit seiner Umkehr! Könnten sich nicht den sanften zärtlichen Worten seiner Schwester, die sie ihm jetzt wieder sprach, auch eben solche von den süßen Lippen ihrer Freundin Helene Althing verbinden? Vergebung und volle Beglückung versprechen? Es war eine kurze Regung, ein süßer Schauer. Sogleich ringelten sich wieder in seinem Herzen die Schlangen des Hasses, des Ehrgeizes, der Rache, der Mißachtung überlieferter Meinungen und Satzungen. Wolnys Besuch, die persönliche Kündigung, die persönliche Geringschätzung seiner Leistungen hatten ihn so aufgebracht, daß er sich der Versuchung zum Bösen, die ihm in Gestalt zweier Menschen nahte, nicht mehr erwehren konnte. Rabe kannte

Umſtehenden plötzlich, daß er erblaßte und ſich an der Kante des grünen Tiſches zu halten ſuchte. Der Gascogner Albion hatte ihm eben einen anſehnlichen Gewinn auszuzahlen; doch achtete der Bimbaſchi nicht darauf, ſondern ſtierte in eine Ecke des Saales, wo eine lange, hagere Geſtalt an der Mauer lehnte und mit abweſenden Blicken in die Flammen des über der Roulette hängenden Kronleuchters ſchaute. Die Umſtehenden ſahen bald den Bimbaſchi, bald den unglücklichen Spieler Blaſedow an. Dieſer blieb unbeweglich, da er die Aufmerkſamkeit, die er erregte, nicht bemerkte; jener ließ ſeinen Gewinn unangerührt auf der Stelle liegen und ſchien beim Anblick jenes geſpenſtiſchen Weſens mit Empfindungen zu kämpfen, die die höchſte innere Aufregung vorausſetzten. Indem ſchlug das Glück dem Bimbaſchi wieder zu; man erinnerte ihn daran, daß der Goldhaufen, der auf der von ihm ſchon lange beſetzten Zahl lag, ihm gehöre; der Türke fuhr wie Einer, der ſich verrathen oder wie auf einem Gedanken ertappt glaubte, auf, beſann ſich, ſtrich ſeinen dunkeln Bart und ſagte halb in Pantomimen, halb in minder gebrochenem Deutſch, daß man den Gewinn jenem Mann an der Wand auszahlen ſolle. Damit ging er eilends vom Tiſch und aus dem Saale. Der Graf, der zugegen war, meinte, das Geld gehöre der Bank, weil der Türk ein Geſpenſt geſehen zu haben glaubte und ſich eingebildet hätte, daß er den Göttern, um ſie nicht zu erzürnen, ſein Glück opfern müſſe; doch Schlachtenmaler ſtieß den Haken, mit welchem der Graf das Geld an ſich ziehen wollte, zurück, ſtrich es ruhig ein und trug es ſeinem Vater hin, der wie aus einem Traum erwachte und nicht wußte, was er (ohnehin bei ſeinem Stolz!) zu dieſem Geſchenke ſagen ſollte.

Ehlerdts schwache Seiten. Hier und da war er ihm begegnet, hatte ihm auch über seine Zeitung geschmeichelt. Schon lange benutzte er ihn als Spion gegen Wolny. Glauben Sie doch das nicht, daß Der einst Ihre Schwester heirathet! hatte er ihm gesagt. Er wird sich, wenn Mama todt ist, in seiner neuen Sphäre durch eine reiche Erbin zu heben suchen! Dann morde ich ihn! hatte Raimund gerufen. Mit kaltem Blute schieß' ich ihn nieder! Auf solche Ausbrüche trat in den italienischen und spanischen Kellern immer jenes erwähnte Flüstern ein.

Für heute hatten sich alle drei zu einem gewagten Vorhaben verständigt. Rabes Mutter mußte bald, wie der liebevolle Sohn sich zuweilen ausdrückte, „abfahren." Starb sie ohne Testament, so trat die Strenge seines Vaters gegen ihn in Kraft. Alles gehörte der Mutter und wenn sie wieder heirathete, was ihr Mann wohl voraussetzte, und wenn der neue Gatte die Fabrik fortführte, sogar nach ihrem Tode diesem. Der Assessor galt in Folge seiner vielfachen Verschwendung und der großen Summen, die er schon bezogen, für väterlich und mütterlich abgefunden. Da fehlte plötzlich das strenge, aber gerechte Testament auf dem Gericht. Eine andre beglaubigte Abschrift besaß Wolny. Wolny durch ein noch von der Mutter gemachtes Testament zu verderben, wurde Anfangs versucht. Unausgesetzt liefen anonyme Briefe bei

der Commerzienräthin ein, die ihren Mann der Untreue beschuldigten. Namentlich wurde das Verhältniß zu Martha Elsterdt als ein erwiesenes, sogar von ihrer ältern Schwester, der Romanleserin, bestätigtes dargestellt. Manchmal kamen anonyme Briefe, wo Rabe hohe Schwüre that, er wüßte nicht, wer sie geschrieben. Wolny sollte dann selbst entscheiden und riß die Briefe an sich, um sie zu lesen, wenn er guter Laune wäre. Anonyme Briefe, sagte er, muß man nur liegen lassen! Die Handschrift verräth sich nach Jahren durch irgend einen Zufall! Die Mutter wollte etwas von Scheidung (aus Liebe, sagte sie mit elegischem Schmelz), nie aber etwas vom Testament wissen. Von ihrer früheren Schönheit, ihrer Eleganz, ihren vornehmen Verbindungen war sie zu sehr erfüllt, ja sie konnte zuweilen förmlich rasen gegen die Vorstellung vom Tode, die man ihr immerfort einzuprägen wagte. Sie wollte jung, schön, wenigstens an Abenden bei blendendem Gaslicht mit diesem Eindruck erscheinen. Sie mochte wohl dem allerdings jüngern Manne nicht mißtrauen, verwarf alle Verleumdungen, zog ihn auch an sich, küßte ihn, und seine Sanftmuth, seine offenbare Güte wirkten, sagte sie, heilend, belebend auf sie — da war dann von keinem Testament die Rede! Dann aber wieder dauerte sie doch der Sohn, es schmeichelte ihr dessen Gattin, eine gewandte herzlose

Verfolgerin ihres Vortheils, und die Intriguanten wußten es so einzurichten, daß sie die Verleumdungen in schlechten Stimmungen doch glaubte und Luzius und Zeugen rufen wollte, um den Ehemann auf ein Pflichttheil zu setzen, den Sohn zum alleinigen Erben zu machen. Aber das Alles stockte immer wieder an ihrer Todesfurcht.

Raimund Ehlerdt wurde in den Kellern ausersehen, Fluß in diese Stockung zu bringen. Noch murmelte damals Ehlerdt, die Stiege in der Palissadenstraße 13 niedersteigend, an Wolny denkend: Schurke! Ich habe durch meinen Verein die Kraft, wie mit dem Zudrücken eines einzigen Hahns im Gasometer Abends eine ganze Stadt in Finsterniß zu versetzen! Da traten Rabe und Max Forbeck zu ihm heran, zogen ihn mit sich und wiegelten ihn erst mit den vergeblichen Hoffnungen seiner Schwester auf. Wäre der Mann im Stande, rief Ehlerdt mit glühendem Antlitz und sein Glas beinahe auf den Tisch werfend, meine Schwester zu betrügen — ich wäre, rief er aufstehend und den Stuhl ergreifend —

St! St! fielen damals die Verführer ein.

Und wohl wissend, daß die denunciationsverpflichteten Kellner horchten, begann Rabe leise: Es verbreitet sich immer mehr, daß jeder französische und italienische, kurz jeder romanische Gerichtshof Mörder und Diebe frei

spricht, wenn sie in Familienangelegenheiten ohne Raub handelten! Unsere Juristentage müssen es auch bei uns noch dahin bringen. Die Helden des jüngern Dumas werden, wenn sie ihre untreuen Frauen todtschießen, alle freigesprochen. Eigentlich ist das so auch bei den Germanen gewesen. Ueberhaupt — was man aus gerechtfertigter Leidenschaft thut, muß der Geschworene freisprechen —! Zuletzt rückte Rabe mit einem Vorschlage heraus — dem Raimund damals noch die Geistesgegenwart hatte, zu erwidern: Was geht die Sache mich an! Wenigstens müssen Sie bei dem, was Sie da wollen, mit zugegen sein! Darauf waren die Verführer nicht gefaßt. Forbeck namentlich steckte in zu vielen Unternehmungen, „Bauten", „Grundstückerwerbungen" — er war Aristokrat, Pferdewettrenner — doch nach einiger Zeit hatte ihn Rabe durch eine Summe Geldes bestimmt. Beide gaben dem Verlangen Raimunds nach, und nun hieß die Losung: Es steht ein Secretär in dem grünen Parterrezimmer neben dem Schlafzimmer der Mutter, wo Wolny zuweilen arbeitet, um in bedenklichen Krisen der Mutter näher zu sein! Seit lange ist er nicht dort gewesen! Aber es ist dort sein geheimes Archiv verwahrt! Ich sah den Secretär noch neulich offen stehen, sagte Rabe. Die Klappe des Secretärs, an dem er geschrieben, als der Mutter besonders schlecht gewesen, war nicht geschlossen. Da sah ich die blecherne Kapsel,

die seine geheimsten Sachen enthält, in der linken Schublade! In diesem Kasten liegt auch das Testament, das er mir einmal lachend zeigte, aber nicht vorgelesen hat! Auf dem Vormundschaftsgericht fehlt es — ich denke, die Mutter hat es aus Liebe zu mir, die zuweilen doch noch aus ihr hervorbricht, mit Bestechungen dahin gebracht, daß es gar nicht dort deponirt wurde. Aber es existirt bei Wolny! Finden wir dann noch Briefe, die seine Amouren entlarven, so ist die aufgebrochene Klappe belohnt! Für die Schlüssel sorgen Sie, Herr Ehlerdt! Aber vorläufig söhnen Sie sich scheinbar herzlich mit ihm aus!

Was Comödie war an diesem teuflischen Vorschlag, wurde ausgeführt. Martha war auf einen an Wolny gerichteten Reuebrief des Bruders selbst zu ihm gestürzt. Das gutmüthige Mädchen rief aus: Hat denn noch Friede in mein Herz einziehen sollen! Sie war dem Bruder mit alter Liebe um den Hals gefallen, hatte seine Kleidung gemustert, ihm fehlende Knöpfe angenäht, seinen Kalabreser mit einem noch im Schranke befindlichen Cylinder vertauscht, ihn civilisirt, wie sie es nannte, und so im Triumph erst zum alten Wehlisch, dann zur Fabrik geleitet. Wehlisch war Zweifler gewesen, er hatte gemeint: Er wird nur Geld brauchen und dann wieder heidi! Aber Raimunds Haltung blieb seinen Versprechungen

gemäß. Man ehrte ihn durch die Einladung zum Ball. Und für diesen Ball eben war das Werk der drei Verbundenen angesetzt. Gewiß würde sich, hatte man verabredet, wenn sie sich nicht zum Tanzen verpflichteten, ein günstiger Moment finden, wo man sich jener Gegend des Hauses, wo das selten benutzte Arbeitszimmer lag, still nähern, den Schrank öffnen und jener blechernen Kapsel bemächtigen konnte. Die Anklage konnte, behauptete Rabe, nur auf unerlaubte Selbsthülfe in Familienangelegenheiten lauten, und die Strafe milderte sich dadurch, daß sie sich auf drei Personen vertheilte; der Scandal sollte die Mutter beschämen und sie zum Abfassen eines Testamentes zwingen, worin der Sohn bedacht wurde. Rabe citirte Paragraph auf Paragraph aus den Gesetzen. Im Grunde machte er sich Nichts aus einer Gefängnißstrafe.

Alledem sann Raimund Ehlerdt, als er am Morgen des verhängnißvollen Tages weiterging, nach, als stünde es schon in voller Lebendigkeit vor ihm. Da Mahlos Erscheinen auf der Landstraße schon Mehreren aufgefallen war und der Heizer sogar von einem Frühbesuch im Hause des Principals berichtet hatte, so zog Ehlerdt voll Erstaunen Erkundigung ein, was Mahlo in solcher Frühe dort gewollt haben konnte. Aber die Nachricht kam Allen überraschend. Alles fiel aus den Wolken. Niemand

wußte etwas von einem derartigen Besuche und Wolny kam geradezu außer sich. Es ist ja, als hätte er die Nacht im Hause zugebracht! rief dieser. Man wird sich vor dem Menschen zu hüten haben! Eine genauere Durchsuchung aller Räumlichkeiten wünschte Tante Dora nicht, da bereits am Abend vorher für den Ball Alles so zugerichtet, alle Canapés, Sessel so gestellt waren, daß Nichts mehr daran gerückt werden durfte. Der Eßsaal, die alten Herren, die jungen Herren, der Tanzsaal, die Gesprächs-, die Rauch-, die Spielzimmer, das war von jeher wie eine richtig gezeichnete geographische Karte. Die gesammte Atzung der achtzig Personen, die man erwarten wollte, übergab man in solchen Fällen einem Unternehmer, der dergleichen in der Stadt überhaupt besorgte und später seine Rechnung schickte. Auch jene Männer mit den schwarzen Fracks und den weißen Baumwollhandschuhen fehlten nicht, die ehrlichkeitsbeflissenen Lohndiener. Charakteristisch für das Zeitalter des Luxus und des Genusses, daß alle Innungen und Gewerke in ihrer scharf hervorgehobenen Ausschließlichkeit aufgehört haben; nur die sogenannten „Tafeldecker" behaupteten noch die Privilegien des Mittelalters. Sie machen eine streng auf die Moralität und die Preise haltende Innung aus.

Der Abend brach endlich an. Die Kerzen und die Gasflammen leuchteten. Frau Doctor Wolny, heute

immer nur wieder Frau Commerzienrath genannt, nahm ein Pulver nach dem andern, um sich aufrecht zu erhalten. Ihr Spiegel zeigte ihr, daß ja die große Begebenheit der Toilette, an welcher alle Mägde und vor Allen Martha, selbst Dora, Rollen zu übernehmen hatten, für den ersten Eintritt in die obern Salons gelungen war. Es war Alles an ihr so hinterasiatisch wie möglich. Den Shawl, den sie nur für die Treppe trug, konnte gelegentlich selbst die neue Kaiserin von Indien tragen. China, Japan, diese beiden so geschmackvollen Länder, haben ja in ihren Dschonken und Theegärten schwerlich je geahnt, daß sie für Europa noch einst so maßgebend werden würden! Bei den Straßentoiletten der Damen hat man jetzt immer Angst, die schönen Töchter Evas möchten vor Enge der Kleider umfallen.

Man muß die Commerzienräthin bewundern! So lautete das allgemeine Geflüster in den sich bildenden Gruppen. Man meinte nicht nur um der reichen Toilette willen, sondern auch um jene wunderbare Selbstbeherrschung der Frau, die dabei doch nur im Allgemeinen von den Gästen gewürdigt, nur von ihrem Gatten mit tiefem Schmerz verstanden werden konnte. Wolny, dem man über die Möglichkeit, daß eine, wie man mildernd umschrieb, kränkliche Frau sich noch so erheben konnte, sein Erstaunen ausdrückte, sagte: Der Mensch weiß oft selbst

nicht, woher er seine Kraft nimmt! Er nimmt sie von der Wahrheit, vom Irrthum, vom Wahn! Ja, von noch viel gewöhnlichern Gegenständen, vom Lichterglanz, vom Beginn einer Tanzmusik, von einem neuen Kleide, das er trägt!

Ein Wirth, der einen Ball giebt, hat nicht Zeit, seine angefangenen Sätze zu vollenden. Auch Wolmys zu einem Geistlichen gesprochenen Worte brachen ab, da eine Gruppe nach der andern zu begrüßen war. Die Commerzienräthin suchte sich neben ihm aufrecht zu erhalten, lächelte Jedem holdselig und meinte es in der That freundlich und wohlwollend im Gemüth gegen Jedermann. Sie hatte gefunden, daß Haß und Zorn die Menschen entstellten und das bis auf den Eindruck ihrer Gesichtszüge. Und wie oft hatten ihr die ständigen Freunde des Hauses, in frühern Zeiten sogar mehr Geistliche als jetzt, gesagt, daß sie die schönste Erscheinung einer Priesterin auf der Bühne, einer Iphigenie, einer Sappho gewesen sein würde! Sie hatte das auch heute noch nicht vergessen. Sie hatte geträumt, es sei Alles wie sonst. Die böse Dora, die ihren Bund mit Wolmy nicht gewollt hatte, erweckte mehr ihren Unmuth als ihren Dank, wenn sie die Ermahnung flüsterte, sich zu schonen. Fräulein Dora war einfach gekleidet. Sie hätte sich viel lieber in den Mühlbach'schen Kaiser Joseph vertieft.

Die junge Welt hat auf Bällen eine Gleichgültigkeit für die alte, die vollkommen den Charakter des Jahrhunderts trägt. Den jungen Männern sieht man eine gewisse Abhängigkeit von der Pflicht an, sich, wenn nicht als Matadore zu zeigen, als kühne Tourenerfinder und sozusagen Groteskkünzer wie Jean Vogler oder als idealistische Pedanten, wie Dieterici, Tänzer, die im Cotillon um „eines Strohhalms Breite“ ihre „Ehre“ engagirt erklären und den Tanz für eine Aufgabe der höhern Gleichungen halten, doch, sage ich, von der Pflicht, sich ausschließlich den jungen Damen zu widmen. Der Besitzer des Phantasiefracks hatte besonders sein Augenmerk auf den regelrechten Gang des Programms gerichtet. Ja, selbst über die Naturkinder Sascha und Zerline aus der Bäckerstraße Beletage war eine gewisse feierliche Verklärung gekommen, die sie von ihren gewöhnlichen Quälereien der jungen Männer, die nicht von Liebe sprachen, ganz abstehen und den Tanz wie ein orphisches Geheimniß behandeln ließ. Sie wußten, daß graziösere Tänzerinnen da waren, Sylphiden, wahre Libellen, die sich mit Jean Vogler schwenkten, wie wenn sich Schmetterlinge über Rosen jagten.

Die Schwester eines „wahrscheinlich nur auf das Souper ungeduldigen“ Nichttänzers (so beurtheilten seine Bekannten eine gewisse an Max Forbeck sichtbare Unruhe)

## Zehntes Kapitel.

### Eine politiſche Scheherazade.

Als Blaſedow von der wunderlichen Grille des Türken gehört hatte, erwachte in ihm eine Vorſtellung, der er eine an ihm ganz ungewöhnliche Thätigkeit widmete. Er malte ſich den Eindruck aus, den auf die üppige Phantaſie dieſes Morgenländers Europa mit ſeiner blaſſen Cultur machen müſſe; er empfand ihm ein Grauen nach, als wär' er ſelbſt im Banne von Damaskus geboren und trüge nun die enge und proſaiſche Tracht des Europäers, in deſſen gemüthloſen Verhältniſſen er ſich bewegen müſſe. Er ſah in dem Bimbaſchi eine aus ihrem heimiſchen Boden geriſſene Tulpe, dieſe ſymboliſche Pflanze des Türkenthums, und entſchloß ſich, ihr wenigſtens im Treibhauſe der Phantaſie einen künſtlichen Grund und die Temperatur des Orients wiederzugeben, indem er nicht in unſerer eingebildeten europäiſchen Vollkommenheit ihm die Dinge und Menſchen Europa's erläutern wollte, ſondern von aſiatiſchen Geſichtspunkten dabei ausging. Der Bimbaſchi konnte den Dank für das von ihm gemachte Geſchenk nicht zurückweiſen; er ließ den unglücklichen Spieler ungehin-

hätte, als bevorstehende Gräfin Treuenfels, mit ihrer Mutter den Mittelpunkt des Abends bilden sollen. Aber in unsrer Zeit einen Mittelpunkt bilden! Die Generalin war außer sich über ihre Schwäche, dieser Einladung nachgegeben zu haben! Es war ja nur, um der unglücklichen Frau Rabe nicht wehe zu thun und Ada nicht zu Excentricitäten zu veranlassen. Die Mamsell da im Hause soll ja Herrn Wolmys Amour sein! sagte die Mutter herablassend schon auf der Treppe. Mich jammert die Arme, — das so mit schon halbtodtem Leibe mit ansehen zu müssen —! Sie sprach das ihrem geliebten Sohne nach, den sie überall auf Alles, was ihr Mesquines, Demokratisches, Incorrectes vorzukommen schien, aufmerksam machte. Leider fand die Frau in veilchenblauer Seide mit schwarzen Spitzen, die eine Brillantnadel zusammenhielt, wenig Ohren für ihre Bemerkungen. Nur die Frau des Assessors Rabe, eine lange, dürre, unheimliche Gestalt mit überwachten, falschen Nachtgespensteraugen blieb ihr immer zur Seite, weil ihr abwechselnd ein Commerzienrath Baron Cohn und Forbeck den Hof machten. Man hatte gemeiniglich die Ansicht, daß diese Frau, ehe sie den Assessor Rabe heirathete und noch später, als sie sogar schon zweimal unrichtig „Mutter“ gewesen, den Lehrer ihres Mannes, ihren Schwäher, liebte. Ja, wenn sie sich heftig mit ihrem Manne

gezankt hatte, was nicht eben selten vorkam, „liebte“ sie diesen Wolny auch noch jetzt, bewunderte ihn, stellte ihn als Muster hin und stockte dann nur vor plötzlichem Zorn bei dem Gedanken an Martha Ehlerdt und an die künftige Erbregulirung.

Ada von Forbeck war in reizender Balltoilette. Als Verlobte eines Trauernden hatte sie ihr Gewissen beruhigt, indem sie ganz weiß, das ja auch als Trauerfarbe gilt, zu ihrem Costüme gewählt hatte. Ueber dem weißseidenen Unterkleid lag ein dichter, mit Krystallen besäeter Stoff, der hier und da mit weißen Rosen in leichte Falten gerafft war. Ein Kranz weißer Moosrosen hob sich aus den dunkeln Locken des lang in den Rücken hinabwallenden vollen Haares, weiße Perlen schlangen sich um den graziösen Nacken. Undine! flüsterte man bei ihrem Eintritt. Draußen begann der Winter, in ihrem Antlitz war Alles Frühling.

Aber mein gnädiges Fräulein, warum tanzen Sie nicht? fragte Ottomar, der nur für Ada allein anwesend schien.

Ich tanze ja überhaupt wie ein Bär — sagte sie in ihrer Art und ganz wie im Vertrauen.

Sie sind es dem Grafen schuldig, hätten Sie sagen sollen! meinte der junge Mann, sich vor der Generalin verbeugend.

Haben Sie Ada schon tanzen sehen? fragte diese, bereits mit maßlosem, dem Beschauer Schwindel erregenden Eifer sich ihres Fächers zur Kühlung bedienend.

Hofbälle besuche ich nicht! sagte Ottomar. O warum verbeugte er sich und ging! Er hätte das: „Er ist gar zu lieb!“ noch hören können, wofür Ada einen blauen Fleck in den Arm gekniffen bekam von der Generalin. Impertinent ist er! sagte diese. Zum Glück ebenfalls für den Gemeinten unhörbar.

Ada war wie ein Lamm, das seinem Hirten folgt.

Man tanzt ja nur, weil man sich für alt erklärt, wenn man es nicht thut! sing Ada wieder an, als sie ihren Liebling wieder „gekapert“ hatte.

Oder für verlobt! antwortete dieser, über die auffallende Bevorzugung mit seinen Lackstiefeln aufstampfend.

Herr Jesus! Was sind Sie heute böse! sagte Ada. Aber Sie haben recht! wandte sie sich listig. Was die Sascha Luzius herumerschleift! Die Mutter sitzt dort, wie wenn sie Rauch in Erz gegossen hätte oder — was sage ich — Ihr Papa — man verschling Ada'n Nichts, die alte Dummheit, zu wiederholen: „ausgehauen“. Sie lachte und schüttete sich darüber.

Sascha hat schöne Augen! bemerkte Ottomar. Nur um in diese hineinzusehen, stehe ich hier!

Er sah dabei in Adas Augen.

So! setzte Ada die Neckerei fort und schmollte scheinbar. Wollen Sie wohl so gütig sein, ihr zu sagen, daß sie meiner Meinung nach eine Gans ist?

Ottomar mußte sein Lachen verbergen, verbeugte sich und sagte: Haben Sie sonst noch einige Schmerzen?

Bringen Sie mir Limonade! rief sie ihm nach.

Er war gegangen. Ich werde es einem Diener sagen! hatte er entgegnet und kehrte zum Tanz zurück.

Ada bekam einen zweiten blauen Fleck. Während die Generalin über das ganz laute Au! der Tochter, derer baldigen Gräfin, in ein Fächerwedeln gerieth, als wenn sie Seifenschaum schlagen wollte, blieb Ada bei ihrer Beatricenrolle und machte Ottomar zu ihrem Benedict. War es die Neigung für ihren Verlobten? War es die Neigung für Ottomar Althing allein? Manche der Mütter forschten schon. Aber Ada stand dabei niemals recht allein. An einer ständigen Cortège konnte es dem anregenden und wie man allgemein annahm, einem glänzenden Geschick entgegengehenden Mädchen auch hier nicht fehlen.

Im Laufe des Abends begegnete Wolny in den untern Gemächern Martha, die in zwei silbernen Körbchen Backwerk trug zum Anbieten beim Eis und einer Fülle kühlender Getränke, die herumgereicht wurden. Es war hier nicht finster, aber die Beleuchtung doch etwas

matter. Die Zimmer der Commerzienräthin ſollten geſchont werden. Marthas Toilette war einfach. Ein durchſichtiger weißer Stoff lag auf einem rothen Unterkleid. Einige Granaten leuchteten aus den dunkeln Haarwellen.

Wolny nahm der ſchönen Erſcheinung die Körbe aus der Hand, ſetzte ſie auf den erſten beſten Tiſch und ſagte: Sie wiſſen ja, Fräulein, ich kann es nicht ſehen, daß Sie hier bedienen! Für Ihre Stellung im Hauſe können daraus Mißverſtändniſſe entſtehen!

Frau Commerzienrath wünſchte — wollte ſich Martha entſchuldigen, aber faſt gereizt unterbrach ſie Wolny: Warum kränken denn auch Sie mich mit dieſem Titel meiner Frau? Fühlen Sie denn nicht, daß der Gebrauch deſſelben mir jedesmal einen Stich in's Herz giebt? Was heißt denn dieſer Titel? Nichts anders als: Du haſt dich in eine vor dir beſtandene Welt hineingeheirathet, in der du jetzt als Nebenſache aufgehſt!

O wie deuten Sie das! entgegnete Martha erſchreckend, ſetzte aber hinzu: Es iſt edel von Ihnen, daß Sie ſich dieſen Brauch nicht verbitten!

Manchmal, fuhr Wolny ſich umſehend fort, möchte ich der Welt zurufen: Der wahre Zuſammenhang, wie ich zu dieſer Verbindung gekommen bin, ſteht im Buche des Lebens verzeichnet! Meine Papiere dort unten werdet

Ihr nie lesen! Habe ich Ihnen nicht in jener Nacht, als wir am Bett meiner Frau in meinem wenig benutzten Arbeitszimmer zusammen wachten, Alles ausführlich erzählt?

Es war die feierlichste Stunde meines Lebens! sprach Martha mit niederblickendem Auge. Ihre Haltung war zitternd bewegt. Sie konnte nicht anders, als dies Geständniß wie etwas Drückendes nothwendig von der Brust werfen.

Auch durch Wolnys Inneres ließ dies begeisterte Zugeständniß des heroinenhaften, wie von einem Scherblick gehobenen Mädchens einen Feuerstrom gleiten. Doch beherrschte er sich. Er sah eine Weile die durch eine geschmackvolle Toilette gehobene Gestalt in anderem Lichte, sah die nahe bevorstehende traurige Zukunft, fühlte auch den Augenblick, der durch das rauschende Gewühl des Balles, durch die Musik, die Tanzrhythmen gehoben wurde. Es ergriff ihn ein Wirbel der Bewußtlosigkeit, als hätte er — Martha sah das mit Schrecken an ihrem heute so bevorzugten Bruder — getrunken von dem schon lange vor dem Souper lediglich zur Abkühlung herumgereichten Champagner. Liebe war es, Liebe, sagte Wolny, die mich um diese Frau hatte werben lassen! Denn was verbietet denn einem jüngern Manne, auch die Gereiftere Ihres Geschlechts seiner Liebe für werth zu halten? Wer

berechnet denn überhaupt im Rausche eines Eindrucks das Alter der bewegenden Ursache? Die Erwägung alles dessen, wodurch etwa die Natur verletzt würde, überläßt ja ein Mann lediglich dem kälter prüfenden Weibe. Was zog mich zu Gabrielen? Ich war erstaunt, bei einer an sich nicht gebildeten Frau große Gefühle anzutreffen. Ich lernte diese kennen, als ich sie verurtheilt sah, in kleinen Verhältnissen zu leben. Das ist schrecklich, große Regungen haben, das Herz voll und mächtig wie mit Riesenentwürfen schlagen fühlen, und dann Alles klein, beengend, ja jämmerlich und erbärmlich um sich her zu finden. Mich rührte das Loos dieser Frau. Ihr Mann war ein roher, dann ein kindisch gewordener Titel- und Ordensjäger. Er hinterließ ein zerrüttetes Geschäft, eine übel berathene Wittwe, einen Sohn, der sich schon früh anschickte, dem Vater in Allem zu gleichen — ich fürchte ihn nicht! deutete der rücksichtslos wie mit dem ganzen Hause Sprechende auf den Hintergrund, wo ihn Martha auf die kommende und gehende Bewegung, das Treppauf Treppab aufmerksam machte. Ich habe Waffen gegen ihn! Diesen sollte ich erziehen. Ich versuchte es. Dann gab ich den Unverbesserlichen in ein Rauhes Haus, in ein Gymnasium der Strenge in Thüringen. Mit Anweisungen, die größte Energie gegen ihn in Anwendung zu bringen! Da entstand dann jener Roman, den ich

Sie nur bitten wollte, nicht mehr „Frau Commerzienrath“ zu nennen.

Martha ſtand wie auf glühenden Kohlen. Das geführte Geſpräch konnte nicht ohne Beobachtung bleiben. So lange ſie im Hauſe war, erſt zum zweiten Male hatte Wolny ſo ſeine perſönliche Lage berührt. Sie ſuchte nach Faſſung und verſuchte lächelnd einzufallen: Ei, der Roman erinnert mich an Fräulein Dora! Man wird mich ſchon lange vermißt haben!

Aber noch hielt ſie Wolny aufgeregt zurück. Rabes Anweſenheit, Raimund Ehlerdt, die Vornehmthuerei der Generalin regten ihn auf. Unter den Gäſten, die ſich zerſtreuten, ſo gut es ging, auch an den Spieltiſchen, wurde er nicht vermißt. Dieſe Dora, ſagte er, haßt mich! Dieſe ſah nicht nur durch mich ihre Herrſchaft im Hauſe beeinträchtigt, ſondern ſie fühlte auch den Neid, daß ſie ganz ohne Bewerber geblieben war, während ihre Schweſter noch in ältern Jahren einen jüngern Mann fand. Ich hörte neuerdings, daß ſie Ihnen übel begegnet? Auch meine Frau? Sprechen Sie offen! Iſt etwas Wahres daran?

Seit meines Bruders Rückkehr iſt Alles beſſer — Herr Wolny! entgegnete Martha. Ihre Gattin will mich ſogar mit nach Italien nehmen —

Wie —? Nach —? Italien? rief Wolny und war erstarrt über die Heimlichkeit, die man gegen ihn beobachtete. Das höre ich ja zum ersten Male!

Es würde, sagte Frau Commerzienrath — o Himmel! unterbrach sich Martha — Frau Doctor nimmt es vielleicht übel — auch Fräulein Dora sagte, dieser Reise würden große Entschließungen vorangehen.

Große Entschließungen? fuhr Wolny, die Hand an die Stirn haltend, fort. Der Umsturz des Testamentes, das auf den Gerichten abhanden gekommen ist! Ich besitze das Duplicat. Soll ein neues gemacht werden? Mir entgeht vielleicht das Alles, da ich nur für die Vorbereitungen der Reise nach Italien sorgen würde. Denn ich würde doch die Leidende, die in Mentone, Nizza sterben wird, nicht allein reisen lassen. Aber Alles das sind ja träumerische Phantasieen, unterbrach er sich, in denen meine Frau zu leben liebt! Konnten Sie ihr nicht wenigstens diesen Wahnsinn der häufigen Veränderungen ihrer Toilette ausreden?

Herr Wolny! entgegnete Martha wieder, dem aufgeregten Manne sich entziehend.

Ich verkenne ja die den Frauen angeborene Neigung nicht, fuhr der Hausherr fort, sich den Reiz des gefälligen Eindrucks so lange zu bewahren, als nur irgend möglich ist. Selbst Tante Dora schmückt sich —

Fräulein Dora verkennen Sie! sagte Martha, um nur den Uebergang zur Ausübung ihrer Pflichten zu gewinnen. Sie sorgt für das Ganze, wenn auch in sich gekehrt. Sie kann Niemanden im Ernste haſſen.

Wer Liebe beſitzt, entgegnete Wolny aufbrauſend, ſoll ſie auch zeigen! Was nützt mir eine Empfindung, die nur Thränen über Maria Thereſia oder einen todten Kanarienvogel hat! In eine fremde Menſchenbruſt muß man ſteigen können, in dieſe ohne die Colliſion der eigenen Intereſſen ſich verſetzen, da mitleben, da mitempfinden, das iſt Liebe! Sollen Sie meine Frau nach Italien begleiten! unterbrach er ſich, ſich an die Stirn ſchlagend

Die Beantwortung dieſer Reden wurde durch eifriges Verlangen, den Hausherrn zu ſprechen, unterbrochen. Der alte Wehliſch ſucht Herrn Wolny! hieß es von Seiten der Dienerſchaft, die ebenfalls in eine lebhaftere Bewegung gekommen war.

Wolny kehrte in die obern Räume zurück und hatte bald Gelegenheit, ſeine Gäſte in aller Stille zu bitten, vor Nichts zu erſchrecken, was etwa Störendes kommen wurde, namentlich ſeiner Gattin keine Beſorgniß zu verrathen. Der alte treue, nur zu ſchwache und energieloſe Verwalter hatte ihm angezeigt, daß die allgemeine Vermuthung, bei den noch an den Oefen thätigen

rt vor ſich kommen und hörte mit jenem an den Türken
bewundernswerthen Gleichmuthe, der keineswegs, wie dies
Europa der Fall ſein würde, aus dem Egoismus fließt,
s ihm von Blaſedow gemachte Anerbieten eines politiſch-
cialen Curſus über Europa an. Hätte der Türk ahnen
nnen, wie unglücklich ſein Lehrer war und wie viel dieſe
orträge ihm Lebensfriſche, Zuſammenhang und Selbſtbe-
ußtſein wiedergeben würden, er hätte den Antrag auch ſo
hon nicht zurückgewieſen. Und, um die Zufriedenheit Bla-
dows noch zu erhöhen, ſo konnte er in vollſter Bequem-
hkeit zu ſeinem Schüler kommen und die Nachtmütze, die
m Celinde ſelber geſtrickt hatte, über den Ohren behal-
n, wie wunderlich auch der Contraſt der in Blaſedow
ie von Opium aufgeregten Phantaſie und ſeiner bilderrei-
en Anknüpfungen an den Orient mit ſeinem ſchlottrigen
uftreten war. Der Bimbaſchi hörte mit unerſchütterlicher
uhe den Erzählungen ſeines Freundes zu. Er ſaß dabei
it untergeſchlagenen Beinen auf einem mäßig erhöhten Pol-
erbette, rings umſchlungen von einem ungeheuren Pfeifen-
hr, das in einer zierlichen Urne, worin der Tabak glimmte,
dete. An verſchiedenen Krümmungen des Rohres ging der
auch durch Waſſerkugeln, durch die er ſo abgekühlt wurde,
ß der Bimbaſchi von der Hitze, die ihm eine ganze bren-
nde Urne Tabaks verurſacht haben würde, an ſeinem Munde
chts ſpürte.

Als Blaſedow ſeinem Zöglinge einen Ueberblick über
e gegenwärtige Lage Europa's geben wollte, ſagte er zu
m: „Und ſiehe, es wohnte in Damaskus ein Jüngling,
amens Haſſan, deſſen Vater beim Sultan in hohen Eh-
n ſtand und vieler Reichthümer Herr war. Es war aber

Arbeitern, darauf gerichtet sei, daß Mahlo, aus Bosheit über Ehlerdts Umkehr und Einladung sogar zum Balle bei Wolny, sich Nachts in's Haus geschlichen und sogenannte Kanonenschläge, Selbstzünder, irgendwo niedergelegt hätte. Man hätte einen dergleichen im Hofe gefunden.

Schon sagte ein Officier: Bei Selbstzündern kommt Alles auf die Quantität der Füllung und die Dichtigkeit der Einstampfung an! Es wird hoffentlich nur ein kleiner Spaß sein!

Ein Anderer äußerte: Die Damen schreien schon auf, wenn ein Champagnerkork springt!

Es ist auf eine Störung des Abends abgesehen — es scheint eine Arbeiterrache — ging es bald durcheinander, und die Tanzpause begünstigte die Verbreitung der Nachricht, wobei sich die ursprünglich angegebenen „Knallerbsen" bald in Platzpatronen, in Zündraketen, in Brandkugeln verwandelten. Jean Vogler stürmte hinaus, um die Gefahr im Fabrikhofe näher in Augenschein zu nehmen. Um nicht feige zu erscheinen, eilte ihm Dieterici nach. Es war eine Bewegung in das ganze Haus gekommen. Nur die Spielenden und ein engerer entfernterer älterer Damenkreis blieben ohne die verhängnißvolle Nachricht. Ada saß dort mit Ottomar in der Nähe der Mutter und plauderte.

Der Augenblick ist günstig! flüsterte eine heisere Stimme, als die Musik wieder begonnen hatte und Beruhigung eingetreten war. Gehen wir an's Werk!

Es war Rabe, der gesprochen, Forbeck kam eben von einem Blick, den auch er in den Hof geworfen hatte, zurück. Raimund Ehlerdt, in sorgfältigster Balltoilette, anfänglich Tänzer mit Leidenschaft, dann sich am Champagner erlabend, nun plötzlich nicht mehr festen Fußes, schloß sich jenen Beiden noch nicht an. Auch in den Hof ging er nicht. Er fürchtete sich vor Mahlo'schen Spuren. Die Untersucher des beabsichtigten Frevels kamen zurück. Schlecht belohnt für ihren Wagemuth. Vogler und Dieterici hatten ihre Toiletten geopfert. Ada sagte zu Ottomar: Sehen Sie doch dort! Sind das nicht Ihre Freunde? Die müssen sich in der „Passage" für Geld sehen lassen!

Der Anblick der über und über mit Kohlenruß Gezeichneten machte Alles lachen. Jean Vogler lachte mit. Er hatte seine Freude über seine in den Kohlenhöfen verdorbenen Glacehandschuhe, über die schwarzen Streifen im Gesicht, über die ruinirte weiße Cravatte, während Dieterici geradezu sittliche Entrüstung aussprach. Was helfen zwei Laternen, sagte er, seinen grade am Seidenkragen gründlich verdorbenen Phantasiefrack reinigend und alle Damen durch seinen Kohlenstaub von sich

verscheuchend, wenn bei jeder Laterne eine Hundehütte steht? Ich habe einen angeborenen Instinct, Hunde zu vermeiden. Darüber gerathe ich, um die Heizer zu sprechen, in dunkle Gegenden, versinke in einige Gruben, die wohl auch hätten verdeckt sein können — kurz, fiel ihm der lustigere Jean Vogler in's Wort, Theodorich der Ostgothe steuerte durch Nacht zum Licht; ich war schon bei den Oefen und konnte noch verhindern, daß der Ventilator seinen Luftstrom aussendete wie einen Elephantenrüssel und unsern Ostgothen bis unter die Westgothen blies!

In das fröhliche Lachen hinein, das selbst die nur immer diese ganze Welt durch die Lorgnette betrachtende Generalin anzog, brach ein allgemeiner Entsetzensschrei. Eine Detonation nach der andern, wie ein Kleingewehrfeuer, Schlag auf Schlag, erschütterte von unten her die Räume. Man stürzte aus den oberen Sälen. Alles glaubte sich retten zu müssen. So arg hatte man sich den angekündigten Spaß nicht gedacht. Der Heerd des höllischen Spuks war unten und hier, wie man bald erfuhr, das am Schlafzimmer der Commerzienräthin liegende, nur selten benutzte dunkle, nur für die Nachtwache bestimmte Arbeitszimmer Wolnys.

Aber welche Scene stand der versammelten und bestürzten Gesellschaft vor Augen, als fast Alles dorthin

geeilt war! Wie mußte die Commerzienräthin sich halten, um nicht in die Erde zu sinken! Wie lächelte der Staatsanwalt Stracks, der eben die Erhebungen über den verübten Frevel anstellen wollte! Wie war das einstimmige „Komisch“ der jungen Damen (auch Ada zollte ihrem Taufwasser Tribut und fand das „Tragische“ in seiner ersten Annäherung immer erst „komisch“) in „Tragikomisch“, wenn nicht gar in „Tragisch“ zu übersetzen!

In dem kleinen an sich behaglichen Raume mit einem Arbeitstisch, einem Schlafsopha, einem Secretär, sah man den letzteren geöffnet, die Klappe niedergelegt und in unmittelbarer Nähe Raimund Ehlerdt mit einem Schlüsselbunde, den Assessor Rabe mit einem Blechkasten in der Hand, Forbeck lächelnd mit mehreren zusammengerafften Scripturen. Die Spuren der von ihnen bei dem offenbaren Einbruch und Diebstahl durch einen Zufall zertretenen Knallpatronen lagen auf dem Fußboden. Noch erfüllte ein dichter blauer Pulverdunst den Raum. Aber eben so schnell, fast gleichzeitig mit dem, was Alle sahen und nicht zu deuten wagten, hörte man die markige Stimme Wolnys die räthselhaften Worte sprechen: Also das war das Bubenstück! Danke, danke, Herr Ehlerdt! Mahlo suchte sich so an Ihnen zu rächen!

Alles wandte sich erstaunt. Denn selbst dem beschränktesten Verstande hätte hier einleuchten müssen, daß

das Zertreten der Sprengſtoffe nur durch Zufall mit einem Einbruch in den geöffneten Secretär zuſammentraf.

Aber Wolny hielt die Berichtigung dieſer Vorausſetzung entſchieden feſt. Harrn, wandte er ſich jovial zu ſeinem Stiefſohn, Du biſt ja ſo erſchrocken, guter Junge! Ich danke Ihnen, ſagte er hierauf verbindlich zu Forbeck, dem er die aus der Bruſt ſeines Fracks hervorſtehenden Papiere abnahm. Sie haben mir eine Gefälligkeit erwieſen! Mußt' ich in der Verwirrung mein Schlüſſelbund verlegen. Danke, Herr Ehlerdt, daß Sie die kleine Commiſſion ausführen halfen! Ich wollte an den Secretär, meine Herrſchaften! wandte er ſich den Umſtehenden zu; aber ich ſuchte vergebens den Schlüſſel. Da trat die Kunſt in's Mittel. Ja, geborner und gelernter Techniker bin ich nicht. Ich merke das oft. Für jetzt danke ich Ihnen — ſchloß er, den Beſtürzten ihre Beute abnehmend und dieſe verſchließend mit einem Schlüſſel, den er bei Alledem raſch aus der Taſche zog. Vermeiden wir das gefährliche Terrain! Wer weiß, ob Mahlos Bubenſtück uns nicht noch mehr Ueberraſchungen bereitet. Kommen Sie! Es iſt Zeit — zu Tiſch! Zu Tiſch! Meine Damen und Herren! Aſſociiren Sie ſich!

Forbeck war der Verwegenſte. Er ergriff den Arm der ihm zunächſt ſtehenden Aſſeſſorin Rabe, die nicht wußte, wie ihr geſchah. Sie hatte durch den Pulver-

dampf hindurch ſehr wohl eine blecherne Kapſel geſehen, von welcher ihr Mann ſchon oft in beſonders boshaften Augenblicken ſogar mit Beziehung auf ſie ſelbſt zu ſprechen pflegte. In dem Ding da ſtecken gewiß auch Deine alten Geſchichten! konnte er ihr wohl ſagen. Dieſe traten auch jetzt vor ihre nicht ſehr lebhafte Phantaſie und ihre Liebesbriefe verwechſelten ſich bei ihr mit den Zettelchen, die im Eßſaal die Sitzplätze bezeichneten.

Bald waren unten nur noch wenige Perſonen anweſend. Unter dieſen der Staatsanwalt, der nicht begreifen konnte, warum der Hausherr und die ſofort in eine Ohnmacht gefallene Hausfrau keine weitere Unterſuchung dieſes Vorfalls wünſchten, ſogar nicht gegen Mahlo. Wir wollen nur nachſehen, rief Wolny, ob die Zimmer meiner Gattin von dem böſen Buben unverſchont geblieben ſind! Er hat ſich des Nachts im Hauſe einſchließen laſſen. Das iſt mir jetzt gewiß. Es war der Neid auf Raimund Ehlerdts Einladung zum Ball. Ich kenne das eigentliche Unkraut in dem Herzen aller dieſer Leute. Neid iſt es, der blaſſe Neid, der ſich die ſchimmernden Namen der Volksanſprüche giebt. Aber jetzt keine Unterſuchung, als nur in den Zimmern meiner Frau, die leider nicht zur Geſellſchaft zurückkehren zu wollen ſcheint! — Rabe, Ehlerdt und Herr von Forbeck haben nur

nach meiner Bitte gehandelt! Ich hatte den Schlüssel verlegt und erst später gefunden!

Die Commerzienräthin war sprachlos. Schwägerin Dora handelte energisch. Die Kranke wurde auf ihr Zimmer gebracht. Sah sie doch, als sie sich etwas erholte, daß ihr Sohn ausgeführt, womit er schon lange gedroht hatte. Sie sah die Papiere, die Blechkapsel, die vielleicht schon die Documente auch — des innigsten Verkehrs mit Martha Ehlerdt enthielten! Die anonymen Briefe, die ebenfalls darin liegen sollten mit dem einzigen Exemplar des Testamentes, verwandelten sich in giftige sich ringelnde Schlangen, die mit dem Stachel ihrer Zunge nach ihrem Herzen zielten. Man mußte sie in ihr Bett, nachdem auch dieses sorgfältig, wie der Fußteppich, untersucht worden war, mehr forttragen, als führen. Ihr nur halbes Mitmachen eines glänzend begonnenen Festabends war nichts Seltenes. Alle waren ihr stilles Sichzurückziehen gewohnt, sogar das jeweilige Fehlen des Hausherrn, wo dann Tante Dora die Honneurs machte.

Inzwischen war das Souper im vollen Zuge. Der Staatsanwalt sah sich bei Tisch den „unverfrorenen" drei Männern gegenüber, von denen zwei mit bester Laune ihm aus dem grünen Römerglase, gefüllt mit köstlichem Niersteiner, zutranken, ohne indeß mit dem

Dritten anzuſtoßen. Aerger und Angſt überwogen denn doch. Raimund Ehlerdts Betrunkenheit hatte Vieles verdorben.

Daß Wolny und Martha, die Schweſter dieſes blaß neben einer jungen Fabrikantentochter ſitzenden techniſchen Dirigenten der Fabrik, noch nicht anweſend waren, wurde unter dem Rutſchen der Stühle, dem Klappern der Teller, dem Durcheinander der jugendlichen Stimmen nicht beachtet. Die Generalin hatte allmälig ſtärkere Fühlung mit einigen der anweſenden Militärs gewonnen und legte keinen beſondern Werth auf den ihr beſtimmten Ehrencavalier, den Hausherrn ſelbſt, der ihr vorkam, als nähme er nur eine geduldete Stellung im Hauſe ein. Ihr Sohn hatte ihr das ſo in die verächtlichſte Sprache überſetzt. Von ſeiner Betheiligung an einer Secretärerbrechung war in der Tragweite ihres Gehörs keine Rede. Selbſtprüfung fiel ihr niemals ein. Ewiges Vornehmthun macht zuletzt dumm. Doch war ſie fromm. Jeden Sonntag beſuchte ſie ſolche Kirchen, wo Hoffnung war, von Perſonen des Hofes geſehen zu werden.

Wolny kam vom Bett ſeiner Frau. Faſt feindlich geſinnt und wie ganz mit der von ihrem Sohn beabſichtigten Wirkung ſchickte ſie ihn zu den Gäſten. Es muß! Es muß! rief ſie mit gefalteten Händen und deutete Entſchlüſſe an von höchſter Bedeutung. Dora

wollte noch eine Weile bei der kaum noch athmenden Schweſter bleiben. Der anweſende Arzt hatte Brauſepulver verordnet und war ſchon wieder bei dem reichen Tiſch. Zur Sprache war Nichts gekommen; denn hier war die Nähe des Todes. Alles ſchwieg und deutete auf die Lippen der Kranken, weil dieſe einige laute Worte geſprochen. Mit Schaudern und kaum ſeiner noch mächtig, kehrte Wolmy, der ſo großmüthig die drei Verbrecher geſchont hatte, auf die hellerleuchtete, jetzt ſtille Treppe zurück, die in's obere Stockwerk führte. Die Bewirthung hatte das Leben und die Bewegung in einen andern Flügel des Hauſes, wo die Küche näher war, verlegt.

Auf der halben Stiege ſtand unter einem hellen kunſtvoll aus Bronze getriebenen Gasarm und unter Blattpflanzen Martha faſt geſpenſtiſch.

Sie ſtreckte ihm die Arme wie zum Gebet entgegen und ſprach mit unterdrückter Stimme und mit Thränen: Wo finde ich Worte, um meine Bruſt vor'm Zerſpringen wollen zu retten!

Mäßigen Sie ſich, ſagte Wolmy ſich umſehend. So iſt Alles gut!

Ach, ich weiß nicht, fuhr Martha mit Thränen fort, ſoll ich der Verzweiflung nachgeben über die erlebte Schande oder dem Dank über Ihre Seelengröße, Ihre Güte ohne Beiſpiel —!

Ja, was iſt denn? Was iſt denn? fragte Wolny wie unbefangen und that erſtaunt.

O verſtellen Sie ſich nicht! fuhr Martha die Stimme zu mäßigen fort. Hemmen Sie nicht die raſende Flucht der Gedanken, die mir durch die Seele ſchießen! Habe ich es doch mit lichten Augen geſehen, was Alle ſahen, Alle begriffen, und was Sie, Sie, der empört hätte ſein ſollen, mit dem Mantel der Liebe bedeckten! Mein Bruder im Bunde mit Ihren Feinden! Seine Beſſerung nur Verſtellung! Ich durchſchaue Alles! Man ſuchte Mittel, um Sie zu verderben! Denn wenn man gar — ihre Stimme ſteigerte ſich — nach Werthpapieren, nach Geld geſucht hätte —

Bewahre, bewahre, liebes Fräulein! Nein, nein! unterbrach Wolny. Unterdrücken Sie ſolche Vorſtellungen! Ich bin allerdings empört, innerlich raſe ich — aber — warum ich der Sache den Schein gegeben —

In demſelben Augenblicke, wo Martha vor Wolnys ſchmelzendem Ton, den er in ſeine Worte gelegt hatte, in die Erde hätte ſinken mögen, hörten ſie von einer Perſon, die hinter ihnen wegſchlich, die Treppe herauf höhniſch lachen. Das Hi! Hi! kam von der eben erſt als groß-müthig von Martha geprieſenen „Tante Dora".

Nun, nennen Sie das gutmüthig? ſagte Wolny, als die Lauſcherin, die lautlos die Treppe heraufgekommen, verſchwunden ſein konnte.

Haſſans Vater geſetzt über die Zucht der Pferde des Landes um Damaskus und war dem Sultan verpflichtet, daß ihrer keine an die Franken verkauft wurden, es ſei denn zu den höchſten Preiſen. Haſſans Vater war ein milder und freundlicher Herr, der Jedem mehr als den Zins ſeiner Werke zurückgab: denn er behandelte die Menſchen nach größerem Verdienſt, als ſie beſaßen. Haſſan aber, ſein Sohn, wurde unterwieſen in allen Wiſſenſchaften und ritterlichen Künſten, wie denn ihm Niemand gleichkam in der Kunſt, ſein Pferd zu reiten oder ſelbſt zu beſchlagen oder die entlegenſten Stellen im Koran aufzufinden. Oft ſah man ihn durch die Straßen von Damaskus reiten, einen arabiſchen Dichter vorn auf dem Sattelknopf und im Leſen vertieft und, wenn er dabei ſeines Roſſes Lenkung vergaß, ſo ſtand dies nirgends anders ſtill, als vor der Thür oder einem Fenſter der Moſcheen, woraus man ſchloß, daß die Thiere unter der Obhut weiſer Menſchen ſelber an Verſtand zunehmen und eine unwillkürliche Liebe zu Allah empfinden. So das Pferd. Haſſan aber hatte einen Durſt nach Weisheit, den die öftere Wiederholung des ſchon mit allen Büchern der arabiſchen Sprache angeſtellten Studiums nicht mehr löſchen konnte. Seine Sehnſucht ſchweifte über die Palmenwälder um Damaskus hinaus und trug ihn in die Länder der Franken, von denen er gehört hatte, daß ſie einen großen und umfaſſenden Geiſt mit Laſtern und Unglauben verbänden. Da er den Koran inne hatte und die Reinigungen, Waſchungen und Faſten alle nach dem Gebote des Propheten hielt, ſo ſagte er: Was kann mich ihr Unglaube und ihr laſterhafter Lebenswandel anfechten! Ihre Werke und Künſte zu betrachten, ſchien ihm um ſo gefahrloſer, als ſie ja Alles, wie er, deſſen

Martha blieb die Antwort ſchuldig. Ich kann nicht zu Tiſch gehen, ſagte ſie, kann nicht unter den frohlichen Gäſten ſitzen, kann meinen Bruder und ſeine Verführer nicht ſehen.

Gehen Sie zu meiner Frau und bringen Sie ihr dieſen Schlüſſel. Es iſt der richtige zu jenem Schrank! Vielleicht unterhält es ſie, ſelbſt darin zu wühlen —

Martha fuhr zurück. Aber Wolmy war raſch hinaufgegangen, und ſie hatte den Schlüſſel in der Hand. Zur Commerzienräthin mußte ſie ſich ohnehin verfügen. Das lag in ihrer Stellung. Aber ſie wußte, wie ſie oft angefahren wurde: Kommen Sie, um zu ſehen, ob ich im Sterben liege? Und wenn ſie dann ſagte, daß Sophie keine Stunde länger im Hauſe ſo erhob ſich die heftigſte Eiferſucht und verlangte, daß ſie nirgend anderswo in der Welt athmete, als unter ihren Augen. Ich will Euch Beide ſehen! Ich will Eure Blicke beobachten! Aber wollen Sie leugnen, daß Sie mit dem Mann liebeln! Solche Scenen und Reden erwartete Martha auch jetzt. Ergeben, einem Schatten gleich, überbrachte ſie zum Schlafgemach ihrer Gebieterin, unentſchloſſen ob ſie den Schlüſſel abgeben ſollte oder nicht. Denn gewöhnlich oft ſich daran alles das, was beſſer zu vermeiden war.

Sie erhielt von dem Stubenmädchen die Mittheilung, daß die Commerzienräthin keine Störung wünſchte, der

Arzt völlige Ruhe befohlen hätte. Da wankte ſie denn auf ihr Zimmer, ließ in der Ferne die Geſellſchaft durcheinander ſchwirren, ja ſogar auf ausdrücklichen Wunſch der Commerzienräthin den Tanz erneuern, und brachte die Nacht, die noch um zwei Uhr Morgens von Muſik und Wagenrollen durchrauſcht war, weinend auf ihrem Lager zu.

## Elftes Kapitel.

Ottomar war ſeltſamerweiſe von den Vorgängen des Abends nur obenhin berührt worden. Ada nahm ihn faſt vollſtändig in Anſpruch! Es war geradezu, als wollte ſie in ihrem Styl ſagen: Lieber Hans, ich bin ja nur wegen Deiner gekommen! Die Mutter ſaß am Whiſttiſch und war um ſo angeregter zum lauten Sprechen, als ſie von ihrem Sohne das Verwunderliche nicht zu ſehen bekommen hatte; nach dem Souper, als ſie Max viel trinken ſah, ließ ſie den Wagen vorfahren und fuhr mit ihrer Tochter nach Hauſe. Ihr Sohn beſaß die „Unverfrorenheit“, (Büchmann erkläre uns doch einmal das Wort!) bis an den lichten Morgen zu bleiben.

Adas Neckereien, Fragen, Antworten entbehrten jeder geregelten Form. Sie hatte wieder alle Tonarten, Dur und Moll durcheinander gemiſcht. Daß Ottomar tanzte, war nicht ganz zu vermeiden. Einige von ihm überſprungene Touren hatte ſie mit der ihr eignen im

Grunde gemachten Heftigkeit gleich Anfangs bedungen. Denken Sie doch an die fürchterliche Langeweile, die auf einem Balle die Statisten zu überstehen haben! hatte sie auch heute gesagt, als sich der Schwarm von Verehrern verzogen hatte und Ottomar wieder mit der lieblichen Erscheinung allein in einem der kleinen Boudoirs sich befand, wo sich die Gaben Florens mit Marmorbildern und goldgerahmten Gemälden zu einem wahrhaft idealen Aufenthalt vereinigten. Man stiehlt ja dem lieben Herrgott die Zeit, die uns nach dem neuen Unglauben so spärlich zugemessen ist! Glauben Sie denn auch an ein Jenseits? Wenn Gott Nichts mehr gilt, giebt's eine Revolution, wo Nichts mehr auf dem alten Flecke bleibt!

Wenn dann Ottomar, fast zu ihren Füßen auf niedrigem Rollsessel sitzend, ganz in dem Geist, der für sie so fesselnd war, nur erwiderte: Was? Sie geizen schon mit Ihrer Zeit? so sagte sie ganz offen heraus: Ja, Herr Althing, ich finde jeden Morgen ein graues Haar bei meiner Toilette! Dann sprach sie, während die Tüllwolke um ihren Hals sich hob, von Bergen voll Kummer, die auf ihrer Brust lägen. Ginge es nach der Mutter, sprach sie, so würde die sagen, wie sagt Schiller?

Aber zum Wetter, hatte Ottomar entgegnet, wie kann ich denn wissen, was Schiller sagen soll?

Sie müſſen's errathen!

Bleiben Sie einfach bei dem Bericht über Ihren Kummer! Ich verſtehe Ihren Schmerz, daß Sie nicht mehr reiten ſollen, auch ohne Schiller! Mir fällt kein Schiller'ſches Citat über die Aerzte ein.

Meine Mutter ärgert ſich über Alles; ich ärgre mich aber nur über einen Menſchen in der Welt, nämlich über Sie! Warum ſoll ich nicht auch Schillern citiren? Das dürfen wohl nur Saſcha und Zerline?

Beim Citiren von Klaſſikern muß man ſich nicht helfen laſſen! hatte Ottomar entgegnet.

Nun folgte keineswegs eine neue ſcharfe Replik, ſondern (abweichend von Beatrice und Benedict) ein träumeriſches Nachdenken über alles Vernommene. War das vorüber, wobei ein offenbares Talent zur Demuth die Hauptrolle ſpielte, ſo kam bei Ada ein wie aufgeſeufztes, faſt kindiſches Na ja! heraus.

Heute kam nach obigem Geſpräch ein ganz vom Zaune gebrochenes: Hören Sie 'mal, warum dichten Sie denn eigentlich nicht? Dieſer Dieterici da thut ſo dick damit! Manche der Damen beißen auch wirklich an, wenn er Gedichte auf ſie macht! Und doch iſt der Menſch ein Schaf!

Ottomar fuhr ſcheinbar empört empor. Innerlich mußte er über die Wahrheit des Urtheils lachen. Man

kann ja eine Stunde lang in, erlernten pathetiſchen lyriſchen Phraſen ſprechen und iſt doch ein Schaf! Ich bitte Sie, ſagte er, wie können Sie meine Freunde ſo beleidigen! Dicterici iſt ein Menſch von Geiſt, nur etwas — umſtändlich.

Und ſo eitel! Ach ſo eitel!

Alle Versmacher ſind eitel! Sie müſſen es ſein! Denn nur aus ihrem Ich ſchöpfen ſie ihre Kraft!

Schade! Ich hätte gern, Sie machten auch 'mal ein Gedicht auf mich!

Schönes Compliment! Nach Ihrer Schaf-Theorie! Indeſſen es ſoll geſchehen zu Ihrer Hochzeit!

Zum Vorleſen? Nein, das iſt's nicht! Für mich ganz allein! Ihre Privatgefühle! Ich möchte gern fürchterlich geſchmeichelt bekommen. Udo kann gar nicht ſchmeicheln.

Weil er ehrlich iſt!

Iſt er das? ſagte ſie im elegiſchen Tone und ſchwieg dann. Die Pauſe, das gänzliche Vergeſſen des Fadens, auch das Herumblicken zu Andern, die ſich ihr nähern wollten, Alles das war ſo lang geweſen, daß ſich Ottomar zurückziehen wollte.

Nein, war ſie aufgefahren, zieht Sie's ſchon wieder zu den Andern? Sagen Sie 'mal, noch Eins, was wollen Sie eigentlich in der Welt künftig vorſtellen? Sie fragte mit dem Fächer wedelnd.

Ein Menſch will ich ſein und eine Anſtellung ſuchen als Kreisrichter in Inowraslaw an der Grenze von Polen!

Damit hatte ſich Ottomar für längere Zeit zurückgezogen. Dann aber hielt ſie ihn wieder feſt und ſagte: In Inowraslaw giebt's noch Wölfe! Da müſſen Sie auf die Jagd gehen! Ich ſchieße ſogar mit dem Zündnadelgewehr! Wir beſuchten 'mal den alten Grafen Wilhelm auf ſeinem Gute Hochlinden! plauderte ſie fort, ihn in jenes Boudoir zurückführend. Da war ein reizender Birkengrund und der Boden nichts als ſchwellendes Moos! Vergißmeinnicht unzählig darauf! Es war eine Pracht! Dann kam man an ein Brückchen, weiß war's und auch von Birkenholz! Man ſah noch die Stumpfen, wo die Stämme dazu abgehauen waren! Ueber einen kleinen Bach mit hohem Schilf kam man wieder in den Herrſchaftsgarten — ach, es war reizend —! In Ihren polniſchen Wäldern ſoll es auch nur Birkenwald, Erlen und Moos geben!

Wieder ein Moment träumeriſcher Abweſenheit. Sie lebte dem nach Inowraslaw verſetzten Kreisrichter nach, diesmal ſo lange, daß ſich Ottomar, gerührt durch Adas Beſtreben, ihm angenehme Eindrücke zu machen, wieder leiſe zurückziehen konnte.

Nur erſt bei Tiſch verlor Ada ihre ſcheinbare Unbefangenheit. Sie hatte das ihr beſtimmte Couvert mit

dem einer andern Dame vertauscht und wollte von Ottomar, neben dem sie saß, in Einem fort wissen, was der sonderbare Vorfall unten zu bedeuten gehabt hätte. Da ist etwas vorgefallen, sagte sie, was man wie ein brennendes Kleid mit dem ersten besten Gegenstand erstickt hat! Herr Wolny hat sich persönlich darüber geworfen!

Sie hören ja, entgegnete Ottomar, es kamen zwei Zufalle zur Durchkreuzung. Keiner ahnte etwas von dem andern.

Mahlo, so heißt der Mensch, streute die Platzpatronen — aber der Andre, der mit dem Schlüsselbunde — übrigens ein hübscher Mensch, ich habe ihn den ganzen Abend beobachtet —

Wer ist hübsch? fragte Ottomar und kämpfte die Eifersucht nieder.

Der Herr Ehlerdt da drüben! Der jetzt so blaß sitzt und so schrecklich viel trinkt! Wenn seine Schwester die Freundin der Ihrigen ist, werde ich doch den jungen Herrn interessant finden können!

Nun gar interessant! Aber ich opponire ja nicht! fuhr Ottomar fort, runzelte aber doch die Stirn, so daß Ada, auch ihres Bruders wegen, betroffen abbrach, ja nach langem Schweigen und Beobachten ihres Bruders und Horchen auf die ironischen Gespräche ringsum plötzlich mit zitternder Stimme zu Ottomar sagte: Geben

Sie mir unter'm Tisch kräftig die Hand, mir wird ohnmächtig! Still! Still! fügte sie sogleich hinzu, als sie Ottomar in Begriff sah, statt dessen aufzuspringen. Er hatte einen Blick auf Adas entfärbte Wangen geworfen. Sie zog ihn aber förmlich nieder, drückte ihm dabei so krampfhaft die Hand, als sollte sich ihr ganzes erlöschendes Lebensfeuer an dem seinigen wiederanzünden, und hauchte nur: Bleiben Sie sitzen! Ich finde mich schon!

Mit dem magnetischen Nachgefühl dieses Händedrucks, der mit einer Gewalt erfolgte, wie ihm noch kein Mann die Rechte gegeben, wurde das Mahl aufgehoben, die Gesellschaft schwebte oder schwankte zu Paaren in die leeren, kaltgewordenen Salons zurück. Noch sah Ottomar Adas Wagen abfahren. Er hatte nicht mehr von ihr Abschied genommen, auch von der Generalin nicht. Nur Wolny suchte er, um Aufklärung über alles Vorgefallene zu erhalten. Dieser sagte rasch ablehnend: Morgen! Morgen! und wandte sich sogleich den Honneurs zu, die er zu machen hatte. Da ging denn auch er. Zu Fuß. Erst mit Vielen, allmälig wurden es wenigere. Der Pastor Siegfried war darunter. Ottomar mußte den Kopf schütteln in Erinnerung an die Generalin, die ihm auch heute wieder mit dem Fächer gedroht und gesagt hatte: Herr Althing, Sie sind Demokrat und was noch schlimmer ist, frivol! Alle Bildhauer sind frivol! Die Erörterungen, warum

sie's sind, die lassen wir! Sie hatte dabei rasch ihren Fächer ausgebreitet, gleichsam als wenn sie selbst Modell zu stehen hätte, die lange dürre Frau! Haben Sie die Hofprediger um Rath gefragt? hatte Ottomar entgegnet. Die Sache war die: Er hatte im Frauenverein gelegentlich gesagt: Jesus war eine geborene vornehme Natur! Warum? Warum? hatte man von allen Seiten gerufen. Ottomar sagte: Weil er beim Mahle das Brod nicht schnitt, sondern brach. Unerzogene Menschen pflegen bei Tisch das Brod mit dem Messer zu tractiren! Diese Aeußerung fanden alle Damen höchst erwägenswerth. Alle waren ja entweder vornehm oder wollten es doch sein. Die Generalin hatte sich gleich in den königlichen Stamm, den Davidischen, verloren, aus welchem Jesus hervorgegangen. Jesus war ihr nun erst recht der König von Zion im Purpurmantel und mit dem funkelnden Ordensstern in Brillanten auf der Brust.

Zuletzt war nur noch der Staatsanwalt Stracks Ottomars Begleiter. Dieser ließ sich ganz gehen. Er stellte alle Einzelheiten des Vorgefallenen als verbrecherisch hin. Der Schrank stand offen! sagte er. Das Schlüsselbund des Ehlerdt gehörte schwerlich der Fabrik an! Die Blechkapsel enthielt wohl nicht Geld oder Werthpapiere, aber vielleicht Briefe, vielleicht das Duplicat des Testaments, das auf dem Rathhause fehlen soll!

gewiß war, doch nur von den Weisen des Morgenlandes gelernt hatten und nichts besaßen, was sie nicht von den Arabern in Spanien empfangen hatten, an Welt- und Sternenkunde, Künsten und Gewerben. Hassan war aber bestimmt, einst in den Rath des Sultans zu treten: denn Viele in Damaskus und nicht die Unheiligsten waren dies, hatten geträumt, wie sie ihn auf einem Pferde mit drei Schweifen hätten reiten sehen, weßhalb auch leicht ein anderer Pascha, als der von Damaskus, ihm nachgestellt hätte: denn dieser war sein Oheim und ein ihm wohlgewogener Herr. Und Hassan kannte Alles, was die Geschichte seines Volks anging und fühlte tief, daß der Schimmer des Halbmondes nicht mehr so leuchtend gelb war, wie damals, als Soliman und Mahomet das Schwert des Propheten führten. Der Goldglanz flimmerte nur noch wie Silberglanz. So trug Hassan ein großes Verlangen, den Welttheil kennen zu lernen, den noch die Kinder der Propheten besiegen müssen, wollen sie nicht von ihm besiegt werden. Aber das Meer ist weit von Damaskus und hinter dem Meer erst liegt der Franken Land und Hassan führte dem Vater die Bücher über die Pferdezucht um Damaskus und konnte nicht entbehrt werden ohne Nachtheil für sein eigenes Haus und die Stadt und das Reich."

„Da geschah es eines Abends, daß die untergehende Sonne den von einem wichtigen Geschäft heimreitenden Hassan so zauberhafte Lichter auf die schönen Pfade um Damaskus streute, daß er sich nicht halten konnte, sondern abstieg und sich unter einem Feigenbaum, an dessen Nebenmann er sein Roß befestigte, niedersetzte. Es war der Anfang eines kleinen Hügels, auf welchem die Ruinen alter Zeiten mitten

Wo kein Kläger iſt, kann auch keine Anklage ſtattfinden! fiel Ottomar ſinnend ein.

Ein innerer Familienvorfall! Causa interna! Aber Zeugen wären genug vorhanden, wenn Wolny klagbar auftritt! Die Ueberwindung, die es ihn gekoſtet haben muß, ſo den Schaden und die Schande der Seinigen zuzudecken, war groß, hält aber vielleicht nicht an.

Ottomar war der ganze Vorfall dunkel. Aber er ſagte, Wolnys Conſequenz rühmend: Der Gedanke an ſeine leidende Gattin beſtimmte ihn —! Im Stillen grübelte er allmälig anders.

Ein Kreuzweg trennte Beide. Die Luft an der Straßenecke, wo noch eine Gaslaterne brannte, ging ſcharf. Ein längeres Geſpräch ließ ſich nicht ermöglichen.

Ottomar war entſchloſſen, am folgenden Morgen zu Wolny zu gehen, um zu hören, was über dieſen Vorfall wirklich des Freundes Meinung war. Vielleicht ſchonte er Raimund Ehlerdt um Marthas Willen — vielleicht ſogar — der Gedanke fiel ihm wie ein Wetterſchlag in's Herz — Forbeck um Adas willen und — um Dich —?! Betrifft man Dich ſchon über dem Schein der Untreue an Deinem Freunde, dem Grafen?

Unter ſolchen mächtig ſich auf einander wälzenden Combinationen war Ottomar in die Gegend gekommen, wo Edwina Marloff wohnte. Die ſchönſten Häuſerreihen

wechselten hier mit Hütten und Bretterzäunen. Ist Edwina eine Tochter der Nacht? Das würde sich jetzt verrathen können, wenn ich noch an ihrem Fenster Licht sähe! dachte Ottomar. Daß Raimund Ehlerdt in demselben menschenüberfüllten Hause wohnte, war ihm nicht unbekannt.

Sein zweiter und dritter Besuch bei Edwina waren ganz unglücklich abgelaufen. Sie hatte ihn nur durch die Thürspalte, die von einer Kette gebildet wurde, empfangen und frivol lachend gesagt: Schicken Sie mir den Grafen oder das Geld!

An den Fenstern der Nummer 13 Palissadenstraße war Alles dunkel. Alles lag ringsum wie im tiefsten Schlafe. Der Wind pfiff. Ottomar zog den Ueberzieher fester über die leichte Ballkleidung und gedachte seines wenig geschützten Schuhwerks. Schon wollte er rasch in sein Viertel zu gelangen suchen, da bemerkte er Lichtschimmer durch die obere Glasblende der Hausthür. Er trat näher, hörte Geräusch und bald drehte sich der Hausschlüssel. Ein Mann in tiefer Vermummung durch einen Mantel wurde von einer alten Frau hinausgelassen. Hat sie ihre Bedienung gewechselt? Oder ist das die wahre Vertraute und alle Andere, die Josefa, nur Schein? waren Ottomars erste Gedanken. Schon war die Thür wieder zugeworfen und geschlossen. Der

aus dem Hause Gekommene ſchritt einer Gegend zu, die leider der ſeinigen entgegengeſetzt war. Aber Ottomar folgte ihm, obſchon der Vermummte ſchnell ging.

Wenn es Graf Udo wäre! dachte er. Wenn dieſer nicht verreiſt wäre! Schon ſo gefeſſelt durch die bizarr-blendende Erſcheinung! Das waren ſeine erſten Gedanken. Sie ſchwanden erſt allmälig.

Nicht zu lange brauchte er bei dieſer, ihn wie ein Strahl aus einer Zauberlaterne Mephiſtos überfallenden Gedankenreihe zu verweilen. Denn er erkannte den nächtlichen Wanderer. Es war Niemand anders als Marloff, der Geometer. Empört über die Schlüſſe, die ſich aus einem ſolchen nächtlichen Beſuche ziehen laſſen mußten, hielt er ſich an den Mann, deſſen markante Geſichtszüge unverkennbar waren. An die Möglichkeit, daß Edwina, die Tochter des Grafen Wilhelm ſei, hatte er immer nur zweifelnd geglaubt. Es verbanden ſich zu entſetzliche Vorſtellungen damit.

Guten Abend, Herr Marloff! rief er mit kräftiger, entſchloſſener Stimme. Waren Sie noch ſo ſpät bei Ihrer ſchönen Frau Gemahlin?

Der Angeredete blieb ſtehen, hob den Stock, den er in Händen trug, drohend in die Höhe und blickte den kühnen Sprecher mit aufgeriſſenen Augen in's Angeſicht, ohne ein Wort zu erwidern.

Haben Sie endlich Ihre Wünsche erfüllt bekommen? fuhr Ottomar, vom Weine, vom Mahle gehoben, fort. Der Graf iſt verreiſt! Sie haben eine reizende Frau! Das muß ich ſagen! Oder iſt es wirklich nur Ihre Tochter! In beiden Fällen paßt Sie nicht für Ihre kleine Hinterhofwohnung. Ja, wer Geld hätte und nicht auf die Mäuler der Leute zu ſehen brauchte! Dreißig tauſend Thaler ſollten mir eine Kleinigkeit ſein, wenn ich ſie hätte! Aber der Graf ſcheint die Summe nun wirklich aufzutreiben — Sie glücklicher Gatte oder Familienvater!

Die Antwort auf dieſe Provocationen zum Reden, zum Sichvertheidigen war ein ruhiges Weitergehen und die im ſcharfen Ton geſprochenen Worte des Alten: Sie ſcheinen aus einer Geſellſchaft zu kommen und ſind betrunken!

Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich war ja bei Ihnen und bewunderte die Frugalität Ihres Mittagseſſens und Ihre praktiſche braune Hausjacke!

Ich kenne Sie ſehr wohl und bedaure, Sie nicht diesmal complett zur Thür hinauswerfen zu können.

Oho! fielen zwei Nachtwächter ein, die in der Nähe ſtanden und, die Converſation vernehmend, dieſe für die Nachtruhe zu verfänglich fanden.

Kommen Sie in irgend ein noch offenſtehendes Weinhaus! ſagte Ottomar, jetzt bei alledem zutraulicher.

Sagen Sie mir da die volle Wahrheit über das pikanteste Geſchöpf der Erde nächſt einigen andern! Ich verſpreche Ihnen, keinen Leitartikel für die Zeitungen daraus zu machen! Mich hat ſie dreimal ſchnöde abgewieſen, obſchon ich vom Grafen kam! Die Zahlung der 30,000 Thaler ſcheint aber im Gange! Wenn wir uns hier links wenden, kommen wir in Kurzem an den Ort, wo Montags die neuen Serapionsbrüder hauſen. Machen wir Beide dagegen einen Bund, der ſich bei Nacht verſammelt! Was, alter polackiſcher Bär —!

Ottomar ſpürte, daß er in der That den Champagner ſeines Freundes Wolny und Adas petillante Unterhaltung ſich hatte zu Kopf ſteigen laſſen.

Von den neuen Serapionsbrüdern ſchien der nächtliche Wanderer, der immer rüſtig vorwärts ſchritt, etwas gehört zu haben, vielleicht durch Mittheilung von Architekten, mit denen er zu thun hatte. Mit ſchon gemindertem herben Ausdruck in der Stimme und wie von dem gutmüthigen Humor ſeines Begleiters angezogen, ſagte er: Ich trinke keinen Wein!

Sie ſcheinen ein großer Sparer! entgegnete Ottomar. Müſſen ja auf die Art Schätze ſammeln, da Sie in Ihrem Fach wahrſcheinlich ausgezeichnet ſind! Wer war eigentlich die Alte, wandte er ſich ihm zutraulich zur Seite, die Sie vorhin aus dem Hauſe ließ?

Des Teufels Großmutter! antwortete der Geometer, der aber trotz ſeiner Grobheit doch in beſſern Humor gekommen ſchien.

Bisher war ein junges Ding, eine Deutſchpolin, Schweſter der Frau eines Arbeiters bei meinem Vater, bei Ihrer Tochter oder Frau! Sie hatte kohlenſchwarze Augen, ein Stumpfnäschen, Lippen geſchwollen, wie eine ſchlecht geheilte Hiebwunde, kurz das böſe Ding ſcheint mich an meinen Vater verrathen zu haben, der kein unberühmter Mann iſt, ein Bildhauer! Daß ich Althing heiße, wiſſen Sie ja!

Dieſe unausgeſetzt einſchmeichelnde Plauderei ſchien denn doch angenehm auf den nun ſchon langſamer Schreitenden zu wirken. Man kam in Gegenden, die immer noch etwas belebt waren. Die Gaslaternen brannten noch überall.

Was iſt das mit den Serapionsbrüdern? fragte der in ſeinen Mantel Vermummte und gab damit das erſte Zeichen der Uebergabe einer Feſtung. Er ſteckte die Friedensfahne auf.

Ottomar erläuterte Alles. Er erwähnte auch die ihm bekannt gewordene Meinung des Sanitätsraths Elteſter, daß die Montagsgenoſſen ſich lieber Serapisbrüder nennen ſollten nach dem Gotte Serapis, dem Gott der unterirdiſchen Sonne, der Sonne der Nacht!

O, ſprach Ottomar mit einem gewiſſen Schwunge, laſſen Sie dieſe Sonne leuchten! Gäſte ſind nicht mehr viel in den Zimmern! Man kann ein Wort plaudern, das Niemand hört! Der Graf fürchtet ſich vor der Wahrheit, ich bin ja ſein Freund, laſſen Sie mich den Vermittler bleiben!

Der Geometer blieb ſtehen. Sein Mantel ſchlug auseinander. Der Geierblick des Auges, der durch eine Brille hindurchdrang, hatte ſich gemildert. Er nahm die Brille ab und behauptete nun wegen der blendenden Laternen beſſer zu ſehen. Man war nahe an dem bezeichneten Locale. Er richtete ſeine gefurchten magern Geſichtszüge, die etwas Mephiſtopheliſches hatten, auf die Häuſerreihe, vor der man ſtand, und murmelte: Die Sonne der Nacht, ſagen Sie? Ja, ja, wenn uns die einſt ſcheinen wird! Die Kehrſeite aller Dinge! Dann iſt das Meer abgelaufen! Auf ſeinem Grunde ſieht man das Gewimmel, die begrabne Welt, Schiffstrümmer, Leichen, untergegangene Städte, Länder, die verſchlungen wurden, gräuliches Gewürm!

Die Seeſchlange! unterbrach Ottomar den plötzlich wunderbar aufthauenden Mann und ſetzte proſaiſch heiter, um den Gewonnenen launig zu ſtimmen, hinzu: Fünf Häuſer weiter kriegen wir ſie!

Sie waren dann wirklich in die faſt gänzlich leeren Zimmer des bekannten Weinlocal, gerathen, wo bereits einige

Gasflammen ausgelöscht waren und die Kellner sich in einer Ecke hier und da einem wohlthuenden Schlummer ergeben hatten. Das Trommeln mit den leeren Flaschen mußte sie zum Bewußtsein bringen. Das von den Neuangekommenen Bestellte war bald herbeigeschafft. Sonderbarerweise verstand sich der Alte zu Ungarwein.

Sogleich stützte er das Haupt auf, griff in die grauen Haare, lüftete die Halsbinde und ergab sich trotz der Ironie seines Begleiters der Vorstellung von einem Weltganzen, das die Serapispriester mit Fackeln in der Hand bei Nacht feierten. Nacht, sagte er, ist das Wachsen der Pflanze! Nacht ist der Frühling, der da geht, Nacht der Winter, wie er kommt! Nacht ist der Geist, der seine Eindrücke empfängt! Unsichtbare, unterirdische Sonne! Ja, du hast auch in meinem Leben viel gesehen und beschienen! Wehe, was deckt nicht Alles das Grab!

Ottomar wartete, bis sich der gänzlich veränderte Mann, der die rauhe Außenseite abgeworfen hatte, erholt und von einem der dargebotenen Gläser ein wenig genippt hatte. Dann nahm der Alte trübblickend das Wort.

**Ende des ersten Bandes.**

Bayerische Staatsbibliothek München

☛ Probenummern versende gratis und franco.

## Einladung

Täglich 3 Ausgaben. zum Früh, Mittag, Abend.

## Abonnement

auf die

# „Schlesische Presse",

reichhaltigste, interessanteste und billigste große politische Zeitung.

**Insertions-Organ der Provinzen Schlesien und Posen.**

Chef-Redacteur: Dr. Alex. Meyer.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Abonnementspreis bei allen Postanstalten im deutschen Reich und in Oesterreich pro Quartal 5 Mark 75 Pf., für die zwei letzten Monate im Quartal 3 Mark 84 Pf., für den letzten Monat im Quartal 1 Mark 92 Pf.

Die „Schlesische Presse", welche unter den großen politischen Zeitungen Deutschlands eine **hervorragende Stellung** einnimmt, hat sich die Aufgabe gestellt neben ihrer **bekannten politischen Richtung** die Interessen des Handels, der Industrie und Landwirthschaft **in jeder Weise zu fördern** und beweist die **große, täglich steigende** Abonnentenzahl, daß sie den richtigen Weg eingeschlagen hat und verfolgt.

Die „Schlesische Presse" bringt in ihrer

**Morgen-Ausgabe** tägliche Leitartikel, Original-Correspondenzen und Original-Telegramme von allen bedeutenden Orten des In- und Auslandes, **ausführliche Provinzial- und Local-Nachrichten**, ferner ein so **gediegenes, interessantes** und **mannigfaltiges** Feuilleton,

**wie keine andere deutsche Zeitung.**

Die bedeutendsten und beliebtesten Schriftsteller, wie: **Friedrich Bodenstedt, E. von Dincklage, van Dewall, Carl Emil Franzos, Karl Gutzkow, S. Heller, Ferdinand Kürnberger, Fanny Lewald, Paul Lindau, Elise Polko,** Professor **C. M. Sauer, Sacher-Masoch, Hans Warkenhusen, Robert Waldmüller-Duboc** u. v. A. sind beständige Mitarbeiter des Feuilletons, welches gleichzeitig Kritiken über Kunst und Theater von unparteiischer Seite bringt und die neuesten hervorragenden Novellen und Romane von den ersten Schriftstellern der Gegenwart veröffentlicht. —

Die **Mittag-Ausgabe** enthält den vollständigen Kammer-Bericht aus dem Abgeordneten- und Herrenhause, sowie dem Reichstage, ferner eine **politische Uebersicht**, welche die neuesten Ereignisse bereits kritisch erörtert, ebenso den ausführlichen Bericht über den hiesigen Landmarkt und Notizen über die Berliner und Stettiner Productenbörsen, sowie politische und commercielle Depeschen. — Die

**Abend-Ausgabe** wird täglich Nachmittags 5 Uhr ausgegeben und mit jedem zunächst abgehenden Zuge an die auswärtigen Abonnenten versandt. Dieselbe bringt Original-Telegramme vom gleichen Tage und Correspondenzen von allen wichtigen Börsenplätzen des In- und Auslandes, bespricht in **Leitartikeln** aus Federn namhafter National-Oeconomen die wichtigsten Handelsfragen und giebt den Lesern Mittheilung über den Stand aller Actien-Gesellschaften. — Durch die Abend-Ausgabe bringt die „Schlesische Presse“ alle wichtigen Nachrichten früher, wie jede andere Zeitung.

**Inserate finden in der „Schlesischen Presse“ die weiteste und erfolgreichste Verbreitung.**

Insertions-Gebühr pro Zeile 20 Pf., **Arbeitsmarkt** und **Vermiethungen nur 15 Pf.** Reclametheil 50 Pf. In der Abend-Ausgabe pro Zeile 30 Pf.

zwiſchen friſchem grünen Gezweig verwitterten. Haſſan nahm ſich Zeit, da er die Thürme und Minarets von Damaskus ſchon vor ſich ſah und deutlich den Almodan auf der Moſchee des Propheten das Abendgebet blaſen hören konnte. Wie aber Haſſan ſo im Graſe hingeſtreckt lag, überfiel ihn eine plötzliche Müdigkeit. Ob er gleich fühlte, daß es Zeit wurde, aufzuſtehen und heimzukehren, ſo vermochte er ſich doch nicht aufzurichten. Seine Glieder waren wie von einem unſichtbaren Zauber beherrſcht und ſiehe, er war in wenig Augenblicken eingeſchlafen. Kaum mochte er ſo eine Weile gelegen haben, als es ihm war, als erwache er. Da war es rings um ihn Nacht und nur die Sterne funkelten; die Käfer, die in dem hohen Graſe ſchwirrten, leuchteten und von den Thürmen von Damaskus her ſah man die Lichter der Feuerwachen, die auf ihnen unterhalten werden. Das treue Roß hatte ſich im Graſe zum Schlafen niedergelegt. Wie Haſſan noch ſo um ſich blickte und ſich die Augen rieb, hörte er in dem alten Gemäuer auf dem kleinen Hügel, an deſſen Fuß er geſchlafen hatte, ein Geräuſch und glaubte auch einen wilden Fuchs auf der Ruine plötzlich aufgeſchreckt zu ſehen, der in's Feld hinauslief. Bald aber trat eine hohe menſchliche Geſtalt aus dem Gemäuer und ſchritt gerade auf den aufgeſchreckten Schläfer zu. Haſſan, ſagte er, ich kenne deine geheimen Wünſche! Stehe auf, wir wollen die Länder der Franken durchfliegen und uns durch Anblick ihres mit glänzendem Schein überzogenen Elends zum neuen Kampfe für den Propheten ſtärken. Ich war ſchon oft in jenen Ländern und kenne ſie, als wäre ich dort geboren. Da Haſſan zögerte und ſich mit den Geſchäften ſeines Vaters entſchuldigte, ob ihm gleich das Verlangen, dem Derwiſch zu

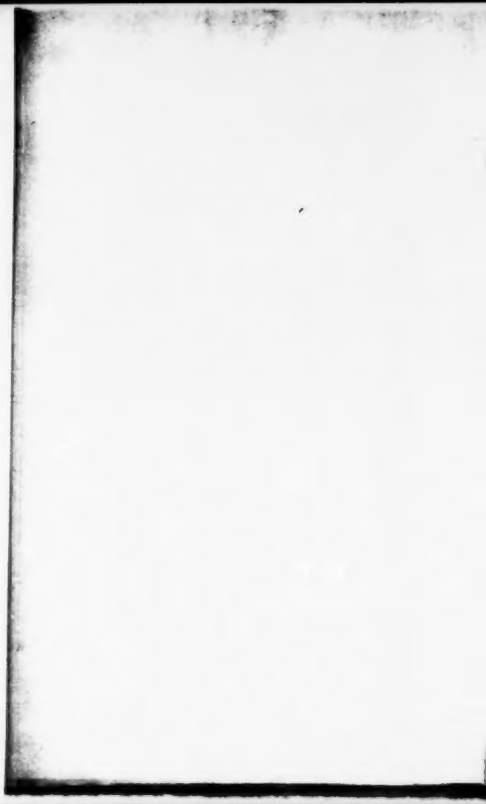

# Die neuen Serapionsbrüder.

Roman in drei Bänden

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Breslau.
Verlag von E. Schottlaender.
1877.

Bayerische Staatsbibliothek München

Alle Rechte vorbehalten.

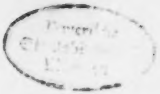

## Erſtes Kapitel.

Meine Geſchichte iſt kurz, begann der plötzlich ſo überraſchend umgewandelte Geweter, aber an Qualen iſt ſie ewig lang! Der Schmerz, die Scham werden endlos ſein! Schon daß ich ſo ſtändig die Welt belügen muß! Aus der Lüge kommt alles Verderben! Edwina iſt ein Geſchöpf, das ich nicht bewältigen konnte und kann! Und nähme ich den Sturmwind zu Hülfe, den Donner und den Blitz, ihr Freiheitsſinn bannt ſich nicht in die Regel, und ich kann nicht ewig Scenen aufführen, wo die Straßen zuſammenlaufen! Geh' Du dorthin, ich bleibe hier! Das mußte zuletzt beſchloſſen werden! Sie hat herrliche, liebenswerthe Eigenſchaften, aber es iſt ein Weſen, um das ſich einſt der Himmel und die Hölle ſtreiten werden. Was ſie mir ſchon Alles angethan hat, im Bunde namentlich einſt mit einer Ungarin, das Weib heißt Baronin Ugarti —! Ich trinke dieſen Wein mit einem ſtillen, den unterirdiſchen Gottheiten vernehmbaren Pereat —! Brenne dies Weib im Pfuhl der Hölle!

Aber wie kommen Sie nach Ungarn? Iſt das engelgleiche Weſen denn Ihre Frau? Ihre Tochter? Iſt Graf Wilhelm ihr Vater? Alles das fragte Ottomar durcheinander, endlich erfreut, daß dem Erzähler ſogar der Wein zu munden anfing.

Eine Pauſe trat ein; dann ſagte der Alte:

Daß Graf Wilhelm Edwinas Vater iſt, läßt ſich nicht läugnen, obſchon ich einſt geſchworen habe und ſchriftlich im Kirchenbuche bezeugte, daß ſie meine Tochter iſt! Wie kam's aber zum Gegentheil? Der Graf hat ihr ſelbſt das Geheimniß verrathen! Meinen Schwur, den ich leiſtete, daß ich niemals Mißbrauch mit dem mich in jenen Tagen empörenden Thatbeſtande machen wollte, werde ich halten. Die alte würdige Frau, die Graf Wilhelm, ein poetiſcher Phantaſt, meinetwegen ein Originalkopf, betrog, ſoll mir Niemand vor ihrem Tode betrüben! Wer es thäte und wär's Edwina ſelbſt, den erwürg' ich! Herr, fuhr der Alte nach einer Pauſe fort, ich beſaß ein bildſchönes junges Weib, meinen damaligen Jahren angemeſſen, nur ein Mädchen aus dem Volke. Sie ſahen ſoeben die ganz gewöhnliche Mutter meiner Frau! Edwina würde für ſie nur Almoſen haben, wenn ſich die alte ehrliche Wäſcherin, die mir das Haus aufgeſchloſſen hat, — nicht ſelbſt ernährte! Sie nimmt Nichts von ihr als den Wäſcherlohn! Ich bringe mich

ſchon durch! Sie haßt in Edwina die Mörderin ihrer Tochter und verlacht ihren Hochmuth. Daß ſind ſo Helden aus dem Volke!

Unwillkürlich mußte ſich Ottomar ſagen: Während Edwina ſich auf Polſtern ſtreckt?

Er ſah wie in ein halb von Gewitterwolken, halb von Sonnenſtrahlen beſchienenes zerklüftetes Gebirgsthal. Welche Verhältniſſe —! Welche Menſchen —!

In der Paliſſadenſtraße? fragte er nur mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens. Im Hinterhofe wohnt die Alte? Die Großmutter Edwinens?

Wohlgemuth! Dreiundſiebzig Jahre alt — fromm und ſittenſtreng —

Und die vorwohnende Edwina hat die Großmutter nicht ſelbſt bei ſich? Nicht in ihrer Wohnung —?

Sie können mit einander nicht auskommen! Edwinas Geburt hat ihr ihr Kind umgebracht. Edwinens Urſprung — Alles iſt der ächten braven deutſchen Frau ein Gräuel, aber ſie liefert ihr die Wäſche — Hahahaha! lachte darauf der Alte pfiffig, ſie bewacht ſie mir aber auch!

Ottomar ſchüttelte bitter lächelnd den Kopf, aber der Geometer fuhr fort: Meine alte Schwiegermama iſt glücklich in ihrem Hinterhofe! Sie ſagt mir nur, wie ſich Edwina, die ſich zu ihrer Großmama nur herab-

laßt, wenn sie ihre Wäsche sortirt, aufführt! Denn Sie müssen wissen, was Edwina auch weiß, es geschieht etwas, wenn sie in ihrer Emancipationsraserei bis auf die Straße geräth —

Um Gotteswillen! rief Ottomar entsetzt. Die Züge des Alten waren verzerrt. Seine mit starken Gichtknoten bezeichneten Hände krümmten sich. Zwischen den Zähnen, die noch in stattlichen Reihen standen, zog er gleichsam die Worte: Sie hat uns schon zu schaffen gemacht! Aber es ist wahr, Sonne der Nacht, zeuge Du! Ich hasse den Grafen, aber das muß ich ihm doch nachsagen: er hatte seine Tochter nur bessern, nur erziehen, zum Guten führen wollen! Warum mußte er sterben! Er würde sie anständig verheirathet haben!

Ottomar ließ in blitzschneller Beleuchtung alle Personen vor seinem geistigen Auge vorüberziehen, auf welche da wohl die Wahl des Grafen Wilhelm hätte fallen können. Es entsetzte ihn, dabei an sich selbst zu denken.

Inzwischen warf sich der räthselhafte Mann mit ausbrechenden Thränen und mit dem ganzen Haupte, den untergebreiteten Armen auf die uns wohlbekannte wachstuchne Tischdecke.

Ottomar sah den Ausbruch starker, berechtigter Gefühle, aber auch krankhafter, vielleicht fixer Ideen.

Ein: Ich morde sie — wurde fast gesprochen, wie wenn bei Aeschylos die Eumeniden ihre Fackeln schwingen. Er war auf's Aeußerste erschüttert und schien zugleich gerührt. Aspasia und Sokrates waren hier keine Fabel gewesen! Sie fällt zurück in die Schande! rief er jammernd. Der Graf hatte ein verwildertes Mädchen, sein eignes Kind erzogen und dies Werk nur halb vollendet! Was wird sie mit den 30,000 Thalern machen!

Vor Schmerz konnte der Alte kaum Sprache gewinnen.

Es kommt auf zwei Momente in meinem Leben an, fuhr er dann fort, als er seiner Bewegung Herr geworden war. Ich bin Geometer und habe als solcher die Welt gesehen. Um Eisenbahnen zu traciren bin ich bis in die Türkei gekommen! Aber ich war auch im Vaterlande viel beschäftigt, unter Anderem bei Hochlinden, nahe dem lieblichen Städtchen Weilheim, wo ich Aufträge für die Regierung landvermessender Art hatte und lange Zeit Posto faßte. Meine Frau blieb auf der Station Weilheim, während ich in der Provinz bald da, bald dort zu thun hatte. Zufällig besuchte sie das nahegelegene Schloß Hochlinden. Die Gräfin, eine vortreffliche gutmüthige Frau, sah die schlanke junge Blondine, begrüßte sie herablassend und nahm sie freundlich in ihr Schloß. Der Herr Graf kam hinzu und meine Gattin stand

unter den unbewußten Geſetzen der Gefallſucht. Wid
Willen war ſie eine verführeriſche Schlange. Sie hat
es von ihrem früh zu Grunde gegangenen Vate
Edwina iſt ihr Ebenbild! Es ſind ſchon die Augen allein, d
gar nicht anders können als kokettiren! Ihre Mutt
büßte ihre Untreue mit dem Leben. Nun hatte ich e
Kind zu erziehen, das ich, warum ſoll ich es denn nic
geſtehen, haßte! Meine Ehre ſchien mir beſchimpf
Ich hatte das Weib während ihrer lange mir verborge
gehaltenen Schwangerſchaft — ich ahnte es ſogleich u
ſie verkündete den Thatbeſtand zuletzt mit beiſpielloſe
Triumphgeſchrei — von mir weiſen können. Der To
ſelbſt kam Allem zuvor! O wie gleichgültig ſah ich de
Menſchen zu, die den Wurm, ein ſchönes Kind, au
hoben und pflegten! Alles geſchah heimlich, unter de
Befehl des Grafen, aber gerade ſeine Einmiſchun
empörte mich. Ich wollte Alles ſelbſt thun, das Kin
ſollte das meine ſein und ſo bürdete ich mir mit de
Trotz der Ehrliebe Jahre lang, manchmal mit Hüt
meiner alten Schwiegermutter und anderer Menſchen
die mit meinem Beruf ſchwer in Einklang zu bringend
Laſt auf! Ich mußte reiſen. Kam ich zurück, ſo wa
Alles, was ich angeordnet hatte, vergeſſen, die Macht de
Großmutter war überwunden, liſtig umgangen, das Kin
aus den Augen verloren, bei Fremden, bei alten Freun

folgen, aus den Augen brannte, so beruhigte ihn dieser indem er sagte: Hassan, ich habe in Cypern einen glücklichen Fund gethan, den die Malteser und Venetianer auf jener Insel, als sie davonzogen, mitzunehmen vergaßen. Ein Edelmann, Namens Fortunat, besaß dort einen Hut, mit dessen Hülfe er im Flug überall, wohin er wollte, gelangen konnte und einen Beutel, der, obgleich leer und unscheinbar, doch unerschöpflich an Geld war. Diesen haben die Nachkommen des Edelmanns Fortunat mitgenommen und ihn, wie man sagt, an den reichen Hebräer Rothschild verkauft; der Wünschelhut ist aber zurückgeblieben. Hier ist er! Damit zeigte er ihm einen alten, fast verschimmelten Filz und ermahnte ihn dringend, sich um seinen Leib zu klammern. Hassan stand eine Weile unschlüssig; dann aber, der Freude und Neugier nicht mehr widerstehend, schlug er seinen Arm um den Derwisch und schmiegte sich wie ein Bräutigam an seine Braut an. Dem Derwisch that es wohl; er lächelte und setzte die alte Kappe auf. Indem erhoben sie sich und schwebten mit der Schnelligkeit eines Vogels über die Nacht hin. Damaskus, Syrien, Cypern schwanden unter ihren Füßen. Als es Morgen wurde und die Meereswellen von der aufgehenden Sonne glühten, hatten sie eine Menge kleiner und großer Inseln vor Augen, flogen dann noch eine Strecke und schwebten zuletzt über einem festen Lande, welches der Derwisch als das neuerstandene Hellas bezeichnete."

„In griechischen Kleidern besuchten die beiden Reisenden, in Athen angekommen, eine der vielen Kaffeebotteghen, wo schon am frühen Morgen sich Gäste zu versammeln pflegen. Sie hatten sich kaum in eine Ecke gesetzt, wo sie die An-

dinnen der Mutter. Dennoch entwickelte es sich körperlich und geistig, nur daß zugleich sein Wesen Trotz und Freiheitssucht wurde. Im achten Jahre entlief sie mir! Ich hatte sie da mit nach Ungarn genommen. Meine Stationen wechselten. In Hermannstadt hatte ich sie einer braven Pfarrersfamilie übergeben. Die wurde von ihr bei Nacht und Nebel verlassen! Zwei Jahre war das unglückliche Kind vollständig verschollen! Denken Sie sich meine Aufregung! Denn wenn auch nicht Liebe, doch Pflichtgefühl bindet mich an sie —

Ottomar hörte nur und Alles voll Staunen. Ja, wo war sie denn so lange? fragte er, unfähig, sich eine Combination zu machen.

Nach ihren späteren Aussagen, fuhr der Erzähler fort, redete sie auf der Landstraße eine in einer Carosse vorüberfahrende elegante Dame an. Die Dame hatte Dienerschaft in Livrée hinter sich. Die Frau nahm die Verschmachtete in den Wagen und reiste mit ihr südwärts, der türkischen Grenze zu. Erst später erfuhr ich den Namen der Stadt, wo die Besitzungen dieser Frau liegen sollten, Krajowa.

Ottomar schüttelte sein Haupt. Schon die fremden Namen der Städte hatten etwas Erschreckendes. Ist das die Ugarti? fragte er den Geometer, der jetzt schwieg. Und die Ankündigungen Ihres Verlustes, fuhr Ottomar

fort, die doch erfolgt sein werden? Die Bemühun
der Polizei, die Sie benachrichtigten? Hatte denn
Alles keinen Erfolg?

Der Alte lachte. Im Ungarlande! sagte er.
Rumänien! Bei den Halbtürken! Die ungari
Nation ist Eines Stammes mit den Türken. Es
die christlichen Türken! In einer Geschichte Unga
las ich, daß einer der ersten Magnaten zur Zeit
Reformation, ein Mann, den die lutherische Pa
Ungarns als einen ihrer ersten Glaubenshelden noch h
feiert, die Gunst des Padischah in Stambul durch g
Wagenladungen voll junger Mädchen und Knaben
erwerben trachtete, die er aus seinen Gütern aushob
mit sich, der händeringenden Väter und schreien
Mütter nicht achtend, nach Konstantinopel schleppte!
Die Baronin Ugarti, sagte nach einer Pause
zwinkerndem Auge der Erzähler, las alle meine Anze
und Bitten — beachtete sie aber nicht! Edwina g
es auch unter der jungen Brut!

Ottomar sprang auf. Er fühlte es sich über
Nacken rieseln. Das historische Citat, auch für die ne
Zeit so oft beschämend bestätigt, verursachte ihm Scha
Er mußte stehen. Der Ofen hatte noch Steinkohleng
genug. Er blieb in dessen Nähe — Bilder boten
seiner Combination, die dem Pinsel eines —

Zukunftsmalers, einer in der Bayreuther Rheingoldſchule gebildeten Phantaſie angehören mögen.

Zwei Jahre war ſie bei jener Frau! — ſagte der Geometer kleinlaut. Ugarti! Natürlich — Baronin! Und eigentlich nicht zwei Jahre, ſondern drei, lieber Herr! Denn Edwina lief zu ihr wieder zurück! Nach den erſten zwei Jahren dankte ich noch der „guten Dame“ für die lange Pflege auf ihrem Schloß, wo mir die große Zahl von Kindern nicht auffiel. Sie behauptete, keine Anzeige geleſen zu haben. Das Kind hätte hartnäckig ſeine Herkunft verſchwiegen. Man hätte ſie Marusza geheißen. Als ich Edwina wieder zu mir genommen hatte und vorläufig in der Gegend von Peſt zu thun hatte, entlief ſie, wie geſagt, entweder auf's Neue oder wurde durch Abgeſandte der Ugarti entführt. Ich hatte einſt dem Grafen Wilhelm geloben müſſen, Edwina als mein Kind zu betrachten, es um eine hohe Summe, die der Graf der Mutter noch bei Lebzeiten ſchenkte, die aber auf die vielen Koſten hinging, die mir eine ſo regelloſe Aufführung des Kindes verurſachte, für immer zu erziehen. Der treffliche Mann glaubte aller Sorge und des weitern Denkens an dieſe Epiſode eines Aufenthalts in Hochlinden entrückt zu ſein. Da vertraute ich ihm Edwinens Entwickelung, das erneuerte Verſchwinden des noch nicht zwölfjährigen Mädchens und bat um ſeine Hülfe.

Entſetzen ergriff ihn. Die Thränen ſtanden ihm im Auge. Nach langem Suchen wurde ſie in Krajowa gefunden und in dem Augenblick, wo die Baronin Ugarti wegen verdächtigen Verkehrs mit den Paſchas von Sarajowo und Skutari verhaftet und proceſſirt wurde —!

Ottomar ſeufzte: Iſis und Oſiris, laßt eure Schleier ſinken —! Man wird zu Schillers Jüngling von Sais!

Edwina, faſt ſchon voll entwickelt, fuhr Marloff fort, wurde in eine Schweizerpenſion von mir gebracht, wo ſie äußerſt ſtreng gehütet wurde und auch Anfangs tüchtig lernte. Die Berichte lauteten auch günſtig. Aber ſchon nach zwei Jahren erſchien ſie plötzlich bei mir! Ganz ungerufen, ganz ſelbſtſtändig durch die Schweiz und Deutſchland gereiſt! Sie erklärte mir rundweg, die Lebensweiſe, die ich führte, würde ſie nicht mitmachen! Im Laufe ihrer mit unglaublicher Sicherheit vorgebrachten Erzählung, die ſie immer franzöſiſch ſprechend und mit franzöſiſchen Witzen unterbrach, kam auch die Mittheilung, die Ugarti hätte ihre Strafe abgebüßt. Die Dame wäre eine liebe Perſon, nur verleumdet, verhetzt von Feinden, kurz, ich ſah keine Rettung, als den Grafen um Hülfe zu rufen und ſie mit ihrem zuſammenzuführen. Die Enthüllung, daß ſie des Grafen Tochter ſei, machte einen faſt feierlichen, ich möchte ſagen, religiöſen Eindruck auf ſie! Sie weinte, ſie ſank vor ihm

mit gefalteten Händen in die Knie, ſie gelobte, ſich von jetzt ab aller Tugenden, die es nur gäbe, zu befleißigen! Ich mußte mich abwenden vor Rührung. Der Graf, allerdings entzückt von ihrer Schönheit, nahm ihr das Gelöbniß ab, noch einmal in ein Penſionat einer kleinen Stadt zu gehen. Dort verhielt ſie ſich ohne Tadel, nur erwartungsvoll, daß ſie nicht in meine und der alten Großmama Sphäre geriethe, ſondern auf der Höhe der gräflichen Protection blieb. Als ſie zurückkehren ſollte, erwartete ſie denn auch die Wohnung, die Sie kennen, und ein Verkehr, der ſeinesgleichen ſucht. Aber der Tod des Grafen hat uns auf einen Punkt geführt, wo drei, vier Wege ſich kreuzen und es ſteht kein Wegweiſer da, als — die alte Großmama, die mir Bericht erſtattet —!

Der Erzähler beeilte ſich jetzt. Denn in dieſem Augenblicke löſchte der Wirth wieder eine der noch brennenden Gaslampen und mahnte mit einem zweideutigen Guten Abend! und der höflichſten Verbeugung, ſich jedoch die Augen reibend, an Thorſchluß. Der Wächter hatte Drei gerufen. Die Sitte, von Ballen noch in eine „Kneipe“ zu „ſtürzen“ und einen oft vom zu langſam-ſervirten Souper erſt recht hervorgerufenen Zahnhunger durch zwei Breſſteaks mit vier Eiern in einem Keller oder ſonſtwo zu befriedigen, hatte die volle Gelegenheit gehabt, andrerſeits auch hier noch befriedigt zu werden.

Da schieden denn freilich beide seltsam Verbundenen mit einem unaufgelösten Accord, aber doch mit einem aufrichtigen Handdruck von Seiten Ottomars. Der hagere Mann, dessen Gesichtszüge schon dadurch würden gezeichnet gewesen sein, daß er gewohnt war, oft in Sturm und Wetter zu arbeiten, hatte gewissermaßen zum Grafen Udo gesprochen.

Beide, der schwarzsehende Vater und der Abgesandte des Grafen hatten jeder seinen Weg nach entgegengesetzten Richtungen. Ottomar versprach, sich wieder bei ihm einzufinden, und inzwischen dem „Fortsetzung folgt“ des Märchens der gräflichen Erziehung durch ein Schachbrett, durch die Cigarre, durch die Plaudereien in französischer Sprache über Kunst und Alterthum nachzudenken —

Vergessen Sie die Küche nicht! Edwina versteht sich darauf! Der Graf nahm jeden Abend dort sein Souper —

Und trank dazu Ungarwein —? rief Ottomar aus voller Brust in einem Ton, der die Voraussetzungen der Reinheit eines solchen Verhältnisses wieder bezweifelte, ihm nach.

Der Alte hatte sich zum Gehen gewendet und hörte nicht mehr. Beide trennte die Nacht, des uralten Chaos sternenschleierverhüllte Tochter. Alles blieb still.

## Zweites Kapitel.

Als im Wolmy'schen Hause Ruhe eingetreten war, warf sich der hart geprüfte, in allen Muskeln und Nerven erschöpfte Mann auf sein Lager, konnte aber vor Aufregung kein Auge zuthun. Er hatte die Ueberwindung gehabt, aufzubleiben, bis die letzte Champagnerbowle ausgeschöpft war. Er hatte mit ironischem Triumph den drei Verbundenen die Gläser gefüllt, ihnen die Hand gereicht und wie ein guter Hauswächter zuletzt das leere Gehäuse dieses „feinsollenden" Vergnügens selbst geschlossen. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Immer sah er die Verruchtheit des Attentats. Er sah es auf dem Gipfel des Gelingens und fragte sich: Was suchte man eigentlich? Das Testament! Wollte man auch das unterschlagen? Es existirt keine weitere beglaubigte Abschrift, aber ich kann es auswendig und beschwöre seinen Inhalt! Freilich! Freilich! Man würde den Schwur — in eigner Sache — nicht annehmen! Aber was rede ich zusammen? Was ist das Ganze? Man

kennt meine Schwäche und wollte Nichts als eine Pro
auf die Mutter ausüben, ſich des Sohnes zu erbarm
Hätten ſie doch die Kapſel behalten, haha! ſie wü
Unterhaltung gefunden haben! Ob wohl Martha
Schlüſſel gegeben hat —? Dieſer Gedanke trieb ihn
wieder vom Lager auf. Der Act des Vertrauens
gegen Martha faſt zu groß geweſen! Wohin hätte
ſich erſt, als ihm ein inneres Wohlgefallen und di
laubte Zufriedenheit, die der Menſch zuweilen mit
ſelbſt haben darf, ſagte: Du haſt Deine todtk
Gattin, die Mutter dieſes mißrathenen Sohnes gef
Du haſt den Bruder der lieblichen Ada, dann den Br
Marthas geſchont, einer Blume, die zerknickt wäre, w
die That in voller Bloße, nackt und ſchimpflich, w
vom Zufall gegafft, durchkreuzt, verhöhnt wurde, offe
worden wäre! Und doch ging er wieder im Zi
auf und ab und ſtampfte mit dem Fuße auf. Selb
Patronen mußte er ja dem Mahlo nachſehen, we
zu eng mit dem Familiendrama ſelbſt zuſammenhi

Der Morgen graute. Auf leiſer Schwinge war
Uebermüdeten endlich denn doch eine leichte Befang
der Sinne gekommen. Nichts merkte er von dem
roth, das ihm in's Fenſter ſchien, Nichts von der
gierenden Tagwerk in der Fabrik. Im Hauſe zeigt
reges Leben. Klingeln wurden gezogen. Tante

war bei der Schwester, die ihren Tod nahe glaubte und nach Arzneien, dem Arzt, nach Martha und ihrem Mann verlangte. Dora konnte scharf und bestimmt auftreten. Sie beschränkte mit einem energischen Gebiete alle Wünsche der Commerzienräthin auf das Maß des Möglichen, verordnete Ruhe und Fassung, und Wolny erholte sich von der Ueberspannung seiner Kräfte bis gegen neun Uhr.

Wehlisch klopfte an Wolnys Thür. Es war schon halb zehn.

Wolny öffnete.

Auffallend! flüsterte der weißhaarige Alte. Ehlerdt ist eben in die Fabrik gekommen! Als wäre Nichts geschehen!

Was ist denn geschehen? fragte der Großmüthige, seinem System treu bleibend.

Wehlisch blickte den Principal groß an. Das Schlüsselbund mit den Dietrichen gehörte doch nicht in unser Hausinventar! sagte er, während sich Wolny ankleidete. Weiß der Himmel, wo das Diebszeug gestern hingeworfen ist!

Diebszeug? wallte der Principal künstlich auf. Habe ich die Geschichte von meinem verlegten Schlüssel so erzählt? Ich muß bitten, daß sich Niemand erlaubt, daran Zweifel auszusprechen! Es soll hier Nichts unter-

sucht werden — der Ruhe meiner Frau wegen — selbst die dummen Knallerbsen nicht —

Brennpatronen! fiel Wehlisch ein.

Wolny zwang sich zum Lachen. Diese Uebertreibung! sagte er. Die Dinger machen Lärm und Rauch. Das ist Alles. Viele Leute finden sogar Pulvergeruch angenehm.

Wehlisch zog sich kopfschüttelnd zurück. Sein in den Corridor gerichteter Blick schien auf Marthas Kommen zu deuten. Wolny zog die Thür zu und vollendete seine Toilette.

Auf sein Frühstück legte er wenig Werth. Es war bald genommen. Flüchtig und die Augen niederschlagend, sagte ihm dann Martha im Vorübergehen: Den Schlüssel gab ich an Fräulein Dora! Dann gab die Sprecherin in auffallender Weise Wolny die Hand und verschwand. Sie hatte einen Winterhut auf und trug ihren schottisch carrirten Mantel. Verläßt sie das Haus? sagte der Hausherr bestürzt und wollte zu seiner Gattin. Er mußte sich der Gegend des Hauses nähern, wo ihn oft die zärtlichste Sorge des Nachts hatte Wache halten lassen. Er hatte dann drinnen die oft hörbaren Athemzüge der Leidenden gezählt und schrieb dabei am geöffneten Bureau oder lag auf einem Ruhesopha ausgestreckt, in einem Buche lesend.

fömmlinge muſtern konnten, als ein dicker Wanſt in fränkiſcher Kleidung ſchwerfällig zu ihnen herantrat und ihnen einen weißen Bogen Papier überreichte. Der Derwiſch las und fragte Haſſan: ob er Luſt hätte, an einer bayeriſchen Actienbierbrauerei Theil zu nehmen? Dies wäre eine Einladung dazu! Haſſan ſchüttelte den Kopf. Der dicke Bräu aus Regensburg ſuchte in einer Sprache, die der Derwiſch, ſo wie Ihr ſelber, vollkommen verſtand, ihm den Plan annehmlicher zu machen; er bewies, daß er ſeine Brauerei auf der Akropolis anlegen dürfe (dicht bei dem der Minerva geheiligt geweſenen Oelbaume, bemerkte ein ſich in das Geſpräch miſchender Alterthumsforſcher); er ſchilderte die Freuden dieſes Getränks, welches er Bock nannte, auch wohl Erlöſerbier, wenn gleich das Letztere leiſer zu verſtehen gebend, da einige Officiere mit dem Erlöſerorden in der Nähe ſtanden. Als ſich der Bräu unverrichteter Sache zurückzog, ſagte der Derwiſch zu Haſſan: Sieh, dort drüben öffnet ein Türke und hier ein Grieche ſeinen Laden; es ſind zwei Geldwechsler. Komm, wir wollen ſehen, welcher ehrlicher iſt. Sie gingen zum Griechen hinüber und ließen ſich ein Goldſtück in kleine Münze verwechſeln. Seiner Ehrlichkeit vertrauend, zählten ſie nicht; doch, als ſie draußen vorm Laden waren, prüften ſie und fanden, daß ihnen eine Drachme zu wenig gegeben war. Nun gingen ſie zu dem Türken und gaben auch ihm ein Goldſtück. Während der Grieche es zehnmal auf den Tiſch geworfen hatte, um ſeinen Klang zu hören, prüfte der Türke es leicht, zählte das Silber auf, ſcharrte es zuſammen und gab es ſtumm, wie der Türken Art iſt, den beiden Fremden. Dieſe zählten draußen nach, es fehlte kein Heller. Ich will nicht ſagen, begann der

Kaum hatte er sich dem verhängnißvollen, schon von allen Spuren, die der gestrige Abend zurückgelassen, gesäuberten Zimmer genähert, als ihm der schreckliche Anblick seiner wie eine wandelnde Leiche ihm entgegen tretenden Gattin wurde.

Gabriele! rief er aus. Was unternimmst Du? Bleibe doch im Bett!

Die Unglückliche schüttelte ihr einst so schön gewesenes, jetzt entstelltes Haupt. Ihrer älteren Schwester gab sie die Hand, um sich von dieser unterstützen zu lassen. Sanft glitt sie dann in einen großen Rollfauteuil, dessen Ueberzug einige Brandwunden davon getragen hatte, auf welche dann auch Tante Dora das Gespräch leitete. Die alte Jungfrau war emport. Sie gehörte zu den Naturen, die das Aufregende, Excentrische nur in Büchern, nicht im eignen Leben wollen. Wolny bezeichnete diese Eigenschaft, die im Hause immerfort neregelte und Alles tadelte, während sie von den grotesken Erfindungen der Romane angezogen wurde, mit dem Bibelwort: Hier seigen sie Mücken und dort verschlucken sie Elephanten!

Lieber Freund, stöhnte die Commerzienräthin, der gestrige Abend gab dir Gelegenheit, durch Deine Geistesgegenwart der Welt einen Einblick in unsern bis zum Aeußersten angelangten Conflict zu verschleiern! Ich danke Dir für Deine Güte, obgleich Du wohl nicht an

die Schonung meines Sohnes und seines schlechten Rathgebers, des Barons Forbeck, gedacht hast, sondern zunächst wohl nur an das Opfer seiner Verführung, den jungen — sie stockte sogar Marthas Namen zu nennen — Ehlerdt kam endlich mühsam über ihre bleichen Lippen.

Laß doch das alles! überwand Wolny seinen aufwallenden Unmuth. Ich ließ Dir ja den Schlüssel übergeben! Untersuche selbst, was Du gefunden hast. Ich bitte Dich darum! Du willst, höre ich, nach Italien reisen. Dahin soll uns manches der Hefte, die ich darin liegen habe, aus meiner alten Studienzeit begleiten —!

Begleiten? nahm die Kranke seine Rede auf. Nein, nein, ich reise allein, will Dich aber — ja, lieber Wolny, ich will Dich beglückt zurücklassen!

Beglückt? Wodurch? fragte Wolny, der wieder den Scheidungsplan herankommen sah.

Ich gehe nach Italien, wenn ich noch die Kraft habe und finde wohl in Mentone oder San Remo mein Grab! Eine Scheidung macht Dich frei. Martha wird die Deinige werden. Die für eine Scheidung von den Gerichten verlangten gemeinen, unsittlichen Motive muß man leider zu finden suchen!

So handelte also Dein Sohn in Deinem Auftrage? rief Wolny aus. Fräulein Dora, haben etwa Sie das alles ausgeheckt? Unterstützt? Oder ist es Harry allein

gewesen? Scheidung! Habe ich Dich je gehindert, das Testament Deines ersten Gatten umzustoßen und für Dein Theil ein neues zu machen? Denn bei Harry kommt Alles nur darauf hinaus!

Laß mich das Wort nicht hören! rief die Commerzienräthin, wie mit den Zähnen einen tiefen Schmerz verbeißend. Ich spreche von Italien und meiner Gesundheit und nicht von Harry —

Tante Dora setzte sich bei Seite, zog die Fenstervorhänge des etwas dunkel gelegenen Zimmers zurück, tastete an ihrer Rocktasche und zog einen Leihbibliothekenroman hervor, um zu lesen. Dann seufzte sie und sagte: Ja, ja, Fürst Kaunitz hat doch auch seine Sorgen gehabt!

Das aufgeregte Paar kannte schon diese Art, wie sich die seltsame alte Jungfrau der Einmischung in die häuslichen Händel zu entziehen suchte.

Siehe, die Scheidung, lieber Mann, fuhr jetzt mit kaum vernehmbarer Stimme die Commerzienräthin fort, muß Motive haben. Man ist jetzt so streng damit!

Wo ist der Schlüssel? rief Wolny wild. Fräulein Dora! Wir wollen suchen! Dein Sohn hat also in Deinem Sinne gehandelt? Scheidungsmotive? Schließen wir auf —

Wolny sprang an den Secretär. Das Schloß war unverdorben, so geschickt hatte Ehlerdt es gestern behandelt.

Tante Dora reichte den Schlüssel wie mechanisch und murmelte: Die Reformen Josephs — ja, ja, die haben den bösen Migazzi geärgert —

Dieser Gedanke kommt von ihm! ließ sich Wolny nicht unterbrechen. Eine Scheidung ist nicht möglich, ohne den Schuldigen auf ein Pflichttheil zu setzen! fuhr er fort. Ich werde der Schuldige sein müssen, der Ungetreue, der Held dieser anonymen Briefe!

Das freiwillige Herausreißen aller Papiere, der Blechkapsel wurde unterbrochen, als Wolny etwas von seiner Frau hörte, das ihn vollends empörte.

Heute in aller Frühe schon, sagte die Kranke, habe ich Martha gefragt, sie sollte mir auf ihr Gewissen und vor Gott als Zeugen aufrichtig bekennen, ob sie Dich liebte!

Wolny war über diese Mittheilung außer sich. Nun verstand er Marthas jähen Abschied. Sie hatte einfach das Haus verlassen. Und auf's Gerathewohl, nur mit Hut und Mantel. Alles, was ihr gehörte, war liegen geblieben. Ich stehe wie wurzellos! rief er erblassend, und kann kaum den Boden unter mir fühlen! Eine Knospe künstlich zum Aufbrechen zwingen! rief er aus. Eine Geburt der Seele, die in Gottes Schooß schlummerte, die vielleicht noch nicht einmal der keusche Mond, den die Sterne noch nicht erfuhren, so künstlich gefördert,

an's Licht gezerrt! Das iſt ein Frevel an der Natur, größer als der war, den Dir Deine Schweſter nachträgt, daß Du einen Mann nahmſt, der junger war, als Du!

Dieſe las laut: Cardinal Migazzi ſagte darauf zur Kaiſerin —

Sie wollte offenbar Ruhe ſtiften.

Aber ihre Schweſter hörte nicht darauf. Bitter entgegnete ſie: Martha wußte ſich beſſer zu beherrſchen als Du! Ihr höhniſches Schweigen, ihr Großmichanſehen und mitleidiges Achſelzucken waren eine diplomatiſchere Sprache!

Wolny ließ ſich durch dieſen Spott nicht werfen

Was konnte ſie denn anders thun, als ſich in das Gewand ihrer Unſchuld hüllen — ? antwortete er und kehrte in den Ausdruck ſeines Schmerzes zurück. Solche Erörterungen hinter meinem Rücken! Solche Fragen an das Ungeborne im Menſchen! Es iſt, wie wenn man ein Saatkorn in Egyptens Pyramiden gefunden hätte! Es liegt da Tauſende von Jahren in einem Mumiengrabe! Es hätte Leben nur für die Sonne der Nacht gehabt! — (Der Gedanke Ettelters hatte ſich immer weiter geſprochen.) Er war beſtimmt, am jüngſten Tage beim allgemeinen Erwachen die erwachende Mumie zu ernähren! Aber des Forſchers wühleriſcher Sinn, der den Glauben der Alten verlacht, zerſtört die geheimnißvolle Magie!

Er reißt das Mumiengrab auf — die Körner zerstreuen sich, werden in die alltägliche Existenz, in die Sonne des Tages verpflanzt — und siehe da, wie lustig das viertausend Jahre alte Saatkorn vielleicht grünt, blüht, Früchte tragen wird! Heissa! Der Keim ist da! Martha ist auf und davon gegangen!

Die Commerzienräthin erhob sich zornig. Sie wußte, was Humor durch Thränen ist. Aber dieser sich eben aussprechende Humor berührte sie zu scharf. Da hört man ja die offene Sprache der Frivolität! rief sie. Das sind wohl die Folgen Deines Umganges mit dem Bildhauersohn? Von dem man hört, daß er am längsten in der Nähe sittlicher Damen gehaust haben wird? Schlimm genug, daß ihn sein Protector, der Graf, in die Nähe unseres Damenkreises brachte —

Diese Verdächtigung des Freundes war zu viel für Wolny. Mit zitternder Aufregung über die Saat von Lügen, die hier aufging, unterbrach er seine Gattin. Zuvörderst läßt sich Ottomar Althing von Niemand protegiren! sagte er. Dann fuhr er fort: Ich höre Deinen Sohn sich selbst in Andern schildern! Ich sehe ihn, wie er schleicht und horcht und gemeine Spione besoldet! Was hat das Scheusal von Menschen da wieder herausgebracht?

Eine zweideutige Person, Edwina Marloff, soll Deinen Freund in ihren Netzen haben und der Graf

nimmt Theil daran! Tausende verschlingt der elende Verkauf, den jenes Weib mit ihren Reizen anstellt! Wenn die trauernde alte Gräfin diese Frevel eines unwürdigen Erben erführe —!

Wolny brach in den Ausdruck der schmerzlichsten Entrüstung aus. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen. O daß diese große Stadt, rief er wehklagend, ein so jammervolles System befolgt, die weibliche Preisgebung nicht einzupferchen in die entlegensten Gassen und Häuser, sondern sie frei am Tage vor aller Welt, mitten unter den Behausungen der Tugend und Unschuld wohnen zu lassen! Daher diese Frechheit ihrer Umtriebe! Daher diese Lügen, daß sie diesen oder jenen Mann kenne! Mit ihm Verkehr gepflogen hätte! Daher das namenlose Unglück, das sie in die Familien bringt! Wo ist da der Spaziergang eines Mannes in den Straßen, auf einsamer Promenade, das Betreten eines Hauses noch sicher und harmlos? Immer größer wächst die Schrankenlosigkeit dieser Geschöpfe und zieht durch Rache, wenn man sie ignorirt, wenn die Tochter eines Vaters vielleicht ihre Nähe an einem Vergnügungsorte lästig findet, unbescholtene Namen in's Verderben! Denn unsere Stadt ist kleinlich durch und durch! Alle ihre Verhältnisse sind auf ein stetes Sehen in die Fenster der Nachbarn gerichtet! Mich ruft die Arbeit! schloß er endlich zornig.

Der Schrank ist geöffnet. Nur das Testament habe ich vor Deinem Sohne gerettet. Willst Du es ändern, ich ergebe mich in Deinen Willen. Rufe getrost Notar und Zeugen!

Damit schoß er hinaus und die Gattin war allein und weinte und rief ihm nach: Aber Otto, Otto! So höre doch —!

Er hörte es nicht, daß sie ihm auch noch nachrief: Wie liebe ich Dich! Du bist mein Gott, mein Alles!

Die Schwester schlug das Buch zu und wollte unwillig gehen.

Verlaß mich nicht! herrschte die Kranke die kleine halbbuckelige Schweiter an, so daß nun auch deren scharfe Augen zu funkeln begannen und sie grimmig an den Secretair trat, die große Blechtapfel herausriß und sagte: Nun so komm doch wenigstens, daß wir uns mit den Beweisen seiner Tugend ein Labsal machen! Ich lese solche Memoiren für mein Leben gern. Das weißt Du ja! Leider ist's Geschriebenes!

In der That schlüpften beide Frauen mit dem braunlackirten und „Lettres" überschriebenen, mit chinesischen Zeichen charakterisirten Kasten in die Nebengemächer.

Im Hause herrschte die lebhafteste Bewegung. Fräulein Martha zieht weg —! So ging es, wie im Lauffeuer. Ein Miethswagen stand vor dem Gitterthor. Es ging

treppauf treppab. Der alte Wehlisch kam und „verwunderte sich des Todes". Raimund ist wieder von der Arbeit weggelaufen, weil er plötzlich Arrestation befürchtete! Das giebt die übelste Nachrede wegen gestern!

Wolny konnte ihm nicht Unrecht geben. Aber energisch eingreifen, Martha halten, das war unter allen Umständen unmöglich. Auf Wehlisch's Drängen, Raimund möchte sich in's Mittel legen und dies jähe Verlassen des Hauses hintertreiben, hatte dieser selbst (Wehlisch hatte ihn im Maschinensaal gesprochen), das Weite gesucht. Seine Schwester thäte immer nur, was sie erwogen hätte! Dies Zeugniß hatte er ihr noch, kreideweiß wie die Wand geworden, zu guterletzt gegeben.

Martha war mit dem Wagen zurückgekehrt. Sie ließ sich auch noch einmal bei Wolny melden, zum Abzug gerüstet. Aber von der Commerzienräthin wollte sie keinen Abschied nehmen, nicht von Fräulein Dora. Ich thue das schriftlich! Man hat mich gekränkt! Aber ich will nicht davon sprechen. So äußerte sie sich zu Wolny.

Wohin denken Sie zu gehen? fragte dieser, seiner Stimme Kraft gebend.

Erst in ein gutes Hôtel! Der Kutscher kennt schon eines. Vielleicht ziehe ich zu meinem Bruder und suche ihn zu bessern, was nicht ganz unmöglich ist; leider nur

dann, wenn ich ihm sage, daß der Stoff zu einem der großten Männer des Jahrhunderts in ihm lebt. Nenne ich etwas an ihm genial, so kann ich ihn um den Finger wickeln!

Sie würden ihm da nicht einmal eine Unwahrheit sagen! entgegnete Wolny sinnend. Es steckt ja Vieles in ihm! Sprachen Sie noch nicht mit Ihrem Bruder? Er war in der Fabrik!

Das Gestrige steht mir noch zu frisch vor Augen — lehnte Martha ab, beschämt niederblickend. Aber verlassen Sie sich, ich halte ihn vielleicht noch oben — lauteten die Worte eines Versuchs des Emporraffens beim Abschied.

Sie sind edel — sagte Wolny träumerisch.

Egoistisch! entgegnete Martha, gezwungen lächelnd. Mein Edelmuth ist Egoismus! Oder glauben Sie nicht auch, Herr Wolny, daß auch wir in der Achtung der Menschen Einbuße erleiden, wenn unsere Angehorigen uns durch schlechte Aufführung compromittiren?

Nur bei oberflächlichen Menschen! lehnte Wolny entschieden ab.

Aber auf die Meinung der oberflächlichen Menschen muß ja leider unser ganzes Leben gegründet sein! sagte das erfahrene, weltkluge Mädchen seufzend. Welche Thorheit wäre es, erst auf die Berichtigung derselben durch die Einsichtsvollen warten zu wollen!

Derwiſch, als ſie wieder drüben bei dem Sorbetier und Kaffeewirth ſaßen und von den rings die Zeitungen leſenden Kaufleuten und Officieren nicht geſtört wurden, daß ich den Griechen ihre Freiheit mißgönne, wenn ſie ſie nur in dem Grade beſäßen, als ihre Anſtrengungen verdienten, oder als nöthig iſt, um ſich der Freiheit allmälig auch würdig zu beweiſen. Die Griechen ſind ein Volk der Lüge und Heuchelei. Kann es ſchon einen größern Betrug geben, als den, daß ſie ſich für die Söhne des alten Griechenlands auszugeben wagen, während ſie doch allzumal aus dem barbariſchen Norden und den Hinterſteppen Aſiens gekommen ſind? Sie ſprechen die Sprache der dünngeſäeten Ureinwohner, welche ſie vor Jahrtauſenden hier unterdrückt haben; aber, daß ſie durch Denkmäler und Einrichtungen ſich einen Nationalaufſchwung geben wollen, dem etwas Erlogenes zum Grunde liegt, das iſt eine jener Faſchingsthorheiten, wie wir ſie in Neapel und Livorno ſehen werden. Dieſe griechiſche Nation wird die Beute ihrer Habſucht und ihrer Unredlichkeit werden: denn was iſt ein Volk, das Wohlthaten nimmt von Jedermann und Niemanden dafür Treue halten zu müſſen glaubt? Indem bemerkten die beiden Reiſenden, daß ſich eine Bewegung unter den Anweſenden erhob, deren Veranlaſſung ein eiligſt hereingetretener Officier war, der mehreren in die Zeitungen Vertieften etwas in's Ohr raunte. Die Bürgerlichen zeigten deutliche Spuren von Freude, die Officiere dagegen erhoben ſich ſchnell, befeſtigten ihre Säbel und verließen das Kaffeehaus. Die beiden Reiſenden folgten ihnen und fanden, daß die ganze Stadt in einer ſichtbaren Aufregung war. Ich weiß jetzt, ſagte der Derwiſch, nachdem er an verſchiedene Gruppen Zuſammenſtehender hingehorcht hatte, warum es ſich

Fast möchte ich Ihnen, entgegnete Wolny, sich zum Lächeln zwingend — in Wahrheit dachte er wehmütig an die nun gestörten Gespräche bei Tisch, zuweilen im Garten, beim Genuß des Mocca, Abends beim Thee — fast möchte ich Ihnen aus meinen Büchern da einen Band von Schopenhauer mitgeben! Sie sind auf dem besten Wege zum Pessimismus —

Die Welt höchst unvollkommen zu finden —? fragte Martha, sich steifend, als wenn sie das von Wolny gebrauchte Fremdwort nicht verstünde. Doch um von Büchern zu reden, lenkte sie ein, schreiben Sie mir lieber —

Hier zog das nur mühsam ihre Thränen verbergende Mädchen aus einer Handtasche, die sie trug, ein größeres Buch hervor, ein Album, und bat Wolny um die einfache Einzeichnung seines Namens. Keine Zumuthung an Ihren Geist! sagte sie. Denn Sie haben für einen Gedanken in diesem Augenblick kein Commando! Hier ist ein Spruch Ihrer Gemahlin, den mir diese vor längerer Zeit geschrieben. Geben Sie ihm durch Ihre Unterschrift gleichsam die Weihe!

Ihre Stimme drohte vor Bewegung zu ersticken. Sie hatte sich in den letzten Worten mit ihrer Empfindung zu weit hervorgewagt. An eine Verbindung mit Wolny konnte ja in ihren Gedanken kein Phantasiebild auftauchen.

Er achtete sie und hatte sie gern. Das kommt ja tausendfach bei Männern vor; die eheliche Verbindung ist bei ihnen eine andere Frage.

Wolny las: „Besuchen Sie zuweilen mein Grab, so denken Sie, wenn sich ein Schmetterling auf eine der Blumen niederläßt, die hoffentlich noch auf ihm blühen werden, daß auch ich die bunten Farben des Lebens und den heitern Sonnenschein des Glücks nur darum geliebt habe, weil ich früh erkannte, wie flüchtig der Genuß aller Erdenfreuden ist! Gabriele Wolny."

Wolny schrieb in der That nur einfach seinen Namen darunter, nachdem er einen Augenblick mit sich gekämpft hatte, ob er nicht sagen sollte: Nein, sie zweifelt sogar, ob sich an ihrem Grabe der Blumenschmuck erneuern wird? Ich sollte eigentlich — doch er unterließ den Protest gegen diese Voraussetzung, warf Streusand auf seine einfache Aufzeichnung und entließ Martha mit den Worten: Alles, was Ihre berechtigten Ansprüche auf Geld und Zeugnisse sind und was Sie sonst begehren dürfen, wird Herr Wehlisch besorgen. Gehe es Ihnen wohl auf Ihrer Lebensbahn!

Martha wandte sich und ging. Das Hausgesinde gab ihr das Geleite bis an den Wagen. Jedermann dachte an einen Zusammenhang dieser plötzlichen Entfernung mit den Platzpatronen und dem Aufbrechen des

Schreibbureaus. Zugleich wußte man, daß die unbescholtene Dastehende in den Verdacht gebracht werden sollte, daß sie es, wie in solchen Fällen die Leute sich ausdrücken, „mit dem Herrn hielte.“

Auf einige Stunden trat Ruhe ein. Die Wiederherstellung der alten Ordnung im Hause mußte so geräuschlos wie möglich von Statten gehen. Die Commerzienräthin hatte sich wieder vor Fieber auf's Bett gelegt. Die Prüfung der Briefstapel überließ sie ihrer Schwester, die ihr, während sie sich selbst in körperlichen Schmerzen wand und wehklagte, jeweilig mit zur Heiterkeit verzogener Miene etwas zu erzählen wußte. Sie war an ihrer Schwester die kalte Haltung zu ihren Leiden gewohnt, ja sie hatte ihr diese befohlen! Nicht, daß Dora nicht zu helfen bereit gewesen wäre, soweit sie konnte, im Gegentheil, sie hatte wirkliches Mitgefühl; aber die Leidende wollte von ihrem Zustande kein Aufhebens gemacht wissen. Dem jungen Hauslehrer, den sie geheirathet hatte, wollte sie das Opfer seiner Jugend nicht zu schwer gemacht haben. Mitten in dem Ausbrechen ihrer Eifersucht, die jedoch bei dieser Prüfung alter Briefschaften von Dora niedergehalten wurde, konnte sie ihrer fast athemlosen Brust die Gewalt anthun, auszurufen: Auf meinem Grabe wird man lesen, das ist die Frau, die Wittwe, die sich vor einem bösen, verwilderten

Buben, vor betrügeriſchen Buchführern, vor aufſätzigen Arbeitern, vor heimlichen Verſchleppern der Kundſchaft in den Schutz eines — ach! das war mein Fehler! zu ſehr geliebten jungen Mannes flüchtete, der der Erzieher ihres Sohnes hatte werden ſollen! Sonderbar, fing ſie dann zu grübeln an, immer ſchon hatte Wolny etwas Apartes, etwas, das deiner Spürſucht nicht entging. Aber wie ſprach er ſo ſicher, wie handelte er ſo charakterfeſt! Bei jeder Unterſchrift, wo ich ihn als Wittwe um Rath fragte, zitterte ich vor Verlegenheit! Bei jeder von mir zu empfangenden Zahlung erröthete ich! Ach, wie kann ein Weib lieben, ſprach ſie in ſtoßweiſe vorgebrachten Sätzen, wenn es noch einmal in reiferen Jahren ſeine ganze Kraft der Empfindung zuſammennimmt, alle ſeine weiblichen Unarten bekämpft, zurückdrängt, alle ſeine bittern Erfahrungen zur Weisheit ausnutzt und nur gut, nur hülfreich, nur hingebend ſein will! Ach! dann baut man der Liebe einen Altar im Herzen nur um der Liebe willen! Dann hat man nicht mehr den Trieb der geſchmeichelten Eitelkeit, den Stolz, das liebe, gehätſchelte Ich, den Abglanz des Spiegels gewürdigt und gewählt zu ſehen — nein —

Ein Huſtenanfall erſtickte ihre Rede.

Aber wer hätte das gedacht? unterbrach auch Dora plötzlich ganz proſaiſch dieſe aufgeregten Betrachtungen

der Schwester. Sie war in alte zusammengelegte Briefe vertieft.

Was ist? wollte die Kranke eben neugierig fragen, aber plötzlich fuhr sie auf. Ich höre Wagen rasseln — stammelte sie fieberend, wenn nur Harry nicht kommt — der Notar — die Zeugen — der Pfarrer —

Was fürchtest Du denn? Hast Du nicht Ursache, Harry die Thür zu weisen?

Er wird mit seinem Schwager, mit dem Notar, mit dem strengen Luzius kommen. Ich soll ein Testament und den Antrag auf Scheidung machen — Scheidung aus Liebe —

Gespenstisch erhob sich die Gefolterte.

Du redest irre — Ich höre Nichts!

Aber ich höre rollen — rollen — das Weltgericht — rufe Martha —!

Martha ist ja fort! Sie hat ja das Haus verlassen!

Wie die Glocken läuten —!

Es ist Alles still —!

Nun erhob sich die Kranke, die zum Sterben sich verlassen fühlende Frau, sah um sich. Sie besann sich auf die Situation und sagte zur Schwester: Martha ist fort?

Natürlich! lautete die Antwort.

Ich muß sie ja bewachen — schrie die Kranke plötzlich — die Schlange ist entschlüpft — Rufe sie zurück!

Alles das kam fieberhaft in anderm Tone.

Dora erhob sich und suchte mit ihren schwachen Kräften die Schwester im Bette festzuhalten, sie zu beruhigen. Sie gab ihr Opium, ohne daß die Kranke wußte, was das Genommene war.

Allmälig phantasirte die Leidende, wie mit völligem Vergessen der augenblicklichen Sachlage. Sie verfiel in ein Lachen, als stände sie vor dem Spiegel. Dankbarkeit! Dankbarkeit! sagte sie. Wie so denn nur Dankbarkeit? Vor allen Zeugen des Himmels und der Erde versicherte mir ja Otto, es hätte ihn eine sanfte glückliche Neigung zu mir gezogen! Warum mußte nur die Krankheit kommen! Ich wäre ihm ewig jung erschienen —!

Na, na, na, na! fiel die Schwester ein, nicht so sehr aus Kälte des Herzens, sondern weil sie aus Erfahrung wußte, daß es die Schwester bei allem Jammer ihres Befindens liebte, wenn man natürlich mit ihr verfuhr, sie reizte, sie sogar ärgerte. Leichenbittermienen, wie sie sagte, konnte sie nicht ertragen.

Dennoch sagte sie heute: Ja, drücke nur recht deinen Stachel in meine Wunden! Du, die Du mir heute noch nicht den Mann gönnst! Alle Rathschläge, die Frauen den Frauen ertheilen, haben einzig und allein im Neide ihren Ursprung!

Ich werde wieder an meinen Joseph gehen, sagte die Schwester ärgerlich. Sie suchte ihre Lectüre.

Eine Pause trat ein. Die Kranke röchelte. Horst Du nicht Glocken gehen? hauchte sie wieder leise. Dabei faltete sie die Hände. Sie schien wie verlassen von allen irdischen Gedanken. Sogar die Briefschaften, die ihre Schwester so ergötzt hatten, die Entdeckung, daß Harrys Frau in Wolny mit wahrhaft exaltirten Ausbrüchen ihrer Neigung verliebt gewesen, Nichts schien sie noch an die Bedingungen des Lebens zu fesseln. Eine Verklärung legte sich auf ihre Gesichtszüge. Diese waren ja von Natur edel und schön; nur durch die fortwährende Bemalung und Verschlemmung mit Puder oder Schonheitsmitteln anderer Art hatte sie sich eine Unzahl von Runzeln und Flecken erworben.

Indem rollten wirklich Wagen vor.

Nicht lange darauf kam ein Mädchen und flüsterte mit Dora.

Die Leidende, die ganz in einer andern Welt zu leben schien, rief: — Martha!

Man hörte nicht auf sie. Tante Dora ging schnell hinaus. Allmälig spurte die Kranke, daß sie allein war. Sie erhob sich, hörte sprechen, wiederum Wagen rasseln. Nun klingelte sie. Sie wäre im Stande gewesen, wenn Gräfin Treuenfels vorgefahren wäre, sich sofort auf

zuraffen, ſich in einen mächtigen Shawl zu hüllen, eine Brillantnadel in's Haar zu ſtecken und die Gräfin Excellenz, die Manche auch wohl Durchlaucht nannten, oben im kalten Salon zu empfangen.

Dora kam zurück. Haſt Du geſtern mit Harry wegen des Teſtaments geſprochen? fragte ſie in der That.

Kein Wort! ſagte die Kranke mit zitternder Kinnlade.

Da iſt Harry mit Juſtizrath Anzius — auch mit zwei Zeugen — Paſtor Siegfried der eine — der andere Herr Dieterici — Du hätteſt geſtern Ja! geſagt: Antrag auf Scheidung und Teſtament —

Jeſus! Jeſus! ſchrie die Commerzienräthin und erhob ſich, geradezu als ſollte ſie ſcheintodt begraben werden. Wo iſt — denn Wolny —? Es ſollte ja nur — wenn Martha offen geſtand —

Was ſoll jetzt Wolny? entgegnete die Schweſter.

Mein Mann —! Mein Mann! Mein lieber Mann! ſchrie die ewig ſchwankende, unentſchloſſene, nach jeder Richtung hin nachgiebige Frau, die nur Eines nicht mochte, das Unbehagen und das Unbehaglichſte — den Tod!

Wolny iſt ausgefahren! antwortete Dora.

Der Martha nach! Er begab ſich in ihre eigne Wohnung! ſagte ſchon Harry, der in's Nebenzimmer getreten.

Der Elende! So wiederholt er die anonymen Briefe — er, er hat ſie geſchrieben —!

Dieſe Worte ſtotternd, verſuchte die Commerzienräthin aufzuſtehen und zu gehen. — Ich ließe allen Herren danken! Sag' es ihnen ſelbſt —! Ein Ander — Andermal!

Wie kann ich das? entgegnete Tante Dora ärgerlich und aus Furcht vor Harry.

Paſtor Siegfried — Herr Dieterici —? ſtammelte die Commerzienräthin. Jenen hörte ſie gern. Aber nur in der Kirche und Abends beim Thee. Auch den Referendar Dieterici mochte ſie. Dieſer ſprach mit ihr von der neueſten Lyrik und machte ſie auf Dichter aufmerkſam, die ſie nie las. Jetzt aber dieſe Herren empfangen und vollends mit dem ewig eiligen, ſo kurz angebundenen, groben Luzius — dieſen ſchauerlichen Act vollziehen —! Die drei Hände voll Erde ſo von Jedem hörbar über'm Sarg, in dem man ſchon liegt, wegpoltern hören —? Das konnte ſie nicht! Schaffe mir die Menſchen fort! Ich bin krank! Ich werde Alle für ihre Mühe bezahlen!

Dora that endlich der Kranken ihren Willen und entfernte ſich.

Die Wagen fuhren richtig wieder ab. Es wurde ſtill nebenan. — Die Kranke wankte hinaus, fand aber doch Harry, der ſich zu jener jetzt ſprüchwörtlich

gewordenen Unverfrorenheit, einer Tugend der Neuzeit, Muth getrunken hatte. Er hatte ſich verſteckt gehabt, daß ihn Dora nicht ſah. In ſchlottriger Kleidung trat er auf die entſetzte Mutter zu, ſtarrte ſie mit weintrunkenen Augen an und rief ihr mit wutherſtickter Stimme entgegen: Na, Mama, du biſt ja einzig! Geſtern noch ſagteſt Du mir: Mach' doch die Anſtalten! Schaff' doch die Beweiſe!

Er hatte ſich abſichtlich nicht feierlich ſchwarz gekleidet, ſondern ſtand in ſeiner gewöhnlichen, nie beſonders gepflegten Straßentracht, von der durchwachten Nacht mit mehr als gewöhnlich hohl in ihren Vertiefungen ruhenden Augen. Noch hing ein rothes Tuch um ſeinen Hals.

Aber ſeine Mutter unterbrach ihn, holte halbtaumelnd die offene Kaſſette aus dem Nebenzimmer, Briefe entfielen ihr. Wo iſt ſie denn? rief ſie. Die Jammergeſtalt! Der Großſprecher, Intriguant, der hier in ſeinem eigenen Netz gefangen liegt —?

Mama, ſtotterte Harry, von dem entſetzlichen Anblick der ſogar ihr zerzauſtes Haar nicht Beachtenden ergriffen. Wir ſind ja nicht ohne Zeugen!

In der That hatte ſich eben die Thür geöffnet, und Volny kam, der ſein auswärtiges Geſchäft raſch beendigt hatte.

handelt. Ein kaum aus fernem Lande hergekommener Vezier iſt vom König entlaſſen worden; du mußt aber wiſſen, daß in Europa diejenigen, welche fallen, immer beſſer ſind, als die, welche ſich obenauf erhalten. Die Oberhäupter in dieſem Welttheile ſind ſo verderbt, daß die Tugenden nicht lange ihre Verbündeten ſein können, weßhalb ſie auch tugendhafte Menſchen nur darum an das Ruder des Staates rufen, um ihre Tugenden abzunutzen: denn der Sinn der Völker in dieſen Ländern iſt ſo mißtrauiſch, daß ſie Alles haſſen, was über ihnen ſteht — ein Beweis, wie hart man ihnen in frühern Zeiten mitgeſpielt haben muß. Hier in Hellas wird noch ein ärgeres Spiel getrieben. Ein junger König wurde hier an die Spitze einer trägen, lügenhaften und hinterliſtigen Nation geſtellt. Da nun vorauszuſehen war, daß die Undankbarkeit dieſes Volkes ſich bald ſeiner entledigen und, wenn auch nur im Herzen, ſich ihm entfremden würde, ſo verfiel eine ſchmähliche Politik auf folgenden Rath: Es wurde ein zwiefaches Intereſſe künſtlich unterhalten, eines, das die Regierung, eines, das die Dynaſtie anging. Indem man den jungen König ſcheinbar von den Staatsgeſchäften entfernt hielt und dieſe nur fremden Vezieren übertrug, ſo mußte aller Haß, den eine geregelte Verwaltung bei einem an Zügelloſigkeit gewöhnten Volke hervorrief, nur auf die Veziere fallen, dieſe armen Schlachtopfer, welche doch nur thaten, was im Intereſſe der Dynaſtie war und was, hätten ſie es unterlaſſen, ihr Leben gefährdet hätte. Und, ſiehe! ſo wurden, um den jungen König von aller Verantwortung frei zu erhalten, alle Veziere nach einander dem perſönlichen Intereſſe der künſtlich in der Volksliebe ſich befeſtigenden Tyrannei zum Opfer gebracht. Den König ſprach man aber

Wem kann es tröſtlicher zu hören kommen, daß die Wahrheit jetzt am Tage liegt! Näher, näher, armer, bedrängter Freund — rief die Mutter ihrem Manne zu, der ſich zurückziehen wollte.

Harry fiel mit höhniſcher Stimme ein: Ich will hier eine Scene aus Romeo und Julia nicht ſtören!

Nichtswürdiger, entlarvter Dieb, Du wagſt das? — rief ſeine Mutter, voll Reue über Martha und nun ſchon wieder voll Bezauberung durch Wolmys edlen Anſtand, die Würde ſeiner Erſcheinung, verglichen mit Harrys Erſcheinung. Wie ſtand der ſchlanke Mann da, ſo edel, ſo ſicher! Sein Haar war ſchon ein wenig ergraut, aber doch noch voll. Ein geiſtvolles Lächeln umſpielte ſeine Lippen. Er ſprach nie Unbedeutendes, Zweckloſes. Frau Gabriele war wiederum ſtolz auf ſeinen Beſitz —!

Mama, Familienſcenen — wollte Harry ablehnend vorbringen.

Räuberſcenen! Zuchthausſcenen! Einbruch habt Ihr vollführt! — unterbrach ihn die Mutter.

Mama, Du ſtrengſt Dich an! Du könnteſt Schaden leiden —

Harry holte ſich eine Cigarre aus ſeinem Etui und wollte gehen.

Wolmy, wandte ſich die faſt Raſende an ihren Gatten, Du zürnſt mir! Du haſt Urſache dazu! Ach!

was rennen und jagen wir Menſchen nach eitlen Zielen und ſehen's nicht, wie über allem Tand und Flitter der blaue Himmel liegt und unſrer Thorheit ſpottet! Du blöder Thor, wandte ſie ſich wieder zu Harry, der beim Anzünden der Cigarre (einem Vertreibungsmittel der Mutter, das ſie ihm aber heute ganz aus der Hand ſchlug) über irgend eine böſe Unternehmung zu grübeln ſchien. Opfer Deiner Dummheit! Dich ſelbſt betrifft der Raub! Deine ſchlechte erbärmliche Aufführung in der Jugend! Die Klagen Deiner Lehrer, der Inſtitutsvorſteher über Dich! Die Drohungen der Polizeibehörden, gegen Dich einſchreiten zu wollen, und was das Schönſte —

Jetzt fiel Tante Dora ein, die wieder gekommen war, und brach in ein meckerndes Lachen aus.

Erzähle Du es ihm! ſagte die erſchöpfte Schweſter, die in ein Canapé zurückſank.

O — lehnte Dora ironiſch ab. Ich leſe lieber dergleichen gedruckt! Dabei kicherte ſie fort.

Deine Jenny rechnete auf meinen Tod — fuhr die Mutter offen heraus. Sie, die jetzt nicht weiß, ob ſie den Baron Cohn oder den Baron Forbeck erhören ſoll!

Harry ſtrich ſich den Reſt ſeiner Haare vor Zorn.

Nein, nein! berichtigte Dora. Das war ja erſt ſpäter! Anfangs hatte ſie den Harry Rabe nur einfach unausſtehlich gefunden. Wie ſchreibt ſie doch über ihren

spätern Mann? Seine lange garstige Nase, seine immer ungewaschenen Hände —

Harrys Wuth steigerte sich.

Wolny wollte beruhigen. Er besorgte eine Unthat. Sanft raffte er die Briefe zusammen, suchte sie wieder in die Kapsel zurückzulegen, woran ihn Harry hindern zu wollen schien. Kein Blatt kommt in Deine Hände! sagte ihm Wolny mit plötzlichem Donnerwort und schleuderte ihn zurück. Ich wollte Dir nur und Deiner Mutter gezeigt haben, welches meine Geheimnisse gewesen und noch sind!

Später, als Frau hat die unvergleichliche Jenny plötzlich die moralische Seite ihres Lebensgefährten erkannt, fuhr Tante Dora mit bitterbösem Humor fort. Hätte der Jenny gar nicht die Gutmüthigkeit zugetraut, den Schwager vor Gefahren zu warnen, die ihm drohten — ihn um Rendez-vous zur Besprechung seiner Angelegenheiten zu bitten — hihihi!

Wie ein Tiger sprang Harry auf die Kassette, um sich ihrer zu bemächtigen. Aber Wolny packte ihn an beiden Händen. Wie er an den Tisch und das Sopha kam, wo seine Mutter erschöpft und wieder wie abwesend ausgestreckt lag, schleuderte ihn der muskelstarke Arm seines Stiefvaters zurück. Es war eine Scene, wie aus Harrys erster Jugend, wo Wolny sein Hofmeister hatte

sein sollen, aber der Hofmeister eines Buben, der zuweilen seine Mutter schlug.

Tante Dora trotzte allen Gefahren. Die dritte Gruppe der interessanten Briefe ist die der verstellten Handschriften! sagte sie. Jennys kleine kritzliche Pfote erkennt man sogleich, Harrys orthographische Fehler ebenfalls —

Jetzt konnte Harrys Wuth nicht länger gezügelt werden. Wird der Carneval bald zu Ende sein? schrie er, unbekümmert um die Tragweite seiner Stimme. Ich sehe es, wandte er sich der Mutter zu, nie hast Du ein Herz für mich gehabt! Nie hast Du Partei für mich genommen! Immer nur in's Gesicht hinein mir schmeichlerisch gesprochen, wenn ich die Toilette bewunderte, die Du eben anhattest —!

Die Mutter fuhr auf, wie wenn sie einen Dolchstich bekommen hätte. Die Thatsache war nur zu richtig.

Fand dann Einer noch vollends Deine gemalten Wangen schön, fuhr der Sohn mit hämischer Bosheit fort, bewunderte er Deine von drei Dienstboten, die ziehen mußten, geschnürte Taille —

Dora und Wolny standen wie gelähmt. Denn das Entsetzliche der Wahrheiten, die der Lieblose eben aussprach, war an sich nicht zu läugnen —!

Der hatte bei Dir dann Oberwasser! fuhr Harry fort. Er wollte wie Franz Moor seine Mutter durch Schrecken tödten. So Einer, fuhr er, ihr in's Ohr hinein, fort, hatte dann Gemüth und Verstand, wenn er Dir auch eine halbe Stunde vorher — ein Esel erschien! Auch auf Geist hattet Ihr Euch hier verstanden, Pfaffengeist! Darum lud ich Dir Deinen Seelenliebhaber ein! Er sollte Dir mit der Fackel in die schwarze Grube leuchten, wo die Engelchen stolpern, die hienieden Geweihräucherten von Furien empfangen werden. Hussa! Das wird einen Hexensabbath geben, wenn sie Dich —

Jetzt hatte Wolny den Elenden am Kragen ergriffen und war im Begriff, ihn zur Thüre hinauszuwerfen. Nur ein Blick auf seine Frau lähmte seine volle Kraft. Diese lag wie im Sterben. Sie konnte sich nicht mehr erheben. Ihre Lippen blieben geöffnet, ihre Augen standen starr.

Mörder! Mörder! wehklagte ihre Schwester.

Mit den Worten: Geld! Geld! Geld! Du Universalerbe! Oder ich stecke Dir Deine Fabrik in Brand! wurde der Schreckliche endlich zur Thür hinausgedrängt und diese schnell verriegelt.

Als die Entfernung des Unholds anzunehmen war, mußten die Leute gerufen werden, um die Commerzienräthin in's Bett zu tragen. Eben fuhr auch der Arzt

an. Wolny trat zurück, nachdem er vorher jene Briefkapsel mit den zur Tante Dora gesprochenen Worten eingeschlossen hatte: Gegen das schlechte Gedächtniß mancher Menschen, besonders derer, die uns Dankbarkeit schuldig sind, muß man durch die Aufbewahrung früher von ihnen empfangener Briefe immer gerüstet sein!

Gegen Abend erst konnte Ottomar, voll Theilnahme und selbst erregt von allem Erlebten und Vernommenen, seinen Freund zu besuchen kommen. Er bekam ihn aber nicht zu sprechen. Die Commerzienräthin, hieß es, läge im Sterben. Er ahnte nicht, daß sie ihn noch so arg verlästert hatte!

## Drittes Kapitel.

Der Winter war ſtürmiſch und rauh genug geweſen. Oft hatten ſich die Serapionsbrüder zahlreich verſammelt geſehen. In der That, der Montag durfte für dieſen Kreis ohne Zeitungen bleiben. Denn immer gab es da etwas Neues, wenn auch die Bemerkung des einzigen jüdiſchen Mitgliedes, des Herrn Aſcher Aſcherſon: „Die Zeitungen bringen in ihren telegraphiſchen Depeſchen mit fetten Lettern oft ſehr magere Nachrichten!“ auf manche Thatſache paßte, die nicht ſenſationell war. Alles Theatraliſche aus dem Kunſtleben der Stadt war Manchem willkommener als Mittheilungen aus Blaubüchern, Broſchüren, Parlamentsreden, wenn ſich auch der Reiz des Einblicks in die Couliſſenwelt gegen frühere Zeiten durch den zu allgemein erſichtlichen Erwerbsſinn der modernen Muſe bedeutend abgeſtumpft hat.

Es war an einem ſchönen Frühlingsmontage. Der Wirth hatte die Aufmerkſamkeit gehabt, dem Cigarrendampf einige Blumenſtöcke auszuſetzen, die auf dem

langen Tische standen, die schönen goldnen Kaiserkronen, die stolz ihr Haupt wiegten. So erklärte sich denn auch, daß aus einer Ecke eine Stimme eine Aeußerung that, die allerdings im ersten Augenblick ein allgemeines Staunen erregte. Sie hatte gelautet: Ja gewiß, wir müssen es auch wieder zu einem neuen Klopstock bringen! Es war, so erfuhr man bald, von den Oberlehrern durch die Kaiserkrone die Frage der Erhabenheit angeregt worden.

In diesem Augenblick ging gerade die Thür auf, und das Staunen, das einem Professor der Literaturgeschichte an einer nahegelegenen Schule galt, verwandelte sich in Jubel. Meister Althing! rief man fast einstimmig. Sogar der ordenüberhäufte Hofmaler stimmte in diesen frohen Gruß des lange nicht im Verein Gewesenen mit ein. Denn seine „staubumhüllte Parade“ hatte dieser halb und halb schon fertig. Er fürchtete sich bei aller Vonsichseingenommenheit vor scharfer Kritik, die, wie die Künstler es wohl wissen, in die Tintenfässer der Recensenten meistens aus der Galle der Collegenschaft fließt. Die im Modell bereits vollendete Treuenfels'sche Grabesgruppe hatte Triesel noch nicht gesehen, hatte aber schon zu Jedermann gesagt, nur das Allergünstigste darüber vernommen zu haben.

Althing war den ganzen Winter nicht im Montag gewesen. Nicht nur der angestrengteste Fleiß hatte ihn

ausschließlich in Anspruch genommen waren doch kaum für die seit vier Monaten zur Ruhe bestattete Gabriele Wolny die Skizzen ihres ihm ebenfalls übertragenen Monumentes fertig, auch eine heftige Erkrankung seiner Tochter Helene hatte ihn in Anspruch genommen. Kurz vor Weihnachten stellte sich bei dem lieblichen Kinde ein Nervenfieber ein, der ausgesprochene Typhus. Die feuchte Luft des großen Parks, innere Aufregung, Sorge um die Lebensauffassungen des Bruders, die ihr zu leicht erschienen, die wirklich erfolgte Verheirathung des Grafen, der sogar gewagt hatte, ihr von Liebe zu sprechen, ohne daß sie mehr dagegen konnte, als sich den Schein zu geben, seine Worte überhört zu haben, alles das kam zusammen, sie dem Tode nahe zu bringen. Der Bruder, der Vater, die Mutter wachten abwechselnd an ihrem Lager. Eine sogenannte Diaconissin mochte Alling nicht im Hause haben. Er haßte das Ordenskleid bei jedem, selbst edlem Zwecke. Da war denn Martha Ehlerdt ein wahrer Engel in der Noth geworden! Die treue Seele übernahm es, alle Liebesdienste den Angehörigen der Kranken, die Tage lang bewußtlos lag und Phantasiespiele trieb, abzunehmen, schlug muthig ihr Bett neben der im aufdeckenden Fieber Liegenden auf und gönnte sich nur am Tage einige Stunden der Ruhe, um nicht selbst zu erkranken. Nach einer langen

Zeit der größten Aufregung, in der auch der Vater sich überwinden mußte, die Gestalt des Grafen Udo Treuenfels nicht nur in den Träumen und Phantasieen der Fieberkranken auftreten, sondern auch bei ihm persönlich anklopfen zu sehen und, mit der äußersten Dringlichkeit, mit wahrer Trauer und wenn die Nachrichten gut waren, mit unverstellter Freude nach dem Befinden des ihm so werthen Mädchens fragen, hatte bei Alledem die Vermählung mit Ada von Forbeck stattgefunden. Die Feier war im adligen Casino glänzend ausgefallen. Das junge Paar war sofort nach dem Süden abgereist und befand sich jetzt in Nizza. Es wollte, wenn es die Rückreise antrat, nach einem kurzen Aufenthalt in der Residenz sofort auf eines der Güter, wohin sich auch die verwittwete Gräfin und sogar (bei dieser Stelle der betreffenden Nachrichten pflegten gewöhnlich die Hörer ein langes Gesicht zu machen) die Frau Generalin zu begeben gedachte, letztere die Vierte in dem unter Blüthenbäumen, rauschenden Waldbächen und bei allem Comfort des Schlosses dann vereinigten Bunde.

Als das fast komische Thema von Klopstock wieder aufgenommen worden war, sagte der Bildhauer mit neckender Miene zu seinem Gegenüber, dem Assessor Bucher: Haben Sie denn je die Messiade gelesen? Nee! war die ehrliche offene Antwort. Dieselbe Verneinung

abſichtlich von alle dem frei, was doch die Veziere in ſeinem Namen thaten. So mußten die Diener die Ableiter der Blitze ſein, die aus dem grollenden Volke auf das Haupt der jungen Dynaſtie ſelbſt hätten fallen können. Der Derwiſch ſchwieg, und Haſſan ſagte: Europa iſt ſehr klug, aber auch ſehr unglücklich."

„Auf der höchſten Spitze der Burg von Athen klammerte ſich Haſſan wieder feſt an den weiſen Derwiſch an. Dieſer ſetzte den Zauberhut auf und ſchnell erhoben ſie ſich in die Luft und ſchwebten über Länder und Meere dem Untergang der Sonne zu. Als ſie trotz der angebrochenen Nacht wieder feſtes Land unter ſich erblickten, ſagte der Derwiſch. Wir wollen an dieſem Lande vorüber, ob es gleich das ſchönſte auf der Erde iſt! Der Sultan iſt vor der Treuloſigkeit der Paſcha's ſicherer, als der Fürſt von Neapolis und Trinacria vor ſeinem Volk oder ſeinem Verdacht. Alles ſchläft jetzt; doch der Fürſt läßt die Trommel rühren und zieht an der Spitze ſeiner Miethſoldaten durch die Straßen von Neapel, um deſſen unruhige Bevölkerung zu erſchrecken und den Verräthern ſeine Wachſamkeit zu zeigen. Er geht zu Fuß, weil er auf einem Roſſe Meuchelmördern die Bruſt zu offen darbietet. Komm, fliehen wir ein Land, wo der Stich der Tarantel ſich auch allen Verhältniſſen mitgetheilt zu haben ſcheint: denn, wo man hin blickt, begegnen uns Mißtrauen und Verdacht. Mit dem erſten Morgenſtrahl aber ließen ſie ſich herab auf eine unermeßliche Stadt, welche der Derwiſch die Stadt der ſieben Hügel nannte. Schon Vieles hatte Haſſan von Rom gehört, der Hauptſtadt der Chriſtenheit. Es iſt nicht fein, ſagte der Derwiſch lachend, als ſie unten waren, daß wir dieſe fromme Stadt ſo früh überraſchen:

und in demſelben zuweilen erlaubten Patois wiederholte ſich nach links und rechts. Ich habe die Meſſiade geleſen! ſagte Althing. Vom Anfang bis zu Ende! Aber ich brauchte drei Jahre! Doch ich unterbreche Ihr Geſpräch! verbeſſerte er ſeine Rede. Es hielt Jemand das Erhabene für unſre Zeit, unſre Bildung, Erziehung für nothwendig, trotz Kladderadatſch, Wespen, Ulk, Offenbach u. ſ. w.

Den Satz durchzuführen war nun doch eigentlich Niemand recht gerüſtet. Die Kaiſerkronen auf dem Tiſche winkten in's politiſche Gebiet. Es wurde hier nicht gern berührt, da es einige Mitglieder gab, die z. B. auch in dieſer Frage das Erhabene mit dem Vornehmen oder mit dem Anſpruchsvollen verwechſelt haben würden. Die gewiſſenhafte Zeitungs-Angabe des Wildpreis, das gewiſſe Fürſtlichkeiten bei dieſer oder jener Gelegenheit erlegt haben, gehörte nicht in die Schule zum Sinn für's Erhabene.

Man blieb nun, theilweiſe aus einer Art Verlegenheit, bei der deutſchen Bühne ſtehen. Man bemitleidete ihren niedrigen Stand. Sie wird doch geradezu, ſagte der freiſinnige Fabrikant, von der deutſchen Nation mit Füßen getreten! Nirgends regt ſich das äſthetiſche Gewiſſen! Die Herrſchaft des Blödſinns, der Abhängigkeit von Frankreich treibt Keinem die Schamröthe in's Geſicht!

Auf die Fürsten, die Intendanten und die ganze nur scheinliberale Richtung der Zeit ist dabei die meiste Schuld zu werfen! Ich bin überzeugt, fuhr der Mann fort, unsere höchsten Personen, denen das Theater so viel Geld kostet, könnten einen Preis ausstellen: „Fünfzig Mark zahle ich für jeden Brief, in welchem ein Intendant einen deutschen Dichter, wie etwa Iffland gethan, in freundlicher Weise und mit entgegenkommenden Bedingungen zur Thätigkeit für die Bühne auffordert.“ Ich bin überzeugt, der Mäcen würde für diese Autographensammlung nicht 150 Mark ausgeben!

Es ist der Geist der Brutalität, fuhr, als sich das Lachen gelegt hatte, eine andere gewichtige Stimme, die des Gerichtsraths Eller fort, ein Geist, der auf fast allen Gebieten bei uns das Wort zu führen anfängt! Doch wir sprechen vom Theater. Das Theater ist der Tummelplatz der Emporkömmlinge ohne wahre innere Verantwortlichkeit! Der Geist der Decharge, die diesen Thespiskarrenführern entweder vom frivolen Sinn eines Monarchen oder dem bestochenen Urtheil einer gewissenlosen Kritik täglich ertheilt wird, führt allein das Scepter! Es ist dasselbe Thema, das unsre Nation dem Franzosen und Engländer, sogar dem Schweizer, so verächtlich erscheinen läßt. Unsre Siege erscheinen ihnen unverdient und nur als zufällig gewonnen —!

Es war erstaunlich, daß man in der frischen Erinnerung der in der Weltgeschichte unerhörten Erfolge über ein sieggewohntes starkes Volk und der Hingebung, die unsern Siegen vorausging, so sprechen, so schweigen konnte. Es trat eine lange Pause ein. Nur ein Lehrer der Schulliteraturgeschichte räusperte sich, begann von Schiller und Goethe und sprach sein Bedauern über Heinrich von Kleist aus, der sich das Leben genommen und gewiß die deutsche Bühne auf Schillerhöhe erhalten haben würde. Er wollte Klopstock, Stolberg, Nibelungen und Aehnliches hochgehalten wissen. Offenbar suchte er Bahn zu brechen, um das politische Thema zu vermeiden.

Ja, warum nahm sich denn Kleist eigentlich das Leben? brauste einer der Oberlehrer auf, die nun gewonnen Spiel hatten. Wegen der Frau Vogel doch nicht? Daß diese ihn noch zum Mörder machte, weil sie von ihm erschossen sein wollte, war die Folge einer falschen Diagnose über dasselbe Uebel, woran neulich Frau Gabriele Wolny gestorben ist! Er hätte ihr den Todesgedanken ausreden können! Aber die wahre Ursache war, wie Herr Schindler ganz richtig bemerkt, man hatte höchsten Orts keinen Sinn für sein Streben! Seinen letzten so schöngeformten, allen Anforderungen der Bühne ruhig und besonnen entgegenkommenden „Prinzen von Homburg" erklärte man nicht für zulässig! Iffland

wurde vorhin von Ihnen gelobt, Herr Schindler? Ich habe eine andere Ansicht. Warum ließ sich Iffland mit Schiller und Werner so weitläufig ein? Weil diese Herren in Weimar, in Hofesnähe, in Goethes, des Ministers Nähe lebten! Kleist, der arme Lieutenant, wurde kurz abgefertigt. Es geschieht aber den Poeten schon recht. Warum erwarten sie Hülfe von da, wo es keine giebt! Warum schaaren sie sich nicht zusammen und schreiben den Bühnen und dem Publikum Gesetze vor!

Das Thema wollte unter den literarischen Laien nicht recht in Fluß kommen und Triesel erntete Beifall, als er sich dem Alten im weißen Barte wieder zuwandte. Sie kennen also die Messiade! Haben sie gelesen und sind, wie wir sehen, vor Langeweile nicht gestorben. Erklären Sie mir nur Eines, wie die Menschen früher dergleichen ausgehalten haben!

Bester College, erwiderte Althing zu allgemeiner Heiterkeit, ich bin noch keine hundert Jahre alt.

Triesel sagte verlegen: Ich meine nur — nein — hundert Jahre würden kaum ausreichen, Sie zu Klopstocks Zeitgenossen zu machen —

Thut Nichts! Thut Nichts! sagte Althing schwächtigend und fuhr fort: Ich meine, kein Zeitalter und selbst das leichtsinnigste, das unsrige nicht, kann das Bedürfniß der Erhabenheit abweisen! Die menschli

Seele läßt sich die ihr zuträgliche nothwendige Nahrung nicht nehmen! Verkürzt man ihr den Werth der Religion, so hat sie das Bedürfniß, sich auf andere Art zu helfen! Nationalruhm ist etwas rasch Verbrauchtes und setzt soviel Gehässigkeit gegen andere Nationen voraus, daß man dessen bald überdrüssig wird! Die Muse, die immer mit Trophäen einherschreitet, sieht bald wie die leibhafte Anmaßung aus! Eine berühmte Siegessäule mit den blinkenden Kanonen, die da oben aufgezogen sind, werden Sie mir doch zugestehen müssen, sieht eher wie ein Denkmal für eine asiatische Nation aus, als für eine gesittete christliche! So oft ich daran vorübergehe, mußte ich an die Ausschmückungsweise der hohen Pforte, der Sultanswohnung, des Serail denken! Das ist keine Erhabenheit. Aber gewiß, die Menschen können nicht immer lachen, können nicht immer oberflächlich sein. Sie wollen verehren, sich selbst adeln durch ihr Gefühl! Es braucht da nicht immer die Kunst zu sein, nicht immer die Literatur, die unser Bedürfniß nach Erhabenheit befriedigt. Es kann auch das Leben selbst sein, das uns hebt, emporträgt, uns groß, geläutert empfinden läßt!

Jetzt ist es die Musik! meinte der jüdische Erheiterer des Clubs. Ich rede aber von meinem Abonnement für Beethoven'sche Symphonie-Concerte, nicht von meinem Bayreuther Patronatsschein!

Das Thema wurde in eine Sphäre hinübergeleitet, wo die ernste Discussion aufhörte. Bis zu dem Augenblick, wo Althing wieder aufbrach und sich entfernte, hatte das Thema vom Erhabenen und vom Verfall, vorzugsweise der Bühne, sich in der Constatirung einer psychologischen Thatsache vereinigt, daß der Sinn für Tragödie dem Schuldbewußtsein, für Comödie mehr dem harmlosen Gemüthe eigen sei. Das Schuldbewußtsein, das sich reinigen will, liebt auf der Bühne die pathetische Tirade, drapirt sich gern mit griechischem Faltenwurf, rollt die Augen und zuckt gegen die Bekrittler seiner Tugend den Dolch. So wurde hervorgehoben, daß gefallene Frauen lieber Trauer als Lustspiele sehen. Sie fühlen eine Genugthuung in den Intriguen, die einen edlen Menschen stürzen. Sie haben zu den Teufeln, die auf der Bühne ihr Wesen treiben, immer aus ihrem eignen Leben einen entsprechenden Pendant. Es war dabei von einer Person die Rede, die den alten Bildhauer in Verlegenheit setzte. Er hatte eine unangenehme Correspondenz mit Edwina Marloff gehabt. Denn als eines Tages sein Sohn eine nähere Aufklärung über das Gerede seiner Punktirer gegeben hatte, verlangte der strenge Mann, der es, wie alle Menschen, nicht wußte, daß er etwas vom Tyrannen in sich hatte, Blaumeißel sollte seiner Micheline sagen, wenn die Josefa nicht augenblicklich den gewissen Dienst

in der Paliſſadenſtraße verließe, ſo würde ſeine, als Blaumeißels, Stellung beim Profeſſor für abgelaufen gelten. Darauf hin bekam der Profeſſor von Edwina einen Brief, den er nicht hinter den Spiegel ſtecken konnte. Helene und die Mutter bekamen ihn zu leſen. Die Erkrankung der Tochter war mit auf die Gemüthsverſtimmung zu ſetzen, die ein Prahlen mit Unſchuld und Tugend, das Nennen des Grafen Udo, das Erbieten zur Verſöhnung mit der Bitte, ſie für eine ſeiner „genialen, unſterblichen Schöpfungen“ als Modell zu wählen und Aehnliches bei ihr hervorbrachte. Joſefa zog in der That in einen andern Dienſt. Plümicke, der ſie wie Ritter Toggenburg liebte durch ſeiner Augen „ſtilles Weinen“ und manchmal durch etwas wie ein Paar goldene Ohrringe, brachte dieſen unbedingten Gehorſam fertig. Edwina, die nun zu Mitteln gekommen ſchien, wollte ihre ganze Hauseinrichtung, ſo ſchrieb ſie dem Profeſſor, in einer Weiſe ändern, daß der vergiftende Hauch der böſen Nachrede ſie nicht mehr treffen konnte! Fluch dem, der den Unſchuldigen die Gewalt ſeiner Kraft fühlen läßt! Es war vielleicht eine Stelle aus einem Drama. Denn faſt regelmäßig ſaß Edwina den Winter im erſten Rang derjenigen Schauſpielhäuſer, die ernſte Sachen aufführten. Das war eben die Notiz, die im Laufe der Serapions Unterhaltung fiel, und mit welcher der unangenehm

davon Betroffene ſich dem Kreiſe für heute empfahl. Das Preiſen der Schönheit, der Toilette dieſer „Frau“, ihrer wahrſcheinlich hohen Beſchützer, das Verurtheilen ihres elenden Mannes, der ſie wahrſcheintlich verkauft hätte — Alles das war dazu angethan, ihn zum Austrinken des letzten Tropfens ſeines Glaſes und zum ſofortigen Aufbruch zu bewegen.

Einige bei dieſen Perſonalien mit untergelaufene Irrthümer hätte Althing berichtigen können, wenn er überhaupt nicht hätte vermeiden wollen, den erwähnten Namen in den Mund zu nehmen.

Ottomar war ſchon bei Gelegenheit des Leichenbegängniſſes der Frau ſeines Freundes, das in großartiger Weiſe gefeiert worden war, ganz mit ſeiner Familie über die Irrung wegen der Markoff ausgeſöhnt. Bei jener Beſtattung war das Perſonal der Fabrik anweſend. Nur Ehlerdt fehlte. Dieſen trieb es unwiderſtehlich wieder in ſeine alten Bahnen zurück! Herrſchen —! Regieren —! Wer dieſe Genugthuung einmal gekoſtet hat, der wird nie wieder dem ſüßen Gifte entſagen können und ſollte er, wie Dionyſius der Tyrann von Syrakus gethan, nach ſeinem Sturze in Corinth nur noch den Bakel des Schulmeiſters zum Fuchteln in die Hand nehmen! Aber der Sohn, der Beförderer der Auflöſung ſeiner Mutter fehlte nicht. Der ſtand wie zerknirſcht! Der Geiſtliche

mußte zuweilen auf ihn hinweisen! Die Rolle hatte er sich vor'm Spiegel einstudirt! Er führte sie meisterhaft durch. Seine Gattin verstellte sich weniger. Diese blieb kalt. Wolny, der ihre Briefe nicht verbrannt hatte, stand in ihrer Nähe! Ihre Blicke hüteten sich, den seinigen zu begegnen. Rache! Rache! lag in ihren Mienen. Martha Ehlerdt war nicht erschienen. Ihre Geister waren durch die Frage, die ihr die Commerzienräthin gestellt hatte, noch nicht beruhigt, nicht versöhnt. Bei starken Seelen kann selbst der Tod nicht immer Alles ausgleichen, was zu einer bestimmten Periode ihnen verhängnißvoll und verderblich erschien. Was sollte sie lügen? Sie liebte ja wirklich Wolny! Sie konnte gar kein anderes Wort für das edelste ihrer Gefühle finden. Und ein edles Weib leidet mit, wenn es einen Mann, einen Mann der Pflicht, der Treue, der Liebe, unter den Fahnen einer Genossin ihres Geschlechts leiden sieht. Wie gern hätte sie ihm geholfen! Wie gern ihm den Glauben an ihr Geschlecht erhalten —! Das sind Empfindungen, die, wenn sie sich zuletzt noch mit Dankbarkeit verbinden müssen, nur das Wonnegefühl der Liebe wecken können.

Wolny war der alleinige Erbe seiner Frau. Der Sohn erster Ehe war durch gerichtliche Constatirung, durch die Abschätzung des Vorhandenen, durch den Beweis, daß er seine Ansprüche befriedigt erhalten hätte, abgefunden.

Eine Maiſe Erinnerungszeichen ſchickte Wolny an Frau Jenny Rabe. Wolny wollte die Fabrik an eine Actiengeſellſchaft raſch verkaufen. Unbewußt, völlig arglos, mit den edelſten Vorſätzen gerieth er unter die damals ſo harmlos auftretenden „Gründer“. Er wollte nur reiſen, nur ſein Trauerjahr verwenden. England, Amerika! Das war ſein Ziel. Er beging eine große Thorheit. Er überließ Alles — Commiſſionären!

Als damals auch Ottomar heimkam vom kalten winterlichen Friedhofe, vom Grabſteine, der nun ſchon lange den alten Rabe deckte in einem umfriedigten Raume („Rabe'ſches Familienbegräbniß“ in goldenen Lettern benannt, aber ſonſt ſchon recht kahl und ohne beſondern Schmuck) — da fand er von ſeinem Freunde Udo einen Brief und ſeltſamerweiſe ſchon aus Hochlinden, worin ihm dieſer ſeine Rückkehr aus Italien und ſeine bevorſtehende Einkehr ſogleich auf den Sommerſitz ſeines ſeligen Onkels anzeigte. Die Mittheilung war überraſchend, wie Alles, was mit Ada im Zuſammenhang ſtand, für Ottomar aufregend genug. Man hatte das junge Paar erſt in der Reſidenz erwartet. Es ſollte glänzen. Ada wollte auf dem Lande bleiben. Auch dies ſchrieb er dem Freunde. „Ich ſprach Dir längere Zeit abſichtlich nicht mehr von der Marloff! Die Schilderung Deiner Beſuche bei ihr hatte mich in ſolchem Grade aufgeregt, daß ich fürchtete, mich nicht

denn, ſieh nur, wie viele Fenſter dort leiſe geöffnet werden, hier, da, drüben, in allen Straßen! Sieh, wie die Prieſter aus den Kammern ihrer Schönen ſchleichen und wie, umgekehrt, aus den Paläſten, wo man ſagt, daß dort Cardinäle wohnen, verhüllte Frauengeſtalten aus den halb geöffneten Portalen entſchlüpfen! Es wird bald Zeit ſein, daß die Meſſe geleſen wird."

„Als ſich Beide, in die Art deutſcher Maler gekleidet, in einer Oſteria ausruhten, ſagte der Derwiſch: Man ſollte den Menſchen nie zu arg verdenken, daß ſie Menſchen ſind, ſelbſt wenn ſie die Verpflichtung haben, theilweiſe ſchon an den Himmel zu erinnern. Doch muß, um dieſe Schwäche zu verdecken, etwas Größeres da ſein, als was gegenwärtig noch die Herrſchaft des Pabſtes, des Obermufti der Chriſtenheit, ſagen will. Wo große Ideen da ſind, da verſchwinden in ihrem weiten Bauſch und Bogen manche Schwächen, wie auch unſer Prophet ein Menſch war und erſt in dem Mantel ſeiner großen Idee ſo groß daſtand. Aber nun, wo dieſer Mantel reißt, die Falten ſich aufkräuſeln, wo die Ideen ſo klein werden, da treten die Schwächen derer, die ihnen einverleibt ſind, ſo kahl und deutlich und faſt ſchäbig hervor. Der Pabſt aber hat nur noch größere Ehre, keine Macht mehr. Er ſchleudert Bannſtrahlen, die nicht mehr zünden. Wo die Milizen Roms, die Prieſter, in fremden Ländern gen Norden und Weſten noch Gewalt haben, da müſſen ſie ſich mit einer Wiſſenſchaft vermählen, die Rom nicht verſteht. Haſſan, unſer Glaube iſt ein Glaube für heiße Regionen; aber außer der Kälte würde dort gegen Mitternacht hin dem Koran nur noch die Liebe zum Glauben, nicht der Glaube ſelbſt mehr entgegentreten! Doch ſieh den ſcheuen Geſellen

beherrschen zu können! Inzwischen erforderte die Beschaffung jener Summe, zu der ich mich, um endlich Ruhe zu haben, verstehen mußte, alle Vorsicht und Verschwiegenheit. Die hiesige Rentnerei fand ich wohlgeordnet. Die Entsendung jener Summe an die Adresse, die mir gegeben ist: „Geometer Markoff" fand ich mit jenem geschäftlichen Mechanismus ausgeführt, als befände man sich in einem wohlgeregelten Bankinstitut. Nicht einmal gelächelt hatte der alte gräfliche Rentmeister, als ich von dem hohen Legate sprach. Und doch war Gelegenheit zu jenen Gesichtern, von denen Hamlet spricht! Denn wer anders kann das wunderliche Bild eines Kindes sein, das ich hier im Schlosse auf dem Schreibtisch meines Onkels vorgefunden habe, als Edwina? Es ist in Aquarell. In Medaillonform steht es auf einem kleinen Postament von Bronce dicht vor des Onkels noch aufgeschlagener Schreibmappe. Die Tante besuchte das Gut seltener, und die Abreise des Onkels nach seinem letzten Sommeraufenthalt, der gewöhnlich auf seine Badecur in Karlsbad folgte, war so schnell gewesen, daß er, wie der alte Schließer des grandiosen Schlosses, zu meiner Verwunderung, sagte, diesmal das Bildchen wegzuschließen vergaß. Warum wegzuschließen? fragte ich. Konnte es hier in dem Zimmer ohne winterlichen Ofendunst und Cigarrenqualm nicht ruhig stehen bleiben?

Und es bleiben doch so viele der Bilder hängen! Die Antwort war einsilbig. Ich verlor mich dabei in den lieblichen Zügen und entdeckte eine Aehnlichkeit mit meinem Oheim, die mich rührte. Daß hier ein Landvermesser Namens Marloff vor Jahren im nächsten Städtchen Weilheim von der Regierung beschäftigt wurde, eine bildschöne Frau hatte, die bei der Geburt eines Kindes starb, das wußte man. Ich werde in Weilheim forschen und entdecke gewiß noch Näheres."

Die Geständnisse des alten Marloff in jener Ballnacht hatte Ottomar dem Freunde nicht mitgetheilt. Ottomar war dem Grafen wie entflohen, um — Ada zu entfliehen! Selbst auf der Hochzeit fehlte er — wegen seiner Schwester, die ja krank war. Furchtbare Bilder mußten nach jener Ballnacht vor Ottomars Auge getreten sein, so oft er an Edwina dachte, an die alte Frau im Hinterhofe, an den vergrämelten machtlosen Vater, der sie nächtlich besuchte —! Dann diese Verbindung zwischen dem wirklichen Vater und der Tochter! Er hielt diese für rein gewesen, unentweiht, er bereute seinen Scherz mit dem „Souper bei Ungarwein". Warum sollte ein verwildertes Wesen nicht erzogen worden sein durch Bildung, gutes Beispiel! War Edwina doch schon fast reif im Nachdenken über die Welt und Menschen durch Erlebnisse der abenteuerlichsten Art! Ottomar besuchte wieder einmal Marloff. Es

war nach Zahlung der großen Summe, die Edwina bei Justizrath Luzius deponirte. Der Alte nahm ihn freundlich auf, plauderte wieder und — Graf Wilhelm trat ihm wieder wie Sokrates entgegen, belehrend, zum Guten leitend, Schach mit seiner Tochter spielend, diese ihn zerstreuend. Die Stellung bei Luzius hatte Ottomar aufgegeben. Er arbeitete beim Gericht. Ueber die Anwendung dieser 30,000 Thaler vermochte er noch Nichts in Erfahrung zu bringen.

Der Frühling nahte sich mit allen seinen Reizen, der Himmel blieb blau, die Sonne verbarg sich nur hinter schnellvorüberziehenden Wolken, deren Erguß die Fluren tränkte und erfrischte.

Da war die Grille der jungen Gräfin Treuenfels erklärlich, daß sie, etwa im Monat April von Nizza zurückgekehrt, schon mit den Veilchen, den Schneeglöckchen in Hochlinden sich befreunden und die Residenz gar nicht wiedersehen wollte. Die Mutter war darüber außer sich. Ottomar, der sich beim Verein, wo die gemeine Anschwärzung des Assessors Rabe keinen Anklang gefunden hatte, jetzt durch Dieterici vertreten ließ, erfuhr darüber, so oft er in Gesellschaften der Generalin begegnete, die Ausbrüche des seltsamsten Erstaunens. Wo doch die Landsaison für den Adel erst im Juni anfängt! rief die erzürnte starkwillige Frau. Wenn die Rosen blühen!

dachte Ottomar. Wenn die ersten Kartoffeln kommen! sagte die Generalin. Das Leid mit der Erkrankung seiner Schwester war überwunden. Endlich kam wenigstens Graf Udo allein in die Residenz. Das Denkmal war schon soweit, daß es im Herbst aufgestellt werden konnte. Graf Udo brachte eine Abzahlung. Meister Althing bemerkte, wie selbst der vermählte Graf noch immer auf Helenen Eindruck zu machen suchte. Sie war zu schonen und hielt sich aufrecht halb an ihrer verlegen lächelnden Freundin Martha, halb an dem Bischen Natur, das sie um das Atelier ihres Vaters, dem dürftigen Birkenpark, herum genoß. Der Graf sah mit inniger Rührung auf sie. War er mit Ada glücklich? Sein Inneres durchforschte Niemand. Sein Aeußeres war etwas voller geworden. Der auf der Reise stehen gebliebene Bart stand in einem sonderbaren Gegensatz zu dem viel lichter gewordenen Haupthaar. Er war liebenswürdig gegen Jedermann und brachte Geschenke die Hülle und Fülle. Gegen deren Annahme konnte sich Niemand sträuben, da sein zarter Takt nur charakteristische Erzeugnisse Venedigs, Roms, Neapels gewählt hatte. Selbst Martha und sogar Blaumeißel, vollends der treue Vegetarianer, wurden bedacht. Letzterem wurde ein riesiger, eben bei einem Restaurateur gekaufter und gekochter Hummer verehrt, von dem aber der Graf behauptete,

er hätte ihn ganz so aus Neapel mitgebracht, so würden sie dort gefischt, doch nun müßte er auch sofort verzehrt werden. Es geschah dies auch Abends bei Blaumeißels, wobei Plümicke Fisch für nicht Fleisch erklärte und mitmachte. Er hatte gehört, daß sich die schwarzäugige Josefa manchmal nach ihm erkundigte.

Der Graf erfuhr nach und nach von Ottomar die Geständnisse des Pflegevaters Marloff von jenem Abende her. Dafür zeigte er ihm Briefe, die ihm die kalte Verleugnerin ihres Pflegevaters und ihrer Großmutter geschrieben hatte, Auswüchse einer verworrenen Lectüre, Ergebnisse eines schrankenlosen, durch keine Schulung gezügelten Fühlens und Denkens. Da hieß es unter Anderm: „Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich den Namen meines wahren Vaters erfuhr! Ich blickte wie in eine Felsenwand, die sich plötzlich öffnete! Ich sah eine Landschaft voll Lieblichkeit, belebt von tanzenden Elfen! Und dieser Vater nahte sich mir einst und sah auf mich mit Thränen herab. Meine Neigung war Putz, Luxus, elegante Existenz, Diener, denen ich befehlen konnte; eine Bibliothek, diese wäre mir über Alles gegangen, aber mit kostbaren Einbänden. Ich hatte Alles schon so in Ungarn — und diese Wonne bekam ich nun wieder! Doch stellte der Graf die strengsten Bedingungen. Er verlangte von mir den absoluten

Ausschluß jeder männlichen und weiblichen Bekanntschaft, ein Einsiedlerleben, nur die Vertiefung in die Stunden, die ich bei weiblichen Lehrmeistern nehmen mußte, die Woche zwei- oder dreimal würde er selbst, so fing er an, des Abends zu mir kommen und sich nach meinen Fortschritten erkundigen." „Sie glauben nicht", hatte sie ein andermal geschrieben, „was wir Frauen so vernünftig sind, wenn Einer nur vertrauensvoll bei uns Vernunft voraussetzt. Und zeigt er uns dann gar, wie man's anstellen soll, um sich nützlich zu machen, so sind wir wie die Kinder, geborene Sklavinnen, denken nicht an Herrschen! Hier galt es eine Aufgabe für mich. Ich griff sogleich an. Ich sollte einen Schauplatz schmücken, wo Abends mein Vater — Gott im Himmel, verzeih' ihm die vielleicht glücklichste Stunde seines Lebens, die der Verführung meiner Mutter! — erschien, für mich ein höheres Wesen, dem ich mein Räucherwerk von Andacht und Liebe darbringen konnte! Er nahm nur Thee, nur leichte warme Speisen gut zubereitet! Ich war eine Frau, wie ich von den wenigen Leuten, mit denen ich umging, genannt wurde, eine Frau der Fürsorge, der selbstauferlegten Pedanterie. Mein Ehrgeiz war mein Vater. Das war mein Stolz. Allen Bäumen im Park, wenn ich mit einer alten Lehrerin, die sich für Geld dazu hergab, ausfuhr, hätte ich es zurufen mögen, jeder Blume in den

Gebüschen, wenn wir ausstiegen, der Wagen uns langsam folgte. Ich glaubte fest daran, daß einst die Stunde kommen würde, wo mich mein Erzieher adoptiren, mir ein anständiges Loos bereiten würde. Es war der Tod Ihrer Tante, auf den ich zu warten schworen mußte, wie auch Markoff gethan hat! Oft habe ich auf des Grafen Schooß gesessen, das ist wahr, oft habe ich ihm in seinem weißen Barte gekraut und den Kamm genommen und den Friseur gemacht. Er küßte mich dafür, aber nur, wenn er ging und wenn er kam, und auf die Wange. Fast jeden Abend hatte er sich müde gesprochen; denn er belehrte mich über Alles, machte mich mit allen Zeitereignissen bekannt und prüfte meine Fortschritte. Aergerlich konnte er werden, wenn wir französisch oder englisch zu sprechen versuchten und es noch immer nicht vorwärts mit mir gehen wollte. Er grübelte, wie er es anstellen sollte, mit mir einmal nach Paris oder London zu reisen, ohne daß die Welt davon erfuhr. Ach! sagte er einmal, die Sonne, die uns bescheint, liebt das Große nicht, nur das Gewöhnliche! Ich sollte unter seinem Schutz eine ihm zusagende Partie, eine Heirath mit einer hervorragenden Persönlichkeit machen — da rührte ihn plötzlich der Schlag, er starb —!" Der Brief endete elegisch. Aber an andern Tagen schrieb sie — auch wieder in herberem Tone: „Und der Mann hatte Nichts für mich gethan!

Oder ſeine Erben haben ſeine letzte Beſtimmung unterſchlagen! Meine Briefe an ihn konnten nicht für mich zeugen! Ich ſchrieb ſie mit der einem Standesherrn zukommenden Anrede: Ew. Erlaucht! Ich ſetzte vor Zorn meinen Pflegevater, Markoff, in Bewegung. Dieſer Hitzkopf verbot mir, muthig vorzugehen! Der Graf hätte genug für mich gethan! Ich ſollte arbeiten, nähen, ſtricken, Stunden geben! Der Teufel! ſchrie ich. Ich machte ihm die Hölle heiß. Ich ſollte vier Jahre meines Lebens einer Idylle geopfert haben und dafür keine Anerkennung finden, keine Weiterführung meines Lebensfadens, ſowie ich's mit dem Grafen abgemacht hatte? Nächte lang habe ich mit mir gerungen, ob ich nicht meinen Schwur brechen ſollte und geradezu die Wittwe beſtürmen, ſie durch meine Aehnlichkeit mit dem Verſtorbenen vielleicht rühren und erklären: Ich will Theil haben an ſeinem Namen, an ſeinen Gütern, ſeinem hinterlaſſenen Andenken! Ihr Onkel hatte mir oft erzählt, daß er ſeine Gattin ſo ſchone, weil ſie einmal an ſich den edelſten Charakter beſäße und weil ſie, eine geborene Prinzeſſin aus hohem Hauſe, nur unter heftigen Kämpfen mit den Ihrigen der Neigung und der Wahl, die ſie getroffen, hätte nachgeben wollen. Sie war älter als Graf Wilhelm, „ohne Geiſt und ohne Reize.“ Ueber die Verwendung der endlich errungenen 30,000

Thaler hatte sie geschrieben: „Sie denken wohl gar, ich werde mich mit meiner Großmama und dem alten Bär, dem Marloff, in ein Hinterstübchen setzen und von den Zinsen dieses Capitals so bemessen leben, daß ich alle Jahre allenfalls eine kleine Badereise nach Kösen und Marienbad unternehmen kann? Fällt mir nicht ein! Ich bin Edwina Marloff, und ändre zuerst das Schild an meiner Thür! Die Wohnung überhaupt ist mir zu klein. Ich nehme eine größere. Für eine Duenna im Hause ist durch eine Anzeige gesorgt. Ich prüfe genau die Empfehlungen. Sie können sich denken, daß ich keine gewöhnliche alte Tante in's Haus nehme, sondern eine Dame von Welt. Im Wesentlichen mache ich, um mein Geheimniß zu verrathen, einen Luxus, als wenn ich das Zehnfache besäße. Dann wird zwar mein Vermögen in zwei Jahren verausgabt sein, ich habe aber einen Mann und habe ich keinen — dann après moi le déluge."

Das war nun zu Ottomars größtem Erstaunen die Frucht dieser sokratischen Erziehung! Dieser Weltphilosophie, oder, wie Graf Udo beim Scheiden und der Rückkehr nach Hochlinden zugestand, dieses vier Jahre lang durch den Nimbus eines gräflichen Vaters niedergehaltenen, von Kindheit an eingesogenen, unerzogenen Leichtsinns! Ob dies System wirklich zur Ausführung

gekommen war, ob Edwina ihre Wohnung verlassen, ihre Erklärung zum Personalstand der Stadt verändert und sich Fräulein genannt hatte, ob die schützende Duenna gefunden war, die über sie hinweg die Flügel einer schützenden Glucke ausgebreitet hielt, das mochten beide Freunde nicht in Erfahrung bringen. Jede Annäherung war, wie sie ja schon ersehen hatten, in der Stadt des protestantischen Jesuitismus mit Gefahr verbunden.

Graf Udo hatte viel mit der Vermögensverwaltung seines Majorats, viel mit der gesellschaftlichen Rücksichtsnahme zu thun. Der große Staatsmann, der in der Nähe seines Hauses wohnte, hätte ihn ganz gern wieder in der Carrière gehabt. Aber er wich allen Anerbietungen aus, lebte am liebsten im Park bei den Althings und bei der guten Gräfin Constanze, der er keinen Beweis der ihr schuldigen Achtung entziehen mochte. Die Generalin, seine Schwiegermutter, vermied er und diese ihn, auch Forbeck ließ sich nur melden, wenn er hoffte, den Schwager nicht daheim zu treffen. Ada hatte ihm eine Last von Verpflichtungen zugeschleppt, über die sich des Grafen Gerechtigkeitsgefühl empörte. Ada heuchelte Luxusideen, nur um dem Bruder Mittel zu verschaffen! Sie mußte es! Die Aermste! Die Mutter verlangte es! Bei Alledem hielt der Graf mit dem vollen

dort in der Ecke! Haſſan blickte auf und erſchrak vor einer gelben häßlichen Figur, die in einem Winkel der Oſteria kauerte und ſich damit unterhielt, kleine Rüben mit einem ſcharfen Meſſer und in einem Schwunge zu köpfen. Der Hut des geſpenſtiſchen Rübenſcharfrichters ſtand neben ihm. Der Derwiſch zog ſeinen jungen Freund von ſeinem Sitz auf, warf einige Münzen in den Hut und verließ ſchnell die Oſteria. Dieſer Mann, ſagte er draußen, war einſt König von Portugal, wo er ſeine Hände mit Henkerblut beſudelte und von ſeinem Bruder, dem er die Krone geſtohlen hatte, verjagt wurde. Er iſt arm und halb wahnſinnig. Haſſan ſchauderte und ſagte: In Aleppo und Damaskus würde dieſer Menſch geſteinigt werden. Ach, ſagte der Derwiſch nach einer Pauſe, doch auch nur, wenn er ſo gefallen wäre, wie hier. Käme er hoch zu Roß und umgeben von den Trabanten des Sultans, auch die Gläubigen würden vor ihm niederfallen. Die Schmach trifft nur die, welche ihn vor dem Zorn des Volkes ſchützen und ihm das Menſchenblut auf ſeiner Hand vergelten, weil in ſeiner Hand Fürſtenblut fließt."

„Indem ſie noch ſo ſtanden, näherte ſich ihnen ein Knabe, der Haſſan einen Brief in die Hand drückte. Der Derwiſch eröffnete ihn und las eine an einen jungen deutſchen Maler gerichtete Aufforderung, ja nicht die verabredete zehnte Stunde zu verſäumen und in der Wohnung des Cardinals Lamberuſchini zu erſcheinen. Was wird es ſein? ſagte der Derwiſch, ein Abenteuer mit der Nichte irgend eines Kirchenfürſten. Kommt, es werden die blonden Haare nicht allein ſein, die ſie liebt! So gingen Beide zu dem Palaſt. Unſchlüſſig fanden ſie noch eine Weile vor dem Portale, da Haſſans Schüchternheit nicht zugab, daß er ſich ſo leicht von ſeinem

Geſtändniß über alle dieſe Verhältniſſe, die in die traurigſten Details mit Möbel- und Tapetenhändlern gingen, vor dem Freunde zurück. Daß er dieſem einſt geſagt: Ada liebt ja nur Dich! und daß er ſah: Ottomar lebt wirklich unter dem Widerſchein des Vergangenen! darüber entfiel ihm jetzt kein Wort mehr. Denn er ſah doch zu deutlich, daß Ottomar ſein Princip, den Reiz des Weibes nicht früher auf ſich wirken zu laſſen, als bis er eine Familie zu erhalten im Stande wäre, durch die nähere Berührung mit ſeiner Braut geändert hatte — und den Grafen drückte ſein eigenes Empfinden für Helene! Darum ſchwieg er über beide Verhältniſſe. Beide ſchieden einſilbig, doch herzlich.

Ottomar hatte mit ſeinem „dritten Examen" zu thun, jener gefahrvollen Klippe, die man nicht umſchifft, wenn man ſich im Leben zu ſehr zerſtreuen, den Ideenkreis erweitern, von der Welt der Bücher und geſchriebenen Hefte abziehen läßt. Doch was lag nicht ſchon Alles laſtend auf der Bruſt des jungen Mannes und zog ihn vom Gewöhnlichen ab, vom Verſöhnlichen, dieſem alleinigen Herrſcher in einer Zeit, die durch ſich ſelbſt, nicht durch unſer Hinzuthun ſo viel Außerordentliches gebiert! Die Liebe zur Gattin eines Freundes, dieſer ſelbſt befangen von dem Bilde ſeiner Schweſter, des weitentrückten Wohin entſagender Schmerz, Marthas

edle, nach allen Seiten hin anſpruchsloſe Aufopferung, die wilde Spielerin am grünen Tiſche des Lebens, vor deren Phantaſie frühempfangene Lebenseindrücke unauslöſchlich zu gaukeln ſchienen, alles das mußte die Gefühle ſeiner Bruſt, ſeine Gedanken erweitern weithinaus über die leere Zweckmäßigkeit, der er bisher vorzugsweiſe gelebt hatte! Er war ein Realiſt geweſen und es zwang ihn Alles, Idealiſt zu werden. Das Bedürfniß eines umfaſſenden Grundgedankens für's Leben fängt in bedeutenden Naturen frühe an, Platz zu greifen. Er hatte z. B. nie vor den Arbeiten ſeines Vaters ſo lange ſinnend verweilt wie jetzt. Wenn er das letzte Geſpräch bei den Serapionsbrüdern gehört hätte, würde er der Kunſt überhaupt den Beruf zuerkannt haben, den Sinn für die Erhabenheit zu erhalten, aber mit dem Beding, daß ſie nicht prahleriſch, ſondern ſtill und nur in die innere Welt belebend wirke.

Heiliger Liguori, du großer Caſuiſt der römiſchen Kirche, was hätteſt du in deine Anleitung zum Beichthören Alles noch aufnehmen können, wenn dir die Biographieen bekannt geworden wären, die ſich bei Edwina als Candidatinnen zu einer Stellung als „Geſellſchafterin" anmeldeten! Junge und alte Damen —! Naſen in allen Formaten —! Schickſale, ſenſationelle, von treuloſen Schiffscapitänen, verſchollenen Brüdern in Amerika

an bis zu ungerecht abgesetzten Regierungspräsidenten und gemaßregelten Schulrectoren! Die reiche junge Erbin, die natürliche Tochter eines ungarischen Magnaten, eines Besitzers unermeßlicher Güter, vielleicht auch eines Erzbischofs (Edwina nannte zu dem Ende jede beliebige ungarische Stadt, die ihr einfiel), hörte jedesmal den Bewerberinnen ruhig zu, forschte, ob vollständige Armuth mit ihr sprach, oder Beschränktheit, mangelnde Lebenskenntniß, Ungeschick für ihren wahren Plan, der eben darin bestand, daß eine anständige Persönlichkeit statt ihrer in den Vordergrund rückte, mit den der Kasse derselben zugeeigneten Mitteln ein gleichsam selbstregiertes Haus machte und dadurch Edwina Gelegenheit gab, gleichsam im „Schatten edler Denkungsart", wie sie sagte, mehr zu glänzen, als die eigentlich „Bemutternde". Sie suchte, wie sie dem Pflegevater, der wieder auf diesen tollen Plan von Erdrosselung zu sprechen gekommen war und ihr zugleich seine Einmiethung der Großmutter auch in ihrem neuen Hinterhofe angekündigt, ganz offen sagte, Einen, „der mit ihr hereinfällt", d. h. sie für unermeßlich reich hielt. Der brummische Luzius schwieg.

In diese wie von satanischen Dämonen gehütete schöne elegante Lichtwelt, die sich inzwischen Edwina schon zu schaffen begonnen hatte, verirrte sich eines Tages Martha Ehlerdt! Die Vielgeprüfte! Sie hatte

von Wolny reichlich bekommen, worauf sie Ansprüche zu machen hatte, und mehr an Geschenken, aber sie wollte sich in der Welt bewähren. Der Familie des Bildhauers hatte sie sich wie eine barmherzige Schwester gewidmet. Der milde Glorienschein treuer Liebe zur Pflicht, der Entsagung und sittlichen Hoheit lag um ihre Stirn gebreitet, als sie zu ihrem Entsetzen das Haus betrat — noch hatte Edwina die neugemiethete Wohnung nicht bezogen — wo ihr Bruder, der mit dem ferneren Schicksal der Rabe'schen Fabrik in Verbindung geblieben war, früher gewohnt hatte. Mit zaghaftem Muthe klingelte sie und stutzte nicht wenig über die elegante junge Dame, die sie empfing. Und diese wieder horchte hoch auf, als sie von den Lippen des heroinenhaft gebildeten Mädchens gelegentlich den Namen Althing vernahm. Die Gegensätze konnten nicht schroffer aufeinanderplatzen. Martha, die bei Althings wohnte, aber ihre Wanderung „um eine Stelle" nach dem Zeitungsblatt in aller Stille machte, und von Edwina nichts Näheres wußte, zog sich wie eine Sinnpflanze zurück, als sie von dem vollgenährten, in weichem, apfelblüthfarbenem Fleische strahlenden üppigen Mädchen hörte: Ich will mich in den Strudel der Welt stürzen! Haben Sie Lust dazu, mein Compagnon zu sein? Aber ach, Sie sind zu hübsch! Sie würden mir

zu viel Concurrenz machen! Es wird nicht gehen, liebes Fräulein!

Martha, längſt einverſtanden, daß es nicht ginge, war im Begriff, ſich zu entfernen. Sie hatte, da es Winter war, ſich zweckmäßig verhüllt. Doch erkannte Edwina ſogleich die ganze gefällige Erſcheinung.

Aber bleiben Sie doch noch ein Bischen! ſagte ſie mit einem beſtimmten, wenn auch ſanften Tone. Ihr Lächeln ließ ihre weißen Zähne im hellen Lichte erſcheinen. Sie ſind wohl die Liebe des jungen Herrn Althing? forſchte ſie. Wir dürfen Sie's anvertrauen! Er hat mich einigemal beſucht, eigentlich nur einmal. Wenn Sie ſeine Schweſter pflegten, muß er Sie ja ſchon aus Dankbarkeit lieben! Sie ſind ſehr einnehmend! Ich bin ſelbſt verliebt in Sie!

Es war Martha, wie wenn ſie Wagner'ſche Muſik hörte, Alles war ſo ſüß und verführeriſch, aber wie von der Schlange her!

Herr Althing, fuhr Edwina fort, hat bis jetzt noch über Nichts philoſophirt, außer über ſeinen Schnurrbart! Sein Jus mag er ganz gut kennen! Er war mit in Frankreich. Das iſt recht ſchön! Aber ich glaube, Sie, Fräulein, haben mehr Menſchenkenntniß, als er!

Immer enger und enger wurde es Martha um die Bruſt. Die angenehme Stimme, die ſo verfänglich vom

Freunde des Mannes, den sie liebte, sprach, schien ihr von dem Baume mit den gleißenden Aepfeln zu kommen. Und bei alledem hatte sie den Ehrgeiz, einer sich so keck gebenden Persönlichkeit gegenüber nicht wie auf der Flucht zu erscheinen. Edwina gab ihr ja Concessionen, wenn auch die Standpunkte zu verschiedene waren, um sich in der Eile messen zu können. Indeß klingelte es schon wieder! Schon wieder eine Anmeldung! Die Annonce hatte alle hattlosen Frauenexistenzen der Stadt wachgerufen! Die „junge Dame, die eine gebildete Gesellschafterin wünschte, welche zugleich die obere Leitung eines Hausstandes übernehmen könnte", war hierorts hundertfach vorhanden! Um sich des Zudrangs zu erwehren, hatte Edwina den ersten Anlauf in die Expedition einer Zeitung verwiesen und dort gebeten, alte, schwächliche, ärmliche Provinzialerscheinungen mit der Erklärung abzuweisen, die Stelle sei besetzt.

Herrn Ottomar Althings Liebe, sagte Martha, die doch nicht ganz ohne einen Trumpf scheiden wollte, ist die Göttin Themis! Er möchte es gern zum Justizminister bringen und da denkt man nicht viel an die Frauen!

Edwina hatte das Klingeln im Kopf, wollte nur draußen nachsehen und Martha durchaus zum Bleiben nothigen. Diese hielt die Ablehnung fest, ging mit

Edwina zugleich, beide Erſcheinungen den Pinſel des Malers herausfordernd; Trieſel wurde geſagt haben: „Die Schönheit zu Hauſe und die Schönheit beim Ausgehen.“ Anfangs ſchien Edwina betroffen über dieſe brüske Art des Abſchiedes, dann aber neigte ſie ihren ſchönen Kopf mit den aſchblonden Haaren und ſagte mit einem unbeſchreiblich liebenswürdigem Tone der dunkeln, ſtarkerrötheten Fremden in's Ohr: Wenn Sie die richtige Toilette machen, ſtechen Sie Venus aus! Beſuchen Sie mich oft! Bitte! Bitte! Bitte!

Wer ſtand draußen? Noch eine Nachteule, die ſich Edwina doch verbeten hatte. Die Stimme war kreiſchend.

Iſt hier —

Ja! ja! unterbrach Edwina. Die Stimme der Frau mit einem großen Seidenhut, einem vergilbten ſchwarzen Sammetmantel, griff ihre Nerven an.

Die Stellung, die Sie wünſchen, habe ich Jahre lang bei meinem Onkel bekleidet! Er war Regierungspräſident, natürlich penſionirt —! Ich habe nur in der vornehmen Welt gelebt, Dichter, Künſtler ausgenommen, die ich übrigens auch ſchätze! Auch bin ich ſozuſagen militärfromm!

Vier- oder fünfmal erwähnte ſie dann die penſionirten Präſidenten, die alle zwiſchen Rhein und Oder lebten und von denen der Eine bald ihr Coſtüm, bald der

Andre ihr Neffe war. Edwina entwand ſich dieſer Umſtrickung mit der ihr eignen lacertenhaften Gewandtheit. Sie fand Alles, was ſie da zu hören bekam, ſogleich gar lieb und ſchön und doch bedauerte ſie, ſich bereits gebunden zu haben. Die Redſelige mußte ſich empfehlen. Edwina war es um Ruhe zu thun. Martha Ehlerdt hatte ihr einen Eindruck gemacht, von dem ſie ſich erholen mußte. Anders ſein und glücklich! O wer das könnte! ſeufzte ſie tiefauf.

Endlich bekam ſie eine Duenna, über die ſie Anfangs mit der Jungfrau von Orleans hätte ausrufen mögen: Ach, es war nicht meine Wahl! Und ſie hatte ſie dennoch genommen! Es war beinahe jene Nachteule von neulich! Juſtizrath Luzius, dieſer Seltſamſte, Unerklärlichſte aller Menſchen, war bei Auszahlung der 30,000 Thaler in Mittheilſamkeit verſetzt worden. Die gräflich Trenenfels'ſche Familie hatte ihn von je für ihre gerichtlich zu vollziehenden Acte benutzt. Edwina, eine Menſchenkennerin durch und durch, hatte ſogleich herausgebracht, daß dieſer vielgeſuchte, wenn auch grobe Mann die Verſchwiegenheit ſelbſt war, das lebendige Pflichtgefühl, trotz der Geſchwätzigkeit ſeiner Angehörigen. Dazu wittern die Frauen augenblicklich die Ehe-Märtyrer! Edwina hatte der Juſtizräthin einen Beſuch gemacht. Die Frau litt, wie bekannt, an dem Uebel

aller großen Städte, denn noch ein neuer Molière zu wünschen ist, an der Sucht, gesellige Verbindungen anzuknüpfen. Zu jener Hochzeit im Evangelium wurden nicht soviel Gäste zusammengetrommelt, wie Frau Justizrath Luzius aufzuraffen verstand, ob nun im Winter zu den Bällen, oder im Sommer, in den Bädern, zu Partieen, zu Pickenicks. Sascha und Zerline brachen oft mit einem: Aber Mama! dazwischen, wenn die Mutter eine eben erst gemachte Vorstellung schon zur Anknüpfung von einer Menge Fragen und zuletzt zu einer Einladung zum Thee benutzte. Der Vater sagte dann wohl in seiner Art: Sie ist eben die Tochter eines Kunstwerbers und demzufolge auf's Subscribentensammeln angewiesen! Die Augen der Justizrathin, z. B. im Theater, im Zoologischen Garten, gingen immer wie auf der Suche. Jäger können nicht so nach Wild lugen, Hunde nicht so schnuppern, immer suchte sie eine Entdeckung zu machen. Die Töchter waren im Grunde ebenso. Sie hatten nur etwas mehr Takt, um ihre jähe Bekanntschaftssucht zu verbergen. Du wirst noch einmal einen Cartouche zum Hausfreunde machen und einen Abällino zum fonntäglichen Mittagsgaste! sagte wohl der verdrießliche Justizrath, fügte sich aber in die Art seiner Frau und bekam diese sogar von Dieterici, genannt Theodorich, überraschend anerkannt, sodaß selbst

Jean Vogler verſtummte und nicht durch ſein ſtändiges Parodiren ſeines Collegen die ganze Expedition zum Gelächter reizte. Es iſt der angewandte Perſonencultus der Varnhagen'ſchen Schule! hatte Dieterici bedeutungsvoll über dieſe Eigenſchaft ihrer Principalin geſagt. Sie iſt principiell die zweite Rahel, die abſolute Menſchenfiſcherin! Die Juſtizräthin hörte das Wort wieder und Dieterici ſtand bei ihr ſeitdem auf der Höhe der Gunſt.

Daraufhin erklärte ſie auch nach einem Beſuche Edwina Marloffs bei ihr dies Weſen über alles dumme Gerede der Menſchen hinaus geradezu für einen Engel. Sie lud das reizende „ſteinreiche" Mädchen, das in glänzender Equipage, in einem ſchwarzen enganſchließenden, mit Federbeſatz reich garnirten Kleide, auf den blonden Locken ein ungariſches Käppchen etwas ſchiefgeſetzt, in der Hand ein koſtbares Spitzentaſchentuch und ein Viſitenkartentäſchchen von edelſteinbeſetztem Perlmutter, Beſuch gemacht hatte, ſofort zu einem geſelligen Abend ein und Saſcha und Zerline fanden dies „Mädchen aus der Fremde" über die Maßen „reizend" und hatten keinen Neid und am wenigſten Bedenken wegen Sittlichkeit. Edwina ſchlug ja kaum die Augen auf und gab ſich wie ein ſechszehnjähriges Kind. Von vier, fünf Perſonen wurde ſie ſchon um ihre Photographie gebeten, und Dieterici, der Alles brühwarm erfuhr, machte im Geiſte einen

Freunde trennte. Dieſe Unſchlüſſigkeit ſchien von oben bemerkt worden zu ſein: denn derſelbe Knabe, der den Brief gebracht hatte, kam, um beide Herren einzuladen, für den Fall, daß ſie Landsleute wären. Haſſan blickte den Derwiſch betroffen an; doch dieſer nahm lachend einen ſchnellen Entſchluß und winkte dem Knaben voranzugehen. Wie ſie über mehrere Treppen geſtiegen und durch einige Säle gegangen waren, öffnete ihnen einer der vielen Geiſtlichen, die ſie in dem Palaſte ſahen, die Thür eines Seitenzimmers. Sie traten mit einiger Beklemmung ein und fanden zu ihrem Erſtaunen nicht ſowohl nicht das, ſondern weit etwas Ueberraſchenderes. Zwei ältliche Herren, welche ganz den Anſchein von Cardinälen in einfacher Hauskleidung hatten, erhoben ſich von zwei Gichtſtühlen mit freundlicher Zuvorkommenheit und winkten den beiden Türken, die ſie für deutſche Maler hielten, auf zwei bereit ſtehenden Seſſeln Platz zu nehmen. Es konnte nicht auffallen, daß nur der Derwiſch italieniſch ſprach. Wir haben euch da, begann der Eine, etliche Fragen vorzulegen, für deren Beantwortung ihr uns zu Dank verpflichten würdet. Ihr werdet von der verderblichen Neuerung gehört haben, die in eurem Vaterlande ſich im Schoß der katholiſchen Kirche gebildet und viel Unheil und Verwirrung geſtiftet hat. Da ihr Beide, wie uns geſagt wurde, zu den getreuen Schafen der Kirche gehöret und die Malerei auch nur eurer Frömmigkeit wegen treibet, ſo konnten wir ſchon zu euch unſere Zuflucht nehmen, um uns über den Sinn einiger Worte aufzuklären, welche ſelbſt Mezzofanti, den ihr hier ſehet, bei ſeiner großen Kenntniß eurer Sprache nicht zu enträthſeln vermag. Mezzofanti, der Kenner von fünfzig Sprachen, nickte dazu und murmelte fortwährend die

Cyclus Sonette auf sie. Justizrath Luzius kannte den geheimen Zusammenhang des Ueberganges von Frau Marloff zu einem Fräulein. Doch sprach er darüber zu Niemand. Auch von seinem Irrthum nicht, wenn er sich sagte: Die Summen, über die sie commandiren soll, sind durch meine Hand gegangen, sie sind zu hoch gegriffen! Sie ist wahrscheinlich eine Tochter des Grafen Wilhelm und Graf Udo wird einst noch seine Verwandte fesselnder finden, als die ihm durch einen lästigen Zwang angeheirathete Generalstochter! Da werden die Mittel schon fließen! Der corpulente, unter der Arbeit keuchende Mann urtheilte richtig und falsch nach seinen Erfahrungen. Seine Gattin sorgte für die Duenna. Und mit Energie! Da half kein Erbarmen! Frau Luzius hatte eine Einzigste in ihrer Art entdeckt und zwar in der Schweiz und diese mußte passen.

Sie schrieb an Edwina: „Liebenswürdiges, gnädiges Fräulein! Ich bekomme wegen der Stelle aus Neuvorpommern eine Zuschrift von einer alten Freundin, die bisher bei einem polnischen Domprobst die Wirthschaft führte! Der Mann durfte seiner Gesundheit wegen leben, wo er wollte. Die Polen sind so. Jetzt ist der Probst todt und ich sage Ihnen aufrichtig: Frau Regierungsrath Brennicke sieht allein und allerdings hülflos in der Welt. Der Pole hatte kein Vermögen und die

Pension von ihrem seligen Regierungsrath ist gottsjammerlich klein. Genug, Frau Regierungsrath Brennicke hat die Anzeige gelesen, mir geschrieben —"

Aber Mutter, war Sascha eingefallen, als die Mutter ihren Brief schrieb und die Tochter diesen zu lesen wünschten: Du hast ja die Dame in zehn Jahren nicht gesehen!

Zerline meinte: Wie kann sich die verändert haben!

Der Mutter stand aber die Dame aus Neuvorpommern ganz so vor Augen, wie ihr diese einst auf der „schimmigen Platte" in der Schweiz begegnet war. Die Berge ringsum, die mächtigen Tannen, die Arven, das Herdengeläut, das göttliche Interlaken, der Kuhreigen Alles das — Kinder, rief die starkwillige begeisterte Frau, was Ihr mir den Kopf verrückt! Die Brennicke muß sie nehmen! Es ist eine vornehme Frau, von Verstand, von Bildung! Ihr werdet staunen und mich nicht irremachen —!

Edwina bekam denn endlich den vollendeten Brief und betrachte Vieles darin. Der Engel aus der Patisfadenstraße fuhr sofort zur Frau Justizräthin, sagte ihr innigsten Dank und setzte mit ihren schönen schwarzen Augenwimpern blinzelnd hinzu: Lassen Sie sie getrost kommen! Ich will mich unbesehen von ihr bemuttern lassen! Für unsere Eltern können wir ja überhaupt nicht —!

Das weiß Gott —! riefen einstimmig die durchtriebenen Mädchen.

Allerdings war es dann eine Prüfung Gottes, diese Bekanntschaft von der „schimmigen Platte“ von Interlaken her! Der Zahn der Zeit schien die Dame, die da erschien, gerade nicht so sehr berührt zu haben; denn schon hätte sich die Regierungsräthin Brennicke zu keiner Periode nennen können. Aber das Schrecklichste der Schrecken an ihr war ihr Hochmuth, die nun wirklich bei ihr gefundene Klapmeyer'sche Erhabenheit ihrer Empfindungen und die Aeußerungen ihres Selbstbewußtseins. Der Montblanc ihrer Gefühle, der Chimborasso ihrer Ansprüche ging über jede Vorstellung hinaus. Sie war nur aus Neuvorpommern, brachte jedoch eine Sicherheit mit, als wäre sie in den drei Städten Wien, London und Paris zugleich geboren und erzogen worden. Vor keiner Erscheinung in dieser großen Stadt, in die sie nun versetzt war, erschrak sie. Nichts war ihr neu, Nichts imponirte ihr. An Alles machte sie sich mit einer Siegesgewißheit, daß ihr Edwina bei dem ersten Zwiespalt, der sich beim Beziehen einer neugemietheten Wohnung und dem Placiren der Möbel, dem Schaffen von traulichen Etablissements, dem Setzen der „Putze“, der Rollfauteuils, Chaiselongues und vor Allem bei der Wahl der Gardinenstoffe und der Ueberzugsfarben zu erkennen gab, den

Stich versetzte: Ich begreife nicht, Sie glauben mit Ihrem seligen Regierungsrath Alles durchsetzen zu können! Warum haben Sie sich nicht um eine Stelle als Oberhofmeisterin bei Hofe beworben?

Frau Brennicke sah damals das schöne reiche Mädchen nur groß an. Aber Edwinas Augen konnten Medusa-Augen werden. „Ich erkläre Ihnen", fuhr sie mit fester Stimme und kreideweiß im Antlitz fort, „daß ich Ihnen volle Freiheit zu reden und zu declamiren lasse, im Handeln aber dulde ich nicht den geringsten Widerspruch, oder wir sind geschiedene Leute!" Das war, als wenn der Tamtam in der großen Oper seine Meinung abgiebt. Gewöhnlich bekommt die Handlung dann eine andere Wendung.

Mutter Brennicke schwieg. War ihr doch das Reden und Declamiren gelassen! Letzteres bezog sich auf ihre wunderbare, ausnehmende ästhetische Bildung! Die Regierungsräthin war groß im Drapiren ihres nicht eben einen Raphael begeisternden Kopfes und ihrer kaum grade zu nennenden Schultern mit allerlei Wollenstoff und dann mit dem Heraustreten eines enormen Vorraths von Romanzen und Balladen, mit denen sie den polnischen Comprobst, der etwas Deutsch verstand, immer zum sanften Schlummer gebracht zu haben schien. Im Anordnen der neuen Wohnung, die ein ungeheures

Geld verschlang und bei deren Verpflegung eine alte Frau, Frau Müller genannt, die im Hinterhof wohnende Großmutter, mitwirkte, ließ die Regierungsräthin ihren Schützling gewähren. Bald aber erkannte sie Schwächen, besonders die Eitelkeit in Edwinas Charakter und sie hatte da die Oberhand. Es war ja auch nur durch ihre Manie für epische und sonstige declamatorische Poesie möglich, daß Edwina Martelis „Salon" überfüllt wurde und nach wenig Wochen sogar — ein Prinz zu ihren Füßen, wenn nicht lag, doch saß — Alles wie sie geplant hatte! Ihre Spekulation schien glänzend zu gelingen.

Die Regierungsräthin Brennicke war eine noch nicht entdeckte Sappho, eine zweite Ristori, eine Ziegler, Alles zu gleicher Zeit. Zuweilen hatte sie so viel Schwung, vom Frühstück an bis zum Zubettgehen nur in Versen zu reden, Rhythmus und Reim, auch Stabreim waren dann ihre gewöhnlichen Schwimmstoffen. Wie ein fliegender Fisch erhob sie sich über die Oberfläche des Wassers. Für gewöhnlich war dies die Tiefe und der Hohepunkt, der ihr immer in Sicht blieb, Stubbenkammer. In die Nordsee machte sie manchmal Abstecher, aber die Dichter mußten ihr nicht zu viel von den Möven singen, mehr von den Seekönigen und den versunkenen Städten. Die Wikinger fuhren bei ihr hin und her; nur bis nach

Konſtantinopel ging ſie mit ihnen nicht mit. Der Orient mit ſeiner Pracht war nicht ihr Feld. Nur der Norden mit ſeinen düſtern Fichten, ſeinen hellblauen Wolken, ſeinen weißen Eidergänſen! Da mußte Edwina ſtaunen. Graf Wilhelm hatte ihr nur den Voltaire und Goethe vorgeleſen, nicht einmal Uhland. Es war eine ganz neue Welt, die da Edwina umgab und ſie fühlte wirklich, wie die Brennicke ſie mit dieſer gelehrten Anmaßung drückte und dabei dieſe ganze, faſt fürſtliche Einrichtung wie etwas ihr urſprünglich Zugehöriges hinnahm. Die Frau lud Dichter und Componiſten ein, arrangirte Theeabende, machte Einladungen auf Oſſian, Tegner, Ingemann und Dichter, die ſie erſt heben wollte, begleitete ihre Schutzbefohlene in die Theater, wo ihr nur die Tragödie mundete und das Einerlei des Repertoirs in dieſem Fache oft läſtig genug war. Sie knixte dahin und dorthin. Mit Allen ſchien ſie bekannt zu ſein. Nur gerade die Schauſpieler vermied ſie zu näherem Umgang, weil ihr dieſe ihren beſondern Cultus ſtörten. Kein Theeabend verging, wo ſie nicht auftrat und einen Löwenritt, einen Wolfsanfall oder eine ähnliche fürchterliche Begebenheit vortrug. Alles, was an Ort und Stelle zur Literatur, zur Kunſt gehörte, drängte ſich, in Edwinas Salon zu gelangen, zumal, ſeitdem faſt jeden Abend dort der Fürſt Ziska von Rauden erſchien.

Die Uebergänge bis zu diesem Hohepunkte im Leben Edwinas waren allmälig. Der Werth der Eroberungen steigerte sich nicht plötzlich. Erst begleiteten zuweilen Clavierspieler die Vorträge einer Mazeppajagd, wo die Brennicke und der langhaarige Zukünftler etwas in sich Harmonisches vortragen wollten, der ruhiger Prüfende aber nichts Gehauenes und Gestochenes fand. Dieterici blieb mit seinem Streben nach Anerkennung und der Ueberreichung eines schon von ihm erschienenen lyrischen Bandes nicht aus. Leider hatte er nicht die Poesie Stubbenkammer, diesen Untergang Vinetas, die Nordlandsharfe ganz im Finger, mehr Heine und dessen verschiedene geheilte und wieder neu aufgebrochene Liebeswunden. Aber seine kleinen Aufmerksamkeiten: Hyacinthen-Gärtchen in Mooskorben und Aehnliches dann und wann übersandt, machten bei der Brennicke, die nichts von ihm declamiren konnte, Alles gut. War auch Anfangs der pedantische junge Mann, der nicht blos auf seine Schnurrbartspitzen, sondern auch auf seine innere Welt stolz war, erzürnt über die Mißachtung seiner Waldgänge mit Windesrauschen, Wellen mit Waldeinsamkeit, Waldliedchen mit Waldmühlen im moosigen Grunde und fuhr Jean Vogler an, wenn dieser den Wald für vollständig abgeholzt in der Poesie erklärte und wohl gar sagte: Theodorich, Poet in Versen zu

sein, ist nur eine Frage des Sichzeitdazunehmenkönnens! so suchte er sich doch auf den Geschmack der Regierungsräthin zu verlegen und traf es zuweilen mit einem Seekonig, der wegen seiner Tochter die Krone niederlegte oder sonst etwas Verkehrtes, aber Poetisches that.

Edwina, nun blos, und dies absichtlich, die zweite Person in dem Salon der Regierungsräthin, war das Mädchen aus der Feenwelt. Wenn sie, während die Regierungsräthin empfing, erst später eintrat, bald in Weiß, bald in Rosa, den Hals, die Arme unbedeckt, den schönen Kopf mit seinen Rixenaugen zurückgeworfen und Jedem zutraulich die Hand gebend, so wurde Alles an ihr bewundert. Sie spielte mit Gewandtheit Piano, sie sang, sie malte. War sie im Theater, so richteten sich die Operngläser auf sie. Gab es auch Morgenscenen mit der Brennicke, wo die Vögel in den prächtigen Bauern mit zu schmettern begannen, ein Papagey mit seinem „Jacob" sich heiser schrie, ein kleines Schooßhündchen, das sich Frau Brennicke mit einem rothen Bändchen, einer Klingel daran, als beständigen Begleiter ausbedungen hatte, bellte und vor Zorn in Edwinas Kleider fuhr, so wurde der Conflict doch noch zur vorläufig überbrückten Kunst, freilich aus immer schwächerem, nicht besonders haltbarem Material. Einmal brach es fast ganz. Die Regierungsräthin hatte herausgebracht, daß

die alte Frau, die Mullern, die regelmäßig die Wäsche abholte und im Hinterhause wohnte, Edwinas Großmutter war. Edwina fühlte kalt für die alte Frau und dankte sich einer Wäscherin nicht blutsverwandt. Ja sie mußte es für eine Bosheit Marloffs, ihres Nährvaters, halten, daß er ihr beständig diese Aufpasserin stellte. Aber sie duldete nicht, daß auch die Brennicke die alte Frau geringschätzig behandelte. Sie zwang sie sogar, der anspruchslosen Greisin, einer Frau ganz aus dem Volke, ein gebrauchtes Schmähwort geradezu abzubitten.

Fürst Randen krönte das Gebäude eines Systems, das sich allmälig als gefährlich erwies. Die Hundertthalerscheine verschwanden wie Nichts. Die Regierungsräthin hatte den Prinzen, einen Dilettanten und ewigen Operntextsucher aufgestöbert. Man nannte ihn „Prinz Narziß", weil der etwa Vierzigjährige ein eitler, ganz in sich versunkener Mann war. Er war ein Angehöriger derselben fürstlichen Familie, zu welcher Gräfin Treuenfels gehörte. Aber auch er schien aus der Art geschlagen. Während die Randens alle zum Militär übergingen und als Reiter, Attakenführer, selbst Brigadechefs einen ungewöhnlichen Muth entwickelten, war Fürst Egmont Zieta Prinz von Kadt und zu Randen, wie er hieß, zwar auch unter die Fahnen eines nur zwei Drittel souveränen Staates eingetreten, gerieth aber bald

in jene Stellung à la suite, die ihm die ſchönkleidende kriegeriſche Uniform eines Huſaren, mit allerlei Silber- und Goldborten, ließ, aber kein Avancement eintrug.

Seinem Eifer nachzugeben, daß Trieſel ihn ebenfalls auf der „ſtaubverhüllten Parade“ anbrachte, war er eifrig befliſſen, wenn er auch vom Schlucken jenes Trieſel'ſchen Staubes nach jedem Suiten-Mitritt einige Tage lang krank war. Seine Leidenſchaft war die Muſik. Sein Wahn beſtand darin, ein Componiſt von hohem Beruf zu ſein. Wie „der Hirſch nach friſchem Waſſer“, ſo ſchreit der meiſt ungebildete Componiſt von heute nach Texten. Dieſe fortwährende Suche nach Richard Wagners einer Hälfte, der ſogenannten Dichterſchaft (Wagner iſt ſich ſein eigner Schikaneder geworden) brachte ihn auf die nordiſche Höhe, wo Frau Brennicke thronte und die Windharfe im Mondenſchein ihre Klagetöne erſchallen ließ. Die Stubbenkammerpoeſie führte ihm Contingente von Dichtungen zu. Manches war darunter, das er wählte. Doch verſuche ſich nur Einer mit dem Genius in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft! Wenn nicht über einem fürſtlichen Künſtler noch ein Gewaltigerer ſteht, der ſelbſt von dem Gedanken der Kunſt, der fortſchreitenden Literatur, der täglich Neues bringenden Wiſſenſchaft ergriffen iſt, ſo müſſen ſolche Erſcheinungen, die an ſich erfreuen könnten, elend verkümmern. Nach oben ver-

wunderlichſten Worte vor ſich her: denn ſeine Kenntniſſe in Sprachen war ſo groß, daß er die Worte nicht alle in ſeinem Gedächtniſſe laſſen konnte, ſondern immer welche aus dem Munde mußte gleiten laſſen. Sein Kopf ſchien wie ein Bienenſchwarm zu ſummen, ſo vielen Lärm machten darin all die Vocabeln und Wörterbücher, bei denen er Mühe hatte, ihre Grenzen hübſch aufrecht zu erhalten und unter ihnen keine babyloniſche Verwirrung eintreten zu laſſen."

„Haſſan, der von dem Allen nichts verſtand und ſich faſt vor dem immer murmelnden Mezzofanti fürchtete, ſah mit Erſtaunen, wie gewandt der Derwiſch auf die an ihn gerichteten Fragen Antwort gab. Die beiden Prieſter ſchlugen mehrere vor ihnen liegende Bücher auf und erkundigten ſich nach der Bedeutung von Worten, deren Bekanntſchaft, wie der Derwiſch ſpäter ſagte, man ſchon bei einer ganz oberflächlichen Kenntniß jener Ketzerſprache vorausſetzen müßte. Es handelt ſich um die Verdammung jener Lehren und doch konnten ſie die geiſtlichen Herren nicht verſtehen. Den Zweifel verwechſelten ſie mit Zwiebel, Gott vertrauen nannten ſie eine Blasphemie, da Gott in ſeinem Verhältniß zur Maria niemals als Ehemann gedacht würde, alſo auch nicht einem vertraut, d. h. irrthümlicherweiſe getraut werden konnte; aus einem verletzten Gebote wurde ein vorletztes, aus Gottes Undenkbarkeit machten ſie Undankbarkeit, und für viele Ausdrücke, z. B. Ueberzeugungstreue, hatten ſie nicht einmal einen zweideutigen Sinn, es ſei denn, daß Mezzofanti ſich wirklich einbildete, auf einen möglichen Sinn zu kommen, wenn er es von Ueberzeug und Streue herleitete, wo er ſich es dann möglich dachte, daß hier eine Anſpielung auf die Krippe Jeſu ſtattfinden

spottet, angelte der Fürst um Halt nach unten. Ein Prinz des Hofes sollte ihm den Namen „Narziß", aus „Narr" und „Zieka" gebildet, gegeben haben, ein andrer behauptete, aus dem Tonzeichen „Cis" und „Narr". Soviel stand fest, weichlicher war nie ein Mann, der sich in eine Husaren Uniform verirrt hatte. Die Musik hatte ihn so erschlafft, wie Musik nach der Meinung der Alten ganze Völker erschlaffen kann, wenn sie so getrieben wird, wie kürzlich in Bayreuth. Fürst Nauden bewohnte ein prächtiges Palais. Dort wimmerte und jammerte er den ganzen Tag auf dem Clavier nach irgend einem vor ihm aufgeschlagenen Buche oder Manuscripte. Ein Contrapunktist, ein armer Teufel, der sich leider nur etwa bis vier Uhr Nachmittags gegen die dann zu mächtig anziehende Gewalt des Alkohols zu behaupten vermochte — nennen wir ihn einfach Meyer — brachte diese schwachen Motive, Melismen, Ausweichungen aus einer Tonart in die andere, kurz eine höhere Katzenmusik in eine gesetzmäßige Form.

Diese Persönlichkeit, schlank, wohlfrisirt, immer mit einem Stern am Frack, kam jeden Abend zur Brennicke. Die Regierungsräthin wurde grade dieses immerhin reichen und hochgestellten Dilettanten wegen umschmeichelt und umworben. Aber — von Prinz Narziß selbst war Nichts zu beziehen! Er besang Edwina in schmelzenden

dern, er schickte Blumensträuße aus seinen Treib
häusern, er fing an, sich schon Vormittags bei ih
anzusagen zu lassen, aber aus Allem, was von ihm kam
wurde, ergab sich nur ein bodenloser Egoismus. Edwin
wollte durchaus die Fürstin Rauden werden. Sie lieb
den Mann keineswegs, aber sie war eines Grafe
natürliche Tochter und wollte eine Stellung zum Lebe
gewinnen und ein Resultat ihrer kühnen Speculation.

Wie verstand sie in den schönsten Toiletten au
den Zimmergärten herauszutreten, Jedermann im übe
füllten Salon, wie eine Fürstin, etwas Artiges zu sagen
Auch andere Anbeter schienen sich in Bewerber u
Edwinas Hand zu verwandeln. Aber der täglich kommen
Fürst! Ich möchte ihn morden! schrie Edwina ein
Morgens, als er ihr wieder eine seiner Reverieen i
Manuscript geschickt hatte. Was will er damit? Do
nicht blos unsern, von mir theuer erhaltenen Salo
um sich, sich zu zeigen, sich mit der Welt zu vermittel
sich Publikum, Claqueurs zu erwerben? Ja er ist
feige, rief sie, zu geizig, selbst einen Salon zu eröffn
für Alles, was hierorts die Stadt an Geist besitzt, w
die tonangebenden Mächte vernachlässigen! So ma
er sich eine Winkelexistenz, läßt sich dort die von d
Brennicke zusammengetrommelten Berühmtheiten vo
stellen, bildet sich ein, ihnen einen unvergeßlichen Eindr

hinterlassen zu haben, wofür er mit Blumen und Noten bezahlt!

So zornig konnte Edwina über die ausweichende Erklärung des Fürsten werden, daß sie sogar zu ihrer kleinen Polin, die trotz des Machtgebots des noch in voller Unwissenheit über alle diese Dinge lebenden Professors heimlich wieder in ihre alte Stellung geschlichen war (Plümicke, der sie mit Seele liebte, hatte vorläufig die Besänftigung des darüber etwas aufwallenden Professors übernommen) sagte: Ich hasse halbe Menschen wie die Sünde!

Und sie sagte sich selbst ganz laut: Wo bin ich denn hingerathen?

Berechnete sie dabei, daß sie jetzt nur noch so und soviel tausend Thaler besaß und daß diese bei solcher Lebensweise und einer so gründlich verfehlten Speculation, wie sie angefangen, bald ebenfalls verzehrt sein mußten, so sprach sie dumpf vor sich hin: Was dann? Was dann? Es faßte sie mit Eisesgrauen. Soll ich die Familie Trencsels aufwiegeln? Fieberfrost schüttelte sie. Die alte Großmutter rieth ihr manchmal beim Sortiren der Wäsche, die Nähnadel zu ergreifen. Wer weiß, wozu Du sie noch brauchen kannst! war das Wort der alten Frau, die in Edwina den Anlaß zum Tode ihrer Tochter sah und keine besonders zärtlichen Gefühle für sie hatte. Wie oft

war sie ihrem Vater in Ungarn, dann wieder aus der Pension entlaufen —! Die Alte verglich die Ugarti, von der sie gehört hatte, mit der Brennicke. Trieben sie nicht im Grunde genommen dasselbe Gewerbe? Mädchenhandel? Die Alte meinte: Eine Fürstin? Hahaha! Seine Maitresse könntest Du allenfalls werden! Dazu hat der aber nicht die Courage!

Eines Tages ließ sich Ottomar Althing melden. Nicht etwa bei Edwina Marloff, sondern bei Frau Regierungsräthin Brennicke. Der Salon des Hauses war unverfänglich, die Haltung Edwinas über jeden Makel erhaben, ein Fürst Rauden konnte den Gedanken hegen, sie zu seiner Gattin zu wählen. Die Luzius'sche Familie, die Collegen, Jean Vogler, Dieterici, seine eigne Familie hatten ihn gedrängt, einmal diesen Besuch zu machen. „Dem Ganzen fehlt die Weihe, wenn Sie fehlen —“ hatte sogar Jean Vogler mit einer bei ihm seltenen Anerkennung gesagt. „Nur müssen Sie viel Declamation und Lieder ohne Worte in den Kauf nehmen! Zuletzt giebt's aber immer gut zu essen!“ setzte er hinzu.

Der wahre Beweggrund, warum Ottomar diesen Boden wieder betrat, lag in den Briefen des Grafen. Mit dem regelmäßigen Schluß: „Meine Frau läßt Dich grüßen“, der in sein Gemüth wie ein langgezogener

schmerzlicher Waldhornruf einzog und ihn immer so erschütterte, daß er minutenlang sitzen, den Brief in der Hand behalten und starr wie in's Leere blicken konnte, kam regelmäßig die Aufforderung: „Erzähle mir doch endlich, endlich etwas von dem curiosen Leben der Marloff!"

Lieber Herr Althing, sagte Edwina, als auch sie erschien und, wie dies so eingeführt war, die Regierungsräthin vertrat, die zu beschäftigt war oder, wenn diese erschien, sich allmälig verschwinden machte, was ist doch Alles passirt, seit wir uns zum erstenmal gesehen! Ich, damals ganz Zimmerpflanze zum Krankwerden, damals nur für den Edelsten der Menschen lebend, nicht achtend, was die Menschen von mir redeten, mit einer Kette an der Thüre Jeden abweisend, der in meinen stillen Frieden dringen wollte! Die Sprachlehrerinnen kannten gewisse Zeichen, um sich zu erkennen zu geben, besonders Abends, wenn einmal wieder im Haus das Gas ausgeblieben war! Sie hätten gestern hier, fuhr sie fort, bei einem Streit zugegen sein sollen, ob man das noch einen Poeten nennen könnte, der aus dem ungeheuern Vorrath an köstlichen Redewendungen, der in hundert vor so einem soi disant-Dichter aufgeschlagenen Büchern läge, für eine allbekannte alte Geschichte eine neue Bekleidung herausfuchte! Man sagte: Eine mit Feuer und Geist

geschriebene Recension sei für unsern jetzigen Standpunkt mehr ein Gedicht als die Wiederholung einer Situation, von der man erklären muß: War ja schon da! Bester Herr Althing, ich könnte erzählen und plaudern von Dingen, die noch nicht da waren —!

Sie senkte träumerisch ihr schönes Haupt.

Es war eigen, daß Ottomar ein ganz gleiches Empfinden hatte, diesem Wesen gegenüber. Der elegische Ton, der seit dem letzten Ball im Rabe-Wolny'schen Hause durch sein Gemüth zog, der sich durch die Krankheit seiner Schwester gesteigert hatte, sprach da auch aus Edwina! Diese bat um Verzeihung wegen ihrer kecken Correspondenz mit dem Vater um Josefa und schien sich gerade mit Absicht in das Gegentheil eines Modells gekleidet zu haben. Sie war in einem hochhinaufgehenden schwarzen Kleide und sonst ganz einfach in ihrer Erscheinung.

Man wird Ihnen bald als einer Durchlaucht gratuliren können? sagte Ottomar im Verlauf des Gespräches, das sich auf die verschiedenen Erlebnisse bezog. Er wollte doch dem Grafen etwas Reelles berichten.

O — sagte Edwina ablehnend, erinnern Sie mich nicht daran! Dann dämpfte sie ihre Stimme und sah sich im Zimmer um. Sie kennen ja meine Verhältnisse und ich habe Vertrauen zu Ihnen! Ich möchte ein anderes Verhältniß für meine Existenz eintreten lassen!

Diese Frau da mit ihrem ständigen Purpurmantel — Ihre Freunde werden Ihnen von ihrer Manie erzählt haben, ermüdet mich bis zur Verzweiflung! Ich will mir einen Beistand suchen, der mir hilft, einen ganz anderen Ton in's Haus einzuführen. Ich kündige der guten Frau. Ach — rief sie schmerzlich aus — ich habe immer an das stolze Mädchen, an Fräulein Ehlerdt gedacht, das vor einigen Monaten bei mir gewesen, und der ich gewiß ganz mißfallen habe! Gott im Himmel, konnte ich eine solche Seele für mich gewinnen! Mit der plaudern! Schwesterliche Mitempfindung austauschen! Auch Sie sollen eine vortreffliche Schwester besitzen! Warum erbarmt Ihr Euch nicht meiner, zieht mich zu Euch hinüber, rettet, rettet mich Unglückliche!

Und mitten in ihren Thränen unterbrach sie sich und sagte trotzig: Aber das ist der kalte Stolz der Tugendhaften, den ich so haße! Sie stampfte sogar mit dem Fuße auf.

Versuchen Sie es mit der Ehlerdt! sagte Ottomar, erschreckt von diesen dämonischen Gegensätzen in dem seltsamsten Charakter. Sie ist die Schwester eines Menschen, den ich verachte, der aber plötzlich wieder der Gegenstand der Erziehung seiner Schwester geworden ist! Sie führt ihm eine neueingerichtete Wirthschaft.

Edwina intonirte das Lied: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht —“ Es will mich Niemand, unterbrach sie sich, den ich mag! verbesserte sie sich schon wieder. Wehmuth und Frivolität gingen in Eins.

Sehen Sie nicht zu schwarz, unterbrach Ottomar mit dem Ausdruck des größten Antheils an diesen bei Alledem so vertrauensvollen Mittheilungen und gefesselt durch eine Sphinx, die alle ihre Krallen einzog, plötzlich nur Weib war, ruhig von den nahestehenden Blumentöpfen Blüthen abbrach und diese sich langsam und mit elegischer Betrachtung auf die Brust steckte.

Auf das eine Wort Ottomars: Ihre Erfahrungen haben Sie bitter gemacht! ein Wort, das er harmlos gesprochen, fixirte sie ihn blitzschnell.

Welche Erfahrungen? sagte sie. Ich bin Realistin. Wir Frauen müssen Realistinnen sein, wenn wir uns überhaupt halten wollen! Die Idealistinnen sind nur Wetterfahnen! Im Alter hin und her geschobene Närrinnen! Doch sind wir nur etwas durch die Männer! Denn das Leben ist zu schwer und die Pflichten sind zu groß! Man muß die Arme in die Seiten stemmen, um durchzukommen! Zum Lachen kommt man nicht mehr! Daß jetzt die Frauen ohne die Männer sich behaupten wollen, giebt einen Hexensabbath! Hat nicht ein gewisser

Breughel solche Scenen abgemalt, z. B. wie alle Weiber rennen, um wieder jung werden zu wollen?

Ottomar nickte. Höllen-Breughel! sagte er und fuhr fort: Zum Glück habe ich meine Stelle für Verbesserung des Frauenlooses an Dieterici abgetreten, sonst wäre ich verpflichtet, zu opponiren'

Ich will mich beim Telegraphenamt melden! schloß Edwina mit schalkhaftem Blinzeln ihrer Augen. Wer weiß, was ich da von Ihnen erfahre!

Ottomar hätte sie nun ruhig küssen können. So listig war diese ganze Art, sich plötzlich zu geben und zu wenden. Er that es nicht. „Das Weib an sich" hieß bei ihm Ada.

Wann sind Sie Minister? fragte Edwina mit noch mehr herausforderndem Tone.

Wenn wir Beide weiße Haare haben! sagte Ottomar.

Damit sprang er auf. Das Zusammensein mit diesem Augenspiel, dieser Abwechselung von Trauer und Uebermuth, von Zartsinn und beinahe Frechheit, überraschender Bildung mit jeweiliger koketter Verleugnung derselben bis zum Kinde, das Herumgehen beim Sprechen, Verändern des Sitzes, bald auf diesem Sessel, bald auf jener Chaiselongue hatte etwas, das selbst eine ihrer Kraft bewußte männliche Natur zuletzt wankend machen konnte.

Da ſteckte die „zehnte Muſe“, wie Frau Brennicke genannt wurde, den Kopf durch die Thür und ſprach ein bedeutungsvolles Wort: Der Wagen!

Schon gut! war die Antwort.

Da ein Wagen anrollte, ſo konnte Ottomar nur annehmen, daß Prinz Narziß kam, der ſeine brahminiſchen, rein der Betrachtung gewidmeten Beſuche abwechſelnd des Morgens oder des Abends machte.

Ottomar empfahl ſich und Edwina ſchien nicht zu wiſſen, ſollte ſie ihn zum Bleiben nötigen oder den Prinzen Rauden empfangen, wie es Se. Durchlaucht Vormittags liebte, kränkelnd und ſchmachtend mit ihr allein. Glauben Sie doch an dieſe Comödie nicht! ſagte ſie. Die ganze Welt gehört — wie Schiller eine ſeiner ſchwächſten Geſtalten, den Ritter Talbot, ſagen läßt — dem Narrenkönig an! Edwinas Blick ſagte noch: Eine Luftwelle macht das Gerücht zum Orkan! Aber auch die Luftwelle umfächelt das Auge, entlockt ihm vielleicht den Tribut des Verdruſſes, des Aergers, des Stolzes, den Tribut der Thräne!

Edwina hatte ihn an eine Thür begleitet, die Ottomar benutzen konnte, ohne dem Fürſten zu begegnen, deſſen Wagen in der That unten ſtand. Wahrſcheinlich hatte ſchon den hohen Beſuch Frau Brennicke in Empfang genommen.

könne. Als der Derwisch den beiden Prälaten hinlängliche Auskunft gegeben hatte, schlugen sie die Bücher zu und entließen die beiden Dolmetscher mit ihrem Segen."

„Ob nun gleich die beiden Reisenden gut genug aufgenommen waren, um hier noch länger mit Bequemlichkeit weilen zu können, so sagte doch der Derwisch, daß diese Verdammung von Büchern, die so mühselig und irrthümlich in Rom entziffert würden, ihn der tiefsinnigen und edeln Nation wegen, die sie betreffe, viel zu sehr verwunde. Er schlang seinen Arm um Hassans Schulter und drückte vor Unmuth den Wünschelhut ganz tief in's Gesicht. Als ihn, da die Nacht herankam, Hassan in den Wolken nach dem Verhältniß dieser neuen Lehre fragte, antwortete er: Strenge deine Augen an und sprich, was erblickest du? Hassan that, wie ihm geheißen, und sagte: Ich sehe eine wunderbare Erscheinung in der Luft. Dunkele und helle, einförmige und bunte Gestalten seh' ich in langen Gewändern über die Wolken fahren, die Einen lehnen sich friedlich an die aufgethürmten Schichten, die Andern stehen sich mit drohender Geberde gegenüber. Etliche sind zwergig, Andere riesenhaft, Viele mißgestaltet und Einige scheinen noch ungeboren. Das sind, sagte der Derwisch, die Ideen, welche sich in die Herrschaft über Europa theilen. Wir nahen uns jetzt den Ländern, wo sich die Menschen mit Gedanken umhüllen müssen, um die eigennützigen Absichten ihres Ehrgeizes oder ihrer Habsucht zu verbergen. Die Tugenden und Laster haben hier aufgehört, allein das Wohl der Staaten zu entscheiden: denn du wirst jetzt bald auf lasterhafte Seelen stoßen, die sich mit dem Schmuck großer Ideen verbrämen, bald auf tugendhafte, die in kleinen und beschränkten Vorstellungen verkümmern. Diese kämpfende

## Viertes Kapitel.

Während Ottomar die schönen Räume verließ, überlegte er, was er dem Freunde von dem empfangenen Eindruck mittheilen sollte. Er wußte nicht, trug er den Frühling oder den Herbst mit sich heim, waren es Träume eines Himmels oder der Aufbau der Hölle! Linde Lüfte, die sein Gemüth durchzogen, machten sich ihm wie physisch empfunden geltend. So kehrte er in seine Pflichtenwelt zurück. Die beiden trautlichen Stübchen, die er an einem großen Platze der Stadt bewohnte, gingen, da sie hinterwärts lagen, in eine andere stille Straße hinaus. Edwina verschwand bald wie eine Sternschnuppe am seinem Horizont. Er trug nur Idas Bild im Herzen. Dem Zauber, den sie auf ihn geübt, hatte er Rede stehen müssen! Laß der Blume ihre Schmeichelkunst, höre nicht darauf! Laß Frauenreiz nicht auf dich wirken! hatte ihm einst der Vater beim Abschied auf die Universität gesagt, mit einem ihm unvergeßlichen Blick, der in die Tiefe der Seele ging. Er hatte sich diesen Spruch so



Bayerische Staatsbibliothek München

oft wiederholt; er jubelte über die Bewährung, als er vom ersten Ball kam und ihm keine der Schönen gefallen hatte. Er war ein Virtuose im Umgang mit Frauen geworden, die ihm alle „nichts thaten“. Es war ihm gelungen, schon eine Reihe von Jahren an den berühmtesten Schönheiten gleichgültig vorüberzugehen. Seine eigne interessante Erscheinung, der schöne Wuchs, das volle Haar, der Bart, sein Gang, mehr noch seine Bildung, das Zeichen, daß er im Kriege gewesen, hatten ihm Herzen zugetragen, er sah es deutlich. Aber erst Ada, die Frau seines Freundes, wurde das Wesen, das seine innern Verschanzungen einriß! Ständig hörte er sie mit ihm plaudern, die tiefe Stimmlage, die Ada besaß, war ihm eine Musik, die er immer hörte. Oft fuhr er wie von etwas Unsichtbarem erschreckt auf. Er hörte dann Ada reden. Dann stand sie vor ihm; da beugte sie sich zu ihm nieder! Trümmer! schalt sie ihn und er sich und schlug sich an die Stirn. Schwer lag es dann auf seiner Brust, sein Athem ging langsamer. Er fühlte sich unglücklich — durch den Freund, dem — er nun schrieb!

Wie Martha gerade zu ihrem Bruder zurückkehren und sogar wieder in das alte Haus der Commerzienräthin hatte einziehen können, das hing mit einem Welträthsel zusammen. Saturn hatte seinen Spaß haben wollen; die Götter im Olymp werfen zuweilen mit

hohlen Nüssen auf uns Menschenkinder herab; Fabelunternehmungen entstanden; Schaum wurde zu Wellen schwung; Börsenjauchzen erfüllte die Welt.

Der Tod der Commerzienräthin und der Entschluß Wolnys, das ihm zugefallene Erbe sofort einer sich schnell bildenden Association billig zu verkaufen, Deutschland zu verlassen und sein Trauerjahr in England und Amerika zuzubringen, hatte diesen zauberhaften Umschwung auch für die Rabe'sche Maschinen Bedarf Gesellschaft in's Leben gerufen. Als Wolny schon die Wichtelmännchen der Kohlengruben Belgiens besuchte, traten Max von Forbeck, Harry Rabe, Baron Cohn von Cohnheim in den Verwaltungsrath. Der technische Director, der mit den Fabrikpferden in elegantem Coupé hin und her fuhr, der neue Phaëthon, war Raimund Ehlerdt, Bewohner jetzt des untern Stocks, wohin ihn die Zimmer, die einen „romantischen Aprilscherz" nach dem Muster seines großen Vorbildes Lassalle hatten entstehen und glücklich ablaufen sehen, wenig genirten. Den oberen Stock hatte der erste Vorstand des Verwaltungsraths, der Assessor außer Diensten Harry Rabe im Besitz. Der Sohn war nun doch wieder im väterlichen Erbe! Die Actien der Gesellschaft standen gleich Anfangs 101. „Nur der Lebende hat Recht!" sagt Schiller und Harry würde nicht wenig mit dem Fuße aufgestampft haben, hätte ihn

nicht zuweilen ein verdächtiges Ameisenlaufen in den Beinen befallen und der Spiegel belehrt, daß die saftigsten Beefsteaks nicht mehr ausreichten, wo einmal die „graue Substanz" im Menschen, die Medulla, das bischen uns geschenkte Götter-Ichor erkrankt ist.

Wunderbar war die Phantasie des Zeitgeistes entfesselt. Nie hatte der Blick in's Innere der Natur, den uns Schelling hat lehren wollen, so die Binden seiner Mitwelt von den Augen gerissen, niemals Fichte so „sonnenklar" den Beweis geliefert, daß Alles, was Nicht-Ich sei auch nichtig sei und nur im Bewußtsein, im Denken alles wahrhafte Sein bestünde. Nur daß die Objecte dieser Schwärmereien Eisenarbeiterwerkstätten, Droschkenfabrikations-Anstalten, Lederfabriken, Peitschenmanufacturen, Straßendurchbrüche und sonstige „reelle Werthe" waren.

Von den Serapionsbrüdern sagte eine Stimme, Ascher Aschersjon, der Börsen-Psychologe: Es träuft ein Manna vom Himmel und das Volk wird gespeist mit einem Himmelsbrot, von welchem es, ich fürchte das, später starke Leibschmerzen bekommen wird oder wenigstens chronische Verdauungsbeschwerden!

Kinder Israels waren damals alle geworden. Alle verfielen in die Vergötterung des goldnen Kalbes. Warum goldnen Kalbes! sagte Aschersjon. Besser sollte man dafür in der Wüste die Mutter des Kalbes,

die Kuh, als Symbol der fließenden Rente genommen haben! Man traute dem Begriffe „Nichts" eine mystische Zellenentwickelung, einen Niederschlag von baarer Valuta zu, im vollen Widerspruche mit Darwin, der dieselbe Erscheinung lehrte, dabei aber doch von Millionen Jahren sprach.

Keine Zeit war so erfindungsreich, als diese, nur daß sich ihre Lust-, Schau- und Trauerspiele meist innerhalb der vier Wände abspielten. Die Verzweiflung packte zuletzt die Mörder von Lebensexistenzen an der Brust und sie rangen handgreiflich um Sein oder Nichtsein. Zum Glück konnte man die Thaten der neuen Atriden meist auf abstracte Begriffe, Gesellschaften, Verbände, Banken zurückführen, nicht des Thyestes gekochte Gebeine; selbst Harry Rabe war sozusagen ein Ehrenmann. Auch das Plenum war immer schöne Seele. Edle volksbeglückende Idee. Schutz der deutschen Seeschifffahrt, Hafenausbaggerung, Leuchtthürme am wogenden Meer. Alles das näherte sich, wie von Priestern geleitet, der Kaufmannschaft, dem Capital, dem Schwung der Gewerbe. Ach! und erst die Erholung und Erkräftigung der Ackergüter. Das Pfandbriefwesen, Papier wurde Pergament! Pergament goldnes Vließ! Aber das war das Verderben. Warum dientet Ihr nicht bescheiden diesen Zwecken? Warum gingen die Verwaltungsräthe der großen Banken und

sagten: Unsere Millionen gehen lieber an die Börse! Kaufen und Verkaufen von Eisenbahnen und Straßenvierteln, Sichbetheiligen an allem Schwindel, der auftaucht, bringt mehr Geld ein als alle langen Geschichten mit Nationalzwecken und Volkswohl — die wir versprochen hatten! Die Geschichte hat gerichtet.

In dieser Zeit war es still in der düstern langen, nur von einem Fenster erhellten Versammlungshalle der Montagsfreunde. Alles war in Bewegung. Selbst der geniale Hofmaler Triefel fehlte. Die wenigen kaufmannischen Elemente der Gesellschaft hatten die übrigen mitangesteckt. Es gab ein Rennen, Fragen, Forschen, Handeln, Feilschen, das Alle in Anspruch nahm. Der Montag grade war nun recht der Tag der Irrlichter auf dem Sumpfe. Die Börse verbreitete da die absolutesten Verbindungen mit der zur Gravelotte-Trompete heruntergebrachten Fama Posaune. Der panische Schrecken blieb in manchen Gesichtern wie photographirt stehen. Sie bekamen einen perplex convulsivischen Ausdruck, wie wenn der Betreffende oder Betroffene eben in eine nicht zugedeckte Kellerthür gefallen und ihn Jemand in diesem verdrießlichen Augenblicke in Kautschuk nachgebildet hätte. Bei den Juden fehlte eine Dosis Wehmuth als Beimischung nicht. Die Juden denken immer an Weib und Kind. Die klügsten Menschen sahen damals mit gläsernen

Augen um sich wie die Katzen am Tage. Oft wurde geschrieen über die Tyrannei und die Willkür des Courszettels. Aber das Syndicat thronte fest und schwang seinen Scepter, während dumpfdrohend, Allen durch die Glieder fahrend, die langsamen Pendelschläge der mit furchtbarer Ironie gestellten Zeitenuhr durch den Börsenraum erschollen.

Müde wie ein Jagdhund konnte man sich doch nicht zu den Serapionsbrüdern setzen! Man mußte doch leben, Anregungsfähigkeit, active und passive, mitbringen! Heute war sogar der Tod ein Gegenstand eifriger Discussion geworden. Der alte Bildhauer war zugegen. Sein Grabmonument für den Grafen Treuenfels war fertig, wurde viel besprochen und er war schon seit lange an das Grabmal der Commerzienrathin Rabe gegangen. Heute wollte er in die Vorstadt und in dem von Wolny verlassenen Hause nach Bildern suchen, die er mit den von Wolny ihm zurückgelassenen Exemplaren zur Herstellung eines Reliefportraits vergleichen wollte, das die Vorderwand eines antiken Sarkophags schmücken sollte. Die Form einer Badewanne werde ich zu vermeiden suchen, hatte der leichtgereizte Künstler in Gegenwart eines Recensenten gesagt, der einmal wieder sein Atelier betreten und alle Entwürfe mit lächelnder Bewunderung belorgnettirt hatte. Und doch hatte er eben gesagt: Der Tod scheint uns ein

Bad, in das wir uns in Hoffnung auf balsamische Erquickung setzen werden, aber ein mächtiger Strom, übergewaltig, unkräftig, schlingt seinen Arm über uns hinweg und reißt uns in's Getriebe des Alls hinaus! Ob wir das fühlen werden, ob wir zum Bewußtsein unsers Einst gelangen, ach! das ist Glaubenssache! Ich habe in meinem Gärtchen einen uralten Weinstock. Es ist unmöglich, das Bild der Abgestorbenheit mehr darzustellen, als dieser traurige alte schwarze Stamm es tut mit seinen sich absplitternden Bastfäden. Und im Mai da kommen aus dem alten Holze immer wieder kleine grüne Pünktchen, die sich erweitern, ausdehnen, Blatt an Blatt und Blüthe werden und uns einen ganzen fröhlichen Herbst mit etlichen — allerdings sauern Trauben bringen können. Ich kann den Menschen aus der Reihe der Naturproducte nicht ausstreichen.

Bester Freund, sagte ein würdiger Herr, der an der Majorsecke pensionirte Offizier, mit dem simpeln bürgerlichen Namen Brandt, der Tod macht aus dem Stamme schon Klein-Holz, sägt und spaltet ihn! Da kann Nichts mehr hervorblühen!

Sanitätsrath Ettester war zugegen und klagte unsere Kriege, die Verheerungen und Geringachtungen des Menschenlebens an. Ich, sagte er, glaube nur an eine absolute Diesseitigkeit unserer Bestimmung, habe aber

damit eine Anklage unserer ganzen Bildung, unserer ganzen Lebensweise, unserer Institutionen zugleich im Sinne! Der Gedanke, daß wir mit dem Tode Staub sind und den Plan der Schöpfung niemals erfahren werden, sollte unser ganzes Leben furchtbar umwandeln — (Ada hatte das auch einmal gesagt!) Schopenhauer hat der jüdischen Religion vorgeworfen, sie sei die schlechteste von allen Religionen, denn sie lehre keinen Glauben an ein jenseitiges Leben, welche Vorstellung man selbst bei den Religionen der Menschenfresser fände. Ich meine aber ganz im Gegentheil, eine Religion, die ein reines Diesseits lehrt, stünde viel höher! Das Judenthum hat übrigens verstanden, sich die Erde ergiebig zu machen!

Der Gerichtsrath Eller meinte: Wenn ich in unsern Bulletins über den letzten Krieg immer gelesen habe, Gott habe diesen oder jenen Sieg verliehen, so kann das bedeuten, daß Gott gleichsam in den Gährungen der Welt ein Vacuum ist, das all unser Dunst, all unsre Dämpfe nicht auszufüllen vermögen und das dann, manchmal freilich erst Jahrhunderte später, wie eine reine frische Luft irgendwo Raum gewinnt!

Das ist der reine Pantheismus —!
Eine unwürdige Vorstellung von Gott —!
Dieser Gott ließ auch Hussen verbrennen
Seinen eignen Sohn kreuzigen —

Sokrates den Giftbecher trinken —

Es iſt Julians, des Abtrünnigen, Gott, der Aether! rief der Oberlehrer Dr. Wedde in den Wirrwarr hinein, der ſich immer mehr ſteigerte.

Und die Elenden, die Alles das anſtifteten, wurden niemals beſtraft, rief die Stimme des emeritirten Schulrectors, vielleicht höchſtens dadurch, daß ſie am Ende doch nicht die Ruhe fanden, die ſie gefunden zu haben erheuchelten!

Es war Juſtizrath Luzius, der nach dieſem heftigen Proteſt gegen die Einmiſchung Gottes in Kriege um National-Eiferſüchteleien und Dynaſtieen-Ehrgeiz aufſtand und ging. Verletzt konnte ihn Nichts haben. Man war ſeine Eilfertigkeit gewohnt. Es war aber ſein ihm beſonders nahe ſtehender Freund Schindler, der die peinliche Pauſe des plötzlichen Sicherhebens eines ſo bedeutenden Kopfes, wie Luzius war, mit den Worten abkürzte: Darum bin ich der Meinung des Herrn Sanitätsraths! Unſer Leben, das ohne den Glauben an die Unſterblichkeit ein Leben auch ohne Gott wird, muß nun erſt eine rechte Verklärung bekommen, wie ſie jetzt kaum zu faſſen iſt. Die Herren Superintendenten mit ihren ſchwarzen Backenbärten, jetzt auch Vollbärten, wiſſen davon noch gar Nichts! So oft ich mit dieſen Schwarzröcken bei einer Kindtaufe oder einer Hochzeit (zu Grabe zu gehen erlaubt

Ideenwelt nimmt den Einzelnen die perſönliche moraliſche Zurechnung; ſie würde, bei aller angebornen Herzensgüte und Seelengröße, ſich nicht ſcheuen, Böſes zu thun, nur um ihren Ideen über Geſchichte, Staat und geſellſchaftliches Leben den Sieg zu verſchaffen. Indem der Derwiſch das ſagte, zuckte ein Blitz unten auf der Erde und in weiter, weiter Ferne hörten ſie einen Knall wie von einem Feuergewehr. So eben ſchoß, ſagte er, ein Mann, Namens Alibeaud, auf den König der Franzoſen..... Er drückte den alten Filzhut tief in's Geſicht und flog unaufhaltſam weiter, bis ſie am frühen Morgen auf dem höchſten Gipfel einer ungeheuren Gebirgskette ſtanden. Dies iſt Spanien, ſagte er, ein Land, das einſt unſere Väter überwunden und lange beſeſſen haben."

Wir können nicht ganz die in orientaliſcher Breite gehaltenen Phantaſieen Blaſedows hier wieder erzählen. In aller Kürze berichten wir, daß Haſſan und der Derwiſch in Spanien alle Gräuel eines Bruderkriegs erblickten. Jener erſtaunte über die Erläuterungen, die ihm der Derwiſch über die hier ſtreitenden Intereſſen geben konnte, beſonders über die Hebel der Geſinnungen, welche ſo verſchieden in beiden Feldlagern waren. Dort beutete eine Partei die Heiligthümer der Kirche aus, um Geld zu prägen; hier ſchmolz man das Silber der Kelche und Crucifire, um Ordenskreuze daraus zu machen. Beſonders in Frankreich konnte ſich Haſſan von dieſen Gegenſätzen der Liebe zur Freiheit und dem Ehrgeize nach Auszeichnungen unterrichten. Hier ſah er, daß Niemand mehr in der gewohnten, von der Natur oder den Verhältniſſen des Lebens ihm angewieſenen Stellung bleiben wollte und ſogar die Diener von ihren Herren nicht Milde und Güte, ſondern ſelbſt Zuvorkommenheit verlangten. Die

mir die Entfernung unſerer Kirchhöfe nicht mehr) zuſammentreffe, kommen mir dieſe Männer vor, als gehörten ſie einer ganz andern Welt an! Der traditionellen Welt der bibliſchen Phraſe, an welche die großen Geiſter Bayle und Baco nur zu glauben bekannt haben, weil ſie den Scheiterhaufen fürchteten! Dieſe Aermſten ſagten, man müßte die Dogmen wie Pillen ganz hinunterſchlucken; kauen dürfte man ſie nicht. Unſere jetzigen Geiſtlichen, man möchte ſie Magier, Vogelflugdeuter nennen, ſo fremdartig iſt uns ſchon ihr Auftreten! Sie repräſentiren nur noch die furchtbare Macht der Geſchichte! Wer kann dieſe allerdings ſofort wegfegen! Die Grundregel der Dieſſeitigkeit, des von den Weiſen der neuen Kirche dem Volke gepredigten Erdenzwecks muß ſein, die Erde ſei ein Schauplatz des Glücks, der Freude, des Friedens, des wirklich genoſſenen geiſtigen Frühlings. Kehrt einmal Alles darnach um!

Ja du lieber Himmel! erſcholl es auf dieſe ſchwungvollen Worte faſt einſtimmig.

Man wollte von einigen Seiten die über die Unſterblichkeit begonnene Erörterung fortſetzen und ermuthigte den Bildhauer mit dem gleichſam anhetzenden Ruf: Nun, Herr Profeſſor, was denken Sie denn?

Man traf ihn ſchon in übler Laune. Nicht über die Anſichten, die den ſeinigen widerſprachen, ſondern

über die Wahrheit, die er zugestehen mußte, welchen Ballast sich die Menschheit „thurmhoch", wie Shakespeare sagt, aufgebürdet hat! Wie können wir denn den abschütteln! brummte er und mit einer an ihm ungewohnten lauten Stimme rief er: Bei meinem nächsten Erscheinen werde ich zuvörderst darauf antragen, daß in unserem Kreise jeder Titel an den Nagel gehängt wird und die Frage der absoluten Diesseitigkeit damit beginnt, daß wir eine der scheußlichsten Entstellungen des Charakters unserer Nation, die Furcht vor dem simpeln Eigennamen, wenigstens von uns hier des Montags abschaffen!

Wird unterstützt! riefen selbst einige „Ober". Ein Oberrechnungsrath Braeme setzte jovial hinzu: Aber die Stellen verlieren wir doch nicht?

Gleichsam wie zum Dank für diese freudige Zustimmung sprach der wunderliche Alte, der ebenfalls schon auf seinen Hut und Stock ausgeschaut hatte, mit einer gewissen Zaghaftigkeit: Meine Herren, wenn Sie nach Rom kommen und besuchen den Vatican und seine plastischen Schätze, so kommt Ihnen der Gedanke an künstlerische Fähigkeiten, an die Begriffe des Schönen zuerst! Denn die Sammlung ist aus dem Princip der Plastik als Beweisführerin für das Schöne hervorgegangen. An Unsterblichkeit erinnert da leider Nichts. Was beweisen dafür Apollo, Minerva, Ganymed u. s. w.

Besteigen Sie dagegen die Treppe zum Capitol; links lag ehemals das Kloster der von ihrem „Bambino“ lebenden Kapuziner (vielleicht hat sie italienische Feigheit wegzujagen vergessen), tiefer, dem alten Rathhause Roms zu, liegen die beiden Flügelsäle des Capitolinischen Museums. Ziehen Sie den Troß der Fremden und Custoden ab und bleiben Sie mit Tausenden von geretteten Statuen und Büsten der Vergangenheit, mit allen diesen Kaisern, Feldherrn, Rednern, Philosophen, Dichtern, die hier stehen, gleichsam allein! Menschliche Wesen befinden sich darunter; auch der geschwollene Nero; aber der Künstler hat die Wüthenden zum Schweigen gebracht! Sie können keine Todesurtheile mehr über ihre Mütter und Brüder aussprechen. Ein feierlicher Ernst, die Sichel des Todes ruht über ihnen allen! Aber gerichtet sind sie da unmöglich! Die Tyrannen müssen es noch einmal empfinden, daß sie Schurken waren! Ein Bösewicht kann nicht so sanft und leicht am Schlagfluß aus dem Leben gehen und da in einer Bildsäule prangen! Ich glaube deshalb an den Himmel, weil wir ihn hier schon durch die Kunst und Wissenschaft auf Erden sehen. Ich glaube deshalb an den Himmel, weil ich an die Hölle glaube! Ich glaube deshalb an Gott, weil ich allen Ernstes der Meinung bin, daß diese Welt der Teufel regiert. Für heute — guten Morgen.

Damit wandte in bessrer Laune der Alte seinen lachenden Collegen den Rücken und nahm erst, um in die entlegene Rabe'sche Eisenbahn-Bedarf-Fabrik zu kommen, nach einigem Zu-Fußgehen, daß ihn heute nicht trottoirempfindlich machte, einen Fiaker. Im Grunde hatte er, wie auch seine polternde Rede bewies, eine verdrießliche Aufgabe, zu der er sich zwingen, sich sammeln mußte. Die gute Martha, die ihm ein wahrer Engel erschien, weil sie sein geliebtes Kind in gefahrvollster Zeit mit der Umsicht einer eingeübten Krankenwärterin gepflegt und ihm, der Mutter und dem Bruder die herbe Prüfung, eine Typhuskranke zu bedienen, abgenommen hatte, drang auf sein Denkmal, die letzte Ehre, die der Künstler der immerhin merkwürdigen Frau Wolny erweisen sollte. Ein Besuch des alten Wehlisch, der sie kurz vor Wolnys Abreise dringend um die Annahme einer Pension oder einer größeren Summe gebeten hatte, war ohne Erfolg bei ihr gewesen. „Sie hoffte sich schon selbst durchzubringen!" sagte sie. Und einstweilen war sie fast den ganzen Winter bei den Althings wohlgeborgen. Wie wohl that ihr da die Ruhe nach dem Lärm und dem Leben bei der Commerzienräthin! Die Frau war im Zorn gestorben, im Mißmuth über das Elend des Lebens, im grauenvollsten Pessimismus, der den Pastor Siegfried in die größte Verlegenheit brachte, da alle seine Bibel-

sprüche von der in Schmerzen sich windenden „Freundin“ mit Ausdrücken, die an Blasphemie streiften, abgewiesen wurden. Nur Wolny hatte sie sehen wollen, nur dessen Hand drücken, nur von diesem bedient sein! Und es waren wirkliche Thränen, empfundene Thränen des Mitleids, die der jüngere Mann vergoß! Marthas hatte sie nicht mehr Erwähnung gethan. Auch ihre kalte Schwester hatte sie von sich gewiesen. Die Namen ihres Sohnes, ihrer Schwiegertochter durften nicht genannt werden. „Alles ist Dein und Du giebst ihm Nichts!“ hauchte sie noch sterbend und Wolny hatte mit der ihm eignen mathematischen Strenge, die von Raimund Ehlerdt so oft verspottet worden war, Alles wirklich so ausgeführt, nur mit der einen Aenderung, daß er schnell einen Käufer für das Ganze suchte und die Stadt verließ.

Der ostensible Vertreter der Fabrik war Baron Meyer Cohn von Cohnheim, ein Banquier, der sich rühmte, alle Fürsten bis zur höchsten Spitze in der Tasche zu haben. Allen wollte er „in kleinen Verlegenheiten“ geholfen haben. Alle ließen ihre Flügelthüren aufreißen, wenn Cohn sie des Morgens und schon beim Ankleiden zu besuchen kam. Cohn hatte die Maxime, man müsse die Großen von der Seite ihrer Natürlichkeit fassen. Es war ein Satz, über welchen die Börse die cynischsten Witze machte, die aber Cohn nicht genirten. Bei den

Serapionsbrüdern sagten die Oberlehrer Wedde und Hornung: Er hat Recht, Julius Cäsar, der bekanntlich kahlköpfig war und sich darüber sehr ärgerte, hätte ihn vielleicht um die Stunde, wo er sich schon in seiner Consulartoga befand, nicht angenommen; aber bei seiner Toilette sich ankündigend mit einem neuen Mittel, das bekanntlich Cäsar erfunden hat, der Perrücke, geschah es gewiß — Herr Cohn war sogar baronisirt worden.

Wohin nahm die ihm dargebotene Summe an, lehnte jedoch alle Angebote von technischer Führung mit glänzenden Gehalten ab. Die bedungene Summe ließ er sich voll und rein auszahlen, erstaunte aber nicht wenig, als er schon von Holland aus ersah, daß er, wenn er die Bezahlung in Actien genommen hätte, noch einen bedeutenden Gewinn gemacht haben würde. Er folgte dann diesen Dingen nicht weiter, wenn er auch durch Correspondenz mit Wehlisch erfuhr, daß dieser entlassen war, daß der Betrieb in's Größte gehen sollte, daß die bisherigen Wohnungsräumlichkeiten dem Administrations-Personal übergeben worden seien, daß Harry Rabe als Vorsitzender des Verwaltungsrathes das obere Stockwerk im Hause seiner Eltern inne hätte, daß der neue technische Director, Raimund Ehlerdt, unten neben Wohnys früheren jetzt zu Bureaux eingerichteten Zimmern als eleganter

Garçon hause. Nach einer Scene, die bis zum Kniefall von Seiten des exaltirten Ehlerdt gegangen wäre, hätte seine Schwester übernommen, die Honneurs seiner Einrichtung zu machen. Frau Assessor Rabe hatte nämlich, als Ehlerdt Anstalten machte, sein Garçonleben abendlich mit Gesellschaft von Damen und kredenztem Champagner zu beginnen, definitiv verlangt, seine Schwester müsse ihm die Wirthschaft führen, und dieser gemäß seine Aufführung im Hause stattfinden. „So kann ja Alles gut werden, schrieb der Alte, wenn die guten Vorsätze Stand halten und die Bestellungen auf dem Bureau zahlreich einlaufen."

Martha, groß, stolz in ihren Anschauungen, ganz jene unaussteh liche Tugend und Sittlichkeit Edwinens, sie, die sich so heimisch fühlen durfte bei Althings, die glücklich war, mit Helenen im Wetteifer das lange vernachlässigte Pianospiel wiederaufzunehmen, manchen versäumten ästhetischen Genuß, die Lectüre eines schönen Buches nachzuholen, ein Kanarienvogelbauer zu pflegen, wurde eines Tages bei einem Spaziergange, den sie mit Helene in dem winterlich gefrornen Stadtpark machte, von ihrem Bruder förmlich überfallen. An einer einsamen Insel, wo düstere noch mit Schnee bedeckte Tannen wie um ein Grab standen, das Ehlerdt auch mit Gespensteraugen sehen wollte, trat er

ihnen in den Weg und führte einen Auftritt herbei, wie für die Bühne bestimmt. Der Schwung, der dem so begabten jungen Manne nie versagte, wenn ihm nicht durchschwelgte Nächte die Flügel erschlafft hatten, stand ihm heute in Gegenwart Helenens hinreißend zu Gebote. Beide Mädchen eilten, daß sie in belebtere Gegenden, unter Menschen kamen. Aber sie mußten ihm gehorchen und mit ihm in ein zur Sommerzeit undurchdringliches Dickicht, jetzt zur Winterzeit leichter übersehbares Innere des großen Parkes folgen. Ich rufe die Vorübergehenden zu Zeugen, Jeden, der sich Mensch nennt, ob es erhört ist, daß eine Schwester einem Bruder nicht treu bleiben will, ihm nicht verzeiht, ihm nicht das Glück gewährt, sein Glück mit ihr zu theilen! Dann fuhr er fort vor Helenen zu prahlen: Ich bin auf der Höhe! Martha, ich befehle über denselben Wagen, der einst der Commerzienräthin gehörte! Meine Menage von Frau Assessorin zu beziehen, hat schon zu ärgerlichen Auftritten mit dieser Gans geführt, denn ich legte, sagte er mit einem Seitenblick auf Helenen und mit einer Unwahrheit an sich, viel zu vielen Werth auf meinen guten Ruf, als daß ich mir — schon dem Ohr der gesitteten Mädchen thaten seine Worte weh — eine Gesellschafterin zulegte, die ich für meine Cousine ausgeben und kochen lassen konnte — Genug! Martha! unterbrach er die Einreden

der Schweſter. Nicht eher weiche ich hier von der Stelle, bis Du Ja! geſagt. Er vertrat beiden Mädchen den Weg und kniete nieder. Du ſollſt der Leitſtern meines Lebens ſein! Du ſollſt die Kraft der Selbſtbeherrſchung bewundern lernen, die in mir lebt! Ich bin ein Titane, wenn ich will — ich bin aber auch ein Kind, wenn ich will! Da ſtand ihm in der That eine Thräne im Auge. Frauengüte, ſagte er, mit einem ſchmelzenden Blick auf die im winterlichen Kleide, die zitternden Hände im erwärmenden Muff geſteckt, der Scene voll Schrecken zuſehende Helene, Frauengüte kann mich zerſchmelzen! Martha war außer ſich über den Ungeſtüm. Helene kannte dieſen Ton von jenem einzigen Male her, wo Raimund ſie allein gefunden. Dennoch faßte ſie ſich Muth, ſprach ruhig mit dem ſich raſend Stellenden und vermittelte; Raimund hielt das ſogleich für den Ausdruck zurückgehaltener Liebe. Bricht ſie denn endlich hervor die Wärme Ihres Herzens! rief der Unſinnige. Rührt es Sie, zu ſehen, daß ſeit Jahren ich nur um Sie lebe, um Sie, mein Ideal, mein Traum bei Nacht, mein Gedanke im Wachen —! Jetzt mußten die Mädchen ſo laut auflachen, daß es im Walde widerhallte. Bei Alledem hätte ihnen aber der Ueberfall eines Strolches, der mit ihren Portemonnaies zufrieden geweſen wäre, nicht ſoviel Angſt gemacht, als dieſe Beweisführung Raimunds,

daß er ein vollkommener, edler, nur der Anlehnung für sein verkanntes Gemüth bedürftiger Mensch sei. Die Schwester versprach ihm, seinen Wunsch zu überlegen. Vorausgesetzt, sagte sie, daß er mit Frau Assessor Rabe in Ruhe und Frieden lebte und — sie auch mit ihr! setzte sie vorahnend hinzu. Durch die im obern Stock des unter heißen Thränen verlassenen Hauses wohnende Familie schien vorläufig, so übelbeleumundet Harry Rabe auch war, doch dem Entschlusse Marthas, dem Bruder zu willfahren, das Abenteuerliche, ja Manchem vielleicht Auffallende genommen.

Es war nun ein wahrer Blüthenregen von Liebenswürdigkeit, den Anfangs der Bruder auf die Schwester niederströmen ließ, als diese dann wirklich zu ihm gezogen war. Die Einrichtung war eine vollständig neue, kostbare, auf eine schreckliche Verschuldung deutende! Wenig Zimmer waren von ihm in Beschlag genommen, aber sie waren von einer Eleganz ohne Gleichen. Die Möbel mit rothem Saffian überzogen. Die Portièren hingen schwer, mit Quasten wie Tuberosen. Die Rauchapparate verbanden die Anschauungen des Orients mit denen, die vielleicht in Java und Sumatra herrschten. Eine Tigerdecke lag vor dem rothsaffianenen Canapé, auf dem sich der junge „Titane", der aber auch „ein Kind" sein konnte, wälzte, wenn ihm die Schwester den

Kellner träumten von Königskronen, die Unterofficiere von Marschallsstäben. Der Derwisch zeigte seinem jungen Freunde alle jähen Ueberstürzungen und Uebersättigungen dieser Pariser Gesellschaft, so daß dieser über die Masse von Geist und von Elend, die hier in einander gemischt war, Thränen des Mitleids vergoß. Besonders betrübte ihn, daß er hier eine Flüchtigkeit der Zeit bemerkte, wie sie ihm in seinen syrischen Palmenwäldern unmöglich geschienen hatte. Alles, was hier nicht bloß der Tag, sondern selbst das Jahrhundert erzeugte, war eine Eintagsblume, die noch am Abend ihrer kurzen Blüthezeit wieder verwelkt war. Jede bunte Erscheinung, die da auftauchte, stand eine kurze Weile so der Gunst der Sonne zugewendet, daß sie ihre prismatischen Lichter ihr lieh; dann aber war sie bald in Schatten und Nacht getreten. An nichts konnte sich hier lange der Blick erfreuen, an nichts konnte das Herz sich wärmen. Alle die Flammen des Lebens, welche doch anderswo mit electrischer Kraft die Triebe und Neigungen der Gesellschaft zusammenhielten, waren hier erschlafft und wichen jedem leisen Drucke von Außen. Der Sitte waren die Fangarme genommen und das Gesetz hatte deren hunderte und quälte, statt zu beschützen: denn selbst die Tugendhaften waren nicht sicher vor ihm. Alle dauernden, mit Beharrlichkeit durchgeführten Bestrebungen waren verhaßt, keine aber mehr, als die sich auf die Herrschaft bezogen. Neun Monate des Jahres brachte man hier dreien zum Opfer; man verschlief jene, um in diesen nie das Auge zuzumachen; man verlebte jene in einem abgelegenen Winkel der Provinz, hungernd, entbehrend, unbekannt, um diese in der Hauptstadt mit den aufgesparten Mitteln zu verbrausen. Man sah, daß sich die Menschen hier sechs Jahre an der Tugend

dampfenden Mokka brachte. Er hatte natürlich in Uebereinstimmung mit dem Verwaltungsrath, in der Fabrik annähernd die „progressive Rente" eingeführt. Nach irgend einer Seite hin mußte er doch seiner Vergangenheit Rechnung tragen. Der schnelle Tod der Commerzienräthin hatte damals alle Weiterungen über sein falsches mit Wolny getriebenes Spiel unterbrochen und die Arbeiter ohnehin, wie ein jeder gute Deutsche, Feind eines nicht durch die Geburt zum Herrschen angewiesenen Führers und Befehlshabers, zerfielen in Parteien, wo Manche froh waren, wieder Raimunds Energie, sein mächtiges Wort, seinen „Brustkasten", wie man wohl mit dem immer heiserer werdenden Mahlo sagen konnte, zu gewinnen. Auch dieser Sterbliche war durch den Umschwung der Verhältnisse rehabilitirt. Wenn man diesen Gentleman sah, mit seinem neuen Cylinder, hohen Vatermördern, Brustauslagen, falscher Brillantnadel und im Rock nach neuestem Schnitt aus einem Concurrenz Mode Waaren Magazin, hatte er mit Lanzelot Gobbo sprechen können: Ja, das kam so durch Schickungen und Verhältnisse, durch die drei Schwestern und dertei Fächer der Gelahrtheit oder weil der nächste Donnerstag nicht auf den Mittwoch fällt! Meyer Cohn hatte ihm nicht nur drei „Rabe Actien" geschenkt, sondern auch auf einem Zettelchen Ordre gegeben, daß dieselben sofort

unten an seiner Kasse nach dem Tagescourse realisirt werden sollten. Aber Meyer Cohn war ein wunderbarer Menschenkenner! Er hatte nicht umsonst den großten Monarchen ihre Schwächen abgelauscht und kam frühe zu ihnen, wenn sie noch in ihren Unterbeinkleidern liefen! Er ließ sich nicht weis machen, daß Mahlo die Feder führen oder irgendwo, selbst im untersten Volksblatt, für seine Actiengesellschaften agitiren würde. Nein, sagte er ihm kurz und bündig, gehen Sie in die besuchtesten Kellerwirthschaften! Wirken Sie durch geschickte Ansprachen an das gemeine Volk für die Anlage von Capitalien in unsern Actien! Die Spiegelfenster-Fabrik Union hat's am meisten nöthig, weil seltsamerweise der verdammte deutsche Charakter vermöge seines Phlegmas noch immer nicht in die rechte Bauwuth hat gerathen können! Alle die neuen Gebäude, deren unausstehlicher Kalkgeruch die Atmosphäre verpestet, sind im Grunde nur Lockvögel, die wir selbst aussetzen! Wollen Sie für die „Rabe-Actien" wirken — fuhr er mit naheliegenden Ideenassociationen fort — so können Sie's auch und mit dem besten Gewissen! Denn diese stehen noch gut und werden sich auch halten! Prahlen Sie mit Ihren Anlagen! Der Bürger hört dann still zu und geht nach Hause und sagt: Mutter, schließ die Commode auf, wir nehmen hundert Thaler aus dem Strumpf und kaufen Rabe-Actien!

Mahlo war in einer Stimmung, als sollte ihm die Dankbarkeit seine Brust bis zum Himalaya schwellen. Er sah Nichts als vaterländische Victorien um sich und ausverkaufte Kleiderläden.

Die Aufgabe, eine Art finanzieller Bauernfängerei in den Kellerkneipen zu treiben, hatte dem Banquier nur einfallen können beim Anblick des groben Tüffels und der grauen Weste mit schon mehreren von den Raufereien fehlenden Knopfen. Es schwebte ihm so ein kleines in einer Ecke eines Kellers sein Bier trinkendes, simulirendes, die Gäste, die hübsche Kellnerin beobachtendes, altes, zusammengekauertes Männchen vor, das die Leute erst über die Witterung anredete und zuletzt auf den Lauf der Zeiten kam und herausbricht: Ich bin ein schlichter Arbeiter, aber was ich mir zurückgelegt habe, das trage ich Bärenstraße Nummer 209; das Papier, das sie mir da geben, ist gut! Die gehen da nur auf Nummer Sicher! Meyer Cohn bewunderte Mahlos Fassungsgabe, als er ihm diese Comödie vormachte.

Als Mahlo zum ersten Mal in seinem neuen, von Cohn noch nicht gesehenen Staat vor Raimund Ehlerdt, der ihm längst unter acht bis zehn leeren Seideln anderen orts „vergeben" hatte, sich präsentiren wollte, benutzte dieser dazu eine Frühstunde. Sein alter hochgestiegener Freund war auch ihm von sonst als dann „menschlich-

fühlender" erschienen. Jetzt, wo die schöne Schwester kaum Platz hatte, sich zu verbergen, wenn Besuch kam, wo allerlei schöne Geister, Fabrikanten in allerlei Stoffen, bei ihm verkehrten, fürchtete er zur Nachmittags-Kaffeezeit abgewiesen zu werden. Der im Ankleiden begriffne Raimund sah ihn voll Erstaunen an. Was fällt Dir ein? Mich immerfort noch heimzusuchen? Und wie siehst Du denn aus, Mensch?

Ja, antwortete Mahlo, sich nach einem Spiegel umsehend, den Raimund selbst für seine Toilette brauchte. Ich sage mir manchmal selbst: Wie kommt der Glanz in meine Hütte!

Du weißt doch, unter welchen Bedingungen Dir Cohn die Actien gegeben hat! fuhr Raimund, mit seinen Hemdknöpfen beschäftigt, fort. Es geschah doch nur auf meine Verwendung! Und Wirkung sehe ich nicht im Geringsten —! Kein Wunder, wenn Du so herumstutzerst!

Rabe-Actien sind um 7 Procent gefallen? Freut mich, daß die meinigen früher verkauft worden sind! Uebrigens nehme ich noch einige zum laufenden Course! war Mahlos Antwort.

Raimund erwartete, daß Mahlo seine elastischen Beinkleiderträger vom feinsten Hirschleder bewundern würde, die er eben überschlug. Daß wir Narren wären,

die Dich noch länger umſonſt ernähren ſollten! ſagte er. Schon faſt ein halbes Jahr lebſt Du ganz von uns!

Die Zündteufelchen konnten den Staatsanwalt dazumal auf die Carambolage — ſing Mahlo boshaft an, fuhr aber erſchrocken zurück, als Raimund mit der Hand ausholte und rief: Schweige! Oder — Was willſt Du denn eigentlich? unterbrach ſich der techniſche Director, ſtimmte ſich zur Mäßigung herab und ſtellte ſich vor eine Anzahl der köſtlichſten Shlipſe und Cravatten, unter denen er wählen wollte. Mahlo ſtutzte. An mir iſt Alles Baumwolle, an Dir Seide, Sammet und feinſte Lama!

Neidiſch und ſchmeichleriſch zugleich beſtreichelte er die Kleider Raimunds. Er hob eine Bruſtauflage auf und ſagte: Dieſen vordern Seelenwärmer konnteſt Du mir ablaſſen! Ich habe meine Seele mehr auf der Bruſt, als auf dem Rücken —! Dabei huſtete er, als wenn bei ihm die materia peccans in einer nicht genug erwärmten Luftröhre ſäße.

Du wirſt bald auf dem letzten Loch pfeifen, meinte Raimund, dem ſein Ehrgeiz einige Zeit hindurch Trieb zur Thätigkeit und dann auch Wohlbefinden gab. Nur war er Abends in eine andere Schlemmerei, die feinere, mit Rabe, Forbeck und Conſorten, gerathen.

Raimund lachte nicht über die mangelnde Redekunſt des vom Tabakqualm benebelten Ex Arbeiters, den ſeine

Faulheit manchmal doch eine Zeitung durchblättern oder in's Theater gehen ließ. Er war zu verstimmt über den Mißbrauch, den Mahlo mit den ihm gespendeten Mitteln machte, und kannte ihn hinlänglich als das, was er zu seiner Charakteristik in den Bart murmelte: Canaille! Er reizte ihn nicht. Er würde dann, das wußte er mit Bestimmtheit, die Actien der Fabrik und diese selbst überall in blauen Verruf gebracht, „den edlen Wolny" überall bejammert haben.

Er schlug jedoch das Verlangen nach einem Frühstück ab. Es wurde seiner Schwester nicht bequem kommen. Doch wolle er ihm eine Geldunterstützung gewähren. Sich' so lange zum Fenster hinaus! sagte er kurz und bündig.

Wüthend stampfte Mahlo über dies Zeichen des Mißtrauens mit dem Fuße auf. Ich soll nicht sehen, daß Nichts in Deinem Kasten ist!

Dreh' Dich so lange um, bis ich Geld herausgeholt habe! wiederholte Ehlerdt mit einer Stimme voll Mark und Nachdruck, jedes Wort betonend. Man glaubte unter Räubern zu sein, die ihre Beute theilen.

Ich will bei den Fensterscheiben an die Spiegel-Fabrik denken! knirschte Mahlo, drehte sich aber doch um und sah in den Hof.

Raimund, der nur Mahlos rasches Hinzuspringen an einen eisernen im Fußboden festgeschraubten Geld-

schrank gefürchtet hatte und in jedem Muskel angestrengt wie der borghesische Fechter dastand zum Kampfe bereit, nahm eine Fünfzigthalerrolle heraus, schloß sorgfältig wieder zu und händigte sie Mahlo mit dem ernstlichen Ersuchen ein, damit Haus zu halten und die erwähnte Spürjagd auf kleine Capitalisten mit dem größten Eifer fortzusetzen. Nach dieser Richtung hin konnte nicht genug gewirkt werden.

Warum denn die schwere Rolle? Herr Gott, wir nehmen ja auch Papier! sagte Mahlo, — gleichsam mit Raimunds Aerger spielend und nochmals auf Oeffnung des eisernen Schrankes speculirend.

Die Schwere wird Dich an den Werth einer solchen, Dir geradezu für Nichts geschenkten Summe erinnern! sagte Raimund mit Nachdruck.

Du wirst noch die Sprüche Salamonis an Weisheit vermehren! meinte Mahlo bitter lächelnd und fing an, sich zum Gehen zu rüsten. Es war in dem Zimmer nur ein Spiegel. Was die Spiegel so rar werden! spottete er voll Bosheit. Das kommt von den Photographieen her! Jeder beliebängelt sein Angesicht in Visitenformat, so daß sogar die Damen Spiegel nicht mehr nöthig haben, außer wenn sie ein neues Kleid anprobiren —

Nun, zum Glück kommt das noch oft genug vor!

Ehlerdt lachte. Meyer Cohns Spiegelfabrik-Actien waren ihm gleichgültig.

Jetzt ging durch Zufall Martha über den Hof. Mahlo machte, mit dem Rufe: Hurrje! Deine Schwester! Geberden der Ekstase. Sie wird immer schöner! Schreibt ihr denn manchmal Wolny?

Misch' Dich nicht in fremde Angelegenheiten! erwiderte Raimund und holte aus dem Nebencabinet, das er nicht schloß, seinen Ueberrock.

Vertragt Ihr Euch denn miteinander und mit denen da oben? forschte Mahlo, der sich rasch umgesehen hatte zum Finden irgend eines unschuldigen Objects zu freundschaftlicher Annexion.

Aber Raimund hatte genug. Er erinnerte sich, daß man ihn nicht mit Unrecht seiner Armmuskeln wegen zu rühmen pflegte. Schon mehrmals hatte er gesagt: Geh jetzt! Eine Erwähnung des Hochmuths, der über die Herren Gründer gekommen, verdroß ihn vollends.

Mahlo ging indessen doch unbehelligt und guter Laune. Noch vom Hofe her rief er gemüthlich: Sie sollen steigen! Dann vollendete der technische Director seine Toilette. Er ging zunächst in's Comptoir, wo leider die Zahl der Bestellbriefe, die er erwartete, nicht besonders groß war.

Martha ſang einem Kanarienvogel der Commerzienräthin, den die nach Dresden bezogene Tante Dora zu verpflegen ſich geweigert hatte:

Vöglein, Vöglein, laß es gehn!
Heut wie geſtern, heut wie morgen!
Biſt im Kerker wohlgeborgen!
Ob auch mild die Lüfte wehn,
Deine Schwingen aufwärts ſtehn,
Fühlſt ja hier auch für Dich ſorgen!

Sie reichte in ihrem eben nicht großen Zimmer dem Sänger Waſſer und Futter. Wohl hätte der in ein ſchmetterndes Schlagen ausbrechende Vogel zahlloſe Scenen berichten können, die er mit ſeinem Geſange überſchrieen hatte. Auch in Martha war die Erinnerung ruhiger geworden. Je entfernter in die Zeit hinaus die Ausbrüche der Leidenſchaft rücken, deſto mehr geſtalten ſie ſich zu Unbegreiflichkeiten. Leider konnten die Gefühle der Unbehaglichkeit im Hauſe ſelbſt nicht aufhören. Frau Jenny Rabe hatte Marthas Einzug verlangt, aber nun ſie da war, änderte ſich ihr Hochmuth keineswegs und ihr Haß wegen Wolny ſchürte ewig das Feuer des Neides und der Rache. Sie ſpionirte auf die Briefe, die für Martha ankamen. Zum Hoch- und Uebermuth ſtellten ſich beim Aſſeſſor die ſchrecklichſten Erſcheinungen der Rückenmarkskrankheit ein, dazu Anfälle von tobſüchtigem Peſſimismus, Eruptionen ſeines nie ruhenden

innern Vulkans, der nur Pech und Schwefel barg. Diesen Regungen der Malice auf Gott und die Welt gab er, je unheilbarer sich sein Leiden herausstellte, hochtönende Namen. Im Grunde war das Ueberwiegende die Verzweiflung um seine Gesundheit, die ihn befallen hatte. Er wollte dem Unvermeidlichen, dem Gefahrenwerden im Rollstuhle trotzen. Und seine Frau! Diese zärtliche Hälfte —! Mit der größten Gleichgültigkeit konnte sie sehen, daß der Arzt kam und ging und bedenklich die Augenbrauen in die Höhe zog. Sie hatte das Evangelium der neuen Zeit: Behaupte dich nur selbst und sieh zu, wie weit du's persönlich bringst! Ihr jetzt wieder in Schwung gekommenes Wohlergehen genoß sie wie eine förmliche Aufgabe.

Aber außer Herrschsucht und Brutalität der Bewohner des oberen Stockwerkes gab es auch für Martha als schwere Bürde den sichtlichen Rückfall ihres Bruders in die alten Bahnen. Es waren nicht die Bahnen des Zusammengehens mit den alten Genossen aus den Vereinen. Dafür hielt er sich jetzt für zu vornehm. Er glaubte sich von seinen Verpflichtungen für die sociale Frage abgekauft zu haben durch die „progressive Rente", einen Antheil der Arbeiter am reinen Gewinn. Gleich Anfangs hatte man diese Bedingung im Verwaltungsrath für die unausstehlichste erklärt, die einem Unternehmen

ſählten, um das ſiebente ganz im Arm des Laſters zu vergeuden. Die größten Gegenſätze ſtanden ſich hier gegenüber, und, was das Betrübendſte war, in einem und demſelben Menſchen.

In England fanden ſich dieſelben geſellſchaftlichen Gegenſätze; doch waren ſie nicht in dem Grade Werk des Zufalls, ſondern Folge von Geſetzen und langjährigen Gewohnheiten. Hier erſchrack Haſſan beſonders vor der finſtern und gehäſſigen Vereinzelung, mit der ſich der Menſch auf ſeine eigene Weiſe zurückzog und die wildfremdeſte Unbekanntſchaft mit Allem, was ſeinen Nachbar berührte, verrieth. Er hörte wohl, daß dieſer ſchroffe Egoismus zunächſt einen ſchönen Urſprung in dem großen Privilegium perſönlicher Freiheit hatte, welches hier jedem Säugling ſchon mit in die Wiege gelegt wurde. Dann aber mußte er doch zugeſtehen, daß hier etwas Gutes zu etwas Schlimmem führte: denn die Bewohner dieſes Landes behandelten ſich unter einander mit einer Kühle und Schroffheit, als trüge ihnen die Natur auf, Niemanden weiter, als ihre Familie zu lieben. Haſſan konnte nicht begreifen, daß in dieſem Lande ſchon ſeit Jahrhunderten Parteien ſich befehdeten, ohne noch zur Stunde ſich ausgeſöhnt zu haben; ja, er ſchauderte, als er ſogar die Lehrer der Religion an dem Haſſe der Einen gegen die Andern ſchüren ſah und in den Händen der Prieſter nicht die Palme des Friedens, ſondern das Schwert erblickte.

„Als endlich die beiden Reiſenden," fuhr Blaſedow fort, „nach Deutſchland kamen, in das Land, wo Ihr jetzt ſelber ſeid, da begann der Derwiſch und ſagte: Dieſes Land iſt das Herz Europa's, aber das gebrochene: denn es iſt ſehr unglücklich. Urſprung und Stammſitz aller derjenigen Völ-

nur gestellt werden könnte. Soll ich meine unangenehmen Erfahrungen an die große Glocke hängen? hatte Meyer Sohn gerufen. Aber Ehlerdt war nicht anders zu gewinnen und Rabe und Forbeck bestanden unbedingt auf seine Anstellung. Es galt den Schein zu vermeiden, als gäbe man den gefährlichen alten Genossen auf. Die ersten lockenden Zinsen wurden — vom Capital genommen! Bald aber gab es Reibungen zwischen Verwaltungsrath und technischer Direction. Ehlerdts Trieb, Alles großartig anzufassen, kostete Geld. Keine Concurrenz sollte gescheut werden. In seiner Art gab er sich, wenn er in die Säle kam, wo es dröhnte, hämmerte, ohrzerreißende Töne von den Eisenbohrern hervorgebracht wurden, wie ein Feldherr, der nur verurtheilt war, mit zu kleinen Armeen siegen zu sollen. Das machte ihn dann reizbar und an seiner Schwester tobte er schon wieder seinen Mißmuth so oft aus, daß diese nicht länger bei ihm bleiben mochte, zumal wenn er in die Worte ausbrach, wie: Warum erklärt sich denn dieser Narr, Dein verrückter Professor, nicht? Welcher Mensch von Verstand und Herz reist denn so in die Welt hinaus, ohne ein Wort von sich hören zu lassen? Ein Trauerjahr halten! Dummer, alter, einfältiger Zopf, den wir den Juden verdanken! Die Juden ruiniren ein Jahr lang ihre Gesundheit, lassen den Bart wachsen, gehen nicht in's Theater, kasteien sich

ab mit Fasten und ähnlichen Sentimentalitäten, die wir Alle durch den Herrn Sankt Petrus in's Christenthum eingeschmuggelt bekommen haben! Ich hatte damals bei der verfluchten Affaire, zu der mich Rabe und Forbeck verführten, im Stillen gehofft, wenigstens Abschriften von Deinen Gedichten auf Kanarienvögel zu finden, zu denen der Geliebte Mätzchen! gesagt hatte! Oder hat der Schurke Dir schon einmal in die Backen gekniffen? Und schweigt jetzt? Schweigt!

Auf so raffinirt böse Worte waren dann Scenen gefolgt, wo Martha hätte zum Fenster hinausspringen mögen. Denn er war ein geborner Redner und gefiel sich in solchen Augenblicken, wo die Suada von seinen Lippen floß, Einfalle Schlag auf Schlag kamen und ihm nur ein einfaches Zusperren der vielleicht offengebliebenen Thür antwortete.

Der Gesang, den Althing schon vom Hofe aus vernahm, erfreute den wohlwollenden Mann außerordentlich. Den Wagen ließ er warten und verglich zur Berechnung der Zeitdauer das Zifferblatt auf seiner Uhr. Angemeldet, fühlte er in wenigen Augenblicken Marthas kräftigen Handschlag und hörte ihre Fragen, dessen Beantwortung ihm Eins und das Andere, woran er kaum gedacht, zu bedenken nöthigte. In dunkelgrünem Winterkleide, das Haar wohlgeordnet, führte sie ihn auf den

weichsten Sessel, horte sein Begehren und bedauerte nur, daß hier unten kein Bild von der Commerzienräthin zu finden sei. Oben müßte es deren noch geben. Die, die hier im Hause gewesen sind —

Sie stockte, sich besinnend.

Diese hat Herr Wolmy mir schon zur Disposition gestellt! sagte Althing nabefangen. Ich möchte ein Medaillon in der Mitte eines antiken, reich mit Plastik verzierten Sarges machen, der dann auf sechs oder acht Löwenfüßen —

O nicht Löwenfüßen! fiel Martha ein. Lassen Sie den Sarg von Engeln tragen!

Hm! Hm! entgegnete Althing nachsinnend. Wird zu kleinlich erscheinen! Sechs Engel — nun, es könnten auch vier sein —

Engel haben Kraft — entgegnete sie, lächelnd über ihren Muth so dreinzusprechen.

Martha! sagte er nach einigem Sinnen. Es wird zu sehr im zopfigen Altarverzierungsgeschmack! Ich dächte doch Cherubimfüße, Löwenfüße mit Flügeln, assyrische Erinnerungen —

Die Künstler zerstören selbst das Christenthum! sagte Martha lieblich schmollend. Wie ich mir Ihr gelungenes Portrait denke und den grünen blumenreichen herrlichen alten Kirchhof und wie die Commerzienräthin gern unter

Blumen und Schmetterlingen, wenn auch nicht auf Kirchhofen, verweilte und da nun solche — Drachenfüße!

Wir glauben ja, entgegnete Althing und jetzt mit der Miene eines ironischen Zweiflers, daß unser abgeschiedener Geist da immer in der Nähe ist, wo unsere durch die Kunst erhaltene und abgebildete irdische Hülle weilt! Es ist das eitel genug von den Geistern gedacht —! Nun, nun, unterbrach er sich, die Engel überlege ich mir noch! Für die Plastik sind die Engel abgenutzt! Die Engel sind schon, wenn sie groß sind, so wie Sie! Die kleinen sind — Also oben! unterbrach er seine kritischen und galanten Bedenken lachend und wollte gehen.

Als der würdige Mann schon die Thür in der Hand hielt, sagte Martha schnell: Soll ich Sie aber nicht erst oben anmelden?

Althing war damit einverstanden und bald hörte man die Stimme des Assessors. Aber kommen Sie doch herauf, Herr Professor!

Herr Althing! rief Martha auch von oben hinterher.

Es kam dann sogar zur Nöthigung zum Sitzen, Sicherquickenfallen durch Wein, Ablehnen dieser Darbietungen und sonstigen Zwischenreden. Aber die Bilder der Mutter lagen irgendwo im alten Gerümpel. Sie stellen, hieß es, die Mutter dar aus einer Zeit, wo die Moden lächerlich, die Maler armselige Stümper gewesen

sind! Der Sohn glaubte nicht, daß Althing von dem Zeuge, daß man erst auf dem Dachboden suchen mußte, irgendwie Nutzen ziehen würde.

Darüber kam denn auch Frau Jenny hereingerauscht. Schnell hatte sie Toilette gemacht und den Gegenstand des Besuches in Erfahrung gebracht. Vorzugsweise mit einer plötzlich verschobenen Flechte ihres falschen Haares beschäftigt, theilte sie, was selten war, die Ansicht ihres Gatten, ja übertrieb noch den Ungeschmack der alten Schildereien, von denen sie in der That Nichts zu wissen vorgab. Mama hatte in ihren spätern Jahren einen Abscheu vor dem Gemaltwerden, sagte sie. Sie ließ sich nur einmal photographiren und nie wieder!

Harry nahm das Lachen seiner Frau, das diese Bemerkungen begleitete, merkwürdigerweise übel. Er hatte sich mühsam zur Begrüßung des Bildhauers in Bewegung gesetzt und besaß noch Feinfühligkeit genug, nur das Schickliche herauszukehren. Zumal am Morgen, wo noch nicht die Geister der Weine den feinigen übermannt hatten. Mama hat mich zwar noch aus dem Grabe heraus schänden wollen, sagte der Sohn, aber das hat sie nicht fertig gekriegt, daß ich sie hassen sollte! Wären nicht elende Schmeichler gewesen —

Schon erhob sich Althing. Was er erforschen wollte, wußte er. Die Rabe'sche Familienfrage berührte

ihn nur um Marthas Willen. Diese war mit ihm gekommen, gleichsam als sein Geleite. Sie konnte ja auch über die auf dem Boden befindlichen Dinge Auskunft geben. Jetzt sagte Frau Jenny mit scharfer Betonung: O bleiben Sie doch noch, Herr Professor! und kehrte Martha den Rücken, als sei ihre Gegenwart überflüssig.

Da faßte sich Althing rasch, erhob sich und ging. Er sah ein Thürverweisen, hörte im Geist aus dem giftigen Auge der Assessorin ein: Wer erfucht Sie denn hier zu bleiben? Gehören Sie schon zur Familie? Da schloß er sich Martha an und verwies auf seinen „auf Zeit" harrenden Wagen.

So war Martha von dem Schein, über die Linie, die ihr gebührte, hinausgegangen zu sein, befreit. Es kam darüber zu keiner Aeußerung, am wenigsten einer des Dankes. Denn dieser wäre mit einer Anklage zu verbinden gewesen. Und noch weniger verweilte Althing, als er einen Wagen vorrollen hörte und obenein den Herrn Raimund, Helenens abgewiesenen Anbeter, den Hof durchschreiten sah.

Martha wußte schon, daß sie, wenn sie sich beim Bruder über die Ungezogenheit der Frau Jenny beklagt haben würde, leicht möglich gesagt bekommen hätte: Sie hat Recht! Was brauchst Du Dich zur Kammerdienerin

zu machen? Eins kann man nur sein! Herrscher oder Diener! Hammer oder Ambos —! Frau Jenny suchte immer noch zu gefallen und Raimund war überall zu Hause, wo ein weibliches Wesen Schwäche verrieth. Reine Naturen wie Helene zu erobern, hatte er aufgegeben. Ein Weib für den Matador muß schnell gewonnen sein oder er entsagt ihm.

Dem gallonirten Bedienten, der eine Karte brachte, nahm Raimund diese ab, las rasch den Namen, warf einen Blick auf das kleine elegante Coupé, aus welchem ein bezaubernder Frauenkopf blickte und fragte: Die Karte ist —?

Für Fräulein Ehlerdt —

Zu sprechen! Bitte sehr!

Rasch zog er sich in die Thüre zurück, die zu den Bureaux führte und beobachtete von ferne das Aussteigen und Dahinschweben einer jungen Dame im Modecostüme. Die Haltung war stolz, der Gang sicher. Das ist die Person, die früher mit mir unter einem Dache wohnte! sagte er sich. Wo ich bisweilen Abends mit einem alten vornehmen Herrn mit lockigem grauen Haar caramboliste! Aber sie war die Tochter dieses Mannes! sagt jetzt alle Welt. Er soll ihr Millionen hinterlassen haben! Aber die Fürstin Rauden wird sie werden! Prinz Narziß widmet ihr alle seine Paraphrasen —! So ging es in Raimunds Innern fort.

Ueber dieser Recapitulation von Dingen, die Raimund durch seine neuen Champagnerfreunde in Erfahrung gebracht hatte, vergaß er seine Schwester zu benachrichtigen und ihr rasch die Karte zu schicken.

Ich komme wie Orsina, sagte die elegante junge Dame, der seit einiger Zeit eine Reihe von Theatererinnerungen im Kopfe schwirrte und die gerade diese Rolle von der ihr so unausstehlich gewordenen Frau Brenna, wie diese sich statt Brennicke nennen ließ, unendlich oft hatte vortragen hören und sprach beim Eintreten: Bin ich denn nicht gemeldet worden?

Eine Dienstmagd hatte auf das Zimmer gedeutet, während Raimund noch versteckt stand und seinen berühmten geistesgegenwärtigen Kopf vollständig über die reizende Blondine verloren hatte. Sein Aeußeres schien ihm nicht im Augenblick vortheilhaft genug für die Herausstellung seiner vollen Genialität.

Kennen Sie mich nicht mehr? fragte Edwina die endlich erscheinende Martha mit Leutseligkeit und an ihren Locken bindend und ordnend, während der Diener den Shawl nahm und das kleine Zimmer verließ. Wie niedlich Sie hier wohnen? Aber eng? Und in den Hof hinein?

Jetzt erst orientirte sich Martha vollkommen und erschrak nicht wenig. Doch hatte auch sie seit ihrer

ersten Begegnung mit Edwina mancherlei gehört, was die üble Meinung, die sie damals von ihr hegte, milderte.

Womit kann ich dienen, mein Fräulein? fragte sie.

Nein, ich kann nicht annehmen, daß es Ihnen hier draußen gefällt! begann Edwina, wie auf Marthas Frage gar nicht hörend. Die abscheuliche schwarze Nachbarschaft! Das Gespenstische der Maschinen! Wenn Sie das Fenster aufmachen, haben Sie ja nichts als Rauch! Sie sind damals nicht wiedergekommen, Fräulein, und ich selbst that Nichts, Sie zu halten. Sie waren mir zu hübsch und zu streng in Ihren Principien! Seitdem habe ich andere Ansichten bekommen über Folie und manchmal auch über Tugend — was Sie da für eine hübsche Brosche haben! unterbrach sie sich und sah auf Marthas Brust. Ein Medusenkopf! Das wäre etwas für meine Frau Brenna, die mich jetzt bemuttert und unendlich ennuyirt — ich will Sie gern los sein! Dann sich setzend, fuhr sie fort: Hätten Sie nicht Lust, mir zur Seite zu treten und etwas mehr Frische in mein Dasein zu bringen?

Mein Fräulein, erwiderte Martha, hoch erstaunt über diese Annäherung, Sie trauen mir zu viel Erfindungskraft zu.

Sie glauben, ich brauche jeden Tag einen neuen Gegenstand, um mich zu unterhalten? entgegnete Edwina

und sah sich im Zimmer um. Sie merkte in der Nähe ein Thürschlagen, Aufundablaufen — da irren Sie doch sehr! Ich habe Jahre lang in der Einsamkeit gelebt, falsche Urtheile über mich ertragen, Bücher gelesen, etwas musicirt und bin — wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll — von einem so phlegmatischen, traumseligen, bequemen Charakter, daß ich zur ersten Gemahlin des Khedive oder zu einer verzauberten Lilie in einem Märchenlande gepaßt haben würde. Kaffeetrinken und Confectessen ist meine einzige Leidenschaft! Nein, Abwechslung sollten Sie mir nicht bringen! Höchstens etwas mehr Muth, mehr Haltung, mehr Trotz gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens!

Diese Bekenntnisse aus dem Munde der strahlenden Jugend schienen Schaumblasen. Martha sagte: Sie haben ja jeden Abend Soirée und sogar Fürsten zu Besuchern Ihres Salons!

Das ist eben das Monotone! entgegnete Edwina. Ich habe eine Dame gefunden, die meinen Ruf deckt. Aber die Duenna hat eine Leidenschaft für den Kothurn. Prinz Randen könnte den Widerpart halten, aber seine Musik gefällt mir nicht. Und wer ist ewig in der Stimmung, gerade diesen oder jenen Jammer des Herzens aus Gedichten oder Gesängen auf sich wirken zu lassen. Man nennt mich bereits des Fürsten Braut — das sind

ker, welche die tüchtigsten sind in Europa, hat es sich doch nur den geringsten Einfluß auf die Wendung der Ereignisse zu erhalten gewußt; sein Leiden liegt in dem Mangel an Einheit, so daß es sich weit mehr durch seinen Geist, als durch seine Kraft auszeichnet. Deutschland ist ein ungeheurer Wald, wo man auf der einzelnen Stelle, da man gerade steht, sich innig am Blättergrün, Wild und Waldhornklang erfreuen kann, der sich aber nicht ganz übersehen, beherrschen und begrenzen läßt. Die Sprache der Deutschen reicht weiter, als ihre Nationalität. Könnte um alle diese Elemente ein einziger Reif gezogen werden und ließen sich die im Innern sich widerstrebenden Gegensätze und Widersprüche aufheben, diese Nation würde nicht sogleich, aber nach kurzer Gewöhnung an ihre Freiheit, mit Ausnahme der Türken, die erste der Welt werden. Es ist bei der Lage dieses Volkes kein Wunder, daß es seine aufgehäuften zahlreichen geistigen Reichthümer nutzlos auf die Gasse wirft und von seinem Geist eher Nachtheil als Gewinn hat."

„Indem kamen die Reisenden an einen Fluß, der mit bunt bewimpelten Schiffen bedeckt war und an dessen Ufer eine unübersehbare Menschenmenge stand, die mit Tüchern wehte und laute Begrüßungen ausrief. Die Fremden folgten dem Zuge, der sich in die Straßen einer alterthümlichen Stadt drängte und endlich auf einem Platz innehielt, der mit Tausenden von Menschen rings bedeckt war. In der Mitte stand ein verhülltes Monument, dem die Feier zu gelten schien. Die Glocken läuteten, die Chöre der Musiker schmetterten, Kanonen wurden gelöst. Ein Redner stand an dem verhüllten Monument und donnerte Worte in die weite, unabsehbare Menschenmasse hinein, die Niemand der Entfernung

Märchen! Ich habe den nicht mehr jungen Mann nur bewegt gesehen, wenn er von einer Kritik über sich etwas erfährt und diese noch nicht gelesen hat. Da wallt sein Blut, da schlägt sein Herz! Dabei lebt der Fürst ganz in alten Zeiten, die ich verabscheue. Manchmal, wenn Tante Brenna zum Fattenwurf gekommen ist, wozu sie die erste beste Fenstergardine nimmt, schwärmt er für Sappho. Das kann ich noch mitmachen. Denn Sappho war unglücklich. Aber die Romantik des Mittelalters, dieses Nibelungenwesens und die Götterdämmerung, das ist mir Alles zu hoch und ich versöhne mich erst wieder mit dem guten Prinzen beim Kaffeetrinken. Er schwärmt nämlich außer für die Antike und die Romantik auch noch für das Rococo und möchte bei jedem sächsischen Porzellanservice, das er sieht, Alles wieder in dem putzigen Zopf- und Abbégeschmack mit Schnallenschuhen gehen sehen. Kommen Sie wirklich! Helfen Sie mir über die Welt und die Menschheit lachen! Im allem Ernst, können Sie's hier in diesem Dampf aushalten?"

Die Antwort Marthas, die auf eine Gewöhnung an diese Umgebung ging, wurde vom hastigen Eintreten Raimunds unterbrochen, der mit einer gemachten Auftauchen den Gleichgültigkeit und genauen Geschäftigkeit sich geberdend, sein schönes, rasch frisirtes goldstoffiges Haar sich aus den schon ziemlich enthaarten Schläfen und der Stirne zurück

strich und bei Edwinas holdseligem Gruße – dennoch die Besinnung auf die Art, wie er sich hatte geben wollen, ganz natürlich, ganz unbefangen, Nichts von einem Damenbesuch wissend, verlor. Die bestrickende Holdseligkeit des Blickes, der Zauber der sofortigen Vertraulichkeit, der in dem leichten Sicherheben und Grüßen Edwinens lag, war ihm eben auf seinem weiblichen Gebiet noch nicht vorgekommen. Höchstens wenn Helene Althing oder ihre Mutter sich über irgend etwas moquirten; dann kamen diese lieblichen Schalkhaftigkeiten des weiblichen Charakters, die jetzt aus der Mode gekommenen Amoretten, zum Vorschein. Er stand ohne alles Bewußtsein und wußte nun durchaus nicht, was er eigentlich im Zimmer gewollt hatte.

Ich will Ihnen Ihre Schwester rauben, Herr Ehlerdt! sagte Edwina, ihre Stimme verstärkend und gar nicht erst auf weitere Vorstellung wartend. Sie soll zu mir ziehen! Nicht Palissadenstraße, wo wir, wie man mir erzählt hat, zusammengewohnt haben. Ich habe sogar eine Partie für Ihre Schwester!

Raimund hörte nur und Martha lachte in Einem fort, denn sie ergötzte sich an Edwinas liebenswürdigem Humor und an der vollständigen Verdutztheit ihres Bruders.

Sie will nicht; fuhr Edwina trauernd fort. Sie fürchtet, daß sich Prinz Rauden in sie verliebt! Der

gute Narr thut uns aber Allen Nichts! Doch da haben wir noch den Bruder des Fräulein Althing! Den Assessor Dieterici! Den lustigen Herrn Jean Vogler! Noch die gesammte Künstlerwelt mit abgeschnten und nicht abgeschnten Bildern, vor Allem die Börse! Was kommt nicht Alles, um einmal vor der Durchlaucht Rauden eine Reverenz zu machen! Apropos! Börse! Sie sollen ja brillante Geschäfte machen, Herr Eckerdt?

Es war gerade das exceptionell der Fall. Aber Raimund mußte sich endlich ermannen. Ja! Ja! sagte er und ließ die Bestellungen von Thee und Wein kommen, schüttelte ein Füllhorn von Briefen, deren Beantwortung ihn von seinem wahren Berufe abbrächte — dem der socialen Bewegung, wie er andeutete, des Eingriffs in die Speichen der Weltuhr. Die Schwester zitterte über die Möglichkeit, daß er das Redefieber bekam.

Ich bewundere diese Thätigkeit! unterbrach ihn Edwina halb mit Ueberlegung, halb mit Koketterie, wobei sie einen ihrer Handschuhe auszog und eine milchweiße wie blutlos gewordene, mit Ringen geschmückte Hand zeigte.

Raimund hätte darauf zuspringen, die Hand küssen mögen. Martha sah, was in ihm vorging.

Aber nur Glück, Herr Eckerdt! fuhr Edwina fort. Nur Erfolg! Wir Frauen hassen alle Unglücklichen! Nur Ueberfluß kann glücklich machen! Berechnen,

eintheilen, sorgen, hu! das macht Falten auf der Stirn! Die Götter — halt! unterbrach sie sich, da falle ich in den Ton meiner Regierungsräthin. Sie sollten diese merkwürdige Dame kennen lernen, Herr Ehlerdt! Besuchen Sie uns und bestärken Sie Ihr Fräulein Schwester, zu uns zu ziehen! Wir vertragen uns schwesterlich!

Martha sah ihren Bruder wie in einem Netz gefangen. Er schnappte nur noch, um einige Luft zu schöpfen.

Edwina lorgnettirte eines der Bilder und wollte dabei nur den volleren Eindruck Raimunds haben, der ihr, wie einmal schon Ada'n, in der That gar nicht „uninteressant" erschien.

Ich hindere Martha nicht! sagte Raimund mit starrem Blick den Bewegungen Edwinas folgend. Sie mag die Welt versuchen!

In Martha waren wirklich schon so viel Motive angesammelt, die sie zu einer Aenderung ihrer Lage hatten bestimmen sollen, schmerzliche Erfahrungen, Ausbrüche der Rohheit hier, der Bosheit oben — dennoch gab sie eine begeisterte Schilderung der Gewöhnung an dies Haus, an diese Zimmer, an diese Gegend und verdarb durch ihr Anschlagen der zum Bunde dargereichten Hand Edwinen ganz und gar die gute Laune. Zwar verrieth diese Nichte davon, biß sich auch nur einigemal auf die Lippen

und gab sich gleichsam Haltung und Kraft durch den Genuß der Adoration, in welche der Bruder gerathen war. Ein technischer Fabrikdirector — es wäre nicht sofort die Wahl Edwinens gewesen, die ihr tragisches Pathos, daß sich sittlich reine Frauen ihr nicht anschlossen, fühlte, aber man hatte ja Beispiele der glänzendsten Stellung, in welche Männer gerade dieser Berufsart und Richtung jetzt gelangen konnten! Vorwärts! rief es ja von allen Seiten wie bei Speicheren und Worth.

Edwina seufzte. So soll ich leben wie Ariadne auf Naxos! Sie wissen doch, daß Bachus gekommen war, um die schmählich Verlassene zu trösten? Ich hatte einen alten Freund und Lehrer (sie meinte den Grafen Wilhelm), der mit mir die Mythologie durchging und bei dieser Stelle immer den Scherz machte: In's Prosaische übersetzt heißt das soviel, als: Ariadne ergab sich aus Verzweiflung über ihren treulosen Liebhaber dem Trunk! Nun, das wollen wir denn doch nicht!

Damit stand sie auf. Alle Drei lachten. Raimund etwas aus Verlegenheit, denn seine durchaus realistische Bildung hatte die Mythologie weit links liegen lassen; er wagte sich mit keinem Wort lateinischen oder griechischen Ursprungs zu laut hervor, nannte vielmehr in seinen Reden die üblichen Schulen, wo man Mythologie, Latein und Griechisch lernt, „Höhlen

der Menschenverpflichtung" — und andrerseits — „dem Trunk ergeben" — da war auch eine schwache Saite bei ihm berührt.

Edwina sah sich noch Alles umher an. Wie schön haben die Alten, sagte sie mit schwärmerischem Augenaufschlag einige Bilder betrachtend, das Leben in seiner Weise festzuhalten gewußt! Für jedes Vorkommniß hatten sie, diese wahrlich vorgeschrittenen Affen, einen Gott! Bei jedem Schritt stolperten sie über ihren Olymp! Pan saß ihnen in jedem Busche! War die Frau in der Küche, so standen Opima, Abundantia und wie die unsichtbaren Köchinnen der Geisterwelt alle heißen haben — ich mußte das Alles auswendig lernen — an den Töpfen und Schüsseln. Jetzt entwölkert man Alles, macht Alles platt und gewöhnlich und ist nur noch phantasievoll im Rechnen! Die Unerschrockenheit, wie jetzt die Banquiers die größten Summen aussprechen, die entweder zu haben oder zu begehren sind, hat etwas gradezu Erstaunenswerthes! Das ist die neue Romantik! meinte neulich Herr Dieterici — Sie kennen ihn ja! Ich bin mit ihm zum Gevatterstehen bei der Schwester meines Mädchens eingeladen. Ich habe es ausgeschlagen. Doch was plaudere ich da Alles zusammen! Also auch meine Hoffnung, daß Sie mich in der Religion etwas mehr befestigen sollen, ist somit zu nichte.

Meine Schwester in der Religion? fiel Raimund jetzt schon entschiedener ein. Sie hat zwar Diacenissinnen Ideen, aber nur aus Interesse für die Medicin! Sie geht noch nach Zürich und wird da Doctor —!

Martha warf ihrem Bruder einen vorwurfsvollen Blick zu und fand bei Edwina Beistand.

Spotten Sie nicht über ernste Dinge, Herr Ehlerdt, sagte sie, ihre Toilette zum Gehen ordnend und im Stehen die Handschuhe anziehend. Wir Frauen haben unsre Noth, uns durchzuschlagen! Der Frühling währt nicht ewig und die Welt ist rauh und kalt!

Nach einer erschütternden Pause sprach sie wieder leicht: Es wäre also Nichts. Aber kommen Sie zum Beispiel gleich heute Abend in meine Soirée, Herr Ehlerdt! Acht Uhr! Bringen Sie Ihre Schwester mit! Um zehn Uhr lassen wir auch Bier kommen! Vorher giebt's Thee! So lange der Fürst bleibt. Ich kann ihm nicht Menschen genug einladen. Er schreibt an einer Oper und braucht Claqueure!

Und nun schloß sie den Besuch mit einem auch nur ihr zu Gebote stehenden Blicke und mit den Worten: Ich will damit nicht sagen, daß ein Mann von Ihrer Bedeutung, Herr Ehlerdt, bestimmt werden könnte, je die Staffage eines Andern machen zu helfen!

Martha empfahl sich freundlich. Raimund begleitete das schöne Wesen mit dem Bedienten bis an den Wagen. Statt aber dann in die Fabrik zu gehen, wo man von 12—2 gefeiert hatte (die zweite Stunde war bereits angebrochen) stürmte er zu Martha zurück, die ihn mit vollem Lachen empfing: Hast Du endlich Deine Meisterin gefunden! Die hat Dich stumm gemacht! Du standest da wie ein Laternenpfahl —! Das that ihm jetzt Nichts. Er war gradezu außer sich. Er vergaß Alles. Er vergaß, daß sein Fach die Theorie der Wärme, des Luftdrucks, die Toricelli'sche Röhre war. Er vergaß, daß die Trigonometrie und Stereometrie mit wahrer Virtuosität von ihm behandelt werden konnten. Er vergaß jede Rancüne gegen seine Schwester. Er war ganz nur der „kleine Hans" in Goethes Gedicht. Herr Gott, rief er aus, welch ein Weib! Dabei rannte er im Zimmer auf und ab. Das ist ja zum Rasendwerden! Ich wohnte mit ihr in einem Hause! Eine alte Spittelfrau im Hinterhofe, sagte man, wäre ihre Großmutter! Ihr Vater war ein Feldmeiser, aber in Wahrheit soll's ein Graf sein, ein Erzbischof, ein ungarischer —

Wage Dich nicht in ihre Nähe! spottete Martha. Sie ist sehr gelehrt! Die Mythologie ist nicht Dein Fach!

Glaubst Du, daß ich das nicht wußte von Ariadne —? polterte Raimund in Marthas Lachen hinein. Du und

Deine tugendhafte Helene —! Ihr seid mir die rechten! Langweilige dumme Affengesichter seid ihr, eingemummelt bis über die Ohren in lauter Baumwolle von Tugend und Schwunglosigkeit! Herr Gott, was ist doch ein Weib mit wirklicher Poesie! Sie versetzt nach Spanien, ohne daß man hinreist! Orangenwälder duften um sie her! Es geht nicht anders. Diesen Fürst Rauden, den werde ich auf der Straße revolvern! Das kann nur ein Weib für mich sein! Mit dem erobere ich die Welt!

Sie soll sehr reich sein! ermuthigte ihn spottend Martha und über seine gewohnten Anläufe zum Höchsten bald beruhigt.

Das lockt mich nicht! rief Raimund, auf und abgehend und an seinen Kleidern zupfend, als fürchtete er aus ihnen herauszuwachsen. Aber es ist wahr, lenkte er schon ein, sie soll ein großartiges Vermögen besitzen! Landgüter! In Ungarn sogar! Man kann nicht hinter ihre Verbindungen kommen! Aber wo sie auch herstammt, ob von einem alten Geizhals in der Vorstadt, der sie verstoßen hat, oder einem Erzbischof in Krakau — (das sagen wieder Andre) einerlei, sie besitzt diejenige Weiblichkeit, die Euch Gansen Allen fehlt! Sie hat die Absicht zu gefallen, wozu für's Erste gehört, sich in die Zustände des Andern zu versetzen —! Wie sie gleich so

theilnehmend meinen Charakter zu ergründen suchte —! So rief er vor den Spiegel tretend aus.

Zu Bezug auf Mythologie — spottete Martha die „Gans“ fort. Und daß Du nicht gewohnt seist, blos zur Folie für Andre zu dienen! setzte sie hinzu. Die „Gänse“ nahm sie ruhig hin.

Raimund schwieg jetzt. Es kam eine andachtsvolle Stimmung über ihn. Er lenkte in die Zukunft ein, die ihm sonst immer schmeichelte, aber seit einiger Zeit verdrießliche Gesichter machte. Immer schwächer wurde sein: Götterweib! Mit dem vereint —! Nur einmal rief er laut: Wenn sie wüßte, wie ich zu lieben vermag!

Bei dieser Gedankenreihe entschlüpfte Martha. Denn da entzog sie sich der Möglichkeit, daß der über sein Liebesvermögen Brütende plötzlich mit stürmischer Sinnlichkeit ihr beweisen wollte, wie sehr er zu lieben vermöchte. Er drückte ihr dann fast die Brust entzwei. Sie begab sich rasch in die Küche, um für das in der Regel spät eingenommene Mittagsmahl sorgen zu helfen. Von ihrem Ueberziehen zu Edwina, einem Mitbetreten des luftigen Bodens, auf welchem jene Unglückliche zu schweben schien (allmälig das Trapez des Luftschwingers), war keine Rede.

wegen verſtand, aber doch Jeder der Bedeutung des Tages wegen ahnte. Da wurde ein Zeichen gegeben und ein hehres Standbild löste ſich aus der herabfallenden Hülle heraus, eine ſtolze, ernſte Figur aus Erz. In dieſem Augenblick dröhnte ein tauſendſtimmiger Freudenruf in die Luft, gemiſcht mit dem Wirbel der Trommeln und dem Krachen der Geſchütze. Es iſt dies, ſagte der Derwiſch, dem Erfinder jener Kunſt zu Ehren, mit der die Menſchen ihren Gedanken die ſchnellſte Mittheilungsfähigkeit gaben und allmälig neben der wirklichen eine idealiſche Welt, dauernd und der Verfolgung trotzend, aufbauten. Und doch ſiehe jenen Jüngling, wie ihm die Thränen in den Augen ſtehen und wie wehmüthige Blicke er auf dies Ehrenbild des Erfinders einer Kunſt wirft, deren ganze Kraftentfaltung Jene auf dem Balcon drüben (es ſind Fürſten) hindern und verkümmern. Die Freude, dem großen Geburtshelfer des Geiſtes eine ſolche Huldigung, in die Jung und Alt, Hoch und Niedrig einſtimmten, dargebracht zu ſehen, preßt ihm das Herz ab und doch iſt ſein Blick mit Traurigkeit umflort, da er an die Wolken denkt, welche zur Zeit noch auf der Sonne jener göttlichen Erfindung liegen!"

„Und ein ähnliches Feſt ſahen die beiden Reiſenden dicht in der Nähe. Kleiner war der Fluß, trüber ſein Bett, die Ufer niedriger, die Stadt, die an ihm liegt, kümmerlicher. Wieder flaggten die Segel von Schiffen, die über ihn hinfuhren, wieder ſtanden Tauſende am Ufer, um die Kommenden zu begrüßen. Wunderlich aber, daß alle die verſammelten und auf den Schiffen kommenden Männer Papierſtreifen vor den Augen hielten und Geſänge anſtimmten, von denen Haſſan ſagte, daß er ſie freier Männer nicht für würdig hielt. Die Worte, die er nicht verſtand, waren es nicht,

## Fünftes Kapitel.

Dieterici konnte denn doch den Liebesdienſt, Pathenſtelle bei ſeinen Hausleuten zu übernehmen, nicht gut abſchlagen. Der blonde junge Streber mit den in die Länge gedrehten koketten Bartſpitzen, der goldnen über einer Cachemirweſte baumelnden Lorgnette, hatte zwar das Amt bei dem Damenverein, das ihn in höchſt kluger Berechnung ſchneller befördern ſollte, als die geregelte Carrière, grade wie Bismarck über einen Deichhauptmann zum Reichskanzler kam, von Ottomar Althing angenommen, dem es zu viel Plackerei und Berührung mit Hochmuth und Unverſtand brachte, aber die zwei Parterrezimmer in der Vorſtadt und die zwiebelduftende Küche und die zuthunlichen beiden Polackinnen (Joſefa kam alle Augenblicke einmal „auf den Sprung") hatten es einer bei allem Streben zum Vornehmen und Excluſiven doch in ihm nicht ganz zu tilgenden demokratiſchen Neigung angethan. Es wohnten gleichſam zwei Seelen in ſeiner Bruſt. Die eine zog ihn mächtig in die Welt des Salons,

die andere ließ ihn die kleinen Freuden der Verhätschelung in den untersten Regionen werthschätzen. Er aß in keinem Restaurant, weil er behauptete, der Begriff Bouillon sei dort eine bloße Idee, die für alle Zwecke, nur nicht die Suppe in's Leben träte. Der in einem Teller Suppe befindliche Fleischinhalt war ihm die Leibnitz'sche Monade. Wohingegen er bei Frau Blau meisel sehen konnte, daß zur richtigen Stunde das kräftige Ochsenfleisch beigesetzt, periodisch abgeschäumt, mit Kuchenkräutern versehen wurde; kurz die unvergleichlichen Suppen und der Schmorbraten hielten ihn.

Die erste Sitzung bei der Generalin hatte der „Sucher des Urproblems" durchgemacht und fühlte das Bedürfniß, sich darüber bei Ottomar Althing auszusprechen. Dieser war einer der Wenigen, die ihm erlaubten, eine Meinung mit gerundetem Periodenbau vorzutragen. Die Duldung für einen zu Ende gebrachten Satz wird ja bekanntlich immer seltener. Und Dietericis Auseinandersetzungen fingen dann auch noch immer von der Schöpfung an. Er hielt diese allgemeine Abkürzung seiner Reden für eine speciell eingeleitete Malice Jean Paglers.

Er hatte auch bei Althing, in dessen traulichem, drei Treppen hohen Stübchen, deren Fenster jetzt sorgsam mit Moos verwahrt waren, ein Anliegen vorzutragen,

das sich auf den nächsten Sonntag bezog. Seine Voraussetzung war dabei die, daß es von allen seinen Berufsgenossen vielleicht Althing am ehrlichsten mit ihm meinte.

Althing wohnte glücklicherweise in seinem Hause so, daß ihm der Wagenlärm nur wie ein fernes Meeresrauschen erscheinen konnte. Seine Zimmer ließen Studien, stille Zwiegespräche, innere Einkehr zu. Die beiden Zimmer verriethen allerdings jenen dürftigen Comfort, den die Wohnungsvermiether dieser Stadt zu bieten pflegen. Es sind meist Zeichen der äußersten Noth. Diese Gegenstände sind vom Trödel, von Auctionen zusammengekauft, manchmal miethweise geliehen. Es war eine Registratorwittwe, eine bejahrte Dame, die sich auf diese Art ernährte. Sie verfehlte nicht, jedes zehn Pfennig kostende zerbrochene Glas in die Monatsrechnung zu bringen. Die Butter, wenn sie genießbar war, schien zum Frühstück auf der Quentchenwaage abgewogen. Die Teppiche ringsum mußten schon irgendwo in einem falliten Hôtel als „Läufer" in den Corridoren gedient haben.

Dieterici fand den Freund daheim und in Scripturen vertieft.

Sie machen sich die Sachen zu schwer, lieber Althing! begann der Besuchende, der die ihm dargebotene

Cigarre verschmähte und durch ein leichtes Hüsteln den Freund an die oft zwischen ihnen erörterte Frage erinnerte, ob er wohl die Schwindsucht hatte, womit ein regelmäßiges Weglegen der Cigarre bei seinen „ihn verstehenden" Freunden verbunden war.

Er erzählte seine Erfahrungen in der ersten Damensitzung, die wohl auch für's erste die letzte sein würde, da die Sommersaison Alles zerstreute. Für Dietericis bedachtsamen Ideengang war sein Vortrag lebhaft genug. Er übersah verwickelte Verhältnisse, begriff aber, daß ein Vortrag über Katheder-socialistik hier nicht am Platze war. Er bedurfte jedoch für die Hauptsache, die ihn hergeführt hatte, eines Uebergangs und kam daher von der socialen Frage bald ab auf sein Steckenpferd, den Tadel der Anordnung des Althing'schen Schreibtisches. Wie das immer bei Ihnen aussieht, lieber Althing! Wirklich das reine ovidische Chaos! Sie werden noch einmal das Tintenfaß statt der Streusandbüchse ergreifen und die schönste Eingabe an das Kammergericht zu einer Konewka'schen Zeitung machen! Warum haben Sie nur diesen Kasten da — abscheulich, einen alten Cigarrenkasten — als Petschaft und Siegellackaufbewahrer! Und warum haben Sie ihn nicht dann wenigstens principiell links statt rechts aufgestellt! Ihre rechten Armbewegungen gehören ja der Philosophie des Unbewußten an!

Die Linke kommt mit Ihrem Schreibarm in keine Collision.

Schenken Sie mir zu meinem nächsten Geburtstag einen schönen Kasten von Palisander mit eingelegtem Elfenbein! war Ottomars ruhige Antwort.

Dieterici meckerte laut. Er wußte nur zu gut, daß Althing seine Finanzen kannte. Er hatte sich ruinirt durch das Druckenlassen, Binden und Vergolden seiner Gedichte auf eigne Kosten.

Noch trat Dieterici mit seinem besonderen Wunsch, den er hatte, nicht hervor. Er kam wieder auf die Sitzung zurück und rühmte die enorm große Liste von neuerschlossenen Lebensexistenzen für unverheirathete Frauenzimmer. Er würde dieselbe auch den Zeitungen mittheilen.

Nur schade, entgegnete Ottomar, daß sich die 440 Hutnähterinnen vielleicht schon morgen in 380 verwandelt haben! Die scheinbar errungenen Lebensstellungen schwanken in solchem Grade, daß sich etwas wirklich durch den Verein Errungenes gar nicht feststellen läßt. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, die Frauenfrage steht am Eingange eines Thores, das zu betreten uns das Haar zu Berge sträuben wird! Meine Palliativmittel reichen nicht mehr aus!

Um Gotteswillen, Sie meinen doch nicht — Dieterici streckte den Hals lang wie ein Kameel — Mormonismus?

Jean Vogler war glücklicherweise bei diesem Gespräche nicht zugegen. Dieser, der schon gesagt hatte, daß das Urproblem des Collegen jetzt jeden Donnerstag in Sauerkraut und Pokelfleisch gefunden sei, würde den Gedanken des nothwendigen Mormonismus in's Ungeheuerliche ausgemalt haben. Aber auch Ottomar hatte Humor genug, die Ueberfülle existenzloser Frauen als nur noch lösbar durch die Vielweiberei zu schildern. Sehen Sie doch nur, sagte er zu seinem Besuch, der, wie gewohnt, schon wieder vor dem Spiegel stand und bei dem Liebäugeln mit seinem Ebenbilde immer in zerstreute Gedanken über Symptome eines chronischen Magenkatarrhs oder wohl gar tuberculöser Lungen gerieth und auch sonst die Stärke seines Athems durch Anhauchen der Fensterscheiben erprobte und hippokratische Züge an sich entdecken wollte, sehen Sie doch nur die Folgen der Einweiberei in Amerika! Nicht bei den Frauen finde ich sie, ich finde sie schrecklich bei den Männern! Die Männer richten sich durch die Putzsucht und Narrheit einer einzigen Frau zu Grunde! Hat die Dame im Hause Concurrenz, so wird sie sich auf die vier Bände und den guten Eindruck bei dem Hausherrn zu beschränken wissen!

Noch immer rückte Dieterici mit seinem Anliegen, das er unter einer brillantenen Busennadel trug, nicht

hervor. Die Vielweiberei verwirrte ihn doch. Er erzählte eine Geschichte von ihrer frühern gemeinschaftlichen Justizräthin. Die Frau des seltsamen Mannes, der ihnen Beiden zürnte — denn auch Dieterici hatte ihm gekündigt — müsse sich dem Trunke ergeben haben! Denn kaum hätte er neben ihr in ihrem Wagen nach der ersten Sitzung, der die Justizräthin in einem wunderbaren Staate beigewohnt, Platz genommen, so hätte sie, angeregt von dem Souper, das bei der Frau Ministerin von Meyer die Damen zu sich genommen, eine Scene aufgeführt, die ihm ganz rathselhaft geblieben sei. Sie hätte im Wagen geweint, die Hände gerungen, ihre Töchter als die liebenswürdigsten, gutmüthigsten Geschöpfe der Welt gepriesen, von ihnen versichert, daß sie keinen Mann unglücklich machen würden, worauf ich, fuhr der Berichterstatter sich discret unblickend fort, wirklich beängstigt von dem Jammer einer angetrunkenen Mutter um den Mangel an Anbetern für ihre Kinder und auch an mein vielfach anerkanntes Wort, die Frau und ihre Töchter litten am Varnhagen'schen Personencultus, erinnert, anfing von Ihren Empfindungen, Allhing — für Sascha zu sprechen.

Sind Sie des Teufels? fuhr Ottomar auf. Das ist ein unerlaubter Spaß!

Gott im Himmel, ich fingirte das nur! beruhigte ihn Dieterici. Ich that es aus Verzweiflung. Es regnete

fürchterlich! Dabei in dem engen Wagen! Die Damen hatten bei der Miniſterin förmlich wie Herren ſoupirt! Die Generalin von Forbeck trank die ſchwerſten Weine! Die Juſtizräthin weinte! Sie drohte mir um den Hals zu fallen! Und Sie ſagten ja auch ſchon ſehr oft, Saſcha ſei weniger unausſtehlich, als ihre Schweſter Zerline —!

Und darum —? polterte Ottomar, und unterbrach ſich: Da hätten Sie mir wenigſtens die Zerline geben ſollen! Die Ente würde ſich dann von ſelbſt widerlegt haben!

Was ſollte ich denn in meiner gräßlichen Verlegenheit thun? fuhr Dieterici fort. Draußen regnete es in Strömen. Bäche Waſſer floſſen an den Fenſterſcheiben des Wagens entlang. Das Laternenlicht wurde faſt unſichtbar. Der Kutſcher ſagte, als ginge die Welt unter. Und ich ſitze im puren Frack, frühlingsgrün, im leichten Ueberzieher! Ich rühmte aus Noth auch Voglers Empfindungen für Zerlinen, nur um den Weinkrampf der nach meiner Meinung champagnerſeligen Frau —

Nein, nein, unterbrach Ottomar, ſagen Sie vornehmheitsſeligen Frau! Sie hatte ſich berauſcht an Excellenzenluft! Das iſt der Geiſt unſerer Epoche! Berührung mit den Hochgeſtellten! Ich bewundere nur,

wie der Justizrath mit seiner hohen Verständigkeit, seinem Scharfsinn, seiner Geheimnißatmosphäre, als wenn er Großmeister aller Freimaurerlogen der Welt wäre, den ganzen Spectakel seines Hauses so duldet!

Ich bestreite principiell die Allgemeinheit der Tendenz zum Vornehmen! sagte Victorie fest und bestimmt, und werde Ihnen gleich dafür einen Beweis geben. Kurz, ich rühmte auch Bogiers jeweilige abscheuliche Eigenschaften und seine Schwärmerei für Zertine. Half aber Alles nichts. Als wir uns der Bäckerstraße genähert hatten und das Schluchzen der Justizräthin um ihre Mädchen kein Ende nehmen wollte, fing ich an, sogar von meiner eigenen, im Grunde nur dem Junggesellenthum Schopenhauers ergebenen Gesinnung einzugestehen, daß mehrere meiner Gedichte, deren Druck mich ruinirt hat, auf Sascha zu deuten wären und daß ich bei einer gesicherten Lebensstellung —

Unglücklicher, unterbrach Ottomar; sie wird Sie beim Wort halten!

Wir waren schon in der Bäckerstraße! Mama konnte mich glücklicherweise kaum verstehen vor dem schlechten Straßenpflaster! Einigemal flog sie mir darüber in die Arme! Denken Sie sich meinen Schrecken! Als der Wagen hielt und ich meine Hand ausstreckte, um erst auszusteigen, um zu klingeln und das Dienstmädchen

mit dem Schirm zu entbieten, stoßt die Frau wie von Narrheit ergriffen alle meine Freundlichkeiten zurück und verkündigt mir das räthselhafte mich nach meiner Diagnose auf Varnhagenthum wahrhaft beleidigende Wort: Und Sie haben mich auch nie verstanden! Grade wie Hegel einst von seinem Nachfolger Professor Gabler, den er doch selbst empfohlen hatte, gesprochen haben soll!

Ottomar lachte. Am Justizrath ist mir allerdings Vieles räthselhaft, sagte er, aber hier brauchen wir keinen Oedipus! Die Frau hatte Stimmung bekommen und Sie waren in der traulichen Einsamkeit ein Holzbock!

Sollte das, das möglich gewesen sein! raunte der kleine Mann im Zimmer herum und drehte seine Schnurrbartspitzen. Aber wie kann man an das denken, wenn man Göttergestalten wie Edwina Marloff vor Augen hat! Meine Sonette auf sie — doch ja Sie haben Recht —! Um sich zu sammeln, fragte er Ottomar, warum er nicht den Salon der Brennicke besuche?

Sind Sie oft da? fragte Ottomar dagegen und steckte sich nun doch eine Cigarre an.

Ich muß die Localität vermeiden, entgegnete Dieterici mit einem tiefen Seufzer. Das geniale Geschöpf, die Marloff, es ist eine Melusine, die mir alle Wonnen der poetischen excentrischen Schule weckt und ich brauche jetzt Sittlichkeit und gemeinen Verstand für meine Carrière!

die ihm mißfielen, sondern er fand darin ein Zeichen von Sclaverei und Entnervung, daß Männer aus dem Gesange nach Noten etwas Oeffentliches machen könnten. Der Derwisch lächelte und sagte: Dies Fest ist einem großen Meister der Musik geweiht. Hassan antwortete: So mögen ihn Bajaderen und Sclaven feiern oder Schauspieler, die von der Kunst ein Gewerbe machen! Der Derwisch aber entgegnete: Tadle diese Nation nicht, daß sie auf Kindisches und Unmännliches fällt; sie fühlt es nicht, wie unwürdig es freier Männer ist, in tausendfacher Anzahl mit geöffnetem Munde dazustehen und von einem Notenblatt herab Lieder zu singen, die allerdings gar anmuthig klingen. Sie finden in den Liedern einen Trost für ihr unglückliches Vaterland; sie haben Sehnsucht, sich zu einigen, ihre gebundene Volkskraft zu zeigen und sich einander an die Brust als Freunde und Begeisterte zu stürzen; da sie aber nicht reden dürfen, so singen sie; da sie nicht des Vaterlandes wegen sich versammeln können, so versammeln sie sich ihrer Dichter und Sänger wegen. Sie fühlen es nicht mehr, daß tausend Männer, die zusammenstehen, nur um von einem Notenblatt zu singen, den Anblick einer unmännlichen Verweichlichung darbieten. Dies Volk ist sehr unglücklich, weil es nach Thaten ringt, für die es keine Organe hat."

Blasedow fühlte es endlich, daß er ein Narr war, sich mit dem Bimbaschi in so feine und schwer nachzufühlende Betrachtungen einzulassen. Auch ärgerte er sich, daß ihm sein Mährchen über den Kopf gewachsen war. Nach so großen Weltfahrten und Völkerspaziergängen seinen Hassan wieder unter den Palmenbaum in der Ebene von Damaskus zurückzuführen und den Derwisch in die alte Ruine schlüpfen

Erzählen Sie! ſagte Ottomar, weil er Stoff zu ſeinen Briefen an den Grafen brauchte.

Ueber meine Sonette gehen Sie gleich zur Tagesordnung über! rief Dieterici ärgerlich und hüſtelte.

Dieterici zeigte eine mädchenhafte Empfindlichkeit.

Sie ſind kein Freund der Lyrik!

Echte Lyrik ſchätze ich hoch! entgegnete Ottomar. Wenn aber jeder gebildete Deutſche ſich blos ein Jahr lang auf die Lectüre von goldſchnittgebundenen Gedichtbändchen zu verlegen braucht und nicht anders mehr denkt als in Formen wie: Es wallet und ſiedet und woget und ziſcht, dann iſt ein Gedicht fertig wie im Umwenden. Es ſchäumet die Fluth mit weißlichem Giſcht — Der Schiffer das Aug' in die Ferne gewandt, er lenket das Ruder mit kräftiger Hand —

Vortrefflich! Ausgezeichnet! rief Dieterici. Fahren Sie fort, Althing! Es iſt darüber nur Eine Stimme, Sie beſitzen eine bewunderungswürdige Genialität! Zu Allem! Unſer Stadtgerichts-Director hat eine Staatsanwaltsſtelle für Sie in petto.

Dazu gehört das Talent, Verſe zu machen —?

Gelegenheitsverſe manchmal! warf Dieterici ſatyriſch hinein. Aber wie leicht war das von Ihnen improviſirt! Man ſah vollſtändig den Steuermann!

Sie bringen mich in die Concurrenz der Secundaner —! ſagte Ottomar. Dichter werde ich, wenn mir etwa Lucius käme und ſagte, Herr Dieterici hat neulich im Wagen meiner Frau erklärt, daß Sie für meine Laſcha fühlen — dann würde mich Verzweiflung packen! Denn manchmal fürchte ich mich vor Lucius! Wie Timon von Athen würde ich Flüche über die Menſchheit ſchleudern — denn dem Juſtizrath, den ich ehre und fürchte zugleich, würde ich Nichts abſchlagen können. Da wäre denn der Romantiker fertig, oder es wankt der Steuermann, der Maſt der bricht, das Schiff das ſinkt — die Wogen gingen hin und her, das Schiff verſinkt im — weiten — Meer!

Wunderbar! Ganz wie die Brenna declamirt! rief Dieterici begeiſtert. Das „weite Meer"! Auf Meer einen Circumflex von ſechs Ellen Länge! Herrlich! Prinz Rauden würde raſend applaudiren und Ihnen ſein Album ſchicken!

Ja, ſagte Ottomar, man kann ſich bei dieſen Betonungen manchmal ein Beefſteak beſtellen, wenn das Wort anfängt, und bekommt es fertig gebracht, wenn die Declamatrice mit dem Tremolo zu Ende iſt. Uebrigens von Beefſteaks zu reden — Wie gefällt's Ihnen denn bei Blanmeiſels? unterbrach Ottomar die launige Unterhaltung.

Ja, das ist der Gegenstand! begann Dieterici, sich sammelnd. Sie wissen, ich halte principiell auf richtige Ernährung. Der Gedanke, mir den Chemismus unserer Restaurationen in den Leib zu jagen, ist mir fürchterlich. Ich wohne nun zehn Monate an Ort und Stelle und — Dieterici stockte. Endlich sagte er: Bester Freund, ich kann es nicht abschlagen, nächsten Sonntag wird bei Blaumeißels getauft und ich soll Gevatter stehen! Was mir besonders fatal ist, die Taufe ist, denken Sie sich, deutsch katholisch. Blaumeißels haben früher stark in Socialismus gearbeitet, und die Frau hat die schwungvollen Reden von Raimund Ehlerdt und Andern für baare Münze genommen und wie sie früher in Polen bei einem Probst gedient hat, so ist sie jetzt ganz irre geworden an ihrer früheren Mutter Maria — dieser doch so schönen poetischen Gottheit des Mittelalters — setzte der schmachtende „Streber" hinzu. Aber, fuhr er fort, es ist so, Frau Micheline schwört auf einen Pastor mit Haaren, die dem Mann bis auf die Schultern gehen und Blaumeißel, ein reines Schaf nebenbei, thut, was seine energische Frau ihm vorschreibt —

Dann ist noch das durchtriebene Ding da, die Josefa, unterbrach Ottomar, die zur Marloff wieder zurückgekehrt ist — Blaumeißel riskirt seine Stelle beim Vater!

Es ist überhaupt eine schwungvolle Familie, fuhr Dieterici fort, ein Stamm, wie er sich in's Volk öfter verliert! Genug, das Kind ist da! Christ muß es principiell werden und ich kann es nicht gut abschlagen, die lächerliche Figur zu machen, die ich dabei vor der Menschenmenge, die geladen sein wird, mit meinem Täufling in der Hand spielen werde — kurz, lieber Freund, vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Sprung, und ich bitte Sie daher um Gotteswillen: Wohnen Sie, als früherer Miether, Sohn des Principals und mein Freund, dem feierlichen Acte bei! Geben Sie mir durch Ihre Anwesenheit Kraft und Würde, geben Sie mir den Muth, das Unvermeidliche zu tragen! Denn wie gesagt, es bleibt ganz unter uns! Der Taufact wird im Zimmer vollzogen! Bitte! Kommen Sie nächsten Sonntag! Die feierliche Einladung, versteht sich von selbst, und die solenne Bitte um Ihre hohe Gegenwart wird noch folgen.

Der Unmuth Ottomars über die durch die Blaumeißel'sche Familie zu seinen Eltern gedrungene Plauderei war allerdings nicht klein und Anfangs drohte auf seiner Stirn ein entschiedenes Nein! Als aber Dietericis Bitten zu flehentlich wurden, entschloß er sich, ihm den Gefallen zu thun. Er versprach, zur bestimmten Stunde, Sonntag Nachmittag um 4 Uhr, zu erscheinen.

Dieterici war glücklich. Sie haben mir diese Wohnung, die mir Ihr liebenswürdiges Fräulein Schwester empfahl, angerathen! Allerdings hat sie das Uebel, sehr weit entlegen zu sein! Aber die Küche ist ausgezeichnet. Einen Schmorbraten habe ich bestellt, der Ihnen das Nervensystem in elastische Spannung versetzen soll! Man spricht spottweise davon. Vogler ist ja der ewige Thersites! unterbrach er sich, daß ich mich mit den Urproblemen beschäftige. Das thue ich allerdings. Ich lese Hartmann und empfehle überall seinen Trieb zum Natürlichen, der mir auch das einzig richtige, zum Durchbruch kommenwollende Princip unsrer Zeit scheint. Dabei suche ich meine Barriere abzukürzen. Habe ich nur etwas, das anständig ernährt, erringen, so genügt mir das. Meine Körperkräfte widme ich diesem Moloch, Staat genannt, der jetzt regiert, in seiner Weise. Sollte mir einfallen, den Schwindel dieses Reichschauvinismus mitzumachen! Zu zehn Zeugen sag' ich todt auf der Bahre! Nein, ich bin darin ein alter Egyptier, daß ich etwas auf die Conservirung meines Körpers gebe! Restaurants sind mir, wie Sie wissen, ein Greuel! Bei dieser merkwürdigen Wirthin Ziporovius, die für einen polnischen Prinz kocht und darüber den Glauben an die alleinseligmachende Kirche verloren hat, ist die Reinlichkeit, die Pünktlichkeit, die Tüchtigkeit zu Hause.

Allerdings, die ſtramme Freigemeindlichkeit, die Freidenkerei, die vollſtändige Abſchwörung jedes Zuſammenhangs mit dem Syllabus, dies unbedingte Chemnitzer Arbeiterprogramm ſtören mich. Sie wiſſen ja, ich billige das Alles nur in annähernder Theorie, in nebelgrauer Perſpective; doch das Individuelle daran, das Perſönliche, tritt oft pikant hervor. Man braucht manche Erſcheinungen aus dem Volke — ich meine natürlich weibliche — nur ein Bischen aufzuſtutzen und hat vollſtändig Alfred Muſſets Andaluſierin, aber —

Aber mit Kinderſegen! fiel Ottomar ironiſch ein, ſich die Ohren zuhaltend.

Da haben Sie Recht! Das ſtört ſehr! Liegen aber viel auf der Straße oder werden Abends mit in den Verein genommen!

Kurz, Dieterici trennte ſich mit der ſichern Gewißheit von Ottomar, daß ihm dieſer beiſtehen würde, ſich als Pathe mit dem Wickelkind im Arm im demokratiſchen Kreiſe nicht allzu lächerlich zu machen. Würde doch ſelbſt, ſagte er beim Abſchiednehmen, nach einem neuen Programm der Socialiſten die Taufe als eine Sache erklärt, die an ſich rein überflüſſig wäre.

Ottomar mußte nach Ablauf einiger Tage erſtaunen, wie ſich das ſogenannte Volkselend Freuden zu bereiten verſteht! Er hatte mit ſich gekämpft, ob er nicht doch noch

dem Collegen absagen sollte. Die Beziehung zu Blau meißels war doch eine gespannte geblieben. Indessen war die Einladung feierlich in seiner Abwesenheit von einem schwarzen Manne erfolgt, und Plümicke, der Vegetarianer, der gewiß anwesend war, war ja ein unveränderlicher treuer Freund. Auf dessen Beihülfe war allerdings bei einem Handgemenge, womit solche volksthümliche Familienfreuden zu schließen pflegen, nicht viel zu rechnen; die Vertilger der Schmorbraten, der Würste und der sauern Lungenragouts (Micheline leistete Großes) hieben um sich. Aber Plümicke konnte sanft vermitteln. Trat er, die lange zerbrechliche Thonpfeife im Munde, unter zu laute Gruppen, predigte er Vernunft und Mäßigung, dann mäßigte man sich wirklich, schon der zerbrechlichen Thonpfeife wegen. Wenn er stritt, sagte er bei jeder Behauptung erst: Erlauben Sie! Die Pläne mit Josefa, dem verschmitzten, in der Schule der Falschheit erzogenen Mädchen, verfolgte er mit all der Leidenschaft, deren er fähig war. Sagte man ihm: Sie rennen in Ihr Unglück! Der Professor kündigt Ihnen! so erwiderte der total Verliebte nur: Aber diese Augen! Sie waren allerdings wie funkelnde schwarze Kohlen.

Wohl an vierzig Freunde aus dem Verein, in welchem einst der jetzige, im Gig fahrende Director Eckerdt seine glänzenden Triumphe gefeiert hatte, waren

Sonntags vier Uhr versammelt. Erst gab es einen mit etwas Cichorienzuthat gekräftigten Kaffee mit frischem Kuchen, der vom Tisch wie nicht vorhanden gewesen verschwand, worauf die Taufe stattfand. Hierauf sollte es ein Nachtessen geben, sogar mit Wein, für Liebhaber mit einem Faß Bier. Die Ehehälften entwickelten dabei die volle Bekanntschaft mit den Fortschritten der Mode.

Da gab es die feinsten Handschuhe, ausgeschnittene Kleider, Besätze, Reverskragen, Cravatten in Seide und Sammet. Selbst über die Schleppen von Schuster- und Schneidertöchtern konnte man fallen. Der Geistliche war ein würdiger Mann, von einer etwas zur Schau getragenen, bewußten Schwärmerei. Auch er verschmähte, wie ein Brahmine, Alles, was thierische Kost hieß. Er predigte, mit gelegentlicher Erinnerung daran, daß das Neugeborne nicht unter Türken, sondern unter Christen leben sollte, im Uebrigen die reine Vernunft. Sie war ihm dasjenige, was den Menschen theils berechtigt stolz, theils pflichtschuldig demüthig mache. Er bestritt, daß sich Gott in die Angelegenheiten der Menschen persönlich einmische. „Ihr habt Gott in Euch selbst!“ sagte er zu Ottomars Beistimmung. „In Eurem Gewissen in jedem Augenblick! Bildet nur Euer Gewissen recht zum Frieden aus, zum sanften Ruhekissen, da werdet Ihr die Gottesnähe schon spüren!“ Blaumeiß'l, evangelischer

Schlesier, Micheline, übergetretene, ehemals ultrakatholische Polin, standen da im neuen Glauben. Sie waren ganz damit einverstanden, daß der in der That liebenswürdige Geistliche die Taufe nicht als etwas Geheimnißvolles behandelte, das eine besondere Kraft einflöße, sondern als ein äußeres Zeichen, das nur für die Zeugen einen Werth hätte. Dem Kinde sei der Vorgang ja ganz unverständlich. Die Wiedertäufer, bemerkte der Redner, die eine Wiederholung der Taufe wollen, stellen sich auf den Standpunkt des Wunderglaubens, den wir abgeschworen haben. Für uns kann kein Wasser, kein Oel mehr geweiht sein! Für uns kann es keine Weihe der Kraft geben, die etwa einem Priester bei seiner Weihe eingeimpft worden wäre! Wie sollte denn durch die Berührung mit einer Hand voll Wasser in uns eine so merkwürdige Bezauberung vor sich gehen? Das sagte er Alles ruhig und verständig. Entging er doch dem Schicksal, das ihn vor dreihundert Jahren für solche Worte auf den Scheiterhaufen gebracht hätte. Ottomar freute sich, seinem Vater Ansichten mittheilen zu können, die sein Alter billigte.

Als dann der feierliche Moment erschien, wo Dieterici, der seine Zimmer für diese Festlichkeit hergegeben, das Aeußerste an Aufopferung im Begräumen seiner Schreibmaterialien, seiner Falzbeine, Radirmesser und Stahlfedern geleistet hatte, von der Hebamme den schreienden

neuen Weltbürger, der ihm sehr ähnlich sah (besonders insofern er einen wunderlichen Uebergang aus dem Brünetten in's Blonde bezeichnete) in die ausgestreckten Arme gelegt bekam und Ottomar wegsehen mußte, um diesen feierlichen Moment nicht als denjenigen zu fühlen, wo sich die Lachmuskeln nicht mehr in der Gewalt hatten, ergab sich eine befremdliche Störung. Das Zimmer lag nach hinten in einen Hof hinaus, der bei dem angenehmen Wetter, wodurch das Fest begünstigt wurde, mit zum Vergnügen, besonders zum späteren Verzapfen des Bieres und wer weiß, ob nicht noch zum Tanzen benutzt werden sollte. Plötzlich bemerkte Ottomar eine Physiognomie, die mit grinsendem Lachen am geöffneten Fenster stand. Es war Jean Vogler. Daneben stand Forbeck und einige Andere aus derselben Gruppe. Sie schienen irgendwo gut dinirt zu haben und hatten einen schlechten Streich im Sinne, der ihnen Allen auch leicht hätte die Hälse brechen können, wenn ihnen nicht Althing mit Geistesgegenwart zuvorgekommen wäre und schnell das schreiende Kind, das Dieterici durch Wiegen in den Armen zu beruhigen suchte, an sich gerissen hätte. Ein Wasserstrahl, aus einer Spritze entsendet, benetzte durch's Fenster Dietericis wunderbaren Frack mit den Seidenrabatten. Auf diesen allein schien die Bosheit oder der „schlechte Witz" des ehemaligen Seniors eines akademischen

Corps abgesehen, aber wie leicht hätte Dieterici vor Schreck das Kind fallen lassen können! Mit dem Ruf: Ein Schauspiel für Götter! war die übermuthige Gesellschaft entflohen; denn hier gab es Fäuste, die zuzuschlagen verstanden.

Es währte einige Zeit, bis man sich zurechtfinden konnte. Ein Theil der Männer stürmte sogleich zornentbrannt hinaus. Die Thäter waren nicht mehr zu finden. Man erfuhr, sie seien in einen Miethwagen gesprungen und davon gefahren. Die Männer, enthüllten Hauptes, theilweise zwar nicht der religiösen Stimmung Blasmeißels angehörend, aber doch andachtsvoll, kehrten empört zurück und urtheilten nach dem Schein, wie auch der Geistliche. Dieser nahm seine Rede wieder auf und faßte das Vorgefallene als eine Verhöhnung der einfachen Bedeutung, welche die freireligiöse Gemeinde diesem Symbol der Christusreligion zuerkenne. Er sagte: Unsere starrgewordene, im Pharisäerthum stolzirende Kirche fühlt das nicht mehr, was die ersten Christen so brüderlich und schwesterlich vereinigte! Aus dem einfachen Abendmahl, das Nichts als eine gesellige Vereinigung gewesen, hat man die Messe, ein Schaugepränge, gemacht und noch später die Bedeutung eines heidnisch jüdischen Opferfestes nicht ganz aufgegeben! Man verhöhnt auch heute noch unseren einfachen Glauben, der darauf hinauskommt, daß die Feste uns vor Allem brüderlich zusammenführen

sollen und uns den Unterschied zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedrig, im gemeinsamen Namen Christi vergessen lassen! Unser Glaube ist staatlich geduldet und ich werde gegen die Störung eines Taufacts bei den Behörden klagbar werden! Er hat sich den Namen des kreideweis gewordenen, zum Anziehen eines alten Schlafrocks gezwungenen Dieterici aus. Daß Ottomar auf sein unablässig gerufenes: Pistolen! erwiderte: Lächerlich! that dem Sucher des Urproblems an sich wohl, doch wollte er nicht darauf hören. Wie war er indeß glücklich, diesen Freund zum Mitpathen gewählt zu haben.

Als der Taufact vorüber war, brach erst recht die Wuth über die Störung desselben aus. Die Meinung des Geistlichen, das Attentat hätte dem Princip der freien Gemeinde gegolten, wurde von den Wenigsten getheilt. Frau Blanmeißel kannte Jean Vogler und behauptete, eingedenk mancher Begegnung mit ihm, daß die Ursache des Frevels nur sein Aerger gewesen sei, daß auch er nicht eingeladen worden. Ihn hätten die hübschen jungen Mädchen gereizt. Allerdings waren allerliebste Schusters- und Schneiderstochter zugegen! Aber Dieterici beherrschte seinen Penchant, das Individuelle zum Andalusischen aufzustutzen, und blieb dabei: Ich danke Ihnen, Althing! Im Vorgefühl hatte ich Sie gebeten, anwesend zu sein! Denn ich gestehe Ihnen

meine Nervenschwäche — die Spritze ließ mich so erschrecken — ich hätte das Kind fallen lassen! Mein Entschluß ist gefaßt: Vogler muß ich auf Pistolen fordern!

Sind Sie nicht recht gescheidt? wiederholte Ottomar schon zum fünften Male. Verachten Sie doch den ganzen dummen Scherz! Das Kind wäre ja auch ganz weich gefallen!

Nein, nein, es ist die Selbstgenugsamkeit der absoluten Trivialität, die mich principell an dem Act so empört! rief Dieterici aus. Die Selbstgenugsamkeit, die sich mit dem stolzen Namen des Realismus, der Reichstreue und wer weiß, was Alles jetzt brüstet und die doch nur der alte sattsam bekannte Uebermuth, die Rohheit, die Unbildung von ehemals ist! Die Kränkungen, die Verhöhnungen, die Vogler unausgesetzt gegen mich bereit hält — ich habe sie nachgrade satt! Pistolen! Nur Blut kann hier die Entscheidung bringen!

Lassen Sie einfach den Geistlichen auf Störung einer gottesdienstlichen Handlung klagen — Vogler bekommt dann seine vierzehn Tage Arrest und eine Geldstrafe noch dazu, die seinem schadhaften Portemonnaie wehe thun wird. Verlassen Sie sich darauf! beruhigte Ottomar.

Aber überall wird man von meiner Spritzenpathenschaft erzählen! jammerte Dieterici. Durch Zufall hätte

ich mich sogar einer fahrlässigen Tödtung schuldig machen können —!

Althing sah den gemächlich im Schlafrock unter den geputzten, noch durch die Gegenwart des Geistlichen etwas gebundenen Gästen verweilenden jungen Pedanten in einer Aufregung, die nicht zu beschwichtigen war. Denn auch für diese Wendung, daß er etwa allen Anwesenden gesagt hätte: Jean Vogler war nur neidisch auf die mir erwiesene Ehre! fühlte er sich zu vornehm, war er zu stolz. Seine ganze Anwesenheit konnte ja nur als eine absolute Herablassung gelten.

Sprechen Sie mit Luzius, bei welchem Vogler noch arbeitet! Der wird Sie beruhigen!

Mit einem seiner Gemeinplätze, die ich hasse, wie die Sünde! Wie manchmal den ganzen Mann, rief Dieterici laut.

Der heutige Abend wird Sie schon noch zerstreuen! fiel Ottomar ein. Sehen Sie nur diese Vorbereitungen zum lustigen Verzehren der Braten, die uns aus der Küche ihre Wohlgerüche entgegensenden! O mein armer, armer Blümcke, wandte er sich diesem zu, nun beginnen Deine Leiden! Wenn die kleinen Chalotten am Hammelbraten so braun wie im Fleisch mitangegangen sind — o der Genuß! rief er dem Punktirer seines Vaters gemüthlich zu. Alle jungen Mädchen lachten ringsherum.

Der hübſche Referendar war natürlich der Mittelpunkt des Abends. Wie ſaßen ihm auch Weſte und Frack ſo zierlich! Die goldne Uhrkette glänzte auf der ſchwarzen Weſte! Das Haar des edelgeformten Kopfes war von jener bräunlichen Färbung, die gegen das Licht ſcheinend heller ausſieht. Die Hände waren Anfangs gantirt. Später, als er die Handſchuhe auszog, wie ſchön geformt und wie weich für den, dem er die Hand gab! Der Bart hielt die Mitte zwiſchen dem Stutzerhaften und den bärtigen Wappenhaltern der Thalerſtücke. Und der Nimbus umgab ihn: Er hatte das Kind gerettet!

Plümicke hatte eben mit jener biedermänniſchen Erhabenheit über allen gemeinen Erdendunſt, der ſich ſo natürlich nicht nur bei einem an ſich „gediegenen Charakter", ſondern auch bei einem vorzugsweiſe mit dem Tode beſchäftigten Bildhauer erzeugt, dem jungen Aſſeſſor Dieterici, dem Pathen, dem Einwohner des Hauſes, Worte der Beruhigung, der innigſten Theilnahme ausgeſprochen und in der That nur immer Acht gehabt, daß Keiner im Gedränge der ſich allmälig regſamer fühlenden Mamen ſeine lange thönerne Pfeife zerbrach, die er beſonders behaglich rauchte, als mit den zunehmenden Zwiebelgerüchen, dieſer Verſündigung der Küche an ſeiner Brahminenſeele, auch ſeine Liebe, Joſefa Ziporovius, eintrat.

Sie hätte nicht früher kommen können, sagte sie. Sie war wie eine Braut geschmückt, ganz weiß, trug Gold und Silber und Schmelz auf Brust und in den Haaren und brachte erst die wahre Bewegung unter die Damen und die Männerwelt. Ihren kleinen Schnurrbart fand Ottomar, der ihr den Rücken kehrte, unausstehlich. Das that aber Plümicke Nichts. Für ihn war Zofia wie der Schönheiten Eine aus seines Professors Bilderbuchern! Aber es war ein Kobold! Die Schleppe ihres Kleides war zu lang für's Trottoir, geschweige für den Salon; aber sie war gefahren gekommen, hier steckte sie die Schleppe auf. Der Hut, ein luftiges Nichts, wurde mit einer kühnen Handbewegung abgeworfen und ein kunstvolles Haargeflecht, Löckchen an Löckchen, schwarze Sammetbandchen, weißer aufgereihter Schmelz, ein Silberpfeil kamen ebenso zum Vorschein, wie trotz Ottomar ein frisches schwarzäugiges Antlitz, das alle Welt grüßte, alle Welt anlächelte, auch Herrn Dieterici, dem sie das endliche Getrocknetsein seines Fracks am Feuerherd ankündigte und beim Ankleiden behülflich war. Dazwischen: Herr Plümicke, wie geht's Ihnen? Erstaunlich, was Sie sich bei Petersilie und gelben Rüben so oben erhalten! Herr Aething, wir haben Sie ja so lange nicht gesehen! Bei uns ist seitdem viel, viel vorgefallen — ! Alles das sagte das zuthunliche Mädchen durcheinander.

O, erzählen Sie doch! begann Dieterici. Doch nicht die Verlobung mit dem Fürsten? Das wäre ja schrecklich!

Ihr Tod käme noch vor dem von Jean Bogler! spottete Ottomar.

Ich habe mich losgemacht! fuhr Josefa, die auf die Antworten nur halb hörte, fort, sie sind Alle im Theater! Mit der Ungarin.

Ungarin?

Welcher Ungarin? fragte Ottomar. Es überlief ihn ein Grauen der Erinnerung an die Ugarti, deren Name ihm so oft wieder eingefallen war.

Das frohlebige Mädchen war schon davongesprungen, um trotz ihrer brillanten Toilette der Schwester beim Anordnen der Tafel zu helfen. Auch verstand sich von selbst, daß sie immer einen Schwarm von Anbetern mit brennenden Cigarren und Pfeifen um sich hatte. Beide Deutsch Polackinnen waren in der That von dieser quecksilbernen Frauennatur, die ein unbedingtes Beglücken der Männer für ihren Lebensberuf hatten, nie an sich zuerst denken, nie den Putz, das Vergnügen, Alles, was in erster Reihe ihnen selbst zu Gute kommen sollte, genießen, wenn sie nicht dabei vorbedacht haben, daß sie damit den Männern Freude machen wollten. „Das Weib an sich" Edwinens oder ihres Vaters befand sich hier leider in ganz niederer Sphäre.

Plümicke ſtudirte ſeufzend die Rückentitel in Dieterici's Bibliothek. Still reſignirt ſah er ſich all die Führer durch die Katakomben des römiſchen Rechtes an, die Wegweiſer durch die Urwälder des deutſchen, die kleinen Nachen auf der Fluth der neuen Nach-Savigny'ſchen Geſetzgebung. Stille Gedanken lebten in dieſen Büchern und ebenſo ſtille, wenn auch nicht gleich erhabene, rangen in ſeiner Bruſt nach einem Tuckedich! nach dem andern. Denn bald war das Bierfaß entſpundet. Und er wußte, mit dieſen Maurerpolirern, Zimmergeſellen, Schloſſern war nicht viel zu ſpaßen. Wo dem Deutſchen der Witz ausgeht, wird er bekanntlich grob.

Und auch ſein böſeſter Rival, Mahlo geheißen, erſchien! Eine allgemeine Bewegung griff um ſich! Dieſer neue Commerzienrath war gar nicht geladen! Die Hände in den Beinkleidertaſchen trat er wenigſtens wie eine Stütze der Börſe ein. Seine Verbindung mit dem Capital hatte er bei Alledem öffentlich abgeleugnet. Er beſuchte immer noch ſeine altgewohnten Kreiſe, hielt donnernde Speeches gegen die Bourgeoiſie, Schulze Delitzſch und ſchlich ſich nur dann leiſe davon, wenn die Sammetbuchſen im Kreiſe umgingen. Im Grunde machte er Raimund Ehlerdt noch ebenſo. Die Art, wie das Capital Eier legt, ſagte Mahlo zu ſeiner Entſchuldigung, muß man doch mal mit anſehen!

Es hatten aber doch einige der Besonnenen Recht, wenn sie Mahlos Anwesenheit im Stillen beklagten. Sie fürchteten Krakehl und da ein weißer, sehr sprithaltiger Haut Sauterne entkorkt wurde, so kam Mahlo auch in seinem Commerzienrathsdunkel bald auf seinen alten Standpunkt, Jedermann Grobheiten zu sagen, zurück; zuletzt legte er es auf absichtliche Störung des gesellschaftlichen Friedens an. Seiner Behauptung zufolge hätten Rabe-Actien noch gestern 99 gestanden, und Alles durcheinander schrie 91. Ein Druckfehler! behauptete er. Soll ich das nicht besser wissen? Ich, der ich selbst eine schwere Menge solcher Dinger im Kasten habe! Was wissen denn diese Correspondenten in den Zeitungen? Das sind ja die reinen Hanswurste, die den Teufel was von der hohern Industrie verstehen! Denn nur auf höhere Industrie wird Commerzienrath ertheilt! Geld und Actien im Kasten liegen haben beim Verwaltungsrath — sind zwei verschiedene Dinge —! setzte er lallend seinen Unsinn fort. Rabe-Actien stehen in Zühlung mit — na, ich verrathe Nichts. Die Ersten, die Rothschilden gesprengt haben, die Monarchen unserer Zeit, die sind's, die halten uns! Wer hier sein Capital gut unterbringt, der kann sechs solche Butter trinken und steht doch fest!

Das Geschmause, Lachen, Rothigen war im vollen Gange. Frau Blaumeißel hatte sich selbst übertroffen.

Blaukraut mit Bratwurst, Nudeln mit Schinken, Hammel- und Schmorbraten mit Salat und Kuchentorten, die für Eierſpeiſen gelten konnten — Plümicke bewunderte das Alles und wählte nur, als „fühlender Menſch“, aus dem Pflanzenreich. Joſefa half bedienen. Sie war die Schweſter, wie ſie ſein ſoll. Sie hörte nicht, daß zwei ihrer Anbeter, Mahlo und Plümicke, in Gefahr kamen, jener wegen ſeiner allmälig hervorbrechenden Verherrlichung des Capitals Prügel zu bekommen, dieſer wegen ſeiner Fleiſchabſtinenz zu verhungern.“

Schon murmelte man von Mahlo: Capitale Hatz ſoll er kriegen! Schon mußte Frauenintervention eintreten, um den Actienhauſirer zum Mindeſten vor dem Zerreißen ſeiner blauen Cravatte oder eines Aermels an ſeinem langen Ueberrock, den er denn doch in Erinnerung ſeines alten Standes und des Umſtandes, daß er nicht eingeladen war, angezogen hatte, zu ſichern.

Plümicke ſah Alles mit Wehmuth. Die Menſchheit geht dem Effecte nach —! ſprach er zu Ottomar, der im Stillen ſeine Betrachtungen anſtellte. Man ſpricht vom Volkselend. Gewiß iſt es da. Hier aber, wo die großen Redner der Clubs ſchmauſen, hier ſah man wenig davon. Oder es müßte denn im Volkscharakter liegen, daß ihm ein einziger glücklicher Tag die Kraft giebt, zahlloſe entbehrende zu ertragen!

## Elftes Kapitel.

### Das Duell.

Die ſchönſten Sommertage waren vorüber, und mit ihnen flog einer der Gäſte nach dem andern fort. Um ſo weniger hätte man ahnen können, daß noch ein ſo ſpäter Beſuch eintreffen würde. Profeſſor Sägenreißer aus Kaputh war es, der es über ſich vermocht hatte, ſich einmal von ſeinen Kranken und ſeinen ganzen und verſtümmelten Todten zu trennen, um für den eigenen, durch heranrückendes Alter hinfälligen Körper etwas zu thun. Sägenreißer hatte von dem Ruf dieſer neuen Quelle gehört und beſchloß, da ihre Beſtandtheile ihm zuſagen müßten, und da ſie ſeinem Wohnorte ſo nahe lag, noch die letzten Spätſommerwochen dieſer wohlthätigen Erholung zu widmen. Daß ſchon die Blätter der Bäume ſich herbſtlich färbten und hier und da erſtorben von den Zweigen fielen, hielt ihn nicht zurück, wie auch Blaſedow ſagte, daß die Natur nie einen perſönlicheren Charakter als im Herbſte hat.

Der Graf erſchrak, als ihm der Name des neuen Ankömmlings in dem Fremdenbuche gezeigt wurde. Er dachte

Dieterici hatte früher den Humor gehabt, mit seinem Freunde Ottomar diese und ähnliche Controversen durchzusprechen. Heute war ihm trotz der hübschen Mädchen und Frauen, die zugegen waren, aller Spaß vergangen. Sein erster Zornesausbruch fand statt, als die Hebeamme mit ihrem Teller umging und er und Ottomar jeder einen blanken Thaler in diesen unfreiwilligen Sammelfond, den ein Wickelkind von Dragée geformt schmückte, geworfen hatte und die „Person" beim Pathen noch inne hielt, als wäre ein Thaler nicht genug. Die dicke Priesterin Lucinens wurde streng von ihm abgefertigt. Mahlo wollte einen blanken Thaler wechseln und griff so blind in den mit Zwei- und Viergroschenstücken überhäuften Teller hinein, daß die „weise Dame" außer sich gerieth und behauptete, „dieser Herr" hätte weit weniger in den Teller hineingelegt, als herausgenommen. Es war eine Vertrauensfrage. Und all der Lärm in Herrn Doctor Dietericis Studirzimmer! Unter seinem Ulpian, Tribonian und dem subsidiarischen Landrecht! Seine Würde stieg ihm plötzlich so zu Kopfe, daß er selbst, der verstimmte Doctor, das erste Zeichen gab, Mahlo vor die Thüre zu setzen. Es geschah noch nicht. Denn horch! Musik kündigte sich an! Geigen wurden gestimmt! Drei Geigen, eine Flöte und ein Baß waren gekommen, um die Füße zum Tanze zu elektrisiren! Ich beschwore

Sie, Althing, verlaſſen Sie mich nicht! hauchte Dieterici wie ein Sterbender. Wenn Frau Marloff dieſe Scene erfährt, erliege ich dem Gelächter der Welt! Und wiſſen Sie, Freund, das Wohl der arbeitenden Klaſſen, Ihr unſeliger Damen-Verein hat mir das angethan, daß ich milde von der Sache dachte. Aber wo ich hinſehe, tanzen vor meiner Phantaſie die von unſerem Verein Empfohlenen! Ich ſehe nichts, als Unglückliche in Theatergarderobe! Die Beamtenwittwe, die geſtern weinte, da ſchwingt ſie ſich im Walzer dahin! Der Blinde mit dem grünen Schirm — er hat eine Brille auf der Naſe und ſilberne Knöpfe am Frack! Es iſt ein Heuchler — das Elend iſt Verſtellung —!

Sie ſind krank, Beſter! unterbrach Ottomar mit wirklicher Beſorgniß. Sie überreizen Ihre Phantaſie! Sie konnten das ja Alles vorausſehen!

Ich muß die Wohnung kündigen, ächzte Dieterici. Sie zieht mich abwärts! Ich ziehe zur Marloff! Ich erobere ſie mit meinen Sonetten! Ich ſteche den Prinzen aus.

Gott ſei Dank! lachte Ottomar. So bekommen Sie doch wieder etwas Humor!

Das iſt ein Geizhals! ſagte Joſefa, die von einem Tanze mit einem der ſtürmiſchſten Agitatoren ausruhte. Der giebt keinen Kreuzer Trinkgeld; ich habe noch nicht einen Thaler von ihm geſehen! Nur Noten ſchenkt er,

d. h. keine Banknoten, ſondern muſikaliſche! Die ſoll er in Maſſen liegen haben!

Eine Frage nach der Ungarin ſchnitt Plümicke ab, der die Polin, die ihn den Abend über zu ſehr im Stiche ließ, mit einer Stimmung der ſchmerzlichſten Verzweiflung umſchlich. Nehmen Sie ſich vor Plümicke in Acht! flüſterte Ottomar Joſefa zu. Er hat einen ſechsläufigen Revolver in der Bruſttaſche! Ein Schrei des Entſetzens entfuhr dem leichtſinnigen Mädchen, denn die Beſtrafungen treuloſer Geliebten waren an der Tagesordnung. Sie rannte zu ihrem Schwager, der der Muthigſten Einer auch nicht war. Er vertraute ſich Mehreren. Alle waren der Meinung, daß in der That Plümicke in fragwürdiger Geſtalt wie Möros den Dolch im Gewande einherſchlich. Die behagliche Thonpfeife hatte er in dem Gedränge längſt zerbrochen. Ja es war nicht zu leugnen, daß er einen geheimen Verkehr mit ſeiner linken Bruſttaſche unterhielt. Er wollte ſie wirklich nicht öffnen! Wollte nicht zeigen, was er verbarg. Einen Revolver? Mahle war noch nicht gemaßregelt! Er verſteckte ſich. Herr Plümicke, was haben Sie vor? fragte Frau Blaumeißel und griff zu. Wie groß war das Erſtaunen, als der gute Hausfreund ſtatt des ſechsläufigen Revolvers eine fauſtdicke, weichgekochte Mohrrübe aus der Bruſt zog, die dem treuen Principienreiter eine

seinem Atelier benachbarte Restaurationswirthin, ihm unwissentlich, in Fleischbrühe abgekocht und sorgfältig eingewickelt hatte. Er ernährte sich durch geheime Bisse in die Brusttasche still davon, während die Andern ringsum in animalischer Kost schwelgten.

Josefa athmete auf. Ja, sagte sie zu Ottomar, Herr Althing ist der Liebling meiner Herrschaft. Wenn er wollte, könnte er sie bald erobern; das eine Mal, daß er dagewesen ist, seit die Brennicke regierte, hätte sie gethan, als wollte sie illuminiren lassen! Uebrigens, fuhr die Schmeichlerin fort, ihr Alter, der Marloff, ist wieder 'mal dagewesen und hat schrecklich gezankt, wobei Madame — so nannte sie Edwina — alle Thüren zuschloß und keinem Menschen etwas zu hören gab! Ach was kriegte die Regierungsräthin Angst! Sie versteckte sich in's Holzgelaß! Als geklingelt wurde, durfte ich nicht öffnen, und doch war's der Fürst von Rauden, dessen Vorfahren ich kenne —

Seine Ahnen? scherzte Ottomar und stellte sich staunend. Ja so! sagte er dann, Sie meinen die Art, wie sein Wagen vorfährt —

Na ja! sagte das Mädchen, das das Wortspiel gar nicht verstanden hatte. Der Prinz muß gedacht haben: Es ist wohl aus! Sie hatte ein Gespräch mit ihm, das ich halb und halb mit angehört habe. Hören Sie! Die Conversation war nett!

In ihrer Art —!

Im Gegentheil! Die größten Grobheiten — ſagte ſie ihm! Er ſei gar kein Mann! Er compromittire ſie nur! Er vertreibe nur andere Bewerber! Das wären die Rechten, die eine Frau nur zum Spielzeug oder zum Zeitvertreib brauchten —! Sie hätte es nunmehr ſatt —

Ei — ei — und die Ungarin? Wer iſt das? fragte Ottomar erwartungsvoll.

Die hat ſie erſt nicht angenommen. Da haben ſie ſich im Theater geſehen! Ich ſage Ihnen, er ging — Joſefa kehrte auf den Fürſten zurück — wie begoſſen — aber verrathen Sie mich um's Himmelswillen nicht! Sie giebt große Stücke auf Sie! Nur der Director von der Fabrik bei Rabes —

Herr Raimund Ehlerdt —

Der ſcheint jetzt Hahn im Korbe zu werden —!

Der Tauſend —!

Zum größten Aerger der Brennicke!

Warum denn? Er kann wohl den Idealismus nicht leiden —

Was iſt das? Wohl das Declamiren? — Hören Sie — das iſt aber auch ſchrecklich! Die Leute hungern ſich dabei zu Tode!

Fehlt doch nie das Souper?

Madame wird immer geiziger! Ich ſage Ihnen, ſeitdem die ungariſche Baronin oder Gräfin zweimal wieder dageweſen iſt und wieder nicht angenommen wurde und dann doch geſchrieben hat, und der Vater gekommen iſt und die alte Großmutter, die im Hinterhofe wohnt, da habe ich Madame ſchreien hören, daß es mir durch Mark und Bein fuhr: Ich gebe mir den Tod, wenn Ihr mir nicht Ruhe laßt! So müſſen ſie ihr mit etwas zugeſetzt haben!

Ueber dies entſetzliche Wort wurde Joſefa zum Tanze fortgeriſſen, und der Tumult nahm überhand. Ottomar empfahl ſich jetzt ſtill. Er merkte, daß ſich die Neigung zum Lynchſyſtem regte, die ſich im Volke immer mehr parallel mit der zunehmenden Furcht der Richter, gründlich zu ſtrafen, entwickelt. Dem Nachtwächter, der bereits die lärmende Tanzgeſellſchaft in Sicht genommen hatte und zuletzt wirklich an die Fenſterladen der Dieterici'ſchen Wohnung ein energiſches Poch! Poch! hatte erdröhnen laſſen, ja ſogar nicht übel Luſt bezeigte, ein ſich bis auf die Straße hinausſpielendes Handgemenge — Mahlo wurde expedirt — der nächſten Polizeiſtation durch einige Pfiffe zu denunciren, gab der heimlich Entſchlüpfende noch im Vorbeigehen die beruhigendſte idylliſche Auskunft auf ein verwunderſames: Was denn da drinnen heute los ſei?

Hatte Ottomar auch die Erinnerung an die ungariſche Baronin erſchüttert, an Edwinas offenbar erſichtliche Weigerung, ſich wieder mit ihr in Verbindung zu ſetzen, ſo traten dieſe Bilder doch allmälig in ſeiner Phantaſie zurück und Alles um ihn her rief wieder Ada! Ada!

Der Kirchthurm im Halbmondlichte, der ausgediente Friedhof mitten in der Stadt, umgeben von hohen Gebäuden, ein Sängerchor, der noch ſeine Lieder ſang, — ach! er verwünſchte den abſcheulichen weißen Frankenwein, der ihm zu Kopf geſtiegen war. Als er ſeine Wohnung erreicht hatte, fand er zwei Briefe, deren Inhalt in erſchreckender Weiſe auf ein Betreten von gefahrvollen ſchwindelerregenden Lebenswegen ging.

Der Eine kam vom Grafen Trenenfels. Theils enthielt er für Ottomar die Ueberraſchung, daß die alte Gräfin-Wittwe, die ſeit einiger Zeit angefangen hatte, öfters das Atelier ſeines Vaters zu beſuchen, ein allmälig offen ausgeſprochenes faſt dringliches Intereſſe an ſeiner Schweſter nahm. Sie hatte daſſelbe durch Helenens Krankheit ſo weit ſich ſteigern laſſen, daß die gute Matrone, die Helenen immer noch kränkelnd fand, von ihr ausdrücklich die Begleitung nach Hochlinden, wohin ſie jetzt reiſen wollte, verlangte! Und in der That, der zweite Brief, der von Ottomars Vater geſchrieben war, ſprach von einem langen, aber zur Ueberwindung

gelangten Kampfe Helenens mit diesen Vorschlägen, von den Verpflichtungen, die man am Ende theils für die Wünsche der so gut gestimmten alten Excellenz, theils für Helenens Gesundheit haben mußte, und so hätte denn der strenge Papa eingewilligt und Helene hätte sich entschlossen, kühn, stark, muthig, ein Heldenmädchen, jeder Gefahr trotzend, gerade den Sommeraufenthalt ihrer Gesundheit zu gönnen und nach Hochlinden mitzugehen, unter der Bedingung, daß Martha Ehlerdt, diese Treue, Auskunftsreiche, eine Kornblume im Aehrenkranze der Frauenwürde, sie unterdessen bei der Mama ersetzte. Sie komme ja mit ihrem Bruder nicht auskommen! Und was Ottomar betraf — mein, wie Ottomar laut perorirte und parodirte, mein eigenes als Zielscheibe für die Dummheiten Anderer aufgehängtes Ich — so sprach der Graf das Verlangen aus, daß sich auch Helenens Bruder von seinen Studien und Ausarbeitungen endlich einmal losreißen und einige Zeit in Hochlinden ausruhen möchte. Das Beste würde sein, schrieb der Graf in seiner liebenswürdigen Art, er begleitete sogleich die holde Schwester und die alte Gräfin. Der gleiche Wunsch Anas, seiner Frau, wurde als ganz selbstverständlich hingestellt. Der Graf bat ihn alles Ernstes, eine Reihe von Wochen in ihrem Schlosse, Park, Wildgehege, in einer doch im Ganzen anmuthigen, Gemüth und Denk-

kraft beruhigenden Gegend zu vereiteln. Es würde ein Zuſammenleben zwiſchen ihnen Allen entſtehen, wie die Sänger der Provence es beſungen hätten, „ein Vorſchmack der Seligen“ — „ein Ausdruck, den ich meiner guten Tante ſtehle, ſchrieb Udo, dieſer guten, ſo glaubensſtarken Frau!“

Ottomar rief erſt, im Zimmer auf und ab gehend, halblaut: Helene, die den Grafen liebt, die vom Grafen geliebt wird, will nach Hochlinden? Und ich, ich, der ich an der gefahrvollſten Klippe der Erde wandle, von ihm ſelbſt ſchon einmal daran erinnert, nun mit verbundenen Augen wieder an die gefährliche Stelle, wo die Wunderblume blüht, geführt? Nein, Vater, wenn du dich hier geirrt hätteſt! Du ſchreibſt von ſittlicher Selbſtbekämpfung! Von Abſtumpfung des Reizes! Folge nicht! Folge nicht! ruft es mir aus allen Ecken wie mit wiſpernden Heimchentönen. Moraliſche Wirkung für Helenen! Hahaha! lachte es wie von einem verſteckten Dämon um ihn her. Die Mutter hat ſolche Gedankengänge! rief er aus. Vor Helenen durften ſie ſonſt gar nicht ausgeſprochen werden! Die Landluft! Die alte Excellenz! Es iſt Alles Einbildung! Feſter Wille führt zum Ziele! war von je der Wahlſpruch der ſchwachen Frau, meiner Mama, die nur alle Vierteljahr friſche Luft genoß. „Die Gräfin-Wittwe überhäufte Helenen mit Liebens-

würdigkeiten —" schrieb der Vater. Dem war in der That so. Ottomar mußte es eingestehen. Als geborne Fürstin hatte die Wittwe das Hofdamenbedürfniß. Ihr Gatte mochte aus einer besondern Caprice kein solches weibliches Element im Hause dulden. Edwina, die eine Menge von Aeußerungen ihres „Sokrates" aufgezeichnet hatte, würde hier haben die gelegentliche Aeußerung desselben citiren können: „Es stört dergleichen die Intimität zwischen Mann und Frau und ist die Hofdame hübsch" — so konnte aus einer andern Stelle citirt werden — „so fliehe vor Allem die Gelegenheit zur Sünde!"

Ottomar starrte wie in einen Abgrund. Er sah, was kommen mußte. Er sah eine große Prüfung. Vielleicht begleitete des Vaters Gedanken auch — die Läuterung von vier eigenthümlich verbundenen Seelen! Bei Alledem ergriff ein Schauder den Sohn, wenn er an seine geliebte Schwester dachte. Wagte sich das besonnene, so verständige Mädchen in die Gefahr, nur um sich dagegen abzustumpfen; wie leicht konnte sie untergehen! Ihre einzige Waffe war ihre Tugend; ihr Harnisch ihre angeborne Stimmung zur Lebensheiterkeit. Aber wenn sie dennoch erläge? Der aufgeregten Phantasie des jungen Mannes schwebte der Vater wie König Lear mit seiner entseelten Cordelia im Arme vor. Ueber den Grafen Ulo hatte er noch immer kein endgültiges Urtheil. Diese

dabei weniger an die Gefahr, ſeine Quelle der ſachkundigen Unterſuchung eines Arztes preisgegeben zu ſehen, als an das Gerücht, welches ſeinen und ſeiner Frau Leichnam zum Einſatz einer bei Sägenreißer ſtehenden Schuld machte. So luſtig dieſe Gerüchte über die bei dem Anatomen gemachten Inſätze waren (wir wiſſen es ſchon aus genauerer Quelle), ſo wird man ſich doch ſchwerlich einer Beklommenheit erwehren können, wo man genöthigt iſt, mit Menſchen und Verhältniſſen zuſammenzutreffen, zu welchen uns eine, wenn auch völlig irrthümliche Nachrede eine Beziehung gibt. Es war aber, wie wir ſehen werden, ein deſto größeres Unglück für den Grafen, daß er den neuen Gaſt abſichtlich vermied: denn Niemand konnte mißtrauiſcher ſein, wie dieſer.

Aber noch gewaltſamer laſtete auf Schlachtenmalern dieſer neue Beſuch. Er dachte an die Summe Geldes, die er dem Profeſſor ſchuldig war, und an das Unterpfand, welches er ihm verſchrieben hatte. Die geringen Einkünfte, welche er von ſeiner Stelle bezog, hatten bis jetzt kaum hingereicht, die in einem mehr als ſechsjährigen wilden und oft ſehr unglücklichen Leben aufgehäuften Schulden abzutragen. Ueber den Zeitraum, wo er den ſo großmüthigen Darleiher hätte befriedigen ſollen, waren längſt noch einmal ſo viel Jahre verſtrichen und Schlachtenmaler hatte nicht einmal Gewißheit, was er von dem unheimlichen und ſo verrufenen Arzte ſelber denken ſollte. Der Eindruck, den deſſen oſteologiſche Apparate auf ſeine damals noch leichtgläubige und jugendliche Phantaſie gemacht hatten, ſchien ſich als dauernd und gewiß in ihm erhalten zu haben. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die plötzliche Ankunft Sägenreißers eine Erinnerung an ſeine Schuld ſein ſolle; ja, es war ihm, als wenn er den

aristokratische Mischung von Takt, Laune, Willkür, Gefallsucht, Hochherzigkeit — sie war liebenswürdig, aber sie bot keine Garantieen. Das Zusammenleben in Hochlinden, die passive Ruhe in einem stillen, von uralten Bäumen umfriedigten Schlosse, die zur Betrachtung reizende Stille einer entlegenen Natur — da gehört der Mensch ganz sich selbst, da muß er sich einsetzen auf seine Persönlichkeit, sich stützen auf seine eigne Kraft! Ottomar hielt sogar den Grafen für fähig, mit Gefahren zu spielen.

Er aber selbst! War er nicht schon ein Matador in der Kunst der Verstellung? Hatte ihn nicht schon das moderne Leben dieses abscheuliche Laster der falschen Miene gelehrt? Auf Schritt und Tritt mußt du die Wahrheit verleugnen! Das will die Nothwehr, weil Hunderte von eingebildeten Narren, die das Recht zu haben glauben uns hinter die Ohren zu schlagen, wenn wir sagen wollten, was sie sind, unsern Umgang bilden! Strafbar ist die Lüge nur noch, wenn wir grade um die Wahrheit gefragt werden und sie dennoch verleugnen. Stündlich muß man sich beherrschen, muß man niederkämpfen seine Stimmungen, muß man sich abfinden mit dem, was nun einmal nicht zu ändern ist in dieser geographischen Länge und Breite. Es zermartert den Menschen, man möchte in die Wälder fliehen! Ja in

die Wälder! seufzte sein Grübeln. Hochlinden — — soll so reich an schattigen Wäldern sein!

Ottomar räumte einige Bücher über die neuere Entwickelungstheorie vom Tisch und sah aus dem Vorhandensein derselben, daß auch er Anlaß genug haben konnte, sich einmal eine ländliche Muße zu gönnen, um sie zu lesen. Er dachte über die Fragen dieser Bücher nach. Da fassen sie den Menschen als ein Einzelnes, einen Spargel wie den andern! Der Eine wächst dünner, der Andere dicker! Und das große Räthsel der Menschheit ist grade die bunte Verwobenheit aller Naturen und Interessen ineinander, das Concert der Geister und der Herzen! Was regiert denn? Das, was sogut wie außer uns ist! Wer versteht es?

Zum Schlummer bringen uns Gedanken nicht, nur Bilder der Phantasie. Der Schlaf hat eine eigne Gattung von Bildern. Sind diese grotesk, wie etwa wenn sie Dieterici, mit dem Wickelkind und vom Strahl der Spritze getroffen, vorstellten, dann mit der Pistole in der Hand, so stören sie den Schlaf, sie werden zu Gedanken. Aber mattgrüne Landschaften mit Wiesengrund und stutzenden Rehen darauf, die im Waldesdickicht verschwinden, lindenbeschattete Schlösser, kleine Springbrunnen auf Wiesenmatten mit beschnittenen Taxushecken ringsum — das sind Vorstellungen, unter denen die Seele sich beruhigen

und endlich hätte sanft entschlummern können. Aber dem Aufgeregten war es heute nicht beschieden, sich diese Bilder zu malen. Es fiel ihm der Ball bei Wolny im vorigen Jahre, der nächtliche Trunk bei den Serapionsbrüdern, des Geometers Geständnißrede ein; und siehe da! er scheute die üble Deutung nicht, nahm noch den Hausschlüssel und suchte noch einmal frische Luft für seine fieberheiße Stirn, seinen beklommenen Athem.

Wie dessen unbewußt, gerieth er in die bis tief in die Nacht geöffnete Stätte, wo ihm in jener Nacht der Geometer eine so ergreifende Erzählung zu hören gegeben hatte, eine Erzählung, die vielleicht durch das gegenwärtige Erscheinen jener Ungarin eine Abrundung, mindestens ein neues Moment erhielt! Er betrat das Local. Es schlug schon ein Uhr. Niemand war zugegen außer den Kellnern und dem Wirth. Diese saßen im Halbschlaf auf Stühlen und Bänken. Die Gaslampen flammten noch. Nur einen einzelnen Gast entdeckte er im halbdunkeln Serapionszimmer. Dieser saß in der dunkelsten graugrünen Ecke, wo ein Epheubaum in einem langen mit Erde gefüllten Kasten grünte. Den Kopf in die Hand gestützt, ein Glas mechanisch in der Hand haltend, blickte der Träumer tiefnachdenklich, starr und unbeweglich auf den Tisch.

Ottomar fuhr zurück. Der ihm Wohlbekannte ſtarrte ihn an, ohne ihn zu grüßen.

Wünſchen Sie die Karte, Herr Althing? fragte der Wirth. Vielleicht iſt Ihnen die Geſellſchaft mit Herrn —

Laſſen Sie! unterbrach Ottomar ſchnell. Nicht einmal der Titel, nicht der Name des Anweſenden wurde ausgeſprochen. Ich glaubte — nur einen — Bekannten — zu treffen —!

Damit begab ſich Ottomar leiſe aus dem Local, ſchüttelte voll Erſtaunen den Kopf und wandte ſich jetzt beruhigter, wenn auch um jenen Träumer in einer gewiſſen Bangigkeit, ſeiner Wohnung zu, wo er bald nach einem ſo ereignißreichen Tage den Schlummer fand.

Jener einſame Gaſt blieb aber noch ſtumm und ſtarr und das Haupt aufſtützend ſitzen. Es war ein Serapionsbruder, der am Tage immer ſcharf der Sonne in's Antlitz zu ſehen pflegte. Nec soli cedit, die Deviſe ſeines Vaterlandes, war auch die ſeinige. Jetzt ſchien er beinahe mit der „Sonne der Nacht" beſchäftigt.

Wie er ſo vor ſich hinſtarrte (die abgenommene Brille lag vor ihm auf dem Tiſche), war es wirklich allmälig dem Manne, als ſei er verſunken in jene dunkle Welt, in die Welt der noch unentſchleierten Wahrheiten, der Rückſeite aller Dinge, in das Geheimniß des Welt- und Menſchenzwecks — —

Es war dem Manne, als tiefen Serapions- und Serapis-Prieſter in Eins. Er ſah eine unermeßlich weite Halle von hohen majeſtätiſchen Säulen. Tauſend Flämmchen zitterten in der Luft. Fackeln mußten von Geiſterhänden getragen ſein, ſie ſchwebten nur ſo hin. Geſang erfüllte die Lüfte und pries den Bruder Serapion, der ſich verkaufte, um Anderen zu helfen, und pries wieder die, die den Verkauften los und frei gaben. Ach, wie leuchte die Bruſt des einſamen Gaſtes bei dieſen Klängen! Wie hämmerten die Herzſchläge, als er vor dem Throne der ewigen Wahrheit, da, wo die Sonne noch von einem mächtigen Vorhange bedeckt iſt und nur einzelne blendende Strahlen durchgleiten läßt, die verſammelten Todtenrichter erblickte, in weißen Gewändern, mit goldnen Stäben, um welche ſich kleine Schlangen ringelten — —!

Und die Stufen zu ihren Sitzen hinan ſah der Träumer einen Knaben ſteigen, ſchwarz, rußig von Angeſicht und an den Händen. Von einem Mohrenknaben war in dem Bilde des Traumverlornen keine Rede! Der Junge war nur ſchwarz von ſeinem Handwerk und bald fielen Nebelflore auf die Sonnenſtrahlen und die Nacht wurde immer heller und heller, wurde Tag und er ſah — — zwei jugendliche Freunde, einen mit Thränen in den Augen, und einen andern, der ſich das

Haar zerraufen, verzweifeln wollte und vor dem Freunde auf den Knieen lag —! Wie da die Bilder wechselten! Wie die alten Moden zum Vorschein kamen! Die einfachen Bilder, die damals an den Wänden hingen, von Napoleon, Blücher, Moskau, Griechenland —! So ein großes Comptoir mit zwanzig Arbeitern, Zelle an Zelle, eine dunkler als die andere, ganz in die Hinterhöfe hinaus — wer ahnte da die reichen Besitzer, Arnim und Wegener, die draußen im Park wohnten, jetzt längst geadelt, längst verschollen, vermodert sind — wie wir einst Alle!

Der Träumer blickte um sich. Wirth und Kellner mahnten nicht zum Aufbruch. Der Gast war zu hoch gestellt und war ein Kunde des Wirths. Er hatte heute einem Gesellschaftsabend beim Justizminister beigewohnt. Doch war eine solche späte Einkehr in ein Weinhaus bei ihm selten.

Die Bilder standen festgebannt vor seinem Auge. Ein leichtsinniger junger Mann, der einen Augenblick der Vergeßlichkeit des Kassirers benutzt, das zurückgelassene Schlüsselbund ergreift und durch ein entschlossenes Umdrehen eines kleinen wie ein Ohr geformten Schlüssels — o wär' es ein Auge gewesen —! dreitausend Thaler in Scheinen entwendet! Es war Abend. Der leichtsinnige Dieb hörte überall nur zugeschlagene

Schreibpulte und Thüren und Fenster. Feierabend! O des vergeßlichen Kaſſirers! Am andern Morgen wußte man ja Alles — ha, das Schluſſelbund wurde ſchon ſogleich geholt! Wie hätte wohl der alte weißhaarige Mann nur zehn Schritte über die Straße gehen können, ohne an ſeine Beinkleidertaſche zu taſten! Aber gezählt wird ſo ſpät nichts mehr. Die Lichter ſind ein paar Talglichter ſo in einem alten Millionär Comptoir von damals — bald ausgelöſcht — wie Millionäre! Alles war dunkel. Dreitauſend Thaler fehlten.

Die Schulden können bezahlt werden! Aber nun — nun — was nun —? Nach Amerika? Oder zurück morgen früh auf den alten ledernen, mit Löchern geſegneten Seſſel, aus denen Roßhaare quillen? Der Commiſſär wird gerufen werden. „Sie waren zuletzt im Comptoir, als ich die Schlüſſel vergaß!“ Was ſage ich da? Jeſus, die Geldſcheine werden mir ſchwer, immer ſchwerer, werden Mühlſteine, ziehen mich nieder, in den Strom —! Mein Leben muß enden — Hülfe! Hülfe!

Da war es plötzlich, wie wenn jene Kaufleute, denen ſich Serapion verkauft hatte, auf Roſen geblaſen hätten. O, ſo ſanft! So weich! So ſchwoll und milde! Sie gaben ihrem Sklaven die Freiheit! Ein Freund, noch gegen Mitternacht aufgeſucht, ein Colleg — der erfing die ſtürmiſche Umarmung eines Vergeſſenden, Neue

vollen, von Furcht und Entſetzen Gepeinigten, ein Freund, ein goldener, nicht der Hülfe nach, die hier unmöglich war, nein, dem Rathe nach, der klügſten Erfindung —! Muthig konnte der Verbrecher, der ja im Grunde nur einem raſchen Einfall ſataniſch verblendeter Phantaſie gefolgt war, auf ſeinen Platz zurückkehren, muthig dem Schrecken des alten Mannes mit den weißen Haaren Trotz bieten, der Verbrecher war gefunden, war entlaufen — ein Schloſſerlehrling, der am ſelbigen Tage die nachgebenden Bandeiſen an den alten Wandrepoſitorien neu befeſtigt hatte und dem der alte Herr länger den Rücken kehrte, als das Stützen der alten Briefſchaften und Bücher nöthig gemacht hatte. Der Verbrecher blieb in ſeiner Stellung, beſſerte ſich, ſchlich ſich aus der Kaufmannswelt renig in die gelehrte, ſtudirte, machte treffliche Examina, gefördert und geſtützt vom treuen Kameraden, der inzwiſchen eine blühende Fabrik begründet hatte, wurde angeſehen und leidlich lebensfroh.

Da aber wieder die Todtenrichter! Der Knabe auf den Stufen! „Luſtige Mary“ hieß das Schiff und ging mit Kohlen nach St. Thomas! Und der Knabe ging aus manchen, dem Brütenden wohlbekannten Gründen fröhlich und wohlgemuth! Der kluge erfinderiſche Freund hatte Alles gar merkwürdig geordnet und angeſtellt —!

Der Junge ſteht jetzt im Dunkel der Nacht! Halb beleuchtet durch die Strahlen aus den Ritzen des Vorhanges! Er klagt mich doch wohl an — —! Hier in meiner Bruſt thut er's gewiß —!

Jetzt erloſch im Local des Herrn Hauſermann eine Flamme. Der Wirth hatte den Hahn gedreht.

Der Träumer beſann ſich, ſetzte die Brille auf, ergriff Ueberzieher, Hut und Stock und ſprach den heute zeitig erloſten Bacchuswärtern ein kräftiges Gute Nacht!

In die Bäckerſtraße wanderte der Träumer. Er drehte den Schlüſſel am Thor des Luzius'ſchen Hauſes.

## Sechstes Kapitel.

Diese Beschuldigung ist denn doch zu stark! rief Hofmaler Triesel an einem Montage aus, nachdem derselbe gestärkt aus einem Seebade zurückgekehrt war. Was, Herr? Sie wollen behaupten, unsere Zeit hätte keine Ideen mehr? Keine Ideen, die Alle theilten oder bekämpften, für die man dächte, dichtete, malte, zeichnete, sich begeistert fühlte? Ist denn das Reich keine hochherrliche Idee? Nicht die Einheit des geliebten, theuern Vaterlandes? Die Demüthigung einer anmaßenden Kirche keine? Herr, die endliche Germanisirung der annectirten französischen Länder, sind denn das keine Ideen?

Und die in Musik gesetzte Nibelungensage! parodirten einige Stimmen.

Und die Weglassung des dehnenden Buchstaben H aus der deutschen Sprache! andre.

Eine allgemeine Heiterkeit erfolgte im Sere

Tod auf ſich lauern ſähe, die Rache eines Dämonen, dem er ſich verſchrieben hatte und der in der That auf ſeinen Spaziergängen, wo er ihm, dem Ungekannten, begegnete, öfters in ſeiner Brieftaſche blätterte oder wohl gar einen forſchenden und durchbohrenden Blick aus ſeinen ſonſt ſo gutmüthigen, aber in dem Bade doch öfters feindſeligen und mißtrauiſchen Augen auf ihn richtete.

Man muß hinzufügen, daß Schlachtenmaler ſeit längerer Zeit geiſtig und, ſoweit der Körper davon abhängig wird, auch phyſiſch krank war. Celinde nahm dieſen Zuſtand für ein gemildertes und durch Unglück erweichtes Gemüth, ſah durch das Alles, wodurch Schlachtenmaler ſeiner Vergangenheit untreu wurde, ihn ſich näher gebracht. Sie ahnte nichts von dem tiefen moraliſchen Elend, in deſſen Mißgefühlen ihr Freund ſich krümmte und mit der Zeit immer mehr und mehr aufrieb. Schlachtenmaler fühlte das Unglück, ein verfehltes Leben führen zu müſſen, eben ſo tief, wie Blaſedow, daß er die Schuld davon war. Er war ſich der ſchönſten Fähigkeiten und der edelſten Empfindungen bewußt, ohne daß er davon etwas in der Wirklichkeit bethätigte, als das Gegentheil. Seine Stellung war untergeordnet, ſein Gewiſſen untergraben. Das ſeit mehr denn ſechs Jahren geführte Leben lag allerdings als eine leichtſinnige Erinnerung hinter ihm, deren Schuld mehr den Vater traf; doch wie viel hatte er zu dem Schickſal nicht aus ſeinen eigenen Mitteln muthwillig und nicht ſelten gewiſſenlos hinzugefügt! Solcher Streiche, wie der mit der Erdpechbrochüre, war ſein noch ſo junges Leben voll. Da war keine ihm begegnende Treuherzigkeit, die er nicht hintergangen, kein Vertrauen, das er nicht gemißbraucht hätte, ja, man möchte faſt ſagen, kein

Ich ſpreche von leitenden Ideen, die nicht ein Volk, ſondern die ganze Welt ergreifen, alle Geiſter tragen! Nennen Sie mir eine leitende Idee nur allein in der Kunſt der Gegenwart! Es giebt keine. Nur die Correctheit, ſagen wir die techniſche Vollendung, iſt der leitende Gedanke der jetzigen Kunſt. Nun gut! Für den, der die Bildung beſitzt, ſie zu würdigen, nicht übel! Für die Maſſe Caviar, nicht ſo, Herr Trieſel?

Der Sanitätsrath, der dieſe Worte geſprochen, bediente ſich heute der nun bei den Serapionsbrüdern eingeführten Form abſoluter Titelweglaſſung und beſtellte — ebenfalls Caviar.

Correctheit! Correctheit! reckte ſich der kleine als Urtheilsſprecher aufgerufene Mann. Ei, ei! Sie ſprechen dies Wort ſo gelaſſen aus! Herr — Herr Elteſter — oder Monſieur Elteſter — An der Herſtellung dieſes Begriffes für unſere Zeit, mein Beſter, haben Jahrtauſende gearbeitet! Erſt ſind Bibliotheken darüber voll geſchrieben! Correctheit kannten weder Rafael noch Rubens, weder Michel Angelo, noch Donatello!

Aber die Künſtler wachſen ja auf wie die Ackerknechte am Pfluge, lautete eine Stimme. Sie kümmern ſich ja um Nichts! Sie lernen auch Nichts!

Pah! Pah! Leerer Schein! rief Trieſel. Nicht die Akademie da drüben erzieht ſie, die Akademie hier in

ihrer Bruſt. Die Akademie innerhalb des Metiers! Male man, was man will, meiſte man, was man will, nur die Correctheit iſt die Hauptſache! Das iſt furchtbar ſchwer, meine Herren! Die Identität des Gegebenen mit dem Gewollten! Man bewundert den neuen Farbenreiz, den Effect, den Comfort eines Gebäudes; man erträgt die langweiligſten Bilder, die je gemalt worden ſind, die der neuen hiſtoriſchen Schule von München, die gemalte Illuſtration zu Beckers Weltgeſchichte; aber die Ausführung ſtört nicht; ſie iſt mit allen Hülfsmitteln des Studiums, vom Geſchichtsbuch an, vom Coſtüm-Atlas, der Anatomie her, mit lobenswerther „Technik“ durchgeführt. Technik! Das iſt das Zauberwort der Zeit! Ein ſo treu nach der Natur gemalter neapolitaniſcher Junge, dem man ein Sacktuch reichen möchte für den nahe bevorſtehenden Moment, daß man ſich abzuwenden haben würde —

Wir verſtehen! ſchaltete ein Gaſt ein.

Erregt doch Bewunderung!

So trat heute Trieſel für ſeine Berufsgenoſſen ein!

In die Details laſſe ich mich hier nicht ein! fuhr er fort. Aber ich komme auch ſo auf Ihr Thema, Herr Elteſter, zurück. Iſt die Correctheit keine Idee? Das gebe ich zu, ſie iſt vielleicht eine nüchterne Idee. Ein Begriff, der an die correct coſtümirte Modedame im

„Bazar" erinnert. Nun, meine Herren, ich habe angefangen, den Spinoza zu leſen. Was habe ich gefunden? Sehr, ſehr tiefe Gedanken, ſehr hohe Ideen, aber blutwenig Fortreißendes und Ueberzeugendes und Erwärmendes für's Erſte rein gar Nichts. Die Correctheit kann wenigſtens überzeugen und ſogar manchmal erwärmen! Spinozas Ideen laſſen mich ganz kalt! Und ich ahne von Leibnitzens Ideen ebenſo etwas!

Alles war entzückt von dem kleinen ſtrammen Kobold der ſich heute einmal ſo recht im Sprühfeuer ſeines Naturells gezeigt hatte. Ueber ſeine Fehler und Schwächen war man ja einverſtanden.

Was von Ideen vorhanden iſt, nahm nach einer Pauſe Aſſeſſor Bucher, der ebenfalls von ſeiner Badereiſe zurückgekehrt war und ein Regierungsrathdiplom vorgefunden hatte, doch im Montagsclub keinen Gebrauch davon machen konnte, den Faden wieder auf, erinnert mich an gewiſſe Erfahrungen in der Natur! Ich beſuchte kürzlich das ſo ſchöne Salzburg! Da iſt auf der einen Seite herrliches Wetter! Auf der andern des großen Gebirgsthals regnet's! Wieder auf der andern liegen ganz weiß beleuchtete Wolkenſchichten über Ortſchaften oder einzelnen Häuſern, ſo niedrig, wie wenn ſie bis zur Erde gingen! Das iſt dieſe allgemeine Zerſtreutheit der Gedanken, die wir jetzt haben! Es fehlt uns gänzlich

an Einheit. Will man in der Kunst, wie Meister Triesel will, Alles in die Correctheit zusammenfassen, so wäre das so übel nicht: Die Ideen denken sich selbst! Wir sind nur die dienenden Organe derselben' Die letzte große Idee, die wir gehabt haben, war der Liberalismus. Der ist jetzt so gemein geworden, so wohlfeil, wie die Brombeeren! Sogar die Conservativen sind liberal! Alle Beherrscher auf den Thronen sind liberal! Was kommt nun —? Ich sehe wirklich keinen einzigen neuen herrschenden Weltgedanken!

Leichenverbrennung —! ging es durcheinander.

Affenabstammung —!

Der Mensch eine Maschine —!

Die Unsterblichkeit Kohlerglaube —!

Die Herren gingen auf Nichts mit besonderem Interesse ein, sondern ließen dem Stadtrath Pfifferling Zeit, die Bresche, die er mit einem einschneidenden: Ich bitte um's Wort! legte, zu erweitern. Er milderte das Durcheinander, indem er sagte: Meine Herren! Die ungeheure Dehnbarkeit der Idee des deutschen Reiches ist allerdings kein Spaß! Denken Sie, ein ganzes Volk, ein Volk in allen seinen Schichten, in allen seinen Beziehungen, an dieser steten Nothwendigkeit, nach Moltkes Meinung bis in's zwanzigste Jahrhundert, immer auf Posten zu stehen — es ist eine schreckliche,

eine Richard Wagner'sche Idee, — aber was verlangt sie nicht Alles! Die Erziehung, die Gesellschaft, die ganze Richtung des Staates, seine Politik nach innen und außen müssen einzig und allein auf die Wahrung dieser vor einigen Jahren märchenhaften Errungenschaft verwendet werden! Wollen Sie diesen Siegesjubel, diesen Rausch der Freude und des Stolzes über Thaten, die in der Geschichte ohne Beispiel sind, nicht einen Factor unseres Daseins nennen, der Alles durchdringen, aller Empfindung ihre leuchtende und verklärende Färbung geben, Dichter, Künstler begeistern, ja selbst Begriffe modeln kann? Wo ist eine Partei, sie mag verfolgen, was sie wolle, die auch nur wagt, die Idee des deutschen Reiches nicht an die Spitze ihres Programms zu stellen, auch wenn sie dabei lügt wie die Ultramontanen? Hier muß es ein Urnothwendiges, folglich wenigstens für die Deutschen eine große Zeitidee geben!

Ja, ja, fiel Triesel mit überraschender Ironie ein — der sonst vorsichtige Conservative hatte heute einen freisinnigen Tag — und darum verlangt auch jetzt die Kritik, daß man selbst bei einer Mondscheinlandschaft die Zusammengehörigkeit mit der Reichsidee anbringen soll! Bemerkt man diese nicht, so wird sie zum mindesten todtgeschwiegen. Insofern herrscht allerdings eine große Idee — nämlich in einigen mehr oder minder bezahlten Journalen —!

Regierungsrath Milbe wollte dieſe Blätter genannt wiſſen und wurde gereizt, da ihn Pfifferling begeiſtert hatte.

Dieſe Idee iſt in der That doch älter als unſre Siege! ſagte der Baumeiſter Omma, der Annectirte. Die Einheitsidee hat ſchon in der Schlacht bei Leipzig triumphirt. Seitdem wurde ſie nur von ſervilen Miniſtern und verblendeten Fürſten um ihre Geltung gebracht. Glauben Sie denn, daß der Entſchluß, 1866 gegen Preußen aufzutreten, von den ruhigdenkenden Männern der um ihre alten Dynaſtieen gekommenen Länder betrieben wurde? Nein, der Hofadel- und Emporkömmlingsübermuth verbanden ſich mit den Buchſtabenſeelen einiger verknöcherten Fürſten, die aller nationalen Begeiſterung von jeher unfähig geweſen, um jene traurige Selbſtaufſtachelung zu Wege zu bringen, die nicht einmal den bei Langenſalza errungenen Sieg zu benutzen verſtand —

Keine Politik! hieß es. Die Statuten!

Die Statuten erinnerten an Luzius und Schindler, den intimſten Freund des ſonſt ſehr unzugänglichen Luzius. Dieſer fehlte. Schindler ſagte: Ein Vereinfachen der deutſchen Reichsmaſchine iſt für mich, den Fabrikanten, ein Werkſtattsgedanke! Da muß es ſubtile Arbeit geben, Gedanken feiner Ueberlegung! Maſchinenöl, Schmeichelei, macht Fehler im Mechanismus allein nicht gut! So meine ich auch, was

an überflüssigem Enthusiasmus herausdampfen will, das ist auch vom Uebel und muß fort! Deutscher Chauvinismus — das werden Kinder, die mit papiernen Mützen Soldaten spielen! Männer haben sich in das Erworbne bald gefunden und denken nur darüber nach, was durch falsche Ausbeutung des Erworbenen, stets Zurückkommen auf denselben Gegenstand, übertriebene Hast, Alles unter Einen Hut in Deutschland zu bringen, für andere Lebenssphären Nachtheiliges eintreten konnte. Meine Herren, ein gewisser grassirender Uebermuth, eine gewisse gedankenlose Genußsucht, ein gewisser erlaubt scheinender subtiler Rauf- und Raubgeist, ein Rest übler Angewohnheiten aus dem Kriege, wo sich ein niederträchtiger Humor („Andere konnten es nehmen, also nimmst du's!") entwickelte, Alles das hat Stimmungen in Deutschland erzeugt, die man, verbunden mit den sogenannten Compromissen, am kürzesten als Streberthum zusammenfaßt, eine der gräulichsten Erscheinungen unserer Tage. Unsre Schulen, unsre Universitäten, die Wissenschaft, die Verwaltungssphäre, Alles steckt voll von diesem Streberthum! Der Nationalaufschwung erlahmt darüber. Rom und die Internationale werden den Vortheil davon haben!

Am lebhaftesten Widerspruch, besonders bei den Oberlehrern und Schulrectoren, konnte es auf eine so

peſſimiſtiſche Behauptung nicht fehlen. Der Major a. D. Brandt nickte jedoch unausgeſetzt Beifall.

Die Streber hat es von je gegeben! rief die mächtige Baßſtimme des emeritirten Schulrectors Weigel. Schiller, Goethe, Wieland, Herder, die ganze deutſche Kunſt und Literatur waren Streber! Kant nehme ich aus, auch Fichte! Aber Schelling und Hegel waren Streber! Leibnitz, der Matador unter ihnen, Voltaire, Beide waren Fürſtenſchmeichler, hatten zweierlei Philoſophieen, die eine für Plato und Ariſtoteles und die andere für die Landgräfinnen und Baroneſſen ihrer Zeit!

Bettler waren's! donnerte Althing, der immer, wenn er mit ſich kämpfte, ob er das gewöhnliche Deputat, einen Schoppen, noch einmal beſtellen ſollte, in einen gelinden Zorn, zunächſt über ſich ſelbſt, gerieth.

O — o — o —! beruhigte aber Elteſter mit ſeinem feinen Bruſtton, der am Arzte ſo wohl thut, den Trotteirtranken. Meine Herren, dem Magnete kam damals das Eiſen entgegen! Eben weil jene Zeit eine wunderbar herrliche Idee hatte, die Schwärmerei für das abſolut Schöne, ſo waren auch Fürſten und Adel befliſſen, dem wirklichen, nicht blos dem ſich ſelbſt ausposaunenden oder von der Gelegenheit, z. B. einem Jubiläum, durch die Reclame in den Vordergrund geſchobenen Genius zu

begegnen, ihn aufzusuchen, ihn würdig zum Leben zu stellen. Jetzt hat diese Stimmung vollständig aufgehört. Alles nach dieser Richtung hin ist leerer Schein! Zufällige Patronage! Nichts geht aus einem hohen Princip hervor! Wenn noch die Großen Dichter und Musiker beschützen, so wollen sie nur Bewunderung für sich selbst haben. Das sehen Sie ja an unserem Prinzen Narziß! Nie hat man etwas anderes an Kunstprotection von dem Manne vernommen, als daß er an Sängerinnen, die seine Lieder sangen, Broschen und Armbänder vertheilte! Der wahre Genius von heute strebt sich auszudehnen in die Weite, er strebt nicht nach oben. Poeten und Künstler, die mit Orden behangen sind, machen mir einen bedenklichen Eindruck. Denn Jedermann weiß ja, daß diese Auszeichnungen nur durch vorausgegangene schmeichelnde Schritte des Empfängers möglich gemacht wurden und bei einigen der Geber ganz besonders auch noch ein Arbeiten für die Interessen derselben voraussetzen lassen.

Der Hofmaler ließ die peinliche Stille, die hierauf eintrat, nicht zu lange andauern. Er fühlte sich persönlich getroffen und sagte, mit einem scharfen Blick auf den letzten Sprecher: Sie vergessen, daß die Ordensertheilung zwar wie eine persönliche Gnade des Fürsten herauskommt, aber in den meisten Fällen eine staatlich eingerichtete, behördliche Vorrichtung zur Anerkennung

des Verdienstes ist und — nicht von gemachten Einsendungen — abhängt! Bilder wenigstens einzusenden, bester Herr, ist z. B. nicht möglich.

Man ladet die hohen Herrschaften auf die Bilder ein! sagte Major Brandt und einige Humoristen mußten helfen, um den an sich ja so beliebten und bewunderten Mater aus seinem Gedankengange, in den er wie in eine Grube gefallen war, herauszuholen, wozu Industrielle und Börsenangehörige kräftig die Hand boten, sie, die wohl die meiste Ursache hatten, über die Ursachen der verdrießlichen Zeitstimmungen nachzudenken. Der Krach war ja im Anzuge. Ahasvers langer Schatten ging ihm noch voran. Noch auf Filzsocken; noch nicht mit jenen Pfundsohlen und in Kreuzesform eingeschlagenen Schuhnägeln, die uns Eugene Sue für die Wanderungen des Schusters von Jerusalem am Eispol beschrieben hat. Am Eispol! Welche Thorheit! Der moderne Ahasver kennt nur Gefrorenes bei Dähne in Wien und Kranzler in Berlin! Er liegt auf Ottomanen und raucht mit Baron Cohn von Cohnheim im Fez, den türkischen Tschibuk! Ascher Ascherson murmelte vor sich hin: Die große Zeitidee sei: Geld haben! und Althing wiederholte für sich hinbrummend mit scheinbarer Bewunderung die Triesel'sche Phrase: „Eine staatlich eingerichtete, behördliche Vorkehrung!" Er setzte diese gleichsam in

offenes Fenſter, in das er nicht geſtiegen wäre. Wenn er ſich auch das Zeugniß geben konnte, nie dabei einem böſen Willen gefolgt zu ſein, ſondern mehr der Luſt an Verwirrungen und Umtrieben und der Verführung, auch wohl der Noth des Augenblicks, ſo ſah er doch, daß einſt im Regiſter ſeiner Thaten eine zahlloſe Menge zweideutiger Handlungen würden aufgezeichnet ſtehen, von denen er die übermüthigſten zwar gleich ſchon nach ihrer Ausführung bereut hatte, ohne daß ſie ihn jedoch verhindert hätten, ſie zu wiederholen, wo ſich die Gelegenheit bot. Und welch eine Schuld hatte er nicht noch in dieſen letzten Monaten aufgehäuft! Er konnte den Betrug mit der Amalienquelle allerdings einen humoriſtiſchen Streich nennen und würde ohne Gewiſſensbiſſe darüber haben ſterben können; aber quälend wirkte doch auf ſein beſſeres Bewußtſein die Schuld, ſich bei dieſem Streiche zum Verbündeten des Grafen gemacht zu haben. Was bei ihm ein Spiel mit der Leichtgläubigkeit der Maſſe war, wurde bei ſeinem Mitſchuldigen ein mit böſer Berechnung angelegter Plan. Unbefangen und wie zum Scherze hatte er dem Grafen zu ſeinem Vorhaben die Hand geboten und nicht geahnt, welch einen Schreck es ihm machen würde, wenn ihm das auf ſeine Lüge gebaute Glück wie eine redlich verdiente Wahrheit gegenüberſtehen würde. So muß es dem treuloſen Baumeiſter ſein, der zum Fundament eines Gebäudes ſchlechtes Material nahm, das beſſere unterſchlug und nun darauf ein zum Wohnſitz von Menſchen beſtimmtes maſſives Gebäude ſich erheben ſieht, deſſen Zuſammenſturz er in jedem Augenblick erwarten muß. Die Folge dieſes unglücklichen Bewußtſeins, das ſich bei Schlachtenmalern oft bis zur Verzweiflung ſteigerte, war ein tödtlicher Haß, den er auf den Grafen warf und

Spiritus. Sie ſchien ihm würdig auf die Nachwelt zu kommen.

Das Geſpräch nahm nun keinen rechten Aufſchwung mehr. Man führte wohl als Idee der Zeit noch das Streben nach Comfort und Behagen an, konnte aber über den allgemein verbreiteten Eudämonismus, die Sucht, möglichſt heiter durch's Leben zu kommen, keinen beſondern Glorienſchein verbreiten.

Während dieſer Debatte ſaß der theilweiſe heute mehrfach von ihr betroffene Prinz Narziß vor einem ſeiner Erards und phantaſirte ſogenannte „endloſe" Melodieen. Neben ihm ſtand ein Tiſch, wo er die „Gedanken", die „Leitmotive", die ihm beim Blicken auf ein aufgeſchlagenes Gedichtbuch und dem melodramatiſchen Begleiten deſſelben und langſam bedächtiger Lectüre einfielen, raſch niederſchrieb. Denn Nichts rutſcht leichter in den Acheron, pflegte Se. Durchlaucht zu ſagen, als ein muſikaliſches Bild! Das iſt wie der Wind! Die halbe Note anders gegriffen, zerſtört eine ganze Klangwirkung.

Aber auch dieſem Schwelger auf den Roſenpfühlen Sardanapals, auf denen ſich die aſchenblonde Sonnentochter Edwina, die lichtumfloſſene, ſtrahlendſchöne „Erbin" noch immer nicht neben ihm hatte betten wollen, war es weniger um Gedanken, als Ideen zu thun. Beides

unterſchied er. Gedanken waren ihm die einzelnen Wendungen in der Flucht der Töne ſelbſt, ſogar kleine Anſätze zu jenem pedantiſchen Zopfthum, dem er neben Oſſian huldigen konnte, ein wenig Meckern und Hüpfen à la Offenbach kam ihm zuweilen in die Finger; Ideen dagegen waren ihm die großen weltbezwingenden Vorſtellungen, das Programm. Eine wilde Sextolen- oder Triolen Jagd drückte die Mazeppaflucht oder dumpfe Töne Iwan den Schrecklichen aus. Der „Meiſter“, den die Schule vergötterte, hatte ſich ſeine Texte ſelbſt geſchrieben. Dazu hatte er friſchweg die alten Sagen geplündert und die alten Dichtungen. Er hatte Wolfram von Eſchenbach mit Georg Sand in Einklang zu bringen geſucht. Die Talentloſeren waren übel daran.

Der Prinz quälte ſich mit etwas abſolut Unmuſikaliſchem ab. Vor ihm lag Tegners Frithiofsſaga. Die arme, mit Abſetzung bedrohte Brennicke hatte dieſe Strebung angerathen. Es war gerade die wunderbare Abſchiedsſcene von Ingeborg. Ganz in den Worten liegt hier die Poeſie und durchaus nicht in etwaigen Tönen! In dieſem Zwiegeſpräch hat ſich Fauſt mit Hellas vermählt, gerade wie es Goethe geträumt! Im Hof des fürſtlichen Palais miauten Katzen, bellten angekoppelte Jagdhunde, lachten heimlich Lakaien und ſtaunte der neue Secretär des Fürſten, ein

Deutſch-Amerikaner, von Luzius empfohlen, ſo wunderbar war dieſe Belebung des Unmöglichen.

Der Fürſt war nicht ganz ohne Geiſt. Er erkannte ſelbſt, daß gerade dieſe Scene der Triumph des geſprochenen Wortes iſt. Oder ließ ſich das Geflatter der Möven bis an die Eichen von Stubbenkammer hinauf, ließ ſich das Aufblitzen der Fiſche bis zur verſunkenen „Vineta“ hinunter in allerlei Geklimper, Gehämmer, Gewinſel nachahmen? Ließ ſich die Sprache der Götter, das Klimmern der goldnen Harniſche, in denen ſie auftraten, wiedergeben und die volle Seele der Worte, der verſtändige Sinn, den ſie ausdrücken, in ganzer Majeſtät vor Auge und Ohr zugleich führen? Die Tonmaſchine des Fürſten humpelte heute mit närriſchen Sprüngen dem Sänger nach, und nicht vorwärts wollte es gehen mit dem Schaffen. Jetzt wandte er ſich zu einem Liebesliede. Edwinas Augen lächelten ihn an.

Wie prächtig wohnte der in Huſaren-Interims-Uniform immerhin noch gefällige Fürſt! Die ganze erſte Etage eines Baues, den ſein Vater hatte errichten laſſen, wurde von ihm eingenommen. Die Fenſter waren hoch, die Malereien auf den Decken der Zimmer für ſchwache Augen kaum erreichbar, zumal wenn die ſchweren langen Vorhänge nicht zurückgezogen wurden. Auf ſchwellenden Polſtern, in phantaſtiſcher Haustracht warf

ſich der Prinz, am liebſten im Licht immer umdämmert, bald da-, bald dorthin. In jedem von drei in einander-gehenden Zimmern hatte er einen Flügel ſtehen. Die halbe Note, wenn ſie ihm in den Kopf ſprang, konnte ihm wie der Katze die Maus entſchlüpfen. Die „endloſe Melodie“ mußte er von Zimmer zu Zimmer ſchleppen, wie Kakadu ſein Schneidermaß. Huſch! hatte er manch-mal ein Stück der gefährlichen Klapperſchlange an ihrem glitzernd glatten Leibe gefaßt und in's Piano geſperrt und noch ehe der Tiſch mit Notenpapier und Bleiſtift zurecht gerichtet, war ihm doch in der Regel das tückiſche Reptil ſchon wieder aus der Hand. Heinrich Heine hat in ſeiner bekannten Gutmüthigkeit die Verzweiflung der Componiſten geſchildert. Meyerbeer hätte beim Com-poniren immer Leibſchmerzen gehabt, und nach jedem Dutzend Takte, ſchreibt er, die Giacomo gemacht, hätte der Maeſtro an einen gewiſſen Ort gehen müſſen. Dem Fürſten Rauden war's im höchſten Schwunge ähnlich zu Muthe, nur daß ſeine mehr weibliche Natur, die Edwina noch ſchärfer zu charakteriſiren verſtand, ihm eher das Gefühl brachte, als ſollte er entbunden werden. Immer ſah er reizende, ſchreiende, eben zur Welt kommende Kinder, die ihm unter Schmerzen die Hebeamme glück-wünſchend entgegentrug, und ſie waren doch nicht da! Sie waren erſt im Kommen begriffen! Es war ſo

ſchwer; wenn der Frühling kommt, muß die Flote intoniren, und wenn der Wind Regen und Schloſſen entſendet, muß mit Baſſen ein Getrappel wie im Skating-Rink gemacht werden! Das Gefühl des Froſtes und einer nothwendigen wärmeren Bekleidung drückte er mit langgezogenen Violinentönen aus. Edwina war eine durchaus für ſeine Compoſitionen unempfängliche Natur. Sie, die ihm doch immer zumeiſt im Kopfe und Herzen lag! Außerdem drückte ihn ſehr die plötzliche Entwerthung ſeiner auf diverſe Induſtrie-Unternehmungen genommenen Actien.

Der eigentliche Urheber dieſer Verluſte wurde eben angemeldet. Es war Adas Bruder, Baron Forbeck. Sonſt gehörte der über und über von gefärbtem Bart Ueberfluthete (heute ſchien ſein Tuſchkaſten aufgebraucht zu ſein, er ſah mehr wie ein greiſer Klatſchgott aus) gerade nicht zu den Intimitäten des Fürſten. Der Fürſt war ſenſitiv und traf zuweilen in der Beurtheilung der Charaktere das Richtige. Er haßte Unregelmäßigkeit, Uebermaß. Er ſuchte auch Alles geiſtig zu verklären. Beſonders ſchätzte er die mäßige und nach feſten Regeln eingerichtete Verausgabung des Geldes. Forbeck verſtand dafür wieder Nichts von Muſik. Was ihn jedoch nicht hinderte, in den Zukunftsmuſik-Concerten und -Opern einen „raſenden Roland“ von Etagneur zu machen. Im

Jockeyclub, in den er nur mit Einer Stimme Majorität hineingeſchlüpft war, organiſirte er, wie ein Theateragent, Fiaskos und Furores, je nachdem; einige Damen der Geſellſchaft hatten ſich mit auf den Zukunftsſchwindel verlegt. Aber der Fürſt mochte an ſich das allzu Grelle nicht. Er liebte die Einſamkeit, die Betrachtung, die verwandte Seele, das Mittelalter. Bei Alledem hatte ſich bei ihm Forbeck durch die ſchwachen Augenblicke eingeniſtet, die der Fürſt der Börſe und beſonders dem Baron Cohn und deſſen Frühbeſuchen, wo ſich Durchlaucht noch in Unterbeinkleidern befand, verdankte. Da waren „Rabe Actien“, „Spiegel-Actien“ und ähnliche werthvolle Papiere als ſichere Capitalanlagen hängen geblieben und in bedeutenden Nennwerthen. Baron Forbeck, in ſeinem Aeußern der reine wilde Mann von den ausrangirten Dreimarkſtücken, terroriſirte den Fürſten und jagte die Panik durch den Portier mit Treſſenhut zur Thür hinaus. Aber ſie kam doch wieder hereingeſchlüpft! Forbeck hatte ſich drei Tage lang nicht ſehen laſſen. Denn jener Prieſter der geduldeten Gemeinde hatte ihm wirklich als Complicen des Jean Vogler drei Tage Gefängniß wegen Religionsſtörung und Jenem, als Voglern, acht aus chriſtlicher Liebe beigebracht. Das Duell mit Dieterici war über die Komik der Spitze und die Tragik der Staatsanwaltſchaft in den Hintergrund getreten.

Heute kam Forbeck wie von einem Gebäude, in das der Blitz eingeſchlagen. Das Gewitter tobte noch. Man ſah den Kampf der Elemente in ſeinen Mienen.

Auf Ehre, Durchlaucht, rief er ſchon im Eintreten, das giebt ſchöne Geſchichten! Aber ſtraf' mich Gott, ich hätte eher geglaubt, wir hätten Elſaß Lothringen verloren, als daß eine ſolche Deroute an der Börſe hätte ſtattfinden können! Man glaubte einen Dampfer zu ſehen, der mitten auf See in Brand geräth! Die Verzweiflung der Paſſagiere ſchmiß Einen nach dem Andern rückſichtslos in's Waſſer! Ich verſichere Sie, mir bekannte Hafenherzen wurden Herculeſſe! Ich habe Mars la Tour mitgemacht, aber hier nahm ich Reißaus. Im Umwenden beſah man eine Ohrfeige, die einem ganz andern Staatsbürger gegolten hatte!

Den Courszettel! klingelte der Fürſt aufgeregt.

Iſt noch nicht gekommen! Ich fragte ſchon unten! ſagte der Baron.

Fürſt Rauden erſchrak nicht wenig, faßte ſich aber doch. Ich werde meine Geſchichten raſch verkaufen, ſagte er ruhiger, als Forbeck erwartet hatte.

Rabe Actien?

Die beſonders!

Aber Durchlaucht, wer kauft jetzt? Das ſind keine Papiere für fromme Stiftungen und löbliche Vormundſchaftsgerichte.

Der Verwaltungsrath muß kaufen! bemerkte eben eintretend mit frischer Stimme ein ernstblickender, stolz gewachsener, seltsamerweise etwas hinkender, noch jugendlicher Mann, eben jener Secretär, der seit einiger Zeit auf Verwendung des Justizraths Luzius ständiger Begleiter des Fürsten geworden war. Wolny, der jetzt in Amerika war, hatte ihn an Ottomar Althing empfohlen. Es war ein Deutsch-Amerikaner, aber aus hiesiger Stadt gebürtig. Seemann von Beruf, commandirte er im Secessionskriege ein Panzerschiff und wurde dabei verwundet. Er schien ein Mann von scharfblickender Umsicht, alle seine Mienen und Aeußerungen sprachen dafür. Wolny hatte ihn in Boston kennen lernen. Ottomar konnte natürlich an eine dauernde Spannung mit dem Justizrath nicht glauben und hielt sich daher für berechtigt, seinen alten verbindungsreichen Principal um Unterbringung dieses vorläufig in Amerika in's kaufmännische Fach übergegangenen Mannes anzugehen. Das Hinken desselben verbot ihm den ferneren Seedienst. Luzius hatte zwar etwas gestutzt, etwas mit den Augen gezwinkert, den Fremden dreimal um seinen Namen gefragt, um seine Herkunft, seinen ursprünglichen Beruf, bis er sich darauf besann, daß Fürst Rauden einen Wunsch nach einem neuen Factotum ausgesprochen hätte, da sein alter Geschäftsführer in Staats-

dienst getreten war. Und so war Gustav Holl, ein frisches, aber doch schon 35 Jahre zählendes Stadtkind von hier, beim Fürsten installirt. Er wurde Forbeck vorgestellt.

Officier? Hm! Wie sind Sie nach Amerika gekommen? fragte Forbeck flüchtig.

Die meiste Schuld trägt Gerstäcker! antwortete der pensionirte Capitän.

Das ist interessant! nahm der Fürst diese Frage für später auf; jetzt verweilte er bei dem ihm höchst peinlichen Gegenstande mit den Rabe Actien. Der Verwaltungsrath, denke ich, muß den Cours halten, das Papier begehrt machen! Mon dieu, ich las es ja, daß er in seinem Rechenschaftsbericht bedeutende Mittel als in Reserve befindlich bezeichnet!

Ja, der Verwaltungsrath! entgegnete Forbeck und lachte überlaut und ganz rücksichtslos.

Erlauben Sie! entgegnete der neue Adlatus des Fürsten, der im schwarzen Frack mit weißer Weste einen Eindruck machte, der mit seinem frühesten Beruf, seltsamerweise kam es heraus, dem eines Schlossers, im vollen Contraste stand. Im Interesse eines in Amerika gefundenen Freundes, des Doctor Wolmy, habe ich mich näher nach diesem Unternehmen erkundigt. Wenn der Verwaltungsrath nicht rasch einige

Ankaufe macht, ſo war die letzte Bilanz, wo von einem Reſervecapital von 500,000 Thalern die Rede war, eine reine Lüge!

Herr! fuhr Forbeck auf. Laſſe Ihre Ausdrücke zu mäßigen! Ich bin Mitglied des Verwaltungsraths! Wir handeln nach hier üblichen Principien!

Die nichts taugen, wenn ſie auf Täuſchung des Publikums beruhen. Mit Wagen und Pferden raſt man durch die Straßen, um ſein Gewiſſen, ſcheint es, zu betäuben! ſagte der Seecapitän.

Forbeck war in ſeinem Coupé gekommen und machte Miene, irgend eine Brutalität vorzunehmen. Auch der Prinz ſagte ſich im Stillen: Himmel, meine neue Acquiſition iſt leidenſchaftlich!

Aber der neue Rathgeber überſah ſchnell die Lage, die Frechheit des Einen, die Furcht des Andern.

Durchlaucht, überlaſſen Sie Herrn von Forbeck Ihre fünfzig Actien, ſo viel ſind es ja wohl — die Kaſſe des Verwaltungsraths muß ſie nach dem Courſe von heute früh, alſo von geſtern discontiren! Morgen ſtehen ſie noch ſchlechter!

Der Baron ſtutzte, ſtrich dann ſeinen Bart, reckte ſeine ſtrammen Beinkleider bequemer, knöpfte ſich die eigenthümliche Joppe zu, die er trug. Es ſtieg in ihm ein Gedanke auf.

den dieſer ſo gut verſtand, daß er ſorglich genug einem gefährlichen Ausbruch deſſelben aus dem Wege ging.

Die Ankunft Sägenreißers ſchien dem geängſteten und unglücklichen Gemüthe des Schuldbewußten kein gewöhnlicher Zufall. Er ſah hier die Annäherung des Schickſals, das da käme, um ihn an die höheren Geſetze der Vergeltung zu erinnern. Jetzt ſchien ſich ihm Alles mit Einemmale zu erfüllen, was ſeit einiger Zeit in ihm verworren rang; er bereitete ſich in der Stille vor, dem Schickſal gegenüber die Waffen zu ſtrecken und wenn es mit ſeinem Leben wäre. Da nun ſeine Vorſtellungen ſeither alle anfingen, immer auf der Grenze zwiſchen Leben und Tod zu wandeln, und ſeine Würfel, die er in banger Einſamkeit im Geiſte warf, alle nur die ſchwarze oder weiße Farbe zeigten, ſo kamen ſeine grübelnden Gedanken allmälig auf eine Vorſtellung, welche der letzten zuſammengerafften Kraft Simſons glich, die dem Tode voranging. Er wollte Sägenreißern den Arm geben: denn er dachte nicht, aus einem Duell mit dem piſtolenkundigen Grafen das Leben davon zu tragen. Dies Duell, fühlte er, mußte ihn von der Gewiſſensſchuld befreien, die er in Verbindung mit dem Grafen auf ſich gezogen hatte, er mußte die beleidigten edeln und beſſern Geiſter ſeines Innern verſöhnen und ſie an einem Manne rächen, der mit kaltem Blut einen Scherz zu einem weit umfaſſenden, großen Truggewebe ausgefaſert hatte. Von dem Augenblick an, wo ſich dieſe quälenden Gedanken an Sägenreißer, ſeine Unbeſonnenheit und die Rache an dem Grafen ſo zutreffend mit einander vermählten, war er aufgeweckt und entſchloſſen und zeigte in allen ſeinen Vorbereitungen auf die Kataſtrophe jene krampfhafte Erregung des Willens, die ſich nur für

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Ew. Durchlaucht das Geſchäft durch Herrn von Cohnheim machen! ſagte der muthige Seecapitän raſch einfallend.

Forbeck ſprang wieder auf ihn zu und rief: Sie meinen wohl, wenn ich die Actien mitnähme — ich ſei ein Spitzbube —?

Der Secretär richtete ſeinen Blick, der ſ.harf und durchbohrend war, lieber gar nicht auf. Er erwiderte Nichts, ſondern zog ſich nur etwas zurück.

Der Fürſt gab ihm ein Zeichen, er möchte ſich entfernen. Der Reuinſtallirte ging mit der kurzen ſcharfen Bemerkung, daß er ſich unter den Freunden Sr. Durchlaucht noch nicht orientirt hätte —

Sein leichtes Hinken hinderte die Würde ſeines Auftretens nicht.

Wer iſt denn das eigentlich? fragte Forbeck den Fürſten mit einem verächtlichen Nachblicken nach der Thür, durch welche ſich Guſtav Holt entfernt hatte. Ein gelernter Schloſſer?

Juſtizrath Lyzius hat ihn mir empfohlen! Schmidt hat ſich ja eine andre Stellung geſucht.

Der Menſch hinkt ja!

Hörten Sie denn nicht? Er kommt aus Amerika, wo er den Bürgerkrieg mitgemacht hat! Ein Granatſplitter hat das Bein getroffen! Er iſt eigentlich See-

mann für Kauffartei gewesen, hat sich auf der Navigationsschule ausgebildet und ist in der That aus unserer Stadt gebürtig. Er hat mir eine wunderbar poetische Neigung, die ich als Kind ganz und gar getheilt habe, erzählt —

Durchlaucht wittern überall Poesie — sagte Forbeck, schon wieder zerstreut. Denn halb war er hier beim Fürsten an die Marloff, halb an die fünfzig Rabe Actien erinnert.

Da streiten die Menschen über die mangelnden Ideen der Zeit! Und der Zauber der Ferne —! Die Romantik des innern Afrika —! begann der Fürst. Livingstone ist doch meiner Meinung nach der wahre Held unserer Epoche —! Ich liebe unsre Zeit nicht im Mindesten. Aber diese Massenreisen, diese Stangen'schen Vereinszüge und die wunderbaren Peterinagen — nach Lourdes, nach Rom, nach den Weltausstellungen — die Religion oder Industrie ist ja dabei Nebensache — es ist Alles ein und dasselbe Symptom — wir kommen wieder zu einer Völkerwanderung. Denken Sie sich diese Umwälzung, diese wunderbar poetische Welt dann —

Wir im innern Afrika? Ich danke!

Forbeck wischte sich dabei den Schweiß von der Stirn.

Durchlaucht hätten da ein Motiv für eine großartige Tondichtung! lenkte er ein. Die Völkerwanderung —

wenn Sie da etwa wie Wagner angriffen — ein Stück Geld dazu herausrückten.

Der Fürst lachte über die Zumuthung, sagte aber doch: Die Figur des Ostgothen Theodorich müßte der Höhepunkt der Tondichtung sein —!

Von Theodorich schweigen Sie! unterbrach Forbeck und erzählte sein und Joan Voglers Schicksal mit Dieterici, wodurch der Fürst in solche Heiterkeit versetzt wurde, daß Forbeck wieder auf die Actien zurück kommen zu dürfen glaubte und sagte: Durchlaucht wollten von einer Aehnlichkeit unserer Situation mit dem Mittelalter sprechen; aber die Kasse des Verwaltungsraths schließt Punkt 5 Uhr!

Richtig! sagte der Fürst und sah auf die Uhr. Es ist erst drei! Der junge Holl, fuhr er fort, war ursprünglich armer Eltern Kind und schwärmte leidenschaftlich für Marine, für Seefahrt! Cooper und Gerstäcker hatte er schwerlich schon gelesen, aber es giebt ja soviel Kinderbücher mit Matrosen, Schiffen, Luft und und Wasser —! Und Columbus! Und Vater Rüstig! Na! Mißhandelt von seinem Lehrherrn, ohne Halt an seinen, wie es scheint, ein wenig verwahrlosten Eltern, giebt dem Jungen eines Morgens, wo er in sein Geschäft gehen will und schon wieder über empfangene Prügel auf der Stiege des Hauses weint —

Hören Sie, Durchlaucht! Der Mensch scheint keine guten Anlagen gehabt zu haben — bemerkte Forbeck, mit seinem Lackstiefel ungeduldig hämmernd, aber die Stimme dämpfend. Nehmen Sie sich doch in Acht!

Im Gegentheil! vertheidigte der Fürst den Angeschuldigten. Holl war ein Träumer wie ich gewesen — ich versichere Sie — betäubt von Meerpoesie! Immer wollte auch ich ein neues Amerika entdecken! Zu Schiffe! Das war mein ganzes Denken. Auf hohe See! Wilde sehen! Karaiben! Jetzt verspeisen mich freilich auch Menschenfresser, die Recensenten!

Der Fürst lachte selbst über seinen Witz und Forbeck that ihm den Gefallen, mit einzustimmen.

Aber erschreckte Sie denn nicht schon der bloße Gedanke an die Seekrankheit? fragte Forbeck, welchem Phantastereien dieser Art grundzuwider waren, es sei denn, daß man nicht trockenen Mundes sitzt, sondern hinter'm Eiskübel mit der Champagnerflasche nach einem brillanten Diner.

Der Fürst ließ sich nicht irre machen. Er kam immer wieder darauf zurück, auch er hätte in seiner Knabenzeit diesen romantischen Zug in die Ferne, namentlich in's Australische, gehabt.

Forbeck merkte, er wollte Nichts ohne den Banquier Sohn thun.

Admiral im Salon! antwortete er ironisch und ärgerlich. Das gefällt! Die goldnen Epauletten und den aufgeschlagenen goldgestickten blauen Hemdkragen so als Landratte auf weichen wollenen Teppichen im Salon verdienen und tragen —! Gratulire zu einer so angenehmen Admiralsstelle!

Ohne sich durch diesen Spott, der auf sein à la suite gehen konnte, verletzt zu fühlen, berichtete der Fürst, daß Gustav Holl durch die Unterstützung eines demselben nur noch dunkel erinnerlichen jungen Mannes, der in seinem elterlichen Hause gewohnt und oft Zeuge der erlittenen Mißhandlungen gewesen sei, seinen Seemannstrieb befriedigt hätte. Der junge Kaufmann hätte ihm hundert Thaler und einen Empfehlungsbrief an den Capitän eines Kohlenschiffes „Glückliche Mary" mitgegeben, dazu einen warmhaltenden Plaid im Eisenbahnhof, ein Fahrbillet bis zum Hafen von Stettin und so wäre er in die Welt hinausgekommen und zuletzt an ein Panzerschiff im Mississippi.

Die Geschichte ist interessant, Durchlaucht! Aber die Fortsetzung ein andermal! meinte Korbeck und ging rasch dem Diener entgegen, der die noch druckfrische Abend-Zeitung mit dem Courszettel brachte. Achtundsechszig! rief er aus. Nach diesen Börsenohrfeigen war kein anderer Cours möglich! Eilen wir! Die Kasse ist nur bis fünf Uhr auf!

Dem Fürsten gingen seine Verluste auf fünfzig zu hundert und eins genommene Rabe Actien sehr zu Herzen. Zwischen Milz und Leber behauptete er einen organischen Fehler zu haben. Es that ihm da regelmäßig wehe, wenn er sich vom Gelde trennen sollte. Auch kannte er Forbeck hinlänglich, um ihm Abwege vom Pfade der Ehrlichkeit zuzutrauen.

In seiner Angst fiel sein Blick (die Strahlen der Abendsonne glitten golden durch seine hohen Fenster an den grünen Portieren vorüber) auf die Zeitungsnummer, die Tabelle der öffentlichen Vergnügungen, wo ein nächstes Concert eines seiner frühern Tongemälde „Tasso und Leonore", neu einstudirt, ankündigte. Er hatte die Sache selbst vorbereitet und eingeleitet und dennoch entfuhr ihm ein freudiges Ha!

Forbeck verstand diese Regung. Schon zehn Billets genommen! sagte er. Mama hat allein eine Faust für zwei. Schade, daß Ada fehlt! Der Jockeiclub kommt en masse. Der Erfolg wird colossal werden —!

Mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Niaiserie, wie wenn Jemand niesen wollte und nicht kann, ging der Fürst in sein Schlafzimmer, wo neben seinem Bette sein eisernes Archiv stand.

Mit lauter Stimme, so daß es der Fürst hören konnte, blieb Forbeck dabei, daß er morgen das Geld noch zur heutigen Frühnotirung bringen werde.

Was ließ sich thun? Der Mann, der sich in alle Geldoperationen geworfen hatte, der in einem eleganten Wagen durch die Straße jagte (sein Diener saß stramm neben ihm), der bei allen Börsenkönigen offnen Eingang hatte, empfing die verhängnißvollen Actien zugezählt, gab auch einen Empfangschein darüber, machte aus den Papieren ein leicht in sein unten harrendes Coupé zu tragendes Packet und versprach Bericht in einigen Tagen.

In einigen Tagen? Nein! Morgen! verbesserte hastig der Fürst.

Morgen! versicherte Forbeck und empfahl sich.

Der Fürst blieb mit eignen Empfindungen zurück. Gern hätte er sich darüber gegen Gustav Holl ausgesprochen. Aber für volle Intimität war das Verhältniß doch noch zu neu. Der Titel „Capitän" störte ihn. Er hätte lieber die Antecedentien des früheren Schlosserlehrlings verkörpert gesehen. Ueber die Marloff hatte er Forbeck verboten mit ihm zu sprechen. Die Entzückungen und Schmerzen, die diese Verbindung ihm verursachte, verstand der grobe Realist nicht. Er ging wieder an den Flügel. Das Lied: Ich habe ein Lieb' und hab' es doch nicht, das er eben componirte — konnte ihn allenfalls an seine Rabe-Actien erinnern.

Der Abend gehörte natürlich Edwinen, — trotz der vorgefallenen Erörterungen. Ein grausamer Hohn des

Zufalls hatte so viel wunderbare Reize auf eine natürliche Tochter des Grafen Wilhelm von Treuenfels gehäuft! Er hatte den Justizrath Luzius befragt. Wenn dieser sagte: Möglich! so war es gewiß. In welche Stellung gerieth er zu seiner Familie! Zur Treuenfels'schen, mit der er sich seit dem Begräbniß des Grafen Wilhelm versöhnt hatte! Er hatte eine Trauercantate componirt, durch welche die alte Gräfin zum Schluchzen gerührt worden war und die Hand zur Aussöhnung nicht nur dem Prinzen Ziska, sondern auch dem bärbeißigen alten Polterer, dem Senior des Hauses Rauden, einem österreichischen General-Feldzeugmeister, geboten hatte. Wie nahe jetzt der Verkehr, bewies ein eben von der Post kommender Brief der alten Fürstin an ihn.

Bei dem Vier-Uhr-Tisch sprach sich Prinz Ziska über den Ursprung seines Hauses mit Herablassung aus, erklärte Gustav Holl sein Wappen und war gerade, als der Brief aus Hochlinden ankam, bei dem Streit mit der Prinzessin Constanze, den er erzählte.

Lupus in fabula! sagte Holl.

Muß ja heißen: Lupa in fabula! corrigirte der Fürst, mit dem Finger drohend.

Um's Himmelswillen nicht, Durchlaucht! verbesserte der auffallend wohlunterrichtete neue Secretär, der seine

Studien gemacht hatte, Lupa hat eine sehr verdächtige Nebenbedeutung!

Diese kam zur Sprache. Aber der Fürst, eigensinnig, wie er sein konnte, wollte doch bei Lupa bleiben, bis Gustav Holl, wie mit vollkommner wissenschaftlicher Bildung ausgestattet, sagte: Lupus in fabula! ist ein Bild, ein geflügeltes Wort! Aus einem solchen darf man nie etwas Anderes machen, als was es ursprünglich ist! Da es keine Lupa in fabula, sondern nur einen lupus gegeben hat, so muß, selbst wenn von einer Dame die Rede ist und es kommt grade ein Brief von ihr oder sie selbst, gesagt werden: lupus in fabula! So giebt es auch keine Jesuitin in Schafskleidern, wie ich kürzlich die menschliche Eigenliebe verglichen gelesen habe; es muß unter allen Umständen heißen: Die menschliche Eigenliebe, dieser Jesuit in Schafskleidern!

Nun erstaunte der Fürst denn doch, bei einem Amerikaner, einem ehemaligen — Was waren Sie wirklich?

Schlosser — lautete die Antwort.

Und wo haben Sie all die Kenntnisse her?

Aus der Nothwendigkeit, mir Kenntnisse zu verschaffen, als ich sah, daß meine Verwundung mich zum Seedienst untauglich machte. Sogar die deutsche Sprache, die deutsche Handschrift habe ich mir erst neu wieder aneignen müssen.

Der Tiefbewegte wollte von Wolnys Hülfe sprechen. Seine Worte verklangen aber.

Schon las der Fürst die sanfte Sprache der Verwandten seines Hauses. Weichen Empfindungen war sein Gemüth nicht unzugänglich. Er hatte immer dieselben Diener zur Umgebung schon seit Jahren. Wie ein eigensinniges Kind sträubte er sich gegen jede neue Wärterin. Dieser Eigensinn wurde ihm von einer weichen nicht mehr lebenden Mutter als das Gemüth eines Heiligen angerechnet. Aber der rechte Ehrgeiz, der Schwung für männliche Bewährung fehlte ihm und im Grunde auch für die Musik, die er sich doch als Lebensberuf gewählt hatte. Alles trieb er Anfangs stürmisch, dann lässig. Consequenz und Geduld nahm er sogar für unerlaubten Uebereifer. Seine Hauptbeschäftigung galt seiner Person, seinen nervösen Zuständen, dem Fehler zwischen Milz und Leber, seiner Gesichtsfarbe, vorzugsweise dem Genius, der in ihm wohnte, und dem Geisterreiche der Unsterblichkeit, das möglicherweise doch mit ihm in Verbindung stände. Mystisches war ihm werthvoller, als Aufklärung. Ja, er hasste diese letztere, und pries Naturzustände glücklich. Seine Partei, die musikalische Zukunftspartei, die sich jedoch schon durch unerlaubte Gewaltstreiche eines Theils der Gegenwart bemächtigt hat, war über seine Indolenz außer sich.

ſo harmloſe Seelen, wie Celinde, hinter äußerer Ruhe und Zufriedenheit ſicher und unbemerkt verbergen kann.

Es war ſchwer, den Grafen durch einen gleichſam vorgehaltenen Stock ſo zum Fallen zu bringen, daß er nicht wieder aufſtehen konnte, ohne auch den am Boden liegenden Fehdehandſchuh zu einem Duell mit aufzuheben. Schlachtenmaler war ein Untergebener, ein Diener des Grafen. „Dieſer konnte ihn für eine öffentliche Beleidigung züchtigen laſſen, ob er es gleich der zwiſchen ihnen obwaltenden Geheimniſſe wegen niemals würde gewagt haben. Schlachtenmaler berechnete dies und baute darauf den Plan, ſeinen Gegner dennoch zu einer ſo ernſten und blutigen Genugthuung, wie er ſie wünſchte, zu zwingen. Der Graf, bei ſeiner großen Menſchenkenntniß und dem Gefühl ſeiner Schuld, ſah dem Benehmen ſeines jungen Freundes (denn in dieſem Verhältniſſe hatten ſie geſtanden) bald eine böswillige, verſteckte Abſicht an. Er mußte meiden, vor andern Leuten mit ihm zu reden, weil er ſich der rückſichtsloſeſten Antworten und ungeſcheut ausgeſprochener Beleidigungen gewärtigen konnte. Er wußte ſehr gut, daß hier mehr als ſeine adelige und herrſchaftliche Prärogative auf dem Spiele ſtand, und wich jeder nähern Berührung mit dem ihm wahnſinnig geworden ſcheinenden Gegner aus. Eines Tages jedoch erreichten die Unarten, die ſich Schlachtenmaler gegen den Grafen erlaubte, den höchſten Grad. Dieſer ſaß nämlich an dem zweiten grünen Tiſche des Spielſaales, wo zur Abwechſelung mit dem Roulette öfters mit den Gäſten auch Trente et quarante geſpielt wurde. Der Graf ſpielte die Karten aus, während die Umſtehenden ihre Einſätze auf den Glück oder Unglück bringenden Feldern bald hier-, bald dorthin rückten.

Statt muthig in den hohen Kreisen das Wort zu ergreifen für die endlose Melodie, wagte er sich selten damit hervor und überließ es überspannten, herrschsüchtigen Frauenzimmern, die Clavierpartner durchzuführen. Es ist eine seltsame Erscheinung dabei zu bemerken: Je höher die Menschen stehen, desto rücksichtsloser äußern sie sich! Man bildet sich gewöhnlich das Gegentheil ein. Man glaubt, daß z. B. an einem Hofe Alles wie unter Eiern und mit verbundenen Augen hergienge. Weit gefehlt! Die Prinzessinnen denken noch heute wie Elisabeth Charlotte, Prinzessin von Orleans, und drücken sich in ihrem nächsten Kreise auch noch fast ebenso aus.

Die Gräfin schrieb von unendlich glücklichen Stunden, die man jetzt in Hochlinden zubrächte. Und Forbeck hatte doch grade im Gegentheil dem Fürsten erst vor Kurzem erzählt, daß seine Mutter, die nun zurück war, berichtet hätte, dort gäbe es alle Tage Zank und Spectakel!

Hatte dieser Lärm nur im Gemüth der unfreundlichen Generalin stattgefunden? War Ada die Spielverderberin in den Zimmern der Mutter?

Die alte Gräfin wußte davon Nichts. Diese berichtete nur Idylle und Glück.

Dies engelliebe Mädchen, schrieb sie, diese Helene Althing, sie ist mir doch wie von Gott gesendet! Was

sie spricht und thut, Alles ist hoheitsvoll und edel! Man sieht die Kunstleranschauungen des Vaters im Kinde verkörpert! Auch Ada nimmt sich zusammen. Nur ist sie stiller geworden. Das wilde Kind der Stadt liebt jetzt, meine ich, zu sehr die Natur! Sie lebt nur in Wäldern und Schluchten! Einen Riesenstrauch von Farnkräutern mit in's Schloß zu bringen und den Mittagstisch damit zu schmücken, macht sie überglücklich. Udo ist wie immer lebhaft angeregt und gut, der Staatskanzler, ich glaube selbst Ada, wollen ihn wieder in die Carrière drängen, sein Franzose hat Heimweh; aber ich glaube, er bleibt bei seinem Entschluß, unabhängig zu stehen. Ich für mein Theil muß mich glücklich schätzen, daß sein Bedürfniß, die Fremde zu sehen, befriedigt scheint. Jetzt bot noch Italien eine letzte — Enttäuschung, wenn man anders auf Ada hört, die sich von Allem abgestoßen fand, überall deutschen Wald, deutsche Wiese vermißte. Seit mich Helene Althing beglückt, weiß ich erst, wie man in die nächsten Beziehungen anregende Gedanken legen kann. Schon bei ihres Bruders Federführung und jeweiliger Beantwortung der an den unterrichteten jungen Mann gerichteten Fragen im Frauenclub erstaunte ich über die Fülle von Gesichtspunkten, die bei ihm vom Gewohnlichen, Ueblichen, allgemein Angenommenen abwichen und, klar vorgetragen, immer überzeugen

konnten. Ich glaube nicht, daß ihn uns Herr Dieterici ersetzen wird, so sehr ich in manchen Punkten der Generalin beipflichte, die grade von diesem entzückt ist. Die gute Dame hat uns nun verlassen. Ich nahm von ihr Abschied mit dem Wunsche, daß es ihr in unserem ländlichen Leben gefallen haben möge. Nur Eines schmerzt mich recht, daß ich für mein religiöses Bedürfniß auch nicht einen einzigen Bundesgenossen in diesem neuen Kreise habe finden können. Selbst die Generalin schien ihr Christenthum zu Hause gelassen zu haben! Helene Althing gesteht ganz offen, sie hätte kein religiöses, bewußtes, kirchlich ausgeprägtes Leben! Daß das unter den Menschen jetzt so allgemein wird! Der Kirchengang ist ihnen eine wahre Qual, eine bloße Höflichkeit für den Pfarrer! Ich gebe zu, der hiesige ist nicht besonders anziehend. Graf Wilhelm bestätigte ihn, weil er eine kräftige Stimme hat und Wilhelm schwer zu hören anfing. Herr Merkus hat allerdings immer etwas, als wenn er aus einer anderen Welt käme, und das stört. Früher als mein seliger Wilhelm lebte, der leider nur freigeistig dachte — das Einzige, das uns zuweilen trennte — tröstete mich diese völlig andere Welt der Pastoren. Ich glaubte, Merkus führte mich in meine wahre Heimath zurück! Aber jetzt hat mich doch auch die Nähe so einziger Menschen, wie die Althing'sche

Familie, mein Neveu, Ada, ſo umgewandelt, daß ich die Wohlthaten der Erlöſung nicht mehr in der Religion der Merkus'ſchen Predigten finde. Der gute Mann giebt zu viel. Er will Chriſtum, den Herrn, überallhin verpflanzen! Darüber haben wir ſchon Kämpfe gehabt, beſonders, als die Generalin da war und ihren Muth zeigte, merkwürdige Impromptus zu machen. In der Stadt iſt ſie ſtreng rechtgläubig. Hier auf dem Lande fand ſie unſre kleine Dorfkirche, die doch ſo ſchön unter Linden verborgen liegt, mesquin! Die Fahrt in die Weilheimer Kirche war ihr zu weit. Sage ihr aber Nichts, lieber Ziska, ich fürchte den Stachel ihrer Zunge. Mein hieſiges Glück wird theilweiſe bald zu Ende ſein. Denn Helene drängt zurück zu ihrer Familie. Eine Freundin Helenens, Martha Ehlerdt, ein, wie ich höre, vielgeprüftes, einſichtsvolles Weſen, möchte ich mir gern aneignen. Sie wird Helenen abholen. Ich fürchte nur, daß Martha Ehlerdt in religiöſen Dingen noch ſchlimmer denkt und die Glaubensſätze unſrer Commerzienräthin Rabe, bei der ſie früher war, angenommen hat! Von dieſer Aermſten habe ich mit Betrübniß vernommen, daß ſie zuweilen dem Himmel förmlich mit der Fauſt gedroht hat!

Der Fürſt fand in dieſen Plaudereien wenig von dem, was er ſuchte. Von ihm, von der Muſik war nicht

die Rede! Niemand ſchien in Hochlinden von ſeinen ſymphoniſchen Dichtungen geſprochen zu haben, Niemand ſeine Lieder geſungen, Ada, die doch Muſik verſtand, ihn nicht zum Gegenſtand ihrer ausſchließlichen Beſchäftigung gemacht zu haben. Einige frühere Briefe hatte die Gräfin mit dem Wunſche geſchloſſen, daß es ihm endlich gelingen möchte, die einzige große Hoffnung ſeines Lebens erfüllt zu ſehen, die Erwerbung eines guten Operntextes. Und doch erſchrak er, als ſein Tiſchgenoſſe, der während des Leſens in Gedanken verloren, in die Kryſtalle, die ſilbernen Aufſätze geblickt hatte, begeiſtert ſagte: Durchlaucht, Componiſt oder Feldherr! Das iſt das Größte, was ich mir denken kann!

Ja, ja — gab Zieka kleinmüthig zu.

So ein rauſchendes Finale, die Trompeten, Poſaunen, Bäſſe, Trommeln loslaſſen — nur Napoleon auf ſeinem Hügel bei Leipzig zu Pferde läßt ſich damit vergleichen, das Fernglas vor'm Auge und die Adjutanten hin- und herſprengend —!

Ja, ja —! lächelte der Fürſt.

Seine Stimmungen ausſprechen, ohne ſie durch Worte zu verrathen, und die Seligkeit, die Sterne vom Himmel herunter zu reißen und wie Blumen zu küſſen, die Weltſeele aus uns heraus auszujauchzen — alles das kann der Componiſt —! Herrlich' herrlich, rief Holl.

Ja, ja —! stammelte verlegen der Fürst.

Oder Feldherr! lenkte Holl ebenso begeistert ein, worüber der Fürst seines à la suite wegen vollends in's Schweigen gerieth.

Die Sache war denn auch die, der Fürst hatte Angst vor dem heutigen Abend. Edwina konnte er nicht heirathen —! Anfangs hatte er dafür durchaus die Miene angenommen; aber wenn sie wirklich die natürliche Stieftochter dieser guten Matrone war, die sich freute, ihr altes Familienzerwürfniß durch die Beziehung zu ihm endlich wieder hergestellt zu sehen, so konnte er sie nicht so kränken wollen, daß er etwas Anstößiges, Anonymes, still an dies gepriesene Hochlinden sich Anschließendes an's Tageslicht zerrte und für die arme Gräfin in einen Fluch verwandelte! Auch fürchtete er den Senior der Raudens, den alten General in Oesterreich.

Mit einer „Geliebten" hätte er es gewagt. Es ist kostspieliger, als wäre sie meine Frau! hatte er sich gesagt. Doch dazu fehlte bei Edwina alle Neigung. Er hatte ihr heute in aller Frühe ein Armband, nur Gold, aber sehr schwer, brillantenreich auf der Schnalle des Riemens, der dargestellt wurde, geschickt. Auch zwei Rebhuhnpasteten, die sein Koch angefertigt hatte für das Souper nach dem Programm der Brenna. Aber das waren Rothschüsse. Er ahnte sein Ende. Eine ungarische

Baronin Ugarti, eine Person, die in Hoffmanns Märchen gepaßt haben würde, Alles an ihr war Kunst, Schminke, Stahlfeder, Guttapercha (sie log mit 60 Jahren eine Jugend von 30), schien Edwina ganz anders dirigiren zu wollen, als die Brenna.

Am Abend besuchte der Fürst erst mit Gustav Holl ein kleines Volkstheater, wo eine brocheluſterne Soubrette eines seiner Lieder mit einem jener wunderbaren Uebergänge, wie die Couplets eingeführt zu werden pflegen, in eine Cancanrolle einzuschmuggeln verstanden hatte. Aber außer ihm selbst war aus den Kreisen der Aristokratie auch nicht eine einzige Persönlichkeit erschienen! Mißmuthig und durch den bestellten Beifall keineswegs befriedigt, verdrießlich über die aus seinem Brochenvorrath entschwindende, zwanzig Thaler kostende Herrlichkeit, war er beim Vorfahren bei Edwinens Hause nicht wenig erstaunt, in den Zimmern Alles stockdunkel zu finden.

Keine Gesellschaft! flüsterte er Gustav Holl zu, der den Bescheid bekam, etwas zu warten und, wenn er nicht sofort wiederkäme, nach Hause zu fahren. Die Pferde durften nicht stehen bleiben, der Wagen nicht lange halten. In einigen Stunden holte den Fürsten sein Dienstpersonal wieder ab. Holl fing an, diese Stellung ernster zu bedenken.

Durchlaucht, die gnädige Frau sind ganz allein zu Hause. —

Das sprach Josefa Ziporovius und hielt die Thür in der Hand. Nicht einmal der Corridor war wie immer erleuchtet. Es war wie mit Absicht. Der bestürzte Fürst ahnte etwas wieder von einer „Scene". Die zugeschlossenen Fenster, die Todtenstille — er erschrak bis in die entferntesten Verästelungen seines Nervensystems und wäre am liebsten gleich wieder umgekehrt. Denn diese ihm zugeschleuderte „Mannesseele", dieser „Musikschwelger", dieser „Thatenfeigling" saßen ihm von neulich noch in allen Gliedern. Wer weiß, es erwartete ihn vielleicht heute ein noch heftigerer Sturm! Und er hatte nicht einmal den Muth, ganz offen heraus zu dem bezaubernden Mädchen zu sagen: Eine Vermählung, liebes Kind, ist für meine Stellung zum Leben unmöglich und macht Dich für eine greise Matrone gradezu zur Mörderin!

Inzwischen stand er schon vor Edwinen. Im Halbdunkel des Zimmers erschien sie ihm wie eine aus dem Rahmen getretene Gestalt Watteaus. Mit dem leichtgepuderten Haar, dem viereckigen Ausschnitt, den halblangen Aermeln des mit Spitzen besetzten hellrosaseidnen Kleides glaubte man ein Bild der Rococozeit vor sich zu sehen. Die goldne Spange fehlte an ihrem halbentblößten Arm. Schwarze Sammetbänder dienten als Ersatz und

ließen die blendende Weiße der Haut nur um so leuchtender erscheinen.

Was wollen Sie denn heute? fuhr sie ihn an. Haben Sie denn mein Billet nicht bekommen? Ich hatte Sie ja gebeten, uns nicht zu besuchen! Hier ist auch Ihr Armband! Ich trage es nicht!

Sehr schmerzlich für mich! Die Zeilen sind nicht an mich gelangt! Oder ich war indessen im Theater! Es liegt soweit hinaus! stammelte der Fürst.

Der Betroffene sah, wie sich die Reizende umwandte und im Spiegel besah, als musterte sie noch an ihrer Toilette für einen ganz andern Zweck. Die Pflanzen, die den Spiegel umstanden, ließen sie erscheinen, als wenn den Kelchen ein Blumengeist entstiege.

Wen erwarten sie denn? fuhr der Fürst, offenbar von Eifersucht geplagt, heraus. Jetzt sah er sein Etui auf der weißen Marmorplatte vor dem Spiegel liegen. Die magische Beleuchtung des Zimmers, die halbgelben, halbmattblauen, damastnen Möbelüberzüge waren nicht wie sonst mit weißen Hüllen belegt. Es war Alles gerichtet wie zum Empfang eines Herrschers. Ich wiederhole, wer ist es, in dessen Empfang ich Sie störe —?

Edwina nahm eine Nadel aus dem Munde, mit der sie sich nach ihrem Rücken zu noch Etwas befestigen

wollte. Was geht das Ew. Durchlaucht an? sagte sie kurzweg. Was haben Sie darnach zu fragen?

Ich habe denn doch Rechte der Freundschaft auf Sie! Rücksichten der Artigkeit! wallte der Fürst auf.

Die Sie zur unrechten Stunde geltend machen! Zanken Sie nur zu, fuhr sie fort, indem sie sich mit Auswahl eines Fächers aus einem Toilettenkästchen beschäftigte: ich habe es ganz gern, wenn Sie einmal Schneide zeigen! Haha!

Edwina! rief der Fürst seufzend, schmachtend und verzweifelnd.

Diese aber, solche Vertraulichkeit, die sie schon zu oft geduldet hatte, — die Ugarti hatte ihr das gesagt — das bloße Nennen Edwina! sich verbittend, rief ein strafendes und sofort verstandenes Durchlaucht!

Dennoch hatte sie sich auf den Divan gelegt. Die Spitze des kleinen Fußes im zierlichen Hackenschuh blickte unter der Schleppe hervor. Ihre Blicke waren eine Aufforderung, ihre Anmuth zu bewundern. Der Fürst setzte sich ihr zu Füßen. Der Stern, den er regelmäßig auf einem seiner mehreren Fracks, mit denen er in die Salons der Brennicke trat, blinken hatte, hob sich ihm fast an den Hals empor, so zaghaft und ungeregelt waren seine Bewegungen.

Wer fordert Sie denn auf, sich zu setzen? sagte übermüthig boshaft Edwina und suchte hinter ihrem

Hätte der Graf gesehen, daß sich Schlachtenmaler leise unter die Spielenden mischte und spielte, er würde aufgestanden sein. So aber fuhr dieser plötzlich mit den Worten auf den Grafen los: „Herr, Sie sind ein Betrüger; Ihre Karten sind falsch!“ Die Mitspielenden fuhren zurück, der Graf sprang leichenblaß auf, während Schlachtenmaler die Karten ergriff, und sie in's Zimmer warf, so daß sie in alle Ecken flogen und nicht mehr verglichen werden konnten. Waren sie wirklich falsch, so blieb diese Beschämung dem Grafen jetzt erspart; aber der nächste Zweck Schlachtenmalers war erreicht. Er hatte dem Grafen die Nothwendigkeit in die Hand gegeben, irgend etwas für seine Ehre thun zu müssen und ging aus dem Saale. Der Beleidigte blickte ihm mit zorndurchglühtem Antlitz nach und sagte, um nur die Stille zu unterbrechen: „Er ist verrückt!“ Indessen konnte damit dem Erstaunen der zugegen gewesenen Gäste nicht Genüge gethan werden. Der Graf, der sich bald entfernte, fühlte, daß es einer entschiedeneren Rechtfertigung bedurfte und konnte doch auch wieder nicht geneigt sein, sich, wenn auch mit einem Bürgerlichen, doch mit seinem eigenen Diener zu schlagen. Ihn einer entehrenden Strafe zu unterwerfen und dann der Dienste zu entlassen, war noch unräthlicher, da er damit seinen Ruf in die Hand eines Mannes würde gegeben haben, der sich gerade an diesem rächen wollte und nichts verschwieg. Unentschlossen sein Zimmer mit großen Schritten durchmessend, empfing er ein Billet. Er erbrach und las:

„Die Stunde ist da, wo wir mit einander abrechnen müssen. Bei der Theilung unseres gemeinsamen Verdienstes bin ich zu kurz gekommen, so daß ich mich durch etwas Anderes schadlos halten muß. Das Vergnügen, Sie einen fal-

Fächer jetzt selbst mit Anstrengung ihr Lachen zu verbergen. So habe ich die Rolle eines Eroberers noch niemals spielen sehen!

Sie lachte nun aus vollem Halse und schüttete sich vor Vergnügen, endlich dem Eindruck nachgeben zu können, den ihr das aus Verlegenheit und Eifersucht gemischte Benehmen des Fürsten verursachte.

Sie kam dann zuletzt wie ein muntiges Kind mit dem Geständniß heraus, sie hätte gar nicht an ihn geschrieben, sie hätte ihn auch sehr wohl erwartet und das Armband — vernünftigerweise würde sie es behalten. Große Gesellschaft hätte sie heute allerdings nicht erwartet. Sie wollte eine stille Stunde mit ihm allein haben, aber sie verbände damit bestimmte Absichten.

O, reden Sie! Diese Vertraulichkeit macht mich glücklich! rief der Fürst im Laufe dieser Rede bei der ersten Hälfte derselben. Aber er zitterte bei der zweiten. Er ahnte, daß sich das Blatt bald wenden würde.

Ich muß meine Verhältnisse neu gestalten, liebe Durchlaucht! begann Edwina, nachdem sie endlich Ruhe gefunden, den Fächer ergriffen und sich aufgerichtet hatte. Alles bildet und belebt sich neu! Ich will nicht zurückbleiben!

Vieles Neue, meine Gnädige, ist schon sehr im Rückzuge begriffen! erwiderte der Fürst, an seine Papiere denkend. Man hat enorme Verluste an der Börse!

Sie haben ja einen neuen Secretär gewonnen — der wird Sie schon vor zu vielen Unfällen bewahren! schaltete Edwina rasch ein. Uebrigens ein schöner stattlicher Mann!

Er kennt die hiesigen Verhältnisse noch zu wenig. Ich fürchte auch, es fehlt ihm der ideale Standpunkt —! Er schwärmt für Schlachten und Kanonendonner —!

Ihren idealen Standpunkt, Durchlaucht, liebe ich ganz und gar nicht! entgegnete Edwina. Kein Ideal, wenn nicht unter ihm eine thatsächliche Stellage steht! Und das eine ordentliche! Keine so wacklige wie die Treppen bei den sogenannten Signalen in der Schweiz, wenn man die Alpen sehen will! Und, setzte sie sofort ihrem Zwecke näherrückend hinzu, im Wesentlichen beurtheilen die Leute doch auch den Charakter Ew. Durchlaucht ganz richtig — Sie sind viel reeller als Sie glauben.

Geht es wieder auf meine Zergliederung aus? rief der Fürst — ungeduldig mit dem Stuhle rutschend. Edwina hatte ihm noch nie, selbst um das kleinste Lied geschmeichelt.

Ja und heute erst recht! antwortete sie. Ich möchte irgend eine große Entscheidung für mein Leben treffen! Plump und grade herausgesagt, ich bin gesonnen, mich zu verheirathen!

Der Fürst nahm die Erklärung für einen Schreckschuß, war aber doch so wenig entschlossen, Edwina, wenn auch unter dem Titel einer Baronin, zu seiner Fürstin zu machen, daß ihm vielleicht in der verheiratheten und natürlich in der Koketterie sich vollkommen gleich bleibenden Edwina neue Perspectiven des Verständens seiner Zeit aufgingen.

Ich bin überrascht — sagte er vorläufig kühl.

Anfangs schwieg Edwina, stützte den Kopf mit lauernd seitwärts gerichteten Augen auf die Lehne des Sophas, dann sprang sie auf und rief: Wie? Das empört Sie nicht? Nun habe ich es satt mit Ihnen! Ihre Indolenz ist unerträglich!

Aber Sie wissen ja, Angebetete, stotterte der Fürst, der nun das Ungewitter und die Analyse seines Charakters sah, was mich verhindert, mich zum Beneidenswerthesten der Sterblichen zu machen! Denn nach Allem, was die Welt doch versichert, sind Sie — erlauben Sie — erstens (er dämpfte die Stimme) die natürliche Tochter des Grafen Wilhelm von Treuenfels —!

Wer sagt das? rief sie. Ich bin die Tochter des Geometers Marloff —! Die Ausflüchte sind unerträglich!

Aber Sie werden doch gestehen — versuchte der Verzweifelnde, der das ihm schreckliche Wort von seiner

„Feigheit“ auf Edwinens Lippen brennen sah; die Wahrheit wird sich feststellen —

Meine Großmutter, fuhr sie zornig fort, ist eine alte Waschfrau! Ich mache keine andern Prätensionen, als auf mein Ich, mein Herr!

Sie stellte sich in ihrem ganzen Liebreiz, schlank und zum Umarmen hinreißend, vor ihn hin.

Sie sind Schillers Mädchen aus der Fremde! rief der Fürst. Umwoben vom Zauber der Märchen! Umsponnen wie von Künstlerhand mit den Blumenranken mythischer Arabesken! Aber wirklich, liebe Freundin! Unsrer Familie gehört die verwittwete Gräfin an. Wir waren lange gespannt. Jetzt wendet mir die gute Frau ihre Theilnahme zu. Sollten da der Matrone Thatsachen bekannt, sanctionirt werden, die ihr das Herz brechen würden? Würde sie nicht geradezu eine feindliche Demonstration darin erblicken? Ich, ich, ein Verwandter, und das einige Häuser weit von ihrem Palais, soll ihrem Gatten sozusagen ein anderes Denkmal setzen, als das ihm Professor Althing gemacht hat — ? Durch Ihre Persönlichkeit würde sich — herrlich, einzig — die ganze Stadt bei mir versammeln, der Hof — hier stockte die fast wörtliche Wiederholung von Motiven, die er sich schon oft — schriftlich aufgesetzt hatte.

Edwina blickte sehr düster. Bei der Erinnerung an die Matrone hielt sie die Hand vor die Augen und schien eine Thräne verbergen zu wollen. Was ich begraben mußte, sprach sie dumpf und düster, das kann mir kein Mensch wiedergeben!

Der Fürst ehrte ihr Schweigen. Er hatte von dem eigenthümlichen Verkehr zwischen Vater und Tochter gehört. In frivolen Kreisen sagten Menschen wie Forbeck: Pah, sie wird sich dem alten Graubart auf den Schooß gesetzt, ihm die Backen gestreichelt, für jeden Bonbon einen Kuß gegeben haben! Was thut dergleichen, wenn's gern geschieht!

Auch das Andere erschütterte Edwina, daß sie schon bei dem letzten gescheiterten Versuch, ein weibliches Wesen, Martha Ehlerdt, zu gewinnen, in sich hatte einen Unkenton erklingen hören: Hinunter! Hinunter! Das hörte sie nun schon wieder. Das Leben und die Menschen haben sich wider dich verschworen! raunte ihr eine Stimme zu wie von einer Eule, die sie nicht sah.

Nach einer Weile, wo der Fürst nahe daran war, seine Knie zu beugen, sagte sie: Ich werde die Gräfin nicht betrüben! Ich bin kein schlechter Charakter! Mein Pflegevater beschwor es einst, daß ich sein Kind bin! Ich will ihn auch nicht meineidig machen! Es sagt mir aber eine Stimme: Warum soll ewig die Schwäche gehätschelt,

die Lüge großgezogen werden? Ist man doch sonst im Leben so rücksichtslos! Ich traue mir sogar das Talent zu, weit, weit mehr als die jetzige junge Gräfin Trenenfels, Ada von Forbeck, die Liebe und das Vertrauen der alten Gräfin zu gewinnen! Ich habe für die Schmeichelei Töne, die ich bei unseren Damen noch nie vernommen habe! Sie sind alle — doch genug, ich — entsage!

Sie wandte sich stolz.

Ihre Mutter war ohne Zweifel bezaubernd wie die Tochter! rief der Fürst und wollte Edwina umschlingen und wie wohl schon zuweilen ihr einen jener Küsse rauben, von denen er „Wochen lang zehren zu können" behauptete und von denen sie sagte, daß sie ihr „moralisch Nichts kosteten".

Aber heute drückte sie ihn zurück. Lassen Sie das! Ich stehe am Vorabend einer großen Entschließung, vielleicht — meines Untergangs!

Dem Fürsten war in den Cirkeln der Dame Brenna nicht entgangen, daß es der berühmte Tageswortführer Raimund Ehlerdt war, der Dirigent jener Maschinenbedarf Fabrik, die ihm so bedeutende Verluste an Geld (fünfzigmal Differenz von 101 und 71 — 1500 Thalern) gebracht hatten, der ihm jetzt auch Einbuße in der Gunst bei Edwina zuzog. „Nehmet Alles nur in Allem, es ist ein Mann!" hatte Edwina höchst bezüglich schon einmal

gesagt, als Raimund mit markigem, die Bierheiserkeit mächtig niederkämpfenden Tone mit der Brenna jenen berühmten Abschiedsdialog in der Frithjofssaga gesprochen hatte. Auch jetzt bekam der Fürst Ehlerdts Namen als den eines glücklichen Arrangeurs von Landpartieen, kurz eines Menschen ersten Ranges zu hören. Und zu Neckereien darüber war Edwina nicht aufgelegt. Die Worte fielen blank und bestimmt. Sie erklärte sich für die Verlobte des Directors Ehlerdt, der seine Carriere machen würde! Im Ministerium des Handels und der Industrie führt er das erste Wort! sagte sie, setzte jedoch hinzu: Ich lasse Ihnen die Vorhand, Fürst! Und sogar acht Tage Bedenkzeit.

Der Fürst stand wie angedonnert. Er sah sich ehelich verbunden mit diesem Göttermädchen und wirklich glücklich und — dann wieder auf ewig von ihr getrennt und unglücklich.

Darüber zog Edwina den Glockenstrang. Frau Regierungsräthin erschien, mit ihr das dienende Personal. Wie durch Zauberhand waren die Gasflammen entzündet. Alles sah festlich wie sonst aus. Donna Brenna war vor Neugier: Was ist beschlossen? ein einziges Fragezeichen. Raimund war bereits anwesend und wartete irgendwo versteckt. Frau Brenna konnte kaum seine rasende Eifersucht beschwichtigen. Endlich entfernte sich

der Fürſt mit dem Gefühl, nie wiederkommen zu dürfen. Das Herz wollte ihm zerſpringen. Schon ſah er Gäſte kommen, die ſeine Rebhuhnpaſteten verzehren ſollten!

Auch die Brenna ging etwas wie mit gläſernen eingeſetzten Augen um. Ihr ſollte gekündigt werden, das hatte ſie von der Joſefa gehört. Und auf der Treppe begegnete dem Fürſten dieſelbe Geſtalt, die hier in Frage kam und die er ſchon oft geſehn, wenn er die Bühnen hinter den Couliſſen beſuchte. In rauſchenden Gewändern, in Gold und Edelſteinen gehen da bei kleinen Bühnen die geſchminkten „Anſtandsdamen“ in ihre Garderoben. Mit einem Schauder, zuletzt noch über dieſe ihnen ſo ähnelnde Ugarti, ſtieg er in ſeinen Wagen. Selbſt die Nachricht, die ihn zu Hauſe begrüßte, Baron von Forbeck hätte wirklich ſchon vor einer Stunde das Geld gebracht und es „Herrn von Holl“ übergeben, heiterte ihn nicht auf. Freilich hatte Forbeck in einem angeſchloſſenen Zettel vermerkt, die Kaſſe hätte leider nur den Cours von 65 anerkannt. Statt 1500 Thaler 1800 Thaler Verluſt! Aber — Edwina!

## Siebentes Kapitel.

Warum iſt denn hier kein Licht? donnerte eine Stimme, die man ſonſt nur gewohnt war, in gemeſſenem, mehr bittendem Tone zu ſeinen Dienſtleuten ſprechen zu hören.

Bediente in Livreen rannten hin und her. Lohnbediente in ſchwarzen, etwas in's Röthliche ſchimmernden Röcken ſprangen hinzu. Die Einen mit einem raſch ergriffenen Wachslicht in gewöhnlicher Blechbüchſe, Andre vorläufig mit Schwefelhölzern. Nur ein Diener ſtand mit einem dreiſterzigen Flambeau an der Hausthür und war mit artigſten, ſchmunzelnden Complimenten und dem Einſammeln der Trinkgelder beſchäftigt. Die rings ſich zeigenden Gasarme waren bald angezündet. Man befand ſich theils im Hausflur, theils im Corridor des im Parterre liegenden Luzius'ſchen Geſchäftslocals.

Die Stille und Ordnung in dem vom Juſtizrath aufgeſchloſſenen Parterrezimmer ſtand in ſeltſamem Contraſt zu dem Lärm und der Unordnung, durch welche

der Gastgeber eben in Begleitung des Fabrikanten Schindler passirt war. Ein sogenanntes Herrendiner gehörte manchmal zu den Verpflichtungen, denen sich die Damen Luzins nicht entziehen konnten. Sie thaten es ungern. Es dauerte in der Regel von 4 bis 8. Jüngere Herren wurden selten dazu gezogen. Nur Familienväter, wenn auch mit Orden überladen, graubärtige Colibatäre, auf deren Ehelosigkeit das alte Rom mit Recht eine nachdrückliche Steuer gelegt haben würde, Feinschmecker oder auch in Tafelfreuden Unverwöhnte wurden deren heute, „ihrer fünfzig Stück", wie die Töchter des Hauses sich ausdrückten, „abgefüttert". Die Mutter präsidirte bis zum Braten; am anderen Ende des von Krystall und Silber strahlenden Riesentisches waren die Töchter zweien Herren zugetheilt gewesen. Später ließen die Damen die Herren allein und schlüpften leise davon. Heute hielt schon der Wagen für die Oper dreiviertel auf Sieben. Eine cerisefarbene Toilette hielt die Mutter noch immer nicht für zu jugendlich für ihren Kalender. Nur wurden leider ihre Reize durch übermäßige Magerkeit und eine Nase von nicht gut qualificirbarer Röthe beeinträchtigt. Der weiße Puder mußte entschiedenes Weinroth abdämpfen und in Harmonie mit dem übrigen weniger blauen Roth des Antlitzes bringen. Wie neckisch da ein weißes Spitzenfichu um die hervorstehenden

ſchen Spieler genannt zu haben, iſt für meine Befriedigung noch lange nicht hinreichend: denn ich war mitleidig genug, die Karten in den Wind zu ſtreuen, um jeder Unterſuchung vorzubeugen. Mein eigentlicher Antheil an dem guten Erfolg unſerer gemeinſchaftlichen metallurgiſchen und balneologiſchen Bemühungen ſoll erſt kommen; ich denke, Sie werden, da Sie ſich's zur Ehre rechneten, mit mir anzuknüpfen, ſich auch mit Ehren wieder von mir abneſteln. Vor Gott und der Amalienquelle ſind wir Beide gleich. Ich denke, Sie werden mich auf den Entſchluß, den Sie faſſen müſſen, nicht allzulange warten laſſen!

Oscar Blaſedow,
genannt Schlachtenmaler."

Der Graf, ritterlichen Wallungen nicht unzugänglich, zerknitterte das Papier und war jetzt um ſo mehr zum Aeußerſten entſchloſſen, als es leicht das Letzte ſein konnte, für den Gegner nämlich. Und für ihn ſelbſt? Was feſſelte ihn noch an dies Daſein, das ſich für ihn längſt in ein raſtloſes Elend verwandelt hatte? Der Einſatz, den er mit ſeinem eignen Leben machte, ſchien ihm klein gegen den Gewinn, der für ihn auf dem blutigen Spiele ſtand, den Tod des Mitſchuldigen. Mit jener kaltblütigen Entſagung, die nicht das Erbtheil niederer und gemeiner Seelen iſt, griff er in eine herausgezogene Schublade ſeines Schreibtiſches. Neben unzähligen papiernen, an ſeine Gläubiger verſchwendeten Gründen, von denen er Abſchriften behalten, lag hier auch in friedlicher Form die ultima ratio rerum. Er nahm zwei Piſtolen aus dem Kaſten und band die zu ihnen gehörige Munition in zwei lederne Beutelchen, legte Alles auf den Tiſch und bedeckte es mit ſeidenen Schnupftüchern. Dann

Schultern gebreitet war! Eine Coiffure von wilden Rosen lag in den zum Thurm aufgebauten falschen Flechten. Ein vertraulicher Wink an die Töchter bezeichnete den Moment, wo alle drei mit ihren langen Schleppen davonhuschten. Aber noch im Vorzimmer musterten sie ihre Toiletten. Die Kleider der jungen Damen waren hellblau von gediegenstem Seidenstoff. Alles an ihnen war überreich bis zum Ueberladenen. In den Haaren saßen goldene Spangen. An den Armen blitzten nicht minder welche. Die Bewegungen aber und die Art zu sprechen zogen für ein gebildetes Auge und Ohr Alles (und wie absichtlich) in's Platte und Gewöhnliche.

Das Wort, das der Justizrath beim Bewillkommnen der Gäste seinem alten Freunde Schindler, einer hagern, graubärtigen, jovialen, links und rechts die Hand schüttelnden Persönlichkeit, in einer Fensternische, wo er denselben hinter die Gardinen zog, zuraunte: Nach Tisch, lieber Freund, wenn Alles fort ist, habe ich mit Dir ein paar Worte unten in meiner Arbeitsstube zu sprechen! hätte fast für heute dem frohlichen Tischbeleber, dem Anekdotenerzähler, der sich weder vor Excellenzen, noch vor Durchlauchten Zwang anlegte, die gute Laune benommen. Denn sein alter, nur von seinen Geschäften und einem beginnenden Asthma geplagter Luzius hatte

ihn ſeit Jahren nicht mit dieſer Miene des Schreckens angeſehen. Er beobachtete ihn durch die künſtlichen Tafelaufſätze von Blumen und die natürlichen von Obſtpyramiden hindurch und fand ihn, den Wirth, der einen engliſchen Rechtsgelehrten zur Linken und eine hohe Juſtizperſon zur Rechten hatte, heute auffallend ſtill und ſelbſt durch die Toaſte nicht belebt, von denen Luzius den auf ihn ſelbſt und ſeine Familie ausgebrachten nur kurz und offenbar zerſtreut beantwortete.

Als das lucullſche Mahl beendigt war, von den angeheiterten Herren Jeder ſeinen Ueberzieher, die Würdenträger ihre Haltung wiedergewonnen hatten, der unumgängliche Trinkgeldobolus an den Hauptdiener der Herrſchaft, der zugleich Kaſſenbote und Vertrauensmann in Allem war — das Stiefelputzen beſorgten Hulfegeiſter, die heute ſämmtlich in Livrée und weißen Handſchuhen ſtaken — war die Wanderung der beiden Freunde in die Arbeitsregion gefolgt und ſeltſam genug war der Contraſt der glänzenden, lichtumſtrahlten lachenden Geſellſchaft, die oben die herrlichſten Leiſtungen der Küche mit den Freuden einer angeregten Geſelligkeit genoſſen hatte, und eine Bewegung des Juſtizraths nach einem Schranke zu, den er mit den Worten öffnete: Das wird mein Ende ſein! Er zeigte auf einen Revolver.

Entsetzt fuhr Schindler zurück. Die Frage: Was ist geschehen? blieb ihm unvollendet auf der erstarrten Zunge.

Noch fehlen Kugeln und Blei! sagte Luzius mit bitterm Lächeln. Meine Stimme zittert, darnach in einem Laden zu fragen! So werde ich vielleicht dort einem Thürpfosten —

Aber um Gotteswillen, Mensch! So rede doch —

Und dabei wandte sich der theilnehmende treue Freund der Thür zu, die eine schwere Doppelthüre war, mit mächtigen Eisennägeln beschlagen, wie man sie in alten Comptoiren findet. Hören konnte hier Niemand etwas. Die Nebenzimmer waren abgeschlossen. Die Beleuchtung gab eine nach verschiedener Richtung hin drehbare Gasflamme über einem runden Tisch und eine von einem grünen Schirm gedämpfte Flamme am mächtigen Schreibtisch. Drei riesige Arnheims bedeckten fast eine ganze Wand.

Unwillkürlich hatte Schindler seine Augen auf die treuen Behalter der anvertrauten vielen Documente und Werthpapiere geworfen, worauf Luzius, die goldene Brille abnehmend und diese mit dem Taschentuch von den Spuren seiner feuchten Augen reinigend sagte: O, da ist Alles in Ordnung! Du weißt ja, daß ich die Schuld meines Lebens durch den Cultus der Ehrlichkeit habe büßen wollen! Nein, was mich zur Verzweiflung bringt,

was die ganze künstliche Haltung, die ich mir seit 25 Jahren gegeben habe, wie mit einem Windhauch umbläst, ist die eine Thatsache: Gustav Holl ist zurück!

Schindler mußte sich erst auf den Namen besinnen.

Ich nahm Anstand, Dich, der Du damals so edel an mir gehandelst hattest —

Ja, ja, ja und strafbar genug vor Gericht! fiel Schindler ein. Aber jetzt — was könnte denn daraus noch für uns entstehen?

Der Justizrath unterbrach die Neigung des frohgemuthen, reichen, keine Gefahren scheuenden Fabrikbesitzers, Alles von einer heitern Seite zu nehmen. Nein! sagte er. Scherzen wir uns die Schwierigkeiten nicht hinweg! Ehre und Leben stehen auf dem Spiele! Fürst Randen war gestern bei mir. Anfangs jammerte er mir etwas vor über Privatverhältnisse —

Ein Andrer, der minder discret gewesen wäre, als Luzius, hätte gesagt: Ob sich nicht eine Verbindung mit Edwina Marloff in Form einer bezahlten Liaison ermöglichen ließe?

Luzius, der auf der andern Seite Vertrauensmann auch Edwinens war, würde nicht seinem eignen Solone, wäre dieser Kaufmann gewesen und die putzliebende, auf Effect angewiesene Dame hätte in seinem Bazar enorme Ankäufe gegen spätere Zahlung gemacht, verrathen

haben, daß sie nur noch einige tausend Thaler im Vermögen besaß.

Der Tieferschütterte fuhr fort: Dann kam der Fürst auf Gustav Holl, den ich ihm als Secretär empfohlen habe —

Ja aber, wie kommst Du überhaupt zu dieser Bekanntschaft! sagte Schindler, dem der Champagnergeist noch im Kopfe wirbelte. Wenn ich es noch wäre, der sie erneuerte! Ach, der Schuldige! Laß doch diesen Trübsinn! Die Sache ist doch wahrhaftig in jeder Beziehung verjährt! Alle zu berufenden Zeugen sind aus dem Leben geschieden!

Luzius schüttelte den Kopf. Beide Freunde setzten sich auf das mit schwarzem Leder überzogene Canapé. Jeder in eine Ecke; Einer mit Spannung an des Andern Lippen und Augen haftend.

Der junge Ottomar Althing, der jetzt auf dem Gericht arbeitet, begann Luzius, kam mir neulich und fragte, ob ich bei meiner Verbindung mit Standesherren, Gutsbesitzern und Rentiers nicht Jemanden wüßte, der einen Deutsch-Amerikaner, der im Secessionskriege einen steifen Fuß durch einen Schuß bekommen hat und sein eigentliches Fach, Marine, nicht mehr betreiben könne, als einen Reisebegleiter oder Secretär brauche. Später würde sich für den ihm von Wolmy, der von

Boston aus geschrieben hätte, Empfohlenen wohl noch ein Platz finden, wo der tüchtige Mann seine Bildung, die er sich ganz selbst angeeignet hätte, noch mehr verwerthen könnte. Er sei ein ausgezeichneter Seeoffizier gewesen, bezoge auch eine Pension für seine Verwundung, und kaum hörte ich auf den Namen hin, als ich ihn schon zu Aithings Freude für den Fürsten Rauden bestimmt hatte, dem sein Herr Schmidt ja durchgegangen ist —

Heißt, unterbrach Schindler die immer noch mit zitternder Stimme gemachte Mittheilung des Freundes, Schmidt hat eine gute Stelle bei einer Bank vorgezogen. Und der Name —

Fiel mir erst auf und erschütterte mich, als ich Gustav Voll in mein Notizbuch schrieb. Von wo? fragte ich mit höchster Erregung. Von hier! Die Jungen hier haben so ihre Poesie im Träumen von Hänge- und Fockmastklettern! sagte der junge Aithing und erzählte weiter: Er ist seinen Eltern durchgebrannt! Hat nie wieder von ihnen etwas gehört! Wolny hat ihm in Boston, wohin er sich seiner Ausbildung wegen zurückgezogen, während seines ganzen dortigen Aufenthalts täglich vier Stunden Unterricht im Latein und Deutschen gegeben. Wolny schreibt, fuhr Aithing fort, daß der Capitän, denn das sei sein amerikanischer Rang, Wunderdinge erlebt hätte. Nun gut, Fürst Rauden hat ebenfalls von

ihm Alles erzählt bekommen. Natürlich beginnt er mit Deiner Expedition auf die „glückliche Mary“. —

Die bei St. Thomas untergegangen ist — der Capitän mit ihr — eine Austernkellerbekanntschaft, die ich gerade gemacht hatte — schaltete der nun immer ernster aufhorchende Freund ein.

Holl und einige Matrosen wurden gerettet. Der Fürst sagt, Holl sei von Nichts so durchdrungen, als seinen Freund und Wohlthäter aufzusuchen, der ihm damals rasch 100 Thaler, den Plaid und den Brief gegeben. Er müsse aber erst den Namen erforschen. Den hätte er nie gewußt — oder vergessen!

In dem Hause, von wo ich den Jungen fast jeden Morgen begleitete, wenn er, manchmal vor Frost wimmernd und über die harte Behandlung seiner rohen Eltern und seines Meisters klagend in die Werkstatt ging, wohnten wohl an zwanzig junge Chambregarnisten! Da kann er lange suchen! Sieh, sieh, unterbrach sich Schindler, wie von etwas ihm ganz Fremdgewordenem redend. Sein drittes Wort war, fuhr er fort, so oft wir zusammen gingen: Ich will zur See! Will lieber Matrose werden!

Das Bankhaus — begann wieder Lurins.

Ist eingegangen! Alles ist todt! Den alten Kassirer rührte der Schlag.

Luzius hielt die Hand vor die Augen. Er mußte die Brille wieder aufsetzen, weil ihn die Flamme blendete. Er nannte sich den Mörder des Alten.

Ah bah! unterbrach ihn Schindler mit voller Zuversicht. Wir Menschen sind uns alle gegeneinander Mörder! Wir wissen's nur nicht! Frauen ärgern ihre Männer zu Tode, Männer ihre Frauen — Halt! unterbrach sich Schindler. Holl wird noch unverheirathet sein. Er soll Deine Sascha heirathen! Das macht die Sache in der Familie ab!

Luzius lächelte schmerzlich.

Und der junge Althing nimmt die Zerline! Auf die Mitgift hin offerire ich Dir ein ordentliches Pathengeschenk. Jede kriegt eine Villa! Wir haben jetzt deren im Ueberfluß!

Du willst den Ocean zudecken! sagte Luzius seufzend. Der junge Althing that Unrecht, mich zu verlassen. Ich brauchte ihn so nothwendig! Und meine Frau hatte sich auch wohl Grillen über ihn in den Kopf gesetzt. Aber —

Wieder hätte Luzius sagen können: Aber dem Bildhauersohne sind seine Beziehungen zum Grafen Treuenfels zu Kopf gestiegen! Dessen Frau soll ihn ja lieber haben, als ihren eigenen Mann! Und dieser wieder —

Aber das that ihm Alles Nichts.

Die Thatsache, die Lucius in ganzer Nacktheit dargelegt hatte, blieb unverändert. Was hilft alle Selbsttäuschung, sagte er. Der jetzt etwa Sechsunddreißigjährige wird noch Verwandte haben! Er wird sie aufsuchen; sie werden ihn mit Abscheu empfangen! Mindestens ihm berichten, daß ihn Steckbriefe verfolgten! Er wird sich Deine Handlungsweise plötzlich ganz anders zu deuten anfangen! Er wird Dich aufsuchen, Dich eines raffinirten Attentates auf die Ehre seiner Person beschuldigen, ja die Gerichte, wenn sie davon Kenntniß nehmen, werden zwar die verjährte Sache selbst nicht wieder aufrühren wollen, aber es könnte doch zu öffentlichen Rückblicken auf die Vergangenheit kommen, wo ich selbst mit meiner damaligen frechen Rede, als der alte Kassirer vom Schlage getroffen lag, mit einer Kunst der Verstellung, die ich entwickelte —

Und die ich unterstützte! Ich half! Ich half! fiel Schindler trocken ein.

Du konntest schon Comödie spielen! Du standest rein da — unbetheiligt! Mein edelster Retter vor Verzweiflung und Schande —!

Der böse Schlosserbube! brummte Schindler vor sich hin. Ich brachte die Sache, die ja nur bei Dir so plötzlich durch die Phantasie, durch den nicht geschlossenen Schrank, entstanden war und die Du

sofort so mächtig bereutest, so hübsch auf den Schlingel! Er hatte an den Bandeisen eine Ewigkeit gebändelt, der neugierige, seelüsterne Junge, und Jeder glaubte, daß er einen Moment, wo der Alte den Rücken gekehrt, benutzt hatte, den Schlüssel zu drehen und einen kühnen Griff zu thun, denn — warum entfloh er? Die Steckbriefe kamen, als der Junge schon im Sunde schwamm und nun wahrscheinlich Prügel mit einem Tau Ende bekam! Ach was, unterbrach sich die joviale Natur, man muß 'mal dem lieben Gott das Weltregieren abnehmen. Die Sonne der Nacht, die wir ja jeden Montag feiern, sehen wir hienieden nicht! Wir zwei sind einander treue Freunde gewesen und so soll's auch ferner mit uns bleiben!

Mit ernster Stimme sprach Luzius die gewichtigen Worte: Was hilft vor dieser Welt, wie sie ist, vor den Menschen, mit denen wir leben, all unsere innere Gerechtigkeit, unsere Läuterung, wenn wir Einmal strauchelten! Daß ich den Fehltritt der Jugend durch ein nur der Arbeit für Andere, nur dem Fleiß, der Gewissenhaftigkeit, der Entsagung geweihtes Leben sühnen wollte, daß ich dies Leben durchführte mit gelassener Geduld selbst meinem Hauswesen, wie es ist, gegenüber — nur Du allein weißt es ganz zu würdigen!

ſchickte er zu einem ſeiner im Bade gerade anweſenden adeligen Freunde, einem guten Spieler und Schützen, eröffnete ihm ſein Vorhaben, duldete keinen Widerſpruch und leitete den Verfolg ſeiner Abſichten ſo ſchnell ein, daß noch an demſelben Tage in der Nähe des ſogenannten Hirſchparks, wo ſich eine dem Publicum nicht zugängliche Umzäunung befand, der Ehrenhandel geſchlichtet werden ſollte.

Kurz vor der Kataſtrophe empfing Sägenreißer folgendes Billet:

„Mein Herr!“

„Es iſt gut, daß Sie meinem Gedächtniſſe zu Hülfe gekommen ſind. Im Strudel eines vielbewegten, nicht immer glücklichen Lebens war mir die Erinnerung an eine Ihnen ſchuldige Verbindlichkeit entfallen, welche Sie recht gethan haben mir durch Ihre perſönliche Erſcheinung an dieſem Orte wieder vorzuführen. Die Summe, die ich Ihnen ſeit länger als ſechs Jahren ſchulde, bin ich nicht im Stande, Ihnen jetzt wieder zu geben; meinen, Ihnen längſt verfallenen Arm jedoch, ſteht Ihnen frei, ſogleich nach meinem, in Kürze erfolgten Ableben ſich als das Ihnen gebührende Unterpfand zu nehmen. Sollte die Operation, die ich eben im Begriff bin, mit mir zu machen, mißlingen, ſo haben Sie ſich wenigſtens von meinem beſten Willen, Ihnen gerecht zu werden, überzeugt und ſind vielleicht nicht abgeneigt, den Termin der Rückzahlung noch auf einige Zeit zu verſchieben.

Mit Hochachtung

Oscar Blaſedow,
genannt Schlachtenmaler.“

Wenn auch Sägenreißern Name und Sache in dieſem Briefe nicht ſchnell gegenwärtig waren, ſo fühlte er doch,

Und der Gott weiß es, der irgendwo lebt, ich meine doch — in Deinem Innern! sprach Schindler ebenso mit erhobener Stimme. Er mäßigte sich dann im Ausbruch seines Gefühls für den Freund, das er durch Handschütteln bezeugen wollte, weil an die Thüre gepocht wurde.

Der glückliche, trinkgeldergesegnete Diener, der die Theilung mit den beiden andern Hauptbestandtheilen der Dienerschaft, Köchin und Stubenmädchen, bereits vollzogen hatte, meldete mit einer Karte Herrn See-Capitän Gustav Holl — Secretär beim Fürsten Rauden — er geht etwas lahm —! setzte er hinzu. Der alte Raschke war gewohnt, schnell zu beobachten und seinem Herrn sogleich Winke über Kleidung, Aussehen, manchmal selbst Geruch der Sollicitanten zu geben. Raschke hätte sich mit des Grafen Udo La Roje zur Herausgabe einer auf Erfahrung begründeten Psychologie verbinden können.

Sie erwarteten — sprach Raschke halb in den Corridor, halb in das Zimmer seines Herrn, dessen sonderbare Handlungsweise, rasch die Flamme, die den Tisch beleuchtete, zuzudrehen, Raschken schwerlich viel Stoff zu Betrachtungen bot; Sie erwarteten, daß gnädige Frau — Frau Justizräthin hatte die Theestunde — Herrn Capitän — Herr Capitän wünschen nur einige Worte —

Sehr angenehm! faßte ſich Luzius bei dem halb unverſtändlichen Durcheinander. Aber ich bin nicht allein —

Schindler ſtand auf. Das Dunkel, das ihn bedeckte, wurde dadurch noch größer, daß er hinter die hohen Gefache des nunmehr allein erleuchteten Schreibtiſches trat.

Bitte ſehr um Entſchuldigung, Herr Juſtizrath, ertönte es ſchon von Außen her mit einer angenehmen, etwas fremdartigen Stimme, wenn ich in ſo ſpäter Abendſtunde Sie auf einige Worte zu ſprechen komme! Gnädige Frau Gemahlin —

Mit dieſen markigfeſt geſprochenen Worten ſtand der ſchöne kräftige Mann im Vollbart, das Haar wohlgeordnet, wie zu einem Beſuch im Familienkreiſe zur Theeſtunde nach den in dieſem Punkte rigoroſeren engliſchen Sitten gekleidet, ſchon vor ihnen. Auf kleinen Entfernungen, die Holl im Zimmer zurückgelegt hatte, bemerkte man kaum die Steifheit ſeines Fußes, die ihn allerdings für ein Commando auf einem Kriegsſchiff nicht mehr würde brauchbar gemacht haben.

Gnädige Frau, wiederholte er mit ſeiner engliſchen Sprechweiſe, haben mich ermuthigt, gelegentlich Abends die erſte beſte Theeſtunde zu wählen, um meinen Beſuch zu erneuern! Der Fürſt iſt gerade heute bei einem Miniſter zu einer Soirée: ſo habe ich mir die Muße

genommen, Ihr gaſtliches Haus zu beſuchen, und dies um ſo mehr, als ich Ihre große juriſtiſche Erfahrung um eine Gefälligkeit erſuchen möchte.

Beide Freunde horchten auf —

Womit kann ich dienen? Stört Sie die Anweſenheit eines Freundes? Herr Fabrikant —

Der Name blieb in der Decrescendoſtimme des tieferſchütterten Mannes ſtecken. Er hatte bei der „erſten beſten Theeſtunde“ ſeiner Frau, die der Eingeladene allenfalls in dem Hinterſtübchen ſeiner Schwiegermutter hätte zubringen können — denn die Andern mußten jeden Abend etwas „vorhaben“ — zu lächeln verſucht und auf Schindler geſehen, der ihn auch in dieſem Punkte vollkommen verſtand.

Bitte! ſagte Holl, als Schindler von einem Seſſel, den er in ſeinem dunkeln Winkel gefunden hatte, aufzuſtehen die Miene machte, bitte, die Sache iſt ja nur zu ſehr für die Oeffentlichkeit gemacht, denn ich muß ja Alles, was Gerechtigkeit auf Erden heißt, zu Hülfe rufen, um einen Frevel zu entlarven, der vor Jahren an meinem unſchuldigen Kindesleben verübt worden iſt! Schon habe ich dem Fürſten davon geſprochen, ihn aber edelherzig genug gefunden, vorläufig von dieſem Makel, der auf meiner Perſon haften ſoll, mich durchaus für gereinigt zu halten!

Ja was — ja was — Sie ſpannen — unſre Neugier —! ſagte der Juſtizrath.

Fabrikant Schindler ſpielte mit ſeiner Uhrkette.

Ich ſoll mich, erfuhr ich, als Knabe von hier geflüchtet haben, weil ich einen Diebſtahl von 3000 Thalern in einem großen Banquiergeſchäft begangen hätte.

Ei der Tauſend! Wer behauptet denn das? fragte Luzius.

Bis zur Stunde nur ein alter Onkel, Bruder meiner Mutter, ein Hoſpitalit, der Einzige, den ich von meiner Verwandtſchaft noch am Leben angetroffen habe. Er wies mich, als ich ihn zu begrüßen kam, feierlich von ſich, ſagte, ich ſchadete ihm in ſeinem Hoſpital, wo alle alten Bürger von mir das wußten, daß ich zwar Seecapitän geworden ſei, aber in meiner Jugend geſtohlen hätte. Ich wäre mit dem Gelde auf und davon gegangen und würde hier eher noch nach dem Zuchthauſe kommen, als auf die neue Flotte —!

Das iſt die Bosheit des grämlichen Alters! fiel Schindler raſch ein. Man wird ſo hämiſch im Hoſpital! Da ſchrumpfen die Herzen zuſammen! Immer denken die Alten nur an ihre richtige Portion Fleiſch, ihre Suppe, ihre Cigarren. Ich kenne das. Ich verwalte ſelbſt ſolche Hoſpitäler. Uebrigens iſt ja die ganze Sache verjährt — etwaige Ankläger werden längſt todt ſein — die Zeugen ſind begraben —

Alles das bestätigte Luzius mit matter Stimme, doch gefaßt.

Aber meine Herren! erwiderte Holl, indem er sich mechanisch auf den Stuhl setzte, den ihm Luzius so hingestellt hatte, daß er Schindler halb im Rücken behielt; ich lebe! Die Restitution meiner Ehre muß ich doch haben! Was soll mir denn diese in der Luft wispernde, mich auf Schritt und Tritt umschleichende, alle meine Unternehmungen in der Welt hemmende Lüge! Sie beruht auf Erfindung! Sie schiebt mir ein Verbrechen zu, das ich nie begangen habe! Und wenn ich genau bedenke, daß es ein fremder Mann war, der mich oft freundlich angesprochen hatte, der mir die Mittel zu einer sofortigen Flucht aus einem elenden Zustande, in dem ich mich allerdings bei meinen Eltern und meinem Meister (ich lernte die Schlosserei) befand, ein Mann, der aber vielleicht mit jenem Verbrechen zusammenhing und die Schuld auf mich wälzen wollte, so ergreift mich wahrhaft eine Wuth! Ich muß diesen Mann entdecken! Ich muß ihn an seiner Brust packen und bis zu Tode schütteln! Ich muß ihm sagen: Du hast mit einem Menschen ein furchtbares Spiel getrieben! Gieb mir mein Ich wieder heraus! Ich finde gewiß den Mann. Er war noch jung! Er kann noch am Leben sein! Nur in seiner Bestrafung, in seiner Ueberführung kann die

Wiederherſtellung meiner Ehre, meiner Ruhe für's Leben liegen!

Haben Sie denn den Steckbrief ſchon gefunden? fragte der Juſtizrath nach einer langen Pauſe.

Das iſt's eben, Herr Luzius, um was ich Sie habe bitten wollen! Herr Ottomar Althing, der mir hierin gewiß mit Freuden gedient haben würde, iſt plötzlich mit einem Fräulein Martha Ehlerdt nach einem Gute des Grafen Treuenfels verreiſt. Sonſt würde ich Sie mit meiner Bitte nicht beläſtigt haben.

Martha Ehlerdt — ? fragte der Juſtizrath zerſtreut.

Ich bin, berichtete Holl, bei den lieben Menſchen, den Althings, draußen, aufgenommen wie ein Kind des Hauſes. Habe dort auch dieſe Dame, die von meinem Freunde Wolny hochverehrt wird, kennen gelernt! Es iſt ein herrlicher Kreis von Menſchen! Bildung und Güte liegt in jedem Worte, das dort geſprochen wird, (die Tochter kenne ich noch nicht) und ſolchen und andern Menſchen ſoll ich zu meiner Rechtfertigung nichts andres geben, als meine eigene Verſicherung, daß der Verdacht falſch geweſen? Meinen Proteſt kann ich durch Nichts beweiſen. Die nähern Umſtände, meine jähe Flucht aus dem Elternhauſe, die ich nie verſchwiegen habe, machen mich ja verdächtig.

Herr Capitän — Sie vergrübeln sich zu sehr über — diese Sache' sagte Luzius.

Nein! Nein! Hier muß gehandelt werden! lehnte Holl jede Aufforderung, die Sache leicht zu nehmen, ab.

Sie wünschen also, ich soll dem Verhältnisse nachspüren? Etwa in alten Regierungsblättern nachschlagen? Es hieße dies wirklich mit meiner kostbaren Zeit —

Luzius stockte, eine Unwahrheit auszusprechen; denn wenn Jean Vogler einmal sein oft vorkommendes Mal de chat, Kopfschmerzen, hatte und ihm Raschke einen sauern Hering holen mußte, so war diesem eine mechanische Arbeit ganz willkommen.

Herr Justizrath, sagte Holl in fast leidenschaftlich bewegtem, aber nicht im Mindesten mißtrauenden Tone, es ist eine Proceßsache, die ich Ihnen übergebe, wenn Sie anders Zeit dazu haben! Der Fürst bittet Sie um die Uebernahme. Ich werde nicht verlangen, daß Sie jenen verschollenen — Wohlthäter — Gott, unterbrach sich Holl, ich habe ihn seit Jahren verehrt! Im Sturm und Ungewitter, vom Scheitern der „glücklichen Mary" an bis zum Donner unsrer Breitseiten im Bundeskriege habe ich seiner gedacht! Mit Gedanken der Liebe und Sehnsucht, der Hoffnung, ihn noch einmal im Leben wiedersehen zu können —!

Schindler ſtand bewegt auf und wandte ſein Antlitz gegen das geſchloſſene Fenſter, weil dem Auge Thränen drohten.

Holl fuhr fort: Das letzte Lebewohl, von ihm gerufen, klingt mir noch im Ohre wieder! Dann ſehe ich den Hafen, den ich endlich erreicht hatte! Die „glückliche Mary“, ganz ſchwarz, wie berußt, finde ich auf! Der joviale Schiffscapitän! Der herrliche, gute, biedere Menſch nimmt mich auf wie den Sohn ſeines beſten Freundes! Und mein ſogenannter Wohlthäter hatte nur ein Paar Flaſchen Wein mit ihm in einem Keller geleert! Ach, dann die Schreckensſcene vor St. Thomas! Der Edle, Gute — ich will mir die Scene nicht erneuern! In Elend und Gefahr ſagte ich mir immer: Ein harter Poſten, auf Schiff dienen, aber der Mann hat es gut gemeint! Ich lernte auf Schiff auch befehlen! In den Navigationsſchulen, die ich noch beſuchte, vergaß ich nicht meinen Wohlthäter! Und als es wieder rechte Gefahr gab, unter dem Kugelregen aus den Schanzen und Forts am Miſſiſſippi, ſagte ich doch: Harte Zeit, aber der Mann hat's gut gemeint. Und nun erkenne ich das mit mir getriebene fürchterliche falſche Spiel!

Schindler rieb ſich den Hals vor höchſter Aufregung. Das Blut ſtieg ihm zu Kopfe. Er knöpfte die weiße Halsbinde loſer.

Könnte ich ihn jetzt entdecken, fuhr der Capitän fort, so würde ich vor ihn hintreten und ihn, wenn ich den Steckbrief gefunden habe, der Mißachtung eines fremden Menschenlebens zeihen! Wie konnte der Mann wissen, wo ich einst meine Ehre und meinen Ruf brauchen würde! Nur in seiner Entdeckung, in seiner Bestrafung liegt die Rechtfertigung, die ich bedarf! Gestohlen! Ich! Ein Junge, der nur für die See schwärmte und täglich einen See von Thränen weinen mußte über schlechte Behandlung! Gut, der Fremde schenkte mir eine glückliche Gegenwart, zerstörte mir aber die Zukunft! Herr Justizrath, arbeiten Sie für das, was von dem an mir verübten Verbrechen und von dem Diebstahl selbst noch zu erfahren ist — meine Mittel erlauben mir volle Entschädigung für Ihre Mühen! Ich werde die Muße, die mir der Prinz läßt, zum Aufsuchen jener Persönlichkeit anwenden, deren Namen ich gehört habe — aber — im Laufe der Zeiten — Gott, Gott, Gott! — unterbrach sich der Sprecher. Wie hieß er doch!

Was wollen Sie lange suchen? trat Schindler zum furchtbaren Entsetzen des Justizraths aus seinem Dunkel hervor. Der Frevler an Ihrem Leben war ich! Schindler hieß der Name — entsinnen Sie sich nicht?

Und zum Erstaunen des Fremden, dem es wie ein Blitzstrahl, der herniederfuhr, im Gedächtniß war, sich

auf die Bruſt ſchlagend, fuhr der Fabrikant fort: Ich bin ein angeſehener Bürger dieſer Stadt, Fabrikant, — Richtig, es iſt ſo! Ich habe die Schuld eines Freundes verbergen wollen — der Freund iſt todt! Längſt begraben! Verweſt! Keine Gewalt der Erde wird mir ſeinen Namen entreißen! Zwanzig Commis arbeiteten bei Arnim und Wegener! Daß ich ſtrafbar bin, das erkenne ich! Gerichte werden aber auf einen etwaigen Antrag Ihrerſeits kaum noch eingehen, höchſtens die Zurücknahme des Steckbriefes konnte einige Weitläufigkeiten verurſachen! Ob wohl gar ich, Johann Heinrich Schindler, ich ſelbſt die dreitauſend Thaler geſtohlen habe, das iſt für mich ein Spaß, über den auch Sie noch lachen ſollen, Capitän! Kommen Sie! Laſſen Sie den alten Vetter ruhig ſich über ſeine kleinen Fleiſchportionen ärgern! Wir verſtändigen uns! Hier bin ich! Schlagen Sie mich todt oder was wollen Sie ſonſt mit mir machen?

Guſtav Holl war aufgeſtanden. Aus dem Dunkel des Hintergrundes ſuchte er ſich die Contouren des wie er ſelbſt in Schwarz gekleideten Fremden genauer heraus. Die Lichtwellen, die von der Studirlampe herüberzitterten, ſchienen durch die Bewegungen der Männer ſchneller zu wallen. Jetzt war Luzius mit einem ihm in der Bruſt erſtickenden: Das iſt ja wahrhaft — ein wunderbares

daß hier etwas Gewaltthätiges im Werke war, welches man durch ſchnelle Dazwiſchenkunft noch vielleicht hindern konnte, raſch griff er nach Hut und Stock und riß eben die Thür auf, als ſie ſchon von Außen im Begriff war geöffnet zu werden. Sägenreißer zog ſich zurück, um einem langen verdeckten Korbe Platz zu machen, den man eben in ſein Zimmer tragen wollte. Er riß die Decke ab und erblickte einen ohnmächtigen Verwundeten, dem das Blut in's Antlitz und nach allen Seiten hin geſpritzt war. Als Sägenreißer den Namen des Unglücklichen gehört hatte, war er ſo betroffen, daß er ſich ſammeln mußte, um mit ſchneller Hülfe beizuſpringen. Wie durch ein bitter ironiſches Schickſal war Schlachtenmalern der rechte Arm zerſchmettert und zwar in dem Grade, daß an eine Heilung deſſelben nicht zu denken war. Die Oberarmröhre war auf das Gewaltſamſte, ganz in der Nähe des Schulterblatts, durch die Kugel zerbrochen worden. Sägenreißer wollte ſeinen Augen nicht trauen; und dennoch mußte er ſich geſtehen, daß Rettung hier nur durch Amputation des Armes möglich würde. Entſchloſſen, wie er war, benutzte er die Ohnmacht des Verwundeten, ließ ihn auf ſein Bett legen und öffnete den Schrank, in welchem er ſeine zum Glück mitgenommenen Apparate liegen hatte. Schlachtenmalers Brüder, die ihm ſecundirt zu haben ſchienen, waren ihm in Allem zur Hand und ſahen wohl ein, daß der Arm vor dem Brande nicht ſicher war, ſondern abgenommen werden mußte. Sägenreißer legte ſeine Verbände an und begann eine Operation, die ihm ſonſt ſo geläufig war, unter den obwaltenden Umſtänden aber die heftigſte Gemüthsaufregung koſtete.

Von den fürchterlichen Schmerzen, die die Operation dem

Zuſammentreffen —! in den Hintergrund getreten. Mit angſtvoller Spannung blickt er auf die Bewegung des Seecapitäns, der langſam und feierlichen Schritts auf den ſich ſelbſt Denuncirenden zugina, ihn mit ſeinen großen blauen Augen anſtarrte und ſagte: Was ich mit Ihnen thun will? Ja! Sie entweder todtſchlagen oder — lange fixirte er den ihm völlig Fremdgewordenen und fand ſo viel Güte in den Augen des alten Junggeſellen, ſoviel Würde in ſeiner Haltung, ſoviel Friſche des Volkscharakters, der ſein eigner war und der ſich ſo raſch mit dem amerikaniſchen Volkscharakter amalgamirt, daß er in die Worte: Ihnen den Jugendſtreich vergeben! nicht nur ausbrach, ſondern auch gleich nach ihnen handelte. Sie waren es —! ſagte er mit Thränen, den falſchen Wohlthäter umarmend. Ihre That war nicht gut, aber ich ſehe die Jugend und jetzt Ihr Alter! Sie ſind bei Alledem ein Biedermann! Und wenn ich es recht begreife, rief er begeiſtert, Sie haben mir ein Schickſal gemacht, das mich erzog! Das Beſte iſt, Sie ſind der Einzige, der mich von dem Steckbrief entlaſten kann! O welch ein Glück! Welch ein Glück!

Ich will es vollſtändig machen! ſagte Schindler mit charakteriſtiſchem Humor. Ich will über verweigerte Zeugenſchaft drei Jahre, über Verläumdung fremden

Rufes vier Jahre absitzen! Aber zuvor kommen Sie zu mir! Und sogleich jetzt! Wir besprechen mein Zuchthaus gemüthlich in meinem eignen Hause, das sich sehen lassen kann. Nach Herrendiners bin ich immer aufgeregt und muß noch etwas vorhaben! Meine Cigarren sind nicht übel! Ich habe ein Hinterstübchen — Herrenhuter Cigarren — ja, ja, aus St. Thomas — keine so vertrockneten, abgelagerten — wie bei — Gute Nacht Justizrath! Es ist Nichts mit einem fetten Proceß. Wir arrangiren uns anders! Ei ja, das, denk' ich, hat ja beinahe Gott so gewollt!

Diese letzten Worte betonte Schindler so scharf, als spräche er von Luzius wie von einem ihm ganz fern stehenden Mitgliede seiner Bekanntschaft, bei dem er heute zufällig zu Gaste gewesen.

Auf mein Schweigen — wollte Luzius erwidern.

Aber Schindler unterbrach ihn schon wie ein guter Schauspieler: Justizrath werden sich von Ihrem Diner zu erschöpft fühlen, um noch länger die Reue, die Scham — eines verdammten Uebelthäters mit anzusehen. Und was Ihr Schweigen anbelangt, so ist das berühmt, wie Wilhelms von Oranien oder Moltkes.

Zum Erstaunen! sagte Luzius und mit einem Ton aus voller Brust, mit wirklicher Ueberzeugung und Erleichterung.

Schon eilte Guſtav Holl mit ſeinem ſteifen Fuße auf den Corridor hinaus. Der gefundene Wohl- und Uebelthäter in Einer Perſon, der raſchblütige reiche Fabrikant, hatte ihn gebeten, er möchte bei der Dienerſchaft nach „Schindlers Wagen“ fragen. Seine Equipage wartete draußen. Er war von Diners und Soupers gewohnt, ſich immer im Wagen abholen zu laſſen, da er für die Wirkung ſeines vielen Sprechens und der guten Weine, die „zuweilen“ ſervirt wurden, ſo pflegte er ſich auszudrücken, nicht gut ſagen konnte.

Muth! Muth! Mein Freund! rief Schindler in der kurzen Pauſe des Alleinſeins mit Luzius; nun iſt Alles überwunden! Erhebe Dich! Trotze wie ſonſt! Du biſt todt! Begraben! Zeige Dich in Deiner ganzen Kraft! Wiedergeboren wie Du es ja biſt!

Und wie vom Feuer einer anbrechenden Morgenröthe überglüht, ganz nur ergriffen von der ihm vom Himmel ſichtbar geſchenkten Genugthuung und zufrieden mit ſich ſelbſt, daß er ſo raſch im Anſchluß an einen herzigen thatfreudigen Mann das Rechte getroffen, empfahl ſich Holl dem Juſtizrath, ihm dankend, daß doch er es eigentlich geweſen, der ihm dieſe wunderbarſte Stunde ſeines Lebens verſchafft hatte.

Wider Willen —! ſagte Luzius.

Schon dadurch, daß Sie noch in ſo ſpäter Stunde mich annahmen, entgegnete Holl verbindlich und ſich verneigend.

Noch war draußen der Wagen nicht abgerollt, noch ſtand Luzius zwiſchen den von ihren gewohnten Stellen weggedrängten Seſſeln allein, als Schindler noch einmal hereingerannt kam, die offengebliebene Thür des Schrankes ergriff, dieſe weit aufriß, den Revolver aus dem innern Gefach herausnahm und ihn in die Bruſttaſche ſteckte mit den Worten: Pulver und Blei waren ja noch nicht darin! Das Ding kann hier Niemand brauchen!

Schnell war er verſchwunden. Der Wagen rollte ab. Raſchke hatte ſein Trinkgeld und kam, um wegen der Gasflammen zu fragen.

Löſche ſie Alle aus und ſchließe zu!

Luzius, der bei dem ganzen letzten Vorgange eine Haltung bewahrt hatte, die dem doch ſchon gereifteren Mannesblick gleich bei erſter Begegnung mit ihm und vollends nach Ottomars vorheriger Warnung: Stoßen Sie ſich nicht an ſeiner etwas kurzen Art! als die dem vielgeſuchten Rechtsbeiſtande eigne hatte erkennbar werden müſſen, ging in ſein obengelegenes Schlafzimmer, fiel aber auf einem darin befindlichen Sopha lange erſt in ein dumpfes Brüten und Nachdenken darüber, ob ſich

Schindler nicht übereilt hätte, und ging erſt, als ſeine Familie, abgeſpannt und „mit wahrem Hungerkrampf“, wie die Töchter ſich ausdrückten, nach Hauſe kam (ſie hatten die Fülle Wagner'ſcher Töne bis zu Ende weniger auf ihr Gemüth, als auf den Effect ihrer Toiletten wirken laſſen —), zur Ruhe.

## Achtes Kapitel.

Und in der That! Während dieſes Sommers, ja als ſchon die laubbräunenden Vorboten des, wie Ovid ſagt, launiſchen Herbſtes, die jauchzende Schaar der Spatzen kam, die an den Gartenweinbeeren naſchte, befanden ſich in anmuthvoller Naturumgebung ſechs Seelen beiſammen, zu denen nur noch Otto Wolnys männlich ernſtes Gemüth — er beſah ſich eben die Welt — gehört haben würde, um hier das vollere Ausklingen vom Schickſal angeſchlagener, eigenthümlicher Herzenstöne, eine Symphonie ſeltſam bedingter Empfindungen durchlebt zu hören. So hat Meiſter Mozart Enſembleſätze in ſeiner unſterblichen „Hochzeit des Figaro“ gegeben. Der Mond, die Sterne flimmern dazu, die Büſche bewegen ſich leiſe im Abendwind.

Ottomar erwartete Gerichtsferien; Martha, die auf ihn nicht warten konnte und allein reiſte, ſollte ſtändige Geſellſchafterin bei Gräfin Conſtanze Treuenfels ſtatt Helenens werden, die ſich vollſtändig tapfer gehalten und

die der Bruder endlich abzuholen kam. Nicht die junge Gräfin Ada, ſondern der Graf hatte in ſeinem Briefwechſel die Bitte, daß er endlich, endlich kommen ſollte, ſo oft wiederholt, daß er beleidigt und gekränkt haben würde, wenn er nicht endlich folgte. Das Monument für den Grafen Wilhelm war noch weit über die bedungene Summe in anſtändigſter Form honorirt worden.

Die würdige Matrone, die Beſitzerin des ſtattlichen Schloſſes Hochlinden, war das Haupt dieſer an Aufmerkſamkeit und Zartſinn ſich übertreffenden Geſellſchaft. Die Matrone hatte ihre beſonderen Neigungen, beſondere Bedürfniſſe, die man ſchonte und in der Ordnung fand. Bald fiel ihr die Schule des Ortes, bald die Kirche als ihrer Protection bedürftig ein. Bald hörte ſie von der Entbindung einer armen Tagelöhnerin und machte ſich eine Gewiſſensſache daraus, daß ſich die ſtöhnende Wöchnerin nicht ſchon wieder am Tage nach ihrer Wehestunde an die mühevolle Feldarbeit ſchleppen mußte. War es aber die Frau des reichen Müllers, die Gott geſegnet hatte, ſo ſchickte die Gräfin ihre Domeſtiken mit einem paſſenden Geſchenk, einem frommen Briefchen. Es war die wahre Vornehmheit, die von ihr entwickelt wurde. Dieſe liegt ja auch allein in einem guten Herzen. Alle Stammbäume, alle Ehrentitel, aller Hochmuth der Welt können die Wirkung nicht hervorbringen, die dem feingebildeten

Takte gelingen. Und die gute Dame verlangte für Alles, was sie gab, Nichts als Theilnahme, Nichts als Nachfrage nach ihren kleinen Leiden. Sie hatte den einseitigen Gesichtsschmerz, den Tic douloureux, eine Krankheit der vornehmen Damen oder solcher, die dafür genommen sein wollen.

Die Generalin, das einzige störende Element im Schlosse, war abgereist. Das war denn wahrlich eine Wohlthat für die ganze Gesellschaft. Auch für Ada konnte an manchem der jetzt schon bei Licht zugebrachten Abende (man ging im Schlosse spät zur Ruhe) das dritte Wort lauten: Aber Mama, wenn Du nur endlich nach Hause reisen wolltest! Du bist wieder unausstehlich! Und sie war es in der That. Die Art, wie sich diese Frau gab, forderte Jeden heraus. Ob nun Pfarrer Merkus oder die Verwalter oder einige Adlige der Umgegend oder die Bewohner des Schlosses die zunächst Betheiligten waren — einerlei. Der frühere Besitzer des Schlosses hatte ihren Mann, ihren „Halt im Leben", den Ursprung ihres Glanzes, den Freiherrn Ludwig Lothar Wilderich v. Forbeck auf Forbeck (einem Ort, der im Monde existirte) todtgeschossen, so sollte sich nun auch Alles hier vor ihr beugen. Sie unterhandelte wohl, sie sagte: Ich will ja nur meine Jahre, meine Erfahrung, mein Urtheil anerkannt sehen! Ada bestritt aber alle

dieſe Rechtstitel, die Jahre ausgenommen. Du haſt ja immer nur gefunden, was Du finden wollteſt, Mama! konnte dieſe einzigſte, wahrheitsanſtrebende Tochter ſagen, und wenn es ſich um Vorkommniſſe im Schloſſe handelte, ſo hieß es wohl: Du haſt ja weder in der Reform des Küchenweſens, noch in der Kunſt, alte Schildereien aufzufriſchen, irgend je eine Erfahrung gehabt! So gab es im Zimmer, in der Küche, in den Corridoren, im Salon nach dieſer Richtung hin Nichts als Fehden. Das ungeduldige Temperament der Generalin ließ ihr nicht lange Ruhe an einem und demſelben Orte. Die Pferde mußten faſt immer angeſpannt ſtehen. Die Gegend wollte ſie bereiſen, immer neue Eindrücke gewinnen. Vollends gerieth ſie in Unruhe, als ſie von den großen Verluſten ihres Sohnes hörte, von ſeinem dreitägigen Arreſte wegen „Religionsſtörung“, und ihm mit Rath und That dringend nöthig zu ſein glaubte. Mutter, beim Rechnen wirſt Du ihn am allermeiſten ſtören! Rechnen iſt nie Deine ſtarke Seite geweſen! ſagte Ada mit der ihr eignen Trockenheit im Ton, der aber keine Abſicht, verletzen zu wollen, verrieth. Geld konnte ihm die Generalin nicht mitbringen. Ihre Penſion von einem Duodezſtaat war bemeſſen. Es war kein Geheimniß, daß ſie auf die Verabredung zwiſchen ihrem ſeligen Gatten und dem Manne, der ihn getödtet hatte,

einen Berg von Schulden gemacht, eine Thatſache von erſchütternder Wirkung, als dieſe Graf Udo in Erfahrung brachte und ſie ausgleichen mußte. Fortſetzen ließ ſich nun dieſer Schwindel nicht mehr.

Ottomar war, als er ſich dann wirklich auch, nach langer Selbſtprüfung, die Erholung dieſes Aufenthalts gönnte, ganz beſonders befriedigt, als er ſah, daß die Generalin in dem Kreiſe fehlte, den er antraf. Zum Vater, vor dem er ſich am offenſten auszuſprechen pflegte, hatte er wohl ſchon von dieſer Frau geſagt: Sie rechnet Unſereins zum ſogenannten Mob! Aber Mops hätte ich ſchon manchmal zu ihrem Umgangskreiſe ſagen mögen! Dieſer ſtumpfnaſige, kurzohrige Stubentyrann, das Sinnbild der Zuverſichtlichkeit und Selbſtgenuge, iſt ſo recht das Bild des geſammten Kreiſes, der kleingeiſtigen Anmaßung und Frechheit, die da luſtig immer fortbellt und blafft neben unſern wunder wie liberal geglaubten Errungenſchaften! O wie ſollte der excluſive Geiſt dieſer Möpſe zittern, wenn ſich einmal wieder das wilde Thier, der Löwe, das Volk, regte! Und Bulldogge, das iſt der größere, der ſtärkere Mops! Ringsum ſehe ich Bulldoggstreiben! Brutalität! Der Vater ſtaunte über dieſe Auffaſſung der Zeit, dieſen Tyrannenhaß, den er ſeinem Ottomar gar nicht zugetraut hätte, und nahm bei dem verfänglichen Thema nur Veranlaſſung, über Raſenbildung überhaupt

Verwundeten verurſachen mußte, erwachte der Arme aus ſeiner Betäubung. Aber, weit entfernt, ein verzagtes Herz zu zeigen, ſchien ihn dieſe Einlöſung ſeines gegebenen Wortes zu ermuthigen. Entſchloſſen biß er die Zähne zuſammen und hielt bis zum Schluß ſein Leiden aus, worauf er wieder in eine Ohnmacht verfiel, die endlich in einen leiſen Schlaf überging. Seine Brüder weinten, als ſie den losgetrennten Arm ſahen; Sägenreißer legte ihn in ein Gefäß mit Spiritus und ſtellte es an einen Ort, wo Beides unbemerkt blieb. Er verlor den Kranken keinen Moment aus dem Au[illegible]rachte künſtliche, ſtark riechende Lebensgeiſter in die Nä[illegible]e ſeiner faſt erſtorbenen äußern Reſpirations-Organe, netzte ſeine Stirn und ordnete alles zur Bequemlichkeit des Kranken nur Erdenkliche an. Beſuch ließ er nicht zu, nur daß er den Brüdern erlaubte, mit ihm gemeinſchaftlich an dem Krankenlager zu wachen. Die Vorhänge des Bettes und der Fenſter wurden herabgelaſſen und die Dielen des Fußbodens mit Decken belegt.

Erſt nach drei Tagen erholte ſich Schlachtenmaler von den Ohnmachten, in die er abwechſelnd verfiel, und der allgemeinen Entkräftung und Fieberhaftigkeit ſeines Zuſtandes. Als ſeine Vorſtellungen wieder klar zu werden anfingen, war ſein erſtes Verlangen nach Celinden. Man hatte ihr den ſchrecklichen Zuſtand und die Gefahr, in der ihr Freund ſchwebte, verborgen gehalten, ob ſich gleich nicht ganz verbergen ließ, daß er krank war. Ihre Liebe kämpfte mit der angebornen Schamhaftigkeit: ſie wußte nicht, ob ſie wagen durfte, vor ſein Krankenlager zu treten; doch würde man ſie auch nicht zugelaſſen haben. Da ſich aber die Krankheit nicht gab, ſo ſteigerte ſich ihre Ungeduld zum unſeligſten Mißtrauen; ſie

vom künſtleriſchen Standpunkte zu ſprechen. Der wackre Bildhauer wurde faſt kleinlaut, wenn Ottomar ſo von einer Weltanſchauung zu reden begann, die der Vater doch eigentlich theilte. Er theilte ſie in Fragmenten, während ſich bei Ottomar Alles ſchon rundete und zu größeren Anſchauungen geſtaltete, beſonders ſeitdem der nordamerikaniſche Seeoffizier eine wahre Leidenſchaft verrieth, die Union gegen die, wie er ſagte, ſyſtematiſch betriebene Herabſetzung des amerikaniſchen Lebens zu vertheidigen und Principienfragen anregte. Holls neueſte Erfahrung hatte Ottomar noch nicht gehört.

Ada hatte eigentlich ebenfalls etwas von jenem Stumpfnäſigen einer gewiſſen ariſtokratiſchen Race, wenn auch lieblich gemildert. Sie entſprach dem Symbol der Zuverſichtlichkeit oft genug durch die Art, ſich zu geben; ja Manche wollten finden, daß ſie als Frau nun erſt recht unumgänglich geworden ſein ſollte. Helenen und Martha behandelte ſie allerdings auf das Zuvorkommendſte; aber die alte Gräfin mußte viel Geduld mit ihr haben, wie Jeder, den ſie — das hatte ſie Ottomar gleich bei ſeiner erſten Wiederbegrüßung, wo ſie todtenbleich und marmorgleich daſtand, zuraunte — in „Ottomars Geiſte", „nach deſſen Principien", behandelte. Er ſelbſt war mit ihr ſogleich wie ſonſt. Sie dagegen zeigte hohe Erregung und verrieth, daß ſie auch den Unſichtbaren fort und fort

geliebt hatte. Ohne daß sie je dem Manne, dem ihre Seele gehörte, eine Zeile geschrieben, beschäftigte sie sich immer mit ihm, ja erinnerte sich immer alles dessen, was ihr der sympathische Freund über dies und das, sogar z. B. über den Pastor Siegfried gesagt hatte. Sie wandte es sogleich beim Pfarrer Merkus an. Diesem geistlichen Herrn räumte die alte Gräfin in der That zuviel Uebergewicht ein, so daß die junge dadurch gereizt werden konnte. Ada tadelte seine Predigten, sie fand diese zu lang, zu abgezirkelt, just „wie seinen Garten". Da wollte er sinnig erscheinen, zart; es sei aber Alles geschmacklos! Sie beschuldigte ihn, sich nicht genug um die Zustände seiner Gemeinde zu bekümmern, und sagte ihm das in's Gesicht hinein. Sein innerstes Herz, wagte das junge Wesen herauszuplatzen, sei so durchaus weltlich, daß er nur durch seinen schwarzen Talar an sein Amt erinnert würde! Es wurde dergleichen im Scherzton gesprochen, aber der Mann zählte im ganzen Umkreise zu den Führern der Frommen, und behielt Alles. Als Ada behauptete, ein Pfarrer müßte sich um alle Zustände seiner Gemeinde bekümmern, fuhr er bereits giftig auf und sagte: Frau Gräfin, Sie verlangen wohl gar, daß ich mich als erster Spritzenmann einstelle, wenn eine Scheuer brennt? Ja! sagte Ada fest und bestimmt, das verlang' ich! und ließ so die Sache einstweilen abgemacht sein.

Helene und die später nachgekommene Martha versuchten die beständig verdrießliche Stimmung der jungen Gräfin, in der sie eine so eigenthümliche Erscheinung antrafen, zu mildern. Aristokratischen Stolz ließ sie Ada nicht fühlen. Sie war herzlich und zuvorkommend und sah beide Erscheinungen, deren Herzensgeheimnisse ihr scharfes Auge ja bald errathen hatte, oft lange mit sinnigem Forschen an und sagte, sie wollte von ihnen lernen. Aber im Uebrigen blieb sie unangeregt. Nichts machte ihr wahre Freude. Sollte sie von Italien erzählen, so begann sie theilnahmlos. Erst Graf Udo mußte sie ausdrücklich auffordern, von den schönen Gegenden, von den Kunstschätzen, vom Meer, von den bunten Sitten des Südens doch mit einem gewissen Eingehen auf die Sache zu sprechen. Der Graf ruhte nicht, Helenen die Meisterwerke des Belvedere in Rom, der Tribüne in Florenz zu schildern. Freilich konnte sie selbst darüber mitsprechen, als wenn sie mit in Italien gewesen wäre. Pflegte doch ihr Vater sich Abends oder im Atelier, während sie eine Handarbeit hatte, häkelte oder strickte, über seine Jugendeindrücke, sein Erlebtes oder Gesehenes zu ergehen oder sich, wenn seine Augen ermüdet waren, aus einem kunsthistorischen neuern Werke von ihr vorlesen zu lassen.

Martha kam gerade zur rechten Stunde, um die Gegensätze: Ada und Helene, die nun im Empfinden und Thun des Grafen allmälig zu auffällig wurden, zu vermitteln und abzubrechen. Der Graf hatte sich ganz wie Helene, als sie der Aufforderung der alten Gräfin folgte, Anfangs vorgesetzt, jede Regung, die den Verhältnissen nicht mehr entsprach, zu unterdrücken. Aber bei ihm war das umsonst! Und Ada wurde selbst die Störerin seiner Selbstbeherrschung. Unter dem Schutze ihrer Mutter, offenbarte sie Capricen, die den Widerstand herausforderten. Den ersten scharfen Streit hatte Graf Udo gegen sie auszufechten gehabt, als sie auf der Reise den französischen Diener, La Rose, unterwegs gleichsam auf die Straße setzen wollte. Sie mußte später einsehen, daß ihr grade dieser gutmüthige Mann die besten Dienste leistete, sie durch kluges Beobachten der spitzbübischen italienischen Hôtel-Dienerschaft mannichfach vor Schaden bewahrte und immer zur sichern Verfügung stand. Der Pfarrer Merkus war herrschsüchtig und hielt sich im Schlosse für unentbehrlich. Ada wollte ihm das Gegentheil beweisen, that es aber in so schroffer Form, daß da sogar Helene vermitteln mußte, obschon sie der alten Gräfin zu freigeistig war. Wie sehr muß ich Ihnen danken, Fräulein, daß Sie das wieder gut gemacht haben! Das kam oft von den Lippen der alten Gräfin

und auch von Adas. Oft ſchüttelte Ada wie rathlos ihr Haupt. Die offenbar von ihrem Gatten Geliebte war die Schweſter des Mannes, der in ihr nur einzig lebte —! Ada wurde, wenn ſie ſo das Gorgonenhaupt der Meduſa dicht vor ſich ſtarren hatte, gefährlich wie ein mit Pulver beladenes Fahrzeug. Dies Duell! Dies Verſprechen der beiden Alten! Dieſer gebundene freie Wille! So loderte es in ihr mit Flammen, wie ſie in Spartakus' Herzen gebrannt haben mochten, als dieſer den Entſchluß faßte, ſeine Feſſeln zu brechen.

Die Annäherung zwiſchen Udo und Helenen wurde erſt da eine größere, als Martha gekommen war, die ſofort in ihrem praktiſchen, kraftvollen Sinn erkannt, wegen ihrer impoſanten Erſcheinung bewundert und von der alten Gräfin als eine wahre Eroberung in Beſchlag genommen wurde. Martha hatte eine ernſte Schule durchgemacht. Anfangs die launiſche „ſelige Freundin", wie die Commerzienräthin Rabe-Wolny hier in dieſem Kreiſe noch oft mit einem von Gräfin Conſtanze gen Himmel geworfenen Blicke genannt wurde! Dann der verwilderte Bruder! Martha hatte eine Uebung gewonnen zu halb dienendem, halb freundſchaftlichem Umgang, eine Uebung, die Helenen fehlte. Martha ſollte erklären, daß ſie ganz bei der alten Gräfin bliebe, und ſie ſchien nicht ab-

geneigt, dieſen Wunſch vorläufig zu erfüllen. Darüber wurde Helene mehr in den Umgang mit Ada und Udo gedrängt, was die vorſichtig Umblickende an ſich zwar mehr befriedigte, aber auch nicht wenig beängſtigte. Denn nun ſollte ſie bei den delikateſten Verhältniſſen immerfort ſchlichten, immerfort vermitteln. Ada blieb ihr aber zugeneigt. Die junge Gräfin nahm die immer offenbarer werdende Thatſache, daß ihr Gatte im Wachen und Träumen das Bild Helenens vor Augen hatte und keine Form der unbedingten Convenienz für den Umgang mit ihr finden konnte, als etwas, das ihr vom Schickſale auch zur Löſung der ihr auferlegten Bande geſchenkt ſei.

Graf Udo hatte die unglücklichſte Leidenſchaft junger Eheleute, einander erſt erziehen zu wollen. Selbſt die ſich wirklich Liebenden leiden oft unter dieſer Sucht, erſt ihr Idol verbeſſern zu wollen. Die nähere Bekanntſchaft hat auch wohl ernüchtert, man will ergänzen, befeſtigen, dies und das „ein für allemal“ feſtſtellen und ſiehe da! es widerſetzt ſich ein ungeahnter Trotz und Eigenſinn. Das Mildeſte noch der dann entſtehenden Folgen ſind Thränen, Thränen an der Bruſt der Mutter geweint; Erklärungen unter Schluchzen, man wolle das Jawort dem Verlobten zurückgeben —! Hier nun gar, wo ſchon der Bund geſchloſſen, aus

Standesrücksichten, ohne Wahl, ohne vorherige Neigung geschlossen war, verstärkten sich die Aeußerungen. Schon bekam die Dienerschaft Stoff zum Weitertragen. Ein Glück noch, daß La Rose nicht im Hôtel Roailles zu Marseille entlassen worden war, sondern fortfuhr, wie schon von ihm beim zweiten Nachtquartier begonnen, zu vermitteln und auszugleichen, auch zu überraschen. La Rose war ein Virtuose im Dienen. Und dabei arbeitete er fortwährend in „Revanche"! Er corrigirte das Ada'sche Französisch. „Gnädige Frau Gräfin, Sie sprechen ein Kutscher-Französisch, das ich nur glaube gehört zu haben in Alsace!" Sein ihm auf diese unschuldige Weise zugestandener Patriotismus schlug alle Wallungen des Böse-werdens nieder.

Als sich endlich in dem lieblichen, von grünen Höhenzügen sanft umfriedigten Thale, unter diesen schon längst in gelben Bündeln auf den Feldern befindlichen Halmfrüchten, diesen duftenden noch schwertragenden Obstbäumen auch Ottomar eingefunden hatte, trat plötzlich mit der jungen Gräfin eine Umwandlung ein, die Allen auffallen, Alle, die den Grund derselben erkannten, erschrecken mußte. Konnte man früher fast der Generalin Recht geben, wenn sie gesagt hatte: Die guten Worte, die du den Leuten giebst, kann man ja zählen! so war die gnädige „junge Gräfin" jetzt die Güte, Liebe,

Holdſeligkeit ſelbſt. Von Morgens bis Abends war ſie ein einziges Ausſtrömen von Güte, ein einziges Leben und Weben von Freundlichkeit. Niemand ſtand jetzt ſo früh auf und überraſchte die zum Frühſtück Kommenden mit freundlichem Gruß im ſchon geordneten Hauskleide. Niemand war ſchon ſo zeitig am Blumenbeet geweſen, ſchnitt die herrlichſten Blüthen ab und pflanzte dieſe, ſinnig verbunden, auf die gemeinſame große lange Tafel mit den gothiſchen gewundenen Füßen. Niemand wußte auch für den Tag ſo ſinnreiche Programme zu entwerfen, Ausflüge anzuregen über Berg und Thal, bald mit der Rückkehr zum Mittage, der etwas ſpät fiel, bald mit einer auswärtigen Einkehr oder gar zum Tafeln in irgend einem Waldgrunde aus mitgenommener Menage. La Roſe gehörte hier recht eigentlich zu den ſchnellſten Entdeckern. Er erleichterte alle kleinen Intriguen Adas, die immer darauf hinausliefen, nur mit ihrem, ſich etwas befangen gebenden, in ſich gekehrten jungen Aſſeſſor Althing zuſammen zu ſein. Doch hütete ſich dabei die kluge Vorſicht des Franzoſen wohl, in dieſem wunderbaren Benehmen etwas andres, als den Ausdruck der Verehrung vor dem Freunde ſeines Herrn zu ſehen. Er reizte nicht Udos Eiferſucht. Sah doch auch ſein ſcharfes Auge, was im Grafen vorging. Einige dienſtwillige Perſonen traten freilich ſchon mit

dem Geheimnißvollen anzüglich hervor, beſonders der Pfarrer. Dieſen ſing ſein regelmäßiges Ausgeſchloſſenſein von denjenigen Unternehmungen, die in die Ferne gingen, an, ernſtlich zu verdrießen. Aber waren es nicht zuweilen Jagdausflüge und vorzugsweiſe auch weite Ritte? Zu Marthas größtem Erſtaunen hatte hier Helene reiten gelernt und nahm ſich ſo ſtattlich im langen Kleide und kleinen Männerhut aus, daß ihr Bruder eine wahre Freude an der Erkräftigung ihrer Geſundheit hatte. Die Geſchichte des amerikaniſchen Seecapitäns, die Martha erzählte, unterhielt Alle. Und wie wurde ſie vorgetragen! Leuchtete doch aus ihr der Name Wolnys hervor. Ottomar vervollſtändigte das Gebotene, ſo weit ſeine Kenntniß reichte. Der milde Austauſch aller dieſer äußeren Lebensgegenſeitigkeiten ſpann ſich über dieſe hier verbundenen Menſchen wie ein Zauberneß. Man verbrauchte, was man beſaß, man erwarb Neues, oft ſpielend und ungerufen. Ottomar ſprach von ſeiner im Herbſt beginnenden Thätigkeit bei der Staatsanwaltſchaft. Er theilte Wolnys Brief mit, in welchem ſich ein einfacher, aber herzlicher Gruß an Martha befunden hatte. Den Seecapitän ſehe er ſelten, erzählte er, er würde wohl von ſeinem launiſchen Fürſten viel in Anſpruch genommen. Luzius und ſein Haus waren ihm in den Hintergrund getreten. Die Einzelheiten der von Dieterici an Vogler

ergangenen Forderung und des durch Freunde beigelegten Duells, welcher Farce freilich die harte Strafe für Gottesdienststörung gefolgt war, wobei jedoch Ada ihrem Bruder, dem Theilnehmer, ganz recht geschehen erklärte. Alles das lieferte Stoff zur heitern Unterhaltung. Nur Merkus fand seltsamerweise die Strafe zu hoch. Ihm waren die Abtrünnigen von der Oberkirchenrathskirche sozusagen vogelfrei! Den Sectirern geschieht schon recht, sagte der zelotische Mann, dem hier jetzt zu viel selbstständige Meinungsäußerungen entgegentraten. Nicht eine der neuen Personen, die ihm hier begegneten, stand auf dem Standpunkte der citirten Bibelsprüche und theologischen Gemeinplätze. Martha sagte ihm offen heraus: Ein Geistlicher, der gut predigen will, muß sich zwanzig Jahre in der Welt getummelt haben! Wo soll dem jungen Theologen die Erfahrung herkommen? Da muß er denn ewig Christus und immer Christus zum Namen brauchen für Eines und Alles! Die große „Deroute", zu deutsch der große Reißaus auf dem Unternehmungs- und Gründergebiet, wurde ebenfalls oft erwähnt. Die Zeitungen waren voll davon. Es realisire sich da, setzte Ottomar eines Abends auseinander, die kühnste Hypothese der Monadenwelt. Das Erträumte, Unwirkliche, nur begrifflich Vorhandene bekäme da plötzlich Leben, theilte electrische Schläge aus, schlüge manche

nahm für gewiß an, daß er mit einer heftigen Krankheit zu ringen hätte und gab ſich erſt zufrieden, als ihr Sägenreißer die heiligſte Verſicherung gab, daß ſein Pflegbefohlener außer Gefahr war. Leidenſchaftlich war auch der Antheil, den der Türk an dem Unglück Schlachtenmalers nahm: er ließ nicht drei Stunden des Tages verfließen, ohne ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Blaſedow ſelbſt war vielleicht am ruhigſten.

Als es Sägenreißer wagen konnte, auf die Fragen des Kranken zu antworten und ſomit ſein Gemüth in Erregung zu bringen, ſagte der edle Mann: „Jetzt kann ich Ihnen, mein junger Freund, nicht einmal Ihre Verſchreibung zurückſtellen. Ich fand ſie erſt lange Zeit, nachdem Sie ſchon Kaputh verlaſſen hatten, und mußte ſogleich darüber lachen, was mir wohl nicht eingefallen wäre, wenn ich gewußt hätte, wie das enden ſollte! Ich kannte den Ruf, in dem ich ſtand, und hütete mich wohl, eine ſcheinbare Beſtätigung deſſelben aufzubewahren; ich zerriß Ihre Verſchreibung und ſomit auch das Document, daß ich Ihnen Geld geliehen. Sie hätten es unter allen Umſtänden ableugnen können, ich würde Ihnen meine Anſprüche durch nichts haben beweiſen können.“

Schlachtenmaler lächelte, als wollte er ſagen: „Gute Ausrede — ich weiß doch, daß es Ihnen Freude macht, meinen Arm zu haben!“

Sägenreißer fürchtete, in dergleichen Gefühlen betroffen zu werden, und ſagte: „Liegen Sie nur ruhig; ich ſchaff' Ihnen für Ihr Unglück noch eine ganz andere Genugthuung. Ich erfuhr von Ihren trefflichen Brüdern den Zuſammenhang

Monadengruppe ganz zu Boden, ſo daß ſie kaum wieder aufzuſtehen vermöchte! Forbecks Lage kannte man aus Hülferufen, die hierher gedrungen waren, aus den Briefen der Mutter. Martha hatte ſchon vor ihrer Abreiſe einen Blick in die bewegte Gegenwart ihres weltſtürmeriſchen Bruders geworfen, ſoweit ſich dieſe nicht alle Monate änderte. Sie war glücklich, wenn die „Poſtbötin“ die Briefe im wohlverſchloſſenen Korbe von Weilheim brachte, Jeder einen oder mehrere für ſich hervorlangte und für ſie keiner vorhanden war. Denn wer anders als ihr Bruder hätte an ſie ſchreiben können! Und von dieſem konnten nur Phraſen, Rodomontaden, Zumuthungen kommen. Die Schriftzüge, die theuren, die ſie am liebſten geſehen hätte, Wolnys ihr ſo bekannte Handſchrift, wollten ſich für ſie nicht einſtellen.

Es war an einem wunderſchönen Herbſttage, wo ſich wieder einmal recht herausſtellte, daß ſich die Partieen nicht immer beiſammen erhielten. Bald hatte der Eine dieſe, der Andere jene Abhaltung, hatte nicht Luſt, alles Gemeinſchaftliche, die Ausflüge, die Beſuche bei Nachbarn, auch im Städtchen Weilheim bei den Ortshonoratioren, mitzumachen. Auch Adas oder Udos Capricen fingen an, auf dieſe oder jene Unternehmung, auf Beiwohnen bei einem Kohlenbrande oder einer Holzfällung und damit verbundener Loslaſſung einer Schleuſe, zu beſtehen, und

wenn dann der Eine nicht mitmachte, ging nichtsdestoweniger der Andere. Ottomar war wie selbstverständlich Adas Schatten. Sie machten Fußwanderungen für sich ganz allein. Zuweilen mußten sie durch Wälder, wo weithin Nichts zu sehen war, als Buche an Buche, Tanne an Tanne. Ada verwünschte diese Regelmäßigkeit. Sie wollte den schimmernden Erlenbaum, der die nächtlichen Geister lockt und um den sich die sanft schwellenden Moose zu ziehen pflegen, sie wollte die Eichenschonung mit ihrem Zweiggewirr. Da mußte sie noch mehr in die Höhe steigen und in gefahrvollere Einsamkeit. Aber auch in der Nähe des Schlosses gab es lauschigere Stellen, verwitterte Steine, die etwa einer alten zerstörten Kapelle angehörten und jetzt unter Flieder- und Haselnußbuschen wie begraben lagen; es gab kleine Farrnkräuterwälder am Ursprung einer Quelle oder einem von den Bergen kommenden Bach entlang. An solchen stillen Orten saßen dann Ada und Ottomar schon oft allein, und immer hatte dieser auf ihre dringende komische Frage: Finden Sie nicht, daß ich mich zu meinem Vortheil verändert habe? nichts als ein helles Lachen gehabt und auf die kindische, aber liebenswürdige Naivetät ausweichend erwidert. Etwa: Ja, wer hat Sie denn früher getadelt? oder: Bei Besuchen giebt sich der Mensch, wie wenn er sich in ein Album einzeichnet und ist dann gradezu ein

Engel! oder Aehnliches. Freilich befriedigte ſie das Alles nicht, ob ſie auch ſagte: Alſo das geben Sie zu, daß ich jetzt ein Engel bin! Wenigſtens ein Engel! Dachte dann wohl hinterher Ottomar und betonte das Wenigſtens. Fragen Sie doch den Herrn Paſtor, ob es noch höhere Stufen der Vollendung giebt —!

Dieſer Schleicher ſchien etwas von ſo romantiſchem Verkehr zu merken. Ganz wie zufällig durchkreuzte er zuweilen die Spaziergänge der jungen Leute und grüßte lächelnd. Er hatte Filiale, die entlegen waren, zu bedienen, doch brauchten ihn dieſe nicht zum Waldliebhaber zu machen. O wenn der Mann gehört hätte, wie Martha ſeine letzte Rede beurtheilte, der die Gräfin nicht hatte beiwohnen können! Mit einer gewiſſen gemachten Biederherzigkeit hätte er ſich über Erzählungen der Bibel ausgelaſſen. Wenn die zwei Jünger nach dem Tode Jeſu Nachts den bei Jeruſalem belegenen Flecken Emmaus beſuchten und der Auferſtandene begegnete ihnen, ſo hätte der Paſtor dieſe Scene, erzählte ſie, in allen Einzelheiten ausgemalt. Martha berichtete: „Guten Abend! erſcholl es durch die friedliche ſtille Sternennacht“, ſagte der Paſtor im Nacherzählen des Ereigniſſes. „Ja, Ihr wundert Euch wohl, Ihr lieben Leute?“ fuhr er fort, „lautete die Antwort des Gekreuzigten!“ Den Bauern gefällt das! ſagte aber die alte Gräfin ſtreng, und auch

die Gebildeten finden hierin jene evangeliſche Zuverſicht, die leider, leider immer mehr abnimmt!

An jenem ſchönen Tage verirrten ſich Ada und Ottomar in die kleine ſchon ſeit den Schwedenkriegen zerſtörte Kapelle im Anfang des dichtern in den Wald übergehenden Parks. Sie war im ſchönſten Rundbogenſtyl erbaut geweſen. Einige Wölbungen der Fenſter hatten ſich noch erhalten und wurden vor dem Zuſammenſturz durch das Geröll des übrigen Schuttes bewahrt. Alles war hier überwuchert von Moos und Farnkräutern, von Haſelnußſtauden. Doch hatte man eine Bank anbringen laſſen. Auch weißer Flieder bildete die Umgebung. Fehlt dieſer doch nirgends, wo es eine Anrankung an alte Baulichkeiten und nächtlichen Geiſterbeſuch gilt.

Nachdem man das zweite Frühſtück unter einigen, urmächtigen ſchattengebenden Linden eingenommen, Graf Udo aus heller Kryſtallflaſche mehr ſpaniſchen Wein getrunken hatte, als Ottomar (der den Grafen überhaupt eigenthümlich verändert fand) zur Verdauung von leichten Speiſen nöthig erſchien, war es ein maleriſches Bild geweſen, ſo unter den noch wespenumſummten Gebüſchen, den Wieſen, die von kleinen abgezirkelten, mit wohlriechendem Heliotrop, Roſen, Stiefmütterchen und anderen Blumen beſetzten Beeten wie gezeichnet ſtanden, die

einzelnen Gestalten schweben zu sehen, die Männer in leichter Sommerkleidung mit Strohhüten, die Gräfin-Tante immer noch schwarz, ein Spitzenhäubchen um ihr ehrwürdiges, von weißen Locken gehobenes Antlitz — Martha, deren plastische Gesichtsformen in ihrer Haut etwas durch die Augustsonne gebräunt worden, sich meist in einer einfachen, ihrem Haar stehenden gelben Sommertoilette bewegend, und das ganz würdevoll und sicher unter dieser aristokratischen, oft von benachbartem Adel über Wunsch und Gebühr heimgesuchten Gesellschaft.

Helenens liebliche Erscheinung gab sich mit gleicher Einfachheit. Den Florentiner Hut am Arm ging sie mit frischgeröteter Wange, von der Landluft neugekräftigt und gestärkt, neben dem Grafen her. Muthwillig war dabei Nichts an ihr, als einige Löckchen, die vom Scheitel auf ihre weiße Stirn fielen. Den eigenthümlichen Zauber, den Anfangs der Graf um sich zu verbreiten wußte, hatte sie ertragen lernen und stand, aller Citate aus dem Französischen oder Spanischen, die er im Munde führte, ungeachtet, geistig manchmal über ihm. Als Ottomar zum ersten Mal nach ihm fragte, sagte sie: Er hat die Bildung der Welt!

Ada, die steif und fest dabei blieb, daß auch in Weiß die Trauer ausgesprochen sei und sich meist luftig und leicht, wie ihrer elastischen Gestalt entsprach, trug,

— eine Rose im Gürtel, das Haar, der Hitze wegen, in einen einzigen Knoten geschlungen, wobei der schöngewölbte Nacken frei blieb — leitete wie absichtlich Ottomar in jenes romantische Gemäuer. Mit gemachter Minauderie, halb weinend, halb lachend, sagte sie über irgend etwas: Nein, ziehen Sie doch nicht Alles in's Komische! Antworten Sie mir von jetzt ab immer gesetzt und wahr! Ich bin jetzt eine Frau und hasse mich, wie ich früher gewesen!

Sie sind jetzt wie sonst, liebenswürdig, sagte Ottomar, aber ich leiste dies feierliche Versprechen! Er streckte die Hand, die ein Buch hielt, das er lesen wollte, wie zum Schwure aus.

Die Sonne schien hell. Im Walde war Alles frisch und fröhlich, Nichts schien zum Herbste abzurüsten. Leider sangen die Vögel nicht mehr.

Wie kann man aber nur so eitel sein, begann Ottomar hierauf mit absichtlicher Schärfe, und ewig über seinen Charakter nachdenken!

Sie haben gut reden! entgegnete Ada schmollend. Früher war ich allen Leuten unausstehlich und ich machte mir auch Nichts daraus; hier bin ich's, glaube ich, auch noch. Aber seit Sie hier sind, habe ich mir vorgenommen, mich für immer zu bessern. Ich will z. B. niemals mehr Recht haben!

Das ist eine schöne Aussicht für einen Juristen, den Sie in Nahrung setzen sollen! sprang Ottomar auf. Ich trete jetzt in die Staatsanwaltschaft! Wie sollen wir bestehen, wenn Keiner mehr Recht haben will? Nein, der Professor da in Leipzig oder wo sonst, der „den Kampf um's Recht" geschrieben hat, wußte sehr wohl, was seinen Collegiengeldern nützlicher ist!

Es folgte eine lange Pause. Ada legte ihren Hut neben sich. Der schwanke Zweig eines um den kleinen Fensterrest sich hinziehenden Epheus berührte ihren sich in den Schooß niederbeugenden Kopf. Dann sagte sie: Sehen Sie, das kann mich nun recht ärgern, Althing! Sie sind doch mein — hier stockte die Stimme. In der That war es eine Thräne, die ihre Rede erstickte. Aber sie faßte sich schnell und vollendete — bester Freund. Und als Ottomar protestirte, hörte er das alte, ihr eigne: Na ja! das er ihr abgewöhnt zu haben glaubte, aber es kam wieder zu natürlich, zu treuherzig heraus. Er war gerührt über ein gänzlich ohne Erziehung, unter Vorurtheilen, schlechten Gesinnungen aufgewachsenes Mädchen. Er hatte jetzt wirklich Adas Hand in der seinigen. Sie legte die ihrige ruhig in seine männliche, gebräunte. Er mußte sein Auge abwenden, weil er die Hand nicht zu drücken wagte. Der Freund stand im Geist vor ihm, Graf Udo —!

Lange ſchwiegen Beide. Still war Alles um ſie her. Schmetterlinge flatterten von einer beſcheidenen Waldblume zur andern. Eine fleißige Spinne wob in dem gezackten Fenſterreſt ihr kunſtvolles Netz.

Und plötzlich ſagte Ada mit einem für Ottomar markerſchütternden Ernſt: Althing! Ich will mich ſcheiden laſſen und dann nehmen Sie mich!

Um Gotteswillen, laſſen Sie das! ſagte Ottomar und ſtürzte aus den Ruinen hinaus.

Nach einer Weile kam er wieder. Ada ſtand noch, wie man Minerva abbildet, feſtgewurzelt. Sie hatte in ihren Augen ein Feuer brennen, ein Funkeln, das kein Bildhauer andeuten, kein Maler in Farben hätte wiedergeben können. Ihr war ſo zu ſagen alles Blut in die Augenſterne getreten.

Nun, was iſt denn da? ſagte ſie ruhig, einen Zweig ergreifend und ſich wie an den Blättern feſthaltend, mein Mann liebt ja Ihre Schweſter! Wir ſpielen Verwechſelt das Bäumchen oder tanzen Quadrille!

Ottomar wollte Nichts von dieſem Humor wiſſen. Er ging wieder hinaus. Und doch konnte er ſeine Entfernung nicht fortſetzen. Denn ſchon ſah er den Paſtor durch die Gebüſche huſchen. Er kehrte wieder um und ſprach zu Ada, die unbeweglich ſtehen geblieben war, ſanft und innig: Gräfin, Sie träumen!

Ihre Schweſter würde doch gewiß glücklicher werden! antwortete Ada deſſen ungeachtet und jetzt ſogar mit einem verführeriſchen Lächeln zu ihm aufblickend: Der Paſtor da, vor dem ich mich gar nicht fürchte, erinnert uns ja mit Wonne daran, daß wir Proteſtanten ſind!

Helenen legen Sie Geſühle unter, entgegnete Ottomar, die dieſe nicht hat! Sie kennt ihre einfache Lebensſtellung, die Anſprüche, auf die ſie angewieſen iſt! Wenn Graf Udo unvorſichtig genug war, ihr ein tieferes Intereſſe zu verrathen, ſo muß man es der zurückgezogenen Lebensweiſe meiner Eltern zuſchreiben, wenn ſie dieſen Erinnerungen überhaupt nachhing. Sie ſehen ja, daß ſie ſich mit ganzer Kraft des Willens überwunden hat, gerade hierher zu kommen!

Ada lächelte. Ihnen hat es gar keine Mühe gekoſtet! ſagte ſie dann mit einem Blick gen Himmel und wieder einer Thräne. Das ſchöne Auge ſtrahlte vom Azur des Firmaments getroffen. Ihre Bruſt hob ſich. Sie machte Miene, ſich auf ihrem Sitz zu ſtrecken. Der Kopf wurde ihr zu ſchwer. Sie wollte ihn ſtützen. Und als Ottomar auf alles das, was auf ihr Gemüth ſo furchtbar bewältigend einſtürmte, immer ſchwieg, brach ſie in helle Thränen aus und warf ſich in Ottomars Arme. Er mußte ſie auffangen. Ihr Antlitz

entfärbte sich bis zur Marmorblässe. Ich habe Ihnen nie einen Eindruck gemacht! hauchte sie matt und weinte.

Unedel ist es, ein Weib, daß sich gegen uns verirrte ganz sich selbst zu überlassen. Irgend eine Hülfe muß der Schwäche, dem Irrthum geboten werden. Ottomar wollte nicht dem mit der Justizräthin nach Hause fahrenden Dieterici gleichen und sich ein schnödes: Sie haben mich nie verstanden! zuziehen mit vor der Nase zugeschlagener Hausthür. Die Erinnerung an diese Unterlassungssünde, die vielleicht auf einem Mißverständniß beruhte, belebte ihn, sich zu fassen. Er sprach ein vernünftiges, besonnenes, nicht kaltes, nicht besinnungsloses: Aber, aber, Gräfin! Fassen Sie sich —!

Nennen Sie mich auch so? sprach Ada wie ein Kind mit weichem Tone und sich allmälig aufrichtend. Dann sagte sie: Ich wurde verkauft! Ich mußte es ja auch thun! Meine Familie war ja verschuldet! Ich habe sie herausgerissen mit großer Mühe — ich könnte meinen Bruder morden, wenn er mich und die Mutter in neue Verlegenheiten stürzt —! Verlegenheiten, die mich hindern, meinem Herzen zu folgen —!

Ada! entfuhr Ottomar mit um Mäßigung bittender Miene und unbewußt, wie mit dem Vorrecht längst erworbener Vertraulichkeit.

vieler Dinge und bin eben im Begriff, mit dem Waſſer der Amalienquelle einen chemiſchen Verſuch anzuſtellen.“

Schlachtenmaler wollte ihm winken, dies ſchlummern zu laſſen; aber, er hatte keinen Arm mehr und Sägenreißer trat zurück, die Vorhänge des Bettes zuziehend und ſtill an dem, was er vorhatte, weiter arbeitend.

O, das Wort war gut von Ihnen! ſagte ſie lachend und zog den Mann, den ſie allein im Herzen trug, zu ſich heran, ſchlang ihre Arme um ſeine Schultern und drückte ihm auf ſeine Stirn früher einen Kuß, ehe er ſelbſt die Lippen auf ihre roſige wie erſt aufblühende ſammetweiche Wange drückte. Aber ihr Auge ſprach Alles aus. So blieben ſie eine Weile. Dann glaubte Ada Geräuſch zu hören. Beide trennten ſich. Stumm gingen ſie nebeneinander her. Ada ſtreifte ihre Kleider glatt. Sie war wie im Traum, ſah Nichts als Roſen und nur Roſen. Ottomar kämpfte mit dem furchtbarſten Reuegefühl. Der Verrath am Freunde empörte ihn gegen ſich ſelbſt und doch — ſah er denn den Grafen auf rechtem Wege? Die Natur iſt die Regierin aller Dinge! rief es in ihm wie mit Weltpoſaunenton. Unſre künſtlichen Vorausſetzungen! Unſre überlieferten Vorurtheile müſſen fallen!

Adas Benehmen mußte ihm in der That den Muth des Titanen geben. Am Schloſſe hatte ſie ſich gefaßt und entzückte Alles durch die gute Laune, die ſie entwickelte, die Harmloſigkeit ihrer Einfälle und kleinen Capricen, ohne die es einmal bei dem wunderlichen Weſen, das bezaubern konnte, wenn es wollte, nicht abging.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

**„Intermezzo."** Neue Erzählungen von **C. M. Sauer.**

Ein Band. 8°. Eleg. broch. Preis 4 Mark.

Ueber dieſe, von der Kritik ſo beifällig aufgenommenen Novellen ſchreibt u. A. die „Hamburger Reform" in ihrem Feuilleton vom 16. December v. J.:

„Es iſt eine gar anmuthige Gabe der erzählenden Dichtung, welche uns Sauer in zwei Novellen unter dem Geſammttitel „Intermezzo" dargebracht hat. Die beiden Novellen „Allan und Ellen" und „Zwei Weihnachten", entbehren bei allen Anklängen eines eben ſo eleganten als liebenswürdigen Humors doch nicht der Poeſie des Gedankens und der Empfindung. In der erſtgenannten Novelle feſſelt uns namentlich die Charakteriſtik der jungen Amerikanerin Ellen, welche in Zürich Medicin ſtudirt hat, und die, obgleich ſie auf den tollen Einfall geräth, ihren Vater auf einer Ferienreiſe als junger Mann verkleidet zu begleiten, dennoch nirgend der echt weiblichen Anmuth entbehrt. „Zwei Weihnachten" endlich führen uns in die roſige, tolle, übermüthige Zeit des Studentenliebens ein. Das auch äußerlich elegant ausgeſtattete Buch wird auf jedem Büchertiſch eine mit Freuden willkommen geheißene Erſcheinung ſein."

Folgende intereſſante Novitäten werden demnächſt erſcheinen:

**Der Sekundant.** Aus dem Tagebuch eines Genealogiſten. Mitgetheilt von **Waldmüller-Duboc.**

Wenn man von einem Werke mit Recht behaupten kann, daß die handelnden Perſonen, einzeln unſere alten Bekannten, in ihrer Gruppirung und in der Neuheit der Situation unſer volles Intereſſe in Anſpruch nehmen, alſo mit bekannten Mitteln ungekannte Effecte erzielt werden, ſo iſt das in unſerer vielſchreibenden Zeit ſicher ein hohes, nur ſelten verdientes Lob. Dem vorliegenden Buche möchten wir es ungeſchmälert ertheilen. Adelsſtolz und Ahnenprunk, blaues Blut in den Adern und „bürgerliche" Ideale

im Herzen, Intrigue in Schloß und Hütte, schwergesühnte Jugendstreiche, Lösung der Vorurtheile und Schluß-Gloriole der Versöhnung: — mit diesen Bausteinen der Durchschnittsromane ist hier eine wohlgefügte Halle errichtet, ansprechend und stylvoll, in der sich jeder Leser mit hohem Genuß ergehen wird.

## Don Enrique de Ramiro, Novelle von J. van Dewall.

Dewall, sonst der flotte Schilderer des high life, hat sich diesmal auf den Boden der Humoreske begeben, und dieser Abstecher auf ihm bisher fremdes Gebiet ist ihm sehr wohl geglückt. Das sehnsüchtige Werben des alten Junggesellen Don Ramiro um die Dame seines Herzens, sein nachheriges Eheglück und die Leiden des eifersüchtigen Alten, bis guter Freunde Rath die sanftmüthig duldende Frau ermuthigt, mit raschem Griffe das Regiment zu ergreifen, womit der keifende Eifersüchtige in einen Pantoffelhelden verwandelt wird — alles das zieht in heiterstimmender Bilderreihe am Leser vorüber. An die Hauptfiguren schließt sich ein Gefolge nicht minder humoristischer Gestalten. Wir nennen die alten Kaffeehausfreunde des abtrünnigen Junggesellen Don Ramiro, seine böse Haushälterin u. s. f. Der Roman — er spielt in Spanien — ist auch in den Localtönen wohl gelungen. Dewall hat sich dem in der Lectüre Unterhaltung suchenden Publicum schon durch eine Reihe von Novellen: „Der rothe Backfisch", „Eine große Dame", „Der Spielprofessor" und „Eine Lebensthat", wohl empfohlen. Mit „Don Ramiro" tritt er, wie gesagt, in neuem Gewande vor sein Publicum, aber die ungewohnte Tracht sitzt ihm vortrefflich.

## Die Starken. Erzählung von H. Kohn.

Der enge Rahmen weniger Tage umfaßt hier ein fesselndes, in allen Details packend und liebevoll behandeltes Bild, glücklich in Conception, reizend und originell in Ausführung. Von dem historischen und culturhistorischen Untergrund des Bildes, der Zeit und dem Hofe des „alten Teisauer", hebt sich die geniale Zeichnung und das lebhafte Colorit der handelnden Personen klar und gefällig ab. Dabei ist jede Monotonie sorgfältig vermieden, sind die Effecte mit seltenem Geschick placiert, und die Spannung des Lesers nächst mit der Sympathie für die beiden der Erzählung, ein mit Riesenkraft ausgestattetes jüdisches Brüderpaar, von Blatt zu Blatt.

## Nirwana. Roman von Wilh. Jensen. 4 Bde.

Vielverschlungen sind die Pfade, auf denen uns der Autor dieses Buches durch die bedeutungsvollen Jahre kurz vor und während der ersten französischen Revolution zu dem Ziele führt, das er durch den Titel seines Werkes angedeutet, zu jener sich selbst vergessenden, in dem Gegenstande der Forschung aufgehenden Beurtheilung eines weltgeschichtlichen Actes — zum Nirwana des Forschers.

Abgeschlossen und auf sich selbst gestellt wie das rings von Gebirgen umthürmte Stück Erde, auf dem die Erzählung spielt (eine Provinz Südfrankreichs), ist auch die Handlung des Stückes. Die Personen und Ereignisse wurzeln alle hier im beschränkten Kreise, gleichwohl dem Felde weittragender Thätigkeit, und gleichwie die abgeschlossene Provinz doch mit tausend Fäden mit dem Mutterlande Frankreich zusammenhängt, so streben auch die Handlungen und Ereignisse, die uns da begegnen, in's Weite, in's Allgemeine. Kleine, anscheinend unbedeutende Züge eröffnen uns, von des Verfassers kundiger Hand gruppirt, vom Lichte seines durchdringenden Geistes beleuchtet, das Verständniß hochbedeutender Acte, die längst der Geschichte angehören. Die bei dem bedeutenden Umfang des Werkes naheliegende Gefahr den Leser zu ermüden, ist mit Geschick umgangen; der rothe Faden lebendiger Handlung, der sich durch das ganze Werk zieht, läßt keine Monotonie aufkommen, und eine edle Diction, eine Meisterschaft der Charakterzeichnung spricht für das glänzende schriftstellerische Talent des Autors, der nichts weniger als homo novus ist weder auf dem Gebiete des Schriftstellerthums noch den weitesten Kreisen gebildeter Leser, deren erklärter Liebling er rasch geworden.

## Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 23. und 39. Jahrhundert von Kurd Laßwitz. Ein Band.

Inhalt: **Gegen das Weitgefeyn. — Bis zum Nullpunkt des Seins.**

Der Inhalt dieser Erzählungen, welche ungemein geistreich und phantasievoll geschrieben sind, ist auf gründlichen philosophischen, culturhistorischen und medicinisch naturwissenschaftlichen Studien Seitens des Verfassers basirt. Der Styl ist gewandt, Diction und Ausdruck sind durchweg bündig, knapp und klar und wird das Buch bei allen Lesern sicher großes Aufsehen erregen.

# Die neuen Serapionsbrüder.

Roman in drei Bänden

von

Karl Gutzkow.

Dritter Band.

Breslau.
Verlag von S. Schottlaender.
1877.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Alle Rechte vorbehalten

## Erſtes Kapitel.

Ueber den unheimlichen Tiefen des Gebirges, an den Felſenklippen entlang, den Abgründen und waldigen Schluchten blühte die holde Blume der Geſelligkeit auf Hochlinden fort und fort.

Alle ſahen die Gefahren, in denen ſich ringsum die Herzen befanden, und Niemand floh ſie!

Niemand entrang ſich der verſtrickenden, überliſtenden Gelegenheit!

Dieſe Verführerin zur gedankenloſen „Sünde“ ſchien ſiegen zu wollen.

Selbſt Ottomar, der ſich doch ſein Leben von allem roſigen Schein des Idealismus befreien zu wollen oft erklärte, der nur Ringen nach Exiſtenz, nach Aufgehen in die große Allgemeinheit unſrer Zeit für einzig erſtrebbar hielt, erlag dem Rapport zum Welträthſel, das in der beſeligenden Liebe liegt.

Er ſprach von Geſchäften, von der Nothwendigkeit abzureiſen, und doch folgte er nicht!

Der Graf kam des Morgens im leichten Rock u
mit der Cigarre auf sein Zimmer. Die frisch a
gekommenen Zeitungen gaben Stoff zur Unterhaltun
Als Generalconsul in weiten Landen hatte Graf U
vielerlei Merkwürdiges erlebt und gesehen, das ihn üb
die Maßen beredt machen konnte. Nichts Unbedeutend
kam über seine Lippen.

Dabei war Ada wie Undine. Sie tauchte behagli
in ihrem Elemente, Verklärung des Gewöhnlichen, a
und nieder. Sie, die seit den Schuljahren schon a
gefangen hatte, sich einer vollständigen Blasirtheit z
ergeben, Alles zu begähnen, Alles zu bespötteln — e
war das eben die allgemeine Mode — sie fand nun jede
Zufällige wunderbar, jedes Hergebrachte erstaunlich, jed
Gewöhnlichkeit überraschend. So ist die menschliche Seele
dachte Ottomar. In seiner „Philosophie des Unbewußten"
die er sich zu studiren mitgenommen hatte, fand er Alle
aus Trieben erklärt, die nicht die eingestandenen waren
Und in der That, Alles, was an Ada Ueberzeugung und
Wahrheit schien, war nur Ueberspannung durch die
Liebe, nur Glück, der Muth, Glück und Liebe zu
bekennen.

Die Gräfin Schwiegertante hatte vom Jahrmarkt
in Weilheim reden hören.

Das sollte ein Fest, ein fröhlicher Auszug werden!

## Letztes Kapitel.

### Abſchied.

Wir müſſen jenes im Sandwege mühſam fortſchleichende Fuhrwerk ſchon einmal geſehen haben. Das Pferd iſt älter geworden und die Kalaſche nur friſch angeſtrichen. Der Kutſcher ſcheint der Beſitzer ſelbſt zu ſein, aber die Dame neben ihm doch die Herrin des Ganzen. Ein vier- oder fünfjährig Mädchen iſt uns freilich ganz neu; doch, wie ſie ſo in ein großes Tuch gewickelt daſitzt und an den Fingern ſaugt, ſcheint ſie nicht ohne einige Aehnlichkeit mit der nun verſchollenen Sophie zu ſein. Tobianus ſind es und Gertrud, die Beide von der Gegend des Amalienbades her gefahren kommen. Wie beide gealtert ſind! Wie die Zeit und die Liebe ſie verzehrt haben! Doch noch immer ſcheint ſie Beide daſſelbe Temperament zu beleben, Tobianus gelaſſen und beſorgt, Gertrud auffahrend und nichts ſich nehmen laſſend. Wie ſie die Hände zuſammenſchlägt und dem dritten Gatten nicht genug ihre Verwunderung bezeugen kann! „Ihn in Sünden und Gottloſigkeit wiederſehen zu müſſen!“ rief ſie ſchluchzend aus und verbarg ihr Haupt in dem Umſchlagetuch-

Ada dachte ſogar an einen förmlichen Ausritt durch die Budenreihen im phantaſtiſchen Coſtüme mit hinausgeworfenen Bonbons, Geldmünzen und ähnlicher Wildheit.

Gräfin Conſtanze mußte ihr ſolche Extravaganzen unterſagen. Dieſe faßte den Plan nach ihrer Weiſe. Sie wollte Menſchen glücklich machen, Verkäufer und ſolche, denen ſie das Eingekaufte ſchenkte. Die ehrwürdige Matrone füllte am Tage der wirklichen Ausführung dieſes Plans ihr Portemonnaie reichlich mit Geld. Sie hatte Hochlindner genug, denen ſie mit Tand, und noch mehr, denen ſie mit nützlichen Dingen Freude machte. Auf dem Lande nimmt man mit kleinen Ereigniſſen fürlieb! Ein Jahrmarkt, eine Kirchweih — es ſind Weltbegebenheiten! Kommt gar ein Kunſtreiter durch's Dorf, eine Zigeunerbande läßt ſich nieder und fordert die kupfernen Pfannen zum friſchen Löthen zuſammen und bettelt um den bei den Zigeunern unerläßlichen Tribut an „Schmalz", oder es tönt auch nur ein Orgelkaſten unter unſeren Fenſtern, ſo hängt man auf dem Lande wieder mit dem Leben der Zeitgenoſſen zuſammen und hat Fühlung mit dem Jahrhundert!

In den beiden aufgeſchlagenen Equipagen, die jedoch zum Schließen eingerichtet waren, da es zu regnen drohte, was von den Landleuten ſchon wieder für den

Aufgang der neuen Saat und für die neue Ernte erſehnt wurde — „nie ſchweigen ſeine Wünſche ſtill!“ kann man wohl vom Landmann ſagen — ſtieg die Geſellſchaft ſo getheilt ein, daß zur alten Gräfin ſich Martha und Ottomar, die beiden Gäſte, ſetzten, in den zweiten Wagen der Graf, Helene und Ada.

Alles war angeregt. Die Mittheilung wurde die lebhafteſte; ſelbſt Ottomar wurde geſprächig. Naturumgebung regt ja an! So die muntern, kryſtallklaren Bächlein verfolgen, wie dieſe durch die grünen Wieſen rinnen und trotz ihrer Unſcheinbarkeit doch irgendwo ſo abgeleitet und geſammelt ſind, daß ſie ein ſtarkes Gefäll bilden und große Mühlräder in Schwung bringen können, da wird man ja angenehm zerſtreut! Auch ſieht man an einer ſchroffen Felſenwand dort ein leuchtendes Tempelchen! Graf Wilhelm hatte dort dieſe Gloriette, ähnlich dem Veſtatempel in Tivoli bei Rom, hinſtellen laſſen zum — Nameneinkritzeln von hundert reiſenden Schullehrern und Schulknaben! Das Holz an den Säulen wird an ſich vielleicht nicht wurmſtichig, ſagte Ada, aber die hineingeſchnittenen Unſterblichkeiten machen die Säulen allmälig wankend! O, wie viel Müller und Schulze, fuhr ſie fort, ſind da ſchon oben eingeſchrieben! Der Graf wollte behaupten: Vielleicht auch inzwiſchen herangereifte Humboldts und Liebigs!

Aber Ada ſchüttelte den Kopf und recitirte ſchon laut ihre Liſte von Bedürfniſſen, die ſie durch den Jahrmarkt befriedigen wollte; Helene dachte denn doch über die Herkuleſſe nach, die ſchon alle die Thüren zum Tempel der Unſterblichkeit eingedrückt haben, ohne hinein gelangt zu ſein — das Beiſpiel Raimund Ehlerdts lag nahe! Sie ſprach auch davon und es that dem Grafen wohl, daß man Rückſicht auf ſeine Einfälle nahm.

Man begegnete überall ſchnellleitenden Menſchen aus den kleinen Ortſchaften. Ottomar hatte an den treuherzig beſchränkten Geſichtern beſonders deshalb ſeine Freude, weil man den Leuten anſah, daß ſie noch nicht vom Geiſt der ſocialen Bewegung angeſteckt waren. Noch waren ſie für freundliche Anrede, fröhlichen Gruß empfänglich und zeigten nicht jene böſe, tückiſche Miene, die beim Volke immer mehr überhand nimmt. Die beiden Wagen waren in dem Städtchen von Menſchen umringt, die das mit Silber ausgelegte Geſchirr der Roſſe anſtarrten, die Livrée der Bedienten bewunderten. Die Gräfin-Wittwe liebte ihren alten fürſtlichen Glanz zu entfalten. Die Bedienten, in Treſſenhut, mit kurzen Pantalons, in Schuh und Strümpfen, mußten die Winke der Herrſchaften zum Halten, zum Ausſteigen, Einſteigen ſtreng und hurtig beobachten. Alles das geſchah in dem Oertchen, vor den Buden, vor dem Wirthshauſe zum

Ochsen, ohne daran geknüpfte Gloſſirung des Publikums, wie ſie etwa Mahlo* angeſtellt haben würde, der ſich hämiſch auf ſeinen Knotenſtock würde hingeſtellt und gefragt haben: Warum ſitze ich nun nicht da drinnen in dem Eckpolſter? Warum kann ich nicht ſagen: Jean, wo iſt die Trüffelpaſtete?

Aber im Gegentheil, hier ging Alles ſehr einfach zu. Nur der Eifer, Freude zu machen, war rege. Graf Udo überließ ſeinem La Roſe die Bezahlungen für ſeine Einkäufe, die er reichlichſt und um die Wette mit den beiden Gräfinnen machte.

Es verdüſterte ſich leider in der That der Horizont. Ein Sturmwind drohte ſämmtliche Buden in die Luft zu entführen. Ein Kreiſchen, ein Laufen, Rennen durcheinander. Man konnte einen baldigen gewaltigen Regenſturz erwarten. Die Freude war aus. Man wollte noch buntlackirte Spielſachen kaufen, wollene Strümpfe und Jacken, allerlei Vorausſichtliches ſchon auf den Winter, aber es war zu ſpät. Die Frauen, die es überhaupt zu ſehr ſtatt mit dem Prometheus mit dem Epimetheus halten, das heißt, nicht mit dem Gott des Vorausdenkens, der Eventualität (manchmal berechnen ſie nicht die Zahl ihrer Meſſer und Gabeln, wenn ſie ein Diner geben), machten ſich Vorwürfe, daß ſie nicht eiliger eingekauft, nicht Marthas Rath befolgt

hatten, die sogleich schlechtes Wetter geahnt und Eile angerathen hatte! Und was wußte sie für eine Menge Persönlichkeiten, die sie als arm und gebrechlich in Hochlindens Umgebung schon kennen gelernt hatte! Da war noch dieser oder jener ganz versteckte Gegenstand in dieser oder jener Bude zu kaufen! Martha machte jedoch noch Manches möglich. Die Gräfin war ganz glücklich, sich so am Gängelbande der Intelligenz und des guten Herzens geleitet zu sehen. Ihre Blicke sprachen ihre ganze Freude über diesen Gewinn aus, während Martha an eine Leinwandbude raunte, noch die vorgelegten Ballen prüfte, den Baumwollengehalt genau herausforschte und über das Aechte und Zuverlässige entschieden unterhandelte.

Aber der Regen machte der Freude wirklich ein Ende. Ada rief weinerlich: Die armen Pfefferkuchen! Diese Waare hatte unter der Veränderung der Temperatur am meisten zu leiden. Sie kaufte sich auch noch rasch Könige und Kaiser, Feldherren und Schornsteinfeger, wie sie rief. Im Wagen spannte man die Schirme auf. Einige Blitze zuckten schon durch die grauen Regenwolken. Man mußte sich entschließen, im „Ochsen" einzukehren und die Wagen, wenn es beim Regen blieb, in einer Remise unterzustellen und aufzuschlagen.

Das war nun Alles im Leben der alten Gräfin schon oft vorgekommen. Der Jugend aber waren diese

Freuden der vie champêtre neu, und mit wahrer Wonne nahm man in der oberen „Putzſtube“ des Ochſenwirths Platz unter den gläſernen Schränken mit allerlei verſilberten Trinkgefäßen oder vergoldeten Taſſen, geheimnißvoll drehbaren Büchſen, Püppchen und ſogar unter einer Kuckucksuhr.

Großmama iſt komiſch! ſagte Ada leiſe. Denn Gräfin Conſtanze übte ſich bei all dieſem Durcheinander mit Ton Roſe in franzöſiſcher Converſation, gleichſam als dächte ſie jetzt erſt in die Welt zu treten.

Ada war ganz ausgelaſſen. Sie fand reiche Gelegenheit, über die niedlichen Sächelchen zu lachen, die hier aufbewahrt wurden. Das vollſtändige grüne Gewölbe! rief ſie an einer Servante voll Nippſachen aus. Kommen Sie doch, Herr Althing, erklären Sie mir dieſe erhabenen Raritäten! Wir ſind jetzt Beide im Dresdener Schloſſe! Auf der Brühl'ſchen Terraſſe! Geben Sie mir doch den Arm, mein Herr! Sehen Sie! Da ſtrömt die Elbe! Sie zeigte auf die Regenzüſſe und wollte nur Ottomars Arm drücken. Zeigen Sie jetzt Ihr Talent als Cicerone! ſagte die verſchmitzte Verführerin.

Ueberhaupt führte Ada die Verſtellungsrolle ſo gewandt durch, daß der Graf dem Gang über die Brühl'ſche Terraſſe applaudirte und Ottomar alle Bedenken über Bord werfen mußte, um nicht gar verdutzt

und unbeholfen zu erſcheinen. Man mußte über den Staub, der durch die mannichfache Bewegung erregt wurde, trotz des Regens die Fenſter öffnen. Auch pflegt die Luft in ſolchen ländlichen „Putzſtuben“ nicht die beſte zu ſein.

Helene ergötzte ſich an dem bunten Bilde, wie ſich da unten beim ſtrömenden Regen Alles zu bergen, ſeine Waare zu ſchützen ſuchte. Und Martha wagte ſich ſogar in die unterſte Region des Wirthshauſes, in ein Summen und Brauſen von Menſchen, die ſich geborgen hatten. Es ſollte doch etwas auch der Herberge, die man gefunden, zu Gute kommen. Man war mit dem Einfachſten zufrieden, hörte aber im Gegentheil von wahren Wunderdingen, die heute auf dem Speiſezettel ſtünden, von Saurem, Geſelchtem und allerlei kühnen Anläufen an ein geregeltes Kochbuch, wozu denn aber doch nur die Männer den Appetit des Verſuchens hatten.

Der Regen währte ſo lange, bis darüber die Abenddämmerung hereinbrach. Die Gräfin Tante hatte ſich ſogar der Schinken und Eier, die ſich die Männer geben ließen, enthalten und bekam Sehnſucht nach ihrem Thee. Die Nachhauſefahrt konnte eine kleine Stunde dauern. Es mußte ſchon vollkommen Nacht ſein, wenn man im Schloſſe ankam. Die Diener hatten alles Gekaufte ſorgfältig in die Kutſchkaſten verpackt. Die aus der Ochſen-

küche gelieferten Speisereste wanderten noch zur Dienerschaft. Schon begann etwas von moderner Straßenbeleuchtung mit Petroleum in der Stadt zu dämmern, ein Fortschritt, der die conservative alte Gräfin mehr mit Schrecken als mit Freude zu erfüllen schien. In die unterm Thorweg vorfahrenden Wagen stieg man rasch ein. Es war noch immer ein Gedräng von Menschen zu vermeiden. Lange konnte man mit den Sitzen und Personen nicht wählen. Und so ergab sich denn die Fügung, daß sich in den ersten Wagen zur alten Gräfin wieder Ottomar, Martha und ihre Schwiegertochter Ada gesetzt hatten. Der Wagen fuhr ab, während man noch über eine Aenderung parlamentirte. Das Gedränge und die Rinnsale von nassen Regenschirmen ließen es als zweckmäßig erscheinen, daß die zufällig Zurückgebliebenen, Helene und Udo, jene beim Suchen ihres Shawls, der Graf beim Berechnen der Zeche mit La Rose in den offenen Schlag sprangen und die Pferde, die vor Begierde stampften nach Hause zu kommen, anzogen.

Solche Situationen, wie die sich nun ergebende, hatte Helene seit den glücklichen Wochen, wo sie hier mit klarer und verständiger Regelung ihrer Gefühle gelebt hatte, immer zu vermeiden, Graf Udo herbeizuführen gesucht. Schon so weit war sein Geständnißdrang gediehen, daß

er Helenen zu ſagen wagte, er wäre mit einer tiefen Verſtimmung und Enttäuſchung aus Italien zurückgekehrt. Nichts hätte ſich für Ada ſympathiſch wirkend dort geſtalten wollen. Ihre Parteilichkeit für ihre Mutter (deren unwürdiges Betragen, auf die künftige Vermählung ihrer Tochter hin Schulden zu machen, ſie doch zu beurtheilen Verſtand genug gehabt hätte — ! eine Aeußerung gegen Ottomar) hätte den erſten Anſtoß zu Differenzen gegeben, die bis zum gegenſeitigen Vorwerfen der Willenloſigkeit, eines paſſiven Müſſens gegangen wären, denen man ſich eben gefügt hätte. Auch Ada ſelbſt hatte gelegentlich zu Helenen geſagt: Wie ſoll ich mir nur dieſen ſchlechten Charakterzug abgewöhnen, den meines Wiſſens alle Frauen haben, immer, wenn der Anſtoß dazu gegeben wird, ſich über einen einzelnen Gegenſtand zu beklagen, ſogleich die Veranlaſſung zu ergreifen, einen ganzen Waſchkübel voll Bosheit auszuſchütten! Helene hatte lachend erwidert: Liebe Freundin (ſo wollte Ada von ihr genannt ſein), das erklärt ſich aus einem zu lange zurückgedrängten Triebe zur Meinungsäußerung! Die Bildung legt uns dieſen Zwang auf! Selbſt meine gute Mama, die gewiß ein Engel iſt, weil ſie ſonſt (unter uns geſagt) mit dem Vater nicht ausgekommen wäre, geht gewöhnlich, wenn es eine Differenz giebt — und das kann des Morgens beim Kaffee kommen —

über die Schnur und packt mehr Dinge aus, als die zur Sache gehören!

Helene erſchrak nicht wenig, als ſie ſich mit dem Grafen in dem dunkeln, noch von keiner Laterne erleuchteten Wagen allein befand. Die Landſtraße war wenig belebt. Das zartgebaute Mädchen, das ſich überdies vor der veränderten Temperatur zu ſchützen hatte, drückte ſich in eine Ecke und wickelte ſich in einen ſchönen türkiſchen Shawl, ein Geſchenk der Gräfin. Das zarte Gewebe bedeckte den ganzen Körper. Man ſah nur den lieblichen Kopf mit den ſprechenden braunen Augen, das geſchmackvoll geordnete, goldblonde Haar, den Hut, der allerdings nur eine Idee von einem Hut war. Nicht einmal einem an einer Mauer klebenden Schwalbennest läßt ſich eine ſolche moderne Kopfbedeckung vergleichen. Die ſtarken Haare waren niederwärts gewunden.

Der Graf hatte beim Einſteigen Cigarren geraucht.

Rauchen Sie nur fort! ſagte Helene. Sie haben dann einen Gewinn von der Verwechslung!

Verwechslung? Wie ſo? fragte der Graf.

Welche Dummheit! ſagte Helenens Gewiſſen. Was brauchſt du gleich von Verwechslung zu ſprechen!

Graf Udo deutete aber den Ausdruck aus. Wie kommen Sie auf Verwechslung, Fräulein? ſagte er, die

Tobianus, der mit dem Pferde genug zu thun hatte, meinte, daß Gottes Wege wunderbar wären, und die Kleine fiel mit Aeußerlichkeiten ein, was er für einen Bart, für Kleider und Mütze hätte! „Stille!“ fuhr Gertrud auf und verbot dem Kinde, von dieser Geschichte mit- oder gar etwas auszureden. „Das wäre ja eine Schande vor der ganzen Welt,“ fuhr sie fort, „sein Kind auf solchen Irrwegen zu ertappen, wie es seinen Heiland, Jesus Christus, abschwören muß.“ — Da sie hier auf's Neue in ein jämmerliches Schluchzen verfiel, so meinte Tobianus, etwas zu ihrem Troste zu thun, wenn er sagte: „Das kann man gerade nicht sagen! Die Türken erkennen Christum wohl an, wenn sie gleich ihren Muhamed über ihn setzen. — Peter hätte gerade,“ fuhr er fort, „Christum nicht abgeschworen, wenn es ihm auch, aufrichtig gesagt, etwas schauerlich wäre, einen Stiefsohn zu haben, der sich hätte beschneiden lassen.....“ Gertrud rief unaufhörlich: „Ach Jesus, Jesus!“ und die Kleine bemerkte des Beschneidens wegen, daß er ja kein Jude geworden sei. Gertrud gab ihr dafür, mitten aus ihrem Schmerze herausfahrend, recht derb Eins auf den Mund und sagte: „Ich werde dich lehren mitreden, der du noch nicht wissen solltest, daß es zwei Geschlechter in der Welt gibt!“ Tobianus, immer gewohnt, die raschen Zornausbrüche seiner Frau durch sanfte nachträgliche Erklärungen zu motiviren, tröstete das nun auch weinende Kind, wie es denn auch so dumm sein könne und Petern für einen Juden halten! Peter wär' ein Türke geworden, was allerdings eine Neuigkeit wäre, in die es ihm schwer falle sich zu finden. Indem hatte Gertrud bemerkt, daß ihr an den Füßen ein unbequemes Kästchen stand. Schon wollte sie ihrem Ehemanne wegen seiner schlechten Art zu

Cigarre zum Schlage hinauswerfend. Es iſt immer ſo, als wenn Sie ſich vor mir fürchteten! Ich habe Ihnen das ſchon oft vorgeworfen!

Helene lachte. Sie wußte nur nicht, wie reizend ihr dies Lachen ſtand, das doch nur ein Lachen der Verlegenheit, ein künſtliches war.

Schon in der Stadt, fuhr der Graf fort, wenn da im Atelier nicht Ihr Vater oder der Vegetarianer zugegen war, bekamen Sie regelmäßig vor mir Furcht! Das Kaninchen, sans comparaison, fühlt ſo in der Nähe der Klapperſchlange! fuhr er fort, durch ſein gewagtes Bild andeutend, wie ſehr ihn dies Ausweichen, das ſich Helene auferlegte, kränkte und reizte.

Helene hatte eine weiſe Regel von ihrer Mutter mit auf die Reiſe bekommen: Vermeide alle Erörterung von Seelenzuſtänden! Bleibe mit dem Grafen immer nur bei Aeußerlichkeiten! Die meiſten jungen Mädchen machen ſich unglückliche Schickſale, indem ſie mit den Herren zu denken anfangen, Gefühle, Anſichten ausſpinnen, auszupfen, philoſophiren! Der letzte Paragraph ſolcher Erörterungen iſt dann regelmäßig eine Liebeserklärung, die beſſer unterblieben wäre!

Helene begann vom Jahrmarkt und der bevorſtehenden Freude verſchiedener Perſonen, die bedacht worden waren. Der Frau Pfarrerin, ſagte ſie, wird das ſchöne Tiſchtuch

für die Servirung bei einem Kaffeebesuch besondere Freude machen.

Bah! der Frau Pfarrerin! wiederholte der Graf fast ärgerlich.

Auch wohl dem Herrn Pfarrer! sagte Helene, die harmlose Unterhaltung forcirend. Die Männer wissen jede geschenkte Mehrung des Hausstandes zu schätzen! Sie that, als wenn sie das Staunen und den Verdruß über diese Unterhaltung nicht verstünde, nicht die Spottrede des Grafen über den Pfarrer. Früher oder später, fuhr sie in ihrem Gedankengange fort, kommt die Hausfrau und begehrt dergleichen als nothwendig.

Fräulein Atthing, wie schade, daß Sie Goethe noch nicht gekannt hat! sagte der Graf über dies Ausweichen aufwallend.

Wie so? Ich spreche Ihnen zu sehr wie ein Buch? Oder wie eine alte Haushälterin? Ich würde ihm keine bessere Vorstellung von den Frauen beigebracht haben, als er gehabt zu haben scheint! Goethe dachte gar nicht gut von uns!

Schon mußte sich die Bedrängte eine andere Lage geben, da ihr Hütchen in Gefahr kam, zerdrückt zu werden. Der Shawl glitt allmälig nieder, weil er ihr zu heiß machte und die schöngeformte Gestalt trat immer deutlicher in ihren Umrissen hervor. Die Landstraße

entbehrte hier der Anpflanzung von Bäumen. Alles war dunkel und ſtill. Man hörte nur das Knirſchen der Räder im neuaufgeſchütteten Kieſelſande der Chauſſee.

Ich meine dies, ſagte der Graf — ſein Lächeln konnte Helene nicht ſehen — Sie würden Goethen einige ſeiner Charaktere recht beſtätigt haben! Par exemple! Die wohlmeinende Thereſe aus dem Wilhelm Meiſter!

Da haben wir's ja! ſagte Helene halb verletzt, aber doch lachend. Die abſolute Proſa! Die iſt aber ganz nützlich, Herr Graf! Ueber dieſe Goethe'ſchen Perſonagen ſollten Sie einmal meinen Vater reden hören! Der hat überhaupt eine Literatur- und Kunſtgeſchichte ganz für ſich! Wenn ich aus der Schule kam und meine Weisheit ausſtaunte, lachte er immer laut auf. Goethes Frauen nennt er ſämmtlich verhutzelte, alte weimar'ſche Hofdamen und Hofräthinnen! Sogar, denken Sie ſich, nimmt er die Dorothea, ja ſelbſt die Leonoren und Iphigenien nicht aus! Alle hätten nur Reflexionen im Munde, Tiraden über Frauenwürde! Es wären aber keine Frauen! Sie hätten gar kein Blut in den Adern! Und ſogar die Dorothea wäre blos Basrelief! Keine Statue voll wirklichen Lebens! Sie ſei vom Dichter gewollt, er hätte ſie aber nie geſehen, ebenſo wie den Hermann! Immer ſpielte Dorothea die Nauſikaa aus

der Odyſſee und träte mit bewußter antiker Attitüde auf. Goethe hätte ſich blos auf Damen verſtanden wie — Nun regte ſich das kleine Teufelchen, das in allen Frauen ſteckt, auch in Helenen; ſie war eine Evatochter wie Alle. Wie mit lang verhaltenem Mißtrauen platzte das Wort heraus: Wie das Fräulein Edwina Marloff!

Der Graf ſchwieg. Er ſtaunte und überlegte nur. Eiferſucht iſt denn doch Liebe! dachte er. Im Gefühl, vollkommen unſchuldig und rein von dem Verdacht zu ſein, den vielleicht Helene ausgeſprochen haben wollte, ſagte er: Ei, ich wünſchte, ich kennte die merkwürdige Dame! Nicht nur ſie ſelbſt — ſie ſoll bildſchön und geiſtreich ſein, ſondern auch die Perſon, die ihr die Wirthſchaft führt. Dieſe iſt mir als unendlich lächerlich geſchildert worden, aber vielleicht iſt mir ihre Lächerlichkeit ſympathiſch. J'aime le sublime! Sie ſoll das Erhabene vortragen wie Talma! Der Atelierſtaub Ihres Papas kommt ihm doch wohl zuweilen in die Augen und er urtheilt — blind!

Sie werden bitter, Herr Graf! ſagte Helene gereizt und richtete den Blick auf die Landſtraße hinaus, indem ſie ſich zugleich eine Wendung ihres Körpers gab. Vergeſſen Sie aber nicht, ſetzte ſie gutmüthig hinzu, daß Sie die kleine Fehde angefangen haben und ich bin doch nicht Goethes Thereſe!

Nein! Nein! wollte der Graf im Tone des höchſten Entzückens aufwallen, aber Helene zog das Glas der Wagenthür auf, der Graf beherrſchte ſich und ſchwieg. Es iſt mir durch jenen Namen, den Sie nannten, begann er nach einer Weile des Verweilens, daß er zu weit gegangen, — nicht Thereſe, ſondern — wie heißt ſie doch? Enfin — Aspasie! Cocottille —

Edwina! ergänzte Helene.

Richtig! fuhr er fort. Durch dieſen Namen war die Veranlaſſung gegeben, das Geheimniß zu berühren, das die Tochter eines Feldmeſſers umgiebt. Es wird Ihnen nicht unbekannt geblieben ſein. Entzieht es ſich auch unſerer Converſation, ſo kann ich doch ſagen, aus dem ſchriftlichen und theilweiſe perſönlichen Verkehr, den die aufopfernde Güte Ihres Bruders vermittelte, iſt mir ein Wort unvergeßlich geblieben: Der Mann hätte das Bedürfniß nach dem „Weibe an ſich“, nach dem Ideal, wie ich's nennen möchte, dem Bilde unſerer glücklichen Träume! Glauben Sie, daß ich in Ihnen nur eine Schweſter, eine Tochter, eine mögliche Mutter, eine Frau Hofräthin oder dergleichen ſehe und nicht vielmehr — jetzt ſteigerte ſich wieder des Grafen Stimme — einen Blumenkelch, der Alles in ſich ſchließt, was es nur Geheimnißvolles im Bunde beider Geſchlechter geben kann?

Helene wollte auf dies rückſichtsloſe Wort des Grafen laut auflachen. Aber ſie vermochte es doch nicht recht. Ihr Lachen wurde nur ein Anſatz zum Erzittern ihres ganzen Seins; auch zum Erzittern vor Furcht. Denn Neues ſagte ihr dies Bekenntniß nicht, nur das Alte in ſinnlicherer, die äußerſte Gefahr drohender Form.

Der Graf war kaum wiederzuerkennen. Er ſpielte förmlich mit ſeinem Opfer, das ihm heute gewiß erſchien. Denn der Regen ſtrömte. Es mußte das geöffnete Fenſter des Waſſers wegen wieder geſchloſſen werden. Der Regenſchirm des Dieners, der auch den Kutſcher zu decken hatte, verhinderte jeden Einblick in den Wagen, der völlig dunkel blieb und kaum beide auf den ſchwellenden Kiſſen ruhende Geſtalten in Umriſſen erkennen ließ.

Nicht Mitleid, Uebermuth, mindeſtens Seligkeit und Glück waren es, wenn Graf Udo im Stande war, nach einem ſo gewagten Worte ganz, als wäre Nichts geſchehen, wieder auf Goethes Frauengeſtalten zurückzukommen und zu ſagen: Ihr Vater zerſtört wirklich Alles! Sogar, was er ſelbſt geſchaffen hat! Er wird noch das Monument meines Onkels zerſtören!

Und nach Allem, was man hört, mit Recht! entgegnete Helene, ſich Muth faſſend. Es iſt wieder ſein „Amor und Pſyche“, die in Thon zuſammenbrachen, das Schöne, das am Gemeinen ſcheitert! Aber Papa

findet ſich jetzt in Alles viel leichter! Er denkt mit Schiller: Die Welt gehört dem Narrenkönig!

Das iſt Ihr Glaube nicht! rief der Graf wie berauſcht. Oder glauben auch Sie, daß Jener, der da ſang: Was hinter uns liegt und was Alle bändigt, das Gemeine! nicht das Allgemeine, die Gewohnheit, das Gewohnliche verſtanden hat? Selbſt die berühmteſten Actricen betonen dies „Gemeine“ immer ſo, als handelte es ſich um eine Collegenintrigue oder um einen nichtswürdigen Zeitungsartikel! Es iſt zum Lachen! Das Gemeine iſt ja hier die Sitte, die Gewohnheit, etwas ganz Anſtändiges, das uns Alle bändigt! Ich bin ganz für dies „Gemeine“, aber gebändigt ſoll es mich niemals haben!

Der Graf rückte dem bedrängten Mädchen bei dieſen Plaudereien immer näher. Im Aufruhr der Elemente fühlte ſie ihre Schwäche. Der Wind peitſchte die Bäume. Es ſtanden doch jetzt endlich wieder welche am Wege.

Den Grafen ſchien alle Faſſung verlaſſen zu haben. Der Gedanke, es rücke das Geheimniß eben dieſes Hochlinden, eben dieſer kleinen Stadt, von wo Marloff die naheliegenden Eiſenbahnen vor Jahren vorgezeichnet hatte, immer mehr heraus und Graf Wilhelm hätte die richtige Philoſophie des Lebens gehabt, den Schmerz über die unterdrückte Natürlichkeit der Empfindungen, den Schmerz

über Zwang und Vorurtheile, dieſe Ideenverbindung gab ihm einen Schwung, der im Stande war, auszurufen: Widerſprüche ringsum! Incompatibilitäten! Hahaha! unterbrach er ſich. Das Wort verſtehen Sie nicht! La Roſe! Er hört nicht. Ich erkläre Ihnen das halsbrechende Wort ein andermal!

Der Kutſcher fährt ſo ſchnell, ſagte Helene wahrhaft angſterfüllt. Der Graf wurde immer wunderlicher.

Denken Sie bei dieſem Regen an die Verleumdung in der Welt, Fräulein! Wie das rinnt! Wie das fluthet! Und immer neue Wolken ziehen heran! Und die Nebel wallen, beſonders die, die aus den Thälern nicht herauskönnen! O, wo doch Etwas noch vorhanden iſt, eine Wahrheit, eine Liebe, ſie muß entſtellt werden! Glauben Sie nicht, Fräulein, ſchloß er dreiſt, daß es einmal heißen könnte: Sie würden meine rechtmäßig mir angetraute Gemahlin?

Helene verſtand dieſen Humor nicht mehr. Er war zu diaboliſch. Das Blut war dem raſend Verliebten in den Kopf geſtiegen. Und demnach ſprach er, wie geiſtesirr:

Ruhe, Ruhe! Nein, zittern Sie nicht, Fräulein! Ich mißbrauche die Situation nicht! Ich bin nicht unedel! Aber — der Abgott meiner Seele bleiben Sie! Das iſt gewiß! Und das Wort Scheidung ſpreche ich

aus wie Nichts! Es iſt das Allerbeſte am Proteſtantismus, den ich ſonſt haſſe wie alle offenbarte Religion!

Des Grafen Hand zitterte. Sie wollte die Hand Helenens ergreifen. Das erſchütterte Mädchen hatte gleich Anfangs vor Schrecken vergeſſen, dieſe mit den Handſchuhen zu verſehen. Entſetzt zog ſie ihre entblößten Hände zurück. Aber der Graf ergriff ſo ſtürmiſch und drückte die wie blutlos und kaltgewordenen Finger ſo lange, als ſollten ſie durch ſeine Zärtlichkeit erwarmen; er drückte ſie an ſeine Lippen und unterbrach ſich, während Helene ſtumm blieb, während ſie mit den Händen, um ihm dieſe zu entziehen, rang, und ihr Antlitz ganz in den Shawl verbarg, mit den Worten: Ihr Götter, lacht nicht von Eurem Olymp herab! Denn die Situation iſt bei Alledem komiſch! rief der Graf. Hier im Wagen, du verdammter Zauberer Merlin, das Paradies! Kaſchmirs Roſengärten neu aufblühend und dabei die ſchwankenden naſſen Wagengarte, die uns in's Geſicht ſchlagen! Wenn ich könnte, würde ich über Alles lachen, göttliche, angebetete Helene! Sagen Sie nur ein Wort! Sie ſollen mir nur ſagen: Ich verzeihe Ihnen — und wenn Sie wollen, ich verzeihe Ihnen alle Ihre Dummheiten, die aber aus einem nur für Sie ſchlagenden Herzen kommen!

Die letzte Wendung erfolgte, weil der Graf Helenen ſchluchzen hörte. Sie hatte ihr Haupt in den Shawl verborgen, darüber erſchrak denn doch der Graf. Sein Seelenſtudium verließ ihn. Er wußte nicht, warum man weinen kann, wenn man in ſolcher Weiſe von einem ſteinreichen Grafen eine Liebeserklärung empfängt. Es durchfuhr ihn ein Schrecken über vielleicht verletzte Weiblichkeit, verletzte ſittliche Würde, ungeziemenden Mißbrauch einer vom Zufall gegebenen Situation. Er dachte auch an Ottomar und ſchwieg. Sein Herz hämmerte. Er konnte nicht ganz verſtehen, daß Helenen war, als bräche ihr eine Welt zuſammen, daß Alles, was ſie bisher für ſchön, gut, ſittlich gehalten, ſchwankte, aber er ahnte dergleichen. Aus dem Grafen ſprach Helenen, der Neugläubigen, in der That die alte Schlange, Luzifer, der Verſucher! Sie ſah Chriſtus auf dem Berge: Falle vor mir nieder und bete mich an und ich will Dir die Schätze der Welt geben! Wie das ſo im Hirn hin und hergeht! Wie die Bilder auftauchen, ungerufen! Die Vorrathskammer der Jugendeindrücke öffnet ſich eben! Es iſt Blutandrang, Fieber! ſagt der Arzt. Der Philoſoph muß ſich doch tiefer ausdrücken.

Der Graf hatte ſich in die andere Ecke zurückgezogen und ſprach ſtill für ſich, aber hörbar: Ich muß meine Zukunft retten! Ada geſchieht es ja nach Wunſch! Es

packen Vorwürfe machen, als ihr die Form des Käſtchens auffiel. Sie hob es auf und ſtieß Tobianus an, er ſolle helfen. Auf dem Käſtchen ſtanden wunderliche Charaktere; da aber der Schlüſſel daranhing, ſo öffnete ſie es. Wie groß war ihr Erſtaunen, in Sammt und Seide hier nichts als Koſtbarkeiten anzutreffen, Ringe, Schnallen, Vorſtecknadeln, Armbänder, Alles von Gold und mit den edelſten Steinen beſetzt! Gertrud ließ dieſe herrliche Beſcherung, wie vom Schlag getroffen, in ihren Schoß gleiten und ſtarrte Tobianus an, der ſich auf dergleichen Sachen, er war ein wohlhabender Mann und trug Ohrringe, verſtand und jeden Stein bei Namen nennen konnte. Daß dies Geſchenk von dem abenteuerlichen Sohne kam, litt keinen Zweifel. Jetzt weinte Gertrud Freudethränen und rang nur zuweilen verzweifelnd die Hände, wenn ihr einfiel, daß ſie für dies und vielleicht auch jenes Leben auf immer von ihrem Sohne Peter getrennt wäre. In Beziehung auf das ewige Leben tröſtete ſie indeſſen Tobianus und begann, ſich über das Chriſtenthum und den Himmel ſehr freimüthig auszuſprechen. Sein Glaube war weltlich und natürlich. Er ſpornte nun den Gaul wieder an und fuhr ſchnell zu, weil er noch ſeine Tochter Sophie im nächſten Gaſthofe antreffen wollte: denn er hatte mit ihr zu reden, da ſie im Begriff war, ſich von Wieſecke zu trennen und mit Geigenſpinnern zu verheirathen. Auch wegen der Eheſcheidungen, dachte er ſo in ſeinem Sinn, wie gut iſt es, daß wir nicht katholiſch ſind!

Demnach ſchienen in Amalienbad ſich Wunder begeben zu haben. Der ſo lange in Ungarn und Siebenbürgen pilgernde und fechtende Peter hatte ſich in den Orient und den Islam verloren und kehrte jetzt als Renegat heimlich zu den

kommt nur noch auf eine grobe Verletzung der Treue an! Das Schauspiel muß uns Einer, der daraus Geschäfte macht, erst dichten! Wir wollen Alexander Dumas fragen! Wir studiren's ein! Das ist die Ordnung unserer civilisirten Welt! Ja, ja, sprach er dann mit wunderlichem Humor und zum klappernden Wagenfenster hin, ihr Wipfel der Bäume, hört wenigstens ihr mein stilles Hoffen! Bewahrt es stumm! Geliebt um seiner selbst willen! Nicht um schnöden Reichthum! Da ergreift mich Seligkeit, das zersprengt mir die Brust!

Damit öffnete er das Fenster. Es war die höchste Zeit, daß der Wagen anhielt. Helene wäre sonst hinausgesprungen. Noch hielt das Gefährt nicht vor'm Schlosse. Aber es fielen doch ein paar Lichtstrahlen in's Dunkel. Der Kutscher ließ den Wagen der alten Gräfin voranfahren. Dann fuhren der Graf und Helene langsam nach. Es wurde nun kein Wort mehr gesprochen. Helene ordnete sich zum unbefangenen Erscheinen vor den Uebrigen. Daran konnte man keinen Anstoß nehmen, daß sie sich, keinen Appetit zum Nachtessen zu haben, erklärend, auf ihr Zimmer begab und sich schnell einschloß. Hier brach sie in Thränen aus vor Scham und Verzweiflung. Wie in einen schönen Garten war ein wilder Eber gefahren! Sie verwarf dies Bild. Lucifer stand vor ihr, ja er verwandelte sich in einen Engel —

Sie wußte ſich keinen Troſt als Marthas kluges Wort. Vor Ottomar mußte ſie ja fliehen, weil ſie ihre eigne zertrümmerte Welt auch bei ihm, wenn auch in anderer Art, vorfand. Das anerkannte ſie: Die letzten Worte des Grafen — wie waren ſie ſo tief empfunden, ſo edel, ſo ergreifend geweſen — —!

## Zweites Kapitel.

Am Tempel der Vesta, dicht über einer einzelnstehenden, auf die äußerste Felskante gerückten Tanne, einem Wahrzeichen der ganzen Gegend, stand geheimnißvoll der Vertraute so vieler Klagen, der stumme und doch so beredte Mond.

Unter seiner vollen goldnen Scheibe, deren mattes Licht uns so wohlthut, breitete sich dunkelschwarz der Tannenwald des Gebirges aus.

So hatten sich Sturm und Regen in eine klare Wolkenlosigkeit des Himmels verwandelt. Still war es in der Natur geworden; stiller auch in den Herzen der verschiedenen Bewohner des Schlosses.

Marthas nach allen Seiten beobachtendes Auge hatte den Stand der Dinge bald überschaut. Schon beim Thee fiel ihr eine eigenthümliche Zerstreutheit im Benehmen des Grafen auf. Helenens Abwesenheit sagte Alles.

Diejenige, welche die wenigſten Bürden auf dem Herzen zu tragen ſchien, und die am meiſten Muth hatte, das Ungewöhnliche zu wagen, war Ada. Es giebt eine gewiſſe Abſichtlichkeit im Beleben einer Geſellſchaft, wo ſich's dem Menſchenkenner recht verräth, daß es im Gemüth nicht mit rechten Dingen zugeht. So wenigſtens verſtand Martha die elaſtiſche, witzig ſprühende, heute Niemanden verletzende Lebendigkeit Adas und Ottomars ergeben trauerndes Gute Nacht!

Marthas Zimmer lag im Seitenbau. Ein erquickender Hauch ſtrömte von den Wieſen, vom Park herüber. Die Linden hatten längſt abgeblüht, aber das ſchon zum zweiten Mal gemähte und in Haufen geſtellte Heu verbreitete würzigen Duft. Der Blumengarten ſtand noch in alter Pracht. Centifolien waren genug mit dem Juni gekommen, leider ſchnell vorübergegangen; beſcheidenere Arten erneuerten ſich aber noch ſtets. Von Aſtern und Dahlien ſagte Ada, daß ſie dieſe gar nicht leiden möge. Sie erinnerten ſie immer an das Eintreffen des Herbſtes! Und mit jedem Jahre ſchienen ſie ihr früher zu kommen! ſagte ſie. Sie zankte darüber die Gärtner. Ihr müßt verhindern, daß die Aſtern ſo früh aufbrechen! Die Gärtner lächelten. Eine Dahlie ſtand ihr darum doch im Haare ganz beſonders ſchön. Gräfin Ada kam Martha gar nicht mehr berechenbar vor. Sie war ein Elfengeiſt geworden.

Das Schloß ſtand im nächtlichen Dunkel. Die vom Mond beleuchtete Seite war derjenigen entgegengeſetzt, die Martha bewohnte. Sie öffnete die Fenſter ihres Zimmers. Es waren hohe ſtattliche Räume, in denen ſie weilte. Plafonds und Wände waren theilweiſe mit Malereien geſchmückt. Die Bruſt konnte ſich in ſolchen Localitäten erweitern und ausdehnen. Die Schlafzimmer waren kleinere Cabinette, die regelmäßig neben den größeren angebracht waren. Durchgehends war das die Ordnung in den Flügeln. Dieſe hatten ihre eigenen Eingänge und Treppen, ſchmuckloſer und nicht ſo ſtattlich wie das große Haupttreppenhaus, das im Mittelbau zur alten Gräfin führte. Die Verbindung ſtellte ſich durch ringsumlaufende Corridore her.

Ueberall tauchten nun die Lichter auf. Udo ſchlief nach der Vorausſetzung der alten Gräfin wohl ſchon lange, ſeiner beliebten Morgenſpaziergänge wegen. In der Regel kam er zum Frühſtück ſchon mit irgend einer ländlichen Ueberraſchung, manchmal auch mit einer erſchreckenden, einem Maulwurf, einer Eule. Er war ein rüſtiger Jäger. Auf den Stoppelfeldern, die es jetzt überall gab, waren die beſten Trophäen friſchgeſchoſſene Rebhühner, die dann zum Frühſtück oder zur Tafel beſtimmt wurden. Nur das zweite Frühſtück wurde gemeinſchaftlich genommen. Das erſte überließ man Jedem, wie er's

nehmen wollte. Ada nahm das ihrige faſt immer im Bett. Ich kann mit meinen Träumen und Gedanken nicht immer ſo ſchnell in's öffentliche Leben treten, ſagte ſie.

Am liebſten hätte ſich jetzt Martha, die bei Helenen die höchſte Aufregung vorauszuſetzen hatte, in die ſie ſich aber nicht hineindrängen mochte, an einen in ihr Zimmer geſtellten Flügel ſetzen und ihre Empfindungen in Tönen ausſprechen mögen. Ach! ſie hatte ja ganz anders als Alle in weite, weite Fernen zu blicken, zu beten für die wohlbehaltenen Fahrten ihres geliebten Freundes durch eine oft mit Gefahren verbundene Welt! O, was ließ er auch nur ſo ſchwer zu tragen in ihr, in ihr allein zurück! Es war doch wunderlich, daß Wolny ſo gar nicht an ſie ſchrieb! Er hatte ſie nur durch Guſtav Holl grüßen laſſen! Aber herzlich und innig. Aber ſoviel auch der Seecapitän an Tagen, wo ſie mit dieſem bei den jetzt vereinſamten Althings zuſammentraf, von Wolny erzählt hatte, Nichts davon ließ ein entſcheidendes Intereſſe durchleuchten, das er für Martha empfand. Dennoch glaubte ſie an ihn und ſah im Monde, wie dieſer da ſo voll und ſchön über dem ſchwarzen Tannenwald ſtand, den Regulator aller geheimnißvollen Lebensbeziehungen von Oſt und Weſt, Süd und Nord. Dieſer ſeltſame Stern behütete jede Herzensverbindung, war der Beſtärker im Hoffen und Glauben, machte auch Ebbe und Fluth,

den Herzſchlag des Erdenlebens — ! Das Clavierſpiel unterblieb. Sie hatte es von der Erziehung ihrer Eltern — der Vater ſchon trieb mechaniſche Kunſt. Bald war ſie damit der Commerzienräthin willkommen geweſen, bald hieß es: Unausſtehlich! Aufhören! War Geſellſchaft, dann erfolgte der Befehl: Martha, eine Sonate! Mit Schmelz und Güte geſprochen. Manchmal wurde auch in's Ohr geraunt: Spielen Sie raſch etwas Clavier! Es war dann Stillſtand in der Converſation eingetreten, die Servirung des Soupers war noch nicht zur Reife gediehen. Ein ander Mal hieß es wieder: Um Gottes willen, nur keine Muſik! Meine Nerven ertragen ſie nicht! Martha mußte dann mitten in einem Chopin'ſchen Notturno, das ſie ſich beſonders eingeübt hatte, aufhören. Alles das — Leiden einer Geſellſchafterin!

Heute konnte ſich Martha nicht für berechtigt halten, die Empfindungen jedes Einzelnen, die ſie ſchon beobachtet hatte, zu unterbrechen. Von der Freundin wußte ſie ſchon längſt, daß es eine moraliſche Uebung, eine Seelenprüfung für dieſe ſein ſollte, daß ſie überhaupt in Hochlinden verweilte. Sie wußte, daß auch Ada nur Intereſſe für Ottomar hatte. Dieſe Vorliebe konnte ſie begreifen. Wie lieb und gut war heute wieder ſein Benehmen! Der Bruder ihrer Freundin war darin in der That anziehender als der Graf. Denn war auch dieſer gemüth-

reich, echt vornehm und edel, so konnte man ihm doch eine gewisse Weichheit, eine Art Unentschlossenheit, eine bloße Nachempfindung nicht absprechen. Die neuere Diplomatie hat ja ein Beispiel in einem berühmten Proceß erlebt, wo das ganze Princip der modernen Bildung auf dem Gebiete des gebotensten Ernstes die Probe nicht bestand. Graf Udo gehörte ganz dieser an sich liebenswürdigen Schule der Redseligkeit an. Ottomar seinerseits trat immer fest und bestimmt auf. Seine Urtheile gehörten einer Philosophie an, die er sich über die Menschen und Dinge im Allgemeinen gemacht hatte, allerdings etwas pessimistisch, über Vieles kalt und schonungslos. Graf Udo blieb stets am Einzelnen haften, beliebäugelte einen Spruch, den er bei Byron oder La Rochefoucauld gefunden, wochenlang, wie Ada sagte, mit demselben salzte er sich die Suppe und den Braten. Jene Schule der Diplomatie will Nichts als ausweichen, hinhalten, jagt bei Alledem nach Sensation und zieht sich, wenn der Spaß zu ernst wird, wieder zurück, immer nur bedacht, daß die Entscheidung, die Einmischung nicht in die Hände der ihr verhaßtesten Menschen, der hohen Militärs, gelangt. Helene hatte es oft liebenswürdig gefunden, wenn der Graf zu sagen pflegte: „Ich gestehe, daß ich beim längeren Verweilen in der Diplomatie und beim Avanciren nicht nur alle Staaten, sondern aus

übermäßig cultivirter Vorsicht und Verzweiflung über Kleinigkeiten keine Tasse Thee mehr von einem Teller Suppe würde haben unterscheiden können." Ada fand solche Selbstbekenntnisse nicht nur an sich ganz abgeschmackt, da man, sagte sie, nur dann von sich selbst Schlechtes sagen dürfe, wenn man die ernstliche Absicht hätte, sich zu bessern, sondern auch ihrem Inhalte nach unmännlich und vor Allem dem Staate, dem sie angehörte, durchaus nicht angemessen. In letzterem Punkte hatte sie die Theorie ihrer Mutter vom überall angebrachten: „Blut und Eisen". Schließlich läge allen solchen Selbstanklagen, sagte die immer schärfer Beobachtende, nur Selbstgefälligkeit zum Grunde. Denn die Menschen, die sich so ausdrücklich anklagten, ließen immer ein Hinterpförtchen offen, um uns zu dem Urtheil zu bewegen: Bei Alledem ist das Alles, was Du da an Dir tadelst, sehr interessant und vielleicht gar poetisch!

Geläufig war Martha der Standpunkt, daß sie am geöffneten Fenster den dämmernden Nebelschatten auf den Wiesen, die doch nur Täuschungen waren, dennoch im Geiste sprach: Was ist das Leben, das sich aus so zahllosen versteckten Quellen der Bestimmung zusammensetzt! Was rinnt und fließt da Alles ineinander und vermischt sich, man weiß nicht, wie! Vier Seelen giebt es hier, die andere scheinen als sie sind! Unsichtbare

Geiſter umſchlingen ſie mit magiſchen Bändern! Ach! Der Pfarrer in Weilheim würde ſagen, Alles ſei Sünde! und doch übt Jeder ſein Menſchenrecht! Oder hätten die Philoſophen Recht, die da behaupteten, aus dem Zwange, aus der ſittlichen Kraft, das hiſtoriſche Unrecht zu ertragen, entſtünde erſt die wahre Civiliſation? Schreckliches, furchtbares Wort! Dann möchte man zu den Indianern entfliehen! Ja, und Ada hatte einmal bei einer Debatte über Iherings „Kampf um's Recht“ ergänzt: Nein, nein, zu den Mormonen! Und das ganz im Gegenſatz gegen dieſe Schrift, die einer Zeit, die bis zum unterſten Handwerker hinunter jeder edlen Rückſichtnahme ein hämiſches Zähnefletſchen der Weigerung entgegenhält, nun noch obenein „den Kampf um's Recht“ als Ideal anzuempfehlen vermochte! Sie hatte die Schrift als eine Aufhetzung zu ewigen Reclamationen, Ablehnung jedes Duldens, des ſo nothwendigen Ertragens, des nicht zu umgehenden Rechtsverzichtes bezeichnet — ein Lieblingsthema, auf das ſie öfters zurückkam und damit das Tiſchgeſpräch belebte.

Wolnys Briefe ſtanden Martha wie am Himmel geſchrieben. Sternenſchrift ſagte ihr: Harre und hoffe! Die Fremde, ſein wieder aufgenommener gelehrter Beruf zerſtreuten ihn nicht. Das wußte ſie feſt und beſtimmt. Wenn ſie einmal zweifelte, ſo war es, daß ſie ſich

Seinigen zurück, um ſie noch einmal zu ſehen — und wo möglich ſein Gewiſſen dadurch zu erleichtern, daß er ihnen Gutes thäte. Er hatte nicht gewagt, geradezu ſeine Mutter aufzuſuchen, auch Dinge gehört, die ihm den Muth benahmen, ſich offen zu erkennen zu geben. Er beſchloß, von dem Amalienbad aus ſeine genaueren Nachforſchungen zu leiten. Hier war es, wo er am Spieltiſch ſeinen ſonſt ſo harten und ihm feindſeligen, aber doch biedern Stiefvater erkannte. Er nahm die Beſuche und den Unterricht deſſelben mit Freuden an, glücklich, in ſeinem Bart und ſeiner Kleidertracht jede Erinnerung an ſich verbergen zu können. Später lernte er unter den Badgäſten ſeine Brüder unterſcheiden. Schlachtenmalers Unglück betraf ihn wie ein ſelbſt erlittenes. Nun konnte er ſich aber auch nicht länger zurückhalten, ſondern ſchrieb an ſeine Mutter, ſie möchte kommen, um ihren erſten, wenn auch bis in den Tod unglücklichen Sohn zu umarmen. Den Erfolg dieſes ſonderbarſten aller Wiederſehen kennen wir. Der Bimbaſchi war troſtlos, in ſeiner Mutter ſo viel Kälte und, wie der inzwiſchen merklich geneſene, einarmige Schlachtenmaler hinzufügte, ſo viel Bigotterie kennen zu lernen. Blaſedow hatte ſich während des Tobianus'ſchen Beſuches verborgen gehalten, nicht, weil er fürchtete, Gertrud zu begegnen (denn er wußte, daß ſie ſich in Thränen baden würde, ſähe ſie ihn wieder), ſondern, weil er Tobianus noch immer die verhängnißvollen zehn Thaler ſchuldig war und ihn hinlänglich kannte, um zu ſagen: Ein Philiſter iſt unerträglich, wenn man ihm ſchuldig iſt, aber vollends unausſtehlich wird er, wenn er großmüthig iſt und uns die Schuld erläßt. Im erſten Falle fürchten wir ihn doch nur, aber im zweiten ſollen wir ihn bewundern!

vorwurfsvoll ſagte: Schäme dich, Liebe zu verlangen für Deine Dankbarkeit! Du ſollteſt doch Nichts für den Edlen fühlen als Dank, daß er dich erkannte, dich weggeworfenen Kieſelſtein am Wege, der mit Füßen getreten wurde vom Unverſtand, vom Dünkel, vom augenblicklichen Gewalthaber! Laß das doch genug ſein, daß er Dir ein Engel geweſen, der Allen die Binde vom Auge riß, ein Retter, der das flammende Schwert zu deiner Befreiung aus den Banden einer unwürdigen Laune erhob! Iſt es nicht ein unerlaubter Egoismus, der da noch von Liebe ſpricht! Ach, bei ſolchen Gedanken feuchteten ſich ihr doch die Augen.

Das Bild ihres Bruders trat ihr entgegen. Sie mußte ſich mit ihm beſchäftigen. Sie hatte einen langen, langen Brief von ihm bekommen. Als ſie ſich entſchloß, ihn zu leſen, nahm ſie gleichſam Abſchied von allen guten Geiſtern, die ſie umgaben und mit denen ſie ſonſt verkehrte. Was um ſie her ſchlummerte, Alles erſchien ihr eben noch rein; jetzt verfinſterte ſich der Mond. Der Tannenwald beherrſchte allein den Horizont. Jetzt mochte der wilde Jäger durch den Forſt raſen und ſeine Lagerſtätten ſuchen. Er brauſte nicht mit Sturmgeheul. Alles blieb ruhig und ſanft. Aber Martha mußte ſich doch die Kleider aufknüpfen, weil ihr ſchon beim langſamen Oeffnen des doppeltfrankirten Briefes das Herz faſt

horbar ſchlug und ſich der Athem behindert fühlte. Sie war in dieſem Augenblick wie eine Somnambule. Sie wußte ſchon und wie mit verbundenen Augen, was in dem Briefe ſtand! O dieſer ſiegesgewiſſe, dictatoriſche Briefſtyl, dieſer öſterreichiſche Leitartikelſtyl! wie ihn Ottomar nannte, der einmal eine Stelle geleſen. Alles Senſation!

„Schweſter, wie bin ich glücklich! O, wohin ſoll ich mein Glück verkünden! Wem es anders anvertrauen, als Dir, geliebte Seele, die Du mitfühlſt, immer mitempfunden haſt mit meinem armen oft unverſtandnen Herzen! Du, du, treue edle uneigennützige, immer nur auf mein Beſtes bedacht geweſene Seele! Ach, ich habe den Himmel auf Erden erobert."

So ſchrieb der Mann, der ſeine Schweſter zuweilen wie einen Stuhl im Zimmer vor Wuth hin und her ſchlenderte.

Aber Martha fuhr kopfſchüttelnd zu leſen fort:

„Ich liebe das Weib, wie es ſein ſoll, die Incarnation der Gottheit in einem Geſchöpf, das ihr mehr gleicht, als der Mann, und dies Weſen, das bisher nur die Mythe kannte, die von den Dichtern fortgepflanzte Sage, es lebt und es liebt mich! Himmliſche Edwina! Sie ſieht auch in mir die Gottheit, ein Uratom der Weltkraft! Stoff und Kraft mag der Philoſoph ergründen, der Menſch hält ſich an den Muth, an die Kühnheit des Titanen und dies Urmenſchliche ſieht Edwina in mir!

Mutter und Vater müſſen ihr das als Erbtheil hinterlaſſen haben, daß ſie das Weib der großen Geſichtspunkte iſt. Sieh', Schweſter, Dich hat die Natur, hat das Schickſal unter andere Verhältniſſe geſtellt, aber auch Du wurdeſt Dich auf die Keime der Größe verſtehen! Nur das Weib hat Ahnung vom Weltzweck, nur das Weib hat Schwung und Seele; wir Männer — elend genug! — wir trocknen immer mehr zuſammen. Nur das Unglück kann uns noch erheben. Ihr Götter, ich bitte Euch! Bewahrt meine gute Schweſter vor dieſer Zeitigung ihrer Größe; Genien Deiner Art bewahren ſich nur im Kampfe mit dem Schickſal. Verzeihe mir, Schweſter, was ich zuweilen Ungeziemendes gegen Dich geſprochen, wie vielleicht jetzt eben wieder!"

Martha mußte lachen. Sie ſagte vor ſich hin: So lauteten immer ſeine Briefe, wenn er Geld haben wollte! Er wird doch nicht —? unterbrach ſie ihr Selbſtgeſpräch und ſah auf die letzte Seite. Dann fuhr ſie fort:

„Meine Edwina ſieht zu Dir empor! Wenn ſie auch weiß, daß Du ſagteſt, ſie würde mich nur in ihre Netze verſtricken! O, Schweſter ja, dieſe Netze ſind da, aber ſie ſind goldne! Wüßte ich mehr von der verdammten alten Mythologie und von Armida von Gluck und Arioſt — verwünſchtes Polytechnikum, wo ich von Poeſie Nichts als die Sauflieder von N. N. im Gedächtniß

behalten habe —! ich würde für dieſe goldnen Feſſeln die gefälligſten Vergleichungen auffinden. Edwina iſt ein Weſen allerdings voll Caprice. Aber ſie iſt durch und durch voll Gutmüthigkeit. Sie iſt auch noch unſchuldig, ich ſchwöre es Dir, ſie iſt rein, unentweiht, ganz wie ſie aus der Hand der Natur hervorgegangen! Nur das iſt wahr, daß ſie mit Allem bekannt iſt, was die Schlange geſprochen haben mag, als ſie ſich im Paradieſe um den Baum der Erkenntniß ringelte! Sie kennt jede männliche, jede weibliche Schwäche! Sie tändelt mit der Gefahr! Sie gaukelt mit ihrer wunderbaren Phantaſie, ihrem enormen Verſtande und ihrem noch größeren guten Herzen über Abgründe hin! Wenn ſie in den Salon rauſcht im ſeidenen ſchwarzen Gewande, das Leibchen blutroth, die blonden Locken durch eine einfache goldene Spange gehalten, ſo bringt ſie das Glück, den Aufſchwung, den Muth, den Trotz, und wenn es nicht anders geht, die Größe des Untergangs mit ſich. Feigheit, Unterhandeln mit dem Mißgeſchick, das iſt ihr fremd. Sie vertieft mich ganz wunderbar in Eure Natur, Ihr Frauen."

Martha mußte ſich doch erholen. Es ſtieß ſie das Meiſte, was ſie las, ab und doch zog ſie's an. Es war ihr, als hörte ſie den Fußboden erdröhnen von den mächtigen Worten des berühmten Dictators, eines

Sprechers ohne Gleichen. In dieser Weise redete er und schritt dabei auf und ab. Napoleon hatte dieselbe Art und wollte, daß Talma von ihm lernte.

„Natürlich bin ich der Mann nicht, der halbe Verhältnisse duldet. Ias Martha weiter. Noch bin ich mit Edwina nicht durch die Ehe verbunden. Aber der Tag wird ehestens kommen. Sie hat mir Opfer gebracht, die nur eine sich beglückt fühlende Braut bringen kann. Die Brennicke ist abgethan. Fahre hin, Unsinn, auf Stelzen gehende sogenannte Poesie! Das einzige Gedicht vom Gerstenkorn von Robert Burns ist mir mehr werth als zwanzig Bände deutscher Lyrik! Epik ist mir vollends unerträglich. Unsere Zeit will keine Seelönige mehr mit goldenen Harfen, keine Minstrels, die mit Drachenjungfrauen durch die Lande ziehen! Wo soll man die Zeit hernehmen, sich mit solchen alten Trostern zu beschäftigen? Mit Hülfe von Gesangs- und Freimaurervereinen betteln sich gewisse Sänger noch durch die Lande! Auch bei Fürsten, die sich in ihren kleinen Residenzen langweilen, mögt Ihr Euch anmelden, da Orden und Pensionen erlangen! Schiller und selbst Goethe sind mir ehrwürdige epheuumrankte Ruinen! Der erste Theil des Faust, göttlich, groß im Aufbäumen gegen die Räthsel der Welt! Im zweiten Theil erbärmlich, vermittelnd, verflachend, ausglättend durch Reue, ja sogar durch Begnadigung im

ſeraphiſchen Heerſchaarenhimmel! Die Narren und Närrinnen in allerlei Geſtalt, die ſich ſonſt bei Edwina die Tafelfreuden bekommen ließen und auf den edlen Prinzen brannten, ſind fortgefegt. Man paukt nicht mehr Clavier, ſingt nicht mehr den ſchrecklichen Erlkönig, declamirt nicht mehr, faſelt nicht mehr über das, was Genius heißt, ohne ihn ſelbſt zu beſitzen. Wir trinken jetzt mehr Bier als Champagner, ſprechen natürlich, denken zeitgemäß, ich habe eine andere Welt um Edwina eingeführt. Die menſchlichen Ahnungen werden auch ohne Muſik bei uns begriffen. Fürſt Rauden, Sternſchnuppe durch und durch, hoffte in mir einen Agitator für ſeinen Zukunftsmuſikſammer zu finden. Aber eine Scene, wo ſich Durchlaucht auf Edwinas Verwandtſchaft mit der Familie bezog, bei welcher Du Dich gegenwärtig befindeſt, ſchlug dem Faß den Boden ein. Man ſah die bloße Ausnutzung der Roſe und das gemeine fürſtliche Sichdrücken. Uebrigens iſt dieſe Verwandtſchaft ein Thema, das nicht ruhen darf. Edwina muß ihre volle Reſtitution, die Anerkennung als Tochter des Grafen Wilhelm von Treuenfels und eine demgemäß modificirte noch größere Abfindung haben."

Da zuckte Martha auf. Da ſtach ſie die Schlange. Da war die ihr wohlbekannte Gemeinheit des Bruders! Die Gemeinheit, die nicht einmal Edwina hatte! Und

die ihr Pflegevater, wie ein Fanatiker seiner Ehre, ebenfalls von sich fern hielt! Der großsprecherische Bruder konnte einer Familie, die ihr wohlwollte, Verlegenheiten bereiten wollen —!

„Edwina will nicht recht daran!“ las sie zitternd weiter. „Sie fürchtet sich vor ihrem Pflegevater, den ich nur einmal gesprochen habe und allerdings kann man vor dem alten, hagern Sonderling und Menschenhasser Angst bekommen. Uebrigens denke Dir die Größe dieses Mädchens! Ich kenne den Umfang nicht der Summen, die ihr zu Gebote stehen. Sie hat Gegenstände, in welche ihr Niemand einreden darf, etwa Justizrath Luzius ausgenommen, ihr Vertrauter. Wie großer Opfer Edwina fähig ist, beweise Dir, Schwester, eine Scene, die ich vor einigen Tagen mit ihr aufführen mußte — ich sage „Scene“ — verurtheile mich nicht —“

Martha mußte den Brief aus den Händen legen. Was Raimund Scenen nannte, das kannte sie! Gott im Himmel, das war immer etwas wie Weltuntergang! Sie fürchtete, wenn sie weiter läse, vor Aufregung um die Nachtruhe zu kommen. Auch schloß sie die Fenster und verriegelte die Thür; es war ihr, als könnte sie der Schreckliche überfallen. Auch durch völliges Entkleiden sammelte sie sich erst und streckte sich in ihrem Bett, um sich zu erwärmen, bis sie das große Opfer erfahren,

das die ihr ſo widerſtrebende Perſon ihrem Bruder gebracht haben ſollte. Dann las ſie, den Brief gegen das Kerzenlicht, das auf dem Nachttiſch ſtand, gehalten, weiter:

„Du weißt, ich dirigire die Rabe'ſche Fabrik! Die Geſchäfte gehen ſehr, ſehr ſchlecht! Das Gründungscapital war zu hoch gegriffen! Nicht die Zinſen kommen heraus! Die Actien fallen fürchterlich! Der Verwaltungsrath iſt natürlich außer ſich! Nun ſtand gar eine Generalverſammlung bevor und eine allgemeine Abſetzung der bisher maßgebenden Perſönlichkeiten, ein Sturm bis zum erwarteten Aufgebot der Polizei. Rabe, an Händen und Füßen ſeit einiger Zeit gelähmt, an den Krankenſtuhl gefeſſelt, wand ſich wie ein Wurm vor Wuth und Verzweiflung. Baron Forbeck — ſage aber um Gottes willen Nichts ſeinem Schwager, denn Beide ſtehen blank gegen einander und ich will keine Duelle veranlaſſen — drohte ſich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen. Baron Cohn von Cohnheim ſteckt ſchon ſo tief in den Rumäniern und Türken, daß er ſich die Ohren zuhielt, als man ihn bat, einige flotte Einkäufe unſerer Actien an der Börſe zu veranſtalten und dadurch etwas Animo hinein zu bringen. Alles ſtand auf dem Spiele. Da fuhr mir ein Gedanke: Edwina! durch die Seele. Ich hin zu ihr! Ein altes böſes Weib, das ſie ſeit einiger Zeit als

Duenna ſich zugelegt hat, eine Baronin Ugarti, wie ſie ſich nennt, eine unausſtehliche Perſon, geſchminkt, mit falſchen Haaren, immer gemüthvoll boshaft mit öſterreichiſchen Redensarten, wollte mich bei Seite drängen, aber ich ſchob ſie zur Thür hinaus, riegelte zu und fiel meinem Engel zu Füßen. Edwina! ſprach ich. Deine Knie umklammere ich und beſchwore Dich bei Allem, was Dir theuer, was Dir heilig iſt, bei den Manen Deines nur mit Thränen genannten „Sokrates“, laß' es auf eine Summe von 10,000 Thalern Nominalwerth, in Wahrheit 6000, nicht ankommen, ſondern greif' Dein Vermögen an, um auf der Börſe wenigſtens einigen Rumor mit gekauften Rabe Actien zu machen! Rettet man doch dadurch, erklärte ich ihr, da ſie ruhig zuhörte, ein Größeres, meine und ihre zukünftige Exiſtenz! Ich fuhr fort: Das Geſchäft wäre ja an ſich ein ganz gutes, aber theils der Betrug, den man beging, als die Gründer Wolmys Abſinden mit 200,000 Thalern bezeichneten, während dieſer doch nur die Hälfte empfing, theils die Unfähigkeit des jetzigen Verwaltungsraths müßte durch äußerſte Anſtrengung vor der Generalverſammlung todt gemacht werden! Denn wenn da die Majorität ſiegt, fuhr ich fort, ſo haben wir Liquidation des Unternehmens oder eine Radicalreform, wobei auch ich, der ich eine Laſt für das Conto, die progreſſive Rente, eingeführt habe,

über die Klinge ſpringen würde. Lieber, ſetzte ich mit meinem alten Stolze hinzu, will ich freiwillig gehen, groß, unbeſiegt, mit einem: Ich verachte Euch! Nicht, daß dieſe Canaille mich abſetzt!"

Martha richtete ſich im Bett hoch auf. Es war ihr, als hätte ſie der Veitstanz ergriffen. Sie hätte wieder aufſtehen und ſich neu ankleiden mögen. Sie ſah dieſe gräßliche Scene deutlich vor ſich: ganz die ihr bekannte raſende Leidenſchaft ihres Bruders, die Macht ſeiner halb erlogenen, halb wahren Ekſtaſe. Und Edwina — „ruhig"? Sie hatte Mitleid mit dem armen bedrängten Mädchen! Mit zitternden Händen den Brief haltend, las ſie weiter:

„Eine Liebe, ſagte ich zu Edwinen, die begeiſtert, wird mich auch begeiſtern zur ſteten Pflicht! Ich bin arbeitſam, Edwina! Ich verachte die Anerbietungen der Politiker, die mir eine große Rolle im Staatsweſen vorausſagen, wenn ich ihren verhetzenden Zwecken diene! Baares Geld giebt aber Niemand! Nur Worte, Worte, Worte! Ich verſtehe mein Fach. Ich will einſt den Gegenſtand meiner Anbetung im leichten Cabriolet von zwei edlen ſilbergeſchirrten Vollblut-Roſſen gezogen ſehen! Ich will, daß ſie Nichts entbehrt, daß ſie Alles beſitzt, was ſie nur wünſcht! Darum arbeite ich — und höre nun, was mein Mädchen ſagte. Der Engel ſprach:

Erſt, als dieſer Beſuch fort war, kam er wieder an's Tageslicht und geſellte ſich mit fröhlichſter Neugier in den kleinen verſchwiegenen Kreis, wo der Bimbaſchi ſein in Wahrheit ſehr merkwürdiges Leben erzählte. Er bekleidete jetzt in der von Mehemet Ali geſchaffenen ägyptiſchen Beamtenhierarchie eine nicht unanſehnliche Stellung. Er hatte nämlich die Oberaufſicht über den Nilſchlamm. Die Brüder lachten, als er ihnen nach einigem Zögern dies Geſtändniß machte; doch bemerkte Blaſedow unwillig, was es da zu lachen gäbe? Der Nilſchlamm ſei eine Lebensfrage Aegyptens und es ſcheine ihm ehrenvoller, General-Director des Nilſchlamms in Aegypten, als in Europa ein Oberceremonienmeiſter am Hofe zu ſein. Der Bimbaſchi (dieſe militairiſche Würde bezeichnete den Rang Muſtapha Bei's, des Renegaten) forderte ſie Alle dringend auf, ihm zu folgen und unter ſeinem Schutze ihr Glück in Aegypten zu verſuchen — im Lande des Todes, wie Blaſedow ſtill und ſinnend ergänzte. Schlachtenmaler meinte, mit einem Arme würd' es ihm im Gewühl der europäiſchen Concurrenz ohnehin ſchwer werden, ſich Bahn zu machen; die Brüder waren nicht abgeneigt und Blaſedow ergriff es geradezu als eine Lieblingsidee, in einer Pyramide dereinſt begraben werden zu können oder ſanft und unbewußt an der Peſt einzuſchlummern. Gelinde meinte, daß dieſe Ausſicht zwar nicht allzulockend wäre; doch ſchmiegte ſie ſich mit Zärtlichkeit an ihren blaſſen Freund und drückte innig die einzige Hand, die er noch hatte, und ſagte treulich: „Ueberall, wohin du willſt!“ Indem ſie ſo innig ſaßen und über eine außerordentliche, ſehr poetiſche Zukunft rathſchlagten, wurde Schlachtenmalern ein Brief überbracht. Da ihm in ſeinem Arme noch alle Gewandtheit

Armer Junge, Du dauerst mich! Hierauf ging sie in ihr Toilettenzimmer, zog sich zum Ausgehen reizend an, ließ einen Fiaker kommen, fuhr zu dem widerlichen, groben Lucius, der keinem Menschen einen Guten Tag! gönnt und auch zum Glück krank im Bett lag und sie gar nicht empfangen konnte — denn sonst hätte er ihr doch wohl abgerathen — und gab nur in der Canzlei Auftrag, für 10,000 Thaler Rabe-Actien durch seinen Makler aufkaufen zu lassen auf Rechnung des Fräulein Marloff. Die Wirkung war vollständig. Das sonst colossale Geschäft der Börse ist so herunter, daß man eine Fliege summen hört. Rabe Actien steigen! Die Generalversammlung fand während eines wenigstens nicht sinkenden, sondern sogar steigenden Courses, der einige Tage andauerte, keinen Anlaß zu Gewaltschritten. Freilich verlief sie stürmisch — denn wer schreit jetzt nicht, wenn es sich um Geld handelt! Aber mit einer gewissen Energie konnten wir unsre Plätze einnehmen und in dem Sturm auf den Courszettel verweisen! Harry Rabe, der sich auf einem Rollstuhl hatte vorfahren lassen und neben sich den Baron Forbeck hatte, brüllte wie ein Löwe! Forbeck war ruhiger. Er hat diese malitiöse Miene, die alle Menschen von den Beinen aus beurtheilt, wo dann Jeder gleich gemacht ist, weil er denkt, seine Stiefel seien nicht recht geputzt oder hätten

ein Loch. Kurz; wir kamen durch. Fielen dann auch leider die Actien ein paar Tage wieder wie ein purzelnder Baumſtamm von einer Berglehne, ſo war doch die Sicherheit, uns noch ein Jährchen zu halten, gegeben. Freilich, Edwina hatte Papier, ſtatt Geld!"

Sechstauſend Thaler giebt das leichtſinnige Mädchen dem Menſchen ſo hin! ſprach Martha ganz laut vor ſich aus und mußte inne halten. Eine ſolche Miſchung von Logik, Leidenſchaft und Unverſtand, wie Raimund in allen Fällen zeigt, kann ſo wahnſinnig machen und andere Menſchen anſtecken! Sie mußte gedenken: Wie oft hatte ſo die faſcinirende Gewalt ihres Bruders auch auf ſie ſelbſt gewirkt! Dem unverbeſſerlichen Schwindelgeiſt, dem er die herrlichen Namen: Genie, Titanenkraft, manchmal auch wohl Kindlichkeit, Gemüth geben konnte, beugte ſie ſich dann voll Vertrauen. Eine Reminiscenz aus den Schuljahren lautete bei ihm: Mein Arm iſt wie der der Könige! Doch Regibus longas esse manus — hatte er vor Wolny nicht zu recitiren gewagt.

Martha hätte weinen mögen, aus Mitleid für Edwina. Ketten, ſagte ſie ſich, ſind ja überhaupt nur zu bemitleiden, denn ſie ſtehen unter dem Einfluß ihres Naturells. Mußte auch Luzius grade krank ſein! fuhr ſie in ihrem Unmuth zu grübeln fort. Der ſtrenge Mann würde ihr die Thorheit widerrathen haben! Wie

ſprach er ſo oft energiſch mit der Commerzienräthin! Und nach Allem, was ſich hier ſo auf dem Schloſſe ausgeflüſtert hatte, konnte Edwina doch nur über ein gemeſſenes Vermögen verfügen. Nun dieſe wahnſinnige Zumuthung, ſie ſollte 6000 Thaler, wenn nicht mehr, rein in's Waſſer geworfen haben! Und das offene Geſtändniß des verübten Betruges der Gründer Geſellſchaft vor dem Publikum an Wolny! Auf Wolny hat man alſo geradezu eine Lüge gewälzt! Wie auf den kleinen Schloſſerburſchen, der jetzt als ſtattlicher Flottencapitän zurückgekommen iſt! Dieſe Geſchichte hatte Ottomar aus Holls Briefen und unten im Abendkreiſe erzählt zu nicht geringem Erſtaunen der Gräfin, da Fürſt Rauden dabei genannt wurde. Der entdeckte Thäter wurde von Holl nicht genannt, im Gegentheil eine intereſſante liebenswürdige Bekanntſchaft, das Ideal eines Garçons, der reiche Fabrikant Schindler, wurde von Holl ausdrücklich als ſein neuer Freund und Protector hervorgehoben. Man hatte gerade über Iherings Schrift: „Der Kampf um's Recht“ geſprochen.

Der Schluß des Raimund'ſchen Briefes lautete:

„Edwina ſoll nicht länger verſchwenden! Jetzt bin ich der Vertraute ihrer Kaſſe geworden! Wozu all dieſe Menſchen um ſich ſehen, die nur ſchmarotzen und von ihrem Engelherzen Geſchenke annehmen? Die Gas-

flammen zeigen jetzt monatlich einige hundert Kubikfuß weniger Verbrauch. Den Beſuch des Theaters muß ich geſtatten, weil ſie behauptete, während der Vorſtellungen fühle ſie ſich am glücklichſten. Möchte über den Grund! Dann wäre ſie, ſagte ſie, ganz allein mit ſich ſelbſt, dann könnte ſie am Beſten träumen. Von dem Stücke behält ſie freilich rein gar Nichts. Ich glaube, darum iſt auch Richard Wagner bei den Frauen ſo beliebt geworden! Man kann bei ihm ſchlafen — vielleicht auch träumen — ſagt Hamlet, träumen vom Liebhaber, von der Toilette, vom morgenden Mittagsmenu! Auch Edwina iſt ein weiblicher Hamlet. Die Begleiterin genirt mich ſehr. Ich möchte ſie kaltſtellen, dieſe Beſtie, manchmal kaltmachen. Sie will eine Ungarin ſein, eine alte Bekanntſchaft, die Edwina ſchon als Kind gemacht hat. In erſter Jugend war mein Engel mit auf den Reiſen ihres Pflegevaters. Er beſuchte die obern Donaugegenden. Die Baronin Ugarti beſitzt dort Güter, machte großen Aufwand, rettete Edwinen, wie dieſe ſagte, einmal das Leben, und affichirt hier eine wahre Aſſenliebe für ſie. Aber es iſt mir Alles an ihr verdächtig. Auch hat ſie die terroriſtiſchen Manieren der öſterreichiſchen Ariſtokratie. Was an ihrer Haltung Verſtellung, Intereſſe, Wahrheit iſt, das kann ich noch nicht heraus bekommen. Mich ſcheint die Dame über Alles zu haſſen. Sie ſagt es

auch offen. Sie findet, daß Edwina durch mich in zwei Hälften getheilt sei. Sie will sie beide haben. Sie ist eifersüchtig auf mich. Sie küßt Edwinen wie ein Mann so zärtlich! Mir kommt die aus lauter Ersatzmitteln von Gutta Percha und Stahlfedern zusammengesetzte alte Kokette wie ein Schlange vor, die durch ihren Blick erstarren macht. Mit großter Gemüthlichkeit spricht sie von einer hinreichenden Portion Cyankali, die sie besäße, um sich den Garaus zu machen. Denke Dir —! Man ist versucht zu glauben, sie werde das schreckliche Gift eher gegen Andre anwenden. Ich passe ihr auf! Sie soll mir Edwina nicht, wie die Schwalbe den Regenwurm verspeisen! Ich kenne die Schliche der Menschen! Nur das verstehe ich nicht, daß selbst Edwina zittert, wenn dies Weib so listig lächelt, daß alle ihre falschen Zähne zu zählen sind! Sie komme die Frau nicht von sich abschütteln, sagte sie mir, nicht im Theater, nicht in Gesellschaften! Den Pflegevater meines Engels setzte ich einmal vor die Thüre, und thue es wieder, wenn er nicht anständiger auftritt. Die Großmutter, die Frau Müllern, bekomme ich nur selten zu sehen. Die größten Erscheinungen hatten kleinliche Familienanmaße. Cäsar, die Macedonier, Napoleon, Alle haben sie sich, wie neulich Edwina, ihrem Vater, dem Grafen Wilhelm, nachsprach, durch den Unverstand ruinirt, Bedienten und

Waschfrauennaturen heben zu wollen. Frau Müller iſt geiſteeſchwach. Als ſie mich fragte: Was wollen Sie eigentlich hier? hatte ich die Geiſtesgegenwart zu ſagen: Das frage ich Sie! Wer ſind Sie? Edwina kam dazwiſchen und trennte uns. Ich war unter den paar Gasflammen, den tropiſchen Pflanzen, den Möbeln, den Vorhängen, nach der ſtillen Straße zu, wo Edwina wohnt, wie mit einer Verrückten allein. Mein Dolchmeſſer führe ich aus alter Gewohnheit immer bei mir, denn ich fühle Ueberſpannung, Haß, Neid rings um mich her. Manche Rivale ſind geradezu lächerlich! Unſer Verwaltungsrath Cohn von Cohnheim z. B. wechſelt mehr als Albumſprüche mit Edwinen. Wenn es die Aſſeſſorin Rabe wüßte! Ihre Photographie hat er ſich von Edwinen erbeten mit einem Spruch. Auf den Rücken ihres göttlichen, in Cabinetsformat wiedergegebenen Halbprofils hatte ſie mit zierlicher Hand geſchrieben: „Was Euch Comödie dunkt, iſt Andern Tragödie! Du nennſt den Scheiternden einen Narren, der Gerechte wird ihn einen Weiſen nennen!“ Der Baron machte mit dieſer Eroberung auf der Börſe Glück. Alles war im Scheitern begriffen und Jeder konnte nun weiſe ſein. Man bewunderte die Tiefe des Spruches. Der glückliche Beſitzer that ſogar, als läge dieſen Zeilen eine Leidenſchaft für ſeine Perſon zum Grunde. Er hatte lange

Zeit hindurch zu den Bewunderern der sogenannten Stubbenkammer-Poesie mit Mondscheinbeleuchtung, dem Styl der Erhabenheit, gehört, und machte in Begeisterung für fürstlich Rauden'sche Musik. Ach! hätten nur Edwinens Worte auf unsere Actien gewirkt! Für heute schlossen sie mit 52 und — ich, theure Schwester, schließe hiermit auch." Erschreckend war ein Postscript. „Ergründe das Terrain bei der alten Gräfin und dem jungen Grafen, den Edwina nicht mochte, obschon er sich ihr durch gewisse Zwischenträger aufdrängte. Denn über kurz oder lang kommt es doch zum Kampf mit dieser Familie. Mittel zum Herausrücken hat sie ja. Dein Raimund." Und noch diese Worte folgten: „Schreibt denn Wolny gar nicht? Ein gewisser Holk soll Dir Grüße von ihm gebracht haben. Mich hat dieser Mensch natürlich gar nicht aufgesucht."

Wie gemein Alles das! rief Martha und wiederholte das freche ertogene: „Obschon er ihr sich aufdrängte —!" das auf Ottomars längst klargestellte Vermittelung gehen sollte. Ach, sein ganzer Charakter spricht sich darin aus! seufzte sie. Wenn ich die Stelle, sie verwahrte den Brief sorgfältig, an den „Zwischenhändler" Ottomar verriethe! Es könnte ein Rencontre daraus entstehen! Mit Betrübniß über das Bild einer Welt, die mit derjenigen, in welcher sie selbst lebte, so im Widerspruch stand, suchte sie den Schlummer.

## Drittes Kapitel.

Pfarrer Markus aus Weitheim, der auch die Kird
in Hochlinden bediente, stellte sich oft zu den zweit
Frühstücken ein. Seine Eßstunde war die ländliche zw
Uhr; sie folgte unmittelbar der Gewohnheit des Schloss
die nur umgangen wurde, wenn Partieen gema
werden sollten. Das that ihm jedoch Nichts, zweim
nacheinander den Leib zu füllen. Der Mann war n
nicht alt. Er gedachte mit seiner behäbigen klein
Gestalt und den klug umspähenden Augen nicht in We
heim zu bleiben, sondern weiter zu klimmen. An Alle
was nur Schule, Kirche und selbst den Staat berühr
betheiligte er sich im conservativsten Sinne. Imm
wußte er der alten Gräfin etwas zu hinterbringen, w
diese beschäftigte. So heute von den Verheerungen,
der gestrige Regen angerichtet hätte. Da wurden de
die Jahrmarktsgeschenke sogleich ganz anders verthei
als man gestern beschlossen hatte. Es sollte eben Al
bei der alten Gräfin nach des Pfarrers Anordnu

hergehen. Für die Tischdecke tauschte er sich in voraus geahnter Uebereinstimmung mit seiner würdigen Hausfrau eine Rolle Damastzeug zu nützlicheren Bettüberzügen aus. Dergleichen legt man in den Kasten, sagte er schmunzelnd, wenn man es auch nicht sofort braucht, Excellenz! Er hatte ein heranwachsendes Töchterlein, über dessen Ausstattung seine würdige Hausfrau jetzt schon zuweilen Phantasieen bekam, die einzigen, die der unbedeutenden, aber manchmal anspruchsvollen Frau zu Gebote standen.

Die jungen Schloßbewohner Udo und Ada ließen den kleinen Tyrannen in ihrer ersten Zeit schalten und walten. Nur als Helene Aithing angekommen war, da bekam er Stoff zur Eifersucht. Und vollends, als Martha kam. Als er dann gar hörte, daß diese auch noch später bleiben sollte, verwunderte sich der schwarze Herr nicht wenig. Er war seitdem in steter Bewegung.

Heute gab es herrlichen Sonnenschein, der die durchnäßten Wege schnell getrocknet hatte. Wie konnte Helene da der alten Gräfin mit dem Abreisenwollen kommen! Die ganze junge Welt wurde von ihr vom Frühstückstisch hinaus in den Park gezogen. Weiter hinaus noch in die Obstbaumpflanzungen, in die Felder und die Anhöhen hinauf ging die alte Gräfin nicht. Aber sie unterbrach Helenens Reden vom Packenmüssen, vom Postenlauf, dann Ottomars Fragen und Auskunftertheilungen mit

dem Hinweis auf die ſonnenbeſchienenen Höhen, das ſtrahlende Licht einer metallnen Kugel auf der Gloriette, auf eine geſtorte Nachmittagsausfahrt, auf die ſie gerechnet hätte. Helene entgegnete, ihre Mutter bekäme Sehnſucht nach ihr. Dieſe ſei verlaſſen und zu einſam. Martha merkte, daß etwas vorgefallen war, mochte aber nicht fragen. Nur Ottomar drängte, den vulkaniſchen Boden zu verlaſſen. Da aber wußte es das junge Grafenpaar erſt recht ſo einzurichten, daß kein Ohr da war, darauf zu hören, keine Hand, die einen Befehl ausrichtete.

Der Umſtand, daß man ſich bei der nun verfluchten Wanderung in die Höhe noch auf keine der durchnäßten Bänke und keinen der Ruheplätze von Stein ſetzen konnte, beförderte die gegenſeitig zur Schau getragene Harmloſigkeit. Man mußte Alles, was man zu ſagen hatte, im Gehen und Stehen abmachen. Helene ging mit Ada, Ottomar mit Udo. Ein Leben des Nichtsthuns führte Udo an ſich nicht. Er arbeitete in erſter Frühe nach dem Kaffee bis elf Uhr auf dem gräflichen Rentamte, wo es genug zu beobachten, zu controliren gab.

Der Graf ſchlug dem Freunde vor, ihn in eine hohe Partie des Gebirgs zu begleiten, wo ein Holzſchlag geregelt werden ſollte. Eine Strecke ſollte ihren ſchönen grünen Kamm verlieren. Der Förſter erwartete ihn an Ort und Stelle und das um Punkt Ein Uhr.

gebrach, ſo öffnete Celinde und las. Die Zeilen kamen von Sägenreißer. Er forderte ihn und die Seinen auf, ſo ſchnell wie möglich einen Ort zu verlaſſen, der bald in allen öffentlichen Blättern von ihm als ein Sitz des Betruges würde bezeichnet werden; er wäre feſt entſchloſſen, um die getäuſchten Badegäſte, die ſich in Zukunft vielleicht wieder einfinden könnten, nicht noch unglücklich zu machen, alle Welt vor dem Beſuche dieſes Bades zu warnen. Er bäte ihn deßhalb, um ſich jeder Rache zu entziehen, auf's Schleunigſte ſeine Abreiſe anzutreten. Muſtapha Bei duldete nun noch um ſo weniger Bedenklichkeiten. Er zeigte ihnen einige mit Kremnitzer Ducaten gefüllte Beutel und erbot ſich, ſie Alle in ſeine neue ferne Heimath auf ſeine Koſten mitnehmen zu wollen. Celinde bedurfte dieſer Beruhigung nicht. Sie war vermögend genug und meinte, ſie gäbe wohl Alles hin, um einmal da zu ſtehen, wo Chriſtus geboren, und da, wo er geſtorben wäre. Man trieb alle nur in der Umgegend vorhandenen Fuhrwerke auf und bildete bei der Abreiſe eine mehr als fürſtliche Caravane. Von Blaſedows und Sidoniens Abſchied wiſſen wir nicht viel zu ſagen, wie uns denn überhaupt das dunkle Verhältniß zwiſchen ihnen Beiden entgangen iſt; nur ſo viel iſt gewiß, daß Sidonie nach dieſer Trennung von ihrem Freunde in der That ſichtbar zum Pietismus überging. Sie neigte ſchon längſt abſchüſſig und hatte nun keinen Halt mehr, an den ſie ſich lehnen konnte.

Die Reiſe ging über Kaputh, wo Schlachtenmaler von Sägenreißer und Silberſchlag Abſchied nahm und Celinde ihren großen Haushalt ſo ordnete, daß ſie ihn nach Jahren, wo ſie vielleicht wieder zurückkehren durfte, in er-

Auf dem Hinwege, immer im langſamen Steigen, unter Tannen und Buchen, die ein magiſches Sonnenlicht einließen, machten ſich beide Freunde das offne und ehrliche Geſtändniß deſſen, was der Eine ſich erlaubt hatte, und was dem Andern begegnet war. Ottomar würde nicht eine Silbe von Adas Erklärung, die ſie durch ihren Gruß am Morgen und ihr Gute Nacht! am Abend, durch ihr ganzes Benehmen mehr als fortſetzte und wahr machte, ſondern nur überbot, geäußert haben, wenn nicht der Graf ſelbſt geſagt hätte: Daß Dich Ada liebt, iſt mir ja kein Geheimniß! Es erleichtert mir die Situation! Es fehlt nur noch ein — Wort, das mich beglückt und dann — ſchaudervoll genug! — ein abſcheulicher Eclat! Gegenſeitige Abneigung, ruhige Erklärung laſſen unſre immer an gruchsvoller auftretenden Kirchenlichter als Scheidungsgrund nicht zu —!

Beide Männer waren allein. Ottomar im hohen Grade aufgeregt. Ich komme mir vor wie der geraubte Hylas! ſagte er und das voll Mißmuth. Ich werde an dem Conflicte wider Willen betheiligt und vielleicht daran zu Grunde gehen!

Wie ſo? fragte der Graf und nahm Alles leicht.

Die Geſinnung meiner Schweſter kenne ich nicht! fuhr Ottomar fort. Du hatteſt ihr allerdings Eindruck

gemacht. Ob ſich dieſer erhalten hat, ob verſtärkt, vermindert, vergieb mir, daß ich nie darnach gefragt habe!

Es kommt nur auf finanzielle Abmachungen an, die ſich ja treffen laſſen! Ich bin zu Allem bereit! ſagte der Graf ziemlich zuverſichtlich.

Ich ſollte von Adas Abfindung leben? Du beleidigſt mich! rief Ottomar, lüftete den Sommerhut, den er trug, und ſtrich ſich zornerregt das Haar — Himmel, es iſt mir, als ſtiege mir das Blut ſiedend heiß zu Kopf! rief er unmuthig aus.

Freund, Freund, beruhigte der Graf, in dieſe Verſchiedung der Verhältniſſe, in ungewohnte, lege doch keine weiteren Schwierigkeiten!

Nein, fuhr Ottomar fort, Deine leichte Behandlung des Conflicts zeigt mir die Welt, aus der ihr Diplomaten ſtammt! Um nur das geliebte Franzöſiſch geläufig plaudern zu können, leſt ihr Nichts als Franzöſiſches und handelt auch nur nach Alexander Dumas' Ideen!

Bitte, bitte, unterbrach Udo, meine franzöſiſche Romanlectüre war Jahre lang nur die Plauderei des guten La Roſe —! Aber, verbeſſerte er ſich, kann ich dafür, daß Montaigne franzöſiſch geſchrieben hat?

Eure Grundſätze ſind zu cavaliermäßig! Gott im Himmel —! unterbrach ſich Ottomar. Mein Vater war ſchon außer ſich, daß Helene nur überhaupt den

Kopf zu ſenken anfing, als ſie von Deiner prädeſtinirten Vermählung erfuhr —

That ſie das? That ſie das wirklich? fiel der Graf mit raſcher Rede entzückt ein. Sie liebt mich! Ich ahnte es! Nur die Verhältniſſe müſſen aus dem Wege geſchleudert werden! Mache Anſtalt, dann bin ich glücklich. Freund! Zögere länger nicht! Fort! Die Natur iſt kein Product eines göttlichen Verſtandes, nein, ich ſage, und viel religioſer, ſie iſt mehr, ſie iſt mehr, das Product eines göttlichen Gefühls! In ihrer Atomenwelt unſer Leben wieder mit aufgelöſt zu fühlen, o Glück, o Wonne, o Seligkeit! Was wir durch Geſetze, Traditionen verhärtet, feſtgeſtellt haben, das iſt Alles Thorheit!

Auf die Atomenlehre gebe ich gar Nichts! erwiderte Ottomar lächelnd: ob die Welt gleich im Anfang ſo war, wie jetzt, oder ob ſie aus einem Keime erſt wurde, und ob der Keim ſchon das Ganze war — wer weiß denn das! Die Atome ſind nur eine Krücke im Denken!

Gut, nahm der Graf dieſe Behauptung, ihr zuſtimmend, auf, gut, ich kämpfe für kein metaphyſiſches Syſtem. Ich ſage nur, die Menſchen, die uns wohl thun, der Aether, der uns umwallt, das iſt das Einzige, was wir ſicher haben! Ich zerreiße jedes Hinderniß, das ſich dem Zuge des Herzens widerſetzt! Ada liebt mich nicht! Ich hätte mich vielleicht in mein Schickſal

gefunden und um Helenen ewig — getrauert! Aber Ada zeigt mir offenbaren Widerwillen. Gut! Es empört mich grade nicht. Es verletzt nicht meinen Mannesstolz, daß sie Nichts an mir findet, was sie anziehen oder befriedigen kann. Sie ist —

Doch nicht ohne Urtheil! fiel Ottomar nachdrücklich ein.

Voilà l'amoureux! rief der Graf lachend. Meine Jagdlust, mein Reiten, meine gesellschaftliche Conversation Alles ist ihr hergebrachte Cavaliersturnüre. Sie hat das, was sie mir schon in Nizza gesagt, was ich ihr Neues vorzugaukeln glaubte, Alles schon von Anderen gewußt, selbst von ihrem Tanzmeister! Da sagte ich ihr: Nun, Deine eitle Mutter ließ Dich Parade machen und Sport treiben, wie einen Gardelieutenant! Den Schnurrbart dazu hattest Du! Seitdem habe ich keinen Kuß mehr von ihr bekommen.

Ehcleute sollen gegen und über einander nicht witzig sein wollen! sagte Ottomar lächelnd. Er kannte schon dieses so leichten wolligen Flaum auf Adas Oberlippe, der erst einer ganz zufälligen Stellung des Antlitzes gegen das Licht bedurfte, um überhaupt gesehen zu werden.

Der Gatte hatte also „verläumdet".

Croisons les mains! rief nach einer Weile der Graf. Ich zürne über Nichts, Freund; verschaffe mir nur den Ersatz, der mich glücklich machen wird!

Ottomars Sprodigkeit äußerte sich in einem heftigen. Helene wird vorläufig morgen abreisen!

Das geht nicht, erwiderte der Graf. Die Pferde haben in der Ernte zu thun —

So requirir ich ein Fuhrwerk aus Weilheim —

Das compromittirt uns! Nein, wartet wenigstens bis Montag —!

Es war Sonnabend!

Nur unter der Cautionsversicherung, daß Du meine Schwester nie wieder bedrängst! Was gestern geschehen ist, weiß ich nicht.

Der Graf schwieg. Ottomars Eigensinn äußerte sich in nur zu bestimmten Ausdrücken.

Es gab Strecken des gemeinschaftlichen Weges, die nur zur Freude am Nachsinnen, an den Aussichten, an manchen Pflanzen, an mächtigen, allein stehenden Bäumen aufforderten. Der Harzgeruch wechselte mit dem Thymian, der vielfach am Wege stand.

Wir tragen in Alles, was uns schön erscheint, zum Beispiel in eine Aussicht, sagte der Graf und zeigte in die Gegend hinaus, unsere Vorurtheile hinein.

Die wir doch zuerst von ihr bekommen haben! ergänzte Ottomar. Nein, machte er später den Uebergang zu einer andern Gedankenreihe: Füge Dich nur! Das Leben ist eine Pflichtenaufgabe! Das historische

Leben iſt es vollends! Wer ſagt uns denn, daß wir Kinder ſind, denen Alles nach Wunſch geſchenkt werden müſſe?

Das ſind monchiſche Ideen, die von Deinem Vater herſtammen! ſagte der Graf lachend und verlor ſich in paradoxe Behauptungen: Pfarrer müßten erſt Talent zum Schauſpieler zeigen, ehe man ſie anſtellte, Diplomaten müßten den ganzen Charakter des Staates, den ſie repräſentirten, wiedergeben. Er kam auf den Seecapitan Holl und meinte zuletzt: Martha könnte uns Allen helfen! Martha hat Talent, entſcheidende Züge zu thun! Sie iſt für Natur und Wahrheit!

Jetzt ergab ſich ein reizender Anblick. Die Gleichartigkeit des Weges hatte aufgehört. Ehe man in die bedeutendere Steigung des zu fällenden Waldſtrichs kam, ſah man eine Thalmulde, die mitten in den Bergen wellenförmige Wege, Häuſer, eines höher als das andere, zur Anſchauung brachte. Es war ein Gebirgsdorf, mit einer ebenfalls vom Pfarrer Merkus verſehenen Kirche. Dabei breiteten ſich fernhin am Rande des Horizontes die wohlgepflegten Landſtriche aus. Wie man an einem ſtetig fortſchreitenden weißen Wölkchen erſah, waren dieſe von einer Eiſenbahn durchzogen. Leider hatte dieſe ihre Haltepunkte erſt in bedeutender Entfernung. Die maleriſche Wirkung des Dorfes Pfahleck übertraf noch bei Weitem die Umgebung von Hochlinden.

Als die Wanderer an der Ecke in der That eines Pfahles, wohl eines verwitterten Wahrzeichens forſtlicher Cultur, den Förſter, auf ſie wartend, antrafen, ſchmunzelte dieſer eigenthümlich.

Nun, Weidner, ſagte der Graf, Sie haben wohl die Diana zu Hauſe gelaſſen, weil Sie drüben den Türk fürchten, den der Waldhüter immer ſo frei mit herumtummeln läßt? Iſt aber auch Recht. Auch beim Vieh ſind altzuhäufige Rindviehn kein Segen!

Weidner ſagte: Herr Graf, ein Förſter ohne Hund ausgehen? Das wäre ſchön! Die Diana iſt ſchon lange voraus — Aber Türk neckt ſie heute nicht! ſetzte er pfiffig hinzu.

Man konnte annehmen, der Hund hätte ſich dem in der That ohne den Türk gekommenen Waldhüter, der Mann hieß Bartels, angeſchloſſen. Bartels war ſchon auf die obere Spitze, die Tannenkuppe, voraus. Dort ſollte er die Anweiſung erhalten, bis wieweit er die ſeit Jahren nicht gelichtete Höhe abholzen, das Holz in gewiſſem Grade klein machen und in gemächlichen Fuhren bis zur Eiſenbahn ſchaffen laſſen ſollte. Leider fehlte hier ein mächtiger Bergbach zum Flotzen, fehlte auch die nahe Eiſenbahnſtation zum Transport. Dieſen Procederen lag bei Alledem eine umſtändliche Schreiberei und Rechnerei zum Grunde.

Die Diana hatte sich heute Niemandem anders angeschlossen, als der gnädigen jungen Frau Gräfin. Ada begrüßte die langsam heraufklimmenden Männer mit einem Büschel Wald-Erdbeeren, die sie sich noch aufgesucht hatte. In einem praktischen dunkelblauen Leinenkleide, als Bergsteigercostüm, den kleinen Matrosenhut in der Hand, hatte sie das Haar dem Winde preisgegeben und stand wie eine Siegerin da, triumphirend. Auf einem kürzern, viel steilern, aber schnell von ihr durchmessenen Wege war sie den Anderen lange zuvorgekommen.

Der Waldhüter hielt die Kappe in der Hand. Der Wind auf der Höhe ging scharf. Bedeckt Euch doch, Bartels! sagte der Graf und suchte einen Platz, um sich auszuruhen.

Dtomar sah verdrießlich drein. Die Wald-Erdbeeren lehnte er nicht ab, aß sie sogar, obschon sie nicht zu den bessern ihrer Gattung gehörten, verbarg aber nicht im Mindesten seine Verstimmung über dies wiedereingeleitete Stelldichein; denn der Graf hatte ja mit den Waldarbeitern zu thun und mußte sie allein lassen.

Die Ermüdeten wollten sich ausruhen. Aber der Boden, wenn auch mit alten Kiefernadeln bedeckt, war steinigt. Da war noch ein Rasen in einem Winkel der Bergspitze zu entdecken. Er war nicht groß. Um ihn

zum Ausruhen zu benutzen, mußten Anfangs alle drei dicht zusammenrücken.

Daß ich auch nicht bedacht habe, etwas zur Erfrischung mitzunehmen! begann die junge Gräfin, die sich auf dem Rasen streckte und in die sonnenbeschienene, malerische Gegend hinausah. Sie stoberte dabei mit dem langen Stock ihres Entoutcas, den sie beim Steigen benutzt hatte, in dem Rasen und neckte die Diana. Ottomars Bedauern, daß Ada gegen den hier oben wehenden Wind keinen Shawl mitgenommen, lehnte sie mit einem „Eine Soldatentochter!“ ab. Der Graf bezeichnete seine Aufgabe. Es handelte sich um ein genau bemessenes Abstecken der zu fällenden Partie Tannen. Alle Details konnten sie nicht abwarten. Einige aber wollte er doch erledigen. Er war zerstreut.

Da Ada keine Miene machte, ihn begleiten zu wollen, und er sich erhob, um mit seinen beiden Beamten wieder einige Schritte nieder, dann seitwärts in den dichten Forst, der eine reiche Ernte versprach, einzutreten, mußte Ottomar wohl oder übel wieder zu einem Tête-à-tête mit seiner Verführerin zurückbleiben. Denn allein lassen konnte er sie doch nicht.

Ha! Ha! begann Ada sogleich, indem sie sich aus der Lage, in die sie sich begeben hatte, erhob. Wie verdrießlich! Schon ganz wie ein Ehemann! Sie gönnen

nur, glaube ich, den grünen Wald nicht einmal! Da die Fernsicht, die blaue Luft! Wissen Sie? unterbrach sie sich, ich möchte immer hier oben wohnen!

Ottomar bestätigte einfach die Schönheit des gewählten Ruheplatzes.

Es haben wohl unterwegs Confidenzen stattgefunden? fragte Ada forschend. Mein Mann fuhr gestern mit Ihrer Schwester allein! Die Sehnsucht seines Herzens ist mir ja bekannt. Die Geschenke, die in den Reisekasten verpackt lagen, haben mir Alles, was geschehen ist, wiedererzählt.

Es ist gar Nichts geschehen! sagte Ottomar. Passen Sie nur auf, liebe Freundin, daß es von uns nicht wieder heißt: Was sich der Wald erzählt!

Liebe Freundin! Ach, wie bedächtig! wiederholte sie. Warum denn nicht: Innigst geliebte Ada? Haben Sie meine weibliche Aufrichtigkeit schon wieder vergessen, lieber gestrenger Herr?

Ada fragte das mit bestrickender Lieblichkeit. Wir spielen hier Shakespeare, fuhr sie fort. Der Wald ist da! Sie sind der melancholische Jaques!

Allerdings! sagte nach einigem Besinnen Ottomar. Ich werde von jetzt an so unausstehlich wie möglich sein! Und damit gleich der Anfang gemacht wird, reise ich mit meiner Schwester zu Fuß ab. Shakespeare sollen

freulichem Zuſtande zu finden hoffen durfte. Unterwegs laſen ſie in allen Zeitungen, die ſie in den Wirthshäuſern antrafen, folgenden Artikel:

### Warnung vor Betrug.

Wenn in unſerer Zeit der Gebrauch von Mineralbädern ohnehin ſchon auf eine die möglichen Heilungsausſichten weit übertreffende Weiſe um ſich gegriffen hat und die Aerzte ſchon vor dem zu weit getriebenen Gebrauch echter Mineralbäder warnen ſollten, wie viel mehr ſollten ſie es vor unechten! Unterzeichneter glaubt es ſeinem Gewiſſen und dem Wohle ſeines Vaterlandes ſchuldig zu ſein, auf eine, er will es unentſchieden laſſen, ob abſichtliche oder zufällige, Täuſchung aufmerkſam zu machen, die im laufenden Sommer einem neuentſtandenen Bade einen unglaublichen und darum höchſt gefährlichen Zulauf verſchafft hat.

Verführt durch eine in den Zeitungen gegebene lobpreiſende Darſtellung des neu eröffneten eiſenhaltigen Amalienbades, entſchloß ich mich, an weißem Blute leidend, noch in den Spätſommermonaten jene Quelle zu beſuchen. Dort angekommen, hörte ich, daß eine große Anzahl von Gäſten während der Mittagshöhe der Saiſon dort geweſen, nur eine geringe Anzahl aber weſentliche Erleichterung von dieſer Quelle erfahren habe. Das erſte Glas jenes angeblich heilenden Waſſers, das ich an den Mund ſetzte, benahm mir ſogleich jedes Vertrauen. Der Geſchmack des Waſſers verrieth allerdings eine mineraliſche Berührung; doch war das Eiſen unmöglich in ſeinem organiſchen Bildungsproceſſe mit dem Urſprunge dieſer Quelle zuſammenhängend, im Gegentheil hatte das Waſſer alle Kennzeichen eines durch Eiſenbe-

Sie mir nicht umsonst citirt haben. Das Gepäck kann uns nachgeschickt werden! Da hinunter! Sehen Sie das Wölkchen? Das ist die Eisenbahn!

Von Schmerz bewegt und doch sich zum Lachen zwingend und gefesselt von dem Reize der jungen Frau, zeigte er auf die ferne schöne Aussicht.

Jetzt wandte ihm diese schmollend ein wenig den Rücken.

Um Sie noch einmal allein zu sprechen, bin ich hier den hohen Berg heraufgeklettert! sagte sie. Seien Sie doch nun auch ein Bischen gut mit mir! Es ist ja vorläufig, vielleicht wirklich das letzte Mal, daß Sie mich hier allein sprechen! In meiner Gesinnung bin ich fest, und wenn Sie immer noch unartiger werden. Was ich dann will, setze ich durch, oder ich renne mir den Kopf ein!

Ada! Ada! Man kann uns beobachten —! bat sie Ottomar. Gott — Gott —! rief sie zum Himmel stehend und stumm seine Hand ergreifend. Ottomar mußte sich abwenden. Den Grafen und seine Begleiter hörte man so eben im Walddickicht laut reden. Sehen konnte man sie nicht. Die Diana stellte eine Vermittelung her. Ein Antheil an dem mitgebrachten Proviant war den Thieren bei den Herrschaften gewiß und zum Glück fand sich in Udos liegengebliebener Jagdtasche

ein reicher Vorrath von allerlei köstlichem Genießbaren, wovon dann Ada austheilte. Der Graf mußte vorhin von Adas Anwesenheit so überrascht gewesen sein, daß er ihre Bemerkung über die schlenden Lebensmittel ganz überhört hatte.

Also hier bauen Sie sich eine Villa! sagte Ottomar, als Ada mit dem Hunde ganz nur in eine auf Wurst und Fleisch sich begründende Prosa zurückgefallen war.

Ja, sagte sie, die Tasche schließend und das Thier mit dem Entoutcas wegweisend. Wir müssen nun zu, „Wie es Euch gefallt", wieder emporsteigen! Die Aussicht ist's nicht, für die ich schwärme, lieber Herr! Was habe ich davon, daß da ewig ein blauer Nebel drüben liegt, der Abends eine etwas rothliche Jacke anzieht, Morgens eine violette! Ach, man wird so unendlich prosaisch in unserm neuen Kaiserreich! Von unseren Reisen her kenne ich Alles das und überschlage es, wenn's beschrieben wird, und habe eigentlich einen Degout am landläufigen Naturgenuß. Mutter reiste gern. Wenn da die Leute immer riefen: Ha, da liegt Speyer! Da sieht man den Rhein! Da ragen die Vogesen! Das ist die Münsterspitze! Natürlich! sagte ich den Leuten immer, die Gegenstände liegen bekanntlich da! Wir sind ja hoch genug, um sie sehen zu müssen! Ach, die Leute haben gewiß gedacht, ich sei recht dumm! Es ist auch

beſſer, ich wohne im dichten Walde und ſähe Nichts mehr von den Menſchen und auch von Ihnen Nichts, Sie böſer Mann!

Ottomar ſtreifte an den Gräſern die Samenbüſchel ab und verbarg eine Thräne. Er hörte, daß Ada weinte. Er ſollte den Muth haben, ſie jetzt ſtürmiſch zu umarmen, trotz aller Gefahr ſie zu küſſen.

Woran denken Sie jetzt? ſagte endlich Ada. Gewiß nicht an die große Kataſtrophe, an die ich immer denke! Das iſt doch der Mangel an Muth bei den Männern! Lebenskünſtler findet man ſelten! Sich ein Geſchick, das uns dargeboten wird, muthig aneignen, das Ungewöhnliche modeln, dem Urtheil der Welt trotzen, der Fraubaſerei ein Schnippchen ſchlagen, die Mißgunſt beſiegen durch Conſequenz im Beharren —! das iſt ſo ſelten in dieſer Welt der Correctheit! Tartufferie überall — grüner Schlamm über einem Sumpf —

Ottomar mußte im Stillen denken: So ſpricht ja faſt Edwina Martoff auch —! Aber wenn ſich Edwinas Buſen vor dem Feuer der Erregung hob und ihre Wangen glühten, ſo blieb der Hörer kalt. Bei Ada verließ ihn alle Indifferenz.

Die meiſten Menſchen, ſagte er nach einer Pauſe — er hielt ſich jetzt ſtehend, während die Gräfin ausgeſtreckt lag — reifen unter dem Eindruck eines

Motivs, ſollte es auch nur das des Heraustretens a
ihrer Gewöhnlichkeit ſein. Die Geldauslage muß jede
falls durch Enthuſiasmus wieder eingebracht werden.

Solche Motive muß man ſtündlich und für Alle
haben! fiel Ada ein. Sonſt iſt das Leben in der We
ſchaal und unerſprießlich! Ich denke mir die Aufgab
göttlich, Frau eines Mannes mit 600 Thalern Geha
zu ſein!

Ada! flüſterte Ottomar. Sie hatte den Kreisrichte
und die polniſchen Wölfe auf der Zunge.

Wir ſprechen nicht vom Hungern und Entbehren
ſondern von Straßburg und Italien! betonte Ottoma
dann ſcharf.

Ach was, Italien! ſagte Ada. Italien iſt mi
gleichgültig geblieben. Ich habe mich mit den Wirthe
gezankt, mich über die Prellerei geärgert, habe die faul
lenzenden Pfaffen verabſcheut, habe die trägen, eitlen
putzſüchtigen elenden Weiber verwünſcht, die den ganze
Tag auf der Straße liegen, ſchwatzen und ſchwatzen und
die Bigotterie durch ihr Knixen, Kirchenlaufen permanen
— machen —

Aber die Kunſtſchätze? fiel Ottomar lautſprechend
ein. Er wollte im Walde gehört ſein.

Die Gräfin machte eine Miene des Verzweifelns.
Sie wollte flüſtern, berathen, verſichern, verſichert

bekommen, und Ottomar entzog ſich Allem! Ich kannte ja ſchon Alles! antwortete ſie endlich laut. Die Originale zu ſehen, nun das thut allerdings wohl. Aber wiſſen Sie, uns Frauen muß dergleichen in irgend einem Lichte aufgehen. Die Sache an ſich intereſſirt uns nicht. Selbſt die Engländerinnen, die Alles anſtarren und mit dem Buch in der Hand verſchlingen, werden von einer nationalen Schwärmerei getragen! Sie ſind eben verrückt und rennen Kunſt ihrem verrückten Volke zu Liebe. Ihre ganze Nation iſt auf Staunen, Bewundern, Anſtarren dreſſirt. Der kalte Deutſche dagegen hat rein gar Nichts als Schulbücher. Wären Sie freilich mit mir in Italien geweſen, ſprach ſie dann leiſer, ſo würde ich vielleicht für Alles geſchwärmt haben!

Ottomar, tiefergriffen von dem Blick in die Frauennatur, ſah nur immer nach dem Forſte hin.

Laſſen Sie es ihn Alles hören! ſagte Ada. Er iſt ja Ihr Freund und er liebt Ihre Schweſter! Sehen Sie, lieber Freund, wenn wir Frauen unglücklich lieben, ſo hängen wir die Flügel und ſind matt, aber die Männer ſchienen ſonſt davon einen Schwung zu bekommen, wenigſtens glaube ich, daß mein Profeſſor der Literaturgeſchichte weit mehr Dichter aufzählte, die nicht erhört wurden, als die erhört! Ich will einmal in der Stadt den Herrn Dieterici und meinen alten Profeſſor

zuſammen zu Tiſch einladen. Profeſſor Matz hatte nur Goethe, Proſodie und die Sittlichkeit im Munde. Er war ſchauderhaft langweilig.

Nun mußte Ottomar lachen. Sein Dieterici und die verfängliche Taufe fielen ihm ein.

Die Beamten näherten ſich. Der Hund ſprang luſtig an die Jagdtaſche heran. Graf Udo beklagte, daß dieſer Verzehrer ſeines Vorraths den Trüffelinhalt ſeiner mitgebrachten Wurſt nicht hätte würdigen können. Ottomar hatte keinen Appetit.

Die Diana wollte von Ada, die aufſtand, nicht los.

Seltſam, daß ſich das weibliche Geſchlecht ſo anzieht! bemerkte der Graf.

Ja, in der Regel ſind wir uns einander ſpinnefeind! beſtätigte Ada. Wenn ich von Mädchenfreundſchaften höre, werde ich immer traurig. Ich denke dann an die plauderhaften lieben Briefe, die ich mit Entzücken als Backfiſch bekommen, an die erſten, ſo unorthographiſchen, die ich in ſtiller Verſchwiegenheit des Penſionats ſelbſt geſchrieben. Und die geringſte Veränderung im Leben der Freundin oder wohl gar ein Vorwurf und nun erſt eine kleine Eiferſüchtelei auf eine andere Freundin, die man gefunden hat, ſtürzt die ganze Herrlichkeit in Trümmer!

Sind ſo nicht auch die erwachſenen Frauen? Opfern die ſich nicht einander um eine Bemerkung über die Toilette? ſetzte Graf Udo flüchtig hinzu, wandte ſich aber ſogleich wieder zu ſeiner Verſtändigung mit dem Förſter und Waldhüter. Dann erinnerte er an die dritte Stunde, die inzwiſchen angebrochen war. Der Weg war ziemlich weit, wenn auch bergab und — die Mittagstoilette war noch zu machen! Die alte Gräfin war darin eigen. Das Eſſen ſchmeckte ihr beſſer, wenn Alles wie zu einem feierlichen Opfer kam. Als man aufbrach, um zurückzukehren, ſtützte ſich Ada beim Niederſteigen auf Ottomars Arm, drückte ihm aber nur die Hand und erlaubte ſich Nichts als die einfache Kundgebung einer allgemein gehaltenen wohlwollenden Geſinnung. Reiſen Sie mit Gott! ſagte ſie, faſt im Triumph, daß Ottomar über ſo viele überraſchende Bemerkungen, die ſie gemacht hatte, zu grübeln ſchien. Ich folge bald nach! Wenn Sie mein ewiges Unglück wollen, flüſterte ſie ihm noch im Walde zu, dann folgen Sie Ihrer kalten Vernunft! Der Graf ſchritt ſchneller.

Die entſcheidet nicht bei mir! entgegnete doch Ottomar. Die Acten, fuhr er fort, liegen noch bei einer andern Inſtanz. Beim innern Geſetz! Im gewöhnlichen Sprachgebrauch Gewiſſen und Selbſtbeherrſchung genannt! Haben Sie da auch einen Vers darauf?

Ja, wallte Ada auf, mit dieſen alten Citaten ve
derben wir uns das ganze Leben! Dies Daſein iſt un
nur Einmal gegeben! Wer glaubt denn noch heute an
Jenſeits, wenn er nicht Schwärmer oder ein Pfaff iſt

Ottomar blieb ſtehen. Er war erſtarrt, ſah Ad
groß an und ſagte leiſe: Ada, wenn man liebt, mu
man an ein Jenſeits glauben! Der Bund der Herze
muß für die Ewigkeit ſein!

Gott! Gott! rief Ada wie verzweifelt aus. Ich hab
meinen Vater ſterben ſehen! Sterben an einer Wunde
die ihm Graf Wilhelm beigebracht hat! Ich ſah offen
bar, daß wir Menſchen vollſtändig wie Maſchinen ſind
Präparate der Natur, die ſtill ſtehen, wie eine nicht mehr
aufgezogene Uhr. Sich zu denken, daß aus dem Hirn
das ſich ſchon in den letzten Augenblicken gar nicht mehr
in der Gewalt hat, ein Seraph aufſteigt, der Alles das
was wir in unſerer beſten Zeit geweſen, in eine andere
Welt hinüberträgt, das iſt ja gradezu kindiſch geworden!
Mit den Pfarrern habe ich nur Mitleid gehabt, wenn
ich ihnen das nicht offen ſagte. Die Armen ſind einmal
für den Wahnglauben angeſtellt und mit ihrer Exiſtenz
angewieſen, das fortzupflanzen, was ſich nur bei den
wilden Völkern findet.

So hat Sie die Oppoſition gegen Ihre Frau Mutter
in Harniſch gebracht? antwortete Ottomar voll Erſtaunen.

Ihre Mama erkennt allerdings sogar den Teufel an, wenn ihn ein Prediger statuirt und der Hof gerade zugegen ist! Uebrigens, setzte er hinzu, hätte der unheimliche Markus soviel zarte Rücksicht, wie Sie da äußern, kaum verdient!

Ottomar gab sein eigenes Glaubensbekenntniß dahin ab, daß er sagte: Wer giebt unserer Zeit das Recht, über die Fragen der Jahrtausende so obenhin abzuschließen!

Die spätere Wanderung ging auf geebneteren Wegen mehr gemeinschaftlich. Das Gespräch wurde dann unbefangen.

Unten im Schlosse fanden sie zum Erstaunen und Schmerz des Grafen die Vorbereitungen zur Abreise vollkommen im Gange. Martha hatte Helenen packen helfen. Die alte Gräfin behielt ja die erstere und wollte ohnehin bald folgen. Sie fühlte, wenn ihr Markus mit gewissen Plaudereien über das junge Ehepaar und dergleichen kam, daß es kalt zu werden anfing in den großen Räumen. Martha redete ihr das Schonheizenlassen aus.

Am Abend, dem letzten, der noch in alter Traulichkeit in Hochlinden gefeiert werden sollte, war die Gräfin-Wittwe wie in einer verklärten Stimmung. Fürst Zizka hatte ihr geschrieben. Er hatte ihr seine neuesten Noten

geschickt und versprochen, sie nächstens noch in Hochlinden zu besuchen. Helene spielte versuchsweise die Einsendungen am Clavier und sie mußten ja entzückend schön sein, um nicht der Gräfin die Freude zu verderben.

Sehen Sie, sagte Ada leise zu Ottomar, wie die Lage die Welt regiert! Die Musik ist schaudervoll und Alle loben sie!

Doch nicht in einem Feuilleton! meinte Ottomar.

Graf Udo horchte, da Ada über den Treffer, den sie bekommen, wieder ernst sah. Er selbst sprach den Abend kaum ein Wort.

Helene zwang sich, heiter und unbefangen zu erscheinen. Gräfin Constanze nannte sie ihr Schooßkind und wollte damit Ada strafen, die gegen sie kalt war. Ada erklärte mit Offenheit, an Verhätschelung nicht gewöhnt zu sein, welche Aeußerung Heiterkeit verbreitete, weil man ja die Generalin genugsam kannte. Diese hatte ein schlimmes Andenken hinterlassen. Alles verwunschte sie. Nicht Einem hatte sie eine Wohlthat, keinem Domestiken ein Trinkgeld gegeben. Und dabei hatte sie überall mit ihren Aeußerungen dominiren wollen und den guten La Rose hin und hergejagt wie einen Troßknecht. Der Graf konnte gelegentlich mit Bitterkeit sagen: Sie stellt den verkörperten Kastengeist vor, den incarnirten weiblichen hierortigen Chauvinismus, der

standtheile mehr verderbten, als gestählten Zustandes. Jetzt erst ward ich auf den Character der Gegend aufmerksam, in welcher dies Wunder einer Eisenquelle sich ereignen sollte. Man braucht kein großer Geognost zu sein, um einzusehen, daß in einer durchgängig sandigen Gegend die Natur kein Eisen, also auch keine eisenhaltige Gewässer erzeugt. Nirgends findet sich in dieser Gegend auch nur die geringste Spur einer gebirgigen Formation; weit eher ist glaublich, daß sie das Bett früherer urweltlicher Gewässer ist, die nichts als Flugsandwellen zurückgelassen haben. Einige neue Versuche mit diesem lügnerischen Wasser belehrten mich, daß es sich hier um ein durch verrostendes Eisen verfaultes, keinesweges durch mineralischen Contact in seinen Bestandtheilen organisch gehobenes Wasser handelte. Offen und frei, unbekümmert um den Gegenstand, den meine Anklage eines vielleicht absichtlichen Betruges treffen könnte, erklär' ich, daß auch alle meine sonstigen, auf die Geschichte und den Ursprung der Quelle gerichteten historischen und topographischen Nachforschungen die feste Ueberzeugung, die sich in mir ausgebildet hatte, bestätigten, daß das Wasser dieser sogenannten Amalienquelle aus einem gewöhnlichen Süßwasserbrunnen kommt, aber so geleitet wird, daß es erst eine Zeitlang in einem Gerümpel alten, verrosteten Eisens stagnirt und dann an jenen Hahn der Röhre kommt, wo die Brunnengäste, auf Linderung ihrer Leiden hoffend, in Treu' und Glauben ihre Gläser füllen.

Unterzeichneter weiß nicht, wen seine Anklage auf Betrug hier persönlich trifft; er will nicht aussprechen, wer das von einem in dem Schlosse stattgehabten Bau gewonnene alte Eisen, als da sind Thürkrammen, Fensterbeschläge, alte

unſere Nation von der übrigen Welt ſo geringſchätzig behandeln läßt! Denn die Ruſſinnen haben doch wenigſtens in ihrem bekannten Uebermaß nationalen Selbſtgefühls noch einen Firniß franzöſiſcher Bildung, die Oeſterreicherinnen ſind italianiſirt, aber bei dieſem norddeutſchen, hinterelbiſchen Volk herrſcht nur die abſolute Wachtparade, rohe Anmaßung und als Bildungsſchliff ein Bischen Reminiscenz an dies oder jenes Fashionable, was ſie einmal, weil es mit der Ariſtokratie zuſammenhängt, in ſich aufgenommen haben!

Gräfin Conſtanze gab es Ada, die ihr zu fühl von der Muſik des Vetters geſprochen. Ada war heiter, trällerte, ging auf und ab. Es tobten in ihr nicht die Geiſter der Verzweiflung, ſondern Stimmen, die von Hoffnung, Glück, Erfolg ſprachen. Du ſcheinſt ja die Abreiſe unſerer Lieben wie ein Freudenfeſt zu feiern! ſagte die ehemalige Prinzeſſin.

Mamachen! antwortete Ada, indem ſie trällerte. Die Welt iſt rund und muß ſich drehen!

Am folgenden Morgen fuhren Helene und Ottomar ſchon ſo zeitig auf die ſehr entlegene Eiſenbahnſtation, daß die alte Gräfin und Ada ihre Abfahrt nicht bemerkten. Graf Udo und Martha fehlten aber beim Abſchied nicht. Die Anweſenheit Marthas hielt den Grafen im Schach, der ſonſt im Stande geweſen wäre,

vor den Scheidenden noch einmal die ganze Wärme ſeines Gefühls auszuſprechen.

Mit tauſend Grüßen für die Eltern, mit Blumenbouqueten von den Gärtnern, fuhren ſie in die ſchon wieder friſch geackerten und theilweiſe noch gar nicht einmal ganz abgeernteten Felder hinaus.

## Viertes Kapitel.

Herbstlich wurde die Natur. Der Wind trieb Staub und welkes Laub durch die Straßen. Der große Park vor'm Thore hatte sich in all' die braunen Schattirungen gehüllt, die das Absterben seiner grünen Pracht zu bezeichnen pflegen.

Die Serapionsbrüder saßen wieder vollzähliger beisammen. Den meisten Gemüthern thut der Herbst wohl. Die geistige Einkehr wird lebhafter. Man rückt näher zusammen, man erwärmt sich aneinander. Wenigstens war es ehedem so, sagte der alte Bildhauer, als diese Thatsache bei den Serapionsbrüdern erörtert, erweitert, vertheidigt, bestritten wurde.

Der emeritirte Schulrector hatte als Gast einen Landgeistlichen mitgebracht. Man hatte das Woher? und den Namen ganz überhört. Es war aber Markus. Seine Richtung war eine vollständig andere, als die seines Einführers, Weigels. Beide waren Schulfreunde. Augenleiden hatten Weigel gezwungen, seinen Abschied

zu nehmen und wer kommt geiſtig weiter auseinander als Schulfreunde!

Ein Geiſtlicher hatte an dem grünen Tiſch noch nie mitgetagt. Wie ſollte das auch! Das Disciplinargeſetz hängt wie ein Damoklesſchwert über Schule und Kirche. Chriſtenthumsdebatten kamen ſelten vor. Aſcher Aſcherſon hatte ſogar die Judendebatte ſchwierig gemacht. Er hatte geſagt: Es ſei beſſer ſo; denn es würde den Juden viel zu viel geſchmeichelt! Das ganze Chriſtenthum ſei eine einzige Schmeichelei für die Juden! An die neueſte Thatſache, daß ſich durch die Ausbreitung des Judenthums in allen Bereichen der Geſellſchaft, Wiſſenſchaft und Kunſt, die mannigfachſten Ueberlieferungen unſeres Volksbewußtſeins ändern mußten, hatte Sanitätsrath Elteſter einmal angeſtreift, wenn er ſagte: Wir bekommen noch den Zuſatzparagraphen zur Verfaſſung: Die Chriſten bilden eine in Europa und mehreren Theilen Amerikas geduldete Religionsgemeinſchaft. Die Chriſten, als eine nur noch geduldete Secte betrachtet, gaben zu komiſchen und ernſten Bildern Veranlaſſung.

Mertus ſaß ſtill und horchte nur immer. Die liſtigen Aeuglein des kleinen Mannes gingen hin und her. Wolny hatte an Ottomar eine Aeußerung geſchrieben, die ſich herumgeſprochen hatte. Er hätte, im Ganzen genommen, in der Welt die Tendenz vorgefunden,

das germanische Leben zu umgehen. Unsere Siege hätten wohl Staunen erregt, aber Niemand hätte sie uns gegönnt. Niemand hätte seitdem von unserm Charakter, unserm intellectuellen Vermögen, von den volksthümlichen Grundlagen des Militarismus eine erhöhtere Meinung bekommen. Der Romanismus beherrsche denn doch noch immer die Welt! Selbst England und Amerika, die uns doch stammverwandt sind, nicht ausgenommen. Was der Deutsche erfande, erfinne, es müßte erst in's Romanische übersetzt werden, um Weltgemeingut zu sein.

Woran liegt das? brauste man allgemein auf und erwartete gespannt die Meinung des Sprechers, der diese Aeußerung wieder angeregt hatte, des alten Bildhauers.

Es befanden sich zwei Elemente im Kreise der Gesellschaft, die große dasjenige vertraten, was man als Ursache der Abneigung gegen Deutschland anzuführen hatte, aber dennoch entspann sich die Debatte.

Es ist rundweg herausgesagt unser begeisterter Monarchismus, ergriff auf's Schleunigste Triesel das Wort, diese gemüthvolle Gemeinschaft, in der unser Volk mit seinen Fürsten lebt! Die kann das revolutionäre Europa nicht ertragen! Die Briten, die doch selbst eine wahre Abgötterei, wenigstens ehemals, mit ihrer Königin getrieben haben, sollten vollends schweigen! Die Nord-

amerikaner, die jedem von den Zeitungen gemachten Ruhm, jeder Wiederspiegelung einer Tagesbegebenheit wie verrückt geworden nachlaufen, gar nicht zu nennen! Und die Franzosen, die zu einem großen, theils gebildeten, theils ungebildeten Bruchtheil den allerkrassesten Royalismus nicht los werden können! Unsere Könige sind Nichts als unsere Herzöge, Heerführer, Vertreter unserer Wehrkraft! Jetzt sind sie auch Vertreter unserer politischen Wiedergeburt! Die kleinen Fürsten sind ja schon längst nur noch als Privatleute zu betrachten und theilen ihre Regierungssorgen mit denen für die Regie eines Theaters.

Ja aber, liebster Herr, wallte der Baumeister Omma auf, nennen Sie mir eine Nation, die außer der russischen, soviel Consequenzen der Fürstenherrschaft durchzumachen hat, als die deutsche! Das ist ja grade das Abscheuliche! Die Annexe des Fürstenwesens! Ich will von der Erbärmlichkeit und den Ansprüchen der kleinen Hofgesellschaften gar nicht reden, aber die Privatgeschichte des Hauses Hohenzollern wurde zur Geschichte Deutschlands gemacht. Wissen Sie, daß dies furchtbare Opfer, das eine ganze Nation nun schon seit anderthalb Jahrhunderten dem Ehrgeize einer einzigen Dynastie bringen muß, lange, lange nicht genug von der letzteren gewürdigt wird?

Sie hat sich dem Geist der neuen Zeit gefügt! hieß es allgemein und Niemand wagte es, den stillen Wider

ſpruch, den Mancher auch für dieſe Behauptung zu fühlen ſchien, ausführlicher durchzuführen.

Nur Althing ſagte: Sei dem, wie ihm wolle, unſere Ordens- und Titelſucht hat ſich vermehrt, ſtatt vermindert. Nach dieſer Richtung hin ſpricht Alles gegen die Ruſſen und die Deutſchen! Kein Menſch bei uns will ein ſimpler Herr Müller heißen!

Sie haben China und unſern Verein ausgenommen! ſchaltete eine Stimme ein.

Ja wohl, Herr Major —! Alle Wetter —! unterbrach ſich Althing. Ueber den „Major".

Man lachte. Merkus hörte nur immer zu. Er ſtrebte auf den Oberconſiſtorialrath. Vorläufig genügte eine Verſetzung in die Stadt. Das Uebrige fand ſich. Ihm waren dieſe Debatten wunderlich.

Die Freunden, fuhr Dumm in ſeinem breiten Dialect fort, ſind gewohnt, Jedermann mit einem einfachen Herr oder Madame anzureden, während wir uns die Zungen zerkauen müſſen, ehe wir die langen richtigen Titel mancher Menſchen herausgebracht haben! Ja, die Sicherheit, womit ſich ſogar bei uns die Frauen Ew. Excellenz anreden laſſen, geht geradezu in's Aſchgraue! Da ſchreiben ſie von menſchheitlicher Würde und von Frauenwerth, und ſolche weibliche Durchlauchts und Erlauchts — ſie müſſen doch gar nicht wiſſen, wohin

sie ihren dummen, oft so albernen Kopf verstecken sollen, wenn sie Einer so anredet!

Merkus hatte noch nach und nach sechs bis acht weibliche Excellenzen zu besuchen. Er reckte den Hals mit dem weißen warmen „gestärkten" Battisttuche immer länger und länger. O man gewöhnt's! rief der früh pensionirte Schulrector, sein Freund, der ihn schon — wegzuhaben schien. Aber besonders traurig fuhr er fort, ist das Eindringen der Titelsucht in die Wissenschaft! Manche Universitäten haben durch die Hofrätherei vollständig ihre Basis verloren! Das wissenschaftliche Leben will nur die Formen der Republik!

Man widersprach auch diesen Aeußerungen nicht und stellte nicht in Abrede, daß sie die Ursachen träfen, die unsere Erscheinung vor dem Auslande so auffallend abminderten. Der Gerichtsrath Eller war bei Alledem in den Humor gerathen, noch hinzuzufügen: Sie müssen noch weiter gehen und geradezu bekennen, daß es Deutschland an großen Männern fehlt! Wie sollen wir dem Ausland imponiren! Luther — das ist doch wahrhaftig lange her! Schiller und Goethe — nun sie werden genannt, aber wenig begriffen! Und was sonst? Wen gehen Scharnhorst, Stein, Schill etwas an?

Dagegen erhob sich dann freilich ein förmlicher Aufstand. Triesel war außer sich. Selbst Merkus hatte

den ganzen Frühmorgen mit Besuchen bei Excellenzen zugebracht, die sämmtlich eine Anwartschaft auf historische Größe zu beanspruchen schienen.

Der Gerichtsrath ließ sich nicht werfen, sondern fuhr fort: Wer sich bei uns hervorthut, hängt doch in irgend einer Weise mit der Administration, mit dem Staat, wie er ist, mit der Gesetzgebung zusammen! Erscheinungen wie Niebuhr, Bunsen, Liebig, imponiren dem Auslande; warum? Weil sie den Tonnenreifen des Titels, der ihnen angehangt gewesen, gesprengt haben und sie auch Privatmänner hätten sein können. Das ist's eben! Bei uns strebt Alles zum Geheimrath! Zum Orden! Jeder will sich, aus Ehrgeiz oder der Existenz wegen, als Radwelle in der Maschine wissen! Die großen Männer sind aber Könige und Kaiser für sich und da hapert's!

Verlangen Sie denn, entgegnete spitz der schlagfertige Triesel, daß Franz Bopp, der berühmte Sanskritgelehrte, sich über das Ministerium Manteuffel hätte aussprechen sollen?

Die sieben Göttinger Professoren thaten's! rief Emma.

Sie widerlegen sich selbst, meinte der Sanitätsrath Elteſter, der erst jetzt leise hereingetreten war und sich bald über den Gegenstand des Gespräches unterrichtet

hatte: die sieben genannten Herren wurden ausdrücklich um ihre Meinung befragt! In der That, meine Herren, große Männer giebt's nur in Entwickelungsperioden! Meist sind große Männer Märtyrer! Unser Volk hat kein Talent für die Anerkennung von Märtyrern. Das beweisen die schlechten Geschäfte der Deutschkatholiken und der Altkatholiken. Ohne die Fürsten wäre Luther vollständig geliefert gewesen. Der Zeitgeist hat sich zu helfen gewußt! Wie der liebe Gott am siebenten Tage sagte: Siehe, Alles ist gut! so haben ja auch wir jetzt die Herrschaft des absolut Vortrefflichen! Wozu der Streit! Wir besitzen den Fanatismus der Zustimmung! Wir haben Nichts als nur große Männer! Sogar im Reichstage!

Man ging zu vereinzelten Gesprächen über und kam sogar auf die Bühne.

Einer nach dem Andern erhob sich. Auch der Rector mit seinem Gaste, der sich nach allen Sprechern erkundigte und dann immer den Kopf schüttelte. Das Christenthum war hier gar nicht erwähnt worden. Mit der Aeußerung Weigels: Bester Freund, die Religion wird immer mehr Privatsache! trennten sich die alten Freunde.

Markus hatte sich eine eigenthümliche Aufgabe gestellt, eine, die ein minder ruhiges und selbstzufriedenes

dhafte Schlösser, verrostete Schlüssel u. s. w., plötzlich einen Ort untergebracht hat, der allen Bauleuten ein heimniß geblieben ist; aber seiner Pflicht als Gelehrter Menschenfreund glaubte er es schuldig zu sein, das Pu- um vor dem Gebrauch einer Quelle des Betrugs zu war- und durch diese offene Erklärung Jedermann von dem uche jenes Giftbrunnens zurückzuschrecken. Wer es kann, belehre mich eines Andern!

**Prof. Dr. Sägenreißer,**
Fürstl. Sayn-Sayn'scher Hof-Wundarzt.

**Kaputh**, den 15. September 18...

In Wien erfuhren die Reisenden, daß Graf von der ige diesen Artikel unbeantwortet gelassen, sich aber mit er neuen Speculation befaßt hatte. Er hatte eine Com- gnie zur Erdpechpflasterung aller Straßen und Plätze Eu- a's gebildet und sich zum Director des permanenten Aus- usses dieser neuen industriellen Unternehmung wählen sen.

Von unseren vertrauteren Freunden aber nehmen wir t vielleicht auf immer Abschied. In Wien haben e so n das Donau-Dampfschiff Nador bestiegen und blicken hmüthig in die neue Zukunft hinaus, die ihnen der Orient chließen wird. Es ist ein kalter Morgen. Blasedow nt sich fröstelnd an das Dach der Cajüte, den Arm in den ustlatz gesteckt, und denkt über sein Grab in den Pyra- den nach. Die Brüder und die Türken lärmen mit den beitsleuten, die ihre Effecten verpacken. Mustapha a sieht mit stumpfer Neugier dem geschäftigen Treiben und zählt die Thürme Wiens in der Ferne. Schlachten- ler unterhält sich mit dem Capitain und besichtigt die

Gewiſſen mit der Zeit zur Verzweiflung gebracht haben würde. Er aber verfolgte ruhig ſeinen Zweck, der kein anderer war, als aus evangeliſcher Liebe die alte Gräfin allmälig mit der bevorſtehenden Erſchütterung ihrer Ruhe durch das junge Grafenpaar bekannt zu machen, ja ſogar das ſonderbare Gerücht von einer natürlichen Tochter ihres Gatten, das er ſchon längſt in Erfahrung gebracht hatte, ihr um des Herrn willen nicht zu verſchweigen. Denn der Herr züchtigt ja die, ſo er lieb hat! war ſein Wahlſpruch. Wenn Trübſal da iſt, dann ſuchet man dich, o Gott! ſpricht der Prophet. Allen, die um die alte Dame herumwalteten, Gleichgeſtellten, Dienenden, ſelbſt der Generalin von Forbeck hatte ſich das Firmament in düſtre Wolken verhüllt, die Gräber hätten ſich ihnen geöffnet, die Erde wäre wankend geworden in ihren Grundveſten, wenn ſie die furchtbare Verantwortlichkeit hätten auf ſich nehmen und der Gräfin Conſtanze ſagen wollen: Dein geliebter Udo ſoll ſich ſcheiden laſſen! Dein geliebter Wilhelm war Dir untreu und brachte einige Jahre lang jeden Abend in Geſellſchaft ſeiner Tochter zu! Aber der geiſtliche Herr übernahm dieſe Pflicht und das ſo leicht, wie wenn er ſeinen Reiſeſack trug, den er aus Geiz regelmäßig ſelbſt in ein kleines Hôtel zu ſchleppen pflegte. Die Wahrheit wird Euch frei machen! ſpricht ja der Herr.

Selbst Fürst Ziska hätte nie gewagt, der Tante mitzutheilen, warum er eine gewisse Schonheit, die sich ja lange Zeit in gutem Rufe erhalten hatte, nicht geheirathet. Und sogar der rauhe Sonderling, der alte Geometer, hatte es seiner Pflegetochter von je als gemein, erbärmlich, an die elendesten Menschen erinnernd dargestellt, Leute, die es wohlmeinen, die sich von den Folgen ihrer Fehltritte abgekauft haben, stündlich wieder mit denselben Folgen oder Nebenumständen zu quälen und zu drangsaliren. Er hatte Edwina mit den äußersten Strafen bedroht, wenn sie sich unterstände, die Ruhe der alten Gräfin zu stören. Ginge es ihr schlecht, so sollte sie sich an ihn wenden! Er gab der „alten Müllern" weit mehr, als diese brauchte.

Die Rache eines in der Schule des Glaubens an den persönlichen Gott und die vollkommne Gottheit Christi erzogenen Theologen ließ erst leise, dann allmälig deutlicher an's Ohr der alten Gräfin die belauschten und erhorchten Thatbestände gelangen. Es ist ja nur der weltkluge Verfasser der Sprüche Salomonis, der da Capitel 25, Vers 9, sagt: „Offenbare nicht eines Andern Heimlichkeiten!" Für Markus reichte im Gegentheil der Richterstuhl Christi, vor welchem einst Alles offenbar werden sollte (zweite Corinther 5,10), schon jetzt mit seinen Füßen bis zur Erde und vorzugsweise in alle Pastorwohnungen hinab.

Der Ehrgeiz des kleinen Mannes mit dem ihm etwas komisch stehenden wohlgepflegten Backenbarte und dem kurzgeschorenen lockigen Haare hatte es mit dem größten Aerger ertragen, daß den ganzen Sommer über die Herrschaften auf Hochlinden ihm nur einen geringen Pflichttheil der Aufmerksamkeit zuwendeten, die ihm früher geschenkt wurde. Seit die Generalin da war, die sich in der Nähe des „Volks" vor ansteckenden Krankheiten zu fürchten behauptete und deshalb nicht in seine Kirche kam, seit die junge Gräfin, Graf Udo und dann vollends die Bildhauerkinder und die neue Gesellschafterin Martha Ehlerdt um Gräfin Constanze „Durchtaucht" sich aus lebten, wie eben ihre Charaktere Ueberzeugungen, Neigungen mit sich brachten, kam es oft vor, daß sich nur die Bedienten in dem gräflichen Kirchenstuhl befanden, manchmal auch diese nicht einmal, die alte Gräfin jedenfalls immer seltener. Sonst ließen die Fenster der Kirche keinen Zugwind ein, jetzt sollte ewig Anlaß zu Gicht und Rheumatismus gewittert werden! Der Gotteskempel sei zu kalt und Aehnliches hatte der in seinen vier Wänden ausnehmend heftige kleine Mann als die Ursache des Nichtbesuches der Kirche herausgehorcht und polterte Alles seiner Gattin wieder heraus, die ihm umsonst die schönsten Hemden gestärkt und gefältelt und mit Knöpfen besteckt hatte für die Einladungen, die nicht kommen wollten!

Der Oberförster war doch oft entboten, der Rentamtmann sogar jeden Sonntag. Aber entschuldigt den armen Mann Gottes! Es ist ja ein eignes Gefühl, das Ignorirt und Zurückgesetztwerden von den Großen! Trieset wurde gesagt haben: Es kann sich das wie in einen Wurm verwandeln, der sich um das Herz im Leibe schlingt! Diese Mäßigung, diese Objectivität der Anschauung besaß der unselige, auf die Seligkeit vorbereitende Geistliche nicht, sich zu sagen: Es ist ja Alles in Hochlinden jetzt junges Volk! Das fliegt aus! Das kutschirt und reitet hin und her! Selbst die alte Matrone rafft sich noch einmal aus ihrer Trauer auf und macht in Erinnerung an ihre junge Zeit mit, was sie kann! Nein, der Priester forschte nur, lauerte, nahm an Allem Anstoß, was nicht in seinem Sinne gesprochen, unternommen wurde. Früher hatte er die Gräfin immer auf gewisse Bücher dressirt, die in den theologischen Journalen seiner Richtung empfohlen zu werden pflegen. Sie kaufte sie für sich, damit er sie zu lesen bekam. Solche Erscheinungen kamen gar nicht mehr zur Sprache. Wenn Graf Udo seine Predigten besuchte, so geschah es, um mit ihm darüber gleich nach den Taufen und Trauungen auf offenem Kirchhof zu streiten. Merkus sagte ihm oft: Herr Graf, Sie sind kein Christ! und in des Grafen leichter harmloser Weise hatte dieser geantwortet: Ja, in

Ihrem Sinne bin ich's allerdings nicht! Ich bin aber doch ein Christ! hatte er eines Tages hinzugesetzt und das aus Dankbarkeit für meine sittliche und intellectuelle Bildung! Die historischen Vorgänge jedoch, reservirte er sich wieder, die diesen christlichen Gang der Civilisation von Asien aus westwärts möglich gemacht haben, diese fortwährend zum Gegenstand der Erbauung und Erörterung zu machen, das ist mir unmöglich, wie ich bekenne, die Lehre von der Gnadenwahl und der Rechtfertigung nicht zu verstehen oder selbstverständlich für leere Worte zu halten. Ada hatte sich schon in der Residenz gewöhnt, diesen Glauben zu haben, blos, weil die Mutter „in die Kirchen rannte", ohne das geringste Religionsbedürfniß. Mama, du machst dich lächerlich, wenn du von Religion sprichst! hatte es bei den ewigen Meinungsverschiedenheiten auch in diesem Punkte geheißen. Also wurde das nun erst, als Elemente in die gräfliche Existenz eintraten, die sich auf entschieden moderner Grundlage ausgebildet hatten! Ottomar brachte schon früher seiner Schwester zum Lesen manches Buch, das ihr die Mutter befahl vor dem Vater zu verbergen. Der alte Althing wollte von Affenthum, Descendenz, Kraft und Stoff, künftiger ewiger Nacht und dergleichen Nichts wissen. Er hatte sogar den Grundsatz: Möglich, daß das Alles richtig und wahr ist, aber mir fehlt der Aufschwung, daran zu

glauben! Martha hatte bereits bei der Commerzienräthin Rabe den Verkehr derselben mit dem Pfarrer Siegfried als eine derartige Unwahrheit erkannt, daß sie selbst zwar alles Uebermaß neuerer Anschauungen, das sie in so gefahrvoller Weise an ihrem Bruder vertreten sah, vermied, sich aber doch auf einem freiern Standpunkt erhielt. Sie sagte gelegentlich: Ich glaube, daß wir Alle in furchtbaren Täuschungen über uns selbst leben! Aber ich mag nicht, daß man über die doch immer fragliche Art, diese Täuschungen aufzudecken und zu widerlegen, so entzückt, jubelt und frohlockt!

Seit Martha allein im Schlosse waltete, war Gräfin Constanze ganz in ihren Händen. Denn ihr Vorleben bei Wolmy Gattin hatte dies seltne Wesen zu einer wahren Virtuosin in der Behandlung älterer, kränkelnder, am Geist allmälig Einbuße erleidender Personen gemacht. Sie ließ heizen und pries dann wieder die wunderbar erquickende Luft, die hereinströmte, wenn Martha in andern Zimmern die Fenster öffnete. Den Roman Marthas mit Wolmy wußte die Gräfin sozusagen auswendig. Das eingehaltene Trauerjahr ohne Erklärung erschien ihr als das Edelste, Schönste, was nur aus einem Mannesherzen kommen konnte. Auf einem Grabe sogleich wieder Hochzeit machen, den Vortheil ausbeuten, den uns der Abscheidende für unsern Lebensgenuß gewährt,

das ist ja unedel, sagte sie, zum mindesten taktlos! Ich sagte von je, fuhr sie fort und dachte dabei gewiß an die von den Höfen eingehaltenen Trauerzeiten, es giebt auch in den Empfindungen einen gewissen Styl und leider thut unsre Erziehung so wenig, uns über den richtigen Ausdruck unsrer Gefühle zu belehren!

Beim Styl konnte Martha an Tante Dora denken. Diese wohnte in Dresden und schrieb ihr zuweilen. Aber obgleich sie alle Dresdner Bibliotheken durchlas, so schrieb sie doch so trocken und sinnlos, daß man erstaunen mußte, wie sich soviel literarische Aufnahme nicht besser verwerthete.

Dem Pfarrer war Martha höflich, nicht grade zuvorkommend. Er wollte, das war sein Lebensziel, in die Residenz versetzt sein und dann weiter. Dazu mißbrauchte er den Einfluß der geborenen Fürstin nach allen Richtungen hin. Es waren Empfehlungen, die auf Unwahrheiten beruhten, die sich da die besten Menschen erlaubten. Martha haßte den geistlichen Streber, der die Evangeliengeschichte mit ihren Wundern für eine von Gott ausdrücklich vorgenommene Ausnahme von der allgemeinen Naturregel erklärte. Sie sah mit Angst, daß er schon von Gräfin Adas geringer Zuneigung zum Grafen Udo zu sprechen anfing. Lächelnd träufelte er Gift in's Ohr der alten Gräfin, die mit einem

ängstlichen O nein —! O nein —! einfiel. Es giebt in Seelen, die nur das ertragen können, woran sie sich einmal gewöhnt haben. Aber dann folgten von Mertens Versicherungen über Allerlei, was er gesehen und beobachtet hatte: immer dreister wurden seine Anschuldigungen. Ja, zum Entsetzen der Gräfin sagte er einmal offen heraus: O diese Procedur der Scheidung! Daß diese auch von den Aposteln zugelassen worden ist! Unbegreiflich! Es ist gradezu eine Entheiligung der Ehe! Das verdanken wir dem Apostel Paulus! Petrus war strenger! Der hätte sie, wenn gefragt, nicht zugelassen! Aber es müssen die Erleichterungen der Scheidung gehemmt werden! Die Scheidung darf nur auf flagrante Acte der Untreue erfolgen! Es muß die Losung aber die Zeit überhaupt kommen: Ob aus dem Geiste Gottes! oder: Ob aus dem der Natur und der Sünde! Zur Lobpreisen der Natur — fuhr er zur Martha gewendet fort — ich bin überzeugt, daß Graf Udo der Ansicht ist, daß auch eine Bildhauertochter couriihig sein könne und Gräfin Ada den Adel im Officierstande aufgegangen erklärt — Herr Althing ist ja gewissermaßen Militär.

Das war der erste offen gezielte, scheinbar humoristische, aber mörderische Schlag. Gräfin Constanze lächelte nur. Aber voll Unruhe erhob sie sich. Sie liebte diesen sanften, kenntnißreichen, heiteren Grafen Udo von Herzen! Er

behandelte sie mit so viel Takt und Zartgefühl! Sie klingelte nach Martha, äußerte das Bedürfniß eines gemüthlichen Spazierganges. Ah, die Natur war herbstlich! Die Blätter welk! Wo sonst Rosen blühten, standen jetzt nur die leeren Stiele! Die Weinernte war mißrathen, das Klima war denn doch zu rauh; nur der Wald und die Wiesen standen noch in voller Herrlichkeit und der blaue Himmel lag wie eine schützende Decke darüber! Dies Wandern war ihr zu weit. Sie kehrte in's Schloß zurück. Der zweite Schlag kam. Es sollte zum ersten Mal das Trauttmansdorf'sche Palais in der Residenz gemeinschaftlich bezogen werden. Die Besorgniß, daß bei dieser Einrichtung, bei der Ameublirung und Vertheilung der Zimmer mit der Generalin ein Conflict entstehen könnte, bestimmte die Gräfin, noch einige Zeit zurückzubleiben. Der Pfarrer hatte in der Residenz zu thun. Lange Zettel voller Bedürfnisse gab ihm seine Gemahlin mit. Sonst half ihm dergleichen in der Residenz zu besorgen die Dienerschaft der alten Gräfin oder die des gegen ihn zwar immer in neckender Weise ungläubigen, aber weltmännisch freundlichen alten Grafen Wilhelm. Jetzt wagte er dem capriciosen jungen Ehepaar mit diesen Aufträgen nicht zu kommen. Mit dem Franzosen La Rose konnte er sich nicht verständigen. Als er dann in der Hoffnung auf eine Einladung zum

Diner in die vornehme Grafen- und Fürstenstraße lenkte und in weißer Halsbinde Aufwartung machte, schob ihn die massive Generalin nach kurzer Begrüßung bei Seite und sagte: Bester Herr Pfarrer! Wir sind hier jetzt im Ziehen und Einrichten begriffen, und mir wenigstens steht der Kopf, ich weiß nicht wo!

Da schon hätte Merkus in Wuth ausbrechen mögen: Ja, der Krach, Ihr saubrer Sohn steht Ihnen zu Kopf!

Er machte aber eine höfliche Verbeugung und ging mit gesteigertem Groll an die eigne Ausführung der Aufträge, die ihm unsägliche Mühe verursachte.

Gerüchte gleichen nicht den Lerchen, die in fast unabsehbarer Höhe über uns schwirren und trillern, sondern den Schwalben, die niederwärts schießen und bald hierhin, bald dorthin ihre schwanken Flügel breiten.

Den Prinzen Narziß hatte Merkus auch besuchen wollen, aber er fand nur dessen Geschäftsführer Herrn Holl, dessen ganzen Lebenslauf er von den Gesprächen aus Hochlinden her kannte. Er traf den anziehenden stattlichen Mann so, wie ihn die Gesellschaft geschildert hatte, breitschultrig, mit schönem männlichen Haupte, heller, klarer Stirn, lockigem, kurzgeschnittenem Haar, und einem Benehmen voll Artigkeit, ja sogar Freude und besonderer Genugthuung, weil Wolny zurückgekehrt war, zwar noch nicht in der Stadt, aber auf deutschem Boden.

Maſchiene. Celinde ſitzt neben Blaſedow und ordnet ihre Guides de Voyageur, ihre Landkarte, Albums und Zeichnenmaterialien, wie eine Engländerin. Die Glocke wird zum zweiten Male gezogen. Die letzten Verſpäteten beeilen ſich, auf das Schiff zu kommen. Die Glocke läutet zum dritten Male, der Schornſtein hört zu brauſen auf und im leichten Tanze ſchaukelt das ſchwere Schiff ſich allmälig in die Mitte des Stromes hinein.

Nimm dein Tuch und wehe ihnen noch einmal deinen Abſchied zu! Grüßet die Kuppeln der Minarets von Stambul, grüßet die Ruinen Troja's, grüßet den heiligen Nil und den Vater Enfantin! Eine neue Welt geht vor euren Augen auf; vergeßt unter Palmen nicht die deutſche Buche, unter Dattelbäumen unſere Zwetſchen nicht, unter Rododendren nicht das Veilchen und Vergißmeinnicht! Lebt wohl, ihr Theuren, Guten! Noch einen Gruß mit euren Tüchern; dann nehmt ſie, um eure Thränen zu trocken! Lebt wohl! Lebt wohl!

* * *

Nach Berichten aus dem Orient iſt Schlachtenmaler mit Celinde vermählt und als Profeſſor am polytechniſchen Inſtitut in Kairo angeſtellt. Der Bildhauer, der doch nur zum Bäcker getaugt hatte, leitet die Kornmagazine des Vicekönigs. Der Volksdichter ſoll die Functionen eines Hofdolmetſchers bekleiden und der ſatyriſche Schriftſteller lobt die Regierung Mehemet Alis in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Blaſedow aber wandert oft in die Wüſte und entziffert an den Pyramiden die Hieroglyphen.

Ende.

Er versicherte, beim Bildhauer Althing gehört zu haben, daß nun auch Martha Ehlerdt keine Ruhe mehr in Hochlinden habe, sondern die Grafin bitten würde, entweder selbst aufzubrechen und in die Residenz zurückzuziehen, oder sie aus einem ohne Verpflichtung eingegangenen Verhältniß zu entlassen. Denn sein Freund Wolny liebe Martha und würde diese gewiß ehelichen.

Dem hoch aufhorchenden Pfarrer, der die Verhältnisse kannte, war da Stoff zur Mittheilung in Hochlinden die Fülle gegeben. Da werde ich meine Feindin los! combinirte er mit Stannen und gab zugleich eine Probe seiner lauernd forschenden Schlußfolgerungen, wenn er dachte: Dieser interessante Mann scheint häufig bei den Althings zu sein! Ueber den Steckbrief von vor 25 oder wieviel Jahren, über den Streich, den man dem hinkenden Secretär des Fürsten gespielt, ob seine Forschungen zu einem Ergebniß geführt hätten oder nicht — er konnte das Alles — wagte er ihn nicht auszufragen.

Das Pikanteste, das dem Pfarrer bei Besuchen in Wirthschaften (er mußte doch dinieren) und vom Rector Weigel und dessen Enthüllungen über die Serapionsbrüder zuflog, war das Vorhandensein einer ihm gradezu als Demi-Monde Person bezeichneten natürlichen Tochter des verstorbenen Grafen Wilhelm. Dieselbe hatte, hieß

es, eine Ausbezahlung von 30,000 Thalern bekommen, wofür sie auf alle weiteren Beziehungen zur Familie des Grafen hätte verzichten müssen. Schrecklich wurde der Verkehr des Grafen mit seiner Tochter entstellt! Furchtbar fletschte hier das Unthier, die Verleumdung, ihre Tigerzähne. Milderes erfuhr der erstaunte Pfarrer erst von dem kränkelnden, ganz eingeschrumpften Luzius, den er seiner Beziehungen zum Grafen wegen als antragliche Quelle kannte. Den sonst so redseligen Anwalt fand er wortkarger als sonst, ungeneigter über Dinge zu sprechen, die Andre Nichts angingen. Ueber den neuen Papst Alexander den Sechsten und eine zweite Lucrezia Borgia stapfte der verdrießliche Anwalt Anfangs selbst, wallte dann aber in hellen lichten Zorn auf und verwünschte diese ganze „erbärmliche Welt", nannte das Menschengeschlecht eine „Horde von Affen", den Lauf der Dinge ein Gespött des Teufels! Dem Pfarrer wurde angst und bange bei solchem Pessimismus. Er sah, ein Pfarramt in dieser Stadt war eine herbe Prüfung, eine Mission wie unter den Wilden. Kirchenunglaube, Leichenverbrennung, Alles hing hier zusammen. Es wurde ihm unheimlich in dem Arbeitszimmer des berühmten Anwaltes, wo ihn sonst immer so viel Freundlichkeit begrüßt hatte. Leider war er den Damen des Hauses nie vorgestellt worden. Was konnten

Saſchas und Zerlinens geſellſchaftliche Combinationen mit einem Pfarrer aufſtellen! Sonſt hätte er vielleicht Erſatz für die brüske Aufnahme beim Vater und auch Aufſchlüſſe über Fräulein Martoff bekommen.

Doch hatte er genug vernommen, um in Hochlinden auch dieſe Mine ſpringen zu laſſen. Noch hielt er ſein Material zurück, weil, als er endlich zurückgereiſt war, Fräulein Ehlerdt wirklich ſchon Abſchied genommen hatte. Wolny war zurück! Da mußte ſie wenigſtens an die Bruſt Helenens, in die Umarmung der Mutter Helenens! Nun fehlte doch der Stachel, der den Mann Gottes reizte, als er ſeine Aufwartung machte und von den Eindrücken und Neuigkeiten der Reſidenz erzählte. Ganz harmlos berichtete die Gräfin, daß ſie ſchon von Martha Briefe hätte, auch von Helenen, auch von ihrem Bruder Ottomar. Freudige Anläſſe wären Urſache ihres plötzlichen Aufbruchs! Ja, ſchloß die Gräfin, dieſe Menſchen ſind mir Alle unendlich theuer und werth geworden! So lange Martha unvermählt bleibt, ſoll ſie auch mein dauernder Umgang ſein! Jetzt bin ich hier allein! ſchloß die würdige Frau. Aber ſo ſchön auch noch der Herbſt iſt und ſo ſehr ich mich noch auf unſre ſauere Traubenleſe gefreut hatte, ich will doch bald den Andern folgen! Es iſt mir wohl in dieſem jugendlichen Kreiſe! Sind auch manche Anſichten zu gewagt, manche Behauptungen

zu keck, so athmet doch Alles Frische, Leben, Frohsinn! Und haben die Leute Kummer, so unterdrücken sie ihn weit mehr, als früher dergleichen Sitte gewesen —! Das ist ein Fortschritt unserer Zeit! Vielleicht, sagte die Gräfin gutmüthig neckend, Etwas von der neuen Religion, lieber Herr Pfarrer! Aber sie lobte ihn dabei für den Vollzug einiger empfangenen Aufträge so, daß er nicht schmollen konnte. Wenn sie aus der Gefühls- in die Gedankenwelt gerieth, stockte ihre Mittheilungslust ohnehin.

Die Bosheit siegte aber. Der gemeine plebejische, von Humanitätssinn nie wahrhaft angewehte Theologengeist war in Weilheim vollends verbauert. Mit schmunzelndem Lächeln und sich der stetig von ihm innegehaltenen, von der Gräfin oft abgelehnten Anrede bedienend, sagte der von Neid und Mißgunst regierte Diener am Wort, der nun in der Stadt wieder die Martha-Herrschaft eintreten sah: Nein, woher kommt das, Durchlaucht? Ich sage, von dem allgemein herrschenden Uebermuth! Das Prahlen, Prunken, Parademachen, Fahnenaushängen, Flaggen ist im Geistigen, ich sage im Reiche Satans, eben so geistigen und eben so im Schwunge, wie im politischen! Alles glaubt jetzt am besten zu thun, immer in das allgemeine Halloh, in die wilde Jagd mitzustimmen und die Pflege seines geistigen und moralischen Menschen zu vernachlässigen! Darum erzieht auch

Unglück gar nicht mehr! fuhr er fort. Der Leichtsinn und der Dünkel lügen sich jede Niederlage weg!

Er erzählte von den schroffen Aeußerungen, die er bei den Serapionsbrüdern gehört hatte.

Die Gräfin hatte diesen Sommer über gelernt, den Auseinandersetzungen des bibelgläubigen Mannes auszuweichen, so oft diese das Reich des Satans berührten. Sie fragte nur noch, nachdem sie für die Mittheilung über die Serapionsbrüder gedankt, ob er das Grabdenkmal ihres Mannes im Althing'schen Atelier gesehen hätte. Es solle nun bald fertig sein.

Darüber kam Markus in Verlegenheit. Er hatte an Alles, nur nicht an Friedhofvorstellungen gedacht.

Schon als Kunstwerk hätte Sie doch das Monument interessiren dürfen! sagte die Gräfin etwas verstimmt. Der treffliche Althing leistete Herrliches! Ich habe die Treue, die Liebe, die Beständigkeit als drei vereinte Figuren bei ihm bestellt, die nur der Tod trennt — der Künstler verstand sich natürlich nicht zur Abbildung des Knochengerippes —

Er idealisirte! sagte Markus als Aesthetiker, wiederholte aber ironisch: Hm! die Treue, die Liebe — Wie sagten Durchlaucht?

Die Beständigkeit — ergänzte die Gräfin.

Die Treue natürlich mit dem Anker? meinte Markus lachend.



Bayerische

Sie lachen? fragte die Gräfin, erschreckt durch di
grobe Unziemlichkeit.

Habe ich gelacht? sagte er. Der Gegenstand i
ja so heilig, aber — das Symbol bekanntlich etwa
abgenutzt!

Kritisiren Sie doch nicht ewig! meinte nun di
Gräfin. Wenn man sie reizte, konnte sie recht ernstlic
aufwallen, ja heftig und zornig werden.

Mit einer geschickten Seitenwendung suchte Markus
diesmal noch von seiner plump eingeleiteten Denunciation
einer Rache auch an der Gräfin selbst, abzukommen.
Er klagte nur, daß sich auch Graf Wilhelm nicht an's
Evangelium gehalten, aus diesem nur seine geistige Nahrung
gezogen hätte und daß er jetzt wohl im Reiche der Wahr
heit erkennen würde, wer zur Rechten Gottes säße und
die Böcke von den Schafen sonderte?

Die Gräfin war sehr verstimmt über den Nicht
besuch des Monuments und das Belachen ihrer ganz
aus dem Herzen gekommenen Ideen. Sie trug dies
Markus nach und ließ ihn einige Tage ganz links liegen,
grüßte ihn sogar nur oberflächlich, wenn sie ihn sah. Sie
konnte sogar den Gedanken hegen: Wenn ich ihm nur gesagt
hätte, wäre Martha zugegen, die würde Ihnen erwidern:
Was Sie da vorbringen, sind ja Alles nur abgenutzte Redens
arten aus der alten hebräischen Poesie! Dabei grübelte sie

über das Belachen des Andern. Sie hatte doch etwas von einem so bedeutenden Legate, wie 30,000 Thaler immerhin sind, manchmal munkeln hören. Sie hatte ein gewisses Geheimthun in der Rentenkammer beobachtet! Es wollte ihr nicht aus dem Kopfe, dies hämische Lachen des Pfarrers über die Beständigkeit. Sie suchte sich zu zerstreuen. Sie durchwandelte den Garten, schnitt selbst die Trauben ab, die man schnell retten mußte, ehe sie noch obenein die Spatzen verzehrten. Abends nahm sie alte Briefe vor. Der Kampf mit ihrer Familie stand ihr in grellen Zügen vor Augen. Sie vermied den Pastor, da sie der Mann so aufgeregt hatte. Sah sie ihn irgendwo in der Gegend kommen, so machte sie, wenn sie konnte, einen Umweg. Sie lud ihn nicht ein. Er haßte meinen Wilhelm immer! sagte sie sich. Das weiß ich ja! Sie erinnerte sich eines Streites bei Tisch, wo ihr geliebter Seliger zu Markus gesagt hatte: Aber was wollen Sie denn mit diesen furchtbaren Strafen und Mahnreden des Apostels Paulus an die einzelnen Gemeinden! Wie erlauben denn diese noch eine Anwendung auf unsere jetzige Zeit! Bedenken Sie doch nur, daß jene Gemeinden sich aus ganz andern Lebensanschauungen entwickelten, aus dem grauenhaften Cultus der Diana zu Ephesus, aus den scheußlichen Opferdiensten, aus den Gräueln der Mysterien und einer antiken Lebensanschauung überhaupt,

die ich hier gar nicht zu schildern vermag! Das liegt ja Alles längst hinter uns und Ihr citirt das immer noch!

Merkus wählte die Form der christlichen Barmherzigkeit für sein Vorhaben, das ihm nicht im Mindesten aus dem Reiche Satans zu kommen schien. Was ihm sein Gewissen als Rache hätte benennen sollen, nannte er Züchtigung im Herrn, verdiente Strafe, auferlegte Buße. Eines Morgens ließ er sich bei der Gräfin melden. Die Herbstsonne schien freundlich. Im Kamin brannte ein kleines Feuer. Die Matrone nahm ihn an.

Was haben Sie, lieber Herr Pfarrer! rief sie ihm wohlwollend entgegen.

Es handelt sich um Ihr Portemonnaie, Durchlaucht! scherzte er und verbeugte sich tief.

Es handelte sich um eine Reihe ständiger Wohlthaten und die Ortsarmen wurden durchgenommen. Es war selbstverständlich, daß dabei die Chronik des Tages, die Chronik der Personen mitunterlief.

Und da ist immer noch in Weitheim die alte Person, sagte plötzlich der Grausamste der Grausamen, die doch damals das Kind an die Brust nahm, als die Marloff starb! Sie ist zwar lebenslänglich eingekauft mit einer Rente auf dem Weitheimer Amt — ihr Mann war doch Forstwart in Pfahleck —! Aber jetzt — das Kind ist

groß und ſtark, hat 30,000 Thaler Abfindung bekommen, lebt in Ueppigkeit und Freude —

Die Gräfin hörte nur immer. An dem Namen Marloff blieb ſie hängen. Sie dachte ſich zwanzig Jahre zurück.

Wer lebt herrlich und in Freuden? fragte die wie von einem elektriſchen Schlage Getroffene mit bleichen bebenden Lippen.

Wie verſchämt und ſichtlich in Verlegenheit geſetzt blickte Merkus zu Boden und entgegnete: Nun, ich ſpreche ja nur von der Dubber Tine, ſie kann ja auch ſo zufrieden ſein! Für eine Forſtwartwittwe war ſie abgefunden genug! Das Berückſichtigen ihres Witthums war nämlich nur zum Schein — ſetzte der auf Vernichtung ſeines Opfers Bohrende hinzu: wenn auch, verbeſſerte er ſich, Graf Wilhelm ohnehin für ſeine Leute geſorgt haben würde.

Die Dubber Tine bekommt ja genug! unterbrach die Gräfin. Aber Sie ſprachen von einem Kinde! Welches Kind? Das jetzt groß und erwachſen iſt?

Dem die edle Fürſorge des Vaters, ſagte der Pfarrer, 30,000 Thaler — wahrhaftig — und ſogar bei einiger Erziehung, die er ihr gegeben — aber freilich ohne den Grund, der da heißet Chriſtus Jeſus! Sie ſoll vollſtändig verwildert ſein, die Tochter des Grafen! Sie wird den Bruder des Fräulein Martha heirathen!

Das Alles kam stückweise heraus und die gemarterte, wie mit einem Hammer vor den Kopf geschlagene Frau hörte da von hinter ihr Lebendem und Sichereignendem, und fing an, allmälig Alles aus eignen, ihr ehemals harmlos gebliebenen Erinnerungen, die wieder in ihr aufstiegen, zu ergänzen. Markus erzählte von dem eigenthümlichen Verkehr des Vaters und der Tochter, von den Casino-Abenden. Die Vermählung mit dem Bruder Marthas, den diese doch oft verwünscht hatte, ließ die Gräfin trotz ihrer Jahre aufspringen von dem Sessel wie ein Reh. Sie hörte nicht mehr, was Markus sprach. Mir ist nicht wohl! deutete sie auf ihr greises Haupt und winkte dem Pfarrer, er sollte gehen. Ihr graute vor der Nacht, in der man sie so hatte hingehen lassen.

Der Mann Gottes empfahl sich.

Als die Gräfin allein war, hätte sie vor Schmerz den grauen Rest ihrer Haare, ja die Tapeten von den Wänden reißen mögen. Denn die verletzte Frauenwürde, das getäuschte Vertrauen, die Jahre lang mit den Casino-Abenden durchgeführte Täuschung — von einem Manne, dem sie ihre Familie geopfert hatte, sah sie ohne alles Billigkeits oder Gerechtigkeitsgefühl vor sich. Aus einem Zimmer lief sie in's andre, warf sich von einem Sopha auf's andre. Sie suchte Luft, beunruhigte ihre Kammermadchen, die sie rief und wieder von sich wies, weil sie

von keinem körperlichen Unwohlbefinden etwas wissen wollte. Sie wankte in die ehemaligen Zimmer ihres Wilhelm. Sie sah sich des Grafen Bilder an, die Graf Udo, der jüngst hier gewohnt hatte, alle im alten Stande gelassen hatte. Erst wollte sie die stummen Zeugen ihres alten Vertrauens zertrümmern, Alles umstürzen. Sie fürchtete das Aufsehen, die Beobachtung; zuletzt half ihr, da sie's zu frösteln anfing und der Herbst da war, zwar mit schöner erwärmender Mittagssonne, aber auch mit voller Morgen- und Abendkühle, das sanfte, weiche Bett, wo sich die alte Dame unter Kissen verbarg und ihre Erbitterung, zuletzt ihr Weinen still für sich ausströmen ließ.

Die Bibel und Thomas a Kempis lagen immer auf ihrem Nachttisch. Aber der Ausdruck der Entrüstung hielt an. Sie sah Alles vor sich, erkannte die schöne, junge Frau, die Feldmesserin Marloff, die tägliche Besucherin des Schlosses und Parks; sie hatte den plötzlichen Tod der Kindbetterin damals so theilnahmsvoll miterlebt, Blumen auf ihren Sarg streuen lassen, dem Kinde alle Sorgfalt gewidmet, bis der Feldmesser in andere Gegenden zog und sie selbst in die Stadt. Und dies Kind — es war von Ihm — und es lebt! Es erhielt die große Summe und lebt an einem schwindelnden Abgrunde! O Gott — o Gott! sprach sie. Udo, Ada

wissen schon Alles! Das ist gewiß die Schuld, die sie trennt! Ihre Ehre ist verletzt! Ja gewiß, gewiß, auch die meinige!

Wie dankte die in ihrem Denken ganz verirrte Matrone dem Zufall, daß sie jetzt allein auf Hochlinden war, Niemand die tiefe Demüthigung sah, die sie empfinden zu müssen glaubte, die wechselnden Ausbrüche ihrer Stimmungen, die Langsamkeit ihrer allmäligen Sammlung. Denn sammeln mußte sie sich doch! Eine gewisse Haltung vor der Außenwelt bewahren! Das stand bei ihr fest: Keine Unterhandlung mit dem Thatbestande! Ihr Stolz sagte ihr: Du zeigst Dich von Nichts berührt! Du verstehst Nichts, wenn man in Andeutungen davon spricht! Vergeben kannst Du dem argen Manne nicht! Ich habe um ihn wie eine Löwin gekämpft! Und er betrog mich um die stillen Abende, die ich ihm im Kreise der Geselligkeit gönnte! Ein Fieberfrost durchschüttelte sie, gedachte sie ihrer jahrelangen abendlichen Einsamkeit. Ich war ihm langweilig! Das sagte sie und nicht etwa um deshalb beschämt.

Um Mitternacht schlug sie die Bibel auf. Zufällig den Corintherbrief. Sie kannte die Stelle, die sie suchte: „Die Liebe begehrt nicht das Ihrige!“ Ja, sagte sie seufzend, wer es so weit gebracht hätte! Dann fuhr sie zu lesen fort: „Sie läßt sich nicht erbittern!“ „Sie

rechnet das Böse nicht an!" „Sie trägt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles!"

Es waren gewaltige Mahnungen, die in diesen Worten lagen! Die Liebe, nicht der Verstand glaubt Alles, duldet Alles — nur die Liebe! Da sah sie im Geist ihren Wilhelm vor ihr sitzen, in seinem Arbeitszimmer, traulich und zuvorkommend mit ihr plaudernd. „Die Liebe rechnet das Böse nicht an —!"

In dieser, in ihrer Widerstandskraft schon gebrochenen Stimmung ließ sie nach einigen Tagen den Pfarrer kommen und sagte zu ihm: Lieber Herr Markus, ich mache Sie allein zum Vertrauten in dieser traurigen Angelegenheit! Nach den Versicherungen des Justizraths Lucius muß doch noch ein guter Fond in dem Mädchen sein. Mein Gewissen ist beunruhigt. Reisen Sie in die Hauptstadt! Suchen Sie sich hier, wenn auch nur für einige Tage, frei zu machen! Ich vergüte Ihnen Alles. Verschaffen Sie sich die Einsicht, was eigentlich an dem Mädchen ist! Nie will ich etwas von ihr unmittelbar wissen! Aber diese Verbindung mit dem Bruder Marthas hat für mich etwas Erschreckendes! Ich kann Martha nun nicht wieder in mein Haus aufnehmen, wie ich Anfangs beabsichtigte. Verrathen Sie aber um's Himmelswillen keinem Menschen, daß ich irgendwie an dem Verhältniß Interesse nehme!

Das war Wasser auf Markus' Mühle! Schon die Reise an sich! Er hoffte in die Stadt zu kommen, wußte aber, daß man bei solchen Plänen immer und immer zu bohren hatte, ganze Listen von Namen zu besuchen. Die Trennung von Martha gab die Gräfin in der Stadt wieder in seine alleinige Gewalt. Der Damen-Verein! Welche Aussichten!

Die Matrone ging an ihren Schreibtisch und holte die Reiseentschädigung für den demüthig und gerührt blickenden protestantischen Jesuiten, der die Genugthuung hatte, über die Wege des Fleisches, über die Folgen des neuen Irrgeistes zu sprechen, ohne unterbrochen zu werden. Es war nun Alles wahr, was er gepredigt hatte. Wir Menschen sind wie der gerupfte Hahn, den Diogenes dem Plato in sein Auditorium warf' dachte er frivol beim Nachhausegehen. Das Ich und seine Poesie hören auf —! Uebrig soll nur der Irrthum und die Sünde bleiben!

Für einen Geistlichen war die Aufgabe, sich Edwina zu nähern, etwas delicat. Man konnte hohern Orts seine Recherche mißverstehen. Eine Kirche, die er in der Stadt just vor sich liegen sah — er hatte die Adresse Edwinens (die Regierung hatte das Patronat auf jene Kirche) konnte auf dem Spiele stehen. Sich Jemand entdecken hieß sich selbst denunciren. Jener Schulrector hatte bei den wiederholt besuchten Serapionsbrüdern

Nichts von seinem Vorhaben erfahren. Die Wohnung hatte er gefunden. Aber am Tage Besuch machen, in den schwarzen Kleidern, die er doch ständig tragen mußte, und wo ihm überall Bekannte begegnen konnten — er hatte die Schwierigkeit seiner Lage vorher kaum so übersehen. Ein schüchternes zu einem Polizeidiener gesprochenes: Hat die Dame, die da oben im ersten Stock wohnt, einen guten Ruf —? hatte ein barsches: Was geht das mich und Sie an! zur Folge. Der Mann der heiligen Hermandad war an dieser Straßenecke nur für das richtige Ausweichen der Wagen und die Nichtbenutzung des berühmten Gang Trottoirs für Handfuhrwerk postirt.

Wierkus verschob seinen Besuch, bei welchem er als Motiv das Interesse einer hohen Persönlichkeit vorschützen wollte, die er nicht näher bezeichnen könnte, auf den Abend. Um sieben Uhr wurde es dunkler; um acht noch dunkler. Er ging sichrer um acht. Ein Miethwagen verbarg seine Schritte. Schon das Aussteigen war ja gefährlich in einer so angeberischen Stadt. Um den Aufenthalt zu vermeiden, hatte er den Kutscher vorherbezahlt. Traf er die Dame nicht, so hatte sich doch schon für morgen sein Wiederkommen bequemer eingeleitet.

Wie erstaunte er, als er an dem Hause anfahrend vor Fuhrwerken kaum durchkommen konnte! Die elegantesten Equipagen standen vor dem Hause!

Ein Herr, eine Dame in Ballcostüm nach der andern sprangen aus den Kutschen! Ja, gütiger Himmel, hier findet ein Ball statt! dachte er. Aber doch nicht gar bei meiner Bezeichneten? Als er dann rasch ausstieg, rasch in den Hausflur hüpfte, hörte er die Adresse, die er angab, als die richtige bezeichnet. Das Fräulein oben, hieß es, hält heute seine Verlobung.

Merkus! Merkus! Daß dich nun nicht der Satan ergreift! Er ist zwar nur mächtig in den Schwachen, aber er könnte Dir's doch anthun und Dich mit in seinem Kreise drehen! Schon auf der Treppe wimmelte das von reizenden Frauengestalten, Schauspielerinnen, Engländerinnen, was findet sich nicht Alles so kunterbunt in den Hôtels zusammen! Die Ugarti verstand es, „Cavaliere" und elegante Damen aufzutreiben. Gnädige Frau! vorn und Gnädige Frau! hinten. Und dann hatte Raimund den ganzen Troß, Verwaltungsrath, Actionäre, Kunden, wenn nicht Alles entboten! Je höher die Treppe zum ersten Stock lag, desto mehr Glanz! Desto mehr schon Galopp! Offenbach! Pfarrerchen, was suchst Du hier? rief schon ein keckes Damenstimmchen. Sascha Luzius, die mit Mutter und Schwester auch zum Balle geschlüpft war, ob zehnmal ihr Papa das Bett hütete, diese war die Vorwitzige nicht. Um vier Uhr hatte man zu diniren angefangen und nun tanzte man

ſchon ſeit einer Stunde. Und wie raſend. Grade eine Galoppade war in der Action begriffen. Die abſcheuliche deutſche Tanzmethode, Schulter an Schulter, Bruſt an Bruſt. Die Geigen, Bäſſe, Clarinetten machten mit dem Jubel der Geſellſchaft, dem Geklapper des abgetragenen Diners, dem Knallen der Champagnerkorke, dem Rennen und Schreien der Lohnbedienten einen ſo betäubenden Lärm, daß Markus faſt die Beſinnung verlor. Er war viel nervenſchwacher, als er geglaubt hatte.

Saſcha hatte ihn von ſeinem Beſuch beim Vater und Einſteigen in eine Droſchke erkannt. Saßen doch die Mädchen ewig am Fenſter und recenſirten die ſtillen Vorgänge der Bäckerſtraße. Markus war im Frack, im Wagen gekommen; da hielt man ihn Anfangs für einen der geladenen Gäſte und wollte ihm ſeine Ueberkleider, ſeinen Hut und Stock abnehmen. Der Mann, der dies Geſchäft mit einer gewiſſen Höhlung der linken Hand, die Vorausbezahlung, Vermeidung des Gedränges beim Abſchied bedeuten ſollte, beſorgte, hielt ſich kaum noch aufrecht vor genoſſenem Geiſtigen. Verrathen wir einfach ſeinen Namen, Mahlo. Joſefa Ziporovius hatte erſt für ihren wirklich reellen Anbeter Plümicke dieſen einträglichen Poſten beſtimmt gehabt. Aber Plümicke ſiechte ſeit einiger Zeit ſehr dahin. Der Arme ſchien plötzlich ein Opfer theils ſeiner „zurückgetretenen", bei Leibe nicht etwa mit dem

Messer hantierenden Eifersucht, theils der Entziehung seiner gewohnten animalischen Kost werden zu wollen. Ich kann ja kaum noch den Schlägel im Atelier führen, und die Gruppe für Graf Wilhelm muß nun hinaus! sagte er wehklagend. Josefa traute freilich Mahlo für das Revidiren der Taschen nicht recht. Geschäftsleute sind vergeßlich, sagte sie; ein „Portefeuille mit einem Päckchen Hunderttausend-Markscheinen" gleitet leicht in die Ueberzieher- statt in den Gehrock! Doch schon „als Abträger der Speisereste" hatte sich Mahlo „bei diesen schlechten Zeiten" gemeldet und durchzusetzen gewußt. Um wie viel mehr behauptete er sich für den einträglichen Garderobierposten. Er hatte sich einen halben Jahrgang des Socialnivellirers zu diesem Ende in seinem Ueberzieher mitgebracht, nicht etwa zur Lectüre, sondern als geeigneten Kellerraum für das, was „zu retten" war, obgleich die Frau Baronin Ugarti streng aufpaßte. An dieser Frau war Eines echt, die Nägel, mit denen sie empfindlich kratzen konnte trotz aller südlichen Gemüthlichkeit. Er hatte das bei gelegentlichen Besuchen der Josefa schon in Erfahrung gebracht.

Der Pfarrer wußte nicht, mit wem er anbinden sollte. Mit seinem Anliegen, das Fräulein zu sprechen, wagte er nicht herauszurücken. Die Tänzer flogen an ihm vorüber wie der Wind. Wo mag die Glückliche

sein, die einen Mann heirathen will, über dessen Leichtsinn Andere weinen? Siehe da! Da ist ja auch der Baron von Forbeck! Der Bruder unserer schnippischen Excellenz Gräfin! Merkus dachte, daß sie den Baron längst dingfest gemacht hätten. Hier ging's aber noch flott wie bei einem Wettrennen zu. Die Damen mit Schleppen, blaue, rosa, weiße Gestalten, aus Sphären entnommen, die mit problematischen Existenzen zusammen hängen mochten. Wer wußte das! Und immer Ouida! Und blaue Donau! Es fing den Mann, der sein Prüferamt schon hinter sich hatte, an zu hungern. Aber ein still und bescheiden auf dem Corridor sitzender und ab und zu eine Schüssel Pflanzenkost verzehrender Mann war nicht gut gewählt, um dem fragenden Fremdling vom Lande Auskunft nach Nahrhaftem zu geben, Plümicke. Fehlen mochte dieser hier doch nicht ganz. Es unterstützte ihn sein Ansehen, das er bei den Blaumeißels genoß. Aber er mußte dann auch getrost mit ansehen, wie Mahto frech die schongeputzte Josefa in der Garderobe umarmte. Zu einer Ohrfeige, die ein Anderer an Beide ertheilt hätte, erhob sich sein Genius nicht. Nur eine sanfte brahminische Warnung an Josefa kam von seinen Lippen, eine Anrede, wie diese etwa Virgil in seine Hirten-Eklogen hätte aufnehmen können.

Was wollen Sie? fragte ein Herr, ein kleiner wohlfrisirter jüdischer Mann, der mit vielen Orden auf der Brust erschien und die Augen zusammendrückte und die rathlose Gestalt des Pfarrers, die ihm auffiel, freundwilligst orientiren wollte. Es war Baron Cohn von Cohnheim.

Welches ist die Braut? stotterte Merkus, statt zu sagen: Ich habe Hunger!

Schon machte der freundliche Hebräer eine verdrießliche Miene. Er hatte Mahlo bemerkt. Mit einer Länge der Tonschwingung, die sich die hier nun expatriirte gute Bremnicke hätte für ihre „Abgänge" merken können, sagte er zu Mahlo plötzlich: Sie auch hier —? Aller Humor schien ihm vergangen. Auch war eine Naht an seinen gelben Glacéehandschuhen geplatzt. Dennoch galoppirte er bald darauf mit einer Dame, die dem fragenden Pfarrer Mahlo als die Frau Verwaltungsräthin Jenny Rabe constatirte.

Endlich glaubte Merkus das Brautpaar zu sehen. Der stumme Mann zeigte mit dem Finger hinaus. Das war also der Bruder dieser Martha! Da hält er die Bewußte umschlungen und jagt dahin mit ihr wie rasend! Schön ist die Person —! Etwas schon an den Schläfen verfallen —! Dem Grafen Wilhelm sieht sie sehr ähnlich! Wie sie den Mann umklammert hält, der ganz leichenblaß aussieht, diesen Gotteslengner, der früher

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

allen Zeitungen viel Stoff für ihre Spalten gab! Jetzt sinkt die Braut, wie eine geknickte Blume in einen Sessel! Ihr Busen wallt! Das weiße Crêpekleid mit hochrothem Saum am tiefentblößten Halse und den bloßen Armen scheint zerdrückt! Es ist ihr das ganz gleichgültig! Die lange purpurne Schärpe, die sich um ihren schlanken Leib schmiegt und an der schwellenden Hüfte durch eine Ranke von wildem Wein und Epheu befestigt ist, geräth in Collisionen mit den Füßen der vom Tanze und vom genossenen Champagner Taumelnden! Ach, wie eine sterbende Mänade sitzt die Siegerin des Abends da —! Dunkle Korallen bedecken den blendenden Hals wie Blutstropfen —! Ganz wie das Weib von damals! Die Geometerin! Und Graf Wilhelm! Ich war eben auf die Pfarre gekommen! Sieht sie die alte Gräfin, so zieht sie die Person doch an sich! Wie sie lächeln kann! So süß, so bestrickend! Aber das darf nicht sein! Nein! Nein! Fort! Fort!

Da naht auch dem fliehenden Pfarrer die Verführung, aber in abschreckender Gestalt. Keine Houri des Paradieses, sondern die Domina des Hauses, die Ueberwacherin der Speisereste, eine Frau, stattlich von Ferne, aber in der Nähe Schminke, Tusche. Sie wollte ihm Champagner reichen lassen. Sie verschwindet aber wieder.

Und immer Musik! Blaue Donau, Walzer der Walzer! Wie bestrickst Du auch das Gemüth, versetzest die Phantasie nach den schönen Ufern des Weltstroms! Deine elegischen Ausweichungen, deine zarten Minores, wie schmeicheln sie sich kosend dem Ohre ein und lösen die Seele in Wonnen der Ahnung, in Stimmungen der Hingebung und sanfter Entfesselung der Sinne auf! Selige Stunden, wo man einst glücklich war, — sie liegen in Deinen harmonischen Schwingungen! O wie träumt sich's vom Glück, auch wenn die Seele gar nicht an Den denkt, mit dem man sich eben im Arme schwingt! Blaue Donau! Blaue Donau!

Hoabens auch Champanier befoahlen? sagte die Alte schon wieder. Man hielt den kleinen Mann mit dem wohlgepflegten Backenbart für einen berechtigten Gast. Er eroberte etwas Braten, der ihn leidlich stärkte. Dann schlich er leise davon. Er hätte noch gern mit der Domina gesprochen. Diese verstand ihn aber nicht. Sie lächelte nur. Er sprach ihr zu hochdeutsch.

Am folgenden Morgen machte sich Merkus das ihm nicht aufgetragene besondere Geschäft, das Udo Treuenfels'sche Ehepaar zu besuchen. Er traf die Gräfin allein und erzählte ihr sein gestriges Erlebniß wie ein rein zufälliges. Er hätte Jemand im Hause besuchen wollen. Gräfin Ada hatte vorher in einem Buche

geleſen, lag auf dem Sopha ausgeſtreckt und ſagte auf alles Mitgetheilte Nichts als So?

Und zum Grafen ging Merkus ebenfalls hinüber, um ſich auch dieſem zu empfehlen. Und auch dieſer ſagte, ebenfalls in einem Fauteuil, der vom Schreibtiſch während des Beſuches abgerückt werden konnte, ausgeſtreckt Nichts als So?

Sie iſt beſorgt und aufgehoben! rief Merkus auch der alten Conſtanze zu, als er nach ſeiner Rückkehr in die erwärmten Zimmer des Schloſſes trat und ſie in der Bibel leſend fand. Er erzählte ihr Alles in den grellſten Farben. Auf die gerühmte Intelligenz des Raimund Ehlerdt hindeutend meinte er: „Sie wollen Blindenleiter ſein, ſpricht der Apoſtel, und ſie ſind ſelbſt blind!“

So, ſo —! ſprach auch die alte Gräfin. Und ein: Alſo für immer begraben! folgte hinterher.

Sie ergänzte dem triumphirenden Pfarrer ſeine Reiſeſpeſen.

## Fünftes Kapitel.

Heiliger Friede des Hauses! Beglückte Stimmung der Herzen im traulichen Verein einer nur dem Guten, Schönen, der Sittlichkeit lebenden Familie! Angehörige, Freunde, mit warmer Theilnahme verbunden! Der Bildung goldne Fessel sanft an jedes Wort, an jede Regung des natürlichen Menschen gelegt! Der Scherz als Milderung des pflichtenstrengen Ernstes und der aufwallenden natürlichen Begehrlichkeit! Der Wille, der Regent unsrer Lebensthätigkeit, die Betrachtung, die Auffassung immer unter die Herrschaft des Ohrs und des Auges gestellt! O wie sanft dann ein solches geistiges Windeswehen unter dem traulichen Dache der Familie!

Aber im Freien konnten die Althings diese ihre schöne herrliche Häuslichkeit nicht mehr genießen. Unten walteten nicht nur strenge Hausgesetze, auch ängstigte im Atelier der schreckliche Husten des armen, plötzlich ganz und gar verfiechenden Plümicke. Man mußte den Aermsten, bei dem sich eine lange verborgene Schwindsucht

herausſtellte, die durch die veränderte Ernährungsweiſe und die Liebe zum vollen Ausbruch gekommen, bald in ein Spital ſchaffen. Das Haus unter den Tannen und Birken blieb dann ſich ſelbſt überlaſſen. Auch war der Herbſt mit ſeinen ernſtgemeinten Schauern da.

Helene war auffallend geſtärkt, ja gehoben und ausgeſprochen, beſonnen aus Hochlinden zurückgekehrt. Die Mutter las ihr das Alles ſo recht aus den Augen heraus und hatte ihre Freude daran. Das geliebte Kind brauchte über Nichts näher zu ſprechen. Der Vater dagegen fand Ottomar doch zu ſtumm, zu ſonderbar und verbat ſich ernſtlich gelegentlich alle Aufregungen. Aber Marthas unvermuthetes Erſcheinen brachte Leben und Bewegung in den ſtillen Kreis. Wolmy war zurück! Er hat mir geſchrieben! rief ſie jubelnd. Zu Ausdrücken der treuſten Liebe! O, wie verbreitete das alles Mitfreude, Mitgefühl!

Der neue Gaſt des Hauſes, Capitän Holl, den Helene zum erſten Mal ſah, hatte Alles vorher verkündigt. Nun war es eingetroffen, wie dieſer liebe, gemüthliche, gern geſehene Beſuch, der von den ernſteſten Dingen ſo angenehm zu plaudern wußte, und von den komiſchen, die ſeinen Fürſten betrafen, ſo discret urtheilte, vorausgeſagt hatte. Was hatte ſich der alte Althing ſonſt um den nordamerikaniſchen Seceſſionskrieg gekümmert! Jetzt erſt trat ihm in den langen traulichen Winterabendſtunden,

die Holl der Familie wöchentlich mindestens ein Mal zu schenken pflegte, diese großartige Entfaltung erbitterter Leidenschaften jenseit des Oceans klar entgegen, der Aufschwung eines großen Volkes, das Bild, wie eine sich als Bürgervolk fühlende Nation, die den Frieden und die Erhaltung des Lebens liebt, allmälig erzogen wird zur kriegerischen Aufopferung, zum bereitwilligen Tode für ein auf's Aeußerste gefährdetes Vaterland, für das Löschen eines Brandfeuers, das von Tücke, Wuth, Rache und nicht unwahrscheinlich vom Ausland geschürt wurde! Die merkwürdige Erscheinung, daß der Norden, obschon derselbe immer der Wildheit und der kühnen Taktik der südlichen Heerführer in den Gefechten und größern Schlachten unterlag, dennoch zuletzt siegte und siegte durch die allmälige Schulung zum Krieger, durch die äußersten Anstrengungen im Besiegen der Schwierigkeiten des Terrains, durch den stetigen Nachschub eines immer wieder neuen Ersatzes der beklagenswerthen Verluste an Menschen, sie trat in Holls Erzählungen so lebendig vor die Augen der Hörer, daß der Alte zuweilen aufsprang und eine besondere Flasche verlangte, um die Amerikaner leben zu lassen.

Der begeisterte Halbamerikaner schilderte oft beim Sturm des Windes, der die Bäume peitschte, bei Schneefall, der das Nachhausegehen beschwerlich machte, seinen Antheil an den Mühen dieses wunderbaren Krieges.

Kurz vor St. Thomas als Schiffsjunge gescheitert, gerettet mit zwei Matrosen, ging er erst auf ein anderes Schiff, machte mit diesem Reisen bis nach China und Japan, erlitt unausgesetzt Fährlichkeiten aller Art, erreichte aber durch glückliche Zufälle die Möglichkeit, sich auf der Seeschule von Sackets Harbor auszubilden, worauf ihm Anfangs die Führung von Kauffahrteischiffen als Capitän, dann beim Ausbruch des Krieges eine Offiziersstelle offen stand. Den Schuß durch's Bein erhielt er bei jener gefahrvollen Unternehmung, Panzerboote den Mississippi hinauf wirken zu lassen unter den Mauern von Städten entlang, die von den Insurgenten besetzt waren. Der alte Bildhauer kam ganz von seinen Idealen ab. Es bleiben nur noch Phidias und Praxiteles! sagte er, so daß die lauschende Helene, die Mutter und Ottomar, wenn dieser zugegen war, laut lachen mußten. Der Alte war so gehoben durch diese Mittheilungen, daß er scherzweise, wenn seine beiden Frauen anderer Meinung über dies und das waren und er aufbrausend sie für rechthaberisch erklärte, Beide nach den beiden berühmten Panzerschiffen benannte. Seiner Frau sagte er: Du bist der Monitor! Und Helenen: Du der Merrimak!

Helene wurde allerdings allmälig ernster. Sie grübelte und rang mit sich. Graf Treuenfels kam allmälig wieder täglich! Er wußte sich immer etwas zu

ſchaffen zu machen! Ueber die von Gräfin Conſtanze gekommene plötzliche Ablehnung der Rückkehr Marthas nach Hochlinden, die in den artigſten Ausdrücken und mit Geſchenken ausgeſprochen worden war, kam es zu keiner rechten Frage und keiner rechten Antwort. Mußten doch Raimund Ehlerdt und Edwina Marloff dabei erwähnt werden! Man ahnte den Grund in dieſem Mißlichen und umging lieber die Thatſache.

Den Bruder, den die Staatsanwaltſchaft beſchäftigte, ſah man ſeltener, als den Capitän. Martha wohnte bei Althings. Manchmal war Alles, was ſo zuſammen gehörte, auch beim Mittags- oder Abendtiſch vereinigt. Das noch Ungelöſte, Peinliche trat dann durch leichtbeflügelten Scherz in den Hintergrund. Wolmys aus der Ferne ſchon angekündigte Abſicht, den Rabe'ſchen Gründern, die ohnehin liquidiren mußten, obenein den Proceß zu machen, die Verbindung Raimunds mit einem weiblichen Weſen, das tiefer zu ſinken ſchien, als man Anfangs erwartet hatte — Alles das wurde fern gehalten, um das Glück der ſtillen Eintracht, das Princip des Alten: Suche man ſich doch nicht ſelbſt die erbärmlichen Quälereien des Lebens auf, ſondern halte Alles fern, was unſere innere Welt der Schönheit und Harmonie aufwühlen kann! nicht zu ſtören. Er behauptete, manche Menſchen hätten ein wahres Wohlgefallen am Aerger. Sie müßten

ſich ärgern, ſonſt ſei ihnen nicht wohl; wofür er regelmäßig zum Beweiſe die nergelnde Pedanterie ſeiner Hausbeſitzer citirte.

Wolny kam endlich. Kräftig, friſch geröthet, zwar ſein Haar ſtark ſchon mitgenommen und ſogar ganz weiß geworden, aber dennoch ein Mann voll Mark und Kraft. Sein erſter Gang war zu Althings. Er klingelte. Martha öffnete. Ein Blick, und Beide lagen ſich in den Armen. Da war kein: Ich liebe Dich! mehr nöthig. Kein: Ich habe Dich ſchon damals geliebt! Der Bund der Seelen war auf ewig damals ſchon beim Ball auf der Haustreppe unter den tropiſchen Blumen und dem kunſtvoll gearbeiteten leuchtenden Gasarm geſchloſſen worden.

Lange zehrten die Freunde von dieſem endlich eingetroffenen Glück, von Wolnys Erzählungen, von ſeinen herzlichen Begrüßungen Holls und Ottomars, von ſeinen Erkundigungen nach Allem, was ſeitdem geſchehen war. Den Gründerproceß ſetzte er trotz Martha, die mit Trauer dabei niederblickte, auf's Entſchiedenſte in Ausſicht. Raimund iſt ja unbetheiligt! ſagte er. Ich habe mich nach Allem erkundigt! Jetzt treffe ich endlich Rabe und Forbeck, die damaligen Einbrecher! Jetzt ſoll nun die Strafe kommen! Raimund, der Verführte, der wird ſchon Flügel haben, die ihn an eine andere Stelle heben! Die ſociale Frage iſt ja noch im Schwunge! Wer weiß,

wie hoch ſie ihn noch hebt! Vorläufig hat er ja die productive Rente in der Fabrik eingeführt! Er mußte darüber laut auflachen.

Eines Tages trat auch Graf Udo ganz ungeladen in dieſen abendlichen traulichen Kreis ſogar. Der alte Althing erſchrak nicht wenig über dieſe Dreiſtigkeit des hochgeſtellten, allerdings jede kalte Begrüßung entwaffnenden liebenswürdigen Mannes. Mutter und Tochter waren ſo artig, wie ſonſt. Holl, Wolny, die geladen waren, veranlaßten ein kühleres Vorgeſtelltwerden. Den Capitän Holl erinnerte ſich der Graf ſchon flüchtig bei Rauden geſehen zu haben. Es war doch in ihm der Ariſtokrat, der Holl gleich eine dienende Stellung zu geben ſuchte. Es gelang ihm nicht. Man erwärmte ſich allmälig; hatte ja auch Graf Udo die Welt geſehen, wenn auch nur als Leidender. Bald vermittelte er ſein eigenes Vorleben mit den Eindrücken, die ihm die neuen Bekanntſchaften hervorriefen. Ottomar ſchien der Unbefangenſte und war gegen ihn vollkommen herzlich. Denn Ottomars Gewiſſen war ja rein. Er hatte auch nicht einen Schritt gethan, um ſeinem glühenden Empfinden für das Weib ſeines Freundes einen Ausdruck oder weitere Nahrung zu geben. Kein Brief war von ihm geſchrieben, kein Beſuch abgeſtattet, ob auch noch die Küſſe der göttlichen Frau auf ſeinen Lippen brannten. Er entſchuldigte ſich für ſeine

# Säkularbilder

von

Karl Gutzkow.

Erſter Theil.

Frankfurt am Main.
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1846.

Saumſeligkeit, beim zurückgekehrten Freunde noch nicht angeklopft zu haben. Einen Berg von Arbeiten, der kaum zu bewältigen wäre, hätte ihm Staatsanwalt Stracks zugeſchoben.

Meine Pflicht war es ja, fiel der Graf ein, Dir zuvorzukommen, lieber Althing! Aber manche Wogen gehen zu hoch! Ich möchte Dich nicht wieder in Strudel ziehen, die nur mich angehen. Daß ich es früher that! Wie bereue ich es! Bleibe mir gut und vertraue auf mich!

Jeder mußte da ſagen: Der Graf iſt doch ein edler lieber Menſch! Die hochgehenden Wogen errieth Niemand. Graf Udo meinte die nun doch an die alte Gräfin gelangte Nachricht von der Exiſtenz Edwinens und die ſonderbare Art, wie die ſonſt ſo ſanfte, liebevolle Frau dieſe Thatſache aufnahm. Aus dem innigſten Verkehr mit der Tante war Spannung entſtanden; denn ſeinen Onkel Wilhelm ließ Udo nicht fallen. Er hätte ihn gegen die ganze Welt vertheidigt.

Helene ſprach an dieſem Abend nicht grade mehr, als was zur Beantwortung der an ſie gerichteten Fragen nöthig war. Der alte Bildhauer war im Geiſt immer in Nordamerika. Wolny, Holl, Martha ſorgten für die Converſation.

Einige Tage darauf erhielt Helenens Mutter vom Grafen Udo einen Brief, worin dieſer ſchrieb:

„Gnädige, hochverehrte Frau! Sie kennen die Umstände, unter denen ich meine Gattin Ada von Forbeck habe zum Altar führen müssen! Es war eine mir auferlegte Pflicht, die zu erfüllen mir süß gewesen wäre, wenn sich Herz zum Herzen gefunden hätte! Ehen, die damit beginnen, daß man einander nicht versteht, können nur Höllenqualen bereiten; denn ein gegenseitiges Verstehen im Charakter, ein Nachgeben, Dulden, gutmüthiges Belächeln unsrer Schwächen erlernt sich niemals. Dazu gehört Leidenschaftslosigkeit von Hause aus und ein weicher, immer nur auf den Frieden gerichteter Trieb des Herzens. Unsere Kirche gestattet — Gott sei Dank! — die Trennung! Diese wird, sie muß bei mir kommen! Ich will meiner Gattin das Scheiden erleichtern, indem ich mich von ihr der Untreue zeihen lasse! Meine wahre Liebe, gnädige, theure Frau, ist Ihnen bekannt! Seit den ersten Stunden, wo ich mit Fräulein Helene geplaudert habe, erschloß sich mir der Himmel auf Erden. Das Getriebe der Welt, ihre Eitelkeit, ihre Thorheit berührten mich nicht mehr. Eine reine, edle, weibliche Seele hielt mich umfangen. Wie die Blumen, die um ihre liebliche Erscheinung in Ihrem Gärtchen sproßten, wenn ich mit ihr um das Atelier ihres trefflichen Vaters schlenderte, war Alles an ihr schön, harmonisch, in seiner Art vollendet, ein Preis der Schöpfung. Wenn Fräulein

Helene lächelt, so ist es die Rose, die erglüht. Nie fand ich ein Uebermaß. Nie etwas, das sich mit einer bewußten eiteln Anstrengung zu behaupten suchte. O meine Gattin — daß ich den Vergleich brauchen muß — diese ist wie ein storrisches Roß. Es weicht und wankt nicht von der Stelle, es bricht eher zusammen, bis es auf unser Wort, auf Peitschenhiebe, die ich allerdings schon in Worten gebraucht habe, vorwärts acht. Dann plötzlich, aus irgend einer Caprice, geht mein Vergleich ganz ruhig und vernünftig an der Stelle vorbei, so daß man dem Thiere den Hals klopfen und sagen muß: Bist ein lieber Kerl! Es schüttelt vergnügt die Mähne und man gönnt ihm sein Brot und Zucker. Aber solche Scenen greifen mich an! Ich bin eine positive Natur, litt lange Jahre auf meinen Reisen unter den Folgen des gelben Fiebers, wurde weich, leidend, zu schonen — ich kann mit solchen Naturen nicht leben. Und dagegen die Seligkeit, immer mit der Vernunft zu verkehren, mit einer Seele zusammenzuleben, die Wohllaut in unser Dasein zu strömen sucht und diesen aus dem Nächsten zu ziehen weiß! Die wunderherrliche Kunst, Vorwürfe in milder Form aussprechen zu können —! Wer das Talent besitzt! Theure, hochverehrte Frau, ich könnte rasen gegen den Apostel, der in der heiligen Schrift die Ehe so gedankenlos, so obenhin als einen bloßen Ring

heits und Nützlichkeitsrathschlag empfohlen hat. Und das noch dazu zu einer Zeit, wo sich die Ausbreitung des Christenthums lediglich auf die Frauen stützte, theils auf die Frauen der Bildung, theils auf die, die mit reichen Mitteln gesegnet waren und helfen konnten, die Sache zu unterstützen, oder auch nur auf Frauen der einfachen Empfänglichkeit und Hingabe an Schwärmerisches, Neues überhaupt. Die Ehe als bloßer Lebensversuch, als eine gegenseitige Prüfung, die bis an's Grab dauern soll, das ist doch gradezu fürchterlich! Ich will mich nicht zum Sklaven unsrer Sitten machen. Sprechen Sie ein Wort zu Ihrer unvergleichlichen Tochter! Helfen Sie, daß ich erlöst werde von meinem Schicksal, dessen praktische Resultate, ich meine die Revenüen der Generalin und Adas, ja auch nach dem Versprechen meines Onkels anders erreicht werden können. Verbinden Sie sich mit Fräulein Martha, dieser so klug, so treffend das Leben beurtheilenden jungen Dame, die jetzt so hold vom Schicksal für ihr langes Dulden belohnt worden ist! Sie soll uns etwas abgeben von ihrem Glück! Verbinden Sie sich Alle, ihren edlen Gatten zu überreden! Kann denn der treffliche Menschenkenner daran zweifeln, daß meine Gefühle aufrichtige, wahrhafte sind? Daß ich mein Leben als Pfand für meinen Entschluß einsetze? Fräulein Helene wird nie, nie ein männliches Wesen finden, das

ſie bereits ſo ergründet hat, und wieder umgekehrt eines, das ſie, wie mich mit meinen Fehlern und mit einigen Tugenden, hoffe ich, ſchon erkannte. Den Reichthum ihrer Liebenswürdigkeit, ihr Vermögen, bis an den Rand des Grabes einen Mann zu beglücken, habe ich erkannt, wie Keiner! Wäre ſie nicht ewig, ewig an meiner Seite wohlgeborgen? Ich verliere den Glauben an Alles, was die Menſchenbruſt heben, unſern Lebensgang aufrecht erhalten kann, wenn mir dieſe Hoffnung zuſammenbrechen, die einzige Blüthe in meinem Leben verwelken ſollte —!"

Der Eindruck dieſes Briefes war im ganzen Hauſe ein erſchütternder. Die erſte Empfängerin, Frau Althing, zitterte beim Leſen. Helene verbarg ihr Haupt, weinte, ja ſchluchzte. Selbſt der Profeſſor wiſchte ſich die Augen. Nur Martha blieb ſtandhaft. Dieſe wurde in's volle Vertrauen gezogen und ſah ruhig auf Helene, die natürlich jetzt eine Gräfin werden konnte, ein Mitglied der höchſtgeſtellten Ariſtokratie. Die Erinnerung an den Eindruck, den ihr die Artigkeit des Grafen in der Stille ihres abgeſchloſſenen hieſigen Parklebens gemacht hatte, die Erinnerung an ſeine Freundſchaft damals mit Ottomar, ſie übermannte ſie.

Und dabei war der Vater ſchon gerührt aus dem Atelier gekommen. Er verlangte Hülfe für Plümicke, den

man in's Spital gebracht und auch da doch nicht ganz verlassen müßte! Blaumeißel hatte gestern den Halbsterbenden im Hospital in den Armen gehabt. Aber es könnte sich mit dieser plötzlich ausgebrochenen Schwindsucht noch hinziehen, hieß es. Man sollte doch Manches zusammenpacken! Von seiner Wäsche! Er selbst wollte es dann dem Armen überbringen.

Ja, ja, sagte er, so ist das Leben! Am Sterbebett selbst unsrer Lieben, mit nassen Augen, müssen wir der Pflichten des täglichen Verkehrs gedenken. Ich bin vom Lande, fuhr er fort. Auf dem Lande brüllen die Kühe, gackern die Hühner, mahnt die Gewitterwolke an's Einfahren des Heu's — Alles, Alles das mitten in einem tiefen Schmerz um ein eben sterbendes Kind! So war mir der alte Junge auch mein Kind! Aber was soll's nun? forschte er ganz rath und besinnungslos.

Die Frauen machten sich eilends zu schaffen. Alle drei. Die Magd wurde zur Besorgung eines Wagens fortgeschickt. Dem armen verschmachteten Vegetarianer sollten seine neu geplätteten Nachtjacken, alle Sacktücher, Hemden, Strümpfe zugeschickt werden. Plümicke hatte zu Blaumeißel gesagt: Ich bin ja nur etwas ohnmächtig! Das ist mein ganzer Fehler. Habe keine rechte Courage! Aber die Josefa mag nur den Mahlo nehmen! Sie wird keinen Segen davon haben —!

Belügen hätte man den Alten nicht dürfen. Der Zufall hatte gewollt, daß er die Ankunft des Briefes, den La Rose überbracht hatte, beobachten konnte. Er las den Brief sogleich, als er die Frauen beim Weinen antraf. Und sonderbar, er polterte nicht. Er glich nicht dem alten Miller in „Kabale und Liebe", der die Schuld auf Louisens schmachtende Augen wirft; er sagte weich: Ueberlegt, bis ich wiederkomme. Ich werde dem Franzosen unten sagen, der Brief würde geschickt werden.

La Rose war schon gegangen.

Schon nach einigen Stunden zurückgekehrt, wollte er noch Nichts von den Seelenkämpfen wissen, die inzwischen stattgefunden hatten, sondern er berichtete: Der gute Kerl lebt noch! Acht Tage wird er's noch machen! Ja, ändere nur Einer, setzte er beziehungsreich hinzu, in späteren Jahren seine Lebensweise und bringe sich um seine Kräfte. Er wird dran glauben müssen! Ein Steinarbeiter, der ohnehin seine Lunge und den Magen ruinirt, will plötzlich nur Gemüse essen! Paßt denn Eines für Alle, ihr Neuerer? Alles hat sein eignes Erdreich! Auch die Bildhauerstöchter!

Dann stellte er den Stock weg und sagte: Sind nun die Wasserflüsse Babylons verlaufen? Die trauernden Juden sind jetzt wieder durch den Krach in die Mode gekommen, wenn auch nicht die gemalten. Seit dreißig

Jahren ſind die vergeſſen und begraben. Was ſoll nun werden?

Die Frauen ſchwiegen.

Althing verlor noch nicht die Geduld.

Die alte Gräfin iſt zurückgekehrt, fuhr er fort. Ich habe ihr meine Aufwartung gemacht. Sie war ſonderbar kalt. Das Denkmal iſt zum Aufſtellen fertig. Ich erhielt meine volle Bezahlung und darüber. Die junge Gräfin hatte ſich offenbar verleugnen laſſen, als ich mich melden ließ! Kein Wunder — nach dem Benehmen Ihres — Nun, unterbrach er ſich ſchon erregter, was wird werden? Wenn Helene Gräfin Treuenfels werden will — mir iſt's einerlei! Ueber den kurzen Skandal kommt die Welt bald hinweg —! In einem halben Jahre ſpricht davon, wie dieſe Verbindung ſich gemacht hat, kein Menſch mehr —! Ich gehe ein halbes Jahr nicht — zu den Serapionsbrüdern, und im Uebrigen ſingt der Narr bei Shakeſpeare: Und der Regen, der regnet jeglichen Tag! Laßt jetzt das Weinen!

Die väterliche Liebe war es, die nun polternd ſprach.

Lieber Mann, ſagte mit zitternder Stimme die Mutter, wir, wir ſollen den Anlaß des Aergerniſſes — vor der Welt und vor den Gerichten geben —?

Du wirſt ſchon praktiſch! Sieh', ſieh' die Alte! ſtichelte Althing. Vor Allem kommt es auf Helenen

ſelbſt an! wandte ſich der Vater zu dieſer. Willſt Du den Grafen? Liebſt Du ihn? Dann ſprich Dich offen gegen uns aus! Martha gehört zur Familie!

Helene ſah zum Himmel empor. Gott Vater und alle himmliſchen Heerſchaaren, die ja auch der proteſtantiſche Glaube in unmittelbarer Nähe zur Rechten Gottes erblickt, ſchienen ihr in dieſem Augenblick auf dem kleinen Streifen graublauer Luft, den ſie überſehen konnte, zu thronen und Gericht zu halten. Das Gericht ihres Lebens! dachte ſie. Das Gericht ihrer Zukunft! Wer in dieſe Zukunft hätte blicken können —! Es war ihr, als ſchiene die Sonne der Nacht, von der ſie hatte reden hören. Wer hatte davon geſprochen? Der träumeriſche hinkende Seecapitän —! Da zuckte ihr Auge, und ſie ſtieg mit ihren Gedanken in den tiefſten innern Schacht der Empfindung und taſtete in dieſer Nacht, und endlich —! Die Umſtehenden ſtießen ſich an. Es wird hell in ihr! ſagten die Lauſchenden.

Martha und die Mutter erkannten, der Brief des Grafen, die entſchiedne Werbung, der Ernſt, den der Graf zeigte, hatte ſie erſchüttert. Wie hatte er ſie analyſirt! Wie hochgeſtellt! Es iſt eine Wonne im Menſchen, ſich erkannt, ſich verſtanden zu wiſſen. Wie ſchön, wie hinreißend war die Sprache des Grafen über ihren Werth —!

Helenen rief ſogar eine Stimme des Gewiſſens: Du biſt ihm undankbar!

Und dennoch ſchüttelte ſie zuletzt ſtumm und ernſt ihr ſchönes lockiges goldblondes Haupt.

Die Mutter war überraſcht, Martha nicht. Sie hatte in Hochlinden ſchon beim bloßen Erzählen von Holl beobachtet, ſie hatte es hier geſehen, daß — der Capitän — ſie Anfangs rührte und — allmälig „intereſſirte“.

Nun denn, ſo iſt die Sache abgemacht! ſagte der Vater nach einer Weile, wo auch er ſein Erſtaunen nicht unterdrücken konnte. Schreib' ihm einen vernünftigen Abſagebrief! Er ſoll uns nun entſchieden verſchonen. Nichts weiter mehr aufrühren! Am beſten — unterbrach er ſich und wandte ſich an Martha. Am beſten, Martha, Du ſetzeſt den Brief auf! Mutterchen trifft es nicht ſcharf genug. Martha kennt die Verhältniſſe! Und die Mutter — nun ſcherzte ſchon der Vater und ſuchte heitere Stimmung zu befördern — hat ſo manche Schwärmerei für alte Orthographie, die jetzt wieder neu wird. Goethe ſchreibt noch gern g ſtatt ch. „Mein Madgen!“ Gebt dem Grafen Nichts zu lachen! Jetzt muß ich zu Blaumeißel hinunter! ſchloß er. Der heult um Plümicke wie ein alter Jagdhund, dem ſein Herr geſtorben iſt!

A D
BIBL. I VII.
Univ. Bibl.
München

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Innig noch küßte der Vater Helenen, ſtreichelte die wieder Weinende und ſprach ein liebevoll beruhigendes: Nun, nun, nun, nun!

Damit war er verſchwunden. Er bedurfte ſelbſt des künſtlichen Aufſchwungs, den er ſich gab, um ſeiner Stimmung Herr zu bleiben. An Ottomar mochte er nicht denken. Er hatte die dunkle Ahnung, daß die Perſon, bei deren Anblick er ſelbſt geſagt: Der Reitknecht hätt' ich ſein mögen! eine Rolle in dieſem Liebesroman ſpielte. Er ſtürzte ſich in die Arbeit, um Nichts zu hören und zu ſehen. Die Ausführung des Grafen-Wilhelm-Monuments hatte er an einige andere Ateliers vertheilt. Sich ſelbſt hatte er noch zwei neue Gehülfen genommen. Es war lebendig um ihn her.

Die Frauen waren darüber einig, daß nur Helenens Mutter antworten konnte. Aber die Anempfehlung der Martha'ſchen Beihülfe war nicht zu verachten. Die gute Mama ſagte lächelnd: Der böſe, böſe Mann! Er hatte ſie mit ihrer Neigung zur Anti Orthographie geneckt, obſchon ſie geläufige, wohlgefügte, gedankenreiche Briefe zu ſchreiben verſtand. Helene ſtützte trauernd ihr Haupt auf und verrieth es jetzt mit Worten, daß ihr der Graf über Alles werth geweſen, daß er wie magiſch auf ſie gewirkt hätte, ihr Herz hätte geklopft, ſo wie er in den Garten getreten, ſie hätte ſich aber in Hochlinden an ihn

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 0432/650

zu ſehr gewöhnt, ſein Reiz hätte ſich dort abgeſtumpft, ſie könnte jetzt nicht recht ſagen, was ſie eigentlich ſo plötzlich gegen ihn erkältet hätte. Es ſei nicht die Furcht vor der Welt! Es ſei — ſie könne es nicht ausdrücken —

Martha erinnerte an die Rückfahrt von Weilheim.

Ach, meinte Helene, dieſe Anklage ablehnend. Die Männer ſind ja Thoren! Manches muß man an ihnen nicht zu ſtrenge nehmen! Wieviel Geduld hatte ich mit Jean Vogler, Dieterici und mit Deinem Bruder —!

Da lachte Helene ſchon, und die Mutter umarmte ſie freudig.

Ich bin begierig, ob ich es in Eurem Sinne treffe! fiel Martha mit bedächtiger Miene und im Weitern unbeleidigt ein.

Sprich Du nur! Ich höre gern zu! Analyſiren! Ich ſchreibe Alles ab! ſagte die Mutter. Dann fuhr ſie fort: Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht!

Auch ihr ſtand plötzlich der von Schindler adoptirte, nun ſogar ſteinreich gewordene Capitän Holl vor Augen.

Helene lächelte wieder. Sie ſagte: Papa würde jetzt ſeinen ſtehenden Witz machen: Analyſen mit der Apothekerstochter Anna Lieſe in Verbindung zu bringen! Eine Mesalliance der Art würde es ja doch gegeben haben —!

Martha ging in das ihr eingeräumte Kämmerchen und kam nach einiger Zeit mit folgendem raſch von ihr

entworfenen Brief zurück. Sie hatte den Grafen ganz als Standesherrn behandelt.

„Hochgeborner Herr Graf!“ hatte sie geschrieben. „Ew. Erlaucht können sich wohl denken, daß Sie mich und die Meinigen durch Ihre Hoffnungen und Wünsche sehr erschüttert haben. Ganz abgesehen von dem schmeichelhaften großen Antheil, den Sie unserer Familie zur Wiederherstellung Ihrer innern Zufriedenheit zuzuerkennen gedachten, ist ja auch unsere Verehrung und Dankbarkeit gegen Sie eine so große, daß uns schon allein das vertrauensvoll geschilderte Leid Ihres nicht nach Wunsch ausgefallenen Eheverhältnisses erschüttert und rührt. Frau Gräfin Ada ist mir nicht näher bekannt. Aber wer sie gesehen hat, schildert sie als ein Wesen voll Schönheit, äußrer und innrer. Wenn sie will, habe ich gehört, kann sie sich die bestrickendste Anmuth geben. Nur soll dieser Wille im Uebrigen zu stark sein. Sollte er sich aber nicht nach und nach mit Ihren männlichen Ansprüchen in Einklang bringen lassen? Was meine Tochter anbetrifft, so gesteht sie gern, daß sie der Freude über Ihre Besuche, über die Erheiterungen des Vaters, die Sie ihm gewährten, über die aus alter akademischer Zeit mit in Ihre neue Lebensstellung herübergenommene Freundschaft mit ihrem Bruder einen früher vielleicht zu lebhaften Ausdruck

gegeben hat. Sie war aber schon nach Hochlinden gekommen, nur um Ihnen zu zeigen, daß Sie doch an ihr Nichts mißverstehen sollten. Sie wollte Ihnen zeigen, daß sie wie alle jungen Mädchen wohl eine Weile in der Phantasie leben, dann aber ganz vernünftig die Verhältnisse erwägen konnte, wie sie sind. Sie gesteht, Herr Graf, Ihrer erneuten Werbung gegenüber könne sie das heilige Wort Liebe nicht für die Empfindungen der Hochachtung und Theilnahme an Ihrem Wohlergehen verwenden. Es lebe in ihrer Phantasie Nichts, was Sie betrifft, Herr Graf, störend und aufregend fort. Sie würde sich nur künstlich aufregen müssen, ja auch die Gelegenheit, eine Rangerhöhung zu erwerben, unwürdig auf sich wirken lassen, wenn sie den Roman so fortzuführen gedächte, wie Sie sich ihn, Verzeihung Herr Graf, ersonnen haben! Gestatten Sie unsrer alten Freundschaft einen Rath: Die Rückkehr in Ihren ursprünglichen Beruf kann in gewisser Form von den Bedingungen der Majoratsübernahme doch nicht ganz ausgeschlossen geblieben sein! Treten Sie nun diese wieder an, so würde diese sicher auch einen Sporn für Ihre Frau Gemahlin geben! Schwung und Beschäftigung — das ist das Entscheidende im Leben! Die Frage, warum bist Du überhaupt in der Welt? Frau Gräfin will diese Frage vielleicht beantwortet wissen. Wenn Sie

dieſe erſt an Sich Selbſt richten, dann Ihre Gattin veranlaſſen, daß auch ſie es thut, dann kann gewiß noch Friede, noch Glück kommen! Verzeihung für meine Abſchweifung, die ich nur mache in Hoffnung, Sie finden ein Mittel, durch Ihre ſo anmuthige Gattin glücklich zu werden! Mein guter Althing, ich und Helene verbinden ſich in der Bitte, ein für allemal von jetzt an die Schranken der Verhältniſſe zwiſchen uns zu beobachten und empfehle ich mich Ew. Erlaucht als Ihre ergebene u. ſ. w."

Helene las den Briefentwurf aufmerkſam durch, prüfte jedes Wort, verlangte hier und da eine kleine Aenderung, drückte dann der Freundin dankend die Hand und verlangte, daß die Mutter dieſe Zeilen abſchrieb und wörtlich ſo abſandte. Martha hat Alles getroffen, worauf es ankommt! ſagte ſie. Was in meinem Innern vorging, dem hat ſie die richtigen Worte geliehen! Wenn ſie verſchwiegen hat, ſetzte ſie mit erhobener Stimme hinzu, daß mir doch etwas Halbes, etwas Unmännliches im Grafen widerſtand, ſo iſt das gewiß ganz gut. Ich litt allmälig unter mancher Beobachtung. Er iſt ja unendlich liebenswürdig, aber nur zum Umgang auf einige Zeit, nicht zum Lebensbunde. Mütterchen, fuhr ſie ſchmeichelnd fort, nimm die Feder! Wir ſuchen ſchönes Papier!

Es iſt ja à peu près ein Betrug, ſich ſo mit fremden Federn zu ſchmücken! meinte jetzt doch die Mutter zögernd.

Aber beide Mädchen küßten die nur ſcheinbar ſich Sträubende. Die Mutter copirte einfach den Martha'ſchen Brief und dieſer ging am folgenden Tage in früher Morgenſtunde durch einen zuverläſſigen jungen Atelier-Gehülfen ab. Althing wollte den Brief erſt dann leſen, wenn ſein Kopf darnach ſtünde. Sie ſollten die Urſchrift aufbewahren. „Beſſeres machen als Martha könnte man nicht —!“ ſagte er.

Viel wurde geſprochen über die ſonderbare plötzliche Erkaltung der alten Gräfin gegen Martha, über die Ariſtokratie überhaupt. Das liebſte Geſpräch verweilte von jetzt an bei Ottomar, Wolny und Guſtav Holl.

## Sechſtes Kapitel.

Herbſtesſturm jagte das gefallene Laub durch die Wege im Parke des gräflichen Stadtpalais. Die lange nicht mehr gepflegten Götter und Göttinnen von Sandſtein, denen hier und da ſchon irgend ein rachſüchtiger, boshafter Diener, dem man gekündigt hatte, die Naſe abgeſchlagen, ſtanden den Schauern des Herbſtes und Winters preisgegeben. Strohhüllen umgaben den Hofbrunnen. Schon hatte es Schnee gegeben. Noch waren davon die Wege im großen Hofe und Garten durchweicht.

Und dennoch, ſelbſt wenn der Wind aus Oſten daherbrauſte und Ziegelſtücke von den Dächern mit ſich führte, gab es im Palais Bewohner, die ſich durch ein Beſchreiten dieſes Hausparks in ihren Empfindungen austoben mußten —! Ada, die ſich hier im Garten, wo ringsum hohe mit wildem Wein bezogene Mauern ſtanden, mit ihrer Mutter oder mit ihrem Bruder laut ausſprechen konnte —! Die alte Gräfin, die den jetzt wirklich in die Stadt berufenen Markus zwang, ſein

ſeines Schuhwerk und ſeine Geſundheit auf dieſen Wanderungen nach einem Diner oder Dejeuner auszuſetzen —! Graf Udo —! Der Umirrende (La Roſe mußte wachen, daß er allein blieb!) nun ſchon ſeit lange! Wie erſt am Tage der empfangenen Ablehnung! Da hörten ihn die alten Ulmenbäume laut reden! Faſt noch mehr war er außer ſich über die Motivirung der Ablehnung, die Charakteriſtik ſeines Weſens. Sie empörte ihn — weil er ſie an ſich billigte. Sie ließ ihn das Geheimniß erkennen, das ihm oft ſchon in jüngeren Jahren da und dort im Frauenverkehr entgegengetreten war. Weichlich erſcheine ich Euch? Dann mußte er ſeine Muskeln aufſtemmen, ſtampfen mit den Füßen und rufen: Bin ich denn Prinz Narziß von drüben? Hat mir jemals Muth und Entſchloſſenheit im Zweikampf, zur See, auf der Jagd gefehlt? Worin liegt das Nichtswürdige, Unmännliche, was auch in dieſem Brief beinahe auf Trägheit und Süßlichkeit hinauskommt? Kann Euch nur noch Brutalität imponiren, die Bildungsloſigkeit unſrer Zeit, der freche Streberſinn, der links und rechts Alles mit Füßen tritt, ſelbſt auf geiſtigem, ſelbſt auf wiſſenſchaftlichem Gebiet —? Dann wurde ſeine Betrachtung wieder milder, gerechter. Das Uebermaß an Geſchäften, die mit dem Antritt der Erbſchaft verbunden waren, ſagte er, ſcheint Euch nur in Unterſchriften beſtanden zu haben! Die Cigarrenkäſtchen

habt ihr gezählt, die ich zurückstellte! Er murmelte: Was haben mir die Forbeck'schen Schulden zu schaffen gemacht! Weil ich die Forbecks nicht zur Thür hinausgeworfen, wenn sie mich um Geld anbettelten und weil ich Ottomar zum Vermittler in Dingen brauchte, wo ich selbst hätte eingreifen, selbst vielleicht handeln sollen — freilich es nicht wagte — darum bin ich Euch — schlaff, feige? Nicht wagte —! Das war's! Er hatte sich vor jeder Annäherung an Edwina gefürchtet.

Helene hat diesen Brief nicht inspirirt! rief er laut und ging die Reihe seiner seitherigen Handlungen und Erfahrungen, soweit diese Helenen bekannt sein konnten, durch und vertheidigte sich vor sich selbst. Dann zog er eine Anzahl photographischer Abbildungen des geliebten Mädchens aus der Brusttasche, analysirte wieder die einzelnen Züge ihrer Anmuth und versank in Trübsinn, bis La Rose kam und ihn an dämonische Mächte des Verhängnisses erinnerte, die wie Gespenster dicht neben ihm standen, Standesrücksichten, Besuche, Haltung vor der Welt, vor den Dienstboten. Der Einzige, der ihn hätte aufrichten können, der ihm die Sprache der Zeit, die so Vieles und vielleicht zu Vieles zu vergessen lehrt, hätte reden können, der Einzige, der sich schon vor Jahren so treuherzig in Bonn an seinem Krankenbett bewährte, Ottomar Althing, floh vor ihm, weil er vor seinem

# Vorwort.

Vom Jahre 1836 an hatte unter dem Preußischen Ministerium von Rochow der Geheimerath Itzschoppe die Lenkseile der Censurmaaßregeln so schroff angezogen, daß einigen Schriftsteller die Fortsetzung ihrer bisherigen Wirksamkeit, die Uebung ihres Lebensberufes, durchaus unmöglich gemacht wurde. Eine Anzahl Autoren wurde so gestellt, daß keine ihrer im Preußischen Ausland gedruckten Schriften ohne Recensur auf einem Gebiet zugelassen wurde, das zu umfassend ist, als daß es von ihnen umgangen werden konnte. Wie diese Recensur beschaffen war, kann man sich nach dem Geiste, der sich in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. allein in Preußen verlautbaren durfte, vorstellen. Jeder neuere Begriff war verpönt. Das Wort „Zeitgeist“ ebenso unzulässig und verdächtig, wie die Vorstellung davon. „Man will das hier nicht!“ „Man mag das nicht!“ So lauteten die Bescheide einer Büreaukratie, die mit wahrhaft übermü-

Beide floh, wie Endymion in der Fabel! Mußte auch grade dieser der Erwählte Adas sein —!

Der rechte Flügel des Palais wurde vom jungen Grafenpaar bewohnt. Die Räumlichkeiten waren bedeutend, doch nicht so umfangreich, daß nicht die eingetretene Trennung und Vermeidung des gegenseitigen Begegnens die heftigen Scenen hätte verrathen sollen, die zwischen Ada und ihrer Mutter und gar erst zwischen Ada und ihrem Bruder stattfanden. Schon berichteten die Diener von den starken Ausdrücken der Generalin. Die Aeußerung: „Ob Frau Gräfin verrückt wäre", beschäftigte La Rose sehr. Er schlug im Dictionnär nach und kam zu der Ueberzeugung, daß dieser Ausdruck local zu fassen sei, blos als Bezeichnung von Ortsveränderung. Möbelverrückungen hatte er genug erlebt. Selbst die Aeußerung der jungen Gräfin: Ich sehne mich hinaus aus der Moral Eurer Bagage! brachte den vorsichtigen Diplomaten, der sie gehört hatte, auf Kriegsereignisse, die vielleicht wieder bevor ständen. Er ließ sich darüber mit Excursen über Napoleons III. Bagage aus und tadelte grade den Kriegsminister Ochs wegen dessen schlechter Anordnungen über die ungebührliche Größe des Trains. Von diesem Namen hatten ihm die spottenden Lakaien gesagt, für Deutschland würde dieser schon allein den Minister für seinen Posten zur Unmöglichkeit gemacht haben, worauf

La Roſe erwiderte: Ochs? Wie ſo? Franzoſen ſind ſo von Gaſtronomie erfüllt, daß wir uns einen ſolchen Namen wie Leboeuf gar nicht anders als gekocht, gebraten, mit Trüffeln oder Champignons köſtlich zubereitet vorſtellen können —! Von ſeiner Nation ſagte La Roſe gelegentlich: Sie hat viel Geiſt, aber, das iſt wahr, keinen Kopf.

Einige Stunden lang hatte ſich der Graf dann in ſeinem Schmerze, beleidigten Stolze, bald gebrochenen, bald angefeuerten Muthe hin und her gewunden, als er wieder Forbecks Coupé am Palais anfahren hörte.

Forbeck mußte erſt das Palais des Fürſten Rauden paſſiren. Dieſer hatte ihn am Fenſter ſtehend ironiſch gegrüßt. Herzloſer Geizhals! warf Forbeck in ſeiner Verzweiflung dem fürſtlichen Componiſten laut aus dem offenen Schlage zu. Auch den Verwalter des Reichthums, den ſeitherigen „Verſtand des Fürſten", den Seecapitän, der eben hinkend die große Freitreppe zum Eingange des Rauden'ſchen Palais betrat, mußte er grüßen. Er reſpectirte denn doch den kräftigen Mann, der, wie man hörte, ſeine Stellung zu verändern gedachte. Auf dem Vorplatz in dem Palais ſeines Schwagers ſah er die großen Kiſten noch nicht ausgepackt von der Rückkehr der alten Gräfin. Dieſe Dame vermied er ganz. Sie hatte ihm auf den Vorſchlag einer Geldanleihe die Thüre

gewiesen und lud ihn niemals ein. Von Adas Zimmern herüber hörte er ein rasendes „Clavierpauken", wie er's nannte. Und charakteristisch genug, er schloß daraus, daß seine Mutter zugegen war. Denn diese furchtbaren Rouladen dienten dann dazu, die mütterlichen Lehren und Vorwürfe zu dämpfen und sich selbst am Hören derselben zu verhindern.

Graf Udo nahm den Schwager in der Regel nicht an. Heute, tief verstimmt, schien er Zerstreuung zu bedürfen. Forbeck unterhielt ihn. Er wußte immer Neues. In Geldsachen glaubte er ebenfalls ein für allemal den Riegel vorgeschoben zu haben.

Ist doch Mama nicht etwa im Felde? sagte der Baron gleich beim Eintreten in seines Schwagers Zimmer und mit einem Ton, der dem einsam Trauernden etwas Erheiterung einflößte.

Graf Udo saß in einer Sophaecke und reichte die Hand, die mechanisch ergriffen wurde. Der Trauernde hatte nach seinem Sturmgange durch den Park, angeregt durch einen Neptun, der früher zu einer Wasserkunst gehörte, die längst eingegangen war, angeregt auch durch die nasenlosen Götter ringsum, nach dem Homer gegriffen. Der Schwager nahm diese für ihn vollständig phantastische Lectüre für einen zu großen Beweis von Melancholie über Ada. Bester Freund, warum denn nicht Paul

de Kock! Zerſtreue Dich! Geh' auf's Caſino! Ich darf mich leider nirgends mehr blicken laſſen!

Udo blinzelte La Roſe'n.

Dieſer wußte ſchon. Rüdesheimer.

Forbeck nahm die dargereichte Cigarre. Homer! Welche Lectüre! Und Du wirſt Dir die Augen verderben! Es iſt ſchon Dämmerung!

Als La Roſe den Rüdesheimer brachte, ſprach Forbeck ganz vernünftig von berühmten Augenärzten und den erſten Anfängen des Staars.

Udo merkte bald, der Schwager war bei Alledem die Verzweiflung ſelbſt. Aber er konnte und wollte ihm nicht helfen. Von zwei Seiten, von Seiten der Actionäre und von Wolny, drohte das Aeußerſte (das erzählte Forbeck auch aufrichtig), Gefängniß, möglicher Verluſt des Adels, Schande. Er ſtellte ſich aber ruhig, wie wenn ſein Inneres ein ſanfter See mit leichtem Windgekräuſel wäre. Aber das Selbſt-Einſchenken des grünen Römerglaſes folgte diesmal zu raſch, die Cigarre war im Nu zu Ende geraucht. Er paſſte das Zimmer voll. La Roſe, der ab und zu ging, warf Blicke wie ein pedantiſcher alter Profeſſor. Udo bekannte ſich leidend, zeigte unverzagt auf ſeinen Homer und ſagte: Das intereſſirt Dich eben nicht! Aber ich bewundere, wie man dergleichen in gereiſtern Jahren ganz anders lieſt,

als auf der Schule! Als Secundaner quält man ſich mit dem Text herum, es kommt eine Ueberſetzung zu Stande, aber die Pedanterie, ſagen wir das Pflichtgefühl der Lehrer, hält uns nur am Grammatikaliſchen feſt; höchſtens, daß uns die ochſenäugige Here etwas in die Debatte der Götterwelt einführt —

Ochſenäugige Here! griff Forbeck auf. Er hatte die Flaſche bald leer. Ochſenäugige Here iſt gut —! Er hatte die Bosheit, dabei auf ſeine eigene Mutter zu ſticheln und zu verrathen, daß er dieſer ſchon oft aus ſeinen Schulreminiscenzen den Beinamen gegeben hätte. Der Name war ja auch Ada im Geplauder mit Ottomar geläufig geweſen.

Und wie zieht mich das wieder in die Ferne! fuhr Graf Udo in wehmüthigem Tone fort. Ich ſehe da wieder das blaue helleniſche Meer! Die Welt der Schiffe! All die bunten Wimpel! Die auch für mich einſt ſo zu fröhlicherem Hoffen und Wagen gewinkt haben! In Zelten habe auch ich auf ſo mancher einſamen Inſel geruht! Eine Briſëis freilich, wie Achill, hatte ich nicht zur Seite. Der neue Secretär bei Prinz Rauden, mit dem wir jetzt ja wieder verkehren, tauſchte neulich ähnliche Eindrücke mit mir aus. Was hört man denn von der Marloff? unterbrach ſich der in Erinnerungen Verlorene.

Forbeck hielt ſchon die Flaſche an's dämmernde Licht, dankte jedoch für eine neue. Die Hochzeit hat immer noch nicht ſtattgefunden! ſagte er ſich den Bart trocknend. Wie iſt das auch anders möglich in der ſchauderhaften Lage, in der wir uns mit der Rabe'ſchen Fabrik befinden. Die Commerzienräthin hat einen Fluch darauf zurückgelaſſen! Nur durch einen reinen Meineid kann ich Unglücklicher allenfalls noch durchkommen, wenn ſich Wolny dazu verſteht; wir müſſen das Aeußerſte verſuchen! Sollteſt Du aber vielleicht — wendete er ſich ſchmeichleriſch zu Udo und ſtrich ihm die Haare —

Schwager! unterbrach ihn Udo feſt und beſtimmt. Du kennſt unſre Verabredung! Wir reden nicht mehr vom Gelde! Aber — fuhr er begütigter fort. Die Cigarre hier iſt beſſer! Die Deinige ſcheint keine Luft zu haben! Siehſt Du — und nun lenkte er wieder auf ſeine Welt ein und wollte den Beſuch mit den Geſetzen der Höflichkeit zwingen, am Homer iſt die dramatiſche Kraft außerordentlich! Dieſe Macht der Reproduction, dieſer Humor in den Erfindungen der Göttereinmiſchung, der uns zuweilen geradezu Offenbach im edlern Style zeigt! Ich will Rauden drüben auf eine muſikaliſche Illuſtration des Anfangs der Iliade aufmerkſam machen. Ich bin überzeugt, bei den Spielen der alten Griechen wurden dieſe Geſänge dramatiſch mit

Gesang aufgeführt! Der Streit der Könige ist ja ein reines Drama und wurde ohne Zweifel dialogisch recitirt! Die epische Erzählung, die Alles verbindet, hatte einer der andern Sänger, der den weitern Fortgang vermittelte. Rauden hat da einen Operntext! Die Tante wird glücklich sein, ihn darauf hin herüberzurufen!

Glücklich sein? entgegnete Forbeck zerstreut. Dieser Mensch ist so undankbar, daß er Alles verleugnet. Die Tante Gräfin weiß jetzt, höre ich, von der Edwina, redet aber nicht darüber. Du wirst es wissen. Früge sie Rauden nach ihr und warum er sie nicht geheirathet hätte — er hätte es damals noch mit Anstand gekonnt — er würde sich besinnen, ob er sie je gekannt hätte. Er hat nur Sinn für ein paar Sängerinnen, die seine Lieder abplärren. Uebrigens, wandte er sich zu Udo zurück, werde Hoftheaterintendant! Ich sage das ohne alle Ironie. Die Leute, die jetzt am Theater regiren, haben Ideenmangel! Neulich las ich, es bettelte Jemand in Wien die „Gründer" seines Theaters förmlich um „neue Ideen" an!

Er schenkte sich den Rest der Flasche ein, verbat sich aber wiederholt die zweite.

Die Gründer! Wieder entließ Forbeck seiner Brust einen tiefen Seufzer. Den Homer ehrfurchtsvoll in die Hand nehmend, flüsterte er: Schwager! 50,000 Thaler, und ich bin gerettet!

Graf Udo erhob ſich aber. Er war in einer Stimmung, die ihm das ganze Leben verleidete. In einem Tone, den ſein Schwager an ihm noch nicht kannte, fuhr er mit den Worten heraus: Quält mich nicht ewig, Ihr unerträglichen Bettler, die Ihr Euch in unſre Familie geſchlichen habt! Es iſt gradezu Alles geſchehen, um Euch zufrieden zu ſtellen! Aber vom Zuchthauſe kann ich Dich nicht freimachen, wenn es nun einmal im Geſetzbuch für Dich vorgeſehen iſt. Die von mir wohldurchſchaute, tiefverachtete Art, fuhr der auf's Höchſte Entrüſtete auf- und abgehend fort, wie Ihr alte Schulden auf die Verabredungen zu Adas Heirath zu übertragen verſtandet, hat mich gradezu unfähig gemacht, irgend einer Rechnung zu trauen, die ich über Adas Bedürfniſſe bekomme! Sind das adlige Manieren? Iſt das adlige Conduite?

Forbeck zuckte über dieſe Anſchuldigungen mitleidig die Achſeln und ſagte mit zurückgehaltener Bosheit: Mein ſterbender Vater hätte ſich nur Alles hübſch ſchriftlich geben laſſen ſollen!

Dann würdet Ihr anders gegen mich verfahren, rief der Graf empört. Das der Dank für die Treue, die ich der Tradition eingehalten habe!

Eine längere Pauſe trat ein.

Forbeck begann im ſcheinbar unbeleidigten Tone: Ich höre vom ungeheuern Ertrage Deiner Abholzungen.

Gieb mir Stromgefälle, Schleusen, Eisenbahnen! fiel der Graf ein, dann rentirt der Holzschlag! Die Rentnerei verzeichnet ungeheure Summen für die Conservirung des Bestehenden! Ich müßte dem Borkenkäfer gleichen, wenn ich den Wald in Masse zerstören wollte!

Die 30,000 Thaler für die Marloff kamen doch wie im Kartenspiel auf den Tisch, sagte Forbeck die Cigarre abstreichend. Er wußte, daß sein Schwager gern von dem verlorenen Mädchen hörte.

Ildo schwieg über eine Erinnerung, die Ada sogar schon einmal gelegentlich als Motiv ihrer Abneigung gegen den Namen Treuenfels vor Gericht aussprechen zu wollen erklärt hatte.

Siehst Du denn das Fräulein Althing noch öfter? bohrte Forbeck unverzagt weiter und weiter.

Entweihe heilige Namen nicht! wallte der Graf auf. Alle Organe seiner Empfindung wurden durch den theuren Namen berührt.

Forbeck legte seine dritte Cigarre fort. Siehst Du, für die Marloff, die immer mehr sinkt, da hast Du Sympathie! flüsterte er jetzt mit Dringlichkeit. Die Althings kannst Du in Hochlinden Monate lang beherbergen! Da hast Du Sinn für Familienehre! Bist im Stande, auch die Marloff noch einmal herauszuziehen!

Aber ich Aermſter, ich Elender! Ich kann ſtöhnen, jammern und — den Revolver als letzten Tröſter an der Wand betrachten —

Das Alles hatte Graf Udo ſchon zu oft vernommen. Es ließ ihn kalt. Ein ſolcher Unmuth beherrſchte ihn, daß er ſich zur Wiederholung der Aeußerung aufſchwingen konnte: Ihr ſeid durch einen Fluch in unſere Familie gedrungen!

Forbeck hatte nur Ehrgeiz, wenn ihm die Umſtände für eine Herausſtellung deſſelben paſſend erſchienen. Jetzt ließ er ſich im Geiſte ſozuſagen ruhig prügeln.

Udo, begann er ſchleichend, ſich dem Schwager vertraulich nähernd; Du nimmſt jährlich 50,000 Thaler ein! Du kannſt auch die Tante gewinnen! (Er bediente ſich des gemeinen Wortes: breitſchlagen!) Luzius iſt zwar immer krank und verdrießlich, aber auf der Börſe ſind wir noch nicht ganz verloren. Du willſt doch die Forbecks los ſein! Gut, das ſteht feſt! Mit Ada iſt kein ird'ſcher Bund zu flechten! Das habe ich immer geſagt. Sie bedient ſich der Nägel, wenn ſie ihre Meinungen in Fractur ſchreibt. Dein Freund Althing hat freilich nur die ſanfte Taube kennen gelernt. Ihr wollt auseinander! Stelle Ada nach dem Willen Deines Oheims ſicher; hilf mir, und ich helfe Dir, Dein Ideal zu gewinnen —!

thiger Selbstgenügsamkeit jedes Symptom neuzeitiger Entwickelung von sich wies oder gar verfolgte. Wenn jene verpönten Schriftsteller ein auswärts gedrucktes Werk zur Recensur einreichten, so wurde schon für unangemessen gehalten, daß man überhaupt in Stuttgart, Leipzig, Frankfurt oder Hamburg drucken ließ, auf Gebieten, die bei der undeutschen Richtung der vorigen Regierung für verdächtig und gefährlich angesehen wurden. Fand sich auch nur eine Stelle, die dem Geheimerath Tzschoppe und seinem Unterpersonal misfiel, so wurde dafür ein ganzes Werk in drei Bänden für unzulässig erklärt und in den Index der Amtsblätter zur Nachachtung für die Gensdarmen gesetzt.

Der Verfasser trug sich mehre Jahre mit der Idee eines Werkes, das den Versuch machen sollte, ein Gesammtbild unseres Jahrhunderts nach seinen vorzüglichsten Lebensäußerungen und Gedankenrichtungen zu geben. Anfangs 1837 hielt er sich für befähigt, endlich an diese schwere Aufgabe zu gehen. Mit seinem Namen begleitet würde jedoch eine solche, grade mit der Zeit und ihren Tendenzen sich beschäftigende Schrift, ohnehin bei seiner ihm zur andern Natur gewordenen liberalen Auffassung der Verhältnisse, in ganz Preußen verboten worden sein und diejenigen deutschen Regierungen, welche gewohnt sind, alles Preußische nachzuahmen, würden dies Verbot auch für die Kreise ihrer Botmäßig-

Der Graf horchte hoch auf. Er, der eben trauerte wie um den Zuſammenbruch ſeines Lebens, hörte noch einmal ein ſolches, wie er ja wußte, ganz verlorenes Wort. Er ſeufzte nur —

Die Bildhauerstochter, fuhr Forbeck ſich umſehend fort, iſt Deine ganze Sehnſucht! Ich weiß es längſt! Alle Welt hat es beobachtet! Die Dame iſt ja auch reizend! Ein ganz anderes Genre als Ada! In Ada Alles ſpaniſch und wild, da Alles altdeutſch, wie Gretchen! Göttlich ſchönes Haar! Goldblond! Ich will ſie Dir erobern — auf mein Wort — aber mehr mußt Du dafür einſetzen, als einen Korb Champagner!

Ich — ſtaune — das — zu hören! ſagte der Graf.

Was iſt denn da mehr zu thun, fuhr der Schwager fort, als zuzugreifen und ein kräftiges fait accompli zu ſchaffen!

So weit ging Udo nicht, den Schreibtiſch zu öffnen und dem unſaubern Gaſt das von edler Frauenhand geſchriebene Billet zu überreichen. Er ſagte nur: Das iſt abgethan, Lieber! Sie liebt mich nicht!

Sie liebt Dich nicht? nahm Forbeck des Grafen ſchmerzliche Rede ungläubig auf. Hahaha! Und kommt doch nach Hochlinden, um Ada auszuſtechen! Glaube doch an ſolche Widerſpenſtigkeiten nicht! Die Mutter

wird Dir was geſchrieben haben, der Vater iſt ein alter Phantaſt —! Die Geſchichte iſt ja auch bedenklich. Aber macht ernſtliche Anſtalten! Hurrah! Dann haſt Du — wie geſagt — den Erfolg von ſelbſt! Ein Wagen — drei, vier Vertraute. Ich mit Baron Buchheim, Graf Niederwald — wir Drei die Avantgarde! Du mit einem famoſen Kerl — er heißt Mahlo — machſt die Arrièregarde! Das Haus liegt im Park, das Mädchen lockt man ohne viel Umſtände in der Dämmerung in's Freie — ergreift ſie — und nun in Teufels Namen fort damit! Du begrüßeſt ſie ſogleich als Tröſter! Liegſt vor ihren Füßen! Weinſt! Schmeichelſt! Aber nun heidi! Nach Hochlinden! Die Eltern müſſen ja zuletzt Ja! ſagen und ſie natürlich ſelbſt!

Heilloſer Bube! erſcholl es plötzlich hinter dem Grafen her, dem die Beſinnung ganz vergangen war. Er hatte wohl die Thüre ſich leiſe öffnen hören und auch beim Umwenden die Generalin in einem dunkelbraunen verbrämten Sammtkleide hereinſchleichend erkannt, er war aber vollſtändig beſinnungslos über den Vorſchlag und die dafür verlangte Bezahlung. Die Lauſcherin war die Frau, die in der That in dieſem Augenblick die „ochſenäugige Here" vorſtellte. Was haſt Du hier vor, Elender? Was räthſt Du hier zum Untergang der Deinigen an? Ich falle aus den Wolken; denn ich habe Alles gehört!"

Giebt es denn noch Religion, Tugend, Zucht und Anſtand in der Welt!

Liebe Mama, ich bitte, mich nicht — wollte ſie der Sohn unterbrechen. Du ſtörſt mich im Auseinanderſetzen des Plans zu einer Novelle, die ich ſchreiben will. Von weiter war Nichts die Rede.

Ich bin keine Mutter von ſolcher Schwäche, wie die Deines Cumpans Rabe, den jetzt Gottes Blitzſtrahl getroffen hat —! fuhr die Generalin fort. Die Gräfin Erlaucht hat Geiſtliche zu Tiſch geladen, und ſolche Verruchtheiten werden hier geſprochen! Daß Sie das auch anhören! wandte ſich die Wuthentbrannte an den Grafen.

Graf Udo war um ſeine Tante beſorgt und rief erzürnt: Meine Ohren bekam ich mit meiner Geburt!

O, ſchweigen auch Sie, Herr Graf! fiel ihm die zornentflammte Frau in die Rede. Ihre Buhlſchaft iſt allerdings ſtadtbekannt! Ha! unterbrach ſie ſich, ich ſehe ſchon, was auf Ihren Lippen brennt! Sie wollen ſagen, Ada ſei des gleichen Vergehens anzuklagen? Aber Ada wird ſich herausreißen, ſie wird ſich finden. Sie hat noch nie etwas der Vernunft Widerſprechendes gethan. Aber Sie, Sie ſollten ſich ſchämen, Herr Graf, den Brand der Eitelkeit in eine Bürgerstochter zu ſchleudern, in ſo eine armſelige Perſon, die Sie mit falſchen

Hoffnungen nähren, überhaupt ganz aus unſrer Sphäre herauszutreten —

Ihres Sohnes Sphäre! rief der Graf mit einem förmlich wonnig gefühlten Lachen.

Mutter! Mutter! wollte Forbeck beruhigen, Du ſollteſt uns verlaſſen!

Graf Udo litt aber unter dem Thatbeſtand der ſchon empfangenen Ablehnung zu ſehr, und ob ihn auch die Scham und der Schmerz zu Boden drückte, er wallte auf und ſagte mit einem Blick auf die Thür: Was wagen Sie, Madame?

Dich verzehre das hölliſche Feuer! wandte ſich die Mutter wieder dem Ohr des Sohnes zu. Wie Rabe, Dein edler Genoſſe, ſeine Mutter unter die Erde brachte, ſo willſt Du es auch mit mir thun? Giebſt hier Rathſchläge zur Beſchimpfung Deiner Familie? Verkaufſt Deine eigne Schweſter! Aus meinen Augen! Ich habe Dir lange genug meine mütterliche Geduld und Liebe zu Gute kommen laſſen. Aber wollt Ihr mich raſend machen, mich aus meiner ehrenvollen Stellung, die Euer Vater auf dem Sterbebette mir für's Leben noch hat ſichern wollen — leider nicht ſchriftlich —! ſo rief die empörte Frau mit proſaiſcher Bedächtigkeit dazwiſchen — durch Euern Leichtſinn und Uebermuth hinaustreiben, ſo ſetzt Ihr mir das Meſſer

an die Kehle! Ich muß mich wehren wie gegen Räuber, Mörder —

Jetzt hörte man La Roſe an der Thüre klinken, als wenn dieſe aufgeſtanden hätte. Er war gut dreſſirt im Dienen.

Mama! wollte Forbeck wieder auf ſeine Novelle zurückkehren.

Hinaus! Verlaß dieſe Stätte! rief die durch das Thürklinken etwas erſchreckte Frau, deren Geſichtszüge ſich verzerrt, deren Haarflechten ſich verſchoben hatten. Ich bin die Mutter der Gräfin, der Herrin des Hauſes — — noch habe ich einige Rechte hier! Bald werde ich Dich leider überall verleugnen müſſen —!

Dann dachte ſie doch an die alte Gräfin und das Diner.

Den Verzweiflungsſchmerz, daß ihre beiden Kinder, Ada und Udo, die Neigung verriethen, ſich zu „encanailliren", wie ſie's nannte, zog Forbeck in's Lächerliche und empfahl ſich, um nur Ruhe zu ſtiften, mit den Worten: Ich gebe den ganzen Plunder meines Adels für die Bezahlung meiner letzten Schneiderrechnung! Wir beſprechen den Gegenſtand ein andermal! blinzelte er dem Grafen zu und ging.

Die Generalin war wirklich wie eine Theater-Niobe. Aber mit aushaltenderer Kraft als die Commerzienräthin

Rabe. Sie hatte Nerven und Muskeln; sie würde allerdings auch der erzürnten Juno geglichen haben, die ja vor dem Speere des Achilles nicht zitterte.

Zum Grafen gewandt, sagte sie in weniger tragischer Art: Kinder, macht mir doch keine solche Geschichten! Geht doch nicht so unter die Atheisten und Demokraten!

Der hochgewachsene, von der Abendsonne beleuchtete Schwiegersohn machte grade den stattlichsten Effect.

Graf Udo kehrte ihr den Rücken, redete Nichts und ging mit der ihm eignen Vornehmheit seiner Haltung in ein Nebenzimmer.

So mußte denn die Generalin Dasjenige leisten, worin Weltton und Weltsitte so groß sind. Der ungeheuerste Schmerz, ihren Sohn von zwei Seiten, vom zurückgekehrten Doctor Wolny und von den Actionären, auf Betrug angeklagt zu sehen, ihn für fähig halten zu müssen, seinem Schwager eine gewaltsame Entführung der Bildhauertochter als fait accompli zur Scheidung gleichsam zu verkaufen, mußte niedergekämpft werden und sich in den Schein der holdseligsten Freundlichkeit verwandeln. Sie wollte denn doch die Dinereinladung bei der alten Gräfin nicht versäumen. Es waren zwar nur Geistliche zugegen, es handelte sich vielleicht nur um Vereinssachen, aber es war doch eine

zerſtreuende Lebendigkeit drüben bei einer ehemaligen Prinzeſſin. Die Diener rannten, die Teller klapperten, die kräftigſten Fleiſchgerüche verbreiteten ſich. Es zerſtreute ſie ſogar ſelbſt, die alte Dame mit Erzählung mancher Tagesbegebenheit zu unterhalten.

## Siebentes Kapitel.

Ein flackerndes, sich anmuthig schlängelndes Feuer brannte in einem ofenartig eingerichteten Kamin und verbreitete behagliche Wärme in dem Raume, wo sich Ada gegen „Gott und die Welt" abzuschließen und zu behaupten gedachte, und in dieser wunderbaren magnetischen Abhängigkeit, in die sie, die geborne und — unerzogene Aristokratin, von einem „Demokraten", wie die Mutter sagte, gerathen war.

Sie hatte sich einen Fauteuil in die Nähe des großen Fensters gezogen und sah mit Erstaunen, daß schon Schneeflocken fielen. So lange hatte die alte Erlaucht in Hochlinden ausgehalten! Sie war gealtert, sehr einsilbig zurückgekehrt! Alle ihre Geschenke gehörten diesmal nur dem Küchen und Dienstpersonal. Sie hatte sich nur Ruhe erbeten und wollte auch ihren Thee in der Regel nur allein trinken. Nichts konnte indeß Ada lieber sein.

Das jeweilige Aufblitzen der dunkeln Augen Adas, das Aufſpringen aus dem Fauteuil verrieth die heftige Arbeit des Geiſtes unter der kleinen weißen Stirn. Das Zimmer war nach allen Ausgängen hin geſchloſſen. Sie konnte ſich fühlen wie ein Vogel in ſeinem Neſte, den Kopf unter die Flügel geſteckt. Wie ſchön hatte ſie ſich und noch mit Hülfe der Mutter grade dies kleine, in den ſtattlichen, bildſäulengeſchmückten, mit karyatidengetragenen Laternen erleuchteten Hofe gehende Gemach als ihr ſtändiges Wohnzimmer eingerichtet! Die Portièren und Teppiche waren alle im türkiſchen Geſchmack. Der dunkle Ton der olivengrün bezogenen Möbel bildete mit dem Geiſt von Bagdad und Damaskus, der hier zu herrſchen ſchien, ein harmoniſches Ganze. Und ſie ſelbſt, die jugendliche, ſchlanke Geſtalt der in ihrem Gedankenleben ganz wie verirrten jungen Frau, wie ſtand ſie im ſchwarzen Sammetkleide in ſo ſchönem Zuſammenhange mit einer Umgebung, die ſie, einem ſittlichen innern Impulſe folgend — aufzugeben entſchloſſen war.

Unruhig zog ſie ſich in eine Gruppe Blattpflanzen zurück, wohlbeſorgt, daß der bewegliche Fauteuil näher bei einem an ein zweites Fenſter gerückten eleganten Schreibtiſch von Ebenholz hielt, als dem Poſtament einer Nachbildung des ſchlafenden Mädchens von Canova aus der Villa Sommariva. Ach, wie hätte dies liebliche, im

Sitzen eingeschlummerte Kind mit den herabhängenden Haaren, ganz in Ruhestand versetzten Armmuskeln, dem gesenkten schönen Kopfe, dem ganzen Stillstand eines übermüdeten menschlichen Organismus auf sie wirken können. Da hatte sie das Bild der Ergebung in Alles. Aber davon war bei ihr keine Rede. Diese Einrichtung hier — vielleicht folgte ihr diese auch, wenn der Graf großmüthig war. Sie wußte, daß sie nach dem, was sie heute vorhatte, den Rubikon überschritt.

Sollte sie die silberne Klingel ergreifen, die sie mit der Welt außer mehreren Schellenzügen, die da im schönsten maurischen Dessin an der Wand hingen, in Verbindung erhielt? Sollte sie ihre Kammerzofe, die ständig mit ihren Garderobe-Interessen zu thun hatte, den Diener, der ihr allein gehörte, und den das ganze Haus vermittelnden La Rose etwa befragen, wie es draußen aussähe? Ob die Arche Noäh noch schwämme auf den Gewässern? Nirgendwo Land! Land! gerufen würde? Die Generalin noch da wäre? Ihr Bruder, der für sie gar nicht mehr existirte? Noch immer nicht der Herr Assessor Althing gekommen wäre?

O dieser Ottomar! Diese männliche Sprödigkeit! Diese trotzige Sittlichkeit! Ich muß ihn zu Allem, was mir doch nothwendig ist und auch sein geheimster Wunsch — denn er liebt mich — zwingen! Sie mochte mit dem

keit ausgedehnt haben. Unter diesen Umständen entschloß sich der Verfasser, dem es um die Grundsätze seines Buches mehr zu thun war, als um seine Person, auf den Titel desselben den Namen Bulwers zu setzen. Es erschien unter der Firma: Bulwers Zeitgenossen.

Die schützende Devise eines ausländischen Schriftstellers durfte freilich kein bloßes Aushängeschild sein. Die Verfolger würden ein Titelblatt leicht durchschaut haben. Ich mußte bedacht sein, dem Buche, das in zwölf Heften ausgegeben wurde, auch wirklich eine englische Färbung zu leihen, wobei ich mir Bulwers „England und die Engländer" zum Muster nahm. Von dem Vorwurfe, daß ich das Publikum hätte täuschen wollen, glaub' ich mich durch diese wahrheitgemäße Erzählung gerechtfertigt zu haben.

In der vorliegenden neuen Ausgabe und vollständigen Ueberarbeitung hab' ich das englische Gewand abzustreifen gesucht. Diese Aufgabe war nicht leicht. Ich habe versucht, für die beispielsweisen englischen Charaktere, die ich zur Belebung des Räsonnements erfand, deutsche hinzustellen, habe aber den Vorsprung, den ich für die Charakteristik bei einem so originellen und wunderlichen Volke hatte, wie die Engländer sind, in der Uebertragung auf deutsche Verhältnisse oft schmerzlich vermißt. Auch die bevorzugte Anknüpfung der Erörterungen an England ließ sich nicht ganz unterdrücken;

kleinen Fuß aufſtampfen und ſagen: Hatte ihm denn der Kuß, den ich ihm in der Einſiedelei auf die Lippen drückte, nicht mein ganzes Leben zur Verwahrung gegeben? Althing! Es war nicht Kälte, es war Empfindung, tiefſter Schmerz, Liebe, als Du mir, Geliebteſter, beim Abſchied zuflüſterteſt: Ich beſuche Sie niemals! So rechnet man nicht mit dem Himmel ab! So ſtiehlt man ſich nicht von der Tafel der Götter! Mein Einziger! Was ſoll mir Dein: Es darf nicht ſein! Finden Sie ſich, liebe Gräfin! Die Verhältniſſe werden Alles erleichtern! Haha! lachte ſie und ſchlang ihre Arme in die Luft, glaubend, ſie hielte Ottomar umfangen.

Welche Verhältniſſe denn? konnte ſie auch ruhiger für ſich in ihrem ſelbſtgeſchaffenen Kerker ausrufen. Geldverhältniſſe etwa? Pah, lieber Junge, ich kann darben! Glaub' mir's, ich kann in einer Dachſtube wohnen! Ich ſchwöre Dir's, der Kreisrichter von Inowraclaw ſoll mich niemals um Paſteten jammern hören! Erdbeeren, die Milch von einer treuen Kuh — ſo lebten auch die Sylvien und Miranden einer romantiſchen Zeit. Ihr haltet ja den Shakeſpeare ſo hoch. Sollte der ſeine Leute nicht richtig ernährt haben? Da lachte ſie dann. Sie ſah ſich um. Was hatten dieſe Möbel nicht ſchon Alles belauſcht! Da lagen die Bücher, die jener Geſellſchaft angerühmt zu werden pflegen: „Was ſich der Wald

erzählt", „Was ſich ein Sonnenſtrahl erzählt". Auch dieſe Umgebungen hätten erzählen können von den wilden Ausbrüchen der verzweifelnden Mutter und den trocknen Antworten der Tochter. Freilich waren die Ausbrüche jener nicht im Styl der hohen Tragödie. Biſt Du verrückt? Das hatte ſchon La Roſe vernommen und zum Gegenſtand von Sprachſtudien gemacht. Soll ich Dich unter Curatel ſtellen laſſen? Den Menſchen hier muß man die Criminalpolizei in's Haus ſchicken! O dieſe nichtswürdige Reitſtunde! lautete dann der regelmäßige Schmerzensſchrei der neuen Niobe. Das war die erſte Stufe der Emancipation und die Cavallerie von den Huſaren —! Sie meinte wahrſcheinlich Cavalcade — Alle faſt haſt Du ſchon damals malträtirt und ihnen geſagt: Sie vernachläſſigen mich, Herr Lieutenant, weil Sie gehört haben, ich ſei bereits verlobt! Und das ärgerte Dich! Als Du dann bei Steeple Chaſe beinahe den Hals brachſt, erkundigten ſich nur zwei Prinzen nach Deinem Befinden! Rede mir nicht dazwiſchen (ſo hätten die Möbel erzählen können), daß das geſchehen, weil Vater General nur in Dienſten geweſen beim Ausland, kein Geſchulter aus dem Cadettenhauſe!

Ada wußte, daß die Pſyche der ſchlummernden Künſtlerſchöpfung unter den Gummibäumen bezeugen konnte, daß ſie, die Tochter, dann immer ſchwieg, daß

ſie Nichts that, um die Mutter aus dem tragiſchen in den komiſchen Ton hinüber zu leiten. Die Generalin verfiel in dieſen Ton zuweilen ſelbſt, beſonders, wenn ſie über den Grafen bei Alledem ihre Gloſſen zu machen und beſonders darüber zu ſpotten anfing, daß er ſich an eine Bildhauertochter gehängt hätte. Ob man ſich denn einbildete, daß ſie ſelbſt zu ihrem General von Forbeck je gepaßt hätte! ſagte die ariſtokratiſche Dame. „Gezankt haben wir uns den ganzen Tag und uns dennoch ſozuſagen geliebt! Ich konnte die Stiefelwichſe nicht ertragen, die er dem Bedienten für ſein Schuhwerk zu nehmen befahl, und darüber haben wir uns eine Rheinreiſe verdorben! Er blieb bei ſeiner Wichſe und ich blieb bei meinem: Ich kann die Stiefel nicht riechen!“ Die Generalin verlangte durchaus, jeder Menſch ſollte ſich den „Gemeinplatz“ — die Gänſefüße waren von Ada — angewöhnen, man konnte ſich für Alles beherrſchen. Sie hatte mit ihrem Sohne ein Beiſpiel der ſchlechteſten Erziehung aufgeſtellt und nannte ſich in jeder Damenvereinsſitzung eine geprüfte Menſchenkennerin. Ihrem Seligen, erzählte ſie, hätte ſie regelmäßig denſelben Aerger bereitet, nur um ſeine Empfindlichkeit dagegen abzuſtumpfen. „Ich ſetzte regelmäßig eingetrockneten Moſtrich auf den Tiſch. Wenn er dann die Büchſe öffnen und ſich ſein Rindfleiſch genießbarer machen wollte, fand er

immer dieſelbe Beſcheerung, worauf er auch Anfangs immer in denſelben Lärm verfiel und Teller und Schüſſeln entzwei ſchlug. Nachher lernte er ſich beherrſchen! Ich will Dich zum Dulder erziehen, Wilderich! ſagte ich ruhig. Ich meine es chriſtlich mit Dir! Der Menſch muß ſeine Leidenſchaft bezähmen lernen! Was braucht man ſich z. B. einzubilden, Jemanden zu lieben! Es iſt eine reine Vorſtellung, eine Idee, eine Verliebtheit in ſich ſelbſt!" In Gegenwart des Grafen Ildo ging die reſolute Frau wohl gar bis zu dem Worte, es ſei ein Zeichen des Weichlichen, Schwächlichen und ſagte in ihrem ariſtokratiſchen Chauvinismus unter Anderm: Sie lieben doch Ihren König und Kaiſer, ohne daß Sie irgend eine engere perſönliche Beziehung zu ihm haben!

Dagegen ſtand für die junge Gräfin feſt, daß Liebe ein Pflichtgebot aus einer ganz andern Welt ſei. Sie hatte dabei keinen Haß auf den Grafen Ildo. Nur Abneigung für das rein Perſönliche, für den Mangel an Anziehung. Sie konnte ihn nicht ſtürmiſch umarmen, nicht zu ihm ſagen: Du, Du, mein Leben! Du mein Alles! Sie wünſchte dem ſchönen, alle Welt durch ſeine Erſcheinung, durch die Anmuth ſeines Auftretens bezaubernden Manne, der ihr jedoch zu paſſiv erſchien, die volle Beglückung durch Ottomars Schweſter. Sie dachte ſich den Seelen- und von ihnen allen Vieren „himmliſch, göttlich". Sie

ſchwärmte für dieſe „Quadrille“, wie ſie es nannte, ſie ſchwärmte, behauptete ſie, für Helenen und hätte gern die Wünſche des Grafen gefördert. Eiferſucht läge ihr ferne. Auch heute, wo ſie den entſcheidenden Schritt für's Leben zu thun gedachte, wo ſie Ottomars Schweigen nicht mehr ertragen zu können zeigen wollte, ihn ſelbſt auf Sein oder Nichtſein mit ihrer Erklärung vielleicht zur Verzweiflung brachte, merkte ihr Spürſinn, daß der Graf eine tiefdüſtre, faſt kranke Phyſiognomie zeigte, ſchon den ganzen Tag über; ſein Laufen im Park, ſein Verweilen im Zimmer, die Annahme des Bruders ſprachen dafür. Sie dachte: Der Arme hat Malheur mit Helenen! Könnte ihn doch etwas zerſtreuen!

Ihres Mannes Thermometer war La Roſe. Ließ dieſer die Flügel hängen, ſo ſtand etwas beim Grafen unter Null. Lachte der Franzoſe, ſo war Alles nach Wunſch und in der Ordnung.

Schon um vier Uhr hatte der Franzoſe geklopft und in franzöſiſcher Sprache berichtet: Die Theaterlogenbillets ſeien da! Der Graf hatte auf eine Opernloge für einige Tage in der Woche abonnirt. Heut grade war ſein Tag.

Der Mann im ſchwarzen Frack, der in Liſſabon Frau und Kinder wohlgeborgen wußte — „das große Erdbeben wird doch der gütige Herrgott nicht zu erneuern die Abſicht haben“ —! konnte er gelegentlich äußern —

ichtete, die Generalin dinire bei Gräfin Excellenz,
lle aber nicht zum Thee bleiben —

Elle est en colère? ſagte Ada.

Lange diplomatiſche Pauſe.

Mein Mann, ſcheint es, hat einen Kummer? Seit neulich draußen bei den Althings war? Was fehlt ihm? ſoll doch die Opernbillets benutzen! Mit Mama —! e ſehen die letzten Acte —! Beide zerſtreuen ſich!

Unſer kluger Geſandtſchaftskammerdiener überſah die vebende Frage. Er war auch als gemäßigter Franzoſe t lieber aggreſſiv, als vertheidigend. Muth fehlte ihm nt. Er würde einen kühnen Schachzug gefördert haben, Allen zu helfen. Im Grunde lag ihm nur daran: e bringſt Du Deinen Grafen aus dieſer unausſtehlichen adt an den himmliſchen Tajo zurück, in die Stadt herrlichen Paläſte, des anmuthigſten Auf und Ab er Gärten und ſchönen Frauen und in der Ferne ner und immer das blaue mit Windeshauch ſanft iſchende Meer?

Der in allen Franzoſen latente Dramatiker raunte zu: Sag' ihr: Der Graf hat einen traurigen Brief dem Park bekommen! Die junge Gräfin iſt dann der Stimmung, ihn zu tröſten! Er wird dann an em Halſe weinen! Sie werden ſich ausſöhnen! Act- uß! Hervorruf! Brillante Einnahme und Tantième!

Der Landsmann der erfindungsreichen Scribes und Augiers ſchwieg aber. Er verfolgte nur ſeinen eignen Plan: Portugal!

Sagen Sie dem Grafen, ich bäte ihn dringend, er möchte doch Mama die Freude machen und ſie mit in die Oper nehmen!

La Roſe verbeugte ſich und ging.

In der That, bald darauf fuhr der Wagen vor, in welchem die Generalin gekommen war (ſie bediente ſich, wenn auch auf vorherige Beſtellung, sans façon immerfort der Equipage ihrer Tochter), und rollte ab. Ada hörte, daß Ildo nach langem Beſinnen mitgefahren war. Im letzten Acte der „Afrikanerin“ ſah er noch ſein eigenes langſames Dahinſterben unter einem Blüthenbaum mit tödtlichen Giftausſtrömungen.

Nach einer Weile blickte Ada in den Spiegel, ordnete ihre Toilette, verſchloß, was ſie nicht offen ſtehen laſſen wollte, und ging über einen teppichbelegten kleinen Corridor in die Region des Grafen. Sie wollte erſt ſehen, ob Alles ſtill war. Nur bei Gräfin Tante hörte man das laute Sprechen der Geiſtlichen. Markus liebte, wie alle Theologen, die religiöſe Controverſe, ſo gefahrvoll dieſe auch iſt. Der Champagner ließ ſie in der Conſtatirung der „Strauß'ſchen Irrthümer“ Alle einig ſein.

Wieder fielen Schneeflocken, nur ein leichtes Vorspiel des Winters. Ein feuchter Nebel folgte. Ganz gelb sah die Luft aus. Schwer lag sie über Straße und Hof. Die Laternen waren kaum zu erkennen. Im Hofe war es nicht ganz so still, wie in dieser abgelegenen Diplomatenstraße selbst. Die Ställe lagen zwar weit ab; dem Park und dem Garten zu, aber sie waren in Bewegung gekommen. Ada dachte sich die Mutter in diesem Augenblick. Bei allem Herzeleid doch eine Loge in der Oper —! Eine Erhebung —! Adas gutes Herz sah mit Befriedigung „Mama", wie diese ihre falschen Scheitel noch vor'm Spiegel im Foyer der Oper ordnete und wie sie dann voll Würde in die Loge trat und sich in den rothplüschnen Sessel warf und umsah, wer da und dort zugegen — —

La Rose war nicht mit in's Theater gefahren. Die Logenschließer waren ihm alle jene ehemaligen Unteroffiziere, an denen es seinem geliebten Vaterlande so sehr mangelt und die 1870 so viel zur Unterwerfung desselben beigetragen haben.

Die junge Gräfin kehrte in ihr Zimmer zurück. Ihr Athem stockte. Das Herz klopfte. Sie öffnete ein Necessaire und entnahm demselben einige Visitenkarten. Diese steckte sie zu sich und sah sich noch einmal um. Sie betastete ihre Kleider und seufzte tief. Es war die Spannung, der zurückgehaltene Athem, der einmal wieder

seinen freien Lauf haben wollte. Noch ein Besinnen, dann zog sie ihre Kleider aus, nahm einen großen weiten Mantel, der sie ganz bedeckte, ging leise in die Zimmer ihres Mannes, öffnete dessen Garderobegemach, wo noch Alles von des Grafen vorhergegangener Toilette zum Theater ziemlich unordentlich durcheinander lag, riegelte von beiden Seiten die Thür zu und suchte in den verschiedenen großen gothisch geformten Schränken nach einem Paar lange nicht gebrauchten, schwerlich vermißten Pantalons, einem Ueberrock, einer Weste, die ihr paßten.

Mit glücklichem Griff wählte sie, was ihr in der That saß, wenn sie auch die Tragbänder, deren eine Collection anzutreffen war, fast bis zum Halse hinaufschnallen mußte.

Mit einem Riemen, den sie ebenfalls zu finden wußte, schnürte sie sich eine Taille, die nicht stutzerhafter herauskommen konnte. Die immer noch bedenklich bleibende Weite und Länge nach unten milderte sie durch Umbiegen und Aufstecken der Beinkleider mit Nadeln. Eine Weste, ein leichter Ueberzieher (sie rechnete auf ihren Pelzmantel) fanden sich nicht minder. Alles war in so reicher Auswahl vorhanden, daß der nach Hause kommende Gatte vom Fehlenden keine Ahnung haben konnte. Von einem allerdings nur kleinen und auf bestimmte Kopfgröße berechneten Hutlager wurde ein Exemplar annähernd über

das bereits vorgesehene Haarwuchsgestell gedrückt. Der Cylinder machte sich leidlich.

Nun fehlte nur noch Eines, die kecke trotzige Mannesstimme. Die Zuversicht und der Schein, da, wohin Ada gehen wollte, nicht aufzufallen —!

Sie mußte sich setzen, sich erst ausathmen.

Dann öffnete sie wieder die Thür. Alles war still. Man soupirte noch immer bei der alten Gräfin. Das oberkirchräthliche Christenthum war noch immer die Hauptsache in der Geschichte der Erde. Die Bedienung, die hin- und herlief, mit und ohne Schüsseln, berührte die Sphäre Adas nicht. Sie hatte einen weiten Pelz-Damenmantel über ihre ganze Erscheinung geschlungen.

Auch das gelang, daß sie nochmals in ihr Zimmer schlich, weil sie vergessen hatte, ihr Portemonnaie mit hinreichendem Gelde zu füllen. Nun aber ging sie, kecken Schritts, als Dame (sie hatte den Cylinder unter'm Mantel) aus dem Palais. Sie würde dem Portier, wenn dieser sie bemerkt hätte, gerufen haben: Ich habe eine Commission! Schon breitete sie im Palais selbst den Regenschirm aus. So sehr verbarg sie der Mantel.

Ihr glücklichen Armen, die Ihr nicht wißt, wie hoch Eure Freiheit zu schätzen! Jeden Eurer Einfälle, jede Unterbrechung der Regel Eures Vegetirens könnt Ihr ohne die mindeste Controle ausführen! Prinzen,

wodurch ich mich indessen weniger beunruhigt fühle; denn Englands gesellschaftliche und politische Zustände sind der Art, daß Deutschland immer gut thut, seine eignen Bestrebungen vorzugsweise mit der Form, die Aehnliches in England hat, zu vergleichen.

Natürlich hab' ich auch Sorge getragen, daß alle bedeutenden Erscheinungen, welche seit 1837 zur Charakteristik unseres Jahrhunderts aufgetaucht sind, nachgetragen und zweckmäßig in den Text verwebt wurden. Einiges Unhaltbare und durch die Umstände seither Widerlegte ließ ich fort. Anderes, was sich inzwischen klarer und übersichtlicher gestaltet hat, mußte auch in der Auffassung deutlicher hervortreten. Und so will ich wünschen, daß diese mit Liebe unternommene Arbeit auch in ihrer neuen Gestalt Leser finden möge, die sich von ihr erheiternd anregen lassen.

Im Januar 1846.

G.

Prinzeſſinnen ſind Sklaven gegen Euch! Je höher hinauf, deſto mehr Hemmung der freien Bewegung! Friedrich der Große entfloh, um endlich Freiheit der Bewegung als Menſch zu gewinnen!

An der nächſten Straßenecke ſchon ſtanden Fiaker. Röhrhofweg Nr. 15! Ein Gäßchen an einem freien Platze! Dieſe Adreſſe rief ſie mit kräftiger gemachter Baßſtimme, ſo daß der ſchlafende Kutſcher aufwachte und ſogleich Anſtalt machte, dem blitzſchnell in den „Klapperkaſten" (Saſchas und Zerline Luzius' Styl) ſpringenden Weſen die gewünſchte Fortbewegung allmälig zu verſchaffen. Während noch Decken und Futterſäcke den Kutſcher beſchäftigten, vollendete Ada ihre geiſtige Metamorphoſe in einen Mann. Warum ſoll ich nicht raſen? ſprach ſie dabei zu ſich ſelbſt. Ich bin eben verliebt! Und er iſt es auch, hat aber keine Courage! Die Freundſchaft für Udo, die Furcht vor dem Vater und der große Bulldogg, öffentliche Meinung und Sittlichkeit genannt, bedrücken ihn! Ich will ihn frei machen! Was will er denn thun, wenn ich handle wie eine Dienſtmagd, die ſich aus verſchmähter Liebe unter die Locomotive wirft! Die Menſchen begreifen das Alles nicht und lachen! Was ſoll ich denn thun, wenn er nicht endlich kommt? Er iſt doch mein Sein, mein Ich, mein Alles! Ohne ſeinen Athem, ſeine Worte gehe ich zu Grunde! Er

beſſert, er hebt mich! Ich bin anders durch ihn! Was ſoll mir da Rückſicht, Moral? Laß die Pfarrer jetzt Paſteten eſſen bei der alten Gräfin! Das iſt alles dummes Zeug in meiner Philoſophie, die Ruhe haben will und vernünftig werden. Am jenſeitigen Ufer da werde ich's ſchon! Laßt mich nicht am gefährlichen Teiche herumſuchen, im unheimlichen Schilfe, ſondern im glücklich frohen Leben drüben! Inowraclaw! Inowraclaw! Das ſummte ſie lachend vor ſich hin wie ein Holdrio.

Der Mann am jenſeitigen Ufer des blühenden Lebens war glücklicherweiſe daheim. Ihr Götter, oder wer ſonſt die Welt regiert, nie bekamt ihr von einem Sterblichen einen innigeren Dankesblick! Es brennt nur eine einfache Studirlampe in ſeinem Zimmer. Acten liegen um ihn her, theils auf den Stühlen, theils auf dem alten verbrauchten Canapé. Vom auswärts eingenommenen Abendimbiß war Ottomar ſofort wieder nach Hauſe und wieder an die Arbeit gegangen. Da gab es zu leſen, zu grübeln, bald dieſen, bald jenen Band ſeiner beſcheidenen Bibliothek, der Geſetzſammlungen, der Civil- und Criminalproceßordnungen nachzuſehen und immer den eignen Verſtand unter den Vorverſtand Andrer zu beugen. Oft mußte er den letztern bewundern, manchmal ſtaunen, was es für ſcharfſinnige Männer in der Welt giebt und gegeben hat; im Meiſten ließ ſich gar nicht

abweichen von dem ſchon Erforſchten. Erſt das geringere Wiſſen iſt es, das unſere gegenwärtigen Juriſten ſo neuerungsſüchtig gemacht hat! ſagte er ſich oft. Zwang ihn eine Rechtsanſchauung zum Nachgeben, ſo mußte er erſt vollkommen überzeugt ſein.

Stille herrſcht ringsum. Von ferne hört man nur Wagenrauſchen. Da hat ihm Helene manches Nützliche an Mappen ausgebreitet, andre Behälter mit ſchön geſtickten Thüren aufgeſtellt, er greift eben darnach. Holls Geſchenke aus Amerika waren originell. Stickereien der Indianer mit gefärbtem Stroh auf Holzrinde, das waren Deckel zu Portefeuilles, die er eben öffnet. Ach, auch Blumen, von Ada gepflückt, liegen darin verborgen. Wie ſie ihn doch aufhalten! Wie ſie Thränen in's Auge locken! Er muß die Hände übereinander legen. Was wird ſie nur von Dir denken? Kommſt gar nicht! Der Graf kommt nicht! Schreibt freundliche Billets und ſchickt Cigarren und Bücher, Geſchenke, die man annehmen kann, die ſich nicht abweiſen laſſen. Er bleibt immer gut. Daß ihn Helene abgewieſen hatte, wußte der Bruder noch nicht einmal. Vom väterlichen Hauſe hatte er nur das letzte Lebenszeichen durch ſein heutiges Nachteſſen bekommen. Der Oberlehrer Dr. Wedde hatte ihm in der Reſtauration reſpectvoll des Vaters Aeußerungen über Unſterblichkeit berichtet. Das Jenſeits ſei verbürgt

durch den Individualismus in der Geſchichte und in unſerer Exiſtenz. Dem grübelte Ottomar nach. Denn ſein Wort: Außer Kreisrichter will ich noch ein Menſch werden! das er einſt zu Ada geſprochen, beruhte auf ernſter, ſittlicher Wahrheit.

Da klopft es. Ottomar blickt kaum auf. Adas Stimme lag tief und war etwas rauh. Sie trat ein, ſchlug raſch hinter ſich die Thür zu, und noch ehe Ottomar auf ſein Herein! aufgeſtanden war und vom Papier den braunlockigen Kopf abgewendet hat, beleuchtet der grelle Lampenſchimmer die lieblichen Züge der Gräfin Treuenfels.

Gott im Himmel! war Ottomars erſter Ausruf.

Die Stimme verſagte ihm.

Er konnte nicht weiter reden. Eine ganze Welt brach ihm zuſammen.

Gewiß iſt es ein ſchöner Ruhm um das, was Ihr die Tugend und die Sittlichkeit nennt. Aber Dich alten, grämlichen Schulpedanten im Pelzſchlafrock mag ich nicht über dies Thema ſprechen hören, oder Dich, der Du nur am Caſinotiſchklatſch Dich erlabſt und an der neueſten eben friſch angekommenen Zeitung! Auch Dich nicht, Du eitler Poet, „Stolz der Nation“ in der Reclame, der Du nur an Deinem Ruhm, an deſſen Mehrung herumboſſelſt und Phantaſie und überfliegende Stimmung nur für Deinen Geldſack haſt! Warum ſeid Ihr ſo

ſittlichkeitshochmüthig? Weil Ihr innerlich hohl, trocken, gewöhnlich, philiſterhaft durch und durch ſeid! Ottomar urtheilte an ſich nicht ſo. Sollte er aber jetzt den Höllenzwang Fauſtens nehmen und der als Mann gekleideten, geliebten, wie mit einem Blüthenregen voll Anmuth und Schalkhaftigkeit über ihn her ſich beugenden Frau ihn entgegenhalten mit einem: Du ſollſt mich hören, noch ſtärker beſchwören? Nein, ſelbſt für den ſo ſtreng erzogenen Ottomar, den ausgeſprochenen Realiſten, den Virtuoſen der Selbſtbeherrſchung, den entrüſteten Bekämpfer der ihm vom Staatsanwalt Stracks zugeſchickten, mit Beſchlag belegten Bücher der Rabe'ſchen Fabrik, ſtand „ſittliche Entrüſtung" jetzt nur in den Lehrbüchern der Moral, nicht unter'm Sternenzelt. Dort am nächtlichen Himmel herrſchten andere Grundſätze und auch hier jetzt beim Schimmer ſeiner kleinen Petroleumlampe. Staunen, Erkennen, Erſchrecken, Zuſammenbrechen aller Bedenken. Es war das Werk einer einzigen Secunde — Ada! Sie wagen das —! Um Gotteswillen —! Wir ſind ja verloren —! Alles Uebrige, was Markus würde gepredigt haben, kam annähernd über Ottomars Lippen, auch was Papa Althing geſagt haben würde; aber es fand keinen Anklang — Ottomar lachte ſelbſt vor Seligkeit, den holden Knaben zu umfangen. Ei was, ſagte er, als ihm wieder ein Anflug von Reue kam, Papa kann ſich manchmal zu

einer gewiſſen Größe aufſchwingen. Beſonders, wenn er an Italien und an ſeine eigne Jugend denkt! Die Situation war auch bei ihm manchmal ſtärker als die Ueberlegung!

Der reizende, lachende Jüngling wurde gefragt: Iſt dieſe gewagte Tollheit nur für ein einziges Mal beſtimmt, oder ſoll ſie öfters wiederholt werden?

Rechneſt Du ſchon wieder, Du ewiger Aufpoſtenſteher? Biſt wie eine Schildwacht, die immer nur rundum ſieht! Denk' doch jetzt rein an gar Nichts!

O ich weiß, ich weiß, ſagte Ottomar, während ihm Ada auf dem Schooße ſaß, wir rennen in die wahnſinnigſten Dinge, nur um zu zeigen, daß wir nicht feige ſind! Was wird nun aus unſerm Leben, aus dieſer Götterſtunde herauskommen?

Ada lachte zu Allem. Ottomar war ein Opfer ihrer entfeſſelten Wildheit. Er wollte reden von einem Zurückgelenktwerden des Geſchehenen in die übliche Ordnung, worauf Ada den Wächter auf dem Rathhausthurm, den Globus auf der Sternwarte anrief (man konnte Beide durch's Fenſter ſehen), ſie ſollten ſich doch des Vorfalls bemächtigen, ihn ausklügeln, herumkugeln, entſtellen, in die Morgenblätter bringen, in die Hofzeitung, in die Provinzialcorreſpondenz, wohin ſie wollten.

Unter Lachen ging alles Uebrige zu Grunde. Je mehr Widerſpruch, deſto mehr Wind, um den Blüthenbaum

zu ſchütteln. Reelle Hoffnungen über dies und das brachen noch zuſammen. Ach! Auch der treffliche, ſo wohlmeinende Staatsanwalt mit allen ſeinen Berufungen auf Sitten, Staats- und Polizeigeſetze, die da auf dem Tiſche lagen, der gute Protector Ottomars, lag wie von Mahlo und ſeiner ganzen Bande geknebelt, vorläufig machtlos auf dem Tiſch.

Die Geſchichte, die natürlich ruchbar wird, ruinirt zuvörderſt meine Carriere! ſeufzte Ottomar. Er ſprach, wenn er den Mund frei hatte.

Ada ſang: Inowraclaw! nach der Melodie: Nach Sevilla!

Ein Weib in Männerkleidern iſt augenblicklich des männlichen Schutzes bedürftig! könnte man wohl ſagen, fuhr er fort.

Nun haſt Du Dein Erſtens und Zweitens, und nun genug —! unterbrach Ada alles Sinnen und reuige Grübeln.

Zuletzt zog Ottomar ſich an, nahm ſeinen Ueberzieher und begleitete den Wagehals nach Hauſe, was in einem Fiaker geſchah, aus welchem Ada früher ausſtieg, ehe ſie am gräflichen Hôtel ankamen. Den weiten Mantel wieder um ſich geſchlagen ging ſie, vom Portier als noch ſpät ausgeweſene Herrin wohlerkannt, trotzig und keck in ihre Zimmer zurück.

Oben leuchtete ihr La Roſe. Der Graf war noch im Theater. Die Paſtoren waren entlaſſen. Gräfin Conſtanze war zur Ruhe. In einem matt erleuchteten Zimmer blinkte auf einer ſchneeweißen Tiſchdecke die Zurüſtung zu einem kleinen Souper. Eine Hängelampe erleuchtete kaum die kleine Ecke des dazu nöthigen Tiſches. Zwei Couverts, obgleich in der Regel nur eines benutzt wurde.

La Roſe hielt ſich auffallend lange beim Leuchten auf. Die Männertracht war zu verbergen, nur mußte man nicht zu genau hinſehen und forſchen. La Roſe forſchte heute. Ganz gegen ſeine Gewohnheit.

Kundig aller Verhältniſſe, aller Gegenſätze, tiefer Menſchenkenner, Erleichterer des Natürlichen, wie er ſich dem Grafen zuerſt empfohlen hatte, ſagte der kluge Diplomat, der die hier nothwendige Formel der Löſung der Intrigue nur im gerichtlich Anſtößigen finden konnte: Der gnädige Herr wird beim Nachhauſekommen einen Rock in ſeiner Garderobe vermiſſen!

Ada ſtutzte denn doch. Sie faßte ſich ſchnell, ſchwieg aber noch. So? ſagte ſie.

Auch ein Paar Pantalons fehlen! Darf ich ihm ſagen, wer ſie getragen hat? fuhr La Roſe auf franzöſiſch fort.

Himmel und Erde ſtanden nun auf dem Spiele. Sein oder Nichtſein. Sagte La Roſe die Wahrheit, ſo

zwang den Grafen ſeine Ehre vor der Welt, ſofort die Scheidung zu verlangen. Sie hatte es ja ſo gewollt und Ottomar hatte es ebenſo aufgefaßt. Trotz Alledem ſtand die ſchöne ſchlanke Frau eine Weile blaß wie eine Statue. Dann ſagte ſie entſchloſſen: Oui, mon cher! Affirmez tout!

La Roſe war ſo tief von dieſer Antwort erſchüttert, daß er das Taſchentuch ergriff und ſich die Augen wiſchte. Der Kopf fiel ihm wie machtlos auf die Bruſt. Endlich faßte er ſich, ſchickte ſich zum Gehen an und küßte beide Hände der Gräfin.

Sie verlieren einen guten Mann! ſagte er mit zitternder Stimme. Aber — raffte er ſich auf — wir kehren nach Portugal zurück! Die Luft dort bekommt ihm beſſer! Hier iſt Nichts gut für ihn und Alles, Alles aus —

Ada horchte auf. Sie bezog die letzte Aeußerung auf Helene Althing.

Natürlich ſuchte ſie ſich am folgenden Morgen ſchon eine eigne Wohnung, ehe noch ihre Mutter eine Ahnung hatte, ehe noch ein Wort mit der alten Gräfin, am wenigſten mit Udo gewechſelt war. Sie kam, als ſie die Wohnung genommen, mit Dienſtmännern, die einen Theil ihres Mobiliars tragen ſollten, zurück. Da wechſelte ſie einige Worte mit dem Grafen, der noch im Bett lag,

durch die Thür. Der Graf wollte aufſpringen, raſch Toilette machen. Sie wünſchte ihm aber Ruhe, plauderte noch Einiges kurz und ging.

Daß er an dem Tage, wo ihm der Abſagebrief Helenens geworden, Abends noch in die Oper hatte gehen können, konnte ihm Martha allenfalls vorhalten, wenn ſie ſich über die Grundzüge ſeines Charakters eingelaſſen hätte.

# Inhalt des ersten Theiles.


Seite

**Zuschrift an einen Staatsmann** . . . . . 1—14

Ermüdung von poetischen Anschauungen. Trachten nach Realität. Die Literatur verlor ihre Macht, als sie den Thatsachen zu schmeicheln anfing. Voltaire. Englische Literatur. Poetische Polemik. Kenntnisse des Terrains. Der Jargon. Studium der Zeit und Zeitgenossen. Absicht dieses Werkes.

**I. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts** 15—66

Unser Jahrhundert gehört den Massen, das achtzehnte gehört dem Individuum. Reste des vorigen Jahrhunderts. **Adolphy**. Ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts. **Ein neuer Emil**. Seine Geburt. Erste Pflege. **Schule**. **Die Großeltern**. Die Eltern. Spiel. Schulemvörungen. **Lehrmethode**. **Emils** Selbsterziehung. Emil als Stutzer. Frage des Bartes. **Der Dandy**. Die Frage der Heirath. **Die Prüderie der Männer**. Hagestolziat. **Baron Kottenhamm**. Ein Mädchen unsrer Tage. Psychologie der Liebe. **Die Ehe**. **Die geistige Untreue der Männer**. Unsere physischen Zustände. **Zwei Siechthümer**: Eines der Armen und eines der Reichen. Materieller Endämonismus. Erheben über seine Sphäre. Die Leidenschaft. Der Enthusiasmus der Ueberzeugung. Jacobis schönes Wort von der moralischen Immoralität.

**II. Das Jahrhundert** . . . . . 67—113

Gehört die französische Revolution dem achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert an? Sie war der Schlußstein des achtzehnten. Trotz Rousseaus Prophezeiung. Die Tendenz unsres Jahrhunderts. Eine mögliche Revolution wäre eine moralische. Unser Dualismus. Der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis. Streben nach gesellschaftlicher Idealität. Massengeist, sichtbar in allen Bestrebungen, auch die Denk-

## Achtes Kapitel.

Freund, Freund, ich bin überglücklich, ich hatte ſelige Stunden, aber mein Streben wird dahin ſein! Oder wie ſoll ich nun Alles ausgleichen zum gewöhnlichen Gange der Dinge! Zur leidenſchaftloſen Beurtheilung meiner Perſon in der gewöhnlichen Welt! Und dann meine Familie! Meine Freunde! Viele ſind darunter, die mir vielleicht ganz aufkündigen! Philiſterismus und Frauenurtheil beherrſchen ja die Welt!

So ſprach ſich Ottomar in den Armen Wolnys aus, dem er den Verlauf von dem märchenhaften Abende vorher wahrheitsgetreu erzählt hatte. Ich hatte keine Beſinnung mehr! fuhr er fort. Ich ſah nicht das blühende ſchöne junge Weib in meinem ſtillen Zimmer, ich fühlte es nur! Sie lag an meinem Herzen wie ein jüngerer Bruder — ich blickte kaum hin! Schalkheit, Liſt, Uebermuth, Liebesgluth, Alles verband ſich, daß man ein Laternenpfahl hätte ſein müſſen, wenn man, ich ſage gradezu, nicht Mitleid mit dieſer weiblichen

Hülfloſigkeit gehabt und ſie mit männlichem Kraftgefühl gehalten hätte!

Der vom Leben ſo hart geprüfte weißhaarige, aber rothwangige, ganz den Charakter eines kräftigen Vierzigers wiedergebende Wolny, nun zurückgekehrt aus der Fremde, ganz ein Mann der Rückſichtsnahme, ſo daß er ſogar ſeiner Gabriele das richtige volle Trauerjahr wie nach dem Kalender eingehalten hatte, ermuthigte den jüngern Freund. Ich bin nicht der Mann des Zirkelmaßes, ſagte er, wofür mich die Socialiſten ausſchreien! Bewahre Dir das Feuer deines Herzens, die heilige Flamme, die nur zu bald erliſcht! Ich war vielleicht ein Thor, daß ich jahrelang gegen das Aufkommen meiner Gefühle gekämpft habe. Ein Gewiſſensmenſch iſt vielleicht nur ein Eitelkeitsmenſch! Unter Umſtänden kann er ſogar lächerlich erſcheinen! Doch, lenkte er nach einem ſchmerzlichen Seufzer ein, nach Allem, was ich hörte, hatte ja der Graf ſein Auge auf Helenen geworfen. Das wäre ja eine große Entlaſtung im Urtheil der Welt!

Wolny ſah ſich nach dieſen Worten um. Er ſprach vielleicht zu laut. Er hatte in einem der erſten Hôtels drei Zimmer genommen, die ihm für die Unterhaltung die völlige Sicherheit des mittleren, eines Eckzimmers, zu gewähren ſchienen. Das Hôtel war neu. Alles befand ſich im eleganteſten Zuſtande. Portièren, Tapeten,

weiße Oefen mit zierlichen Medaillons, ſchwellende Sophas und Rollſtühle ringsum.

Wie gern wäre ich der geſunden Vernunft gefolgt! wehklagte Ottomar.

Nenne doch das Princip meines eingehaltenen Trauerjahres nicht correct! fiel der ältere Freund ein. Ich bin ein Pedant! Ja, ja! Ein Philologe! Nur Ehlerdt und ſeine Geſellſchaft ſollen das nicht ſagen dürfen. Die ſollen erſt über den Strich der Pflicht ſchreiten, dieſe erfüllen und dann mögen ſie den ungebundenen Genius leben laſſen! Möglich, ich hätte Talent für unſern Ordensheiligen Serapion! Um ein Princip hätte ich dieſe und jene Kaſteiung durchführen können! Um die erſte glückliche Periode, die ich mit meiner dahingeſchiedenen Gattin hatte, mochte ich dieſe nicht entweihen, nicht verſchütten. Iſt das nicht toll, ihr klugen Leute? Ich wollte einen Zeitabſchnitt nicht ſogleich einem neuen Glück opfern, nicht darnach lüſtern geweſen erſcheinen und nicht darum, daß ich mir ſagte: Wer das Glück zu haſtig genießt, ſtumpft ſich gegen ſeinen Reiz ab, nein, wir müſſen uns ſelbſt allerlei Religion, allerlei Cultus ſchaffen, ſonſt ſinkt der Menſch zum Vieh herab! Die Pfaffen leiſten wahrhaftig zu wenig. Ein guter Schriftſteller kann jetzt mehr wirken, als ein ganzes Conſiſtorium zuſammengenommen!

Du ſprichſt all mein Denken und Trauern aus! ſagte Ottomar, den Kopf aufſtützend.

Was trauern! entgegnete Wolny, hier iſt ja nur Freude! Eine Lebensaufgabe durchführen! Schwimmen gegen den Strom! Ich ſogar bin im Stande, es noch einmal mit der Rabe'ſchen Fabrik zu wagen! Zu verbergen iſt nun freilich Nichts. Dem Freunde Udo biſt Du die erſte Anzeige des Vertrauensbruches ſchuldig!

Ich werde trottoirkrank werden! ſagte Ottomar. Er kannte dieſe Bezeichnung und verlor ſich in die Rechtsſätze, die bei einer Scheidung in Frage kommen. Ich ſehe mit Entſetzen den ganzen gerichtlichen Hergang und den Ruin meiner Carriere, vorausgeſetzt, daß ich nicht ſofort heirathe!

Das wird ſich Alles machen und ſoll mit unſern andern Hochzeiten einen harmoniſchen Zuſammenklang geben! erwiderte Wolny lächelnd.

Mit unſern andern Hochzeiten? dachte Ottomar im Stillen, verlor ſich aber mit ſeinen Gedanken in's Grübeln.

An die Thüre wurde gepocht. Fürſt Raudens Secretär trat herein, hinkend und an einem Stabe. Der gerngeſehene Freund war im Begriff, ſein Verhältniß zum Fürſten zu löſen und zu Schindlers Fabrik in ein näheres Verhältniß zu treten.

Ottomar war zu ſehr in ſein ſüßes Leid verſunken, um aus ſich ſelbſt viel herauszugehen. Ada hatte ihm ſchon die Wohnung angezeigt, die ſie auf's Gerathewohl genommen. Wolny mit Holl allein laſſend machte er ſich auf den Weg zu ſeiner Angebeteten, zu dem böſen, lieben, herzigen Störenfried ſeines Lebens.

Die Wohnung, die Ada beim erſten Blick auf einen heraushängenden Zettel genommen, war nur klein, nur elegant im Gedankenreich der Vermietherin, in Wahrheit dürftig ausgeſtattet. Ada wußte aber ſchnell Geſchmack in die kleine Exiſtenz zu bringen. Alles, woran ſie ſich ſeit Jahren gewöhnt hatte und was ihr gehörte, wurde bei ihrer Rückkehr in das Palais zuſammen gepackt und entführt. Sie breitete es nun mit behender Hand aus. Hier ſchmückte ſie eine altmodiſche Etagère, dort einen Ofenſims. Am Abend ſtutzte ſie ſogar das jugendfriſche lockige Haar ihres eroberten Freundes mit einem ſilbernen Kamm ſo zurecht, wie ſie ihn von jetzt an ſehen wollte, denn ſie hatte ſchon ihre ganze Pompadour-Einrichtung aufgeſtellt.

Von Udo habe ich in aller Güte Abſchied genommen! berichtete ſie ſchon am Morgen, von der alten Gräfin vorläufig noch nicht. Udo, erzählte ſie, iſt untröſtlich, daß ihn Deine Schweſter nicht liebt! Er ſagte mir's durch die Thür hindurch! Ich habe es immer

prophezeit und muß es bedauern. Sie würde mit ihm glücklich gewesen sein!

Ottomar zeigte einen schon vom Grafen empfangenen Brief.

Lieber Freund, hatte ihm dieser geschrieben, laß uns dem System der Natur treu bleiben! Ada hat schon so viele Prüfungen im Leben durchmachen müssen und es stehen ihr noch so viele durch ihren Bruder bevor, daß sie wohl verdient, in irgend etwas glücklich zu sein! Leider konnte ich ihr Nichts bieten, als bequemere Existenz. Aber schwungvolle Seelen, wie sie eine ist, legen keinen Werth darauf. Verurtheilen kann ich Dich nicht, da mich selbst die gleiche Schuld trifft. Vor der Welt trifft! Vor der Sonne des Tages! Laß uns ringen, das, was an unserm Verhältniß seltsam, neu ist, es uns als ganz in der Ordnung zu erhalten! Es gelingt gewiß. Wenn wir uns nur selbst achten! Ich trete wohl in die Diplomatie zurück. Gruß an Ada!

Bei Alledem blickte Ottomar düster.

Sei doch kein Grillenfänger! ermunterte Ada lächelnd. Wenn ich mich nach den Ansichten aller unserer — lebens — itzens und — witzens richten wollte, dann käme ich aus dem Elend des Herzens nicht heraus. Die Mutter und der Bruder scheinen noch gar Nichts zu

merken. Udo iſt anſtändig, ſchloß ſie, er wird uns auch Geld ſchicken —!

Das nimmermehr! rief Ottomar aufſpringend. Ada, Ada, ewig dieſe bettelhafte Geſinnung! Dieſer mangelnde Hochſinn im empfindlichſten Theile unſerer Exiſtenz!

Das verſtehe ich gar nicht! Wenn nun Udo — wollte ſie entgegnen.

Rede nicht weiter! Ich bitte Dich um Alles! Du verräthſt den Geiſt, in dem Du erzogen biſt —! Bettlergeiſt!

Brauchſt ein hartes Wort! unterbrach ihn Ada. Aber ich will es hinnehmen —!

Es wird nicht das einzige Wort ſein, das Du noch von mir zu hören bekommſt! Bereite Dich darauf vor!

Nun war die Probe da. Sonſt konnte Ada dergleichen nur mit den Krallen ihrer ſchöngepflegten weichen Hände erwidern. Es trat auch eine Pauſe ein. Aber im Gemüth der magnetiſch Bezauberten, die durch den Mann, den ſie liebte, nicht nur glücklich, ſondern auch gut werden wollte, zog der Gewitterſturm vorüber. Sie ſagte nur ihr holdſeliges altes Na ja! dann gab ſie ſich auf dem Sopha, von der Lampe beſchienen, eine reizende Stellung. Recht gute Lehren! trällerte ſie. Will mir's merken! Ja mein Herr! Ja mein Herr! parodirte ſie

ſingend aus dem Don Juan. Nach einigem Beſinnen ſagte ſie: Du weißt ja, von Dir nehme ich Alles an, ſogar Geld!

Ottomar umarmte ſie mit Entzücken. Er ſah, daß nicht die Spur von Groll über das von ihm gebrauchte harte Worte „bettelhaft" zurückgeblieben war. Voll gläubigen Vertrauens ließ ſie ihre großen blauen Augen wie einen Gegenſpiegel der Augen des braunlockigen Freundes leuchten und ſog förmlich ſein Leben in das ihrige ein.

Unſer höchſter Stolz, ſagte Ottomar, muß ſein, leben können durch uns ſelbſt! Erwerben und nicht mehr beſitzen, als was wir erworben haben! Finden kann man freilich etwas! Dann muß man abgeben! Nicht gleich theilen, wie die Socialiſten wollen; man muß geben, wo Hülfe nöthig iſt. Tauſend Dinge in der Welt rufen um Hülfe, Thatſachen des Geiſtes vor Allem —! O was wollt' ich den Millionären für Steuern auferlegen —

Und den Hageſtolzen? ſagte Ada und ſpielte dabei mit Ottomars Portemonnaie, das ſie ihm entwand, um aus dem ihrigen eine Rolle Goldſtücke hineinzuſchmuggeln.

Natürlich hinderte Ottomar den Streich. Aber ſie hatte Gelegenheit zu ſagen: Auf ein Jahr brauche ich Deine und Udos Hülfe nicht! Freilich müſſen Mutter und Bruder für ſich ſelbſt ſorgen —!

So plauderten ſie über die ernſte Sachlage Morgens bis zur Tiſchzeit, Abends bis tief in die Nacht. Aus dem Park herüber blieb von den Alten noch Alles ſtill. Während der Scheidungsproceß ſchon eingeleitet war! Nicht von dem kränkelnden Luzius, ſondern von einem andern friſchern Rechtsanwalt, den Ottomar ſelbſt vorgeſchlagen. Der Graf ſchrieb wiederum: „Die Würfel ſind gefallen, lieber Freund! Der Rubikon iſt überſchritten! Ich hatte eine Conſultation und las die gerichtliche Eingabe. Wie war ich beſchämt, da ich grade alle Anklagen, die ich ſtellte, ſelbſt verdiente! Ich mühe mich nur noch, meine Niederlage zu verdecken! Noch einen Kummer habe ich. Was wir ſo ſorgſam behüteten, das Geheimniß des Onkels Wilhelm — die Tante hat es doch erfahren. Denke Dir meinen Schmerz. Chriſtliche Liebe hielt es für nothwendig, die Sonne des Tages auf eine Verirrung ſcheinen zu laſſen, die ſo ganz in der Ordnung geweſen und nur durch unſre Vorurtheile verläſtert werden konnte. Pfarrer Merkus hat der beſchränkten Frau die Exiſtenz der Marloff, ihren Urſprung, ihre ſeltſamen, mir vollſtändig unverfänglichen, attiſchen Abende mit dem Onkel, Alles, Alles erzählt! Und wie hat das Heldenſtück gewirkt? Staune, Freund! Zur Vernunft ſprechend, zur Verſöhnung, zur Herzensgüte, denkſt Du? Nein! So groß iſt der Trotz auf dieſe zufällige

Geſtaltung unſerer Sitten, dieſe erträumte Weihe unſerer Vorurtheile, die von ſchwatzhaften Philoſophaſtern ſittliche Weltordnung genannt wird, daß ſie ſich nicht ſagt: Du warſt ja alt, häßlich, als der Mann noch wie ein Jüngling fühlte! Nein, daß ſie den Mann, den ſie einſt vergötterte, jetzt haßt! Zur Wirkung ſogar der Eingenommenheit von ihrer fürſtlichen Würde iſt es gekommen! Alle Dienerſchaft bekommt neue glänzende Livréen! Die Kutſchen werden neu lackirt, manche wird verkauft und mit modernen vertauſcht. Bei Hofe hat die dort ganz Vergeſſene ſich anſagen laſſen. Fürſt Rauden, der unglückliche Compoſiteur, iſt ihr drittes Wort und den alten Generalfeldzeugmeiſter ſtellt ſie in Ausſicht des Hierherkommens. Freund, daß ich nicht mit Dir plaudern, das Alles gloſſiren, die Thorheit der Welt belächeln kann! Ada würde gern zuhören! Würde uns dazu köſtlichen Mokka bereiten! O was muß ich doch mein Unglück beklagen! Iſt es wahr, Freund, daß Helene, die Unvergleichliche, den Amerikaner liebt? Einen Mann, der, ich ſehe es, hinkt? Sähe mich nur Ada raſen vor Eiferſucht, ſie, die mir vorwirft, in meinem geſammten Naturell läge Diplomatie, würde ſchon an meine Thatkraft glauben. Ich könne Nichts ſchwer und Nichts leicht nehmen —! ſagte ſie in Neapel. Mir iſt ein Blüthenreich verregnet! Der luſtige Frühlingsfink

malsucht. Napoleons welthiſtoriſche Bedeutung. Allgemeine Weltlage im Beginn unſers Jahrhunderts. Man bewunderte Napoleon, als er Einzelne beleidigte, man haßte ihn, als er die Maſſen verachtete. Nationalität iſt nicht der ausſchließliche Gedanke des Jahrhunderts. Poetiſche Verſöhnung mit Napoleon auf St. Helena. Die Reſtauration, eine Zeit der Ohnmacht und der Gährung. Der Liberalismus. Der Herzog von Utopicſhire. Der Liberalismus iſt die geſteigerte Philanthropie des vorigen Jahrhunderts unter rein politiſchem Geſichtspunkt. Dr. Thomas, der an ſich ſelbſt Zweifelnde. Zweifelſucht des Zeitalters. Die Unanſtelligkeit der Zeitgenoſſen, eine Folge des mangelnden öffentlichen Lebens. Das Volk muß in den Regierungen nur ſich ſelbſt wiederfinden. Die politiſchen Irrthümer und Utopismen. Das Jahrhundert rettete ſich davor durch die Hülfe des Materialismus. Die Cholera. Die Runkelrübe tritt an die Stelle der Quadratur des Zirkels. Der Dampf. Verſchiedene Stimmungen in einer und derſelben Familie, Großvater, Vater, Sohn. Der Erwerb. Concurrenz. Die Kriſen. Schwindelgeiſt. Robber, der Wechſelreiter. Rückkehr zur politiſchen Betrachtung. Die Julirevolution, eine Warnung für die, welche den Kampf gegen Napoleon falſch verſtanden haben.

III. Die neue Welt . . . . . 114—140

Der Kommerzienrath Punktum. Sein Talent zum Nordamerikaner. Amerika. Wie verhalten ſich Europa und Amerika zum Weltplane der Geſchichte? Nordamerika hat ſeinen Beruf in Amerika zu ſuchen. Es hat ſeine Cultur dem übrigen Amerika mitzutheilen. Nordamerikas religiöſe Toleranz befördert das Ziel. Amerika für Europa eine Lehre, kein Beiſpiel. Gegenſätze zwiſchen beiden Welten. Das Verhältniß Amerikas zum Ehrgeiz. Parallele zwiſchen John Bull und Jonathan. Der Feudalismus in Europa und die Sklaven in Amerika.

IV. Die Mode und das Moderne . . . . . 141—158

Urſprung der Mode. Tendenz zur Schönheit. Rococo. Renaiſſance. Schwierigkeiten einer Definition des Modernen. Das Moderne gegen die Antike — das Moderne gegen das Mittelalter. Moderne Baukunſt. Moderne Dichtkunſt. Auch eine moderne Moral? Das Moderne in der Politik. Raffinement auf veraltete Zuſtände. Anacharſis, ein moderner Charakter. Sein Aeußeres, ſeine Exiſtenz, ſeine Grundſätze. Das Excluſive. Was heute die Meinung Aller iſt, war vor zehn Jahren die Philoſophie einiger Wenigen.

ſang in dem Baume! O die ſchönen Tage von Hochlinden! Sage doch Ada, daß ich ihre Anweiſung, ich ſollte Alles, was ihr die Gerichte zuſprechen dürften und ich freiwillig, ja mit Freuden gebe, der Mutter auszahlen, an ſich thöricht finde, aber befolgen werde. Die Beſuche unterbrechen — Condolationen tödten mich."

Freiwillig erbot ſich Wolny, dem Freunde in dieſer ernſten Frage mit allen Mitteln zu Dienſten zu ſtehen.

Der Zufall wollte es, daß ſich die ſchwierige Frage: Wie gewinnt man den alten, ſo ſtrengen Künſtler da draußen im Park für die ungewöhnliche Sachlage und die andre: Was beginnt Ottomar, um ſich der gehäſſigen Nachrede, der Herabſetzung ſeines Werthes durch eine raſche Aenderung ſeiner gegenwärtigen Stellung und Hoffnung auf Weiterbeförderung zu entziehen? bei einer einzigen Gelegenheit entſchied. Jene auf glückliche, dieſe allerdings auf betrübende Art.

Der frohgemuthe joviale, Alles, ſoviel er konnte, zum Guten wendende Schindler, ein Lebenskünſtler in ſeiner Art, der ſelbſt bei Meinungsverſchiedenheiten niemals den Menſchen opferte, wie jetzt ſo oft geſchieht, wollte bei einem Herrendiner, wie deren der gaſtfreie Junggeſell öfter gab, die Adoption ſeines Sohnes, des amerikaniſchen Schiffshauptmanns a. D., Guſtav Holl, feierlich ausſprechen, ja ſogar durch eine Urkunde feſtlich

bezeugen. Da ſich Schindler bei Wolny anheiſchig gemacht hatte, auch bei dieſer Gelegenheit den alten Althing, ſeinen Serapionsbruder, bekannt zu machen mit der dem Profeſſor und ſeiner Familie noch ganz neuen Begebenheit mit der Gräfin Treuenfels und das erſte Aufbrauſen ſozuſagen niederzuſchlagen, ſo durften ſelbſtverſtändlich nur die vollen Intimitäten des Kreiſes von Freunden zugezogen werden. Es waren beide Althings, Guſtav Holl, Luzius, der leider zu großer Betrübniß des Gaſtgebers kurz vor Beginn des Servirens wegen Unwohlſeins abſagen ließ, Wolny geladen.

Schindler hatte alle Berechtigung, ſich eine große Macht der Rede, der überzeugenden, beſſer geſagt, der überrumpelnden Beweisführung zuzutrauen. Er hoffte, es würde gehen, wie damals mit dem aufgeregten Schiffscapitän! Welche Ruhe hatte er damals bewieſen bei der Ausſicht, es mit einem Wüthenden zu thun zu haben! Welche ſichre Anſprache, die dem Anſtürmenden Vernunft, Verzeihung, Herzensgüte in Mitleidenſchaft brachte! Ja, hatte er damals geſagt, als er in einem eleganten Wagen mit dem ſprachlos gewordenen Capitän nach Hauſe gefahren war und im Nu (ſeine Befehle wußte er durchzuführen) in einem erleuchteten, behaglichen, erwärmten Cabinet ſich mit ihm allein befand, ja, jetzt laſſen Sie uns Alles noch einmal in Ruhe erörtern! Dabei züngelte die

Flamme im Ofen, brannten die milchweißen Gasglaskugeln im Zimmer, über einer Spiritusflamme ſtand eine Theemaſchine. Es galt die Bereitung eines an Amerika erinnernden Sherry-Punſches. Beſter, fuhr er in dem ſtillgelegenen unbelauſchten Zimmer fort, iſt denn das nicht gradezu ein Wunder, daß Sie mich, den Sie, wie eine Stecknadel ſuchten, bei dem Manne antrafen, der Ihnen im Suchen helfen ſollte? Iſt denn ein ſolches Wunder ſchon an ſich nicht werth, daß man alle: Hätte nicht — und Wäre doch — und dergleichen ſchöne, nach zwanzig Jahren verjährte Klagen über Bord wirft und ſich einfach an die Thatſache hält: Was für ein prächtiger Kerl iſt aus Ihnen geworden! Laſſen Sie doch den Alten da im Hoſpital grau werden, wenn er's nicht ſchon iſt, und grämeln — ich habe die Aufſicht über ſolche Spitäler, die uns einige brave reiche Bürger gegründet haben — und ich werde auch etwas dergleichen hinterlaſſen — aber die Leute da kommen nicht aus ihren gewohnten Ideengängen heraus. Das grämliche Alter wählt ſich immer denſelben Weg und redet nicht gern mehr als grade nöthig iſt. Laſſen Sie den Steckbrief in dem Amtsblatt, das in hundert Butterkellern verbraucht iſt, ruhig vermodern! Auf der königlichen Bibliothek wird noch ein Exemplar zu finden ſein. Sonſt herrſcht ja eine wahre Makulirungswuth bei allen

Behörden! Des Geſchreibſels wird in den Aemtern zu viel, und die Caſtellane haben ſo wenig Ehrfurcht vor geſchriebener oder gedruckter Literatur, daß die Einſtampfung, die man von unſern erhabenſten Gegenwärtigkeiten ſchon in ſo kurzer Friſt anſtellt, wahrhaft erſchreckend um ſich greift! Alle Hagel, unterbrach ſich der joviale Plauderer, der den Hörer lachen machte und dabei die Eier zerſchlug, die ihm ein alter Diener in einem ſilbernen Körbchen brachte (ſie ſollten zum Punſch kommen), ja Ihr Leben iſt wunderbar intereſſant! Und waren Sie denn auch in China?

Und nun ließ der ſchlaue Holl erzählen und horchte dabei ſo auf den Charakter, der ſich in den Worten des Mannes kund gab, daß er in der That eine auf der See bewahrte naive Friſche, eine unbefangene und jedes Vertrauens würdige Natur herauserkannte. Dann trat ihnen Beiden Amerikas furchtbarer Kampf entgegen, Lincolns tragiſcher Tod, der läuternde Einfluß eines ſo erſchütternden Ereigniſſes auf die Gemüther, die doch eher nur den Gewinnſuchtsfragen gewohnheitsgemäß zugewandt ſind. Schindler kannte die unbewußte Verwechslung, daß Jemand, den man viel reden läßt, dann, wenn er geht, glaubt auf die angenehmſte Art von dem Andern unterhalten zu ſein. So ſchließen wir eine echte, dauernde Freundſchaft! Mit dieſen Worten endete eine

Unterhaltung, die bis Mitternacht gewährt hatte, wo der Secretär des Fürsten in der Equipage des Fabrikanten wieder in seine Wohnung befördert wurde. Ich habe ja einst wirklich für Ihr Fortkommen gewirkt, sagte er noch, habe Ihre Wünsche, die Ihnen die liebsten waren, befriedigt; was hinter Ihnen blieb, ist verdorben und gestorben. Auch mein armer reuevoller Freund, den ich rettete! Er ist todt! Die Stellung bei dem wunderlichen Musikprinzen wird Sie nicht lange fesseln! Mein Wirkungskreis bietet Ihnen bessere Chancen. Und wenn wir uns verstehen, schloß er schon damals, so sind Sie mein Sohn und Erbe. Sie werden an meinem Grabe nicht lachen und schmunzeln, wie wohl einige entfernte Verwandte thun konnten, die sich mit der Hoffnung schmeicheln, einst Alles zu bekommen!

Und nicht nur Waffenstillstand, sondern vollständiger Friede wurde zwischen Beiden geschlossen. Das, was dabei nicht aufging, suchten sie mit der Zeit als reines Gedankenthema festzuhalten. Ottomar sprach oft vom „Kampf um's Recht", und Wolnys Leben bot die schlagendsten Beispiele sowohl für die Anwendung, wie für die Enthaltung vom ewigen Rechtsuchen.

Ob nun derselbe jähe Ueberfall mit dem alten Bildhauer heute gelingen würde, stand freilich dahin. Ottomar bezweifelte es und prophezeite eine schlimme Scene, die

den behaglichen Mittag ſehr ſtoren würde. Alle Andern hofften das Gegentheil, am meiſten Schindler, obſchon dieſer nach dem Billet des Juſtizraths erſt langſam ſeine gute Stimmung wiederfand.

Es war eine Brücke da, über welche der alte Althing mit einem wonnigen Gefühle der Sicherheit und Hoffnung geführt werden konnte. Die Glückwünſche und das Anklingen der Gläſer hatten nicht nur Wolnys bevorſtehender Hochzeit gegolten, nicht nur der Adoption, die nur das Bekannte beſtätigte; Schindler ſagte auch: Und wenn dann erſt der Uebergang eines abenteuerreichen, aber in der Wolle gefärbten — man lachte; weil ein Färber ſprach — nein, verbeſſerte ſich der Redner, eines Waterproof-Lebens — man muß auch andre Gewerbe leben laſſen! ſchaltete er ein — wenn erſt dieſer Uebergang, ſage ich, aus dem muſikaliſchen Zukunftszauberkreiſe in die des Indigo und Krapp, des Anilin und Alizarin vollzogen ſein wird, dann begiebt ſich noch vielleicht ein andres Etwas, von dem, wie den großen Geiſtern, nach Schiller oder Jean Paul, ihre Schatten vorausgehen und Manches erſt ahnen laſſen, wenn man ſo unter den Bäumen gewiſſer langer Alleen die holde Namensſchweſter der Veranlaſſerin des trojaniſchen Krieges mit meinem — Sohne conſpiriren ſieht, wie man es wohl anfängt, um mehreren alten Leuten die

Tage, die uns nicht gefallen wollen, zu verſüßen, zu verkürzen —

Was —? lag auf Althings gefurchtem Antlitz.

Wolnys heiteres Lachen ſollte Holls Verlegenheit decken. Auch Ottomar, vollends aber der Vater blickten verlegen, ſo daß Schindler raſch mit der bekannten Serapionsbrüder-Reminiscenz, der Sonne der Nacht, einfiel, Egypten das Land der Pyramiden, der leichtſinnigen Staatsſchulden und der Sphinxräthſel nannte und durch ſeine Uebergänge bald auf Krokodile, bald wieder auf geheimnißvolle Hieroglyphen einen ſolchen Jubel weckte, daß Holl aufſprang und rief:

Ich gebe die freudige offene Erklärung, daß ich glauben würde, die Krone meines Lebens gewonnen zu haben, wenn mir gelingen ſollte, Fräulein Helene Althings Hand zu erobern! Sie ſagte mir geſtern, was alle junge Damen in gewiſſen Fällen zu thun pflegen, ſie aber mit einem Zauber und einer Demuth wie keine: Sprechen Sie mit meinen Eltern!

Da war denn das Zeichen zum Victoriaſchießen gefallen. Schindler konnte ſofort rufen: Aber alle drei Hochzeiten an einem Tage!

Nun ſtutzte wieder der alte Bildhauer, den die endliche Ankunft ſeines geliebten Kindes an dem Ziele aller geheimen Mädchenſehnſucht zu Thränen rührte, und der eben

Holl die Hand gereicht hatte, bei dem „alle drei?“ Sie haben doch nicht gar von der Ihrigen gesprochen? setzte er hinzu.

Ja, haben Sie denn nicht ordentlich zugehört? polterte Schindler. Wetter, wozu habe ich denn die lange Rede gehalten? Wolny, Ottomar Althing und Capitän Holl —?

Ottomar? fragte der Alte staunend.

Nun natürlich! Mit der Gräfin Treuenfels! pointirte Schindler wie gleichsam ärgerlich, daß das überhört worden wäre. Alles ist abgemacht!

Tiefe ängstliche Stille herrschte nun um den weißen Tisch. Die Bedienung war schon lange nicht mehr zugegen. Man sah das Meer noch in voller Ruhe und plötzlich konnte der greise Neptun auftauchen und es in seinen Grundtiefen aufwühlen. Schon sah man den mächtigen Dreizack, der Alles in wogendes Gebrause verwandeln konnte, in des Vaters Hand. Vorläufig war's eine Gabel.

Aber leise sprach der Alte ein ironisches: Ottomar speculirt wohl auf Plümickes noch offne Stelle in meinem Atelier? Dann brummte er Unverständliches und war im Begriff aufzustehen und sich zu entfernen.

Aber Schindler hielt ihn fest.

Das Leben ist ein großer, runder Laib Brot, rief der joviale Vermittler, frisch aus dem Backofen gezogen, Alter! Man schneidet ihn an, gleichviel wo!

Aha? ſagte Althing, halb ſitzend, halb ſtehend. Ich dulde auf meinem Tiſche nur altbackne Waare!

Die Erwählte hat ihn erwählt, er nicht ſie! vermittelte auch Wolny. Aber er hat ſie feſtgehalten, feſthalten müſſen mit feurigen Liebesarmen! Noch müſſen ſie über Dornen und Hinderniſſe, Gericht und Sühneverſuch —

Der Alte ließ vor Schmerz die Gabel fallen und ſchlug die Hände über'm Kopf zuſammen.

Alles noch alter Schutt, erklärte Schindler, wie er eben bei abgeriſſenen Häuſern, wo ſich neue Paläſte erheben ſollen, vorkommt.

Im Vater erwachte ein Bild der Erinnerung an — die ſchöne Reiterin — an den holdſeligen Gruß — das abgeriſſene Palais — das Ritzen am Kirſchlorbeer — er legte den Kopf auf den Tiſch. Sein ganzes Leben ging in dieſem Augenblick an ihm vorüber, ſein eignes Ringen und Streben. Dann erleichterte freilich die Erinnerung an die Werbung des Grafen Alles. Erſtreckte ſich auch die ſittliche Anſchauung des Alten in ganzer Ausdehnung bis an die Grenze des vielleicht nur poetiſch Erlaubten — und nur problematiſchen „Warum denn nicht auch im Leben Durchgeführten?“ — ſo ſchien doch das nun einmal Thatſächliche zu ſiegen. Ottomar ſprang auf und umarmte den Vater, der zuletzt nur noch ton- und machtlos ſprach: Du ruinirſt Dir Ruf und Carrière!

Aber Schindler polterte, was denn Ottomar hätte thun ſollen, als ſich die Gräfin in Mannskleidern zu ihm ſetzte und ſtatt die Rechte „vom Rechten“ mit ihm ſtudiren wollte?

Gott im Himmel! ſchlug der Vater die Hände zuſammen. Aber ſeine weißen Locken lagen dann doch auf den Schultern des Sohnes.

Alle ſtanden jetzt mit ihren Gläſern auf und beglückwünſchten einander. Fünf erprobte deutſche Männer, Kernnaturen, Jeder feſt und bewährt in ſeiner Art! Schindler trotz eines aus wohlmeinender Abſicht geſpielten Jugendſtreiches wie aus Eichenholz geſchnitten, charakterfeſt! Wolny, der Vielgeprüfte, der Mann der ſittlichen Selbſtbeherrſchung, der Geſetzgebung, der wir aus freiem Triebe gehorchen; ſein in Amerika gefundener Freund Holl, der ein Spielball des Geſchicks, jetzt ein Günſtling Fortunens geworden durch die „Glückliche Mary“; — der alte Bildhauer, ſein aufſtrebender Sohn — fünf Männer der Wahrheit, der Treue, der Gerechtigkeit, der Liebe —! Wie klagte Ottomar, daß unter ihnen Graf Udo fehlte!

Wolny ſagte: Unſer Leben iſt meiſt die Verarbeitung irgend einer Thorheit in's Vernünftige! Aus dem täglichen Vergnügungskalender wird unſer Daſein nicht zuſammengeſetzt!

V. Die Exiſtenz . . . . . 159—213

Der Edle von Caliban ganz Körper. Herr von Wehmuth ganz Seele. Hofrath Stoff ganz Geiſt. Die Frage der phyſiſchen Exiſtenz, die wichtigſte des Zeitalters. Die Uebervölkerung. Malthus. Frühere Vorſchläge über Beförderung oder Hemmniß der Generation. Römiſche Geſetzgebung. Die Natur, eine Ausgleicherin, aber eine grauſame. Der Ertrag des Bodens. Der feudale Fluch, der auf ihm ruht. Die Auswanderung. Die Ehe. Hinderniſſe derſelben ebenſo ſchädlich, wie der Zwang zu ihr. Mannichfaltigkeit der Erwerbszweige. Die Arbeiter in den Queckſilbergruben und die Induſtrieritter. Die Commiſſionäre. Stiftung eines Journals. Stiftung einer Aktiengeſellſchaft für die Induſtrie. Der Aſſociationsgeiſt. Common-Houſes. Arbeiterverbindungen. Urtheile eines Franzoſen über die Mängel unſerer Induſtrieverfaſſung. Die Lehre St. Simons. Was für ſie ſpricht. Was dagegen. Nachtheile einer Philoſophie des Induſtrialismus. Die Natur. Die Aufgabe der Staatskunſt. Vorſchlag einer national-ökonomiſchen Commiſſion. Die Communiſten. Ihre glänzende Polemik gegen die gegenwärtige Geſellſchaftsverfaſſung. Ihr Syſtem. Der Phantaſieſtaat. Rouſſeau. Der Communismus hat eine theoretiſche Bedeutung

VI. Der Stein der Weiſen . . . . . 214—247

Der Drang nach dem Geheimnißvollen. Im Alterthum. Die Alchymie des Mittelalters. Entdeckungen und Erfindungen. Columbus II. Geographiſche Reiſen. Das Innere Afrikas. Caillé. Die Brüder Lander. Die Wüſte. Das ſüdliche Afrika. Die ägyptiſchen Pyramiden. Lepſius. Entdeckungen in Aſien. Religionsintereſſe. Entdeckungen in Amerika. Die nordweſtliche Durchfahrt. Die Entdeckungen in Europa ſind moraliſcher Natur. Die Myſterien-Literatur. Der Makler Kugler. Die Erfindungen. Das achtzehnte Jahrhundert daran reicher als das unſrige. Die Erfindungsmanie. Herr von D. Elektromagnetismus. Chemismus. Mikroſcop. Maſchinenweſen. Schnellpreſſe. Die Eiſenbahnen. Einwendungen gegen ſie. Nicht Alles kann Maſchine werden. Garantieen der Poeſie.

VII. Das Leben im Staate . . . . . 248—317

Geſelligkeitstrieb. Unmöglichkeit ſich vom Staat zu entbinden. Bedeutung der Politik in unſrer Zeit. Innere Staatsbeziehungen. Alterthum. Begriff des Bürgers. Der Wähler. Ein Wähler in der Hauptſtadt. England. Frankreich. Ein

Allmälig traten Helene und Holl in den Vordergrund des Gespräch's.

Sieh', sieh', die Heuchlerin! sagte der alte Althing. Hat sie uns wohl verrathen, daß sie schon soweit mit Ihnen gewesen!

Der Vater zog die schönen Köpfe der jungen Männer mit den plastischen Zügen, den seelenvollen Augen, den schönen klaren, nur an der Nasenwurzel schon zu bleibenden Furchen sich neigenden Stirnhäuten seiner beiden Söhne zu sich herüber, streichelte jeden und sprach: Es ist doch unser eignes Selbst, was uns so mit Sohnes- und Schwiegersohnes Augen ansieht! Wir umarmen, wir küssen uns selbst! Aber — er drückte seine Küsse auf die Stirnen — Gott, den ich noch bei mir nicht abgesetzt habe, erhalte Euch!

Nun würde dieser Tag bis tief in den Abend hinein auf's Heiterste in dem kleinen Kreise verlaufen sein, wenn nicht gegen neun Uhr eine Schreckenskunde angekommen wäre, die der alte Raschke, Luzius' vertrautester Diener, erst dem herausgerufenen Gastgeber unter Thränen mittheilte. Dann erfuhren das Traurige Alle. Der Justizrath hatte sich erhängt.

Aus Schmerz um ein liebloses Weib, um liebloſe Kinder! rief Schindler mit vollster Ueberzeugung. Aus Schmerz über ein verfehltes Leben, ein mühevolles,

pflichtentreues, ewig unbelohntes! Nur Andern gehörte es! O, immer nur arbeiten, immer nur Geld ſchaffen, niemals zärtlicher Dank, niemals ſanfte gütige, fürſorgliche Liebe, Alles ein ewiges Muß! Muß! Gieb! Gieb! O, das läßt die Waagſchale im Urtheil hoch, hoch für ihn ſteigen! Du Aermſter! Du Aermſter!

Man mußte den Weinenden tröſten. Bei Alledem hatte der treue Freund ſchon den Ueberrock angezogen. Alle Andern brachen auf.

Sein Wagen mußte angeſpannt werden. Ottomar ſollte ihn begleiten.

Jetzt bekommen Sie eine Anſtellung, die Sie vorläufig vom Staate frei macht, ſagte er zu dieſem, denn wer anders, als ich, kann ſich der Familie annehmen! Luzius hinterläßt kein Vermögen! Seine Geſchäfte müſſen abgewickelt werden! Das geht langſam! Ich bin Nachlaßverwalter! Das war gegenſeitig abgemacht! Ich übertrage Alles Ihnen und erwarte, daß Sie nicht unter jährlich 2000 Thaler für ſich liquidiren — Das dauert drei Jahre! Bis dahin iſt die Advokatur freigegeben!

Ottomar, auf's Tiefſte erſchüttert, begleitete Schindler im Wagen an den Schreckensort, in die Arbeitsſtube, wo Raſchke den Unglücklichen an einem der höchſten und feſteſten ſeiner Riegel aufgehängt gefunden hatte. Alle Wieder-

belebungsverſuche der auf einem Sopha ausgeſtreckten Leiche waren vergebens. Daß ſich der Unglückliche ſelbſt den Tod gegeben, erſah man aus einem auf dem Tiſch liegenden Zettel, worin er — ſogar, mit bitterm Humor, ein Protokoll über ſeinen eigenen Tod aufgenommen hatte und im Uebrigen Alles an Schindler verwies.

Holl hatte wärmſten, unbefangenſten Antheil gezeigt. Nicht im Entfernteſten trat eine Spur von Verdacht, daß der traurige Vorfall doch mit ſeinem eignen Leben zuſammenhängen mochte, an ihn heran.

Die Familie des Selbſtmörders, die grade in irgend einem Theater war — man wußte nicht in welchem — war noch nicht unterrichtet. Nur die alte Schwiegermutter des Juſtizraths war zugegen, ſchien zwar außer ſich, zankte aber doch, daß man ſie geweckt und ihr die ſchreckliche Begebenheit nicht lieber erſt am folgenden Morgen mitgetheilt hatte. Ja, ja! hatte Luzius oft geſagt, wozu iſt man in der Welt —!

Schindler, der mit Ottomar Alles zuſchloß, die Leiche entkleidete, einen Arzt, die Bezirkspolizei herbeirufen ließ, ſprach ebenfalls vor ſich hin: Iſt es denn möglich, daß wir ein Opfer der Trottoirkrankheit haben? Er hat ſeit Holls Wiedererſcheinen geglaubt, die ganze Welt deute mit Fingern auf ihn — —!

## Neuntes Kapitel.

Das war denn wohl ein trüber Montag, der nächste bei den Serapionsbrüdern! Tags zuvor hatten sich fast alle ständigen Gäste des grünen Tisches im Trauerhause eingefunden, um den, wie man sagte, in plötzliche Melancholie und Geistesstörung verfallenen Freund zur Ruhe zu geleiten.

Die Reden im Hause und am Grabe hielt sonderbarerweise der nun wirklich in die Stadt versetzte Markus, dem das Viertel von der Bäckerstraße zugefallen war. Die Rede war, wie diese Reden zumeist gehalten werden. Sie paßte wie die Faust auf's Auge. Das Wort der Milde, Schonung, Anerkennung fehlte an sich nicht, aber von dem eigentlichen Menschen kam keine Spur zur näheren Bezeichnung. Von diesem hätte auch nur Schindler ein Bild geben können.

Und doch gab Markus einen auffallenden Beweis von Freimuth. Er hielt es trotz seiner Orthodoxie für nützlich, hierorts Freimaurer zu sein und warb für diesen

Zweck um Stimmen. Da hielt er denn doch eine kluge Mitte und gab am Montag Veranlaſſung, von ſeiner doppelſinnigen Rede zu ſprechen. Man gab es Weigeln anzuhören, wie dieſer wohl merkte. Bei einem Phantaſiekranken, einem im Fieber Alleingelaſſenen, einem Unzurechnungsfähigen kann man nicht von Selbſtmord ſprechen, hatte das Presbyterium und der Pfarrer angenommen. Der allverehrte Sonderling hatte ſeine Kanzlei, die ihm anvertrauten Gelder (auch alle Quittungen Edwinens über die ihr ausbezahlten Depoſiten) in beſter Ordnung hinterlaſſen. Aber Markus verurtheilte gleichſam nur den Geiſt der Serapionsbrüderſchaft. Er deutete die Schwankungen in den Alternativen Chriſtus oder Belial an, bezog dieſe jedoch mehr auf den Zeitgeiſt im Allgemeinen, als auf den vorliegenden perſönlichen Fall.

Etwaige Herabſetzungen durch die Zeitungen, ſagte Weigel bei Alledem von ſeinem Schulfreunde, werden Markus grade recht kommen! Sie nützen bei denen, die ſolchen Muth, den ſtarken, ſelbſtgenügſamen Geiſtern des Tages zu trotzen, anerkennen und belohnen! Wir ſtudirten zuſammen und borgten uns zuweilen die Dinte zu unſeren Dintenſtechern. Weiter iſt die Freundſchaft zwiſchen uns nicht gegangen!

Ueber die Frau und die Töchter kam die merkwürdige Mittheilung, daß ſie ſich erſtens ſchon am Abend des

ſchreckhaften Erlebniſſes vorzugsweiſe mit ihrer Trauergarderobe beſchäftigt hätten und zweitens über den Todten empört ſeien, weil derſelbe Nichts hinterlaſſen habe, als ſeine Clienten. Mein Capital bin ich! hatte er den Seinen oft zur Warnung geſagt. Außer einer beſcheidenen Lebensverſicherung war nichts als Schindlers Beiſtand übrig geblieben. Die Gerichte ſetzten ihn als Nachlaßverwalter ein.

Das Erſte, was man als Wittwe nach einem Todesfalle des Mannes zu thun hat, ſagte mit auffallender Sachkenntniß Trieſel, der doch Junggeſell war, iſt die Veräußerung des geſammten Hausraths! Alle Möbel, die man bisher ſo lieb gewonnen, alle Sophas, das Piano ſogar — fort damit! Nicht, daß ſie Platz einnehmen, nein, der Platz ſchreibt uns die Regel der Ausfüllung vor! Habe ich eine große Wohnung auszufüllen, ſo werde ich auch die großen Maßſtäbe und Pläne nicht los! Um mich an die nothwendige Beſchränkung meiner Exiſtenz zu gewöhnen, dient der kleinere Hausrath! Die meiſten Wittwen ruiniren ſich durch das Herumſchleppen ihrer alten Erinnerungen! Zuletzt wollen ſie noch Material daraus bilden zum Vermiethen. Und dann geht es erſt gar bergab. Wir Junggeſellen haben manche Erfahrungen vom Leben!

Man konnte denn doch wieder ein wenig lächeln. Der Morgen war reich an praktiſchen, zuweilen moraliſirenden Bemerkungen. Die Geſchichte mit der Gräfin Treuenfels war nunmehr ſtadtbekannt und wurde in mancherlei Sinne, im unwohlwollendſten „innerhalb der Geſellſchaft", beurtheilt. Man wußte auch, daß Schindler die Familie Luzius gezwungen hatte, die ganze Abwicklung der von Luzius übernommenen Geſchäfte Ottomar zu übertragen. Dieterici, Vogler! hatten zwar die Mädchen gerufen, aber Schindler beſtand auf ſeinem Willen. Ottomar nahm Urlaub auf dem Gericht und war nun ſein eigener Herr. Ada hörte alle ſeine Nachrichten mit Erſtaunen. Sie lebte wie eine Schnecke im Gehäuſe. Die Annäherung an Helene, an Ottomars Eltern war noch nicht erfolgt. Die Mutter ſagte, ſie müßte ſich erſt etwas in den Gedanken einleben. Einſtweilen beſuchte und umhalſte ſie die glückliche Braut Martha Ehlerdt und beglückwünſchte ſie durch einen Brief von Helenen. Die ſelbſtverſtändlichen „ſchrecklichen" Scenen mit ihrer Mutter ertrug ſie. Die Verurtheilung „innerhalb der Geſellſchaft" verachtete ſie.

Ueber das Thema, das dahin lautete, Luzius ſchiene wenig Freuden im Leben genoſſen zu haben, entſpann ſich bei den Serapionsbrüdern eine Debatte. Die

Vertheilung von Leid und Freude in der Welt weckte die Luſt- und Unluſtphiloſophie des Tages zum Hervortreten. Ganz junge Männer offenbarten ſich als Anhänger des Peſſimismus.

Ihr Herren, rief der Frieſe Omma. Ich begreife Euch nicht! Ihr ſagt, es ſei kein Glück in der Welt! Ich entgegne, man muß nur ſeine glücklichen Momente im Leben auszudehnen wiſſen! Muß ſie feſthalten! Sie wirklich genießen! Mit Bewußtſein! Da ſtürzt man Kelche voll Roſenwein hinunter, wie ein Glas Waſſer! Am Glück, Ihr Herren, muß man nippen, Tropfen für Tropfen! Ja, wer jede Freude wie eine Alltäglichkeit hinnimmt, wie eine Blüthe, die raſch verwelkt und immer wiederkommt, ſie mit Gleichgültigkeit betrachtet, dann iſt das Leben ſchaal und nüchtern. Sehen Sie, fuhr der Baumeiſter in ſeiner friſchen breiten Sprechweiſe fort, wenn ich einen Brief von einem Freund bekomme, ſo gleiche ich nicht den jungen Backfiſchen, die jeden Brief haſtig aufreißen, den Inhalt hinunterſtürzen und dann wieder daſtehen in der Welt mit einem Was nun? Warum? Wieſo? Ich laſſe den Brief ruhig liegen, verſetze mich durch den Poſtſtempel in den Zuſammenhang mit dem Verfaſſer, denke den ſchönen Rapport durch, in dem ich mit ihm ſtehe, und dann erſt — manchmal erſt nach Tiſch bei einer Cigarre — leſe ich ihn —!

Alle Geschäftsleute widersprachen. Diese Art von Auskostung der Freuden des Lebens, hieß es, würde jedes Geschäft ruiniren.

Wolny, der anwesend war, empfahl dennoch diese Praxis, aber für voraussichtlich unangenehme Geschäftsbriefe. Leider mußte sich der so gerngesehene anregende, vielseitig gebildete Gast bei Zeiten entfernen. Alle wußten es, er steckte tief in den Gründersachen. Herzens-Angelegenheiten, sowohl seine eignen, wie die der Freunde, nahmen ihn nicht minder in Anspruch. Die Serapionsbrüder flüsterten hinter seinem Rücken zwar nur Gutes, aber doch allerlei aus verschiedenen Gründen Bedenkliches. Die Generalin von Forbeck sollte die äußersten Anstrengungen gemacht haben, erzählte man, den Grafen Treuenfels zur Zurücknahme der Scheidungsklage zu bewegen. Man wollte wissen, daß die Generalin, im kirchlichen Sonntagsstaat, Sonntag Vormittags die Althing'schen vier Treppen erstiegen und es zu einem förmlichen Zank mit der ihr so widerwärtigen Familie hatte kommen lassen. Sie hatte gehört, Ottomar müßte jeden Sonntag bei den Eltern sein. Doch fand sie nur die Frau Professorin und Martha. Helene war auf ihres Bruders Wunsch zu Ada gegangen, schwesterlich, innig ihr die Hand reichend, sie emporrichtend aus Trauer und angstbedrängter Hoffnung.

Ich wollte Sie, hatte die Generalin nach mancherlei Einleitungen gesagt, darauf aufmerksam machen, Frau Professorin, daß Sie Alles, was Anstand und Sitte ist, in Bewegung zu setzen haben, um diese scandalösen Vorgänge, die nun die weitesten Ausdehnungen genommen haben, zu hintertreiben!

Excellenz, während der Kirche so aufregende Gespräche! Besuchen Sie uns ein andermal! hatte die Professorin geantwortet. Frau Althing wußte gar nicht, wo sie den Muth hernahm, so mit den Worten umzuspringen.

Was Künstler anbelangt, so weiß ich — den Handlanger vom „Meister vom Stuhl" zu unterscheiden — hatte die ungebildete Frau gesagt.

Martha und Helenens Mutter hatten ihren Ohren nicht getraut.

Aber hier sollten denn doch gebildete Eltern ein Einsehen haben und Ideenverbindungen so corrupter Art franchement nicht aufkommen lassen!

Excellenz zielen auf zwei Verirrungen, von denen die eine abgethan ist — hatte zitternd die Mutter erwidert.

Aber die empörende, ruchlose andere! die ich — wollte die heftige Besucherin beginnen. Aber die Professorin hatte sich immer mehr ermannt.

Wähler in der Provinz. Die Beamten. Büreaukratie. Der militärische Beamtengeist von 1815—1830, Ursache des politischen Malaise. Das Repräsentativ-System. Seine Berechtigung, sein Misbrauch. La charte une verité. Der Deputirte. Der Deputirte in England, Frankreich, Deutschland. Die Fürsten. Montaigne. Machiavell. Aeußere Staatsbeziehungen. Der Nationalhaß. England und Spanien. England und Frankreich. Frankreich und Deutschland. Die Diplomatie. Die englischen Consulate. Talleyrand. „Das Alphabet der Politik". Ein französischer Gesandter in London. Ein englischer in Wien. Die russische Diplomatie. Drei Stadien derselben. Pozzo di Borgo. Oesterreichische Diplomatie. Oesterreich und die Revolution. Das Cölibat in der Diplomatie. Ein Legationssekretär. Der Staat und die Ideen.

VIII. Die Erziehung . . . . . 318—376

Die Gemeinplätze über Erziehung. Lehrercharaktere. Magister Schlehsack. Der Schneider als Dorflehrer. Der Seminarist. Dr. Titus Pomponius Sylbenstecher. Gymnasialpedanten. Erzieherinnen. Sylvia und Livia. Erziehung und Unterricht. Tugendlehre. Moralische Bildung. Die Tugenden der Alten. Oeffentliche Erziehung. Das Christenthum in seiner pädagogischen Wirkung. Ansicht eines Pietisten hierüber. Erwiederung des Verfassers. Stolz und Demuth. Erziehung für die Bücherwelt. Erziehung für das praktische Leben. Angeborne Halsstarrigkeit kann gemildert werden durch den Unterricht. Unterricht in Frankreich. Pädagogische Theorieen in Deutschland. Die Universitäten. Relativer Werth der auf sie gerichteten Angriffe und Vertheidigungen. Geringer Einfluß der Universitäten auf die entscheidenden Culturmomente. Schelling. Die akademische „göttliche Grobheit." Göttingen. Widerspruchsgeist und Absonderung der Universitäten. Reform derselben. Oeffentlichkeit der Erziehung in Deutschland. Turnkunst.

Ich muß Sie auf's Ernſtlichſte erſuchen, Frau Generalin, uns mit dieſen Auslaſſungen zu verſchonen! Was uns davon berührt, das werden wir zu verantworten wiſſen! Suchen Sie ſich die Schuldigen vor Gericht auf, wenn Sie etwaige Anſprüche haben!

Profeſſor Althing iſt aber doch ein ſo beſonnener Mann! hatte das einlenkende Wort der Generalin gelautet. Man hat mir gerathen, einmal mit ihm allein über dieſe Angelegenheit zu ſprechen — ſein Einfluß auf ſeinen Sohn ſoll doch enorm, faſt magnetiſch ſein —! Noblesse oblige! muß ja auch die Bildung ſagen.

Sehr wahr! riefen im Uniſono die beiden Frauen, erhoben aber den entſchiedenſten Proteſt gegen die Alarmirung des Vaters.

Mein Mann läßt ſeinem Sohne die volle Freiheit! Mein Sohn iſt Offizier! Er weiß, was er zu vertreten hat!

Damit war die Generalin hinauscomplimentirt, ſo daß nur noch Martha einige ſcharfe Gloſſen von ihr bekam über ihre Einmiſchung in eine Sache, die ſie Nichts anginge.

Man erzählte das ſo in gedämpftem Ton.

Als Wolny die große Freitreppe ſeines Hôtels betrat, redete ihn ein Mann an, den er Anfangs kaum wiedererkannte.

Herr Wolny! Kennen Sie mich nicht?

Es war Raimund Ehlerdt, sein künftiger Schwager.

Ich habe mich etwas verändert? Es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben!

In der That, wo war der jugendliche, wenn auch in der Figur etwas zu kurzstämmige Apoll geblieben! Er schien noch gehoben durch irgend eine Feuergluth, die an seinem Hirn gedankenbefördernd mitarbeitete. Aber die schönen Locken waren mühsam zusammengestrichen. Der abgenommene Cylinder zeigte eine sorgfältige Anordnung der absichtlich verlängert gezogenen Haare. Die Züge des Antlitzes, der Muskelbau, Alles war schlaff, spitz, mager. Die Gesichtsfarbe war fahlgelb.

Dennoch schien er in höchster Aufregung. Ich habe Sie erwartet! sprach er noch auf der Straße. Und eben erst jetzt fiel mir der Montag ein! Ich wäre im Stande gewesen, dort einzutreten. Um so besser, daß Sie da sind! Ich muß Sie allein sprechen! Ungestört! Und dringend!

Wolny gedachte seiner Revolverzeiten, des erbrochenen Schrankes und stutzte — vor seinem baldigen Schwager.

Blitzschnell schien Ehlerdt zu verstehen, was in Wolny vorging und sagte: Ich bin sehr zahm geworden! Alles ist ja gescheitert! Sie und die Actionäre bringen uns in's Verderben! Mich glücklicherweise nicht auch

noch in's Gefängniß! Ich habe aber durch Sie bald kein Brot, und das Arbeiterminiſterporteſeuille, auf das ich immer gehofft habe, es wird eben vom Kaiſer zur Zeit noch nicht vergeben.

Beide ſtiegen die Treppe des Hôtels hinauf. Das Eckzimmer, das Wolny genommen, war lautem Expectoriren günſtig.

Herr Wolny, begann ſogleich Raimund in ſeinem exaltirten Tone, daß Sie nun meine gute Martha heirathen wollen — das macht Ihnen alle Ehre! Ich ſtehe überhaupt auf einem andern Standpunkte in Ihrer Beurtheilung, als ſonſt. Aber Sie haben ſich mit den Actionären verbündet, die uns den Proceß machen! Das ruinirt uns Alle! Sie können uns helfen, ohne daß Sie ſich ſelbſt darum ſchaden!

Wolny antwortete einfach dem Aufundabſchreitenden: Setzen Sie ſich doch!

Ich bin zu aufgeregt, erwiderte Raimund. Ich komme im Namen des unglücklichen Verwaltungsraths. Bringen Sie dieſe Menſchen, Baron Forbeck, Ihren eigenen Stiefſohn, Herrn Rabe, bringen Sie den Baron Cohn, Ihren früheren Vermittler, nicht zur Verzweiflung! Sie Alle bedroht das Gefängniß. Beſtätigen Sie die Behauptung des Verwaltungsraths, Sie hätten 200,000 inſofern bekommen, als Ihnen 100,000 Thaler bis zur

Zahlung verzinst worden seien. Sie wollen ja die Fabrik, höre ich, fortführen! Diese Behauptung, von Ihnen bekräftigt, hebt ja den Werth der Sache, hebt Ihren Credit!

Wolny mußte lächeln. Ruhig sagte er: Die Actionäre klagen nur, der Staatsanwalt unterstützt die Klage! Ich bin ja geduldig wie ein Lamm und trete nur einfach als Zeuge auf. Die Diffamationsklage behalte ich mir vor und möglich, daß ich sie ganz fallen lasse! Ich bin nicht, wie Sie ja von jenem Abend her wissen, für den absoluten „Kampf um's Recht"! Aber gefragt und vor den Richter gerufen, das ist eine andere Sache! Da werden Sie doch nicht verlangen, daß ich einen Meineid schwöre?

Raimund schlug sich vor die Stirn und sah sich nach einem Sessel um, auf den er seinen etwas schwankenden Körper ohne wiederholte Aufforderung niederließ. Die Gesellschaft stellt einen Schein aus, fuhr er, etwas leiser sprechend, fort, den man zurück datirt! Cohn hat das Alles trefflich ersonnen und präparirt! Diesem Schein zufolge findet die Zahlung der zweiten Hunderttausend im fünften Jahr des Bestandes der Gesellschaft statt. Sie haben das mit ihm so abgemacht. Die Zinsen, die Sie bezogen haben, verstehen sich von selbst! Wir zahlen sie nach! Warum wollen Sie das Alles

nicht beſchwören? Wen betrügt man denn? Herr Gott im Himmel, wen anders als den Zeitgeiſt, dieſen dummen, abgeſchmackten, lächerlichen Popanz!

Sieh', ſieh', ſieh'! ſagte Wolny ironiſch. So beurtheilen Sie jetzt Ihren alten Buſenfreund? Aber zur Sache! ſprach er dann ernſter. Sie wollen, wie ich verſtehe, noch einen Betrug mehr auf den alten ſetzen! Das iſt ja herrlich erſonnen! Und wohlwollende Richter, wie deren in Amerika für Geld und gute Worte zu haben ſind, ſollen auch dem Publikum das erwünſchte Geſicht machen und es anfahren: Was beliebt? Was wünſchen Sie? Nein, Lieber, ſoweit ſind wir noch nicht. Wie geſagt: Ich liebe den auf's Aeußerſte getriebenen „Kampf um's Recht" gar nicht. Unrecht dulden iſt zuweilen etwas außerordentlich Edles. Aber jetzt — jetzt laſſe ich mich auf keine Durchſtechereien ein —! Ich wüßte auch gar nicht, warum? Etwa um Rabe, meinen Stiefſohn? Sie, lieber Ehlerdt, verfolgen ja wohl lieber die politiſche Carrière!

Ehlerdt überhörte dieſe Bemerkung und ſuchte Wolny durch Erinnerung an ſeine Verwandtſchaftsverhältniſſe zu Rabe zu rühren.

O ſähen Sie Rabe jetzt —! Die Natur hat ihm eine furchtbare Nemeſis gegeben! Er iſt geſtraft für ſeinen Muttermord, wenn er dieſen vollzog! Immer

ſagt er: Siehſt Du, Jenny, wenn ich aufſtehen will, ſehe ich die Alte! Sie drückt mich nieder. Er meint das Geſpenſt ſeiner Mutter, Ihrer trefflichen Gabriele!

Ja, ja, ſagte Wolny ernſt, da ſeht Ihr's, Ihr braucht nicht an Gott zu glauben! Das könnte verbraucht herauskommen. Aber glaubt nur an das Cauſalitätsgeſetz! Das regiert denn doch die Welt!

Raimund Ehlerdt ſchwieg. Er ſchien bewegt. Allmälig ſah er ſich um, räuſperte ſich und drückte dann offen wie ſein alter Freund und Leibtrabant Mahlo die Trockenheit ſeiner Kehle durch völlige Heiſerkeit aus, worauf ein touloſes: Darf ich mir ein kleines Frühſtück hier heraufbeſtellen? Mich friert! erfolgte.

Das Zimmer war geheizt. Aber mit Freuden! ſagte Wolny, an den Klingelzug tretend. Entſchuldigen Sie nur, daß ich das nicht ſogleich angeordnet hatte!

O wie wohl that Raimund dieſe Freundlichkeit! Ach, er war dem ſchönen, aber mit Schuld und Schulden überhäuften Mädchen verlobt — aber Töne aus der Tiefe des Gemüths hatte er lange nicht, weder von ihr, noch ihren Umgebungen, am wenigſten von den verzweifelnden Verwaltungsräthen gehört. Edwinas hatte ſich ein Va banque wie gegen die ganze Menſchheit bemächtigt. Wozu? Was nützt Alles? „Pflücke den Tag!“

Wolny klingelte wiederholt, und der Bruder seiner angebeteten Martha, der Einbrecher, den er von einer schimpflichen Bestrafung gerettet hatte, dem er so vielfach hülfreich die Hand gereicht, bestellte sich ohne lange Wahl beim Kellner, als wenn er selbst ihn bezahlen würde, hier auf seinem Zimmer Lachs und eine ganze Flasche Portwein.

A discretion! setzte Wolny für den erstaunten Kellner hinzu.

Lieber, immer von mir hochverehrter, wenn auch in meiner damaligen Verblendung vielfach verkannter Schwager! begann Raimund. Retten Sie uns! Sie können sich denken, daß ich im Auftrage des Verwaltungsraths komme! Die drei Männer sitzen im feurigen Ofen! Bei dem hochmüthigen Forbeck denken Sie doch an Ihren Freund Althing, der ja die ihrem Manne davongelaufene Treuenfels heirathen wird —

Mich interessirt nur, was Sie zu thun gedenken! unterbrach ihn Wolny. Sie werden doch schwerlich Ihre Stelle behalten, wenn auch die Actionäre für einige Zeit das Geschäft fortführen? Möglich, daß ich das Geschäft erwerbe, falls die Actionäre müde und matt sind!

Ich segle auf hoher See! seufzte Raimund. Mit der Internationale habe ich Nichts mehr zu thun. Die Katheder-socialisten haben uns das Feinere am Geschäft

abgenommen. Die grobe Arbeit, das Kneipen, Brüllen, Ränkeſchmieden widerſteht mir jetzt. So bin ich zwiſchen zwei Stühle gerathen. Politiſche Carrière? Sie wiſſen ja, daß ich lateiniſche Sprachſchnitzer mache . . . Nach einer langen Pauſe ſagte er: Wie geht's Martha? Er unterbrach alle ſeine Gedankenreihen. Darf ich? Er hatte Wolnys Cigarrenportefeuille ergriffen.

Die Ankunft des beſtellten Frühſtücks zwang zu einem harmloſeren Geſpräche und Wolny war gerührt von dem demüthigen Tone des einſt ſo Hochfahrenden. Er reichte ihm köſtliche Havanna-Cigarren. Dabei hatte ſich Raimund noch immer nicht geſetzt. Er ging auf und ab und ſprach nur wie träumeriſch: Recht wohl! Recht wohl!

Aber auf die Länge bemerkte Wolny, daß die Portweinflaſche dem Unglücklichen eine gewiſſe Breitſpurigkeit im Reden gab. Die Zunge wurde ſchwer, der Geiſt matter, wie es ſonſt dem jungen Manne, der nur Feuer und Elektricität ſprühte, nicht eigen war.

Sehen Sie, ſagte der eigenthümlich Verwandelte, ich habe an der ganzen Rabefabrik-Angelegenheit nur ein Perſonalintereſſe —

Ich weiß es — ich weiß es — drängte Wolny. Der Gegenſtand iſt aber abgemacht —

Mein glücklicher Inſtinkt, fuhr Raimund behaglich fort, brachte mich gleich im Anfang auf den Gedanken,

mir Nichts als eine ſchöne Wohnung und eine gut ſalarirte, jetzt leider manchmal im Gehalt defect gewordene Stelle als Betriebsdirector zu ſichern. Ich habe das Meinige gethan. Im Grunde, Verwaltungsrath und Actionäre, Beide ſind Meuchelmörder! Einer ſo ſchlecht als der Andre! Da ſprechen ſie die Lüge aus — Raimund ſtreckte ſich endlich im Fauteuil und ſtieß Cigarrenwolken von ſich — wir hätten ſchlechte, zurückgegebene, verſäumte Arbeiten, die zu ſpät eintrafen, im Rechenſchaftsbericht nicht eingeſtanden! Ich bin auch da von aller Schuld, wenn ſie exiſtirt, frei! Die Eiſenlieferanten hielten uns das Material vor! Wie konnten wir arbeiten! Erſt als unſre Actien an der Börſe wieder etwas ſtiegen — 's war mein Werk! unterbrach ſich der Sprecher mit mächtiger Stimme, legte die Cigarre eine Weile fort und wollte aufſtehen, was ihm aber nicht gelang: Mein Werk! Mein Werk! wiederholte er donnernd und fuhr dann fort: Da wurde der Credit verlängert! Ich habe wie ein Löwe gekämpft! Geht die Geſchichte zu Grunde — ſanft ruhe ſie! Cohns Vorſchlag, Antedatirung der andern 100,000 Thaler, empfehle ich Ihnen Rabes, Forbecks und Cohns wegen. Der arme Kerl, der Rabe, wie geſagt, er dauert mich! Er iſt ja ſchon eine halbe Leiche, ohne es einzugeſtehen, ganz ſo wie ſeine Mutter. Der Andre, der Forbeck, macht Sie, das will ich Ihnen

doch zur Warnung ſagen, eines Abends bei zufälliger Promenade mit einem Meſſerſtich zu einer vollſtändigen —! Er oder Jemand anders, der es ſtatt ſeiner thut! Das iſt jetzt hier ſo. Wir haben neue Anſchauungen! Wie in Italien! Hingerichtet wird Keiner mehr; das Sitzen im Zuchthauſe iſt eine anſtändige Verſorgung. Man kriegt ſein richtiges Eſſen, im Winter eine warme Stube und zu Königs Geburtstag Braten.

Raimund verſuchte aufzuſtehen; er hielt ſich am Tiſch; ſeine Augen funkelten.

Ja! Nun verſtehe ich Ihren Auftrag! rief Wolny. Er kommt wohl nur von Baron Forbeck! Gehört auch Mahlo noch zu Ihren Intimitäten? fragte er.

Raimund ſchüttelte den Kopf.

Ich werde mich des Abends, da die Beleuchtung der Stadt zu wünſchen läßt, von jetzt ab eines Fiakers bedienen, den ich vorher genauer unterſucht habe! ſagte Wolny. Aber, ſetzte er hinzu, Sie erkennen da, wohin Sie mit Ihren Anfängen gerathen ſind!

Das Frühſtück war vielleicht ſchon das dritte, das Raimund heute genoſſen. Wolny lehnte die Theilnahme am Verzehren des verlockenden Silberlachſes und des Weines ab. Daß die Bezahlung auf ſeine Rechnung ging, verſtand ſich von ſelbſt. Im Grunde hatte er ein gewiſſes Wohlbehagen an dieſer Situation, da ihm

# Säkularbilder.

Raimund, trotzdem, daß er die grobe ſocialiſtiſche Agitation verlaſſen haben wollte und ſich das Anſehen gab, als ließe er ſich zu politiſchen Umtrieben verwenden, doch noch auf dem alten Standpunkte geblieben war, der wenigſtens ihm gegenüber ſeine Inferiorität beſtätigte. Gelernt hatte er ſeitdem Nichts. Nur das, was er ſchon wußte, hatte er in keckere Anwendung gebracht.

Martha wird nun wohl jetzt in die Stadt ziehen —? lenkte Raimund in andre Bahnen. Oder denken Sie ſich draußen eine Villa zuzulegen? Iſt aber ſehr theuer! meinte er gleichſam wohlmeinend.

Zu Oſtern ziehen wir in die Stadt —! war die kurze Antwort.

Bis dahin ſind die Actionäre noch nicht mürbe.

Er wollte ſagen: Du ſpeculirſt wieder auf das alte Rabe-Haus!

Warum iſt Martha denn eigentlich nicht bei der alten Gräfin Treuenfels geblieben? fing der Bruder zu forſchen an. Erſt war das ein Geſchmeicheltwerden und eine Glückſeligkeit —! Jetzt iſt es rein aus damit. Freilich — lenkte er mit fauniſchem Lachen ein — habe ich dem Faß den Boden eingeſchlagen! Polizeilicher Unterſagung weiterer Beläſtigung folgte eine fürchterliche Prügelaffaire mit einem Verrückten in der Vorſtadt, der mich durchhauen wollte, wenn ich ſeine Tochter zu weitern

Schritten, frechen, wie er's nannte, verführte — In meiner baldigen Eigenſchaft als Gatte eines der ſchönſten Weiber der Welt, von Fräulein Edwina Marloff — Sie werden doch wohl davon gehört haben — einer natürlichen Tochter des verſtorbenen Grafen Wilhelm Treuenfels, wird's noch ganz anders kommen!

Wolny horchte nur immer. Er kannte die Verhältniſſe, ſprach aber nicht gern davon. Er wußte, daß ſich die auffallende Erkaltung der alten Gräfin gegen Martha und die ganze Bildhauerfamilie auf die nicht länger verborgen gehaltene Exiſtenz einer Edwina Marloff bezog. Es war wohl der maſſive Pflegevater geweſen, der mit dem zu erwartenden Schwiegerſohne in Conflict gekommen war.

Die Abfindung hat ja allerdings ſtattgefunden — gab Raimund prahleriſch zu. Aber — die Treuenfels ſind doch enorm reich. Sie ſollen noch tüchtig blechen!

Es iſt abſcheulich, fiel ihm Wolny dann doch endlich in die Rede, ſo die Sache ewig wieder aufzurühren und eine anſtändige Familie, die das Ihrige in einer incorrecten Sache gethan hat, ewig zu beunruhigen! Warum gehorcht Ihre Verlobte nicht ihrem bürgerlich anerkannten Vater, der ein rechtſchaffener Mann ſein ſoll und für ſie ſorgen zu wollen erklärt hat? Auch jetzt ſchon, wie ich höre, ihr giebt! Warum geht ſie —? Er unterbrach

ſeine Anklage, die auf ein Gerücht gehen ſollte, daß ſie mit der Ugarti öffentliche Orte beſuchte, um ihre Reize herauszuſtellen.

Was geht ſie? wiederholte Raimund erſchreckend. Das Wort, das Wolny nicht ganz hatte ausſprechen wollen, lautete noch ziemlich unbefangen.

Ich wollte von dem Beunruhigen der alten Gräfin ſprechen! lenkte Wolny ein. Was geht ſie bis an dieſe ſelbſt? Die alte Matrone hat doch wahrlich mit der Ehe ihres Neffen ſchon Kummer genug!

Raimund war nun über das „Warum geht ſie — ?“ beruhigt und machte den bekannten Geſtus des Geldzählens mit den Fingerſpitzen in ſo verſchmitzter Weiſe, daß ſich Wolny nicht enthalten konnte, in die Worte auszubrechen: Kommt dieſe unedle Aufhetzung aus Ihnen oder aus der Seele jenes zweideutigen Geſchöpfes, dem Sie ſich verbunden haben? Herzogthümer, deren Eigner vorher ermordet wurden, konnte ihr doch der Graf, ihr Vater, wie Papſt Alexander, nicht ſchenken!

Entweihen auch Sie das edelſte Verhältniß der Welt? erhob ſich mit donnernder Stimme Raimund. Nie war eine Beziehung makelloſer und reiner, als die zwiſchen dem Grafen Wilhelm und meiner Verlobten! Dichter hätten dieſen Verkehr beſingen können!

Und dennoch entweihen Sie, Sie, grade Sie ihn? fuhr Wolny auf. Freilich, ſetzte er hinzu, Ihre Verlobte hat ſelbſt Alles gethan, um den Glauben an die ſchönen Abſichten ihres Vater zu zerſtören! Ich verzichte auf Anklagen, fuhr er fort, da Raimund auffallender Weiſe ſchwieg, wo mir das Suchen der näheren Beweiſe zu unheimlich iſt. Aus der Phantaſie und dem berechnenden Verſtande iſt noch nie ein ſittlicher Lebensgrund gelegt worden. An der Mittags Table d'hôte hier im Hôtel hätte ich Gelegenheit, mich zu orientiren, wenn mir nicht die Seereiſe am linken Ohr eine gewiſſe Schwerhörigkeit zugezogen hätte. Glücklicherweiſe trennen mich einige Engländerinnen, die unſere deutſchen Geſpräche nicht verſtehen, von einem Kreiſe Fremder, meiſt Grafen, Barone aus Ungarn und Oeſterreich, die ſich über die hieſigen Amüſements ziemlich laut zu unterhalten pflegen.

Für Wolny ergab ſich jetzt ein erſchütternder Anblick. Der Mann, dem weniger der appetitliche Lachs, als die Portweinflaſche gemundet hatte, die er bis auf den Grund leeren zu wollen ſchien, war auf die allerdings herben Worte von der Table d'hôte — von Fremden, Grafen und Baronen und vollends von den „Amüſements" derſelben, anfangs auffallend ſtill, dann zog er ſein Taſchentuch, fing auf's Heftigſte an zu ſchluchzen und warf ſich dem über dieſen Ausbruch tiefſten Schmerzes wegen Edwinas

veränderter Lebensweiſe auf's Höchſte Erſchütterten wie einem einzigen Freunde, der ihn in der Welt noch tröſten könnte, an die Bruſt.

Wolny! lallte er dabei unter fortwährendem Schluchzen. Mein Bruder! Martha verbindet uns ja Beide! Der Geiſt von oben legt uns die Hände zuſammen! Flucht mir doch nicht, Ihr reinen Seelen! Laßt mich doch nicht zu Grunde gehen! Soll ich der Mausfallenhändlerin aus Ungarn zum Opfer fallen? Huſch! Da! unterbrach er ſich plötzlich. Da iſt die Maus! Da iſt ſie — noch eine — noch eine — Holt doch — den Schornſteinfeger —! rief er jammernd. O Gott! O Gott! Die Männer —!

Was war das? Trunkenheit? Nein! Wolny kannte, was er ſah, aus der Fabrik! Der alte Wehliſch ließ ihn zuweilen rufen, wenn ein Arbeiter, der die Flaſche nicht laſſen konnte, um Mäuſe jammerte, die ihn tauſendfach umtanzten, wie den Biſchof Hatto von Mainz im Mäuſethurm. Wolny wußte ſchon von der Ugarti — Einer nannte ſie Gräfin, ein Anderer Baronin — die Ausdrücke des Weinenden konnten auf dieſe Perſon gehen, die Mausfallenhändlerin, die Raimund gleich anfangs als eine gefährliche Rivalin in der Gunſt Edwinens für ſich erkannt haben mochte und die mit der Zeit, vor Allem, als Edwinens Mittel zu Ende waren,

mehr ihr Vertrauen beſaß, als Ehlerdt, dem ſie eine ſo große Summe geopfert hatte. Wolny, wie willenlos geworden, bezog die Mäuſe eben nur noch angſtvoll auf die Ugarti, aber der Schluchzende fuhr mit dem Schornſteinfeger und den dicken kleinen Männern fort.

Siehſt Du, wie ſie tanzen! Da! die Mäuſe! Guck! Guck! Verlobung iſt! Des Abends hüpfen ſie! Verfluchte Schnurrbärte! Die Männer mit den dicken Bäuchen — die dicken Langnaſen —!

Schauder ergriff Wolny. Hier galt es handeln. Er wußte, daß die hier ausbrechende Krankheit mit Energie anzugreifen war, daß ein feſter Wille, eine muthige Bändigung ihr entgegentreten konnte. Raſch verriegelte er die Thür, riß dem Bewußtloſen, Stammelnden die Kleider, Weſte, Halsbinde ab, drängte ihn an den Waſchtiſch und drückte den Kopf des ganz Willenloſen, Weinenden, Ueberbetrunkenen und Schwachſinnigen über die Schüſſel. Dann goß er den vollen Inhalt einer mächtigen Kanne Waſſers entſchloſſen auf ſeinen Nacken, ſeinen Scheitel, ſeine Stirn, rieb ihm die Schläfe und führte den darüber ohnmächtig und ermattet Gewordenen langſam und ſanft in ſein eignes Bett, in das Raimund bewußtlos hineinſank.

Einen Arzt zu rufen hielt Wolny für geboten. Doch hatte er ſelbſt dieſe Erſcheinung bei ſeinen

Arbeitern, zu oft beobachtet. Es that ihm leid, daß durch einen Arzt der Vorfall ſogleich in's Publikum dringen mußte. Raimunds Stellung zum Leben war für immer verdorben, wenn es geſchah! Er ſchwankte. Er ſelbſt war bis zum Weinen erſchüttert. Wenn Martha das ſähe! O wie wohl würden ihm Raimunds Thränen gethan haben, wenn ſich dieſe aus einem plötzlichen, noch als unangebrochen ſich kundgebenden reinen Quell der Empfindung kommend bei dem talentvollen Manne verrathen hätten! Wie gerne würde er ſelbſt die Umarmung als eine brüderliche hingenommen und die ſchöne Vereinigung der Seelenſtimmungen gefeiert haben, die in dem Bunde der Verſchwägerung liegen können! Eine Fortſetzung des elterlichen Hauſes iſt ja die Welt einer verheiratheten Schweſter für die Schweſter, für deren Gatten! Der Bruder gewinnt mit dem Gatten ſeiner Schweſter einen theilnehmenden Beobachter ſeiner eigenen Beſtrebungen! Die gewonnene Schwägerin läßt alle Grade der Zögerung, ihr Inneres zu zeigen, überſpringen, Hinderniſſe fallen, die ſonſt der Annäherung an ein weibliches Weſen voranzugehen pflegen, eine fremde Perſönlichkeit iſt uns wie durch ein Wunder gewonnen! Aber hier —! Hier war Alles verſchüttet.

Wolny blieb daheim und beobachtete die Bewegungen des allmälig Einſchlummernden. Den abgetrockneten

Hals hatte er in aller Stille wieder mit Tüchern umwunden. Die naßgewordenen Kleider wurden zurückgeſchlagen. Er ließ die Anordnung treffen, daß der Erwachende einfache erwärmende Nahrung vorfand. Wolny entwickelte dabei all die Virtuoſität in der Krankenbehandlung aus ſeiner erſten Ehe. Ein Waſſerüberguß über ein Stück Fleiſchextractgallert iſt keine Suppe! ſagte er. Er verbat ſich ausdrücklich dieſen Abſud, der nur zum Magenkrampf führe, ging ſelbſt in die Küche und ſprach energiſch mit dem Koch.

Zwei lange Stunden vergingen. Wolny bedachte mit Trauer: Wie, wenn das Uebel andauerte, er Martha darüber benachrichtigen müßte! Er ſah die Folge dieſes fortwährenden Lebens der Bravade, des Prahlens, Sichvermeſſens, Großſprechens, eines dabei immer parallel gehenden Zuſprechens zur Flaſche. Jetzt nun mochten auch von Außen empfangene herbſte Eindrücke hinzugekommen ſein, Sorgen, Gemüthskränkungen, denen die Widerſtandskraft ſeiner Nerven unterlag! Die Liebe zu Edwina ſchien wirklich eine echte zu ſein. Martha hatte dem geliebten Manne Stellen der Briefe ihres Bruders mitgetheilt, die auf die Vorausſetzung eines reinen Verhältniſſes gingen. Er hatte Edwina ſeine Göttin, ſeine Heilige genannt. Voll Andacht, hatte er geſchrieben, blicke er zu ihr hinauf. Sie ſei edel und gut, klug

wie die Schlange und ohne Falsch wie die Taube. Noch hätte sie kein Vogelsteller berückt, kein Schlagnetz gefangen. Er käme den Kopf voller Thorheiten zu ihr und ginge stets weiser geworden von dannen! Wolny combinirte, daß diese Briefe aufhörten, seitdem die Ungarin ihr Opfer umstrickt hielt. Diese sollte ihr als Kind das Leben gerettet haben, als sie fast erfroren und verhungert auf der Landstraße lag. Im Hôtel sprach man von der Ugarti, daß sie eine Nichte hätte, die sich erobern ließe, wenn man nur — so lautete der Ausdruck — die Alte spickte.

Gegen drei Uhr Nachmittags erwachte Raimund und sprach mit leiser, heiserer Stimme, aber vernünftig. Er nahm die ihm angebotene Veränderung der Wäsche, da die seinige naß geworden war, ohne Murren an und verrichtete die Umkleidung gelassen.

Es wurde Ihnen plötzlich schlecht zu Muthe — sagte Wolny schonungsvoll.

Ich weiß! lautete die leise gegebene Antwort.

Hatten Sie das schon öfters? fragte Wolny mit sanfter, jeden Vorwurf vermeidender Stimme.

Mit ängstlichem Augenverdrehen winkte Raimund der gestellten Frage ab und setzte dann leise hinzu: Erst einmal, als ich mich über die Canaille, den Mahlo, so ärgerte — und mich die Socialisten überfielen — und

Rechenſchaft über die ſociale Bewegung haben wollten! Ich konnte die Frage nicht wie eine Charade löſen und wurde darüber wüthend! Drängeln, drängeln, drängeln! Weiter weiß ich Nichts, ſchrie ich, wobei ich allerdings viel getrunken hatte —

Sieh'! Sieh'! ſagte Wolun ohne alle Bitterkeit. Merkwürdig, als Sie einſahen, daß die ſociale Frage ein reiner Schwindel der Faulheit, der Arbeitsſcheu und einiger verrückten jüdiſchen Rabbinen, Marx und Heß, iſt. Dem Verlangen, daß man mehr verdiene, kommt man ja gern entgegen! Aber was Ihr ſonſt begehrt — verſucht doch einmal Aſſociationen mit geliehenem Capital! In zwei Jahren löſt ſich der Verſuch auf. Der Kaſſirer brennt mit der Kaſſe durch. Der Ausſchuß verliert ſeine Autorität — und wehe uns, wenn wir toll genug wären, mit der Geſellſchaft Experimente zu machen! Der Staat ſoll Jedem geben! Eine Buchhalterei ſoll bis in's Unendliche geführt werden! Welcher Unſinn! Und wo eben aller Reiz, aller Trieb, aller Sporn und Stachel zum Unternehmen aufhören würden! Die Ichſucht iſt die Erhalterin des Ganzen' Es giebt nur eine Tendenz, die Europa zu verfolgen hat, die auf den Frieden und die Verminderung der Heere. Die allgemeine Wehrpflicht, die iſt ohne die Bürgſchaften einer aufrichtig feſtgehaltenen idealen Haltung im Volke, unſer einziges Verderben —!

Raimund ſchwieg. Seine Gedanken konnten nicht mehr folgen. Wolny verſuchte erſt die eben gebrachte Suppe. Raimund aß nur einige Löffel, dann widerſtand ihm Alles. Auch das Uebrige, ſogar zartes Geflügel. Wolny ließ einen Wagen kommen.

Einen offenen! ſagte Raimund mit heiſerem Tone, Luft curirt am Beſten! Aber — bat er nach einer langen Pauſe des Sammelns und auf die Lehne geſtützt — meiner Schweſter kein Wort!

Wenn Sie dafür ſorgen, daß Sie keinen Rückfall erleiden! Und Sie können das, Ehlerdt! Haben Sie doch nur einen feſten Willen!

Wären die Thatſachen nur andre —! antwortete er ſchon wieder bewegt.

Laſſen Sie die Schwere derſelben nicht zu ſehr auf ſich wirken! Entziehen Sie ſich ihrer Wucht durch Gleichgültigkeit für die Verhängniſſe, die unſern Wünſchen, unſern Gelüſten zu Theil werden! Ach, wie Vieles iſt ſo ſchön im Leben! Und dennoch hat es einen Wurm in ſich! Gewöhnen Sie ſich an ein unendlich theuerwerthes Wort, ob auch tauſendſtimmiges Gelächter um Sie her darüber erſchallt, an die Reue —! Die Reue iſt es allein, die ein Martyrium tragen lernen kann!

Katzenjammer! entgegnete Raimund. Ja! Ja —! Ihm ſtand nur die „heruntergekommene“, wie er's nannte, einſt ſo hoch thronende Edwina vor Augen.

Das Bereuen vor Andern, fuhr Wolny dringlicher fort, das kann uns gering, ſelbſt unter Umſtänden verächtlich erſcheinen laſſen —! Das mag Ihnen die Kirche anrathen. Aber das Bereuen vor uns ſelbſt, das ſoll uns die Frivolität des Tages nicht umſtoßen! Ich nenne Jeden einen Heuchler, einen Großſprecher, der mir ſagen will, er hätte nie Urſache gehabt, eine Handlung, eine Aeußerung der Geſinnung zu bereuen! Wer die Bedeutung der Negation im Proceß des Denkens, im philoſophiſchen Syſtem anerkennt, muß ſie auch für unſere Handlungstriebe gelten laſſen, für unſere Ein- und etwaige Umkehr. Ja, lieber Schwager, fuhr der Theilnehmende immer ſanft und milde fort, ich verlange die Reue als Material zum Werdeproceß eines normalen Menſchen in ſolchem Grade, daß ich auch Jedem das Recht beſtreite, ſich in dieſen Vorgang im Menſchen, wenn derſelbe ſtattfindet, irgendwie einzumiſchen. Die Religion giebt nur eine Methode der Einkehr an. Ich verwerfe an ſich dieſe Methode. Manchem ſagt ſie aber zu und ſie kann ihm auch nützen. Mir läuft ſie auf etwas nur Formelles hinaus, an das man ſich anzulehnen hätte. Aber Jeder muß ſeine eigenſte Erhebung für ſich

allein haben, aus ſich allein ſie ſchöpfen. Die Wiederkehr ſeiner Lebenskraft wird dann gewiß ſein!

Raimund ſtreckte langſam die Hand dem künftigen Schwager entgegen und ergänzte Wolnys Worte mit einem überraſchenden Ausdruck von Empfindung. Oder aus einem liebeſeligen andachtsvollen Glauben an eine edle Perſönlichkeit! ſagte der ehemalige wüthende Gegner wie mit abbittendem Auge.

Wolny war gerührt. Aber um Raimund nicht aufzuregen, nahm er ſcheinbar Anſtand, dieſe Aeußerung auf ſich zu beziehen und überhaupt das Geſpräch fortzuſetzen.

Der Wagen ſtand vor der Thür. Raimund lehnte beim Niederſteigen auf der Treppe beſchämt den Schein des Unwohlſeins ab. Auf die nochmalige Anempfehlung einer mannhaften Reue drückte er Wolny die Hand. Es war, als fühlte er ſein Ende nahe. Seine Gedanken waren in andern Sphären. Das Wort: „Hier im Hôtel" und — die Spottreden auf die Ugarti ſaßen zu tief, zu ſchmerzhaft, zu lange als wahr und geahnt in ſeinem Herzen. Es waren Pfeile mit Widerhaken. Viel war ihm ſchon Schlimmes begegnet. Er hatte vom Schickſal eine Heilmethode erlernt. Gleichgültigkeit! Aber hier —? Nicht die friſche Luft, nicht das Wagenraſſeln, nicht der ihm ſonſt ſo unterhaltende Anblick der

Welt, wie ſie rennt und jagt, nicht allmäliges, klareres Bewußtſein überhaupt und ſelbſt Gedanken — Gedanken der Mordluſt, Erwürgenwollen der Ugarti mit beiden Händen . . . Kupplerin! hätte er hinausſchreien mögen in die ganze Welt. Es iſt Alles wahr! O Gott! So tobte es in ihm. Nichts half. Ja er ſchämte ſich, daß er ſich noch für Edwina bei Wolny hatte verbürgen, mit ihr großthun wollen. Nachdem doch ſchon lange ſeine Stellung bei ihr ganz untergraben war! Ihre Wohnung war auf ſeinen Rath vereinfacht, die Pfandverleiher hatten Alles weggenommen, was ſonſt die großen Räume füllte. Schon lange hatte er gefunden, daß auch er ſtörte, auch er, wie er wohl wüthend ſchreien konnte, ein überflüſſiges Möbel ſei. Er ſah Fremde aus Wien, aus Peſt eingeführt, begegnete ſchönen Männern, in denen er in Civil gekleidete Offiziere erkannte. Sein Herz hätte ihm ſchon oft brechen mögen, wenn er Edwina ſuchte und ſie nicht fand. Die Ugarti mit ihrer ſüdlichen Gemüthlichkeit! Landsleute von ihr, die nicht Deutſch verſtünden, hieß es! Immer ein Anderer von den hundert Zichys oder Eſterhazys! Bildſchön, muthig, wild, ſteinreich! Heute gekommen, morgen verſchwunden! Das letzte gute Wort, das Raimund von Edwina vernommen, war, als ſie über den Selbſtmord des Juſtizraths Luzius weinte. Der Edle! Es war mein beſter Freund! hatte

ſie geſagt. Er warnte mich oft! Er gab jedesmal, aber ungern! Mit den Rabe-Actien fing das Verderben an. Und wofür? Raimund, Deine Liebe ſchien mir endlich zu ſagen: Ein Mann! Ein Mann! Aber bald kannte ich ſie auswendig! Du brauchteſt ſie mir nicht mehr zu geſtehen! Da ſteht Heines Buch der Lieder! Ich kenne all die Phraſen. Ich blick' in Deine Augen wie in das blaue Meer — parodirte ſie. Faſele mir Nichts mehr von ſolchen Lappalien! Nichts vom albernen Tannhäuſer und der abgenutzten Lorelei! Unſer Denken als Frauen heißt Zephyr, Wolle, Battiſt! Unſere unbezahlten Rechnungen ſind unſere Geheimniſſe des Fauſt! Hätte ich die Stimme, ſo wollte ich ganz andere Klagen ausſtoßen, als die Sängerinnen im Lohengrin! Sie hatte Raimund einmal überraſcht, als er die Joſefa umarmte und küßte. Da ließ ſie „dieſe Perſon", wie ſie ſagte, ihm ganz. „Ich grolle nicht —" ſang ſie ergreifend und ſetzte hinzu: Nur mit Deiner Schweſter und mit all den Tugendheldinnen, die mich nicht emporgezogen und ihrer würdig gehalten haben, grolle ich!

Als Raimund beim Ausſteigen aus dem Wagen die Joſefa ſah, rief er ſchon wieder: Ratte, fort! fort!

Aber um Gotteswillen, Herr Ehlerdt! Wie ſehen Sie denn aus! Was haben Sie denn? ſagte dieſe, auf dem Sprunge ſtehend.

Ratte, Katze! Faſſ' ſie! Will ſie nicht? Hui! Wie die Ratten ſpringen! Da — da — und die kleinen Männerchen mit den langen dicken Naſen hinterher — Du garſtiger Schornſteinfeger!

So kam ſchon wieder der Anfall. Die Angeredete floh entſetzt. Es war Joſefa Ziporovius, die Raimund ſo zu ärgern ſchien. Daß Edwina bei der Vereinfachung ihres Haushalts dieſem Mädchen erlaubte, zu ihrem Verlobten zu ziehen und ſagte: Fuhr' ihm getroſt die Wirthſchaft! war ſchon die ſchneidendſte Ironie eines bereits mit Raimund gelöſten Verhältniſſes.

Joſefa rief um Hülfe.

Arbeiter aus der Fabrik, aus den Geſchäftslocalen ſuchten den Raſenden zu beſänftigen und trugen ihn in ſein Bett.

Zum Arzt, zur Schweſter mußte nun doch geſchickt werden. Jener ſprach von einem ſich empfehlenden ſofortigen Transport in ein nahegelegenes Krankenhaus.

## Zehntes Kapitel.

Das ist ja aber zum des Teufelswerden! schrie der Ex-Assessor Harry Rabe, als ihm die kleine allerliebst geputzte Josefa die schreckliche Geschichte mit dem Herrn Betriebsdirector ankündigte. Muß diese Unterredung so ausfallen! Auf die wir alle unsre Hoffnung gesetzt hatten! Er kam ja in unserm Auftrage! Was wird Forbeck sagen! Ja, da schlage doch —

Nun rutschte der in Flüchen so beredtsame Mann, der in diesem Hause seine Mutter zu Tode gequält hatte durch seine Verwünschungen, durch eine eigne Nemesis der Natur auf einem Rollsessel hin und her und mit einem Stock sich fortrudernd, und zeigte die Geberden eines Rasenden.

Josefa würde vor diesem Unheimlichen im Pelzschlafrock, in einer Sammetmütze, entflohen sein, wenn nicht die Frau Assessorin gekommen wäre.

Was wird ihm denn fehlen? Unwohl? Uebel? meinte diese, die noch immer that, als wenn sie bei

Nennung des Namens Wolny einen Ausdruck von gesteigerter Empfindung zeigen mußte. Den Lohn für Eure Lebensarten wird er haben! Schon in so jungen Jahren! Es geschieht ihm recht, daß ihm grade vor Wolny diese Schande hat passiren müssen —!

Schweige! donnerte Rabe, soweit seine Stimme noch erlaubte. Rede, Josefa! Was sagt denn der Arzt dazu? Wen habt Ihr denn gerufen? Was ist's nur eigentlich? Delirium tremens?

Frau Jenny war zu sehr in ihrem „sittlichen Gefühl" empört, daß diese schwarze, kleine Hexe, die sich Raimund aus dem „Edwina Schwindel" „zugelegt" hatte, es wagte, hier oben so dreist aufzutreten. Sie, die noch immer in ihrem braunen Spenser, im hellbraunen Kleide mit grellrothen Verzierungen, die Jugendliche spielte, drängte das ebenfalls geputzte Mädchen an die Thür. Wie lange wird's dauern, sagte sie, so bricht hier auch noch der Mahlo so herein! Der ist ja wohl Ihre eigentliche Amour! Einen soll sie ja schon unter die Erde gebracht haben!

Josefa blieb die Antwort schuldig und machte, daß sie wieder hinauskam. Ihre kluge Schwester, Frau Blaumeißel, hatte ihr, was heute eintraf, vorausgesagt, hatte sie gewarnt und ihr gerathen, bei Zeiten auf andere Verhältnisse einzugehen. Der solide Plümicke war todt,

Mahlo, obſchon jetzt am „Schraubſtock“ zuweilen ſichtbar, war unzuverläſſig. Die Frauenfrage trat auch an Joſefa heran.

Harry Rabe ſaß rückenmarkkrank und verwünſchte Gott und die Welt. Er ertrug es mit völliger Apathie und noch dazu hohnlachend, daß ſeine Gattin in Herrn von Forbeck und Baron von Cohn Verehrer gefunden zu haben glaubte, von denen ſo eben der Letztere nach Amerika entflohen ſein ſollte. Vorläufig ſaß er noch in einem Cabinet in der Nähe des gemeinſamen Schlafzimmers der Aſſeſſorsfamilie und ſchlief in einem Wäſchſchrank. Ganz zu verzweifeln an ſeiner Exiſtenz hatte Rabe nicht nöthig, denn Frau Jenny hatte ſich ein ausreichendes Vermögen geſichert.

Cohn! Cohn! rief er jetzt und pochte dreimal mit dem Stock auf. Haben Sie den Scandal mit dem Ehlerdt gehört?

Frau Jenny war in die Zimmer gegangen, wo ſich Cohn in Amerika befand, und berichtete dieſem Unglücklichen den Erfolg der Miſſion. Rabe folgte ſelbſt nicht.

Aus Furcht vor Mäuſen, Dieben, Polizeiſergeanten hatte Baron Cohn von Cohnheim eine bequeme Dachwohnung, die ihm Forbeck angeboten hatte, als Erſatzmittel für Amerika abgelehnt. Das ſah der Baron ſchon lange ein, daß Cohn Ernſt machen und mit ſeinem

bereits gefallenen Barte über einige Stationen herum nach Hamburg eilen und über Meer mußte, wenn er nicht ein Jahr mehr ſitzen wollte. Zunächſt galt es eine ſichere Station an der Eiſenbahn finden, wo man harmlos den Perron betreten und etwa in nächtlicher Stille in ein Coupé ſchlüpfen konnte. Aber der Gründer aller Gründer konnte dieſe Entſcheidung nicht lange genug hinausziehen. Er quälte den ohnehin auf's Aeußerſte erbitterten Aſſeſſor, der den Tag über in allen Lehrbüchern des Handelsrechts, in den Sammlungen von Gerichtsentſcheidungen, dann wieder in Rombergs Nervenkrankheiten und Traubes Schriften blätterte, mit allen Capriolen eines etwa unter die Luftpumpe geſetzten Froſches. Baron Cohn, nur gewohnt in Glanz und Fülle, tonangebend in den Coursberichten, in den Zeitungen, den Geldangelegenheiten der Großen zu leben, ſollte ſich abweſend machen, um eine Gefängnißſtrafe zu vermeiden! Er hätte ſchreien mögen, daß man es bis an die Börſe hörte! Nur eine Secunde zu ſchweigen, war ihm ohne hin unmöglich, wenn er nicht grade einen Andern ſprechen hören mußte. Er ſollte hier engliſche Werke leſen, um ſich auf die Flucht nach Angelſachſen vorzubereiten! Gott im Himmel, auf den Verkehr mit Hoboken und Broadway! rief er ſich ſchüttelnd aus. Um der Frau Aſſeſſorin zu imponiren, verlangte er grade im Gegentheil Schiller

## Zuschrift an einen Staatsmann.

Wenn ich ohne Ihren Namen zu nennen, doch Ihre Person an die Spitze dieses Werkes stelle, (von dem ich selbst noch nicht recht weiß, ob es ein abgeschlossenes Buch oder ein Journal werden wird,) so veranlaßt mich dazu außer ....*) besonders auch die gleiche Richtung, in der sich unsre Wünsche zu begegnen pflegen. Sie gehen gern von der Politik auf die Poesie über; ich verlasse gern meine poetischen Beschäftigungen und politisire. Sie sind ermüdet von dem unaufhörlichen Zählen der Pulsschläge, welche das Leben des Staates verrathen und deren schnellere oder langsamere Bewegung auf politische Erkältungen, Entzündungen und Quartanfieber schließen läßt; Sie ermatten, jenen Chimborassos von Aktenstößen gegenüber, welche wegen einer wichtigen Frage des Tages verglichen sein wollen, und sehnen sich, Sie haben es mir oft gestanden, nach den glückseligen Gestaden der Poesie, wo es Ihnen bei dem übergroßen Verlangen manchmal sogar

*) Es ist hier ein Privatverhältniß erwähnt.

und Goethe, die ihm nur in Verbindung mit einem Sperrſitz im Theater geläufig waren.

Wo iſt — was iſt — Ehlerdt? Was ſieht er? Mäuſe? Wo ſind Mäuſe —? rief er aus einem Winkel, den die liſtigen Augen der Dienſtboten nicht entdecken ſollten. Was hat dieſer tückiſche Wolny geſagt? Will er nicht antedatiren? Nicht unterſchreiben? Schwören? Uns zu Betrügern ſtempeln? Wo wir nur Geſchäftsuſancen gefolgt ſind, die alle Welt befolgt? Gott im Himmel! Dieſe Staatsanwalte! Ein Leben ſollen wir führen wie in Arkadien!

Es war ein liſpelnder elegiſcher Ton, in welchem dieſe Schmerzensworte geſprochen wurden.

Rabe hatte einen böſen Huſtenanfall überſtanden. Dann rief er über Raimunds Unwohlſein Vermuthungen aus, die Frau Jennys Deutungen in cyniſcher Weiſe beſtätigten.

Gott, was geſchieht, um uns zu verderben! ſeufzte der Baron, der ſich allmälig näher wagte. In ſeinem bunten Schlafrock mit türkiſchem Fez auf dem Haupte und in ſeinem zwar raſirten, aber ſchon wieder wachſenden Barte glich er einem Weſen aus der Fabelwelt.

Wäre doch die Joſefa geblieben und hätte den flotten Tänzer von der Marloff'ſchen Verlobung geſehen und genauer unterrichtet! Wie gern hätte ihr der alte

Freund in die Backen gekniffen! Rabe nahm keinen Anſtand, den Baron in ſeiner jetzigen Erſcheinung dem Chimpanſe im Aquarium zu vergleichen. Mit boshafter Ironie und unter Lachen ſagte der Cyniſche: Die Juden ſind ja berechtigt, ſich das ſchönſte Volk der Erde zu nennen! Ihr Stamm, Cohn, hat Jahrhunderte hindurch und ſchon lange vor dem Rabbi von Nazareth und ſpäter auf die Throne der erſten Reiche der Welt, von Aſſyrien an bis Spanien, die ſchönſten Beherrſcherinnen der Beherrſcher abgegeben! Wo wird Piloty zu einem Judas Maccabäus, zu einem David das Modell anders hernehmen, als von einem Juden im Ghetto von Smyrna! Cohn, laſſen Sie ſich verſchreiben nach München in die Malerſchule! Chriſtus ſelbſt, das Ideal aller männlichen Schönheit, war ja ein Jude —! — — So ſpottete der Aſſeſſor über Mayer Cohn von Cohnheim fort und fort. Die Bildung, die ihm durch Volny zu Theil geworden war und eine gewiſſe angeborne Genialität ging bei ihm in Malice auf. Jetzt war dieſe freilich ſchon manchmal gegen ihn ſelbſt gerichtet, dem Scorpion gleichend, wenn man unter dieſem ein heißes Feuer anrichtet; er ſtirbt zwar, aber nur durch den Tod, den er ſich ſelbſt mit ſeinem eigenen Stachel giebt.

Der cigarrenrauchende Aquariumsbewohner ſetzte ſich immer mehr der Gefahr aus, durch die Dienſtboten

verrathen zu werden. Er trat ſogar ganz aus Amerika heraus und wagte ſich bis nach vorn in's Wohnzimmer, den ehemaligen Ballſaal der Commerzienräthin, der Mutter Harrys. Cohns Verſteck war ein kleines, einfenſtriges Durchgangs-Cabinet, wo Nichts als Wäſcheſchränke ſtanden. Die Bettwäſcheſchränke waren ſo groß, daß ihm darin ein Nachtlager bereitet werden konnte. Der Mann, der die Fürſten, „wenn ſie noch in Unterbeinkleidern gingen", beſuchen durfte, konnte hier in tiefgehende Mauerſchränke wie eine Maus verſchwinden. Ich werde leben wie im Speck! hatte er Anfangs, durch die gleiche Ideenverbindung angeregt, mit gutem Humor geſagt. Aber ſein Humor hatte keine Unterlage. Der Horizont wurde immer trüber. Jetzt, wo ihm Frau Jenny das ſchreckliche Erlebniß mit Ehlerdt vordemonſtrirte, daß dieſer Nichts als Mäuſe und kleine Männer ſähe, hätte er um keine tauſend Mark die Möglichkeit auch hierorts, etwa in ſeinem Schranke, hauſender Mäuſe betont. Schreckliche Bilder verwirrten ihm Geiſt und Gemüth. Wie war er Anfangs hier ſo glücklich! Wie benutzte er des immer an ſeinen Stuhl gebannten peſſimiſtiſchen Harry jeweilige Abweſenheit, ſeiner holden Gattin die magern, weißen Hände zu küſſen! Selbſt im Unglück und jetzt bei herannahender „Gefahr und Schande" blieb Jenny auf die neueſte Mode bedacht.

Der furchtbare Koffer, Cohns Toilettezurüſtungen und ſein gerettetes Vermögen enthaltend, nahm leider zu viel Platz in Anſpruch, ſonſt würde er ſich haben mit Behagen in ſeinem Verſteck ausdehnen und mit Frau Jenny plaudern können. Ich will die ganze engliſche Literatur mit ihr durchgehen! Denn an ſich, ſagte er, den Mund voll nehmend, kenne ich ſie ja bereits. Raben reizte keine Eiferſucht. Nur das „Durchgehen" wußte er fortzuſpinnen. Und die Bedienung beſorgte die Frau Aſſeſſorin ſelbſt. Kein Menſch im Hauſe wurde nach Rabes Anordnungen von eines Gaſtes Anweſenheit unterrichtet. Niemand würde auch von einem ſolchen etwas gewußt haben, wenn nicht die unwiderſtehliche Leutſeligkeit und das Menſchenumgangsbedürfniß Mayer Cohns, der Drang, ſich mitzutheilen, ſich auszuſprechen, ſeine Einfälle an den Mann zu bringen, es unmöglich gemacht hätte. Sie könnten erleben, ſchrie Rabe, im Felde Vorpoſten-Schildwache zu ſtehen und ſich durch Converſation mit dem feindlichen Gegenüber der Gefahr auszuſetzen, als Deſerteur todtgeſchoſſen zu werden!

Rabe ließ ſich cyniſch über das mit Raimund Ehlerdt eingetretene Uebel aus. Von einem Einfluß auf Wolny merke man, berichtete er nach Joſefas Mittheilung, keine Spur! Wie würde der auch falſches Zeugniß ablegen! Um 100,000 Thaler, deren Zinſen ihm noch dazu

zuflöſſen, einen Meineid leiſten! In unſerm Falle rein ein Act der Gemüthlichkeit! Zum Hauſe hier hinaus wird er mich Elenden, Kranken jagen! In's Gefängniß! Nun lachte er hellauf und ſagte, irgendwo muß man aus dieſer Mördergrube, Welt genannt, heraus!

Reden Sie nicht ſo läſterlich! fiel Cohn ihm in die Rede. Ich ſage nur: Dieſer Ehlerdt! Der die ſociale Frage löſen wollte! Und uns die productive Rente in die Bilanz ſchmuggelte —! Nach einer Pauſe ſprach er mit einer gewiſſen Wehmuth: Bei Alledem ein genialer Menſch! Mit der Edwina war es ſchon lange aus! Aber er dauert mich —

Les Dieux s'en vont! betonte Rabe, ſich ſeines geliebten Heinrich Heine erinnernd. Er meinte unter den Göttern zunächſt ſich. Denn er war wieder in's Grübeln über Ramberg und Traube gefallen.

Ausgedämmerte Götter! überſetzte Cohn nach Richard Wagner'ſchen Reminiscenzen, bekam aber für ſeinen Witz keine Anerkennung. Frau Jenny hatte ſich entfernt, er ſelbſt behielt bei jedem Geräuſch ſeine Schränke in Sicht.

Harry Rabe glaubte im Juriſtiſchen erfahrungsreicher und „beſchlagener" zu ſein, als die erſten Rechtsconſulenten der Stadt, den verſtorbenen Luzius ausgenommen, dem er zum Schrecken ſeiner Frau immerfort

Lobeshymnen ſang, ihn einen Weiſen aus dem Morgen- und Abendlande zugleich nannte. Bald Wolny, bald die Commerzienräthin waren ihm bei ſolchen Anfällen, die nur auf Schrecken für Frau Jenny berechnet waren, die unterirdiſchen Geiſter, etwa Hamlets Vater, den er anrief, erſt nur zum Spaß. Oder er ſagte: Streck' nur deine Rieſenhand aus, Stracks! Wir Zwerge ſchlüpfen doch unten durch wie die Mäuſe! Nicht wahr, Cohn —? Der Scherz ging bei jeder gehenden Bewegung, die er verſuchte, in Ernſt über.

Cohn konnte dies viele Reden von Geſpenſtern und Schickſalsgeiſtern nicht mehr mitanhören. Einmal ſchrie er mit lautem Proteſt hell auf. Rabe behauptete in allem Ernſte, den Geiſt ſeiner Mutter zu ſehen, die ihn immerfort auf den Stuhl niederdrückte und am Gehen hindere.

Um Gotteswillen! rief plötzlich Frau Jenny in's Zimmer hinein. Nun kommt gar noch Forbeck. Eben fährt er vor —! Was wird er ſagen, daß Sie immer noch nicht nach Amerika ſind —!

Er wird von Ehlerdt hören wollen, was dieſer ausgerichtet —! beruhigte Rabe. Verſtecken Sie ſich!

Als käme der Wagen mit dem Henker, ſo ſchnell ſprang Cohn zurück. Die Einigkeit zwiſchen den drei Verwaltungsräthen war ſchon lange geſtört. Forbeck

verrieth am meiſten ſeine Verzweiflung und ſchonte Niemand. Das Sitzenſollen, der mögliche Adelsverluſt brachten ihn außer ſich. Ottomar hatte ihn mit einem geladenen Revolver von ſeiner Stube getrieben, als er ihn wegen Ada zur Rede ſtellen wollte, und Graf Treuenfels hatte ſtreng verboten, dem Wüthenden und ſeiner Mutter ferner Zutritt im Palais zu geſtatten.

In der That kam Forbeck. Von Toilette war keine Rede mehr bei ihm. Sonſt war ſie ſeine Hauptaufgabe. Jetzt war der Bart grau, das Haar ungeordnet, das Hemd ſchien einige Tage nicht gewechſelt. Scharfe Einſchnitte von der Naſe bis zum Mundwinkel ließen ihn um zehn Jahre älter erſcheinen, als er war. Nur ſeine Haltung war ſtramm, weil er alle ſeine Muskeln anſpannte.

Forbeck wollte wiſſen, was Ehlerdt bei ſeinem künftigen Schwager Wolny ausgerichtet hätte. Aber unten hatte er ſchon die Schreckensbotſchaft vernommen. Der Mann wurde eben in's Krankenhaus gebracht. Joſefa weinte. Forbeck kam erſtarrt die Treppe herauf, blickte Rabe ſtumm an und that gleichſam, als wenn der Dämon, der Raimund gepackt hätte, auch ihnen beiden nächſtens auf den Leib ſpringen könnte.

Dieſe Gebrochenheit, die ſich in einfachem Hm! Hm! und ähnlichen Seufzern ausſprach, gab Lohn

Muth, hervorzutreten und zu erklären, daß er nunmehr — Forbeck sah ihn mit großen Augen an — mit Sehnsucht eine Tasse Kaffee begehrte.

Sind Sie denn noch immer hier, Mann des Verderbens? brach Forbecks Verzweiflung aus. Schwimmen Sie denn noch immer nicht auf dem Ocean? Bleiben hier wie in einem Kaffeehause?

Es sei noch Zeit genug zum Aeußersten, entgegnete Cohn.

Sie müssen fort! rief Forbeck. Denn was Sie aussagen werden vor dem Richter, das wird immer hoffentlich so schlecht, als es ist —! Ihr Vortrag macht Sie confus! Sie machen Zugeständnisse, wo andere Leute vernünftigerweise schweigen! Ihre Anwesenheit vergrößert Alles in's Dreifache!

Worauf stützen Sie diese Beschuldigungen? fuhr Cohn auf. Weil ich von vornherein den Eindruck der Pitoyerie mache? Ich bitte mir denn doch aus — aber erst den Kaffee, gnädige Frau, ich bin ihn gewohnt um diese Zeit! unterbrach er sich und wandte sich an Jenny zu.

Diese schloß die Thür ab, denn sie hatte in der Zerstreuung wirklich schon der Bedienung wegen des Kaffee geklingelt. Hinein, hinein! rief sie und drängte Cohn wieder in's Schrankzimmer, während dieser durch die Thürspalte mit Gefahr, die Nase abgeklemmt zu

bekommen, versicherte, daß im Gegentheil alles Schöne und Gute, das von ihm in die Welt gesetzt worden wäre, doppelten Werth gehabt hätte.

Schon gut! Schon gut! drängte Forbeck.

Weil man's von Ihnen nicht erwartete? rief ihm der Assessor boshaft nach.

Ein Dienstbote, der jedoch über den Gast längst in voller Gewißheit und nun erst recht durch die noch nicht lange angekommene schlaue Josefa auf etwas, das im Hause nicht mit rechten Dingen zuzugehen schiene, aufmerksam gemacht worden war, trat ein und besorgte die Anordnung zu einem gemüthlichen Kaffee. Nur bei Forbeck fehlte der Humor für Kaffee und Cigarre. Der Mensch da drinnen muß entschieden fort! flüsterte er zu Rabe. Und heute noch! Ich will es unbedingt! Seine Aussagen sind so nachgiebig, daß sie uns die unsrigen verderben. Wir für unser Theil können sagen, wir sind die Strohmänner gewesen für ihn — er ist der Fachmann, der Schuldige! Hat man ihn nicht, dann erleichtert es unsere Lage! Darum muß er fort.

Wenn man nur wüßte, wer ihn bis an eine dritte, vierte Station, wo er harmlos einsteigt, begleiten könnte, flüsterte Rabe. Er ist außerhalb der Börse und außerhalb seines Comptoirs und allenfalls eines Sperrsitzes im Theater ohne seinen Bedienten wie ein taumelndes Kalb —!

Cohn horchte und wisperte: Was ist schon wieder mit dem goldnen Kalbe? Hören Sie doch endlich auf mit Ihren ewigen Spöttereien auf die — ich glaube gar — die goldne Internationale! Dieser schlechte Witz mit dem goldnen Kalbe! Wir Juden sind Deutsche! Aechte, so gut wie Sie! Von Geburt und Abstammung heimathlich berechtigt! Was wollen Sie immer noch mit Wandervolk! Ich wandre nicht!

Man muß zuvörderst einen Kutscher nehmen! flüsterte Rabe leise weiter zur Verzweiflung Cohns, der immer wieder von Forbecks kräftigen Armen hinausgedrängt wurde, so daß er die Conversation nicht verstehen konnte. Unser gewöhnlicher Kutscher ist leicht erbötig und schnell bestellt! Dieser muß ihn und irgend einen Begleiter zunächst in eine eisenbahnlose Gegend führen! Dort kann er dann vorgeben, daß er irgend einen Gutsbesitzer, heiß' er meinetwegen Schulze —

Nein Müller! schrie Cohn, der staunenswerth scharfe Ohren hatte und hier die Abkartung eines förmlichen Meuchelmords zu wittern glaubte. Einige Worte waren ihm verständlich geblieben.

Aber sein Mitgründer Forbeck, der als ehemaliger Traineur beständig Sporen an den Stiefeln trug, versetzte ihm nach hinten einen so derben Schlag, daß er entsetzt in seine Thürspalte zurückfuhr und sich allmälig

gleichgültig ist, ob Sie den steifen und bebänderten Allegorieen der mythologischen Periode in der Literatur begegnen oder den Verwilderungen unsrer modernen Waldpoesie, einer Tragödie mit drei Einheiten oder einer Tragödie, die deren so viel zählt, daß sie keine mehr hat.

Mir geht es umgekehrt. Mit der Poesie steh' ich des Morgens auf. Gleich an meine ersten Verrichtungen knüpfen sich die Verworrenheiten poetischer Bilder. Meine Nachtmütze ist der Helm des Achilles. Mein blumiger Schlafrock ist bald der Frühling mit dem Füllhorne seiner Florapracht, bald ist mir sein langes Rauschen und Wallen eine so deutliche Vorstellung des Meeres, daß ich immer in Sorge leben muß, über einer Erkältung meiner Phantasieen keinen reellen Schnupfen zu bekommen. Ich treibe mich dann, die Feder ergreifend, in den entferntesten Gegenden der Erde um, klage, weine mit Menschen, die ich nie gekannt habe, lache laut über Späße und Situationen, wobei ich vielleicht nur der Einzige bin, der sie für witzig hält. Ich härme mich ab, wie es mit meinen Helden werden wird, ich biete alles Mögliche auf, ihnen die Hand eines Wesens zu verschaffen, das sie lieben, ich spende Reichthümer, lasse ostindische Onkel sterben, kurz ich pfusche dem lieben Gott unaufhörlich in seine Schöpfung hinein, schiebe ihm Menschen und Schicksale unter, die er nie contrasignaren wird, und sinke zuletzt, von meinen Träumereien erschöpft, auf ein Sopha zurück, das mich erst allmälig wieder lehrt, hart von weich, Comfort von einer Ofenbank zu unterscheiden.

Halten Sie es für ein Glück, Dichter zu sein? Ich wenigstens nur dann, wenn ich von irgend einem verrufenen Kritiker, aus dessen Munde der böswilligste Tadel zum be-

beruhigte, auch deßhalb, weil es nach Mokka zu duften anfing.

Den Gutsbesitzer giebt er vor zu besuchen! flüsterte Rabe weiter. Inzwischen ist dann dieser Mann verreist und nun muß der unbefangen bleibende Kutscher nach der nächsten Eisenbahnstation lenken. Da steigt Cohn dann ein und fährt natürlich, um nach Belgien zu kommen, zuerst nach Leipzig oder nach München. Den Bart hat er ja schon abgeschoren! Steckbriefe, glaube ich, schickt man ihm nicht nach!

Warum nicht? schrie Cohn und wollte wieder herein.

Hole Sie der Teufel! entgegnete Forbeck, wollte die Thür zuschließen, fand aber weder Schlüssel noch Riegel. Die Bedienung und Frau Jenny brachten inzwischen die Kaffeemaschine. Es duftete gemüthlich. Alle Poren in Cohns Lunge öffneten sich. Cohn war Junggesell und liebte diese stille Nachmittagsstunde. Er hätte, flüsterte er, diese Nervenstärkung nöthig, diese wehmuthsvolle Erinnerung an seine junggesellenhafte Existenz und — beinahe hätte er gesagt: „Und an seine Mutter" — aber diese Erinnerung war bei Harry Rabe gefährlich. Er sah dann sogleich Geister.

Das Dienstmädchen hatte Nichts mehr zu thun gehabt, war zu gehen bedeutet worden und nun ging

Forbeck ſogar ſelbſt in Cohns Cabinet und wollte dieſen hervorlaſſen. Cohn blieb aber drinnen. Forbecks heftige Sprache milderte ſich und wurde zuletzt für Rabe unverſtändlich.

Das war nun wieder dem Aſſeſſor nicht recht. Wenn ſie die Köpfe zuſammenſtecken, ſagte er, ſich langſam am Stock aufrichtend und mit ausgeſpreizten und ſtark aufhauenden Beinen ſich dem Kaffeetiſch nähernd, dann conſpiriren ſie gegen mich —!

Die Frau Aſſeſſorin bewachte die Thür nach Außen. Forbeck trat aber bald mit dem gefangenen Gründer heraus. Er hatte ihm nur die Courszliſte vom Mittag mitgebracht und ihn damit ſehr erfreut, wenn er auch aus allen Tonarten jammerte: 32, 28, 17, 31 —! O, was iſt die Menſchheit ſo feige, der Unglaube ſo allgemein verbreitet! jammerte er. Die reellſten Werthe, Lampen, Kutſchen, Peitſchen, Feilen, Spiegelſcheiben, Alles ſinkt dahin, tiefer und tiefer! „Die Nation hat ſich in ihrem künſtlich geſteigerten Kraftgefühl übernommen“, las er aus einer Zeitung. „Man hat das Wahre vom Falſchen unterſcheiden gelernt. Die Großen ſogar haben Großſprecherei lieber gehört, — das geht auf mich! ſchaltete er ein — als das beſcheidene Wort der Wahrheit! Ausbeutung wurde das Wort der Zeit. Unter ſchimmerndem Namen drückte

das Weſen ſelbſt des modernen Staates aus. Kein Tag brachte den Enttäuſchungen Einhalt. Es war wie ein großartiger Gletſcherrutſch.“ Mein Gott, welch ein Bild! unterbrach Cohn. Es war ihm, als ſäß' er in der „Paſſage“ und läſe die Zeitung. Frau Jenny credenzte ihm die erſte Taſſe. „Man ſah die Bäume, die Häuſer, die Comptoire ſanft die ſchiefe Ebene hinabgleiten; kein Halten, kein Stillſtand!“ Haben Sie gehört? unterbrach er ſich; jetzt will Jeder Nathan der Weiſe geweſen ſein.

Forbecks hagere, lange Geſtalt ging aufgerichtet hin und her. Den goldenen Zwicker hatte er im linken Auge. Cohn wollte wiſſen, worüber er ſänne, ob er an die Gräfin Treuenfels oder an Edwina dächte und was hier abgemacht worden wäre, und wirklich erging ſich Forbeck in Elegieen über ſeine Schweſter. Auch Frau Jenny war es, die darüber Neues wiſſen wollte.

Sie nimmt mich nicht an! ſagte der Bruder. Sie hat mir geſchrieben: Ich flehe Dich fußfällig an, vermeide jeden Conflict mit Ottomar oder Udo! Beide ſind wie zwei Pulvertonnen! Der Eine vor Trotz gegen die Welt und — Gott ſei Dank — Liebe zu mir, der Andere vor Schmerz und Erbitterung!

Cohn genoß ſeinen Mokka mit Wehmuth. Er pries Adas Schönheit und analyſirte dieſe.

Aba wohnt Chambre garnie! fuhr Forbeck düſter fort. Scheidung iſt eingeleitet, auch angenommen. Althing hat Ehrenrath vom Officiercorps verlangt! Hat beſtanden! Schwerer iſt die Carrière im Civil, weil zu Mucker in Sittlichkeit! Vorläufig wickelt er die Luzius'ſchen Geſchäfte ab! Das kann Jahre dauern und bringt ihm vielleicht die Advokatur. Aber wir plaudern und plaudern! unterbrach er ſich. Die dringende Lage, in der er ſich mit ſeinen Genoſſen befand, fuhr ihm wieder durch alle Betrachtungen. Hochauf mußte er horchen, als Rabe ſagte: Merkwürdig, wenn Baron Forbeck die Garderobe ſeiner Mutter anzieht und ſeinen Bart raſirt, ſo hält man ihn vollſtändig für die Generalin.

Alle Teufel! Wollen Sie mich auch fortſchicken? rief Forbeck erſtarrt. Erſt — Cohn —!

Ich meine nur —! Nein, nein! Die Analyſe der Schönheit Ihrer Schweſter regte mein Denken an! beruhigte ihn der am Leſen peſſimiſtiſcher Bücher ſich aufrichtende Aſſeſſor, ich denke nur an dieſe jämmerliche Armuth des ſogenannten Schöpfers! Gattungen von Menſchen giebt's ja genug! Aber innerhalb derſelben immer eine vollſtändige Dürftigkeit! Immer dieſelben Typen! Immer Menſchen, die um alle Breitengrade des Aequators nicht miteinander verwandt ſind, und ſie ähneln ſich doch wie aus Einer Pfanne gegoſſen! Wenn

man ſieht, wie gewiſſe ſtarkgeſtaltete, breitſchultrige Blondins, die den Commers mit den Damen und den Champagner lieben, ſämmtlich auf denſelben Typus hinaus kommen, möchte man unſern lieben Herrn Herrgott für einen Holländer halten, der mit einem Waffeleiſen die Meſſe bereiſt und —!

Rabe —! ſchrie Frau Jenny und unterbrach dieſe auch für Cohn zu ſtarke Blasphemie. Das Waffeleiſen war der vollſtändige Widerſpruch mit des alten Althings Viſion und Ahnung der Unſterblichkeit im capitoliniſchen Muſeum zu Rom. Hier widerlegte jedoch den Spötter Niemand. Cohn witterte eine ihn ſelbſt betreffende Unheimlichkeit. Er äußerte dieſe Anſicht mit Zorn.

Beruhigen Sie ſich doch! ſagte Forbeck und ſetzte ihm Rabes Vorſchläge auseinander. Endlich kenne ich, ergänzte Rabe, keine Perſönlichkeit, die dann den Commerzienrath begleiten, den Wagen überhaupt miethen, die ganze Finte mit einem Gutsbeſitzer Müller oder Schulze — beſſer in Scene ſetzen könnte, als einen Mann, den Herr Cohn ja ſelbſt ſchon ſehr genau geprüft hat, Mahlo — von unſrer Fabrik —

Cohn ſchrie laut auf. Sie wollen doch nicht, daß mich dieſer Menſch unterwegs an irgend einer ſandigen Stelle in einem märkiſchen Fichtenhain umbringt?

Aber das Gräßlichſte geſchah. Forbeck fand dieſe gemeinſchaftliche Reiſe mit Mahlo ganz plauſibel. Er unterſtützte den Vorſchlag mit einem Ausgezeichnet! und griff ſogleich für die Ausführung zu.

Sind Sie denn verrückt? wandte er ſich ruhig zu Cohn. Dieſer Menſch thut ja für gute Bezahlung und Verpflegung Alles!

Das iſt's ja eben! rief Cohn. Wenn Sie die Drangſalirungen kennten, denen ich von Seiten dieſes Menſchen ſchon ausgeſetzt geweſen bin! Die phyſiognomiſchen Studien, die ich gemacht habe über ihn in Gegenwart von mir ganz allein? Fortgedrängt hat er mich von meinem Klingelzuge!

Es kamen von allen Seiten Beruhigungen. Fort müſſe der Baron, hieß es. Und das in's Ausland. Man müſſe die Schuld auf ihn allein werfen können. Die Welt glaube, er ſei in Brüſſel, in Paris, zur See. Er müſſe ſich ermannen. Keinen Tag ſei man länger vor Arreſtation ſicher. Mahlo wurde ſofort durch eine Sendung in die Fabrik in Kenntniß geſetzt. Denn er hatte ſich, ſeit es productive Leute gab und die Joſefa beim Betriebsdirector die Wirthſchaft führte, allmälig wieder als Quaſi-Arbeiter angeboten und war auch ſeiner böſen Tücke wegen zugelaſſen worden. Die Joſefa hatte für ihn gebeten. Ehlerdt hatte freilich geſagt,

er will mir nur näher ſein, um mich gelegentlich eines Abends todtzuſtechen.

Cohn jammerte: Dieſer Menſch wird ſich neben mich ſetzen, und während ich mein Brot mit ihm theile, erwürgt er mich! Er wird immerfort meinen Koffer betrachten und ſich wundern, daß ich dieſen nicht hinten habe anſchnallen laſſen! Ich kenne dieſe ſchrecklichen Gegenden in unſerem Vaterlande, fuhr er fort, das ich Unglücklicher verlaſſen ſoll! Italien iſt es grade nicht, aber man liebt es doch! Nichts ſieht man ringsum als Tannen und Tannen und ewig Tannen! Früher freilich habe ich ſolche Gegenden zur Anlage von Villen ſelbſt empfohlen! Aber komme ich mit dieſem Mahlo in eine einſame Waldung — etwa hinter einem Finkenkruge — wo ich noch obenein die Zeche bezahlt habe, ja, dann bin ich in Amerika.

Frau Jenny ſtreichelte Cohnchen. Er machte eine Miene faſt zum Weinen.

Ach ſo! ſagte Forbeck boshaft. Sie wollen mit einem Bocher reiſen, der Ihnen auf dem ganzen Weg laut Talmud vorbeten ſoll! Mahlo wird Sie ſchon unterhalten!

Rabe malte in ſeiner Bosheit die Scene mit dem Bocher gleich wie nach dem Leben aus.

Wo ſoll ich einen ſolchen gleich hernehmen? fuhr Forbeck ebenſo fort. Den Mahlo habe ich einigemal

geſehen und gleich weggehabt. Es iſt ein raffinirter Burſche, der Mittel und Wege kennt! Und wenn Sie ihn für Ihren Bedienten ausgeben, können Sie ihn ganz getroſt noch bis mit nach Amerika nehmen.

Warum nicht unter die Wilden? ſtöhnte Cohn tonlos.

Er erſetzt Ihnen den praktiſchen Verſtand! ſagte der Unerbittliche, den Sie bei aller Papierkenntniß und bei all Ihren Witzen doch nicht haben!

Eine unendlich treffende Wahrheit! Eine Wahrheit, die Cohn außerordentlich gern hörte! Es erinnerte ihn an ſeine in ihm ſchlummernde Poeſie. Frau Veilchen Rebekka Cohn, geborne Hollander, hatte ihm das ſo oft geſagt, ſchon, als ſie ihn noch auf den Schooß genommen. Eigentlich ſollte er ja gradezu auf Genie ſtudiren, aber ſein Vater fallirte. Da lernte er das Geſchäft. Er verſtand Millionen zu machen. Er hatte ſich den Adel von einem unſerer deutſchen Fürſten gekauft, den Commerzienrath durch demonſtrative Wohlthätigkeitsacte errungen — aber wenn er eine Schweizerreiſe machen wollte, taumelte er „wie ein Kalb“ über die Berge und bedurfte ſelbſt in der Ebene eines Führers. Es war dies die ſtets auf's Geſchäft ideal ſpeculative Richtung im Judenthum. Sie gab ihm das Anſehen eines Denkers.

An der Table d'hôte nehme ich mir aus Bescheidenheit immer die schlechtesten Stücke! gab er wehmüthig zu, sich endlich in sein Schicksal findend. Und an seine Sommerreisen denkend, an seine, um die Wengernalp her immer etwas verirrte Phantasie, an die Bummelochsen, die Stiere, in deren Bereich er schon oft auf seinen Schweizerreisen gekommen, beruhigte er sich endlich und sagte: Sie wollen meinen Untergang! Es sei!

Wehmüthig blickte der Gründer der Spiegel- und Rabe-Actien, der Verfasser der Prospecte, der Verwaltungsberichte mit den wundervollen immer stimmenden Bilanzen, dem so überzeugenden gedr[illegible]n Querstrich von Rechts nach Links hinüber, in Frau Jennys wasserblaue Augen. Es war nicht die Thräne, sondern die Gewöhnlichkeit, die einige milde Theilnahme spendete. Er aber sah in diesen Augen die hohe See und ihre Gefahren. Elegisch sagte er: Kennen Sie die Plüskower Haide? Nichts als Tannen, Sand und ein paar Raben, die an irgend einem Waldkruge Leichen wittern. Nur in Wagners Tristan und Isolde habe ich ein ähnliches Gefühl vom schauerlichsten vollständigen Verlassensein in der Welt gehabt und zuweilen auch manchmal in einer Sitzung unseres erhabenen Reichstags —!

Forbeck war so in Gedanken, daß er auf diese „Witze" gar nicht mehr hörte. Rabe hatte die artigsten

Wendungen eines Bettelbriefes von Mahlo in Erinnerung und fand Alles natürlich und Cohns Furcht lächerlich. Frau Jenny erinnerte ſich zwar der Platzpatronen, aber auch der eleganten Kleidermetamorphoſe und großen Vatermörder des Gefürchteten, der, ſeitdem die Joſefa bei Raimund war, ſich wieder „bewähren“ wollte.

Mit einem: Ich bin verloren' ſchickte ſich Cohn an, in ſein Reſervoir zurück zu ſchleichen. Ich weiß, ſagte er, indem er ſchon den Schlafrock ausziehen mußte, Sie wollen Alles auf mich ſchieben wie auf den Bock, den die Juden in die Wüſte jagten!

Am Abend in der Dämmerung ſollte Mahlo mit einem Wagen vorfahren. Der Kutſcher ſollte nur wiſſen, man wollte einen Gutsbeſitzer Namens Müller beſuchen. Cohn hatte ſich für Müller entſchieden.

Rabe übernahm die ſofortige Verhandlung mit Mahlo, worauf ſich Forbeck beruhigt zu ſeinem Einſpänner begab, der ſo lange gehalten hatte. Einige Male ſtolperte ſein Roß. Das erinnerte ihn daran, daß der Führer des Gefährts eine Rechnung bei ihm eingereicht hatte, die in ſolchem Grade angeſchwollen war, daß er ſich rüſten mußte, morgen zu Fuß zu gehen.

O wie fuhr er ſonſt durch die Straßen! Zweiſpännig und im offenen Gefährt. Hingegoſſen mit Behagen wie der Menſch nach Tiſch, nicht ſelten eine

ſchämendſten Lob wird, in allen Gelenken gelöſt werde. Dieſe Art von Feindſeligkeit (denn für das Lob literariſcher Freunde, das immer nur langweilig iſt, dank' ich) ermuntert mich, weil ich weiß, daß ſolche Feinde mir nur Enthuſiasmus erregen werden. Sonſt hindert dichteriſcher Lorbeer. Es iſt unmöglich, ſo bekränzt wie Dante zu ſein und ſich einen waſſergeprüften faſhionablen Hut aufzuſetzen. Glauben Sie mir, daß in mir das ewige Idealiſiren einen rechten Heißhunger nach der Wirklichkeit erweckt. Ich möchte kein Staatsmann ſein, aber oft und gern auf die Politik zurückkommen. Meinen precären Erfindungen gegenüber haben für mich die Thatſachen wieder einen unendlichen Reiz. Ich geſtehe Ihnen, daß ich die meiſten Dinge manchmal richtiger zu beurtheilen glaube, als die, welche dafür beſoldet werden. Ich bilde mir ſogar ein, die Kriegskunſt zu verſtehen, und habe, wenn ich des Abends nicht einſchlafen konnte, im Bette ſchon manche Schlacht zwiſchen Nationen aufgeführt, von welchen aber immer diejenige unterlag, die — ich commandirte! Denn über dem Kanonendonner ſchlummerte ich allmälig ein und mußte das Schlachtfeld räumen.

In allem Ernſte, mein hochgeachteter Freund, ich habe die Neigung zur Politik mit den meiſten ältern Dichtern gemein, wie ſehr ich auch ſonſt hinter ihnen zurückſtehe. Dante und Milton ergriffen ſogar Partei, die Andern lieferten nicht ungern Strophen und Scenen, welchen ſich eine Bezüglichkeit auf die große Welt abgewinnen ließ. Ueberhaupt war aber auch die Stellung der Literatur in vergangenen Zeiten eine andere, als jetzt. Die Literatur ſtand über den hiſtoriſchen Thatſachen, ſie wurde um Rath gefragt, ſie hatte noch Gewalt genug, um etwas entſcheiden zu können. Die Literatur ver-

Cigarre oder noch den Zahnstocher im Munde! Vom weichen Wagenpolster aus sah er auf die zu Fuß wandelnde Menschheit herab. Jetzt kroch er in die Enge eines abgesetzten Doctorwagens, wo ihn sogar grünseidene Vorhänge vor einem Gesehenwerdenkönnen schützen mußten. Ueberall Vulkan! Ueberall Mahlo'sche Platzpatronen! Und diesmal auch Granatsplitter! Patronage alten Styls, Vertuschung, Unterdrückung höheren Orts gabs nicht mehr! Diese gehörte dem vorigen Jahrhundert an —! Die Mutter jammerte. O, als noch eine mächtige Hand die Maßnahmen der Justiz lenkte, da konnte noch ein Fußfall, ein geküßter Kleidessaum ihren Lauf hemmen, ihre Binde auch auf die Augen des Richters legen. Wie verwünschten Beide diese neue Politik!

Forbeck hielt im Geist seine Vertheidigungsrede. Schwindel wäre ja jetzt überall die Losung. Es wäre die Errungenschaft der Zeit, diese fictive Abrechnung, diese Differenz zwischen Nichts und Plus und Minus und Nichts — das baare Geld wäre an sich überflüssig! Nur für die nächste Existenz sei es nothwendig! Goldstücke wären Scheidemünze! Der dröhnende Schall der Börsenglocke, das tägliche Bulletin der Syndicate müsse entscheiden. Laßt doch das Gemenge von Wahr und Falsch! Laßt doch die Wellen rauschen! Die Mischungen

durcheinander gehen! Wir bahnen der richtigen ſocialen Frage den Weg! Die wird das Uebrige hinzuthun zu unſerem Idealismus! Alles, wie es iſt, hört auf! Neue Geſellſchaft! Neuer Staat! Vielleicht — zum Anfang erſt ein allgemeines Morden! Wer übrig bleibt, macht die neue Zeit!

Aber nicht nur das zeitliche Nichts, auch das ewige beſchäftigte den brütenden Träumer. Denn die Kugel war längſt da und das Pulver auch. Er verglich die Dinge, die ihn noch an's Leben feſſelten. Was war's? Die Frauen? Dieſen Reiz hatte er ausgekoſtet. Aber Ada! Wahrhaftig, eine Thräne rollte über ſeine Wange. Ada! Ada! Du konnteſt ſo bitterböſe mit mir ſprechen und oft ſo grundgut handeln —!

Er raffte ſich auf. Ach! dachte er, nur eine einzige erhebende, angenehme, erquickende Stunde! Da fiel ihm Edwina Marloff ein.

Aber an die Ungarin denkend, befühlte er ſein Portemonnaie. Er fand, daß es zu leicht wog.

## Elftes Kapitel.

Himmliſche, göttliche, reine Liebe! Durchſtröme mein Herz! Beflügle meinen Geiſt! Sei du mein Alles! Liebe ſei in jeder Handlung meines Lebens! Liebe ſei jedes Wort, das ich zu Menſchen ſpreche! Liebe beſtärke mich, den Haß zu ertragen! Liebe ſtehe mir bei gegen Neid und Bosheit und Verleumdung! O welch ein Glück, ſo feſt, ſo ſicher geſtützt auf die Kraft eines Weſens zu ſtehen, das uns ſchützt, das uns hält! Laß ſie kommen mit Hinterliſt, mit ſich blähendem Hochmuth! Was iſt mir das? Mit meinem Himmel im Arme, mit meinem Helden an der Bruſt wage ich Kämpfe gegen Recken und Rieſen!

So jauchzte es in Ada, der endlich wirklich gerichtlich Geſchiedenen. In ihrem kleinen Wohnraum, den ſie ſich nach Gefallen eingerichtet hatte, Alles zu Ottomars Freude und Bequemlichkeit. Die Welt um ſie her mochte rauſchen und wogen, ſelbſt Stimmen, die ziſchelnd laut wurden, alte Freundinnen ſie gar nicht mehr beſuchen, oder wenn

sie kamen, mit Vorwürfen und Verwunderung -- ihr war das Alles gleichgültig -- sie nannte es Sternschnuppe.

Das Gefühl des Behagens ergriff Jeden, der hier einblickte in den kleinen lauschigen Raum, den sie sich geschaffen hatte. Ueberall zeigte sich ihr künstlerischer Geschmack, der auf Harmonie ging. Ein Feenreich nannte Ottomar die bescheidene Behausung. Das kleine Schlafgemach, wo jetzt Ada wie ein müder Vogel in seinem Netze ruhte, erinnerte sie mit den blumigen Vorhängen und Teppichen, dem graziös drapirten Toilettentisch an ihre Mädchenzeit. Daran stieß durch Portièren verbunden Adas kleiner Salon, wohin ihr alles Liebe, Trauliche, Gewohnte gefolgt war. Da stand der kleine Schreibtisch mit Ottomars doppeltem Bilde auf bronzegelbem Gestell, einmal bürgerlich, einmal als Offizier. Wie manches zärtliche Briefchen wurde hier an ihn geschrieben! Abends ruhte sie auf ihrer Chaiselongue unter einer Bücheretagère, welche wohlbekannte neuere philosophische Werke neben zarten goldgeränderten Lyrikern enthielt. Ottomar saß ihr zu Füßen, manchmal sich vorkommend wie Herkules bei der Omphale, zwar nicht spinnend, aber doch zuweilen ein buntes Garn haltend, das sie an seinen Händen abwickelte. Ihr Nähtischchen, und darauf immer eine kleine Vase mit Blumen, stand in der Nähe.

Ada hatte den Mann, vor dem sie schwach, unausgebildet und unvollkommen zu sein bekennen wollte und der mit Sanftmuth, Liebe, Güte Alles nachholen sollte, was ihr noch an ihrer Bildung fehlte. Sie hatte ihn sich selbst erobert. Abends bei einer Tasse Thee fand sie ihn allein so unterhaltend wie eine ganze Gesellschaft von Steeplechase-Reitern, unter denen sie früher gelebt hatte. Auch jenes unglückliche Mädchen, das in ihrer Welt- und Menschenverachtung immer tiefer gesunken war, hatte eine Zeit gehabt, wo sie wie jetzt Ada gelebt hatte. Es zeigte sich, wie ein edler Mann, durch das volle Ausströmen seines Werthes ein weibliches Wesen ganz zu erfüllen und zu beglücken vermag. Leider war bei Edwina der moralische Untergrund in frühster Kindheit ein für allemal verdorben. Die Ungarin, die ihr einst das Leben gerettet hatte, hatte ihr neuerdings wieder Grundsätze der Gleichgültigkeit und des Va banque! einzuflößen verstanden.

Die Annäherung an Ottomars so bescheiden lebende Familie machte sich endlich allmälig. Bedeutungsvolle glückliche Ereignisse erleichterten dieselbe. Freilich auch die tiefe Demüthigung der zwei Jahre Gefängniß, die Forbeck bekam, zwar nicht der Adels-, aber der zeitweilige Ehrenrechtsverlust! Es mußte verschmerzt werden. Cohn drei Jahre! Mahlo hatte diesen auf der Absteigestation ganz gemüthlich verrathen und blieb dann auch sogleich in der Stellung, die ihn ferner

ernährte, der eines Hülfsarbeiters bei der geheimen Polizei. Rabe erhielt — sechs Monate. So viele Familien hatten plötzlich in ihren Vätern und Brüdern Verbrecher bekommen! In liebenden, sorgsamen Vätern, in eifrigen arbeitsamen Brüdern, die ganz nur der täglichen Beschäftigung mit ihrem Berufe lebten! Die moralische Unklarheit über das, was im Handel und Erwerb erlaubt ist, was nicht, rächte sich und das gräuliche Wort des Kaisers Vespasian, das dieser hoffentlich nicht aus Palästina, dem Lande der Juden, mit heimgebracht hat: Jeder Gewinn, er mag kommen, woher er wolle, hat Wohlgeruch! wurde von der Nemesis mit dem Staubbesen vom Eingang zur Börse heruntergeschlagen. Das glückliche Ereigniß war Wolmys Verheirathung mit Martha und für Ada das Ueberraschendste das Jawort, das Helene dem hinkenden nordamerikanischen Seecapitän gegeben hatte, dem reichen Erben, dem Adoptiv-Sohne Schindlers.

Hier war die erste Regung bei Helenen allerdings nur das Mitgefühl gewesen. Die Liebe gleicht der alten Stadt Theben, die hundert Thore hatte. Zumal dem Frauenherzen naht sich die Liebe auf geheimnißvollem Wege. Eine Vorahnung der Zukunft muß es erst vor dem Jawort, das es giebt, ergriffen haben, eine Unterbringung des Bewerbers in irgend einer Vorstellung vom Leben überhaupt, die vom kindlichen, dann gereiftern Mädchen-

herzen erträumt wird! In diese Perspective paßten dann Holls Erzählungen, die männlichen Bewährungen seines abenteuerreichen Lebens so ganz hinein. In Helenen lebten Anschauungen, die einer Einsamen mehr als Andern kommen mußten. Auch die Berichte, die Holl zuweilen aus dem Leben seines Prinzen erstattet hatte, hoben ihn selbst. Denn den Spott ließ er nur die Hörer ausüben. Holl wurde ein Liebling aller Menschen, die ihm näher rückten. Zugleich war er ein treuergebener Sohn seines neuen Adoptiv-Vaters.

Eine Ahnung über den Grund der Luzius'schen Verzweiflung beschlich Holl niemals. Die erste Ursache seines Schicksals ging ja von nur Einem unter sechszehn Kaufmannsgehülfen aus! Wer dachte da grade an den, der später Rechtsgelehrter wurde! Luzius hatte außer einer mäßigen Lebensversicherung Nichts für seine Familie hinterlassen. Möglich, daß er diese strafen wollte. Als Schindler die Familie am Morgen nach dem grauenvollen Ereigniß antraf, waren schon alle Zimmer für die Confectionenen in Anspruch genommen, die in schwarzem Flor und Crêpe de Deuil arbeiteten. Im Grunde gönnte auch Schindler dem Hochmuth, der Herzlosigkeit, der Vergnügungssucht diese Demüthigung durch eine gegen früher kaum nennenswerthe Einnahme. Ottomars Fortführung und Abwicklung der Geschäfte versuchte zwar

Alles, was möglich war, herauszuſchlagen, aber Schindler war Nachlaßverwalter, ſtrenger Vormund, und handelte energiſch. Sein Humor verließ ihn dabei nicht. Er machte Jagd auf Ehepartieen für die beiden Mädchen. Und ſiehe da! Dieterici, der ſich ein kleines Verwaltungsamt nach dem andern verſchafft hatte und auf eine Brochüre hin: „Das Urproblem der Geſellſchaft. Zur Löſung der ſocialen Frage", bei einem unſrer kleinen Fürſten Hofrath geworden war (die Löſung beſtand trotz ſeiner Philoſophie und Poeſie einfach in einer umgekehrten Richtung der Krupp'ſchen Kanonen), ging ihn eines Tages ſelbſt um zwei vacante Vorſtandsposten bei Stiftungen an, über die Schindler mitzuſprechen hatte. Und da gleichzeitig Jean Vogler als Kreisrichter zwar nicht nach Inowraclaw, aber nicht weit ab, in die Gegend von Krotoſchin verſetzt wurde, und Schindler einen Vorſchuß von 875 Thalern 22 Groſchen 7 Pfennigen, den Luzius dem Bonvivant geliehen, gebucht vorfand, ſo machte er Beiden — Vogler war außer ſich wegen einer angedrohten Schuldeinforderung — die Bedingung: Du bekommſt die beiden Rendantenſtellen und gegen Dich ſtrenge ich die Klage um ſofortige Einzahlung oder Pfändung nicht an, wenn Ihr mir eine der Töchter meines Freundes Luzius wegheirathet! Saſcha und Zerline — gleichviel welche! Macht das untereinander

ab —! Die Scene, wie Beide, die ſeit der Spritzentaufe einander ſpinnefeind geworden waren, ſich erſt zu verſöhnen hatten, dann in zwei Aepfel, die Ehe überhaupt, die ganz gegen ihren Geſchmack war, beißen mußten, ſich hierauf über ihren Geſchmack orientiren und zuletzt doch entſchloſſen, durch das Loos zu entſcheiden, wer um Saſcha, wer um Zerline werben ſollte, gehört der Feder des Luſtſpieldichters an. Die Karten: Hofrath. Dieterici und Zerline Luzius, Kreisrichter Jean Vogler und Saſcha Luzius, überraſchten alle Welt.

Solche und ähnliche Vorgänge gaben ſtets Stoff zur Unterhaltung und dieſe ſchloß mit dem immer gleichlautenden Geſtändniß Ottomars: Süßes — ſüßes Leben, wie haſt du mein ganzes Sein ergriffen, wie mein Wollen und Streben miterfüllt! Eine Liebesthat haſt du um mich gethan! Sie bindet mich auf immer! Man darf ein hochherziges Weib nicht im Stiche laſſen. Und da Udo ſelbſt um eine Andere warb, ſelbſt ſeine ihm auferlegte ſüße, von ihm nicht verſtandene Feſſel brechen wollte, ſo ſpricht mich auch mein Gewiſſen von Freundesuntreue frei! Gewiß kommt noch einſt eine Zeit, wo ich ihm wieder mit alter Freundſchaft die Hand bieten kann!

Nie hatte ſonſt Ottomar in Adas Augen andere Thränen als die der Ungeduld geſehen. Jetzt kam es zu Thränen der Freude, des Mitleids, die ſie vergoß.

Aber ſie wollte keine Reflexionen mit dem Darum und Darum. Sie wollte nur von Liebe reden hören.

Den großen Mann, den Helden, der da blendet, den dachte ſich Ada erſt in Ottomars Zukunft. Der Staatsanwalt hatte ihm geſagt: Alſo, der Spectakel mit der Gräfin und der Scheidung iſt noch zu friſch! Wir leben unter den prüdeſten Verhältniſſen! Alles heuchelt Tugend und ſchreit Moral! Auf Lager hat aber Keiner ſelbſt beſonders viel davon! Das Moraliſiren kommt uns auch von den Juden! Ottomar horchte ſtaunend hoch auf. In unſre Geſetzgebung wenigſtens, ſagte Stracks, ſind Menſchen gedrungen, die weit beſſer gethan hätten, Rabbiner zu werden. Die Schriften gegen die Juden als Auflöſer des germaniſchen Princips ſind unklar. Im Gegentheil! Wir müſſen die nazareniſche Sentimentalität der „Mannesſeelen“ bekämpfen. Sie entnervt die Nation. Bleiben Sie eine Zeit lang in Ihrer unabhängigen Stellung in der Bäckerſtraße, ſchloß der wohlwollende, freiſinnige Juriſt. Sie werden bald zu einer höheren berufen werden! Streber waren Sie ja nie! Aber Sie ſollen doch ein Ziel erklommen haben! Sie bewährten ſich!

Und Graf Udo —!

Dieſer ſeltſame, in den Reihen der Ariſtokratie oft vorkommende, aber ſelten geſchilderte, gemüthvolle Anempfinder, dieſer ſtille Gedankentitan, dieſer Lord Byron

lor dies Uebergewicht erst, als sie sich der historischen Autorität selbst unterordnete und ihr zu schmeicheln anfing. Die französische Literatur hat diesen Verrath an der Selbstgesetzgebung des Geistes zu verantworten. Sie machte sich anheischig, die Thaten der Könige beurtheilen zu wollen, und endete damit, daß sie sie nur erklärte, aufschrieb und pries. Friedrich II. und Katharina geizten nach dem Beifalle Voltaires; aber indem sie die Literatur zu erheben schienen, setzten sie sie nur herab. Denn Literatur blieb nicht mehr die geschlossene Kette einer bestimmten, streng vorgezeichneten Freiheit, sie hielt ihre einzelnen Glieder nicht mehr zusammen, sondern wurde, statt sich in den Objekten zu consolidiren, individualisirt, wurde Eigenthum eines Einzelnen, der Witz und Kenntnisse genug besaß, um sie zu beherrschen, mit einem Worte, die Literatur war nicht mehr Masse, sondern Person. Durch eine solche von den Franzosen verschuldete Umkehr ihrer Bestimmung hat auch die Literatur seither ihre Kraft verloren und kann nur noch als individuelle Meinung wirken, als eine Meinung, die sehr wenig ausrichtet, wenn sie nicht durch Namen, Rang und großen Ruf unterstützt wird.

Bei den Engländern findet noch so ziemlich zwischen Leben und Literatur ein Gleichgewicht Statt. Dies kommt aber weniger von dieser, als von jenem her. Denn Englands Geschichte hat sich früher, als die anderer Nationen, bestimmte Formen erobert, innerhalb deren sich das Urtheil der Publicisten bewegen konnte. Eine frühe Spaltung der dortigen politischen Begriffe theilte sich der ganzen Nation mit, es kam darauf an, man erwartete es, daß hier Etwas angegriffen, dort Etwas vertheidigt wurde. Die Formen der politischen Existenz mußten in England erklärt werden und, da sie

und Trevelyan auf dem Canapé, hatte natürlich an ſeiner halb ſchwachſinnig gewordenen Tante Conſtanze keinen Halt. Sein edelſtes Beſtreben, grade ihr die Verirrung ihres Gatten geheim zu halten, war zu Schanden geworden. Markus zog andere Rathgeber in ſchwarzen und bunten Röcken bei ihr nach ſich. Die Generalin verrieth ihr auch noch, daß ja auch Graf Udo um die Bildhauertochter geworben hatte. Das Alles erzeugte Staunen, Erkältung, Zurückziehen. Merkwürdig, daß das Gefühl für die eigene Vornehmheit und Fürſtlichkeit immer mehr ſich ſteigerte. Mit allerlei Wunderlichkeiten zog ſie eine Schranke, die der Neffe durch unausgeſetzte Aufmerkſamkeiten nicht mehr niederzureißen vermochte.

Ihm ſelbſt war eine Welt zerſtört. Wohl täglich ſprach er ein Dutzend hervorragender Menſchen der „Geſellſchaft“ — aber ganz verſtanden wurde er im nächſten Umgang nur von ſeinem La Roſe. Die Beſuche der Fadheit, die er zuweilen vom „verſöhnten“ Prinzen Randen erhielt, konnten ihn nicht aufrichten. Die Scheidung hatte ja auch er gewünſcht. So oft er Ada geſehen, ſchon als Kind, war ihm ihre Wildheit antipathiſch geweſen. Ich habe etwas vom Pedanten! hatte er wohl Dieſem oder Jenem ſchon geſagt. Das liegt in den Nerven, im Blut, im Willen. Mein Wille iſt ſchwächer, als die Betrachtung. Selbſt die Treue, machte er ſich wieder

bei andrer Gelegenheit Vorwürfe, hält bei mir nicht lange Stich. An dem Tage, wo ich Helenens Ablehnung empfing, ging ich in's Theater! Das gestand er sich selbst, und mit innerm Vorwurf. Aber darum konnte ihn doch Nichts recht trösten und aufrichten. Kein Buch, kein Musikstück, keine Zerstreuung durch den Besuch einer von der Stadt etwas entlegeneren minder gewöhnlichen Gegend. In allen Wäldern, in allen Schatten, im Sonnenschein, in Wolken — in Alles legte er elegische Gedanken. Ueberall sah er den Regenbogen, über welchem die goldlockige Iris, Helene Holl, dahinschritt. Was sie diesem wohl verbunden hat? sprach er kopfschüttelnd und voll Eifersucht.

Nach dem Süden zu sehnte er sich sehr zurück. Er hatte den großen Staatsmann gesprochen, der ihm seines häuslichen Unglücks wegen aufrichtig sein Bedauern aussprach und ihm rieth, doch ja in die alte Laufbahn zurückzukehren. Sie würde ihn zerstreuen. Sein Posten sei ja noch unbesetzt und brächte keine andre Sorgen, als wenn einmal ein deutsches Schiff im Golf von Biscaya gescheitert wäre. Zum Diplomaten im großen Styl taugen Sie nicht, lieber Graf! hatte rundweg die Diagnose des berühmten Staatenlenkers gelautet.

Der von einer so dictatorischen Aeußerung Ueberraschte, fast Verletzte, drückte sein: Warum nicht?

nur durch ein zuckendes Erheben ſeiner ſonſt ſo milden Augen aus.

Sie reflectiren zu viel und hören ſich gern ſelbſt reden! hatte der Lenker unſrer Geſchicke geäußert. Am Geiſtreichſeinwollen mußte auch Ihr Freund (er nannte einen unglücklichen Namen der neuern Geſchichte) zu Grunde gehen, wie Kaiſer Max daran in Mexiko zu Grunde gegangen iſt. Eines iſt es, Feuilletoniſt ſein, und das Andre iſt, identiſche diplomatiſche Noten ſchreiben! Wenn Sie wüßten, hatte der große Mann ſogar geſchloſſen, wie ſchon bei jeder Rede, die ich halte, auch bei mir die Neigung zur Mitarbeiterſchaft am Kladderadatſch mich foltert —! Wie oft ich Ausdrücke wähle, die ich hintennach bitter bereue —! Nein, es iſt Nichts mit der geiſtreichelnden Diplomatie, die nur Bonmots macht und am Wiener Congreß die Länder am Boſtontiſch verſpielt! Schon am Bundestage hat ſie mir die gelehrteſten Herren, die dort in dieſe trippelnde Varnhagen-Manier hineingeriethen und nur nach Curioſitäten jagten, unerträglich gemacht. Man muß wiſſen, was man in der Welt will, und im Uebrigen außerordentlich viel ſchweigen.

Graf Udo fand durch dieſe offene Erklärung Vieles aufgehellt, was Ottomar, der tief in ſeinen Charakter eingedrungen war, aus Schonung ihm manchmal nur angedeutet hatte. Doch ſchied er im beſten Einvernehmen

von ſeinem gewaltigen Chef. Das Geſpräch war bald auf andere Gegenſtände gekommen und gewiß gefielen des Grafen Worte: Vertilge doch endlich der Himmel alle Heuchler, die um gottgeweihte Wahrheiten herumſchleichen und nur im Trüben fiſchen und weltliche Macht und Reichthum erringen wollen!

Es war von der Stimmung der alten Gräfin die Rede geweſen, von dem Einfluß, den jetzt die Geiſtlichen über ſie zu gewinnen anfingen. Die Anzeichen des Zorns auf ihren ſeligen Wilhelm mehrten ſich. Seine Bilder wurden verhängt, theure Andenken beſeitigt; das ſchon aufgeſtellte Althing'ſche Monument wurde ſeltener beſucht; die Briefe, die Raimund Ehlerdt, die Baronin Ugarti, zuletzt Edwina ſelbſt an ſie zu ſchreiben wagten, wurden der Polizei als Erpreſſungsverſuche übergeben.

Graf Udo ſah das Alles mit Schmerz. Sein Gemüth verſtand erſt jetzt das innere Leben und Bedürfen des Grafen Wilhelm. Er ſah den Onkel als Cavalier an dem kleinen Hofe zu Ingenheim-Randen, er ſah den lebensfriſchen, hochgebildeten, reichen Mann als Jäger ſich tummeln, die Geſellſchaft beleben, Alles entzücken durch ſeine Anmuth, ſeinen Witz, ſein reiches Wiſſen. Bücher, namentlich alte von Antiquaren nach Katalogen gekaufte, waren ſeine Leidenſchaft. In allen alten Büchern, hatte er oft geſagt, fände er Form, Geſtaltung, Sinn

für Abgerundetes und Fertiges. Alles Neue sei unfertig, und voll Prahlsucht. Und dabei mußte ihm, dem alle jungen Herzen anhingen, dann plötzlich widerfahren, daß es auch die Prinzessin Tochter war, die in ihm den Himmel auf Erden fand, die Tochter des „regierenden" Fürsten. Sie hatte zuweilen Anträge gehabt, aber die Frage der Finanzen stimmte nicht. Nun wollte sie ganz nach dem Herzen wählen, obschon sie schon in den Dreißigen war. Da mochte Graf Wilhelm nicht unzart sein. Er zog sich nicht zurück. Und in der That, eine Prinzessin hat immer etwas in ihrer Umgebung, das sie hebt, in manchen Fällen sogar begehrenswerth erscheinen läßt. Erst nach manchem Jahre einer glücklichen, sozusagen diplomatischen, kinderlos gebliebenen Ehe, lange vor den Begegnungen mit den Forbecks, trat eine sogenannte Untreue ein, die nun plötzlich von der Fürstentochter so empfindlich, so gänzlich vom Unvermögen, die eigne Unbedeutendheit zu erkennen, aufgenommen wurde! Sie hatte doch soviel Wohlwollen und Güte sonst im Leben in Bereitschaft. War das alles nur „Conduite"? „Wohlerzogenheit, höfische Schulung"? „Trotz auf unser Christenthum?" Der große Sesostris hatte 150 Söhne, sagte Graf Udo gelegentlich, und ist gewiß nicht in die Hölle gekommen!

Wenn Graf Udo oft und oft auf Edwina in seinem Denken zurückkehrte, dann mußte er immer vor Erregung

aufſpringen. Die mephiſtopheliſchen Bemerkungen des auf ſechs Monate „kaltgeſtellten“ und zum Kleben von Briefcouverten verurtheilten Exverwaltungsraths Harry Rabe über die Armuth des Schöpfers an Menſchenwaffeleiſen ſchien ſich in der That zu beſtätigen. Denn was Rabe von gewiſſen breitſchultrigen Hochblondins ausgeſagt hatte, die Alle wie aus Einer Pfanne gegoſſen wären, bekam faſt Beſtätigung. Udo fühlte zuletzt einen brennenden Reiz, Edwina zu ſehen! Sie ſollte ſehr verloren haben, das wußte er ſchon. Aber die ganze Welt, die ihm ſeither wohlgethan, hatte er ja verloren! Ueberall verwelkte Blüthen! Oder ſollte er ſich in jene Welt ſtürzen, in welcher ſein „Freund“, der vielredende Diplomat weilte? In dieſer Sphäre riß man ſich freilich um ihn. War er doch reich, jung, liebenswürdig, ohne Gattin! Aber La Roſe hatte Recht, wenn er ſagte: Es wird Monſeigneur jetzt nur noch am Tajo wohl ſein!

Auch machte ſich der Graf über Edwina eigentlich Vorwürfe. Ich hätte doch die Erziehung des Oheims fortſetzen ſollen! ſagte er ſich. Dann lachte er freilich: Du — nicht zurückgehalten durch das Geſetz der Natur! Das hätte ſchön geendet! Nein, nein, du mußteſt ſie fliehen! lautete ſein Selbſtgeſpräch. Aber dann gaukelte in ſeinen Phantaſieen doch Edwinas Vorleben fort mit bunten Bildern. Die erſten Eindrücke Ungarns —!

Das Leben bei der Ugarti! Die mögliche Bestimmung, die man ihr hatte geben wollen, sie einem vornehmen Türken zu verkaufen! Allem dachte er nach, sprach auch gelegentlich mit dem Fürsten Rauden darüber, selbst mit Merkus auf Anlaß der Nachricht, daß der Verlobte, Raimund Ehlerdt, sich im Krankenhause nicht erholt zu haben scheine, sondern unter der Obhut seiner verheiratheten Schwester dumpf fortvegetire.

Die Zeit der Abreise des Grafen auf seinen wieder einzunehmenden Posten rückte näher. Von allen Seiten kamen Kunden, die nur von Glück erschollen. Er allein war ausgeschlossen. Sein Gemüth konnte es nicht ertragen. Nicht vor Neid, sondern vor Schmerz. Sogar Fürst Rauden hatte endlich einen wirksamen Operntext gefunden, den er ihm selbst gegeben hatte, den dramatisirten Anfang der Iliade: Der Königsstreit. Im Geist sah Prinz Narziß den Theaterzettel mit Riesenlettern schon an allen Straßenecken. Nur zwei Menschen sind entschieden unglücklich, sagte sich Graf Udo, zwei — er meinte sich und nach einer Ahnung — ganz gewiß auch Edwina! Er schickte La Rose aus, sich nach ihrer Wohnung zu erkundigen.

La Rose berichtete d'un quartier très-vilain.

## Zwölftes Kapitel.

Miezchen! Miezchen! Warum biſt Du mich denn ſo traurig?

So ſprach man in einem nicht mit Goldtapeten gezierten Zimmer. Keine Portièren verdeckten hohe gothiſch geformte Thüren. Nirgends verriethen ſchwellende Seſſel oder Divans den ehemaligen Comfort.

Sei doch luſtig, Miezchen! Es wird ja ſchon wieder Alles gut werden! Wenn Du nur gut thun, nur arbeiten wollteſt! Der Herr Hofrath Dieterici hat Dir doch eine ſo ſchöne Stelle als Zeichnerin für ein Modejournal verſchafft! Du kannſt ja ſo wunderhübſch zeichnen! Malſt ja auch, Miezchen! Nimm doch das Kind!

Die „alte Müllern", Edwinens Großmutter, hatte natürlich den Namen Dieterici in Kiterizi entſtellt und das Modejournal wurde ganz ſchnode von ihr die Schneiderzeitung genannt und die ganze Rede an das kranke

Miezchen, das auf einem Sopha ausgestreckt lag, war im allergewöhnlichsten Volkston gehalten.

Edwina verstand aber diese gutmüthige Sprechweise und schwieg. Sie lag auf einem Sopha ausgestreckt, den Kopf in die Hand gestützt; jetzt schüttelte sie diesen, sie brütete nur. Die Polizei war in ihr Leben eingedrungen —! Das war furchtbar. Erst in Folge ihrer Briefe an die Gräfin. Nun waren ihr Pflichten auferlegt worden, von denen sie behauptete, daß ihr von deren Erfüllung der Wahnsinn kommen würde. Sie zitterte an Händen und Füßen, wenn sie das Alles bedachte. Sie strich nur öfter über die Stirne hinweg. Diese war in der That schon voller Falten, die nicht weichen wollten.

Geh' nur um Gotteswillen nicht auf die Straße! Thu' mir und uns, weißt Du, dem Alten, nicht die Schande an! Der Alte hat alle Geduld verloren! Da — (die Sprecherin griff unter ihre Schürze) sind hundert Thaler, die er Dir wieder schickt —!

Trage sie hinunter zum Wirth! sagte Edwina kurz.

Na! Dann haben wir wieder Nichts — murmelte die Großmutter, gehorchte aber.

Die Alte wohnte jetzt endlich unter Einem Verschluß mit ihrer Enkelin und bediente diese. Die Baronin Habenichts, wie die Ugarti von Frau Müllern genannt wurde, war ihr ein ganz besonderer Widerpart. Sie

zog sich immer in die Küche zurück, sowie sich nur die Abenteurerin einstellte.

Aber ganz mit denselben Schmeichelworten: Maruzza! Maruzza! Sei doch nicht so traurig! und in einer Toilette, die aus hier und da noch zusammengerafften Seiden- und Sammetfetzen bestand, kam die Ugarti eben von einem Ausgang heim. Schau', schau', was ich mitgebracht hab'! Sorgenbrecher! Vali, Valu —! Die alte Kokette sang einen französischen Refrain mit eleganter Aussprache und zog eine in grünes Papier, die Farbe des Propheten, gewickelte Flasche Champagner hervor. Maruzza! Warum dem Schicksal nachgeben! Warum die Flügel hängen lassen! Schlechte Zeiten! Kommen wieder gute! Vali, Valu! Der verdammte Zichy! So kam sie auf einen Bericht über ihren Ausgang und schickte sich an, die Champagnerflasche zu öffnen. Er ist abgereist! Wie wenn Nichts vorgefallen! Auch der edle Ghika! So sind diese Kunden! Habe nicht gefragt, ob sie in den Hôtels ihre Rechnungen bezahlt haben. Waren vielleicht Abenteurer! Ganz falsche! Es wimmelt ja von — Grobzeug.

Edwina sagte mit nicht zu schildernder Bitterkeit: Du hattest noch Glauben, Glauben an die Männer —? und schüttete zwei große Wassergläser des berauschenden Trankes hinunter, blieb aber auf dem Sopha liegen und

zunächſt nur Kreiſe ohne Inhalt ſind, ausgefüllt. Die Feder war an die Stelle des Schwertes getreten, d. h. ſie war eine Hülfleiſtung und wurde wenigſtens dort als eine unumſtößliche Thatſache anerkannt, wo ſie unter den Ihrigen, unter der Partei war. Allein dieſe günſtige Entwickelung der Literatur, welche, wenn nicht den gründlichen Werken, doch den Pamphlets und Journalen eine große Wirkſamkeit gelaſſen hat, findet ſich auf dem Continente weit weniger. Mit Napoleon hörte in Frankreich die Furcht vor der Literatur auf. Paul Louis Courier fiel nur als eine Ausnahme. Jetzt, werden Sie geſtehen, iſt in Frankreich der gedruckte politiſche Buchſtabe, ſchon ehe er trocknete, zu Makulatur geworden.

Aus dieſen Thatſachen iſt nun erſichtlich, wie undankbar es iſt, wenn man ſich mit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten als Autor beſchäftigt; aber eben ſo auch, wie erklärlich, immer wieder von Neuem Etwas zu verſuchen, was nur Waſſerſchöpfen iſt in das Faß der Danaiden. Die Literatur will ſich ein Recht erobern, das ihr beſtritten wird. Sie beſchwört alle Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen, um die Tyrannei kalter, ſpröder und vornehmer Thatſachen zu ſtürzen. Die Philoſophen kommen mit ihren erſten und letzten Gründen der Dinge, ſtrecken ihre knöchernen Hände aus und weiſſagen. Die Dichter runden ihre lachenden Gleichniſſe ab, ſpitzen ihre feinen Spöttereien und umziehen den Gegner mit ſo viel Blumenguirlanden, bis ſie ihn eines ſanften, ſcherzenden Todes erſticken ſehen. Es iſt eine gährende und gefährliche Bewegung, die immer gerüſtet an den Thoren der offiziellen Hôtels ſteht und ſie entweder mit ſtürmenden Balliſten berennt oder ſich erſt bei der Frau des Concierge, dann bei ihm ſelbſt einſchmeichelt, ſich in die Freundſchaft des Kammer-

ſtützte das Haupt auf. Ihr ſchönes aſchblondes Haar ſchien geordnet, doch hingen einige Flechten herab. Corregios Magdalena. Der Todtenkopf, die Reue und wohl auch die Hoffnungsloſigkeit fehlten.

Ei, das iſt doch luſtig, fuhr die Baronin fort, die auch ihre Stärkung zu ſich nahm, ſetzt mich die Großmutter immer in's Katzengeſchlecht! Ob ſie auf mein zähes Alter ſtichelt! Ja, mich frage Einer aus, wann ich geboren bin.

Es war eine Erinnerung an die Polizei. Furchtbar bäumte ſich Edwina.

Schweig' und komm' mir nicht ſo nahe mit Deiner Hand! unterbrach ſie die Schmeichlerin und wehrte die Liebkoſungen der alten „Wohlthäterin", der „Retterin ihres Lebens", ab, der ſie zuerſt ſo viel böſe Lehre, böſes Beiſpiel, jetzt wieder böſen Rath verdankte. Ach, am Kinde iſt alles Frivole wie Frühlingsreif! Es hält nicht Stand, es vertreibt keinen Blüthenkeim, es geht dahin unter fröhlichem Kichern. Aber ſpäter, wenn der Blick auf die eigenthümlichen Reize des Geſchlechts, auf Leben, Lehre, Beiſpiel, Rath beim Urtheile ſich geſtärkt haben, dann iſt Unlauterkeit im Sprechen und Denken Herbſtreif. Vor dieſem ſinken ſofort die Blätter der edlen Linden- und Ahornbäume und maſſenhaft bedecken ſie plötzlich die Erde. Noch in die Schweiz hatte Edwina

über die Geheimnisse des Geschlechtslebens nur Spott, Neckfucht, Reiz zum Lachen gebracht. Heil war die Haut. Lange, lange, wenn auch nicht heil mehr die Seele. Ihre Ansätze zur Tugend kennen wir ja. Sie wurden zu kalt aufgenommen, nicht ermuntert. Aus sich selbst konnte sie Nichts schöpfen. Dafür war sie zu eitel, zu blasirt. Endlich hatte sie sich ganz der Wahrheit, der Regel, der Entsagung widmen wollen, als sie Raimund Ehlerdt kennen lernte und in unbegreiflicher Selbsttäuschung anfänglich wirklich geliebt hatte. Dieser furchtbare Irrthum! Sie hatte geglaubt, ein Abbild des Herrn der Schöpfung ihn ihm gefunden zu haben, ein Seitenstück zu seiner ihr so imponirenden Schwester. Wenn sie jetzt weinte — so war es nicht über den Verkommenen, sondern um ihren eignen „schaudervollen Irrthum"! O die Lüge, wie regiert sie die Welt, und falsche Wege machen, einen Weg hin und denselben wieder zurück, das bringt wilde Naturen außer sich. Auch war sie zu „unendlich müde", etwas Neues anzufangen. Alles was sich gut anließ, hörte ja sogleich auf. Da ließ sie die verschmitzte Ungarin hantiren und lachte mit den schönen Männern, die ihr diese des Abends zuführte.

Sie stürzte wieder einen Becher des berauschenden Getränkes hinunter. Was soll mir, brütete sie, sich am Spiegel postirend und den Vorzeichen des Rausches auf-

trotzend, des Alten Befehl, Dietericis Anerbieten anzunehmen! Coſtümes erfinden, die ich nicht tragen kann! Denken für Anderer Eitelkeit, die glücklicher ſind, als ich! Die im Theater lachen, ſich in den Logen wälzen! Hu, nach Polen, fuhr ſie in Betrachtung fort, da will er mich auch mitnehmen, wenn ich gut thäte! Noch hatte der Pflegevater für einen häßlichen Namen, den er ihr ſchon gegeben, keine ſchlagenden Beweiſe. Die luſtige Geſellſchaft, die mit Cavaliermanieren Nachts im Hauſe rumorte, wer konnte das Alles controliren, auch die in welke Hand der Ugarti beim Abſchied gedrückten Dukaten zählen! Das Zurückgehen des äußern Glanzes ſchien ja natürlich. Edwina war majorenn. Sie hatte ihr Vermögen durchgebracht, in Hoffnung, durch Glanz zu imponiren, eine hohe Stellung zu gewinnen. Jetzt konnte die Pfändung der koſtbaren Spiegel, Conſolen, der Etagèren, der langen Ausziehtiſche zum Speiſen der Schmarotzer nicht Wunder nehmen. Oft geſchah das unter harten Worten der Gläubiger, Rückſichtsloſigkeiten der Gerichtsvollſtrecker. Edwina hatte Stunden der innern Einkehr. Sie dichtete dann. Sie dachte an Druckenlaſſen. Aber was brachten einige Verſe an den Mond, an die einſame Weide, an den Bach, „wo die tiefſte Stelle iſt", ein? Verloren! war ihr ſteter Refrain. Die Gemeinheit ihrer Duenna nannte Alles „verfehlte Speculation" und

rief nur immer: Wien! Wien! Da sollte ein „neues Leben" aufgehen. Den tiefen Riß, der durch Edwinas Seele ging, verstand die Frau nicht, deren einzige Poesie in ihrer schönen Heimath und in der Dosis Cyankali lag, die sie auf ihrem falschen Busen trug. Oft schon rang Edwina mit dem magern, gespenstischen, aber starken Weibe und wollte ihr das todbringende Fläschchen entreißen. Gieb! Gieb! Was soll mir Wien! Sieh', wie ich abfalle! konnte sie in einen alten Spiegel blickend verzweifelnd ausrufen. Sieh' diese grauen Haare! Diese hohlen Wangen! Sieh' diesen matten Blick! Ich will sterben —! Ich muß sterben —! Schminke ist kein Leben! Mich reißt Nichts mehr empor —!

Die Ungarin lachte. Sie stutzte ihre Maruzza Abends immer wieder so auf, daß der erste Eindruck fast der alte blieb.

Ich könnte Bücher schreiben! seufzte oft Edwina. Ich könnte den Philosophen Räthsel aufgeben! Haben die denn das Leben erkannt? Hat wohl Eure Rahel das Leben auch nur in Einer Pflicht erkannt? Sie hat Nichts beobachtet, als die Fliegen an der Wand. Sie hat jede Dummheit als wichtig ausgeschrieen! Es ist ja Alles halb, unfertig bei ihr, und der Ernst des Lebens will ein Entweder Oder — die gräuliche Alternative Tugend oder Nicht-Tugend! Und vor Allem geistige

Heimath! Wer die nicht hütet mit Cherubimschwertern, wer da tändelt mit dem Schönen, Edlen, Guten, der ist in einem Gefängniß, er weiß nicht wie! Ich bin gefangen in mir selbst! In der Ilgarti auch —! Ach, mein Vater! Den ganzen langen Tag wartete ich auf sein Erscheinen, übte mich im Fleiß, sorgte für eine abendliche Ueberraschung! Die Lampe, der Tisch, Alles mußte blank, hell, schön sein! Man wußte, wofür man lebte. Dann klingelte es! Er kam —! Ich zog ihm die Handschuhe aus! Ich war ein gutes Kind! Ich plauderte, er erzählte, wir spielten Schach. Ich war eine verzauberte Prinzessin! Und er — freilich mein Hochmuth! — ein Graf! Ilgarti! unterbrach sie ihr Träumen. Was essen wir morgen? Ich habe keinen Groschen Geld!

Kein Seufzer folgte. Noch ein Glas Champagner wurde hinuntergestürzt.

Die alte Großmutter ahnte, was die Ungarin mit der Aufforderung zum Ausgehen sagen wollte. Edwina! schrie sie und stürzte auf das abenteuerliche Wesen, das Edwinens Toilette ordnete, zu, um ihr die Champagnerflasche und die Tochter ihrer Tochter zu entreißen. Du bleibst! Du gehst nicht mit ihr! wiederholte sie.

Die alte Müllern hatte nicht Kraft genug gegen die Krallen der Ilgarti. Der Wirth hatte die hundert Thaler genommen. Reichthümer hatte Marloff trotz

ſeiner ſparſamen einfachen Lebensweiſe nicht ſammeln können.

Und wie ein Verzweifelnder auf der Spitze eines Felſens ſteht, unter ihm die brauſende Woge des Meeres tobt und er ermißt: Stürzeſt Du Dich hinab? Wagſt Du den ungeheuren Sprung, der Dir das Entſetzen noch eine Terzie lang fühlbar machen wird —? ſo ſtand Edwina am Spiegel und warf dann einen Sammetmantel um, der ſchon einige Saiſons mitgemacht hatte. Ihre edle Geſtalt ließ ſich nicht verdecken. Der Federhut ſaß unternehmend auf dem ſchnell wieder geordneten Haar. Ein weißer Schleier wurde über das Geſicht gezogen. Der Quaſt mit rother Schminke betupfte noch leicht die Wangen.

Die Ungarin trug ein auffallend langſchleppendes Seidenkleid mit weißen Spitzen, die ihre Bleiche wohl zumeiſt nur vom Mondlicht erwarten konnten.

So gingen ſie — auf die Straße. Die alte Großmutter rang die Hände.

Inzwiſchen war Graf Udo auf dem Wege und taſtete zuweilen auf die linke Bruſttaſche, wo ſein Portefeuille nachholen wollte, was doch wohl von uns, wie er ſagte, verſäumt worden ſei. Dann nahm er einen Wagen. La Roſe immer mit. Dieſer ſollte warten. Ich wollte nur dieſe Hülfe noch bringen! ſagte der Graf

wiederholt zu dem Franzoſen, der das ganze Verhältniß kannte und einen Lieblingsſpruch hatte: Ich ſchreibe keine Memoiren! Er kannte die menſchliche Natur und deren Schwächen.

Als ſie dann wieder ausſtiegen, raunte La Roſe dem Grafen, der immer von einer „Aufrichtung" ſprach, in ſcherzhafter, petillanter Unterhaltung auf franzöſiſch die Maxime zu: Vertiefen Sie ſich nur nicht mit dem Beſſermwollen! Die Untugenden fangen bei uns gewöhnlich zu wachſen an, wenn wir durchaus bei Andern Tugenden ſäen wollen. Was nicht von ſelbſt wachſen will, davon halte man die Hand fern!

Der Wagen hielt. Der Graf ſtieg aus. La Roſe wollte warten. Er ſagte: Zwei Treppen hoch! Rechts —!

Der Graf ſtieg hinauf. Die alte Müllern öffnete. Sie war in Thränen. Der Geometer war dageweſen, hatte nach Edwinen verlangt, hatte Entſcheidung wegen der Alternative: Polen oder Dietericis Anſtellung als Modell Zeichnerin verlangt. Er war ihr nachgerannt. Von Alledem erfuhr der Graf Nichts.

Er möchte warten — hieß es. Die Alte zitterte.

Aber wie ſah es hier aus —! Wo bleibt Ottomars Schilderung —! Ueberall verblichene Pracht —! Seltſame Hammerſchläge des Gewiſſens, die Udo fühlte! Du hätteſt doch wohl früher kommen ſollen —! O dieſe

Welt mit ihrem ſtrengen Urtheil —! Der zürnende Schatten des Onkels trat vor ſeine Seele und redete mit ihm —! Da ſtand das Schachbrett —! Sie hatte es aufbewahrt —! Eine Thräne trat in ſein Auge. Einige ſchöngeformte Aſchenbecher betrachtete er mit Wehmuth. Er kannte dieſe vollkommen. Sie hatten vor Jahren auf ſeines Onkels Schreibtiſch geſtanden.

Eine Weile hatte er ſo gewartet, auch ſeinem eigenen Leid nachgedacht, der Hoffnung, die er in der Natur und dem Leben der Fremde finden mußte, als plötzlich Lärm auf der Straße erſcholl, ein Hier, Hier! ein bekanntes Zurück! der Polizeiwächter, ein Jammern von Frauenſtimmen und endlich ein Schrei der alten Frau, die ihm die Wohnung geöffnet hatte.

Er hat's wahr gemacht! wehklagte die Matrone und hielt ſich nicht mehr aufrecht. Frauen aus dem Volke, die ſchon heraufdrangen, mußten ſie halten. Alles war außer ſich.

Graf Udo ſah, was gekommen. Man brachte eine Ohnmächtige oder wohl gar eine Leiche getragen. Außer ſich trat der Erſtarrte näher. Ein ſchönes weibliches Weſen — zerzauſt — blutig — ja gewiß, es war todt. Edwina Marloff! So hieß die Beſitzerin der Wohnung. Wiederbelebungsverſuche machte ein von der Straße gekommener Arzt. Nichts wollte dieſer von Aderöffnung wiſſen.

Behüte! rief der junge Mediciner. Er warf ſich über die Sterbende und blies ihr ſeinen Athem in die Lungen. Er befahl, ſie am entkleideten Körper zu reiben. Man entkleidete die nur durch die Schminke noch Lebende. Ach! jammerte das Volk. Das ſchöne, ſchöne Mädchen! Jede edle Form kam zum Vorſchein. Der alte Althing hätte ſich vor Rührung abgewendet. Dieſe Hand! Dieſer Fuß! Der junge Arzt dachte daſſelbe und freute ſich über die Eroberung für den Secirtiſch ſeiner Poliklinik. Bis auf Anſtalt des liebevollen Wirths, der keine Leiche im Hauſe haben wollte, die Boten dieſer Anſtalt mit dem Korbe kamen, lag die mit ſo vielen Reizen Ausgeſtattete von Ab- und Zugehenden umſtanden da. Man erfuhr, was nur die Müllern richtig deuten konnte. Beim erſten verdächtigen Gang in die Nacht, unter die verrätheriſchen Gasflammen, auf die offene Straße war ein Mann unter dem Rufe eines Wortes, das nicht wiederzugeben iſt, gekommen, hatte die mit einer Andern, die entflohen war, Daherwandernde mit nervigter Hand theils hinterwärts am Nacken ergriffen, theils mit der andern gefurchten, magern, doch kräftigen Fauſt an der Kehle gewürgt und zu Boden geriſſen. Der Schreck der ſo Ueberfallenen that das Uebrige. Ein Herzſchlag tödtete ſie. Der Thäter, Marloff, übergab ſich ſelbſt der Polizei und nannte den Namen ſeines Opfers und die Wohnung.

Graf Udo ſah tieferſchüttert den ſchönen, immer mehr erkaltenden Leib, den man umſonſt rieb, die angſtentſtellten Züge des Antlitzes, den Hals, an welchem alle Nägel der mörderiſchen Fauſt ſichtbar geblieben waren. Immer ſtarrer wurden die Glieder. Allmälig waren ſie ganz kalt. Ihn ſchauderte. Ein Veto gegen Alles, was jetzt geſchah, das Abholen im Korbe, das zunächſt nur dem Krankenhauſe galt, durfte er nicht einlegen. Ein nicht anerkanntes illegitimes Kind exiſtirt nicht.

Er gab der alten weinenden Großmutter, was er im Portefeuille trug und ging ſtill ſeinem La Roſe nach, der ihn an einen bereitgehaltenen Wagen führte. Er hatte ſich ſchon das Vorgefallene von Einigen, die ein paar Brocken Franzöſiſch verſtanden, erklären laſſen und zuckte die Achſeln.

Auf dieſe Schreckensnachricht ſtürzte denn auch Ottomar, alle hindernden Verhältniſſe und Gedanken durchbrechend, am folgenden Morgen zum Grafen.

Beide ſo eigenthümlich verbundenen und getrennten Freunde umarmten ſich. Beide mit Thränen.

O laß uns Nichts erörtern vom Erlebten! rief der Graf. Nur eine Lehre gieb mir noch mit in die weite Ferne! Siehſt Du das blaue Meer? Dahin richte ich die Wimpel! Haſt Du noch etwas für mich gefunden? Etwa in Adas Augen Neues entdeckt? Nein, unterbrach

dieners hineinwitzelt, zuletzt in der Antichambre der Autorität steht und aus einem muntern Scherze sich in den Schlangenstachel verwandelt, der aus dem Blumenstrauße der Cleopatra züngelt. Es soll in Deutschland Schriftsteller geben, welche über die Aepfel der Hesperiden schreiben und darunter die Reichsäpfel der Könige verstehen.

Es scheint mir aber, daß sich diese Polemik einige Fehler zu Schulden kommen läßt, die alle ihre Wirkungen aufheben. Man läßt sich in Kämpfe ein, deren Terrain man nicht untersucht hat. Man spricht in einer Sprache, die Dem, der sich belehren lassen soll, unverständlich ist. Endlich mischt man zu viel Arcadien in unser ranzigtes Europa, man macht aus der alten Schönen eine Theaterprinzessin, die sich schminkt und eine Jugend affectirt, die sie längst verloren hat. Unsre Zeit hat Thorheiten, von denen der Cabinette bis zu denen des Boudoirs, von der Krone herab bis zur Cravatte; aber sie hat dabei etwas ungemein Anziehendes, selbst wenn man ihre Abgeschmacktheiten vergleicht. Es gibt nichts so Unvernünftiges, was bei uns die Gedankenlosigkeit in der Politik, Moral und der Mode ausgeheckt hat, das nicht zu gleicher Zeit einen gewissen Anstrich, eine gewisse Raison hat, wenn man auch über sie nur lachen muß. Der Nonsens unsrer conversationellen Beziehungen ist kein Defizit an Vernunft, sondern Uebervernunft, die uns bei schlechter Laune albern, bei guter zuweilen recht ergötzlich erscheint. Von Sprache z. B. ist nirgends mehr die Rede, alle Verhältnisse, die gelehrten wie die gesellschaftlichen, haben ihren Jargon. Die Religion hat ihren Jargon, die Moral, die Politik, die Industrie, die Liebe. Man kann sich mit Redensarten weit kürzer und bequemer ausdrücken, als wenn man vernünftig

er ſich, Nichts mehr vom Perſönlichen. Nur ſage mir: Glaubſt Du an eine Weltordnung, die uns zu ſittlichen Handlungen beſtimmen ſoll?

Nein, entgegnete Ottomar feſt und beſtimmt. Markus mag daran glauben! Sittliche Weltordnung iſt eine Phraſe, die nur zur Beſchönigung von Lüge und Heuchelei dient! Wo bleibt bei „ſittlicher Weltordnung“ die verrathene Gerechtigkeit? Wo iſt die überall geſtörte Harmonie? Harmonie iſt da — durch unſre Vernichtung! Unſre Ignorirung! Sind nicht Tauſende der herrlichſten Schöpfungen untergegangen? Die ſchönſten Standbilder, die herrlichſten Tragödien? Wo iſt Alcäus? Wo Phrynichus? Wer rettete das ſtille Bewußtſein einer edlen That? Wo ſtehen die Retter angeſchrieben verborgenen, ewig, ewig dunkel bleibenden Verdienſtes? Nein, Freund, dem chaotiſchen, böſen Zufall, der dieſe Welt regiert, gegenüber, dem ungeheuren Geſetze der Regelmäßigkeit und Unerbittlichkeit, bleibt uns Nichts übrig, als Trotz, Standhalten, Widerpart mit den ehrlichen Waffen der Bildung und der Waffe eines richtig organiſirten Herzens! Das iſt die Errungenſchaft der Zeit und da iſt der Peſſimismus dem grauſamen Welträthſel gegenüber berechtigt!

Der Graf war noch erfüllt von den Gedankenreihen, die Edwinas trauriges Ende in ihm geweckt hatte. Er

dachte an Helenen und erwiderte seufzend: Aber die Rosen blühen doch noch immer!

Beide trennten sich, wie sich der Früchtesegen vom Baume löst.

Kommt ein gutes Jahr, so muß sich ja Alles erneuen! Sie hofften, sich glücklich wiederzusehen.

## Letztes Kapitel.

Der Himmel ist milde und blau, die Bäume keimen, Herbst und Winter sind vergangen.

Begebenheiten, von denen Niemand die Wurzeln kannte, hatten sich schon in ihrem Gipfelpunkte vollzogen.

Es entstand eine gewisse Gleichgültigkeit für öffentliche Dinge.

Das ewige Schöpfen unendlicher Ströme Wassers in ein und dasselbe Sieb erzeugte jene Unbehaglichkeit, die sich nicht gestehen will: Ihr habt doch wohl zu viel zerstört! Zu schnell regiert! Euer eigner Einsatz taugte nur wenig! Wir wollen ein Anderes haben und so lange Ihr das nicht bietet, lasset die Halbheit! Zeigt dem Lebenden nicht Haß, Neid, Mißgunst, Verbitterung! Hattet Ihr Wohlwollen, müßte man dagegen sagen, so schenktet Ihr Eure Gunst nur denen, die Euch schmeichelten! Es mangelt überall an Rückblicken und Kenntniß des Vergangenen! Die Wortführer erhalten keine Mahnung: Erst zu lernen und dann zu sprechen!

So mußte ſich denn recht der Trieb der Neuen Serapionsbrüder regen, aneinander zu rücken zum Austauſch verwandter Stimmungen.

Als die Carnevalszeit vorüber war, die geiſtige Leere nicht mehr im blödſinnigen Zuge, die Formenſucht, die Nichtigkeit alles höhern Strebens ſich nicht mehr bei Gaſtereien und Bällen zur Schau ſtellte, da fand man ſich um den grünen Tiſch wieder zahlreicher ein und beklagte recht, daß einige Mitglieder, die früher den Ton angaben, ſo ſelten kamen. Der anregungsreiche Elteſter, Omma, Brandt und Andere waren da, aber ein ganzer Kreis, Schindler, Wolny, der neueingeführte Holl fehlten. Freilich vor glücklichen häuslichen Begebenheiten!

Vor Allen vermißte man den würdigen Althing, den in ſeinen weißen Locken Allbekannten. Aber man wußte, er hatte wiederum ein großes Unglück erlebt!

Alle Welt hatte neben ſeinem einfachen Sarkophag für Frau Gabriele Wolny auf einem nicht zu entlegenen Friedhofe ſein in carrariſchem Marmor ausgeführtes größeres Denkmal auf den Grafen Wilhelm von Treuenfels bewundert. Liebe, Beſtändigkeit, Treue, Hoffnung waren in charakteriſtiſchen Figuren und anmuthiger Vereinigung wiedergegeben. Den Kopf des Sockels hatte die Büſte der edlen Züge des Grafen ſelbſt gebildet.

Und dieſe ganze Gruppe war in einer finſtern, ſterndunkeln Nacht muthwillig zerſtört worden! Ja, es ging das Gerücht, der Todtengräber hätte noch ſpät Abends eine verſchleierte Dame mit einem kleinen Herrn vorfahren ſehen, die kurz vor Schluß des Friedhofes Einlaß begehrten. Der beſtallte Wächter hätte die Dame für die Wittwe gehalten, die in berechtigter Weiſe das Denkmal oft beſucht, früher ſich ſelbſt dort die Gruft angeordnet hätte. Der Wagen wäre dann davongefahren und hätte, nach angeſtellter Unterſuchung, an einer andern Stelle des mit andern Kirchhöfen ohne Mauern, nur durch Hecken verbundenen Friedhofes bis ſpät Abends gehalten. Mit einem ſpitzigen Werkzeuge, wahrſcheinlich einem Hammer, war von Jemand, der mehr Kraft in den Armen hatte, als die Matrone, dieſer Frevel verübt worden. Köpfe, Arme, Beine, Alles lag rund zerſchlagen!

In Italien würde man vom Neide eines Künſtlers geſprochen haben. Hier ſprach man von der alten Gräfin Treuenfels, die von Geiſtlichen beeinflußt, ſchon lange im Geiſte umflort, dieſe That in Folge einer plötzlichen Exaltation oder einer langen trübſinnigen Grübelei verübt hätte. Es ſeien ihr Enthüllungen nach dem Tode ihres Mannes über eine Untreue deſſelben zugekommen, die mit dem neulich verübten „Straßenmorde" zuſammenhingen. Daß die männliche Begleitung auf einen

Geiſtlichen gedeutet wurde, blieb als vereinzelte Thatſache unerklärt. Man nahm Anſtand etwas auszuſprechen, was auch nur den Schein einer Verleumdung trug.

Der erſte Gedanke war ſogleich an des alten Althing Empfindlichkeit, an ſein ſchon einmal erlebtes Schickſal mit ſeiner Skizze „Amor und Pſyche".

Hofmaler Trieſel war über den Vorfall ungemein beredt. Das Unglück andrer Leute macht alle Egoiſten theilnehmend. Die Biedermänner ſind nie ſo warm in ihrem Mitgefühl, als wenn ſie das Unglück ihrer Gegner und Rivalen zu beklagen haben.

Ich kann mir die furchtbar erſchütternde Wirkung dieſer räthſelhaften Scene auf Althing denken! ſagte Trieſel. Erinnern Sie ſich noch, wie ihn die Erklärung der Trottoirkrankheit aufregte. Es iſt mir unbegreiflich, lenkte er dann auf die Thatſache ſelbſt ein, wie die alte Gräfin, wenn dieſe den Frevel (denn ſo nenne ich es) wirklich verüben ließ, ihre zärtlichſte Liebe für den ſeligen Grafen ſo in Haß verwandeln konnte! Mir ſelbſt hat der Graf geſeſſen! Nach meinem Bilde hat Althing ſeine Büſte gefertigt! Und das meiſterhaft! Gradezu vollendet! Was ſoll der ganze Vorgang bedeuten?

Seelenkleinheit! Weil ſie erfuhr, daß jene unglückliche Perſon, die auf der Straße den ſchrecklichen Tod gefunden hat, eine natürliche Tochter ihres Mannes war —!

Einige Stimmen gaben dieſe Erklärung.

Ein Thema war gegeben. Heute ein ſehr verfängliches. Sind überhaupt die Prätenſionen der Ehe nicht zu groß?

Da ſtand man an einem verſchloſſenen Thor des Jahrhunderts.

Die Meinungen gingen auseinander. Die Einen wichen der heiklen Frage ganz aus und hielten ſich nur an den vorliegenden Fall, erwähnten die große Anſtrengung, die es, wie es hieß, die ehemalige Prinzeſſin gekoſtet haben ſollte, den Mann ihrer Wahl zu bekommen. Andere behaupteten dagegen, die Dame müßte nie in den Spiegel geblickt, nie den geringen Reiz ermeſſen haben, den ſie auf den Grafen noch hätte ausüben können. „Noch"! Darüber ſuchte man aus dem Tragiſchen in's Scherzhafte zu entkommen. In dem „Noch" lag vielleicht die ganze Frage.

Aber das ſittlich Erhabene und die „ſittliche Weltordnung" und Aehnliches war an der Tagesordnung und es wurde auch hierbei hervorgehoben.

Ein wunderbares Beiſpiel ehelicher ſchöner Treue gab uns unſer College Wolny, ſagte der Baumeiſter Omma. Dieſer litt doch unſäglich unter ſeiner Gattin, liebte auch ſchon ſeine zweite jetzige Gemahlin, aber man ſagt, er ſoll keinen Finger breit von ſeinem am Altar geleiſteten Schwur abgewichen ſein!

Seltne Menſchen! Seltne Menſchen! brummte Einer oder der Andere in den Bart.

Auf dem Gebiet des Ideals iſt das Herrlichſte möglich, bemerkte der Rector mit ſchneidender Ironie, wenn die individuellen Bedingungen es ausfüllen.

Seltne Menſchen! Seltne Menſchen! murmelte man wieder. Man war ſich des Gefühls der menſchlichen Schwäche bewußt; Niemand aber wagte, die Schwäche zu vertheidigen.

Trieſel, der das Zerſtören auch ſeiner Bilder befürchtete, ergriff wieder das Wort. Schade, ſagte er, daß Graf Udo abgereiſt iſt. Bei ſeiner Anweſenheit wäre das nicht geſchehen. Es iſt die ihr entzogen geweſene Abendſtunde, die jene Frau ſo zornig gemacht hat. Der Pfarrer Merkus ſoll bei dem ganzen Vorgang betheiligt ſein. Die Vorſpiegelung des Grafen, er brächte ſeine Abende auf dem Caſino zu, war allerdings ſtark. Das gebe ich zu. Vielleicht hätte das Eingeſtändniß zur rechten Zeit die Dame milder geſtimmt. Als Mitwiſſerin des Geheimniſſes hätte ſie es vielleicht anders beurtheilt. Graf Wilhelm war Voltairianer, ein ganz reſpectabler Freigeiſt.

Obſchon Gerichtsrath Eller den ſchönen Muth der Juriſten beſaß, jeder noch ſo bedenklich ſich anlaſſenden Frage wie ein Ritter dem Lindwurm gegenüber oder

einer vermummten Geſtalt muthig auf den Leib zu rücken, ſo konnte doch von dem Thema der Ehe nur der obere Schaum einer vielleicht innerlich vorhandenen ſtillen Gährung bei Jedem abgeſchöpft werden. Das Zündendſte war dann Trieſels Mittheilung, daß auch ihm der Graf beim Sitzen, wo viel geplaudert worden wäre, vom Bedürfniß des Mannes nach dem „Weibe an ſich" geſprochen hätte.

Ja, ſagte Major Brandt, der Begriff kommt wirklich leider zu ſehr abhanden. Die Anſprüche der Frauen wachſen zu maßlos. Die weibliche Emancipationsſucht, die Schriftſtellerei in dieſem Fach, das Einfordern von Gleichberechtigung mit den Männern, die Einſtellung von Frauen in öffentliche Aemter, wie ſolche unter dem Schutz einer falſchen Humanitäts- und Sentimentalitätslehre bereits begonnen hat, ziehen eine Weiblichkeit groß, auf welche nachgrade die alten Verherrlichungen der Dichter nicht mehr paſſen. Das Schöne entſchwindet aus der Welt. Wir haben vor'm Jahre das Erhabene in unſern Sitzungen aufgegeben. Wir werden es auch mit dem Schönen, Feſſelnden, Beſcheidenen, Gebundenen, Beſeligenden am Weibe thun müſſen.

Natürlich erfolgten die heftigſten Proteſte. Jeder wußte Engel an Lieblichkeit zu nennen. Das Reich des Schönen war in voller Blüthe. Der Adel „edler

eiblichkeit", hohe „Frauenwürde" und des Weibes „welt
chichtlicher Culturberuf" — Alles das kam zum buch-
ben- und leitartikelgemäßen Ausdruck, bis ſich über
stillen Seufzer des halbblinden und doch von ſeinen
i Schoppen nicht laſſenden Schul Emeritus die Worte
glen: Ja wir leben in der Welt der Phraſe! Die
batte bewegte ſich zurück auf das Project, Althing
rlich einzuholen.

Dies war Trieſels Vorſchlag und er fand Anklang.
Schon ſah ſich eine hernach durch's Loos zu beſtim-
ade Deputation auserſehen, den alten Meiſter am nächſten
ntag in aller Frühe in ſeiner Arbeitsklauſe unter dem
helnden, ſelten gekehrten Laube ſeines „Parks" zu
rüßen und zu bekennen, daß die Neuen Serapions-
ber ſich ohne ihn, ohne ſein jeweiliges Aufdonnern,
fein olympiſches Zenslockenſchütteln, ohne ſeine
nswürdige Grobheit, ſeine anregenden Paradoxieen,
wohlbefinden könnten. Trieſel ſchwang ſich ganz
ideale Höhe. Er erbat ſich die Ehre, die entſprechende
zu halten. Und als wenn er die Gedanken der
etwa zu fünfundzwanzig Verſammelten durchſchaut
, kündigte er an, er würde bei dieſer Miſſion keinen
gen ſeiner zwanzig Orden anlegen, ſondern nur mit
em Frack erſcheinen, denn er fühle ganz mit dem
ücklichen. Ich meine — ſagte er zu allgemeinem

ſpricht. Man gähnt, man ſagt eine Stelle aus Hamlet, man ruft: Sehr, ſehr! und man hat beinahe eine Rede gehalten. Denn Jeder, der eingeweiht iſt, verſteht dieſe Abkürzungen und Citate. Ein Vernünftiger hält zwei Menſchen, die ſich auf dieſe Weiſe durch Knurren, Schnalzen, Gähnen und einige unartikulirte Interjektionen ihre Anſichten und Gefühle wechſelſeitig zu verſtehen geben, für verrückt, während ſich doch dieſe Leute vortrefflich mit einander unterhalten. Ich kenne zwei junge Gentlemen, welche durchaus nicht wie Sprößlinge einer reichen Primogenitur leben können, die ſich im Gegentheile noch unter dem Looſe „jüngerer Söhne“ befinden und tüchtig rudern müſſen, um zu ſchwimmen. Sie haben unendlich viel Erfahrungen durchzumachen, ſie kennen auch einer des Andern Begegniſſe und ſchwierige Lagen, und dennoch wird man niemals finden, daß ſie ein Wort mit einander reden. Sie ſitzen zuſammen, gähnen, ſeufzen, beobachten ein pythagoräiſches Stillſchweigen und wiſſen doch Alles, was ihnen paſſirt. Waren Sie bei der Gräfin Fink . . . . ? frägt der Eine, wenn ſie ſich ſehen. Der Andre ſtößt einen Ton aus, der zwar das Anhören eines Seufzers hat, aber doch ſo hoch hinauf gezogen iſt daß er weit mehr Vergnügen als Schmerz auszudrücken ſcheint. Jetzt ſchweigen ſie eine Viertelſtunde, während welcher ſie nur mit ihrem Mienenſpiele ſich verſtändlich ſind. Sie lachen, ſie beißen die Lippen über einander, ſie ſpitzen die Zunge und drücken ihre Backen in die Höhe, kurz ſie betrachten ſich wechſelsweiſe wie Telegraphen und erreichen durch allerhand pantomimiſche Merkwürdigkeiten ein Reſultat, das auf einen ungefähren Roman hinauskommt und einen Bogen von 24 Seiten brauchen würde, wenn man ihn mit all' den witzigen

Gelächter — ich meine nicht unglücklich wegen der mangelnden Orden, ſondern wegen der Gruppe. Meine Herren, eine ſolche Schöpfung zerſtört zu bekommen! Vom Wahnſinn! Von der Verblendung! Ich würde gradezu — verrückt!

Alle Orden! Alle! rief man im Gegentheil und faſt im Uniſono. Alle!

Der kluge Hofmaler ließ ſich nicht werfen. Nein, nur ſchwarzer, einfacher Frack! Unſerer ſieben! Wir wählen die Deputation oder cooptiren! Um 8 Uhr früh verſammeln wir uns hier! Wir nehmen drüben die nöthigen Droſchken und überfallen den Alten, wenn er eben gefrühſtückt hat!

Nichts ſtörte das Project. Sieben angeſehene Männer, Gerichtsräthe und Bauräthe, im ſchwarzen Frack bei fünf Grad Kälte —!

Aber nur vier Stühle ſind im Atelier! ſagte Omma lachend.

Schon hörte man im Geiſt die feierliche Anſprache des redegewandten kleinen Monarchen der hierortigen Künſtlerwelt, der bereits etwas hervorquellen ließ von ſeiner Ueberfülle an Gedankenſtoff und ausrief: Menſchen, es liegt ja ſo viel Saat des Göttlichen in uns! Man wecke es doch nur! Warum legen wir nur ſo viel Miſt darauf, als könnte das Schöne nur durch Ueberwinterung

fortkommen —! Die „vier Stühle“ hatten ihm das bescheidene Atelier in seiner Lage und Umgebung vor die Phantasie geführt.

Und während man sich noch den Moment vergegenwärtigte, wie dann vielleicht die gute Frau Professorin Althing, die glückliche Mutter zweier verheiratheten Kinder (Ottomar leider als Richter versetzt in eine entfernte, aber paradiesische Gegend) mit einem großen Servirbrett und ein paar Flaschen Wein darauf, vier Treppen hoch herunter kam und die Gehülfen (Blaumeißel hatte zwei Collegen bekommen) den Staub von den Händen wischten, um bedienen zu helfen, und die Spatzen und die Krähen ringsum das Anstoßen der Gläser und das Versprechen hörten, am nächsten Montage gewiß in dieser schönen grünen Oase hierortigen Menschenlebens wieder vorzusprechen, da geschah das Wunderbare. Die Thür öffnete sich, und fröhlich und wohlgemuth, frisch und roth, von der Winterluft kräftig angeweht, trat mit hastigem Schritt Althing ein und rief Allen ein aus voller Brust kommendes, fröhliches: Guten Morgen, Ihr Herren allesammt! entgegen.

Alles stand überrascht auf, dachte anfangs an einen überreizten Einfall des „Unglücklichen“ und Trieſel fing auch sogleich mit einer wahren Leichenbittermiene von der erlebten traurigen Parallele zu „Amor und Psyche“ an.

Aber wie erſtaunte man, als der Profeſſor, der noch jugendfriſche Künſtler, mit kräftiger Stimme ausrief und lachend ſogar: Laßt mich doch in Ruhe, ihr närriſchen Leute! Werde ich denn jammern und klagen um eine Arbeit, die mir richtig bezahlt worden iſt! Hab' ſie ja noch im Modell und kann ſie alle Tage neu machen! Nein, Brüderlein, wandte er ſich zu Trieſel. Diesmal werde ich nicht trottoirkrank! So ein Narr, wie Benvenuto Cellini, bin ich nicht! Um ſeinen jämmerlichen Perſeus hat Der die ganze Welt zum Schutzmann und Kaſtellan geſtellt! Daß ja Nichts an dem Wunderwerke verdorben werde! Einen Moment, das gebe ich zu, hat mich das Bild des Geſchehenen ſtarr gemacht. Zu denken: Da draußen in der Winternacht, auf dem verſchneiten Kirchhof, wo der Mond ſich die Gräber beſieht, die alten hohen Fichten, die Lebensbäume, theilweiſe jetzt mit Stroh umwickelt, unſre ſchwachen Emporgedanken vorſtellen, kommt eine hereingeſchlichene dunkle, halb wahnſinnig gewordene Geſtalt, geführt von einem Dämon, der den Hammer ſchwingt und meine Treue, meine Beſtändigkeit, meine Liebe, die jene Frau grade ſelbſt beſtellt, in Stücke ſchlägt —! Es iſt vielleicht ein Bild für Trieſels Meiſterpinſel und für die nächſte Ausſtellung. Die Dame iſt alt und lebt wohl nicht mehr lange. Hernach aber habe ich mir alle Condolenzbeſuche verbeten;

denn ich will fröhlich ſein! Fröhlich! Fröhlich! Und warum? Wolny ſchreibt mir eben aus ſeiner unter ihm wieder neu erblühenden Fabrik, daß er Gewißheit habe, bald taufen zu laſſen. Gleichzeitig flüſterte Frau Holl, mein lieb Töchterlein, das da Glück und Beſeligung vollauf gefunden hat, meiner Alten die nämliche Geſchichte von ſich ſelbſt in's Ohr. Und eben bringt der Briefträger von meinem Sohne, der, wie alle Welt weiß, die Gräfin Treuenfels heirathete, dieſelbe frohe Ausſicht. Was ſollt' ich thun, um meine Freude auszudrücken —? Da rannt' ich in unſern Montag! Und nun, Franz, Franz! Meinen Schoppen!

Dieſe überraſchende Ergebenheit in ſein Künſtlerloos, dieſer Ausdruck der Freude über die bevorſtehenden Ereigniſſe in ſeiner vielbeſprochenen glücklichen Familie, ergriff Alle. Man brachte dem Alten von allen Seiten die herzlichſten Wünſche.

Als Alles ruhig geworden war, ſtand Sanitätsrath Elteſter auf und erklärte: Nun habe ich noch von der Sonne der Nacht etwas zu berichten. Schon öfters überſetzte ich die Serapionsbrüder in die Serapisbrüder. Ich will ein Urgeheimniß, etwas vom geheimnißvollen Walten der Natur berichten. Hier iſt von Kindern geſprochen worden. Großmütter ſind neugierig, ob es Jungen oder Mädchen werden! So höre man! Da,

wo in der Umarmung beim Manne der Liebesrauſch der ſtärkere iſt, als beim Weibe — ohne daß darum von Kälte bei dieſem geredet werden ſoll — tritt die Natur in weiblicher Geſtalt auf! Wo dagegen die Liebe leidenſchaftlicher beim Weibe ſich erging — da giebt es einen Buben! Die Natur erzeugt immer das dem Erzeuger Entgegengeſetzte!

Ei, der Tauſend! rief Althing. Da bekomme ich Stoff zum Nachdenken und zu einer prächtigen Neuigkeit für meine Alte! Bei Wolny — halt — er beſann ſich da giebt's einen Jungen. Martha Ehlerdt hat das zurückgehaltene Feuer einer Jeanne d'Arc. Sie thront jetzt wie eine Königin auf ihren errungenen Lorbern. Bei meiner Helene — Hm! unterbrach er ſich im ſtillen verſöhnten Gedenken an den ſo wohlmeinenden, guten Grafen Udo — da giebt's wohl ein Mädchen. Aber, brauſte er wieder fröhlicher auf, bei meinem Ottomar giebt's wieder einen Jungen. Ich danke Ihnen, Herr Elteſter! ſchloß er mit Weglaſſung des Titels. Fördern Sie dieſe Religion der Natur! Werde ſie immer mehr die Reglerin unſrer Handlungen! Was nicht aus der Natur, dem freien Willen, aus dem Geiſte geboren iſt, dem Geiſt, der die Pflanze, das Sonnenlicht begreift, kann kein Geſetz, keine Regel mehr geben! Das Natürliche allein iſt Sieger!

Alles ſtieß auf's Neue mit dem aufgeregten Künſtler an.

* * *

Graf Udo mußte in der Ferne die Verſöhnung, die ihm mit Allen zu Theil wurde, fühlen. Er ſchrieb auch an den Meiſter zuweilen und ſchickte ihm aus dem alten ſchönen Luſitanien manches Anregende.

Die alte Gräfin mußte bewacht werden. Die Familie widmete ſich dem Geſchäft mehr als der Graf, ſchon des Beerbens wegen.

Ihr Verwandter, Fürſt Rauden, arbeitete an dem dramatiſirten Anfang der Iliade und rechnete auf Anspach, um einmal eine Abwechslung mit Bayreuth zu haben.

Frau Brenna ſuchte keine neue Stellung, ſondern gab dramatiſchen Unterricht und arrangirte Abende mit fünf Silbergroſchen Entrée, wo ſie und ihre Schülerinnen Löwenritte, Blumenrachen und Aehnliches declamirten. Sie ſah jeden Schriftſteller, der in Proſa ſchrieb, mit Geringſchätzung von unten bis oben an.

Raimund Ehlerdt verkam. Er wurde zwar von den Viſionen geheilt, blieb aber geiſtesſchwach. Als die Rabe'ſche Fabrik ohne „productive Rente" von Wolny fortgeführt wurde, bezog dieſer auch mit Martha das gänzlich renovirte, von Harry Rabe verlaſſene Wohnhaus. Dort im Hofe der Fabrik, in den Arbeiterſtätten und im

Wohnhauſe verkehrte Raimund wie mit erloſchnem Geiſt. Die ſociale Bewegung hatte ſich von den Strikes mehr der Urne des allgemeinen Stimmrechtes zugewandt. Raimund konnte in Nichts mehr mitſprechen.

Die Juſtizräthin Luzius wurde von Schindler gezwungen, ſich ganz auf beſcheidenem Fuße einzurichten. Aber ſie hatte die Genugthuung zu ſehen, daß ſich die beiden Zwangsehen ihrer Töchter vollkommen gut anließen. Beide jungen Frauen identificirten ſich mit den Intereſſen ihrer Männer; da konnte ſelbſt Frau Dieterici aufwallen, wenn man an ihrem Gatten, dem Hofrath, ſein richtiges Löſen des Urproblems bezweifelte. Die Löſung der ſocialen Frage hatte er zwar ſchon in der umgekehrten Richtung der Krupp'ſchen Kanonen gefunden, aber trotzdem beſuchte er noch alle volkswirthſchaftlichen Congreſſe und trug auch zuweilen eine Dichterblüthe im Knopfloch, bis ſich an dieſer Stelle ſeines Fracks die Orden einſtellten.

Die alte Müllern ſtarb bald. Marloff wurde von den Geſchwornen freigeſprochen. Er ging nach Polen, wo ihn in einer grauſen Winternacht zwei Wölfe zerriſſen haben ſollen. Man erzählte es wenigſtens.

Die Ugarti wurde des Landes verwieſen.

Holl erfüllte Alles, was nur Helene je vom Bunde zweier Herzen geträumt hatte.

Ottomar und Ada gingen nicht über schwellendes Moos und durch Birkenwälder mit dem Zündnadelgewehr und in Gesellschaft abenteuerliebender Wolfsjäger aus der polnischen Nachbarschaft — der junge, in seinem Werthe erkannte, von Stracks geförderte Rechtsgelehrte wurde als Einzel- dann Collegial-Richter in freundlichere Gegenden versetzt und lebte seiner Liebe, seinem Beruf, dem Ausbau unsres Rechts- und neuen Reichslebens.

Als er einst sagte: In einer Zeit, wie die unsrige ist, wo die Thatsachen der Masse regieren, muß man die Kunst lernen, mit Erfüllung seiner nächsten Pflicht und mit dem Cultus der Selbstausbildung im Uebrigen ein Heros der Unbedeutendheit zu sein! da umarmte ihn die schöne, junge, muthige, glückliche Frau, zog ihn an ihre Brust und sagte: Das bist Du nicht! Du bist, was Du werden wolltest, ein Mensch! Und im Grunde sind wir vor Gott zu nichts Anderem verpflichtet!

Ende des Romans.

Bayerische Staatsbibliothek München

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

**„Intermezzo."** Neue Erzählungen von **E. M. Sauer.**
Ein Band. 8°. Eleg. broch. Preis 4 Mark.

**Ueberflüſſige Briefe an eine Freundin.**
Von **Paul Lindau.**
2. Aufl. Ein Band 20 Bogen.
Eleg. broch. Preis 4 Mark. Eleg. gbd. 5 Mark.

**Nüchterne Briefe aus Bayreuth.**
Von **Paul Lindau.**
7. Auflage. 8°. Eleg. broch. Preis 1 Mark.

**„Im Sirocco."** Neue Novellen von **E. v. Dincklage.**
Inhalt: **Masken-Freiheit. — Unter dem Damoklesſchwert.**

---

Folgende intereſſante Novitäten werden demnächſt erſcheinen:

**Der Sekundant.** Aus dem Tagebuch eines Genealogiſten. Mitgetheilt von **Waldmüller-Duboc.**

**Don Enrique de Ramiro,** Novelle von **J. van Dewall.**

**Die Starken.** Erzählung von **S. Kohn.**

**Bilder aus der Zukunft.** Zwei Erzählungen aus dem 23. u. 39. Jahrhundert v. **Kurd Laßwitz.** Ein Bd.
Inhalt: **Gegen das Weltgeſetz. — Bis zum Nullpunkt des Seins.**

---

Verlagsbuchhandlung von **S. Schottlaender**
in **Breslau.**

Hirſchberg, Druck der Actien-Geſellſchaft „Bote a. d. Rieſengebirge".

Nüancen wiedergeben wollte, mit welchen ſie ſich ihn erzählt haben.

Dieſe Abſchweifung entſchuldig' ich durch das, was ich ſogleich ſagen werde. Ich finde nämlich, daß Diejenigen, welche über die öffentlichen Angelegenheiten ſchreiben, den Charakter unſrer Zeit nicht gründlich ſtudirt haben, und daß, wenn ſie auch die Zeit kennen, ihnen doch wieder die Zeitgenoſſen gänzlich unbekannt geblieben ſind. Es läßt ſich vielen Verhältniſſen unſers Jahrhunderts eine beſſere Form geben; allein der Stoff, aus dem man ſchaffen will, wird ein andrer ſein, als der iſt, welchen man vorfindet. Man kann, ſtreng genommen, nichts Neues gründen, man kann immer nur das Alte verbeſſern, einen Acker, der brach lag, umpflügen, ihn düngen, man kann Früchte erzielen, Grund und Boden aber müſſen gegeben ſein. Was ſind nicht für Theorieen aufgeſtellt worden, um unſerm Jahrhundert zu Hülfe zu kommen! Sie ſchöpften alle nur den Schaum von den Zeitgenoſſen ab und berechneten ihre Schriften für ein Abſtraktum, das nirgends exiſtirte. Mich wenigſtens treibt es augenblicklich aus den Allgemeinheiten heraus, wenn ich mich in ſie verflogen habe, und es klopft an meine Thür. Herein! Der Friſeur. Eine Geſtalt, die uns mitten im Sommer das Bild des Winters gibt, weil der Puder w feſtgefrorner Reif an dem Kleide ſitzt; eine krumme, ſervile höfliche Schwatzhaftigkeit, welche die Menſchen nach ihren Toupé's beurtheilt und deren täglicher Refrain iſt: „Ja, ehemals! Der Perruquier iſt für unſre Zeit hin: Alles ſcheert ſich glatt; die Frauenzimmer ſtehen des Morgens auf, links, rechts, hin und her, ſo, der Zopf iſt fertig, herumgewunden, aufgeſteckt, zwei Löckchen an den Ohren! Das iſt

# In bunter Reihe.

Briefe, Skizzen, Novellen

von

Karl Gutzkow.

Breslau.
Verlag von S. Schottlaender
1878.

Bayerische
Staatsbibliothek
München
Alle Rechte vorbehalten.

# Inhalts-Verzeichniß.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Literariſche Briefe. An eine deutſche Frau in Paris. (1869.) . . . . . | 1 |
| | (1., S. 3. 2., S. 20. 3., S. 35. 4., S. 50. 5., S. 65. 6., S. 80.) | |
| II. | Eine nächtliche Unterkunft. Zur Aſylfrage. (1870.) | 97 |
| III. | Vor Freude ſterben. Ein Literaturbild. (1874.) . | 107 |
| IV. | Eine Hinrichtung. (1876.) . . . . . | 125 |
| V. | Um eine Roſe. Literatur-Novelle. (1875.) . . . | 143 |
| VI. | Am Lethestrom. Erinnerungen. (1876.) . . . . | 181 |
| | (1., S. 183. 2., S. 189. 3., S. 199. 4., S. 204. 5., S. 208. 6., S. 214.) | |
| VII. | Johann Jacoby's unglücklichſter Tag . . . . . | 217 |
| VIII. | Verſchiedenes . . . . . | 231 |
| | 1. Das Mädchen aus der Fremde. (1871.) . . | 233 |
| | 2. Zur Aeſthetik des Häßlichen. (1873.) . . . | 243 |
| | 3. Schauluſt und Streitluſt . . . . . | 255 |
| | 4. Fürwort für ein Fürwort . . . . . | 269 |
| | 5. Tragiſches Gelehrtenſchickſal . . . . . | 278 |
| | 6. Ein Roman von Rud[illegible] Gottſchall . . . . | 293 |
| | 7. Wilhelm v. Humboldt's „Freundin" . . . | 306 |

# I.

# Literariſche Briefe.

## An eine deutſche Frau in Paris.

1869.

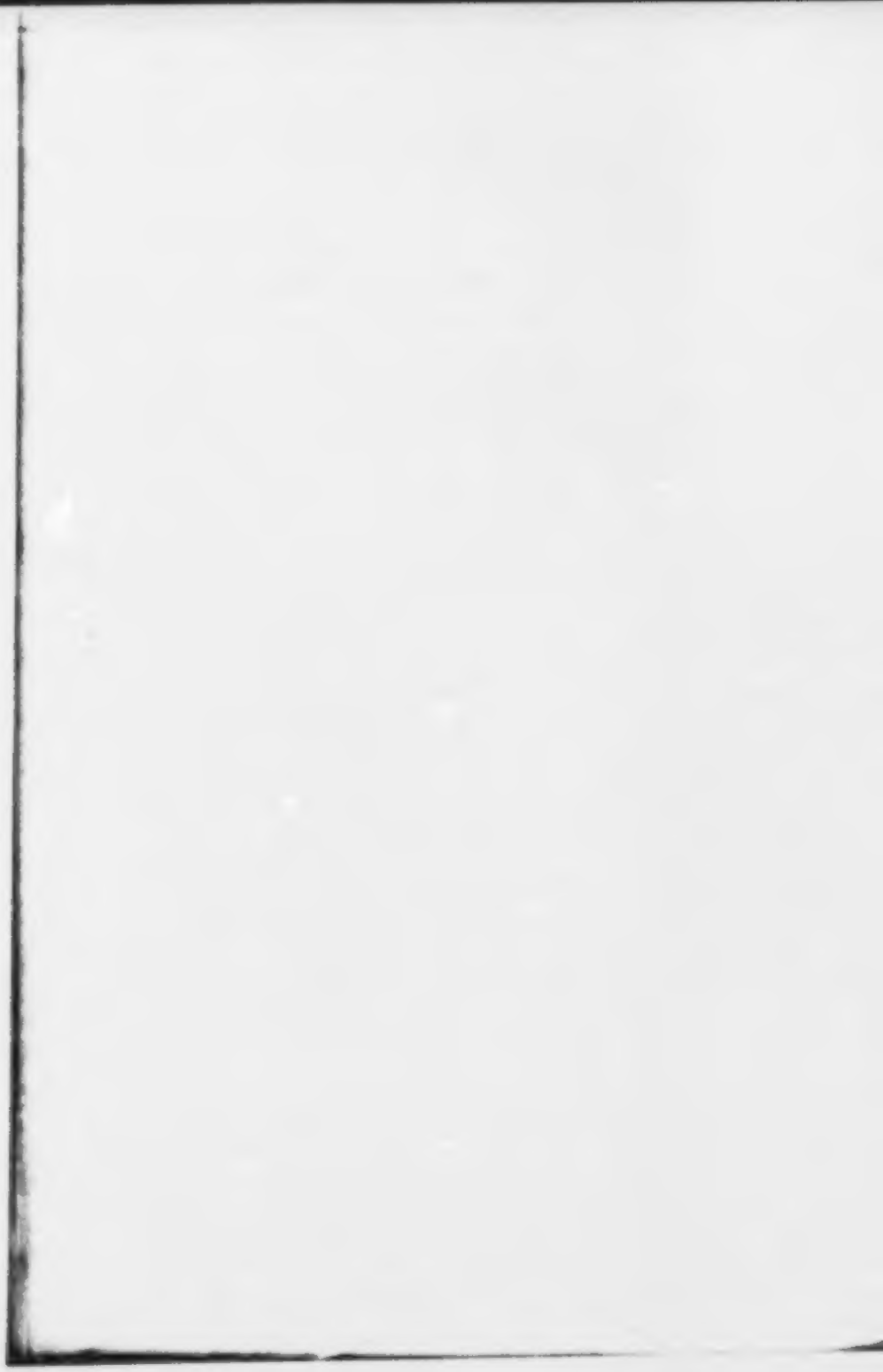

Bayerische Staatsbibliothek München

## 1.

Sie ſehen, liebenswürdige verehrte Frau, es wird in der That Ernſt!

Nicht nur, daß ich die Briefe über Literatur und allerlei der Literatur Verwandtes, die Sie bei mir, um es kurz zu ſagen, beſtellt haben, wirklich ſchreibe; ich umgehe auch die Briefbeförderungsanſtalten des kaiſerlich franzöſiſchen Generalpoſtmeiſters Vandal, deſſen Name ſchon allein ein Proteſt gegen die Lehre vom Schönen iſt, und ſchicke Ihnen meine Antworten auf Ihre dringend von mir erbetenen und Ihrerſeits hoffentlich nie ermüdenden Fragen durch die — „Gartenlaube" zu.

Sie ſagten mir in Baden-Baden in jener feierlichen Stunde, wo Sie mir gelobten, dem Genius der deutſchen Literatur auch in Ihren glänzenden Gemächern auf dem Boulevard Sewaſtopol treu zu bleiben (eine Flucht wilder Holztauben ſchoß gerade aus dem Tannenwalde bei Gbernſteinburg in's abendrothverklärte Murgthal hinunter), Sie wollten die Beruhigung gewinnen, nein, „verbeſſerten"

Sie ſich (ich ſage, verſchlechterten Sie ſich mit einem Rückfall in Ihren franzöſiſchen Gurſagl-Esprit), die Schadenfreude genießen, wenn ich Irrthümer lehrte, dann auch recht zahlreiche — Mitgenoſſinnen Ihres Irrens zu haben.

Zunächſt ſei auch die Erlaubniß, die Sie mir gewährt haben, beim Wort genommen, die Situation grundiren zu dürfen, der Berliner würde ſagen: den Standpunkt klar zu machen, der dieſe Briefe veranlaßt hat.

Zerknirſcht von Scham, ſeit zehn Jahren, wo Sie dem ſchönen Berufe leben, in Paris Ihrem Gatten den Schweiß von der Stirn zu wiſchen, den er täglich von der Börſe mitbringt — Schweiß im weiteſten Sinne des Worts, Wagen und Pferde, ein Landhaus in Paſſy, einen Koch, fünf Domeſtiken — ich ſage, zerknirſcht von Scham über Ihre gänzliche Verwilderung (ich brauche Ihren eigenen Ausdruck) über die deutſchen literariſchen Dinge, opferten Sie ſich wie der Pelikan und öffneten ſogar Ihre eigne Bruſt, indem Sie alſo ſprachen: „Schildern Sie auf Veranlaſſung Ihrer Briefe getroſt Alles! Wenn Sie wollen, ſogar unſern Loulou und unſre Eugenie“ — worunter Sie nicht etwa den kaiſerlichen Prinzen oder den Kaiſer und die Kaiſerin, ſondern Ihre eignen Kinder verſtanden, die Ihr Gatte, deſſen Bruch mit Deutſchland ſeit dem 18. Juli 1866 unwiderruflich geworden zu ſein

ſcheint (als ich ihm die martialiſche Schönheit der an jenem Tage in Frankfurt eingerückten preußiſchen Küraſſiere ſchilderte, riskirte ich faſt den Bruch unſrer alten langjährigen Freundſchaft), auf die hohen Schutzheiligen des europäiſchen Friedens getauft ſehen wollte. „Schildern Sie“ — fuhren Sie fort — „wie wir uns, als wir von Kreuznach kamen, in Bingen begegneten und als alte Freunde bis Bieberich zuſammen auf dem Dampfboot reiſten, wo uns von Frankfurt kommend die Großmama, ebenfalls eine Freundin Ihrer Jugend, begrüßte, um uns die Kinder ſo lange aufzubewahren, während wir noch nach Baden-Baden ꝛc. ꝛc. Da fahren Sie dann fort —!“

Gut, ich fahre fort. Dies Begrüßen der Großmama, dies Abſchiednehmen von den Kindern, dieſe Verſtändigungen über das Größere, dies Nichtvergeſſenkönnen auch des Kleineren — wie es eben bei ſolchen Trennungen geht — ich bewunderte dabei das internationale Leben unſres Jahrhunderts. Deutſch, franzöſiſch, engliſch ging die Converſation durcheinander. Selbſt die Frau Mama war halb eine Madame de Staël für Genf und wieder curſalonfähig für Homburg, halb blieb ſie frankfurteriſche „Frau Rath“ oder, wie Sie ſchlimmes Töchterlein meine ſchon damals in dieſem Sinn gemachte Charakteriſtik verbeſſern wollten, halb Frau Speyer von der Schönen Ausſicht.

Ich fahre aber fort im Abſtecken des Terrains. Ihr

die heutige Kunſt, die ſich ſelbſt bedient!“ Dieſer Mann iſt unausſtehlich, er gehört dem vorigen Jahrhundert an, er macht aber ſchon mehr als dreißig des neuen mit. Darf ich ihn übergehen? Muß ich ihn nicht anſchlagen? Und ſo den ganzen Tag. Das Rufen und Lärmen auf der Gaſſe, die neuen Erfindungen, die Plakate, die Stiefelwichspatente; kann man dies Alles vergeſſen, wenn man über ſein Jahrhundert nachdenken will? Dort ſteht ein junger idealiſtiſcher Revolutionär aus Paris, ein Eingebürgerter von St. Pelagie. Sein Haar wallt lockig über die Schultern, es iſt ſchwarz und hat vor Frühreife ſchon, gegen das Licht gehalten, ein graues Lüſtre; er runzelt die Stirn, er lieſt in den Werken St. Jüſts, er iſt adelig und läßt die Bezeichnuug davon aus, er iſt reich und hungert, um die Empfindungen der Proletarier zu ſtudiren. Und hier führ' ich Euch in ein Haus, das mit Tulpen rings umpflanzt iſt, ein ſauber lakirtes Haus in Holland, in welchem man nichts, als Milch und Kupfer ſieht, in der Nähe Derer, die es bewohnen, zweier Eheleute, die ohne Kinder alt geworden ſind. Sie ſtehen ſpät auf, frühſtücken eine Stunde, leſen ſich wechſelſeitig die Zeitung vor, von dem leitenden Artikel an bis zum Hunde, der verloren iſt und auf den Namen einer Sängerin hört, mit welchem ihn ſein Herr taufte; ſie leſen Alles, frühſtücken dann zum zweiten Male, laſſen ſich dann von vier Ziegenböcken durch ihren Tulpengarten fahren, eſſen eine lange Zeit hindurch zu Mittag und beginnen das Komiſchſte, was ich mir von zwei alten kinderloſen Eheleuten denken kann. Er im Schlafrock, mit der Nachtmütze, ſie noch immer in der Morgencontuſche, einem Jäckchen, das nur kaum bis über die Taille geht und dann weiter unten einem flanellenen Unterrocke Raum gibt. So ſetzen ſich die beiden

kleiner Loulou, Ihre Eugenie waren geſchmackvoll gekleidet, ganz im Geiſt ihrer Mutter. Aber eben ringsum die Jugend auf dem Dampfer, die in Bieberich ausſtieg oder noch neu dort hinzukam! Aufgeputzt alles nicht blos nach dem regelmäßigen Cancangeſchmack des Modejournals, nein, ſogar nach den Phantaſieen der Carnevalszeit oder — der Affenbude. Rothe Blouſen, Spazierſtöckchen, türkiſcher Fez bei den Jungen — bei den Mädchen auf dem Rücken chineſiſche Schleifen, die faſt noch größer waren als die Kinder ſelbſt. Und die Converſation! Faſt Alles waren es halbe Franzoſen, halbe Engländer und ſelbſt in Ihrem Kreiſe wurde die Frage über die berühmten, auf der Taunuseiſenbahn bei Höchſt regelmäßig den Paſſagieren angebotenen und „Bubenſchenkel“ genannten Bretzeln ſo erledigt:

Loulou: „Maman, quand reviendrez-vous de Bade-Bade?“

Sie: „In fünfzehn Tagen!“ (Ein Gallicism, Madame, da Schiller und Goethe geſagt haben würden: „In vierzehn Tagen!“)

Eugenie: „Grandmère, j'ai tant faim! Quand est-ce que nous serons à Höchst pour trouver ces petits gâteaux: Les Bubenschenkel?“

Großmama: „What do they know of Bubenschenkel?“

Edgar, Ihr Gatte: „Quels gâteaux?“

Großmama: „Fi, Eugénie, une jeune dame ne parle pas des jambes d'un garçon!“

Nicht wahr, das iſt die Goethe'ſche „Weltliteratur“!

Das iſt Arminius, von Rom nach Deutſchland zurückgekehrt und in Mußeſtunden — den Horaz leſend! Thusnelda, ab und zu ein Liedchen von Anakreon ſummend! Luther, eine Controverſe gegen Heinrich VIII. in engliſcher Sprache ſchreibend, ſo daß ſie ſogleich Herr von Tauchnitz in ſeine Collection of german Authors aufnehmen kann!

Und Shakeſpeare — ein regelmäßiger Tantiemenbezieher vom Burgtheater!

Wir dampften bereits, ſchon von Biberich bis Mainz in die vollen Rechte unſrer alten Freundſchaft und auf dem Bahnhof ſogleich in ein Nichtrauchcoupé eingetreten, nach Worms, wo der Nibelungenhort im Rheine begraben liegt und im Roſengarten einſt die Burgundenfürſtinnen luſtwandelten und verwitterte Synagogentrümmer von alten gräßlichen Zeiten erzählen, wo man Anlehen, die man bei den Juden gemacht hatte, einfach durch Mord und Todtſchlag der Gläubiger amortiſirte. Das Lutherdenkmal gab endlich Veranlaſſung, Ihnen, ſchöne Frau, und ſelbſt Ihrem Gemahl einige Almoſen der Wiederanerkennung Deutſchlands abzugewinnen. Es war (von der letzten Ausſtellung in Paris) Ihre Phantaſie zwar noch

ganz erfüllt von Ihren Madonnen und Phrynen, von Ihren Magdalenen und Lais (denn so berühren sich ja in Frankreich die Extreme); da mußte Ihnen aber doch die Kraft, die Weihe, der heilige Ernst dieser ehernen Gestaltengruppe überwältigend erscheinen. Ja Sie erhoben sich bereits, mit jener schönen, in der Regel nur bei den Frauen anzutreffenden Parteilichkeit, gegen einige Rügen, die der kaustische Witz Ihres Gatten denn doch nicht ganz hatte unterdrücken können. Dieser tadelte mit Recht an den Gestalten zuviel — „Rückengegend".

„Doctor!" hieß es dann von Ihren beiderseitigen Lippen als Aufforderung, daß ich, ein Studirter, der „im Schönen machte", über diese „Rückenprofile" meine Ansicht sagen sollte. Beim Herumklettern über die Erdhaufen, die dem großen Werke erst eine Umgebung schaffen sollen, murmelte ich etwas von einem andern Platz, den man erwartet hätte, von einer gewissen hartnäckigen Frau, die sich in einem ihrer Gartengrundstücke nicht hatte wollen stören lassen, von einem Platz, der in der Stadt selbst am geeignetsten gewesen wäre, wenn nicht leider die dicht daranstoßende Kirche eine katholische gewesen. Weiter kam damals die Debatte nicht. Ich will aber gern das damals verschwiegen Gebliebene hier nachholen. In der That, ich glaube, Ihr Gatte hatte Recht, liebe Freundin! Vor fast zehn Jahren stellte Rietschel auf der Brühl'schen

Terraſſe in Dresden das erſte Modell ſeines Lutherdenkmals auf. Als ich mich unter die Bewundernden miſchte, wagte ich, den Meiſter, der in ſolchen oppoſitionellen Dingen zart, ſinnpflanzenartig behandelt werden mußte, auf die Monotonie aufmerkſam zu machen, die in dem Blicken faſt aller ſeiner Figuren nach Einer Richtung läge. Das Unſchöne von nichts als flachen Rücken blieb dabei nicht verſchwiegen. Ich rieth dem Meiſter, die Geſtalten mit dem Rücken nach dem Innern des Denkmals hin umzuwenden, und behauptete, daß ein Hinausblicken der Gruppe in alle Lande auch diejenigen Geſtalten, die jetzt nur zu Luther wie bloße Supplemente ſeiner Perſon herauskämen, dann wie Wächter für ihn, wie ſelbſtſtändige Vor- und Mitarbeiter erſcheinen laſſen würde. Ich wurde jedoch ab- und auf eine zu erhoffende architektoniſche Anlehnung verwieſen. Rietſchel war eigenſinnig und ein wenig hochmüthig, trotz ſeines demüthig geſenkten Blickes. Er iſt todt. Jene Anlehnung blieb aus. So iſt denn auch der Totaleindruck des Ganzen in der That jener gemiſchte — erhaben und dennoch ſteif, lebenswahr und dennoch nicht recht lebendig. „Deutſch!“ würde Ihr recht böſer, Franzoſe gewordener Gatte geſagt haben.

Warum ſchwieg ich aber damals? Weil mich Ihre Ergriffenheit von dem Standbilde, Ihrer Vertheidigung

deſſelben, Ihre wiedererwachte Empfänglichkeit für die Heimathsluft doch rührte.

L'idée de l'infini, wie Sie ſagten, das Reich der „Ahnung", die unbeſtimmte Sehnſucht, das wurde ein Gebiet, worüber Sie nicht mehr lächelten. Deutſche Kunſt —! Der Deutſche Gedanke, getragen von den Schwingen des ſchaffenden, geſtaltenden Genius —! Ja, Sie fühlten wieder die Eigenart Ihres Volkes, unſre Kraft, unſre zähe Ausdauer, die eiſerne Feſtigkeit unſres Willens —! Sie hörten die Quellen wieder rauſchen, aus deren Tiefe wir jene Schalen füllen, aus denen ſich der Rauſch der Begeiſterung trinkt!

Die Fahrt ging jetzt ſchnell genug über Ludwigshafen, Heidelberg, Karlsruhe nach Baden-Baden.

Wenn ich Ihnen da geſtehen mußte, daß ich in vielen Jahren das deutſche Pied à terre der Franzoſen, wie Ihr Gatte es nannte, nicht geſehen, jedoch der Meinung bin, ein deutſcher Autor müßte regelmäßig dann und wann gerade hieher reiſen, um ſich die aufſteigenden bunten Blaſen des Zeitgeiſtes und jene üppige Müßiggangsſtimmung der Zeitgenoſſen anzuſehen, an welche ja mehr oder weniger jede ſchreibende Feder anzuknüpfen hat (denn in Werkeltagsſtimmung lieſt man nichts), ſo waren ſchon meine jungen Freunde und Reiſegenoſſen vollſtändig wieder im Bann dieſer bezaubernden Armidawelt, ſowie

ſich nur am Kieſelbett der „Oos“ die erſten wieder neuerſtandenen Hotels und Penſionen erhoben.

Nun, ich ließ Sie die volle Strömung der Wettrennen, der Corſofahrten, der Spieltiſche, der Reunionen und der Toilettenentfaltungen mithinuntergleiten. Es iſt eben in Baden-Baden die reizende Natur, die dort die Thorheiten der Menſchen in einem Licht erſcheinen läßt, als drückten ſie eigentlich die wahre Weisheit alles Lebens aus. Dieſer blaue Himmel, dieſe grünen Berge, dieſe murmelnden Waldquellen, dieſe maleriſchen Fernſichten von altersgrauen Burgruinen, von einſamen Capellen aus, ja ſelbſt die treuherzige Naivetät der umwohnenden Bevölkerung — alles das iſt die Staffage des Himmels zu dem, was man im Qualm eines Tanzſalons, im „Mabille“ von Paris, im „Orpheum“ von Berlin, ungefähr die Hölle nennen würde. Man glaubt hier in einer Phantasmagorie zu leben.

Oder wäre denn wirklich jene grünſchillernde blonde ſchlanke Frauengeſtalt, die dort mit einem Ruſſen über ihren eben erlittenen Spielverluſt verhandelt, die „berühmte“ Cora Pearl oder nicht vielmehr ein verzauberter Nachtſchmetterling, ein Grand'villeſcher Blumengeiſt, ein verkörperter botaniſcher Begriff, ‚Zehr‘ auch Drachenwurzel etwa, Monoecia Polyandria Linné?

Ich zeigte Ihnen damals, verehrte Frau, „die

Klingelcapelle" an der Murg — es war an jenem Abend, wo die wilden Tauben aufflatterten! Dorthin hat die mittelalterliche Sage einen Eremiten verpflanzt, der einſt in Sturm und Regen durch Pochen an ſeine Hütte erſchreckt wurde. Ein ſchönes Weib, in durchſichtigen Kleidern, gerade, als wäre ſie eben dem Gurſaal an der Oos entlaufen, barfuß aber, mit aufgelöſten Haaren, begehrte Einlaß, begehrte Rettung vor dem Unwetter. Ein Glöcklein fein wie Silberton erſcholl jedoch aus der Höhe, und ſiehe! unſer Eremit merkte Unrath und nahm die Teufelin nicht auf, ließ vielmehr die Aermſte, die vielleicht am Spieltiſch eben ihre ſämmtlichen Erſparniſſe und die Protection des Jockey-Clubs verloren hatte, in Nacht und Verzweiflung ſtehen und in die dunkle, dunkle Welt hinaus weiter raſen.

„Ganz ein Stoff, den der Abbate Liszt," meinte da Ihr Gatte, „der rechte Mann wäre, in eine zukunftmuſikaliſche Ballade zu verwandeln."

Und damals, eben an jenem Abend (die Glocken läuteten von Kuppenheim herüber, über die Gräber der im Bruderkampf vom Jahre 1849 dort Gefallenen) und beim Heimfahren durch die mondbeſchienenen Wälder und Schluchten, ſtand es denn feſt, daß von Ihnen eine „Lücke" Ihres geiſtigen Lebens, Ihres Herzens, empfunden und eingeräumt wurde. Das Bekenntniß wurde gemacht

ſogar eines gewiſſen Ueberdruſſes an den zwar die Augen blendenden, aber nicht das Herz erfüllenden Erſcheinungen des Pariſer Lebens. Die Aufforderung erfolgte, Sie wieder einführen zu ſollen in die Hallen des deutſchen Lebens, ſoweit eben Bücher, Zeitſchriften, jetzt ſogar ſchon die Mode gewordenen Wandervorträge das Leben eines Volks ausdrücken können. Den Ausſchlag hatte das für eine Deutſche beſchämende Geſtändniß gegeben, daß Sie in Paris ſeit zehn Jahren nichts Deutſches mehr, außer ab und zu eine von Mama eingeſendete Nummer der „Didaskalia", geleſen hatten — „ſelbſt keine Zeile von Ihnen!" ſetzte Edgar's vieldeutige Ironie hinzu.

Gewiß, theure Freundin, es geſchieht auch bei uns nachgerade Alles, die Literatur, ich möchte es nicht nennen, zu franzöſiren, ſondern zu amerikaniſiren. Amerika iſt das Land des praktiſchen Verſtandes. Amerika geſtattet ſich den Luxus der Ideen nur, wenn ſie zu etwas nütze ſind. Wenn Romeo ſagt: „Was nützt mir die Philoſophie, kann ſie nicht ſchaffen eine Julia!" ſo ſagt der Amerikaner: Was nützt mir die Beſchäftigung mit dem Schönen, dem Erhabenen, dem Unendlichen, dem Jenſeitigen, wenn dadurch nicht die Eiſenbahn zwiſchen beiden Oceanen fertig oder wenigſtens auf einer Fahrt mittels derſelben in etwas die Langeweile vertrieben wird! Die Beherzigung des Goethe'ſchen Wortes: „Nur der

Stoff entſcheidet, auf die Behandlung kommt es weniger an!" hat auch bei uns koloſſale Dimenſionen angenommen. Unſre ganze ſogenannte ſchöne Literatur von heute iſt überwiegend Unterhaltungsliteratur.

Eine Unzahl von Zeitſchriften iſt entſtanden, die in der Regel lediglich den Unterhaltungszweck verfolgen. Große politiſche Blätter ahmen das Beiſpiel nach, das zuerſt von den franzöſiſchen gegeben wurde, ein unerquicklich, langweilig gewordenes Einerlei der in Stillſtand gerathenen politiſchen Epoche durch Erzählungen zu unterbrechen, durch welche überdies auch die an den politiſchen Dingen weniger intereſſirten Frauen für Beibehaltung einer alten, für Anſchaffung einer neuen Zeitung gewonnen werden konnten. Eine Leſeſucht kann ſchon lange beobachtet werden, die vielleicht immer vorhanden geweſen iſt, ſich aber nie ſo wie jetzt an Hülfsmitteln zur Befriedigung derſelben betheiligte, die allen zu gleicher Zeit in ſolchem Grade zugänglich geworden ſind. Wo man ſonſt an ſeinem Lokalkalender ſtudirte, wird jetzt die in Leipzig oder Stuttgart erſcheinende allgemeinbekannte Zeitſchrift gefunden. Die Gulturwirkung dieſer Erſcheinung iſt außerordentlich. Letztere kommt zunächſt hier weniger in Betracht, als die daraus abzuleitende Rückwirkung auf die darſtellende, ſchaffende Feder ſelbſt. Kann dieſe Rückwirkung der Idee des Schönen nützlich ſein? Kann

dieſe fieberhafte Haſt nach immer wieder neu feſſelnden und ſpannenden Bildern aus dem großen Kaleidoſkop der Welt und des Menſchenſchickſals, das die Hand des Dichters ſchüttelt, das Ausleben einer wahren dichteriſchen Individualität unterſtützen? Droht nicht vielmehr der reine Quell alles wahren dichteriſchen Schaffens zu verſiegen? Denn keineswegs, trotz des Goethe'ſchen Wortes, in welchem auch mehr eine Lehre der Klugheit und Vorſicht enthalten ſcheint, als eine zugeſtandene Regel der Kunſt, liegt doch wohl im Erwecken der Neugier, in einer virtuoſenhaft ausgebildeten Kunſt der Unterhaltung die wahre Aufgabe der Literatur eines bedeutenden Volkes.

Denken Sie ſich nur, wenn unſre Claſſiker, unſre Klopſtock, Leſſing, Goethe und Schiller, uns nur als Verfaſſer von Novellen und Romanen bekannt geworden wären! Nur als Erfinder von Lebensbildern mit regelmäßiger Beglückung zweier liebenden Paare! Daß ſich allerdings die moderne Literatur vorzugsweiſe auf den Roman begründet, daß überhaupt die Poeſie keine andere Stätte mehr im Leben zu haben ſcheint, als dort, wo ſie ſich den übrigen Künſten, deren lediglich „verzierende" Miſſion gegenwärtig außer Zweifel geſtellt zu ſein ſcheint, anſchließt, ein auch hierin liegendes tieferes Geſetz erkenne ich vollkommen an und weiß, was in unſern Tagen das Epos zu bedeuten hat, natürlich das moderne Epos, eben

Leute, die eine Million beſitzen, einander gegenüber, beide rauchen Cigarren, eine Flaſche Portwein ſteht zwiſchen ihnen, rings iſt Alles feſt verwahrt, ſie ſpielen eine Kartenpartie, ſprechen dabei kein Wort, ſondern gehen, vom Spiel, Dampf und dem Portwein allmälig übermannt, ſtumm und ſteif um acht Uhr zu Bette. Iſt dies nicht auch eine Scene des Jahrhunderts? Darf ſie der Reformator überſehen? Darf ſie, wenigſtens wenn man von Holland ſpricht, vergeſſen werden?

Ich ſagte ſchon, daß es Schriften gibt, wo dies Alles überſehen wird. Die Verfaſſer derſelben thaten die unzähligen Charaktere und Individualitäten unter den Zeitgenoſſen zuſammen in einen großen Trog, wie man die Kartoffeln zuſammenſtampft und preßt, bis ihre Quinteſſenz, aus der man Mehl, Zucker, Aquavit bereits gemacht hat und vielleicht ſogar auch Fleiſch machen wird, bis ihre Medulla, wie die Alten auch vom Kern der Menſchen ſagten, herausgedrückt iſt. Für dieſen Durchſchnittscharakter der Zeit ſtellen ſie dann ihre guten Lehren auf, die ſie mit Stellen aus antiker und mittelalterlicher Weisheit zu erhärten ſuchen. Dies Verfahren hat uns eben ſo viel geiſtreiche Köpfe wie Charlatane kennen gelehrt. Ich billig' es nicht. Ich mag meine lieben guten Nachbarn, die ſo wenig Lärm machen und wenn nicht durch das Parlament, doch durch die Kirche mit der Zeit zuſammenhängen, ich mag meinen Comte-prolétaire und meine beiden Holländer nicht um ihr Stimmrecht in den Angelegenheiten des Jahrhunderts bringen. Sie gehören mit dazu, wenn ſie ſich auch nur durch ihre Ruhe, durch ihre Thorheit oder durch die Steuern, die ſie zahlen, auszeichnen.

Es iſt ein Fehler, daß die reformirenden Schriftſteller faſt immer nur die Intelligenz, ſelten die Materie im Auge haben.

der Roman. Dennoch thut es immer und immer gut, die hohen Ziele alles Schriftwesens einer Nation im Auge zu behalten und ſich vom wahren Weſen des Schönen, vom Idealen die Vorſtellung zu bewahren, daß es zu thronen habe auf dem Allerheiligſten der Menſchheit, in der Nähe jener Bundesladen, die unſre Einigung mit dem Himmel bezeugen, in der Nähe jener ewigen Lampen, die nur die Liebe unterhält, die zweckloſe, nur um ihrer ſelbſt willen lodernde Liebe. Deshalb mag ich auch die platoniſche Beſtimmung über das Weſen des Schönen, die in ihm eines der ewigen Urbilder der Gottheit erblickt, lieber hören als die der engliſchen philoſophiſchen Empiriker des vorigen Jahrhunderts, die im Schönen nur die Bürgſchaft des Vergnügens und eines ſinnlichen Wohlgefallens finden wollten.

Denn, meine hochverehrte Freundin, das iſt nun der beſondere Reiz, den die Beſchäftigung mit Ihrer vaterländiſchen Literatur gewährt, ſie hat eine ſtete Beziehung zur allgemeinen Theorie der Schönheit.

Ich gebe zu, daß die Pariſer Dramatiker beſſer daran ſind, wenn ſie von Feuilletoniſten beurtheilt werden, die von einem neuen Luſtſpiel zu ſprechen vermögen, ohne ſich davon immerfort an Ariſtophanes, von einer Tragödie, ohne ſich an Sophokles erinnern zu laſſen. Ja, ich geſtehe Ihnen, dieſe Schulfuchſerei eines gewiſſen vor-

nehmen Recenſententhums iſt in Deutſchland nicht nur unerträglich für die Perſonen, die da ſchreiben, ſondern ſogar in hohem Grade verderblich für die Sache. Dennoch iſt es ſo ſchön, in unſerm beſſeren literariſchen Leben immer jene ehernen Tafeln aufgehängt zu erblicken, die in unſerm ganzen Streben und Sein, auch im politiſchen, auf jenen Wolkenhöhen erſichtlich thronen, von welchen ſie zuweilen, wie Schiller geſagt hat, der Menſch mit Rieſenarmen herunterlangt, wenn ihm die Tyrannei hienieden menſchliches und göttliches Recht auch allzulange verweigern will.

Ich vermiſſe in allen Literaturen, außer der deutſchen, dieſen hohen Flug des Gedankens, dieſe ſtete Bezüglichkeit des gegebenen Einzelnen auf ein Allgemeines, dieſe Einreihung der individuellen Kraft in die große Geſammtaufgabe einer nationalen Kunſt- und Literaturgeſchichte überhaupt. Vergleichen Sie nur die, bei Vielem, was ſich rügen ließe, ſo würdige Arbeit unſres Gervinus über Shakeſpeare mit einem jener Cours d'histoire littéraire der Franzoſen z. B. ſelbſt von einem Villemain! Kann man ſich des Lachens erwehren über die aufgeputzte Darſtellung, über das Herauskehren alles deſſen, was lediglich auf die Phantaſie wirken ſoll, lediglich dem Reiz der Anekdote entſpricht? Muß man nicht bald ein Buch zur Seite legen, wo man im Texte leſen kann (meiſtens geben

ſich dieſe Literaturgeſchichten den Schein, Nachſchriften von gehaltenen Vorleſungen zu ſein): „Rires“ oder „Applaudissemens“? Der Nachſchreiber hat die Stellen bezeichnet, wenn auf der Sorbonne, wo der Redner ſprach, eine Pikanterie über Arioſt Gelächter, eine Tirade über Dante Händeklatſchen hervorbrachte!

Was iſt das Schöne? Dieſe Frage beſchäftigt noch immer unſre Philoſophie, und gerne möchte ich Ihnen den gegenwärtigen Stand der Diskuſſion darüber ſchildern. Es ſoll im Nächſten geſchehen. Heute ſage ich Ihnen nur, daß ein alter Freund Ihres Bruders, Profeſſor Lazarus in Berlin, kürzlich dieſe Frage, ganz wie Columbus die Frage über das aufrechte Hinſtellen eines Eies dahin beantwortet hat, daß ſich ihre Löſung von ſelbſt verſtünde. Das Schöne brauche nicht definirt zu werden. Jeder wiſſe eben ſchon von ſelbſt, was ſchön ſei. Allerdings fiel mir dabei ein, daß ich unſern gemeinſchaftlichen Freund Ferdinand Hiller einſt im Intereſſe einer mit mir zu Grabe gehenden, hienieden unentdeckt gebliebenen Tenorſtimme über die beſte Art der Tonbildung um Belehrung erſuchte und die Antwort erhielt: „Bilden Sie den Ton ſo, daß er ſich angenehm hören läßt!“ Und einen Herrn W. aus Mainz, einen Weinreiſenden, der mich manches Jahr hindurch „zu meiner Zufriedenheit bediente“, fragte ich einſt gelegentlich: „Geben Sie mir,

Weſter, die vollkommenen Merkmale eines guten, unverfälſchten Weines!“ Worauf er, durchaus wie Hiller über die Tonbildung und Lazarus über das Schöne, erwiederte: „Wein müſſen Sie ſo trinken können, daß er Ihnen auf der Zunge keine Störung verurſacht!“

Aber — dennoch habe ich das alte Vorurtheil, doch für eine genauere Definition des Begriffes „Schön“ zu ſein, und werde Ihnen in meinem Nächſten darüber Mancherlei von Herrn von Kirchmann's Aeſthetik erzählen.

So ſind wir denn mit dem Begriff des guten Weines wieder angekommen in — Mainz, wieder bei unſrer Begegnung auf dem herrlichen Rheinſtrom in dieſem verfloſſenen unvergleichlichen Sonnenjahr 68. Für heute breche ich ab und bin mit dem Ausdruck all' jener Hochachtung, von welcher Sie wiſſen, daß ꝛc. ꝛc. Keſſelſtadt bei Hanau, den 2. Januar 1869.

## 2.

Wenn Sie, meine Theure, eine Rose betrachten, eine kaum erschlossene Gartencentifolie oder eine sich mit weißröthlichen Blättern wie von Sammet in die stachlichte grüne Hülle verschämt versteckende Moosrose, so nennen sie den Anblick — schön!

Aber Sie können auch in die Rue St. Honoré Nr. 372 zu den Herren Froment und Meurice gehen und sich unter den geheimnißvollen, kostbaren Etuis dieser berühmten Juweliere eines öffnen lassen, um eine goldene Rose mit diamantenen Thautropfen ebenfalls zu bewundern und schön zu nennen, vorausgesetzt, daß die Künstler in ihrer Nachahmung der Natur die Eigenthümlichkeiten einer Rose, Duft und Farbe ausgenommen, getroffen haben, die Natürlichkeit des Wuchses, eine gewisse Freiheit bei sonstiger symmetrischer Schichtung der Blätter und für den Frühlingsmorgenthau die wie zufällig, das heißt nicht aufdringlich und anspruchslos gewählten Stellen.

Das, was Sie ſchön nannten an der Naturroſe, das iſt das Naturſchöne. Die Schönheit einer nachgeahmten Roſe iſt das Kunſtſchöne.

Entſpringt nun das Behagen, das Ihnen die natürliche Roſe und das andere, das Ihnen die nachgemachte erweckt, aus einem und demſelben Quell der Befriedigung?

Man möchte dies wohl beſtreiten.

Zwar verrinnt das Behagen, das beide Erzeugniſſe, jenes der Natur, dies der Kunſt, in uns erwecken, in die allgemeine und gleichartige Strömung des Wohlgefallens am Schönen überhaupt, aber die Bewunderung der nachahmenden Hand des Künſtlers iſt doch eine anders motivirte als die des waltenden Schönheitsgeſetzes in der Natur.

Die Thätigkeit des Verſtandes iſt bei Betrachtung beider Erſcheinungen eine andere.

Im Blumengarten (ich erinnere mich, die meiſten Blumengärten in Paris liegen — in jener ſtillen Straße, die zum Père la Chaiſe führt!) ordnen Sie die einzeln betrachtete Roſe einer durchaus anderen Ideenverbindung unter, als die koſtbare, die Sie in der Rue St. Honoré bewunderten.

Dort beruhte Ihre Anerkennung auf einem Gefühl, hier auf einem Urtheil.

Welches iſt nun jene gleichartige Strömung, worin ſich beide Eindrücke wiedervereinigen, der vom Natur- und

der vom Kunſtſchönen empfangene — ſagen wir von einem Abend auf dem Genferſee und von einem Gemälde, worin Calame's Meiſterhand dieſen Zauberanblick feſtgehalten hat? Oder von einer edlen That, die Sie zu Thränen rührte und erſchütterte, und — von einem Drama Leſſing's, worin der Verlauf derſelben noch einmal wiederholt wurde? Worin liegt das Beleidigende des Häßlichen? Worin das Wohlthuende des Schönen — ſagen wir des Scheins, denn — nach dem tiefen Gedankeninhalt unſeres deutſchen Sprachſchatzes iſt das Schöne das Scheinende oder das Schauende, letzteres in dem Sinne, wie wir noch heute ſagen: Wie ſchaut die Sache aus?

Bis auf die neueſte Zeit hin hat man geſtritten über eine vollkommen ausreichende Erklärung für den Begriff des Schönen, einen Begriff, der alle Ausſtrahlungen in die Welt hinaus, wo uns Schönes begegnen kann, vom geſtirnten Himmel an bis zu einem Kranz glänzender Toiletten im erſten Rang eines Opernhauſes zuſammenfaßt. Ein Profeſſor in Göttingen, Hermann Lotze, hat für das, was ſeit dem Erfinder des aus dem Griechiſchen gebildeten Wortes „Aeſthetik", ſeit Alexander Gottlieb Baumgarten, einem Halle'ſchen Profeſſor aus der Allongeperrückenzeit, lediglich in Deutſchland für die Lehre vom Schönen geleiſtet worden iſt, eine beſondere, vor Kurzem erſchienene Geſchichtserzählung herausgegeben. Ich

erwähne dieſe gewiſſenhafte Arbeit beſonders auch um deswillen, weil ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit für einen Aufenthalt, nicht etwa in Baden-Baden, dort iſt man zu zerſtreut, aber in Biarritz oder Scheveningen, am monotonen und doch ſo erhabenanregenden Meer, eine Lectüre anrathen möchte, die Ihnen die Fülle neuerer Forſchungen auf dem Gebiet der Lehre vom Menſchen, als dem Abbild des Univerſums, zuſammenſtellt und ſie in ausgezeichneter Darſtellung prüft, verwirft oder anempfiehlt, Lotze's „Mikrokosmus". Dies aus drei Bänden beſtehende Werk (Leipzig, Hirzel) kann nicht auf einmal aufgenommen werden, wie ein neuer Roman von Feydeau. Den von ihm gewährten Genuß und die Belehrung muß man ſich eintheilen. Schon daraus, daß der Verfaſſer die Philoſophie mit dem Studium der Naturwiſſenſchaften und der Medicin verbunden hat, erſieht ſich der beſonnen gelegte Grund ſeiner Erörterungen, die allen Intereſſen gelten, die dem Menſchen als Menſchen von Werth ſein müſſen. Die Darſtellung Lotze's verliert ſich zuweilen in Göthiſirende Vornehmheit und eine die Glätte des Marmors mit deſſen Kälte verbindende Weiſe, doch an manchen Stellen erhebt ſie ſich auch wieder zu einem mächtigeren Schwunge, beſonders da, wo die Beweisführung gegen Hegel'ſche Lehrſätze eintritt, namentlich gegen den Bann, in welchen die vom Leben gewährte

Fülle der Erfahrung, die Uebung der menſchlichen Freiheit, die offene Strömung in den Entwickelungen der Geſchichte durch Formeln eingezwängt werden ſoll, die dieſem Gegner Hegel's nur als todte Worte und leere Namen gelten können.

Es kämpfen nämlich in Allem, was ein Gegenſtand unſeres Nachdenkens (auch unſerer Handlungen und Entſchließungen) geworden iſt, ſo auch auf dem Gebiet des Schönen, zwei Richtungen miteinander, die ideale und die reale.

Jene ſagt mit Schiller: „Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut!" Dieſe — Sie haben ja von der Affentheorie gehört (allerdings wohl nur eine Uebertreibung einer anerkennenswerthen Richtung) —: Der Geiſt iſt die Blüthe, die aus dem Stamm des Körpers entſteht, mit ihm verwelkt, mit ihm vergeht!

Uebertragen auf die wiſſenſchaftlichen Gebiete und in unſerem Fall auf die Lehre vom Schönen, ſo würden ſich zu unſeren beiden Roſen dieſe einander feindlichen Schulen gar wunderlich verhalten. Wir wollen aber nur beim Neuſten verweilen: J. H. von Kirchmann's „Aeſthetik auf realiſtiſcher Grundlage" (Zwei Bände, Berlin, Springer 1868).

Den Autor dieſes beachtenswerthen Werkes anlangend, ſo hat deſſen Stellung einige Aehnlichkeit mit derjenigen,

in welche bei Ihnen neulich Baron Seguier gerathen iſt. Wenn Sie ſich dieſen Staatsanwalt abgeſetzt, ſeiner Meinungen wegen beungnadet und heute eine Vorleſung in einem Handwerkerverein der Salle Valentino, morgen eine über Muſik oder Landſchaftsmalerei in der Salle Herz haltend denken, nebenbei in der Kammer ſitzend, wo ihn jedoch ein ſchwaches Organ und vielleicht ein gewiſſer Mangel an Temperament verhindert, energiſch in die Verhandlungen einzugreifen, ſo haben Sie ungefähr die Stellung unſres Kirchmann. Zur Zeit der Märzrevolution war er ein jüngerer Richter, dem die Zukunft und das nächſte vacante Porteſeuille der Juſtiz zu gehören ſchien. Schon damals blickte aus ſeinen Plaidoyers als Staatsanwalt der Denker. Die Reaction verſetzte ihn an ein Obergericht als Präſident, ſeine Abſtimmungen mißfielen dem Manteuffel'ſchen Syſtem, er bekam durch eine halbe Entlaſſung die unfreiwillige Muße, ſeinen Neigungen für Kunſt und Wiſſenſchaft zu leben. In Elb-Florenz beſchäftigten ihn Ariſtoteles, Spinoza, die Gemäldegalerie. Heute wieder angeſtellt, morgen wieder auf's Neue entlaſſen, hat er ſich aus ſeinen Beſchäftigungen mit dem, was über allen äußern Glanz und Flitter erhaben iſt, eine Gleichgültigkeit für die Beurtheilung der Welt entnommen, die faſt an Läſſigkeit ſtreift. Wenigſtens entſpricht die ergebene Haltung, die er be-

Es iſt ſogar ein Nachtheil für Diejenigen, welche durch eine Einſeitigkeit dieſer Art am meiſten geehrt werden. Die Reformatoren wollen immer nur die Ideen gegen einander ausgleichen, ſtatt daß ſie die Ideen mit der Materie, mit meinen beiden Holländern ausgleichen ſollten. Ob ich dem Syſteme der Bewegung, meine Kritiker dem des Widerſtandes angehören, das ſollte zuletzt weit weniger entſcheiden. Ein Syſtem iſt immer ein weiter Vorſprung. Die Vorzüge des Jahrhunderts mit einander in Kampf zu bringen, iſt wahrlich nur eine ganz einſeitige Polemik! Mit einem Worte, es handelt ſich weit weniger um Revolution, als um Aufklärung, Aufklärung über uns ſelbſt.

Wenn ich dieſen Empfindungen nachhing, ſo bildete ſich in mir eine Idee aus, von welcher ich durch dieſes Werk, das ich Ihnen widmen wollte, doch nur eine Vorſtellung geben kann. Ich ſann über eine Schrift, die zwar den Zweck, für den ſie geſchrieben iſt, niemals ſelbſt wird erfüllen können, die aber doch Viele, die für ihn arbeiten könnten, darauf aufmerkſam machen wollte. Ich kann nicht auf die Leute wirken, die ich liebe, auf das Volk, aber auf die, die mit ihm umgehen. Meine Schrift ſollte Alles umfaſſen, was den Geiſt unſeres Jahrhunderts begreift, aber ſie ſollte vom Individuum, nicht von den Tendenzen anfangen. Ich hätte gern zuerſt ein Kind unſrer Zeit geſchildert, wie es geboren und erzogen wird, dann die Begriffe, die es einſaugt, dann die, welche ihm ſpäter zur Auswahl angeboten werden. Ein Gemälde des Jahrhunderts vom 5. Mai 1789 bis auf die Tripel- und Quadrupelallianzen unſrer Tage würde ſich an dieſe Prämiſſen angereiht haben. Jetzt folgen Religion und Staat, Kunſt und Literatur in ihrer ſchwebenden, vom Momente

hauptet, einer Eigenſchaft ſeines Naturells, die ſich in den Schriften, mit denen er ſeither Freund und Feind überraſcht hat, charakteriſtiſch wiederſpiegelt. Sollen wir ſeinen ſcharfſinnigen, wahrheitsliebenden Geiſt, der in die Tiefe, in die Weſenheit der Dinge ſtrebt, doch vielleicht ein wenig — nüchtern nennen? Er muß es vergeben, thäte man es; denn die Lehre vom Schönen verträgt keine Ueberſchwänglichkeit, noch weniger aber ein Uebermaß.

Kirchmann will gefunden haben, daß das Schöne „das idealiſirte, ſinnlich angenehme Bild eines ſeelenvollen Realen" ſei.

Erſchrecken Sie nur nicht ſogleich über dieſe gelehrte Form eines durchaus einfachen Satzes!

Das „Reale" iſt hier jeder beliebige Gegenſtand, „das Bild eines Realen" der in die Sinne fallende Eindruck deſſelben.

Dieſer Eindruck ſoll eine dreifache Eigenſchaft beſitzen. Er ſoll erſtens angenehm wirken und zwar zweitens dadurch, daß der Gegenſtand als idealiſirt, d. h. als auf eine Stufe der Vollkommenheit erhoben, und drittens wie mit einer Seele begabt, d. h. als gleichſam lebendig, beinahe ſelbſt-thätig gedacht wird.

Im Weſentlichen bietet dieſe Erklärung nichts Neues. Sie iſt die alte, nach der Lehre vom Weſen und Sein der Dinge gegebene Hegel'ſche Erklärung, überſetzt in die

Lehre von der menſchlichen Seele, die allein darüber die Entſcheidung hätte, was ſchön ſei; der Gelehrte würde ſagen: überſetzt aus Metaphyſik in Pſychologie. Warum noch die Verſtärkung des als vollkommen und angenehm empfangenen Eindrucks mit „ſeelenvoll" ſtattfindet, iſt aus Kirchmann's Buch zu erſehen. Doch glaube ich, unſer Verfaſſer hat ſich eine rechte Laſt damit aufgebürdet.

Denn was muß er Ihnen nun, um des Seelenvollen willen, von unſrer Centifolie ſagen? Sie wäre ſchön, weil ſie — eine Seele zu haben ſchiene, d. h. einen beinahe bis zum Selbſtbewußtſein geſteigerten Organismus. Wem dieſer Gedanke bei einem Roſenſtock gekommen, der muß in der ganzen Natur Najaden, Dryaden, Oreaden und was nicht Alles wiederfinden, muß immer nach Vergleichungen des Todten mit dem Lebenden ſuchen und wird eine Roſe gar nicht mehr abzupflücken wagen! „Seelenvoll" — es klingt bei unſerem ſonſt verſtandeskühlen Verfaſſer überraſchend zart. Doch zwingt ihn ſeine Lehre zu den wunderlichſten Erläuterungen und Vergleichungen, um nur in die Dinge die Vorſtellung von einer durch unſere Betrachtung hervorgerufenen Beſeelung derſelben zu bringen. Faſt möchte ich glauben, er hat einen anderen Gedanken geahnt, den er nur unrichtig ausdrückte. Nicht das Gefühl, die Roſe ſei beſeelt, d. h. nähere ſich der organiſchen Welt, dem Leben des

Thiers, macht ſie ſchön, ſondern die Vorſtellung, daß ſie zu einer Gattung gehört und dennoch ein individuelles, für ſich beſtehendes, alleiniges Daſein hat. Dem Schönen muß die Eigenſchaft innewohnen, daß man von ihm ſagen kann: es iſt einzig in ſeiner Art. Bei Roſen, deren es Hunderttauſende von gleicher Schönheit giebt, iſt die gemeinſame Schönheit die, daß ſie als Roſe einzig iſt unter den Blumen. Und dabei kann ihre Schönheit noch eine durchaus individuelle, an ein einzelnes Exemplar geknüpfte ſein.

Mit dem beſten Gewiſſen läßt ſich eine längere Beſchäftigung mit Kirchmann's Werk bei alledem empfehlen. Grade eine gewiſſe dilettantiſche Färbung macht ſeine Arbeit angenehm. Man hat nicht die Orakelſprüche der gelehrten Schule, ſondern die unbefangenen Geſtändniſſe eines Mannes, der nichts zu ſagen und niederzuſchreiben vermag, was er nicht ſelbſt geprüft und empfunden hat. Ohne Entlehnungen von ſeinen Vorgängern geht es freilich nicht ab bei einem ſolchen ſyſtematiſchen Aufbau. Die gewählten Beiſpiele ſind jedoch alle aus dem eigenen Eindruck hervorgegangen und überraſchen zuweilen durch ihren Freimuth. Ueber des Verfaſſers Anſicht von Goethe's „Taſſo" z. B. würde die ehemalige Berliner Goethe-Geſellſchaft nicht wenig Schrecken empfunden haben. Dagegen iſt auch manches ſeiner gewählten Beiſpiele zu ſehr

vom Zufall, von Berliner Begegnungen, guten Bekanntſchaften hergenommen. Manches Beiſpiel iſt dann auch wieder zu trivial. Ein Aeſthetiker verweilt nicht immer bei Homer und Dante, aber er darf auch nicht hinunterſteigen zum Eckenſteher Nante.

Ein neues Buch von Gervinus: „Shakeſpeare und Händel. Zur Aeſthetik der Tonkunſt" (Leipzig, Engelmann, 1868) führt uns noch näher an die Gegenſätze heran, die ſich beim Streit über das Schöne befehden.

Merkwürdig, dieſe neue Arbeit findet bis jetzt faſt allgemeinen Widerſpruch. Der berühmte Hiſtoriker hat in ein Weſpenneſt geſtochen, in die Selbſtvergötterung der Muſiker. Das iſt die Folge geworden der „Lieder ohne Worte" und der Herrſchaft des Pianos im Salon, im Leben der Frauen, in der Erziehung der Kinder! Die Muſiker haben ihre Kunſt für eine völlig unvergleichliche erklärt. Notoriſch iſt ſie allerdings inſofern die allervollkommenſte, als ſie am ſicherſten über ihr Material gebietet. Die Inſtrumente müſſen ſclaviſch ihre Schuldigkeit thun, was weder die Farbe, noch der Marmor, noch das Wort thun. Die unvollkommenſte Kunſt aber iſt ſie in Bezug auf ihren Inhalt. Dieſer iſt nicht Allen zu gleicher Zeit zugänglich und ſteht noch auf der Stufe jenes „Spieltriebes", den Schiller, zu Herders Entſetzen, als den Anfang alles Künſtlerthums bezeichnete.

Jetzt wollen nun auch die Muſiker den alten Vater Ariſtoteles Lügen ſtrafen, der das ebenſo bei den Idealiſten wie bei den Realiſten zu beherzigende Wort geſagt hat: alle Kunſt beruhe auf Nachahmung. Sie behaupten nämlich, die Muſik fände nichts in der Natur, was ſie nachahme! Wahrſcheinlich dachten ſie dabei an Beethoven, der allerdings taub war.

Gervinus hat dieſen Herren, die nie in einem Walde geweſen ſein können, der vom Zwitſchern der Vögel beinahe ſelbſt Stimme gewann, nie auf einem Nachen, deſſen Ruderſchläge zum Geſang der Ruderer die untere Stimme bildeten, das Ohr geöffnet. Er hat vortrefflich die Anfänge der Muſik erklärt und über die erſten hiſtoriſchen Entwickelungen derſelben berichtet. Nur iſt er in ſeiner verſtimmten, düſtern, man möchte faſt ſagen vergrämelten Polemik zu weit gegangen. Er erhebt die Vocalmuſik über alle andere Muſik und wirft der Muſik der Inſtrumente Zweck- und Gedankenloſigkeit vor, ſelbſt bei Beethoven! Alle ſeine noch ſo ſchön und gelehrt ausgeführten Erörterungen über den Urſprung der Muſik aus dem Wort, aus deſſen Dehnung und Betonung bei feierlichen Gelegenheiten, aus deſſen Rhythmus und Accent in der Tragödie ꝛc. ſcheinen ihn doch recht irregeführt zu haben. Der Uebergang von den Weherufen eines gequälten Ajax bis zu einer ſolchen Muſik, die nach dem

Glauben der Alten Berge verſetzen, wilde Thiere zähmen konnte (wir haben leider nichts davon übrig behalten), iſt ein ſo außerordentlich weiter, daß der geiſtvolle Autor beſſer gethan hätte, ſich in ſeinen Analyſen weniger in die Geſchichte des Worts, als in die der Nachahmung der klingenden Natur zu verlieren, in die Einſamkeit des Hirtenknaben mit dem Haberrohr ꝛc., kurz, beim Schillerſchen Spieltrieb zu verweilen. Leibnitzens Wort: aller Muſik läge Zählen, die Rechenkunſt zum Grunde, dieſer tiefe Gedanke gründlicher ausgeforſcht und die Ausdehnung geprüft, die im Gemüth des Menſchen die Freude am Zählen, an proportionirten Verhältniſſen und, ſo zu ſagen, an klingender Mathematik haben kann, das würde den ſcharfſinnigen Denker von ſeinem mürriſchen Schmollen auf eine Kunſt geheilt haben, die allerdings herausfordernd genug jetzt geübt wird und eines aufräumenden Leſſing dringend zu bedürfen ſcheint.

Wenn Sie aber fragen: „Ei, wie kommt denn Saul unter die Propheten? Was will jener gelehrte Heidelberger Herr Profeſſor unter den Notenpulten und Tactirſtöcken?“ ſo erinnere ich Sie an Sitten, die allerdings in Paris belacht werden würden, die Sie aber, als eine gute Deutſche und zumal als Frankfurterin, die ihren Cäcilienverein hochachten zu lernen auferzogen iſt, in Schutz zu nehmen haben. In der That, in Heidelberg hat der

berühmte Pandektist Thibaut die Sitte hinterlassen, daß Frauen, die inzwischen zu Hause ihre Kinder durch die Herausgabe der Puppenstube zu beruhigen suchen, gelehrte Professoren, die soeben auf der Anatomie einen Cadaver tranchirten, einen musikalischen Thee abhalten und mit den Notenblättern vor dem laokoontisch geöffneten Munde höchst feierlich Chöre aus dem Judas Maccabäus ꝛc. ꝛc. einstudiren. Denken Sie sich ebenfalls den Verfasser der deutschen Literaturgeschichte, der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts und der Analyse Shakespeare's in diesen Reihen und, ich weiß nicht ob beim Baß oder beim Tenor angestellt, aber schwelgend vor Wonne, wenn die Kinder Israels eben einen stürmischen Angriff auf die Feinde Gottes zu machen beschlossen haben und dann auf das Fortissimo eines wilden Begeisterungschors das Pianissimo stillen Glaubens und trostreicher Zuversicht auf Erfolg eintritt. Dazu dann ein Kreis von in Heidelberg ansässigen Engländerinnen mit andächtigen Reminiscenzen aus einem Händel'schen Oratorium im Krystallpalast, in welchem dreißig Bässe, fünfzig Posaunen und tausend Sänger mitwirkten und jedes Wort, das man verstehen konnte, wenn nicht aus der Bibel entlehnt, doch der Bibel nicht ganz unwürdig — ꝛc. ꝛc. Kurz, diese classische „Hausmusik" bezauberte den mit seiner Zeit zerfallenen Mann, dem schon lange nichts mehr am

richtigen Platz zu stehen scheint und dessen Kritik auch vollkommen herausgefordert wird durch so vielerlei, was sich in diesen Tagen unendlich sicher und üppig gebehrdet. Jener Hausmusik ist sein Buch gewidmet.

Die das letztere angegriffen haben, finden Schönes in Gervinus' Parallele zwischen Shakespeare und Händel. Hier trenne ich mich von ihnen. Mir erscheint diese Vergleichung vollkommen unfruchtbar Was soll es, die Alpen mit dem Weltmeer vergleichen? Auch in den Alpen, allerdings, giebt es Wasser und das Wasser, ja, es thürmt sich auch zuweilen im Meer zu Bergeshöhen. Aber sind beide denn überhaupt commensurabel? Was besagt die Vergleichung? Shakespeare ist in seinem Lebensgange, in seinen Leistungen ein so völlig Anderer als Händel, daß ihre Zusammenstellung und das Herausbringen einzelner Aehnlichkeiten (wo bleibt nur allein Shakespeares Humor?) weder für den Einen noch für den Andern, am wenigsten aber für die allgemeinen Gesetze der Kunst irgend etwas besagt. In den alten Schulen der Rhetoren nannte man eine solche Arbeit eine „Chrie".

Ich schließe und, wie ich bekenne, noch ohne besondre Resultate. Aber, wenn Sie jetzt in einem Pariser Cirkel vielleicht St. Beuve oder Jules Simon begegnen und diese antworten Ihnen auf die Frage: „Meine Herren, was ist schön?" mit einer Erklärung, die den

Franzoſen geläufig iſt: „Madame, ſchön iſt, was gefällt!“ ſo wiſſen Sie doch, daß ſich Ihre Landsleute dieſe Frage viel ſchwerer gemacht haben und auch in der That mehr darüber wiſſen als andere Nationen. Das, worauf es ankommt, iſt die richtige Verbindung der idealen Erklärung, derzufolge beim Schönen das Urtheil, und der realen, bei welcher das Gefühl betont wird. Das Gefühl muß wiſſen, wo es ſeine Empfindung unterzubringen hat. Das Schöne haftet nur inſofern an den Dingen, als es auch an unſrer Betrachtung haftet. Gewiß hat Hegel Recht, die Schönheit einer Roſe ſpricht für ſich ſelbſt und eine Camelie iſt ſogar ſchön, ohne daß ſie uns die angenehme Empfindung macht, ihren Duft einathmen zu können. Das Schöne iſt auch nicht die Farbe allein, die dem Auge wohlthut. Der Begriff des Schönen muß hervorgehen aus dem Ineinsverbundenſein eines Gegenſtandes wie er iſt mit unſrer Vorſtellung darüber. Der Apoll von Belvedere iſt an ſich nicht ſchön; er iſt nur — richtig. Die Roſe iſt nicht ſchön; ſie iſt nur einfach eine Blume, wie ſie iſt und — immer ſein ſollte. Hierin liegt der Zauber des Schönen! In dem Gefühl, daß dieſe Welt unvollkommen und lückenhaft iſt. Darum rührt uns das Schöne — wir trauern über ſein Alleinſtehen. Darum erhebt es uns, denn wir hoffen auf eine Welt der Vollkommenheit und der lückenloſen Harmonie.

3.

Da haben wir nun ein ſchönes Unglück —! Ihr nun rege gewordener Sinn für vaterländiſche Literatur will meinen Briefen und Anleitungen zuvorkommen, Ihr Gatte unterſtützt denſelben, bringt ein Convolut Zeitungen aus ſeinem Caſino mit, wie in einer Art Eiferſucht auf mich und Ihr Auge fällt auf eine Empfehlung des neuen Romans „Herrmann Stark. Deutſches Leben von Oscar von Redwitz. Drei Bände (Stuttgart, Cotta)“, die in der Allgemeinen Zeitung geſtanden hat, eine reine Buchhändlerreclame! Sie ſchicken dann auch wirklich in eine der deutſchen Buchhandlungen, deren ſich Paris mehrerer zu erfreuen hat, laſſen ſich die drei koloſſalen Großoctavbände kommen, leſen und — ſchreiben mir: „Iſt es denn aber erhört, daß man noch den Deutſchen ein ſolches Buch anbieten kann! Es ſogar anempfiehlt! In einer der erſten Zeitungen Europa's! Im erſten Capitel wohnt in einer langweiligen kleinen Stadt (die Langeweile wird beſchrieben) ein Advocat in der Nähe

tyrannisirten Lage, mit all den lächerlichen Neuerungseinfällen, welche mit so vielem Ernste von unsern Zeitgenossen behandelt zu werden pflegen. Und dies Alles ist sogar keine Vorstellung mehr, sondern ich habe in diesem Werke wirklich versucht, sie wahr zu machen. Es ist mit einem Worte der Rhodische Coloß, von dem ich hier eine Miniaturausgabe veranstalte.

Auch auf große Charaktere macht' ich Jagd; allein die Sechzehnender sind auf unsern ausgeschossenen Revieren selten. Ich habe gefunden, daß man immer ein Rudel zeitgenössischer Pygmäen mitnehmen muß, um das Mittelmäßige als groß erscheinen zu machen. Diese Erfahrung bestimmte mich, meinem Buche eine ungewisse Ausdehnung in die Zukunft zu geben, es als geschlossenen Versuch in so und soviel Bänden zu beginnen und es beinahe als Journal enden zu lassen.

Sie aber, mein hochgeehrter Herr, müssen mir verzeihen, daß ich Sie in diesen Strudel von Ungewißheit und interimistischen Plänen hinabziehe. Ich kenne Ihren Abscheu vor aller Politik, ich kenne auch die Grundsätze, welche Sie aufstellen, wenn Sie gezwungen sind, sich mit ihr zu beschäftigen. Sie sind der erste Leser dieses Buches: wie werd' ich mich also anstrengen müssen, daß Sie auch der letzte bleiben! Ich werde dies nicht anders erreichen können, als indem ich suche, in der Politik so viel wie möglich Dichter zu sein. Für den Stoff kann ich es nicht versprechen. Für die Form aber, hoff' ich, wird mich meine Art, die Dinge anzuschauen, da am wenigsten verlassen, wo ich für die Dinge selbst nicht verantwortlich bin.

des „Storchenthurms“ mit ſeinem Ehegeſpons und hat jahrelang eine kinderloſe Ehe zu beklagen. Im zweiten Capitel kommt endlich ein Spätling, wird getauft und ſowohl die „nudeldicke Hebamme“ wie die Pathen werden beſchrieben, auch wird der Grund für die Wahl des Namens Hermann erörtert! Im dritten Capitel ſieht man den jungen Helden in den Windeln, im Einſchlag, und allmählich wächſt er in die Hoſen! Im vierten ſpielt er mit bleiernen Soldaten und weckt ſo günſtige Hoffnungen, daß der Vater vor Freude manchmal „einen Schoppen mehr aus dem Wirthshauſe kommen läßt als gewöhnlich“! Im fünften (wir ſind ſchon auf Seite 44) verwildert das Hermännchen, hat Prügeleien mit Nachbarkindern und nimmt, ein rechter „Ruinirjunge“, Neſter aus, wobei die Hoſen draufgehen! Im ſechsten findet ſich eine große dramatiſche Scene, wie ſich die Metzgersfrau beklagt, deren Söhnchen „des Stark's Hermann“ ich glaube den Rock zerriſſen hat. Zur Strafe dafür ſoll er faſten, trotzdem daß es Schweinebraten giebt, wohingegen eine mitleidige Köchin durch heimlich zugeſteckten Pfannenkuchen dem Verhungern abhilft. Damit ſtehen wir ſchon auf Seite 81! Nein, das iſt denn doch wahrlich zu kindiſch! Solche Sachen ſchreibt man noch in Deutſchland?! Und erſte Claſſikerbuchhandlungen verlegen ſie?! Und erſte Zeitungen, wie die Allgemeine in Augsburg,

verkündigen sie als neue Eroberungen des guten Geschmacks und der deutschen Poesie?! Wahrlich, Deutschland scheint mir das Land der öffentlich getriebenen Lüge!

Ich bin beschämt, meine Gnädige! Denn ich habe gegen Ihre Entrüstung nicht ein einziges Wort der Widerlegung aufzubringen. Ich bin so starr wie Sie über diese drei Volumina, die ich weiter gelesen habe. Der Held kommt auf die Schule, macht in einem Städtchen Frankens alle üblichen Schülerschwänke und Leiden eines Gymnasiasten durch, bezieht die Universität, paukt sich, trinkt Bier, singt die üblichen deutschen Commerslieder und der erste Band von 424 Großoctavseiten ist zu Ende. Der zweite Band von 372 Seiten führt uns den Helden als Rechtspraktikanten, Advokaten, glücklichen Vertheidiger verschiedener Angeklagten, Bräutigam, jungen Ehemann vor. Der dritte Band von 497 Seiten läßt ihn Deputirter werden, er bringt es beinahe bis zum Minister, entwickelt in einer Posa-Scene vor Seiner Durchlaucht dem Herzog seine Ansichten über Welt und Zeit (jedes dritte Wort lautet dabei: „Halten zu Gnaden, Durchlaucht"), verdient als Advocat viel Geld, wendet es aber thöricht an, indem er einen altgräflichen Grundbesitz kauft, der sich nicht rentirt; er fallirt, hebt sich jedoch wieder empor; er wird wieder Advocat, aber, ach! — sein Vater ist gestorben und später auch seine Mutter. Und die

alte Dorothea, die ihm damals den Eierkuchen zugesteckt, als es Schweinebraten gab und er faſten mußte, iſt auch todt. Doch ſeine Kinder verſprechen ſich zu entwickeln. Damit Schluß.

Bei einer ſolchen geradezu unglaublichen Verirrung eines Schriftſtellers von Ruf möchte man den Deutſchen ſagen: Ihr habt es ja auch nicht anders gewollt! Ihr habt geſchwärmt für „Amaranth“ (auch Sie werden das zierliche Goldſchnittbuch als erſte Grundlage einer ſelbſtſtändigen Jungfrauenbibliothek über Ihr epheuumwundenes Schreibpult geſtellt haben!), und ſo demaskirt ſich nun der phraſenhafte, lyriſche „Idealismus“, wenn er einmal die bunten Gewänder ſchöner überlieferter Redeformen abgelegt hat und ſeinen inneren Kern darlegen will! Es giebt einen Lyriker, den ich nicht nennen will — er ruht mit einem Lorbeerkranz im kühlen Grabe an der Elbe und eine ſeiner Gedichtſammlungen hat ſo eben die vierzehnte Auflage erlebt — wenn dieſer ſogenannte „Novellen“ ſchrieb, ſo wurde auf jeder dritten Seite Kaffee gekocht. Sein Denken war reine Trivialität.

Und meine Befangenheit und mein Kleinmuth will heute nicht aufhören. Denn in dem Convolut Zeitungen, das Ihnen Edgar von ſeinem Caſino mitbrachte, befanden ſich auch die geleſenſten Wiener Blätter, und nach den Recenſionen, die Sie darin gefunden haben, brennen Sie vor

wahrer Begierde auf Robert Hamerling's „König von Sion“ (Hamburg, Richter), und ich beſorge, auch hier, bald nach dem Beginn der Lectüre eines Heldengedichts von mehr als neuntauſend Hexametern, begiebt ſich etwas Unerfreuliches, zum Mindeſten werden Sie mit Polonius im Hamlet, als dem Dänenprinzen ein Schauſpieler die Zerſtörung Troja's vorträgt, den feurigſten Schwung der Rede und die erhabenſten Bilder und Wendungen mit den Worten einer nüchternen Kritik unterbrechen: „Das iſt zu lang —!“

Wir haben zwei unbedingte „Idealiſten“ heute vor uns — Oscar von Redwitz und Robert Hamerling. Letzterer mag mir die Zuſammenſtellung mit dem ſervilen Anwalt freiheitsfeindlicher Richtungen verzeihen. Hamerling's Seele glüht im heiligen Feuer der Hingebung an die großen Fragen der Menſchheit, buhlt nicht mit der Gunſt der Großen, leiht ſein ſchönes, formgewandtes Talent nicht der Verherrlichung einer Romantik, die unter ſchimmernden Außenſeiten von Poeſie, unter Blumengewinden und „goldner Saiten Klange“ nur gemeine, platte Reaction, Despotismus und Pfafferei vertritt.

Durch die Zeitungen ging die Kunde, der Sänger der Amaranth, welchen einſt hochfürſtliche Gönnerinnen nach Wien berufen hatten, um auf einem dortigen Lehrſtuhl den Geiſt der Zeit, wozu er ſich ausdrücklich er-

boten hatte, in Wiſſenſchaft und Kunſt zu bekämpfen, ſei in ſich gegangen, bereute die Wege, die er früher gewandelt, und würde in dieſem „Hermann Stark“ eine ernſte Abrechnung mit ſeinem Jahrhundert und mit ſich ſelbſt anſtellen. Ich habe aber in dieſen drei Bänden vergebens nach einer Stelle geſucht, die jene Kunde wahr gemacht hätte. Denn die Reden, die der Advocat Stark hält, die Briefe, die Tagebücher, die er ſchreibt, gehen jenen allgemeinen Mittelweg der politiſchen Phraſe, der uns übrig bleibt, wenn unſere Geſinnung nicht Fiſch, nicht Fleiſch iſt. Advocat Stark will nicht Demokrat heißen, beileibe nicht, aber er will „verfaſſungsmäßiges politiſches Leben“, „ein einiges Vaterland“ und ähnlichen Wortkram, der, in's Praktiſche überſetzt, bei keiner einzigen Abſtimmung die liberale Probe halten würde. Nur Entrüſtung muß es wecken, einen Autor, der im Stande war, ſo die akademiſche Zeit zu durchleben, wie ſie ſein Held „Arminius Stark“ durchlebt, ſo die Lieder der Freiheit zu ſingen, ſo die Maienblüthe, den Jugendlenz deutſchen Lebens durchzuſchwärmen mit geſchwungener bunter Mütze, mit bunten Bändern über die Bruſt, dennoch übergegangen zu wiſſen in die Reihen der Feinde des Zeitgeiſtes, ja aufgetreten gerade an einer deutſcher Hochſchule als öffentlicher Ankläger der Gefühle und Gedanken derſelben jungen Generation, mit deren Seelen-

ſchwung er nun in edelſter Begeiſterung nach den Schilderungen dieſes Buches mitgelebt haben will —!

Der Gegenſatz des Idealismus und Realismus wurde ein beſonders bezeichnender für die neuere deutſche Literatur.

In die Sprache überſetzt, die Ihnen geläufiger ſein wird, iſt dies der Gegenſatz zwiſchen einer künſtleriſchen, in unſerem Falle dichteriſchen Schaffensweiſe, bei welcher ein Idealiſt die Gegenſtände und Perſonen, die er ſchildert, den allgemeinen Schönheitsgeſetzen näherzurücken ſucht und ſie mit verklärenden Lichtern umgiebt, während ein Realiſt ſein Talent mehr im Erfaſſen und Wiedergeben des unmittelbaren Eindrucks und demnach ſo zu bewähren ſucht, daß er Dinge und Menſchen bis auf die täuſchendſten Einzelheiten ihrer Natürlichkeit ſchildert. Das Weſen des Realismus, die Wahrheit, iſt durch die Kritik der letzten Jahrzehnte mit beſonderer Strenge betont worden und hat in der That den Ausſchweifungen einer überfliegenden, die Maßſtäbe zutreffender Richtigkeit allzuſehr verſchmähenden Phantaſie ein lehrreiches Halt! geboten. Darüber iſt man jedoch ebenfalls ſchon wieder einverſtanden, daß beide Weiſen, die reale und ideale, ohne einander nicht beſtehen können.

Ein nackter Realismus, die baare und platte Darlegung der Wirklichkeit, wenn auch noch ſo charakteriſtiſch,

kann nicht befriedigen ohne Anknüpfung an diejenigen Empfindungen des Wohlgefallens und der höheren äſthetiſchen Befriedigung, von welchen in meinem vorigen Briefe geſprochen wurde. Sie kennen die Leiſtungen eines unbedingten Realismus in den Malereien des Franzoſen Guſtav Courbet, denen ſich jetzt auch ſchon deutſche Leiſtungen, in München, kürzlich ein Bild von Markart, zu nähern anfangen. Die Poeſie iſt vor den Gefahren dieſer immer weiter zu gehen drohenden Anwendung des bei Shakeſpeare von den Macbethhexen ausgeſprochenen Satzes der Umkehr: „Schön iſt häßlich, häßlich ſchön!“ durch den Umſtand bewahrt, daß ſie nicht das beſtechende Material, die Farbe, beſitzt, um die nackteſte Natürlichkeit bei alledem einſchmeichelnd darzuſtellen. Gegen eine Anerkennung des tiefen Zuges im Zeitgeiſte, das gleichſam auf den Kopf geſtellte Schöne zum Ausdruck des Einſpruchs gegen die Vorausſetzung, als wäre dieſe Welt die beſte aller möglichen Welten, zu machen und hinter dem Zerrbilde eine Welt der Leere, der Trauer, der Unzufriedenheit, kurz deſſen, was man Weltſchmerz nennt, ahnen zu laſſen, verſperre ich mich bei alledem keineswegs.

Robert Hamerling hat ſich leider in ſeinem Ihnen ſo dringend und kopflos anempfohlenen Gedicht nicht als ein Idealiſt gezeigt, der vom Realiſten ſo viel mit auf-

genommen hat, um ein Werk der vollkommenen Harmonie hervorzubringen. Die realiſtiſche Zuthat zu ſeiner im Ganzen phantaſtiſchen, wenn auch hiſtoriſchſeinſollenden Schilderung iſt an ſich allerdings ausgezeichnet; ſie bringt herrliche Schlachten-, Aufruhrs-, Naturbilder. Aber die lebendige Farbengebung derſelben, ja die den Chroniken entſprechende Treue in dieſen Partieen erſetzt nicht das Verfehlte der Hauptidee ſelbſt. „Der König von Sion" iſt jener „Prophet", den Sie aus Meyerbeer's Oper kennen — bei Meyerbeer Alles in Allem urſprünglich ein Kellner, den die einem erſten Tenor geziemende Liebenswürdigkeit zur Zeit der Münſter'ſchen Wiedertäuferunruhen (1534) zum König eines erträumten irdiſchen Sion, eines der nahen Wiederkunft Chriſti vorausgehenden Weltreiches macht. Hamerling hat aus Jan Bockelſon von Leyden einen fahrenden Gaukler, Halbpoeten, Halbſchauſpieler gemacht. Freiholde nannte man im Mittelalter ſolche fahrenden Phantaſten, Narren, Clowns beſſerer Art. Die Geſchichte giebt dem Dichter dafür allerdings eine Anlehnung. Aber wäre er ihr nur ganz gefolgt! Eine phantaſtiſche Poſſe macht Hamerling aus einem Ereigniſſe der deutſchen Geſchichte, das ſo klar, ſo in allen Einzelheiten deutlich vor uns ſteht!

Das Münſter'ſche Wiedertäuferreich hat ſich von den erſten, aus den Kämpfen um die gereinigte chriſtliche

Lehre hervorgegangenen Anfängen an bis an das entsetzliche Ende, das es gefunden, so grell in die Annalen der deutschen Geschichte eingeschrieben, daß eine unrealistische Behandlung desselben, eine Idealisirung dieser so gräulich beirrten Menschen, welche zwölf Frauen zu gleicher Zeit nahmen und diejenige, die ihnen Ursache zum Mißfallen gab, mit eigener Hand auf offenem Markte köpften, ein Verbrechen am Genius der Geschichte ist, der ohnehin ein poetischer Genius an sich ist und durch die Fortschritte unserer Geschichtschreibung auch in letzterer selbst immer mehr seine Schwingen entfaltet. Wo die Geschichte in so flammenden Zügen geschrieben hat, wo das Ende jener dem Psychologen und Dichter gewiß im höchsten Grade zum Studium zu empfehlenden gräßlichen Episode des biederen deutschen Volkslebens ausgesprochen liegt in jenem noch jetzt zu sehenden eisernen Käfig am Lambertithurm zu Münster, in jenen eisernen Henkerinstrumenten, womit die Achtsexecutoren den König von Sion an allen Gliedern brennen, zerreißen, zerfleischen ließen, wie kann da ein Dichter kommen und uns eine Erfindung glaublich machen wollen von einem träumerischen Jüngling, der, von Zaubergewalten verführt, die Brust von Idealen gehoben, in eine Wirrniß des Lebens geräth, aus welcher ihm zuletzt eine phantastisch ersonnene Frauengestalt, dann der Dolch — des Selbstmordes heraushilft! Klio zeigt

dabei auf ihre ehernen Tafeln, und alle ihre Schwestern liefern ihr den Dichter, als einen Verräther am Musenhain, gebunden aus.

Die Geſchichte iſt das größte Gedicht. Die Ereigniſſe, in ihren Urquellen erfaßt, die Thaten, in ihren Beweggründen erkannt, ſpotten alles Menſchenwitzes, der ſie erklären und auf ſeine Weiſe deuten will. Die Rieſenharfe, die der Weltgeiſt ſpielt, hallt in ſo mächtigen Tönen wieder, daß die Leiern aller Dichter wie Heimchentöne dahinſchrillen im rollenden Donner. Wo ſich die dem Dichter gewordene Offenbarung nicht befähigt zeigt, die eherne Sprache der Dinge, wie dieſe wirklich waren, zu faſſen, zu deuten, annähernd wiederzugeben, da ſoll die Hand fern bleiben, die mit Roſen kommt, wo die Wirklichkeit Feuergluthen hatte, mit Träumen und Mondſcheinwandeln, wo Alles die grellſte, nur zu gewiſſe Tageshelle beleuchtete. „Ik, Johann van Leyden, mit myner eegnen Hand ontertekent —“ unterzeichnete ſich der König von Sion, ſprach ein holländiſches Plattdeutſch und kam in ſeiner Bildung über einen verdorbenen kleinen Schulmeiſter, den er neben dem Schneider machte, nicht hinaus. Er hatte, wie damals die Handwerker alle („die Meiſterſinger von Nürnberg“ bringen's ja jetzt auf der Bühne in Töne), Verſe gemacht der Art, wie man damals Verſe machte. Man wiederholte die Sprache und die Anſchauungen der

# I.

# Der Mensch
des
# neunzehnten Jahrhunderts.

Das Jahrhundert, in welchem Hume und Voltaire lebten, setzte das Individuum höher, als unsre Zeit, die durch Napoleon die Kraft nur in den Massen finden lernte. Es ist eine eben so interessante als belehrende Aufgabe, die psychologischen Eigenthümlichkeiten des vorigen Jahrhunderts zu untersuchen, seine historischen Begebnisse auf die Menschen zurückzuführen und diese wieder zu verfolgen bis in die Träumereien, welchen sich jene Zeit der erwachenden Freiheit hingab. Die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts läßt sich in ein Capitel der allgemeinen Geschichte der Mode verwandeln. Denn die Philosophie dieses Jahrhunderts, seine Literatur und beinahe auch seine Politik, dies Alles hatte einen eigenthümlichen, durch äußere Auffallenheiten bestimmten Anstrich. Vom Reifrock an bis zu Rousseau's nackten Menschenthieren ist die Geschichte der öffentlichen Meinung

Bibel. Die Pracht der Salomoniſchen Zeit, die Bilder in den holländiſchen Kirchen waren Bockelſon geläufig. Er führte in ſein Königreich Pracht und Herrlichkeit ein mit der Phantaſie eines Schneiders aus jenen coſtümliebenden Zeiten, die ſich in den unſrigen nur noch bei den Damenſchneidern erhalten hat. Welche Hamlet-Empfindungen, welche Spinoza-Raiſonnements legt ihm aber Hamerling unter! Darf man denn dergleichen?! Ich beſtreite es ſämmtlichen Feuilletoniſten der öſterreichiſchen Zeitungen gegenüber, ja, ich erkläre die wirkliche Geſchichte des Königs von Sion für unendlich poetiſcher, als die für ein Ballet-Libretto paſſende Erfindung Hamerling's. Die wirkliche iſt die:

Ein Syndicus aus Leipzig, der ſich nach Münſter zurückgezogen hatte, brachte ein ſchönes, leichtſinniges Weib mit ſich, ein Weib voll Liebreiz und Anregungsbedürftigkeit. In einem ſchönen Garten verſammelte ſie Alles um ſich, was in Münſter Muſik, Tanz, Freuden der Tafel, Liebreiz der Frauen zu ſchätzen wußte. Ein edler lutheriſcher Geiſtlicher, der Tonangeber und geiſtige Beherrſcher Münſters, Rottmann, wurde das Opfer ihrer Künſte. Ihr Gatte ſtarb. Sie hatte ihn vergiftet, ſagte man. Rottmann ehelichte ſie. Die innere Unruhe, die Angſt des Gewiſſens trieb ihn zu religiöſer Exaltation. Er befürwortete die Wiedertaufe, das Anziehen eines neuen

Menſchen. So traf ihn der Wanderapoſtel der Wiedertäufer, Matthieſen, der aus Holland kam mit einem jungen Weibe Diwara (Deborah). Dieſem folgte Jän Bockelſon, ebenfalls beweibt. Schaaren von Wiedertäufern wanderten in Münſter ein. Bockelſon trat in einen bereits überſpannten Kreis, der die Sünde im Fleiſch durch den Geiſt ſühnen wollte, in einen Kreis, der ſich mühte, in jenem Bezirke einen Anker zu werfen, in welchem es, wie Schiller ſagt, keinen giebt, im Bezirk der Phantaſie. Auch ihn verlangte nach Diwara. Dieſe hatte nicht nöthig, ihren Gatten zu vergiften. Er fiel ſchon vor dem Feinde. Da erfanden ſich die glühenden Leidenſchaften und jene inneren Stimmen, die uns für die Leidenſchaften die Verantwortlichkeit ausreden wollen, eine Wiederaufnahme deſſen, was einſt den Patriarchen erlaubt geweſen wäre. Diwara wurde des Königs Weib zu demjenigen, das er ſchon hatte, und noch zu zehn anderen hinzu, die nur die ſymboliſche Zahl voll machen ſollten, ohne daß ſie Jän berührt zu haben ſcheint. Die Schwärmerei der Frauen, nicht für die Entfeſſelung der Sinne, nicht für das ſehr zweifelhafte Glück, auf Geradewohl einem Manne als ſein zwölftes Weib zugewieſen zu werden, ſondern die wirkliche Liebe für Einen, den ſie ſchwach erkannten, unglücklich fanden um eine Leidenſchaft, die ihn verzehrte, kam dem wüſten Wahn zu Hilfe, und es thürmte ſich

aus ſchmerzlichen Wahrheiten und den grauenvollſten Irrthümern im Menſchenherzen eine Welt voll Gräuel auf, die zu ſchildern den Dichter reizen kann.

Hamerling hat den Kern der Frage nicht getroffen. Nicht einmal die Wiedertaufe, dieſen eigentlichen Quell einer ſolchen moraliſchen Sündfluth, hat er an irgend einer Stelle ſeines Gedichts in ihrer tieferen Bedeutung dargeſtellt, noch irgend etwas von dem entwickelt, was für dieſelbe ſprechen und durch ſie hervorgerufen werden ſollte.

Dagegen hat ſein unhiſtoriſcher Rahmen allerdings eine Füllung erhalten, die uns anzieht durch beſchreibende Schönheiten, aber auch abſtößt durch Hereinziehen aller der Fragen, die dem Nachtleben — unſerer Zeit angehören! Selbſt eine Vertreterin jener Form der „freien Liebe" fehlt nicht, die den Frauen das Vorrecht ſichern will, ſich ihre Männer ſelbſt auszuwählen, wie ſich bei Hof die Fürſtinnen ihre Tänzer ſelbſt aufrufen! Fehlt denn unſern Tagen dieſe Freiheit? Auf jeder letzten Seite unſerer Zeitungen bieten Frauen, „denen es an Herrenbekanntſchaft fehlt, ihre Hand aus. Diwara's Liebe fehlt auch unſerm Gedichte nicht. Sie iſt des „edlen Schwärmers" Ján Bockelſon, des Vertreters des „Schönheitsprincipes im Leben", böſes Princip. Warum aber als Zigeunerin? Die Kinder des „wandernden Stammes" ſpielen in dem wüſten Hexenſabbath, wie ihn der Dichter ſchildert, eine auffallend

entſcheidende Rolle. Aber würde das damals unter überſpannten Chriſten geduldet worden ſein?

Tiwara iſt die vollſtändige Deborah der Bühne. Die theatraliſche Attitüde waltet überall vor. Nicht blos die des Ballets, der Maſſengruppirung mit blauer oder rother Beleuchtung, ſondern auch das theatraliſche Pathos der Empfindungsübergänge. Eine Nonne, Hilla, kniet erſt vor dem Muttergottesbilde und ſtößt den Gegner des Nazarenerthums, Jan Bockelſon, mit Abſcheu von ſich, es folgt ein Duett mit Ja! Nein! Nein! Ja! und beim Finale trinken ſie ſich ſchon, wie Jener geſagt hat, einander ihre Seelen zu. Tiwara, die ihrerſeits von Bockelſon bei Hamerling nicht geliebt wird, hat „als Königin, Rächerin, Heldin" geſiegt, ſie hofft es nun auch zum Siege „als Weib" zu bringen. „Als Weib!" Man hört einen förmlichen Actſchluß des Fräulein Wolter vom Burgtheater.

Gleichviel, ob ſie nun mir, der ich an ſich Hamerling's ſchönes Talent und ſeine freiheitsfriſche Geſinnung ſchätze oder jenen Reklamen vom Caſino folgen wollen, mir lag daran, Sie mit den Gegenſätzen zwiſchen Idealismus und Realismus vertraut zu machen, die eine Zeitlang eine tiefe Kluft in unſre literariſchen Debatten geriſſen hatten. Sie fängt an ſich zu ſchließen. Doch dürfte in meinen Briefen noch öfters Gelegenheit eintreten, auf ſie zurückzukommen.

## 4.

In Ihrem nun überraſchend erwachten Eifer für die Vorkommniſſe auf dem Gebiet der deutſchen Literatur, verehrte Frau, fordern Sie mich auf, flammend vor Leidenſchaft, wie eine zweite Jungfrau von Orleans, das Schwert zu ergreifen und auch meinerſeits gegen Richard Wagner's „Verunglimpfung der Juden" zu kämpfen! „Dieſer Menſch" (Ihr Zorn läßt Sie dieſen ſonſt in der Literatur nicht üblichen Ausdruck brauchen), „dieſer Menſch will den Juden beſondere Ohren und beſondere Kehlen andichten, als wenn ganz Paris aus nichts als Juden beſtanden hätte, als wir im Saal der großen Oper über ſeinen langweiligen Tannhäuſer lachten und immer wie aus Einem Munde das volle Auditorium ſieben, wenn nicht acht Mal an jenem unglücklichen, für die Deutſchen ſo beſchämenden Abend ausrief: Schon wieder die Pilger?! Schon wieder? Dieſe Brochüre, die mir mein Mann zu leſen brachte, iſt, ich verſichere Sie, von Niemand anders, als vom Abbate Francesco

Liſzt im Auftrag Seiner Heiligkeit bei Richard Wagner beſtellt, um die concordatsfeindliche öſterreichiſche Journaliſtik, die ſogenannte „Judenpreſſe“, noch von einer anderen Seite her in Attake zu nehmen. Der Vatican wird dem Verfaſſer für ſeine neueröffnete Judenhetze den Orden vom goldenen Sporn überreichen laſſen! Schreiben Sie mir Ihre Anſicht!“

Gemach, gemach, meine theuerſte Gönnerin! Nur nicht gleich ſo im Sturm! Vorläufig fehlt es ja an Widerſpruch gegen die kleine Schrift „Das Judenthum in der Muſik“ (Leipzig, Weber) innerhalb des geſammten weiland römiſch-deutſchen Reiches gar nicht. Wo man hinſieht, genießt der neue Hundt-Radowsky (ſo hieß vor fünfzig Jahren ein principieller Gegner des Judenthums) vollſtändig die Wonne ſeines von ihm geſuchten Märtyrerthums. Kreuzigt ihn! ſteht in allen Blättern zu leſen und „die Meiſterſinger von Nürnberg“ werden bei ihrem Rundgang über die deutſchen Bühnen gut thun, jüdiſche Plätze, z. B. Frankfurt am Main, zu vermeiden, ſonſt würde der Schuſter Hans Sachs viel Pech zu beſehen haben.

An und für ſich, Sie vorurtheilsloſe, unbefangene Frau, könnte man ja geneigt ſein, manches, was Richard Wagner von einem Standpunkt aus, den er ſelbſt als den blonden bezeichnet, gegen „Judenthum in der Muſik“ vorgebracht hat, leidlich anzuerkennen. Z. B. Geſangs-

manier?! Stimme?! Auch Ihnen, verehrte Frau, traue ich den Geſchmack zu, ſich die Ohren zuzuhalten beim Geſang jenes in Wien an einem Abend zwanzig Mal herausgerufenen Edgardo oder Severo, der früher ein Synagogenvorſänger geweſen und die Mauern Jericho's einreißen könnte mit ſeiner Stimme, die einem Rennpferde gleicht, das nur für den einzigen abendlichen Wettlauf bei ſo und ſo viel Spielhonorar oder ſo und ſo viel Einnahme-Tantième ſeine Kräfte ſammelt, einſetzt und zuletzt wieder in den Stall zurückgeführt wird, um bis zum nächſten Wettrennen in vollſtändiger Apathie bei Champagner oder Gerſtenſchleim auszuruhen. Und Compoſitionsweiſe?! Wahrlich, Meyerbeer kann doch nur relativ Ihre Wonne ſein! Die „Gnaden-Arie" iſt gewiß reizend; aber was hat man nicht für Quincaillerieen bei unſerem alten Freund Giacomo mit in Kauf zu nehmen! In „Dinorah" — da ſollte ſeine Muſik um jeden Preis claſſiſch und einfach geworden ſein! Sie wurde aber, ob durch die mitſpielende Ziege oder die Rivalität mit Offenbach, ein reines Gemecker. Und Offenbach ſelbſt?! Dieſe Schamloſigkeit, dieſe Cancannerie, dieſe Traveſtie und Parodie von — Schiller's Glocke, Taucher, Bürgſchaft ꝛc. durch Itzig Veitel Stern —! O gewiß, Judenthum haben wir in der Literatur, in der Politik, warum ſollten wir nicht auch „Judenthum in der Muſik" haben? Man

könnte die Eigenart des semitischen Stammes auf dem Gebiet der Töne nachweisen bis in eine Fülle von Einzelheiten. Von der Eitelkeit gar nicht zu reden.

Bei alledem scheint mir Wagner's Beweisführung grundfalsch. Der sächsische Maestro will seine Gegner vorzugsweise in den Juden finden, im schlechten Geschmack derselben, in dem Zusammenhalten derselben sowohl in der Presse wie innerhalb der Gesellschaft, in ihrer Rache für einen Artikel, den er vor Jahren in eine Leipziger Zeitschrift geschrieben hätte! Das ist in der That die Selbsttäuschung einer Befangenheit, die etwa mit dem logischen Calcül eines Shakespeare'schen Narren sagen wollte: Die Sonne geht im Westen unter, weil der Löwe ein reißendes Thier ist!

Nichts paßt von den Eingebungen seines Zorns auf seine Lage.

Nichts paßt von seinen Malicen über „Judenschönheit", „Judennasen" ꝛc. auf die Erklärung des Schicksals seiner Muse.

Warum opponiren ihm also, wenn dies wirklich der Fall sein sollte, so consequent die Juden?

Er hätte sich sagen sollen: Weil die Juden mehr als wir Christen einen bei ihnen tiefeingewurzelten religiösen Zug haben, genannt die Pietät. Das jeweilige

Regiren der Juden hebt bei ihnen ihr tiefes Bedürfniß der Anerkennung nicht auf. Wenn ſich die Verehrung vor den großen Namen der Tradition, in unſerm Fall vor Mozart, Beethoven, Schubert, in irgend einem Theil der gebildeten Geſellſchaft zu einer Leidenſchaft hat ſteigern können, ſo iſt es bei gebildeten Juden. Oder hat Wagner nie dieſe muſikaliſchen Puriſten, dieſe Rabbinen claſſiſcher Muſik kennen lernen, die z. B. in Berlin in Quartett- oder Symphonieſoireen den Ton angeben und die dann gewöhnlich — wer wohl ſind? Der erſte Buchhalter eines jüdiſchen Bankierhauſes (zufällig ſpielt er die Bratſche), ein jüdiſcher Makler mit einem ſchwarzen Sammetkäppchen auf dem weißen Lockenhaupte (ein regelmäßiger Habitué jeder Vorſtellung des „Fidelio"), ein jüdiſcher Privatgelehrter (zugleich ausgezeichneter Schachſpieler), ein docirender Profeſſor (ſein Fach iſt Mathematik, nicht ganz das Gegentheil claſſiſcher Muſik); ſie ſind die Tonangeber aus allen Stämmen des auserwählten Volks!

Hat ihm nicht W. A. Marr die Ueberſchwänglichkeit in den Stimmungen dieſer conſervativen Gemeinde vergegenwärtigt, dieſer Gemeinde, die ſich in Dresden, Prag, Wien, Frankfurt am Main, Hamburg in jedem Concertſaal, auf allen vordern Parketreihen wiederholt?

Nimmt man noch das beſondere Talent der Juden

hinzu, ſchon auf drei Schritte jeden Schwindel zu erkennen, und die jüdiſche Vorſicht, ſich immer erſt die Faiſeurs von oben bis unten anzuſehen, die einen neuen Humbug in die Mode bringen wollen (in unſerm Fall die Jünglinge mit den langen Zukunftsmuſikhaaren), ſo erſcheint es geradezu an Wagner wie Blindheit, daß er das Motiv der ihn verfolgenden Gegnerſchaft im mangelnden Sinn — für germaniſches Leben, Volkslied, in Rachen- und Guttuxaltönen, in einer ſteten zappelnden Furcht vor Langerweile (nach Wagner gehört die Langeweile zum Eindruck eines richtigen Kunſtwerks) und in allen möglichen Ausmalungen des jüdiſchen Weſens ſucht und nicht da, wo ſie allein zu finden iſt, in dem Sinn der Juden für alles Anerkannte und Bewährte.

Wenn man Samstags eine claſſiſche Theatervorſtellung zumeiſt von Juden beſucht ſieht, wenn man die rege Parteinahme der Juden beobachtet für Alles, was dem menſchlichen Geiſt Opfer und Huldigung entgegenbringt, ſo iſt es einfach die beim Juden viel ſtärker noch als beim Chriſten empfundene Indignation, wenn durch Wagner und ſeine Schule eine Tonmuſe hätte aufkommen ſollen, die Mozart für Zopf erklärte.

Und vollends in Nacht und Nebel geräth Wagner, wenn er auch Felix Mendelsſohn-Bartholdy, dieſen ihm wahrſcheinlich widerwärtigſten Stein des Anſtoßes, ſeinem

über Gegenstände des höhern Nachdenkens eng verschwistert mit allen übrigen Erscheinungen der damaligen Zeit. Man bemerke aber wohl: man philosophirte weniger über die Massen, als über das Individuum.

Daher läßt sich auch der Mensch der alten Zeit weit leichter definiren, als der der neuen. Die alte Zeit war auf den Menschen berechnet, jetzt muß der Mensch nach ihr sich einrichten. Schon das Kind in der Wiege war damals Gegenstand mannigfacher Theorieen, der Knabe stand unter einer Zucht, die zuerst von einer lächerlichen Strenge, später von einer strengen Lächerlichkeit gehandhabt wurde. Den Bakel verdrängte eine Ruthe, die aber mehr die Wünschelruthe nach allerhand idealistischen Schätzen war, wie Rousseau nach ihnen zu graben angefangen hatte. Der Jüngling, der Mann, die Bildung des Weibes, alle diese Stadien sind leichter zu ermessen, als die entsprechenden in unsrer Zeit. Von den gestickten Westen Louis XIV. zu den englischen Ueberröcken der Regentschaft, von diesen wieder durch die Erfindung der Haarbeutel bis zu den Stulpstiefeln und den großen Brustklappen an den Röcken der Jacobiner, von dem Wallfischflossengerüst an den Hüften der bereifrockten Weiber bis zur Erfindung des englischen Negligée oder der griechisch-französischen Durchsichtigkeit mit kurzer, aufgeschürzter Taille, ist es ein Zeitraum, wo die äußerlichsten Erscheinungen dazu dienen konnten, die innern Gefühle und Gedanken anschaulich zu machen. Das ist Alles anders geworden.

Der Brutus unsrer Tage versteckt sich in einen gewöhnlichen Frack mit einer Reihe von Knöpfen, hinten etwas spitz zugeschnitten, eben so unsre Appius Claudius, unsre verschlagenen Menenius Agrippa. Eine vague Oberflächlichkeit

Popanzbegriff von „Judenschönheit mit Knoblauchsduft“ unterordnen will!

Wo ist bei diesem Zögling christlich-germanischer oder sagen wir geradezu christelndpietistischer Bildung nur ein Rest von Zusammenhang mit der Synagoge geblieben? Mendelssohn's Großvater schon war ein Humanitätsphilosoph wie Nathan der Weise. Die zweitnächste, Mendelssohn vorangegangene Generation gehörte vollständig der Romantik an. Consul Bartholdy ließ in Rom seine Villa mit Fresken von der Hand unserer Cornelius und Overbeck schmücken. Durch Verheirathungen seiner Angehörigen kam Felix in katholisirende Verbindungen. In Düsseldorf machte er die Richtung des Convertiten Schadow mit, schloß sich den lyrisch-träumerischen, theilweise strengkatholischen Malern an. Wenn ihm der Ausdruck des Dramatischen nicht gelingen wollte, so trug eben die lyrische Richtung seiner ganzen Zeit, der Heine-, Lenau-, Anastasius Grün-Zeit, die Schuld, und allerdings dann auch die mangelnde freimüthige politische und an den großen Fragen der Zeit wenig interessirte Richtung Mendelssohn's. Ist Mendelssohn's wunderbare Kunst der Reproduction, der Vertiefung in einen gegebenen Inhalt, ob nun classisch, wie in der Antigone, oder romantisch, wie im Sommernachtstraum, oder kirchlich, wie im Paulus, irgend etwas Anderes, als

die Virtuosität eines feinen, hochgebildeten poetisch nachfühlenden Kopfes, dem, eben in Folge seiner seltenen Bildung, alles verständlich, erfaßbar, zugänglich war? Es ist geradezu sträflicher Leichtsinn, der Nation eine ihrer edelsten Gestalt zu verzerren und ihr Schandnamen andichten zu wollen, die sie nicht verdient.

Richtiger wäre gewesen, wenn sich Wagner durch den Unmuth über den ihm, wie er glaubt, systematisch gehaltenen Widerpart hätte bestimmen lassen zu schreiben über „Die Vornehmthuerei in der Musik*)".

Er würde dann diesen seinen Gegenstand in zwei Theile haben zerlegen können, in die Vornehmthuerei der Capella vulgaris, der gewöhnlichen Musikmacher, die Capellmeister und Musikvereinsdirectoren an der Spitze, und in die Vornehmthuerei, die vornehm zu thun wirkliche Ansprüche hat. Hätte Wagner gegen die musikalischen Gothaner geschrieben, so würde ihm der allgemeinste Beifall zu Theil geworden sein. Denn im Grunde hat er kaum etwas Anderes sagen wollen. Die Leipziger Musikrichtung, die Wagner seine specielle Gegnerin nennt, ist die Richtung des Gotha in der Musik, des dortigen Conservatoriums, und Mendelssohn's Stellung zur Zeit und neueren Culturgeschichte scheint überhaupt, Mit-Repräsen-

*) Oder „Ueber den Gothaismus in der Musik".

tant einer gewiſſen geheimräthlich-excluſiven Stimmung geweſen zu ſein, die auch in Wagner und ſeinen Anhängern durchaus nur das ſehen will, was etwa ein Profeſſor der Philologie und nun gar erſt der neuen altdeutſchen Philologie, ein Nibelungen- und Walther von der Vogelweide-Forſcher, in neueren Schriftſtellern ſieht, die er kurzweg als „Literaten" abfertigt.

Wir können an dieſer Stelle wieder auf unſer Literaturgebiet einlenken. . . .

Keine neue Literatur iſt ſo wie die deutſche in der erſchwerenden Lage, ſich unmittelbar an eine für claſſiſch erklärte anſchließen zu ſollen.

Der Franzoſe hat Racine und Molière faſt ſchon zweihundert Jahre hinter ſich! Der Engländer denkt nicht daran, jetzt noch ſeinen Poeten des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts Concurrenz machen zu wollen! Dem Italiener liegen ſeine claſſiſchen Vorbilder noch weiter zurück, als dem Franzoſen! Nur der deutſche Autor von heute hat ſich ſein beſcheidenes Hüttchen unmittelbar im Schatten jener Tempel anzulegen, die Ihr unſern Leſſing, Goethe, Schiller, deren Schwächen überſehend, errichtet habt. Und der Cultus dieſer großen Heroen nahm ſeither nicht ab. Im Gegentheil, er befeſtigte ſich erſt recht, er organiſirte ſich, er ging in die Schulen und auf die Katheder über. Die Regeln deſſen, was in

der Literatur unſerer Nation geboten ſein ſollte, werden oft lächerlicherweiſe von den Schöpfungen jener Meiſter abgeleitet. Man kann ſagen, daß noch in den zwanziger Jahren unſeres Jahrhunderts gewiſſe mittlere Talente, wie Körner, Houwald, Conteſſa, Fouqué, Hoffmann, Zſchokke, für weit dem Vollkommenen ebenbürtiger galten, für berechtigter, die Aufgaben, nennen wir es des Weimar'ſchen Zeitalters, fortzuſetzen, als dieſen mehr oder weniger Vergeſſenen gegenwärtig und nun gar erſt den „Epigonen" eingeräumt wird.

Ewiger Ruhm ſei unſern großen Geiſtesbefreiern und Geiſtesbildnern dargebracht! Nicht nur in todtem Marmor aufgefangen erſtarre unſre Bewunderung vor ihnen und verwandle ſich in einen kalten Tribut des Herkömmlichen oder des nur Sichgeziemenden. Nein, ein lebendiger Cultus bleibe unſre Verehrung, ein Opferdienſt mit langhinwallenden Wolken voll ſüßen Wohlgeruchs! Was wären wir ohne euch, ihr erhabenen Schatten, die ihr walten möget als die Schutzgeiſter über den Geſchicken eures Volks, ſo lange der Deutſche Eichwald brauſt, ſo lange freie deutſche Ströme niederwallen vom ſchmelzenden Alpenſchnee bis zur mövenumflatterten Bucht der deutſchen Meere! Erhalte ſich in ewiger Jugend, was ihr geſchaffen! Die jetzt vom Privilegienzwang befreite Verbreitung eurer Werke hat dieſen die Möglichkeit gegeben, bis in die ärmſte Hütte zu dringen und Goethe's Fauſt und Schiller's

Gedichte nicht allzuweit abgelegen von der Bibel finden zu laſſen. Aber — preiſen wollen wir darum dennoch einen andern Fortſchritt unſrer Zeit, der in einem Abſchließenwollen der unbedingten Hingegebenheit unſrer Nation an ihre claſſiſche Literaturperiode zu liegen ſcheint. Die nicht ermüdende Beſchäftigung mit dem Vergangenen verwandelt ſich nachgerade in eine Art literarhiſtoriſcher verknöcherter Orthodoxie.

Alle Textkritik, alles Herausgeben von Briefwechſeln, alle Commentare und was nur gründliche Forſchung oder bloße Induſtrie zur Anhäufung von Material für die Ergründung jener claſſiſchen Zeit beibringt, es kann nicht mehr die Ueberzeugung feſtſtellen, daß die Leiſtungen jener Zeit allen Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes und zumal allen Sehnſuchtsgedanken der deutſchen Nation ſelbſt ſchon vollkommene Genüge gewährt haben. Gleichgültig ſchon wurde vor einigen Jahren Karl Auguſt's und Goethe's Briefwechſel aufgenommen. Es werden täglich immer wieder Verſuche gemacht, uns durch Bild und Wort mitten in die alten literariſchen Zuſtände zurückzuführen, die großen Perſönlichkeiten uns in Situationen zu zeigen, die annähernd einige Wahrſcheinlichkeit für ſich haben. Es bedürfte aber nur eines gelegentlichen Einfalls einer befähigten Feder, um dieſe Arbeiten als reine Phantaſieſtücke hinzuſtellen, die, wenn ſie bedeutend

ſind, eben ſo auch ſchon wieder aus einem neuen Geiſt, einem fortzeugenden und der Nation neue Errungenſchaften zuführenden Triebe entſtanden ſind und entſtehen. So iſt ja auch die Wagner'ſche Wiederbelebung der Romantik eine ganz andere als die Romantik ſelbſt, leider, wie uns ſcheint, eine zu doctrinäre und in den „Meiſterſingern" geradezu ſchulbuchmäßige.

Geheimerathsliteratur, Schulcompendienpoeſie, Philologenwonne — auf dieſe ſteuerte ſo recht die Zeit hin, als Mendelsſohn componirte.

Tieck lebte damals noch und an Kritikern auf hohen Roſſen war kein Mangel.

Man hatte akademiſche Träume, ſelbſt für unſre ſchöne Literatur. Man dachte ſich Poeten möglich, die gleichſam, wie von den Töchtern der Frau Gretinger geſagt worden iſt, als dieſe zur Bühne gingen, ſchon mit Glacéhandſchuhen auf die Welt gekommen ſind. Man vergaß, daß Frankreichs Akademie eine ganz andere Erfahrung lehrt. Bei jeder neuen Beſetzung eines erledigten Stuhls derſelben kämpfen zwei Parteien, eine, die eine Literatur der überlieferten Regelmäßigkeit ſchützen und befördern will, eine andere, die dem wildwachſenen, durch die praktiſchen Zwecke der Literatur geleiteten, individuell entwickelten modernen Talent die akademiſche Auszeichnung gönnt. Und ſiehe da! die letzte Partei

ſiegt. Die Akademie bequemt ſich, ſich in Autoren zu finden, die ihren eignen Weg gegangen ſind. Bei uns hoffte man noch immer bis in die neuſte Zeit auf die Reſultate einer künſtlich-claſſiſchen Fiſchzucht. Die Bühne ſollte das „beſte“ der gelieferten Dramen krönen! Und wenn es nur ſo im deutſchen Dichterwald gegangen wäre, einige junge Poeten waren vollkommen bereit, ſich um den vacanten Goethe-Thron zu bewerben. Einen Talentvollen gab es, Paul Heyſe, von dem man geſagt hat, ſeine Eltern hätten ihn eigens zu einem künftigen Goethe erzogen! Aber mit Bildung und mit Vornehmthuerei allein läßt ſich nichts ausrichten. Man ſetzt da wohl einen Schritt hinaus auf das glatte Parquet der Erfolge und der Fuß tritt feſt und ſicher auf, zumal wenn fürſtliche Huld mit Titeln und Orden zu Hülfe kommt, und ſchon beim zweiten Schritt kommt der Zukunfts-Goethe wie jeder Andre zu Fall. Manche fingen da an recht menſchlich zu reden. Sie ſchrieben Dramen mit dem Programm: Erſt gewinn' ich mir mein Publikum durch etwas Zuthat Birchpfeiffer! Hab' ich's, dann ſoll man den neuen Shakeſpeare ſehen! Man wartet ſeither auf dieſe letzte Enthüllung immer noch vergebens, und ein „gekrönter“ Dramatiker, Namens Lindner, hat es inzwiſchen ſchon umgekehrt gemacht. Er fing auch mit dem „neuen Shakeſpeare“ an und arbeitet nun ſchon für die Berliner Wallnerbühne. Während einige deutſche

Fürſten das Theater auf den Hund bringen, hat er den Gedanken gehabt, Karl Auguſt von Weimar zu ſchildern, der einen Hund auf's Theater brachte. Der letzte äſthetiſche Gothaner, der überhaupt etwas vorſtellt, möchte vielleicht Emanuel Geibel ſein. Dieſer verſuchte in München eine Fortſetzung der alten Weimarzeit und wäre ganz der Mann nach dem Herzen des kürzlich verſtorbenen alten Akademikers Niſard geweſen, der nur Fabeln und Eklogen gedichtet haben wollte — vor einigen zwanzig Jahren rief Niſard einen Sturm in der Pariſer Preſſe hervor durch ſeine Bezeichnung der neuen franzöſiſchen Literatur als la littérature facile. Nun, auch Geibel, dieſer in Farbenglanz prangende Vogel, ein Sänger des gewählteſten Ausdrucks, immer ſinnig und bedeutend in ſeinen Zwecken, klug und weiſe in den Zuſpitzungen ſeines Effects und beſonders den Frauen ein Name ſüßeſten Klanges, recht ein Felix Mendelsſohn in der Literatur dieſer nun flattert im Drama von Stoff zu Stoff, ohne es irgend darin zu einer welt- und herzbezwingenden Wirkung bringen zu können. Schillerpreiſe und Cotta'ſche Lorbeerkränze haben keine Bedeutung. Er verkümmert, mit Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen, gehalten durch zwei königliche Penſionen, in Lübeck.

Vielleicht gewinnt Richard Wagner einen neuen Standpunkt für die Aufklärung und Ergründung der

Quelle ſeiner von ihm eingeſtandenen großen Unpopularität, einen Standpunkt, der dann auch zu gleicher Zeit der Literatur und all' unſerer ſonſtigen Culturgeſchichte zu Gute kommen würde und auf welchem man vollkommen ſeiner Richtung einen leidlich ſiegreichen Durchbruch und manchen Triumph wünſchen könnte, wenigſtens über die vulgäre Traditionsmuſik und — jene Vornehmthuerei. Möge ihm dann ſeine diesmal falſch gewählte Spur, die Abirrung in's Ghetto, vergeben und vergeſſen ſein!

## 5.

Ob ich denn, fragen Sie, angeregt von meinem letzten Briefe, nicht mehr den Zauber der Romantik auf mich wirken ließe? Ob sich überhaupt die Deutschen nicht mehr geistig heimisch fühlten unter epheuumwundenen Klosterruinen, beschienen vom milden Glanz des Mondes, umsäuselt von den Klängen einer in rauschenden Baumwipfeln aufgehängten Aeolsharfe? Die fremden Nationen wollten ja doch von uns gerade nur diese Richtung —! Sie wollten ja in uns nur ein Volk, das sich immer noch mit Nixen und Kobolden um den Besitz unserer Berge und Thäler stritte, ein Volk, das gewisse Schluchten vermiede, wo die Drachen hausen, ein Volk, das sich Abends unter duftenden Lindenbäumen jetzt noch gegrüßt wähnte von vorüber schwebenden Feen, und welches nur die Zauberer, die Wahrsager, die Hexen und Zigeuner als die wahren Berather seiner Geschicke anerkennt!

E. T. A. Hoffmann, der Verfasser der „Teufelselixire", erschiene, sagen Sie, den Franzosen „deutscher",

hat ſich über die Individuen gelegt und nivellirt ihre Eigenthümlichkeiten. Das kompreſſe, knappe und zugeknöpfte Weſen unſrer Zeit ſchnürt zwar noch nicht alles Blut aus dem Herzen weg; aber die Menſchen ſind ſich ähnlicher geworden, ihr Charakter dehnt ſich nicht beſonders aus; er iſt vielleicht ſehr energiſch, aber man kann ihn mit zwei Fingern umſpannen. Meine Aufgabe iſt daher ſehr ſchwierig. Die Maſſen unſrer Jahrhunderte laſſen ſich leichter zeichnen, als die Individuen.

Ich will aber zuvörderſt die Reſte nicht überſehen, welche uns das vorige Jahrhundert zurückgelaſſen hat. Man glaube nicht, daß ich hier die Profeſſoren von Göttingen und Oxford meine oder jene Theologen, die ihren Glauben nur in den hölzernen Paragraphen kleiner lateiniſch geſchriebener Dogmatiken feſtgeklemmt ſitzen haben; dieſe Art Menſchen ſtirbt nicht aus, der Pedantismus ſtirbt nicht aus, die Heuchelei ſtirbt nicht aus, die Geſchmackloſigkeit ſtirbt nicht aus, kurz alle die Laſter, die es geben muß, weil ſie der Tugend zum Abſtich dienen müſſen. Nein! ich meine jenen Jünglingsmann, jenen auſſerordentlichen Fünfziger, der das Haar eines Sechzigers, aber die Geſichtsfarbe eines Neunzehnjährigen hat. Mein wackerer Freund! du verſtehſt mich nicht; aber jede Fiber, die auf deinem philoſophiſchen Antlitze zuckt, iſt mir eine Offenbarung deiner Gedanken, deiner Gefühle und deiner Zeit! Ich ſchildre hier ein Individuum, das ſich aus dem vorigen Jahrhundert noch bei uns erhalten hat.

Adolphy, (es iſt ein Name, der erfunden iſt, und auf welchen ſich keine Erben melden dürfen, überhaupt nie, nie, mein Trefflicher!) Adolphy wurde in Wien geboren, erzogen, verließ es nie, er kennt nur Wien, aber von einer

als ſelbſt Goethe, wenigſtens letzterer in ſeinen gar zu behäbig geſchriebenen „Wahlverwandtſchaften“.

Die Periode der Romantik bezeichnet allerdings einen Abſchnitt unſerer Geſchichte, der uns für alle Zeit denkwürdig, theuer und werth bleiben ſoll.

Wer unter uns hätte ſie nicht in ſeiner erſten Bildungsentwickelung gefühlt dieſe ſüßen Schauer einer ſchöneren Zeit und Welt, die von Künſtlern und Dichtern hervorgezaubert wurde mit dem täuſchenden Schein eines annoch wachen Lebens! Möglich, daß die gegenwärtige, ſich vorzugsweiſe ſchon auf Schiller, Leſſing und die Theorie vom Schönen überhaupt gründende Schulbildung einer ausſchließlichen Hinneigung des jugendlichen Gemüths zum Romantiſchen vorbeugt. Dann wäre aber unſere Jugend um einen Genuß ärmer geworden! Sie hätte nichts empfunden von jenem geheimnißvollen Reiz der Wiederbelebung des Todten, von jener tiefſinnigen Beſeelung von Stein und Welle, Baum und Blüthe, von jener poetiſchen Ergänzung des ſichtbar Vorhandenen durch zahlloſe ſchöne Schattenbilder (nicht nur Schattenbilder des Märchens und der Sage, ſondern auch der Verknüpfung und Aneinanderreihung heterogenſter Gedankenmöglichkeiten), die zum Weſen des Romantiſchen gehört. Denke man ſich nur Deutſchland zur Zeit ſeiner tiefſten Erniedrigung, in jenen Tagen, wo unſre Heere von Frankreich beſiegt,

unſre Fürſten gezwungen wurden, die Reſte derſelben dem corſiſchen Eroberer zur Verfügung zu ſtellen — in jenen Tagen, wo man über die Möglichkeit, daß jemals wieder Deutſche gegen Deutſche kämpfen könnten, für immer den Fluch ausgeſprochen zu haben glaubte —! Damals flüchtete ſich unſer Stolz, unſer Herz, unſre Liebe und Sehnſucht hinaus aus unſerm unterjochten, in Feſſeln ſchmachtenden Vaterlande. Damals konnte ein Sturmgeiſt wie Joſeph Görres, der ſchon die Mütze des Jacobiners getragen hatte und ſogar, im grellſten Widerſpruch mit ſeinem traurigen, nachtumhüllten, nur der römiſchen Kirche dienenden Lebensausgang, eine Schrift zum Druck vorbereitete, die kein einziger freiſinniger Verleger Hamburgs herauszugeben wagte: „Fall der Religion“ — damals, ſage ich, konnte ſich ein Genius ſolcher Thatkraft einer Zeitſchrift der Romantiker anſchließen: „Troſteinſamkeit. Wochenblatt für Einſiedler.“ ... Im ſchönen Heidelberg, im Nachtigallenhain am Wolfsbrunnen war es, wo ſich eine kleine Gemeinde von gleichgeſtimmten Dichtern und Forſchern verſammelte und den Mittelpunkt jener Richtung bildete, die ſämmtliche bereits in unſerer Literatur, ſeit Herder, Bürger, Hölty, Schubart, Schiller und Goethe, zerſtreut geweſenen Elemente des Begriffs vom Romantiſchen zu einem einheitlichen, beſonders bedingten Schönheitsgeſetze vereinigte und dem jammervoll gewordenen Zeitalter, dem

abgeſtorbenen Reiche, der franzöſelnden Sitte, dem umſich-greifenden, ſogar ſchon den deutſchen Genius anzuſtecken drohenden und ſich gewiſſen antikiſirenden Richtungen unſres eignen Kunſtlebens enger und enger anſchließenden Pariſer Geſchmack eine Kunſtform gegenüberhielt, die weſentlich auf einem neuen Erforſchen und Erfaſſen des Mittelalters beruhte.

Antik oder romantiſch — das wurden zwei Gegenſätze, denen noch für längere Zeit ein ſcharf ausgeſprochener und feſtbeſtimmter dritter Begriff, das Moderne, nicht entgegenſtand. Letzterer hat ſich erſt in unſeren neuern Tagen klarer und beſtimmter herausgeſtellt. Wie das Antike oder Claſſiſche die Erſcheinung des Schönen unter den Bedingungen der vorchriſtlichen Zeit war, ſo wurde das Romantiſche die Erſcheinung des Schönen unter den Bedingungen des Mittelalters. Unſtreitig iſt als der geiſtige Grundgedanke des Alterthums das Opfer zu bezeichnen, als der des Mittelalters das Wunder, als der der neuen Zeit der Gedanke.

Es wird ſich mir noch Gelegenheit bieten, Ihnen, verehrte Frau, zu beweiſen, daß die geiſtigen Blüthen des Alterthums eben dem Prieſteramt und dem Opfer entſproſſen ſind. Daß das Weſen des Mittelalters im Wunder zu ſuchen ſei, dürfte Ihnen ſchon einleuchtender erſcheinen. Nicht nur, daß „das Wunder", wie der Dichter ſagt,

„des Glaubens liebſtes Kind" iſt, und es eben der Glaube war, der dem mittelalterlichen Leben ſeine Weihe gegeben, es gehört auch die Sehnſucht, auch der Trieb in die Ferne, das Völkerwandern und Länderſuchen des Mittelalters jener Herrſchaft des Wunders an. Das Unerklärte, Ahnungsvolle, den Sinnen eine unüberwindliche Schranke Setzende iſt das Wunder, und ſo nennen wir denn auch eine Landſchaft, eine Situation, einen Charakter — romantiſch. Was heißt romantiſch anders als: Hier rauſchen Quellen, die wir hören, aber nicht ſehen! Hier leuchten Farben, Lichtbrechungen, die aus einem Prisma ſtammen, das über den Wolken thront! Hier gewinnt ein Ineinandergreifen von moosbewachſenen Felſen, düſtern Tannen und von Abendſonnenſtrahlen eine unerklärliche Macht über unſer Gemüth, ſpricht die ſanfteſte Sprache, macht die ſüßeſte Muſik elegiſcher Rhythmen und Tonarten für das Herz! Romantiſch iſt uns das Schöne unter dem Geſichtspunkt wehmuthsfroher Erinnerung und Ahnung.

Es iſt eine ſchöne Aufgabe, die ſich ein Kunſtrichter ſtellen ſollte, nachzuweiſen, wie ſich in Deutſchland unſer äſthetiſcher Begriff „Romantiſch" entwickelt hat aus dem ſo geiſtiglebendigen, bahnbrechenden achtzehnten Jahrhundert heraus, ja ſogar aus den Seherblicken der unbefangenſten, freiſinnigſten Forſcher, eines Rouſſeau, eines Herder. Der Geſchichtsſchreiber der Romantik würde erſt durch manche,

Märchenprinzeſſinnen wohnen, Zauberinnen wunderbar verſchlungener Lebensſchickſale und Märchenabenteuer.

Nur die allerroheſte Hand könnte es ſein, die im Vollbewußtſein des „geſunden Menſchenverſtandes" in die allmähliche Abwickelung des romantiſchen Zauberfadens innerhalb unſerer neuen deutſchen Literatur gewaltſam hineingreifen und den vielen Verirrungen und ſogar moraliſchen Selbſttäuſchungen, die allerdings im Gefolge der Romantik, im Gefolge eines ſyſtematiſchen Scheinlebens, nicht ausbleiben konnten, nicht blos die ewigen Geſetze der Kunſt, ſondern ſogar die Paragraphen — des Strafgeſetzbuches entgegenhalten wollte! Eines feinen Analytikers iſt es vielmehr würdig, zu ſchildern, wie der romantiſche Scheingedanke allerdings allmählich auch ein — Truggedanke wurde, ein äſthetiſcher Truggedanke ſchon bei Heinrich von Kleiſt, noch mehr bei E. T. A. Hoffmann und bei vielen Andern, ein moraliſcher ſogar bei Denen, die ihr romantiſches Kunſtprincip auf die Forderungen der Neuzeit im Leben des Staates, der Kirche, der Geſellſchaft übertrugen. Wie anmuthig vermählte ſich aber noch die Romantik mit dem Begriff des Modernen bei Heinrich Heine! Allerdings wird der Analytiker nachzuweiſen haben, wie weit noch für Heine die Romantik Ernſt oder Spielerei, ich für mein Theil meine, ein abgezogener Tripleextract geweſen, geträufelt auf gemachte

Blumen. Er wird nachzuweisen haben, wie eine ganze Phase der neuern Romandichtung zunächst aus den Uebergängen der Romantik in die Ironie hervorging. Tieck's Beispiel voran, nach ihm Immermann, andersbedingter Kräfte, wie Rehfues, Steffens, Heinrich König, Mörike, nicht zu gedenken. Die Bezeichnung der Stelle, wo dann plötzlich ein niederfallender Schlagbaum zu sagen hätte: Bis hierher und nicht weiter! wird nicht fehlen dürfen. Sie muß offen und ehrlich angegeben werden. Bei Immermann's „Münchhausen" liegt sie in der Nähe. Bei dem, was in diesem Arabeskenbuche Ernst oder Scherz sein sollte, hat sich der kritische Feldmesser anzusiedeln, seinen Meßtisch aufzuschlagen und die Visire zu richten. Denn hier beginnen die Scheidewege des Modernen und der noch zurückgebliebenen — romantischen Flunkerei.

Sie wünschen mein Urtheil über Levin Schücking's „Schloß Dornegge oder der Weg zum Glück. Roman in vier Bänden" (Leipzig, Brockhaus) zu haben. Der Verfasser ist ein liebenswürdiger, vielseitig unterrichteter, weltgebildeter Autor, der sich schon in mannigfacher Weise um unsere Literatur verdient gemacht hat. Bei seinen Romanen aber vertritt er durchaus jene Romantik, die nach meinem Dafürhalten sich überlebt hat. Nicht etwa, daß wir ihm auf jenen Wegen noch begegneten,

wo einſt Novalis ſeinen Heinrich von Oſterdingen „die blaue Blume“, jene wunderbare Verheißung im Geſchmack des heiligen Graal, ſuchen ließ, auf Wegen, die noch unſer vor Kurzem von unſäglichen Leiden erlöſter Julius Moſen mit ſo behaglich-ſicherem Schritt und träumeriſch-ſorglos wandelte — im Gegentheil, Levin Schücking iſt geradezu bei den Franzoſen allerjüngſten Datums in die Schule gegangen. Er hat verſtanden, ſich einen Ruf „beliebter Erzählerſchaft“ zu begründen, ganz, wie ihn nur Ihre Ponſon du Terrail und andre Matadore Ihres Feuilletons genießen. Er greift in's volle moderne Leben, hat Paris, Rom, Neapel geſehen, verſteht ſogar die Sprache der Börſe. In dieſem ſeinem neueſten Roman läßt er den großen belgiſchen Strouſsberg, den päpſtlichen „Grafen“ Langrand Dumonceau, der die öſterreichiſche Finanzſchuld auf ſeinen Beutel hatte übernehmen und den Nächten des Doctor Breſtel in Wien den ſüßeſten Schlummer garantiren wollen, perſönlich auftreten, und nach allen Richtungen hin glaubt man bei ihm die Perſonen und Zuſtände des Tages und vorzugsweiſe das Leben auf den Schlöſſern und Höfen Weſtphalens mit Händen greifen zu können. Er ſetzt, was er berichtet, lebhaft in Scene. Wenn es wahr iſt (und wenn es wahr iſt, wäre es „ſchade“, wie Polonius ſagt), daß unſere Leſewelt keine andere Darſtellungsform mehr

genießen mag, als Dialog, ſo beſteht der vorliegende Roman faſt nur aus Dialog. Man glaubt zuweilen in ein Handbuch der Converſationsſprache zu blicken.

Und doch iſt die vorliegende Erzählung die Combination eines geborenen romantiſchen Märchenerzählers. Würde Levin Schücking dieſe Geſchichte von einer Millionärstochter, die durch einen unwiderſtehlichen Hang zu perſönlicher Charakterbewährung in die Ferne getrieben und Hauslehrerin wird, dabei eine Caſſette mit einer halben Million, theilweiſe in baarem Gelde, mit ſich trägt, um dieſelbe Perſonen zu übergeben, die durch einen letzten Willen des auf dem Berge Athos in Griechenland als Einſiedler verſtorbenen Barons von Neſſelbrook die wahren Erben ſeines großen Vermögens und des Schloſſes Tornegge ſein ſollen, würde er ſie, ſage ich, in die Sprache der Tauſend und Einen Nacht oder der Märchen der Brüder Grimm überſetzen, ſo würde ſie eine allerliebſte Wirkung hervorbringen. Der alte Neſſelbrook wäre dann unbeſchadet der Eigenſchaften, die ihn als eine geiſtreiche Charakterzeichnung des bekannten Freiherrn von Harthauſen und einen Geiſtesbruder des von mir in meinem „Zauberer von Rom" geſchilderten „Onkel Levinus" erkennen laſſen, gleichſam „der Alte vom Berge", der „Hüter des großen Schatzes" ſein, während Saladin erſt den kleinen verwaltet", ein Derwiſch gewordener großer Emir der Wüſte. Die Tochter

des belgiſchen Dr. Strousberg wäre dann eine Sultanstochter, die ſich vor einem Dämon der Hölle, hier Baron Joffroi von Montenglaunt geheißen, zu retten ſucht, dabei aber das Schickſal erleben muß, immer wieder anderen Abgeſandten der unteren Mächte, vielleicht wegen einer alten Verfeindung derſelben mit ihrem Papier ſtatt Gold in die Welt einführenden Vater, in die Hände zu fallen, von welchen Freiern zwei ſogar tödtlich verwundet werden von einem Abgeſandten des hehren Geiſtes Ormudz, des Lichtregierers. Durchaus märchenhaft iſt jener Schuß eines Barons Tankmar auf eine Gruppe, wo die Sultanstochter mit einem andern der Abgeſandten Ahrimans, dem Baron Beltram, auf einer einſamen Inſel im Verzweifelungskampfe ringt. Es iſt ein Schuß, märchenhaft wie der Schuß des Tell. Denn wie leicht hätte auch der ſchwirrende Pfeil (im Buche ſteht die Flintenkugel) die Heißgeliebte (und Tankmar iſt der Auserwählte) bei dieſem Ringen und Sichentwinden treffen können! Tankmar muß entfliehen. Aber die Sultanstochter telegraphirt (im Märchen würde ein abgerichteter Falke oder eine Taube dieſe Botſchaft übernommen haben), es ſollte ein im Hafen von Antwerpen zu jeder Stunde für ihren Vater bereitliegendes Dampfboot (ſinnig, weil an Prospero, den Beherrſcher der Wellen und Stürme, erinnernd, wirklich die „Miranda" genannt) ſich ſofort rüſten, den von Steckbriefen verfolgten Freund auf-

so gründlichen Seite, wie Andre nur ihre kleine Meierei auf dem Lande kennen, ihren Wiesengrund, ihren Erlenbach. Sein Vater war ein reicher Passamentirer, der damals, als die Soldaten noch in Schnüren, wie in Strickleitern und Takelwerk hingen, Etwas, wie die Leute sagen, geschafft hatte. Mein Freund hat es mir nie gesagt, aber ich hab' es erfahren, daß seine Eltern gemein und ausschweifend waren. Sie wurden durch ihr Glück übermüthig, übernahmen sich und stürzten in Verlegenheiten, die mit einem Bankerutte endeten. Mein Freund war damals ein artiger Bursch von sechzehn Jahren, der bis in sein vierzehntes Jahr hoffte, Arzt, Advokat, Hofrath zu werden, und kaum darauf geachtet hatte, daß zu diesem Zwecke die Eltern an seine Erziehung Etwas hätten wenden müssen. Dies war nicht nur nicht geschehen, sondern der junge Mann mußte sich auch bequemen, an die Passamente zu gehen und Schnüre zu winden. Er sagte mir einmal beiläufig, er hätte damals in seinem Schmerze gedacht, daß er sich ja selbst den Strick drehen könne, mit welchem er sich ein Ende machen wollte. Der Schmerz war groß. Er hatte sich selbst unterrichtet, er hatte Freunde, mit denen er schwärmte, er kannte Wien nicht, er kannte nur die Einsamkeiten, welche sich hinter dem Gewühle dieser Stadt so gut finden, wie versteckte Vogelnester. Aber mein Freund fügte sich, er sah das Unglück seiner Eltern und saß von früh bis spät im Webstuhle seines Vaters, der nur diesen einen übrig behalten hatte, selbst nicht mehr aus Wohlleben arbeiten konnte und den [illegible] Tag sich nur mit Zeitungen und Politik beschäftigte. Die Mutter war eine hochfahrende Frau, die überdieß nicht wirthschaften konnte. Mein Freund Adolphy lernte damals die Welt kennen durch zwei Menschen,

zunehmen und als alleinigen Passagier nach Neapel zu führen. Auf dem Schiff läßt ihn dann die Sultanstochter allerdings ist das ein Rückfall wieder in die Welt Goethe's und Varnhagen's) einen gesammelten Briefwechsel entdecken, aus welchem dem Freunde ihre wahre Herkunft ersichtlich werden soll. Die Scene jedoch, wo Baron Jauffr. der inzwischen auf dem Berge Athos die vermißte Originalurkunde jenes Testaments des Alten vom Berge gefunden hatte (mit einem Dutzend internationaler Poststempel und als noch uneröffnetes Postpaket), jenen Briefwechsel mit Tankmar gegen diese Orginalurkunde **austauschen** will und darüber mit dem hartnäckigen Vertheidiger des Briefwechsels in eine Rauferei geräth, die zuletzt mit wiederum beinahe tödtlich werdender, aber durch eine reisende Theaterfoubrette (sagen wir eine ihrer Erlösung durch einen Gott harrende Bajadere) geheilten Verwundung des Lichtprinzen Tankmar endigt, das alles ist nur verständlich, ja nur als menschenmöglich denkbar, wenn man diese Geschichten unter die Abenteuer Sindbad's verlegt oder auf die Insel Barataria. Dann ist jenes Testament etwa ein Wünschelhut, geschenkt von einem Zauberer, und der Briefwechsel ist der seidne Pantoffel, den die Geliebte der beiden wüthenden Nebenbuhler getragen hat. Dann allein versteht man die leidenschaftlichen Scenen auf der fashionabelsten Straße des heutigen Neapel, jenes: „Schäumend vor Wuth hielt

Jauffroi die Hände über die Bruſt gekreuzt" — oder: Dieſes Teſtament, welches hier in meiner Brusttaſche ſteckt, übergebe ich Ihnen als Preis für Eugeniens Briefe! Wählen Sie! Dankmar kämpfte mit ſich. Endlich rief er: „Nein! Nein!" Hierauf Ueberfall, Stiletſtich — und zwar von der Hand eben jenes ſchwarzen Emirs, den einſt in Weſtphalen auf der Inſel der ſchwirrende Tellpfeil getroffen hatte, ohne daß er jedoch davon geſtorben und daß Eugenie ſelbſt dabei verwundet wurde. Und die Bajadere iſt es, die Dankmar'n heilt und pflegt. Warum gerade Dieſe? Es iſt der Dank für einen Nothpfennig, den ihr einſt Eugenie anonym zugeſendet hatte, als Fanny (alſo lautet ihr Vorname) in einem weſtphäliſchen Provinzialſtädtchen bei einer reiſenden Schauſpielertruppe vor Schulden nicht weiter kommen konnte. Letzteres allerdings ein modernes Motiv. Aber wie handhabt es unſer Dichter? Das Mädchen aus der Fremde, eben jene Eugenie Strousberg, zieht einen Papierſtreifen aus jener verhängnißvollen Caſſette, womit ſie gereiſt war (ſie trug ſie immer bei ſich wie ihr Reiſealbum), und ſchreibt darauf: „Ordre Fanny N. N. Gut für —„ Ja jetzt rathen Sie, liebe Freundin! Nicht wahr, gut für fünfundzwanzig bis dreißig Thaler? Doch ſchon ein beinahe fürſtliches Almoſen für eine Eugenien völlig unbekannte vagirende Schauſpielerin? Nein meine Theure, wir leben eben in Deutſchland und

doch noch im Lande der Märchen und doch noch unter den Dichtern der Romantik! Sie ſchreibt: „Gut für — dreißigtauſend Franken!“ Ebenſo griff Fortunatus, Prinz von Famaguſta, niemals um Bagatellen in ſeinen Wünſchelhut.

Wir ſind für heute zu Ende. Merken wir uns den Thatbeſtand, daß der ſogenannte moderne „Realismus“ z. B. die zum Naſenzuhalten duftende Schilderung der Milch- und Käſebereitung oder der Düngerfreude bei Jeremias Gotthelf als Arzenei gegen eine ſolche Welt der Phantasmen eine große Berechtigung hatte. Levin Schücking aber, der Fleißige, Vielgewandte, vergebe mir, wenn ich ihm ein allzuleichtes Handhaben reiner Unwahrſcheinlichkeitsfiguren vorgeworfen. Die Schuld, daß ein ſo geiſtvoller, unterrichteter, in der Regel vom feinſten Herzenstact geleiteter Dichter ſeine Leſer gleichſam in eine dunkle Kammer einladet, dort einen zinnernen Teller voll Spiritus anzündet und uns in ſeinen Romanen und Novellen blaue Wunder vorführt, trägt eben die Romantik, die ſich bei ihm und bei manchem Andern und bei manchem, der ſich ſonſt klug und dichteriſch neunmalweiſe dünkt, in ihrem äußerſten, dem Verglimmen und Erlöſchen nahen Stadium wirklich noch länger erhalten hat, als dem an ſich einſt ſo ſchöngeweſenen, ſo tief in unſere Cultur- und Nationalentwickelung eingedrungenen Kunſtprincip des

Romantiſchen zu geſtatten iſt. Wiederſprechen Sie aber bei alledem, wenn uns die Franzoſen, auch die Engländer, durchaus noch für ein Volk von Träumern und Nachtwandlern halten wollen! Wir ſind es — ach ja! ich zeigte es Ihnen ja an dem trefflichen, vielbeliebten Levin Schücking — aber wir wollen es ihnen nicht verrathen.

## 6.

Nein, Herr Buchmeyer, nur Neues, das Allerneueſte, was noch gar nicht gebunden iſt —!

Aber mein gnädiges Fräulein —!

Die alten Schmöker, Schiller, Goethe u. ſ. w., die kenne ich ja alle auswendig —!

Sie erinnern ſich wohl, liebenswürdige Frau, unſeres guten Buchmeyer, dem auch Sie zuweilen in ſeiner Leihbibliothek die Ehre Ihres Beſuches gönnten. Hat der kleine buckliche Mann mit ſeinem gefühlvollen Baſſalton und auf einer Leiter ſtehend etwa auch zu Ihnen ſo geſprochen? „Aber mein Fräulein, es giebt ja ſo viel herrliche Werke ſämmtlicher europäiſcher Literaturen, die vor Jahren Ihre Frau Mutter, Ihr ſeliges Fräulein Tante, Ihre Erzieherin, ſogar noch Ihre ältere Schweſter entzückt haben! Vervollſtändigen Sie doch die Grundlagen Ihrer allerdings exquiſiten Bildung! Sehen Sie doch mal — Band an Band, der Staub ruht darauf — ich glaube, Sie haben noch keinen einzigen Roman von

Bulwer, geſchweige von Walter Scott, — hier iſt Kenilworth, — geleſen —!“ — Und nun erſt der melancholiſche Blick, den Buchmeyer auf die Bücherborde voll Tromlitz, van der Velde, Weisflog, Bronikowski, Herloßſohn, Kruſe, Fanny Tarnow, Schopenhauer, Henriette Hanke wirft, Namen die er gar nicht mehr auszuſprechen wagt, dem Selbſtbewußtſein der Gegenwart gegenüber!

Ja! Ja! Herr Abällino Buchmeyer ſprach in den Wind. Ich kenne ſein Schickſal. Nur das Allerneueſte durfte er offeriren, das kaum vom Buchbinder Gekommene. Aber dann hat die Dame auch die Strafe dafür! Es geſchieht ihr recht. Ja, gnädige Frau, wie oft ſind Sie von dem Geruch der Neuheit, von dem Kleiſter der Gegenwärtigkeit betrogen worden! Schaudervolles Ennui, das war der Lohn, wenn man ſo immer den Journalen nachträumte! „Geſammelte Novellen von Guſtav Gockel“ — „Die Verlobten von Heinrich Hinkel“ — oder „Die reiche Erbin von Griſeldis Gackeleia“ —! Wie wird mit kühnem Vertrauen der Deckel aufgeſchlagen! Nun iſt der Meſſias der Erzählungskunſt gefunden! Und das erſte Kapitel wie iſt es pikant! Wie ſicher führt ſich das ein! „Am Kurſaal von Homburg ſaß eine Geſellſchaft u. ſ. w.“ Aber ſchon das zweite! Und nun gar das dritte! Der Neuling wandert zurück zu den alten Einſamkeitströſtern und Buchmeyer hat in ſeinem Geſchäft wieder einmal

das was man einen Ladenhüter nennt. Vielleicht ist er auch so schlau und macht einen kostbaren Gegenstand daraus, wie die Franzosen mit ihrem Rossignol in der Rue Vivienne thun. So eine Nachtigall sitzt still in der Leihbibliothek, ganz elegisch, sehnsuchtsvoll um Leser flötend und wenn ein neuer Abonnent kommt, der Pikantes wünscht und die Plage der eignen Auswahl aus dem Katalog vermeiden will, flugs wird ihm der rossignol anempfohlen.

Ueber die Erinnerung an Buchmeyers Leiden wollen wir an einige neuere Namen gehen! Aber merkwürdig! Sie verlangen wirklich Kritik! Keine Reclame? An der Spree, an der Donau regiert die Reclame. Alle Zeitungen haben einen Tarif darüber. Zehn Sous die Zeile, ist man in Paris unsterblich und in Deutschland ist das Pantheon noch wohlfeiler. Ja bei uns schleicht sich die Reclame sogar als bezahlter Orginalartikel in den Text ein. Können Sie über die „Gesammelten Novellen von Gustav Gockel" — über „die Verlobten von Heinrich Hinkel" die wunderbaren Entzückungen anders lesen, als indem Sie sagen: das sind doch die reinen Reclamen!? Die „reiche Erbin von Griselbis Gackeleia" eröffnet, einem Artikel in der Nord-Süd-Oestlichen Post zufolge, eine neue Bahn für die erzählende Poesie. „Es ist ein sozialer Tendenz- und Sensationsroman, genügt aber zugleich allen Anforderungen, die nur Vischers Aesthetik, die Moralität, die gute Sitte

machen können". Solche Reclamen gehen meist aus literarischen Kameraderieen hervor, Gegenseitigkeitsverbrüderungen, Bemühungen der Verleger. Sie wirken für die engere Literaturgemeinde, für den Aerger eines Concurrenten, für den geheimen Neid des persönlichen Freundes, der uns das Ducken unseres „Größenwahns" gönnt, und für den Triumph des Autors selbst vor seiner Geliebten, vor seiner Gattin, besonders seinen Schwiegereltern, wenn diese noch leben und er verheirathet ist. Das wirkliche Publikum, das sich ärgert, wenn seine Lieblinge getadelt werden, das aber doch die Angriffe aufmerksam und mit etwas schadenfrohem Lächeln liest, überschlägt das allzu glänzende vom Ursprung der Welt anfangende Lob. Warum das? Weil wir noch zu tief in Schiller und Goethe stecken und in der Schule gelernt haben, die großen Redensarten nur für den Froschmäusler, Simplizissimus, Haller, Hagedorn, Uz, u. s. w. zu verwenden. Schiller und Goethe sind wahrhaft riesige Felsgesteine geworden, die trotz ihrer zahllosen Unbedeutendheiten und Schwächen alles niederhalten, was nationales Talent später zum Glanz unserer Literatur versuchte.

In älterer Zeit eröffnete sich der deutsche Schriftsteller seine Laufbahn durch einen Band Gedichte. Da die alte einfache Verfassung unserer Journalistik in unsern damaligen Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachts-

zeitungen für den neuen Ankömmling auf dem Parnaß zwanzig ermunternde Begrüßungen ermöglichte und es noch nicht hunderte von Land- und Reichstagsboten im Gedächtniß zu behalten gab und deren Debatten zu lesen, so erwarben sich Alexis, Adolphy und Willi Morgenroth wenn auch keinen Gewinn an besonderm Erfolg (fünfzig Exemplare Absatz ihrer „Moosrosen" oder „Primeln" wollten schon etwas sagen) doch ein Freiloos zum Weiterspielen in der Lotterie der Literatur, wo man als Haupttreffer doch noch vielleicht zuletzt die Unsterblichkeit Schillers und Goethes erreichen zu können glauben konnte. Heine, Lenau, Anastasius Grün, Freiligrath haben das alle so getrieben und waren ganz hübsch herausgekommen mit ganz ansehnlichen Nebentreffern. Jetzt aber wird diese Form der Unsterblichkeitsversicherung immer seltener. In der Regel muß man als lyrisch sich einpuppender Cokon künftiger Schmetterlingsunsterblichkeit dem Buchhändler das dafür nöthige Papier und die Druckrechnung bezahlen. Denn mit Versen wird in keiner Literatur mehr Seide gesponnen. Die Literatur soll durchaus nur Unterhaltung sein. Selbst die gebundene Rede darf nicht mehr langweilen! „Novellen in Versen" hat man geschrieben, um nur das schreckliche Wort: „Kleine Epen" zu vermeiden! Goethe's „Herrmann und Dorothea", Vossens „Luise" müßten jetzt als Novellen erscheinen.

Nun zu drei jungen Namen, die neuerdings von sich zu reden machen wußten, Adolf Wilbrandt, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Ich will Sie mit den neusten Erzeugnissen dieser jungen Hoffnungen bekannt machen.

Der erste dieser Trias hat eine Biographie jenes unglücklichen Heinrich von Kleist herausgegeben, dessen Dichtungen vielleicht grade nicht zu den besondern Neigungen der Frauen gehören („Käthchen von Heilbronn" wirft sich denn doch für die weibliche Empfindung ihrem angebeteten Grobian zu characterlos an den Hals und die Bärenhetzerin Thusnelda gehört beinahe dem Renz'schen Circus an) — doch werden diese Dichtungen einen hell glänzenden Ruhm behalten für diejenigen, die sich durch die flüchtigen Reize der Tagesliteratur hindurch in der Nähe der tiefern Gesetze des poetischen Schaffens zu erhalten suchen. Die Art seines eignen Talents hat jedoch der Biograph von seinem Gegenstande nicht im Mindesten entlehnt. Drücken die „Novellen", die soeben (Berlin bei Hertz 1869) von ihm erschienen sind, seine besondere Weise aus, so liegen ihm dämonisch-tragische Conflikte, gewaltige Leidenschaften, dunkelfarbige Gemälde der Zeit und der Sitte du haus fern;*) vielmehr ist derselbe ein feiner

*) Wurde 1869 geschrieben und mag auch noch trotz Wilbrandts neuerer Burgtheater-Tragik gelten.

die ſeine Eltern waren, die er aber duldete und ernährte. Die einzige Erholung, die ihm wurde, bot ihm die Nacht. Er wußte nicht ein Wort von der Zeitgeſchichte, er ſah nichts mehr, was hienieden einen Werth anſpricht, ſondern des Nachts ſtieg er mit einem Freunde, der ihm treu geblieben, auf die Dächer und ſtudirte die Sterne. Es lag in der Zeit von 777 ein ſchwärmeriſcher Anſteckungsſtoff, der aus der Periode der Empfindſamkeit herrührte, im Richardſon eine Vermiſchung Sterne's und Rouſſeau's hervorbrachte und ſich jetzt erſt den von der großen Welt, ihren Debatten und Empfindungen ferner Stehenden mittheilte. Mein Freund ſpricht von jener Periode, wo er die Sterne zählte, Bürger und Hölty las, ſeine Begriffe von der Gottheit regelte, immer mit einer Andacht, die mich erröthen macht, wenn ich denke, wie all' unſre moderne Tendenz darauf hinausgeht, ſich und ſein Herz zu tödten und hinzugeben auf die glühende Hand des Molochs: Allgemeinheit. Adolphy war in dem Alter, wo andre junge Leute ſchon einen ſcheuen Blick haben und ihre heimlichen kryptogamiſchen Gänge. Adolphy war immer noch mit ſeinen Sternen beſchäftigt, er lief mit Kleiſt's Frühling hinaus in die ſchöne Natur, die bekanntlich erſt da anfängt, wo man die Schornſteine unſrer Städte nicht mehr rauchen ſieht. Des Sonntags lief er den Strand der Donau entlang, Arm in Arm mit ſeinem Freunde, ſie philoſophirten, ſie ſtritten ſich, ſie umarmten ſich. Das war die Begeiſterung des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Enthuſiasmus des neunzehnten Jahrhunderts iſt auf Ideen gerichtet, welche die Leidenſchaft erregen, das Blut in's Haupt treiben und ihre Wonne darin finden, Genoſſen, Anklang zu haben, Freunde, die eben ſo denken. Dann tritt

Bleistiftzeichner, dessen treffender Blick jedoch kaum über die Salonsphäre hinauszugehen scheint. Man vernimmt, daß ihm auch eine lebhafte Neigung innewohnen soll, sich auf der Bühne mit größern und kleinern Werken geltend zu machen. Die Gegenstände seiner Lustspiele scheinen dem „Proverbe" der Franzosen, jener dialogischen Beweisführung für eine überlieferte Sentenz oder eine psychologische eigne Wahrnehmung, zu entsprechen. Eine dieser Talentproben „Unerreichbar" hat überall gefallen. Der Vortrag in diesen Novellen ist durchaus gebildet, der Styl von ungesuchter Natürlichkeit, manche eingestreute Bemerkung ist nicht von der Oberfläche geschöpft. Der Verfasser muß sich aber im Spiel der bekannten Schauspielerin Goßmann oder sonst einer Nachahmerin derselben versehen haben, das heißt in einer Manier, wo die Backfische eben noch die reinen Gründlinge complett kindischer Lebensunreife scheinen und plötzlich bemooste Karpfen werden voll staunenswerther Urweisheit à la Lorle und Barfüßle — man muß das eben auf unsern Bühnen gesehen haben, um sich eine Vorstellung von diesem Geschmack zu machen, den die französische Bühne nur bei Schilderung der Grisetten auf dem Gaité-Theater kennt. Meinem Geschmack und dem Geschmack Manches, den ich für gebildet halte, widersteht diese Gurlihaftigkeit der Pariser Cocottes, übersetzt in die Sphäre

unſerer Penſionate für „Töchter edler Herkunft“. Aber ſie hat Liebhaber bei alten Herren, Jünglingen in den Flegel-Jahren, bei ungebildeten Frauen gefunden, die für Richard Wagner ſchwärmen ohne zu wiſſen warum. Oft ſchreibt in dieſen Novellen Adolf Wilbrandt unmittelbar für den theatraliſchen „Abgang“ einer ſolchen „Sie-hat-ihr-Herz-entdeckt-Spielerin“ z. B. das Gemiſch von Scherz und Ernſt S. 347. Die Gegenſtände und die Perſonen ſind ſich in dieſen Erfindungen immer gleich. Gewöhnlich lieben ſich zwei unter dem Schein der Abneigung oder ſie ſind außerordentlich auf einander erpicht und doch wird es hinterher nichts. Man bewundert die bunte Variirung dieſes einfachen Themas, bewundert die Kunſt, endloſe Geſpräche über ein reines Nichts auszuſpinnen, man bewundert den Muth, Dinge in die Erzählung einzuflechten, die ſonſt nur in einen Feuilletonartikel gehörten. Mit alledem deuten wir Mißliches an. Aber zugeſtanden muß bleiben, dies Mißliche entſteht aus einer Tugend des geiſtvollen Verfaſſers. Ein poetiſcher Dilettant kann ſonſt nicht Farben genug aufſetzen, um Effect zu machen. So haben wir z. B. Aerzte, denen ihre Praxis erlaubt, Romane zu ſchreiben. Dieſe haben faſt immer den Giftſchrank offen und dispenſiren heroiſche und draſtiſche Mittel, „Taraxaka“, ganz wie ſie Profeſſor Bock in Leipzig zu widerrathen pflegt. Aber ein ſo gewiegter Aeſthetiker,

wie unſer Neuling, ein ehemaliger Gymnaſialprofeſſor verfährt durchaus einfach und geht ſogar vollkommen Goethiſch zu Werke. Seine Einfachheit und ſein Goethiſch- oder Paul Heyſiſchthun kann zuweilen gar auf ein Minus und eine reine aqua pura distillata herauskommen. Das iſt das Malheur an dieſer Manier. Laſſen Sie ſich dieſe wohlfeile Medizin (ſie ſteht gefärbt blau, roth, an allen Pariſer Apotheken) von Ihrem Hausarzte erklären!

Vom zweiten Neuling, Hans Hopfen, einem Bayer wie ſogleich ſein Name ſchließen läßt, und kräftigern Gebräus, als Wilbrandt, weiß die engere Literaturgemeinde, daß derſelbe zuerſt dem „Münchener Dichterkreiſe", wo Emanuel Geibel thronte und den Maximiliansorden austheilte, angehörte. Da war natürlich alles an ihm, wenigſtens in den Iſarzeitungen, entſchieden hoffnungsvoll, entſchieden bedeutend. Auch von Späterem, was derſelbe geſchrieben, war an der Donau, jetzt an der Spree und vor Kurzem durch ein Luſtſpiel, „Aſchenbrödel in Böhmen" auch am Lech, nämlich in der Allg. Zeitung, eine „neue Eroberung des guten Geſchmacks" gewonnen. Nun wohl! Auf die gewaltigen Ruhmfanfaren über Hans Hopfens Eintritt in die Literatur kamen allerdings hinkende Boten vom abſoluten Gegentheil des Verkündeten. Ich las ein Büchlein von ihm „Mings Pinſel", eine „Theekeſſelgeſchichte" aus China. Dieſe war in einigen Dutzend Verſen enthalten,

die ſchon an ſich für den leichten ätheriſch-flüchtigen Stoff, (Sie lieben Peccoblüthe,) etwas zu ſchwer gefügt waren. In ihrem Zweck, im Sinn des Inhalts, ihrem Recht des Daſeins ſind mir dieſe Verſe ein vollſtändiges Räthſel geblieben. Nun iſt ein Roman erſchienen: „Verdorben in Paris“ (Zwei Bände, Stuttgart, Kröner, 1868). Dieſer darf meine liebenswürdige Pariſerin ganz beſonders intereſſiren, obſchon Ihr vortrefflicher Gemahl ganz im Gegentheil nur das Seitenſtück ſchreiben kann: „Gediehen und zu etwas gekommen in Paris“; aber Sie ſelbſt, edle Frau, ſind ja auch Mitglied jenes ſchönen deutſchen Hülfsvereins für die Fälle, wo zu Paris das dortige „Verderbenkönnen“ wirklich unſre Landsleute anerkannt und durch einen glänzenden Jahresball, bei welchem Fürſtin Metternich zur Erzielung einer guten Einnahme voranzupolken pflegt, öffentlich bewieſen haben. Ich denke, Hans Hopfen hat für ſein „Verdorben in Paris“ an das ſchöne Lied gedacht, das ich einſt von Ihren Lippen hörte: „Es fällt ein Reif in der Frühlingsnacht“. Er ſchildert verirrte Herzen, die in Paris „verdorben“ ſind und „geſtorben“.

Gewiſſermaßen trifft auch alles dabei ganz ſchön zu. Nur treibt der Autor noch zu viel Spaß mit ſeinem Stoff. Er hat ſich noch nicht erklärt, was er in der Literatur, wenn er erzählt, vorſtellen will. Wir haben Erzähler, die nur erzählen, um ſich, ihre Perſon

hörbar zu machen, nicht ihren Stoff; Erzähler, die, wenn der Leſer vorwärts leſen will, nach rückwärts tendiren. Jean Paul hat das aufgebracht, Moritz in Anton Reiſer, die Engländer des vorigen Jahrhunderts und ſelbſt noch Bulwer und Tackeray überlaſſen ihrem Publikum, ſich aus einem lyriſch-bizarren Durcheinander die Geſchichte, die ſie mittheilen wollen, allmälig ſelbſt hervorzuſuchen. Jean Paul entwickelte dabei viel Seelenanmuth, Güte eines wohlthuenden Humors, ſo daß man ihm auf ſeinen Irr- und Neckpfaden mit Liebe und Verehrung folgt. Hans Hopfen hat eine ähnliche ſubjektive Manier; aber er kommt mir dabei vor, wie ich mir ſelbſt erſchien, als ich meine erſte Liebeserklärung machte. Dem lieblichen Mädchen, dem mein Sekundanergeſtändniß galt, flößte ich durch meine Demonſtration mehr Schrecken als Gegenliebe ein. Beſonders machte die innere Erregung, die glühende Extaſe, das zehrende Fieber der Anbetung, daß ich bei den Worten, die ich wählte, Geſichter ſchnitt. Ein förmlicher Krampf ſowohl in den zitternden Lippen, wie in den Kinnbacken erſtickte die huldigende Rede. Meine Angebetete war etwas älter als ich. Sie hatte mehr Verſtand und Erfahrung als ein Sekundaner und ſagte ruhig: „Lieber Freund, gewöhnen Sie ſich nur erſt Ihr abſcheuliches Geſichterſchneiden ab!“ So gehts auch mit den jungen Schriftſtellern. Das Genie

erzeugt allerlei Grimaſſen. Sie ſind die Folge der jugendlichen Wallung, der Ueberfülle des Herzens, der Ahnungen aller Himmel, die in der Liebe oder in der Poeſie ſtecken ſollen. Schlimm wäre freilich gemachtes Genie, an welchem bei uns allerdings kein Mangel.

Hans Hopfen war ſelbſt in Paris und ſuchte ſeine Eindrücke in Form eines Romans zu verwerthen. Er hätte eine andere Form wählen ſollen. Denn da der Autor mit beſonderer Genugthuung unter den Studenten und Griſetten gelebt zu haben ſcheint und als junger Mediciner wahrſcheinlich nur ſolchen Dingen ſein Studium widmete, die an Paris weniger Athen als Gomorrha ſind, ſo trägt ſein Roman die Spuren dieſer bedenklichen Berührungen. Der Trieb zu verſchönern und nur das Gefällige vorzuführen, fehlt dem Autor vorläufig ganz. Ja die Reproduktion ſeiner Erinnerungen ſucht förmlich das Unſchöne, das Häßliche. Würde Sie die Geſchichte eines Mädchens intereſſiren, das aus dem Elſaß gebürtig iſt, nach Paris als Gouvernante kommt und in einem reichen Hauſe in ſittliche Schwankungen geräth, weil ſie dem Reiz der Pariſer Sitten, der Pariſer Anſchauungen nicht widerſtehen kann? Gewiß würde Sie das. Aber der Verfaſſer ſagt uns ſogleich auf der erſten Seite ſeines Buchs: Da liegt meine Heldin begraben, dort, wo — die Gefallenen liegen! Nun iſt's auch gleich aus. Alle

Spannung hört auf. Würde Sie ferner eine Pariſerin intereſſiren, die in einer Zeitungsexpedition als kleines Kind die neueſten Nummern brechen und falzen muß, ſich als kaum erblühtes Mädchen zu verheirathen gezwungen wird und ſich von ihrem Manne trennt, der ſie mißhandelt? Warum nicht auch das? Aber der Verfaſſer hat uns ſchon auf der zweiten Seite ſeines Buch's geſagt: Dieſe Unglückliche ſitzt mit einem etwas ſchielenden Auge als Büffetmamſell vor allerlei Abſynth- und Curaçaoflaſchen — ! Jedes Intereſſe hört auf. Würde Sie ferner ein deutſcher junger Student vom Adel intereſſiren, der die akademiſche Poeſie Heidelbergs und Göttingens mit durchgemacht hat und in Folge von mancherlei Schickſalen nach Paris verſchlagen wurde? Vollkommen! Aber ſchon auf der dritten Seite ſeines Romans hat uns der Verfaſſer unſern guten Landsmann geſchildert als den Unternehmer einer Reſtauration in Paris, wo er den Gäſten ihre Schoppen einſchenkt und ihnen dieſe ſelbſt überbringt? Auch da iſt das Ende vorweggenommen. Das Leben ſelbſt fängt bekanntlich ſchön an und hört nur häßlich auf. Kurz, der junge Dichter ſpannt die Pferde hinter den Wagen. Er giebt ſeine Zerrbilder gleichſam als Themata, die er erklären will. Man ſitzt in der Poeſie des Häßlichen bis über die Ohren.

Ich habe von jenen Grimaſſen geſprochen, womit im Grunde, um wahr zu ſein, ein jeder Dichter ſeine erſte Bewerbung um die Gunſt der Muſe anſtellt. Ich hätte von Hans Hopfen auch das Bild einer Frucht brauchen können, an der man das Oberfaule (und ich meine hier nicht damit das Demi-Mondiſche allein) wegſchneidet und dann noch einen reifen, ja ſüßen Reſt übrig behält, der ſich angenehm genießen läßt. Möchte dieſe letztere Vergleichung zutreffen! Daß ſich der Autor, den ich Ihnen hiermit nannte, bereits fühlt, daß er einen nicht geringen Werth auf ſich zu legen ſcheint, erkennt man überall in ſeinem Gebahren und es kann ihm die Berechtigung dafür zugeſtanden werden. Und ſogar ſchon in dieſem Buche weht zuweilen über das wüſte Meer abſoluter Intereſſeloſigkeit ein milder Hauch von Poeſie und Gemüth.

Der Dritte der Trias Wilhelm Jenſen ſoll aus dem „Stammverwandten" und „Meerumſchlungenen" gebürtig ſein, ſchreibt aber nicht plattdeutſch und ſchon allein dafür, nicht wahr, gebührt ihm ein Blatt zum Lorberkranz? Oder ſind Sie nicht auch der Meinung, daß es in der Literatur Ihres Ihnen wieder liebgewordenen Vaterlandes viel grundabgeſchmackte Moden giebt? Der franzöſiſche Perrückenmacher Jasmin ſchrieb, wenn Sie's vielleicht nicht wiſſen ſollten, ein provenzaliſches

Patois. Aber er ſchrieb Verſe. Ich kann mir Beranger denken, auch allenfalls Klaus Groth. Aber eine Literatur, wo ſtudirte Leute, Leute, die im gewöhnlichen Leben hochdeutſch reden und hochdeutſch denken, nur um einer Manier willen, ganze Romane, ganze Reiſebeſchreibungen, Lebenserinnerungen, plattdeutſch abfaſſen und darin z. B. Stellen ſchreiben, wo, wie jetzt Fritz Reuter in ſeinem letzten Buche, ein Studirter erzählt: „Datomal, as ik in Roſtock ſtudert heft und min Pandekten hört bi Profeſſor u. ſ. w." — das iſt denn doch eine reine Pickelhärings- und Jahrmarktsanwendung des Triebes, ſich durch die Feder mit dem Herzen und Geiſt ſeiner Nation in anregenden Einklang zu verſetzen. Soviel Hanswurſterei im Schriftſtellern findet ſich auch bei keiner Nation, wie bei uns! Die Amerikaner ſetzen allenfalls das Kopfüber fort. Fritz Reuter und die, die ihn mögen, erinnern mich immer an Hausknechte.

Wilhelm Jenſen zeigt ſich in ſeiner Erzählung: „Unter heißerer Sonne" (Braunſchweig, Weſtermann, 1869) als ein Talent, das ſeinen Gegenſtand mit Umſicht beherrſcht, immer grade auf die Thatſache ſelbſt, die dargeſtellt werden ſoll, zuſchreitet, keine Unterbrechungen durch Leitartikel oder Anbringung liegengebliebener Correſpondenzen, denen man das „Nichtverwendbar" irgend einer politiſchen Redaktion anſieht, duldet. Parabaſen, Anreden

an das Publikum finden wir allerdings auch bei ihm. Aber ſie entſtammen dem Drange des Erzählers, eine Situation in der Schwebe zu erhalten, die Empfindungen des Leſers in einer Betrachtung zu ſammeln, ſie entweder zu beruhigen oder ihn auf ferneres Unerwartetes vorzubereiten. Wilhelm Jenſen ſchöpft dabei aus dem Vollen und iſt beinahe allzureich. In dieſer in Venezuela ſpielenden Erzählung konnte die Sache ohne tropiſchen Farbenglanz nicht abgehen. Es iſt jedoch deſſen zuviel und gleichſam nach den Illuſtrationen der Spamerſchen Weihnachtsbücher angebracht. Bei jedem Schritt ſoll uns Fremdes und von unſern Sitten Abweichendes begegnen! Das erinnert an die ſo engen Treibhäuſer des Herzogs von Naſſau in Bieberich. Man erſtickt vor blüthenſchwangerer Luft und kann ſich vor Farrenkräutern und ellenlangen Blättern und Blüthen kaum den Weg bahnen. Gewiß auch in Venezuela ſteht Gras am Wege und ſieht immer noch ſo wie Gras in Thüringen aus und Korn wie Korn in Schwaben. Der allzuüppigen Blatt- und Blüthenfülle, die auf ein Reiſehandbuch als Inſpirationsquelle führt, entſpricht eine gewiſſe Boccaz-Luft im ſittlichen Inhalt. Die Situationen gerathen zuweilen ins Dekameroniſche. Auch „träumen" die Perſonen zu viel. Der Held verſinkt, wozu die tropiſche Hitze Veranlaſſung gegeben haben mag, ſehr oft in Schlaf zu

man sich bei uns näher, drückt sich die Hand, blinkt mit den Augen und sagt mit erstickter Stimme: Die Zeit wird kommen! Der Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts aber war egoistischer und darum seliger. Er lag darin, die Welt zu vergessen und den Himmel offen zu sehen, Gott in sich zu fühlen oder bei mystischen Naturen sich in Gott. Die Freundschaften hatten einen wunderbaren Schmelz: sie waren melancholischer, nicht wie jetzt cholerischer Natur, sie waren auf keine Zwecke gerichtet, sondern dies war ihr Zweck, sich zu haben und zu kennen, sich zu fühlen wie Brüder vor Gott oder der Natur, und dasselbe zu fühlen und eben so zu sein der Eine wie der Andre. Adolphy spricht nie davon, aber ich seh's an seinem leuchtenden Auge, wenn er von Freundschaft spricht, daß es so unter seinen Sternen muß gewesen sein. Den Freund nennt er nur mit Thränen; denn dieser erschoß sich, aus Liebe zu einem Mädchen, das ihn verschmähte, weil er häßlich war und von Blattern zerfetzt. Will der Häßliche bei den Frauen Glück machen, so muß er freilich häßlich sein, wie Mirabeau war, wild dabei, unternehmend, ein Himmelsstürmer, vor dessen Zorn das Weib zittert, durch dessen Kühnheit gegen Andre sie sich geschmeichelt fühlt, und den sie nicht läßt, wenn sie ihn oder er sie einmal schwach gesehen.

Auch mein Adolphy war unglücklich, als er mit einem weiblichen Wesen anknüpfte. Sein Freund war der Sohn reicher, kalter und vornehmer Eltern, Fabrikanten, die mit der Aristokratie der Geburt und des Ranges wetteiferten. Die Adolphy anbetete, war die Schwester seines Freundes. Er sagte mir, sie hätten sich vier Jahre geliebt und es sich mit den Augen, zuweilen mit der Hand gestanden, aber nie-

ungewöhnlicher Stunde, träumt dann und träumt ſo ausführlich, daß ich anfangs beim Leſen an eine feine pathologiſche Abſicht des Dichters glaubte und vermuthete, die Abenteuer des jungen liebelüſternen Doktors aus Bremen würden zuletzt mit dem Ausbruch des gelben Fiebers endigen. Aber er bleibt heil und geſund und Wilhelm Jenſens Feder gewandt, wie ſie iſt, macht ihn froh und glücklich.

Ich hoffe, unſer blondgelockter Abällino Buchmeyer dankt mir, daß ich ſeinen redlichen Anſchaffungstrieb durch Verweiſung auf eine Anzahl neuer gelber Einbands-Lederrücken mit den ſtupenden Katalognummern 37,899—902 Anerkennung gewidmet und bei ſeinen Abonnentinnen vielleicht noch geſteigerten Erfolg verſchafft habe!*)

*) Die Fortſetzung dieſer vom Herausgeber der Gartenlaube gewünſchten Briefe unterblieb, weil ich ſah, daß die Intereſſen eines auf vielfache Mitarbeiterſchaft angewieſenen Journals ſich nicht mit der Handhabung einer gerechten kritiſchen Wage vereinigen ließen. Schon dieſen ſechſten Brief, der gar nicht erſchienen iſt, zog ich zurück, weil mich der ſonſt wohlwollende Herausgeber ſchon beim Abdruck des 5. Briefes mit einer Note überraſchte, die mir den Schein geben mußte, als wenn ich über Lewin Schücking ſo beſonders ungebührlich geſprochen hätte, während ſich mein Tadel ganz in den Grenzen milden Humors hielt und einen alten vieljährigen Freund nicht verletzen konnte!

II.

# Eine nächtliche Unterkunft.

Zur Asylfrage.

1870.



Staatsbibliothek

In jenen, noch dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts angehörenden Tagen, wo Berlin rundum keine andere große Stadt in der Nachbarschaft hatte, als eine solche, die erst nach einer Poststreise von zwanzig Meilen zu erreichen war, bildete sich jene noch jetzt nicht vollkommen überwundene eigenthümliche Naivetät oder, nennen wir es beim richtigeren Namen — kleinstädtische Unzulänglichkeit aus, die den Charakter des berliner Pfahlbürgerthums in Manchem bezeichnen dürfte. Die Sperre gegen eine Welt, die damals dem Berliner schon hinter Potsdam für gleichsam wie „mit Brettern vernagelt" galt, war eine beinahe hermetische. Daher auch die Langsamkeit, womit sich der Zeitgeist, die freiheitliche Entwicklung Preußens erst allmälig, ja mit Beweisen völliger Unbeholfenheit und Unreife anschickte, dem Fortschritt des übrigen Europa zu folgen.

Noch bis zur Märzrevolution befand sich im königlichen Schlosse, dicht unter der Wohnung des Monarchen, in jenem Portal, das seit dem Jahre 1848 dem Publikum

nicht mehr als Durchgang geöffnet iſt, ein alter Rumpelkaſten, Portechaiſe genannt, an deren mit grünem Kattun verhangenem Fenſter unorthographiſch zu leſen ſtand: „Wer ſich dieſer Portechaiſe bedienen will, melde ſich in der Nagelgaſſe.“ Letztere, jetzt zur „Rathhausſtraße“ avancirt, begrenzt die ſüdöſtliche Front des neuen Rathhauſes — gelegentlich bemerkt eines Baues, deſſen Großartigkeit den Styl, den kräftigen Griffel des neunzehnten Jahrhunderts in ſo überwältigendem Maaße bezeichnet, daß bei allem Reiz, den ein alter Reſt der Vergangenheit, die „Gerichtslaube,“ für die Tafeln der Chronik in Anſpruch nehmen darf, ihn die Gegenwart doch für ihre Ueberlieferungen an die Zukunft wie einen ſinnſtörenden — Druckfehler beſeitigen darf.

Und auf dem Gensdarmenmarkt, an derjenigen Seite des „franzöſiſchen Thurms,“ die dem Wechſelgeſchäft der Herren Breſt und Gelpke grade gegenüber liegt, wuchs nicht nur in den Winkeln, die von den dürftigen Anbauten der beiden ſtolzen „Gensdarmenmarktthürme“ gebildet werden, das helle, friſche, grüne Gras, untermiſcht zuweilen mit „Butterblumen,“ ſondern es war ſogar möglich, daß die damalige ſchutzmannsloſe, nur auf jene „Polizeikommiſſarien“ mit den Dreimaſtern und karmoiſinrothen Kragen und Aufſchlägen am Rock angewieſene Zeit in einem dieſer Winkel — einen alten ausgedienten Leichen-

wagen duldete, der entweder durch irgend ein Mißverſtändniß zur Ueberwinterung dort ſtehen geblieben oder ſonſt aus dem Inventar des Leichenfuhrweſens in der Georgenſtraße ausgeſtrichen war. Die Deichſel für die Roſſe, die uns zum ewigen Frieden fahren, fehlte nicht. Aber die ſchwarze Draperie ſchillerte ſchon in's vollkommen Röthliche. Die Todtengräber Hamlets hätten hier Betrachtungen anſtellen können über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Ludwig Devrient, drüben von Lutter und Wegener kommend und ſich auf die Rolle beſinnend, die der große Mime am Abend zu ſpielen hatte, mag manchen verſtohlenen Blick hinübergeworfen haben auf den alten Charonsnachen, der manchmal fehlte, nach kurzer Pauſe ſich aber immer wieder einſtellte unter den gewölbten Thürmen, um deren Säulen und Säulchen die Spatzen und die Krähen und die Habichte niſteten. Berlin, das gegenwärtig alles brauchen kann, ſelbſt die Denkmäler von den Gräbern, Berlin, das jetzt die Bronzebilder der Todten von den Kirchhöfen ſtiehlt, ließ dieſen alten Leichenwagen unangetaſtet.

Abends, wenn der Sturm brauſte, die Laternen, ohne Gaslicht und manchmal quer über die Straßen hinweggezogen, in ächzenden Tönen hin und her ſchaukelten, die Wagen der Vornehmen und Reichen dumpf über ein noch naturwüchſiges Pflaſter rollten, hier und da ein Leierkaſten

aus einem Keller wie ein ferner Unkenruf ertönte und in den Straßen jener gespenstische Mann umging, der, ein Fäßchen in der Hand tragend, aus einer bis zu seinen Ohren, ja bis zur Nase hinaufreichenden stolzen rothen Cravatte mit einem gewissen würdevollen Anstand, aber geisterhaft hohl, den Ausruf hervorpreßte: „Neunaugen! Neunaugen —!“ da schlich sich fröstelnd, die Hände in abgetragene, viel zu kurze, geflickte Beinkleider gesteckt, einen verschossenen Frack auf dem ausgehungerten Leibe, einen mannigfach brüchigen, beulenreichen Filzhut auf dem Haupte, eine verwitterte, magere, kleine Gestalt über den Markt, auf welchem öde Stille herrschte, nachdem sich eben die Zuschauer des Schauspielhauses, die vielleicht eine neue Posse von Raupach ausgezischt, verlaufen hatten.

Der sich scheu Umblickende hatte keine Wohnung. Sein Name war von den Sternen hergekommen. Dort oben am blitzenden Nachthimmel stand die Constellation, die ihm den Vornamen gegeben. Besonders zur Winterszeit leuchtete sein Stern hellauf in einem Licht, das alle andern Sterne überstrahlte. In den Sternen auch hatte er seine eigentliche Behausung, nicht in der Dorotheen-, nicht in der Friedrichsstadt. Vorsichtig nähert er sich dem Leichenwagen . . . Bist du heute wieder da, alter Freund —? Hat dich Charon heute Nacht nicht nöthig, um vom „Thürmchen“ im „Voigtland“ eine

Leiche auf die Anatomie zu fahren —? Schont der „Leichenkommiſſarius“ ſeine Gäule, wenn er ſie erſt hier einſpannt, um einen Armen im „Naſenquetſcher“ auf Saturns großes Brach- und Nivellirungsfeld, auf den Friedhof, zu fahren —? .... Und huſch —! Die verwitterte Geſtalt, herabgekommen wie der Apotheker von Mantua, der an Romeo Gift verkaufte, weil die Geſchäfte der üblichen Pharmakopöe ſo ſchlecht gingen, hebt die Vorhangsfetzen des Wagens auf und ſchiebt ſich langſam hinein in ein damaliges — Aſyl für Obdachloſe.

Fand ſich wohl ein Stück Holz, eine Planke darin vor — den Trägern mit den langen Flören am Dreimaſter benöthigt, um den Sarg in die Grube zu ſenken — ſo rückt ſie der lebende Todte ſo, daß ſein Haupt mit den langen weißen Haaren eine Stütze findet beim Sichausſtrecken. Vielleicht achtet er auch die neue Beule nicht viel an ſeinem wettererprobten Cylinder, wenn er damit dem harten Holz einige Weiche giebt und die hohle, gefurchte Wange aufſtützt. Ruhen wird er; er wird ſchlafen. An dieſem ſchwarzen Wagen huſcht die von einem Ball bei „Dalichows“ in der Dorotheenſtraße kommende Schöne aus dem Volke, der Spieler, der im Hinterzimmer eines „Italieners“ — wir meinen nicht gerade des damaligen Auſtern-Sala-Tarone — einen glücklichen Wurf gethan, der in der Nacht gerufene Arzt,

der um Mitternacht ſein Coupé nicht anſpannen laſſen kann, ſchnell und ſcheu vorüber. Selbſt der Nachtwächter hält ſich in der Ferne, dort, wo ein Ruf: „Wächter —!“ ihm ein Trinkgeld für's Einlaſſen in ein verſchloſſenes Haus, deſſen Schlüſſel an ſeinem klirrenden Eiſenbunde hängt, ſicherer einbringt, als wenn er hier Poſto faßte in der düſter-unheimlichen Ecke an einer Kirche, wo vielleicht damals — der junge Fournier als feuriger Candidat in franzöſiſcher Sprache predigte und ſich nicht träumen ließ, wie übel ſpäter einem Conſiſtorialrath der Wetteifer mit dem leidenſchaftlichen Pathos eines Schauſpielers bekommen konnte.

Der Obdachloſe war ein Dichter ohne Verleger. Er lebte in einer Zeit, wo die Journale Berlins unter Cenſur ſtanden. Ein Abſatz von 500 Exemplaren war ſchon die allerglücklichſte Chance für — „Belletriſtik.“ Ein Honorar von einem Thaler zahlte man für ein Gedicht, von funfzehn Silbergroſchen für eine Reihe von Lüdenbüßern, damals „Aphorismen,“ „Streckverſe,“ „Sternſchnuppen“ oder ähnlich genannt. Ach ja, die Sterne, die hatten es dem halben Polen angethan! Er hatte ſich die Sprache Schiller's und Göthe's angeeignet, ſang Dithyramben, Oden, Bardenlieder — alles in einem Styl, der an Pindar erinnerte — ſeiner Unverſtändlichkeit wegen. Aber ſchon in jener Zeit war die Lektüre frivol. Lieber

wollte man Glauren leſen, als Klopſtock. Die Gebildeteren hatten gerade Van der Velde. Sogar die Aeſthetiker ſprachen zwar von Goethe, nippten aber, wie in dem Hinterzimmer des „Italieners“ Roſoglio, ſo an den „Teufelselixiren“ von Hoffmann. Was war da der verkommene Träumer, der noch bei Oſſian ſtand und bei Jean Paul! Der einen Gedanken, der ihm aufgeblitzt bei ſeinem jeweiligen Erwachen in ſeinem dunkeln Leichenwagen (— und wo denken wir wahrer, fühlen wir tiefer als in der Nähe der Todten! —) nur dadurch ſchlagend, zündend, lapidar zu machen glaubte, daß er ihn immer enger und enger, immer epigrammatiſcher und epigrammatiſcher, zuletzt in zwei Zeilen drängte, wie bei Rochefaucould und Montaigne, jedes Wort eine ganze Welt — aber — die Zeile laut Quartalsberechnung des Journals drei bis vier Pfennige!

Dieſer Obdachloſe hieß Orion Julius. Seine Werke ſtehen nicht in den Katalogen der Leihbibliotheken. Wer ſich aber die Mühe geben will, in alten Jahrgängen des „Freimüthigen“, des „Geſellſchafters“ zu blättern, der wird dort — dem nächtlichen Bewohner des Leichenwagens am Gendsarmenmarkt zuweilen begegnen.

mals sei eine weitere Annäherung zwischen ihnen vorgefallen. Ihr Verhältniß hielt sich in den Schranken einer conventionellen Begegnung. Adolphy war — ein niederer Handwerker. Eines Tages reichte sie ihm schluchzend die Hand, er wandte sich ab, er verstand sie, einige Wochen darauf war sie verheirathet. Ein Jahr später starb sie im Kindbett.

Den Schmerz dieser Geschichte kann man fühlen, wenn man nur ein Herz hat; aber die ganz eigenthümliche heilige Weihe, die auf ihr liegt, versteht man nur, wenn man dabei Adolphys lächelnde Resignation auf einem hinreißend einnehmenden Antlitze sieht, wie er fast beschämt, fast jungfräulich sein Auge niederschlägt und eine Thräne nicht zu bemerken scheint, die ihm zwischen seinen schwarzen Augenwimpern hängen bleibt! Adolphy ist jetzt seit dreißig Jahren verheirathet. Es war Pflicht der Dankbarkeit, die ihn bestimmte, einem Frauenzimmer die Hand zu geben, das ihn anbetete (er war schön), und das ihn doch verschmähte. Ein eignes Verhältniß! Sophiens Eltern waren einfach genug, aber sie zogen eine ansehnliche Pension, die sie durch irgend einen Zufall mit der von Adolphy nur mühsam ernährten Passamentirfamilie theilten. Dies edle Verhältniß währte lange Zeit hindurch. Adolphy bekam freie Hand. Er warf sich auf die Kaufmannschaft und trat, durch seine Kenntnisse und seine imponirende Gestalt empfohlen, sogleich in eine große Handlung ein. Für seine Eltern war gesorgt. Sophie wurde darüber dreißig Jahr: es verstand sich von selbst, daß Adolphy die stillschweigende Verpflichtung hatte, sie zu heirathen. Sie sträubte sich, weil sie einen starken, fast männlichen Charakter hatte. Er, weil er sie nicht lieben konnte. Endlich verban-

III.

# Vor Freude sterben.

Ein Literaturbild.

1874.

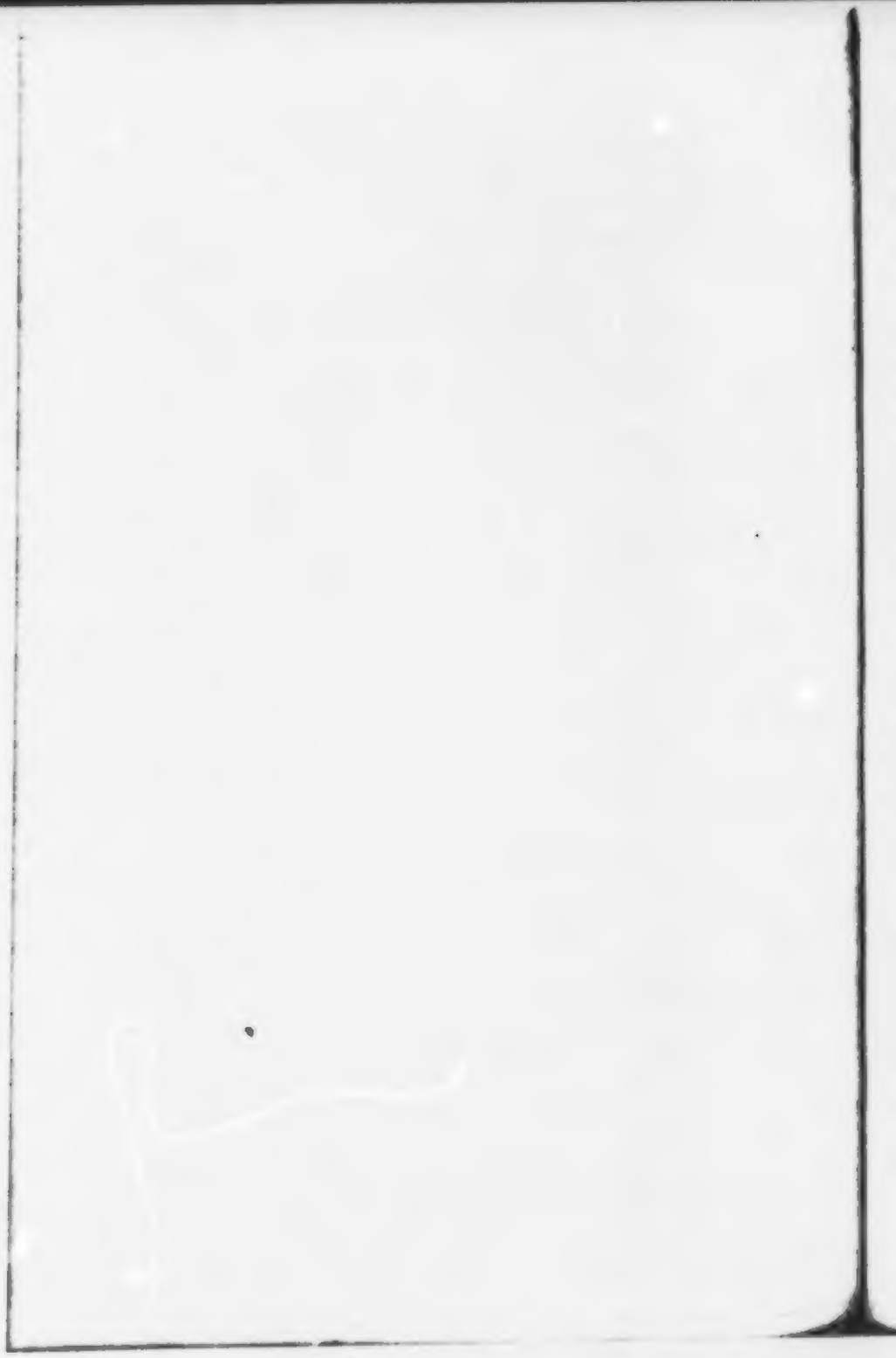

Die Franzosen haben einen wunderlichen Schriftsteller, Emil de Girardin. Zufällig ist derselbe ein natürlicher Sohn eines Generals der Restaurationszeit, reich und vermag demnach seinen Wunderlichkeiten ohne Schaden für seine Person nachzuleben. Keiner Partei angehörend, nicht Republikaner, nicht Monarchist, giebt er seine Rathschläge allen. Bei jeder Krisis, ob unter den Orleans oder Louis Napoleon, bot Emil de Girardin Memoranda an. Schwerlich lasen sie die von seinem steten Besserwissen Heimgesuchten. Der Staatsmann auf eigene Hand muß einen Ballast solcher sybillinischen Bücher auf Lager haben. Als ich vor mehr als dreißig Jahren in Paris bei einem Diner neben ihm mein Couvert hatte, erstaunte ich über die Anspruchlosigkeit seiner äußern Erscheinung. Er hatte zarte behende Formen. Fast glich er unserm Georg Herwegh, den man in seiner Jugend seiner schönen Augen und gelben Hautfarbe wegen einen Armenier nannte. Girardin's Mutter war eine Creolin. „Lassen Sie mich Ihre rechte Hand sehen!" bat ich meinen Nachbar,

ohne daß ihm meine Bitte unangenehm zu ſein ſchien. Er verſtand ſie ſogleich. Ich wollte die Hand ſehen, die im Duell den charactervollen Redacteur des „National", Armand Carrel, erſchoſſen hatte. Die Veranlaſſung des Streites war damals eine große Frage. Girardin hatte die „Preſſe" begründet, ein Journal, das er dem Publikum um die Hälfte billiger anbot, als bisher die pariſer Journale gekoſtet hatten. Die übrigen Journale fanden eine ſolche Buhlerei mit dem Publikum ordinär und werth genug, daß man an die Bekämpfung derſelben ſein Leben ſetzte.

Mit dieſem ſehr reizbaren, jedenfalls unberechenbaren Manne, einem unruhigen Charakter, der noch jetzt ewig plant und projectirt, verſuchte Delphine Gay, ein ſchon in ihrer Jugend als die Tochter der Schriftſtellerin Sophie Gay bewundertes Mädchen, zu leben. Sie galt für eine Dichterin höhern Schwunges und war jedenfalls ätheriſcher und „zartbeſaiteter" als ihre Mutter. Gefeiert und bevorzugt von den Orleans, konnte ſie Lamartine's Glaubensbekenntniß nicht theilen wollen, aber ſie gehörte zu ſeiner Schule. Man weiß, daß ſich Lamartine an die Engländer lehnte, die ſogenannte „Seeſchule"; das Siegel derſelben könnte etwa eine Trauerweide ſein, hinter welcher ſich der Mond verbirgt; unten fließt — viel Waſſer. Später ging Frau von Girardin ſelbſtſtändig

an die Fragen der Zeit. Sie hatte ihren Salon für ſich, ohne ihren Mann, ſchrieb politiſche Comödien und ſagte den Zeitgenoſſen Wahrheiten im Style Molière's. Keiner ihrer dramatiſchen Verſuche machte außer der auch in Deutſchland wohlberufenen „Lady Tartüffe" mehr Glück, als eine einaktige Piece: „La joie fait peur", deutſch etwa: „Freude iſt bedenklich." Einer Mutter, die einen Sohn verloren zu haben glaubt und ihn tiefkummervoll betrauert, wird die Thatſache, daß er noch lebe, unter den allervorſichtigſten Cautelen beigebracht.

Man muß ſagen, die Franzoſen haben eine eigene Dreſſur für die menſchliche Empfindung. Nach einer gewiſſen Seite hin, nach dem Gebiet des Schicklichen und Conventionellen im Gefühlsausdruck, möchte man ſogar dem Reichstagsabgeordneten für Tauberbiſchofsheim, Dr. Schulz, Recht geben, der die Franzoſen für „die gebildetſte Nation der Welt" erklärte. Die Landbewohner können allerdings nicht leſen und ſchreiben und ſie ſtecken tief im gräulichſten Aberglauben, aber ſie zeigen in Folge der katholiſchen Ceremonial- und Devotionsgeſetze eine weniger ſtumpfe Haltung dem Schicklichen gegenüber als die proteſtantiſche Welt, die Genfer Schule ausgenommen. Im Grobſein ſeine Kraft zu fühlen, wie die Oberbayern oder Mecklenburger, das iſt dem Landbewohner in Frankreich durchaus nicht eigen. In der Empfänglichkeit für gewiſſe

feinere Nuancirungen der Herzensvorgänge kommen die Wiener den Franzoſen näher. Berlin iſt in dieſem Punkte am ſtumpfſten geartet. Zwar cultivirt die dortige Halbbildung auch das Märchen und findet Eliſe Polko „reizend“, aber in den Hauptfragen wird doch alles verurtheilt, was nicht verſtandesmäßig motivirt iſt und im Gefühl ſozuſagen auf der flachen Hand liegt. Geht doch auch der privilegirte Witz der ſatyriſchen Blätter auf eine permanente Verſpottung äſthetiſcher Wagniſſe aus. Vollends beſitzt die deutſche Bühne zu wenig einſchmeichelnd intereſſante Perſönlichkeiten, um pſychologiſch ſchwierige Vorausſetzungen der Dichter dem Gefühl eingängiger, dem Verſtande überzeugender zu machen. So ſah ich zur ſelben Zeit, als ich neben dem Gatten der Verfaſſerin von: „La joie fait peur“ ſaß, ein einaktiges Stück von Scribe: „La jalousie d'un père“. Ein Wittwer, Gelehrter, deſſen ganze Welt nur noch ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Tochter waren, erfährt, daß dieſe geliebt wird und wiederliebt und in die Lage kommen will, ihn zu verlaſſen. Den Egoismus von Vätern, die aus Sorge um die Garantie ihrer Bequemlichkeit Töchtern das Heirathen verleiden, ja eingeleitete Partien heimlich ſelbſt zerſtören, habe ich ſelbſt erlebt. Hier von Scribe wurde der Conflict des väterlichen Herzens tiefer gefaßt. Der Vater, den der Darſteller auf dem Theater „Gymnaſe“

mit einer Wahrheit ſpielte, die man bewundern mußte, war nicht etwa in Wahrheit verliebt, aber er ſchien es zu ſein. Den Beſitz des lieben Kindes dem Eindringling in ſein Glück zu gönnen? Unmöglich! Dieſe zarte Wange ſollte ein Anderer berühren? Dieſe weiche Hand den Vater nicht mehr allein ſtreicheln? Nimmermehr! Inzwiſchen war die Art, wie ſich zuletzt doch der Vater bezwang und in Heiterkeit überging und ſogar einige Schwierigkeiten der Verbindung beſeitigte, ſo fein vom Autor ausgearbeitet, vom Darſteller (ich glaube Numa) ſo trefflich wiedergegeben, daß man die Löſung eines unleugbar möglichen pſychologiſchen Faktums anerkennen mußte. Wie anders dagegen kam das alles bei uns in Deutſchland heraus! Ich ließ die Pièce überſetzen, überarbeitete ſie, ließ ſie verſenden und erinnere mich, daß ſowohl das Burgtheater wie das berliner Schauſpielhaus mit dem Dinge nichts zu machen wußten. Die ausgeſpielte, auf Tritt und Schritt effecthaſchende Routine eines Moritz Rott vermochte dem Vater kein erwärmendes Intereſſe zu verleihen und auch Ludwig Löwe war ſeiner ſelbſt nicht Herr, wenn er ſich im Frack bewegen mußte. Und ſagen wir's aufrichtig — keine deutſche Schauſpielerin vermag das Wort: „Vater!“ ſo ſittig, ſo zärtlich zu ſprechen, wie eine Franzöſin, ihre langbewimperten Augen niederſchlagend, ihr: Mon père!

von den Lippen hauchen läßt. Es gehört das eben zur obenangedeuteten Völkerpsychologie. Wir erziehen bei uns zum Natürlichen, nicht zu dem, was man den Curialstyl des Herzens, das Schickliche, die Conduite der Seele nennen könnte. Schon das bei jeder Antwort nothwendige „Monsieur" oder „Madame" ist in Frankreich erziehend. Auch die „Furcht vor der Freude", wie bei uns die Uebersetzer obiges Tramolet der Frau von Girardin genannt haben, fand nur mäßige Sympathie. Doch will ich eine Geschichte erzählen, wo in der That übergroße Freude einem meiner Bekannten den Tod brachte.

Zwanzig Jahre mögen verflossen sein, daß ich in Dresden durch eine Anzeige im Lokalblatt einen Abschreiber suchte. Sachsen ist das Land der Schreiber, der Copisten. Nirgend sind mir so viele Lebensläufe vorgekommen, die sich lediglich auf eine gute Handschrift und die Hoffnung gründen, einmal irgendwo in eine Canzlei einrücken zu können. Von hundert Offerten, die ich erhielt, gab ich einer etwas steifen Handschrift den Vorzug, weil diese deutlich, correct war und weil der Besitzer derselben in einem eigenthümlichen Ton der Ironie von eignen schriftstellerischen Versuchen sprach. Ich ließ ihn zu mir kommen und suchte mich über seine Zuverlässigkeit zu orientiren. „Wie heißen Sie?" — „Franz Binnewerck!" „Wo sind Sie her?" — „Ich weiß es nicht!" —

„Wer waren Ihre Eltern?“ — „Die habe ich nicht gekannt.“ — „Aber Sie müſſen doch wiſſen, wer dieſe geweſen —?“ — „Eine Mutter habe ich gewiß gehabt; möglich aber ſchon, daß auch dieſe in Verlegenheit gekommen wäre, meinen Vater zu nennen. Ich bin ein Findelkind, ganz im Waiſenhauſe aufgewachſen und erzogen, habe mich dann als Lehrer verſuchen wollen, wozu meine Perſönlichkeit ſich nicht eignete, und wurde hierauf Schreiber bei Advokaten in der Provinz, bis ich nach Dresden wanderte. Ab und zu verdiene ich eine Kleinigkeit für ein Gedicht, das bei mir beſtellt wird. Viel brauche ich nicht. Wenn ich nur Cigarren habe. Cigarrenrauchen ſtillt meinen Hunger und erſetzt mir das Holz zum Einheizen.“

Der originelle Mann gab dieſe Erklärung mit leiſer heitrer Stimme, einfach, natürlich, immer lächelnd. Franz Binnewerck zählte etwa dreißig Jahre, hatte ein freundliches, von wenig Bart beſchattetes Antlitz, auf welchem eine eigenthümlich geformte ſpitze Naſe, eine Art vorgeſtreckter Hamſternaſe, auffallen konnte, wie ich dieſelbe öfters bei Satyrikern, witzelnden Grüblern und Gedankenwühlern angetroffen habe. Dazu kam ein breitſchultriger Wuchs und ein immer beſcheidenes Benehmen. Die Arbeit, die ich ihm geben konnte, riß ihn aus ſeinen nächſten Verlegenheiten. Er lieferte ſie correct und was den Werth jedes Copiſten verdoppelt, pünktlich ab.

den sie sich, ohne Rücksprache, ohne vor dem Altar sich anzusehen, stumm und kalt. Es war eine kleine Tragödie!

Adolphy hat nur mit seinem Herzen zu thun gehabt. Er hat die Dinge der Welt übersehen. Er hörte von Napoleon und wurde sein Vertheidiger, weil er ihn ohne Politik nur aus dem poetischen Gesichtspunkte betrachtete. Für die Reaktionen der Bourbonen, der Metternichs und der Castlereaghs hatte er keinen Sinn. Auch ist er gegen ein Uebermaß von Freiheit, ohne daß er dies jemals ausspricht. Er scheint sagen zu wollen, daß ihm eine große politische Freiheit nur denkbar scheine, wenn ihr eine Selbstemanzipation der Individuen vorangegangen wäre. Er würde sich recht gern zu einer Republik bereit finden, nur müßte sie aus lauter solchen Philosophen bestehen, wie er einer ist. Cuviers Geschichte der Erdrevolutionen machte mehr Eindruck auf ihn, als die Julirevolution. Es war kurz nach dieser, als ich den Greis kennen lernte.

Adolphy ist den ganzen Tag beschäftigt; doch benutzt er jede Pause, die er erübrigen kann, um irgend eine werthvolle neuere Erscheinung, zu denen er meine Schriften nicht rechnet, zu studiren. Bietet sich seiner Lektüre nichts Neues dar, so kehrt er auf das Alte zurück. Heine und alle Neuern mißfallen ihm: er vermißt in ihnen zwar nicht die Natur, aber die Seelenruhe, welche die Natur gewährt. „Sie zerpflücken," sagte er über die modernen Dichter zu mir, „sie zerpflücken Alles, was ihnen unter die Hände kommt. Auch die Natur, die einfache, stille Natur raffiniren sie; sie kommen auf sie nur aus Genußsucht zurück, verbrauchen einen Sturm, eine Landschaft, eine Aussicht und stürzen sich dann wieder andern Dingen in die Arme. Ein Dichter darf von der Natur

Selten iſt mir eine größere Bedürfnißloſigkeit vorgekommen, als bei dieſem mit der Zeit ſich mir als immer ehrenwerther und tüchtiger herausſtellenden Original. Mit dem doppelten Gewinn durch den einzigen Luxus, den er ſich geſtattete, hatte es ganz ſeine Richtigkeit. Er lebte in der That Tage lang nur von Brot und Waſſer, wenn ihm nur eine Suppe, die er da oder dort in einer Arbeitergarküche nahm, wieder die Kraft erhielt, die er zum Arbeiten brauchte. In ſeiner Dachſtube in der Amalienſtraße beſuchte ich ihn. Es befand ſich kein Ofen darin und der Winter war ausnehmend kalt. „Ich ſpüre keine Kälte, wenn ich nur Cigarrenrauch im Zimmer habe."

Als ihm die Beſſerung ſeiner Einnahmen eine veränderte Wohnung, kräftigere Nahrung, wärmere Kleidung geſtattete, trat auch die geiſtige Begabung immer mehr an's Licht. Ich erfuhr, daß mein Schützling ſchon ein fünfaktiges Luſtſpiel der Hoftheaterdirection angeboten hatte, daß er Novellen zu ſchreiben verſuchte, vorzugsweiſe ſatyriſche Aufſätze, für welche letztere ihm die Lächerlichkeiten des gemeinen Lebens, alte kokette Wittwen, geizige Junggeſellen, die Vergnügungspartheien auf gemeinſchaftliche Koſten u. dgl. den Stoff boten. Allen dieſen Sachen, deren Fortſetzungen ich im Manuſcript zu leſen anfing, fehlte allerdings die Abrundung, die Spitze, ein befriedigender Schluß. Schade, mußte ich immer ſagen, um

die hübſchen Einfälle im Einzelnen! Das Ganze war in der Regel zu verworren, hatte zu wenig Plan und Ziel und vor allem — das mußte ihm denn auch am meiſten zu Gemüth geführt werden — „ſind Sie zu wenig mit Kenntniſſen ausgerüſtet! Sie müſſen noch viel leſen und lernen!“ So ging ab und zu ein Buch aus meiner Bibliothek in ſeine Räucherkammer. Ich ſage: ab und zu. Denn jedes Buch war für ihn ein Stück Leben, eine Begebenheit.

In den erſten Jahrgängen der von mir herausgegebenen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ wird man dem Namen Franz Binnewerk häufig begegnen, zuerſt einigen kleinen Paramythien, die ich „Soziale Märchen“ überſchrieb, wie ich denn überhaupt geſtehen muß, daß Binnewerk's Name nur unter Arbeiten ſteht, die entweder im Plan oder zur Hälfte in der Ausführung ganz und gar nur von mir herrühren. Große Honorare konnte die Oekonomie des genannten Blattes trotz der Firma Brockhaus nicht zahlen, und doch mußte das Material, das gedruckt wurde, wenigſtens mich ſelbſt befriedigen. So blieb denn nichts übrig, als da, wo ſich die Autoren dergleichen gefallen ließen, ſelbſt Hand anzulegen und die Sachen in meinem Sinne druckbar zu machen. Ich könnte eine Serie von zwanzig Bänden herausgeben, wenn ich die Romane, Novellen, gemiſchten Aufſätze

ſammeln wollte, die auf dieſem Wege und nicht blos in jener Zeitſchrift, mindeſtens zur Hälfte mein Eigenthum geweſen. Ich habe ein Theil meines Lebens nutz- und anerkennungslos ſo dahingeopfert! Das Derbſatyriſche in den Binnewerck'ſchen Volksſchilderungen (z. B. Unterhaltungen am häuslichen Heerd, Neue Folge, Band I und II) iſt von ihm. Eine durchweg ihm eigne rhetoriſche Figur war die von Heine entlehnte Zuſammenſtellung incongruenter Dinge, wie: „Wieder einmal war der Frühling gekommen mit ſeinen Nachtigallen, ſeinen Veilchen und ſeinen noch im Mai erfrornen Naſen.“ Zu Zeiten wiederholte ſich dieſe Figur zu häufig Ein „Narrenalbum“, das mich plötzlich als Binnewerck'ſches, ohne mich componirtes Buch überraſchte und ihm von Kollmann in Leipzig ein Honorar von 20 Thalern, ſage zwanzig Thalern einbrachte, war über die erſten fünf Seiten hinaus nicht zu leſen.

Eines Tages überraſchte mich der bei alledem beſcheiden, immer heiter, immer zukunftsfroh Gebliebene und nie aus der Sphäre ſeiner Selbſterkenntniß Heraustretende mit der Anzeige: „Ich habe mich verheirathet. Sie erſchrecken gewiß! Ja! Mit einem braven Mädchen, das ich ſchon lange kenne. Aber mit einer Rätherin, die eher mir gegeben hat, als daß ich ihr zu geben brauchte. Auch jetzt wird in unſerer Ehe, deren Abſchluß

wir mit einem Glase Bier auf dem Waldschlößchen gefeiert haben. Jedes seinen eignen Spartopf haben. Sie hat vollauf zu thun und kann sich selbst ernähren. Kinder werden nicht kommen. Für die Gebühren beim Pastor — wir gingen zu Fuß in die Kirche — hat das „Narrenalbum" gesorgt."

Die Laune dieses gutgearteten Tyll Eulenspiegel, dessen drollige Einfälle in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" aufzufallen begannen (seine Schilderung des Gewinnes vom Achtel am großen Loose, einer Volksspeiseanstalt, eines Besuches beim Herrn Vetter u. s. w.) blieb sich immer gleich. Sein Wissen erweiterte sich. Schon ließ sich manche Seite von ihm in Druck geben, ohne daß es nöthig war, viel daran zu ändern. Seine Sehnsucht wurde immer und immer wieder die Bühne. Seine Beobachtung der untern Volksklassen hatte etwas Helbergisches und so ermunterte ich ihn zu Lustspielen, gab ihm alte Pläne, die ich selbst hatte ausarbeiten wollen, ja machte mich zur nominellen Mitarbeiterschaft anheischig, wenn wir beide, wie die Franzosen, etwas Vernünftiges zu Stande brächten. Das that sich aber nicht. Die Unkenntniß der Bedingungen einer feineren Geselligkeit machte sich in seinen Ausführungen zu sehr geltend. Jeder Character, der über den mittleren Bürgerstand hinausging, wurde Karrikatur. Ich versuchte auf den

Unterlagen, die ihm von mir gegeben wurden, nach seinen Ausführungen weiter zu arbeiten. Unmöglich. Endete hierauf eine solche oft achtwöchentliche Arbeit wieder mit einer der Illusionen, an denen das Leben des Armen so reich war, so stellte sich Entmuthigung und der Druck der Sorge ein. Die Ehe war keineswegs so leicht zu überwinden, wie sich der Humorist gedacht hatte. Zwar bekam die Frau keine Kinder, aber der Hausstand zog sie von ihrem gewohnten Erwerbe ab und „schlechte Zeiten" thaten das Uebrige.

Damals wurde die Schillerstiftung begründet. Bekanntlich ist der sinnige Dichter Julius Hammer der Erste, der sie angeregt hat. Ein Kreis von bekannten Namen wurde zu Hülfe gerufen. Die meiste Sorge und die eigentliche Aufgabe des Baues fiel lediglich auf mich. Meine Thätigkeit rief etwa zwanzig Filialen in's Leben. Aber der Erwerb derselben würde 50,000 Thaler kaum erreicht haben, wenn nicht Major Serre auf Maxen, eine der originellsten Naturen, die nur den Psychologen oder den Satyriker beschäftigen können, die „Nationallotterie" (die „gewonnenen Regenschirme" werden noch Manchem in Erinnerung geblieben sein) begründet und mit Aufopferung seiner Gesundheit, ja seines Lebens durchgeführt hätte. Den Ertrag derselben, mehr als das Drittel einer Million Thaler, würde jedoch der unruhige, schwer zu behandelnde

und plötzlich mit dem Schillercomité in Bruch gekommene Mann dem Großherzog von Weimar und dem Abbé Liszt für eine ganz andere Stiftung, die Goethestiftung, (deren Zweck die Ausschmückung Weimars mit Kunstdenkmälern und die Kostenbestreitung für Richard Wagnersche Musikfeste ist) überlassen haben, wenn ich nicht mit einem meiner Freunde, Advokat Edmund Judeich, den der Schillerstiftung heimlich untreu gewordenen Major Rachts noch um 11 Uhr im Bett sozusagen überfallen und ihn nicht eher verlassen hätte, bis er diese Eingebung seiner plötzlichen Rancüne, zugleich einen Akt der Teferenz gegen Weimar, die schon entworfene Zusage, die Lotterie sollte nur zu Gunsten der Tiedge- und Goethe-Stiftung stattfinden, zerrissen und nach Weimar hin, von wo die „Protection" für die Lotterie von ihm erbeten worden war, die Erklärung unterschrieben hätte, die wir ihm diktirten. So blieb Alles beim Alten. Mißmuth über die erste Generalversammlung der Schillerstiftung, Streit mit dem Vorsitzenden des Dresdner Comités, dem Medicinalrath Carus, hatten dem Heißsporn den Gedanken eingegeben, sich dem Weimarschen Verlangen zu fügen und die Schillerstiftung im Stich zu lassen. Vor dem Publikum glaubte der trotzige Mann sich bald rechtfertigen zu können!

Noch war die Zeit, wo aus dem Vermögen der Stiftung Unterstützungen gewährt werden konnten, nicht

angebrochen. Doch kam sie nach Abwickelung des Lotteriegeschäfts. Die Verwilligungen fanden aus verschiedenen Kassen statt. Die große Centralkasse berücksichtigte nur Autoren von hervorragenden Verdiensten, die Filialkassen durften auf Lokalbedürfnisse Rücksicht nehmen und geringere Maßstäbe anlegen. Von dem Tage an, wo die Filiale berechtigt waren, ihre Zinsen nicht mehr zum Kapital zu schlagen, hatten die Dresdner von dem damals nur noch kleinen Ertrage ihrer besondern Lokalstiftung sich keine schönere Anwendung gedacht, als die ersten flüssigen 50 Thaler für Otto Ludwig zu bestimmen. Es war der 24. December, der Sturm fegte den Schnee durch die Gassen, aber obschon zwei Familienväter, Judeich und der Erzähler selbst zum Weihnachtstisch erwartet wurden, trugen sie doch dem kranken Autor die Summe für seinen Weihnachtstisch in die entlegene Pirnaische Vorstadt hinaus. Die größte Undankbarkeit lohnte dafür! Größere Summen standen für Ludwig aus der Centralkasse zu erwarten, wo freihlich Binnewerck nicht genannt werden konnte. Doch die Lokalfürsorge, die den guten Willen für die That nehmen ließ, bestimmte im Comité einhellig 30 Thaler für Franz Binnewerck.

Als ich ihm diesen Beschluß anzeigte, erblaßte und zitterte er. Der Ausdruck des Erstaunens und der Freude erstarb auf seinen Lippen. Ich nannte ihm die Adresse

und die Stunde, wo ihm die gewährte Summe zur Verfügung ſtand. Dreißig Thaler! Eine heutige Hôtelrechnung für drei bis vier Tage! Ein Almoſen, hingezeichnet auf einen circulirenden Bogen für Denkmalzwecke! Die halbe Summe, die ein neues Kleid für Eure Frau auf die Winterſaiſon koſtet! Winnewerck ſah die 30 einzelnen Thaler ſauber aufgezählt, ſchimmernd vor ſich liegen, morgen ſollte ihm der Anblick, der Beſitz, das Einſtreichen gewährt werden, ein Strahl wie ein Blitz leuchtete durch ſein Auge, er mußte eilen, ſich zu ſammeln, und die wunderbare Mär da verkündigen, wo er der Mitfreude gewiß war. Kaum vermochte er ſich aufrecht zu erhalten.

Wie durchſchauerte mich die Nachricht, die ich gegen Abend durch ein an an mich abgeſandtes Kind empfing, ich möchte doch eilends kommen, Herr Winnewerck läge im Sterben! Ich nehme meinen Hut, eile an's Plauen'ſche Thor, ſtürze an der Ecke der Ammon- und Polierſtraße vier Treppen bis ans Dach und finde die Frau, die mir weinend entgegentritt mit den Worten: „Er kam und lachte und jubelte und ſank um. Die Freude hatte ihn übermannt!“ In die vom Dachoberlicht noch leidlich erhellte Schlafkammer tretend, finde ich den ſchon Halbentſeelten auf dem Bett ausgeſtreckt. Der Armenarzt war dageweſen, hatte noch einen Aderlaß empfohlen und

ſich achſelzuckend entfernt. „Binnewerck! Kennen Sie mich nicht? Verſtehen Sie mich?“ rief ich. Ein dumpfes Röcheln ſchien eine Antwort zu ſein. Ich legte den heruntergeſunkenen Arm wieder auf ſein Deckbett. Die Frau wollte von ſeiner Freude, ſeiner athemloſen Haſt, ihr die Schillerſtiftungsnachricht zu bringen, erzählen — aber der Chirurg unterbrach ſie. Er kam zur Aderöffnung. Dieſe gab kein Blut mehr. Der Arme hatte vollendet.

Die dreißig Thaler dienten, einem Proletarier der Literatur ein anſtändiges Begräbniß zu ſichern.

# IV.

# Eine Einrichtung.

(1876.)

nichts entlehnen. Er muß ſie entweder fliehen oder ganz in ihr wohnen."

Adolphys Theologie iſt ſehr einfach und weit natürlicher, als das Chriſtenthum. Wenn etwas Revolutionäres in ihm ſteckt, ſo iſt es ſein religiöſer Freiſinn. Er iſt ſtolz auf ſeine Tugenden; dies führte ihn von dem kirchlichen Gott ab. Man wird ihn nie in einen Tempel gehen ſehen, er hat nur einmal in ſeinem Leben das Abendmahl genommen. Die Freigeiſterei des vorigen Jahrhunderts ſteckt in ihm und könnte ſein Bild entſtellen, wenn er nicht ſo ſchöne, edle Sitten beſäße. Adolphy ſtrebte darnach, ſich von allen Leidenſchaften zu befreien. Er trinkt nur Waſſer, er trägt nur einen Ueberrock, nie einen Frack; ſein Gemüth beherrſcht dieſelbe Einfachheit. Er könnte den Tod ſeiner Kinder hören nnd würde nur ſtill ſagen: So? Nicht ein Blutstropfen der neuen Zeit wohnt in Adolphy, und doch iſt er ſo achtungswerth. Wer würde nicht das ſtille Glück dieſes Mannes theilen mögen, der nur den Sonntag ſein nennt, dann ſchon früh hinauswandert in die wilden Verſchlingungen des Praters, einen Band von Jean Paul in der Taſche! Wenn er Menſchen kommen hört, flieht er; denn der Sonntag iſt ſein, am Sonntag iſt er ſelbſt ſein Eigenthum. Dann kann ihn nichts erfreuen, als höchſtens ein Waldhorn, das weither durch die Gebüſche ſchallt. Adolphy iſt hinter ſeiner Zeit zurückgeblieben. Dem neunzehnten Jahrhundert iſt er durch nichts verwandt.

Nun aber ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts! Da! Es liegt vor mir in der Wiege. Dieſe Wiege ſteht nicht mehr auf runden Füßen, die getreten werden, das iſt ſchon von Rouſſeau geerbt; aber das Kind iſt in Federn gehüllt, nicht

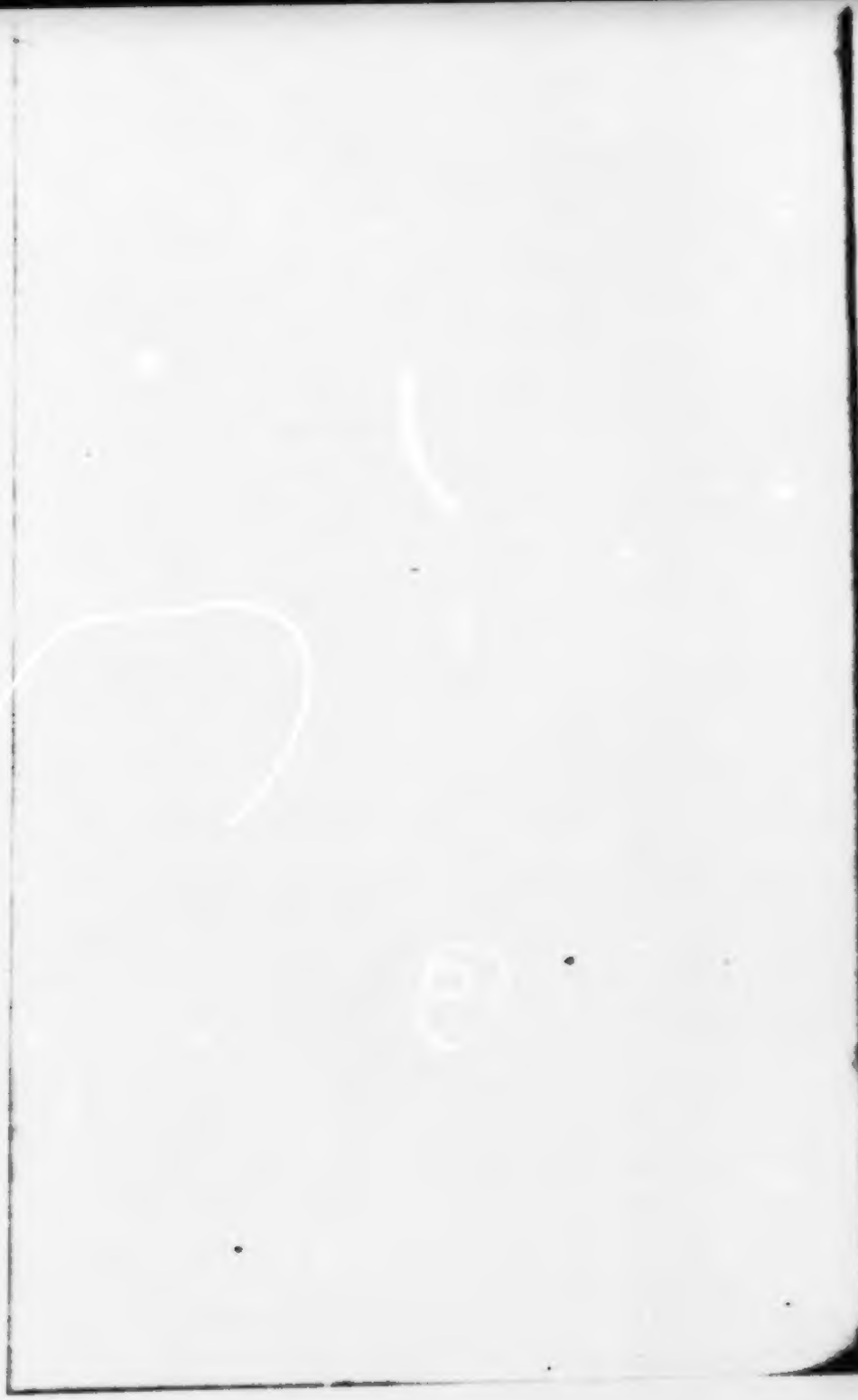

Ich weiß es, die nachfolgenden Zeilen werfen dem geharnischten Ritter in „fragwürdiger Gestalt", dem Zeitgeiste, einen Fehdehandschuh hin! Aber schon in manches mir zur Einzeichnung dargebotene Album habe ich die Worte geschrieben: „Wer sich als wahrer Freund der Freiheit weiß, der hat auch das Recht, ohne Furcht mißdeutet zu werden, einmal gründlich konservativ zu sein."

Es war vor einigen Jahren in Berlin. An einer langen, erst abendlich mit Kerzenglanz beginnenden Mittagstafel saßen mit Ordensbändern geschmückte Männer, wissenschaftliche Berühmtheiten, Richter, hohe Beamte. Frauen fehlten. Mein Nachbar zur Linken war der jüngstverstorbene Unterstaatssekretär im Justizministerium. Mit seinem Amt habe ich ihn schon genannt. Er hieß de Rege.

Der Höhepunkt des Abends war erreicht. Die Toaste voll Witz und Schwung waren im Ausgebrachtwerden begriffen. Da geht es wie im Ballspiel. Einer schlägt

dem Andern die Leſung zu. Auch unter berühmten Gelehrten, ſah ich, gab es Stichblätter der guten Laune. Man ließ ſie leben, um ſie reden zu machen und dann lachen zu können. Der drückende Alp auch der Erwiderung auf einen dem Verfaſſer dieſer Zeilen gebrachten Spruch war von der Bruſt gewälzt. Ledig und frei konnte ſich nun in dem rauſchenden Gewirr von mehr als dreißig, vierzig entfeſſelten Zungen die nachbarliche Unterhaltung entwickeln. Mit dem wohlwollenden freundlichen Manne von nicht auffallender Erſcheinung, der neben mir ſaß, (er konnte ſein nahes Ende nicht entfernt vorausſehen) entſpann ſich eine Unterhaltung über ſeinen Beruf.

Ueber ſeinen Beruf! Ich gehöre noch zu den Anhängern der alten Rumohr'ſchen „Schule der Höflichkeit", wonach man Jedermann in ſeinem eignen Sein und Wirken zunächſt begrüßen ſoll. Heute kann man in Geſellſchaften an einen jungen Profeſſor in ſeinen Angelegenheiten, Strebungen, Erlebniſſen zur Belebung der Konverſation zwanzig Fragen richten, und nicht eine dergleichen gelangt, aus eines ſolchen eingebildeten jungen Mannes ſtumpfer Selbſtgenügſamkeit an uns. Das iſt der Ton der Zeit! Die verkörperte ſtändige Photographiebeliebängelung!

Mein Nachbar und ich, wir ſprachen über den ſonderbaren Widerſpruch, daß Savigny unſerer Zeit den Beruf zur Geſetzgebung aberkannte und daß wir nun

im Gegentheil eine wahre Fluth von Geſetzen auf uns hereinbrechen ſähen. Ich meinte, die Aufgabe und Geduldsprüfung der Juriſten, unter ſolchen Umſtänden immer wieder von vorn anfangen zu ſollen, wäre gewiß nicht gering.

Mein Unterſtaatsſekretär ſeufzte. Mir iſt's immer, ſagte er, als wenn ich in eine endloſe Allee blickte. Sie hat kein Abſehens und ein Baum iſt wie der andere.

Daß es eine Geſetzgebungsmanie gäbe, die einige berühmte Juriſten und Parlamentsmatadore ergriffen hätte, gab er zu und ſchwieg, als ich Namen nannte.

Aber wäre nur nicht dieſe Furcht vor dem Strafenſollen aufgekommen! fuhr ich fort. Dieſe Konnivenz gegen die Reſolutionen der Juriſtentage! Gewiß haben Milde und Humanität ihre Berechtigung. Die Philoſophie des Rechts iſt ja, ich weiß es, noch nicht einmal im Reinen, was eigentlich der Begriff der Strafe ſagen ſolle, ob ſie eine Genugthuung ſei für die Allgemeinheit oder gleichſam als Sühne eine Ausgleichung der geſchehenen Unthat, oder ob ſie ein Beiſpiel geben ſolle zur Abſchreckung für Andere. Das geſellſchaftliche Sicherheitsbedürfniß, das Strauß in ſeinem (damals gerade erſchienenen) Buche ſelbſt für die Todesſtrafe geltend macht, müßte doch auf den allein richtigen Weg führen.

Es war ein dunkles Gebiet der Diskuſſion, das ich berührte; wer mag es gern betreten? Zumal unter

leuchtenden Gasflammen, bei schäumendem Champagner! Noch dazu hier dieser heitere Genius loci! Wir befanden uns in den Räumen, wo einst Prinz Louis Ferdinand seine romantischen Abende mit Pauline Wiesel und Dussek gefeiert hat! Aber der Beruf zur Wahrheit ist uns immer nahe. So nutzte ich auch die vertrauliche Stimmung einer maßgebenden Autorität in Rechtssachen, durchbrach den Bann der Scheu, mir über die dunkelste Partie im Rechtsleben den Schein zu geben, als fühlte ich wie Alba und Torquemada und legte ihm unverhohlen folgenden Gedankengang vor: In meiner Jugend schrieb ich leidenschaftlich gegen die Todesstrafe! Die Hinrichtung Ludwig Sand's hatte ich in allen Einzelmomenten zu sehr wie persönlich empfunden durchgefühlt! Victor Hugo's flammende Beredsamkeit hatte mir zwar in den „Letzten Tagen eines Verurtheilten" etwas Gemachtes, etwas auf den Effekt Berechnetes nicht verbergen können, aber mit Beccaria stellte ich die Frage: Woher schreibt denn die Gesellschaft ihr Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Wer darf bei einem Mörder der Hand Gottes vorgreifen, die vielleicht gewollt hat, daß die lebenslängliche Einsperrung, die harte Arbeit den Starrsinn bricht, ihn das Schreckliche seiner That erkennen läßt und einst dem Himmel eine Seele voll Reue zuführt? Die alte Zeit hielt sich mit den Verbrechern nicht lange auf. So ein

einziger Gefängnißthurm in Rothenburg an der Tauber oder Mergentheim oder ein paar Thürme in Nürnberg und Augsburg ließen keine Auffütterung landfriedensbrecherischer Strolche zu. Die Carolina half aufräumen. Freilich ging es übermäßig her mit dem Hinrichten zur Zeit der Carpzow. Aber jetzt ist die Hand des Nachrichters ja völlig erlahmt! Thaten wie die Timm Thode's in Holstein, ein Mörder wie Trautmann, ein Eisenbahnmörder, der im Coupee „den Schlaf mordet", wie Shakespeare sagt, ein Mörder, der einen ruhigen Wanderer in den Umgebungen eines Badeortes hinterrücks niederschießt, die müssen erst kommen, um uns wieder an die im Volke lebende Stimme, an die vox populi vox dei zu erinnern und erkennen zu lassen, daß die Diener der Themis, Richter, die mit einem nur dem Advokaten geziemenden kalten, unparteiischen Halt! zwischen die Vollstrecker der Volksjustiz treten wollen, eine Verirrung der Zeit sind. Ich bin jetzt für Todesstrafe. Die Parole, die umgeht: „Es wird Keiner mehr hingerichtet!" hat, wie jede neue Mordthat beweist, unsägliches Unheil gestiftet. Shakespeare sagt: „Wenn Gnade Mörder schont, vollzieht sie Mord!" Nur der Tod schreckt ab. Und Abschreckung zu erwecken, ist die Aufgabe der Strafe. Denn wer kennt denn die Tausende von stillen Morden, die in Gedanken vollzogen sind, wenn Bediente über das leicht zu öffnende Schreib-

büreau ihres alten Herrn grübelen, wenn junge leichtfertige Weiber an neue Ehemänner denken, untreue Gatten an neue Ehehälften, Nachbarn ſtutzig werden über das häufige Ankommen von Geldbriefen beim Nachbar — wer kennt den innern Calcul, den dieſe Gedankenmörder keinem Profeſſor des Strafrechts verrathen werden und der ſich lediglich auf die Furcht vor der Hinrichtung begründet. Denn lebenslängliches Zuchthaus ſchließt niemals die Hoffnung aus, einmal befreit zu werden. In gewiſſem Betracht iſt es ſogar eine leidliche Verſorgung.

Der Unterſtaatsſekretär ſtimmte dieſen Ausführungen, ſie zuweilen unterbrechend, mit voller Ueberzeugung bei. Der Inhalt des Geſprächs, ſo ſchauerlich er war, konnte ihn auch an ſich nicht ſtören. Je höher hinauf die Juſtiz zu wirken und zu entſcheiden hat, deſto ernſter iſt ja ihre Aufgabe. Obertribunalsräthe ſpeiſen, um wieder mit Macbeth zu reden, mit Geſpenſtern zu Nacht. De Rège ſah nur Verwirrung über Verwirrung auf allen geſetzgeberiſchen Gebieten. Er verkündete den baldigen Zuſammenbruch ſo vieler raſch gebauten Kartenhäuſer. Die fortwährenden Begnadigungen der Mörder bezeichnete er geradezu als eine tiefe Kränkung der Richter und als das beſondere Syſtem des Juſtizminiſters Leonhardt. Er erhob ſich zu einem erregten, faſt feierlichen Widerſpruch gegen mich, als er mir in die Rede fiel: Wie? Sie

ſagen, der Richter verhindere mit kalter Ruhe das geſunde Gefühl der Volksſtimme? Nein, die Richter befinden ſich in einer fortwährenden Beſchämung über die Nichtanerkennung ihrer Sprüche. Auch das Richterherz ſchlägt empört bei einer Unthat. Es mäßigt freilich ſeine Leidenſchaft. Aber ſein Eifer fängt ungezügelt da an, wo das Geſetz umgangen wird. Iſt einmal die Todesſtrafe vom Geſetz anerkannt und haben Richter, ich verſichere Sie, in ſchweren Stunden die Ergründung einer grauenvollen That endlich in ihrem Gemüth durchgemacht und ihre Strafe gewiſſenhaft nach dem Geſetze ausgeſprochen, ſo kann wohl zuweilen die Kaſſation des Urtheils ihnen ſelbſt willkommen ſein. Sich aber ſtändig verleugnet ſehen, ſich nur als Schattenbild denken neben dem doch geltenden und allein thronenden Geſetz — da werden die Empfindungen des Richterſtandes, namentlich in den oberen Inſtanzen, ſo empfindlich verletzt, daß ſich ihrer eine wahre Trauer, ein Unmuth bemächtigt, der ſich zuletzt andern nicht minder erfreulichen Stimmungen in dieſer Region zugeſellt.

Nach der Wiedergabe dieſes ſchönen Wortes vom Gefühl des Richters für die Würde des Geſetzes und für die unbedingte Geltung ſeines Spruches folge die Schilderung einer Hinrichtung, der ich im April 1847 in Dresden beiwohnte. Als Dramatiker hatte ich ſchon ſo

manchen Helden zum Tode begleitet. Ich wollte mir wenigſtens Einmal im Leben den Anblick eines ſolchen ergreifenden Schauſpiels auferlegen. Warum ich den Vorgang erzähle, will ich ſpäter ſagen.

Der Mörder hieß Strehle. Es war ein junger Menſch von einigen zwanzig Jahren, ein Buchbindergeſell — wohl hätte eine ſolche Fertigkeit erziehend und ſänftigend auf ſeine Sitten wirken ſollen! Aber da hatte man Rouſſeau's Satz und die Preisfrage von Dijon! Der junge Vertraute der Wiſſenſchaften hatte ſeine Mutter und Schweſter ſtändig um Geldzuſchüſſe zu ſeinem Lohn gequält, manchmal etwas bekommen, manchmal nichts; endlich überraſchte er die Mutter Morgens in der Frühe und erſchlug ſie mit dem ihm bekannten naheliegenden Küchenbeil, als ſich die alte Frau grade unter den Heerd bückte, um ſich Holz für ihren Kaffee zu nehmen. Die herbeieilende Schweſter ringt mit dem Bruder. Er erſchlägt auch dieſe. Dann ſucht er die Schlüſſel, öffnet Schränke und Kommoden, nimmt, was ſich findet, macht ſich einige vergnügte Tage, irrt in den Bergen und Wäldern um Dresden herum, ſchläft im Freien und überliefert ſich endlich mit ſtumpfer Gleichgültigkeit den Gerichten ſelbſt. Sein Seelenzuſtand wurde normal befunden; es lebte nur in ihm jene abſolute Beſtialität, die in Sachſen bei einem gewiſſen verkommenen Theile der ſonſt ſo intelligenten

Bevölkerung bis auf die neueſte Zeit eine um ſo bedenklichere Wendung bekommen hat, als ſie meiſt mit ſocialiſtiſchen Phraſen verbunden auftritt. Der Lehrer, der ſogenannte „Beichtvater“ des Verbrechers (in Sachſen gilt dieſer Titel für den Geiſtlichen, bei dem man konfirmirt worden iſt) beſuchten ihn und haben Druckſchriften über ſeine überwiegend gleichgültigen und ablehnenden Antworten auf ihre Fragen herausgegeben. Was ihn beherrſchte, war die „Renommage vor der Bande“, wie ich ſie nennen möchte, dieſe in Schillers „Räubern“ ſo trefflich geſchilderte Renommir- und Prahlſucht vor den Kameraden, die Bravour der Verzweiflung, auch die Logik des Unverſtandes, dieſer Witz der Dummheit. Man glaubt die Starrköpfigkeit der haarſcharfen Beſſerwiſſer und Nihiliſten der unterſten Sorte brechen zu können durch die Gefängniſſe und ein ſtrenges Arbeitenmüſſen! Aber ob in Ketten und Banden, dieſe rüde Zuverſicht erhält doch immer wieder neue Auffriſchungen und durch die größten Kleinigkeiten, die ihr Amüſement gewähren. Da giebt's trotz aller Aufſicht im Gefängniß eine zufällige Gelegenheit zum Lachen, die innerlich verhöhnte Sonntagspredigt oder wohl gar den blinzelnden Blick eines frechen Weibes. Und zufällig erſchlägt dann noch einmal der Sträfling ſeinen Wächter und entflieht und arbeitet, wie wir neulich bei dem begnadigten Schneider

in Pferdshaaren. Das ist wieder alte Praxis, Empirie ohne Rousseau, das haben die Aerzte so gewollt; denn ein Kind soll Wärme haben, Alles, was wächst, muß Wärme haben. Das neunzehnte Jahrhundert verbindet nämlich den Idealismus schon mit der Gesundheit, die Phantasie mit einem unverstopften Magen, die Schwärmerei mit einem warmen Umschlagetuch, das vor Erkältung schützt. Wir härten unsre Kinder nicht mehr so ab, wie die Anhänger Rousseau's. Wir combiniren die erste und zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, den Comfort mit dem Spiritualismus; wir sind nicht ganz so bequem, daß wir nicht über die Nachtigall, die am Weg im Gebüsche singt, fünf Minuten still ständen, um sie zu belauschen; aber auch nicht ganz so idealisch, daß wir nicht schnell nach Hause gingen, wenn wir merken, daß wir von der feuchten Abendluft den Schnupfen bekommen werden. Unsre wunderbare Industrie, unsre Eisenbahnen und Dampfmaschinen sind aus diesem Triebe entstanden, das Mährchenhafte mit dem Handgreiflichen zu verbinden. Sollt' ich einem Künstler die Vorstellung des achtzehnten Jahrhunderts in einem Bild anrathen, so würd' ich ihm sagen: Malen Sie, mein junger Mann, die Schneekuppel der schweizerischen Jungfrau, rosig angeglüht von der aus der Tiefe aufgehenden Sonne, und oben auf der Spitze, recht in der Mitte des Glorienscheines (wie man von Napoleon dergleichen Apotheosen hat), einen dünnen, zerbrechlichen Gentleman im bis an den Hals zugeknöpften Frack, zitternd vor Frost in Nankinbeinkleidern! Unser Jahrhundert ist nicht mehr dieser Contrast zwischen Poesie und Prosa.

Meinem Normalmenschen des neunzehnten Jahrhunderts, der bereits laufen kann, wird viel Freiheit gelassen, und wenn sie gestört wird, so geschieht dies nicht durch System,

in Baiern gesehen haben, im „Kontraktbruch der Gesellschaft" weiter.

Ein trüber Aprilmorgen war angebrochen. Bleigrau lagerte der Himmel über den Dresdener Straßen, die sich schon um vier Uhr Morgens belebten. Mägde, Knechte, Handwerker, aber auch Angehörige der gebildeteren Klassen, waren auf den Beinen. Es galt die Vorbereitungen zu sehen zu dem erwarteten blutigen Schauspiel und einen guten Platz zu erobern. Die Elbbrücke war gedrängt voll Menschen. Durch die Neustadt ging es dem „letzten Heller" zu, einem für den heutigen Tag bezeichnenden Namen. Er liegt am Tannenwalde, den die schlesische Eisenbahn durchschneidet. Das Terrain ist Sand, eine Manövrirstätte des Militärs.

Nach langem Harren kam um sieben Uhr ein Wagen mit dem Delinquenten. Militär hatte die Eskorte. Schnell war das über Nacht gezimmerte Schaffot erreicht, behend sprang Strehle aus dem Wagen, hörte am Fuße des Schaffots noch Urtheil und Gebet, kletterte dann hurtig die paar Leitersprossen hinauf auf die Plattform, wo er anfangs stutzte. Entweder erschrak er über den Stuhl, oder er hatte nur die Erfahrung wie Jeder, der, etwa um zu reden, in die Höhe steigen muß und durch den Anblick der Menge verwirrt wird. Rasch aber zog sich der Delinquent selbst seine leichten Kleider aus und setzte

ſich auf den verhängnißvollen Stuhl, während ihn zwei Gehülfen des in ſeinem Fache berühmten Scharfrichters Fritſche von Pirna daran befeſtigten und die Augen verbanden. Der ſtarke, wohlbehäbige Meiſter zog ein Schwert aus einer ſchwarzledernen Scheide, ein Schwert, das ſonderbarer Weiſe mehr einem Meſſer glich, nicht jenen langen Klingen, womit Egmont, Eſſer, Schaffgotſch dem Fürſtenegoismus zum Opfer fielen. Hier war von keinem raſchen, leider zu oft fehlſchlagenden Hiebe, ſondern von einem langſamen Herausnehmen des Kopfes aus den Schultern die Rede. Fritſche ſchwang das kurze Schwert, ſetzte es behutſam an den Hals und ließ das Meſſer, wie wenn es etwa durch einen Teig gegangen wäre, langſam vorwärts gleiten. Es war ein grauenhafter Moment. Aber: „Hären Se! das muß hölliſch weh thun! Er zuckte mit de Beene bis an die Bruſt!“ hörte ich hinter mir. Es war mein Theaterdiener, der ſeinem Dramaturgen die feine Bemerkung gemacht hatte. Das Gerücht, unter dem Gerüſt hätten ſich Aerzte befunden, die mit dem abgeſchlagenen Kopf ſofort elektriſche Verſuche angeſtellt hätten, wurde öffentlich widerlegt.

Seitdem ſind neue Milderungen dieſer ſchrecklichen Prozedur eingetreten. Das Fallſchwert, der begrenzte Hof im Gerichtsgebäude, ja eine Zeit lang war in Sachſen die Todesſtrafe ganz abgeſchafft. König Johann war damit ganz aus ſeinem Syſtem, möglichſt die Ueberlieferung

aufrecht zu erhalten, herausgefallen! Die Todesſtrafe ſollte bei ihm aufhören, weil ein Juſtizminiſter auf den Gedanken gekommen war, daß ein am nächſten Morgen Hinzurichtender am Ende doch unſchuldig ſein konnte. Der, der dieſen unerhört verſpäteten Gedanken zu ſanktioniren hatte, der König, lag in einem Bett des Berliner Schloſſes im nächtlichen Schlummer. Er war auf der Reiſe. Vor ſieben Uhr durfte man ihn nicht wecken. Was war da zu thun? Der Telegraph ſpielte hin und her. Der Delinquent lag ſchon mit dem Kopf auf dem Block, als die Begnadigung ankam. Das Entſetzen über eine ſolche Möglichkeit erſtens der Konſequenzen nachläſſiger Irriediktion und zweitens der Rückſichtnahme auf die Thatſache, daß Könige doch auch nur Menſchen ſind, ergab die Aufhebung der Todesſtrafe. Jetzt iſt wieder das Strafgeſetz des Reiches eingeführt. König Ludwig II. von Baiern achtet das Geſetz. Wer einſame Spaziergänge liebt, wer einſam gern Höhen und Wälder durchſtreift, der denkt über den Volksſatz: „Es wird keiner mehr hingerichtet" ein wenig anders, als der Lukubrant in der Studirſtube.

Meine Nutzanwendung aber iſt die: Alle Hinrichtungs-Szenen werden nach der Schablone geſchildert! Regelmäßig glaubt die feuilletoniſtiſche Praxis unſerer Korreſpondenzbureaux und Berichterſtatter die Phraſen wiederholen zu müſſen: erſtens von einer vergnügt zuſchauenden, ſchmau-

ſenden und trinkenden Bevölkerung und zweitens von zwanzig — ich leſe im Geiſt eine engliſch-deutſche Korreſpondenz — bei dieſer Gelegenheit auf der That ertappten Taſchendieben, und auf deutſchem Boden kann man dann noch drittens leſen: Am Tage darauf oder lieber an demſelben Tage erſchlug in N. N. ein junger Bauer ſeine untreue Geliebte, oder Aehnliches. Die Schablone giebt volle Freiheit.

Nun frage ich: Was ſoll denn das verſammelte Volk bei einer ſolchen Gelegenheit anſtellen? In andächtigem Schauder ſtehen, wie die Kinder vor einem Bänkelſänger, der eine „Moritat"-Tafel erklärt? Das Volk in Maſſe iſt gar kein lenkbares Objekt, wenn es irgendwelche Ruhepauſen hat. Selbſt am Theater, um doch an unſern ſcharfen Dresdener Beobachter (ich war am Hoftheater angeſtellt) anzuknüpfen, iſt es bei Stücken, die eine reiche Komparſerie, Statiſten, erfordern, geradezu unmöglich, Ruhe zu halten, wenn Frauen darunter ſind. Der Regiſſeur oder Bühneninſpektor mag in die hinter den Couliſſen harrenden Maſſen von Kriegern, Amazonen u. ſ. w. noch ſo oft Ruhe! hineinſchreien, das weibliche Element, die Neigung der Männer zu „ſchlechten Witzen", der Humor der Einen, die Redeſucht des Andern machen ſich trotz aller Verbote geltend und hören ſogar auf der Bühne während der Handlung nicht auf. Wie nun erſt

da, wo die volle Freiheit gegeben iſt! Wo das Volk unter ſich iſt! Dienſtmädchen, Hausburſche, Geſellen, Jeder mit voller Bejahung des Lebens, in ſeinem Gewiſſen wenigſtens von der Polizei ungeſtört, wie kann da Lachen, Scherz ausbleiben und ſelbſt beim traurigſten Schauſpiel? Einen guten Witz zu unterdrücken, vermag nicht einmal die Bildung, und die Lachluſt iſt bei Allen immer rege. Bis nahe an's Schaffot war auch damals der bekannte, jetzt, glaube ich, abgeſchaffte Blocksberg, die Dresdener Vogelwieſe, gerückt. Lieber Himmel, wer benutzt denn im Volke nicht jede Gelegenheit, um durchs Leben zu kommen und etwas zu verdienen! Die Würfelbuden und die Wittwe Magnus fehlten allerdings. Aber Bratwürſte ſchmorten in der Pfanne, und Kaffee konnte man in braunen „Berliner Mamſells" kredenzt bekommen und Backwerk, die friſche Semmel ſtoßweiſe aufgehäuft, war reichlich vorhanden, zugleich mit allen Spirituoſen, wie ſie mancher nüchterne Magen dem Kaffee vorzieht. Ringsum erwartete Alle die alltägliche Wirklichkeit. Die Soldaten marſchirten in ihre Kaſernen zurück, die langen Menſchenzüge eilten ihren Berufspflichten zu, fröhlich und wohlgemuth, denn Jeder fühlte die Wohlthat, noch ſeinen Kopf auf den Schultern zu haben.

Und trotz dieſer gänzlichen Abweſenheit aller äußerlichen Feierlichkeit bemerkte man den erſchütternden Ein-

druck des eben Erlebten. Mancher ging doch ganz ſtill in ſich verſunken, während ſich der Maſſenmenſch den Ernſt wegtändelte: Thränen wurden keine vergoſſen. Wozu auch? Warum ſoll ich denn den Schein annehmen, als wenn es in meinem Innern ebenfalls ſo dunkle Winkel gäbe, wo es nicht recht geheuer iſt, wo Gedanken, liſtig, wie mit Tigeraugen bei Nacht, hocken, gleichwie einſt in Strehle's Seele, als er noch vielleicht gerade Bibeln und Geſangbücher einband! Wer von ähnlichen Gedanken gelockt wurde, ſah nun, wohin Strehle's Weg geführt. Die Abſchreckungswirkung iſt eben eine ſtille. Wenn auf eine Hinrichtung ſofort wieder ein Mord erfolgt, ſo iſt das kein Beweis gegen jene; denn wer kennt die unvollzogen gebliebenen zwölf oder zwanzig andern Morde? Im Allgemeinen kann ein fleißiger Zeitungsleſer nicht umhin, den Gedanken auszuſprechen: Geht es ſo wie jetzt mit dem Mißachten fremden Lebens fort, und wird der Einfluß der nach Popularität haſchenden „grauen Theorie" auf des „Lebens goldenen Baum" auch in dieſer Frage immer größer und größer, ſo wird uns in irgend einer Geſtalt bald einmal ein weltlicher Sixtus der Fünfte kommen müſſen.

# V.

# Um eine Rose.

Literatur-Novelle.

(1875.)

— — „Wahre Petroleuſen ſind dieſe Blauſtrümpfe!“ rief kürzlich ein alter General meiner Bekanntſchaft aus, als er eine Brochüre, den zornigen Erguß einer Frau, geleſen hatte, die wegen unſerer modernen Dienſtboten-unzuverläſſigkeit, hohen Miethspreiſe und über die Frauen-ſtimmrechtsfrage die Welt in Flammen ſetzen zu wollen ſchien. Und in der That, eine Petroleuſe bin ich wirk-lich, ich, die Verfaſſerin dieſer anſpruchsloſen Zeilen, eine deutſche Schriftſtellerin! Nicht, daß ich etwa auch zu jenen Einforderinnen der „Frauenrechte“ gehörte, die wenigſtens in Newyork allerdings mit Miß Woodhill ſo lange die Brandfackel zu ſchwingen die Miene machen, bis nicht möglicherweiſe jede Evatochter eine Aſpaſia geworden (ceteris imparibus — ich kann Latein, worüber unten — Schönheit iſt für große Geiſter Nebenſache) eine Aſpaſia, ſage ich, geworden, bei welcher ſich die Perikleſſe der Zeit, die Grant, die Bismarck, die Windthorſt, die Freiherrn von Hafenbrädel Unterricht in der Kunſt zu

sondern durch Temperament der Erziehenden. Ueber den Säugling und die junge ohne Fallhut herumlaufende Brut machte sich das achtzehnte Jahrhundert schlaflose Nächte. Gatte und Gattin erzürnten sich über das Erziehungssystem, welches sie befolgen wollten bei einem Kinde, das erst geboren werden mußte. Man sprach damals sehr viel von der Natur; doch war die damalige, darunter gemeinte Natur weit künstlicher, als die jetzige, die freilich ihrerseits nahe an Verwilderung streift. Der Zweck unsrer Zeit scheint der Bürger, nicht mehr der Mensch. Dem Bürger schadet das Ammenmährchen nicht, das Federbett nicht, das zu hohe Liegen mit dem Kopfe nicht. Mein Emil, der des neunzehnten Jahrhunderts, wird für den Staat erzogen, für die Partei; mein Emil vegetirt unter dem Schutze der Kindermädchen, die ihn auf der Promenade in's Gras legen, während sie mit einem Constabler sich etwas zu erzählen haben. Emil hat nicht die Bestimmung für die Familie, für das Haus, sondern er muß eine Zahl werden, die mit angeschlagen werden kann, ein Name, der einmal eine Adresse unterschreiben kann! Er wuchert auf, ohne ein andres pädagogisches Moment, als das der Leidenschaftlichkeit. Jetzt kommt Emil dem Vater recht, er will ihn auf den Schooß nehmen, jetzt hat er zu thun, jetzt küßt er ihn, jetzt schlägt er ihn. Er lernt früh, daß alle Wissenschaft und Kunst, alle Civilisation und Ueberfirnissung der Menschheit nichts ist; daß der alte, finstre, zornige und despotische Adam unausrottbar bleibt, und heuchelt, verstellt sich, schreit, lacht, kurz er schickt sich oder schickt sich nicht, und bekömmt dabei, was das achtzehnte Jahrhundert hintertrieb, sein eignes struppiges, rauhes und hinlänglich anstößiges Wesen. Es ist eine so

ſprechen und die Staaten zu regieren geben laſſen; nein, im Gegentheil, ich bin eine Feindin aller Ueberſtürzung (auch bei Kaffeemaſchinen) und bemitleide die Herren der Schöpfung, wenn dieſe jetzt in ein Telegraphen-Bureau treten und ihre „zwanzig Worte inhaltsſchwer, ſie gehen von Drahte zu Drahte“ einer jungen Dame anvertrauen müſſen, die ſich ſogar zur Richterin über die Zuläſſigkeit dieſer Expectorationen machen darf. Selbſt wenn unſre vortreffliche Jenny Hirſch in Güte, und etwa in Verbindung mit dem gar ſo ſanft gewordenen Löwe-Calbe, das Frauenſtimmrecht durchſetzen ſollte, ſo würde ich doch noch Anſtand nehmen, davon Gebrauch zu machen. Der Gedanke, die Herren Wahlcommiſſäre könnten, wenn ich meinen Zettel mit dem Namen des hochverehrten Verfaſſers der „Mannesſeele“ in die Urne werfen würde, vorausſetzen, ich ſchmeichelte mir mit der Hoffnung, zu den fünf unglücklichen Illuſionen derſelben die ſechſte werden zu wollen, ließe mir Tag und Nacht keine Ruhe, ja ließe mich im Moment der Ausübung meines Staatsbürgerrechts geradezu in die Erde ſinken. Nein, ich wühle und wähle und ſtricke nur unſchuldige Romanſtoffe und werde Beweiſe dafür beibringen, daß dieſe ſogar von berufenen Kennern gelobt werden.

Schade, daß Paul Lindau keine Illuſtrationen giebt zu ſeiner Zeitſchrift, wo dieſe „Novelle“ zuerſt erſcheint.

Sonſt würde ich ihm meine Photographie zugeſtellt haben. Ich hätte dann nicht nöthig — Ei was, unterbrechen mich die Herren Collegen, Sie ſind eine Schriftſtellerin, folglich nicht ſchön! Doch gemach, meine Herren Grobiane, ſieben bis acht Körbe habe ich im Leben ausgetheilt und darunter ſogar zwei, bei welchen mir die Empfänger leid thaten. Ich habe nämlich, um das ſchnell abzuthun, Zähne wie Elfenbein und dieſe ſämmtlich vollſtändig. Das macht ſogar eine Matrone von 66 noch anziehend, wie viel mehr eine Jungfrau von 33! Mein Haar iſt ſchwarzbraun und ich wage daſſelbe in Gegenwart jedes noch ſo boshaften Feuilletoniſten friſiren zu laſſen. Meine Augen ſind braun; allerdings nur feurig, wenn ich zornig bin; aber ſie ſind beſungen worden von einigen nicht zur vollen Reife gelangten Uhlands und Lenaus. Kurz, lachen Sie nicht, meine Herren, die Bewerber kamen nicht wegen meiner Ausſteuer, auch nicht wegen meines Geiſtes. Leider die beiden gewiß nicht, wo mir die Körbe leid gethan haben. Dies waren zwei liebenswürdige ſtattliche Männer, aber ſie ſtanden in ihrer Bildung unter mir. Der eine war ein Kaufmann, der in America ſein Glück gemacht hatte, der andere ein Fabrikant. Beide waren ſie reich. Ich könnte jetzt, wenn auch kein Coupé mit Gummirädern, doch einen Einſpänner mit Silbergeſchirr haben. Aber ein Mann, mit welchem ich durch's Leben gehen ſoll, der

muß entweder über mir oder wenigſtens mit mir auf gleicher Linie ſtehen. Nicht daß ich darauf ſtolz bin, den Cornelius Nepos überſetzen zu können und all die abſcheulichen Worte zu verſtehen, die Fürſt Pückler in ſeinen Schriften mit griechiſchen Buchſtaben hat drucken laſſen; ich kenne genug, was mir fehlt. Aber ein Mann, der auf meine Bemerkung: „Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus!“ verdutzt: Wieſo? antworten kann, Oreſt zum Buſenfreunde des Pilatus macht, und ein anderer, der keinen Vers von Goethe, aber die ganze Jobſiade auswendig weiß und dieſe bei jeder Taſſe Kaffee, bei jedem Raſſeln eines Wagens, jedem Blick durch's Fenſter, jedem Bellen eines Hundes declamirt — nein, für's Leben iſt das nicht zu ertragen. Doch dieſer Grund iſt es nicht, um den ich zur Petroleuſe geworden bin, ſondern ein anderer. Ich werde ihn erzählen.

Zuvörderſt darf ich wohl ſagen, ich bin unter Studenten und Profeſſoren aufgewachſen. Mein Onkel beſorgte die finanziellen Geſchäfte einer anſehnlichen Univerſität und man nannte ihn den Herrn Quäſtor. Alle drei Jahre mußte der gute, vortreffliche Mann mich ſehen und ließ mich dann einen ganzen Sommer aus ſeiner Junggeſellenklauſe, die aber ein ſehr ſtattliches eignes Haus war und einen prächtigen Garten hatte, nicht wieder frei. Emmy, Du mußt Eroberungen machen!

hieß es ſchon in meinem vierzehnten Jahre. Aber damals waren noch die gelehrten Männer an den Univerſitäten meiſt alte und ehrwürdige ſogenannte Neſtoren. Weiße Locken umſpielten ihre hohen Denkerſtirnen. Gravitätiſch gingen ſie, die Hände über den Rücken geſchlagen, durch die Promenade, grüßten wie aus den Wolken heraus die Vorübergehenden, die ſich verbeugten, und holten ſich wieder Kraft für jene dickleibigen Werke, die von ihnen erſchienen ſind. Jetzt ſieht das alles ganz anders aus. Unſere Univerſitäten ſind wie die Spargelbeete geworden. Kaum hebt ſich ein grünes Köpfchen, ein Privatdocentchen, das ein dünnes Büchelchen über die Nerven der Meerkrabben oder über eine arabiſche Inſchrift geſchrieben hat, wutſch! wird er abgeſtochen und ſchon als ordentlicher Profeſſor — anders thut's der geſcheute Mann nicht — an eine weitre Univerſität verſetzt, unreif durch und durch. Haben wir doch der Univerſitäten im lieben deutſchen Vaterlande gewiß eine Ueberzahl! Wo ich bei meinem letzten Beſuche beim Onkel hinblickte, nichts als kleine junge Profeſſorchen und alle mit ganz andern Manieren als ſonſt. Zuweilen ſogar Salonerſcheinungen, mit Schnurrbärten, Matadore am Caſinobillard, Zeitungsleſer von früh Morgens bis Abends. Mein guter Onkel, dem die Herren ſämmtlich gewogen ſind, weil er die Goldfüchſe für die Collegien einzieht, dieſe immer erſt ſorg-

fältig wiegt, ehe er ſie annimmt, und dann den Profeſſoren auszahlt, ſagte mir, als ich das letztemal ſeine Kirſchenernte mit den Spatzen um die Wette zu Ende gebracht hatte: „Emmy! Ja, ja! Wo ſind die Zeiten hin, wo unſre berühmten Männer alt und grau auf ihren hochberühmten Kathedern ſaßen! Wo wäre ein Hugo jemals von Göttingen weggegangen, ein Krukenberg je von Halle, ein Hermann von Leipzig! Jetzt reiſt das alles hin und her! Ein wahres Bäumchenverwechſelſpiel! Und eigentlich," fuhr er zorniger fort und ſchob ſeine Perrücke ganz nach vorn auf die Stirn; „eigentlich iſt's ſchon geworden wie bei den Schauſpielern. Gibſt du mir nicht Zulage in Berlin, ſo nehme ich den Contract von Wien! Da laſſen ſie ſich berufen durch einen guten Freund — um nur einen unglücklichen Landesvater — wollt' ich ſagen Intendanten in der Gage höher zu ſchrauben! Manchmal geht ſogar ein bloßer ſogenannter Fühler in die Zeitungen hinaus, ſie hätten wieder Den und Den im Sinne zu berufen und es iſt dann hintennach nur ein guter Freund, der ſo ein Merkſt du was? in die Blätter gegeben. Mein Kind," ſchloß er kopfſchüttelnd, „wir haben wirklich an Univerſitäten einen wahren Ueberfluß! Die Wiſſenſchaft muß umkehren, ich meine, Plato und Juſtinian werden unter dieſem ewigen Wohnungswechſel leiden! Staub kommt auf die

Bücher gar nicht mehr anders, als nur noch durch die Landstraße. Die Vorurtheile über gewisse geheiligte Musensitze, alte ehrwürdige Erinnerungen über Testatoren und Legatare, die sich im Grabe umdrehen würden, sagt man, wenn gewisse Freitische oder Stipendien, sagt man, verändert und verlegt — doch das verstehst Du alles nicht!" Nämlich ein Wechsler begegnete uns grade, mit welchem die Frage der neuen Goldwährung besprochen wurde; da brach denn der Onkel, der auch über diesen Punkt grämlich geworden war, die Kundgebung seiner kühnen Neuerungen ab.

Nun kennt man meine Person; es ist Zeit, daß ich von meinem Charakter als „Petroleuse" rede. Es war vor mehren Jahren, als ich wieder bei meinem Onkel einen wunderschönen Frühling und Sommer durchmachte. Der Himmel war so gleichmäßig blau, die Linden, die das ehrwürdige alte Universitätsgebäude umstehen, dufteten so berauschend, die ganze freundliche Stadt mit ihren Gärten und Weinbergen ringsum bot einen paradiesischen Anblick. Partie auf Partie wurde gemacht. Ich wußte zwar, daß alle Damen meine Romane gelesen hatten, sie unter sich abscheulich fanden; aber ihre falschen Schmeicheleien störten mich nicht. Man muß die Menschen nehmen wie sie sind, oder man wird mitten in der Welt zum Robinson Crusoe. Die Männer waren galanter. Manche sagten mir Dinge über meine Erfindungen, die

nicht conventionell zu ſein ſchienen. „Auf Ehre und Seligkeit! — betheuerte Einer. Nun wahrhaftig! Wenn ein junger außerordentlicher Profeſſor der Theologie (er war aber bereits verheirathet) eine ſolche Verſicherung ausſpricht, ſo muß man denn doch glauben. Ich fand da nur eine alte Erfahrung beſtätigt. Hat man die Menſchen einmal ſo weit, daß ſie überhaupt etwas leſen, ſo ſind ſie ſchon vom Mäßigen befriedigt. Daher ſchreibt ſich das meiſt unerklärliche Glück der Modeſchriftſteller.

Zwei ernſtliche Bewerber hatte ich wieder zu gleicher Zeit gefunden, trotz meiner damaligen 27 Jahre. Jenen Mann aus Pernambuko, welcher mit Iphigenien, der Prieſterin Dianas, Thoas auf deſſen: „Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus!“ geantwortet haben würde: „Wieſo?“ und einen ordentlichen Profeſſor der Geſchichte, neu angekommen, g[illegible]ade wie ebenſolcher friſch abgeſtochener Spargel. Gewiß, ich bewundere, ich liebe unſere deutſchen Hiſtoriker. Bin ich doch als Verfaſſerin hiſtoriſcher Gemälde bei ihnen in die Schule gegangen. Welche ſtolze Sicherheit, welche jeweilen ſelbſt den ſtrengen, ja ſehr kalten Staatsmann überkommende Milde und Humanität bei Leopold Ranke! Welche weihevolle, die Maſſe des Stoffs bewältigende Kraft in den Kaiſerhiſtorien Wilhelm Gieſebrechts! Wie klar löſt uns Heinrich von Sybel die Wirrſale in den Cabineten auf! Selbſt in die aller-

neueſten Namen habe ich mich vertieft. Ich leſe Mauernbrecher mit Theilnahme, wenn auch nicht ganz für ſeine Auffaſſung Karls V. gewonnen. Aber dieſer junge Profeſſor Doctor Adelbert Hutſcheureuter — — Nun, er war damals erſt vor drei Jahren Aſſiſtent geweſen bei einem jener geheimräthlichen Hiſtoriker, die ſich von ihrem ſogenannten Seminar die Vorarbeiten zu ihren berühmten Werken machen laſſen. Dann debütirte er mit einer Schrift, ich glaube über das Ceremoniell bei der polniſchen Königswahl, und wurde darauf von ſeinem gelehrten Protector zum Reiſebegleiter eines Kronprinzen empfohlen, mit welchem er Frankreich und England geſehen hatte, und mußte nun dafür belohnt werden. Er verlangte den ordentlichen Profeſſor und erhielt ihn. Ein Mann von vielleicht dreißig Jahren! Schon aſpirirte er, Rector der Univerſität zu werden und die Energie ſeiner Haltung, ſein Selbſtgefühl, ſeine ſcharfeinſetzende Stimme hätten ihm die Erleichterungen gegeben, das manchmal ſchwer zu handhabende Scepter der Magnificenz zu tragen. Aber an eine ſolche Auszeichnung des von obenher der Univerſität Octroyirten war von Seiten der Collegen denn doch noch nicht zu denken.

Meine beiden Bewerber bildeten zwei vollkommene Gegenſätze. Der Mann aus Pernambuko, der doch die Meere befahren hatte, ein Nabob, der gegenwärtig aus-

ruhen konnte von ſeinen Geſchäften in Thierfellen und Farbehölzern, war durch und durch ſchüchtern, verlegen, wodurch freilich, wie ich bald erkannte, nur eine gewiſſe Umſtändlichkeit und Pedanterie, die ihm eigen war, verdeckt wurde. Ich fürchtete mich, offen geſtanden, vor dem möglichen Ausbrechen einer Liebeserklärung, die ſich mir nicht mit den Bedingungen der höheren Bildung zu vereinigen ſchien. Ich verbot ihm daher durch den Onkel jede weitere Fortſetzung ſeiner Bewerbung, die ſchon bis zur feierlichen Erklärung bei jenem vorgedrungen war. Hutſchenreuter, der mir ebenfalls huldigte, mußte davon erfahren haben; denn er zeigte den giftigſten Charakter im Verleumden. Seine goldne Brille fiel ihm regelmäßig von ſeiner kleinen Naſe, wenn er auf Koſten jenes Rivalen Anekdoten erzählte und ſich darüber ganz allein vor Lachen ausſchüttete. Seine Bewerbung wurde immer ernſtlicher. Unter einer Laube von breitblättrigen Ariſtolochien im Garten meines Onkels ſchlug er auf ſeine Bruſt, nannte mich „Göttliches Fräulein!“ und wäre vielleicht auf die Kniee geſunken, wenn es nicht Tages zuvor geregnet hätte und der Boden hier und da mit kleinen Schnecken überſäet geweſen wäre. „Pallas Athene!“ fuhr er in ſeiner Ekſtaſe fort. „Womit ſoll ich Sie vergleichen? Ihre Geſtalt, Ihr Geiſt — —“ „Laſſen Sie das, Herr Profeſſor!“ unterbrach ich eine Huldigung, die zunächſt nur

meinem hohen Wuchſe, meiner vielleicht imponirenden Art und Weiſe, auch meiner Kenntniß des Cornelius Nepos und des griechiſchen Alphabets dargebracht wurde. Denn von einer gründlicheren Prüfung meines Charakters konnte bei ſolcher Exaltation keine Rede ſein. Selbſt meine Romane hatte der ewig Zerſtreute und immer nur mit ſich ſelbſt und mit dem Heimſuchen aller Familien, wo man Töchter hatte, Beſchäftigte, noch nicht geleſen. „Erzählen Sie mir lieber," fuhr ich fort, „wie der arme Phidias, als dieſer die berühmte Pallas Athene geſchaffen und dann mit Gold und Elfenbein ausgelegt hatte, dazu gekommen, ſo ſchändlicherweiſe wegen Veruntreuung angeklagt zu werden." Er ſtutzte wieder über meine Kenntniſſe. „Ja, ja," fuhr ich fort, „und wieſo der große Bismarck von Athen und Sokrates und die Aſpaſia mit alledem zuſammenhängen?" Statt der Antwort ergriff er ſeinen Hut, der ihm zur Erde gefallen war, wiſchte dieſen mit einem rothen Taſchentuche langſam ab, ordnete ſeine Brille, ſah mich durch dieſelbe lange an und empfahl ſich mit den geheimnißvoll gezogenen Worten: „Ich gehe, mein Fräulein, um Ihre Schriften zu leſen. Leben Sie wohl!" Dieſer Ton war ſonderbar. Er konnte Satire, konnte auch Schwärmerei bedeuten. Vielleicht Beides. Der Mann war die geborne Doppelzüngigkeit. Sollte etwas, das er that oder ſprach, nicht ironiſch gefaßt werden, ſo

große pädagogische Unachtsamkeit eingerissen, daß es wahrlich ein Glück ist, wenn sich das durchaus verdächtige, vernachlässigte, kein soziales Vertrauen erweckende Individuum dem Allgemeinen fügen und sich unter der drängenden und stoßenden Masse erst auf dem Markte des Lebens seine Kanten abschleifen lassen muß.

Wollen wir Emils weitre Entwickelungen verfolgen, so müssen wir das Haus verlassen und eine Pension oder die Schule besuchen. Emil wird hier nicht der Erziehung, sondern des Unterrichts wegen hergebracht; denn die Anforderungen an den Einzelnen, der Bildung zu haben später vorgeben will, sind jetzt so gewaltig, daß man in seinem fünften Jahre schon muß lesen können, um nur im achtzehnten Jahre so weit zu sein, daß man wenigstens eine alte und sechs neuere Sprachen versteht, alle complicirten Fragen der Fachwissenschaften als Vorkenntnisse besitzt, um dann erst wieder etwas Neues zu lernen, was sich gar nicht beschreiben läßt, da es alle Tage durch jede neue Erfindung verändert wird. Glücklicherweise haben die Pädagogen, welche man nicht mehr über die Seele der Kinder um Rath frägt, ihre Muße dazu benutzt, allerhand Kunststücke zu ersinnen, welche das Lernen erleichtern. Man hat es möglich gemacht, daß Kinder, die noch nicht sprechen können, doch schon anfangen, lesen zu lernen, durch eine ganz verzwickte Kunst, wo die Kinder nur zu mauzen, prauzen, pusten, husten und zu zischen brauchen, um nicht nur die Buchstaben, sondern sogar buchstabiren zu lernen. Oder, was sag' ich? Sie buchstabiren nicht mehr, sie syllabiren sogleich und lesen sogar, wenn es sich auch anhört, als wollten sich eigentlich die Kinder übergeben. Dem mag sein, wie ihm wolle, ist diese Methode nicht für

hätte er es ſtempeln laſſen müſſen oder ſonſt documentiren. Man glaubte ihm nichts. Auf wiſſenſchaftlichem Gebiet war er der regſte Alliirte aller der Richtungen, die heute ſiegreich und glänzend im Vordergrunde ſtehen, dagegen Verächter und Beſpöttler jedes Namens, den man nicht mehr an jedem Tage gedruckt lieſt. Die Werke ſchon ſeiner nächſten Vorgänger hatte er beim Antritt ſeiner Vorleſungen vor dem gefüllten Auditorium als Arbeiten bezeichnet, die nach ſeinen Forſchungen in den Archiven nicht mehr zu beachten wären. Ich rief ihm nach: „Um's Himmels willen, Herr Profeſſor, Sie werden mich geringſchätzen lernen!"

Mit Wilhelm Elgermann, ſo wollen wir den Kaufmann aus Pernambuko nennen, kam ich auf den ſonderbaren Fuß, daß unſere geſellſchaftlichen näheren Berührungen zwar abgebrochen waren, aber der unſtreitig gefeſſelt Gebliebene doch jeden Morgen, wenn ich in der Frühe einen Spaziergang machte durch die vom Geſang der Vögel belebten Promenaden, durch die Seitenwege, wo die thaufriſchen Jasminhecken in voller Blüthe ſtanden, mir in den Weg kam. Dann grüßte er artig, redete mich aber nicht mehr an. Mein Onkel hatte ihm den Standpunkt klar gemacht. „Nehmen Sie das Nein meiner Nichte für kategoriſch! Sie iſt ein Trotzkopf und wiederholt niemals eine Sache, die Jemand hören ſoll, zum zweitenmal!

Wenn ich ihr bei Tiſch eine Schüſſel offerire und ſie hat „Ich danke!“ geſagt, ſo nimmt ſie mir's übel, wenn ich darauf doch erwidere: „Ei was? Ein Stück kannſt Du noch nehmen!“ Genug, der ſonſt recht angenehme reiche Mann zog ſich zurück. Converſation war mit ihm nicht möglich. So oft ich ihn nach dem Leben in Braſilien fragte, erwiderte er mir mit Allgemeinheiten. Ich ſchildere ihn vollſtändig im Gegenſatz zu den Romanen und Bühnenſtücken der Jetztzeit, wo grade der Realismus und die „Gartenlaube“ es mit ſich gebracht haben, Charakteren dieſer Sphäre alle Reize des poetiſchen Intereſſes zu verleihen. Faſt bei allen meinen Mitſchweſtern in Apollo, bei Frau Marlitt an der Spitze, ſind die ſtudirten Leute die langweiligeren, manchmal ſogar unredlichen, die unſtudirten dagegen, die Techniker, die Oekonomen, die Kaufleute, die Hüttenleute, die Maſchinenbauer, die Ingenieure „über und über in Poeſie getaucht“.

Siehe aber! Eines Tages, als mir Elgermann etwa zum dreizehntenmale, ich nehme die verhängnißvolle Zahl, auf meinen Morgenſpaziergängen begegnete, zieht der elegante, immer den Engliſhman darſtellende Herr nicht etwa den Hut, ſieht mich nicht etwa erröthend an und geht vorüber wie immer, ſondern bleibt diesmal ſtehen und überreicht mir feierlich und mit ſchmelzendem Blick eine wunderſchöne, gewiß eben von ihm in den nahe-

gelegenen Gärtnereien gekaufte Centifolie. Noch ſchimmerten die Perlen des Morgenthaus auf den dichtgedrängten, kaum entfalteten Blättern, die ſich in maleriſcher Schattirung aneinanderreihten. Ein ſolches Prachtexemplar hatte ich noch nie geſehen. Ich dankte ganz entzückt und verbindlichſt, worauf ſich der Geber entfernte. Nur eine Weile war er wie angewurzelt ſtehen geblieben, ſetzte ſich dann aber ſofort gleichſam in Trab, denn — ein Beobachter dieſer ſeiner Aufmerkſamkeit war vorüber gehuſcht. Niemand anders als Profeſſor Hutſchenreuter. Dieſer blieb ſofort ſtehen und war anfangs ſprachlos. Wie mir ſchien, vor Eiferſucht. Das eine ſeiner Augen folgte dem Braſilianer, wie er dieſen, der in den Büſchen verſchwand, zu nennen pflegte, das andre wollte mich anfangs geradezu durchbohren, gerieth aber in Folge ſeines abirrenden Sehmuskels auf die Roſe, die er ignorirte. „Sehen Sie nur dieſe wunderbare Roſe!“ ſagte ich bei alledem. „Herr Elgermann hat ſie mir eben geſchenkt! Sehen Sie die grünen rothpunktirten Blätter, die ſie noch umſchließen! Wie graciös, wie zierlich das alles iſt!“ — „Die Roſe iſt Ihr Ebenbild!“ antwortete mir der Profeſſor wie im Traum und ging jetzt neben mir her, da ich nicht ſtillſtand. — „Sie ſind zum Dichter nicht geboren!“ erwiderte ich. „Sonſt würden Sie ſich in Ihren Bildern nicht ſo vergreifen! Nennen Sie mich lieber eine Dahlie! Hoch-

veredelte, mit Medaillen belohnte Exemplare gibt es jetzt auch von den Dahlien! Aber Duft haben sie nicht!" — „Ihre Seele ist der Duft!" begann er mit seiner früheren Ekstase. „Ich habe fünf Bände Ihrer Werke nacheinander durchgelesen und bin außer mir über die Reife Ihres Urtheils, über Ihre Auffassung der Welt, über Ihre Kenntniß der Menschen —! Sie haben Stellen, die mich an Goethe erinnerten —" — „Nein, nein, nein, nein!" unterbrach ich ihn. „Ich will Goethe gar nicht verglichen sein! Ich stelle Goethe ganz niedrig in seinen Romanen. Die Wahlverwandtschaften sind kindisch. Eilen Sie aber in Ihr Colleg —!" Der Aufgeregte hatte meine Hand ergreifen wollen. Ich besorgte eine auffallende Scene inmitten der Promenade.

Nach Hause gekommen, suchte ich auf dem Büffet im Speisezimmer meines Onkels das schönste seiner Gläser und stellte meine Rose in's Wasser und auf meinen Arbeitstisch in meinem reizenden, von wildem Wein beschatteten Wohnzimmer. Einige Tage wollte ich mich an dieser Gabe erfreuen, ja im Augenblick war ich so elegisch gestimmt, daß ich sogar an meine alte Pensionsgewohnheit dachte, überall Gras und Blumen zu zupfen und diese mit Streifen Band oder Seidenfäden in meinen Albums zu befestigen. Auch der Onkel stimmte mich traurig. Er hatte Kopfschmerz und fing wieder von seinem Tode an.

Das war ſo viel als von ſeinem Teſtament. Er wollte mich zu ſeiner Univerſalerbin machen. Damit berührte er dann die wunde Stelle meines Herzens, daß die Huldigungen, die man mir brachte, bei meinem trotzigen Charakter wohl nur deshalb abgelehnt würden, weil ſie der Ausſicht auf ſeinen Tod gälten. „Nein, Onkelchen! Höre auf!“ unterbrach ich ihn. „Von etwas Anderm. Dieſe Roſe hat mir Herr Elgermann geſchenkt! Aber kein Wort mehr von ſeiner Bewerbung! Auch Hutſchenreuter iſt mir heute begegnet und hat meine Bücher gelobt! Aber Hutſchenreuter fand darum doch keine Gnade vor ſeinen Augen. Dieſer Neuling blieb ihm viel zu jung für einen ordentlichen Profeſſor. Was hatte er denn geleiſtet? Nach ſeiner Schrift über das Ceremoniell bei der polniſchen Königswahl war nichts von ihm erſchienen, als ein Band ſogenannter Regeſten. „Was iſt das?“ ſagte der Onkel. „Eine mechaniſche Zuſammenſtellung von Zahlen und Daten. Die haben meine Rechnungsbücher auch. Die Cameraderie macht in den Journalen ein Aufhebens von dergleichen Dingen! Warum? Weil ſie ſelbſt nichts Beſſeres machen kann.“ Seinen Vortrag lobte dann der Onkel doch, wußte aber auch ſchon eine Menge Anekdoten von Hutſchenreuters Eitelkeit, von ſeinen Colliſionen mit dem beſtehenden Herkommen, ſeiner Rechthaberei, ſeiner Unerbittlichkeit gegen die älteren Namen. „Es hat ihn aber auch ſchon

mancher abgetrumpft!“ ſagte er behaglich, lachte in ſich hinein und nahm eine Priſe.

Noch im vollen Zuge dieſer Mittheilungen wurde der Onkel unterbrochen und abgerufen. Einen Augenblick war ich allein. Dann ließ ſich der Wolf in der Fabel melden. Profeſſor Hutſchenreuter kam ſchon wieder. Sein Weſen war beim Eintreten feierlich. Er gab ſich die Miene, der Mann der größten Ehrlichkeit zu ſein und niemals Umſtände zu machen, wahrſcheinlich, weil die Umſtände ſeine Bequemlichkeitsliebe in Unkoſten verſetzten. Die vollgiltigſte Erklärung ſeiner Gefühle und die wiederholte Bitte um meine Hand beſtürmten mich heute. In aller Ruhe ſetzte ich ihm die Gründe meiner Weigerung, auf ſeine Wünſche einzugehen, auseinander. Ich erklärte mich für eine unberechenbare, problematiſche Natur, die beſtimmt ſei, allein durch's Leben zu gehen. Zu groß wäre die Zahl meiner üblen Launen und einen zu hohen Begriff hätte ich von dem Leben innerhalb der Ehe. Um der Verhandlung ihre Peinlichkeit zu nehmen, rieth ich ihm ebenfalls den eheloſen Stand an, und ſuchte hierauf das Geſpräch, weil daſſelbe in Untiefen zu gerathen drohte, auf andere Dinge zu bringen. Plötzlich zeigte ſich der giftige Charakter des Mannes. Der Eitle ſtand auf, ging hin und her, ſtichelte auf den Braſilianer, ſchielte auf die Roſe, die er ſchon lange entdeckt hatte, ſprach

von den Diamanten, die ich künftig tragen würde, verſpottete die geringe Bildung des armen Elgermann und erhitzte ſich dermaßen, daß er plötzlich die Roſe, die er dabei auf's Korn genommen behielt, aus dem Glaſe riß, das Fenſter öffnete und die arme Blume zur Straße hinauswarf. „Abſcheulich! Empörend!“ rief ich aus, zitternd von meinem Seſſel aufſpringend. „Was wagen Sie da?“ — „Sie ſehen, wie ich Sie liebe, ich morde dieſen Braſilianer!“ rief er mir mit lächelnder Malice entgegen. Doch mochte ich dageſtanden haben wie eine Walkyre. „Verlaſſen Sie dies Zimmer! Augenblicklich! Ich will Sie niemals wiederſehen! Nie wenigſtens wieder mit Ihnen reden! Adieu!“ Der Gedanke an meine ſchöne Roſe, das Gefühl von noch etwas Anderem in der Bruſt, das ich mir nicht recht zu geſtehen wagte, das aber in der That mehr als Mitleid für den armen Elgermann war, erſtickte mir die Stimme. Der Profeſſor ſuchte mich zu beruhigen. „Nein!“ antwortete ich. „Dieſe Handlung ſcheidet Sie ewig von mir! Ich kenne Sie nicht mehr! Leben Sie wohl!“ Damit zeigte ich ihm die Thür. Er nahm ſeinen Hut, verſuchte noch einmal eine Beruhigung mit einer Ausrede. „Mein Fräulein, es iſt ja nur die wüthendſte Eiferſucht, die mir den Antrieb zu dieſer Handlung gegeben! Und dann auch noch aufrichtig! Ich muß Ihnen bekennen, daß ich von früheſter Kindheit an

gegen Gerüche eine nicht zu überwindende Antipathie habe! Ob Roſe oder Theriak, es iſt dieſelbe Averſion! Ich ſchlage jedes Buch zu, in dem ein Roſenblatt gelegen hat! Ich kann in kein Treibhaus treten, mag keinen Blumengarten beſuchen! Ich verſichere Sie auf Ehre, wenn ich gemerkt hätte, daß Sie ein Taſchentuch mit Eßbouquet zu tragen liebten, ich würde mich Ihnen nie, nie genähert, nie mein Herz —" — „Genug! Genug!" Weiter kam er nicht. Ich hatte ihn zur Thür hinausgedrängt.

Um vollends den erzählten Vorfall für mich epochemachend zu geſtalten, mußte ſich dabei auch noch jener Dämon in Unkoſten verſetzen, den wir Zufall nennen und den wir alle Urſache haben, weit öfter mit dem Beinamen des ſchadenfrohen, des tückiſchen, als des glücklichen zu bezeichnen. Elgermann, wie ein zweiter Toggenburg, hatte die Gewohnheit, an meinen Fenſtern häufiger vorüberzugehen, als für den Zweck ſeiner Ausgänge nöthig geweſen wäre. Die Gegend, wo der Onkel wohnte, liegt in der Vorſtadt und einſam. Daß der freundliche Geber der Roſe ſein Geſchenk ſelbſt aus dem Fenſter hatte fliegen ſehen, an eine ſolche Bosheit des Zufalls mochte ich nicht glauben. Aber das ſteht feſt, die Blume hat er auf dem Straßenpflaſter liegend gefunden, von Karrenpferden zertreten, vom Straßenkehricht bedeckt und dicht

unter meinen Fenſtern! Ich war unglücklich! Denn im erſten Zorn über die That des Profeſſors waren mir dermaßen die Sinne geſchwunden, daß ich an ein Wiederheraufholenlaſſen der Blume erſt dachte, als es ſchon zu ſpät war. Elgermann, der, wie ich dann von Andern hörte, bald darauf an unſerm Hauſe vorüberging, konnte in ſeinem Funde nur dieſelbe Blume erkennen, die er mir verehrt hatte. Sie war zu deutlich gezeichnet an der Zahl ihrer grünen Blätter, an einer Knospe, die noch am Stengel ſaß, am Schnitt des Stengels ſelbſt, den das Gärtnermeſſer zurückgelaſſen. Nach am ſelben Abend iſt Elgermann abgereiſt und ich habe von ihm nie, nie wieder etwas gehört. Ich hätte vor Weinen vergehen mögen.

Da verließ auch ich früher die Univerſität, als gewöhnlich. Die Weinernte mochte ich ſchon deshalb nicht mitmachen, weil die ganze gelehrte Welt der Stadt dazu eingeladen wurde und Hutſchenreuter nicht zu umgehen war. Lächerlich war es, daß er mir ſozuſagen Atteſte unter die Augen zu bringen ſuchte über ſeine Unfähigkeit, Gerüche zu ertragen. Ja als ihm der Onkel der Ferien wegen ſeinen Gehalt im Voraus zahlte und dieſe Gefälligkeit in Banknoten realiſirt wurde, die etwas abgegriffen waren, worüber der Onkel in guter Laune geſagt hatte: Der alte berühmte Geheimrath Meyer ſagte immer, wenn er Papiergeld einſtrich und es auch gar zu klebrig war,

ein römiſcher Kaiſer — wie hieß er doch? — hätte geſagt: Gewinn hat immer einen guten Geruch! da fuhr Hutſchenreuter mit den Worten heraus: Dieſer Kaiſer hieß Veſpaſian. Aber das Wort paßt nicht auf mich! Denn — Kurz, er erzählte darauf, indem er bei alledem das Geld ſorgfältig zählte und es zu ſich ſteckte, einige grelle, wahrſcheinlich erfundene Beweiſe ſeiner radikalen Antipathie gegen ſtarke Gerüche.

Ich hätte nun an Elgermann ſchreiben, den Beleidigten aufklären ſollen. Aber das that ich freilich nicht. Lieber Himmel, bin ich doch ſchon in jenes Stadium der Läſſigkeit getreten, wo der Menſch das Gelüſt, die Disharmonie des Lebens löſen helfen zu wollen, bekämpft und den Heroismus, ſich gegen Mißverſtändniſſe zu rechtfertigen, längſt in ſich überwunden hat — Zu oft getäuſcht, zu oft von den Menſchen verkannt, wer vermag da noch, wenn es nicht gerade die Ehre gilt, etwas zu berichtigen, etwas aufzuklären, ſich zu erhitzen um eine falſche Deutung unſeres Charakters —! Ich geſtehe ich habe Thränen geweint um dieſe Roſe. Ich habe die Hand geballt gegen ein ſo grauſames Fatum, das grade wie mit Abſicht ſo boshaft die gleichzeitige Verknüpfung zweier Zufälligkeiten eintreten ließ. Hätte ich dann aber auch nicht bei Elgermann die Möglichkeit, daß er ſeine Roſe auf der Straße wiederfand (die Geſchichte war durch ihn ſelbſt ſtadtkundig geworden), durch

den Magen schädlich, so ist sie es doch für die Zunge; denn ich fürchte, das jetzt so häufig verbreitete Stottern kommt von dieser neuen Methode des Lautirens her.

Ich glaube ferner, es war ein sehr großes Unglück, daß sich unsre Großeltern so lächerlich trugen. Wären wir weniger gereizt, über sie spotten zu müssen, wir würden weit mehr von ihnen entlehnen können, wir würden zumal ihre pädagogische Gewissenhaftigkeit nicht für Pedantismus ausgeben. Wir betrachten aber unsre Väter, diese ernsten, brummenden und mürrischen Männer, die stundenlang schweigen können; unsre Mütter, von denen die jüngern sehr zärtlich sind und unter den Vätern viel leiden, die ältern aber alle Indifferentismen der Väter theilen. Wir glauben, daß eine Erziehung, die diese Brummkreisel hervorgebracht hat, das Werk der schlechtesten Pedanterie gewesen sein müsse. Keineswegs! Die tiefen Baßtöne kamen in unsre Eltern nur durch die Wendung, welche die junge gegen die alte Zeit nahm. Unsre Großeltern sind so drollig und liebenswürdig, unsre Eltern so barsch. Dies liegt in dem Widerspruche der Erziehung, die die Eltern empfangen sollten, mit der Bestimmung, welcher sie plötzlich durch das Jahrhundert folgen mußten. Sie waren erzogen für das Haus und wurden für die Welt in Anspruch genommen. Sie sollten sich als Menschen fühlen und durften sich plötzlich nur innerhalb der Begriffe des Bürgers bewegen. Das hat ihnen so übeln Humor gemacht. Das bestimmt sie, da sie nie gerecht genug sind, ihre Magensäure auf die Zeit und ihren Weinkeller, den sie unmuthig leeren, sondern auf die Erziehung zu schieben, ihren Kindern grade eine entgegengesetzte Erziehung zu geben, als sie empfangen haben. Wo die Alten streng

die Handlungsweiſe des Profeſſors erklären, hätte ich nicht auf das ganze Thema ſeiner Bewerbung zurückkommen müſſen? Und da eben widerſtand es mir, die Feder zu ergreifen und einen Gegenſtand zu berühren, der in einem ſtarken und vernünftigfühlenden Mädchenherzen ſo wenig als möglich an der Tagesordnung ſtehen ſoll. Ihr Mütter ſeid thöricht, die Ihr ſtändig das Sinnen und Grübeln Eurer Töchter auf dieſe und nur dieſe Sphäre der Zukunft richtet! Es iſt die hehre Aufgabe des Weibes, das möglich zu machen, was Innocenz III. den chriſtlichen Geiſtlichen als Pflicht auferlegte und was dieſe ſo wenig zu halten verſtehen. An der Wurzel ausreißen müſſen wir den Gedanken, unſere Beſtimmung in der Ehe zu ſuchen. Mir war dieſer Heroismus der Reſignation ſchon frühe gekommen. Aber ich geſtehe, ich kämpfte in jenen Tagen einen harten Kampf um die Kränkung eines Mannes, der mir ſo aufrichtig huldigte! Melodieen umrauſchten meine Sinne, nicht ſinnliche, ſondern himmliſche! Ein unendliches Weh, ein nicht auszudrückender Schmerz ſagte mir: Du haſt dem Guten Unrecht gethan! Was biſt du denn nur ſo ſtolz und malſt dir ein Ideal aus, das es im Leben nicht gibt? Wenigſtens für dich nicht gibt! Erſt als mein Selbſtgefühl mir entgegnete: Warum denn nicht für dich? riß ich mich aus den Ge-

fühlen der Wehmuth und der ahnungsvollen Dämmerung, des Träumens zur Erhebung und Kraft empor.

Zur Kraft ſage ich, — aber wie es dann geht — bald wurde daraus wieder Uebermuth! Denn mein Temperament begehrt die Heiterkeit. Mein Geiſt bedarf der Ausglättung aller Runzeln und Falten der Dinge. Doch erſt nach einigen Jahren konnte ich mich bis zu einem förmlichen Racheact für meine Roſe erheben! Und dieſer iſt es, der mich zur — Petroleuſe gemacht hat.

Seit einiger Zeit habe ich mich nämlich in's geſchichtliche Gebiet gewagt. Nicht, um das Geſchäft der ſeligen Louiſe Mühlbach fortzuſetzen — die Concurrenz wäre zu groß — ich ſuchte mich in eine einzelne hiſtoriſche Perſönlichkeit zu vertiefen, meiſt eine weibliche, und dieſe dann in ihrem Sein und Fühlen, das die Hiſtoriker ſich zu beſchreiben keine Mühe geben, zu ergründen. Die Handhabung ſenſationeller Giftmorde, Kinderverleugnungen, Unterſchlagungen von Teſtamenten u. ſ. w., wie ſolche bei meinen literariſchen Mitſchweſtern jetzt Mode ſind, geht mir wider den Strich. Nein, ich ſuche mir wirklich beglaubigte Thatſachen auf, die mich bei meiner Arbeit unterſtützen, und ſage mir bei jedem Capitel: Um Gotteswillen lüge nur nicht allzuviel! Dieſen kategoriſchen Imperativ habe ich ganz apart für mich. Denn für die Leſewelt hätte ich ihn gar nicht nöthig; dieſer erhabenen Richterin iſt es vollkommen gleichgültig,

ob die Vorfälle wirklich mit dieſem oder jenem kleinen Detail verbunden geweſen ſind oder nicht. Frivole Kritiker haben dieſe Blaſirtheit oder Unbildung des Publicums zu ermuthigen und zu rechtfertigen geſucht.

Ich beſuche berühmte Bibliotheken und Archive. Wie andre Damen ſich in den Muſeen placiren und in Oel malen, ſo ſitze ich zuweilen unter Studenten, jungen Schriftſtellern und excerpire. Freilich nicht im eleganten violetten Sammetcoſtüme, die Mantille kokett über den Rücken geworfen, das Auge halb auf die Umgebung, halb auf den Rubens oder Van Dyk, den man nachpfuſcht, gerichtet. Nein, die alten Tröſter, die für mich herausgeſucht werden, bringen ſchon jede Phantaſie vom Modejournal ab. Zu den Archiven, wo die alten Acten und Briefſchaften aufbewahrt werden, zu gelangen iſt ſchon ſchwerer. Da ſind Eingaben, Zeugniſſe nöthig. Doch hat die Aufklärung auch in dieſem Punkte Fortſchritte gemacht. Wie ſollte es auch nicht! Manche Hiſtoriker verdanken ja ihren ganzen Ruhm dem Caſtellanſchlüſſel, der ihnen ein ewiges Excerpiren aus noch unbenutzten, vergilbten, alten, wurmſtichigen Briefen und Acten geſtattet. Mir glückte es noch immer, auch an dieſe Quellen zugelaſſen zu werden, obſchon die Archivvorſteher allerdings ihre Launen haben.

Um Materialien zum Leben einer berühmten Frau zu gewinnen — ich werde mich hüten, ſie zu nennen, denn

morgen iſt ſie zu einem Dutzend Concurrenzarbeiten benutzt — reiſte ich nordwärts in eine kleine Reſidenz, die ein ausnehmend geſchätztes Archiv beſitzt. Das betreffende Fürſtenhaus hatte früher Beſitzungen in allen Theilen Deutſchlands und gelangte dadurch zu Actenſtücken, die mit ſeiner gegenwärtigen beſcheidenen Stellung im Reiche kaum noch in Verbindung zu bringen ſind. Aber im Gegentheil, andere große Häuſer, die klein angefangen haben, ſind angewieſen, die Materialien zur Geſchichte ihrer Ahnen von dorther zu beziehen. Der Vorſtand dieſes berühmten Archivs iſt das Muſter eines beſcheidenen, liebenswürdigen, in jeder Beziehung achtungswerthen Gelehrten. Ich wüßte doch den edlen Greis mit niemand anders zu vergleichen, als mit meinem eigenen ſeligen Vater. Dieſelbe Herzensgüte, dieſelbe Zuvorkommenheit, derſelbe beſcheidene Sinn. Auch im Aeußern überraſchte mich die Aehnlichkeit. Hofrath Spengler iſt mittelgroß. Trotz ſeiner Sechzig noch wie jugendlich rüſtig und behend. Sein weißes Haar hängt ihm lang über den blauen Frack hinunter, den er beſtändig auf der Straße trägt, im Archiv aber mit einem grauen Ueberrock vertauſcht. Alles gehorcht ſeinen Anordnungen, die er mit milder Stimme ausſpricht. Hat er ſeine Befehle gegeben, hat er die Schränke aufgeſchloſſen, wozu ſich allein die Schlüſſel in ſeiner Hand befinden, ſo begiebt er ſich an ſein Arbeitspult. In jedem Zweige

der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft iſt er heimiſch, hört Andre ruhig an, gibt Rath und hatte auch für mich ſogleich die freudigſte Zuſtimmung zur Bedeutung des von mir gewählten Charakters. Sofort trug er eine Fülle lehrreichen Materials zuſammen. „Hier ſetzen Sie ſich, mein Fräulein, hier mache ich Ihnen ein Plätzchen zurecht! Die Sonne fällt erſt um Mittag herein! Sie wird Sie gar nicht ſtören!“ So arbeitete ich jeden Tag mit meinem guten Hofrath und größtentheils allein mit ihm. Ein Secretär ſitzt weit nach vorn in den Vorzimmern. Ein Diener erſcheint nur, wenn geklingelt wird. In's Haus werden die Sachen nur auf hohe Verwendung überlaſſen, die ich nicht in Anſpruch nehmen mochte.

Hofrath Spengler hat bekanntlich ein ungemein gelehrtes, großes Werk unternommen. Es heiſt: „Hunsrücker Geſchichten“. Bis jetzt ſind davon drei Bände erſchienen. Ich geſtand ihm, dieſe Arbeit nicht zu kennen. „Es geht Ihnen da, wie Vielen!“ antwortete der liebe Mann mit aller Ruhe, indem er von ſeinen wurmſtichigen Heften aufblickte. „Mein Verleger klagt darüber genug! Ich habe mein Unternehmen zu weit angelegt. Niemand will es kaufen und ich fürchte, mit dem vierten Bande muß ich abſchließen, obſchon ich da erſt in der Zeit der Reformation angekommen bin. Indeſſen,“ unterbrach er ſich, „nicht unmöglich, daß gerade dieſer Band nachhaltigern

Anklang findet. Das Haus Simmern lieferte damals die Regenten für die Pfalz, zuerſt den vielgeprüften Kurfürſten Friedrich III. und deſſen heldenmüthigen Sohn Johann Caſimir! Hierauf muß die Geſchichte eines einzigen in ſeiner Art, des tapfern Wolfgang von Zweibrücken, unerläßlich eingeſchaltet werden, und ich freue mich wahrhaft, das deutſche Volk mit einem Helden bekannt zu machen, der ſo muthig zu den Hugenotten hielt, mit ſeinen 17,000 Mann einen meiſterhaften Marſch durch das Innere Frankreichs machte, freilich aber durch einen zu frühen Tod der guten Sache entzogen wurde. Luther'ſche Fürſten nahmen damals von dem Frankreich der Bartholomäusnacht regelmäßige Penſionen!" — „Darüber haben Sie hier die Documente — ?" fiel ich ſtaunend ein. — „Hier liegt alles rund beiſammen. Correſpondenzen mit Condé, mit Coligny, mit der herrlichen Johanna d'Albret —! Mein vierter Band iſt vollſtändig fertig. Der Verleger will aber nicht heran, ihn ſchon zu drucken. Ich habe mich bei den Anfängen zu lange aufgehalten. Der ganze erſte Band beſchäftigt ſich allein — Sie werden lachen — mit dem Namen Hunsrück und mit den erſten Bewohnern!" — „Himmel!" rief ich allerdings aus und unterdrückte nicht mein Erſtaunen über ſo viel Gründlichkeit. Aber der Gute ſtimmte in mein Lachen ein. „Ja, ja, dieſe Exkurſe! Dieſe Exkurſe!"

ſagte er. Um das Thema der Unterhaltung freundlicher zu geſtalten, erinnerte ich an die Fürſten, an reiche Mäcene, die doch zu einem ſolchen Werke beiſteuern ſollten. Der gute liebe Mann hörte kaum auf mich. Er ſtand noch immer in Gedanken bei dem Namen Hunsrück. „Ja," ſagte er, „ob nun das Gebirge von den Hunnen oder den Hünen, den Heunen abſtammt und was der Rücken bedeuten ſoll, das iſt doch zu beachten und daß das Fürſtenthum Simmern gewiß mit den Cimbern zuſammenhing —". — „Nein, nein, nein," unterbrach ich ihn, nachdem ich bei den Cimbern raſch die Teutonen zu ſeinem zufriedenen Lächeln eingeworfen hatte, „der vierte Band muß heraus! Die Großen müſſen ſich dafür intereſſiren! Wiſſen Sie, die Großen muß man nur behandeln wie die Pagoden! Man muß ſie hinſtellen an den Ort, wo man ſie haben will, ihnen da den rechten Kopfnicker geben und ſie thun alles, was wir wollen!"

Wegen Unpäßlichkeit hatte ich einige Tage das Archiv nicht beſuchen können. An dem Morgen, wo ich meine gewohnte Thätigkeit des Leſens und Excerpirens wieder aufnehmen wollte, las ich beim Frühſtück die Localzeitung des Ortes. Wie erſchrak ich, als ich unter den Fremden den Namen Hutſchenreuter entdeckte! Glücklicherweiſe wohnte derſelbe in einem andern Hotel

als ich. Nichts Gutes ahnend trete ich in die Räume des Archivs, die aus einem groſsen Saale und mehren Nebenzimmern bestehen, und finde meinen würdigen gefälligen Hofrath auffallend niedergeschlagen und betrübt. „Ist Ihnen etwas?“ fragte ich mit Theilnahme. „Sind Sie nicht wohl?“ — „O doch! O doch!“ antwortete er. Er seufzte aber. „Nein, nein! Sie haben etwas, was Sie betrübt?“ Daraufhin wandte er sich ab und wollte mir in gewohnter Weise meinen Platz bequem machen. „Wir haben Gesellschaft bekommen,“ sagte er dabei, während ich ihn beobachtete, „einen Professor, der dort im Nebenzimmer arbeitet. Ich setzte ihn von uns entfernt, damit er Sie nicht stört.“ — „Einen Professor? Doch nicht gar —“ „Professor Hutschenreuter, den jungen Historiker! Er hat Regesten herausgegeben —“. — „Ja wohl, ja wohl!“ bestätigte ich und dachte: Himmel, da kannst du nicht länger hier bleiben! Und nur, um meine Verlegenheit zu verbergen, brachte ich die Worte hervor: „Worüber mag er denn hier Forschungen anstellen?“ Mit einem eigenthümlichen, aus Wehmuth und Ironie gemischten Tone sagte der würdige Greis: „Unser Archiv enthält Vieles, was zur Hausgeschichte eines Hofes gehört, um welchen sich dieser Herr verdient gemacht hat. Er begleitete einen Prinzen desselben auf einer Bildungsreise. Der Prinz soll nicht ohne Geist

ſein und die hiſtoriſchen Forſchungen ſeiner Ahnen als Liebhaberei treiben. Da hat er dem Profeſſor, als ihn dieſer gelegentlich beſuchte, vom Generalſuperintendenten, ſeinem Beichtvater, einen Auftrag ausgerichtet, er möchte doch eine Biographie Wolfgangs von Zweibrücken ſchreiben Na! So etwas iſt geradezu wie ein Befehl und eine goldene Doſe oder ein Orden noch dazu —" „Aber," fiel ich, die Hände zuſammenſchlagend, ein, „dieſe Geſchichte haben Sie ja ſchon längſt fertig!" — „Als Theil meines ungedruckten Werkes! Ja, ja!" — „So nehmen Sie doch die Epiſode jetzt heraus und laſſen Sie dieſe augenblicklich im Beſondern erſcheinen! Ich verpflichte mich ſogleich für den Abſatz von 50 Exemplaren." — „Mein gutes Fräulein," verſetzte der gütige, nur vorübergehend etwas verbitterte Mann, „das widerſtreitet meinem Gewiſſen! Ich habe einmal von unſerm Fürſten die Anweiſung erhalten, dem Herrn Profeſſor da alles herauszugeben, was mit jenem ſtreitbaren frommen Herzog zuſammenhängt! Dort liegt es nun aufgeſchichtet! Es war mir leicht, es ſchnell zuſammenzuſuchen. Hatte ich es doch alles ſchon ſelbſt benutzt. Nun ſo mag er denn —" ein Seufzer rang ſich von des edlen Mannes Bruſt — „in Gottes Namen die zweite Leſe halten, wie man ja jetzt den Wein auch zweimal keltert!" ſetzte er lächelnd hinzu. „Treberwein mit Traubenzucker ſoll ſogar beſſer

ſchmecken, haha! als die erſte Preſſe. Vielleicht geht auch ſein Gewächs leichter zu Munde. Mein Stil iſt etwas langſam und bedächtig. Freilich an Regeſten — doch Gott befohlen!“ — Der Edle beherrſchte ſein gerechtfertigtes Urtheil, lächelte, ergab ſich, aber ich ſah es, eine Thräne ſtand ihm im Auge. Meine eigne Rührung bekämpfend, fragte ich: „Aber haben Sie ihm denn nicht geſagt, daß Ihre Hunsrücker Geſchichten im vierten Bande, der zum Druck bereit liegt, den betreffenden Gegenſtand vollſtändig quellengemäß und nach allem, was man darüber nur ſagen kann, ſchon behandeln?“ — „Meine Liebe, das ſagte er mir ſchon ſelbſt!“ lautete die Antwort. „Aber da einmal der Lateiner das Sprichwort hat: Duo cum faciunt idem, non est idem —“. — „Thun zwei daſſelbe, ſo wird's drum noch nicht daſſelbe —“ fiel ich mit einiger Eitelkeit auf meinen Cornelius Nepos ein. Er blickte mich erſtaunt noch einmal an, zog dann ſein Taſchentuch, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, drückte mir die Hand und ſetzte ſich ruhig an ſeine gewohnte Arbeit.

Ergriffen von ſo viel edlem Pflichtgefühl, voll tiefſten Mitleids für eine hohe Märtyrerſchaft, die mir da auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete als möglich erſchien — denn Spengler hatte dem Rivalen gewiß auch nicht das kleinſte Blättchen aus den Acten vorenthalten —

waren, ſind ſie nachſichtig. Wo jene lachten, da erzürnen ſie ſich. Unſre Kinder werden zum Trotz erzogen.

Ich behaupte immer, man kann zwar einen ſehr guten Gebrauch von ſeiner Freiheit machen, wenn man für ſie erzogen iſt; allein man kann ſeine Freiheit nicht ſo fühlen, wenn man ſie nicht vorher hat entbehren müſſen. Die Strenggezogenen pflegen, freigelaſſen, nicht ſelten zügellos zu werden. Mäßigt ſie aber eine edle Bildung, iſt ſie der Ranzen, der recht ſchwer ihre Schultern drückt, dann werden ſie ihre Schritte ſchon einhalten und ſich Zeit nehmen. Ich finde, daß unſre ſo frei erzogenen Kinder ſehr oberflächlich werden, weil ſie die Freiheit mit den Kenntniſſen zu gleicher Zeit erhalten, ſtatt daß die Freiheit eintreten ſollte, wenn ſie ſich die Kenntniſſe bereits angeeignet haben.

Es gibt viele ſcheinbar ſtrenge Erziehungen unter uns. Es wird dabei aber nur auf den äußern Anſtand geſehen. Die Kinder dürfen nicht auf das Sopha kommen. Sie müſſen nach einer kurzen Mahlzeit den Tiſch verlaſſen; das Wenigſte des zu ihrer Bequemlichkeit Dienenden dürfen ſie vom Geſinde verlangen. Das läßt ſich hören. Es iſt eine ſtrenge puritaniſche Erziehung. Aber dieſe Form wird unvernünftig, wenn die Knaben ſich nicht zwei Schritte von den Eltern entfernen dürfen, wenn ſie noch in ihrem ſechzehnten Jahre kurze Jäckchen und eine breite Tellermütze mit einer Troddel tragen müſſen, wenn die Mädchen nichts anſehen dürfen, das nicht vorher von der Mutter mit einem moraliſchen Geſundheitsſchein ausgeſtattet wurde. Hier iſt die engliſche Erziehung namentlich die beſchränkteſte unter allen möglichen. Sie macht die Generation ſo langweilig, wie es die engliſchen Sonntage ſind. Strenge, ja! Aber für das Innere, nicht für das Aeußere.

blickte ich noch einmal um mich, ſah mir ſchräg durch die offene Thür die ganze Reihe der alten gelben Briefſchaften an, die in großen langen Cartons mit Aufſchriften und Nummern verſehen im Nebenzimmer auf einem weißlackirtem Tiſche ſtanden, und entfernte mich raſch, Unwohlſein vorſchützend. Jeden Augenblick konnte Hutſchenreuter eintreten. Aber die Erinnerung an meine Roſe, an den Wehmuthsblick des edlen, ſtillwirkenden, ſich ſo großherzig ſelbſt bezwingenden, gewiſſenhaften Beamten, lachend dann wieder über die behauptete Abneigung vor ſcharfen Gerüchen von Seiten meines damaligen Verehrers — (längſt wandelte er wieder auf andern Werberbahnen) — gab mir Gedanken ein, die damit endigten, daß ich in mir unſre wilde Frauennatur, die ſehr, ſehr bös werden kann, entfeſſelte und beim Verlaſſen des Archivgebäudes ohne Zweifel ausſah, wie damals, als mir die Roſe zum Fenſter hinausgeworfen wurde, wie eine Furie. Dem Profeſſor ſollte Rache werden.

Ich beſitze ein allerliebſtes Ecritoire, ein Meiſterſtück des berühmten Türpe in Dresden. Es ſieht einem Futteral für weibliche Handarbeiten ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Oeffnet man aber die mit der reichſten Marketterie verſehene Arbeit, ſo hat man alle Utenſilien zum Blauſtrumpf, Stahlfedern, Siegelwachs, Bleiſtifte,

vor allem ein Dintenfaß zur Hand — es war von Silber und von einer Länge, um damit drei Bände nacheinander zu ſchreiben. Dieſes Gefäß entleerte ich ſeines ganzen Inhalts, ließ es im Hotel reinigen und dann über und über mit Petroleum füllen. Damit begab ich mich in der dritten Nachmittagsſtunde in's Archiv. Der gute Hofrath verſpätete ſich in der Regel mit ſeinem Nachmittagsſchläfchen; den Profeſſor feſſelte, wie ich ſchon gehört hatte, das Dominoſpiel um die täglich als Deſſert zu liefernde Flaſche Champagner an der Table d'hôte. Der ſchon anweſende Secretair ließ mich ohne Weiteres ein. Alles war ringsum ſtill. Da lagen nun ſchon die Scripturen des großen jungen Forſchers ausgebreitet, ich ſah ſeine zierliche Handſchrift, ſeine Notizen, ſeine Excerpte, vor dieſen in ganzer Reihe das geſammte Material über den hinlänglich geſchilderten Wolfgang von Zweibrücken, hielt mich jedoch mit der Entzifferung nicht auf, ſondern ging raſch an's Werk. Jedes Blatt der alten meiſt aus Frankreich und den Niederlanden gekommenen Acten und Briefe befeuchtete ich mit meinem mephitiſchen Naphta. Der Geruch wurde fürchterlich. Aber meine Naſe hielt das Taufen mit dem Styxwaſſer aus. Von den Actenſtücken über die Wiege des bewußten deutſchen Helden an bis zu deſſen Bahre, alles roch ſo, daß Wochen vergehn mußten, ehe ſich dieſer Peſthauch verzogen hatte. Als

ich meine Rachefchaale geleert hatte, kam ich mir beim Entſchlüpfen mit dem ſilbernen Flacon aus dem Zimmer und dem Hauſe wie eine zweite Livia, eine Locuſta, eine Brinvilliers, ja die Ebergenyi vor. Aber ich überwand den Schauer und ermuthigte mich durch den Gedanken: Die Actenſtücke ſind benutzt! Was ſich darin Brauchbares befindet, ſteht im vierten Bande der Hunsrücker Geſchichten!

Nachdem ich mich brieflich, Motive zur ſchnellſten Abreiſe vorſchützend, von Hofrath Spengler verabſchiedet hatte, erfuhr ich längere Zeit nichts von Dem, was nach meiner Abreiſe vorgefallen ſein konnte. Kein Staatsanwalt forderte mich zur Rechenſchaft, keine diplomatiſche Note des betreffenden Hofes beſchwerte ſich bei dem Geſandten, der mich empfohlen hatte, der Hofrath ſtellte mich durch keinen Privatbrief zur Rede, die Welt war mit großen Begebenheiten beſchäftigt und die Affaire im Archiv wie mit Brettern vernagelt. Längſt war mein Roman unter den Meſſern der Kritik mit heiler Haut hindurchgeſchlüpft, als ich vom Onkel wieder die dringendſte Einladung bekam, doch noch einmal vor ſeinem baldigen Ende die Univerſität zu beſuchen. Es war in dieſem Frühjahr. Er hatte ſich penſioniren laſſen. Das Rechnen mit den neuen Goldkronen war dem Gewohnheitsmanne unbequem geworden. „Vor Hutſchenreuter," ſchrieb er, „brauchſt du dich nicht zu fürchten. Der hat ſich, vor-

läufig nur als Honorarius (heißt: ohne Honorar) an eine andere Universität begeben. Denn hier paſſirte ihm das Malheur eines auffallenden Korbes. Geheimrath Müller wollte ihm ſeine Tochter geben, eine, wie du weißt, glänzende Partie. Da erſcheint die furchtbare Recenſion in jenem Leipziger Blatt, ich weiß den Namen nicht, Du wirſt ſie wohl geleſen haben. Sie brachte eine förmliche Vernichtung ſeines Buches über den Herzog Wolfgang von Zweibrücken. Geheimrath Müller wurde darüber empfindlich, es gab Sticheleien, Repliken, ernſthafte Beleidigungen, kurz die Partie ging wieder zurück. Du wirſt unbehelligt bleiben. Komm nur bald!"

Mein Erſtes war, mir das Leipziger Blatt zu verſchaffen. Ich fand es und die erſte Nummer, die ich aufſchlage, enthält von dem edlen Hofrath Spengler eine ruhige, dem würdevollen Charakter des Mannes entſprechende Erklärung, daß die vernichtende Kritik über u. ſ. w. weder von ihm verfaßt, noch eingeſandt, noch irgendwie veranlaßt oder gefördert worden ſei, was die Redaction in allen Theilen beſtätigte. In einer ſpätern Nummer nannte ſich der Verfaſſer der betreffenden Kritik ganz offen ſelbſt und ſprach den dringenden Wunſch aus, Hofrath Spengler möchte doch endlich mit dem vierten Bande ſeiner Hunsrücker Geſchichten hervortreten. Die Oberflächlichkeit Hutſchenreuters hätte er, fuhr er fort, aus

Duplicaten erkannt, die ſich in andern Archiven von einigen Beſtandtheilen des ſo ſchlecht benutzten Materials befänden; denn einige dieſer Briefe wären Rundſchreiben der Franzoſen, Hugenotten oder Katholiken an alle evangeliſchen Fürſten geweſen. Endlich brachte auch ſogar Hutſchenreuter in einer der Nummern ſelbſt das Geſtändniß, daß er die Quellen zu ſeinem Buche in dem maßgebenden Archive zu N. N. unter Umſtänden durchforſcht hätte, durch welche er verhindert geweſen wäre, denſelben die volle Aufmerkſamkeit zu widmen. Es ſchien alſo beſtätigt, daß an ſeiner Verſicherung, er könnte ſtarke Gerüche nicht vertragen, etwas Wahres geweſen.

Wie nun auch ein Kriegsgericht über mich als Petroleuſe aburtheilen möge (führt mein alter General das Präſidium, ſo habe ich keine Furcht), ich ſagte dem Onkel zu und bin begierig auf meine diesjährigen Erfolge. Ihr ſchönen, jungen Leſerinnen denkt vielleicht, es folgte noch die Pointe einer Heirath mit Elgermann? Oder gar mit dem noch „jugendlichen" Hofrath? Das gehört in Eure Romane und auf's Theater. In Wirklichkeit bin ich — nicht wahr? — ein recht boshaftes, abſcheuliches Geſchöpf. Ja! ja! Die Roſe traf mein Herz und Rache iſt ſüß. Wißt Ihr jemand, der mir ebenbürtig iſt und an meinen dreiunddreißig Jahren keinen Anſtoß nimmt, ſo hat der Herr Verleger dieſes Buches meine Adreſſe.

# VI.

# Am Lethestrom.

Erinnerungen.

(1876.)

## 1.

Es war ein wunderholder Maitag in den fünfziger Jahren. Tiefblau spannte sich der Himmel wie mit nie von ihm versagter Huld über die blüthengesegneten Ufer der Elbe. Es war die Zeit, wo in einem gewissen Orte, zu Leipzig im Sachsenlande, der Sturm nur allzugewaltig in Blüthenhoffnungen Jahr ein Jahr aus einzubrechen pflegt, während dagegen andere kräftig aufgehen und allerdings wohlschmeckende Früchte bringen: Die Buchhändler zogen zur Leipziger Messe! Aber viele unter ihnen vergaßen doch manche trübe Erwartung, die ihrer am Abrechnungstische der Börse harrte, und Einer der Trefflichsten, die je einen Autor mit den Worten: „Ich bin bereit —“ beglückt haben, der frühgeschiedene Eduard Trewendt von Breslau, besuchte mich, seinerseits auch die Messe, froher Erwartung voll. Er kam mit dem mir schon aus früheren Zeiten bekannten Jugendschriftsteller Franz Hoffmann aus Stuttgart. Beide luden mich zu einem Abendimbiß, vielleicht auf der Brühl'schen Terrasse oder im Hôtel ein.

Die Bestimmung des Ortes wurde noch offen gelassen. Gustav Nieritz würde der Vierte im Bunde sein.

Den allbeliebten Jugendfreund, dessen Wirkungen ich selbst als Familienhaupt täglich hatte erproben können, wenn mich gute Laune nach Hause kommen ließ mit einigen im Buchladen mitgenommenen Bändchen „Nieritzscher Erzählungen" (die sofortige Lectüre unterdrückte fast den Ausdruck des vollen Jubels) — diesen Zauberer von Seligkeiten der Unterhaltung, ich hatte ihn persönlich noch nie gesehen! Und wir wohnten in einer und derselben Stadt! So ist die Dresdener Elbbrücke das, was nach den Franzosen der Rhein sein soll, eine Scheidewand und die verschiedene Thätigkeit zwischen Nord und Süd wie der Rhein zwischen West und Ost. Der freundliche Schlenderweg, von dem aus man sich in die schönsten Fernsichten verlieren kann, auf die stumpfen Basaltkegel der sächsischen Schweiz hier, auf die freundlichen Meißner Weinberge dort, ist jene Brücke nicht immer. Viel öfter noch schrecken Sturm und Regen ab, sie zu betreten. Und wer möchte auch einen Schulmann aus seinem stillen Gärtneramte abrufen, ihn stören, wenn er gerade das aufgeschlagene Lesebuch, seinen Spaten, in der Hand hält und mitten im Verlesen des geistigen Unkrauts auf seinen Beeten begriffen ist! Sonntags fesselt dann den Verwalter einer kleinen Schule in der Dresdener Neustadt,

vielleicht, denkt man, ſeine Muſe, oder ſie lockt ihn hinaus in eine ſchöne Gegend, in die duftigen Waldgründe am „weißen Hirſch“, auf die von Lerchenwirbeln umſchwirrten Höhen von Räcknitz, mit denen die Natur Dresdens Umgebung geſchmückt hat.

Ein ſolennes Mahl erwartete uns. Da es ſogar Champagner geben ſollte, wurde die Scene nicht in die Oeffentlichkeit, ſondern in ein Hôtel verlegt. Ein beſonderes Zimmer bot ſogar die ſicherſte Traulichkeit und die Abweſenheit aller Kritik für einen noch unter dem Disciplinar-Geſetz ſtehenden Beamten. Nieritz erſchien, ſchon von den Spuren des Alters gezeichnet, gefurchten Antlitzes. Zeichen der Mühe ſeines Schulamts. Aber ſein Geiſt war friſch und rege. Der anweſende ſüddeutſche Mitarbeiter im gleichen Fache, Franz Hoffmann, ſtörte ihn nicht. Sie waren freundſchaftlich verbunden. Hoffmann's ſchriftſtelleriſche Weiſe war eine andere. Dieſer wirkte mehr auf die Einbildungskraft der Kinder, jener auf ihr Gemüth.

Ein Geſpräch zwiſchen Schriftſtellern und einem unternehmungsluſtigen gebildeten Verleger, wie Trewendt war, konnte ſich zumeiſt nur auf die Aeußerlichkeiten des literariſchen Wirkens ausdehnen. Zwiſchen dem köſtlichen Lachs, den Hühnern, dem Rehbraten — (die Küche des Monats Mai iſt bekanntlich die Sorge aller Speiſezettel-

Wenn man die Furcht kennte, welche das Kind vor der Wissenschaft hat, man würde auch nicht so eilen, es in sie einzuweihen. Ganz lebhaft schwebt mir noch die Scene vor, als ich zum ersten Male in die Schule gebracht wurde. Meine Schwester führte mich hin. Ich war still bis auf die Hälfte des Weges, fing aber da so erbärmlich an zu schreien, daß die Leute still standen und meiner Schwester helfen mußten, um mich nur von der Stelle zu bringen. Betäubt von hundert süßen Versprechungen folgt' ich und kam unter Knaben zu sitzen, die, wenn sie einen Zoll größer waren, als ich, mir wie die Riesen vorkamen. Ich sah in ein Lesebuch, das ich mitbringen mußte, und verstand nicht ein Wort, ich hörte, daß vor mir Einer nach dem Andern auftrat und aus dem Buche Etwas hersagen konnte: ich konnt' es nicht, ich war außer mir vor Angst, schrie auf und sagte zitternd zum Lehrer, daß ich noch nicht lesen könnte! Der gute Mann beruhigte mich und hat gewiß über meine Furcht vor den Wissenschaften innerlich lachen müssen. Ich war — sechs Jahre!

Bleibt dem Knaben zuweilen Zeit zum Spiele? Das Spiel ist dann massenhaft, es ist von kriegerischem Geiste beseelt, war es wenigstens, so lange noch auf den Straßen Pamphlets gegen Napoleon ausgerufen wurden. Man hatte die Wahl, entweder im Garten des Vaters das Beet zu bepflanzen, welches Erbeigenthum des kleinen Pachters wurde, oder draußen auf den Plätzen sich den Freiwilligen anzuschließen, die unter dem Blücher fechten wollten oder der kaiserlichen Garde, später den Griechen oder den Türken. Diese Spiele scheinen sich aber verloren zu haben mit den Congressen von Verona und Aachen und werden schwerlich durch die Quadrupelallianz und die Entêtes cordiales wieder be-

Erfinder; der Mai iſt der unergiebigſte Proviantmeiſter der Natur) zwiſchen Rheinwein und dem unerläßlichen Wein des Victoriaſchießens (eben Trewendt hatte ja gute Treffer mit ſeinen beiden Kinderpoeten gemacht) gab es faſt nur die Erörterung der literariſchen Chronik des Tages. Nieritz fand mich heimiſch in der Chronik ſeiner erſten Anfänge. Ich wußte, wie ſeine kleinen Geſchichten erſt in der Berliner Kochſtraße, im „Geſellſchafter", in der Vereinsbuchhandlung des Profeſſor Gubitz erſchienen waren, wie er jede ſeiner Geſchichten um „ein Ei und ein Butterbrod", wie man in Hamburg ſagt, hingegeben hatte, bis ſich denn doch der mir wohlbekannte Profeſſor der Holzſchneidekunſt, Redacteur, Dichter, Recenſent, Buchhändler, ein ſächſiſcher, nach Berlin verpflanzter Landsmann Guſtav Nieritz's, entſchloß, für eine zehn Druckbogen füllende Erzählung „ein für allemal", d. h. für zehn Auflagen hundert Thaler zu geben. Erſt ſpätere Anknüpfungen erlöſten den wackeren Mann aus dieſem Plantagenverhältniſſe. — Ab und zu erhob ſich denn doch der Thatſachen- und Gedanken-Austauſch in idealere Regionen. Dann galt es Betrachtungen über die Faſſungskraft der Kinder, über den Geſchmack der Jugend, der meiſt ſo grundverſchieden von dem der Alten ſei, über die Geheimniſſe der Erzählungskunſt. Aus dieſem Bereiche unſerer Geſpräche will ich eine Aeußerung des ehrwürdigen

Kinderfreundes, der vor Kurzem die Augen geſchloſſen hat, wie eine in den Strom der Vergeſſenheit gefallene Blüthe zu retten ſuchen. Ich will wortgetreu wiedergeben, was damals Nieritz über die Wahl ſeiner Stoffe ſagte.

„Wenn ich mich wohl rühmen kann," ſagte der allbeliebte Erzähler im Tone der Beſcheidenheit, „daß ich die Art getroffen habe, die den Kindern wohlthut, ſo will ich auch ſagen, wie ich meine Stoffe finde. Ich nehme nicht das erſte Beſte und mache den Kindern auf Gerathewohl eine Geſchichte vor. Ich muß ſchon vorher einen Prüfſtein der Wirkung haben. Dieſen finde ich bei meiner Lectüre. Ich leſe Geſchichtswerke, Reiſebeſchreibungen, Biographieen; ich leſe aufmerkſam täglich die Zeitung. Begegnet mir da etwas, was mich anzieht, ſo leſe ich langſamer, und rührt mich etwas, ſo halte ich inne. Hat mich etwas gerührt, hat mir etwas eine Thräne in's Auge gelockt, ſo weiß ich, da ſtrömt deine Quelle! Beziehungen auf Umſtände, die dieſe Wirkungen hervorgebracht haben, ſind dann leicht erfunden, ich habe einen Kern und nun ſuche ich die paſſende Schale dazu; die wird manchmal ganz anders, als der Anlaß geweſen, der mich gerührt hatte, z. B. bei einem unerwarteten Edelmuthe, einem nie gehofften Wiederſehen. Aber die Factoren des pſychologiſchen Momentes, dieſe müſſen wieder ganz ſo herauskommen, daß ſie daſſelbe Seeliſche

erzeugen, das ſich mir aus einer ähnlich vor ſich gegangenen Geſchichte ergeben hatte."

Franz Hoffmann iſt noch, wie ich an jedem Weihnachtstiſche der Buchhändler ſehe, am Leben. Vielleicht iſt ſein Gedächtniß ſtark genug, mir die Wahrheit dieſes Einblickes in das Gemüth eines braven Schulmannes und die ſchriftſtelleriſche Technik eines berufenen Jugendſchriftſtellers zu beſtätigen.

## 2.

Die Kindesſeele! Das Urgeheimniß im Menſchen! Das Paradieſesheiligthum des keimenden geiſtigen Anfangs! Das war in den fünfziger Jahren faſt eine Literaturparole geworden. Alles ſchrieb Jugenderinnerungen. War doch ein Mann aufgeſtanden, der geradezu erklärt hatte, die Gottheit ruhe im ſtill bei ſeinem Spiele träumenden Kinde. Das „Buch der Kindheit“ von Bogumil Golz führte vom rauſchenden Gewühle des Tages, von den erbitterten Kämpfen der Parteien und Meinungen in eine uns umgebende, unmittelbar uns umrankende Märchenwelt zurück. Das Paradies ſollte nach ihm in uns ſelbſt liegen, wenn wir nur lauſchen wollten auf dieſe wunderbaren Klänge, die aus der Jugendzeit zu uns herübertönten, ſie nur ſehen wollten, dieſe blitzenden Edelſteine einer geiſtigen Schatzkammer Aladdin's in uns ſelbſt Sogar Rückert ſollte in ſeinem Preiſe der Jugend noch nicht alle Siegel gelöſt haben, die auf dem Evangelium der reinen Kindesſeele ruhten.

Dieſen Prediger der Kindesſeele, Bogumil Golz, hat kürzlich Robert Hamerling in Lindau's „Gegenwart" als einen Vertreter des „Peſſimismus im Stadium der Tobſucht" geſchildert. Und ſeine Schilderung iſt — wahr, vollkommen zutreffend; nur fehlen noch einige nähere Bezeichnungen, einige tieferliegende Erklärungen.

Es war Märzzeit. Sonnenſchein und Hagelſchauer wechſelten noch. Heute herrſchte Zephyr, morgen Boreas unter den Linden von Berlin. Ich wohnte im „Hôtel de Rome", als ich eines Morgens durch ein heftiges Pochen an meiner Thür aus einer trüben hinbrütenden Stimmung geweckt wurde. Ich hatte gegen ein nicht enden wollendes Sauſen im Ohre, das die Hörkraft zu vermindern drohte, die Hülfe des damals berühmten, ſpäter von unſern alle Tage auf neue Syſteme kommenden Medicinern bei Seite geſchobenen Kramer in Anſpruch genommen. Sein Verfahren, eine complicirte Maſchine durch die Naſe bis nahe an die Hirnhöhlen zu führen und dann einen Aetherdampf operiren zu laſſen bis an den Herd des Bewußtſeins hinan und das ſo einige Monate durchgeführt, was er wollte, es war ſo abſchreckend, daß ich nach ſieben- bis achtmaliger Marterprocedur abzureiſen beſchloß.

Bei dieſen Erwägungen mußte ich von dem heftigen Eintreten, von der ſchnarrendſcharfen Anrede im oſt- oder

richtiger weſtpreußiſchen Dialekt in allen Nerven erſchüttert werden.

„Ich heiße Golz, bin Gutsbeſitzer und möchte Schriftſteller werden. Was rathen Sie? Wie fange ich das an?“

„Wenn Sie etwas Ordentliches geſchrieben haben, ſuchen Sie einen Verleger!“ war meine Antwort. Ich erhob mich und machte ihm Platz, ſich an meiner Seite niederzulaſſen.

„Ich ſtehe lieber,“ antwortete der ſchon bejahrte, grauſchwarzhaarige Mann, deſſen gebräunter Teint einem Südländer hätte angehören können. „Ich muß mich bewegen; das Leben iſt mein Tummelplatz. In meiner Jugend war ich in Warſchau, in den polniſchen Wäldern, im Kriegsgetümmel. Da verſchlug mich das Schickſal auf ein Gut, das ich ererbte, das ich ſelbſt verwalten mußte, um es zu retten, mir es zu erhalten. Es liegt bei Thorn in Weſtpreußen. Lange, lange Jahre habe ich da zugebracht, unter dem Miſte, unter Polaken, unter halbem Vieh. Aber im Winter, da ſchrieb ich. Der ganze Boden in meinem Hauſe liegt voller Manuſcripte. Und nun müſſen die endlich heraus. Ich bin bald fünfzig Jahre. Es iſt die höchſte Zeit.“

„Ihre Landsleute nehmen ſich Zeit,“ ſagte ich, der mir hier wahrſcheinlich gewordenen Verblendung eines Autodidakten ausweichend, „auch Kant war, als er ſeine

Kritik der Urtheilskraft herausgab, ſchon in den Fünfzigen.“ — — Man hat als Schriftſteller von einiger Stellung Gelegenheit genug, die Narrheit unentdeckter Genies, den Wahn angehender Schriftſteller kennen zu lernen. Noch hielt ich den Mann für überſpannt und in einem traurigen Wahne begriffen; denn für jede Gattung Literatur, nach deren etwaiger Cultivirung ich ihn fragte, hatte er auf ſeinem weſtpreußiſchen Hausboden ein Belegſtück, ob Komödie oder Tragödie, Roman oder Novelle, gleichviel; ſein Lager wies aus, er hatte ſich in Allem verſucht.

Inzwiſchen, wie Canarienvögel durch lautes Sprechen zum Singen gereizt werden, mußte nun auch ich aufſtehen und ſuchen mit dem heftig auf- und niederſchreitenden Manne, der jetzt anfing, Alles, was in der Literatur galt, für durch die Bank miſerabel zu erklären, in eine beſſere Fühlung zu kommen.

„Eines,“ rief ich ihm zu, als er eine lange Rede zu Ende geſprochen hatte, „Eines ſteht mir ſchon feſt. Sie ſind entweder zu einem katholiſchen Prälaten oder zu einem Schauſpieler geboren.“

„Ich bin lutheriſch,“ antwortete der Beſuch mit dem Ausdrucke des Erſtaunens und ſtillſtehend. „Aber Schauſpieler?“ meinte er erröthend. „Ich ſoll Iffland ähnlich ſehen —.“

„Dieſe markanten Züge!“ fuhr ich fort. „Dieſe plaſtiſche Form der Stirn, der Naſe, das hervorſtehende kraftvolle Kinn! Die umbuſchten dunkeln Augen —!“

So zergliederte ich im Einzelnen die Anlage der Natur zur Menſchendarſtellung, die ich hier antraf, kam aber bei den Augen und bei einem unheimlichen Feuer, das aus ihnen blitzte, auf den geborenen Domdechanten, den Inhaber einer Pfründe von zehntauſend Thalern, wieder zurück. Der ſcharfe Königsberger Ei-Laut im Sprechen hatte mir auch die Vorſtellung des Mönches Zacharias Werner vor die Sinne gebracht. Wenigſtens ſah ich den Verfaſſer der „Weihe der Kraft“, wie ich mir dieſen vorgeſtellt hatte, als er, ein Landsmann von Goltz, eben noch von Iffland, ja von Göthe als möglicher Erſatz für Schiller gefeiert wurde und plötzlich auf die Kanzel der Auguſtinerkirche in Wien entfloh.

Nach einigen Erzählungen ſeiner Leiſtungen als Schauſpieler bei Liebhabertheatern lenkte die wunderſame Beredſamkeit meines Beſuches, ſein ſprühendes, aber unheimliches, ja unwahres Auge, ſein ſtaunenswerthes Talent der Reproduction, des Anſchaulichmachens ſeiner aparteſten Stimmungen (in Allem ſah ich, auch in der ſtattlichen Figur, den zweiten Schröder, einen Eckhoff, Iffland, leider mit dem Königsberger Ei!)

allmählich wieder ausschließlich in die Jugendsphäre ein. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen vor Jammer, was von ihm über dieses Thema allein auf jenem Boden an der Weichsel läge. Die Geschichte der Philosophie von Kant bis Hegel war nichts dagegen.

„Ueber meine Jugend habe ich Bände geschrieben, Herr! Shakespeare kann von mir lernen. Affen sind's, wenn die Menschen von Kindern sprechen. Jugendzeit — ha, das ist leicht gesagt, lieber Rückert! Aber sie empfunden haben bis auf das Rasseln der Nüsse im Sacke zu Weihnachten, bis auf den Duft der Aepfel, die auf den Teller unter dem Tannenbaum kommen sollen, ja, den Duft des Tannenbaumes noch jetzt einathmen mit Kindernasen- und -seelennerven! Herr Gott im Himmel, wo liegt denn all' unser Ende im Leben anders als im Anfang! „Werdet doch wie die Kinder!" hat ja schon Jesus gesagt. „Und so ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in's Himmelreich kommen!"

Ich trommelte gedankenvoll auf den Fensterscheiben. Das Zimmer ging auf die Charlottenstraße. Gerade gegenüber lag das große Gebäude, wo ich selbst geboren bin, die Akademie. Jeder Fleck ringsum, vom jetzigen Wohnhause des Kaisers an bis zu Professor Hofmann's chemischem Laboratorium, bis zur Universität und der Hegel-Büste, bezeichnete Spuren dieses Paradieses, das

allerdings auch in mir lebendig geblieben war und das mich durch die beredte Schilderung und durch den Gegensatz zu späteren Zeiten nur rühren konnte.

„In seine Jugend soll man zurückkehren, wenn man im Alter den Weg verloren hat," fuhr Goltz fort. „Aus der Erinnerung an unsere Kindheit strömt uns Kraft zu, immer Mann zu sein. Als Kinder waren wir Riesen im Bergeversetzen, Feldherren im Schlachtenliefern, unerschrocken, muthig, warm und edel in der Freundschaft, treu in der Liebe."

„Wir müssen Brockhaus in's Interesse ziehen," riß ich mich von den Bildern meiner eigenen Jugendzeit los, von den Flotten, die mir da drüben ein Spahn auf einer wassergefüllten „Feuertiene', von den Schlachten, die mir eine Knabenbalgerei in der Charlottenstraße vorstellte. Was mich erschütterte, erfuhr Goltz nicht. Interesse für Andere, das bemerkte ich sogleich, fehlte ihm durchaus. Ob er nun mich anredete oder Theodor Mundt vor sich gehabt hätte oder Auerbach, es wäre ihm ganz einerlei gewesen. Er sah Jeden nur darauf an, ob derselbe etwa Colporteur seiner Interessen sein konnte.

Vogumil Goltzens dann erfolgtes literarisches Auftreten ist bekannt. Nach einer kurzen, höchst wohlthuend auf die der Erquickung so bedürftige pädagogische Welt, besonders der Volksschullehrer, wirkenden Periode brachte

lebt werden. Im Gegentheil werden die Stimmungen unserer Jugend immer friedlicher, so daß man glauben möchte, sie wollten einmal alle in Staatspapieren handeln. Dennoch ist dies keine Rückkehr und Einkehr bei sich selbst, sondern der Nachahmungstrieb hat sich erhalten. Ich habe Kinder beobachtet, die behaupteten, sie spielten Cholera. Jetzt spielen sie Eisenbahnen und Dampfmaschinen, sie fühlen es, daß einst die Welt enorme Anforderungen an sie machen wird, und fangen bei Zeiten an, schon in ihre Scherze Ernst zu mischen. Die gemüthliche Phantasie geht leer aus. Die Theatermanie früherer Zeiten, die Goethe so schön beschrieben hat, findet man kaum noch bei den Kindern.

Dagegen brechen in den Schulen oft Empörungen aus. Die Souveränetät der Masse ist schon bis hierher gedrungen. Der Lehrer kann streng sein, aber die Klasse wird immer lauschen, bis sie ihn überrumpelt. Es ist in manchen Collegien schon vorgekommen, daß Pulverschwörungen entdeckt wurden, die nichts weniger beabsichtigten, als die Lehrer in die Luft zu sprengen. An Knallerbsen und Mordschlägen, die auf den Katheder gestreut wurden, fehlte es selbst bei Erziehern nicht, die, so zu sagen, für populär gehalten wurden. Es ist hier schon wie in der politischen Welt. Ein Agitator unter den Schülern steht an der Spitze. Er hat Kraft, aber man traut ihm Alles zu. Was Niemand kann, wird diese Art von O'Connell können. Er knechtet schon seine Anhänger genug zum Dank, daß er sie vertheidigt. Er erhebt sich täglich seinen Tribut, der entweder darin besteht, daß er den Schwachen ihre Arbeiten entreißt und sie für die seinigen ausgibt, oder daß er sich an die Thür der Klasse stellt, die Scholaren abwartet und jedem einen Obst- oder

ihn Berlins wunderliches Treiben und Drängen erſt zu einer Reiſe nach Aegypten, dann auf Vorleſungen über Allerlei, woraus ſich ein reiſendes Virtuoſenthum als „Lecturer“ à la Boz und Thackeray entwickelte. Dieſe „Lebensart“ (eines ſeiner am häufigſten gebrauchten Worte) brachte ihm keine Schätze ein. Dem Deutſchen rollt das Blut nicht ſenſationell durch die Adern. Vorreiter und Zukunftsmuſiktrompeter gab es auch anfangs genug bei ihm. Dann aber wurde alles ſtiller, bis ihm Friedrich Wilhelm der Vierte die vielleicht noch auf der Kante eines Stolzenfels'ſchen Kamins liegen gebliebenen Freiligrath'ſchen dreihundert Thaler als Penſion gab, die er einige Jahre lang genoß. Eine andre aus der Schillerſtiftung kam hinzu.

„Der Peſſimismus im Stadium der Tobſucht?“ ſagt Hamerling. Allerdings! In der That konnte Goltz ſo raſen und Schiller und Goethe und Gott und die Welt herunterhunzen, wie Hamerling beſchreibt. Aber Hamerling hätte hinzufügen müſſen: Es war alles das bewußte Schauſpielerei! Es war ein Virtuoſenkunſtſtück durch und durch! Ein aufgezogenes Muſikſtück in einer Schweizer Kunſtuhr! Bogumil Goltz war der Matador ſeiner ſelbſt. Sein Ich war ihm die Welt. Er hatte das tiefſte Gemüth für ſeine eigenen Zuſtände, nicht die Spur für fremde. Das war das Unheimliche, Zacharias Werner'ſche, der Jeſuit in ſeinem Auge.

Er ſpielte Komödie und wiederholte hundert Mal daſſelbe.

Auf jener Brühl'ſchen Terraſſe, in jenem angenehmen Oval des oberen Belvedere-Saales, wo ſich ſo traulich mit Freunden beim Mahle plaudern läßt, wo man durch die rauſchende Muſik im unteren Geſchoß nicht geſtört und nur von dem Gefühl getragen wird, daß es noch eine heitere Welt giebt, ſaßen wir unſer zehn bis zwölf von „auf Bogumil Goltz" Zuſammengetrommelten beiſammen. Natürlich führte er allein das Wort und war ein Brillantfeuer an Laune und komiſchen Behauptungen. Immer höher gipfelten ſich die Raketen, die er ſteigen ließ. Auf Champagner hatte ihn Niemand von uns ſetzen wollen. Er beſtellte ſich ihn ſelbſt und rief dadurch allerdings den Wetteifer der Portemonnaies wach. Das ging ſo eine Weile fort. Der Mond draußen leuchtete wunderbar. Die Sterne ſpiegelten ſich in der ſanft dahin rollenden Elbe. Die Muſik hatte längſt aufgehört. Auf dem Rundbogen, der ſich um den Terraſſenſaal zieht, ſaßen noch fröhliche Geſellſchaften, hier und da vereinzelte liebende Paare. Schon ſchlug es elf. Goltz war ein vollſtändiger Tänzer auf dem Seile der Dialektik. Er bewies, daß das Wirkliche Täuſchung und die Täuſchung das Wirkliche ſei, daß die größten Männer zu früh der Zuchtruthe ihrer Lehrer entlaufen geweſen, daß die

Menſchheit nur ein Geſammtgehirn, wie ein Ameiſenhaufen hätte, deſſen einzelne Beſtandtheile er analyſirte. Das ging ſo fort. Alles ſtaunte, Alles horchte, bis er plötzlich — ſozuſagen vom Seil ſtürzte und das Bein brach. Er konnte nicht weiter. Der Moment war geradezu für den, der ihn verſtand, ſchrecklich. Man fühlte das Stocken der geiſtigen Maſchine. Sie hatte plötzlich Schaden gelitten. Ein Rad war gebrochen. Sie arbeitete nicht mehr. Der Unſinn ſchien vor ſich ſelbſt zu erröthen. Er blieb ihm wie ein unvollendeter Satz auf der Zunge liegen. Eine ſpätere Sammlung, gleichſam ein Zuſammenbinden des vielleicht nur geriſſenen Seiles ſchien von keiner Seite mehr zu gehen. Er ſelbſt warf einen langen vielſagenden Blick auf meine Perſon. Es war der der äußerſten Beſchämung und Verlegenheit. Ich mußte an die erſte Begegnung, an Shakeſpeare's bekanntes Wort vom Schauſpieler, der ſein Stündlein abgeſpielt hat und ſtill nach Hauſe ſchleicht, denken. Den unſrigen hatte vollends noch ſein geheimer Souffleur heute im Stiche gelaſſen. Welche Stimmung — —! Seitdem habe ich den bei alledem originellen Mann nicht wiedergeſehen. Natürlich haßt man auch Jeden, der uns ſchwach geſehen. Das iſt ja ſo hergebracht, wie man andrerſeits den haßt, dem man ein Unrecht zugefügt hat und es ihm abzubitten oder wieder gut zu machen nicht geneigt iſt.

## 3.

Als kürzlich die Scheffel-Feier durch Deutschland brauste, trat an die Mitbewohner des deutschen Parnaß eine eigenthümliche Aufgabe heran. War ein Poet gleicher Meinung über den so excentrisch Gefeierten, wie die akademische und polytechnische Jugend, und stimmte doch nicht hörbar in den sonderbaren Chorus mit ein, so hatte die Conjecturalkritik Gelegenheit, auf Neid zu forschen. Dachte aber der Nichtgefeierte geringer von den Leistungen, die so enthusiastisch gepriesen wurden, so sagte ihm Gracian's „Handorakel" (bekanntlich die Moral der an der Tagesordnung befindlichen Schopenhauer'schen Philosophie): Zügle dein Urtheil! Es ist nicht immer an der Zeit, es auszusprechen. Die Jesuiten (Gracian war Jesuit) haben eine Zeit gehabt, wo man sie die Conservatoren des Geschmackes, der Weltbildung und der Gelehrsamkeit nennen muß.

Wie dem sei, ich erzähle ein Nonplusultra, wie sich Dichter geberden können, wenn andere Lieblinge Apolls, und noch dazu todte, gepriesen werden.

Friedrich Hebbel, der geiſtreiche, ſcharf combinirende Poet, der markige Dichter einer Epoche, die leider in der Poeſie durchaus nur das Süßliche und Gemachte begünſtigen zu wollen ſcheint, war ein geborener Dithmarſche. Somit gehörte er einem Staate an, der von je Dichter geehrt hat, einem Staate, der in die deutſche Literatur, in Klopſtock's, Schiller's Leben mit überraſchenden Spenden eingriff, einem Staate, der auch noch jetzt Reiſeſtipendien an hervorragende Talente austheilt und, wenn dieſe zurückkehren, für ihre weitere Verſorgung und Auszeichnung ſorgt, worunter allerdings der alte Zopf der Adelserhebung fehlt, denn das gemeinte Land hat keinen Adel. Es iſt alſo nicht Deutſchland, nicht Preußen oder Bayern, ſondern Dänemark.

„Ich mußte ſelbſt nach Kopenhagen," erzählte mir einſt der bald im guten Bunde, bald auf der Menſur mit mir ſtehende Hebbel, „um mir auf drei Jahre die für literariſche Ermunterungen üblichen ſechshundert Reichsthaler zu erobern. Am Sund hatte man mich angeſchwärzt. Der Rector des Kopenhagener Hoftheaters war ſelbſt Dichter, Profeſſor Heiberg. Seiner Frau, einer unvergleichlichen Schauſpielerin, lag ganz Dänemark zu Füßen. „Emiliens Herzklopfen" iſt ja auch bis zu uns gedrungen. Es war meinen Gegnern geglückt, mich mit meiner „Judith" den maßgebenden däniſchen Potenzen als einen

unbedeutenden Aufdringling darzuſtellen. Wenigſtens ſchilderten ſie mich ſo bei denen, wo die Entſcheidung lag."

Ich kannte Hebbel's Fehde mit Heiberg. Er hatte in einer kleinen Schrift „Mein Wort über das Drama" den Mund etwas voll genommen. Aber die Weiſe der Dänen war damit nur nachgeahmt. Denn wir Alle wiſſen, die neuen däniſchen Skalden leiſten im Erkennen der Schönheiten, die Gott ihrem Geiſte verliehen haben ſoll, das Unglaubliche. Giebt es nicht zwei ganz verſchiedene Lesarten ſelbſt über den guten Chriſtian Anderſen, den kürzlich die Norne dahingerafft? Eine, derzufolge die kindliche, aus dem Reich der Elfen und Märchen ſtammende Natur des Dichters ganz ſo genommen wird, wie ſich dieſe gegeben haben wollte, und eine andere, die nur einen eitlen, mit Orden behangenen, von Fürſtenhof zu Fürſtenhof reiſenden, ſich ſelbſt überſchätzenden Mann geſehen hat, einen Schwächling, dem nur unter Damen wohl war, die ihn wie ein Lämmlein behandelten, ihn von Schooß zu Schooß gaben, einen Gecken, der nur in Kreiſen leben zu können ſchien, wo er zum tauſendſten Male ſein „Putt! Putt!" vorlas und entfloh, wenn ſich in ſeiner Gegenwart ein überlegener Geiſt über Dinge ausſprach, die ihn nicht perſönlich betrafen?!

Dennoch ſiegte Hebbel. Der wohlwollende Sinn des deutſchen Königs Chriſtian des Achten lehnte alle

Verhetzungen ab. Der hoffnungsvolle Dichter konnte auf drei Jahre Frankreich und Italien besuchen.

„Mich drängte es doch," erzählte er, „da ich einmal in Kopenhagen war, den alten Adam Oehlenschläger zu sehen. Er lebte noch, war Conferenzrath und hochbetagt. Die deutsche Sprache war ihm von je geläufig. Da ihm die neuere dänische Literatur ein Gräuel geworden war, so hatte ich einen Verbündeten in ihm. Ich erzählte ihm meinen Bildungsgang. Er nahm den lebhaftesten Antheil. Allmählich kam ich durch Zufall auch auf Shakespeare. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mich in eine lange bewundernde Charakteristik desselben hineinredete. Oehlenschläger wurde immer einsilbiger. Ich brach mehr und mehr in Begeisterung aus, pries Shakespeare's Kenntniß der menschlichen Seele, seine Macht des natürlichen Ausdrucks, seinen Bilderreichthum. Oehlenschläger wird zuletzt völlig stumm und hört nur noch zu. Ich komme auf einzelne Charaktere, auf den Othello und die Eifersucht, auf den Macbeth und den Ehrgeiz — plötzlich springt mein Alter mit den langen weißen Haaren vom Sopha, stellt sich mit seinen weit aufgerissenen blauen nordischen Augen vor mich hin und schreit mich wie ein Wilder an: „Herr, jetzt hören Sie auf! Andere Leute haben auch etwas geleistet." Ich konnte nichts Besseres thun, als eiligst meinen Hut

ſuchen, um mich vor dem alten Verſerker in Sicherheit zu bringen."

Man ſieht, die moraliſche Prüfung verwandter Genien iſt beim allzu zärtlichen Gieliebkoſtwerden des einen für den anderen nicht eben gering.

Möglich aber auch, daß es taktlos war, einen alten Dichter zu beſuchen und nicht von ſeinen eigenen Werken zu ſprechen.

## 4.

Und noch ein Zeichen vom Selbstgefühl der Dichter, das mir der Schauspielveteran Eduard Genast erzählte.

Zu den Vielen, die, wenn sie einmal in Weimar waren, den Versuch machten, die Excellenz Goethe zu sehen und zu sprechen, gehörte eines Tages auch Ernst Raupach.

Der Verfasser der vergessenen „Schleichhändler" hatte erst in späteren Jahren angefangen, der Muse zu huldigen. Das Schicksal hatte ihn früh von Schlesien nach Petersburg verschlagen. Er wurde Lehrer der Geschichte an der Petersburger Universität, bekleidete demnach einen schweren Posten in den trübsten Zeiten der neuern Geschichte, wo ohne Zweifel seine Collegienhefte nicht selten durchgesehen, mancher seiner Vorträge von einem prüfenden Offizier in Epauletten oder einem Chef der obersten Censurbehörde assistirt wurde. Raupach brachte vielleicht in Folge dessen nach Deutschland jenen an ihm bekannten brummischen kurzangebundenen Charakter wieder zurück,

der indeſſen eine vortreffliche Zugabe zu dem Berufe wurde, den er von jetzt an wählte. Grobheit am Dramatiker wird gefürchtet und beachtet. Man gewährte wenigſtens in Berlin dem von obenher Protegirten, was er wollte. Er hielt auch der jetzigen Kaiſerin Vorträge über Geſchichte.

Raupach hatte einige Trauerſpiele, „Die Fürſten Chawansky", „Die Erdennacht", geſchrieben. Der Verkehr zwiſchen Petersburg und Weimar war der lebhafteſte, und Raupach kam auch nach Weimar mit den glänzendſten Empfehlungen. Im Jahre 1823 hatte man in Weimar „Die Erdennacht" aufgeführt. Eckermann berichtet Goethe'n, der das Theater nicht mehr beſuchte, darüber und ſchrieb dann auf, Excellenz hätten geäußert, das von ihm geleſene Stück behandle den Gegenſatz zwiſchen Adel und Volk, „woraus ſich" — merkt auf, Ihr Hunderte von Leipziger Genoſſenſchaftsmitgliedern! — „woraus ſich," ſo urtheilte Goethe, „kein allgemein menſchliches Intereſſe ergäbe." „Coriolan" alſo, wo dieſer Gegenſatz ebenfalls dargeſtellt iſt, gehört nach dieſer Aeußerung nicht zu Shakeſpeare's populären Stücken und die Bearbeitung des Herrn Commerzienraths Oechelhäuſer ſcheint demnach unſchuldig zu ſein, wenn man dieſen „Gegenſatz zwiſchen Adel und Volk" nach drei Vorſtellungen in Berlin wieder zu den Acten gelegt hat.

Brodzehnten aus der Rocktasche nimmt. Dafür ist er aber auch der große Nationalheld! Er wagt sein Leben für sein Volk, er ist der, der mit den Gegnern parlamentirt, der, welcher den Tirailleur spielt, er ist Commandeur und Trompeter zu gleicher Zeit. Ruft er mit starker Stimme sein Hurrah, so stürzen sich ihm die Seinigen mit blinder Wuth nach, und wenn's um den Kopf ginge. Der junge Gymnasial-O'Connell ist auch die Personification der Ehre; alles in diesem Punkte Zweifelhafte (der irische kümmert sich darum nicht) wird von ihm entschieden; ja ich erinnre mich einer recht eigenthümlichen Servilität unter meinen Kameraden im Colleg. Sie drängten sich immer in O'Conells Nähe und trumpften mit Kerndrohungen und Faustredensarten nur deßhalb auf, damit er sie hörte und würdigte, gleichsam als könnte er sie bei irgend einer Parlamentswahl unterstützen. O'Connell war dabei immer still und lächelte. Wer ihm zu vermessen, wer zu kühn für die Kühnheit O'Connells sprach, den griff er dann von der Seite auf, hob ihn hoch in die Luft, die Beine verkehrt, und ließ den strebenden Rivalen so lange zappeln, bis sich die Thüre öffnete, und das hereintretende Lehrer-Ministerium zu sehen hatte, wer auf's neue eine Rüge verdiente. Das Ministerium mußte selbst darüber lachen.

Wenn die Menschen unsres Jahrhunderts von ihren Kenntnissen nur Kopfweh haben, so liegt dies weniger, wo man es immer sucht, in der Methode, als in der Unentschlossenheit, den alten Unterrichtsstoff mit dem neuen auszugleichen. Die alte und die neue Welt streiten mit einander; wir werden erst für Asien, dann für Amerika erzogen, ganz zuletzt für Europa. Wenn wir wissen, wo die Griechen sich ihre Orakel holten, dann erfahren wir, woher wir den Zucker holen. Ich halte das

Das Stück hat nur Wirkung hervorgebracht in meiner Dresdener Bearbeitung.

Goethe ſchien ſich in der eigenen Schwerfälligkeit und Langſamkeit ſeines ſpätern Weſens eine Redensart angewöhnt zu haben, die vielleicht auch ſeinen Jahren entſprach. Wer im Jahre 1749 geboren wurde, hatte wohl ein Recht, von den Nachgeborenen, wenn dieſe nicht an der Krücke gingen, wie von „Kindern“ zu ſprechen. „Ihr junges Volk“ oder „Ihr jungen Leutchen“ — das hätte er ſelbſt zu Uhland und Rückert geſagt. Fürſt Bismarck hatte früher auch ſo eine ſeltſame Angewöhnung. Noch aus ſeiner Junkerzeit her übertrug er den Ausdruck „die Herren“ in ſeinen Reden auf ſeine liberalen Gegner, und das noch in Zeiten, wo man längſt vorausſetzte, der Geiſt beſſerer Erkenntniß ſei über ihn gekommen. „Die Herren“ — es klang mir im Reichstage immer, wie das geringſchätzende „die Herrſchaften da drüben.“ Ich konnte nicht begreifen, wie die Linke nicht daran Anſtoß nahm.

Als Goethe, die Hände auf dem Rücken, auf- und niederging und ſich wahrſcheinlich auf den Tadel beſann, der bei Eckermann verzeichnet ſteht, begann er ſich zu dem Profeſſor Raupach mit den ungefähren Worten herabzulaſſen: „Ja, mein Lieber, wenn Ihr jungen Leute doch nur — das allgemein Menſchliche feſthalten wolltet! Aber das junge Volk denkt immer, wenn es nur einen

Stoff theatraliſch zurechtſtutzen kann, dann ſei es ſchon getroffen“ u. ſ. f. — Da ſoll denn der damals faſt ſchon fünfzigjährige Raupach den Hut ergriffen und ſich mit den Worten empfohlen haben: „Excellenz, aus den Kinderſchuhen bin ich herausgewachſen.“

## 5.

Die Erinnerung an die Feier eines Weinſängers und ein Moment aus dem Leben eines Dichters für die Bühne ruft mir aus vergangenen Tagen ein Bild zurück, das zu meinen auf der geheimnißvoll präparirten Silberplatte des Gedächtniſſes ſchönſten Abdrücken des Erlebten gehört, mich an die Ufer des Rheins verſetzt und an deſſen berühmteſten Theil, wo ſich, zwiſchen Drachenfels und Rolandseck, Erhabenheit und Anmuth paaren. Worte, im Gedächtniß behaltene, der Aufzeichnung werthe, ſind dabei gewiß geſprochen worden. Aber die Fülle war zu groß, ſie kann nicht wiedergegeben werden. Nur die Situation als ſolche verdient nicht ausgelöſcht zu ſein. Hält doch der Maler einen einfachen Abend in der Laube an einem Felſenabhange auf der Leinwand feſt, ein Gelag unter einem Rebendach am Drachenfels, lachende Geſichter, Umarmungen der Alten und Jungen, die funkelnden Gläſer, der Mond, unten im Fluß ſich ſpiegelnd und all ſein goldnes Licht durch die Zweige, durch die beglückten

Mienen der Menſchen zerſtreuend — doch es war ein ganzer Tag voll ſolcher echter Rheinluft, der mir in der Erinnerung lebt.

Noch könnte ein Lebender die Wahrheit meines Bildes beſtreiten, Levin Schücking. Der allbeliebte Erzähler wird es nicht. Denn auch zu ſeinen „ſchöneren Stunden“ muß der Tag gehören; wir feierten ihn mit ſeiner leider zu früh dahingegangenen Gattin, der geiſt- und gemüthvollen Schriftſtellerin Luiſe von Gall und mit Roderich Benedix. Die Fahrt war von Köln bis Bonn mit Dampf gegangen, von dort nach Remagen im Zweigeſpann. Letzteres lohnten wir ab, um nach einem Mittagsmahl am Fuß der Apollinariscapelle zu Waſſer nach Köln zurückzukehren. Die Sonne hatte ſich jedes Wölkchen für dieſen Tag verbeten. Der Rhein, der hier in ſeiner Ausdehnung einem See ähnlich ſieht, zeigte ſich in ſeiner ganzen bekannten hierortigen Herrlichkeit.

Zwei Dramatiker, zwei Novelliſten, alle zugleich, wenn ſich Gelegenheit bot, auch wohl Kritiker und Feuilletoniſten, lieferten Gegenſätze, Stoff zur Debatte genug. Luiſe von Gall vermittelte nach Frauenart. Sie hatte die Welt, die Geſellſchaft geſehen, kannte kleine Höfe und unterſchied treffend die Verſchiedenheit der Individualitäten. Ihr Gatte, dem der befreundete

Freiligrath bekanntlich „Geſpenſteraugen“ angeſungen hat. Augen, die im Stande ſein ſollten, Geſpenſter zu ſehen, hatte wirklich nicht blos in das dunkle Reich der Ahnung, auch nicht blos in die alten Schlöſſer weſtfäliſcher Grafengeſchlechter forſchende und von viel Unheimlichem magnetiſch angezogene Blicke geworfen, ſondern kannte auch die Zeit und die Menſchen des hellen lichten Tages nach allen Richtungen hin aus freiſinnigem Grunde und nach weltmänniſcher Erfahrung. Benedix war in jenem Humor, der ihn am Ende ſeines zu früh geſchloſſenen Lebens ein Buch gegen Shakeſpeare ſchreiben ließ. Er beklagte ſich über mangelnde literariſche Anerkennung, obſchon er dem ebenfalls am Steuerruder der ſchwankenden Bühne ſitzenden Collegen ſelbſt keinen Fetzen von ebenſolcher Waare zukommen ließ und als ſpäterer Frankfurter Intendant kaum noch ſeine Collegen kannte. Meine Huldigung, die ich dem glücklichen Erfinder, dem oft ſo ſinnigen und feinen Verknüpfer einer trefflich angelegten Intrigue, namentlich ſeinem techniſch meiſterlich aufgebauten „Vetter“ brachte, war durchaus aufrichtig und nur in dem einen Wort mag einige Ironie gelegen haben: „Sie müſſen ja immer Glück haben mit Ihren Stücken; denn faſt alle fangen ſie mit einer Hôtelſcene an, mit: Kellner, eine Flaſche Wein! Wenn der Deutſche das hört, iſt er ſogleich gewonnen.“

Der Wein ſpielte denn auch beim Mahle im Freien, im Wirthsgarten am Rhein, eine nicht unweſentliche Rolle. Sanft begleitete unſer Geſpräch die in den weichen Kiesſand am Ufer ſich verlaufende Welle. Kam ein Dampfer vorüber, ſo rauſchte die Fluth. Zum Peſſimismus wäre von uns hier Niemand geneigt geweſen. Bewußt oder unbewußt — unſere Lehre hieß: Pflücke den Tag und leg' ihn wie eine Blume zum Trocknen in das Herbarium deiner Erinnerung! Nutze ihn lange, lange aus als Etwas, das nicht an den ewigen „Kampf um's Daſein" erinnert, der leider keine Fabel iſt! Denn nicht unmöglich, daß das Praktiſche am Schriftſtellerleben, die Honorare der Bühnen, die Auflagen der Verleger die ſtärkſte Partie unſrer Geſpräche bildeten.

Das Mahl war vorüber. Eine kurze Raſt wurde noch im Garten gehalten. Wir dachten an die Heimfahrt in einem beſondern Nachen. Plötzlich überfiel Benedix die Badeluſt. Die Sonne brannte. Der vom übermäßig genoſſenen Wein glühende Mann, ſtark gebaut, gerötheten Antlitzes, hätte ſich den Tod holen können. Wir redeten ihm ab, dem Gelüſte zu folgen, aber nun kam ſein Ehrgeiz erſt recht in's Spiel. Es war auf ein Kraftſtück à la Ernſt Mahner abgeſehen, dem damaligen „Geſundheitsapoſtel", der ſich ſogar des Winters in die Rhein- und Mainfluthen ſtürzte. Ein beſonderes Boot wurde ge-

dungen, noch eine volle Flaſche Wein mitgenommen, und da fuhr denn Benedix hinaus, allen Dampfern, Schleppern, Flößen, allen ringsum aufgeſteckten Wegzeichen zum Trotz; ſein Schiffer, der Kahnführer gewann die Fahrſtraße, die ſonnenbeſchienene wallende grüne Fluth. Uns blieb nichts übrig, als die Zeche abzumachen, raſch einen zweiten Kahn zu miethen und dem Wagemuthigen mit ſeinem lächelnden Gefährten zu folgen.

Um der Dame den Anblick des ſich völlig bis zu adamitiſcher Nacktheit Entkleidenden zu entziehen, lenkten wir unſer Fahrzeug in's Schilf am Fuße der Capelle ein und ſtreiften durch die verhüllenden grünen Vorhänge ſo lange hin, bis wir beim Einbiegen in die bewegtere Strömung den ſchon in die Fluthen geſprungenen kühnen Schwimmer mit Armen und Beinen rudern ſahen. Dieſer erſten Arbeit folgte dann bei ihm eine wohlige Ruhe, eine gleichmäßige Bewegung; der Strom oder unſichtbare Delphine ſchienen den Dichter ſanft zu tragen. Das deutſche Luſtſpiel ſo mitten in den grünen Wellen des Rheins! Es war doch ein eigener Anblick! Jetzt warf ſich der kühne Schwimmer auf den Rücken und ließ ſich nur vom Strome wiegen, und der Schiffer im Kahne, der ihm nahe blieb, mußte ihm die Flaſche reichen. Das ſtörte wenigſtens mir das Bild. Es war nicht mehr der Meerkönig mit der Krone von Binſenkraut! Die Flaſche

wurde an den Mund geſetzt und auf den Bauch geſtellt! Mein Idealismus murmelte: Es wird doch Ernſt Mahner! Aber der Eindruck: „Das bemooſte Haupt“, „Doctor Wespe“, „Der Steckbrief“, „Der Vetter“ — ſchwimmen da mitten auf dem Rheine — ließ ſich nicht wegläugnen. Im ſpäteren Gedenken der uns nun entſchwundenen unerſchöpflichen Erfindungskraft, des zuſammengebrochenen, zu Staub gewordenen, kraftvollen, breitſchulterigen Mannes mit dem ſchöngepflegten und zuweilen ſorgfältig durchmalten Barte, des nur erfreulichen, wohlthuenden Bildes, das Roderich Benedix von ſeinem Leben und Schaffen hinterlaſſen hat, verwandelt ſich dieſer Zug kraftvollen Selbſtgefühls und muthiger auf ſeine Muskelkraft vertrauender Entſchloſſenheit, beſonders durch den Ort und die Zeit, und ſagen wir ſelbſt durch die applaudirende Zeugenſchaft, zu einem Literaturbilde, das unſre Schulmänner fort und fort auftiſchen würden, wenn es in's vorige Jahrhundert gefallen wäre.

Es fand ſich wieder ein Schilfgehege, das der Dame die Garderobe des aus dem Fluſſe Steigenden entzog; der zweite Kahn ruderte zu uns herüber und wurde abgelohnt. In Königswinter beſtiegen wir das Dampfboot, das uns wohl und glücklicher Laune nach Köln zurückbrachte.

## 6.

Täglich gehe ich jetzt an den Fenstern eines kleinen Universitätshörsaales vorüber, in welchem schon viel bedeutsame Worte gesprochen sind und noch jetzt gesprochen werden.

Einen Moment möchte ich festhalten, wo ich mich vor vielen Jahren zufällig veranlaßt fühlte, in dies Auditorium der Heidelberger Universität einzutreten. Ich wollte mir ein Bild von Schlosser's, des berühmten Historikers, Art und Weise im Vortrage, von seinem wunderlichen friesischen Accent, seinem zerrissenen Satzbau und ähnlichen Eigenheiten verschaffen, die oft von seinen Hörern scherzweise nachgeahmt wurden, oft zum heitern Gelächter im Kreise alter Heidelberger Studiengenossen zu dienen hatten.

Vor einer verhältnißmäßig ansehnlichen Zuhörerschaft behandelte Schlosser die Geschichte des achtzehnten

Jahrhunderts, bekanntlich das wahre Tummelfeld ſeines Ruhmes. Sein Vortrag führte ihn gerade an jenem Tage, wo ich hospitirte, auf die Lage Friedrich's des Zweiten von Preußen im Jahre 1757, wo den König die Umſtände des Krieges zwangen, bald dahin, bald dorthin einen Streich zu verſetzen, ſich aber nicht zu weit vorzuwagen und bedeutende ausgreifende Unternehmungen zu vermeiden. Friedrich war bedrängt von allen Seiten. Schloſſer ſchilderte das glänzende Ergebniß des Tages von Roßbach: dreiundſechszig Kanonen, zweiundzwanzig Fahnen, ſiebentauſend Gefangene, worunter allein dreihundert Officiere. Als ſein Vortrag auch den jähen Schrecken der Flucht erwähnte, die der verſchonte Reſt ergriff, das Entſetzen vor Seydlitzens Küraſſieren, die Eile der verfolgenden Huſaren, da brach über die Haſenfüßigkeit der von Madame de Pompadour ernannten pommadirten Generale im ganzen Auditorium ein jubelndes Gelächter aus. Der alte Schloſſer hatte dieſe Wirkung ſeiner Erzählung nicht gewollt und ſtutzte. „Lachen Sie nicht, meine Herren!“ rief er mit erhöhter kräftiger Stimme. „Zu allen Zeiten ſind die Franzoſen tapfer geweſen. Von Julius Cäſar an bis jetzt iſt es eine Nation voll Bravour. Sie waren nur ſchlecht commandirt.“

Ob wohl ein Geſchichtsprofeſſor der Sorbonne oder ſonſtwo in Frankreich, wenn dieſer die jähe Flucht der

Erstere für so wichtig, wie das Zweite. Man sollte es nur verbinden. Man sollte nicht erst Gelehrte machen und sie dann in Kaufleute umformen. Mühe, Zeit und Lust gehen verloren. Der Knabe hat eine schnelle Phantasie. Er versetzt sich bald von der Tiber an den Orinoko. Man brauchte den Gelehrten vom Kaufmanne nicht so entschieden zu trennen, wenn man nämlich, wie bei uns noch immer geschieht, den Kaufmann noch immer erst die Hälfte Weges auf die Gelehrsamkeit losgehen läßt. Es kommt Alles darauf an, die Periode des Unterrichts abzukürzen, ihre Ausdehnung zusammen zu drängen und in dem Augenblicke, wo plötzlich der Funke der Erleuchtung in den menschlichen Geist fällt, ihn einen fertig Unterrichteten sein zu lassen. Erst in dem Momente Stoff *erhalten*, wo man lernt, Stoff *beherrschen*, heißt, um die entscheidendsten Momente seines Lebens betrogen werden. Man biete bis in das sechzehnte Jahr Unterricht massenweise und nur für das Gedächtniß; späterhin aber arbeite man auf Ordnung und Zusammenhang!

Ich greife die gothische Physiognomie unsrer Erziehung ungern an, weil ich fürchte, die weißgetünchte Flachheit unseres modernen Maschinen- und Dampfgeistes möchte ihre Stelle einnehmen. Ein Entschluß ist schwierig. Die Gelehrsamkeit der lateinischen Schule wird freilich immer mehr in das Extrem getrieben. Früher traktirte man den Horaz, das neue Testament und einige Dialogen des Plato; die Lehrer waren Theologen, welche, ehe sie ein Vicariat hatten, auf der Schule zurückließen, so viel sie wußten. Jetzt sind es eigens zugerichtete, sogenannte Philologen, die eine Menge von Subtilitäten in die Köpfe der Jugend einschmuggeln und ihnen statt von Pompeji's Untergang zu erzählen die ganze Geschichte

Erben des Lorbers von Roßbach bei Jena im Jahre 1806 erzählt und die Zuhörer ebenfalls vor Jubel über den alten steifen General Möllendorf lachen, eine entsprechende Aeußerung thun würde über die Deutschen und unsern Ruhm der Tapferkeit von des Tacitus' Zeiten an?

# VII.

## Johann Jacoby's

# unglücklichster Tag.

Es war ein wunderschöner Sonntag; aber Winterszeit. Der Frost setzte Eisblumen an die Fenster. Auf allen Teichen, auf der Spree blitzten die Strahlen der Sonne über blinkendem Eis. Die Sonntags dreifach zahlreich sichtbare Jugend Berlins tummelte sich. Noch wurde nicht zum Kriege gegen Frankreich gerüstet; aber Geheimnißvolles genug geplant. Einstweilen herrschte der noch nicht ganz gestürzte Geh. Oberregierungsrath Wagener, ein Mann, den ich vom „Referendar außer Diensten" habe aufsteigen sehen und sogar nach einer Richtung hin bewundern mußte. In der Kammer hörte ich ihn einmal reden. Er ist Irvingianer und demnach wahrscheinlich ein sogenannter „Engel". In der That spielten dem Manne gewisse Lichter der Schwärmerei um seine Wangen und seinen Mund. Er sprach einnehmend, salbungsvoll, gelassen höhnisch. Selbst dem Boshaftesten wußte er eine Art Verklärung zu geben. Ich konnte die fascinirende Wirkung begreifen, die der Mann noch jetzt auf Männer vom schärfsten Urtheil auszuüben scheint.

Damals galt es, das große Intriguenstück auszuführen, das schon zur Zeit des Perikles bekannt war. Dieser große Staatsmann — licet componere parvis — führte gegen den liberalen Mittelstand und die Aristokratie den entfesselten Demos in's Gefecht. Er gewann diesen sogar — durch freies Entrée in's Theater, ein Mittel, wo man fragen möchte: Warum folgte man ihm heute nicht ganz! Die Schauluft Athens war in Berlin damals plötzlich so groß wie sie nie erwachte, der Demos sollte den Adel, noch mehr den liberalen Bourgeois, die Weisheit der Dunker, Virchow, Löwe und anderer griechischer Volksberather stürzen. Man erinnert sich noch der gewaltsamen Unterbrechungen der von der Fortschrittspartei angesetzten Versammlungen. Mit eingestemmten Armen, geballten Fäusten, nicht aus dem Complimentirbuch entnommenen Reden, brachen die Massen in die Säle, wo sich ruhige, angesehene Männer in Sonntagslaune über die im Landtage zu ergreifenden Maßregeln unterhalten wollten. Die Geschichte wird ja die Stelle bezeichnen, wo vielleicht ein sogenanntes Eselsohr anzubringen ist, das hier eine ganze Epoche der neuern Geschichte bezeichnet. Dr. von Schweizer und seine Genossen waren ohne Zweifel die Vermittler aller dieser Vorgänge. Er selbst von stattlicher Figur, ausgestattet mit nicht gewöhnlichen Kenntnissen, durch und durch in seinen Anschauungen

frivol, von keinem der Ungethüme, die für Andere im Gewiſſen kauern, beſonders beläſtigt, ſpielte er entſchloſſen und energiſch die Rolle, Führer der nivellirenden Partei zu ſein. Man mußte die Virtuoſität, die er darin bewies, bewundern. Sein Ehrgeiz ging aber höher. Der Feldherr wollte einen anderen Generalſtab als Tölcke und Kapell; letzterer war ein Zimmergeſell. Jetzt will er in den Reichstag und ſein Bruder ſitzt ſchon darin. Als ich 1869 meine Wohnung für einige Zeit nach Berlin verlegte, überraſchte mich Kapell mit der Mittheilung, daß der Präſident des Arbeitervereins, der Dr. von Schweizer, im Verein einen Vortrag über meinen Uriel Acoſta gehalten hätte. Ich dankte dem mir aus Frankfurter Erinnerungen naheſtehenden Manne — ſein Großvater, Hofrath Berly, war mir befreundet — konnte mich aber nicht zu einem Beſuche entſchließen. Die Differenz der Anſichten war zu groß. Aber ein anderer Name wurde gewonnen, Johann Jacoby aus Königsberg! Er war ſeit Jahren in Berlin Abgeordneter und galt gerade bei Königsberger Juden für einen Propheten, ſowie er nur den Mund aufthat. Er wurde von ihnen als ein Mann gefeiert, deſſen Ruhm dem ganzen Volke Israel zu Gute kam. Ueber die vortrefflichen Eigenſchaften des berühmten Verfaſſers der „Vier Fragen“

hat Guido Weiß in seiner geistreichen Weise in Berlin so ergreifend gesprochen, daß ich mich in den Hauptpunkten zur Würdigung des Abgeschiedenen nur auf ihn beziehen kann.

Ein wüster, reiterbudenartiger Saal! Das Chaos, aus Brettern aufgerichtet und dabei 10 Grad Kälte! Der Hauch schien zu erfrieren! O ein trauriger Tag dieser sonnenglänzende eiskalte Wintersonntag, traurig für den Mann von Königsberg! Jacoby war nach Berlin gekommen, er wird in einer Volksversammlung — der Ort wo, wurde näher bezeichnet — seine Stellung zur Socialdemokratie in einem Vortrage näher bezeichnen. Dr. von Schweizer hatte wiederum mir gegenüber die Aufmerksamkeit, mir einige Logenplätze zu schicken. Der Versammlungssaal war eine riesige Halle, zunächst, wie es schien, zum Tanzen bestimmt, schmucklos, nur in dem verschönernden Gaslicht mochten Abends und Nachts die angestrichenen Bretterwände feenpallastartig erscheinen. In einem Winkel war alles Uransiedlung eines Bierpächters en gros. Auch Logen gab es. Sie waren leer. Es war ein Aufbau von Holz, zu dem man auf einer unsichern Treppe gelangte. Der Saal am Dresdener Thor ist, glaube ich, noch nicht abgebrannt und Sonntags schmettert noch immer dort die Trompete und rasselt die Trommel zum Tanz nach Offenbach für viele Tausende,

die ich dem Eigenthümer und Pächter von Herzen gönne.

Johann Jacoby ſaß aber nur von einem Häuflein Getreuer umringt. Ich blickte mit Wehmuth auf die greiſe Geſtalt, die mit ſchwacher Stimme aus einem Hefte las. Wer ſollte nicht ergriffen geweſen ſein von des Mannes muthigen Mahnungen, die er bis an Preußens Thron hatte erſchallen laſſen, den dreizehnten Artikel der Bundesacte, die frivol unterſchlagene Erfüllung des darin auch dem preußiſchen Volke gegebenen königlichen Verſprechens einer ſtändiſchen Verfaſſung nicht zu vergeſſen! Der zufällige Umſtand, daß der muthige Kämpe in Königsberg geboren war und wohnte, hatte ihn in Parallele mit dem großen Befreier aus andern Banden des Geiſtes Immanuel Kant gebracht. Johann Jacoby war für viele auch in der That Nathan der Weiſe. Wer in Berlin in der Potsdamer oder Königgrätzer Straße wohnte und zum Geſetz Moſis hielt, ſah in ihm mindeſtens den zweiten Moſes Mendelsſohn. Das Jahr 1848, das ſo viel Celebritäten in den Winkel geworfen hat, warf dieſen Sprecher früherer Zeiten nicht. Der Abgeordnete zum Parlament behauptete ſeinen Standpunkt unter den Dutzenden von Standpunkten, die damals in Frankfurt nach öffentlicher Geltung rangen und das Syſtem angebahnt haben, demzufolge jetzt in Deutſch-

land in der That nur die Herrschaft der Journale und der Tribüne regiert. In eine Landtagsdeputation gewählt, sprach Jacoby jenes kühne Wort: Das ist das Unglück, daß Fürsten die Wahrheit nicht hören wollen! Friedrich Wilhelm IV. wird es nicht gehört, nicht verstanden haben. Dies Wort, das nach meinem Gefühl von Anstand höchst vorwitzig und taktlos war, stand nur in den Journalen, und „weiter hatte es keinen Zweck". Tapfer wandte sich Jacoby seitdem dem Gang der Dinge zu, er gerieth aber immer mehr in Isolirung ja selbst da schon, als ihn noch seine Glaubensgenossen in Berlin regelmäßig als Volksvertreter hielten. Es ist eigen mit diesem heiligen Volke der Bibel, diesem Sauerteig der europäischen Völker! Alles nivellirt, alles will Neuerung, nur das Volk der mosaischen Verheißung zeigt mehr, als zur Zeit des milden Mendelssohn den Charakter, der an die Steinigungen erinnert, von denen die Bibel neuen Testaments soviel zu erzählen weiß. Das wird im ultramontanen Lager nicht erlebt, was man jetzt auf orthodox jüdischem Gebiete erleben kann! Und selbst die Gebildeten unter den Schriftgelehrten leisten in der schroffen Apodiktik, in dem schnellsten Verurtheilen alles das, was nur die Evangelien in diesem Punkte verzeichnet haben. Trotz gesellt sich dem gelehrten Eigensinn ohnehin. Niemand kann so hassen, Niemand so

verfolgen, wie ein Jude, der in ſeinem Schlafrock vielleicht der gemüthvollſte Menſch iſt und für Nathan ſchwärmt. Der Zorn über die Conceſſionen, die man Bismarck machte, brachte Jacoby immer weiter von der landläufigen Politik ab, drängte ihn in das Labyrinth der Capital- und Rentenfrage und nun ſehe ich ihn, den Mann, einen Studirten, einen Denker, wie er eine Erhöhung beſteigt und vor nicht mehr als höchſtens 300 Geſellen und kleinen Handwerksmeiſtern, Fabrikarbeitern, die ſich zugleich zu einem „Delegirten-Congreß" eingefunden hatten, ſein Heft aufſchlägt und etwas über die ſociale Frage vorträgt, das ich in meiner weiten Entfernung nicht verſtehen konnte, aber auch Dr. von Schweitzer nicht verſtand, der, vor einer lorbeerbekränzten Büſte Laſſalles ſtehend, das Präſidium wie ein Feldherr führte, mit Umſicht umſchaute, heroiſch ergeben in die Rolle, die ihm nun einmal das Geſchick zugetheilt hatte und alle Minuten Ruhe! Ruhe! ſchrie.

Anfangs hatten die Mannen den Redner mit rauſchendem Applaus empfangen. Eine Weile verſuchte man auch, Ruhe zu erhalten. Die Fäſſer mit Bier lagen aufgerollt. Dem Entſpunden derſelben wurde noch ein St! zu Theil, wenn der Wirth ſich zu laut mit ſeinem Bohrgeräth gebehrdete. Trippelnd auf den Zehen holte man ſich den kühlen Trunk trotz der bittern Kälte, die

der Pompejanischen Ausgrabungen hersagen und es versuchen, an etrurischen Nachtgeschirren den Sinn für die Antike zu wecken. Die Inschriften auf den Marmordiebstählen des Lord Elgin beschäftigen diese Herren mehr, als die klassische Literatur und deren Schönheiten.

Ein Schulfreund von mir ließ einmal in eine Zeitung einrücken:

„Ergebenste Anfrage an die Herren Philologen!

Ein junger Gentleman, der von seinen Eltern und Hofmeistern eine dringende Vermahnung zum Anstande mit auf die Lebensbahn bekommen hat, wünscht sich dem Alterthume zu widmen und fordert alle Lehrer desselben auf, sich unter der Bedingung bei ihm zu melden, daß sie ihm authentische Versicherungen sowohl über die Schnupftücher, wie über die Speinäpfe der Alten geben können. Sollte derselbe Gentleman aber in Erfahrung bringen, daß die Alten ohne Weitres in's Zimmer gespuckt und in die Hand geschneuzt haben, so brächte denselben kein Ministerialrescript dahin, ihnen irgendwie eine ergebenste Berücksichtigung zu schenken."

Er wurde wegen dieses Inserats auf ein halb Jahr excludirt, eine Zeit, die er so gut benutzte, daß er die spätern Unterrichtsstunden nur für Gelegenheiten zum Schlaf ansehen durfte. Er lernte für sich selbst mehr als in der Schule.

Ich kehre endlich zu Emil zurück. Emil soll kein Gelehrter werden, sondern in das Geschäft seines Vaters treten. Emil ist ein wunderliches Wesen geworden. Er hat auf der Schule auch seine Rede gemacht, ist nicht dumm und nicht gescheidt, er behauptet sich. Das Beste aber und zugleich Eigenthümliche ist, daß Emil plötzlich selbst an sich die Erziehung beginnt, welche die Eltern an ihm vernachlässigt haben.

im Saale herrſchte. Man ſah ſeinen eigenen Athem, wenn man ein Wort vor ſich hinſprach. Aber bald war das Maß überſchritten, das ein Maſchinenbauer nach zwei ſtill unterm Tiſch genoſſenen Seideln, von einem Vorleſer mit einer Heimchenſtimme vertragen kann. Man fing zu plaudern an. Schweizers Ruf um Ruhe, ſein Läuten mit der Glocke, nichts fruchtete mehr. Das Brauſen ſtieg, die Hämmer an den Fäſſern legten ſich keinen Zwang mehr an und entfeſſelt war die Furie. Die Beſchaffung der Kriegsheere, die Vergeſellſchaftung Europas im Geiſte Nordamerikas, das moraliſche und politiſche Unglück, das Deutſchland durch ſeine vielen Fürſten zu tragen hat, alles das und vieles ſchöne Andere ging vollſtändig in die Brüche. Der Lärm, die Unruhe wurden zu groß. Jacoby, ein Märtyrer, legte ſein Heft zuſammen, das sancta simplicitas des Huß lag in ſeiner lächelnden Miene. Das war ſein Uebergang zur ſocialen Frage! Vorſichtig ſtieg er von der Eſtrade herab, beklatſcht von noch zwei oder drei jener jungen Juden, die zurückgeblieben waren. In rührender Weiſe ſtellten ſie das von ihrer Mutter geerbte jüdiſche Pietätsgefühl für große Männer dar.

Nun ſah der von der Höhe ſeines Kant, Leſſing, Mendelsſohn herabgeſtürzte Phaethon noch den Delegirtencongreß mit an, hörte dieſe wunderbaren Kraftreden von

Buchbindern aus Braunſchweig, die niemals ein Buch geſchmackvoll gebunden hatten, von Schreinern aus Kaſſel, die noch nie eine Bettlade, die hielt, gefertigt und fournirt hatten, von Maſchinenarbeitern aus Chemnitz, die von Herrn Richard Hartmann mit Freuden einen permanenten Urlaub bekommen hatten. Die Stimmen waren alle heiſer im Timbre wie Riemanns, wenn dieſer ſpricht. Aber ſie wurden kraftvoll in der Volumenanſtrengung, die Bruſtkäſten erweiterten ſich dann, es waren Donnertöne, die durch den Saal rauſchten. Was an Ausfällen auf die Bourgoiſie, auf Schultze-Delitzſch, ſelbſt die Regierungen dabei vorkam, regelte mehr der immer ſtandhaft bleibende, unbewegliche, von allem Unſinn, der vorgebracht wurde, unerſchütterliche Schweizer, als der anweſende Polizeilieutenant. Die Krone des Vortrags fiel einem Delegirten aus Kaſſel zu. Dieſer ſprach mit dem Ton der tiefſten Indignation und donnernd:

Es gibt kein Eigenthum! Denn warum, meine Herren? Wir Menſchen ſind uns alle gleich! Es gibt keine Berechtigung, Aecker für ſich allein genießen zu wollen! Denn warum? Gott läßt die Früchte des Feldes für Alle wachſen. Die Jagd, meine Herren! Iſt es erhört, daß Menſchen kommen und ſogar die Thiere des Waldes für ſich in Beſchlag nehmen? Was das Erdreich hervorbringt, alles, was da kreucht und

was fliegt, es ist Eigenthum Aller! Die Bande müssen brechen, die Schranken fallen, die mir verbieten, mein Menschenrecht zu üben, zu genießen, was ich fassen kann, zu nehmen, was allen gehört", und so ging es fort.

Ich war ganz allein auf dem Logenbalkon, bis sich die Thür öffnete und eine Dame hereintrat. Ueber und über in Pelz gehüllt, setzte sie sich in eine Ecke der Loge. Die kassel'sche Expectoration empörte mich denn doch und die tiefste Demüthigung Jacoby's rührte mich, ich gab meinen beiden Empfindungen lauten Ausdruck. Am Ton der Erwiderung der nicht mehr jungen Nachbarin, die mit dem Präsidenten Grüße ausgetauscht zu haben schien, erkannte ich die geborne Frankfurterin. Sie gab auch diese Herkunft zu und ich combinirte immer fort und hin und her. Denn Schweitzer war zuletzt nur noch für diese Dame da, die sich als die begeisterte Adeptin der Lassalle'schen Lehre zu erkennen gab. Als des Bierfaß-entspundens, des Gebrülls auf der Tribüne und des Lärms mir doch zuviel wurde, entfernte ich mich. Ich glaube fast, meine Nachbarin, die durchaus die Partei der Delegation und der socialen angeregten Themata vertheidigte, war Schweitzers ehemalige Verlobte, die derselbe auch nach mancherlei Irrfahrten im Labyrinth menschlicher Leidenschaften wirklich geheirathet hat und

die dem Armen, nachdem er den Unſinn der Capitalbefehdung von ſich geworfen und ſich mit ziemlich glücklichem Erfolge der Bühne zugewendet hatte, die Augen zudrücken mußte, als ihm am ſchönen Brienzer See, in dem zum vollen Genuß des Lebens auffordernden Gießbachhotel plötzlich mit einem Nervenfieber der Todesengel nahte.

# VIII.

# Verschiedenes.

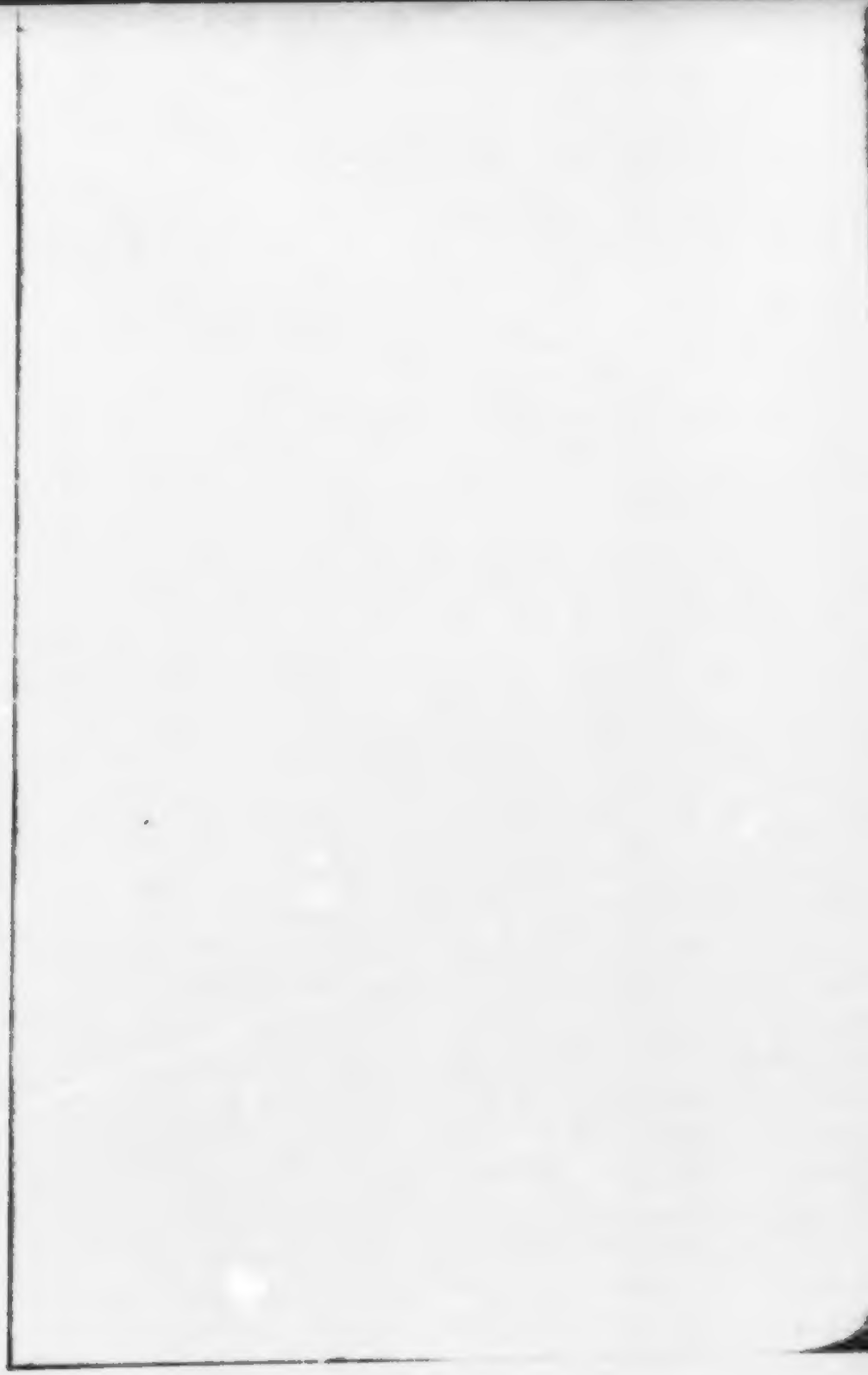

## 1. Das Mädchen aus der Fremde.

1871.

In der That, trotz Schiller-Jubel und Schiller-Enthüllung ſteht der Realismus noch in voller Blüthe! Ja, Schiller ſelbſt hat in dieſen Tagen die Macht desſelben fühlen müſſen durch ein Schriftchen, das den ganzen bisherigen Nimbus eines ſeiner ſchönſten, in aller Herzen lebenden Gedichte zerſtört.

Die Verdienſte, die ſich der Provinzialſchulrath Karl Wormann um brandenburgiſches Schulweſen erworben hat, mögen in ihrer Aufzählung, etwa durch das von ihm ſelbſt herausgegebene „Schulblatt der Provinz Brandenburg", mehrere Seiten füllen, aber die Veröffentlichung des Einfalls der unter dem Titel „Das Mädchen aus der Fremde", als „Auch eine Enthüllung eines Schiller-Denkmals" (Berlin bei Wiegandt und Grieben 1871), erſchienen iſt, hätte der berühmte Pädagog bei näherer Ueberlegung unterlaſſen ſollen.

Die neue Entdeckung, die wir über unser geliebtes „In einem Thal bei armen Hirten“ dem neuen Erklärer verdanken, ist die: daß dasselbe nur die subtilste Verschleierung eines ganz gewöhnlichen, rein bibliopolisch und redactionell zu deutenden Programms zu jenem Musenalmanach sein soll, den Schiller fünf Jahre lang erst bei Michaelis in Neustrelitz, später bei Cotta in Stuttgart herausgab, und im Wesentlichen Folgendes bedeute:

Zu Mecklenburg-Strelitz — („in einem Thal bei armen Hirten“) erscheint nunmehr mit jedem „jungen Jahr,“ zur Ostermesse („sobald die ersten Lerchen schwirrten“) ein der Poesie gewidmeter Almanach in anziehender Ausstattung — („ein Mädchen hold und wunderbar“). Derselbe Almanach war am Ort seines Erscheinens selbst nicht geboren, ja er enthielt Beiträge, die anonym eingesandt wurden („man wußte nicht woher sie kam“); doch wie das Schicksal eben von Almanachen zu sein pflegt, auch dieser kam und — ging („doch schnell war ihre Spur verloren, sobald das Mädchen Abschied nahm“). Beseligend indessen war dieser Besuch doch geblieben, alle Herzen wurden bei der Lectüre weit, wenn auch die Erhabenheit manches Gedichtes es dem Publikum unverständlich machte („entfernte die Vertraulichkeit“). Diese Almanachsmuse bringt „Blumen“,

d. h. Gedichte, ſie bringt „Früchte“, d. h. die „Xenien“, beide auf einer andern Flur, in einem andern Sonnenlichte, in einer glücklichern Natur gereift, in Griechenland, wo einſt die „Xenien“ heimiſch waren, wenn nicht Schiller an „ſpaniſchen Pfeffer“ oder auch nur einfach an „Honig“ dachte, der vielleicht in Mecklenburg-Strelitz nicht erzeugt wird (ſiehe S. 36 der Enthüllungsſchrift). Die flüchtige Almanachserſcheinung theilte jedem eine derartige Gabe aus, an „Jung und Alt“. Und alle Subſcribenten waren willkommen. („Willkommen waren alle Gäſte.“) Wollte ſich aber etwa ein liebendes Paar mit dem Almanach beſchenken, ſo erhielt gerade dieſes der Gaben beſte und der Blumen allerſchönſte, diesmal beiſpielsweiſe für den Jahrgang 1797 die dem Almanach vorangedruckte Idylle Goethe's: „Alexis und Dora.“

Dies iſt die neue Enthüllung, die ein geſchmackvoller, ſeit Jahren wenigſtens die Schillerſtiftung leitender Schulmann, der auch durch Anthologien bewieſen hat, daß er ſich auf die Schönheiten der claſſiſchen Literatur verſteht, in die Welt geſetzt hat. Mit ſtrengſtem Augenrunzeln polemiſirt er gegen Viehoffs Erläuterungen dieſes bisher auf die Poeſie im Allgemeinen bezogenen Gedichts, ſtellt aber auch unter anderm S. 21 dem „Dichten“ mit kategoriſcher, faſt wie an ein Schulexamen erinnernder Strenge das „Sondern“ gegenüber, und leitet demnach

Sein Kopf wird von einem neuen Enthuſiasmus der Abhärtung, Gleichgültigkeit und des männlichen Sinnes beherrſcht. Er ſteht um fünf Uhr auf. Er kauft ſich eine Weckeruhr, um die Zeit nicht zu verſchlafen. Er lieſt Uhland, Rückert, Platen, es wird licht in ſeinem Haupte; wenn man nachſieht, wird man an der Stirn eine Flamme brennen ſehen. Emil trinkt Milch, keinen Thee mehr. Er lernt ſchwimmen, er ficht ſogar und ſchießt auf dem Schützenhofe alle Samſtag ſechs Piſtolen ab (der Schuß koſtet vier Groſchen.) Ueber ſeinem Bette wird man auch bald ein paar eigne Piſtolen, kreuzweis gelegt, erblicken. Darüber zwei Stoßdegen und eine Studenten-Mütze. Die Nacht hindurch lieſt der fürchterliche Emil Romane, er lernt Geſchichte aus Walter Scott, Geographie aus Cooper. Dieſer Enthuſiasmus des Frühaufſtehens, des Schwimmens und der Abhärtung dauert ein Jahr. Es iſt die Zeit, wo Emil ſich von der Schule den Weg in das Comptoir bahnen ſoll. Er wirft einen Blick in die große Welt, er ſieht zugleich, daß die Romantik mit der doppelten italieniſchen Buchhaltung zwar ein Vaterland, aber keine weitre Verwandtſchaft hat, er wird das, was wir mehr oder weniger Alle ſind, Commis. Einige Jahre vergehen in Zurückgezogenheit und Beſcheidenheit. Der junge Mann hat ein ſchüchternes Weſen; man ſieht ihm nicht mehr an, daß er früher für jede Piſtole, die er abſchießen konnte, vier Groſchen zahlte. Emil macht die erſte Reiſe zu einem Geſchäftsfreunde ſeines Vaters. Seitdem wird er ein Mann ſeines Willens, ſeiner Kraft und, ohne welches Beides nicht möglich wäre, ein Mann ſeiner eignen Kaſſe.

Das Stutzern war im achtzehnten Jahrhundert nur das Privilegium entweder des Standes oder der Narrheit. In

in der That, was ſonſt doch nur im Scherz geſchehen iſt, das „Dichten“ von Zuſammendrängen, Dichtmachen her.

Was nun die obige ultrarealiſtiſche Deutung unſres Gedichts angeht, ſo muß, um die Erſtarrung vor Schreck, die Manchen hierbei befallen haben wird, zu mildern, allerdings daran erinnert werden, daß ſich, wie früher einmal ein holſteiniſcher Adeliger, im Bunde mit einem auguſtenburger Prinzen, Schillern ein großes Geldgeſchenk machte, ſo in Mecklenburg-Strelitz der dortige Hofbuchhändler Michaelis erbot, ein höheres Honorar zu zahlen als ſelbſt Cotta in Tübingen, wenn der gefeierte Dichter bei ihm einen Almanach herausgeben wollte. Der erſte Jahrgang des Muſenalmanachs erſchien in Neuſtrelitz. Die Vorſtellungen nun, die über dieſen vorübergehenden Verlegerwechſel nach dem Urtheil des Hrn. Verfaſſers in Schillern entſtehen mußten, ſind: 1. die Anknüpfung eines ſolchen für ihn ideell ſo bedeutungsvollen Unternehmens, wie die Sammlung aller dichteriſchen Kräfte Deutſchlands war, in der Idee deſſelben an eine Verlagsfirma — und 2. die, daß Mecklenburg die eigentlich fetteſte, mit Doppellouisd'oren geſegnetſte Gegend Deutſchlands war, wie doch Norddeutſchland überhaupt, und daß ſich allda an die Grafen Schimmelmann, die Reventlow, Hahn, Pleſſen, Bülow, Levetzow, Adelige mit Viergeſpann und fürſtlichem Hofhalt, oder an die neben dieſen hauſenden

erbgeſeſſenen Bauern und Pächter keinenfalls der Begriff der Ueppigkeit und des Reichthums knüpfte, ſondern nur der der Armuth. Als der Dichter ſein außergewöhnliches Honorar einſtrich, ſollte er ſich doch nach den Vorausſetzungen dieſer Denkſchrift gleichſam geſagt haben: Was iſt denn auch mein vaterländiſches Tübingen, wo der diesmal knauſernde Cotta ſitzt und ich die armſeligen Dörflein ringsum nur zu gut kenne, und wo alles, alles „Thal mit armen Hirten“ iſt gegen dies reiche Mecklenburg! Nein, nach unſerm neuen Interpreten hat Schiller gerade dem ſtrelitziſchen Hofbuchhändler für ſeine goldnen Füchſe den Dank ins Geſicht geworfen, daß er den Verlagsort der Almanachsmuſe Strelitz, reſp. Neuſtrelitz — „ein Thal bei armen Hirten“ nennt! Seien doch, ſagt der kundige Schulmann, nach Klöden, 71 Procent der mecklenburgiſchen Bevölkerung mit Ackerbau und Viehzucht beſchäftigt! Und um Strelitz herum, fährt er fort, ziehe ſich nichts als wellenförmiges, nur für „Hirten“ geeignetes Land —! Wir brechen die Ausmalung einer Hypotheſe ab, die nur Fritz Reuter empfohlen und im Plattdeutſchen weiter ausgeführt werden kann. Schiller, der für ſeine Perſon damals in einer Thalmulde lebte, wo ein Hof mit den bemeſſenſten Mitteln waltete, wo weder in Weimar noch in Jena Buchhändler auch nur einen Louisd'or per Bogen an einen Muſenalmanach

gewagt haben würden, wird eine ſo verkehrte Vorſtellung von Höfen wie Deſſau, Schwerin, Strelitz, Detmold, Oldenburg u. ſ. w. gehegt haben, um die nächſten Kunden, die Brodgeber des Hofbuchhändlers, die Umwohner desſelben, die erſten Pränumeranten auf den neuen Muſenalmanach „arme Hirten“ zu nennen! Selbſt die Widerlegung der Vermuthung der kleinen Feſtſchrift, Schiller habe damit einen Seitenhieb auf — die mecklenburgiſche Leibeigenſchaft beabſichtigt, muß man einer ausführlicheren Rede des „Onkel Bräſig“ überlaſſen.

Wir wollen nicht lange dabei verweilen, daß Schiller ſelbſt, als er dieſes Gelegenheitsprogramm in die Sammlung ſeiner Gedichte ohne jede nähere Bezeichnung aufnahm, damit die Deutung deſſelben aus einer gegebenen Gelegenheit als ein- für allemal ausgeſchloſſen betrachtet wiſſen wollte; daß ferner die Almanache in der Regel nicht „wenn die erſten Lerchen ſchwirren“ erſcheinen, ſondern „wenn die Schwalben heimwärts ziehn“, zur Herbſtmeſſe, wofür bei dem Muſenalmanach auf 1797 noch der demſelben vorgedruckte Kalender für das nächſte Jahr ſpricht, ein Herbſtangebot ans Publikum, das doch gewiß gleich anfangs in der Verabredung zwiſchen Herausgeber und Verleger gelegen hatte, und Schillern weit eher zu einem Geſange auf die verſtummte und verblühende Natur und die durch einen ſolchen poetiſchen

Almanach zu fördernde Einkehr in die geistige Welt angeregt haben würde. Wie kann aber z. B. die Deutung des: „Man wußte nicht woher sie kam," auf eine Anzahl ano- und pseudonymer Beiträge gehen, da dieselben nicht ausschlossen, daß die Mehrzahl der Autoren, Gonz, Rosegarten, Sophie Mereau, Schlegel, Woltmann u. s. w., sich nannte! Die „Früchte" welche das Mädchen aus der Fremde austheilt, waren nach des Hrn. Schulraths Ansicht die „Xenien", diese allerdings „schlimmen Früchtln", wie die Wiener sagen würden. Xenien habe man jene Gaben genannt, welche der Wirth seinen Gästen vom Mahle mit auf den Heimweg gab, also nach unserm Brauch Knallbonbons, verzuckerte Mandeln und ähnliches „Mitgebrachte" für die liebe Jugend zu Hause. Einmal nennen die Xenien den Almanach in der That einen Bienenkorb. Da hätte man allerdings den betreffenden „Honig". (S. 36.)

In allem Ernst — der zweite Schiller'sche Musenalmanach, der Xenienalmanach, liegt in seiner ersten Originalausgabe vor uns. Er ist 1796 gedruckt und für 1797 berechnet. Er ist nicht, wie Hr. Bormann berichtet, in Berlin gedruckt, sondern in Jena bei Göpferdt. Er ist nicht mehr im Verlage von Michaelis in Strelitz erschienen, sondern in Tübingen bei Cotta. Schiller konnte also in diesem zweiten Jahrgang schon nicht mehr sagen und denken: „Zu Mecklenburg-Strelitz erscheint

mit jedem jungen Jahr" — dem neuen Contracte mit Cotta zufolge mußten ſchon die „Armen Hirten" bei Tübingen geſucht werden. Und mit „jedem Jahr —!" Wird wohl Schiller an eine ſo ausgedehnte Continuität ſeines Almanachs geglaubt haben? Gern wollen wir Hrn. Bormanns wohlgemeinter, mit Wärme geſchriebener Feſtgabe zugeſtehen, daß die Stellung des Gedichts als zweites im Muſenalmanach auf 1797 bezügliche Programmideen enthält, aber doch nur ſolche von der allergrößten Allgemeinheit. Wenn Körner dieſes Gedicht ein „liebliches Räthſel" nannte, ſo meinte er die Räthſelform, keine wirkliche Charade. Das „Thal der armen Hirten" iſt diejenige Gegend, für welche man ſie immer gehalten hat, unſer irdiſches Jammerthal überhaupt; die armen Hirten ſind die Menſchheit, und vielleicht diesmal das große Publikum. Vor dem Titel meines echten alten Exemplars ſteht das „Mädchen aus der Fremde" von Fr. Boltes Grabſtichel abgebildet. Schwebend als Tänzerin hüpft ſie, mit Roſen umkränzt, ein Tamburin an der Seite, ein Tuch, das ihr anſtändigerweiſe die Bruſt bedecken ſollte, maleriſch wie einen Irisbogen flattern laſſend, nicht etwa über die Wieſen der „armen" mecklenburgiſchen „Hirten" dahin, ſondern durch einen höchſt auffallend dichten, ja wie ausdrücklich mit jahrtauſendjährigem Wuchs verſehenen Urwald — ohne Zweifel alſo nach

des Künſtlers Meinung, die ſich wohl die Zuſtimmung des Dichters zu dem Entwurf zuvor geſichert haben wird, ſo eben kommend „aus der Fremde“, d. h. einer dunkeln, unbekannten, niebetretenen Welt — die Romantiker haben ja auch bald darauf aus der Dichtkunſt die Waldfee gemacht. Dieſe himmliſche Dame, ſagt unſer Dichter, beſucht zuweilen die Wohnungen der Menſchen, giebt ihnen, namentlich in der Frühlingszeit, Anregungen, deren Grund und wahren Urſprung zu verſtehen ſogar manchmal einem Profeſſor nicht gegeben iſt („entfernte die Vertraulichkeit“); ſie vertheilte dieſe ihre Geſchenke je nach Laune als reine Blüthen der Phantaſie oder mit lehrhaftem Kerne (et prodesse volunt) als Früchte, Früchte der Ideenwelt, und wo ſich gar die holde Liebe nahte, dieſelbe Liebe die ſich vielleicht — mit einem Almanach (in damaliger ſchöner Ausſtattung — zwar auf Löſchpapier, doch mit Vignettenumſchlag und Titelkupfer) beſchenkt, da erhebt ſich dieſe idealiſche Erſcheinung, die in der Alltagswelt nicht Raum hat, zu ihrer huldvollſten Beglückung: ſie giebt dem Paar Gedichte, die ganz allein ſeiner eigenen wichtigſten Angelegenheit, der Liebe, gewidmet ſind. In der Volteſchen Zeichnung neſtelt ſich das aus dem Urwald ſchwebende Mädchen zu dieſem Behuf auch bereits aus ihren Locken „der Gaben beſte“, „der Blumen allerſchönſte“.

Allen Bemühungen des Reichstags, das Land der Obotriten All-Deutſchland immer näher ans Herz, in die allgemeine Strömung des deutſchen Verfaſſungslebens zu ziehen, die nachdrücklichſte Unterſtützung! Daß aber gerade Mecklenburg-Strelitz künftig auf dem Parnaß durch Schiller eine ſo bevorzugte Stellung bekommen ſollte, wie Herr Schulrath Vormann in ſeinem ſchön ausgeſtatteten, unſerer Schillerfeſttagsgala entſprechenden Büchlein will, das werden ſelbſt Adolf Glasbrenner, der dort gelebt hat, der Luſtſpieldichter Görner, dem ſeine Muſe daſelbſt jahrelang hold geweſen und David Sanders, der treufleißige Verfaſſer des großen deutſchen Wörterbuchs, und die Erben des ſeligen Hofbuchhändlers Michaelis ſelbſt, wenn es ſolche giebt, für eine unverdiente Ehre halten.

## 2. Zur Aeſthetik des Häßlichen.

1873.

Himmel! Berlin ſei unſchön? höre ich einen nationalliberalen Enthuſiaſten ausrufen, wie kann man einen ſo unzeitgemäßen Begriff aufſtellen! Sie machen ſich ja Treitſchke, Wehrenpfennig und wen nicht alles zu unerbittlichen Feinden! Jetzt, wo in Berlin alles vollendet, groß, ſelbſt die Zukunftsgärten von Steglitz und Lichterfelde arkadiſch ſein müſſen! Die Opportunität, die große deutſche Reichs- und deutſche Centraliſationsfrage bedingt den Satz: Berlin iſt die Stadt der Städte! Die Stadt auch der Schönheit! Höchſtens im Sommer, wenn der Staub auch in Leipzig zu arg wird und die Sauergurkenzeit eintritt, dann gehört ja Graubündten und die Schweiz auch zu Berlin!

Beginnen wir bei Alledem und um ſo zuverſichtlicher, als die Pointe unſerer peſſimiſtiſchen Klagen eben auch das deutſche Reich ſein wird.

Paris nach den Verheerungen der Commune habe ich nicht wiedergesehen. Aber das alte Paris steht mir in seinem innern Straßengewühl, wenn es gerade geregnet hat oder noch das Straßenpflaster vom Morgenthau beschlagen war und Menschen und fabelhaft geformte Gefährte aller Art sich zum Markte drängten, vollkommen als die alte Lutetia, die Kothstadt, in der Erinnerung. Keineswegs aber findet dies statt von dem Bilde in Paris in der mächtig ausgedehnten Peripherie des innern Kerns! Da ist es auf Plätzen, Brücken, Verbindungswegen, Thoren, Triumphbögen, selbst Magazinen und Waarenschuppen wie auf Bedürfniß nur nach dem Schönen angelegt und consequent durchgeführt!

Berlin dagegen, (ich spreche gar nicht von der Schönheit Wiens) war die Centralstadt eines kleinen Staates, der sich schon ein Jahrhundert lang sehr fühlte. Er konnte zwar nicht, wie Frankreich, Millionen, den Schweiß der Unterthanen, auf seine Hauptstadt verwenden. Aber Herrscherlaune hat auch an Berlin gearbeitet, geflickt, herumgeputzt, hat Wälder abgehauen und commandirt: Hier wird jetzt ein neues Stadtviertel angelegt! Alle Mittel schienen dafür gerecht. Ja das Prinz Albrecht'sche Palais in der Wilhelmstraße entstand geradezu aus einem — verweigerten Heirathsconsense des Despoten, den man gewöhnlich Friedrich den Großen nennt.

Coloniſten mußten nach dem Lineal bauen. Man ſieht denn auch noch jetzt, theilweiſe einſtöckig, dieſe Hütten neben den neuerdings errichteten Prachtzinshäuſern auf der Friedrichsſtadt. Kurzum, es haben ſeit dem Großen Kurfürſten immer in Berlin leitende Ideen gewaltet, um Berlin zu einem, dem Ehrgeiz der Hohenzollern würdigen Schemel an ihrem Throne zu machen. Schlüter, Goſander von Goethe, Knobelsdorf mußten ſich an Holland, Verſailles und Rom Muſter nehmen. Potsdam ſchadete dann ſpäter Berlin. Friedrich der Große, Egoiſt, wie er war, baute lieber Paläſte für ſich ganz allein. Die Kirchen, die er auf dem Gensdarmenmarkt erbaute, waren gleichſam nur „ungern gegeben", halb Marzipan, halb Kommißbrot. Friedrich Wilhelm III. hatte Schinkel's Begeiſterung neben ſich. Der Monarch war in Paris und hatte ſich in Petersburg verliebt, in Petersburg, wo man auf die kuppelreichen Kirchen und langen prachtvollen Straßenproſpecte ſtolz ſein durfte. Seinen Sohn würde die Geſchichte am Beſten Friedrich Wilhelm IV., den Kirchenerbauer nennen. Der gekrönte Romantiker hat um ſeine zahlreichen neuen Berliner Kirchen herum ſogar trauliche Stellen geſchaffen, die uns an San Ambrogio in Mailand, an eine entlegene Votivkirche Roms erinnern könnten. Seitdem ſtockt die Verſchönerung Berlins. Die conſtitutionellen Regenten thun nicht mehr, als was ihre

unſrer Zeit iſt es eine Bahn, die einmal von Jedem eingeſchlagen werden muß. Es liegt in der Luft unſers Jahrhunderts, daß die jungen Leute insgeſammt in einem gewiſſen Alter den Verſtand verlieren und ſich wie Wahnſinnige gebärden. Der Begriff des Fashionablen iſt über die ganze Erde verbreitet, ruinirt eben ſo viel Gemüther, wie es deren einige kräftigt. Es iſt eine Paſſage, die der Engländer macht, der den Stein der Weiſen in ſeiner Weſte ſucht, der Franzoſe, der ihn im Hut und der Cravatte findet, der Spanier, dem Alles auf die weiten Pantalons ankommt, der Deutſche, Ruſſe und Italiener, die es dem Engländer, Franzoſen und Spanier nachmachen. Dies Stadium der modernen Bildung iſt ſo eigenthümlich, daß es ein längeres Verweilen an dieſer Stelle verdient.

Man hat jedoch das Leben der engliſchen Stutzer zu oft geſchildert, die franzöſiſchen Incrovables ſind bekannt. In Deutſchland geben Wien und Berlin den Ton an. In dieſen beiden Hauptſtädten kann von einer ſyſtematiſchen Gewißheit und Nothwendigkeit in dieſen Dingen die Rede ſein. Am Rhein, in den ſüddeutſchen Reſidenzen herrſcht ein gewiſſer Dilettantismus in dieſer Rückſicht vor, eine Beliebigkeit, die ſich nach Pariſer und bei den untern Klaſſen allenfalls nach Frankfurter Traditionen richtet. Der junge Baron, der nach Paris reiſt, läßt ſich dort auf einige Jahre ſeine Garderobe anfertigen; der junge Commis, der die Frankfurter Meſſe bezieht, verſteht ſich bei dortigen Modiſten. Es gibt hier ſehr viel Nüancen, aber in der Hauptſache möchten ſich doch die verſchiedenen Terrains gleichkommen.

Ein junger Mann beginnt ſeine Civiliſation zuerſt mit der wichtigen Frage, wie er künftig ſeinen Hals bedecken ſoll.

nächste Schuldigkeit ist. Was sich neuerdings an Verschönerung Berlins geregt hat, wird überholt durch die riesenmäßig gesteigerte Privat-Bauwuth, deren Consequenz denn auch der häßlichste Abbruch, Schutt, ein trauriger Anblick wie Straßburg nach der Belagerung geworden ist.

Großartigkeit und in ihrer Art auch — Schönheit liegt in der Avenue vom Brandenburger Thor bis zum Schloß: aber man könnte noch hundert Jahre so fortbauen wie jetzt und brächte doch nicht den Eindruck permamenter Unschönheit von Berlin fort, wenn nicht das Auge im Großen und Ganzen, in der Nähe und in der Perspective, durch einen größeren diktatorisch befohlenen Schönheitscultus befriedigt wird. Freilich liegt hier der Schaden. Berlin ist eine demokratische Stadt! Nirgends macht sich das kleine Gewerbe so ausgedehnt geltend, wie hier! Eine Straße, wo nur allein elegante Welt sichtbar würde, giebt es in ganz Berlin nicht! Ueberall stemmt sich der vom Bau kommende Arbeiter, der Marktkorb der Köchin, das Product des Handwerkers oder die Bürde des Lastträgers zwischen der Eleganz hindurch. Das nur aus wenigen Fuß Breite bestehende Granit-Trottoir, das vor jedem Hause gelegt ist, läßt Einen am Anderen dicht vorüberstreifen. Der Gebildete kommt nirgends souverain auf,

ſelbſt auf dem Asphalt-Trottoir der Linden nicht. Schon freiwillig weicht er den Volksgeſtalten, die ſich hier ſo frei bewegen, wie die Helden der Börſe oder des Kriegsheeres, aus, um nur eine Scene zu vermeiden. Faſt jedes neue Prachtzinshaus hat Kellergeſchoſſe zu Kneipen, zu Lebensmittel-Betriebslocalen, zu Werkſtätten. So iſt ganz Berlin durchzogen von einem immerdar werkeltägigen Eindruck. Vorſtadt und innere Stadt, die überall geſchieden ſind, ſind in Berlin eine Geſammt-Anſchauung in Eins.

Die Partie vom Brandenburger Thore bis zum Schloß iſt ein Proſpect, der, wir wiederholen es, ſeines Gleichen ſucht. Bewundernd wird der Fremde bis zum Dom gelangen und ſich von dem Totaleindruck auf's Mächtigſte gehoben fühlen. Selbſt der Eindruck des Concordienplatzes und ſeiner Umgebungen in Paris möchte dagegen zurückſtehen. Plötzlich aber am Dome ſieht der Wanderer eine kleine Brücke, die in die innere Stadt führt. Noch eben denkt er an Paris, an die vom Quai des Louvre aus ſo zierlich geſchwungenen Brückchen, die über die Seine führen. Welcher Anblick wird ihm aber hier in Berlin zu Theil! Eine Holzbrücke, früher um ſechs Pfennige paſſirbar und jetzt dem Publikum freigegeben und ſchwerlich auf demnächſtigen Abbruch wartend, ſteht augenverletzend hinter den Grabſtätten

der Könige, ein Pendant zu den faulenden Fiſcherkäſten, die in dem trüben Fluſſe vom Fuße des Schloſſes nur allmälig weichen zu wollen ſcheinen, ebenſo wie die Torf- und Aepfel-Kähne.

Beſonders unſchön wird Berlin durch die über alle Beſchreibung große Ausdehnung, die man dem Holz-, Kohlen-, Steinhandel bis ins innerſte Centrum der Stadt freigelaſſen hat. Dieſer Handel bedarf der umfaſſendſten Räumlichkeiten. Meiſt beſitzen alte Geſchäfte ſolche in Gegenden, die inzwiſchen durch die Bauluſt zur faſhionablen Stadt gezogen ſind. Nun hat man keineswegs die häßlichklaffenden Lücken von Holz-, Kohlen- und Steinhandlungen etwa verdeckt und mit der Straße in Harmonie gebracht durch hohe gemauerte Einfriedigungen, nein, die einfache, verwetterte, ſchwarze Bohlen-Planke, manchmal geflickt, lückenhaft, verhäßlicht durchweg die Stadt, wie denn überhaupt der offne Kohlenverkauf ſelbſt an Orten ſichtbar iſt, wo ihn geradezu polizeilicher Befehl entfernen ſollte. Er kann, wie z. B. am Schöneberger Ufer, eine ganze elegante Straße entſtellen. Endlich iſt der ordinäre Bretterzaun doch auch von dem königlichen Luſtſchloſſe in Bellevue gewichen!

„Aber das Reich! Das Reich!“ Ruhe, lieber Streber! An eine partie honteuse Berlins werden wir bei Gelegenheit des Suchens nach Reichstagspalaſtſtätten

erinnert. Man hat daran gedacht, Raczynski oder Kroll zu raſiren und ging dabei wahrſcheinlich von der Abſicht aus, den Stadttheil, wo die Roon- und Bismarckſtraßen liegen, mehr in Schwung zu bringen. Oder wollte man, in Erinnerung an 1848, wo ſo manche ſtaatumwälzende Proclamation von einem Ständehauſe herab verleſen wurde, das deutſche Capitol aus ſtrategiſchen Gründen iſoliren? Die Architekten ſcheinen durchaus auf eine Akropolis, eine Nachahmung des Bundespalaſtes von Waſhington, bedacht zu ſein. Aber bitte, bewahrt doch die Menſchheit vor dieſen großen Plätzen, wo man in der Sonne keuchen muß, bis man endlich die Stufen eines ſolchen Tempels erreicht hat! Und die Entfernung von dem großen Meilenzeiger am Dönhofsplatz, um welchen herum doch die meiſten Reichsboten wohnen, iſt ſie keiner Erwägung werth? Schreckte nicht die Erinnerung an die Grauſamkeit Königs Ludwig I. von Baiern, der die neue Münchener Univerſität an die äußerſte Grenze der Stadt baute und die Studenten zwang, täglich 3, 4mal den anſtrengendſten Weg durch ſeine endloſe, in der Hitze unerträgliche Ludwigsſtraße zu machen? Nun gut, Kroll ſcheint gerettet. Aber, wenn für einen anderen Plan, den etwa mit der Königgrätzerſtraße, Gärten zerſtört werden müſſen, alte ehrwürdige Linden abgeſägt oder im Decker'ſchen Garten Bäume, die zu den Wundern Norddeutſchlands gehören, wenn Millionen

für Grund und Boden gezahlt werden ſollen, ſo laſſe man doch die Gärten dem Privatbeſitz oder der Oeffentlichkeit und im letzteren Falle zum Schmuck der Stadt. Setzt Statuen auf dieſe freigelegten Gärten! Mehr als jetzt Berlin aufweiſt! Man kann auch Fontainen dazu ſpringen laſſen, Ruhebänke anlegen, goldbroncirte Candelaber aufſtellen. Die Gold-Broncirung des Gußeiſens bei Laternen und Gittern, die in Paris an faſt allen öffentlichen Gebäuden angebracht iſt, macht beſonders den Effect eines Strebens nach Eleganz, das dann auch die Umgebung nach ſich zieht.

Eine partie honteuse Berlin's iſt jene Gegend vom früheren „Katzenſtiege", jetziger Georgenſtraße, rechts von der Friedrichſtraße bis zum Gegenüber des Monbijou. In unmittelbarer Nähe eines der ſchönſten Proſpecte der Welt findet ſich der Fremde, der mit Staunen von der Königswache oder vom Friedrichsdenkmal die Akademie entlang ein wenig weiter wandert, plötzlich an der Georgen- und Univerſitätsſtraßenecke wie unter die Bedienten-, Küchen- und Remiſengebäude einer fürſtlichen Hofhaltung verſetzt. Ein ganzer Stadttheil, die nächſte Nachbarſchaft des Kaiſers, ſein vis à vis ſogar, gleicht einem — „Wo die letzten Häuſer ſtehen." In der That hieß auch früher die vorherliegende, jetzt noch leidlich gefällige Dorotheenſtraße die „Letzte Straße". Wahrlich, hier fängt die Vorſtadt ſchon an!

Links das ehemalige Gropius Diorama, ein Holzbau, zum Gewerbe-Museum erhoben, dann Trockenplätze, Militairmontirung-Aufbewahrungen, Cavallerieställe und das ungeheure schiefwinklige Gebäude der Artilleriekaserne, das an den Wänden vor undenklich fehlendem Kalkbewurf grauenhaft anzusehen, durch und durch verfallen und zum Abbruch mahnend ist. Es ist ein Terrain, dessen jetzige Bewohnung auf die großen Flächen vor den Thoren verwiesen werden muß, die schon Kasernen genug aufgenommen haben. Gefällig ließe sich hier der Quai reguliren, die hölzerne Ebertsbrücke in eine steinerne oder hochgespannte eiserne verwandeln, das gewaltige Terrain durch ein Reichstagsgebäude in Einklang bringen mit der Börse, dem Museum, dem Schloß, der Universität und dem grünen Baumkranze, der drüben jenseits der Spree vom Schloß Monbijou herüber winkt. Wer jetzt diese Gegend durchwandert, muß sich sagen, daß hier Alles den Charakter entweder des nur momentan Aushelfenden oder des Ueberlebten trägt. Alles ist arm, unschön, unkaiserlich.

An einigen Punkten Neuberlins, wo dasselbe gleichsam aus einem Gusse entstanden ist, finden sich, man darf der Wahrheit nichts vergeben, Eindrücke von einem so erhebenden Reize, als befände man sich in Genf im neuen Viertel des Bergues oder in Lyon. Leider sind es Gegenden der

Stadt, die vom Residenztreiben, sogar von den sonst überall unvermeidlichen „Theatern“ zu sehr entlegen sind. Das Louisenufer mit dem Prospect auf das Engelbecken, auf die neue katholische Kirche, Bethanien, im Hintergrunde die neue Thomaskirche — man wünschte, dieser Charakter wäre allgemein festgehalten und für das Ganze maßgebend. Hier bildet der Canal den Mittelpunkt eines wahrhaft schönen Gemäldes. Auch an anderen Stellen könnte es die volle Spree, wenn ein decorativer Sinn — des Monarchen? Des Magistrats? Der Privaten? — den schon gebotenen Anfängen zu Hülfe käme. So ist, z. B. wenn man von der Wallstraße kommt und die Waisenhausbrücke betritt, der hier gebotene Rundblick vollkommen von jener Großartigkeit, die in Wasserstädten, wie Hamburg, in den Seestädten Hollands so mächtig ergreift. Aber leider fehlen alle Nebenbedingungen. Es fehlen Quais, Regulirungen der durch Häuserabbruch offengelegten Hinterfronten einiger Straßen, die mit einer jahrhundertalten Kruste von Schmutz und Ungenirtheit bedeckt sind, es fehlen ausdrückliche Gebote an die im Wasser arbeitenden Gewerbe, die Unterlage ihres Thuns und Treibens dem Auge etwas gefälliger zu machen. Selbst der Blick vom durchbrochenen Colonnadengang des Mühlendamms über die Spree hinweg links zur Stadtvoigtei, könnte trotz des mehr als wüsten Gegenüber

für die vollere Wirkung einer belebten, echten Hafenstraße gewonnen werden.

Für solche und ähnliche Ideen schwärmten in alter Zeit die Kronprinzen! Jetzt, wo der Fiscus für ein Reichstags-Gebäude im Thiergarten auf Grund und Boden mehr gefordert hat, als selbst die Gründer unter den Linden gefordert haben würden, muß man sich schon begnügen, wenn nur die städtische Baucommission Künstler zu Referenten hat, die für Berlins Zunahme und Wachsthum einen gewissen schöpferischen Plan im Großen und Ganzen verfolgen, ohne dabei die Einzelheiten zu vergessen. Es handelt sich nicht darum, allmälig die Netze und Linien eines neuen Anbauungsentwurfes auszufüllen, nicht um die Frontenpracht der Neubauten, es handelt sich um die Wegschaffung und Milderung der entstehenden Lücken, um ein richtiges Erhalten und ein richtiges Zerstören. Freilich ist die Macht des Besitzes so groß, daß selbst eine in solchem Grade die Straße entstellende Novantike, wie der sogenannte „Eisbock", noch immer nicht den Mahnungen der Polizei und Stadtbehörde gewichen ist! Das ist die Mühle von Sanssouci! Das soll nun groß sein! Begierig bin ich, was aus der großen neuen Siegesallee im Thiergarten werden wird; noch steht dem Siegesdenkmal als Gegenpol an der Victoriastraße eine Litfaßsäule gegenüber.

Auf das Häßliche in den Staffirungen der Straße durch ihr gewohntes Leben, die Wagen, die Droschken, die Bierflaschentransporte, das Häßliche in Gewohnheiten und Manieren, im Sprechen, in der Geltendmachung seiner Ueberzeugungen selbst beim schönen Geschlecht u. s. w. einzugehen, ist sehr mißlich. Habe ich doch ohnehin schon den Zorn zu fürchten unserer Alles im rosenrothen Lichte sehenden Optimisten.

## 3. Schaulust und Streitlust.

Wenn sich der Zeitgeist gegen die armen Theater erklärt und lieber die Bierhallen, als die Musen-Tempel füllt, so ist das an sich sehr traurig. Aber was soll man sagen, wenn in einer vielgelesenen Zeitschrift ein Schriftsteller offen: „Gegen das Theater" auftritt und den Satz verficht, im Freien sitzen, vielleicht in Hemdärmeln, eine Cigarre rauchen, Backhähnel essen und über die letzte Reichsrathsitzung discutiren, sei besser, als sich über schlechtes Komödienspielen ennuyiren! Notabene, nicht vom Publikum ist die Rede, sondern vom bestallten Recensenten. Der Theaterfeind ist ein Recensent. Er ärgert sich, daß er im Sommer ins Theater soll und über eine „Gastin" berichten. Er giebt seinen Protest gegen Theaterbesuch sogleich einen tieferen, förmlich sozusagen culturhistorischen Grund. Sein Respondent, meine Wenigkeit, muß ihm auf dem gleichen Terrain begegnen.

Zuvörderst dürfte man allerdings gegen die Anschauung Einspruch thun, die nicht nur mein Gegner,

Er hatte früher seinen Hemdkragen über die Achseln gelegt. Plötzlich sieht man ihn eines Tages mit einer ungeheuern Cravatte erscheinen, daß man über ihn lachen möchte. Das Letztre würd' ich jedoch Niemanden rathen, der nicht einiger durchbohrender Blicke gewärtig sein will. An die Cravatte reihen sich gern kleine gesteifte Lappen, die durch ihre gefährlichen Spitzen sich den Namen der Parriciden zugezogen haben. Hiermit ist der Grund gelegt; höchstens, daß sogenannte Sprungriemen der aufgeschossenen Gestalt künftig ein glattes Ansehen geben, oder daß sie wohl gar die Länge ihrer Röcke beschneidet, um recht kurze, Jagdröcken ähnliche Taschenflügel über die Lenden schwirren zu haben. Der Hut von oben quetscht das rothe, wangige, blonde Haupt eben so sehr zusammen, wie von unten die Cravatte, das Princip der Emanzipation, mit fischbeingemäßer Elasticität hinaufstrebt.

Wenn dies bis jetzt noch keine Narrheit war, so pflegt sie regelmäßig in dem Momente eine zu werden, wo sie sich mit einer gewissen Melancholie verbunden zeigt. Es ist nämlich die Frage des Bartes, die sich mit einer dringenden Nothwendigkeit geltend macht. Sie hängt an einem einzigen Haare, welches sich bereits auf der Oberlippe eingestellt hat, und welches plötzlich der jungen Phantasie einen ganzen Wald von im Nothfalle gefärbten Täuschungen vorzaubert. Armer Junge! Ich versichre dich, dieses Haar ist nur die Frucht eines Leberfleckes, du wirst noch zehen Jahre brauchen, um einen Rothbart auf den Lippen zu haben! Allein der junge Mann, dem täglich das Blut höher in den Kopf steigt, glaubt nicht und blickt wie ein indischer Fakir stundenlang auf seine aufgeworfene Oberlippe herab, auf welcher freilich ein Flaum, wie ihn auch Mädchen haben, nicht fehlt.

ſondern ſeit einiger Zeit faſt ſämmtliche „Gelehrte“ der Journale zu haben ſcheinen, als wenn Gott der Herr zuerſt die Recenſenten und hintennach erſt die Theater erſchaffen hat. Mir ſcheint das Umgekehrte ſtattgefunden zu haben. Der Recenſent übernahm ein Amt, das ihm die Bühne geſchaffen, und jedenfalls übernahm er mit ſeinem Amte Pflichten. Das Wort „Pflicht“, es involvirt überall Mühſal! Es kann nicht alles, ſelbſt im Recenſentenleben ein von holden Lippen geſprochener Selam ſein: „Schon längſt habe ich auf das Vergnügen und die Ehre gehofft, den berühmten Herrn Doctor kennen zu lernen u. ſ. w.!“ Die Zeitungsredactionen müſſen bei Inſtallation ihrer Berichterſtatter zu dieſen Herren ſagen: Meine Herren, halten Sie ſich auch nicht für unerſetzlich! Glauben Sie nicht, daß wenn Sie ermüdet und blaſirt werden, auch unſere Leſer durch Ihren Witz chloroformirt und dem Theater abtrünnig gemacht wurden! Von dem Tage an, wo Ihnen die dritte Cigarre nach einem unter freiem Himmel, etwa bei Dommayer, eingenommenen Diner beſſer mundet, als der Blick auf die Uhr und den Anzeiger des nächſten nach Wien abgehenden Tramwayzuges und Sie deshalb anfangen gegen den Beſuch des Theaters zu polemiſiren, haben Sie ſich als Recenſent überlebt! Der Peſſimismus iſt zwar die Parole des Tages, aber der Glaube, wegen Ihres Gähnkrampfes

die Berechtigung des täglichen Anſchlagzettels der Theater anzweifeln zu dürfen, hat zum mindeſten in unſerm Bureau domeſtikale Anſtände! Uebrigens auch aus volkswirthſchaftlicher Billigkeit. Die Bühnen ſind koſtſpielige Inſtitute, die man Bedenken tragen ſollte, ſommerlichen Nachmittagslaunen zu opfern! Das Opfer der Recenſion bei 30 Grad Hitze im Juli muß gebracht werden!

Nichts iſt verderblicher für die Bühne, als ein blaſirter Recenſent, ein Berichterſtatter an wichtiger Stelle, der keine wahre Neigung für ſie hat. Er rekelt ſich im Sperrſitz, hält die Lorgnette dahin und dorthin, ſeufzt und jammert um verlorne Zeit. Kommen dieſe Symptome einer Uebermüdung ſeiner Nerven, die je nach dem Naturell des davon Befallenen entweder in Aſthenie oder in Hyperäſtheſie ausarten kann, in ſeinen Recenſionen zum Vorſchein, ſo iſt er ein wahrer Schaden für die Bühne, die er beurtheilt. Neulich las ich ſogar eine Recenſion über eine Burgtheatervorſtellung, wo der Recenſent über die Möglichkeit der lebendigen Leichenverbrennung phantaſirte, nachdem er das Stück geliefert hatte! Lieber Himmel, 80—100 Jahre lang, von den Zeiten bald nach dem Prehauſer'ſchen Hanswurſt bis zum noch immer in Wien fehlenden Erſatz für Beckmann haben ſich die Wiener auf die kleinen Schneckentreppen des ehrwürdigen Muſentempels gewagt und nun ſollen

plötzlich die Beſitzer der höchſt theuern Logen, Halblogen und das zugehende Tagespublikum, das ausſchlaggebende zweite Parterre einen möglichen Martertod ſterben! Alles Phantaſieen des blaſirten Recenſenten!

Der Theaterrecenſent, der über ſein Amt zu gähnen anfängt, muß in Ruheſtand verſetzt werden.

Freude an der Bühne zu haben, ſogar an den Experimenten mit Gäſten auf dies oder jenes Fach und hießen ſie auch, wie unſer Gegner ſagt, „Fräulein Stockdumm", das iſt eine ganz beſondere Specialität und die Redaktionen müſſen nur auf eine ſolche fahnden. Wer dieſe Gabe nicht beſitzt, beſinge die Nachtigallen, die Abends ihre beſten Rouladen in den Büſchen vortragen. Man braucht noch kein Theaterenthuſiaſt zu ſein, wie jener Vortreffliche in Berlin, der ſich ſeit 50 — 60 Jahren alle Theaterzettel des berliner Schauſpielhauſes geſammelt hat; es genügt ſchon, daß eine warme, tief im Herzen und der Phantaſie glühende Begeiſterung für die Mittel und Wege der Menſchendarſtellung einem Theaterberichterſtatter zu Gebote ſtehen. Immer aufs Neue muß der echte Bühnenreferent auf die Möglichkeit eines Meſſias, wenn nicht in der Dichtkunſt, doch in der Schauſpielkunſt, auf einen endlich angetroffenen treuen Naturton, eine ſchwungvolle fehlerfreie Diktion, eine von genialen Lichtern unterbrochene correcte Zeichnung der Charaktere hoffen können. Die

hundertmalige Enttäuſchung darf ihn nicht ermüden. Er muß den Glauben behalten, der ſich denn auch zuweilen noch antreffen läßt. In Berlin lebte ein Juſtizrath Schulze. Dieſer Mann hatte nie einen andern Ehrgeiz, als der ihm einmal durch Goethe befriedigt wurde, als dieſer ihm durch Zelter ſagen ließ, ſeine in die Spener'ſche Zeitung gerückten Kritiken läſe er gern. Von dieſem einzigen Lob aus ſolchem Munde zehrte der Mann dreißig Jahre. Er gab alle Landpartieen nach Treptow oder Waſſerfahrten nach Rummelsburg auf, wenn im Juni oder Juli die Grafen Brühl oder Andere, die dieſem folgten, Gäſte kommen ließen. Den ſeligen Gubitz haben ja viele unter den Lebenden gekannt und noch genoſſen! Genoſſen in ſeinem Hieroglyphenſtil; genoſſen in ſeiner unerſchütterlichen Einſeitigkeit, die nur Raupach und die Birchpfeiffer vor den Leſern der Voſſiſchen Zeitung als makellos erſcheinen ließ! Der Mann, der noch bis zu Garlieb Merkel und Kotzebue in ſeinen Anſchauungen zurückreichte, hielt ſich jung durch ſeine Bühnenluſt. Ihm würde es an's Leben gegangen ſein, wenn ihm die Voſſiſche Zeitung geſagt hätte: Beſter, unſere Bitte, ſich immer nur kurz zu faſſen, hat Sie allerdings verführt, in einen Styl zu verfallen, den nur Brugſch oder Lepſius entziffern können! Und überdies ſind Sie bis zum Strafbaren parteiiſch! Aber die liebenswürdigſte, leider nicht gut

angebrachte Pietät ſagte das dem Berichterſtatter nicht, würde es ihm aber unbedingt geſagt haben, wenn der ſelige Profeſſor je verrathen hätte, daß er zu einem Souper nach Charlottenburg, einer Landparthie nach Rummelsburg lieber gegangen wäre, als zu dem Probegaſtſpiel eines Mimen am Königlichen Theater. Es muß eben eine Leidenſchaft ſein, ſehen zu wollen, wie wieder einmal ein „Fräulein Stockdumm" die hundertmal geſehene Rolle einer Margarethe in den Hageſtolzen auf's neue ſo ungenügend ſpielte.

Mein Gegner findet es auffallend und ungerechtfertigt, daß die letztgenannte junge Dame bereits ſechs Bände gedruckter Urtheile über ſich in ihre Bibliothek geſammelt hat, während der Dichter Roſenblüth es noch zu keiner einzigen Recenſion bringen kann. Aber nehmt doch nur bei den würdigen Volksabgeordneten den Wortſchwall von heute! Dieſer höchſtvortreffliche oberflächlichſte aller Köpfe hätte Urſache, ſich zu beklagen, daß ihm hier nicht die ſchönen Juniabende „am Kneiptiſch" (deſſen Poeſie ich an ſich nicht beanſtanden will) ausſchließlich gewidmet wären? Ganze Stöße von Zeitungen aus Oſt und Weſt, Süd und Nord ſind mit der ebenſo künſtleriſch rhetoriſchen wie patriotiſch langweiligen Leiſtung des Deputirten, den wir Wortſchwall nennen wollen, ja, wenn er nur ein einzigesmal Ruhe! oder Schluß! rief, angefüllt!

Wortschwall hat auf der Tribüne schon dasselbe Raisonnement hundertmal wiederholt und tausend Zeitungen in ganz Deutschland haben seine Weisheit gebucht und widmen der Tiefe derselben Leitartikel, wie sie den besten Schauspielern nicht gewidmet werden. Ich lese ferner: „Angesichts der großen Völkerfragen, welche den Horizont umdüstern, sollte dem Schauspielwesen Schutz und Interesse in weit kargeren Theilen blühen." Aber mit Verlaub, mein Bester; es sieht warlich jetzt in der Welt, in der großen draußen, so unendlich öde und langweilig aus; ein wahres Chaos gähnt Morgens und Abends die Menschheit an; abgestanden sind die kirchenpolitischen, französischen, italienischen, reichsdeutschen Angelegenheiten — wichtig mögen sie an sich sein — aber „zur Unterhaltung am Kneiptisch verlockend —?!" Was gilt die Wette? Ist eine Discussion über Bismarcks nächste Absichten, die Niemand errathen kann, interessanter oder die über die Vorzüge oder die Mängel eines neuen Stückes, das Jeder gesehen oder gelesen hat?

Vollständig anderer Ansicht, als mein Gegner, bin ich über den Ursprung der theatralischen Schaulust, die zunächst in jenem Journal den Wienern, man möchte nach dem Eindruck aus der Ferne fast sagen, methodisch verleidet werden soll. Die Physiologie der Bühne hat bekanntlich auf den Ursprung derselben aus der Religion zurückzugehen. Wir wissen, daß der Zusammenhang

Offenbachs und der „Lucinde vom Theater“ mit dem Feſt der Panathenäen und dem Opferdienſt des Dionyſos nur durch die Zugabe des Satyrdramas zur feierlich erhabenen Heroen- und Götterwelt der Trilogieen ausgedrückt iſt. Aber das würdigere Drama, worauf es doch hier allein ankommen ſollte, drückt etwas völlig Anderes im Menſchen aus, als die „Eitelkeit“, ſich in einem Theaterplatz zu zeigen. „Eitle Freuden an Schein und Schatten —“ heißt es bei dem Widerrather des Theaterbeſuchs. Mit nichten! muß ich antworten. Was uns in's Theater zieht, was iſt es? Das Bedürfniß des Menſchen nach abgeſchloſſenen Thatſachen. Das Leben iſt überall etwas Halbes, nur auf der Bühne giebt es ein Ganzes. Ob im Scherz oder im Ernſt, ob eine heitre Intrigue durchkreuzt wird oder übermüthiges Verbrechen entlarvt, wir Menſchen haben das Bedürfniß, irgendwo und wär's nur innerhalb drei Stunden eine Begebenheit, eine Frage ſich an ihr Urtheil, eine Regung ſich an ihr Herz legen zu laſſen, dieſe weiter zu ſpinnen und ſie mit löſen zu helfen bis zu einem befriedigenden Schluß. Die orientaliſche Frage gewährt wahrhaftig dieſen Frieden nicht! Dem Gefühl, womit man das Schauſpielhaus nach einem ſich gelungen abrundenden Drama verläßt, kommt nichts gleich. Der Menſch bedarf dieſe Verbindung erſt mit Fragmentariſchem, Ungelöſtem,

dann ſich Aufklärendem. Die Discuſſion bei jenem desipere in loco mit immer friſchgefülltem Kruge kann gewiß wohlig anregen, ſie kann auch über die Erhabenheit unſrer Reichstagsdeputirten Stimmungen geben, aber befriedigen niemals. Niemals werden da, wo ſich „tiefernſte Dinge in zwangloſer Mittheilung ausſprechen", die Thatſachen fertig werden und ſich abrunden. Jeder, der dabei allzulange das Wort führt, ermüdet den Zuhörer. Im Theater dagegen iſt Schweigen Allen auferlegt und der verhandelte Vorgang hat ein Reſultat. Warum ſind die Theater beſuchter, als in alten Zeiten? Weil die öffentliche Discuſſion die Menſchheit aus ihrer ehemaligen Lethargie aufgerüttelt, zum Mitreden emancipirt, während man doch wieder manchmal darüber zur Verzweiflung kommen könnte, daß das Leben dem Papier ohne Ende gleicht und es etwas geben muß, wo ein Halt! geboten wird. Die geweckte Thatkraft des Jahrhunderts will Fakta, will die reſolute Uebung von Recht und Gerechtigkeit; ſie will die Welt, wie ſie im Großen ſein ſollte, ſich wenigſtens im Kleinen ſpiegeln ſehen. Der Theaterbeſuch an würdiger Stätte iſt deshalb eine geiſtige Arbeit, eine dialektiſche, moraliſche Zimmergymnaſtik, die uns ſtärkt, erkräftigt, um vom Zeitgeiſt, der immer noch nicht recht vorwärts will, nicht weiß, was er will, in Haut und Muskeln erſchlafft zu werden.

Oder entzückt Euch wirklich so unser parlamentarisches Leben? Dann lest doch die treffliche kleine Schrift, die der Parlamentsveteran, Präsident J. H. von Kirchmann soeben herausgegeben hat. Sein Vortrag: „Ueber parlamentarische Debatten" (Berlin, Springer 1874) sind Plaudereien sozusagen aus der Schule. Der alte vielbewährte Staatsmann und philosophische Denker verräth Geheimnisse über das, was unser an sich geistreicher Gegner das „Nachsegeln dem mächtigen Strom der Weltgeschicke" nennt, Geheimnisse, die alle Schiffscapitäne, Lootsen und Passagiere auf dieser Fahrt stutzig machen müssen. Der langjährige Deputirte Breslau's vindicirt dem Parlamentarismus, ohne demselben im Mindesten in seiner Bedeutung für die Interessen der Menschheit zu nahe treten zu wollen, die Prärogative der absoluten Langenweile. Mit jener einfachen Methode der Entwickelung, die dem Philosophiren Kirchmann's eigen ist, einer Methode, deren Einfachheit sich auf die klassischen Muster Plato und Aristoteles stützt, versetzt er den Streit der sich widersprechenden Principien, die im parlamentarischen Leben aufeinanderzuplatzen pflegen, in das dunkele Gebiet der Gefühle. Aus einer dreißigjährigen Praxis enthüllt er uns das staunenswerthe Geheimniß: Noch ist Niemand durch eine glänzende Rede, Niemand durch eine Sitzung und wenn dieselbe bis über Mitternacht gedauert hätte,

in dem Vorſatz irre geworden, den er für ſeine Stimmabgabe gleich anfangs bei Gröffnung der Debatte gefaßt hatte! All die Paradepferde, die Hohes Präſidium aus einer Anzahl Redner, die ſich zum Für oder Wider hatten einſchreiben laſſen, auswählt und vorreiten läßt, ſind nur, ſozuſagen, „Schanden halber“ da. Das heißt: Was Herr Greuter, um öſterreichiſche Beiſpiele zu nehmen, mit ſeiner Fraktion bereits im Stillen abgemacht hat, kommt von ſeiner und der Seinigen Seite zur Abſtimmung und wenn auch Demoſthenes oder mein alter Freund Ignaz Kuranda einen zehnmal durch rauſchendes Bravo! unterbrochenen Speech gehalten hat. Die Debatten, ſo äußert ſich Kirchmann, ſind in ſolchem Grade Luxus, daß ſich der größere Theil der Abgeordneten, wenigſtens in Berlin, ſo lange als die Matadore die Stenographen beſchäftigen, in der bekannten „Fraktion Müller“ oder im Leſezimmer befindet und erſt wiedererſcheint, wenn die heftig gerüttelte Glocke des Präſidenten zur Abſtimmung ruft. Das Schickſal jedes Antrags iſt nach Kirchmann ſchon vorher fertig; man braucht nichts zu thun, als nur die Stimmen der einzelnen Fraktionen zu addiren. Nur zuweilen einmal finden ſich bedenkliche Fälle, wo es die Neugier reizen kann, zu erfahren, wohin ſich diesmal einige „Wilde“ gewendet haben. Kirchmann iſt ehrlich genug, mancher Rede nur die Abſicht zuzuſchreiben,

In der Sonne ſitzend, richtet er ſeinen Kopf immer ſo auf die Seite, daß er im Schatten, wo die kleinen Federn ſich vergrößern, in der That einen Dragonerunteroffizier zu ſehen glaubt. Engländer, die keine Bärte tragen, haben keinen Begriff von dieſer ſtillen Tollheit, welcher ſich in Frankreich, Deutſchland, Spanien, Italien, Rußland kurz auf dem ganzen Continente die jungen Leute hinzugeben pflegen. Sie laſſen ſich raſiren, um das Wachsthum zu befördern, ja es fehlt ſogar an einer Leichtgläubigkeit nicht, die ſich aufreden läßt, der Abgang der Tauben, friſch aufgelegt, befördere den Haarwuchs. Ein Freund ſagte mir, er hätte einen jungen Mann beobachten können, der ſich Burbaumholz ſiedend heiß abkochen ließ und mit der daraus erzeugten Lauge ſich täglich Oberlippe und beide Wangen bepinſelte!

Endlich aber ermüden entweder die fruchtloſen Anſtrengungen oder die erſehnte Zierde ſtellt ſich wirklich ohne Geheimmittel ein. Das Nächſte, dem ſich der werdende Dandy auf dem Continente hingibt, ſind jetzt die Kaffeehäuſer bei den Feinern, die Tabakspfeifen bei den Gröberen. Ich unterlaß' es, eine Schilderung der ungeheuren Schwierigkeiten zu machen, die beim Tabakrauchen überwunden werden müſſen, und erinnere nur, daß das achtzehnte Jahrhundert dieſe Mode nur bei Holländern und alten Philiſtern kannte. Sie iſt aber ganz übereinſtimmend mit dem Charakter unſrer Zeit, mit der ruhigen Gleichgültigkeit, welche ſich in einen ſelbſtverfertigten Dampf einhüllt und von hier aus orakelt und ſeine wohlgeborne, übrigens unzielſetzliche Meinung abgibt. Frägt man aber die andre jugendliche Partei: Was thun Sie denn den ganzen Tag beim Zuckerbäcker? ſo wird der Befragte unfehlbar anworten: Ich leſe nur

um damit auf die Leſer derſelben daheim in der Provinz, die Wiederwahl u. ſ. w. zu wirken. Ich ſelbſt geſtehe, daß es mir einmal durchs Herz fuhr, als ich im Reichstag den ſeligen edlen Waldeck auf der Tribüne geſtikuliren ſah. Der gefeierte Greis trug mit lächelnder Verklärung und ſicher auch mit edelſter Ueberzeugung, aber mit kranker, hohler Stimme, ſeine Rede wie in's abſolut Leere vor. Keine Bank war beſetzt, alles ging und plauderte durcheinander, ſelbſt ſeine eigenen Geſinnungsgenoſſen ſchienen nicht gefeſſelt; hatten ſie doch alles, was Waldeck eben den Staubatomen im Saale zu predigen ſchien, ſchon vorher aus dem Munde des kundigen Führers in der Fraktionsſitzung vernommen. Dieſe Hunnenſchlachten in der Luft, dieſe Kämpfe mit abgeſchiedenen Schemen und Geiſtern ſind nun das, was Euch ſo gefällt? Ich finde die politiſche Gebahrung der Zeit ſehr langweilig und jedenfalls koſtſpielig. Die von Kirchmann vorgeſchlagene Praxis empfiehlt ſich, die neuen Geſetze vorleſen, darüber die Commiſſionsreferate hören und dann die Reſultate der Fraktionsabſtimmungen einfach zur Addition bringen zu laſſen. Die Motive für oder dagegen ſind nach Kirchmann bloße Gefühle. Gefühle gleicher Stimmung, ſogenannte Mitgefühle, die könne ſich Jeder ſelbſt machen, ſelbſt holen bei ſeinen Lobhudlern, Schmarotzern, Schmeichlern! Die Leute

haben ſich gewundert, daß „ein ſo geiſtreicher Mann“, wie der neulich verſtorbene von Mallinckrodt, ein Ultramontaner hätte ſein können. Der Schreiber dieſer Zeilen hat ein ganzes Buch zur Belehrung dieſes Sichverwunderns geſchrieben. Mein „Zauberer von Rom“ verſucht in Bezug auf den Katholicismus die räthſelhafte Magie der Verbindung der Gemüther, zufällig nicht mit Babelsberg bei Potsdam, ſondern mit der Peterskuppel in Rom zu erklären. Die Gefühle nehmen eben keine Belehrung an. Sie lehnen ſich an Rückhaltsgedanken, die aller Logik ſpotten. Das kläglichſte unter den „Gefühlen“ in der ultramontanen Frage dürfte wohl das ſein, daß man ſich vor ſeiner Frau fürchtet.

Wir wollen hier nicht ausführlich Kirchmanns geiſtvollen Deduktionen folgen. Sprechen wir doch nur vom Theater. Wir wollen auch nicht die Gelegenheit aufnehmen, gegen die Richtigkeit ſeiner Behauptung über die Gefühle, die uns ſtark an ſein ebenfalls ſehr ſubjectiv gefaßtes Princip der Aeſthetik erinnert, einige Zweifel zu erheben oder etwa ausführlicher über die Klippe der „laxen Obſervanz“ zu ſprechen, die bei einer ſo eigenthümlichen, aus Peſſimismus und Optimismus gemiſchten Anſchauung der Dinge, wie ſie dem Herausgeber der „Philoſophiſchen Bibliothek“ eigen iſt, nicht immer zu vermeiden ſein dürfte. Wir wollten nur die außerordentliche

Nüchternheit und das troſtloſe Waſſer-in's-Sieb-ſchöpfen des abendlichen „Segelns mit dem Strome der Weltgeſchichte“ conſtatiren. Schon jetzt werden diejenigen Partieen unſerer Zeitungen, die ein kurzes Tagesbülletin geben, am liebſten geleſen. Für das Geheimniß der Luſt am Theater genügte vielleicht noch nicht ganz die oben angeführte Definition über die Luſt des Menſchen an einer vollendeten Thatſache. Nach Kirchmanns Enthüllungen über den entſchwundenen Reiz des parlamentariſchen Lebens, über die Stumpfheit der Deutſchen gegen oratoriſche Wirkungen, ja die uns angeboren ſein ſollende Scheu vor jedem, der über irgend eine Sache pathetiſch zu werden anfängt, jedenfalls aber nach ſeinem Bekenntniß über die Gefühle, darf man ſagen: Das uns vom Gegner empfohlene, an und für ſich aller Beherzigung werthe, fortwährende „Segeln mit dem Strom der Weltgeſchichte“ erzeugt uns jeden Abend, ob nun beim Leſen der Zeitung oder unter einer blühenden Linde, bei gutem Weizenbier oder einer Flaſche Rüdesheimer das ſchmerzliche Gefühl, wie ſehr doch die Menſchheit in der Kundgebung ihrer Gefühle immer noch getrennt und ſich einander entfremdet bleibt, während dagegen die Kunſt und auf ihrem Gebiet im vollkommenſten Maaße gerade die Schauſpielkunſt allein auf die beglückende Hervorbringung eines einzigen Gefühls bei Allen zugleich begründet iſt.

## 4. Fürwort für ein Fürwort.

Unſere Zeitungspreſſe hat zweifellos die Berechtigung —

„Halt! Da ſprech' ich mit Fauſt, „hier ſtock' ich ſchon!" „Zweifellos!" Dies vertracte neue Wort, das ich der Zeitungspreſſe ſo übel nehme! Den Buchſtaben Z im Grimm'ſchen Wörterbuch können erſt unſere Urenkel aufſchlagen. Ich behaupte, daß: „Der Rücktritt des Miniſters Banhans iſt zweifellos" — der größte Unſinn ſei. Der Rücktritt ſoll ein Nicht-Zweifler ſein! Ein nicht zu bezweifelnder, wird entgegnet, ſei gemeint. Aber ſeit wann wird denn der Zweifel paſſiv gebraucht? Daniel Sanders führt viele Variationen üblicher Ausdrucksweiſen an. Für „zweifellos" aber, wie ſolches beſonders in unſerm neuen Telegramm- und Reptilienfondsſtil ſo oft gebraucht wird, finde ich kein Beiſpiel. Ich bin nämlich der Anſicht, daß die zuverſichtliche Sprache der Reptilienfondsſchriftſteller Einfluß auf den üblichen deutſchen Stil

gewonnen hat. Das Kurze, Dictatoriſche, Freche kommt aus der Berliner Wilhelms- oder Behrenſtraße. Kurz, „zweifellos" nenne ich den glaubensſeligen, von keinem Zweifel geplagten Paſtor Knaak. „Zweifellos" iſt mir der Oberconſiſtorialpräſident von Harleß, dem wir in ſeinem „Sendſchreiben an die deutſchen Gemeinden evangeliſch-lutheriſchen Bekenntniſſes" ſo eben die ſchöne Entdeckung verdanken, daß die Humanität, dieſe ſchönſte Blüthe des Chriſtenthums, „eine aus dem Fleiſch geborene Liebeſeligkeit und faules Menſchenthum" ſei (nicht wahr, um noch einmal eine Wendung zu brauchen, die nach der Leichenverbrennung nicht mehr möglich iſt, Leſſing dreht ſich im Grabe um?) „Grundlos", „ſpurlos" kann etwas ſein, aber dem Zweifel muß man wie dem Glauben Subjectivität laſſen. Nur unſre apodiktiſche, zuverſichtliche, leitartikelnde, moderne Sprechweiſe wirft den Zweifel ſo hin wie eine Alltagswaare. „Unzweifelhaft", „ohne Zweifel" — darin liegt die Vorausſetzung einer Beſeelung durch ein Subject und wir fahren demnach fort:

Die Zeitungspreſſe iſt ohne Zweifel berechtigt, ausdrücklich zu betonen —

Halt! Schon wieder ſtock' ich! Gerathe auch meinerſeits in dieſe verdammte hochfahrende Sprache, in die Sippe der Wilhelm- und Behrenſtraßen-„Betoner"!

Wohin ich ſehe, in ſo vielen Artikeln der Preſſe, vielleicht auch der unabhängigen, jedenfalls aber der bezahlten, wimmelt es von „Betonung“. Allerdings, „betonen“ iſt ja ſo recht ein Wort zum Trumpf-Auswerfen. Betonen! Da wächſt der kleine literariſche Zwerg unter der Hand zum Rieſen Goliath. „Wir müſſen ausdrücklich betonen —“! Ja, wollten ſich alle ſeit einigen Jahren „betonten“ Worte in Ton verwandeln, in Noten, ſo müßte ſchon das Firmament geſprengt ſein vor ſo viel Fortiſſimo. Sonſt, ehe dieſe obige zuverſichtliche, immer quaſi-officiell auftretende, moderne Sprech- und Schreibweiſe Mode geworden, „betonte“ man das nur, was Andere, die gerade keine Puriſten ſein wollten, „accentuiren“ nannten. Aber das alte übliche beſcheidene „Hervorheben“ reicht ja vollkommen aus. „Betonung“ iſt nur eine Erfindung moderner Wichtigthuerei.

Alſo endlich:

Die Zeitungspreſſe iſt ohne Zweifel berechtigt, ausdrücklich hervorzuheben, daß ſie es geweſen iſt, der wir eine ſchnellere Beherrſchung und ſozuſagen Mobiliſirung unſerer etwas ſchwerfälligen Sprache verdanken. Aber zu gleicher Zeit trägt ſie auch die Schuld einer immer mehr um ſich greifenden Verwahrloſung unſerer uns ſo theuern Mutterſprache. Wer hat im Arnimproceß nicht mit Befremden die gänzlich unverſtändlichen, conſtructionsloſen

nur auf ein dunkles Errathenlaſſen angewieſenen ſtenographiſchen Aufzeichnungen mancher Blätter geleſen? Die Zeitungen entſchuldigen ſich durch die Schnelligkeit, wie ſie täglich ihre Spalten zu füllen haben. Daher denn auch die aus den litho- oder chalkographirten ausländiſchen Berichten einfließenden Gallicismen und Anglicismen, letztere beſonders in der Satzbildung. Die erſten Kräfte der Zeitung werden es nicht immer ſein, denen man einen Artikel von Lemoinne oder eine Rede Disraelis zu überſetzen gibt. In der That — manchmal glaubt man bei der Lectüre ſolcher Verdeutſchungen uns ſelbſt wieder zu ſehen, wie wir, um mit Brackenburg im Egmont zu ſprechen, „auf der Schulbank ſaßen. Wenn da ein Exercitium aufgegeben war: Brutus Rede für die Freiheit, zur Uebung der Redekunſt, da war doch immer Fritz der Erſte und der Rector ſagte: Wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles ſo übereinander geſtolpert —„! Das war, lieber Brackenburg, gewiß bei deinen Exercitien an den Stellen, über die ich eben ſprechen will, der Fall! Wenn Cajus Julius Caeſar ſeine Commentarien von uns überſetzt haben wollte, ſo unterließen wir nie, das auf jeder Seite vorkommende Caesar autem, praemissis exploratoribus etwa Virodunum oder ſonſt wohin, profectus est, ſo zu überſetzen: „Caeſar aber, nachdem Kundſchafter vorausgeſchickt worden waren, marſchirte —“ während

doch die deutſche Regel verbietet, ein Subject iſolirt ſtehen zu laſſen. „Nachdem Kundſchafter vorausgeſchickt waren, marſchirte Caeſar —“ hätte es heißen müſſen oder: „Caeſar marſchirte, nachdem u. ſ. w.“ Aber dieſer Stolper-, Häſitations- und Zauderſtil, der nur die Folge ſchlechter Präparation war, hat ſich bei uns feſtgeſetzt. „Alba, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte —“ oder „Leſſing, nachdem ihm Gewißheit geworden —“ findet ſich ſogar bei Ranke und Gervinus! Aber nun gar erſt, um uns unſerm Thema zu nähern, wie diente dem Schüler ſo manches Wort zum Ausruhen bis auf weitere Sammlung! Wie dehnte er die Silben! Wenn wir zu überſetzen hatten: Hostes, qui — ſo ſagten wir gewiß nie: „Die Feinde, die —“ und ſprangen ſchnell auf das zu ſuchende Verbum. Nein, wir ruhten uns förmlich auf dem herrlichen breiten Worte „welche“ aus und brachten dasſelbe regelmäßig bei jedem qui oder quae oder quod an. Eine Tertie Zeit iſt bei einem unpräparirten Tertianer der Vorſprung einer Ewigkeit.

Gegen dies im Uebermaß und nur durch die ſchnellarbeitende Zeitungspreſſe eingedrungene breite, altfränkiſche „welcher, welche, welches“ ſoll unſer kleines grammaticaliſches Scherzo Einſpruch thun und dem leichtbeſchwingten „der, die, das“ dem rückbeziehenden „worüber, worunter, woran“, dieſem flüſſigen, ganz aus der Mode

gekommenen classisch unterstützten Redekitt, wieder mehr den Weg bahnen. Die Brüder Grimm sagten im zweiten Bande ihres Wörterbuches, der noch zu ihren Lebzeiten erschien, S. 971: „welcher" statt „der" zu sagen ist minder üblich und schwerfällig". Minder üblich! Himmel, da hätten die seligen Dioskuren unsre neueste Literatur abwarten und selbst die beste, gerühmteste Zeitung genauer studiren sollen! „Minder üblich und schwerfällig!" Die Zeitungen machten mit dem ewigen „welcher" den Anfang. Dann griff es immer mehr um sich. Ja, das ganz kanzleimäßige alte „als welcher" findet sich sogar häufig bei einem Altmeister im Vornehmen und Bedeutungsvollen, dem Goethianer Carus in Dresden. Die leichten behenden Wörtchen „der, die, das" scheinen in das edle Selbstvertrauen, das jetzt die Feder führt, nicht mehr zu passen.

Feine Sprach- und Stillauscherohren werden allerdings zwischen „der" und „welcher" Unterschiede machen. Dem sei auch gar nicht gewehrt. Ich sehe von Real- und Oberlehrern schon die Reclamationen kommen. „Der" ist passender, wenn ein von ihm eingeleiteter Satz wie die reine Umschreibung eines Adjectivs ist: „welcher" dagegen scheint dem Satz, den es einleitet, noch eine weitere Ausführung, eine Explanation, die über das Adjectiv hinausgeht, zu geben. Zwischen „Endlich brachen die Truppen auf, welche eine längere Zeit gerastet hatten,"

und „Endlich brachen die Truppen auf, die eine längere Zeit gerastet hatten" — bringen seine Ohren, die das Gras wachsen hören können, gewiß einen Unterschied heraus. Aber so verschwenderisch, so stetig, so massenhaft, wie gegenwärtig „welcher, welche, welches" verschleudert wird, war es in deutscher Schreibweise nie. Zu den alten Wendungen: „Die Mittel, wodurch sich die Parteien zu erhalten hoffen" oder „die Zwecke, wofür sie arbeiteten" — kommt es gar nicht mehr. In den Zeitungen gewiß nicht. Denn wenn es im Französischen heißt: les moyens, par lesquels — so übersetzt Brakenburg oder Romeo auf dem Zeitungsbüreau sofort bei uns: „Die Mittel, durch welche". Le but, auquel — ist das „Ziel, auf welches" z. B. Mac Mahon zusteuert, keineswegs, wie Goethe gesagt haben würde, „worauf er zusteuert". Das bringt der alte Julius Caesar mit sich.

Um Beispiele für die übermäßige Verbreitung einer von den Grimms für schwerfällig und veraltet erklärten Schreibweise zu geben, brauche ich nicht weit zu greifen. Da liegt mir eine Nummer der „Gegenwart" in der Nähe! Heinrich Laube vertheidigt darin den Wiener Erfolg des Lindau'schen „Erfolgs", also ein Thema, worüber sich etwas zweimal lesen läßt. Auf Seite 362 finden wir auf der ganzen rechten Spalte das einfache, gefällige, rückbeziehende „der" nur ein einziges Mal,

die Journale. Das ist es. Jetzt beginnt jene Bildung, welche mitsprechen kann, die Bildung des Theaters, der Konzerte und der literarischen Hahnenkämpfe. Zuerst wird dies Alles noch mit einer Art frommer Neugier betrachtet, dann ist man schon im Zusammenhange, man weiß, heute muß diese Kritik, morgen jene Antwort auf einen schaamlosen, aber sehr belustigenden Angriff kommen; jetzt wird man bald in die Kolonnen jener tiefsinnigen Geschmackskenner treten, welche im Parterre das Glück oder Unglück der Stücke wörtlich in ihren Händen haben. Der Cursus ist jetzt fertig. Der Emil des neunzehnten Jahrhunderts kann jetzt in die große Welt eintreten.

Und wie tritt er ein! Der Idealismus seiner früheren Garderobe ist verwischt. Er ist jetzt das Machwerk seines Schneiders. Nur für seine Handschuhe und die Westenzeuge, die er wählt, sorgt er selbst. Er ist noch nicht in das zweite Stadium getreten, wo sich der junge Mann in einen einzelnen Herrn verwandelt, er sorgt noch nicht für comfortable Wohnung, Wachslichter und feine weiße Wäsche. Er hat keine ernstlichen Liebschaften, wo er erwarten müßte, daß ihm eines Morgens der Vater auf's Zimmer rückte, um ernstliche Rücksprachen zu nehmen; sondern er richtet, mehr auf der Straße, als bei sich verkehrend, bis jetzt noch alle seine Aufmerksamkeit auf den ersten Eindruck, auf das Exterieur eines angenehmen in die Augen Fallens. Ich sehe mit Schrecken, daß Emil, der große Geschmackskenner, der mit zwei Feuilletonisten umgeht, ob sich gleich beide heftig befehden, Emil, der Freund des ersten Helden, der Anbeter der Primadonna des Theaters, sich ganz abgeschmackte Manieren angewöhnt. Ist es nicht, als näselte ein wenig seine Stimme? Hat noch

dagegen das breitſpurige „welcher“ elfmal! Man höre Sätze wie: „Ein Stoff, welcher u. ſ. w., an welchen man alſo u. ſ. w., eine gewandte Führung, welche u. ſ. w., ein reizendes Mädchen, welches u. ſ. w. und eine Anzahl ſcharf gezeichneter Figuren, welche u. ſ. w.“. Guſtav Freytag, um ein anderes Beiſpiel zu wählen, hat ſeine „Verlorene Handſchrift“ durchweg in dieſem Kanzleiſtil geſchrieben. B. I. S. 130 geht das Vermeiden von „der“ und „wo“ ſoweit, daß im Lauf einer heitern Situation der grade dort beſonders rapid ſein ſollende Stil in folgender Art fortläuft: „Sie drang zu dem Hofgebäude, in welchem die Spritze ſtand“, während hier der raſche Fluß der Rede nur ſagen konnte: „wo die Spritze ſtand“. B. I. S. 215 heißt es: — — „welches der bleibende Gewinn war, welcher dem Menſchengeſchlechte durch ihr Leben erhalten wurde. Dann wird der Bericht über ihre Schickſale nur wie eine Hülle, hinter welcher wir die Thätigkeit anderer lebendiger Kräfte erkennen. Und wir erfahren, daß in den Menſchen, welche zerbrechen, und in den Völkern, welche gewinnen, noch ein höheres geheimes Leben waltet, welches nach ewigen Geſetzen zerſtörend und ſchaffend dauert. Und einige Geſetze dieſes höheren Lebens und den Segen zu empfinden, welchen dies Schaffen und Zerſtören in unſer Daſein gebracht hat“ u. ſ. w.

Kurzum für die pathetiſche Rede, den modernen Claſſikerton mögen ſich dieſe ſchweren Verbindungen bei empfänglichen Naturen verwerthen, aber für uns gewöhnliche Menſchen möchte ich doch bitten, die leichten und behenden Silbchen „der, die, das“ und das altbewährte, bei Goethe ſtarkbeliebte „womit, wodurch, woran“ u. ſ. w. in freundlichen Schutz zu nehmen. Daß in meinen eigenen Schriften ein ſtarker Verbrauch des ſteifen Wortes nachweisbar iſt, will ich ja nicht leugnen. Aber bei der Umarbeitung meiner „Ritter vom Geiſte“, meines „Zauberers von Rom“, wie jeder dieſer Romane jetzt in vier Bänden vorliegt, und bei den ebenfalls neu überarbeiteten Geſammelten Werken bin ich des Grimm'ſchen Wortes durchweg eingedenk geblieben.

## 5. Tragiſches Gelehrtenſchickſal.

Der Präſident des Oberappellationsraths-Gerichts der thüringiſchen Lande, Profeſſor Ortloff in Jena, wendet Jahre des Sammlerfleißes und der ſchriftſtelleriſchen Forſchung auf die Ergründung eines berühmten Prozeſſes, arbeitet vier Bände darüber bis auf's Jota genau aus, legt ſich dann hin und ſtirbt.

Das Faktum iſt erſchütternd, faſt wie der Gegenſtand deſſelben, Leben, Thaten und Meinungen des fränkiſchen Ritters Wilhelm von Grumbach, des am 17. April 1567 auf eine Schauder erregende Weiſe in Gotha hingerichteten Reichsächters. Dieſe Vorkommniſſe gelten in der Regel als die letzten Ausläufer und Zuckungen des verendenden Mittelalters. Ein Vaſall, dem durch mannigfache Berührungen mit den erſten Männern ſeiner Zeit, mit einem Karl V., Ferdinand I., Franz und Heinrich von Frankreich, mit vielen erſten der deutſchen Fürſten und

geiſtlichen Oberhirten der Kamm geſchwollen war, wagte es, die Unbilden, die ihm durch ſeinen Lehnsherrn, den regierenden Biſchof zu Würzburg, entweder vermeintlich oder, wie jetzt faſt allgemein angenommen wird, in Wahrheit widerfuhren, auf eigene Hand, kaiſerlichen und reichskammergerichtlichen Mandaten trotzend, zu rächen. Mit einem anſehnlichen Heerhaufen überfiel er Würzburg und zwang dem Domcapitel, mit dem Degen und der damals zum Kriegshandwerk unerläßlichen Brandfackel in der Fauſt, die Wiedereinſetzung in ſeine Güter ab, die ihm eine Deutung des Lehnweſens, die ſchon damals für überlebt gelten durfte, als verwirkt abgeſprochen hatte — verwirkt durch die frühere Theilnahme des Ritters an den Raubzügen des brandenburgiſchen Markgrafen Albrecht Alcibiades, deſſen erſter Beamter Grumbach geweſen war. Den Vorgänger des Biſchofs hatten Knechte und Freunde Grumbachs auf offener Straße niedergeſchoſſen.

Lange Jahre hindurch hat in den Geſchichtsbüchern über den Charakter dieſes Ritters, über die Berechtigung zu ſeinen gewaltthätigen Handlungen, über das Verdienen der grauſamen Strafe, die ihn traf (Viertheilung bei lebendigem Leibe), nur die Auffaſſung geherrſcht, die mit maßloſer Leidenſchaftlichkeit von den Specialgeſchichtsſchreibern Würzburgs vertreten wurde, meiſt geiſtlichen Herren, Präbendaren, Affiliirten des fürſtbiſchöflichen

Unterrichts- und Schulwesens. Hand in Hand mit diesen Fortsetzern der Lorenz Fries'schen Chronik, mit Thrasybulus Lepta (dem würzburgischen Rath Conrad Dinner), Gropp und andern gingen die kursächsischen Geschichtsschreiber, die für die Grausamkeit des Kurfürsten August staatsdienerische Rechtfertigungen beizubringen hatten. Ein sonst ganz braver Publicist, der in kursächsische Dienste getretene Franzose Hubert Languet, hatte durch seinen ersten in die Fortsetzungen des Sleidan übergegangenen Bericht über die Gothaer Metzgerei dafür den Ton angegeben. Erst von sachsen-ernestinischer Seite aus fielen allmählich mildere Streiflichter auf die Beurtheilung der Grumbachischen Händel. Galt es doch auch da die Rechtfertigung eines Ahnen der herzoglich sächsischen Häuser, dessen Lebensschicksal eine lange bis an seinen Tod währende Gefangenschaft mit dem Schicksal Grumbach's und seiner Genossen im engsten Zusammenhang stand. Die Urkunden, die schon im vorigen Jahrhundert J. G. Gruner aus den herzoglich sächsischen Archiven herausgegeben hatte, kamen Grumbach und seinen Genossen sehr zu gute. Sogar Goethe's Götz von Berlichingen trug zu einer anderen Beurtheilung der Auflehnung gegen Kaiser und Reich bei. Landesfriedensbruch wurde Heldengröße. In einem populär gehaltenen Buch von Volckhardt ist Grumbach schon eine Mischung von Götz und

Karl Moor. Seine Träume von einer großen Adelsrepublik mußten vollends einer ſpäteren Zeit gefallen, die durch Napoleon an Deutſchlands nothwendige Wiedergeburt auf's empfindlichſte erinnert wurde und nach hiſtoriſch gegebenen Elementen ſuchte, aus denen ſich ein neues Deutſchland den modernen Marbods und Segeſtes zum Trotz bildete, dieſen Verräthern, die ihre Kronen aus des fremden Eroberers Hand empfangen hatten. Johannes Voigt war dann der erſte, der eingehend ſeine Vorliebe für alle Männer, die mit dem Begründer des preußiſchen Herzogthums zu Königsberg, dem ältern Markgrafen Albrecht von Brandenburg, in Beziehung geſtanden hatten, auch auf Grumbach übertrug, und über letzteren in einer Weiſe ſchrieb, daß der Ritter faſt makellos dazuſtehen anfing und nur das Opfer eines Gemiſchs von geiſtlichen, wälſchen und perſönlichen Tücken geweſen ſein ſollte. Die „Rettung" Grumbachs culminirte in den Schriften von Auguſt Beck über Johann Friedrich den Mittleren, jenen unglücklichen Erneſtiner, und von Matthias Koch in deſſen Beiträgen zur Beurtheilung Kaiſer Maximilians II.

Ob die Reaction gegen eine Auffaſſung Grumbach's als eines beklagenswerthen Opfers theils eines reinen Willkürregiments im kleinen, theils der Rechtsloſigkeit der damaligen deutſchen Zuſtände im großen — eine Reaction, die ſchon mit einer kleinen actenmäßigen Dar-

legung eines der vielen Grumbachiſchen Rechtshändel durch Archivrath Brückner in Meiningen und eine kleine Abhandlung von Profeſſor Wegele in Sybels Zeitſchrift begonnen zu haben ſchien — durch das Werk des Profeſſors Dr. Friedrich Ortloff: „Geſchichte der Grumbachiſchen Händel“ (Jena, Fromman 1868), noch weiter fortgeſetzt werden ſoll, läßt ſich nicht recht bemeſſen, da der praktiſche Richter höchſter Inſtanz, dem ſeit Jahren die letztliche Rechtsfindung für zweifelhafte, durch Richterſprüche, die ſich einander aufheben, verwirrte Proceſſe oblag, und der gewiß den geſchärften Blick für die Lichtung ſeines Materials hatte daſſelbe in den erſten Bänden nur wahrhaft maſſenhaft aufhäuft. Mir liegt ſogar nur erſt der erſte Theil ſeines Werkes vor. Er iſt auffallend zurückhaltend mit ſeinem Urtheil. Er giebt nur die Thatſachen. Der Verfaſſer rühmt die Zuvorkommenheit, mit welcher ihm die für dieſe Frage maßgebenden Archive zu Dresden, Weimar, Coburg ihre Grumbachiana zur Verfügung ſtellten. In Würzburg ſoll es weniger Urkundliches über dieſen „Famoshandel“ geben, als man hätte erwarten dürfen. Vielleicht würde ſich eine Anfrage — in Schweden gelohnt haben. Guſtav Adolf hat gerade die ſchöne Herbipolis durch die Verſendung ihrer Bücher- und vielleicht auch Urkundenſchätze nach Upſala auszeichnen wollen. Von

ſeinen Vorgängern in Behandlung des intereſſanten Stoffs ſpricht der Verfaſſer ohne näher eingehende Kritik, die man faſt berechtigt geweſen wäre, von ihm zu verlangen. Werke bloßer „Darſtellung“ gedachte er unberückſichtigt zu laſſen, wodurch er theilweiſe doch zu einigem Schaden gekommen iſt. Denn die allerdings ſehr einſeitige, aber mit Kenntniß des Zeitalters geſchriebene romantiſche Darſtellung Grumbachs von Ludwig Bechſtein hätte ſeinem Vortrag etwas von ihrer Farbenfriſche abgeben können. Mein „Hohenſchwangau“ iſt ſogar „Roman und Geſchichte.“ Die mehreren anekdotiſchen Einzelheiten, die in dieſem letzteren Werk auch über Grumbach von mir aufgeführt werden, und ſich, den „Anmerkungen“ zufolge, als thatſächlich erwieſen empfehlen, verdienten Berückſichtigung, ſo z. B. die eingehenden und auf Archivſtudien beruhenden Mittheilungen von mir über Grumbach's Verhältniß zum Quolzbacher Hofe, zum Kanzler Vogler, über Grumbach's Hofmeiſter- (Premierminiſter)-Amt in Würzburg, ſeine in dem berüchtigten Streit zwiſchen Fritz Schwarzenberg und Ludwig Hutten geſpielte Vermittlerrolle und vieles andere, das vielleicht nur zufällige Unkenntniß oder der graſſirende deutſche gelehrte Hochmuth unberückſichtigt gelaſſen hat.

Es iſt durchaus richtig, daß der „Ritter von Lang“ ſeine Verdienſte um die Geſchichte der Markgrafenthümer

Ansbach und Bayreuth durch viele Eingebungen seines aller Liebe baren und höchst mephistopheliſchen Naturells getrübt hat. Man darf in Rückſicht hierauf beklagen, daß die auf ſo vielen Gebieten faſt überwuchernd thätige hiſtoriſche Forſchung noch auf keine neue quellengemäße Geſammtgeſchichte dieſer alten brandenburgiſchen Erblande gekommen iſt. Nichtsdeſtoweniger iſt manches bei Lang ſehr anzuerkennen, und jedenfalls ganz daſſelbe Verfahren, das in neuerer Zeit den Darſtellern des claſſiſchen Alterthums ſo hoch angerechnet wird, das Anwenden moderner Maßſtäbe, die Parallele älterer mit ſpäteren hiſtoriſchen Entwicklungen und ſtaatlichen Begriffen. Es iſt auch bei Lang nicht alles bloß Conjectur oder „Phantaſie" zu nennen, wie der Verfaſſer des vorliegenden Werkes ſagt wenn er z. B. ſeine eigene, allerdings lichtvolle und durch die Citate als gründlich verbürgte Darſtellung des Beginns und der allmählichen Steigerung der Zerwürfniſſe Grumbach's mit dem Würzburger Stift ſo ganz nur gleichſam unter der Beleuchtung ihrer ſelbſt gibt, und das „zwiſchen den Zeilen" Liegende, links und rechts zur pragmatiſchen Beurtheilung Auffordernde als müßige Combination, „à la Ritter Lang" verwirft. Allerdings war an Grumbach im höchſten Grade der Schaden erſichtlich, den gerade Ritter Lang hervorhebt, der Verfaſſer aber weniger urgirt wiſſen will, die kaiſerliche Subſidienwirthſchaft, die Entre-

priſe des Werbens zum „Reiten“ und Dienſtenehmen, die Soldertheilung auch für die Zeiten der Waffenruhe, was alles auf Zeit und Menſchen damals demoraliſirend einwirkte. Dieſe Wirthſchaft des Empfangens großer Summen, die man im kleinen zur Bewaffnung ausgeben ſollte, während man vorzog, die Gelder zu behalten und Ausrüſtung und Verpflegung der Mannſchaften anderweitig aufzutreiben und zu erpreſſen, das geſinnungsloſe Verändern der Fahne, unter der man ſtand und focht, die „Rittmeiſterei“ im großen und kleinen, woraus ſich zu guter Letzt die ſtehenden Wiener und Pariſer Penſionen der deutſchen Fürſten entwickelten — darin liegt ein Hauptgrund auch der geſcheiterten Reformation des 16. Jahrhunderts und des Untergangs aller Kraft und Würde des Reichs. Grumbach aber und Albrecht Alcibiades haben nach dieſer Richtung hin all die Vorwürfe verdient, die ihnen Ritter Lang ſpendet. Grumbach machte ſpäter auch bei den Weimariſchen Fürſten den Kriegsdienſtmakler; bei dieſen für die „Kron Frankreichs“.

Im Ton ruhiger Relation, sine ira et studio, erzählt allerdings der Verfaſſer die Verwicklungen, in welche Grumbach immer tiefer durch ſeine Betheiligung an den Händeln des jüngeren Markgrafen Albrecht mit dem Würzburger Stift gerieth. Hier ſind es noch nicht neue Urkunden, die dem bisherigen Stand di[illegible] von

ein Satz Zusammenhang mit dem andern? In der That, das hat Emil von den Engländern angenommen. Jetzt macht sich Master Fop geltend. Jetzt werden die wahrscheinlich mit Stecknadeln befestigten Handmanschetten über den Rockärmel zurückgeschlagen, so daß Emil aussieht, als wollt' er jeden Augenblick einen Kapaunen tranchiren. Die Hände ruhen sich wechselseitig in dem rechten oder linken Westenschlitze aus. Der Gang bekommt etwas Unsichres, etwas um Hülfe Rufendes, eine Nelke im Knopfloche scheint in der That die Stelle eines Riechfläschchens zu vertreten. Woher nur diese Gebärden? Es ist das jämmerliche Leibschneiden der Langenweile, einer Zeit, die verloren ist bis zu der Stunde, wo sich Adelaide, die Sängerin, Fanny, die Tänzerin, sprechen läßt. Emil reitet täglich eine Stunde; aber er sitzt auf dem Hintertheile des Gaules, zusammengeknickt, und läßt vorn die Zügel so tief schießen, daß man eine Don-Quixotiade zu sehen glaubt. Man nehme! Dies ist alles Kunst, diese Vernachlässigung will ungemein genau studirt sein, man muß, dies ist die große Aufgabe, sich selbst ennüyiren, ohne für Andre ennüyant zu sein. Alle Leidenschaften müssen gezügelt sein, man muß schon Alles erfahren haben, man muß sogar auf Genüsse resigniren, wenn auch hier Master Fop, der durch seine Abgeschmacktheit nur lächerlich wird, sich schon in einen französischen Blasé verwandelt, d. h. in einen Charakter, der für die Moral der Gesellschaft etwas Gefährliches hat.

Mein armer Emil! Die Mode wird dir alle Kraft aus den Sehnen saugen. Du kennst Sophokles, Horaz, Shakespeare, Goethe, und welche jämmerlichen Scharteken liest du plötzlich? Du liest Paul de Kock, um zu wissen, welche Wirkungen du auf die Phantasie der kleinen Grisette, der du nachstellst und

Hans Sachs als ein gar „übelriechender Hafen" (Topf) bezeichneten Dinge eine wesentliche Aenderung geben, sondern in gründlich aufmerksamer Weise scheinen die damals gewechselten Streitschriften vom Verfasser nur neu gelesen worden zu sein. Hortleder hat sie fast alle gesammelt. Wohlthuend ist dabei die ruhige, wir möchten sagen vornehme Haltung des weiland Jenaischen Lord Oberrichters, wie derselbe dem Gezänk der Parteien immer nur ein halbes Ohr leiht, die gegenseitigen Schmähungen zwar anführt, sie aber auf sich beruhen läßt nach den Sprüchen: Quod non est in actis non est in factis, und: Minima non curat praetor.

Für die Ermordung des Bischofs Zobel weist jedoch der Verfasser Grumbachen die unmittelbare intellectuelle Urheberschaft, und unserer Meinung nach mit vollem Unrecht, zu. Zu einer bloßen „Verstrickung" seines Todfeindes, wozu Grumbach allein gerathen haben will, sei, sagt Ortloff, keinerlei Veranstaltung getroffen gewesen. Die Verschwornen hätten bei ihrem Ueberfall sofort von den Waffen Gebrauch gemacht. Hier möchten wir denn doch wünschen, der Verfasser hätte das Princip verfolgt, die kleinen Fehler, schleichenden Intriguen, die Heimtückerei aller Art im Charakter seines Helden gelten zu lassen, aber die ihm auf den Kopf zugesagten großen Verbrechen auszuschließen. Es ist ja nur zu sehr erwiesen, daß der

Mörder des Biſchofs Zobel, Chriſtoph Kretzer, einen rein perſönlichen, auf Geldſachen (wo die Habgier und Geldnoth damaliger Zeit keinen Spaß verſtand) begründeten Privathandel mit ſeinem Opfer hatte, nicht minder, daß Kretzer, den man ſchon zum Commandanten der Veſte Hohenlandsberg hatte machen können, gar kein geringer Soldknecht mehr war, als welcher er vielleicht ſeine Laufbahn begann. Er hatte beim Morde des Biſchofs „Reitjungen", die ihn bedienten. Unſern Begriffen liegt allerdings die Vorſtellung fern, daß noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo bereits alles geſchah, um die fürſtliche Autorität und das Anſehen des vom Kaiſer gehandhabten reichskammergerichtlichen Rechts zu kräftigen, die Selbſthülfe eines Vaſallen gegen ſeinen Landesherrn, die Gefangennehmung des letztern und das Abtrotzen, der „Nothdrang" von Verſchreibungen, den erſtern hätte zu einem Ziel von Beſtand führen können. Dennoch waltete in den Köpfen jener Zeit noch dieſer Irrthum ob. Grumbach ſah, wie ſehr der Kaiſer nach Außen hin beſchäftigt war. Er hatte das nächſte Beiſpiel ſeines Freundes, des Albrecht von Roſenberg, für ſich, der einen Handel mit den Nürnbergern durch Niederwerfen ihres Rathsherrn Hieronymus Paumgärtner auf offener Landſtraße und vierzehnmonatliche Verſteckthaltung deſſelben auf bald dieſer, bald jener ſeiner Burgen wirklich zum gewünſchten Ende führte. Er hatte ferner den

Beweis von früher, und erlebte ihn nach seiner später erfolgten Ueberrumpelung Würzburgs noch einmal, daß sich das adelige Gefühl der Mitglieder des Domcapitels für die Erfüllung selbst solcher gewaltsam abgenöthigten Versprechungen nicht hinter die Einrede der Gewalt flüchtete, sondern für geboten hielt, das sogar unter mißlichen und unfreien Umständen Versprochene wirklich zu halten. Der Tod Zobels konnte Grumbach, ganz wie er immer versichert hat, auch um deßhalb nichts nützen, weil die Wahl des Zobel'schen Nachfolgers Grumbach's Einflüssen entrückt war und ihm in Friedrich von Wirsberg, dem als Dechant so gut wie schon gewählten Nachfolger, ein ebenso feindseliger Gegner erwuchs. Grumbach's Versicherung, er habe Zobeln nach Frankreich führen wollen, ist durchaus glaublich. Hat doch in Deutschland auf solche Art lange genug ein Franzose, der Herzog von Aumale, als Geisel gefangen gesessen, und Kretzers, des Mörders, anfangs so sicherer Aufenthalt auf dem Schlosse Schaumburg in Lothringen beweist, welchen Unterschlupf Grumbach in Gegenden hatte, wo die Macht des Reichs sich schon damals im Sande verlor. Wie sich aber Kretzer momentan vom Jähzorn fortreißen lassen konnte, bezeugt sein Vorleben, wonach er sogar einen nahen Verwandten Grumbach's, seines eigenen Herrn, auf der Stelle zu erschlagen im

Stande gewesen, jedenfalls doch wohl ohne ein dafür empfangenes Mandat. Ich habe das alles aufgefunden und erzählt in meinem Hohenschwangau, Band IV., Seite 372. Und daß endlich wirklich eine Loosung zum bloßen „Verstricken" bestand, ersieht sich ja aus dem Nachspiel des Mordes, der Gefangen- und Ehrenwortsabnahme eines andern Zobel, eines Vetters vom Bischof.

Das Dresdener Archiv hat eine neue reiche Ausbeute ergeben für die Schilderung jener dunkeln und wohl nie ganz klar sich lichtenden Zeit, die den furchtbaren Explosionen der sich damals ansammelnden Leidenschaften und Gährungsstoffe, der Pariser Bluthochzeit, den niederländischen Aufständen, dem Gothaer Blutgericht, vorausgingen. Die Leidenschaften und Interessen kreuzten sich damals furchtbar. Eine Geschichte der Diplomatie, des Botschafter- und Agentenwesens hätte auf diese Epoche großen Werth zu legen. Frankreichs Für und Wider wurde leider immer maßgebender und Frankreichs eigene Politik war eine doppelte, sich selbst widersprechende. Hier katholischer Fanatismus, geschürt durch die Besorgniß vor den politischen Erfolgen der Hugenotten auf der einen Seite und auf der andern die Unterstützung der Protestanten im Ausland! Die Befestigung des Kurhuts auf dem Haupte der Albertiner faßte durch Kurfürst Augusts Verschwägerung mit dem in Dänemark zur Krone ge

langten Holsteiner eine permanente „nordiſche Frage“ in ſich. Fäden der Liſt, die ſogenannten „Praktiken“, gingen hin und her und Grumbach hatte die meiſten davon in den Händen. Sie reichten von Süd nach Nord. Daß ſich bei Kurfürſt Auguſt nicht nur der Wahn, ſondern die Gewißheit einniſten konnte, es gehe Alles, was „praktticirt“ wurde, auf die Wiederherſtellung der Erneſtiner hinaus, und Grumbach ſei es, deſſen von Albrecht Alcibiades geerbte Tücke gegen Moritz von Sachſen ſich auch auf ihn übertragen habe und zu einem großen Schlag rüſten werde, erſieht ſich aus des Verfaſſers klar und anſchaulich gegebener Darſtellung. Man erkennt, wie Sachſen damals den Grund zu ſeiner immer bereiten öſterreichiſchen Heeresfolge legte. Unrecht konnte zu Recht nur durch die kaiſerliche, falls Beſtand haltende Sanction erhoben werden, und Brandenburg, der ſich immer mehr kräftigende Nachbar, mehrte vider Wiuen dieſen ſächſiſchen Eifer für die Intereſſen des Kaiſers. Denn Brandenburg, das dem deutſchen Orden gegenüber ebenfalls Unrecht in Recht zu verwandeln hatte, ging in dieſem ſchon von Albrecht Achilles angebahnten ſtets kaiſerlich geſinnten Gebahren und Handeln in einer Weiſe voran, die den ſächſiſchen Staatsmännern hätte bedenklich erſcheinen ſollen, ſie aber ebenfalls zu gedoppeltem Eifer immer und immer für Wien anſpornte. Den Gegner des Kurfürſten Auguſt, jenen

Johann Friedrich von Gotha-Weimar, den Prätendenten auf den Kurhut, haben öſterreichiſche Hiſtoriker „einfältig“ genannt. Sie mochten dabei an die Abhängigkeit gedacht haben, in welche ſich derſelbe, dieſer ſpäter ſo unglückliche evangeliſche Fürſt, für all ſein Thun und Laſſen von den Eingebungen des Engelſehers Hänſel Tauſendſchön gebracht hatte. Es iſt leichter, mit dem Aufklärungsglauben des 18. Jahrhunderts die uns noch erhaltenen Aufzeichnungen der Viſionen des Hänſel Faſeleien zu nennen, als es dem Glauben des 16. Jahrhunderts geweſen ſein konnte, von einem Spuk freizukommen, deſſen Dimenſionen ſich erſt jetzt aus den Mittheilungen des Verfaſſers ganz bemeſſen laſſen. Ein ganzer Kreis hochgeſtellter Männer, zu denen ſelbſt Gelehrte wie der jüngere Juſtus Jonas gehörten, lag im Bann dieſer Offenbarungen, denen gegenüber ſich ſelbſt Grumbach weit weniger als Betrüger, denn als Betrogener verhalten zu haben ſcheint. Erſt durch die intereſſanten, dem Pſychologen und Irrenarzt zugleich zu empfehlenden Berichte des Verfaſſers erkennt man den ganzen Umfang der Verhältniſſe, auf welche jenes Anklopfen an die Pforten des Geiſterreichs angewendet wurde, ebenſo Kaiſer und Reich, Krieg und Frieden, wie die nächſten Motive für Stehen und Gehen, Geſundheit und Krankheit — ſelbſt der Pferde! Zur Zeit der tanzenden Tiſche, des Pſychographen und des

Schlüsseldrehens erlebten wir ja ähnliche Erscheinungen! Die nicht zum Abschluß gekommene Reformation, die Wiedererstarkung des Papstthums warf damals in die Gemüther, vorzugsweise der protestantischen Welt, einen Trübsinn, eine Teufelsfurcht, die sich bis zu den Gräueln der Hexenprozesse steigern sollte. Die thüringischen „Engelein" von damals waren der Uebergang aus den klaren, von politischer Kurzsichtigkeit und dynastischer Selbstsucht gehemmten Consequenzen des Humanismus in die tiefe Nacht der Unfreiheit und Erstarrung der Gemüther, die nach dem dreißigjährigen Kriege vollends auf eine wahrhaft hyperboräische Höhe stieg.

## 6. Ein Roman von Rudolf Gottschall.

Aufrichtig gestanden, ein sich ideeller Bestrebungen bewußter Schriftsteller kann sich gegenwärtig kaum noch ermuthigt fühlen, für die Darstellung seiner Phantasiegebilde die Form des Romans zu wählen.

Denn wenn auch schon in ältern Zeiten neben den bedeutenderen Erscheinungen auf diesem Gebiete der Literatur eine nur das große Publikum im Auge habende Handwerkerei parallel lief und Unterhaltungsschriftsteller zu nennen wären, die mehr Auflagen erlebten als ihre Zeitgenossen Goethe, Jean Paul, Heinse, Tieck u. a., so ist doch die geringere Romanfabrikation niemals in solchem Grade in den Vordergrund getreten, so vorlaut und so gut beleumundet gewesen, wie gegenwärtig. Hundert politische Blätter, die wir täglich lesen, haben Feuilletons oder Beilagen mit Novellen; die illustrirten Blätter zehren jeden nur irgend druckbaren Stoff massenhaft auf; die Kritik thut so gut wie gar nichts, um hier zu sichten, zu ordnen; viel-

mehr verfährt sie nach dem Spruch des Lateiners: Dat veniam corvis vexat censura columbas, d. h. die Werke hervorragender Namen locken wol allenfalls Neid, Mißgunst, zuweilen auch Theilnahme aus Schlupf- oder Schmollwinkeln hervor, aber die übrige Romanfülle wuchert lustig und ungestört und sogar mit Lorber untermischt, wie die Gräser und Moose im Walde. Die Reclame ist der Lorber. Er streut den „Duft wahrer Poesie", die vielbeliebte „Stimmung", die „Bezauberung" aller Art faustdick auf den Dutzendschriftsteller mit denselben Wendungen, die sich der originelle Kopf nur mühsam von einer sauertöpfischen Kritik, die über ihn Wache hält, von einem eitlen Diktator, der sich das Todtmachen aller seither geltenden Namen als Nachmittagslaune vorgenommen hat, erobert. Hier ist dann noch ein Geheimniß zu verrathen. Dem Redacteur des Blattes, wo die Lobpreisungen von N. N. und P. N. stehen, ist es nur um die schnelle Ablieferung des Romans an die Leihbibliothek zu thun, mit der der gewissenhafte Anwalt der öffentlichen Meinung in einem Vertrage steht, per Band eine Mark. Er druckt rasch die Recension ab, die ihm der Verleger, manchmal sogar der Autor selbst schickt. Geschieht das nicht, so hilft er sich ohne das Buch gelesen zu haben, mit einigen Redensarten oder — läßt seine Frau urtheilen — und so wird das Chaos, wie wir es jetzt haben, fertig.

Das Loosungswort „sensationell" hat dann vollends im Roman, um einen kurzen bezeichnenden Ausdruck zu wählen, „alle Hunde losgelassen". Mord, Testamentsverfälschung, Urkundenunterschlagung, Flucht in die Gebirge, Wildererromantik, mitten in gewöhnliches Leben hinein, geheimnißvolle Schlösser, Falschmünzerei, Harems frommer Gutsbesitzer, Entführungen durch Militairs voll Schwungkraft, drei schaudervolle Giftmischer von Jesuiten, harmlos mit uns in einer Restauration speisend, zu den Seiltänzern entfliehende Geheimrathstöchter u. s. w. alles das ist selbst bei Damen, die ehemals nur in Entsagungs- und Pensionats-Romantik, in Ida Hahn-Hahn'schen Erzählungsmotiven machten, besonders bei Damen „Bagatell" geworden, wie Percy sagt. Sie verschlucken Schwerter und ziehen brennende Baumwolle aus dem Munde, wie nichts. Und warum denn nicht? trotzt eine solche Lina Morgenstern der Erzählungskunst. Ghorinski und die Ebergenyi haben ja alles möglich gemacht! Und in den Memoiren, die uns die Hesekiel, Hiltl, die Mühlbach u. s. w. erschlossen, herrscht Mord und Todschlag! Cardinal und Pope! Reichsgräfin und Kammerdiener! Alles berührt sich. Ja, daß Euch das Wetter hole, ihr Hexen am Blocksberg-Parnaß der Literatur! Der deutsche Roman ist der wahre „Münchhausen zu Wasser und zu Lande" geworden und ich bewundere zweitens, wie ein Autor von Rudolf

einstweilen nur Bücher leihst, hervorbringen wirst und wo du sie wirst anfassen können! Du bist Abonnent mehrer Morgenblätter, welche von deinen Freunden redigirt werden, und deren Witz dich vergessen lassen soll, daß sie auf deines, des Mäcenas, laufende Rechnung an hundert Orten laufende Schulden haben! Emil greift einige Fragen des Tages auf, er beschäftigt sich mit einigen gelehrten oder ungelehrten Streitigkeiten, welche gerade an der Tagesordnung sind, er macht sogar Gedichte oder schreibt zuweilen an die Zeitungen Briefe, die dann unterzeichnet sind: Ein Abonnent; ein Mann ohne Vorurtheile: ein Quidam, Utis, Nemo, Alethophilos, und ähnliche Bezeichnungen mehr, die ihm und seinen Freunden sehr witzig erscheinen.

Endlich aber rückt auch die Zeit heran, wo entschieden werden muß, ob Emil unter den Hagestolzen oder den Ehemännern hinfort dienen wird. In diese beiden Lager, welche beinahe eine gleiche Anzahl enthalten möchten, theilen sich die Männer unsrer Zeit. Der freiwillige Cölibat scheint den gezwungenen zu verdrängen. Die römischen Geistlichen haben die Aussicht, bald jene Frauen heirathen zu dürfen, welche die Cölibataire verschmähen. Diese Herren heirathen nicht mehr, wie ein großer Theil der Männer auch schon aufgehört hat, zu tanzen. Auf den Bällen bilden die Heirathsfähigen eine große Chaine rings um den Saal herum und beobachten die unglücklichen Mädchen, welche verurtheilt sind durch die Prüderie der Männer, nur noch mit jungen Menschen von neunzehn Jahren zu tanzen, die gewöhnlich die Brüder ihrer Freundinnen sind und vorher schon engagirt wurden, mit jungen Menschen, die in zehn Jahren erst an das Heirathen denken dürfen, wenn sie überhaupt jemals

Gottſchalls ſteter Beſchäftigung mit der Kritik dazu hat kommen können, ſich in ſeinen ältern Tagen zum erſtenmal im Roman zu verſuchen, und auch in dieſen ausgetretenen Schlappſchuh der Muſe des Tages zu treten.

Sein Roman: Im Bann des ſchwarzen Adlers iſt geſchichtlich. Möglich, daß ihn wieder eine andre Strömung des Zeitgeiſtes, eine allerdings höher liegende Fortriß, die Descendenzlehre des „Reichs". Es giebt ſo wunderbare Preußenenthuſiaſten und Centripetalnarren, daß ſie in allem Ernſt eine Unterſuchung, ob der alte Derfflinger wirklich urſprünglich ein Schneider geweſen, für eine würdige, akademiſche Preisaufgabe ſelbſt für Freiburg in Breisgau erklären könnten.*) Gottſchall, ebenfalls Reichsſchwärmer, Bismarckſänger, hat die nähern Details im Auge, wie ſich das Faktum vollzog, daß Breslau, das uns ſchon näher liegt, preußiſch geworden. Nun, die ganze Haltung ſeines Buches, die Betrachtung, das Hauptgewebe der Fabel, der Einſchlag der Epiſoden, alles iſt ja im trefflichſten patriotiſchen Geiſte, in dem Geiſte, den wir auch alles Ernſtes zu hegen und zu pflegen haben und der ſich für jeden wahren Vaterlandsfreund von 1870 bis in alle Ewigkeit geziemen wird.

*) Spätere Bemerkung. Treitſchke hat in Augsburg über den „alten Deſſauer" geſprochen. In Augsburg!!

Friedrich II. beſteigt eben den Thron. Er macht einem alten Erbſchaftshader mit Oeſterreich kurzweg durch den Einmarſch in Schleſien ein Ende. Die trefflich geſchulte Armee ſeines geſtrengen Vaters rückt gegen Böhmen vor. Den Dichter, der dem Marſch des Königs an ſich mit Begeiſterung folgt, hält Breslaus Eintreten in den Bann des ſchwarzen Adlers zurück. Er hat ſein Werk zunächſt auf Breslau angelegt.

Die Romanaufgabe anlangend . . . wie hat nun der ausgezeichnete Literarhiſtoriker, der ſo feine Kritiker, der ſo ſchwungvolle Dramatiker dieſe gelöſt? Zumal, da der Roman ein „geſchichtlicher“ genannt wird und jetzt manche Einwendung gegen die Kunſtform des „geſchichtlichen Romans“, ſonderbarer Weiſe ſogar von Friedrich Spielhagen, zu widerlegen war. Um dieſe Frage ſchneller zu beantworten, muß ich auf den Dichter ſelbſt und Dichterpſychologie überhaupt zurückgehen.

Wenn in einem Genius wie Shakeſpeare die beiden Gegenpole, Erhabenheit und Witz, ſich zu den ergreifendſten Wirkungen zu berühren verſtanden, ja im Lear dicht neben einander wirkten, ſo wird der Dichterpſycholog die „Zwei-Seelen-Theorie“ als etwas zuweilen bei Dichtern Vorkommendes zugeben müſſen. Schiller hatte nur ſozuſagen Eine Seele, die „ſich nicht von der andern trennen konnte“, die Seele der ſteten Erhabenheit. Sein Zeit-

alter erlaubte ihm diesen ständigen aufrechten Gang, diesen immer ekstatischen, gen oben, auf die Sonne, die Gestirne, die Wolken, die Ideale gerichteten Blick. Erst unsere Zeit rief solchen Traumwandlern am Tage, solchen ewigen Kothurnschreitern zu: Fallen Sie doch nicht, bester Herr! Das Straßenpflaster ist aufgerissen oder hier werden eben Gasröhren gelegt! Die realistische Anschauung hat beinahe die Tragödie unmöglich gemacht. Sind die Dichter manchmal noch anderer Meinung, so sind es doch nicht Kritik und Publikum. Um die Anwendung auf unsern Rudolf Gottschall zu machen, so begann dieser Dichter in seiner Jugend mit dem Versuch, wie Schiller durch's Leben zu gehen, nur mit Einer Seele, rein idealisch, immer den Mund schwungvoll, erhaben jedes seiner Worte. Die politische Poesie erlaubte damals diese Weise. Wurden doch Throne, nicht Großvaterstühle gestürzt, Gräber öffneten sich, die große Posaune des Weltgerichts ertönte von Paris durch alle Sphären. Da schrieb denn der Enthusiasmus des Jünglings eine „Marseillaise", eine „Lambertine von Mericourt", eine „Rose vom Kaukasus", einen „Schill". — Werke voll hinreißender Beredsamkeit, aber wenig Vorbau gegen die Forderungen der Logik. Es zeigte sich auch — ridiculus mus! — ein auffallend starker Gegenpol. Eine zweite Seele kam zum Vorschein. Es war — nun was? Sagen wir es offen! Ein Satyr, ein bocks-

füßiger Waldbewohner, ein Spötter, ein Karrikaturiſt, ein Kritiker.

Was Gottſchall zum Kritiker machte, iſt die Satyre. Er beſitzt eine ungebändigte Zweifelſucht, eine illuſionsloſe Beobachtung, eine Neigung zum Bizarren und Paradoxen. Alles das in demſelben Kopfe, dem ſoviel enthuſiaſtiſcher Schwung, ſoviel hinreißende Begeiſterung innewohnt! Die Anwendung dieſer in der That pſychologiſchen Thatſache auf ſeinen neuen Roman zeigt, daß ſich die beiden Seelen in grade glücklichen Stunden zuweilen zu ſehr von einander trennen können. Gewiß iſt der Hauch, der über dieſen drei Bänden ruht, der einer wahrhaft ſeheriſchen Inſpiration. Der Roman iſt ganz aus einem Guſſe und die gewandteſte Rede ſteht dem Verfaſſer zu Gebote. Der Fluß der Diktion reißt ihn an Stellen fort, die wahrhaft ſchön zu nennen ſind. Stimmungsbilder hat der Dichter gegeben, um ein Modewort zu brauchen, die aus dem Gemüth der geſchilderten Perſonen kamen, aus der Umgebung der Natur, aus Schleſiens ſo lieblich-pittoresken Gebirgen. Das ſind Landſchaftsſchilderungen, die man klaſſiſch nennen muß. Aber — der Gegenpol, die zweite Seele, die Spottluſt, die Karrikatur in ſeinen Vorſtellungen treibt ihn in's Unvermittelte. Da erfindet er Geſtalten und Situationen, die uns an den edlen Proſpero und die liebliche Miranda deßhalb er-

innern, weil die Verbindung mit dem System Caliban fehlt. Eine weiſe Vermalung des Grellen giebt es da nicht! Die zwei Seelen ſind getrennt! Wo der Satyriker beginnt, hört der Pathetiker vollſtändig auf. Die „Domtanten", „Iſabella", „Pater Maurus", der Laienbruder mit den „unverbrennlichen Sohlen" und den permanent gezeigten „Robbenzähnen", die Kaffeeſatzprofetin, die um einen doch als unausſtehlich geſchilderten Liebhaber in's Waſſer gehende Schauſpielerin, die Hofdamen in Rheinsberg, die dortigen Junker, der nicht endende, man möchte ſagen, kleine Spion und preußiſche Agent Morgenſtern (er „kugelt" ſich immer wieder auf die Scene „herein", wenn man ihn längſt abgethan glaubt), die Schauſpielerin Kleopatra — tutti quanti, omnes in uno, ſelbſt der Held, der Lieutenant ſind unvermittelte Figuren, zu ſehr im Vordergrund ſtehend, zu ſehr die eigentliche Fabel bildend mit dem Effekt der Häßlichkeit. Auch die ſchwerlich angeſtrebte Komik, die in dem doppelten Suchen und Finden abhanden gekommener Kinder, einer Tochter und eines Sohnes liegt, ſcheint dem Dichter entgangen zu ſein, wie denn überhaupt die in den hiſtoriſchen Gang der Handlung verwebte Anekdote, ein Erbſchaftsprozeß, das Schickſal eines verfolgten Schwenkfeldianers, kaum ausreichen dürften, nach Beendigung von drei Bänden die Leſer vollkommen zu befriedigen.

Hat aber der Dichter wenigſtens das Beſtreben gezeigt, den Charakter der Zeit zu treffen, die er ſchildert? Sonderbare Caprice eines ſonſt ſo feinen, hochgebildeten Kopfes! Dieſe Sache hat er ſich nicht ſchwer gemacht. Er hat die Chroniken, die lächerlichen Maaßnahmen der Autoritäten, die vor Friedrichs Einzug in Breslau regierten, geleſen und ganz ausgezeichnet muß man ſein Gemälde des Treffens von Mollwitz nennen. Aber ſchon die Schauſpielerſphäre von 1740 war ja eine ganz andere. Wo iſt denn da die beſcheidene Welt der Neuberin! Der feurige Autor geht von 1740 und deſſen uns ſo deutlich vor Augen liegenden, bemeſſenen, penibeln Verhältniſſen immer zu Anſchauungen über, die ſpätern, ja ſelbſt unſern Tagen angehören! Dazu iſt vor allem zu rechnen jene weibliche Excentricität, die in dieſer Form, wie ſie hier auftritt, nur in unſerm modernſten Bühnen- und Romanleben exiſtirt. Die Brühl'ſchen Tänzerinnen von Dresden, Caſanova's alte Bekannte, die Schöngeiſter von Rheinsberg, die Schönemann'ſchen Schauſpieler — ſie waren wild, ja, aber doch alle — ſo ganz anders! „Kleopatra" verglichen mit der armen Neuberin, die an der Elbe begraben liegt! Dieſe Hofdamen, Frau von Morin und Frau von Wallmoden, ja, in Mecklenburg-Strelitz exiſtiren ſie, aber verglichen mit den ſchnippiſchen boshaften Drathpüppchen aus den Denkwürdigkeiten der baireuther Markgräfin! In den Ver-

kleidungen der Hofdamen dieſes Romans fühlen wir als Motiv dazu nicht blos die großen Epanchemens du coeur aus der Georg Sand-Zeit, die hier vorweggenommen ſind für 1740, ſondern geradezu Marie Taglioniſche Satanellennähe! Es iſt eben — der theatraliſche Genius des Autors, der ihn aus der realen Welt immer wieder in ſeine alte Jugendzeit trägt! Er ſchwärmt! Könnte die Ernüchterung ganz ſeiner Herr werden, (es iſt vielleicht unmöglich) ſo würde er auch finden, daß immer die Perioden im Anreden und Sprechen zu lang ſind. Wohl war die damalige Zeit pedantiſch, im Gebahren umſtändlich, aber der gewöhnliche Dialog faßte ſich kurz und jedenfalls in einem andern Styl als in dem der Dichter ſeine Perſonen ſich ausſprechen läßt. Wollen wir auch nicht den Purismus der richtigen Zeitfärbung, das bekannte „zu Krone gehen" nachgeahmt ſehen und etwa einen Dialog von 1740 begehren: „Mademoiſelle, trotz meines Attachements bin ich doch obligirt, erſt dero werthe Eltern um die Permiſſion zu erſuchen, ſothanes Blumenbouquetlein Ihnen zu dediciren —!" Doch annähernde Lichter aus dem vorleſſing'ſchen Zeitalter mußten aufblitzen. Der dann gänzlich ohne ein den Leſer orientirendes Vorleben in die Handlung hereintretende Arthur von Seydlitz iſt ſchon mit ſeinem Namen Arthur ein Anachronismus. Arthur! Gottſchall! Gottſchall! 1740!

Arthur! Und gehören „Theegesellschaften" mit „brodelndem Gesang der Maschine" schon in jene Zeit? Sind die „Sitzungen" haltenden adligen Damen, die für Oesterreich und überhaupt politisch conspiriren, nicht zu sehr aus der neuesten Königgrätzer Zeit entnommen? Der sich dabei einfindende Blaustrumpf von Rothkirch phantasirt von der „schönen Seele", die doch erst auf die Erscheinung von Göthe's Wilhelm Meister zu warten hatte.

Die volle Wärme des Gemüths, die dichterische Nachempfindung, eine oft wahrhaft ergreifende Vertiefung hat der Dichter auf die Figur des Schwenkfeldianers Emanuel verwendet. Finden sich auch grade an dieser Gestalt die Fehler der Construction des Ganzen und der Charakteristik wieder, so ist doch das Bild, das der Autor von dieser Gestalt hat geben wollen, ihm mit milden Farben vom Herzen gekommen. Gewiß ist es ein starker ästhetischer Baufehler, wenn eine Person ihre Lebensgeschichte erzählt und dies mit demselben Apparat von Darstellungsmitteln thut, wie der Dichter, indem er sich, wie dieser dabei in Naturbeschreibungen und Gefühlsergüssen ergeht, wo der Hörer alle Berechtigung hat, zu sagen: Ja, lassen Sie doch das, lieber Mann, jetzt ganz auf sich beruhen, geben Sie nur die Thatsachen! Die Schilderungen gehören ja dem Dichter! Wie dem sei sie sind an sich

ergreifend. So die einer winterlichen Fahrt im Rieſengebirge. Hier zeigt ſich Beobachtung und Kunſt der Darſtellung in ſchönſtem Einklang. Nicht minder feſſelnd ſind die jeweiligen eingeſtreuten Reflexionen und ſozuſagen monologiſchen Phantaſieen z. B. in den dichteriſchen Worten und Vorſtellungen, die einem Flötenſpiel Friedrich II. untergelegt werden. Nur Paradoxa wie: „Man kann ſich auch für ſeine Feinde begeiſtern!“ (I. 309) oder: „Die Buße iſt die Tochter der Sünde“ (III. 184) oder gar das Wort, das an einen gewiſſen Jemand in Berlin, der die Vögel und die Wälder in der deutſchen Poeſie gepachtet haben will, erinnert: „O ſolch ein Vogel hat ja ein Menſchenherz!“ (II. 156) und Aehnliches, das wird Niemand unterſchreiben. Die Nachtigall ſingt ſehr oft bei Gottſchall, ſelbſt in Gegenden, wo ſie ſchwerlich anders, als im Bauer exiſtirt. Sie niſtet auch nicht auf „hohen Lindenbäumen“, ſondern nur im niedern Gebüſch. Wie ſchön wäre es vom Autor, dieſem Literaturgeſchichtskundigen, geweſen, wenn er uns jene naive Welt von 1740 ganz im Ton des herrlichen Lobes der Nachtigall von Brockes und Hagedorns Dank darauf hätte vorführen wollen — wir meinen in Geſtalten, die den Reflex dieſer Literatur getragen hätten! Die vielen Citate aus Lohenſtein und Hoffmannswaldau gehören dem Geſchmack und Geiſt jener Zeit nicht mehr an. Daß ein Schwenkfel-

dianer von 1740 (die Sekte ſtammt von 1540) keine verklärte Geſtalt ſein kann, die eine Naturreligion predigt und gewiſſermaßen auf Baltzer und Wislicenus hinauskommt, liegt für Kenner der Kirchengeſchichte flach auf der Hand. Emanuels Poſaſcene mit Friedrich II. erſchreckt. Friedrich II. hält lange Tiraden! Iſt das erhört! Friedrich der Zweite von Sansſouci! Das Modell für Friedrichs Sprechweiſe, ſeine Unterredung mit Gellert, die Debatte über deutſche Literatur mit Meierotto lagen doch offen als Muſter da, um den kurzen, ſichern, zuweilen maliziöſen Ton zu treffen.

Da Rudolf Gottſchall eine ausgezeichnete Literaturgeſchichte und eine ſchätzenswerthe „Poetik“ geſchrieben hat, da ſein Auge einer großen Zahl kritiſcher Blätter beobachtend vorſteht und er täglich in der Lage iſt, über Andere zu urtheilen, ſo hätte ich wohl den Reiz gehabt, noch mit ihm, aber alles in collegialiſcher Güte, über manche andere Einzelheiten ſeines Werkes, wenn nicht in's Gericht zu gehen, doch in die Debatte zu treten. Vielleicht giebt er dazu ein anderes Mal Gelegenheit.

daran denken. Ich tanze nicht, ich bin zu alt; ein kindisches Vergnügen! So urtheilen die, welche den Kreis ringsherum bilden und ihren Witz erschöpfen, um diejenigen, welche noch unbefangen genug sind, um sich an der alten Tradition der Françaisen, Cotillons und der neuen Erfindung der Walzer, Gallopaden und Polkas zu ergötzen, zu mustern und zu kritisiren. Es ist unausstehlich! sagen die Tänzerinnen und reißen die noch unreifen Jünglinge, die erstlich kürz die Lektionen des Tanzmeisters verlassen haben, mit sich hin und her, ärgerlich, rechts und links, wie es die Touren vorschreiben.

Ja, es geht durch die Sitten unsres Jahrhunderts ein merkwürdig prüder Zug, der von den Frauen auf die Männer übergegangen ist. Diese Erscheinung ist so auffallend, daß man sich wohl erklären kann, wie närrische aber wohlmeinende Philosophen aufstanden und die Frauen, wie sie sagten, emanzipiren wollten. Diese Herren hätten bedenken sollen, daß die Reformation mit i h n e n beginnen mußte, daß die Frauen sich verändert genug vorkommen würden, wenn die Männer nur dahin gebracht werden könnten, ihr Benehmen zu ändern. Es ist die Täuschung des Fahrenden, daß er glaubt, die Bäume der Landstraße flögen an ihm vorüber. Die Prüderie der Männer scheint ein Erbübel unsrer Tage werden zu wollen. Woher kommt sie? Was bezweckt sie?

Wir glauben, daß sich hier ebenso viel moralische, wie materielle Veranlassungen darbieten. Der Ernst unsrer Zeit theilt sich den Männern, die für die Zeit berufen sind, mit. Der Krieg kann nicht mürrischer stimmen, als ein Friede, der eine Menge Interessen, die Geist und Leib berühren, unaufhörlich in Frage und hitzige Abrede stellt. Im Kriege, in

## 7. Wilhelm von Humboldt's „Freundin".

Was doch heutigen Tages die Phrase regiert! Wie die ausgefaserte, stofflose, Flocken ähnlich in der Luft tanzende totale Unkenntniß der wahren Beschaffenheit von Menschen und Dingen das große, so sichere, so selbstbewußte Wort führt! Die milites gloriosi der Wissenschaft möge einmal ein kühner Lessing schildern, dem die Untersuchung z. B. galvanisirter Froschleichen oder von Hunden, denen man im Magen ein Loch eingeschnitten hat und die dennoch leben, geläufiger ist, als etwa mir. Es wird an Material nicht fehlen. Man kann beweisen, daß jetzt in Deutschland fast Jeder, wenn er nicht auf bestimmte Personen gestützte Streberabsichten hat, Alles nur von sich aus datirt und behandelt. Die alten Folianten, die Archive, die physiologischen und chemischen Cabinette beginnen gleichsam nur von ihm. Die Citate scheinen nur dazu zu dienen, um ihm Relief zu geben, etwa mit einem: „Ich kann hierin nicht mit Ranke, Französische Geschichte I, 78, übereinstimmen" u. s. w.

Man nehme, was neuerdings über Goethe's Fauſt geſchrieben worden iſt! Es giebt doch nichts, in Wahrheit geſtanden, Verlogeneres, ja ſtellenweiſe Abſurderes, als das Anpreiſen des zweiten Theiles der an ſich ja unſterblichen Tragödie. Meine eigene Perſon hat den zweiten Theil des Fauſt, wo derſelbe irgend darſtellbar war, 1849 als damaliger Dresdener Dramaturg aufführen laſſen. Ich hatte eine Muſik dazu, wie ſie jetzt kaum Einer ſchreibt; ſie war von Reiſſiger. Ich hatte Darſteller, wie ſie jetzt an keiner Bühne zu finden ſind, eine Bayer-Bürck, eine Berg, einen Winger, einen Quanter, Porth, Liedtke in ſeiner Jugendkraft und eine Menge hochbeliebter Spezialitäten für die Epiſoden, Komiker wie Räder, Seiß, Koch, die immer zündeten, wenn ſie nur den Mund aufthaten, und — das Experiment war die reine Langeweile! Wo leſe ich aber jetzt dieſe Wahrheit, die ſich immer und überall gleichbleiben muß, ausgeſprochen? Wo geſteht man das nothwendige Gähnenmüſſen des Publikums über das breite Wiederholen des Fauſtthemas vom erſten Theil, das Lächelnmüſſen über die zahme, allerzahmſte Satyre, die allenfalls den weimariſchen Hofdamen galt, das Kopfſchüttelnmüſſen über die Vermählung des Fauſt mit der Helena, den Euphorion und alles Neben-Brimborium ein! Mein Intendant hatte den Balletmeiſter eigens nach Berlin

geſchickt, um das Erſchließen der Blumenkelche aus dem Ballet „Die Blumenfee“ an Ort und Stelle zu ſtudiren. Wir machten das Alles in dem herrlichen abgebrannten Dresdener Theater mit königlichem Aufwand durch. Aber wo blieb die fortreißende, zündende Wirkung? Man las wie in einem Schulbuche. Man ſah nur Goethe in ſeiner ſpäteren Zeit, ſeiner ſtubenhockenden Abgeſchloſſenheit, in der vollſtändig verkommenen Eintrocknung ſeines Genius, deſſen Größe ja ſchon ſeit Anfang des Jahrhunderts im Kampfe lag mit einem gewiſſen ihm angeborenen behäbigen ſelbſtgenügſamen, geradezu geſagt, baſenhaften Weſen, das des wahren Lebens Unkenntniß, die ſchon in Straßburg an ihm beobachtete Unbeholfenheit, verrieth. Man leſe doch nur einmal mit dem Auge von 1877 die „Wahlverwandtſchaften“! Bei den Kritikern, die ich für meine Fauſtaufführung in Dresden hatte, regte ſich auch nicht der geringſte gute Wille, die Flügel auszubreiten und mit mächtigem Rauſchen über alle Lande hin die Lüge eines glänzenden Erfolges der Inſceneſetzung des zweiten Theils zu tragen. Und jetzt! Jeder Intendant, jeder Oberregiſſeur, der von ſich reden machen will, der eine beſſere Stelle ambirt, hat einen guten Freund, der zu dem Experiment zugereiſt kommt und den unerſättlichen Reclamejägern den Gefallen thut und über die ſcheußlichſte Langeweile lange Artikel (fünf

über einen ſolchen Streber in Hannover ſah ich in Sonnemann's Zeitung!) in die geleſenſten Blätter ſchreibt und das Publikum vollſtändig belügt.

In ähnlicher Weiſe ſtand vor Kurzem ein Artikel über jene Charlotte Diede, die Adreſſatin der bekannten „Briefe an eine Freundin" von Wilhelm von Humboldt in der Gartenlaube, eine Auslaſſung, die von Anfang bis zu Ende eine einzige Unrichtigkeit war, ein phraſenhaftes, ſentimentales, ohne alle Kritik und Pſychologie geſchriebenes Dilettanten-Elaborat. Man kennt den zierlichen, bei Brockhaus erſchienenen Octavband, der ſich ziemlich oft in den Händen gebildeter Frauen befindet. Dieſe „Briefe an eine Freundin" ſind in der That ein moderner Thomas a Kempis. Der Verfaſſer lehrt jene Beruhigung, jene Ergebung, jene Zufriedenheit mit dem Kleinen, die in dem berühmten Buche des niederländiſchen Mönches einen claſſiſchen Ausdruck gefunden hat. Abends, kurz vor'm Schlafengehen, wenn man die aufgeregten Geiſter beruhigen will, einige Brauſepülverchen aus dem von Varnhagen von Enſe redigirten Texte dieſer Humboldtbriefe geleſen und es trägt vielleicht zum ſanfteren Schlummer, zum beſſeren Träumen bei. Denn davon ſteht in jenem Aufſatze nicht ein Wort geſchrieben, daß Wilhelm von Humboldt damals, als er dieſe Briefe ſchrieb, eine Natur geworden war, die ſeinen Anfängen

nicht mehr entſprach. Mit unſäglichem Gleichmuth duldete der ehemalige freiſinnige Miniſter die Alteration ſeiner Ideen, ſeiner Staatspläne, ja ſogar ſeiner Familien-Verhältniſſe. Es findet ſich eine Stelle in dieſen Briefen, die mich beim Leſen geradezu empörte. Die Empfängerin hatte ihrem Wohlthäter, es war in den 20er Jahren, über die damals für ihre Befreiung vom türkiſchen Joch kämpfenden Griechen geſchrieben und gefragt, was er von dem Ausgang dächte. Was antwortete Wilhelm von Humboldt? Mit einer Wallung, wie ſolche auch nur der äußerſte, damals herrſchende preußiſche Knechtsſinn im Staate des patriarchaliſchen Deſpotismus in politiſchen Dingen beſitzen konnte und die dem Wilde, das man ſich von einem, die ſtändiſche Verfaſſung befürwortenden und wegen dieſer ſeiner Differenz mit dem biegſameren und gefügigeren Fürſten Hardenberg in Colliſion gerathenen Miniſter macht, gänzlich widerſpricht, erklärt er der „Freundin", daß er unfehlbar den Briefwechſel abbrechen würde, wenn ſie ſich noch einmal erlauben würde, ihm eine ähnliche, öffentliche Dinge betreffende Frage zu ſtellen. Alle Milde, alle Güte des Herzens, alle Phraſeologie aus den griechiſchen Tragikern und Goethe's Iphigenie waren dahin. Er wurde einfach grob.

Doch zurück zu der oben ſignaliſirten Erſcheinung des modernen deutſchen Literaturlebens! Sie zeigte ſich

recht an dem beregten Aufſatz in der Gartenlaube. Weder der am Schluß genannte unbekannte Verfaſſer, noch die Redaction kannten etwas vom Zuſammenhang ihres Themas mit bereits Vorhandenem. Der Verfaſſer, der die Empfängerin der Briefe, Charlotte Diede, wie einen Engel ſchildert (es war ſeine leibliche Tante) erzählt die Schickſale dieſer Briefe. Als die Empfängerin geſtorben war, wanderten ſie nach Sansſouci in die Hände König Friedrich Wilhelm's IV. Dieſer ſollte ſich daraus vorleſen laſſen, ſie vielleicht ankaufen. Sie kamen aber vom Könige zurück und gingen nun zu Alexander von Humboldt. Der Verfaſſer ſpricht von letzten Verfügungen, welche die Erblaſſerin getroffen hätte. Zuletzt ſchließt ſeine ganze Darſtellung mit der lakoniſchen vollſtändig unvermittelt aus der Luft fallenden Bemerkung: „Später gab Thereſe von Struve, Tochter des ruſſiſchen Geſandten in Hamburg, dieſe Briefe bei F. A. Brockhaus in Leipzig heraus.“ Ja, wie ſo denn? fragt Jeder, der das lange Hin und Her mit dieſen Briefen mit einigem kritiſchen Urtheil geleſen hat. Wie kommt denn plötzlich dieſe bisher ganz in der Erzählung der Gartenlaube ungenannt gebliebene Frau an den Thron Friedrich Wilhelm's IV. und in die Antichambres von Sansſouci, wo Alexander von Humboldt den Kammerherrnſchlüſſel trägt und die Aeußerungen des oft ſehr ungnädigen Herrn aufhaſcht und dieſe raſch

in die Mauerſtraße in Berlin zu ſeinem Freunde Varnhagen trägt, der ſie zur Freude und zum einſtigen Gewinn Ludmilla Aſſing's raſch aufzeichnet? Dergleichen muß doch motivirt werden. Und der Verfaſſer konnte es ſehr leicht aus meinen erſt vor einem Jahre bei A. Hofmann in Berlin erſchienenen „Rückblicken auf mein Leben", wo ich Seite 330 und folgende nicht nur den Antheil geſchildert habe, den die genannte Frau an jenen Briefen haben durfte, ſondern auch hervorhob, daß lediglich ich ſelbſt es geweſen bin, der dieſe Briefe vor Vernichtung durch die Familie Humboldt gerettet hat.

Vollſtändiges Nichtkennen eines vor einem Jahre erſchienenen Werkes von Seiten einer Redaction iſt die den Deutſchen in der Unmaſſe der Production eigne Auffaſſung der Solidarität in der Literatur. Jeder ſchreibt in's Gelag hinein. Niemand kümmert ſich um den Andern. Ein junger Autor, Namens von Bärenbach, der das Reclamemachen für ſeine guten Bekannte und Freunde en gros betreiben zu wollen ſcheint, ſchickte mir vor einiger Zeit Novellen unter dem Titel „Vom Baume der Erkenntniß". Hol' Sie Dieſer und Jener! mußte ich ungefähr dem neuen Verehrer ſchreiben, entſchuldigen Sie ſich doch wenigſtens erſt, daß ich ſelbſt ein Buch unter dieſem Titel herausgegeben habe! In keinem Lande herrſcht dieſe Unverfrorenheit der Unreife, der Schüler-

haftigkeit, die nichts gelernt, nichts gründlich gelesen hat, wie bei uns. Jede andere Nation hat die Solidarität der gemeinsamen Literatur-Interessen, vor Allem hat sie Frankreich. Niemand kommt dort zum Wort, der nicht in der Vergangenheit Bescheid weiß. Nur bei uns sieht der ruhmsüchtige Streberſinn nicht nach links, nicht nach rechts, will Alles selbst erfunden haben, liest und kennt nichts, was um ihn her schon vor sich gegangen ist, was schon von Anderen vor ihm geleistet wurde, er läßt sich nicht abhalten, etwa nur eine Ergänzung zu einem bekannten Werke in einer Zeitschrift zu geben; nein, er schreibt gleich über den schon genug behandelten Gegenstand, um nur seine paar neuen Jämmerlichkeiten anzubringen, seine neu entdeckten Lesarten und dergleichen, sogleich ein neues Buch. Wie manchen Professor könnte ich nennen, der mit dickleibigen Werken die Welt molestirt hat über Themata, wo sein Besserwissen einen einzigen Artikel für eine Zeitschrift abgegeben hätte!

Doch stellen wir uns am Ende des vorigen Jahrhunderts einen schönen sonnenverklärten Sommertag vor. Pyrmonts Cursaal-Anlagen waren einst in Europa berühmt. Hier in der Nähe dieser Tempelchen, dieser Grotten, dieser Trauerweiden im Geschmack von Eremitage und Ermenonville wurden Congresse gehalten, Fürsten kamen, Königinnen, um aus einer eisenhaltigen Quelle

friſcheres Blut zu trinken. Die Gäſte, Fürſten, Prälaten, Geſandte ſind Vormittags ſpärlich geſäet in dieſen Anlagen, nur einzelne Wanderer lugen nach den fernen blauen Weſerbergen. Wie hatte hier der junge einundzwanzigjährige Cameraliſt Wilhelm von Humboldt, der im Jahre 1788 von Göttingen herüberkam, die Hände auf dem Rücken, ſpazieren gehen können und bald vielleicht an Adam Smith, bald an die neueſte von ihm gekaufte Nummer der Schiller'ſchen Thalia, vielleicht an Nichts denken können! Da ſieht plötzlich der junge Student eine Schöne auf einer einſamen Bank ſitzen mit einem Kinde. Er ſetzt ſich zu ihr. Oder es war vielleicht umgekehrt. Es ſetzte ſich die ſchöne junge Dame zu ihm. Und ſie fangen an, über dies und das zu parliren. Ich verſichere, die Doktorin Charlotte Diede, die ich perſönlich gekannt habe, hatte noch in ihren alten Tagen brennende, feurige Augen und die ehemals gewiß hoch aufgerichtete Geſtalt verrieth eine Jugend, die ohne Zweifel in ſo hohem Grade anziehend war, daß die drei Tage dem jungen artigen Cavalier von Göttingen, der Geld genug beſaß und den die damalige neue deutſche Geſchmacksrichtung, das Suchen nach dem abſolut Schönen, mehr zu beſchäftigen ſchien, als die Theorie der directen und indirecten Steuern, einen unvergeßlichen Eindruck müſſen hinterlaſſen haben. Heißt das nun die Zeit verſtehen,

wenn man dieſen dreitägigen Verkehr erzählt wie im Nachmittagspredigerton? Als wenn ſchon der erhabene ſterngeſchmückte Staatsminiſter damals geſprochen hätte, der nächſtens in Berlin ein Denkmal bekommen ſoll, nicht der ſchönheitstrunkene, idealgeſtimmte Jüngling von einundzwanzig Jahren, der ſich zuletzt entſchloß, nach Jena zu gehen, Schiller zu begrüßen, Weimar und Göthe zu ſehen und der (nicht, wie jetzt geſchieht, ein Bändchen lyriſcher Gedichte dabei aus der Taſche zog) ſondern ſich dieſen Geiſtern freudig anſchloß, ſein eignes Denken und Schaffen im Nachconſtruiren des von Anderen Gedachten und Geſchaffnen fand und über ſeine Idole Bücher ſchrieb. Ein Jüngling ſchrieb über Göthe und commentirte Schiller. Humboldt kehrte erſt zu den indirecten Steuern zurück, zu einer Anſtellung, als ihn eine Verheirathung dazu zwang. Die Schwärmerei, das Schönheitsbedürfniß, die Verachtung des Gemeinen haben ihn nie verlaſſen.

Von einer Begegnung mit einem ſchönen, verführeriſchen Weibe in dieſer Stimmung ſteht nichts in jenem Aufſatz der Gartenlaube. Die kokett, einſam ſich auf der Promenade von Pyrmont ergehende, von ihrem Mann getrennte, bald in Scheidung gekommene Kaſſelanerin wird wie eine Prieſterin der Veſtalinnen geſchildert.

den finſterſten Zeiten, wo die Guillotine herrſchte, wo Napoleon ſiegte, konnte man durch die Ereigniſſe nicht ſo mißgeſtimmt werden, wie es jetzt die Männer durch die Windſtille ſind. Denn damals war es das Schickſal, an welches man ſich leicht gewöhnte, man ſahe Begebenheiten, die vom Zufall oder individueller Energie herrührten, während man jetzt nur Perſonen als die Faktoren der Dinge beobachten kann, nur partikuläre Intereſſen und verblendete Anſichten. Die Hand an einem Säbel zu haben, der feſt genietet iſt, erzürnt heftiger, als ihn über das Haupt ſeines Gegners zu ſchwingen. So werden die Männer jetzt in einer fortwährenden Gallenerregung erhalten, das öffentliche Leben abſorbirt ſie, und ohne Feuer, ohne Humor ſinken ſie in die Arme ihrer Weiber, die unter dieſen Umſtänden, wenn ſie brav ſind, monotone Hausmütter werden, wenn ſie aber Temperament haben, ſich in jene Situationen werfen, welche von der neuern franzöſiſchen Romantik, ſoll man ſagen erfunden, oder kopirt werden?

Die Männer ihrerſeits bleiben auch bei der Erſchöpfung nicht einmal ſtehen. Sondern, was bei ihnen nur eine Folge der Umſtände iſt, das nimmt ſogar die primitive Farbe der Ueberzeugung an. Aus der Erſchöpfung, aus dem Momente wird eine ſtationäre Leidenſchaft, eine negative Leidenſchaft, die Indolenz. Es bilden ſich Begriffe unter den Männern welche man wohl bis in ihren natürlichen Urſprung verfolgen kann, welche aber das Unnatürlichſte ſind, was ſich vorausſetzen läßt. Das Mittelalter zeigte uns phyſiſche Pönitenzen, wo das Blut über den Rücken der Gegeißelten lief, ohne daß ſie Anderes als willkommene Gefühle davon hatten. Etwas Aehnliches trägt ſich in der modernen moraliſchen Welt zu. Denn daß es ſo viel Männer gibt, welche den moraliſchen

Ich nenne die Frau kokett. Es iſt vielleicht zu viel geſagt, aber die Schilderung der Gartenlaube giebt zu wenig. Wer intriguant iſt, pflegt auch gefallſüchtig zu ſein. In den 40er Jahren war ich bei der alten Dame zum Beſuch. Nach einigen Wochen ſchon hatte ich einen anonymen Brief, den nur ſie geſchrieben haben konnte. Die Handſchrift war unverkennbar. Sie ertheilte mir Rathſchläge, die ich nicht begehrt hatte, Winke über Verhältniſſe, die mir nicht die mindeſte Beunruhigung ſchafften. Kurz, es war der alte, nie in ihr zur Ruhe gekommene Drang einer von Natur feurigen, lebendigen, urtheilsvoreiligen, dabei in der Jugend anmuthigen Frau, die ſchwache Naturen gewiß ſehr feſſeln, vollſtändig beherrſchen mußte. Der Neffe, der Erzähler in der Gartenlaube, weiß davon nichts. Er iſt zu jung dafür. Seine geringe Bildung weiß ſeinem Lebensbilde auch den zweiten Hintergrund der Zeit nicht zu geben, die Schilderung ſeiner Heldin in der weſtphäliſchen Zeit Kaſſels! Man möchte da wieder ausrufen: Hat denn unſer trefflicher Heinrich König umſonſt gelebt und ſeinen „Jerome's Carneval“ und die vielen heſſiſchen Geſchichten umſonſt geſchrieben? Kennt dieſe deutſche undankbare Schulbildung, die ſich ewig und ewig auf Nibelungenlied, Froſchmäusler, Rabener, Schiller und Göthe begründet, dieſe treuen Bilder jener Zeiten nicht, die mein verſtorbener Freund ſo meiſterlich

erforſcht hat und in den feinſten Detailzügen ſchilderte und das um ſo treffender, als er ſelbſt von dieſem Humor des damaligen Kaſſel'ſchen „Heut wieder luſtik" in ſeiner eignen Lebensphiloſophie ein wenig angeſteckt war? In dieſer Kaſſeler Carnevalszeit glänzte unſere Diede! Sie drang in die vornehmſten Kreiſe, in die der Diplomatie, die König Jerome um ſich verſammelt hatte, der deutſchen hochadligen Damen, die ſich ganz in den Ton des Zeitalters der „Regentſchaft" zu finden wußten. Die „Freundin" wurde einigen Damen in dieſem Kreiſe unentbehrlich. Sie wurde ihre intimſte Vertraute, maßgebende Rathgeberin. Ich habe in meinen „Rückblicken", Seite 321, mit Discretion angedeutet, wie der geſteigerte Lebensmuth, eine auffallende Gelehrigkeit des höchſten deutſchen Adels, ſich in den Ton zu finden wußte, der von Paris aus nach dem neuen weſtphäliſchen Babel eingeführt wurde, und Spuren überraſchender Art, unverhältnißmäßige Penſionen im Leben der Diede zurückgelaſſen hatte. Von alle dem, das ja an ſich eine große Liebenswürdigkeit der Frau, das Talent, ſich in der Geſellſchaft anmuthig zu bewegen, den äußeren Schliff des feinſten Benehmens nicht ausſchließt, iſt in der verhimmelnden, rein ſentimentalen Skizze der Gartenlaube auch nicht die Spur zu entdecken.

Und nun zuletzt das ſozuſagen poetiſche Bild: Wilhelm von Humboldt, der Einſiedler vom Schlößchen

Tegel! Dies Bild zu entwerfen, dieſe Situation eines geiſtbegabten Mannes, der ſich vom vollgenoſſenen Leben abwandte, um die Kawiſprache, ich weiß nicht, welches indiſchen Stammes, zu ſtudiren und die baskiſchen Dialekte zu vergleichen, dazu gehört eine Feder, die allerdings mehr kann, als für eine deutſche Zeitung einen dilettantiſchen Artikel zu ſchreiben! Es iſt eine Dichteraufgabe, Prometheus im Frack an den Felſen geſchmiedet, dem Jupiter's Geier langſam die Leber ausfrißt, zu ſchildern! Humboldt, der mit Schiller und Goethe verkehrte, über dieſe eingehend geſchrieben, den Agamemnon des Aeſchylus überſetzt hatte, der Staatsmann, der dem Aufgang unſeres politiſchen Lebens maßgebend folgte, auf dem Wiener Congreß Preußens Stimme führte, war in ſeinem Sturze, von dem doch auch höchſt verwundbaren Staatskanzler Hardenberg, dieſer überall falſch geſchilderten Sybaritennatur, bei Seite geſchleudert —! Man muß Abends im Schilf des Tegeler See's die melancholiſchen Geſänge der Fröſche gehört, den Wind verfolgt haben, der die dürren Halme auf den Sandhügeln beſtreift, die ewig feuchten Wege unter hundertjährigen Ulmen betreten haben, um dies Bild in ſeiner ganzen Poeſie zeichnen zu können. In dieſe Einſamkeit fällt eine Erinnerung von 1788! Eine alte Blumenmacherin in Kaſſel, die der Göttinger Student einſt in üppiger Schönheit in Pyrmont geſehen,

ſchreibt an ihn! Sie macht Blumen und bittet ihn, ihr dafür Abſatz zu verſchaffen. Er verſpricht ihr eine halbjährige Unterſtützung und begleitet jeden Brief mit einem Erguß ſeines völlig quietiſtiſch gewordenen Gemüths. Er ſchrieb, als hätte ihn Novalis, Friedrich von Hardenberg, in die Schule genommen. Hier muß man die Sachlagen im Leben des ſo bedeutenden Mannes kennen, ja eine Vertiefung in Dinge wagen, die kaum gedruckt werden dürfen, wenn ſie auch mehr Mitleid mit einem kranken und ſchwachen Geiſte erfordern, als Vorwurf. Das Bedürfniß der Schönheit hatte den Einſiedler von Tegel nie verlaſſen. Die alten Eichen an der mächtigen Havelbucht, wo am moraſtigen Ufer die Barke angekettet lag, der er ſich wohl zuweilen anvertrauen durfte, um unter die Thürme von Spandau zu fahren und ſich dabei Venedig und San Giorgio Maggiore zu träumen, die ſandigen Erhöhungen, in denen Wege durchgebrochen wurden, konnten ihm nicht ganz die Idealwelt wegzaukeln, die ſelbſt dem Greiſe vor den Sinnen gebannt blieb. Was mir hierüber Varnhagen erzählte, läßt ſich nicht wiedergeben. Ebenſo verſchloſſen iſt der Einblick in die unendliche Milde, duldſame Nachſicht und Güte, die draußen in der rauſchenden Reſidenz den Medizinalrath K. ſtatt ſeiner das Familienhaupt machen ließ. Schreibt man nur dem Converſationslexikon nach, ſo kommen voll-

ſtändig falſche Lebensbilder heraus, conventionelle Schattenriſſe mit halber Wahrheit, während man doch — Gott ſei Dank, daß es Beiſpiele giebt, die man anerkennt — ſowohl in Goethe's Leben wie jetzt ſogar in dem des Franzoſen Müſſet, der uns ſozuſagen gar nichts angeht, allem Druck auf das Nervengeflecht des ſeeliſchen Menſchen nachzuſpüren ſucht. Als ſich dieſer Briefwechſel mit der Diede, der dem Wohlthäter freilich von der correſpondirenden anderen Seite nur Gewöhnliches, Phraſenhaftſentimentales eintrug, anzuſpinnen begann, hatte Humboldt jene Philoſophie, die jetzt allgemein, doch ohne chriſtlichen Zuſatz, der noch bei Humboldt galt, gelehrt wird. Aber bekämpfen wir dieſen Quietismus! Es iſt nicht ſo, daß man das Leben nehmen muß, wie Thomas a Kempis. Das Leben erfordert Kampf, den vollen Einſatz unſerer Kräfte. Wer uns ein Sichgehenlaſſen, eine Philoſophie des Duldens lehren will, der hat irgend einen Schaden an ſeinem Charakter, den man aufdecken muß, oder er iſt in einer beſonders glücklichen Lage der Exiſtenzfrage gegenüber. Ich habe ſchon vor Jahren offen bekannt, wie Schopenhauer zur Lehre vom Nirwana hatte kommen können und harre noch heute der Prozeſſe, die mir damals von ſeinen leidenſchaftlichen Anhängern angedroht wurden. Die Sache iſt eben die, die leidenſchaftlichen Anhänger haben im Leben ihres Helden fleißiger geforſcht und

gefunden: Wir ſind nicht alle Söhne reicher Eltern, wir kommen nicht alle mit hinreichend verſorgter Exiſtenz in's Leben, wir haben uns nicht den ſorgenfreien Stand des ledigen Alleinlebens gewählt, uns den Kampf um's Daſein erleichtert und noch weniger ſchickte uns an jedem Quartaltage eine öffentliche Kaſſe die für unſere Lebensſorgen ausreichende Penſion in's Haus! Da muß ſchon unſere Philoſophie die der That, des Entſchluſſes, des Willens ſein. Wilhelm von Humboldt hatte das Tummelfeld des Lebens ganz verlaſſen. Er war in ſolchem Grade Miſanthrop geworden, daß er ſich nur glücklich fühlte in einer Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften, wo er die Reſultate ſeines ſcharfſinnigen Nachdenkens über Sprache, Lautbildung, Grammatik vorlas. Ob ſeine Forſchungen noch dem gegenwärtigen Stand der Sprachwiſſenſchaft entſprechen, kann ich nicht behaupten. Ein Doktor Buſchmann, traurigen Andenkens aus den Napoleonenthüllungen, war ſein Amanuenſis. Es iſt leicht, ein Gelehrter ſein, wenn man einfach auf einen Zettel die Werke ſchreibt, die man haben will und der Diener ſie pünktlich aus der Königlichen Bibliothek mit: Hier Excellenz! hinlegt und dann obenein noch gute Augen hat, die das Leſen erleichtern. Dies Loos iſt nicht Jedem beſchieden und dem es wurde, der thut wohl, dafür die Götter zu preiſen.

Als Humboldt ſtarb, hatte der läſſige Mann nichts für ſeine in Bewunderung und Dankbarkeit erſterbende, gewiß über jeden ernſtlich gemeinten Makel erhabene, aber von einem gewiſſen genialiſchen und zugleich dämoniſchen Hauche, den ich in dieſen Zeilen conſtatiren wollte, angewehte Correſpondentin gethan. Was dann geſchehen iſt, um ihr dieſen Schmerz, dies tiefe Unglück des Gemüths zu erſparen, das habe ich eben an der angeführten Stelle ausführlich und wahrheitsgetreu erzählt, worauf ich verweiſe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Oscar Naabe vorm. C. H. Storch u. Comp. in Breslau.

# Dionyſius Longinus.

Oder:

## Ueber den äſthetiſchen Schwulſt

in der

## neuern deutſchen Literatur.

Von

**Karl Gutzkow.**

Stuttgart.
Verlag von Emil Gutzkow.
1878.

Umgang des Weibes verschmähen, ist nicht überall die Folge jungfräulicher Schaam und keuscher Sittenreinheit, sondern nur zu oft die Folge einer Indolenz, die das physische und geistige Leben wie Blei niederdrückt und in unserer Zeit Blasés erzeugte, die nicht einmal die Dinge satt hatten, sondern Blasés, die sie noch gar nicht kosteten. Kann es eine größere Unnatur geben? Ich habe hier einen Blick in die Nachtseite unsrer gegenwärtigen Existenz eröffnet und Verhältnisse angedeutet, die von zeitgemäßen, oder wie man zu sagen pflegt, modernen Dichtern auf die glücklichste Weise benutzt werden könnten.

Wo alle diese Umstände nun schon vorangingen, da wird zuletzt das ökonomische Verhältniß das entscheidende. Die heutige Existenz ist eine schwere Aufgabe. Mit den Bedürfnissen, die sich täglich steigerten, steigerte sich auch der Drang, Mittel zu erwerben, um sie zu befriedigen. Wohin früher nur zehen Arme langten, darnach langen jetzt tausend. Die Concurrenz hat alle Gewinnste in ihren Prozenten verringert: man muß mit dem Nachbar theilen, ohne es zu wollen. Ein agrarisches Gesetz ist da, ohne daß es Einer gegeben hätte. Die Reichthümer sind weit ungewisser geworden, als sie es früher waren. Der kleine Zinsfuß, die Verführungen des Staatspapierhandels lockten das Geld aus den verschlossenen eisernen Truhen und setzten es in Umlauf, wo es seinen Ertrag auch Denen abwerfen muß, die den Umlauf, ich will nicht einmal sagen, befördern, sondern sogar Denen, welche sich überwinden, ihn nicht zu verhindern. Bei diesem allgemeinen Aechzen und Keuchen nach Besitzthum theilte sich die Besorgniß sogar Denen mit, welche reich sind. Ein Reicher ist nicht mehr so sicher, wie er es ehemals

BIBLIOTECA
REGIA

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vor Kurzem hatte ich mir ein neuerschienenes Buch gekauft. Mit Beflissenheit war es angezeigt worden. Es war „Homo sum von Georg Ebers“.

Etwa bei Seite 80 legte ich das Buch aus der Hand. Es drohte mir den Athem zu ersticken. So quälend, so brustbeengend, so von pietistischem Hauch durchweht war die sonst gleichmäßig dahinfließende, halb und halb gelehrte Arbeit. Ich traute zugleich meinen Augen nicht. Dieser gewiß mit Recht gefeierte, gewiß verdiente Professor der Pyramiden- und Papyruskunde in Leipzig war öfters in Dresden an meiner Seite als hoffnungsvoller berliner Gymnasiast an den Ufern der Elbe gewandert, hatte bei seinem Pfingstausflug nach Blasewitz oder Loschwitz zu einer höchst liebenswürdigen Mutter, die dort sommerwohnte, harmlos über berliner Gymnasien, die er besuchte, mit mir geplaudert; nie hätte ich ahnen können, daß sich aus ihm ein so berühmter Name entwickeln würde, wie er diesen jetzt vorstellt, am wenigsten, daß in ihm ein Dichter stäke, noch weniger aber auch, daß er,

früher oder später Christ geworden (er gehörte einer israelitischen Familie an), ein stockpetrinischer Christ, ein „Christ der Beschneidung" werden könnte und den Geist des Paulus, Hegel, Schleiermacher dem Liebesrückblick auf die Gesetzestafeln der alten Synagoge opfern würde!

Wohl weiß ich, es vollzieht sich gegenwärtig innerhalb des Judenthums eine merkwürdige Erscheinung. Väter, die von je die entschiedensten Voltairianer gewesen sind, unterwerfen plötzlich ihre Kinder aufs Strengste dem alten Cerimonialgesetz, dem Buchstabenglauben, dem Rabbinismus. Nicht weil die Großmama es so will oder die Erbtante. Nein, die Furcht vor den Folgen der jenaer „Irrreligion" hat die Väter so in Angst gebracht über die künftige Moralität ihrer Kinder. Das Rabbinerthum steht in voller Blüthe. Man betet, befiehlt Fasten und Kasteiungen, läßt Samstags einen Vorbeter an den Mittagstisch kommen und in Krakau und Galizien verflucht man sogar gelegentlich wie im Mittelalter. Zu Christen gewordene Juden übertragen die Anschauungen der Synagoge in ein Gebiet, das von den Neander, Stahl, Paulus Cassel, Lasson u. A. gekennzeichnet ist. Ja sogar unser parlamentarischer Achilles, Eduard Lasker, die Zierde unsres parlamentarischen Lebens, hat er nicht gegen die Maigesetze gestimmt? Und das nur aus „Abneigung gegen Polizeigesetze"? Ich halte

auch ihn für einen „Nazarener“, wie den jungen geistvollen Verfasser von Homo sum, dem es, wie er sagt, ein „Herzensbedürfniß“ gewesen, die trübste Periode der Geschichte der Menschheit, den Uebergang eines lebendigen Christenthums in die Ascese, in die ersten Anfänge einer wahren Schmach der Jahrhunderte, in die Zeit des nur betrachtenden Mönchsthums, der Säulenheiligen, in crassester Form zu verherrlichen! Man muß gradezu erstaunen. Wie kommt dergleichen von Leipzig! Gefallen soll man finden, ästhetisches Wohlbehagen an der Schilderung dieser weiland achtbar griechisch gebildet gewesenen Menschen, die hier in dem Roman jetzt in Höhlen des Sinai auf Stroh gelagert wohnen, zu Jesu Christo sich bekehrt haben, von Brot, ab und zu erbeutetem Steinbockfleisch und Wasser, das noch dazu vom Verstenkönnen ihrer Krüge abhängt, sich ernähren, mit einem Schaaffell bekleidet gehen und den lieben langen Tag von Morgens bis Abends nichts thun als beten und beten und Gott den Herrn zum Gericht erwarten! An jener Stelle S. 80 ist ein solcher Anachoret eben zum Presbyter einer isolirten Christengemeinde ernannt worden. Der Küster des Gemeindekirchleins will eben nach abgehaltenem Gottesdienst die Thür des kleinen Gotteshauses schließen. Noch hört er Geräusch. Siehe da, der neue Presbyter liegt auf den Knien. „Gebt mir den Schlüssel!“ — „Ich darf nicht!“ — „Ich bringe ihn

Euch ſicher.“ — „Ja, was wollt Ihr damit? Und was wollt Ihr noch hier allein?“ — „Ich habe noch nicht genug gebetet!“ Das Alles feierlich vorgetragen! Wie wenn Schiller oder Goethe redeten! Ich legte das Buch bei Seite und las nicht weiter.

Es iſt nun eigen. Dieſe Geſchmacksverwirrung kommt nicht offen und ehrlich geradezu aus der Kirche des Paſtors Ahlefeldt oder Langbein. Daß ſich das alles ſo pathetiſch, ſo pretiös, ſo poeſiehaſchend, ſo in der Manier von Guſtav Freytags „Ahnen“ giebt, kommt aus andern Gegenden her, die kein Kritiker klar aufhellt und bis auf den erſten Urſprung verfolgt. Das ſyriſche Barfüßle, das im Anfange des Buches raſt und tobt, die Ziegenhirtin, eine Modernität, wie nur eine Robe von Gerſon, iſt geradezu unerträglich. Pietiſtiſch, ſagte ich vorhin? Aeſthetiſch ſind dieſe Verirrungen! Jene ebengenannte ſyriſche Grille gehört einer Richtung an, die Georg Sands Genialität erfunden hat, Auerbach und die Birchpfeiffer fortgeſetzt haben und es nun möglich machen, daß auch dies Ziegen hütende Weſen dermaßen biſſig ſein darf, daß ſie Grille, Fadette, Barfüßle an „Urwüchſigkeit“ übertrifft. Man erſtaunt, wie ein ſo frommer Dichter ſo oft, wie ich gehört habe, auf dies Weſen zurückkommen kann. Das Häßliche in der Kunſt ſoll doch nur epiſodiſch wirken. Auch ein Anachoret in Schaaffellen, ein Anfänger jener trübſten Verirrung des Menſchengeiſtes

den Klöstern verdanken wir ja keineswegs die Erhaltung der Blüthen des Alterthums, sondern nur deren Untergang, da Tausende von hervorragenden Werken absichtlich von den christlichen Omars unabgeschrieben geblieben sind oder zu profanen Zwecken, zu Einbanddeckeln verbraucht wurden), auch eine solche Gestalt, sage ich, kann als Episode wirken. In dem herrlichen Roman von Ph. J. Rehfues „Scipio Cicala" tritt so ein Waldenser und in meinem „Zauberer von Rom" in dieser Weise Frà Federigo als Episode auf. Aber ganze Gruppen, die Buße thun, ein Mann nach dem andern, der seine frühere schöne Bildung bereut und diese jetzt für Satanslockung hält und um Jesu willen lieber hungern und dermaßen dürsten will, daß dem Leser selbst dabei ach und weh zu Muthe wird, das ist denn doch eine Zumuthung an unsern Geschmack so seltsamer Art, daß wir versucht sein konnten, der wahren Quelle dieser neuern ästhetischen Verirrungen nachzuspüren.

Und da ich grade gezwungen bin, diese Blätter zu schreiben (weiter unten die Erklärung) so will ich wenigstens das rein Persönliche, das ich berühren muß, an Prinzipielles knüpfen. Da stelle ich jenen Anachoreten, nicht den vernünftigen Arzt Celsus, der gegen die Christen schrieb, nicht den genialen Julianus Apostata, der nur den Aether als Gottheit gelten ließ, also das räthselhafte, unerforschbare Nichts, sondern auch einen Pro-

feſſor an einer blühenden Univerſität, der zu Athen, wo ſogar Julian als Prinz des Conſtantin'ſchen Hauſes ſtudirte, lehrte. Julianus Apoſtata war ein großer Charakter und keineswegs der Narr, den ein wunderlicher Einfall, den unſer Friedrich David Strauß vor Jahren in einer Brochüre, aufrichtig, ohne Witz und viel Behagen über ihn breitſchlug*), aus ihm machen wollte. Ich erinnere an Dionyſios Longinos, eine edle Geſtalt, die ebenſo gut wie die Märtyrer des Profeſſors Ebers ihr Haupt auf den Henkersblock hat legen müſſen, ebenſo enthauptet wurde, ein Mann, der dichteriſchen Behandlung würdiger, als die chriſtlichen Cretins im Homo sum. Die Schriften des Longinos, ſeine Vorträge über Philoſophie und Rhetorik hatten den Mann ſo berühmt gemacht, daß ihn Zenobia, die ſtolze Königin von Palmyra, die den Orient bis Egypten den Römern zu entreißen ſuchte, als Erzieher ihrer Söhne berief, ja bei näherer Bekanntſchaft den geiſtvollen Mann zu ihrem Freunde und Rathgeber machte, wie nur Eure Scheffel'ſche Hadwig von Hohentwiel gethan hat mit ihrem St. Galler Ekkehard. Dadurch reifte freilich Longin's Verderben. Der römiſche Kaiſer Aurelian, ein Halbbarbar, rückte mit Heeresmacht heran, ſchlug die Königin in zwei großen blutigen

*) „Die Romantik auf dem Throne der Cäſaren" (Mannheim, Baſſermann). Von mir ſchon beſtritten in „Die ſchönern Stunden" (Stuttgart, Hallberger), S. 62.

Schlachten und ließ ihren erſten Miniſter, Dionyſios Longinos, enthaupten, gleichgültig für ſeinen Ruhm, für ſeine zahlreichen Schriften und ſeine verzweifelnden Schüler. Man warf dem trefflichen Mann die Abfaſſung eines Manifeſtes vor. Die Königin führte Aurelian im Triumph durch die Straßen Rom's. Die verzweifelnde Frau bekam dazu goldne Ketten und hinreichend viel Schminke für ihre Wangen. Doch war die Gebrochene an ſich ſchön! Sie lebte noch viele Jahre und bis an ihren Tod unangefochten auf dem Gebirg um Rom. „Zenobia in Tibur", ihr Poeten, dem alten Sitz des Horaz und Cicero, das ſcheint mir ein viel intereſſanterer Stoff, als der, welcher jenem pietiſtiſchen Homo sum zum Grunde liegt.

Longinos führe uns auf das äſthetiſche Gebiet! Alle ſeine Schriften haben die geliebten Helden des Leipziger Neu-Chriſten, die Höhlenbeter und Mönche, untergehen laſſen, bis auf Eine, die „Ueber die Erhabenheit", *περὶ ὕψους*. Das Buch iſt mit Geiſt, mit klarer Anordnung, mit dankenswerthen Citaten geſchrieben. Die Citate erſtrecken ſich ſogar auf die Bibel! Der gewiſſenhafte Mann, der um 250 nach Chriſti Tod die halbe Welt wie durch den „gekreuzigten Gottesſohn" irrgeworden und dem bald kommenden jüngſten Gericht nachraſen ſah, die Tempel leer ſtehen, die Menſchen aus Gier, bald in den Himmel zu kommen, die unmenſchlich auferlegten Schrecken, von

wilden Thieren zerriſſen zu werden, unmenſchlich ruhig erdulden, praktiſche Sozialdemokratie treiben, indem Niemand Vermögen haben durfte, alle Bummler in der Welt zu eſſen bekamen, unterrichtete ſich gewiſſenhaft über den Urſprung dieſer neuen, heute geduldeten, morgen verfolgten Manie. Longinos ſpricht von den verſchiedenen Formen der Erhabenheit, z. B. von der Kürze, und ſagt: „Moſes, der Geſetzgeber der Juden, läßt die Schöpfungsgeſchichte mit einer ſchönen Figur der Erhabenheit beginnen: „Der Herr ſprach: Es werde Licht! Und es ward Licht!“ Er nannte dieſe Einfachheit majeſtätiſch. Von einem heidniſchen Profeſſor in Athen gewiß ein überraſchendes Zugeſtändniß!

Longinos verfolgte als Schwulſt die Bilderüberladung. Er würde — ja erſchreckt nur getroſt! — die ganze Lyrik eures Anaſtaſius Grün, ſelbſt theilweiſe die von Nicolaus Lenau verworfen haben! Das Bild ſoll nach ihm (und ſogar noch nach Albrecht von Haller) nur zuweilen kommen. Es ſoll nicht der conſtante Ausdruck der Rede ſein. Wenn unſere Lyriker, z. B. diejenigen aus Redwitzens Schule, die ſüßlichen, frömmelnden, mittelalterlichen (den ewigen Durſt, den Weinzuſatz hat Scheffel zu dieſem Genre in ſeinem „Trompeter von Säckingen“ geliefert) ſtatt: „Wenn nun die holde Maid“ ſingen: „Wenn nun die holde Blume —“ ſo würde ſein ganzes Auditorium in Athen gelacht haben. Und der Mann hatte Recht.

Denn Longinos bewies, daß er Geſchmack hatte. Das wunderliebliche Lied der Sappho, ein wahres Juwel der Lyrik, φαίνεται μοι κῆνος ἴσος θέοισιν. ein Lied voll Empfindung und von beſonnenem Aufbau, analyſirt er in allen ſeinen Theilen und Reizen. Dagegen wirft er ſelbſt dem Aeſchylos (und mit Recht) weithergeſuchte, langſamverſtändliche Bilder, Anſchauungen von zu großer Seltſamkeit vor, die der Chor in allzubehaglicher Breite ausſpinnen und erklären muß. Das Bild muß ſchnell vor uns ſtehen, ſagt Longinos, man muß es ſogleich faſſen können! Worauf er dann Stellen der Dichter über die Furien, über Oreſt citirt. Der Leſer wird dabei erſchüttert an Goethes genialen Oreſt in der Iphigenie denken. Da hat Goethe alles getroffen, was Longin verlangt. Bedeutend iſt auch die durchgängige Vergleichung der Dichtkunſt mit der Rhetorik. Longin hält beide keineswegs ſo ſtreng auseinander, wie unſere Biſcher, Carriere und deren Nachbeter thun. Er faßt zwar jeder ihre ausſchließliche Wirkung. „Jene, die Dichtkunſt, braucht das Bild", ſagt er, „um ihren Effect zu erhöhen, die Rhetorik, um die Wahrheit zu größerer Evidenz zu bringen." Aber Plato rechnet er zuweilen zu den „Dichtern", Sophokles zu den Philoſophen. Wie anders gegen jetzt! Jetzt wird von Leuten, die ich charakteriſiren werde, bewieſen, daß nicht einmal Schiller ein rechter „Dichter" geweſen wäre!

war, er hat die alte Ruhe nicht mehr; ihn scheucht dies laute Toben auf, so daß er glaubt, mit Hand anlegen zu müssen und dasjenige erst zu erwerben, wes er schon besitzt. Und siehe, sein Reichthum mehrt sich. Denn es ist eine nicht minder erwiesene aber nicht minder betrübende Thatsache unserer Zeit, daß nur diejenigen bekommen, welche haben, und denen genommen wird, welche nichts haben. Man gewinnt nichts mehr ohne Einsatz. Ein Geschäft muß „hineinstecken" können, wenn Etwas dabei „herauskommen" soll. Was ist der Credit? Credit, der nur auf den ehrlichen Namen ausgestellt wird? Die ehrlichsten Leute haben fallirt. Credit muß Abglanz des bereits Vorhandenen sein, Schatten einer Sonne, die baar und blank versilbert nachgewiesen werden kann. Kurz nur der Vermögende erwirbt; und ist das Vermögen kein Geld, so ist es ein Leben! Verkaufe deine Seele, setze dich selbst zum Pfand! Darbe, entziehe dir deine Lieblingsvergnügen, bewohne ein Zimmer, richte dich ein, knapp, mit eigner Menage, halte dir eine Magd, eine Magd „für Alles", kurz, werde Cölibatär, ein Hagestolz, dasjenige, was der Storch, der ewig einsam lebt, unter den Vögeln zu sein scheint! Wer keinen baaren Einsatz machen kann, um zu erwerben, setzt seine Zukunft ein, die Resignation auf das stille Glück der Häuslichkeit.

Es gibt auch schwankende Charaktere in unsrer Zeit, die zwar die Mittel, aber den Muth nicht haben, oder von beiden Erfordernissen nur eine kleine Quantität. Diese ungewissen Menschen zu beobachten, erregt Lachen und Mitleiden zugleich. Sie sind unausgesetzt auf der Freite, wie mein alter Freund, Baron Kottenhamm. Dieser edle Kottenhamm besitzt nur ein geringes Vermögen; doch würd' es, wenn er noch eine

In dem Kapitel über die Hyperbel unterscheidet Longinos die erlaubte und nicht erlaubte Hyperbel. Er gestattet dem Herodot zu sagen: „Die Gräber der dreihundert bei Thermopylä Gefallenen werden noch einst der Nachwelt *sprechen*!“ Aber die Hyperbelsucht der jungen wiener Feuilletonistik, die sich des „Sensationellen“ befleißigt, würde er vollständig verwerfen. „Xerres, jener persische Jupiter, der mit seinem Donnerkeil — u. s. w.“ Das ist für Wien herrlich! In österreichischen Feuilletons unerläßlich, wenn man nicht veraltet erscheinen will! Je aufgedonnerter, desto bedeutender, titanischer! Longinos findet alles das höchst lächerlich. Und sogar vom „Träumen der Pflanzen“ zu reden, kam ihm schon süßlich vor. Man denke sich! Jetzt, wo in hundert zierlichen, goldgepreßten Bändchen alle Blumen träumen, die Lilien, die Rosen! Was würde Longinos sagen, wenn er wüßte, daß es sich heute sogar darum handelt, die Frage zu beantworten: „Was *thun* die Pflanzen?“*) Sogar die *Steine* sind schon dem Professor Haeckel in Jena lebendige Wesen geworden! Glücklicherweise nur innerhalb der Prosa und in Scheffels gelehrten Trinkliedern.

Der Schwulst, um unserm Thema näher zu rücken, war dem Longinos nach damaligem Literaturmaterial einfach die Geschmacklosigkeit an sich, die Unkenntniß des

*) „Deutsche Revüe.“ Januarheft 1878.

mittlern Maaßes, von welchem das Metrum seinen Namen und Ursprung hat. Moderne Geziertheit ahnte er bereits. Er giebt Beispiele des Pretiosen. Daß es dann freilich eine Literatur wie die unsrige gegenwärtig bis zum absolut Pretiösen, Gezierten, Manierirten hat bringen können, hätte er wol nicht geglaubt. Seine Zeitgenossen, jene frömmelnden, hungernden, dürstenden Höhlenbewohner, die stündlich Christi „Wiederkunft" erwarteten, sind von Ebers in diesem pathetischen, das Nichtigste bedeutungsvoll hervorhebenden Style gefeiert worden, der sich ja auch bei Namen, die ich des lieben Friedens wegen nicht nennen will, schon bis zur Lächerlichkeit gesteigert hat.

Die persönlichen Angriffe, die mir neuerdings von einigen Adepten grundfalscher Bestimmungen über Dichterthum und Dichtkunst zu Theil geworden, sind der Anlaß, daß ich dem Gegenstande, den ich hier berührte, näher getreten bin; näher, als ich unsern Zeitungen, die von ihren Mitarbeiterschaften leben müssen, gewagt haben würde, mir zu erörtern zu gestatten. Ich will keinen der Trefflichen über diese oder jene Unsterblichkeit in Verlegenheit setzen und wählte daher lieber die Form einer besondern Brochüre und ließ diese, da meine Ehre in Frage steht, sogar bei meinem eigenen Sohne erscheinen.

Das Persönliche anlangend, so sehe ich wol an sich Ungebühr, Anmaßung, Kameraderie, Haß, Ueber-

muth auf dem literariſchen Gebiet überall. Aber ich hätte Anſtand genommen, darüber zu ſprechen, wenn mich nicht ein beſonderer Anlaß dazu triebe.

Vielleicht wäre allerdings eher ein neuer Molière oder ein Lucian von Samoſata geeignet geweſen, dem die nachfolgenden Blätter vorzugsweiſe gewidmet hätten ſein können und die ihre Veranlaſſung darſtellen und würdigen konnten.

Der Hochmuth der Sorbonne, der Profeſſoren, die Oberflächlichkeit bei den Doctorpromotionen, alles das, was Molière ſo unübertrefflich wiedergegeben hat, iſt nichts gegen den Blödſinn wie Emil Kuh, Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Moritz Heydrich, Adolf Stern u. A., neuerdings auch ein ganzer Schwarm von Kathedermännern, die poetiſche Kritik bei uns ausüben! Läſſige, gedankenträge, große Zeitungen geben ſich dazu her, den von eiteln Autoren über ſich ſelbſt geſchaffenen Reclamenjargon in einen quaſi-kritiſchen zu verwandeln! Leider fehlt unſerer Nation jener ſchlagende Witz, der aus der tiefſten Entrüſtung kommt. Quaerenda pecunia primum est, heißt es leider überall. Man ſchweigt, wenn man auch das „Faule“ und ſogar „Oberfaule“ einſieht und läßt alles gehen, wie es geht. Kritik giebt es nur noch für gewiſſe Proſcribirte, zu denen ich gehöre. Ueber Perſonen wie die meinige wird z. B. jener „berghohe Irrthum“ auf-

gehauft, unter deſſen Druck ſchon bei Shakeſpeare Coriolan in ſeiner Hamletſtimmung ſeufzt.

Es wird keinem rechtſchaffenen Deutſchen einfallen, gering zu denken von Homer, Sophokles, Shakeſpeare, Schiller, Goethe. Jeder, der dieſen Unſterblichen im Jenſeits begegnet oder ſich ſchon hienieden ſeiner Selbſtbildung wegen Sonntags Vor- oder Nachmittags einige Stunden lang mit ihnen zu beſchäftigen Muße hat, wird ſeinen mehr oder minder beflügelten Hut vor dieſen Namen erſten Ranges zur Erde ziehen.

Es iſt aber zuvörderſt eine Ueberſchwänglichkeit in der Anerkennung dieſer Namen zu rügen, wenigſtens in der Rückſtrahlung des Schaffens, wie daſſelbe dieſe großen Geiſter getrieben haben ſollen, auf die Prinzipien, nach welchen auch jetzt noch geſchaffen werden ſoll. Unſer Zeitgeiſt kann und will dieſe Muſter nicht mehr nachahmen. Zunächſt die Tragödie! Unſer Zeitgeiſt geht nicht auf Stelzen. Unſere Sprechweiſe iſt einfach und natürlich, wie unſer Denken ſpekulativ, verſtändig, nüchtern. Es giebt Stufenfolgen in der Entwicklung der Völker und namentlich innerhalb der Literatur und des vollen, klaren, gerechten Verſtändniſſes derſelben. Die Deutſchen z. B. ſollten doch wahrlich ſich endlich mit dem begnügen, was mit Schiller und Goethe bisher geſchehen iſt! Entwerthungen durch den veränderten Zeitgeſchmack werden bei ihnen wahrlich nicht eintreten, wie beim Nibelungenlied, das in

der Faſſung, die wir davon beſitzen, in der That einſt in einer gewiſſen Zeit ein allgemeineres Intereſſe erregt zu haben ſcheint; wenigſtens beweiſen das die mehreren Handſchriften, die wir davon beſitzen. Und dennoch nirgends zeigt ſich die Spur, daß dies Lied irgendwie eingedrungen war in die Bildung, in die Geſchichte ſpäterer Zeiten! Es wäre eine akademiſche Preisaufgabe: „Nachweis von Spuren der alten von unſeren mittelalterlichen Epikern behandelten Sagen in der Cultur, Literatur, Biographie, Geſchichte vom dreizehnten bis zum Ausgange des ſechszehnten Jahrhunderts.“ Nun, das Rauſchen eines gleichſam unterirdiſchen Stromes, vom Wartburgfeſte bei den thüringiſchen Fürſten an bis zu dem Tage, wo Friedrich II. von Preußen dem Rector des Joachimthalsſchen Gymnaſiums, Meierotto, die großen Quartbände der Profeſſor Müller'ſchen Ausgabe des Nibelungenliedes als alte für den Käſekeller paſſende Scharteken beinahe an den Kopf warf, war ſehr ſchwach und es kann ein Uebriges für die Erhaltung des Gedächtniſſes in der Literatur geſchehen. Aber man kann auch darin zu weit gehen.

Bei unſeren Dioskuren Goethe und Schiller und mit ihnen als Vorläufer Shakeſpeare leiſtet die Phraſe (Longinos würde ſtaunen) wahrhaft Unglaubliches. Alle drei ſind die Leitfäden für die Behandlungsweiſe der praktiſchen Aeſthetik geworden. Die Kathederwelt iſt von dem Pathos dieſer Namen wie fascinirt. Der geſunde

Menſchenverſtand, der doch über andere Erſcheinungen in der Literatur grobkörnig genug zum Durchbruch gekommen ſein will, hat über Goethe keinen Ausweg mehr. Goethe's „ſiebente Liebe", die Liebe zu jener offenbacher Gauklerin, die ſich durch einen alten ſchwachſinnigen Mann „Frau von Willemer" nennen durfte, wird überall mit Pathos behandelt. In Heidelberg errichtet man eine Tafel auf dem Schloſſe: „Hier ruhte Goethe am liebſten aus bei ſeinen Spaziergängen von 1815!" 1815! War's noch der junge poetiſche Goethe von 1771! Nein, die Excellenz, der alte, faſt Siebzigjährige! Freilich hatte er noch unter den Nachtigallengebüſchen komiſche Stelldicheins. Kein Wunder, daß fremde Nationen uns Deutſche für Narren halten, die wir über dergleichen, wie auch über die „Herzlieb" in Jena mit Emphaſe ſprechen können. Nach dieſer Richtung hin ſcheint uns ſelbſt das ſittliche Urtheil abhanden gekommen.

Beſprecht Aufwallungen im Leben Eurer Heiligen, im Leben des damals faſt ſchon Siebzigjährigen mit Humor und verlegt ſeine Verliebtheiten in die Pſychologie. Aber ſtatt deſſen ſpricht man mit Andacht davon, orakelhaft, pathetiſch, offenbarungsgläubig, im Styl jenes äſthetiſchen Schwulſtes, der uns überlaſtet, der jede natürliche, freie Production hemmt, borurte Köpfe zu Abſprechern und Abſchreckern vom Wagniß der Weiterführung des Literaturfadens macht. Bei welcher Nation kommt dergleichen vor?

Das Traurige ist bei uns, daß sich die Industrie an diesem Ton betheiligen konnte, meinetwegen die Kunst. Was die Industrie anlangt, so ist vorzugsweise feierlicher Einspruch zu erheben gegen die Art, wie die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und die von ihr verlegte Augsburger Allgemeine Zeitung Schiller und Goethe nun schon fast ein Jahrhundert lang ausnutzten in unglaublicher Weise. Als noch das Privilegium auf den Druck Schillers und Goethes ein Existenzfundament für drei große stuttgarter Familien war, die sich hatten in den Adelsstand erheben lassen und demgemäß auf großem Fuße leben zu müssen glaubten, da ist das deutsche Volk durch die dann noch hinzutretenden Erben der berühmten Namen in einer Weise zur Contribution gezwungen worden, die in der That einen Geschichtsschreiber herausfordert! Schauerliche Vorgänge im innern Leben jener Buchhandlungsfamilien waren die Folge, Akte der Nemesis. Die in den Vordergrund gedrängten „Classiker" (ein Pyrker sogar wurde zum „Classi'er" gestempelt!), die Lyrik Uhlands, der Schwaben überhaupt, alles das suchte die Allgemeine Zeitung immer und immer emporzuhalten. Eine förmliche Schiller-Goethe-Philologie wurde angelegt. Düntzer, Gödeke, Vollmer, Bernays hörten und hören nicht auf, für Kleinigkeiten, Druckfehler, Ausgabenverschiedenheiten, Jahreszahlen die berühmteste Zeitung

in Anſpruch zu nehmen, ja die von ihr angeprieſenen Bücher darüber zu ſchreiben. Es iſt gradezu ein Miracel, wie eine einzige Buchhandlung und eine Zeitung aus merkantilen Gründen unſere Nation ein Jahrhundert lang ſo hat ſcheinbar-äſthetiſch wie im Cirkel herumführen können. Ewig Schiller und Goethe, Goethe und Schiller! Bald gab es Ausgaben in Octav, bald in Duodez, bald in Einem Bande. Selbſt nach der Freigebung der Eigenthumsrechte blieb die alte Straße ſtaubaufwirbelnd befahren. Anfangs verſchenkte man den Schiller, um die Concurrenten zu überholen. Dann arbeitete das Schiller-Goethe-Philologen-Concert der Allgemeinen Zeitung fort und fort und ließ die Nation nicht frei, mit einem Monatsnamen, mit einem Kolon, eine Nation, die ſchon bei der kalten Aufnahme des zwiſchen Goethe und Karl Auguſt geführten Briefwechſels ihre gänzliche Erſchöpfung von dieſer Wiederkäuerei abgethaner und auf kleine Fachblätter und ſtoffarme reiſende Vorleſungshalter zu verweiſender Dinge ausgeſprochen hatte.

Das deutſche Volk, die Schule, der Univerſitätskatheder ſieht dieſem Haften am Selbſtverſtändlichen, ja Längſtabgenutzten, Längſterſchöpften zu wie rebus quasi bene gestis. Niemand ſagt, daß wir in Folge dieſer auf Buchhändlerſpeculation zurückzuführenden Erſcheinung mit den Annexen von Stahlſtichen, Photographieen, Commentarien eine Retardation in der Fort-

entwickelung des Literaturlebens zu Stande gebracht haben, die bei jedem Blick in ein literarhiſtoriſches Compendium erſichtlich iſt. Man erlog ein Zeitalter der Claſſiker und eines der Epigonen! Während man ſich doch zu ſagen hatte, daß z. B. Schillers „Geiſterſeher“, theilweiſe ſogar ſeine „Gedichte“ und Goethes „Wahlverwandtſchaften“ und vollends ſeine „Luſtſpiele“ und ſo vieles Andre auf einer Stufe der Talentbegabung ſtehen, die von den Spätern bei Weitem übertroffen worden iſt. Hier iſt kaum eine freie, nicht ſchwülſtige, nicht im Dienſt der Phraſe ſtehende Literaturauffaſſung hörbar geworden. Die Allgemeine Zeitung lenkt ſogleich alles wieder, man verfolge nur die Quartale, auf abſolute Vollendung zurück. Die verſchiedenen Strömungen des Zeitgeiſtes erkennt jede Nation an, nur die deutſche nicht. Dieſe behält eine Aeſthetik z. B. für das Drama, die ihre Lehren von einem Dichter des ſechszehnten Jahrhunderts hernimmt! Ja den allgemeinen Begriff des Dichters hat man in unglaublicher Weiſe verwirrt und dermaßen überſchraubt, daß der, der nicht etwa ein Mitarbeiter der „Deutſchen Dichterhalle“ in Leipzig zu ſein und demonſtrativ Sonntags Vormittags ſeine Anzahl Verſe als Lyriker zu reimen pflegt, geradezu erſt durch ein Nadelöhr getrieben werden muß, bis er mit jenem geweihten Chor der „Gottbegnadeten“ gleichen Schritt zu halten vermag.

Nur durch das viele Anpreiſen der Größe Shake-

ſpeares iſt unſer Theater ſo tief geſunken. Denn was war die natürliche Folge? Der bühnenkundige talentvolle Autor ſah dem großen Britten die größten Ehren erwieſen trotz ſeiner Incorrektheiten in der Durchführung ſeiner Fabeln, trotz ſeiner Sprünge von Einem zum Andern, trotz ſeiner mangelnden Motivirungen, ſeines durchweg archaiſtiſchen Gepräges. Alles das wurde dem Neuling von Beſſerwiſſern, von Feuilletoniſten, Literarhiſtorikern, Regiſſeuren, die ſich als „Bearbeiter" einen Namen machen wollten, Intendanten, die ihrem Souverän Sand in die Augen ſtreuten, zur Beſchämung entgegengehalten. Du machſt in „Tendenz", du dienſt dem bloßen Theaterbedürfniß! Wer zöge ſich da nicht zurück und überließe einer ſo durchſchulmeiſterten und ſich leiten und täuſchen laſſenden Nation die Bühne in der ganzen beſchämenden Verſunkenheit, wie dieſe gegenwärtig von allen beklagt daſteht!

Es iſt nicht abſichtlich, ſondern bedeutungsvoll zufällig, daß ich zu Beiſpielen für den äſthetiſchen Schwulſt Namen nennen muß, die ſämmtlich ehemaligen Kaufmannsdienern angehören. Alle Achtung den Söhnen Merkurs! Alle Ehre den ſcharfſinnigen Geiſtern, die oft hinter den Comtoirtiſchen ſitzen! Laſſalle, Marx und ihre Schule verſündigten ſich am Kaufmannsſtande, den ſie in die Sphäre des ſubtilen Raubes drücken wollten; dieſe Anſchuldigung der Sozialdemokratie gegen den Handel iſt falſch. Es iſt nicht

kleine Stelle annähme, hinreichend ſein, ihn, ſeine Frau, vielleicht auch zwei Kinder zu ernähren. Zuweilen glaubt er dies, zuweilen zweifelt er daran. Sie werden heirathen, Baron? fragt' ich ihn. Niemals; antwortete er entſchieden. Auch Eliza nicht? Wer iſt Eliza? Hier mußte man ihn ſehen. Die kahle Platte des Kopfes überzog ſich plötzlich mit einem üppigen Haarwuchs. Die zuſammengeſchrumpfte Geſtalt glättete ſich auf. Ein ſanftes Roth flog über die trocknen Wangen. Er zog in lebhafter Unruhe ſeine Handſchuhe aus und an und zupfte ſo lange an ſeinen Manſchetten, bis ich ihn erinnern mußte, daß ſein Hemde zum Vorſchein käme. Lord Kottenhamm hatte eine neue Hofnungsblaſe. Ich ſprach Vielerlei von Eliza; aber er hörte nicht darauf, ſondern ſchien in ein tiefes mit Zahlen beſchäftigtes Nachdenken verſunken. Er rechnete an den Fingern und hielt, um ſich die einzelnen Poſten zu merken, einen Rockknopf nach dem andern feſt, ſo daß er die Hunderte nicht verwechſelte. Endlich warf er ſeinen Kopf auf und rief mit einem Lächeln, das an Verklärtheit grenzte: Yes, Sir! Er hatte ſich überzeugt, daß er es wagen durfte. Er ſchlüpfte unter meinen Arm und zog mich fort, ihn mit Eliza bekannt zu machen. Ich that es, weil ich die Wünſche dieſer Dame hinlänglich kannte. Sie ſahen ſich öfters, Eliza hatte ein kleines Vermögen, Kottenhamm rechnete, rechnete, rechnete.... die Seifenblaſe zerplatzte und er war ſo reſignirt, wie früher.

Als ich ihn ſah, war ich erzürnt und machte ihm empfindliche Vorwürfe. Er ſah aus, „wie das Leiden Chriſti". Ich mußte Theilnahme für ihn empfinden. Ich glaubte ſogar, er weinte, als er mir die Berechnung machte, daß Eliza ein Vermögen von 12000 Gulden beſäße. Deſto beſſer, ſagt' ich.

möglich, daß man auf jedes Bedürfniß ſelbſt gerüſtet iſt; es muß Zwiſchenhändler geben, wenn es auch wahr iſt, daß es leider deren zu viel giebt und daher die Klage kommt über „die ſchlechten Zeiten“. Doch das beiſeit. Herrlich, wenn ein gebildeter Kaufmann in ſeiner Sphäre bleibt. Lieſt er Zeitungen und neue Bücher — ich ziehe den Hut vor ihm ab und nenne ihn eine Zierde der Geſellſchaft. Fängt er aber an, ob nun zu ſchopenhaueriſiren oder zu haeckeliſiren oder wie jetzt Mode iſt zu Richard Wagneriſiren oder in einem reproduktiven Lirum Larum von Verſen zu heiniſiren oder im Urtheil über Literatur ſogar kritiſch zu hebbeliſiren, ſo möchte man rufen: Schuſter bleib bei deinem Leiſten! Nimm die Elle in die Hand! Ihr verwirrt nur die öffentliche Meinung! Euch fehlen zur Theilnahme am Literaturleben alle erſten Prinzipien!

Ein glänzendes Beiſpiel, wie ein Handlungsdiener ſich ſpäter ausbilden, etwas Tüchtiges lernen und ſogar Andere lehren konnte, ſtellt G. G. Gervinus vor. Aber ſein Lebtag hat man dem Mann die erſte unlateiniſche Bildung angeſehen. Er war ohne Humor, den nur die Schule giebt, trocken, ohne Witz, ohne künſtleriſche Beherrſchung ſeines Stoffes, immer aſchgrau, immer im Schweiß, ganz hinuntergezogen in ſeine verdrießlichen Wenn's und Aber's, ein Pedant, ein Opfer ewig nergelnder Rechthaberei. Nachdem dieſer Autodidakt an der deutſchen Literaturgeſchichte

5 Bände lang gemäkelt, hob er Shakeſpeare und — den Componiſten Händel in alle Himmel! Man kann die Verwirrungen des Verſtandes, der Lectüre, der Eitelkeit nicht weiter treiben. Der Dilettant iſt in Gervinus vollſtändig wiedergegeben. Er zeigt ſich auch in ſeiner unvollendeten Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, wo derſelbe in ſeinen Studien, ſeinen Büchern und Excerpten, die rings um ihn her aufgeſchlagen lagen, ſozuſagen ſtecken blieb. Einen „Schüler Schloſſers" nannte er ſich! Ja, wie rumorte der Alte ſo unerſchrocken in ſeinem großen Wiſſenswuſt! Wie war das alles bei Dem ſo urſprünglich und friſch! So anregend geiſtreich! Aber Gervinus? Die Quellen aller Bibliotheken der Welt lagen ſozuſagen um ſeine Manuſcripte her und ſtrömten ihm ihre Thatſachen aus — da iſt kein Unterſchied, ob Kaufmannsgehülfe in Darmſtadt oder Oberlehrer am Gymnaſium zu Frankfurt an der Oder; aber wie der Adler nur aus der Höhe die Fangkraft und Perſpective des Vogels gewinnt, den er aufgreifen will, ſo muß auch ein Hiſtoriker früh ſchon gelernt haben, hoch über ſeinem Stoffe zu ſtehen.

Ein zwar minder glänzendes, aber nach einer gewiſſen Richtung ausgiebiger eingreifendes Beiſpiel, was aus einem Kaufmannsdiener von Strebſinn und einigen Vorkenntniſſen in Deutſchland werden kann, bietet der kürzlich verſtorbene wiener Israelit Emil Kuh. Dieſer hatte ſich den Hebbelcultus in

einer Weiſe in Entrepriſe genommen, wie jetzt Wagner von Muſikern und Muſikfreunden mit glänzenderem Erfolge emporgetragen wird. Gott iſt Gott und Hebbel ſein Profet! Dieſe Deviſe eignete ſich, ich weiß nicht, bei welcher Tiſch- oder Kaffeehausbegegnung, Emil Kuh an, zog den Comtorrock aus und trat in die Commisgemeinde, die Friedrich Hebbel ſchon ſeit 1835 um ſich gebildet hatte, ſchon in Hamburg, wo ich ſeit 1837 mit ihm und mit ſeinem Talente, das ich nie geleugnet habe, in Berührung kam. Hebbel iſt todt. Emil Kuh ſoll es ebenfalls ſein und die zwei coloſſalen Bände voll Weihrauch, die Kuh über Hebbels Leben (Wien, bei Braumüller) hinterlaſſen hat, würde ich ruhig denen preisgeben, die daran Gefallen finden, wenn ich nicht, nach dem Regiſter zu zählen, 71 mal in dieſem Buche erwähnt worden wäre, immer mit einem hämiſchen Wort, immer mit einer boshaften Schiefheit, immer mit einer faktiſchen Unwahrheit. Soll ich da nun ruhig die Hände in den Schooß legen und ſagen: Habeat sibi? Legt's zum Uebrigen?! Ich würde es vielleicht können. Die Welt iſt für ernſtere Dinge intereſſirt. Aber da kommt dann ein dritter ehemaliger Handlungsdiener, heißt Adolf Stern, und kramt in — der Allgemeinen Zeitung, an einem maßgebenden, hervorragenden Orte, in fünf Artikeln (Nov., Dez. 1877), auf Grund dieſer Biographie den ganzen „äſthetiſchen Schwulſt“ unſerer neuern

Literatur aus, läßt Lüge und Bosheit unberichtigt, das ganze in vielfacher Hinsicht gradezu empörende Buch ohne jede sittliche Glosse! Natürlich habe ich mich da doch entschlossen, über Hebbels Berechtigung, mich gelegentlich einen „Schurken" zu nennen, über Kuh, über Adolf Stern und was dazu gehört, offen meine Meinung zu sagen.

Friedrich Hebbel, der das genannte Buch ohne Zweifel selbst angefangen hat und wol Memoiren daraus hat machen wollen, traf ich 1837 in Hamburg in einer Umgebung, die mit Ausnahme seines studirten Arztes nur aus Handlungsdienern bestand, die sich die Vergötterung eines jungen Mannes angelegen sein ließen, der zuversichtlich und ohne Weiteres behauptete, er sei der neue Shakespeare. Leider hat er sein Lebtag sich und Andre gequält, diesen Satz zu beweisen. Jene Jünger des in Hamburg an vielen Stellen so geistvoll vertretenen Gottes Merkur glaubten Hebbels Versicherungen und trugen diese weiter. Der Sohn eines Händlers mit — ich weiß nicht mehr, ob mit Kleesaat oder Kaffee — Namens Jahnens als „Dichter" legte er sich den Namen Janinski bei, führte in Hamburg den Reigen dieser Hebbel-Bacchanten an. Weder Janinski noch später Emil Kuh hatten Schulen durchgemacht! Was mit Hülfe einer eifrig betriebenen Lectüre aus der Leihbibliothek zu leisten möglich war, wurde in Scene gesetzt. Hebbels beständiges Wühlen in den Geheim-

niſſen der dichteriſchen Compoſition regte beſonders Kuh, den an ſich ſcharfſinnigen Sohn Israels an, und, vorlaut, impertinent wie er war, erſcholl auch bald ſein Urtheil in den Journalen Wiens, das leider dem Prahlgeiſt, der Titanerei, der Holofernesgeſpreiztheit zugänglich iſt. Im Hintergrunde ſtand, wie das die literariſche Chronik älterer Zeit nur zu gut weiß, bei Kuhs boshafter Thätigkeit mit beſonderer Anweiſung der Inſtructor Hebbel und lehrte zu weiterer Verbreitung, was reine Poeſie, unmittelbare Poeſie, Poeſie für alle Ewigkeit ſei und wer dieſe nicht getroffen und was Einem fehle und was dem Andern und wer zu bemitleiden, wer blos zu toleriren, wer zu verachten ſei u. ſ. w. Dieſen äſthetiſchen Schwulſt kennt vielleicht nur die engere Literaturgemeinde, vielleicht nur die Feuilletoniſtik der öſterreichiſchen Preſſe. Kurz vor ſeinem Tode drang Emil Kuh noch in die Allgemeine Zeitung! Er hatte einem demſelben Schwulſt des Dilettantismus angehörenden Frauenzimmer nachgeahmt und ſich der Cotta'ſchen Buchhandlung durch Reclamen (denn Kritiken ſind ſolche Aufſätze nicht) über die Grillparzerſche Muſe, die im Cotta'ſchen Verlage ihre Verwerthung findet, als nutzbar empfohlen. Jener weibliche Autor, der dem äſthetiſchen Schwulſt in ſeinem Leben mehr als Ein Opfer hat bringen können und letzteres mehr aus der dramatiſchen und „liriſchen" Gegend her, ſchrieb über den wunderlichen wiener Dichter, den man

in öſterreichiſcher Mundart leſen ſollte, um ihn ganz zu würdigen mit all ſeinen Elipſonen „kannt'" und „hätt'" und „möcht'" und Emil Kuh debütirte denn auch mit Grillparzer und nebenbei mit Schwabenſchmeichelei. Er brachte eine Dichterdefinition auf, über die ſich Goethe im Grabe umgewendet haben wird. Goethe ſagt irgendwo einfach: „Dichter nenne ich Jeden, der lebenstreu erfaßte Eindrücke in angenehmer Verknüpfung wiederzugeben weiß." Emil Kuh ſagt, wahrſcheinlich in der Vorausſetzung, der verſtorbene Mörike gehöre dem Cotta'ſchen Verlage an, dieſer ſei „ſeit Goethe das einzige lyriſche Genie, das den Deutſchen erſchienen wäre!" Man iſt gradezu perplex über einen ſolchen Ausſpruch an ſo hervorragender Stelle. Keine Note der Redaction ruft: Oho! Kein Wort ſagt: Aber Beſter, wo bleiben Uhland, Heine, Rückert, Platen, Lenau? Wo Wilhelm Müller und ſogar jener Hebbel, den du ſo ſehr verehrſt, und vollends jener Hebel, der nur mit Einem B? Kolb, Orges, Altenhofer hatten hier ein Fragezeichen gemacht. Mörike war ein lieber und achtbarer Kopf und ein Meiſter in der Kunſt poetiſcher Sprachbehandlung. Aber ſein erſtes Werk „Maler Nolten" war in hohem Grade ſchwach und nur zur Hälfte genießbar. Und ſeine Lyrik, wenn man aufrichtig ſein will (Goethe hat zwar geſagt, das wahre lyriſche Gedicht ſei immer ein Gelegenheitsgedicht), aber bei Mörike geht die Gelegenheit über

das erlaubte Maß hinaus. „Als mir eine Freundin ein Krystallfläschchen mit wohlriechendem Odeur schenkte“ oder ein Gedicht, wo sich ein Vogel aus seinem Bauer zufällig freimacht und sich dem vorübergehenden Dichter auf seine Achsel setzt — An „Wilhelm Hartlieb“, „An Klärchen“, die „Weingeister in Tübingen“, ja auf dergleichen Zufälligkeiten macht sich leicht ein Impromptu und nach zwanzig Jahren giebt die Sammlung solcher Einfälle einen Band. Ist Euch das ein „wahrer, ächter deutscher Dichter“? Diese Art dilettantischer, wenn auch begabter Dichtkunst nenne ich die reine Armuth. Morgen bin ich dann ebenfalls ein Lyriker; ich brauche nur die Verse zu sammeln, die ich seit fünfzig Jahren in Albums geschrieben habe. So ist nach seinem Tode neulich beinahe F. D. Strauß zum Dichter geworden! Aber da treibt nichts, da gährt nichts, da will sich nichts gestalten! Der ganze Mensch bleibt im Schlafrock und in Pantoffeln. Schläfrig wandelt ein Träumer mit seiner glücklichen Sprachfertigkeit, die Tausende haben, durchs Leben; nirgends findet ein Leser den schaffenden, den Stoff aus der Erde stampfenden, die Literatur als Culturmoment weiter führenden Dichter. Nehmt die Geschichte von jener blauen Grotte am Neckar, Mörike's „Hutzelmännlein“! Das Ding sagt gradezu garnichts. Nur durch Freundesmund konnte ein so vollständig verfehltes Werkchen gehoben werden. Der ästhetische Schwulst fand in einer

abſoluten Velleität die ſchwerſten Goldkörner. Und Kuh ſtellt neben ſeinem abgeſchmackten Einfall denn auch gleich Lehrſätze excluſivſter Art auf.

Adolf Stern ſetzt das Kuh'ſche Geſchäft, das Abwägen auf der Goldwage: Wer iſt ein wahrer Dichter? in der Allgemeinen Zeitung fort. Stern hat ſelbſt einige ſehr langweilige epiſche Gedichte herausgegeben. Natürlich iſt er in Folge deſſen ein Dichter. Ein ganzer Troß, den er in eine Anthologie gebracht hat, geht Hand in Hand mit ihm zur Unſterblichkeit ein. Nur die „Jungdeutſchen" — das iſt die beſondere Antipathie, wie Kuhs, ſo Hebbels, ſo Sterns. Dieſe ſind nichts gegen ſeine alphabetiſch geordneten Anthologie-Sänger. „Die Jungdeutſchen!" Das iſt der ewige Refrain der Abgeſchmacktheit und der Denkfaulheit in Deutſchland! Wer hat denn die „Jungdeutſchen" aufgebracht? Der ſelige Bundestag. Schreibt der Bundestag Literaturgeſchichte? Die Biographie von Kuh über Hebbel ſagt demnach gewiſſermaßen zu meiner Perſon: Erhebe dich und zertritt, nichtachtend Leiſetreterei, die in unſerer Zeit über gewiſſe Fragen aller Orten Mode iſt, in einer kleinen Schrift dies Gewirr von falſcher Darſtellung, des Rühmens der craſſeſten Unmännlichkeit einerſeits und der Referate in dem Buche, die von Hebbel ſelbſt gekommen zu ſein ſcheinen und ihn ſelbſt als ein Wunderwerk der Schöpfung darſtellen, beurtheile Kuh und deſſen Lobpreiſer in der

Allgemeinen Zeitung und rectificire die Lügen, die dich ſelbſt betreffen, ſo lange du noch lebſt! Nach deinem Tode wird Niemand für Dinge eintreten, von denen man nicht weiß, wie ſie geweſen ſind.

Ich, den Hebbel in jenem Buche bald einen Schurken nennt, bald beſchweifwedelt als ſeinen „verehrten Freund', war noch ein junger Autor, der mit ſeinem Stand in der Welt ſelbſt zu ringen, ja ſich ſchon eine Familie aufgebürdet hatte, als ich dem Naturſohn Hebbel, einem Holſtein'ſchen Gerichtsſchreiber, der ſich nothdürftig einige Schulkenntniſſe und die Erlaubniß zum Beſuch von Vorleſungen in Hamburg und ſpäter auf der Univerſität München (ohne vorhergegangene Examina) erworben hatte, freundlich entgegenkam, ihm in Hamburg in jeder Weiſe förderlich zu werden ſuchte, was ich allerdings nur als Herausgeber einer nach damaliger Sitte nur ſchwaches Honorar bietenden Zeitſchrift thun konnte. Aber Hamburgs unternehmendſter Buchhändler, Campe, hatte auf mein Zureden ſchon Gedichte von dem jungen Mann verlegt, was die Biographie nicht erwähnt. Ich war gegen einen mir an Jahren gleichen Mann gefällig, der an ſich in der unangenehmſten Weiſe beim erſten Eindruck auf mich wirkte. Denn mit den Manieren eines Bettlers, eines Elias Krumm, mit der ſubmiſſeſten Unterwerfung, die ihm Freitiſche, Stipendien von reichen Kaufmannsdamen, die eine Schriftſtellerin, Amalia Schoppe, für

ihn intereſſirt hatte, auferlegten, führte er ſich auch bei mir ein, aber ich wußte doch ſchon, daß dieſe gradezu bis in's Unerträgliche für den alſo demüthig Begrüßten getriebene Form der Höflichkeit eine bloße Maske war, das ſchleichende Sich-Nahern der Schlange Eitelkeit. Ich wußte, daß dieſer Mann, der ſich mit breitem holſtein'ſchen Dialekt ſo demüthig gebehrdete, einen ſeit einigen Jahren auf einen Amtsſchreiberpoſten in einem kleinen Orte gebannten Titanen, einen Prometheus vorzuſtellen glaubte. Das hatte ihm jene Amalie Schoppe, der er einige Gedichte eingeſandt hatte, eingeredet. Er hatte ſein Tintenfaß, ſeinen Lederſtuhl in der Gerichtsſtube zu Weſſelburen verlaſſen und war nach Hamburg gekommen. Ein Subſcriptionsbogen ſammelte bei Frauen und Männern. Er nahm auch noch Stunden. Er wollte ſtudieren.

Bald hatte er ſich unter Handlungsdienern eine Gemeinde gebildet. Die gutherzige Schoppe, die eine Unzahl von Kinderbüchern und Romanen geſchrieben hat (während ſie ihre eigenen Kinder hatte in's Zuchthaus abliefern müſſen!), rannte für den jungen Mitarbeiter ihrer „Modezeitung" hin und her und bettelte bei allen Abonnentinnen ihres Blattes um Unterſtützung für die fernere Ausbildung des großen Genies. So gewiſſermaßen aufgepäppelt von Frauenzimmern, ein neuer Achilles auf Skyros, wurde der Titane während ſeiner ganzen Hamburger Zeit. Da und dort

Sie haben gut reden, fiel er ein; wer 12000 Gulden mitbringt, verlangt einen Aufwand für eine Summe, wovon dieſe 12000 Gulden nur die Zinſen ſind. Ich übertreibe, verbeſſerte er ſich, als ich die Augen aufriß; allein das werden Sie mir nicht ſtreitig machen, daß eine Frau ihre Mitgift immer um die Hälfte höher anſchlägt und immer von ihrem Eingebrachten 10 % Nadelgeld haben will. Eliza iſt ein himmliſches Geſchöpf; aber ſie hat eine Mutter, eine Tante, eine Großtante, eine Schwägerin ihres verſtorbenen Bruders, der wieder von Seiten ſeiner verſtorbenen Frau eine Nichte mütterlicher Seits in die Familie gebracht hat, kurz, was ſie nicht weiß, wiſſen dieſe: und — es geht nicht, ich kann nicht, ich darf nicht, ich habe mich übrigens auch mit meiner eignen Kaſſe verrechnet. Er zuckt die Achſel und ſchleicht davon.

Baron Kottenhamm iſt ein ewiger Bräutigam. Wen er ſieht, den will er heirathen. Er hat ſeine Emiſſäre, ſeine weiblichen Spione, Kuppler jagen ihn des Morgens aus dem Bette und erregen ſeine Phantaſie, die nie ermüdet. Mit dem Pupillencollegium gibt es fortwährende Relationen: in den Magiſtratsbüchern wird nachgeſchlagen, wie viel dieſe oder jene Partie beſitzt, in den Kirchenbüchern, wie alt ſie iſt. Er iſt in allen Winkeln zu ſehen, wo ſich mehr Damen als Herren befinden und dem Geſpräche das Uebergewicht auf die weibliche Seite hingeben, indem die Unterhaltung dann die Damen zu Regiſtern der Stadtchronik macht, aus denen er ſich notirt, was er wiſſen will. Bei kleinen verabredeten Caffe's erſcheint er oft als zufälliger und unverhoffter Beſuch, aber alle, die ſich hier treffen, treffen ſich mit Vorausſetzung. Es gilt eine Bekanntſchaft, eine wechſelſeitige Muſterung, es wird viel Zartes und Empfindſames zur Schau

bekam er Freitiſche. Ueberall bückte er ſich. Sollte man glauben (und das iſt der Grund, warum ich mich rechtfertige vor dieſer unwahren, nichtswürdigen Biographie, wo Hebbel z. B. in ſeinem Tagebuch ſchreibt: „Ich haſſe Niemand mehr als Karl Gutzkow"), daß dieſer Schleicher und Kriecher Tagebücher ſchrieb, wo er Menſchen, die ihm Gutes erwieſen, hintennach Schurken nannte? Und Ruh druckt dergleichen! Und eine wiener Hofbuchhandlung giebt es heraus! Und die Allgemeine Zeitung verlangt von dem Fünf-Artikel-Schreiber, dem avancirten Handlungsdiener Stern, keinen Ausdruck der Entrüſtung über die maßloſen Beweiſe von Undankbarkeit, hämiſcher Taktloſigkeit, Rohheit, die auch ſonſt in dem genannten Buche, das ſie gar nicht zu kennen ſcheint, zu rügen war! Ein Stern, der ſich in Jena bei Kuno Fiſcher und Schleicher etwas Bildung geholt hat, ſoll an ſo wichtiger Stelle die Garantie für die äſthetiſchen Fragen der Zeit, für deutſche Literaturgeſchichte überhaupt geben können!

Warum war ich „wie Alle" ein „Schurke"? Der Bauer aus Holſtein wollte von mir Opfergeruch, die Sprache Janinskis, zunächſt für einige formloſe Gedichte! „Judith" war erſt im Entſtehen begriffen! Wenn mich der Mann beſuchte, ſtand ich mit der Feder in der Hand, bat ihn artig Platz zu nehmen und forderte ihn auf, mir zu erzählen, wie es ihm erginge. Meine eigene ſelbſtſtändige Art drängte ſich ihm in nichts

auf. Ich verlangte nichts von ihm. Ich sagt, niemals: Haben Sie etwas von mir gelesen? Was also gab ihm den Treppenwitz seines Tagebuchs ein! Von seiner Judith, die er drucken ließ und sorgfältig vor mir verbarg, konnte ich nicht beginnen. Hingegeben und überredsam, sogar wie spätere Erfahrung lehrte, schwatzhaft und sprechsüchtig bis zum Excess, war er mir gegenüber stumm, mittheilsamer aber, wie ich allmalig hörte, vor den Handlungsdienern. Vor diesen tobte und wetterte er sich aus und brüstete sich, des Unendlichen voll. Alle schwiegen und staunten und schrieben in den kleinen Blättern Hamburgs Bewunderungsartikel. Das wuchs dann immer mehr an, bis Janinskis Vater eines Tages die Entdeckung machte, — hier erinnere ich an Molière oder Lucian — daß die Löwenzahnkrone einen Ersatz für die Baumwolle liefern könnte. Da sah der Sohn schon Schiffsladungen voll Löwenzahnblüthe die Elbe hinauf- und hinunterſegeln und sich selbst mit der Unterbringung seiner damit erworbenen Millionen beschäftigt. Hebbel trat über diesem Ersatz für Baumwolle in den Hintergrund, zog in eine abgelegene Gegend Hamburgs, wo diese (die Biographie wird hier in diesen Details geradezu fürchterlich) in Verhältnisse entschwand, die das wüsteste Lebensbild wohlgemuth und ganz frech aufrollen. Hebbel verschwindet bei jener Elise Lensing, die in Wahrheit eine mit einer Pension behaftete ehemalige Freundin eines

kopenhagener reichen Kaufmanns war, eine ſogenannte „Abgeſetzte“. Mit dieſer vegetirte Hebbel. Der Biograph erzählt mit unverfrorner Biederkeit, daß Hebbel mit dieſem „Mädchen“ in „wilder Ehe“ gelebt und zwei Kinder in die Welt geſetzt habe. Die gutherzige Mutter ernährte dabei den Vater! Und währenddem ſchreibt Hebbel in ſein Tagebuch, wie mit Hamlets- oder Lord-Byron-Berechtigung: „Alle ſind ſie Schurken! Auch Gutzkow!“ Das heißt: Auch der, der mir Gutes erzeigt! Dergleichen Eruptionen des craſſeſten Größenwahns kommen in Deutſchland ohne alle Controle heraus und kritiſche Berichterſtatter rügen ſie nicht, ſelbſt nicht in der Allgemeinen Zeitung! Ich will warlich Hebbeln ſein Talent laſſen. Aber was ſoll die maßloſe Uebertreibung ſeiner ganzen unter den Tiſch gefallenen Bedeutung auf Koſten Andrer? Was ſollen ſich ſchlechte langweilige Epiker, Nachbeter eines ſtereotypen literariſchen Schwulſtes, erfrechen, das durch Kuhs ſcheußliche Indiscretionen gewonnene Reſultat als ein großes „Unrecht der Nation“, als eine Orgie des Uebermuths und der Intrigue der „Jungdeutſchen“ in der „Allgemeinen Zeitung“ zu proclamiren!

Ich habe Hebbeln zu jeder Zeit freundlich behandelt, ihn geſchätzt, ſeinen Werken Aufmerkſamkeit und eingehende Prüfung zugewendet, Vieles auch nachdrücklich empfohlen. Nur bin ich ihm nie zu Füßen gefallen, habe ihm auch nicht zugemuthet, daß Er ein Gleiches

mir that. In ſeinem Tagebuch ſchreibt der undankbare Mann: „Ich oder Gutzkow!“ Einer ſollte ſich beugen! Und natürlich nicht Er vor mir! Er wollte, daß ich Ihm, dem Anfänger, ſchmeichelte! Darum, weil ich das nicht that, ſondern nur ruhig lobte und mich gemäßigt verhielt, war ich „ein Schurke!“

Drei Dinge ſind es, die mich nie zur rechten Wärme über dieſen Winkel-Heros der deutſchen Literatur haben kommen laſſen. Erſtens: Sein in allem ignobel geweſener, bäuriſcher Emporkömmlings- und Bettel-Sinn, den ich aus ſeiner Beziehung zur Schoppe und zur Eliſe Lenſing ſchon angedeutet habe. Wien wird die fernere Ergänzung liefern. Zweitens: Die Nichtbeziehung ſeiner Muſe auf irgend eines der großen Güter, nach denen damals die deutſche Nation zu ſtreben hatte, ſeine vollſtändige Gleichgültigkeit für das Leben ſeiner Zeit, für die Welt, für die ich ſelbſt lebte und glühte. Drittens: Die ſyſtematiſche Bildung einer excluſiven Gemeinde, die eine falſche, aus dem überſpannt aufgefaßten Lehrbuche oder geradezu aus den Fingern geſogene Aeſthetik zur maßgebenden für die Beurtheilung Anderer machen wollte und in der That zur Qual ihres Lebens gemacht hat. Denn wie Emil Kuh eine Zeitlang die Wiener Journaliſtik beherrſchte, iſt kaum zu ſchildern.

Der Mangel an edler Männlichkeit zieht ſich durch Hebbels ganzes Leben. Er ruft aus: „Alle ſind ſie

Schurken! Auch Gutzkow!“ — Wie? Das Hamburger Schürzen-Stipendium, das Amalie Schoppe zuſammengebettelt hatte, das vom Biographen nur angedeutet iſt, gab dir ein Recht, ſo Menſchen zu beurtheilen, die mit äußerſter Anſtrengung, verfolgt von den Regierungen, ſich durch eigne Kraft mit Weib und Kind behaupteten? Hebbel, ein Holſteiner, machte ſich zum Dänen, um jenes Stipendium zu gewinnen, das die Dänen ihren jungen Talenten auf drei Jahre zu bewilligen pflegen. Als daſſelbe nach einer literariſch überwiegend unfruchtbar gebliebenen Reiſe durch Europa verbraucht war, hieß es wieder: Was nun? Da trat dieſer Schurken-Austheiler in ein Eheverhältniß, von dem ich nur ſagen kann: Hat je ein deutſcher Dichter ſo dem Gott Hymenäus geopfert? So ihm den duftigſten Kranz ſeines Seins und Weſens dargebracht? Was ich meine iſt nicht vollſtändig zu nennen. Aber Kuh läßt die hinterlaſſene Witwe ſelbſt ſprechen. Auch ſie bekennt ſich in dem grauenhaften Buch als eine Gefallene! Was hatte der nun wieder durch eine Frau Verſorgte nicht alles zu toleriren und zu ignoriren durch dieſe Ehe! Man konnte ſich nur abwenden oder tief betrübt ſein, wie jetzt, wo Emil Kuh und Frau Hebbel ihren Todten für ſo groß halten, ſo unſterblich, daß ſie ſich ihm zu Liebe in der Weiſe Indiens ſelbſt verbrennen. Wie eine Witwe in Madras legt ſich die gute zeitlebens

beſchränkt geweſene Enghaus auf den Scheiterhaufen, bekennt öffentlich ihre unehelichen Kinder und ſagt in dem Buche: „Ich war ja Maria Magdalena!“ !!!

Der Mangel an Hingebung für die großen Fragen der Zeit und ſeines Volkes, denen meine Perſon ganz hingegeben war, war an Hebbel ebenſo abſtoßend, wie der Mangel eines ſich muthig einſetzenden, in ſeinen Schöpfungen pulſirenden Gemüthes. Was mir die Seele durchglühte, Liebe oder Haß, Freiheit oder Knechtſchaft, das war ihm nur für die äſthetiſche Pointe da, für das Epigramm, das ſtimmen mußte, für die herausgeklaubte Idee. Eine Zuthat zu dem mathematiſchen Rechenexempel ſeiner Poetik, die noch aus dem Herzen, noch aus dem neben dem Stoffe pulſirenden Innern gekommen wäre, gab es bei ihm nicht. Die Probe mußte nur auf das Stimmen des Epigramms gemacht werden, ob daſſelbe der „Rubin“ hieß oder „Judith“. Ihn kümmerte vom Lebendigen, vom außerhalb ſeiner Intereſſen, der Intereſſen des neben dem in Arbeit begriffenen Stoff noch Exiſtirenden nichts. Und doch war es lediglich ſein Ich, das ihn beſchäftigte. Auf ſein Ich bezog er Alles. Sein Leben von Hamburg bis Wien glich einem jener ſchrecklichen Polypen der Südſee, die mit ausgeſtreckten Fangarmen und Entſetzenerregenden Saugwarzen alles in ihr Ich und nur in ihr Ich hineinziehen und elend ſterben laſſen, was ihnen zu nahe kommt. Ein ſolcher Charakter ſchreibt Tage-

bücher! Was kann ein Egoist der deutschen Nation zu sagen haben? Maßgebendes, Tiefes, Weises? Nein, Klagetöne der Eitelkeit, die hier und da widerhallen mögen. Es ist alles, was ich von solchen Gedanken lese, rein momentan, vom augenblicklichen Eindruck dictirt. Bald besuchte er mich, er geht mit mir spazieren, bald schreibt er, er hasse keinen Menschen so, wie mich. Der Biograph hätte diese Widersprüche ausglätten, entweder erklären oder getilgt haben sollen. Ruh läßt alles so stehen, wie er's fand. Im Sommer 1856 schlenderten wir, Hebbel und ich, gemüthlich um den Stephansdom in Wien. Ich forderte ihn auf, der Schillerstiftung, die in Dresden begründet werden sollte, auch in Wien einen Boden zu geben und die Gründung eines Filials einzuleiten. „Erstens", antwortete er und blieb stehen, mich groß ansehend, „was habe Ich davon?" Ich war starr. Ich brach sogleich ab, denn ich begriff, was er sagen wollte. „Ich habe eine mit 6000 Gulden jährlich vom Kaiser bezahlte Frau geheirathet, eine zweite Elise Lensing, die mich ernährt, was soll ich mich für die Ernährung Anderer echauffiren?" Erst Leopold Kompert dachte edler und leitete die Maßnahmen ein, die mir Komperts schriftliches Zeugniß zu Wege gebracht haben: „Ohne Sie gäbe es in Wien keine Schillerstiftung."

Diese Herzenskälte, dieser nackte Egoismus stieß mich bei allem, was Hebbel schrieb, ab. Denn diese

Kälte ging in's Mark ſeiner Produktionen. Niemals ſtromte bei ihm die Empfindung in edler Wallung dahin. Der herrliche Schiller vergaß doch zuweilen ſeinen Stoff und ließ ſich von ſeinem Herzen, ſeiner Phantaſie in die Weite tragen, himmelwärts. Seine Menſchen, ſelbſt Goethe's realiſtiſche Geſtalten haben ein Allgemeingefühl, ziehen, ich möchte ſagen, manchmal Sonne, Mond und Sterne in die Bahn ihrer Schilderung. Hebbel theilte an ſeine Gilde die Loſung aus, daß das alles „Reflexionspoeſie" ſei. Er wollte die drei Theile des logiſchen Beweiſes ſelbſt im Gedicht. Der einſylbige Heinrich von Kleiſt wurde immer und immer geprieſen. Und doch bringt ſogar dieſer zuweilen Stellen, die mehr ſind als der bloße trockene Exponent der Idee und ſozuſagen aus der Rolle fallen. Aber bei Hebbel iſt alles der Vorder- und Nachſatz eines Epigramms. Daß ſich in der dichteriſchen Schöpfung jedes Wort, jede Empfindung nur auf das gewählte Thema beziehe, in dieſer Trockenheit und Dürftigkeit ſieht die Commiszunft äſthetiſche Größe. Als wenn nicht gerade Shakeſpeare der größte Digreſſiſt und eben darum ſo groß geweſen ware, daß ſeine fühlende, beobachtende, humorvoll den Stoff gloſſirende Perſönlichkeit bei allen ſeinen Sujets immer mit im Spiele war! Die Digreſſionen, die für die antike Tragödie im Chore lagen, ſprechen gegen Hebbel und ſeine Schule von ſelbſt. Von Schiller ſprachen wir ſchon.

Bei Goethe finden sich regelmäßig die geöffneten Perspectiven auf eine edle Welt- und Lebensauffassung überhaupt. Alles das verwarf und verhöhnte Hebbel, verwirft und verhöhnt sein Anhang als „Tendenz", „Reflexion", „jungdeutsch", „Tirade", „Phrase". Nur die absolute Physiologie des Sujets soll als „Poesie" gelten. In unbeschreiblicher Redesucht (nur Richard Wagner kommt mit seiner sächsischen Suada Hebbeln in diesem Punkte gleich) perorirte und schwadronirte er fortwährend über die Embryologie des Absolut-Poetischen. Emil Kuh staunte diesem Dociren. Er warf Lessings Nathan den Weisen in die Rumpelkammer der Tendenzliteratur, wohin ja — Hebbeln that das nichts — auch Goethe's Iphigenie gehören würde; denn nirgends ist diese Tragödie vollkommen antik, sie ist nur der Ausfluß einer durch die Antike gewonnenen modernen Bildung. Ein Dichten und Gestalten aus dem Herzen und der Bildung heraus war Hebbel nicht fähig auch nur zu begreifen. Und weil seiner Schule möglich wurde, in den Wiener Feuilletons Straßenwitze und Gesten aller Art in's Reich hinein zu schleudern, so mußte sich jeder unabhängige Geist von diesem Polypen der Südsee abwenden. Daß diesem endlich wirklich noch eine Dramatisirung der Nibelungen theilweise gelang, war kein Verdienst nach so viel Mißrathenem. Ging aber die Narrheit seiner Bewunderer nicht soweit, daß Emil

Kuh förmlich Gervinus die Piſtole auf die Bruſt ſetzte und den Heidelberger Profeſſor zwingen wollte, ſich über Hebbel auszuſprechen?

An Emil Kuh war alles wieneriſch keck und jüdiſch überdreiſt, manchmal ſchlagend in der Form, manchmal ſein Erlerntes auch reſpectabel. Aber die Einheit fehlte, der Charakter. Hochmüthig wurde jede andere Productionsweiſe, als die Hebbel'ſche herabgeſetzt, mit den böſeſten, beleidigendſten Etiquetten verſehen. Alles hatte bei ihm ſein Fach, ſeine Nummer; überall ſah er das Unzulängliche, vergeblich Zappelnde. Unberechenbar zerfiel er dann auch zeitweiſe — mit Hebbel ſelbſt! Warum das geſchehen, es wird in der ſonſt ſo aufrichtigen Biographie nicht erzählt. Es würde doch zum Thema gehört haben. Die Weiſe der avancirten Kaufmannsdiener iſt eben apodiktiſch. Und alle Autodidakten ſind ſo. Weil ſie eben das Neuerlernte, Vorhernichtgewußte ſofort aufbläht. Die Gymnaſialbildung, die wir bis Prima durchgemacht haben, die Univerſität, die Examina haben uns eine Retardation gegeben, ein Werden, ein Wachſen, ein Allmalig-ſich-Entwickeln. Aber der Autodidakt kann vor Ungeduld, das neue, ungewohnte Wiſſen anzubringen, ſich nicht laſſen. Unſre ganze gegenwärtige Epoche hat in ihren Aeußerungen dieſe Haſt der eingeſtandenen Unreife. Wer Gervinus je hat ſprechen hören, mußte ſchon ſeiner Redeweiſe das kaum Verſchnaufende des

getragen. Kottenhamm iſt außer ſich vor Uebereinſtimmung und wenn er nach Hauſe kommt, ſchlägt er ſich vor den Kopf und wälzt ſich im Bette herum, ſtöhnend: Es iſt nicht möglich, es geht nicht, ich kann es nicht ausführlich machen. Ich hab's nicht, Gott verdamm mich!

Kottenhamm hat alle Tage eine unglückliche Liebe und alle Tage eine neue, die ihn tröſten kann. Es iſt eigen, einen Mann zu beobachten, der in einer ewigen Ungewißheit zwiſchen Schmerz und Freude lebt, der in dem Momente eine Thräne zerdrücken möchte, wo ſchon wieder ein Hoffnungsſtrahl aus ſeinen Augen blitzt. Er verbindet Abälard und Lovelace, er iſt in einer fortwährenden Entſagung begriffen und koſtet dabei doch überall herum. Er gleicht einem Pfarrer, den ich kenne, welcher für das elegante Sonntagspublikum predigt, ſeine Augen mit allem Schmelz der Verklärung gen Himmel werfen kann und der doch immer das Stechende, Forſchende, ſeine Zuhörer Zählende in ihnen prädominiren läßt. Man weiß nicht, ſoll man ſagen: da kommt ein ſehr unglücklicher Mann, oder: da iſt ſo eben ein ſehr frivoler um die Ecke gegangen!

Kottenhamms Liebſchaften näher zu betrachten, erregt Mitleiden für den Gegenſtand, welchen er ſich ausgewählt hat. Das iſt zuerſt ein Flüſtern und Wiſpern, ein Handdrücken und Einrichtungentreffen; die Mutter beſchleunigte das wechſelſeitige Geſtändniß, ſie hat Alles Intereſſe, auch die Verbindung zu beeilen. Es wird gekauft, gemiethet, es fehlen nur noch die Anſätze für den Verlobungs- und Hochzeitstag. Man berathet ſich darüber, Kottenhamm wird bleich, rückt mit dem Stuhl, geht in Zerſtreuung fort, kommt den folgenden Tag wieder und ſagt, er hätte ſich nur ſeine ver-

Autodidakten anmerken. Vollends seinem Styl! Dieser Hetzjagd und Wortfülle, diesen langen, sich sämmtlich einander ähnelnden Perioden! Die „lateinische Bildung", die nur in Gymnasien langsam gewonnen werden kann, ist ein kraftgebendes Erklimmen des Berges, wo die Minerventempel leuchten, von Stufe zu Stufe. Es erzieht sich da ein Wissen mit gefestetem Grunde, das bedeutungsvolle Nil admirari, ohne die Anerkennung auszuschließen. Ganz im Gegensatz zu unserer sensationellen, tobsüchtigen Feuilletonistik oder Leitartikelschreiberei, die mit Händen und Füßen rudert und plätschert, weil sie mit ihrer kurz zuvor geladenen Fracht zu versinken droht. Die halbe deutsche Presse ist in den Händen dieser Unstudirten und die Feuilletonistik der Demokratie weiß es dabei nicht einmal, daß sie ihre Aesthetik, was diese betrifft, nur von der Feuilletonistik der Nationalliberalen (Julian Schmidt) geborgt hat!

Kuh schildert die ständige Grübelei Hebbels über sich selbst, das ewige Auflockern, Auftrennen seiner Ideen, die Geringschätzung des Ursprungs eines andern Schaffens, als des seinigen. Warum rügte er diese Weise nicht, da er doch Mörike's Harmlosigkeit verstanden haben will und begriff, wie sehr Hebbel mit diesem Wühlen sich und Andre aufrieb? Im Gegentheil. Schlagwort auf Schlagwort entfällt. „Jungdeutsch" wurde für alle Zeiten, für alle Entwickelungen der betreffenden Autoren als das absolut

Unächte feſtgeſtellt. Kuh läuft alle Tage zu Hebbel, der ihn darüber förmlich zu ſeinem Eckermann macht. Für den Denker, für den Seelenforſcher haben die von Kuh wiedergegebenen Ausſprüche Hebbels, die bei dieſer Gelegenheit fielen, nicht den mindeſten Werth. Denn Beobachtungen über die Welt, Zeit, die Menſchheit ſind nur dann belangreich, wenn man das einmal Gegebene, zumal die Menſchheit überhaupt, liebt, überhaupt ihre Exiſtenz anerkennt und in ihrem Andersſein zugeſteht. Hebbel negirte aber alles, was nicht zu ſeinen Füßen lag. Er hatte nur durch ſeine Frau und ſeine Kinder, durch Laube als Burgtheaterdirector, durch den Großherzog von Weimar, dem er huldigte, und die neueſten erſchienenen wiener Feuilletonartikel eine gewiſſe Fühlung mit jener Sphäre, aus welcher allein tiefere Wahrheiten über Menſchenart, Erfahrungen über das uns klar werdende Unbewußte kommen können. Daß das Jahr 1848 auch ihn aufrüttelte, will wenig ſagen. Man brauchte damals nur einen bekannten Namen zu haben und erhielt eine Miſſion wider Willen. Er verfiel ſogleich wieder in jenes Brüten, wo alle ſeine Betrachtungen und Gedankenſpäne das Raſſeln an einer Kette ſind, mit der ein eingebildeter Prometheus an ſeine kalte Zeit, an ein kaltes Volk ſich angeſchmiedet glaubte. Sagt nicht, daß Euch ein gemüthliches Bild von ihm durch Frau und Kinder und die Theemaſchine vorſchwebt. Der gemüthlichen Pflege

seines Ichs, des Behagens am warmen Ofen war er vollkommen zugänglich. Butterbrod und Zubehör konnten ihn in diesem Punkte sogar mit schmarotzenden, schmeichelnden Freunden vertraulich sein lassen. Freilich, wenn er dabei von sich vorlas, mußte alles Beifall spenden. Franz von Braunau sagte mir einst: Ich erlaubte mir einmal nach einer dieser Vorlesungen, zu denen ich Jahre lang geladen wurde, eine schüchtern rügende Bemerkung. Ich bin nicht wieder geladen worden!

Treten wir der Beschäftigung der Ihresgleichen suchenden Biographie mit meiner Person näher, so citire ich sogleich, da ich oben von einer „Kette" gesprochen habe, das empörend hingeworfene Wort des wiener Kunstrichters, daß mir „noch einst an meinem Sterbebette die Kette rasseln würde, daß ich eigentlich nie ein vollkommener Dichter gewesen sei"; Bd. II. An meinem Sterbebette! In welcher Literatur kommt dergleichen Gemeinheit vor! Das Thema selbst hat Kuh zwanzig Jahre lang offen und versteckt in wiener und nichtwiener Journalen variirt, warb dafür Verkündiger im Ausland und suchte es durch die ganze Gewandtheit seiner betriebsamen Natur als literarhistorisches Factum festzustellen. „Noch auf meinem Sterbebette!" Auf meinem Sterbebette werde ich wissen, wie bislang, daß ich kein Lyriker gewesen bin. Nur für ehemalige Handlungsdiener, die, nachdem sie er-

bärmliche Epen und Verſe herausgegeben, unter die Literaten gegangen ſind, um ſich zu rächen, weil jene trotz ſchönen Einbandes Niemand beachten wollte, kann dieſer Umſtand Bedenken haben. Den *latenten* Lyriker wird jeder feinere Kunſtrichter aus allen meinen Schriften herausfinden. Jedermann begreift, daß meine Entwicklung mich hatte zwingen müſſen, für meine Exiſtenz zu ſorgen, die von einigen Gedichten im Muſenalmanach und Morgenblatt nicht beſtritten werden konnte. Ich hatte keinen Millionär zum Onkel wie Heine oder war Buchhalter wie Freiligrath oder erwarb früh Penſionen wie Geibel. Das dritte Wort dieſer bei unſerer Zeitungsüberfülle zahlloſen Literaturmitläufer iſt: „Dichter von Gottes Gnaden." Wer dieſe Wendung braucht, charakteriſirt ſogleich ſeinen Urſprung. Es ſind die Schlönbach, die Martin Perels, die Adolf Stern, die Prölß u. ſ. w., die dieſen Ausdruck eingeführt haben, eine Unmaſſe unreifer Scribenten führt eine in keiner Literatur der Welt von den Autoren unterſtützte Nagelprobe auf das Woher? des Gebotenen, oder bis auf das Nadelöhr der Definition mit dieſem Ausdruck durch. Die „Dichter von Gottes Gnaden" kommen ſelbſt im Gottſchallſchen Wirkungskreiſe vor! Robert Burns, ein Genie der Volkspoeſie, wie wir Deutſche keines gehabt haben, kann man allenfalls ſo nennen. Wir haben nur Dichter der Vermittlung. Selbſt Walther von der Vogelweide war ein Dichter der Kunſt. Mit mehr

oder weniger Reflexion, mit mehr oder weniger Raffinement auf dieſe oder jene Mode oder Tonart haben wir nur Schattirungen von „Naturpoeten“. Unſere Autodidakten, die Mitarbeiter, die Correſpondenten in den zahlloſen kritiſchen Münzwerkſtätten, wo die falſchen Markſtücke geſchlagen werden, verbreiten den „Dichter von Gottes Gnaden“, wie die Fürſten ihre Orden ausgeben. Auf meinem Sterbebette werden mir dieſe Ketten nicht raſſeln. Seliger Kuh, ich corrigirte kürzlich einen Neudruck meines Uriel Acoſta und fühlte mich da ſowohl wie ſogar bei Kleinigkeiten, die ich ſonſt geſchrieben und ohne alle Grundlage im kleinſten Detail ſelbſt erfunden habe, z. B. „König Franz in Fontainebleau“, ſo gut als Dichter, wie ſich Hebbel in ſeiner Weiſe als ſolcher fühlte. Jeder in ſeiner Art, Every man in his humour. Und Verſe giebt es auch von mir, wie geſagt in hundert Albums zerſtreut. Wenn ich ſchuf, ſtabe ich meine Bruſt ſo gut wie Lenau oder Platen in irdiſches Morgenroth getaucht und meine Seele in meine Gebilde überſtrömen laſſen, was bei Lenau und Platen ſehr langſam von Statten ging und meinem Temperament nicht entſprach. Wer „Dankmars Weiherede“ in den „Rittern vom Geiſt“ ſchrieb, kann kein Undichter ſein. Ich nenne Hebbeln und auch Otto Ludwig Irrwanderer im Labyrinth des Schönen. Hebbels Gebilde entſtanden aus Stubencombination. Nicht die geringſte Verbindung mit dem geſunden Urtheil,

vollends keine einzige mit der Stimmung ſeiner Zeitgenoſſen ließen den „Ring des Gyges“, „Herodes und Marianne“ Anſpruch auf Gottesgnadenthum machen. Es wird noch einſt ein kritiſcher Rächer über Eure deutſchen Literaturgeſchichtslehrbücher kommen! Man wird ſowol die Manierirtheit, die neuerdings in die platteſte Criminalgeſchichte hinuntergeſunken iſt, wie die Deloration „von der Gottesgnadenſchaft“ zum Tempel hinausjagen! Die Empfindungen des Gemüths, das ſich ausſpricht, der Tendenz, die dem nationalen Bildungstriebe diente, ſollen in Folge Eurer ſchlechten Aeſthetik nicht ferner als „Phraſe“ herabgeſetzt, und von Profeſſoren, Wanderrednern à 25 Thaler den Abend, bemitleidet werden. Die deutſche Literatur ſteht förmlich unter einer Schablonenkritik. Es wird ein Literarhiſtoriker kommen, der den Verſtand Schopenhauers, bei zwanzig Jahren die Reife von vierzig hat. Dieſer wird ſich nicht durch Schiller, nicht durch Goethe den Kopf verdrehen laſſen. Er wird nicht die Lyriker im goldnen Buchbindereinband und mit den hochaufgeſchürzten Redensarten ſich imponiren laſſen. Er wird Heine die phosphoreſcirende Stagnation der letzten Ausläufe der Romantik nennen und in dem verläſterten „jungen Deutſchland“, deſſen Beſtandtheil Laube mich nichts angeht, eine Reaction, die heilſam, erkräftigend, ein neues Geſchlecht erzeugend wirkte. Was iſt denn da ewig zu makeln, herabzuſetzen, ſowohl im Ton der pietiſtiſchen Schulmanner

à la Vilmar und Bärthel, wie der Goethe-Schiller-Philologen der Allgemeinen Zeitung oder der überschwänglichen, die Presse überfluthenden Handlungsdiener und durch „Selbstunterricht“ gebildeten Primaner? Heinrich von Kleist hatte seine Zeit und Andere hatten die Ihrige. Was hat denn Hebbels Judith für ein Nationalintereſſe erregt, als daß ſie eine Paderolle enthält, die nur innerhalb der Schauſpielerwelt gewürdigt wird, während mein als „Reflexionsdrama“ verſchrieener, von Poeten, die nichts Beſſeres haben machen können, Paul Heyſe, Wilhelm Jordan, verläſterter oder ignorirter „Uriel Acoſta“ ſeit dreißig Jahren von den Bühnen nicht wegzuintriguiren iſt, was vielleicht nur in München gelang bei einem Monarchen, der ſelbſt in den äſthetiſchen Schwulſt verfallen iſt, weil er nicht ſtudirt hat. Ich rechne die anderen Werke nicht, die ich nicht à la Hebbel „nach dem Leitfaden“, ſondern aus meinem Herzen heraus geſchrieben habe. Dieſe deutſche Sucht, in allem Sectirerei zu treiben! Zu heben, zu ſtützen, zu gruppiren, zu aomaſſiren! Geſchmacksrichtungen als die alleinſeligmachenden hinzuſtellen, Schulen zu ſtiften! Woher kommt uns das, als eben von den Autodidakten, von den Tauſenden von Selbſtverſuchern, den über Nichterfolge ergrimmten Dilettanten! Hier hat man die Quelle des niedrigen Standes unſerer Leiſtungen zu ſuchen. Der Urſprung dieſer Krankheit iſt: 1) Cotta's ewiger „Schiller und Goethe“,

2) das Gottes-Gnadenthum der Commis und 3) die Aesthetik der Professoren, die eben nicht vorwärts schreiten, weil sie sich vor der Bemängelung ihrer Vorträge durch das Cultusministerium in der Residenz fürchten.

Das „junge Deutschland!" Was das für ein dummer Begriff ist, der sich von Literaturgeschichte zu Literaturgeschichte, vom sich zum Schriftsteller bildenden Commis zum Commis, von Einem der tausend Sprecher, die sich in Deutschland zum Worte drängen (Schullehrern, Bezirksvorstehern, auf Diäten reisenden Professoren mit oder ohne Heft) zum andern fortschleppt! Junge Autoren, die gar wenig Aehnlichkeit unter sich hatten, die sich einander befehdeten, koppelt man mit Gewalt, wie Simson seine Füchse, immer und immer zusammen! Die Tradition will es einmal so. „Jungdeutsch" soll das neben dem Weg Gefallene, den vom Kleiderhändler gekauften, nicht vom zünftigen Schneider gemachten Rock bedeuten. Noch jetzt ist die „schwäbische Dichterschule", der Mann vom Weinsberger Thurm, der schon in seinen mittlern Tagen kindisch gewordene Kerner und sein ganzer kriktrunkener württembergischer Anhang einem so abgefallenen Epiker wie Adolf Stern so werthvoll, wie damals gewissen alten Blaustrümpfen und einigen reisenden Studenten, die „Besuche bei Justinus Kerner" schrieben. Alles das ist ohne Kritik in seiner ganzen Bedeutungslosigkeit in die Literaturgeschichtsbücher übergegangen!

Wie ein hämiſcher Straßenbajazzo zur Carnevalzeit umſchwärmte mich Kuh zeitlebens mit der ihm von Hebbel gegebenen Parole, ich ſei „nur ein halber Dichter.“ Er erfand ſich das wunderliche Wort, ich ſei ein „Grenzindividuum“ zwiſchen Denker und Dichter. In Dutzenden von wiener Feuilletons hat er dieſen Satz verwerthet. Andre haben ihm nachgeſprochen. Hat doch ein Jeder diejenige Aeſthetik, die für ſeinen eignen Productionsſtyl paßt! Auch Kuh und wer nicht mit ihm hatten Gedichte auf dem Lager. Natürlich waren die Lyriker von „Gottes-Gnaden“ bei ihm in beſonderm Flor. Wer dieſen „Poeten“ für den Glauben, daß ſie doch noch „einmal durchdrängen“, zu wirken nicht geſchaffen erſchien, wurde herabgeſetzt. Die Witterung, die ſolche Commiswirthſchaft wie die des Kuh und einer genialiſirenden Copie der George Sand, der man vor Jahren in wiener Blättern das Wort zu führen geſtattete, für die Würdigung ihrer eigenen Producte beim Urtheil der Andern hatten, ob daſſelbe feurig oder gelaſſen ausfallen dürfte, iſt bewundernswürdig. Zieht ein Raſender die Klingel und wirft ſich mit sesquipedalibus verbis auf's Sopha, ſo iſt er dem Wiener gleich ein Titane.

Adolf Stern ahnte ſchon vor zwanzig Jahren, wenn er mich zuweilen beſuchte, daß ich niemals mit ihm in irgend eine Gegenſeitigkeit treten konnte. Er verfolgte das Modiſche und war in Allem bannal. Seit

zwanzig Jahren schreibt er Rezensionen für maßgebende Blatter. Die Phraseologie der Halbbildung hat ihn, glaube ich, sogar zu einem Adepten der Wogelinde-Wageleia-Poesie gemacht.

Die nichtsnutzigste, ja eine gaminhafte Art, wie nur Geschichte erzahlt werden kann, zeigt sich B. I. S. 312 der Kuh'schen, von Stern in der Allg. Ztg. gepriesenen Biographie. Nach einer Erzählung, die nur beweist, daß ich mit Liebe und Güte einen Vorschlag zur bessern Verwerthung der Gedichte Hebbels und zum Bekanntwerden seines Namens machte, (nicht ein Hauch des Tadels war beim Buchhändler Campe über meine Lippen gekommen, jedes meiner Worte war Anerkennung und Wohlwollen), kommt eine Schilderung des Hebbel'schen Trotzes, der sogleich eine bedeutende Summe für diese Gedichte hatte haben wollen und selbst an dem Lobe, das ich gespendet, mäkelte und mit Worten mäkelte, die sogleich den ungebändigten Größenwahn des Mannes characterisiren. Es heißt S. 313: „Er wollte sich Geltung verschaffen in der Literatur, aber nicht auf dem Wege kameradschaftlicher Verbindungen, welche den Stempel des Eigennutzes und der Selbstsucht tragen." „Nur nicht ein Literat wie Gutzkow!" soll diese Wendung sagen. Ja, antworte ich, wer hat denn wol je Hebbeln eine Kameradschaft, je eine Verbindung mit mir, etwa auf Gegenseitigkeit, angetragen? Ist denn ein solcher Vorgang

geſſenen Handſchuhe holen wollen. Miß erſchrickt, Kottenhamm hält nicht mehr Wort, endlich kommt ein Brief und die Seifenblaſe iſt zerplatzt. Stürben dieſe gewöhnlich ſchon 29jährigen Damen alle, ſo wie ſie es zuerſt nicht anders thun zu können vermeinen, ſo wäre durch meinen guten Kottenhamm ſchon ein ganzer Kirchhof bevölkert und man müßte dieſem raffinirten Mörder eigner Art einen Prozeß und wo möglich auch einen Strick an den Hals werfen.

Genug von ihm! Er iſt jetzt in die Vierzig getreten. Er wird ſo lange wählen, bis ſich ihm keine Auswahl mehr darbieten wird. Kehren wir zu den Männern zurück, welche den Einſatz wagen und durch ihre Verſuche, etwas für die Vermehrung der Bevölkerung zu thun, dem Zwecke der Geſchichte ſich zu nähern ſuchen! Aber für ſie ſelbſt iſt die Ehe eine unerhebliche Umwandlung. Ihre Geſchäfte laufen darüber ſo fort, wie ſie angefangen haben. Werthvoller iſt es, an dieſer Stelle einige Pinſelſtriche an dem Bilde einer Dame unſres Jahrhunderts zu wagen, wenn ſich auch ergeben ſollte, daß plötzlich in unſern Sitten die Tendenz ausgebrochen ſcheint, die Exiſtenz des Weibes der des vergangenen Jahrhunderts näher zu bringen. Es iſt nämlich zweifelhaft, ob wir auf die Schönpflästerchen wieder zurückkommen, aber vermuthen möchte man es, wenn man ſieht, wie die Kleider der Frauen, wenn auch noch nicht den altfränkiſchen Zuſchnitt, doch allmälig ſchon wieder die altfränkiſchen Deſſeins bekommen. Jene großen Blumen im weißen Felde, welche die Kleidermuſter des achtzehnten Jahrhunderts waren und die ſich nur auf Bettüberzügen erhalten hatten, kehren auf die Kleider wieder zurück. Die langen Taillen ſind Annäherungen an die alte Zeit, die weiten Aermel ebenfalls, kurz es

nur denkbar? Darauf hin Anklage, Charakteriſtik! Nichts als Artigkeit, Dankbarkeit, die allerdings ſeit des Euripides Zeiten die „ungeſchmiedeten Ketten“ der Sitte und des Anſtandes ſind, dieſe waren es, die Hebbels gemeinbäuriſchen, egoiſtiſch vom Lande gekommenen Knechtestrotz drückten! Emporkömmlingsweiſe iſt nicht anders! Sich verpflichtet zu fühlen zur Dankbarkeit, das empört zur Wuth. Lebenslang drückte Hebbeln der in ihm ſteckengebliebene Plebejergeiſt, das Gefühl der Schuld, die er gegen mich abzutragen hatte. Er ſpricht es in einer Anwandlung von Reue ſogar aus. Du ſchwindelſt und haſt viel gethan, dem Manne, der dir Gutes erwieſen, zu ſchaden! Dies Gefühl überkommt ihn in Paris, als er mit Heine brach, und Heine ihm klarer wurde. Vorher kommt in der Biographie folgende Stelle, von der ich ſage: Rügt Niemand in Deutſchland eine Geſinnung, wie ſie ſich B. I. S. 313 über Hebbels Dilemma ausſpricht: „Literat oder Dichter?“ „Lieber“, ſchreibt Kuh, „lieber wollte er von einem Mädchen, dem er nur zugethan, nicht in Liebe verbunden war, Jahre lang ſich unterſtützen laſſen, als ſich die Finger ſchwielig zu ſchreiben, wie ſo mancher nicht verächtliche Arbeitsmann mit der Feder!“ Lieber alſo ſich nähren laſſen von einem unſittlichen Mädchen, als ſoll heißen — wie damals Gutzkow ſich mit der Feder quälen! Kann es eine elendere Auffaſſung über

Sitte und Mannesehre geben? Die Allgemeine Zeitung kann mir danken, daß ich ſie auf einen Referenten aufmerkſam gemacht habe, der dergleichen nicht mit ſittlicher Empörung zurückwies. Hebbel hatte vollkommen das Zeug zum „Arbeitsmann“ in der Literatur. Er ſchrieb Rezenſionen, Correſpondenzen. Ja, er ſchrieb, was ich nie gethan haben würde, zwei elende Lohnarbeiten für den Pfennigsbetrieb, Lebensbeſchreibungen berühmter Männer. Der Buchhändler Behrendſohn in Hamburg, der auf der Karre ſein Geſchäft angefangen hatte, gab ihm 80 Thaler für dieſe Fabrikwaare. Konnte er da nicht lieber ſeine Jugendeindrücke zu Novellen ausbeuten, wenn ſeine Kraft ſich noch zu ſchwach fühlte für eigene Erfindung? Ich erfand in einem Alter von 21 Jahren Novellen, die Hebbel zu würdigen damals zu ungebildet war. Was verſtand er vom Humor der Voltaire- und Encyclopädiſtenzeit! Nichts! Seine ſpätere Wirkſamkeit an wiener Journalen, ſein anonymes Pfeileſchleudern in Kolatſchecks Monatsheften zeigte hinlänglich, daß er vollkommen das Zeug zum „Literaten“ hatte wie unſere Autodidakten. Das Morgenblatt unter Hauff war gut redigirt. Es nahm bereitwillig alles, was Styl und feinere Haltung hatte. Kuh wiederholt die Alternative: „Gutzkow oder ich?“ Sie iſt wörtlich in Hebbels Aufzeichnungen befindlich.

Der Sinn für ruhige literariſche Prüfung ſcheint

gänzlich verloren, wenn ein Blatt wie die Allgemeine Zeitung ein Buch mit solchen Grundsätzen, solchen schiefen Auffassungen, in fünf Artikeln und von einem ehemaligen Commis anpreisen lassen kann. „Lieber wollte Hebbel," mußte doch Stern als ein gewissenhafter Berichterstatter schreiben, „der erbärmliche Pflegling einer abgefundenen Maitresse sein, als Gutzkow's Rath befolgen, daß er in's Morgenblatt, in die Wiener Witthauer'sche Zeitung, in den Chamisso'schen Musenalmanach Proben seiner Gedichte gab und diese erst allmälig im Publikum bekannt werden ließ, wie es Lenau gethan und vor ihm so viele Andre, und sie dann erst sammeln." Solchen Rath konnte dem Unverstande, zum „Dichter von Gottes Gnaden" Gestempelten nur der Neid gegeben haben! Hebbel, der ja selbst nur ein schwacher Lyriker gewesen ist, dessen Gedichte später, als sie bei Cotta erschienen, mit einigen, in Anthologieen gekommenen schönen Ausnahmen keinen Erfolg hatten, wollte sofort eine Sammlung und ein „großes Honorar"! Und da er das nicht fand, „ließ er sich lieber —". Adolf Stern trage einmal diese edle Moral seinen Zuhörern in Dresden, dem Cadettencorps in der Neustadt, vor in Gegenwart eines inspicirenden Hauptmanns von den Schützen! Er wird bald seinen „ästhetischen Schwulst" gekündigt bekommen.

Die auf S. 314 u. s. w. folgenden Sätze sind meinem Gefühl nach noch von Hebbel selbst bei Leb-

zeiten durchgesehen, wenn nicht von ihm selbst geschrieben. Sie sind à la Eckermann und ex post gedacht. Nicht eine der Anschuldigungen, die den jüngern Schriftstellern an jener Stelle gemacht werden, konnte damals von dem durchaus unreifen, nur im Einzelnen oder in einem vague ergriffenen Allgemeinen lebenden Hebbel gemacht werden. Das Publikum wird hier von dem Biographen vollständig betrogen. Die Betrachtungen, daß die Kunst nicht der Zeit dienen müsse u. s. w., hat Hebbel damals nicht gemacht; es sind Flausen, die späterhin in Wien aus seinem Größenwahn, seiner Bettlerdreistigkeit, seinem Bummeln unter einem Trupp von Ladendienern entstanden sind. In Hamburg ist ihm nicht eine einzige unedle Zumuthung auf „Kameraderie" gemacht worden. Er hatte bei Campe in dessen Buchladen gesehen, daß dieser sich die Hände rieb vor Wonne über seinen von ihm verlegten Heine und ich kümmerte mich darum nicht. Ich habe seinen Heine fast immer bekämpft. Habe ich je Hebbel sagen können: Werfen Sie sich in den Strom der Zeit und dichten Sie Frivoles? Ich nahm den jungen unangenehmen Mann wie ein verschlossenes Räthsel und ärgerte mich nur, daß Jemand, den die Muse ihrer Umarmung gewürdigt zu haben schien, so entsetzlich kriechen und schleichen konnte. Immer hätte ich ihm bei einem Besuche zurufen mögen: Aber Bester, ich weiß ja, Sie dünken sich einen Napoleon der Poesie!

So seien Sie doch nun auch stolz gegen mich! Ballen Sie nicht die Faust im Sack!

Alles, was hier von der sogenannten „jungen Literatur" erzählt wird, ist erlogen, unrichtig, aufgeputzt, zum bloßen Haubenstock der Phrase gemacht. Die Dinge, die auf Laube passen, passen nicht auf mich. Und sie machten sich 1834 vollständig anders. Sie machten sich so harmlos, so gelegentlich, so sehr als ein Nebenbei bei unendlich wichtigern literarischen, politischen, kirchlichen Dingen, daß die ganze dumme Emphase von S. 315 an in Nichts zerfällt. Hebbel hat diese Partieen seiner Biographie, wie gesagt, selbst noch geschrieben. Es sollten Memoiren und nicht blos d'outre tombe werden. Hebbel giebt sein eignes Bild. Er war ein Mensch, der von Morgens bis Abends an nichts dachte, als damals — an die Aufführung seiner „Judith". Ein Mann, der mit einer Emilie Lensing lebte, wird Betrachtungen wie die S. 316 über Wesen und Natur der Frauen geschrieben haben! Er erzählt, er hätte wollen ein Buch gegen die „neuen Tonangeber" schreiben. Warum war aber, als er von München kam, sein erster Gang in Hamburg zu mir?

„Gutzkow sich anschließen, heißt, sich ihm unterwerfen!" Wie schön das gesagt ist! Eigentlich schmeichelhaft für mich! Nehme ich den Satz an, so begreife ich, warum mein Königreich auf der Landkarte so klein ist.

Haben je Georg Büchner, Georg Herwegh, Franz Dingelstedt, Levin Schücking, Karl Gödeke, die Hannoveraner Detmold, Oppermann, und soviele Andere, die mich ab und zu mit Beiträgen für mein Blatt, das mich und meine zu früh mir als Lebenssorge aufgebürdete Familie ernährte, erfreuten, ihre Selbstständigkeit deshalb verloren? „Sich anschließen"! Was liegt denn in einem eingesandten Beitrag für eine „Anschließung"? Sie wurden mir theilweise Freunde. Aus eignem Triebe. Hatte Hebbel nicht in spätern Jahren ähnliche Regungen und dem „verehrten Freunde" seine Arbeiten zur Rezension eingesandt? Mein Temperament, das leicht aufwallt, habe ich leider nicht in der Kritik. Da muß schon etwas ganz bedeutend sein, bis ich mich so echauffire, wie dergleichen Exaltationen im Kunstleben der Dilettanten, in den Reclamenkritiken vorkommen, besonders jetzt bei den Musikern. Auch ich habe meine Heiligen. Ich verrichte zuweilen meine Andacht, wenn ich einen Band vom Bücherbord herunterhole; aber so in der Extase leben, „ein neuer Mensch werden", wie diese Schlonbach's, Kuh's, Stern's, Prölß', Heydrich's, die Novellen, Gedichtsammlungen gleich in alle Himmel heben — das ist die Weise des studirten Kritikers nicht. Dieser merkte sogleich an der „Judith" den Hebbel'schen Schaden, die Analysirsucht, die Reflexion, die Grübelei und das Geisthaschen. Im Menschen sollte nur Un-

heimliches liegen, das Böſe das Gute ſein — das Bequeme das Sittliche. Mit der Balancirſtange einer precären Moral gaukelten Hebbels Gebilde vor ihm auf und ab. Man wird mir vorwerfen können, daß ich in meinen Schriften zu oft das Thema feſtgehalten habe vom Manne, der zwiſchen zwei Frauen ſteht. Es iſt dies eben ein uraltes. Unbegreiflich war mir aber das ſtändige Hebbel'ſche Thema vom Weibe, das zwiſchen zwei Männern ſteht. Ich begriff es erſt aus ſeinen Heirathen; aus der wilden und aus der zahmen.

Die Biographie kann nicht anders, als im Verfolg, S. 360 u. ſ. w. erzählen, wie ich zuvorkommend, freundlich, aufmunternd für Hebbel geſorgt habe. Was ſollte ich in ihm ſo Gorgonenhaftes, mich zum Zwerge Verwandelndes erblicken? Das, was er ſich einbildete, zu ſein? Was der Allesverzehrer, Allesvernichter, der Polyp der Südſee, der leibhaftige Holofernes ſeiner „Judith" von ſich präconiſirte? Die Gedichte, welche Buchhändler Campe noch lange, lange im Pult liegen ließ, bis er ſie druckte, waren ſchwach. Seine „Judith" verbarg er vor mir! Mit wahrer Herzensangſt! Nur daß ja Niemand als die Commis und die Theaterangehörigen das von Mund zu Mund geprieſene Drama ſah! Die Juden waren auf's Höchſte geſpannt. Mein eigener täglicher Umgang, der jüdiſche Lyriker Ludwig Wihl, ſchloß ſich aus ihm angeborner Trägheit und Neugier jenem Janinski an und nahm die

Backen ebenfalls voll, sowol über die neue Baumwolle wie über Hebbel; es fehlte nur noch unser damaliger Spaß, der Doctor Bernstein aus Pest, der spätere „Fürst der Dichtkunst", Karl Hugo, der sich erbot, mit seiner hektischen Brust, ohne eine Spur von Stimme, den Holofernes im altonaer Stadttheater zu spielen. Die Komödie war damit abgerundet. Karl Hugo sah ich wirklich mit Ludwig Löwe, den er in Vergessenheit bringen wollte, im altonaer Stadttheater den Sigismund im „Leben ein Traum" spielen. Das Literaturleben erscheint komisch? Und ist doch tragisch. Es ist die Welt des absolutesten, verzweifelnden Egoismus. Eitelkeiten giebt es da, die sich ärger als die Koketten an den Spiegel stellen können, ja sich als künftiges Standbild betrachten. Sie besorgen gradezu, sich mit dem Kopf an den Sternen zu stoßen. Die Bühne, so lange sie noch lockt, noch schmeichelt, noch nicht wie die Sphinx diejenigen verschlungen hat, die ihr Räthsel nicht lösten, macht manche Literaturadepten gradezu unzurechnungsfähig. Keiner, der ein noch unaufgeführtes Stück in der Tasche hat, ahnt zuvor die schweren Prüfungen, bittern Täuschungen, Falschheiten im Privatcharakter der Darsteller und der Directionen, diesen Neid, diese Mißgunst, die ihn erwarten, — alles das hatte Hebbel erst später kennen zu lernen Gelegenheit. Ich kannte es bereits. Aber ich beherrschte mich. Nur mit psychologischer Beobachtung ließ ich die „Judith" neben mir auf-

tauchen und — verſchwinden, wenn ſich nicht eine alternde Heroine derſelben erbarmt! Mein Verhältniß zu dem Autor regelte ſich für mich dahin, daß er mich anregte, mich aber nie befriedigte, oft ſtörte, oft verdroß. Ich ſetzte ihn darum nicht herab. Dieſe Negation meines Innern ahnte er und ſie wüthete den wildgewordenen Bauer. Er wollte den ganzen Menſchen. Schon in Hamburg, als Anfänger, mit Haut und Haaren!

S. 380 u. ſ. w. wird Hebbel's Mitarbeiterſchaft an meinem damals herausgegebenen Journal: „Telegraph für Deutſchland" behandelt wie eine ſelbſtſtändige Mitwirkung, wovon ich irgend eine Stütze, ſozuſagen einen linken oder rechten Flügel meiner Literaturſtellung gehabt hätte! Das iſt gradezu zum Lachen. Emil Kuh iſt todt. Er iſt es vielleicht nicht. Lebt er noch und erführe das Nähere, müßte auch er über die Albernheiten ſeines Buches lachen und ſeine Stellung bei den wiener Handlungsbefliſſenen für gefährdet halten. Denn ein „Profeſſor" giebt ſich hier rein als Hanswurſt. Hebbel war ſo träge, ſo verbummelt, ſo vergrübelt in hundert Anfänge von Dingen, die er fortzuſetzen keine Kraft beſaß, daß er ſich alle ſechs bis acht Wochen einmal aus dem enormen Vorrath von Büchern, die einer Redaction zugeſandt werden, bei mir ausſuchte, was ſich für ihn zum Beſprechen eignete und zuletzt zu einem Packet, das er ſelbſt nach Hauſe trug, ver-

einigen ließ. Wußte er manchen Namen bei seiner totalen Unwissenheit nicht unterzubringen, so gab ich ihm die Standpunkte an. Selten überschritt er sein Pensum oder brachte Ueberraschendes. Wie hatte ich geizen sollen, „ihn mir zu gewinnen“! Unsinn!

Als endlich verspätet die „Judith“ vor leeren Bänken auf der Hamburger Bühne erschienen war, brachte allerdings meine Kritik derselben alles zur Sprache, was sich inzwischen schon seit Jahr und Tag und nachdem das Stück an andern Orten erschienen war, ehe der alte F. L. Schmidt am hamburger Stadttheater daran gehen wollte, es zu geben, stereotyp bei jedem vernünftigen Theaterreferenten Deutschlands ausgebildet hatte. Selbstverständlich mußte er hören, daß sein Holofernes nahe an Karrikatur streifte, daß Judith zu wenig biblisch, zu wenig jüdisch aufgefaßt war, zu sehr als George Sand'sche femme incomprise. Daß Hebbel damals mit mir deshalb „brach“, höre und lese ich zum erstenmale! „Mit mir brach!“ Wie? Wo? Wann? Er verschwand einfach nach Kopenhagen, seiner Existenz wegen. Nun sieht in dem Verlangen, das ich nur als Stimme des Publikums aussprach, Judith hätte mehr die biblische Färbung tragen müssen, eine Aufforderung zu folgender nichtswürdigen Bosheit: „Ahsie!“ schreibt er „Gutzkow vermißte freisinnig humanistische Schlagworter, Charlotte Corday-Phrasen u. s. w.“ „Schlagworter“? Ja wohl,

iſt hier dieſelbe Erſcheinung erſichtlich, welche ſich auch in den Formen der zur Bequemlichkeit dienenden Gegenſtände wahrnehmen läßt. Das Ameublement bekommt jenen breiten, koloſſalen Charakter wieder, den die Stühle und Schränke des vorigen Jahrhunderts hatten. Das Tafelſervice wird durchaus wieder altfränkiſch; denn nachdem es die Oekonomie lange mit Wedgewood, Geſundheitsfayence und ähnlichen Surrogaten verſucht hat, iſt man wieder darauf zurückgekommen, tiefe, bemalte Teller mit breiten Rändern, Suppenterrinen mit Henkeln, Compottbehälter in viereckter Form, und dies Alles aus feinſtem Porzellan, für das Geſchmackvollſte und Modernſte zu halten.

Doch was ſprechen wir von Tellern und Suppenterrinen, wo wir von unſern Weibern, von den Weibern des neunzehnten Jahrhunderts, reden wollen!

Ein Mädchen unſrer Tage erhält ohne Zweifel mehr Wiſſenſchaftsſtoff, als ehemals. Im vorigen Jahrhundert erſetzte die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache alles Uebrige, das heißt, die Frauen beſaßen ein Mittel, ſich immer für geiſtreich und gelehrt genug hinzuſtellen, da die franzöſiſche Sprache bekanntlich auch der Abgeſchmacktheit ſelbſt den Firniß des Genies gibt; eine abſolute Uebung dieſer Sprache, eine Uebung, die in der Illuſion leben könnte, als wäre das Franzöſiſche die Mutterſprache ſelbſt, wird doch niemals erreicht. Das Parliren iſt und bleibt eine Gedächtnißſache, bei welcher die unläugbare, wenn auch noch ſo hinreichende Anſtrengung in Betreff der Form das immer erſetzt, was man in der Mutterſprache aus ſeinem eignen Kopfe an Inhalt hinzuthun müßte. Dieſe Kenntniß verſiegte. Man ſah, daß nicht viel da lag auf dem Grunde,

Schlagendes verdienen derartige Bübereien, die Herr Adolf Stern ganz in der Ordnung gefunden zu haben scheint.

Von S. 449 – 494 kommt eine lange Abhandlung „über die Literaten des jungen Deutschland". Dies Opus hat, wie ich glaube, schon in einer leipziger Zeitschrift „Im neuen Reich" gestanden. Ich sehe dies Journal selten. Es scheint nur in dem engern Kreise der Mitarbeiter am Grimm'schen Wörterbuche gelesen. Auch würde ich glauben, die boshafte Arbeit sei in Siebleben bei Gotha bestellt, wenn nicht auch Laube in dem Geschwätz so schlecht gemacht würde. Im Ganzen sieht man, wie hier ein literarischer Bummler mit rasender Schnelligkeit die Leihbibliothekenkataloge durchfliegt, sie ausmustert, sich mit Fieberhitze hier eine nähere Kenntniß, dort einen Citatenvorrath von Anekdoten, Gehässigkeiten, alten vergessenen Streit-Stichworten aneignet, die ihn als einen höchstbelesenen Mann (der darum noch nicht urtheilsfähig wurde) darstellen konnten. Möglich, daß diese Darstellung einer bestimmten Literaturperiode den wiener Zuhörern, den Handlungsgehülfen, vorgelesen wurde. Schamlos genug war Kuh dafür. Eines ist an dem Lügengewebe rühmenswerth, eine manchmal zutreffende Bekanntschaft mit dem Gegenstande selbst. Diese konnte zwar an sich nur einseitig, ja zuweilen verkehrt sein, überdies prinzipiell und immerfort persönlich boshaft, aber es ist mehr Material beisammen, als manchem andern

Literaturgeschichtencompilator zu Gebote steht. Sogar Adolf Stern hat sich wol zu lange nur bei den Lyrikern und Epikern verschollener Zeiten aufgehalten und lernte etwas aus dieser Abhandlung für seine beklagenswerthen Cadetten in Dresden.

An den Herzensgeschichten, an dem Verrath der armen ungeliebten Geldbergeberin durch eine neue Liebe zu einer Emma, ist mein Name nicht betheiligt. Hebbel glich jenem Bernhardskrebs, der kein eigenes Gehäuse hat, sich aber in andere Schaalthiere hineinwühlt und sich von ihnen fortschleppen läßt. J. J. Rousseau hat viel von sich erzählt, sogar daß er in Turin gestohlen hat. Aber diese Enthüllungen von einem Biographen der Bewunderung sind kaum glaublich! Das Verletzende liegt in dem Irrwahn der petitio principii, daß die Nation Vergebung zolle, weil sie ein so Großes irren sähe. Welcher Wahn! Wäre es noch die liebenswürdige Gestalt Goethe's, die der muthmaßliche Grundirer des Ganzen, der Beginner der Memoiren, Hebbel selbst, zu schildern, zu entwickeln hatte. Aber diese breitspurige dithmarsische Bauernatur! Der Widerspruch der gröbsten Anmaßung hier und die Kriecherei und Bettelei da! Letztere nach Kopenhagen, Berlin, Weimar! Nachdem Hebbel die Erzählung seiner Liebesschmerzen ohne Zweifel selbst detaillirt hatte, fügte Kuh die epitheta ornantia hinzu. Selbst nicht der heilige Augustin hat sich so

belauſcht, ſo als ein intereſſantes Geheimniß betrachtet wie Hebbel zu jeder Stunde, auf Schritt und Tritt. Von Weibern und Handlungsdienern verhätſchelt, Protokollſchreiber im Grunde geblieben, war er mit der Analyſe ſeines Werthes, ſeiner Eigenheiten, ſeiner vom Vater oder der Mutter oder einem Dämon oder ſonſt einer Genealogie ererbten Züge ſo beſchäftigt, als ſpräche Shakeſpeare über ſich. Was er thut, was er denkt, er belauſcht es, ſogar ſein Nichtsthun, ſein Nichtdenken, ſeine Harmloſigkeit. Er iſt ſich ſelbſt das Intereſſanteſte auf der Erde. Im gewiſſen Sinne hat Jeder dazu das Recht, aber eine ſolche Genugthuung muß man ſtill für ſich behalten. Man muß ſich dabei auf ſeinem Sopha ſtrecken und eine Cigarre dazu rauchen. Nur ein Narr plaudert ſich über ein ſolches Geheimniß aus. Hebbel aber giebt einen förmlichen Schlüſſel für die, welche ihn erkennen wollen, eine Clavis. Richard Wagner hat es in der That noch bis jetzt nicht zu einer ſolchen Höhe des Selbſtlobs gebracht. „Ich bin" — „Ich kann" — „Ich pflege" — So geht es in Einem fort, mit Pulsfühlungen an ſich ſelbſt, wie dieſe die größten Geiſter, die je gelebt, nur in kurzen ſchlagenden Aperçüs, dann und wann einmal, ausgeſprochen haben. Hebbel, der wahrlich nichts hervorgebracht hat, woran die Nation dauernd mit Liebe hängen wird (Frau Niemann-Seebach, die ehemalige Collegin der Frau Hebbel ausgenommen, die mit ihrer

Magdalene ſich ab und zu verführt, einige Gedichte Hebbels, „der Haideknabe“, werden anthologiſch fortleben; etablirt ſich als Selbſt-Anatom wie ein Rieſe der Cuvierzeit. Sein Scalpell iſt ſein ganzes Leben. Was nur Richard III. „ſeinen Schatten erörtern“ nennt, hat Hebbel mit ſolcher Virtuoſität zur Fertigkeit gebracht, daß die Commis und einige dem Commisgeiſt der Unterordnung verwandte weibiſche Profeſſoren dem Orakelſprecher geglaubt haben. Hebbel mußte in Einem fort ſprechen. Er ſetzte ſich bei mir zu Tiſche und begleitete jedes Gericht, jeden kleinen Nebenumſtand eines einfachen Mittagmahls mit Beſprechungen unendlicher Breite. Dieſe Sprechſucht muß daher kommen, daß derjenige, der wenig poſitives Wiſſen hat, in Einem fort nach Principien, nach „tauſenderlei Collaboratorgedanken“ wühlt. Geiſtreiche Unterhaltung wollen ſelbſt Männer der Wiſſenſchaft bei Hebbel gefunden haben. Iſt aber der Satz wie: „Der Mittelpunkt der Hitze iſt der Froſt“ ein geiſtreicher? Ich nenne ihn einfach Unſinn. Solche und ähnliche Sätze warf Hebbel hin wie Wallnüſſe für Affen. Traf er damit zuweilen das Leben, die Welt, die Ethik, ſo konnte man darüber nachdenken, meiſt aber nur lachen. Gefahrvoll wurde dieſe Art mit literariſchen Conſpirationen verbunden. Ging das Fabeln über die Kunſt, über die Geheimniſſe des Poetiſchen und das Uebertragen fictiv erfundener Maßſtabe auf

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04330/051

ſich und Andere über, ſo waren viele Menſchen verloren. Die Commis nahmen den Schwulſt für Weisheit und verbreiteten ihn. Hebbel ſagte in dieſer Weiſe gelegentlich von ſich: „er knüpfe ſeine Geſtalten immer an Gott an und überſpringe die Individuen.“ Ja was heißt das? Meine Wenigkeit würde ihm über ſolche Phraſen in's Geſicht gelacht haben. Und hundert Producirende hätten es gethan. Jeder, der ſeine fünf Sinne hat, ſelbſt der Poſſendichter l'Arronge, verrichtet dieſe Arbeit bei einem dramatiſchen Plan. Er haftet nicht an ſeinen Perſonen, ſondern er erſtrebt einen Totaleindruck, ein Geſammtgefühl, ein Wohlthuendes, ein göttliches Behagen, wie man's ja nennen kann, das der Hörer mit nach Hauſe nimmt.

Das S. 548 erwähnte Verhalten meines Urtheils zu einem mir mitgetheilten Exemplar der „Judith“ („ich hätte gar nicht geantwortet“) iſt durchaus falſch, da Hebbel in Folge der genugſam angedeuteten Idioſyntraſie gegen mein Daſein in der Welt, gegen mein Unvermögen, „äſthetiſchen Schwulſt“, Abſtraction von vergangenen Literaturperioden oder ſogenannter „urſprünglicher“ Poeſie zum Maßſtab des Modernen zu machen („Judith“ iſt das Product der raffinirteſten Pointenſucht und hat nicht einen Hauch von Eurer geprieſenen, der Reclame angehörenden „Urſprünglichkeit!“) ſorgfältigſt vor mir die als Manuſcript

gedrückte Tragödie verbarg. Die Sprache der unbefangenen Erfahrung und Natürlichkeit zu hören, verdroß ihn. Ihm nichts Wohlgefälliges in Weihrauchwolken gespendet zu haben, hieß sich gegen ihn „verschwören".

Es wird eine Zeit kommen, wo die Kunstrichter über den „ästhetischen Schwulst" unsrer Rezensionen, unsrer bestellten, von Verlegern, Autoren angeordneten, von diesen oft über sich selbst geschriebenen Reklamen lachen werden; lachen über den Begriff des Poeten, wenn dieser lediglich an schon Dagewesenes, in der Theorie Umschriebenes, vollends an den häufigen Umgang mit Nixen, Elfen, Märchen und ähnliche Gesellschaft Gebundenes geknüpft wird. Man wird den Beweis führen, daß Leute, die Bände voll Verse geschrieben, gar keine Dichter gewesen, weil sie nur reproducirten; andere, die sogar nur in Prosa schrieben in den Erfindungen ihrer Phantasie Cervantes glichen, von dem man schwülstige Verse und eine sehr natürliche lustige Prosa hat. Die Anthologiefabrikanten mit ihren 100—150 „Dichtern" werden zur Weihnachtszeit wieder von Vertretern andrer Moderichtungen, die der Buchbinder in Entreprise nimmt, verdrängt werden. Man wird doch hoffentlich einst wirkliches Schaffen und Gestaltenkönnen und sei's auf Unkosten dieser oder jener Theorie nicht länger mit einem wohlfeilen Handhaben „poetischer" Selbstverständlichkeiten

verwechseln. Im Magazin dieser „Dichter“ kann man alles haben, wie bei ihrem Matador Heinrich Heine: die Sterne, den Mond, die Diamanten, die Perlen, die Leichensteine, das Herz in jeder Gewandung, zum Waschen, zum Färben, wie einen Handschuh. Bei Heine war die Thräne auf dem Lager wie der Mondschein, die wogende See, wie die weißbauchige Möve — ein anderes Cabinet und man sah wie die Weintrauben an Fäden aufgereiht die deutsche, die jüdische Sage, den Tannhäuser, die Melusine, den Jehuda ben Halevy, alles was nur aus Büchern herausgeklaubt und in allerlei Formen satyrisch oder sentimental wiedergegeben werden kann, während seine „Reisebilder“ — platt sind, seine „Dramen“ talentlos. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!“ rufen mir Tausende entgegen. Aber ich höre lediglich Silchers schöne Melodie. So bei allen Liedern Heines. Zahlloses Dichtervolk hat er in seiner Art großgezogen. Das rennt mit unaufführbaren Dramen, mit auf eigene Kosten gedruckten, schön eingebundenen Gedichten und, von den avancirten Kaufmannsdienern à la Stern auch zur Besprechung gelangten Gedichten auf und ab. Alle verschleiern in ihrem Kreise trotzig und absprechend jene Unbildung, die in Deutschland so gräuliche Fortschritte macht (namentlich auf weiblichem und häuslichem Gebiet!). Höhere Gesetze wollen die selbstgefälligen Vorträge der Wanderungssprecher auf Diäten aufstellen. Derjenige, der selbst nichts hat hervor-

bringen können, ſchraubt da für Andere die Maßſtabe in unerreichbare Höhe. Von den Koryphäen werden die Fehler verſchwiegen und nur die Tugenden für 25 Thaler den ganzen Abend übertrieben. Einige Profeſſoren, die von Kathedern lehren, haben mit mittelmäßigen, unbedeutenden Gedichten ihre Carrière angefangen und ſind dann zum Heroencultus der extremſten Sorte übergegangen, nur weil ihre Unreife und ihr belletriſtiſcher erſter Beginn dem hohen Miniſterium für die Beförderung allzuverdächtig erſchien. Wenn man die Abhandlungen ſolcher vor ihrer Kontrole zitternden Profeſſoren über Homer oder Goethe, Calderon oder Shakeſpeare lieſt, ſo glaubt man in Petiscus' Mythologie zu leſen. Man ſteckt bis über die Ohren im „äſthetiſchen Schwulſt". Selbſt liebenswürdige Erſcheinungen unſerer Literatur wie der ſchwäbiſche Polterer Viſcher, V. Viſcher genannt — wenn Jemand auch nur in der Allgemeinen Zeitung ſeine Diatribe gegen die Behandlung der italieniſchen Eſel geleſen hat, muß die Redaktion bewundern, die dafür keinen Blauſtift hatte! Viſcher's vor einigen Jahren in der Allgemeinen Zeitung erſchienene Kritik über ein paar Novellen von Keller, die gewiß eines ruhigen und maßvoll gehaltenen Lobes in hohem Grade würdig waren, gaben dem „äſthetiſchen Schwulſt" einen Ausdruck, deſſen Scurrilität bis an die gradezu ausgeſprochene Phraſe gieng: „Ihr Leut! Ich kan's

Euch ja vor! Genießt's doch nun auch just so wie ich's genossen hab'". „Wer da nicht den Ton hört, den ich vernehme —" Und so fort — im Schwulst!

Die Modephrase bei den ästhetischen ehemaligen Handlungsdienern knüpft im Dramatischen vornehmlich an Heinrich von Kleist an. Gewiß war das ein talentvoller und zudem beklagenswerth unglücklicher Mann. Man weiß nichts so Geringes von ihm, wie das oben Erzählte von Hebbel. Er war arm, bettelte aber nur in Betracht der verdrießlichen Zeitumstände und in Rücksicht auf seine gerechtfertigten militärischen Ansprüche. Ich fühle die volle Kraft, die von diesem Namen ausgehen kann, und werde der Letzte sein, an ihm etwas verkennen zu wollen. Aber ein Muster kann Kleist's trockne Wiedergabe der einmal ergriffenen Stoffe nicht sein. Goethe hat über ihn richtig empfunden. Kleist leidet am gänzlichen Mangel der Erweckung von Mitempfindung. Es fehlt bei ihm überall das mächtig schlagende Herz. Die „Hermannsschlacht" schuf der patriotische Zorn. Aber es giebt andere Anknüpfungen der poetischen Combinationen an den Webstuhl der Zeit, als solche ausdrückliche. Aeschylos, Sophokles, Shakespeare hatten sie. Was diese auch geschrieben, es verrieth immer, daß sie ihre Zeitgenossen an jenem Webstuhl sitzen sahen, wo man sowol den Uebermuth der Einen zu strafen hat wie die Sorglosigkeit der Andern zu warnen. Sie hatten alle „Tendenz."

daß man sehr viel andre Gegenstände brauchte, um so viel Zeit mit Sprechen auszufüllen, als man früher ausfüllte, nur indem man französisch, d. h. ohne Inhalt sprach. Man besann sich nicht lange, sondern ließ für ein und dasselbe Geld die Mädchen am Unterrichte der Knaben Theil nehmen; denn wie anders kann man es erklären, daß sich die Bildung des Mädchens derselben Einflüsse und derselben Behandlung gewärtigen mußte, welche die Bildnng der Knaben erforderte? Die Mädchen haben vielleicht bald die Männer überflügelt. Es stehen in einem Jahre jetzt mehr Schriftstellerinnen auf, als deren das ganze Alterthum und nur bei den Griechen zählt; denn auffallend genug, bei den Römern gab es nie weibliche Schriftsteller. Wir haben Schriftstellerinnen, wie Sappho und Erinna, die den Mond besingen, aber auch solche, die über Nationalökonomie und den Pauperismus schreiben. Die Manie der Autorschaft ist unter den Frauen so verbreitet, daß man, wo man ein unliebenswürdiges Frauenzimmer sieht, immer bereit ist, sie für eine Schriftstellerin zu halten.

Es ist auffallend, daß die Frauen im ledigen Stande eine Sucht haben, sich zu vereinigen, um geschlossene Ketten zu bilden, dann aber als verheirathete Frauen sie wieder auflösen und lange Zeit mehre Kindbetten erst abwarten, ehe sie wieder auf den alten Trieb zurückkommen. Das Gefühl der Liebe entspringt bei den meisten weiblichen Naturen nicht aus dem stillen Nachdenken über die Geheimnisse derselben, sondern aus einer magnetischen Gewöhnung an andre Individuen, die sie für besser und schöner, als sich selbst halten. Gewöhnlich geht der Liebe zum Manne eine oft grenzenlose Liebe zum Weibe voraus. Junge Mädchen verlieben sich in ältere, eine Erscheinung, die sich freilich auch bei den Knaben

Nun höre und ſehe aber Einer, wie Profeſſoren und Handlungsdiener förmlich zurückbuſen, förmlich Nervenzucken bekommen, ſowie Einer das Wort „Tendenz“ ausſpricht. Und die „Perſer“ des Aeſchylus ſind durch und durch „Tendenz“! Selbſt unreife Feuilletoniſten, die auf die Frage: Wo haben Sie ſtudirt? regelmäßig antworten müſſen: Ich habe mich ſelbſt ausgebildet! haben dieſe „Tendenz“ ſchon verläſtern gelernt. Sie behandeln den, der einen Zuſammenhang mit den „Phraſen der Zeit“ verräth, mit den nichtsnutzigſten Charakteriſtiken, werfen mit „Lichtfreundlichkeit“, „Freigemeindlichkeit“ und ähnlichen Schlagworten zur Schande der Nation um ſich. Glaubt Ihr denn, daß ich mein „lichtfreundliches Tendenzdrama“ Uriel Acoſta nicht in einem eben ſolchen Begeiſterungsrauſche geſchrieben habe, wie ihn Hebbel niemals für ſeine ausgeklügelten, aus den Fingern geſogenen pſychologiſchen Probleme gehabt haben kann? Seinen Tagebuch-Notizen zufolge haben bei ſeinem Schaffen (ſelbſt bei „Rubin,“ ſelbſt bei'm „Trauerſpiel in Sizilien“, „Michel Angelo“?) Himmel und Erde gerungen! Was man nicht alles aufs Papier malen kann! Was ſich Koketterie mit ſich ſelbſt nicht alles erlaubt! Die Geſetze des dramatiſchen Schaffens liegen anderswo als in den großen Beiſpielen. Eine epigrammatiſche dramatiſirte Pointe nach der andern kann der Bühne nichts nützen. Es waren Seifenblaſen, die Hebbel

gab und die naturgemäß zerplatzen mußten. Wer fühlt dem „Ring des Gyges“, dem Gelüst, ſeines Weibes nackte Schönheit einem Andern anzuſchauen zu geben, wer fühlt den Vorausſetzungen der perſönlichſten Eitelkeit im „Michel Angelo“ („Vergrabt meine Stücke und findet ihr ſie dann, ſo wird man ſie für Shakeſpeare's halten!“), vollends wer fühlt den Widerwärtigkeiten in „Maria und Magdalena“ nach? Die Dramatiſirung der „Nibelungen“ iſt endlich kein beſonderes Verdienſt. Nirgends hat ſich die Hebbel'ſche gehalten. Der Stoff war gegeben, dutzendfach iſt er behandelt. Geibels „Brunhild“ hat die Hebbel'ſche Bearbeitung verdrängt. Man muß Dingelſtedt nachrühmen, daß er zu verehren und anzuerkennen verſteht. Er beſitzt Pietät. So erinnert er denn auch zuweilen in ſeinem Repertoir an den Mann einer an der Tantième intereſſirten Wittib. Wie gerne würde auch ich einen Immortellenkranz auf Hebbels Grab gehängt haben, nur Gutes, wie in meinen „Rückblicken auf mein Leben“ geſchehen, von ihm geſprochen haben, wenn nicht dieſe wahren Mörder am eigenen Volke, mit dem Dolch im Gürtel, mir in's Geſicht Lügen geſchleudert hätten, als hätte mich ein Ober-Appellations-Gericht verurtheilt, ſie ruhig anzuhören. Emil Kuh war der tückiſche Menſch, den die Erben und Hinterlaſſenen mit dem Denkmal beauftragten. Aber von Freund und Feind verleugnet galt er doch ſchon lange für unzuver-

lässig und untreu. Und dennoch dieser Auftrag! Man beklagte von je den Mißbrauch der Gaben und der Kenntnisse, die sich Ruh mit der Zeit erworben hatte. Sein Buch ist in einer wahrhaft mephistophelischen Laune geschrieben. Unkünstlerisch, das that ihm nichts. Er wußte, daß er böse war, und verletzte absichtlich und muthwillig. Die Allgemeine Zeitung mußte diesen Namen, der sich mit Grillparzer und Mörike bei ihr einschmeichelte, längst weghaben — !

Zur praktischen Bühne zu gelangen, gab es für Hebbel nirgends Hindernisse. Welche hätten wol Hebbeln die „Jungdeutschen" bereiten können? Ueber diese und ihr „Glück" wird ewig in nichtswürdiger Weise gejammert und feige gespottet! Wo war denn wol mein „Glück"? Wo war es anders, als da, wo ich es mir mühsam erobern mußte! Der eine Erfolg von heute sprach nicht für den Erfolg von morgen. Die jetzigen jungen Dramatiker, Paul Lindau, selbst Adolf Wilbrandt, Wichert u. A. kennen all das Elend unsres Bühnenwesens, die scheußliche Impietät nicht, mit welcher wir zu kämpfen hatten. Wer hätte damals nicht die Sprödigkeit der Intendanten, die Eitelkeit der darstellenden Künstler, die als Regisseure über Annahme oder Ablehnung eines Stückes zu entscheiden hatten, erprobt? Verlaß auf die Schauspieler! Wenn Einer Emil Devrient verehrte, wühlte Dessoir gegen ihn, und sprach man sich für Döring aus, war Seydel-

mann empfindlich. Sind mir nicht auch in Wien faſt alle meine Stücke aus „Cenſurrückſichten“ abgelehnt worden? Und wer beweiſt Euch, daß die Stücke, über welche der „äſthetiſche Schwulſt“ die Achſeln zuckt (ich will beiſpielsweiſe „Zopf und Schwert“ und „Urbild des Tartüffe“ nennen), nicht auch aus voller Wärme des Gemüths, des nach großen Muſtern bewußten Schaffens, ebenfalls wie aus dem Haupte Jupiters frank und frei entſprungen ſind? Wer hat Euch Schänder von Nationaleigenthümern des Gegentheils ſo gewiß gemacht? Der ditmarſiſche Bauer, der in Wien aufs Pferd gekommen? Der eingebildete zweite Shakeſpeare Otto Ludwig, der neunmal eine „Agnes Bernauer“ umſchrieb und in ſeiner traurigen Tiftelei und Armuth auch nicht eine fertig bringen konnte, während er doch Kraft beſaß, Tagebuchnotizen in Maſſe niederzuſchreiben, Schiller ſchlecht zu machen, in Shakeſpeare Dinge zu ſehen, die nur Narren ſehen?

Die Aufzeichnungen über Kopenhagen, über Hebbels Reiſen nach Paris, Italien ſind ohne Zweifel von Hebbel noch ſelbſt geſchrieben. Dabei herrſcht durchweg und entſchuldigt dieſe meine Schrift die Parole: „Hebbel oder Gutzkow!“ Man ſollte es kaum glauben! Mein Schatten verfolgt den Mann ſo, daß er ſich ſogar, wie ich ſchon bemerkte, auf Gewiſſensbiſſen gegen mich ertappt! (Bd. II. 44.) Die Zeit der Abfaſſung von Maria Magdalena war gekommen. Sie hängt

mit biographiſchen Erlebniſſen zuſammen, die uns belehren ſollen, daß es einem anſtändigen Menſchen möglich iſt, eine ſchon Entehrte zu heirathen — damals war es jene Eliſe Lenſing. Die von einem Berliner Kunſtrichter, Namens Voigt, vor Jahren in der Voſſiſchen Zeitung angeregte intereſſante Frage, daß der „Maria Magdalena“ ein altes aus dem vorigen Jahrhundert ſtammendes Stück „die Kindsmörderin“ zum Grunde liege und daß ſogar das bekannte Wort des Tiſchlermeiſters Anton: „Ich verſtehe die Welt nicht mehr!“ wörtlich von dorther entnommen ſei, iſt nicht beachtet, nicht erwähnt worden. Dagegen wird mit umſtändlicher Breite erzählt, wie Paris, Frankreich, Italien auf den Liebling der Muſen, dieſe ſelbſtquäleriſche Natur gewirkt haben. Ich frage beide Verſtorbene, Hebbel und Kuh: Iſt das edel, all die Gemeinheiten aufzuſchreiben und ſie drucken zu laſſen, die z. B. Heine gegen ſeine Gegner bei ſeinem Beſuch hervorſprudelte? Heine ſoll über mich Folgendes und Folgendes geſagt haben! Und wenn der Elendeſte aller Charaktere das und das geſagt hätte, iſt es denn darum wahr? Heine und Börne waren in Streit gerathen. Ich hatte mich für letztern bekannt und eine Biographie deſſelben geſchrieben, zu welcher mir eine langjährige Pflegerin Börne's, eine edle Frau, Frau Wohl-Strauß, die Materialien geliefert hatte. Heine hatte dieſe Frau, die in Paris lebte, beſchimpft,

gemein verläſtert. Ihr Mann forderte ihn. Ich beſuchte Paris. Sollte ich dieſe Frau zum Dank für ihre Mittheilungen ſo kränken, daß ich die Botſchaft, die ich von Heine empfing, „er wolle ſich mit mir ausſöhnen, wenn ich zu ihm käme und mir ein Diner mit der geſammten pariſer Schriftſtellerwelt geben", annähm? Ich drückte mein Bedauern aus. Nun freilich folgten dieſe Erbärmlichkeiten, die Hebbel mit Wohlgefallen bucht, Emil Kuh nicht als unwürdig geſtrichen hat. Auch Strodtmann hielt dergleichen für würdig, in ſeine Heine-Ausgabe aufzunehmen. Ich werde auf Strodtmanns Heine-Colportage zurückkommen.

Das Leben Hebbel's bis zur Rückkehr nach Deutſchland über Wien iſt die Geſchichte einer Natur, die ſich nicht genug wundern konnte, daß nicht überall bei ſeiner Ankunft die Glocken läuteten und die Poſtboten geflogen kamen, um verſiegelte Briefe mit Geldanweiſungen zu bringen. Wo ſollten die letzteren herkommen! Wer ernten will, muß ſäen! Waiblinger, Platen haben es nicht unter ihrer Würde gehalten, dem Morgenblatt, der Wittheuer'ſchen Zeitſchrift Berichte einzuſenden. Hebbel aber witterte immer den „Literaten"! Er gloſſirte drei Jahre lang ſeinen Schatten und grübelte Bildern und Stimmungen nach. Das nenne ich durch und durch Reflexionspoeſie treiben. Da war kein Leben im Strom der Welt, ſondern nur die Stube und das Dintenfaß der begeiſternde Quell!

Borniertheit iſt es, die in ſolcher Grübelei etwas Urwüchſiges, Unmittelbares gefunden haben will. Das Unmittelbare war allenfalls die Neigung zum Epigramm. Dieſe trieb ihn und das gab ihm hie und da einige Poeſie. Ruh hat das Abgequalte, Erkünſtelte, Geſuchte hervorgehoben, wie er denn auch zuletzt (charakteriſtiſch für den Mann und ſein Werk) ganz aus der Rolle und von ſeinem Helden abfällt! Vorläufig kommt dieſer nach Rom. Wie ſollten die deutſchen Mäler wiſſen, was der Bauer mit den langen weißen Haaren zu ſein prätendirte! Die Mäler werden friſchweg für „ungebildet“ erklärt. Nur ſein holſteiner Landsmann Gurlitt findet Gnade. Warum? Weil er dieſen, um deutſch zu reden, ſogleich mehrmals anpumpt und das bedeutend, gleich um mehrere hundert Scudi. Die Mutter ſeiner beiden unehelichen hamburger Kinder ſchickt was die Arme kann, auch der Buchhändler Campe, es reicht aber für den Verfaſſer von einigen Diſtichen auf Statuen und Villen (Diſtichen, die ſich beſſer in Proſa leſen würden), nicht aus. In Proſa „Bilder aus Italien“ zu ſchreiben — wie ſo viele geiſtvolle Autoren gethan — das konnte nur ein „Literat“ thun! Auch Neapel mußte geſehen werden, mit ſeinem von Gurlitt erbettelten Rock! Er hatte den Stolz nicht, der die großen Geiſter, welche meiſt alle darben mußten, nebenbei auszeichnete. Sie verbargen ihre Blöße. Hebbel

ſagte wie eines Componiſten Maxime der Schröder-Devrient gegenüber gelautet haben ſoll: Es muß Euch eine Ehre ſein, mir zu borgen und nichts wiederzubekommen! Wohl! So muß der Genius in Deutſchland auftreten! Dann kann er ſelbſt ohne Protection, ſelbſt ohne Fürſten, bei den Primanern und Commis, die in den deutſchen „Dichterwald" laufen und Feuilletons ſchreiben, als Glanzſtern erſten Ranges herauskommen!

In Neapel gerieth Hebbel bei einer Begegnung mit Adolf Stahr doch an eine harte Mauer. Heinrich Hettner war eine Theatercouliſſe. Der ſchwankte. Da iſt mir Stahr's Trotz und die mannhafte Treue, die der alte oldenburger Profeſſor einigen Namen hielt, die Hebbel herabſetzen wollte, Zeugniß, daß der ehrliche Pommer nicht doppelzüngig war. Hebbel war auf dem Sopha gelagert, grübelte über ſein Ich, ſeinen Schatten, den er warf, über ein Paradoxon, über die Mittel zu Geld zu kommen. Er hätte am liebſten die mediceiſche Venus und was nicht alles als mit Unrecht gerühmt in Frage geſtellt. Geleſen wurde von ihm Manches. Natürlich, um es ſchlecht zu finden. Geld! Geld! war der ewige Ausruf, den der jetzt ſogar von Kopenhagen Verlaſſene ausſtieß. Der König von Dänemark wollte die Penſion nicht mehr verlängern. Er mußte von Eliſe Lenſing gehört haben.

Außer Hettner gehörte auch der später berühmt gewordene Geschichtsschreiber Mommsen zu den Zufälligen unter Hebbels italienischen Begegnungen. Kuh glaubte wunder, welche biographische Ausbeute er über Hebbel vom Historiographen des alten Rom erlangen würde, um so mehr, als Mommsen ein Holsteiner ist. Doch schildert der Biograph die ablehnende Art, die ihm in Berlin zu Theil wurde, ausführlich. Die Worte, die der aufgeblasene Autodidact als „Professorendünkel" zu deuten wagt, sind im Gegentheil höchst weise gesprochen. Sinnlich zu sein und animalisch sich zu fühlen, ist an sich keine Schande! hatte Mommsen gesagt und ich setze hinzu: Ich nenne denjenigen einen Schafskopf, der sich, wie dergleichen Ruhmredigkeit vorkommt, seiner Unsinnlichkeit besonders rühmt. Die Frage ist nur die: Was lässest du über dich Herr werden? Was ist bei dir die Regel? Was die Ausnahme? Mommsen sagte richtig: Das animalisch in uns Wohnende muß man verklaren können und zum Guten und Schönen verwenden. Hebbel blieb aber beim Instinctiven, beim Gelüsten, Anormalen stehen. Ihm gefiel die Reflexion über die Gleichgültigkeit von Gut und Böse, Sitte und Unsitte. Sollte er dies Gelüst von seinem Schreibersitz am Amtsgericht zu Wesselburen mitgebracht haben? Es begleitete ihn durch sein ganzes Leben.

Ich habe gesagt, ich wollte darlegen, wie dieß

Schwulst-Aesthetik entstanden ist. Man wird nach ihr in Deutschland als „Dichter" nur anerkannt, wenn man Finessen absonderlichster Art offenbart, dorfgeschichtlich oder sonst „stimmungsreich" oder für ungebildete Mütter käuflich zur Weihnachtszeit Kindisches schreibt. Hebbel kann für das Bleibende in der Literatur nicht eintreten. Ich sage Herrn Adolf Stern in's Gesicht: Die mit rasendem Haß und mit offenbarem Neid von Hebbel verfolgten Schriftsteller, wie Bauernfeld, Halm, Mosenthal, Benedix u. A. sind alle naturwüchsigere, frischere Talente gewesen, als Hebbel mit seinen Velleitäten und Anläufen! In Frankreich, England fände darüber gar keine Discussion statt. In Deutschland ist die Verliebtheit in die Form ohne alles Urtheil. Und unsre Professoren der Aesthetik und Literaturgeschichte an den kleinen Universitäten — wie beklage ich sie! Sie haben neuere und neueste Dramen — das Gott erbarm' — nur von den Truppen spielen sehen, die sich in Marburg, Gießen, Jena, Heidelberg produziren! Sie nennen sich Geheimeräthe, tragen die Brust voll Orden und sind in allem Uebrigen Kleinstädter durch und durch.

Nachdem Hebbel endlich in Wien durch eine ganz à la Maria Magdalena geschlossene Ehe Schlafrock, Pantoffeln, Frühstück, Mittag- und Abendbrot behaglich genießen konnte, kam der „Theaterklatsch" ihm näher und näher und der „Literat" regte sich nun doch in Artikeln, wodurch dem Wiener Geschmack die Directive

findet: wie ich mir denn bewußt bin, einſt als Knabe zu einem meiner Kameraden, der mir jetzt ganz fatal iſt, die heißeſte Leidenſchaft getragen zu haben.

Wir haben ſo zahlloſe Darſtellungen der Pſychologie, aber keine noch wird über die mannigfachen Geſtaltungen der Liebe Auskunft geben. Wir haben Anwendungen der Phyſik auf die Moral, wir haben Verſuche in der Phyſik hier und da moraliſche Lichtblicke und Ordnungen feſtzuſtellen; allein vergebens, daß wir von einem Philoſophen erfahren könnten, unter welchen Umſtänden ſich die Menſchen zu verlieben pflegen. Man ſagt, daß dies in den Roman gehört. Im Gegentheil, Cultur- und Naturgeſchichte dürften von einer Unterſuchung dieſer Frage Vortheil ziehen. Wir würden ſie allerdings in Geſtalt eines Romanes löſen zu können glauben; allein dann würde dieſer Roman nur eine Allegorie und beinahe ein Lehrgedicht werden; denn was dort von einigen Perſonen geſagt wäre, würde mehr oder weniger auf alle paſſen.

Alle Verliebungen laſſen ſich unter zwei Rubriken bringen. Entweder entſpringen ſie aus einer unmittelbaren Fortſetzung des obigen Gefühls, das anfängt, ſich erſt in ſein eignes Geſchlecht zu verlieben oder aus einem Calcül. Es iſt auffallend, daß jene erſten Verhältniſſe dem Senſualismus näher ſtehen, als die aus Berechnung entſtandenen, und daß ſie doch für moraliſcher gehalten werden, als dieſe. Es findet bei den erſtern wenig Wahl Statt, der einzelne Mann vertritt das ganze Geſchlecht; die Verbindung iſt geſchloſſen, noch ehe vielleicht Geſtändniſſe abgegeben ſind. Eine vague Tradition über Liebe liegt natürlich den Empfindungen des Mädchens unter, allein ſie verwandelt ſich nicht in ein Urtheil, in eine Vergleichung, ſondern nur in das Gefühl,

gegeben werden sollte. Sigmund Engländer hieß der erste erkorene Prophet des neuen Evangeliums. Correspondirerei, Bearbeiten verwandter Naturen in Leipzig, Berlin (in Berlin war J. L. Klein eine verwandte Holofernesnatur) wird in Scene gesetzt, Campe in Hamburg macht den Versuch, Hebbel und Heine zum Mittelpunkt der Literatur zu machen, er läßt von Adolf Strodtmann, ebenfalls einem ehemaligen Handlungsbeflissenen und Verfasser mäßig gewürdigter Gedichte, einen noch heute an der ästhetischen Geschmacksschmiede Deutschlands betheiligten Hauptwortführer des „ästhetischen Schwulstes", einen „Orion" herausgeben. Nach dem Erscheinen einiger Hefte erlosch dies strahlende Gestirn. Mehrere andere Institute, deren Stiftung im Interesse des Hebbelianismus von den Memoiren und der Biographie treu erzählt wird, theilen dies Schicksal baldigen Verschwindens.

Wie Mephisto-Ruh die hinterlassene Witwe seines Helden hat bewegen können, ihm den Abdruck von Briefen an ihn zu gestatten, worin sie sich selbst als eine ebensolche Büßerin wie Elise Lensing, als eine mit Kindern behaftete Jungfrau bekennt, ist geradezu unerhört. Deutschland ist durch dies wiener Buch vor allen Nationen bloßgestellt. Es fehlte nur noch die Vervollständigung des Bildes: Ein deutscher Dichter heirathet sich in einen moralischen Sumpf, wo ihm der Vater der Kinder, bei denen er den Brunnen zu-

zudecken hatte, auf der Stiege seines Hauses begegnen und zu ihm: „Bon soir, Monsieur Pantalon!“ sagen konnte! Und ein solches Buch ist in fünf Artikeln der Allgemeinen Zeitung von einem ehemaligen Handlungsdiener in alle Himmel erhoben worden!

Hebbel hielt die „Jungdeutschen“ für seine intriguantesten Feinde. Diese hatten aber selbst soviel mit den Hindernissen, die auch ihnen entgegentraten, zu thun, daß ihnen nicht einfiel, Werke, die sich selbst unmöglich machten, auch noch bei Andern in der öffentlichen Meinung zu entwerthen. Wie inconsequent dabei der ewige Wühler über sich selbst und Andere war, zeigt der Umstand, daß er bald, was Emil Kuh bemerken zu müssen glaubt, in sein Tagebuch schreibt. „Ich hasse keinen Menschen so, wie Karl Gutzkow“ und einige Jahre nach dem wahrscheinlichen Wuthanfall über den Erfolg meiner Stücke sich ganz gemüthlich zum Besuch bei mir in Dresden einstellt, mit meinen Kindern sich abgiebt, eine Einladung zu Tisch annimmt und dann wieder im Tagebuch referirt, daß ich ihm beim Abschied gesagt hätte (wahrlich doch als Zeichen des Friedens!): „Unser Vater im Himmel hat viele Wohnungen!“ Ließ ich ihm denn nicht seine Weise? Nur in der Art seiner Reclame, in den prahlerischen Velleitäten, die von jener Schwulst-Aesthetik analysirt und in's Wunderbarste emporgegipfelt wurden, mit Verachtung und Geringschätzung

anderer Zeitungen, sah ich ein Unglück für unsere Literatur. Die kleine Gemeinde beherrschte Wien. Sie erschwerte alle Produktion. Niemand wagte noch dem ewigen Hohn, der frechen Anmaßung zu trotzen. Die Neigung des Wieners für alles, was sich groß, titanenhaft, colossal und sensationell giebt, ist ja bekannt. Die Fluth der Handlungscommis und „sich selbst ausgebildet habenden Primaner" strömte mit ihren Phrasen in allen neuerstandenen Zeitungen über.

„Dichten" heißt nicht das Widersinnige, durch Natur und Geschichte Getrennte mit Gewalt zusammenleimen, die Bindekraft aus einer spitzfindigen, dem Stoff nur angekränkelten Dialektik entnehmen und sozusagen zierliche Tafelaufsätze für Naturwüchsigkeiten ausgeben, sondern eine der Phantasie aufgegangene Anschauung mit dem Colorit der Empfindung und Ergriffenheit des Gemüths glaubhaft durchführen. In diesem Sinne war Friedrich Hebbel nie ein Dichter. Er bildete sich's nur ein. Er war ein Dialektiker. Ein poetisch angemutheter Grübler, ein Sophist, der sich zuweilen des Verses bediente, den er ohne Wohllaut, ohne Sprachgewandtheit, ohne himmelstürmende, hinreißende Gottestrunkenheit der Sprache, wie Sophokles und Aeschylos handhabte. Ein einzigesmal, in „Maria Magdelena" kam epigrammatisch ein Ganzes und Abgerundetes zu Stande, freilich mit dem unerquicklichsten Total-Eindruck. Wer uns dies fortwährende Epi-

grammatisiren, diese dialektische Pointensucherei (mit einigen wenigen rein dem Gemüth entquollenen Ausnahmen, die ich seiner Lyrik in einer Kritik vor Jahren von Herzen zugestanden habe — denn der Schmerz des Lebens bricht denn doch zuweilen auch bei solchen Naturen durch!) als Muster aufstellen will und das mit einer so grünen Emphase, wie es der Militärprofessor Adolf Stern in der Allgemeinen Zeitung gethan hat, der bekennt sich als einen vollständig unreif Gebliebenen für die großen Fragen des Schaffens überhaupt, unreif für die Befähigung, die Harmonie ästhetischer Tonbilder zu fassen, fähig, nur am Kleinen zu knaupeln, an Gedichtchen, Balladchen und ähnlichem Zeug für „Anthologieen". Alles ist da Willkür, Zufall, Verblendung, Kameraderie, Unausgegohrenheit, Phrase. Daß in Wien sogar Kathedermänner, Professor Brücke z. B. auf den Hebbel'schen Leim gegangen sind und Stachelgewächse für Rosen hielten, liegt in der unverbesserlichen Sucht der Deutschen neuerer Generation, im Poetischen nicht aus der Romantik, aus der Arabeske herauskommen zu können. Diese Herren thun in ihren Vorträgen das Zeitalter der Romantik ab; sollen sie aber praktisch von dem sprechen, was ihnen gefällt, so bleiben sie mit ihrem Geschmack bis über die Ohren in der Romantik und im Durchblättern der Schwind'schen Arabesken stecken. Das Unpoetische wird da sogleich in einer Zeitbeziehung gewittert, als

wenn die Centrumsfraktion über Aesthetik entscheiden wollte. Bei den 150 Lyrikern in Adolf Sterns Anthologie ist derjenige sogleich verloren, bei dem keine Neigung zum lyrischen Gedicht obwaltete (wie dies Heinrich Heine ausdrückte: „Was ist ein Baum, der keine Blüthen treibt?“ Als wenn jede Vergleichung, jedes Bild ein maßgebendes Urtheil enthalten könnte für die Sache selbst, die doch nur approximativ mit ihm verglichen wird!). Haben wir denn nicht wahre Dichter ohne Vers? Die Pflege des Verses, wenn derselbe etwas bedeuten soll, erfordert ein Leben. Geibel wird es bezeugen können. Es müssen Lebensumstände damit verbunden sein, die sich nicht Jeder geben kann. Blättere ich in den Anthologieen, so finde ich Beamte, Söhne reicher Eltern, von Fürsten Pensionirte oder Angestellte, auch einige Lumpen, deren Genialität besonders da erwiesen scheint, wo sie Schulden hatten bis zum Auspfänden. Die Pflege des Lyrikers collidirt mit dem, was Ihr, die Nase hochtragend „Literat“ nennt! Hebbel hatte sich das Nicht-Literat-Sein-Wollen durch die lebenslängliche Verletzung seiner Mannesehre erkauft.

Die beiden colossalen Bände sind ohne jede Redaktion geblieben. Das Entgegengesetzteste in den Stimmungen des Kuh'schen Helden muß sich vertragen. Das stets sich aufdrängende „Aber“, der Zwiespalt, der z. B. bei Hebbels Bekanntschaft mit Heine eintrat, kommt, wenn man gar nicht darauf vorbereitet ist. Warum denn

Zwieſpalt? fragt man. Jede Seite des Buches verräth den unkünſtleriſchen, nur Schwatzen und Läſtern liebenden Sinn. Natürlich iſt dem Ganzen ein Wuſt alter Recenſionen, alter Correſpondenzen, alter Feuilletonartikel aus längſt untergegangenen Zeitſchriften in der läſtigſten Breite einverleibt.

Emil Kuh ſcheint mit dieſer Biographie ſein Teſtament haben machen zu wollen und verbrannte daher alle ſeine Schiffe zur Rückkehr in's Wiener Leben. Die Kritik Bd. II. S. 512 u. ff. über Laube iſt treffend. Aber warum ſollen Fehler, die Laube hat, nicht individuelle ſein? Warum ſind ſie gleich Racenfehler und ſollen auch Andre kennzeichnen? Verwahren ſich doch die Juden (Kuh war Israelit) gegen die Solidarität der Beurtheilung des Einen aus dem Andern! Wenn Laube die und die Fehler hat, warum ſie gleich allgemein „jungdeutſche" nennen und ſie auch auf mich beziehen wollen? Die geſchilderte diktatoriſche, innerlich unreife, bei Alledem herrſchſüchtige Natur iſt meiner Perſon fremd. Ich habe nicht einen einzigen Charakterzug mit Laube gemein, ſchreibe einen andern Styl, habe eine ganz andre Produktionstendenz. Da hindert aber nichts. Ewig nennt der Unſinn unſrer Compilatoren mich mit ihm zuſammen! Fraubaſenhaft ſcheint mir gradezu die Bemerkung Bd. II. S. 578 „Die freundſchaftliche Beziehung Gutzkows zu L. A. Frankl ſchien auch nicht beizutragen

zur Verbindung Frankl's und Hebbels". Das ist reiner Klatsch! Dergleichen soll passirt sein, als ich in Wien Hebbeln grade besuchte und einem Abend beiwohnte, zu dem Gäste in großer Zahl geladen waren (leider war ich durch Erkältung heiser). S. 562 heißt es nach solchen Verdrehungen ganz entgegengesetzter Thatbestände von Mörike im Styl des „ästhetischen Schwulstes", wie dieser in den Rezensionen z. B. über Auerbach [„thaufrisch"], Storm [„stimmungsvoll"] u. s. w. zuweilen pyramidal anwachst: „Sein unvergleichlicher Liedergeist belebt gleichsam die Adern des Naturlebens mit der goldenen Märchenzunge und bei diesem stäten Tauchen in die Tiefe und diesem kecken Belauschen der plauderhaften Schlafstunden des Gemüths verliert seine Sinnlichkeit auch nicht einziges Rosenblatt und wird die Deutlichkeit seines Bildes niemals getrübt." So wollen gewisse Autoren gewürdigt sein! Da frißt gradezu ein Bild das andere auf! Auf solchen Styl wird man in Wien und Dresden Professor! Es folgen Ausfälle auf Geibel, Roquette und so geht es fort in einer Manier, die unsere Autodidakten, die literarischen Merkurssöhne, eingeführt und studirte Professoren der Aesthetik weiter ausgebildet, die 25-Thaler-Vortragenden für Damen gemeinnützig gemacht haben. Immer muß Einer, den man bewundert, den Andern, den man verwirft, todtschlagen. Die Herzen der

Deutſchen ſcheinen zu eng zu ſein, um mehre Namen auf einmal faſſen zu können.

Es fehlt der zweiten Hälfte des Buches eine wichtige Deutung im Weſen des Helden. Hebbel war durch ſeine Verheirathung in die Theaterſphäre gerathen. Nun hatte er dieſe täglich, ſtündlich um ſich und in ſein eignes Leben hineinragend, lernte auch in der Diction von Ludwig Löwe's Ingomar und andern Rollen. Dieſe Welt muß man kennen gelernt haben, um an Hebbel Eines richtig zu würdigen. Das iſt die hochgradige, immer gereizte, immer auf dem qui vive ſtehende, am Echo der geſprochenen Worte ihr Ohr weidende, geſpreizte Art, ſich zu geben. Dieſe ſteckte ihn vom Theater an. Man muß die Sucht der Poſe, des Auftretens mit grellem Abhub von der Wand, des Sichſelbſt- in Scene-Setzens und Objectivſelbſtbetrachtens kennen, um auch hier die Komödianterei zu verſtehen. Von jener Theaterluft kommt dieſe lautbetriebene und immer nach Hörern verlangende Docirſucht „Ich denke, wenn ich mit Andern bin, ich vegetire, wenn ich allein bin!“ Schön geſagt. Spinoza hatte es nicht geſagt. Spinoza und Sophokles arbeiteten lieber in der Einſamkeit. Alles, was der Biograph als die raſtlos hämmernde Werkſtatt eines ſtrebſamen Künſtlers, ja als einen förmlichen Veſuv der Genialität darſtellt, der ſtets Zeichen von ſich giebt, daß er nächſtens zum Ausbruch kommen würde, ſtammt

von dieſer ſchon in Hamburg begonnenen Holofernesprahlerei unter Frauenzimmern, Handlungscommis und ſpäter unter den wiener Schauſpielern her. Die Excentricität des Bühnenlebens wurde bei ihm Hausregel. Da iſt man ewig alarmirt, ewig in der Attake oder Abwehr. Das Donnerwort und der Lispelton, der Zorn und das ſich ſelbſtrührende Gemüth, Freude an einem großartigen Eindruck der Kunſt und wieder ein Geſpiel mit dem Steckenpferdchen der Kinder — alles wird dem Schauſpieler gegenſtändlich, alles ſteigert ſich ihm ſelbſt in ſeinem Werth, ſteigert ſeine Anſprüche an die Außenwelt, rührt ihn, drängt auch darnach, anerkannt zu werden. Hebbel war in der glücklichen Lage, ſo von ſich ſelbſt ein Weſens machen zu dürfen. Nur die Welt wollte das nicht ſo rauſchend mitmachen, wie ihm Bedürfniß geworden war. Das war der Kummer eines ſozuſagen vergeſſenen Virtuoſen. Ich kenne Dichter von einem gleichen Redebedürfniß, von einem gleichen Triebe des Auslebens ihrer Natur ſelbſt auf dem Straßenpflaſter und wenn auch nun mit einer an ihrem Arm hängenden Gattin; aber andre Lebensumſtände machen ſie ſtumm, laſſen ſie Einſiedler werden, Ebers'ſche Anachoreten. Wer kann Entwickelung, wahre Ergründung des Homosum verlangen von einem Autor, der Bd. II. S. 670 in der Lage iſt, ein Kapitel zu beginnen, wo er endlich ſelbſt mit ſeinem Helden des Großenwahns gebrochen hat und im Parterre des Burgtheaters neben ihm zu ſitzen

vermag, ohne ihn auch nur zu grüßen — —! Das Unerhörte hat der Leſer zu vermitteln! Vorher Anbetung und jetzt — Verachtung! Wie paßt das alles zuſammen! Und der Dresdener Profeſſor, die Allgemeine Zeitung rügen ſolche deutſche Buchmacherei (Wien, Braumüller's Hofbuchhandlung) nicht, ſorgen nicht für die Wahrung anſtändiger kritiſcher Traditionen! Zu dem Buche ſelbſt will eine ſolche rhapſodiſche, deſultoriſche Autorſchaft, die nur eine Frucht des Feuilletons, des ſenſationellen Anlaufs auf pikante Einzelheiten iſt, von den Fehlern des „jungen Deutſchland" ſprechen! Es hat alle angeblichen Fehler des „jungen Deutſchland". Der Autor iſt nur Feuilletoniſt. Nebenbei iſt er einer der frechſten Menſchen, die je ein wenig bedeutendes Talent, das ihnen gegeben war, ausbeuteten. Einen äſthetiſchen Genuß manchmal mit Gourmandiſe auszukoſten, das hatte er gelernt. Karl Frenzel gab ihm bei zufälliger Bekanntſchaft einige Schulung. Ihn aber wegen ſeiner ausgedehnten Lektüre zum Profeſſor zu machen, das konnte nur Wien zu Stande bringen. Leider müſſen wir hinzufügen, das jüdiſche Wien — das gelobte Land Neu-Wien!

Ein Handlungsbefliſſener, der noch vor dreißig Jahren bei Müggenburg und Barteldes in der Schloßgaſſe zu Dresden die Elle handhabte, iſt jetzt Mitarbeiter an Lindau's Gegenwart. Emil Devrient übergab mir vor Jahren den erſten der zahlreichen ge-

dereinſt eine Verpflichtung haben zu müſſen. Die Tradition der zärtlichen Liebe ſpricht ſich hier nur in dem Bewußtſein aus, daß man Dieſen oder Jenen gern hat, ein Ausdruck, der oft unter Mädchen gehört wird, der aber ſelten eine Prüfung, Berechnung und unglückliche Leidenſchaft ausdrückt, ſondern weit öfter einen Zufall, ein Geſpräch, irgend etwas, was für die Gründe, eine Neigung anzuknüpfen, völlig unweſentlich iſt. Man begreift oft nicht, wie es dieſer oder jener männlichen Perſonnage gelingen konnte, ein Weib zu bekommen. Der Grund lag darin, daß ſie ſo glücklich war, einem Mädchen, das zum erſten Male einen Mann betrachtete, gerade in dieſem Momente zu begegnen. Schont man die Verlegenheit eines armen Kindes, ſo hat man ſein Herz gewonnen. Welch' ein Unterſchied gegen die Liebe des Calculs, die gerade dadurch angefacht wird, daß man ſie verletzt!

Die beſten Hausfrauen werden durch die erſte Liebesgattung, welche man ſtatt der moraliſchen die eigentlich phyſiſche Liebe nennen ſollte, erzogen. Aber ebenſo auch ergeben ſich die unglücklichſten Ehen aus ihr. Ein Weſen, das gleichgültig von ihrer Puppe zur Freundin, von dieſer zum Geliebten übergeht und dabei auch recht gern die Wärme haben kann, welche die Ahnung des Rechten und die Seligkeit des Beſitzes erzeugt, wird leicht die Liebe als etwas Natürliches betrachten, da man ſich fortdauernd doch nur auf übernatürliche, mehr himmliſche als irdiſche Weiſe lieben kann. So einfach der Urſprung des Verhältniſſes war, ſo einfach wird auch der Maßſtab, den das Weib an ſich zu legen duldet, da doch alle Welt bezeugen wird, daß nichts ſo complicirt iſt, ja in der That nichts ſo ſchwer, als ſich ohne Wankelmuth ausdauernd zu lieben. Den Mann beglückt

ſcheiterten dramatiſchen Verſuche deſſelben (Zukunftsdramen) mit der obigen mercantil berühmten Adreſſe. Richard Prölß iſt ſeine Name. Auf einigen Seiten einer von ihm verfaßten „Geſchichte des Dresdener Theaters" hat er ſich mit der kurzen Zeit zu beſchäftigen, wo der Verfaſſer dieſer Zeilen als Dramaturg an jener Kunſtanſtalt gewirkt hat. Mit der ganzen Gedankenloſigkeit eines autodidaktiſchen Nachſchreibers und mit der Gehäſſigkeit der fünf Artikel von Adolf Stern interpellirt mich der Mann in ſeinem aus Eduard Devrients Lügenchronik des 5. Bandes ſeiner Theatergeſchichte abgeſchriebenen Material mit den Worten: „Auch hatte ich (als Dresdner Dramaturg) nie etwas für Hebbel und Otto Ludwig gethan." Eine freche böswillige Anſchuldigung! In Lindau's Gegenwart giebt dieſer Mann Beiträge zur Charakteriſtik des Virtuoſenthums. In meinen, bei Hofmann in Berlin vor zwei Jahren erſchienenen „Rückblicken auf mein Leben" habe ich die Anſchuldigung, die Eduard Devrient über unſere ganze theatraliſche Epoche erhoben, ſie ſei die des Virtuoſenthums, als eine ſubjektive Grille, welcher jede objektive Grundlage fehlte (denn anmaßende Sänger, Sängerinnen und gaſtſpielſüchtige Schauſpieler hat es immer gegeben) zurückgewieſen. Prölß meint „bespöttelt!" Was wiederum unwahr iſt. Ich habe einfach berichtigend und als Richter über eine theatraliſche Mittelmäßigkeit ge-

ſchrieben. Prölß's Buch über die „Geſchichte des Königlichen Theaters in Dresden“ iſt von Anfang bis zu Ende unbedeutend. Man hat dem Manne auf Protektion oder ſonſt einen Grund die Arch've geöffnet. Für dieſe Ehre beugt ſich der ungebildete Autodidakt dem offiziellen Regiment bis tief zur Erde. In der „Gegenwart“ ſtehen fernere Proben. Die Briefe des Intendanten von Lüttichau, die etwas mehr als Grobheit oder wenigſtens hämiſche Heftigkeit enthielten, ſchrieben Hofrath Winkler (Theodor Hell) oder der Geheime Cabinetsrath Jenker, der Vertreter der Civilliſte. Ein ſolches Buch muß mehr ſein als nur ein ewiges Complimentiren und Danken mit Bücklingen tief zur Erde. Von dem audiatur et altera pars, dem ergänzenden wirklichen „Leben“ ſeines Gegenſtandes, iſt da keine Spur vorhanden. Es iſt die Arbeit eines Laien, eines Commis, eines Schülers von Adolf Stern. „Für Hebbel zu ſorgen“, um darauf zurückzukommen, war von 1840 — 1846 Tiecks und Eduard Devrients Pflicht! Hebbel trat ja ſechs Jahre früher ſchon auf, ehe ich in Dresden angeſtellt wurde. Warum macht Herr Prölß nicht dieſen Herren den für die Zeitperiode paſſenden Vorwurf? Ich muß es ſein! Kuh's äſthetiſcher Golem mit dem jungdeutſchen Maal an der Stirn! Als ich in die Verwaltung trat (1846), hielt ſich der doch ſonſt von dem Geſchichtsſchreiber als ſo beſonders geſchont geprieſene Intendant von Lüttichau

beide Ohren zu, wenn nur der Name Hebbel genannt wurde. Schon daß ich Kleist's „Zerbrochenen Krug" in Abwesenheit dieses Intendanten hatte aufführen lassen, wurde mir als ein sittliches Attentat auf die Prinzessinnen Amalia und Auguste ausgelegt. Ebenso steht die Anklage mit Otto Ludwig. Ich habe mich Tage, Wochen lang mit dem Armen beschäftigt. Otto Ludwig war ein undankbarer Mann, der von Denen nicht redete, die ihm Gutes erwiesen. Er war im höchsten Grade von sich eingebildet, ein echter Thüringer. Die Clique Eduard Devrient wollte ihn durchaus zum großen Dramatiker stempeln. Ich bot gern die Hand dazu. Meine mir kostbare Zeit verschwendete ich an Verbesserungsvorschläge für seinen „Gardillac", für seine „Pfarrrose" — Dramen, die unterdrückt sind — ich bat ihn, mich zu näheren Besprechungen zu besuchen, wenn er von Meißen, wo er wohnte, hereinkam. Er brachte lange Abendstunden bei mir zu, billigte meine Vorschläge, war aber doch (Beitrag zur Debatte über deutsche dramatische „Compagnie-Arbeit"!) zu eitel, sie anzunehmen. Es wurmte ihn der „Jungdeutsche". Eduard Devrient dagegen durfte in seinen Manuscripten wie ein Bäcker im Backtrog wirthschaften.

Der „Erbförster" erschien lange nach meiner Zeit frisch vom Tische weg, auf dem ihn Eduard Devrient für die Bühne zugestutzt hatte. Devrient spielte den Erbförster. Natürlich fiel das schwache Stück in Folge

deſſen durch. Charakteriſtiſch iſt: Aenderungen von Regiſſeuren nimmt der „äſthetiſche Schwulſt“ an, Aenderungen von Mitproduzenten nicht!

Dieſe Dresdener Geſchichten und Anklagen ſind von vielen Andern gegen mich ſchon angelegt. Da war ein zur Intrigue geneigter Geiſt, in der Production durch und durch nur reproducirend, hieß Wilhelm Wolfſohn, war deutſch-ruſſiſcher Poet, dem leidlich eine ſich am Schluß kläglich abrundende Geſchichte: „Nur eine Seele“ gelang. Dawiſon, hingebungsvoll, treu wie ein Kind, hat dieſelbe zur Geltung gebracht. Der Ruſſe, den Dawiſon ſpielte, wurde überall nachgeahmt. Wolfſohn las mir das Stück im erſten Entwurf vor. Ich gab ihm Winke, einige Motive zum Aendern und machte ihm Anſchläge, die er auch annahm. Als das Stück im Druck erſchien, ſchrieb der undankbare Menſch in der Vorrede, er hoffe, man werde finden, „ſein Werk ſei aus dem Geiſte Guſtav Freytag's und Otto Ludwig's geſchaffen.“ Das war die Gegend, wo der „äſthetiſche Schwulſt“, die Kameraderie, die Vordrängerei, das Hinundher der literariſchen Intrigue, das Uebertreiben der alten kritiſchen Sprache, der Uebergang der Kritik in die Buchhändlerreclame entſtand und beſſer nützte! Ich werde das ſpäter einmal ſchildern.

In dem wühleriſchen, böſen, rachſüchtigen Geiſt der den 5. Band der Devrient'ſchen Geſchichte der Schauſpielkunſt durchweht und für welchen unſere

Preiſe höchſtens bei Gottſchall ein leiſes Verſtändniß hat (leiſes, weil denn doch Otto Devrient das einflußreiche Geſchäft der Direktion an den Bühnen fortführt), iſt das ganze Urtheil von Robert Prölß abgefaßt. Ein in Archiven zwiſchen den Zeilen zu leſen Verſtehender hatte aus dem einzigen Worte, das z. B. dem Eduard Devrient in jenem, von mir ſchon in meinen „Rückblicken auf mein Leben" gewürdigten Buche über meine Dramaturgenzeit entſchlüpft war: „Wenn Gutzkow länger im Amt geblieben wäre, ſo hätte er die ganze deutſche Schauſpielkunſt umgemodelt" (natürlich zum „Schlechten", d. h. zum Deutlichſprechen und Richtigauswendiglernen), meine Bedeutung herausgefunden und als ein Menſch von Urtheil erkennen müſſen, welche Energie ich auf den Brettern entwickelte. Dem Prölß mußte ſeine Phantaſie (die er leider ſchon bei Müggenburg und Parteides in dem mir übergebenen Drama nicht beſaß) ſagen, wie mein von Philologie und Geſchichte, von Studien unterſtütztes Wort bei den Schauſpielern wirkte! Daß jene ausgedienten, ewig ſchlaff und halbgebliebenen penſionirten Hofſchauſpieler, die jetzt noch in Dresden herumwandeln mögen, Herrn Prölß mein Wirken herabſetzen, liegt für den Pſychologen und Kenner des Schauſpielerthums auf der Hand. Die Behauptung, meine Einſtudirungen Shakeſpeare'ſcher Stücke hätten ſich nicht auf dem Repertoir er-

halten, ist die crasseste Unwahrheit. Denn an dem Tage, wo ich diese meine Worte schreibe, finde ich meine Einrichtung des „Coriolanus" auf dem Dresdener Repertoir angesetzt, ein Stück, das sich auf keiner Bühne erhalten hat, wo man nicht meine Einrichtung gegeben.

Feuergeister, Menschen, die ein Göttliches in ihrem Innern lodern fühlen, müssen, das lehrt mich mein Lebenslauf, bei unserer Nation ständig Comödie spielen, müssen sich entweder als Titanen mit wüstem Geschrei à la Grabbe das Haar ausraufen oder als thüringische Ruthengänger mit stillseligem Schmunzeln und Veilchensuchen in Scene zu setzen wissen. Letzteres hat Otto Ludwig verstanden. Er war ursprünglich ein unbedeutender Maler und im Uebrigen ein dürftiges, anempfindendes Talent für Kleinmalerei, Wiedergabe thüringischer Jugendeindrücke, ohne jede höhere Bildung. Manches soll ihm gewiß nicht abgesprochen werden, aber man trieb es damit zu weit. Das Vollgefühl jenes thüringischen Erstgeburtsrechts auf Genialität, das ich bei keinem mehr als Alexander Rost in Weimar, wenn dieser betrunken im Weinhause lag, ebenso gefunden habe, war auch in ihm mächtig rege und ließ ihn seine Leiden als Kranker vergessen. Der Genius und Thüringen sind da Eins! Otto Ludwig schrieb ein quälendes Detail über einen Dachdeckervorfall in seiner Heimath; mein eigener Schwager, der des Buch verlegte, sorgte, ich kenne die Details, durch Dutzende

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

von Federn, durch Batterieen vom beſten Rheinwein. Soll ich die bezahlten Lohnarbeiter und Mitzecher nennen?, daß in der geſammten deutſchen Preſſe „zwiſchen Himmel und Erde“ ſowol wie „Ekkehard“ als die koſtbarſten Perlen des „äſthetiſchen Schwulſtes“, die Nonplusultra der Poeſie angeruhmt wurden. Eine förmliche Fabrik von Artikeln ſetzte Karl Meidinger als Verleger in Thätigkeit und nicht ohne die liebenswürdige Abſicht, dem Verfaſſer der „Ritter vom Geiſt“ und des „Zauberer von Rom“ damit einen beſondern Spaß zu bereiten. „Heitheretei“ kam dann freilich zu kindiſch heraus. Das Belügen der öffentlichen Meinung mit dem äſthetiſchen Schwulſt war aber im Zuge und ſo ging es fort damit. Schulknaben, Handlungslehrlinge, ja ſogar Univerſitätsprofeſſoren ſetzten den Blödſinn fort.

Otto Ludwig war eine Celebrität. Man darf von ihm, ohne thöricht zu ſein, nicht mit Emphaſe ſprechen. Er ließ alles Verrückte, Ueberſpannte, — man denke nur an Moritz Hendrichs Auslaſſungen — über ſich kommen quasi re bene gesta. Selbſt die ſelbſtverſtändliche Thatſache, daß die ſo vortrefflichen, höchſt draſtiſchen Erzählungen, die vor Jahren in Brockhaus' Urania unter dem Namen eines Otto Ludwig geſtanden hatten und ſchon der Chronologie wegen gar nicht von dem Meißen-Dresdener-Hildburghauſer Ludwig ſein konnten, ließ der Mann ſo wenig unberichtigt, lächelte immer nur ſo ſtumm dazu,

daß Freytag dieſe Erzählungen wirklich in Otto Ludwigs „Geſammelte Werke“ aufnahm! Sie gehörten einem Juriſten an, der ſich aus Potsdam dafür meldete.

Der „Erbförſter“ iſt, wie derſelbe jetzt vorliegt, aus einer Farrago von Material von Eduard Devrient für die Bühne zuſammengeſtrichen; ebenſo die „Maccabäer“, die geradezu ein Operntext geworden ſind mit rauſchenden Finales. Bei Alledem lehnt das Nationalgefühl dieſe Sachen ab. In den „Maccabäern“ wird man faſt nur Worte finden, die aus Einzelſylben beſtehen! Ein Beweis, daß das ausſtrömende, fernhintreffende, magniloquente Wort der Seele, dem poetiſch feinvollenden „Geknaupel“ gar nie gekommen. Longinos hätte den Kopf geſchüttelt über ſolches Dichtervolk. Bei Hebbel wie bei Ludwig fehlt Schillers Prolixität, jene rauſchende Fluth der Seele, die ſich ſichtbar wie in Feuerwein, in Flammen verwandelt, jene Hingebung des begeiſterten Wortes an den mit Liebesarmen feurig umfaßten Stoff. Das iſt Euch Aeſthetikern des Schwulſtes „rhetoriſch“! Aber das Motiv des „Erbförſters“, ob ein Stück Land durchforſtet werden ſoll oder nicht, das ſcheint Euch Narren groß, da der deutſche Geſchmack durch die „Dorfgeſchichte“ gradezu an der Naſe herumgeführt iſt. Keine Zeitung ſagt: Bis hieher und nicht weiter! In Berlin macht Kameraderie, Einladung zu Soiréen, das Mitſprechen der Frauen, der Töchter,

der um elf Uhr die Flügelthüren öffnende Koch alles möglich. Fast jeder größeren ästhetischen berliner Kritik sieht man das wohlverdaute letzte Souper an.

Der „ästhetische Schwulst" ist das Heroldamt, wo die „Dichter von Gottes Gnaden" ihre güldenen Kettlein, Ordensbänder und Sterne austheilen. Ein kommendes Geschlecht wird die Geheimnisse der Reclame, der Buchhändler, gewisser Zeitungen enthüllen. Jetzt herrscht vorläufig absoluter Streberſinn. Man denkt über nichts mehr nach, man vermeidet, was eine andere Sphäre berührt, als z. B. die Hackelsche; Einer hält sich am Rockschoß des Andern. Nur Vorwärtskommen aus dem Nichts zur Geltung und zu Geld! Die geistige Sterilität, die aus diesem Streben entsteht, die Kirchhofsstille, die auf dem Gebiet unserer schönen Literatur eingetreten ist, ist eine Folge des „ästhetischen Schwulstes." Die negirende Wuth des Lyrikers, der seine Gedichte auf eigene Kosten hat drucken lassen müssen und keine Exemplare davon absetzte, kennt in Deutschland keine Grenzen. Er rächt sich als Kritiker überall. Herr Prölß kann keine Dramen, Adolf Stern keine epischen Gedichte nicht vergessen. Es wird gearbeitet und gearbeitet, die versunkenen Fahrzeuge heraufzubaggern. „Er that nichts für Hebbel und Otto Ludwig." Wie sich das so leicht im Kreise der ästhetisirenden und „mitarbeitenden" Handlungsdiener herumlügen kann!

Und doch erbarmlich! Um aber auf Longinos zurück-

groß. Eine jede Zeitung erfordert eine routinirte Leitung. Daher der Uebergang so vieler Schullehrer, mittelmäßiger Componisten, Maler, Musikvirtuosen, Buchhalter, Börsenreferenten, unnützer unstudirter Sekundaner und Primaner, ehemaliger Schauspieler in die politische und schöne Literatur! Sie fangen mit einigen Versuchen an in ihrer Branche, arrondiren sich allmälig immer weiter und weiter, bis sie zu den sesquipedalibus verbis kommen, die sie entweder von dem ästhetischen Jargon der Zeit, der so umläuft, ablernen oder sich von einem schaffenden Matador, der sich auf Ruhm und Geld zugleich versteht, zurecht stutzen lassen. Die Irrthümer, die falschen Voraussetzungen, die Maßstäbe pflanzen sich auf diese Art wie eine „ewige Krankheit" fort. Einer spricht dem Andern nach. Dem größeren Werthe, den die Mode diesem oder jenem Gegenstande zuerkennt, wird keine Prüfung gezollt. Wo das Glück zu Hause zu sein scheint, wo man die Möglichkeit einer Protektion vorhanden glaubt, da siedelt man sich an mit Schmeichelworten und Uebertreibungen. Das ganze Fahrzeug der Literatur geräth durch diese ungleiche Vertheilung der Lasten, die es tragen soll, in's Schwanken und ist längst in seinen Planken faul und Wind und Wellen preisgegeben.

Es würde mir ein Leichtes sein, noch viel näher auf den Ursprung und das Treiben des „ästhetischen Schwulstes" einzugehen, das Dumme des von „Gottes-

der Gedanke, daß er in den Gegenständen seiner Liebe eine Revolution anstiftet, daß für sein Weib ein neues Leben beginne und es sich oft besinnen wird: ist es ein Traum, oder ist es denn Wahrheit? Dies Gefühl kommt schwerlich in Gemüthern auf, die die Liebe als eine angenehme Fortsetzung ihrer Kindheit nehmen, die sich trotz ihrer Jugend höchst gewandt in ihr neues Haus installiren und fast immer hartnäckig und trotzig darauf sind, daß sie diesen Mann wählten, und dann gern mit der Redensart zur Hand sind: Wenn dir meine einfache Liebe nicht genügt, so — Diese Ehen enden entweder damit, daß sie zwei unglückliche Menschen machen, falls im Manne ein eigner Sinn und vielleicht selbst Eigensinn wohnt, oder zwei Eheleute, die sich erträglich dulden und erträglich gut sind, ob sie gleich den ganzen Tag im Haus herumschlorren und immer zu brummen und zu zanken haben.

Das zweite Bindemittel der Herzen haben wir Calcul und Berechnung genannt, hätten es aber auch eben so gut freie Wahl und die Vernunft in der Leidenschaft nennen können. Der Unterschied ist nur der, daß man eine Zeit lang gewartet hat, daß man älter geworden ist, als die, die sich unter der ersten Rubrik schon verheirathet haben. Es ist ein großes Unglück für die Frau, auf einen Mann zu warten, aber ein ansehnlicher Gewinn für den Mann, den sie endlich wählt. Wenn man das nur vollkommen genießt, wonach man eine Sehnsucht empfunden hat, so kann auch die Liebe erst den beseligen, der sich auf sie vorbereitet und der ihr schon entsagen wollte, als er eben plötzlich am Ziele ankommt. Die zweite Liebe ist sogar der ersten vorzuziehen; schon weil man die Fehler vermeiden kann, die die erste auf-

Gnadenthums" der deutſchen Handlungsdiener-Kritik und der 150 Albumslyriker noch näher zu charakteriſiren, Namen, Beiſpiele zu nennen, ja dem Katheder mich zu nähern, wo die Manner ſitzen, die von den kleinen entlegenen, bemitleidenswerthen Univerſitäten aus das ewige Geſtrige in einem dem Schiller'ſchen Sinn entgegengeſetzten Sinne zu verewigen haben. Es war mir zunächſt nur um die Zurückweiſung perſönlicher und lügenhafter Angriffe in einem Buche zu thun, das durch eine Lobpreiſung in der Allgemeinen Zeitung gewiſſermaßen einen Schein bekommen hatte, als enthielte es eitel Wahres, Gutes, der Nation in tiefſter Trauer zu Verkündigendes, zu Sühnendes!

Es kann nicht meine Abſicht geweſen ſein, zu behaupten, dem „jungen Deutſchland" ſei ſchon dieſelbe poetiſche Strebung zuzuerkennen, wie ſich etwa Otto Ludwig und Friedrich Hebbel quälten, immer und durchaus, durchaus und etwa, wie beim Karouſſelreiten den Ring der Poeſie Aufgabelndes hervorzubringen; ich wollte jenem Stichwort nur die Gerechtigkeit vindiciren, daß man in der Entwickelung dieſer in Eine Gruppe zuſammengefaßten jungen Schriftſteller eine Phaſe der Zeit anzuerkennen habe und dieſe in ihrer ſpäteren Trennung in einzelne Entwickelungen und bei der Nothwendigkeit, dieſe Namen doch noch anders beurtheilen zu müſſen, von der erſten Embryohülle ihres Entſtehens in würdiger, einer anſtändigen Nation entſprechender Weiſe befreie.

Vom Literaturleben fremder Nationen mögen wir lernen: Anerkennung der originalen Erfindung, auf welchem Gebiete es ſei! Anerkennung der Höhenpunkte, auf welche die Erfindung zuſtrebt und in Situationen gleichſam ausruht, die uns eine gereifte Welt- und Lebensauffaſſung erkennen laſſen! Je einfacher dabei der Styl, die Vortragsweiſe, deſto näher ſoll man ſich dem Ideal fühlen! Grimaſſirt aber der Autor, will die Wirkung ſchon vorwegnehmen, überhäuft er den Leſer mit Ausſchmückungen und Beiwerk, ſo iſt der Schwulſt im Anzuge und ein reiner Geſchmack kann nicht weiterkommen, weil ihn das Geſuchte ſtört. Von einem unſrer beliebteſten jüngern Erzähler verſuchte ich kürzlich einen Roman zu leſen. Schon die drei erſten Seiten erſchöpften meine Geduld. Denn was ſollte mir die allerbreiteſte Ausmalung eines Terrains, einer Landſchaft, in die hinein ich nichts verſetzen konnte! Da ſchlängelten ſich Silberbänder von Gewäſſern, auf den Wieſen weideten Heerden. Links kam Dies, rechts kam Jenes. So ging es im pretiöſeſten Adalbert Stifter-Style weiter. Ja was ſollte das alles? Sollte ein Gemälde von Calame beſchrieben werden? Was ſind beſchriebene Landſchaften! Die ganze landſchaftliche Koſtbarkeit hatte nur Werth, wenn ſie ein Subſtrat erhielt. Eine Situation mußte in ihr gipfeln, ein Individuum, das uns werth und intereſſant geworden, mußte ihr Stimmung geben. Wie

wenig werden ſolche Bedingungen des poetiſchen Eindrucks verſtanden und von berufenen Kritikern, deren wir eine ſo kleine Zahl haben, hervorgehoben!

Schwulſt iſt überall da, wo das Poetiſche, das erſt kommen ſoll, erſt aus der Verwickelung kommen, ſchon vorweggenommen worden und die Roſen ſchon blühen, ehe ſie noch Knospen angeſetzt haben können. Umgekehrt hinkt der Schwulſt oft wie ein Rauchfaßſchwinger hinter dem Gewöhnlichſten hinterher, wie in einem bekannten Roman, wo nach vielen nüchternen Capiteln, welche Geſpräche über Erziehung, Schulweſen, amerikaniſche Inſtitutionen und Aehnliches enthalten, regelmäßig der Schluß-Refrain folgt: „Und die Nachtigal ſang und die Blüthen der Linden dufteten.“ Da wird der Schwulſt ſozuſagen zum Odeur, wie für feinene Taſchentücher.

Das Poetiſche anzuſtreben, iſt Thorheit. Es muß ſich von ſelbſt ergeben, faſt möchte man ſagen, wider Willen. Der Dichter, den ich ehre, muß etwas ſagen, eine Empfindung, eine That ausſprechen wollen. Dieſe Abſicht, dieſer Willensakt muß unſre erſte Muſe ſein. Schenkt uns dann die Huld derſelben eine Verklärung unſrer urſprünglichen „Tendenz“, dann um ſo beſſer. Aber mit dem Poetiſchſeinwollen gleich in's Haus fallen, wie wenn die Wachtparade aufzieht, das ſtraft ſich ſogar in der Lyrik. Ohne Willen und Intellekt, ohne Verſtand iſt kein dauerndes dichteriſches Werk

geſchaffen worden. Selbſt der erſte Gedanke der Iliade war das helleniſche Vaterland.

Der Lyriker benutzt die Sprache, um gleichſam eine Tafel zu einem Mittagsmahle ſchön zu ſchmücken. Da blitzt alles von Silber, Kryſtall und Blumen, während der Proſaiker dem Koch zu gleichen ſcheint, der in der Küche das Mahl ſelbſt zu bereiten hat. Ihm ſchweben freilich ringsum nur Töpfe, Kellen und Tiegel vor! Aber beleben und erheben kann ihn der Gedanke, daß er doch allein das wahre Behagen der geladenen Gäſte befördert. Man vermag es nachzuweiſen, daß in den Literaturen alles, was ſich an den äußern Flitter und Flimmer der Sprache hielt, ſeit Jahrtauſenden untergegangen iſt und nur dasjenige erhielt, was in ſeinem innern Kern, als morceau de resistance, Tendenz beſaß, die von den Mode-Aeſthetiken verſchrieene und verläſterte Tendenz. Freilich gehört zu ihrer wahren Würdigung auch kein lindiſch-oberflächlicher Sinn, wie dieſer bei unſrer Nation immer mehr um ſich greift, einer Denker-Nation, die ſchon lange ſich begnügt, das Denken einigen Führern zu überlaſſen und für ſich ſelbſt nachzubeten und, ganz ſo wie Longinus geſchildert, das Leben zu genießen.

Mögen wenigſtens die Führer zu den Ariſtokraten des Geiſtes gehören!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

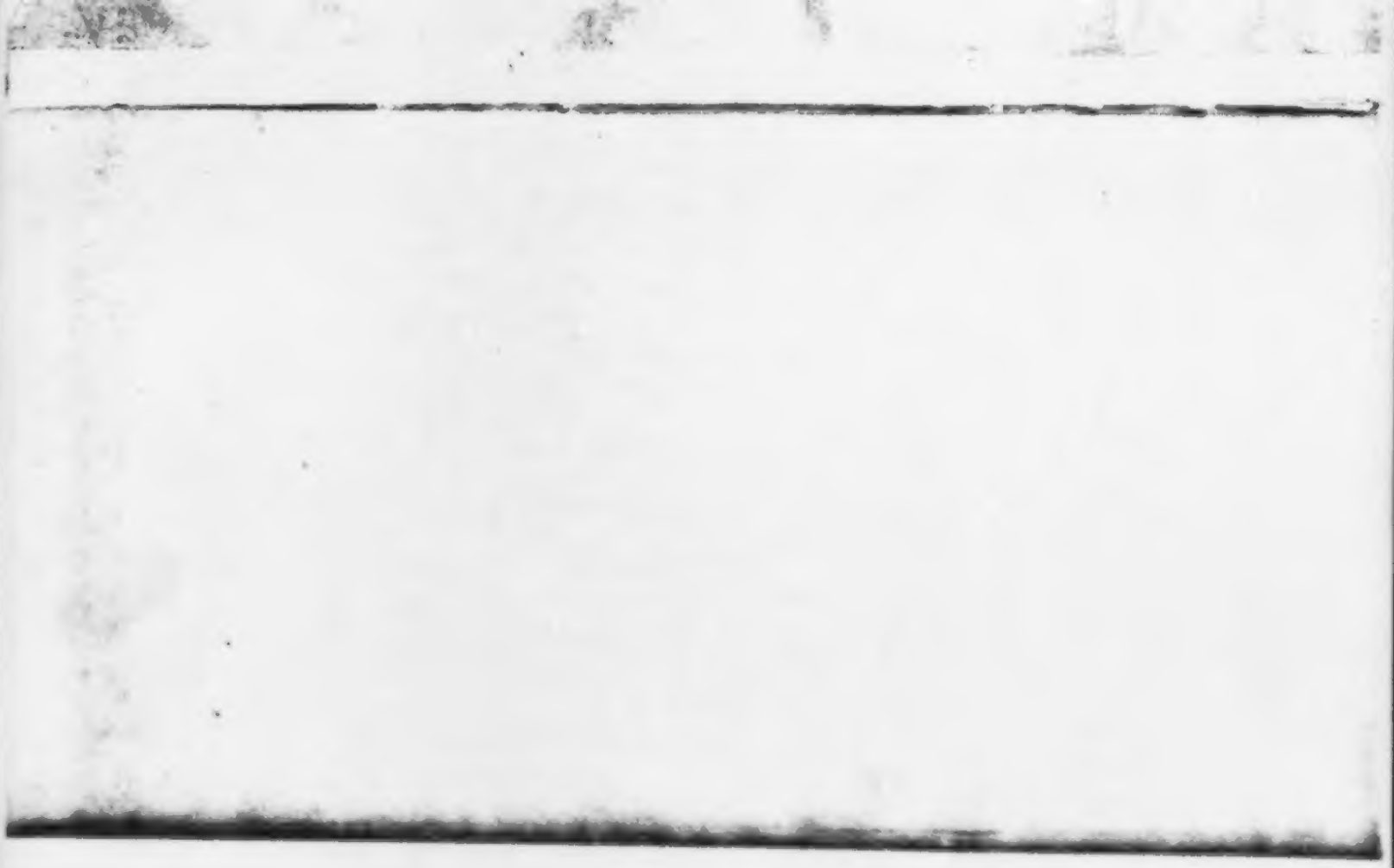

# Prospect.

## Karl Gutzkow's

letzter Roman

## „Die Paumgärtner von Hohenschwangau".

Der schwere Verlust, den die deutsche Nation durch den so unerwarteten Heimgang eines ihrer besten Söhne, durch den Tod Karl Gutzkow's, erlitten, steht in lebhafter Erinnerung aller Derer, die trauernd einsehen, daß mit ihm einer der eifrigsten und berufensten Mehrer der Schätze deutscher Literatur eingegangen ist zu ewiger Ruh'. Und Karl Gutzkow war wirklich einer der berufensten Dichter der deutschen Nation, nicht weil eine stattliche Reihe von Bänden Zeugniß ablegt für sein schöpferisches Talent, nicht allein, weil den großen und edlen Gedanken, die er verkündet, ewige Jugendkraft innewohnt, auch nicht, weil er es gewesen, der in den Kranz deutscher dramatischer Meisterwerke frische Blüthen gewunden, und der dem deutschen Roman eine neue, bedeutsame Form gegeben hat — nicht wegen diesem Allen allein war er einer der berufensten Dichter, sondern weil er ein echter Dichter für das Volk gewesen ist! Selbst ein Sohn des Volkes, ist er niemals auf einer anderen Seite zu finden gewesen, als da, wo die Interessen seines Volkes waren. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch hat er rastlos, unermüdlich geschaffen und immer nur ist es für seines Volkes Ehre, für dessen Heil geschehen, und seines Volkes Wohl und Wehe sah er in jenen warmblütigen, plastisch gebildeten Gestalten verkörpert, die seinen Romanen und seinen Dramen vollen Lebensgehalt gegeben. Nur einem Banner ist Karl Gutzkow während seines ganzen thatenreichen Lebens gefolgt: dem Banner des Rechts und der Wahrheit, und als höchstes Recht erschien ihm des Volkes Recht, und als tiefste Wahrheit erschienen ihm die Forderungen der Zeit, die er mit genialem Blick, wie wenige außer ihm, stets erkannt.

Es mögen die Literarhistoriker Karl Gutzkow den Ehrenplatz in der Ruhmeshalle deutscher Geisteshelden anweisen, der ihm gebührt — wir stehen an seinem Grabe, trauernd, daß wir ihn verloren, stolz aber auch, daß er uns gelebt hat! Zu Staub wird nur, was dem Staube gehört — Karl Gutzkow ist nicht todt für uns, er lebt weiter fort und fort, in den unsterblichen

M 4 r

Werken, die er uns geschaffen, und zu diesen gehört auch sein letztes von ihm dem deutschen Volke als Vermächtniß hinterlassene Buch:

## „Die Paumgärtner von Hohenschwangau",

das hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird.

Sein letztes Buch! — Die letzte That, die letzte Arbeit, die letzten Geistesstrahlen eines großen Mannes! Seine Hinterlassenschaft, die nun ein besonders köstlicher Besitz ist für das ganze deutsche Volk. Frisch, geisteskräftig, ein vollgiltiges Zeugniß für des Autors ungebrochene Dichterkraft, ist Alles in diesem Buche. Was einst in „Hohenschwangau" den Leser ermüdet, die Ueberfülle der Resultate eingehender archivalischer Studien, hier ist es vermieden, und deutlicher und fesselnder sind die Fäden des Romans in den Vordergrund gebracht, während doch der Rahmen in seinem ernsten, historischen Gefüge derselbe geblieben ist, und das Ganze ein hochinteressantes Culturbild aus dem Reformations-Zeitalter darbietet, in dem deutscher Bürgersinn und deutsches Familienleben, der Werth und der Unwerth deutscher Fürsten, und das Ringen des deutschen Geistes um Befreiung von dem päpstlichen Joch einen oft ergreifenden Ausdruck gefunden.

Karl Gutzkow hat sein letztes Werk nicht ganz vollenden können; der Tod hat dem noch so schaffensfreudigen Dichter die Feder aus der Hand genommen und einem Anderen war es vorbehalten, den dritten Band des großen Werkes den beiden ersten würdig anzureihen. Aber in einer Anzahl eigenhändiger Briefe hat der Dichter seine Absichten für das ganze Werk klar dargelegt, der Stoff, auch für den letzten Band war in Gutzkow's „Hohenschwangau" zu finden und deutlich ging aus den beiden ersten Bänden hervor, wie ihn der Dichter zu sichten und umzugestalten gedachte. Einer anerkannt bewährten Kraft hat der Verleger die weihevolle Arbeit anvertraut und so ist es gelungen.

„Die Paumgärtner von Hohenschwangau" sind in jeder Bedeutung des Wortes ein „ganzes" Werk, sie sind ein leuchtendes Blatt im Ruhmeskranze Karl Gutzkow's, und in dessen Gesammtwerken gebührt ihnen ein hervorragender Platz.

Die

# Paumgärtner von Hohenschwangau.

Erster Band.

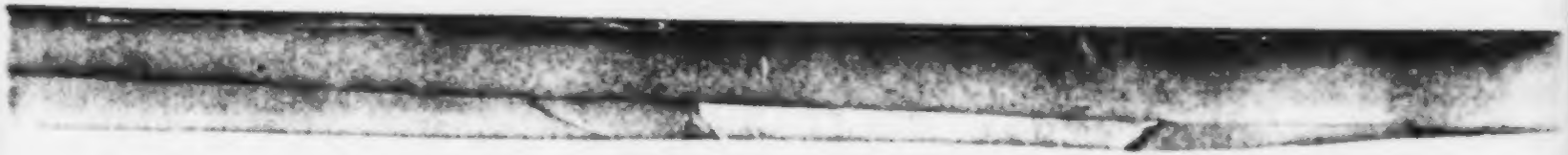

gelöst haben. Es wird mir immer willkommner sein, wenn mir meine Geliebte sagt, daß sie mich gewählt habe, als wenn sie sagte, daß ich ihr vom Himmel beschieden bin! Bin ich das letztre, so stehen wir unter dem Gesetze einer Nothwendigkeit, die, wenn wir sie zur Freiheit erheben wollen, oft . . . mit einem Zanke endet. Bin ich das erstre, so verband uns ein freier Akt, der, zur Nothwendigkeit erhoben, eine Quelle der reinsten Beseligungen ist. Wir verschweigen nicht, daß die Ausartungen dieser Kategorie die Prüden, die Sentimentalen, die Magnetischen, die Gefallsüchtigen und zuletzt die alten Jungfern sind.

Die Ehen unsres Jahrhunderts werden weit öfter compromittirt, als die des vergangenen. Ehemals waren die Verhältnisse, welche die Grundlage der Ehen bilden, geordneter, als jetzt. Das ganze Leben klang harmonischer zusammen. Bei uns sind durch die Zeiten tiefe Risse in die Familien gekommen, die Familien bilden keinen einigen Gesammtkörper mehr, sondern stehen sich mit ihren Interessen und oft sehr schwierigen Aufgaben kalt gegenüber. Das politische Leben hat eine Menge Laufgräben durch die bürgerliche Existenz gezogen, weniger, um sie zu vertheidigen und zu befestigen, als sie in eine Art von Belagerungszustand zu versetzen. Die Geschichte macht jetzt an die Männer beinahe dieselben Ansprüche, wie die Familie, und es ist dadurch ein nicht unwesentlicher Hebel des neuern Romans jener Zwiespalt geworden, mit welchem sich die Interessen der Welt und des Herzens gegenüber stehen. Bürgerlich und patriotisch ist dies neue Prinzip das Prinzip der Nationalgarde. So kann man meistens dieses Halbpart! bezeichnen, welches bei ihrem Manne das Leben dem Weibe zuruft. Unsre Messiasse sagen

Dr. Gatewood

# Die Baumgärtner von Hohenschwangau.

Hiſtoriſcher Roman

von

Karl Gutzkow.

Mit dem Portrait Karl Gutzkow's in Radirung.

Erſter Band.

Breslau,
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1850.

# Erstes Buch.

## Erſtes Kapitel.

### Die Ketzergaſſe.

Es war im Jahre 1536, zur Zeit der in ganz Deutſchland die Gemüther aufregenden Reformation, und am Morgen eines ſchönen Sommertages.

Ein lärmender Volkshaufe, der immer dichter und dichter anwuchs, drängte ſich in einer der engſten Gaſſen der alten Römerſtadt Auguſta Vindelicorum — der freien Reichsſtadt Augsburg.

„Brecht die Thore auf! Schafft Leitern, Stangen herbei! Schlagt ſie Alle todt!“

So rief die Menge wild durcheinander, und mancher liebliche Mädchenkopf, manche Matrone wußte nicht, ſollte ſie wagen, ihre Goldblechhaube, ihr zierliches Golddrathgeflecht, womit Jung oder Alt den Scheitel ſchmückte, zum Fenſter hinauszuſtrecken oder lieber ihn zurückzuziehen hinter die blühenden Nelken und Levkoyen am Fenſter. Letztere Blume, die würzig duftende Levkoye, war eben erſt durch einen Arzt von Augsburg aus Italien eingeführt worden, und hieß damals noch allgemein nach ihm ſelbſt, „die Blume Matthiola.“

Gerade war's Samstag und ein Markttag. Da hatten

Bauern in die Stadt mit Heu und Korn befahren, Hirten aus dem Allgäu waren durch's Hauentetter Thor mit Ochsen zur Metzg gekommen oder hielten auf dem Kitzenmarkt Geißen und Lämmer feil. Einer überrannte den Andern. „Ho! Ha!“ Man wollte in ein Gäßlein hinein, wo man auf einige mit Eisengittern versehene Fenster eines langen Gebäudes zeigte. Eher einer hohen Gartenmauer glich die von der Menge unabläßig angestarrte Wand. Das nicht sichtbare Dach derselben endete von hier aus in einem unzugänglichen Hof, dessen Mauer mit der Rückwand des Gebäudes in Eins zusammenlief.

Auch diese letztere war mit kleinen, vergitterten Guckfensterchen versehen.

Das Gäßlein, wo sich der Anlaß eines Aufruhrs, der die ganze Oberstadt Augsburgs in Bewegung zu bringen drohte, befand, hieß seit uralten Tagen die Kötzgasse; Ketzergasse hatte das Volk jetzt daraus gemacht, aus Hohn und Ingrimm gegen die nächsten geistlichen Anwohner. Denn über die bescheidene Häuserreihe hinweg, den Milchberg, die Kirchgasse, den nahen Afrawald, ragte der schlanke Thurm der Kirche des heiligen Ulrich. Benedictiner bewohnten hier ein von den Kaisern mit glänzenden Privilegien ausgestattetes Kloster. Die Reformation war im vollen Gange. Der Aufstand, wie ein solcher fast täglich vorkam, nahm an Ausdehnung zu. Von den nahe gelegenen Lechgräben kamen Müller und Gerber; aus den benachbarten Niederlagen für Wolle, Korn, Salz die Abläder: feiernde Landsknechte, die immer in Augsburg auf den Ruf einer Werbetrommel harrten: Handwerker, die, wie sie da waren, in Jacke oder Hemdsärmeln und ausgetretenen „Schlargen“, wie die Pantoffeln in Augsburg

hießen, von ihrer Werkstatt aufgesprungen, kamen: — Alles wogte und drängte, um zu erfahren, was es in der Ketzergasse gäbe, und was die weithinschallenden Schläge zu bedeuten hätten, die man wirklich schon vernahm. Mit Beilen schlug das Volk an die verschlossenen Thüren des Ulrichsmünsters, durch welche man allein zur Clausur des Klosters gelangen konnte.

Ein junger Mann, der, nach seiner gewählten Kleidung zu schließen, dem Beruf der ihn zunächst Umgebenden, dem Volke Angehörenden, keineswegs entsprach, redete einen wortführenden, kleinen Handwerker um die Veranlassung dieses Aufruhrs an. Er erhielt rasche Auskunft. Man hatte in der Ketzergasse Hülferufe vernommen und schloß auf Mönche, die das Kloster verlassen wollten, und die der Abt eingesperrt haben mußte. Aber siehe! schon kam von der einen Seite, wo die Fugger wohnten, die Schaarwache daher, von der andern, jubelnd, vom Volk umringt, ein Priester und ein Laienbruder, beide baarhaupt, letzterer wohlbeleibt, mit einer Kelle in der Hand, eine Schürze um die Hüften. Alle riefen: „Der Ulrichskoch!" Die Tafelfreuden dieser geistlichen Herren waren bekannt, und nun gab es des Jubelns und Lachens genug. Die Schaarwache kehrte um. Die Menge strömte den Mönchen nach und der fragende Jüngling, dem sich allmälig mehrere Begleiter zugesellt hatten, war bald mit diesen allein. Der junge Mann bot eine sehr anziehende Erscheinung. Um sein dunkellockiges Haar war eine, der Sommerhitze allerdings widersprechende, zierlich mit feinem Pelzwerk geschmückte Tuchkappe bis tief über die Stirn gedrückt. Sein anmuthiges, vom Glanz der Jugend strahlendes, doch auch wieder tiefernstes, ja hier und

da von Falten der Bekümmerniß durchzogenes Antlitz war nicht von der Hitze allein, auch von tiefer Erregung hoch geröthet. Ueber den Arm des jungen Mannes hing ein weiter Mantel, den ihm bisher ein Knabe aus dem Volke ehrerbietig nachgetragen hatte, und den er soeben, mit einer Gabe für den geleisteten Dienst dankend, an sich nahm. Um das enganliegende, dunkelbraune, kurze Wamms, unter dessen frei herabhängenden Aermeln in zierlichster Fältelung ein Hemd von feinster Ulmer Leinwand sichtbar wurde, zog sich ein blanker, schwarzer Ledergürtel, der offenbar ein Wehrgehenk war, dem an der Seite zur Linken nur noch das Schwert fehlte. Die weit über die hellgrauen, enganliegenden Beinkleider hervorragenden Stiefel trugen Sporen, deren gewaltige Räder auf keine bloße Straßenstutzerei deuteten, sondern in dem Träger entweder einen Krieger vornehmeren Ranges vermuthen ließen, für welchen jedoch das von der Sonne wenig gebräunte Antlitz und die fast frauenhaft sanften Hände kaum zu passen schienen, oder einen reichen Bürgerssohn, der etwa soeben auf Reisen ging. Und letzteres war auch halbwegs der Fall. Männer aus dem Volke traten zu ihm heran, legten traulichst den Arm auf seine Schulter und berührten liebevoll, wie zum Scheiden, seine Hand.

Der angeredete Andere war — ein an seinen bunten Seidenfäden um den Hals leicht erkennbarer Schneider. Dieser war in Hemdärmeln, und er war sogar — der Wirth, bei welchem der junge, eben geschilderte Mann wohnte, er war der Vater eines reizenden „Schwabenmädlis," der Jungfrau Martina, die jenem Jüngling täglich das Frühstück auf's Zimmer

„Weib, was hab' ich mit dir zu ſchaffen? Ich gehöre dem Jahrhundert an! Ich bin Nationalgardiſt.“ Dieſer Zwieſpalt eines Nationalgardiſten, der aus ſeinem Bette ſpringen muß, um in baumwollner Nachtmütze das Feuer einer Revolution zu löſchen, dieſes heroiſche, tragikomiſche Malheur iſt das des Jahrhunderts und greift tief in unſre modernen Sitten und Anſchauungen, ſelbſt in Betreff des Familienlebens ein.

Ach! die Frauen unſrer Zeit befinden ſich in einem zweideutigen Zuſtande. Sie ſcheinen einer tranſitoriſchen Kriſis unterworfen, einem Zuſtande, der nur auf einſtweilen halten wird. Die Frauen, iſolirt, von den Männern vernachläſſigt, haben ſich zuvörderſt entſchloſſen, es den Männern nachzuthun. Sie erlernten die Wiſſenſchaften, ſie eignen ſich auch die phyſiſche Kraft der Männer an. Sie baden ſich im offnen Strome, ſie ſchwimmen; ja, man ſieht ſie ſogar ſchon mit Schlittſchuhen über gefrorne Teiche fliegen.

Man kann nicht von der Bildung der Frauen ſprechen, ohne erſt die Untreue der Männer zu erwähnen. Ich meine jene **geiſtige Untreue**, welche mit dem öffentlichen Leben, der Kunſt, mit ſeinem Unterhalt täglich Hochzeit hält und das Weib daheim in Einſamkeit läßt. Aus dieſer Einſamkeit heraus entwickelt ſich jene eigenthümliche Anſchauungsweiſe, welche die Frauen unſrer Tage charakteriſirt. Im Durchſchnitt werden ſie alle gegen das Uebermaß der Gefühle proteſtiren, ſie haben in ihre Empfindungen etwas Kaltes aufgenommen, das vielleicht auch in einer größern Stumpfheit der Nerven beſtehen könnte. Unſre Frauen haben dadurch, daß man durch unſre ſehr mittelmäßige pädagogiſche Literatur immer nur auf ihre Beſtimmung hinarbeitete, auf die Tochter, auf die Confirmandin, auf die Braut, auf die Gattin,

brachte. Der junge Mann war ſelbſt kein Schwabe, ſondern ſtammte aus dem Frankenlande, des Näheren aus dem ſo ſchön gelegenen Bamberg. Er ſtand in Dienſten, anfangs bei den berühmten Tuchern in Nürnberg, dann, von den Tuchern nach Augsburg empfohlen, bei dem Schwager der Fugger, dem reichen Kaiſerlichen Rath und Kaufherrn Hans Paumgärtner, der auch Verwandte ſeines Namens in Nürnberg hatte. Jetzt würde man ſagen: „Bei dem Geheimen Commerzienrath Paumgärtner.“ Denn vom Rathendürfen in Kaiſer Karls V. Kabinet war bei ſolchen Titeln der Kaufleute keine Rede. Selbſt bei den Fuggern nicht. Dazu dienten vornehmere, meiſt geiſtliche Notabilitäten.

Den Jüngling verdroß es, zu vernehmen, daß man die (wie es jetzt hieß) freiwillig von den Benedictinern aus dem Kloſter hinausgelaſſenen Mönche ſogleich in eine Trinkherberge geführt hatte und auf dieſe Art ihre Wiedergeburt mit Zechen und Schmauſen feierte. Er unterbrach die Abſchiedsreden des Schneiders und der Nachbarn, unter denen er wohnte, und wandte ſich raſch, da ſein evangeliſches Gefühl unter dieſer Form der Begrüßung von Neugeworbenen für den Glauben all' zu ſehr litt, durch ein Gäßchen zu einem Hauſe, wo er noch einen Auftrag zu beſorgen hatte. Er mußte an dem Wirthshauſe, zum „Pyr“ genannt (dem Pyrus, dem Augsburger Stadtwappen, einem Tannenzapfen, zum Cultus des alten Bacchus gehörig), vorüber. Und richtig! Da waren Tiſche und Bänke von Landsknechten, Bürgern und Bauern, beſetzt. Und wie ſchlug man mit den Deckeln auf und juchzte und umſchlang die hübſchen Kellnerinnen, die ſchon damals ihre Sammetmieder mit den ſilbernen Knöpfen nicht wenig kokett

trugen! Dabei wurde den Mönchen „zugetrunken!“ Mißmuthig über die Verweltlichung hoher Zeitgedanken wär der Jüngling nahe daran, sich mit Worten in den Spectakel einzumischen und Vorwürfe auszusprechen. Aber „Um Gottes Willen nicht,“ riefen die Wirthsleute, die ihm gefolgt waren. Der Altgesell zerrte ihn mit Gewalt in die enge Wintergasse, woselbst in einem Winkel, an der Antonspfründe vorüber, das stattliche, in seinem Untergeschoß sorgfältig mit vergitterten Fenstern versehene Haus lag, das er noch zu besuchen hatte.

Hier wohnte Hans Honold, ein persönlicher Freund Luthers, ein strenger eigengearteter Mann, reich, mit Luther in ununterbrochenem Briefwechsel, dem Prinzipal des jungen Buchführers verschwägert, aber ohne Umgang mit ihm, obschon der zweitälteste Sohn des Kaiserlichen Raths, zu dem der junge Mann nach Venedig reisen sollte (er hieß Antonius), eine Tochter dieses Honold zur Frau hatte. Antonius und Johannes, der Aelteste, standen dem Geschäft der Baumgärtner in Venedig vor, und der junge Buchhalter — Ottheinrich Stauff war sein Name — sollte vor seinem Austritt hier im Hause anfragen, ob Herr Honold vielleicht etwas nach Venedig mitzugeben oder zu bestellen hätte.

Jetzt empfahl sich der Scheidende von seinen Begleitern, die ihm bis in's Haus gefolgt waren, versprach fleißig zu schreiben, ließ Jungfrau Martina grüßen, und ging seinem Ziele näher. Er sah den Sitz des selten anwesenden Prinzipals leer und fragte einen der in ihre Bücher vertieften Comptoiristen:

„Hat Herr Honold etwas für mich für Venedig zurückgelassen? Ich wurde beschieden, vor meinem Abritt deshalb noch bei Seiner Gestrengen nachzufragen.“

Die Gehülfen schienen über diese Nachfrage unterrichtet zu sein und erwiderten ein einstimmiges: „Nein!“ Und der Hausfactor ergänzte noch: „Es gibt nichts zu vermelden!“

Ottheinrich sann einen Augenblick der Bescheidung nach und wagte die Frage:

„Ist Herr Honold daheim?“

„Ueber Land ist er!“ lautete die Antwort.

„Auch die Schwestern der Frau Regina haben nichts zu vermelden?“ wagte er weiter zu forschen und blickte an die Decke. Oben wohnten noch zwei Schwestern, die ihn persönlich gern sahen, gern mit ihm plauderten. Eine wurde sogar abwechselnd mit einer Nichte des Bischofs, Anna von Stadion, von der öffentlichen Meinung, den Klatschbasen, wie andere diese Stimme nannten, mit dem ältesten Sohne des Prinzipals, Johannes, versprochen.

„Nichts!“ war die Antwort des Factors, der sofort und gleichsam wie nach einer gegebenen Anweisung die Augen wieder auf sein großes Buch richtete.

Unwillkürlich entfuhr dem jungen Mann ein Ton des schmerzlichsten Bedauerns. Ein so wohlmeinender Mann, dieser Honold, und so hart mit seinem Schwiegersohn, ja mit seiner Tochter solche Strenge! Stauff wußte, daß der Vater mit allen beiden nicht gut stand.

Mechanisch ergriff er den eisernen Drücker der Comptoirthür und verließ das Haus. Voll Trauer und Mitleid um die Frau des Antonius; denn Antonius, der Sohn seines Prinzipals, (das gestand er sich wohl) taugte nicht viel.

Eben seinetwegen reiste er ja nach Venedig! Johannes kümmerte sich gar nicht um's Geschäft. Er war ein Sonderling.

Sein Weg führte ihn jetzt wieder am „Pyr" vorüber und richtig — da lagen die beiden „Neugebornen," betrunken, verhohnt, verspottet von der umstehenden Straßenjugend!

Den Jüngling faßte Zorn, die lichterlohe Flamme der Begeisterung.

„Ihr verlorenen, verrathenen Seelen!" rief er die Trunkenen an. „Schämt Ihr Euch nicht, so in die Freyung Euers himmlischen Vaters einzutreten? Wisset Ihr nicht, daß die Treber den verlorenen Sohn anekelten und daß der Rückblick auf den Unflat, in welchem er früher sich hatte wälzen müssen, seine Seele mit Grausen erfüllte? Nur auf seines Vaters liebendes Auge hatte dieser die Blicke gerichtet, als er sich aus seinem Schlamme erhob. Von dessen Liebe hatte er sich Vergebung erwartet —! Ist das Reue? Ist das Buße? Ist das Gebet? Ist es das, was Ihr den Leuten und Gott vor allem zum Wohlgefallen jetzt zu bekennen haben solltet? Wie? Entronnen dem Baalsdienst, fühltet Ihr nicht die innere Heimsuchung, Euch sofort zu reinigen, vor dem Herrn und ihm die Erstlinge Euerer Wiedergeburt als kindliche Opfer des Dankes darzubringen? Wahrlich, ich sage Euch, da sind ja die Verblendeten, die hinter Euern Mauern und Riegeln Knechte des römischen Gesetzes zu bleiben sich verurtheilen wollen, ehrenwerther dran als Ihr, die Ihr Freigelassene zu sein begehrtet in Christo Jesu und solches, wie es den Anschein nimmt, nur im Satan geworden seid!"

Das entschlossene Heraustreten des begeisterten, schönen

und so schmuck aussehenden Jünglings aus der rings gaffenden Menge, die Erhebung seiner Arme bewirkten allein schon, daß auch ohne Verständniß seiner Worte außerhalb des nächsten Kreises sofort der Gesang verstummte, der Becher niedergestellt und sogar von den Landsknechten nach Ruhe verlangt wurde. Manche flüsterten: „Der Geist Gottes ist über ihn gekommen!“

„Und Ihr,“ fuhr Ottheinrich Stauff fort, „die Ihr jede Sünde doppelt zu zahlen habt“ (die Zeit brachte derartige wandernde Bußprediger) „als Menschen und als Priester und Priesterverbundene, als schwache Creatur und als geweihte Lehrer der Furcht Gottes und berufene Diener, Ihr solltet den Herrn, Euren Erretter, preisen mit Zungen, die nicht trunken sind vom Wein, sondern vom Geist Gottes! Steht jetzt auf! Ermannt Euch!“ rief er plötzlich zu Aller Erstaunen. „Noch während Sanct Stephanus gesteinigt wurde, predigte er auf der Gasse!“ fuhr er fort, „Ihr, die Ihr wie im Triumph auf Händen getragen wurdet, Ihr hattet kein anderes „Hosiannah!“ kein anderes „Gelobt sei der, der da kommt!“ als Schelmenstücklein und weltliche Jubellieder?“

„Wir haben's gut gemeint“ — sagte eine Landsknechtstimme —

„Was gut!“ fuhr der muthige Jüngling heraus, „Diese Männer anleiten, daß sie nicht mehr zu wissen scheinen, wie sehr sie Werkzeuge in der Hand Gottes sind! Kennt Ihr nicht das Wort, das geschrieben steht: Wehe dem, durch den Aergerniß kommt! Helfet aber jetzt!“ rief er und griff nach dem ersten Mönche, der ein Priester war.

Erschüttert von der Macht dieser Worte sprangen die

Landsknechte herzu und scheuen eines näheren Auftrags aus dem Munde des Jünglings gewärtig zu sein. Dieser sprach: „Es giebt einen Ort, der vom hohen Rath dieser Stadt denen geöffnet worden ist, die sich aus den Banden der römischen Knechtschaft befreien wollen und leider noch nicht wissen, wo sie für ihre künftige sichere Landung im Wirrsal des Lebens den Anker auswerfen sollen! Bis Ihr einen neuen Weg gefunden haben werdet, um dem Herrn durch Eurer Hände oder Eures Geistes Arbeit zu dienen, findet ihr in dem alten Stift der heiligen Anna Zellen und Lagerstätten, die Euch beherbergen können."

Jetzt ergriff der junge Sprecher beide Taumelnde unter den Armen. Die Landsknechte, Männer aus dem Volke, selbst Frauen unterstützten ihn. Es ging nun in die Sanct-Annen-Gasse, in das neuerrichtete Alumneum, nahe den alten Zellen der Karmeliter. Ein Volkshaufe voll Jubel und Befriedigung folgte.

Das Verdrießliche war nur, daß der ungeheure Straßenauflauf dicht am Hause des kaiserlichen Rathes vorüber mußte. Dort wohnte der starre Römling, der fast persönliche Freund des Kaisers, der Aristokrat Hans Paumgärtner, dicht an den Sanct-Annen-Niederlassungen, wenn er auch an einem andern Orte in der Stadt sein Comptoir hatte! Die ganze Gegend um die Metzgergasse herum, alle dortigen Häuser gehörten ihm. Aber auf dem Wege zum Alumneum wohnte er und sein Nachbar, der hochberühmte Gelehrte Konrad Peutinger. Eine Tafel verkündet das jetzt heute noch mit goldenen Buchstaben der Nachwelt.

„Gott ist mein Hirt. Da kann mir nichts mangeln!"

dachte der Jüngling, brachte die Flüchtlinge dicht vor der Front des Baumgärtnerhauſes, wo ihn liebliche Kinderköpfe aus den Zimmern des Rathes grüßten, im Nu unter, und betrat dann unerſchrocken das Haus, wo er heute die Abfertigung nach Venedig erhalten ſollte.

## Zweites Kapitel.

### Der Prinzipal.

Wie Hans Paumgärtner ausgesehen hat, das wissen wir vollkommen genau. Denn Hans Burgkmayrs berühmte Aetznadel hat uns die Gestalt dieses Königlichen Kaufmanns, wie so vieler anderer berühmter Zeitgenossen desselben hinterlassen. Hans Paumgärtner, der vor mir steht, hatte mittlere Größe, behäbige Leibesfülle. Auf wohlgenährtem Halse saß ihm ein Kopf, der dem Physiognomiker zu denken geben kann. Nichts entspricht darin dem Bilde eines Kriegers, der dieser Mann doch seltsamerweise, wie alle freien Bürger in den Reichsstädten, gewesen. Im Türkenkriege hatte er gekämpft. Dreißig Mann hatte er auf eigene Kosten mit Harnischen und vollständiger Wehr ausgerüstet. Noch jetzt standen eine Unmasse Harnische in seinem stattlichen Wohnhause aufgestellt, auf der Diele, auf den Stiegen: auch Türkenfahnen, Turbane und andere Trophäen. Und doch — die kleinen aus der Ueppigkeit des Fleisches verquollen hervorblinzelnden Aeuglein deuteten mehr auf den Diplomaten, der derselbe ebenfalls sein konnte, und wieder die mächtig geschweiften, dunkeln, auf Willensstärke und Sinnlichkeit deutenden Augenbrauen, die kurze Stumpfnase, der breite

Mund, das doppelte, völlig versteckt in der Fettlage des Halses liegende Kinn — konnte es nicht eher einen vornehmen Prälaten, einen faunischsinnlichen Abt vorstellen? An der Hand ist in dem Bilde jeder Finger, sogar der Daumen verjüngt.

Der Aufzug, die Flucht der Mönche, die Theilnahme eines seiner Gehilfen, den er eben hatte auszeichnen wollen, Alles das schien nicht allein den Mann so zu empören, daß er auf- und abschritt über den Teppich seines Gemachs, sondern noch Andres. Das lockige, schon graue Haar, das für gewöhnlich weit über seine Schultern glitt, hing ihm ungeordnet. Die dunklen, mächtigen Augenbrauen krümmten sich wie Skorpionen über der Nasenwurzel. Ein bitteres, wie stehen gebliebenes Hohnlachen zog die mächtig breiten Lippen in die Höhe und ließ den Mund mit Zahnlücken erblicken, durch welche er zuweilen zischelte: „Einfältige Tröpfe! Ich will mit Euch zu Rande kommen!“ Darauf griff er, gleichsam um seinen Zorn abzuleiten und das Getöse draußen nicht zu hören, auf einen dicht am Fenster stehenden Tisch und nahm ein Papier an sich, dessen Inhalt er sich mit allen Zeichen der innern Befriedigung vorlas:

„Einem festen, fürsichtigen und ehrbaren Rathe zeige ich hiermit submissest an, daß ich vermeine und des Glaubens zu meinem Erlöser ersterbe, den verlangten Eid: Wie viel ich einnehme? Wie groß mein Vermögen sei? unter keinerlei Bedingniß leisten zu können und zwar des Grundes, weil ein Kaufmann zu keiner Stunde sagen kann, was ihm Wind und Wetter beschieden haben und was er besitzt. Um aber meine willige Liebe zum gemeinsamen Wesen meiner Vaterstadt zu bezeugen, gedenke ich, da man mich besteuern will, keines

mindern zu thun, denn vor Gott und meinem, jedoch vorbehaltenen, Eid meine Schuldigkeit sein dürfte. Weßmaßen ich mich hiermit erboten haben will, zwar nicht zu schwören, wie reich oder wie arm ich sei, aber aus eignem Trieb zu zahlen des Jahres in die Steuer gemeiner Hauthierung grade das nun las er sich mit besonderem Nachdruck und bittrer Schärfe vor, zumal weil gerade in diesem Augenblick seine Mutter ins Zimmer trat) soviel, als Antonius Fugger nach letzter Schatzung. Das sind: Achthundert Goldgulden. Der ich erwerbe als eines festen, fürsichtigen und ehrbaren Rathes unterthänigster Hans Paumgärtner, der Alt."

Sich recht! fiel in schwäbischer Mundart die Mutter ein, eine hohe, stattliche Gestalt. Sie kam nicht allein. Sie blieb stehen und bedeutete ihre Begleiterinnen zu schweigen. Es waren drei liebliche Kinder, die fast in die weiten Kleider der Matrone hineindrangen, um sich zu verstecken. Die schönste unter den lieblichen Erscheinungen war die goldgelockte Philippine Welser, die gerade gegenüber wohnte und wohl nicht ahnte, daß sie noch einst eine Erzherzogin von Oesterreich werden sollte! Jakobine Jung, die still herausfordernde, schwarzäugige, war die Tochter des Hausarztes, und die Dritte, die mindest Schöne, aber die Ausgelassenste, war die jüngste Tochter des Hauses, Kunigunde.

Die Kinder störten jetzt den Vater. Seine Mutter sah das sogleich. „Wie die Fugger! Sich recht!" sagte sie, beruhigte Ruhe, die Kinder meldeten nur, daß der Ottheimerle Ernstlein draußen sei, der „Babamberger". So nannten die Kinder den allbeliebten jungen Comptoiristen.

Die Mutter verstand es wohl, daß ihr Sohn ihn jetzt

auf die Mutter, vergessen, jenes rein Weibliche, das sich durch alle diese Zustände doch hindurchziehen müßte, an sich zu pflegen. Indem sie immer nur an die Zielpunkte denken lernen, vergessen sie, was zwischen ihnen in der Mitte liegt. Man kann bei ihnen sogar eine gewisse Furcht wahrnehmen, dem unmittelbaren Drange der Natur, wie sie in uns wirkt und gewirkt wird, sich hinzugeben, wie ich denn eine Frau kenne, die um keinen Preis es über sich gewinnen kann, den Moment zu ertragen. Sie windet sich unter dem, was ihr Schmerz und Freude verursachen könnte, und sucht, wie irgend möglich, beiden zu entfliehen. Als sie einen Freund wiedersah, nach dem sie sich Jahre lang gesehnt hatte, lief sie in einen versteckten Winkel des Hauses und zitterte, weil sie nicht die Kraft hatte, den Moment tüchtig und kräftig durchzuempfinden. Im Schmerze ist sie eben so schwach. Sie jammert nicht: das will ich nicht sagen; aber sie sucht das Ernste wegzuläugnen, sie klammert sich an Etwas an, das zerstreuende Kraft ausüben könnte. Sie ist nicht mitten in dem, was sie fühlt; und doch ist sie ein herrliches Geschöpf. Die Erziehung ist hier an Allem Schuld.

Die Frauen unsrer Zeit scheinen es zu ahnen, daß so viel Begriffe und heilige Thatsachen von ihren Männern angetastet werden und haben zu der herrschenden, etwas frivolen sozialen Philosophie ein eigenthümliches ängstlich-beklommenes Verhältniß. Sie wandeln am Rande eines Abgrundes, ihr weißer Saum flattert am Winde, sie wandeln mit Angst, weil sie den Abgrund ahnen und ihn nicht sehen. Es bemächtigt sich unsrer Frauen oft ein eignes sinniges Nachdenken, welches sie in Strudel hineinreißt, von wo sie nur durch die Liebe oder ihr Temperament wieder herauskommen. Unsre

nicht annehmen wollte, obschon der junge Mann vollständig reisefertig und von ihm beschieden war.

„Nach Tisch! Die Post geht erst den Abend ab!“ rief er.

„Er sollte ja mit uns essen!“ erwiderte Kunigunde oder Gundula, wie sie genannt wurde.

Hans Baumgärtner besann sich, dann sagte er: „Auch das! Nur Ruhe!“

Wie die Tauben schwirrten die Mädchen davon. Die Großmutter folgte. Sie überließ den Sohn seinen grübelnden Gedanken.

Dieser stellte sich mit verschränkten Armen an einen großen Tisch, wo eine mit Stäbchen versehene Karte ausgebreitet lag. Sein jüngster Sohn reiste heute nach Padua, der Buchhalter mit ihm und nach Venedig! Er verfolgte den Weg. Beiläufig betrachtete er sich Sachsen und Hessen. Er zuckte die Achseln. Krieg, mit dem Kaiser plant Ihr! dachte er. Seine Augen streiften über Ansbach und Culmbach hin, wo Alles auf die Haltung des Markgrafen Georg von Brandenburg, der gleichsam den Wagebalken zwischen den Schmalkaldischen und den Kaiserlichen hielt, gespannt war. Ueber München und Landshut glitten dann seine Augen dahin, wo die Baiernherzoge Ludwig und Wilhelm zwar streng, ja sogar grausam gegen die Bekenner des neuen Glaubens einschritten und doch dem Kaiser in manchen Dingen Widerpart hielten, da sie gern, wie vor einigen Jahren zur böhmischen Krone, so jetzt zur deutschen Königskrone, in beiden Fällen, statt des kaiserlichen Bruders Ferdinand, gelangt wären. Ueber Brüssel fuhren seine Augen, wo Ferdinands und Karls Schwester, Maria, verwittwete Königin von Ungarn, als

Statthalterin männlich regierte und ſogar den Lutheranern manche Gunſtbezeugung erwies, falls dieſe nicht in die ſoeben in Münſter niedergeworfene, gräuliche Wiedertäuferei, den Unhold der damaligen Sectenbildung, ausarteten. Ueber Südfrankreich, wo eben der Kaiſer wieder gegen Frankreich und diesmal ſehr unglücklich im Felde lag — über Wien, wo Ferdinand die ihm durch den Tod ſeines Schwagers Ludwig in der Schlacht von Mohacz zugefallenen Kronen von Ungarn und Böhmen ſo gut wie gar nicht und nur mit der äußerſten Anſtrengung mit den Intereſſen der Habsburgiſchen Sondermacht vereinigen konnte. Zuletzt blickte er mit einem tiefen Seufzer wieder auf Venedig, das ihn heute allein hätte beſchäftigen ſollen. — — Dann aber auch auf das benachbarte Padua. Da verklärte ſich ſein Blick! In Padua hatte er ſelbſt ſtudirt! Und eben ſchickte er ſeinen Jüngſten, den David, dahin! Der zweitjüngſte, Johann Georg, ſtudirte in Bourges, der alten Akademie des Landes Berri in Frankreich, und koſtete ein Heidengeld! Lange betrachtete er das Stiftchen an dem großen blauen Fleck, der die Adria und Venedig unterhalb der langen Raupen, welche die Alpenzüge bedeuten ſollten, kennzeichnete. Immer mehr glättete ſich ſeine Stirn; Erinnerung, ſchönere Hoffnungen für die Zukunft verſetzten ihn in eine roſigere Welt, und es war wie gerufen, daß der geniale Erfinder und Vervollkommener der Landkarten, ſein Nachbar, der weltberühmte Geograph und Alterthumsforſcher, Konrad Peutinger, fragen ließ, ob er zum Beſuch bei ihm eintreten könne. Der greiſe, jetzt in Ruheſtand verſetzte „Rathsſchreiber“ Augsburgs, eine Celebrität Europas, brachte die Empfehlungsbriefe für den jungen Reiſenden.

Ein Diener meldete das. Dieser trug nach damaliger Sitte eine scheckige Livree. Wie das Pannigartner'sche Wappen. Grün, weiß, roth, schwarz.

„Da muß ich mich wohl ankleiden!“ rief der Rath, und der Diener öffnete rasch Nebenthüren und Wandschränke. Da lagen Schätze von Bekleidungsmaterial! Rasch wurde gewählt und vom Diener alles das, was um einen kurzen Rücken des Kopfes vom Herrn als richtig bezeichnet wurde, herbeigetragen. Ueber dem feinsten Linnenzeug, dessen obere Ränder mit Gold, Silber und Seide gesäumt waren und sich mit unzähligen, zierlichen Falten um den Nacken, die Achseln und die Brust legten, breitete sich ein Wamms von feinstem schwarzen Sammt. Ueber die hohe Lehne eines Sessels legte der Diener zum etwaigen Ausgehen eine silbergraue Schaube mit mächtigen, geschlitzten, durch rothe Passementé zusammengehaltenen Aermeln purpurrothen Futters. Silbergrau waren auch die entsprechenden Beinkleider, die der Rath bereits anhatte: purpurrothe Strümpfe wurden hinzugefügt mit schwarzen, ledernen, vorn mit wollenen Puffen verzierten Schuhen. Um den kurzen gedrungenen Hals gehörte die bereits auf dem Tisch liegende, kaiserliche Rathskette. Ein viereckiges Baret, dem Doctorhut, den ohnehin der gelehrte und auf Universitäten gebildete, promovirte Kaufmann tragen durfte, nicht unähnlich, mit vierfach gebrochenem Rande, wurde ebenfalls mit den zierlich gefeppten Handschuhen zum Ausgehen in Bereitschaft gelegt.

Peutinger trat ein. Ein angenehmer, sauberer Greis. In leichten, wollenen Hauswamms, in zierlich ausgezackten grauen Filzschuhen mit hochgehenden, rothen Strümpfen und schwarzen Agraffen an den Knieen, einen Ledergurt mit

Täschchen und Schlüsseln um den mächtigen Leib, machte der Ankömmling, der quiescirte, berühmte Rathsschreiber (ein Alexander von Humboldt seiner Zeit an Ansehen) den Eindruck, als ob er fast selbst im Hause wohnte. Er hatte nebenan sein Wohnhaus, seine Bibliothek, seine Sammlungen von Steinen und Bronzen aus dem Alterthum. Durch seinen Sohn, den Dr. juris Pius Claudius Peutinger, der vom Rath der Stadt öfter zu politischen Missionen benutzt wurde, war er immer noch an allen Welthändeln interessirt, trotz seiner siebenzig Jahre. Er hatte die glänzendsten Stellungen, die ihm nach und nach drei Kaiser angeboten, ausgeschlagen, immer mit seinem einfachen Posten als Rathsschreiber Augsburgs sich begnügend, in welcher Eigenschaft er freilich bei allen Händeln der Welt wie mit auf Wache stand. Er kannte die tonangebenden Männer seiner Zeit fast alle persönlich, war auf allen Reichstagen von Worms, Speier, Nürnberg, Regensburg, hatte Brüssel, Wien, Venedig gesehen. Seine Rathschläge griffen in Krieg und Frieden ein. Nur erst seit zwei Jahren hatte ihn die demokratisch aufgewühlte Stadt in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt. Sein Standpunkt in der Kirchenfrage war der Baumgärtner'sche — nicht ganz Papist, nicht ganz Luther, wie Erasmus von Rotterdam. Nicht warm, nicht kalt, würde Ottheinrich Stauff gesagt haben. Es waren die Doktrinäre jener Zeit. Erasmus war so eben gestorben.

In Peutingers Zügen, so sehr diese durch die Fülle des Fleisches verquollen waren, sprachen sich reichsstädtische Behäbigkeit, Ernst und Milde zugleich aus. Dem Mund war eine gewisse Zierlichkeit der ersten Jugend geblieben. Daß die Stirn niedrig sein sollte, war nur anscheinend, da sie

von langen, weißen Haaren beſchattet wurde. Scharf trat ſein Kinn hervor. Der ganze Eindruck war der einer vornehmen Bedeutſamkeit, die ſich nur ein wenig durch zu große Redſeligkeit abminderte.

„Habt Ihr den Lärm gehört?“ hieß es ſogleich.

„Ulrichsmönche! Ja! Ja!“ unterbrach der Rath den Erzähler. „Sie bekamen Aſyl in Sanct-Annen!“

„Aber Euer Diener hat ſie geführt!“

„Weiß man das ſchon? Nun wohl! Nun wohl! Ich ſchicke ihn heute mit dem Poſt-Cavalièro nach Venedig.“

Darauf wandte ſich Pantinger und griff nach ſeiner Ledertaſche, die ihm zur Seite hing. Er holte Briefe, Packete hervor. „Hier ſind,“ ſagte er, „für Euern David und den wackern Jaſius, den Ihr mit ihm habt erziehen laſſen — die Lehrer loben ihn — Briefſchaften für Venedig und Padua. Für Venedig an Pietro Bembo, an die Manuzzi und einige Staatsmänner der Signoria, die mir ſeit meiner Antheilnahme am Friedensſchluß von Cambray noch ein treues Andenken bewahrt haben. Für Padua ſind Briefe da an Alciati, wie an andere berühmte Gelehrte, denen ich die jungen Ueberbringer, die hoffnungsvollen Studioſi, beſtens empfehle. Auch Jaſius, den Sohn unſeres unvergeßlichen Ulrich! Wie edel von Euch, daß Ihr die vaterloſe Waiſe an Euch genommen habt und ſtudiren laſſet! Wer reitet denn heute auf Venedig?“ unterbrach er ſich.

„Hans Pfiſter!“ berichtete Baumgärtner, die Briefe zuſammenpackend.

„Ha! Ein fürſorglicher Bote! Der beſte des Baptiſta Taxis, unſeres trefflichen Poſtmeiſters! War auch in alten

Tagen ein wackerer Kriegsmann, der Pfister, der seine Klinge führte! Der Bischof sollt thun doch Geleit?"

Die Stadt hielt keine Söldner. Nur der Bischof, der über vieles, da und dort gelegenes Land nach außen reichsunmittelbarer Herr war.

„Vier Mann —!"

„Nun, da werden sie sich schon bis Venedig durchhauen!"

Der Kriegsoberste des Bischofs war Heinrich von Schwangau. Das alte Geschlecht der Schwangauer, dem die Burg Hohenschwangau gehörte, war so heruntergekommen, daß es Dienste nehmen mußte, wo es leidliche Bezahlung gab. Der Burgherr auf Hohenschwangau, sagte man, hungerte.

Peutinger schilderte die Anmuth und die Gefahren der Reise. Wie oft hatte er sie gemacht!

Der Statthalter von Tirol, das man hinter der Stadt Füssen betritt, war damals ein Spanier, den sich Erzherzog Ferdinand, der neue Ungarn- und Böhmenkönig, der noch nach seinem Bruder Karl deutscher Kaiser zu werden hoffte, aus Madrid mitgebracht hatte, als er vor elf Jahren in Wien eintraf, um die ihm schon in frühester Kindheit verlobte Schwester des Ungarnkönigs Ludwig zu ehelichen, der dann seinerseits am gleichen Tage, Ferdinands Schwester, Maria, also ebenfalls seine Schwägerin, an den Altar führte. Peutinger hatte diese Doppelverbindung, des kinderlosen, bekannten „letzten Ritters" Kaisers Max' höchste Freude, vor Jahren durch Rath und That fördern helfen. Während Ferdinand in Wien über den Besitz Ungarns und Böhmens und ebenso über die Anwartschaft auf die künftige deutsche Kaiserkrone oft hoffnungslos wachte, (denn Philipp, Karls Sohn, wollte

ſich nicht auf Spanien beſchränken; aber die deutſchen Fürſten mochten Schillers Helden nicht, man hatte zu viel Schlimmes von ihm gehört) regierte in Tirol Baron Salamanca. Dieſer hatte die Provinz in großer Verwirrung, veranlaßt durch den Bauernkrieg, angetroffen, dieſen nach damaliger Sitte mehr mit Strenge als Milde niedergeworfen und ſogar von Ferdinand und ſeinem Bruder, dem Kaiſer, die Erlaubniß erhalten, für einen Grafen, der ſich auf bairiſchem Grund und Boden, dicht in der Nähe der alten Biſchofsſtädte Paſſau und Salzburg, auf's Evangelium zu [illegible] nen den Muth gehabt hatte, deſſen Namen, Graf von [illegible]nburg, Lehn und Gut anzunehmen. Der rechtmäßige Graf war von Land und Leuten vertrieben.

„Nun," ſagte Peutinger, „beim neuen Grafen Ortenburg in Innsbruck werden ſie ſich nicht lange aufhalten. Die Ordinari reitet raſch, zumal Hans Pfiſter, die gute Haut! Ich hätte gerne, die Briefe kämen zeitig an's Ziel! Denn in allen habe ich ja die Trauerkunde vom Ableben unſers herrlichen Deſiderius (Erasmus) berichten müſſen!"

Paumgärtner antwortete dieſen Trauerworten über des Erasmus eben erfolgten Tod mit einem Seufzer, der dem gleichen Schmerz galt über den Hintritt des großen Humaniſten, von welchem wir in Erasmus' ſchon bei Lebzeiten verbreiteten Briefen eine förmliche Apotheoſe unſeres Paumgärtner beſitzen. Peutinger kannte dieſe Epiſtel, begann davon und war ſchon bei Tacitus' Agricola angekommen, mit dem er ſie verglich, als er ſich mit einem: „Sieh da!" unterbrach.

Geſchäftig und wie in fliegender Eile trat des Rathes Mutter in's Zimmer und ſchien erſt jetzt des Gewatters

Anwesenheit zu bemerken. Der brandenburgische Gesandte war da! Auch der neue Rathsschreiber Frölich! berichtete sie. Ihr Sohn erkannte sogleich, daß die kluge Matrone nur gekommen war, um den Rath von einem Besuch zu befreien, der ihn für den heutigen Tag allzulange aufzuhalten drohte.

„Ja, ja, Nachbar," setzte die würdige Frau, die in ihres Sohnes Natur nicht das eigene Abbild, sondern das seines Vaters wiederholt sah, hinzu. „Ihr verzeiht schon — wir haben seit Jahren heute den unruhigsten Samstag —! „Alter," wandte sie sich wieder zum Sohn, „Du vergibst, daß ich unten thue, als wenn ich das Haus umkehren wollte, jedes Ding anfasse und mich frage, ob's die Jungen vielleicht für Italien brauchen könnten! Der brandenburgische Gesandte sah's mit an und lachte und der neue Stadtschreiber, Herr Georg Frölich, machte seine Späße darüber!

„Zu dem brandenburgischen Gesandten wollte ich eben selbst!" sagte Baumgärtner, während Peutinger aufhorchte.

Die Matrone, die um ihr graues Haar eine enganliegende schwarze Seidenkappe trug, um ein ebenfalls enganliegendes, aber sehr faltenreich gelegtes Kleid einen Gürtel von buntgestickten Leder mit einer herabhängenden, mächtigen Tasche daran, legte ihre beiden Arme über ihr dunkelbraunes Kleid, und deutete, indem sie ihre schlanke, vom Alter noch nicht gebeugte Gestalt gleichsam prüfend übersah, mit dieser Geberde an, daß sie zum Begrüßen von Besuchen äußerlich selbst nicht eben angethan gewesen.

Peutinger wußte, daß er jetzt unbequem war. Er hatte mit einigem Verdruß den Namen seines Nachfolgers Frölich

nennen hören und konnte ſich nicht verſagen, ein „Homo novissimus!“ vor ſich hinzumurmeln.

„Die Mutter thut,“ ſagte der Rath beſchwichtigend, „als wenn meine Jungen in Welſchland erfrieren, verhungern, vor Durſt umkommen könnten, und als ob dort keine Kleider, keine Schuhe mehr zu finden ſeien — Laß' ſie doch nur erſt heil und geſund über die Alpen ſein! Da findet ſich Alles!“

„Ei, iſt es denn nicht wahr,“ entgegnete die Matrone mit einem Lächeln, ſo daß ihr von Furchen durchzogenes Antlitz anmuthig belebt wurde, es war jenes Lächeln, das ſie ihrem Sohn vererbt hatte), „iſt es denn nicht wahr, daß es ſelbſt der Papſt in Rom nicht einmal bis zu einem ordentlichen Paar Stiefeln hat bringen können, ſondern nur bis zu einem Paar Pantoffeln?“

Da ſchüttelte ſich Peutinger vor Lachen und ging. Die Matrone folgte.

Als der Kaiſerliche Rath zum Ausgehen bereit war, trat ihm mit demüthig gekrümmtem Rücken eine Geſtalt entgegen, die ihm mit hämiſchen Blicken zurief: „Pater Udalrich und der Koch aus Sanct-Ulrich! Das ſind ſchöne Geſchichten!“

Es war der Secretair des Raths, der von dem berühmten, ſeither verſtorbenen Schreibmeiſter Augsburgs, Leonhard Wagner (noch jetzt beſitzt man Denkmale ſeiner wunderbaren Kunſt und Hans Holbeins Contrafeyung ſeiner Geſichtszüge) auf Anordnung des Raths im Sanct-Ulrich Unterricht empfangen hatte und noch einige Kenntniß über die Bewohner deſſelben beſaß. Lucas oder Lanz Beichling hieß der talentvolle, aber nicht wohlwollende junge Mann. Er berichtete, ſcheinbar

unterwürfig und demüthig, aber zugleich boshaft, was er über des jungen Stauff Verhalten zu dieser Einbringung der beiden Benedictiner in Erfahrung gebracht hatte, gab die Erzählung von der Anrede im Pyr und zeigte in den künstlichen Stockungen seines Vortrags so sehr die Zurückweisung eines so auffallenden und in jedem Betracht, nach des Berichterstatters leicht erkennbarer Ansicht, unziemenden Benehmens eines Baumgärtner'schen „Dieners," daß der Rath sich wirklich verdrießlich zum Concept seines Briefes an den Rath wandte, dasselbe Lanz Beichling zum Abschreiben übergab und schweigend sich entfernte. Er hielt mit seines Aergers voller Kundgebung zurück. Hatte er doch das Bedürfniß, den jungen Mann, dem er so viel Vertrauen schenkte, emporzuhalten. Auch hatte er sein heftiges Temperament in solchen Fällen zu beherrschen gelernt. „Ich habe mit den Brandenburger Herren zu sprechen, die vorhin bei uns einkehren wollten," sagte er im Vorübergehen zur Mutter, indem er Lanz Beichling stehen ließ. „Sie werden Augsburg bald wieder verlassen." „Zu Tisch komme ich nicht zu früh! Denn für die Jungen gehen heute Mittag- und Abendimbiß in Eins hin! Der Postreiter hält sich um keine Suppe, kein Confect auf. Um Punkt Fünf wird die Abschiedsstunde geschlagen haben! Der Stauffer soll natürlich mit uns speisen!"

Das Gemüth der Großmutter war weich gestimmt. Der liebe, liebe David! Der Jüngste! Das Nestküchlein! Schon der Aeltere der Enkel, Johannes, und der Zweitälteste, Anton, und der Dritte, Johann Georg, waren im Auslande und sie wandelten alle auf Bahnen, die ihr rechten Kummer machten! Johannes dadurch, daß er kränklich war! Auch er war in

Frauen lieben es, wenn ſie begabterer Natur ſind, ſich mit den Männern in Zweifeln zu ergehen, die all' ihren moraliſchen Fond aufzehren könnten, wenn nicht die Männer unſers Jahrhunderts den philoſophiſchen Zweifel dem vorangegangenen überlaſſen hätten und ſich mit andern Negationen beſchäftigten. Ob ſich dieſe Erſcheinung ſchon in den Sitten nachweiſen läßt, möcht' ich nach einigen Beiſpielen noch nicht behaupten. Es ſind auch dieſe Beiſpiele mehr aus dem franzöſiſchen neuen Roman, als aus der Erfahrung hergenommen. Wenn Madame Düdevant in ihren Poeſieen Recht hat, ſo iſt es nur ſo weit, als Lelia Georg Sand ſelber iſt.

Machen wir, indem wir jetzt zu den Männern zurückkehren, den Schluß dieſer Skizze damit, daß wir noch einige Fragen der Natur, der Moral und der Politik mit individueller Rückſicht zu beantworten ſuchen.

Wir wollen im Verlaufe dieſes Werkes die Höhen unſres Jahrhunderts erſtürmen. Welche Truppen können wir gegen die Verſchanzungen anführen? Welche Geſtalten ſchließen ſich unſrer bald beginnenden Expedition an?

Erſtens: Wie ſehen wir aus? Der jetzige Sultan wird beſonders deßhalb von den Türken gehaßt, weil er den Ruf ihrer männlichen Schönheit vernichtet har. Indem er den europäiſchen Kleiderzuſchnitt bei der Armee einführte und die weiten Gewänder und Beinkleider abſchaffte, ſtellte er plötzlich aller Welt die krummen aus- und einwärts gebogenen Beine dar, welche ſich bei den Türken durch ihre ſitzende Lebensart traditionell gemacht hatten, die aber Niemand geſehen hatte. Daſſelbe erlebte Europa, als es die Kleidertracht des achtzehnten Jahrhunderts abwarf. In den weiten, bauſchigen Gewändern der alten Mode hatte ſich Alles das verbergen

Venedig. Anton, oder wie er ſich italieniſirte, Antoni, ſollte dem Johannes zur Seite ſtehen, aber es wandte ſich umgekehrt. Johannes liebte die Bücher und ſtudirte, und Anton, der der Mann der That hatte ſein ſollen, wurde leichtſinnig und vernachläſſigte Alles. Johann Georg ſtudirte erſt noch zu Bourges in Frankreich und man wußte nur, daß er Schulden machte.

Als die Großmutter ihren Sohn in ſtattlichſtem Aufzug durch den Wirrwarr des Hauſes, wo heute Kiſten und Kaſten durcheinander ſtanden, dahinſchreiten ſah und ihn begleitete, war ſie nur froh, daß ſich ſein Blick nicht rückwärts über den Hof wandte, über welchen Stauff, begleitet von Gundula, von den Nachbars-Kindern, vom jungen David und ſeinem Freunde dem „Häſi," wie er ſtatt Jaſi ſcherzweiſe genannt wurde (auch vom alten Hauslehrer Rupilius), vor Erſchöpfung und Aufregung mehr von ihnen getragen, als auf eigenen Füßen daherkam.

Sie begleitete ihren Sohn, um jede Begegnung mit dem Stauffer für jetzt unmöglich zu machen, bis dicht an's Hausthor und ſchloß daſſelbe raſch hinter ihm zu.

Indem ſie mit der linken Hand über ihr Ohr fuhr und trotzdem, daß ſie eigentlich ſagen mochte: „Iſt mein Sohn nicht würdig, des Kaiſers rechte Hand zu ſein und im Rath aller Weiſen der Welt zu ſitzen?" ſprach ſie doch nur ihr einziges, gewohntes, ſchwäbiſches Wörtlein, das alle Augsburger kannten: „Iſch recht!" Sie war eine unbedingte Anhängerin des Satzes: Alles dient zum Guten!

## Drittes Kapitel.

### Das Abschiedsmahl.

Was doch so kleine holde Wesen, wie noch Kunigunde Baumgartner, Philippine Welser und das Töchterlein des berühmten Arztes Jung waren, schon so frühe ihre Evanatur entwickeln können!

Es waren doch noch Kinder, aber unter den zwanzig jungen Männern auf dem Comptoir des Vaters war der Ottheinrich der Gehätschelte, der am Rock- und Schreibärmel Gezupfte, zum Aerger des Magisters Rupilius, der Kunigunden immer begleitete, wenn sie auf den Judenberg ging, wo das Comptoir lag. Der Hauslehrer wollte, daß sie Anstand zeigte. Beichling, der Concipient und „Briefschreiber" des Raths, meldete Verstöße in der Annengasse. Dann gab es Strafpredigten, auch für Rupilius.

Wie oft sagte Gundula: Schade, daß Papas Comptoir nicht im Hause liegt, in dem Hofe, im Garten. Nein! Auf dem häßlichen Judenberg, wo's so finster und so eng ist!

Juden gab es damals in Augsburg nur an Einem einzigen Wochentage, wo sie von außen hereinkommen durften, einen Zettel am Thor zu lösen hatten, den Tag über handeln

durften, Abends aber wieder in die umliegenden Ortschaften zurück mußten, wo sie wohnten.

Das gewöhnliche Speisezimmer des Wohnhauses in der Annengasse lag zu ebener Erde. Fanden große Gastereien statt, so wurden die oberen Säle dazu eingerichtet. Aber man konnte sich nichts Einladenderes denken, als schon die vom Hoflicht beleuchtete kleinere untengelegene Speisehalle. Eine Grotte schien der kleine Saal, so zierlich waren seine Wände mit bunten Steinen, Muscheln, Schneckenhäuschen ausgelegt. Das kühlste Wasser plätscherte während des Essens aus Muscheln, auf denen in jeder Ecke des Zimmers kunstvoll aus Metall getriebene Tritonen zu blasen schienen.

Man ging zu Tisch. Gundula führte Ottheinrich, den frischen, gefälligen Jüngling. Die kleine Welser und die Jung waren geblieben.

Dem kaiserlichen Rath, der in guter Laune zurückgekehrt war, saß die Großmama gegenüber, gewohnt, aus dem Auge des Sohnes abzulesen, was diesem begehrens- oder empfehlenswerth erschien, dort einen silbernen Becher herablangen zu lassen vom Credenztisch, der mit den köstlichsten Gefäßen, silbernen und krystallnen, mit herrlichen Majolikaschüsseln und florentinischen Speisewärmern, Untersetzern aller Art und Weinkühlern bedeckt war, oder dahin zu winken, damit eine Speise im Kreise noch einmal umgehe und Gäste durch öfteres Angebot geehrt würden.

„Vergiß'st Du, daß Dein Bruder heute abreist und Du ihn vielleicht in Jahren nicht wiedersiehst?" sagte Großmama zu Gundula, als sich diese mit dem kleinen, etwas verhutzelten Bruder David gar nicht beschäftigen wollte. Gundula mußte

in der That aufstehen und sich zum Bruder setzen. Sie schien weit weniger über die Trennung von diesem zur Trauer gestimmt, als über die Trennung vom Ottheinrich. Letzterer hatte die Zwischenzeit mit Besorgung noch einiger Anschaffungen für die Reise zugebracht.

Ueber den Vorfall mit den Mönchen wurde geschwiegen.

Der Doctor Rupilius, der links und rechts die jungen paduanischen Abiturienten neben sich sitzen hatte, den David und den Jasius, war ein von Kopf bis zu Fuß, vom Käppchen, das den kahlen Scheitel bedeckte, bis hinunter zu den Schuhen, schwarz gekleidetes, spindeldürres Männlein, mit einem langen, ziegenbockartig gezogenen, weißen Kinnbart. Neben seinem Amt als Hauslehrer, Alleswisser nahm er die Stelle ein, die damals und später noch an den Höfen die Hofnarren bekleideten. Sogleich bei Beginn des Mahles tauchte er seine lange, weiße Bartschaufel in die Suppe, ohne dabei auch nur die Miene seines gravitätischen Antlitzes zu verziehen. In der offenbar mit Bewußtsein durchgeführten Absicht, die zum bessern Genuß eines Mahles willkommene Heiterkeit, trotz des bevorstehenden Abschieds, befördern zu helfen. Unter allgemeinem Jubel zog er den Bart aus dem Teller heraus, trocknete ihn, und das nicht etwa mit der Handzwehle von blendendweißem Linnen, sondern er nahm dazu ein Stück Brod, das er sorgfältig mit einem ernsten: „Schad' um die gute Mandelsuppe!" darauf in den Mund steckte. Die feineren Begriffe von Wohlanständigkeit waren noch wenig verbreitet. Es genügte, daß Rupilius Gelächter hervorbrachte, wodurch die Peinlichkeit des Mahles vor'm Scheiden gehoben wurde.

Der Rath sammelte sich am ersten und die Großmutter verschaffte ihm Ruhe, als er vor dem ersten Glase, das er an seine Lippen bringen wollte, die feierlichen Worte sprach: „So geht denn das junge, grüne Volk da in die weite Welt hinaus! Habe das alles ebenso mitgemacht und nahm von meinem Vater selig Abschied wie Du jetzt, David, von mir —! Das Bäumlein, das aufrecht wachsen will, sagt's Sprichwort, senkt sich nicht zu Boden, die Zweige streckt 's hinaus in alle Lüfte —"

Hier unterbrach der dem Gerührtwerden abholde Weltmann, offenbar aus Besorgniß, sich selbst zur Weichheit zu stimmen, schnell seine Erinnerungen mit den Worten: „Sprecht ihr aber unterwegs immer nur welsch! Denn in der Fremde ist ein gut' Wörterbuch mehr werth, als ein Schwert! Und vergeßt nicht, wie ich aus Erfahrung hinzufügen kann, daß man eine fremde Sprache besser in der Küche lernt als auf der Schulbank."

„Da wird kein Mangel sein!" spottete der Magister dazwischen. „Welsche Nudeln wird David früher bei den Köchinnen kosten lernen, als die Werke des Pietro Bembo in der Druckerei des Manuzzi!"

Nun war voller Heiterkeit der Lauf gegeben. Auch das alte vertrocknete Männlein war ja in Italien gewesen und schilderte, was es daselbst gesehen. Mit den größten Uebertreibungen, ohne dabei die Miene zu verziehen oder sich irgend im Essen hindern zu lassen — schilderte er die paduaner Studenten als eine Art Ungeheuer, als Wölfe, die selbst von der Inquisition des venetianischen Staats, die doch sonst wenig Umstände zu machen pflegte, geschont würden. „So

ein Student von Padua," sagte er zum Schrecken des etwas weichlichen David und des stubenhockerischen Jasius, die sich für die gefahrvolle Reise ganz auf die Pistolen und Säbel des Hans Pfister und der Geleitsreiter verließen, „darf niemals mit mehr als drei Tagen Carcer bestraft werden und wenn er auch einem zufällig durchreisenden Cardinal den Degen durch den Leib gerannt hätte. Einen jungen neuangekommenen Fuchs umzubringen, namentlich cisalpinische, die aus Deutschland gekommen sind, das ist paduaner Studenten geradezu Kinderspiel, ja es gilt für eine Wohlthat, so man dem Menschengeschlecht erweist. Wohingegen derjenige aufgehängt wird, der einem seiner Professoren auch nur mit dem Blick einen Esel bohrt."

Natürlich lachte den Sprecher die ganze Tischgesellschaft aus und Gundula feuerte sogar Brodkugeln auf den alten Spötter ab. Diese Art der Unterhaltung schien der Zweck zu sein, warum der Alte mit bei Tische saß. Denn er duckte sich kaum vor Gundula's Neckereien. Mit einem Rundblick im Saal und gleichsam mit Vorwürfen an die ab- und zugehende Dienerschaft sagte er: „Was das diesen Sommer für arge Mücken hat!"

Der Rath lenkte zum Ernst ein. Er erinnerte an die Zeiten und die nähern Umstände, unter denen seine älteren Söhne Johannes, Antonius und Johann Georg auf die Universität gegangen waren — er hatte sie alle studiren lassen. Kamen dabei zu trübe Bilder vor sein Auge, vor allem die Erinnerung an seine Gattin, die ihm vor drei Jahren gestorben war, so lenkte er sofort auf die bei einer Reise im Allgemeinen zu beobachtenden Regeln ein, insbesondere aber auf die, die sich

ihm aus seiner eigenen Erfahrung für eine Reise nach Welschland als zweckdienlich ergeben hätten. So rühmte er zwar die Schönheiten Venedigs, schilderte auch als paradiesisch die Fahrt auf den Lagunen in den dunklen, schwarzen Gondeln, die schon damals üblich waren, nicht minder die Fahrt auf dem Brentafluß von Venedig nach Padua, erzählte aber auch, wie ernst man es dort mit dem Lernen nähme. Die Scholaren sollten in Padua beim Magister Musler oder Muschler wohnen, einem Gelehrten, der aus Oettingen im Ries gebürtig war und schon in jungen Jahren in Leipzig zum Lehrer, ja sogar zum Rector der Sanct-Nicolaischule und zum Rector der Universität ernannt worden war. „Von Nachbar Betulejus," sagte er, „weiß ich, daß Musler ein Meister in allen Künsten und namentlich in der Methode bewunderungswürdig ist. Leipzig, das doch eine gebildete und für eine Handelsstadt an Gelehrten fast zu reiche Stadt ist, hat ihn auf Händen getragen. Groß ist schon die Zahl der Schüler, die Musler im Sachsenland erzogen hat. Seine Methode ist die des zu weckenden Wetteifers. Er vertheilt an die fleißigen Schüler werthvolle Bücher, an die Trägen Strohkränze, die ihnen in Leipzig bei einem öffentlichen Actus, in Gegenwart aller Rathspersonen und vieler Adlichen feierlich überreicht zu werden pflegten."*)

„Gut, gut", fiel Rupilius ein, „wenn jetzt die neuen augsburger Studenten einziehen werden, müssen in Padua die Strohpreise ansehnlich steigen!"

David und Gundula gaben ihm dafür einige Püffe.

*) Nach Zarncke's Annalen.

Ottheinrich saß bei all' dem Spaß mit beklommenem Herzen. Welche große Prüfung stand ihm bevor! Ihm, dem einfachen Sohne Merkurs, der allerdings jede Abendstunde zu seiner Ausbildung benutzte!

Als man endlich aufstand und sich die Hände wusch, dann sie einander schüttelte zum Wunsch einer gesegneten Mahlzeit, fragte einer der aufwartenden Diener, ob Lanz Beichling dem kaiserlichen Rath noch etwas vertrauen dürfte.

„Der hämische Neidhardt! Der sich ärgert, daß er nicht an der Tafel saß! Hör' nicht auf ihn!" flüsterte die Großmutter.

„Nun, nun —" beschwichtigte der Sohn.

„Vipern und Otterngezücht kann ich nicht leiden —" fuhr die Matrone in der derben Sprache der Zeit heraus.

„Nein, — Großpapa, schicke ihn weg!" rief sogar Gundula, die gehorcht hatte.

Aber schon streckte Beichling den glattgeschornen Kopf durch die mit kunstvoller Eisenverzierung geschmückte, gothisch gewölbte braune Eichenthür und raunte, indem er mit boshaftem Lächeln auf den so ausnehmend geehrten und nicht allein vom genossenen Wein, sondern mehr noch von unnennbarer, innerer Glückseligkeit überstrahlten Ottheinrich schielte, dem Prinzipal eine Mär zu, welche dieser anfangs erstaunt, dann mit Kopfschütteln und zuletzt mit behaglichem Lächeln aufnahm.

Magister Rupilius stand so nahe, daß er die Mittheilung hatte hören müssen.

„Pah!" sagte er, und das mit scharfem Ernst, „Cucullus non facit monachum, sed consuetudo!"

„Nicht die Kutte macht den Mönch, sondern die Gewohnheit?“ wiederholte sich Ottheinrich, der vollkommen diese Worte verstand. Was sollten sie bedeuten? Sollte etwa diese Aeußerung mit seinen Benedictinern zusammenhängen? Der alte Magister hatte seine Worte mit düsterm Stirnrunzeln gesprochen und mit einem Seitenblick auf Ottheinrich. Was konnte geschehen sein? Außer dem ersten Unwillen über die Störung des Unterrichts durch den lärmenden Volksauflauf hatte ja der Rector Betulejus gar kein weiteres Bedenken gehabt, den beiden betrunkenen Ankömmlingen die Hand zu einer freundlichen, vom Rath der Stadt angeordneten Unterkunft zu reichen, auch in Bälde die Mittagsmahlzeit in Aussicht zu stellen und ihnen unter Scherzen über ihren Zustand und die schmalere Kost, die sie antreffen würden, bis auf weiteres eine geräumige Kammer mit zwei Betten im Gymnasium um so mehr angewiesen, als sie ihren Rausch auszuschlafen hatten. Den Pater Udalrich, einen berühmten Botaniker, hatte er sogar mit freudigem Zuruf begrüßt und zu dem Koch hatte der Schulmann gesagt: „Ich wollte wohl, daß Ihr Eure Küchenkünste von Sanct Ulrich an unserm schmalen Klummenherd anzuwenden geneigt wäret! Denn ein guter Koch muß sich mit Gott dem Vater darin vergleichen lassen, daß dieser, wie er die Welt aus Nichts geschaffen hat, so ebenfalls mit nur geringen Hülfsmitteln immer etwas für den Gaumen Angenehmes hervorbringen kann!“ Ueber diese und ähnliche Verständigungen war Ottheinrich durch die geöffnete Verbindungsthür von seinen beiden Reisegefährten und von Gundula aus dem Convicthof abgerufen worden. Jetzt schien aber der Ohrenbläser

und Hetzer etwas Anderes berichtet zu haben. Doch der Rath wollte nicht davon sprechen. Im Hofe standen die Rosse, von den Posthaltern entnommen. Von Venedig bis Antwerpen gab es deren hundert, von Venedig bis Augsburg zwei für jeden Tag und jeden Passagier. Alle acht Tage, (Samstags fand der Ausritt von Augsburg statt) bei gutem Wetter kam man am Deutschen Hause am Rialto zu Venedig Samstag in acht Tagen an. Ottheinrich verstand sich auf Zäumung und Sattelung von Rossen, auf Verpackung von Geräthschaften.

Der Reidhardt war gegangen und der Rath winkte ihm, in sein Closet zu folgen.

Wie triumphirte Gundula, als Beichling so abfahren mußte! Wenn kleine Mädchen schon lieben können, so liebte Gundula Ottheinrich. Kein Tag verging, wo das kleine Ding sich nicht auf dem Jüdenberg etwas zu schaffen machte oder einen Anschlag erfand, um den jungen Diener des Vaters, den „Balsamberger" „den Jungmann," wie sie ihn nannte, entweder zu sehen oder ihn durch irgend eine Veranstaltung „in Trab zu bringen." Bald hatte sie kein Papier zum Schreiben, bald schnitt ihr allein der „Ottheinz" die Feder nach ihrem Geschmack, bald sollte ihr der Auserkorene mit den funkelnden, braunen Augen etwas lesen oder ihr abschreiben. Beichling berstete darüber vor Wuth und erzählte es immer Martina, die er kannte, und die darüber lächelte.

Als der Rath mit seinem Beauftragten allein war, forderte er diesen erst auf, die Fenster, die inzwischen offen gestanden hatten, zu schließen. Dann begann er mit milder und ihm sonst nicht geläufiger freundlicher Weise: „Nehmt Platz, mein Sohn!"

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04285/002

Stauff ließ sich auf einen der weichen Sessel nieder.

Der Rath griff nach einem Kästchen, das auf dem Schreibtisch stand und unter anderen Dingen zierliche, elfenbeinerne Zahnstocher enthielt. Ab und zu einen derselben benutzend, fuhr er fort: „Was mir an Euch, Ottheinrich Stauff, von je gefallen hat, und was die Tucher von Nürnberg an Euch gerühmt haben, als sie Euch an uns empfahlen, das habe ich zu meiner Freude immer bestätigt gefunden."

Noch nie hatte Ottheinrich den kaiserlichen Rath so anerkennend über sich reden hören. Glücklich mußte er sich fühlen, nach dem Vorfall am Pyr, bei seinem Principal so gut wegzukommen. Die wahrscheinlich von Beichling gemachte erste Angabe, die Mönche seien dicht in der Nähe, im Annen-Gymnasium, hatte ihm also, dachte er, nicht geschadet. Ueber die zweite Berichterstattung hatte er nur Ahnungen.

„Was Venedig betrifft," sagte der Rath, Alles ignorirend, „so seid Ihr angewiesen! Hier," fuhr er fort, und langte nach einem Lederbeutel, „hier nehmt die Schriften wohl verpackt — die — wegen Antoni .... Auch Gold findet Ihr in einem Beutelchen drinnen — auch Empfehlungsbriefe — in Venedig wird das —" so schloß er nach einer Weile, den jungen Mann fixirend, „ein trauriges Geschäft sein, das Ihr mit Antoni habt! Seid vor seiner Wildheit auf Eurer Hut! Ich möchte nicht, daß Ihr Schaden erlittet! Aber handelt tapfer!"

Ottheinrich befestigte ruhig die Tasche an seinem Wehrgehenk. Das zu letzterem gehörende Schwert befand sich noch in den Händen Davids, der sich bereits mit seiner Kenntniß

des Waffenſpiels wichtig machen wollte und deshalb im Hofe wiederholt vom alten Magiſter auf die Goliaths unter den Studenten von Padua verwieſen wurde.

„Ich weiß, wie das enden wird!“ ſagte der Rath. „Meine Söhne, man greift's ja mit Händen, haben bisher die Hoffnungen, die ich auf ſie ſetzte, nicht erfüllt. Johannes, der Doctor, von dem Ihr wißt, daß er Euch nicht minder zugethan iſt, wie ich es bin, iſt ein herrlicher Menſch. Er hat aber vom Kaufmann Nichts, er hat auch Nichts vom Gelehrten, er hat auch vom Staatsmann Nichts und nicht einmal von Jemand etwas, der für den Verkehr mit der Welt überhaupt paßt. Er iſt ein Sonderling und läßt Andere für ſich ſorgen.“

Mit einem Bitteblick erhob Ottheinrich zum bekümmerten Vater ſein treuherziges Auge. Ein leiſes: „O Herr —!“ ſollte die Ablehnung ſo harter Vorwürfe ſein.

„Ich weiß, was Euer Blick ſagen will! Johannes iſt leidend. Nun, ich denke, wenn Ihr ihn ablöſt, daß ihm ſein Aufenthalt auf unſerem Gut in Erbach an der Donau wohlbekommt. Lieber hätte ich ihm eine Stellung bei den Herzogen von Bayern gekauft, als die Einſamkeit bei Ulm gegönnt — aber ſie wird ihm gut thun.“

Den Namen der Bayernherzoge konnte Ottheinrich nicht nennen hören, ohne zu erröthen. Sie waren doch zu böſe Feinde der Lutherlehre, ließen hinrichten und verbrennen!

„Die Zeiten der Milde müſſen vorüber ſein,“ fuhr der Rath fort. „Mit Antoni gewiß. Unſeres Hauſes Factorei in Venedig iſt durch ihn von Grund aus in Verfall. Wie ich Euch ſchon geſagt habe und wie die Bücher, die ich Euch

einsehen ließ, Euch ausgewiesen haben werden, Antoni ist ein Verschwender, ein gewissenloser, elender, nichtsnutziger —“ das Wort „Bube“ erstarb auf des Vaters Lippen.

Der Rath hatte sich erhoben. Seine Hand hatte sich geballt. Er mußte einige Gänge durch's Zimmer machen, ehe er sich erholte. Erst als Ottheinrich glaubte, sich auch seinerseits erheben zu müssen, nahm er wieder Platz und fuhr fort: „Bleibet sitzen! Wir sind noch nicht zu Rande! Das mit Antoni dürft Ihr ausführen ganz nach Befund! Antonis beide Diener, der brave Weißkopf und der kluge Roth, sind erprobte augsburger Kinder. Sie werden Euch beistehen. Zwar will Konrad Roth selbst eine Banka errichten; er gewann ein reiches Erbe; doch hilft er Euch gewiß ehrlich. Verlangt vor Allem die Einsicht in Alles, entzieht dem Antoni die Unterschrift, falls Euch auch das nöthig erscheint! Was Ihr an Mitteln braucht, entnehmt von der Welser-Compagnie, wo ich glücklicherweise durch meinen Antheil die Verluste meiner eigenen Factorei decken kann. Sind noch Ueberschüsse zu hoffen, so macht davon Einkäufe, die ich hier verwerthen kann! Juwelen, Perlen, Glaswaaren, Teppiche, Häute, Hörner von dalmatinischen Büffeln, von Schafen aus Apulien und Sicilien. Nun, Ihr kennt das Alles.- Bartel Welsers Briefe, die Ihr da in den Sack mit eingelegt findet, geben Euch überall Credit. Das wäre abgethan! — Nun noch Einiges! Aber paßt ja auf! Es ist staatsmännisch! Politisch!“

Ottheinrich erhob sein bescheiden horchendes Haupt. Auch seine Rechte mußte er erheben, denn der Rath übergab ihm Papiere.

„Ich bin ein Politikus," ſagte der Rath und lächelte, „das wiſſet Ihr ja wohl —"

Ein „leider" wagte ſich natürlich nicht über Ottheinrichs Lippen.

„Ich habe das von meinen Schwägern, den Fuggern, mitbekommen. Durch die Bergwerke, die wir in Siebenbürgen, in Ungarn, in der Türkei, im Venetianiſchen und Tyrol zuſammen haben, ſind wir ſogar gezwungen dazu. Manche rathen uns ſogar, weil's ſonſt kein Geld aus dieſen Ländern giebt, gegen das Intereſſe des Kaiſers zu praktiziren! Aber das ſei ferne! Nein, dieſem mich zu verpflichten, iſt mein höchſtes Streben. Denn —" der Rath ſtockte. Dann ergriff er wieder das Wort und gab dem ſo vielfach mit Vertrauensmittheilungen bebürdeten Jüngling ein beſonderes Papier. „Auch dem König Ferdinand, dem Bruder des Kaiſers, verpflichte ich mich gern. Ihr findet da den Namen einer Italienerin aufgeſchrieben — Beatrice Piſani . . . Daneben ſteht ein ungriſcher Name. Gräfin Ilajos. Zum Dritten leſet Ihr: Uladislaus Ilajos. Verliert den Zettel nicht! Gegen die Macht des Hauſes Habsburg kämpft Frankreich jetzt durch alle Mittel. Durch die Türkei, durch die Ungarn, durch die Proteſtanten. In Ungarn hat Ferdinand erſt jetzt einige Fortſchritte gemacht. Die Fugger und ich, wir leiden darunter ſehr, ſehr! Nur die Wenzelkrone, Böhmen, beſitzt Ferdinand in Ruhe. Die Türken halten den Wojwoden von Siebenbürgen, Zapolya, für den richtigen König von Ungarn, und von Ofen an bis Krakau und weit hinaus bis über die Theiß iſt Zapolya Herr!"

„Der Schmach!" unterbrach Ottheinrich, der geſpannt

zuhörte und durch die Erwähnung der Proteſtanten gereizt wurde. „Chriſten ſtehen im Bunde mit dem wüthenden Feinde des Namens Jeſu! Ich weiß es, dieſer falſche König der Ungarn, Hans Zapolya, trug die Schuld, daß vor elf Jahren die Schlacht von Mohacz dem edlen König Ludwig und der frommen Maria, ſeiner Gemahlin, verloren ging! Wie die Löwen kämpfte das kleine Häuflein der Chriſten, das ſich um den jugendlichen König geſchaart hatte. Zapolya ſollte Hülfe bringen. Aber er kam zu ſpät. Luther hat der Königin Maria, der Wittwe des armen Opfers, der in einem Sumpfe erſtickte, ein herrlich Troſtwort geſchrieben. Ich weiß es von Nürnberg aus, daß die hohe Frau dem Evangelium geneigt iſt!“

Der Rath ſchwieg diplomatiſch und lächelte. Er merkte die Abſicht, ihm wegen der Proteſtanten zu entgegnen. Aber vornehme Namen genannt zu hören, imponirte ihm. „Dergleichen habe auch ich,“ ſagte er, „von Herrn Frölich, dem neuen Rathsſchreiber, Peutingers Nachfolger, vernommen! Aber hier heißt es wohl: Der Glaube macht ſelig —! Eine Oeſterreicherin, eine Spanierin, Schweſter Karls V. — und proteſtantiſch!“

„Nein, nein, Herr, ſie wird noch ihre Brüder dem Papſtthum abwendig machen!“ ſprudelte Ottheinrich in ſeinem muthigen Bekenntnißeifer hervor. Der Muth kam ihm daher, daß er eine beſondere Beziehung zu Luther ſelbſt hatte.

Da der Rath auf dieſe Erregung des jungen Mannes ſich abwandte, ſo beſann ſich Ottheinrich und ſagte: „Ihr wolltet von den Kronen Ungarns und Böhmens ſprechen, und von der Piſani, geſtrenger Herr!“

„Nehmt Euch mit Luther unterwegs und in Italien in Acht!“ entgegnete der Rath, fuhr dann aber, ohne erzürnt zu ſcheinen, fort: „Auch die Böhmen kamen zu jener Unglücksſchlacht läſſig, weil ohne guten Willen. Die nothdürftig zuſammengeraffte deutſche Hülfsmacht konnte nicht ausreichen. Ein Mann befehligte ſie, der dem jungen König hätte zum edelſten Beiſpiel dienen ſollen, ſein Erzieher, ſein erſter Rathgeber, der angeſehenſte Vaſall im Lande Ungarn ſelbſt — denn der Brandenburger Markgraf Georg von Ansbach und Culmbach — den meine ich, Euern Evangeliumsfreund, den Frommen, wie ihn ſeine Schmeichler betiteln — dieſer lebte damals wie die Ungarn und die Türken leben. Damals trug dieſer fromme Mann, der mir ſoeben eine Geſandtſchaft geſchickt hat, ungriſche Beinkleider und hohe Stiefeln mit Troddeln daran. Er half die Schlacht verlieren, und machte, daß er nach Ansbach, Culmbach, Berlin und Cüſtrin zurückkam.“

Es kam viel zuſammen, Ottheinrich aufzureizen. Er wußte, daß der Markgraf, der vor ſechs Jahren auf dem augsburger Reichstage ſich eher „den Kopf wollte abhauen“ laſſen, als dem Kaiſer am Fronleichnamstage im Proceſſionszuge folgen, bei dem kleinen, doch mächtigen kaiſerlich geſinnten Theil der Bewohner Augsburgs wegen ſeiner leichtſinnigen Jugendjahre übel angeſchrieben ſtand. Ottheinrich hatte Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß den Hohenzoller auch jetzt noch Prunkſucht, Geldgier, Wolluſt, trotz ſeiner Religioſität beherrſchten. Seine Hauswirthe hatten von den bewußten Geſandten Beſtellungen auf — Livreen bekommen! Inſonders ſah die evangeliſche Welt mit Betrübniß, daß ſich dieſer Fürſt, der durch ſeine Verwandte in Berlin, Cüſtrin, Königsberg beſonders mächtig war,

dem Bunde nicht anſchloß, den die proteſtantiſchen Fürſten und Städte zu Schmalkalden und zur Wahrung der evangeliſchen Glaubensfreiheit geſchloſſen hatten.

Der kaiſerliche Rath unterließ es, die gegen Georg als früheren Habsburgsfeind und Ungarnfreund ausgeſprochenen Anſchuldigungen weiter auszuführen. „Die Mehrzahl der Ungarn“ fuhr er fort, „hält es mit dem Zapolya. Denn es mag die Noth ſein, die ſie dazu treibt. Sie ſind eingekeilt in die Enge zwiſchen der Pforte, deren ſchreckliches Regiment faſt bis nach Wien hineinreicht. Das Geld der Franzoſen und die Praktiken der Venediger thun das Uebrige. Zumal Venedig kann es nicht verſchmerzen, daß ihm ſein letzter Krieg mit Kaiſer Max ſo herbe Verluſte zu Wege gebracht hat. Ihr habt da in Venedig den Schauplatz aller Ränke, die in der Welt gegen unſer erlauchtes Kaiſerhaus geſponnen werden! Türken, Ungarn, Griechen, Franzoſen, Alles kommt in jener Stadt zur Berathſchlagung zuſammen —! Und da will ich Euch nur ſagen, wer dieſe Gräfin Ilajos iſt und was ſie ſoll. In Ofen lebte vor noch nicht zwanzig Jahren ein italieniſcher Künſtler von guter Herkunft, Namens Piſani. Für unſere Fuggerei, an der ich betheiligt bin mit meiner Familie, die wir das Münzeſchlagen in der Welt und namentlich in Ungarn meiſtentheils beſorgen, ſchnitt dieſer Mann die kunſtvollſten Stempel; und ſeine Tochter Beatrice war ſo ſchön, daß dies vor Allen der junge König Ludwig und ſein Hofmeiſter, der flotte Brandenburger, bald ausſpürten. Solcher Spaß fängt bei den Ungarn ſchon früh in den Jahren an, wie bei den Türken. Die Piſani wurde dem unreifen König noch kurz vor ſeiner Vermählung mit des Kaiſers Schweſter zugeführt und ſie gebar

ihm einen Sohn, den man Graf Ilajos nannte. Königin Maria kam dann und verjagte das Geschmeiß. Sie trat in Ofen mit einem Fuße auf wie ein Mann, obschon das Weiblein erst sechszehn Jahre alt war, ihr Gemahl war nicht volle achtzehn; aber er hatte schon bei dreizehn Jahren einen männlichen Bart, und ein wildes Leben voll Leichtsinn hinter sich; aber sie vertrieb alle Verführer. Und Ludwig liebte seine Tyrannin wirklich: der Brandenburger, der nur an Turnieren, Maskeraden, Trinkgelagen, Theaterscherzen, Gesellschaften Gefallen fand, bekam gekündigt. Beide verloren dann die Schlacht bei Mohacz. Die Pisanis ergriffen die Flucht. Anfangs entwichen sie in die meinen Schwägern, den Fuggern, gehörenden Bergstädte in der Grafschaft Zips, zu den Turzos, von denen wir ja Einen hier in Augsburg haben, den jedes Kind kennt — er heirathete eine Fugger. Dann kamen nach der Schlacht bei Mohacz schreckliche Zeiten! Die Türken im Land! Ein Jude, er nannte sich Emmerich, durfte Ungarn regieren, neben einem Pascha, der in Ofen saß! Zapolya wurde den Türken verdächtig. In Ofen schlugen die Juden damals — Gott verzeih' mir die Sünde! — ein Schwein an's Kreuz, um unsern Heiland zu verspotten! Ein Volk wie die Ungarn, das in meiner Jugend, als es noch die Bauernkriege gab, den Führer der Verblendeten lebendig braten und Jeden seiner Anhänger ein Stück von ihm, noch ehe er todt war, auffressen lassen konnte, kann die Taufe Jesu Christi nur dem Namen nach empfangen haben. Um einen einzigen Sohn aus türkischer Gefangenschaft loszukaufen, hat vor Kurzem erst ein Magnat, Peter Perény, dem Sultan für sein Serail zweiunddreißig Wagen voll junger Mädchen und Knaben von seinen eigenen

Gütern zugeführt —! Kurz, kann es da Wunder nehmen, daß in Ungarn die Mönche mit dem Strick das Schwert um den Leib tragen, und in den Klöstern keine Ruhe haben! Paul Tommori, der Feldherr der Ungarn in der Schlacht bei Mohacz, war ein Mönch! Wieder ist es ein Mönch, der gegenwärtig in Ungarn dem Hause Habsburg durchaus den Fortgang hemmen will und ihm mehr zu schaffen macht, als der durch ihn machtlos gewordene Zapolya. Dort steht sein Name! Georg Martinuzzi nennen sie ihn! Doch heißt er eigentlich Utyschenitz und ist ein Kroat von Vaters-, ein Venetianer von Mutterseite. Eine Schwester des brandenburgischen Georg, die in den Bergstädten der Fugger wohnte, eine Herzogin von Teschen, entdeckte in ihrem Ofenheizer — in diesem Utyschenitz — einen Menschen von nicht gewöhnlichen Gaben, ließ ihn Lesen und Schreiben lernen, und machte ihn zum Mönch in einem Paulinerkloster. Des jungen Pauliners Gelehrsamkeit wuchs. Sein Verstand, seine Kenntnisse machten ihn in kurzer Zeit zum Prior des Klosters der Mutter Gottes zu Czenstochau bei Krakau. Bald fand sein Geist im stillen Leben des Klosters keine Genüge mehr. Er mußte hinaus in die Welt, halb als Krieger, halb als Ränkeschmied. Nicht glühender ist sein Ehrgeiz, als sein mit der Muttermilch eingesogener Haß gegen Oesterreich. Er kam mit dem Zapolya in Verbindung. Martinuzzi durchwanderte Ungarn bis an die Küsten des Meeres, und bereitete Alles zu einem Aufstand gegen Oesterreich für Zapolya. Dreimal war er in Venedig, und wurde dort mit der Pisani bekannt. Zapolya ist zur Zeit unvermählt, und hat aus früherer Ehe keine Kinder. Der Gedanke, er sollte entweder auf's Neue sich vermählen,

oder den außerhalb der Ehe geborenen Urenkel des Matthias Corvinus, den Sohn der Piſani und des nach ſeinem Tode mit doppelter Liebe verehrten Königs Ludwig, an Kindesſtatt annehmen und zum Erben Ungarns und Böhmens machen, ergriff die Verſchwörer und Feinde Habsburgs ſo mächtig, daß ſie Alles anwandten, um die Mittel zu einer beſſeren Lage der Gräfin und ihres Sohnes zu gewinnen. In der That lebte die Piſani dann einige Jahre in Venedig wie eine Fürſtin. Der Doge gab ihr die Ehre ſeines Beſuchs. Es wurde feſtgeſtellt, daß ihr Geſchlecht mit dem des berühmten Admirals der Republik, Piſani, verwandt war. Auch jene Zwiſchenträger des Königs von Frankreich, Fregoſo und Ringon, die ſonderbarerweiſe kürzlich in Mailand ermordet worden ſind, brachten ihr Grüße und Geſchenke von Frankreich. Sie hatte einen förmlichen Hofſtaat um ſich. Der junge Sohn des Königs Ludwig wurde für ſeine zukünftige Laufbahn erzogen. Da kam aber jenes ungeheure, große Sterben über Europa, das uns die Türken immer als Erſatz zurückzulaſſen pflegen, wenn ſie nach Hauſe wieder abziehen zu ihren Weibern. In Augsburg ſtarben damals, wie im vorigen Jahre wieder ihrer Tauſende — auch dazumal mein Weib, durch das ich an allen dieſen Verhältniſſen auf's Aeußerſte intereſſirt bin. In Venedig raffte die Seuche in wenigen Monden zehntauſend Menſchen dahin, und mit ihnen, wie als gewiß gelten darf, auch jene Beatrice und den Uladislaus, ihren Sohn —"

„Da iſt ja Habsburg von der Sorge befreit, und Euer Haus kann hoffen!" ſchaltete Ottheinrich ein.

Der Rath hatte ſeine letzten Worte nur langſam geſprochen,

können, was jetzt verlaſſen, knapp, bekleidet und jeder Kritik unterworfen daſtand. Die zuſammengeſchrumpften Gliedmaßen mußten ſich ſtrecken, dem Körper mußte eine vorzügliche Pflege zugewandt werden. Seither werden wir finden, daß die Leiber unſrer Zeit ſo ziemlich ſchlicht und pappelhaft gewachſen ſind. Doch geſtehen wir es nur, wir ſehen Alle ziemlich blaß aus und haben Reißen hier und da. Der Wuchs iſt ſchlank und ſtolz; doch fehlt es an Uebeln nicht, die in der alten Zeit weniger allgemein waren.

Es gibt zwei Siechthümer: eines der Armen und eines der Reichen. Das letztre fand zu allen Zeiten Statt und ſteigerte ſich nur in einer gewiſſen Beziehung, für die ich keinen Namen, ſondern nur ein Beiſpiel habe. Geht in große Städte. Beſonders ſolche, die eine eigne Separatverfaſſung haben! Merkwürdig, dort findet ſich eine Tendenz zum Krüppelhaften. Dies iſt nicht die Folge des Wohllebens, ſondern eine phyſiologiſche Folge, die ſich aus einer kümmerlichen Moral ergibt. Die Heirathen pflegen dort überzwerg aus einer Familie in die andre überzugehen, ſelten mit heißer Liebe, faſt immer nach längſt vorangegangener Bekanntſchaft, die das Ueble für Liebende hat, daß es Kindern das kräftige Inkarnat der Neuheit nimmt. Ihre charakteriſtiſchen Züge haben ſich durch langes Sehen und Beiſammenleben ausgewiſcht. So hat ſelbſt das Kind eines ſolchen Verhältniſſes einen Zug, der es ſogleich der Familie einverleibt und ihm von vornherein ſchon einen Typus gibt, der immer nach der Schlafmütze der Großältern zu greifen ſcheint. Die Heirathen in der Verwandtſchaft vernichten die freie Ausbildung der Individualität; die Natur hat nicht Freiheit mehr und Raum, ſich ſchöpferiſch und originell zu bewähren. So kommt

weil er dabei auf ein Bild blickte, das ſich unter den Contrafeyen befand, von denen die Wände rings bedeckt waren. Das von ſeinen Augen geſuchte hing ſo im Dunkeln, daß es einiger Anſtrengung bedurfte, um die Züge zu erkennen. Es war ſeine Gattin, die ſchon darum, weil ſie den Familientypus der Fugger, eine gewiſſe ſtolze Strenge, trug, nicht eben ſchön ſein konnte. Die Ueberladung an Verhüllungen der Bruſt, des Halſes und der Stirn thaten für den minder gefälligen Eindruck das Uebrige.

„Vor einigen Jahren aber," fuhr der Rath fort, „hörte ich bei den Fuggern, die noch eifriger, als ich, hinter all' dieſen Geſchichten des lieben Geldes wegen her ſind, es ſei zwar die Italienerin todt, doch nicht ihr Sohn. Dieſer lebe, und werde, da Zapolya immer noch unvermählt iſt, von den Mißvergnügten als ein Anlaß neuen Unheils, neuer Verwirrung für Oeſterreich aufgeſpart. Nur durch kluge Mäßigung hat König Ferdinand in Wien verſtanden, ſich zu einigen Theilen in Ungarn dasjenige wieder zu gewinnen, was ihm durch die Gewalt der Waffen verloren gegangen. Aber nicht einmal Peſth beſitzt er! Weiter, als bis Gran und Preßburg reicht die Herrſchaft des Habsburgiſchen Doppeladlers nicht! Für uns liegen Hunderttauſende begraben! Forſcht, ob Graf Ilajos nicht längſt vermodert, noch lebe und kommen werde, ſein Erbe zu behaupten."

„Können denn aber dieſe Frevel, die Ihr da ſchildert, in chriſtlicher Welt erhört ſein!" rief Ottheinrich und verſprach des Eifrigſten nachzuforſchen.

„Euer Weg," fuhr der Rath nach einer Pauſe fort, „führt Euch über Oberndorf und Roßhaupten, allwo ſelbſt bei

trockenem Wetter der Boden vor weichem Wiesenmoor oft zum Verſinken iſt, nach Füßen am Lech. Dort nahebei liegt eine Burg, heißet Hohenſchwangau. Pfiſter kennt die Gelegenheit. Er wird mit dem Abt im Füßner Kloſter lange zu ſchaffen haben der Briefſchaften wegen, macht Euch inzwiſchen auf, geht raſch, der Weg iſt unweit, bis an einen Vorhügel, hinter welchem, gar lieblich im Gebirge verſteckt, ein See liegt, um den Ihr vier Burgſtälle entdeckt! Dieſe Stätte hat ſchon vor Jahrhunderten große Tage gehabt! Jetzt geht's dem letzten Ritter von Hohenſchwangau gar ärmlich; bald iſt er zu Koſt beim Füßener Abt, bald bei ſeinem Bruder hier, der des Biſchofs Marſchall iſt. Auch iſt er krank. Ich will ihm Ablöſung geben, wenn ich es mit Gottes, des Kaiſers und meines guten Zahlbretts Hülfe erzielen kann."

Ottheinrich ſprang faſt vom Stuhl auf. Er horchte erſchrocken. Das Feuer ſeiner Augen erloſch. Es überfiel ihn eine dunkle, ja unheimliche Ahnung. Alſo auch du, dachte er, willſt adlig werden, wie die Fugger! Nicht mehr Kaufleute, nein, große Herren?

Der Rath lachte behaglich und brach nun ab. „Mag Luther auf Schwangau geweſen ſein oder nicht," ſchloß er, ſtellt Euch getroſt, als wüßtet Ihr deſſen nicht anders, und begehrt die Zelle zu ſehen, wo ihn die Schwangauer beherbergt haben ſollen. Da gibt denn ein Wort das andere; Ihr laſſet Euch die Burgen zeigen! Sehet ſie Euch genau an. Schweigt aber, von wem Ihr kommt: viel Nachfrage ſteigert den Preis! Gebt mir nur eine Beſchreibung der Waare! Ihr habt ein gut Auge für Allerlei! Auch bekomme ich, unter uns, die Lehen als Freiherr von Hohenſchwangau nimmermehr, wenn ſolches die

Fugger erfahren! Die Ziegel auf den Dächern Augsburgs wissen ja, wie schlecht ich mit ihnen stehe! Daß sie nun Freiherren von Kirchberg geworden sind, das soll nur ihnen geblüht haben. Aber ich gewinne mir Wien, wenn Ihr mir die Venetianerknisse, das Stücklein bloßlegt mit Martinuzzi's Schalkerei! Ihr wisset nun Alles!"

Damit wollte der Rath, kräftiglich die Hände des jungen Mannes schüttelnd, und mit den wohlgenährten, rundlichen Fingern ihm jeder die fünf Ringe, die daran hafteten, in's Fleisch drückend, Abschied genommen haben. Denn auch immer lauter wurde es im Hause und in der That auch auf der Gasse. Frauenstimmen ließen sich vernehmen, schwatzende, lachende. Zuletzt erscholl sogar vom Hof herauf ein kräftiger, vierstimmiger Gesang von Knaben mit einem untermischten Baß, der dem wohlgefugten Cantus firmus den kräftigen Halt gab. Die Alumnen von nebenan waren es, die mit ihrem Kantor David und Jasius ein Abschiedslied sangen.

„Ein gutes Zeichen sei nur der Lobgesang," sagte der Rath überrascht und fuhr, da Ottheinrich über den zu erwartenden Uebergang seines Prinzipals in die Adelssphäre, wie auf den Trümmern einer zusammenbrechenden Welt stand, fort: „Da Ihr nach Italien geht, wo es mit Euers Evangeliums Verbreitung noch sehr hapert, so mäßigt Euch mit Euerm Apostelamt! Wisset! Euere beiden Mönchlein sind in aller Stille, als sie nüchtern und satt geworden, wieder zum Sanct-Ulrich zurückgekrochen! Das hat mir Beichling zugeflüstert!"

Ottheinrich fuhr zurück. Das hatte er nicht für möglich

gehalten! Dieſe Geſinnungsloſigkeit! Dieſer Erfolg des Zuredens war ohne Zweifel vom Rektor Xyſtus Betulejus, der wie Peutinger über die Reformation dachte.

Er ſtand betäubt, verwirrt, beſchämt. Der Rath fuhr fort: „Verurtheilt die Leute nicht, ſondern lernt daraus! Erkennt, an welchen Gewichten die Weiſer hängen, die Euch in der Welt auf Gut und Böſe, auf Gerecht und Gottlos zu deuten ſcheinen! Bei den Engländern beſſert ein König die Kirche, um für ſeine wüthende Eiferſucht und unerſättliche Brunſt auf Weiber das Sakrament der Ehe in ſeine Gewalt zu bekommen. Bei den Holländern machen ſie das Evangelium zum Schanzwerk für ihre Steuerfreiheiten. In deutſchen Landen hat die Menge unſerer Fürſten und kleinen Herren und die immer theurer werdende Zeit nichts als die greulichſte Habgier im Auge. Klöſter und Stifter werden geſchloſſen, Briefe und Siegel zerriſſen, alles — unter dem Namen der gereinigten Lehre! Aber in Wahrheit ſchießt man wie eine Elſter auf Alles, was wie Gold oder Silber ausſieht, zu. Gerade von dem Brandenburger Georg weiß man, daß dieſer aus Schleſien an Meßgewändern ſoviel fortgemauſt hat, daß er nicht Pferde genug hat auftreiben können, um die damit gefüllten Wagen heimzuführen.“

Der erhebende Geſang der Sanct-Annenſchüler begleitete dieſe Erklärung. Der Koch hätte ſich zu ſeiner Küche, Pater Udalrich, der ein großer Botaniker war, zu ſeinen Blumen zurückgeſehnt. Das Hülfegeſchrei wäre von Anderen, die man wegen Ungehorſam eingeſchloſſen, ausgegangen. Die Beiden hätten gleichſam Märtyrerrollen für den Pöbel geſpielt.

Der Rath erhob ſich. Die vertrauliche Zwieſprache

war beendigt. Alle Worte, die noch gewechselt worden wären, würden verloren gewesen sein in dem Tumult, den die jetzt angebrochene Abschiedsstunde im Hause hervorrief.

Das war ein Schwirren und Lachen und Jubeln draußen, das immer lärmender heraufdrang! Die Sanct-Annenschüler, vierzig an der Zahl, wurden im Hofe bewirthet. Stimmen von Frauen und von Männern, von Greisen und Kindern schollen durcheinander, Gläser erklangen. Der Rath trat mit glücklicher Spannung auf alle die, die dem häuslichen Begegniß Theilnahme schenkten, in die vordern Zimmer.

Ottheinrich bedurfte der ganzen Nichtachtung, die ihm unter den vornehmen Bürgern reichlich zu Theil wurde, um sich zu sammeln. Zu mächtig hatte die Fülle der Eindrücke auf seine für so hohe Dinge, wie er sie eben vernommen, noch wenig geübte Fassungskraft eingestürmt.

## Viertes Kapitel.

### Der Ausritt.

„Wo bleibt Ihr aber nur! Seid Ihr denn ewig Häuschen, der Duckmäuser!“ rief Gundula, und kam auf Ottheinrich zu, ergriff seine Hand, und zog ihn vorwärts in die Haufen hinein. Sie wollte, daß sich der Stauffer nach Kräften geltend machte. Noch fehlte ihr die Unart der Vornehmen: Geringes, das sie unter vier Augen schätzen und verehren, vor den Augen der Welt zu verleugnen.

Aber sie war noch ganz ein Kind, und verschwand in der Fülle von Alter und Würde, die rings um sie her wogte. Da gehörte die Welt, zum mindesten das Wort, jedem Andern! Dem ersten Bürgermeister, der erschienen war, Wolf Rehlinger, der dem Hausherrn durch Theilnahme an seinen häuslichen Angelegenheiten die versöhnende Hand in der Steuerangelegenheit zu bieten suchte! Noch besaß er nicht die Erklärung des Raths. Wolf Rehlinger war kein so leidenschaftlicher Vertreter der kirchlichen Neuerungen, wie sein Vetter Ulrich Rehlinger, der die Reformation in seinem achtmaligen Bürgermeisteramt aufs Eifrigste gefördert hat. Ihre gemeinschaftliche Base, Magdalena Rehlinger, hatte hin-

wiederum eben das Nonnenkloster zu Sanct-Martin, dessen Meisterin sie war, mit sechs Conventualinnen verlassen, und für immer den Schutz desselben herbeigeführt. Sie war Protestantin geworden.

Gundula bekämpfte ihre innere Unruhe, ihren Schmerz um Ottheinrichs Abreise, durch ein äußeres wildes Hin- und Hertoben von Einem zum Andern. An Jeden hing sie sich. Und wenn ihr im Gewühl Ottheinrich begegnete, so unterhandelte sie mit ihm über die Geschenke, die sie von ihm mitgebracht haben wollte, brach aber wieder ab, wenn ein Vetter, der ihre Wünsche hörte, von Mohren zum Auseinandernehmen sprach, von Dosen, in deren Innerm Zuckerwerk liegen müßte. „Das ist für Philippine Welser und Jacobine Jung gut genug, für mich nicht mehr!“ rief sie zornig und suchte nach den genannten Kindern, die mit ihren Eltern und Geschwistern, hochangesehenen Persönlichkeiten, nicht fehlten. Aber die so nahe verwandten Fuggers blieben aus.

Vor'm Hause umgab die drei hochbepackten Taxis'schen Gäule ein Troß von mehr als einem Dutzend anderer jugendlicher Reiter, auf schmuckvoll gezäumten Rossen. Licht, Glanz, Farbe — Gold, Silber und Edelsteine leuchteten im Hause und vor dem Hause. Die auf den Schabraken eingestickten Wappen, die zwischen den Ohren der Thiere angebrachten „Fiocchetti“, welche, nach strengen städtischen Luxusgesetzen, nicht Jedermanns Gaul zieren durfte, ließen in den Reitern die jungen Hoffnungen der Aristokratie Augsburgs erkennen, der Aristokratie der alten Geschlechter und der neu erblühenden aus der Kaufmannsstube. Die Jünglinge waren auf's zierlichste, nach der neuesten spanisch burgundischen Mode gekleidet; die buntfarbigen Röcke

und Beinkleider über und über geschlitzt, die Stiefel aus feinstem Leder aus Cordova, die Sporen colossal nach türkisch-ungarischem Muster. Hier harrten die Brüder der Philippine Welser, die Brüder der Jakobine Jung, einige Anverwandte der Rehlinger, der Rem, Imhof, Langenmantel. Lukas Rem, der gebrechlich war, hatte seinen Diener Leonhard Hoffmann, einen Nürnberger, den Ottheinrich von den Tuchern her kannte, mit Briefen für seinen Sohn in Padua geschickt, der ebenfalls beim Exrektor der Universität Leipzig, dem Magister Muschler, in Pension war. Anton Fugger schickte nur einen seiner Buchhalter, den stadtbekannten Ulrich Schwarz, einen närrischen Kauz, der seit dem Tage, wo ihn Kaiser Maxens Hofnarr, Kunz von der Rosen, als „Buben" für einige Wochen in seine Dienste genommen hatte, der Lustigmacher der Augsburgischen Kaufmannsstube geblieben war. Trotzdem, daß sich die Fugger durch eine Familientrauer hatten entschuldigen lassen, saß Schwarz possenhaft gekleidet wie ein Hanswurst zu Roß. Bekanntlich hat er ein reizendes Buch über Augsburgs Kleidertrachten hinterlassen, das sich in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet.

Mit hin und herfunkelnden Aeuglein musterte der Rath, wer sich zur schuldigen Reverenz eingefunden hatte.

David Baumgärtner, der jüngste Sohn, flankirte hin und her. Das kleine und sogar jetzt schon von der Natur zum Behäbigen, wie sein Vater neigende Studentlein erschien der Unternehmendsten Einer. Sein Barett, über ein lang wallendes, goldblondes Lockenhaar gegen Wind und Wetter festgebunden, war mit einer grünen Feder geschmückt, entsprechend dem Sittich (Papagei) im väterlichen Wappen.

Um ſein dunkelbraunes Wamms ging von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte ein ſchwarzes, zierlich mit kleinen Muſcheln beſetztes Bandelier, ein Degengehenk.

Auch Ottheinrich hatte jetzt ſeinen Degen an ſich genommen. Seine übrige Reiſeausſtattung, Wäſche und leichtere Kleidungsſtücke, befanden ſich auf dem Roß ſchon untergebracht. Für alle dieſe beſonderen Anſchaffungen wurden die Koſten vom Prinzipal beſtritten.

Auch der junge Zaſius war geſchmackvoll und kriegeriſch gekleidet, nur daß er ſtatt einer grünen Feder am Biret eine ſchwarze trug. Wer hätte in ihm einen künftigen Staatsmann, eine Art Metternich oder wenigſtens Friedrich von Gentz Oeſterreichs ahnen ſollen!*)

Endlich erſcholl ein wildes Jauchzen durch die ganze mit Menſchen bedeckte Sanct Annengaſſe. Hans Pfiſter, auf ſeinem ſtadtbekannten Schimmel, deſſen Rückgrat das Doppelte der gewöhnlichen Tragkraft eines Roſſes aushalten zu können ſchien, bog vom Rathhausplatz in die Annengaſſe ein. Noch einen Becher Weins auf ſein Roß hinaufgelangt und ſauſend mußt' es nun von dannen gehen. Das biſchöfliche Geleit geſellte ſich erſt am Thore zu, am „Rothen Thor", das gen Süden führt und damals das Hanenkletter hieß.

Nun fingen auch des Rathes Augen an, ſich zu umfloren. Gegen den Ausbruch der Rührung hatte er ſich bis dahin durch unabläſſige Anweiſungen zur Vorſicht geholfen, deren man ſich unterwegs, namentlich beim Ueberpacken des Transports von einem Relaispferde auf das andere, dieſer

*) Hiſtoriſch.

läſtigen, für die Reiſe ſo oft zu wiederholenden Procedur, befleißigen ſollte.

Umarmungen und Händedrücke hatten unter dem Thorweg ſtattgefunden, wohin man wieder die Roſſe zum Aufſteigen zurückgeführt.

Auch des Rathes herzlicher Abſchied von Ottheinrich, die ernſten Empfehlungen der Kinder an ihn ſeitens der Großmutter und der geſammten Familie, ſogar ein ſüßſaurer Blick und Handedruck Beichtings, ſein Wunſch für eine frohe Wiederkunft, wurden dort den Blicken der Menge entzogen. Gundula's Abſchied blieb der letzte von allen. Jetzt weinte das Kind helle Thränen und ſogar Thränen des Zornes kamen dazwiſchen, als einige der jungen Vettern ſie ſchon wieder neckten, ob ſie nicht mit auf den Sattel möchte, man konnte ſie vorn auf die Kruppe ſetzen.

„Wenn Ihr zurückkommt," ſagte ſie, „ſollt Ihr ſehen, daß ich ſelbſt ein Pferd führen kann!"

„Hab dazu drei Jahre Zeit!" ſpotteten die Vettern.

Sie hatte aber ein Vierteljahr gemeint, da ſie nur an Ottheinrichs Zurückkunft dachte. Dieſem reichte ſie die Hand, die vom Andrängen des Blutes zum Herzen eiskalt geworden war und zitterte.

Beim ſchönſten Sonnenſchein, der noch die oberen Stockwerke der hohen Häuſer der Stadt erleuchtete, ſprengte das Geſchwader davon, welchem Laux Beichting am liebſten gleich im großen Walde bei Hauenſtetten einen Ueberfall von ſtrolchenden Landsknechten gewünſcht hätte.

Aber es machte ſich alles anders. Am Rand des Waldes erſah man frohliches Winken mit Tüchern, Kannen,

es, daß z. B. in der reichen Stadt Hamburg so wenig körperliche Schönheit unter den Gebildeten zu finden ist und daß man Schönheit dort unter den Elementen suchen muß, welche vom Lande in die Stadt kommen, um dort entweder ihre Milch oder ihre Unschuld zu verkaufen. Die Aristokratie der Geburt ist zuletzt diejenige, welche Krüppel erzeugen würde. Dies ahnte die englische Gentry und hat von jeher, nach Heinrichs VIII. verwünschtem aber originellem Beispiele sich aus den untern Volksklassen in ihrem stockigen Blute wieder auffrischen lassen.

Allein auch die niedern Stände sind von der Gefahr bedroht, die Consistenz ihres Gesundheitszustandes immer mehr zu verlieren. Es ist schmerzhaft zu sehen, wie in Fabrikstädten die meisten Arbeiter schlank und schön gewachsen sind, und wie sie doch von der Arbeit und den mannigfachen technologischen und Fabrikationseinflüssen, die in der Einsaugung giftiger Stoffe bestehen, ein steches und mattes Ansehen haben. Die Kartoffel hat sich zu diesem Verderben hinzugesellt. Denn, indem sie das einzige ist, was diese Menschen erhält, ist sie auch dasjenige, was sie tödtet. Man weiß, wie viel Blausäure verhältnißmäßig die Kartoffel enthält, man weiß, daß sie Kräfte hat, welche auf das Malthus'sche Schreckbild, die Uebervölkerung, vermehrend einwirken. Mit der steigenden Zahl der Kinder vermindert sich die Pflege derselben. Durch die Kartoffel wurden sie geboren, durch die Kartoffel werden sie sterben. Aus den Scropheln winseln sie sich heraus, in hundert Uebel, die die Folge derselben sind, hinein. Man vergesse diese Thatsache des Siechthums nicht, und wenn wir die sublimsten Ideen unsrer Zeit zergliedern! Sie folgt überall hin dem Geiste des Jahrhunderts nach, ja sie gibt ihm ein

Gläſern! Da waren andere Kumpane und rieſen: Halloh! Halloh! Und was erſchaute ſogar Ottheinrich? Die Hayſermann'ſchen Hausgenoſſen waren vorausmarſchirt zum Ziegelſtadel, um dort den letzten Gruß zu ſpenden.

Sogar die gute Mutter Praxede, die noch ſchmucke Frau Schneidermeiſterin, war in ihrem beſten Sonntagsſtaat zugegen. Eine ſtattliche Frau das, um die es ſchade geweſen wäre, wenn ſie ſich im Wittwenſtande hätte vertrauern wollen. Sie heirathete ihren beſten Geſellen, und ihr Kind erſter Ehe, die Martina, fehlte allerdings. „Sie liegt irgendwo in einer Kirche auf den Knieen und betet für Euch!“ ſagte die Mutter, aber lachend und ſah dabei in ein Gebüſch von wildem Flieder.

Da merkte denn Stauff eine Schelmerei. Martina war da, verſteckte ſich aber. Ottheinrich ſah, wie ſich trotz der Windſtille die Zweige bewegten und etwas Buntes hervorguckte.

Doch Omphrius Pfefferkorn, der Altgeſell, unterbrach alle Forſchung. Eine volle Kanne Weins zu dem etwas zur Seite gerittenen und zurückgebliebenen Hausgenoſſen emporhaltend, ſprach er: „Auf Euern heutigen Malvaſier wird's freilich nicht ſchmecken, obſchon es ſonſt kein Kratzer iſt, den ich hier kredenze! Seht uns noch einmal an in unſerm jetzigen Stande! Kommet Ihr etwan zum Winter zurück, ſo kann es möglich ſein, daß wir außer brandenburgiſchen Hofſchneidern noch viel mehr geworden ſind! Nicht jedem von der Nadel braucht's ja zu gehen, wie dem da in Münſter, unſerm Zunftverwandten, Jan von Leyden — leidig — unleidig, den ſie eben (1536) abgethan haben! Vielleicht werden wir, ohne den Kopf zu verlieren, alle goldene Kronen

tragen, und zwölf Frauen auf Einmal nehmen dürfen. Gelt, Mutter Praxede, für den Meister da heißt Ihr ihm doch beim Aussuchen —!“

Martinens Mütter gab dem Sprecher einen tüchtigen Klaps, aber Meister Hayfermann konnte doch nicht recht lachen. Er drängte lieber zum Trinken, nur um seine Rührung zu verbergen. Zunftzwölfer — das war er jüngst geworden, und dadurch auch ein „Sprecher“; hier aber verstummte er ganz.

Seine Frau, wie in solchen Fällen wol vorkommt, behielt statt seiner den Kopf oben und sprach: „Ihr müßt Euch erinnern auf die herrliche Rede, die Ihr heut' am Pyr gehalten habt, Stanfferle! Ewig Schad', daß wir nicht dabei gewesen! Aber alle Leute sprechen davon! Ich erleb's noch, Ihr geht nach Rom und bekehret den Papst! Was wird Eure bayrische Dame, die Freifrau von Grumbach, für Freude haben, wenn Ihr derselben davon schreibt!“

Das war eine mütterliche Freundin, die Ottheinrich bei Bamberg gefunden hatte, und mit der er in einem regelmäßigen Briefwechsel stand, wie sie selbst mit Luther, wodurch er sozusagen eine persönliche Fühlung mit dem gefeierten Gottesmann hatte.

„So soll's sein! So soll's sein!“ fiel der Altgesell ein. „Darauf hin trinkt! Wer weiß, ob das Gewächs hier nicht auch gut ist gegen Heimweh!“

So nahmen denn Scherze die traurige Stimmung, bald aber auch den geliebten Freund hinweg. Es mußte das Alles, Trinken, Sprechen, rasch gehen. Die Reiter harrten schon seiner in der Ferne.

Martina ließ ſich nicht ſehen.

Ein ſchmetternder Finkenruf erſcholl hinter Ottheinrich her aus den Zweigen der Linde, die in der Nähe des Buſches ſtand. Die Freunde ſahen noch lange, wie die Reiter in den ſommerfriſchen grünen Wald hinein, faſt um die Wette jagten. Erſt in Hauenſtetten, in der Nähe eines den Benedictinern von Sankt-Ulrich gehörenden ſtattlichen Schloſſes, wo die biſchöflichen Reiter ſogleich Briefe abzugeben hatten, fand von dem Geleit der jungen Freunde David Baumgärtners der Abſchied ſtatt. Er vollzog ſich nach damaliger und aller Zeiten Jugendſitte. Aus den Sätteln und Halftern wurden ſtrohumwundene Flaſchen, Gläſer und Becher hervorgelangt, in wilder Luſt gefüllt, und jubelnd noch einmal geleert. In die mächtigen Eichenkronen und Tannenwipfel des Forſtes hallte das Juhu! weit hinaus.

Endlich gab der Taxis'ſche „Schwalgèr“ (Cavaliero, woraus Schwalger und Schwager entſtanden) das Zeichen zum Aufbruch. Jetzt konnte der Ausdruck des Trennungsleides nur noch ein Schwenken und Winken mit den Mützen und den unter der Bruſt hervorgezogenen bunten Tüchern ſein.

Lange noch blickte ſich die „Ordinari“ um, bis in der wachſenden Weite das Rufen verhallte, das Winken mit den Tüchern und Mützen in dem röther und röther ſich färbenden Abendſonnennebel nicht mehr geſehen werden konnte.

Winkten nicht auch ſchon die Alpen —? . .

Die Jünglinge ritten einer verheißungsreichen Zukunft entgegen. Ihre Roſſe hatten Flügel der Morgenröthe. Am andern Morgen ſchon war Füſſen und der Lech erreicht.

Hans Pfister ordnete eine kurze Rast im Posthofe an. Nach einigen Stunden Schlafes machte sich Stauff eilenden Fußes auf den Weg zur Vierburg Hohenschwangau. Drei Stunden gab ihm Pfister, der mit Briefen in's Füssener Kloster hinaufging, Urlaub. Dann ging's über den Mangfall und in's grüne Land Tirol.

# Zweites Buch.

## Fünftes Kapitel.

### Die brandenburger Gesandtschaft.

Man muß sich über die kahlen Schroffen der „Hohen Leite“ und der „Hohen Steig“ hinweg, schon der Abdachung des Landes zum freundlichern Maingebiet nähern können, um im Angesicht des im Osten sich erhebenden Steigerwaldes, am Ufer eines Flüßchens, das man die Aisch nennt, ein Städtlein noch heute zu betrachten, das Windsheim heißt und gar wundersam den alten Charakter der Zeit bewahrt hat. Als sich war das Städtlein eine freie Reichsstadt wie Augsburg; es war nur sich selbst und dem Reich verantwortlich, stellte drei oder vier Mann zum Türkenkrieg oder leistete dafür Zahlung. Ueberhaupt wenn der Kaiser Hülfe begehrte und der Reichstag diese bewilligte. Aber auch für ihr eigenes Wohl waren alle Bürger bewehrt. Denn da gab es jenseit der fruchtbaren Felder, der heerdenreichen Triften unter Hügeln, an deren südlichen Abhängen die Sonne noch einen milden Wein zeitigte und der Stadt den Namen gegeben zu haben scheint, allerlei böse Schlösser, Burgbernheim, Hohenecken, Hohenlandsberg, die sich noch heute mit kleinen, nadelspitzen Kirchthürmlein erheben, mit mächtigen,

von Schießscharten durchbrochenen Mauern, Wachtthürmen, wie Wahrzeichen alter vergangener Tage, und manchem Grafen Hohenlohe, manchem Bischof sogar von Würzburg oder Bamberg fiel es ein, deßhalb benachbarten gewerbsamen, kleinen Städten ihren Schutz anzubieten. Auch die Hohenzollern, die von Nürnbergs Burg theils in das benachbarte Ansbach, theils in das entlegenere Culmbach gezogen und nur auf Landerwerb bedacht waren, hatten zuweilen Gelüste nach dem Städtlein verspürt, um es zu verpeifen. Waren doch die Brandenburger recht darauf aus, immer mehr anzuwachsen und sich zu strecken so weit es nur ging.

In dieses Städtlein hatte sich lange Zeit der Mann geflüchtet, der jetzt jener brandenburgische Gesandte war, den Hans Pannwärtner besucht hatte, und der auch bei den Hasermann'schen die bewußten Uniformen für markgräfliche Dienerschaft, eine Staatsfrage, bestellt hatte. Er hieß Georg Vogler, war einst Kanzler in Bayreuth und Ansbach, wurde aber vor Jahren gestürzt, mußte sogar im Thurm zu Alten Muhr sitzen, entkam von dort und zwar nach Windsheim, wo er eine Schweizer verheirathet hatte. Er wurde durch den klugen, besonnenen, hochgebildeten Albrecht von Brandenburg, den Heermeister des Deutschherrenordens in Königsberg, den Begründer des Preußischen Staates, vor seinen rachsüchtigen Verfolgern, Albrechts Brüdern, aufrecht gehalten und begnadigt. Von den toll gewüthenden Brüdern Albrechts war Casimir todt. Die Beiden hatten aus ihrer Jugend einen grausen Akt auf dem Gewissen. Ihr Vater lebte ihnen zu lange. Sie hatten ihn auf der Plassenburg, bei einem Freudenfeste überfallen und ihn jahrelang in eine Klause eingesperrt, die man daselbst noch heute zeigt.

Caſimirs Sohn, Albrecht (ſpäter Alcibiades genannt), war noch nicht regierungsfähig. Der Ritter Schwarzenberg verwaltete anfangs das Land, ein hochſinniger, ſeltener Charakter. Dieſer zog Vogtern empor, der ſich nach Schwarzenbergs Tode etwas übernahm und eine Neigung zur Intrigue verrieth. Als er dann mehrere Jahre in Alten-Muhr und Windsheim gebüßt hatte, ſöhnte ſich Georg mit ihm wieder aus und berief ihn ab und zu für allerlei Aufträge. Georg lebte meiſt in Schleſien, wo ihm durch Heirath ein Theil jener Länder zugefallen war, die ſich ſpäter Friedrich der Große mit dem Schwert wieder eroberte. Er hatte zum dritten Mal geheirathet und war eitel. Das Gold, das Vogler mitbrachte, war für die Kleider beſtimmt, die ſeine Diener tragen ſollten. Er liebte die Eleganz und ging nach wie vor wie ein Ungar gekleidet. Aber für den falſchen Sohn ſeines Zöglings, des Ungarnkönigs Ludwig, würde er nicht einen Groſchen geſpendet haben. Dieſe Welt lag hinter ihm. Gut mit der Wiener Hofburg zu ſtehen wurde die Parole der Brandenburger bis 1740 und hundert Jahre ſpäter wurde ſie ja wieder aufgenommen.

Der brandenburgiſche Geſandte wohnte bei dem neuen Rathsſchreiber Frölich, der Voglers Schweſter zur Frau hatte. Merkwürdig, zwei Schwäger, dieſer Augsburger Schwager Voglers und der Bruder ſeiner, vor Kurzem verſtorbenen eigenen Gattin, ſein ehrenvoll in Ansbach angeſtellter Schwager Klauß, Beide haben die Pſalmen ſchon früher als Luther deutſch überſetzt. Der Eine ſogar in Verſen. Man findet ſie in allen alten Bibliotheken.

„Ei, Jutta, willſt Du in den Dom gehen!“ ſprach Frölich, Hut und Stock ergreifend. „Sollteſt Dich in die Annengaſſe

begeben, den Abritt des jungen Baumgärtner nach Italien zu ſehen. Ich muß leider in die Rathsſtube."

„Der Vater iſt in die Annengaſſe," ſagte die hochgewachſene Jungfrau, die eine Strecke Weges von Frölich begleitet wurde.

Voglers Hausweſen vertrat ſeit dem Tode ſeiner Frau ſeine Tochter Judith oder Jutta, wie ſie genannt wurde. Sie war auch jetzt ſeine Reiſebegleiterin nach Augsburg. Eine große, ſtolze Erſcheinung, wie ihr Vater. Von den Tagen ſeines Glücks her war ſie verwöhnt und litt unter dem Geſchick der Beungnadung ihres Vaters mehr noch als dieſer ſelbſt, deſſen äußeres Ebenbild ſie darſtellte in ihrer hohen, ſchlanken, magern Geſtalt, ihren brennenden, ſchwarzen Augen, in einem ſcharfen, ſarkaſtiſchen Lächeln, das ihre Lippen umſpielte. Nach dem unruhigen, unter dem äußern Schein der Kälte dennoch heißblütigen Temperament Juttas hätte ſich ihr Vater längſt gegen den Willen des Markgrafen nach Nürnberg verſetzen ſollen, mitten unter die Feinde des Markgrafen, oder irgendwo anders hin in eine bewegte Welt, die ſie von Bamberg her kannte, wo ſie als Kind zu ihrer Ausbildung gelebt hatte, — denn Schwarzenberg verwaltete auch Bamberg, ſogar einige Zeit hatte ſie im Kloſter zum Heiligen Grabe gelebt, das ſpäterhin Schwarzenberg, ein eifriger Lutherfreund, arg anſchuldigte. Die Conventualin, Fräulein Barbara von Schwarzenberg, ging auf die Schlöſſer ihres Vaters, und nahm die damals zwölfjährige Jutta auf Wunſch der Aeltern, ihrer Ausbildung wegen, mit ſich. Als dann Juttas Vater nach Schwarzenbergs Tode brandenburgiſcher Alleinherrſcher wurde, folgte Jutta ihrer kränkelnden

beſonderes Gepräge, ſie ſteigert ihn ſogar. Denn je unzuverläſſiger der Leib iſt, deſto mehr ſtrebt die Seele nach Entſchädigung. Das phyſiſche und materielle Elend iſt längſt ein Uebel unſrer materiellen Zuſtände geworden, nicht blos in dem Sinne, daß es die Leidenſchaften aufregte, ſondern ſogar in dem, daß es ſie milderte. Die Revolution und der Pietismus, beides ſind die extremen Folgen der im Volke verbreiteten materiellen Unzulänglichkeiten. Irgendwo muß es doch der Menſchheit wohl ſein und ſo trachtet alles nach bequemem Frieden im Reich des Geiſtes, nach der Geſundheit der Vernunft.

Die Moral erbaut ſich über Dem, was der Körper anrathet, zuläßt und verbietet. Man kann darin bis zu einem Spiritualismus ſteigen, wo das Gefühl des Körpers verſchwindet. Die Moral der modernen Zeit, die ſich von der Religion getrennt hat, wird mehr oder weniger immer von egoiſtiſchen Prinzipien ausgehen, weil die Selbſtbeſtimmung die nächſte Folge der Bildung war, die die Menſchen unſrer Zeiten über ihre angebornen Exiſtenzen emporhebt, zugleich aber auch das Heft ihrer Zukunft ihnen für immer in die Hand gibt. Das Mittelalter hatte eine Durchſchnittsmoral, die mehr in leidendem Gehorſam, als aktiver Freiheit beſtand. Dieſe Moral war daſſelbe, was die Religion war; ſie lehrte, wenn man ein Prinzip ihr ſubſtituiren will, die Entſagung als das nächſte Pflichtgebot. Dieſe Tugend hat, geübt und präkoniſirt zu werden noch nicht aufgehört. Allein, welches iſt der Unterſchied? Die alte Welt entſagte, weil ſie beſaß; die neue entſagt, weil ſie nicht erreichen kann. Jene wollte ſich des Stolzes entledigen, dieſe der Leidenſchaft. Jene brauchte, um ihr Ziel zu erreichen, ebenſo ſehr die Leiden-

Mutter, vertrug ſich aber nicht mit ihr. Adlige Sitte, ſtolze Haltung hatte ſie aus hoher Sphäre mitgebracht. Sie erntete die reichſten Huldigungen, war aber wählerisch. Als ſie den Sturz ihres Vaters erlebte, erkannte ſie, wie ſie verſäumt hatte, ſich ihr Loos für's Leben zu geſtalten.

Als der reiche Kaufherr, Hans Paumgärtner, der den empfangenen Beſuch ſogleich erwiederte, gegangen war, und ſich zur Freude des Vaters zu einer Anleihe von 10,000 Goldgulden, die der Markgraf bei ihm machen wollte, bereit erklärte, kam Jutta athemlos aus dem Dom. „Vater!“ rief ſie. „Ich habe im Dom ein Abenteuer erlebt.“ Die Glocken hatten eben zum Gottesdienſt gerufen, erzählte ſie — noch machte man die Meſſe äußerlich mit — als ſie einen den Hochaltar umgebenden Gang umſchreitend, unter den Grabmonumenten mit den Worten angeredet wurde: „Tugendſame Jungfrau, verzieht, ich bitte, einen Augenblick —!“ Erſchrocken hätte ſie ſich umgewandt. Aus dem Dunkel des gewölbten Ganges, in welchem ſteinerne Heiligenbilder von den bilderſtürmenden Gelüſten der Reformation verſchont geblieben waren, wäre ein Reitersmann getreten, hätte ehrerbietigſt gegrüßt und wäre, da ſie raſch überſehen, daß die Stelle im Dom menſchenleer war, und deshalb eilends weiter gewollt hätte, zu den Worten übergegangen: „Fürchtet Euch doch nicht vor mir, tugendſame Jungfrau Voglerin! Ich habe ein ehrliches Gewerb an Euch. Obſchon ich mich nicht näher darin verrathen kann! Sagt Euerm Herrn Vater, daß ein Ritter, ein Mächtiger, Angeſehener vom Adel, ſein zu ſprechen begehrte, und ſolches in ernſten, hochwichtigen, Euerm Herrn Vater willkommenen Dingen. Noch verbietet ihm mancherlei Urſach, ſich dem Herrn Kanzler

ſchon jetzt zu erkennen zu geben. Solches wird aber unfehlbar geſchehen, ſo ihm der Kanzler auch ſeinerſeits in gutem Vertrauen entgegenkommt. Augsburg ſteckt voller Spione!“ Mit beklommenem Herzen und wie auf der Flucht, aber kurz entſchloſſen, hatte Jutta geſagt: „Wo begehrt Ihr die Zwieſprache?“ „Nicht hier in der Stadt,“ hatte der Reitersmann geantwortet. „Draußen!“ berichtete ſie zum Erſtaunen des Vaters. „Ich darf nicht einmal bei Euch ſelbſt im Hauſe vorſprechen. Meines Wiſſens iſt der Rathsſchreiber — ſo erzählte ſie — Euer Hauswirth, und bei einem ſolchen geht es von Schergen und Spähern des Raths aus und ein. Nicht, daß ich etwas zu fürchten hätte,“ fuhr der Reitersmann, um ſich blickend, ob wol Kirchgänger kommen möchten, fort: „Mein Name iſt ehrlich. Doch gibt es An- und Umſtände, die dem Ehrlichſten verbieten können, aller Welt ſein Antlitz zu zeigen. Wollt mir auch darin genehm ſein, daß es Niemand erfahre, wie ich Euch in dieſer Sache angetreten. Euerm Vater ſaget's aber ſofort! Jungfrau Voglerin, am nächſten Samstag zwiſchen elf und zwölf Uhr ſoll ſich Euer Vater auf dem Weg nach Lauingen, hinter dem Markolheimer Grund von meinem Ritter und Gefolge betreffen laſſen —“

Vogler war über dieſe Mittheilung außer ſich. Er hörte eine von dichtem Wald beſetzte Gegend nennen, und Niemandem ſollte er ſich offenbaren!

„Das iſt eine Falle!“ rief er und ſetzte hinzu: „Was haſt Du geantwortet?“ Er zeigte eine erblaßte Miene und dachte an den Thurm von Alten-Muhr.

„Mein Vater verläßt die Stadt nicht!“ behauptete

Jutta trotzig gesagt zu haben. „Ich hörte verspätete Kirchengänger an dem Gang vorüberstreifen, bin aber dann entlaufen.“

„Ich muß es Frölich sagen!“ bemerkte Vogler nach einigem Sinnen.

„Ums Himmelswillen nein!“ fiel Jutta ein. „Wer weiß, welche Gefahr damit verbunden wäre! Ihr braucht ja einfach nicht zu gehen!“

Zum Glück war Frölich auf dem Rathhause, Voglers Schwester war in der Küche beschäftigt. Er konnte sich sammeln.

Die Stadt wimmelte von Landsknechten, von schuldenbehafteten Rittern der Umgegend, von entlaufenen Pfaffen und Nonnen.

„Der Buschklepper hat vielleicht gedacht, ich führte die 10,000 Gulden, von denen er gehört haben kann, schon bei mir, während sie uns erst in Nürnberg angewiesen werden! Es ist ein Schnapphahn!“ sagte Vogler, unruhig auf und abgehend.

Eine Störung kam dazwischen. Es stand fest, daß sich Vogler hütete, wie er sagte, auf den Leim zu gehen. Jutta nahm die Sache leichter. Der Reitersmann war nicht für ihre Phantasie geschaffen. Er stand zu niedrig. Sie sah in Augsburg täglich anziehendere Gestalten.

Aber Vogler wurde von Tag zu Tage unruhiger. Als er die Tochter wieder allein hatte, rief er:

„Wer kennt all' die Praktiken, deren diese Fürsten und Adligen fähig sind! Himmlischer Heiland, wo ich in meinen Umständen nur hinblicke, habe ich Feinde, die mich zu ver-

ſchlingen drohen! Ich bin ein todter Mann, und doch wollen ſie mich erſt wirklich todtmachen! Denn ihrer genug gibt es, die meine Hand auch aus dem Grab zu fühlen vermeinen. Es iſt freilich wahr, ich habe noch Freunde. Aber dieſe ſind im Bezeugen ihrer Geſinnung allzu behutſam. Würde ein Hans von Waldenfels, ein Wolfgang von Wieſentau, ein Baltzer von Rechberg eine ſolche Mummerei treiben, wie dieſer Knecht mir ankündigt? Würden ſie mir nicht ſofort ihre Namen nennen, oder ſonſt ein Zeichen geben, daß nur ſie es ſind, die mich, ohne beobachtet ſein zu wollen, zu ſprechen begehren? Das iſt von unſerm Markgrafen ſelbſt wieder ein falſches Spiel! Von niemand anders! Mindeſtens wieder von des Buben Seckendorf Sippe! Himmel, und wenn gar mein grimmigſter Feind aus Italien zurückgekommen wäre, der Markgraf Fritz von Brandenburg, der päpſtliche Kämmerling!"

Georg von Brandenburg hatte ſoviel Brüder, daß man ſie kaum unterbringen kann. Einer war Kurfürſt von Mainz und Erzbiſchof von Magdeburg, zugleich der wüthendſte Feind Luthers, Einer war Domherr in Würzburg, Einer diente dem Papſte als Camerlengo; der Freieſte und Beſte war der Heermeiſter in Königsberg in Preußen. Eine polniſche Prinzeſſin hatte dem auf der Plaſſenburg Gefangenen, für irrſinnig Erklärten vierzehn lebendige Kinder geboren!

Jutta verwies dem Vater die Phantaſie ſeines geängſteten Gewiſſens.

„An Zigeunern, an Ungarn und Halbtürken fehlt es ja auch hier nicht!" fuhr der Vater fort. „Die bringen Jeden um für eine Kanne Bier! Vom Gebirg braucht man nur einen Böhmen zu rufen, mich einen Ketzer zu ſchelten und

mein Leben iſt hin —! Gelt, das trifft ſich gut? Am Markolheimer Grund? Ja, daß ich ein Narr wäre!"

Am Morgen vor Samstag regte ſich Voglers Neugierde in ſolchem Grade, daß er Jutta mit der Erklärung überraſchte, er würde in den Markolheimer Grund gehen.

Seine Tochter erſtaunte.

„Ich habe mich den Schneidern vertraut! Dieſe werden mit Waffen und Wehr in der Nähe ſein! Es koſtet mich nur einige Kannen Wein! Die Kerle haben Courage!"

Jutta lachte von Herzen ſo laut, daß Alles im Hauſe ſtutzig wurde.

„Der Schneidermeiſter hat eine Tochter," ſtotterte ſie, „die ſchön iſt! Da kommen Ritter und Grafen! Vielleicht helfen die!"

Bei einem Beſuche des Hanſermann'ſchen Hauſes hatte ſie Martina bemerkt und war neidiſch auf die Schönheit des anſpruchsloſen Mädchens.

Aber ſie ſagte: „Wenn Ihr geht, Vater, begleite ich Euch!" Vogler war einverſtanden. „Nur lege nichts Koſtbares an!" ſagte er. „Noch traue ich dem Frieden nicht! Meine Schneider ſind ihrer vier, der Altgeſell, der Meiſter und zwei kräftige Lehrjungen! Entdecken kann man ſich in Augsburg Niemand; ſelbſt Frölich wird hier ſchon Diplomat! Der ehrliche Kerl! Was zur ein ſchlauer Fuchs iſt dieſer Hans Paumgärtner! Ich glaube, er verlangt 50 Procent Zinſen! Noch iſt der Vertrag nicht aufgeſetzt."

Daß die Beſtellung der zwanzig goldſtarrenden Livreen, die ein Capital repräſentirten, grade an Hanſermann gelangte, war eine Folge der nahen Bekanntſchaft Voglers mit jener

bayrischen Edeldame, die Ottheinrich Stauff seine geistliche Mutter zu nennen pflegte. Diese Dame wohnte in Windsheims und Ansbachs Nähe. Sie hatte sich zum Besuch ansagen lassen, grade als ihr Schützling Stauff abgereist war.

Am Morgen des folgenden Tages hatte Hayfermanns Altgesell schon Recognoscirungen gemacht. Er kam in einer Blechhaube in's Frölich'sche Haus, mit einer Radpistole und einem langem Speer, so daß Frölich und seine Frau erstaunten und aufmerksam werden mußten über diese Mobilmachung des Bürgerstandes.

„Der Markgraf läßt werben!" sagte Jutta und sicherte dem räthselhaften Reitersmann wenigstens nach dieser Seite hin das von ihm verlangte Geheimniß. Onuphrius wollte sich nur einen Trunk und die Stunde und die Bestätigung holen, ob alles beim Besprochenen bliebe.

Darin aber hatte Vogler Recht! Das Einzige: der Markgraf läßt werben, ging wie ein Lauffeuer durch Augsburg, ging zu den Fuggers, ging nach Wien, Brüssel: der Markgraf tritt zu den Schmalkaldnern! Und als gar Hans Pfefferkorn im Pyr erzählte, daß vor einem neulichen Gottesdienst im Dom ein Reitersmann durchs Hauenstetter Thor angekommen war, der sein Roß im Memminger Hof gesattelt hätte stehen lassen und nach einem kurzen Ausgang in den Dom noch während der Messe wieder von dannen geritten wäre, da war die Sache fertig, obschon sich der Reiter als ein aus Mergentheim an der Tauber gekommener Dienstmann des Deutschherrenordenshauses angekündigt hatte. Aber —

„Siehst Du?" rief Vogler. „Siehst Du, der Orden hat mit dem Herzog in Preußen gebrochen. Es geht auf

Mergentheim, wo der Deutschmeister haust! Der Herzog soll vom Kapitel verlassen werden! Des Papstes Fluch hat er schon!"

So sprach er dem Rathsschreiber nach.

„Eine falsche Fährte!" antwortete Jutta. „Die Herren von Mergentheim schicken Dir immer noch die Briefe des Herzogs friedsam in's Haus, kommen ja auch wohl selbst. Wie sollte jetzt von daher eine solche Mummerei beliebt werden?"

Inzwischen staunte Frölich, wie sein Schwager von allem, was in Augsburg vornehm und mächtig war, geehrt wurde. Er selbst war früher Rathsschreiber in Nürnberg gewesen und hatte Welthändel von sich fern gehalten. Musik und Poesie waren seine Steckenpferde. Er schrieb ein kerniges, vortreffliches Deutsch. Wenn er in seinem kleinen Traktat über Musik, den wir noch heute besitzen, schreibt: „der jetzige Gesang in den Kirchen von der ganzen Gemeinde gliche oft dem Brummen eines Käfers in einem großen Postillonsstiefel," so ist das originelle, treffende Bild eine Probe seines Stils.

Am Freitag Abend wurde noch die Dame als angelangt gemeldet, die aus Frankenland gekommen war. Sie konnte unmöglich mit jenem Rendezvous zusammenhängen. Sie war schon bei den Hayfermanns gewesen, und hatte bedauert, Ottheinrich Stauff nicht mehr zu treffen.

Das Schicksal dieser Frau ist so merkwürdig, daß wir ihr wol ein eignes Kapitel widmen dürfen.

## Sechſtes Kapitel.

### Argula von Grumbach.

Um zwanzig Jahre in der Zeit zurück befinden wir uns in Bayern.

Der Schauplatz iſt Regensburg, die wallende Donau, ihr vom Gebirge ſtrömender Nebenfluß, die Laber.

Eine Stammburg erhebt ſich allda, die von zwei Rittern von Stauff, Brüdern, bewohnt wurde, die beide ein trauriges Schickſal zu erleiden hatten.

Hieronymus von Stauff, Argulas Oheim, wurde enthauptet, weil man ihn beſchuldigte, er hätte ſich durch die von ihm unterſtützte Verhetzung zweier junger Bayernherzoge zur ärgſten Feindſchaft, die ſie gegeneinander übten, über eine ſelbſterlebte Unbill an dem jungen Herzogsgeſchlecht rächen wollen. In dem ſogenannten Löwlerkriege, einer Fehde der Bayeriſchen Fürſten mit ihrem Adel, wurden allerdings ſeine Burgen geſchleift. Bei Alledem übertrug man ihm, der einen Groll im Herzen tragen mußte, die Leitung des in zwei Theile getheilten Bayern. Er zögerte anfangs. Verwandte, denen Alles zerſtört worden, waren ja in Kummer geſtorben. Seine Stammburg, der Ehrenfels bei Berezhauſen, unſern Regensburg, viele

andere Besitzungen und Schlösser des sogar mit den Hohenstaufen verwandten Geschlechts lagen, vom Vater der jungen Herzoge grausam gebrochen, in Schutt und Trümmern. Nichts war der einst so mächtigen, auf blutigen Römerzügen von manchem Lorber gekrönten Familie Stauff geblieben, als der kleine Ort Berezhausen an der Laber und ein Haus in Regensburg, das noch jetzt vorhandene Gasthaus: Zum grünen Kranz. Lebenslang hatte ein älterer Bruder des Hieronymus, Bernhardin von Stauff, Argulas Vater, auch einer der Vorkämpfer im Löwlerkrieg, die Stimmung behalten, die Hieronymus in sich überwand. Er nahm die Stelle an, weil die Herzogsbrüder einander haßten. Man sagt, er hätte daraus seine Kraft entnommen und hätte sie verloren, als die Brüder durch die Mutter, die noch in einem Münchner Kloster lebte, versöhnt wurden. Nun war Hieronymus verloren. Er starb von Henkershand. Sein Bruder Bernhardin vergrub sich unter Büchern, lebte in alten Heldengeschichten, die ihn in die Zeiten versetzten, wo ihm der erworbene Ruhm seiner Ahnen noch das stolze Herz im Busen schwellen lassen durfte. Seinen Kindern, die ihm seine Gattin, eine Törring-Seefeld geboren, gab er in der Taufe Namen, als hätte Richard Wagner schon damals in Bayern gewirkt. Sie hießen Parzival, von der Tafelrunde her, und ähnlich. Sein ältester Sohn hieß annoch aus besserer Zeit, wie er selbst, Bernhardin. Den zweiten aber nannte er Ferafis, den dritten Grammaflanz, den vierten Marcell. Seine Tochter erhielten die Namen: Zormarina, Secundilla, Argula. Hundts bayrisches Stammbuch erhärtet all' diese Erzählungen.

Ferafis, Marcell, Zormarina starben jung; Bernhardin und Grammaflanz heiratheten ein Schwesternpaar, die böhmischen

Gräfinnen Schlick, deren Bruder, Graf Victorin Schlick, wiederum Secundilla ehelichte. Argula, wie ſie auf Anlaß der hellen Augen, mit denen ſie in die Welt geblickt hatte, der kleine weibliche Argus, getauft wurde, war zur Zeit der Hinrichtung ihres Oheims ſicher ſchon im Urtheil gereift und mit mancherlei Kenntniſſen ausgeſtattet. Ihr konnte es nur erwieſen ſein, daß ihr Oheim ungerecht hatte leiden müſſen. Ihr Blick in's Leben wurde früh ein düſterer, ein ſehr ernſter.

Ueber die jähe Gewaltthat, die ſie an ihrem Lehrer und Erzieher begangen hatten, regte ſich allmälig bei den jungen Herzogen die Reue! An den Kindern war nichts wieder gut zu machen. Die Töchter waren in's Kloſter gegangen, die Söhne nach Böhmen. Aber die Nichte des Enthaupteten, Argula, lebte noch! Dieſe ließ denn die Mutter der jungen Herzoge, eine ſtolze Frau, Oeſterreicherin, Schweſter des Kaiſer Max, nach München kommen, und gab ihr in ihrem „Frauenzimmer", dem Hofſtaat ihrer Töchter, die halb in der herzoglichen Burg, halb in einem berühmten Kloſter, das jener Burg gegenüber lag, dem „Püttrich" genannt, beſtand, Unterkunft. Als ſich Argula unter Thränen dem ihr etwa gleichalterigen, nun ſelbſtändig regierenden Herzog Wilhelm vorſtellte, redete ſie dieſer, beſchämt ſich abwendend, um ſeine Rührung zu verbergen, mit den Worten an: Sie ſollte nicht alſo weinen, er wollte ihr nicht allein ein gnädiger Landesfürſt, ſondern ein Vater ſein —!

Aber auf dies wohlgemeinte Verſöhnungswort des lebenslang ehrgeizigen, erſt nach der Krone Böhmens, dann ſogar nach der Kaiſerkrone trachtenden und in Religionsſachen überaus verblendeten, wenn auch von jetzt ab Gerechtigkeit

ſchaft als Mittel, wie dieſe wenigſtens das Eine, den Stolz, als Frucht ihrer Tugend ſich zu ſichern ſucht.

Das egoiſtiſche Prinzip des vorigen Jahrhunderts hat ſich reiner bewährt, als ſich das ähnliche des unſrigen bewähren wird. Früher ſtrebte man nach einem philoſophiſchen, jetzt nach einem materiellen Eudämonismus. Man kann dagegen nicht ungerecht ſein, wenn man bedenkt, daß der alten Zeit das Prinzipienleben auch weniger ſchwierig gemacht war, als der unſrigen, die ſich ſo viel mit der Allgemeinheit zu beſchäftigen hat. Unſer neueſter Egoismus iſt in der That die Folge eines Zwanges, iſt eine Nothwehr, die uns ſchützen muß, unterzugehen in dem Meere der Maſſen und der tauſend Intereſſen, die ſich ſtoßen und drängen, und wo leider ſo oft nur der ſiegt, welcher die meiſten Rippenſtöße austheilen kann. Wir würden uns höher erheben, wenn wir nicht von ſo tief unten her anfangen müßten. Ich vertheidige den Egoismus der Zeit nicht; ich ſuch' ihm nur eine günſtigere Beurtheilung zuzuwenden.

In Epiktets Moral finden ſich zwei Gedankenreihen, die in dem Syſteme der ſtoiſchen Schule freilich nur eine ſein ſollten. Die Ruhe des Weiſen iſt unleugbar eine Miſchung aus Stolz und Gleichgültigkeit. Wir ſind eben ſo unleugbar trotz aller philoſophiſchen Moralſyſteme, die in unſrer Zeit aufgeſtellt wurden, doch im Allgemeinen, in der großen Praxis der Maſſe und der vorzüglicheren Individuen, die ſie beſtimmen, weit mehr dem Stoicismus, als ſelbſt dem düſtern Chriſtenthum hingegeben. Das Chriſtenthum erleidet keine ſchlagende Anwendung auf die Geſchichte. Es belohnt den Menſchen wenig für ſeine Reſignation; denn iſt Demuth, welche das Ende all unſres Strebens ſein ſoll, nicht eine

anſtrebenden jungen Fürſten kam durch die Briefe ihres Vaters die üble Wendung, daß Argula zur Kirchenverbeſſerung und zu Luther neigte. Zwar anfangs begann ein anregendes Leben. Die Herzogin Mutter war beidlebig. Sie wollte eine Nonne ſpielen, und plötzlich wurde Herzogin Kunigunde wieder Weltdame. Da waren Fürſten und Herren zu Beſuch gekommen, denen ſich die Affiliirte der Franciscanerinnen ſchon „aus politiſchen Gründen“ nicht entziehen konnte. Da gab es dann Jubel und Luſt. Von je haben Bayerns Fürſten Fülle und Glanz geliebt! Es ſcheint, als wirkte in München die Nähe Italiens ſo bezaubernd. Immer den Schnee der Alpen vor Augen, da werden die Herzen verlockt und mit ſüßen Wonnen durchſchauert, durch die Fernſichten auf die großen Hochebenen gelenkt, die ahnungserweckend das Land umkränzen. Wilde, grüne Berggewäſſer ſtürzen nieder aus Bergſchluchten und Seen, wo ſich ſchon ſeit uralten Tagen hochberühmte Klöſter gleichſam als Stationswege nach dem Magnetberge Rom erbaut hatten. Früh wurde an der Iſar die Kunſt gepflegt. Nicht immer mit Ermeſſen der dazu ausreichenden Mittel. Schon überſchritten die von jetzt an lebenslang friedlich verbundenen beiden Herzogsbrüder des getheilten Landes den vom Vater weiſe geregelten Haushalt.

Wurde gelegentlich die Clauſur der Mutter höchſt — böſer Töchter, der Gattin des Lichtenſtein-Ulrich von Würtemberg und der Gattin des Caſimir von Brandenburg, gebrochen, ſo wohnte Argula Feſten bei, die einen Hofmarſchall damaliger Zeit in Verzweiflung bringen konnten. Mußte er doch, wie die Chronik jener Zeiten berichtet, im Schloß und den münchener Gaſthöfen aus fürſtlicher Küche, Keller, Krippe, täglich zwei-

tauſendfünfhundert Menſchen, und eintauſendachthundertneun Roſſe zu ſättigen ſuchen. Bei ſolchen rauſchenden Feſttagen, wo zuſtrömende Maler, Architekten, Waſſerbaumeiſter, Muſikanten, Schauſpieler, Gaukler aller Art, die von je in München ihr Glück gemacht haben, ihre Künſte zeigten und auch die Hände zum Betteln emporhielten, war des Ringelrennens und der Maskeraden kein Ende. Der neue Rathgeber der jungen Fürſten hieß Leonhard von Eck. Es war ein ehemaliger Profeſſor der Rechte. Gewiß war der Mann nicht ohne Geiſt, mit Kenntniſſen begabt und als Politiker inſofern für Bayern paſſend, als er hin und her experimentirend, ein wahrer Matador im Benutzen des Augenblickes war, der ihn unabläſſig ſeine Standpunkte zu ändern beſtimmte, ſo daß ihn weder Kaiſer Karl V., der indeß ſeine Beſtechlichkeit verwünſchte, noch die Gegner des Kaiſers ganz für ſich hatten. Das kleine Bayern machte ſchon damals Anſprüche, daß Eck neidiſch war auf den Ruhm der großen Politiker Granvella, Liera, Nävius, Seld, die im Cabinet des Kaiſers arbeiteten.

Die Reformation brach an. Ein Anhänger Luthers, Arſacius Seehofer, ein junger Student, ſollte in Ingolſtadt verbrannt werden. Er hatte Luther'ſche Sätze aufgeſtellt und widerrief ſie anfangs nicht. Als der Scheiterhaufen errichtet wurde, widerrief er und da griff Argula zur Feder. Sie war inzwiſchen nicht mehr Hofdame. Sie hatte geheirathet. Ein Ritter aus Franken, der in ihrer Heimath eine Amtirung empfing, ein Geborener von Grumbach, hielt um ihre Hand an. Er verwaltete die Aemter Dietfurt und Altmannſtein an der Donau. Argula, die dem viel ältern Manne zwei Söhne gebar, hörte von dem Ingolſtädter Scheiterhaufen, ſie wußte, weſſen

die Herzöge fähig waren, da ließ sie ein Sendschreiben über die Seehofer'schen Thesen drucken, das in Deutschland Furore machte. Von ihrer reichen Erfahrung, ihrer Bibelfestigkeit, ihrer gesunden Beurtheilung menschlicher Lebensverhältnisse gab sie einen Beweis, der sie sogar in einen Briefwechsel mit dem Kurfürsten von Sachsen, damals Friedrich dem Weisen, brachte. Mit Luther selbstverständlich.

Natürlich wurde ihr der Prozeß angedroht. Sie mußte fliehen. Der Ingolstädter Professor Eck schrieb gegen sie. Sie hatte ihn zur öffentlichen Disputation über die Seehofer'schen Sätze aufgefordert. Er antwortete mit Uebersendung eines Spinnrades und eines Spottgedichts. Dem Gatten wäre die Sache fast übel bekommen. Herzog Wilhelm schrieb an seinen Bruder Ludwig, er möchte den Mann, der seiner Frau erlaubte, so „ungeschickte Schreibereien" zu verfassen, sofort seines Amtes entsetzen, sich auch nicht erbitten lassen, davon abzustehen. Herzog Ludwig antwortete, er wolle dem Bruder willfahren, wolle den Grumbach (Herzog Wilhelm, dessen Ehrgeiz wichtigere Dinge im Kopfe trug, hatte aus Vergeßlichkeit „Grainswach" geschrieben — die Grainswach wohnten in seinem Lande, an anderer Stelle, zwischen Lech und Donau —) vorfordern lassen, und wie sich gebührt, mit ihm handeln; doch hält er gelegentlich dafür, daß wegen dieser Luther'schen Dinge ein Entschluß gefaßt werden müßte, damit man dort nicht zu viel und hier nicht zu wenig thäte. Argula blieb in Nürnberg. Da sie ihres Mannes und ihrer Söhne wegen schwieg, so blieb sie verschont. Sie mußte nach Landshut einen Revers schicken, nicht mehr zu schreiben, widrigenfalls Mann und Söhne aus Bayern verbannt würden. Was sollte sie

thun? Sie unterschrieb und hielt ihr Versprechen mit einer Stetigkeit, die man im Hinblick auf die Macht ihres Wahrheitsdranges, auf ihr Talent der Darstellung, den frischen Strom der Empfindung beklagen muß.

Kurz vor dem Reichstag, der 1530 zu Augsburg gehalten wurde, starb Friedrich von Grumbach, ihr Gatte. Die mit zwei Söhnen hinterlassene Wittwe konnte sich nach siebenjährigem geistigen Druck nicht wieder aufrichten, um in Bayern zu leben. Es blieb ihr nichts übrig, als das Erbieten der Herzoge, ihre Söhne als Pagen anzunehmen, die Verwandten ihres Mannes zu besuchen, auch für einige Lehen zu sorgen, die ihr Mann noch in seiner Heimath gehabt hatte. Luther war damals auf der Veste Coburg. Er war nicht mit nach dem Reichstag gegangen, sondern dem Zuge des Kurfürsten von Sachsen, Johanns des Beständigen, nur bis Coburg gefolgt, von wo er den Verhandlungen des Reichstages über die auf die Tagesordnung gesetzte Kirchenfrage zu folgen, Rath zu ertheilen, die möglichen Ausgänge der gemeinschaftlichen Hoffnungen zu überwachen vermochte. Seine Aufregung und Spannung ging bekanntlich bis in's Fieberhafte und in Geisterseherei.

Der Frühling war angebrochen. Das Eis eines harten Winters gebrochen und geschmolzen. Langsam rückte der Lenz, der holde Götterbote, auf die Berge ein, welche die beiden Saalflüsse durchziehen. In den geräumigen Zimmern der Coburgveste mit den urwüchsigen Oefen und den winzigen kleinen Fenstern mußte noch geheizt werden, als sich schon draußen der Frühling mit Werdelust meldete, und Luther zu Ende April die erste Nachtigall singen hörte unter seinen Fenstern, in einem

Gehölz, das leider nicht mehr erhalten ist. Er vernahm, schreibt er, ein solch lustiges Durcheinander von Staaren und Dohlen, daß er damit den Lärm des beginnenden Reichstages verglich. In den Regungen seines naiven Humors schrieb er von hier aus an sein Söhnlein Johannes das liebliche Kindheitslebensbild vom schönen Jahrmarktsgarten.

Da meldete die dienstthuende Schloßwache eine Dame, Argula von Grumbach. Sie wünsche den Herrn Doctor zu sprechen. Ach, er hatte gerade Zahnschmerzen, der berühmte Mann, übersetzte einen Psalm, doch sammelte er sich. Er kannte ja die Frau aus seinem weitverzweigten Briefwechsel. Argula kam mit ihrem etwa achtjährigen Sohn, Johann Georg. Es war im Rosenmonat Juni, einige Tage vor dem Pfingstfest.

Sie kam bescheiden und anspruchslos. Wußte sie doch, wie wenig die Welt unsern Wünschen und Hoffnungen zu entsprechen pflegt, wie unser Herz so oft einem unendlichen Glück, einem sicher erwarteten, entgegenjubelt, und dann bleibt die Erfüllung doch so weit, weit hinter dem Gehofften zurück! Ihr Frauen zumal, lernt früh für Euere Träume, und wenn sie auch die willkommensten sind, nur ein geringes Maß der Erfüllung zu erwarten; denn die Erde und der Egoismus der Andern lassen sich nicht bezwingen! „Sieh," schrieb sie an ihren Bruder, der in Regensburg in seinem Hause evangelisch predigen ließ: „sieh', es ist mir all' mein Lebtag so gegangen, daß ich vom Glück, kurz ehe mir's Gott geschenkt, nicht mehr allzuviel erwartete! Irdisch muß ja Alles sein, was auf Erden lebt. So hat der Herr bei Magdalenen auch nur auf die Liebe gesehen, und ihrer sonstigen Fehler nicht geachtet.

Hiob war mit Schwären bedeckt; was thut es — sein Glaube duftete wie Narden und Spezereien. Kam ich dem Mann Gottes ungelegen oder erfand ihn anders, als ich erwartete — man wollte mir schon in Nürnberg darob bange machen — so will ich mit Hiob sagen: „Alle Menschen haben ihre Zeit!“

Sie sah Luther, wie er in Coburg war. Er war über und über mit Tüchern umhangen, die ihm gegen die Kopfgicht helfen sollten. In jenen Pfingsttagen waren seine Körperleiden, seine Ungeduld gerade auf's Höchste gestiegen In seinen damaligen Briefen findet sich die Stelle: „Argula von Stauff war hier. Die Besuche bringen mich zur Verzweiflung.“ Sagt das nicht Alles? Aber Argula blieb ihm treu. Argula war noch eine anziehende Erscheinung. Achtunddreißig Jahre war sie erst alt. Sie konnte Luthern viel erzählen. In Nürnberg hatte sie all' die Männer besucht, die damals den guten Kampf am muthigsten kämpften. Sie brachte von Luthers Freunden Empfehlungsbriefe, sogar Geschenke mit. Ein Führer, der sie von Coburg aus die Burg hinaufbegleitet hatte, trug eine Gabe, die sie von Friedrich Pistorius, dem Abt zu Sanct-Aegidien in Nürnberg, einem hochangesehenen Prälaten, mitbrachte. Sanct-Aegidien war eine so reiche Pfründe, daß Abt Friedrich nach alter katholischer Rangordnung einem Bischof gleichzustellen war und als solcher auch von den Zeitgenossen verehrt wurde, selbst nachdem die Pfründe eingezogen und Pistorius seinen Beruf in dem damals hoch geachteten Geschäft eines — Buchdruckereicorrectors fand! Das Geschenk war nach Luthers Briefen ein Schwert. In jenen Tagen, wo man auf Reisen sich selbst zu schützen hatte,

und zumal für Luther, der ein waffentüchtiger Mann ſchon als Mönch war und auch jetzt auf der einſamen Feſtung unter den dreißig Landsknechten, welche die Wache bildeten, nicht immer Kegel ſchob, ſondern ſich auch beim Armbruſtſchießen, das man hielt, am Treffen des ſchwarzen Punktes der Scheibe betheiligte. Oſiander, der leidenſchaftliche Pfarrer der Sanct-Sebalduskirche in Nürnberg, trug ſogar ein Schwert auf offner Straße. Ein Schwert war für die damalige Lage der proteſtantiſchen Sache, zumal durch die Hände der „bayriſchen Judith" dargebracht, ein bedeutungsvolles Symbol. Im Begleitſchreiben hatte Abt Friedrich die Befürchtung ausgeſprochen, daß der Kaiſer, der in Bologna mit dem Papſte friedlich gehauſt hatte, dem Kirchenſtreite auszuweichen ſuchte. Natürlich brachte ſie auch Grüße von jenem Baumgärtner aus dem Nürnberger Zweige der Familie, der in Wittenberg ſtudirt und ſich mit Katharina von Bora, der Nonne, verlobt hatte. Er trat ſie ſpäter ſeinem Lehrer ab.

Luther hat an Juſtus Jonas, den Begleiter des Kurfürſten nach Augsburg, die Worte geſchrieben: „Wie viel reicher iſt doch eine Argula in ihrem Glauben als ſolche Biſchöfe, die Gott nicht kennen und dafür auch von Gott nicht wieder gekannt werden!" Und nehmen wir dann die einzige kleine Stelle eines Briefes, den Luther an den Rechtsſtudenten Weller in Wittenberg ſchrieb, der ſich, in der Zeit, indeſſen der Hausvater Luther in der Ferne verweilte, ſeines Weibes, ſeiner Knaben annahm, eine Stelle, wo es nur heißt: „Grüße Georg von Grumbach!" ſo haben wir da die ganze Scene mit Luther plaſtiſch vor Augen! Argula hatte den Muth, ihr Söhnchen, das ſie begleitete, noch nicht dem Bayern-

herzog zu laſſen, ſondern es erſt nach Wittenberg zu ſchicken. Vier beglaubigte Worte nur, die auf die Nachwelt gekommen: „Grüße Georg von Grumbach!“ und ſie ſchließen eine Welt von Mutterfreude und Mutterſorge ein, von gemüthlicher Verſtändigung mit Luther, Rückſprache mit ihm über die beſte Gelegenheit der Reiſe nach Wittenberg, über die Ankunft, die Pflege, die Ueberwachung des leiblichen und geiſtigen Wohls eines Kindes im fremden Lande.

Der Befehl, Bayern für immer zu verlaſſen, wurde verſchärft, als man erfuhr, die Aufſäßige habe einen Sohn nach Wittenberg zur Erziehung gegeben. Sie konnte noch von Glück ſagen, daß nicht der Aelteſte ihr Schickſal theilte. Das Gut Lenting, eine Beſitzung ihres Gatten, das ſich derſelbe erworben hatte, war ein bayeriſches Lehen und war ſofort gefährdet. Argula ſicherte es ihren Kindern, wollte auch im Bambergiſchen und Würzburgiſchen einige Lehen auffriſchen, die dort ihr Gatte auf einigen Gütern gehabt hatte. Die Grumbach-Eiſerfeld führten einen im Grünen dahinfließenden Bach im Wappen.

Argula beſtieg vor Jahren auch die ſtolze, am Ufer eines in den Main ſich ergießenden Flüßchens, der muntern Schwarzach, gelegene Veſte Schwarzenberg. In einem Eckthurm giebelreicher Neubauten, die ſich über einigen, älteren Zeiten angehörenden Rundthürmen wie eine fürſtliche Reſidenz erhoben und dort in einem durch Vorhänge verdunkelten Zimmer fand ſie jene Barbara Schwarzenberg, die Aebtiſſin, die ihr Stift verlaſſen hatte. Sie war leidend. Ein junges Mädchen pflegte ſie, in welchem Argula die Tochter des vielvermögenden, vielgenannten Kanzlers Georg Vogler von Brandenburg kennen lernte. Allerdings konnte hier nur zunächſt die Trauer

vorwalten, das Gebet die weiblichen Herzen bewegen. Jutta Vogler galt für einen Zögling der Priorin.

Als Argula den Schmerz erleben mußte, daß ihr die Bayernherzoge als Obervormünder auch den Wittenberger Sohn abforderten, um ihn zu Pagendiensten zu verwenden, d. h. katholisch zu erziehen, machte sie, um ihre Angst und Unruhe zu beschwichtigen, von ihrem nunmehrigen Wohnorte am Mittel-Main, nahe dem gesegneten Volkach, aus ab und zu kleine Reisen bald nach Würzburg, wo ihr Vetter, der Ritter von Grumbach, des Bischofs regierender „Hofmeister" (Minister) und Marschall war, bald nach Bamberg, wo sie eines Tages die so freundlich gelegene Bischofsstadt mit ihren blühenden Gärten, Obstpflegen und Rebhügeln besuchte und in einem der Gäßchen, die vom Dom niederwärts führen, an einem Hause über dem Thorweg, durch welchen man eine im Hof gelegene Tischlerwerkstatt übersah, ihren eignen Namen „Stauff" erblickte.

Gefesselt durch den Namen, blieb sie eine Weile stehen, trat näher, sah sich in dem kleinen, von einem Nußbaum beschatteten Hofraum um und betrachtete mit freundlich prüfendem Antheil den namensverwandten, bürgerlichen Meister, der mit einem Gesellen zu feiner Arbeit den Hobel führte.

Sie würde alsbald nach dem Bescheid, daß er nichts weiter von seinem Stamm als seinen Großeltern wisse, wieder gegangen sein und schwerlich über den gleichen Namen, den hier zufällig eine Edelfrau, welche uralten Geschlechtern entstammte und ein schlichter Bürgersmann trugen, Worte verloren haben, wenn sie ihre Aufmerksamkeit nicht auf den Gegenstand

gerichtet hätte, an welchem ſie den Tiſchler arbeiten ſah. Dies war, wie ſie nach einigem Betrachten erkannte, ein Beichtſtuhl.

Auf ihre Anfrage erfuhr ſie, daß ſolch' Kirchengeräth für die jenſeit der Regnitz liegende Nonnenclauſur zum Heiligen Grabe beſtimmt war.

Darüber trat ihr das Andenken an die weiland Priorin deſſelben ein und an Schwarzenbergs edlen Kampf mit den Predigermönchen vor Jahren — dieſe wohnten wieder dicht am Rathhausbrüdlein am Waſſer. Sie kannte die von Schwarzenberg gerügte „Tyrannei“ und die verfänglichen Erholungen der Mönche in dem ſchönen Luſtgarten ihrer weiblichen Beichtſeelen und begann voll Unmuth und ohne jede Scheu: „Will Euer Biſchof thun, als wenn die alten Stühle, deren doch ſchon genug morſch und faul geworden ſind, für die Sünden der Welt nicht ausreichten? Oder wer beſtellte die neue Arbeit da? Doch nicht die geplagten Nönnlein ſelbſt?“

Der Meiſter, befremdet durch dergleichen, für Babanberg (Bamberg) verfängliche Rede und zunächſt bei dem Gedanken verweilend, er hätte ohne Zweifel eine Stockfremde vor ſich, blieb für's Erſte jede Antwort ſchuldig.

„Der Herr Abt von den Predigern!“ fiel die Meiſtersfrau ein, die hinzugetreten war und von der ſtattlichen Dame, die, wie Argula gewohnt geblieben, in Trauer ging, die Beſtellung vielleicht eines Sarges erwartete.

Argula muſterte das ſchon halbfertige, mit zierlichen, noch ungeleimt auf der Erde liegenden Schnitzereien berechnete Werk und ſagte: „Der Herr Abt von den Predigern? Schade um das ſchöne Holz! Steht nicht bei Matthäus geſchrieben: „Kein guter Baum ſoll arge Früchte tragen?““

neue Aufopferung? Der Stoicismus lohnt aber; denn der Stolz, auf welchen er hinstrebt, ist Ersatz genug für die Gleichgültigkeit gegen alle Dinge, deren der Weise sich auch nur mit Preisgebung angenehmer Eindrücke befleißigen kann. Individuen, welche sich selbst bilden, die sich isoliren und einen gesunden Körper haben, werden in ihren Gedanken immer auf den Stoicismus hinauskommen. Das achtzehnte Jahrhundert kannte diese Moral mit all dem Stolze, der ihre Seele ist. Wir sind ihr noch immer ergeben, wenn wir auch mehr ihr egoistisches Princip gepflegt haben und statt dem Stolze, der Gleichgültigkeit zueilen.

Wenn es eine Folge der immer mehr um sich greifenden Bildung ist, daß man über seine Sphäre sich zu erheben sucht, so wird die Moral hier immer mehr in die Enge kommen. Die gesteigerte Bildung steigert wiederum die Bedürfnisse, und sie auf diese oder jene Weise zu befriedigen, wird man schon durch das „Ammenmährchen" des Gewissens wenig gehindert. Die Verbrechen nehmen, wie die Criminalstatistik ausweist, mit steigender Bildung zu. Alles drängt sich nach oben hinauf und tritt schonungslos nieder, was ihm im Wege steht. Unsere heutigen Philosophen scheinen zu fühlen, daß die Verbrechen jetzt mehr durch einen Zug, der in der Zeit liegt, verübt werden, als durch individuelle Verdorbenheit. Aber das Mittel, was sie gegen dieses Uebel anwenden wollen, die Milde der Strafen, ist wenig geeignet, Einhalt zu thun. Man sollte auf die Zeit selbst zu wirken suchen und ihr die gedankenlose materielle Tendenz zu nehmen suchen, welche sich bedeutend mildern würde, wenn unsre Erziehung mehr für die wirkliche Welt geschähe und wir in der Schule schon lernten, vom Leben

Der Meiſter ſah nieder, wandte ſich ab und arbeitete weiter, anſtatt Antwort zu geben.

Die Meiſtersfrau verblieb nach Frauenart in ihrer Neigung, das Geſpräch fortzuführen. Sie lobte das Material des in Arbeit begriffenen Werks, es ſei die kräftigſte Eiche geweſen, die auf jenen bewaldeten Höhen (ſie zeigte auf die altenburger, die Stadt überragende Veſte) geſtanden und führte ſo, daß der Mann lächelte, ihr Mißverſtändniß weiter.

Zu einem juſt, wie Argula erfuhr, aus der Schule des Doms kommenden, gelockten, ſauber gekleideten, ſchon reiferen Knaben ſagte ſie, als ſie ihn an ſeinem raſchen Eintritt in den Hof als Sohn des Hauſes erkannt hatte „Er hieße ja Stauff? Ob er wohl von den Stauffern und zumal von den Hohenſtauffern, in ſeiner lateiniſchen Schule etwas gelernt hätte?“

Der Knabe erröthete und ſchwieg.

„Wie heißt Du?“ fragte ſie ihn.

„Otto Heinrich!“ lautete die Antwort.

„Sind das Heiligennamen?“

Der Knabe ſagte, daß ſein Name von den Kaiſern genommen wäre, die Bamberg groß gemacht hätten.

„Nun denn,“ fiel Argula ein, „die Stauffer waren Kaiſer, die ganz Deutſchland groß gemacht haben! Du heißeſt Stauff und ich heiße auch Stauff! Meine Ahnen hatten viele Schlöſſer und vielleicht waren, bevor wir auf Adam und Eva zurückkommen, durch die wir freilich dem Staube nach alle Brüder und Schweſtern ſind, unſere Vorfahren verwandt. Jetzt ſind wir durch Chriſti Blut und im Geiſte Gottes alle Brüder und Schweſtern geworden!“

Als eine Edelfrau und des gleichen Namens mit ihnen, wuchs die Fremde erſichtlich vor den ſchlichten Handwerkern. Der Meiſter hielt in ſeiner Arbeit wieder inne. Er gab der Ueberraſchung, ſolche Namensverwandtſchaft zu finden, einen unbefangenen und freundlichen Ausdruck.

Argula ſprach noch Einiges von ihrer Familie und wollte gehen.

Als ſie ſah, daß an dem Nußbaum, dem prächtigen Schmuck des Hofes, die Früchte ſchon ſo weit reif waren, um nach alten Kloſterregeln in jenen Zucker eingelegt zu werden, den Augsburg ſchon ſeit den Kreuzzügen aus der Levante einführte, ſagte ſie: „Brecht mir doch ein Schock von jenen Nüſſen ab! Aber eilt Euch damit! Einmal, weil ſie unreif ſein müſſen, und ſodann, weil ich nicht in Bamberg hauſe. Ich wohne in der Herberge zum Rebſtöckel und will noch heute auf Lichtenfels.“

Als die Leute verwundert dreinſchauten und auf den Baum ſahen, wiederholte ſie ihre Aufforderung und fügte hinzu, daß ſie damit die Verſäumniß der Arbeit, die ſie ihnen verurſacht hätte, wieder gut machen wollte.

„Wir Leute hier in Bamberg ſind allzumal Gärtner!“ begann jetzt der Meiſter. „Draußen auf der Gärtnerei haben wir unſere Obſtpflege: dort auch weit mehr als ein Dutzend ſolcher Bäume. Wollt Ihr, ſo ſoll Euch mein Sohn dorthin begleiten, edle Frau, falls Ihr Euch die beſten Nüſſe ſelbſt ausſuchen wollt! Hier auf meinem Höfchen, geſteh' ich, möcht' ich für den Herbſt die lieben Früchtlein nicht miſſen.“

„Recht!“ ſagte Argula. „Mit dem, was man um ſich hat blühen und grünen ſehen, lebt Eins gerne fort! Jede

Frucht ſchmeckt am beſten im Schatten des Baumes, der ſie getragen! Das paßt auf Eure eichenen geiſtigen Grabesbretter da auch! Tragt ſie lieber hinaus, von wo ſie gekommen, in den vielgrünen Wald! Laſſet die Menſchen bei unſerm lieben Herrgott da zur Beicht' gehen! Dort oben der grüne Fleck iſt nicht von Menſchenhänden gemacht, wie es heißt 2. Kor. 5. Doch nichts für ungut, Meiſter! Ich rede, was Ihr wohl nicht gern hört. Behaltet Eure Nüſſe hier im Hof! Und ſchon dem Ottheinrich zu Lieb! Will er mich aber in Eure Gärtnerei begleiten, ei, ſo will ich mit ihm den Umweg machen, um in den „Rebſtock" zu kommen, welches meine Herberge iſt."

Die Meiſterin war im Begriff, bei alledem die Nüſſe von dem Hofbaum zu brechen.

„Nein, nein!" hinderte ſie Argula, die mit Schmerz an ihre Söhne dachte. „Den habt Ihr blühen ſehen! Die bleiben auch Euer! Ich kenne das aus meinem eigenen Gärtchen — Euer Mann hat Recht —"

Sie dachte an ihre Kinder, die auch ſo vom Schatten des Baumes, auf dem ſie gewachſen, entfernt, Andern zur Freude und Genuß gereichen mußten, und ſo nahm ſie den dazumal ſchon etwa fünfzehn Jahre zählenden Ottheinrich an die Hand, ſagte ihm, er könnte ſein Veſperbrod in einer Stunde nachholen, oder es auch unterwegs verzehren, und ließ ſich von ihm in den lieblichen Gartengau führen, der das herrliche Bamberg umgiebt.

Die Mutter mochte ihm wohl noch etwas von dem Preiſe der Nüſſe zuflüſtern, als ſie ihn abſeits nahm und ihm über die Schultern einen Tragkorb befeſtigte.

Ottheinrich führte Argula, die darüber lächelte und Alles geſchehen ließ, bereitwillig an einen der ſüdlichen Abhänge des Domberg, wo man vor Ueberfülle des lieblichſten Wachsthums glauben konnte, in Italien zu ſein.

Als ſie mit ihm auf Anlaß der welſchen Nüſſe allerlei, was man aus Welſchland Gutes und Schlimmes bekommen könnte, durchging, ließ ſie trotz des Läutens vom hohen Dom, trotz des Karmeliterkloſters, an welchem ſie vorüber mußten, und trotz der Prälaten, die ihnen mit befranzten Gewändern und begleitet von ſchwertumgürteten Dienern in den ſchattigen Anlagen am Fuß der Altenburg luſtwandelnd begegneten, die römiſche Abgötterei nicht unter den welſchen Dingen beſtehen, die ſich etwa mit den welſchen Nüſſen an Nutzen und Annehmlichkeit hätten vergleichen dürfen.

Dem jungen Mann klang geiſtig die Sprache, die ſeine Namensverwandte führte, fremdartig, aber ſie ſchien ihm doch lehrreich und zum Erwidern ermuthigend.

„Du ſollteſt ein Kaufmann werden!“ ſagte ſie, als ſie in dem endlich erreichten wohlgepflegten Garten voller Obſtbäume, Gemüſe, Melonen, Safran- und Süßholzpflanzen, (von welchen letztern jene der Färberei wegen, dieſe mit ihren ellenlangen Wurzeln und hollunderähnlichen Blüthen im Dienſt der Küche ſtatt des noch allzu koſtſpieligen Zuckers maſſenhaft gezogen wurden) auf einer Ruhebank ſich niedergelaſſen, und dem emſigen Sammeln der Nüſſe von den ſchönen, breitkronigen Bäumen zugeſchaut hatte. „Du ſollteſt hinaus in die weite Welt! Möchteſt Du wohl ein Pferd beſteigen?“

Ottheinrich hatte zur Kenntniß der freundlichen Dame

gebracht, daß er hobeln, ſägen, poliren gelernt hätte, und ein Tiſchler wie ſein Vater zu werden beſtimmt ſei, daß er aber den Drang hätte, viel lieber noch länger in die Domſchule zu gehen, und noch mehr Latein zu lernen, als er ſchon wußte. Ein Pferd zu beſteigen hatte er noch nicht verſucht.

„Das lernt ſich, mein Sohn," erwiderte ſie auf ſeinen Bericht. „Wer die Kaufmannſchaft erlernen will, muß zuvörderſt reiten lernen! Denn die Kundſchaft iſt da und dort! So Du dann noch eine ſchöne Handſchrift ſchreibſt, und zu rechnen verſtehſt, wollte ich wohl für Dein Glück ſorgen. Du heißeſt Stauff, und das iſt mein eigener freud- und leidreicher Name. Um Deines Namens willen verſpreche ich Dir, Dich gen Nürnberg in die Lehre zu ſchicken in ein hochberühmtes Handlungshaus, ſei es zu den Nürnberger Baumgärtnern (es gibt ihrer auch Augsburger), oder zu den nicht minder berühmten Tuchern. Was ich dieſen meinen ehrbaren Freunden ſchreibe, und von ihnen nur irgend Thunliches erbitte, das gewähren ſie mir gern!"

Argula war eine Seelenfiſcherin. In dieſer Art warf ſie ihre Netze aus und wandelte wie am galiläiſchen Meer. Es gelang ihr der Fang in der Regel.

Auch Ottheinrich glühte vor Ueberraſchung. Aus Zerſtreuung brach er faſt das Doppelte der begehrten grünen Nüſſe, füllte damit den Korb und hob ihn wieder mit ſeinen kräftigen, von dem ſcharfen, beizenden Grün gebräunten Händen auf. Die Vorſtellung, ein reitender Kaufmannsdiener zu werden (der Name „Muſterreiter" iſt davon geblieben), ſchien ihm ſchon zu Kopf geſtiegen. Nicht wie ein Lehrburſche warf er jetzt den Korb auf ſeine Schulter, ſondern er drückte

ihn kräftiglich umſpannt an ſeine ſchlanke Hüfte und trug ihn mit gefälligem Anſtand.

Vorausſchreitend bat er die edle Dame, ihm auf kürzeren Wegen, die er angeben wollte, bis zum Rebſtock zu folgen.

In mannigfachen Geſprächen, in denen ſich die Geiſtesfähigkeiten des Knaben als nicht gewöhnliche offenbarten, ging die Wanderung über die mehreren Regnitzarme und vorüber am Sanct-Stephensſtift und Sanct-Clarakloſter. Ringsum an Häuſern, Höfen, Gärten ſah man die Aufforderungen, glückſelig in den alten Frankenſpruch miteinzuſtimmen: „Wäre Nürnberg mein, ſo wollt' ich's in Bamberg verzehren!“

In ihrer Herberge gab Argula dem freundlichen Begleiter ein volles Dutzend Heller für ihren Ankauf und verſprach, bei ihm bald wieder vorzuſprechen, dann auch zu hören, was die Eltern zu ihrem Plan, ihn nach Nürnberg zu ſchicken, geſagt haben würden. Noch drückte ſie ihm, wie es ihre Gewohnheit war, ein „fliegend Blatt“ in die Hand, das er leſen und zur Probe ſeiner Handſchrift abſchreiben ſollte, einen jener Tractate, die damals reichlich erſchienen, um zagende Gemüther für die Verbeſſerung der Kirche zu gewinnen; das Schriftchen hatte die Form eines Gebets um Erleuchtung und konnte den Meiſter nicht ſogleich in Ketzergeruch bringen.

Argulas Rückreiſe führte über Lichtenfels. Der Ritter von Grumbach, der Würzburgiſche Hofmeiſter (Miniſter), hatte ihr von Tettelbach aus, wo er zugleich Amtmann war, zuverläſſige Leute kommen laſſen, die ſie auf Verköſtigung und Trinkgeld begleiteten. Diesmal hatte er ihr ſogar Aufträge gegeben, die in's Thüringer Land gingen. Die Grafen von Henne-

berg (Meiningen) ſtanden für einen Theil ihres Beſitzes unter würzburgiſcher Lehnsherrlichkeit. Argula machte dieſen Umweg, wo ſie Abgeſandte in Lichtenfels fand, gern. Gewann ſie doch dadurch für den Gaul, den ſie ſelbſt ritt, und ihren eigenen Knecht, den alten, betagten Kilian Schenck, den ſie aus Bayern mitgebracht, obſchon er ein Franke, wie ihr Mann (das Roß, das er ritt, gehörte allerdings ebenfalls ihrem Vetter Grumbach), eine beſondere Pflege, und für ihre Perſon den nachdrücklicheren Schutz. Wehmüthig ſah ſie in blauer Ferne die theure Stätte, die Veſte Coburg, deren reizende Lage Luthern zu dem leider nicht gerade poetiſchen Vergleich bewogen hat, Coburg gliche „einem Stück Rindfleiſch in einer Peterſilienſauce“

Argula ſchloß den Tag von Bamberg in ihre Erinnerung ein, und das Bild des freundwilligen Knaben, der ſie an ihre eigenen Söhne erinnerte, wollte ihr nicht entſchwinden. Zumal auf ihrem kleinen Hof zu Zeilitzheim, wo die Menſchen nur für die nächſte Hopfenernte lebten! Sie mußte immer hin- und herreiten, etwas vorhaben, „wühlen für's Evangelium“, um denn doch den Namen der Tabea der Reformationsgeſchichte, wie man ſie nach der Bibel genannt hat, genauer zu bezeichnen. Nach einem halben Jahr war ſie zu Gunſten ihrer Lehnsbriefe wieder in Bamberg, ſprach, nachdem ſie die läſtigen Beſuche im Domhofe abgemacht hatte, wieder an Meiſter Stauffs Hofthor vor und wurde jetzt ſchon freundlicher und zutraulicher aufgenommen, als das erſte Mal. Sie ſagte, als ſie eintrat: „Da habt Ihr Eure alte Muhme wieder!“

Ottheinrich ſtand zwar heute ſchon mit einer blauen

Schürze vor der Bruſt unter dem Nußbaum und hobelte und war Tiſchler geworden und der Unterricht in der Domſchule hatte aufgehört. Aber in freudiger Erregung ſtellte er ſogleich ſein Werkzeug bei Seite und holte die ihm aufgetragene Arbeit. Das Gebet um Erleuchtung hatte er nicht etwa ein Mal, ſondern ein Dutzend Mal in allerlei Formen und Formaten abgeſchrieben, und ſo geſchickt theils in deutſcher, theils welſcher Fraktur, Semifraktur, Antiqua, ja ſogar die Anfangsbuchſtaben mit bunten Farben gemalt, daß Pater Lienhard Wagner, der berühmte Kalligraph des augsburger Sanct-Ulrich, beim Anblick der Proben eines ſo bildſamen Talents ſeine Freude gehabt haben würde.

Auch ſeine Zeugniſſe aus der Schule holte er — ebenfalls in mannigfachen Abſchriften — er hatte nicht gewußt, womit alles er ſeinen guten Willen, ſeine Dankbarkeit, dann aber auch vorzugsweiſe ſeine Hoffnung auf die Erlernung der nürnberger Kaufmannſchaft ausdrücken ſollte. Denn damit war es ihm Ernſt geworden. Die Eltern, die das Geheimniß der Namensverwandtſchaft zwar ausgeplaudert und durch die Stiftsherren und die Predigermönche die ernſteſten Abmahnungen und Verwarnungen erhalten hatten, ſich mit dieſer übelbeleumundeten, aus dem Bayernland ausgewieſenen, hier zu Land nur um Gottes Willen geduldeten Ketzerin einzulaſſen, waren von Ottheinrichs unbeugſamem Willen endlich zur Zuſtimmung bewogen worden. Nach Nürnberg zu gehen und dort Kaufmann zu werden, war ſein heißeſtes Verlangen. Argula unterſtützte ihr Erſcheinen durch ihren alten Schenck, der mit Bruſtharniſch, Helm und Radpiſtolen draußen zu Pferde am Hofthor hielt.

Wieder im Rebſtock ſetzte dann Argula wirklich all' die Briefe auf, die ſie dem jungen Mann, wenn er wollte und die Eltern ganz herumbrächte, verſprochen hatte. Sie fügte ſogar, obſchon in ihren Mitteln ſelbſt beſchränkt, ein anſehnliches Geldgeſchenk hinzu. Nur das Eine bedingte ſie ſich, daß ihr junger Schützling gleich nach ſeiner Ankunft in Nürnberg ihr nach Zeilitzheim ſchreiben und ab und zu in ſeinen Mittheilungen über ſich und Nürnberg fortfahren ſollte. Noch manchen Empfehlungsbrief an hochſtehende oder gelehrte und gotterleuchtete Männer verſprach ſie nachfolgen zu laſſen, wenn aus ihrem Vorſchlag etwas würde.

Sie erfuhr dann nach längerer Zeit, daß Ottheinrich Stauff wirklich, zum Kummer ſeiner Eltern, durch keine Vorſtellung von ſeinem Plan abzubringen geweſen, gen Nürnberg zu wandern. Obſchon er ſeither jede Gelegenheit benutzt hatte, ſich auf ein Roß zu ſchwingen, ſo ging er zu Fuß. Eine ſolche Reiſe war damals gefahrvoll. Aber wo ſollte er ein Roß für ſolche Entfernung herbekommen? Glücklicherweiſe konnte er ſich Handwerkern anſchließen, einer Geſellſchaft Kupferſchmiede, die nach dem Orte Bayersdorf zog, wo dies Gewerk alle vier Jahre einen Gewerkstag abhielt. Und die Tucher nahmen ihn in die Lehre. Vier Jahre verbrachte er auf die kaufmänniſche Unterweiſung, wozu Sonntags die Uebung in der Reitkunſt gehörte. Manche Bekanntſchaft wurde ihm zunächſt unter den Jüngern Merkurs zu Theil, obſchon der Ton, der unter ihnen herrſchte, ſeinem Gemüth nicht entſprach. Die Fugger'ſchen, die auch in Nürnberg ein Contor hatten, beförderten den ihren Umgebungen eigenen ſchaugepränge-ſüchtigen, hochfahrenden Geiſt. Hier blickte Ottheinrich ſchon in

den Zusammenhang des Handels mit der Politik. Von Nürnberg aus gab es Gesandtschaften bis an den moskowitischen Hof. Erörterungen über Schutzbriefe, die für den Orient, sogar vom „wüthenden Türken“ erbeten wurden; Anleihen und Vorschüsse auf die kaiserlichen Steuern wurden gegen entsetzliche Zinsen gewährt. Auch die vielfachen, dem Gesetz ausweichenden Formen des Wuchers, die Willkür und Parteilichkeit der Handelsleute lernte er kennen, vollends die Abhängigkeit des Credits der Fürsten und Städte vom Wind der Zeitläufte. Selten, daß protestantisch Gesinnte von dem Fugger'schen Contormeister in Nürnberg, Sylvester Raid, zu einer Anleihe (Cassa in Augsburg), empfohlen wurden. Aber auch in den Kreisen, deren Gesinnung diejenige war, welcher Ottheinrich sich verwandter und immer näher und näher angezogen fühlte, herrschte eine Gewinnsucht vor, die ihm mit Gottes Langmuth übermüthig zu spielen schien. Wohlthuender waren ihm die Einblicke in die Welt der nürnberger Handwerker. Hans Sachsens dichterischer Flug ging freilich nicht hoch, aber er hatte doch die „wittenberger Nachtigall“ besungen. Mehr ergriff ihn eine Predigt Osianders, bei dem die unreinen Stoffe, die den Flammen seines Geistes eine wildprasselnde Nahrung gaben, der unreife Jüngling noch nicht erkennen konnte. Oder eine Vorstellung lateinischer Schauspiele fesselte ihn, wie sie der edle Camerarius im ehemaligen Aegidienkloster anordnete. Vermochte er der Handlung doch leidlich zu folgen.

Von seinen Prinzipalen, den Tuchern, wurde er zu seiner noch mehrseitigen Ausbildung, und da ihm das Erlernen der welschen Sprache, infolge der im Lateinischen gelegten Grundlage, besonders gut von statten gegangen war, an das Paum-

nicht allzu große Hoffnungen zu hegen. Es gibt eine dunkle Schattenpartie im menschlichen Gemüthe, die sich, vielleicht durch den vorwitzigen Magnetismus beschworen, an's Tageslicht zu drängen sucht. Allein sie kündigt sich durch keine Thaten an, die dem Zwecke der Gesellschaft entsprechen. Die Revolutionssucht, die sich bis zum Königsmorde in unsern Tagen gesteigert hat, ist eine Erscheinung dieser zweideutigen Art, von der man nicht sagen kann, ob sie etwas ursprünglich rein aus der menschlichen Natur Quillendes, ein nur unsern Zeiten gewordenes Phänomen ist oder eine Folge der unsre Zeit charakterisirenden Gedankenlosigkeit, die nichts Absolutes ist, sondern es duldet, daß sich alle Fähigkeiten und moralische Anlagen auf einen Punkt hindrängen und in einer Manie zum Ausbruch kommen, wo, wie bei den Mördern Louvel, Fieschi, Alibeaud, Sand, Tschech alles übrige Gute und Schlechte in eine Indifferenz sich amalgamirt, daß man nicht mehr weiß, wo die Größe aufhört und das Verbrechen anfängt. Hier sehen wir, wie dringend eine Verbesserung unsrer gesellschaftlichen Zustände Noth thut, da wir sonst in die Verlegenheit kommen werden, alle Thatsachen unsrer bisherigen Moral zu verlieren oder Gefahr laufen, von unsern Kindern ausgelacht zu werden, wenn wir ihnen sagen: Dies ist weiß und dies ist schwarz!

Man beobachte unsre Zeitgenossen und man wird finden, daß sie in einem Stück Riesen und im andern Pygmäen sind. Klein sind unsre häuslichen Tugenden, klein ist alles Verdienst, das wir auf die Bildung und Veredlung unsers Herzens verwenden. Die Religion werden wir ebenso wenig andächtig verehren, wie wir nicht den Muth haben, sie zu verwerfen. Dies ist unser Indifferentismus. Wir lesen wohl

gärtner'ſche Haus in Augsburg empfohlen, wo man ſeinen Werth von Tag zu Tag mehr erkennen lernte.

Eine lange Zeit war Argula an's Krankenlager gefeſſelt geweſen. Ihre Reiſen hin und her, die Fruchtloſigkeit ſo mancher Anſtrengung, auf deren Erfolg ſie gerechnet hatte, vor allem der Kummer über die Trennung von ihren Kindern untergruben ihre Kraft. Ihr Haar färbte ſich weiß, ihre ſonſt ſo ſichere, aufrechte Haltung beugte ſich, ſie empfand Schmerzen, die immer heftiger wiederkehrten. Zuweilen ſchrieben wohl ihre Söhne, ſchickten auch Mittel zur Unterhaltung; doch nur Johann Georg, der in Wittenberg erzogen war, zeigte volle Anhänglichkeit an die Ueberzeugungen der Mutter. Der ältere, Gottfried, war wirklich ſchon vom bayriſchen Leben ſo umſponnen, daß ſie dieſen aufgab. Und immer ſchwieriger wurde auch der Stand ihrer Brüder in Regensburg und Berezhauſen. Doch tröſteten ſie neue Anknüpfungen. So der Briefwechſel mit dem Rathsherrn Hörmann von Guttenberg in Kaufbeuern. Von Arſacius Seehofer, dem armen Widerrufer, hörte ſie, daß dieſer aus dem Kloſter Ettal, in das man ihn geſteckt, nach Jahren entſprungen war und jetzt, ein gereifter Mann, mit falſchem Namen in Augsburg verweilen ſollte.

Einen tiefen Schmerz bereitete Argula die Unmöglichkeit, mit ihrem mächtigen Vetter, Wilhelm von Grumbach, der in Allem ſonſt ſehr aufmerkſam gegen ſie verfuhr, in eine beſondere Einigkeit der Geſinnung zu gelangen. Sie bemerkte, daß er ſie perſönlich zu vermeiden ſuchte. Kam ſie in eines ſeiner vielen Schlöſſer, ſo fand ſie ihn nie daheim. Sein Verſprechen, ſie in Zeilitzheim zu beſuchen, wurde nur einmal gehalten.

In größter Eile hatte er für ihre beſſere Einrichtung geſorgt, ihrem alten, ſchon aus Dietfurt mitgebrachten, Kilian Schenck zwei herrliche Roſſe (eins für die Baſe ſelbſt), auch Ochſen, Kühe und Schafe in den Stall eingeſtellt, ſich aber dann nicht wieder ſehen laſſen. Sie drückte ihm eine Welt aus, der ſein Sinnen und Streben nur theilweiſe angehörte. Sein Ehgemahl vollends, eine geborene von Hutten (Ulrich von Hutten nahe verwandt), unterhielt die Würzburger Domherren und den Adel der Gegend mit Gaſtereien und Vergnügungen. Frankenblut ſteht, wie Argula bald erkannte, überall unter dem Einfluß des Augenblicks. Leicht umrollend, erhitzt vom Wein, der ihm ſozuſagen in den Mund wächſt, und zu frohem Lebensgenuß getrieben, war er ſich faſt bei allen Bewohnern dieſer heitern ſonnigen Gegenden gleich; ſelbſt in den Städten fehlte beharrlicher Sinn, in den Burgen vollends.

Als Argula erfahren, daß der Markgraf Georg eines der wichtigſten Oberämter des Landes, das bei Nürnberg gelegene Cadolzburg, ebenfalls der Verwaltung des würzburgiſchen Ritters und Amtmanns, ihres Vetters Wilhelm von Grumbach, übertragen hatte (dieſe Amtirungen waren ſubtile Erpreſſungsanweiſungen), drängte es ſie, nach Ansbach zu reiſen und den jetzt dort hauſenden Freund des ſeligen Schwarzenberg, Georg Vogler, um Aufſchluß anzugehen über dieſe überraſchende Berufung von einem Brandenburger, der ſich dem Schmalkaldener Bunde der Heſſen und Sachſen zum Nachtheil des Evangeliums entzogen hatte. Vogler, hieß es, ſei in Augsburg. Nun denn, da es ſie drängte, den jungen Stauff, von deſſen Reiſe ſie bei damaliger Briefbeförderung noch lange nichts wiſſen konnte, zu beſuchen,

zugleich den muthigen Bekenner Hörmann von Guttenberg im nahgelegenen Kaufbeuern heimzusuchen, beschloß sie, Vogler nach Augsburg nachzureisen. Sie bestieg ihr Roß und ritt von zwei reisigen Knechten begleitet, über Donauwörth nach Augsburg, um von da die Richtung nach jener alten benachbarten Stadt Kaufbeuern zu nehmen, wo die Nonnen eines Stiftes ein Heilbad hüteten, das regelmäßig der hochselige Kaiser Max besuchte, wo ihm die hübschesten Nonnen im Bade bedienen mußten. Jetzt waren Nonnen und Klöster allda zerstoben.

Erstaunen mußte nun Argula und geradezu einen Fingerzeig von oben darin erblicken, als sie erfuhr, daß sie zwar ihren lieben Stauff nicht fand, aber wahrscheinlich den wegen seiner Papisterei gefürchteten Vetter in ihrer Nähe hatte. Denn ihr alter Kilian Schenck und ein ihr von Grumbach aus Dettelbach gestellter anderer Knecht kannten die Kameraden ihres Dienstes sehr wohl und bald wußte sie, ihr Vetter war am Mainufer entlang bis nach Kitzingen geritten und hatte von dort quer den Weg über Ippesheim und Uffenheim gen Augsburg genommen mit einer ganzen Schaar Bewaffneter. Warum kam er nicht nach Augsburg? Ihre Leute versicherten, zwei Grumbach'sche Reiter im Pyr angesprochen zu haben, und wie Kilian behauptete, dieselben, die sie schon einmal vor Jahren in Bamberg getroffen, als sie nach Lichtenfels ritt, Christoph Kretzer und Jacob Heck, den man den Odenwälder nannte. Sie hätten sie auch auf dem Markt an ihren Rossen gleich erkannt. Wären aber dahingebraust, berichteten sie, als hätten sie sich niemand wollen zu erkennen geben. Von Christoph Kretzer wußte Argula, daß dieser ihres

Vetters Leibknappe war, ein thatkräftiger Geſell, der auf alles, was ſich ſein Wille vorgeſetzt, in der Weiſe ſeines Herrn, wie ein Jäger losſchoß, die Hand auf's Rohr geſtemmt, die Augen auf das Wild gerichtet, das erlegt werden ſollte.

Die Begrüßung, mit welcher der Kanzler der hochberühmten Frau auf halber Stiege des Frölich'ſchen Hauſes entgegenkam, war ſehr gemiſcht. Er war Diplomat und ſeine Tochter ſpielte aus Vornehmthuerei noch die Papiſtin. Aber eine einmal mit den Menſchen geknüpfte Bekanntſchaft nimmt uns für's Erſte auf einen Augenblick das Ruder unſers Weſens aus der Hand. Bald gleiten wir aber dahin, wohin uns unſre Intereſſen führen.

Argula war von ihrer Reiſe, jetzt vom Erſteigen mehrerer Treppen vollends ermüdet.

Schnell richtete Jutta, die der Freifrau vom Sterbelager der Priorin Schwarzenberg bekannt war, die Kiſſen eines Polſterbetts zurecht, auf welchem die Freifrau Platz nehmen konnte.

Ein großer Nußbaumholztiſch mit zierlich ausgelegter Arbeit wurde durch theilnehmende Geſchäftigkeit vom Ruhebett abgerückt.

Argula nahm den Ehrenplatz wider Willen ein.

Nachdem ſie beim Eintreten gleichſam nur allein mit dem freundlichen Glanz ihrer Augen geſprochen hatte, begann ſie den Vortrag ihres Anliegens mit milder, doch feſter Stimme.

## Siebentes Kapitel.

### Geld ist Macht.

Vogler stellte seine Tochter vor, welche Argula seit dem Tode der Schwarzenberg auf der Veste Schwarzenberg nicht gesehen.

„Ihr seid noch gewachsen, sollt ich meinen," sagte die Freifrau, indem sie Jutta musterte, die roth geworden war über manche vom Vater gesprochene Unwahrheit. Denn mit ihren beiderseitigen Gedanken pflegten sie beide weit, weit eher überall, als beim längstvergessenen Sterbebett jener Barbara von Schwarzenberg zu verweilen.

„Aber noch an die Ehe seid Ihr nicht herangewachsen," fuhr Argula lächelnd fort. „Aber Euch ist es wohlgethan. Bleibt es doch immer ein rühmenswerthes Frauenwerk, einem guten Vater sein Leben verschönern, ihm sein Loos, das ihm die Undankbarkeit eines Fürsten bereitete, vergessen zu lassen."

„Undankbarkeit eines Fürsten —" bei diesem Wort verweilten noch des Kanzlers Gedanken. Doch unterbrach er die Vorstellung, die sich ihm sofort im Stillen bildete: Für den Markgrafen scheint die Frau nichts Gutes zu bringen!

mit den Worten: „Daß ich mein eigen Weib, Juttas treue Mutter, vor Kurzem verloren habe, wisset Ihr doch wohl?“ ſagte der Kanzler.

„Erfuhr's erſt in Nürnberg,“ ſagte Argula, „wohin es Euer Schwager, Herr Frölich, geſchrieben —! Dieſer iſt jetzt hier im Amt. Ja, in ſeiner eigenen Ueberſetzung der Pſalmen, die uns freilich nicht mehr genügen kann, ſeitdem Davids Reden von Luthers Feuerlippen aufgefangen und wiedergegeben worden ſind, muß man den Troſt ſuchen: „Unſer Leben iſt ein Schemen, der dahin fährt!“ Der Tod hat ſie von langem Leiden erlöſt.“

Vater und Tochter ermangelten nicht, ihren Mienen den Ausdruck zu geben, der ſich für die von ihrem Beſuch angeregte Erinnerung geziemte. Vogler that es mit aufrichtiger Ergriffenheit. Auch die Erwähnung ſeines treuen, lieben Schwagers, Georg Frölich, hätte ihn freundlich berühren müſſen, wäre nur nicht Luther über ihn geſtellt worden. Zum Glück hatte der vorurtheilsloſe Frölich bis ſpät am Mittage in den Rathsſitzungen zu thun.

Bald jedoch verdrängte die Spannung auf den Anlaß des überraſchenden Beſuchs jede andere Empfindung.

„Ich wollte zu Euch nach Ansbach und komme nach Augsburg, weil ich damit Kaufbeuern verbinden kann. Ich muß mein Herz von einer Laſt befreien, die ich in meiner Abgeſchiedenheit nicht zu tragen vermag. Wo konnte ich über die Dinge, die ſich am Ansbacher Hofe begeben, beſſere Ausweiſung erhalten, als bei Euch? Sagt mir zuvörderſt, ich faſſe es nicht, was kann meinen Vetter, Wilhelm von Grumbach, bewogen haben, aus dem Würzburger Dienſt in die

Dienſte des Markgrafen zu treten oder verbindet er Beides?"

Ein Stichwort war gefallen. Vogler ſpitzte ſein Ohr und drückte die Augen zu und machte die Gebehrden des Geldzählens. Er ſowohl, wie die nicht minder raſch urtheilende Tochter erkannten ſogleich, daß am Ende ein Zuſammenhang dieſer Heimſuchung mit dem Stelldichein im Markolsheimer Waldgrunde ſtattfand. Die Kundſchaftung der Knechte wurde von Argula berichtet. Jutta, die von Fürſten, regierenden Häuptern, geträumt hatte, fiel aus den Wolken. Das war, wie die letzten Strahlen der Sonne, die allmälig aus dem Erker entwichen, den ſie vorher noch ſo magiſch erleuchtet hatten. Nun lag ihr das ganze Zimmer im Schatten! Der Vater blieb aber geſpannt wie bisher.

„Ihr wiſſet," wiederholte Argula, das Schweigen ihrer Zuhörer für den Ausdruck der theilnehmendſten Aufmerkſamkeit nehmend, „was am Hof von Ansbach vor ſich geht. Den Markgrafen habt Ihr zu lange in der Hand gehabt, als daß er Euch nicht wie ein offenes Buch ſein ſollte. Die evangeliſche Chriſtenheit iſt in Betrübniß über den Geiſt der Lauheit, der plötzlich von einem Brandenburger ausgeht, der vor ſechs Jahren dem Kaiſer ſeinen Kopf hatte hingeben wollen, wenn ihm dieſer die Zumuthung ſtellte, eine Proceſſion mitzumachen. Seitdem aber iſt dieſer Fürſt, ſonſt ein Hiskias, den man ſchon, ehe es Abend geworden war, den Frommen genannt hat, eher ein Manaſſe geworden. Iſt es nicht, als hätte er, wie die Männer beim Trunk zu thun pflegen, Gott und der deutſchen Nation etwas im Rauſch verſprochen, ſich da des Größeſten hoch und theuer vermeſſen und nun, ſo er

es halten soll, bereut er es? Nur um ihn zu schonen und nicht zu erzürnen, schweigen die Männer von Wittenberg. Ich weiß es, Luther hat diesen Fürsten kaum davon abhalten können, wieder eine Art Messe in brandenburgischen Landen aufzurichten. All' sein Sinnen geht auf die güldenen Kälber, die ehernen Schlangen, die Israel sonst verehrt hat. Ich kenne, was diesen Brandenburgern allen der listige Satan zutraut. Sie vermeinen, der Geist und der Glaube aus dem Geist mache die Menschen widersacherisch in allen Dingen der Zucht, hemme des Staates Ordnung, lasse den Bauer nicht mehr frohnden, den Bürger nicht mehr steuern, den Ritter nicht mehr für seinen Landesherrn in den Stegreif springen. Ist das aber darum erhört, Euer Herr hat vom Papst einen Botschafter angenommen! Im vorigen Jahr ereignete sich solcher Greuel! Und statt an Schmalkalden zu halten, statt den Meinungsverwandten, Fürsten von Hessen und Sachsen, das Gewicht seines Namens zu leihen, tritt der Abtrünnige sogar zu dem Bunde hinüber, der im Namen der Jungfrau Maria und des heiligen Georg neulich in Ingolstadt, unsrer Pfaffenhöhle, aufgerichtet worden ist. Reicht meinen Bayernherzogen, reicht den antichristlichen Meßpfaffen von Salzburg, Eichstädt, Würzburg, Bamberg die Hand zur Freundschaft! Helft den alten verschlissenen, in Fetzen gegangenen Schwäbischen Bund, allzeit Oesterreichs Herold- und Büttelmantel zur Execution deutscher Freiheit, wieder neu zusammenflicken! So schlage Gottes Zorn in die leidige Narretheidung, welche wir all' schon diesen Brandenburgern zu danken haben, sowohl denen an der Spree, wie denen an der Havel, in Kulm- und Ansbach! Ich spreche noch nicht einmal vom Erzbischof von

Mainz und Administrator Magdeburgs und den päpstlichen Sporenrittern."

Dieser Ausbruch des Unwillens stimmte mit den Anschuldigungen zusammen, für welche Vogler und seine Tochter seit zwei Jahren früher die geläufigsten Bezeichnungen bereit hatten, als sie noch in Windsheim waren und der einzige freisinnige Albrecht von Preußen ab und zu über die Fehler seiner Brüder schrieb. Vogler gestand zwar nicht, daß er in Augsburg war wegen — neuer Livréen, welche die eitle dritte Gemahlin des alternden Markgrafen von ihren Dienern getragen wünschte. Nur wegen Geld, das die Paumgärtner vorgeschossen. Das warf er als selbstverständlich für seine Mission nur hin.

„Der Kitzinger Pfarrer, Mayster Martin Möglin", sagte Vogler kopfnickend, „hat schon vor sieben Jahren eine öffentliche Ermahnungsschrift an meinen Erlauchten ausgehen lassen, die Proskeleusis, von welcher Ihr wohl gehört haben werdet — Proskeleusis ist soviel wie der Zungenschlag für ein schlummerköpfig Pferd — sie wirkte damals Wunder und mußte neu aufgelegt werden. Die Hohenzollern haben große Dinge im Kopf und glauben sie nur durch das Haus Habsburg erreichen zu können. Ist die Zeit reif, so stoßen sie auch dies zurück."

„Ritt denn Sanct Georg ganz gemächlich," fuhr Argula fort, „als er den Lindwurm stach? In Nürnberg hab' ich den Sanct Georg vom Albrecht Dürer gemalt gesehen, ja, wahrhaftig, der ritt ruhig und gar fromm! Aber er hatte schon überwunden! Schleppte schon das erlegte Thier hinter sich! Darf man der Mär trauen, so hat dieser Euer Georg in Ofen mehr Turnierstecherei gehalten, als Schule was er

doch ſollte bei dem armen, jungen Königsblut, das damals in ſeinen Sünden vor'm Türken hat umkommen müſſen. Mit dem Sohn des Caſimir, dem Albrecht, deſſen Mutter, die böſe Mutter, noch wieder einen Mann gefunden hat, ſoll's ebenſo ſein! Sagt, iſt's denn wahr, daß in Ansbach, wo ſie den Fürſten den „Frommen" nennen, immer noch ſo viel Poſſen, Hoffeſte, Maskeraden, Concerte, Vergnügungsſpectakel, Schlittenfahrten getrieben werden, wie dazumal, als Land und Leute in Ungarn und obenein der König von dem Brandenburger nur lernten, wie ein gut deutſch Manöver beſchaffen ſein mußte, ein deutſch Gejaid mit Meute oder Falken? So war's wohl kein Wunder, daß ſein Schüler, König Ludwig dazumal, um einen Zobelpelz zu gewinnen, der ihm gefiel, Kronengüter verſchenkte! Solch ein Erzieher des künftigen Erben dieſer brandenburgiſchen Lande! Soll den Albrecht, den Sohn Caſimirs, zu Gottesfurcht und tugendlichem Adel geleiten, wie ſich ſolches für einen künftigen regierenden Herrn geziemt! Des Prinzen Albrecht Mutter, die neue Eheſrau des Pfalz-Neuburgers, hab' ich als Münchener Hofdame kennen gelernt. Das iſt ein Weib! Der arme Ottheinrich von der Pfalz! Wie ihre wilde Schweſter, die den Ulrich von Würtemberg toll gemacht hat! Daß ſelbige nicht Weiber geweſen, angethan, um Männer glücklich zu machen, eher wie die Sabine ihren Ulrich von Würtemberg zum Uebelthäter und Mörder, das erkannte ich ſchon in München, wenn ich ſie im Schloß oder in unſerm Kloſter, wo die Mutter Hof hielt, ſo raſen ſah, daß den Nonnen und uns Hofdamen himmelangſt und von der Frau Herzogin Mutter verboten wurde, davon zu ſprechen. Des Prinzen Mutter,

gar mit Vergnügen ein ſchlechtes Buch und billigen es, wen der Verfaſſer deſſelben dafür beſtraft wird. Es iſt das d Conſequenz einer Zeit, wo die Philoſophen lehren: „Es gi zwar einen Gott, aber man kann ſein Daſein nicht be weiſen.“

Die ſtille, ſanfte Wärme des Gemüthes iſt unſrer Ze fremd. Dichter, welche auf ſie zu wirken ſuchen, würden ein ſam daſtehen und verhungern. Aber wer die lodernde Flamm der Leidenſchaft zu ſchüren weiß, wer ſein Licht in jene Zugwind ſtellt, wo man Fackeln haben muß, um ſie nic vom Winde auslöſchen zu laſſen, dem folgt die jubelnde un ſchnell erregte Menge. Denn man muß eingeſtehen, daß Alle was von energiſcher und origineller Moral in unſrer Ze vorhanden iſt, von der Beziehung des Individuums zum Al gemeinen ausgeht. Haben wir Tugenden, ſo ſind es politiſch oder, was daſſelbe ſagen will, polemiſche. Weiche Charakte wurden ſtark, wenn ſie mit den Ereigniſſen in Berüh kamen. Pöpin, der Mitſchuldige Fieſchis, weinte erſt, a er vor'm Pairhofe ſtand, und rauchte hinausfahrend auf Schaffot gemüthlich ſeine Pfeife. Die Situationen ſind ſchwi riger geworden in unſrer Zeit, und da Selbſterhaltung unſe egoiſtiſches Princip iſt, ſo wachſen uns in ſchwierigen Momen ten die Schwingen, ſo daß aus Hänflingen Geier werde Es iſt zuletzt der Enthuſiasmus der Ueberzeugun eine Kraft geworden, die unſrer Zeit mit den Anfängen de Chriſtenthums und der Reformation eine Aehnlichkeit gib Wäre der Glaube, der unſre Zeit bewegt, ein gen Himm gerichteter, wir würden bei unſern Zeitgenoſſen ein noch we größeres Entzücken, den Scheiterhaufen zu beſteigen, wahr nehmen, als wir jetzt ſchon knirſchende Ergebung und ſtil

Suſanna, war ſchönen Angeſichts, ja ſie verſtand ſich wie eine Gauklerin zu putzen. Hat ſich dann auch als Wittib ſchnell wieder reſolvirt und einen neuen Mann genommen, der ſchon früher auf ihrer Hochzeit ihr Brautführer geweſen ſein ſoll. Aber eine Falſchheit, eine Tyrannei hatte die Frau im Gemüth, die noch bis zur Stunde das fromm-chriſtliche Blut, den armen Pfalzgrafen Ottheinz, der einſt im Heidelberger Schloß ſein Sterbelager finden wird, zum Spielkreiſel ihrer Launen machen wird."

Vogler deutete wiederum mehr durch ſtumme Geberden, als mit Worten an, wie ihm das alles ſo durchaus bekannt und aus der Seele geſprochen war, und wie er ſelbſt darunter genug hätte leiden müſſen.

„Von Allem, was bayriſch iſt," fuhr Argula fort, „läßt ſich zu Nutz des Evangeliums und unſers Deutſchlands nichts erwarten. Die Hohenzollern, die hatten, meinte ich immer, nicht blos in ihrem Wappen, ſondern in ihrem Thun vier Säulenſchafte, bei deren Anblick ich gern mit Petri 2 geſprochen hätte: „Siehe, ich lege einen auserwählten köſtlichen Eckſtein in Zion!" Aber leider, wenn ich in Preußen Euern gnädigen Herrn, den Herrn Herzog Albrecht in Königsberg, ausnehme, haben ſich auch die Hohenzollern mit ihren vier Säulenſteinen lange ſchon ſelbſt verworfen. Immer nur Wien! Immer nur der Kaiſer! Der Kaiſer hat einen Grafen zum Burgherrn von Nürnberg gemacht, den Burgherrn zum Markgrafen, den Markgrafen zum Kurfürſten. Was jetzt noch kommen wird, wo in Berlin Alles katholiſch bleibt und kaiſerlich, wie zu Zeiten Albrecht Achilles — wer weiß! Saget nur, was dünkt Euch von meines Vetters Amtirung in Cadolzburg?

Cadolzburg ist die nächste Veste der Brandenburger an Nürnberg. Nürnberg haßt die Brandenburger bis zum jüngsten Tag. Den Schreckenstag von Affolterbach vergessen sie ihnen nie. Dieser Grumbach ist allerdings der rechte Mann, aber er hat Häuser und Burgen, Rosse und Reisige, regiert in Würzburg, hat ein Amt in Tettelbach, hat daheim ein Weib, Kinder und geht hinaus in die Fremde, mutterseelallein, um Brandenburg zu dienen? Wie hängt das zusammen?"

Vogler hatte den scharfen Blick verstanden, mit welchem ihm Jutta sagen wollte: Aeußere Dich mit Vorsicht! Sie war einmal in Würzburg gewesen und Frau von Grumbach, die geborene von Hutten, hatte sie mit aller Herrlichkeit der schönen Stadt begrüßt und erfreut.

Dem Vater erglänzte jedes von den Wirbeln der großen Welt umgetriebene Stäubchen in der Sonne der Hoffnung mit buntfarbigem Schimmer. Argula war in den Welthändeln so heimisch, war für ihre eigene Person mit den Triebrädern der Begebenheiten so im Umschwung, wie konnte er da die Gelegenheit, in verglimmender Asche zu schüren, Funken zu Flammen anzublasen, irgend etwas, das Tragweite hatte, mit in Schick zu bringen, vorübergehen lassen! Wäre nur erst der morgende Tag vorüber gewesen!

„Ihr beschämt mich, edle Frau," sagte er, sich mäßigend, „durch Euer Vertrauen. Ihr überschätzt in Wahrheit meinen Einfluß! Wohl habe ich Ursache, dem Markgrafen zu zürnen. Ja ich darf ihm gram sein, ich kann es wohl sagen, aus zahllos mehr Ursachen, als irgend wer in der Welt weiß. Ihr erblickt in ihm nur den wankelmüthigen Freund der evangelischen Sache. Ich dagegen könnte Bücher schreiben,

wollte ich alles berichten, was ich für Seine fürstliche Gnaden und nicht nur für sein hiesiges Land, sondern für alle brandenburgischen Lande, in Ungarn, Böhmen, Schlesien, Polen, Preußen, in den alten und neuen Marken, gethan habe, und doch wurde ich ein Opfer seiner Gemahlinnen — auch die jetzige, die sächsische Amalie, ist eine Papistin, wie ja auch ihre Brüder, Moritz und August, ganz papistisch erzogen werden — ein Opfer bin ich des Abenteurers Pendorf, des alten Seckendorf, der Verschmitztheit des Dr. Bastel Heller — das weiß alle Welt. Ich bin zwar restituirt, aber wie! „O, edle Frau," fuhr er auf und abgehend und der Winke Jutta's nicht achtend, fort: „Unsere Fürsten möchten die Welt einreißen, möchten Bauer, Bürger, Adel niedertreten, und haben nicht die Mittel, eine Woche über keine Bettler zu sein. Selbst der Kaiser weiß nicht mehr, wie er seinen Gott den Herrn auf Erden ohne Geld spielen soll. Die Brandenburger habe ich in den sieben Söhnen des alten Friedrich, den sie eingesperrt hielten, ausstudirt. Der beste, ja, Ihr habt recht, das ist der in Preußen. Aber an allen andern hat Gott reiche Gelegenheit, seine grundgütige Geduld und Langmuth zu bezeugen. Nicht, daß ich ihren Herzen nachsagen könnte, daß sie, wie die Schrift sagt, mit Tücken umgehen, im Gegentheil, die leichtsinnigen ausgenommen, so den Weibern anhängen, wie Gumprecht, der Dompfaff in Rom, haben sie sogar einen Willen auf das Gute. Das Uebel ist nur, bei den Brandenburgern verkehrt sich das Gute immer durch allzuvieles Klugseinwollen. Und sie sind immer nur insoweit klug, daß sie kein Gaul überrennt. Sie studiren, einer Mücke Fallen zu legen. Nehmt diesen Georg! Den Kopf bot er vor sechs

Jahren dem Kaiſer, wenn ihm nicht ſeine mitgebrachten Prediger in einer augsburger Kirche den Gottesdienſt auf ansbacher Art halten ſollten. In der Meſſe im Dom aber, als zum Sanctiſſimum geklingelt wurde, da hat er doch gekniet. Nun wieder kann er nicht verwinden, daß unſere evangeliſche Kirche, wie er ſagt, keine Art und keinen Schick mehr hätte. Ewig Pfaffferei! Ewig Büttelei! Solche Menſchen haben zweierlei Gemüther, ſo daß, was unſer Herr am jüngſten Tag geſagt hat: „Zwei werden im Felde ſein; zwei werden auf der Mühle mahlen miteinander und wieder wird der eine angenommen, der andere verlaſſen ſein!“ hier auf Eine und dieſelbe Perſon paßt. So kenne ich ihrer, die für ſich allein beides ſind zum Angenommen- und zum Verlaſſenwerden. Im Markgrafen graben und mahlen ſogar nicht einmal ihrer zwei, ſondern ihrer fünf, ſechs ſolcher rumoriſchen Mühlräder nebeneinander und einander entgegen. Daſſelbe Menſchenkind, das in Ofen, ſtatt Ungarland zu regieren und ihm einen gottesfürchtigen, bei ſeiner Jugend noch den Weibern entſagenden König zu erziehen, vor dem ſchönen Frauenzimmer den Pickelhäring machte, kann mit einer, man möchte glauben, aufrichtigen Buße Sack und Aſche auf ſein Haupt ſtreuen, und wirklich vom Tiſch aufſpringen, wenn einer beim Trunk gelegentlich Gottes Ordnung geläſtert. Setz' Dich doch aber nicht hin zum Trunk, du ſeltſamer Judas, daß man ſchier vermeint, nun müßte die Gabe Gottes zur Naſe heraus! Denn er ſäuft! So was zu erkennen bringt es die ſieben ſchlächtige brandenburgiſche Mühle nicht. Edle Frau, kaum wird ein Geſandter aus Rom gemeldet und die hohe Ehre, die in ſolcher Huldigung läge, wird dann wie Weihrauch eingeathmet.

wie Rosinenwein geschlürft, so drehen sich die Flügel meiner Mühle dem Winde zu. Dann müssen die kostbarsten Decken aus den Truhen, alle Wämser werden mit neuen Borten besetzt und käme dazu der Hofprediger und spräche ein Wörtlein gegen Hoffahrt und Römerei, so ist Glanz, römische Herrlichkeit grade das Rechte am Christenthum, und dem gemeinen Mann die Furcht Gottes und der Respect vor der Obrigkeit zugewiesen. Bekommen aber plötzlich Seine Fürstlichen Gnaden Zahnweh vom vielen Tanzen und Schlecken von Süßigkeiten oder vom Zugwind des fürstlichen Hoflagers, und der päpstliche Legat ist fort und hat mehr Aufwand gekostet, als Ehre eingebracht, so entsteht wieder eine große Gewissensangst und die Predigt Besuche im Sanct Gumbert werden selbst auf Nachmittag angesagt. Ja, das ist unser Hof! Das Uebrige ist dann das leidige Geld. Die hohen Grafenkronen und Herzogshüte, die unser Markgraf in Ungarn, Böhmen und Schlesien durchaus sein nennen will, sitzen alle sehr wackelich, wenn sie nicht mit dem rechten goldnen Vlies gefüttert werden. Ein paar tausend Goldgulden habe ich von den Paumgärtnern hier losgeeist! Lauter papistisches Volk!"

„Der Zapolya ist protestantisch trotz des Martinuzzi," begann Argula.

„Vater! Rege Dich nicht mit gefahrvollen Dingen auf!" unterbrach Jutta, ging ab und zu und schlug dabei die Thüren zu.

Als die Aufpasserin des Vaters einen Augenblick fort war, hatte der alte Diplomat, den es ärgerte, auf Wartegeld gesetzt zu sein, der aber einen eifrigen Briefwechsel mit

Königsberg führte*), Gelegenheit, zu flüſtern: „Euer Vetter muß in der Nähe ſein! Der neue Oberamtmann von Cadolzburg. Lieber Himmel, es ſind nur 200 Gulden. Für mich, der ich ebenſo viel von meinem Herzog in Preußen beziehe, immerhin ein Einkommen — aber ein Grumbach! Ja, Ihr habt Recht! Es geht etwas vor. Sie ſagen, der geſammte deutſche Adel wolle —"

Da trat Jutta wieder ein. Ihr Vater biß ſich auf die Lippen. In Würzburg hatte ſie zu köſtliche Tage verlebt.

Argula war in ſchmerzliches Sinnen verſunken. Mit des Kanzlers beredten Worten waren Urtheile ausgeſprochen, deren größrer Theil ihre ganze Zuſtimmung hatte; manches in ſeinen giftigen Ergüſſen überredete ſie weniger.

Inzwiſchen kam der Hausherr und brachte Anfragen, ob wirklich die berühmte Argula von Grumbach bei ihm eingekehrt ſei. Sie kamen von Barthel Welſer, Hans Honold, von einem Langenmantel, erſten Namen Augsburgs, entſchiedenen Lutheranern.

„Sie ſollen Alle willkommen ſein!" rief der Rathsſchreiber. „Echt! Echt! So bekomme ich ja durch Euern Beſuch, edle Frau, das Geriß!"

Die ehrwürdigen, bedächtigen Herren erſchienen in der That, begrüßten die Freifrau und verſchmähten weder den Sitz am Tiſch, noch den Trunk Wein, der ihnen vorgeſetzt wurde. Die Stimmung wurde immer heiterer und angeregter. Die hereingetragenen Lichter, die blendenden Gedecke des

*) Der Verfaſſer dieſes Buches beſitzt dieſen ganzen Briefwechſel aus dem Königsberger Archiv.

Tiſches mehrten dieſelbe. „Nein," ſagte Argula theilnehmend zu Frölichs Gattin, der Schweſter Voglers, und auf deren ſich regende Geſchäftigkeit blickend, „in Euerm Stüble hier habt Ihr ein ganz Königreich um Euch! Wie ſich das regt und tummelt, um Euch die Unlaſt, die ich ſchaffe, abzunehmen! Aber uns Frauen thut das ja wohl! Dann wiſſen wir doch, daß wir in der Welt zu was nutz ſind und Gott der Herr auch die Sandkörnlein gezählt hat! Ich freilich," fuhr ſie fort, „bin nicht häuslich. Da, wie eine Eurer herrlichen Forchinen (Forellen) komme ich mir vor. Ich brauche allzeit um fortzukommen, Steine, Klippen, Sprudelwaſſer. Kopf oben, Kopf unten! Und doch hab' ich bei den Bayernherzogen Ruhe verſchreiben müſſen! Engel traten zu mir mit Friedenspalmen und ſagten: Schreib um Deines Gatten, um Deiner Kinder willen! Und Chriſtus ſprach zu mir: Siehe mich doch an, wie ſich Eins ergeben muß! Hänge nicht Deinen Träumen nach, ſondern überlaß es Andern, die gute Sache weiter zu führen! Aber jetzt will's mir manchmal doch das Herz abdrücken, daß ich nicht wie gleichſam von den Todten erſtehen darf, und wieder ein ehrlich, offen Wort hinausgehen laſſen kann — als beiſpielsweiſe an dieſen Euern Brandenburger in Ansbach —"

Jutta, die ſich den Schein des Bedienens ſo vornehmer Herren gab, warf ärgerlich eine Thür zu. Frölich lächelte. Er wußte von Juttas Abneigung, daß der Vater die Großen reize. Sie wollte mit den Großen gehen. Frölich leitete raſch in ein anderes Thema des Geſpräches über. Argula ſchilderte ihr Dörflein, wo ſie wohnte; durchſchnitten von der Volkach, lehnte es ſich an den grünen Eulenberg, eine Ab-

dachung des Steigerwalds. Die Kirche des Orts, obschon mit einem schlanken, vielversprechenden Thurm geziert, wäre nur klein, und um so weniger könnte sie die Menschen fassen, die zuweilen wenn ein Prediger aus Schweinfurt die Kanzel betrat, zuströmten.

Bis in den Anfang der Nacht unterhielt sich die Freifrau mit den hochgebildeten Männern und den theilnehmend aufhorchenden Frauen. Es war ein wohlthuendes Gespräch. Kamen allzu gelehrte Dinge auf's Tapet, so gewann die ehrwürdige Dame Muße, nur mit den Frauen zu reden. Als Argula gerade die Worte gesprochen: „Der Herr wird alles wohl machen! Denken wir, wie der Apostel an Timotheus schreibt: „Ihm, dem ewigen Könige, dem Unsichtbaren und Unvergänglichen und allein Weisen, ist zu danken!" da erkannte man, daß der Wächter bereits mit dem zweiten Rufe zur Ruhe mahnte, und stand nun von dem blendendweißen großen Tisch im Zimmer auf und nahm Abschied. Die Freifrau lehnte alle Einladungen ab, da sie Eile hatte, nach Kaufbeuern zu kommen. Daß zwischen Vogler und der Freifrau etwas im Werke gewesen, ließ sich erkennen. Doch richtete sich darauf keine Ausforschung. Frölich wiederholte die Voraussetzung, die er schon ausgesprochen, daß Argula wenigstens noch morgen an ihrem Mittagstisch zu sehen sein würde. Die Miteinladung an die Uebrigen, die noch da waren, verstand sich von selbst. Vogler sprach aber von einer möglichen Abhaltung, worauf ihm sofort Jutta Blitze aus ihren Augen schleuderte. Ihr war selbst Grumbach, der Gatte der lebensfrohen Hutten, willkommener als diese Bibelmatadore. Nun dankte auch Argula und nahm mit herzlichen Worten Abschied. Sie wollte in aller Frühe nach Kaufbeuern.

## Achtes Kapitel.

### Der Unbekannte.

Die vier Schneider aus dem untern Lechviertel der Stadt hielten es denn doch für angemessen, sich einer möglichen Gefahr nicht allzu kühn auszusetzen. Deshalb hatten sie noch zwei Gevattern des braven, schlichten, an sich unkriegerischen Vater Hayfermann in's Vertrauen gezogen, einen Zeugschmied, dessen Hauptbeschäftigung im Pfannenschmieden und Löthen bestand, und einen gemüthvollen Radfelger. Letzterer, dessen Thätigkeit ständig auf Fuhrwerk ging, wußte einen bequemen Leiterwagen aufzutreiben, an welchem der sachkennerisch Auftretende den Kutscher machte.

Pfefferkorn war der Entschlossenste. Dieser war zwar nicht von besonderer Leibeslänge, aber er hatte die Scheere schon zuweilen als Schwert gebraucht und wäre so bewaffnet gleich in den Türkenkrieg gezogen. In der That setzte er die Pickelhaube auf und legte den Brustharnisch der Bürger an.

Das Fräulein Jutta Voglerin hatte die größte Diplomatie anempfohlen. Die Schützen sollten nur sänftiglich längs dem Markolsheimer Grunde vorüberstreichen, wie wenn sie auf dem Markt in Burgau ein Geschäft zu verrichten hätten und sich

blos ihrer Haut gegen etwaige Strolche wehren wollten. Am Thor war die Legitimation allbekannter Bürger unverfänglich.

„Wenn ſie Euch aber aufgreifen und irgendwohin nach Spanien entführen!“ jammerte Frau Hayſermann, indem ſie die reichſten Vorräthe an Proviant mit der holden Martina zur Verpackung vorbereitete. Auch Martina zagte. Das Fräulein Jutta gefiel ihr gar nicht. Dieſe war ſo hochmüthig. Und von dem Stauffer hörte man nichts. Bei dem Herrn Paumgärtner wagte Keiner anzufragen. Der bayriſchen Freifrau, die ſo liebevoll nach ihm fragte, hatte man nichts mittheilen können.

„Dann kommen wir als geadelte Hauptleute zurück!“ tröſtete Pfefferkorn und putzte ſeinen Bruſtharniſch blank, den ihm der erſte Lehrbub angeſchnallt hatte. Luſtig beſtieg er den Leiterwagen. Dieſer beſtrich das öſtliche Thor, die Feſtungswerke. Als man freie Luft fühlte, galt es den Flaſchen voll Seewein. Dem brandenburgiſchen Geſandten, der zwanzig Livreen beſtellt hatte und Vorſchuß gezahlt, konnte man ſchon ein Lebehoch bringen.

Indem Pfefferkorn Vielerlei Kühnes erzählte, was er von Karl dem Großen und den alten Römern, auch von den Türken und den Galliern aus der Schule behalten hatte, zog der Wagen die Mannen trotz des Seeweins immer langſamer und ſie wurden erſt froh, als ſie Vogler und ſeine Tochter erblickten, die auf dem Wege gar bedächtiglich zu Fuß die Landſtraße entlang Fühlung ſuchten mit der muthigen Schutzgarde.

Um Augsburg erheben ſich mäßige Anhöhen. Gegen Oſten zu begannen in alter Zeit dichtere Holzungen von

Freudigkeit bei denen antreffen können, welche in den Gefängniſſen zurückgehalten werden ihrer Meinung wegen. Die Regierungen werden in Deutſchland nicht den Muth haben, die deutſchkatholiſche Bewegung mit einem Machtgebot zu unterdrücken. Sie wiſſen, daß zwar nicht Religion, aber bedrohte Gewiſſensfreiheit uns Alle zu Märtyrern machen kann.

Die heroiſchen Tugenden unſrer Zeit fangen erſt dann an, wenn ſie gegen das Hergebrachte anſtoßen und uns mit dem Schrecken erfüllen, es könnte wirklich eine andre Moral geben, als die der Tradition. Da wird, um mit Jacobi zu reden, gelogen und betrogen; aber nach dem ſchönen Beiſpiel, wie Pylades log, als er ſich für Oreſtes ausgab. Da wird gemordet; aber wie Timoleon mordete, der die Tyrannen vertrieb. Da werden Eide gebrochen, wie Epaminondas ſeinen Eid brach, als er wider Pflicht und Befehl den Sieg bei Leuktra gewann. Da werden Dolche in die Bruſt geſenkt wie Cato that und Otho, von denen der eine nicht die Schmach der Republik, der andre ſeine eigne nicht überleben wollte. Bei ſolchen Gedankenverbindungen — da werden wir ſie laufen und rennen ſehen, geſchäftig, thätig, glühenden Auges, unſre Väter, Brüder und Kinder; hier iſt das Centralfeuer, von welchem aus unſer Leben ſeine Wärme erhält. Hier hat das Jahrhundert keine Scropheln mehr, keine krummen Beine, iſt keine Kartoffeln, hungert nicht und ſiecht; ſondern da haben ſie alle die Genüge und Fülle an himmliſcher Koſt und glänzen wie die Auserwählten des Herrn, die auf weißen Streitroſſen in goldner Rüſtung zum Kampfe mit den Mächten der Finſterniß ziehen!

Dieß ſind die Menſchen wie wir ſie brauchen werden, um das Gemälde unſrer Zeit vollkommen zu geben. Mit

Eichenſtämmen, Roth- und Weißbuchen, reich an Wild, ſo Klauen- als Federwild. Auf die Schonung des erſteren richtete ſich ein ſtrenges Augenmerk. Verließ man die Stadt, ſo war, wenn man Heu- und Fruchtſtadel hinter ſich hatte, von allen Seiten der Blick vorzugsweiſe den verſchiedenen Galgen zugewendet, dieſen damals zu jeder Zeit reichlich mit gehängten Vögeln, Gerippen, verſehenen Wahrzeichen aller Städte. Nur wenn einmal die Peſt ausbrach oder ein hoher Beſuch erwartet wurde, der Kaiſer zur Jagd, dann erſt entfernte man die Reſte der armen Sünder. Bei einem ſolchen Anlaß ſammelte man gelegentlich in Augsburg unter einem Galgen 230 Köpfe! Die Waſenmeiſter (Abdecker) hatten ſtetig zu thun. Sie durften ſich dafür an dieſem und jenem Luxus im Leben ſchadlos halten. Scharfrichter durften goldene Ringe und Ketten, bunte Kleider tragen, ihre Töchter durften ſich wie Fürſtinnen ſchmücken, und Mancher war da ſchon bös angeführt worden, wie durch den „Scheln von Bergen“. Nur nicht eſſen durften die Nachrichter, wo Andere aßen, nicht trinken, wo Andere tranken. Eines Würzburger Scharfrichters Anmaßung, ſich einmal mitten unter eines Barbierers Hochzeitsgäſte, als ſich dieſe auf einer öffentlichen Zechſtube zum Mahle verſammelt hatten, zu ſetzen, veranlaßte, daß die Bärte aller Würzburger Domherren ſo lange unraſirt blieben, bis der Ehre der Barbierzunft ſolchem Unterfangen des Scharfrichters gegenüber eine nachdrückliche Genugthuung durch eine exemplariſche, über den Scharfrichter verhängte Strafe zu Theil geworden. Oft mußten das Holz und das Eiſen an den Armenſünderſtühlen auf den drei Beinen erneuert werden; in Wind und Wetter wurden die Balken morſch, die

Ketten und Klammern wurden roſtig. Einfach geköpft zu werden, war eine Gnade und beinahe ehrenvoll. Die Schärfungen mit glühenden Zangen, Feuer, Strick, dieſe machten das Uebel arg und trafen Brandſtifter, Diebſtahl, fleiſchliche Vergehungen. Die kleine Aiſch, an welchem Flüßchen unſer Vogler und ſeine Tochter einſt eine Zeit lang in dem noch jetzt ſehenswerthen Windsheim gewohnt hatten, hat eine Nachbarſtadt, Namens Neuſtadt, in deren Annalen zu leſen iſt: „Anno Domini .... wurde am 13. März ein neuer Galgen gebaut auf Geheiß des Bürgermeiſters Kirchmayer.“ Und weiterhin lieſt man: „Am 4. Juli deſſelbigen Jahres wurde der Bürgermeiſter Kirchmayer um ein Vergehen wider die Natur auf dieſem ſeinem neuen Galgen geköpft.“*)

Aber bei Alledem war die alte Zeit geckiſch und wie ein ewiger Mummenſchanz! Saß man wo beiſammen und wußte ſich ſicher, ſo war das Leben des Lebens höchſter Preis und des Lachens gab es kein Ende! Ein Jubeln, ein Spotten, ein Hänſeln herrſchte überall. Nur dann etwa hörte all' die Herrlichkeit auf, wenn die verhängnißvolle Peſt oder der Krieg oder eine Berührung mit den grauſamſten Geſetzen kam, oder wenn man reiſte. Die Landſtraße war unheimlich. Exkanzler Vogler und ſeine Tochter ſchlichen am Galgengraben vorbei und immer im Angeſicht des Dreibeins, dem alten Bannwald zu, wo es gar dunkle und verlorene Stellen gab. Zum Glück hörten ſie immer die mannhafte Schneiderſchaar. Pfefferkorn intonirte mit den Amſeln, den Finken um die Wette die muthwilligſten Lieder.

*) Urkundlich.

Allmälig erſtreckte ſich in aufſteigender Linie rechtsab die mit Burgtrümmern bedeckte Eichenwaldung von mächtigen Stämmen. Ringsum war dieſe von jungem Nachwuchs umwuchert. Patriarchen ſtrecken ſo ihre Hände über die nachklimmende Jugend. Ein Sandweg führte von der Landſtraße abwärts zum Markolsheimer Grund. Hier gab es kühlen Schatten.

Bei beiden Wanderern hatte ſich die Ueberzeugung feſtgeſtellt, daß ſie ſich, wie die Käfer und Schmetterlinge auf den Wieſen, die ſie durchſchritten, wie die Vögel in den Hecken voll blühender Hagebutten und Brombeeren, an welchen ſie entlang ſchlichen, einfach in Gottes gnädigen Schutz zu ergeben hätten. Auch Frölich, dem ſie ſich zuletzt doch vertrauen mußten, hatte ihnen geſagt: „Die Ladung iſt ſonderbar! Es iſt Jemand, der ſich in Augsburg nicht ſehen laſſen darf!“ Der Kanzler ſchritt der Hitze wegen in einem Rock von ſommerleichtem Zeug, mit hochgehenden Schuhen über rothen Strümpfen. Ein ſchwarzes Baret ſaß auf ſeinem Haupt, einen Stab hatte er in der Hand, auf welchen er ſich, da er am rechten Fuß etwas gelähmt war, abwechſelnd ſtützte. Jutta trug ein langes ſchwarzes Kleid von einem glänzenden gewäſſerten Arras, deſſen Schleppe ſie über den linken Arm geworfen hatte. Der mächtige Hut, ein von ſchwarzem Krepp und Perlen überzogenes Drahtgeflecht, ſaß ihr mehr auf dem linken Ohr, als auf der errötheten Stirn. Selbſt auf die Gefahr eines räuberiſchen Ueberfalls hin hatte die Gefallſüchtige um den Hals und die Bruſt ihren beſten Schmuck gelegt.

Als ſich die Wanderer ab und zu umgeſehen und der

Kanzler mit einer allmälig immer beklommener gewordenen Stimme zum öftern und öftern geſagt hatte: „Man hört die Schneider nicht mehr und ſieht nichts von einem Ritter oder Fürſten!“ traten ſie immer tiefer in den Markolsheimer Grund, eine tiefgelegene Eichenſchonung mit einem Bächlein, das in behenden Sprüngen von fernen Gebirgen hergewandert kam. Die Landſtraße war nun verlaſſen.

Jetzt, von allen Feldarbeitern entfernt und ganz dem ſchützenden Ausblick von den wohlbewachten Wällen und Thoren der Stadt entzogen, war ein Verluſt von Freiheit und Leben ſo leicht, wie, nach des Vaters Aeußerung, das Abblaſen einer Samenkrone vom Löwenzahn.

Jutta, ermüdet von ſo ungewohnter Wanderung, in der Hitze doppelt ſchwer die Laſt des langen, Kleides tragend, um Hüften, Schultern und Bruſt nach damaliger Sitte feſt und enggeſchnürt und von dem großen Fächer, mit dem ſie gegen die Sonne und die Mücken kämpfte, handgelähmt, ſchlug vor, die erſte beſte, das meiſte Gras darbietende Stelle zu wählen, ſich daſelbſt niederzulaſſen und die Dinge, die da kommen würden, ruhig abzuwarten.

„Daß wir deſto baß auf der Erde gebunden werden könnten?“ ſagte der Vater, ging dann aber doch auf eine ſchattige Stelle zu, die ihm unter einer Gruppe von Zwergeichen die einladendſte erſchien, denn das Wäglein mit den tapfern Schneidern zog wohlgemuth, die Inſaſſen ſingend und die Flaſchen ſchwingend, vorüber, und wollte etwas weiter hin ebenfalls Raſt machen. Schon ihrer beiden Gäule wegen, für welche man Heu, ſogar Trinkwaſſer mitgenommen hatte.

„Du wirſt ſehen! Es iſt ein reiner Spott! Ich habe

die Nacht von nichts als von Waſſerkünſten und Schwänen geträumt," ſagte der Kanzler.

„Das bedeutet Erbſchaften oder vornehme Verbindungen —" deutete die Tochter.

Zu den Dingen, die den Kanzler am meiſten drückten, gehörten ſeine an den Herzog von Preußen, des Markgrafen Bruder, gerichteten Briefe. In der That machte er ſtatt Beförderung allerlei Störungen im Lande, wie das abgeſetzte Staatsmänner in der Gewohnheit haben. Es wurmte ihn, daß er nicht mehr wie ſonſt volle Macht beſaß.

„Von zween Kindern," murmelte er vor ſich hin, „kann dem Markgrafen noch das gröſzte Unheil kommen! Das eine iſt ſeines Bruders Caſimir Sohn, der Albrecht, den er fürchtet, wie ſich Saul vor David fürchtete, Aſtyages in Medien vor Jahren vor Cyro! Gibt ihm die dritte Frau, die Sächſin, keinen Erben, ſo muß ja Alles, Ansbach und Culmbach, Jägerndorf, Glatz, Alles an Albrecht. Gibt ſie ihm noch einen Erben — Gottes Wege ſind oft wunderlich — ſo muß er theilen. Dann wird es heißen: Wo iſt Caſimirs Erbſchaft geblieben? Wo läuft die richtige Linie, die Ansbach von Culmbach trennt? Wer hat ſich die brandenburgiſche Erbſchaft in Ungarn, Schleſien, Preußen allein ſchmecken laſſen? O, daß noch eine Zeit käme, wo alles ſprechen könnte, was ich täglich niederſchreibe von meinen ſtillen Beobachtungen! Alles, Alles notire ich, was noch jetzt vom Erbe des jungen Prinzen abgeraubt wird —!"

„Und das andere Kind —?" fragte Jutta.

„Nun, das iſt freilich weit weg und wohl vorbei —" Vogler wollte vom Grafen Ilajos ſprechen. „Dieſe

Gefahr," ſagte er, „iſt wohl todt. Manchmal ſchickt der böſe Türkenfreund Martinuzzi noch um einen Beitrag für gewiſſe Venetianiſche Dinge. Hundert Dukaten hatte Georg alle Jahre verſprochen. Der Alte zittert, wenn er von dorther ein Schreiben erhält. „Macht doch die Poſſen nicht!" ſagte ich einmal. „Spart Euer Geld, fürſtliche Gnaden! Der Graf iſt ja todt!" „Für Martinuzzi nicht," antwortete er. „O, der Menſch iſt fürchterlich! Meine Schweſter hat ihn auf dem Gewiſſen! Sie hätte ihn ruhig an ihren Oefen laſſen ſollen!"

Plötzlich unterbrach ſich Vogler und zeigte auf eine mächtige Staubwolke.

„Es iſt der Wind, der von Weſten her weht! Wir werden den Abend Regen bekommen!" meinte Jutta, die ſcheinbar gleichgültig, aber mit allen Gedanken nur nach dem Staubgewölk gerichtet war.

Schon hatte ſich Vogler erhoben. In der That wuchs die Staubwolke und kam immer näher.

„Das iſt ein Troß von Reitern," ſagte er, „ein ganzes Geſchwader!"

Jetzt richtete Jutta ihre Augen mit verdoppelter Stärke auf die herannahende Wolke, erhob ſich, reinigte ihr Kleid, nahm den Fächer von der Erde und bot dem Vater, der nicht wenig bewegt zu werden anfing, den Arm. Die Schneider, die tauſend Schritte weiter im Walde hauſten, waren urplötzlich in ein bedenkliches Schweigen verſunken.

„Du haſt mich in Tod und Verderben geführt!" rief Vogler. „Wie konnte uns ſo der Wahn verblenden! Der Markgraf läßt mich gefangen nehmen! Oder ein elender

Ritter, der von unſerm Reit an Silberzeug gehört hat und auf Löſegeld rechnet, ſchleppt uns auf ſein Felſenſchloß!“

Schon ſah ſeine Verzweiflung an den Schabracken der Roſſe, an den Schärpen der Reiter bald die Farben eines reiſigen Roſenberg, bald die Wappenzeichen eines verrufenen Wildenſtein, zuletzt den achtfach beblatteten Lindenzweig im Wappen ſeiner verhaßteſten Gegner, der Seckendorf.

„Es ſind die Grumbach'ſchen Farben!“ jauchzte Jutta freudig auf. „Mit dem brandenburgiſchen Adler vereint! Der neue Burgherr von Cadolzburg, der brandenburgiſchen Veſte gegen Nürnberg!“

„Das wäre! Was ſoll das geben!“ ſprach Vogler, denn er erkannte in der That Grumbach. „Der Regent der Lande Würzburg!“ ſetzte er mit tonloſer Stimme hinzu. Auch er hatte jetzt die ſchwarzweißen kleinen Wimpel, die an den Stirnbläſſen der Roſſe befeſtigt waren, erkannt und griff unwillkürlich an den Kopf, als hackte ihm der ſo wohlbekannte brandenburgiſche rothe Adler ſchon ſeine Fänge ein.

Aus den Staubwolken entwickelte ſich ein Trupp, wie ſich ungefähr überſehen ließ, von elf bis zwölf Reitern. Alle waren im kriegeriſchen Schmuck. Sie trugen Helme oder Hüte mit wallenden Federn. Bei einigen war die Bruſt mit Panzern bewehrt. Bei andern nur einfach mit Lederkollern. Ueber die Roſſe hinweg ragten mächtige Feuerrohre. Andere der Reiter hatten in den Halftern am Sattel neben dem Schwert gewaltige Streitkolben. Anfangs kam die Truppe ſchneller dahergeſprengt. Jetzt im ſandigen Wege des Waldes, des Leiterwagens mit der ſehr friedfertigen Soldateska gar nicht achtend, ritten ſie langſamer und genoſſen, zugleich mit ihren ſtaubbedeckten Thieren, die ſchattige Kühle.

Nun erkannte Jutta auch den Knecht, der sie auf ihrem Kirchgange so geheimnißvoll gestellt hatte. Dieser grüßte geschäftig und freudig von fern. Heute trug er eine geschwärzte Blechhaube und von gleicher Farbe einen Brustharnisch mit einer über die Verästelungen der Luftröhre angebrachten bauchigen Erhöhung, die erst vor kurzem aus Frankreich herübergekommen und ganz neumodisch war, die sogenannte sonst bei Deutschen nicht übliche „Gänsebrust".

„Sie sind's!" sagte Jutta, und ihr Vater fiel ein, daß er zu erkennen glaubte, wie wahrscheinlich soeben vom über und über bewaffneten Knecht seinem Herrn die nämlichen Worte gesprochen wurden. Man sah es, daß der Knecht zu der Hauptperson des Zuges heranritt, um ihn auf die Wanderer aufmerksam zu machen.

Auf seinem stahlblauen Brustharnisch hatte Wilhelm von Grumbach im weißen Felde den schwarzen Adler. Ueber die Schulter hinweg hing ihm die schwarz-weiße brandenburgische Schärpe. Sein Roß war ein feuriger Rappe. Ob seines so plötzlich gehemmten Schritts schwellten dem Thiere die Nüstern. Das Roß gab schnaubende Töne von sich und scharrte mit den Vorderhufen den Staub auf. Der Reiter, der schnell herabsprang, war nur von mittlerer Statur, behend und fast zart in seinen Formen. Am Haupt, am Kinn, um die Wangen glänzte ein röthlich blondes Haar, das reichlich vorhanden, aber kurz geschoren war. Die Nase war leicht gekrümmt. Ein feines Lächeln, das die festgeschlossenen und sich fast überbeißenden Lippen umspielte, ließ sich schon aus der Ferne beobachten. Den schwarzen Zaum und die mit weißen Troddeln behangenen ledernen schwarzen

Zügel ſeines Roſſes hielt er mit ſchwarzen Handſchuhen feſt. Schwarz und mit weißen Puffen verſehen war ſeine ganze Kleidung, ſoweit ſich dieſe unter dem Bruſtharniſch und den Arm- und Beinſchienen erkennen ließ. Die braunen, hellgeglänzten, von welſchem Leder gefertigten Stiefel gingen bis weit über die Kniee. Nicht an dieſen Stiefeln ſaßen die Sporen, ſondern an den kunſtvollen, in durchbrochener Zeichnung geſchmiedeten Steigbügeln ſelbſt. Von feinſter welſcher Arbeit erglänzte auch der ſtählerne Griff des mächtigen Streitkolbens, der in der rechten Halfter ſtak, während neben der linken Halfter, die einen ſogenannten „Fäuſtling“ barg, das lange Reiterſchwert hing in mattvergoldeter Klinge mit roßhaarumſponnenem, vielfachgewundenem Korbe.

Die nächſten Umgebungen des Ritters waren Männer, die zum Theil jünger ſchienen als er ſelbſt. Jetzt erſt erkannte man, daß einer darunter einen abſonderlichen, faſt einem Topf ähnlichen Helm und noch über den Bruſtharniſch eine fliegende nur über die Schulter angeneſtelte bunte Jacke trug. Dies mußte ein Ungar ſein.

Grumbach wandte ſich zu ſeinen Begleitern rückwärts mit einem Erſtaunen, das Vogler ſogleich für gemacht erklärte.

„Ei, zünd' Du den Weiher nicht an!“ ſagte er, jetzt im beſten Humor. Er merkte denn doch, daß es bei ſolchen Herrſchaften keine Gefahr gab.

„Sonder allen Zweifel,“ fuhr er, indem er Jutta mit ſich weiter zog, mit halblauter Stimme fort, „hat der Knecht eben die Meldung gemacht: Iſt das nicht Herr Vogler? Ich kenne

ihn noch von irgend woher terrarum, ſah ihn Lichtmeß vor etzlichen Jahren, als in der Altmühl die Krebſe ſo groß waren wie die Ottern — ha ha ha! Oder um Gefrees da herum oder ſonſt wo in der fränkiſchen Türkei! Und die jungen Schelme meinen nun, ob ſie mich nicht um den Weg, der auf München führt, befragen oder für den Markgrafen als Ergötzlichkeit zurück mitnehmen ſollten! Ei, Du fuchſiger Satan im Schornſteinfegerkleid —! Gewiß, es wird der Junker von Grumbach ſein! Wie er lacht der Schelm! Ich hab' ihn nur als jungen Fant auf der Plaſſenburg bei Culmbach gekannt!"

Jutta gab dieſen Deutungen des ſchon wieder übermüthigen Papas ihre Zuſtimmung. Sie ſah nicht mehr hinter ſich zu den Schneidern. Die jüngeren Begleiter des Ritters waren anmuthige Jünglinge, die, wie es ſchien, am Begegnen mit einer Jungfrau, ſo hier im einſamen grünen Buſch derartig ballmäßig auftrat, ihre beſondere Kurzweil hatten.

„Ja, werd' ich denn recht berichtet? Wir treffen hier durch Zufalls Gnaden den hochberühmten gelahrten Cancellar Herrn Doktor Vogler und zweifelsohne ſein leiblich und lieblich Töchterlein, Ansbachs Zierde, an welche ich beide, an Vater wie Tochter oft habe denken müſſen? Kommen alle vom Main, von der Tauber, beſuchten die Roſenberge, durchſtreiften das Ries und wollten gen Augsburg, weil wir Geld, Geld brauchen! Geld — das führt allweil nach Augsburg! Dann ſoll's über Donauwörth nach dem alten Hohenzollernthurm zu Cadolzburg gehen. Ihr kennt mich doch? Bin der Grumbacher von Rimpar und ſeit vier Wochen Eures Markgrafen geſtrenger Oberamtmann — der mit

diesen Charakteren schuf sich Napoleon seine Welt, mit diese
wurde sie zertrümmert. Mit diesen Charakteren kämpft d
Positivität, die Diplomatie, auch die Wissenschaft. Wenn w
jetzt einen Abriß unsres Jahrhunderts mit großen und g
wilden Strichen entwerfen, so vergesse man nie, daß d
Menschen, die es beleben, verschiedenen Ursprungs sind, u
daß sie, wenn sie auch eben noch in der Nachtmütze vor eine
Glase Porterbier saßen, sich doch plötzlich in St. George ve
ändert haben können, die uns wie Besessene zusammenreite
und mit denen kein Auskommens mehr ist.

dem Hirsch und dem Hunde von Cadolzburg siegelt — Hab' die Stelle angenommen neben meinen würzburger Amtirungen."

„Dessen hätte ich mich nicht versehen, ehrenfester Junker!" stotterte Vogler, sein Baret lüftend. „Ja, das ist mein tochterlich Blut," zeigte er auf Jutta, „und Jutta lautet ihr Name! War ja auch schon einmal in Würzburg und genoß alldort die Freundlichkeit Euerer edlen Dame in Eurem herrlichen Hofe, Ihr Ritter Immerunterwegs! Ihr waret dazumal in Flandern oder sonst wo. Wünsche Euch Heil im neuen schweren Amt! Der schwarze Hund im Cadolzburger Siegel, den kenne ich gar wohl! Er bedeutet das saure Oberamt! Und des Hirschen flinke Läufe, die deuten auf das Vergnügen, nur zu oft über die Pegnitz nach Nürnberg spazieren zu müssen! Ist darum — eben der Nürnberger wegen — die mühseligste Amtirung im Lande!"

„Drum steht auch," entgegnete Grumbach lachend, „bei Fürth die Kapelle Egidi! Wisset das doch? Egidi wirft dem Hirsch die Hörner ab! Seid versichert, wir lassen uns von den Nürnbergern nicht die Butter vom Brod nehmen! Seit Affalterbach ist der Schrecken vor allem, was brandenburgisch, aus den Pfefferſäcken Nürnbergs nicht heraus. Habt Ihr mir nichts an unsern gnädigen Herrn aufzutragen, Kanzler? In einigen Tagen sprechen Seine Gnaden auf Cadolzburg vor. Sie gehen nach Frankfurt an der Oder zu einer Einigung mit den Vettern von Berlin, Cüstrin, Königsberg —"

Sogleich eine wichtige Mittheilung für Vogler nach Königsberg, die ihn genug aufhorchen machte.

„Habt Ihr was aus Schlesien? Aus Jägerndorf! Und sagt: weswegen seid Ihr überhaupt in Augsburg?"

Eine kitzliche Frage für einen Diplomaten, zu sagen, wegen zwanzig Lakaienanzüge und einer Anleihe bei den Fuggern oder Paumgärtnern.

Doch wagte es Vogler. „Wenn ich Euer Ehrenwort habe —"

Grumbach gab ihm die Hand und machte ein bedenkliches Gesicht, als er den Zweck der Vogler'schen Abordnung erfahren. Auch er wollte eine Anleihe machen. In aller Stille. Ohne Aufsehen zu erregen.

„Wer leiht denn gern?" fragte er.

Vogler zuckte die Achseln und sagte: „Niemand! Schlechte Zeiten! Kein Handel und Wandel! Die Kaufherren werden zu üppig! Wollen alle Barone werden! Das kostet Geld! Solche, wie Hans Honold, die noch einfach und bürgerlich leben, giebt es wenig! Doch ist er geizig. Die Fugger haben alle toll gemacht!"

„Ich möchte fünftausend Goldgulden auf Pfand meiner Güter um Kitzingen und Volkach aufnehmen."

„Schwer, schwer! Und Eure — Pfänder sind zu entlegen, doch ich will sehen —"

„Beeilt es, wenn Ihr könnt! Ich habe so allerlei Projecte im Kopf und hörte gern Euern Rath."

Vogler sah zerstreut auf die Mienen der Jüngeren unter den Reitern und bei diesen eine vollkommene Unbefangenheit.

„Bester Junker," sagte er, der eine Antwort schuldig zu bleiben nicht gewohnt war. „Ihr redet schmeichelhafte Worte zu mir! Indessen will ich zu Euern Gunsten etwas versuchen. Mein Mann (er meinte den Rath Paumgärtner) ist

vielleicht biegſam. Die Fugger ſind ganz bayriſch, ganz ſpaniſch und papiſtiſch geſinnt!“

Vogler ſah, daß der Ritter noch mehr im Sinne hatte, mit ihm zu verhandeln, zumal es ſich die Uebrigen bequem machten und der Ritter den Waldgrund fixirte.

„Freunde und Knechte —“ wandte ſich Grumbach ſeinen Begleitern zu: — „Laſſet die Gäul' unter den Eichen raſten! Da iſt ein luſtiger Raſen! Nach dem ſcharfen Ritt nutzt es ihnen und uns. Fräulein Jutta hört indeſſen gern von Würzburg neue Mär. Erſt vor fünf Tagen, ehrſame Jungfrau, ritten wir vom Biſchofsſchloß, dem Frauenberg, aus. Damit Ihr uns aber Alle kennt, wie wir hier Euch zu begrüßen die Ehre haben, ſo iſt dies da der Ungar, der Herr Graf Hans Thurzo von Bethlenvalva, der Herr von Pleß und Oppeln, ein Stolz der Ungarn und Schleſier, Vetter der Fugger, aber nicht ſo reich wie ſie und mit ihnen geſpannt. Wollte ſich auch deshalb in Augsburg nicht ſehen laſſen. Deutſch lernt er hier von unſerm dicken Jochem von Zitzewitz aus Köllen an der Spree. Der hat die reinſte deutſche Ausſprache, wenn er nicht in die Sprache ſeiner Bauern fällt, die er leider an einem unglücklichen Tage zu Berlin verſpielte! Dies, ehrſame Jungfrau, iſt der Junker Stein zum Altenſtein, den ich, wie ſeine Mutter ſolches will, zu einem ordentlichen Mann ſchleifen und behauen ſoll. Helfet mir dabei und denkt, dem jungen Blut wird das Reden mit ſittigen Jungfrauen noch etwas ſchwer! Dagegen iſt dies der Junker von Hutten, meines Weibes Bruders Sohn, in Kitzingen und Frankenberg keineswegs verzogen! Dieſer will auf Eichſtädt zu ſeinem Ohm, dem dortigen Stiftsherrn. Dies iſt

Endres von Hausen — den letzten Minnesänger nennt ihn Würzburg, er ist unbeweibt und besingt nur zuviel die Schönen! Machet, daß er nur noch Eine kennt, deren Mund roth wie Rubin, deren Zähne Perlen sind! Herr Kilian von Fuchs — ein junger Domherr! Herr Wolfdietrich von Schaumberg — Beide Castor und Pollux! Daß sie Domherren sind und trotz des Mandats von 1523, so den Domherren verbietet, sich zu kleiden mit zu kurzen Röcken, zu großen Biretten, ausgeschnittenen Schuhen, zerhackten bunten Hosen — werdet Ihr sagen: Beide stehen da wie ehrliche Ritter im Harnisch! Hier der Herr Kastner von Oberzenn, mein neuer Finanzminister! Dort unsere Dienerschaft, unter welcher ich Euch den Christoph Kretzer empfehle, der Euer Töchterlein ansprach, Herr Kanzler. Dieser Kretzer ist ein Odenwälder. Er hat in Würzburg meiner besten Magd die Ehe versprochen, sagend: „Kathrine Werlerin" — so ist ihr Name — „erst wann ich Dich in Sammet und Seide kleiden kann, führe ich Dich heim!" Hat's also groß im Sack, der Christoph, aber wir haben eben Frieden im Land und müssen Sammet und Seide zur Zeit kaufen. Das macht ihn tiefsinnig! Oder weil die Werlerin jetzt bei einem Domherrn dient. Ihr kennt nun die ganze Cumpanie."

Ein schallend Gelächter folgte jedesmal auf die spottende Erläuterung.

Alle Reisige waren abgestiegen, banden ihre Rosse an die starken Aeste der Eichbäume und warfen sich in den grünen Rasen. Kretzer sorgte für den Rappen seines Herrn. Die Junker bedienten die Dame, der sie einen Sitz von Decken bereiteten, die von den Rossen genommen wurden. Sie

benahmen ſich dabei artiger und viel weltgewandter, als Jutta nach des Ritters Schilderung von den erſt im Abſchliff begriffenen Sitten des Junkers Stein zu Altenſtein hätte erwarten ſollen. Graf Thurzo war nach Magyarenart der lebendigſten Einer. Jochem Zitzewitz verlangte phlegmatiſch vor allem nur nach einer guten Stärkung durch Speiſe und Trank.

Die Knechte holten aus den Verpackungen, die über einigen der Roſſe aufgethürmt waren, Wein und Speiſen.

Andreas von Hauſen ſtimmte in der That die Laute. Er war aus dem Lande, wo Walter von der Vogelweide begraben liegt. Manche der Lieder eines ſeiner Namensvettern haben ſich erhalten.

Der Ritter Grumbach winkte dem erſtaunten Kanzler, ihm zu folgen.

Als die Bäume, denen ſich beide zuwandten, hinlänglichen Schatten boten, nahm jener den Helm ab.

Sein von Schweiß und Staub bedecktes Antlitz trug die Merkmale einer grübelnden Natur. Die grauen Augen, von langen Wimpern beſchattet, lagen bis zum Blinzeln zuſammengedrückt. Die Stirn war in Falten gezogen, welche ſchon jetzt, wo des Ritters Alter doch kaum die Dreißig überſchritt, ein tiefliegendes Dreieck an der Naſenwurzel bildeten. Der kurzgeſchorene, röthlichblonde Bart war lockig, nicht minder das kurzgeſchorene Haupthaar. Da der Ritter die Handſchuhe ausgezogen und in ſeinen Schwertkorb gelegt hatte, ſo ſah man, daß ſeine Haut ſelbſt an den Händen von einer Weiße war, die ſich ſogar bei ſtärkſter Julihitze und überwiegendem Verweilen unter freiem Himmel dem Gebräuntwerden widerſ-

ſetzte. Die überall ſichtbaren blauen Aederchen deuteten auf Reizbarkeit der Nerven. Im Leben der vom Waffenhandwerk oder dem maßloſen Trinken äußerlich ſcharfgezeichneten Adligen damaliger Zeit war eine ſo durchgeiſtigte Erſcheinung eine ſeltene. Man erkannte, wie maßgebend Grumbach zu wirken verſtand. Die ſo zahlreich mit ihm gekommenen Begleiter gaben das Bild ſeines Einfluſſes.

Der Ton der Verſtellung wurde von Vogler wie von Grumbach aufgegeben, je mehr ſie ſich in den Wald verloren.

„Was will meine Verwandte, die Staufferin, in Augsburg?“ ſagte der Ritter im Gehen. „Ich erfuhr, daß ſie in Augsburg iſt, wollte auch deshalb nicht dahin. Graf Thurzo umgeht ebenfalls die Stadt ſeiner Verwandten wegen. Deshalb plauderte ich gern zuvor mit Euch außerhalb Augsburgs.“

„Die Grumbacherin, Frau Argula, iſt abgereiſt!“ verſicherte Vogler und fuhr fort: „Wollt Ihr denn Würzburg und Brandenburg zu gleicher Zeit regieren?“

„Entſinnt Euch,“ entgegnete der Ritter, „ſchon ſeit hundert Jahren ſtehen meine Ahnen zu den Brandenburgern. Mein Vater ſchickte mich auf die Plaſſenburg, nach Culmbach zu Markgraf Caſimir. Da habt Ihr mich ja als Pagen geſehen. Dort hab' ich ritterliche Künſte gelernt. Sage man, was man will, ein Edelknabe konnte von dem finſtern, hochfahrenden, grauſamen Markgrafen manche Huld erfahren. Bei den ritterlichen Uebungen zeigte ſich's! Caſimir war ein Held! Schon als ein Milchbart getraute er ſich, bei Affalterbach fünfzehnhundert Nürnberger zu erſchlagen. Ich begleitete ihn auf ſeiner Hochzeit mit der Bayerin nach Augsburg, war damals fünfzehn Jahre alt.

Da hab' ich Luthern gesehen. Mit siebzehn Jahren durfte ich mit ihm nach Worms, wo ich wieder Luthern begegnete. Dann wurden die Bauern toll. Wegen meiner Schlösser mußte ich schnell nach Hause. Vor meinen Burgen lagen die hellen Haufen, Bauern mit Spießen und Stangen. Brannten mir Grumbach nieder, Pleichfeld, Rimpar, Rastoll, Herelschaft, Altenschönbach, Estenfeld, welches letztere den Grumbachs vom Bach im Grünen, der Argula Grumbach und ihren Söhnen gehört. Damals galt es biegen oder brechen. Gehen mit dem Bundschuh oder mit dem Ritterspurn. Der berlichinger Götz, die Wertheimer, die Henneberger, mein eigener Schwager, Mann meiner Schwester, Florian Geyer, gingen mit dem Bundschuh. Leidige Erinnerung! Ich kämpfte in des Bischofs Heer und stand meinem Schwager gegenüber. Als die Bauern verspielt hatten, suchte mich der wie ein Rasender Kämpfende, mein Schwager. Er beschwor mich, ihn zu tödten, um ihm einen ehrlichen Tod zu sichern. Er wurde ja ohne Weiters gehängt. Ich erhebe das Schwert thränenden Auges! Abraham hat nicht sein Kind dem Herrn so geopfert, wie ich dem geliebten, theuren Freunde die Gurgel abstach vor dem Henker —! Denn der Tod am Galgen war ihm ja gewiß. O Kanzler —! Das sind Erinnerungen —!" Der Ritter war auf's Aeußerste erschüttert.

„Weiß Alles, weiß Alles!" sagte beruhigend der Kanzler.

Beide Wanderer waren an einen Theil der Holzung gekommen, wo die Stämme dicht bei einander standen und jede Wegsamkeit aufgehört hatte. Hier gab es einen schattigen, grünen Platz. Unter den Sträuchern rieselte das wie aus dem Moos kommende Bächlein dahin. Hier und da wuchsen

an ſeinen Ufern Moos und Farrenkräuter. Ein friedenvoller, ſtiller Fleck der Erde.

Der Ritter lehnte ſich an einen Baumſtamm, ſtellte ſeinen Helm in's Gras und deutete auf die Ferne, wo nach dem lebhaften Lachen und Plaudern, alles ſtill wie in einer Kirche wurde, dann zur Ueberraſchung des Kanzlers ſich melodiſche Klänge vernehmen ließen.

Die Schneider kommen näher, ahnte Vogler. Dieſe ſingen —!

„Die Zeit rückt nun heran," begann wieder Grumbach, „wo Caſimirs Sohn Albrecht mündig werden wird. Und dies iſt nun mein Anliegen. Seiner Mutter wurde der Wittwenſtand in den Wäldern um Neuſtadt an der Aiſch zu langweilig. Sie iſt lieber in das heitere Neuburg an der Donau gegangen und wird bald in das prächtige Schloß zu Heidelberg als Kurfürſtin der Pfalz einziehen, das ihr Mann, Ottheinrich, noch vergrößern will. Den Sohn hat Georg nicht geduldet, wie die Sachſen gethan mit dem Prinzen Moritz, ihn zur Erziehung dem Kaiſer zu überlaſſen. Albrecht tritt nun jetzt ſein Regiment an. Er iſt gar wild und Georg wird ihn von Culmbach aus fühlen. Er hat alle Eigenſchaften des Vaters, der Mutter. Was wird nun kommen? Werdet Ihr vielleicht des neuen Markgrafen Rathgeber?"

„Das iſt nicht mein Ziel," ſagte Vogler zurückhaltend. „Junge Kräfte wollen junge Kräfte!"

„Die Fürſten berufen ſtatt der Ritter jetzt die Magiſter und Doctoren!" fuhr Grumbach fort, ſich zum Sitzen einen niedrigen Baumaſt wählend. „Auch der Kaiſer hat nur noch Doctoren und Biſchöfe um ſich, die Bayernherzoge ihren

ingolstädter Professor Eck. Schwarzenberg und der unglückliche Ohm meiner Staufferin waren noch die letzten Minister, die Tournier einreiten durften. Schreiberwesen, Aktenschmiererei regiert die Welt! Doch," unterbrach er sich, „vergebt meinen Scherz! Seine fürstlichen Gnaden, Georg, lieben Euch!"

„Wie der Wolf das Lamm!" brauste laut auflachend und fast zornig Vogler auf, setzte sich auf einen starken Zweig, der die Wucht seines Körpers aushielt, und fuhr fort: „Vergeßt Eure Rede nicht! Ihr wollt zum jungen Albrecht. Ich merkte das gleich! Habt Cadolzburg nur als Leitersprosse benutzt!"

„Ja, ich will das Land Brandenburg, Culmbach und den Albrecht haben," platzte der Ritter heraus. „Fürchtet aber dabei nichts für die Religion. Ich bin im Herzen evangelisch, aber ich müßte einen Streit auf Tod und Leben anfangen, wenn ich grade in Würzburg Luthers Sache ausfechten wollte, Weib und Kind würden mich verlassen. Das ist ja bei uns mit dem Bischof vielleicht bald begraben."

„Ich verspreche Euch, Ritter," sagte der Kanzler mit voller Bestimmtheit, „daß ich alles unterlassen werde, um auffallende Schritte zu Euerm Nachtheil zu thun. Aber ich vermeine, nicht lassen zu können von meines Lebens Summa und höchster Krone, dem heiligen Evangelium, das Ihr um schnöder weltlicher Vortheile willen verleugnet. Tragt da so stolz den Brandenburger Adler auf Eurer Brust! Seht Euch ja vor, daß Euch nicht einmal sein Schnabel und seine grimme Klaue empfindlich werde! Der Lutherfreund

Albrecht in Preußen regiert alle! Bleibt in Cadolzburg und wartet ab, ob man Euch ruft!"

„Der Brandenburger Adler ist des Kaisers Adler, Zeichen des Hohenzollern Dienstes für Kaiser und Reich!" schnaubte Grumbach jetzt auf, da er Voglers Widerstand sah. Er setzte den Helm auf, der den Adler in eingelegter Arbeit abgebildet zeigte. „Ich kann deutscher Nation nur rathen, die Wege des Kaisers zu gehen und die Wege solcher Fürsten, so es mit dem Kaiser halten! Die andern sind vom Uebel!"

Behutsam schwieg der Kanzler, der an Sachsen, Hessen, Schmalkalden dachte. Er hörte Worte, die in ihm Entrüstung weckten. Seine Augen wurden stechend. Seine Hand ballte sich. Dann versuchte er zu lachen. Wie im Scherzton sprach er: „Regent von Würzburg seid Ihr schon! Von Culmbach wollt Ihr's werden! Cadolzburg habt Ihr auch! Nun soll ganz Brandenburg Euch noch gehören! Da müssen Viele mitsprechen! Ich kann nichts thun in der Sache."

Grumbach schwieg. Er bekämpfte seinen Zorn.

„Hier sind acht Brüder!" fuhr Vogler fort, „Keiner ist dem andern hold! Einer ist Kammerherr beim Papst; Einer ist Domherr in Würzburg; Einer ist Deutschmeister in Preußen; Einer ist Kurfürst in Mainz und Administrator in Magdeburg — Luthers grimmigster Feind —"

„Deutet mir's nicht übel!"

„Nein!" hatte Vogler den Muth zu erwidern. Er war zu lange Jahre selbst Oberamtmann in Culmbach gewesen, um nicht überzeugt zu sein, daß dem dortigen Lande etwas ganz Andres nütze, als ein ehrgeiziger, streitlustiger Ritter, der den vom Markgrafen Georg kaum gebändigten Albrecht,

## II.

# Das Jahrhundert.

Wo beginnt unſer Jahrhundert? Mit der franzöſiſchen Revolution, mit Napoleon oder mit dem Wiener Congreß? Mit der Demokratie, dem Militärdespotismus oder der Diplomatie? Welches iſt das Saatkorn unſres Jahrhunderts und welches werden ſeine Früchte ſein?

Ich haſſe die Sophiſtik, mit welcher Burke das große Ereigniß der franzöſiſchen Revolution ſtatt den Umſtänden den Menſchen zurechnete; allein ich glaube, daß dieſe Revolution nur die Blüthe des achtzehnten Jahrhunderts war, die höchſte Mittagshöhe, die ein ſchwüles Gewitter entlud und den Horizont ſo lange in graue Wolken hüllte, bis der Abend ſich unmerklich in die Nacht verlor. Die franzöſiſche Revolution war die Erfüllung alles deſſen, worauf das achtzehnte Jahrhundert verwies. Sie war der Schluß eines labyrinthiſchen Perioden, der die Ideen des achtzehnten Jahrhunderts ausdrückte. Unſre Zeit emanzipirt nicht zur Revolution, ſondern aus der Revolution. Wir denken nicht mehr,

der jetzt bei ihm in Schleſien war, noch immer unternehmender machen würde. Jutta wäre außer ſich geweſen, wenn ſie das kategoriſche „Nein“ ihres Vaters gehört hätte.

„Dann hab' ich auch auf Euere Fürſprache wegen der dreitauſend Gulden bei einem Kaufherrn nicht zu hoffen?“ ſagte Grumbach nach einer Weile mit zorniger Gebehrde.

„Da will ich mein Heil verſuchen,“ lautete die zum Guten einlenkende Antwort. „Aber die Dreißigtauſend von den Baumgärtnern für unſere Gnädigen kamen mir ſchon ſehr ſchwer!“

„Wißt Ihr denn aber nicht, ich ſuche und finde noch den ‚rothen Löwen‘!“ fiel Grumbach dumpf ein.

„Schweigt mir davon!“ rief Vogler und wandte ſich zum ſchnellſten Gehen wie auf der Flucht. „Ich weiß! Ich weiß, was man munkelt.“ Der „rothe Löwe“ war die Goldtinktur. Nun war alles klar. Das Oberland gab reiche Gelegenheit zum Bergbau. Grumbach war Alchymiſt. In Würzburg hatte er ſich die noch vom alten Abt Trithemius hinterlaſſene Kunſt des Scheidens der Metalle angeeignet. Er wollte Material für ſeine Experimente gewinnen.

„Ich bin ein Sonnenkind,“ ſagte Vogler und ſuchte zu entkommen. „Ich habe als ſolches gelebt, wie den Sonnenkindern beſchieden, habe Hantierung mit Fürſten und Herren gehabt, Verträge geſchloſſen, bin muthig an Kampf und weltliche Händel gegangen — je ſchwieriger, deſto beſſer — aber mit dem Satan oder Saturn, wie Ihr's nennt, halt' ich's nicht.“

„So ſeid doch kein Thor!“ hielt ihn Grumbach feſt. „Was wollt Ihr. Ich liebe ja nur den Mond und die

Sterne! Jahrelang habe ich ſie beobachtet. Leuchten ſie nicht ſo herrlich auf uns herab? Und glauben, Kanzler, müßt Ihr den Menſchen nur, was ſie vor Tiſch ſprechen, ehe die Sonne im Zenith ſteht! Was ſie nach Tiſch verſprechen, das halten ſie nie, wenn es auch noch ſo ſehr uns ſchmeichelt, daran zu glauben. Was mir ſchon Menſchen alles geworden ſind und was — ſie mir nicht geworden ſind, das dank' ich — den Sternen! Haha, Kanzler! Seht Euch vor!"

Vogler ſchauderte und lief faſt.

„Ich kann den jungen Markgrafen binden und löſen," ſagte der Ritter hinter ihm her, „er nicht mich! Unſere Sternbilder ſtehen einander vertical. Für mich iſt er ein Sohn des Monds. Mag ſein, daß ich ihn fliehe wie die Nacht — ſchon um Caſimir auf der Plaſſenburg waren mir die Sterne heilig! Die böſen Brüder, die jungen Markgrafen, hatten ihren eigenen Vater eingeſperrt. Aber Nachts traf mich jede Woche zweimal der Wachtdienſt. Da hörten wir den alten Fürſten in ſeinem Thurm fluchen, beten, laut mit ſich ſelbſt ſprechen. Herzzerreißend zu hören, rief er den alten Gott im Himmel an. Sie nannten ihn einen Narren. Wenig Narrheit und viel Weisheit fand ich in ſeinen Worten. Daß er einen Spiegel anſtarrte und immer mit ſich ſelbſt ſprach, daß er ſich die Zeiten ſeiner Verlobung mit einer heſſiſchen Prinzeſſin vergegenwärtigte und nicht mehr der ſchleſiſchen Polin gedachte, die ihm ſeine ſiebzehn Kinder geboren, darunter Söhne, die ihm das Regiment und die Freiheit geraubt hatten — wer mochte ihm das verdenken! Caſimir war grauſam und nahm ihm den Spiegel und die Bilder ſeiner Ahnen. Nun blieben ihm nur noch die Gipsbilder an der Decke zur Unterhaltung.

Knaben, die mit Blumen und Kränzen ſpielen, Trauben pflücken. Man ſieht ſie heute noch!*) Ha Narr! Narr iſt jeder, den man blind macht und dann rathen läßt: Was ſehen wir Sehenden? Ihr habt dann gut lachen, wenn da Einer jammert: Wölfe und Teufel! In einer Faſchingsnacht, als der Alte ſchlief, hatten ihn ſeine Söhne überfallen. Ihre Larven, ihre Fackeln, die Muſik draußen im Saal, ihr Pochen und Fragen: „Papa, haſt ſchon ausgeſchlafen? Steh jetzt auf —!“ hielt er für Spaß. Die Abführung des Alten durch dunkle Gänge in den Thurm, wohin Speiſe und Trank nur durch eiſerne Klappen und Gitter gereicht werden konnten, alles das für Faſchingſcherz. Aber es blieb dabei und war Teufelsſpuk. Beelzebub war ihm der böſe Bube Apel von Seckendorf, der ihm ſchon die Reiſe zum Heiligen Grabe durch Hofmarſchallsbosheit zur Hölle gemacht hatte! Der Sternenhimmel, der über dem Burgfrieden, über den Wäldern und Thälern von Plaſſenburg weit hinaus bis zu den rauhen Kulmen des Fichtelgebirges wie ein Zelt ausgebreitet liegt, ſchien mir ſchon eine lebendige Schrift zum Leſen; die Sterne redete der Alte an und nannte ſie mit Namen, bis aus Berlin ein neuer Vogt kam, mit Namen Hans Heidenober. Der hat auch Alchymie und Aſtronomie gelehrt. Mit der Plaſſenburg iſts eigen. Ich habe auch die weiße Frau geſehen.“

Vogler kreuzigte ſich und wandte ſich zum Gehen. Grumbach lachte hinter ihm her. „Es kam ja auch richtig, als ich ſie geſehen, die Nachricht, daß der alte Markgraf, den der preußiſche Albrecht endlich frei geredet und frei geſchrieben hatte, den 4. Aprilis, ſechsundſiebzig Jahre alt, ſanft in

*) Auch noch jetzt.

Ansbach entschlafen sei. Den jungen Prinzen hielt damals nichts mehr auf der Plassenburg. So schlecht die Wege im Frühjahr waren und so dringende Verrichtungen ich in Würzburg zu besorgen hatte, ich mußte mit ihm auf den Weg nach Neustadt an der Aisch. Die Mutter, die den Pfalzgrafen heirathete, ist Papistin. Also, Ihr redet mir nicht zu Gunsten —?" schloß der Ritter.

„Nimmermehr!" blieb Vogler fest und bestimmt. „Georg haßt den Prinzen, fürchtet ihn. Es kommt jetzt die ernsteste Zeit. Es geht an Theilungen, Ausgleichungen, es soll nicht heißen: Vogler hat da oder dort geschürt!"

Zum Glück saßen schon einige Reisige wieder im Sattel. Von den Ortschaften rings umher vernahm man das zweite Ave-Maria-Läuten, die Mittagsglocke.

Jutta empfing den Vater strahlend vor Glückseligkeit, und bemerkte staunend seine verstörte Miene. Die Schneider hatten Zuspruch halten wollen, da sie der vollen Friedsamkeit dieser vornehmen Herrschaften inne geworden. Denn wo spielte wol ein deutscher Räuber im Walde die Laute und sang dazu, wie hier ein Ritter that? Jutta hatte sich das Ansehen gegeben, als kennte sie die Zunftgenossen gar nicht und ließ sie stolz vorüberziehen, worüber Pfefferkorn, während sie ein nahes Wirthshaus suchten, laute Glossen machte. Im neckenden Gespräch, beim Klang der abwechselnd vom jungen Hutten, ein andresmal von Andreas von Hausen gespielten Laute, beim Gesang, in welchen sogar die jungen Domherren so frisch einfielen, als wollten sie nachholen, was sie beim Horæ singen im würzburger Münster versäumt hatten, bei den ungarischen Liedern, die der graubärtige Graf Thurzo, Herr

der Grafschaft Pleß, trällerte, und den Possen des dicken Ritters Zitzewitz aus Cöllen an der Spree war die Zeit dahin gegangen.

Bald war der Troß zum Abritt gerüstet. Da Grumbach, um die düstere Stimmung, in der er aus dem Dickicht zurückgekehrt war, zu verbergen, Artigkeiten und Scherze mit Jutta machte, so sagte der Vater: „Hütet Euch vor der, Junker! Sie ist im Scorpion geboren!"

„Das soll ein Wort sein!" antwortete Grumbach, rückte seine Schärpe zurecht, als wollte er sich schöner und jugendlicher machen, grüßte aber nur und gab seinem Rappen die Sporen. Er war zu zerstreut und lebte nur dem Ehrgeiz.

Jutta stand, als die jungen und alten Mannen fort waren, eine Weile wie abwesend. Der Vater biß sich auf die Lippen. Eine geträumte große Gefahr war überstanden — eine verheißungsreiche Zukunft entschieden abgelehnt, eine gefahrvolle Feindschaft, mögliche Rache gewonnen. Und seinem Markgrafen Georg mußte er doch den ganzen Vorgang berichten! Er war standhaft geblieben. Von seinen jetzt in Hülle und Fülle bereitgehaltenen Mittheilungen wollte Jutta nicht früher etwas wissen, ehe nicht die Erklärung vorangegangen war, was sein Wort vom Zeichen des Scorpionen hätte sagen sollen.

„Liebes Kind, mir recht," polterte der Befragte. „Geh' wieder nach Würzburg! Würdest ihm vielleicht eine geschicktere Hausfrau geworden sein als die Hutten."

Eine unfreundliche Miene verstand sich auf diesen Scherz als Antwort von selbst.

Der Kanzler sah die Schneider aus dem Wirthshause

ſich nähern, tüchtig vom Weine befeuchtet und nun ergrimmt, daß nicht mehrere Opfer in einem Handgemenge gefallen waren.

Der Radſelger hätte gern drei Zigeuner auf ſeinen Spieß geſteckt.

Einſtweilen beſtiegen die vornehmen Herrſchaften den Wagen des guten Meiſters und ſahen doch zu Juttas Verdruß, daß es bis Augsburg noch manches Wirthshaus gab.

Vogler dachte nicht daran, ſich für die Geldfragen des Ritters und Oberamtmanns den Mund zu verbrennen.

Es hatte ihm Mühe genug gekoſtet, von Rath Baumgärtner die 30,000 Goldgulden zu erhalten.

Noch einige heitere Tage mit ſeinem Schwager und er reiſte nach Mitteldeutſchland zurück.

# Drittes Buch.

## Neuntes Kapitel.

### Unter den Lagunen.

Herrliches Venedig! Bezaubernde Meereskönigin! Wie schön ist es selbst am Strande deiner Lagunen! So zu Mestre, dem vom frischen Meereshauch immer bestrichenen Landungsplatze aller, die nach Venedig wollen oder von Venedig kommen. Letzteren mag es wohlthun, endlich sicher ausschreitend, den Fuß auf's Festland zu setzen.

Eben hatte sich der Hafenwächter am epheuumwundenen alten Gothen-Wachtthurm mit einigen an seinem Wachtthurm haltenden Reisigen in ein von strohumwundener Flasche, begleitetes Gespräch eingelassen. Ringsum Mähne und Fischer.

Die Reiter blickten ab und zu und allmählich ungeduldig auf den Spiegel der Lagune, durch welchen Mestre von Venedig getrennt ist. Ueber und über waren sie bewaffnet. Das gebräunte, mit Bart reichlich umschattete Antlitz deckte die niedrige Blechhaube. Ein vielgenieteter Blechharnisch schützte Brust und Rücken. Am Sattel ragte die Arkebuse das mit Radschloß versehene Feuerrohr der reitenden Schützen. Ab und zu scharrten die schweren Rosse mit ihren zottigen

Hufen. Schon die dritte, vierte Füllung reichte der Hafenwächter über die Nüſtern der ungeduldigen Thiere hinweg.

Endlich rief dieſer: „Madre di Dio! Al fine arriva! und zeigte auf eine große Gondel, die ſich unter den vielen kleinen Fahrzeugen, von welchen der Spiegel der Lagunen, der in ſeiner mehr ſchwarzen als blauen Färbung wie das Lebermeer der Sage geronnen und ſtarr zu ſtehen ſcheint, einiges Leben und ſcheinbare Bewegung erhält, durch eine roth-weiß-grüne Flagge kenntlich machte. Roth-weiß war die Farbe des im Zerfall begriffenen Schwäbiſchen Bundes; grün that Augsburgs Wappen, der „Pyr", des Weingottes fröhliches Symbol, hinzu. Die Gondel kam direct vom Rialto und brachte aus dem „Deutſchen Hauſe" die augsburger „Ordinari".

Und wieder war heute die Reihe zur Rückkehr über die Alpen an Hans Pfiſter gekommen. Man ſah dem alten Taxis'ſchen „Schwal'ger" aus der Ferne ſchon an, daß auch er die Verſpätung ungern ertrug. Unabläſſig ſtrich er ſich den langen Bart, taſtete an ſeinem Lederkoller und rückte an ſeinem Helm, den er wie ein Ritter trug — ſein Vetter war der ſtreitkolbengewaltige Max Pfiſter, eine berühmte Perſönlichkeit Augsburgs, die eben jetzt mit Karl dem V. in der Provence gegen die Franzoſen im Felde lag, leider mit Mühſeligkeit und Mißgeſchick genug.

Hans Pfiſter dagegen hatte ſich die herrlichen Fiſche der blauen Adria, die Nudeln von Chioggia und den Refoko aus dem Friaul deſto baß bekommen laſſen. Er ſah wie der Vollmond geſtärkt und hinlänglich gerüſtet aus, um wieder die Anſtrengungen einer Reiſe über die Alpen auszuhalten. Drei ver-

um zu zerstören, sondern selbst unsere zerstörerischen Gedanke
sind nur dazu da, um aufzubauen.

Man muß sich nicht täuschen lassen von dem gräßliche
Contrast, wie die Geschichte Europa's im achtzehnten Jah
hundert begann und wie sie endete. Sie begann mit de
Pedantismus und der Steifheit, mit der Naivität und de
Lächerlichen und endete mit dem höchsten Pathos der Leide
schaft, mit dem blutigen Schrecken der Guillotine. Dies
ein Widerspruch, den wir niemals erklären könnten, wen
wir nicht wüßten, was zwischen dem Anfang und dem En
gelegen hat. Die Unruhe des Geistes sowohl wie des G
müthes lag dazwischen; der tiefe zweifelnde Verstand d
philosophischen Spekulation ebensowohl wie die frivolen Zwei
der Satire und des Witzes; eine Welt von gedankenlo
Zerstreuung, ebensowohl wie eine Umwälzung in den
sinnten Absichten einiger dreister Köpfe. Und dennoch ahn
Niemand von allen denen, die eigentlich das Holz herbei
tragen haben, um die Guillotine zu bauen, die blutig
Schrecken der Zukunft. Herr von Malesherbes ahnte un
seinen Rosen nicht, daß dereinst aus seinem Blute die Ro
der Freiheit sprießen würden. Ja, selbst Rousseau, der
viel dazu beigetragen hatte, die Meinungen seiner Zeit,
will nicht sagen, zu verwirren, sondern sie auf ein Fundam
zu gründen, das freilich mit den bestehenden Verhältnissen
Widerspruche lag, selbst Rousseau war so weit entfernt v
dem Gedanken einer Revolution, daß er in seiner vortrefflich
Auseinandersetzung der Ideen St. Pierres über den ewig
Frieden sagen konnte: „Es wird ein großer Irrthum se
zu glauben, daß sich der gewaltthätige Zustand unsrer gese
schaftlichen Verhältnisse einzig und allein nur durch Gew

eidete Reiter der Republik Venedig gaben ihm hier das Geleit bis an die damals etwas unbestimmt gezeichnete Grenze von Venedig, Oesterreich, den souveränen Bisthümern Trient und Brixen.

Die Ungeduld der Reiter des gegenwärtig regierenden Dogen Andreas Gritti kam von einer Aussicht auf stattliche Trinkgelder her. Die augsburger Ordinari hatte heute mehrere Passagiere und darunter einige seltsame.

Nicht nur den jungen Kaufmann wieder, der nach Augsburg mit einer Last von Erlebnissen zurück wollte, sondern sogar — zwei Damen, die schon lange am Altar der Annunciatenkirche von Mestre knieten und ihre Schutzheiligen um Beistand anflehten für ihr nicht leichtes, auf Augsburg gerichtetes Reiseunterfangen. An dem Treppenaufgang zur Kirche stand ein Zelter mit hohem, rothem vielfach gepolstertem Quersattel, der fast einem Ruhesessel glich, und ein Maulesel, dem außer einem ähnlichen Sattel noch vom Schweif bis zu den langen, keck flankirenden Ohren hinauf förmlich ein Waarenmagazin aufgebürdet schien. Halb Mestre harrte neugierig auf die Rückkehr der noch am Altar im Gebet versunkenen Frauen.

Endlich sprang Hans Pfister aus der Gondel an's Ufer und half dem jungen Mann, der ihm folgte, ein Gleiches thun.

Beide hatten Taschen und Mantelsäcke die Hülle und Fülle zu bewahren und sie jetzt auf den Rossen, die aus den Anbauten des Thurmes ihnen entgegengeführt wurden, unterzubringen.

Wie, die Frauen haben wirklich Ernst gemacht? Frau Antoni Baumgärtner, Regina Honold? Was wird ihr Vater, Herr Honold sagen!

Pfiſter ſang:

Wer ein böſes Weib hat,
Geh' in den Wald am Montag,
Schneid' einen Stecken ab am Dienſtag,
Prügele ſie am Mittwoch,
Wird ſie krank am Donnerstag,
Stirbt wohl gar am Freitag,
Begräbt ſie am Samſtag!
Ruh' hat der Mann am Sonntag.

Aus dem Lachen der Reiter ergab ſich, auch die „Schwalgeri" des Dogen waren Deutſche.

„O," rief der junge Mann, „Ruhe ſucht hier ein weibliches Herz! Eine tief, tief Unglückliche!"

Ueber das jetzt nur von einer bedenklichen Angſt und Unruhe erblaßte Antlitz Ottheinrich Stauffs legte ſich ernſtlicher Schmerz.

Auf eine Frau, wie dieſe, die ihm da eben ſo viel Sorge machte, paßte jener grobe von Pfiſter geſungene Vers wie die Fauſt aufs' Auge. Stauff ſagte denn auch: „Das paßt wie die Haspel in den Sack —!"

In Vorausſicht der auf den Alpen ſich ändernden Witterung hatte ſich Ottheinrich ſchon jetzt ſturmfeſt gekleidet. Um ſein Haupt war eine lederne Kappe gebunden. Die Beinkleider waren von grauem, mit rothen Seidenfäden ausgeſteppten Leder; die mit mächtigen Sporen verſehenen Stiefel gingen bis hoch über die Kniee. Den mit Sammet beſetzten ſchwarzen Radmantel hielten ihm noch beim Zurüſten ſeines Roſſes die Gondoliere.

Endlich traten aus der Kirche der Annunciata, die Marmorſtufen der Vortreppe niederſchreitend, die beiden

Veterinnen, empfangen vom verſammelten halben Meſtre. Verſchleiert und Almoſen ſpendend ſchwankten ſie an die für ſie bereit gehaltenen Thiere und beſtiegen dieſe mit Hülfe kleiner Treppen, mit welchen allein, da die Bekleidungen damaliger Zeit ſteif waren und unbeholfen machten, Frauen den Sattel der Roſſe und Maulthiere erreichen konnten, wenn nicht etwa eines Ritters Courtoiſie das gebogene Knie oder die kräftige Fläche der Hand darbot.

Der junge Kaufdiener kam ſporenraſſelnd daher und konnte der verſchleierten Dame noch beim Aufſteigen behülflich ſein. Er that's mit Tönen des tiefſten Schmerzes und den inſtändigſten Bitten, ob denn die werthe, theure Dame, die da eben den Zelter beſtieg, wirklich nicht lieber in dem ſchönen Venedig, in ihrem herrlichen Palaſt am Großen Kanal, vor Allem bei ihrem Gemahl, Antoni Paumgärtner, zurückbleiben wollte —! Ja, zugleich ſuchte er die Begleiterin, ohne Zweifel die Zofe, für ſeine Bitte zu gewinnen. Er nannte ſie die kluge, holdſelige Jungfrau Apollonio Katzmayerin aus Kaufbeuern und bat ſie um des Himmels Willen, den übereilten Schritt ihrer Herrin hintertreiben zu wollen.

„Aber, geſtrenge Frau, Ihr wolltet wirklich —? Ich bitte Euch —“ —

„O laſſet das —!“ Das war alles, was von Seiten der verſchleierten Dame, der Tochter Hans Honolds, darauf erwidert wurde. Apollonia ſchwieg und ſeufzte nur.

Honolds Tochter entzog ſich durch die offene Flucht ihrem, von Ottheinrich Stauffs bewieſener Energie allerdings tief gedemüthigten und jetzt wie zu einem wilden, rachſüchtigen Dämon herabgeſunkenen Antonius Paumgärtner.

Stauff hatte viel zu bestehen gehabt! Gleich die erste Begrüßung war freundlich: „Ei, was bringet Ihr mir Neues aus Augsburg? Gebackene Wachteln vom Fugger-Beck? Die dürfen auf Lager liegen! Wie lange war der Pfister dies Mal unterwegs?“

Solche Scherze erschollen in einem fürstlich eingerichteten und was in Venedig viel sagen will), lichthellen Palast, wo Antonius den Abgesandten des Vaters, seinen Bruder David, den jungen Jasius, empfing.

Alle drei kamen in nur nothdürftig gereinigten Reisekleidern. Sie hatten sofort vom „Deutschen Hause“ aus den Antonius aufgesucht: dem Bruder Johannes wollten sie nicht sogleich zur Last fallen. Man gab ihnen die Mittheilung, es sei eine Tischgesellschaft im Balkonzimmer und auch Herr Johannes zugegen. Frau Regina Baumgärtner sei auf dem Lande. David ließ sich nicht abschrecken, sondern war geradezu in den Saal geschritten, obschon auch Damen zugegen waren und wie es schien, vom Mahle angeheiterte.

Antonius kam, einen schön geschliffenen Pokal in der Hand, mit lallender Zunge, den Ankömmlingen entgegen und begrüßte sie nicht unbrüderlich.

Johannes, eine kränkliche Erscheinung, die jetzt vom Weine geröthet war, begrüßte ebenfalls die Ankömmlinge herzlich, umarmte sogar Ottheinrich, den er schon in Augsburg gesehen hatte. Er war ein Sonderling, wollte jedoch mit seinen Wunderlichkeiten Niemanden verletzen, selbst den Bruder Antonius nicht, dessen Einladung zu einem üppigen Male im Geschmack jener Zeit er annahm, obschon er wußte, daß des Antonius Gattin, Regina Honold, auf ihrer Villa

bei Chioggia war und die Frauen und die Männer, die ſich Antonius eingeladen hatte, den leichtlebigſten Kreiſen der venetianiſchen Geſellſchaft angehörten. Eine Zeit, wo Rom das Vorbild des tiefſten Verfalls der Sitten gab, moraliſirte nicht.

„Ich weiß ſchon, wozu Ihr gekommen ſeid! Setzt Euch, junger Halsabſchneider! Noch blühen die Roſen! Im Weine gehen alle Rechnungsabſchlüſſe auf! Die Damen hier ſind die erſten Venedigs, weil ſie praktiſche Philoſophie treiben! Beſonders empfehle ich Signora Julietta Marcheſa de Tramonti und Conteſſa Pandolfi! Beide geben Jedem einen Kuß, der ſie manierlich darum bittet.“

Die üppigen, in ausgeſuchter Kleidung ſtrahlenden venetianer Schönen fächerten ſich heftig. Sie ſchienen mehr jung, als ſie vielleicht waren. Aber ſie waren ſchön.

Ottheinrich fühlte eine große Beſchämung, beſonders vor dem jungen Zaſius. Denn die eine der Frauen winkte ihm geradezu, ſich an ihre Seite zu ſetzen.

Die Ankömmlinge ſollten alle noch an den Reſten des Mahles Theil nehmen. Es beſtand noch aus herrlichen Früchten, wunderbaren Confitüren, getrocknetem Obſt aus den vielen entlegenen Gegenden, welche das ſtolze Venedig in der Levante beherrſchte.

Johannes ließ ſich von Augsburg erzählen. Er würde bald nach Augsburg zurückkehren, ſagte er, doch müſſe er langſam reiſen.

Sieben oder acht Männer ſetzten ſich zum Spielen. Die Frauen ſahen zum Theil zu oder nahmen ſelbſt Karten in die Hand. David und Zaſius konnten die zwei Koketten die genannt worden, nicht anziehen, Johannes wurde um-

worben, aber ſein Weſen war ſpröde und verächtlich gegen Alle. Er ſchien ſich den Folgen ſeines reichlichen Trinkens ergeben zu haben und ſuchte den Schlaf. Ottheinrich dagegen zog die Frauen mächtig an. Sie umwarben den jungen, gefällig ſich haltenden, angenehm italieniſch, wenn auch langſam ſprechenden Mann mit Huldigungen, die des Antonius Eiferſucht zu erregen anfingen, da ſich derſelbe beim Spiel ab und zu umſah und dann wohl rief: „Nehmet Euch vor Signora Pandolfi in Acht! Sie hat trotz ihrer Jugend ſchon zwei Männer umgebracht!“

„Trotz ihrer Jugend!“ wiederholte boshaft die Marcheſa.

„Haſt Du meinen Kalender“? fuhr die Conteſſa wie eine Cobraſchlange ſich bäumend auf.

„Nein, Deinen Stammbaum!“ antwortete die Marcheſa, trällerte und zog Stauff auf den Balkon. Die Männer riefen: „Ruhe!“ Stauff ſah, er war in eine ſeltſame Geſellſchaft gerathen. David Baumgärtner begriff ſchon eher, daß hier Spieler und Courtiſanen eine Orgie feierten.

Die Marcheſa trug den drei jungen Deutſchen alle Süßigkeiten zu, ſetzte ſich bald zum Einen, bald zum Andern und erging ſich dabei in den freieſten Reden.

„Ihr ſeid alle gekommen,“ ſagte ſie, „unſerm Herrn Antonius den Garaus zu machen! Sein Vater will ihm die Kehle abſchneiden! Ihr ſolltet doch ein ſolches Geſchäft von Euch weiſen! Es kann Euch auch gefährlich werden! Wir ſind in Italien!“

„Ja nehmt Euch in Acht! Venedig iſt eng!“ rief Einer der Spieler mit erſichtlich böswilliger Hindeutung auf den Verluſt, der ihnen drohte, wenn Antonius kein Geld mehr bekam.

Stauff hatte auf einem vergoldeten Armſeſſel hinter einem langen, die Sonne abhaltenden Vorhang Platz genommen. In ſeinem Innern tobte es. Wie unehrbar war hier Alles!

„Ich vertrete ein Handlungshaus, das nach allen Seiten hin unbeſcholten daſteht," ſagte er. „Wir haben eine Factorei in Antwerpen, die bis Indien Handel treibt! Mit unſerm niederländiſchen Tuch verſorgen wir ganz Syrien, Egypten, Länder, wo ſich nicht alles ſo leicht kleidet, wie hier das ſchamloſe Volk!"

Antonius rief: „Wir ſind hier nicht im Contor!"

Die Spieler und die Courtiſanen lächelten.

Allmälig glaubte Stauff zu bemerken, daß die grollende und abſeits ſich wendende Conteſſa ſowohl, wie die Marcheſa nur durch Toilettenkünſte ſich den Schein der Jugend gegeben haben konnten. Er ſah das beſonders, als die letztere ſich dicht an ihn heranſetzte und ihm zuraunte: „Im gewiſſen Sinne ſeid Ihr mein Feind!"

„Wie könnte ich das —!" entgegnete der unſchuldsvolle Jüngling.

„Gewiß, gewiß! Ihr werdet es bald erfahren. Die trotzige Frau dieſes Hauſes wird über Eure Ankunft frohlocken! Und wie ſchwach iſt dieſer Antonius! Wie zittert er ſchon jetzt! Wenn ich ihm nicht etwas von meiner Kraft, meinem Muth gebe, verzagt er. Seht, er kann die Karten kaum halten!"

„Weil er betrunken iſt!" entgegnete Ottheinrich empört.

Jetzt funkelten die Augen des in den Formen und ihrem ganzen Bau allerdings untadelig ſchönen Weibes und ihre Geſichtszüge entflammten ſich. Sie zeigte auf Johannes,

der ſich mühſam zum Gehen anſchickte, Diener führten den von dem ſchweren, ſüdlichen Weine Uebermannten. „Trunken!“ ſagte die Dame neben Stauff. „Das heißt: Vergeſſen! Keine Welt wie dieſe! Alles Traum! Alles Freude! Kennſt Du die Freude?“ raunte ſie dem Jüngling ins Ohr.

„O Gott,“ ſprach es in Ottheinrichs Innern, „welche Prüfung haſt Du zu beſtehen.“ Er dachte an die ehrwürdige Matrone Argula von Grumbach. Er erſchien ſich wie Joſeph beim Weibe des Potiphar.

Die Conteſſa verkehrte mit dem jungen David, der ſchon den Studenten ſpielte. Zaſius war ſchüchtern und wohlanſtändig. Er lächelte nur zu dem ungewohnten Anblick.

„Jedenfalls müſſen wir uns allein und ungeſtört ſprechen,“ begann plötzlich die Marcheſa Ottheinrich zuzuflüſtern, ihr Lachen unterbrechend. „Du biſt ein ſo ſchöner junger Mann, daß ich alle Waffen ſtrecke! Ich wohne Via Lepre 7. Merke Dir dieſe Nummer und komme morgen um zehn Uhr Abends zu mir! Da biſt Du unbemerkt. Wir haben ernſte Sachen zu beſprechen.“

Der junge Mann blickte ſtarr vor Verwunderung und konnte gar nichts erwidern.

„Meine Zimmer ſind traulicher“, ſetzte ſie verführeriſch hinzu, „als dieſe Prunkgemächer. Wo werdet Ihr wohnen?“

„Wir bleiben im Deutſchen Hauſe!“ ſagte Ottheinrich dem das Blut aus Stirn und Wange entwichen war.

Mit einem Blick voll Holdſeligkeit, einem Spiel der Augen, wie wenn ein ſchönes Weib von der Höhe einer blumenumrankten Altane herniedergrüßt, ſchritt ſie zu den ſpielenden Männern, ſah eine Weile den Erfolgen der noch

nicht lange erfundenen Spielkarten zu und forderte dann die Conteſſa, die ihr den Rücken zugekehrt hatte, zum Friedensſchluß und zur Halbpartpartie beim Spiele auf. Beide Frauen ſchienen auf eigenthümliche Art verbunden und getrennt. Die Schönheit der Pandolfi entſprach mehr dem ſlaviſchen Typus Illyriens. Sie mochte eher vom jenſeitigen Küſtenlande, als aus Italien ſein. Klein, graziös gebaut, war ſie behend in allen ihren Bewegungen. Sie glich dem ſchlanken Panther, der ſich ſtändig windet und in den Formen ſeines Körpers zu gefallen ſcheint. Ottheinrich verglich alles mit Bildern aus der Offenbarung Johannis.

Die drei Ankömmlinge wurden zuletzt von den Spielenden abgethan wie etwas Ueberflüſſiges. Sie konnten ſich in aller Stille zurückziehen, wie ungebetenen Gäſten zukommt. Der junge „Zäſi“ war kein „Häſi“. Er hatte noch den meiſten Muth, einer läſtigen Situation zu trotzen. Er rieth zu einem ſtillen aber entſchloſſenen Rückzug.

Dieſer erfolgte dann. Für Ottheinrich ſtand es natürlich feſt, daß er nach Via Lepre 7 nicht zu gehen gedachte. Die Stunde, zehn Uhr, hatte an ſich nichts zu bedeuten. Venedig, das ſah er ſogleich, machte die Nacht zum Tage. Im Uebrigen ſprach der erſte Eindruck für Alles. Ottheinrich hatte ſich zu ſeinem tiefſten Kummer überzeugt, daß ſich am zweiten Sohn des kaiſerlichen Raths, wie damals an ſo vielen anderen Zeitgenoſſen, die in fremden Landen ihre Bildung gewonnen hatten, die Abwendung vom einfachen und mannigfach noch unverdorbenen Leben der Heimath in ſchreckhafter Weiſe vollzog. Die großen Handelsplätze der Niederlande, die Städte des ſüdlichen Frankreich, vollends Italien, konnten neben einer

verändern könne und nicht auch im Gegentheil durch friedliche Hülfe. Auf welcher Stufe es stehen mag, so hat das europäische Staatensystem doch so viel Solidität, daß es eine fortwährende Bewegung auch ohne völligen Umsturz aushalten kann.“ Und, fügt Rousseau hinzu, wenn unsre Uebel auch nicht aufhören sollten, sondern sich vermehrten, so ist doch jede große Revolution in Zukunft unmöglich. Dieß schrieb Rousseau einige 30 Jahre vor den Gräueln der Jacobiner.

Wenn man nun bedenkt, daß im achtzehnten Jahrhundert Alles unwillkürlich und unbewußt darauf hinzielte, die Revolution zu erzeugen, so ist es thöricht anzunehmen, daß das neunzehnte Jahrhundert bestimmt sein sollte, dieselbe Revolution zu reproduziren. Das achtzehnte Jahrhundert kam zur Revolution, ohne es zu wollen und zu fühlen; und wir, die wir immer mitten in der Agitation der politischen Leidenschaften inne leben, die wir weit mehr in ein System der Unordnung als der Ordnung eingeführt sind, die wir vergleichen können, welches die Extreme planloser Verirrungen zu sein pflegen, wir, die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, sollten wiederum in der Revolution enden zu müssen glauben? Dieß ist eine völlig unphilosophische Ansicht unsrer Zeit. Es ist nicht wahr, daß eine Tendenz zur Revolution in unserm Jahrhundert liegt; im Gegentheil, was wir von revolutionären Bestrebungen antreffen, das ist nur die ricochettirende Kraft der ehemals geworfenen Kugeln, die nicht sogleich verglühen wollen. Die erstaunlichen Ereignisse, welche unsre Eltern erlebt haben, verhallen nach und nach, und dasjenige, was man für die Absicht einer Wiederholung derselben zu halten pflegt oder was sich selbst dafür ausgibt, kann man

in Venedig nachspüren. Solchen und ähnlichen wissenschaftlichen und künstlerischen Aufträgen, die sich geschäftlich verwerthen ließen, hatten Beide nachleben sollen. All' diese Hoffnungen betrog Antonius durch Sittenlosigkeit, Johannes durch Apathie.

Von den beiden Buchhaltern der Factorei hatte Ottheinrich Mittheilungen erhalten, die ihm bald die Nothwendigkeit vorschrieben, dem Vater, der so hohe Dinge vorhatte und dennoch vor den Fuggern und dem Kaiser solche Blößen gab, gen Augsburg zu berichten, wie die Dinge standen. Er that es in jenem naiven Styl der Zeit, der unter Höflichkeitsblumen und nicht endenden Rücksichten der Schicklichkeit den Stachel der wahren Meinung vergrub. Glücklicherweise konnte er die Beruhigung hinzufügen, daß sich bei einiger Zuzahlung und größerer Autorität, die der Rath den beiden Dienern Konrad Roth und Hans Weißkopf, braven augsburger Stadtkindern, ertheilen sollte, die Zahlen in den Büchern wieder leidlich einander anheimeln und sich abrunden würden.

Frau Regina wollte er in Chioggia besuchen. Aber er erhielt von ihr folgenden Brief: „Mein lieber Ottheinrich Stauff, ich will nicht hoffen, daß Ihr mit den lieben Knaben um deswillen schon nach Padua abreiset, weil ich Euch zur Stunde noch nicht empfangen kann. Ihr seid die Luft zu Augsburg gewohnt, die so frisch und gesund allda auf den Wällen, sogar in meines Schwiegervaters Hausgärtlein weht. Aber ich bin deshalb hier an's Meer gezogen und selten daheim. Seht Ihr es nicht selbsten, man ist in Venedig wie im Gefängniß? Schleichen nicht die Nachen dahin wie auf einem Bittgang? Auch mein Antoni hat kein Blut, scheint

es, für Venedig. Viel öfter war er seither in Rom, Florenz, Bologna —! Dennoch müßt Ihr bis zum nächsten Sonntag Mittag bleiben, ehe Ihr die jungen Studenten nach Padua bringt! Wisset, es ist meiner Mutter Namenstag. Wollte ihn dem David zu Gefallen auf augsburger Art feiern. Unsere Apollonia soll Euch und einigen andern Gästen das Mahl auf schwäbische Art bereiten. Ich nehme an, daß Euch bis dahin noch der schöne San Marco und Euer Nachschlagen in den Todtenbüchern der Republik unterhalten werde — Ihr sollt ja darnach gefragt haben, sagte mir Antonius. Möcht' Euch beauftragen, auch mir einen grünen Platz zu suchen. Aber in Venedig wächst nichts Grünes. Hier hat's nur Luft, Wasser und Marmelstein."

Wie stand dieser Brief im Widerspruch mit dem der erlebten Orgie der Spieler! Ottheinrich wußte nun, Antonius hielt sich zwei Maitressen, die sich vertragen mußten, obschon sie sich haßten. Die Titel, die sie sich gaben, waren ohne Zweifel falsch. Die Contessa Pandolfi hatte noch andere Einnahmen, wie sie sagte, von ihren Gütern in Illyrien. Die Marchesa lebte gedrückter. Ottheinrich konnte sich nicht überwinden, Via Lepre 7 zu besuchen. Roth und Weißkopf, denen er sich vertraute, riethen ihm, Abends auf seiner Hut zu sein. Das Nachschlagen in den Todtenbüchern ging auf den Sohn der Beatrice Pisani, den Grafen Ilajos.

Der Namenstag der Mutter Reginens kam heran. Die beiden Diener, Roth und Weißkopf waren zu Tisch geladen, auch ein Herr Mannlich und ein Herr Rem, beide vom Comptoir der Welser-Compagnie. Antonius und Johannes thaten, als wären sie die frommsten Bittgänger von Loretto. An den

Leiſtungen Apollonions, die ſich für dreiundzwanzigſommerig erklärte und gut und gern, ſchon ihrer erprobten Kochkunſt wegen, ihre dreißig Winter auf dem Rücken haben mochte, thaten ſich Alle gütlich. Es war die reichſte Bewährung des weitverbreiteten Ruhms der Augsburger als der erſten Kocher, Brater, Bäcker der Welt. Die augsburger „Bunkis“. „Schmarollen,“ „Schlotterknöpfle,“ die mit Milchrahm gefüllten „Hohlhipen“ ließen ſich die jungen Studenten nicht wenig ſchmecken. Antonius ſchien ſeine Gaſtereien vergeſſen zu haben. Er war geſprächſam, Johannes aber einſilbig, Regina ganz düſter. Durch das kunſtvolle Silbergeſchirr, das ſeinem Zeichen nach Frau Regina in die Wirthſchaft gebracht, bekam die Bewirthung einen eigenen, vornehmen Anſtrich. Erſt lebhafter wurde Johannes, als man auch „Paumgärtnerswein“ brachte. Man wird kaum geneigt ſein, einem Donauwein (von dem Gute Erbach bei Ulm, das dem Rath gehörte, ſo hohe Vortrefflichkeit zuzutrauen, aber ſie iſt uns durch ein Zeugniß des großen Erasmus von Rotterdam verbürgt. In deſſen Briefen ſteht ausführlich zu leſen, daß ihm gegen ſeine argen Steinſchmerzen nichts heilſamer erſchienen ſei, als das ihm vom kaiſerlichen Rath, den er die Zierde des Menſchengeſchlechtes nennt, jezuweilen verehrte Vinum Paumgartienm.

Frau Antonie war früh verblüht. Auch mochte ſie nie ſchön geweſen ſein. Ihre Schweſtern kannte ja Ottheinrich. Sie zeichnet ihn aus. Gundula war ſogar eiferſüchtig auf ſie. Selbſt Martina neckte ihn mit den noch ledigen Honolds. Aber wie konnte er ſo hoch hinaus denken!

Nach einem Mahle voller Pauſen, drückenden Schweigens, kecker Vorſtellungen empfing Ottheinrich wieder einen Brief von

Frau Regina des Inhalts: „Lieber guter Landsmann! Wie gern wollt' ich wünſchen, Ihr nähmet mich mit Euch zurück in die Vaterſtadt. Wie viel Freunde und gute Verwandte hab' ich doch daheimgelaſſen und dafür Niemand hier zum Erſatz gefunden! Wie waret Ihr neulich ſchon ſo gut und ließet meine Mutter ſelig für uns alle noch im Grabe leben! Für mich lebt ſie noch. In langen Abendſtunden iſt ſie oft bei mir; auf dem Ruhebett iſt ſie meine einzige Geſellſchaft! Mein Vater iſt gut und klug und ich glaube wohl, daß ihn nicht blos Augsburg, ſondern viele Städte Deutſchlands verehren. Aber er hat, da ihm ein Sohn gefehlt, an ſeinen Töchtern im Grund nie eine beſondere Freude gehabt. Barbara und Philippina ſind noch zu verſorgen. Seit drei Jahren hat mir der Vater verboten, ihm zu ſchreiben, falls ich ihm nicht ſo ſchriebe — wie er wollte. Ich möchte nicht bei meinem Vater ſein. Ich zöge lieber in ein Kloſter, wohin mich vielleicht unſer Biſchof oder Anna von Stadion, ſeine Nichte, meine beſte Freundin in Augsburg, empfiehlt!"

„Dahin muß es auch noch kommen, ob mein Herr Antoni will oder nicht. Ich weiß es, meine Tage ſind gezählt. Guter Stauff, Ihr habt's bei Tiſch ſo ſchön ausgeführt, auch Ihr ſeid früh von Eurer Eltern Liebe abſeit gekommen, und habt ſchon lange Euch in der Welt umtummeln müſſen. Was iſt doch aller Glanz und Reichthum der Erde, hat eins nicht eine treue Seele gefunden, ſo für unſern Kummer ein offen Ohr hat und ein Auge, eine raſche Hand, wo's gilt zuzugreifen, zu helfen in Gefahren! Denn ob ich mich auch anſtrenge, den Rathſchluß Gottes zu ertragen, zuletzt befällt

ſelbſt den Muthigſten die menſchliche Ohnmacht und Schwäche und ſie kann nicht mehr weiter. Bei mir — guter Stauff iſt es aus —!"

Wie durchbebten dieſe Worte den jugendlichen Empfänger! Dabei erſchrak er über die römiſche Altgläubigkeit, über das Preiſen der Klöſter, den Bruch mit dem lutherbegeiſterten Vater. Sich in den häuslichen Streit einzumiſchen, wagte er nicht.

Die ihm vom Rath aufgetragenen Forſchungen über einen angeblich noch lebenden Sohn einer gewiſſen Piſani, einen Grafen Ilajos, hatte ſich Ottheinrich für ſeine Rückkehr von Padua vorbehalten. Die Kirchenbücher hatten wenig ergeben. Er mußte eilen, die ſeiner Obhut anvertrauten Studenten an Ort und Stelle zu bringen. Von der Dame Via Lepre 7 vernahm er nichts mehr.

In Padua, welche uralte Stadt Ottheinrich nach einer kurzen Waſſerfahrt auf dem Brentafluß erreichte, brachte er zunächſt die beiden Jünglinge bei jenem vom kaiſerlichen Rath vor ihrer Abreiſe ſo hochgerühmten Magiſter Ruſchler unter. Ottheinrichs, für die Ergründung der Charaktere ſich erſt ſchärfender Blick erkannte ſogleich in dunkler Ahnung, daß ſich bei dieſem „Magiſter" wohl mit der größten Kunſt der Unterwürfigkeit eine ſchlaue Methode der Berechnung verband. Die berühmten Leipziger Lorber- und Strohkränze konnte er, außer an David und den jungen Jaſius, noch an ein Dutzend anderweitiger Scholaren vertheilen, zu denen, wie Ottheinrich unter der Hand erfuhr, ſogar noch die Söhne jenes Spaniers kommen ſollten, der jetzt Tirol regierte, des Salamanca, des uſurpirten Grafen Ortenburg. Doch beruhigte man den jungen Mann über dieſe etwas peinliche Entdeckung.

Die Profeſſoren waren entzückt über Peutingers Empfehlungsſchreiben, beklagten den Tod des Erasmus, ſahen aber ſogleich, ob ein Packet gelüftet und ein Geſchenk gebracht wurde. Das war ſo die Sitte der Zeit. Geldgier war die Unzierde der Söhne Minervens. Der Ruhm ſelbſt des berühmten Alciati wurde durch ſeine Gewinnſucht beeinträchtigt. Doch hatte Alciati kaum den Namen des jungen Faſius vernommen, als er wirklich Johann Ulrich nicht gegen den reichen Patrizierſohn zurückſtellte, ſondern ihn, den kleinen „Häſt", wie er in Augsburg auf der Annengaſſe hieß, mit aufrichtigem Thränenſtrom an ſein Herz drückte und in ihm ſeinen zwar niemals von Angeſicht zu Angeſicht geſehenen, ihm aber, wie er ſich lateiniſch ausdrückte, durch die „diamantnen Ketten des Geiſtes" verbundenen Freund, wie von den Todten erſtanden und ihm, wie er ebenfalls im Geiſt damaliger Rede Eleganz hinzufügte, nun erſt adspectu filii carissimi quasi neonati, gleichſam neu geboren werden ſah. Die Thränen ſeiner Rührung fielen dabei aber doch in einen vergoldeten ſilbernen Kelch, den ihm der kaiſerliche Rath zur Verehrung hatte mitbringen laſſen.

Endlich hatte Ottheinrich noch einige Tage in Venedig zubringen müſſen, um Nachforſchungen anzuſtellen, die mit ſeinen Beſuchen der Kirchenbuchführung auf dem Marcusplatz und der Gräber in Venedig, mit der Ausführung der geheimen Aufträge des Raths zuſammenhingen. Von Paduas herrlichen Bauten, von den Knaben, den Profeſſoren, Magiſter Muſchler, hatte er Abſchied genommen, ſich nicht aufgehalten mit Spuren ſonderbarer Wildheit und Ausgelaſſenheit, die ſich Antonius Paumgärtner ſelbſt in Padua ſollte zu Schulden

haben kommen laſſen, Spuren, die mit einer reichen Anzahl Goldgulden ausgeglichen werden mußten.

Als er wieder im „Deutſchen Hauſe“ einkehrte, fand er zur peinlichſten Befremdung die Kunde, daß während ſeiner Abweſenheit eine alte Frau öfters nach ihm gefragt und dringend um ſeine Wiederkehr geforſcht hätte. Ja man behauptete, daß ein wüſt ausſehender Geſell die Alte am Ausgang der Rialtobrücke erwartet hätte. Man rieth ihm, auf ſeiner Hut zu ſein.

Johannes Baumgärtner, der zu leidend war, um ſeine wohlmeinende Geſinnung kräftiger zu bethätigen, war auffallenderweiſe plötzlich abgereiſt. Er wollte in langſamen Tagereiſen die Heimath erreichen und ſeine Geſundheit auf dem väterlichen Gute Erbach bei Ulm pflegen. Er hatte einen Brief zurückgelaſſen, worin er Ottheinrich vor Antoni warnte; er ſagte offen, dieſer könnte böſe Ränke ſpinnen; ſeine vorläufige Abſetzung im Geſchäft hätte ihn in Wuth gebracht.

In Wahrheit hatte Ottheinrich ſchon am Vorabend ſeines Abſtechers nach Padua eine ſehr heftige Scene mit Antonius gehabt, die faſt mit Handgreiflichkeiten endigte. Der verwilderte Patrizierſohn tobte wie raſend und als ſich ſeine gerade vom Lande anweſende Gattin, durch den Lärm herbeigezogen, in's Mittel legen wollte, führte Antonius dieſe ſo gewaltſam in's Nebenzimmer und ſo deutlich vernahm man Schreien und Schluchzen, daß Stauff ſein Schwert zog und dem Zurückkehrenden mit gezückter Waffe gegenüberſtand. Da hatte Antonius mit einem tückiſchen Blick und zur Seite ſpringend, nachgegeben. Nun war es dem jungen Mann,

der sich über diese Scene roth, Weißkopf und Johanne vertraut hatte, ersichtlich, daß er auf seiner Hut sein mußte weshalb er eine scharfe Beobachtung derer anordnete, di ihm etwa zu sprechen begehrten.

Am Abend, wo er angekommen, kam die Alte wieder Sie betrat sein kleines, in einen dumpfen, dunklen Kano hinausgehendes Zimmer und rief, als sie ihm mit der Laterne die sie in der Hand getragen, unter die Augen leuchtete „Gelobt sei San Marco, daß Ihr endlich da seid! Warum besucht Ihr die Signora nicht in der Via Lepre 7? Si laßt Euch sagen, daß Ihr rings von Feinden und Gefahre umgeben seid. Nehmt doch Rath von guten Freunden an!

„Ich weiß es, ich weiß es!“ sagte Ottheinrich staunend zog sich aber vor dem unheimlich schielenden Blick der Alte zurück und fuhr fort. „Ich besuche keine alleinwohnende schönen Damen!“

„Pah! Pah! Die Marchesa will Euch beistehen mit Rat und That! Denn Eure Feinde sind nun auch ihre Feind Wir kochen Gift, wenn man uns ärgert! Es ist nur ei Sprüchwort, Herr!“

Ottheinrich horchte auf. Er fühlte, daß er in Italien wa

„Das möchte doch wohl eine Verwechslung sein“ sagte er lächelnd und der Lockung ausweichend.

„Herr, die Zeiten sind böse!“ fuhr bitter lachend die Al fort: „das Rad: ‚Wer gewinnt?‘ geht rundum. — Hab's sell probirt. Ehemals Seide und Straußenfedern; jetzt die Stra lehren, wenn's noch dazu kommt! Aber geht zur Marchesi Sie ist gut, wenn sie nicht gerade zornig ist!“

„Wer sind denn ihre Feinde?“ fragte der junge Mann, der nach einem Trinkgelde zu suchen angefangen hatte.

„Herr, ihr müsset großes Unheil nach Venedig gebracht haben! Denn alle Kaufleute und Trattorieen, wo man Ortolanen und indianische Vogelnester speist, alle Schenken, wo Cyperwein von hübschen Mädchen credenzt wird, verfluchen Euch, der Tänzerinnen gar nicht zu gedenken, deren Rechnungen beim Seidenhändler plötzlich nicht bezahlt werden! Ihr seid die Plage Venedigs geworden und deshalb hört den Rath meiner Donna, der Ihr an dem Tage so gefallen habt, als sie Euch zum erstenmal sah. Ihr trefft sie den ganzen Tag daheim, denn sie trauert! Warum? Weil sie vermuthet, daß ein Weib triumphirt, das da heißt die Contessa Pandolfi! Diese kann des Herrn Antoni Fall mit ansehen; denn sie hat andere Quellen, leicht auch wohl dem Herrn. Ich sage mehr als ich sollte. Verschweigt mein Plaudern, aber kommt! Es droht Euch bei uns nichts, als die Patschhand — eines guten Abends!“

Am liebsten wäre nun der unerschrockene Jüngling, der mit dem gerichtlichen Entzug der Procura für Antonius Baumgärtner und dem gänzlichen Verbot an die Factoreigenossen, Antonius irgend eine Geldzahlung zu leisten oder von ihm einen Rath anzunehmen, sein Geschäft beendigt hatte, abgereist. Denn den Verführungen der üppig gekleideten Kokette besorgte er doch nicht Stand halten zu können, wenn diese die Maske der Freundschaft, der Fürsorge für sein Wohl fallen ließ und nur ihre Reize herauskehrte. Nur sein politischer Auftrag fesselte ihn noch. Ungarn gehörte nur zum kleinsten Theile dem Fürsten, dem sich sein Prinzipal

so gern verpflichtet hätte. Es fiel ihm auf, daß gesagt wurde, die glücklichere Nebenbuhlerin Contessa Pandolfi sei aus Illyrien und verkehre mit dem Bischof von Großwardein, Martinuzzi, der Hauptkraft des wahren Ungarkönigs Zapolya. Da machte sich denn doch zuletzt der Reiz des Verbotenen geltend. „Kommt in die Via Lepre 7!“ klang ihm immerfort im Ohre. Lag es ja doch in seiner Kraft, einer Verführung zu widerstehen. Und stand nicht stündlich Martina's Bild vor seinen Augen! Der stille, sanfte Zauber des deutschen Mädchens! Du hast dich ja in deiner Gewalt, sagte er sich, du brauchst ja Schmeicheleien nicht Gehör zu geben! Die Schönheit und die dreiste Sitte werden dich nicht bestechen! Das Bild Martina's, seiner holden, so einfachen, aber gemüthreichen Wirthstochter stand ihm wie ein Schutzengel zur Seite, obschon er sie nicht leidenschaftlich, nicht grade mit jenem Ernst, der um jeden Preis besitzen will, liebte! Denn das war eigen. Je höher seine Bildung und Weltkenntniß stiegen, desto mehr legten sich Nebel auf die liebliche, einfache, bürgerliche Erscheinung. Nur dem hämischen Lanz Beichling gönnte er Martina nicht. Doch verließ ihn der Blick nicht, wie Martina am Ziegelstadel hinter einem Blüthenbaum versteckt, gesessen hatte und statt ihrer der Fink schmetternd aus den Zweigen sprach. Er vergegenwärtigte sich die Marchesa. Sie hatte guthmüthige Augen. Diese weinten vielleicht, weil sie ohne Zweifel von Antonius aufgegeben war; die Contessa Pandolfi hielt noch ihre Beute fest.

Ottheinrich ging und die schöne Frau, die ihn in einem reizenden Negligée und in einer matterhellten engen Kammer (in Venedig ist in den kleineren Wohnhäusern alles eng)

nur mit dem Echo eines vorübergegangenen Gewitters v
gleichen. Alle die Bewegungen, welche in Frankreich, Deutſ
land, Spanien und Italien eine Wiederholung der alten R
volution zu beabſichtigen ſchienen, waren ſie etwas Ander
als natürliche Aeußerungen bei Völkern, die mehr als zwan
Jahre hindurch vom Sturm der Zeit im Kreiſe gewirb
worden und (eine Nation gegen die andere) beinahe eben
lange die Waffen getragen hatten? Beweiſt die römiſc
Geſchichte nicht auf jeder Seite, wie ſich die Armeen, wo
ſie geſchlagen oder als Sieger aus den Feldzügen heimkehrt
erſt allmählig zu beruhigen pflegten? Die revolutionär
Kräfte relaxiren, die revolutionären Terminologieen verlier
ſich. Iſt ſelbſt die Julirevolution etwas Anderes geweſ
als der letzte Schlag eines Gewitters, eine in der Natur
vorkommende Erſcheinung, daß ſich ein zurückgebliebener R
von elektriſcher Materie erſt in dem Augenblicke entzünd
wo der Himmel ſchon wieder zu blauen beginnt?

Nein, wir haben die Revolution überwunden; ſie iſt n
noch ein Schreckbild, eine Warnung, ja ſelbſt ein Hülfsmit
nur noch in der Art, daß wir ſie in hiſtoriſcher Abrundu
vor der Anſchauung unſrer Phantaſie immer gegenwär
haben und immer vergleichen können, wie viel oder wie wen
wir von *ihren* Erfahrungen brauchen können, um un
eignen durchzuſetzen. Die Tendenz unſres Jahrhunderts
deßhalb eine andere gegen die des achtzehnten Jahrhunder
weil überhaupt das neunzehnte Jahrhundert einen ander
Charakter hat. Wir ſtreben *auch* darnach, die Kirchthür
den Privatdächern gleich zu machen, aber wir überſehen nic
wenn wir dabei gegen die Geſetze der Proportion verſtoß
Wir haben es auch mit Hütten und Paläſten zu thun; al

empfing, entfaltete alle Eigenschaften der Südländerin, Grazie der Begrüßung, Wohlwollen, Schmeichelei, aber auch die Eigenschaft, die darin besteht, daß je mehr man dem Abendländischen sich abwendet, Hingebung, Leidenschaft, Liebe, wie das „griechische Feuer" behandelt wird. Bekanntlich ist diese Composition elektrischen Stoffes, dem Torpedo gleich, brennbar im Wasser, schon in uralten Zeiten bekannt, ein Tragbares, in einem Pilgerstabe eingeschlossen, importirt. Die Geschichte erzählt davon. So die Leidenschaft des Südländers.

Die Asiatin, selbst die reizendste Tscherkessin, soll kalt sein. Nur die Europäerin flößt Feuerströme ein. Die Italienerinnen kommen den Asiatinnen nahe. Sie drehen wie mit einem Hahn ihre Gefühle auf. Sie können feurig und sogleich völlig kalt und nüchtern sein. Nur in der germanischen und slavischen Welt ist die Flamme lodernd, ist man ewig und immer gleich abstoßend oder verliebt.

Die aufgesuchte Schöne zeigte sich nach den ersten holdseligen Begrüßungen im schlechtesten Humor. Schön gewachsen, braunäugig, hatte sie jene üppigen Fleischformen, wie sie Tizian gemalt hat. Sie konnte dreißig zählen. Ihre Dienerin, die Alte, nannte sie frischweg Signora Paola. Die Marchesa Tramonti fiel da vollständig weg, wie der Glanz von der Jugendlichkeit, das sie bei jenem Bankett zu umstrahlen schien. Aber auch sie verhehlte gar nicht, daß sie ernst sein müßte. Ja sie zog bis zur Häßlichkeit die Augenbrauen zusammen, als sie sagte, daß sie trotz des neulichen Banketts Antonius Baumgärtner schon seit lange hasse.

„In Padua", sagte sie, „soll ein tugendhaftes Mädchen leben, das berechtigt ist, ihn zu ermorden! Denn unter

einem falſchen Namen hat er ihr, der Ehemann, die Ehe verſprochen! Ich bin nicht tugendhaft, will ihn auch nicht ermorden, aber ſeinen Nutzen fördere ich nicht —"

Ottheinrich ſah um ſich. Rings lagen Kleider, die erſt angezogen werden ſollten. Eine Mandoline auf dem Ruhebett ſchien die Dame kurz zuvor berührt zu haben. Nichts hatte den Anſchein, als wollte ſie die Tugend des jungen Mannes auf die Probe ſtellen. „Kurzweg", ſagte ſie, „ich ſollte in Euch meinen Feind erblicken, wenn nicht Eure Anmuth und Euer beſcheidenes Betragen meine Gerechtigkeit für Euch anriefen. Das Uebrige thut Euers Herrn Antonio ſchamloſe Frechheit!" fuhr ſie fort. „Er hat mich in Schulden geſtürzt und antwortet mir jetzt: „Seht zu, wie Ihr ſie bezahlt!"" Die Welt ſei groß genug und der Menſchen gäb' es in Venedig und Italien Unzählige, die ich verführen könnte! So ſchrieb mir der Böſewicht! Ja, ja", ſetzte ſie dem ſtaunenden jungen Hörer hinzu, „Eure Jugend und Unerfahrenheit rühren mich! Ich gebe Euch den Rath, verlaßt Venedig, ſobald Ihr könnt! Dieſer Teufel iſt im Stande, Euch ermorden zu laſſen. Dem Weibe, der Katze aus Illyrien, iſt er treu geblieben! Freilich bezieht ſie Gelder, man weiß nicht woher! Man ſagt, der Erzbiſchof von Großwardein, Martinuzzi, ſei ihr Vater — oder ihr Liebhaber — das iſt zuweilen bei den Pfaffen, ſelbſt bei Sr. Heiligkeit in Rom, all' Eins"—

Ottheinrich ſchauderte zurück, horchte aber bei dem wiederum auftauchenden Namen Martinuzzi auf.

„Bleibt Ihr noch lange?" fragte die Marcheſa.

„Ich habe nur noch ein Geſchäft auf der Inſel San Giorgio zu verrichten".

„Auf dem Kirchhof?“ fiel die Marchesa ein. „Dort liegt mein Mann begraben! Ich war verheirathet, mein Sohn. Mein Gatte war in der That Marchese Tramonti. Aber er war arm und hinterließ mir nur eine kleine Rente, die ich mir aus dem Deutschen Hause, von der Welser Compagnie abhole. Da sah mich Euer Herr Antom! Ich bin von Hause aus ebenfalls aus Slavonien, wie die Pandolfi. Vor Jahren kamen meine Eltern mit einer Gräfin Jlajos, welcher meine Mutter befreundet gewesen, nach Venedig —“

„Wie?“ rief Ottheinrich. „Welchen Namen nennt Ihr?“ Er gerieth in seinem Innersten außer sich. Aber er suchte sich zu beherrschen.

„Gräfin Jlajos!“ unterbrach Ottheinrich mit höchstem Erstaunen —

„Kennt Ihr diesen Namen?“ fragte die Erzählerin. „Er war einst in Venedig dem einer Fürstin gleich! Die Republik Venedig wollte im Bunde mit dem ehemaligen Führer des Tyroler Bauernaufstandes, Michael Gaismayr, einen Einfall in Oesterreich machen, scheinbar um Laura Pisani! So hieß sie“.

„Sie war die Tochter eines Stempelschneiders aus Venedig, der bei der Münze der Fugger in Ofen die Stempel schnitt —!“

Die Marchesa staunte. „Woher wißt Ihr das?“

„Seine Tochter hatte — dem jungen König Ludwig gefallen —! Sie hatte einen Sohn von ihm.“

„Der ist todt, wie sie selbst und König Ludwig!“

„Ist todt? Der Sohn des Königs?“

„Ist todt! Die Mutter ist sogar in Elend und Armuth

geſtorben. Denn König Ludwig bekam ein Weib, das ihn zu beherrſchen verſtand. Leider verlor er die Schlacht bei Mohacz und das Leben. Da war Alles vorbei, vorbei! Die arme Piſani! Ich war ein Kind damals! Meine Mutter gab ihr und dem Kinde, daß ſie zu eſſen hatten! Später kam noch ein kurzer Glanz. Aber der erloſch bald. Dann hat ſie die Peſt alle drei dahingerafft, auch meine Mutter."

„Graf Ilajos, der Sohn des Königs Ludwig, ſoll noch leben, behaupten Andere!" ſprach Ottheinrich mit forſchendem Blick: er wehrte ſich gegen den rührenden Eindruck, den ihm die Mittheilung über das Schickſal der Piſani und die Erwähnung der Mutter machte.

„Noch leben? Haha! der iſt todt, mein Beſter!" antwortete Signora Paola. „Längſt verfault!" Sie nöthigte im ſelben Augenblick, wo zugleich die Alte mit einem Servirbrett, worauf eine ſchön geſchliffene, rothe Flaſche und bereits gefüllte Gläſer ſtanden, zum Ergreifen eines Glaſes und zum Trinken.

Ottheinrich konnte nicht das Mißtrauen von ſich abwehren, daß es vielleicht Gift war, was man ihm bot, und doch ſchüttelte ſich ſein innerer Menſch vor Aerger über ſolchen Verdacht. Dieſer indeß wurde verſtanden und belächelt. Die plötzlich ſeinem Intereſſe ſo nahe Gerückte merkte den Grund ſeiner Zögerung und trank raſch aus beiden Gläſern die Hälfte zuerſt. Dann bot ſie ihm, auf's neue einſchenkend, nochmals an, und ſagte kein Wort über den Verdacht.

Jetzt konnte er den Beſcheid nicht verſagen. Er war beſchämt. Fand er doch etwas Edles in ihrem ganzen Benehmen.

„Stoßen wir an auf gute Freundschaft!“ sagte die zur Abenteurerin Herabgekommene mit funkelnden Augen. „Der kleine Graf Ilajos ist todt. Auch mein Achill ist todt, der mit ihm sonst gespielt hat. Sie liegen beide dicht beieinander! Die Pest raffte sie alle fort! Die Pisani hab' ich selbst nicht mehr recht in der Erinnerung! Sie hat viel erlitten, als sie die Schlacht von Mohacz und noch mehr, die junge Frau des Königs, Maria, die Spanierin, auszuhalten hatte. Die Fuggerhäuser wurden damals vom ungarischen — Pöbel nicht, sondern Adel gestürmt! Alles was deutsch und fremd war, floh in die Bergstädte! Der Türke herrschte im Land, ein Jude — Emmerich hieß er — war der Türken Statthalter bis auch der Hebräer gestürzt war und wieder der Zapolya — und Martinuzzi, regierten. Die Pandolfi ist eine Bekanntschaft des Martinuzzi, der alle sechs Monate in Venedig ist!“

Ottheinrich sann über den wunderbaren Zufall dieser Begegnung nach und fromm, wie sein Sinn war, glaubte er hier an eine göttliche Schickung. Er hatte den Muth zu behaupten:

„Doch sagen Viele, Signora, der Graf Ilajos lebe noch! Es käme viel Geld hierher! Der Erzbischof von Ungarn, Martinuzzi, sende es, um einen falschen Träger dieses Namens zu erziehen.“

„Hm!“ sann die Marchesa. „Martinuzzi!“ fuhr Sie fort. Sie sprang auf, und machte einen Gang durchs Zimmer. Die Schatten, die vom matten Licht der Lampen geworfen wurden, beleuchteten magisch den kleinen Raum. Leise auf den Teppichen sich nähernd ergriff sie die Hand des wie gebannt an ihrem Munde, ihren Blicken, ihrem Benehmen,

hängenden jungen Mannes. „Geld schickte er? —“ sagte sie nach einer Weile und in gezogenem Ton. „Und der Prätendent lebe deshalb —? Die Jahre stimmen nicht —!“

„Wißt Ihr etwas Näheres —?“

Die Marchesa richtete starr ihre Gluthaugen auf den Sprecher, starrte ihn lange, lange an, überlegte und rief dann ihrer Alten in einer Sprache, die Ottheinrich nicht verstand. Wahrscheinlich war es slavonisch. Die Alte staunte und lachte hellauf. Es war ihm als wäre die Gräfin Uribiza Pandolfi genannt worden. Er saß wie betäubt. „Kennt Ihr denn den Martinuzzi?“ fragte er. „Und den falschen Grafen?“

„Den Erzbischof von Großwardein! Und den falschen Grafen? Allerdings!“ antwortete sie lachend. „Kenne ich doch Jemand, den er regelmäßig besuchte, wenn er nach Venedig kommt. Er ist Cardinal geworden, aber nicht beim letzten Conclave Papst. Das ist sein Ehrgeiz. Aber die Dukaten, die ihm die Curie gegen Oesterreich und den Kaiser giebt, steckt er für sich ein. König Ferdinand kann ruhig sein. Der Sohn der Pisani lebt nicht mehr und das zwölfjährige blonde Zoulein von der Pandolfi müßte oft hungern, wenn nicht Antonius Baumgartner sich zu einem Abendessen bei ihr einlüde.“

Die Eifersucht und der Neid sprachen aus diesen Mittheilungen. Ottheinrich mußte die Nebenbuhlerin beruhigen und sich fürs Erste jede Denunziation, womit sie drohte, verbitten.

Die Republik Venedig hat mit der Pisani und dem Rathsherrn der Bauern, Michael Gaismayr, der in Padua wie

ein Fürſt lebte, einen Einfall nach Oeſterreich beſchloſſen. „Die Peſt kam dazwiſchen!“ ſagte ſie, „den Gaismayr ermordeten Abgeſandte der Biſchöfe von Trient und Brixen —! Die Uribiza, hager und dürr, wie ſie iſt, iſt zu Vielem fähig, aber ſie klagt, daß ſie Martinuzzi vernachläſſige. Wir wollen alles unterſuchen. Bis dahin beſuchen wir morgen das Grab des verſtorbenen Ungarkönigs-Sohns! Morgen in der Frühe!

Der junge Beſuch ſchrak zurück.

„Ich bitte Euch“ — ſtotterte er; „ich bin zwar nach allen dieſen Dingen zu forſchen beauftragt — es könnte aber doch auffallend erſcheinen, wenn ich im Deutſchen Hauſe—“

„Pah!“ antwortete die Schöne lachend. „Das Grab des wahren Grafen Ilajos ſollt Ihr ſehen —! Eine Gondel deckt uns ja!“ Sie ging dabei auf und ab und warf Gorgonenblicke, aber nicht auf ihren Beſuch.

„Ich fahre mit Euch nach San Giorgio und zeige Euch die Stelle, wo der letzte Sproß des großen Corvinus begraben liegt. Unter den Tauſenden von Gräbern würdet ihr die Stelle nicht finden. Der Küſter iſt faul. Er ſagt Euch die Nummer und im Uebrigen: Sucht ſelbſt! Sträubt Euch nicht! Ich haſſe Antonius und jenes Weib und alles, was mit ihnen zuſammenhängt!“

Die Marcheſa betrachtete den Jüngling und gab ihm in der That mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit einen nach dem genoſſenen Weine ſchmeckenden Kuß und ſagte: „Die Erkundigungen, ob die Pandolfi ihren Sohn für den Verſtorbenen ausgiebt oder ſonſt Jemand, führe ich ſelbſt aus und berichte Euch darüber! Solche Dinge ſind in Venedig behutſam anzufaſſen! Im Umſehen könntet Ihr in den

Gefängnissen der Singnoria oder in den Lagunen verschwinden —"

„Aber kann ich etwas beweisen!" entgegnete Ottheinrich zu einer Frau, die sich gegen ihn wie in eine Mutter verwandelte.

„Jetzt weiß man," sprach sie zu der kichernden Alten hinaus, „woher die Schlange den Palast am Großen Canal bezahlt! Warum sie Feste giebt, die unser Antonius nicht zu bezahlen braucht! Aber rüstet Euch nur," unterbrach sie sich. „Ich kämpfe wie Herkules mit der lernäischen Schlange. Vorläufig fahren wir morgen nach San Giorgio! Fürchtet nichts für Euren Ruf! Eine Gondel hält dicht hinten am Deutschen Hause und sie deckt uns vor den Augen der Welt. Aber in Betreff des Uebrigen schreibe ich an den Dogen und fordere ihn auf, den ungarischen Prinzen um seinen Taufschein zu fragen —!"

„Der Doge Gritti ist vielleicht im Einverständniß," entgegnete Ottheinrich: „denn Ihr wisset doch, daß sein Bruder in Stambul den Glauben seiner Väter abgeschworen hat und als Renegat das Großvezierat beim Sultan bekleidet! Christliche Mächte, die so mit dem Feinde Europa's buhlen! So die grüne Fahne, unter der soviel Grausamkeit verübt wird, beschützen!"

„Ho!" rief die Marchesa. „Es giebt noch Mächte, die über dem Dogen stehen! Nicht umsonst sind die Säulen am Aufgang des Marcusplatzes aufgerichtet, wo der Kopf des Marino fiel! Wir fahren morgen nach dem Friedhof und dann reist im Namen der Heiligen ab! Ich meine es gut mit Euch. Venedig ist eine enge und böse Stadt!"

Damit war Ottheinrich zuletzt einverstanden. Er sah ein, daß sich hier nichts erstürmen ließ. Als ihm die Alte die Stiege hinunterleuchtete, glaubte er im Traum zu sein. Aber alles war Leben, Wirklichkeit, Land und, was das Schönste, die annähernde Lösung der Aufgaben, die ihm der Prinzipal gestellt hatte. Der Rath bekam Mittel, die schwindelnde Höhe der reichsunmittelbaren Freiherrnwürde der Vierburg Holzenschwangau, den Intriguen der Fugger trotzend, zu erwerben.

Die Gondeln Venedigs sind so eingerichtet, daß man in ihnen verweilt, ohne gesehen zu werden. Ein Dach bedeckt sie. Sie gleichen einem kleinen Gemach. Manche vergleichen sie einem Sarge und nennen sie Leichenschiffe.

Der Mund der Signora floß über von Mittheilungen aller Art. Sie war in einfacher Tracht und nicht im Mindesten auf Zärtlichkeiten mit dem jungen Mann bedacht. Sie erzählte von ihrer Jugend. Es schien, als wenn ihre Eltern dem Kunstgewerbe des Pisani nahe gestanden hätten. Mit dem Treiben der Fugger und Thurzo's in Ungarn, in Kremnitz, Schemnitz, in den Bergstädten der Zips war sie völlig vertraut. Dazwischen fielen Verwünschungen des Antonius Paumgärtner, den sie gerichtlich belangen wollte. Denn sie könne nicht alles zahlen, was sie in seinem Auftrage angeschafft hätte. Sie wußte so viel Geschichten von dem verkommenen Manne, daß Ottheinrich wahrhaft die Tochter Honolds beklagte, die an einen solchen Gefährten gebunden war für ihr ohnehin nur kränkelndes Leben! Besonders wurden des Antonius Abenteuer in Padua erzählt, woselbst er lieber zu existiren pflegte, als in Venedig. Einmal schon

hätte ihn ein junger Mann auf offenem Markusplatze ermorden wollen —! deutete ſie an, blieb aber die nähere Angabe des betreffenden Vorfalls bei den Zerſtreuungen der anziehenden Ruderfahrt ſchuldig.

Heller leuchtete denn nicht der millionenfache Strahl der Sonne, der auf die Kirchen und Paläſte Venedigs fällt, als Ottheinrichs Auge auf zwei, endlich erreichte Gräber, auf deren einem zu leſen ſtand: Beatrix Pisani, Comitessa de Ilajos, auf dem andern: Uladislaus, Comes de Ilajos.

Beide Hügel bedeckten zwei Menſchen, über deren wirklich erfolgtes Abſcheiden aus dieſem Leben ihm ſpäter auch noch die Leichenbücher der Prieſterſchaft, welche die Inſel hütete, die volle Beruhigung gewährten

Flüchtig ſuchte die Marcheſa ihres Gatten und Sohnes Grab und zankte, daß es verfallen war. Ottheinrich gab dem Todtengräber eine Spende. Unterwegs bei der Rückkehr erzählte ſeine Begleiterin wiederholt, daß die ſchöne, aus altem venetianer Adel entſtammte Beatrice Piſani einſt zu Ofen die Beherrſcherin des jungen Ungarnkönigs Ludwig vor ſeiner Vermählung mit Maria von Oeſterreich für baares, dem Vater gezahltes Geld, geworden, daß ſie eine kurze Zeit hindurch Gräfin von Ilajos genannt wurde, dann aber die äußerſten Schrecken ihres Falls und die bitterſte Armuth erlebt hätte, bis ſie hervorgezogen werden ſollte von einer Partei in Ungarn, die für den Augenblick, wo König Johann Zapolya kinderlos ſterben ſollte, durchaus keine Ausſöhnung mit des Kaiſers und Maria's Bruder König Ferdinand anſtrebte. Sie hätte eine Zeitlang anſehnliche Mittel erhalten, um für eine Periode ſteigender Verwirrung Ludwigs natürlichen Sohn zu erziehen,

wir machen sie nicht gleich, sondern wir bemühen uns nur, eine anmuthige und schattige Allee zwischen beiden anzulegen. Mit einem Worte, wir nivelliren auch, aber nicht, um Alles gleich zu machen, sondern nur eine richtige, mathematische, die von Gott und der Natur gebotene Proportion zwischen Menschen und Dingen herzustellen. Unsre Revolution besteht darin, die Unordnung zu zerstören, Harmonie und Ebenmaß in die gesellschaftlichen Beziehungen zu bringen und Jedem gerade so viel zu geben, als er entweder tragen muß oder tragen will, wenn er es nämlich nur tragen kann. Wir werden uns oft der Form der Revolution bedienen, uns aber niemals bereden, daß in ihr irgend ein Inhalt liegen könne.

Alles dieses werd' ich noch weit klarer machen können, wenn ich, so weit es geht, versuche, das Ziel zu bezeichnen, von welchem aus unsre Zeit einer andern Raum geben wird. Man hat schon angefangen, sich von dem Jahrhundert, welches auf das unsrige folgen wird, eine Vorstellung zu machen. Fast alle diese Vorstellungen kommen darauf hinaus, daß das zwanzigste Jahrhundert wahrscheinlich eine Zeit der Hyper-Culmination, der Hyper-Industrie, eine Zeit des absoluten Mechanismus sein möchte. Zieht man das Mährchenhafte von den Bildern, welche diese Vorstellung begleiten, ab, so wird das Resultat wohl darauf hinauskommen, daß das zwanzigste Jahrhundert so ziemlich nur eine Periode des Verstandes und keine des Herzens ist. Ich glaube sogar, daß sich der beklagenswerthe Dualismus unsrer modernen Bildung wahrscheinlich in jener Zeit an unserm Wissen und Glauben, an unserm Leben und Sterben empfindlich rächen wird. Sehet Euch vor! Wenn noch eine Revolution kommen kann, so wird es nicht mehr ausschließlich die der Staaten sein,

und ſich daraufhin einer Stellung erfreut, die allgemein geachtet geweſen. Aber der Knabe ſtarb. In einem Jahrhundert, wo die natürlichen Söhne und Baſtardtöchter der Kaiſer, der Könige, ſogar der Päpſte, Statthalter und Statthalterinnen, Regenten und Regentinnen wurden, konnte in Venedig der natürliche Sohn eines Ungarkönigs nur der höchſten Ehren gewärtig ſein. Denn Venedig war Oeſterreichs nimmer ruhender Gegner und vor allen Magnaten, oder, wie die Lehnsherren der Ungarn, die Türken, ſie nannten, vor allen ungriſchen Begs, die ſich etwa Hoffnungen machten, Zapolya zu folgen, mußte ein Sohn des vielgeliebten und vielbeweinten Enkels des Matthias Corvinus jedenfalls den Vorrang gewinnen. Aber er ſtarb und das Begräbniß ſei nur deshalb nicht mit Pomp erfolgt, weil damals die Peſt in Venedig herrſchte und die Menſchen ſchaarenweiſe in Gruben geſcharrt wurden. Alles das, behauptete die Marcheſa, mit Siegeln und Pergamenten beweiſen zu können. Die Geldſummen ſeien vorzugsweiſe aus Conſtantinopel und Großwardein gekommen. Sie erklärte, daß ſchon damals Martinuzzi, der geiſtliche Oberhirt Ungarns, der immerdar ein Schwert um ſeinen Chorrock gegürtet trug, ab und zu an die verſtorbene Frau geſchrieben hatte.

Eigentlich waren in Venedig all' die Dinge, die Hans Paumgärtner in ſeinem geheimen Cloſet nur dunkel hatte errathen können, zu Ottheinrichs Ueberraſchung nach dem Bericht der Marcheſa allgemein bekannt. Jedermann wußte, daß Gräfin Ilajos eine Zeitlang in Venedig den Mittelpunkt der habsburgfeindlichen Beſtrebungen gebildet hatte und ſogar vom Dogen beſucht wurde, obſchon ſich deutſche Ketzer in ihrer

Nähe befanden. Letztere Verbindung kam von den Bergwerksarbeitern her. Den Fuggern bereitete der lutherische Geist unter dem größtentheils aus dem deutschen Norden, dem Erzgebirge, dem Harz, dem Fichtelgebirge stammenden Hüttenbetrieb großen Verdruß. Die Fortschritte, die von Tag zu Tag im Bergwerkswesen gemacht wurden, bedingten ein stetes Zuströmen neuer Kräfte aus Deutschland und die Bergleute, die in Tirol in Fugger'schen und Paumgärtner'schen Diensten standen, hatten sich sogar theilweise am Tiroler Bauernaufstand betheiligt. Prädicanten, sogar berühmte deutsche Reformatoren, lebten längere Zeit unter diesen Arbeitern. Ottheinrich wußte das von Argula von Grumbach. Urban Rhegius in seinen jungen Jahren, Karlstadt, der wilde Bilderstürmer, beide hatten in Tirol gewirkt! Als die Bauernunruhen unterdrückt waren, hatten sich die meisten Führer des Aufstandes in's Venetianische gezogen. Eine Deutsche, Walburga, groß und schlank, sei eine Dienerin der Pisaa schon von Ungarn her gewesen. Michael Gaismayr, der Ermordete, der sie ehelichte, wurde oft genannt.

Ottheinrich war froh, mit soviel Ergebnissen der erstickenden Luft der Lagunenstadt endlich zu entkommen. Er beschloß, den Rath der Freunde zu befolgen und Venedig auf's schleunigste zu verlassen. Johannes Paumgärtner war schon abgereist. Die Demüthigung eines Börsenanschlags, daß für das Haus Paumgärtner in Augsburg nur die Unterschrift Roth und Weißkopf Stand halte, hatte ihn vertrieben. Antoni raste. Alles drängte in Ottheinrich, sich Hans Pfister, dem Heimreitenden, anzuvertrauen. Die Marchesa versprach ihm, nach Augsburg zu berichten, ob ein vorsichtiges, langsames Belauschen der illyrischen Gräfin für den Knaben derselben wirklich Prä-

tenſionen herausbrachte, die auf Unwahrheit, Intrigue, Empörung begründet waren, im Uebrigen den gefahrvollen Boden zu verlaſſen.

Nun mußte ihn in Meſtre die neue Bürde begrüßen, die Flucht der Frau Antoni's, die offenbar als von ihm begünſtigt, herauskam. Er war außer ſich.

## Zehntes Kapitel.

### Die Rückreise.

Wenn man die Lagunenstadt verläßt, fangen die ersten Gebirgshöhen hinter Conegliano an.

Da war es, wo die flüchtige Gattin des Antonius Baumgärtner zum ersten Male den Schleier lüftete und mit ihrer Umgebung sprechen wollte. Aber vor Erschöpfung entglitt sie ihrem Sattel und würde einen schlimmen Fall erlebt haben, wäre nicht Ottheinrich, dem das Lüften ihres Schleiers erwünscht kam, eilends vom Pferde gesprungen und hätte sie mit kräftigen Armen rasch aufgefangen.

Eben erst hatte man auf einer der für die „Ordinari" eingerichteten Stationen die Rosse gewechselt; auch Jungfer Apollonia hätte statt ihres wilden Maulthieres lieber einen zahmeren Paßgänger gehabt, so kam ihr die Ohnmacht der Herrin ganz erwünscht. Sie erholte sich etwas durch den Aufenthalt. „Was soll das werden," seufzte sie, „bis in's liebe Vaterland!"

Als die leidende Frau Regina wieder zum Bewußtsein gekommen war, widersetzte sie sich jedem Ansinnen, das ihr

gemacht wurde, nach Conegliano umzukehren und die Nacht hindurch dort auszuruhen. Sie wüßte sehr wohl, sagte sie, daß sie auf diese schnelle und ihre Kräfte übersteigende Art nicht die ganze Reise bis nach Augsburg machen könnte, aber sie hätte wenigstens die Absicht, bis so weit einen Vorsprung zu gewinnen, als sie sicher wäre, die ersten deutschen Laute zu vernehmen. So wollte sie es versuchen denn wenigstens bis in's Pusterthal.

Weiter aber, als bis zu den Felsschlünden des Serpentinthals kam sie dann trotz aller Anstrengung ihrer Bedienung nicht. Hier brauchte Hans Pfister, um ihrer nur los zu werden, eine List. Ehe sie sich's versah, ritt der alte Kriegsknecht mit seinen bewaffneten Begleitern im raschen Trabe weiter und ließ die Frauen im Schutz des jungen Mannes allein zurück. Man hatte sich zuvor über diesen Plan, auf diese Art die junge Frau an das Maß ihrer Kräfte zu erinnern, einverstanden erklärt. Auf die Gefahr hin, nunmehr ohne allen Schutz für sich und die Frauen, ohne Schutz auch für die Schätze, die er am Leibe trug, dem Hemd eingenähte kostbare Diamanten, Räubern und Mördern anheimzufallen, dachte er still für sich: „Gott ist mein Hirt! Mir wird nichts mangeln!" und blieb geduldig zurück.

Als man aber den Versuch machte, weiter zu reisen, siehe da! es ging mit unerwarteter Bequemlichkeit. Die starken Schultern zuverlässig und treuherzig blickender Männer konnten für die Rosse eintreten. Die Frauen wurden in Sänften getragen. An anderen Stellen wurde eine zweisitzige Tragbahre zwischen einem vorangehenden und einem nachfolgenden Lastthiere befestigt. Auf ähnliche Weise wurde die

reißende Fluth des hochgeschwollenen Piave durchschritten, so die auf hohen Dolomitfelsen ragende deutsche Grenzfeste, Beutelstein genannt, erreicht, dann das mit grünen Triften so lieblich eingerahmte Thal von Ampezzo zurückgelegt.

Bei Toblach vernahmen die Reisenden die ersten deutschen Laute. Ach wie jauchzte die erlöste Frau! Heimath! O süße Heimath! Was geht über Dich! Trauter Name, der jetzt jedem Gegenstand gegeben wurde! Freut Euch doch mit uns, Ottheinrich Stauff, nun wird alles wohl werden!

Stauff lächelte von seinem Roß herab gezwungen. Er konnte nicht läugnen, in den Hirtenthälern kamen die Bewohner den Reisenden mit Freundlichkeit entgegen. Aber bald von Brixen aus begann die große gefährliche Heerstraße, wo die Landsknechte, die echten und verkappten Pilger, Bettler, Zigeuner regierten.

Bis Innsbruck und zur Ehrenberger Klause konnte die Weiterreise mit geschützten Karawanen von Kaufmannsgütern stattfinden. Diesen wurden starke Geleite von Reitern des Bischofs von Brixen mitgegeben. Georg d'Austria, merkwürdigerweise ein nicht geweihter Bischof von Brixen, vom Kaiser Max ein natürlicher Sohn, war schon aus Karls V. unglücklichem Kriege gegen Frankreich wieder heimgekehrt, mit einem Troß plünderungssüchtigen Gesindels. Er hatte anfangs zwei brandenburgische Reisebegleiter bei sich, Brüder des Ansbacher Georg, Markgraf Friedrich, der würzburger Domherr, Georg Voglers ergrimmter Feind war. Er war unterwegs in Genf gestorben. Der Andere wollte nach Rom als päpstlicher Kämmerling zurückkehren.

Der wilde Bischof Georg d'Austria hielt sich gar nicht

lange in ſeinem Bisthum auf. Er reiſte ſogleich nach Brüſſel, wo er eine leidenſchaftliche Liebe für die Wittwe des Ungarkönigs Ludwig zur Schau trug. Ein Biſchof und raſend verliebt! Die Thränen ſeiner Angebeteten und die traurige Lage ihres Bruders, des Kaiſers Karl V., konnte er nicht trocknen! Er lag ihr nur zu Füßen. Aber ſie dachte an keine Liebelei. Geld! Soldaten! Die Fugger! Die Baumgärtner! rief ſie aus und dachte an eine Reiſe nach Augsburg. Sofort ließ ſie rüſten. Da galt kein Aufſchub! Frankreich ſollte ſiegen! Die Türken drohten! Der Biſchof war gut genug, den Reiſeſtallmeiſter über Brüſſel, Aachen, Köln, Heidelberg zu machen. Sie bewohnte ein ſchönes Schloß nahe dem Meere im Hennegau, bei Mons. Die Miniſter mußten zu ihr kommen. Brüſſels Lärm, das Köpfen und Rädern der Ketzer und Wiedertäufer ſchreckte ſie. Die Socialdemokratie Münſters hatte ein furchtbares Ende genommen.

An den ſo maleriſch gelegenen Ufern der wilden Eiſack, die Brixen durchfluthet, wurde Stauff an Georg d'Auſtria's Vorgänger, den Biſchof Sperantius erinnert, der vor elf Jahren mit ſeinen aufſäſſigen Bauern in blutiger Fehde lag, und offenbar durch einen ausgeſetzten Preis zwei Spanier bewog, den nach dem Venetianiſchen entwichenen Führer des Aufſtandes, Gaismayr, zu Padua ermorden zu laſſen.

Frau Regina war über dieſe Dinge ſchweigſam. Beim Niederweg von der einſamen, ſtill erhabenen Brennerhöhe, wo ſich in einigen kleinen, theilweiſe mit Eis bedeckten Seen der blaue Gottesfriede des Firmaments ſpiegelte, ſagte ſie: „Wie nahe ſind wir doch hier ſchon den lieben Sternen! Bald werde ich ganz bei ihnen ſein! Sähe aber hier auf

Erden noch gern einmal meinen Vater und meiner Schweſtern einige und meine Freundin Anna von Stadion —! Wie oft bin ich mit dieſer im Traum wieder in Sanct-Katharinen geweſen —!" Und nach einer Weile ſetzte die Unglückliche hinzu: „Iſt es denn wirklich an dem, daß Anna von Stadion unſern Johannes heirathen und noch meine Schwägerin werden und ihn pflegen ſoll —?"

Als Ottheinrich auf dieſe Frage den Beſcheid ſchuldig bleiben mußte und angab, daß er zum erſten Male davon hörte, ſich auch auf ſeine zum Familienleben des kaiſerlichen Raths nur entfernte Stellung bezog, kamen Ausbrüche der Freude über die Zeichen der immer näher rückenden Heimat.

Allzu große Vertraulichkeit mußte ſich ſogar durch die Rückſichtsnahme auf Apollonia verbieten. Denn dieſe vortreffliche Köchin kam bei allem, was ſich gemüthlich anließ, ſtörend dazwiſchen. Ja ſie zeigte eine Neigung für den jungen Begleiter und erzählte ihm Manches im Vertrauen, zum Exempel, daß Herr Antonius zu Padua ſich für einen Ledigen ausgegeben und eine ehrſame Jungfrau unter falſchem Namen betrogen hatte, wofür ihn die Brüder derſelben mit einem Mordanfall am hellen, lichten Tage unter den Procuratien des San-Marco hätten ſtrafen wollen. Er entfloh, die Sbirren hielten die wüthenden Arbeiter, Steinmetzen, feſt. Das Wort: „Da iſt der Elende!" und die gezückten Meſſer hatten ſie verrathen. Sie konnten noch von Glück ſagen, daß ſie einfach ausgewieſen wurden.

Ottheinrich hielt hier alles für möglich. Nur gingen die Bilder von ehelicher Untreue und unerlaubter Verliebtheit, die Apollonia mit grellen Farben auftrug, für ihn etwas zu weit.

Er mochte ſogar von der via Lepre und den beiden Courtiſanen, der Marcheſa und der Conteſſa, nichts hören, obſchon die Kaufbäurin darüber redſelig wurde. Daß Letztere einen Sohn hatte und dieſer den Grafen Tramonti, einen zu Grunde gegangenen Spieler, der ihren Herrn Antoni „ſchön ausgeſchröpft“ hatte, als Vater, genügte als Thatſache.

In Brixen konnte ſich Ottheinrich recht vergegenwärtigen, was ihm ſonſt über den merkwürdigen Mann, den Michael Gaismayr, erzählt worden war. Gerade dort drüben, hinter den vergitterten Fenſtern des ſtolzen Biſchofſchloſſes, hatte dieſer, der Sohn eines ſterzinger Bergknappen, in Dienſten des Biſchofs Sperantius, als einfacher Schreiber, aber zuletzt als Oberzollner geſtanden. Für ſeinen Stand ausnehmend gebildet, zugleich wie alle Tyroler waffentüchtig, hatte er unter den Acten der Gerichtsſtuben und der Pfändungsämter den durchaus rechtloſen Zuſtand des Volkes kennen gelernt, dann den Brand des Aufruhrs, der ſich aus Schwaben, Franken, Thüringen ſüdwärts, erſt aus dem Allgäu, weiterhin nach Salzburg herein wälzte, mit Entſchloſſenheit ſchüren helfen und namentlich mit der Feder, die gewandter noch von ihm geführt wurde, als das Schwert, für die Neuerung in einer Weiſe gewirkt, die vor ſeinen Verſtandesgaben wie vor ſeinem Muth alle Bewunderung einflößen darf. Gaismayr war es, der 1525 Brixen zum Mittelpunkt der Bewegung machte. Sein noch erhaltener Denkbrief über die Leiden Tyrols und die Hülfsmittel, ihnen abzuhelfen, machte ſeinem Organiſationstalente Ehre. Freilich waren es communiſtiſche Ideen, die er, der Bibel folgend, vortrug. Er haßte die Kaufmannſchaft. Eine einzige große Centralhalle

ſollte ſich in Trient befinden, aus welcher alle Waaren zum Herſtellungspreiſe entnommen werden könnten. Dieſe ſollte im Lande Commanditen halten. Ein Schatz ſollte gebildet werden, zu deſſen Herſtellung alle gegoſſenen Bilder, alle kirchlichen Geräthſchaften eingeſchmolzen werden ſollten. Keine Opfermeſſe, keine andere „Gotteslästerung" dieſer Art ſollte hinfort noch geduldet werden. Die Bergwerke und Pfannen ſollten „den Fuggern und Paumgärtnern" ſämmtlich abgenommen werden. Das ſeien nur Wucherer und Betrüger, die ſich reich zu machen ſuchten und Macht erſtrebten — Ottheinrich konnte nicht umhin, manches von dieſen Ausführungen anzuerkennen. Aber im Allgemeinen hatte er ſchon in Nürnberg die Größe und den Umfang der Induſtrie, die Größe und die Detaillirung des Handels bewundern gelernt! Wie ließe ſich das ſo nach dem Buche machen! Eine Halle in Trient und die Dependenzen in der Provinz! Der Bankerutt war ſelbſtverſtändlich. Bei alledem kam Gaismayr empor, freilich nur dicht am Galgen vorbei. Als Flüchtling lebte er glänzend. Ein öſterreichiſcher Spionenbericht ſchreibt aus Stauffs Zeit*): „Anfangs wohnte Gaismayr in dem Hauſe eines Herrn de la Valle, in der Straße Sancta Sofia in Padua. Ich ſah ihn auf einem türkiſchen Pferde reiten, das ihn hundertundfünfzig römiſche Thaler gekoſtet haben ſoll, in Begleitung ſeiner Frau, eines Knaben und von vier Dienern. Alle ritten auf weißen Roſſen und waren mit Gewehren bewaffnet. Außerhalb Paduas, in der Nähe des Gebirges, ungefähr zehn Meilen von Padua, hatte Gaismayr eine Beſitzung, wo er längern Aufenthalt nahm.

*) Aus dem Wiener Archiv. Bei Buchholz, König Ferdinand.

ſondern all euer Denken und Trachten, all euer Meinen un
Fühlen, all eure Exiſtenz, all eure Kunſt und Wiſſenſcha
wird in ſie hineingeriſſen werden. Und dies Alles möch
ſich nicht einmal durch eine Vorbereitung oder durch eine irgen
wie veranſtaltete Propaganda ereignen, ſondern der Zwieſpa
wird das Unbehagen erzeugen, das Unbehagen wird aus eure
eigenen Herzen kommen, und euer Herz wird, indem es a
meiſten ſtürmt, auch am meiſten gefoltert ſein! Ich ſprec
vom Dualismus. Welchen meine ich? Ich meine den Du
liſmus unſrer Bildung und unſres Lebens; den Zwieſpa
deſſen, was wir ſind, und deſſen, was wir wiſſen; die Ent
gegenſetzung unſres künſtlichen, höchſt geſteigerten Idealismu
und der Materie, deren Wegleugnung ſie zum Trotz und zu
Rache entflammen wird. Wiſſen und Leben iſt nicht ausge
glichen. Selbſt die Moral und die Religion verlieren ihr
unmittelbare Berührung mit dem, was wir eigentlich ſind
mit der Art, wie wir hienieden gehen und ſtehen. Den
wo iſt wohl jene Pforte, wo all unſer Wiſſen hinausſtröme
könnte im freien Zuge, über das Feld des Lebens und de
Geſchichte, wie es vom Augenblick bepflügt und beſäet wird
Unſre Erziehung und unſre Wiſſenſchaft gleicht einem chine
ſiſchen Gebäude, wo ſich ein Stockwerk über das andre erhebt
wo unten die Bauern, etwas höher die Handwerker, im dritte
Stock die Kaufleute, im vierten die Gelehrten, im fünften di
Staatsmänner, im ſechſten die Könige wohnen; ſtatt daß ſi
ein freier luftiger Tempel ſein ſollte, zugänglich von alle
Seiten, und Jedem offen, der auf dem Altare opfern will
Ich lerne Herrliches und Treffliches aus dem Alterthume, abe
ich *brauch'* es nicht auf der Stufe, welche ich in der bürger
lichen Geſellſchaft einmal einnehmen werde. Ich höre, da

Wenn er von dort allein ausritt, bediente er ſich weiter keinen Gefolges und blieb gewöhnlich ein oder zwei Nächte aus. Sein Weg führte entweder über die Brücke von Goito oder durch das Thor Santa Croce. Bald ſieht man ihn zu Pferde, bald zu Wagen. Man ſagte damals, daß er dreihundert Schafe gekauft hätte, ebenſoviel Ziegen, fünfzig Kühe, zwanzig Pferde. Dazu hält er an zwanzig Dienſtboten. Jeden Tag kommen verſchiedene Perſonen ihn zu beſuchen. Eines Tages kam auch eine Dame (Laura Piſani) mit fünf Roſſen; dem Anſchein nach mußte ſie von gutem Hauſe ſein; man erzeigte ihr viele Ehre und Aufmerkſamkeit. Bei ihrer Abreiſe ſchlug ſie den Weg über Venedig ein. Einige Tage nachdem begab ſich Gaismayr ebenfalls nach Venedig, um dem Dogen vorzuſchlagen, ihm acht Stück Geſchütze, zehn Stück kleinere Artillerie, nebſt drei bis vierhundert Soldaten zu geben, ſo wollte er ſich wieder auf Oeſterreich werfen und Innsbruck nehmen. Er hätte genug Muth dazu. Indeſſen wurde ihm noch kein Beſcheid gegeben. Es geht das Gerücht, er habe viel Geld, viel ſilberne Gefäße und alle im Hauſe äßen von ſilbernen Schüſſeln. Er habe unter anderm befohlen, hörte ich, daß alle auf ſeiner Beſitzung arbeiteten. Am Freitag und Samſtag eſſen ſie alle Fleiſch, ſowie während der ganzen Woche. In ſeinem Hauſe läßt er von Luther vorleſen und predigen. Es kamen auch genug Deutſche, worunter Männer von Ruf. Einige, die ſich weigerten zu kommen, weil ihnen dieſe ſeine ketzeriſche Lebensweiſe mißfiel, wurden von ihm gewaltſam vorgefordert. Als ich in ſeiner Nähe lauſchte, ſah ich, daß er einige Mal in Begleitung ſeiner Frau von einem Stall zum andern ging.

um ſeinen Viehſtand zu beſichtigen, ebenſo erfuhr ich, daß ihm die Erlaubniß, der Kammer in Padua (der erſten Geſellſchaft) anzugehören, ungefähr vierhundert Dukaten des Jahres koſtet. Am Tage vor Weihnachten ſah ich Gaismayr wieder vor dem Thor ſeines Hauſes. Er war bekleidet mit rothen Strümpfen, Wams und Beinkleid von ſchwarzer Seide, einem Mantel von ſchwarzem Schamlott, ebenſo trug er eine ſchwarze Kopfbedeckung. Sein Bart iſt ſchwarz, jedoch nicht ſtark. Im übrigen macht er große Ausgaben. Sein Haushalt hätte einem Cardinal reichlich genügt. Seine Dienerſchaft geht nach deutſcher Art gekleidet, die Farbe ihrer Kleidung gleicht ungefähr dem Kleide der Mönche. Er verkehrt mit Prieſtern in Deutſchland und läßt ſich durch dieſe ſeine Briefe beſorgen."

Der Schreiber dieſer Depeſche war ohne Zweifel einer der ſpäteren Mörder Gaismayrs, in einem Gaſthauſe zu Padua. Die Mörder ſollten zugleich Alles geraubt haben, bis auf einige Kleinigkeiten, die ſpäter die Wirthin nicht im Hauſe hatte behalten wollen, aus Furcht vor Verzauberung.

Ungehindert floſſen im Wirthshauſe (wo auch Italiener ankamen, Steinmetzen, eine Bildhauerin ließ ſich nicht ſehen) die Mittheilungen über die alte Bauernaufruhrszeit und Ottheinrich erfuhr, daß ſich die Frau des ermordeten Gaismayr ſpäter offenbar mit Rachеabſichten hätte erblicken laſſen, daß ſie aber, da ſie gemerkt, eine Verhaftung bedrohe ſie, die auch in der That ſchon einmal ausgeführt geweſen, nach dem deutſchen Tyrol entwichen ſei. Merkwürdigerweiſe war der Steinmetz, der damals die hinterlaſſenen Sachen empfangen, bei den Italienern zugegen. Er hatte ſie, da es Seltſamkeiten waren, verſchenkt. Die Gaismayr war eine Dienerin der Piſani.

Waren es die Plaudereien der Italiener, war es die Uebermüdung von der Reise, war es die gesteigerte Sorge um seine kranke Begleiterin — der treue Mentor träumte in der Nacht nur ein wildverworrenes Durcheinander. Da stand ihm der Gaismayr mit seinem kurzen schwarzen Bart armverschränkt vor der Pforte seines Landgutes, nicht ahnend, daß ihn Mörder umschlichen. Da sah er das wunderbare Venedig und Laura Pisani zurückkehren von ihrer politischen Mission, zu der die Republik Venedig doch nicht den „Unterschlupf" hatte geben wollen. Immer mehr entwickelten sich die Bilder farbenglühendsten Lebens. Er sah die schönsten Frauen in die Markuskirche wallen, die Gräfin lächelte ihn an in diesem großartigen Dom, Drommeten und Posaunen erfüllten die mächtigen Wölbungen. Er erwachte: aber so wie er wieder entschlief, standen Ritter und Edelfrauen in seltsam fremdartiger Tracht um einen Thron, auf welchem einem blonden Knaben eine Krone auf sammtnem Kissen dargebracht wurde. Die Pandolfi in einem großen weißen Schleier mit einem Diadem von Edelsteinen und Kleinodien, während ein Teufel die Messe las und die Blätter des Missale mit einer Ofengabel umschlug. Dann wieder waren es die Glaubensstreiter Tyrols, die Luthers Choräle sangen. Priester, wie sie in Augsburg und Nürnberg predigten, ein Maurer, ein Osiander, bestiegen die Kanzeln von Brixen und Trient.

Im Verfolg der Reise, wo sich zuweilen Spuren zeigten, daß Johannes Baumgärtner durchgereist war, hatte Ottheinrich noch Gelegenheit, wirkliche Ueberbleibsel der mit blutigen Schrecken niedergedrückten Bewegung kennen zu lernen.

Als die Reisenden nach vielen Tagereisen das Kloster

Stams erreicht hatten, blickte Regina mit verklärten Augen auf das so sanft im Thal ruhende, friedlich von bewaldeten Höhen, silberhellen, von den Bergen niederwallenden Cascaden umschlossene alte Heiligthum, das zum Andenken an einen tiefen Lebensschmerz, das Leid einer Mutter, um Konradin von Schwaben, den in Neapel Enthaupteten, erbaut worden ist. Hier, wo des unglücklichen jungen Hohenstaufen Mutter begraben liegt, wohnten von jeher Cisterciensermönche. Heute war es nun ein Sonntag. Es drängte die dem römischen Glauben treu Gebliebene, am Gottesdienste theilzunehmen und an einem Altar der Kirche ihrem Schutzpatron zu danken, daß sie nun doch schon bis hierher und nur noch durch eine einzige, wenn auch schroffe Gebirgswand vom Vaterlande getrennt, mit ihrem siechen Körper und ihrem noch siecheren Gemüth gekommen war. Sie forderte Apollonien und Ottheinrich zu gleichem Dank an den Allmächtigen auf und zeigte freudigen Blicks auf die Felsenwand, die an Ehrenbergs altergrauer Klause vorüber gen Füssen und Hohenschwangau führte, von wo endlich, wie die Gefährten wußten, der heiterste Blick in's milde und wohnliche Schwaben- und Bayerland offen stand.

Wunderlich aber mußte es sich treffen, daß jetzt der alte Gottesdienst Veränderungen zeigte, die eine siegreiche Verbreitung der neuen Lehre voraussetzen ließen! Der Hochaltar war verwüstet. Die wenigen noch vorhandenen Mönche schienen sich dem Geist der Zeit gar nicht entgegengestemmt zu haben. Nicht ein Einziger ging im weißen Chorhemd, wie dem messelesenden Priester geziemt haben würde, nicht ein Einziger im Cistercienserkleide, dem weißen Rock mit schwarzem

Scapulier und schwarzem Gürtel, nein, in einfachen, schwarzen Prädicantentalaren umstanden sie den schmucklosen, neu errichteten Altar!

Regina, von solchen Fortschritten der Reformation überrascht und beängstigt, verließ mit ersichtlicher Unruhe die Kirche. Es war ein schöner Octobertag. Die Luft war hell und rein und fast wie durchsichtig. Auf den herbstlichen Fluren jagten sich Schmetterlinge. Alles, was den verwüsteten Gottestempel umgab, athmete Ruhe und Friede. Am Fuß der hohen Bergwände, die das Kloster umschlossen, boten laubreiche Wälder schattige Kühle. Kurz vor Beginn derselben, erhoben sich einzelne mit Hecken und Rasen besetzte Hügel und einladende Ruheplätze. Auf einen derselben lud Regina ihren jungen Begleiter ein, ihr zu folgen. Sie betraten ein noch laubreiches Buschwerk und fanden einen Platz im Grase, auch unter Herbstzeitlosen und anderen Pflanzen schwarze und rothe Beeren. Apollonia war in die Herberge geschickt worden. Sie hatte in heiterster, ihre Herrin verletzender Laune erzählt: drei Mönche hätten sich erst vor kurzem an junge frische Dirnen aus den Bergen verheirathet, meist an die Töchter solcher eingewanderten und vermögenden Bergleute, die ihre Schwiegersöhne einstweilen noch versorgen konnten.

Regina sprach, als sie mit Stauff allein wär: „Ich wollte wünschen, ich träfe auf dem füssener Schloß oder in Hohenschwangau Gesellschaft an. Ich wartete dann von da aus so lange ab, bis ich wüßte, was mir mein Vater oder Schwieger in Augsburg beschlossen haben!"

„Die Ehescheidung werden sie beschließen!" hatte Ottheinrich auf den Lippen, wußte aber, daß die Kirche, die

Regina noch verehrte, dieſen Troſt doch nur theilweiſe ſpendet. Er ſprach ſich über die Irrungen im Leben des Gemahls ſeiner Begleiterin nicht aus.

Als Regina ſagte: „Wo ich auch einſt nach dem Tode hinkommen mag, ich will die kurze Spanne Zeit, die ich hier noch zu leben habe, ſo verwenden, daß ich erhoffe, dorthin zu kommen, wo meine Mutter ſelig hingekommen iſt!“ Darauf wallte Ottheinrich auf; denn ſo ſprach man überall in Süddeutſchland. Er erhob ſich, wandte ſich mit den Worten: „Ihr läſtert!“ ab und ging in einiger Entfernung ſo lange auf und nieder, bis Regina auf einem Faden, den ſie aus ihrer Taſche zog, von den gepflückten Beeren einen Kranz aufgezogen hatte. Dann erhob auch ſie ſich und ſagte ihm: „Vergebt, daß ich ſo undankbar geweſen! Ich kenne ja Euern Glauben! Nehmt dafür den Kranz! Es ſei ein Zeichen der Verſöhnung!“

An demſelben Tage kam die Karawane noch bis Reutte. Auch daraus, daß ſogar jetzt an einem Sonntage gereiſt werden durfte, wollte Regina die Veränderung der Welt zum Schlimmen erkennen. Die Fuhrleute drängten.

Und doch athmete ſie am Montag in der Frühe von tiefſtem und glückſeligſtem Herzen auf, als ſie endlich aus dem Bergwall herauskam, der Tyrol von Deutſchland trennt. Wie ein Vogel in die blauen Lüfte hätte ſie ſich ſchwingen mögen, als ſie zur Linken die unabſehbaren grünen Triften des heerdenreichen Allgäu, rechts den mit Kirchen, Kapellen, Klöſtern, Weilern, Städten geſegneten Lechrain erblickte. Die Sonne beleuchtete ein unabſehbares Weideland. Dort die Thürme friedlicher Ortſchaften — da hochragende Burgen —

hier der Falkenstein wie ein Adlernest auf höchsten Felsen schwebend — unten liebliche Seen, an deren einem die Ufer mit Schilf bestanden waren, an dem andern sich die Grenze in dunkle Wälder verlor! — Immer entlang ging es die silbernen Strudel des windungsreichen Lech. Gegen Mittag bespritzte der Mangfall, während sie langsam die Straße daherritten, Regina in ihrer Sänfte. Des Wassersturzes weißer Gischt zischte bis zu ihren Rossen hinauf, wie Diamanten schimmerten die Wassertropfen in den senkrecht fallenden Sonnenstrahlen. Und welche Freude! Eine grünweiß-rothe Flagge wehte auf dem höchsten Thurm. „Ein Zeichen, der Bischof ist da!" rief Regina. „Dann ist auch Anna von Stadion da!" Sie hätte vor Freude gleich auf die Felsen, die den Lech am Mangfall einengen, hinüberspringen und die Stelle küssen mögen, wo der heilige Mang, der Bekehrer dieser Lande, beim Kampf mit einem Lindwurm so fest in einen Felsen seinen Fuß gestemmt haben soll, daß an diesem noch heute die Spuren zu erblicken sind.

Regina ließ nun sogleich, als sie die Lechbrücke überschritten hatten, die Rosse, die ihre Sänfte trugen, links zum Schloß abschwenken, obschon Apollonia lieber unten in der Stadt geblieben wäre, wo ein fröhlich Leben durcheinander wogte, eine Dult gehalten wurde, Spielleute musicirten, Schalksnarren Kurzweil trieben, Affen mit wilden Vögeln, aufgeputzten Zahnärzten und welschen Quacksalbern um die Wette schrieen.

Aber gerade diesem Tumult zu entkommen und für die glücklich vollzogene Flucht wie für ein Wunder Gottes in der Kapelle des Schlosses zu danken, war Reginen Bedürfniß,

und so schwenkten denn die Rosse an der Hand der Führer am uralten, theilweise unterirdischen Kirchlein Sanct Mang vorüber den Burgweg hinauf.

In anmuthigem Schlängelpfade, zwischen Mauern, deren jeweilige Oeffnungen eine erquickende Fernsicht auf Feld, Gebirg, die Windungen des Lech, auf die häuserreiche Stadt gewährten, gelangten sie aufwärts.

„Schließt mir nur Annens Zimmer auf!“ rief Regina dem Thorwart entgegen und setzte, da sie in der That gehört hatte, der Bischof und seine Nichte seien anwesend, mit verklärtem Antlitz auf Ottheinrich gewendet, hinzu: „Ich bleibe nun hier! Erschreckt darum nicht! Ich danke Euch für Eure treue Pflege! Erzählt meinem Vater und dem Vater Antom's, wie ich Euch zu diesem Wagniß mit Gewalt — ja, erröthet nicht! — mit Gewalt gezwungen habe! Hier will ich nun abwarten, was mir Gott, der Herr, beschieden hat!“

„Stauffer'le,“ setzte mit Thränen Apollonia hinzu, „Euch muß es noch gut auf Erden werden —!“

Sie that diese Aeußerung in so beweglichem Tone, daß die Worte auch hätten bedeuten können: „Ich habe mir redlich ein so schönes Stück Geld in meinem Dienst gespart, daß Euer Wohl geborgen wäre, lieber, junger Mann, wenn Ihr mich zum Weibe nehmen wolltet! Ich wollte schon einem Verkaufsladen vorstehen!“

Und später hätte Apollonia gewiß gern noch einen innigern Abschied unter vier Augen von dem Begleiter, der nun weiter machte, vollzogen (wie sie wenigstens durch ein unablässiges Putzen ihres Mundes, als welchen sie für einen Kuß vorzubereiten schien, auszudrücken suchte), aber Ottheinrich

bestieg schnell sein Roß und ritt durch den Burghof zurück in die belebte, alte Römerstadt, seine Augen nach dem Huttelberg gerichtet, der ihm den Blick auf Hohenschwangau entzog, wo er auf seinem Ausritt nach Italien die ihm vom kaiserlichen Rath ertheilten Aufträge leider nicht in dem Umfang hatte ausrichten können, wie sein Prinzipal gewünscht. Noch in dem letzten Briefe, den er vom Rath aus Augsburg in Venedig empfangen, hatte er die Weisung erhalten, ja nach zuholen, was ihm bei seiner Hinreise nicht nach Wunsch hatte gelingen wollen. Er mußte Hans Pfister allein weiter reiten lassen und, im Gasthause „zum Bären" bleibend, sehen, wie er auf der zum Glück sehr belebten Landstraße nach Augsburg weiter kam.

## Elftes Kapitel.

### Der Findling.

Als Ottheinrich am folgenden Morgen für seinen erneuerten Besuch auf Hohenschwangau ein Roß bestellt und zuvor gefrühstückt hatte, legte er über ein am Leib getragenes Wams, das die in Venedig gekauften kostbaren Steine enthielt, ein feines, spitzenbesetztes Hemd, zog seine prächtigsten, in Venedig theilweise neu ergänzten Kleider an, ein aus schwarzem niederländischem Tuch gefertigtes, mit schwarzem Sammet reich verbrämtes Wams, schier wie eines Hochzeiters Kleid, einen braunen Ueberwurf, der durch seine luftige Weite ebenso im Sommer, wie, dichter angezogen und zugeknöpft, an einem frischkühlen Herbstmorgen wie heute angenehm zu tragen war, eine mit Nesteln versehene Westenauslage vom feinsten Rosentuch aus Mecheln, graue Beinkleider von jenem leichtern Tuche, so man „Stammet" nannte, hohe, weite Stiefel, des Rittes, des Staubes, des Schmutzes wegen fast das ganze Bein bedeckend, unter ihnen aber feine Schuhe, die nach Italienerart mit den Beinkleidern in Eins verbunden waren und zum Betreten der Zimmer im Schlosse dienen sollten, wenn die

der Tod des Cato eine große That gewesen sein soll, und erfahre bald, daß man ihm bei uns das ehrliche Begräbniß würde versagt haben. Was der Stolz meines Herzens ist, das demüthigt die Religion. Ich bin Mensch? Ich bin Engel? Ich bin nichts von beiden und in meinem Himmel so unselig, wie der Verdammten einer. Ein Handwerker wird in seinem 23sten Jahre von einem verschmitzten Volksverführer in Beschlag genommen. Sein Enthusiasmus wird von einer Seite erregt, wo seine geringe Bildung gegen Thorheiten nur eine schwache Schutzmauer entgegenstellen kann. Der Enthusiasmus ist das Gute an ihm. Warum ist der Mann in seinem 23sten Jahre noch ein Kind, warum ist sein Genius niemals angeregt worden, warum war er erst ein gedankenloser Knabe, warum erhielt er nichts, als den gedankenlosen Elementarunterricht, warum gab ihm der Priester nur die Traditionen des Glaubens, wie sie einmal festgesetzt sind, warum dämmerte der Mensch so lange in einem alltäglichen Zustande fort, bis sein guter, göttlicher Theil, der in seinem Herzen tief vergraben gewesene Enthusiasmus, erst von einem Intriguanten in Beschlag genommen ward, der ihn zu einem Kinde, zu einem Thoren und unglücklich machte? Hier ist eine Lücke in unsrer modernen Bildung, die ausgefüllt werden muß, und wie wird man sie anders ausfüllen können, als durch eine radicale Verbesserung unsres Erziehungs-, Religions-, Unterrichts- und Staatensystems? Wenn sich eine Revolution denken läßt, so ist es eine unter diesem Gesichtspunkte. Wenn noch einmal ein Christus, ein Luther aufstehen sollte, so kann es nur der sein, der jene chinesischen Stockwerke der Gesellschaft einreißt und der Harmonie der Bildung und des Lebens eine Form gibt, die man nur mit

Reiterſtiefel abgezogen waren. Noch kam zur gefälligen Ausſtattung hinzu ein braunes Filzbiret, nach Ritterſitte vielfach gebrochen und gewunden, ohne jedoch die ritterthümliche Feder zu tragen. Ottheinrich hätte ſich in dieſer Erſcheinung auf einem augsburger „Geſchlechterball“ zeigen dürfen, eine Ehre, die ihm vielleicht bei Anweſenheit der Königin Maria zu Theil wurde; eine der Honolds hätte ihn gewiß zum Tanz aufgefordert, wenn auch Gundula darüber außer ſich geweſen wäre.

Schon harrte des Gaſtes der Bärenherberge auf der Gaſſe das beſtellte Roß. Ringsum warfen die Käufer und Verkäufer der Dult, die Fuhrleute, vor allen manche ſchmucke Bürgerstochter aus den Fenſtern der Reichenſtraße — ſie hieß in einem Volkslied:

Zu Füßen die Straße der Reichen,
Wo die Bettelleut' aus den Fenſtern die Händ' ſich reichen,

auf den ſtattlichen Jüngling, der anfangs noch vorſichtig, ſein Roß durch die engen Straßen und das Gedräng' der Menſchen lenken mußte, Blicke des Wohlgefallens. Er ſelbſt ſchaute beſorgt zum hoch über dem Markt thronenden Herrenſchloß hinauf. Daß in ſpäter Nacht Anna von Stadion mit dem Oheim von einer Jagd von dem Ritter von Eiſenberg heimgekehrt war, hatte er in erſter Frühe ſchon im Wirthshauſe vernommen.

Eben wollte er über die Lechbrücke zurück reiten, als an dem Leproſenhauſe (Ausſatzkrankenhauſe), das der Brücke zur Linken liegt, ein Auflauf ſeinen Ritt hemmte. Er erkannte die Urſache dieſer Störung in einer Begegnung — die ihn des Rittes nach Hohenſchwangau überheben mußte.

In einem weiland vergoldet geweſenen, mit vier Roſſen

beizumuten, mit Drachen und Adlern verzierten Wagen, der einem Krönungswagen nicht unähnlich sah, doch zugleich den in ihm mächtig arbeitenden Bohrwurm verrieth — in einem einem Segelschiff gleichenden Gefährt und mit einem stattlichen mit Schärpe geschmückten Troß von Reisigen voraus und einem Knappen hinterher — begegnete ihm nichts Geringeres als die Herrschaft von Hohenschwangau selbst! Die alten Leute zu einer, wie es schien, längern Reise gerüstet!

Gewiß wollten sie nach Augsburg und den Verkauf richtig machen.

„Ja, schau, schau! seh' ich recht —? Ist das nicht —" hieß es aus dem mit Damastvorhängen und drüber wieder mit Leder verschließbaren, jetzt offenen Baldachin des großen auch mit Türken- und Lindwurmköpfen reichlich verzierten Ungethums von Wagen. Eine Frau sprach diese Worte zu Ottheinrich hinaus. Die Menge des Volkes ließ so Wagen als Roß nicht durchkommen. Das Gewühl des Volkes, und besonders die brausenden Lechstrudel, übertönten die Stimme, doch Ottheinrich erfuhr, wem er auf diesem herrlichen, rings von Wasser, Gebirg, Wiese, Schloß und Stadt wie von Gottes ganzer Herrlichkeit umgebenen Platze begegnete. Er schrie:

„Gestattet, edle und gestrenge Herrschaften, daß ich Euch mit meiner Anrede belästige! Schon vor einigen Monaten wagte ich, mir auf Euerm Schlosse Einlaß zu erbitten. Obschon Euere Gestrengen abwesend, wurde mir doch aufgethan, und der Anblick Euerer gar lustigen Häuser und Höfe gegönnt. Jetzt wollte ich zum andernmal bei Euch vorsprechen und nicht verfehlen, gestrenger Herr Junker und

edle Frau, Euch die Grüße meines Herrn auszurichten, des wohlberühmten kaiserlichen Rathes, Herrn Hans Paumgärtner in Augsburg!"

„Je!" rief die Rittersfrau. „Soll ich denn wahrsagen? Nach der Beschreibung, die man von Euch gegeben, junger Ritter, habe ich Euch sofort erkannt." Sie erhob sich von ihrem Sitze, wandte sich dem Knecht, der den Zug rückwärts beschloß, zu, und rief: „Balperle, ist das der schöne, junge Gast, von welchem Ihr uns erzählt habt?"

Nach erfolgter Bestätigung von dorther erfuhr Ottheinrich, daß sich das schwangauer Ritterpaar über seine Anwesenheit auf Hohenschwangau bis ins Einzelste hatte unterrichten lassen und jetzt eben selbst im Begriff stand auf Augsburg zu reisen, worüber Ottheinrich natürlich den Gedanken des Abschlusses faßte und die Besichtigung aufgab. „Schaut, schaut!" rief die Schwangauerin, „der Zufall! Da setzet Euch gleich daher zu uns, Freund! Gebt Euern Gaul im Bären wieder ab. Was wollet Ihr Miethe zahlen und zu Roß die steilen Höhen erklimmen? Wir plaudern so besser! — Gelt, Alter?" rief sie dem letzten Schwangauer, einem verhutzelten, in Pelz eingewickelten Männlein, zu; der Alte murmelte Einiges, das Ottheinrich zu seinem spätern Unheil nicht verstand. Der alte Herr hatte die Gicht und saß, wie eine vertrocknete Wurzel gekrümmt, in seinem prächtigen Wagen. Er hatte Ottheinrich offen gestanden, daß sie ja einstweilen nur bis zur Abschwenkung nach Steingaden führen.

Ottheinrich schilderte seine Situation, die Rücksicht auf Regina Honold, überlegte aber die Schwierigkeit, allein mit

ſeinen Koſtbarkeiten zurückzureiten und Tauſende von Goldgulden an ſeinem Leibe in Gefahr zu bringen.

Er kehrte um, während die Rittersfrau ſchon wieder einen andern Gegenſtand verfolgte. Einer hohen, ſtattlichen, alten Frauengeſtalt, die eben einen Korb voll duftiger Kräuter auf dem Kopfe trug, rief ſie zu: „He, Frau Marel! Wo wollet Ihr denn damit hin, Marel?“ Die Hünengeſtalt wandte ſich. Ottheinrich erſchrak förmlich vor ihren ſtechenden Augen, ihrem ſcharfen Blick, vor ihrem weißen, wallenden Haar, ihren ſchwarzen Augenbrauen.

„Zur Apotheken auf dem Schloß!“ ſagte die Angeredete.

„Ei, da ſaget doch der Dame, ſo geſtern aus Welſchland angekommen iſt, daß ſich für ihren Begleiter eine gute Gelegenheit gefunden hat, wohlbehütet ſogleich auf Augsburg zu kommen. Sollte ſie ſich anſchließen wollen, ſo möchte ſie ſich beeilen! Im Bären vermeldet dann die Antwort!“

Die Marel nickte mit einem Starrblick und ging: die Rittersfrau machte hinter ihr her ein Zeichen, als wenn die Marel nicht recht bei Verſtande ſei, ſetzte aber hinzu: „Sie richtet es aus! Steigt jetzt nur ein!“ ſagte die Redende hierauf, denn der Brückenwart mahnte, auf der Brücke nicht zu lange zu verweilen.

„Wiſſen's halt, Brückenwart,“ ſagte trotzig die Zungenfertige, die der Vormund ihres Gatten, des Hutzelmännleins war. Im „Bären“ hielten dann Sigmund Rothhut, der Hauptcaſtellan der vier Burgen, Baltzer Trotz, ein Tiroler, der im Zimmer Ottheinrich auf der Burg empfangen hatte. Der Führer des Wagens lenkte dieſen vom Handpferd aus. Er war ebenfalls von Kopf bis zu Fuß bewaffnet. Nicht minder der vierte Knecht, der die Vorderroſſe lenkte. Letzterer

erklärte auch, den jungen Mann von seinem Besuch auf der Burg gleich wieder erkannt zu haben. Daß ihm dann Alle heimlich etwas vertrauen zu wollen schienen, bemerkte er in der Eile des Abbestellens des Rosses. Unpackens nicht, denn die Bestürzung, welche er über den sich anscheinend nun schon vollziehenden Verkauf der Schlösser empfand, war eine mächtige. Er konnte derselben keinen Ausdruck geben, zumal er bei aller seiner Geschäftigkeit der Ritterfrau über die Reise der ihr wohlbekannten weiland Jungfrau Honoldin so viel erzählen mußte, als Ottheinrich davon zu verrathen für gestattet hielt.

Balzer Trotz unterbrach ihn im Packen seines Reisegeräths, flüsterte ihm aber zu: „Habt Ihr denn nicht gehört? Wir gehen ja über Steinsachen und sollen uns da eine Waise auf! Die Alte will nur Euer Pläuschen haben."

Da erschrak Ottheinrich.

„Der Alte hat es Euch ja auf der Brücke gesagt —"

„Was ich in dem Lärm nicht verstanden."

Nun beschickt er seinen Gaul. Der Wirth, der zugleich Posthalter war, bekam nach Taxis'scher Regel ein Unterpfand, das ihm auf einem geschaukelten Zettel in Kaufbeuern oder Augsburg gegen Ablieferung des Pferdes wiedererstattet wurde. Nun dankte er für den freundlich dargebotenen Platz im Wagen, was die Ritterfrau in Erstaunen versetzte. „Ja warum?" rief sie und sah sich im Kreise nach dem Verräther um. Glücklicherweise kam die Krämerin vom Schloß herunter und die lange, gebräunte Frau brachte Bericht, Frau Honold bliebe in Füssen und ließe dem jungen Herrn eine glückliche Reise wünschen. Die Ritterfrau war außer sich, daß ihr die Gesellschaft entzogen wurde. Ottheinrich schmollte sogar

ein wenig mit ihr, kehrte ihr den Rücken und fragte den Wirth: „Woher ſtammt die ſeltſame Frau, die Kräutlerin?“

„Ja,“ ſagte dieſer lachend, „das hat ſchon Mancher gefragt! Die Maxel heißt ſie. Sie wohnt hinter den Schwanenburgen am hohen Säyling in einer Hütte, die halb eine Grube in's weiche Geſtein iſt. Von da aus ſucht ſie Kräuter. Manche (nun flüſterte er Ottheinrich in's Ohr) wollen wiſſen, ſie ſei das flüchtige Weib des Michael Gaismayr dazumal und hätte den Brixener, den Biſchof Sperantius um ihren Mann ermorden wollen, worüber ſie flüchtig wurde. In den Bergen, oft im Schnee lebt ſie. Der Schwangauer ſchützte ſie und ließ ſie ruhig droben hauſen, wo ſie Sommers und Winters bleibt! Nahrung holt ſie ſich von hier.“

Das Trinkgeld des Ritters, der faſt zu Allem ſchwieg, lehnte die Botin ab. „Ja, die iſt ſtolz!“ ſagte der Wirth leiſe. „Ihr Mann hat ſie wie eine Fürſtin gehalten.“

Für den Anfang mußte Ottheinrich, die Schwangauerin wollte es nicht anders, doch abſitzen, ſein Roß zur Führung an ihren Baltzer Trotz geben und zu ihr in den Triumphwagen ſteigen. Zu lebhaft war ihr Bedürfniß, den Abgeordneten des kaiſerlichen Raths zu ſprechen und, was ſich denn zu Ottheinrichs Leidweſen bald herausſtellte, über hunderterlei Dinge, die der junge Mann ſchon in Nürnberg, Augsburg, Venedig und Padua erlebt hätte, Beſcheid zu geben.

Georg von Schwangau, der weißbärtige Greis, hörte ebenfalls gern Neues aus der Welt. Freude wohnte nicht in ſeiner Bruſt. Der baldige Abſchied von der Vierburg ſeiner Väter ſtand in Ausſicht! Da war ein düſterer Blick, ein weh-

müthiges Schweigen wohl entſchuldigt. Er ſprach vom Papſt, vom Kaiſer, von der mächtigen Republik Venedig und der Türkei und was noch aus Ungarn und Böhmen und aus jenem Zapolya werden ſollte. Und iſt wohl wirklich die kaiſerliche Majeſtät vor Marſeille geſchlagen worden? Haben die Franzoſen die Provence behauptet —? Wollen Heſſen und Sachſen es mit dem Hauſe Habsburg wagen? Für alles das, was man damals nur durch heimkehrende Landsknechte, wandernde Bettelmönche oder ab und zu ein fliegend Blatt, ein Lied, einen Holzſchnitt, in Erfahrung brachte, regte ſich allmälich auch bei der Vor- und Nachhut, ſelbſt bei den Reitern auf den Wagenpferden eine immer mehr anwachſende Theilnahme.

Die Freifrau hatte freilich andere Intereſſen.

Ottheinrich bekam beſtätigt, daß die Reiſe der ſtattlichen Karavane allerdings erſt wieder über den Lech zurück und noch zuvor nach Steingaden gehen ſollte. Dann erſt wollte man ſich auf Kaufbeuern und Augsburg hinüber wenden.

„Abt Moſer in Steingaden," ſagte die Freifrau, „iſt immer ein gar guter Freund von uns geweſen! Wir müſſen ihn noch einmal zum Abſchied ſehen."

„Noch einmal!" ſagte ſich Ottheinrich. „Alſo wirklich ſetzte ſich der Roſt der Zeiten an die glänzenden Wappenſchilde der Vergangenheit! Die Augsburger Kaufleute ſtecken den ſtolzen Schwanenhelm auf! Du der letzte deines Geſchlechtes, das einſt auf die Mauerzinnen von Askalon die Kreuzesfahne trug, dem mächtigen Welfengeſchlecht den eiſernen Arm lieh, bis Heinrichs des Löwen Uebermuth die Schwangauer in's Lager der Hohenſtaufen trieb, wo dann

ſogar der Lorbeer der Dichtkunſt ſich dem Glanz des ruhmgekrönten Schwertes zugeſellte —! Hiltebold von Schwangau, der Minneſänger Einer, ſang auf der Harfe Liebesleid und Liebesluſt. — Es kam nun alles wie unter den Hammer — an ſeine Gläubiger! Der Handel ſchien ſchon vorgeſchritten! Wird es dem Hau[illegible], deſſen Schäden ich kenne, fruchten? Vielleicht verweigert der Kaiſer die Uebertragung der Lehen!

Neidiſch [illegible]te die Freifrau in die Ferne. „Sehet! da liegt die Burg Eyenberg!“ rief ſie Ottheinrich zu. „Das iſt doch auch ein Haus, wo ſelbſt im Winter der Storch nicht vom Giebel will, wie bei Manchem hier im Schwabenkreiſe und nicht blos bei den Bauern. Wie glitzert die Sonne drauf! Spiegelblank! Wenn die Keſſel nicht wären, könnte mein Freyberger keinen ſeiner Jungen taufen laſſen —! Heda, Ihr Leute,“ wandte ſie ſich an eine Geſellſchaft Wanderer, die in der That Keſſelſchmiede waren, „habt Ihr auch die drei Geſtirne und die fünf Eidotterle auf Eurer Waare? Oder holt Ihr ſie Euch erſt? Trüben wohnt Euer Keſſelgraf —! Möchte nur wiſſen, wie die Kaiſer drauf kommen ſind, außer den Juden auch noch die Kupferſchmiede zu ihren Leibtrabanten zu machen! Ich mein' als, es iſt, weil auf unſerm Silbergeld Kaiſerliche Majeſtäten immer ſo blanke, kupferne Naſen haben. Nehmt's nicht für unlieb, Herr Stauff — von wegen der augsburgiſchen Fugger-Herren meine ich —!“

Düſter und ſcheu blickten die Leute am Wege zu dem goldenen Wagen auf. Es hatte ganz ſeine Richtigkeit mit dem Stempel. Kaiſer Max hatte das kaiſerliche Keſſelprivileg für Oberſchwaben an Georg von Freyberg auf Eiſenberg und ſeine Nachkommen verſchenkt. Dafür hatte ſich nun aber auch

der Weg ſo gewendet, daß man offen alle vier Burgen von Hohenſchwangau in der Sonne liegen ſah. Ja, das war freilich ein poetiſcher, erhebender Eindruck! Dieſe ſanfte Ruhe! Dieſe ſtille Einfriedigung! Dies grüne Geſchmeide ringsum, Waldesgrün und Bergeshöhe einander ſich ſchmückend! „Gelt," rief die Rittersfrau, „jung Blut, ſchaut Euch nur recht ſatt an meinen vier Schlöſſerlein, dem holdſeligen, vierblättrigen Kleeblatt! Liegen ſie nicht da, die Burgen, wie die Perlen im Golde? O, daß ich dich auch juſt jetzund verlaſſen muß, zu ſo anmuthiger Stunde, im Herbſt, wo ich von deiner Schönheit gerad' immer am meiſten erbaut war, du herrlich Ländle du! Wiſſet Junker" — ſie vergaß ſich ganz, aber mit Abſicht — „wir haben ein Holz geſchlagen für, mäßig gerechnet, zweihundert Gulden! Das ſoll den Lech hinab gehen bei erſter Fluth, wenn die Gebirgswäſſer in's Treiben kommen! Und, Herrle, die Forchinen (Forellen), die wir drüben, nicht im Alpſee — nein, da ſolltet Ihr die Hechte ſehen —! in dem kleinen Dings, in der Iller, auch im Pöllat bis in den Auguſt hinein gefangen halten, Ihr zählt ſie nicht! Denn ſeht, länger als bis Auguſt leid' ich nicht, Forchinen (Forellen) fiſchen. Ich kann bös werden, wenn man der lieben Gottes Creatur nicht ſeine Zeit und Ruhe läſſet, wie uns Menſchen! Auf Hohenſchwangau geht's im Wildbann ſo und im Holzſchlag und im Wieswachs und in der Fruchtſaat. Herrle, bei uns hat alles ſein' Zeit, jede Sach' ihre Stund', alles auf den Kalender! Sollten wir 'mal von unſerm Ländle ſcheiden, und ich ſage es offen, dann ſoviel als von unſerm Leben, ſo findet jeder, ſo nach uns kommen ſollte, kein ausgeweidet, ausgemetzigt Erdreich, ſondern

Saat und Ernte nach Gottes Regel, Stadeln mit Hülle und Fülle, alles nach einem Strich, wie sozusagen ein Kind wächst, in die Schul' muß und erst an's Heirathen denken soll, wenns ausgewachsene Gliedmaßen hat. Aber die Schinder da heutigen Tages, die so den Acker quälen und drangsaliren und Gott sei ihm gnädig! auf die Marter spannen, daß er schon vor der Zeit soll Gold abwerfen und Silber, die haben in unserem Ländle nie ihre Praxi gehabt. Gelt Alter —?" wandte sie sich zutraulichst zum Ritter und zeigte durch einen Ruck in die Seite die geringe Neigung desselben an, ihr zuzustimmen.

Balthasar Trotz, der, den Staatswagen hinterwärts deckend, all' diese Rodomontaden mehr noch, als nach vornehin Rothhut, verstanden hatte, unterstützte die Burgfrau mit einem zwar ironisch gemeinten, von ihr jedoch als Zustimmung gedeuteten bergfrischen Jodler, in dessen Rhythmus Rothhut zwar nicht, was seine Stellung verbot, mit Gesang einfiel, wohl aber durch ein anmuthiges, auf gutes Futter und fröhliche Laune schließen lassendes Courbettiren seines Gauls.

Andererseits ließ auch die Burgfrau volle Bewunderung ausströmen über Augsburg. Es war ja ihre Vaterstadt. Sie war eine „Geschlechterin", eine Imhof. Sie nannte Augsburg die erste Stadt der Welt. Sie brauchte nur das kostbare Tuch, den Stammet und den Sammet in den Kleidern ihres jungen Begleiters zu betrachten, sagte sie, um Respekt zu bekommen vor so einer Stadt, und was man da alles zu haben, freilich auch — preiswürdig zu bezahlen habe.

„Fahrt doch fort, Bälzer!" unterbrach sie sich, als der Knecht zu jodeln aufhörte. „Bei uns giebt's nicht Kopfhängerei.

den schönen, sanft in einander laufenden Linien einer antiken Säule vergleichen kann. Die Bildung muß mit dem allgemein Menschlichen beginnen, die Moral hinfort mit dem Enthusiasmus, die Religion hinfort mit dem Stolze. Die Gelehrsamkeit muß mit allen unsren Existenzen ausgeglichen werden und nur insofern, als sie Philologie ist, das Separateigenthum einer Kaste bleiben. Es muß eine Fundamentunterlage für die Cultur einer ganzen Nation geben, die alle Menschen in dem, was sie für wahr, für gut, für schön und nützlich halten, ganz und gar einander gleichstellt, so daß die Voraussetzungen, die später darauf gepflanzten beliebigen Ideen und Projekte bei allen stimmfähigen Individuen der Nation dieselben sind. Dann wird es nicht mehr möglich sein, daß die Menge von revolutionärem Schwindel beseelt ist, nicht mehr möglich, daß einzelne Charlatane auftreten und Anhang bei der blinden ununterrichteten Masse finden. Separatismus und Conspiration sind unerhört, wo sich alle Menschen in einer ebenbürtigen Reciprozität ihrer Ansichten und Bedürfnisse befinden. Das würde die politische Revolution verhindern, aber freilich ohne eine vorhergegangene moralische Revolution nicht geschehen können.

Gewaltthätigkeit ist jedoch auch hier nicht die Form, unter welcher meine Prophezeihung auftreten dürfte. Was ich vorhersehe, ist das Produkt einer unzufriedenen Mißstimmung, die aber, wenn sie sich mit dem Wunsche der Verbesserung äußern soll, dann von Allen wird gefühlt werden. Was aber alle wollen, macht sich von selbst. Ich sehe voraus, daß diese Sublimation unserer künstlichen Bildung nicht so fortsteigen darf. Nein, dieser Wettlauf des Geistes, den alle Nationen gegen einander anstellen, kann nur damit enden,

Ihr denkt, hör' ich, lutherisch. Ich denke wie Ihr! Mein Alter da stolpert noch ab und zu in die Mette. Aber daß wir schon lange keine kirchhöfischen Leut' im schwangauer Land sind, das zeigt Euch: dicht am Kirchli unten der Tanzboden. Von unsern zwei Orten Pflach und Büchelsbach drüben in Tirol kommen die Leut' herüber über die Berg', erst zum Beten und dann zum Tanzen. Ei, das freut sich allewege bei uns der Schwangauer guten Zeit, die sogar dazumal nicht aufgehört hat, als in deutschen Landen der Bauer dem Ritter aufgetrumpft. Zu uns sind sie auch kommen, das ist wahr, die armen Tröpf', Axt und Morgenstern und Kiehnbrand in der Hand: aber mein Alter da ist nie im Leben, wie der selig Abt von Steingaden zumal oder die Hochnasen da oben auf dem Schloß zu Füssen ein Leutverderber und Landschaden gewesen. Dem schwangauer Schwan hat da keiner auch nur eine Feder verrupft! Gottes Rathschluß ist allweise. Aber manchmal begreift Eins nicht, warum ein so herrlich alt Geschlecht, wie das unserige, nunmehr an's Aussterben hat kommen müssen —!"

Wie die Freifrau eben gelacht hatte, konnte sie nun auch weinen.

Eine längere Pause trat ein. Ottheinrich war von dem „lutherisch" angenehm berührt. Er dachte auch wohlgemuthet an die Toleranz, die man gegen die Verfolgte, die Gaismayr, übte. Die schöne, fruchtbare Gegend fesselte. Aber nicht die fettesten Weideplätze, die ringsum ausgebreitet lagen, nicht das stattlichste Vieh, das auf dem mäßig gehügelten Flachland die in diesen wilden Tagen nur kurz gemessene Frist des Friedens und der Ruhe genoß, hinderten die Freifrau, unausgesetzt die Achseln zu zucken, als wollte sie sagen: Was ist

das alles mit unserm Viehstand im Schwangauer Land drüben verglichen —! „Alter," rief sie endlich, „guck, guck, da liegt ja schon das Petersele auf dem Ammerberg! Soll mich doch wundern, was aus all' den Altären, Heiligthümern, Götzenbildern werden soll, die da so in der Luft an einem verlorenen Ort zwischen Himmel und Erde, mehr den Adlern und Geiern gerecht, als den Menschen zum Wohlgefallen, liegen! Höher, als da drüben zur Linken Oberndorf liegt, hat mich nie eine Kirch' auf einen Berg bringen können. Gelt, da lob' ich mir unser Kirchlein in Schwangau! Da kann man sagen: Unser Herrgott wohnt im Gelände! An jedem Sanct Colomanstag reiten auch die Bauern zu Hunderten um die Kirche herum, die auf der Wiesen liegt, weil sie glauben, es segnete das ihre Pferde. Nun, es liegt wol an der guten Luft, daß alles gedeiht! Gott segnet Menschen und Vieh auf mancherlei Art —"

Es war nicht zu umgehen, daß auch endlich des Imbisses gedacht wurde, auf welchen zunächst Sigmund Rothhut der Rosse wegen zurückkam. Als man eine Quelle am Wege fand, galt es, sie rasch zu benutzen und die Thiere zu erquicken. Es wurde angehalten. Aber zu dem Mahl, das mitten unter weidenden Kühen und hart an einer über den Weg sich ziehenden Waldede gehalten wurde, bekam man eine unliebsame Tafelmusik. Ein rufender Schulmeister ließ sich mit seiner Kinderschaar in der Ferne hören, eine Bettelschule, die in der Regel ohne bedeutende Spende nicht abgewiesen werden konnte. Und noch ehe die Schätze des Staatswagens im kühlen Schatten des Waldes ausgepackt waren, stand auch schon ein Rudel, wie der Rattenfänger von Hameln, gefolgt von zwanzig Knaben, vor den Herrschaften.

„Es grüßt Euch Eobanus Rhodomantis Isaro-Monacensis," rief der Unwillkommene, „Magister und Baccalaureus der freien Künste von Ingolstadt, Prag, Wien, Bologna, Heidelberg, Wittenberg, Leipzig! Denn wisset, weit ist Rhodomantis mit seiner Schule in der Welt herumgekommen, weshalb ich Euerer fürstlichen Gnaden gestehen kann, daß mir in diesem Leben schon zweimal ein solcher Triumphwagen wie der Eurige vorgekommen ist, einmal vor sechs Jahren, als Herzog Wilhelm von Bayern, mein gnädigster Landesherr, Ihre Majestät den Kaiser in München zum Reichstag in Augsburg einholten, und zum andermalen in der gelehrtesten aller Städte, Bologna in Italia, wohin ich einige meiner Scholaren auf die höchste Schule des römischen Rechts begleiten zu dürfen betraut gewesen. Alldorten, zu Bologna, hochfürstliche Gnaden, heißet ein solcher Wagen il Carroccio und ist ein Triumphwagen, das höchste Palladium von Bologna, auf welchem Consul und Rath der Stadt jezuweilen die Mauern und Wälle umfahren, geschmückt mit grünen Kränzen und scharlachrothen Mänteln, als wie einst die alten Römer gefahren sind, so sie sich nicht bei ihren Triumphzügen eines currus volucris oder eines currus eburneus bedienten. Letzterer war an seinen Seiten mit Elfenbein ausgelegt. Es sollte mich nicht wundern, wenn auch dieser Euerer Carroccio in seinen innersten Eingeweiden —"

Halt! Alles sprang dem Räuber entgegen. Er wollte selbst zugreifen, selbst unter den Schinken, Würsten, Eiern auswählen, plündern. Die Jungen sprangen in gleicher Absicht hinten und vorn auf.

Staunenswerth, daß die Rittersfrau lachte und alles

geſchehen ließ. Denn es hatte ihr nicht wenig geſchmeichelt, daß der gelehrte Strolch, der die Kinder nach einiger Zeit an die Eltern wieder ablieferte, ihren Wagen erkannte. Es war derſelbe, mit dem ſie und die Freyberge jenem berühmten Einzug beigewohnt.

„Wolfgang Roſenſeher iſt mein alter, bereits als ſolcher den Muſen entſtammter Name!“ fuhr der an einen Laib Käſe mit einem großen Jagdmeſſer Anrückende fort. Die Seinen halfen. „An der Iſar Strande weisſage ich gleichſam aus Roſen, wie die Heiden ſolches aus dem Futter der Hühner, oder den Kaldaunen der Stiere thaten!“ Zugleich ſchnupperte er nach andrem Fleiſchernem. „Aber meine Roſen, aus denen ich weisſage, ſind die Knospen der Jugend! Schüler habe ich erzogen im Roſengarten des Herrn — duftende Blüthen, die als Prädicanten, Phyſici, Mathematici, ja an hoher Herren grünen Tiſchen als fürſtliche Rathgeber aufgegangen ſind, blühen und gedeihen! Doch Undank iſt der Welt Lohn! Ich ertrage noch immer Wind und Wetter — entbehre — hungere —“

Er konnte nicht reden vor Eſſen.

Die Rittersfrau wußte ſehr wohl, daß dieſe wandernden Scholaren berüchtigte Felddiebe waren, Obſt ſtahlen, Gänſe mit Armbrüſten ſchoſſen, wovon ſich noch heutigen Tages der Studentenausdruck „ſchießen“ ſtatt „ſtehlen“ erhalten hat. Sie ſchloß jetzt alle Körbe, und ſprach ein gewichtiges: „Nun iſt's genug!“

Den Roſſen warf man ſchon die Kummte und Zäume wieder um, der Zug kam auf's neue in Bewegung, und die Knaben konnten nichts weiter erlangen, kein baar Geld,

woraus Rhodomantis noch deutlich anspielte. Die gespendeten Victualien durften die Scholaren nicht sofort verzehren. Ein verstohlener Griff an eine Fangleine, welche der Magister um den Leib trug und die er wie ein Hundekoppler oder Scharfrichter handhabte, hatte ihnen bald anschaulich gemacht, daß sie von der üblichen Regel, wonach sie nie hungrig scheinen durften, nicht abweichen, sondern alles Geschenkte in dem von ihnen gezogenen Fouragewagen unterbringen mußten.

Die Scheidenden lohnte ein wohlgestimmter Dankgesang.

Die Lechbrücke war erreicht. Es mußte auch im Wagen geschieden werden. Die Karavane bog rechts ab, nach Steingaden. In Augsburg hofften sich alle binnen wenig Tagen gesund und guter Dinge wiederzusehen.

Die Rittersfrau trug Ottheinrich nicht nur Grüße an seinen Principal, sondern an sämmtliche vornehmste Personen Augsburgs auf. Es fehlte nur der Kaiser noch.

„Gnädige Frau," mußte der bescheidene Jüngling bekennen, „Ihr nennt da Vögel, die über meinem Dache wegfliegen! Seid aber dessen gewiß, dem Herrn Rath werde ich treulich berichten, welcher Huld und Herablassung ich mich von Euch zu versehen hatte!"

Auch den Begleitungs-Mannen schüttelte Ottheinrich die Hand, und setzte dann kräftig seinem wieder bestiegenen Gaul die Sporen ein.

Volkreiche Dörfer, Weiler mit rauchenden Schornsteinen kamen genug — Stetten, Oberndorf. In letzterem Städtchen gab es immer einen schwungvollen Handel mit Korn, das fehlte in diesem Wiesenlande.

Nahe lag ihm die Betrachtung der Fragen, die er sich

aufwerfen mußte: Welches sind die auf des Rathes Erhebung in den Reichsritterstand begründeten Pläne des ehrgeizigen Mannes? Wie wird sich seine kaiserliche Gesinnung, die um alles in der Welt mit Wien, Innsbruck, Brüssel zu gehen nicht unterlassen wird, mit dem Einschreiten der Regierung Tirols abfinden, wenn diese entschlossen sein sollte, die Hand auf jene demnächst an den Kaiser zurückfallenden Burglehen zu legen? Kann der Rath, ein Handelsmann, ein Gelehrter, hoffen, die kaiserliche Belehnung zu erhalten, berechtigter Theilnehmer der Reichstage zu werden, neben den Kurfürsten, Landgrafen, Bischöfen, Städten des Reichs zu sitzen? Werden nicht die Fugger, wenn sie auch seine Schwäher sind, alsbald sie diesen Plan in Erfahrung gebracht haben, Hindernisse genug zu stellen suchen? Und könnten nicht schon jetzt die Nachrichten über die schlechte Führung des zweiten Sohns, über die Flucht seiner Gattin auf die offene Landstraße, nachtheilig auf die Bürgschaften einwirken, die der Kaiser für die würdige Fortpflanzung des Namens der Ritter vom Schwanen, der alten berühmten schwangauer Freiherren verlangen wird —?

Hinter Oberndorf schien der müde Gaul von seines Reiters Traumversunkenheit Vortheile ziehen zu wollen. Ohne daß es der Reiter merkte, schlug das müde Thier einen Weg ein, den Ottheinrich allmählig als einen falschen erkennen mußte. Die Gegend hatte den Charakter des Hirtenlandes verloren. Hier und da begannen sich Spuren von Feldbau zu zeigen. Bauern, die für die Wintersaat mit mächtigem Pfluge Furchen in's Erdreich zogen — vier Hände mußten damals am schwerfällig gebauten Pfluge walten — verwiesen ihn, um auf Kaufbeuern zu gelangen, auf einen ganz andern, dem eingeschlagenen beinahe entgegengesetzten Weg.

Schon war die Sonne im Sinken begriffen, als Ottheinrich am Ufer der Wertach dahinreitend endlich doch die Thürme Kaufbeuerns zu erblicken glaubte. Langsam seinen Weg verfolgend war er glücklicherweise von Wäldern abwärts wieder zur rechten Straße gelangt. In Kaufbeuern den Rathsherrn und Doctor juris Hörman von Guttenberg zu besuchen und nach Argula von Grumbach zu fragen, wagte er nicht. Er erwartete Nachrichten von seiner Wohlthäterin in Augsburg bei seinen Wirthsleuten zu finden. Allmälig erregte seine Aufmerksamkeit eine Staubwolke, die ihm anfangs von Kaufbeuern entgegenzukommen schien. Bald bemerkte er, daß sie mit ihm sozusagen gleichen Schritt vorhielt.

An den mit weißem Leinen überspannten, weißgefärbten Wagen erkannte er die ihm schon unterwegs in Tyrol signalisirten Italiener von Padua mit der bedeutungsvollen Bildhauerin Vittoria Ferabosco. In diesem Augenblick führten die Fremdlinge eine seltsame Scene auf. Die Männer, Jung und Alt, winkten ihm, machten ihm Zeichen der Begrüßung, aber auch des Wunsches, er möchte sich beeilen und ihnen helfen. Bald sah er, daß dies um einen Knaben geschah, der wie für todt am Wege gefunden worden sein sollte. Fast ein Dutzend Männer und ein junges weibliches Wesen, das vom nationalen Typus der Italiener abwich und einer Deutschen glich — ihr Haar wand sich in dichten rothblonden Flechten um die Schläfe, aber ihr Wuchs war hoch und stolz — waren mit dem Knaben beschäftigt, der nicht minder, seitdem ihn Ottheinrich näher betrachten konnte, den abenteuerlichsten Anblick bot. Denn so klein er war, trug er doch eine Mönchskutte und darüber ein Scapulier.

Seele erst war vom Magister Rhodomantis das Wahrzeichen der Stadt München erwähnt worden. Des münchner „Kindel“ in einer Mönchskutte mußte er bei diesem Anblick gedenken.

Der höchstens zehn Jahre alte Knabe, der, wie man aus seinen Bewegungen ersah, vor Ermüdung und Schwäche bewußtlos lag, sonst aber, wenn auch nur schwach, athmete, durfte nicht minder Ottheinrichs lebhafte Spannung erregen. Er trug das Kleid der Prämonstratenser und gehörte vielleicht dem Kloster von Steingaden an, wenn nicht gar die geheime Zwiesprache des schwangauer Ritterpaars, in welche dasselbe mehreremal und besonders beim Anblick der Rhodomantis'schen Wanderschule verfallen war, mit ihm in Verbindung stand.

Allmälig fing der Knabe mit den Augen an zu zucken und die Finger zu bewegen.

Kaum befähigt, der wilden Flucht der Gedanken zu folgen, die Ottheinrich durch diese nun leibhaft vor ihm stehenden Erinnerungen an Padua, an die bösen Streiche des Antonius und die dort empfangenen Eindrücke geweckt wurden, erfuhr er, daß das so seltsam gekleidete Kind schon zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt gewesen, dann aber, als es auch bereits gesprochen, in seine Starrheit wieder zurückverfallen war. Die Worte, die das Kind gesprochen, hatte von den Italienern Niemand verstanden, was nicht wundernehmen konnte: sie hatten von der Sprache des Landes, in das sie reisten, nicht die mindeste Kenntniß. Zunächst mußte sich der Gedanke aufdrängen, ob sich vielleicht Verfolger zeigten. Die Flucht aus Klöstern war so allgemein und hergebracht und erschien den Meisten als so wünschenswerth, daß sich Ottheinrich der Sorgfalt der Italiener, dem in

der That eifrigen Mühen der mit Waschungen, Einflößungen von Wein beschäftigten schönen, vornehm aussehenden Dame anschloß.

„Wer bist Du?“ sprach Ottheinrich den Knaben mit scharfer Stimme an, als dieser endlich wieder die Augen aufschlug. „Sprich, wenn Du mich verstehst!“

Als Ottheinrich diese Worte einigemal wiederholt hatte, sah ihn der Knabe mit aufgerissenen Augen an, verzog die Miene wie zum Lachen und schüttelte mit dem Kopf. Das Lachen war die Bewegung eines Krampfes.

„Du kamst aus Steingaden! Von den Prämonstratensern. Kannst vielleicht das Wort Luna aussprechen, das wir dem Papstthum verdanken! Oder woher kommst Du? Sprich!“

Der Knabe blieb stumm, belebt aber die Augen offen.

Ottheinrich nahm keinen Anstand, wiederholt gegen das Kleid des Findlings seine Abneigung auszusprechen. Er wußte sich hier auf gutem protestantischem Boden. Kaufbeuern war sogar in den Kundgebungen seiner kirchlichen Gesinnung weiter gekommen als Augsburg. Vielleicht war der Knabe im Kloster gezüchtigt worden und deshalb entflohen und vor Ermattung auf der Landstraße liegen geblieben. Ottheinrich dachte nicht daran, ihn nach Steingaden, wenn er dorthin gehörte, zurückzugeben und sollte er ihn mit nach Augsburg nehmen und sein schon einmal so traurig gescheitertes persönliches Beförderwollen der Kirchenverbesserung auf's neue, hoffentlich mit günstigerem Erfolg aufnehmen.

Sein Rath, den Knaben, der zumeist von Furchtvorstellungen beherrscht schien, in einen der Wagen zu legen, ihn dort in Decken zu hüllen und nicht länger auf der Land-

ſtraße, die ſchon Zeugen des Vorfalls genug brachte, zu verweilen, ſondern langſam auf Kaufbeuern zuzufahren, fand Beifall und eine ſofortige Ausführung. Man trug das Kind in das Innere des einen Karrens, welcher höchſt geräumig und faſt wie ein Wohnzimmer eingerichtet war, mit ſchönen Teppichen belegt, mit einem Ruhelager und allerlei Bequemlichkeiten.

Als man den Findling in wollene Mäntel und Decken gehüllt, und ſich die anziehende Italienerin liebevoll ſchmeichelnd und ſtreichelnd zu ihm geſetzt hatte, ſprach er auf Ottheinrichs nochmalige Anrede, wer er ſei und wohin er ſich gebracht zu ſehen wünſchte, einige deutlich artikulirte Worte, die indeſſen keine deutſchen waren.

Eben zogen die Roſſe an. Schnell bedeutete Ottheinrich die Führer, anzuhalten, und wiederholte die Worte, die der Knabe geſprochen, ſo gut er konnte. Er ſuchte deren mehrere hervorzulocken.

Die Worte, die er hatte behalten können, lauteten etwa wie Sirolom und Hontholam —

„Kössenem!“ fiel der Knabe ein, als ſie Ottheinrich nachgeſprochen hatte.

„Das iſt ungriſch!“ rief Ottheinrich außer ſich und von einer verworrenen Ahnung ergriffen. Er band den Knaben der ſchönen Italienerin auf die Seele. Aber ſie verrieth ſchon an ſich ein gar ſanftes und fürſorgendes Gemüth.

Ungriſch? Ein Knabe auf der Landſtraße! Was ſoll ich denken? So ſtürmten allerlei Vorſtellungen auf Ottheinrichs Combinationen. Immer mußte er an den falſchen Grafen Ilajos denken. Er ſaß im Geiſt neben der Pandolfi in der via Lepre.

daß ſie den Athem verlieren und es wohl fühlen, daß ſie für den Körper auch etwas thun müſſen: nämlich für den Körper, welcher gleich iſt dem Leben, der Allgemeinheit, der Nationalität, oder wie man es nennen mag. Mit dem Dualismus, der die Bildung des neunzehnten Jahrhunderts iſt, werden wir gerade ſo weit kommen, daß wir den Zwieſpalt endlich einſehen und nicht mehr ertragen werden. Wir werden entweder das Leben nach unſrer Bildung modeln, oder die Bildung nach unſerm Leben; wir werden entweder unſre Anſtandsmeinungen, Sitten und geſetzlichen Gewohnheiten gerade ſo einrichten, daß ſie die bloße Praxis unſrer theoretiſchen Bildung ſind, oder wir werden unſre theoretiſche Bildung trennen müſſen in Laien- und Tempelweisheit, in Weisheit für Einige und in Volksweisheit; und dasjenige, was dann zunächſt geſchehen müßte, wäre eine neue Begründung des erſten Unterrichtes der Jugend, des Unterrichtes in den Wiſſenſchaften, in der Moral und der dann ſehr zu verallgemeinernden poſitiven Religion. Vielleicht iſt dieſe Alternative nur ein verſchiedener Ausdruck für eine und dieſelbe Sache. Weiter zu — — ſchwärmen, verbietet vielleicht die Beſonnenheit.

Ich kehre auf unſer Jahrhundert zurück. Dort liegt das achtzehnte Jahrhundert, wir kennen es; dort das zwanzigſte, wir ahnen es. Jetzt, was liegt dazwiſchen?

Dazwiſchen liegt eine Reaktion und eine Beſtimmung. Die Erſtere iſt die, daß in ihr die Individuen wie allzu ſchnelle Roſſe am Zügel gepackt und wieder zurückgeführt wurden in die lange Kette der Allgemeinheit, wo die Perſon in der Maſſe untergeht. Die Beſtimmung iſt die, daß im Univerſalismus ſelbſt das Individuum dadurch wieder anerkannt wird, daß es eine iſolirte Stellung erhält dasjenige, was

So bestieg er wieder sein Roß. So hörte er noch lange die Italiener hinter sich her rumoren mit ihren Pferden und ihrem Abenteuer.

Die alte, trotzig befestigte, thurmreiche Stadt Kaufbeuern nahm die abenteuerlich genug, fast wie Zigeuner auftretenden Ankömmlinge erst nach mancherlei Ausweisen über ihr Woher und Wohin gastlich auf. Einer weitläufigeren Anmeldung und Klage über Verdienst in der Heimath, Hoffnung auf Beschäftigung in Deutschland, beim Stadtvogt, überhob sie die Bürgschaft des deutschen Begleiters. Den inzwischen erwachten Knaben deckte man seiner Tracht und einer Anzeige wegen, die möglicherweise seine Verfolger an die Stadt erlassen haben konnten, über und über mit Tüchern zu.

Der Lärm des Eintritts durch die engen Gassen, des Rasselns der Wagen mit den mächtigen Rädern auf dem Pflaster, der Begleitung durch die Straßenjugend war so groß, daß Ottheinrich auf einige Worte, welche der Knabe wieder gesprochen hatte, nicht achten konnte. Daß es diesmal deutsche waren, glaubte er verstanden zu haben.

Auf dem Markt, der einer Straße mehr als einem Platze ähnlich sah, vor dem Wirthshause „Zur Schwäbischen Sturmfahne" wurde gehalten. Den Eingang umstanden Fuhrwerke, wie eine Wagenburg. Bauern, Bürger, Weiber, Kinder begafften die phantastisch gekleideten Ankömmlinge, den greisen Werkmeister der Italiener, die kecken Stutzer von Gesellen, alle mit spanischen Bärten, die schöne Hochblondine. Diese widmete sich ganz der Pflege und dem Transport des Knaben in's Wirthshaus, wobei sie nicht bemerkte, daß ihr Gefährte, der gefällige junge Reiter plötzlich Gesellschaft

getroffen hatte, die auch ihre Brüder und Anverwandte in die höchste Aufregung und Bewegung brachte. Denn wer war es? Doctor Johannes Paumgärtner von Venedig, der so langsam gereist war. Er sollte Regina nachreiten, hatte ihm der Bruder durch einen Eilboten gemeldet! Da war er schneller gegangen, hatte aber Füssen nicht beachtet und sollte nun zurück auf Befehl des Vaters, der sich vor einer Scene mit dem alten Honold auf's Aeußerste fürchtete. Er sollte in Füssen Regina bewegen, nach Venedig zurückzukehren.

„Ja, aber wie schaut Ihr denn aus, Stauffer'le! Habt Ihr Euch in Italien zum Ritter schlagen lassen oder reitet Ihr auf Eure Hochzeit —?" rief er vom Söller des Wirthshauses herab.

Des Rathes Erstgeborener stand da, lang und hager, wie er gewachsen, über die Brüstung gelehnt, als wäre Kaufbeuern sein gewöhnlicher Aufenthalt, so bequem hatte er sich's gemacht. Er ging im kurzen Hauswamms, trug leichte Schuhe, sein gewohntes rothes Hauskäppchen auf dem Haupt über dem langwallenden schwarzen, mit Grau untermischten Haare.

„Ich staune, Herr Doctor," rief Ottheinrich zum Söller hinauf, „Euch noch in Kaufbeuern zu sehen!"

„Noch? Noch?" lautete die Antwort. Dann hörte der Doctor kaum noch auf Ottheinrichs Frage. Sein Auge und Ohr gehörten ausschließlich der Italienerin. Die Dame war sozusagen, als sie aufblickte, ebenfalls vor ihm erschrocken. Er bemerkte das sogleich und fragte Vittoria, als sie im Hause rasch verschwinden wollte, in Bezug auf den verhüllten, von ihrer Umgebung getragenen Knaben in italienischer

Sprache: „Signora, war das Kind, das Euch da vorangetragen wurde, vielleicht Gott Amor selbſt? Ich ſehe Venus in Euch bei uns Deutſchen einziehen!“

Vittoria antwortete gar nicht. Sie hatte nur raſch die Einfahrt geſucht. Vielleicht wußte ſie, daß mit eiferſüchtigem Lauern ſchon ein Arbeiter zum Söller hinaufgeblickt hatte, ein junger Mann, der, wie Ottheinrich gehört, Luigi Coſta genannt wurde. Die zwanzig deutſchen Worte, die der Eitle leidlich radbrechen konnte, untermiſchte er mit italieniſchen Flüchen, die dem Hausgeſinde Reſpect einflößen ſollten vor Künſtlern, die, wie er erzählte, mit einem Briefe des göttlichen Tiziano, zu den Fuggern, den Ducas von Augsburg, reiſten. Daß ſich in dieſer armſeligen Allemagna die Zahl der Menſchen zu mehren anfing, die in Bezug auf äußere Erſcheinung und Intereſſe für Vittorien mit ihm in Wettkampf treten konnten, erſah er mit Unmuth.

Um das Maß der unerwarteten Ueberraſchungen, die ihm Kaufbeuern bot, vollzumachen, fühlte ſich Ottheinrich auf der Stiege plötzlich ſtürmiſch umarmt und mit einer Fülle weinduftender Küſſe bedeckt. Sein Mitdiener und Comtorgenoſſe Cyriax Mäusle war's, der dem Doctor Johannes im Auftrag der beſorgten Großmama mit nachgeſchickt war, als Beiſtand und Pfleger.

„Wirſt doch auf meinem Stübli hauſen? Hab' ein zweiſchläfrig Bett, für ein jung' Ehepaar zu groß! Und keine Landsknechte drin, wie ich ſchon unterſucht hab'! Brüderle, ſchauſt prächtig aus! Was wird Martina ſagen? Ihre Mutter und die ganze Lappenſippſchaft? Biſt ſeit den acht Monden um zwei Löcher im Gürtel feiſter worden!

Als Du abreiſteſt, hatt' ich den Abſtecher nach München machen müſſen! Du, wir werden alle Edelleute! Das ſind die Italiener? Der Rath erwartet ſie ſozuſagen! Sie ſollen eine neue Burg bauen? Rück' nur heraus. Wo, wiſſen wir noch nicht!"

Ottheinrich konnte nicht antworten: er mußte auf den Doctor hören, der inzwiſchen die Veranſtaltung getroffen hatte, daß Ottheinrich ſein Stubennachbar wurde.

Der älteſte Sohn des kaiſerlichen Raths war eine wunderliche, Manchem ſogar unheimliche Natur. Aeußerlich ähnelte er der Großmutter, Frau Felicitas. Seine Geſichtszüge waren regelmäßiger und edler, als die ſeines Vaters und ſeiner ſämmtlichen Brüder.

Als er Ottheinrich in ſeinem Zimmer allein hatte, polterte er ſogleich heraus: „Regina macht uns ſchöne Streiche! Was mein Bruder anbelangt, ſo läßt ſich dagegen nichts ſagen. Er taugt nichts. Aber dieſe Flucht paßt für Augsburg nicht! Ich werde am Ende zur Genugthuung ihre Schweſter heirathen müſſen. Wo habt Ihr die Italiener her?" unterbrach er ſich. „Und das Kind? Das hübſche Weibsbild iſt wol die Mutter?"

Ottheinrich erzählte ſein Abenteuer.

„Das ſchöne Weſen muß mich verkannt haben!" ſagte Johannes. Sie erſchrak heftig. „Wahrſcheinlich ähnle ich Jemand! Und denkt Euch die Ehre," unterbrach ſich der Sohn des reichen Kaufherrn, „gleich nach Eurer Abreiſe kam vom Dogen in Venedig ein durch kaiſerliche Botſchaft eingetroffener Brief, der mich zum königlichen Rath von Ungarn und erzherzoglichen von Oeſterreich ernennt!"

Ottheinrich erſtaunte und verbeugte ſich.

„Ja, wollt Ihr eine Gnade von mir haben, ſo beſtellt ſie Euch jetzt, Stauff! Verlangt gleich eine Grafſchaft! Ich werde mit geheimnißvoller Miene verſichern, die Sache hätte gute Wege. Wenn ſie aber nicht zum gewünſchten Austrag gelangt, ſo hat die königliche Majeſtät — die von Ungarn nämlich — bereits ihrem Bruder, dem Kaiſer, dieſen bewußten Gegenſtand verſprochen. Und ſo denn freilich — einſtweilen — (er hielt die linke Hand zum Nehmen einer Beſtechung hin) weil die Geſtirne unſere eigentlichen Geburtsſtätten ſind und Venezuela eine Inſel iſt, die von Papa Welſer mehr zu Waſſer als zu Land zu erobern ſein dürfte — Ihr verſteht mich — was jedoch nicht hindert, daß Ihr mir die Hand — nicht etwa küßt, das verſteht ſich von ſelbſt, ſondern ſie mir für meine gefälligen künftigen Rathsdienſte ſchon jetzt auf Abſchlag ein wenig verſilbert. — Könnt Ihr meine Zeche hier zahlen, ſo ſäh' ich's wirklich nicht mehr als gern."

Letzteres war in der That ernſt gemeint und Ottheinrich erbot ſich dazu. Cyriax Mäusle betaſtete ihn darauf. „Menſch," rief er, „ich glaube gar, Du biſt mit lauter Edelſteinen geſpickt! Laß Dich doch befühlen! Jeſſes, nichts als Buckeln, wie wenn Einer die Peſt hätte. Laß nur die Italiener deine Krankheit nicht merken! Sie ſchneiden Dich ſonſt an, wie einen Braten! Sie kuriren Dich auf's Hemd nach einer neuen Art!"

„Ja," ſagte der junge Rath, „von Braten zu reden, Ihr werdet Hunger und Durſt haben, alter Freund. Unſer Guſto iſt gebüßt! Aber eine Kanne Weins leeren wir noch zuſammen! Heda! Zwei Becher! Wovon ſprachen wir? Ja,

vom Schloß in Füssen! Das ist ein trauriges Gespräch! Wir müssen mit der Italienerin anbinden!"

„Eins könnt' er mir aber noch sagen," platzte Cyriax heraus, nachdem er Wein bestellt: „Lebt denn die Katzmayrin noch, das Appele mein' ich. Sie ist ja von Kaufbeuern!"

Statt Ottheinrich berichtete Johannes, daß er ihm sein Vertrauen hätte schenken sollen. Er würde ja die Apollonia in Füssen treffen.

„Da zähl' ich ihre Jahre nicht, wenn sie Dukaten zu zahlen mitbringt" — rief der lustige Begleiter des neuen Titularrathes.

Eine Magd trug Speisen auf. Johannes wies den Schwätzer hinaus.

Es war herbstlich kühl. Johannes warf einen Mantel über. Wie von einem Fieber ergriffen, streckte er sich fröstelnd in einen Sessel, schwieg eine Weile und richtete seine großen Augen gen oben, wo inzwischen die Italiener mit ihrem Nachtessen beschäftigt zu sein schienen. Den Knaben schienen sie behalten zu wollen.

„Anna Stadion," sagte er, als die Abendglocken erklangen, „hat mir von dem Stücklein in St. Ulrich erzählt, das Euern guten Freunden Spaß gemacht haben wird! Ihr habt doch einen Triumph erlebt! Der Koch — hat sich später an einem eisernen Gitter seiner Küche erhängt —!"

Ottheinrich sprang entsetzt auf.

„Und Pater Udalrich hat erklärt: Wandert unser Convent nach Hauenstetten aus, so folge ich, weil die Blumen, die ich dort gepflanzt, schon lange auf mich warten. Geht er aber nach Wittelsbach, wo die Ulrichsherren ebenfalls ein Schloß haben, so mach' ich zum Doktor Fuchs nach Tübingen —!

Ihr wisset, daß Fuchs unser größter Botaniker in deutschen Landen ist und ein Lutheraner."

Ottheinrich nahm jedes Wort von den Lippen des Sprechers, der ihm die Freude über seinen Sieg gönnte. Tiefbewegt reichte er seinem jungen Freunde die Hand. Den Tod des Laienbruders schrieb sich Stauff selbst zu. Er gedachte der Worte, die ihm Johannes' Vater über die Melancholie der Köche gesprochen und ahnte, daß des Mannes Stimmung eine gebrochene geworden. Er konnte seinem Beruf nicht mehr zum Wohlgefallen der Anderen leben.

„Auf die Königin in Ungarn, die jetzt in Augsburg ist, rechnet aber für die Reform nicht!" unterbrach Johannes seine Bedenken. „Die will in Augsburg nur Geld haben! Vor Ungeduld über unsere wälsche Praktik durchstreift sie die Wälder wie Frau Holle, die wilde Jägerin! Augsburgs Hegung bekommt ihr so wohl, daß ich sie noch finden werde, wenn meine Rathskleider fertig sind. Geld — sagte ich! Geld will sie! Nimmt aber auch Juwelen. Auch deshalb sollte ich Euch zur Rückkehr anspornen. Das Fürstenvolk leiht und leiht und niemals sieht man etwas wieder."

„Werdet Ihr denn Eure Stelle in Wien antreten?" fragte Ottheinrich.

„Und den Rath geben," fiel Johannes ein, „wie man Ungarn erobert mit Vergiftung des kleinen allerliebsten Jungen einer Comtesse, den sie in Venedig für einen Sohn des Königs Ludwig, des hochseligen Gatten der kühnen augsburger Jägerin ausgegeben!"

„Wie? Ihr wisset von diesen Dingen!" rief Ottheinrich erstaunt aufspringend.

„Die Marchesa aus der Via Lepre hat ja an den Vater aus Venedig geschrieben und ihm Alles haarklein erzählt! Auch eine Rechnung für ihre Besuche beim Dogen und für die Verbannung der Gräfin Pandolfi nach einem istrianischen Hafen, die sie durchgesetzt haben will, und den Taufschein ihres Sohnes beigelegt, der geboren wurde, als König Ludwig längst vermodert war. Der Spaß, mit dem mein Vater die Königin Maria sehr erheiterte, kostete ihm fünfhundert Zechinen. Aber er dankt Euch sehr.

Stauff war wie vor den Kopf geschlagen. Die Wirkung seiner Bemühungen war ihm aus der Hand geglitten.

„Aber sagt lieber, was dünkt Euch von dem kleinen Mönch und der Italienerin! Horcht, sie singt ihn in Schlaf!“ unterbrach der junge Titulaturrath.

Ottheinrich mußte sich anstrengen, zur Besinnung zu gelangen. Er hörte den Gesang eines italienischen Schlummerliedes. Die fremden Künstler mußten über ihnen wohnen. Der Knabe konnte mit Ungarn zusammenhängen, war aber schwerlich der falsche Prätendent. Wer mochte hinter ihm stecken?

„Die Italiener,“ sagte Ottheinrich, „das werdet Ihr von Mäusle erfahren haben, hoffen auf Beschäftigung von Eurem Vater. Aber wisset, der kaiserliche Rath wünschte sehr zu erfahren, wie jener Sohn einer abenteuernden Courtisane in Venedig dazu gekommen, sich Graf Ilajos nennen zu lassen, da doch dieser längst gestorben ist. Ich bin es gewesen, der alle diese Dinge in's Werk richtete.“

„Und die 500 Zechinen!“ fiel Johannes lachend ein, „Meinem Alten schon recht!“

„Er baute auf die Mittheilung dieser Verhältnisse, besonders an König Ferdinand —"

„Nun wohl, wohl! Da kann ich ja sogleich aufwarten! Obschon" — Johannes stockte — „des armen Antoni wegen, von diesen Weibern vor dem Vater nicht gut zu reden ist! Einen Meeressturm habt Ihr wohl noch nicht erlebt und meines Alten Zorn ebenso wenig. Als der Brief (vor drei Tagen) von Venedig ankam, mit den verlangten 500 Zechinen in Gold, und ich Rede stehen mußte über die Schreiberin, über die Gräfin Pandolfi und deren Beziehungen zu Antoni, ging in der Annengasse die Welt unter!"

Ottheinrich schwieg. Johannes erzählte von der Eifersucht der genannten Weiber.

„Dieser Neid, diese Bosheit der Marchesa, gleich der Pandolfi die Verbannung auf den Hals zu laden! In der via Lepre wurde gerast, als man sah, die Comtesse konnte in einem Palaste wohnen, selbst bei Antoni's Fall! Sie machte so viel Lärm, bis jene Venedig räumen mußte! Denn der Doge vermeidet den geringsten Schein, seine wahren Gesinnungen gegen das Haus Habsburg zu verrathen. Der Kaiser steht jetzt mit dem Papst zu gut und von dem übelausgefallenen Franzosenkrieg wird er sich erholen."

Indessen währte das sanfte Anschlagen einer vorhin hinaufgetragenen Mandoline immer fort. Sicher war die Spielerin Vittoria. Einfache Passagen folgten, die vielleicht nur prüfen sollten, ob das Instrument unter der Reise nicht gelitten. Oder wollte sie den Knaben in Schlummer bringen? Wollte sie ihn vielleicht, da sie nicht mit ihm sprechen konnte, durch Musik unterhalten —?

Johannes ſah bei alledem Gefallſucht.

„A bah! Ich kenne die Weiber! Sie heben nicht die Hand auf, ohne zu denken: wie macht ſich das?“ ſagte er. „Sie iſt eine Kokette! Hättet Ihr nicht ſelbſt den Jungen auf der Straße liegen ſehen, ich würde meinen — er gehörte ihr in höchſt illegitimer Weiſe ſelbſt an.“

„O verleumdet nicht!“ ſprach Ottheinrich und hielt ihn zurück, denn Johannes wollte auf der Stiege beſſer horchen.

„Das Volk will in Augsburg arbeiten! Helft es aufzuhalten. Mein Alter hat Baupläne! Welche? Ich weiß es nicht. Doch nicht für Baumgarten und Erbach? Ihr wiſſet mehr von meinem Vater als ich, Stauff! Wo will er bauen laſſen?“

Ottheinrichs Verſchwiegenheit wurde auf die Probe geſtellt. Nicht einmal der Aelteſte des Hauſes kannte die Pläne des Vaters, die der ganzen Familie eine ſo gewaltige Umgeſtaltung geben ſollten. Veranlaſſung genug für ihn, ſein Geheimniß deſto feſter zu bewahren.

„Man kann Alles verbergen, nur drei Dinge nicht: die Liebe, den Ehrgeiz und — den Huſten!“ ſagte Johannes.

Ein Geräuſch ſtörte ſeine von Huſten unterbrochene Rede. Schon einige Mal war es Beiden geweſen, als hätte Jemand leiſe an die Thür geklopft. Die Klänge der Mandoline waren dann verſtummt. Ottheinrich erhob ſich und öffnete. Vor beiden jungen Männern ſtand in wunderlich phantaſtiſcher Tracht ein Kind, wie es anfangs ſchien, ein Mädchen. Beim Näherleuchten mit einer der beiden Kerzen, die auf dem Tiſche brannten, erkannte Ottheinrich in dem ſich ſo zaghaft meldenden Beſuch den Findling, den ohne Zweifel Vittoria ſo

man die Specialität unſerer Zeit nennen könnte. Alle unſre Politik ſtrebt dahin, die Individuen in die Maſſe zurück zu ſchleudern; die Bildung nimmt ſie aber wieder hervor und gibt ihnen eigenthümliche Signaturen, die ihnen für die hiſtoriſche Unmittelbarkeit Erſatz werden ſollen. Die Intereſſen der Induſtrie, des Handels, der Wiſſenſchaft, verlangen ausdrücklich dieſe Specialität, welche, da nicht nur die Maſſe des Wiſſens nicht zu überwältigen iſt, ſondern das Ausgezeichnete auch nur durch eine auf das Einzelne ausdrücklich gerichtete Beſtrebung geſchaffen wird, allmälig das Prinzip der modernen Kultur zu werden ſcheint. Weil die Menſchen dieſer Zeit ſich in der Allgemeinheit mit Bewußtſein fühlen ſollen, ſo greift beſonders die konſtitutionelle Staatsform um ſich, deren vorzügliches Merkmal eben die innig verflochtene Ineinanderwirkung der Emanzipation und doch wieder der geſetzmäßigen Unterordnung iſt. Faſt Alles wird durch Geſellſchaften, Aſſociationen und Unterſchriften erreicht; ſtatt der mittelalterlichen, geſtürzten Corporationen treten neue ein und verdeutlichen durch ihren Gegenſatz aufs klarſte den Charakter, welchen wir als den unſrer Zeit bezeichnen müſſen. Die Corporationen des Mittelalters fußten allerdings zunächſt auf das Prinzip der Aſſociation, hingen aber mit der Geſchichte ſo innig zuſammen, daß ſie für eine Integration derſelben gehalten werden konnten. Die modernen Corporationen ſind zufällige, vom Staat unabhängige Verbindungen die ihre Specialität gerade im Gegenſatze gegen den Staat zu behaupten ſuchen. Das Beſtreben unſerer Zeit, allgemein zu ſein und ſich doch zu zerſplittern, iſt ſo durchgreifend, daß wir für wunderlich verkehrte Zwecke tagtäglich neue Verbindungen entſtehen ſehen. Ich leugne nicht, daß ich auch

umgekleidet hatte. Größere Tücher hatte die Künſtlerin wie Kleider gewunden: um den Kopf, über die blonden Locken, hatte ſie ihm kleinere, wie einen Turban, befeſtigt. Aus dem Scapulier war ein Schürzchen geworden.

In reinem Deutſch, doch durchaus in der hier landüblichen Betonung, erklärte der Knabe, daß ihn ſeine Dame geſchickt hätte, um den Herren felicissima notte zu ſagen. Er überſetzte den Gruß in's Lateiniſche.

Sein im Kloſter gelerntes Wiſſen ſchien dazu gedient zu haben, ſich einigermaßen mit der Paduanerin zu verſtändigen.

„Felicissimam noctem!“ lachte Johannes. „Das heißt ſoviel als: Ihr Tröpfe! Warum kommt Ihr denn nicht endlich zu mir herauf? Der Junge ſoll uns führen. Gehen wir, Stauff!“

Ottheinrich hielt den Ueberdreiſten zurück. Er erklärte, dem Auftrag Vittoriens dieſe Deutung nicht geben zu können.

Der Knabe wollte wieder gehen.

„Bleibe,“ bedeutete ihn Ottheinrich, „und ſage uns jetzt, wie Du heißeſt? Wo Du her biſt? Wie Du heute in ein Prieſterkleid gekommen biſt —?“

Verlegen ſah der Knabe die jungen Männer an. Die ohne Zweifel oben erhaltene reichliche Speiſung hatte ihn genügend geſtärkt. Statt zaghaft zu ſein, nahm er eine Miene des Trotzes an und wandte ſich der Thür zu.

„Nein, nein!“ fuhr Johannes auf und hielt ihn feſt. „So entkommt man hier nicht! Wie heißt Du —? Du ſchweigſt? Weißt Deinen Namen nicht? Willſt ihn dem Manne verſchweigen, der Dich vom Tode errettet hat? Wer biſt Du, Bube —?“ fuhr er heftiger werdend fort. „Wie kamſt Du in ein heiliges Ordenskleid? Welche fremde Worte

hast Du auf der Landstraße fallen lassen? Rede jetzt oder — wir können auch böse werden!"

Johannes schüttelte den starrköpfigen, jede gewünschte Antwort schuldig bleibenden Knaben so heftig, daß Ottheinrich hinzusprang, besorgt, ihn vor dem Ausbruch einer seither zurückgehaltenen Leidenschaftlichkeit des Doctors schützen zu müssen.

„Herr —!" Das war Alles, was der Knabe mit dem Ausdruck des größten Schreckens auf die an ihn gerichteten Fragen wieder erwiederte. Er suchte nur die Thür zu gewinnen.

Johannes ließ sich von Ottheinrich die fremdartigen Worte wiederholen, die der Knabe auf der Landstraße gesprochen hatte.

„Das ist ungrisch!" sagte er. „Ich habe bei den Fuggern und von den Thurzos einige Brocken aufgegriffen."

„Ist das ungrisch, wenn ich sage: Kössenem?" wiederholte Ottheinrich.

Der Knabe schwieg.

„Solltest Du ein Pfaff werden?" fuhr Johannes fort. „Wir bringen Dich nicht nach Steingaden zurück, wenn's der dortige heilige Norbert ist, der auf Dich Ansprüche hat. Rede —! Oder vergaßest Du schon, daß man Dich freundlich verpflegt hat, den Verschmachteten von der Straße aufgenommen, wo Du hättest verderben müssen, wenn die Nacht hereinbrach —! Wohin wolltest Du —? Wie kommst Du zu ungrischen Redensarten —? Sprich jetzt — oder wir nennen Dich einen Zigeunerjungen und geben Dich in Buchloe an die schöne Liesel!"

Auf dies Wort verzog ſich die Miene des Knaben in den Ausdruck des äußerſten Schreckens. Sein Athem ſtockte, die Bruſt hob ſich vor Schrecken und Grauen. Wieder ſuchte er die Thür zu gewinnen. Die „ſchöne Lieſel“ in dem benachbarten Buchloe, einem Städtchen, das man berühren mußte, wenn man von hier auf Augsburg wollte, war ein Richtinſtrument, das hierzuland jedes Kind kannte. „Die ſchöne Lieſel von Buchloe küſſen“, hieß im Schwabenland, gehängt werden nach vorausgegangenen, grauſamen Martern.

„Warum entflohſt Du?“ fragte Ottheinrich mit großer Sanftmuth.

„Herr,“ lautete die Antwort. „Ich hatte — drei Tage — gefaſtet und ſprang aus dem Fenſter —“

„In Steingaden?“

Der Knabe nickte.

„Wie biſt Du nach Steingaden gekommen?“

Der Knabe ſchwieg.

„Wer gab Dich dorthin —? Der, der Dich ungriſch gelehrt hat?“

Da hierauf wieder keine Antwort erfolgte, ſo ſagte Johannes: „Wir müſſen ihm, ſeh' ich, Muth machen!“ und reichte ihm einen Becher Weins.

Der Knabe verſchmähte den Zuſpruch nicht. Er ſchien ſogar froh, auf dieſe Weiſe vom Gefragtwerden und Antworten müſſen ganz abzukommen. Da that er denn nicht nur einen herzhaften Trunk, ſondern war ſogar liſtig genug, den Becher länger am Mund zu behalten, als er trank.

Johannes lachte über die Tücke und ſagte mit Wohlgefallen:

„'s iſt ein verteufelter Burſch, voller Verſchlagenheit!“

Ottheinrich war weniger von dieſem Benehmen erbaut. „Du wirſt die Patres durch Unfolgſamkeit gereizt haben!“ ſagte er und nahm ihm den Becher weg. „Wer hat Dich dort in's Kloſter gegeben?“

Der Knabe ſagte: „Die Mazel!“

„Wie?“ rief Ottheinrich, „die Kräutlerin in Hohenſchwangau?“

„Nein, die Rittersfrau!“

„Und Du fürchteteſt deren Ankunft?“

Der Knabe nickte.

„Aber Hontholam?“ unterbrach Ottheinrichs Staunen der junge Rath. „Heißt es nicht: Ich bin heimathlos —?“

Der Knabe bejahte.

„Ich bin traurig und heimathlos!“ wiederholte Ottheinrich mit Staunen und rückblickend auf die Brückenbegegnung in Füſſen und die Sage erwägend, welche er über die ſtolze, hochgemuthe, ſchwarze Kräutlerin vernommen.

Der Knabe nahm den günſtigen Augenblick der Betroffenheit des einen der jungen Männer wahr, und war mit raſchem Entſchluß an die Thür geſprungen und entſchwand.

Ottheinrich erzählte die Begegnungen, verſchwieg aber die Beziehung zu Michael Gaismayr aus Vorſicht für die Sicherheit des Knaben.

„Ich bin traurig und heimathlos!“ wiederholte Johannes, leerte den Reſt des Bechers und ſah zum Fenſter hinaus in die dunkle Nacht. Er ſprach nichts mehr. Er wußte, daß er bruſtkrank war und bald zu ſterben hatte. Und erſt noch ſollte er eine Frau wählen! Der Vater beherrſchte ihn ganz.

Die Stille, die jetzt eintrat, wurde durch den plötzlich durch die halbgeöffnete Thür rufenden Cyriax gestört. „Hui, die Talliäner zanken sich!“ rief er. „Da kann's was geben und ich muß dabei sein —! Saget aber erst, was ist für morgen beschlossen, Herr Rath?“

Die Antwort, die dem Wirth eine Anweisung geben sollte in Betreff der morgen früh für die Weiterreise in Bereitschaft zu haltenden Pferde, unterbrach der immer mehr zunehmende Lärm auf der Stiege.

Johannes wollte hinausspringen.

„Bleibt!“ hielt ihn Cyriax zurück. „Da fließet etliches Blut! Der Eine mit dem spanischen schiefen Deckel über'm Ohr ist der Liebhaber der Signora oder will es wenigstens sein! Die anderen mögen's nicht leiden, mißtrauen auch seinen mangelnden Einnahmen, wie dergleichen auch in Bologna und Rom, Augsburg und Bopfingen alle Schwäger zu sprechen weise genug sind. Schon im Stall zankten sie sich. Aber nur, wenn sie wußten, daß sie allein waren. Hörten sie Fremde kommen, alsbald wurden sie die besten Freunde. Nun aber muß etwas dem Faß den Boden ausgeschlagen haben.“

Mit donnernder Stimme rief Johannes hinaus: „Was gibt's da oben? Silentio!“

Alsbald ward alles still.

„Seht Ihr?“ sagte Cyriax. „Das haben die talliänischen Steinmetzen und Maurer in ihren Contracten, wenn sie auf Reisen gehen! Bei ihnen gilt noch die alte Bau Regula, so Salomonis dazumal aufgestellt hat, als er das libanonisch Cedernholz in die Pracht des Tempels verbaute. Alsbald der

Baumeiſter, und gewiß that's eben der Alte, ſeinen Hammer aus der Taſchen zieht und ihn nur ſo ein biſſel in die Höh' hält — gleich müſſen Alle mausſtill ſein — bei Leibesſtrafe —! Befiehlt's der Alte, ſo wird der Rebeller von dem, dem er drum winkt — ſofort abgeſtochen, wie ein Kalb! Das iſt wälſche Bau-Subordination! Wir Deutſchen lernen's nimmer!"

Johannes redete die von oben Herabkommenden in ihrer Sprache an. Es waren Luzio di Spari, die Gebrüder Ferrabosco und der Architekturmaler Luigi Coſta. Trotzig und aufgeregt gingen ſie weiter, ohne zu antworten.

„Ah ſo!" ſagte Johannes, blieb in der Thür ſtehen und wandte ſich dann mit den Worten zu Cyriax: „Morgen reiten wir zeitig auf Füſſen! Wir alle! Und noch eine Kanne Weins!"

Ottheinrich wollte die Ausführung dieſes Befehls hindern.

„Warum trinken wir Deutſche?" ſagte Johannes, bei ſeinem Gebot beharrend. „Sirolam! — Hontholam —!"

Ottheinrich ließ ihn mit der neuen Kanne Weins, die gebracht wurde, allein. Er ging auf ſein Zimmer, ſtaunend über die Geſtändniſſe des Knaben, den er unter allen Umſtänden den Italienern nicht laſſen mochte.

## Zwölftes Kapitel.

### Die Heimkehr.

Von einem der Stadtthürme ſchlug es mit dröhnendem Schall ſechs Uhr, als Ottheinrich erwachte. Er ſprang vom Lager. Nebenan war alles ruhig. Der junge Baumgärtner ſchnarchte. Die Thür war unverſchloſſen. Cyriax ſtand ſchon gerüſtet, aber er flüſterte: „Er hat die ganze Kanne ausgetrunken! Da muß er den Rauſch ausſchlafen! Ich weck' ihn vor Mittag nicht! Reiſt allein getroſt! Euer Gaul iſt vorgeführt! Die Talliäner ſind ſchon längſt voraus! Um fünf Uhr war ſchon alles ſtill! Reitet ihnen nach! Todtſchlagen werden ſie Euch nicht!“

Es überraſchte Ottheinrich zu hören, daß ſich die Künſtler entſchloſſen hatten, den Knaben, wenn ſie in Augsburg Arbeit fänden, ganz zu ſich zu nehmen. Er entgegnete Cyriax, daß er ſelbſt Antrieb gehabt hätte, den Knaben nicht aus dem Auge zu verlieren. Schnell kleidete er ſich an, berichtigte ſeine Zeche und machte ſich auf den Weg.

Der von Marktleuten überfüllte Hauptplatz Kaufbeuerns, die engen Nebenſtraßen, hatten die Italiener doch gezwungen, bedächtigen Schritt zu halten. Die Häuſer ſtanden in dem

Städtlein die Kreuz und die Quer, die Räume zwischendurch waren ungepflastert: aus Lehm, Holz, Schindeln bestanden die Wohnungen von Bürgern, die — nach den Düngerhaufen, Gärten und Scheunen mitten in der Stadt zu urtheilen — eher halbe Bauern waren. Und doch hatte sich Kaufbeuern in deutschen Landen durch gesinnungsvolles Zusammenhalten einen Namen gemacht. Auf den Reichstagen stimmte es gleich hinter Ulm. Kam man an die Mauern und Thürme, so hatte man die Zugbrücken und Fallgatter der kleinen Stadt hinter sich und sah aus den Schießscharten die langen Feldschlangen lugen, deren die Stadt sich rühmen konnte. So war es wol zu fassen, wie hier unter einfachen Kitteln tapfre Herzen schlugen und „Schmalkalden!" auch hier die Losung wurde. Es gab auch angesehene Führer, Patrizier und Reiche in der Stadt, die Ermuthigung gaben. Erst vor Kurzem hatte Reginens Vater, Hans Honold, zu seinen vielen Gütern den kaiserlichen Guttenbergshof, ein Vorwerk der Stadt, gekauft. Georg Hörmann, bei den Fuggern der oberste Verwalter ihrer Bergwerke, den sie von einem Buchhalter zum Theilhaber ihres Geschäfts erhoben hatten, bewohnte ihn im Winter. Ottheinrich kannte aus dem Geschäftsleben seines Principals das Siegel des warmen Lutherfreundes Georg Hörmann von Guttenberg. Einen Pflug stellte es dar mit der Umschrift: „Der Tod macht uns alle gleich!"

Ein reicherer Ackerbau begann. Doch noch in Nebelgrau gekleidet lag alles, wie der Herbst es mit sich bringt und, kaum auf zehn Schritte zu erkennen, lagen unabsehbar die gefurchten Aecker und Wiesen. Noch drang aus dem weithin umwolkten Himmel kein Sonnenstrahl. Nur am Läuten der

Heerdenglocken, am Gebrüll der wilden Zuchtstiere mußte man sich für den richtigen Weg auszufinden suchen.

Der junge Reiter folgte dem Beispiel der Italiener und zog seinen Mantel über, den er sich enger und lockerer geben konnte.

„Wir werden in Augsburg keine gute Zeit antreffen, hör' ich," sagte der würdige Führer der Truppe nach Begrüßung des Gefährten. „Nirgends soll das neue Licht Euerer Ketzereien grellern Widerschein verbreiten, als in Augsburg. Wir Maurer und Steinmetzen können uns mit diesem Glauben nicht befreunden. Würden doch, falls derselbe siegte, wenig Kirchen gebaut werden, Heiligenbilder abgeschafft. Nun aber vernehm' ich hier von Landsknechten und Fuhrleuten, die unsere Sprache kennen, daß sich Euere Stadt sogar gegen den Kaiser erklären will und neue Thore und neue Wälle bauen läßt. Da wäre ich der rechte Mann! Wüßte man in Augsburg, was meine Hand für die Befestigung italienischer Städte gethan hat und wie ich es zunächst vor Zeiten dem Michael Angelo, gewesen bin, der die Angaben des Vitruvius über die richtige Bauart der Fünfecke bei Wällen und Mauern verstanden hat, so würde ich vermeinen, mit Hülfe meiner Genossen hier Euere Festungswerke gegen den Satan verbessern zu können."

Ottheinrich hörte Neues aus der Welt, er nickte beifällig. Das Selbstlob machte ihn verstummen.

Die Uebrigen setzten das Thema fort. Jeder hatte in seinem Fach das Höchste erreicht, Raphael und Leonardo da Vinci übertroffen. Mit dem Briefe des „göttlichen Tiziano" hatte es seine Richtigkeit.

Inzwiſchen erfreute es ihn auch zu hören, daß der räthſelhafte Prämonſtratenſerflüchtling von den Italienern Moritz genannt wurde. Die Bildhauerin hatte ihm das Geſtändniß ſeines Vornamens abgelockt. Sie ſchien in beſter Laune von Kaufbeuern geſchieden zu ſein. Kein Wunder! mochte Luigi Coſta denken, der mißmuthig neben ihrem Wagen hertrottete. Hat ihr doch dieſer reiche Verwandte der Fugger vor aller Augen den Hof gemacht und ihr förmlich das Verſprechen abgenommen, auf jeden Fall auf ſeine Protektion zu rechnen —? Daß jener falſche Bewerber um Vittoria, der Graf Traverſi aus dem Friaul, ein Bruder dieſes liebenswürdigen Mannes in Kaufbeuern war, wußte in der ganzen Truppe ja Niemand, und ſie ſelbſt am wenigſten. Die Städte waren in jener Zeit gegen einander abgeſchloſſen. Der Verkehr fand überall beinahe unüberſteigliche Schranken.

Einſtweilen ermangelte Ottheinrich nicht, freundlichſt alles zu beſtätigen, was ſich die Italiener über die Herkunft und die geſellſchaftliche Stellung des jungen Mannes, der ihnen ſoviel Theilnahme geſchenkt hatte, im Wirthshauſe zu Kaufbeuern hatten erzählen laſſen. Daß er für ſeine eigne Perſon unter ſolchen Umſtänden nur als ein Diener eines ſolchen Duca oder Principe der Allemagna herauskam, that ſeinem Anſehen keinen Abbruch. Der Südländer liebt es, allem, was mit dem Großartigen in Berührung kommt, ebenfalls Nimbus zu verleihen. Sein Egoismus benutzt jeden Strohhalm zur Mehrung ſeines Vortheils. Ja, kommt ein Ding oder eine Perſon nur allein in die glückliche Lage, den Widerſchein ſeines eigenen Ich zu ſein, ſo ſteigert dieſer zufällige Umſtand ſchon allein des Anderen Werth.

die Errichtung von Denkmälern zu dieſen manchmal fieberkranken Zwecken rechne. Alle Augenblicke tritt ein Comité auf, und will für dieſen oder jenen in der Unſterblichkeit aſſecurirten Namen eine neue marmorne Einbalſamirung in Vorſchlag bringen. Das Geld fließt bald zuſammen und der Zweck iſt erreicht, noch ehe das Denkmal aufgebaut iſt. Denn der eigentliche Zweck war nicht das Denkmal, ſondern der Gedanke einer großen Vereinigung, an deren Spitze zwei Krämer aus der kleinſten Stadt der kleinſten Provinz ſtehen, ein Apotheker, der das Protokoll führt, und ein Zolleinnehmer, der ſich den Caſſirer und Rendanten des großen Vereins nennt. Die Sucht nach Oeffentlichkeit hat ſich allen Klaſſen bemächtigt. Jeder will im Vordergrund der Tageschronik ſtehen und es frägt ſich ſehr, wie viel kleine Eitelkeiten erſt befriedigt werden müſſen, um eine Hingebung an einen großen Zweck zu Tage zu fördern.

Der Trieb unſrer Zeit nach Conſtitutionalismus, der in jeder Beziehung das Jahrhundert charakteriſirt, entſpringt keineswegs ausſchließlich aus der Eiferſucht auf politiſche Berechtigung, ſondern noch mehr aus der Vorſicht, ſich über die Allgemeinheiten unſrer Exiſtenz beruhigen zu wollen. Das Nivellement reißt dem erſtarrten Gefühl des Einzelnen zu gewaltſam und unwiderſtehlich ein, das Individuum rafft ſo viel Kraft zuſammen, als es braucht, um ſich in dem Strome der Verallgemeinerung ſein iſolirtes Intereſſe zu erhalten und irgend einen Standpunkt, den es ſelbſt gern einnehmen möchte, als dauernd zu fixiren.

Die erſte große Erſcheinung unſres Jahrhunderts beweiſt die Richtigkeit dieſer Ausführung. Die Revolution gebar aus ihrem Schooße einen Tyrannen, der ſie bändigte. Napoleon

Nur Luigi Costa rief: „Bah! Festungsbauten! Architekturmalerei ist bei Festungsbauten nicht in Anwendung zu bringen!“

Zornig wandte sich der Meister. Er wußte, wie sich Costa für gutes Geld, wie sie alle, zur einfachsten Maurer oder Steinmetzenarbeit hergeben würde.

Vittoria knüpfte mit dem so freundlichen und gefälligen Begleiter ein lohnendes Gespräch an über die Menschen, Sitten, Gebräuche, vor allem die Preise, die ihrer in Augsburg harrten, die augsburger Wirthshäuser, Herbergen. Die wunderlichen Namen der letztern thaten der Vorstellung von ihrer Vortrefflichkeit keinen Abbruch. Hatte doch auch Ottheinrich in Italien genug Schilder gelesen: „Zum rostigen Harnisch“, „Zum leeren Troge“ oder „Zur finstern Stube“.

Bei alledem unterbrach Luzio de Spari dies belehrende Gespräch mit einigem Lächeln: „Gestehe ich es nur, auf den Anblick einer Stadt begierig zu sein, der man den Namen einer kaiserlichen gegeben hat! Was ich bisher an menschlichen Wohnungen in Eurem Lande gesehen habe, will mir nicht eben würdig erscheinen, Männer zu beherbergen, von denen mich doch schon einige durch beinahe italienische Bildung und nicht gewöhnliches Urtheil überrascht haben. Solltet Ihr denn wirklich auch in Augsburg in solchen elenden Hütten wohnen, wie ich deren in Füssen und Kaufbeuern gesehen habe?“

„Im Gegentheil!“ entgegnete Ottheinrich, warm für sein Heim eintretend. „Die meisten Häuser in Augsburg sind in jenem Geschmack gebaut, den Ihr den italienischen nennt. Mancher sogar, der schon lange vor Euch Häuser in Augs-

burg gebaut hat, vergaß dabei, daß wir in Deutſchland einen langen, rauhen Winter zu beſtehen haben, der uns die kleinen Häuſer, mindeſtens heizbare, niedrige Zimmer zu einer wahren Wohlthat machen muß, während man in den großen, die nach Euerer Art gebaut ſind, erfrieren würde. Wollten Euch doch die Fugger den Auftrag geben, wieder aus ihren großen unheimlichen Sälen kleine trauliche Stuben zu ſchaffen! Unſere Beſcheidenheit liebt leider das Nachahmen. Wäre dem nicht, ſo würden wir Vortheil davon haben."

Darauf ſpottete Pietro Ferrabosco:

„Herr, gegen die Kälte ſind auch unſere in Italien üblichen gemalten Ausſchmückungen der Wände gut! Lacht darüber nicht! Sind die Wände ſo kahl und leer wie bei Euch, ſo erſchrickt man vor dem Gedanken, unter ſo viel:n Steinen leben zu ſollen. Sind ſie aber zierlich mit Farben überzogen, ſo erwärmen ſie ſchon durch die Vorſtellung der behaglichen Dinge, an deren warmes Daſein die Farben erinnern." „Nicht Pietro! Pietro! nicht", rief Vittoria aus ihrem Narren ſtrafend. Der Bruder hänſelte den eiteln Gecken Coſta. Ihre Erſcheinung war wunderbar; ſie hatte eine Kopfbedeckung wie einen Turban, und ihr Kleid konnte einem Schlafrock gleichkommen, der jedoch von feinſter orientaliſcher Weberei ſchien. Sie legte den Arm um Moritz, der ſich den warmen Hauch ihres Mundes wohl behagen ließ.

Im Verlauf der Reiſe holte man eine Reihe von mindeſtens zwölf Laſtwagen ein, die vor Ueberſchwere der Ladung auf dem zuweilen mitten durch die Sümpfe führenden Wege öfters im nachgebenden Boden ſtecken blieben und erſt durch die äußerſte Anſtrengung der Fuhrleute wieder in Bewegung gebracht werden konnten.

Dieſe Wägen hatten ſämmtlich Kupfererz, Kupferſchiefer und Kupferkies geladen. Sie kamen aus Tirol. In Kitzbühl, Fierozzo, Anzbach, Schwatz, lagen Fugger'ſche Kupferbergwerke. Annoch hatte man in Tirol keine guten „Seigerhütten". Man konnte an Ort und Stelle das rohe, edle Kupfer und das auch Silbermaſſe enthaltende Geſtein nicht gewinnen! Der Ertrag der mühſeligen Bergwerksarbeit mußte an Orte geführt werden, wo ſich die zur ausſcheidenden Schmelzung nothwendigen Erze und Salze vorfanden, die man noch nicht in Maſſen verſendbar machen konnte. Von Ungarn, wo die Fugger ihr Kupfer in Neuſohl gewannen, mußte das kupferhaltige Erz erſt nach Krakau oder Schleſien gebracht werden, wo unter Pochhämmern und in Schmelzhütten das reine Metall in Drahtfäden oder Rollplatten zu Tage gefördert wurde. Das Kupfererz Tirols ging in dem Falle, daß das gewonnene Metall nach dem Süden beſtimmt war, in's Etſchland, nahe bei Friaul — (wo Graf Traverſi, Vittoriens Verlobter, behauptet hatte, ſeine Schlöſſer zu beſitzen), ſein Vater hatte dort Gruben; das für den Norden Europas Beſtimmte ging bis Thüringen in die Gegend von Erfurt, wo man auf Anlaß der nicht zu weit abliegenden mansfeldiſchen Kupfererzgänge in beſonders geſchickter Weiſe die Kunſt verſtand, dieſe Kieſe zu röſten und ſie durch wiederholtes Schmelzen mit Kohle und anderen Zuſchlägen vom Schwefel zu befreien. Das Kupfererz von Neuſohl in Ungarn, von Schwatz in Tirol, aus dem Mansfeldiſchen im Harz hatte einen Silbergehalt, der nirgends reiner und für die Fugger'ſche Münzberechtigung (die ſie indeſſen in Erinnerung an ſo manche trübe, in Ungarn gemachte Erfahrung zur Zeit nirgends benutzen wollten)

ergiebiger gewonnen wurde, als in den Seigerhütten, die oberhalb Erfurts und Gothas lagen.

All' dieser umständliche, höchst kostspielige Betrieb ging auf die Fugger'sche Rechnung und erforderte nächst den technischen Arbeitskräften ein vielverzweigtes Beamten- und Schreiberpersonal, an dessen Spitze eben jener Georg Hörmann zu Guttenberg stand.

Ottheinrich war ein wenig neidisch auf den Triumph, den hier die Fugger feierten. Seines Prinzipals Bergwerke hatten mehr den Ertrag an Salz, Schiefer, sogar in einigen, unter den Schneedecken der höchsten Alpen-Tauern beginnenden Gruben an Gold und Silber. Auffallend war ihm, daß der Knabe beim Anblick dieser mächtigen Wagen, deren Inhalt in der Sonne glitzerte, in die lebhafteste Bewegung gerieth.

Ottheinrich beobachtete diesen Eindruck, während der Meister der Italiener laut ausrief: „Diese Fugger sind die Könige der Welt! Was ist ihnen gegenüber der Kaiser! Ihr Unterthan! Wunder über Wunder! Diese Kaufleute können mit einem Federstrich Throne erheben und umstürzen, Kriege befehlen und Kriege untersagen! Alles steht bei ihrem Willen!"

„Ohne Geld liegt die größte Tapferkeit der Helden brach!" fiel nun Andreas Spareso ein.

„Wahrlich!" meinte der ältere der Brüder Zorzo. „Ich würde es beklagen, wenn wir nur um deswillen von Padua nach Augsburg gekommen sein sollten, um Euere alten Mauern zu flicken und auf Euere Thürme noch ein paar Schwalbennester mehr zu bauen zum bessern Auflegen Euerer Donnerbüchsen. Hunger reißt jeden Thurm und jede Schanze nieder! Lieber wünschte ich, daß wir diesen Königen der Erde zum

Andenken an den hochseligen Principe Raimondo Fugger, der ja kürzlich gestorben ist, eine herrliche, mit Steinlauben und durchbrochenen Säulengängen geschmückte Kapelle bauen könnten! Die Statuen liefert Vittoria!"

„Evviva la Fuccaria!" rief nun das leichtbewegte Volk und grüßte die Bergleute mit geschwungenen Hüten und Mützen.

Auch Vittoria hatte sich bewunderungsvoll aus ihrem Karren gelehnt. Sie mußte den Knaben zurückhalten, der all' die blinkenden Metalle mit deutschen Namen bezeichnete. Ihr damascirter Zeugstoff war bei dieser Bewegung so elastisch gespannt, daß alle Formen ihres Körpers voll Rundung und Ebenmaß hervortraten.

„Die Fugger sind nicht allein die wahren Kronenträger der Erde!" sprach Ottheinrich in geläufigem Italienisch. „Wir Kaufmänner sind es allesammt. Es mögen die Fugger für einen so hohen Ruhm den ersten Namen haben, aber im Grunde ist es die gesammte Kaufmannschaft, welcher diese Ehre gebührt. Denn wir alle sind durch unser Zusammenhalten und Wirken die Wohlthäter und Erhalter der Staaten, die Beglücker christlicher und nunmehr auch schon heidnischer Nationen. Die Fugger wissen das gar wohl und haben trotz ihrer Grafenkrone zur Stunde noch Uebermuth von sich fern gehalten. Nur den nenne ich einen fürstlichen Kaufherrn, der sich bei allem Reichthum doch zu dem Geringsten seiner Gilde leutselig herabzulassen vermag und sein Königreich nicht in seinem Reichthum erblickt, sondern in den Unterthanen seines Königreichs, vorzugsweise in den ihm mitverbundenen übrigen Kaufmännern, seinen Geschäftsfreunden. O, wir

wiſſen allzumal ſehr wohl, wie zerbrechlich unſer Glück iſt und wie im Grunde der Segen, den wir der Welt bringen, nur im Wecken ehrſamen Fleißes und muthiger Beharrlichkeit liegen kann. Und wolltet Ihr auch lachen, ich ſage Euch, die Tapferkeit eines guten Kaufherrn nimmt es mit der Tapferkeit aller Kriegshelden auf! Denn ſcheint es wohl auch, als hielten wir meiſt wie die Hutzelmännlein hinter unſeren Schreibtiſchen und wagten uns nicht von unſeren Geldtruhen hervor, ſo haben wir doch in uns einen Muth, wie Euerer geharniſchten Capitani einer. Laßt Euch in Augsburg erzählen, wie wir in Lisboa Schiffe ausrüſten und Kriegshelden auf Eroberung ſenden — ſie ſogar ſelbſt in's Feld begleiten und die Beſchwerden theilen! Aber das will noch nicht ſagen, was ich in dieſem Falle als Muth verſtehe. Nein, noch einen andern Muth haben die Kaufmänner, den Muth, den uns die heiligen Apoſtel gelehrt haben, froh zu wagen, Gott zu vertrauen, immer bereit zu ſein, ſein Alles in die Schanze zu ſchlagen. Kaum gewonnen, ſetzt der tapfre Kaufherr ſchon wieder auf zerronnen! Seine Loſung iſt: ſtets auf Neues bedacht und vor keiner Fahrniß erſchreckend. O, daß die Großen einſehen möchten, wie dem Kaufmann Schutz und Gedeihen verleihen nichts anderes heißt, als die allgemeine Wohlfahrt befördern und zugleich auch ſich ſelbſt erhalten."

Die Wagen mit dem blinkenden Kupfererz unterſtützten dieſe Anſchauungen zu ſehr, als daß ſich die Italiener nicht vollkommen damit hätten einverſtanden erklären ſollen. Auf dieſe Größe der Kaufmannſchaft gründete ſich jetzt ihr ganzes perſönliches Streben und Hoffen. Unter anderen Umſtänden

würden ſie ebenſo auch die Kirche und den Adel haben leben laſſen.

Ein alter Bergmann mit weißem langem Barte, der auf einem der Wagen ſaß und offenbar eine bevorzugte Stellung vor den übrigen theils fahrenden, theils zu Fuß gehenden Begleitern des Bergwerkſegens einnahm, grüßte die Sprecher, deren italieniſch geführte Reden ihm nicht unverſtändlich geblieben ſchienen. Hätte der Alte ſtatt der runden Filzkappe, die auf ſeinem vielgefurchten Antlitz ſaß, einen Kranz von funkelndem Spießglanz oder von Kryſtallglocken getragen, ſo würde man ihn für den Berggeiſt ſelbſt haben halten können. Er lächelte zu des Knaben Begrüßung der Frau und ſagte: Richtig! oder verbeſſerte Einiges in den Beziehungen. Dann ſagte er zu Ottheinrich in deutſcher Sprache. „Saget Ihr nicht ein zaghafter Kaufmann ſei keiner?“

„Aehnliches!“ erwiderte Ottheinrich und grüßte freundlich.

„Sah es doch gleich! Ihr ſeid ein Deutſcher!“ fuhr der Alte fort. „Spracht da von den Fuggern. Seid ihnen doch nicht etwa angehörig?“

Ottheinrich verneinte und forſchte nach des Alten Stellung.

„Ich leite den ganzen Zug, bin aus dem Mährenland, lieber Herr, und habe ſchon vieler Herren Länder geſehen. Ob aber in Thüringen oder in Franken oder in Schleſien, Ungarn oder Welſchtirol, wo ich geweſen bin, immer hab' ich den deutſchen Landsmann ſogleich wiedererkannt!“

„So weit wandert Ihr Bergleute? Ich glaubt' Euch ortsfeſter!“ ſagte Ottheinrich erſtaunt.

„Ja, denkt Ihr, wir hocken nur immer unter derſelben Erde? Auch uns ſchleudert der Wind, wie er uns eben

erfaßt! Kunſt iſt gut über Feld tragen! In Tirol arbeiten lauter Schleſier und Sachſen."

Der Fuhrmann, der neben den Roſſen herging, die den Wagen zogen, auf welchem der Sprecher ſaß, deutete auf zwei ſilberne gekreuzte Schlägel an der Mütze des Alten und ſagte: „Das iſt unſer Herr Oberſteiger, Herr Grenitzer. Er hat was erfahren!"

Der Alte lachte. „Ja, ich habe dreißig Jahre dem Alexis Thurzo von Bethlenfalva in Ungarn gedient, demſelben, dem, wie Ihr wohl wiſſet, die Bergwerke in Neuſohl und in der Zips gehören. Er hat ſie nur an die Fugger, ſeine Schwäger, in Afterlehen gegeben. Ich heiße Matthias Grenitzer*), ganz recht. Welſch hab' ich ein wenig im Ungarland gelernt!"

Da war Ottheinrich wiederum auf den Schauplatz ſeiner Forſchungen geſtellt und mitten in all die Fährlichkeiten, mit welchen die Fugger ihre Reichthümer in Ungarn erwerben und behaupten ſollten. Nur nach langem Widerſtreben hatten ſie dem König Ferdinand nachgegeben und früheres Mißgeſchick vergeſſen zu wollen erklärt. Die Zips gehörte zu jenem kleineren Theil Ungarns, den Oeſterreich den ewig drohenden Türken und König Zapolya gegenüber mit genauer Noth behaupten konnte.

Als der Knabe von Ungarn hörte, rief er: En Magyar vagyok!" —

„Was? Ein Ungarkind?" lachte der Alte, als Vittoriens Karren an ſeinem Wagen vorüber fuhr. Den anderen Italienern

*) Eine hiſtoriſche Perſönlichkeit.

ging der Marſch jetzt zu langſam. Ottheinrich, der in der Nähe war, erſtaunte. Er fragte nach dem Sinn der von Moritz geſprochenen Worte.

„Ich bin ein Ungar!“ erklärte der Alte.

Auf die Ausforſchung des Knaben zurückzukommen, war fürs Erſte nicht möglich. Daß hier ein Zufall den unheimlichen Findling aus dem Rückhalt, den er beobachten wollte, herauslockte, hielt Ottheinrich feſt. Umſtrahlte für ihn den Knaben auch ein Sagenglanz fürſtlicher Abſtammung, ſo war doch alles an ihm räthſelhaft. Er hielt ſich noch an den alten Oberſteiger.

„Es iſt keine gute Zeit da draußen in Ungarn!“ plauderte dieſer. „Was die Fugger, die Thurzos und wir alle, die wir beim Bergbau und Münzweſen angeſtellt geweſen, damals unter König Ludwig und ſeiner Gemahlin Maria, unſers Kaiſers Schweſter — ſie ſoll ja, wie ich höre, gerade gegenwärtig zu Augsburg ſein — und vollends hernachmalen unter dem jetzigen Ferdinand alldort erlebt haben, iſt nicht zu ſagen, Herr! Kein Wunder, daß ſich die Fugger aus einem ſo wilden Lande zurückzuziehen entſchloſſen hatten und lieber dem König Ferdinand, den Gott ſegnen möge, den Reichthum allein laſſen wollten, der, wahr iſt wahr, im Schooß der ungariſchen Erde noch auf tauſend Jahre ſeines Erweckers harrt! Denn unſere Tiroler-Werke ſind das nur in Gulden, was der Schöpfer dem Ungarland in Dukaten geſchenkt hat!“

„Kanntet Ihr daſelbſt den Venetianer Piſani?“ fragte Ottheinrich.

„Meſſer Piſani, Ha, ha! Den ſollt' ich nicht gekannt

haben?“ entgegnete Matthias Grenitzer. „Der arbeitete ja für unſere Münze —! War ein großer Künſtler! Und machte den großen Herrn!“

„Weil der König ſeine Tochter liebte?“—

„Man ſagt's. Andre meinten, der Brandenburger ſei's geweſen.“

„Markgraf Georg? Ich bitt' Euch —!“

„Piſani war aus Venedig, wo ſie die Kunſt aus dem Grunde verſtehen, auf Metall und Stein zu ſchneiden!“

„Habt Ihr deſſen Tochter gekannt? Sie ſoll ausnehmend ſchön geweſen ſein —“

„Die Tochter des Piſani? Darüber iſt viel zu ſagen! Schön iſt man im Glück, häßlich im Unglück. In Gold und Silber ſah ich ſie beim Juden Emmerich auffahren. — Als die Türken kamen, die Ungarn raſend wurden, der König todt war, die Fuggerei geſtürmt wurde, alles auf Krakau zu floh, da trug ſie Lumpen. Aber es ſoll ihr ſpäter in Venedig wieder beſſer gegangen ſein!“

„Hatte ſie einen Sohn vom König?“

„Man ſagt es. König Lajos war halbwegs noch ein unbärtiger Knabe und ließ ſchon taufen! — Ihr wiſſet's — ein Volk von Raben, Geiern!“

Ottheinrich ſchwieg.

„Jung und weiſe ſitzen nicht auf einem Stuhl zuſammen!“ fuhr der alte Oberſteiger fort. „Der Markgraf von Brandenburg, Georg, der noch in Ansbach reſidirt, der ſollte den Lajos erziehen. Warum? Er war ſeines leiblichen Vettern Sohn. Den Brandenburger erzog aber ſelbſt erſt eine Ungarin, ſeine erſte Frau, die an Jahren ſeine Mutter hätte ſein können.

planirte dies zackige, hundertfach eingeriſſene Ufer der Revolution, wo eine lüſterne Begier des Individuums, ſich ſelbſt an die Spitze der Ereigniſſe zu ſtellen, eine Reihenfolge der unglückſeligſten Schiffbrüche hervorbrachte. Napoleon flieg aus den Alpenklüften über die Straße des Simplom hinunter in die breite italiäniſche Ebene, wo zum Erſtenmale der Krieg der Maſſen begann, die Parteien zu Armeen, die Armeen zu Völkern wurden. Es iſt nicht ſchwer, von dem Auf- und Niedergang dieſes großen hiſtoriſchen Meteors bis auf den heutigen Moment die allmälige Tendenz der Ereigniſſe zu verfolgen; wie ſie alle darnach ſtrebten, zuvörderſt Klarheit und Rechtmäßigkeit in den Völkereriſtenzen zu begründen, ihnen ſodann conſtitutionelle Hebel und Beruhigungen zu geben und dadurch den Rücken zu ſichern, um jene Spezialitäten der Induſtrie, des Handels, des Lokalgeiſtes und eines mannigfach verzweigten Egoismus eröffnen zu können.

Napoleon hat die Maſſen in Bewegung geſetzt und noch immer wird geſtritten; zu welchen Zwecken? Seine Umgebungen, die ungeheuren Mittel, über die er gebieten konnte, die großartigen Schickſale, welche von ſeiner Willkür und ſeinem Genie abhingen, die hiſtoriſche Atmoſphäre, in welcher Napoleon lebte, erſchweren es, dem Kerne ſeiner komètariſchen Erſcheinung nahe zu treten und mit der Sonde zu prüfen, wo des Mannes geſunde oder kranke Individualität begann. Es iſt möglich, das Wundervolle im Leben Napoleons natürlich zu erklären. Es iſt aber nur Dem möglich, welcher über ſeine Phantaſie mit einer ſo großen Kraft gebieten kann, daß er ſich mitten in die Anſchauung der Zeit verſetzt, in welcher Napoleon aufleuchtete. Man kann nicht ſagen, daß ſich Napoleon Alles ſelbſt geſchaffen hat. Er ver-

Aber ſie hatte Heidengeld. Gott hat dem alten Hohenzoller jetzt die Augen geöffnet durch ſein heilig Evangelium — oder ſoll man ſagen, daß ihn, wie das Sprichwort ſagt, die Krücke verhindert, noch über den Zaun zu ſpringen? Ich will glauben, daß ihm die Erleuchtung von oben gekommen. Im übrigen regierte das geſammte Ungarland, wie es Matthias Corvinus ſeinem Enkel hinterlaſſen hatte, von Sultan Solimans Gnaden ein Jude. Emmerich hieß er, ſeit er getauft, ſo hieß er. „Imri Szerenszes“ nannten ihn die Ungarn, als er getauft wurde. Kein Geringerer als Stephan Bathory war ſein Pathe — Gott im Himmel! Der Palatin von Ungarn Pathe eines Juden! „Glückſelig“! — Ja, Imri war lange Zeit glückſelig! Ein Meiſter in der Kunſt, Geld aus nichts zu machen! Alles hungerte, Imri hatte Geld. Mit dem Steuereintreiber zog er durchs Land, hinter ihm her der Henker mit Wagen voll Stricke. Auch die Böhmen ſchindete der Jude, bis dann zur Strafe Gott die Chriſten in Ungarn und weiter Böhmen durch die Türken ſelbſt heimſuchte. Der Jude blieb. Kein ſtattlicher Weib auf Erden — entſinne mich — gab's, als die Tochter des Münzwardeins der Fugger. Aber ſchöner noch war Lea Hecht! Herr, das war eine Jüdin aus Siebenbürgen, ſo ſich der Jude durch Kuppler herausgefunden hatte. Groß, braunäugig, voll, wie die Venus abgebildet wird. Wenn ſie lachte, der Mund wie Roſen, Zähne wie Elfenbein. Der Jude führte ſie erſt dem Ludwig, dem Brandenburger zu, ſchon nach der Piſani und vor der habsburger Maria. O, da wurde gewirthſchaftet! Ich ſage — ſie beteten den Bel zu Babel an, nicht Gott

den Herrn! Aber des Kaisers Geschwister — die, wo jetzt in Augsburg ist —! heidi, die hatte auch den Teufel im Leib. Sie war eine Spanierin und hieb mit der Reitgerte drein. Da machte sie Kehraus. Vorher schon war des Pisani Tochter verschwunden um der Lea willen. Und die Lea*), um bleiben zu können, heirathete dann rasch den alten, vertrockneten und verkrümmten Juden selbst. Denkt Euch! Nimmt sie nun der große Staatsjude Mardochai! Diese Beiden und Stephan Bathory wurden die Schatzmeister von Ungarn und Böhmen. Denen mußten die Fugger dienen, auch Graf Thurzo, auch Königin Maria, die Wittwe, und Ferdinand. Emmerich blieb König von Ungarn und Böhmen. Zu Ofen in seinem Hause nahmen Spiel und Tanz kein Ende. Und Markgraf Georg, der jetzt so fest beim Evangelium steht —!"

Ottheinrich sah den Sieg der evangelischen Sache unter den Bergleuten Tirols — aber voll Betrübniß auf Argula's Nachbarschaft.

„Der saß bei den Spöttern und Zöllnern damals, trug sich ungrisch und hatte Güter an der Theiß und der Raab von seinem ersten Weibe, von König Uladislaus noch und dessen Sohn Ludwig. Damals schenkten sie sich Güter um einen guten Zobelpelz! Das hab' ich erlebt, Herr, als es dann hieß: Der Türke kommt wieder! So zieht kein Gewitter im Westen am rothbraunen Himmel auf, so kommt nicht die Sonnenfinsterniß. Ich sah, wie alles auf den Knieen lag. Wie die Vögel irre werden in der Tageszeit und schon vor Abend zum Neste fliehen. Die Nester fallen zur Erde —

*) Alles das historische Thatsachen.

Herr, die Vögelmütter kriechen aus, halbtodt mit ihren Jungen am Boden, so sah's aus, allein vor Angst. Ja es hat Menschen gegeben, die an sich selbst Hand legten — aus Furcht vor dem, was noch nicht da war —! Man kannte nur das Wort: Der Türke kommt! Er kam! Soliman stand sogar vor Wien! Der Weg bis dahin war ein Pfuhl von Blut!"

Die Wagen und Ottheinrichs Roß hielten an. Die Führer des Wagens, auf welchem der alte Steiger saß, vergaßen vor Schrecken noch jetzt die Lenkung ihrer Thiere.

„Ihr floht in die Bergstädte?" sagte Ottheinrich, als der Steiger die Fuhrleute bedeutete, des schnellern Fortkommens zu gedenken und tapferer zuzufahren.

„Etliche, Herr —!" nahm Grenitzer seine Erzählung auf. „Ueber uns Fugger'sche, Paumgärtner'sche, auch über die Juden brachen schon zuvor die Zornschalen Gottes aus! Das Volk raste — vor Angst — wie das so geht — es wollte schon zuvor ein Opfer haben. Die Menschen sind ja so. Da wissen sie nicht, was ist Freund, was Feind. Gerade wie im Bauernkrieg."

„Klagt den Weltlauf an!" sagte Ottheinrich: „Die Menschen selbst sind bemitleidenswerth!"

„Eine kurze Zeit regierte Maria, die Wittwe allein," fuhr der Obersteiger fort.

„Waren damals zwei hergelaufene Menschen, hießen Hans Bock, ein Schlesier, und ein anderer hieß Bernhard Böhme. Die nannten sich ihre Kammergrafen und wollten den Juden und die Fugger ausstechen. Weiß der Teufel, wie die an die Frau gekommen! Jetzt treiben sie sich mit den Thurzos

herum, mit denen, so von König Ferdinand abgefallen! Soll einer in Schlesien Güter haben, aber in Frankenland am Main hausen bei einem Ritter, der Gold machen will. Hei, was schnaubte Fugger der Alt, des jetzigen, des Anton, Vater, Schwiegervater des Hans Paumgärtner, über Königin Maria. Ein Gerichtstag wurde in Wien gehalten, Advocaten von Augsburg wurden gerufen, der alte, weise Herr Doctor Peutinger. Die Fugger bekamen keine Schadloshaltung und der Bernhard Böhme — seines Zeichens ein ganz gemeiner Amalgamirer — grinste, katzenbuckelte und wollte für die Königin Maria, die dann lieber die Stellung in Brüssel annahm, alles ebensogut verwalten und dem Staat die Steuern sichern, wie die Fugger. Hat's zwei Monate getrieben. Da war's mit seiner Kammergrafschaft aus und Kaiser und Reich, König Ferdinand und Haus Habsburg sind nicht jenseits der Leitha. Da regiert ein Ränkeschmied, heißt Martinuzzi, ein Bischof, der sogar noch Papst werden will."

„Und Emmerich, der ‚Glückselige'?" fragte Ottheinrich, „und Lea und Beatrice Pisani, die man eine Gräfin Ilajos nannte —?"

„Emmerich starb am jähen Schreck, als die Pascha's mit dem Strick drohten, wenn er nicht Geld schickte. Lea ist nach Wien geflohen, wo sie anfangs wie eine Fürstin gelebt hat und sogar eine neue Hochzeit halten wollte. Hatte sich ein einfacher, aber reicher Bürger in sie vergafft! Getauft — das war sie. Aber am Hochzeitstag brach in Wien ein förmlicher Aufstand darüber auf.*) Die Verwandten

*) Historisch.

des Bürgers machten die ganze Donaustadt rebellisch. Das Paar floh nach Preßburg. Aber sie taugte nichts. Da machte sie sogleich Liebschaft mit einem Adligen, worüber ein Streit entstand, der ihren, ihr nun angetrauten Mann um's Leben brachte. Der Ritter war einer von Puchstein, ein kaiserlicher Amtmann, hochangesehen. Er erstach den armen Bürger aus purer Liebestollheit um das siebenbürgische Prachtweib. Aber lange soll sie der Mörder auch nicht behalten haben. Sie war zu frech. Jetzt ist sie bei den Türken in Ofen. Ich weiß nichts mehr von ihr . . .*) Und — nach des Stempelschneiders Tochter fragtet Ihr —? Nun, die soll nach Venedig zurück sein, wo sie mit den zersprengten Tyroler Aufrührern in Verbindung kam. Ich weiß nicht, wie und wozu."

War nun aus diesen Erzählungen über Ungarn für Ottheinrich gerade nicht viel Neues hervorgegangen, so schien der freundliche, so welterfahrene, gottesfürchtige Greis doch die andere große Zeit theilnehmend durchlebt zu haben, die der Tiroler Bauernerhebung, wobei Gaismayr, die Maxel und jetzt der räthselhafte Knabe in ein helleres Licht treten konnten.

„Haltet Ihr in Buchloe?" fragte er den Alten.

„Wir übernachten dort! Unsere Gäule sind übermüdet und müssen bis Thüringen aushalten!"

Der Plan, mit diesem Alten nach Bamberg für die Eltern und für Argula einige seiner aus Venedig mitgebrachten kleinen Angedenken mitgehen zu lassen, war Ottheinrich schon lange durch den Kopf gegangen.

*) Sie starb als alte Bettlerin in Wien.

„Ich spreche Euch noch in Buchloe," sagte er, „jedenfalls in Augsburg!"

Dann nickte er dankend und mußte seinem Roß die Sporen geben, um die Gefährten einzuholen, die schon lange um eine ansehnliche Strecke voraus waren.

Das Wetter hatte sich freundlicher gestaltet. Hell strahlte die Sonne auf die Spitzen der uralten Kirche eines Oertchens, nach welchem des kaiserlichen Rathes Freund und Gevatter, Konrad Peutinger, öfters Ausflüge machte. Buchloe, berüchtigt durch seine „schöne Liesel" und einen Scharfrichter, der oft weither aus Baiern, aus der Markgrafschaft Burgau Aufträge zu Executionen empfing, berühmt aber auch durch die herrlichste Ausbeute, die sich für römische Alterthümer an diesem Orte ergab, glänzte im Sonnenlicht. Epfach, ein am Lech gelegener ehemals schwangauer Nachbarort (den die zunehmende Verarmung des schwangauer Geschlechts schon lange an den Abt von Steingaden verkauft hatte), war eine Fundgrube alter Münzen, Urnen, Waffenstücke. Peutinger schwelgte dort, wie jetzt Schliemann in Griechenland.

Bei Vittoriens Wagen angelangt sah Ottheinrich, daß Moritz noch ganz in die Erze verloren schien und sich mit den Italienern über die ihm geschenkte Probe durch allerlei Zeichen und Winke zu verständigen suchte. Die Italiener schienen schon diese kleinen Stücklein für ein werthvolles Geschenk zu halten!

Ottheinrich sagte dies auch dem Knaben. „Sie halten deine Steine für pures Gold!"

„Das sind sie auch," antwortete der kecke Bursche, „wenn wir nur den „rothen Löwen" hätten."

Diesen Ausdruck kannte Ottheinrich. Er gehörte der Alchymie an.

„Der „weiße Löwe“ macht nur Silber, der „rothe Löwe“ macht Gold!“ fuhr Moritz fort.

„Verstehst du dich auf die Gesteine?“

Ottheinrich ergänzte sich diese seine Frage mit dem Gedanken: Sollten die Kenntnisse, die der Junge da von Steinen verräth, von den Mönchen in Steingaden herrühren, oder von der Mazel, die es nur mit Kräutern hat? Die Bekanntschaft mit der ungrischen Sprache verdankt er vielleicht Bergleuten, die von Ungarn nach Tirol versetzt w:rden?

Ohne hierauf eine Antwort zu geben, weidete sich das trotzige, verschlossene, von Vittorien schon verhätschelte Wesen am Glitzern des Erzes, das es gegen die Sonne hielt.

Ottheinrich sah, daß auch Moritz von Vittorien's Finger einen goldenen Ring abgezogen hatte, und ihn selbst am Daumen trug.

Vittoria hatte ihm früher erzählt, daß dieser Ring und ein Psalter und ein Medaillon ihr in Padua mitgegeben worden seien, um sie in der Allemagna an diejenige Person zu überbringen, die vielleicht ein Erbrecht darauf hätte! Und jetzt, da wiederholt die Rede darauf kam, mußte er im höchsten Grade befremdet aufhorchen, als er vernahm: Diese Dinge hatte die Wirthin in dem Gasthause zu Padua, in welchem Michael Gaismayr ermordet wurde, wahrscheinlich heimlich an sich gebracht. Nun aber war ihr Gewissen bedrückt. Ihr Gasthof wurde, wie sich von selbst verstand, gemieden. Die gute Frau bildete sich ein, es läge an ihrer Unterschlagung; und da es hieß, die Frau des Gaismayr sei nach Deutschland

entstohen, so glaubte sie, die Künstler könnten vielleicht der flüchtigen Tirolerin irgendwo begegnen, diese Gegenstände abgeben und damit ihre Reue vervollständigen. Der Gasthof würde dann durch die verzeihende Gnade des heiligen Antonius, dem Padua gehört, wieder in Flor kommen. Ein Priester hatte ihr das in der Beichte so gerathen.

„Kannst du die Buchstaben deuten, die in dem Ring stehen," fragte Ottheinrich den Buben, dabei in das von der Sonne angestrahlte schöne Antlitz der Italienerin blickend.

Moritz zog den Ring vom Finger, betrachtete ihn, warf aber einen furchtsamen Blick auf den in der Nähe sich haltenden, dem Gespräch lauschenden Luigi Costa und verschwand, ohne Antwort zu geben, im Innern des Karrens.

Jetzt halten zu lassen und das Ergebniß der Entzifferung jener ziemlich verwischten Schrift abzuwarten, war für den Augenblick nicht thunlich.

Den Italienern sich wieder anschließend, hörte er, daß sie die Ermüdung ihrer Thiere, die schlechten Wege, die weiten Entfernungen, vor allem die Anwesenheit der Königin Maria in Augsburg beklagten und wieder sehr muthlos geworden waren.

„Ich fürchte," sagte Luzio de Spari, „daß wir die Fugger am Ende geizig und über die großen Summen, die ihnen die Königin ablocken wird, verdrießlich gestimmt antreffen werden!"

„Kann man doch einen See ausschöpfen —!" meinte der ältere Ferrabosco.

„Und wenn auch diese Kaufleute — Euern Baumgärtnern sind wir nicht empfohlen —" fiel einer der Zorzo ein, „gerade Anlaß nehmen möchten, ihre Geneigtheit, die Künste

zu unterstützen, vor dieser hohen Frau zu zeigen, so werden sie es doch bedauern, daß wir keine Gaukler und Possenreißer sind, die ihre Talente gleich in wenig Tagen in Blüte und Frucht können aufschießen lassen!" —

„Ja, ja! ich besorge," ergänzte Spareso, „daß unsere Rosse in Augsburg viel Hafer verzehren werden, ehe wir ein Stück Brod verdienen."

Ottheinrich gab ihnen tröstliche Versicherungen.

In Buchloe angekommen, sorgte er zunächst dafür, daß sie für alles, dessen sie und die Thiere bedurften, Preise erhielten, deren Billigkeit ihm in Italien nicht vorgekommen war.

Demzufolge begannen sie auch in dem Wirthshause, wohin sie sich hatten verweisen lassen, eine Berathschlagung, ob sie nicht lieber in dieser Stadt rasten und erst morgen auf Augsburg reisen sollten. Fanden sie in Augsburg Arbeit, so wollten sie ihre Rosse verkaufen. Die zu große Abgetriebenheit derselben schadete allerdings den Preisen.

Inzwischen trafen auch die Fugger'schen Wagen ein. Diese wurden zur nächtigen Rast ausgespannt. Sie waren schon um vier Uhr in der Frühe von Oberndorf aufgebrochen.

Der Führer des Kupfertransports, der alte Steiger, hatte mit dem Bedienen des Fuhrwerks nichts zu thun. Er scherzte mit Vittorien, von deren Sprache er viele Worte verstand, tauschte auch mit dem Knaben ungrische Wendungen aus. Dennoch zeigte sich bald, daß des letztern stolze Erklärung: „Ich bin ein Magyar!" durch eine besonders große Kenntniß des Ungrischen nicht gerade unterstützt wurde.

Ottheinrich bat jetzt Vittorien, ihm die schöne Nestel, den geschnittenen Kopf, den sie auf ihrer Brust trug, für einen

Augenblick zu laſſen. Das war der dritte Gegenſtand, der das Gewiſſen der Paduaniſchen Wirthin drückte.

Als er den Schmuck in der Hand hielt, führte er damit den Greis beiſeite und fragte ihn, ob er das von dem Elfenbein wiedergegebene Antlitz wol im Leben ſchon geſehen hätte?

Mathias Grenitzer nahm das kleine Kunſtwerk, denn das war es, in die Hand, betrachtete es lange und ſagte endlich:

„Straf mich Dieſer und Jener! Ich habe im Leben viele junge, ſchöne Frauen geſehen, kann mich aber auf dieſe Züge nicht beſinnen. Das aber möcht' ich beſchwören, ſolche Kunſtwerke hat kein anderer als unſer Münzwardein in Ofen, der Piſani gemacht!"

„Iſt es nicht vielleicht Beatrice Piſani, ſeine Tochter ſelbſt, die Gräfin Ilajos?" fragte Ottheinrich. „Wir ſprachen ja von ihr —"

„Ei, alle Wetter!" ſagte der Steiger und betrachtete das Bild darauf wiederholt. „Als ich Euch von der Schönheit der Lea Hecht geſprochen, hätte ich dieſe malen können. Aber die Piſani —! Ha! zum letzten Mal habe ich ſie in Neuſohl geſehen. Da war ſie das nicht mehr, was ſie geweſen! Sie lebte von der Gnade der Fürſtin von Teſchen, der Brandenburgerin, Schweſter des Georg hierzulande. Sie hatte großen Kummer. Anfangs durch die Lea, die ſie verdrängte, dann durch die Königin, die noch grauſamer geweſen. Daß ſie nicht ganz verkam, dankte ſie der Schweſter des Markgrafen.

„Die ihren Ofenheizer ſtudiren ließ," warf Ottheinrich ein.

„Den Martinuzzi — Heidenkerl, der als Erzbiſchof die ganze Türkei in Händen hat! —"

dankt dem 18. Brumaire, wo er das Direktorium ſtürzte, ſeine Zukunft, aber die Uſurpation und der Muth dieſes Tages wurde ihm erleichtert durch die allgemeine Stimmung, die er nicht ſchuf, ſondern nur benutzte. Man wird nicht behaupten, daß Napoleon ſich ein Kaiſerreich aus dem Nichts ſchuf! Man kann die Mittelglieder an Perſonen und Begebenheiten nicht überſehen, die zwiſchen ſeinem Beginnen und dem Riſiko deſſelben inne lagen; ja, man muß ſogar ſagen, daß er im Grunde nur den Muth hatte, eine Stelle vorwegzunehmen, die, wenn er es nicht gethan hätte, ſich würden die Andern genommen haben. Mit einem Worte, das Außerordentliche ſeiner Größe hat Napoleon nicht gemacht. In Anſchlag kann nur die Fähigkeit kommen, mit der er ſeine Größe behauptete.

Die allgemeine Weltlage mit Beginn unſres Jahrhunderts war denkwürdig genug. Ein Staat im Vorgrunde, der ſich über die blutigen Leichen ſeines Adels und Königthums hinweg zur Republik umgeſtaltet, der mit ſeinen Siegstrophäen die mörderiſche Erinnerung ſeines Urſprungs ausgelöſcht hatte und bereits in Luxus und Mode wieder den europäiſchen geſelligen Ton anzugeben begann. Die Furcht, Paris zu beſuchen, hatte ſich gemildert. Die Zeit des Direktoriums und Conſulats war vielleicht üppiger, als die Ludwigs XV., weil ſie ſich weniger verhüllte, weniger Vorurtheile hatte und mehr Freiheit der Straße genoß. Bei dieſem ungehinderten Beſuche der Hauptſtadt Europa's mußte ſich im übrigen Europa eine ſtillſchweigende Nachgiebigkeit gegen die gefährliche Neuerung ergeben, die eben ſo gefährlich hätte werden können, wenn man nicht den Eifer geſehen hätte, mit welchem die Republik wieder nach dem Glanze des Königthums zurück-

„Muß ein gewaltiger Schlaukopf ſein!“

„Seine Mutter war eine Venedigerin!“ nickte der Alte. „Ihr habt Recht! Das iſt jetzt der erſte Mann jenſeits der Leitha bis zum Schwarzen Meer! Dazumal ging er als Mönch zu den Paulanern, wurde Prior in Czenſtochau, und hat Zapolya, als dieſer flüchtig von Ungarn kam, in ſeinem Kloſter beherbergt, und ihm hierauf mehr als halb Ungarn wieder erobert. In Ungarn, Herr, leſen die Mönche heute die Meſſe und morgen ſteigen ſie mit dem Säbel in der Fauſt auf's Roß! Hei, das iſt ein wildes Land! Es wird auch noch in Deutſchland ſo kommen! Wer die Bauernkriege —“

„Habt Ihr den Gaismayr gekannt —?“ unterbrach Ottheinrich.

„Sein Weib habe ich gekannt —!“ lautete die für Ottheinrich überraſchende Antwort.

„Walpurga Gaismayr? Lebt ſie noch?“ fragte Ottheinrich in erregter Spannung.

„Gott gebe der armen Seele eine ruhige Urſtänd —! Es war ein groß, wild, beherzt Weib! Brennend ſozuſagen vor Trockenheit, wie der Salamander, dem ſein Waſſer das Feuer iſt. Sie diente eine Weile in der Münze zu Ofen, woher ſie die Piſani gekannt haben mag. Die nahm ſie mit ſich. Dann diente ſie in Tirol bei dem Statthaltereivogt Herrn Freiherrn von Völs, wo ſie der Gaismayr heirathete.“

„In Venedig hat ſie der Piſani ein Kind des Königs Ludwig gepflegt —“

„Das kann wohl ſein! Bin deſſen unkundig. In dieſes Herrn von Völs Hauſe ſah ſie den gefangenen Gaismayr,

ſo oft der zum Verhör geführt wurde. Sie ſtellte ſich mit ihm in's Einvernehmen. Als ihm die fürſtliche Kammer nicht Wort hielt, brach er mit Beiſtand der Walpurga aus. Sie haben ihn dann ſpäter ermorden laſſen, das weiß man, als ſie mit ihm in Italien war."

„Saht Ihr nach dem traurigen Ende ihres Mannes die Gaismayrin noch einmal wieder?" fragte Ottheinrich, dem dieſe Verhältniſſe in ihrem wahren Sachverhalt alles Material zur Berichterſtattung für ſeinen, nun bald erreichten Principal war. Sein Herz klopfte über Augsburgs Nähe. Wie reich an Thatſachen kam er zurück und konnte berichten!

„Einmal ſah ich ſie, Herr!" erwiderte der Steiger zu Ottheinrichs größter Ueberraſchung. „Doch —" er blickte ſich um und ſpähte, ob jemand ihrem Geſpräch lauſche. „Wie ein verſcheucht Wild kam ſie nach dem Mord zu uns Bergleuten in Tirol und verſteckte ſich bei einem im Walde wohnenden Steiger. Hätte ſie dieſer auch aus alter Freundſchaft — die noch von Ungarn herſtammte, wo wir ja früher alle waren, auch Sachſen, Thüringen — längere Zeit bei ſich behalten wollen, er konnte nicht — es war im Lande die Peſt — erſt ſtarb ſein Weib, dann er ſelbſt. Hausner hieß dieſer Bergmann — war ein geſchickter Arbeiter aus Halle an der Saale in Thüringen, vor Jahren von dem Fugger'ſchen General-Factor, unſerm Herrn Hörmann von Guttenberg, erſt nach Ungarn, dann nach Tirol berufen. Die Leute hatten einen Buben — der nun mutterſeelallein im Walde ſtand, dieſen nahm die Gaismayrin an ſich. Sie hat ihn lange Jahre mit ſich in den Bergen herumgeſchleppt. Ab und zu kam ſie heimlich zu uns. Aber die Vögte verſcheuchten ſie.

Sie wollte in Trient, dann in Brixen auf den Schlöſſern der Biſchöfe Feuer anlegen. Darüber verſtört, verjagt, verfolgt — einmal ſchon in die Eiſen gekommen, riß ſie ſich wieder los und erſchlug mit der Kette einen Sergeanten. — Viele überredete ſie dann. Sie entkam."

Ottheinrich ſchwieg. Die Maxel ſtand vor ihm. Welche Räthſel gab es da zu enthüllen!

„Glaubt Ihr, daß man Gold machen kann?" fragte er nach einer Weile, um nur zu ſprechen.

„Bah!" ſagte der Alte. „Das iſt der Satan, der, wenn er umgeht und ſucht, wen er verſchlinge, allerlei Geſtalt annimmt. Gar nicht ohne, daß auch die Gaismayrin dieſes hölliſchen Thiers richtige Spur um Mitternacht auf Kreuzwegen und unterm Galgen gefunden haben mag. Aber den kranken Hausner und ſein Weib konnte ſie nicht curiren. Gold machen! Schmelzen iſt ſchon eine Kunſt! Saurer Schweiß aller Arbeit! Das iſt der rothe und der weiße Löwe!"

Ottheinrich verfiel in ein tiefes Sinnen.

„Im Bergbau, junger Mann," fuhr der Alte fort „und in allem, was unſer Geſtein betrifft, heißt's wie in der Schrift „Gegeben wird nur dem, der ſchon hat!" Koſtet viel Geld, mehr Geld zu gewinnen."

„Wie in der Kaufmannſchaft!" fiel Ottheinrich ein.

Inzwiſchen hörte man laut ſprechen. Die Italiener zankten mit einigen Reitern, die ſich ihnen im Wirthshaus zugeſellt hatten. Man rief Ottheinrich, den Streit zu ſchlichten. Die Geſetze ſchrieben vor, daß alle Reiſende, die mit Fuhrwerk und in einer größern Zahl des Wegs auf Augsburg zogen,

bischöfliches Geleit annehmen mußten. Der Bischof von Augsburg war hierorts regierender Fürst. So war denn der Pfleger von Buchloe gekommen und hatte erklärt, daß man sich nur so in Augsburgs waldiger Umgebung des Angriffs von räuberischem Gesindel erwehren könnte. Der bewaffnete Schutz, welchen Gütertransporte und größere Reisegesellschaften zwangsweise annehmen mußten, wehrte schon im Beginn durch die Rüstung, die von den Raubgesellen vorausgesetzt werden konnte, die Lust zu Angriffen ab.

Die geizigen Italiener waren außer sich über die ihnen zugemuthete Geldausgabe. Sie weigerten sich, die drei Reisige, die bald in vollem Aufzug zu ihrem Schutz, möglicherweise auch zu ihrer Ueberwachung aufritten, anzunehmen und zu bezahlen. Die Vorschrift, versicherte der Pfleger, müßte befolgt werden, ob sie nun heute oder morgen reisen würden.

Ottheinrich erklärte sich bereit, wenn sie ihren Rossen zumuthen wollten, noch heute bis nach Augsburg auszudauern, für seinen Theil die Steuer mitzuentrichten; der Betrag sollte zur Zahl der Köpfe in gar keinem Verhältniß stehen.

Die Künstler traten zusammen, sprachen auf's lebhafteste einige Zeit untereinander und fügten sich dann in etwas, das nicht zu ändern war. Sie wollten in Buchloe übernachten.

Diese Erörterungen zogen Ottheinrich vom Fortsetzen seines Gespräches mit dem Bergsteiger ab. So mußte er denn alles, was er noch auf dem Herzen hatte, bis auf ein Wiedersehen in Augsburg lassen. Der Knabe gehörte Vittorien. Sie sprach holdselig vom baldigen Willkommen. Beim Aussteigen aus dem Reisekarren sah man recht die schlanke, vor-

nehme, edle Erscheinung. Ihr „Päppchen", den Knaben, der vor Ottheinrich Furcht hatte, zog sie an sich.

„So lebt denn wohl, Vater Grenitzer!" sagte dieser zu dem Alten, ihm die Hand schüttelnd. „Für alles, dessen Ihr mich unterrichtet habt, sage ich Euch meinen Dank! Aber in Augsburg sprechen wir noch weiter von vielerlei Dingen! Das Erzgestein, das ich von Euerm Gedächtniß, von Eurer Freundlichkeit, Euerm gottvertrauenden Verstand mir aufgeladen, muß wohl noch auf manche Seigerhütte, bis ich's ganz werde verstehen können. Aber Gott wird helfen!"

Nun geleiteten die Reiter Ottheinrich allein. Der Weg ging durch dichte Wälder. Aber die Laublabyrinthe verriethen Pflege und regelrechte Bewirthschaftung. Auf diese unermeßlichen Forste hatte die deutsche Kaiserkrone alte Rechte. Unter Kaiser Max war hier alles geschehen, um Vogelherde, Wildschonungen, Falkner.ien, Kohlenbrände anzulegen. Da der Boden durchweg eben war, so giebt es nirgends ein Dickicht, dem die Axt des Holzschlägers nicht hätte beikommen können. In unendlicher Ausdehnung reihte sich Tanne an Tanne, Buche an Buche. Zuweilen unterbrach das Roth von Blutlinden die grüne Einförmigkeit. Am Bett des Lech und auf dessen sogenannten „Auen", Landzungen und Inseln überwog die Birke und die den Sumpf liebende italienische Pappel. Sammelte sich hier und da auf einer Steigung des Bodens die Vegetation in üppigerer Fülle, so hatten die hervorragenden Stellen, wie die gesprächsamen Reisige berichteten, die wunderlichsten Namen, Kapuzinerkopf, Föhrenkopf, Holzwartkopf; allerlei „Köpfe", sagte einer der Reiter, müssen herunter, um in Augsburg die Stuben zu heizen.

Gegen fünf Uhr Abends hatte man zum letztenmal in einem, im Walde gelegenen Wirthshause, hinter dem Dorf Lobing, unfern der Wertach, gerastet.

Ottheinrich, durch die Spannung gehoben, endlich in Augsburg zu sein, erregt, so noch kurz vor seinem Eintritt noch mehr hinter einen Zusammenhang eines Frevels gekommen zu sein, den man gegen Ferdinand von Ungarn im Schilde führte, war in Schweigen versunken. Der Waldfriede um ihn her stimmte zu allem, was er in sich zurechtzulegen hatte, beruhigend. Das Wetter war schön geblieben. Die Abendsonne blinkte mit rothem Herbstglanz durch die bald völlig dicht, bald durchsichtiger bewachsene Waldung.

Erschütternd war ihm das Bild. Ein thüringischer Bergmann wird nach Ungarn berufen in die Fugger'schen Bergwerke. Der Türke kommt, den Ungarn ergreift Ketzerei, die Fugger'schen und die verschwägerten, am Gewinn betheiligten Baumgärtner'schen fliehen nach Tirol! Neue Arbeit findet sich hier, aber nun beginnt der Bauernkrieg. Der Bergmann Hausner wohnt im Walddickicht. Die Pest rafft ihn dahin, sein Weib stirbt ihm nach. Sein Kind bleibt in der Pflege eines wilden, geächteten Weibes, das mit ihm herumzieht, in Schluchten und in Abgründen wohnt, ein armer, mitleidbedürftiger „Hausner" schon so frühe! Wäre es der Moritz! Hätte ihn die Herrschaft von Schwangau nach Steingaden gegeben, die Ritterstrau war über die wandernde Schule des Großprahlers so nachdenklich! Aber warum war nur der Junge so keck, trotzig, verschlossen. Wo wollte er hin? Daß Walpurga Gaismayr schon in Ungarn die Kammerfrau der Pisani gewesen, diese von Venedig gekannt hatte, von ihr besucht

war, als ſie Gaismayr's Frau geworden, dieſe jetzige Greiſin — wenn er ſie in der Mazel gefunden hätte! Und die Italiener ſollten einen Ring, einen Pfalter, ein Medaillon an ſie abgeben — —!

Es wurde dunkler und dunkler. Ottheinrich fühlte ſich von unheimlichen Schauern ergriffen. Rings Waldeinſamkeit, der Gedanke an Antoni, ſein Weib, ihre Flucht, an den kranken Johannes — alles das weckte ihm die Vorſtellung hier den Fürſten der Hölle gegenwärtiger zu haben als die guten Engel, die nach Ottheinrichs Glauben Gott in die Welt ſendet, um den böſen, wo es noththut, den Widerpart zu halten. Jeder Vogel, der vor ſeinem raſch dahintrabenden Roß aufſtob, war ihm ein Unhold. Die Sippe der Nachtmahren, der heidniſchen Lamien und Empuſen, die auf Menſchenverlockung, vorzugsweiſe auf den Gewinn von Kindern, ausgehen, hat ſich ja im Glauben des Volkes noch bis heute erhalten. Damals ſtanden dieſe Vorſtellungen ſelbſt bei Denkenden und Gebildeten in voller Blüthe. Die Reiter wollten wiſſen, daß ehemals der Wald der Frau Holle und dem wilden Jäger gehört hatte. Das „wilde Gejaid“ ließe ſich noch zuweilen hören, nähme auf ſeinem feurigen Roſſe Menſchen mit, vornehme und ſolche, die im Walde Tannenzapfen und Holzreiſer ſuchten. Das wilde Heer ſind ruheloſe Seelen, Grafen, die ihre Unterthanen drückten, Jäger mit Morden auf dem Gewiſſen, Hexen, die den übelthäteriſchen Waffen einen immer treffenden Zauberſegen verleihen. Hunde hat das wilde Heer zahllos mit feurigen Zungen. Die Roſſe ſind Schimmel, hellleuchtend wie Mondenlicht. Der Jagdzug kommt wie der pfeifende Sturm, ein andermal geht er mit geſpenſtiger Stille . . . .

Ottheinrich ſtärkte an einem mitten im Walde gelegenen Jagdamt ſein Roß mit einer tüchtigen Fütterung und ritt dann getroſten Muthes in ſcharfem Trabe, ſoweit es die ermüdeten Kräfte der Thiere der Geleitsreiter zuließen, auf der mit Obſtbäumen beſetzten Straße weiter.

## Dreizehntes Kapitel.

### Gundula kann reiten.

Ottheinrich hoffte noch der Thorsperre zuvorzukommen. Aber einer der Reisige sagte: „Gewiß hat Augsburg wie eine Gluckhenne ihre Küchlein schon unter ihre Flügel genommen. Und die Königin Marie hält gewiß mit Schaugepränge Hof.

So mußte er denn in Ziegelstadel übernachten.

Daraufhin ritt er ruhiger. Sein Herz war bewegt bis zum Zerspringen. Er gedachte des Tages, wo er hier, auf eben diesen Wegen, von den Begleitern der jungen Paduaner Studenten, von seinen Hausgenossen Abschied genommen hatte —! Martina, Gundula, Regina Honold — es floß noch alles in einander zu einem Ideenbilde.

Im Ziegelstadel ging es noch lebhaft her. Wirth und Wirthin hatten Mühe, ihn unterzubringen. Die Feststimmung, die in Augsburg wegen des Besuchs der Kaiserschwester waltete, ließ sich bis in diese Vorwerksherberge verspüren. Im Hofe, in den Ställen ging es bunt durcheinander. Fuhrleute, Jäger, Reisige, abenteuernde Vaganten warteten auf den morgenden „Einlaß“ in Augsburg. Der Neuangekommene hatte Mühe, für sein Roß einen Platz zu finden,

der ihm ſicher ſchien. Daß er zu dem Ende ſelbſt im Stalle ſchlafen mußte, ergab ſich bald. Zu viel verdächtige Stromer umgaben ihn und der Wirth leiſtete keine Bürgſchaft.

Er lohnte die Reiſige ab. Aber zur Ruhe konnte er nicht kommen. Nicht die ſchnuppernden Roſſe ſtörten ihn auf ſeinem Strohlager, wo er ſich, gekleidet wie er war und in ſeinen Mantel gehüllt, ausſtreckte. Der Lärm kam von Augsburg ſelbſt. Von den Wällen erſcholl ein Freudenſchießen um Königin Maria.

„Das iſt die Singerin vom Luginsland!“ „Das iſt die Wachtel auf der blauen Koppe —!“ So ging es durcheinander. Die Kanonen hatten ihre Namen. Jeder glaubte den beſondern Ton der ehernen Vögel zu erkennen, oder ob die Donner vom Göggінger oder vom Jakoberthor kämen. Darüber, daß die ſtärkſten Schläge nur von jenen Karthaunen kommen konnten, die, ein Ruhm augsburger Stückgießerkunſt, im Hofe des Zeughauſes im damaligen ſogenannten Katzenſtadel, ſtanden, waren alle einig. Das ſchwächere Knallen kam von den kleineren Röhren, die man in dem Humor der Zeit nicht Haubitzen, ſondern „Streubüchslin“ nannte.

Als man dann gar noch ein Läuten aller Glocken vernahm und auch da über die einzelnen Wächterinnen der Höhe ſtritt, ob dieſer oder jener Ton der „Grete“ oder der „Suſanne“, dem Moritzthurm oder dem Dom angehörte, ſchwoll ihm das Herz in Vorahnung eines baldigen, auf ſolche Art zu feiernden Siegesfeſtes der evangeliſchen Sache.

Mit den ſchönſten Hoffnungen für die gute Sache wollte er in den Stall gehen und dort neben ſeinem Roſſe ſchlafen, als plötzlich Lärm ertönte und unweit der Ruf: „Feuer! Feuer! In Augsburg brennt es!“

trachtete. Man konnte anfangen, sich mit dieser Republik i
Güte abzufinden, und that es auch. Die diplomatischen Ver
bindungen der übrigen Staaten mit Frankreich hatten einen
Anstrich von Zuneigung, der nicht völlig erheuchelt war
die dynastischen Interessen der Throne fingen an, sich wege
Frankreich zu beruhigen. Unter diesen Umständen entwickelt
sich die Erscheinung Napoleons, eines Mannes, dem Niemand
verglichen werden kann, wenn man bedenkt, wie geliebt
wurde, als er stieg, und wie gehaßt, da er fiel. Napoleo
wurde um so mehr der Zeitungsgott, da er seine Waffen na
Aegypten übertrug und dort für unsre Neugier, für unsr
Admiromanie Wunder verrichtete, die uns nichts kosteten
Als er später Oesterreich angriff, so waren auch diese Krieg
populär, da man wohl wußte, daß Oesterreichs Enthusiasmu
von England bezahlt wurde. Man übersehe nicht, daß die
Hingebung an den Modehelden nicht günstig für die Dyna
stieen wirken konnte, wenn auch Napoleon bald aufhörte, p
litische Begriffe der französischen Heimath, nämlich Freiheit
isen, an seine Fortschritte zu knüpfen. Je mehr Napoleon
Individualität in den Vorgrund trat, je mehr er selbst d
Schwerpunkt seiner balancirenden Versuchungen des Glück
wurde, desto mächtiger die Anziehungskraft, die er auf d
Gemüther hatte. Napoleon überwand nicht nur Völker, d
ihn bewunderten, sondern sogar Armeen und Feldherre
welche sich's für Ehre anrechneten, von ihm geschlagen
werden. Dieser allgemeine Enthusiasmus hörte später, a
und erholte sich dann erst wieder, als Napoleon fiel. Ma
muß diese beiden Wendepunkte seines Geschicks wohl betrac
ten, weil wir uns auf diesem Wege über die Ideen der Z
am klarsten werden können.

Er stürzte hinaus. Da war schon alles versammelt, was sich hier zusammen gefunden hatte.

„Das ist die Illumination!“ sagten die Anderen.

„Aber die Fackeln kommen hierher!“ riefen die Anderen.

„Macht Eure Spritze zurecht!“ wurde der Wirth angerufen.

In der That bewegte sich eine feurige Schlange die Landstraße daher, und bald erkannte man, es waren Reiter mit Fackeln.

„Die Jäger der Königin sind's!“ hieß es.

Andere riethen auf die Ankunft des Bischofs, der ja doch mit Augsburg grollte und in Füßen zu bleiben gedroht hatte.

Die Rosshufe kamen näher. Endlich unterschied man eine Anzahl bewaffneter Reiter. Von ihnen kam der Feuerschein. Einige, die dem Zug vorausritten, schwenkten ihre Fackeln und ließen sie auf die Landstraße in lichten Funken abtröpfeln.

Jetzt war der Troß schon dicht beim Ziegelstadel und einer der Reiter bog zum Wirthshause ab mit dem lauten Ruf: „Holla! Ist ein junger Mann zugeritten? Kommt von Füßen und Italien! Pfister hat ihn angesagt!“

Und ehe noch dem Fragenden eine Antwort gegeben werden konnte, wurde dieser schon von Ottheinrich erkannt. Es war ein junger Besserer von Ulm, ein Freiwilliger auf dem Baumgärtner'schen Contor.

Und ehe noch Ottheinrich sich in die Ursache dieser lebhaften Begrüßung finden konnte, ehe er noch sich den Anderen, die heranritten, zu erkennen gab, erblickte er auf einem der abwärts am Wege stampfenden und im Staube, den die feuchte Nachtfrische niederhielt, ungeduldig scharrenden Rosse eine weibliche

Geſtalt, in welcher er niemand anders erkannte als Gundula Baumgärtner.

„Da iſt er ja!“ rief ſie. „Helft mir doch von dem Sattel! Gelt, Stauff? Ich kann reiten?“

Gundula, im engen, bis zum Halſe geſchloſſenen, dort von einer mächtigen, weißen Krauſe abgeſchloſſenen, hellfarbenen Reitkleid, ſaß als kühne Amazone auf dem üblichen Halbquerſattel der Frauen. Sie war in der kurzen Zeit auffallend gereift. Sie lachte hell auf, daß nun ihre Vettern ſie nicht mehr, wie vor einigen Monaten, verſpotten dürften. Es war ein Jauchzen der Freude.

Heruntergeſprungen erzählte ſie, die Hauptrolle bei dem Spaß ſpielte der Herr Leonhard von Eck — ſie ſtellte Ottheinrich vor — der hätte den Polizeivogt bewogen, ſie ein- und auszulaſſen!

Leonhard von Eck war der Sohn des bairiſchen Miniſters, des Nachfolgers jenes einſt hingerichteten Hieronymus von Stauff. Er trieb ſich gern in Augsburg herum, machte Schulden und war ein Lebemann, wie dergleichen manchmal bei Söhnen berühmter Männer eintrifft. Aber ein guter Geſellſchafter war er zugleich und für jeden Spaß ein muthiger Unternehmer. Er und der Fugger'ſche Konrad Schwarz beſorgten die augsburger „Geckerei“. Gundula hatte die Ahnung: Heute kommt er! Pfiſter's Ausſage war da. Auch ſchon Kunde von Kaufbeuern. Der alte Rupilius wollte zanken. Aber der kaiſerliche Rath war im Fuggerhauſe bei Königin Maria zu einem großen, lange währenden Schmauſe. Die ganze Stadt war wegen der Illumination aus Rand und Band, die Contore geſchloſſen, die jungen Buchhalter gingen

ab und zu. Der junge Welser gegenüber war gleich zu haben. Eck nicht minder, da sagte die gute „Ahne", die Großmutter, indem sie sich mit dem Finger hinter dem Ohr strich: „Isch recht!" Nun sorgten die Diener für die Herbeischaffung von Rossen, die Gewähr des Ein- und Auslassens besorgte Eck; jetzt hob man Gundula, die seither reiten gelernt, auf ihren Haymas-Schimmel — Bajart nannte sie ihn — und so ging es durch die belebte, hellglänzende Stadt.

Da blieb denn nichts übrig, Ottheinrich mußte den müden Taxis'schen Gaul wieder aus dem Stall ziehen und diesem zumuthen, seinen Reiter noch bis Augsburg zu tragen.

Als man unter dem Gekrach der Kanonen, dem Läuten der Glocken wieder in die Sättel stieg, nahm man die kühne, junge Reiterin und den Abgesandten des Herrn Raths Paumgärtner anfangs in die Mitte. Bald aber bedingte die Müdigkeit des Gauls, den letzterer geritten, sein Zurückbleiben und der arme, schwerbeladene Klepper hinkte mit losem Eisen. Gundula, unablässig mit diesem oder jenem plaudernd, blieb bei ihm. So waren sie allein.

Da machten ihm die Sterne, die Nacht, die Lust der Menschen an Licht und Glanz, und das halb kindliche, halb schon weltkluge Geplauder seiner Gefährtin, seine Rückkehr zu einem Traum.

Er mußte seine Gedanken zusammennehmen, um all das Ernste, Geschäftliche zu besorgen, das mit der Ankunft in der Annengasse nicht beendigt war.

Es war aber doch erst „zehn Uhr" als er bei den Hayfermanns anpochte und jubelnd begrüßt wurde.

Ende des ersten Bandes.

Buchdruckerei von H. Schottlaender in Breslau.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

# Gute Gesellschaft.

Roman

von

## Rudolf Lindau.

**2 Bände, elegant broschirt ℳ. 7.50; fein gebunden in zwei Bänden ℳ. 9.50.**

Der Name Rudolph Lindau hat einen solch' guten Klang, daß wir ein neues Werk von ihm von vornherein als eine Bereicherung unserer erzählenden Litteratur bezeichnen können. In seinem neuesten Werke, dem Roman „Gute Gesellschaft", stehen wir vor seiner reifsten Arbeit. Was ist Dichtung in diesem Buche, und was nur Conterfei —? In markiger Lebenswahrheit treten die Gestalten vor uns — so, grade so, schauen sie aus die Helden und die Heldinnen der Pariser „ganzen" Welt! So ist ihr Sinnen und Trachten, so ihr Denken und Thun, so — grade so begegnen sich in diesen „höheren" Sphären die guten und die schlechten Impulse, werden die Conflicte des Herzens und des Gewissens gelöst, ohne nur im Geringsten den bon ton zu verletzen! Wir glauben einem wohlgetroffeneren Bilde der „Guten Gesellschaft" noch nirgends begegnet zu sein, man fühlt deutlich heraus, wie bis in die feinste Nüance der Dichter aus eigener Anschauung, mit vertiefter Erfahrung, geschildert — nur wie er die spannende hochinteressante Handlung ausklingen lässt, das ist vielleicht ganz ein Theil seiner Phantasie — das Leben pflegt so harmonisch gewöhnlich nicht abzurunden.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**
**Vorräthig in jeder guten Leihbibliothek.**

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

# Fragmente.

Roman

von

## Wilhelm Jensen.

2 Bände.

8°. Elegant broschirt. Preis ℳ 10.—

Fein in Original-Einband in 2 Bänden gebunden ℳ 12.—

Ein reizvolles landschaftliches Bild zeigt uns die weißsandige Düne am nordischen Meere, wir hören dessen Brandung, wir sehen die Sturmvögel fliegen, und die Vorgänge, die sich hier abspielen, nehmen unser volles Interesse gefangen. Das ist des Romans erster Theil und voll echter Poesie. Wenn dann der Dichter hineingreift in das volle Menschenleben und uns in seiner Art die alte, ewig neue Geschichte erzählt, wenn uns hier der Schwung der Darstellung, die üppige Phantasie fesselt, und dort gedankentiefe Reflexion — dann wird uns bewußt, daß wir vor einem ganz bedeutenden Werke stehen. Die „Fragmente" sind unbedingt eine der besten Arbeiten Jensen's.

(Wien. Neue Freie Presse.)

# Nirwana.

## Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs.

Roman

von

## Wilhelm Jensen.

Vier Bände.

2. Auflage.

8°. Elegant broschirt. Preis ℳ 18.—

Fein in Original-Einband in 4 Bänden gebunden ℳ 22.—

. . . . Jensen's Roman „Nirwana" ist einer der wenigen, die bleibenden Eindruck zurücklassen, der wenigen, in denen eine charakteristische Welt- und Lebensanschauung des Verfassers sich lebendig abspiegelt; es ist Gehalt da; das Gepräge von fast etwas befremdender Eigenart — tant mieux! Jensen schreibt schön und geistreich. (Leipzig. Blätter f. literar. Unterhaltung.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.
Vorräthig in jeder guten Leihbibliothek.

Die

# Baumgärtner von Hohenschwangau.

Zweiter Band.

Die

# Baumgärtner

## von Hohenschwangau.

Hiſtoriſcher Roman

von

Karl Gutzkow.

Mit dem Portrait Karl Gutzkow's in Radirung.

Zweiter Band.

Breslau,
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1880.

Napoleon, erſt ſo populär, wurde plötzlich verabſcheut. Sogar die Gegner, die er beſiegte, hatten ihn angebetet. Man achte wohl darauf, daß es zunächſt nicht Patriotismus war, der ſich gegen ſeinen ſchwindenden Glücksſtern wandte, ſondern einzig und allein eine Täuſchung. Man ließ ſich anfangs gefallen, von Napoleon beſiegt zu werden. Man hatte durch ihn zu viel Ideen, die für eine Niederlage tröſten konnten. Man freute ſich der Niederlagen, weil ſie dem alten verroſteten Syſteme des Staates daheim oder der Armee oder wenigſtens ihrer Einbildung gegönnt wurden. Erſt da begann die Empörung gegen den Sieger, als er ſeine Siege befeſtigen wollte. Napoleon, als Held angebetet, wurde verflucht, da er Eroberer wurde. Die Armeen und die geſchlagenen Feldherren waren nicht populär geweſen, aber ſich ſelbſt konnte man doch nicht gering anſchlagen, man ſah ſich verkannt, ſich gedemüthigt und knirſchte nun die Zähne. Man hatte Napoleon verziehen, daß er Einzelne beleidigte, und empörte ſich, als er die Maſſen verachtete. Was die Ferne ſo zauberhaft hatte erſcheinen laſſen, das ſchrumpfte in der Nähe zu einer kalten, läſtigen Perſönlichkeit zuſammen. Napoleon brachte keine Ideen mehr. Er wollte nur den Zug des Dionyſus und Alexander nachahmen. Seine Siege hatten keinen Zweck mehr, als den, ihre Anzahl zu vermehren. Napoleon brachte den Völkern keine Anknüpfungspunkte mehr. Er hatte ſeine Feldzüge ſchon bis zu den Feldzügen herabgewürdigt, welche wegen Erbfolgen, Theilungen und Gleichgewichtsintereſſen geführt wurden; die franzöſiſchen Armeen ſelbſt waren nur aus franzöſiſchem, nationalem, egoiſtiſchem Stoff zuſammengeſetzt. Dies Alles förderte einen Gegenſatz ähn-

# Zweites Buch.

## Erſtes Kapitel.

### Im Fuggerhauſe.

Dem Bamberger iſt nicht beizukommen! Er iſt jetzt das Huhn im Neſt! Seit er von Venedig zurückgekommen iſt, behandelt ihn der Rath, als legte das Männlein goldne Eier!"

„Was ärgert Ihr Euch ſo!" antwortete der alte Hauslehrer, Magiſter Rupilius, dem Lanz Beichling, der zuweilen in ſeinem Gartenhäuschen ihm die Aufwartung machte und da ein Glas Wein zu trinken für hohe Ehre hielt. „Ihr habt den Ruhm, jetzt in Augsburg der beſte Scriptor zu ſein, was trachtet Ihr immer noch nach mehr?"

„Mein Gemüth kann nicht leiden, wenn Eins über ſeinen Stand hinaus und ſein Verdienſt geprieſen wird! Seit der Principal damit umgeht, Ritter zu werden —" Lanz Beichling legte raſch ſeine, eben geprieſene, kunſtgeübte Hand über ſeine Lippen, die eine ſo bedenkliche Beziehung auf den Principal hatten ausſprechen wollen.

„Davon kommt alles Unglück in der Welt!" meinte der Alte und ließ ſich im Leeren der Kanne gehen. „Man muß ſein Ziel nicht zu hoch faſſen! Das Alltägliche wird immer noch erreicht. Ich meinestheils hab's blos auf's Dienen

abgesehen und mir schon frühe auf der Universität die vorzüglichste Eigenschaft angewöhnt, selbst mit Beichen von Fußtritten mit Majestäten umzugehen. Man muß nur nicht mehr als seine drei Frühschoppen getrunken haben, um fest stehen und weise reden zu können, wie Aristoteles. Schickte mich der kaiserliche Rath heute mit den venetianer Juwelen in's Fuggerhaus statt des Stauff —"

„Wie? Was?" unterbrach Lanz Beichling, „schon wieder dieser Vorzug?"

„Hattet Ihr die Königin Maria heirathen wollen? Sie ist Wittwe! Ihr seid ein gar stattlicher Bursche! Sie nimmt Euch schon als Scriptor nach Brüssel mit und als ihren Mann wird sie Euch nicht verhungern lassen! Aber das ist Euer Hochmuth. Ihr wollt die Krone von Niederlanden tragen, wie Jan von Leyden —"

„Ah!" schüttelte sich Beichling entsetzt. Das schreckliche Ende der Socialdemokratie von Münster war jetzt erst in's Volk gedrungen. Durch seinen Kopf, den er noch sicher zwischen den Schultern fühlte, schoß eine Idee, die auf den möglichen Untergang des bevorzugten Stauff gehen konnte. Bei den Hayßermanns, wo ihm Martina die unzweideutigsten Beweise der Ablehnung seiner Bewerbungen gab, erzählte man ihm, Ottheinrich hätte gesagt, wenn er die Königin Maria nur einmal sprechen könnte, er würde sie auffordern, zur Sache des Evangeliums zu treten. Wenn er das heute thäte! Im Fuggerhause! Ein Kaufmannsgehülfe, der allerdings den Carton mit den Juwelen nicht aus den Augen lassen durfte, sondern dicht die Hände der vornehmsten Person beaufsichtigen, mochte es sein, welche sie wolle.

Mit dunklen Vorstellungen im Kopf schoß er aus dem Hinterpförtchen der Magisterwohnung auf den dann sogleich betretenen Wallpfad und hörte nur auf dem Judenberg, wo alles still und bedächtig hergehen mußte, daß es auf sein Flüstern hieß: Ihr irrt Euch wol? Juwelen in's Fuggerhaus? Wo die Raben jetzt ein und ausfliegen? Geldgieriger und verschuldeter war Niemand, als z. B. der Bischof von Brixen, Georg d'Austria, der Cicisbeo der Wittwe, der sich stündlich um seine Angebetete bewegte. Ottheinrich arbeitete still an seinem Platz.

Maria war ein Mannweib. Die Jagd war ihre Leidenschaft. Sie hatte den Kopf voll Sorgen, da sie nur ihre Brüder liebte, Karl V. und Ferdinand in Wien. Den ersteren, sagte man, sogar mit einer Zärtlichkeit, welche Zeitgenossen geradezu zweideutig genannt haben.

„Saget den Herren ab," sprach sie zu Sr. Andacht, dem Herrn von Brixen, der sich demüthig ihrem Ruhelager, dicht vor ihr Bett hatte nähern dürfen, aber erstaunt war, sie zwar angekleidet, aber nicht gewillt anzutreffen, in den Forst zu reiten, und den Eber, den Hirsch aufzusuchen, den die Forstmeister aufgetrieben. Er selbst, der natürliche Sohn des „ritterlichen Max", ein Geistlicher, war als Jäger gekleidet. Ueber seinem Haar saß ein bunter Federhut. Sein Wams war von Büffelleder. In dem sogenannten „Wetzscher", der ihm um die Schultern hing, staken Pulver und Blei. Bei solchem Anblick begriff man, daß in Brixen sein Domkapitel die Rechnungen nicht bezahlen wollte, die seine Büchsenmeister von Innsburg und Nürnberg beim Stift einreichten. Wir besitzen noch heute die Belege für diese Weigerung.

Auf der Treppe und unten auf dem Eſtrich des Fuggerhauſes verbeugten ſich die heute vergebens auf die Königin Harrenden. Wer den „Brixener“ in Augsburg zum erſtenmal ſah, der ſprach gewiß: er hat die habsburg'ſche „Schlarpel“ —! („Schlarpel“: augsburgiſch für Unterlippe.) Königin Maria hatte ſie auch. Sie hänſelte ihn nur.

Die Königin erhob ſich vom Lager, wo ſie noch etwas geruht hatte, und blickte auf den Weinmarkt hinaus auf die Straße, in der das ſtolze Fuggerhaus belegen war. Da ſtand eine gaffende Volksmenge, ſpeerbewaffnete Stadtknechte hielten die Neugier zurück, damit der Jagdtroß Platz hatte. Ein weißer Zelter, der an rothen Zügeln gehalten wurde, harrte der Majeſtät, die ſeit ihrem achtzehnten Jahre ſoviel erfahren hatte! Hunderte hielten ſich bereit, in dem Augenblick, wo die Erwartete erſchien, rings aus den geöffneten Fenſtern mit Tüchern zu wehen. Kränze und Fahnen ſchmückten die Häuſergiebel, ausgelegte Teppiche die Erker. Die mit bunten Federn geſchmückten Roſſe wieherten. Wild heulten die an Koppeln oder Stachelringen zurückgehaltenen Hunde. Den gewaltigen, unförmlich gewundenen, aus Kupfer getriebenen Jagdhörnern wurden lufterſchütternde Töne entlockt. Alles war Spannung und Erwartung.

Der „Andächtige“ von Brixen brachte plötzlich dem harrenden Gefolge einen überraſchenden Beſcheid. Mit Bedauern, mit ſehnſüchtig nach den Fenſtern und Erkern des Hauſes gerichteten Liebesblicken, wurde er gegeben und entgegengenommen. An ihr, das Zimmer mit hundert kleinen runden Glasſcheiben erhellendes Fenſter trat die Angebetete. Jubelruf empfing ſie, er mußte ihr bezeugen, wie ſehr man beklagte,

daß ſie heute die Jagd abſagte und vielleicht nicht erſchien. Sie war wol unpäßlich. Solche Feſte ſind angreifend. Lange ſtand ſie und ließ ſich das Jubeln gefallen. Sie hatte den ſchlanken, magern Wuchs Karl's V., dem ſie auch im ſcharfen Umriß ihrer Geſichtszüge ähnlich ſah. Die habsburgiſche Unterlippe war natürlich gemildert. Ihr Haar war geradezu roth. Die Naſe und die Stirn gingen in Eins. Die Oberlippe war, ein Zeichen ſtarken Selbſtbewußtſeins, ſehr lang. Die blauen Augen ſtanden ſcheinbar unbeweglich und ſtarr, konnten niederſchmetternd wirken, wenn ſie leidenſchaftliches Leben gewannen, wollten aber in der Regel nichts ſagen. In ihrer früheſten Jugend, als ſie noch, nach einem von ihr ſelbſt herrührenden Ausdruck, mit ihrem unreifen, jungen Gemahl, den ſie, um ein Jahr älter als er, noch zu erziehen hatte, „wie zwei Turteltäubchen lebten", konnte ſie beſtrickend ſein und verführeriſch bis zur Berechnung. Mit letzterer erwarb ſie ſich die Huldigungen der meiſten Magnaten in Ungarn und jetzt die der Großen in Flandern und Burgund. Doch war ihr Lächeln und ihr Zärtlichblicken nur Maske. Sie war jetzt einunddreißig Jahre alt, war ſtreng von Gemüth, hatte nur Sinn für die großen Händel der Welt, für die Jagd und — letzteres wird von den Zeitgenoſſen ausdrücklich gerühmt — für das Leſen guter Bücher.

Raſch machte ſie ihre Morgenandacht in der im Hauſe gelegenen Kapelle zum heiligen Sebaſtian ab. Sie hörte ſchon, als ſie von dieſem nothwendigen Morgenopfer zurückkehrte, daß Herr Anton Fugger, der Herr Wirth, bei dem ſie wohnte, ſeine Aufwartung machen wollte. Er hatte von ihrem Krankſein gehört, vom Abbeſtellen der Jagd. Ueberdies

ſollte er Geld geben, Geld, viel Geld, und er zögerte damit. Sie war ungeduldig geworden und hatte mit der Welſer-Compagnie, mit Rath Paumgärtner gedroht, mit anderen Namen, die alle ihre Aufwartung gemacht hatten. Und der Fugger war gereizt.

Rath Paumgärtner hatte ihr ſogar die wunderbarſten Dinge über Venedig und Unfälle in Ungarn erzählt, die ſie ſofort an ihren Bruder Ferdinand geſchrieben und durch einen Courier hatte abgehen laſſen.

Bei alledem trat ſie an einen hohen Spiegel und muſterte ihre Toilette. Ein leichtes, mit Goldagraffen und Troddeln beſetztes Halbmäntelchen von grünem Sammet, das ihre Schultern bedeckte, warf ſie, von der Meſſe kommend, von ſich. Man ſah nun die ſtarken Flechten ihres rothen Haars, die aber ringsum mit Perlen beſetzt waren. Die Hälfte dieſer Haare kam natürlich von irgend einer vlämiſchen Bäuerin. Ihr Oberkleid, das nach vorn zu offen ſtand und unbeweglich ſtarre, geradlinige Falten warf, war von ſilbergrauem Damaſt, reich mit Silberfäden durchzogen. Die zu dieſem Rock gehörenden Aermel, geſchlitzte, ſtanden an vielen Stellen ebenfalls offen. Sie ließen die feinſten brabanter Spitzen ſehen, die aus den Oeffnungen hervorſahen. Durch ſilberne Schnüre waren ſie abgetheilt. Unter den aufſchlagenden Flügeln des Rocks waren ebenfalls nur die Spitzenbeſätze des weißen Unterkleides ſichtbar, das ſich nach oben hin bis unters Kinn in eine mächtige Halskrauſe verlor, von welcher der Kopf wie eingerahmt war. Auf der Bruſt und über dem Oberkleid lag eine breite goldene Kette mit einem roſettenförmigen, reich mit Edelſteinen und mit

drei großen herabhängenden Perlen verzierten Gehänge. Eben ein solch' Gehänge, figurirt und mit Brillanten geschmückt, gehörte zu einer schmalen, goldenen Doppelkette, die unter dem Oberrock über dem weißen Unterkleide sichtbar wurde und dicht auf den Hüften lag. Das silbergraue damastene Oberkleid hielt die Formen des Hüfteneinschnitts nicht inne, senkte sich vielmehr starr und steif in einer einzigen Linie bis zu den Füßen hernieder, an welchen die weißen Atlasschuhe nicht gesehen wurden. Zum Jagdausritt wäre ein solcher Anzug nicht geeignet gewesen.

So schwierig es wurde, daß sich die Königin in dieser, für feierliche Audienzertheilung bestimmten Kleidung auf den Doppeladlersessel vor dem Schreibtisch niederließ, es gelang doch allmählich, da sich das Oberkleid durch eine Schnur lüften und ganz zurückziehen ließ.

Anton Fugger!

Es war im Grunde nur die Ehre des ersten Morgengrußes, die der Hausherr jeden Morgen erzwang. Gestern hatte sie ihm ein „Consortium" vorgeschlagen, gebildet durch die Fugger, Welser und Paumgärtner. Sie hatte Geld unter Verpfändung der ihr noch in Ungarn gehörenden Güter, und zwar 50,000 Gulden begehrt. Jene Güter hatte sie theilweise vor Jahren dem Georg von Brandenburg abgekauft. Leider waren es Landstriche, die unter Zapolya's Herrschaft gerathen waren! Noch besitzen wir die Kaufacten! Noch die genaue Angabe der Pfänder, auch in Deutschböhmen! Fürst Bismarck soll daraufhin seine Kronsyndici fragen, ob nicht Preußen auch auf Böhmen und Ungarn Ansprüche hat.

Anton Fugger, jetzt Graf zu Kirchberg und Weißen-

horn, war ein Vierziger und eine hohe ſchlanke Geſtalt. Schon der Trauer um ſeinen Bruder Raimund wegen trug er ſich ſchwarz, halb in Seide, halb in Sammet. Die Bruſt bedeckte die kaiſerliche Rathskette. In der Hand hielt er ein geſchlitztes, reich mit Perlen beſetztes ſchwarzes Sammetbaret. Er hätte, wie faſt alle Glieder ſeiner Familie, vollkommen für einen Spanier gelten können. Dieſe weiland ſo einfachen Einwanderer vom Lande aus dem Wertachgebiet um Augsburg — die „Straße“ genannt — Weber ihres Zeichens, konnten von der Neigung einer der drei webenden Parzen zu irgend einem Sterblichen herſtammen.

„Königliche Majeſtät ſind unwohl, haben die Jagd abſagen laſſen.“ —

„Ja,“ lautete die mauſſade Antwort.

„Königliche Majeſtät, die beſprochene Summe wird in Antwerpen ausgezahlt werden!“ ſagte der große Kaufmann.

„Wie?“

Dies gab Feuer und Leben.

„Aber warum nicht hier?“ ſetzte die Ungeduldige und freudig Ueberraſchte hinzu.

Fugger lächelte.

„Majeſtät haben das Geld in Antwerpen voll beiſammen. Hier — könnten zuviel Borger kommen!“

Da lachte Marie.

„Ihr ſpielt auf meinen Andächtigen an, der immer Geld braucht —“

„Laßt es Euch und dem allergnädigſten Kaiſer dort wohlbekommen, wo es wirken ſoll! Auch iſt es eine Zahlung von niederländiſchen Kaufleuten.“

licher Art hervor. Und dennoch muß man noch immer gestehen, daß derselbe nicht aus dem Gefühle der nationalen Selbstständigkeit zunächst hervorging, sondern daß der Patriotismus erst die Form für ein anderes Unbehagen war, das die Völker zum Kampfe gegen Napoleon entzündete. Selbst bei den rachesprühenden Spaniern muß man sagen, daß der Gedanke, sich getäuscht zu sehen, erst den andern Gedanken, daß die Nation sich erheben müsse, erzeugte. Schweden, das sich einen französischen General zum Herrscher nahm, trat gewiß nicht aus nationaler Idiosynkrasie gegen Napoleon auf. Nur Deutschland schien den Namen des Vaterlandes rächen zu wollen. Deutschland steckte am begeistertsten diese Devise auf und es mußte die innerste Thatkraft der Nationalität beschwören, weil es seiner Zersplitterung wegen sonst nichts vermocht hätte, weil sie seine einzige Waffe war, und weil es zuletzt sein Alles in die Schanze schlagen mußte, um nicht die Schande zu erleben, daß es von der russischen Hülfe wäre überflügelt worden.

Wenn ich beweise, daß die Nationalität keineswegs der ausschließliche Gedanke unserer Zeit ist, so will ich nicht in Abrede stellen, daß man sehr glänzend und bis zur Begeisterung hinreißend über diesen Gedanken reflektiren kann. Die Idee aber, welche die Völker mit Freiheit, Humanität, mit Fragen des Jahrhunderts, ja leider sogar mit den egoistischen Interessen der Existenz verbinden, haben sich die Nationalität unterwürfig gemacht. Die Corporationen der alten Zeit leisteten mehr als unsere modernen Specialitäten. Jene ließen unmittelbare Bezüge auf den Staat und die Nation auch bei untergeordneten Ständen zu, ihre ganze Existenz war mit der des Staats unmittelbar zusammenhängend. Gegenwärtig

Durch Ueberreichung eines großen Wechselbriefes, den die Königin sofort mit allen seinen daranhängenden Siegeln in eine mit Silberblech beschlagene Truhe legte, war dieser Gegenstand abgemacht. Fugger meinte noch, die Frauen Augsburgs sehnten sich sehr, die hohe Dame zu sehen und zu ehren und begann von einem „Geschlechterball". Sein Commis, Ulrich Schwarz, setzte das, ohne sein Zuthun, im Tanzhause in Scene.

All' dergleichen war nun freilich nicht nach dem Sinn der hohen Frau. Doch wollte sie nicht verletzen. Sie versprach, sich bei dieser Schaustellung des größten Glanzes, den Augsburg bieten konnte, einfinden zu wollen.

„Vielleicht kommen die beiden Baiernherzoge. Ich habe sie geladen." Aber sie mieden Augsburg der Religion wegen.

„Redet mir auch nicht von Fürsten," wallte die Königin auf, „die von der Krone Frankreich 100,000 baare Silberthaler genommen haben, um Oesterreich aus Württemberg hinauszuwerfen, ja ihren eigenen Schwager, den Ulrich, der sich doch jetzt bessern will und gut thun auf seine bösen Mordthaten, mit Krieg überziehen!"

Anton Fugger machte rasch den Uebergang auf die bösen Schwestern, mit denen leider beide Herzöge von Bayern gesegnet seien.

„Wer weiß," sagte die Königin, „was sich aus dem Brandenburger Albrecht, einem Neffen der Bayern, noch entpuppen wird! Das Beste wäre, man gäbe ihm noch in Brüssel eine ordentliche Unterweisung! Das wächst in nichts als Jagd und Trinkgelagen, Fluchen und Lästern auf! Die deutschen Fürsten sind keine Muster für die Welt."

„Nun," meinte Fugger mit einem Anflug von Patriotis-

mus. „in Ungarn ſah's für uns auch nicht zum Beſten aus! König Lajos in Ehren, aber ſein Vater ſchon —“

„Ja, denket nur, was mir Rath Paumgärtner erzählte,“ unterbrach ſie.

„Wer —?“ unterbrach erſtaunt der Hausherr, obſchon er wol den Namen ſeines Schwagers gehört hatte.

„Euer trefflicher Schwager! Der Freund Peutingers und unſeres armen Erasmus! Ich werde den Rath meinen Brüdern zu beſondern Gnaden empfehlen.“

Fugger ſenkte den Blick. Alle Nattern des Neides lagen in ihm. Sein Herz war wie in eine Fallgrube gefallen.

Die Königin erzählte unbefangen von Ottheinrichs Erkundſchaftung. „Das wiſſet Ihr wol nicht, wie ich jung Blut damals das Geſindel, das ſich um mein Kleinod, meinen unvergeßlichen armen Lajos, geſammelt hatte, auseinanderjagte, Juden, Maitreſſen, Goldkocher, Gaukler, was weiß ich. Die ſchönſte heirathete raſch und frech ſein erſter Miniſter, den ich nicht verjagen konnte, weil er den Schatz hütete — den glückſeligen Emmerich.“ —

„Den Schatz, der leer genug war!“ dachte Fugger, deſſen älterer, kürzlich verſtorbener Bruder ihm genug von den damaligen Trangſalen der Zeiten erzählt hatte.

Nun gab die Königin die getreue Wiedergabe alles deſſen, was man für den Fall, daß Zapolya keine Kinder hinterließe, mit der Stephanskrone vorhatte. Ihr Bruder ſollte ſie durchaus nicht bekommen. Das war der Türken, des Erzbiſchofs von Großwardein, Venedigs und Frankreichs feſte Verabredung und ſollte man auch einen Baſtard ihres Lajos auf den Thron des Mathias Corvinus ſetzen.

„Aber daß dieser längst todt war, hatte nun Rath Baumgärtner für bestimmt herausgebracht!“ Sie sagte das mit Lachen; denn sie setzte hinzu: „Eine Abenteuerin, in Wahrheit eine Geliebte des weiland Ofenheizers von Teschen, des Martinuzzi, hat gewagt, ihren eigenen Sohn für jenen Längstverstorbenen unterzuschieben, aber Euers Schwagers fleißiges Eingreifen hat den Dogen bewogen, die Spitzbübin zu entlarven und sie nach Illyrien zu schicken, wo sie hingehört; eine Courtisane, die sich Gräfin zu nennen beliebte —“

„Ich hörte von solchen Geschichten,“ sagte Fugger jetzt bitter. „Eine Maitresse seines Sohnes war so eifersüchtig auf eine andere, daß sie die Lüge aufgedeckt und der Signoria von Venedig verrathen hat. Aeußerlich gibt sich die Republik ja alle Mühe, ihr scheinbares, gutes Einvernehmen mit dem Hause Habsburg zu verrathen. Und so mußte denn jenes freche Weib mit ihrem Buben Venedig verlassen. Doch seltsam,“ fügte Fugger hinzu, „unsere Wild- und Forstmeister berichten von einem Knaben, der diese Nacht halbtodt in den Wäldern gefunden wurde! Er verweigert jede Auskunft über sich und kennt ungarisch und italienisch. — Man hat ihn einstweilen in die Verpflegung und Bewachung eines Stadtthürmers gegeben, obschon sich reisende Italiener, Steinmetze, meldeten und behaupteten, Ansprüche auf den Knaben zu haben, der ihnen hinter Buchloë entsprungen sei.“

„Erkundigt Euch doch des Nähern nach diesem Vorfall,“ sagte die Königin und blickte auf den Hintergrund, wo der „Andächtige“ etwas melden zu wollen schien.

„Noch möchte ich,“ sagte sie, den Kopf schüttelnd, „den

Herrn Grafen fragen, ob es denn wahr, was man von einem frommen Spaß erzählt, der ſich dieſe Oſtern mit einem Crucifix ereignete?"

Fugger runzelte die Stirn.

„Majeſtät! Noch bin ich nicht ſo weit gekommen, ein Abbild unſeres gekreuzigten Erlöſers einem heidniſchen Götzenbild zu vergleichen!" unterbrach Fugger die Darſtellung der Königin, die ſie in kurzen Umriſſen von einem Vorfall gab, der die Religionsſpaltung recht anſchaulich machte.*)

Noch mit der vollen Wallung der Entrüſtung, auch des Erſtaunens über die Beurtheilung ſeitens der Königin, ergriff er das Wort und erzählte einen Vorfall, wie er auch dem eben an der Thür wartenden „Andächtigen" zu hören gab, wie er am letzten Himmelfahrtstage ſich ereignet hatte. Im Sanct-Ulrich wurde ſeit Jahren die Himmelfahrt Chriſti figürlich dargeſtellt. Ein hölzerner Chriſtus fuhr von einem Tabernakel, das einen Berg vorſtellte, unter Geſang und Orgelbegleitung, in die gemalten Lüfte. Ein Gehänge von Tauen zog das große, buntgemalte Holzbild bis zum Dachwerk der Kirche, um es dort, durch eine Oeffnung, verſchwinden zu laſſen. Marx Ehem, der gegenwärtige Kirchenpfleger, hatte nun dies Bild ganz entfernen und die Vorſtellung für ewige Zeiten abgeſchafft wiſſen wollen. Als von dieſem ſeinem erlaſſenen Verbot Anton Fugger hörte, ließ derſelbe von dem berühmten Holzſchnitzer Hans Schwarz, der auch den Doppeladler gefertigt hatte, an welchen gelehnt eben die Königin lächelnd und ironiſch ſeiner Erzählung zuhörte, einen neuen Chriſtus

*) Hiſtoriſch.

ſchnitzen, ihn bunt bemalen, heimlich in einen Winkel am Altar verbergen und das dermaßen, daß die Figur vor ihrem Aufflug von Niemand geſehen werden konnte. Die allerdings ſichtbaren Taue konnten den Glocken angehören. Der Tag der Himmelfahrt rückte heran. Die Gemeinde war verſammelt, die Orgel beginnt. Siehe da! Während ſich nach Berichten, wie ſie die Königin beſonders von Doktor Peutinger erhalten hatte, am Wegfall des alten Puppenſpiels alle Welt erbaute, nach Fuggers Berichterſtattung jedoch die Mehrzahl der Gemeinde nur um die Abſtellung eines alten heiligen Brauches tief betrübte, erhob ſich aus dem Winkel des Altars der hölzerne Chriſtus, ſtieg in die Höhe und verſchwand an der Decke, wo ihn Fugger'ſche Beauftragte im Kirchendach auffingen und in Sicherheit brachten. Alles war außer ſich. Marx Ehem, der Kirchenpfleger, raſte. Die Widerſetzlichkeit gegen ſeine Anordnungen machte ihn, als ſtädtiſch verordneten Obwart der St. Ulrichs-Kirche, beſonders ergrimmt. Er rief die Stadtknechte, ließ die Figur losſchneiden und vom Dach in den Hof der mit dem Fugger'ſchen Spektakel einverſtandenen Ulrichs-Mönche ſtürzen. Ob man dabei Jemanden traf oder nicht, war ihm in ſeinem Zorn gleich. Die ganze Stadt kam in Alarm und faſt artete der Vorfall in Bilderſtürmerei und Altarzerſtörung aus. Anton Fugger wurde, wie den hohen Häuptern der Stadt in ſolchen Fällen der Widerſetzlichkeit gewöhnlich geſchah, zwar nicht zu Gefängniß, aber zur Lieferung vieler tauſend Backſteine verurtheilt, welche zu den — nun hörte das Lachen der Königin auf — neuen Feſtungsbauten verwendet wurden, die Augsburgs Anſchluß an den Schmalkaldener Bund bezeichneten.

„Gegen wen rüſtet denn die Stadt?“ fuhr ſie, die ganze Anekdote vergeſſend, auf.

Nun wollte Fugger ſich für ſeine Anweiſung in Antwerpen ſchadlos halten. Aber es trat leiſe auf den Zehen über den Teppich der vertrauteſte Rath der Königin ein, Herr Wolfgang Haller von Hallerſtein. Die rothe Mappe in ſeiner Hand gab jedem den Wink, ihn nicht aufzuhalten, jetzt auch Anton Fuggern, ihn mit der Königin allein zu laſſen.

Mit tiefer Verneigung ſchickte ſich der Hausherr an, zu gehen. Noch ſprach er mit ſüßem Lächeln und Aufblick der Augen: „Und der Geſchlechter-Tanz?“

„Bei unſerer lieben Frau von Brügge! Wir wollen Euere Geſtrengen nicht erzürnen! Nehmen wir alſo das Bankett an, das uns die Stadt, ohne Zweifel auf Euer Anſtiften, anbietet. Sieht doch auch Hallenſteins Mappe roth wie die Freude aus und enthält gewiß wiederum genug, was eher ſchwarz zu nennen wäre —!“

Haller winkte mit den Augen nach der Thür des Hintergrundes. Immer noch ſtand dort der Andächtige und platzte endlich mit dem Wort heraus: „Majeſtät, die Juwelen!“

„Ah!“ rief ſie, „das geht allem vor. Schnell herein! Herein!“

Ein junger, gefällig gekleideter Mann trat ein, ein Käſtchen in der Hand.

Er brachte die Juwelen, aus welchen die Königin wählen ſollte.

## Zweites Kapitel.

### Das Schicksal.

Ottheinrich hatte am Morgen nach seiner Ankunft seinem Principal die wichtigsten Ergebnisse seiner Reise mitgetheilt. Sofort beim Antritt am Hause in der Sankt-Annengasse wurden ihm die Briefschaften und Pakete, auch das edelsteinbeschwerte Unterwamms abgenommen. Frau Elisabeth, die Ahne, überwachte das alles, wie der Geschäfte vollkommen kundig. In einem der Nebengemächer, in der ungestörten Garderobe des Raths, konnte Ottheinrich Toilette machen.

Die baldige Ankunft des schwanganer Ritterpaars war dem Rath bekannt. Der Bruder des Verschuldeten, der bischöfliche Marschall, hatte ihm davon berichtet. Der Abt von Steingaden war nur besucht worden, um ihn wegen nunmehr baldiger Zahlung seiner Guthaben zu vertrösten und nach dem Knaben zu sehen, den sie in Steingaden zum Mönch machen lassen wollten. Er gehörte der Maxel, war nicht deren Sohn, sondern der Sohn jenes Hausners, von welchem der alte Steiger gesprochen. Er war den Italienern hinter Buchloë entlaufen, im Walde verirrt, von Hunger und Erschöpfung zusammen gebrochen, von Jägern gefunden und

jetzt in den Klinkerthurm gesetzt. Ottheinrich hatte gleich die größten Aufregungen und mußte doch am Comtortisch sitzen. Gundula wollte, er sollte nur für sie da sein und stundenlang mit ihr plaudern. Sehr verdrießlich nahm der Rath die Mittheilungen über Antonius, selbst über Johannes auf. Der Rath pries alles, was der treue Diener gethan hatte, vollends, was dieser in den vorzugsweise geheimen Aufträgen, die ihm ertheilt waren, zu Stande gebracht. Die Mittheilung über die Italiener, den gefundenen sonderbaren Knaben, nahm er jetzt gleichgültig auf. Den falschen Grafen Traversi verschwieg Ottheinrichs schonende Herzensgüte.

Die „Ahne" verhinderte dann doch ein weiteres Zusammensein mit Gundula; der Rath hatte den Ritt und die Einholung doch etwas übel vermerkt.

Es war schon spät gewesen, als Ottheinrich endlich seine eigene Herberge hatte erreichen können. Die zur Ehre der Königin brennenden Tonnen auf dem Weinmarkt verbreiteten, als es an ihnen einsamer wurde, lange schon mehr Qualm als Helle. In die „Traube" sollte er mit Leonhard von Eck und den übrigen Genossen, die ihn eingeholt hatten, gehen, aber er berief sich auf seine ernsteren Pflichten. Ein Paumgärtner'scher Knecht besorgte zwar sein Taxis'sches Roß, aber er war froh, endlich zu Meister Hayfermann zu gelangen.

Zum Glück hatte die Illumination alles wach erhalten.

Meister Hayfermann wohnte in der Nähe der jetzigen Jacobspfründe. Dies war damals das leerstehende Kloster entwichener Barfüßermönche. Des guten Schneiders und Zunftzwölfers Häuschen lag näher dem Vogel, als dem Jakoberthor zu. Hier in der Nähe des Lechgrabens, unmittelbar

unter der Stadtmauer (auf deren rundum gehenden inneren „Umhängen“ die Seiler zu arbeiten pflegten) gab es ein Gewinkel, wo jedes Haus die Spuren des Gewerbes trug, das in ihm betrieben wurde. Das Hayfermann'ſche, ehemals Schend'ſche Haus war durch die langen Stücke Tuch zu erkennen, die an mächtigen Stangen zum Gekrumpenwerden angefeuchtet und zum Trocknen aus den Fenſtern hingen.

Daß in des fleißigen, jungen Meiſters Werkſtatt noch bis in die Nacht gearbeitet wurde, konnte Ottheinrich nicht überraſchen. Die Sozialdemokratie eines Jan von Leyden in Münſter hatte deutſche Schneider nur ab und zu in Thüringen angeſteckt. Das Uebrige that die Anweſenheit der Königin Maria.

Ueberraſchen mußte ihn aber, daß auch Martina und Mutter Praxede noch nicht zu Bett gegangen waren. An den lichthellen Fenſtern ſah er gleich hinter den weißen Vorhängen die Schatten beider lieben Geſtalten auf- und niederſchweben.

Einige heftige Schläge an die Hauspforte brachten das Haus in Alarm.

Ein Blick aus einem geöffneten Fenſter, ein „Wer da?“ und einem der Geſellen erſtarb das Wort auf den Lippen. Alle wußten nun: der Stauff iſt heimkommen —!

Alle umarmten ihn. Selbſt Martina entzog ihm die Wange nicht. In jenen Zeiten war der Kuß nichts Großes, wie in unſeren Tagen. Es fehlte aber doch der frühere Jubel. Man hatte öfters Briefe erwartet.

Bald kam heraus, welch' ſchwerer Druck auch auf dem Hauſe laſtete. Nachdem über Argula von Grumbach berichtet

war, die ſehr beklagt hatte, ihn nicht angetroffen zu haben, und deren Empfehlung an den Kanzler Vogler ja der „Mayſter“ die allerdings erſt zur Hälfte bezahlten brandenburgiſchen Livréen verdankte, kam eine wunderbare Mähr heraus. Die wichtigſte Perſon der Hayſermannſchen Familie war die Schweſter des verſtorbenen Meiſters Schenck, in deſſen Verlaſſenſchaft, die Ehefrau und Tochter, ſich Hayſermann nicht unvorheilhaft verheirathet hatte. Dieſe Schwägerin dominirte das Haus. Sie war Köchin bei den Stiftsdamen von Sanct Katharina geweſen und war ihrer Nichte Martina, ihrer Pathe genehm, und hatte ihr das Schickſal angekündigt, dem ſich dieſe nun nicht entziehen konnte. Es war verhängnißvoll für's ganze Leben. Die Laienſchweſter vom Sanct Katharinenſtift, in deren kunſtvollem, ſelbſt für Fürſtentafeln maßgebenden Kochweſen in jüngeren Jahren Apollonia Katzmayerin, die Begleiterin der Regina Honold, das Kochen, Braten und Dämpfen gelernt hatte, ſtand in gewiſſen Fragen für Mutter Praxede gleich hinter der Aebtiſſin. Sagte dieſe ultrarömiſch Gebliebene: „Ei, Schenckin, die Königin von Ungarn, des Kaiſers erlauchte Geſchwiſter, begehrt ja ein frumm, ſittig, des Nähens wohlkundiges, jedenfalls auch, wie Hofſitte verlangt, ſchönes Weibsbild von unſerer feinen Stadt Augsburg mit ſich an ihren Hof nach Brüſſel zu nehmen, allwo das Frauenzimmer durch die Bank der Königin nicht genügt, wiſſet ihr, eine ſolche, mit deren Empfehlung man Ehre einlegt. Eure Nichte!“ Wie konnte da die Schweſter Magdalena anders als die mit Inſpiration wie bei einer Papſtwahl Gewählte anerkennen und etwas Anderes ſagen: „Jeſus Maria! Eine beſſere kenne ich nicht, ehrwürdige Mutter —!“ Nach der Auffaſſung der Muhme und Pathe war an einen

aber ist das Staatsgebäude so sehr Vernunftsabstraktion geworden, daß die sogenannten Constitutionen kaum noch aus historischen Anfängen entwickelt, sondern von allgemeinen Prinzipien der Doktrine hergenommen werden. Das Gefühl der Nationalität schwindet und macht einem Universalismus Platz, der, wie er schon in unsere Bildung eingedrungen ist, auch unsere bürgerlichen Verhältnisse umgestaltet. Unser Jahrhundert ist hiedurch zwar um ein Vorurtheil ärmer, aber es ist auch schwächer und in einem gewissen Betrachte unpoetischer geworden.

Oder ist vielleicht die Poesie unsrer Zeiten anders motivirt, als ehemals? Napoleon stürzt, der Bellerophon trägt ihn über die schwankende See, ein weit entlegenes Eiland trennt ihn auf ewig vom Schauplatze seines Ruhmes; Napoleon auf St. Helena wird eine Ursache der allgemeinen Verwünschung Englands, ja England selbst stimmt in den Ausbruch einer Theilnahme ein, die mit dem frühern Haß seltsam kontrastirte. Er wird der Held der Dichtkunst, gepriesen wie der größte Wohlthäter der Menschheit, er, der Gefährlichste unter den Menschen, wird nun ihr Größter genannt. Merkwürdige Umkehr! Man kann nicht sagen, daß hier allein die Großmuth obwaltete und daß man einem Löwen, dem die Tatzen beschnitten waren, vergeben konnte; dies wäre ein Gefühl gewesen, das den Fürsten und ihren Rathgebern gut gestanden hätte. Das Volk übte eine andere Gerechtigkeit, die poetische. Es sah nicht einmal mehr den Gefangenen in Napoleon, sondern nur noch den Todten. Die Täuschungen, welche die Folge der gegen Frankreich gerichtet gewesenen Kämpfe waren, die Täuschungen, welche Frankreich sich selbst gestehen mußte, ließen das Unrecht Napoleons vergessen, man

Widerſpruch gegen die ſofortige Verfügung über die Freiheit ihrer Nichte und ohnehin gegen ein Loos, das ja geradezu einem Geſchenk des Himmels gleichkam, ein Glücksloos, wie auf der Dult aus dem Kar gezogen, unter keinerlei Umſtänden zu denken. Und das Letztere wurde auch hier „hinter den Barfüßern“ allgemein eingeräumt. Alle waren gebunden, die Mutter, Martina, Hayſermann. Seitdem Frau Praxede Schenckin ſich zum zweiten Mal verheirathet hatte, mußte ſie die Schwägerin ſchon um des Andenkens an ihren Seligen willen in allem zu verſöhnen ſuchen. Denn Hayſermann war ein Jüngling gegen den Verſtorbenen gehalten — er war deſſen ehemaliger Geſell geweſen — das war ſchon allein in den Augen der im Andenken an ihren Bruder etwas empfindlichen Stiftsköchin, einer Erbtante, ein Makel, zumal wenn man bedachte, daß alles, was Frau Praxede dem jungen Meiſter zugebracht hatte, durch den ſeligen Meiſter Schenck in ſeinem ledigen Stande erworben war. Martina gehörte ſeitdem der Schweſter des verklärten Schenck! Und Martina ſehnte ſich ſogar aus ihrer Stellung heraus. Sie hatte die Ausſicht, Geſchwiſter zu bekommen — immer eine eigene Prüfung für Töchter erſter Ehe. Dennoch hatte der Altgeſell, der Ottheinrichs demnächſtige Rückkehr in Erwähnung gebracht hatte, den Muth zu ſagen: „Drängt ſie doch nicht! Der Menſch hat ſeinen freien Willen! Um Brüſſel ſoll es noch Wölfe geben! Und auf die Jagd mitreiten, das kann unſer Martinchen nicht!“

Martina ſchwieg und weinte. Denn die Mutter trennte ſich ungern von ihr und ſagte: „Heirathe Lanz Beichling!“

Sie meinte es in allem Ernſt, und Beichling ebenfalls.

Da empörte ſie ſich und wollte lieber nach Brüſſel.

Vom Stauffer hieß es, er hätte „große Roſinen im Sack".

Beichling hatte von Regina Honold, von einer Schweſter der Honold, ſogar vor Martina geſprochen.

Nun war er da. Brachte Geſchenke, das liebevollſte Willkommen, aber eine wahre Angſt des Herzens mußte ihn befallen, als er den Stand der Dinge vernahm. Rathlos ſah er ſich im Kreiſe der ihn am Morgen erſt gründlich Begrüßenden um. Ein Unnennbares, ein Seelenleid, drückte Alle. Konnte er denn einen Hausſtand begründen? Beichling wurde doppelt gegen ihn bezahlt. Er ging aus, er ſprach den Rath. Die Italiener waren noch nicht da. Als er zu Tiſch zurückkehrte, ſah er, man faſſe alles von der trübſten Seite. Selbſt dem Altgeſellen, deſſen mit Welterfahrung verbundener Sinn ſchon manches trübe Begegniß vom Hauſe abgewendet oder wenigſtens die Trauer darüber gemildert hatte, wollten nicht die Späße recht natürlich kommen. Wohl berichtete er von der „Recken Ausfahrt", wie ſie den Ritter Grumbach und viele andere Herren und beinahe den Lindwurm erſchlagen hätten, welchen einige Ritter wenigſtens auf ihren Helmen hocken gehabt hätten. Den alten, im Ausdienen begriffenen Geſellen, der ſich lange ſchon nach dem Zunftpoſten eines ſogenannten „Einſagers" oder Anmelders ab- und zugehender Geſellen ſehnte, griff Nachtarbeit an, weil noch eine Livree zu liefern war.

Und Lauz Beichling war dageweſen und hatte berichtet: „Nein, dieſer Unfug! Es wird arg in Augsburg! Der alte Rupilius macht keinen Spaß mehr! Die kleine Baumgärtnerin iſt ja dem Ottheinrich mit Fackeln entgegengeritten!

Der Eck kann die Kleine um den Finger wickeln! Der hat alles geordnet!“

Das mußte Martina verwinden und es wurde ihr schwer, obschon der Altgesell lachte und von kleinen Kindern sprach, die noch mit Docken spielten.

Wehmüthig betrachtete Ottheinrich Martinen. Ihre Erscheinung hätte ihn blenden und besinnungslos machen sollen. Sie hatte sich während seiner Abwesenheit zu einer wahren Schönheit entwickelt. Nun sollte dies reine, unverdorbene, anziehende Mädchen in die Gefahren der großen Welt gerathen —! Sollte an einem Hofe unter sittenlosen Herren und Dienern verkümmern —! War es auch der Hof der Königin Maria, an welchen Martina versetzt wurde, so lag doch für sein Gemüth nirgends eine Beruhigung. Und dazwischen zu treten? Wohl ergriff ihn die Vorstellung, ob ihn nicht Gott der Herr auf diese Art zwingen wolle, eine Seele zu retten! Sei entschlossen! Gieb die Erklärung: Du liebst! Wage! Vielleicht helfen die — Hayfermanns selbst? Nein, da senkten sich seine Augen beschämt niederwarts. Seine Jugend, seine Mittellosigkeit, seine noch so abhängige Stellung in der Welt waren zu groß —!

Jetzt brachte ihm schon nicht Martina, nicht Mutter Praxede die erste Labung. Die dienenden Hände der Lehrburschen walteten um ihn. Er erfuhr, daß schon in erster Frühe Mutter und Tochter hatten in's Katharinenkloster zur Aebtissin kommen müssen. Die Dame hatte nicht gut geschlafen. Sie mußten wiederkommen.

„O, ich kann nicht helfen!“ rief Ottheinrich den welkenden Lindenbäumen zu, die jenseits der Mauer, die sein Viertel

begrenzten, den Umlauf um die Stadt bezeichneten. Dieſe Bäume hatten geblüht und mit ihnen ſein Träumen und Hoffen.

Allerdings — ein eigenthümlicher Bruch war in ſein Inneres gekommen. Aber er ſtand ihm nicht Rede. „Ein Mann, der in das Gut ſeiner Frau heirathet, hat ſein Lebtag keinen freien Willen mehr!“ wehklagte bei gelegentlicher Begegnung der Hausherr. „Was ich auch rathe, all' meiner Rede würde die Antwort werden: Deines Amtes hier iſt Schweigen! Wollte ich dann gar ſagen: Von dem lieben Kinde kann ich mich nicht trennen! ſo müßt' ich noch gar, da ich jünger bin, beſorgen, daß die eigene Mutter ſolches übel deuten und auf die Tochter eiferſüchtig würde; man hat ja ſolche Beiſpiele —“

„Wo es dann manchmal zu Gift, Meſſer oder Beil, und ‚Kopf ab‘ kommt!“ ſchaltete Onuphrius ein, vor dem nichts geheim gehalten wurde, der die Hayſermann'ſchen Seufzer gehört hatte.

„Wenn aber die Muhme, wie ſie doch von je vorgegeben,“ ſprach Ottheinrich zaghaft, „ihres Bruders Kind in ſo hohem Grade liebt, wird ſie ſich im Ernſt von ihm trennen mögen? Wird ſie ertragen, es nicht ab und zu in ihrer Nähe zu wiſſen? Wie gern hätte ſie wie bisher ſie liebkoſen, durch Geſchenke erfreuen mögen —? Und nun?“

Die Antwort auf dieſe Frage, die der Stiefvater auf die in zu hohem Grade geſchmeichelte Eitelkeit der Laienſchweſter hingeben zu wollen ſchien, wurde wieder von Pfefferkorn unterbrochen.

„Ach, ſo laß doch lieber all' die Kopfhängerei. Sie macht ihr Glück! Punktum! Und der Stauffer ſoll uns lieber von Italien erzählen.“

„Abends und Mittags: Ecco! Maccaroni! Bottiglia —! Risotto! Polenta —! Polasro —!“

Ottheinrich konnte nicht ganz auf die Scherze eingehen. „Königliche geheime Räthin von Spanien! Das macht sich von selbst! Die Kammerfrauen regieren ihre Herrschaften! Alles ist auch da menschlich! Martina, ich bitt' mir eine Gnade aus.“

Ein Vorrecht der Humoristen, das sie zuweilen mißbrauchen, ist es, eine Wahrheit, die, wenn man sie offen aussprechen wollte, verwunden würde, mit der Thür ins Haus fallend vortragen zu dürfen. Die Verletzung ist dann äußerlich nicht sichtbar. Innerlich ist sie darum nicht minder gefühlt. Deshalb hassen gerade die Frauen die Humoristen. Martina ging vorüber. Zumal da Onuphrius offen herausplatzte: „Wollt Ihr aber, Staufferle, lieber mit der Martinle eine Hochzeit im Tanzhause herrichten, so mag sich die Muhme nach einer andern Ehre für sie, die Königin nach einer anderen tugendsamen Augsburgerin umschauen! Allerdings, die Wahl ist schwer und nicht groß. Aber es müßte doch seltsam zugehen, sollt' es nur eine einzige fromme, sittsame, niet- und nagelfeste junge Augsburgerin geben! Und,“ setzte er leise hinzu, „stopft doch dem Beichling den Mund! Er meint, Ihr begehrtet des kaiserlichen Rathes Eidam zu werden —!“

Ottheinrich stand sprachlos und zitterte zu all' den Scherzen. Martina war verschwunden, und der Altgesell kam und bot sich Meister Hayfermann zur Begleitung an. Er müßte auf die Zunftstube.

Ueber Beichlings Heirathsantrag sprach auch Hayfermann.

„Dieſer elende, heimtückiſche Geſell —!“ hätte Ottheinrich in die Straßen hinausrufen mögen. Zum Glück, daß ihm Hayſermann von den Händeln der Stadt zu erzählen begann, vom wirklich vollzogenen, in Frankfurt am Main abgeſchloſſenen Anſchluß der Stadt an den Bund der Schmalkaldner, von den Niederlagen des Kaiſers in der Provence, vom geſteigerten Ingrimm des Volks auf die Pfaffen, vom bevorſtehenden Abzug des Biſchofs und der geſammten Cleriſei aus Augsburg. Er könnte anderwärtig reſidiren, hatte der trotzige Stadion geſagt. Hörbrot, der Kürſchnermeiſter, und deſſen Freund, Georg Oeſterreicher, ein mittlerer Kaufmann, nach der Meinung der Fugger und Paumgärtner zwei hängenswürdige Demagogen, beherrſchten die Stadt. Die Bürgermeiſter und die ſogenannten „Geheimen“, wie ein engerer Ausſchuß des Raths genannt wurde, hatten nichts mehr zu ſagen. Als Hayſermann ſagte: „Es geht das Gerücht, auch Euer Herr Prinzipal läßt ſich adeln und verläßt die Stadt, die Fugger mit ihm,“ mußte er ſchweigen. Zum Glück ſtanden ſie an der „Traube“, wo die Trennung natürlich war. Denn er mußte ſich nun doch nach den Italienern erkundigen, nach Vittoria's Befinden, nach dem Knaben. Die Italiener waren da, aber er ſtaunte, ſchon vom Wirthe zu hören, daß Italiener da wären, daß ſie aber von einem ihnen entlaufenen Knaben geſprochen hätten. Und ſchon kamen ihm Einige aus der Geſellſchaft mit Ausbrüchen des größten Unmuths entgegen. Denn der Brief des göttlichen Tiziano, den ſie ſogleich abgegeben auf der Schreibſtube der Fugger, in welche ſie verwieſen wurden, hätte nicht im mindeſten die Wirkung hervorgebracht, welche ſie vorausgeſetzt. Weder waren Anton Fugger noch

ſeine Neffen außer ſich gerathen und geſtürzt gekommen und hatten alle gleich zur Tafel geladen — auch nicht ein einziger Contorſeſſel ſchien um ihretwillen verrückt worden zu ſein! Selbſt als die Ankömmlinge laut die Namen Ferrabosco und Luzio di Spari und noch dazu mit der vollen majeſtätiſchen Bruſtſtimme der Welſchen ertönen ließen, hätte nicht eine einzige Schreibfeder „in dem erzjüdiſchen, wucheriſchen, zur Hölle vermaledeiten Verkehr des Zuſammenſcharrens von Gold“, wie ſie ſich nunmehr, ganz im Gegenſatz zu früher, ausdrückten, zu kritzeln aufgehört. Daß der Mönchs- oder Bergwerksjunge im Walde davon gelaufen, beſtätigten ſie. Es war ihnen gerade recht! Ein Koſtgänger mehr! Und es war ein Kobold! hieß es. Wer weiß, was der Teufel für Kinder auf die Landſtraße wirft! Darüber zogen ſie ihren Reiſegefährten in die Trinkſtube, wo Luzio di Spari in der That auf den Tiſch ſchlug und die Worte hinzufügte, nun könnte man ſehen, daß man ſich im Lande der Barbaren befände.

Ottheinrich verwies ihnen ihre Muthloſigkeit. Er entſchuldigte die Fugger und nannte ſie mit Geſchäften überladen. Er verſicherte, daß ſolche Empfehlungsbriefe ihren langſamen Erfolg hätten, daß in ſolchen Fällen kein einziger, wenn auch noch ſo hochgeſtellter Diener auf der Schreibſtube wagen würde, mehr zu thun, als nach einer allgemeinen, für ſolche und ähnliche Bittgeſuche gegebenen Regel zu verfahren. Es gelang ihm aber nicht, die Fremdlinge zu beruhigen. Ueber den Moritz Hausner wußten ſie nur, er hätte immer geſagt, er wolle nach „Düringe“, wo ſeine „Hane“ lebte. Im Hauenſtätter Forſt hätten ſie Halt gemacht, um die Gäule

zu füttern. Da ſei er verſchwunden. Uebrigens hätten ihn Jäger im Forſt verſchmachtet gefunden, und er ſäße in „den Eiſen“.

Düringe verſtand der beſtürzte Ottheinrich als „Thüringen“ und die „Hane“ als die Ahne, die Großmutter des durch ſeine Eltern nach dem Norden Deutſchlands gezogenen wunderlichen Knaben.

Als Ottheinrich nach Vittorien fragte, erfuhr er, daß dieſe hier ſchon einen Verehrer gefunden hatte. An der Wirthstafel. Es war der Sohn des bayriſchen Miniſters, des Kanzlers Leonhard von Eck, Oswald von Eck dem er die feierliche Einholung verdankte, der hatte ſogleich die ſchöne Italienerin aufgeſtöbert, die aber ſeine plumpen Huldigungen ſtolz abwies.

Als Ottheinrich in ihr Zimmer trat, kam ſie ihm mit holdſeligem Lächeln entgegen. Sie bot ihm die, wie ſie ſagte und ihm zeigte, mit Schwielen behaftete Hand. Es waren die Spuren ihrer künſtleriſchen Thätigkeit. Sie erzählte die abſcheulich undankbare Flucht des Knaben, auch ihre Begegnung mit dem Sohn des bayriſchen Kanzlers. Zu ſeinem Erſtaunen hörte Ottheinrich, daß zwei Mitglieder der Geſellſchaft ſeinem: „Hoho. Die Fugger rühren ſich nicht? In München gibt's Arbeit genug für Euch! Ich verhelfe Euch dazu!“ — Gehör ſchenken würden. Sie fragten Ottheinrich, ob ſie wagen dürften, ihm alle zu folgen.

„Auf dieſes Mannes leere Verſprechung beim Weinglaſe gewiß nicht!“ entgegnete Ottheinrich, der den Ruf des jungen Lebemannes kannte.

Vittoria dankte für die Zurechtweiſung. Sie war ganz

die anſchmiegſame, vertrauensvolle Italienerin. Die Freude, daß ſein Wiederſehen den Kummer verſcheuchte, der auf ihrem Herzen lag, drückte ſie dem jungen Mann unverhohlen aus. Den guten treuen gefälligen Begleiter wieder zu ſehen, das war ihr wie eine Erlöſung von allem Leid, ſagte ſie, das doch heranzudrängen droht! Nach der Unbefangenheit damaliger Sitte drückte ſie ſogar ihre Lippen auf ſeine Stirn und ſtreichelte ihm ſein ſchönes Haar. Sie ringelte die braunen Locken an ihren Fingern auf und gab ihm Liebkoſungen, die Luigi Coſta, der ſich heute im Hauſe zu verſtecken ſchien, auſſer Faſſung gebracht haben würden, wenn er ſie geſehen hätte. —

Als ihr Ottheinrich in ſeiner milden Weiſe Troſt zugeſprochen hatte, ſagte ſie: „Was iſt mir doch alles in der Welt ſchon begegnet! Wüßtet Ihr alles, ihr würdet ſtaunen und mit mir weinen! Ich bin betrogen worden, verwundet in meinem tiefſten Herzen, in meiner Ehre! Ich habe keine Ruhe mehr in Padua. Hier die erſte Täuſchung? Pah, einer Königin nachgeſetzt zu werden, kann in unſeren Perſonen ſelbſt einen Meiſter wie Tiziano nicht kränken! Sein berühmtes Bild, den Zinsgroſchen, malte er uns zur Lehre. Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und der Kunſt, wenn ſie uns grade gelegen kommt!“

„Maledetta!“ rief Zorzo ihr zu, der dieſe Worte gehört hatte, und eben mit Sparefo und Luzio di Spari in's Zimmer trat. „Wäre nur jener Brief vom Marcheſe Azzo in Verona oder vom Conte Malateſta in Brescia oder vom Erzbiſchof Zuccarini in Como gekommen, da würden ſie ſich ſchon von ihren Büchern erhoben und in uns Künſtlern

Fürſten geehrt haben, die ſich auch Kronen durch ihr Talent verdienen —!“

Niemand von den Künſtlern, die Einer nach dem Andern eintraten, fand dieſe Sprache übertrieben. Vittoria ſchwieg.

Luzio di Spari belächelte mit Bitterkeit die Geſchmackloſigkeit der Stadt, die ſie in ihren Bauten und Sculpturen gradezu mit den armſeligſten Landſtädtchen Italiens verglichen.

Ottheinrich wurde darüber gereizt. Er verwies ihnen ihre Ungerechtigkeit, ja er warf ihnen die Flucht des Knaben als Folge ihrer Liebloſigkeit vor. „Die Donna hatte es gut gemeint. Aber vor Euch hat er ſich gefürchtet! Er wäre beinahe verſchmachtet im Walde!“

„Wo ihn die Hexen beſchützten!“ wetterte Luigi Coſta. „Der Junge halte es mit dem Teufel! Er hat Vittoriens Kleider mitgenommen! Auch Ihr habt vergeſſen, Vittorien die goldene Neſtel zurückzugeben, die ich Euch gezeigt hatte!“

Ottheinrich erröthete ebenſowohl über den ihm gemachten Vorwurf, deſſen Berechtigung er ſogleich zugeſtehen mußte, wie über die Gewißheit, daß er die Nadel mit der ſchönen Gemme nicht mehr beſaß.

„Behielt ich doch dieſe — als ich ſie dem alten Bergmann gezeigt hatte?“ fragte er ſich ſelbſt und ſuchte nach dem Schmuck in ſeinen Kleidern. Der Steiger hatte die Neſtel zurückgeſtellt.

„Was thut es!“ antwortete Vittoria. „Nehmt auch noch das Buch da, lieber Freund! Iſt die Frau todt, welcher ich dieſe Andenken überbringen ſoll — und es ſcheint doch, als ob die Erkundigungen, die man einziehen konnte, darauf hinweiſen, ſo kann ich Marietta's Gelübde am wenigſten voll-

legte ſeiner Erſcheinung eine höhere Bedeutung bei und trug ſich, wie bei Chriſti Tode, noch lange Jahre mit ſeiner Wiederkunft. Bei Varna und Adrianopel im Ruſſenkriege wollte man einen unterſetzten Mann erblickt haben, im grauen Rock und dreieckigen Hut, der die Kanonen der Türken richtete. Auf mancherlei Weiſe ſollte er wiedererſcheinen. Man hielt ihn nur noch für einen Helden der Freiheit oder hoffte doch, daß er die Dinge wenigſtens beſſer machen würde, als ſie nach der Reſtauration wieder gemacht wurden. Als aber die Julirevolution ausbrach, da wünſchte man ihn ſchwerlich noch zurück.

Es iſt gewiß ſehr bemerkenswerth für unſere Zeit, daß ſich in unſern Erfahrungen das Erlebniß ſo bald nach den Geſichtspunkten modelt, nach welchen wir es gern beurtheilen möchten. Oder dies vielmehr iſt ſo bemerkenswerth, daß wir eine ſolche Aenderung ohne großen Widerſpruch uns erlauben dürfen. Im Alterthum war der Tod des Cäſar der Tod des Cäſar, bei uns würd' er noch etwas anderes geweſen ſein. Es iſt originell unter manchen Charakteren, die man trifft, die eigenthümlichen Gründe zu hören, welche ſie gewöhnlich den Ereigniſſen zu Grunde legen. Das Politiſiren ohne die nöthigen Kenntniſſe hat die Zeitgenoſſen ſchon auf die wunderlichſten Combinationen gebracht. Auch hievon iſt Napoleon die Schuld. Denn, indem es hieß, er wolle England in Hinterindien angreifen, ſo hat dieß zunächſt alle geographiſchen Begriffe in dem Kopfe des gemeinen Mannes verwirrt. Die Continentalſperre ſchloß England von Europa aus, und es war verzeihlich genug, wenn die großen Politiker der Alehäuſer dem Zuge nach Rußland eine Intention zuſchrieben, die Napoleon durch die Einſchiffung in Boulogne nicht hatte

ziehen helfen. Uebernehmt Ihr es! Ihr kommt in der Welt herum, ſprecht die Sprache jener Frau, ich kann nicht glauben, was man mir in Brixen erzählte, daß die in ihrem Schmerz ſo verwildert ſei. Sie ſcheint die Pflegemutter unſeres undankbaren Findlings geweſen zu ſein. Ihr werdet den Knaben zum Erben aller dieſer Dinge machen, die ihm vielleicht lehrreich ſind, falls Ihr nicht die wahre Erbin noch entdeckt."

Ottheinrichs Gedanken waren auf ſeltſame Combinationen gekommen. Seine Entſchlüſſe ſchwankten. Er ſann, wo er die fehlende Neſtel gelaſſen hatte. Es fiel ihm der Augenblick ein, wo er ſich geſtern in dem Kleiderzimmer des kaiſerlichen Raths, des Kleinodienwamſes wegen, auf einige Zeit entkleidet hatte. Daß er dort bei dieſer Gelegenheit einen Gegenſtand hatte fallen hören, den er im Dunkel des Zimmers nicht weiter beachtete, wurde ihm erinnerlich. Er hatte nicht danach geſucht, weil er nichts beim raſchen Sichwiederanziehen vermißte.

„Ja, ja, nehmt auch noch den Pſalter da mit!" riefen alle und Luzio di Spari fügte hinzu:

„Ich bin der Vater der Familie, die wir alle bilden, und muß in jedem Betracht für deren Wohl einſtehen! Schon ſeit lange will mir erſcheinen, daß alles, was an dieſen Knaben und an die Reliquien eines Ermordeten erinnert, für uns voll böſen Zaubers iſt!"

„Incantato!" wiederholten alle einſtimmig und verriethen den wunderbaren Aberglauben des Volkes. War auch Ottheinrich ſogar ſeinerſeits nicht abgeneigt, erſichtliche Werke des Satans in Verbindung mit dem unheimlichen Knaben in Abrede zu ſtellen, ſo nahm er doch das Buch, das den Italienern einen ketzeriſchen Geruch zu verbreiten ſchien, mit

andachtsvollen Worten an ſich: „O läſtert nicht! Mag es auch ſein, daß unſer Findling ein Gott zu befehlendes, wir nennen es „beſchryenes“ Kind iſt! Auf das Bruſtbild und den Trauring, auch da auf den heiligen Pſalter kann die Hölle keine Macht ausüben! Die heiligen Geſänge Davids erläutert, wie ich ſehe, von einem alten Mönch, der den ſchönen Namen führte „Niklas von der Lyra“ — es iſt dieſelbe Lyra, welche unſere Freundin da ſo anmuthig zu ſchlagen verſteht —! wo kann da einer Hexe Spruch, eines Zauberers Fluch etwas nachwirken! Nein, beſucht nur jetzt recht unſere Kirchen, hört unſere Geiſtlichen! Ihr werdet die Worte ihrer Predigten an den Geberden verſtehen, an dem Eindruck auf die Menge, wie die Schrift ſagt: „An ihren Früchten werdet Ihr ſie erkennen!“ Ihr ſeid im Lande der Ketzer, das iſt wahr! Uebt aber Gerechtigkeit und kehrt Ihr dann einſt in Euer ſchönes Vaterland zurück, ſo ſolltet ihr die Herolde des Geiſtes, der Wahrheit werden und alles deſſen, was Ihr bei uns Gutes geſehen und erkannt habt!“

Die Italiener waren zu weltklug, um in einer ketzeriſchen Stadt gegen einen Ketzer, den ſchon wieder „der Geiſt Gottes ergriffen“ hatte, zu ſtreiten. Sie nahmen die Aufforderung ihres jungen Freundes zwar zunächſt nur mit lächelndem Schweigen entgegen, wünſchten aber länger hier verweilen zu können. Ottheinrich konnte mit Oswald von Eck nicht wetteifern, doch warnte er die Fremdlinge vor trügeriſchen Hoffnungen. Der Wirth der „Traube“ machte ein bedenkliches Geſicht. Denn die Bürgſchaft des Herrn Oswald von Eck war nicht der Rede werth.

Nachdem Ottheinrich den Italienern den Weg zum

Gögginger-Thor gezeigt hatte, wo in diesem Augenblick am lebhaftesten unter Leitung des vom Landgrafen von Hessen geschickten Ingenieurs Hans von Buttstädt an den Befestigungen gearbeitet wurde, schlug er des Knaben wegen anfangs den Weg zum Polizeivogt ein. Dann aber besann er sich und eilte auf sein Contor.

Der kaiserliche Rath hatte ihn beordert. Er erwartete ihn. Mit Windeseile flog er in die Annengasse und meldete sich. Für jetzt, hieß es, hätte der gestrenge Herr Besuch. Die Großmutter war nicht zugegen, auch Gundula war ausgegangen. So blieb er eine Weile unschlüssig, ob er nicht gehen, vielleicht nebenan im Sanct Annen Colleg sich erkundigen sollte, ob der aus dem Kloster Ettel entsprungene Arsacius Seehofer, an den einst Frau von Grumbach ihren Sendbrief geschrieben, eine Lehrerstelle erhalten hatte. Er stand ihm durch jene Edeldame so nahe! Es mußte jetzt ein Mann in reifen Jahren sein.

Inzwischen suchte er seine Nestel, kam durch hintere Thüren in's Garderobenzimmer des Raths und hörte von da einen Wortwechsel im vorderen Zimmer. Der kaiserliche Rath schien sich mit seinem Besuch überworfen zu haben. Er hörte Zornausbrüche, wie ihm solche aus dem Munde des zwar leidenschaftlichen, aber sich in der Regel bekämpfenden Mannes noch nicht vorgekommen waren.

Die Nestel lag ihm am Herzen. Er suchte und suchte. Darüber glaubte er die Stimme des einen Sprechers zu erkennen, die des alten Hans Honold. Bald auch erinnerte er sich, die dritte der streitenden Stimmen schon auf dem Contor gehört zu haben. Es war Jakob Hörbrot, der

Kürſchnermeiſter, der erſte Wühler in Augsburg, der ſich auf die Maſſen ſtützte! Nur eines kurzen Aufhorchens bedurfte es, um aus dem Streite heraus zu erkennen, daß Honold wegen ſeiner Tochter Regina erſchienen war. Hörbrot war vor Jahren nach ſtädtiſcher Sitte, beim Verlöbniß mit Anton Baumgärtner von Seiten der Braut „Verſpruchszeuge“ geweſen. In dieſer Eigenſchaft hatte er Reginens Vater heute begleiten dürfen. Der kaiſerliche Rath ſtellte, wie Ottheinrich hörte, eine heimliche Entfernung ſeiner Schwiegertochter aus Venedig, eine Flucht, ganz in Abrede. Er erklärte, daß in wenigen Tagen ſeine beiden Söhne Antoni und Johannes in Augsburg eintreffen würden. Vielleicht käme das Ehepaar in Augsburg noch zu rechter Zeit zum Geſchlechterball.

„Denkt Ihr, daß ich Euern Worten Glauben ſchenke?“ rief Hans Honold aus. „Meint Ihr, daß ich nicht wüßte, wie Ihr, der Ehrbarkeit wegen, im Stande ſein könntet, ſie beide unter ein Joch zu zwingen, wie Rind und Maulthier? Mein Kind hat mich allerdings tief gekränkt, weil es auf die Wege der Finſterniß und des Aberglaubens umgekehrt iſt, die es zu wandeln bei mir verlernte. Aber wehe Jedem, der ihm nur ein Härchen krümmt! Euer Sohn iſt ein frecher Bube, wie ſolches ganz Venedig weiß —“

„Mäßigt Euch! Mäßigt Euch, Gevatter!“ lauteten die eingeworfenen Worte Hörbrot's.

Der Rath antwortete nichts. Ottheinrich hörte nur am Knarren der Schuhe, wie wenn Jemand heftig beleidigt und erregt auf- und niederging. Endlich brach der Rath in die Worte aus: „Ich ſehe, ich kann unter Euch nicht mehr leben —!“

„Sprechet doch nicht alſo!“ rief Hörbrot ſcheinheilig. „Was ſoll denn aus Augsburg werden, wenn alle Großen wegziehen? Die Fugger ſind Grafen geworden und hauſen in Kirchhain. Ihr verſagt den Steuereid! Männer Eures Namens wollen die Stadt verlaſſen, offene Sache mit unſeren Widerwärtigern machen, und uns unſeren Drangſalen, unſere geringen Namen, allein überlaſſen —! Paumgärtner! Ich ſage es Euch offen, den gemeinen Mann ängſtigt es, die Herren weichen zu ſehen, die ihm ſo viele Jahre hindurch in Glanz und Würde vorgeleuchtet haben und der fremden Fürſten meinetwegen Feinden Mäßigung auferleget haben! Eine Stadt voll Schuſter und Schneider ſchießt man zuſammen! Glaubt es mir doch, ſo ſehr auch die Verleumdung mein ehrlich Bekenntniß Lügen ſtrafen wollte, ich ſage Euch, wahrlich, es iſt nicht gut gethan, wenn man uns zwingt, wichtige Aemter der Stadt an den gemeinen Mann zu bringen. Ich haſſe ja die Rottirer, die es Euch verübeln, daß Ihr Euch in der Gunſt der Fürſten ſonnt, Euer Haus dem Adel und den Höflingen öffnet. Unſere Stadt lebt nun einmal vom Verkehr mit der großen Welt! Und, daß ich es Euch nochmals verſichere, der dumme Haufe wird immer zaghafter und ſteckt die Beſſeren mit ſeiner Furcht an, wenn vom Abzug Euerer Reichthümer, vom Verſtummen Euerer Weisheit und hohen Geltung vor Kaiſer und Reich zu Gunſten Augsburgs geſprochen wird. Da heißt's dann: Seht, daran ſind Diejenigen ſchuld, ſo ſich unſere Freunde nennen. — Ich lege Euch, wie Ihr da hört, ganz offene Rechnung, Hans Paumgärtner! Haltet aus, ich beſchwöre Euch, und auch Ihr, Honold, vertragt Euch mit Euerm Schwieger —!

Folgt nicht den Fuggern, Herr Baumgärtner! Werdet nicht adlig! Nehmt ein Amt, wir bekommen ſchwere Zeiten! Vor einem kleinen Adligen hat der Kaiſer keinen Reſpect, wol aber vor einem der erſten und angeſehenſten Bürger einer freien Reichsſtadt!"

Ottheinrich hörte eine Rede, die gewandt vorzubringen Hörbrot Meiſter war. Im Honold'ſchen Wappen ſtand das Bild des Luchſes. Aber eher hätte er für Hörbrot gepaßt und nicht blos in Rückſicht auf ſeine Kürſchnerei — die in's Großartige ging und alle Höfe mit ihm in Verbindung brachte — wobei man den Kürſchnermeiſter vergaß über ſeiner Bildung; wie einſt in Athen beim Demagogen Kleon die ergiebige Quelle ſeines Reichthums, eine Gerberei, die er von ſeinen Vätern ererbt hatte und von ſeinen Sklaven betreiben ließ.

„Handwerk ſchändet uns nicht!" brauſte der Rath auf. „Die Fugger ſind nur noch Weber und in Flandern bin es auch ich."

„Ja, ja," lachte er plötzlich auf. „Zeigt Ihr da einmal Euer wahres Angeſicht? Den Grund Eurer zuckerſüßen Liebe? Die gemeine Furcht des wankelmüthigen Pöbels? Die Stadt zu verlaſſen iſt vorerſt nicht mein Wille! Was meine Kinder anbelangt, ſo muß ich ſie nehmen, wie ſie mir Gott beſchieden hat —!"

Der Widerſpruch der Wahrheit mit dem allbekannten, ſchönmalenden Brief des Erasmus war ſo auffallend grell, daß ſolcher auch dem Rath ſelbſt auf's Herz fallen und ſeine Stimme erzittern laſſen mußte. Denn der Brief ſtand angeſchlagen im Contor und von Laux Beichling war er wie in Kupfer geſtochen geſchrieben.

Hörbrot entgegnete: „Man weiß es ja, Königin Maria iſt zunächſt dahier um des leidigen Mammons willen! Sie wird aber auch die Gelegenheit nutzen, ſoviel ſie vermag, unſere Theilnahme vom Schmalkaldener Bunde abzuziehen! Paumgärtner! Wandelt nicht mit den Fuggern! Verwirrt uns die Welſer, die Langenmantel, die Imhof nicht — nicht die Beſſerer und Furtenbach in Ulm! Macht nicht Botendienſte beim Kaiſer, bei den Baiernherzogen, die, ſtraf' ſie Gott dafür, jetzt ſogar unſere Briefe erbrechen laſſen! Georg Frölich weiß es, daß es den ſeinigen alſo geſchehe —! Beirrt nicht den Brandenburger mit harten Bedingungen! Erinnerungen an ſeiner Jugend Thorheiten! Vogler ſagte mir, Ihr hättet dergleichen thun wollen, als Ihr die letzte Zahlung machtet. Ungarn laſſet dem Habsburger und bleibt deutſch, evangeliſch, gegen den Kaiſer, wenn dieſer mit dem Papſt iſt! Ein Concil kommt nie zu Stande! Es iſt ein Verſprechen in den Wind! Haltet, wenn nicht am Evangelium, doch an der Freiheit deutſcher Nation, die dieſen Spaniern ein Dorn im Auge iſt! Und was habt Ihr nur mit England?" ſteigerte Hörbrot ſeine Rede. „Die Habsburger haben in Burgund und Spanien ihre deutſche Natur ausgezogen. Deutſch ſind ſie nach Brüſſel gegangen, ſpaniſch ſind ihre Kinder von dort wiedergekommen. Und noch Eins! Wenn ſich König Heinz von England zu unſerm Bunde ſchlagen will, warum wehret Ihr ihm? Ihr, Ihr, Hans Paumgärtner! Ja! Ihr thut ſolches! Durch Peutinger's Sohn — er brachte es von Frankfurt heim — wiſſen wir, daß Ihr durch Euere Factorei in Antwerpen um eine engliſche Schuld des Königs, der nicht einmal ein langſamer Zahler iſt, ſämmtliches

Londoner Gut in Beſchlag habt legen laſſen wollen und dadurch auf den geſtrengen Herrn zu Windſor einen Druck ausübt, der dahin führen muß, daß ihn ſein eigen Land bitten wird, von uns und Luthern, den er ſchon genug haßt, abzufallen —"

Dieſer Vorgang*) zeigte recht, welche Kraft ein Augsburger Kaufmann in ſeinem Handeln fühlte.

Beſchlag auf alles engliſche Gut! In allen flandriſchen Häfen!

„Der blutige König Heinrich, der nur ſeiner Lüſte wegen reformirt," fuhr der Rath auf, „ſchuldet mir 10,000 Kronen — Rath und Kaufmannſchaft von Antwerpen haben auf meine Anzeige nur auf die engliſchen Schiffe, welche Krongut enthalten, Beſchlag legen laſſen."**)

„Jeſus! Macht einen Bundesgenoſſen für die Schmalkaldner weniger!" ſchaltete Honold ein.

„So anhänglich ſeid Ihr dem Recht und dem Kaiſer, unſerm Herrn," rief der Rath, während Ottheinrich immer am Boden ſuchte, um ſeine Reſtel zu finden. Die Horchrolle widerſtand ihm und doch war, was er hörte, zu verlockend zu bedeutſam. Erſte Männer der Zeit ſtanden ſich gegenüber. „Ihr, Hörbrot," fuhr der Rath fort, „der Ihr doch, wie ich vernommen, in Euern berühmten Gartenanlagen, ſo mir leider noch zu beſuchen verſagt war, innerhalb Eurer zauberiſcher Irrgärten, Euerer Blumenbänke, Fiſchweiher, Waſſerkünſte einen Tempel habt errichten laſſen, an deſſen Wänden die

*) Hitzerich.
**) Hitzerich.

Bildnisse sämmtlicher Kaiser abconterfeit sein sollen? Ehrt Ihr also die todten Majestäten in deutschen Landen, so schließet auch mit den Lebenden Frieden —! Es könnte sonst die Stunde kommen —"

Der Rath hatte die Stimme erhoben.

„Drohet nicht!" unterbrach Honold heftig.

„Wir sind auf jede Stunde gerüstet —!" warf Hörbrot dem Rath entgegen, der jetzt vorzog, an sich zu halten. „Künstlereinfälle sind nicht meine Einfälle. Am wenigsten werde ich freilich den Rothbart aus dem Gedächtniß der Menschen streichen."

„Und das," nahm Honold die strittige Frage wieder auf, „das vernehmt in Gegenwärtigkeit des weiland Verspruchzeugen meiner Tochter! Kommt Regina zu mir und sie ist willens, den Lügenwerken des Satans ergebener zu sein als dem Geist Gottes und der heiligen Wahrheit seiner Apostel, so werde ich zwar dafür nicht sorgen können, daß ihr die Erlösung zukomme, sich von einem Manne, den sie verachten muß, vor aller Welt und für immer zu scheiden —! Unser neu Ehegericht liefert aber kurze Arbeit — wenn sie sich auf Luther bekennt."

Der Rath brach in eine Lache aus, dann in eine Fluth von Verwünschungen gegen den Geist der Neuerung, die leichtsinnigen Ehelösungen, gegen das städtische Ehegericht, das Herr Frölich recht in flores gebracht hätte und in Drohungen gegen Regina, wenn sie absiele. Ottheinrich konnte nicht allem folgen, was er sagte, denn in diesem Augenblick hatte er in der That die verlorene Spange entdeckt. Unwillkürlich würde er seine Freude mit einem lauten Ausruf zu

erkennen gegeben haben — der immer heftiger gewordene Wortwechsel im Nebenzimmer hätte ein ſolches Selbſtgeſpräch gefahrlos geſtattet — wenn er nicht, von der Erde ſich erhebend, wo die Spange, dicht am Thürpfoſten, gelegen hatte, bemerkt hätte, daß ſich eben die Thür, die auf den dunkeln Gang führte, leiſe bewegte.

Schnell drückte er ſich an die Kleiderreihen, die bergend über ihn zuſammenfielen.

Immer mehr öffnete ſich die Thür und Lanz Beichling ſchlich herein. Auf den Zehen leiſe vorwärts ſchreitend, den Kopf mit ſeinem dünnen, rothblonden, gelockten Haar vorbeugend, über und über, vielleicht vom ſchnellen Laufen erhitzt, ab und zu ſich die Stirn trocknend und ſeine kirſchrothen, groß abſtehenden Ohren faſt an die Thür drückend, die das Zimmer vom Cloſet des kaiſerlichen Raths trennte, ſchien er über ſeine Sicherheit in völliger Sorgloſigkeit zu ſein.

Drinnen war der Streit der Männer auf der Höhe der Erbitterung angekommen.

Beichlings Geberden drückten das Behagen aus, hinter die Geheimniſſe zu kommen, deren Mitwiſſer ihm der ſo bevorzugte Stauff geworden zu ſein ſchien. Schadenfreude lag auf ſeinen lachenden Mienen, die ſich beim jeweiligen Umwenden des Kopfes, bei einer Geberde, die auf die Länge dem Lauſcher auf ſeine Sicherheit galt, in ihrer Bosheit zu erkennen gab.

„Die Stadt iſt mit verdächtigem Geſindel überfüllt!“ rief Hörbrot. „Unter allerlei Trachten, mit den Bauern, ſo zu Markte fahren, kommen Vaganten, abgedankte Kriegsknechte,

erreichen können. So aber wie es hier im Unwiſſenden geſchieht, geſchieht es auch in dem, was ſich klug dünkt. Die Unmöglichkeit, die Politik noch nach den veralteten offenbar egoiſtiſchen Zwecken früherer Zeiten, ich will nicht ſagen, zu treiben, ſondern nur offen hinzuſtellen, erzeugt die wunderlichſten Combinationen, wofür beſonders noch immer die Angelegenheiten des Orients, der ewig eine fabelhafte Welt bleiben wird, Raum genug darbieten. Ich kenne einen ſonſt ganz vernünftigen Mann, der ſich nicht ausreden läßt, Louis Philipp ſey der größte Republikaner und Algier ſuche er nur deßhalb zu coloniſiren, um ſeinen Kindern ein neues Königthum zu hinterlaſſen, wenn Frankreich eine Republik werden ſollte. Dies iſt lächerlich-ernſt, aber andere Schlüſſe ſcheinen ſchon richtiger zu ſein; z. B. hat ein Whigreformer bei der letzten Wahl von den Huſtings in Betreff der Sclavenemanzipation folgende Deduktion aufgeſtellt: „Die Sclaven frei machen, heißt, Euch zwanzig Millionen aus der Taſche nehmen; aber ich ſage Euch, Ihr zahlt ſie nicht, Jonathan*) zahlt ſie. Die Sclaven frei machen, heißt, in die vereinigten Staaten den Brand der Empörung werfen. Dort wird kein Sclave mehr arbeiten wollen, weil man auf unſern Kolonien nicht mehr arbeitet. Was iſt Jonathan ohne die Hetzpeitſche? Sein Handel geht zurück. Ihr l gt hier zwanzig Millionen zu fünfzig Prozenten an. Alſo ſeht, man muß eben ſo klug, als menſchlich ſein.“ Solche metapolitiſchen Erläuterungen feſſeln das Volk und machen, daß es Alles glaubt, wenn man es nur mit irgend einem Scheine zu beweiſen verſteht.

---

*) Nordamerika.

fahrende Gaukler, Rottirer in die Stadt, die ſich hier ein Gewerbe ſuchen, ſich einniſten und nur die Zeit abpaſſen, um mit den Herren vom Lande, mit den Prälaten, den Rittern, den neugebackener, einen Handſtreich auszuführen. Schon ſagt der gemeine Mann, nur um deshalb hättet Ihr — ja Ihr und Fugger! — die Königin berufen! Zum Glück liegt der Baiernherzog in Regensburg krank! Sonſt wäre ein Troß zugegen. daß wir Urſache hätten, an die Sturmglocken doppelte Wacht zu ſtellen —"

Der Rath lachte wieder hellauf. Sein Unmuth über das Bekanntwerden der regelloſen Führung ſeines zweiten Sohnes, ſein Widerſpruch gegen jede Maßnahme, die der Welt hätte ein Aufſehen geben müſſen, ſein Verdruß über das Bekanntwerden ſeines Adlungsprojects lagen ihm allein am Herzen. Aufs neue ſetzte er die Nothwendigkeit auseinander, daß ſich Regina und Antonius um jeden Preis, ſcheinbar der Welt zu gefallen, verſöhnen müßten.

Als er Pläne andeutete, die er gezwungen wäre, auf die Einigkeit ſeines Hauſes zu begründen, da war für Ottheinrich die Gefahr, in welche die Geheimniſſe des Hauſes durch den Lauſcher geriethen, ſo erwieſen, daß er nicht einen Augenblick länger ungewiß blieb, was er hier zu thun hatte. Leiſe ſchritt er vor, rief mit unterdrückter Stimme: „Spitzbube, horchſt du? Verleumdeſt du?" ſchüttelte den zum Tod Erſchrockenen, der zuſammenbrach, einigemale hin und her, taumelte und auf den dunkeln Gang hinauskam, er wußte nicht wie. Am äußerſten Ende dieſes Ganges lag des Schreibers Zimmer. Die „Guardaroba" verließ Ottheinrich nun auch ſelbſt, die Spange in ſeiner Bruſttaſche über dem

ſtürmiſch klopfenden Herzen bergend. Er ging in die unteren Geſchoſſe des Hauſes, in den Hof.

Die Späße des inzwiſchen mit Johannes und ohne Regina angekommenen Cyriax, der ihn, die Hayſermanns, und beſonders den Altgeſellen, ſchon begrüßt hatte, konnten ihn nicht erheitern, als er ſich auf den Judenberg und dann nach Hauſe begab, um ſich umzukleiden.

„Ich werde ohnkräftig!“ rief Cyriax; der ihm das Geleit mit dem Kaſten gab. „Du zur Königin! Und die Martina wird Hofſtaatsdame, Wäſch- und Bettmeiſterin von Königreich Burgund und Flandern. Das muß in die Mär kommen, von Dichtern beſchrieben! In die „Haimons-Kinder“ und „Schöne Meluſine“! Wie der Hörnerne Siegfried kommſt mir vor, wenn ich Dich jetzt ſo gerüſtet ſehe.“

Stauff ließ ſich beim Ankleiden gerne helfen. Er war ja wie abweſend. Martina hatte den Poſten annehmen müſſen, Gundula wurde von der Ahne und dem alten Hauslehrer von ihm abgezogen. Er fand ſeine Ehre in dieſer bisherigen Bevorzugung durch die Tochter des Principals.

Als ihm Cyriax das Zeugniß gab: „Nun könne er um die Hand der Königin ſelbſt werben,“ wurde er unwillig und verbot ihm ſein weiteres Plaudern.

Im Fuggerhauſe wurde er in den erſten Stock gewieſen und zunächſt an den Rath Haller. Dieſer verwies ihn an eine Thür, wo er verharren ſollte, bis man öffnen würde. Inzwiſchen ging Haller zur Königin.

Zugleich hörte er ein Laufen und Rennen in den vorderen Gemächern, aus dem er ſchloß, Jeder wollte den Anblick der koſtbaren Steine haben, über welche die Fugger

ſchon mit offenbarem Neide ſprachen. Diebesfinger waren unter Fürſten und Prälaten genug da!

So ſtand denn nun die vielgefeierte, leidensreiche Königin, der Ottheinrich in Venedig ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, vor ihm, an den Doppeladlerſeſſel gelehnt, umgeben von einer Anzahl Herren, die aus Neugier ſich immer mehr an Zahl vergrößerten. Der Biſchof von Brixen und Haller von Hallerſtein, ſogar Anton Fugger machten ſich am meiſten mit ſeiner Truhe, zu der er den Schlüſſel feſt in Händen hielt, zu ſchaffen.

Der Sitte gemäß, beugte er zitternd, doch feſt und männlich ſein Knie.

Die Königin trat aus dem Kreiſe der Männer und nahm das Käſtchen, das Ottheinrich nun mit ſeinem aus dem Wamms gezogenen goldenen Schlüſſel öffnete. Hui! Wie ſtürzten die Egmonts, Arteveldes, der jüngere Grancella und Andere heran! Die Königin ſchloß allen vor der Naſe das Käſtchen zu und weidete ſich nun an der äußeren Hülle des Schatzes. Dieſe gefiel ihr in ſo hohem Grade, daß es den Anſchein gewann, als hätte ſie am liebſten ſogleich das ganze Enſemble zurückbehalten.

Endlich öffnete ſie behutſam, trat an's Fenſter und ſah die Edelſteine mit Augen an, die ebenſo funkelten, wie die köſtlichen Steine ſelbſt. Einmal über das andere rief ſie in franzöſiſcher Sprache: „Welcher Reichthum! Welche Schätze für die Edeldamen von Florenz und Paris —!“ Dann nahm ſie einen um den andern der Steine, hielt ihn gegen das Licht, die übrigen Herren wollten hinzutreten um ihr zu helfen. Sie verbat ſich's. Sie kannte ihre Leute, beſonders die Spanier und den frechen „Andächtigen“.

Unwillkürlich erhob ſich auch Ottheinrich. Das Mithinzutreten und Zugreifen der Anderen lag gar nicht in ſeiner Vorausſetzung. Ein plötzliches Verſchwinden von Diamanten kam den Kaufleuten ſelbſt in den vornehmſten Kreiſen bei ſolchen Anläſſen vor. Am Hofe von Caſtilien hatte es eine bis nahe an den Scheiterhaufen gegangene Unterſuchung geben können für einen Juden, der die erſten Granden Spaniens der Unterſchlagung eines ſeiner zum Verkauf dargebotenen Diamanten beſchuldigte. Die Rechtfertigung, die ihm durch den wirklich bei einem Ritter zum Vorſchein gekommenen Edelſtein zutheil wurde — der Grand hatte den Edelſtein verſchluckt — läßt ſich der natürlichen Nebenumſtände wegen, die dabei obwalteten, nicht erzählen.

Ottheinrich hatte den Muth, ſeine Stellung zu wechſeln und ſich quer gegen die Herren zu wenden. Dem „Andächtigen" von Brixen nahm er einen Brillanten gradezu aus der Hand und legte ihn wieder in's Käſtchen.

Die Königin lachte laut auf und ſagte, als der Biſchof ganz verdutzt zurückfuhr, in niederdeutſcher Sprache: „Ja wer dieſe Steine allzulange betrachtet, dem thun ſie es an, lieber Vetter! Sie verlocken die Menſchen! Da erkennt man recht, wie die Weiſen recht haben, welche ſagen, daß in ſolchen Steinen auch wunderbare Heilkräfte ſchlummern. Der Rubin ſoll ja Troſt gewähren gegen Traurigkeit und Kummer! O wie gern nehme ich den da! Aber er iſt nicht groß und koſtet 100 Dukaten! Smaragd, ſagt man, iſt die Bürgſchaft für Geſundheit und ein lang Leben! Gar Schönes las ich jüngſt auch über die Steine, ich glaube in dem Buch, das Euer wunderbarer Doctor Theophraſtus Paracelſus meinem

Bruder Ferdinand gewidmet hat. Den Mann möchte ich kennen lernen! Der wäre für meine Brüder der rechte Rathgeber! Dieser Doctor muß sich auf die Bergwerke verstehen —" fuhr die Königin fort, während ihres Musterns der schönen Steine, Haltens derselben an Hand, an Brust, an Ohr sogar. „Alle seine Medicamente kommen aus den Metallen!"

Wie mühte sich Ottheinrich, den Reiz zum Sprechen niederzukämpfen! Wie hatte er so recht aus der Fülle des Wissens eine Einschaltung machen, sogar für Anton Fugger das Allerschmeichelhafteste sagen mögen, über seinen Vetter Sigmund Fugger, der ein berühmter Alchymist in Tirol war — und bei welchem Theophrast Paracelsus Chemie studirt und seine Vorliebe für chemische Medicamente eingesogen hatte!

„Hier aber," fuhr die Königin lächelnd fort, „diesen herrlichen Amethyst sollte Theophrast auf seinen eigenen Siegelring setzen; denn, Ihr Herren, das wisset Ihr doch, Euere deutsche Sucht zum Trinken, die auch jenen Doctor plagen soll, würde nichts sicherer heilen, als der Amethyst — oder vielmehr —" sie unterbrach sich selbst, „ihr Vlamingen und Spanier wisset nun auch schon lange, was trinken heißt! Seid bei den Deutschen in die Schule gegangen. Was rede ich? Der Amethyst wehrt die Folgen der Trunksucht ab, bestärkt also noch in dem häßlichsten Laster der Welt! Hinweg damit! Halt! Da sind Topase —!"

Wieder wählte sie andere Steine und verlor sich in den Glanz derselben, als wollte sie Lebenskräfte aus dem Glanz der Steine saugen.

Ottheinrich gewann einige Zeit, sich in dem ihm schon

bekannten Zimmer zu orientiren. Wie ſtörten ihn die Breviere auf dem Betpult, das Crucifix, darunter die Weihwaſſerſchale —! Alſo das war die Fürſtin, auf welche Deutſchland ihrer Luther'ſchen Geſinnung wegen ſo gläubig harrte —? Von deren Unterſchrift in den ſchrecklichen niederländiſchen Religionsproceſſen hing das Leben ſo vieler Bekenner des Evangeliums ab —? Das war Maria von Ungarn, welcher nach dem Glauben des Volks, das Lied zugeſchrieben wurde:

Mag ich Unglück nicht widerſtân,
Muß Ungnad hân
Der Welt für mein recht Glauben,
So weiß ich doch, es iſt mein Kunſt!
Gott's Huld und Gunſt
Die muß man mir erlauben . . .

Wer weiß, welcher arme Prädicant es dichtete. In Ungarn mochte ihr Beichtvater, Hans Henkel, ein Proteſtant, ſtatt ihrer dies Lied verfaßt haben. Der Gegenſatz der Vorausſetzungen über die wahren Geſinnungen der Königin mit dem römiſchen Weſen, das aus ihren Umgebungen ſprach, war für jede auf ſie zu ſetzende Hoffnung in ſolchem Grade entmuthigend, daß Ottheinrichs Stimme wie zugeſchnürt blieb, auch wenn er ungefragt hätte reden wollen.

„Die koſtbaren Perlen," ſprach die Königin weiter und wühlte in einer der Vertiefungen, wo einige Dutzend echter indiſcher Perlen ſchimmerten, „die möchte ich zerſtoßen laſſen, wie Kleopatra gethan, und den Generalſtaaten und den Syndicis von Flandern und Brabant zu verſchlucken geben, damit ich ſolche in Liebe und Gehorſam für mich berauſchen könnte. Da ginge wohl die neue Steuerauflage endlich durch —! "

„Ein Liebestrank, der nicht zu theuer, denn sonst muß man ja dem Teufel für dergleichen mit der ewigen Seligkeit zahlen," sagte sehr anmuthig lächelnd der Bischof von Brixen.

Alle regte die Heiterkeit der sonst so ernsten Königin an.

Endlich behielt sie mehreres, was sie ausgewählt hatte, zurück. „Zu einem Brustbehang von Gold," sagte sie „würden diese Diamanten, diese Perlen gut stehen —!" Sie deutete auf die schon ziemlich um sich greifende Entleerung des Kästchens und winkte Rath Haller'n, alles Entnommene genau aufzuzeichnen. Ottheinrich that in einem Büchelchen dasselbe.

Dieser mochte ihr wohl schon vorher gesteckt haben, daß der junge Ueberbringer dieser Schätze, derselbe Diener des Raths Baumgärtner war, der sich um die Entlarvung der ungrischen, gegen das Andenken ihres theuern Gatten und die Interessen ihres Bruders gerichteten venetianisch ungrisch türkischen Umtriebe so anerkennenswerthe Verdienste erworben hatte.

Mochte es dann freilich nicht thunlich erscheinen, daß sie in Gegenwärtigkeit der übrigen von solchen dunklen Dingen zu sprechen begann, so redete sie doch den jungen Mann flüchtig auf seinen Namen und seine Herkunft recht holdselig an.

Ottheinrich gab seine Antworten mit Bescheidenheit und tief beglückt.

„Ihr seid ein Kaufmann!" sagte die Königin, nachdem sie das Geschäft mit den Steinen abgeschlossen, und überraschte die Umstehenden durch ihre Herablassung.

„Ein Diener eines Kaufmanns, gnädige Majestät!" verbesserte der junge Mann.

„Nun, es ist der Weg, um zu Reichthümern, zum Glück dieser Welt zu gelangen. — Wißtet Ihr, wie sehr ich das Geld hasse! Und doch bedürfen wir es, um einen Willen zu haben! Noch ziehe ich einst in die Wüste und lebe wie Magdalena, nur um nicht mehr zu wissen, was Geld ist!"

„Unser wahrer Reichthum ist im Himmel!" sagte Ottheinrich.

„Das ist wahr!" sagte die hohe Frau, und ihr Blick fiel auf ein großes Buch mit silbernen Schließen, das auf dem Tische lag, wo Stauff zu notiren hatte. Es war die Bibel und zufällig fing er die deutschen Worte auf: „Wie hat der Herr die Leute so lieb!" Alles starrte über die Dreistigkeit des Dieners. Anton Fugger schien außer sich. Aber was mußte er erleben! Durch den Anblick der Bibel und die Vorstellung: Es ist doch wahr, was man von ihr sagt, sie liest in der Bibel! kam dem Paumgärtnerschen Diener die Ermuthigung, diese Worte wenigstens vor sich hin zu murmeln und da die Königin fragte: Was er gesagt hätte? Ob er nicht Worte aus dem Buche Moses gesprochen, war es Ottheinrich, wie wenn vom Himmel Orakel ertönen wollen, ohne daß er es recht wußte, war er schon wieder recht im Zuge jenes willenlosen Gedrängtwerdens vom Geiste Gottes, dem er schon so oft hatte widerstehen wollen, und der immer wieder zurückkehrte und ihm Augenblicke der gefahrvollsten Prüfungen schuf!

Kaum hatte die Königin bemerkt, daß der Blick des jungen Mannes auf den großen, auf köstlichem Pergament gedruckten, mit bunten Initialen geschmückten Blättern haftete, und hatte daraufhin die Worte gesprochen: „Ja, ja, es steht

geschrieben: Ihr sollt Euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen — " und hatte dann doch wieder dem Kästchen, das Ottheinrich noch immer in Händen hielt, sich verlangend zugewandt, so sprach er — mit heller und durch kein Stocken, kein Zögern gehemmter Stimme: „Denket Euch, hohe, großmächtige Frau, daß dies Kästchen die Bundeslade Gottes, des Herrn, sei, der Schrein des Zeugnisses zwischen dem Himmel und der Erde, wie geschrieben steht, es sei ein Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Gerechten —!"

Mit einiger Betroffenheit über diese Anrede trat die Königin zurück, lächelte jedoch gnädig und nickte mit dem Haupt.

Aber die Stille, die in diesem Augenblick unter ihren Umgebungen eintrat, wurde der sogenannte durch's Zimmer gehende Engel. Alles schweigt bei seinem Erscheinen, und die Erwartung drückt wie eine Last. Man möchte schreien, daß nur geredet werde. Hier fehlte gänzlich ein Abschluß des kühnlich gesprochenen Wortes, eine Beantwortung desselben, ein geziemender Schlußpunkt. Wer sollte ihn geben? Ottheinrich rang wie Jakob mit diesem Engel. Er wollte seine Kühnheit vertuschen. Um ihn her wurde es Nacht. Aber als sähe er nicht mehr und als wüßte er nicht, was er zu thun und zu lassen hatte, erschöpft: ohnehin durch alles, was er in diesen Zeiten erlebt hatte, machte er durch Verbessern das Uebel ärger, bis er auf die Kniee sank und Worte zur Königin sprach, die nicht er selbst, sondern ein Anderer aus ihm redete: „Majestät! lasset Gnade vor Euerm Angesicht das Wort eines armen Jünglings finden! Das Reich deutscher Nation sieht auf Euch! Die Gerechten des Herrn harren

Eures Fürworts, das auch zu der Apostel Zeiten die Boten des Heils zuerst in der Frauen Herzen gefunden hatte! O, daß ich die Kraft Pauli besäße, der zu Joppe die muthige Bekennerin des Evangeliums, Tabea, von den Todten erweckte! Luther hat zu Euch, Majestät, schon gesprochen! Ihr könnt nicht länger schlummern im Grabe päpstlicher Abgötterei, könnt Euern Brüdern, den Gesalbten des Herrn, nicht länger vorenthalten, was sie Gott schuldig sind für den heiligen Chrysam, mit welchem er ihre Stirnen salbte! Fürsten nennt Ihr Euch, seid Fürsten des Lebens! Könige seid der Gerechtigkeit! Traget Kronen, die keinem Haupte entfallen werden, die Kronen, von welchen es heißet: Sei getreu und ich will dir die Krone des Lebens geben! Seid getreu, hohe Frau dem, was man einst von Euch gehofft hat, in Ungarland und Deutschland, hohe Fürstin! Bekennet nun auch in den Niederlanden, daß allein Christus der Herr der Kirche sei, kein Papst in Rom, und Gott ein Greuel habe an Opferdienst, an Blendwerk der Sinne, Verwirrung des Gewissens im Beichtstuhl! Bekennt Euch offen auf die Schrift, von Gott eingegeben, auf Luthers und der neuen Auserwählten alleinseligmachende Botschaft des Heils."

Die Königin stand anscheinend ganz ruhig. Fragend blickten die spanischen Räthe, die des kühnen Sprechers Worte nicht verstanden, nur das Selbstgefühl, die Zuversicht mochten die Herrn nicht begreifen, die in dem eben vernommenen Vortrag lagen. Das hing mit den Juwelen nicht zusammen! Die Niederländer waren getheilt, und die Deutschen entscheidend. Letztere standen theils entsetzt, theils entrüstet.

Haller von Hallerstein, der mit seiner Gesinnung lavirte,

Die beiden Hauptspaltungen, in welche unsre öffentlichen Begriffe gegenwärtig getreten sind, kommen daher, daß man sich über die Kräfte nicht verständigt hat, durch welche Napoleon gestürzt wurde. Welches Europa triumphirte bei Leipzig, bei Waterloo? Das Europa vor oder nach der französischen Revolution? War Napoleon nur eine Person, das heißt der Ehrgeiz? War er eine Nation, d. h. der Uebermuth? War er ein Begriff d. h. war er die Revolution? Von hier aus gehen alle die Mißverständnisse, welche bis zur Julirevolution die Geschichte des ersten Drittheils unsres Jahrhunderts bezeichnen. Ueber die Theilung der Beute erzürnte man sich. Rußland und Oesterreich vertraten das Europa vor der Revolution gegen die Revolution, Spanien und Deutschland die Revolution gegen den, der sie gebändigt, aber auch entstellt und tyrannisirt hatte. Der Aufschwung Deutschlands war der einer historischen Regeneration, die aus dem Ohnmachtsleben seiner Reichsverfassung thatkräftiger und wahrhaftiger wollte erlöst sein, als es durch Napoleons Rheinbund geschehen war. Das Spanien, welches gegen Napoleon kämpfte, war dasselbe, das sich die Konstitution von 181 geben wollte. Diese Elemente waren gleich der Revolution, weil sie dieselbe an Napoleon rächen wollten; sie waren noch höher als die Revolution, weil sie sich von der Anarchie befreiten und nach Gesetzen strebten. Beide Nationen hätten ihren Fürsten die Bedingung ihres Mit-Kampfes gegen Napoleon aufsetzen sollen. Sie waren zu gutmüthig, es schriftlich zu thun, und die Bedingung wurde nicht gehalten.

Das Mißtrauen, welches seit dem Jahre 1815 bis 183 die europäische Gesellschaft erfüllte, gab dieser Periode eine sehr melancholischen und zum Rückblick wenig reizenden An

zitterte vor Aufregung — aber Anton Fugger raſte. Und der Andächtige von Brixen griff an ſein Schwert. Es war eine Scene der äußerſten Peinlichkeit, die ſich nur dadurch löſte, daß Anton Fugger den jungen Mann von der Erde aufriß, ihn an die Thür geleitete, dieſe öffnete und ihn wie einen Geiſteskranken, mit dem Finger an die Stirn deutend, hinausließ.

Wie Ottheinrich zum Judenberg zurückgekommen war, wie er heute ſeinem Principal Bericht erſtattete, er wußte es nicht. Sein Loos war geworfen.

Der Rath empfing ihn, gerade im Begriff auszugehen. Lächelnd öffnete er den Juwelenſchrank, ſah, was entnommen war, ſchüttelte den Kopf über die bedeutende Menge des Fehlenden, durchſah die von Haller geſchriebene Liſte, die ihm Ottheinrich zitternd entgegenhielt, und lobte den Jüngling, dem er ruhig, als hätte er ſelbſtverſtändlich ſeinen Dienſt nur wie eine Maſchine verrichtet, befahl, an die Arbeit zu gehen. Umſomehr, als die Reihe der Arbeitskräfte heute gelichtet war. Einige Söhne angeſehener Bürger, die beim Rath in der Lehre ſtanden, hatten ſich den jungen Männern angeſchloſſen, die, einer alten Sitte gemäß, zu den Geſchlechtertänzen in einer phantaſtiſchen Tracht, von Kopf bis zu den Füßen roth, das Haupt mit goldenen Kränzen umwunden, die Einladungen machten.

„War die Majeſtät gnädig?“ Das war alles, was der Rath noch von ſeinem Diener glaubte beantwortet bekommen zu können.

Dieſem verſagte auch hierauf für ein einfaches „Ja!“ die Stimme. Er nickte nur und ging.

Der Rath ſah die Macht der Großen —! Geblendeten Auges ſtehen die ſchwachen Sterblichen, wenn ſie in die Sonne blicken!

Anton Fugger und Haller hatten noch nicht berichtet.

## Drittes Kapitel.

### Der Geschlechtertanz und die Entscheidung.

Den Unglücklichen, dem das ganze, ihm seit lange schon bekannte wilde Heer der Vorwürfe, Gewissensbisse, Reuegedanken wieder durchs Hirn jagte, überfiel ein förmlicher Fieberfrost. Es schüttelte ihn, wie eine Mutter es schüttelt nach der Geburt. Es war auch dies der Grund seines Erzitterns: Er sah, daß ihn Gott berief, etwas Anderes zu werden, als ein Kaufmann! Er mußte studiren und Prädicant werden! Gott wollte es mit ihm so, anders als die Menschen! Er sehnte sich nach seiner „geistigen Mutter"! Er weinte im Angedenken an die erste Bamberger Begegnung. Hier hast du verspielt! sagte fast jeder Blick, der auf dem Judenberg auf ihn fiel. Laux Beichling gratulirte ihm höhnisch zu seiner großen Redekunst.

Aus der Annengasse war noch alles still.

Zum Fest im Tanzhause war das gesammte Personal des Contors als Galeriezuschauer eingeladen. Auch von ihm wurde sein Erscheinen vorausgesetzt. Es fehlte ihm jedoch alle Lust, die Stätte der Freude zu betreten. An den Häusern entlang schlich er sich in seine Wohnung, wo ihn

ja auch der traurige Abſchied von Martina erwartete. Denn die Königin reiſte gleich nach dem Feſte.

Die Großen denken ſich das Schwerſte leicht. Martina ſollte gleich bei der Toilette zum Tanzfeſte helfen. Sie war nicht zugegen. Und morgen ſollte ſie reiſen! Was hatte Mutter Praxede zu thun, was drängte die Schwägerin, die Aebtiſſin!

Wie er ſo im untern und mittlern Geſchoß das Pochen und Hämmern ſah und hörte, ſchlich er ſich ſtill in ſein oberes Stockwerk. Märtyrer zu ſein, zu leiden, zu dulden, ſchien ihm ſonſt des Lebens edelſter Preis. Dieſe Wonne trübte ſich diesmal! Immer höher wuchs der Vorwurf des geiſtlichen Hochmuths, den er ſich nach der einen Seite machte, während er auch nach der anderen ſich allerdings freiſprechen durfte. Denn Martina feſthalten konnte er nicht! Aber in der erſten Gedankenreihe ſprach ſein Gewiſſen. Wie vermeſſen haſt Du gehandelt —! Wie haſt Du Dich dem Vater im Himmel, der Dich berufen, aber ſchwerlich auserwählt hat, aufgedrängt —! Wird Gott nicht andere Wege wiſſen, dem Herzen einer Verſtockten beizukommen, als durch Dich —?

Wenn ihn der Rath ganz verſtieße —! Er überlegte die Möglichkeit. Ein Diener wächſt mit ſeinem Herrn zu einem Weſen. Konnte er ſein und leben ohne die ehrenvolle Stellung, die er nun durch drei Jahre behauptete, mühſam errungen hatte?

Für Augenblicke half dann freilich ſein Stolz. Er ſagte ſich: könnte der Rath ohne ihn ſein? Ihn, der ihm ſo treu gedient, ſo vielfach ſchon genützt hatte —? Aber das war dann Vermeſſenheit —! Der kleine Finger an ſeines

Meiſters Hand ſollte glauben, daß er den Meiſter nothwendig wäre —? So ſank er denn herab zu dem zerſtoßenen Rohr und dem verglimmenden Docht, von welchem kürzlich Arſacius Seehofer in der Annenkirche gepredigt hatte. Da hatte er ihn begrüßt und nicht eben bedeutend gefunden. Und die Grumbach hatte dieſem Mann ihr ganzes Leben geopfert! Alles das, was auf Augenblicke licht und hell in ſeine Seele trat, zog bei näherer Betrachtung einen langen Schatten des Unglücks nach ſich. Soviel ſtand für's Erſte feſt, in's Tanzhaus zu gehen war ihm unmöglich. Gern hätte er dieſer feierlichen Ceremonie des Umzuges aller angeſehenen Bürger und Bürgerinnen der Stadt angewohnt, gern hätte er den ſeit lange nicht mehr aufgeführten, ſogenannten „Geſchlechtertanz" beobachtet. (Es war nur halb ein Tanz mit mäßigen, abgemeſſenen, nur auf Gehen und Begegnen berechneten Bewegungen.) Martina ſah vielleicht von der Galerie zu, oder war wol gar dicht bei der Königin? Und Gundula ſtrahlte zwar nicht als Theilnehmerin, aber die Ahne hatte ſie mit auf die Galerie genommen. Und Antoni und Johannes waren von Venedig und Füſſen gekommen. Es koſtete ihm keine Ueberwindung, ſich zu bekennen als einen Streiter im Kampfe der Zeit, dem das rothe Kreuz auf die Schulter geheftet war und der wenigſtens da nicht verweilen durfte, wo weltliche Freude rauſchte, der Menſchen Spiel, die flüchtige Narretheidung!

Martina, erzählte Pfefferkorn, ſei in's Tanzhaus gegangen, köſtlich gekleidet wie eine Herrentochter. Ihre Stiefmutter hätte ſie begleitet. „Denn die Königin könnte aller Wege (einer Nadel wegen) nach ihr verlangen." Sie ſchien

eine ältere Schwester ihres Kindes. Hayfermann durfte gar nicht fehlen. Als Zunftzwölfer! Er trug einen Anzug mit den Farben und Wappen seines Gewerks; die mächtige Zuschneideschere mit den gekrümmten Griffen, nachgebildet von Borten, thronte auf Rücken und Achselklappen und machte sein Kleid zum Heroldsrock. Um Mitternacht wollte auch Pfefferkorn gehen, zeisiggrün. Er sollte einen der Ordner und Possenreißer machen, aber Martina's Loos und Abschied war doch zu traurig für ihn, als daß er jauchzen könnte: „Ich kann mich nicht von meinem geliebten Stauff trennen!“ sprach sich Pfefferkorn aus dem Geiste Martinens. Gute Menschen leben nicht blos für sich, sondern auch im Leben Anderer.

Als um sechs Uhr Abends die Glocken läuteten, als auf den Wällen die Karthaunen und „Singerinnen“ gelöst wurden, mochte sich die Phantasie des einsam das stille Haus Behütenden die Pracht und Herrlichkeit vergegenwärtigen, wie die Königin abgeholt, in's Tanzhaus geleitet, über köstliche Teppiche hinweg in die von Lichtern strahlenden Säle eingeführt wurde, wie schmetternde, mit langen roth-weißen Decken behangene Posaunen, silberne Heerpauken, sie mit donnerndem Wirbel empfingen. Ottheinrich sah und hörte das; die ganze Stadt mußte in Bewegung sein. Das Summen und Rauschen, das Rufen und Jauchzen glaubte er deutlich sogar vom Tanzhause zu vernehmen. Doch das war Phantasie. Auch wie er sich ausmalte, wie alles so herrlich geschmückt sein würde in den ihm wohlbekannten Räumen, die mit Blumen und Guirlanden behangen waren, letztere von hohen Gewächsen unterbrochen, unter denen sich Kunstgebilde Vittoriens befanden. Ottheinrich

ſah die Fülle von Glanz in den Trachten der Bürger, die Frauen in ihrer Schönheit, die ſie ehemals bei den Geſchlechtertänzen den Blicken der Welt durch Schleier entzogen, bis Kaiſer Max, ein Liebhaber der Frauenſchönheit, ein für allemal Rath und Bürgerſchaft erſuchen ließ, von ſolcher Sitte abzuſtehen und das Antlitz ihrer Frauen und Töchter ſo offen zu zeigen, wie ſolches Gott erſchaffen hätte. Zwiſchen Purpur, Gold und Silber, Licht und eitel Schönheitsglaſt erblickte dann ſein Auge Kunigunden — ſtolz ihr Näschen rümpfend über Martinen, die vielleicht in der Nähe der Königin mit ihrer Ahne einen beſonderen Sitz hatte. Fürſtinnen von Croy, Gräfinnen von Berghem, Vicomteſſen d'Aspromonte, Damen der Königin ſaßen in der Nähe, Damen aus dem Niederland und Burgund. Er ſah, wie ihn doch Kunigunde ſuchte, wie ſie die Contordiener nach ſeiner Anweſenheit fragte, ärgerlich, daß er nicht längſt ſchon nach ihr ausſchaute, ihr einen Beweis der Bewunderung — ihres köſtlichen Anzugs gegeben hatte. Da ſchritt dann vom Tanzeſtrich Herr Wolfgang Rudolf heran, oder wohl gar ein Ritter mit rother Feder, Paumgärtner —! Wenn die Italiener noch hier ſind. Noch nicht nach München! Ein Bild gaukelte vor ſeinen Augen, als könnte es im Tanzhauſe heute noch ſo werden, wie ihm eine Sage aus ſeiner Kindheit erzählte: Ein Wirthshaus, allwo man zechte und tanzte und würfelte. Und als eines Sterbenden letzte Zehrung vorübergetragen wurde und nicht wenigſtens da ſolange der Höllenlärm ſtilleſchwieg und die Muſiker, während das Glöcklein des Prieſters mahnte, nicht innehielten, öffnete ſich die Erde und verſchlang ſo das Haus der Freude, wie den Wirth und all' ſeine Gäſte.

Die Sage wurde Wirklichkeit. Kaum war Ottheinrich erwacht, hörte er auch ſchon, daß Martina, ihre Mutter und Hayſermann vom Tanzhauſe zurückgekehrt wären mit aufgelöſten Blumenkränzen, zerdrückten Kleidern, mit Schrecken und Entſetzen.

Nur Onuphrius hatte den Kopf oben behalten, umſomehr, da er Martina nach kurzem Schlaf zum Fuggerhauſe begleiten mußte. Das Gefürchtete war eingetroffen! Graf Traverſi war Antonius Baumgärtner! Ein Stich in den Nacken, den er von einem Italiener empfing, konnte ihn um ſein Leben bringen! Der Thäter war entkommen und (wahrſcheinlich mit Hülfe Oswalds von Eck) aus der Stadt entwichen. Es war einer der Brüder Ferrabosco.

Nun iſt alles verloren! ſagte ſich Ottheinrich und Cyriax Mäusle kam geſchlichen, pochte furchtſam an die Thür, trat zögernd ein und flüſterte: „Ottheinerle, was ſoll das alles bedeuten? Ein Italiener ſchreit auf dem Geſchlechterball: Ha, Schurke, und will den Antoni ermorden! Trifft ihn auch, daß es ein Jammer iſt! Und der kaiſerliche Rath ſoll die Hände ringen, und Herr Anton Fugger — “

„Nun?“ drängte Ottheinrich.

„War bei ihm! Seit drei Jahren zum erſten Mal wieder!“

„Nicht wegen Antoni, ſondern aus andern Grunde —“

Cyriax war Diplomat. Er fing nun an, den Ball zu ſchildern und den Schreckensvorfall.

„Kunigunde erſchien doch wie ein Engel,“ erzählte er; „wunderſam ſchön war ſie gekleidet! Roth, weiß, grün war ſie von Kopf bis zu Füßen. Die dunkeln Locken hingen ihr

unter einem langen Schleier wie einer Braut über Hals und Schultern. Ihr zur Seite saß die Ahne und hinter ihnen prachtvoll gekleidet saß Herr Ludwig Imhof in seidenen Schuhen und Strümpfen. Sein goldener Degen, im Gürtel sein ‚Tröster' (Dolch) blitzten von Edelsteinen, sein Hut von Perlen. Er war des Fräuleins Geleiter. Aber das war noch nichts gegen unsern Herrn Johannes, aber Herr Antonius übertraf alle. Mußte aber das so enden! Der Uebelthäter entkam in der Bestürzung, und die Königin verließ den Saal. Doch war man noch ganz wohlgemuth bis an den hellen Morgen. Bin gar nicht ins Bett kommen."

Ottheinrich schwieg, entsetzt über Alles.

„Als das Paar," fuhr Cyriax fort, „auf welches alle schauen mußten, ich meine Gundula und Imhof, bei den hohen Bäumen angelangt war, die in ganzer Länge wie an Baches Rand oder im Walde aufgerichtet stunden, hinter welchen es herrlich gemalte Bilder gab, anzuschauen schier wie Bildsäulen, blieb der Antoni stehen, als hätte etwas seinen Fuß verstaucht. Es war seltsam, er konnte nicht vorwärts, als ihm Oswald von Eck erklärte, die Bilder hätte aus Gips und Leinwand eine Italienerin, Vittoria Ferrabosco, gemacht. Nun wollten die, so hinter Herrn Antoni kamen, drum nicht stehen bleiben und umgingen ihn. Das gab dann eine Verwirrung. Darauf zog ihn sein Fräulein Schwester voran. Das hättet Ihr sehen sollen —! Sie hatte bei dem Rundgang, so klein sie noch war, die Augen überall und mochte wohl nur nach Euch gesucht haben —"

„Redet doch nicht also —! Wollt auch Ihr mich so kränken? Jetzt, wo ich vielleicht bald von dannen ziehe?"

„Wie? Was? Von dannen?“

„Fahrt nur fort!“

„Nun hörte man auf Eins ein Lachen innen der Büsche, hinter einem der hohen Bilder. War ein schrecklich Lachen —! Wie ein Irrer lacht, der uns damit durch die Seele schneidet. Nun schritt Herr Antoni vor, neigte sich der Königin, so sich umgewendet hatte, wie nach dem Lachen Alle gethan. Herr Antoni war nur um zehn Schritte weiter gekommen, da vernahm man ein Rufen, ein Schreien, so aufrührerisch, daß Ursach dessen die Musik stockte. Was eigentlich geschehen, weiß ich nicht, ins Gesicht sagen kann ich nur, daß in welscher Sprache, doch nur kurz, etwa wie ein Priester: „Amen! Also sei es!“ sagt, ein Geschrei entstand, dann ein Geklirr von Degen — nun verdunkelte sich's vor meinen Augen. Musika fing drauf mächtig an zu blasen und schien es auch, wie es anfangs gewesen, wieder festlich und wohlgemuth geworden. Doch hinter uns her auf den Stiegen und Galerieen ging es ängstlich auf und ab. Stoffel Sorge, der mit fünfzig Mann die Wache gehalten, soll drei Italiener in die Eisen gelegt haben, weil sie so auf Antoni gestochen, daß er blutete. Ich hörte, sie waren von den Welschen, so mit Euch in Kaufbeuern waren. Im Klinkerthurm finden sie auch den entlaufenen Mönchsjungen.“

Worauf hatte der erschütterte Hörer nicht noch alles sein Augenmerk zu richten, seine angeregte Theilnahme fortzusetzen! Die Wagen mit dem Kupfererz mußten jetzt angekommen sein.

Ottheinrich sah die Wiederholung der Scene vom Marcusplatz. Die Deutung des Vorgefallenen war ihm nicht

zweifelhaft. Antonius war der betrügerische Graf Traversi aus dem Friaul.

„Ist Herr Antonius beschädigt worden!“ rief er bei alledem mit Theilnahme aus. „Die Italiener haben ihn wohl verkannt! Aber das nicht, das nicht! Er soll unter einem falschen Namen einer Italienerin die Ehe versprochen haben! (Ja, ich möchte nicht haben, was die mörderischen Welschen an mich begehren.) — Es klopft“, unterbrach er sich.

Der Altgesell meldete sich. Seine Scherze sollten die Stimmung des Schmerzes lindern, den er über die Trennung von Martina in Ottheinrich voraussetzen durfte, sie brachten aber, wie das so geht, den Widerspruch zwischen dem äußern Schein und der innern Wahrheit nur desto greller zu Tage.

„Werdet so glücklich, wie Ihr verdient — !“ hatte Ottheinrich zu Martina gesagt, als sich beide nach der unbefangenen Sitte jener Zeit geküßt hatten.

„Ihr aber mehr noch, als Ihr es verdient!“ hatte Martina unter Thränen entgegnet.

„Ja, das gehört zum Glück“, wollte Pfefferkorn ausführen, als Laux Beichling erschien und Ottheinrich die Meldung brachte: „Ihr sollet sofort zum kaiserlichen Rath in die Annengasse! Euch nirgends aufhalten! Am wenigsten bei den Italienern! Eilet! Der kaiserliche Rath hat vielleicht wieder eine Gnade für Euch, lieber Freund!“ setzte er hämisch hinzu.

Mit ihm zusammen war der Magister Rupilius eingetreten und wandte sich jetzt wider den spottenden Laux Beichling:

„Schweigt! Mäßigt Eure Zunge!“ herrschte ihn der

ſchein. Man wird wenig Zeiten in der Geſchichte finden können, welche mit der ſogenannten Reſtaurationsperiode, die ſich in England auffallenderweiſe diesmal ganz ebenſo entwickelte, wie auf dem Continente, verglichen werden könnten. Die edelſten Abſichten wurden verkannt und die edelſten Kräfte unnütz verſchwendet. Das Meiſte auch, was benutzt werden konnte, blieb unangerührt liegen, weil es ſowohl an Einheit der Beſtrebungen, wie an dem Sonnenſchein einer allgemeinen heitern und unbefangenen Stimmung gebrach. Es iſt eine eben ſo kahle Epoche, wie die gleichzeitige des vorigen Jahrhunderts, wo ſich Europa im Süden durch den Erbfolgekrieg und im Norden durch Peter und Karl erſchöpft hatte und bis zum Regierungsantritt Friedrichs II. von Preußen eine allgemeine Apathie auf den Gemüthern laſtete, eine Apathie, wo weder in der politiſchen Welt, noch in der literariſchen und wiſſenſchaftlichen irgend etwas Außerordentliches geſchaffen wurde. Man wird zugeſtehen, daß auch in unſerm Jahrhundert, ſeit dem Sturze Napoleons, wenig Glänzendes das Auge geblendet hat, weder auf dem Schlachtfelde, noch in der Kunſt und Literatur.

Auf die Reſtauration laſſen ſich zwei entgegengeſetzte und dennoch zutreffende Bezeichnungen anwenden. Sie war eben ſo ſehr eine Zeit der Gährung, wie der Stagnation. Sie war ein Uebergang und drückt doch etwas völlig Abgeſchloſſenes aus. Dieſe fünfzehn Jahre ſind der Sauerteig unſres Jahrhunderts geweſen. Sie enthielten Alles, was die Zukunft heben und hebeln wird, wenn auch unklar und gegenſätzlich. Sie bilden ein wirres Chaos von Licht und Finſterniß, von Freiheit und Gewaltthätigkeit, von Ohnmacht und Kraft. Da ſie aber Alles enthielten, ſo enthielten ſie Nichts und ſanken

kleine böſe Mann mit dem weißen Bart ergrimmt an. Wohl hütete er ſich zu berichten, wie ſich Gundula faſt „ohnſinnig“ gebehrdet und ſo geweint habe, daß ſie der Vater hätte an einen Thürpfoſten binden laſſen müſſen, damit ſie nicht entliefe und Thorheiten machte. Die ſonſt ſo lebloſen Augen deſſelben ſtanden wie weiße gläſerne Kugeln heraus.

„Was will der kaiſerliche Rath von mir“ fuhr Ottheinrich auf — „ſoll ich, wie ich meine Kräfte ihm in Dienſt gegeben, nun auch mein Gewiſſen geben —?“

„Ihr ſeid zu jung, um zu wiſſen, was Herr Paumgärtner ſeinem Namen, ſeiner Stellung zum Kaiſer, ſeiner Familie ſchuldig iſt —!“

Ottheinrich mäßigte ſeine Leidenſchaft, doch konnte er die Vorwürfe nicht unterdrücken, die den Rath der Undankbarkeit ziehen.

Zornfunkelnd betrachtete der Alte ſeinen jungen Gegner, erwiderte ſeinen Anklagen nichts weiter und ſchien nur zu überlegen und ſich zu vergegenwärtigen, wie gerathen es erſcheinen mußte, daß ein den maßgebenden Mächten des Paumgärtnerſchen Hauſes ſo nahe gedrungener Neuling entfernt würde. Sein Haß war an ſich ganz unmotivirt. Es giebt eben Menſchen, welche harmloſe, reine Naturen nicht leiden können. Ottheinrich lachte nicht genug über den ſogenannten Witz des gelehrten Hausnarren. Das war vielleicht der Grund der Abneigung.

„Sieh“, flüſterte Cyriax, „mein' Mutter ſelig hat oft geſagt: ‚Unglück bringt neubacken Brod!‘ und in Bopfingen hab' ich einen Vetter gehabt, der ſich bei jeder gefallenen Kuh tröſtete: ‚All' Unglück iſt nur Ruhebank für's Glück!‘ Es

wird Dir noch gut werden im Leben, Heinerle! Vielleicht nicht halb ſo gut wie Du's verdienſt, aber an der Hälfte kannſt Du ſchon genug haben! Ich höre", ſetzte er, als Rupilius gegangen war, ſeinem Geſchwätz hinzu, „die Hayſermanns wollen Euch noch für den Abend auf die finſtere Stube haben! Ich komme auch! Mein Herz iſt keine Mördergrube! Hier ſag' ich nichts. Ich erzähle Dir von der Apollonia! Dann ſollt Ihr wieder lachen, armer Kerl!"

Ottheinrich folgte nun der Weiſung, die ihn zum kaiſerlichen Rath berief. Er fand den alten Herrn in ſeinem Privat-Contor; als Ottheinrich eintrat, unterbrach er ſeine haſtigen Schritte, mit denen er den Raum durchmaß. Einige Minuten ſah er dem Eintretenden ſtumm in's Geſicht, dann ſprach er mit faſt heiſerer Stimme: „Ihr könnt in meinem Hauſe nicht länger bleiben, laſſet Euren Lohn Euch auszahlen, packt Eure Sachen, Ihr ſolltet ein Prädicant werden — geht!"

So war das Erwartete geſchehen; faſt beſinnungslos wankte Ottheinrich aus dem Gemach heraus.

Inzwiſchen brach aber ſchon ein Sonnenſtrahl des Glücks durch die Wolken. Man brachte ihm einen mit der „Nürnberger Ordinari" angekommenen Brief, der auf ihn gewartet hatte. Er war von Aegula von Grumbach. Mit Thränen im Auge erbrach er ihn. Er eilte nach Hauſe. Cyriax verſprach ihm, für den Transport ſeiner Sachen hülflich zu ſein.

Im Hauſe vermied er die Mutter Praxede, deren Schluchzen er ſchon auf der Stiege gehört hatte. Es galt aber nicht ihm, ſondern Martinen.

Ottheinrich las auf ſeinem ihm ſeither ſo traulich geweſenen Zimmer die mütterliche Anſprache ſeiner Wohlthäterin,

den Ausdruck ihrer Freude, daß sie seine Wohnung gesehen, daß sie gehört, sie könne vielleicht seinen Besuch erwarten, wie ihr das auch von Venedig aus Ottheinrich geschrieben hatte. Sie schilderte ihm die Sorgen, unter deren Last sie seufzte, sprach von seinem tröstenden Zuspruch, seiner rüstigen Hülfe für so manche ihr als Frau unlösbare Verwickelung. Sie stellte ihm ein ruhiges Stillleben am Ufer der kleinen Volkach, vielleicht, wenn er wollte, auch Reisen mit ihr nach Würzburg, Bamberg, Schweinfurt in Aussicht. Zur Mehrung seiner Menschen- und Weltkenntniß, vor allem seiner Gottesfurcht würde sich auch in ihren geringen Lebensverhältnissen, schrieb sie, mancher Anlaß finden, wenn nur die Zeit, die ihm sein Principal bei ihr zu weilen gestatten würde, nicht dafür allzu gemessen ausfiele. Ueber Augsburg sprach sie Worte, die für ihn von doppelter Bedeutung wurden. Sie klagte, daß die Papisten dort immer noch einen so mächtigen Hinterhalt hätten und daß man im papistischen Lager auf die Uneinigkeit der Evangelischen, die sich in Lutheraner und Zwinglianer getrennt hätten, jetzt die ganze Hoffnung setzte und die Uneinigkeit schürte.

Ueber Wittenberg hätte sie vernommen, schrieb sie, daß Luther an den Rath von Augsburg die ernste Mahnung gerichtet, man sollte nicht um Kleinigkeiten der eine Paulisch, der andere Kephisch werden, damit den Papisten „der Rachen gestopft würde", und sie nicht sagten: „Siehe da, nun sind sie selbst nicht eins untereinander —!" Sie schloß mit einem damals gebräuchlichen Briefschluß: „Ich bete für Euch. Sollt' ich mehr thun können, so wär's meine Schuldigkeit. Sonst aber mehre sich in Euch Gottes Gnade."

„Sollt' ich mehr thun können —?!" Jetzt war eine Gelegenheit da, daß die edle Frau mehr für ihn thun konnte —! Zunächst: ihn aufrichten, ihn erheben —! Das vermochte sie mit der ganzen Innigkeit ihres Wesens. Sie stand vor ihm. Er umschlang die Matrone im Geist. Und vielleicht schlug sie ihm wirklich eine neue Lebensbahn vor — die der kaiserliche Rath nur spöttisch angedeutet hatte. „Ihr solltet ein Prädicant werden —!"

„Studirt noch in Jena oder Leipzig!"

Gerade diese Worte summten ihm im Ohr.

Als die Mehrzahl der Hausgenossen mit den reichlichen Spuren der Rührung über den eben vollzogenen Abschied von Martinen zurückgekehrt war, mußten sie nun hören und sehen, was sich inzwischen im Hause wiederum Neues und Seltsames und im Wesentlichen noch gar nicht zu Fassendes begeben hatte.

Die plötzliche Schicksalsveränderung des jungen Miethsmannes und Freundes schien allen eine von dringenden Umständen gebotene Versetzung desselben in eine auswärts gelegene Factorei des Baumgärtnerschen Hauses. Wenigstens hatte Cyriax die Aeußerung hinterlassen, daß der Rath den Miethsmann in Aufträgen nach Nürnberg schickte, allwo seines Bleibens vielleicht längere Zeit sein würde. Ottheinrichs Verweisung kam nach solcher Auslegung wie eine ehrenvolle Versetzung heraus. Und dennoch strafte sein Schweigen, sein bleiches Aussehen, die Spur von Thränen auf seinen Wangen solche Darstellungen Lügen.

Onuphrius Pfefferkorn meinte: „Euch wird man noch für die Reichstage als Gesandten verschicken! Wollt Ihr

uns verlaſſen? Jetzt, wo wir von Martinen ſozuſagen Euch nur noch allein, als ihren Schatten, übrig haben!“

Willenlos ſah Ottheinrich der Hülfe zu, die ihm Cyriax leiſtete. Dieſer packte die Sachen, die ihm nachgeſchickt werden ſollten, und ſchied ſie von denen aus, die, verpackt in ein Fellеiſen, ſofort vom ſcheidenden Freunde mitgenommen werden mußten. Zu letzteren gehörte der deutſche Pſalter. Gedankenvoll betrachtete er die Bruſtnadel und darauf das Bild. Auch dieſe Reliquie nahm er mit ſich. Die Geldſumme, die er empfangen, verringerte ſich wenig durch die ſofortige Berichtigung ſeiner Verbindlichkeiten im Hauſe. Noch blieb ihm in der Geldkatze, die er um ſeine Hüften ſchnürte, hinlänglich viel, um, wie Cyriax ſagte, auf den damals ſo unſichern Landſtraßen einen Anlaß zu dem Sprüchwort herauszufordern: „Die Nürnberger henken Keinen, ſie hätten ihn denn zuvor!“

Daß ſein Ziel Bamberg und der Main werden ſollte, verſchwieg Ottheinrich vorläufig. In die finſtre Stube zum Abſchiedstrunk verſprach er den Freunden noch zu kommen, nachdem er ihnen noch die Nachfrage nach dem Knaben Hausner im Göppinger Thurm empfohlen und eine kleine Summe zur Unterſtützung deſſelben in Hayſermanns Händen zurückgelaſſen hatte. Den alten Oberſteiger ließ er durch Cyriax grüßen. Vittoria Ferrabosco war nach München entflohen.

## Viertes Kapitel.

### Die „Finstere Stube".

Noch jetzt steht sie hinter dem Rathhause. Wer Augsburgs Geschichte kennt, denkt an die in der Nähe Hingerichteten. Aber das Bier ist gut und war's schon vor dreihundert Jahren.

Ein Gewühl, ein Getümmel an jedem Abend.

Besonders jetzt merkte man, daß es stark zum Kriege ging. Kaiser Karl wollte die Franzosen von der Erde vertilgen. Sebastian Schertlein im nahen Burtenbach war in voller Sammlung begriffen. Von Landsknechten, fahrenden Söldnern, waren die Straßen Augsburgs überfüllt. Natürlich auch die Wirthshäuser und vor allen die „Finstere Stube" die an sich nicht finster ist, sondern im Gegentheil am Tage recht freundlichhell hinter dem Rathhause liegt.

Ehe sich Ottheinrich dorthin begab, suchte er doch lieber selbst noch den Oberstzeiger auf. Der wohlwollende Alte war zwar eingetroffen, hauste in den Fugger'schen Magazinen, war aber leider nicht anwesend. So mußte er also doch den Gruß an Cyriax überlassen. Das Schicksal der Italiener kannte er. Dafür drängte es ihn in den Klinkerthurm zu gehen und zu versuchen, ob er nicht den Knaben Hausner sprechen

könnte. Schauder ergriff ihn freilich dabei. Denn er wußte längst, daß der Henker es war, der im Klinkerthurm den Gefängnißwärter machte. Es war die Stadtwohnung des vielbeschäftigten Mannes. Mit bangem Herzen klingelte er an der Pforte. Eine kräftige, hohe Gestalt öffnete und fragte nach seinem Begehren. Er trug es vor und nannte seinen Namen.

„So! Also seid Ihr es," sprach die düstre Gestalt, „der Junge hat oft nach Euch gefragt. Jäger haben ihn im Walde verirrt gefunden. Er scheint nicht richtig im Kopf. Daß ich Euch zu ihm lasse, dazu muß ich eine Bescheinigung vom Rath der Stadt haben."

Die Frau des Henkers — denn dieser schien es selbst zu sein, der die Auskunft gab, — nöthigte Ottheinrich in eine wohlerleuchtete, sehr reich von Gold und Silber strahlende Stube einzutreten. Sie erzählte, daß der Knabe anfangs gejammert und gewehklagt hätte, aus Besorgniß, man wollte ihm an's Leben kommen. Jetzt, seitdem man ihn beruhigt, blicke er über die Dächer der Stadt hinweg und ließe sich Dies und Das zum Spielen kommen, Papier, unter anderm kleine Holzstäbchen; letztere ließe er an einem Lichtstumpfen verkohlen, um damit zu zeichnen und zu schreiben.

„Meint Ihr nicht," sagte der Henker, der sich noch einmal umwandte und sich bekreuzte, „daß den Jungen der Teufel regiert? Er sang in der Nacht Lieder, die ich von Armensündern gehört habe, die ohne Beichte sterben wollten, Landfahrern, Ketzern. Anfangs hätt' ich schier vermeinen mögen, daß er einen Verstand wie ein Gelehrter hätte, so kluge Dinge sprach er. Dann gab er sich wieder in anderen Dingen dumm wie ein Kalb —"

Ottheinrich gab dem Knaben wider sein Gewissen Zeugnisse, die nicht besser lauten konnten. Zu sagen, in welchem Kloster er erzogen worden, nahm er wegen etwaiger Belästigung des Steingadener Abtes Anstand. Doch mußten ja ohnehin mit der Zeit all' diese Dinge zur Sprache kommen. In Augsburg gab es einen kaiserlichen Richter, der einen kräftigen Hinterhalt am Vogt der nahe gelegenen Grafschaft Burgau hatte, die noch dem Erzhause Oesterreich gehörte, mitten in Deutschland!

Inzwischen hatte der Henker das vergitterte Fenster des dritten Stocks, das, wie Ottheinrich von ihm gezeigt bekommen hatte, zu einem Vorgemach der Zelle des Knaben gehörte, längere Zeit im Auge behalten. Das Fenster erschien heller als irgendeines der anderen im Thurme.

„Hast Du die erste Thür nicht verschlossen und dem Buben die Lampe gelassen?" fragte der Henker seine Frau.

Diese bejahte und sah am Fenster den überhellen Schein.

„Zigeunerbrut das!" polterte der Mann. „Er wird uns noch den Thurm anstecken."

Die Frau eilte die Stiegen hinauf zurück.

Nicht lange währte es, und das Licht erlosch oben.

Nach einer Weile kam die Frau die schmale, in die innere Thorwölbung führende Stiege wieder herab, stieß heftig mit dem Fuß die eisenbeschlagene Treppenthür auf und trug in der einen Hand einen Lichtstumpfen und die Lampe herbei, in der andern einen dampfenden Gegenstand, der einer Mulde von Eisenblech gleichkam.

„Sehet da," rief sie athemlos, „was ich in des Buben Hand gefunden habe! Ein Stück Blech, das er draußen vor'm

Fenſter aus der Regenrinne ausgeriſſen und mit einem hölliſchen Gebräu gefüllt hat! Schaut! Riecht es nicht wie die Peſt! Wo hat er das alles her? Und was hat er damit gewollt?“

Der Henker betrachtete unwillig das noch heiße Eiſenblech, dem die ausgehöhlt gebogene Form erſt durch den Knaben gegeben ſein konnte, roch an dem Inhalt, der aus Unſchlicht, Speiſereſten, Knochen, Kalk und Aehnlichem zu beſtehen ſchien, und ſagte: „Wir wollen es unſerm Meiſter zeigen! Der verſteht ſich auf ſolche Kochkunſt. Morgen wird des Buben Kammer vom Fußboden bis zur Decke unterſucht! Ich verwette meinen Bart, junger Mann, daß Ihr ſo wenig von dem Kind wie von den Italienern, von denen Ihr erzählt, das Richtige wiſſet! Wahret Eure Haut und Eure Seele! Solcher Praktiken, die unſereins kennen zu lernen am Galgen die Gelegenheit hat, ſind ehrliche Menſchenkinder nicht mächtig. Sollte mir leid thun um Euch, wenn Ihr von ſolcher Berührung Schaden davon trüget!“

Ottheinrich erkannte dieſe ungünſtigen Vorausſetzungen über den Gefangenen vollkommen an. Die Frau des Henkers war in eine noch hell erleuchtete Nebenſtube zu einem ganz in Scharlach gekleideten Ritter getreten, der ſich inzwiſchen im Leeren eines ſilbernen Bechers, der vor ihm ſtand, nicht hatte ſtören laſſen. Sie zeigte dieſem die Mulde und deren noch immer dampfenden Inhalt. Einige ſaubergekleidete Mägde und Knechte ließen ſich in den erſichtlichen Zurüſtungen des Mahls nicht ſtören, obſchon grauenhaft genug ein Gerippe an dem Tiſch, an welchem der Rothe zu ſtudiren ſchien. Mitten unter den Zurüſtungen zu einem Mahl lagen menſchliche Schädel und Knochen auf dem Tiſch.

Ottheinrich verabſchiedete ſich mit Grauen von der herzbeengenden Stätte, ließ aber noch die Bitte an den Henker zurück, dem Knaben anzeigen zu wollen, daß ſich ein Fremder — er nannte ſeinen Namen — nach ihm erkundigt und verſprochen hätte, für ſein Beſtes wirken zu wollen. Eine Gabe, die er einem ehrlichen Bürger (er nannte Hayſermann) übergeben, würde ihm dieſer aushändigen.

„Wozu?“ fragte der Henker ſtolz.

„Zur beſſern Verpflegung!“

„Iſt nicht nöthig!“ ſagte der Mann ſtolz und ging ſeiner Wege.

Ottheinrich ſah von dem purpurrothen Trinker aus ſilberhellem Becher nur den Rücken.

Die Stunde war längſt da, wo Cyriax Mänsle, einige freundlicher geſinnte Mitdiener, Hayſermann und Pfefferkorn, den Freund in der „Finſtern Stube“ erwarteten. Seine geringe Neigung, dem dort herrſchenden, geliſchen Treiben anzuwohnen, erhielt durch Zufall einen Zwang, der ihn beſtimmte, es dennoch zu thun. Den alten Oberſteiger hatte er in den Magazinen und Ställen der Fugger verfehlt, aber in der „Finſtern Stube“ traf er ihn.

Willkommen! Nun da bin ich auch! Ihr habt hier Freudentage verlebt!“

Alſo bewillkommte Matthias Granitz den Ankömmling, deſſen Freunde über den, den Verhältniſſen ſo wenig entſprechenden Gruß gar bedachtſam ſtutzten, der verſuchte Platz zu finden, nicht zu weit von den mächtigen brennenden Kienſpähnen, die zu einigen Lampen und Unſchlichtlichtern hinzu als Beleuchtung dienten. Wer ein Stammgaſt war oder von einer beſtimmten

machtlos in sich selbst zusammen. Eine europäische Geschichte der Restauration würde eine eben so unerquickliche, wie lehrreiche Aufgabe sein. Ein Franzose kann, ein Deutscher darf sie noch nicht schreiben, und vom Engländer fürcht' ich, daß er weder alle Materialien besitzt, noch die ganze Tiefe des Gegenstandes zu erschöpfen weiß.

Ein Begriff, mit welchem man heute nicht mehr alle Beziehungen des öffentlichen Freimuths erschöpfen würde, der aber der zweite Faktor und der gefürchtete Feind der Restaurationsperiode war, ist der Liberalismus. Unter Liberalismus verstand man mehr als Freisinnigkeit und weniger als Neuerungstrieb. Der Liberalismus war auf Grundsätze gebaut und konnte einer Religion gleich geachtet werden. Er enthielt eine Menge Anknüpfungspunkte an die Herrschaft der Fürsten, ob er dieselbe gleich, wie sie war, verwarf. Der Liberalismus nahm Vernunft an und ließ mit sich unterhandeln. Allmälig aber verlor sich seine politische Farbe. Da er zu viel gesellschaftliche Theorie in sich aufnahm und mehr eine Stimmung des Gemüths, als ein Prinzip der Handlung wurde, so konnte es nicht fehlen, daß seine Ausbreitung in dem Grade zunahm, als sich seine Intensivität verringerte. Wer macht nicht jetzt alles auf den Liberalismus Anspruch? Man frage die Doktrinäre, ob sie sich nicht für eben so liberal halten, wie der Tiersparti; und die Partei der Republikaner, was sie wieder vom Tiersparti urtheilt? Einige Fürsten sogar haben angefangen, sich für den Liberalismus zu erklären, wie ich nur auf einen Pair von England, Herzog von Utopicshire, zu verweisen brauche. Er liest nur radicale Journale, er hat keinen Bedienten, sondern nur Freunde, die ihn bedienen. Sie besuchen ihn des Morgens im gentlemenliken Frack,

Sippe zuſammengehörender Freunde oder Gewerbsverwandter, fand ſeinen Schemel vom Zapfjungen wohl aufbewahrt. Nur mußte die zinnerne Kanne, die dem Gaſt, hatte er Platz genommen, mit friſchkühlem Trunk aus dem Keller gefüllt wurde, des Gaſtes Namen tragen, und als das vorläufige Wahrzeichen ſeines baldigen Erſcheinens ſchon vor dem Seſſel ſtehen.

„Hab' von den Italienern gleich nichts Gutes geahnt!“

Der alte Fugger'ſche Bergmeiſter mit der ſilbergeſchmückten Kappe, der hier für einen „Geſunden“ gelten mußte, denn nicht lange währte es, ſo waren auch die übrigen Führer der Wägen da.

„Auch der Bub iſt entlaufen, der ſich auf unſere Kunſt verſtand! Der Junge fiel mir gleich verdächtig auf! Jetzt ſitzt er im Thurm!“

Es währte nicht lange, ſo hatte Mäusle's Geſchwätzigkeit dem Alten mit wenigen Worten die Sachlage klar gemacht.

„Was, Ihr reiſet? Mit uns auf gleicher Straße? Und habt den Undank Eurer Herrſchaft? Wie was?

Die Erzählung vom Vorfall im Fuggerhauſe war dann freilich ſo bedenklich, daß das Geſpräch ſtockte und der Alte bedenklich auf ſeinen Trinkkrug niederſah.

Man entdeckte allmälig, weshalb ſo viele Stühle zwangsweiſe leer gelaſſen wurden; denn, umgeben von mehreren, ſich in ſcheuer Ehrfurcht haltenden Männern trat eine freundlich nach allen Seiten hin grüßende Geſtalt ein, kahlköpfig hinunter bis zum Nacken, wo ein Kranz ergrauter Locken auf den Kragen und die Auslagen des Hemdes fiel, das Antlitz völlig

bartlos, mit ſcharfen durchdringenden Augen, die ſich forſchend im Zwielicht der gewölbten Räume zurechtzufinden ſuchten, ein mächtig breites Schwert mit gewaltigem Griff an der Seite, Wamms und die darüber gezogene Schaube, von ſcharlachrothem Tuch, der Hut mit wallender Feder — kurzum, Ottheinrich erkannte zu ſeinem Erſtaunen den Gaſt des Henkers am Klinkerthor, der dort ſoeben beim Nachrichter ſein Mahl beendigt zu haben ſchien und jetzt hier den Nachtrunk hielt. Sofort theilte Ottheinrich den Grund ſeines Erſtaunens ſeinen Nachbarn mit.

Der alte Steiger lächelte und nickte zutraulich. Es war Weltunkenntniß, als Ottheinrich unter den Begleitern des Angekommenen ſogar den hier ſo geehrten Henker ſelbſt ſuchte. „Ei bewahre," ſagte der Alte, „Henker ſind auch in Augsburg unehrlich! Die dürfen nicht in ein Wirthshaus kommen —! Da ſie gut bezahlt werden, leben ſie wie die Fürſten in ihren eng verſchloſſenen Wohnungen, eſſen von Gold und Silber, wie reiche Juden am Schabbes. Sie ſchließen ſich ein!"

Der Ankömmling hatte ſich ſchon im Kreiſe ſeines Gefolges, unter welchem Ottheinrich jetzt einige Geſichter als ihm in Augsburg öfters vorgekommene erkennen konnte, niedergeſetzt. Schon hatte er mit einer ſcharfen, an den Schweizerdialekt erinnernden Sprechweiſe eine Kritik des geſtern hier an derſelben Stelle genoſſenen Weins begonnen und mit dem „Trinkhorn" verhandelt, als Ottheinrich vom alten Oberſteiger zugeflüſtert erhielt, daß er ebenfalls den Neuangekommenen ſchon geſtern hier geſehen hätte und eben wegen ſeiner wiederum da wäre, und daß man in dem Scharlachrothen niemand anders, als den berühmten Wunderarzt vor

ſich hätte, der alle Krankheiten heilte, und den eine ſpätere Zeit, nur nicht er ſich ſelbſt, Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus Ritter von Hohenheim genannt hat.

„Das iſt Deutſchlands fürnehmſter Franzoſendoctor!“ flüſterte der alte Matthias Grenitzer. „Aber er kann noch etwas mehr, als den jungen augsburger Patriziern die welſchen Blattern vertreiben — und den alten die Rückfälle der verfluchteſten aller Krankheiten! Hat denn Venus nicht mehr vermocht über die Gottheiten, daß ſie bei ihren Huldgaben auch immer dies niederträchtige Gift mitgiebt?“

„Das Gold iſt Schuld! Das Gold!“ ſagte Ottheinrich. „Die Spanier haben das Uebel aus Amerika heimgebracht.“

„Uebrigens ſah's ſchon geſtern recht,“ meinte der Oberſteiger, „wie ſich der Doctor verändert hat, ſeit ich ihn zum letzten Mal geſehen. Beim Scharfrichter trafet Ihr ihn? Ja, ja, da macht er in jeder Stadt, wohin er kommt, zuerſt Bekanntſchaft. Hierauf erſt geht er zu ſämmtlichen Hebammen. Dann zu den alten Weibern, ſo Kröpfe beſchwören. Hintennach erſt zu ſeinen lateiniſchen Collegen. Von allen Gewerben ſind ihm die „Appendeker“ die widerwärtigſten. Wir Bergleute ſind ihm beſonders lieb —“

Der Doctor ſchien ein fein Gehör zu haben. Er horchte nach dem Sprecher hin, den er ſchon kannte. Der Blick, den er auf den alten Bergmann warf, war ein ſcharfer, langanhaltender, freundlicher Blick, ein Blick ärztlicher Diagnoſe, die ihm mit bezaubernder Kraft zu Gebote zu ſtehen ſchien. Die Unterlippe ſeines Angeſichts trat ſcharf hervor, wie der ganze Unterkiefer. Wangen und Kinn waren vollſtändig bartlos und dies, wie es ſchien, von Natur. Eine ſeltſame Meinung

von dem vielbesprochenen Mann behauptete, er könnte Menschen auf chymischen Wege (mit Hilfe thierisch warmen Kuhmistes) hervorbringen — seinen berühmten Homunculus. Den Meisten jedoch glaublicher, versicherte man von ihm selbst, daß er keinem Geschlecht, weder dem männlichen noch dem weiblichen angehörte — eine Meinung, die Theophrast, wie dergleichen abenteuerliche Menschen pflegen, weder bestritt noch bestätigte. Verehelicht war er in der That nie. Nie verging er sich in Sinnenlust mit Frauen. Darum sah er aber doch männlich und zuweilen herausfordernd ernst aus. Das Schwert, das er zwischen den Knieen hielt, war nach dem Glauben des Volkes ein Scharfrichterschwert mit einer in die Klinge eingelegten Welle von Quecksilber, durch deren rollende Bewegung beim Köpfen dem Hieb der sichere Schwung gegeben wird. Daß das seinige das Schwert jenes Peter Aichlin von Ulm gewesen sei, der im Bauernkriege eigenhändig zwölfhundert Köpfe abgeschlagen zu haben sich rühmte, wurde nur von denen geglaubt, die an dem Wander- und Wunderdoctor eben Alles für seltsam nehmen wollten. Quecksilber, Schwefel und Salz waren nach seinem System die Grundstoffe alles Erschaffenen. Die Flamme, lehrte er, ist der Proceß des Lebens. Das Feuer, das brennende, ist der Schwefel; der Rauch, der verfliegende und niederschlagende, das Quecksilber; die Asche, die zurückbleibt, das Salz. Der alte Obersteiger schien sich auf sein System zu verstehen und beobachtete ihn aus seinem dunkeln Winkel mit wahrer Andacht. „Das Menschenleben ist ein Brennproceß!“ sagte auch er andachtsvoll.

„Stubenmeisterle!“ rief, kaum eingetreten, einer der Begleiter den Wirth an, „schreibt's von jetzt ab auf, was

für Wein der Doktor bei Euch trinken wird — denn der muß gewiß gut sein gegen Steinschmerzen!"

„Uffschryba?" fiel mißverständlich der Doctor im Schweizerdialect ein und setzte hinzu:

„Nix uffschryba, Collega! Theophrastus zahlt älls, was er sim Archäo zu verdina gibt!"

„Ihr habt mich nicht verstanden, Doktor!" fuhr der als College Bezeichnete fort. „Nicht von dem schnöden Mammon, der zu berichtigen hat, was Ihr Euerm Archäus an Wein zu verdauen geben werdet, ist die Rede — sondern — von Eurer Wahl und Führung, die uns in allen Dingen ein Muster sein soll.

„Nein, nein, höre es, Israel," unterbrach ihn Theophrast mit erhobener Stimme, offenbar nun geärgert: „Ich kenne, was mir die Lateiner für einen Ruf machen. Ich sei überall schuldig! Aber ich kündige es den Völkern vom Aufgang bis zum Niedergang! Noch nie hat ein alt Weib, so ich um ein paar Rüben im Feld angesprochen, an dem ewigen Koch der Hölle, Zadromelech, hinter mir her einen Schwur ausgehen lassen, etwa, es sollten mir die Rüben, weil ich sie nicht bezahlt hätte, im Leibe verbrennen! Oder: noch nie hab' ich einen Trunk, ein Hemdli oder ein Nachtquartier oder ein Paar geflickte Hosen oder ein alt Buch — heißet vielleicht Biblia, das einzig Buch, so sich zu kaufen lohnt — auf Borg und Jüngsten Tages-Stundung entnommen! Ich zahle baar. Ich zahle, obschon ich der Medicus der Armen bin und nur um Gotteslohn heile, und um keinen andern Dank, als daß mein Rath anschlagen und helfen solle, und mir die armen Tröpfe, wenn sie von mir gehen und nichts

zu geben vermögen, wenigstens den Gefallen thun, dreimal hinter mir auszuſpucken — der Beſchreiung wegen! Ihr kennt das, was rebgiſch ſcheint. Ich erkläre es ganz natürlich. Etwas muß der Medicus als Miethe hän! Ufffchryba?! Gott ſige Dank! Das ſollte mit Rechten zugän!"

So war die Weiſe, wie Paracelſus in den Schänken die er vorzugsweiſe als Aufenthalt wählte, zu verkehren pflegte. Nach dieſem Bilde hatte man ihn auch heute am Baumgärtnerſchen Tiſche geſchildert. Nach dieſer Art ſich zu geben, hatten ihn ſeine Gegner, die „galeniſchen" Aerzte, wie er ſie nannte, als Prahler, Wirthshaushelden, Händelſucher, ja Säufer bis in's Uebertriebene bei Königin Maria an die Wand gemalt. Denn auch ſie ließ ihn zu ſich kommen. Alles lief in die kleine Herberge zum „Sparren," wo der Wunderthäter wohnte, und die Vornehmſten blickten vor Scham nieder, da ſie auf der Treppe, ja bis auf die Straße betroffen wurden. Und er nahm nie Geld!

„Ihr wäret nur ein Doktor der Armen — ?" fielen drei von ſeiner Begleitung und durcheinander ein. „Wurdet Ihr aber nicht ſchon berufen von Königen und Kaiſern? —" „Wart Ihr nicht beim Schah von Perſien?" „Habt Ihr nicht in Baſel ein ganz Domkapitel von den Franzoſen curirt?" — „Den Markgrafen von Baden, einen Hydrops, ſchier überm Waſſer gehalten?"

Einer der Sprecher war ein Buchhändler Augsburgs, Heinrich Steiner. Ottheinrich kannte ihn genau. Dieſer fiel ein: „Lebte nicht noch der große Froben, Deutſchlands größter Buchdrucker, wenn er ſich nach Euren Vorſchriften gehalten hätte? Zwei Tropfen Eures Laudanums hoben ihn von der

Gicht curirt. Er hat -- mit Euren drei Speuzern bezahlt! Aber nicht ausgeführt, was Ihr wolltet! Das war nicht Eure Schuld!"

Der Sprecher war ein Buchdrucker und hieß Cotta.

Es wurde den Hörern Zeit gelaſſen, ſich in dem aufgerollten Gemälde des Theophraſtiſchen Ruhmes zurechtzufinden. Dann fuhr dieſer ſelbſt fort: „Frobenius, der deutſche Manuzzi, mußte ſterben aus dreien Gründen. Erſtens, weil er die Seelen aller Autoren, ſo bei ihm verlegt haben, zu ſchwer auf dem Gewiſſen hatte; zweitens, weil jeder der Druckfehler, der aus ſeiner Offizina gekommen, als eine „Sünde wider den heiligen Geiſt" die Harmonie der Welten, den Einklang der ſieben Sphären ſtört; drittens, weil er ein andres Arcanum nahm, als ich verordnet und einen Diätfehler machte, was auf mein Laudanum wie Gift iſt! Ich ſcherze nicht mit einem Körper, der krank iſt. Den Galenſten iſt der Menſch vollſtändig gleichgültig. Ich gebe keinen Syrup und ſchmücke mich dann mit meiner Frau und meinen ſieben Töchtern zu einen „Geſchlechterball". Freilich, wer mir nicht gehorſamt, den holt bei mir etwas zeitiger der „Tüfel": der Tüfel hockt bei jeder richtigen Arznei hinter'm Apotheker. In der „Arzneyen", die ich gebe, reguiret Gott — Diabolus lauert aber auch an den Schwellen!"

Ein junger Mann unter den Neuangekommenen ſchlug mit den Zinndeckel auf ſein Glas und rief: „So wahr auch ich ein Verleger zu werden hoffe und dem unſterblichen Ruhm eines Froben nachzuſtreben geſonnen bin —"

„Ohne Kapital?" warf trocken und zu allgemeinem Gelächter Theophraſt dazwiſchen. „Wie heißt Ihr? Ah!"

unterbrach er ſich. „Ihr ſeid Oporinus! Guten Abend!“ Er reichte dem jungen Manne die Hand.

Oporinus*) zog eine mächtige Brieftaſche aus dem Latz ſeines Wamſes und knüpfte ſich ein Tintenfaß, wie man damals ein ſolches zugleich mit einem Federrohr, einem ſogenannten Pennal, bei ſich wie einen Dolch trug, vom Gürtel, „ſo wahr erkläre ich, daß am jüngſten Tage bei mir Druckfehler zur linken Seite Gottes ſtehen werden als Böcke, aber es werden Böcke ſein, die nur die Autoren ſelbſt geſchoſſen haben — !“

Theophraſt antwortete auf dieſe Aeußerung, die Heinrich Steiner's volle Zuſtimmung fand, mit einer Handbewegung, die eine Segnung ausſprach. Dann ſenkte er den Kopf, ſchwieg längere Zeit, erhob ihn zuweilen wieder und rief den Stubenmeiſter: ‚Was hat's? Die Schaarwache? Doch nicht ſchon aufbrechen?“ Kranke drängten ſich ihm näher. Schon hatte er den Puls eines der an ihn Herangetretenen in der Hand; er hatte um Rath gebeten und ſein Uebel mit leiſer Stimme beſchrieben.

Statt des Wirthes, der nur geſchäftig und lächelnd auf- und abhantierte, antwortete der vorhin als Collega Bezeichnete, der ſomit endlich erſt zum Weiterführen ſeiner unterbrochenen Rede gelangte: „daß es genau verrechnet werde, wieviel Ihr dem Archäo zugemuthet habt, wenn Ihr Abends, nachdem Ihr in der „Finſtern Stuben“ geweſen, nach Eurem beſcheidenen Verleger da, Mayſter Oporino, wenn Ihr ihm Eure unſterbliche Opera dictirt, an Bacharacher vertilgt! Eure Ehre reicht nicht! Bacharacher! Das iſt ſeine wahre

*) Ein berühmter Gelehrter und Buchdrucker.

Muße! Doctor Adolf Occo hat es neulich bei den Fuggern versichert. Und erst heute wollte, wie mir erzählt worden, Ambrosius Jung, bei Hans Paumgärtner auf einer Gasterei zur Begrüßung seiner Schwiegertochter Regina Hanold versichern, Ihr tränket jeden Abend Eure sieben Maß und ein Achtel Ober. Wie habe ich ihn getrumpft, als er sagte, Ihr seiet darum so ein Landläufer, der nur unterwegs curirt, weil ihr so die Folgen Eurer verunglückten Curen nicht sehen könnt!"

Und Ottheinrich hörte ja das Schrecklichste. Reginen hatte man also der ‚Ehrbarkeit wegen' so zugesetzt, trotz der Scene im Tanzhause so bearbeitet, daß sie sich zu einem Mahl hinsetzen und thun mußte, als läge zwischen ihr und Antonius nicht die mindeste Schuld! Der alte Hanold gönnte ihr darwegen ‚ihrer Päpstelei' und Rath Paumgärtner wollte das Ideal eines Familien-Vaters sein, das Erasmus beschrieben! Nur so gewann er vom Kaiser das Lehen auf Hohenschwangau.

„Lasset diese galenischen Tröpfe reden was sie wollen!" rief inzwischen Theophrast mit Feierlichkeit, rückte den Weinkrug, den er allerdings zur Hälfte geleert hatte, etwas unsanft von sich ab, stemmte beide Ellnbogen auf den Tisch und fuhr dann fort: „Ihr Wissen ist doch nur Feuer auf der feuchten See! Sie haben Perlen in der Hand und machen Kieselsteine daraus! Ihr akademischer Doktorhut ist aus dem Filz des Fortunahütleins geschnitten, so nur immer Geld und nichts als Geld, Geld, Geld einbringen soll! Und grauenhafte Schatten werden dermaleinst vor den Thron des ewigen Richters der Unterwelt, Minos heißt er, treten, heulend vor Frost und Zähneklappern, obschon die Teufel ihnen zu

Ehren alle Apotheken der Welt geplündert haben werden, um die Hölle zu heizen! Wer sind diese Kerle? Die Leibmedici der Fürsten, die Doctores aus den Reichsstädten, die ‚verriempten' Consultations-Professoren mit dem olympischen Stirnrunzeln! 'S sind die, so hier auf Erden den Finger so weise an die Nase zu legen verstunden, das Wasser so geheimnißvoll gegen das Licht zu halten, den pythischen Dreifußqualm aus den Nasen zu dampfen wußten und auf dem Altar des ewigen Gottes, der sich im kranken Ilech, im kranken Eſsalum größer offenbart als im gesunden, doch nur Mäusedreck opferten. Lasset sie mich bei Cyperwein verspotten! Etwan auch, wie ich höre, meiner Armuth? Bacharacher?! Ein feiner Wein, der freilich ihnen täglich durch die Gurgel laufen kann! Ja, ich nehme ihn als Präsent, wer ihn von Euch haben kann. Er liegt bei mir nicht auf Lager. Ich tausche aber drum nicht mit ihnen. Ich hüte, wie einstens die Arimaspen, Dasjenige, so die Greifen mir so gern — abgreifen möchten, das lebendige All des Einsſein der drei Urelementa, das ewig Vierte, verbunden durch Essentia quinta — die Welt nennet das bemitleidenswerthe glänzende Elend des gebundenen All-Einsſeins Gold. — Das besitze ich und hüte es in berghohen Klumpen! Aber nur die Fugger und die Paumgärtner sind daran schuld, daß ich noch nicht die Magnalia Gottes in gemeine landläufige Münze umsetze. Die Elemente haben noch das Privileg des Münzschlagens von Kaiser und Reich, von Dukaten ohne zu kippen und zu wippen. Ich hinterlasse, was ich habe, kommenden Geschlechtern, unausgemünzt und im Großen werden sie's erben. Tauch' Deine Feder ein und schreib's in Deine Tafel, Oporine! Er

unterhalten ſich ein wenig mit Ihrer Hoheit und werden dann ſehr höflich erſucht, ob ſie ihm nicht vielleicht das Frühſtück aus der Küche holen möchten. Der Herzog hat dabei immer eine Entſchuldigung als Motiv ſeiner Bitte. „Ich bin noch nicht angekleidet, Sir," heißt es. „Sie ſind ja gerade auf den Beinen, Sir! Machen Sie mich zu Ihrem Schuldner, Sir, u. ſ. f." Wenn der Herzog ausfährt, ſo ſind Kutſcher und Bediente ſeine jüngern Brüder, die neben ihm ſitzen, die Peitſche führen und den Schlag nur deßhalb aufmachen, weil ſie gerade den Vorſprung haben. Der Herzog hat, weil es ihn beunruhigt, vorn einen Kutſcher auf dem Bock ſitzen zu ſehen, ſich deßhalb auch für den Winter zu offnen Wagen bequemen müſſen, weil anders ſein Freund nicht neben ihm ſitzen kann. Man hat ſchon oft gefürchtet, daß er bei ſtrengen Jahreszeiten aus Demokratie erfrieren würde. Die Herzogin iſt nicht von beſonders hohem Stande, aber ſie hätte jetzt wohl Anſpruch darauf, da ſie die herzogliche Würde durch ein enormes Vermögen, das ſie dem Herzog zubrachte, erkaufte. Allein ihr Gemahl entzieht ihr jeden ebenbürtigen Umgang. Er ladet ihr oft Theeriſſten ein, wo die Weiber erſcheinen, von welchen das Geſchirr, das auf dem Tiſche ſteht, gekauft wurde. Seine Kinder, die nachgrade zu wachſen anfangen, ſind nicht ohne Unterricht; aber ſie erhalten ihn nur, weil ſie einſt ihr Brod ſelbſt verdienen ſollen. Der älteſte, der junge Lord John, iſt bei einem Tiſchler in die Lehre gegeben. Er ſoll alle Jahre ein anderes Handwerk erlernen und den Sultan, der nur eins verſteht, weit zu übertreffen ſuchen. Man iſt noch immer nicht darüber beruhigt, ob nicht der Vater doch noch einen ſeiner oft ausgeſprochenen Lieblingswünſche in Erfüllung bringen wird; nämlich der herzoglichen Würde zu

verachtete auch an den Quackſalbern, Galeniſten, Aviceniſten, daß ſie ihr Lebtag hinzubringen gewohnt ſeien nur wie die Huckler auf dem Markt, wie die Schneider auf dem Werktiſch, wie die Waſſergötter an einem Brunnen, ſo am Waſſer ſitzen und doch nicht ſchwimmen und nicht ſeefahren können, wie die kupfernen Hähne auf einem Thurm, ſo kein Bein bewegen und die Flügel nicht zu regen vermögen. Landfahrer?! Haben dieſe Medicaſter Orbem terrarum geſehen? Wie treiben ſie's! Einige Dutzend reiche Wänſte zapfen ſie ab, von deren Gebreſten leben ſie, von deren Krankheiten haben ſie ihre Geſundheit, von deren Waſſer ihren Wein, von deren Blei in den Gliedern ihr Gold. Ich ſei ein Landläufer?! Hinaus ſage ich, Trophraſtus von Hohenheim, hinaus muß der Arzt in alle Lande! Muß die Welt ſchauen! Wenige Krankheiten kommen zu uns, zumeiſt müſſen wir zu den Krankheiten kommen! Wo ſah Euer Oeco beim Herrn Fugger, ſeinem Patienten, ſchon das Bleifieber, von deſſen Gift in Ungarn und Tyrol ich hundert Fugger'ſche, die ihm das Gold, Neujahrs ſeinen Doctor zu bezahlen, ſuchen müſſen, befreit habe? Ei, ſchicket doch, Herr Paumgärtner, Euern Ambroſi Jung, Euern Gereon Sailer oder den Gaſſer, den Diefenbach in Eure ſalzburgiſchen Steinbrüche und laſſet Euch Euere Steinhauer curiren von ihrer Lungenkrankheit und dem ewigen Katzenjammer, genannt Steinbrecherkrankheit! Können's nicht, verſtehen's nicht, haben's niemals geſehen. Ein Arzt ſoll und muß ein gut Schuhwerk haben. Soll auch nicht die Profeſſoren, ſondern alte Weiber befragen, die Köhler im Walde, den Jäger auf der Pirſch — und, wenn's noth thut, ſelbſt den Mann im rothen Mantel unterm Dreibein, der's am beſten verſteht!"

Zunächst gruſelte es die Hörer. Alles ſchwieg. Dennoch war's der richtige Strich für die Erkenntniß des Volks Was den größten Widerwillen erweckt, iſt das Heilſamſte.

„Wozu trag' ich ein Schwert?“ fuhr Teophraſt, auf dem eiſernen Korb ſeines Schwertes die Hände zuſammenfaltend, fort. „Um mich zu „verthädigen“? Dazu tragen wir Doctoren das Schwert nicht. Hab's ja auch in Baſel tragen, wenn ich in's Colleg ging und dozirete. Das Schwärt —“ er zog die halbe Länge der Klinge heraus und ließ ſie klirrend wieder in die Scheide fallen — „hat mir genützt, wenn ich auf meinen Reiſen in die Hände der Diebe, und Mörder kommen war, in Pohland und in der Walachei. Nicht wegen des Kampfes. Sondern weil es zeugte, ich ſei der Letzte meines Stammes, ein Ritterbürtiger, vom ſchwäbiſchen Adel, und könnte um deshalb ein Schwert tragen, obſchon bereits mein Vater ſelig ſtatt eines Straßenplackers, was des Adels Tugend jetzund geworden, ein Pflaſterſchmierer geworden, aber zur Wohlfahrt der Menſchheit, und ich ſein erſter Geſelle gleich hernach, als ich geboren wurde — nicht auf hohen Burgen und Prunkgemächern, ſondern unter friſchem Tannenholz, an welchem nichts glänzet als das Harz, ſo wir aus ihm ſammelten. Die Hirten von Einſiedeln zu Schwyz im Eidgenoſſenland waren meine erſten Meiſter, ein Spital war meine hohe Schule, meine Apotheker waren die Ziegen, die mich gelehrt, welche Pflänzlein Salz enthalten und welche nicht. So lehrte ich den Menſchen Rath geben. Meine Mutter ſelig, ſie war im Spital die Wartefrau, die hat mich gelehrt, was am Krankenbett der menſchliche warme Odem der Pflege ſei, der Geiſt der Liebe, ohne den der Menſch elend

vergeht. Eine Wunde, so guten Eiter treibt, der frisch abgenommen wird, ist ein Balsambüchslein, so von Gottes Allgegenwart mehr enthält als manche Monstranz, so aus dem heiligen Brot, daß der Geiz nicht erneuert, Würmer auskriechen lasset. Aber nein! um das alles trag' ich nicht das Schwert. Das Schwert hier — das soll sagen: Jeder Arzt hat einen Beruf zu Tapferkeit und zu hohem Muth! Ein Arzt ohne Muth ist wie eine Rose ohne Duft, wie Honig ohne Süße. Der Arzt, der nicht einen Muth hat wie Daniel in der Löwengruben, kann dem Gott mit den beiden Schlangen um den Stab nimmer dienen. Saget doch schon Hippokrates: „Ein Arzt sieht das Furchtbare!" Drum soll sich just der Arzt rüsten, sich mitzufürchten. Er soll nicht scheuen den Kampf mit der Natur, wenn sothane Megäre wild wird, mit dem Gebresten einreitet wie ein unerkannter Ritter, mit niedergelassenem Visir, eisernem Harnisch und einer Lanzen, dreimal männerlang auf hohem Roß, schwarze Todesfedern am Helm und verkünden lassend in die Schranken des Turneys: Heran da! Wer wagt's! Ein Gspiel mit mir! — Da sage ich: Mein Patient muß! Nun komm du nur an mit deinen Apotheken, Jung oder Deco, welche Collega auf mich bei Fürsten und Herren schimpfen, komm mit deinen ellenlangen Latwergenzeddeln, deiner abgestandenen Zweitausendjahresweisheit von Sanct Aristoteles an bis zu dem letzten hochweisen Katheder-doctor, so dir die ersten Würmer aus der Nasen gezogen haben in Prag und die Ducaten aus dem Sack für deinen Doctorgradus!

Wirst bald das Hasenpanier ergreifen, nichts wagen, nichts auf's Spiel setzen! —

Zumal aus meiner Metallapotheke! Das ſei ferne von mir! — Auf's Spiel ſoll geſetzt werden der Glaube an Gottes Herrlichkeit —! Mußt' den Arm ausſtrecken, Zwerglein, als wärſt ein Rieſe und könnteſt den Puls des Firmamentes befühlen! Gott, der Herr Himmels und der Erden, der wird dir ſchon beiſtehen, wenn dir dein innerer Adech, der geiſtige Führer, geſagt hat: Das verſchreibe und dem vertraue! Recipe: Drachengeil, Nieren vom Löwen eine Drachme, Schlangenhaut zwei Unzen —! Muß aber bei mir lachen, daß tauſend Jahre lang die Juden ſo große Doctores geheißen worden. Meine die Juden von Spanien! In Frankenreich, in Burgund, in deutſchen Landen haben eben die jüdiſchen Doktors mit dem alten arabiſchen Sauerteig, wie mit ihrem Talmud, bis auf den heutigen Tag an hoher Herren, der Kaiſer und Könige Leibern herumcurirt. Konnte das nütze ſein und Historiam medicinae weiter befördern —? Juden ſind gläubig, haften am Ariſtoteles. Juden tragen kein Schwert, ſind friedſam, demüthig, ſchleichhaft, unterthänig. Wo ſoll der armen Jüdiſchheit der Muth gekommen ſein, zu einem Chriſten zu ſagen: Vogel friß oder ſtirb! Juden haben keinen Muth, einem Chriſten nur ein Gran Schwefel zu reichen. Es könnte ja heißen, ſie wollten Se. Majeſtät von Pohlen vergiften. Auf meinem Sigel ſteht zu leſen: „Wer ſeines zu ſein weiß, der ſei keines Andern!“ Der Glaube eines Medici an Gott, welcher ſich im Arcanum offenbart, muß ſein feſt, ſicher wie wandelnd auf dem Meer, nicht aber der Glaube an Galen und Aviccnna und Talmud. „Paulus ſchleuderte die Otter in's Feuer und ihm widerfuhr nichts Uebles.“ Heißet: Sei tapfer in deinen Medizinern!

Oceo und Jung dahier hätten die Otter so an Pauli Hand hängen blieben und ihm schon das tödtliche Gift in's Blut einließ, erst lange beschworen mit Abrasax, heiliger Hippokrates, heiliger Galenus, heiliger Celsus! Paracelsus sagt: Schlentere sie von dir! Drum trägt er ein Schwert und — seinen Doktorhut nur wenn's regnet*)."

Die humorvolle Ideenassociation, mit welcher die Rede des Doktors geschlossen hatte, bestimmte ihn, sich mit dem vollen Rest des Bechers die vom Sprechen trocken gewordenen Lippen anzufrischen.

Oporinus notirte manches von dem Gesprochenen und Heinrich Steiner sagte lachend: „Brüderle, das gibt im Druck zwei Seiten —! Zahlst auch eppes dafür?"

Das Gespräch wurde unterbrochen.

Es wiederholte sich die Scene, die seit einiger Zeit in der „Finstern Stube" allabendlich stattfand. Wenige der Gäste behielten ihre Plätze. Alles drängte in die enge Stube, die vom Qualm der Lampen, von den Ausdünstungen der Menschen, der Speisen und Getränke, welche sie zu sich nahmen, eine Luft zum Ersticken verbreitete. Man stand voll Bewunderung, die Scherze zwar belächelnd, aber gewonnen und gläubig. Ab und zu trug einer einen Schaden vor, für dessen Heilung Theophrast entweder sofort eine Antwort oder den Bescheid ertheilte, man sollte sich zu näherer Untersuchung in seiner Behausung einfinden.

„Ich wohne", sagte er, „wie ich nicht durch einen Hans-

*) Es bedarf wol keiner Erwähnung, daß diese Schilderungen sich auf die Lektüre der Paracelsischen Schriften begründen.

wurſten an Eurem Perlach brauchte ausrufen zu laſſen — die zornigen Hähne, meine Collegen krähen's ſchon überall aus — ich wohne bei meinem würdigen Freunde hier, dem Bekenner meiner Lehre, **Doktor** Thalhauſen. Wiſſet Ihr, warum der gottesfürchtige Heide Sokrates, als ihn die Einwohner von Athen, die undankbaren, blinden Heiden, gezwungen den Giftbecher zu trinken, Befehl gegeben, dem Aesculapio, als welcher denen Heiden ihr mediciniſcher Götze geweſen, einen Hahn zu opfern? Zum Zeichen der Geneſung! ſprach der würdige Mann, das heißt, daß dies Leben hier auf Erden eine Krankheit, erſt der Tod die ewige Geſundheit ſei. Es hat das auch oft genug unſer aller heiligſter Herr und Erlöſer gepredigt und ſelbſten ſein hochheilig Haupt nur um deswillen zum Sterben auf ſeine Schultern geneiget, um in himmliſcher Auferſtehung, mit verklärtem Leib, wo gleichſam die Luft ſelbſten ein Gewand anthun wird, feiner denn Seiden, fortzuleben bis zum jüngſten Tage, wo wir ihn erſchauen werden in ſeiner Herrlichkeit. Einen Hahnen aber ließ Sokrates denen Aerzten deshalb opfern, weil der Hahn, wie der Franzoſen, ſo der Aerzte Spottzeichen iſt. Schau doch einer einen ſolchen Tyrannen des Hühnerhofes an, wie der da ſo pluderhoſig und breitbeinig unter ſeinen Hennelein ſchreitet! Roth iſt ſein Kamm, hat Sporen an den Füßen, blähet ſich auf, leidet nimmer, daß ein Körnlein auch einmal an ein ander Hühnlein komme, als an das, ſo er gerade jetzund ſeiner Gnaden würdiget. Das iſt der Franzoſen und der Medici Art, weshalb jene auch Gallier, d. h. Hähne, Streit-, Zank-, Kollerhähne genennet wurden ſchon zu der Römer Zeiten. Eben ſolch anmaßlich, herrſchſüchtig, ſporenbenie, aufgeplüſtert,

kollrig, hochnäſig Federvolk ſind die galeniſchen Doktores und lateiniſchen Medicinalräthe, die patentirten Verſorger der Friedhöfe, die guten Gevattern der Leichenwaſchweiber, die Seelhausfuhrwerker mit der langen ſchwarzen Peitſchen des Todes. Drum ſagte Ehren-Sokrates: Opfert Aesculapio einen Hahn! Heißet: Opfert ihm für meine Geneſung einen graduirten, hippokratiſchen, in Ferrara oder Salerno mit dem achtfach gebrochenen Hut verſehenen Doktor, am liebſten einen fürſtlichen Leibmedicum! O, ihr Männer von Augsburg, ich ſage euch, kümmert Euch nicht um die ſcharfen Krallen dieſer Hähne Occo und Jung, Sailer, Gaſſer und Dieffenbach! Kommt zu mir und laſſet mich Eure Gebreſten anſchauen! Das habe ich ſchon geſehen; auch ganz beſondere Augsburger Uebel gibt's, die nur hier zu Land wuchern. Denn jed Land hat ſeine eigenen Krankheiten. Jed Land hat ſeine eigene Heilart. Was in Engelland hilft, hilft nicht in Pohland. Aber um Eins muß ich bitten. Laſſet uns jetzt etwas von friſcher Luft zukommen, Ihr Leut! Friſche Luft iſt der Nimbus aller geſchaffenen Dinge, der Samenbehälter Sanitatis, auch der fröhlichen Unterhaltung! Jagt jetzt einmal auf Euern Fährten und laſſet uns die unſrigen, wenn wir Euch auch feierlich verſprechen, nicht mit einander Latein reden zu wollen!"

Die Gäſte gehorchten und gingen an ihre Plätze zurück. Mit dem Volk muß man nur humoriſtiſch ſprechen, ſo lenkt man es am Strohſeil.

Theophraſt hatte das Bedürfniß, einen Kranz von Hörern um ſich zu haben. Er ſtudirte und ſchrieb nicht einmal für ſich allein. Er mußte dictiren. In dieſem Rapport mit einer ihm entgegen getragenen Spannung lag für ihn ein Reiz,

der ihm Schwung und Begeiſterung gab. Oporinus wußte das. Er bekam keine anderen Manuſcripte von ihm, als die er ſeinen Reden nachſchrieb.

Schon ſofort trat ein Anlaß ein, der die Corona der Zuhörer zur Hälfte zur Auflöſung brachte.

Von dem finſterſten Winkel der „Finſtern Stube“ aus erſcholl eine kräftige ſonore Stimme, die im Gegenſatz zu der von Theophraſt gegebenen Verheißung, es ſollte nicht lateiniſch geſprochen werden, eben in dieſer dem Volk durch den alten Kirchendienſt in ihrem Klang wohlbekannten, aber auch durch Diskreditirung der Meſſe immer unbeliebter gewordenen Sprache ſich vernehmen ließ.

Ottheinrich ſchärfte ſeinen Blick und erkannte in dem Sprecher den Magiſter Rhodomantis von der Landſtraße. Den alten Hans ärgerte die Geringſchätzung des lateiniſchen Idioms. Was war er noch in der Welt, wenn man nicht mensa dellinirte!

In einer dunklen Ecke hinter'm Ofen, dicht an der verräucherten Wand, hatte er ſeinen Wein getrunken und erhob ſich jetzt wie der Rieſe Goliath. Die Nothwendigkeit, hier für ſein eigen Geld zehren zu müſſen, der Neid auf die einem Anderen gewidmete große Aufmerkſamkeit, auch vielleicht jonniger Verdruß über die ihm in Augsburg nicht mit allen Glocken von den Kirchthürmen gewordenen Aufnahme, ſchienen den alten Philologen in die übelſte Laune verſetzt zu haben. In lateiniſcher Rede fuhr er heftig die Gäſte an, dann wandte er ſich mit gemildertem Ton an Ottheinrich, den er vom Zuſammentreffen auf der Landſtraße wiedererkannt und ſchon lange, ohne daß letzterer es bemerkte, fixirt hatte, zuletzt mit

hämisch ironischem Lächeln und langsam jedes Wort dehnend an Theophrastus selbst:

„De te narratur fabula, qui, ut vulpecula, simulas uvam Latinitatis esse acerbam, quia ornamentum verae doctrinae vides suspensum in arboribus altioribus, quam quas bestialitas tua possit ascendere —!“

Doctor Thalhausen, den er wie einen Barbierer, einen Pflasterschmierer geringster Sorte hinstellte, und die Genossen der Zukunftsmedizin griffen nach den leeren Bechern, als wollten sie diese dem frechen Sprecher an den Kopf werfen.

„Ruhe!“ herrschte aber Theophrast, der „Meister“, und reichte in größter Gelassenheit dem Wirth seinen Becher zu neuer Füllung. „Welches Ungethüm“, begann er, „erhebt sich dorten in dem Winkel und will uns belehren, daß ich die lateinische Sprache nur schmähte, weil sie mir zu hoch hinge, etwan wie die Trauben dem Füchslein? In Welschland habe ich zu öfternmalen auf Stiegen, so zu Häusern der Fürsten führten, die seltsame Figuram Bestiae Sphinx abgebildet gesehen, so hervorgegangen sein soll aus Sodomiterei eines Menschen mit einer Löwin, und zusehends ein Weibsbild geworden, soll aber denen alten Egyptern ein Mannsbild gewesen sein, so uns Nüsse zu knacken aufzugeben sucht, und wann wir dazu nicht die Zähne haben, schier aufzufressen begehrt. Sothane zweischlächtige Bestien hab' ich immer nur liegend abgebildet gefunden, zum Zeichen ihrer Ohnkraft. Hier jedoch erhebt sich nun einmal ein solch' Thier, steht und wandelt wie andere Creaturen! Eine Sphinx, auf zwei Beinen stehend — und über ihren eigenen Löwenschweif stolpernd — das ist eppes „Rües!“ Seid aber dütlicher,

fabelhafter Ohnbekannter, daß wir Dich faſſen, und vorläufig — friß' uns nicht!"

„Du zeichneſt, Quackſalber", fuhr Rhodomantis, theilweiſe in lateiniſcher Sprache, theilweiſe in oberdeutſchem Schwäbiſch, zu reden fort, „nur Dich ſelbſten! Oder ſollteſt Du des unſterblichen Alciati Emblemata nicht kennen? Laß ſie Dir erklären, Du Schänder der Latinität, von ſolchen Aerzten dieſer Stadt, die ſich ihren Doktorhut rite an denen Sitzen Minervens erworben haben! Wiſſe, Sphinx iſt der Ohnwiſſenheit Symbol! Als ſie in Theben ihren Oedipus gefunden hatte, ſtürzte ſich die Beſtie in den Abgrund; ihr Latein war zu Ende — wie jetzt mit Dir! Mit vollem Grund haben die ſtudirten Galeniſten dieſer Stadt geſagt, daß Dir die Aberhunderte, die du ſchon mit dem Schwert deiner muthigen Ignoranz hingerichtet haſt, keine Ruhe laſſen! biſt aus Schwyz! Kanton Einſiedeln, wo die heilige Jungfrau für alle Abreiſende Wunder gethan hat! Die Gaſtwirthe leiden keinen Aufenthalt, weil Lumpenvolk genug da iſt.

Es war Zuſammenſtoß zweier Richtungen der Zeit.

Schon als die beizende Lauge des Gegners den eingebildeten Giganten getroffen, hatte ſich Rhodomantis wieder niedergeſetzt und hielt nur noch zornig die Fauſt über dem Deckel ſeiner Kanne geballt. Seine rothe Naſe ſchimmerte vor Anſchwellung der Adern in's Bläuliche. Der Höcker auf ihm ſchien zu wachſen. Die Augen fingen an aus den Höhlen zu treten. Der beleidigte Schulmann iſt unerbittlich. Die Ueberzeugung, daß er hier den kürzern zog, ließ ihn vor Wuth kochen. Der Heilkünſtler hatte die Volksmeinung für ſich.

entſagen und in Leeds ein Fabrikarbeiter zu werden. Seine Gattin wird kein anderes Mittel wiſſen, als in Leeds eine Adreſſe an ihn mit Unterſchriften bedecken zu laſſen, worin ihm die Arbeiter für ſeinen Entſchluß danken, ihm aber ernſtlich anrathen, lieber ihrem Verdienſte zuweilen eine Zulage zu geben, als ihn zu verringern durch ſeine gewiß unentgeltliche Concurrenz. Den Herzog in ein Narrenhaus zu ſperren, wird ſich nicht machen, weil in dieſem Falle ein Aufſtand des gemeinen Volks zu befürchten ſteht; Vernunft iſt das, was die Menge dafür halten will.

Man kann Thiſtlewood, man kann die Verſchwörer, welche die Bourbonen hinrichten ließen, man kann die unglücklichen Tugendbündler und „Demagogen" in Deutſchland keine Märtyrer des Liberalismus nennen; denn alle dieſe Opfer der Politik und ihres eigenen Willens handelten im Auftrage beſtimmter, von verglichenen Zeitabſchnitten abſtrahirter Theorieen und haben dem eigentlichen Ziele des Liberalismus mehr geſchadet als genützt. Der Liberalismus ſchließt niemals das geſetzmäßige Verfahren aus. Er iſt nur eine Methode, eine Anſchauungsweiſe, er iſt eine Emanzipation des Herzens und Verſtandes, er hat darum noch keine beſtimmten Zielpunkte, die in dieſen oder jenen fertigen Einrichtungen beſtehen. Er haßt allen Geiſtesdruck, allen Egoismus in Sachen der Religion, Politik und Moral; er ſpricht für die Befreiung der Induſtrie von den ſie drückenden Laſten, er befördert den Volksunterricht, er ſchwärmt über die Theorie der Armen; er emanzipirt die Juden, die Katholiken, die Sklaven. Der Liberalismus iſt mit einem Worte die Philanthropie des vorigen Jahrhunderts, nur mit dem Firniß unſrer Zeit, mit der Beſtimmung der Jetztwelt. Die Phi-

Ob ſich gleich Ottheinrich von dem Arzt und der eigenthümlichen Anſchauung des Naturlebens, welche derſelbe vorgetragen hatte, mächtig angezogen fühlte, ſo empfand er doch nach der Milde ſeines Gemüths mit dem Magiſter der Landſtraße um ſo mehr Mitleid, als er glaubte, den Zorn deſſelben, den Unmuth über eine demſelben vielleicht widerfahrene Täuſchung mit dem Schickſal der ihm anvertrauten Kinder in Verbindung bringen zu müſſen. Es war nicht blos Neid oder Entrüſtung über die Nichtachtung claſſiſcher Bildung, welche den langen Scholaſtiker ſo ergriff, ſondern eine lange Erregung mochte noch von andern Urſachen, die mit ſeinen Hoffnungen auf die Sanct-Annenſchule zuſammenhingen, herſtammen. So fragte er ihn denn im liebevollem Tone, ſo daß es alle hören und als eine in der Noth dem Magiſter gebrachte Hülfe deuten konnten: „Sind Euch doch Eure Wünſche, ſo Ihr vor einigen Tagen hinter Roßhaupten am Lech dem Ritter von Hohenſchwangau zu erkennen gegeben, glücklich in Erfüllung gegangen? Ich meine, Ihr verbleibt in Augsburg, und werdet Mitarbeiter Eures Münchener Jugendfreundes bei „Sanct Annen“?

Rhodomantis nickte flüchtigen Dank und antwortete: „Nein, ich ſchüttle den Staub der Stadt von meinen Füßen!“

Der Jugendfreund war der entwichene Arſacius Seehofer, der ſeine erhoffte Stelle ſchon inne hatte.

Die Stille, die nach dieſen Worten eintrat, benutzte der alte Oberſteiger, um ſich dem Doktor Theophraſt für die Art, wie ihn dieſer in ſeine gelehrten Erörterungen hineingezogen hatte, dankbar zu erweiſen. Er redete ihn mit den Worten an: „Das iſt nun ſchon manch Jahr her, ſeit ich Eure

Wohlweisheit zu Schwatz in Tyrol gesehen habe. Ich glaubte damals, Ihr wolltet ein Bergfahrer werden!"

„Das war ich auch, Alterchen!" antwortete Paracelsus. „Bin oft im Schoß der Erden gfi'." In Kärnten und in Pohland! Habt Ihr damals, wo Ihr mich zu Schwatz gesehen, am Arzberg oder am Falkenstein Schicht gemacht?"

„Im Laborantenthurm beim Herrn Sigmund Fugger bin ich gestanden mit Euch selbtander an den Kappellen!" antwortete Matthias Gretmitzer.

Da stand der Doktor auf. „Haben wir zusammen Alchymie studirt!" rief er und trank dem Alten freundlich zu. „Sigmund Fugger und Jörg Thurzo, beides edle und veste Herren des Adels, haben in die Geheimniß Naturae etwas weiter hineingeschaut als Albertus Magnus und Raymund Lullus. Wenn die Menschen jetzt gar so übel auf die Hoffart derer Fugger zu sprechen sind, so sage ich immer: Vergebt es ihnen um meines Sigmund und des alten Grafen Thurzo willen! Hände und Füße haben sich manchmal die Herren verbrennen lassen beim Abtreiben Silbers von Blei, Anlassen und Fürlaufen am Schmelzofen! Das Gift von Arsenik war ihnen, man sah es, in's Blut gangen und hatte sie bleifarben macht wie arme Spitallent' — die reichen Herren! Mein Himmel, habt ihr das gesehen, wie ich, ein jung Blut damals, das soeben erst vom Pflasterkasten des Vaters im Schwytzerland kommen und von etzlichen Schulen, wo mich Bischöfe festgehalten, um da des Magisters divinam sapientiam, Verba regularia et irregularia, zu lernen, mich mit dem rothen und dem weißen Löwen herumschlug und von Herrn Sigmund Tincturam auream haben wollte? Herr Sigmund, der

Herr Fuggerherr, sprach zu mir: Nimm Zinn oder Blei, Safran, so viel du willst, leg das in ein stark Gummiwasser, misch das unter ein Drittel Essig, thu das zusammen in einem Häfli, laß das weichen über Nacht, laß alles wohl über einer Gluth sieden, bis es dick wird als ein Honig, seih' es dann warm durch ein weiß Tüchli, druck die Goldfarben wohl heraus aus dem Tüchli in ein ander Scherbli und bestreich dein Zinn oder Blei damit — schau, wird's wie Gold sein —! Wenigstens Gold scheinen und streichst damit Kupfer an, wird's ihm einen goldnen Glast geben —! Die Leut' glaubens. Aber — nun griff Herr Sigmund nach einem Federkiel und hierauf nach einem Spaten — was das von Gott gemachte Gold anbelangt, das möcht kein Mensch, es sei denn, er sei fleißig mit dem da oder mit dem —!"

„Bei Euch konnte das auch soviel heißen, als:" fiel der Alte ein, „Studirt auf die Art nur fleißig weiter! Ihr habt doch wohl irgendwo ein Schlößchen?"

„Das ihm der Teufel hütet!" fiel der verbissene Rhodomantis ein.

Theophrast wandte sich nach dem bösen Gegner, der nicht endlich Ruhe geben wollte, sah ihn lange an und richtete an ihn die Frage: „Kennt Ihr den „Tüfel" —?"

Rhodomantis murmelte eine Anzüglichkeit.

„Würdigster Donatus, bei Narren saget Ihr vielleicht? Und bei Säuen sei er? Soviel ich versta..den. Großer Quinctiliane, nimmer ist Diabolus so dumm und geht in Säue und in Narren! Diabolus sucht sich angenehmere Plätzle aus, da es vergnüglich ist, als Mägen von Dom-

herren, so Fasanen verspeisen, Köpfe von Rabulisten, Sophisten, Rhetoren. Diabolus sollte in Narren fahren! Ach, welch' falscher Glaube im Volk, der „Teufel" wird um Gnade bitten. Gerade da muß man Abracadabra rufen und pax allen guten Geistern! wo ein Staatsmann die Stirne in gewitterschwangere Runzeln legt, wo ein feiner Hofmann das Schwarze in's Weiße, das Weiße in's Schwarze umlächelt, ein lateinischer Gelehrter seine Rede auf die Wahrheit einstudirt und sich dabei befleißigt auf ein richtig quod und nur bei allen Heiligen kein quia Satan! Lernt das doch, ihr Menschen, wer ist denn Satan? Satan ist der Ohngeist, der Muthwille und Uebermuth, poltert Ordinem Naturae zusammen und wohnt vorzugsweise dicht bei denen gelehrten Schulen und treibt sein Affenspiel mit dem Witz, mit dem Geist. Aber in Säue und in arme Tröpfe und Simpel, da hinein fährt der Hochmüthige nicht."

Schon lange hatte Cyriax, der endlich gekommen war, seinem Collegen gewinkt und ihn, der wehmüthig diesem Treiben der Welt Zuhörenden, sich zu neuen Lebenseindrücken Rüstenden, am Aermel gezupft, er sollte aus der Gelehrtenstube hinaus in den behaglicheren Weberschaumeisterwinkel kommen, dort sei nur vom Kaiser und Reich die Rede, und Jeder behielte Recht. Der Altgesell und Meister Hayfermann hätten dort schon Platz gemacht. „Nur noch ein Weilchen!" bat Ottheinrich. Mit zu lebhaftem Interesse hing er an den Lippen der Streitenden. Er fühlte es wohl, wie der Kaufmannsstand nicht sein Beruf war. Auf der Höhe der Zeit zu stehen, vom Angesicht Gottes beschienen, reden aus der Fülle seines Wissens, Forschens — o welch' ein Glück,

welch' eine Wonne, unter ſolchen Umſtänden Menſch zu ſein! — „Alter,“ begann Theophraſt zu dem Steiger gewendet, „Ihr habt es hundert Lachter tief unter der Erde geſehen, die Erde iſt noch nicht fertig. Alle Tage wird ſie neu geboren, ergänzt, verjüngt. Feuer brennt und Waſſer ſiedet im innern Keſſel zu jeder Stund. Wer weiß, was noch alles kommen wird! Liſſabon war ein Vorſpiel! Aber mehr brauchts im Laborantenthurm nicht, um das ſo heiß erſehnte Gold zu machen, als Thurzo ſagte. Macht nur die Miſchung wie die Natur, und Ihr habt das ächte. Und was kann der Menſch nicht noch alles zu Stande bringen —! Man muß nur ſubtil zu Werke gehen. Gar ſubtil. Fein ſtill und leiſe. Da denk' ich immer — es iſt ein Beiſpiel — nehmt Einer ein Hühnerei, legt's unter'n Arm in die warme Achſelhöhle, wacht und ſchlafet damit und zerdrückt's nit und in dreißig Tagen habt Ihr ein Küchlein zur Welt gebracht. Engelsgeduld! So muß der Naturkundige forſchen, eben ſo ſubtil, eben ſo Gottes Athemzüge belauſchen. Macht er ſelbſt im Schlafe einen Ruck, ſo zerbricht das Ei! Dreißig Tage Demuth und das Küchlein iſt da. Vielleicht auch Gold. Jetzt werfen ſich die Großen drauf, die Ritter fallen nur in Spekulanten-Hände. Schade drum. Merkt Euch das auch für die Schule, Herr Rhodomantis! Erziehe deine junge Brut auf's Eierbrüten unter'm Arm! Das iſt der Anfang aller Weisheit. Der Menſch der da lebt, als trüg' er ein Ei unter'm Arm, wird ſittſam, [illegible] fromm, andächtig, grad' ſo geſchickt ſein, wie wer ein groß Staatsgeheimniß abzuwarten hat. Ein junger Freund da von Hohenſchwangauer Land— das ſcheint mir einer, der ſo ein Ei unter'm Arm bebrüten

könnte —! Wie heißet Ihr? Wo kommt Ihr her? wandte er ſich zu Ottheinrich.

Ottheinrich antwortete hocherröthet: „Kaufmann —“

„Goldmacher alſo auch!“ ſagte der Oberſteiger. „Nur auf andere Art! Die Fugger haben zweierlei Art, Gold zu machen.“

Von allen Seiten rief man: „Ein Baumgärtnerſohn!“ Es war ein Witz auf der Bierbank.

Theophraſt ſagte reſpectvoll: „Habe Euern Herrn geſprochen. Er klagte trotz Doktor Jung über Schmerzen da und dort. „Sorget nur immer,“ mußt ich ihm ſagen, „für den Archäus, dann werdet Ihr geſund bleiben und nicht in die Hände der galeniſchen Papiſten fallen oder in die der noch lateiniſcheren Apotheker — lateiniſch ſag' ich, wenn ſie auch manchmal die Recepte nicht leſen können! Der Archäus, das iſt der Magen! Der muß dem Menſchen allzeit ſagen: Gott macht einmal eine Ausnahme von der Regel und läſſet dich doch nicht ſterben, wie er doch den Schuſter von Jeruſalem damals, den Ahasver, nicht hat ſterben laſſen wollen! Der Archäus, zu wiſſen, iſt der Vize-Regent im Menſchen, thronet er nicht zu Häupten, ſondern da, wo unſer geſammt Gebäu ſeinen Halt hat, ſo macht er manche hundertjährig. Alles gehorchet ihm, jeder Athemzug, jed Bluttröpfli iſt dem Archäo unterthan. Könnte Archäus herfürtreten, ſo wäre er bei denen Geſunden ein ſchöner herrlicher Jüngling, anzuſchauen ſchier wie ein Engel, ernſt und milde zugleich, wie Sanct-Michael und ohne Schwert ſein. Iſt aber der Menſch krank, wehe, dann geht Archäus wie ein alt Männlein — nicht gleich an Krücken, er ſtreitet, ringt wie ein Kunſtfechter, legt

ſich aus und ſtößt mit ſeinem „Duſſel“ nach rechts und links, hat auch, wie die Krankheit, einen Deckſal vorm Antlitz, irret und necket den Arzt und den Kranken ſelbſt ebenſo wie ſogar die Krankheit — Archäus, das göttliche Gelüſt, durchaus geſund zu ſein und den Teufel zu überwinden, kann in Wahrheit kein Sclave oder Bettler oder Ueberwundener werden. Stirbt aber doch der Menſch, ſo entfleucht Archäus wie ein Vöglein, zwitſchert noch lieblich ein Sterbelied auf den erblaſſenden Lippen des Menſchen, in welchem er ſeither gethronet, und ſteigt empor zu unſerm himmliſchen Vater! Gute Nacht, allerſeits!“

Mit dieſen erſchütternden Worten erhob ſich der großartige, vielverkannte Denker. Allerdings mußte ihn Oporinus führen, und Mancher ſagte: Er hat ſchwer geladen! Aber Grennitzer gab ihm das herrlichſte Zeugniß.

Cyriax führte jetzt Ottheinrich in den Weberſchaumeiſterwinkel, wo die Aeußerung, daß ſich der Adel mit Goldmacherei beſchäftigt, mannigfache Bemerkungen hervorrief. Auch Grumbach wurde genannt, von dem Ottheinrich den Hayſermanns erzählt hatte. Denn der Name des Unbekannten war doch herausgekommen.

„Alt Geld macht alten Adel —!“ riefen andere beſtätigend.

„Heerſtand ſchindet Nährſtand —!“

O! wies man dieſe Rede zur Ruhe. Sebaſtian Schärtlin ſtand in hohem Anſehen in der Stadt.

„Was ſagt man von den Fürſten —?“ fuhr ein Andrer fort.

„Regibus longas esse manus! dixit Horatius!“ antwortete Rhodomantis, der jetzt Oberwaſſer bekam, ſeitdem

Theophraſt gegangen. „Aber jetzt ſind die Hände Mancher daumenkurz geworden!“

Er erläuterte ſeinen Spruch auf Deutſch.

„Die Fürſten können nicht mehr in die Geldtaſche greifen!“ lautete die zuſtimmende Erläuterung von Einigen.

„Sind aber auch zu beklagen!“ ſprach ein Vermittelnder. „Will ein Fürſt einen Apfel haben, ſo ſchreibt ihm ſein Geſinde gleich den ganzen Baum in Rechnung.“

Plötzlich geſchah etwas Ueberraſchendes. Mit dröhnendem Schritt näherten ſich Bewaffnete. Einige laute Sprecher ſchwiegen plötzlich. Sie ſahen Stoffel Sorge, den Führer der Stadtwache. Was war nur geſchehen? Wem galt das?

Die letzte Wirthshausſtunde, die ohne Strafe geſtattet wurde, war vorüber. Man nahm es ſonſt mit der Befolgung der geſetzlichen Vorſchriften in dieſem Punkt nicht allzu genau. Seit einigen Tagen jedoch, ſeit Anweſenheit der Schweſter des Kaiſers, befolgte man die Vorſchriften mit größerer Strenge.

Da aber doch der Polizeiſchluß hier in der „Finſtern Stube“ ſeit lange heute zum erſtenmal wieder vorkam, ſo glaubten anfangs die Freunde des Paracelſus an einen dem Doctor von ſeinen Gegnern geſtellten Hinterhalt.

Rhodomantis ſchien ebenfalls nicht das ruhigſte Gewiſſen zu haben. Er ſchlich am Ofen herum und verſicherte ſich der kleinen rundbogigen Thür, die aus der „Finſtern Stube“ in die Küche, den Keller und von dort vielleicht auf die Straße führte.

„Laſſet! Laſſet!“ rief Stoffel Sorge. „Wir haben, was wir ſuchen!“

Zwei Männer wurden abgeführt.

„Vetter", rief der Obersteiger, „ich lasse meinen Kopf, die Kerle kenne ich. Es sind Bock und Böhme, die ehedem Kammerknechte der Königin von Ungarn sein wollten. Hat sie die Nähe der Königin so frech gemacht! Haben Sie gebettelt? Gedroht? Lasset uns jetzt gehen! Mir wird schwül in der Luft. Bock und Böhme! Sie warens, die einst die Fugger in Ofen ersetzen wollten, als die Königin den Versuch machte, allein zu regieren!"

Mit dem Ausdruck der äußersten Verwunderung trennte man sich. Vielleicht für's Leben —! Vielleicht für ein baldiges Wiedersehen!

Wie gut es doch liebende Seelen verstehen, Freunde scheinbar in fröhlichem Triumph über ihre Leiden hinauszuführen! Ottheinrich mußte gehen. So bekränzte ihn alles, was ihn liebte, noch mit Blumen und spielte ihm wie zum Tanz auf —! Ottheinrich, wehmüthig, dachte an die Bekenner, an den heiligen Narciß, die schöne Afra, die mit ihren Dienerinnen — in dieser Stadt — zum Feuertode schreiten mußte! Die Nachtruhe war nicht stärkend. Die Thränen der Mutter Prazade um das erfüllte Machtgebot der Schwägerin stimmten auch ihn traurig. Was wird aus Martina auf jenem Wege werden! Als er von dem geliebten Hause schied, vermied er die Straßen und Gebäude, die ihn hätten aufregen, seine Erinnerungen, seinen Schmerz vermehren können. Pfefferkorn, Hayfermann, Curiax gaben ihm das Geleite. Letzterer mischte in sein aufrichtiges Bedauern viel Komisches über Apollonia, die ihm die Höhe ihrer Ersparniß, 970 Gulden, gestanden hatte. Es ließ sich kein Gewürzverschleiß damit

an'exen. „Siehſt", ſagte er und zeigte zur Linken, „das iſt das Gefängniß „zu dem Eiſen", wo ſie doch ein paar Italiener in Haft haben!"

Bei der Strenge der damaligen Geſetze konnten die Unglücklichen gehängt ſein, aber Oswald von Eck und Rath Baumgärtner hatten ſie bald frei erbeten. Die Mißverſtändniſſe hätten Perſonen ihrer Familie gegolten. Bock, Böhme müſſen wol rechte Strolche ſein, „daß ſie die Königin Maria hat aufgreifen laſſen!"

Am Wertachbruckerthor, an derſelben Stelle, wo Ottheinrich im Sommer in ſo glücklicher Stimmung die Zurüſtungen zur Reiſe nach Venedig getroffen hatte, traf ihn die Ueberraſchung, daß der Rath noch ſeine „Freunde" Laux Beichling, Rupilius und den erſten Diener Schnechuhn geſchickt hatte, um ihm das Geleit zu geben.

Von Gundula oder der Großmutter war nicht die Rede. Aber es war doch gnädig mit den andern gemeint. Auf dem Graben, der ſich unter den Thorbrücken hinzieht, hatte Ottheinrich im Winter oft das Eis mit Schlitten berührt, oft Martinen, einmal ſogar Gundula gefahren —! Vor den Thoren lagen Mühlen, ein Eiſenwerk, das Zollhaus an der Wertach, alles ihm liebe, traute, bekannte Stätten. Am Zollhaus wurde Halt gemacht und zuvörderſt eine Mahlzeit gehalten. Die Koſten bezahlte Schnechuhn auf des Rathes Rechnung.

Noch volle ſechs Stunden blieben bei Ottheinrich ſeine Freunde und — die Henker. Im Ort Oberhauſen wurde geraſtet, geplaudert, nichts unterlaſſen, was ihn zerſtreuen oder hindern ſollte, daß er ſich etwa von ihnen entfernte und auf die bezaubernde, mächtige Stadt, die mit ihren

lanthropie tröſtete, der Liberalismus befreit. Jene machte die Armuth erträglich, dieſer will ſie gänzlich abſtellen. Der Liberalismus iſt freudiger, ſchneller zur Hand, als die thränenfeuchte Philanthropie des vorigen Jahrhunderts. Dieſe beſchäftigt ſich mehr mit dem Menſchen, jener mehr mit dem Bürger. Dieſe entſchuldigt, jener klagt an. Es iſt zwiſchen beiden eine Proportion, die ſich mit der Ungeduld der zunehmenden Zeit ſelbſt vermehrte. Was früher nicht befriedigte, muß jetzt erzürnen, nachdem ſo viel Zeit vorüberſtrich, ohne daß es abgeändert wurde.

Die Verbindung des Liberalismus mit der Propaganda iſt erſtorben. Es iſt nur ein Merkmal von ihm übrig geblieben, die geſteigerte Philanthropie. Als ſolche iſt der Liberalismus der Schmuck unſers Jahrhunderts, das Kleinod, das im Herzen zahlloſer geweſener und kommender Individuen gelegen hat und liegen wird. Natürliche vernunftgemäße Freiheit der Menſchen! Großes Wort, das mit Flammenſchrift über dem geheimnißvollen Tempel aller zukünftigen Zeiten leuchten wird. Von dieſem Worte wird die Zeit nicht einen Buchſtaben laſſen. Es iſt die moraliſche Luft, die man athmen muß, um ſich in Zukunft noch als Menſch zu fühlen. Wo iſt die Philoſophie, die hier verdunkeln, wo die Tyrannei, die hier tödten kann? Das Dunkel wird immer nur Dämmerung ſein und dem Tage weichen müſſen; der Tod iſt hier nur Verwundung: das kann nicht ſterben, was die Heilkraft, die Geneſung ſelber iſt. Ob auch die Sonne, ſagte ein ſterbender Patriarch des Orients zu ſeinen Söhnen, ob auch die Sonne den trüben Glanz des Mondes annehmen möge und die Erde wie das Laub des Waldes zittre: eine Wahrheit wird nicht untergehen, die, daß zweimal zwei gleich vier iſt!

Thürmen und Wällen ſo inhaltreich und groß vor ihm lag, zurückentwich. Cyriax ſollte das linde Oel zu den Aufträgen des ſtrengen Rathes ſein. Der Rath hatte auch den Humor des Bopfingers vorausgeſetzt.

Der alte Schnechuhn, ſo ernſt er ſich anfangs geberdete, wurde zuletzt ein Wohlthäter an dem Unglücklichen, als er ihm, nach einer Menge von Vorwürfen über ſein Benehmen im Fuggerhauſe und ſchon am „Pyr“ und nach einer Litanei von Lehren, wie ein armer junger Mann mit dem Glück, wenn es ihm ſo reich zu theil geworden, wie ihm, haushalten müßte, bei einer Gelegenheit, wo ſie allein waren zuraunte: „Und das Aergſte, ſo ihr gewagt habt, Staufferle, iſt doch noch Euer ſträflicher Verkehr mit des Rathes Tochter geweſen —!“

„Wie? Was? Wer ſagt das?“ rief Ottheinrich.

„Wäre gewiß noch nicht alles ſoweit kommen,“ fuhr der Alte fort, „wenn nicht heute in der Frühe das Fräulein einem der Laufjungen des Contors einen Zettel für Euch in die Hand gedrückt hätte —! Der Zettel kam in des Rathes Hände. Nun ging die Ahne in ihres Sohnes Cloſet. Da gab's ein ſchwer Gericht. Auch mit Gundula. Hab' ſie weinen hören. Dann wurde alles ſo ausgemacht, wie Ihr's nun erlebt — daß wir Euch begleiten.“

Ottheinrich wußte nicht, ſollte er Lanz Beichling niederſtechen (denn nur er konnte dem Laufjungen den Zettel abgejagt haben) oder vor Wehmuth weinen. „Das liebe, liebe Kind!“ ſagte er. „Aber glaubet doch die Thorheit nicht!“

„Sagte ich auch,“ fuhr Schnechuhn fort, „zumal da Euer Herz an der Martina Hayſermann hängt.“

„Auch das iſt erlogen!“ rief Ottheinrich ſchmerzbewegt aus. „Mein Herz hängt an Gott dem Allmächtigen und an — einer alten Frau, die mir Gutes erwies!“ ſetzte er hinzu. — „Sie wieder zu begrüßen, richtet mich auf. Ich liebe eine Matrone.“

Endlich hörte man das Getrappel der Roſſe des Nürnberger „Schwalgérs.“ Nun mußte raſch ſein bereitgehaltenes Roß beſtiegen ſein. Es blieben nur wenige Sekunden zum letzten Lebewohl.

## Fünftes Kapitel.

Vier Jahre waren verflossen.

Immer höher stieg die Fluth der reformatorischen Bewegung.

Der Kaiser, den seine französischen, italienischen Händel von Deutschland abzogen, behielt sich den Schlag, den er diesseits der Alpen ausführen wollte, noch vor.

Der Bischof von Augsburg, Stadion, einer seiner Ohrenbläser, begab sich nach Lauingen, wo ihm ein stattliches Schloß gehörte. Der reformatorische Geist hatte sich in der kaiserlichen freien Stadt Augsburg mit dem demokratischen verbunden. Der reiche Kürschnermeister Jacob Hörbrot, ein Schlesier, war Herr der Stadt.

Rath Paumgärtner hatte sein Ziel erreicht. Er war Freiherr von und zu Hohenschwangau geworden. Die alten vier Burgen ließ er niederreißen, um vor dem Alpsee die Burg aufzubauen, welche erst König Maximilian II. von Bayern hat schleifen lassen, um sie durch die gegenwärtige zu ersetzen.

Aber seine Stellung als Kaufmann in Augsburg und Ulm behauptete der neue Freiherr darum doch. Antoni mußte

„gutthun“. Des Rathes Strenge war drakoniſch. Sie konnte furchtbar werden. Johannes hatte einen kurzen Liebesroman mit Vittoria Ferrabosco verſucht, bei welchem er mit Oswald von Eck in Conflict gerieth. Die Italiener arbeiteten am Bau von Hohenſchwangau! Noch war derſelbe nicht fertig. Da es der Unterſchleiſe unzählige gab, dachte der Rath an Ottheinrich Stauff als Aufſeher und Controleur des Baues. Er ſchrieb an ihn über Nürnberg.

Ottheinrich hatte bei ſeiner „geiſtlichen Mutter“ die Mittel gefunden, ſich erſt in Nürnberg weiter auszubilden, dann in Leipzig und Wittenberg zu ſtudiren. Er war ein reiſender Prädikant geworden, ein Beruf, den er einem ſtabilen Wirkungskreiſe, den er längſt hätte finden können, vorzog. Als Reiſeprediger, hie und da die Kanzel beſteigend, da dem ihm ſo natürlich kommenden Erguß ſeiner Begeiſterung und Ueberzeugung nachzugeben, das glaubte er der guten Sache nützlicher. Luther hatte ihm dazu in perſönlicher Weihe ſeinen Segen gegeben.

Der Kanzler Vogler hatte nach dem Tode des „frommen“ Georg vorgezogen, ſich der Machtſphäre Grumbachs zu entziehen. Denn Grumbach ſiegte. Der junge Markgraf gab ſich ihm ganz hin. Vogler zog raſch nach Mergentheim, das dem deutſchen Orden gehörte, deſſen Heermeiſter, ſein Königsberger Albrecht, der Hochmeiſter der Deutſchherren, ihm rieth, Ansbach und das ſchwache Windsheim zu verlaſſen und ſich in das ſtark befeſtigte, mit Kanonen, Wehr und Waffen verſehene Mergentheim, den Mutterſitz des geſammten Deutſchherrenordens, eine an der Tauber reizend gelegene Stadt, zu begeben. Dort wohnte er ſeitdem. Jutta kam auf dieſe

Art der fröhlichen Welt Würzburgs näher. Frau Anna von Grumbach ließ ihr ſchreiben: Kommt doch zu uns! Erfreut Euch der Welt. Mein Mann zürnt Eurem Vater nicht. Er iſt meiſt auf über Plaſſenburg, in Cadolsburg und wo nicht alles. —

Jutta ging und ſchon nach acht Tagen konnte Frau von Grumbach zu ihr ſagen: „Grämt Euch doch nicht um dieſen albernen Junker Hauſen!“ Sie ſchaukelte ſich in dem hohen beweglichen Stuhle, der an einem der vielen mit Malereien verſehenen Fenſterchen des Schloſſes Frauenberg ſtand, das die maleriſch am Main gelegene Stadt Würzburg hoch überragt. „So ein Poetlein,“ fuhr ſie fort, „iſt ein ganz unberechenbares Weſen! Hauſen hat hier in Würzburg zehnmal geliebt und zehnmal ſich zurückgezogen. Walther von der Vogelweide machte es gewiß ebenſo! Man weiß gar nicht, ob er verheirathet geweſen, er hatte immer ein Lieb. Die Herren vergeſſen um ein Reimlein Kind und Kegel. Laſſet Euch die Gedichte, die der Ritter auf Eure Schönheit, Euren Geiſt gemacht hat, ſauber in Pergament binden, mit Gold bedrucken, und dann iſt die Sache abgemacht.“

„Ei ei! Ihr haltet den ledigen Stand für Nichts!“ ſprach Jutta mit betrübtem Niederblick der Augen. „In's Kloſter zu gehen, wird auch in Würzburg bald aufhören!“

„Nun wahrhaftig!“ lautete die Antwort, „ſo ſpricht nun meine Baſe, die Argula in Zeilitzheim! Eine Ehefrau kann auch übel dran ſein. Was habe ich von meinem Mann! Der Biſchof gab ihm Urlaub, noch anderen Herren zu dienen und in der Welt herumzuhantieren! Verbiete nur Einer dergleichen einem Mann in der Ehe! Er würde mich drüben

gleich in den Thurm ſeines Schloſſes Rimpar im Gramſchatzerwalde einſperren, wenn mich nicht die fürſorgliche Gunſt des Himmels hier in fröhliche Welt verſetzt hätte bei meinem Ohm, dem Biſchof —"

„Ihr vergeſſet," ſagte Jutta, „daß auch da unten jenſeit des Mainſtroms Euch ein gar ſtattliches Haus beherbergen könnte."

„Bin nicht gern in der Stadt!" entgegnete die reſolute blondhaarige Frau, welcher die Perlen auf dem ſchwarzen Sammtbarret ebenſo ſchön ſtanden, wie das noch immer eng geſchnürte Mieder anmuthig ſaß. „Ihr wiſſet wol, warum. Es war ja ſchicklich, daß wir die Schweſter meines Mannes, die Wittib des Florian Geyer, zu uns nahmen; ihr Anblick, (mein Mann hat ihn umgebracht) ängſtigt mich, obſchon ſie's gut meint und alles zum Beſten kehren will."

Jutta hielt beide Hände vor die Augen. „Nun! Nun!" beſchwichtigte Frau von Grumbach und fuhr fort: „Um auf den Hauſen zurückzukommen, zu den Jüngſten gehört er nicht. Man muß leben lernen ohne die Männer, Kind! Das will freilich ſagen, mit ihnen leben. Denn mit Frauen allein zu leben, das iſt nie meine Sach' geweſen. Schlagt Euch den Junker aus dem Sinn und ſucht Euch einen geiſtlichen Herrn heraus. Dem Zobel gefallet Ihr gar wohl, hab' ich vernommen."

Jutta that etwas beleidigt. Hauſen hatte ſie beſungen, ihr den Hof gemacht und dann übel von ihr geſprochen. Jener Tag im Walde klang noch immer in ihrem Leben nach.

Die übermüthige Anna kam wiederholt auf einen Gegner ihres Mannes zurück. O, er iſt nicht der, der er ſcheint und in fünf Jahren heirathen alle Pfaffen!" ſagte ſie.

„Geht mir mit dem finſteren Schleicher!“ entgegnete Jutta halb mit Lachen über die frivole Zumuthung, halb mit Indignation. „Dieſem Scheinfreund“, fuhr ſie fort, „der nur auf den Tod Eures Ohms wartet, ſich vor Euch bückt und demüthigt, weil die Domherren zu Euch kommen! Wie wird das ein Kahraus werden, wenn einmal Euer Ohm die Augen zuthut!“

Ein ernſtes Schweigen trat ein. Man hätte den Sand in der Sanduhr rollen hören können.

„Malt mir nicht ſolch' ein Bild des Schreckens!“ entgegnete die Frau Hofmeiſterin. „Noch halten wir die Zügel feſt und wollen ſie anziehen. Schade, daß der Fritz von Brandenburg ſo früh ſterben mußte und der Schaumberger den Henneberger todtgeſtochen hat — um eine Bürgerstochter. Die jetzigen Domherren ſtudiren zuviel Luther. Sie meinen alle, es ginge auf ein Concil!“

„Mein Vater ſchreibt, das ſei auch ſo. Der Herzog in Preußen hätt's über Krakau und Wien für beſtimmt.“

Das Geplauder wurde durch die Meldung eines Dieners unterbrochen.

Die Hofmeiſterin erblaßte, erhob ſich ſchnell und folgte dem Diener.

„Was iſt?“ rief Jutta und ſtürzte der Dame eilends nach.

Und noch ehe ſie rechte Auskunft bekommen hatte, hörte ſie, daß ein Auslaufer beauftragt wurde, eilends den hochberühmten Doktor Sinapius auf den Frauenberg zu rufen. Der Biſchof, eben noch heiter plaudernd mit einigen Herren der Curie, hatte am offenen Fenſter geſtanden und ſei plötzlich

von einer Ohnmacht befallen. Der beleibte Herr kam trotz aller angewandten Mittel nicht wieder zu ſich.

Jutta ſuchte ſich hülfreich zu erweiſen. Doch gehörte ſie zu jenen unglücklichen weiblichen Naturen, die aus ſich nicht heraus können, oder, wie es ihr zuweilen ſarkaſtiſch ihr Vater ſagte, überall über ſich ſelbſt ſtolperten. Aber ihre Theilnahme für die Kundgebungen der Angſt, die ſie überall um ſich her erblickte, war aufrichtig. Konnte doch das Leben voll Glanz und Zerſtreuung, in welches ſie hier verſetzt war, ſofort aufhören! Noch vor Sinapius kam die Wittwe Geyer vom Grumbacherhof herauf und rieth, ſofort die Ader zu ſchlagen und ſei's mit einem Küchenmeſſer.

„Bringſt du Blut?“ rief Anna der Schwägerin, einer düſteren, langen, feierlich auftretenden Geſtalt entgegen und führte ſie zu ihrem auf ſeinem Bett ausgeſtreckten keuchenden Ohm, den man faſt aller ſeiner Kleider entledigt hatte, um die Bruſt freier athmen zu laſſen.

„Hier ſcheint nur noch Waſſer zu ſein!“ ſagte die ernſte Frau, ohne beleidigt zu ſein. Sie meinte, daß ein Aderlaß nichts mehr fruchten würde.

Sinapius kam mit dem Chirurgen. Es war ein berühmter Arzt, der in Italien ſtudirt hatte und mit den erſten Namen der damaligen gebildeten Welt Verbindung unterhielt. Er bekam nur noch Ergebniſſe, die der ruhigen Antwort der „Schweſter Barbara“, wie die Schwägerin genannt wurde, Recht gaben.

Sie gab den Rath, daß die Katharine, eine Magd, die mit Chriſtoph Kretzer, dem erſten Reiſigen und Waffenmeiſter Grumbachs eine Verlobung hatte, ſagte, wo ihr Verehrer

her ſei, und daß er ſofort nach Eulmbach reiten ſolle, um den auf der Plaſſenburg hauſenden Hofmeiſter zu benachrichtigen. „Wir wollen“, ſchloß ſie, „wenn Alles vorüber iſt, nach Rimpar ziehen!“

„In den Wald!“ jammerten die um ihre Stellung gekommenen lebensfrohen Töchter des Hofmeiſters auf.

„Auch im Walde iſt es ſchön!“ antwortete Barbara und Jutta ging, um den Vorſchlag ſchon auszuführen. In einer Zeit des noch dürftig organiſirten Poſtdienſtes, wo die Frankfurter Poſt einen Würzburger Brief erſt nach Nürnberg beförderte, von wo aus er allmälig „ins Gebirg“ gelangte, war die Ausführung dieſes Rathes, die Entſendung eines reitenden Boten, nothwendig.

Chriſtoph Kretzer war der rechte Mann, mit dem ſich auch die jetzt zu ergreifenden Maßnahmen beſprechen ließen, Grumbach konnte keine Hoffnung haben, daß er die ſchönen Beſoldungen und Naturaleinnahmen an Holz, Fiſchen, Wein länger bezog. Die Fiſche kamen von ſeinem Nominalamt in Dettelbach. An dieſem noch jetzt berüchtigten Wallfahrtsort war Grumbach auch noch „Amtmann“.

Und in der That, es kam der Tag, wo zu Würzburg, der rebengeſegneten Stadt, alle Glocken läuteten, die Gewerke feierten, die Menſchen ſich in dichten Schaaren an und in die alte Münſterkirche unten in der Stadt drängten.

Der Trauerzug kam vom Frauenberg herunter. Dort war „der Körpel“ des Biſchofs einbalſamirt, in Meßgewänder gekleidet worden und auf einen prachtvollen Katafalk aufgeſtellt. Am dritten Tag nach dem Ableben wurde die Leiche (ſo befahl es das Ceremoniell) in ſitzender Stellung, zuerſt in die am Fuß

der Feſte liegende Schottenkirche getragen. Vierzehn junge, in Schwarz gekleidete Edelleute boten dazu ihre kräftigen Schultern. Hier ſchon theilte der Präſenzmeiſter die erſte Gabe aus, zwei Schillinge an jeden, der ſeine Hand hinhalten wollte. Die geiſtlichen Höfe erzeugten ja Bettlerſitten, Bettlerdreiſtigkeit. Dann vermehrten die Aebte und Geiſtlichen der nächſten Klöſter und Kirchen den Conduct. Der todte Lehnsherr, der „Herzog von Franken", wurde vom Adel, der oberſte Seelenhirt, der Biſchof, von ſeinen Untergebenen feierlich, als könnte er es noch hören, angeredet. Die Glocken läuteten, und von den Wällen ertönte in gemeſſenen Pauſen das Geſchütz. Dann ging es über die Brücke, das damals ſeit noch nicht lange mit mächtigen Quadern aufgeführte kühne Bogenwerk. Am Rathhaus ſchloſſen ſich die Bürgervorſtände an. Die neue Uhr am Giebel des alten Eckardthurms zeigte die vierte Nachmittagsſtunde. Alle Läden über den „Greben" waren geſchloſſen. Vom Söller des Biſchofſaales, wo der Verſtorbene in der untern Stadt als Herzog Recht geſprochen hatte, hing eine mächtige Trauerfahne. Endlich iſt der Dom erreicht, der ehrwürdige, uralte Bau, deſſen Inneres durch den Ungeſchmack ſpäterer Zeiten noch nicht um den Charakter ſeines Urſprungs betrogen wurde. Wieder wird eine Präſenz von vier Schillingen an jede offene Hand, ob geiſtliche oder weltliche, männliche oder weibliche, am Eingang in den Tempel ausgezahlt. Die Leiche ſtellte man am Hochaltar nieder. Die Geiſtlichen ſingen Vesper, Complet. Andere Sänger löſen dieſe ab, ſingen die Vigilien, während ſich jene am fetteren Abendimbiß in ihren Klöſtern und Domherrenhöfen die Kraft holen, dieſe wieder abzulöſen. Die Hörer, die

Der gute Greis! Er hat Recht; aber wenn er in unſern Tagen lebte, wer weiß, ob er ſeines Glaubens noch ſo felſengewiß wäre. Er kennt Doktor Thomas nicht, einen Gentleman, den ich nur mit ſeinem Taufnamen nenne, weil er ſelbſt daran zweifelt, ob ſein Vatername der rechte ſei. Dieſer Gentleman hält Nichts für gewiß, aber Alles für wahrſcheinlich. Er iſt auf dieſe wunderliche Vorſtellung erſt ſeitdem gekommen, daß er ſich mit der Phyſik zu beſchäftigen anfing. Die ewige Metamorphoſe des chemiſchen Prozeſſes verwirrte ſeine Vorſtellungen; beſonders erhielt ſeine geſunde Vernunft in dem Augenblicke einen empfindlichen Stoß, wo er hörte, daß der menſchliche Körper in jedem Momente ebenſo ſehr nicht da iſt, als er da iſt, daß er fortwährend ſich verzehre und ſich wieder erſetze, daß er Conglomerat von zahlloſen kleinen Atomenkügelchen wäre, die nur den Schein des Zuſammenhanges hätten. Seither ſind alle ſeine Begriffe in eine ſolche Unbeſtimmtheit übergegangen, daß er in einer überheißen Stube vor Froſt zittert, daß er mit ſeiner Deviſe „Nichts Gewiſſes weiß man nicht," die ausgemachteſten Dinge in Abrede ſtellt. Weil er alle Dinge für möglich hält, ſo ſtreitet er allen ihre natürlichen Eigenſchaften ab. Er würde es auffallend finden, wenn Jemand daran zweifelte, daß in Zukunft die Jahreszeiten mit einander umkehren. Er beweiſt uns ſogar in ſeiner Art die Möglichkeit, zwiſchen den Frühling und den Sommer den Winter einzuſchalten, und kommt dann gewöhnlich nach ſolchen unvernünftigen Behauptungen auf die moraliſche Phraſe zurück, daß bei Gott nichts unmöglich wäre. Unſere großen Erfindungen gaben dem Doktor Thomas nur das Recht, im Geiſte noch weit größere zu machen. Ein Zeitalter, das die Dampfſchiffe

auch da noch ausharren, empfangen eine Spende von sechs Schillingen. Die „Besingniß“ hört nicht einen Augenblick auf. Am Morgen beginnt sie aufs neue mit der Messe. Dann Predigt. Es war wie bei der Papstwahl zu Rom.

Während diese feierlichen Hergänge, eine Anzahl Wahlberechtigter an ein bestimmtes Ceremoniell banden, rannten andere, die sich von dem strengeinzuhaltenden Schein der grenzenlosen Betrübniß frei zu machen wagen konnten, in desto leidenschaftlicherer Bewegung hin und her, schossen durch die Straßen von diesem Hause in jenes, pochten dort an eine Thür, da an ein Fenster, ließen Rosse satteln, entsandten und empfingen Boten, fertigten Briefe ab und arbeiteten für die Neuwahl, die nur dem gemeinen Mann etwas Gleichgültiges blieb. Denn an dessen Lasten und Leiden änderte sich nichts. Dem blieb derselbe Frohndienst auf dem Gute des Herrn in der Burg oder im Convent, dasselbe abzuliefernde Besthaupt von seiner geringen eigenen Habe, derselbe Zehnten, dieselbe Noth und Drangsal, ob im Frieden, ob im Kriege, ob sich bei ihm die Reisigen des Bischofs einhausten oder die der Feinde ihres Herrn. Zum Glück lachte der Himmel mild über dem schönen Lande, die Saat war goldgelb und sichelreif, die Rebe in diesem heißesten Jahre seit Menschengedenken (alle Chroniken sprechen davon) so segenverheißend wie seither bereits mehrere Jahre hindurch, wo es mit der Zeit sogar an Fässern fehlte, um die gekelterte Frucht zu bergen. Man verschenkte den Wein, nur um neue Fässer zu gewinnen. Das Rennen und Laufen — ebenfalls wie in Rom!

In einem stattlichen „Hof“, unfern der Franciscaner-

kirche, einem Hauſe, über deſſen Eingang das Wappen eines ſchwarzen Ritters mit drei Roſen in der Hand prangte, war die Unruhe wohl die größte in ganz Würzburg.

Das Haus bildete eine Ecke. Die Vorſprünge auf der Flankenſeite waren kleine Thürme. Dieſe ſtanden unter ſich durch Galerieen in Verbindung.

Auf letzteren ging es hin und her. Frauen ſah man, Kinder, Reiſige, Knechte. Ab und zu mit verſtohlener Eile einen Prieſter, einen Mönch. Im geräumigen Hofe ſtampften Roſſe, die gar nicht in den Stall kamen, weil ſie in jedem Augenblicke zu einem Ritt benutzt werden konnten. Schweres Sporengeklirr hallte bald von den gewölbten Säulengängen wider, die ſich an den Wänden des Hofes entlang zogen, bald erſcholl es auf der Schneckenſtiege, die unmittelbar an der mächtigen gewölbten Einfahrt rechts vom Hofe in die oberen Gemächer führte. Ueber dem Wappen des Hauſes hingen kleine ſchwarze Fahnen und Immortellenkränze.

Das Innere des Hauſes gehörte ganz dem Leben und der Zukunft an.

„Daß auch die heißerſehnte Stunde der bevorſtehenden Wahl gerade jetzt hatte ſchlagen müſſen, wo der Herr dieſes Hauſes viele Stunden Weges von Würzburg entfernt war —!“

Von Barbara kamen dieſe Worte. Kretzer war ſchon in Schweinfurt umgekehrt.

Grumbach war mit dem achtzehnjährigen Albrecht von Brandenburg, als der kriegskundige Mentor des ſouveränen Markgrafen zum Kaiſer nach den Niederlanden gereiſt. Ganz wider den Willen des „Oheims“! Annäherungen wünſchte auch der Verſtorbene nicht! Jutta ſaß und ſchrieb ihrem Vater,

ſie hatte etwas Ueberraſchendes zu berichten. Der „Hofmeiſter“ dreier Herzogthümer war in Brüſſel, wohin Kaiſer Karl gegangen war, um Karls furchtbar grauſames Genter Strafgericht gegen die „Creuſers“, die gewagt hatten, Steuerſchwierigkeiten zu machen, während er Unglück gegen die Franzoſen hatte, mit anzuſehen.

Anna von Hutten, die Gattin Grumbachs, wußte vollkommen, was auf dem Spiele ſtand. Die Verfeindung ihres Mannes mit dem thatkräftigſten Mitgliede des Domkapitels, Zobel von Giebelſtadt, der wahrſcheinlich gewählt wurde, war alt. Es gibt Naturen, die ſich nur um deshalb befehden, weil ſie ſich nicht in Freundſchaft verbinden können. Der erſte Blick entſcheidet da. Der Bedeutende erkennt ſogleich den Bedeutenderen.

Zobel gehörte zu Florian Geyers Geſchlecht. Er konnte ſich auch einen Verwandten des unruhigen Sternſehers, Gold- und Projektenmachers nennen. Aber Anna wußte, ihr Mann hatte ſchon von ſeinem Vater Rechtshändel mit dem Stiftsherrn, ſtrittige Gerechtſame, die Landerbförſterwürde betreffend, die an ſeinem Hauſe eine alte Ueberlieferung war. Bisher wurde das, was dabei zu einem Rechtsgange führte, läſſig und immer zu des Ritters Gunſten betrieben. Zobel war der Mann, der anders dachte. Als Ritter hatte er das Schwert in den Türkenkriegen geſchwungen; in Wittenberg hatte er kanoniſches Recht gehört; er trug die Tonſur nur, weil in allen Adelsfamilien damaliger und noch ſpäterer Zeit hergebracht war, daß Einer des Hauſes Erbe der Güter, der Andre Kriegsdienſte im Auslande auf gut Glück übernahm, der Dritte in eines der ſeit Jahrhunderten reichverſorgten

Domſtifte kam. Die Präbenden wurden bereits den kleinen Kindern der Adligen bei der Taufe verliehen.

Anna von Hutten, die unter blühenden Töchtern noch ſchöne, durch ihre häufigen Kindbetten wenig mitgenommene Frau, hatte bei der Eile, wie ſie vom Frauenberg hinunterflog, und bei dem Lärm, der mitten in der Trauerzeit ihr Wohnhaus in der Stadt umſchwirrte, nicht einmal ſo ſehr das Ziel vor Augen: Biſchof muß mein anderer Oheim, auch ein Bibra, werden! Nur das Eine erfüllte ſie: „Nur nicht Zobel! Nur nicht Zobel!“ Chriſtoph Kretzer, Jutta's Bekanntſchaft von Augsburg her, war der Anhalt der Familie. Seine ſchnelle Rückkehr war Allen willkommen. Die Nachricht nach Brüſſel mußte brieflich vermeldet werden.

Die Wahl war auf die nächſten acht Tage angeſetzt. Bis dahin konnte der am entfernteſten wohnende Wähler, Moritz von Hutten, von Eichſtädt eingetroffen ſein. Dieſer trug den Biſchofshut von Eichſtädt, hatte aber darinnen ſein Recht als Domherr für Würzburg nicht aufgegeben. Er war eine Hoffnung für Frau Anna, eine Hutten, ſeine Verwandte.

„Gebt Acht,“ ſagte Zobel von Giebelſtadt (Linie Guttenberg) zu ſeinem vertrauteſten Freunde, dem Domherrn Friedrich von Wirsberg, einem düſtern, verſchloſſen blickenden Manne, der die Herbigkeit, die in Zobels Zügen gemilder, auch äußerlich zur Schau trug in ſeinem mehr kriegeriſchen als prieſterlichen Weſen, „gebt Acht, den Eichſtädter halten die „Biberer“ aufrecht, und ſollten ſie ſeinem Roſſe Steine zwiſchen die Hufe klemmen!“ Er meinte, um die Wahl zu verzögern. Denn da der Eichſtädter geſchrieben hatte: „Ich komme!“ mußte das Capitel doch noch etwas warten.

Und in der That, nach Eichstädt ging aus dem Grumbacher Hof der erste der Briefe ab, von welchen man nicht wünschen konnte, daß sie in unrechte Hände geriethen. Die Frau des Ritters beklagte darin, daß es ihrem Manne seit lange nicht hatte gelingen wollen, einen recht geschickten „Briefdichter" zu finden. Die bedeutendste Federcapacität in Würzburg gehörte dem Dienst des Domkapitels an. Es war Herr Lorenz Fries von Mergentheim, Frankens berühmter Geschichtsschreiber. Grumbach brauchte einen Briefdichter für sich ganz allein, am wenigsten konnte er einen „Briefdichter" brauchen, der mit den Kapitelherren in Verbindung stand.

„Wie ist hier die Tinte zu Schimmel geworden!" rief Jutta aus und stumpfte dabei eine Feder auf, weil es mit ihr nicht vorwärts gehen wollte. „Man möchte glauben, in dem Gemach hätte Euer Herr seit einem Jahr nicht mehr gehaust!"

„Dem ist auch so!" sagte Anna. Sie saß nachdenkend, den Kopf aufstützend, an einem seltsam geformten Tische. Die Füße waren vergüldete Bocksfüße. Die Platte war von Marmor, mit eingravirten Zahlen und astronomischen Figuren. Rings um beide Frauen her standen lange Fernrohre, Spiegel, Glaskugeln. Die Hausfrau hatte sich das stillste Gemach des Hauses aufgesucht, das Thurmzimmer, wo ihr Gatte nach den Sternen zu sehen pflegte. Es lag nach Gärten hinaus, die eine Verbindung mit anderen „Höfen" ermöglichten. Aus diesem Zimmer führte eine Thür auf eine hochgelegene, kleine Warte, wo sich die Sterne beobachten ließen, jetzt sich aber mit lästigem Geschrei die Spatzen eingenistet hatten.

Als mehrere Briefe beendigt, geleſen, ſorglich petſchirt und an reitende Boten übergeben waren, deren Roſſe noch im Hofe von den zurückgelegten Ritten auf die Burgen der Nachbarſchaft dampften, ſagte Frau Anna: „Was hilft das Alles, wenn wir nicht die Bimbacher, Dornheimer, Wunfurter und Schweinshauptner für uns haben —!“

Barbara Geyer verſtand, daß hiermit das mächtige Geſchlecht der Fuchſe gemeint war, die den ſtärkſten Druck auf die adlige Prälatenſphäre des Landes auszuüben vermochten. Das Selbſtgefühl der Fuchſe war ein ſo großes, daß ſie ſogar im Fall des Uebertritts zu Luther ihre Anſprüche auf die Erträgniſſe ihrer Domherrenſtellen nicht aufgaben, wie denn überhaupt der ganzen bisherigen Stiftsverfaſſung die Auflöſung drohte. Recht und Strafe gab es ſchon lange nicht mehr. Ein Henneberger, der einen Schaarwächter erſchlagen hatte und eine Zeit lang flüchtete, war wohlgemuth wieder in Würzburg erſchienen, und ein Kilian von Fuchs, der einen Wolf Dietrich von Schaumberg erſchlagen, wagte zwar noch nicht recht, öffentlich wieder aufzutreten, ließ es aber auf den neuen Biſchof ankommen, ob man „ſeiner Jugend verziehn oder nicht“.

Als die eine der hinzugekommenen Töchter ſagte, ob nicht die Staufferin in Zeilitzheim die vielen ihr ſo nahe wohnenden Fuchſe gewinnen könnte, ſagte die Mutter:

„Ha! die kann nur aufhetzen! Und zu all den Wohlthaten, die wir ihr erweiſen, will ſie auch noch von meinem Mann Grumbach'ſche Rechte haben. Ihrer Söhne wegen. Jetzt wird ſie das vom neuen Biſchof erhoffen. Redet mir nicht von ihr!“

Jutta Vogler zitterte beim Schreiben. Der Sturm, den vor vier Jahren die Ermordung des Junkers und Domherrn von Schaumberg hervorgerufen, hatte auch ihr gegolten. Sie war die Urſache deſſelben geweſen. Die Ritter und Domherren im Walde bei Augsburg hatten dieſen Vorgang wohl gekannt. Ritter von Hauſen hatte am meiſten die Miene angenommen, die Vergangenheit zu vergeſſen, nun aber ein Spottlied auf ſie, nach einem Dutzend Lobes- und Liebeslieder, erſcheinen laſſen.

Inzwiſchen galt es, Würzburg zu verlaſſen, und im wohlbefeſtigten Rimpar (Rempart, Bruſtwehr), einem fürſtlich ausſehenden Schloſſe bei Würzburg, ſich auf alle Fälle zurückzuziehen.

Der Wagen, der die Familie abholen ſollte, hatte friſch geſchoſſene Rehe, einen Hirſch, ein Wildſchwein, eine reiche Zahl wilder Tauben und Auerhähne mitgebracht. Dieſe galt es, mit Beileidsbezeugungen über die Entbehrungen, denen die armen Domherren bei ihrem Leichenminiſterium ausgeſetzt „ſeien“, in die einzelnen in der Stadt zerſtreuten „Höfe“ zu ſchicken, die von den geiſtlichen Herren bewohnt wurden. Da hatte Frau Anna über die Eintheilung und Zerlegung des Wildprets, die hinzuzufügenden Grüße, die Gefahren des „Uebergehens“ Eines oder des Andern, welcher zum Freundeskreiſe des Hauſes gehörte, dermaßen den Kopf voll, daß die Schwägerin, um ſie nur nicht zu reizen, ſchnell den ſchwarzen Schleier über den Kopf warf und ſich geduldig auf die unruhig belebte Gaſſe begab, um die nöthigen Vorbereitungen zur Abreiſe nach Rimpar zu treffen.

Sie hoffte noch ein Stündchen zu gewinnen, um zu den Dominicanerinnen gehen und am Sprachgitter des Kloſters

Sanct Marx ihre bei ſo aufgeregter Zeit dort zur Erziehung übergebenen Töchter, Barbara und Sibylla Geyer, begrüßen zu können. Man hatte ſie ihr eigentlich genommen und ſie dem Stift übergeben. Glücklicherweiſe waren zwei Gräfinnen Rieneck einſichtsvolle Vorſteherinnen des Stifts, und die Mädchen wuchſen zur Freude der Mutter heran. Sie dachten wie die Gräfinnen, ganz lutheriſch. In neueſter Zeit hatte die Anſtalt einen Lehrer angenommen, Ottheinrich Stauff, den Argula empfohlen. Er war des evangeliſchen Geiſtes voll.

## Sechstes Kapitel.

### Die Wahl.

Die Gräfinnen Kunigunde und Adelheid von Rieneck waren Schwägerinnen des edlen, zu früh verstorbenen, so Großes anstrebenden Johann von Schwarzenberg*). Wie alle ihre Verwandte neigten sie zur Reformation, ohne mit den Würzburger Verhältnissen ganz zu brechen. Waren diese doch im Ganzen genommen nicht mehr die streng römischen. Auch in Würzburg ist der Katholicismus erst in jener Einseitigkeit, die sich später herausstellte, durch die Einführung der Jesuiten zu Stande gebracht. Jutta war bei den Gräfinnen, als ihr ein Gedicht gebracht wurde; von Hausen war's gefertigt.

Sie las die Verse, die alle Welt auf sie deutete. Sie war als eine Kokette geschildert, die von allen Huldigungen gewinnen wollte. Hausen nannte sie die Ansbacher Amsel, die halbe Nachtigall. Sie wüthete, sie zerriß das Blatt. Schon so manches Verhältniß hatte sie hier in Würzburg angeknüpft, das Hausen'sche schien sehr zu halten, wieder kam

*) Hermann, der bisherige Vorstand des Oberkirchenraths in Berlin, hat seine Biographie geschrieben.

der Bruch. Sie betrat die Zimmer ihrer Beschützerin Anna von Hutten und hörte Gläser klingen.

„Ja wo ist das?“

Trotz der Trauer ein kleines Mittagsmahl mit Männern und Frauen. Frau Anna feierte ihren Geburtstag.

Hierher! Stubenhockerin! Grüblerin! Denkst Du, daß ich um den Wettlauf mich selbst vergesse! Heute bin ich sechsunddreißig Jahre! Soll ich das nicht feiern?

Barbara rückte ihren Stuhl an den Tisch und flüsterte: „Einundvierzig!“

Jede sogenannte Ueberraschung, die an diesem Freudentage vor der Pforte erschien, schien der eitlen Hausfrau eine Deutung auf die ihr darzubringenden dauernden Huldigungen.

Jutta's Erscheinung war so stolz, als die der Rittersfrau. Sie schmiegte und beugte sich nirgends. Sie tadelte an den zahlreichen Töchtern, was ihr an diesen mißfiel. Sie fand die Art, wie Frau Anna die Laute schlagen zu können vermeinte, nicht im mindesten dem Ohr wohlthuend, und wenn Frau Anna sang, so war Jutta in ihren Lobeserhebungen mäßig. Der Ritter Andreas von Hausen, der „Abscheuliche“, bestärkte sie darin und nannte sie Minerva und sang sie an nach der Dichter Weise jener Zeit. Die Wildheit der Mädchen, das Jagen und Rasen derselben im gramschatzer Walde, ihre Verwöhnung durch die Nonnen von Maidbrunn, einem Kloster dicht an dem Waldschlosse, denen ebenfalls das Rühmlichste nicht nachzusagen war, das Durcheinander der Haushaltung in dem viel zu groß angelegten Schlosse zu Rimpar mit seinen sieben runden Thürmen, boten Anlaß zu Urtheilen, die übel aufgenommen wurden. Der Burgherr, der nicht

und Eisenbahnen, die Taubenposten und die Schnellposten erfunden hat, kann bei ihm Alles zu Stande bringen. Allein diese Manie ließe sich noch ertragen. Sie macht Thomas nur lächerlich. Unerträglich wird sie aber für Jedermann, wenn er sie auch auf seine nächsten Verhältnisse anwendet. Jeden Auftrag, den man ihm gibt, richtet er anders aus, weil er die Absicht des Andern richtiger zu treffen glaubt, wenn er sie umkehrt. Es ist in keinem Ding Verlaß auf ihn. Sagt man ihm: Wollen Sie heute bei mir diniren? so lächelt er und sagt: Ich komme zum Abendessen; weil er nämlich glaubt, meine eigentliche Absicht errathen zu haben. Er hat die Gewohnheit, nichts einfach zu verstehen, sondern hinter Allem noch etwas Verstecktes anzunehmen, das zu errathen er sich für gescheut genug hält. Sagt man zu ihm: Guten Tag, Doktor Thomas, so denkt er, man will ihm eine Falle legen, und fragt: Wie meinen Sie das? Kurz, dieser Mann ist sehr weise, sehr gescheut, ein großer Dialektiker, im Uebrigen aber unausstehlich.

Das Zeitalter gleicht ihm jedoch auf ein Haar. Daß zweimal zwei vier gibt, ist durchaus keine unumstößliche Wahrheit mehr in unsern Tagen. Wir werden uns hüten, denken wir, Alles natürlich zu nehmen. Bei uns wird vorausgesetzt, daß jedes Ding zwei Seiten habe, und daß die wahre, einflußreiche die verborgene sei. Diese Subtilität ist von unsern Meinungen auf unsre Sitten und von diesen sogar auf die Künste und Wissenschaften übergegangen. Hat die neuere Gelehrsamkeit nicht die einfachsten Thatsachen verdreht? Welche Conjekturen haben nicht die Geschichtsforschung verdrängt? Die alten Götter und Heroen, deren Thaten sich unserem Gedächtnisse einprägten, haben sich in Collektivnamen für ganze

Geld genug ſchicken konnte, ſchien die Anſichten ſeines Beſuches zu theilen und machte, wenn er erſchien, manchen einſamen Gang mit Jutta hinaus auf die Höhe, wo der Ritter den Lauf der Sonne verfolgen konnte, die ihm, wie er ihrem Vater damals im Thal am Ufer der kleinen Pleichach geſagt, immer allzu frühe unterging.

Jutta hatte noch einen Verehrer, früher drei und leider hatte der Eine den Freund um ihretwillen erſtochen. Als der unheimliche Vorfall Stadt und Land in Bewegung brachte, mußte ſie auf den Frauenberg verſteckt werden. Und wie ſchnell kam das!

Noch eben hatte Jutta mit Wolf Dietrich dem jungen Schaumberg im Hofe Rödelſee, beim andern „Ohm“ der Hutten, dem Domprobſt von Bibra, wo Tiſchgeſellſchaft geweſen, geſcherzt, gelacht und ſich unvorſichtigerweiſe mit ihm allein an den „Antritt“ eines Fenſters geſtellt, wo man beide von der Straße aus ſehen konnte. Da am Abend gegen neun Uhr, kam Kilian von Fuchs, Domherr, der dem Mittagsmahl nicht beigewohnt hatte, aus dem Kaulenberger Hof, dem Haus des kürzlich in Italien verſtorbenen Domprobſtes Fritz von Brandenburg, in Begleitung einiger Diener des letzteren, begegnete in der Pfaffengaſſe dem Wolf Dietrich, mit dem er, anfangs wie zum Vergnügen „gaſſirend“, den Streit über Jutta beginnt, zieht am Ebracher Hof den Degen und ſtößt dieſen gegen den Nebenbuhler ſo unglücklich aus, daß eine Ader am Hals getroffen wurde, und der junge Geiſtliche ſtirbt.

Kilian entkam bei Nacht, nachdem er noch aus ſeinem Verſteck die Beſtattung ſeines armen Opfers, das im Kapitel-

haus begraben wurde, das Aufhören des Läutens aller Glocken — das Zeichen des verletzten Stadtfriedens und Interdicts — mit angesehen und angehört hatte.

Jutta war in die peinlichste Lage gekommen. Selbst ihren Freunden gegenüber. Sie fand nicht einmal dauernden Schutz im Grumbach'schen Kreise. Nur Ritter Grumbach selbst hielt sie und schrieb: „Wer will ihr was? Sie wohne just bei Euch! Führt sie nach Rimpar. Gebt ihr in einem Eurer sieben Thürme sichere Verwahrung. Sie ist im Skorpion geboren." Da lachte Frau Anna schon wieder und sagte: Er liebte! Die Abgeschlossenheit des befestigten Frauenbergs schützte vor dem Zulauf des Volks.

Barbara Geyer fand eine eigenthümliche Vorrichtung bei den Gräfinnen. Alle Tische waren mit kalten Speisen bedeckt, mit Wein, Süßigkeiten und Leckerbissen. Das Mahl war belebt genug. Jeden Augenblick kam ein Priester vom Dom und stärkte sich für seinen Chordienst. Manche der jüngeren Domherren kehrten gar nicht einmal zum „Besingniß" wieder zurück, so behaglich wurde es an dem Tische des Geburtstagskindes, die Jedem den Ohm Bibra abforderte, ihn nur mit dem Versprechen, diesen zu wählen, entließ. Als das Mahl zu Ende war, machte sich Jutta auf den Weg, Frau Aebtissin Richerd zu besuchen.

Sie konnte sich nicht wundern, dort schon Frau Barbara zu finden.

Auch in diesem Kloster war Alles in Aufregung.

„Wär's eine Trauer, die von Herzen kommt," sagte Barbara, „so würde sie wohlthun. So aber ist's eitel Heuchelei —!"

„Sagt doch das nicht —!“ fiel Jutta ein. „Der Präſenzmeiſter hat nahezu dreihundert Gulden ausgetheilt! Das ſpricht für die milde Hand, die dem Volke verloren gegangen! Greiſe und Kinder hab' ich weinen ſehen —“

„Greiſe, die ſich betrüben über Das, was ſie vor Jahren unter dem Hochſeligen waren —! Kinder, die vielleicht aus jener Zeit ohne Väter zurückgeblieben ſind —!“

Im vollen Widerſpruch mit dieſen Worten und mit ihrem Stande rauſchte eilfertig Aebtiſſin Kunigunde durch's Zimmer, hinter ihr her kamen Schweſtern, denen ſie Befehle ertheilte. Mitten in der heiterſten Rede mußte das kleine, zierlich weiß und ſchwarz gekleidete alte Fräulein abbrechen und einige Worte mit dem Beſuch wechſeln, den ſie gewohnt war mit Schonung und ſchon um Barbara's Herkunft willen achtungsvoll zu behandeln.

„Auch im Hofe Eures Bruders habt Ihr wohl genug die armen Singer zu laben und zu tränken?“ ſagte ſie, mit einer ihrem Alter entſprechenden leiſen Stimme. „Ich kann mir denken, daß ſich alles von Herzen nach dem dreifachen Amen! ſehnt. Das iſt der Welt Lauf! Dem armen Verſtorbenen iſt nun wohl nach ſeiner endlichen Erlöſung. Unſer Doctor Dierbach, der noch zum Sinapius gerufen wurde, kann nicht genug ſagen, was der Edle gelitten hat!“

„Daß auch in dieſem Augenblick Euer Bruder nicht da iſt —!“ fuhr die Schweſter der Gräfin — Aebtiſſin verbindlich fort. „Sein Rath, ſeine Weisheit würde gerade jetzt dem Stift von Nutzen geweſen ſein! Hat er ſich denn ſo ganz an den Kaiſer und die Brandenburger Luft gewöhnt?“

„Fünfzehn Stimmen!“ riefen plötzlich zwei Domherren

aus dem Eingangszimmer und in die offene Thür hereinplatzend.

„Für wen?“ rief Jutta.

Herrn Zobel!

„Fünfzehn Stimmen ſchon!“ ſchrak dieſe zuſammen.

Die Boten waren zwei Brüder von Lichtenſtein, Dietrich und Wilhelm.

„Für wen anders als Melchior Zobel von Giebelſtadt!“ ſagte die Aebtiſſin. Die gute Zeit der Gewiſſensfreiheit iſt aus.

Jutta war ſo befremdet, daß ſie ſich erhob, und in's Nebenzimmer eilte, dieſe Neubeſetzung des biſchöflichen Stuhles hatte ſie ſich nicht möglich gedacht. Sie ſah nun keinen Vibra gewählt. Eine den Grumbachs feindſelige Partei ſah ſie im Siegesrauſch keck ihr Haupt erheben.

Roſſeshufe unterbrachen die Rede der Lichtenſteiner. In den Hof des Kloſters ſprengte eine Anzahl Herren mit Knechten ein. Die Roſſe waren ſtaubbedeckt. Es waren Ritter, die von ihren Burgen kamen, um bei dem wichtigſten Moment im Leben des Landes nicht zu fehlen. Bei den Gräfinnen waren ſie immer gut aufgenommen und wohl beherbergt.

Ein weiteres ſtilles Zwiegeſpräch war nicht mehr möglich. Auch wurde es kaum noch von Frau Barbara unterſtützt, die nur ſtill mit ihren Töchtern geplaudert und geflüſtert hatte. Sie erhob ſich mit der ganzen Parteilichkeit ihres Herzens für die Sache ihrer eigenen Angehörigen und ſchied mit den Worten: „In ſolcher Zeit iſt das Herz ſo voll, daß man nicht weiß, wie man es erleichtert —! Ich möchte auf der

Straße ſtillſtehen und mit Jedermann reden. Bin auch, als ich herüberkam, von Leuten angeredet worden, die wohl noch nie ein Wort mit mir gewechſelt haben. So iſt's in Zeiten, die Gott ſei Dank! nicht alle Tage wiederkehren."

Mit dieſem düſtern Rückblick auf die Vergangenheit, die ſich Jeder deuten konnte, entfernte ſie ſich. Jutta ging allein. „Ich fürchte mich vor ihr! ſagte ſie und betrachtete lange den neuen Lehrer der Anſtalt, Ottheinrich Stauff, mit dem die Gräfinnen zu verhandeln hatten. Das Kloſter war ein förmliches weibliches Erziehungsinſtitut.

Ottheinrich trug ein beinahe prieſterliches ſchwarzes Kleid. Aber lang und unbeſchnitten wallte ſein Haar.

Der Wahltag rückte heran. Der Eichſtädter Biſchof kam nicht, Grumbach ließ nichts von ſich hören. Das Gerücht verbreitete ſich, der Ritter Fuchs ſei in der Stadt. Er trotzte dem Blutbann, weil er für Zobel war!

Jutta war des Tollkühnen noch nicht anſichtig geworden, bis es ihr eines Abends in einer ſonſt nicht einſamen, diesmal jedoch ziemlich verlaſſenen Stelle geſchah, daß der Unheimliche mitten in der Stadt an ſie trat.

Am Dom liegt ein Kreuzgang mit den Begräbnißſtätten und Denkmälern der Stiftsangehörigen. Es iſt ein Durchgang, den Jeder benutzt.

„Lange Zeit, holdes Fräulein", ſprach ſie Kilian Fuchs an, „habe ich mich verzehrt in Sehnſucht nach Euch! Ich grüße Euch voll Zärtlichkeit und Liebe!

Der Schreck, als ſich Jutta mit dem jungen Mann hier unter den Grabſteinen allein erblickte, nahm ihr den Muth, den Gedanken auszuſprechen, der ihr ſofort durch den Sinn

fuhr. „Ihr ſeht gerade nicht aus, wie ein von Sehnſucht Verzehrter —!“

Kilian begann mit den alten Betheuerungen ſeiner Liebe, mit Wiederholung ſeiner alten Huldigung, der er ein ſo ſchmerzliches Opfer gebracht hätte, „Gott,“ rief er, „einen Freund getödtet zu haben, was hab' ich darum ſchon Thränen vergoſſen, Freiheit und die Sicherheit im Heimatlande habe ich ja ohne fürſtliche Gnade verſpielt. Das Elend in der Verbannung iſt groß. Meine Hoffnung geht auf Zobel und die Nothwendigkeit ſich mit Würzburg auszuſöhnen. Im kleinſten Erkerzimmer hier zu wohnen ſollte mir das Himmelreich dünken, zumal wenn ich wüßte, daß ihm Jutta ſeine zärtliche Liebe lohnte — „Heiren“*) dürfen wir ja jetzt alle! Die Zeiten ſind geändert! Ich biete Euch umſonſt meine Hand!“ Wieder ſtand die ſtolze, ſchöne Jutta Vogler, die ein bedeutendes Vermögen erbte, vor einer Möglichkeit, einen Gatten, einen Ritter zu gewinnen, und alle Umſtände ſprachen dagegen. Ein Geächteter! Ein ehemaliger Halbprieſter!

„Ihr redet zu kühn!“ ſagte ſie ausweichend.

„Glaubt Ihr —“ fuhr der Domherr fort, „daß es in Franken ſo bleiben wird wie bisher? Zwei meiner Vettern tragen die Tonſur und haben Frauen genommen, die ſie lieben! Keiner von ihnen entſagte aber drum den Rechten auf ſeine Pfründe. Wer ſagt, daß der Adel Frankens dieſe Rechte nur durch den Chorſtuhl, nur durch Singen und Pſalmiren gewonnen haben wollte —! Thorheit, mit dem Abſchwören des Papſtes auch die Rechte aufzugeben, die uns

*) Heirathen.

unſere Väter als Ritter erworben haben durch ihr Blut, ihre Tapferkeit! Vom Schweiß des Landes, von den Steuern, die unſere Vorfahren zahlten, ſind dieſe Kirchen, dieſe Domherrenſtifte erbaut. Sollen wir ſie jetzt denen laſſen, die nur mit den Cardinälen gehen? Hergelaufenen italieniſchen Pfaffen? Der Henneberger in Bamberg denkt ebenſo und hier vollends die meiſten —!"

„Das mag ſein! Der Hofmeiſter Grumbach ſpricht immer ſo und will damit allen Spaniern, dem Kaiſer und Reich trotzen", ſprach Jutta.

„Iſt Grumbach zurück?

„Leider nein! Aber wie könnt Ihr wagen, Euch hier zu zeigen! Als Mörder ſeid Ihr ja geächtet!"

„Ich weiß! Und Zobel iſt in Wittenberg ein Meßpfaff geworden! Wir müſſen einen Biſchof haben, der des Adels gedenkt. Wäre nur Grumbach da —! Ich höre, er iſt am Strand von Holland! bei Königin Maria!" „Wenn er kommt, ſagte Jutta, wird er Euch züchtigen, daß Ihr mich zum Geſpött der Menſchheit machtet — ja, einſt zum Abſcheu der Welt, zur Läſterung —! Wegen meiner ein Mord!"

„Jutta!" unterbrach Kilian Fuchs die zornentflammte Rede.

„Ihr ſeid ein Aufrührer! Ich laſſe Euch im Namen des Stifts verhaften!"

„Thut mit mir was Ihr wollt! Kommt es von Euch, iſt mir der Tod gerecht!"

„Verlaßt Würzburg," unterbrach Jutta die leidenſchaftliche Huldigung des jungen Mannes.

Das Gespräch war nicht länger fortzusetzen. Der Kreuzgang füllte sich mit den Handwerkern, die aus dem Dom kamen und feiern gingen. Jutta war nach ihrem entscheidenden Befehl entschlüpft, als hätte sie ein Hauch verweht. Der Geächtete, der ihr einen verlangenden Liebesblick nachsandte, hüllte sich in seinen Mantel, drückte den Reiterhut, den er trug, tief in die Stirn und suchte unerkannt wieder die Wohnung seines Bruders Siegmund zu gewinnen, um von dort in den Hof eines ihm besonders befreundeten Domherrn, Poppos von Henneberg, zu gelangen. Daß Melchior Zobel gewählt werden würde, stand bei allen fest.

Siehe aber, Dienstag, kurz vor dem Schluß der Thore, sprengte durch die Ochsenpforte am Schneidthurm ein Trupp Bewaffneter. Wohl mehr als zwanzig Reiter, staubbedeckt, die Rosse zum Zusammenbrechen ermüdet.

Der Führer des Trosses trug einen Helm mit geschlossenem Visir. Als er sich am Thor zu erkennen gegeben hatte, hatte er sein Visir gelüftet; dann ließ er die Hülle wieder fallen.

Ließ sie auch so lange auf dem Antlitz, bis er zur Franziskanerkirche gelangte. Hier vertheilten sich die Reiter. Die meisten mußten noch eine Stunde Wegs bis nach Rimpar hinauf. Diese führte Christoph Kretzer. Die Anderen sprengten an das Haus mit dem Wahrzeichen des schwarzen Ritters mit den drei Rossen. Grumbach war zurück von Westen.

Ganz Würzburg erfuhr es am folgenden Morgen. Die Domherren schon am selben Abend. Die Gegner zitterten. Auf einem Schloß Schauenberg in Lothringen hatte ihn die Botschaft angetroffen bei einem Gelag, das dort der Burg-

herr dem Prinzen Albrecht von Brandenburg gab. Sofort brach Grumbach auf. Langſamer kam der Prinz nach und ging über Heidelberg und Rotenburg. Grumbach war über die Rheinpfalz, Sickingen's geſchleifte Burgen, über Frankfurt, Aſchaffenburg im Courierritt gekommen.

Sofort wurde am Nachmittag Mittwochs in ſeinem Banketſaal zu Würzburg eine Verſammlung des anweſenden Adels gehalten. Jeder, der einen Träger ſeines Namens im Stift hatte, bekam die Looſung: Das Stift iſt um die Wohlfahrt des Landes, nicht wegen der Geiſtlichen da —! Will der Adel nicht zu Grunde gehen, nicht im Wettkampf mit den freien Städten und den Fürſten erliegen, ſo hat er für ſeine Freiheit und ſein Wohl durch jedes geſetzliche Mittel zu ſorgen – !

Grumbach als „Hofmeiſter" (Miniſter) des Landes, iſt die Bürgſchaft für den Adel, der unter dem Lehnsdruck ſchier verkommt —! Wählt keinen Pfaffen, keinen Papiſten! Wäre Zobel von Giebelſtedt Biſchof geworden, es wäre ſchrecklich! Denn er iſt nur Pfaff!

Die Worte waren an ſeine Schweſter gerichtet, die düſtere Wittwe Florian Geyers.

Sie ſagte: „Alles ruht in Gottes Hand!"

Trotzalledem und alledem begaben ſich zweiundzwanzig Domherren am 1. Juli 1540, morgens fünf Uhr, in die Kathedrale des heiligen Kilian. Der ganze Hofſtaat des Stifts, ſo geiſtlich als weltlich, folgte. Erwartungsvoll umlagerte das Volk die bis dahin von zweihundert geharniſchten Bürgern, die von den Thüren bis zum Hochaltar Spalier bildeten, bewachten Eingänge.

Der Adel, hoch zu Roß, mit Feldbinden feſtlich geſchmückt, ſprengte mit ſeinen Knechten durch die Gaſſen. Am Domplatz ſtieg Alles aus dem Sattel, die Knechte behielten die Hut der buntgeſchmückten Roſſe. Die Herren folgten denen, die zum Eintritt in den Dom zunächſt berechtigt waren. Dann erſt drängte das Volk nach.

Die Mette zur Erlangung des heiligen Geiſtes begann. Eine Rede über die Eigenſchaften eines guten Oberhirten, die ſonſt von einem beredten Mund hätte gehalten werden können, fiel diesmal aus. Unruhig ſaßen die Domherren in ihren holzgeſchnitzten Stühlen. Wie die hölzernen Cherubim um ſie her aus Künſtlerhand ſo hatte ihre Erwartung Flügel, die ſich nicht ausbreiten konnten. Geſtern noch bis tief in die Nacht hatten mit ihnen die Angehörigen der fränkiſchen Adelsfamilien ernſte Worte geſprochen. Das Schreckgeſpenſt der immer mehr anwachſenden abſoluten Fürſtenmacht ſtand vor aller Augen, Grumbach hatte Vortrag gehalten. Deutſchland muß eine Adelsrepublik werden! Das war ſeine Loſung! Der Bürgerſtand war noch nicht thätig genug, und die Bauern galten für gar nichts!

„Was iſt? Was iſt?“ ſchrie das Volk, als nach drei Stunden der Dom geöffnet wurde, und Heerpauken, Drommeten, „Buſanen“ (Poſaunen), Orgelpfeifen und Sänger mit dem Te Deum laudamus einfielen.

„Zobel von Giebelſtadt!“

Da kam der Gewählte! Eine hohe ſtattliche Geſtalt. Aber pfäffiſcher Blick in ſeinen Augen! Ein Mahl war üblich, ein Feſtmahl auf dem Frauenberg.

Noch war Grumbach nicht abgeſetzt. Der Hofmeiſter

Zeiträume verwandelt. Lykurgus ist sogar nicht einmal mehr jener große Gesetzgeber, dessen Weisheit man den modernen Constitutionsverfassern vorhalten konnte, sondern er ist eine Zusammenfassung von Gesetzen geworden, die Personification einer Zeitperiode. Die Philologie zumal hat sich einer Zweifelsucht hingegeben, die selbst für unsere mißtrauische und ungläubige Zeit noch außerordentlich ist. Homers Iliade ist für eine Allegorie erklärt worden, für ein physikalisches Lehrgedicht, wo die Griechen, glaub' ich, das Eisenoxyd und die Trojaner das Wasserstoffgas repräsentiren sollen. Andre haben den Inhalt der Odyssee aus der Bibel beweisen wollen; Andere wieder die Bibel aus den unsicheren Religionssystemen, welche unsre Missionarien aus Calcutta zurückgebracht haben. Die Geschichte der römischen Könige hat der große Niebuhr in eine Fabel verwandelt. Wenn das so fortgeht, so werden wir in Miltons verlorenem und wieder gewonnenem Paradies bald nur noch die allegorische Darstellung eines Handelsfalliffements sehen, in Pope's Menschen eine Theorie der Algebra, weil das Größte und das Kleinste darin besungen und gleichsam das Sandkorn, das den Schöpfer preist, darin gemessen wird; in Goethe's Egmont endlich ein poetisches Handbuch der Technologie, weil soviel Schneider und Handschuhmacher darin vorkommen.

Die abenteuerlichen und wunderlichen Vorstellungen, welche in den Köpfen der Zeitgenossen wohnen, entspringen aus der geringen Antheilnahme derselben an den Ereignissen, die mehr oder weniger doch nur in den Händen der Machthaber liegen. Oder, um gerechter zu sein, es war die Restaurationsperiode, wo die Gemüther, dem öffentlichen Leben abgewendet, sich an die Annahme der widersinnigsten Behauptungen gewöhn-

durfte als Erbmarſchall nicht fehlen. Er machte vorläufig gute Miene zum böſen Spiel. Weib und Kind, Schweſter und Jutta waren nach Schloß Rimpar geborgen. Er konnte bei Tafel erzählen. Hei, er kam von Brüſſel, vom Hof des Kaiſers, Königin Maria ſah er auf ihrem einſamen Schloß. Vorläufig hatten ſich der Kaiſer und Franz von Frankreich zu Aiguesmortes verſöhnt. Papſt Paul III. hätte dies vereitelt. Es ſollte alles jetzt den Türken gelten. König Ferdinand, des Kaiſers Bruder, ſei in heller Fehde mit ihnen und mit Zapolya. Letzterer hätte eine Polin geheirathet, Kinder brachte ſie ihm aber nicht. Martinuzzi hieße der Mann, der die Seele der Verbindung zwiſchen dem Orient und den Gegnern Habsburgs wäre — ein Erzbiſchof! — Es kam ihm ſchwer über die Lippen.

Vom Adel wurde viel geſprochen und — vom Gelde. Letzteres war neben der Religion die Frage der Zeit.

„Die Pfefferſäcke werden Freiherrn!“ berichtete Grumbach. „Da war in Antwerpen der neue Freiherr von Hohenſchwangau. Er ließ ein Schiff von Stapel laufen, das er nach ſeiner Tochter „Gundula“ hatte taufen laſſen.“

„Bleiben wir mehr in der Nähe!“ ſagte Zobel. „Euer Markgraf iſt zurück? Was werdet Ihr in Culmbach beginnen.“

In den Worten lag viel, vorzugsweiſe eine Entlaſſung.

Grumbach ſchwieg beſtürzt, betonte dann aber ſcharf:

„Mein Markgraf“, ſagte er, „muß lutheriſch ſein, weil es ſein Land iſt. Zwar zürnt ihm drum der Kaiſer, aber er lobt doch, daß ſie und der Moritz von Sachſen nicht zu den Schmalkaldenern halten! Wir werden einen großen Krieg im Lande haben!“

„Das wird ſchwer zu verneinen ſein," meinte wieder Zobel bedeutungsvoll.

Der zu Tiſch geladene Leibarzt Doktor Sinapius äußerte offen und frei: „Es iſt ja auch nicht anders möglich, als daß es zum allgemeinen Gericht in der Religionsfrage komme! In Italien ſelbſt hat die Erneuerung des Studiums der Alten für alle Wiſſenſchaften heilſame Früchte getragen —! Auch die, welche Theologie ſtudiren, werden ſich von den alten Formeln der Scholaſtik befreien müſſen. Eine Fürſtin hat das ſüdliche Frankreich nach Italien geſchickt, die ihren Hof von Ferrara zum Sammelplatz aller Freidenkenden, jungen Dichter und Philoſophen Italiens gemacht hat. Ich ſelbſt ſtudirte dort. Renata von Eſte, die Herzogin von Ferrara, die Nachfolgerin einer Lucrezia Borgia, ſcheint eine Tochter der Sonne zu ſein. Denn wo ſie nur wandelt, da erblüht unter ihren Schritten der Frühling. Bei ihr ſind Männer aufgetreten, die ſich auf dem Concil, das ja die Sehnſucht der ganzen Chriſtenheit geworden iſt, würdig den alten Vätern der Kirche anreihen werden, ob ſie auch die römiſche Curie nicht zu Cardinälen erwählen möchte. Aber ſelbſt in Rom gibt es zwei Parteien, eine finſtere, die ſich nur mit den Spaniern hält — Cardinal Caraffa mag ihr gewaltigſter Fürſprecher ſein — und eine dem Licht zugewendete, von welcher ich nur Cardinal Contarini zu nennen brauche.

Der Biſchof horchte auf.

„Der Papſt," fuhr Sinapius fort, „iſt nicht der ſchlimmſte. Ein Spanier, ein ehemaliger Soldat, Ignatius von Loyola, iſt vor Kurzem bei ihm geweſen und hat im Bunde mit wahrhaft glaubenstollen Franzoſen zu einem Kreuzzug gegen

Deutschland, die Schweiz und England auffordern wollen. Er mußte wieder von dannen ziehen!"

„Das lobe ich!" sprach der neugewählte Bischof, hob den silbernen Becher und trank dem Sprecher zu. „Auf daß aber", fuhr er fort, „der bessere Kreuzzug, mit welchem uns Italien überziehen sollte, der Kreuzzug der Verbreitung der Wissenschaften, schon jetzt beginne, so bleibet auch mir Arzt meines Leibes!"

Sinapius antwortete nicht, sondern nickte nur. Er schien einen Rückhaltgedanken zu haben. Aber wer die Sonne Ferraras, den Geist, in welchem Goethe Tasso gedichtet, in sich aufgenommen, dem war die Umgebung, die er hier fand, zu rauh, die Luft zu kalt und scharf.

Die erste Bestätigung war erfolgt. Ein Spruch an Grumbach folgte nicht.

Lorenz Fries, der Geheimschreiber, erhob sich mit dem Glase und sprach: „Einem Fürsten Gesundheit und lang' Leben wünschen, heißet sich nur selbst Gutes wünschen. Denn eines guten Fürsten Leben und Gesundheit ist ein Unterpfand der allgemeinen Wohlfahrt. Segne Gott Euer durchlauchtigstes Regiment durch treue Diener, durch weise Rathgeber, durch kraftvolle Organe Eures Willens! Frankoniens gesegnete Fluren werden Euch mit mildem Balsam lohnen für alles, was unter Eurem güldenen Hirtenstab auferblühen wird! Würzburg trägt schon in sich selbsten, will sagen in seinem Namen, den Dank für den, welcher die Stadt des heiligen Kilian in sein Herz schließet! Ist ein Labsal, eine Würze für Jedermann: wird's auch Euch sein! Seien Ungethüme von Würzburg fern! Wenn bei Herbipolis eine

Schlange liegt, ſo ſei es nur Moenus, unſer alter Mainſtrom, der ſich, allerdings zur Betrübniß der Schifffahrt, alſo daß ein Schiff immer wieder da ankommt, von wannen es ausgegangen, ſchier windet, wie eine Schlange. Aber die Schlange iſt Symbolium des Wohlergehens, der Geſundheit, wie Aeskulapius eine Schlange geringelt um ſeinen Stab getragen. Ob nun Sinapius ſo im Lande bleibe, Euer fürſtliche Gnaden haben Gott Aeskulapium immer ſelbſten zur Hand, in herbis in Herbipoli, in Moeno und was an ihm wächſt! Des Zuwachſes zu Eueren jungen Jahren werdet Ihr Euch lange noch erfreuen, werdet ſie ſich mehren ſehen in vergnügtem Wohlſein und dabei vom Stift eine Chronika aufzuzeichnen geben, ſo ſich leſen wird, wie der Kalender des Wonnemonds, wo es allzeit heißet: „Schön Wetter", „Schön Wetter" — ei, doch wohl beſſer als Sturm und Gewitter — wenn auch in der Chronika ſolches nach hundert und etzlichen Jahren, wo Sturm und Wetter vorüber, angenehmer zu leſen ſein möchte, als „Unter unſerm Gnädigſten war's allzeit Friede und Wohlergehen — !"

Schon die Erinnerung an den Würzburger Wein hatte Lachen und freudigen Zuruf der Uebereinſtimmung bei allen Tiſchgenoſſen geweckt. Grumbach fühlte ſich unheimlich berührt. Er gedachte ſeiner brandenburgiſchen Machtſtellung. Zobel konnte der Mann ſein, ihm ſogar ſein Amt im obern Franken zu ſtören. Er ſchlich ſich heimlich unter einem Vorwand von der Tafel. In ſeinem „Hofe" war's ſtill. Sein Roß ſtand bereit. Er jagte nach Rimpar.

Ottheinrich Stauff hatte ſich eine für jene Zeit ſeltene Bildung erworben. Dazu war ſein Blick für weltliche Ver-

hältniſſe geſchärft. Er hätte, wer ihn gefragt, maßgebende Urtheile abgeben können.

Die Stellung unter den dreißig jungen Mädchen, die unter der Obhut der Gräfin von Richerd ſtanden, war die ehrenvollſte. Die jungen Mädchen verehrten ihn wie einen Abgott. Die Ferien benutzte er, um nach Zeilitzheim oder Schweinfurt zu reiſen, wo er ſich mit ſeiner „geiſtigen Liebe", Argula von Grumbach, Stelldichein gab. Still und in ſich gekehrt, aber doch die Verhältniſſe der Welt beobachtend, lebte dieſe ſelbſt nicht weit von jenem Zeilitzheim, Schwabheim nahe, das den Bibras gehörte, von Volkach, von Schweinfurt, das eine freie Stadt und evangeliſch war. Oft predigte Ottheinrich in Schweinfurt. Der Ort, wo Ottheinrich predigte, war „das Kirchlein am Wall." Es war dann übervoll. Nur der Lehrer Lindemann wetteiferte mit ihm.

„Ihr könnt mir einen Gefallen thun!" ſagte eines Tages Frau Argula. „Ihr habt vor Jahren auf Frau Anna Grumbach einen ſo guten Eindruck gemacht, daß ich Euch auserſehen möchte, von mir einen Brief an den Ritter zu überbringen, der nöthig iſt, der Erneuerung der Lehnsrechte meiner Söhne wegen. Der Ritter wird doch wohl Hofmeiſter bleiben! Leider hört er lieber von Goldmachen, als von dieſen Dingen. Dennoch habe ich an ihn einen Brief geſchrieben und ich wünſchte wohl, Ihr reiſtet auf Rimpar und gäbet ſelbſt den Brief ab. Denn nach Culmbach wird er jetzt doch nicht ſogleich abreiſen können."

Ottheinrich erfüllte gern die Bitte ſeiner Wohlthäterin.

Eines Morgens trat Frau Anna in das Gemach ihres an ſeinen Waffen mit Kretzer beſchäftigten Mannes.

„Da kommt mir soeben," sagte sie, „von einem Fußboten ein Brief von Frau Argula! Sie schickt ihn durch denselben jungen Mann, der uns schon einmal vor Jahren um ihretwillen Ansprache gethan — Hättest ihn ja damals gern als Deinen Briefdichter behalten. Schrieb ihr auch dessentwegen — Vielleicht will er jetzt bleiben. Kannst gute Secretarien brauchen —!"

Schon hatte sich Grumbach erhoben und den Brief in Empfang genommen, den ihm Frau Anna entgegenhielt. Des jungen Mannes entsann sich ihr Eheherr und konnte nicht angenehmer an ihn erinnert werden als in diesem Augenblick, wo ihm allerdings sein geheimes Schreibwesen über den Kopf zu wachsen drohte.

„Ei, führ' ihn näher!" sagte er, behaglich seinen zweigetheilten röthlichen Bart streichelnd und wiederum rühmlichst der Vorsicht „seiner Weiber" gedenkend. „Oder fesselt ihn noch bei Euch! Zuvor lese ich den Brief. Vielleicht, daß ich noch ein Wort mit ihm spreche, so mir für morgen in der Frühe beim Bischof nützt. Gebt ihm zu essen und zu trinken vollauf —. Dem Bischof aufwarten muß ich. Leider bleibt alles lustig und unbestimmt."

Argula hatte geschrieben: „Gnad' und Fried' in Christo! Zum ersten soll ich Euch danken, liebe Schwäherin, ob der Nachricht, so Ihr mich habt gewürdigt, da ich schon vermeinte, daß meines Lebens schier in Würzburg und Rimpar vergessen sei. Denn allezeit hab' ich vier Jahre lang in den Grummet und Stroh hineingucket, die mir den Main hinauf von Pleichfeld zu Phomen, ob nicht drinnen vor meinem Vetter oder meiner Base oder einem von Euern lieben Kindlein,

mindeſtens ein Brieflein verſteckt ſein möchte an Eure alte Baſe gerichtet. Für's andere wolle Gott der Allmächtige den verſtorbenen Biſchofen in Gnaden zu ſich aufgenommen haben und ihn nicht entgelten laſſen, was ſein Herz am Evangelium verbrochen hat; welches denn doch, zu ſeinen Ehren ſei's mehr in Unterlaſſung des allzu Schlimmen als in Förderniß des Guten beſtanden hat. So du aber zum Dritten ſagſt, daß die Oberkheyt jetzt an einen des Geſchlechtes Zobel gelangen möchte, ſo haſt du einmal ganz recht geſprochen, daß mir Eure Meßpfaffen insgeſammt einer ſind wie der andre, wenn ſie nicht wollen den Rücken wenden dem Papſt in Rom, der itzt läßt ſeinen Söhnen und Töchtern — der unbeweibt heilige Prieſter —! Hochzeitskleider und Fürſtenröcke ſchneidern vom Kaiſer und vom König in Franzoſen! Iſt aber geſagt: Schicket Euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit! Und abermals ſagt Paulus: Erwerbet Euch Freunde bei dem ungerechten Mammon! So will ich Euch alſo auch nicht verhehlen, daß ich zu den Fuchſen und Biberaern, den Caſtell's, Limburgs und Zollnern ringsum geritten bin, auch in Bamberg geweſt bin zween Nächte, um zu reden für den neuen Lehnsherrn, als welcher mir der Gerechtigſte erſchienen ſei. Denn ich müßte doch eine Rabenmutter ſein, wenn ich nicht Sorge tragen wollte, daß meine armen Jungen, ſo in Bayern ſchmachten müſſen und ſollten drum ihr alt würzburgiſch-väterlich Lehn verſpielt haben, durch den neuen gnädigen Herrn um ſo mehr ihr Erbe an Eſtenfeld und Grumbach wieder gewinnen, als Ihr gar von neuen Grumbachern aus Holland redet, ſo uns Armen jetzt kommen ſollen, ſchier wie die Nachtfröſte, ehe die Trauben reif ſind! Gebet

meinem Ueberbringer eine gute Mär — auch über ſein Andres, das er Euch fürzutragen gedenkt. Iſt ſeither Schulmeiſter worden und ſozuſagen mein Sohn im Geiſt. Habet viel Glück in Euern Verbündniſſen. Auch mit Brandenburg, wo es der Gnade Gottes gar ſehr bedarf. Will für Euern Mann beten, für Euch, liebe Schwäherin und Euere lieben Kindlein. Müſſen ſchon die älteſten gar groß worden ſein. Datum bei Rathſchreiber Erasmus Haugken zu Schweinfurt am dreißigſten Juni 1540."

Und eine „Zedula" (Nachſchrift) ſagte er.

„Macht eine gute Reformation mit Klöſtern und Meſſen und ſie nehmen hier Euern Andächtigen zum Vogt, nicht Philippſen von Heſſen. Mit dem Henneberger iſt's letz."

Und eine zweite:

„Iſt denn des alten Kanzlers Vogler Kind gar eine Nunnen worden? Ei, ſo fegt doch den alten Sauerteig aus und flicket auch nicht neue Lappen auf die alten Schläuche! Bauet ein neu Zion und von Grund aus!"

Grumbach lachte und ſchüttelte hierauf dem Boten in der Kemenaten neben dem „Frauengemach", wohin dieſen Frau Anna geführt hatte, die Hand zum Willkommen, nöthigte ihn ſich niederzulaſſen und den Erquickungen zuzuſprechen, die ſchon ſeine Frau und die Töchter hatten anſchaffen laſſen. Alle erinnerten ſich vollkommen der vor Jahren ihnen mitgetheilten Erzählung über die Art, wie Argula an den Namens-Verwandten gekommen war. Die Fräulein blickten auf die männlich gereifte ſchöne Erſcheinung mit erſichtlichem Wohlgefallen. Sie kannten den jungen Mann ſchon vom Rieneckſtift. Frau Barbara that alles, ihm zu Dienſten zu ſein.

„Hab ich denn aber recht gehört," sagte der Vater „was ihr geworden seid —? Ein Schulmeister bei den Rienecks —?"

„Ja, gestrenger Junker," antwortete Ottheinrich mit seiner fest, sicher und voll gewordenen Stimme. „Für eine Weile bin ich's noch, bis Besseres kommt. Kann aber kaum Besseres kommen, mein' ich fast, als die Jugend lehren, fromm und tugendlich werden —!"

„Wie ist das geschehen?" fragte der Ritter mit erhöhter Theilnahme, denn der neugewählte Stand des jungen Mannes, der da so stattlich ernst und würdig gereift vor ihm saß, gab eine noch nähere Hindeutung des Zufalls auf den schon früher gehegten Plan, den ausgezeichneten Kalligraphen in markgräflich brandenburgische Dienste und mit auf die Plassenburg zu nehmen.

Mit einem Blick, der gleichsam eine ganze Welt überflog und fernab wie nach blauen, im Abenddämmern verschwindenden Bergen schweifte, sah Ottheinrich flüchtig zur Decke des Zimmers auf und erwiderte mit einem Seufzer:

„O, ich danke Euch, edler Junker, der freundlichen Nachfrage! Wie ich vor Jahren auf Eurem stolzen Schloß zu Rimpar bei Euch vorgesprochen, war ich der Diener eines Kaufherrn in der alten Stadt Schweinfurt gewesen; Heinz Rückert sein Name, habe dann aber die Studien lieb gewonnen und will beim Docendo discimus bleiben. Im Grunde bin ich Prädikant und predige Euch gleich im Dom, wenn Ihr mir die Kanzel räumt!"

„Folgt mir! Folgt mir!" drängte lachend Grumbach. „Werden uns hier um Freiheit und Vaterland raufen — Jeder hat mit seinem Herd zu thun —!"

Ottheinrich dachte: Unser Vaterland ist im Himmel! Er schwieg. Sein Bekenntnißeifer hatte seit dem Unglück in Augsburg Maß und Ziel gefunden, Ort und Stunde besser wahrzunehmen gelernt.

„Sagt meiner Base, daß bei Allem die Staufferin die Hand im Spiele hat! Habe sie doch schon so oft warnen lassen! Was braucht sie förmlich für Zobel den Adel und die Bisthümer zu bereisen!“

„Sie hofft, daß Euer Warnen nicht mehr nöthig sein werde,“ sagte Ottheinrich unerschrocken, „falls Ihr in diesem Lande endlich vollbringt, was Euer Freund, der Altkanzler Vogler, in Brandenburg vollbracht hat! Stellt die Messe ab, Herr! Gebt an die Schulen, die Pfarrer, die Armen, was des Stiftes große Einkünfte, die überflüssigen Benefizien und Zehnten sind —! Die jungen Ritter Eures Stifts mögen Dienste gegen die Türken nehmen —! Die Bischöfe selber den Lehrzwang aufgeben. Dann ist Eurer Base geholfen.“

„Ihr wißt Euch aus!“ rief Grumbach. „Ich würde rathen, daß sich meine jungen bayrischen Vettern in guter Wehr und blanken Waffen nächstes Jahr auf den Reichstag in Regensburg stellen, da dem Bischof und seinen Räthen, die mit tagen werden, fleißig hofiren und sie bei manchem Anlaß, der sich schon finden wird, auf den fränkischen Ursprung so edelen Blutes stolz machen. In der Fremde sind wir alle offneren Sinnes, offneren Beutels auch. Und hernachmalen wieder, wenn die Knaben dann gar noch nach Würzburg kommen, so bringen sie die lustige Erinnerung an die verlebte Zeit in Regensburg mit. Bei den Großen muß

ten. Wenn die Bürger nicht mehr die Volksverſammlung beſuchen, ſo werden ſie auf den Gemüſemarkt gehen, in die Ringſchule, auf die öffentlichen Spaziergänge und werden bald den Sophiſten in die Hände fallen. Alle reaktionären Maßregeln rächen ſich. Sie wollen die politiſche Beweglichkeit nur zügeln, aber die Spannkraft iſt bald hin, die nicht in Thätigkeit geſetzte Maſchine roſtet. Wo zwiſchen Regierenden und Regierten kein vertrauensvoller und wechſelsweiſe ſich bedürftiger Verkehr Statt findet, da laſſen die Springfedern bald nach, welche das öffentliche Intereſſe ſtraff und elaſtiſch zuſammenhalten. Der politiſche Indifferentismus iſt noch gefährlicher, als der religiöſe. Denn der letztere kann wenigſtens mit einer Moral verknüpft ſein, die, weil ſie Niemanden betrügt, Niemanden beſtiehlt und überhaupt noch keinen Mord begangen hat, ſich immer noch für hinreichend fromm und himmelswerth halten kann. Allein der politiſche Indifferentismus, ſelbſt wenn er ſich in den Schranken des polizeilichen Gehorſams hält, frißt und nagt wurmartig am Staatsgebäude und macht es ſo morſch, daß es Wind und Wetter nicht mehr ertragen kann. Warum ſank Spanien von einem ſo hohen Gipfel des Ruhmes und der Macht herab? Weil der Begriff der Oeffentlichkeit in dieſem Lande völlig erſchlafft war, weil eine Wechſelſeitigkeit des Throns mit dem Volke weder im Guten, noch im Böſen (denn ſelbſt Kampf gegen das Volk belebt das letztere mehr als Indifferentismus) verſucht wurde. Italien und Deutſchland würden dieſelbe Blöße geben, wie jetzt die pyrenäiſche Halbinſel, wenn dieſe Länder nicht den Vortheil gehabt hätten, daß ſie in ſich zerſplittert waren und auf dieſem Wege nicht ſo durchgreifend uud maſſenhaft verfallen konnten. Und doch — die

alles nachhelfen, um ſie bei guter Laune zu erhalten. Königin Maria in Brüſſel ſchenkt noch jetzt jedem Bettler einen Soldo mehr, der ihr ein ungriſch Wörtlein zuruft —“

Ottheinrich hatte den lebhaften Ausdruck ſeines Dankes für die an Argula auszurichtende Weiſung auf den Lippen. Er mußte über die Erwähnung der Königin Maria verſtummen. Auch der Gedanke: Sollte wohl Martina noch in ihrer Nähe verweilen? Sollte ſie der Ritter je geſehen haben —? Wie mag es ihr jetzt ergehen —? und der andere: Wie kommt der Ritter ſo plötzlich auf einen ungriſchen Bettler und Königin Maria —? nahmen ihm die Beſinnung. Er faßte ſich erſt, als er ſich ſagte: Wie thöricht wäre es von Dir, etwa den Ritter um eine Magd der Königin zu befragen —!

Des Ritters ſcharfes Auge ſah, daß ſich auf dem Antlitz des jungen Mannes Gedanken abſpiegelten ſich kreuzenden Inhalts. Unvermögend den Grund ſeiner Zerſtreuung zu errathen, glaubte er vorläufig gut zu thun, nochmals auf die Warnungen zurückzukommen, die Argula betrafen.

„Ich würde Euch rathen, zeitig von Eurem Schulamt abzuſtehen —! Schade, daß Ihr nicht Kaufmann geblieben! Sehet an Euern früheren Prinzipalen, wie weit ſie es bringen können! In Brüſſel ſagte mir Rath Haller von Hallerſtein, die Freiherrn von Hohenſchwangau würden zum erſten Mal in Regensburg auf den Reichstag einreiten und daſelbſt vom Kaiſer perſönlich die Belehnung empfangen. Solltet ihr die Herren nicht da wieder begrüßen wollen? Ei, ſo kommt mit mir auf den Reichstag — als brandenburgiſcher Secretarius!“

Ottheinrich ſtand auf. Der Schimmer einer kleinen

Lampe beleuchtete ihn gerade. Aber die Gluth, die ſich bei dieſer Aufforderung des Ritters über die Wangen ergoß, konnte ſelbſt dem Ritter nicht entgehen. Seine Augen blitzten. In einer geſchützten, geachteten Stellung dem ehemaligen Prinzipal entgegentreten — ihn von ſeinen Angehörigen umgeben wiederſehen — vielleicht die Henker, die ihn einſt ſo mißhandelten, beſchämen — Gundula in ſeiner Nähe wiſſen ſie vielleicht ſehen —

Er verſtummte.

Der Ritter ſah die träumeriſche Verwirrung ſeines Opfers und nahm ſie für Geneigtheit, auf ſeinen Vorſchlag einzugehen!

„Das ſind die Sibylliniſchen Bücher!“ ſprach er. „Schon vor Jahren bot ich ſie Euch zum Kauf an. Nun wieder. Und wenn ich nicht den Biſchof, unſern neuen Herzog, begleiten ſollte, ſo begleite ich die Markgrafen von Brandenburg, die an den Thron des Kaiſers ihre Erbtheilung bringen wollen. Seht, Ihr zahlt das zweite mal weniger und ich biete mehr. Eure Handſchrift iſt meiſterlich! Latein, das hört ich nun ſchon, könnet Ihr auch. Ein Schreiber und Briefdichter Eures auch, wie es ſcheint, ſanften und verſchwiegenen Gemüths, wäre für mich wie gefunden —! Und denkt — Ihr ſeht den Kaiſer, die Fürſten alle, König Ferdinand, Königin Maria — Euern alten Prinzipal —“

„Ihr ruft,“ entgegnete Ottheinrich mit bangfrohem Herzen, „einen Hirten von ſeiner Heerde! Wie liebe Schäflein mir die Kinder geworden ſind, deſſen zu gedenken, braucht Ihr nur auf Euere eigenen holden Mädchen zu ſehen —“

„Ja! Ich habe nur Mädchen —!“ warf Grumbach ernſt ein. „Aber mehr noch feſſeln die ſchon erwachſenen Schüler, die ſich wie Freunde an uns anranken.“

„Auch deren hatte ich," fuhr Ottheinrich, des Schmerzes in Grumbachs Geſichtszügen nicht achtend, fort. „Ihr ſolltet ſehen, mit welchem Herzeleid der junge Grünthler — nannt ich Euch ſchon den Begleiter des Doctor Sinapius —? vom Mayſter Lindemann in Schweinfurt abgeſchieden iſt und jetzt auch von mir ſcheidet, der ich im Griechiſchen noch ſein Schüler geworden bin —!"

„Wo wohnt jetzt Sinapius —?" fragte Grumbach und ſchien die Entſchließung des jungen Mannes durch Abkürzung des Geſprächs beſchleunigen zu wollen.

„Beim Doctor Dierbach in Schweinfurt. Er will nicht mehr in Würzburg bleiben, es werde denn evangeliſch. —" Der Ritter ſchwieg.

„Alſo ſchlagt Ihr ein?" ſprach er nach einer Weile.

Ottheinrich bat um Zeit zur Ueberlegung.

So entließ denn der Ritter den im höchſten Grade erregten, von dem vorgeführten Bilde des Regensburger Reichstags geblendeten jungen Mann, der heute die eigenthümliche Bezauberung erprobte, die Grumbach auf die Menſchen ausübte.

Die Frauen, die nicht anders erwarteten, als daß der Bote Argulas einige Tage in Rimpar verweilen würde, hatten ſich ſchon in ihre Cloſets zurückgezogen.

Der Ritter ſelbſt trat zu einigen Zechenden im Banketſaal. Es waren ſeine ſtändigen Gefährten. Jochem von Zitzewitz fehlte nicht, der immer ſchwieg und nur trank. Er war der tapferſte Haudegen.

Eben ſtand hoch aufgerichtet der zum Beſuch anweſende Lorenz Fries. Eine Stunde lang hatte er ſchon bei den Damen

geſeſſen und denen das Schmeichelhafteſte geſagt, im Wettſtreit mit den jüngeren Rittern, die ab und zu die Frauen ſogar in ihren Kemenaten heimſuchten. Jetzt ſchien er hier bei den Männern einen längern Vortrag zu halten. Denn eben als Grumbach leiſe eintrat, ſagte er: „Schweinfurt wollen ſie Sueuenfurt nennen wie es ein Haſſenfurt und ein Frankenfurt giebt! In der That ſind die Sueven oder Schwaben vom Norden herabgekommen. Doch ſolcher Ableitung widerſpreche ich aus zween Gründen. Einmal hat es ſchon im grauen Alterthum ehrenvoll ein Schweinfurt gegeben in Kleinaſien, Griechenland gegenüber. Das war kein andres Städtlein als das große — Troja, um welches zehn Jahre lang der heißeſte Krieg mit Gräcien entbrannte. „Troja", das hat in der Sprache Iliums, der phrygiſchen, geheißen: „Die Stadt der Schweine!" Von Melanchthon und Camerarius habe ich Briefe geleſen, in welchen ſie Schweinfurt nur „Troja" nennen. Möge dies, da Troja zerſtört wurde, kein ſchlimmes Omen für das neue Schweinfurt ſein! Aber zum zweiten: daß Schweinfurt Schwabenfurt wäre, widerräth ſich durch unſer liebes allzu nahe gelegenes Ochſenfurt. Ei, ihr Herren, ihr lachet da? Was iſt denn Uebles daran, wenn in unſerem geſegneten Land, ſo häufig Flur und Wald, Dorf und Stadt, Schloß und Hütte an den ſchönen Wohlſtand des Volks, an Vieh, zahmes und wildes, erinnern, an Stall, Hürde und „Gejayd!" Da giebt's in Franken von den Gaiſen oder Kitzen ein Kitzingen und ein Kiſſingen — von den Böcken ein Boxberg — von den Rindern ein Rinderfeld — von den Bullen ein Bullenheim — von den Hammeln ein Hammelburg — von den Ebern ein Eberach —"

Die Hörer ergänzten das Verzeichniß und riefen:

„Ein Fuchsſtadt —“

„Haſenfurt —“

„Hirſchfeld —“

„Hundsfeld —“

„Schweinhaupten —“

Immer mehr ſolcher Namen brachte man auf's Tapet.

„Und die alten Rittergeſchlechter Frankonicns —“ fuhr der Stiftsſecretarius mit geſteigerter Stimme und Begeiſterung fort —

„Die Schweinsberge!“ fiel der Amtmann von Kitzingen ein.

„Die Eberſteine —“

„Die Falkenſteine —“

„Die Rabenſteine —“

„Die Eſel von Altenſchönbach“ — rief jetzt mit mächtigem Baß Ritter Jochem von Zitzewitz, der märkiſche Freund Grumbach's, der ihm von Lothringen gefolgt war, obſchon er eigentlich zum Gefolge des Prinzen Albrecht gehörte.

Das Gelächter nahm zu. Alle nach Thieren benannten fränkiſchen Adligen folgten.

„Die Füchſe —“

„Die Hunde —“

„Die Krebſe —“

„Die Katze —“

„Die Wölfe —“

„Die Biber —“

„Die Zobel —“

„Die Geyer —“

Jetzt hielt ſich Grumbach die Ohren zu. Mit den

Vibras, Zobels und Geyers war auch der Scherz in die Sphäre hohen und nun viel Nachdenken kostenden Ernstes angelangt.

Aber Andreas von Hausen, der Sänger und Dichter, hielt die heitere Stimmung fest, trommelte auf den Tisch und rief:

Der Fuchs trat auf und räuspert sich

Alle geboten Ruhe —

Andreas von Hausen wiederholte und fuhr fort und sprach:

Der Fuchs trat auf und räuspert sich,
Sprach: Liebe Herren, nun höret mich!
Da schrie der Wolf: Herr Richter, nein!
Laßt Abspruch, endlich Abspruch sein!
Und Bär und Hirsch und Mäuselein
Und alle riefen: Abspruch sein —!
Der Fuchs, der duckt sich: Will gehorchen
Doch appellir ich an — den Storchen!

Auf diesen geheimnißvoll betonten Vogel brach ein Jubel aus. Alles blickte auf die Gegend hin, wo die Frauengemächer lagen, und beglückwünschte den Wirth, der sich etwas verwundert stellte, schon wieder taufen lassen zu sollen, sich's aber doch gefallen ließ, da ein sehnlichst erwarteter Sohn hochleben sollte.

Andreas von Hausen ließ die Enthüllungen des Hausgeheimnisses nicht aufkommen, sondern fuhr fort:

Der Storch, der kennt die Welt und Zeit,
Umsonst verreist er nicht so weit!

und fuhr den Storch zu schildern fort:

Geht nicht wie Häher, Pfau und Specht,
Geht ſchwarz und weiß, ganz ſchlecht und recht —
Daß Schnabel und ſein Bein ſo roth,
Das kommt, der Mann hat ſeine Noth,
Muß ſchädlich Würm, Fröſch, Eidechs, Schlangen
Im Feuchten als — Hofmeiſter — fangen —

Da klirrten die Becher und rauſchten die Beglückwünſchungen dem neuen Landeshofmeiſter.

Iſt nicht boshaftig im Geſang,
Legt rücklings ſeinen Schnabel lang,
Klappert Schnapp! Schnapp! Schnapp! Das muß wohl ſein:
Mein Ja iſt Ja! Mein Nein iſt Nein!
Nicht wie die Droſſel und Nachtigall,
Machen viel Wort mit großem Schall.
Nein, wo im Dorf, wo in der Stadt
Der Storch beim Schornſtein Wohnung hat,
Da macht er, daß man ihn nur liebt,
Sogar die Kindlein zu tragen gibt.
Drum Herr der Fröſche iſt zu wenig,
Ob allem Vieh ſei er Herr und König!

Als die Gäſte nach dieſem heitern Schluß des Mahls in tumultuariſchem Durcheinander gegangen waren, ſtieg Grumbach noch auf eine der Thurmwarten ſeines Hauſes, öffnete die Altane, die dicht an dem aſtronomiſchen, laternenartig gebauten Zimmer lag, beobachtete eine Weile die Nachbarſchaft, die ſtill geworden war, ſah von ſeiner Höhe nachdenklich auf die erleuchteten Fenſter des Frauenberges, kleine Pünktchen, die nach und nach bis auf eines erloſchen, wo denn alſo jetzt wohl der neugewählte Würden- und Bürdenträger den erquickenden Schlummer ſuchte, und verglich hierauf, verweilend bei dem Gedanken: Was wird Dir da oben, wo das Licht

brennt, und mir durch Dich wohl Alles beſchieden ſein? die Conſtellationen des nächtlichen Himmels, auf welchen hinaus er hierauf ſein Fernrohr richtete.

Mars und Saturn ſtanden drohend. Das konnte ihn nicht überraſchen. Auf Kampf waren die Seinen gefaßt. Aber eines befremdete ihn. Daß es volle ſechs Zeichen waren, um welche die Oppoſition ſtattfand. Die Differenz von ſechs Sternzeichen bedeutete offene, nicht verborgene Feindſchaft. Er hatte geglaubt, daß ſich beide nur auf letztere zu rüſten haben würden.

„Tragt ihr den Nacken ſo hoch —?“ murmelte er.

Für ſeinen Theil beſchloß er, ſich in dieſen Tagen nur in voller Wehr zu zeigen, im Harniſch vom Kopf bis zur Sohle.

## Siebentes Kapitel.

### Hohe Pfade.

Ottheinrich hatte noch nach Fräulein Jutta gefragt, und auf seine Bemerkung, welche auch Argula ausgesprochen, daß sie am römischen Wesen zu halten schiene, ein allgemeines Lachen zur Antwort erhalten.

„Ja, sie besuche wohl den Dom! Aber schwerlich um ihre Andachten zu verrichten?“ So lautete die allgemeine Antwort.

Sie war in der Stadt im Hause des Ritters geblieben. Weibliches Gesinde gab es dort noch genug zur Bedienung.

Eine Erklärung fand nicht statt. Ottheinrich erfuhr sie erst, als er nach einer behaglichen Wanderung durch kleine bewaldete Anhöhen und betriebsame Dörfer zur freundlichen Mittel-Main-Beherrscherin zurückgekehrt war.

„Wie, Ihr wollt unsere Schäflein verlassen? Jetzt, wo wir sogar Eures Beistandes besonders bedürftig sein werden? Denn es ist unsere Absicht, mit dem ganzen Convent auf unser Schloß an der Sinn auszuwandern. Doch lasset um's Himmelswillen nichts davon verlauten! Zobel würde uns sonst das Stift schließen und uns Alle unter Bewachung stellen.“

„Setzt man wirklich voraus," antwortete Ottheinrich bestürzt der alten Gräfin, die also zu ihm gesprochen, „daß der neue Bischof so streng am römischen Wesen halten wird?"

„Es ist uns die sicherste Kunde von seinem nächsten Vertrauten geworden," fiel die Schwester ein. „Er droht unser Kloster zu reformiren. Man weiß, was das heißt. Und deshalb entfliehen wir bei Nacht und Nebel,*) und der Lehrer Beistand wäre uns da erwünscht gewesen."

„Und Ihr rechnet nicht auf mich," rief ein junger Mann, der aus einer Nische des gothisch gewölbten, geräumigen Zimmers hervortrat, während Ottheinrich beschämt schwieg und sich anschickte, seine Sinnesänderung zu erkennen zu geben.

„Lasset den jungen Lehrer Eurer Schülerinnen der ehrenvollen Stellung nachgehen, die ihm Grumbach bietet. Den Reichstag zu sehen, den Kaiser und alle Fürsten, und das im Dienste selbst eines Fürsten, wer würde da nicht folgen? Ich schütze den Auszug mit meinem Schwert!"

„Aber, bester Andächtiger," sagte die alte Gräfin, „ich höre ja, daß Euch Bande fesseln, die Euch das Angebot Eurer Hülfe verbieten. Vom Kreuzgang des Domes hat man wunderliche Dinge vernommen!"

„Mich bindet nichts. Ich diene Euch. Verurtheilt mich nicht! Ihr wißt, gnädige Gräfin, ich mußte anfangs die versteckteſten Stellen aufsuchen." Also antwortete der junge Domherr, Kilian von Fuchs, und fuhr fort: „Seitdem ich durch Fürsprache des Capitels zu Gnaden aufgenommen, und in

*) Thatsächlich.

ſüddeutſchen Fürſtenthümer waren die ohnmächtigſten geweſen bis auf die franzöſiſche Revolution, und in ihnen offenbarte ſich auch der Indifferentismus am beklagenswertheſten, in ihnen traf Napoleon weder National- noch Territorialgefühle an.

Die reaktionären Maßregeln rächen ſich ſogar in dem Guten, was ſie zu bewirken ſcheinen. Wenn in der Politik ſtatt Perſönlichkeiten künftig nur noch Ideen gelten ſollen, wenn den unſichern parlamentariſchen und mehr oder weniger auf Individualität zurückkommenden Gang der Staatsmaſchine eine, wenn auch noch ſo geregelte Büreaukratie erſetzen ſoll; ſo wird ſich das thatkräftige, energiſche, an der Oeffentlichkeit, wie am eigenen Körper betheiligte Intereſſe der Bürger bald verlieren. Der Staat wird eine Domäne, die Bürger werden Kronbauern. Pachter oder Herr, Dieſer oder Jener, das wird zuletzt den Dienenden gleichgültig. Ein Augenblick der Gefahr ſteht dann einmal wieder vor der Thür, die Hülfsmittel der Büreaukratie, das ſklaviſch geſchulte Militär ſind erſchöpft und geſchlagen: wo dann anpochen? wo neue Kräfte hernehmen? wo Opfer, Heroismus und Begeiſterung aus der Erde ſtampfen? Nein, die Hauptſache wird in der Politik immer bleiben, ſie auf die Freiheit, wenigſtens auf die Nationalität zu baſiren. Das Volk muß die Regierung oft ſprechen hören, ſie muß ſich mit ihm verſtändigen, ſie muß fortwährend eine Bekanntſchaft mit ihm unterhalten, die im Augenblick der Gefahr nicht ſo ſchnell gemacht werden kann. Wenn ſich die Reaktion vor der Sprache des Volks, die allerdings platt, breitzüngig und regellos iſt, entſetzt, dann wird ſich auch das Volk gewöhnen, die Sprache der Regierung nicht mehr zu verſtehen, mag ſie auch noch ſo fein, gewandt und blumenreich ſein.

meine frühere Beſoldung eingeſetzt bin, hat mich allerdings ein Abenteuer dorthin gelockt —."

„Um es rund herauszuſagen, die Tochter des Kanzlers Vogler, Jutta, erwartete Euch dort!" So erklärte offen die jüngere Gräfin.

Einige Lehrerinnen, die Ottheinrich um ſein Bleiben gebeten hatten, entfernten ſich.

Ottheinrich erſtaunte über Jutta Vogler, von der er ſchon Vielerlei vernommen hatte.

„Es iſt vorüber!" ſagte der junge, mit artigen Lebensformen ausgeſtattete geiſtliche Ritter. „Ich begrüßte ſie mit der ganzen Gluth der Empfindung, die ich früher für ſie hegte! Ja, die mich ſogar, die Welt weiß es, veranlaßte, aus Eiferſucht auf offener Straße einen Freund zum Zweikampf zu fordern. Denn das war es einzig und allein! Alles Andere, das man erzählt, iſt Lüge. Ich war unglücklich, meinen Freund um's Leben zu bringen. Die weltliche Strafe iſt mir erlaſſen. Meine Verwandte im Capitel haben geholfen, nicht Zobel. Inzwiſchen habe ich das Fräulein Jutta Vogler näher kennen gelernt und an dem Wiederſehen keine Freude gehabt. Ich würde die Gelegenheit gern begrüßen, ihr ganz aus dem Geſichtskreis zu verſchwinden."

Alle Anweſende erſtaunten.

„Ja, das iſt an ſich für einen Domherrn löblich," ſagte die jüngere Gräfin, „aber welche Umſtänden unſeres Geſchlechtes ſollen denn da zum Vorſchein gekommen ſein?"

„Ich erfuhr, daß Sie einen Liebeshandel mit Andreas von Hauſen hatte —"

„Pah!" fielen die Gräfinnen faſt zugleich ein, „das iſt

ein Beweis, daß Jutta alte eingebildete Hagestolze, bequeme Pantoffelhelden, wenn dieſe auch zur Laute ſingen, zu meiſtern und zu behandeln verſteht! Hat's beim Vater gelernt, daß er ſie ſpäter nicht mehr bei ſich dulden mochte, ſpricht nicht für ihren Umwerth!"

Aehnlich durcheinander fielen die Urtheile.

„Ein Weib muß liebend ſich vergeſſen können," fiel Kilian von Fuchs ein. „Wer immer nur an ſich denkt, bleibt kalt und kann den Mann nicht fortreißen. Die Zärtlichkeit wird dann Nebenſache, die ſüße Tändelei, die uns beglückt, kommt der kalten ewig am Aeußerlichen haftenden Natur gar nicht in den Sinn und ſo hatte ich es ſatt, zu ſagen: Ei, Jutta, was ſiehſt Du Dich ſo oft um? Was eilſt Du ſo, wo man nirgends Gefahr erblickt?"

Alles lachte.

„Wir ſaßen unter einem mächtigen Birkenbaum mit lang herabhängenden Zweigen, die im Garten des Kreuzganges eine förmliche Laube bilden."

Alle kannten den mächtigen Baum.

„Niemand kommt dahin. Auf Stunden konnte der Verſteck verbergen. Ewig huſchte Jutta auf und ſah ganz Würzburg auf den Beinen, ſie zu überraſchen. Es giebt Frauen, welche die Mannſen immerfort im Kopf haben und doch Keinen wahrhaft beglücken können!"

„Ihr ſeid wohl der Rechte nicht geweſen!" ſagte die alte Gräfin und ſchloß laut mit Beſprechung eines andern Gegenſtandes eine Debatte, die nicht gut fortzuſetzen war bei dem häufigen Verkehr mit jungen Mädchen, von denen bald dieſe bald jene etwas den Vorſteherinnen in's Ohr zu flüſtern hatte.

Es war denn also für eine der nächsten Nächte beschlossen, daß die gesammte junge Bevölkerung des Stiftes sich nicht unter den Bischof Zobel stellen wollte, sondern vorläufig auf dem so herrlich gelegenen Schloß der Grafen von Rieneck am Einfluß der Linn in den Main, auswandern wollte. Ein Schiff war gedungen, das mit allem Gepäck die Flüchtigen aufnahm, Kilian von Fuchs mit einem reisigen Knechte übernahm den Schutz und die männliche Begleitung.

Ottheinrich trennte sich schwer von dem lieb gewonnenen Berufe. Im Kreise der Unschuld wurde er wie ein Gott verehrt. Es schmeichelte seiner Eitelkeit nicht. Was nur im jungen Mädchenherzen keimt, was nur in ihrem Urtheil die ersten Blüthen ansetzte, kommt dem geliebten Lehrer zu Gute. Auch die Bekennerschaft der tapfern alten Gräfinnen hatte ihm wohlgethan.

Grumbach verwies ihn zunächst auf die Plassenburg, von wo die Beschickung des Reichstags ausgehen würde. Ottheinrich nahm Abschied von der freundlichen Stadt des heiligen Kilian und gedachte zunächst noch einmal über Volkach bei seiner geistigen Freundin, der Lenkerin seiner Schicksale, vorzusprechen.

Damals, als er von Augsburg schied, hatte er in Nürnberg zu verbleiben, und sich durch die Rücksicht auf die ihm theils versprochene, theils schon gegebene Empfehlung des Baumgärtner'schen Hauses, rathsam erscheinen lassen, einige Zeit daselbst zu verweilen. Es hatte ihn aber gedrängt seine Eltern zu sehen. Die Mutter war leider gestorben. Der Vater hatte Haus und Hof verkauft und sich vom Erlös seines Besitzes eine Hospitalpfründe erworben. Die damit

ausgesprochene Enterbung für seinen Sohn betrübte ihn nicht. Aufrichtige kindliche Liebe und Rührung über die Einsamkeit seines Vaters erfüllte sein Herz, als er ihn in seiner Pfründe besuchte und ihn an Geist und Verständniß selbst der nächsten Dinge sehr herabgekommen fand.

Der Vater konnte selbst das Glück, seinen Sohn zu begrüßen, nicht voll würdigen. Der windungsreiche Schlängel-Lauf des Main war dann die Straße, die Ottheinrich verfolgte, um Zeilitzheim zu erreichen. Der Herbst hatte viel Regen gebracht und den Main so mit Wasser geschwellt, daß sich der wasserarme Strom zum Tragen von Flößen eignete. Mit einem solchen Floß machte er die Reise.

Dann schienen die Stunden, die ihm bei seiner Wohlthäterin geschenkt wurden, geradezu vom Schicksal bestimmt gewesen, ihn für alles Leid, das ihm seither widerfahren, schadlos zu halten. Er trat in einen keineswegs stillen und unbelebten Kreis ein. Im Gegentheil verleugnete sich Argula's thatkräftige Natur noch immer nicht. Die damals Vierundvierzigjährige hatte selbst im Winter in dem Schlößchen, das sie bewohnte, nicht lange Ruhe, war meist unterwegs, wenn auch nur auf Tagereisen. Bald besuchte sie Schweinfurt, bald Gerolshofen, bald Volkach oder Schwarzach. Wie sie ihren jungen Freund, der in Trauer um die Mutter kam und sie durch sein entwickeltes Aeußere, sein Benehmen, seine Bildung, den Bericht über seine Abenteuer angenehm überraschte, sofort in alles einweihte, was ihre tägliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so durfte hinwiederum auch er sein vergangenes und gegenwärtiges Leben ganz in ihr Herz schütten. Was hatte er nicht schon erlebt! Verschweigen

konnte er ihr ſelbſt das Innerliche nicht. Die Abendſtunden wurden ſo traulich durchlebt, daß ſogar die Heimlichkeiten ſeines Herzens, die Beziehungen zu Martina, zu Kunigunde Baumgärtner eingeſtanden wurden.

Die Lebenserfahrung Argulas war eine ſo reiche, daß er bei ihr Troſt und Rath aus dem Vollen ſchöpfte. Ob ſie nun an Gott als den Urgrund alles Seins, oder an Chriſtus als den Mittler, der alles irdiſche Leid in himmliſchen Gewinn umſetzt, oder ganz an die ihr wohlbekannte Weltlichkeit und deren Regel anknüpfte, an die Sitten, an die vornehmen Stände, an den Umgang mit den verſchiedenartigen Naturen, Bildungen, Vorausſetzungen im Leben, immer war es die Sprache der Erkenntniß und der Zuverſicht, die ihn zugleich aufklärte und erhob. Sie rieth ihm nach Wittenberg und Leipzig zu gehen. Vorläufig ſollte er ſich durch Selbſtunterricht noch die größere Reife geben.

Argula bewohnte den zeilitzheimer Burgſtall allein. Sie hatte Rechte, darin zu wohnen, Rechte, die, wenn nicht unmittelbar von ihrem Gatten, doch von den Agnaten herrührten, deren Geſammtheit Wilhelm von Grumbach vertrat. Die Fuchs, zu denen Kilian gehörte, wohnten in der Nähe zu Bimbach, einige Stunden dem Steigerwald näher, wo ſie ihr im Bauernkrieg zerſtörtes Schloß ſtattlich wieder hatten aufrichten laſſen. Früh ſchon bekannte ſich dieſe Linie der Fuchs-Bimbach zur neuen Lehre. Die in Zeilitzheim Argula zugeeigneten Renten, Gülten, Gefälle, Nutzungen verwaltete ihr ein begüterter Nachbar des Orts mit dem Beiſtand ihres eigenen Dieners Kilian Schenk. Einen zweiten Knecht, den ihr Wilhelm von Grumbach früher geſtellt hatte, hatte dieſer,

nach ihrer Reiſe auf Augsburg und Kaufbeuern, wieder zurückgezogen, als „deſſen ſelbſt benöthigt“. Die Briefe ihrer Söhne kamen nicht oft, doch waren ſie herzlich. Von einer ihr ſelbſtgewährten Erlaubniß der Herzoge zur Rückkehr nach Bayern war ſelbſt da keine Rede, als Argula mit dem Beherrſcher Bayerns, dem Kanzler Leonhard von Eck, dem Vater Oswalds von Eck, in ein verwandtſchaftliches Verhältniß trat. Eine Tochter deſſelben heirathete erſt einen Sohn eines römiſch geſinnt gebliebenen Chriſtoph von Schwarzenberg, einen Enkel des trefflichen Johann von Schwarzenberg, nach deſſen Tode in zweiter Ehe einen Grafen Johann Schlick, ſogar in dritter deſſen Bruder Abundus Schlick, beides Neffen Argula's von einer ihrer Schweſtern her*). Der Gewinn jedoch, den Argula aus dieſen Verbindungen zog, kam nur ihren Söhnen zu gute, die am Münchener und Landshuter Hofe Edelknabendienſte verrichten mußten.

Das Frauengemüth iſt des Anſchluſſes bedürftig. In demſelben Maße, wie ein weibliches Herz Fürſorge widmet, möchte es auch Fürſorge empfangen. Es thut ihm wohl, Herzen zu wiſſen, die ihm ausſchließlich zugethan ſind. Das wurde denn wie ein förmliches Liebesband zwiſchen Ottheinrich und der ſchon bejahrten Frau. Anfangs lächelte ſie ob der kleinen Ritterdienſte, die ihr Ottheinrich widmete. Sie bediente ſich ſonſt in allem ſelbſt. Ihr ganzer Körperbau war auf Energie angelegt. Mager, ſehnenſtark, hatte ſie ſelbſt in ihrem Aeußern etwas Männliches. Mit der Zeit aber wurde ſie der ungewohnten Huldigung immer zugänglicher. Ottheinrich

*) Biographiſch verbürgt.

widmete ihr die Dienste, die er seiner todten Mutter nicht mehr widmen konnte.

Auf der andern Seite kannte aber auch Argula's Fürsorge für den Pflegebefohlenen keine Schranke. Gleich nach Ottheinrich's Eintreffen in Zeitlitzheim brach der Winter mit großer Strenge herein. Die Wege wurden vom Schnee verschüttet. An ein Abreisen Ottheinrichs bei solchem Wetter war nicht mehr zu denken. Die Ausflüge machten sie kaum noch weiter als bis an die theilweise waldigen Ufer des Main, über welchen eine harte Eisdecke Brücken nach den kleinen Ortschaften schlug, in welchen Argula, um dem Reformationswerk nachzuhelfen, Schulen und Kirchen im Auge zu behalten pflegte.

Ringsum war die kirchliche Ordnung gelöst. Manches Kloster war ganz entvölkert, manche Pfarre unbesetzt. Da sprach Ottheinrich zuweilen an heiliger Stätte Gebete und las aus der Bibel lutherische Schriften vor und erläuterte diese. Dann kamen wohl die Kaplane von Volkach, die Mönche von Astheim genannt. Er disputirte mit den Ergrimmten, die seine „Weihe" zu sehen verlangten, die Tonsur. Sie nannten ihn einen Wiedertäufer. Er wußte sich mit Ruhe zu vertheidigen, und hatte die Masse für sich. Auch der Kanzler Vogler schrieb an Argula, sie solle nur ausharren und tapfer bleiben. Auch Seehofer, der inzwischen Pfarrer im Würtembergischen Winnenden geworden war, hatte geschrieben. An die Augsburger Verbindungen knüpfte Ottheinrich nicht wieder an. An wen sollte er schreiben? An Cyriax?! Selbst an das Hayfermann'sche Haus zu schreiben, widerrieth sich ihm durch Stimmungen, denen er keinen Namen zu geben vermochte.

Endlich schied Ottheinrich mit Briefen an Luther, den er traf, wie er hundertmal geschildert. Er that sogar gut, endlich aufzubrechen. Die würdige Frau war nicht alt genug, um den Schein nicht aufkommen zu lassen, als würde ihr der Umgang mit dem jungen Mann zum Bedürfnisse, und ihr alter Diener, Kilian Schenk sah sogar mit Eifersucht die Bevorzugung des auf so lange gefesselten Besuchs und gab mit der Zeit zu verstehen, was hier „solche, die es nicht besser wüßten, denken könnten."

Es verfloß ein Jahr auf Wittenberg, eines auf Leipzig. Dann übernahm Ottheinrich eine Reise nach Rimpar, zum Ritter Grumbach, in Angelegenheiten der Lehnsrechte von Argula's Söhnen. Wohl konnte er schon damals die Ausdehnung und Pracht des Schlosses bewundern. Von den Bauern vor Jahren zerstört, war es neu wieder hergerichtet und mußte Tausende gekostet haben. Schon der Aufgang, wenn auch an schwunghaft betriebenen Mühlen vorüber, hatte etwas Fürstliches. Sieben Thürme, von denen der eine riesig emporragte, wurden durch fenster- und erkerreiche Fronten verbunden. Der Eingang in den Hof, linkerhand die zu wahrhaften Prunkgemächern aufsteigende Freitreppe, alles war im Einklang mit der Bestimmung, weniger der Vertheidigung, als dem Behagen des Landforstmeisters zu dienen. Als Ottheinrich in diesem Schlosse, das beängstigend wirken konnte, eine kurze Zeit verweilt hatte, war es gerade nicht von Menschen und Festlichkeiten belebt. Die Burgfrau und der glücklicherweise anwesende Burgherr, konnten sich ihm theilnehmend widmen, und auch sie erhielten von seiner Persönlichkeit einen bleibenden guten Eindruck. Kleidung und Benehmen

ſtanden ihm. Hatte er doch die Welt geſehen, kannte Italien, das mächtige Augsburg, das Leben der Fugger und der Paumgärtner. Selbſt von einer Unterredung mit Königin Maria durfte er — wenn auch mit Zurückhaltung — Bericht erſtatten. Da war es kein Wunder, daß der Ritter, als er dann zufällig beim Aufzeichnen einiger für Argula beſtimmten Notizen die gefällige Handſchrift des jungen Sendboten wahrnahm, ihm vorſchlug, in ſeine Dienſte zu treten. Dies geſchah faſt in derſelben Weiſe, wie ſpäter der Antrag wiederholt wurde. Grumbach bot ihm dieſelbe vertrauliche Stellung, die bei ſeinem früheren Prinzipal Beichling bekleidet hatte. Die kurze Zeit, die Ottheinrich bei einem Kaufmann Rückert diente, hatte er behalten, die Studienzeit vergeſſen.

Ottheinrich nannte damals das Evangelium ſeinen Beruf.

Nun war die Schlinge doch glücklich geworfen! Der Ehrgeiz, ſich dem Rath Paumgärtner in ehrenvoller Stellung zu zeigen, war die geheime Triebfeder ſeines Zuſchlags.

Wie ſchwer trennte er ſich von ſeinem Lehrerberuf. Er ſchrieb an Argula: „Nichts fließt ſo ſehr dem Murmelbache gleich, bald über ſpitzige Kieſel, bald über Blumen, immer aber ebenmäßig dahin, wie das Leben des Lehrers! Ein Beruf iſt's „ſtill und bewegt“ zugleich. Jedes Kind hat ſeine Art und doch ſind ſich alle Kinder gleich. Die Gegenſtände des Lernens wechſeln und doch wiederholen ſie ſich im gleichen Kreislauf. Die Woche entweicht, der Monat, das Jahr — alles endet wie begonnen, und beginnt, wie geendet. Ein Lehrerleben gleicht dem Sand, der auf die Minute im Stundenglaſe verrinnt; die Sandkörner ſcheinen gezählt. Iſt durch die enge Spalte das letzte Körnlein hinunter, ſo kehrſt

Du das Glas wieder um, und die Körnlein rieseln auf's neue, rieseln — bis wieder das letzte, das Gott gezählt, entschwunden. Dazwischen denn wohl ab und zu ein Stillstand — ein Trauer- ein Freudenfest — die Ferienzeit, die Entlassung reifer Schüler, die Bewillkommnung der neueren — herrliche Unterbrechungen, die ganze Seele erstarkend, aber alles beginnt wieder, wie es geendet."

Ein andermal schrieb er: „Jesus, gieb mir Kraft, deinem heiligen Vorbild zu folgen! Du hast schon gelehrt, noch ein Kind —! Im Tempel hast Du die Männer gelehrt! Laß Du mich die Kinder zu Dir erheben! Laß mich Dir Seelen zuführen, an denen unser aller Vater im Himmel Wohlgefallen hat! Laß mich all' mein Leid vergessen, jeden Schmerz, der meine Seele drückt, im Lehrerdienst, den ich Dir Vater im Himmel, weihe! Die Kinder sind alle Dein! Du hast uns verkündigen lassen: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Ihnen ist das Himmelreich —!"

Er bestieg denn also wirklich die sagenreiche Plassenburg bei Culmbach, meldete sich bei dem anwesenden Hofmeister Grumbach und wurde dem Markgrafen Albrecht vorgestellt, der ihn, gerade von Neustadt an der Aisch, seiner Residenz zugegangen, freundlich empfangen.

Er fand in dem jungen Fürsten eine seltsame Erscheinung. Lang und hager von Statur hatte er edle Gesichtszüge, seiner Mutter tiefliegende Augen, blasse Gesichtsfarbe, rothblondes Haar. Noch nicht zwanzig Jahre alt, hatte er schon Furchen auf der Stirn. Sein Gang war schwer, trotzig, schlottrig, von einem Gleichmuth, als könnte ihm die Herrschaft der Welt nicht fehlen. Wilde Ausgelassenheit im Trinken und

Kehren wir wieder auf die Geſchichte der Zeit zurück, ſo hat der bisherige unpraktiſche und doch ſo unruhige Sinn der Zeitgenoſſen der Entwickelung des Jahrhunderts viel geſchadet. Der Trieb der Neuerung vermählte ſich mit dem Mangel an Routine und, offen geſagt, auch mit dem Mangel an Urtheil in öffentlichen Angelegenheiten. Vage Theorien, von der rechten und linken Seite kommend, durchkreuzten ſich und ſchnitten ſich dabei immer den geringen Verſtand ab, den ſie allenfalls beſitzen mochten. Das Meiſte davon paßte auf keines der gegebenen Verhältniſſe. Die Reſtauration erfand ein Axiom nach dem andern. Die Freiheit wurde ſo utopiſtiſch wie der Despotismus. Ein Chaos wirrte ſich in einander, das durch hinzuſtrömende wiſſenſchaftliche, religiöſe und geſellſchaftliche Neuerungen eher noch mehr verfinſtert, als erhellt wurde. Wie ſollte dies enden? Wie ſollte der ſoziale Gedanke des Jahrhunderts aus einem ſolchen Gedränge gerettet werden? Geſtehen wir es, die Zeit hat ſich ſelbſt zu helfen gewußt. Wir ſind der Reſtaurationsperiode weit entrückt, wenn wir auch Sorge tragen müſſen, uns aus einem Zuſtande des Uebergangs, aus einer nur zur Hülfe erheiſchten Tendenz des Zeitgeiſtes zu befreien. Dieſe Hülfe war der Materialismus.

Man mag nun die Behauptung tief oder lächerlich finden, ich ſcheue mich nicht zu geſtehen, daß mir die Reaction gegen den Idealismus auch durch das plötzliche Erſcheinen der Cholera ausgedrückt ſchien.

Die Ideenanarchie bedurfte eines Reagens. Der große aſiatiſche Uterus der Geſchichte, der Europa ſchon ſo viel Anſtöße gegeben hat, that ſich auf und ſpie die Peſt über uns aus. Im Mittelalter ſandte uns Aſien den ſchwarzen

im Verkehr mit den Frauen wechselte mit Unmuth und verdrießlicher Reizbarkeit. Man konnte zuweilen glauben, ein Ekel nicht nur an seiner eigenen Lebensweise, sondern am ganzen Dasein, erfüllte den jungen Sohn Casimirs. Dabei gefiel ihm vorzugsweise die Art der norddeutschen Junker, die er in Köln an der Spree, in Frankfurt a. d. Oder und Königsberg kennen gelernt hatte, besser als die der fränkischen Adligen. Nur mit seinem Vetter, dem Grafen Christoph von Leuchtenberg, stand er im Verhältniß voller Vertraulichkeit. Der Dritte im Bunde war sein Reitknecht Bartel Hartung, der von dem Prinzen bis an dessen unglückliches Ende unzertrennlich geblieben ist. Albrecht besaß Kenntnisse und schrieb sogar Latein. Ein geistvoller Franzose, Vincenz Obsopäus, hatte ihm Unterricht gegeben. Das berühmte Gedicht des Obsopäus, „die Kunst zu Trinken", ist keineswegs ein Beweis für eine frivole Erziehung Albrechts. Im Gegentheil hat der Autor mit diesem seinem aus orci Gesängen bestehenden lateinischen Gedicht einen Protest gegen die Sitten der Zeit geben wollen, eine Anweisung, dem Weingott mit Maß zu huldigen und ihn nur als Führer zu den Musen zu betrachten. Des Prinzen Hochmuth (in den Anknüpfungen an seine bayrische, kaiserliche, königlich-polnische Verwandtschaft gefiel sich derselbe vorzugsweise) stand im Contrast zu seinem Cynismus. Sein Kriegstalent flößte umsomehr Vertrauen ein, als sein Oheim Georg wenig davon besessen hatte. Als er mündig geworden, blieb es dem Loose überlassen, ob er Bayreuth oder Ansbach erhielt. Der Zufall ließ ihn die erstere Hälfte ziehen, er wählte aber das rauhe Plassenburger Schloß, wo er so trübe Kindheitstage zugebracht und Geist:r

geſehen hatte, nicht zu ſeiner ſtändigen Reſidenz, ſondern im ſüdlichſten und Nürnberg am nächſten gelegenen Pnnkt ſeines Antheils, den Wittwenſitz ſeiner Mutter, Neuſtadt an der Aiſch, dicht bei Windsheim.

Nun war Georg todt, deſſen Sohn noch nicht mündig. Da war er der Vormund und zumeiſt in Ansbach. Das Zeughaus der Lande, von denen nun Ansbach proviſoriſch auch von Grumbach regiert wurde, war die Plaſſenburg. Von hier aus nur konnte der ſtattliche Einritt mit dreißig von Kopf bis zu Fuß bewaffneten Eiſenreitern zum Reichstag angeordnet werden.

Mit Spannung ſah Ottheinrich ſeiner neuen Beſtimmung entgegen.

## Achtes Kapitel.

### Der Reichstag.

„Nun," sprach der Kaiser zum Cardinal Granvella, als jener vielleicht von Barbara Blomberg, der schönen Kirchensängerin, kam; der Ursprung seines natürlichen Sohnes Don Juan d'Austria spricht diese Vermuthung aus, oder er kam einfach aus der Seitenkapelle in dem bewunderungswürdigen Dom von Regensburg, in dessen unmittelbarer Nähe Karl V. wohnte. Man zeigt noch heute die Stätte. Es ist ein Gasthof geworden.

„Nun, die Fürsten lassen auf sich warten! Ich soll den Reichstag mit mir selbst abthun!"

„Die Fürsten zögern," sprach der Cardinal, ein Franzose, mit tiefster Verbeugung, „weil sie kein gutes Gewissen haben! Eure kaiserliche Majestät haben in deutschen Landen die schlechtesten Freunde."

„Ich würde sie mir gern versöhnen," sprach der Kaiser, die langen, befranzten Handschuhe auf einen Tisch werfend, „da ich die Wehrkraft und die Tapferkeit des Volkes zu schätzen weiß. Von meinen sieben Königreichen habe ich das Deutsche nicht an meinen Sohn Philipp vererben können.

Dieſer Trotz iſt allerdings läſtig. Es wird vergebens ſein. Sie wollen ihn nicht die Fürſten, weil ſie einige Jugendthorheiten von ihm vernommen haben. Mein Bruder Ferdinand in Wien wird mein Nachfolger werden."

Granvella that, als ſei der Kaiſer unſterblich. Dann ſagte er: „Er iſt im Anzuge. Schon von Paſſau iſt Kunde gekommen. Er kommt mit zweihundert Pferden."

„Das Glück iſt ihm hold!" fuhr der Kaiſer fort. „Zapolya iſt todt, und ſeine Wittwe iſt eine leichtſinnige Polin, die Martinuzzi leitet! Einen natürlichen Sohn meines Schwagers giebt es nicht. Eine Italienerin hat Intriguen entlarvt."

„Der Augsburger Kaufmann, der ſich das Verdienſt erworben hat, den Dogen zu einer Unterſuchung zu bewegen, ob noch ein natürlicher Sohn Eures unglücklichen Schwagers vorhanden iſt, ſteht auf der Liſte derer, die diesmal des Kaiſers Gnade wünſchen, ihm die Hände küſſen mögen und den Ritterſchlag erwarten. Er wünſcht die Belehnung, nachdem er, welche Burg doch? erſtanden hat."

Granvella nannte einen ziemlich verwelſchten Namen und ſuchte in den Papieren: „Hohenſchwangau! Sie iſt auf den alten Beſitzer richtig mit dreitauſend Goldgulden bezahlt! Alle Lehen ſind verfallen. Die Gnade des Kaiſers wird ſie erneuern."

„Dieſe Kaufleute!" äußerte der Kaiſer. „Sie ſind die Matadore der Welt! Setzen ſich noch auf die Fürſtenſtühle. wie die Medicis! Mir hat Anton Fugger geſchrieben, daß dieſer Hans Paumgärtner keine guten Kinder hätte."

„Sire, das iſt Verläumdung! Wer hat jetzt gute Kinder!" Der ſchlaue Biſchof von Arras war ohne Zweifel

durch eine Hand voll Dukaten bestochen und erinnerte Karl an sein eignes häusliches Leid.

„Ich will Friede mit Hessen und Sachsen machen!“ begann Karl. „Ich brauche sie gegen Türken und Franzosen. Ich fürchte aber, sie kommen nicht zum Reichstag.“

Granvella schwieg. Es ärgerte ihn, daß der Kaiser in der Religionsfrage einstweilige „Toleranz“ gegeben.

Unmuthig ging der Kaiser auf und ab. Er horchte auf. Wieder sangen draußen auf der engen Straße die Schulen. Wieder war das Gedränge vor seinem Wohnhause groß, obwohl es bitter kalt geworden war nach einem Jahr, das an Sommerhitze und Milde, die bis Weihnachten dauerte, seinesgleichen nicht gehabt. Jedem fiel des Kaisers düstre Miene auf. Im übrigen war's derselbe hagere Mann mit dem weit hervorstehenden Unterkiefer und den zusammen gedrückten Augen. Einem gezähmten, satten Tiger mochte der ihn vergleichen, der ihn haßte oder fürchtete. Andere nannten ihn gutherzig. Der wahre Grund seines Innern ist nicht aufzudecken, wie die wahre Mutter des Don Juan d'Austria. Wenn Karl V. viel betete, und dann so lange betete, wie seither in Regensburg, so bedeutete das, sagte das Volk, selten etwas Gutes. Damals galt sein vieles und so langes Beten vielleicht der Verantwortlichkeit für den Mord, der an Rinon und Fregoso, französischen Agenten, in Mailand doch wohl nur auf sein Geheiß vollzogen wurde, galt dem Treubruch an Franz von Frankreich, welchem anfangs Mailand versprochen worden war, dann wieder vorenthalten wurde, galt der falschen Rolle, die mit den Protestanten gespielt wurde. In letzterem Falle schien sich Karl V. seiner Schuld

vor Gott bewußt zu ſein und betete vielleicht mit Andacht. Vielleicht ließ ihn die Verantwortlichkeit ſeiner nahe an die Macht Karls des Großen gekommenen Herrſchaft mit den zuweilen entſetzlichen Nothwendigkeiten derſelben am Jahrestag des Todes ſeiner Frau im Kloſter Brühl bei Regensburg eine volle Nacht hindurch auf den Knieen liegen. Die Kirche ſtrahlte ringsum von Wachskerzen. Alles, was noch von altcorrecter Prieſterſchaft aufzutreiben geweſen war, mußte um ihn her dabei die Vigilien ſingen. Der aus wunderlichen Gegenſätzen zuſammengeſetzte Mann gab ein Vorſpiel zu ſeinen Tagen vom Kloſter San Juſt, mit denen er endete.

Zuweilen konnte dieſer ſeltſame Menſch aus ſeiner majeſtätiſchen Rolle, die auf dem Glauben, daß Papſt und Kaiſer unter allen Menſchen Gott am nächſten ſtünden, beruhte, herausfallen. Dann konnte er lachen und etwas wie Gemüth zeigen. Für ſeine Schweſter Maria galt er zu jeder Zeit als liebenswürdig, ja als zu verhätſchelndes Kind. Auch in Regensburg damals lachte er bald. Denn die Fürſten kamen wirklich. Zuerſt die komiſche Geſtalt eines Rheiniſchen Pfalzgrafen, der ſein Schwager war und ſich ewig an ſeine Ferſen klammerte. Wir haben ein intereſſantes Buch über ihn. Dann kam der Braunſchweiger, ein Ultramontaner äußerſter Färbung. Das war der, der den Wollenweber hatte hinrichten laſſen, ein fanatiſcher Römling, der ſich in allerhand „Famaſchriften“ mit Luther herumzankte. Heinrich. Die Fürſten erfuhren ſogleich, daß Faſtnachtſpäße und Schönbartſpiele diesmal ſtreng verboten waren. Es ſollte ſtill um den trauernden Wittwer ſein, der von Morgens bis Abends mit ſeinem Granvella, ſeinem Navius, die ſieben König-

reiche zu regieren und für den Reichstag die Vorarbeiten zu machen hatte. Die Kanzler, die Kriegswache, die Prieſterſchaft, die ihn umgab, es war ein Troß von vielen hundert Perſonen. Boten gingen ab und zu von aller Welt Enden. Mehr als tauſend Bürger ſtanden zur Aufrechthaltung der Ordnung täglich unter den Waffen. Wer einen nächtlichen Unfug trieb, wurde mit kurzem Proceß in die Donau geworfen. Das Trommelſchlagen, ein beliebtes Privatvergnügen damals, wurde Unbefugten verboten. Argula's Bruder, Bernhardin Stauff, muß ein eigenes Gelüſt gehabt haben, Unerlaubtes zu wagen. Vor neun Jahren hatte er auf dem damaligen Reichstag nächtlich Trommler umgehen laſſen. Er wagte es auf eine Verhaftung hin. Auf dieſem Reichstag aber ging es in ſeinem gefreiten Hauſe, noch jetzt der „grüne Kranz" genannt, deſto heiliger zu. Hier war die proteſtantiſche Privatgemeinde, die Biſchöfen und den Herzogen von Bayern trotzte. Selbſt ſchon Rathsherren nahmen bei ihm den Kelch im Abendmahl. Sein Hausgeiſtlicher hieß Jakob Moſer.

Melanchthon und Calvin erſchienen auch. Denn es handelte ſich um ein „Religionsgeſpräch". Letzterer zugleich als Geſandter der Stadt Straßburg und, wie er ſelbſt erzählt hat, von dem Einigungswerk wenig erbaut. Der hagere, ſchwarz- und graubärtige Franzoſe hob ſein Haupt ganz chauviniſtiſch, die Deutſchen verachtend. Man muß die Reformirten anfangen vom Standpunkte Tiſſoti's zu beurtheilen. Scharf und geiſtvoll hat er die Charaktere beurtheilt, die hier zu entſcheiden haben ſollten. Melanchthon, der kleine, hagere, kränkliche Mann, war leider nicht nur weich wie immer geſtimmt, diesmal beherrſchte ihn ſogar eine beſonders ergebene

Laune; dem Aermſten hatte auf der Herreiſe ein unglücklicher Sturz aus dem Wagen ſeinen Arm verſtaucht. Nun war ihm alle Energie genommen, denn ſelbſt Granvella ſchickte den kaiſerlichen Leibarzt, um ihm zu helfen. Man that ihm jede Ehre an, um ſeine Citate zu fangen. Die Stadt ſchickte ihm den Ehrenwein und einen vergoldeten Becher im Werth von ſechzehn Gulden. Martin Bucer, der franzöſiſch konnte, machte den Vermittler, beſonders für Calvin, wo die lateiniſche Sprache nicht ausreichte. Auch Eck von Ingolſtadt, der Streithengſt, war erſchienen. Er erhob ſein Haupt wie Jupiter, der Donnerer und redete Alles nieder.

Nach dem Braunſchweiger und dem Pfalzgrafen kamen die Bayernherzoge und ihr Neffe, Ulrich's, ihres Schwagers Sohn, der junge Chriſtoph von Württemberg, ein durch Leiden erzogener, hoffnungsvoller Jüngling. Als der Kaiſer den Bayernherzogen ſeinen Gegenbeſuch machte, kamen ihm dieſe deutſchen Fürſten auf halbem Wege barhaupt entgegen, und gingen ihm an den Stegriffen ſeines Roſſes zur Seite bis in den „Biſchofhof", wo ihre Herberge, als förmliche Reitknechte. Dennoch wurden ſie die Störenfriede des Reichstags. Jener andere Eck, der Miniſter Bernhard von Eck, des liederlichen Oswald Vetter, hinderte jede Einigung. Er zog zu ſich herüber, wen er nur gewinnen konnte. Der Magdeburg-Mainzer Erzbiſchof, Kurfürſt Albrecht, ein Bruder der vielen Hohenzollern, die wir ſchon kennen, beendete damals ſein ſeitheriges Schwanken zwiſchen den Parteien mit dem Ausbruch eines fanatiſchen Haſſes gegen jede Neuerung, die ſeinem herrſch- und genußſüchtigen Sinn Opfer auferlegte. Er hatte mit den Proteſtanten vollſtändig gebrochen. Ihm gebührt auch der nicht beneidens-

werthe Ruhm, daß er der Erste war, der nach Deutschland die Jesuiten berief. Loyola's zweiter Angriff auf Rom war glücklicher. Diesen Brandenburger und den Bruder des Kaisers König Ferdinand, nannte der bayrische Kanzler zwei Menschen, „die nichts mehr zu verlieren hätten und auf dem Standpunkt der Desperation stünden," und dennoch ging er in Religionssachen mit ihnen Hand in Hand. Seine Herzoge sagten: „Was, Ihr wollet jetzt Einigkeit? Da sollen wir uns wohl in den Todesurtheilen, die wir haben vollziehen lassen und auf dem Gewissen tragen — geirrt haben —?!"

Landgraf Philipp von Hessen, der Entschlossenste der Lutherfreunde, der der Reformation schon aus persönlichen Gründen romantischer Art geneigt war, wie bei Heinrich VIII. von England der Fall gewesen, rasselte mit dreihundert Reitern in Regensburg ein. Die mächtige Wehr drückte seine Stellung im Reich aus, seinen glänzenden Sieg bei Laufen, über die Oesterreicher und den Schwäb'schen Bund, die Herzog Ulrich's Wiedereinsetzung und — Ehre ihm! — Besserung hindern wollten, seine Führerschaft des schmalkaldischen Einverständnisses, seinen Entschluß, bald mit Heinrich von Braunschweig die nächste deutsche Schwertprobe zu beginnen. Als der Heldenfürst unter schmetternden Drommeten „auf einem stolzen, nach allen Seiten hin drohend wiehernden hirschfarbenen Roß" und in weiter Entfernung vor seinen stolzen Mannen vorausritt, soll der Kaiser, hinter dem Erker seiner Herberge ihn beobachtend, in seinem niederländischen Deutsch gesagt haben: „We de Gaul so de Mann!" Philipp kam jedoch mit Annäherungs- und Concessionsgelüsten.

Grumbach erschien noch, wenn auch nicht mehr als Hof-

meiſter, doch als Marſchall des Hochſtiftes Würzburg und zugleich als Rath des Markgrafen von Brandenburg. Die Heeresfolge betrug allmälig einhundertneunundachtzig Mann —! Sie kam, wie die Chroniſten der Nürnberger, bei denen ſie durchzogen, berichten, alle grün und „auf's ſäuberſt und gut altfränkiſch“ angezogen. Die Herren trugen Sammet. Auf den Aermeln ihrer Kleider waren die Worte geſtickt: „Verbum divinum manet in aeternum.“ So waren von allen Seiten die Adligen zu den dreißig Plaſſenburgern, den Hohenzollern ergänzend, geſtoßen.

Grumbach dictirte gerade eines Morgens — es war die Woche nach Oſtern — in Würzburger Angelegenheiten Briefe. Ermüdet unterbrach er ſich und ſprach: „Wiſſet Ihr denn ſchon, daß letztlich auch Euer weiland Principal eingeritten iſt, der neue Herr von Schwangau?“

Die Feder entglitt Ottheinrich. Er wußte, daß der kaiſerliche Rath kommen würde. Dennoch ließ ihn die Erfüllung ſeiner lebhaften Spannung des Tintenfaſſes vergeſſen. Ein mächtiger Tropfen aus der Feder verdarb das eben geſchriebene Concept.

„Oho! Das müſſet Ihr noch einmal ſchreiben!“ ſagte Grumbach und der Geſtrenge fand Zeit zum Plaudern. „Das iſt ein behender Herr!“ fuhr er fort. „Man möchte glauben er wollte den Granvella und den Nävius zugleich aus dem Sattel heben! Klügere Aeuglein hab' ich noch nicht geſehen, außer bei den Ratten!“

„Ihr hattet ſchon etwas mit ihm?“ fragte Ottheinrich ſchüchtern.

„Das nicht. Ich ſah ihn nur einreiten! Drei mächtige

Tod. Der ſchwarze Tod ſchuf damals den religiöſen Pietismus, den Flagellantismus. Der Pietismus ſchuf die Reformation. Die Cholera hat eine ähnliche Beſtimmung. Die Cholera ſchuf eine überwiegende Tendenz zum Materialismus; denn er purgirte den Idealismus, der ſich übergeſſen und übertrunken hatte, und aus deſſen verdorbenem Magen kein reiner Hauch mehr über Europa wehte. Der Materialismus wird eine neue Revolution ſchaffen, wenn auch mit Erſcheinungen, die ſich kaum ahnen laſſen.

Der Materialismus! Ich habe einen Bekannten, einen Engländer, der ſich bisher mit der Quadratur des Zirkels beſchäftigte, der mir aber kürzlich erklärt hat, er halte es für das größte Philoſophem unſers Jahrhunderts, aus dem Süßſtoff der Runkelrübe Zucker zu machen. Er hatte dem Parlamente ſeine früheren Verſuche, jenes Quadrat zu entdecken, vorgelegt und von ihm beinahe eine Anweiſung auf das Narrenhaus erhalten. Jetzt will er ſich durch die Runkelrübe rächen. Er geht auf den Continent, legt eine Fabrik an und wird Englands Handel um ſo viel Prozent beeinträchtigen, als die Runkelrübe wohlfeiler iſt, wie das Zuckerrohr. Ein Anderer ſchrieb bis jetzt Romane, von denen ſogar die erſten Theile vergriffen ſind, wenn auch die letzten immer liegen blieben. Jetzt arbeitet er unter Lord Broughams Auſpicien an der Cabinetsencyklopädie und wird dieſe nützliche Unternehmung durch ein vollſtändiges Syſtem bereichern, wie man Kindern im Spiel die verwickeltſten Sätze der Mechanik deutlich machen kann. Sehen wir nicht, daß Gegenſtände des abſtrakteſten Wiſſens, z. B. die Nationalökonomie, jetzt ſchon poetiſch behandelt werden, ja ſogar, daß es eine Dame iſt, welche dieſen Zweig der Poeſie, das modernſte Lehrgedicht, mit vorzüglichem Glücke behandelt, Miß Martineau? So nehmen

Wagen voran. Denen wies ein Marſchall den Weg. Hinter ihm her kam im Harniſch mit Helm und Viſir ein dicker Ritter auf einem kräftigen, ruhigſchreitenden Schimmel. Neben ihm ritten zwei Jünglinge auf muthigeren Schecken. Hinter ihnen und zuletzt auch noch hinter den ſchweren mit Bändern, Fahnen, Schellen geſchmückten Laſtwagen ritten etwan zwei Dutzend wohlausgeſtatteter geharniſchter Reiter. Alle waren gar zierlich gekleidet und hatten vorn auf der Bruſt und hinten am Rücken das Bild des Schwanen. Die Wagen blieben vor dem Petersthor zurück, wo die Reiſige des Reichsquartiermeiſters für deren einſtweilige Sicherheit ſorgten."

Die Vorſtellung, wie ſich der alte Herr ſo in's Kriegszeug geworfen, alte Zeiten erneuert und die Söhne dermaßen großartig entwickelt hatten, benahm Ottheinrich in ſolchem Grade die Faſſung, daß er dem wieder aufgenommenen Vortrage des Marſchalls nur mit Anſtrengung folgen konnte.

Zum Glück wurde der Vortrag unterbrochen.

„O, was iſt es nur, daß ich nicht frei aufathmen kann!" ſprach Ottheinrich, als er allein war, zu ſich ſelbſt. „Was zieht mich ſo mächtig zu Menſchen, die mich ſo ſchimpflich verſtoßen haben! Die Güte des Vaters war unzweifelhaft!"

Die jungen Söhne Argula's beſuchten ihn, zwei Edel-Knaben der Bayernherzoge! Es waren zwei anſpruchsloſe Begleiter ihrer Herren, die ihr verfallenes Lehen nur beſtätigten durch länger bewieſene Treue im Dienen. Der jüngere Johann Georg von Grumbach, hatte Melanchthon oft in Wittenberg geſehen und konnte ſich ihm umſomehr hier in Erinnerung bringen, als im Reformatorenkreiſe das Andenken an ſeine Mutter unverloren geblieben war.

Die Unentſchloſſenheit, in welcher ſich Ottheinrich über den Gedanken befand: Sollſt du dich den Undankbaren, die dich einſt ſo ſchimpflich aus ihrem Kreiſe entfernten, nähern —! brauchte nicht lange mit ſich zu kämpfen. Denn als er ſchon einige Stunden nach Grumbach's Mittheilung im Begriffe war, die Brücke zu betreten, die in die Vorſtadt „Stadt am Hof" führt, wo ſich eine Anzahl Reichstagsgäſte in einer kleineren Herberge ſpeiſen ließ, wurde er dicht unter dem auf der Brücke befindlichen Thurmthor, von welchem die Henker die Kindesmörderinnen, in Säcke gebunden, in die Donau zu werfen pflegten, von zwei jungen Edelleuten beinahe übergerannt, von denen ihn der eine, plötzlich ſtillſtehend und ihm dicht unter die Augen tretend, anrief:

„Ja, iſt es denn zu glauben oder geſchehen noch Wunder? Ich ſehe — ſtaune — unſer Ottheinerle, Herr, oder ich verkenne mich ſelbſten jetzt —!"

Während noch Ottheinrich auf den jungen Sprecher mit der wallenden Reiherfeder am Birett ſtarr ſeinen Blick gerichtet hielt, rief dieſer ſeinen Begleiter, der weiter gegangen war, nach: „Hansjörg! Ei, ſo ſchau' doch! Das iſt ja — oder Ihr müßtet denn einen Bruder haben, den ſogar Euere Mutter mit Euch ſelbſten verwechſeln könnte —!

„Die Junker ſind —?" fragte Ottheinrich mit ungewiſſer Stimme —

„Die Paumgärtner —!" fiel David ein und ſetzte Ottheinrich umarmend und zum Bruder gewendet hinzu: „He, das iſt der Stauffer, weißt, der mich nach Padua gebracht hat! Ei, wie iſt Euer Bart gewachſen! Ach, hätt' ich nur ſchon die Hälfte davon —!"

„Die Junker von Hohenſchwangau!“ ſagte Ottheinrich und erhielt von Johann Georg ebenfalls freundlichſt die Rechte geboten.

Beide Brüder ähnelten ſich ſehr. Sie hatten auch Antoni's Art, waren klein, dick, rund; ihre Geſichtsfarbe war die friſchſte. Das Haar hing ihnen lockig über die breiten ſtämmigen Schultern. Sie trugen buntfarbige, gezackte Birette mit wallenden, grünen, weißen und rothen Federn. Ihre Kleider waren von Sammet, in den Oeffnungen mit Atlas ausgelegt. Im Gürtel, der mit ſilbernen Buckeln und Spangen beſetzt war, blitzten Dolche. Ihre Schwerter waren faſt länger als drei Viertheile ihres Körpers.

Ein neckiſches Lachen begleitete alles, was David ſprach. Beide Brüder waren ſo theilnehmend, ſo über die Begegnung erfreut, daß ſie entweder die Urſache der Trennung Ottheinrichs von ihrem väterlichen Hauſe gar nicht kannten, oder ſie längſt vergeſſen hatten.

„Wohin wollt Ihr denn? Zu Mittag ſchon? Ei, nun ſpeiſet Ihr doch mit uns! Nein, was wird der Vater für eine Freude haben! Er redet allwegs einmal von Euch! Kann Euch nicht vergeſſen! Habt ihm in Venedig zu große Dienſte geleiſtet. Dienſte, die der Kaiſer belohnte! Aber die Markeſa, die gewiſſe, erinnert mehr als einmal an den Geldbeutel des Vaters! Gut, daß ſie Euch nicht ausfindig machte. Sie plünderte uns ſchön! Ihr kommt mit! Und ſo wie Ihr ſeid! Macht keinen Umſtand! An unſerm Tiſch werden noch einige mehr ſatt als Ihr! Der Stauffer — nein der Stauffer!“

Das war denn in der That die wohlthuendſte Sprache

unverſtellter Freude, der Mittheilſamkeit und einer Hingebung aus der Fülle des Glückes.

Ottheinrich wußte gar nicht, wie ihm geſchah. Beide Brüder hängten ſich in ſeine Arme und zogen ihn fort.

„Zum Biſchofshof —! Neben dem bayriſchen Löwen — da haben wir eine leidliche Herberge — doch beſſer als in Padua! Wißt Ihr noch? Nein, was wird der Vater ſagen! Er hätte Euch die Jahre hindurch zehnmal ſchon wieder gern zu uns zurückgehabt —! Wußten nur nicht, wo Ihr hingekommen —! Ihr ſollt uns Alles erzählen —!“

„Sollten denn die Junker nicht wiſſen!“ ſprach Ottheinrich, der ſich kaum zu faſſen vermochte, „daß ich vor Jahren von Eurem Herrn Vater unſänftiglich aus ſeinen Dienſten entlaſſen — ja ich kann wohl ſagen, mit Schimpf hinweggeſtäupt worden bin?“

„Deſſen irrt Ihr! O — o —!“ riefen beide betroffen abwehrend.

„Von Antoni entſinn' ich mich allerdings —“ fuhr David fort und ſtockte —

„Antoni iſt wieder in Venedig —“ fiel Johann Georg wie zur Beruhigung ein. Er führt ſich beſſer auf, ſagt man. Aber ich glaube, er geht in die Türkei. Der Vater will den Fuggern trotzen, die uns verläſtert haben; Regina iſt todt! Cyriax Mäusle unterhält uns immer von Euch. Ich bin Doktor der Rechte und praktizire, trotz unſerer Freiherrenſchaft. An der Burg wird mächtig gebaut, wir ſind mehr in Ulm und Erbach, als in dem elenden Augsburg, wo jetzt die Handwerker regieren.“

„Ich bin entlaſſen worden," fuhr Ottheinrich fort, „um vieler Urſachen willen. Nicht aber, daß ich zugeben könnte, um eine, die keinen lauteren Grund gehabt hätte —!"

„Laſſet das doch jetzt!" fielen die Brüder wieder ein. „Wir ſind hier in Regensburg —! Heiſſa!" trällerte David. „Das iſt die Donau — ſchüttet alles hinein —!"

Der leichtſinnige, junge Mann lachte dabei überlaut, ließ endlich den Arm Ottheinrich's frei und ſah ſich im Gedräng der Menſchen, die unterm Brückenthor hinweggingen, nur nach Jedem um, der einigermaßen beſſer gekleidet war, vornehmlich nach jeder ſchönen Jungmagd oder Bürgerstochter. Letzteren nickte er mit frechen Blicken zu.

Johann Georg, der etwas ruhigern Charakters ſchien, erzählte, daß auch die Großmutter nicht mehr lebte, ſelbſt Rupilius, deſſen letztes Epigramm die Ueberſetzung des „Iſch recht" in das Epitaphium-Wort Recte est, geweſen. Gewiſſermaßen war Lauz Beichling auch todt. Beim Rechnungsabſchluß, den das Haus beim Aufhören ſeiner Kaufmannsgeſchäfte ſich von ihm machen ließ, ſuchte er uns, ſagte David, die Rechnung zu erleichtern und machte einige Zahlungen mit Wachs an den Händen. Iſt hierauf entwichen und irgendwo verkommen oder ein großer Mann worden, Alciat ſagte immer: Mit Stehlen kommen die Einen zu hohen Reichthümern, die anderen an den Galgen! Und richtig, Euer Cyriax, Cyriax Mäusle, der läßt jedes Jahr taufen. Das Appele von damals iſt ſein Weiblein. Wißt! „Unſere Schmarollenſiederin von Rialto!" Hei, iſt das Appele dick worden wie ihre Tonnen! Denn wiſſet! Cyriax iſt ein geſalzener Fiſchhändler. Ratio: Er meinte, das ſei das beſte Geſchäft. Denn käme die Peſt,

ſo müßte ſämmtliche Waare, ſo auf dem Lager, von Raths wegen angekauft und bezahlt werden.“

Ottheinrich verſtand dieſe Aeußerung aus dem damaligen Leben vollkommen. Man hatte die Gewohnheit, wenn die Peſt ausbrach (und ſie ſuchte, wie jetzt die Cholera, unabläſſig die Menſchheit heim), alle in einem Orte lagernden Heringe zu verbrennen. Entweder ſollte mit ihrem Phosphorgehalt die Luft gereinigt werden oder die altgewordenen Heringe verbreiteten Gerüche, die für eine Anziehung der Peſt gehalten wurden. Naturhiſtoriker mögen entſcheiden.

Bei den „geſalzenen Heringen“ kam die zufällige Begegnung eines Ritters Heſſel von Grumbach etwas unbequem. Es war ein lüderlicher Verwandter des Marſchalls, ein Hüne von Geſtalt. Er wollte Geld von David, das er auch erhielt. Furcht vor dem Rieſen, der in ſpäteren Jahren wegen Straßenraub auch hingerichtet wurde, mochte das Hauptmotiv ſein.

Die Brüder hörten die Frage und ſchienen ſie beantworten zu wollen, doch feſſelte ſie plötzlich etwas am Rathhaus. Vielleicht die Menſchenmaſſe, die noch trotzdem, daß es von allen Kirchen Mittag läutete, das mächtige Gebäude umſtand. Dicht daran war eine große Bude mit Brettern errichtet, die wieder mit darüber ausgeſchlagener bunter Leinwand ein beſſeres Anſehen bekam. Dort arbeiteten Steinmetzer.

„Kommt!“ ſagte David. „Der Vater iſt noch im Reichstag. In dem Gebäude da tanzen hübſche Zigeunerinnen und ein Bube von dreizehn vierzehn Jahren macht Aufſehen; ſie heißen ihn den Kryſtallſeher.

Zu einem Reichstag kamen alle Gaukler aus Deutſchland, Oeſterreich und den Niederlanden.

Ottheinrich hatte Muße. Er trat näher. Ein phantaſtiſch gekleideter Knabe mit einer Krone von Silberzindel ſchlug mit der einen Hand auf eine vor ihm ſtehende Pauke, mit der andern ſchüttelte er die Blechbüchſe, in welche man die Einlaßgebühren werfen ſollte.

„Einen Heller —! Komme, wer ſein Glück erfragen will —!“

In dieſer Hütte, die von einer dichtgeſchaarten Menge und von einer verwitterten langen Geſtalt gehütet wurde, dem wahrſcheinlichen Impreſario, in einem Bretterzaun, der ſogar von Rittern und hohen Geiſtlichen beſucht wurde, führten die jungen Paumgärtner ihren wiedergefundenen neuen Freund, wie ſie ihn ohne allen Hochmuth nannten, und bereiteten Ottheinrich daſelbſt eine Ueberraſchung, die ihn, ohne daß ſie eine Ahnung hatten, erſchütterte.

Die Seiltänzereien einiger Frauenzimmer konnten ihm wenig Unterhaltung gewähren.

Aber die erſte Entdeckung, die er machte, war ſchon entſetzlich, daß der Alte am Eingang Rhodomantis war! Der Schulmeiſter führte dieſe, größtentheils aus Kindern beſtehende, Gauklergeſellſchaft an! Soweit war der große Gelehrte geſunken! Das Alter, die Noth, Krankheit drückten ihn! Die Kinder wurden ihm abgenommen und die, welche blieben, mußten Künſte lernen, die Brot brachten! Die Eltern, die auf eine Wiederherausgabe der Ihrigen gerechnet hatten, waren betrogen.

Und die Hauptkraft der Truppe waren nicht die meiſt böhmiſchen Mädchen, mit denen ſich David und ſein Bruder vertraulichſt unterhielt, es war ein junger Menſch, der in

einem verdunkelten Raum des Holzgebäudes eine ſonderbare Vorſtellung gab.

Nachdem ſich das Auge an die Dunkelheit etwas gewöhnt hatte, unterſchied Ottheinrich an den Wänden manche ſeltſame Ausſchmückung. Faſt konnte man glauben, in einer unterirdiſchen Höhle zu ſein. Rieſige Gebilde von Knochen, lange, entweder wirkliche oder nachgeahmte Erzſtufen, Verſteinerungen, Muſcheln, Ammonshörner ſtanden ringsum oder hingen von oben bis auf die Köpfe der Stehenden herab. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke an das hohenſchwangauer „Grüble“, in welchem einſt Moritz Hausner mit ſeiner Pflegemutter, der Gaismayr, unter den Reſten von Thieren, die dort vor Jahren von Bären mochten verſpeiſt worden ſein, gehauſt hatte.

Ein qualmiger Dunſt, der hinter einer Wand, die wahrſcheinlich aufgezogen werden konnte, hervorquoll, wurde durch den von außen hereindringenden Geruch der Tannenzweige gemildert, ja im letzteren lag etwas eigenthümlich die Nerven Reizendes und Anregendes.

Hinter dieſer Wand, die ſich durch ihre Beweglichkeit alsbald in Wahrheit als ein Vorhang erwies, hörte man zuweilen ein Poltern, Laufen, Rennen und von Menſchenſtimmen ab und zu ein Aechzen, Huſten, bald ein lautes Aufſeufzen, bald ein heiſeres, herrſchendes Befehlen. Ottheinrich's erregte Phantaſie glaubte Geſtalten anweſend, wie ſie ſich mit ihren Krankheiten dem Paracelſus vor Jahren in der Augsburger „Finſtern Stube“ vorſtellten. Doch trat dieſe Vorſtellung, die wohl auf den lungenſüchtig gewordenen Rhodomantis ging, zurück gegen die wirklichen Erſcheinungen, die nun bald an den Augen der Zuſchauer vorübergeführt werden ſollten.

Die Paukenſchläge, die am Eingang der Hütte aufgehört hatten, wiederholten ſich jetzt hinter dem Vorhang. Dieſer ging in die Höhe und ließ eine Bühne erblicken mit einer runden, blauen Hinterwand, die von goldenen Sternen durchleuchtet war. Hinter jedem der Sternchen ſchien eine Lampe zu brennen, deren an ſich matter Schimmer durch eine von oben herabfallende ſtärkere Beleuchtung unterſtützt wurde. Noch blieb die kleine Bühne leer.

Endlich erſchien ein buntgekleideter Knabe, oder Jüngling, der am Eingang den Pauker beim Einſammeln der Heller ab und zu unterſtützt hatte, bei deſſen Erſcheinen Ottheinrich faſt von ſeinem Sitze auffuhr.

Er erkannte die Züge des Kloſterflüchtlings. Die Farbe des in langen Locken wallenden Haares war ſchwarz, die Augen waren braun, Hände und Geſichtszüge zierlich und faſt weichlich. Ein liſtiger Zug, ein ſtetes Lächeln, das ſchon ſonſt um die blaſſen Lippen ſpielte, hatte ſich gegen früher noch geſteigert. Was war aus dem unſeligen Kinde geworden? Zu welchem Werke rüſtete ſich der kecke Schauſpieler, der, nur halb bekleidet, auftrat, eine Korallenkette um den Hals trug, an den nackten Füßen weiße Atlasſchuhe, um die Hüfte über ein enganliegendes Wams einen Gürtel von blinkenden Agatſteinen —?

Moritz Hausner, gewiß, er war es, oder die Aehnlichkeit war wunderbar. Er führte einen Knaben bis an die Brüſtung der Bühne. Beide verneigten ſich.

Mit helldreiſter Stimme begann der Zögling der einſamen Kräuterſammlerin hinter den Burgen von Hohenſchwangau ungefähr mit folgenden Worten: „Höchſte und Hohe! Ehrbare,

Edle und Veſte! Meines Meiſters Mund befiehlt mir, dieſen jungen Geſellen nach etlichen Dingen zu befragen, ſo ihm auf Zetteln vorgelegt werden, wie ſolche Jeder, der in die Zukunft ſchauen will, gebeten worden iſt, uns zu verabfolgen! Habt Ihr etwa noch weitere Fragen, ſo gebt ſie geſchrieben und würdigt uns der Ehre, die Engel des ewigen, gerechten, allmächtigen Gottes, des Gottes, der Himmel und Erde geſchaffen hat, darum zu befragen —! Die guten Engel! Denn ferne ſei uns Zauberei, Lug und Trug der hölliſchen Geiſter, als welche nicht im Licht der Wahrheit wandeln, ſondern nur in der Lüge —!"

Von mehreren Seiten wurden aus der Dunkelheit, die ſich inzwiſchen durch die Bühnenbeleuchtung in einiges Zwielicht verwandelt hatte, dem dreiſten Sprecher Zettel überreicht, mit welchen ſein Geſell, der kleine Knabe, für eine Weile hinter dem Sternenhimmel verſchwand.

Inzwiſchen beſchäftigte der nicht ſichtbare Pauker mit ſeinen erneuerten Wirbeln und Schlägen die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer. Diesmal hinter der Bühne. Der Eingang in's Freie war völlig geſchloſſen.

Moritz Hausner trug einen kleinen Tiſch herein, machte ſich mancherlei mit ſonderbaren Dingen, die auf demſelben ſtanden, mit einem Fläſchchen, einem Meſſer zu ſchaffen, ging dann wieder nach innen, um mit einem zinnernen Teller zurückzukehren, auf welchem die vorhin theils als ſchon vorhanden erwähnten, theils neu hinzugekommenen Zettel lagen.

Auf der andern Seite der Bühne kehrte dann auch wieder das Kind zurück.

Moritz gab ein Zeichen, daß die Paukenwirbel, die

alle unſere Vorſtellungen einen auf die Erleichterung der bürgerlichen Exiſtenz, auf die Vermehrung praktiſcher und ſolider Kenntniſſe, auf die Populariſirung deſſen, was zu wiſſen allen nützlich ſein kann, gerichtete Tendenz an. Die Menſchen unſrer Zeit, von denen wir noch eben ſahen, wie ſchwer es ihnen ward, Klarheit in ihre Begriffe zu bringen, ſomnambüle Träumer über Theorieen des Staates und der Kirche, halbe Philoſophen, deren Ideen nicht zum Durchbruch kommen konnten — dieſe erhalten jetzt plötzlich einen Stoß, wo ſie die Wahrheit und Einheit der Geſellſchaft wie einen Stern aufgehen ſehen. Eine merkwürdige, vorher unerhörte Uebereinſtimmung beſeelt ihre Abſichten. Sie durchkreuzen ſich nicht mehr, um ihre Intereſſen zu verfolgen, ſondern dieſe Intereſſen ſelbſt verlangen, daß ſie Einer des Andern bedürfen, daß ſie ihre Arbeit theilen und daß Jeder, wenn er vom Ganzen Vortheil haben will, nur für ſeinen Theil Anſprüche, ſowie Leiſtungen einſetzen darf. Dieſe Erſcheinung iſt eine Reaktion des Verſtandes gegen die Phantaſie, eine Reaktion der Natur und der baaren Wirklichkeit gegen den überfliegenden Idealismus. Die Maſſen, die ſich zerſetzen wollten, werden wieder geregelt. Durch eine materielle Abführung wird das Gleichgewicht des europäiſchen Körpers wieder hergeſtellt.

Ich glaube, man wird ſo lange fortfahren, die materiellen Tendenzen zu verfolgen, bis man mit Schrecken wahrnimmt, daß die moraliſchen darüber vernachläſſigt ſind. Wenn die Proſa uns die Poeſie erſtickt, iſt das noch nicht einmal ſo viel, als wenn auch das Herz erſtickt wird. Man beruhigt ſich zwar damit, daß man ſagt: die Moral wird nicht zurück, ſondern nur bei Seite geſetzt; man wolle ſie nicht läugnen,

nicht minder, wie der Geruch der Tannen die Sinne gefangen nahmen und betäubten, aufhörten, ergriff das auf den Tisch liegende Messer, nahm die rechte Hand des Knaben, zählte daran die Finger vom kleinen an gerechnet, ab, hielt am Daumen inne und begann den Nagel desselben mit dem Messer abzuschaben. Hierauf ergriff er das auf dem Tisch stehende Gläschen, schüttete auf den Nagel eine Flüssigkeit, die Oel sein mochte, blickte in die Höhe, sah sich an dem gemalten Sternenhimmel um, wendete des Kindes Antlitz gen Osten und sprach in vollkommen richtig betontem Latein nachfolgende Beschwörung, die etwa auf deutsch gelautet haben würde: „Ich beschwöre Euch und rufe Euch an, Egippia, Lenahan, Benacke, Habe, Kaysin, Syka und Nenokin, daß Ihr in den heiligsten Namen Gottes, als da sind: Jochetin, Medeysin, Halvea, Honkesi, Terbanna, Swir, Haben, Syly und Hely, und durch den, der das Licht gewollt hat, niedersteigt auf den Nagel dieses Knaben! Solches geschehe ohne Wolke und Verhüllung, ohne Verhinderung und Minderung, nicht in Eurer eigenen Gestalt, sondern in der schönen Gestalt des Menschen! Erscheinet, erscheinet mir, enthüllet und offenbaret, was ich Euch durch diesen Knaben fragen werde, und solches geschehe durch die Allmacht des höchsten Gottes!"

Hierauf richtete er an das Kind, das unablässig seinen Daumennagel betrachten mußte, die Frage, ob es die Boten Gottes sähe —?

Das Kind nickte.

„Wieviel —?" fragte der Beschwörer.

„Zwei —!" lautete die Antwort.

Moritz wiederholte die lateiniſche Beſchwörung ſolange bis das Kind behauptete, ſieben menſchgeſtaltete Geiſter zu ſehen.

Dann ergriff Hausner vom Tiſch einen langen, rothen Seidenfaden, nahm wieder den Daumen des Kindes und umwickelte ihn unterhalb des Nagels bis zum zweiten Gelenk. Hierauf ſetzte er die Beſchwörung und zwar in deutſcher Sprache, fort:

„Ich beſchwöre Euch —“ er nannte wieder die vorher citirten Geiſter — „durch dieſe allerhöchſten Worte und im Namen des Allmächtigen —“ wieder nannte er in chaldäiſcher Sprache die Attribute der Gottheit — „daß Ihr dieſem gegenwärtigen Kinde macht ein wahrhaft, gründlich und lauter Geſicht, als Gott iſt das ewige Licht, alſo wahr und ohne Falſchheit ſei auch dieſes Geſicht, nämlich, die zuvor wenn und weßgeſtalt es wahr ſei, daß — ein Jüngling — ſchwarz von Haaren, in dieſer Stadt, der um ein Mägdlein — blond von Haaren, freite — ihre Liebe — — gewinnen werde oder nicht —?“

„Ja!“ lautete die Antwort, „er muß ſie gewinnen. Zum dritten —“

„Zum dritten Geiſt?“ griff Hausner die ſtockende Rede auf. „Das iſt der dritte Monat —!

Eine Bewegung im Zuſchauerraum ließ annehmen, daß der glückliche Bewerber anweſend war und ſeiner Freude einen für alle hörbaren Ausdruck gab.

„Ein Dieb“, fuhr Moritz von einem der Zettel abzuleſen fort, „hat in dieſer Stadt ein Haus geplündert, während der Herr auf Reiſen war — Wer iſt der Dieb —?

Der Knabe ſtarrte auf ſeinen Nagel und ſprach nach einer Weile die ihm ohne Zweifel zugeflüſterten Worte:

„Ein Freund —!“

„Wohin iſt das Gut kommen?“

„In's Waſſer —“ war die haſtig gegebene Antwort.

Wieder konnte man eine Unruhe bemerken, die darauf ſchließen ließ, daß auch bei dieſer Antwort der, der die Frage gegeben, zugegen war. Ich ſagte es gleich! rief er. Sein Gut mochte er nun in oder an der Donau aufſuchen.

In dieſer Weiſe gingen die Fragen und Antworten fort. Größtentheils betrafen ſie Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens, Privatverhältniſſe. Doch auch nach Krieg und Frieden wurde gefragt, nach den Einfällen der Türken, ob König Ludwig Kinder hinterlaſſen, ob Martinuzzi Papſt würde, nach dem Ausgange des Reichstags, ſogar nach dem Ergebniß des Religionsgeſprächs. Alle hierauf gegebenen Antworten, die unſere Zeit für die Zuflüſterungen eines gewandten Dialektikers, der in ausweichenden und zweideutigen Wendungen ein Meiſter war, aufgefaßt haben würde und wohl Zuflüſterungen des Rhodomantis ſelbſt waren, erſchienen wie die Ergebniſſe einer Viſion aus dem Geiſterreich. Unverwandt blickte der Knabe auf ſeinen blinkenden Daumennagel, deſſen Hornſtreifchen ſich ihm gleichſam rieſig vergrößerten und in ebenſo viele Geſtalten verkörpert zu haben ſchienen.

Als der Knabe ermüdet zu werden anfing und nicht mehr antworten mochte, ſagte Moritz, der paſſiv als Zuſchauer ſtand und nur ab und zu das Erklären erleichterte, in lateiniſcher Sprache: „Ich beſchwöre Euch“ — er nannte die Geiſter — „daß Ihr im Namen der heiligen Mächte, in

welchem Ihr gerufen seid, in Frieden wieder abzieht in Eure Wohnungen, von wannen Ihr gekommen, und, wenn ich wiederum rufen werde, bereit sein möget zu erscheinen —!"

Dann schloß er mit einem lauten: „Ito! Ito! Ito in requiem vestram in nomine et potentia creatoris altissimi!"

Schon öfters hatte Ottheinrich, dessen Aufmerksamkeit zwischen dem eben Erlebten, Gesehenen und Gehörten und dem Rückblick auf ein so unheimlich entwickeltes Dasein, wie nun ein solches bis hierher dieser zum Betrug förmlich auferzogene Bergmannsknabe geführt hatte, getheilt war, von seinen Umgebungen zugeflüstert erhalten, die Wahrsagung aus dem Nagel wäre doch nur die Eröffnung einer unchristlichen Vorstelluug und die eigentliche Leistung der Zauberhütte stünde erst noch zu erwarten. Da rieth schon David zum Gehen. „Ich habe den Teufel schon gehört!" sagte er. „Ich muß bleiben — die Eßstunde ist zwar da, Aber! Empfehlt mich dem Geheimen-Roth! Ich gebe mir ein andermal die Ehre, ihm aufzuwarten —"

„Aber die Luft hier — die Schwüle" — keuchte der schon früh zur Corpulenz neigende David. Und Georg, der studirt hatte, sprach auch: Man sähe es nicht gern!

„Gehet! Gehet! Ich komme ein andermal! Mich fesselt etwas, was auch Johannes gefesselt haben würde! Der Knabe selbst" — wiederholte Ottheinrich.

„Der Krystallseher, der jetzt kommt," sagte David, „soll in Augsburg im Klinkerthurm gesessen haben — Ich weiß— es war zu meiner Studienzeit. Und eben deshalb wollt Ihr ihn wol sprechen. Dann versäumt die Garküche nicht, wo Ihr speist! Oder hält Euer Marschall Tafel? Diese

Vorſtellungen gehen in Einem fort. Des Tages mindeſtens ihrer vier von früh an.“

Ottheinrich ſah den langen Strick des Pädagogen von der Landſtraße. David und Johann Georg waren verſchwunden. Die Paukenwirbel ließen kein Wort aufkommen. Von den transparenten Sternen hinten ſchienen die Lampen fortgenommen. Auch auf der Bühne wurde es dunkel. Vollends im Zuſchauerraum. Die Hörer verhielten ſich immer aufgeregter. Die ertheilten Antworten gaben zu ſprechen, zu beſtaunen, zu bezweifeln, Gelegenheit.

Als dann wieder die Paukenwirbel aufgehört hatten, brach von einer Seite der Scene ein heller Lichtglanz herein. Der Pauker und der Knabe erſchienen mit einem ſeltſamen Geſtell Lampen. In der Mitte deſſelben ſchwebte, zugleich befeſtigt und doch beweglich, ein blitzender Gegenſtand. Bei näherer Betrachtung war es ein großer Bergkryſtall, vielkantig ſchon von Natur, eckiger noch durch Kunſt geſchliffen. Von den Lämpchen, die, mit Blenden verſehen, an dem Geſtell oben und unten befeſtigt waren, fielen die Lichtſtrahlen in dies reine durchſichtige Glas und erzeugten durch ihre Brechungen ein mannigfach wechſelndes, ſchönes Farbenſpiel.

Aus dem Geflüſter: Lynkeus! Lynkeus!“ entnahm Ottheinrich den Namen, unter welchem Moritz Hausner hier bekannt war. So hatte man ihn von ſeiner Sehergabe genannt. Der Lynkeus war ein griechiſcher Heroe, konnte mit der Schärfe ſeiner Augen die Metalle bis unter die Erde hinunter erkennen.

Mit gewandtem Anſtand erſchien der Gaukler wieder, verneigte ſich, trat an den erleuchteten Kryſtall, blickte gen

Himmel, dann nach links und rechts, that, als könnte er die Wirkung der Lichtſtrahlen nicht ertragen, warf ſich hierauf mit einer gewiſſen Heftigkeit in die Knie und ſah ſtarren Auges, den Leib dem Zuſchauerraum zugewendet, in den Kryſtall.

Für Ottheinrich begann jetzt eine Scene, die ihn den Höhepunkt des Schauderns erreichen ließ und ihn beſtimmte, ſich zu bekreuzen. Luther hatte dieſe Form zur Abwehr des Böſen noch nicht abgeſchafft.

War es ein Spiel des Betruges oder einer durch eine außerordentliche Einbildungskraft unterſtützten Selbſttäuſchung, die Wirkung der Worte, die Lynkeus ſprach, war bedeutend. Er riß die Zuhörer in nächſter Nähe ſelbſt in ſeine Viſionen hinein. Damals war die Zeit in ſo hohem Grade aufgeregt, die Menſchen waren noch ſo auf das Wunderbarſte geſtimmt, daß ſogar an den nahe bevorſtehenden Untergang der Welt geglaubt wurde. Der Kryſtallſeher vertraute dem Eindruck, den er hervorbrachte, und ſchien von der Theilnahme der Zuſchauer ſelbſt mit fortgeriſſen zu werden. Dabei war ſeine Ausdrucksweiſe, wie Ottheinrich ſchon vorhin gehört hatte, gebildet, das Latein, das er geſprochen, ebenſo correct, wie gegenwärtig ſein Accent zum mindeſten nicht mehr ſo bäuriſch erklang wie ehemals. Mit kurzen Sätzen, mit nur hingeworfenen Worten, anfangs unter Erinnerung an die noch unbeantwortet gebliebenen Zettel, deren Wünſche er dem Zauberſpiegel vortrug, ſpäter unter dem Eindruck der Fragen, die ihm ferner noch aus dem erregten Zuſchauerkreiſe entgegengeworfen wurden, begleitete er ein fortgeſetztes, ſtarres, wie gebanntes Schauen in den Kryſtall. Die blauen, rothen,

gelben Lichter desſelben, Folgen der prismatiſchen Strahlenbrechung, ſchienen Jedem eine beſtimmte Bedeutung zu haben. Einzelne Riſſe oder Linſen, eingeſchloſſene Waſſertropfen, vielleicht Thierchen oder auch nur Luftblaſen, erhielten durch die Beweglichkeit des Apparats eine ſich abwechſelnd verändernde Geſtalt. Wenigſtens wechſelten in den Anſchauungen des Sehers Berge und Ströme und Wolken, Sonnenſchein und Gewitter, Rieſen und Zwerge. Da traten der Sultan auf, die Janitſcharen, die Kameele des Großveziers, der Schah von Perſien, die Goldminen des neuentdeckten Amerika. Biſchofsmützen, Königskronen, Fahnenwimpel, Harniſche, Bücher, Bilder ſtanden leibhaft vor dem Sprecher, der auf ſolche Art, indem er dreiſt ſeine Bilder in Worte überſetzte, vielleicht über Leben und Tod eines Menſchen entſchied, über Liebe und Freundſchaft, Mißgunſt oder ein gefahrbringendes Vertrauen.

„Euer Glück iſt beſtändig — aber hütet Euch vor einem Feinde —! Ihr trefft ihn im Walde — laßt Euch rathen des Wegs —! Ein Schloß bedroht Euch mit einer rothen Fahne —! Wo man Euch mit Fiſchen und Wein geehrt hat, da ſind Eure Neider —! Meidet den nächſten Dreikönigstag — ich ſehe einen Mohren — über ihm ſteht ein Stern, aber der Stern iſt roth —! O, die Geldſäcke —! Reihe an Reihe —! Ein Mägdlein ſitzt darunter — es erſtickt —! Ein Ritter hilft ihm — ein Adler rauſcht ihm zur Seite — es iſt einer mit zween Köpfen —!“

Letztere Antwort, die Ottheinrich gegeben wurde, ſchien angethan, als wären ſie dem innerſten Leben desſelben entnommen. Er erbebte.

Ja als hätte Ottheinrich nach Martinen's Schickſal im fernen öſterreichiſch und burgundiſchen Flandern gefragt, ſo antwortete Lynkeus auf einen ihm jetzt wieder zugereichten Zettel: „Ich ſehe ſie ſtehen — im ſchlichten Gewand — aber eine Krone liegt neben ihr — ein ſchwarzer Hund bellt die Magd an! Da fliegt die Krone auf den Hund — das Thier bäumt ſich — wie iſt's ſo grimmig und ſo wild —! Aber ein Engel führt das Mägdlein hinweg — ſeine Flügel ſind blau und roth — nun zeigt er auf ein Buch — das nimmt ſie, ſie drückt's an die Bruſt und ſie lieſt darin —!"

Das Herz mochte ihm zerſpringen. Er ſah in dem Buch das Evangelium, Martina's letzten Troſt vielleicht vor dem ſchwarzen Hunde des Hoflebens —

Die Thränen kamen ihm.

Aber näher noch rückte ihm — er wußte nicht, ob des Himmels oder der Hölle Macht.

Aus einem Winkel riefen zu gleicher Zeit zwei Jünglinge. die Ottheinrich erkannte. Argula's Söhne waren es, die bayriſchen Edelknaben.

Der eine fragte: „Saget, wie mag es der Frau ergehen, an welche ich jetzt eben denke —!"

Der andre: „Dürfen zween Männer, an die ich denke, hoffen, daß ſie ihres Vaters Erbe wiedergewinnen? Und wer hindert ſie daran —?"

Der Kryſtallſeher war ſchon im Begriff, auf dieſe Frage zu antworten, und hatte begonnen: „Ich ſehe eine Schlange—! Ihr Haupt trägt einen Biſchofshut —"

Da rief eine Stimme aus dem tiefſten Dunkel des Zuſchauerraums: „Die Schlange iſt der Main! Saget auch

die Mütze trägt ein Bischof. Der Main krümmt sich wie eine Schlange. Der Bischofshut steht uns Grumbacher allen! Es war der unheimliche Hessel, der diesen Spektakel machte und Veranlassung gab, daß sich David und Johann Georg schnell entfernten. Doch traf die Veranlassung eigentlich den Marschall, dem Ottheinrich sie auch zu melden gedachte.

Eine unruhige Bewegung ergriff die Versammlung. Jedermann mußte in einer so gleichlautend gestellten Frage den Ausdruck eines feindlichen, von Mehreren, auf denselben Gegenstand gerichteten Wetteifers erkennen. Die den Fragern Näherstehenden mochten wohl auch die näheren Umstände dieser sich ersichtlich herausfordernden Begegnung wissen. Ottheinrich besorgte, Argula's Söhne könnten mit ihrem aus Friesland gekommenen Vetter aneinander gerathen. Ein Glück, daß die Nichtanwesenheit des Würzburger Bischofs am Reichstag die Bewerbung um die Gunst des obersten Lehnsherrn nur auf die Umgebungen des Marschalls beschränkt hatte. Grumbach wollte zwischen beiden Parteien die Waagschale der Gerechtigkeit halten.

Durch den aufgeregten Hörerkreis jetzt schon hindurch zu kommen war unmöglich.

„Die Schlange —", fuhr der Seher ruhig fort, „hat eine bunte Haut, die eine Seite ist roth, die andre schwarz. Die schwarze — das ist der Tod! Von dem wird aber viel Glück kommen — die Kreuzlein, die ich sehe, haben alle gelbe Spitzen — das ist Gold! So wird es denen werden auf der einen Seite. Und eine Frau sehe ich, die ist fröhlich auf der andern. Doch nicht um Hoffnung ist sie's. Sie ist auch nicht mehr jung und sie rührt die andre Seite der

Schlange an. Da ist Glück ohne den Tod — ohne — doch was rede ich? Nein, nein —“ unterbrach sich der Verzückte, dem offenbar durch eine überhitzte Phantasie wirklich ein wildes Heer von Bildern an den Augen vorüberjagte — „Das ist nicht Kobalt, Drachenblut ist's —! Feuer! 'S ist Feuer —! Feuer —!“

Darüber hatte sich die Versammlung erhoben. Die Geberde des Sehers war eine schreckenerregende, seine Stimme zitterte. Hessel von Grumbach legte die Hand an sein Schwert und stürmte gegen die Brüstung der Bühne vor. Alle hielten den wüsten Gesellen zurück.

Ottheinrich war von dem Eindruck in solchem Grade ergriffen, daß er die unheimliche Zauberhütte verließ. Aber den Gedanken, sich Hausner in Erinnerung zu bringen, gab er nicht auf. Als sich alles verlaufen hatte, nahm er, da die jungen Paumgärtner das Weite gesucht hatten, in nächster Nähe sein Mittagsmahl und betrat dann zum zweiten Male den unheimlichen Schauplatz des erwerbsüchtigen, verdorbenen Schulmeisters, der seiner Gesellschaft wenig Ruhe ließ.

Zunächst redete er den auf einer Bank vor der Hütte im Sonnenschein ausgestreckten Meister an.

ſondern nur einſtweilen auf ſich beruhen laſſen. Allein
gibt keine Tugend, wo es keine Uebung derſelben gibt. D
Ideen, welche auf ſich beruhen, ſind todt. Sie bedürfen, u
zu leben, gleichviel des Fürs oder Wider's, der Vertheidigu
oder des Angriffs; wenn ſie nur in Bewegung ſind, wen
ſie nur anregen oder angeregt werden. Das Salz kann au
dumm werden, ſagte der große Begründer einer idealiſch
Weltordnung. Aber auch all unſer Wiſſen, unſer Glaube
unſer Gott, unſre Freiheit, unſre Unſterblichkeit: dieß All
kann dumm werden, wenn man es außerhalb der Discuſſio
läßt. Spinnenweben werden ſich darüber ziehen. Schimm
und Fäulniß werden die Zinſen eines Kapitals ſein, de
man nicht an irgend einen ſoliden Platz, an das Herz u
Gemüth wenigſtens, wenn man nicht an die Spekulati
mehr will, anlegt.

Zur Schilderung der verſchiedenen Gemüthsſtimmungen
unſrer Geſellſchaft diene eine Beiſpiel. Ich gebe z. B. das Bi
einer jüdiſchen Familie, die berühmt genug in der Handel
welt iſt, als daß ich nicht geſtehen ſollte, ſie mehr als obe
flächlich zu kennen. Hier wird ein ſcharfer Beobachter lei
drei Abſtufungen der Bildung wahrnehmen können, drei A
ſtufungen, die zu gleicher Zeit die verſchiedenen Phaſen unſr
Zeit veranſchaulichen. Im Hintergrunde ſteht ein alt
Patriarch, der Großvater des Hauſes, ein ſchlichter, rein
jüdiſche Sitte haltender Greis. Sein Anblick erregt Eh
furcht. Sein weißes Haar, ein kurzer Bart, von dem
ſich nicht trennen kann, ſein dreieckiger Hut, ſein Gang, ſe
röthlicher Rock, Alles dies ruft eine verſchwundene Zeit zurü
die nirgends weniger noch zu ahnen wäre, als in dem Hau
wo der alte Patriarch noch immer die erſte Perſon iſt, u

## Neuntes Kapitel.

### Menschliche Schicksale.

„Verzeiht, gelehrter Herr, Doctor und Archipädagog, oder wie Ihr Euch sonst nanntet, erinnert Ihr Euch wol noch, vor Jahren mit Eurer Currenda einmal die Herrschaft von Hohenschwangau angesprochen zu haben?“

Der Angeredete schien krank zu sein. Er hustete und wußte sich kaum zu erheben.

„Wer schenkt mir die Ehre — ?“ sprach er mit leiser Stimme.

„Einer, der Euren Namen Rhodomantis in Rosenseher zu übersetzen weiß! Im Krystallseher habe ich vorhin ein Mitglied Eurer neuen Akademie gefunden.

„Ich weiß nichts von Rhodomantis oder Rosenseher. Mein Name ist Trismegistos!“ antwortete der zum Schatten verfallene Charlatan und zeigte dabei auf einen Anschlagzettel, wo allerdings die Bewohner und Besucher Regensburgs zu den Schaustellungen von einem Mayster Trismegistos eingeladen wurden.

„Ihr seid krank!“ sagte Ottheinrich. „Ich sehe es. Möchtet Ihr nicht jetzt, daß der berühmte Doktor Paracelsus

Euch den Puls fühlte?“ Ottheinrich sprach voll Mitleid, ohne zu herbe Bitterkeit, doch nicht ohne Schärfe. „Ihr habt einmal zu Augsburg in der Finstern Stube hart mit ihm gestritten.“

Rosenseher schwieg. Er ließ sein Haupt sinken. Auf diesen Vorfall besann er sich, während er die Begegnung mit den Herrschaften in dem wunderbaren Wagen in der That vergessen zu haben schien.

„Aerzte hat's hier genug!“ sagte er nach einer Weile langsam und dünkelhaft.

„Den Jüngling wär' ich verlangend zu sprechen, der uns vor einigen Stunden aus dem Krystall die Zukunft vorher sagte,“ fuhr Ottheinrich, der in der That in seinem Glauben an die Identität der Personen irre wurde, fort: „Denn wisset,“ sagte er, „an dem Tage, wo ich Euch mit Eurer Kinderschaar zuerst zwischen Füßen und Kaufbeuern auf der Landstraße begrüßte, und Ihr eine lateinische Rede hieltet, die jedem Mayster Ehre gemacht haben würde, der, wie Ihr, in Bologna gewesen, fand ich diesen jungen Menschen als Kind auf dem freien Felde, verschmachtet, elend, zum Umkommen bestimmt.

„Mein Kleiner? redet selbst mit ihm!“ sagte der zusammengebrochene alte Mann, dem Wind und Wetter und die Anlegung guter Stadtschulen den Lebensmuth genommen hatten. Er erhob sich und führte den Fremdling keuchend und hustend und gebückt in die Hütte, wo im hintern Raum ein Bretterverschlag für Moritz Hausner (hier hieß er Antela Polycarp) hergerichtet war.

„Er schläft!“ sagte der Führer, der erst in die enge

Hätte hineingesehen hätte. „Doch legt ihm einen Magneten auf seine Brust, so wird er Euch auch im Schlafe antworten."

Das Wunderbare steigerte sich. Aber schon durchschaute Ottheinrich den Betrug. Der Krystallseher hatte nicht geschlafen, sondern die ganze Unterredung, die an der Pforte geführt worden, durch die Bretterwände mitangehört.

Dennoch glaubte Ottheinrich anfangs an die Gaukelei des Alten, der dem Polycarp das Brusttuch leise öffnete und ihm ein Hufeisen, das magnetisirt war, auf die Magengrube legte. Lynkeus war nur der Name, den das Publikum dem Krystallseher gegeben hatte.

Ottheinrich trat näher. Polycarp schien zu schlafen. Er fragte: „Kennt Ihr mich?"

„Sie ist auch hier, die Euch kennt!"

„Darnach frage ich nicht! Und was sollte Deine erste Frage?"

„Sie ist am Dom in einer Bauhütte!" antwortete dennoch Polycarp.

„Wie? Vittoria Ferrabosco?" rief nun dennoch mit allen Zeichen doppelt motivirten Erstaunens Ottheinrich.

„Suchet, Ihr werdet sie finden!" lautete die Antwort auf fernere Fragen. „Mit allen ihren Verwandten und Freunden ist sie hier, sie arbeiten alle am Dom!"

Ottheinrich erinnerte sich eines Anbaues, der für die fernere Ausschmückung des berühmten Münsters bestimmt war. Jahrhunderte gingen über die Vollendung unserer großen Baudenkmäler hin und im Grunde sind sie noch heute nicht ganz fertig.

„Verstell' Dich also nicht, Hausner, mit Deinem Schlafe!

Nun, ſo zeige auch, Du biſt längſtens erwacht und weißt, wer derjenige iſt, der mit Dir redet."

Hausner ſchwieg.

„Kennſt Du die Schrift nicht, die ſolch' Teufelswerk, wie Du treibſt, vor Gott verwirft; von Looswerferei, Schickſalsdeutung und ähnlichem Spuck nichts wiſſen will! Unſer Leben iſt in Gottes Hand, nicht in Deinem Kryſtall! Wer ſich ein göttlich Zeichen beilegt, iſt ein Betrüger!"

Auf dieſe kräftig betonten Worte wälzte ſich der ſcheinbare Schläfer, rieb ſich die Augen und ſtarrte Ottheinrich groß an.

„Wer giebt Euch das Recht, ſo freche Rede gegen mich zu führen?" fuhr er keck auf und warf ſich in die Bruſt. Der Beifall der Menge hatte den Hausner ſchon geblendet.

„Zähmt Eure Zunge!" fiel der Alte furchtſam in den Streit ein. „Ihr wiſſet nicht! Ihr redet mit einem großen Herrn! Dem Freiherrn von Hohenſchwangau!"

So konnte nur ein Geiſtesſchwacher ſprechen.

„Den kenne ich ſehr wohl!" ſagte Polycarp-Lynkeus. „Ihr könnt ihn alle Tage zweimal in der Hütte bei den Italienern finden!"

„Den alten Herren? Den kaiſerlichen Rath? Der künftig Eure Pflegemutter, die alte Maxel, beſchützen ſoll? Oder iſt ſie todt?"

„Wie kommt der zu den Italienern, von dem doch Einer ſeinen Sohn ermorden wollte?"

Die Erinnerung an die alte Maxel ſchien den Trotz des jungen Menſchen zu brechen. Er gab dem Prinzipal einen Wink, ſich zu entfernen. Dann ſah er ſich um, herrſchte

einige Dirnen an, die ſich ihr Suchen i.. den Büchschen und Gläschen, die umher ſtanden, als Motiv der Gefallſucht und Neugier auf den Fremden zu Statten kommen ließen und wies ſie aus ſeiner Hütte. Dann begann er, als er mit Ottheinrich allein war, mit dem Geſtändniß:

„Ja, ich bin jener Moritz Hausner und ich weiß alles noch ſehr wohl, was ich Euch zu danken habe! Meine Pflegemutter, die Gaismayrin, lebt nicht mehr! Die alten Schwangauer brauchten ſie nicht mehr vor ihren Verfolgern zu ſchützen und ſie ihren Nachfolgern zu empfehlen. Die guten Leute gaben mich zur beſſeren Erziehung nach Steingaden, aber ich entfloh dem Pater Regens, der ſehr ſtreng war und ſchrecklich ſtrafte. Mich zog's ohnehin zu den Verwandten meiner in Tyrol geſtorbenen Eltern; ſie ſtammten aus Thüringen. Mein Gedanke war, irgendwie auf Gotha zu kommen. Drum entlief ich. In Buchloe verirrte ich mich im Walde, was mir hätte ſchrecklich enden können, wenn der Zufall nicht Jäger an der Stelle vorüber geführt hätte, wo ich ermattet lag."

Den Zufall unterließ Ottheinrich nicht, in die chriſtliche Sprache der Vorſehung zu übertragen.

Es beſtätigte ſich dann, daß der Prinzipal niemand anders als Rhodomantis war. Die überall zunehmende Sorge, die man auf die Schulen legte, hatten ſein bacchantiſches Treiben nicht mehr begünſtigen wollen. Noth und Mangel brachen über ihn und ſeine Pflegebefohlenen herein. Manche entliefen ihm, andere nahmen ihm die Aeltern oder ſolche energiſche ſtädtiſche Behörden ab, die dem fahrenden Unweſen der „Bacchanten", einer Vermehrung der Verwilderung der

Landstraßen, steuern helfen wollten. So blieben ihm zuletzt nur noch zwei und jener vom Publikum Lynkeus Genannte, der ihm vom Henker, dem Wächter des Klinkerthurms, für seine fahrende Schule übergeben worden war. Nach des Marschalls Bericht, war Lynkeus ein Bergmannsknabe, der schon in seiner ersten Kindheit magische Künste erlernt, später von anderen abgesehen hätte. Später hätte er sich besonnen, ob er nicht für seinen Magister irgendwie Brot schaffen könnte. Wind und Wetter, die Anstrengungen der fahrenden Lebensweise, die Unmäßigkeit im Trinken und hinzugetretene Krankheiten solcher Art, für welche noch, wie es damals in Augsburg hieß, kein Arzt das rechte Latein gefunden hätte, hatten ihn schon seit Jahresfrist dem Tode nahe gebracht. Zuletzt hätten sie ein Leben der Verzweiflung geführt. Hätten sich auch Siechenhäuser milde dem Magister öffnen wollen, seine wilde Lebsucht, sein ungebändigter Sinn, der nie gehorchen, immer befehlen wollte, zuletzt sein Hochmuth hätten ihm nirgendwo Ruhe gelassen, vielmehr ihn von jeder Freistatt hinausgejagt in die Nacht der Wälder, in Elend und Verzweiflung. Polycarp wäre dann der Ernährer des Magisters geworden, der ihn dafür mannigfach gebildet, mit Kenntnissen ausgestattet, ihm den anschlägigen Kopf vollends gewitzigt hätte. Die Zauberkünste wurden unterwegs von anderen „Freiharten“ gelernt und durch Naturell unterstützt. Sie gingen so gut von statten, daß Lynkeus wohl noch mehr als nur noch zwei arme Knaben und drei Mädchen, eine Alte und zwei Knechte auf ihren Reisen durch Deutschland hätte miterhalten können. Aber die ungezügelte Tyrannei des Magisters hatte niemanden lange bei sich dulden mögen, bis

ſeine Kraft zuſammenbrach und Hausners Energie faſt ganz allein das Ganze zuſammen halten mußte.

Ottheinrich gerieth auf den Gedanken, ſeinen Marſchall, den Ritter Grumbach, auf Moritz Hausner aufmerkſam zu machen. Noch immer war Grumbach Amtmann in Cadolzburg. Er hatte ſich auch dort eine Sternwarte erbaut und auf der Plaſſenburg betrieb er mit dem jungen Fürſten Goldmacherei. Der Markgraf glaubt an Geiſter. Er behauptete, als er eines Abends mit ſeinem damals intimſten Freunde Moritz von Sachſen zuſammen geſeſſen, ſei eine verſchleierte Dame erſchienen und hätte ſich zwiſchen beide Prinzen geſetzt, worauf ſie bald wieder verſchwunden ſei. „Wie?“ dachte Ottheinrich. „Wenn Moritz Hausner als Beihülfe des Ritters zu ſolchem Spuck nach Cadolzburg gegeben würde?“

Ueber die Italiener erzählte Hausner, (und verrieth dabei für ſeine Jugend ein reifes Urtheil) ſie ſeien ſämmtlich durch den kaiſerlichen Rath gerettet, der nicht hätte haben wollen, daß in ſeiner Familie irgend ein Anlaß vorläge, der jene tragiſche Scene hätte erklären laſſen können. Sein Sohn Antonius mußte ſogleich von Augsburg verſchwinden, und in der That wäre die Juſtiz der Stadt, verbunden mit jener von Bayern, ſchwach genug geweſen, allen Ausreden und Verſicherungen Glauben zu ſchenken, Niemanden von den Fremdlingen feſtzuhalten und ſich einfach mit Ausweiſungen zu begnügen. Nun hätte der Rath nach Jahren durch Zufall hier die Geſellſchaft wiedergefunden, ſich ſogar in Vittoria, was für ſeine Jahre ſtark ſei, förmlich vernarrt gezeigt und wolle ſie alle mit ſich nach Hohenſchwangau nehmen, um da die letzte künſtleriſche Ausſchmückung zu beſorgen.

Kaum hatte Moritz diesen Bericht beendet, wurde der Arme auch schon wieder von dem Pauker an der Pforte unterbrochen. Eine neue Vorstellung sollte beginnen.

„Es ist ein Elend!“ sagte er. „Aber ich habe Mitleid mit dem Menschen und für die, mit welchen ich arbeite.“

Ein ansehnliches Geldstück, das ihm Ottheinrich gab, stellte er zurück.

„Wir machen volle Häuser! Der Adel, selbst Fürsten kommen zu uns: Die Geistlichkeit predigt gegen uns und nicht unmöglich, daß unsere Schaustellungen verboten werden. Sonst bleiben wir den ganzen Reichstag über hier.“ Ottheinrich verließ die Hütte, sah schon neue Schaaren durch den Pauker herbeigelockt, Rhodomantis sonnte sich auf einer Decke ausgestreckt an dem ersten Frühlingshauch des Jahres.

Zunächst hatte Ottheinrich ein brennendes Verlangen die Italiener, vor allen Vittoria zu begrüßen.

Die Arbeitsstunde konnte geschlagen haben. Er suchte den Dom auf. Wie oft war er an der Bildhauerwerkstatt vorbeigegangen, ohne daß ihn Jemand angerufen, als alter Bekannter begrüßt hätte. Freilich arbeitete alles im geschlossenen Raume.

Er trat ein. Die Italiener standen staubbedeckt an ihren Marmorblöcken. Plötzlich hielt alles inne und rief: Miracolo! die Einen, die Andern: Vittoria!

Vittoria, die etwas gealtert hatte, kam mit dem Meißel in der Hand neugierig aus einem besondern, sehr geschmackvoll eingerichteten Verschlage, wo sie am Modell einer Madonna arbeitete, und schlug die Hände über'm Kopf zusammen.

„Unſer Freund! Dieſes Regensburg iſt die Stadt der Wunder! Denn Ihr wiſſet doch, auch unſer Moritz iſt hier!“

„Mir ſchon bekannt!“ ſagte Ottheinrich. „Aber Euch hier zu treffen, welche Ueberraſchung! Wer iſt denn hier? Jeronimo, Luigi, Euere Brüder? Sogar der ehrwürdige Luzio di Spari! Willkommen!“

Dieſer blickte zwar etwas beſchämt, aber doch erfreut. Er behielt große Quaderſteine, der neue Michel Angelo, und auch Coſta, der Stutzer, fehlte nicht. Es war die ganze Geſellſchaft, zuſammengehalten durch jenen romaniſchen Inſtinkt der Einigung, der den Deutſchen fehlt.

Ein Stocken im heiterſten Geſpräch verurſachte erſt die Frage: Wie iſt es möglich, daß Rath Paumgärtner, der neue Freiherr von Hohenſchwangau, Euch beſucht, Euch ſogar einladet, ſeine Burg zu ſchmücken?

Alle gingen ſtatt zu antworten an ihre Arbeiten.

Endlich ſagte Vittoria mit einem feinen Lächeln: „Ich habe für Regensburg ein Bild gemacht! Ihr ſolltet die Juſtitia ſehen — die blinde Göttin mit der Wage in der Hand, die ſich die Regensburger auf die Hoffnung bei uns beſtellten, auch das höchſte Gericht Deutſchlands werde von einer Stadt am Rhein (Speyer) weglommen und in ihre Mauern verlegt werden! Unſer großer Alciat in Padua verglich die Gerechtigkeit, die ihre Hände in Unſchuld waſche, mit einem Kruge und daneben eine Handzwehle —! Jener bedeutet die Zerbrechlichkeit, dieſe die Beſtechung. Das erinnert Euch vielleicht an Euer Mittageſſen —!“

„Nein, nein, das iſt abgethan! Erzählt mir, wie es Euch ſeither ergangen?“

„Wir arbeiteten!“

„Und Ihr waret glücklich?“

„Nur die schöne große Blume reißt der Sturmwind nieder, das Unkraut läßt er stehen. Es ist ja bekannt, wie jene wüthende That meines Bruders —“

Indem wurde Vittoria schon unterbrochen. Luigi Costa blickte herein und sagte mit grinsendem Antlitz:

Der Freiherr von Hohenschwangau!

Und schon folgte Ottheinrichs ehemaliger Prinzipal dem Anmeldenden auf dem Fuße.

Es war die alte Erscheinung, nur noch behäbiger geworden. Auf den ersten Blick erkannte der stattlich gekleidete, mit goldenen Ketten behangene Mann seinen ehemaligen Diener, reichte ihm die Hand und würde sich herzlicher noch erwiesen haben, wenn ihn nicht wegen Vittoria eine gewisse Verlegenheit drückte. Er wünschte offenbar für die künftige Burg eine weibliche, sein Alter pflegende Gesellschafterin zu haben. Gleich eines seiner ersten Worte war:

„Was sind nur oft Kinder bei aller Liebe, die wir ihnen schenkten!“

Es war natürlich nicht möglich, grade diesen Gegenstand, der hier besonders erklärt werden mußte, fortzusetzen, und überhaupt schien ein andres Wort: „Meine Söhne haben mir schon das Schönste von Euch erzählt! Das Nähere findet sich bei traulicher Zwiesprache. Nur das will ich Euch sogleich vertrauen, fuhr der Rath lächelnd fort, da wir grade unter Italienern sind, die Markesa Tramonti zu Venedig läßt mich die Denunciation der Rache und Eifersucht an den Dogen sehr viel Geld kosten.“

alle Extravaganzen der Mode ihren duftenden Tempel finden, wo Teppiche und Tapeten als Unterlagen einer Pracht dienen, die selbst von den Häusern der reichsten Würdenträger unsrer Kronen nicht wiedergegeben werden kann. Im Vorgrunde dagegen steht der Sohn des Hauses, ein bildschöner junger Mann, der dem charakteristischen Ausdruck eines Italieners mehr gleicht, als einem Juden. Der Großvater heißt Moses, dieser Enkel Moritz. Moritz spricht die meisten neuern Sprachen, zeichnet, malt, ist Virtuose auf dem Pianoforte, componirt, dichtet, er ist ein Genie. Und dies noch nicht einmal genug! Moritz ist sogar Schwärmer, Enthusiast mit der Reverbère der Melancholie. Er fühlt sich unglücklich. Er verachtet seinen Reichthum, seine Eltern sogar, die ihn zusammenscharren. Er steht, kaum wissend, wie er Jude ist, an der Spitze eines Comité's zur Emanzipation der Israeliten. Moritz ist ein Kind des Tages und in dem Falle auch des Jahrhunderts, wenn das Letztere einen schwärmerischen Zug behaupten sollte.

Wer steht in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen? Der Sohn von Moses, der Vater von Moritz. Der Herr des Hauses, der Besitzer der Firma, ein Pair der Börse, ein Mann von mittlerer Größe, im feinsten königsblauen Frack, eine goldene Kette wedelt ihm auf dem schwellenden Embonpoint, das Gesicht leuchtet von der Vortrefflichkeit seines Mittagstisches. Man vergesse nicht! Dieser Banquier hat Geist, haarscharfen Verstand, Adlerblick, Combination, er hat vielleicht ein Herz, aber er braucht es nicht; er setzt es nicht in Bewegung. Die Nationen, die Könige, die Interessen derselben sind da, aber ihn kümmern nur ihre Anleihen. Seine Ideen erstrecken sich auf jede Lebensrichtung, aber sie erregen

Vittoria horchte auf.

„Könnt Ihr nicht durch Euer Wort und Eure Ueberredung es dahin bringen, daß dieſe ſpröde, kalte Künſtlerin, Vittoria Ferrabosko, ſich entſchließt, auch meinem neuen Schloſſe ihre Meiſterwerke zu liefern, wie die ſind, an welchen ſie gegenwärtig arbeitet.“

Vittoria lächelte und meinte, die Kälte würde wohl an dem Berge liegen. Die armen Statuen würden viel frieren müſſen.

Und da der Rath hinzuſetzte: „Wie ſchön, wenn uns Stauff dort beſuchte und alle zu Einem Werk verbunden ſähe!“ Da glaubte er, der Augenblick ſei gekommen, wo es paſſend wäre, ſich zu empfehlen.

Man hielt ihn auch nicht.

„Wir ſehen uns noch“, rief der Rath und entließ mit wiederholtem Händedruck den früheren Gegenſtand ſeiner Bevorzugung, das Opfer ſeiner Rückſichten.

Wie oft ſtellen wir uns im Leben ein Schickſal, eine Hoffnung vor! Wie malen wir ſie uns aus! Wie ſtudiren wir gleichſam die Rolle, die wir dabei ſpielen wollen! Und wie anders überraſcht uns die Erfüllung; zerſchmettert, vernichtet wankte Ottheinrich in ſein Quartier.

Dem Ritter Grumbach machte er mit der Erzählung über Hausner eine beſondere Freude. Er beſprach's gleich mit dem Markgrafen, und ſie beſchloſſen, den Burſchen nach Cadolzburg zu ſchicken.

## Zehntes Kapitel.

### Neue Wendungen.

Wochen und Monate vergingen.

Die Sache der Protestanten wurde nur schwach vertreten.

Die Fürsten bangten für ihre Territorialrechte. Muth, Aufschwung, Entsagungsfreudigkeit fehlten überall. Argula schrieb Briefe voll Verzweiflung.

Dabei entwickelte der romantische Geist seine gereifte Bildung und anstudirte List. Die Diplomatie, die Kunst der Verstellung, die falschen Schachzüge waren mehr bei den Umgebungen des Kaisers ausgebildet, als bei den schlichten deutschen Fürsten, die sich anführen ließen von weltkundigen, erfahrenen Diplomaten, von Theologen, die, wie der Bischof von Arras, das Beste zu beabsichtigen vorgaben, aber nichts thaten und noch obenein Bestechung verlangten.

Melanchthon war eine reine Null.

Ottheinrich blickte in diese für ihn neuen Weltverhältnisse mit Wehmuth ein. Das Empörendste war ihm, wie sich sein eigner Brandenburger und der junge Moritz von Sachsen an den Kaiser schmiegten. Sie waren ganz vom Geist beseelt, der in Brüssel und Gent herrschte, Städte, die dem heutigen

Paris entſprechen. Sie ſchmiegten ſich und thaten ſelten mehr, als man verlangte.

Das Bild Martina's trat ihm bei des Marggrafen oft ganz cyniſchen Tiſchreden in den trübſten Farben entgegen. Bei Begegnungen mit dem kaiſerlichen Rath, die auf Veranſtaltungen der überluſtigen Söhne denn doch endlich mit größerer Förmlichkeit ſtattfanden, ſah er, daß die Parteilichkeit des Raths für den Hausherrn Habsburg noch zugenommen hatte. Caesareum me esse, solus mihi honor —! ſagte er, und beklagte nur die körperlichen Leiden des Kaiſers, pries aber Deutſchland glücklich, daß dem Kaiſer die Weisheit ſeines Bruders Ferdinand zur Seite ſtand. Allerdings konnte man über den größeren Genius beider Brüder ſtreiten. Man vereinigte ſich dahin, daß zwar zur Zeit noch der römiſche König, d. h. der Kronprinz, ſein Licht nur, wie der Mond, von der Sonne, dem Kaiſer, empfinge, daß aber die Zeit kommen würde und vielleicht ſchon da wäre, wo allerdings die Erde wie in Nacht verſunken und dann nur noch im hellen Glanz des Mondes einen ſichern Führer finden würde. Solche Rufe aus dem Volke miſchten ſich in Hausners Wahrſagung. Das Volk war gar nicht kaiſerlich geſinnt. Karl V. ſah das mit Schrecken. Zu den Motiven, die mehr für Ferdinand ſprachen, gehörte die ſchon damals geübte Wieneriſche Buhlerei, die ewige Halbheit, das ſüße Lächeln, die gemüthliche Vertröſtung, jene Verlogenheit, mit welcher die Proteſtanten in Schutz genommen ſchienen. Es war niemals Ferdinand Ernſt damit.

Der Rath hatte ſich von dem Ton der Wiener Räthe ganz benehmen laſſen. Er ſagte: Philipp, der Heſſe, weiß

allerdings was er will. Er iſt der beſſeren Einſicht zugänglich, ſelbſt wenn ſie ihm zuerſt aus Feindesmund entgegentritt! Sein Eifer für den Glauben iſt ebenſo warm, wie jener der Sachſen, und doch verfängt er ſich nicht im Kleinen oder verſtrickt ſich auf Buchſtaben. Philipp iſt wie unſer Gevatter Peutinger, wie mein edler Erasmus war, und wie auch Melanchthon iſt. Dieſe Männer, die Stahlhandſchuhe tragen, pflegen wohl zuweilen, wenn ſie beiſammen ſitzen und ſtreiten um des beglückenden, die Herzen gewinnenden Weins willen, nachgiebig und verſöhnlich zu werden; leider habe ich aber Gelehrte und Theologen ſich ſchon einigen ſehen um die berauſchende göttliche Macht des Geiſtes allein, und hernach trennte ſie ein Komma. O wie ich das haſſe! Ihr habt unerträgliche Theologen in Sachſen! Und Luther iſt der Unerträglichſte!"

Der neue Freiherr von Hohenſchwangau ſchien allen Staatsaffairen nahe zu ſtehen, und ſelbſt die ſchwangauer neuen Junker ſprachen in alles, was auf's Tapet kam, weidlich hinein. Die Fülle des angenehmen Donauſtaufer Weins, den man trank, entſchuldigte, wie ihr Vater gelegentlich bemerkte, daß „jetzt auch ſchon die Hühner, ehe ſie Eier gelegt, gackerten!"

Der Beſchäftigungen und Zerſtreuungen brachte der Reichstag ſo viele, daß die Nachmittagszeit für Jeden der Reichstagsbeſucher hinlänglich in Anſpruch genommen war. Die Einen gingen zu den Disputationen, die gehalten wurden, die Anderen zu Sonderconventen, die von Gleichgeſinnten veranſtaltet wurden, wieder andere zu den vielen Schauſtellungen, die jetzt, wo die kaiſerliche Trauer vorüber war, nicht länger fern gehalten werden konnten. Dieſe kaiſerliche Trauer war

recht ein Beweis, daß der ſpaniſche Geiſt unauslöſchlich in ihm waltete. Sein Leid galt ſeinem Weibe, während er doch eben zu Barbara Blomberg ſchlich!

Zuweilen, wie ſchon geſagt, konnte dieſer ſeltſame Menſch aus ſeiner majeſtätiſchen Rolle herausfallen, dann konnte er lachen. In Regensburg lachte er gleich anfangs als die Sitzungen begannen. Unmittelbar nach ihm war der ſogenannte Reichsverweſer angelangt, der unveränderlich ergebene Pfalzgraf Friedrich, ſein Schwager. Als man den Braunſchweiger anſchuldigen wollte, daß er ſich auf einem Schloß im Harz, der Harzburg, ein Fräulein hielte, Eva von Trott, ein ſcheinbar längſt begrabenes, während doch ſolches als ſeine geheime Liebe noch üppigſt fortlebte und Kinder über Kinder zur Welt brächte, und als hierauf ebenfalls der in Dänemark gegenwärtig gefangen gehaltene eigene Schwager des Kaiſers, Chriſtiern von Dänemark, der Schwiegervater des Pfalzgrafen, von den zum Reichstag gekommenen däniſchen Geſandten beſchuldigt wurde, er hätte ſich vom „Täubchen von Amſterdam", einer ſchönen Holländerin, und deren Mutter, einer Marketenderin, regieren laſſen, hieß es: Was denn das ſagen wollte! Andere Fürſten führten ganze Wagen ſolcher Nymphen und Grazien mit ſich und nähmen bei ihrer Regierung nichts vor, als was dieſe erſt genehmigt hätten —! Darüber lachte der fromme Karl herzlich. Auch er kannte den Zauber, der in holder Frauennähe, zumal für die Ermüdungspauſen der Helden und Denker, liegt.

Nur wenig ließ er noch die Kleriſey auftreten! Cardinal Contarini ſollte als Friedensapoſtel aus Rom kommen. Rom wollte nachgeben, ſagte man, falls es Wittenberg that. Alle

Glocken mußten bei Contarinis Annäherung läuten. Vom Petersthor ging dem Legaten die gesammte anwesende Geistlichkeit entgegen. Vier Stunden mußte man harren, bis Contarini vom Kloster Brühl eintraf, wo er eine Nacht gerastet hatte. Seinen Baldachin trugen vier deutsche Bischöfe. Der Friedensapostel bekreuzte sich bei jedem dritten Schritt, den er that. Ueber soviel Andacht — lachte damals schon das Volk, und es war doch nur der demokratische Geist, der die Fürsten und Herren zwang, die Reinheit der Lehr' zu betonen. Deshalb hatte der Reichstag wenigstens einigermaßen die Sache der Protestanten gefördert. Otto Heinrich von Pfalz-Neuburg, des jungen Albrecht von Brandenburg Stiefvater, erklärte, die nur noch von der Mutter des letzteren, der Schwester der Bayernherzoge, seiner Gattin, niedergehaltene Reformation würde in seinen Landen keinen längeren Anstand mehr finden. Sogar der so romantisch gesinnte Pfalzgraf Friedrich (auch er war in Königin Maria verliebt, wie der Andächtige von Brixen) wollte sich nicht länger vom Hause Habsburg mit leeren Versprechungen für seine „Reichsverweserschaft" hinhalten lassen. Er behauptete, für die Dienste, die er dem Kaiserhause geleistet, Tausende beanspruchen zu dürfen. Einstweilen rüstete er sich, seinem dem Abscheiden vom Leben nahen Bruder in Heidelberg, dem Kurfürsten, als ein „von den Blendwerken dieser schönen Welt nicht mehr wie sonst" zu gewinnender Regent zu folgen. Auch mit Friedrich von Schwarzenberg, der die württembergischen Wortführer begleitet hatte, fand eine Aussöhnung Grumbach's, der mit ihm in Fehde war, statt. Vogler bewirkte das durch Briefe. Wie konnte der große Diplomat fehlen! Er suchte für Fritz

Schwarzenberg, deſſen Vermögensumſtände zerrüttet waren, bei Grumbach einen Verkauf ſeiner Burg Hohenlandsberg bei Würzburg zu Stande zu bringen.

Kopfſchütteln gab es über all' dieſe Verbindungen des Marſchalls bei Ottheinrich genug. Wohin ſteuert der Marſchall —? Wozu ſeine Verbindung mit dem Brandenburger —?

Albrecht war ganz kaiſerlich.

Wochen waren vergangen, als eines Tages der Freiherr von Hohenſchwangau ſeinem alten Diener wieder einen Vertrauensauftrag gab. Seine feierliche Belehnung hatte ſtattgefunden an dem Tage, wo der Kaiſer dieſelbe Ceremonie noch an mehreren anderen Fürſten und Herren vollzog. Das war ſo recht eine förmliche Schauſtellung der Perſon des Kaiſers — bei einer Fußwaſchung von zwölf alten Männern, die er, zum unverhohlenen Spott der Menge, um Oſtern vollzog, bei der Taufe einer Türkin im Dom und jetzt bei dieſer Belehnung. Bei ſolchen Anläſſen ſchien es geradezu, als wollte er die majeſtätiſche Ausnahme, die ſein Daſein im Leben der übrigen Menſchheit machte, zu Aller Anſchauung bringen. War er gewohnt, ſein Mittagsmahl ganz für ſich allein zu nehmen und dabei nur ab und zu einmal die ernſten Geſichtszüge über einen vlamländiſchen Narren zu verziehen, der beim Serviren behülflich war, ſo zeigte er ſich bei Belehnungen geradezu wie ein Kartenkönig; die Krone ging gleichſam mit ihm zu Bett. Durch ein Fenſter hatte man in's feſtlich decorirte Mauthhaus einen Aufgang gebrochen. Hier ließ ſich der Kaiſer in der vollen Pracht ſeiner Krönungsornamente ſehen. Einem Zuſammenſtrom von ſechzigtauſend

Menſchen gönnte er den Anblick ſeiner in ſtarre Goldgewänder gehüllten Perſon und das in ſolchem Grade, daß er, nachdem die Belehnungsceremonie vollzogen war, ſich noch einmal nach allen Seiten, wie eine auf einem Drehgeſtell befindliche Modellfigur unſerer Tage, umdrehte und das nach allen vier Weltgegenden, mit längeren Pauſen, nur um ſich betrachten zu laſſen. Um ihn her ſtanden Marſchälle, die ſein Symbol, die Säulen des Herkules, kleine ſilberne Columnen mit der lateiniſchen Inſchrift: „Immer weiter! Plus ultra!“ auf purpurnen Kiſſen trugen. Die zu Belehnenden erſchienen in voller Rüſtung, von Kopf bis zu Fuß geharniſcht. Unter ſeinem ſtahlblauen Panzerhemde ſchwitzte der Rath in der Julihitze nicht wenig; die Junker traten wie geborene Turnierhelden auf. Und dieſer Mann war auf ſeine alten Tage verliebt! Er wiederholte zu Ottheinrich: „Ihr könntet Euch wieder ein Verdienſt um uns erwerben und damit feurige Kohlen auf mein Haupt ſammeln! Alſo rede ich, weil Ihr mich nahezu als einen Undankbaren im Herzen zu tragen berechtigt ſeid. Aber ich konnte damals nicht anders handeln. Doch — der Gegenſtand iſt abgethan.“ Allerdings war er vor Wochen beſprochen. „Wie ſich Vittoria Ferrabosko mit meinem Hauſe verkettet hatte, das müſſet Ihr mir zugeſtehen, war ſchwer zu löſen. Ihre Brüder hab' ich vom ſchimpflichen Tode errettet. Darum hat ſie alles verziehen.“

Eines Tages, nachdem Ottheinrich wieder durch die lebſüchtigen Söhne in des Vaters Nähe geführt war (die Traktamente nahmen kein Ende), nahm ihn dieſer bei Seite und verrieth ſich wieder in ſeiner bei ſeinen Jahren kaum glaublichen Leidenſchaft.

„Ihr habt ſchon ſo manches Geheimniß meines Hauſes erfahren," ſagte er, „vielleicht gelingt es Eurer Ueberredung doch, die Italienerin zu bewegen, daß ſie ſich mit den Ihrigen am Bau von Hohenſchwangau betheiligt. Wir wohnen ſchon ganz dort und warten auf die Vollendung der neuen Burg. Ritter Freyberg hat uns eines ſeiner Häuſer bis dahin vermiethet. Denn ich mag Augsburg nicht mehr ſehen, das jetzt von dem Kürſchner Hörbrot regiert wird, von Frölich und anderen Geiſtern, die meiner Art nicht ſind. Zum Glück bin ich auch Bürger von Ulm. Mein Erbach iſt ein ſtolzes Gut, das bald meinen Söhnen gehören wird, und Hohenſchwangau ſoll eine Zierde des Lechrains werden. Ich ſprach Euch ſchon, daß ich die Italiener verſöhnte. Dem Luigi Ferrabosko drohte der Galgen. Er ſah es ein und auch Vittoria. Einſtweilen hatte Oswald von Eck die größte Befliſſenheit für die Fremdlinge bewieſen. Er that es aus Liebestollheit. Doch das edle Mädchen iſt ſpröde. Was dünkt Euch, ſie ſcheint an den Grafen Traverſi, dies Phantom des Betrugs, ihre ganze Seele hingegeben und nun abgeſchloſſen zu haben in der Welt! Iſt das nicht ein ſeltſames Räthſel? Gehet noch einmal in ihre Hütte und ſucht ſie zu überreden, ob ſie nicht nach Hohenſchwangau kommen wolle."

Ottheinrich ſtand ſo unter dem Druck der alten Machtvollkommenheiten des bedeutenden Mannes, daß er den Auftrag zu vollziehen verſprach.

Er traf eine glücklichere Stunde als früher. Vittoria war ungeſtörter. Er konnte ihr Aeußeres voller aufnehmen. Man ſah wohl, daß ſie den zwanziger Jahren entrückt war. Durch die Nothwendigkeit, immer ſtehen zu müſſen, ſchien ſich

aber ihre Geſtalt noch majeſtätiſcher gereckt zu haben. Sie hatte mehr Fülle, kräftigere Schultern und Muskeln bekommen. Dem Glanz ihrer Haut mußte der immer um ſie her wirbelnde Staub ſchaden. Ihre Stimme gebrauchte ſie in tieferer Lage, als ſonſt üblich. In der Einfachheit, Beſcheidenheit, Züchtigkeit ihres Weſens hatte ſich nichts geändert.

Raſch konnte erſt jetzt die Verſtändigung über ſovieles ſeither Erlebte von Statten gehen; Ottheinrich hatte ſich vorher nichts erzählen laſſen, als was er vom Rath wußte. Aber ſein theilnehmendes Gemüth hatte ſich längſt in die Lage verſetzt, in welche Vittoria durch alles das hatte kommen müſſen, was er von ihren Lebensgeſchicken inzwiſchen in Erfahrung gebracht. Hier in Regensburg lebte ſie ſeit drei Jahren ohne jede Protektion. Anfangs hatte ſie für den ehrwürdigen, noch unvollendeten Dom gearbeitet, dann für eine Ausſchmückung in den innern Räumen des Rathhauſes. Hier für die Kaiſer, für ſo viele Fürſten, die ſich ab und zu in Regensburg zu verſammeln pflegten, arbeiten zu können, hob nicht wenig ihre Begeiſterung. Ihre Vaterſtadt Padua ſchmückte am dortigen Juſtizpalaſt ein ähnliches Werk als das, was ſie für Regensburg ſchuf.

Als Ottheinrich auf den Freiherrn von Hohenſchwangau überging, lächelte ſie. Sie rühmte ihn ſehr. Er hätte ſich um ſie alle verdient gemacht. Sie geſtand die läſtigen Bewerbungen des Oswald von Eck ein. Schon früher hätte der Rath Anträge gemacht. Die Gelegenheit, auf lange Jahre einen Verdienſt zu gewinnen, hätte ſie ihren Gefährten nicht mehr als gern gegönnt, aber ſich ſelbſt nicht entſchließen mögen, ihnen zu folgen. „Es war denn doch zu viel zu

sein Gemüth nicht, sondern beschäftigen nur seine arithmetische Combination. Mildthätigen Zwecken wird er sich nie entziehen. Er unterschreibt jede Subscriptionsliste, aber nicht aus Barmherzigkeit, sondern weil er den Talisman seines Glückes damit beschwören will, weil er fürchtet, an der moralischen Ordnung der Dinge etwas zu verstoßen, das sich rächen könnte, wenn er nicht auch manchmal den Armen gibt. Sonst ist sein Inneres kalt, frostig kalt. Aktien, Dividenden, Coupons, Eisenbahnen, Kanäle beleben seine rationelle Phantasie, Tunnelideen untergraben sein Inneres. Er interessirt sich für Alles, wenn es Interessen trägt. Kohlengruben sind seine Gefäße, Metallgänge seine Adern. Und doch qualmt sein Wesen nicht, sondern es hat eine frische zugängliche Atmosphäre; er trägt die feinste Wäsche und verwendet sogar die Künste der Toilette auf einen dicken Backenbart, den er sich à la Louis Philippe zubereitet. Dies ist der Mittler zwischen jenen beiden äußersten Grenzen. Er ist der Held des Moments, der Repräsentant einer Weisheit, die in der That für unsre Zeit die allgemeine Weltweisheit werden wird.

Allein es wird nicht allen so leicht, die Moral zu vergessen, wie dem Sohne des Moses und dem Vater des Moritz. Dieser jüdische Gentleman hat gut seine Cravatte binden und sich den Backenbart schwärzen. Der Handel ist dem ein Leichtes, der schon besitzt. Aber die, welche erst erwerben wollen, was können die einsetzen? Trauriges Bild, das sich vor unsern Augen entfalten würde, könnten wir aus der Vogelperspektive einen Augenblick das gleichzeitig sich erschöpfende Treiben und Laufen der Massen beobachten, wie sie stöhnen und ächzen, wie sie arbeiten mit zwei Händen, als hätten sie die

überwinden!“ sprach sie mit einem erschütternden Seufzer. Jetzt sei der Urheber ihres Unglücks verschollen, fuhr sie fort. Und wenn auch jetzt ihr Entschluß nicht reif wäre, den Aufforderungen des Raths zu folgen und nach Hohenschwangau zu ziehen, so läge die Schuld weniger an ihrer Arbeit, die hier so gut wie vollendet war, als an der Sorge, mit der Zeit — sie stockte — eine Unbequemlichkeit für den Rath zu werden. Ottheinrich versicherte, daß sie solche Besorgniß nicht zu hegen brauchte. Aber sie lächelte bedeutsam und sah auf ihre Arbeit nieder und sagte ein Wort, das an Goethes: „Der Frauen Schicksal ist beklagenswerth“ erinnert. Sie meinte nicht stark genug zu sein, den Bewerbungen eines edeln Menschen widerstehen zu können.

Rasch ging sie auf Hausner über. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „was ihr von seinen Künsten denkt! Mich aber haben sie schon längst bestimmt, die Gemeinschaft mit ihnen zu fliehen. Ich werde nicht wieder die Hütte des alten Gauklers besuchen und fast möchte ich glauben, daß die christliche Stadt und die heilige Versammlung, die hier tagt, vor allem die Frömmigkeit des Kaisers, sie nicht länger duldet. Das aber werdet Ihr zugeben, der Zauberer, den sie Lynkeus nennen, ist wirklich Niemand als unser Moritz! Mir fiel gleich sein Antlitz an einem Sonntag auf, als ich mich in den Dom zur Messe begab. Mein Bruder fand gleich dieselbe Aehnlichkeit und redete ihn darauf an. Da stutzte er und stellte sich, als verstünde er kein einziges seiner Worte, die ihn freundlichst begrüßten, wenn sie auch nur in Eurer so schweren Sprache unbeholfen stammelten. Doch sah ich sogleich an seiner Hand den Ring der Wirthin, dessen Ihr Euch von damals ent-

ſinnen werdet. Als ich ihn in der Bude ſah, trug er ihn nicht. Mein Bruder begegnete ihm dann wieder, wie er einen alten hinfälligen Mann führte, den Beſitzer des Geſchäfts. Zwei Knaben blieben etwas hinter den anderen zurück. Dieſe trat mein Bruder an und fragte nach dem jungen Mann, der den Alten führte, ob er nicht Mauricio hieße. Worauf die Knaben über unſer Deutſch zwar lachten, doch verſtohlen nickten. Dann gingen ſie alle in die Hütte, die wir beſucht haben. Ich habe mich vor ſeinen Künſten entſetzt und möchte auch Euch rathen, ihn ſeiner Wege ziehen zu laſſen. Schon in Kaufbeuern und in meinem Karren war er ein Teufelskind. Dieſe Menſchen können uns in den Abgrund ziehen —!“

Grauen und Mitleid zugleich fühlte Ottheinrich. Er gab einen Bericht über ſeine bisherigen Bemühungen für Hausner's Wohl. Rhodomantis ſollte in ein Siechenhaus geſchafft werden. Der Pauker heißt Wilhelm Klebitz*), fuhr er fort. „Er kam dieſen Morgen in aller Frühe zu mir und zeigte weinend an, alle ſollten verſtrickt werden. Gerade von mir und dem Marſchall und dem Fürſten, die wir öfters die Hütte für uns allein beſucht haben, erflehten ſie Hülfe. Die habe ich Ihnen gegeben. Sie ſind alle nach Cadolzburg, einer nahe gelegenen Burg, geſchickt.“

Als Ottheinrich nach Erledigung ſeines Auftrags zum kaiſerlichen Rath zurückkehrte, hatte er berichtet, daß Vittoria ausweichend, doch nicht ganz ablehnend geantwortet hätte. Sie hätte geſagt, die Theologen des Reichstages werden dafür

*) Eine hiſtoriſche Perſon, wie Hausner.

ſorgen, daß er bis an's Ende der Welt dauert! Da wird man ſich ja alles überlegen können!

Nachdem er den Dank des Rathes und die Aufforderung häufigerer Beſuche empfangen hatte, entfernte er ſich. Als er ſeine Wohnung betrat, die im Hinterhofe des vom Markgrafen und Grumbach bewohnten Hauſes lag, fand er eine nicht geringe Anzahl von Aufgaben, die von ihm erledigt werden mußten, aber doch ſetzte er ſich hin und ſchrieb gerade heute an ſeine theure Mutter Argula: „Meine Kraft erlahmt unter der mir doppelt ſchweren Aufgabe, unabläſſig und öfters bis in die tiefe Nacht für Verhältniſſe die Feder führen zu müſſen, die mir die quälendſten Nebengedanken, ja die Vorſtellung ſteter Verſündigung wecken. Da gilt es, hier und dort Lehrer abzuſetzen, Geiſtliche vor Gericht zu fordern, die Anſprüche der Pfründner zu wahren. Soldaten werden aufgeboten, Klöſter und Kirchen zu ſchützen. Pfarrer ſollen ihren auffäſſigen Gemeinden mit Gewalt erhalten bleiben. Zanken die Grundbeſitzer über die Zehnten, ſo bekamen nur die Leviten recht, wie ſich dieſe entarteten, blutbefleckten Halbprieſter nennen. Man verſucht Reformen. Was iſt es aber, wenn Grumbach, der nun in Würzburg ausgeſpielt hat, noch kurz zuvor das Geſetz ausgehen ließ, es ſollte hinfort keiner Domicellar werden, der nicht wenigſtens vierundzwanzig Jahre zählte —! Alſo achtzehnjährige Domicellaren hat man. Mein Troſt und meine Erhebung iſt der Beſuch Eures Elternhauſes. Wie mannigfach die Gaben ausgetheilt ſind und wie ſie dabei alle durch Einen Geiſt geweiht werden, ſeh' ich aus den Reden, die durch die Kühnheit Euerer Brüder in Eurem väterlichen Hauſe gehalten werden —! Daß dieſe

verblendeten Bayernherzoge den Haß nicht dämpfen können, den ſie Euch geſchworen haben —! Wie würde es Euch erheben, auf dem Grund und Boden, wo Euch Euer Vater die Bibel leſen und lieben gelehrt hat, wo Ihr und die Euren ſo viel Trübſeliges befuhret, um die muthige und geſegnete Verkündigung der Wahrheit zu erleben, die Euere Brüder mit der Kraft des Geiſtes, die ſolche ihres ſchwachen Leibes weit überbietet, ſchützen und vertreten! Wenn ich in dem Dienſt bei Eurem Vetter, der mir — ich muß es bekennen — wenig Erhebung und im Gegentheil manche Demüthigung gewährt, immer mehr erlahme und über ſo manches, was mit den Gräueln des Papſtthums dabei zuſammenhängt, bis zum Tod betrübt bin, ſo ſtärke ich mich an Eurem geiſtlichen Hausbrunnen, der in dieſen Tagen wohl in der ganzen Welt nicht an Lauterkeit und Fülle ſeinesgleichen findet. Da ſprudelt das Wort Gottes aus goldenen Röhren —! Von allen Enden ſind die ſcharfſinnigſten und erleuchtetſten Redner bereit geweſen hier zuſammen zu kommen, ja es zerſtreut beinahe den Sinn und zieht ihn vom Inhalt ab, wenn man durch die Gelegenheit ſo von ſelbſt gezwungen wird, die Form zu vergleichen, wie ſich in dieſen berühmten Ingenien Gott offenbaret, und die Perſonen aneinanderhält, ihr Weſen und ihre Art. Irgend einem den Preis zu ertheilen iſt unmöglich. Sollte auch nicht geſtattet ſein, zu ſagen: Der iſt beſſer oder der! Unſer himmliſcher Vater hat auch für den Geiſt vielerlei Wohnungen. Veit Dietrich, den die Nürnberger zum Religionsgeſpräch geſchickt haben — Ihr ſahet ihn ja vor zehn Jahren bei Doctor Luther auf Koburg — ſpricht bedacht und in der Auslegung lehrreich. Brenz, ſo

mit den Württembergern gekommen, iſt an Hoheit dem Jeſaias zu vergleichen, dem Chryſoſtomo, in deſſen Mund alle Rede zu Gold geworden. Nur einmal predigte ſeither Martin Bucer, den zu ſehr die Disputation in Anſpruch nimmt. Alle aber übertrifft an äußerm Effect Cruciger, Amsdorf — wenn er die Kanzel betritt, ſchmeißt er, wie auf dem Topfmarkt oder wie der Herr in der Vorhalle des Tempels alles zuſammen — und ſo viele andere, jeder hat ſeine eigene Art. Mäuslein's oder Muſeleins Weiſe iſt die, daß er gleichſam den Zörner an der Hand nimmt und vom Evangelium in's tägliche Leben, vom täglichen Leben wieder in's Evangelium zurückführt. Bei ihm iſt Gott und die Mahnung unſres Gewiſſens bei all' unſerem Thun und Laſſen gegenwärtig, wie eben der Herr ſeine Gleichniſſe auch ſo vom Alltäglichen hergenommen hat und mit ſeinen Jünger immer mitten auf dem Markt der Zeitlichkeit war, wie das Leben eben iſt. Ich fand dieſe Weiſe beſonders gemüthlich. Ueber den erquickenden Spruch: „Ich bin der Weinſtock, Ihr ſeid die Reben!“ predigte bei Eurem Bruder Musculus, und ſo daß einem das Herz lachen möchte ob heiliger Fröhlichkeit. Mir war's ſchon jezuweilen in Augsburg, wo ich ihn oft hörte ſo, als ſtünde ich unter Winzern, auf einem luſtigen Berge, wie etwa Euer Kirchberg bei Volkach oder die Vogelsburg iſt, und mitten in der Herbſtzeit. Da hört man die Böller ſchießen, die Winzer beim Klettern jubeln, die Fäſſer daher rollen und auf die mit Kränzen geſchmückten Wagen laden — alles, als wäre ſo der Stand der Gnade auch dermaleinſt — „Ja, Herr, Herr, thue wohl den guten und frommen Herzen —!“ Pſalm 125, 4 — und nun ſchildert Musculus! So muß

man predigen und manchmal hab' ich's selbst versucht und es gelang mir. Euer Bruder lobte mich! *)

Soweit war Ottheinrich gekommen, als die Thür sich öffnete und der mit Heroldswappen geschmückte, heraldisch anzusehende Postbote des Taxis ihm einen Brief brachte, der aus Füßen kam. Er hatte wenig Gebühren zu erlegen, denn die Hauptbeschwerde war schon bei der Abgabe abgemacht.

Als er öffnet, welche Ueberraschung!

Kunigunde, Gundula, schrieb ihm: „Liebwertheſter Ottheinrich Stauff, ich höre mit Wonne, Ihr kommt wieder zu uns zurück! O geſegnet ſei der Augenblick, wenn ich Euch, geliebteſter Freund auf Erden, erblicke! Meine Brüder wiſſen nicht genug zu ſagen, was Ihr lieb und gut geblieben ſeid und ſeid ſo frümb und predigt ſogar! Habt Ihr das erlernet? O machet mich zu einer rechtſchaffenen Chriſtin! Mit Küſſen und dem heiligen Evangelium! Ich will Eure Schülerin ſein und nicht ſoll mich Menſchenfurcht, nicht meines des geſtrengen Vaters Adel abhalten, mein Herz Dir allein zu ſchenken, den ich liebe ſeit meiner Kindheit Tagen! Ich bin nicht ſo hochmüthig, wie die Jung, die nur von Rathsherren, und die Welſer, die nur von Fürſten träumt! Ich verwünſche die ſteifen Ceremonien der Fugger und möchte um alles nicht, daß ſich der Vater wie der Graf von Kirchberg gebehrdet! O kommt, kommt zu uns! Hohenſchwangau iſt ein herrlich Land! Alles iſt grün und luſtig! Wir wohnen in einem Hauſe nicht weit von jener Burg, die dem Keſſelgrafen, dem Ritter Freyberg auf Eiſenberg gehört! Von da machen wir täglich Fahrten

*) Dieſe Stätte für die Evangeliſchen hat in geſchilderter Weiſe exiſtirt.

zu Waſſer und zu Land und am liebſten zu unſrer Burg, die immer noch nicht zum Wohnen iſt, aber ſchon lieblich Gehölz, und um den See gar luſtige Laubgänge hat, wo man oft über die Wurzeln der Bäume ſtolpern kann und Eines bedarf, der uns aufrecht hält. Wie oft hab' ich Eurer gedacht! Und wenn man erſt den Pöllatberg hinaufkriecht! Wie kann man da eine Hand brauchen, die uns nach ſich zieht! O die ſchönen Erlen und Birken, unter denen der Vater ſchon hat Ruhebänke aufſchlagen laſſen! Kommet doch! Kommet! Und wenn Ihr dies Blatt meinen Brüdern oder meinem Vater verrathet, ich fürchte mich nicht! Ich ſoll einen Tyroler Statthalter von drüben, den Ehrenberger Vogt heirathen. Er iſt mir widerwärtig. Ich kann ja mit Euch nach Augsburg heimkehren. Und die Geiſtlichen in Augsburg haben jetzt alle einen Hausſtand. Es wird auch in Füßen ſo kommen! Kommet nur Ihr! Und balde, balde balde! Sehnſüchtig erharrt Euch Gundula Paumgärtner."

Anfangs glaubte Ottheinrich an eine Myſtification. Dann aber den leichten Ton der Brüder bedenkend, die alle in Antoni's Fußtapfen zu treten ſchienen, die Stempel (Stampiglion) des Briefes von allen Seiten betrachtend, erſchien ihm derſelbe in der That ächt, aber auch die verwegenſte That weiblichen Leichtſinns.

Wie ſehr ihn Inhalt und Ton des Briefes beglückte, er konnte ſelbſt da nicht der Lockung deſſelben nachgeben, als der Rath beim Abſchied ſagte: „Ich wünſchte, Ihr wäret bei uns! Es fehlt mir ein treuer Hüter der großen Summen, die dieſer Bau verſchlingt! Schnechuhn wird alt und zu nachſichtig. Eine jüngere Kraft würde mich fördern. Ueberlegts

Euch! Der Ritter hat ja auch wenigstens in Würzburg ausgespielt."

Es brachen Tage für Ottheinrich an, wie ihm nur die himmlische Lust Ersatz geben konnte für die irdische, die er aufgeben mußte.

## Elftes Kapitel.

### Uebergänge.

In der That trat schon am folgenden Morgen der Marschall seinen Secretair mit den Worten an:

„Reitet sofort auf Würzburg! Johann Zitzewitz, Andreas Hausen, der Junker Stein und eine Anzahl Männer meiner besondern Freundschaft werden Euch begleiten! Der Markgraf geht zu König Ferdinand nach Linz. Der Bischof hat die Frechheit gehabt, mir mein Hofmeisteramt und das Marschallamt zu kündigen, ja sich sogar Theile im Gramschatzer Walde angeeignet, die mir seit Urväter Gedenken gehören. Ihr werdet an den Licentiatus Stößer Briefe mitnehmen, die ich selbst geschrieben habe. Alle seine Gedanken setzet auf: Er redet lauter, als er schreibt. Wer mir ein Haar krümmt —"

Die Miene des Ritters war furchtbar. Alle Adern schwollen ihm im Antlitz. „Mein Nachfolger ist Friedrich von Wiersberg — Ihr werdet schnell reiten und auf die Plassenburg heimkehren. Ich reise dann nach Westfalen und werbe einen ansehnlichen Haufen für den Kaiser gegen Frankreich. Auf der Rückfahrt könnt Ihr ja Eure Gönnerin

besuchen! Einer ihrer Söhne ist zu ihr gereist. Der Herzog Ludwig von Bayern hat die Erlaubniß gegeben. Meine Strittigkeiten soll Kretzer schlichten helfen, der, wie Ihr wißt, in Dettlingen mein Amt vertritt! Er hat Vollmacht in der Eistenfeld'schen Sache zu thun, was möglich ist. Reiset glücklich!"

Der Ritter meinte es gut, hatte aber eine kurz angebundene Natur. Seine Sternseher und Metallsieder gefielen Ottheinrich nicht. Auch stieß er oft Drohungen gegen Kaiser und Reich aus, die nach einem Aufstand des gesammten Reiches klingen. „Wir haben einen Thurm in Cadolzburg," sagte er einmal mit drohender Stimme, „in welchem einst ein jung Kaiserblut, Konradin der Enthauptete, geschlafen hat, als er beim Burggrafen von Nürnberg, dem Hohenzollern, zum Besuch gewesen. Bei Spaniern soll die deutsche Krone nicht bleiben!"

Markgraf Albrecht blieb so lange, bis der Kaiser und König Ferdinand gegangen waren. Man sah ihn nur im Kreise der Kaiserlichen, obschon er die Erklärungen der Evangelischen, aus Rücksicht auf sein Land, das schon von Schwarzenberg und Vogler so energisch reformirt worden war, unterschrieb. Des jungen Markgrafen Vetter, Christoph von Leuchtenberg, sein stündlicher Umgang und, wie man sagte, ein leidenschaftlicher Verehrer seiner Schwestern (sogar einer schon vermählten Pfalzgräfin von Simmern), hielt sich an die römische Kirche.

Auf die Bahnen der Zügellosigkeit im Essen, Trinken, des Verkehrs mit Frauen hatte auch Grumbach seinem Zögling nicht folgen mögen. Er führte die schwere Doppelrolle mit Meisterschaft durch, in Würzburg für das Alte, im Brandenburgischen für das Neue zu sorgen. Ottheinrich

Arme des Briareus, wie ſie ermattet hinſinken und wie immer neue Schaaren, unbarmherzig entweder oder im Eifer blind, über ſie hinweg ſtürmen! Großer Gott, jetzt in deine Welt zu blicken, iſt, wie in das Gewimmel zu ſchauen, wenn man Mehlwürmer in einem Topf mit geriebener Semmel aufbewahrt; oder wenn man in einem Glaſe Waſſer mikroskopiſch das Wüthen und Gebärden der Ungeheuer wahrnimmt, die nach einer ſichtbaren und auf vier Füßen kriechenden Exiſtenz ringen. Wer ahnte, was uns umgibt? Wir tranken jenes fürchterliche Glas Waſſer ungeſcheut. Wir tranken es, weil — uns dürſtet; weil wir Bedürfniß fühlen, wie Alles, das lebt. Aber wie ſchwer wird es werden, in Zukunft zu leben! Eine ungeheure Conkurrenz iſt für Eure materiellen Intereſſen da: welche entſetzlichen Mittel müßt Ihr ſchon brauchen, um ſie auszuhalten! In Euern Fabriken ſiecht und modert das edle Menſchenthum; Kinder, die mit geraden Gliedern auf die Welt kamen, verlaſſen ſie, noch lange nicht am Schluſſe des gereiften Mannesalters, mit gekrümmten Gliedern! Eure dampfenden Maſchinen ſind die fürchterlichen Molochsgötzen, auf welchen Jung und Alt geopfert werden! Ihr überbietet Euch gegen einander, bis Ihr ermattet hinſinkt und nicht mehr weiter könnt! Friſche Wahnſinnige kommen und ſetzen da das Beginnen fort, wo Ihr es ſtehen ließet; es gedeiht aufs Aeußerſte: über das Siechthum der Generation, über den Untergang der Sitte und der Moral, über die edelſten Blüthen und Reſultate der Jahrhunderte ſteigt die verwegene Induſtrie fort, um nicht bloß zu exiſtiren, ſondern mit einer kleinen Nüance zu exiſtiren, um einem Weibe einigen Comfort zu geben, um Kinder doch wenigſtens ſo lange von der Arbeit zu befreien, bis ſie ein gewiſ-

erkannte dieſen Widerſpruch aus ſeinem Schreiberdienſt und litt nicht wenig darunter. Für Würzburg erfolgte ſchon ein päpſtliches Breve, das jedes weitere Fortſchreiten auf dem Reformationswege unterſagte. Viele riefen: Wohin ſteuert eigentlich Grumbach —? Wozu ſo viele Verbindungen? Selbſt dem Kaiſer hatte er verſprochen, Heerhaufen zuzuſtoßen. Regensburg wimmelte von fahrenden Kriegsgeſellen, Werbeoberſten, Landsknechtsvätern, die ſich, theilweiſe im Gefolge der Fürſten, beim Reichstage einfanden. Den Sarazenern galt es mehr im Mittelmeer, deſſen Küſten ſie überall beunruhigten. Im Oſten hatte Martinuzzi ein Abkommen mit ihnen getroffen, das ſie vorläufig vom Vordringen gegen Ungarn fernhielt.

Ottheinrich reiſte. Er kam mit einem ganzen Geſchwader in Würzburg an, denn Grumbach's Anhänger geſellten ſich dem Ritte zu, der jedoch zunächſt nur dem Licentiaten Stößer, einem großen Rechtsgelehrten, galt.

Ottheinrich fand mannigfache Veränderungen in Würzburg. Die Tochter Voglers war weder bei den Gräfinnen Rieneck, die mit ihren Pflegebefohlenen glücklich an die Ufer der Sinn gelangt waren, und die Freude hatten, daß die benachbarte Stadt Lohr ſich der Reformation anſchloß, noch bei der Freifrau von Grumbach, die ſich ganz auf ihr Rimpar zurückgezogen hatte und an die Verheirathung ihrer Töchter dachte. Sie gab vor, es ſei nichts unerträglicher, als eine Mutter zu ſehen, die für ihre Töchter um Freier werbe. Deshalb blieb ſie bei einer ledigen Freifrau Bibra, die ihren Vater gekannt hatte, der ihr keine Mittel mehr ſchicken wollte, wenn ſie nicht dem Papſtthum entſagte. Denn ſie trug dieſe Vor-

liebe mit Leidenschaft zur Schau. Umsomehr als der neue Bischof und Fürst ihre Bekanntschaft gemacht hatte und sie veranlaßte, fast ständig ihn auf dem Frauenberg zu unterhalten. Es war das Gerede der ganzen Stadt. Frau von Bibra entdeckte eine Neigung, die sich beim Bischof plötzlich höher verstieg, als zu jener Katharina Werlerin, die bei ihm gedient hatte. Diese war abgezogen, hatte den Christoph Kretzer, Grumbach's getreuesten Knecht und gegenwärtigen Stellvertreter in Dettingen, geheirathet und lag mit ihm im Streit, da ihr die Ablohnung mit einigen 800 Gulden nicht genügend erschien.*)

Tief bewegt und von Gundula's Brief erschüttert, erledigte er die ihm ertheilten Aufgaben und gedachte nur über Zeilitzheim auf die Plassenburg zurückzukehren. Er konnte hoffen, noch Argula's Sohn daselbst anzutreffen. Vielleicht war sein Rath für die Abwickelung des Geschäfts förderlich. Grumbach selbst verzog stets die Miene, wenn er auf die Ansprüche der Estenfeldischen Linie der Grumbach's kam. Es seien Eindringlinge, wie auch Hessel, der sogar aus Friesland gekommen. Er hatte indeß seinem Kretzer Verhaltungsmaßregeln gegeben, die auf eine endliche Schlichtung des Streites mit jener hartnäckigen Frau, wie er Argula nannte, schließen ließen.

Grumbach hatte den Rath gegeben, der Junker Johann Georg sollte sich dem Bischof vorstellen. Es fehlte ein Roß, das Christoph Kretzer stellen sollte.

Dieser, der damalige Abgesandte an Jutta, machte nichts als Schwierigkeiten, Hindernisse, Aergernisse.

---

*) Diese Summe wurde bekanntlich Ursache, daß Kretzer später den Bischof am hellen, lichten Tage auf Würzburgs Straße ermordete.

Bei seiner mütterlichen Freundin fand er zunächst einen ihm von seinem Meister, dem Ritter Grumbach, jetzt über Cadolzburg, nachgeschickten Brief des neuen Freiherrn von Hohenschwangau. Er schrieb:

„Meine Söhne sind, wie Ihr wohl gesehen habt, leichtlebigen Blutes —! Die Anhänglichkeit, die Euch mein David zeigt, thut mir insonders wohl, und ich wiederhole daher: Wisset Ihr keinen bessern Platz, wo Ihr Euere Gaben verwerthen könnt, so kommet zu uns —! Ihr findet bei uns allzeit offene Arme und Herzen. Mein klein Ländle beschäftigt mich, wie Ihr wohl denken könnt, vollauf. Habe aber noch in allerlei anderen Händeln mein Mitspiel. Doch schon unser schwangauer Schreibwesen erfordert einen ganzen Mann. Die Religion kümmere Euch dabei nit. Bis zum nächsten Reichstag hat der Kaiser in Regensburg Toleranz gegeben. Für mein Theil kann ich es mit Jedem halten, dessen Religion tugendhafte Menschen macht. In meinem Land wir Keinen verbrennen. Müßt' ja mit dem Schertlin den Anfang machen, falls mir der, wie er die Absicht hat, einige Hufen in meinem türkheimer Land abkauft und auf die Art mein Hintersasse wird. Ueberlegt's Euch! Ihr würdet meinen Söhnen und auch — Gundula eine hohe Freude bereiten. Gundula soll über die Berge hinüber — da ist ein stattlicher Ritter, der um sie freit, de Commandant der ehrenberger Klause, Ritter von Völs. Sie sträubt sich, wie ein Schlänglein. Aber es wird ihr nichts helfen. Betrachtet diese Reise und meine Aufforderung, wie eine Summe Geldes, so ein guter Kaufherr gänzlich aus seinem Handel zurückgezogen hat und an den Fährlichkeiten seiner Wagnisse nicht theilhaben ließ! Scheitert

da etwas — und wer möchte glauben, daß ich auf dem Wege, welchen ich wandle, nicht zum Ziele gelange — so seid dessen gewiß, daß ich so vieler Treue, wie Ihr sie mir schon erzeigt habt und ferner erzeigen wollt, nicht uneingedenk bleiben werde! Die Italiener haben nun die Ausschmückung übernommen. Auch Vittoria Ferrabosko wird nicht fehlen. Antoni soll sich zu den Türken gewendet haben. Eure Markesa hat schon wieder um Geld geschrieben. Ich besorge eine Rache, wenn ich diesmal sage: Es ist genug!"

Wie versetzte das alles den von Gundula's künftigem Schicksal Ergriffenen in Aufregung, die Hervorzauberung alter, lieber Bilder, wie schmeichelte ihm des frühern Prinzipals Einladung, wie schmerzte ihn förmlich was damit zusammenhing!

Das Evangelium hätte er predigen dürfen! Ja, wenn nur nicht der Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion in seinem römischen Sinn ein Gewaltiger im Herrn gewesen wäre! Der würde in seiner Nähe „Toleranz" geduldet haben!

Die nahe Berührung mit dem jungen Fürsten that nicht wohl. In Neustadt an der Aisch hatte er sich einen weit seine Mittel überschreitenden Hofstaat eingerichtet. Das kleine, von bewaldeten Anhöhen umgebene Städtchen hallte vom Lärm des Treibens in einem Jagdschloß wider, das erweitert und prächtig ausgebaut werden sollte. Die Jagd, der Becher, das Würfelspiel waren die ausschließlichen Beschäftigungen der Genossen des jungen Fürsten, der selten von einem ernsten, festen, auf Höheres gerichteten Willen, viel öfter von ungebändigter Sinnenlust ergriffen wurde. Seltsam war die Miene der Strenge, die sich dabei der doch selbst im höchsten Grade

der Nachſicht bedürftige junge Fürſt gegen andere geben konnte. Man hätte zuweilen glauben ſollen, er wollte das Muſter eines Regenten werden. Sein Gerechtigkeitstrieb brach dann über ſich ſelbſt den Stab. Ebenſo maßlos aber auch vermochte er ſich wieder zu entſchuldigen und zwar aus der Fülle ſeiner fürſtlichen Berechtigung. Der einzige Grumbach blieb noch von ſeinen Unarten verſchont. Der ſeltſame Umſtand, daß ein ſo thatkräftiger Mann wie der Marſchall den Glauben hatte, er wäre beſtimmt, nur durch Dienen emporzukommen, mußte hier das gute Einvernehmen fördern und doch war er des Verhältniſſes müde.

Auf der Reiſe merkte er wohl, der neue Biſchof kehrte ſich nicht an die Toleranz, ſondern verfuhr gegen alles Reformatoriſche auf's Strengſte. In Schweinfurt ließ er einen Lehrer Namens Lindemann gefänglich bedrohen, überall ſtreiften ſeine Kriegsknechte, für welche der neue Hofmeiſter mehr Geld aufzubringen ſchien als Grumbach. Von Bauern, die ab und zu über den Main kamen, hörte er, daß Kriegsſchaaren geſehen worden und einen Raſtort im Walde bei Heydenfeld hatten. Er ließ ſich aber nicht beirren. Das Wiederſehen der ihm ſo theuer gewordenen Gegend, der lohnende Zweck ſeiner Anſtrengung, alles belebte ſeinen Muth, ſtärkte ſeine Kraft. Und wie verlockte alles zu Milde, zur Güte! Wie wurde ſeine Seele ſo weich. Er dachte zwar an Martina, aber er zog doch Gunduias Brief auf der Heimreiſe ab und zu aus dem Reiſeſack und las ihn. Es waren ſo ſüße, verlockende Worte! Klingenberg drüben. — Dieſen freundlichen Ort hatte er ſchon ſonſt nie ſehen können, ohne der lateiniſchen Verſe zu gedenken, die ein daſelbſt

geborener, der große Dichter Conrad Celtes, vor wenig Jahren erst über ihn gesungen hatte:

Unter Bacchus' fränkischen Flügeln, dort wo
Felsenufer krümmen den Main, die Waldung
Ringsum grün die sonnigen Kuppen kleidet,
Ward ich geboren!

Wie so oft mit Spiele der Saiten sang ich
Da schon Dich, Minerva, den braunen Bacchus
Echo gab herauf aus den stillen Thalen
Lieblich die Antwort.

Argula nahm ihren jungen Freund mit derselben Liebe auf, wie immer. Ihre Entrüstung über Grumbach und den Bischof, der keine Hülfe brachte, war eine so gewaltige, daß sie ausrief: „Ihr seid allzumal Sünder —? Dieser neue Tyrann zu Würzburg! Auch mich wird er noch aus meinem Nest treiben. Wer hätte gedacht, daß er's würde lassen, wie bisher, mit Wallfahrtgeläuf', Beicht, Jahrtagsstiften, Meßsingen, Glockenläuten den ganzen lieben langen Tag und Abgötterei treiben wie zuvor —! Schreibt es an Grumbach unverhohlen!"

Ottheinrich's Berichte über den Reichstag, über seine Begegnung mit so vielen hochberühmten Männern, vor allem mit ihren Söhnen und Brüdern, mußten dann wohl die Herzen der beiden in Gott verbundenen Menschen ausschließlich gefangen nehmen. Sie klagte, daß Grumbach nur an sich dächte. Er hätte sogar, wie sie bestimmt wisse, eine Erwerbung aller Lehen vorgeschlagen. Seine eigenen zahlreichen Töchter wuchsen heran, und Argula berichtete schon, daß sich Caspar Zollner von der Hallsburg, ein nachbarlicher, vermögender junger Ritter, als künftiger Eidam Grumbachs geberdete.

Im vorigen Jahr, bei den Wahlfeierlichkeiten, hatte er an der zweiten Tochter des Marſchalls, Urſula, Gefallen gefunden. Und zu gleicher Zeit ermunterte er Johann Georg von Grumbach auf Würzburg zu reiten und ſich dem Biſchof zu empfehlen!

Einmal ſagte ſie: „Luthern hätte ich gewünſcht, daß er in dieſem Paradieſe, der ſchönen Gotteswelt, zeitiger angekommen wäre! Dann hätte er der Welt und ſich viel Wiegen und Schaukeln wie auf dem ſtürmiſchen Meere erſpart und den Hafen des Friedens zeitiger gewonnen. Jetzt, nun ich den Mann Gottes, vor etzlichen Jahren, perſönlich geſehen habe, verſteh' ich erſt ſo manches in ſeiner Art und verwundere mich, wie ſich der Herr die Werkzeuge ſeines Willens wählt. Vollkommen ſind nicht immer die Auserwählten —! Ach, die Englein im Himmel würden, auch wenn ſie hier auf Erden in ſchneeweißen Kleidern und auf elfenbeinernen Stühlen ſäßen, das Wenigſte nach richtiger Art auszurichten vermögen.

„Denn," fuhr ſie fort, „gottſelig und gottſelig iſt ein Unterſchied! Möchte doch wahrlich wiſſen, wie der heilige Bernhard von Charavallis unter die Heiligen kommen iſt—! War ſein ganz Leben bei ihm doch ein Reiſen hin und her, Rathen, Drohen, Wettern, Hetzen, Fluchen ſogar. Auf die Art möchte man noch andere Politicos, als zum Exempel unſere Granvellanum, unter die Heiligen bringen. Heilige hat's, ich glaub's, gegeben, die gelebt haben wie mit gefaltenen Händen und ihr ganz Thun und Laſſen war ein einzig Gebet und ein Beten, nicht ſo den lieben Gott faſt zudringlich, wie Sanct Auguſtin ſeine Confeſſiones geſchrieben hat — eine Lebensgeſchichte, wie das Neue Teſtament ſo lang, fürgetragen

in Gestalt eines Gebetes —! aber Sanct Bernhard und Doctor Martin sind nicht von so sänftiglicher Natur. Luther— soll ich Euch sagen — was Luther sei? Gebt dessen Acht—! Gott ist doch Gott —? Will sagen das Größeste und Ohnfaßlichste, das da lebet —? Nun schaut! Wenn ich sage, Gottes Schalksnarr sein, so heißt das an sich noch immer mehr Weisheit haben, als alle Weisen, so je gelebt haben zusammengenommen — aber ein Schalksnarr doch —! Und mit einem Bengel, die Welt zu trillern, wie die Kometenruthe so groß —! So nenn' ich Luthern unsers Herrgotts absonderlichen Schalksnarren, seinen Freiheitsbuben und Lustigmacher. Wie bei anderen Menschen ist an unserm Luther nichts. Ohne Doctor Pommern und Justum Jonam würde er nichts als schlimme Sachen machen. Sein Schüler zu sein und auf ihn zu hören ist doch wohl eine Kunst, werdet Ihr gefunden haben. Er spricht über's Feuer und meint Aquam. Redet in die Winde nach Ost und meint gen West. Jetzt erst recht kann ich's begreifen, warum wir seit 1517, wo wir zuerst von Luther vernommen, immer zitterten, wenn wieder ein neu Geschrift, ein neu Büchlein von ihm ausgegangen und uns noch nicht zur Hand gekommen war. Lasen's dann mit Todesangst. Aengstigten uns, was wir da neben dem Faßlichen an Ohnfaßlichen würden zu vertheidigen haben, vor denen Moabitern, den Philistern in Schutz zu nehmen. Soll ich sagen, Doctor Martin ist krank gewesen von Kindesbeinen an? Das wäre nicht ohne. Oder er hätte überhaupt im Leben zu viel geredet? Martin kann freilich auch schweigen und versteht gar stumm zu sein und brummisch, zumal wenn er übersetzt oder dichtet. Kann Einem da Angst mit ihm

werden. Vielleicht haben ihm, so mein' ich fast, im Leben die Letternkästen, die Druckerpressen allzu nahe gestanden. Jeder Zorn, der ihm über die Leber lief, machte sich auf sothane Art sogleich Luft — heißet drum auch sein Verleger und Buchdrucker Hans Luft! Sein Hauptpossen ist Uebertriebenheit. Weil Ihr nicht glaubet, daß der Glaube allein selig mache, so werfe ich die guten Werke gleich ganz auf den Rehrichthaufen! Weil die Gnade das Alleinige ist, was uns selig-macht, so rufe ich: Sündiget! Sündiget! Nur um recht viel Gnade zu gewinnen —! Liest man nun dergleichen bei Luthern und sieht's und hört's nicht, wie er's gesprochen hat, so klingt's wie Gottversuchung und wohl kann es dann, wie jetzt wieder in Regensburg geschehen sein mag, die bestgesinnten Papisten, nicht blos Eccium, an Luthers Verstand irre machen. Das ist aber nur der Unband in dem überreichen Mann, Poeta muß ich sagen. Es ist etwas von Großhansen in ihm —!"

Ottheinrich konnte nach eigenem Eindruck nicht widersprechen und Johann Georg, der so lange bei Melanchthon war, erzählte manche Anekdote.

Ueber die Lehnsfrage, die sich so verdüstert hatte, war Kreyer unterrichtet, wie ein Rechtsgelehrter. Er reizte sogleich das aufbrausende Temperament des jungen Hans Georg durch Widersprüche, die er den Behauptungen desselben entgegenstellte, und nahm einige Mitglieder der Eisenfeld-Grumbach'schen Linie in Schutz, die sich von je gegen Argula hemmend verhalten hatten.

„Ein Lehnsmann ist kein Unterthan!" brauste der junge Grumbach auf.

„Lehen iſt nur von Gnaden!“ entgegnete Kretzer.

Argula hatte zu ſorgen, daß ſolch' Streiten nicht ausartete.

Kretzer ging in ſeiner feindſeligen Stimmung immer weiter. Trotz der Gründe, die er hatte, am Leben der römiſchen Prieſter Anſtoß zu nehmen (ſeines Prozeſſes wegen) war er ein Feind der religiöſen Neuerung.

„Ich heiße Kretzer, nicht Ketzer!“ ſagte er, als er gelegentlich auf die Nothwendigkeit zu ſprechen kam, in Zeilitzheim einen regelrechten Pfarrer einzuſetzen, einen von denen, wie er vorſchlug, die man in Schweinfurt brotlos gemacht hätte. Seitdem die Würzburgiſchen Hakenſchützen auf den Wällen Mainbergs Wache hielten, war dem Klerus in Bamberg und Würzburg gegen das lutheriſche Schweinfurt der Muth gekommen. Philipp von Heſſen konnte über Fulda, Würzburg, Henneberg ſeinen, wenn auch ſtarken Arm nicht ſo weit herüberreichen, um die Stadt, die ſich ſeiner Obhut anvertraut hatte, ſo ſchützen zu können, wie beide Theile mochten.

Das Roß des jungen Grumbach, mit welchem er die weite Reiſe von Regensburg gemacht hatte, war krank geworden. Kretzer ſollte ein neues ſtellen und überhaupt für ein würdiges Einreiten des Junkers in Würzburg Sorge tragen. Kretzer verſprach ein Roß aus Schwarzach zu ſchicken, wohin er ſich zur rechten Zeit begeben hatte, denn der junge Grumbach äußerte ſich, er ertrüge den Hohn und die Anmaßung eines ſolchen Knechtes, der den Herrn ſpielen wollte, nicht länger. Argula und Ottheinrich hatten ihre Noth, den Frieden zu wahren. Auch die weiblichen Mitglieder der Familie von Fuchs, die an dem jungen bairiſchen Ritter Gefallen gefunden hatten, ſchlugen ſich in's Mittel.

ſes Alter erreicht haben. Alſo nicht einmal um der Exiſtenz allein, ſondern allein des Luxus willen ſo außerordentliche Anſtrengungen! Wie wird dies werden? Die Hyperculmination der Induſtrie und des Merkantilismus wird von ihrer ſchwindelnden Höhe herabſtürzen, und eine Noth, eine Oede wird eintreten, wo man freilich zu nichts Anderem zurückkehren kann, als zum Troſt der Moral, zu Gefühlen der Reſignation, zur Beſcheidung und Beſcheidenheit. Die Geſetzgeber und Fürſten werden dann ächzen und ſtöhnen, wie man es macht, daß wieder warmes, pulſirendes Leben in die verflammte Geſellſchaft zurückkehre. Man wird die moraliſchen Intereſſen mit Gewalt zu befördern ſuchen, weil ſie allein das Dulden und Entbehren lehren; aber ſchwer wird es werden. Sehen wir nicht täglich, wie ſchwer! Die Fürſten und Miniſter ſchreiben uns beſtimmte Religionen, beſtimmte Symbole vor: der Glaube daran aber hat ſich verloren. Die Menſchheit nachtwandelt fort auf neuen unberechenbaren Pfaden.

Um dieſen Erfolg, der trotz aller Warnungen nicht ausbleiben wird, weil er in einer Naturnothwendigkeit begründet iſt, noch anſchaulicher zu machen, hat man nur nöthig, unſere jüngſten Erlebniſſe genauer anzuſehen. Wir ſind mitten in einer bedenklichen Kataſtrophe des kalten egoiſtiſchen und nur auf die Materie gerichteten Zeitgeiſtes begriffen, wir haben in dem Momente, wo dies geſchrieben wird, ſie noch nicht völlig überwunden, können auch nur wünſchen, nicht beweiſen, daß ſie bald vorübergegangen ſein wird. Man muß wiſſen, daß die Baſis des neuern Handels nicht mehr das Geld iſt, ſondern der Credit, daß man durch die Wechſel- und Bank-Erfindung zwar die Handelswelt näher gebracht hat, es ihr aber

Kretzer hatte zwischen Mainberg und Tettelbach unabläſſig hin- und herzureiten. Dieſer ganze Gau war ſeiner Obhut anvertraut. Ueberall gab es locker und loſe gewordene Verhältniſſe neu zu befeſtigen. Den Zwiſt zwiſchen den Mönchen von Aſtheim und der Stadt Volkach ließ er durch eine Commiſſion Waſſerbauverſtändiger ſchlichten, die aus Würzburg eintrafen. Den Mainfiſchern brachte er einen ſchweren Frohndienſt durch Beſtellung von Fiſchen, die den Main hinunter bis Mainz und den Rhein hinauf bis in den Neckar nach Heidelberg verſendet werden ſollten. Die Briefe Konrads IV. beſitzen wir noch, mit denen er ein Geſchenk von 1600 friſchgefangenen, im Main jetzt höchſt ſelten gewordenen— Neunaugen an den kranken Kurfürſten von der Pfalz, dem Bruder des Reichsverweſers, zu „gutem Gefallen“ nach Heidelberg ſandte.

Auch die kirchlichen Verhältniſſe griff Kretzer an. Kitzingen gehörte den Brandenburgern. Dennoch wagte er dem dortigen Nonnenkloſter, das nur noch eine einzige Bewohnerin hatte, aus dem Agnetenkloſter in Würzburg zwei Profeſſinnen zuzuführen, die Freiinnen Schenk von Roßberg und von Berlichingen. Auch die berüchtigte, noch heute im Flor befindliche Wallfahrt nach Dettelbach wurde befördert. Dicht in Argulas Nähe befand ſich ein heiliger Berg, der auch ſeit Jahrhunderten von Wallfahrern aufgeſucht wurde, bei Volkach der Kirchberg. In mäßiger Erhebung, rings von Weingärten umſchloſſen, liegt daſelbſt eine alte, früher von Beguinen umwohnte Kirche. Sei es nun, daß die Geſellſchaft dieſer bekanntlich entarteten, und vom Papſt ſelbſt aufgehobenen Kloſterfrauen, den ſpätern Geſchlechtern in heiterer Erinnerung geblieben war, oder lag

etwas Fesselndes in dem Patronat dieses Kirchleins, das den heiligen Frauen Maria Magdalena, Katharina, Barbara, Walpurgis, Elisabeth und Cäcilia gewidmet war, besonders aber den christlichen Fischergott Sanct-Bartholomäus, kurz, die Wallfahrten zum Kirchberg bei Volkach hatten immer noch nicht aufgehört. Hans Zeys hieß der dort oben mit einem Kirchner wohnende Vicar, dem aus dem reichen Seckel des Kirchleins soeben ein ganz neu Haus gebaut worden war. Von der Hand desselben hochberühmten Künstlers, der auf Bestellung Wilhelm von Grumbach's die Grablegung Christi im Kloster Maydbrunn gearbeitet hat, Tylmann Riemenschneider, hing im Schiff des Gotteshauses auf diesem Kirchberg ein in der That liebliches Werk, eine Maria in voller Lebensgröße mit dem Kind auf der Mondsichel stehend, umgeben von Engeln. Das Ganze, aus Holz geschnitten und nicht allzu geschmacklos bemalt, von einem mächtigen Kranz aus rothen und weißen Rosen eingeschlossen. Fünf besondere kleine Bilder sind noch in den Kranz mit aufgenommen, die sogenannten Freuden Mariä, die Verkündigung, der Besuch der Elisabeth, die Geburt Christi, die Anbetung der Weisen und der Tod Mariä. Engel halten über Mariens Haupt eine Krone, andere spielen Laute, Harfe, Zither.

Mit den Fortschritten der Reformation, mit der größern Vergeistigung des Gottgedankens, hatte die Abneigung gegen Bildschmuck und Sinnenreiz im Cultus zugenommen. Aber unvorsichtig genug war es drum doch von Ottheinrich, daß er seine Reden zuweilen gegen diesen Wallfahrtsberg und den Marienkranz oben gerichtet hatte, welchen letztern er namentlich als ein Beispiel des am Aeußerlichen haftenden und vom

todten Holz Wunder erwartenden Aberglaubens wähnte. Argula verdammte die Wallfahrten und hatte oft ſchon auf offener Straße dagegen geſprochen, wenn ſie Wallfahrern begegnete. Nichts deſtoweniger verweilten ſie und ihr Schützling gern an dem Platz, wo das liebliche Kunſtwerk hing. Denn der Blick auf die geſegneten Fluren des Mains war gerade von hier aus ein wahrhaft erhebender. Man ſtand mitten wie in einem wogenden Meer von grünem Weinlaub; von Duft und Dämmer waren alle Fernſichten umſponnen. Zu ſeinen Füßen hatte man die Windungen des Mains, der hier aufblitzte, dort wieder verſchwand. Die Vogelsburg, die Hallburg oben auf den Bergen, unten Volkachs alte Kirche, die Karthauſe von Aſtheim — alles das gewährte dem Auge die freundlichſten Ruhepunkte. Nach Würzburg erhoben ſich die Kuppen des Schwanberges, zur Linken die des Steigerwalds, im Rücken zeigten ſich die ſtarken Thürme Gaibachs, einer Burg, die damals einer Linie jener Zollner von der Hallburg gehörte, mit welcher ſich ſoeben Grumbach verſchwägert hatte.

Johann Georg, Argulas Sohn, nahm eines Tages an einem ſolchen Ausflug auf die Höhe des Kirchberges theil und betrachtete die Gegend mit wahrem Entzücken. Auch das ſchöne bunte Kunſtwerk in der Kirche feſſelte ihn zu um ſo größerer Rührung, als dabei ſein Blick auf ſeine Mutter fallen mußte, die mit Wehmuth, von den Freuden Mariä ſprechend, geſagt hatte:

„Ich habe die Roſen an dem Kranz gezählt! Der weißen fand ich mehr als der rothen!“

Kaum hatte eine Anzahl Wallfahrer, die in dem Kirchlein gekniet hatten, auf die Geſpräche Gehör zu geben ange-

fangen, die ſich vor dem Eingang zwiſchen Ottheinrich und einigen Bürgern aus Volkach, die das neue Pfarrhaus zu ſehen gekommen waren, entſpannen, als man einen Karren erblickte, der mit Gepäck beladen, und von einem Reiter begleitet, langſam den Berg hinauffuhr. Unter dem Dach des Fuhrwerks ſaß der dicke Vicar Hans Zeys, der hier von jetzt ab ganz auf dem Kirchberg wohnen ſollte.

Ottheinrich wies auf den Reiter, den man deutlich als den Führer des Zugs erkannte. Es war kein andrer als Chriſtoph Kretzer, der ewig Unfreundliche. Demnach ſchien es, als ſollte der Bewohner des neuen Pfarrhauſes förmlich mit obrigkeitlichem Schutz auf den Berg geleitet werden. Kretzer ſtieg vom Pferd und kam mit einigen bewaffneten Fußknechten näher. Nur ſehr wenig Volkacher hatten ſich der Feierlichkeit angeſchloſſen, was den Vice-Amtmann ſchon ärgerte.

„Hebt Euch von hinnen!“ rief Kretzer Ottheinrich mit rauher rückſichtsloſer Stimme entgegen. „Wollt Ihr hier etwa lehren, daß die Bauern das herrliche neue Bild drinnen zerſtören? Widerſprecht mir nur nicht! Was weilt Ihr hier und nicht auf der Plaſſenburg? Ich habe Vollmacht Euch auf der Stelle zu verſtricken!“

Ottheinrich war von dieſem rauhen Gruß überraſcht.

Georg rief: „Verſtricken? Einen Mitdiener Eures Herrn?“ und legte zu Ottheinrichs Schutz die Hand an ſein Schwert.

„Ihr Junker! Weichet zurück!“ fuhr Kretzer fort. „Ich diene auch dem Stift und ſoll dem Unweſen ſteuern, das Eure Mutter über dieſe Lande bringt —! Saget denen

Fuchſen, daß ſchon ein Mandat unterwegs ſei, daß ſie in ihre Pfarre einen ausgeweihten Prieſter nehmen müſſen, der jede Stunde kommen kann —!"

„Dieſer Jüngling hat die Weihe des Geiſtes —!" rief Argula und legte die Hand auf Ottheinrichs Schulter, während dieſer bemüht war, die Aufregung des jungen Grumbach zu beſchwichtigen.

„Von den Fuchſen allein ſtammt das Patronat unſerer Kirche nicht," fuhr Hans Georg fort, deſſen Geſichtszüge kreideweiß geworden waren. „Das Herkommen läßt auch uns mitſprechen, und jeder Ritter darf ſprechen, wo gezehntet werden ſoll!"

„Euch zehntet der Teufel —!" rief hohnlachend der trotzige Emporkömmling. „Habt Ihr ein Gut in Bayern, ſo laſſet da predigen und Abendmahl reichen, wie Ihr wollt. Hier wüßte ich nicht, wo Ihr ein Kirchenherrnrecht erworben hättet —!"

Argula hielt den Sohn zurück, der bei der Anſpielung auf ſeine Lehnhofsfrage auf's Heftigſte aufloderte. Kretzer hielt ſich jetzt dem Wagen zugewendet, der endlich nachgekommen war. Hans Zeys, im weißen Chorrock, ein Crucifix in der Hand, ſtieg aus. Scheu blickte er auf die ihm wohlbekannten Gegner, die mit Schmerz die Veranſtaltung ſahen, die Wallfahrtsgewohnheit nun erſt recht wieder in Schwung zu bringen. Selbſt die Bürger lächelten, als der Vicar ſein neugebautes Haus aufſchloß, und das Abladen ſeines Gepäcks durch Kretzers Begleiter beaufſichtigte.

Aus der Kirche kam der Meßner helfend hinzu. Einige mächtige Hunde, die hier den einſamen Bewohnern als Schutz

dienen mußten, riſſen wild bellend an der Kette, die ſie feſſelte. Argula zitterte, wenn man ſie losließe.

Ein Bürger ſagte — zwar nicht laut, aber doch ſo, daß es Kretzer hören konnte: —

„Die Köchin iſt wohl erſt in der Nacht zugezogen —!“

Zornig und an ſeiner empfindlichſten Stelle getroffen, wandte ſich Kretzer gegen dieſen Mann und ſprach:

„Euch gefallen die Prädicanten im Handwerkskittel? Prieſter von Pechdrahts Gnaden! Ich kenne einen, der erſt den Hobel geführt, ein Schreinerbub' in Bamberg geweſen, dann ſeinem Vater aus der Lehre lief, nach Nürnberg und Augsburg, iſt dann ein Schulmeiſter worden und will nun Kirche halten und gar die Sakramente ſpenden! Unſer Ritter hat ſeine Schreiberkunſt in Dienſt genommen, weil Euer Prediger zur Zeit noch keine Domherrnſtelle einbringt.“

Hans Georg, der Ottheinrichs Leben kannte, mußte von der Mutter zurückgehalten werden.

„Kretzer!“ ſagte dieſe, „alle, die Chriſtus der Herr erkauft hat dem Vater, ſind Prieſter und die Heiligen Gottes!“

Kretzer lachte laut auf.

Würdevoll vortretend und ſich gleichſam für alle anderen die anweſend waren und verletzt wurden, muthig der Rohheit des Schergen preisgebend, ſprach Ottheinrich mit begeiſterter Stimme:

„Mann, ich will mich nicht als Diener Deines Herrn in Schutz nehmen. Ich ſage nur, wenn Du ein Weib hätteſt und Vater eines Kindes würdeſt, und das ſtürbe Dir unter den Händen, weil es vielleicht zu ohnkräftig oder zu ſtark zum Leben, ſo hat Dir Gott der Herr die Macht verliehen,

daß Du ſelbſt Deine Hand in ein Gefäß taucheſt, Dein Credo ſprichſt und das Kind im Namen des dreieinigen Gottes taufſt —! Da biſt Du auch ein Prieſter —! Und in ſolcher Art iſt die ganze Welt ein neugeboren Kind! Vielleicht iſt's zu ſchwach, vielleicht zu ſtark um zu leben! Da ſorgt ſie nun ſelbſt dafür, daß ſie wenigſtens die Kennzeichen chriſtlicher Gemeinſchaft trage. Das iſt unſer neu Biſchofsamt. Der Nothſchrei der Seele kann jeden, jeden, hörſt Du, jeden zum Biſchof machen!"

War es dieſe Gleichſtellung mit dem Landesherrn, war es die Erinnerung an ſeine Katharina Werlerin, Chriſtoph Kretzer wandte ſich zu ſeinen Begleitern und rief:

„Ihr hört's! Es iſt ein reiner Widertäufer!"

Dieſe furchtbare Anſchuldigung Ottheinrich's konnte auf den Tod deſſelben gehen. Argula erblaßte. Ihr Sohn riß Ottheinrich mit ſich hinweg.

„Oder," ſchrie Kretzer hohnlachend hinter dem Junker her, „aus ihm ſpricht der Muth der adligen Buhlſchaft —!"

Sein Augenzwinkern traf im Umwenden Argula.

Auf dies Wort fuhr wie der Blitz des jungen Grumbach's Schwert aus der Scheide. Der freche Knecht hatte die Ehre ſeiner Mutter angetaſtet. Aber auch ebenſo raſch hatte Kretzer gezogen und führte von innerer Wuth entbrannt, einen Streich, den Niemand hindern konnte, ob ſich auch Ottheinrich und Argula, letztere mit einem Schrei des Entſetzens, zwiſchen die Gegner warfen, von denen Johann Georg, als er ſchon getroffen war, noch nicht einmal ausgeholt hatte. Noch ſtand er eine Weile aufrecht, der rechte Arm ſank ihm aber ſchon wie erlahmt, vom Halſe quoll ein

mächtiger Blutstrom. Immer blasser und blasser wurde der unglückliche Jüngling. Er sank . . . ein kurzer Krampf — er starb in den Armen seiner Mutter.

Kretzer kehrte sich an nichts, sondern half dem Zeys auspacken. Rings verlief sich alles. Nur ein Fink schmetterte im grünen Holz — und die Sonne sandte ihre goldensten Strahlen auf eine paradiesische Gegend — durch die geöffnete Kapellenthür leuchtete der bunte Kranz mit den Freuden Mariä — —

Der Mörder warf sich dann auf sein Roß und lenkte auf Gaibach zu. Mit ihm gingen zwei seiner bewaffneten Genossen. Andere Knechte, die den Wagen abluden, blieben noch zurück.

Ottheinrich war ein Bote des Friedens und waffenlos, Hülfe, die reichlich gespendet wurde, mit zerrissenen, zum Verband geformten Kleidern, mit Wasser aus dem nahen Quell blieb ohne Erfolg. Die starken Schultern einiger der Wallfahrer trugen den Berg hinunter eine Leiche. Dem Wagen des Kaplans wollte die verzweifelnde Mutter den geliebten Sohn nicht anvertrauen. Erst in Volkach nahm sie ein Gefährt. Das wurde dann ein Jammerzug, der sich nach Zeilitzheim wendete. Laut weinte die Mutter. Frauen fielen wehklagend ein. Männer verwünschten den Mörder. Ganz Volkach lief zusammen — von Astheim kam man herüber. Den jungen Mann, der da entseelt auf dem Wagen lag hatten hier in kurzer Zeit Viele liebgewonnen, und Argula war gekannt und verehrt von Allen. Ottheinrich ging dem Zuge als Führer voraus, gefaßt, mit verklärter Miene laut betend.

Als sich in den Strom der allgemeinen Theilnahme für ein so verhängnißvolles Mutterleid das Entsetzen des

ganzen Orts, in welchem Argula wohnte, der Schrecken der vom Gebirg heruntergerufenen Fuchs'schen Familie, die Thränen der weiblichen Mitglieder derselben, nachbarliches Beileid von allen Seiten gemischt hatte, glaubte die Mutter ihr Lebensweh nicht länger ertragen zu können. Jeder Grashalm, jedes Lüftchen rief ihr: „Sahst ihn seit Jahren wieder — er kommt und er findet bei dir, bei dir den — Tod —!"

Der Wanderer, der heute, dreihundert Jahre nach diesem Morde, den kirchberger Calvarienberg beschreitet, findet da mitten unter den Weinbergen eine knieende, lebensgroße, Maria, nicht unkünstlerisch gebildet. Sie hat ein furchtbares, blankes Schwert mitten in der Brust. Eine alte Inschrift, der frühern Form der Steinbilder entnommen, erinnert an die Worte, die einst Argula unter ihr Brustbild gesetzt:

Verlogen und neidisch Zungen
Han mich zu Leid und Schmerz gebrungen.

Die Inschrift der knienden, schwertdurchbohrten, den Himmel anrufenden Maria im kirchberger Weinlaub bei Volkach lautet:

Obschon groß mein Schmerzen sein,
Die ich bisher empfunden
Das war doch die größte Pein
Und über alle, alle Wunden —!*)

Ottheinrich brach aber seinen Verkehr mit Grumbach. Er schrieb ihm ab. Die Stellung in Hohenschwangau gedachte er anzunehmen.

*) Die Scene ist historisch, wird aber weder in den vielen Biographien der Argula, noch in der Geschichte Grumbachs berücksichtigt.

Ende des zweiten Bandes.

darum doch möglich machte, ſich mit ihrem Vermögen geheimer zu halten. Das Papier war zunächſt nur ein Flügel für das ſchwere Geld, eine Erleichterung ſeiner Cirkulation. Papier ſollte die geſteigerte Beweglichkeit des Geldes ausdrücken. Ja es war ſogar billig und in der Ordnung, daß das Papier dem Gelde einen höhern Werth gab, weil nämlich die Erleichterung des Umſatzes eine ſchnellere Benutzung und Dispoſition der Zahlungs- und Unternehmungsmittel zuließ. Leider iſt dieſer Satz ſogleich mißverſtanden worden. Statt von dem nun höhern Werth des Geldes zu ſprechen, ſprach man nur von dem höhern Werthe des Papiers. Man emanzipirte das Papier zu einem unabhängigen Körper, da es doch nur der Schatten war, den das Geld in der Creditſonne warf, ein Schatten, je nach der Conſtellation der Umſtände, länger oder kürzer als ſein feſter Körper.

Man kann das Verhältniß des Kredits zum Vermögen des Papiers und zum Gelde mit jener optiſchen Täuſchung vergleichen, welche aus kleinen angezündeten Hölzern durch die umrollende Bewegung feurige Sonnen und Räder macht. Die Bewegung darf, um die Täuſchung zu unterhalten, nicht einen Nu ausbleiben. Allein ſo geregelt oft die Handelscirkulation in günſtigen Perioden war, ſo treten doch oft aus entfernteren Urſachen Stockungen ein, wo das Idealiſche am Handel auf das reelle Maß wieder zurückgeführt werden muß. Ja oft liegen auch die Urſachen ganz nahe bei den Wirkungen und beinahe in den letztern ſelbſt. Es gibt einen Umſatz, der krampfhaft iſt, den theils der Schwindelgeiſt des Einzelnen in Bewegung ſetzt, theils das Syſtem der Privatbanken in eine Höhe treibt, wo der fliegenden Hitze bald Zähneklappern folgt.

Die

# Baumgärtner von Hohenschwangau.

Dritter Band.

Die

# Baumgärtner

## von Hohenſchwangau.

Hiſtoriſcher Roman

von

Karl Gutzkow.

Mit dem Portrait Karl Gutzkow's in Radirung.

Dritter Band.

Breslau,
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1880.

# Erstes Buch.

—

## Erſtes Kapitel.

### Johannes' Tod.

Nun war nach dem jähen Tode des jungen Grumbach ſchon manches Jahr vergangen — freudvoll und leidvoll! Stattlich war Hohenſchwangau emporgewachſen: Neun Jahre hatte der Bau gedauert, immenſe Summen hätte er gekoſtet. Als treuer Rechner war Ottheinrich an die Seite des kaiſerlichen Rathes getreten; ſeine erprobte Redlichkeit war dieſem in kurzer Zeit wieder ganz unentbehrlich geworden, und oft mußte er vermitteln zwiſchen Vater und Söhnen, wenn deren Anſprüche zu ungemeſſen wurden. Luzio di Spari war mit den Gliedern ſeiner Genoſſenſchaft (bis auf eines) wieder über die Berge zurück in ſein mildes Vaterland gezogen.

Johannes, der älteſte Sohn des Rathes, war todt! Lange hatte er den Todeskeim im Herzen getragen; in den letzten Jahren ſeines Lebens neigte ſein Weſen zu einer ſchwärmeriſchen Innigkeit, die bittere Schärfe war daraus verſchwunden — er ſchien verklärt. — Vielleicht durch ſeine Liebe zu Vittoria Ferrabosco! Seine Einwilligung zur Ehe mit Anna von Stadion war der Preis geweſen, um den damals die Brüder Vittoria's nach dem Mordverſuche auf

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04331/052

den schändlichen Antonio, straflos ausgegangen waren. Länger noch als sechs Jahre hatte die edle Anna von Stadion durch treue Pflege das im Erlöschen begriffene Lebenslicht ihres geliebten Gatten mühsam erhalten. Sie hatte ihn und den Verwandtenkreis durch ihre sich jederzeit gleichbleibende Natürlichkeit erheitert. Vittoria Ferrabosco hatte wirklich den Bitten des alten Rathes Baumgärtner nachgegeben und war mit nach Hohenschwangau gezogen. Zuerst beschäftigte sie sich mit der künstlerischen Ausschmückung der Burg, nach und nach aber wurde sie nur eine allseitig geachtete Bewohnerin derselben. Mit ihr zusammen zu sein, war Johannes' letzte Freude. So lange er es vermochte war seine Lieblingswanderung in den schönen Grund hinunter gewesen, der an dem zweiten See, der beim Schwanenstein liegt, beginnt, und hinter dem Huttel- oder dem Schwarzenberg her zu den „Fußtapfen des heiligen Mang" führt. Liebliche friedliche Stellen gab's da unter den uralten Bäumen, wo sich einsam wandeln und an jeder Stätte sanft im Grase ausruhen ließ. Von Füssen hört man die Glocken herüber, ohne die Thürme zu sehen. Im Herbst ist der Grund vom Blätterfall ein einzig Meer. Hierher begleiteten ihn häufig Anna und Vittoria; wie schon dem Irdischen abgewandt, sprach er mit ihnen. Hierher richtete er auch seinen letzten Weg; als er den müden Fuß nicht mehr weiter ziehen konnte, und die Frauen ihn stützten, sprach er mit zuckender Lippe: „Ich danke Euch beiden!" —

Warum sollte Anna dann nicht dem Kranken und mühsam Athmenden gönnen, daß ihm Vittoria italienische Lieder sang und seine Lieblingsweisen auf der Zither spielte? schien er doch dann seine Schmerzen am leichtesten zu ertragen.

Anna und Vittoria knieten gemeinschaftlich an seinem Todtenbette! Ein Zufall war's, daß Ottheinrich Kunigunde, seine Gundula, nicht früher wiedersah, als beim Begräbniß ihres Bruders. Argula von Grumbach hatte doch nicht ganz Recht gehabt, als sie zu ihrem jungen Freunde gesagt: „Nach acht Tagen schon hat Euch die Tochter des reichen Kaufherrn vergessen!" Kunigunde hatte mit Johannes einen Winter in Innsbruck verlebt — wohl auf Anstiften des Vaters. Innsbruck war damals ein sinnebethörender Aufenthalt, so recht dazu angethan, die Eitelkeit und Gefallsucht Kunigunden's zu wecken. Hier näherte sich ihr abermals der Sohn des Landeshauptmanns von Völs — ein hochgestellter, reicher Herr, schon Ritter des Goldenen Vließes. Nach einigem, träumerisch-trübsinnigem Zögern, dem bald der Vater unsanft ein Ende machte, erhörte sie dessen Werbung — vergessen aber war Ottheinrich nicht. Jene Zeit kannte wol auch die unglückliche Liebe, so gut wie die unsere, aber die Fälle, wo eine Neigung die angeborene Lebens- und Standessphäre verließ, kamen sehr selten vor; erst die verfeinerte spätere Zeit hat der freien Wahl des Herzens ein Recht zuerkannt.

Auf die Nachricht vom Tode Johannes' kam die junge Freifrau von Völs eiligst nach Hohenschwangau. Sie schien im Widerspruch mit sich selbst. An sich das Leben und die Sehnsucht nach Glück und Freude, und jetzt kam sie in Schwarz gekleidet und mit fließenden Thränen. Sie stutzte über den Anblick des mit größter Spannung begrüßten Mannes, dem sie einst so viel Theilnahme geschenkt hatte. Welche edle, anziehende Erscheinung traf sie an —! Auf der Reise von Innsbruck nach Füssen, in der erregten Stimmung, in der sie sich befand,

Der Idealismus der Börse beruht auf anderen Grund
lagen als der des Handels. Jener fingirt Ausgaben, fü
welche er mit einem gewissen Risiko reelle Zinsen bezieht: e
steckt Wucherei in dem System. Dieser fingirt unverhältniß
mäßige Nennwerthe für eine kleine Summe, die ihm dispo
nibel ist: es steckt in ihm die Verzweiflung eines Bankerut
tiers. Dennoch hat die Börse einige baare Zahlungen un
umgänglich nothwendig. Dies machte, daß sie den übrige
Handel vollends absorbirte. Die Sucht, hohe Zinsen zu heben
verführte den Spekulationsgeist zu einer Menge von Unter
nehmungen, die alle auf den Geldmarkt und den speziellen
Merkantilismus eine nachtheilige Wirkung äußerten. Ei
Enthusiast tritt auf und entwirft den Plan einer neuen Ka
nalverbindung, einer Eisenbahn, eines Tunnels, vielleicht noch
einmal eines Tunnels unter dem Ozean fort. Er steht nich
lange allein, die Spekulanten, um nicht zu sagen die Kapita
listen, folgen ihm. Die erste Einschreibung ist allgemein, be
der zweiten fehlen schon einige, die dritte hält man der Ehre
wegen aus, die vierte muß man schon des Credits wegen
Alle nur möglichen Summen werden aufgetrieben, um die
lachende Dividende zu beschleunigen; dem Handel fängt an
das baare Geld auszugehen; er rechnet, er macht seine Plus
und Minus auf dem Papiere, die Werthe sind da und das
baare Geld fehlt um sie einlösen zu können. Ginge das
nur eine Zeitlang so fort, ohne eine entschlossene Maßregel,
wie sie in unsern Tagen der englischen Bank so verdach
worden ist, so würde man bald da angekommen sein, wo im
vorigen Jahrhundert Frankreich stand, als die Mississippiaktien
ins große Weltmeer, ins große Nichts zerflossen.

Ich will das Beispiel eines Schwindelhändlers geben. Robber

war Alles, was die vergangene Zeit gebracht, wieder recht lebendig in ihr geworden. Sie erinnerte sich aller Thorheiten mit Ottheinrich, deren sich schämen zu sollen sie von ihrem Vater und der heimgegangenen Großmutter gründlichst angeleitet worden war. Aus Briefen wußte sie, daß sie Ottheinrich wieder antreffen werde, wußte auch, welche Bedeutung er im Kreise ihrer Familie erlangt, wie fest man sich auf seine Treue verließ — sollte sie sich des Wiedersehens freuen, sollte sie sich davor fürchten —?

Sie grüßte den Günstling ihres kindlichen Herzens hocherröthend — ihr Brief an ihn kam ihr wol in den Sinn! Die Trauer, die sie aufrichtig erfüllte, erlaubte nicht, daß ihre Worte kalt erklingen konnten, freilich auch nicht, wie sie dies in der That waren, beherrscht von der Neugier des Vergleiches von sonst und jetzt. Wesen von Gundula's Natur können nur Eine Empfindung auf einmal hegen. Auf des Bruders Abscheiden war man vorbereitet. Dennoch gehörte sie dem Opfer, das mit schuldigem Schmerz dem nun im Kreise der Familie Fehlenden gebracht werden mußte, durchaus an. Als der Sarg in die Gruft von Waltenhofen versenkt worden war, da trat mit um so mächtigerem Reiz wieder die Erscheinung Ottheinrich's an sie heran. Unter den Leidtragenden, die sich eingefunden hatten, fesselte sie niemand wie er.

Es gibt allgemeine, vom gleichbedingten Pulsschlag jedes geschaffenen, menschlichen Herzens fortgepflanzte Sitten. Zu ihnen möchte gehören, daß sich die Glieder einer Familie, wenn sie vom Hinaustragen eines ihrer nächsten Angehörigen auf den Friedhof heimkehren, zu erheben suchen vom nieder-

drückenden Leid durch die Versicherung, daß die Ueberlebenden nun desto fester aneinanderhalten würden. Die zum ersten mal tiefempfundene Lücke, welche der Tod gerissen, erzeugt dann das Verlangen, durch Mehrung der Hingebung an die Ueberbliebenen, das Verlorene zu ersetzen. Brüder, die gegeneinander oft schroff gestanden, Schwestern, Schwäger, die miteinander haderten, sinken sich an die Brust mit neuen Gelöbnissen, Eltern erhalten neue Versicherungen. Ein gesteigerter Eifer soll für den Verlust eines Sohnes, einer Tochter schadlos halten.

In den schon bewohnten Theilen der neuen Burg war es, wo sich in dieser Weise der Vater, Anna von Stadion, David, Johann Georg (nur die jüngeren Söhne; Antoni fehlte auch jetzt), mancher der aus Augsburg gekommenen Verwandten, sogar einige der in Innsbruck gerade hausenden jüngern Fugger, nach der Bestattung zusammengefunden hatten. Man weihte gleichsam auf diese traurige Art die neuen Räume ein. Die Mehrzahl der Gäste hatte sich bereits entfernt. Denn das eigentliche Sterbehaus, das alte Vorderschwangau, war eng und unwohnlich, und die neue Burg noch nicht zur Ausübung der geziemenden Gastfreundschaft geeignet.

Vittoria Ferrabosco und Ottheinrich Stauff gehörten zum Familienkreise, Antoni lebte verbannt in Venedig. Den Schwiegersohn des Hauses, der gleich seinem Vater Landeshauptmann geworden, Gundula's Gemahl, hatte Herrendienst entfernt gehalten.

Die Zusicherungen unveränderlicher Liebe, die Gelöbnisse der Treue und Zusammenhaltens brachten Thränen und Umarmungen. Selbst jene beiden Fremden schienen darüber

wie Blutsverwandte geworden. Anna, die Wittwe, nahm die Umarmung Ottheinrich's, wie die ihres Schwiegervaters und ihrer Schwäger, entgegen. Nicht minder wurde Vittoria von den andern so behandelt, als sei sie in der That des Mannes Weib geworden, der sie einst in Padua durch eine so schnöde List hatte täuschen können. Auf alle hatte sie beglückend gewirkt. Wenn Gundula ein der Eifersucht und dem Neide zugängliches Herz besaß, so bot ihr die Italienerin durch ihr Aeußeres keine Veranlassung dazu. Vittoria hatte nur noch die Schönheit der Würde und Hoheit, deren allerdings zuweilen noch bestrickende Macht sich nur im Feuer angeregter Empfindung offenbart. Nahe den Dreißigen zeigt solches ein Frauenherz selten — sie hatte ihren Jungfrauenstand gewahrt, trotz der leidenschaftlichen Werbung Luigi Costa's und manches anderen Landsmannes, der zum Bau Hohenschwangaus über die Alpen gerufen worden war.

Auch Gundula umarmte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit alle Anwesenden nacheinander. Von den Küssen, die sie austheilte, blieb selbst der alte Rothhut, der Kastellan Hohenschwangaus, nicht ausgeschlossen. Auf Vittoria, das fühlte sie schon, durfte sie die ganze Sorge werfen, die eigentlich ihr Vater jetzt von ihr erwarten durfte. Da riß sie auch diese wie eine Schwester an ihr Herz.

Bei Ottheinrich hielt sie inne. Sie hatte sich auch ihm in dem Sturm des Schmerzes und der zu gebenden Versicherungen genähert. Jedermann, dessen Blicke ihr folgten, durfte annehmen, daß sie ihm zum mindesten treuherzig die Hand schütteln würde. Nein, die Trauerscene, die blasse Gestalt des Bruders, der in seinem Sarg wie ein Apostel

so verklärt gelegen hatte, die Thränen, die sie selbst so reichlich vergoß, alles schien bei ihr wie im Nu vergessen. Ihr Stutzen, ihr Erröthen, ihr Unterbrechen der seitherigen Unbefangenheit, ihr Blinzeln mit den erst wie geblendet zufallenden, dann sich leise wieder öffnenden und gleichsam von unten heraufblickenden Augen — alles das war entweder ein Uebermaß von Gefallsucht oder der Ausdruck einer Theilnahme, bei welcher sie kaum noch wußte, was sie that.

Anna's natürliches Urtheil verstand diese Haltung der Schwägerin sofort. Trotz ihres Schmerzes konnte sie die Worte nicht unterdrücken:

„Hab' ihm nur auch Dank —! Er hat's um den Johannes schon verdient —!"

Da rannte nun Gundula gar zum Zimmer hinaus.

„Was ist ihr —?" dachten alle, und einige, die sich die Frage nicht selbst beantworten konnten, sprachen sie auch aus.

Ottheinrich hörte auf nichts. Sein Auge sah nur jenen einen Blick des sich schließenden und wieder öffnenden Auges der jungen Frau. Hatte doch dieser geredet, wie alle Beredtsamkeit der Erde nicht hätte reden können. Was aus diesen glänzenden braunen Sternen mit dem schwarzen Punkte darüber hervorbrach, war wie Musik. Wie kommt nur auch in ein Menschenauge, das uns zu bezaubern die Absicht hat, eine solche Fülle von Glanz und von Licht —! Das Auge ist an sich ein todtes Glied unsers Körpers und kann ausdruckslos und starr daliegen und mechanisch nur nimmt es die Formen des Geschaffenen auf. Plötzlich tritt Empfindung, Gedanke, Wille in die beiden glänzenden Ringe, und ihre Strahlen fangen an zu reden, reden wie Blättersäuseln, reden wie

Donnerton, flüstern, verheißen, jauchzen, stellen Welten überirdischen Glücks in Aussicht — —

Als über die marmornen, spiegelblanken, neugeschaffenen Corridore alles zu einem Familienmahl schritt, und die Halle, die dabei zurückgelegt werden mußte, endlich still war und nur noch ganz zuletzt hinter allen Ottheinrich allein und wie bewußtlos daherkam, öffnete sich plötzlich eine kleine gewölbte, mit zierlich geformtem Stahl beschlagene Eichenthür; bemerkte er Gundula, wie sie verlegen stand, dann sich umsah und bittend die Hände aufhob. Mit einem: „O vergebt mir für vorhin —!“ rieß sie ihn an sich und küßte ihn nun wie die anderen — und doch so ganz anders wie die anderen —! Da war es Ottheinrich, als ob ihm vom Baum der Erkenntniß der Apfel in den Schooß gefallen wäre, ganz ohne sein Zuthun, ohne Mithilfe der Schlange.

„Sündigt, daß euch die Gnade werde —!“ so klang es dem Ueberraschten mit Luthers Worten im Ohr, und sein Herz klopfte höher dabei. —

Wieder ein Mal war der Frühling über die deutschen Lande gekommen. Die Bahn bricht er sich vom Bodensee, dem großen „deutschen Meere“ her und immer höher und höher steigt er aus den Thalen aufwärts. Er dringt weiter und weiter bis auf die höchste einsame Alpenmatte, über welche Nachts die Geister des Gebirgs schweben. Endlich grüßt er auch die einsamragende Bergföhre, die oben mit ihren niederhängenden Zweigen wie ein Wahrzeichen am Gebirgskamm thront und bereits hinübersehen kann in die jenseitigen Thäler, ein Wächter, zu dessen schweigsamen Schauen und Wissen wir aus der Ebene verlangend auf-

blicken. Die Zwergeichen tragen noch lange ihre braunen Herbſtlaubkleider. Die Eiche iſt auch darin ein Bild der Kraft, daß ſie am längſten den Tod umklammert hält.

Um den grünen See, welchen rings die hohen Berge einrahmen, weht ſchon die volle Macht des Frühlings. Eben beſtrahlt die Sonne das ſtolze, endlich fertig gewordene Hohenſchwangau, die herrliche Schöpfung, deren ſchlanker, vielſtöckiger, zierlich-eckiger Hauptthurm ſich wie hingehaucht vom dunkelblauen Himmel abhebt. Die Geſchichte dieſes Baues liegt vor uns. Wir wiſſen, daß die Wochenlöhne für die Errichtung der Mauern zuletzt die Summe von 5422 Gulden betrugen, die Wochenlöhne für die übrigen Arbeiten 5000 — in der damaligen Zeit waren das enorme Summen.

Der Augsburger Reichstag von 1550 war eben beendigt; heimkehrende Fürſten, der Sohn des Kaiſers, Don Philipp der Infant, und der Erzherzog Maximilian wurden heut auf Hohenſchwangau erwartet. Sie wollten die neue Wunderburg des kaiſerlichen Rathes betrachten — die prangte darum in beſonders feſtlichem Schmuck. Ihren Eigenthümer finden wir in einem vieleckigen Thurmzimmer; der Einzug in die fürſtlichen Räume ſchien dem kaiſerlichen Rath nicht eben wohl gethan zu haben — jetzt war er am Ziel ſeiner Wünſche, und jetzt war er ein kranker Mann! Wie ſah er ſo verfallen, bleich und waſſerſüchtig aus! Seine Hand, von Gichtknoten entſtellt, hielt einen Stab umklammert, auf welchen er ſich ſogar im Zimmer ſtützen mußte. Maſſenhaft lagen um ihn her die Papiere. Er war mehr als nur der „Kanzler“ ſeines kleinen Fürſtenthums geworden, er ſegelte noch immer auf der hohen Flut der Zeitbegebenheiten.

Bei ihm ſitzt in dieſem Augenblick Vittoria Ferrabosco; ſie iſt die eigentliche Burgherrin von Hohenſchwangau, ſie pflegt und unterhält den hohen Sechziger, der für ſie eine ſeltſame Neigung, die weder mit dem Namen einer väterlichen, noch mit dem einer brüderlichen ganz zutreffend bezeichnet geweſen wäre, gefaßt hatte.

Der alte Mann ſchlich mühſam im Zimmer umher; deſſen Wände ſind koſtbar geſchnitzte Schränke mit mächtigen kunſtvollen Schlöſſern. In die Wände ſind Geldtruhen hineingemauert. Drei Fenſter geben an den Stellen, wo ihre Scheiben nicht mit zu dunkeln Farben bemalt ſind, den Blick nach allen Seiten frei.

Ein Bote des Rathes von Augsburg wurde gemeldet. „Der Bote ſoll warten —!“ herrſchte der Rath. „Ha, daß er auch grade heute kommen mußte — wo wir unſere Gedanken auf ſo völlig Anderes zu richten haben!“ Ingrimmig blickte er auf ſeine geöffneten Bücher, auf die aufgeſchloſſenen Schränke und Geldtruhen, in die er bei der üppigen Lebensweiſe ſeiner Söhne und Schwiegertöchter häufig greifen mußte. „Bube!“ knirſchte er mit den Zähnen, als ſein Arm an einen Brief ſtieß, der nach Venedig beſtimmt war, worin ein Wechſel für den unverbeſſerlichen Antoni lag. Jetzt fiel ſein Auge durch das Fenſter, das ihn hinüber nach den Alpen, wo eine Anzahl von Gäſten ſich tummelte, ſehen ließ — darüber wurde ſein Blick freundlich. Den See durchfuhren mit Schwänen um die Wette kleine buntbemalte, vergoldete Nachen mit wunderlich geſchnitzten Schnäbeln. Die Schiffer — die Herren ſelbſt — in prächtigen Trachten, glitzernd an der Sonne vor Gold und Edelſteinen, ſchießen mit Feuerrohren oder mit Arm-

brüſten nach Vögeln, die aus den Schneeregionen nordwärts fliegen, andere lauſchen einem Sänger, einem Lautenſpieler. Wieder andere ziehen bunte Netze nach ſich oder haben die Angel ausgeworfen.

Dort unter der Hängeweide, deren Zweige ſich in den See ſenken, ſitzt eine junge Frau in einem ſchwärzlich ſchillernden Sammetkleide — ſeit einigen Jahren die Gattin David Paumgärtner's, eine Freybergerin aus dem drüben in den Lüften winkenden Schloß Eiſenberg. Sie trauert. Das hindert nicht, daß ſich über ihr auf der Höhe im durchſichtigen Buchenbuſch ihr Gatte, die kurze ſtämmige Geſtalt mit den breiten Schultern und den wallenden Locken darauf, mit einer ſchlanken Dame neckt, die über ihrem ſteifen grünen Damaſtkleide ein rothſeidnes kurzes Flügelmäntelchen trägt! Das iſt ſeine zweite Schwägerin Anna, die Gattin ſeines Bruders Johann Georg — ebenfalls eine Adlige aus dem ſchwäbiſchen Geſchlecht derer von Koynach. Johann Georg ſelbſt, magerer als David, ſchwarzgekleidet von Kopf bis zu Fuß und mit goldenen Ketten über die Bruſt, wie ſein Bruder, führt die nicht minder in Schwarz gekleidete Gattin Oswald's von Eck am Arm, eine Pienzenauerin, umgeben von ihren ebenfalls trauernden Kindern, lieblichen Jungfrauen ſchon. Vor kurzem war der mächtige Kanzler der Bayernherzoge, ihr Schwiegervater, geſtorben, ſchnell gefolgt von ſeinem treuen Zögling, dem Herzog Wilhelm ſelbſt. Oswald von Eck, der durch den Tod ſeines Vaters völlig ſeinen Halt verloren hatte und in ſinnloſer Verſchwendung ſein ererbtes Vermögen verpraßte, tummelte ſich wieder einmal in München, Prag oder Wien.

Aber auch ſelbſt ein wirklicher Sohn des Kaiſers Ferdinand,

ein Erzherzog von Oesterreich, ist zugegen, gleiches Namens wie sein Vater, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren. Eine kräftige, heldenhafte Gestalt —! Der junge Mann ist bei alledem in Fesseln geschlagen. Da steht er am Bug eines der Nachen, des größten, und richtet sein Feuerrohr in die Lüfte. „Eine Gams —!“ scheint er eben zu rufen und deutet sehnsuchtsvoll auf den Grat des Sayling hinüber, der hier alle anderen Bergrücken überragt. Eine jugendliche Schöne, umgeben von huldigenden Rittern, sitzt zu seinen Füßen. Sie trägt ein mit Pelz verbrämtes, auf den Schultern und Armen mit zierlichen Puffen versehenes Kleid aus einem mit Blumen gemusterten dunkeln Tuch. Ein aufrechtstehender, den weißen Hals lieblich einrahmender Spitzenkragen schließt ein anmuthiges Antlitz ein mit blonden, gekräuselten Haaren, die ein dunkles perlendurchzogenes Sammethäubchen, und am Scheitel eine wallende schwarze Feder mit Brillant-Agraffe zusammenhalten. Das ist Philippine Welser, Gundula's Gespielin von der Annengasse zu Augsburg her — seit dem Augsburger Reichstag von 1547, wie alle hier wissen, die geheime Liebe des damals neunzehnjährigen Kaiserneffen und Königsohnes, des Erzherzogs, der sie beim Einreiten in die Stadt in einem offnen Erker gesehen und hierauf dem Vater Philippinens geschworen hatte, wenn er ihm gestattete, seinem Kinde zu huldigen, würde er sie einst als sein rechtmäßiges, kirchlich angetrautes Gemahl heimführen. Ob sie schon die Priesterhand im Geheimen verbunden hatte? Das kümmerte in diesem Kreise beim Vater und dem Bruder ihrer Freundin, der Gattin des Landeshauptmanns ihres erlauchten Verlobten, Niemanden — der junge Erzherzog war Herr von Tirol.

Die Hoffitte ſprach ſchon um deswillen nicht darüber, weil der ſchwer zu erlangende, und von der Hofburg in Wien noch fehlende Segen zu berühren geweſen wäre. Philippine hatte die Handſchuhe ausgezogen und tauchte die lilienweißen Finger in die grüne Alpſeefluth. Am Hintertheil des Schiffes ſtand eine andre jugendliche weibliche Geſtalt hochaufgerichtet und mit den Männern ſcherzend. Schwarz iſt ihr Haar, dunkel die Farbe ihrer Haut, ihre Augen glänzen wie glühende Kohlen. Ein goldner Gürtel um die aus roth und weiß zierlich zuſammengeſetzte, mit langen Hängeärmeln verſehene Robe bezeichnet den ſchönen Bau ihres Leibes, die ſchlankgewundenen Hüften. Dieſe Jungfrau iſt nicht überall mehr in Augsburg gern geſehen ſeit jenem Reichstag, wo auch ſie fürſtliche Herzen erobert hatte, Moritz von Sachſen, den neuen Kurfürſten, und ſeinen Freund, Albrecht, den Brandenburger, Grumbach's Zögling, die bei ihrem Vater zur Herberge wohnten. Aber die Freiherren von Hohenſchwangau und Kunigunde von Völs hielten ſie drum wie ehedem. Jakobina Jung war's, die andere Jugendfreundin Gundulas, ſeit dem großen Augsburger Geſchlechterſchub vom Jahre 1539 dem Adel ebenbürtig, eine Patricierin.

Wer kann ſie Alle aufzählen, die ſich heut aus nächſter Nähe hier zuſammengefunden hatten, um die hohen Gäſte, die heut kommen ſollten, zu ehren —! Es war ein luſtiges fröhliches Treiben an den Uferränden, mitten im jungen Buchenlaub — ſo hell erklang das Lachen, als müßte es der alte kaiſerliche Rath bis hinüber in ſein Thurmzimmer vernehmen.

Bei der bunten Gruppe fehlte Anna von Stadion,

gilt an der Börse, wenn auch nicht gerade für einen Christen, doch für einen respektabeln Mann. Robber besitzt gerade so viel Ehrlichkeit, als er braucht, um den Strick zu vermeiden. Ich halt' es für meine Pflicht, die Welt über dies Originalgenie aufzuklären, das zwischen Scylla und Charybdis jede Linie kennt, die vor dem Scheitern sicher ist.

Robber erbte ein baares Vermögen von 1000 Thalern. Weil er es ohne Schulden erbte, so glaubte die Welt, er hätte wenigstens deren 10,000 geerbt. Er konnte wohl sagen, daß er einen Kredit von 9000 Thalern hatte. Man bot ihm diesen Kredit an, und er war ehrlich genug, ihn anzunehmen. Er ist das Musterbild eines Schwindelhändlers, wie es deren wenige geben mag. Sein Geschäft besteht erstens im Papierhandel, zweitens in Aktiengeschäften, drittens in einem Indigohandel. Im ersten ist er nur Spieler: er bezahlt die Differenzen. Im zweiten hält er bei der zweiten Einzahlung nicht mehr aus, und thut dieß, wie viele ehrliche Leute, von denen man bei einem solchen Verfahren nicht geradezu sagt, daß „etwas faul ist im Staate Dänemark," sondern nur, daß sie kluge und gewandte Geschäftsleute, keine Schwindelhändler, im Gegentheil Männer wären, die für ihre Familie Sorge trügen. Das dritte Geschäft endlich braucht das meiste Geld; denn bei den Versteigerungen muß baar bezahlt werden. Was er hat, reicht aber gerade für den Indigo hin. Für die Staatspapiere und Aktien kann er sich das Geld nur durch Wechselreiterei und andre Künste zusammentreiben. Er stellt z. B. dem, welcher an ihn zu fordern hat, Herrn A., einen Wechsel zu auf Herrn B. Der Wechsel ist in vier Wochen fällig. A. frägt B., ob er den Wechsel honoriren werde? B. antwortet: Gewiß, wenn Herr Robber mich bis dahin in

Johannes' Wittwe. Sie hatte unten am Kirchlein von Waltenhofen, wo ihr Johannes ruhte, auch das eigene Leben begraben; die Pflege ihres Oheims, des verbannten Domherrn Konradin von Stadion, beschäftigte sie. —

Die Gäste, die ihn bemerkt hatten, hinüber grüßend, wandte der Rath sich vom Fenster zurück:

„Wo ist der Stauffer —?" fragte er Vittoria.

„Ihr gabt ihm ja Urlaub bis zur vierten Stunde —!" antwortete diese.

„Ich wollte, er käme zeitiger! Schickt nach ihm aus — seine Rechnung muß heut entscheiden. Gebt dem Augsburger Boten jede Bequemlichkeit, die das überfüllte Haus gestattet. Ich selbst mag ihn vorläufig nicht sprechen. — Wo nur der Stauffer bleibt —?"

Der kaiserliche Rath befand sich in Streit mit der Stadt Augsburg. Als Augsburg im Jahre 1546, wo die Stellung des Kaisers eine entschieden herausfordernde gegen die Schmalkaldner geworden war, allen seinen Bürgern aufgegeben hatte, sich sofort in Augsburg zu stellen, in der Stadt zu verbleiben, die Gefahren und Drangsale derselben, wie einem Bürger ziemte, zu theilen — damals war der Freiherr von Hohenschwangau fern geblieben. Er hatte sich im Gefolge des Kaisers gehalten. Nach altem, städtischen Brauch mußte er sich gefallen lassen, daß dafür zur Strafe die Stadt seine Häuser innerhalb des Augsburgischen Weichbilds, seine Güter draußen, so weit sie zu erreichen waren, mit Beschlag belegte und in jeder Weise ausnutzte. Als Schertlin, der Stadthauptmann Augsburgs, der nach seinem verunglückten französischen Feldzug und den ernsten Mahnungen Philipp's

von Hessen, auch wol nach einer Soldzulage von seiten Augsburgs, sich wieder in die Reihen gestellt hatte, wo man zu allen Zeiten hätte erwarten sollen, ihn allein zu finden, seinen berühmten, siegreichen Zug bis zur Ehrenberger Klause gemacht, ganz Oberschwaben erobert und für die Sache der Schmalkaldner in Huldigung und Pflicht genommen hatte, da wurden dem Rath auch seine Güter Türkheim, Weiler, Contzenberg und von den verbündeten Ulmern Erbach und Baumgarten sequestrirt. Jetzt handelte es sich um den Schadenersatz, der dem Rath gewährt werden mußte; er verlangte 80,000 Gulden, während die Stadt nur 20,000 bot. Schon vier Jahre dauerte der Streit. Ottheinrich sollte die Rechnungen aufstellen, die des Rathes Ansprüche rechtfertigten, er kam damit nicht zu Stande. Um endlich die Einigung herbeizuführen, hatte die Stadt einen Boten nach Hohenschwangau geschickt — Georg Frölich, der sich hohen Ansehens erfreute, obgleich er sein Amt als Augsburger Stadtschreiber niedergelegt.

## Zweites Kapitel.

### Ottheinrich Stauff.

Während die Boten des Rathes Ottheinrich suchten, hatte diesen die düstere Stimmung in die Berge getrieben. Er suchte Ruhe, die heut einzig im alten Theile Hohenschwangau zu finden war. In die wilde Pöllatschlucht stieg er hinein. Der donnernde Fall des von den Schneebergen, vom „Grüble" herabstürzenden Wassers betäubte sein Inneres nicht, er wühlte seine Gedanken nur noch mehr auf — abwechselnd starrte er in den schäumenden Gischt des Sturzes und in die Mappe voll Schriften, die er bei sich führte. Endlich hatte er eine Stelle gefunden, wo er sich auf dem weichen Moose niederließ, gelehnt an ein Felsenstück, ähnlich denen, deren Hunderte in der Tiefe lagen, wohin sie jeden Augenblick stürzen konnten, auch wenn sie nicht Bergwasser und Wolkenbrüche mit sich fortrissen.

Dort saß er, der Gefahr trotzend, und die Melodie des Wassersturzes war die richtige Begleitung zu seinen Gedanken.

Das Gesicht des nun 36jährigen trug manche Narbe der Wunden, die das Leben schlägt; schwer lastete auf seinem Herzen das Leiden des Vaterlandes und die harte Bedrängniß der

faſt verlorenen evangeliſchen Sache. Selbſt ſeine „geiſtige Liebe,“ Argula von Grumbach, hatte ihm geſchrieben: er ſolle ſein Heil ja nicht wieder im Ungewiſſen ſuchen! In Deutſchland hauſten die Spanier — überall faſt, war das papiſtiſche „Interim,“ die einzige Form des evangeliſchen Bekenntniſſes, die der Kaiſer dulden wollte, anerkannt worden, nur Magdeburg leiſtete noch Widerſtand. Hauptſächlich richtete ſich ſeine Bitterkeit auf die beiden treuloſen jungen Fürſten, Moritz von Sachſen, der für ſeinen Verrath den Kurhut erhalten hatte, und Albrecht von Brandenburg, der noch auf ſeinen Lohn vom Kaiſer wartete: Beſonders durch ihre Schuld war das Unglück über die Schmalkaldner gekommen, und waren die Fürſten Philipp von Heſſen und Johann Friedrich von Sachſen in des Kaiſers Gefangenſchaft gerathen.

Grade heut hatte Ottheinrich ſchlimme Nachrichten erfahren und nun ſollte er noch wider ſein Gewiſſen dem Rathe eine Rechnung zuſammenſtellen, für die er die Belege nicht finden konnte. Er ſchämte ſich dem edeln Georg Frölich zu begegnen, kaum 20,000 Gulden hielt er den Rath berechtigt zu fordern, geſchweige denn 80,000! Daß dieſe übertriebene Forderung nur eine Folge des Uebermaßes von Pracht und Wohlleben in der Familie des Rathes war, erkannte er deutlich. Dieſe heutige Feſtlichkeit, obſchon Kaiſer- und Königſöhne empfangen wurden, bot an ſich wenig Neues. Solcher Vorkommniſſe gab es ſeit Jahren hier kein Ende —! welche Summen wurden da verbraucht —! Und der Rath und ſeine Söhne lebten dazu größtentheils auswärts. Sie hatten faſt ein Dutzend Haushaltungen. Welche Verantwortlichkeit lag ihm da ob —! Ueberhaupt ahnte er, daß ein ſchlimmes Ende

bevorstand, sollte es auch nur mit des Raths zunehmender Körperschwäche und bald zu erwartender Auflösung eintreten. Wie gern wäre er gegangen, aber als ein treuloser Miethling in den Zeiten der Gefahr zu weichen, war ihm nicht möglich. Und auch andere Fesseln banden ihn, von denen er nur zu gut wußte, daß sie bis in sein Innerstes hineingeschmiedet waren — riß da ein Band entzwei, so ging ein Stück Leben mit.

Langsam hatte er sich erhoben und zurückgewandt; in der Ebene hatten sich schon die Bewohner von Hohenschwangau aufgestellt, um die Prinzen einzuholen: die Junker musterten sie. Mehr als dreißig buntgeschmückte Rosse standen bereit, um deren Gäste den Erwarteten entgegen zu tragen. Diese Calvalcata sollte dann die Fürstensöhne in die Burg geleiten, während deren Gesammtgefolge, einige hundert Mann, in Füssen liegen blieb. Auf dem Rückwege erst trafen Ottheinrich die Boten des Raths, eilends begab er sich in die Burg. Der Rath wollte es sich trotz seiner Hinfälligkeit nicht nehmen lassen in prächtiger Kleidung gleichfalls den Prinzen entgegen zu reiten; er ließ sich ankleiden. Vittoria empfing Ottheinrich und beauftragte ihn: für heut an Stelle des Rathes den Boten Georg Frölich zu begrüßen. Sie führte dann ihren alten Freund, mit dem sie auf dieser Höhe, im Werden und Wachsen der Burg, und so manche Zeit nachher, zahllose ernste und frohe Stunden durchlebt hatte, an eine der Gaststuben, die noch allenfalls für den Boten aus Kaufbeuern übriggeblieben war. Denn von den Familiengliedern, den fürstlichen und adligen Gästen war das gesammte Schloß in Beschlag genommen.

Mit herzlichem Händedruck wurde Ottheinrich von Georg Frölich als alter Bekannter bewillkommnet.

„Ich komme gar ungelegen, sehe ich“ sagte er. „Wie konnte man aber auch glauben, daß Euer Meister noch diese spanischen Prinzen aufhalten würde, ehe sie dahinfahren, wohin sie gehören, über alle Berge.“

„Was dünkt Euch von meinem Meister?“ entgegnete Ottheinrich schmerzlich lächelnd. „Der sollte sich nicht eilen, solchen Prinzen zu hofiren?“

„Oft hat mir doch“, meinte dagegen Frölich, und sah sich spähend in dem kleinen Zimmer um, „oft hat mir doch Schertlin in's Ohr geraunt — daß Eures Rathes kaiserliche Gesinnung die letzte Probe auch nicht bestehen würde —“

„Das hat Euch Schertlin's böses Gewissen gesagt!“ entgegnete Ottheinrich. „Er wollte damit nur seinen eignen Abfall entschuldigen —“

Frölich, ein kleiner, bereits weißhaariger Mann, blinzelte mit seinen lebhaften Augen und sagte mit geistvoll kluger Miene:

„Denkt milder von Schertlin —! Er wird alles wieder gut machen.“

Dann sprachen sie beide über die Nothlage der evangelischen Sache (Georg Frölich war in Trauer um seinen Schwager den Kanzler Vogler) und die schweren Zeiten, die in Augsburg hereingebrochen. Frölich klagte über die Härte des Rathes, der seine Vaterstadt gar so grimmig haßte. „Ihn scheint auch nichts zu versöhnen! Nicht der Untergang ihrer Freiheit! Nicht die Abstellung der Zünfte! O, das unglückliche Augsburg —! Seine edelsten Männer sind vertrieben oder

werden in der Stadt verhetzt! Das Evangelium verschändet das Interim! In die Kirchen sind die Weihwedel und die Fahnen wieder zurückgekehrt — Mönche und Nonnen blinzeln schadenfroh aus den Fenstern ihrer Häuser auf die Bürger, die wie Schatten dahinschleichen, die beschämten Blicke auf die Erde gerichtet, in ihrem Vermögen ausgeweidet schier wie ein erlegt arm Wild —! Das ist der Wahnsinn der Sieger, zu glauben, daß eine solche Stadt, weil sie einige reiche Bürger hatte, in ihren Mitteln unerschöpflich sei —! Wie haben sich die Uebermüthigen bezahlen lassen —! Jeder reichte eine Rechnung ein und wollte nicht minder, wie Kaiser, Kur- und Fürsten ein zu kurz Gekommener scheinen! Pfui aber der Schande —" Frölich unterdrückte seine Stimme — „daß auch Euer Herr und Meister zu diesen Blutsaugern gehört! Ich aber hoffe, daß ich nicht umsonst an sein Thor gepocht habe. Der Ausschuß bietet 20,000 Gulden — jedes Mehrverlangen ist Uebermuth, wenn nicht Schlimmeres —" Ottheinrich gab ihm darauf keinen Bescheid, in höchster Erregung aber folgte er nun einem Boten, der ihn zu dem Burgherrn rief. Unglücklicher Weise hatte die Spannung, wie die Unterredung Ottheinrichs mit Georg Frölich enden würde, den alten Rath, der von seinen Söhnen, deren Frauen und Vittoria umgeben war, gleichfalls aufgeregt, und als Ottheinrich ihm nun keinen Entscheid berichten konnte, fuhr er ihn zornig an. Da überkam Ottheinrich wieder ein Mal jener Geist, der ihn unwiderstehlich, wie einst vor der Königin Maria, zum Sprechen trieb: „Ich prophezeie dieses Hauses Untergang —" rief er mit mächtiger Stimme.

„Ich fühle den schmählichsten Fall Eures herrlichen, Jahr-

hunderte alten Namens voraus, wenn Ihr nicht einlenkt — einlenkt auf andere Bahnen, als auf die, Prinzen und Könige einzuholen! Euer Platz war in Augsburg —! Und dort, wo es Euch wohl ging, wo Ihr Reichthum und Ansehen gefunden, dort wollt Ihr nun Wittwen und Waisen abzwacken lassen, was Ihr für Eure Prunksucht gebraucht! — Ich weiß nicht, wo ich mein Antlitz verbergen soll, ob der Lüge in diesen Papieren" — er zeigte auf seine Mappe — „nur 10,000 Gulden habe ich beweisen können und noch 8000 habe ich darüber heraus gelogen. Die dunkelsten Gassen in Augsburg, wo gearbeitet und dem Arbeiter sein gebührender Lohn wird, sehe ich in hellerem Glanz, als Euer festlich geschmücktes, prachtvoll erleuchtetes Schloß! Wehe, wehe, daß Ihr von dem Stolz Eurer Vorvordern habt ablassen können, von Bürgertugend, wohlerworbener Macht, Ansehen in den Städten —! In die Städte flüchtet sich Fleiß, Treue, Beharrlichkeit „teutscher Nation" und des Vaterlands Zukunft und Wohlergehen —! Auf den Burgen wohnen nur noch Hoffart, Pracht, Untreue, Raubluft, jede „geschwinde Kunst" der Müssiggänger und Lügner —! Lasset in diesem Augenblick den Kaiser und den schönen König selbst auf Hohenschwangau kommen und Euer Gold und Silber, Sammet und Seide, Essen und Trinken, üppige Lotterbetten und „jeden Wohllust" bewundern — Euch thäte besser, Ihr säßet noch auf dem Jüdenberg und suchtet die Fugger auf der Börse zu schlagen, im Rath der Stadt, auf der Stuben der Kaufleute, im Handel und Wandel, nicht auf den Bänken der Kur- und Fürsten, die Euch, emporgekommene Kaufleute, nur aussaugen, nimmer mehr wahrhaft nach Eures Kaisers bezahltem Ritterschlag,

anerkennen, wol aber Euch wegwerfen werden auf die Straße hin, wenn Ihr geworden seid, was Ihr nicht anders als werden müsset, geht es so fort, kernlose Schalen und leere Hülsen —!"

Die Scene war zu furchtbarer Spannung gediehen.

Die jungen Frauen der Junker bemühten sich umsonst, ihre Männer um so rücksichtsloser Worte willen in Harnisch zu bringen. Letztere lächelten nur, wie ihr Vater zu lächeln anfing. Freilich kannte Vittoria dies Lächeln als Vorbote eines Ungewitters, eines furchtbaren Entschlusses, eines vernichtenden Wortes. Sie trat hinter die anderen und hob ihre Hände empor, um Ottheinrich zur Ruhe zu beschwören. Daß alles bis jetzt in seiner Rede so ungehindert hingegangen war, bewies die Kraft der Stellung, die sich der muthige Sprecher zu erwerben verstanden hatte, nicht minder die Macht der Wahrheit, die in seinen Worten lag. — Da ertönte draußen ein Böllerschuß, ein zweiter folgte bald darauf, jauchzendes Halloh! erscholl, Glockenläuten, Fackelschein blitzte in die Fenster — die Prinzen waren in Füssen angekommen! Die feierliche Einholung mußte beginnen! Bald war Ottheinrich ganz allein. Im Zimmer war es geisterhaft still und völlig dunkel geworden. Nur draußen schien ein einzig Feuermeer zu wallen. Auf die Berge hinüber warf sich der rothe Schein von den jetzt angezündeten Pechfackeln und mit Theer gefüllten, zum Ausbrennen bestimmten Tonnen. Auch auf den Wällen der Burg löste man die Geschütze. Pauken und Trompeten wirbelten und schmetterten durcheinander. Tiefe Wehmuth zog in sein Herz, das Bewußtsein, daß wieder ein Mal Alles zu Ende, bemächtigte sich seiner — war er zu weit gegangen, mußte er bereuen, was er gethan?

Da öffnete ſich hinter ihm leiſe die Thür — zwei ſchwellend weiche Lippen berührten innig ſeine Stirn, auf ſeine Schultern legte ſich ein Arm — es war ein weiblicher. Gold und Edelſteine ſtarrten daran. Er fühlte das Kniſtern der Paſſamente dicht an ſeinem Ohr, das Drücken der Steine durch ſein eigenes Wams hindurch. Nun wehte ihn ein milder Hauch menſchlichen Athems an. Die ſchweren Goldgehänge eines weiblichen Haarnetzes berührten ſanft ſeine Wange.

Noch aber regte er ſich nicht. Noch ſprang er nicht auf. Eine Ahnung hob ſeine Bruſt. Er wußte, wer es war. Ihm hätte das Herz zerſpringen mögen.

„Ottheinrich — wie ſogar ungenädig gegen uns Alle, und dieſes Mal ſogar auch gegen mich!“ Kunigunde war's, in Pracht und Herrlichkeit gekleidet, mit glühenden Wangen, mit Augen voll Feuer, Lippen voll Seeligkeit.“

„Dein Poltern wird mir eben erzählt —! So ſteh' nun aber jetzt auf —! Du ſollſt dem Boten ſagen — alſo befiehlt's der Vater — eben that er's, als er im Sattel ſaß und ich gerade im ſelben Augenblick aus dem meinen ſtieg — daß der Bote das Schloß räumen möchte! Der Vater könnte ihn nicht gut heute über Nacht beherbergen —! Aber den Augsburgern ſollte er ſagen, der Herr Frölich — ſo meldet der Vater — daß er ihnen wolle den ganzen Schadenerſatz ſchenken! Er wolle nicht 80,000 und nicht 20 haben — Nicht einen Heller begehrt er noch von ihnen —! Das richte jetzt aus —! Eigentlich ſollteſt Du hinzufügen, er thät's aus Verachtung —! Doch das laſſe nur fort —! Und nun komm zum Feſt, Lieber, Wunderlicher, Toller —!“ Sie umarmte ihn abermals mit langem Kuß —!

Zahlungsstand versetzen wird. Es vergehen drei Wochen, da erhält B. einen Wechsel auf C., zahlbar in vier Wochen. B. frägt C.: Wirst du zahlen? Warum nicht, antwortet C., Robber ist ein ehrlicher Mann, ich werde bis dahin noch Summen für ihn beziehen können. B. besinnt sich demnach durchaus nicht, A. zu bezahlen. Wenn man nun sagt, daß dies Verfahren die Art eines Bankerutirers ist, so hängt dies nur immer von dem Vorurtheile ab, da auch ehrliche Leute zuweilen einen solchen Weg einschlagen. Wer kann Robber in die Karten sehen? Er stellt jährlich auf die obige Weise zwölf Wechsel aus, jeden im Werth von 10,000 Thaler, jeder bezieht sich auf den andern. Es ist elfmal eine Fiktion, das zwölftemal auch eine Fiktion für den, der zahlt, aber für ihn nicht, der nimmt. Einige Jahre wird das noch so fortgehen. Dann hat sich Robber in den Firmen erschöpft und wird falliren, wenn er in die Lage kommt, auf eine Firma anzuweisen, wo er nur im Minusangeweisen steht. Aber das ist erwiesen, das Reich, wo solche Dinge möglich sind, muß luftig, ideell, ja beinahe poetisch sein.

Kehren wir auf den Zusammenhang unsrer Darstellung zurück — welch ein Abstand zwischen den ungeheuern Entwickelungen, welche dem Menschengeschlechte noch bevorstehen und den kleinen Friedensstörungen, welche in unsern Tagen schon eine so weit verzweigte Macht ausüben konnten! Was ist selbst die Julirevolution mit ihren möglichen und erstickten Folgen gegen jene Umwälzungen, die unvermeidlich scheinen, wenn man die physischen, moralischen und intellektuellen Interessen der Nationen erwägt, wenn man die europäische Gesellschaft auf einem Punkt der Illusion und Einstweiligkeit antrifft, der nothwendig einmal überschlagen muß und der

## Drittes Kapitel.

### Abschied von Hohenschwangau.

Georg Frölich hatte sich auf Ottheinrichs Botschaft wohlgemuth von Hohenschwangau abgewandt. Hier hatte das Banket zu Ehren der Prinzen einen glänzenden Verlauf genommen. Am andern Morgen zeitig waren die fürstlichen Gäste, geleitet von ihren Wirthen, denen sich auch Gundula anschloß, von Hohenschwangau aufgebrochen. Als Gundula ihrem Rosse zuschritt, hatte sie noch Ottheinrich zugeflüstert: „Lebt für heute nun wohl! Auf baldig Wiedersehen —! Thut alles, was Euch Vittoria in meinem Auftrag sagen wird!"

Mit leuchtenden, alles verheißenden Blick, der wie ein Blitzstrahl so schnell die innerste Seele ihm traf, hatte sie den mit schmerzlichem Lächeln sich vor ihr Verneigenden dabei angeschaut.

Der Rath und seine Söhne hatten ihren Verwalter seit dem gestrigen Auftritt nicht wieder gesehen.

Ottheinrich erfuhr, daß die von Kunigunde zurückgelassene Form, wie der Vater, nach dem gestern Vorgefallenen, am besten zu beschwichtigen sein sollte, im Einverständniß mit den Brüdern, die dem Freunde nur scheinbar zürnten, darin bestand,

daß der ſchwere Beleidiger der Ehre des Hauſes auf einige Zeit verreiſen und eines der vielen Geſchäfte perſönlich ausrichten ſollte, woran in dem Betrieb des ſo umfaſſenden Haushaltes nie Mangel war. Zu den mancherlei Speculationen, in welche ſich ſeine Principale immer noch wieder einließen, hatte auch der Ankauf einer Münzgerechtigkeit in der Reſidenz des Fürſtabts von Kempten gehört. Zur Zeit hatte es dem kaiſerlichen Rath noch nicht gelingen wollen, wie die Fugger, vom Kaiſer ſelbſt ein Münzregal zu erhalten. Auf Hohenſchwangau haftete kein ſolches. Aber einſtweilen kaufte er der Stadt Kempten ihr Münzregal ab und beſchloß, dort, an einer altberühmten Münzſtätte, Geld ſchlagen zu laſſen. Das Kemptner Münzgebäude wurde zu dem Ende von den Baumgärtnern käuflich erworben Die Werkſtatt ſollte großartig eingerichtet und Arbeitern übergeben werden, für welche Augsburg berühmter Münzmeiſter, Kasper Seeler, Gewähr leiſten wollte. Letzterer münzte in Augsburg auch für mehrere deutſche Fürſten. Die Zurichtungen der Münzſtätten waren in ſo hohem Grade koſtſpielig, der Bezug des dazu nöthigen metalliſchen Materials ſo ſchwierig, daß z. B. Würzburg ſeine eigene Münze im Lande aufgegeben hatte und ſein Geld jetzt ebenfalls von dieſem Kasper Seeler in Augsburg ſchlagen ließ. Dieſe Münzmeiſter waren ſelbſtändige Unternehmer. Meiſtentheils aus den ungriſchen oder den ſächſiſchen Erzgebirgsſtädten ſtammend, begaben ſie ſich lieber unter den Schutz mächtiger Städte, wie Nürnberg, Augsburg, Frankfurt, als in die eignen Reſidenzen ſolcher Fürſten, für welche ſie Geld ſchlugen. Denn ſchon oft war vorgekommen, daß ihnen das, was ſie beim Münzen ehrlich verdient haben wollten, hintennach als geraubtes

Gut wieder abgenommen wurde. Vor solchen Tyranneien, die zuletzt eine Münzwerkstatt wol gar mit Beschlag belegten, oder, wie damals den Fuggern in Ungarn geschehen, mit Waffengewalt vom Volk stürmen und ausplündern ließen, boten die starken Mauern und die strengen Gesetze der Reichsstädte eine bessere Sicherheit. Auch Kempten hatte unabhängig von seinem Fürstabt die Rechte einer freien Stadt.

Wenn Ottheinrich mit Kaspar Seeler Alles besprochen hatte, dann, so lautete der Auftrag weiter, sollte er nach Augsburg ziehen, wo es ebenfalls mancherlei zu ordnen gab, und dort sollte er bleiben, bis sich der alte Rath beruhigt haben würde. Auf jeden Fall möchte er vermeiden, im Schloß zu sein, wenn Vater und Söhne vom Ausritt zurückkämen. Der Vater könnte wol schon am selben Abend wieder heim sein. Vittoria wollte Ottheinrich bis Füssen begleiten und schlug deshalb vor: er solle einen Wagen zur Reise nehmen. Eigentlich, sagte sie, hätte sie bis Kempten mit wollen, um noch länger bei ihm zu sein, indessen hätte sie ihren Plan wieder ändern müssen aus Mitleid um den alten Rath, der sie mit so großer Güte seine Tochter zu nennen pflegte und dessen körperlicher Zustand sie ja alle je länger je mehr betrüben und ängstigen durfte. „Findet er mich am Abend nicht", sagte sie, so fällt ihm der Kummer über Eure gestrigen Worte noch mehr auf's Herz. Und im Herzen ist er doch gerade ebenso krank, wie an seinem Körper, wenn nicht da noch mehr —!"

Ottheinrich ließ sich durch diese Aeßerungen, in welcher er die Wahrheit nicht leugnen konnte (seine Kinder machten dem Rath Kummer), nicht rühren. In dem Vorschlag, einen

Wagen zu nehmen, sah er allmälig einen Wink des Geschicks, der ihm sagen wollte: „Nimm deine beste Habe mit — deine Bücher und deine Kleider! Wer weiß, ob du Hohenschwangau jemals wiedersiehst —!"

Vittoria staunte nicht wenig über die Menge von Gepäck, die ihr Freund auf den unförmlichen Karren aufladen ließ. Als sie dann neben ihm saß, und die drei Begleiter, ermüdet von dem gestrigen Festtag, der sie alle bis tief in die Nacht in Anspruch genommen hatte, etwas lässig auf ihren Gäulen zurückblieben, brach sie in Thränen aus, drückte die Hand ihres stumm und ernst neben ihr sitzenden Begleiters und sprach auf italienisch:

„Ich beschwöre Euch aber! Sinnet und grübelt nur nichts Feindseliges gegen Menschen, die Euch alle so lieben und verehren —! Was sollte schon allein aus mir werden, wenn ich Euch nicht mehr zur Seite hätte, Euch, der mich auf dem so rauhen und schwindelnden Wege, den wandeln zu müssen mir das Verhängniß auferlegt, so muthig unterstützte! Verlasset Ihr uns, so bin ich preisgegeben jenen unheimlichen Mächten, die mein ganzes Leben bestimmte. —!" Nur schwer konnte Ottheinrich sie beruhigen. „Wo Ihr auch erscheint, da werden sich Euch alle Herzen und Arme aufthun —," versicherte er ihr, und glaubte auch selbst daran.

Als er in Füssen sich verabschiedete, da tröstete er die weinende Vittoria, daß seine Reise ja nur den Zweck hätte, für einige Zeit dem Zorn des Rathes aus dem Wege zu gehen. Vittoria aber konnte ihre Thränen nicht trocknen und sagte, sie sähe das Ende seines Verhältnisses zum Rath voraus. Wie lange würde der noch leben! Dann würde auch ihre

Aufgabe, die ſie bis dahin an dieſe Gegend gefeſſelt hätte, erfüllt ſein. Man hätte ſie aufgenommen und behandelt wie eine Schweſter, wenigſtens, wie ja Ottheinrich ſelbſt geſehen, in früherer Zeit. Kunigunde und Anna hätten ihr Liebes erwieſen und ſie faſt wie des unſeligen Antoni wirkliches Weib behandelt. Aber die jungen Frauen David's und Johann Georg's waren herrſchſüchtig, hoffärtig —! Sie ließen ſie, alſo wehklagte ſie, ſchon oft empfinden, daß ſie auf Hohenſchwangau nur wie ein verflogener Vogel hauſte, deſſen Schwingen nicht mehr ausgereicht hätten, ihn dorthin zu tragen, wo ſeine Heimat wäre. „Sie mißgönnen mir das Futter", fuhr ſie fort, „das ſie mir reichen müſſen! Ihr Kopf iſt nur von Hochmuth erfüllt —! Kaiſer und Könige ſind allein ihr Begehr —! In mir ſehen ſie nichts als eines armen Steinmetzen Tochter, der ſie aus Gnade einen Unterſchlupf für ihr Alter gegeben haben. Sie ſollen aber wahrlich meine Runzeln nicht alle zu zählen bekommen —! Und auch ich werde nicht die ihrigen alle zählen. Die Stunde ſchlägt bald, wo ich über die Berge nach Padua zurückkehre und mir bei meinen Freunden und Angehörigen die Ruhe gewinne, die ich in dieſem Leben noch nicht habe finden können."

Seit den älteſten Zeiten baut man in Füſſen muſikaliſche Inſtrumente, Ottheinrich hatte in Winterabendſtunden von Vittoria Anleitung erhalten, das Inſtrument, welches ſie ſelbſt ſpielte, die fünfſaitige, mit einem Plektrum zu ſchlagende Mandoline, zu ſpielen — eine ſolche kaufte nun Vittoria für ihn. „Laſſet uns mit Wohllaut ſcheiden" ſprach ſie. „Nehmt dies Andenken! Uebt Euch oft darauf! Sehet, es iſt gebaut ordentlich wie ein Nachen! Ja, ja, möget Ihr eine Fahrt durch's

Leben haben, wie Arion auf dem Delphin —! Die bezauberten Geiſter des Meeres umgeben Euch mit entzücktem Ohr und wehren zum Dank den tückiſchen Winden und Wellen, daß ſie nicht Eure Heimkehr ſtören — ach, in welchem Hafen des Friedens und des verdienten Glückes werdet Ihr wol landen —!

Tief gerührt trennte ſich Ottheinrich von ihr — mit jener zur Schau getragenen Heiterkeit und Zuſicherung froher Hoffnung und Erwartung, die aber in ſolchen Fällen nur der Deckmantel eines bis in die innerſte Seele begründeten Schmerzes iſt —!

Zu ſeinem innerſten Ohr ſchien jetzt alles ein Lebewohl für immer zu ſprechen. Wohin er blickte, kam Alles ihm bekannt vor, — Alles ſollte er zum letzten Male geſehen haben! Jedes Rollen des Rades trug ihn weiter fort von dem Hauſe, wo er eine zweite Heimath gefunden. Die Gegend, die Menſchen, die Sitten kannte er, als wäre er unter und mit ihnen geboren. Noch einmal ließ er das Athmen des Alls um ſich her tief in ſeine Bruſt überſtrömen. Was er ſeit Jahren hier erlebt, es ſtand und lag vor ihm wie eingeprägt auf Berg und Wald, geſchrieben auf die Welle, auf die Luft ſogar, die in ihren Wolkenbildern bei manchen Menſchen faſt immer dieſelben Erinnerungen zurückruft, die zum erſten mal an ihre Geſtaltung angeknüpft wurden. Er vermochte von ſeinem unbedeckten Wagen aus kaum noch länger aufzublicken, die Bilder rings herum thaten ihm zu weh! Aber ſo oft er auch die Augen ſchloß — er ſah ſich doch, wie er auf einem Brückenſtege ſtand und hinunterſchaute in die Tiefe. Das „Grüble“ am Algenmoos ſtarrte ihn an. Das hatte er ſo oft beſucht, ſo oft war er den Degelberg hinauf bis zum

Brantерschroffen geſtiegen, ſo prächtig ſelbſt ohne die Mittagsſonne . . . Dann wieder — wie lagen die Waldirrpfade, die ſo oft mit Gundula gewandelten, vor ſeinem geſchloſſenen Auge —! Sie waren wie von jenem Alpenglühen erleuchtet, das ſie zuweilen bei ihren Wanderungen überraſchte. Die Höhe des Kniepaß war dann wol überſchritten, und ſie ſtanden plötzlich an einer einſamen Sennerhütte. Ringsumher war alles von Abendnebel und Dämmerung wie im Nu überfallen. Nur auf dem mächtigen Rücken des Sayling blieb noch der Widerſchein der ſinkenden Sonne und ſchien der beiden Luſtverlorenen zu ſpotten. Wol nicht viel vor Mitternacht kehrten ſie dann erſt wieder heim zum Schloſſe, furchtlos vor dem „gartenden“ Landsknecht, dem weglagernden Zigeuner, dem nächtlichſchleichenden Wildſchützen. Nur vielleicht vor der Eule hatten ſie Furcht, die ſeitab am Wege mit funkelnden Augen hockte und die Geheimniſſe — des Gewiſſens zu bewachen ſchien.

Ottheinrich ſuchte, um ſich zu zerſtreuen, die Papiere hervor, die zu ſeiner in Kempten zu löſenden Aufgabe, der Einleitung für die Ausübung des Münzregals, gehörten — dann vertiefte er ſich in ſeine Bücher in franzöſiſcher Sprache, die ihm ſo geläufig war, wie das Italieniſche.

In Kempten angelangt, erwarteten ihn viele Geſchäfte: er fand den Münzmeiſter Kaspar Seeler, ganz ſeinem guten Rufe entſprechend, als einen tüchtigen zuverläſſigen Mann; die Unterredungen mit ihm und den Behörden der Stadt endeten nach Ottheinrichs Wünſchen. Darüber vergingen einige Wochen. Von Hohenſchwangau kam keine Botſchaft. Nur über Insbruck erfuhr man, daß es in Tirol hoch herginge,

daß der Kaiser selbst, der noch in Augsburg weilte, dort erwartet wurde.

Was Ottheinrich der gut unterrichtete Kaspar Seeler und Andere erzählten, ließ sein Herz erzittern.

Nach der für den Schmalkaldener Bund so unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, durch die der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen in Gefangenschaft gerathen waren, in der sie sich noch immer befanden, der Kurfürst im Gefolge des Kaisers, gleichsam als Schaustück seines Hofes, der Landgraf in Mecheln, im Gewahrsam der Königin Maria, brach die Zeit der äußersten Schmach für das deutsche Volk sowohl, als für die deutschen Fürsten an. Niemals, selbst unter Napoleon I. nicht, wurde das Land so gedemüthigt, als damals von dem siegenden Hause Habsburg. Auf den deutschen Fürsten lastete das Caudinische Joch der Römer. Wer den Schmalkaldnern auch nur eine Beihilfe geboten hatte, mußte sich mit den schwersten Opfern an Geld von Leibes- und Freiheitsstrafen freikaufen. Am liebsten sah Kaiser Karl deutsche Köpfe fliegen. Die kleinern Herren, selbst wenn sie gegen die größern nur Vasallenpflichten geübt hatten, indem sie ihnen Heeresfolge geleistet, wurden mit ihrem Flehen um Gnade kaum angehört und lebten wie unter dem Schwert des Damokles. Stündlich konnte ein Bote zu ihnen in die Herberge stürzen und rufen: Fürst, rettet Euch! Granvella hat gesagt, es sollte Euch an den Kragen gehen —! Der Galgen stand auf offenem Markt. Die Spanier herrschten im Lande: angstvoll fragten die Fürsten, was Granvella über sie beschlossen, nur die katholisch gebliebenen Familien Augsburgs, die Fugger, die Welser —

triumphirten. Sie wurden geschmeichelt um ihr Geld, ihre Gastereien, ihre Einladungen, ihren Einfluß bei Kaiser, König und dem allmächtigen Granvella —! Wie waren die Söhne Mercur's hinter allen her und wußten gleich wieder aus der Noth eine Tugend zu machen und profitirten an dem Unglück ebenso wie am Glück —! Die überwundenen Fürsten mußten ja borgen. Es kostete Geld über Geld, bis man wieder zu Gnaden angenommen und zum Fußfall beim Kaiser vorgelassen wurde.

Besonders Genaues wußte Kaspar Seeler von Wilhelm von Grumbach zu berichten. Der Ritter war auch zu dem diesmaligen Reichstag wieder gen Augsburg gezogen — war vielleicht noch allda. Seine Stellung war jetzt die eines Obersten Statthalters bei Albrecht von Brandenburg. Davon hatte Ottheinrich schon durch Briefe Argulas Kenntniß erhalten, die selten, aber immer inhaltreich eintrafen. Die Arme hatte die Schmach erfahren müssen, daß Kretzer wegen des jammervollen Todtschlages ihres Sohnes öffentlich für straflos erklärt wurde. — In Grumbachs Hause war es kinderleer geworden. Zwei Töchter hatte die Pest, die damals im Frankenlande wüthete, hingerafft, drei Töchter hatten geheirathet. Der Aufwand ihrer Aussteuer, den seine Gemahlin verlangte, hatte Grumbachs Mittel erschöpft. „Er wird sich im Dienste des Brandenburger erholen," schrieb Argula. Albrecht hatte sich innigst dem ihm gleichaltrigen Moritz von Sachsen angeschlossen und beide führten dem Kaiser eine große Schaar Hilfstruppen für den Krieg gegen Frankreich zu. Immer fester verband Albrecht sich mit Grumbach; er sonnte sich eine Zeit lang in des Kaisers Gnade; auch gegen

die Schmalkaldner hatte er für ihn mit bedeutendstem Erfolge die Werbetrommel gerührt. — „Ewiger Gott, wie nahe ist doch Dein strafend Gericht —!“ rief damals Argula aus. Dann aber hatte der junge Fürst bei Rochlitz eine schmähliche Niederlage erfahren, bis nach der Schlacht bei Mühlberg, zwei Monate später, war er sogar in Gefangenschaft gewesen. Seine Wüstheit, sein (um modern zu sprechen) Nihilismus, waren noch weit fortgeschritten; mit Jakobina Jung trieb er, mit Moritz von Sachsen zusammen, sein Spiel, und doch war das Mädchen ihm so innig ergeben und verlangte nichts von ihm, als ein wenig Treue! Jakobina wollte kein Gold, kein Geschmeide, sie weinte um den damals Fünfundzwanzigjährigen, dem schon die Rosen der Schwindsucht auf seinen zuweilen feierlich ernsten, an sich edelgeformten Wangen standen. Mit düsterer, fieberhafter Glut hatte er Jakobinen oft betrachten und ihr Namen geben können, als verstünde er, was eine begrabene Welt der Unschuld, der verlorene Himmel der Ehre und der Hoffnung eines Mädchens zu bedeuten hat. Ottheinrich wußte durch Kunigunde, daß er ihr oft gesprochen: „Mädchen, ich könnte Dir meine Hand reichen, wie meinem Eheweib! Denn nie werde ich fürstlich Beilager halten, nie die Polackinnen heirathen, die mir schon in Krakau versprochen wurden, auch nicht die Pfalzgräfinnen, die mir Maria von Ungarn unter ihrer Schürze hütet —! Ich tauge nicht zur Ehe und mag den Stamm nicht fortpflanzen, auf welchem der Fluch meines Großvaters ruht —! „Aber“, hatte er dann hinzugefügt, „was sollst auch Du hinuntersteigen in den Schlangenturm meines Lebens —! Da ist nichts traulich, nichts verlockend. Da liegen nur Molche auf dem Grunde,

Natur, dieſer großen Gleichmacherin der Dinge, weichen wird! Vom ſublimſten Gedanken herab bis zum täglichen Brode, Alles iſt Hebel für die Zukunft geworden, Alles deutet auf eine neue Schöpfung des Himmels wie der Erde hin, die uns vielleicht das Alte wieder bringt, es aber in einem neuen Gewande bringt, in Kleidern, wo die Thatſachen den Ideen angemeſſen ſind, überhaupt in einer Umgeſtaltung, wo ſich die vorigen Widerſprüche, in welchen jetzt die Ideen- und die Sinnenwelt ſtehen, werden abgeſchliffen haben. Was die europäiſche Staats- und geſellſchaftliche Gemeinſchaft noch in ihrer jetzigen Schwebe erhält und vielleicht noch fünfzig Jahre hin ſo forttragen wird, das iſt die Differenz der beiden Pole, das geiſtige und leibliche Intereſſe; aber ſelbſt aus dem Schooße der Mittelmäßigkeit, aus dem Gleichgewichte der beiden Wagſchaalen unſres Geſchicks wird ſich die Bewegung erzeugen müſſen, da einmal Ruhe, das Geſetz der Trägheit für unſer Jahrhundert, und mag man es noch ſo verſinnlichen, als etwas Abſolutes und auf ſich ſelbſt Begründetes, unmöglich iſt. Und ſollte Europa jedes Lüftchen von ſich abhalten, damit keine ſeiner Inſtitutionen, die verkohlt und als Aſchengeſtalten, den in Pompeji begrabenen gleichend, daſitzen, auseinanderſtiebe; ſollte es möglich ſein, daß die moraliſche und phyſiſche Revolution unſres Erdtheils ſich verſtändigt und alle Leidenſchaften von ſich wirft, ſo muß es im Plane der Weltregierung liegen, auch die übrigen Erdtheile mit der Zeit an der Zeit Theil nehmen zu laſſen und ſie an die Gränzen Europa's zu führen mit ſtampfenden Roſſen, mit drohenden Geberden, mit Rache oder Neugier, wie wir es verdienen werden. Ach, welch ein leichtes Athmen meiner Seele, wenn die Sklaverei unſrer Exiſtenz, unſrer Vorurtheile und Privi-

Skorpionen und das ewige Nagen des Unglücks, der Gewiſſensangſt und des Haſſes —! Ich haſſe Vater und Mutter, ich haſſe Gott und ſein heilig Wort —! Ich glaube nicht an Erlöſung und ewiges Gericht —! Die ganze Welt iſt mir ein Schattenſpiel an der Wand —!

Auf dem neuen Reichstage von 1550 war Albrecht nicht erſchienen; jetzt grollte er mit dem Kaiſer, der ihm mehrfach Unrecht gethan. Er hatte ihm verboten eine Reiterſchaar für den König von England zu werben, die dieſer bei ihm zu einem Kriege gegen Frankreich beſtellt hatte — auch ſeinen Oberſtengehalt hatte er ihm entzogen —! Grumbach befand ſich dort; in erbittertſter Stimmung und in äußerſter Geldnoth; er hoffte nun am Meiſten auf die Gunſt des Kaiſers, die ſich ihm auf dieſem Reichstage außergewöhnlich zugewandt hatte; darüber war eine leichte Spannung zwiſchen ihm und Albrecht gekommen.

„Gieb, o Herr, allem Guten Deinen Segen, vernichte, was wider Deinen heiligen Geiſt!“ — hatte Ottheinrich nach all' dieſen Mittheilungen gebetet. Von Kempten aus war er nach Kaufbeuern gegangen, wo er einen Kreis Gleichgeſinnter fand. Seine Nachricht über die Verzichtleiſtung des kaiſerlichen Rathes hatte viel Freude bereitet:

„Es bleibt ein Reſt unauslöſchlicher Liebe zur Vaterſtadt in jedem, der innerhalb der Mauern einer ſolchen hochherrlichen Pflanzſtätte deutſchen Bürgerthums geboren iſt! Mit Verachtung ſcheint Euch der alte Paumgärtner auf Augsburg herabzublicken? Nein, nein, ſage ich, er beſitzt zu viel Einſicht, um das in Wahrheit zu können. Nur für ſeine Söhne und deren Anhang fürchte ich den vaterlandsverrätheriſchen

Sinn des Coriolanus —“ hatte Georg Hörmann von Guttenberg ausgerufen. Hier fand Ottheinrich auch die einſtmalige Herrin von Hohenſchwangau wieder; was ihr Geiſt an Kraft verloren, das hatte ihr Körper an Umfang zugenommen. Ihr Gatte war geſtorben. Ottheinrich wiederzuſehn, freute ſie lebhaft, ſofort mit ihm über ſeinen Herrn zu ſprechen, konnte ſie nicht umhin:

„Nun, das ſoll ja neulich hoch hergangen ſein in Euerm neuen Schlößlein da oben —! Mich aber bringen keine zehn Gäul' dahin, mir Eures Meiſters, des neuen Geſtrengen, prachtierenden Bau anzuſehen! Heiliger Sanct-Coloman, den ich noch immer einmal anrufe von wegen meines lieben Kirchleins in der Wieſe bei Schwangau —! Was iſt da Geld unnütz auf die Straße geworfen worden! War denn mein alt Haus ob dem Pöllat wirklich ſchon ſo verfallen, daß man's den Mäuſen überlaſſen mußte, wie mir der unverſchämte Bube, der alte Rothhut, an jedem gottgeſchaffenen Zinstag ſagt! Hat nicht da oben das chriſtlich Blut mit ſeinem guten Eheweib, der ſelige Johannes, annehmlichſt gehauſet trotz ſeines Huſtens und böſen Spanns auf der Bruſt? Soll ich Euch etwas aufrichtig ſagen? Der Hanns iſt mir noch der liebſte geweſen von der ganzen kaiſerlichen Sippe, der wir unſern Stolz, unſern Ehrenſchild, die Schwanenburg, geradezu um einen Bettelpfennig verkauft haben, wenn ich die Preiſe bedenke, wie jetzund Grund und Boden auf dem Markte ſtehen —!“ So raiſonnirte ſie fort, bis ihr der Athem fehlte.

Auf dem ganzen Kreiſe in Kaufbeuern aber laſtete der harte Druck der Zeit, Alle belebte nur die eine Hoffnung,

daß ein ſolcher Zuſtand des Vaterlandes, wie der gegenwärtige, nicht länger dauern konnte. Der Uebermuth des Kaiſers und ſeiner Spanier ginge zu weit, das fand ſelbſt des Kaiſers Bruder Ferdinand, der als Herr von Oeſterreich und künftiger Kaiſer ſich gewöhnt hatte an deutſcher Art und Weiſe Antheil zu nehmen. Georg Frölich erzählte: „Als Kaiſer Karl, den Prinzen, die Euch in Hohenſchwangau beſucht hatten — was war ich froh, als ich, da man mich ungaſtlich nach Füſſen zurückwies, dem Tumult entrann —! das Geleit gab bei ihrem Ausritt nach Tirol und Italien, begegneten ſie am Rothen Thor in Augsburg dem gefangenen Kurfürſten, der mit ſeiner Wache und ſeinem treuen Maler Lukas Kranach auf den Wällen ſpazieren ging. Der gottergebene Fürſt verneigte ſich tief vor ſeinem Kaiſer und nahm den Hut ab. Die Prinzen erwiderten den Gruß durch die gleiche Geberde. Aber der Kaiſer nickte nur ein wenig und bemühte ſich nicht, auch nur einen Finger an den Hut zu bringen —!“ Woher die Rettung kommen würde darüber war man uneins, aber „Lang iſt nicht ewig!“ rief Ottheinrich mit dem Wahlſpruche Luthers aus.

Man war darüber einig, daß irgend etwas in der Luft ſtecken müßte, was wie eine plötzliche Erlöſung von ſolcher Knechtſchaft herauskommen würde. Ob Moritz und Albrecht, die als Achtvollſtrecker vor Magdeburg lagen und die Stadt vielleicht nur zum Schein, um Gelegenheit zu haben ihre Kriegsvölker beiſammen zu halten, belagerten, die Rettung bringen würden, ob ſie von den gefangenen Fürſten Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen kommen ſollte — man hoffte auf Alle.

Philipp von Hessen — der Name fiel als Lichtstrahl in Ottheinrichs Brust, war Philipp nicht in Haft der Königin Maria in Mecheln? und gehörte zu deren nächster Umgebung nicht noch immer Martina, die Jungfrau, die er nie vergessen, und deren Herz, wie er wol wußte, treu an ihm hing? „O, daß sich ein Engel in Menschengestalt verkleiden wollte, ihn zu befreien —!“ hatte Georg Frölich ausgerufen. — „Wer einen Schlüssel zu seinem Gefängnisse finden könnte —! Eine Bekanntschaft am Hofe seiner Wächterin, der Königin Maria, hätte —!“ Wie mit dem vollen Glutstrom einer überirdischen Ahnung wallte es durch Ottheinrichs Adern — wie, wenn er mit Martina's Hilfe den Landgrafen, den rüstigsten Streiter des Herrn, befreien könnte?

In der That bedurfte es nur noch eines zu den bereits vorhandenen Stimmungen neu hinzutretenden Funkens, um bei ihm einen Entschluß für's Leben zu zeitigen. Mit Hohenschwangau, mit den Paumgärtnern, mit seinem bisherigen ganzen Leben glaubte er brechen zu müssen. Seine Empfindungen für Kunigunde hielt er jetzt für eine Schuld, die einer schweren Sühne bedurfte — er war bereit zu büßen, und erwartete Gottes Fingerzeig. — So zog er nach Augsburg!

## Viertes Kapitel.

### Der Tod des kaiserlichen Rathes.

Ottheinrich fand die Stadt durch die Anwesenheit des Kaisers in größter Aufregung und Unruhe, nur in der Annengasse, im Paumgärtnerschen Hause, war es still und einsam. Verwüstung aber durch spanische Einquartirung fand er auch hier vor; Beschäftigung für ihn gab es in Fülle.

Auch Königin Maria und König Ferdinand waren schon abgereist. Ebenso Melchior, der Bischof von Würzburg.

Darum gab es aber doch genug Gedrang in den Straßen. Das gebrauchte Stroh von Tausenden von Pferden lag haufenweise in allen Winkeln aufgeschichtet. Um die Thiere unterzubringen, hatte man die Häuser entlang Verschläge von Brettern errichten lassen. Anfangs erklärten die Spanier, ihre Rosse müßten unter gemauerten Gewölben stehen. Doch war die Ueberzahl nicht anders zu beherbergen, als in diesen die Stadt entstellenden Bretterhäusern, die nun auch zugleich Wachtstationen und Dienerschaftswohnungen wurden.

Graf von Zorn hieß des Kaisers Gubernator. Die Besatzung bestand zumeist aus Italienern. Die Bürger schlichen

wie die Schatten. Diejenigen unter ihnen, die ſich heiterer geberdeten, gehörten den patriziſch-katholiſchen Kreiſen an. Da wurde manche holde Blüthe gebrochen! Wenn Fürſten, die auf den Höhen des Lebens ſtehen ſollten, näher der Gottheit, als der gewöhnliche Menſch, die Tugend nicht achten, der Sitte ſpotten, Scham und Ehre mit Füßen treten, wie ſoll Ehrbarkeit gedeihen in den Reihen ihrer nächſten Umgebungen und zumal in einer Bürgerwelt, die ſich von den Huldigungen der Großen geſchmeichelt fühlt —!

Das Nothwendigſte war gethan, als Ottheinrich die alten Bekannten aufſuchen wollte. Cyriax Mäusle, den „getrockneten und geſalzenen Fiſchhändler", den glücklichen Gatten Apolloniens, traf er auf der Straße; die einſtmalige Köchin weiland Reginas, war ein wahrer Drache geworden — aber jedes Jahr tauſen ließ Cyriax dennoch. Dann wollte Ottheinrich in die untere Stadt zu Meiſter Hayſermann, daran aber verhinderte ihn eine unerwartete Begegnung. Grade ſtand er vor dem „Klinkerthurm," wo einſt die Italiener in Eiſen geſeſſen, und die Bilder der Vergangenheit zogen an ſeinem Auge vorüber, da fiel ſein Blick auf einen jungen Mann, ſcheinbar im Anfang der zwanziger Jahre, in wohlgeordneten, faſt auffallenden Kleidern. Ab und zu ſchielte der etwas verlebt, blaß und ermüdet ausſehende junge Beobachter auf die Wohnung des Henkers nebenan, welcher ſich auch Ottheinrich ſeither niemals wieder ohne Grauen hatte nähern können. Die Augen der Beiden begegneten ſich endlich, und bald hatten ſie ſich erkannt — der Andere war Moritz Hausner. Der Gaukler aus der Regensburger Zauberhütte, der damals auf Verwendung Ottheinrichs von Grumbach auf ſeiner Cadolzburg

vor der Verſtrickung geborgen worden, war geiſtig und körperlich auffallend gereift. Er war ſeither in der ſteten Umgebung Grumbachs und ſeiner Frauen geblieben und war Allen faſt unentbehrlich geworden.

Sie beſprachen, was ihnen während der Zeit das Leben gebracht; daß Ottheinrich den Paumgärtnern wieder diene, wußte Moritz Hausner, dennoch ſagte er: „Unſer Ritter iſt der ſchlimmſte nicht!“ „Ich weiß, was Ihr ihm nachtragt —! Kommt zu ihm, ſöhnt Euch mit ihm aus —!“

„Für mich iſt des Ritters Hand mit dem Blut des jungen Grumbach beſudelt, dem Ihr damals in Eurer Hütte ſeinen Tod vorausgeſagt hattet —!“

Hausner ſchwieg eine Weile. Dann fuhr er fort:

„Ihr habt Euch in den magiſchen Kreiſen, die Grumbach um ſich zu ziehen verſteht, nicht wohl gefühlt.“ „Wenige ſind von ihm, ſo wie Ihr, abgefallen. Meine Gefährten von Regensburg damals ſind ihm dankbar verpflichtet und treu zugethan geblieben, ich meine wir Scholaren des Rhodomantis. Wilhelm Klebitz ſtudirt. Am weiteſten, mein' ich faſt, bin ich zurückgeblieben. Weiſe Kinder, alte Gecken! ſagt's Sprichwort. Ich mache den Laufburſchen von Rumpar nach Würzburg, halte der Rittersfrau den Rocken, wenn ſie ſpinnt, bringe die Enkel zur Ruh, wenn ſie ſchreien, mache ab und zu ein Carmen, wie mich's der ſelige Ritter Andreas von Hauſen gelehrt hat, bin Poſſenreißer bei Kindtaufen und Geburtstagen — das iſt meine Amtirung worden, und Ihr werdet ſchwerlich ſagen, daß ich's beſonders weit gebracht hätte —!“

Ueber dieſe Geſpräche und manche noch nachfolgende weitere Erklärung, wobei zweifelhaft bleiben konnte, was daran

Scherz oder Ernſt ſein ſollte, war man in die Nähe des Perlach gekommen. Hier am Rathhaus ſtand ein Gewühl von Menſchen. Soeben brach man den Galgen ab, den der Kaiſer ganz beſonders für die Spanier hatte aufbauen laſſen, als wollte er wunder wie ſtreng und gerecht bei dieſem Reichstag verfahren. Das Gerüſt war aber für die Spanier gar nicht gebraucht worden. Wurde ein Spanier hingerichtet, ſo geſchah's in aller Stille vor den Thoren. Die Befehlshaber und Prälaten hatten dem Kaiſer gerathen, ja ſeine Hauptkraft zu ſchonen, obſchon gerade die Ungebührlichkeiten dieſer Truppen kein Ende nehmen wollten.

Eben kamen zwei Reiter des Weges. Der eine derſelben war die rechte Hand des Kurfürſten Moritz, Ritter Chriſtoph von Carlowitz, der andere Grumbach, der letztere hatte auffallend gealtert. Die Runzeln, die ſchon ſonſt ſeine Stirn bedeckt hatten, waren tiefere geworden. Der mächtiglange, in Knoten gebundene Bart, ergraut. Moritz Hausner lenkte die Aufmerkſamkeit ſeines Herrn auf Ottheinrich; Grumbach erkannte ihn, und ſpornte ſein Roß auf ihn zu: „Potz Velten! Euch eben ſucht' ich ja —! Warum laſſen ſich Eure ſchwangauer Ritter gerade jetzt in Augsburg nicht ſehen —? Kommt Ihr nicht in meine Herberge, ſo komm' ich in die Eurige —!“

Ottheinrich verbeugte ſich ſchweigend, eiſige Kälte im Blick. Grumbach bemerkte das wol. „Der grollt uns noch um unſern Kretzer,“ ſchien ſein Auge zu ſagen: „Wir verſtändigen uns ſchon noch!“ — Mit dieſen Worten ritt er weiter. Ein längeres Ausdehnen des Geſprächs war unmöglich. Die Maſſe des Volkes, der Lärm der Roſſe, das Wirbeln

der Trommeln, das Gehämmer am Galgen wurden zu geräuſchvoll.

„Ihr ſeht," ſprach Hausner, als er Ottheinrich weiter begleitete, „wie wenig unſer Ritter einen Aerger auf Zinſen zu legen verſteht! — Ich will Euch verrathen, was ihn jetzt am meiſten drückt, er braucht nothwendig — Geld. Könnt Ihr uns da Euern Rath, vielleicht bei Euerm Herrn eine Fürſprache geben, ſo würdet Ihr feurige Kohlen auf unſer Haupt ſammeln. Und daß Ihr edel und gut ſeid, das weiß ja ſchon jeder, der Euch kennen gelernt hat."

So trennten ſie ſich.

Ottheinrich bemerkte kaum, wie er wieder in die Sanct-Annengaſſe zurückgelangte. Ein eignes Gefühl iſt's, wenn ſich zwei Menſchen wieder begegnen, deren Lebensläufe früher nebeneinander gingen, und die hierauf völlig auseinander geriethen. Ein weiches, ſinniges Gemüth hat bei ſolcher Wiederbegegnung das Bedürfniß, dem andern das an ihm Neugewordene aus dem Alten zu erklären. Ein trotziges, nur an ſich ſelbſt denkendes, hält das Augenblickliche feſt und verzichtet wol auch auf den Reiz, der zuweilen auf ihn ſelbſt fallen könnte durch eine Vermittlung ſeiner Gegenwart mit dem Vergangenen. Bei herzloſen Naturen geſchieht das alles unbewußt. Andere, die nicht grade herzlos, nur weltklug ſind, laſſen ahnen, daß ſie es wiſſen, was ſie jetzt verſchweigen zu müſſen glauben. Ihr Verharren beim Gegenwärtigen iſt dann für den andern um ſo eindrucks- und geheimnißvoller.

Ottheinrich war allein, und dachte über das Begegniß nach. Noch war er über den tiefen Eindruck, den der Abenteurer auf ihn ausgeübt, nicht zu ſeinen Arbeiten zurückgekehrt.

Als er ihn gefragt hatte, ob ihm immer noch die Kunſt der Weiſſagung und Zauberei zu Gebote ſtünde, hatte Moritz leiſe ſingend geantwortet:

In dieſem Jahr der Wein gedeiht
Wir haben Sanct-Saturni Zeit.
In coelo medio Venus ſteht,
Die holde Frau! Getreid geräth.
Die andern guten Gottesgaben
Cadento Jove ſind begraben.

Die Strophe ſummte ihm im Ohr, da erſcholl draußen Sporenklirren — ſchon erſchien Grumbach zum Beſuch.

„In dieſem Hauſe hab' ich Euch ſchon vor zween Jahren geſucht," ſprach er ohne allen weitern Gruß während des Eintretens. „Ich weiß es, daß die Geldkaſtenſchlüſſel der Paumgärtner in Eurer Hand ſind. Macht alſo jetzt nur auf und ſtreckt mir oder meinem Markgrafen ein ordentliches Sümmlein vor, das ein paar eichene Tiſche zum Zahlbrett braucht. Eure hohen Zinſen ſind wir ſchon gewohnt. Macht's aber diesmal damit chriſtlich!" —

Das erſte Gefühl Ottheinrich's auf dieſe Anrede war Mitleid. Dieſe Ritter, ja ſogar die Fürſten, gingen hier von Haus zu Haus, um Geld aufzutreiben —! Von Albrecht von Brandenburg war nichts zu bekommen und Grumbach hatte ſich mit ſeiner kaiſerlichen Geſinnung, ſeinen Werbungen für Albrecht, den Ausſtattungen ſeiner Töchter und den Maßnahmen ſeines Trotzes gegen Biſchof Melchior Zobel halb und halb auch ruinirt.

Es iſt ein eigen Weſen, das in einen ſeither ſtolzen und aufgerichteten Charakter kommt, wenn ſich ſeine Exiſtenzverhältniſſe zu zerrütten anfangen. Die Stimmung wird die

legien einſt mit einer Oppoſition enden ſollte, die nichts von dem achtet, was ich Schlechtes achten muß, und die mich immerhin! dann auch ſelbſt auf die Schlachtbank führen mag! Mißverſtanden zu werden, iſt weit weniger unerträglich, als wohl verſtanden und doch nicht erhört!

Die Julirevolution war die Frucht eines Irrthums, den die Autoritäten nicht hegen durften, ohne ſich ſelbſt wehe zu thun. Sie entſprang aus dem Hader, den die Vertheilung der Erbſchaft Napoleons erregte. Napoleon hatte ſich der Revolution bemächtigt. Er wurde geſtürzt von einer Reaktion, die den Fürſten, Zeuge deſſen die Juliordonnanzen, nicht klar geworden war. Die Bourbonen nahmen von den Tuilerien wieder Beſitz, von den alten Vorurtheilen und Privilegien, von ihren frühern Leidenſchaften; ſie hatten nichts vergeſſen und nichts gelernt. Die Reſtauration wurde als ein Sühnopfer Ludwigs XVI. ausgelegt. Die außerordentlichſte Periode der franzöſiſchen Geſchichte wurde aus den Annalen derſelben geſtrichen. Die Reaktion gegen Napoleon wurde falſch verſtanden. Ja, der Corſe war unpopulär, ſein Ehrgeiz brannte durch ſein Antlitz durch, alle Welt ſah es, die Völker geriethen in Ertaſe, als es ſchon unmöglich geworden ſchien, dieſen Koloß zu zertrümmern. Aber was wollten ſie retten? Ihre Dynaſtieen. Gewiß ihre Dynaſtieen, doch unter dem Siegel eines Vertrages, unter dem Verſprechen einer gleichgetheilten Beute: Euch die Macht, uns die Freiheit!

Ich will nicht von Treuloſigkeit ſprechen, ich ſpreche nur von einem Irrthum. Die Julirevolution ſoll in meinen Augen keine gehäſſige Rache, keine Strafe ſein; denn wie kann das Volk, das noch immer ſo ſchwache und trotz alles Predigens von Volksſouveränität ſo ohnmächtige und nichtige

ungleichartigſte. Verſtellte Heiterkeit ſoll den tief erſchütterten Stolz verdecken. Wer ſolchen Schaden kennt und durchſchaut, wird von den Ausbrüchen jener Heiterkeit nur unheimlich berührt.

Ottheinrich empfand Mitleid mit dem ſtolzen Herrn, trotzdem glaubte er erwidern zu müſſen: er bedauere, dem Ritter in erwünſchter Weiſe nicht dienen zu können. Seinen Einfluß ſchlüge er auch viel zu hoch an. Im übrigen wüßte er, daß das, was ſein Prinzipal an Kaiſer und Reich, und namentlich an König Ferdinand, ſchon gethan hätte, ſo weit ginge, daß ihm jedes Gelddarleihen an Fürſten und Herren gründlich verleidet wäre.

Des Ritters Stirn verfinſterte ſich, ſein Stolz war zurückgekehrt; bis zur Sollicitantenzagheit hatte ihn ſeine ſchwierige Lage noch nicht gebracht. Er wechſelte das Thema und ſprach von Argula und dem Tode ihres Sohnes. „Ein Diener des Fürſtbiſchofs, der ſeines Amtes waltet, iſt kein Miſſethäter" — äußerte er über die That Kretzers. „Ich weiß es, damals waret Ihr mit auf dem Kirchberg. Ich hätte Euch alle können verſtricken laſſen, weil Ihr den Junker hetztet. Aber laßt das nun im Grabe ruhen —! Wer mag wieder aufwühlen, was verfault iſt —! Die Zeit wartet ja auf Keinen, der am Begrabenen hockt und erſt durchaus wieder deſſen Auferſtehung verlangt. Die Zeit geht über unſeren Häuptern hinweg und läßt uns unbeachtet ſitzen, wenn wir uns nicht ſelbſt erheben und ihr folgen." Dann wandte ſich das Geſpräch den Zeitläufen zu. „Dem Adel thut Hülfe noth, oder die Fürſten, die Pfaffen und die Städte freſſen uns auf —!" rief Grumbach ſehr erregt. Wie in ihrer Geldnoth die ganze

Zeit damals um die immer ſchwieriger gewordene Exiſtenz mit Ahnungen und Phantaſieen herumging und dennoch gebannt blieb nur von der Wucht und dem Klang des Materials, aus welchem die Herſtellung des Begriffes Geld lediglich für möglich gehalten wurde, ſo ſtreiften auch hier die Vorſchläge des durch ſeine bedrängte Lage zum „Finanzer“ gewordenen Ritters nahe an die ſpäteren Credit- und Pfandbriefinſtitute. Die fränkiſche Ritterſchaft war diejenige, die ſich am allerfrüheſten in feſte Sippen, wohlgegliederte Genoſſenſchaften verbunden hatte. Sie hielt beſtimmte Adelstage, hatte Vororte, wechſelnde Präſidien. Sie würde ſich am liebſten, unabhängig von allen Bedingungen der nächſten Oertlichkeit, unmittelbar unter Kaiſer und Reich geſtellt haben. Auch von den Folgen einer ſolchen Gegenſeitigkeit für die Hebung der Güterverträgniſſe hatte ſchon Grumbach eine Ahnung.

Der Uebermuth der Spanier wurde von ihm zugegeben. Der Ritter kannte von ehedem die Geſinnungen ſeines weiland Secretärs und horchte nicht wenig auf, als ſich ſeine Vorausſetzung, jetzt würde der Diener doch wol die Partei ſeines Herrn, des kaiſerlichen Raths, angenommen haben, nicht beſtätigte. Dabei machte Ottheinrich eine Entdeckung, die ihn betrübte. Wenn man in Kaufbeuern geglaubt hatte, mit Moritz von Sachſen und Albrecht von Brandenburg ſtünde es nicht ganz geheuer, der Kaiſer ſollte nicht zu viel auf dieſe beiden jungen Fürſten geben, ſo zeigte ſich für dieſe Annahme in den Aeußerungen Grumbach's wenig Berechtigung.

Auf Ottheinrich's mit flammenden Worten hervorbrechende Aeußerung: „Wenn nur die beiden gefangenen Fürſten freigegeben würden, Johann Friedrich und Philipp von Heſſen,

dann würde der ſpaniſche Uebermuth bald gedämpft ſein —!" entgegnete Grumbach höhniſch lachend:

„Wie Ihr ſo thöricht ſeid und nach Jugendart urtheilt! Hörtet Ihr denn nicht mein vorhinniges Wort? Abgethan iſt abgethan. Dieſe beiden Fürſten ſollten ihren Lauf noch einmal neubeginnen —? Ich verglich von beiden die Conſtellationen und ſah, daß ihre Zukunft in den — Siebenſchläfern ruht. Iſt das ein Fürſt, auf welchen Deutſchland noch bauen kann, den Ihr hier ſeht ſeinen fürſtlichen Schimpf juſt wie ein Bär ertragen, den ein Savoyer nach der Trommel tanzen gelehrt —! Der Kaiſer führt ihn mit ſich herum zur Schau. Des Kurfürſten größte Sorge iſt ſein friſcher Trunk Bier und Abends ſein Spiel „Triſchacken". Dieſer fromme Fürſt, der Land und Leute verloren und ſo viel Menſchen in Armuth und Elend gebracht hat, verſpielt jetzt hier Tauſende —! Einen Maler hat er ſich kommen laſſen, um alle Welt, wie ein Heiliger, mit ſeinem Bildniß zu beſchenken. Tiziano, der große Meiſter von Venedig, den ebenfalls der Kaiſer berufen hat, wird ihn auch noch malen müſſen. Er trägt ſeinen wohlgenährten Körper durch alle Gärten Augsburgs, unterhält ſich mit den Blumen, macht im Sande Figuren, die nicht etwa dem Schloß Grimmenſtein zu Gotha, wo ſeine Söhne hauſen, gelten, ſondern einem Luſthauſe, das er ſich in Thüringens Wäldern erbauen will. Der noch einmal wie ein Wetter über den Kaiſer fahren —? Und auch an Philipp glaubt Ihr noch, den Zagmüthigen, der, um nur ſeine Margaretha wiederzuſehen (ſein richtig Gemahl iſt inzwiſchen geſtorben), dem Kaiſer noch dreimal ſein Knie zu beugen bereit iſt! Wie eine Beklommenheit war es bei dem Zuhören über Ottheinrich

gekommen — gewaltsam schüttelte er sie ab, besonders sein Vertrauen zu Philipp von Hessen wollte er sich nicht rauben lassen.

Schon hatte Grumbach die Thüre in der Hand, als er sich noch ein Mal umwandte:

„Ei, ei, daß ich die Gelegenheit nutze! Ich weiß ja aus Euern Geschichten mit Hausner, wie Ihr ein Menschenfischer seid. Gewiß kennt Ihr auch in Augsburg manchen weitgereisten Kaufmann oder einen Gelehrten, dem es zum Vergnügen gereichen würde, nicht nur umsonst, sondern sogar gegen guten Entgelt eine Reise über den Rhein bis nach Paris zu machen —? Aber er muß der gallischen Sprache mächtig sein, ebenso wie der deutschen. Franzosen und Spanier gibt's hier genug —! Aber ein Deutscher wird verlangt, der französisch kann, am liebsten ein deutscher Kaufmannsgesell —!"

Einen reichen Kaufmann aus Preußen, der mit Pelzwaaren handelt, Paul v. Bieberach sein Name, soll er an die Höfe von Danzig und Paris geleiten. Dieser Tage trifft er in Nördlingen ein — könnt Ihr mir einen solchen Dolmetsch auffinden? Doch müßte er schon in zween Tagen abreisen können, denn die Fahrt hat Eil'!"

„Schickt Euern Kristallseher – !" antwortete Ottheinrich. „Wenn Paul v. Bieberach einen Possenreisser brauchte — ja! Moritz weiß auch nicht genug französisch."

Grumbach brach jetzt die Unterhaltung ab. — Er empfahl, fortgehend, Ottheinrich noch Verschwiegenheit für seinen Auftrag, auch Moritz gegenüber, falls dieser nicht selbst davon zu sprechen beginnt. —

Ottheinrich hatte nach den Anstandsbegriffen jener Zeit seinen Besuch bis an das Hausthor begleitet. Sinnend war

er dann an das Fenſter getreten — wer war die richtige Perſönlichkeit für Paul Biebrach? Iſt das nicht ein Fingerzeig Gottes? ſollte er nicht ſein Vorhaben, das drückende Verhältniß zu den Paumgärtnern zu löſen, auf einen ſolchen Anlaß hin ausführen —? Unentgeltlich und ſicher reiſen zu können bis Paris —! Die Länder der lebhafteſten Straßen damaliger Zeit, von Augsburg nach Strasburg, von Strasburg nach Paris, von Paris nach Antwerpen, lagen vor ihm, wie von einem magiſchen Glanz beleuchtet. In Antwerpen blühte augsburger Handelſchaft, früher hatten ſelbſt die Paumgärtner dort ein Contor gehabt. Und vor allem — in Antwerpen war mächtig die evangeliſche Sache vertreten. Die Einleitung eines Unternehmens auf die Befreiung des Landgrafen, von Paris und von Antwerpen aus getroffen, verſprach einen lohnenden Erfolg . . . Jetzt wagte er denn auch, auf's Lebhafteſte an den Hof der Königin Maria und an Martinen zu denken. Dabei fiel ihm ſein noch nicht abgeſtatteter Beſuch bei Meiſter Hayſermann wieder ein; jetzt wollte er hingehen, um der Gedankenreihe, die Grumbach in ihm angeregt hatte, zu entfliehen.

In der Nähe der Hayſermann'ſchen Wohnung angekommen, fühlte er plötzlich einen Schlag auf die Schulter. Onuphrius Pfefferkorn war's, der ehemalige Altgeſell', der nun „Einſager" geworden; ſeines Amtes war's, die zuwandernden Schneidergeſellen an die Werkſtätten und Herbergen zu verweiſen.

„Grüß Gott! Staufferle — laßt mich Euch immer noch ſo nennen, obſchon Ihr ein großer Herr geworden ſeid!" — Und nun ging es an endloſes Erzählen und

Fragen. Ottheinrich aber hörte vor Allem heraus, wie häufig Martina noch ſeiner mochte gedacht haben. Am letzten Martinstage war ſie wieder in Augsburg eingekehrt.

„Wäret Ihr hier geweſen," erzählte Pfefferkorn, „ich glaube doch, Ihr hättet diesmal Martinen überredet hier zu bleiben —! Ihre Königin ſoll ja je älter, je ungnädiger werden. Den alten Granvella, um den ſo oft die Majeſtäten in Zorn gerathen ſind, hat ſie zwar im vorigen Jahr hier in Augsburg begraben ſehen können, aber mit unſerm neuen „Schwerenoth", mit dem Sohn des alten Perenot, dem Biſchof v. Arras, ſteht ſie noch ſchlimmer, als mit dem Vater —!

Nun ſtand Ottheinrich vor dem Häuschen, wo er ſo manche glückliche Stunde verlebt hatte. In gewohnter Weiſe wurde er begrüßt; die Bewohner ſelbſt fand er gealtert. Von Martina wurde ihm berichtet, daß ihr Dienſt bei der Königin ein beſchwerlicher geworden. Königin Maria, konnte bei ihrem Dienſtperſonal die Geduld der Heiligen erſchöpfen, häufig wollte Martina ſchon ganz heimkehren, dann aber feſſelte ſie die Fürſtin wieder durch jeweilige Züge von Güte und Dankbarkeit.

Maria hatte ſich in der Grafſchaft Thurnhout ein köſtlich Schloß, die Marienburg genannt, erbauen laſſen. Martina hatte von dieſem Aufenthalt Wunderdinge erzählt. Man ſchritte da nur über Marmor, ſäße an Tiſchen von Bronze, ginge durch Gärten voll Springbrunnen, Statuen, Gewächshäuſern. Was nur die Königin in Italien, in den Fugger'ſchen, Hochſtätter'ſchen, Hörbrot'ſchen Gärten zu Augsburg an Ausſchmückungen geſehen hätte, das hätte ihr ein belgiſcher Baumeiſter, Jakob Bruck, ebenſo reich und an-

muthiger noch wiedergeben müssen. Freilich verweilte dort das viel geplagte und umher getriebene Hofgesinde am liebsten. Die Fürstin ruhte sich dort von ihrem bewegten Leben aus, war milder und duldsamer in ihrem Wesen, bediente sich zur Zerstreuung der Jagd oder der Bücher, die sie in vorzüglicher Auswahl in die Schränke eines reizend angelegten Bibliothekssaals vereinigte. Nie aber wäre diese Ruhe von Dauer. Nur zu bald ginge es wieder nach Brüssel, nach Mecheln, Antwerpen oder gar mit plötzlichen, wie über Nacht gekommenen Entschließungen, an den Rhein, nach Augsburg, nach Wien.

Fast hätte es schon Ottheinrich offen ausgesprochen, er hoffte Martinen endlich nach Jahren wiederzusehen und zwar in Brüssel oder auf jener Marienburg, wo die Königin Hof hielt, selbst. Auf das Genaueste ließ er sich ihre Lebensweise beschreiben, auch die Personen nennen, mit denen sie in nächste Berührung kam. Main staunte seines wieder erwachten Antheils ... Es war eben nur der „Geist", der ihn mächtig wieder ergriffen hatte. Er dachte: Solltest du dir nicht einen Zugang zum Gefängniß des Landgrafen durch Martinens Hülfe verschaffen können —?

In seine Wohnung zurückgekehrt, fand er viel Laufen und Lärmen — Sigmund Rothhut, der alte Castellan von Hohenschwangau, war ganz plötzlich angekommen und redete Ottheinrich mit den Worten an:

„Willkommen, Stauffer! Gelt, Ihr hättet mich hier nicht sobald erwartet —? So hört denn ein Wort im Vertrauen —! Doch erschreckt drum nicht —! Ich bringe üble Mär — Der kaiserliche Rath — nun, Ihr merkt's wohl schon auch — heute in der Frühe ist der Alte — gestorben —!"

Rothhut erzählte, daß es in Schwabmünchen, ganz in der Nähe Augsburgs, geschehen war. Mit völliger Selbsttäuschung über seinen Zustand, hatte er vorgestern nach Augsburg aufzubrechen begehrt. Rothhut behauptete, entweder hätte es den Leidenden zum Kaiser oder zu seinen Mitbürgern getrieben, zu letzteren, um sich nach seinem Verzicht auf die Entschädigung, mit ihnen zu versöhnen. Aber schon in Kaufbeuern hätte er die Besinnung verloren, doch bei alledem, sich wieder fassend, weiter zu reisen begehrt. Rath Hörmann hätte ihm zur Begleitung seinen Arzt Grünthler mitgegeben. In einer elenden Herberge zu Schwabmünchen wäre dann der Tod über ihn gekommen. Da Ottheinrich wisse, daß von je des Rathes Befehl dahin gelautet hatte, daß er als Herr von Hohenschwangau zu Waltenhofen am Lech bestattet sein wollte, mitten unter den alten Rittern des schwangauer Geschlechts, den Schild- und Helmträgern des weißen Schwanen, so hätte Vittoria Ferrabosco, die ihn begleitet hatte, und ein Theil des Gefolges die Leiche sofort auf Füssen zurückgeführt, die arme Vittoria hätte sich durch die Begegnung mit Frau Doktorin Grünthler, einer Welschen, für ihre schwere Aufgabe Muth und Kraft geholt. Doch sollte von dem wichtigen Ereigniß aus mancherlei Gründen noch nicht sofort in Augsburg gesprochen werden.

„In einer Herberge auf der Landstraße! — Vittoria die einzige, die kein Miethling, an seinem Lager saß! — Ein Lager, das ihm nur für eine Stunde, seine letzte, einige Ruhe bot! — Die Söhne, die Töchter in Insbruck bei den rauschenden Festen — die dort noch immer den Prinzen gegeben werden! — Wie war's nur möglich, wie hatten sie ihn verlassen können?“ —

„Ei, er verlangte selbst, daß sie gingen. So nahe glaubte er seinen Tod noch nicht!“ —

„Um den Hofdienst, um die Sucht nach Ehre und Auszeichnung beraubte er sich des letzten Beistandes der Seinigen! — Und die Reue war es, die ihn nach Augsburg zurücktrieb? — Hier wollte er sterben! — Ja hier, wo er die Pflichten seines bürgerlichen Ursprungs vergessen hatte! — O, glaubt mir, er wollte auch hier begraben sein! — Sie haben's nur nicht gehört, was noch alles auf seinen Lippen schwebte.“ —

In Ottheinrichs Mienen und Reden lag die aufrichtige Anerkennung, die dem Hintritt eines seltenen Mannes gebührte, lag der Schmerz um die Vergänglichkeit alles Ruhms, alles Glanzes, lag auch das persönliche Leid, das er über den Unfrieden empfand, in dem er von einem Manne hatte scheiden müssen, der in sein Dasein so mannichfach bestimmend eingegriffen, ihm so viel Wohlthaten, so vielfache, in des Gebers Sinn auch wohlgemeinte Förderungen erwiesen hatte. Und dennoch durchzitterte den Ton aller seiner Worte die Angst über das, was nun bevorstehen sollte — die Erbtheilung — die neue Belehnung durch den Kaiser — der Hader der Geschwister — Kunigundens Ankunft! — Sollte er da wieder Stand halten, wieder alles mit durchmachen und mit seinem eignen Herzblut durchleben — sich von den Wildaufgeregten mit seiner Antheilnahme, die immer und gegen Jeden eine aufrichtige und ehrliche war, hin- und herschleudern lassen! — Auch den Antoni konnte man aus Venedig erwarten.

Rothhut fuhr fort: „Ich ritt auf Augsburg Euch und

dem Hauſe hier die Kunde zu bringen. Laſſet die Zimmer zu nunmehr größtem Beſuche herrichten. Denn das Teſtament liegt hier und kann nur hier eröffnet werden. Auch die Theilung des Vermögens, die Auszahlung der Legate wird hier vorgenommen werden. Ich will zum Doctor Scheffel auf's Rathhaus, um ſofort dem die Anzeige zu machen. Zuerſt muß dann das Leid dem Kaiſer angeſagt werden — zuletzt den Fuggern! Schon habe ich die Diener ausgeſucht, die mich zum Kaiſer begleiten ſollen in weißen Trauerbinden!" —

„Welch ein Aufſehen wird das geben! — In Augsburg — in München — in der Welt!" — ſprach Ottheinrich mit tiefer Rührung, verlor ſich aber doch immer mehr in Gedanken über das Eintreffen der ganzen Familie in Augsburg .... Sollte ihn denn alles wie mit magiſcher Gewalt von dannen jagen? —

Rothhut wollte ſich mit den Worten entfernen: „Ich wünſche, es ſei Euer Glück! Denn nun ſeid Ihr hier alles in allem!" Da wehrte er es, wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt getrieben, ab: O mit nichten! Saget vielmehr: Jetzt biſt du frei und deines Amtes bar und ledig, ganz und für immer!" —

Höchſte Aufregung hatte Ottheinrich befallen; in dieſer Nacht gönnte er ſich nur eine kurze Ruhe, zu viel gab es zu denken und zu ordnen. In der neunten Stunde war auch noch Moritz Hausner gekommen, mit der dringenden Frage des Ritters, ob es ihm gelungen wäre, das Gewünſchte aufzutreiben. Trotzdem Grumbach ihm Verſchwiegenheit anbefohlen, fand er Hausner von Allem unterrichtet, ja ſogar bereit die Reiſe mitzumachen. Auch die Trauerkunde hatte

Volk, von Rache und Strafe ſprechen! Die Julirevolution war eine Berichtigung. Sie war ein Akt des Zorns, aber die Mäßigung zügelte alle ihre Ausſchweifungen. Sie ſuchte ſich ſogleich ein Bett, um ihre Fluth zu dämmen und als ein wahrhaft nützlicher und ſchiffbarer Strom ſo viel Terrain zu gewinnen, als verdürſtetes und von der Sonne verbranntes Land da war. Und dies luſtige Dehnen und Schlängeln des Stromes iſt es, was immer meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch genommen hat. Man bedenke die nächtliche Stille der Reſtaurationszeit. Der galliſche Hahn kräht: plötzlich welch ein Regen und Bewegen, welches Feuer in Augen, die ſo verſchlafen waren, welcher Accent in Redensarten, die ſonſt ſo monoton geſprochen wurden! Die Julirevolution drang in die Kaſernen, in die Schulen, auf die Kanzeln, Niemand, auch nicht Einer, weder Metternich noch Wellington, (den Herzog von Modena nehm' ich aus) Niemand entzog ſich dem Faktum. Es mußte beſchäftigt werden. Mit ſeinen Folgen mußte parlamentirt werden. Ich möchte hier keine Wunde wieder aufbrechen — ich kann nur dies nicht umgehen, nämlich mein unerklärtes Erſtaunen, wie wir uns kaum noch ſo ſicher und behaglich fühlen können und im nächſten Momente trotz aller unſerer offiziellen Redensarten aufſpringen müſſen vor den Naphtaflammen, die aus der Erde ſchlagen. Was hat nicht die Julirevolution Alles verrathen? Wie lehrte ſie die Stummen reden und die Lahmen gehen! Wir treiben ſchon alle wieder unſer ſolides Geſchäft und wiegen unſre Gewürze — dennoch iſt es mir oft, als vernähm' ich ſchon wieder unterirdiſch ein dumpfes Gähren und Brauſen, ein Sieden und Rollen. Ich male mir eine Zukunft mit den lebendigſten Farben aus und muß an mein

dieſer ſchon vernommen, beide waren in feierlicher, ernſter Stimmung. Jetzt hielt Ottheinrich den Moment gekommen, ihm endlich die für ihn beſtimmten Andenken zu überreichen, die ihm einſt Vittoria Ferrabosco anvertraut — den Pſalter und die Neſtel mit dem ſchön geſchnitzten Frauenkopf! Er that es mit den bewegten Worten:

„Es wird Euch ziemen, dieſe Dinge werthzuhalten! David's Lobgeſänge mögen Euch erheben, wenn Ihr in Anfechtung fallet! — Das Bild dieſer ſchönen Frau aber lehre Euch die Wandelbarkeit des Glücks, das uns die Frauen gewähren, wenn uns mit ihnen nicht die Tugend vereint!“ — Hausner ließ ſich kurz die Geſchichte dieſer Andenken erzählen, dann wollte er noch ein Mal, auf die Bitte des Ritters zurückkommend, Abſchied nehmen. Da eröffnete ihm Ottheinrich mit muthiger Entſchloſſenheit: Er ſelbſt trüge Verlangen, für die von dem Ritter geſuchte Perſönlichkeit einzutreten. Nur um das bäte er, daß dann Hausner in Nördlingen dem preußiſchen Kaufmann vorſchlagen möchte, ob er ſich nicht erſt in einigen Tagen und etwa am Rhein zu ihm geſellen dürfte. „Sicher,“ ſprach er, „macht doch wol Euer Kaufherr auch noch unterwegs in Deutſchland Geſchäfte, die ihn langſamer reiſen laſſen werden. In Heidelberg oder Speier will ich dann zu ihm ſtoßen.“ Hausner hörte ſtaunend von dieſem Entſchluß — er widerrieth deſſen Ausführung grade jetzt, wo der Vertraute des Baumgärtnerhauſes für die Erben ſo nothwendig ſei. Ottheinrich blieb feſt: er wolle den Staub dieſer Stadt von den Füßen ſchütteln und in Gottes und des Heilands Namen mit Paul v. Bieberach gen Frankreich ziehen.

Am folgenden Morgen ſchickte Grumbach einen Boten mit dem Beſcheid, daß er, Biberach's Einwilligung vorausgeſetzt, ſein Erbieten annehme. Er ſolle ſich nach Heidelberg begeben und dort eine Botſchaft erwarten.

Noch währte es acht Tage bis die Erklärung Ottheinrich's, er fühle ſich durch den Tod ſeines Principals ſeiner Pflichten entbunden, von dem Teſtamentsvollſtrecker angenommen wurde. Es vermochte ihn aber kein Widerſpruch, keine Drohung zum Bleiben zu bewegen, nicht einmal eine Ausſicht, die man ihm für die Teſtamentseröffnung gab. Es hieß, ſicher würde auch er vom Rath bedacht worden ſein. Die Ungeduld und Unruhe ſeines Drängens um Entbindung von ſeinem Amte wuchs, als die Anzeige kam, die Beſtattung in Waltenhofen wäre vollzogen, und jeden Augenblick könnten die Söhne des Rathes von Hohenſchwangau, wohin ſie von Innsbruck abgerufen worden waren, eintreffen.

Als dann noch für beſtimmt feſtſtand, daß auch die Freifrau von Völs mit ihrem Gatten kommen würde, und zu gleicher Zeit unerwarteterweiſe wirklich von Grumbach ein Zettel geſchickt wurde mit Paul von Bieberach's, aus Nördlingen eingetroffener Zuſtimmung zu einem Zuſammentreffen in Hagenau — (den beſtimmten Tag ſollte der Dolmetſch im Gaſthauſe „Zum Ritter" in Heidelberg erfahren) — da verließ Ottheinrich, und gerade eine Stunde vor Gundula's Ankunft, Augsburg und war, als ſie eintraf und zuerſt nach ihm verlangte, bereits auf dem Wege nach Ulm und Frankreich.

## Fünftes Kapitel.

### Neues Leben.

Auf dem Wege nach Ulm konnte Ottheinrich es sich nicht versagen einige Stunden von dem Wege, den er einschlagen mußte, abzulenken, um die hinterlassene Wittwe Johannes Paumgärtners, die edle Anna von Stadion, die jetzt in der Nähe Ulm's auf dem freundlichen Donauschlosse Erbach lebte, zu besuchen. Er fand sie gerüstet nach Augsburg abzureisen, wohin auch sie zur Testamenteröffnung eingeladen war. Ganz in ihrer milden, verständigen Weise äußerte sie: „Ich gehe im Grunde nur nach Augsburg, um Vittorien. Deren Zukunft muß sicher gestellt werden. Die Schwiegertöchter werden sie bald aus dem Hause gedrängt haben, da muß sie wenigstens Mittel genug besitzen, um ohne Sorgen, geschützt von einem sichern, in Augsburg aufzutreibenden Geleit, in ihre Heimat zurückkehren zu können."

Ottheinrich berichtete, daß diese Anordnung ganz den Wünschen des um ihre Jugend und ihre Lebenshoffnungen betrogenen Mädchens entsprechen würde.

„Bemitleidet sie nicht!" entgegnete Anna. „Sie hat sich schöne Erinnerungen erworben! Was können wir Frauen denn

Andres vom Leben begehren —! Auch ich klage drum nicht. Gab es für uns nicht eine Zeit, die ſchön geweſen? Und war ſie uns auch noch ſo kurz zugemeſſen, wir Frauen verſtehen es, davon ein ganz Leben lang zu zehren. Das iſt ein Schatz, den wir wie unſern Augapfel hüten. Wir beziehen alles auf ihn, putzen und ſchmücken immerdar daran, genießen immer wieder im Geiſt noch einmal von vorn das Genoſſene. Nur die ſind unglücklich, die, wie Gundula oder die Schwägerinnen, nie einen Einhalt haben in ihrem Glück. Weil jeder Tag ihnen Neues bringt, ſo wiſſen ſie das Alte nicht zu ſchätzen. Dieſe verſchmachten, wie ſie vom Tantalo berichten in denen alten Hiſtorien —"

Ottheinrichs Entſchluß, ſich von ihrer Familie zu trennen, billigte ſie nicht ganz. Dennoch ſagte ſie: „Freilich drängt hier Alles dem Untergang entgegen; Ihr könnt vielleicht Gott dem Herrn danken, daß Ihr Euch bei Zeiten geborgen habt, ich ahne manches, was kommen wird!"

Sie nahmen herzlichen Abſchied von einander. Ottheinrich trennte ſich ungern von dieſer würdigen Frau.

In Heidelberg, deſſen Naturſchönheiten ihn entzückten, war er zu einer Raſt gezwungen — die näheren Beſtimmungen von Paul Bieberachs waren noch nicht eingetroffen. „Einen Sohn Georg Frölich's, der an der neubegründeten lateiniſchen Schule der kurpfälziſchen Reſidenz eine Lehrſtelle bekleidete, lernte er hier kennen. Dem jungen Manne war es hoch willkommen, recht viel von den Seinigen aus Kaufbeuern zu hören, und die Schnellbefreundeten beſprachen nicht nur die Ereigniſſe der Zeit, ſondern auch manche gelehrte Frage, durch deren Erörterungen man damals den Trübſinn über die

kampferfüllte Welt zu bannen suchte. Konrad Frölich war erstaunt über das reiche Wissen, das sein Besuch bei solchen Gelegenheiten entfaltete. Beide schweiften viel in der Umgegend umher, bald suchten sie die schattenreichen, mit Kastanien und Nußbäumen bepflanzten Bergschluchten auf, bald die Ebene, die bis in die fernste blaue Nebeldämmerung am westlichen Horizont hinüber nur auf deutsches, damals uns noch nicht geraubtes Land blicken ließ.

Zum erstenmal sah Ottheinrich eine Universitätsstadt. Sein Herz schlug ihm mächtig, als ihm Konrad Frölich bei der ehrwürdigen alten Peterskirche zeigte, wo die Studenten in ihren Bursen wohnten, die Hörsäle der Professoren, und die manuscriptreiche berühmte Bibliothek lagen. Auch der junge Frölich erwartete das Heil Deutschlands vom Wiederfreiwerden der gefangenen Fürsten. Nicht einer unter den regierenden Herren wäre ja jetzt bekannt, auf den man mit Vertrauen blicken könnte. Der Besten Einige, wie Herzog Albrecht von Meklenburg, wohnten zu weit, um hier gewürdigt werden zu können. Nach solchen Erörterungen wünschte Ottheinrich Flügel zu haben, um nur endlich seinem großen Vorhaben nahe zu sein. Die Trennung von Konrad Frölich schlug ihm viel zu frühe, aber die Botschaft war angelangt, er mußte weiter.

Sein Bestimmungsort, Hagenau, liegt eine Stunde abwärts vom Rhein, damals war es eine kleine freie Reichsstadt. Die Stelle wo Paul v. Bieberach mit seiner Begleitung landen wollte, war Ottheinrich genau angegeben, ihm aber zugleich die Weisung geworden, ein strenges Geheimniß daraus zu machen. So begab er sich allein an den heimlichen Ort. Zwei Tage hatte er vergebens gewartet, endlich am dritten

Abend ließ ihn der Mond, deſſen Licht die Umgegend magiſch erhellte, eine förmliche Flotille erkennen, die vom jenſeitigen Ufer abſtieß. Er unterſchied Roſſe, Maulthiere, Karren, eine Anzahl bewaffneter Männer und einige Waarenballen, die ohne Zweifel die Pelzwaaren enthielten. Die Landung ging ziemlich ſchwierig von Statten, kaum aber hatte der erſte Nachen das Ufer berührt, da ertönte Ottheinrich eine ſcharfe Stimme entgegen:

„Wer ſeid Ihr?“

„Ottheinrich Stauff von Augsburg!“ — lautete ſeine Antwort, worauf von mehreren Seiten ein Willkommen erſcholl und von einem dicken in Mäntel gewickelten Herrn ſogar ein ſcherzendes, ſofort auf die Beſtimmung des hier Vorgefundenen deutendes „Parlez-vous français!“ —

Derjenige, der Ottheinrich zuerſt angeredet hatte, ſprang auch zuerſt an's Ufer. Es war eine lange ſchlanke Figur mit röthlichem Bart. Ohne Zweifel war es Paul von Bieberach ſelbſt. Er trug ſich fremdartig. Die Nacht war kühl. Am zugigen Waſſer waren die Pelze, in welche ſich die meiſten hüllten, angebracht.

Ottheinrich konnte der Ausſchiffung nicht bis zu Ende beiwohnen und noch nicht nach Moritz Hausner forſchen. Jener junge Mann, der die Hauptperſon der Geſellſchaft ſchien (unter ſeinem Pelzrock war ſein Wams mit Schnurwerk, ſein Gürtel mit fremdartigen, in der Regel nur den Slaven eigenen Waffen beſetzt), beſchäftigte ſich ſofort allein mit ihm, kümmerte ſich um die Ausſchiffung der Thiere und Waaren wenig und richtete im Antreten der zunächſt auf Biſchweiler zugehenden Wanderung eine Reihe von Fragen

an seinen Dolmetscher über die Reise, die er zurückgelegt, über Grumbach's Befinden, über die Bedingungen, unter denen er die Gesellschaft bis Paris und von dort wieder zurück begleiten sollte. Er fragte, ob Ottheinrich schon in Paris gewesen wäre, ob in Hagenau für die Nacht würde Quartier zu finden sein. Alles, was er sprach, kam kurz und fast herrisch heraus.

Ottheinrich wurde es seltsam zu Muth. Hatte er denn diese Stimme nicht schon ein Mal gehört, diese blasse, hagere Gestalt nicht schon ein Mal gesehen? Und auch aus dem Kreise der Uebrigen, kamen ihm, außer Hausners Stimme, bekannte Töne vor! —

Paul v. Bieberach hatte sich endlich von ihm abgewandt, er war zu Pferde gestiegen und ritt neben einem mitgekommenen kleinen Wagen, wo ihn das Gespräch mit einem jungen Manne, dessen Züge Ottheinrich nicht erkennen konnte, ausschließlich zu fesseln schien. In der Nähe dieses Wagens schritt auch Moritz Hausner.

In der Herberge in Hagenau entfaltete sich bald reges Leben, die Diener hatten vollauf zu thun, die Waaren und das gesammte Gepäck für die Nacht sicher unterzubringen; zeitig, am andern Morgen, wollte man wieder aufbrechen. Paul v. Bieberach befehligte rücksichtslos und Alles gehorchte ihm voll Ehrerbietung.

Endlich war die Ordnung hergestellt; man traf in der Wirthsstube zusammen. Geflissentlich schien man über kaufmännische Dinge zu sprechen, über die Messen von Leipzig und Frankfurt. Ottheinrich saß wie im Traume — immer und immer wieder kamen ihm sowohl die Sprechweise, wie

die Physiognomieen bekannt vor — aber wann und wo hatte er diese Menschen schon gesehen? —

Da sollte ihm das Seltsamste begegnen: Früher als die Andern wollte er sich zur Ruhe begeben, er schritt zu seiner Dachkammer hinauf. Schon hatte er sich auf ein Strohpfühl geworfen, als der wüste Lärm aus der Zechstube ihn noch ein Mal hinaustrieb. Er betrat eine Gallerie, die ihm erlaubte in die Stube hinunter zu blicken. Die Gesellen da unten, hatten ihre Kopfbekleidungen abgelegt und es sich überhaupt bequemer gemacht; die einzelnen Gesichter traten dadurch erkenntlicher hervor. Jetzt fiel es Ottheinrich ein; auf dem Reichstage zu Regensburg hatte er sie gesehen! Plötzlich erschien auf der Gallerie ihm gegenüber ein Jüngling, derselbe, mit welchem Paul v. Bieberach während der Herfahrt so eifrig sich unterhalten hatte, aber — heiliger Gott! Dieser Jüngling trug unverkennbar die Züge Jakobinen Jung's! Die über die Brüstung lauschend niedergebeugte, schlanke Gestalt, richtete, ihn nicht bemerkend, Blicke voll Trauer und schmerzlichen Verlangens nach dem träumerisch in die niederbrennenden Lichter starrenden Herren der ganzen Gesellschaft — dann wandte sie ihre Augen gen Himmel, die Hände falteten sich wie zum Gebete — plötzlich aber erblickte sie Ottheinrich, und wie ein aufgescheuchtes Reh stob sie in den Gang, der sich hinter der Gallerie hinzog.

Bestürzt schaute Ottheinrich der Gestalt nach — war sie ein Trugbild seiner erregten Sinne? Lange noch wälzte er sich auf seinem Lager, bis endlich der Schlaf der Ermüdung ihn von den Schreckgestalten seiner Phantasie befreite.

Der grauende Morgen gab Aufklärung. Es klopfte an

die von innen mit einem Holzriegel verſchließbare Thür Ottheinrich's. Schon ſtand dieſer angekleidet, als er Hausner'n öffnete, der ihm jetzt um den Hals fiel und ihm die Erklärung der ganzen Lage brachte, in welche ſich der Verdachtloſe begeben hatte.

Paul v. Bieberach war — Markgraf Albrecht von Brandenburg. Der dicke Spaßmacher, der ihn mit den drei franzöſiſchen Worten, die er einzig verſtand, beim Landen am Rheinufer begrüßt hatte, war — Joachim von Zitzewitz. Derjenige, der ſich als ein Kürſchner von Profeſſion geberdete, war der bamberger Dompropſt Chriſtoph von Henneberg, vom Kaiſer in die Acht erklärt, ob ſeiner Theilnahme am ſchmalkaldiſchen Kriege. Der Juwelenhändler, der alle Augenblicke in Paris wegen ſeiner Schätze ermordet zu werden fürchtete — war Kilian von Fuchs, der Mörder des Schaumberger's, der Verehrer Jutta Vogler's. Der Fourier der Reiſe, der ihm geſtern gegenüber geſeſſen, war das Factotum des Markgrafen, ſein Reitknecht Bartel Hartung. Derjenige, der die gemeine Arbeit des Pferdeſtriegelns, Sattelns und Zäumens beſorgen zu müſſen geſtern erklärt hatte, war Landgraf Chriſtoph von Leuchtenberg. Die wirklichen Stalljungen und Fuhrleute waren drei leicht als Knechte erkennbare Reiſige aus des Markgrafen Leibwacht. Auch dieſe hatte ſchon Ottheinrich in Regensburg geſehen.

„Und der Edelknabe —!“ fiel Ottheinrich nach erſtem ſprachloſem Erſtaunen ein — „Das iſt das liebevolle, wahnbethörte Mädchen, das ihr in einer Pagentracht entführt habt — das iſt Jakobina Jung!“

„Entführt —!“ entgegnete Hausner. „Sagt lieber —

doch nein —! Ich beſchwöre Euch —! Wagt nie eine Silbe ſolchen Verdachtes auszuſprechen! Der Page iſt kein anderer, als der Junker von Stammheim!"

„Laſſet Eure Gaukeleien!" brauſte Ottheinrich auf. „Treibt ſie mit andern und nicht mit mir —! Was aber den Betrug Eures Ritters anlangt, was kann mich hindern, Euch jetzt Eures Weges ziehen zu laſſen, der mir ein Weg zur Hölle zu ſein ſcheint —? Wofür haltet Ihr mich —?"

Den Streit endete die zunehmende Bewegung im Hauſe; mit imponirender Ruhe überwachte und leitete Markgraf Albrecht (er war es, davon war Ottheinrich nun überzeugt) den Aufbruch. Faſt beſinnungslos hatte ſich Ottheinrich auf das Pferd geſchwungen, das ihm vorgeführt wurde; bald befand er ſich mitten im Zuge.

überwältigtes, zu erſticken drohendes Herz greifen und mir zurufen: Wär's möglich oder nicht?

Ich gehöre weder zu den Fataliſten noch zu den herzlos Radikalen. Ich werde immer annehmen, daß die europäiſche Geſellſchaft einem Körper gleicht, für deſſen Zuſtand die Sydenhamme und Boerhave der Staatskunſt noch Mittel, und ſogar ſpecifiſche, übrig haben. Ich glaube, daß den Völkern die Revolution einen ſo großen Kampf gegen ihr Herz und Gewiſſen koſtet, daß ſie Jeden anbeten würden, der den Kelch an ihnen vorübergehen läßt. Ich glaub' auch, daß dies Gefühl ſo durchgreifend in Europa die Oberhand hat, daß aller Streit in der Politik mir nur daher zu kommen ſcheint, ob die Staatskunſt poſitive oder negative Geſichtspunkte haben ſoll; ob es beſſer iſt zu konſtituiren oder nur vorzubeugen, mit einem Worte, ob man die Thatſache der Revolution anerkennt oder nicht. Niemand will ſie. Die Frage iſt nur, wie vermeidet man ſie? Hier divergiren die Meinungen. Die Einen wollen ſie ignoriren, die Andern wollen ihr zuvorkommen. Jene wollen der Revolution die Macht nehmen, daß ſie nicht ausbrechen kann; dieſe wollen ihr den Grund, das Recht der Berufung nehmen, ſo daß ſie nicht ausbrechen darf. Dies iſt der eigentliche Dualismus der beiden Prinzipien, welche jetzt in England und auf dem Continente ſich bekämpfen. Die Revolution iſt ein Schreckbild für Alle: nur wollen die Einen es bedrohen, die Andern es zähmen. Das iſt der Unterſchied. Die Mittel ſind ganz individuell. Die Tories bilden ſich etwas auf die entſetzliche Kraft ihres Adlerblickes ein. Sie erſchrecken das Ungethüm. Die Whigs ſtopfen es voll und geben ihm, was ſie können. Sie hoffen, das Thier wird ſich dann nicht bewegen können.

Vergleicht man die Windſtille des gegenwärtigen Momen-

## Sechstes Kapitel.

### Paul v. Bieberach und der Junker v. Stammheim.“

Ein milder Mairegen hüllte alles in Nebel. In der Nähe sah man die Blüthenbäume, die sich in den Bergen, zu denen es nun aufwärts ging, mit ihrem Frühlingsheroldsamt verspätet hatten.

Der Markgraf behielt den Dolmetscher in seiner Nähe.

„Ich höre,“ sprach er zu ihm, „daß Ihr nun wisset, mit wem Ihr reist! — Euer gegeben Wort, Paul von Bieberach treu zu dienen, werdet Ihr, so denk' ich, auch mir, dem Markgrafen, halten. Zu den alten Bedingungen, die Ihr bereits wisset, kommt noch die hinzu, daß Ihr in mir lediglich einen Kaufmann mit Juwelen und Rauchwaaren sehet und nur als solchen mich vor andern behandelt und so anredet, wie alle thun. Wir gehen auf Vitry, Châlons, Rheims, Paris! — Möglich, daß wir noch nach Orleans, Blois oder Compiègne müssen. Ich spreche das Französisch, wie ein welscher Zahnbrecher deutsch. Ihr werdet viel zu hören bekommen, was nicht jedermann zu wissen braucht. Wer uns auch anredet, oder mit wem wir auch sprechen, ich erwarte, daß Ihr wie ein Sieb seid, ein leck Faß, das nichts bei sich behält. Euer zuverlässig Wesen ist mir allseits

gerühmt worden. Ein Kaufmann ſeid Ihr ohnehin, was von uns allen keiner iſt. Die Kundſchafter des Kaiſers und der Königin Maria durchſtreifen Frankreich. Schertlin, die beiden Rheingrafen von Salm, Georg von Reckerod und wer nicht alles, ſind hier ihres Lebens nicht ſicher — weil in der Acht. Ihr kennt die Preiſe der augsburger Waaren. Sie gehören Carlowitzen, der ſie von Hörbrot entnommen hat! — In Nanzig macht Euch an die Herzogin und bietet ihr zum Verkauf an! Ich bin, verſteht Ihr, halb und halb ein Ruſſe, der nicht mit ihr reden kann. Inzwiſchen forſchen wir nach etwaigen Rüſtungen. Auch zu Metz und an andern Orten nach den Gelegenheiten. Im evangeliſchen Glauben ſeid Ihr, ich weiß es, treu und beharrlich. Tragt das aber nicht zu offen zur Schau! — Wir reiſen hier in Deutſchlands dümmſter Gegend und ſind bald in Frankreich, wo Ihr ja die übeln Läuſe kennt! Aber das wiſſet, wir reiſen juſt um des Evangeliums und um der deutſchen Freiheit willen! — Die „viehiſche Servitut," in der uns die Spanier halten, ſoll mit Gottes oder — des Teufels Hülfe jetzt ein Ende nehmen! Drum haltet den Athem an und betet, daß uns gelinge, was wir ſchaffen. Wir verdienen uns von Frau Germania einen Kuppelpelz für ewige Zeiten, wir — Pelzhändler aus Preußen! Das ſoll ein Wort ſein, und ſehen wir uns einſt einmal wieder drüben in unſerm Frankenland — auch Ihr ſeid ja ein Franke — dann, Landsmann, ſoll dieſer Pelz uns alle warm halten. Was ich armer brandenburger Fürſt für Euch künftig thun kann, deſſen dürft Ihr Euch für verſichert halten!" —

Die berühmte Redekunſt des Markgrafen verfehlte auch

hier ihre Wirkung nicht. Ottheinrich ergab ſich in ſeine Lage und machte, ohne zu widerſprechen, jene denkwürdige Reiſe mit, durch welche Albrecht die Franzoſen zu Hülfe gerufen hat gegen die Geſtalt, die jetzt das deutſche Reich durch den Uebermuth des Hauſes Habsburg erhalten zu ſollen ſchien. Der muthigſte, der abenteuerlichſte unter den im geheimen verbundenen Fürſten hatte es übernommen, ſich heimlich, den Kaiſer täuſchend, von Magdeburg zu entfernen und mit König Heinrich II. von Frankreich perſönlich die Bedingungen abzuſchließen, unter denen ſich die Fürſten demnächſt gegen den Kaiſer zu erheben gedachten. Der Markgraf war der beſondere Bote Moritzens von Sachſen.

Der vom Kaiſer geächtete Schertlin erwartete den Markgrafen in Paris und leitete den Abſchluß der Verhandlungen. So begann das Verhängniß: Franzoſen nach Deutſchland zu rufen — Ströme Blutes mußten fließen, bevor ſie ihre Hand wieder von den deutſchen Gauen ließen!

Die deutſchen Fürſten hatten das volle Gefühl der Verantwortlichkeit, die ſie vor dem Genius des deutſchen Volks durch einen Bund mit Frankreich übernahmen. Johann Friedrich, der gefangene Kurfürſt, hatte die Anrufung dieſer Hülfe abgewieſen. Auch Philipp von Heſſen wußte, daß ſeine ſpaniſchen Wächter Befehl hatten, ihn beim erſten franzöſiſchen Angriff auf die Gegend, wo er gefangen ſaß, ſofort niederzuſtoßen; auch er wich franzöſiſchen Verſprechungen aus. Und ſelbſt die jungen Fürſten nahmen den Bund mit Heinrich II. nur für ein Gebot der äußerſten Bedrängniß. Aber ihnen blieb keine Wahl; nirgends anders ſah man Hülfe für Deutſchland als durch die Franzoſen.

Ottheinrich dagegen hörte mit Begeiſterung von dem Plane — da war ja der Beiſtand, auf den man gehofft!

„Gott gedenke deiner Gemeine! Der Feind hat alles verderbet im Heiligthum. Deine Widerwärtigen brüllen in deinen Häuſern und ſetzen ihre Götzen darein. Man ſiehet die Aexte obenher blinken, wie man in einen Wald hauet. Und ſie zerhauen alle ſeine Tafelwerke mit Beil und mit Parten. Sie verbrennen dein Heiligthum, ſie entweihen die Wohnung deines Namens zu Boden. Sie ſprechen in ihrem Herzen: Laſſet uns ſie plündern! — Sie verbrennen alle Häuſer Gottes im Lande. Unſere Zeichen ſehen wir nicht und kein Prophet predigt mehr und kein Lehrer lehrt uns mehr. Aber Gott iſt mein König von alters, der alle Hülfe thut, ſo auf Erden geſchieht!“ — ſo betete er in wahrer Verzückung, und jetzt ging er freudig an ſeine ſchwere, gefahrvolle Aufgabe.

Die Reiſe verlief ohne Unfall. Nach deutſcher Sitte wurde nur Vormittags gereiſt. Der Nachmittag und der Abend gehörten dem Trunk. In Danzig wurden Juwelen und Pelze verkauft. Mancher übermüthige Scherz, den man mit dem dicken Joachim von Zitzewitz treiben wollte, mußte mit Gewalt verhindert werden.

Der Markgraf war dabei wie Aprilwetter, bald ließ er toller Laune die Zügel ſchießen, bald lehnte er jede ſcherzende Anmuthung ab und verwies mit rauher Stimme und unheimlich funkelnden Augen ſeine Gefährten in die gebührenden Schranken. In ſolchem Falle wurde der Kühnſte kleinlaut vor ihm! Der Stolz der Fürſten in jenen Tagen ſtieg immer höher und höher, obſchon ihm doch in grellſter Weiſe ihre ſo

beſchränkten Mittel widerſprachen. Die Unterordnung ſogar der Günſtlinge und näher Befreundeten ging bis in's Knechtiſche. Moritz Hausner ſprach Ottheinrich ſelten und der — Junker von Stammheim vermied ihn auf Schritt und Tritt. Zuweilen, wenn ſich dennoch beider Augen begegneten, glaubte er in des Knaben Augen Thränen zu bemerken; brachte ein Zufall ihn in ſeine Nähe, ſah er ſeine Wangen erglühen. Und trotzdem — irrte er wirklich nicht? All' die wilden Geſellen des Markgrafen, immer zu Spott und Scherz aufgelegt, hätten ſie ein ſo verfängliches Geheimniß mit ihrer doch ſonſt alles durchhechelnden Zunge geſchont? — Sah er dann wieder die ſchlanke Geſtalt des Knaben, die ſo elaſtiſch ſich in den Hüften wiegte, verſchwanden alle Zweifel.

In Paris angekommen, ließ der Markgraf ſofort in einer Herberge der innern Stadt, auf der ſogenannten Villette, eine Verkaufsſtelle errichten, die ſehr vielen Zuſpruch fand. Auch Schertlin fand ſich als Käufer ein. Der König Heinrich war nicht in Paris, ſondern in Blois; dort, wo in dem Schloſſe Chambord, dem Wunderbau der damaligen Zeit, Diane von Poitiers neben Katharina von Medicis, der Gemahlin des Königs, Hof hielt, wollte er die Reiſenden heimlich empfangen. Schertlin ritt mit dem Prunk ſeiner Würde als franzöſiſcher Generalquartiermeiſter am offnen Tage nach Chambord, der Markgraf und Ottheinrich begleiteten ihn als ſeine Reitknechte. In den innerſten Gemächern des Schloſſes fanden dann in der Stille der Nacht die Unterhandlungen ſtatt. Schertlin meldet in ſeinen Aufzeichnungen darüber: „Zu Chambord hat der König mit aufgehobener Hand, von ſein ſelbſten, und Markgraf Albrecht, von teutſcher

Nation wegen, den Bund geſchworen, mit eigenen Händen unterſchrieben und verſiegelt."

Es war eine ſtürmiſche Gewitternacht, als Schertlin mit ſeinen „Knechten" nach Paris wieder heimkehrte — bis jetzt war die gefahrvolle Sendung geglückt! Mit dem ihm eigenen Ungeſtüm, rüſtete der Markgraf ſofort die Rückreiſe: der Boden von Paris ſchien ihm zu gefahrvoll für ſeine Begleiter und auch — für ſich ſelbſt. Schon hatten Chriſtoph von Leuchtenberg, Joachim von Zitzewitz, Kilian Fuchs, der ganz an ſeine einſtige Leidenſchaft für Jutta Vogler vergeſſen zu haben ſchien, zu peinlichen Scenen Veranlaſſung gegeben. Die Frauen in Paris waren gar zu verführeriſch und empfänglich für jeden Wink. Ihm ſelbſt, dem Markgrafen, ſchien der Junker von Stammheim „ein Schutzengel zu ſein," er hatte ihn bewahrt vor den lockenden Gefahren und an ein ſtilles Zimmer der Herberge gefeſſelt, aber — Albrecht war ſich darüber klar — die nächſte gute Gelegenheit benutzte er vielleicht dennoch.

Ottheinrich ſah ſchaudernd dieſes Leben der Luſt ohne jedes innere Geſetz; ſchon zu lange hatte er es, wenn auch nur durch ſeine Gegenwart, getheilt. Für die Heimkehr war die größte Dringlichkeit geboten, kaiſerliche Agenten lauerten überall, und jäher Tod konnte die Folge jeder Entdeckung ſein, darum reiſte man ſo raſch als möglich. Keine Störung unterbrach die Reiſe; auf halbem Wege ſchon, als man ſeiner nicht mehr bedurfte, gab der Markgraf ſeinem Dolmetſcher die dringend gebetene Entlaſſung in gnädigſter Weiſe.

Mächtig zog es Ottheinrich nach Antwerpen, nach Brüſſel und beſonders — nach Mecheln —!

## Siebentes Capitel.

### Glaube, Liebe, Hoffnung!

Martina, die Kammerzofe der Königin Maria, lebte seit Jahren den schwersten und angreifendsten Aufgaben. Der damalige Tag brach selbst für die vornehme Welt zeitig an. Im Winter lange noch vor der ersten Dämmerung. Freilich ging man auch früh zu Bett. Die noch mangelnde Geistigkeit des geselligen Lebens (verschieden darin vom Alterthum, das sich bis in die Nacht hinein mit Musik, Vorlesungen, Spielen der Hausſklaven oder gemietheten Mimen und Sängern zu unterhalten wußte) verstand mit dem Abend nichts anzufangen. Einer dieser Tage ging im Dienen wie der andere hin. Martina lag das Schaffen an den Kleidern der Fürstin ob, und die Sorge für die Räume, in denen Maria athmete — die Wirthschaftlichkeit bürdete die damalige Zeit meist den Männern auf. Die Küche, wie noch jetzt der Keller, gehörte das ganze Mittelalter hindurch, wo nur irgend eine Wohlhabenheit herrschte, und auf jeder Ritterburg ausschließlich, wie im Alterthum den Männern. —

Im Gemüth einer verblühenden Jungfrau bildet sich mit den Jahren Herbigkeit und Strenge aus. Hat ein Mädchen

die nächste Bestimmung des Weibes, die Ehe, verfehlt, so findet es, wenn die Stunde dieser Erkenntniß geschlagen und es einsieht, daß sein Harren und Warten in's Leere hinaus, nur immer neue Beschämungen bringt — so findet es das Glück des Lebens, nach dem alle geschaffene, mit Bewußtsein ausgestattete, Creatur trachtet, im emsigen Erfüllen seiner nächsten Pflichten!

Martina hatte sich eine strenge, ernste Haltung angewöhnt, die ganz von dem sonst in jener Zeit an den Höfen waltenden Leichtsinn abwich. Sie hatte in dieser Beziehung ein Vorbild an ihrer hohen Gebieterin; auch Maria nahm wol willig die ihr entgegengebrachten Galanterien auf, aber sie erhörte niemanden und bewahrte mitten unter Ausgelassenheiten in entscheidender Stunde ihren Ernst — ob es mit Karl Lalaing, Grafen von Hochstraten, der ihrem Herzen wahrhaft nahe getreten schien, anders gewesen, ist ein Geheimniß geblieben. Nach dem derben Ton jener Zeit wies die Königin, wenn man die Tafel verließ, wol gar manchen Gast an, nach ihren Mädchen zu haschen. Dennoch würde es Keinem gut bekommen sein, der um sie her bewegliche Romane angesponnen hätte, denen für ihren eigenen wechselnden Humor Belästigungen folgen konnten, Vernachlässigungen des Dienstes, Scenen der Eifersucht und ähnliche Intriguen, in denen so ganz der Hof von Paris zu Grunde ging. „Das sei uns doch ferne —!" konnte sie ausrufen, wenn ihr die Wittwe des Königs Franz, ihre Schwester Eleonore, von diesen Geschichten schrieb, die sich in den Schlössern von Compiègne und Chambord täglich ereigneten. Sie theilte die Meinung vieler kluger Frauen, daß ein weibliches, mit Reizen des Geistes und Körpers aus-

geſtattetes Weib immer begehrenswerth und die Möglichkeit, erobert zu werden, anregend erſcheinen und dennoch es verſtehen müßte, ſich zur rechten Zeit zurückzuziehen.

Den Wald von Roſen, mit ihren unſichtbaren Dornen, der einem ſchönen und leichtſinnigen Mädchen blüht, den konnte Martina in üppigſter Fülle kennen lernen. Die Verſuchung war an ſie in verſchiedenſter Geſtalt häufig herangetreten, ſie durfte Körbe austheilen den ganzen Tag, von Männern, die ihr huldigten, war ſie, in Folge ihrer Stellung, wie belagert. Die Sitten der Spanier, Franzoſen und Niederländer, die im Dienſte der Königin ſtanden, waren, ſobald ſich das Auge der Herrin abgewendet hatte, auch keck genug. Martina hatte allen Gefahren widerſtanden, weil ſie eine wahre Liebe im Herzen trug. Ja, ſie hatte den jungen Einwohner im elterlichen Hauſe, Ottheinrich Stauff, wahrhaft geliebt, mit der reinen Liebe eines kindlichen Herzens. Sie war ganz jenes einfache Bürgermädchen geweſen, das hinter ihrem Blumentopf nur einen Vertrauten hat — den ſtummen Hahn auf dem Kirchthurm, mit dem ſie von ihrem Arbeitsfenſter aus plaudert, und ihm den Gegenſtand ihrer ſtill vor ſich hingeſummten Lieder nennt. Mit dem Scharfblick der Liebe hatte ſie aber auch geſehen, wie Ottheinrich immer befangener wurde, immer gefeſſelter von dem Bilde der Tochter ſeines Principals. Und als er dann die Werbung der Königin um den Eintritt in ihren Dienſt durch eine offene Erklärung hätte hindern ſollen . . . ach! ſie hatte wohl darauf gewartet — und er es nicht gethan hatte, da, mit dieſer einen Täuſchung, verblühten ihre Hoffnungen alle.

Und doch liebte ſie ihn noch immer! Wenn die Abend-

ſtunden einige Augenblicke der Ruhe brachten, und ſie einen Blick auf die untergehende Sonne und die auftauchenden Sterne hinausthat, da ſchwellte Sehnſucht ihre Bruſt, träumeriſche Grüße in die Heimath, trug ſie dem Abendwinde auf, und immer zuerſt gedachte ſie dabei Ottheinrich's.

Eines Abends, es war in der Roſenzeit, machte Martina in dem prachtvoll angelegten Garten des neuen Schloſſes Marienburg einen Erholungsgang. Es war bei ihrer hohen Frau Geſellſchaft. Die Diener hatten vollauf zu thun. Die Dienerinnen konnten ſich einige Augenblicke der Ruhe gönnen. Dieſe ſuchte Martina am liebſten in demjenigen Theil des mit Springbrunnen, Waſſerbaſſins, Grotten, Tempeln gezierten Gartens, der dem urſprünglichen Charakter dieſer Gegend, der freien Waldwildniß, am treuſten geblieben war. Der Jagd zu Liebe hatte die Königin für ihr Schloß eine Gegend gewählt, die ringsum Wildbann geſtattete.

Der Garten war von einer Mauer umgeben, auch von Wachtpoſten behütet, die ſtundenweiſe von der Schloßwache aus abgelöſt wurden. Da der Boden nicht immer eben dahinlief, ſondern abwechſelnd ſich ſenkte und hob, ſo konnte man von den jeweiligen Erhöhungen aus über die Mauer hinwegſehen und die Landſtraße verfolgen, die ſich rings um den Schloßgarten zog. Auf letztrer ging es lebhaft her. Ein kleiner Ort lag in der Nähe, Namens Bingen. Von Lille, von Gent, von Oudenarde fand ein lebhafter Zuſtrom ſtatt.

Die Sonne war untergegangen. Sie hatte den weſtlichen Himmel in ein glühendes Abendroth getaucht, während ſich der Horizont tiefblau nach der andern Richtung hin wölbte wie mit magiſcher Verklärung. Hier und da konnte ein ſcharfes

tes mit den Stürmen, welche 1830 zu wehen anfingen, so muß ſich jedes edlen Menſchenfreundes Herz von der Hoffnung erwärmt fühlen, es gäbe Mittel, große und kleine, heroiſche und Hausmittel, um aus ſeinen Widerſprüchen das Jahrhundert mit heiler Haut zu retten. Wir namentlich, die wir uns die Aufgabe geſteckt haben, den Puls der Zeitgenoſſen zu fühlen und ſie harmlos von ihrem Sinnen und Trachten erzählen zu hören, wollen uns den Horizont unſeres kaum begonnenen Werkes nicht trüben, ſondern verſuchen, ſo viel leichten Sinn aufzutreiben als nöthig iſt, um eine Gefahr, die vorhanden iſt, leicht nehmen und eine, die erſt kommen ſoll, gänzlich vergeſſen zu können.

Auge ſchon ein ſchimmerndes Sternbild entdecken. In der Nähe des Meeres haben alle Schauſpiele der Natur eine Durchſichtigkeit und Friſche, wie ſie die Atmoſphäre des Binnenlands nicht zuläßt.

Martina war nicht allein. Einige alte Dienerinnen begleiteten ſie. Wäre ſie allein geweſen, ſie hätte nicht gewußt, was ſie thun ſollte, als ſie vom Wege herüber von einem Manne gegrüßt wurde, der ſich auf einer Anhöhe an einen Baumſtamm gelehnt hatte, armverſchränkt zum königlichen Schloſſe ſah und plötzlich ihr zunickte. Sie hätte mehr gethan, als nur mit leichter Neigung des Kopfes dem Gruße erwidern. Denn jener Mann ſtarrte ſie unverwandt an, nahm zuletzt ſeinen Hut ab und ließ die volle Beleuchtung des Abendroths auf ſeine freundlich lächelnden und wie immer im Grüßen verbleibenden Geſichtszüge fallen. Ohne ihre Begleitung hätte ihn angeredet. Er hatte ſie behandelt wie ein alter Bekannter.

Es war ihr warm dabei geworden um's Herz! Ihr Pulsſchlag hatte ſich beſchleunigt, ihr Athem verkürzt. Das iſt Ottheinrich Stauff —! hatten Martinen alle ihre ſtockenden Pulſe geſprochen. Er iſt's nicht ſo, wie du ihn gekannt haſt, wie er in deinem Gedächtniß, in deinen Träumen lebt — aber ich erkenne ihn nach den Schilderungen meiner Mutter —! So bedeckt jetzt ein Bart ſein Kinn, ſo iſt ſein Haar auf die Art der Spanier am Scheitel und im Nacken gekürzt — ſo ruhig ſteht er, dem Schiffer am Steuer gleich, unter den Adligen, die ihm auf Hohenſchwangau ſo ſchmeicheln und huldigen —! Wie kommt er hierher —? Oder haben ſich meine Augen getäuſcht —? So dachte ſie, als der Fremde gegangen war.

Der Fremde war ruhig den Hügel hinuntergeſchritten und allmälig in dem ab und zu durch Baumgruppen unterbrochenen Wieſengrunde verſchwunden.

Phantaſiebildern nachzuleben hatte Martina ſchon lange verlernt. Wenn ſie auch gewollt und dem Zuge des Herzens, der zuweilen träumeriſch auf kurze ſelige Augenblicke ſelbſt die gewiſſenhafteſte Entſagung beirrt, gefolgt wäre, ſie hätte es in der Ueberfülle der auf ihr laſtenden Pflichten nicht vermocht. Immer mußte ihr Auge auf die Sonne gerichtet ſtehen, von der hier allein der Dienende Belebung, von der er den Schein empfing, daß er mehr als nur ein todtes, mechaniſches Gebilde war. Aber auch noch niemals war ihr zu Muthe geweſen, wie ſoeben. Selbſt bei den beiden Reichstagen in Augsburg nicht, vor drei Jahren und beim vorigen nicht, wo ſie doch ſo oft in die Nähe der Annengaſſe gekommen war, oder das Zimmer wiedergeſehen hatte, das Zeuge ihres Glückes geweſen, des Glückes, mit kindlichem Liebeseifer dem Herberger den Morgenimbiß, oder Abends den gewürzten Schlaftrunk bringen zu können. Wie ein Wetterſtrahl hatte ſie dieſer Gruß, dieſer lang prüfende, gleichſam um Verſöhnung bittende Blick getroffen. Selbſt die beim Heimgehen wieder angetroffene Unruhe im Schloß brachte ſie nicht zur Beſinnung. Obſchon ſie ſogleich merkte, daß es bald wieder heißen würde: Aufbrechen —! Reiſen —! Packen —! ſie war nicht bei der Sache, als ſie's ſchon that. Sie ging wie im Traume, hörte, was befohlen wurde, vollzog es, alles aber wie abweſend. Der alte Haushofmeiſter der Königin, Jân Weeninx, mußte ihr, was ſonſt niemals vorgekommen, heute zweimal ſagen, daß die Königin an ihren langſchleppigen, grauen Reit-

Kleidern, nach denen sie für morgen begehrte, etwas geändert wünschte.

Schon am folgenden Morgen ging es nach Brüssel. Reitende Boten waren noch spät Abends von dort gekommen und hatten wichtige Mittheilungen gebracht. Daß es wieder Krieg geben würde, stand schon so gut wie fest in den Umgebungen der Königin.

Wäre es doch auch Thorheit gewesen anzunehmen, daß Kaiser Karl inzwischen in Deutschland alles für ruhig gehalten hätte und etwa von dem zu Chambord und in einem kleinen hessischen Waldstädtchen, Friedewalde, beschlossenen neuen Kampf der Protestanten gegen ihn wie im Schlaf überrascht worden wäre. Nur die Gesandtschaft des Markgrafen war ihm unbekannt geblieben trotz der Spione, die Schertlin auf Tritt und Schritt verfolgten, und nur in Einem täuschte er sich: er glaubte die Rüstungen gegen sich noch nicht so weit vorgeschritten.

In Brüssel rastete Königin Maria nicht lange, bald begab sie sich nach Antwerpen, wo ein großes Strafgericht gehalten werden sollte. Gewisse Kaufleute dort hatten sich in Verbindung mit den Franzosen eingelassen und dem Könige Heinrich 400,000 Kronen zu leihen versprochen, die dieser zur Erfüllung seiner Versprechungen an die Protestanten in Deutschland nothwendig hatte. Als dann Maria's Rath, Haller v. Hallerstein, auf der Börse in Antwerpen ein Darlehn für den Kaiser suchte, konnte er nur 4000 Gulden auftreiben. Dadurch war der Verdacht geweckt; Maria ließ nun einfach sämmtliche Posten, die eines Börsentages von Antwerpen ausgingen, niederwerfen, und ihre Briefe unter-

ſuchen. Da fand ſich denn die Beſcheerung. „Da fiel man“ ſchreibt eine damalige Chronik, „in die Häuſer dieſer Kaufmänner, trieb ſie, ihre Weiber und ihre Kinder, ihre Diener und ihr Hausgeſinde heraus auf die Straße, beſetzte die Häuſer, nahm Bücher, Briefe, alles was ſich fand zur Hand, und es ergab ſich, daß jene Perſonen 400,000 Kronen dem König von Frankreich zu leihen aufgebracht hatten von des großen Wuchers wegen. Darüber ſie der Kaiſer hat eine gute Zeit gefänglich halten laſſen. Darnach hat der Kaiſer alles Geld, ſo dieſe drei aufgebracht, zu ſeinen Handen genommen.“

Die Königin war über das gelungene „Jagdſtücklein“ in beſter Laune. Eines Morgens hieß es: nach Mecheln aufbrechen! wo Maria gleichfalls ein Luſtſchloß beſaß. Die Dienerinnen, unter ihnen Martina, fuhren mit dem gewohnten Geräth der Königin, in einem großen, einer Arche Noah gleichenden, von acht Maulthieren gezogenen Kaſten, im voraus. Da wurde Martina zum zweiten Mal die Viſion jenes Abends der Marienburg zu Theil. Auf der Landſtraße zogen zwei Reiter mit einer Koppel Roſſe an dem ſchwerfälligen Kaſten vorüber. Der eine der Reiter war derſelbe Mann, der ſie im Garten der Marienburg ſo freundlich gegrüßt und ſo lange betrachtet hatte. Wieder zog er ſeinen Hut und ſchien nicht einmal erſtaunt, ſie in dem Wagen zu finden. Sein Gruß erfolgte ſo ruhig und ſicher, als hätte er ſie in dem Wagen erwartet. Martina ſaß wie erſtarrt. Ihr hatte der ſtumme Gruß geklungen wie ein: „Grüß Dich Gott, Martina —! Kennſt Du mich denn nicht mehr —? Ich bin ja nur um Deinetwillen hier —!“ Jetzt war ſie ſicher ſich nicht getäuſcht zu haben! Der Fremde iſt Ottheinrich Stauff —!

„Er ist es! Was aber will er hier? Mitten in der Bahn einer Fürstin, die ihn noch keineswegs vergessen hat —! Immer noch spricht sie von ihm, so oft sie nur die Paumgärtner'schen — unbezahlt gebliebenen — Edelsteine anlegt —! So oft die Freiherren von Hohenschwangau in Augsburg ihre Besuche machten, ist von ihm die Rede gewesen. Hier sogar, in Brüssel, von wo sich der junge David den kaiserlichen Rathstitel holte, und wie ein Krösus auftrat, der alle Welt mit Geschenken überraschte — spotteten noch einmal die Spanier über den Vorfall im Fuggerhause. Hatten ihn die Paumgärtner gesendet? Was aber soll es dann mit den Rossen — die kaufen die Deutschen doch nicht in den Niederlanden! —" So konnte Martina nicht aufhören sich zu fragen.

In Mecheln saß Landgraf Philipp von Hessen, der vom Kaiser allergehaßteste Feind, gefangen. Von Oudenarde, einer kleinen Stadt, die dem Kaiser zu nahe an der französischen Grenze zu liegen schien, hatte man ihn hierher gebracht. Martina hatte für diesen Fürsten keine Vorliebe. Königin Maria pflegte niemals zu unterlassen, nur das Schwärzeste von ihm zu erzählen. Sie nannte ihn einen Türken, der zwei Frauen zugleich geehelicht hätte, einen Missethäter, für den der Strick noch eine Gnade wäre; sie pries dagegen den gefangenen Kurfürsten, den niemand zu bewachen brauchte; ein ehrlicher Fürst, hielte der sein gegebenes Wort. Mit dem Landgrafen verglichen, nannte sie den Kurfürsten einen Heiligen. Kaum war sie in Mecheln angekommen und hatte in der Stadt ein außergewöhnliches Leben bemerkt, so ließ sie die Wachen bei dem fürstlichen Gefangenen heimlich verdoppeln.

Der Landgraf hatte ſein Gefängniß im „Noort-Haus“, einem alten Gebäude, das dicht in der Nähe eines innern Stadtthors lag, das des Nachts geſchloſſen wurde. Es führte in eine Vorſtadt, die ihre Sicherung wiederum nach außen durch Schleuſen erhielt, die in dem ſich rings um die Stadt ziehenden Dylefluß angebracht waren. Hinter vergitterten Fenſtern hauſte der nun ſchon ſeit vier Jahren gefangene Fürſt, deſſen wohlgenährte Leibesbeſchaffenheit ein derartiges Einſitzenmüſſen, das Entbehren des Reitens und Jagens, qualvoll genug empfand. Ein neben dem „Noort-Haus“ gelegener, auf die „Beſſerſtraße“ und den „Viehmarkt“ hinausgehender Garten diente ihm zur Erholung. Man hatte ihm Diener, Pagen, Köche, ſogar einen Narren gelaſſen, deſſen ſich die Fürſten ſelbſt noch zu jener Zeit nicht ganz entſchlagen konnten. Alles das mit einem gewiſſen Schein von Großmuth, die der Kaiſer an ſeinem Feinde ausüben wollte. Die Aufſicht führte eine Schaar Spanier, die von einem Hauptmann befehligt wurde, der ſich ſeiner hohen Verantwortung für den Gefangenen auf's Allerpeinlichſte bewußt war.

Eines Morgens war Maria frühzeitig ausgeritten; da wurde ihr Hofgeſinde durch Trommellärm und Schießen erſchreckt. Die Sturmglocke wurde gezogen. Alles ſchrie und lief durcheinander. Die einen wollten wiſſen, Wilhelm von Heſſen, der Sohn des Landgrafen, wäre vom Rhein mit 30,000 Mann gekommen. Die andern riefen, der Landgraf wäre bereits befreit, auf der Flucht aber erſchoſſen worden. Zunächſt wurden von den Spaniern, die im Sturmſchritt anrückten, alle Straßen geſperrt. Aus den Fenſtern des

königlichen Schloſſes ſah Martina dem wachſenden Tumult mit bangklopfendem Herzen zu.

Das Wahre an der Sachlage konnte nicht lange verborgen bleiben. Der Landgraf hatte in der That entfliehen wollen. Die Vorbereitungen dafür waren in einer Weiſe getroffen, die man hätte kopflos nennen müſſen, wenn nicht andererſeits zu ſagen wäre, daß ſich hier die Kopfloſigkeit großartig zeigte. Da hätte ſie leicht ein Gelingen bringen können. Tollkühnheit gewinnt oft eher den Sieg, als die kluge Berechnung. Zugleich hatte man auf die dem Landgrafen günſtige Geſinnung der Bewohner Mechelns gerechnet. Der leutſelige Fürſt hatte ebenfalls, wie der gefangene Kurfürſt von Sachſen, die Gewohnheit, von ſeinem Fenſter aus Almoſen auszuwerfen, Muſiker aufſpielen zu laſſen, jedem Poſſenreißer, Bärenführer, Kameeltreiber, wilden Männern, die ihre Kraftkünſte zeigten, Gehör zu geben, ja ſich mit Jedermann auf der Straße gemüthlich zu unterhalten.

Das Hin- und Herreiten von Boten aus Heſſen, von Abgeſandten ſeiner Familie oder des Regentſchaftsraths oder jenes Commiſſars, der Heſſen im Namen des Kaiſers regierte, konnte kaum vermieden werden. Lebhaft ging es um den Thurm des Fürſten immer her. Da konnte eine Entweichung, vielleicht in erſter Morgenfrühe, wenn die Bauern zu Markte kamen, eher Förderung als Hinderniſſe finden. Man hatte den Spaniern heimlich die Möglichkeit genommen, die Flüchtigen auf Roſſen zu verfolgen. In den Ställen hatte man ihnen das Riemenzeug durchſchnitten und ſomit ein ſchnelles Satteln der Pferde unmöglich gemacht. Sogar die in damaliger Zeit umſtändliche Procedur des Feueranſchlagens war durch

heimliches Fortſchaffen der dazu nöthigen Hülfsmittel geſtört worden, ſo daß die Scharfſchützen gehindert waren, ſchnell ihre Lunten anzuzünden. Das dem Gefängniß des Landgrafen nahegelegene innere Stadtthor ſollte, ſo war der Plan, in dem Augenblick ſchnell verrammelt werden, wo es aufgeſchloſſen wurde. Auf dem Wege von Mecheln bis zum Rhein, mehr als fünfzig Stunden Weges, war mit Roſſen und, wo es Flüſſe zu überſchreiten gab, mit Nachen Relais gelegt.

Die Verſchworenen benahmen ſich aber nach deutſcher Weiſe ohne alle Uebereinſtimmung. Des Landgrafen Narr wurde der Verräther des ganzen Anſchlags. Nicht um einen Judaslohn verrieth er das Vorhaben ſeines Herrn, er verrieth es aus Schwatzhaftigkeit, die zu den Privilegien ſeines Standes gehörte. Als vier muthige Deutſche, die Nachts in den Garten geſtiegen waren, Morgens, noch in der Dämmerung, dem Landgrafen über die Mauer hinweghelfen wollten, da trat ihnen ein ſpaniſcher Hauptmann ſofort mit zwanzig Bewaffneten entgegen. Es kam zum Kampf. Zwei der wackern Deutſchen verloren ihr Leben. Erſt nur verwundet wurden ſie ſchon vor'm Fenſter des Landgrafen aufgehängt. Die beiden andern entkamen. Das nahe Thor erleichterte ihnen die Flucht.

Aber die ganze Stadt und jede der Herbergen ſtak voller Genoſſen. Die Seele des Anſchlags war Anton von Werſebe, ein achtzehnjähriger Jüngling, der einzige vom Adel, der ſich bereit erklärt hatte, dieſe Entweichung anzuordnen, ein Page des Landgrafen. Der andere Führer war ein Kaufmannsdiener von Antwerpen, Kurt Breitenſtein. Nament-

lich letzterer hatte wiederum andere Gesellen geworben, die mithelfen sollten. Auch von Kassel kamen einige treue Diener des Fürsten. Von Antwerpen aus wurde der ganze Handel geleitet. Sogar ein Spanier, Namens Padilla, war mit im Complot.

Nun war Alles mißlungen! Der verhängnißvolle Tag bot für Mecheln Entsetzliches. Der junge heldenmüthige Page wurde durch die Straßen geführt. Die Spanier hinter ihm her und nur mit Mühe vom Hauptmann an seiner Ermordung gehindert. Sie schrieen um Blut und Rache und an Jeden wollten sie, da sie die Einwohner im Einverständniß glaubten, mit ihren Schwertern heran. Sie durchsuchten alle Häuser. Maria war wie eine Furie von ihrem Ausritt heimgekehrt, in ihrem Gefolge bereits Folterknechte und Henker. Am Abend kam dann des Kaisers Kanzler Viglius um einen Riesenprozeß einzuleiten.

Martina gerieth über alles Das in die äußerste Bestürzung und Bangigkeit, plötzlich war ihr klar, was Ottheinrich in Mecheln gewollt, wozu er die Pferde gebraucht! — Die Aufregung, die sein erster Anblick über sie gebracht, hatte sich sehr gemildert — war doch ein herzlicher Händedruck alles, was ihm die Besonnenheit eines Mädchens von 30 Jahren als Ausdruck ihres Antheils aufbewahrt haben durfte. Jetzt aber bedurfte Ottheinrich vielleicht ihrer, jetzt war er vielleicht in Gefahr und verlangte nach ihr! Darüber nahm ihr die Angst fast den Athem.

Schlaflos hatte sie die Nacht verbracht; die Nachrichten am nächsten Tage steigerten noch ihre Befürchtungen, im Geist sah sie Ottheinrich verfolgt, umherirrend, verzweifelnd

ihre Hilfe ſuchend! In jeder Minute erwartete ſie eine ſchreckliche Botſchaft!

Es war Abenddämmerung. Die Stadt war etwas ruhiger geworden. Das ſtürmiſche Läuten der Glocken hatte aufgehört. Eben mahnten ſie von den Thürmen der Kirchen zum Abendgebet. Martina brachte das ihrige dem Himmel dar mit heißem Flehen um die Rettung des Unglücklichen, den ein ſchimpflicher Tod von Henkershand bedrohte.

Sie hatte den unruhigen Palaſt verlaſſen und war in den Garten getreten, der ſich an Pracht und Umfang mit dem Park auf der Marienburg nicht meſſen konnte. Aber lieblich dufteten auch hier die Blumen. Um die verſchnittenen, in wunderliche Geſtalten gebrachten Taxus- und Lebensbäume ſummte tauſendfach die geflügelte Eintagswelt und deutete, wie das milde Abendroth, auf ein fortgeſetztes ſchönes Wetter.

Als ſich Martina einer Terraſſe, die von zwei Reihen ineinanderverwachſener Ahornbäume wie ein einziger großer Laubengang bedacht und angenehm beſchattet war, genähert hatte, bemerkte ſie abwärts an einigen Stufen, die zum Ufer des Fluſſes hinunterführten, Spanier mit hochaufragenden Waffen.

Anfangs glaubte ſie, es wäre nur eine der gewöhnlichen Wachen, die das Schloß und den Garten der Sicherheit wegen zu umkreiſen pflegten.

Bald aber ſah ſie, daß die Spanier mit einem beſondern Anſchlag beſchäftigt ſchienen. Sie hatten ſich dicht am Ufer und am Fuße der Terraſſe durch's Schilf geſchlichen, hoben drohend ihre Spieße in die Höhe und ließen ſogar eine Lunte aufflammen, als ſollte es bei einem unter ihnen befindlichen

## III.

## Die neue Welt.

Ich hatte für das vorige Kapitel noch einen Passagier, der mitsegeln sollte. Allein der Wind blies so frisch in die Segel, daß ich die Anker lichtete und den nun am Strand sitzen Gebliebenen für ein neues Paquetboot bestimme.

Kommerzienrath Punktum hat mir's erlaubt, daß ich ihn, ob er gleich mein Freund ist und mich des Jahres zwölfmal bei sich essen läßt, in meinen Zeitgenossen aufführen darf, und zwar nicht hinter dem Titel derselben, als Dedikation der Vorrede, sondern mitten unter den großen und kleinen Charakteren, welche ich mir in diesen Unterhaltungen zu zeichnen vorgenommen habe.

Wodurch ist Punktum so bemerklich? Durch sein ungeheures Rechnungstalent. Was er sieht und hört, multiplizirt er. Er darf nur zum Fenster hinaussehen, so weiß er, wie viel Menschen auf der Straße sind. Ich ging nach einem seiner vortrefflichen Diners mit ihm ins Theater und sagte: Punktum, geben Sie mir einmal das Biquadrat dieser hier versammelten Menschenmasse an! Er sah sich ein wenig um

Scharfſchützen zum Schuſſe kommen. Es waren ihrer fünf bis ſechs.

Jetzt rief Einer den Fluß hinunter einige drohende Worte, die Martina, an ſpaniſchen Umgang gewöhnt, auf ein: Steh! Steh! Wer biſt Du? Sprich oder wir ſchießen —! deutete.

Und zu gleicher Zeit ſtreifte ihr Ohr ein Geräuſch. Sie trat an den Rand der Terraſſe und ſah im Schilf einen Mann, der langſam einen Nachen fortruderte —

„Gott im Himmel —!“ Dies Wort erſtarb auf ihren Lippen. Der Athem verſagte ihr.

In zerriſſener Kleidung, den Hut in's Geſicht gedrückt, einen Mantel zu ſeinen von Koth beſudelten Füßen, mühte ſich dieſelbe Geſtalt, die ſie ſeither für Ottheinrich Stauff gehalten hatte, durch das hindernde Schilf hindurch das andere Ende der Terraſſe zu erreichen, wo ebenfalls, dort aber mit zwei ſchönen Bildſäulen geſchmückt, eine Treppe zur Terraſſe hinaufführte. Der Kahn war bunt bemalt und gehörte zum Inventar des Schloſſes.

Schon kamen die Spanier von der andern Seite den Baumgang heraufgeeilt.

„Was iſt —?“ rief Martina und ſtellte ſich wie von einer Eingebung ergriffen den Herbeiſtürmenden, ihren Spießen und der Hakenbüchſe entgegen.

Die Spanier ſchrieen wild durcheinander. Vollkommen verſtand ſie, daß ſie einen der Flüchtlinge entdeckt zu haben glaubten. In jenem Kahn hätte er ſich verſteckt gehalten.

Martina kehrte dem Kahn den Rücken. Sie hörte nur

ſein Dahinrauſchen im hohen Schilfe, hörte nur das Anklingen des Ruderhakens am eiſernen Gitter der Terraſſe.

Dabei ſchritt ſie ſelbſt rückwärts, um den Andrang der Spanier zu hemmen. Sie wußte nicht, was ſie that. Nur immer rief ſie auf ſpaniſch:

„Das iſt das Haus der Königin —! Ein Aſyl —! Was wollt Ihr hier —?“

Und wie ſie bis zur andern Stiege und an die Bildſäulen gekommen war, und der Fremde einen Fuß aus dem Nachen geſetzt hatte, den andern auf den Boden des kleinen Fahrzeugs ſtemmte, dabei das Ruder mit den Eiſenzinken entſchloſſen vorhielt, um ſich zu vertheidigen, da gab ihr der Gott der irdiſchen und der ewigen Liebe den Muth und die Selbſtverleugnung, daß ſie, die ſie nimmermehr, wenn ihr Ottheinrich je im Leben wieder begegnet wäre, geduldet haben würde, daß zwiſchen ihnen auch nur das leiſeſte Wort von Liebe von ſeiner oder von ihrer Lippe gekommen wäre, alles zuſammenraffte, was ſie von den am häufigſten vernommenen und an ihr Ohr gedrungenen ſpaniſchen Worten wußte, Worte der Liebe und der Huldigung, und ausrief:

„Ihr ſolltet Euch ſchämen —! Denn wiſſen müßt ihr, das iſt mein Geliebter! Was ſtört ihr ein Stelldichein, zu welchem ich ihn beſtellt habe —! Er wartete hier im Kahn auf mich —! Geht von dannen und achtet eine Dienerin der Königin, eine Deutſche, die einen deutſchen Landsmann liebt und ihn hier erwartete —!“

Zu dem Fremden aber, der — von zweitägigem Hunger, von Schreck und Entſetzen halb leblos und todtenbleich daſtand und ſeine letzte Lebenskraft geſammelt hatte, um in Ueber-

einſtimmung mit ihrem Zeugniß gleichſam wie ein Lebensmuthiger und unbefangen aufzutreten, ſagte ſie:

„Ottheinrich Stauff! Mein Geliebter! Tritt näher! Wie lange haſt Du mich heute warten laſſen —!“

Wie mit Seraphszungen aus Himmelshöhen klang es Ottheinrich entgegen; ſo hatte die Braut im Hohenliede geſprochen: Mein Geliebter! Wie lange haſt du mich warten laſſen! Er fühlte, daß es eine unſichtbare Hand war, die ihn jetzt noch aufrecht hielt, denn alle ſeine Kraft war geſchwunden; zwei Tage und Nächte hatte er auf dem Boden des Nachens ausgeſtreckt gelegen, nichts gegeſſen und getrunken, jetzt ſchüttelte ihn das Fieber, nur mühſam hielt er ſich am Ruder feſt.

Die Spanier fluchten und lärmten zwar, hielten aber doch mit ihrem Angriff zurück. Der Führer ſagte: Der in ſo verdächtiger Lage Gefundene, vollends ein Deutſcher, müſſe ihnen jedenfalls folgen. Er deutete auf den Garten und die hintere Front des Schloſſes, wo ſich im mittleren Portal die Hauptwache befand.

Einige ſeiner Untergebenen ſprangen hinzu und wollten den wahrlich nicht nach einem Stelldichein mit einer Hofzofe Ausſehenden mit Gewalt führen. Die Kleider Ottheinrich's waren beſchmutzt, die weiße Wäſche zerknittert, das Haar zerzauſt, die Stiefel trugen die Spuren des Watens im Moraſt. Es mußte der äußerſten Anſtrengung bedurft haben, bis der Flüchtling des am diesſeitigen Ufer feſtgeketteten Nachens hatte habhaft werden und wahrſcheinlich in nächtlicher Weile, ihn von einer Klammer, die ihn hielt, hatte löſen können. Die Nägel an ſeinen Händen bluteten.

Martina ließ in der Durchführung des falschen Scheins, den sie sich gegeben hatte, nicht nach. Sie ergriff die blutende Hand des Freundes, zwang sich zum Lachen und dann wieder zu scheinbarer Entrüstung über die Störung der geheimen Wege, die alle Liebe gehe. In einzelnen abgerissenen spanischen Worten, die sie hervorstieß, lag den Spaniern vollkommen verständlich der Sinn:

„Schämt euch, die Ehre eines Weibes so bloßzustellen. Aber ich sehe es, ihr, der ihr hier befehlen wollt, seid kein Hidalgo —! Lacht nicht! Die Königin liebt freilich nicht, daß uns Männer besuchen. Aber die Nacht bedeckt auch wol bei euch Dinge, die ihr nicht jedermann verrathen sehen möchtet. Aber komm jetzt, Geliebter, ich will mich der Königin zu Füßen werfen und offen bekennen, daß Du mein Landsmann bist, der nur um mich von Antwerpen gekommen, wohin Dich Deine Handelsgeschäfte führten —! Ich will bekennen, daß Du schon vor unserer Ankunft von Brüssel heimlich hier auf mich wartetest und nicht minder, wie wir alle, ja mit noch größerm Unwillen, diesen Spuk unserer Landsleute, die Entführung des ketzerischen Landgrafen beklagst —! Komm getrost! Diese rohen Schergen wollen nun einmal die Ehre einer Frau beschimpft sehen — mag es also geschehen —!“

Ottheinrich fühlte sich von Martina's Hand ergriffen. Sie führte ihn von dannen. Aus ihren zusammenhangslos ausgestoßenen, halb spanischen, halb deutschen Worten hatte er entnommen, welches Opfer sie ihm brachte. Er würde geglaubt haben, dies Opfer verschmähen zu müssen, wenn es nicht so wie von Gott gesendet, so wie von allen Leiden der

Seele, von Reue und nagendem Gewiſſen befreiend geklungen hätte.

Was er nie für möglich gehalten — eine Erklärung der Liebe, die Martina für ihn, und er wol auch für ſie gefühlt hatte — das brachte der fürchterliche Augenblick, in dem der Tod ihm ſo nahe war, wie ein natürliches Ereigniß — darin ſah er die Fügung Gottes!

Martina ſetzte ihre Rolle meiſterlich fort; ſie kannte genau den Charakter und die Denkweiſe der Spanier, und was ſie in ihrer ſüdlichen Glut von liebenden Frauen zu ſehen gewohnt ſind. Sie legte den Arm um den Unglücklichen, der vielleicht den Weg des Todes ſchritt und drückte auf ſeine Wangen und zerriſſenen Hände mit zitternden Lippen Kuß auf Kuß. Dabei pflückte ſie, ſeine Erſchöpfung bemerkend, und ſogleich deren Urſache errathend, Früchte von den Sträuchern und ſteckte ſie ihm mit neckenden Geberden in den Mund, ja ein Stück Brot, das ſie zufällig bei ſich trug, brach ſie in kleinen Stücken und fütterte ihn, wie man die Vöglein füttert.

Die Wildheit der Spanier hatte angefangen ſich zu legen. Bei dem Fluchtverſuch des Landgrafen waren ihrer mehrere erſtochen, andere ſtark verwundet worden. Ihre Rache hatte anfangs jedem Deutſchen gelten ſollen. Der gemeſſenſten Befehle hatte es bedurft, daß ſie nicht auf der Stelle jeden Verdächtigen, den ſie ergriffen, todtſchlugen. Doch begnügten ſie ſich jetzt, das Paar in ihre Mitte zu nehmen, den Gefangenen durch die Hecken und auf die Schloßwache zu führen.

Unterdeß hatte das laute Rufen und Schreien beim

erſten Angriff, und der darauf folgende lebhafte Wortwechſel, im Schloſſe Aufmerkſamkeit erregt. Frauen und Männer kamen dem ſeltſamen Aufzuge befremdet entgegen. Das Erſtaunen der geſammten Dienerſchaft über das Benehmen der ſonſt für ſo ſpröde geltenden Jungfrau Martina von Augsburg war nicht gering. Einige ihrer Mitdienerinnen lachten hell auf. Andere ſchüttelten den Kopf und behaupteten, die Garderobière ſei geradezu verrückt geworden.

Der Königin hatte man ſchleunigſt die Kunde von dem Tumult gebracht. Die Mittheilung, daß Martina Schenck von Augsburg, die Hüterin und Pflegerin ihrer Kleider, die Sprödeſte und Tugendhafteſte von allen ihren Dienerinnen, auf der Terraſſe im Abenddunkel ein Stelldichein geſucht hätte, erregte zwar ebenfalls das laute Lachen der Königin, aber die Nebenumſtände, die man entdeckte, das Verweilen des Amoroſo in einem Kahn, wo man ihn aufgefunden, ſchienen ihr ſo ſeltſam, daß ſie ſich nach dem Delinquenten ſelbſt umſehen wollte. Zunächſt beſchied ſie Martinen vor ihr Angeſicht.

Dieſe warf ſich, als ſie eingetreten war, auf die Knie und betheuerte unter Thränen, die ſie nicht zu erheucheln brauchte, daß ſie ſchon auf dem Schloß Marienburg, dann in Brüſſel und nunmehr hier in Mecheln heimlich von einem alten Freunde beſucht worden wäre, den ſie von ihren jüngeren Jahren und von Augsburg her lieb behalten hätte. Es wäre ein Kaufmann von Augsburg, jetzt in Antwerpen und einem großen Hauſe zugehörig. Beide hätten ſie ſich dahin verabredet, daß ihr Freund im Abenddunkel an der Terraſſe erſcheinen ſollte. Da hätte er ſogar das Waten im Fluſſe,

der des Nachts, der Nähe des Meeres wegen, ebbte, nicht gescheut und sich in jenem Kahn so lange verbergen wollen, bis sie sich auf der Terrasse eingefunden. Auf diese Art wäre das Stelldichein zweimal geglückt, heute jedoch gescheitert, da der Nachen losgegangen wäre und den Harrenden durch sein Weitergleiten bis zur nächsten Schleuse verrathen hätte.

Inzwischen waren aber der Königin von einigen ihrer Räthe, die den Gefangenen gemustert hatten, Mittheilungen gemacht worden, nach denen das Aeußere des Fremdlings auf einen Einwohner des Gasthofes „zur Rose“ paßte, den man viel mit den Anstiftern des Fluchtversuches des Landgrafen verkehren gesehen habe.

Ein strenger Blick der Fürstin traf die in tiefer Schamröthe erglühende Martina.

„Welchem Augsburger Kaufmann dient er —?“ fragte die Königin.

„Den Paumgärtnern!“ hieß es aus dem Kreise ihrer Umgebung.

Da hielt sich nun auch Martina, obschon sie anfangs über dies neue Moment einer Gefahr heftig erschrak, nicht länger. — Konnte denn nicht der Königin die Erinnerung an den vor Jahren stattgehabten Auftritt im Fuggerhause zu Augsburg vor die Seele treten? Fanatiker gab es genug in ihrer Umgebung, die jenem Auftritt beigewohnt und ihn noch jetzt nicht dem kühnen Kaufmannsdiener vergeben hatten. Ein Jüngling, der damals schon so vermessen auftrat, konnte sich wol auch noch im reifern Alter haben bereit finden lassen, die Befreiung des Landgrafen mit fördern zu helfen — das waren ihre Gedanken, und so schwieg sie nicht länger, sondern gestand:

„Ja, Majeſtät! Er dient den treueſten und aufrichtigſten Freunden des Kaiſers —! Er iſt die rechte Hand der Freiherren von Hohenſchwangau —“

„Ich will ihn ſehen —“ entgegnete die Königin, die, als ſie Martinens Stocken bemerkte, von einer Erinnerung ergriffen wurde, und fuhr fort: „Wir haben jetzt an den treuſten und aufrichtigſten Freunden des Kaiſers gar zu ſeltſame Dinge erlebt.“

Dennoch lag noch in ihren Worten einige Milde. Sie hatte in der That Mitleid mit Martina, Mitleid mit dem Spott, der jetzt reichlichſt die tugendhafte „Jungfrau“ traf. Was iſt das menſchliche Herz und das weibliche zumal —! mochte ſie denken und dabei manche Stimme vernehmen, die auch ſpöttiſch zu ihrem eigenen Herzen ſprach.

Martina ſtand weinend und wie von Scham vernichtet mit abgewandtem Antlitz.

Der Gefangene hatte einige Muße gehabt, ſich äußerlich zu ſäubern und vor allem einige Kraft durch raſch genommene Lebensmittel zu gewinnen. Er wurde der Königin vorgeführt, vor der er ſogleich ſein Knie beugte. Auf die Fragen der Fürſtin beſtätigte er die Mär, die Martina erzählt.

Sinnend blickte Maria ihn an, die Stimme Ottheinrichs wurde ihr immer bekannter.

„Euer Principal,“ ſagte ſie forſchend, „iſt geſtorben —“

„Zum Leidweſen aller derer, die ihn verehrten —“ antwortete Ottheinrich.

„Was hattet Ihr in Antwerpen zu ſuchen —?“

„Die Erbſchaft der Söhne machte Erhebungen nothwendig in der alten Factorei des Hauſes —“

„Habt Ihr von der Schandthat der Befreiung des Landgrafen gewußt —?“

„Nein, Königin —“

„Wie lange ſeid Ihr im Dienſt des Freiherrn von Hohenſchwangau —?“

„Seit meinen Jünglingsjahren! Ich zähle über ſechsunddreißig —“

„Wart Ihr doch nicht etwa vor Jahren der Ueberbringer von Edelſteinen an mich —?“

Ottheinrich ſchwieg und blickte nieder.

„Nun kenne ich Euch —!“ ſprach die Königin und mit größerer Strenge, als ſie bisher gezeigt hatte, fuhr ſie fort: „Ich erinnere mich, daß Ihr damals des Dienſtes verwieſen, ja aus der Stadt verbannt wurdet —! Auch noch einem andern Frevel ſolltet Ihr Vorſchub geleiſtet haben, der in meinem Beiſein auf dem Tanzhauſe verübt wurde —! Italiener machten einen Mordanfall auf einen der Söhne Eures Freiherrn —! Wie könnt Ihr ſagen, daß Ihr noch den Paumgärtnern dient —?“

„Weil man meine Unſchuld erkannte, riefen ſie mich wieder zurück —“

„Es iſt des Freiherrn treueſter Diener —“ fiel Martina ein. „Er hatte die Gewalt über alle ſeine Schlöſſer und regierte ſein ganzes Haus —“

Ottheinrich ſchwieg.

„Und Ihr kanntet Euch?“ wandte ſich die Königin wieder zu Martina. —

„Ich wohnte im Hause der Eltern Martina's —“ bezeugte Ottheinrich.

Die Königin wandte sich halb zu ihren Umgebungen, halb zu dem beschämten Paar mit den Worten:

„Bei unserer Mutter Gottes von Brügge! Das ist ein langer Brautstand gewesen —! Euch war Martina treuer, als vielleicht Eurer Braut Ihr! Darum erwartet auch nicht, daß ich Euch erlaube, sie zu heirathen. Haben hier auch zu Mecheln die Priester gar nicht, wie Ihr sie begehren würdet. Noch immer bin ich, wie Ihr wol in Brüssel und Mecheln vernommen haben werdet, weitab von Euren Ketzereien, die nur die heilige Sache der Religion mißbrauchen, um im deutschen Reich des Kaisers Ansehen zu kürzen. Nach Antwerpen, wo es freilich der falschen Pfaffen und Franzosenfreunde genug gibt, gebe ich sie Euch am wenigsten mit —! Gehet also getrost in Euern Gewahrsam, den ich Euch verordne, bis Ihr Euch von jedem Verdacht an des Landgrafen Meuterei gerechtfertigt habt! Haha —! daß auch die Jungfrau gar so wild um Euch aufloderte —! Ei, ei, wo bleibt denn die Weisheit unserer Jahre —!“

Mit halb höhnischem, halb gutmüthigem Spott entließ sie die Beiden. Ottheinrich wurde von den Spaniern in einen Thurm des Stadthauses geführt.

Erst am folgenden Morgen überkam Martina das ganze Gefühl der beschämenden Lage, die sie selbst heraufbeschworen. Wer ihr begegnete, sah sie mit spöttischem Lächeln an; die Königin ließ sich nicht von ihr, sondern von einer Französin bedienen. Mit bitteren Thränen sah sie ein, daß sie nun nicht besser geachtet wurde, als die leichtfertigen Dirnen am

und sagte: Sie sind kein Kaufmann. Als solcher sag' ich Ihnen, daß wenn Jeder hier unten im Paterre nur acht Groschen in der Tasche hat, die Summe gerade 280 Thaler 18 Groschen betragen wird. Was er sieht, gestaltet sich ihm in eine Combination um, die immer einer Größe gleich ist, welche er dividirt und addirt. Er geht auf der Straße und rechnet die Menschen zusammen, als wären es lauter Ziffern, benannte und unbenannte. Er soll der Napoleon der Buchführung in der ganzen Handelswelt sein.

Allein dies große Talent ist weit weniger dasjenige, was mich veranlaßt hat, Kommerzienrath Punktum unter meinen Zeitgenossen aufzuführen. Was mir weit bemerkenswerther geschienen hat, ist die mathematische Zeitrechnung seiner Familie. Ja, ich muß es gestehen, Punktum ist ein so großer Rechner, daß er alle Bande des Blutes, alle zarten und süßen Pflichten der Eltern- und Kindesliebe in ein arithmetisches System gebracht hat und über jede seiner Zärtlichkeiten und Vatersorgen einen Contocorrent führt. Besitzer eines ansehnlichen Vermögens ist er durch fünf Kinder gezwungen, es einst zu dividiren. Er ist zu sehr Mathematiker, als daß er sich durch Rücksichten auf Primogenitur bestimmen lassen sollte. Jedes Kind hat ein Buch, in welchem die Kosten, die es verursacht hat, eingetragen werden. Es ist dies eine finanzielle Biographie von Kindesbeinen an. So wie ein neues auf die Welt kömmt, erhält es sein Folio in der Bank des Vaters. Die Hebamme kostete soviel Thaler, der Kindtaufschmaus soviel; ist das Kind größer geworden, so heißt es: Soviel Teller zerschlagen, soviel Schaden im Garten angerichtet, so oft gefallen durch eigene Schuld, Heilungskosten; kurz, Punktum ist seit zwanzig Jahren keinen Abend

Hofe. Doch Alles wollte ſie gern ertragen, würde nur die Gefahr vom Haupte des Geliebten gewandt!

Des Geliebten?! Nun ja — ſie fühlte, daß es ihr wirklich an Kraft zu widerſtehen gefehlt haben würde, wenn ſie Ottheinrich hätte beim Wort nehmen und das Bekenntniß ihrer Liebe wahr machen wollen.

## Achtes Kapitel.

### Brautfahrt.

Wochen vergingen — für Martina Wochen des herbſten Lebenswehes! Dieſer Hof, wo ſie bisher von allen ſo geachtet gelebt hatte, ja wo ſie ſich hätte behaupten können, wenn ſie gleich anfangs bei ihrem erſten Erſcheinen, als ſie noch in Jugendblüthe ſtrahlte, den Gefahren der Verführung erlegen wäre, verurtheilte ſie jetzt, ſeitdem ſich an ihr das Unglaubliche, das nie für möglich Gehaltene offenbart hatte. Trotzdem blieb ſie ihrer Rolle getreu; ſie ſchickte Speiſen, ſogar geſchriebene Zettel in den Thurm, und that Alles, um ihre Liebe für den Gefangenen zu verrathen. Dieſer kam ihr auf halbem Wege entgegen; er ſprach ſeine Hingebung und Liebe für ſie mit einer Leidenſchaft aus, die für ſeinen Verſtand fürchten ließ. Stundenlang, ſo erzählte man, ſäße er trübſinnig in ſeinem Kerker, hielte den Kopf mit beiden Händen und vergöſſe Thränen.

Unterdeß ging die Unterſuchung gegen die Gefangenen weiter. Der Kaiſer hatte aus Deutſchland die ſtrengſten Befehle geſchickt. Furchtbar wurde geſtraft. Martina wankte wie ein Schatten im Schloſſe umher; noch einmal wagte ſie

es, ſich der Königin zu Füßen zu werfen und um das Leben des Mannes, den ſie liebe, und von dem es heißt, daß er nach Brüſſel abgeführt werden ſolle, zu flehen — die Königin würdigte ſie keines Blickes und wandte ſich von ihr ab.

Am nächſten Morgen aber brachte ihr der alte Weeninx die Botſchaft: ſie ſolle ihre Sachen packen und ſich rüſten nach Deutſchland zurückzureiſen. Die Königin, fügte er hinzu, mache ihr noch ein Geſchenk von hundert Kronen, wollte aber ſonſt nichts mehr von ihr wiſſen. Nur etwas, das die Königin noch angeordnet hätte, ſollte ſie ſpäter erfahren. In drei Stunden müßte ſie ſich reiſefertig am Lütticher Thor eingefunden haben, wo ſie ein Wagen erwarten würde, der ſie bis nach Lüttich führen ſollte. Von da ab müßte ſie für ihr Fortkommen ſelbſt ſorgen.

Darüber wollte Martina vor Schmerz faſt vergehen — dieſe ungnädige Entlaſſung nach fünfzehnjährigem treuem Dienſte! Flehentlich bat ſie von der hohen Gebieterin wenigſtens Abſchied nehmen zu dürfen — es wurde ihr nicht gewährt, der alte Diener beſtand unerbittlich auf genaue Ausführung des ihm gewordenen Befehles.

So mußte Martina von dem bisherigen, ſo würdig behaupteten Kreiſe ihres langjährigen Wirkens ſcheiden. Sie mußte den Unglücklichen, dem ſie ſich geopfert hatte, einem zweifelhaften Zukunftsloſe überlaſſen. Auf alles, was ſie in der Eile zuſammenraffte und in ihren Reiſekoffern, die immer bereit ſtanden, unterbrachte, rieſelten Thränen.

Die drei Stunden waren um. Träger kamen, um ihr Gepäck an's Lütticher Thor zu tragen, ihnen folgte Martina ſchwankenden Schrittes. Da regte ſich doch unter den

Bewohnern des Schloſſes die Anhänglichkeit, die ihr, während der vielen Jahre, ihr treufleißiges Schaffen erworben — zahlreich begleitete man ſie bis an ein Seitenthor des Schloſſes, der Frauen Thränen miſchten ſich mit den ihrigen, die Männer ſchüttelten bewegt ihre Hand.

Am Lütticher Thore harrte der unförmige Wagen — ach! wie ein Leichenwagen ſah er aus! Ihrer Sinne kaum noch mächtig wollte Martina im Wagen ihren Sitz einnehmen — da fand ſie, daß ſie einen Begleiter haben würde, der ſein Antlitz noch abgewendet hielt. Ihr Fuß zögerte nun, wie gelähmt ſtand ſie, die Hand mit dem Riemen umwunden, mit welchem man ſich in den Wagen hineinheben mußte — bei Gott im Himmel! ſie täuſchte ſich nicht, es war Ottheinrich Stauff, der ihr mit noch immer abgewandtem Haupt beim Einſteigen behilflich war! —

Die Roſſe zogen an. Eine Weile, bis ſie das Weichbild der Stadt verlaſſen hatten, ſaßen beide Reiſende ſtumm nebeneinander. Nur ein jeweiliges Schluchzen Martinens unterbrach die Stille.

Dann begann Ottheinrich mit der ihm eigenen, würdevollen Ruhe:

„Sollten wir nicht, liebe Freundin, zuvörderſt mit Dank und Gebet zu Gott der Königin gedenken —? Die vielen Grauſamkeiten, womit ihr Bruder, der Kaiſer, auch ſchon ihr Gewiſſen belaſtete, hat ſie durch eine Handlung des Edelmuths einmal unterbrechen wollen —! Für mich war es eine Gnade, für Euch iſt es leider — eine Strafe. Denn die hohe Frau hat nicht wiſſen können, daß ſie Euch ein bitteres Leid verhängte. Oder muß es Euch nicht ein ſolches ſein, mich wieder-

zuſehen — ? In fünfzehn Jahren habt Ihr zwar mein Andenken nicht vergeſſen und habt mir, vielleicht nur um Eurer Aeltern und um Augsburgs willen, das edelſte Opfer gebracht — aber ich weiß es wohl, wie ſchwer es Euch geworden ſein muß, nachdem Ihr in Augsburg, ſo oft Ihr alldorten geweſen, meiner noch kaum mit einem Worte gedacht habt —!"

Martina ſchwieg. Sie empfand nur erſt die Stimme Ottheinrich's und gewöhnte ſich, dieſe zu ertragen. Allmälig bekämpfte ſie ihr Zittern, um nicht den Inhalt ſeiner Worte zu überhören. Ottheinrich's Stimme hatte ſich geändert. Sie war voller, klangreicher, feſter geworden.

„Ihr habt mich vom Tode errettet", fuhr Ottheinrich fort, „und mir ein Leben wiedergeſchenkt, das nahe daran war jeden Werth für mich zu verlieren — Gott lohne es Euch mit ſeinem reichſten Segen —!"

„Warum habt Ihr das Leben nicht mehr lieb —?" fragte Martina mit leiſer Stimme. —

Ottheinrich ſchaute ſie an; ſie ſaß neben ihm, noch immer eine ſtattliche Erſcheinung. Ihr edles Geſicht war jetzt bleich und farblos, aber in ihren Augen, die ſie zu ihm hob, leuchtete noch jugendlicher Glanz.

„In einem Moment fühlte ich, wie ich es wieder lieb gewann, das war, als mich die Todeswaffen der Spanier bedrohten, Ihr aber zu mir ſagtet: ‚Mein Geliebter! Tritt näher! Wie lange habt Ihr mich warten laſſen —!' O wie lange — wie lange, ja, habe ich doch das gethan —! Aber ich glaubte ſchon im Grabe zu ruhen. Für Euch — ſchon vor jenen beiden Schreckensnächten in dem ſchützenden Nachen. Warum ich ſolches geglaubt habe, wollet Ihr auch

das wiſſen? Iſt es nicht genug, wenn ich bekenne, daß ich Eures Zeugniſſes, Eurer Rettung längſt unwürdig geworden zu ſein glaubte —?"

Auf dies Wort konnte Martina nichts anderes thun, als lächelnd die Hand ausſtrecken und dem von Reue und Schmerz gefolterten Freunde überlaſſen, ob er ſie ergreifen, an ſein Herz drücken wollte oder nicht.

Er ergriff ſie ſtürmiſch, dann, ſich beſinnend, legte er ſie mit Ruhe auf ſeinen Schooß. Aber er hielt ſie darum doch ſo feſt, als ſollten ihr die Schläge ſeines Herzens fühlbar werden.

Sie zog die Hand auch nicht zurück; ihr Blick traf ihn warm und voll!

„Vergebt", ſprach ſie, „was ich da in meiner Angſt mit Euch gethan habe! Ich bin von Todesqualen und Foltern die vielen Jahre hindurch hier ſo umgeben geweſen, ich habe die Königin ſchon ſo viele gräßliche Todesurtheile unterzeichnen ſehen — ich konnte mir nicht denken, daß Gott auch Euch ſo Schreckliches beſchieden haben ſollte —!"

Wieder trat eine längere Pauſe ein — Ottheinrich wagte einen Kuß auf die Hand Martina's zu drücken —! Dann begann er auf's Neue:

„Die glänzendſte Stellung habt Ihr um mich verloren —! Den Ruf Eurer Ehrbarkeit und Tugend vernichtet —!

Martina unterdrückte den Seufzer, der ſich ihrer Bruſt entwand, und ſagte nur ſchnell:

„Laſſet Euch doch lediglich Euer eigen Leid kümmern —! Zu dieſem", ſetzte ſie ſcherzend hinzu, „wird nun auch gehören, daß die Hofſchranzen Eurer alten Liebe, einer ſo ehrbaren

Jungfrau mit dem Schlüſſelbunde, für die es ſchon la
keinen Spiegel mehr gegeben hat, bitter geſpottet ha
werden —"

„Martina!" rief Ottheinrich aus und rückte ihr j
näher. Der Verſuch zum Scherzen ließ ihr den ganzen Li
reiz ihrer erſten Jugend wie ein ſchönes Abendſonnenſtr
licht über die Wangen gleiten. „O kannſt Du mir 15 Jahre d
Irrens vergeben —? Du ſelbſt ſtrahlſt wie die Blätter d
jungen Zweige des Oelbaums —! Ich habe ſie in Welſchla
geſehen, wie ſie glänzen können im goldnen Sonnenlicht —
O, Martina — ich bin alt —! Sieh, mein Haupt, m
Bart trägt ſchon den erſten Schnee des Winters. Du aber
nein, Du biſt die ewige Jugend —! Dein Herz, Dein Ge
iſt der ewige Frühling —!"

Er hatte ſie an ſich gezogen und drückte jetzt mut
ſeine Lippen auf ihr Antlitz, das ſich vor ſeligem Schrec
gleichſam wie vom Blut entleerte und darüber die ſchö
dem Marmor gleiche Färbung des Todes empfing. Da wur
es das Bild der erſten Jugend wieder, das in ſeinen Arm
lag — die Augen vor namenloſem Schmerz oder — v
namenloſem Glück geſchloſſen —!

Beredten Mundes ſchilderte er nun ſein bisheriges Lebe
er verſchwieg ihr Nichts, nicht die Doppelempfindung, in d
einſt ſein Herz erglüht, nicht die bezaubernde Wirkung, d
Gundula's Nähe auf ihn ausgeübt. Dann berichtete er, w
es licht geworden in ſeiner Seele, wie er ſich losgeriſſen v
dem glänzenden Paumgärtner'ſchen Kreiſe, um ſich forta
ganz der heiligen evangeliſchen Sache zu widmen, und w
ſich dann zwiſchen ihnen das „Wunder" zugetragen hatt

Denn ein „Wunder“ mußte es genannt werden, was ihnen geſchehen war —!

„Nie“, ſprach er, „hätt ich gewagt, wenn wir uns je wieder begegnet wären, eine Saite des alten Liedes, das zwiſchen uns verklungen war, wieder zu berühren. Ich verließ Augsburg, ich wollte den Landgrafen befreien. In Antwerpen fand ich, daß dafür Gott ſchon andere Herzen erweckt hatte. Hatte ich früher den Gedanken gehabt, Deine Hülfe zu ſuchen, Martina, ſo hätt' ich Dich jetzt entbehren können. Aber es drängte mich doch, Dich zu ſehen —! So begrüßte ich Dich auf Schloß Marienburg, ſo auf der Landſtraße. Nun — laß uns das Wort wahrmachen, das Gott auf Deine Lippe gelegt hat, als Du mich vor dem Grimm der Spanier retteteſt! Du bekannteſt Dich als meine harrende Braut! Ja, laß uns in's Vaterland, für die Zeit hienieden und für die Ewigkeit dort, ſo zurückkehren, als wenn Du in Wahrheit es geweſen wäreſt, und werde mein Weib —!“

Martina war längſt ſchon wiedergewonnen, noch bevor er in ſeinem Bericht bis zu dem „Wunder“ gekommen, das ſich zwiſchen ihnen ereignet, ihr Schweigen war Gewährung. Der Bund wurde durch Kuß und Umarmung beſiegelt.

Ottheinrich bekannte, daß er ohne Mittel ſei. Doch hoffte er Freunde zu finden.

Da verwies Martina lächelnd auf ihre eigene Hilfe, ihre Habe, die ſie mit ſich führte, ihr Vermögen, das noch hochverzinſt in Nürnberg ſtand.

„Und wohin gehen wir nun —?“ fragte ſie.

„Zunächſt in die erſte Kirche, wo ſich ein Diener des Evangeliums finden wird, der uns im Namen des dreieinigen

Gottes zuſammengibt —! Oder — bedarfſt Du dafür noch des Meßopfers —"

Martina ſchüttelte das Haupt.

„Dann —?" fuhr Ottheinrich beglückt zu fragen fort.

„Ueberallhin, wohin Du willſt — nur nicht wieder nach Augsburg —!" antwortete Martina.

„So höre meinen Plan —! „Meine Schwachheit ſoll meine Kraft ſein" wie Paulus ſagt, „Ich will Prediger des göttlichen Worts werden. Ziehen wir nach Sachſen —! Bald werden im obern Deutſchland die Stürme des Krieges beginnen. In Sachſen werden wir geſichert und ruhig ſein. Wir haben die Wahl zwiſchen Wittenberg, Leipzig und Jena, der neugegründeten Zufluchtsſtätte der reinen Lehre —"

Ottheinrich ſchilderte, wie oft er ſchon dem Predigtamt nahe geſtanden hätte. Er berief ſich auf Argula's Ermuthigung, auf den Zuſpruch hochgeſtellter Gelehrten. Sein ganzes Denken und Fühlen, ſagte er, wäre jetzt dahin gerichtet, daß er eigentlich nach alter Weiſe hätte in ein Kloſter gehen müſſen, in eine einſame Zelle, wohin nichts mehr von der Welt, als nur noch das Säuſeln eines Lindenbaumes vor'm Fenſter und das Zwitſchern eines Vogels dränge.

Glückſelig lächelnd hatte Martina zugehört.

„Deine Kloſterzelle", ſprach ſie, „das ſoll draußen die Welt ſein —! Dein Brevier, nun denn, mit Gott, das heilig Evangelium —! Aber der Baum mit dem Vögelchen drauf, das iſt dein Haus und dein Weib —!"

Ihre Hände hielten ſich innig verſchlungen, ſtaunend und glücklich zugleich ſahen ſie ſich in die Augen und tauſchten Kuß um Kuß! — —

Damals gab es in Herbesthal, dicht an der deutschen Grenze, einen Pfarrer, der nach neuem Brauch, ohne Weihwasser, ohne die Segnungen in Kreuzesform, ohne den Abschluß der vollen Verbindung durch Theilnahme an einer Messe und eine nochmalige Segnung, unter Emporhaltung eines die Brautleute bedeckenden Schleiers — ganz einfach im Namen des dreieinigen Gottes die Hände der Liebenden zusammenlegte — hier feierten Martina und Ottheinrich Hochzeit —!

Von dort aus wandten sich die so spät, aber glücklich Vereinigten nach Köln und „Cobolentz“ und hierauf gen Osten, auf Hessen, Thüringen und Sachsen zu.

ins Bett gegangen, daß er nicht mit seiner Frau, die schon völlig auf seine Ideen eingegangen ist, vorher die Tagesberechnung macht. Der kleine Robert z. B. ist ein Näscher. Statt ihm dieses Laster abzugewöhnen, kann er Alles, was er nur wünscht, erhalten; doch sagt ihm Punktum jeden Tag: Es wird dir angeschrieben! Der kleine Robert denkt: Schreib du nur an! und ißt sich an Näschereien ungesund.

Ich muß gestehen, daß mir diese Methode, alle Tugenden und Thorheiten der Kinder in barem Gelde anzuschlagen, fürchterlich ist. Punktum mag mir das nicht übel nehmen. Wenn ich bei ihm im Familienkreise esse, so fehlen die Kinder nicht. Allein sie sind durch das ewige Vorrechnen, was der Eine mehr kostet, als der Andere, so bedächtig und pedantisch geworden, daß es mir war, als hungerten sie absichtlich bei den schönsten Speisen, weil sie gehört hatten und täglich hören, daß sie, je mehr sie jetzt äßen, künftig desto weniger zu essen haben würden. Der Vater beobachtet ganz genau, wie viel ein Jeder auf seinem Teller liegen läßt, und obgleich von verschiedenen Gegenständen die Unterhaltung immer recht gut belebt ist, so weiß ich doch, warum Punktum seine Blicke zuweilen so abwesend herumschweifen läßt bei Tische. Dies ganze Prinzip einer allzu gewissenhaften Gerechtigkeit gegen die künftigen Erben scheint mir durchaus nicht dem Charakter der europäischen Gesellschaft angemessen zu sein. Nur ein Bewohner der vereinigten Staaten dürfte im Stande sein, bis in diesem entsetzlichen Grade die Mathematik zu einer Hülfswissenschaft der Moral zu machen.

Weil ich in diesem Kapitel von Nordamerika sprechen will, spart' ich mir Punktum als einen Uebergang aus der alten in die neue Welt auf. Wenn irgend etwas der Cha-

## Neuntes Kapitel.

### Albrecht von Brandenburg

Für Jena hatte sich nach reiflichem Ueberlegen das „junge" Paar entschieden. Zwar fehlte dieser neubegründeten Hochschule noch die kaiserliche Bestätigung, aber bereits hatte sich eine ziemliche Anzahl von Musensöhnen auf ihr eingefunden, und besonders war es die Theologie, die man hier, getreu dem Luther'schen Geiste, pflegen wollte.

In jenen Tagen, wo die Wissenschaft noch nicht wie in den unsrigen, durch die Ordnung des ganzen Lebens so leicht zugänglich gemacht ward, bot die Erscheinung von verheiratheten Studenten auf den Universitäten nichts Ungewöhnliches. — Martina brauchte sich als „Frau Studentin" nicht zu schämen; wohlgemuth folgte sie dem Gatten.

Im Herbst sind die Hügel und Berge um Jena ein einzig Meer von grünem Weinlaub. Ottheinrich glaubte sich nach Franken, an die Ufer des Main versetzt! In bangfroher Spannung auf die bescheidene Wohnstätte, die sie finden würden, schmiegte sich beim Einfahren in die alte Stadt sein geliebtes Weib an ihn an. Sie kamen von den rauhen Höhen zwischen Erfurt und Weimar und staunten nicht wenig über die Lieblichkeit des Saalthals, das nun zu ihren Füßen lag.

Ihr Heim gründeten ſie im Hauſe eines Handwerkers, nicht weitab vom Markte und der altehrwürdigen Michaeliskirche. Die kleinen Zimmer, die ſie hier bewohnten, waren Vogelkäfige gegen die Räume, die ſie einſt in Augsburg und den Niederlanden inne gehabt, „das wird für den herannahenden Winter nur deſto behaglicher ſein —!“ meinte das glückliche Paar.

Die rohen Sitten, wodurch ſchon damals, und leider noch auf einige Jahrhunderte hinaus, das Leben auf den deutſchen Univerſitäten entſtellt wurde, herrſchten zwar in Jena nicht in demſelben Maße, als in Wittenberg und Leipzig, immerhin aber galt es auch hier für einen Studenten, der ſich auf die Univerſität ſogleich eine Frau mitbringt, dieſe von Anfang an vor Zudringlichkeiten zu ſchützen. Einige muthig und kräftig geführte, einige geſchickt parirte Hiebe gaben Ottheinrich und ſeiner Frau unter den Studenten bald das nothwendige Anſehen.

Martina ſpann, nähte und las, und gewann auch für ihr Theil allgemeine Achtung. Die gelehrten Männer Johannes Stiegel und Victorin Striegel, die hervorragendſten unter den Lehrern, erkannten ſofort die reife Bildung des neuen Ankömmlings und forderten ihn auf, neben ſeinen Studien, ſie ſchon in der Leitung des Paulinums zu unterſtützen, eines aufgehobenen Kloſters, wo ein Theil der Studenten noch wie halbe Gymnaſiaſten lebte, die Vorträge zwangsweiſe hörte und in den von ihnen bewohnten Zellen an eine regelmäßige Hausordnung gebunden war. Eine ſolche Beſchäftigung, und vorzugsweiſe auch die entſprechende Bezahlung dafür, ließ ſich der neue Student ſchon gefallen und beklagte dabei nur, daß

ihm die Zeit geſchmälert wurde, die dem trauten Zuſammenſein mit ſeinem geliebten Weibe hätte gehören ſollen. Wenn aber eine freie Stunde ſchlug, da ſtieg er mit Martina hinauf in die herrlichen Berge, und beide konnten nicht aufhören vergangener Zeiten zu gedenken und den Himmel zu preiſen, der ihr Loos ſo glücklich gelenkt! —

Still und friedlich blieb es ſelbſt noch im Frühling um ſie herum, als die Abmachungen vom Schloſſe Chambord zur Ausführung kamen. Von Magdeburg aus gingen die Truppen des Markgrafen Albrecht ſofort durch's Voigtland, die des Kurfürſten Moritz durch Braunſchweig und Heſſen — auf Schweinfurt zu, wo ſich die ganze Armada verſammelte, die vom Kaiſer die Freigabe der gefangenen Fürſten, die Entfernung der fremden Truppen aus Deutſchland und die Wiederherſtellung der Augsburgiſchen Confeſſion verlangte.

Ottheinrich konnte allen Einzelnheiten des nun grimmig entbrennenden Krieges in Gedanken folgen.

Mit bangem Herzen gedachte er, was nur wieder Schweinfurt, die ihm ſo werthe Stadt, in deren Nähe Argula's ſtilles Trauerhaus doch gelegen war, werde leiden müſſen —!

Aber Argula ſchrieb ihm, daß die Opfer jetzt mit Freuden würden getragen werden. Denn aus dem Saulus Moritz wäre nun ein Paulus worden. „O, daß die Umkehr von Dauer ſein möchte, und der Kaiſer gejagt würde bis in die Hölle, und ein und derſelbe Schlag ihn und den Antichriſt in Rom träfe —!“ Zu dem geſchloſſenen Ehebund mit Martinen, deren Daſein ihr ja ſeit Jahren wohlbekannt war, zur betretenen geiſtlichen Laufbahn, wünſchte ſie dem theuren Freunde alles Glück.

Die Niederlage des Kaisers schien eine vollständige zu werden. Vielleicht von Gewissensbissen angespornt entfaltete Moritz von Sachsen eine gradezu großartige Thatkraft. Er flog dem Kaiser nach bis in die Schluchten Tirols, über die hinweg dieser, gebeugt von Krankheit und ohnmächtigem Grimm, in einer Sänfte getragen werden mußte. Mit dem Degen in der Faust stürmte Moritz allen Anderen voraus, an seiner Seite nur ein Prinz von Mecklenburg, die „Ehrenberger Klause", jenen starkbefestigten, wichtigen Punkt an der Nordgrenze Tirols. Daß Moritz auch Hohenschwangau besucht, vernahm Ottheinrich. Ob ihn da wohl, dachte er, die kaiserlich königlichen Räthe David und Hans Georg empfangen haben —? Und ob ihm wol, dem schönen, vom Glanz des Heldenthums jetzt doppelt gehobenen Fürsten, deren Frauen und — Gundula und Vittoria Ferrabosco gehuldigt —?

Unterdeß war Albrecht nicht müssig geblieben. Ulm hatte er niedergeworfen, in Augsburg war er, freudig begrüßt, als Sieger eingeritten — Nürnberg, Bamberg, Würzburg hatte er in seine Gewalt genommen. Die Franzosen waren inzwischen in Lothringen eingefallen und hatten Metz, Toul, Verdun besetzt — erst der Heldenmuth unserer Söhne und Brüder hat sie von dort wieder vertrieben!

Damals aber schien für Deutschland endlich die Stunde der Befreiung zu schlagen, hätte nur Moritz mit einer, für alle Zeiten verhängnißvoll gebliebenen, unseligen Halbheit sein Werk nicht unvollendet gelassen! Man hätte glauben sollen, der endlich über seine Stellung klar gewordene junge Fürst würde nicht eher ruhen, bis er alles getilgt, was der Kaiser,

oder die ſchlaue Weisheit ſeiner Räthe, in deutſchen Landen ſeither eingeführt hatten. — Zum Unglück aber begnügte er ſich die Freiheit der beiden gefangenen Fürſten erlangt, das Interim umgeſtoßen zu haben, und während alle Welt den „Kehraus“ erwartete, der mit dem Kaiſer und ſeinem Anhange in Deutſchland ein Ende machen ſollte, ſchloß Moritz in Paſſau ſchon wieder Frieden.

Jetzt wandte ſich die Sympathie des geſammten proteſtantiſchen Deutſchlands dem Markgrafen Albrecht zu, der über den, ohne ſein Wiſſen vollzogenen Friedensſchluß vor Wuth ſchäumte. Er wollte das Schwert noch keineswegs in die Scheide ſtecken, hatte doch der Kaiſer auf ſeiner Durchreiſe nach den Niederlanden deutlich bewieſen, wie wenig er ſeine Herrſchaft in Deutſchland verloren glaubte. Gegen den Anhang des Kaiſers hierzulande richtete Albrecht zunächſt ſeine Waffen. Selbſt die unter ſeinen Erpreſſungen leidenden Länder ertrugen den auf's Unerhörte ſich ſteigernden Druck ſeiner Einquartierungen und Brandſchatzungen in Hoffnung auf eine durchgreifendere Säuberung Deutſchlands vom alten Sauerteig. Dem hin- und herſchwankenden Nürnberg, das ſich dem muthigen Bekenntniß des reinen Lutherthums ohnehin entzogen, einen Oſiander verbannt hatte, gönnte man allgemein die ihm vom Markgrafen verhängten Züchtigungen. Bamberg und Würzburg mochte er rupfen wie alle geiſtlichen Stifte; Mainz, Köln, Trier, Schlupfwinkel Roms, mochte er von Grund aus vertilgen und lediglich in weltliche Ordnung bringen, wie ſchon mit Naumburg, Magdeburg, Bremen geſchehen. Leider aber rächte ſich da an Albrecht ſeine unbedingte Ideenloſigkeit, ſein gänzlicher Mangel an

edlem Aufſchwung, an begeiſtertem, auf Höheres, Sittliches gerichteten Sinn, den auch ſein Rathgeber Grumbach theilte. Nur eine reine Erwerbsfrage wurde der Aufſchwung, von dem man das Edelſte erwartet hatte.

Bald fängt der Boden an unter Albrecht's Füßen zu wanken — und immer weiter geht der ſinnloſe Raubzug. Rache an Moritz von Sachſen, der nicht mehr mitthun wollte, blieb ſchließlich Albrecht's einziges Ziel. Da hatte der Kaiſer dann leichtes Spiel ihn wieder für ſich zu gewinnen; im Lager vor Metz, demſelben Metz, das er den Franzoſen verhandelt, ſchwört Albrecht einen ihm vom Herzog Alba vorgeſprochenen Eid der Treue und ficht jetzt gegen die Franzoſen wie noch ſoeben für ſie. —

Zunächſt beſtätigte der Kaiſer alle Verträge, die Albrecht mit dem Degen in der Fauſt den Nürnbergern, den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg abgezwungen hatte. Der Brandenburger, und auch Grumbach, triumphirten. Aber bald wendete ſich die Sachlage. Ein unerhört ſtrenger Winter war hereingebrochen; des Kaiſers kleines Heer konnte, trotz der tollkühnen Tapferkeit des Brandenburgers, gegen die Franzoſen nichts ausrichten, und ſo wurde die Rückkehr nach Deutſchland beſchloſſen. Dem Kaiſer voran lief jedoch die Botſchaft des Reichskammergerichts, daß dieſer ſich anders beſonnen, und nun die Confirmation der Verträge Albrecht's zurücknehme!

Durch dieſe Doppelzüngigkeit wurde nun wieder deſſen Grimm auf das ſchlimmſte gereizt. Aller Welt ſchwor er Rache! Moritz von Sachſen, weil ihn dieſer im Stich gelaſſen, dem Kaiſer, weil er ihm wortbrüchig geworden, den Biſchöfen, weil ſie ſich von ihm abwandten. Für ihn aber regte ſich wieder

allgemeine Theilnahme, wieder konnte man ihm seine Rohheit, seinen Wankelmuth verzeihen. Man nannte den Fürsten, der vom Kaiser so schmachvoll betrogen ward, ein Opfer der welschen Tücke. Man rechnete ihm seine jugendliche Unerfahrenheit zu Gunsten an und verbürgte sich für seine noch zu erhoffende Läuterung, für seine endliche sittliche Erhebung. Besonders waren es die edelsten Frauen, die ihr Interesse ihm zuwandten — war er vielleicht auch „interessant" wegen seines Verhältnisses zum „Junker von Stammheim"? —

Zu Schirmherren der ihm feindlichen Bischöfe hatten sich Heinrich von Braunschweig, vom Volk der „graue Wolf" genannt, ein unermüdlicher Vorkämpfer der katholischen Sache, und — Moritz von Sachsen aufgeworfen. Auf beiden Seiten wurde mit allen Kräften gerüstet — für Albrecht hatte abermals Grumbach die Werbetrommel gerührt. Wie ein Wetterstrahl stürzte sich der Markgraf über die Kriegsmacht der Bischöfe, und rannte sie bei Pommersfelden, einem bayerischen Dorfe in der Nähe Bambergs, über den Haufen. Darauf wurde Bamberg genommen und (zum großen Unglück für die Stadt) Schweinfurt auch nun wieder zum Werbe- und Waffenplatz und zum Mittelpunkt aller Unternehmungen gewählt. Albrecht ließ hier einige Fähnlein als Besatzung zurück und begab sich nach Niederdeutschland, wo ihn sein größeres Heer erwartete.

Hier mußte der Zusammenstoß mit Moritz von Sachsen, diesem Judas an der deutschen Sache, erfolgen; bei Sieversshausen kam es zur Schlacht. Albrecht wurde geschlagen, Moritz aber zum Tode verwundet. Den Rest der Albrecht'schen Schaaren schlug dann Heinrich von Braunschweig, der „graue

Wolf," der in dem Kampf drei Söhne verloren hatte, bei Steterburg; Albrecht ſelbſt mußte flüchten. Er wollte nach dem Mainthal und auf die Plaſſenburg zurück und, wenn er ſich dort nicht halten konnte, nach Frankreich.

Auf ſeiner Flucht verweilte er zwei Tage in Weimar und in Jena — trübe und bleich ſah er aus, als er hier einritt. Sein Fuchsbart hing ihm bis unter die Bruſt ungepflegt herab. Seine Augen waren matt. Bei Grumbach, der neben ihm ritt, hatte ſich in ſeinem Weſen alles zugeſpitzt. Die Augen quollen ihm hervor, die Brauen darüber hinweg waren hoch aufgeriſſen. Er ſchien nur immer zu lauſchen und die Fühlfäden auszuſtrecken nach allen Seiten hin, als müßte er das Gras wachſen hören. Das alte Vaſallenwort „ich dien'" hieß noch immer bei ihm „Durch Dienen herrſch' ich — !"

Die Studenten in Jena, unter denen ſich auch Ottheinrich befand, grüßten den fürſtlichen Zug mit ihren Hüten und Degen. Hier und da war auch wohl ein Fenſter geſchmückt.

Mit welchen Empfindungen ſah Ottheinrich auf die beiden Männer, denen er im Leben ſchon ſo nahe geſtanden hatte —! Martina ermunterte ihn auf's allerdringendſte, ſie doch anzureden. Aber Ottheinrich vermochte es nicht. Im Gefolge ſich umſehend entdeckte er Bartel Hartung, das Factotum des Markgrafen, und Moritz Hausner.

Wollte ſich Ottheinrich bekannt geben, wozu ihn die in ſeiner Nähe befindliche Martina in echter Frauenart (es ſollten die Leute ſehen, welche hohe Bekannten ihr Gatte hat) eifrig antrieb, ſo mußte er ſich eilen, denn die Raſt der Gäſte war nur kurz. Die Juliſonne brannte. Die Roſſe wurden

gefüttert und getränkt, wobei die Mehrzahl der Reiter nicht einmal abstieg. Die Fürsten hatten sich im Schloßhof mit einigen Herren in einen Ring gestellt. Hier lachte man wohlgemuth. Man that's, um den Markgrafen zu erheitern.

Grumbach und Hausner waren eben mit einer andern Begrüßung beschäftigt. Seit einigen Tagen hatte sich ein junger Student in Jena eingefunden, der durch sein streitsüchtiges, vorlautes Wesen auch schon Ottheinrich auffallend geworden war; ihn hatte der Ritter von Grumbach wie einen alten Bekannten, Hausner sogar mit Kuß und Umarmung begrüßt.

Es war Klebitz, Hausner's ehemaliger Genosse aus der Regensburger Zauberhütte, der Schüler des Rhodomantis, der fortwährend noch Grumbach's Unterstützungen genoß.

Ottheinrich war jener Begrüßungsscene näher getreten, und obgleich Grumbach davon sehr in Anspruch genommen war, erkannte ihn sein scharfes Auge doch sogleich. Aus weiter Ferne schon nickte er ihm freundlich zu; er hatte von Ottheinrich's Betheiligung an dem Befreiungsversuch des hessischen Landgrafen vernommen, und glaubte ihn längst gehangen oder erschossen. Um so freudiger führte er ihn jetzt in den Kreis. Ottheinrich zeigte ihnen sein Weib, das aus den Rosenhecken nicht hervortreten wollte. Sie war in der Hoffnung und scheute sich, so vieler Menschen Blicke auf sich zu ziehen.

Auf die in aller Kürze gegebene Schilderung seiner bisherigen und gegenwärtigen Lage, entgegnete Grumbach:

„Und Ihr erzählt nicht, daß Euch der Hesse noch keine Pfarre gegeben —? Euch noch nicht nach Marburg berufen

hat oder an die Schule zu Kaſſel —? Da ſieht man wieder, Undankbarkeit iſt das Laſter aller Fürſten —!“

Inzwiſchen hatte Bartel Hartung den Markgrafen gerufen, der plötzlich lang und hager vor ſeinem ehemaligen Dolmetſch ſtand.

Alle andern waren darüber ehrerbietig zurückgetreten.

Der Markgraf — Ottheinrich ſah es erſt jetzt — war trotz ſeiner unglücklichen und ſo beſchämenden Lage doch des Weines übervoll. Wie er da ſtand, kam er gerade von der herzoglichen Tafel zu Weimar.

Dennoch beſaß der junge Fürſt eine ſolche Beherrſchung ſeiner Sinne, daß man ihm nie von ſeiner Trunkenheit, wenn man nicht näher forſchte, etwas anſah. Auch wenn er nüchtern war, ſtieß er die Worte kurz und in eigenthümlicher, aber feſſelnder Weiſe abgeriſſen hervor.

Ottheinrich verbeugte ſich.

Der Markgraf gab ihm nicht die Hand, hielt vielmehr beide Arme hinterwärts über den Rücken verſchränkt, ſah ihn erſt lange an, verzog auch nicht eine Miene, machte Scherze über ſeinen Paul von Biberach, den er vor zwei Jahren mit Hülfe deſſen, der nun da wieder vor ihm ſtand, geſpielt hatte, erwähnte nichts von den ſeither verſtrichnen Zeiten und ſeinem Unglück, ſondern ſagte nur nach einer Pauſe, wo doch wol alles, was er verſchwieg, an ſeinem Innern vorübergegangen ſein mochte:

„Ihr ſtudirt hier —?“

„Ja, gnädiger Herr —!“

„Theologie —?“

„Ja, gnädiger Herr —!“

rakter der letztern ist, so ist es die Tarifirung aller Dinge im Himmel und auf Erden. Dem Amerikaner hat Alles einen Werth und zwar immer einen solchen, der verhältnißmäßig ist und durch Zahlen ausgedrückt werden kann. Die Leichtigkeit, mit welcher der Amerikaner die subtilsten Begriffe auf Geld anschlagen kann, ist unglaublich. Selbst die Imponderabilien, als da sind, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, selbst die Metaphysik hat für ihn ein Gewicht. Sein Sinnen und Trachten ist eine ewige Reduktionsrechnung. Was unmittelbar mit dem Gelde keine Verbindung hat, das trägt er zuerst auf etwas Verwandtes über, sucht eine Analogie dafür, läßt diese die Metallprobe bestehen und findet so, daß sich Alles dasjenige, was zwischen dem Alles und Nichts in der Mitte liegt, auch mit einfachen arabischen Ziffern ausdrücken läßt.

Eine Erörterung dieses Phänomens der immer mehr um sich greifenden Weltbildung schien mir an dieser Stelle nicht unpassend. Doch läßt sich der einzelnen schroff hingestellten Thatsache wenig Beleuchtung geben, und es möchte daher angemessener sein, hier sogleich einen Versuch einzuschalten über jene politische, geistige und materielle Volksexistenz, welche jenseits des Ozeans aus einem wilden und rauhen Boden aufschoß und sich zu einer Blüthe erhoben hat, die Europa zu beneiden anfängt, und von welcher wir versuchen werden, immer mehr Ableger auf unsern eigenen Boden zu verpflanzen. Ueberhaupt wird in Zukunft weder Geschichtsphilosophie noch Geschichtsdarstellung den Charakter der Vollständigkeit ansprechen können, wenn nicht den Amerikanern in ihr eine eigene Betrachtung gewidmet wird. Sie als ein Corollar, als einen Anhang zu betrachten, das darf nur noch der Natio-

„Haltet Euch friedfertig, wie ich die Pfaffen allein liebe. Wär' ich heut' aus meinem Elend heraus, und hätte, was mir gebührt, so solltet Ihr mein Haus- und Burgpfaff' werden und — auch mich bekehren —!"

„Gott erleuchte Eure fürstlichen Gnaden auch ohne mich —! Widmet Eure Waffen dem Evangelium, und der Segen Gottes wird nicht ausbleiben —!"

Düster schaute der Markgraf eine Weile drein, dann fragte er mit einem ernsten, tiefliegenden Ton und es war, als ob seine Lippen noch blasser dabei würden:

„Habt Ihr mir etwas an den Junker von Stammheim aufzutragen? Der harrt meiner auf der Plassenburg, die mir Jochem von Zitzewitz hütet, die treue Seele, die in dieser Hundstagshitze und vor Kummer und Sorge nicht wenig schwitzen mag über mein Ausbleiben. Ich muß mich durch die Belagerer hindurchschlagen, um zum Junker von Stammheim zu gelangen. Wißt Ihr, was die schwerste Last der Seele ist? Auf dem Gewissen — andere Gewissen zu haben! Ich fürchte nicht Gottes Gericht für mich — Gott hat Erbarmen und ist allgnädig —! Ich fürchte ihn für die Sünden anderer, die unsereins verschuldete —!"

Zuerst starr vor Erstaunen hatte Ottheinrich zugehört, schnell aber faßte er sich und erwiderte mit fester Stimme:

„Und weil Fürsten in der Lage sind, Tausende von Menschen um ihren freien Willen zu bringen, um die richtige Wahl ihrer Handlungen und die Stimme ihres Gewissens, so haben sie eben auch ganz besondere Ursache, Gott stündlich in Demuth um seine Gnade und Vergebung anzuflehen. Saget, ich bitte, dem Junker von Stammheim, daß er an

den Apostel Paulus, Römer 11, denken möchte, wo es heißt, daß man nur strauchle, um sich desto kräftiger zu erheben. ‚Aus ihrem Fall ist den Heiden das Heil wiederfahren —!‘ O, daß sich sein Herz wieder erheben könnte —!“

„Amen —!“ sprach Albrecht trotz seiner Trunkenheit in feierlichem Tone. Man führte ihm eben wieder sein Roß vor. Nun gab er Ottheinrich die Hand, die mager und eiseskalt war. Des Reitertrunkes wegen, der credenzt wurde, hatte er den Handschuh abgezogen. Als er getrunken hatte, wandte er sich und stieg auf.

Der Aufbruch vollzog sich jetzt so stürmisch, daß Hausner nur noch wenige herzliche Worte mit Ottheinrich wechseln, mit wenig Worten Martinen begrüßen und ihnen dringendst den alten Gefährten Wilhelm Klebitz empfehlen konnte.

Grumbach hatte von Ottheinrich noch zu hören bekommen:

„Wenn Ihr die Kriegsfurie über mein armes Vaterland Franken wieder auf's neue loslassen solltet, so bitte ich Euch um Jesu willen, gebt Euern Schutz Eurer Base, Argula von Grumbach, der Ihr im Grunde doch verpflichtet seid, ihre Hütte zu schützen und ihr eine sichere Wohnung zu erhalten —!“

„Sie hat den Schutz der Würzburger gesucht —!“ erwiderte der Ritter mit Bitterkeit. — Weiß ich doch mein eigen Weib und meine Kinder nicht in dieser Zeit zu schützen und muß sie in Kitzingen unterbringen —!“

Damit ritt er der flüchtigen Gesellschaft, die schon davongesprengt war, nach, und Ottheinrich kehrte zu seiner gespannt harrenden, hocherglühten Gattin zurück.

Noch bevor er ihr Alles getreulich berichtet, wobei die

Erwähnung des „Junker von Stammheim“ Martinen den Ausruf „die Arme!“ entlockte, hatte ſich ihnen Wilhelm Klebitz genähert, mit ſeiner unaufhaltſamen Lebhaftigkeit ihnen von ſeiner Freude ſich jetzt dem älteren Commilitonen anſchließen zu dürfen, geſprochen, und ſie bald um die Erlaubniß gebeten, mit ihnen nach Hauſe zu gehen.

Von Stund' an wurde Klebitz von Ottheinrich und Martinen faſt unzertrennlich. Er hatte ſich, durch Grumbach's Unterſtützung in den Stand geſetzt, zu Würzburg, Tübingen und Heidelberg vielſeitig gebildet, hatte ſich Kenntniſſe erworben, die Ottheinrich durchaus ſchätzen mußte. Grieche und Hebräer zu gleicher Zeit, wollte er an einer Hochſchule als Lehrer auftreten, nicht minder auch die Kanzel beſteigen. Seine Stimme war hell und durchdringend. Ober- und niederdeutſch ſprach er mit gleicher Fertigkeit. Wer nicht etwas tiefer auf den Grund ſchaute, den vermochte er ſofort für ſich einzunehmen. Seiner Streitſucht kam nichts gleich. Alle acht Tage ließ er Theſen an's ſchwarze Brett ſchlagen und forderte männiglich zu Disputationszweikämpfen heraus. Bald wurde er der Matador der Univerſität im Fechten, im Trinken und im gelehrten Zanken. Zu den Unſitten der jüngern Theologie, deren ſo viele nach Luther's Tode und Melanchthon's ſo überaus ſchwacher Nachgiebigkeit um ſich griffen, gehörte die dogmatiſche Rauf- und Fehdeluſt. Die Klopffechterei ſchien auf dem Gebiet der Landſtraßen aufhören zu wollen und brach in die Tempel der Muſen ein.

Und wenn Worte nicht überzeugen konnten, dann wurde zu den Schlägern gegriffen, und das Alles um den verfänglichen Sätzen: ob die „Rechtfertigung“ des Menſchen ein

äußerer Rechtsact Gottes, oder ein innerer, nur im Menſchen vollzogener, ſei; — oder ob die Menſchheit ſchon vor der Erſcheinung Chriſti im Fleiſch den Namen eines Ebenbildes Gottes verdient hätte, oder erſt nach derſelben — neue Beweisgründe zuzuführen. Ottheinrich's Studierſtube war oft der Schauplatz ſolcher Streitigkeiten; doch ſollte ſein Frieden bald viel ernſter geſtört werden. Von Argula trafen böſe Nachrichten ein; ſie kamen aus Schweinfurt, das von den verbündeten Feinden des Markgrafen belagert wurde. Argula hatte ſich dahin zu Dr. Grünthler begeben, einem alten Freunde der evangeliſchen Sache und auch Ottheinrich's, der, aus Schweinfurt gebürtig, ſeine Studien in Ferrara gemacht, und von dort mit ſeiner Gattin, der geiſtvollen Olympia Morata, einer Tochter des Hofmeiſters der Herzogin von Ferrara, in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war. Olympia Fulvia Morata war ein Weſen wie aus [illegible] Stoff gebildet, voll Feinheit und Grazie, eine Frauenerſcheinung wie ſolche in deutſchen Landen damals nicht zu finden war. Alle Vorausſetzungen einer Bildung, wie ſie dieſe junge, faſt noch mädchenhafte Frau beſaß, fehlten in Deutſchland noch. Vierundzwanzig Jahre alt, hatte ſie die geiſtige Luft geathmet, in welcher einſt Taſſo ſo glücklich und ſpäter ſo unglücklich werden ſollte. Sie hatte zwiſchen den Myrtenhecken Belriguardos, eines Luſtſchloſſes des Cardinals [illegible], des Schwagers ihrer fürſtlichen Gönnerin zu Ferrara, mit bunten Federbällen ſpielen dürfen. Ihre Geſpielinnen waren jene vielgeprieſenen Leonoren geweſen, die ihr Vater erzogen hatte, wie auch Alfons von Ferrara, jener Fürſt, der ſpäter ſo hart gegen Taſſo verfuhr, ſein Schüler geweſen. An dieſem Hof, wo

der französische Dichter Clemens Marot, wo Calvin, beide als Religionsflüchtlinge aus Frankreich, hatten verweilen dürfen, bei Renata von Este, der Mutter dieser Kinder, einer Französin, hatte die Kirchenverbesserung den lebhaftesten Widerhall gefunden. Die Liebe zu den Wissenschaften, soweit diese damals neuerweckt und vorgeschritten waren, die Verehrung des classischen Alterthums, hinderten hier nicht die innigste Hingebung an die Sache, nicht nur der äußerlich gereinigten Formen des christlichen Cultus, sondern der innerlichst ergriffenen Religion, überhaupt der wirklichen Frömmigkeit. Denn wo waren Plato und Christus aufrichtiger vereint als bei jenen evangelischen Italienern, die damals vor den Kerkern der Inquisition über die Alpen fliehen mußten —! Griechisch zu sprechen und zu dichten, hatte Olympia frühe gelernt. Latein war ihr, wie ihre Muttersprache — gleich einer Porzia des alten Roms war sie nach Deutschland hinuntergestiegen.

Der Markgraf Albrecht war in die Acht erklärt worden, er war auf die Plassenburg zum letzten Verzweiflungskampfe zurückgekehrt; gegen ihn rückten Oesterreich's König, Ferdinand, vom Osten; von Norden, der „graue Wolf"; von Süden, Nürnberg! Das Elend des bedrängten Schweinfurt war nach Argula's Bericht unbeschreiblich.

Darüber preßte sich Ottheinrich's Herz in Sorge zusammen. Martina ermunterte ihn, doch einen Ausflug in die Heimat zu machen, und Argula zu besuchen, er aber vermochte nicht sein liebes Weib bei ihrem Zustand allein zu lassen.

Lange hatte man dann nichts mehr von Argula gehört. Weihnachten war längst vorüber, auch schon „Fastnacht" hatte man gefeiert, und immer schwerer drückte die Sorge um

die theure Freundin Ottheinrich's Sinn. Martina bat und flehte: er ſolle ſeiner Unruhe doch ein Ende machen! Wenn ihre Stunde ſchlüge, dann würde er ſicher wieder zurückgekehrt ſein —! Er konnte ſich nicht entſchließen.

Da kam endlich wieder ein Brief aus der unglücklichen Stadt, von einem der Bürgermeiſter geſchrieben. Argula war krank geworden in dem allgemeinen Siechthum. Das Elend hatte ſich noch furchtbar geſteigert, und nirgends eine Hülfe, nirgends ein Beiſtand! Der Schutzherr der Stadt war Friedrich II. Kurfürſt von der Pfalz — was konnte der für ſeine Pflegeſtadt thun, ſtand er doch ſelbſt unter der Zuchtruthe des Kaiſers —! Er hatte Grünthler eine Profeſſur in Heidelberg angeboten, falls er durch den Feind hindurch gelangen könnte — die Schweinfurter Mitbürger aber ließen ihn nicht ziehen, und nun that er Ottheinrich durch den Bürgermeiſter zu wiſſen, daß bei den vielen Zumuthungen, die an ſeine Kunſt als Arzt geſtellt wurden, er ſich kaum noch lange aufrecht halten werde! Auch daß es an einem Seelſorger in der Stadt mangele, theilte ihm der Bürgermeiſter mit.

Jetzt glaubte Ottheinrich nicht länger zögern zu dürfen: der Gedanke Argula in den Schrecken der Belagerung zu wiſſen, ſie vielleicht im Leben nicht mehr wiederzuſehen, brachte jede andere Sorge zum Schweigen. Noch war es vielleicht möglich in die Stadt zu gelangen, ehe die Belagerung ſie immer enger und enger umgab, und wie viel Seelen konnte er in dem unglücklichen Ort durch die Kraft des Gotteswortes aufrichten! Wieder war er in jene Stimmung gerathen, in der er den Himmel offen, die Engel Gottes ihm winken zu ſehen glaubte — und Martina verſtand ihn; mit Thränen

in den Augen, aber mit fester Stimme, ermuthigte sie ihn zu der Reise, die ihm doch nur ihretwillen so schwer fiel.

Auch darin hatte das seitherige Glück Ottheinrich's Ehe gelegen, daß sein vielgeprüftes, charakterfestes Weib immer mit dem hochwandelnden Flug in ihres Gatten jeweiligem Wesen Schritt zu halten verstand. Immer traf sie durch die Offenbarung ihres Gemüths und das sorglich lauschende Ohr der Liebe die rechte Stunde, wo im Innern des Geliebten es zu wogen und zu wallen begann, und der gemeine Dunst der Erde, worin wir alltäglich leben, niederwärts sank, sein Denken und Fühlen dann aber auch Schonung verlangte, Anerkennung dessen, was in ihm kreiste und an das Licht des Tages treten wollte. Da entfiel ihr dann nie ein Scherz, wenn auch noch so gut gemeint, nie ein nüchternes Wort des Widerspruches, das zwischen die begeistert hervorbrechenden Kundgebungen seines Gefühls so leicht verstimmend hätte hineingeworfen werden können.

Als es zum Abschied kam, als das geliebte Weib nun doch laut schluchzend ihr Haupt an seiner Brust barg, da hatte er die Kraft begeistert die Worte David's zu rufen: „Herr, du bist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten in's Meer sänken, wenngleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen —!"

„Gelobt seist Du — o Gott!" antwortete Martina, und mit dem ‚Amen!' auf den Lippen gaben sie sich den letzten Kuß.

## Zehntes Kapitel.

### Schweinfurt, und Argula's Ende.

Ottheinrich's Reise wurde durch den harten Winter erleichtert; die sonst so morastigen Wege waren fest gefroren, und die brückenlosen Bäche und Furten mit Eis bedeckt. Mit Bauern, die auf dem Eise Lebensmittel in die Stadt einschmuggelten, konnte er sich miteinschleichen — er fand Schweinfurt schon halb in Trümmern. Sein Kommen erregte die höchste Freude; Grünthler umarmte ihn so stürmisch, daß Ottheinrich fast darüber erschrak, weil er darin eine Ueberspannung des Geistes ersah.

Argula fand er vom Lager zwar wieder erstanden, aber dermaßen schwach und hinfällig, daß ihr Aussehen weit über ihre Jahre ging. Nach dreizehnjähriger Trennung hätte er sie fast nicht wiedererkannt. Ihr Haar war schneeweiß geworden, ihre Wange hohl, ihr Auge wie von einem unheimlichen Feuer belebt. Ihre Zuversicht auf Gottes Beistand sprach sie in einer Weise aus, die an Irrsinn grenzte. Das Gedächtniß schien sie fast ganz verloren zu haben; sie sprach vom Längstvergangenen wie vom Gegenwärtigen und dehnte dagegen den Augenblick aus, als wäre dieser schon Jahre

alt. Ihr in Bayern lebender einziger Sohn, das bemerkte dann auch wol Ottheinrich, vernachläſſigte ſie. „Er hat ja recht," äußerte ſie, als darauf die Rede kam, „er hat das Leben ſeines Bruders von mir zu fordern —!" Mit Ottheinrich hatte ſie große Freude und bedauerte nur, daß ſie vor ihrem Ende, das ſie nahe glaubte, nicht mehr ſein Weib ſehen ſollte.

Die Zuſtände in der Stadt fand Ottheinrich noch über alle ſeine Befürchtungen ſchlimm. Nicht allein, daß der Feind von außen drohte, auch die Krieger der Beſatzung führten ein Schreckensregiment; dazu wütheten Seuchen und bald auch die entſetzlichſte Hungersnoth. Die letzte Stunde der Stadt ſchien ganz nahe bevorzuſtehen. Von allen Seiten wurde ſie auf's engſte umzingelt. An jedem Tage fielen blutige Treffen vor. Schon gingen die Brücken in Feuer auf, und auch in der Stadt loderten unaufhörlich die Flammen, bald hier bald dort durch glühende Stückkugeln entzündet. Olympia lebte wie die meiſten Frauen, im Keller ihres Hauſes. Ihre Bücher lagen um ſie her gebreitet, als könnten ſie nicht mehr gerettet werden. Sie hatte die Ahnung, ſich bald von ihnen für immer trennen zu müſſen — von einem Stück Leben damals —! Wie las ſie noch einmal mit fiebernder Haſt, als gälte es eine ewige Trennung, am Zwielicht der Kelleröffnungen im Homer — im Virgil —! Ach, auch da die Kämpfe um Troja und den die Höhen des Ida röthenden Brand —!

So währte es Woche für Woche, und dennoch wurden die Auffoderungen zur Uebergabe ſchimpflich zurückgewieſen, und dennoch beſtand das Vertrauen auf den Markgrafen Albrecht und auf deſſen endliche Hülfe weiter.

Das Elend hatte eine entsetzliche Höhe erreicht. Im „Seelhaus“ hatte man obdachlose Kinder, elternlose Waisen, untergebracht. Es gerieth in Flammen und viele der Kleinen kamen jammervoll um. Der Mangel an Lebensmitteln wuchs. Schon briet und kochte man, was nur lebendig zu haben war, Hunde, Katzen, Ratten. Das Fleisch der gefallenen Pferde, ein Leckerbissen, wurde nach dem Gewicht vertheilt. Und das Sterben, die Seuche, begann immer fürchterlicher zu wüthen! Wenn Ottheinrich eine Kinderleiche segnete, so kamen ihm die Thränen. Er mußte seines Weibes gedenken und ihrer sicher schon längst überstandenen Stunde. Keine andere Nachricht drang von außen in die Stadt, als die von Gefangenen überbracht wurden, und alle betrafen nur den Krieg. Da endlich meldeten eines Tages Gefangene: der Markgraf wäre im Anzuge! In der unglücklichen Stadt athmete Alles auf. Die Soldaten jauchzten ihrem geliebten Feldherrn entgegen, und in der That, es war, als ob noch einmal Rettung kommen sollte. Wie ein Verzweifelter war Albrecht von der Plassenburg heruntergestürmt; sein Anprall war ein so mächtiger, daß die Belagerer zunächst auseinander stoben wie Spreu am Winde. Als aber Albrecht nur mit einer kleinen Schaar in die Stadt einritt, da erkannten die Kundigen bald, daß er keine Hülfe bringe, daß er selbst sich auf der Flucht befinde — nach Frankreich.

Auf dem Marktplatz versammelte sich der Rath der Stadt: Albrecht schritt ihm entgegen — mit mächtiger Beredtsamkeit dankte er ihm den muthvollen Widerstand, dann aber mußte er doch von seinem bevorstehenden Abzug noch in dieser Nacht sprechen.

naleitelkeit oder denjenigen Philosophen gestattet bleiben, welche gewohnt sind, wie dies in Deutschland der Fall ist, aus einer Formel, z. B. Ich ist gleich Ich! die ganze Welt zu ermitteln.

Wie verhalten sich Europa und Amerika im Weltplane der Geschichte? Ist das greise Europa bestimmt, vom jugendlichen Amerika überwunden und erfrischt zu werden? Wer von beiden Welttheilen darf Lehren geben, und wer muß sie annehmen? Diese Fragen beschäftigen Jeden, der die Politik von einem tieferen Grunde, als von dem der Intrigue schöpft. Es gibt eine Politik der Staaten und eine Politik der Völker. Jene hilft sich mit Manipulationen, Hand- und Kunstgriffen, mit Maximen höchstens, die aus der Geschichte und der speziellen Lebenserfahrung gelernt sind. Diese forscht im Rathschlusse der Gottheit und verknüpft die Gegensätze der Erfahrung gern durch das lebende Band der Aufklärung, glättet die Widersprüche aus und sucht Gesammtzwecke aufzustellen, an welchen die Menschheit gemeinsam arbeiten solle. Was wir in diesem Kapitel geben wollen, ist eine Untersuchung nach den Grundsätzen der letztern Politik.

Es gibt zwei Ansichten in Betreff der vereinigten Freistaaten. Die eine, anhänglich an Europa, nennt sie Nachzügler der Geschichte, macht ihnen die Originalität streitig und gesteht ihnen nichts als einen Formalismus zu, den sie auf einseitige und hohle Weise durchführen sollen. Die andre, demokratischen Ursprunges, opfert ihnen die Zustände Europa's, als überlebt und verbraucht, wirft ihnen den Kranz höchster Vollendung zu und fordert Europa auf, sich ihn so zu verdienen, wie Nordamerika. Dasselbe Land, welches Jenen eine Trivialität ist, ist Diesen ein Sitz der Freiheit und

Da ſchwiegen die Bürgermeiſter und Rathsherren im Todesſchrecken über ihr nunmehr bevorſtehendes Geſchick. Er ließ die Unglücklichen in der Gewalt des Feindes. Als er ſie in ihr ſtarres Schweigen verſunken ſah, geduldig das Grauenvollſte erwartend, da ſoll er eines der wenigen Worte geſprochen haben, die in ſeinem Leben Herz verriethen: „Es ſind gute Herren, dieſe Schweinfurter! Sie reuen mich —!“

Er ließ ausrufen, wer etwa von den Bürgern mit ihm ziehen wolle, der ſolle ſein Bündel ſchnüren. Ottheinrich bat Argula mit Thränen, ſich in einer Sänfte den Fliehenden anzuſchließen; daß Schweinfurt bald ein einzig Flammenmeer ſein würde, das wußten ja alle. Argula wollte widerſtreben — ſie hatte keine Kraft mehr dazu!

In höchſter Eile ward das Werk des Abzuges gerüſtet. Eine neue Brücke mußte geſchlagen werden — um die Arbeit zu fördern, griff der Markgraf ſelbſt zur Axt!

Es war tief um Mitternacht, als endlich der Auszug begann. Auf einem Schimmel hält der Markgraf am Brückenkopf, den Marſchallſtab in der Hand; blitzenden Auges muſtert er im bluthrothen Fackelſchein die Leute, die vorüberziehen.

Mit dem Markgrafen war auch Grumbach gekommen; grau und wirr war ſein Bart geworden, den er mit drei Knoten verfeſtigt hatte. Trotz des Tumultes des Auszuges hatte er Argula in der Sänfte entdeckt; wie eine Sterbende lag ſie darin. Dennoch befahl er den Trägern mit ſeiner Baſe dem Zuge zu folgen, jedenfalls ſollte ſie zu Volkach in Sicherheit gebracht werden. Schweinfurt ſah auch er im Geiſt in Flammen aufgehen und rieth Ottheinrich Stauff,

den er hier anzutreffen nicht wenig erſtaunte, ſich der Geſandtſchaft anzuſchließen, die ohne Zweifel der Rath in's Lager der Feinde ſchicken würde. „Es wird heiß bei Euch werden!“ war ſein Abſchiedswort.

Viele hatten ſich den abziehenden Kriegern angeſchloſſen. Ottheinrich und Grünthler aber konnten es nicht über ſich gewinnen, die Zurückbleibenden zu verlaſſen.

Wirklich wurde noch in derſelben Nacht die Geſandtſchaft an die Belagerer beſchloſſen. Der Bürgermeiſter, die Männer des Raths und einige angeſehene Bürger, machten ſich mit grauendem Morgen auf den Weg in die Berge. An ihrer Spitze befand ſich Ottheinrich im ſchwarzen Talar, laut und inbrünſtig betend während er dahinſchritt. Das Volk gab dem Trauerzuge eine Strecke das Geleite.

Als aber die Männer oſtwärts kaum das Weichbild der Stadt verlaſſen hatten, kamen ihnen ſchon die Vorpoſten der Feinde mit wildem Geſchrei entgegen und nahmen ſie gefangen. Immer mehr Rotten kamen von den Bergen. Alle Schanzen belebten ſich. Die Wälder ſelbſt ſchienen niederzuſteigen, Karren mit Pulver jagten an ihnen vorüber. Fackeln, beim hereinbrechenden Morgenroth ja überflüſſig, wurden hoch geſchwungen. Ihre grauenvolle Beſtimmung errieth Jeder. Hinter ſich blickend ſahen ſchon die Gefangenen, die man in's Hauptquartier führte, die Flammen aufzüngeln und bis zu ihnen hinaus bringt das gräßliche Geſchrei der Weiber und der Kinder in der Stadt. Eben ging darüber die Sonne auf. Ein Strahl blitzt zum Steigerwald hinauf und beleuchtet den Zug des Markgrafen, der ſich über Schwebheim und Gaibach wie ein eherner Gürtel um die Höhen legt.

Jetzt krachen die Kanonen, die Glocken aus den Dörfern rings umher läuten Sturm; in wilder Hast, die Haufen schon heulend in Mordgier, drängt Alles in die verlorene Stadt.

Die Gesandtschaft hatte man kurzweg mit Stricken zusammengebunden, sie für Geiseln erklärt und mit sich in die Stadt hineingeschleppt. Von der Ferne schon hörte man das Jammergeschrei der Weiber und Kinder, das Gebrüll der entmenschten, thierischen Plünderer — von allen Seiten stand Schweinfurt in Flammen!

Ottheinrich, in Stricken, unbeweglich, mußte all' den Greueln, die in jedem Hause verübt wurden, zusehen; er dankte dem Schöpfer, wenigstens Argula, von der er nicht einmal hatte Abschied nehmen können, in Sicherheit zu wissen. Grünthler war von einem Soldaten gefangen genommen worden, das hatte er erfahren, und wie er sich umblickte, sah er ihn eben daherführen —! Doch im nämlichen Augenblick wirft sich Olympia auf ihren Mann. Von ihren italienischen Wehklagen und Bitten erschreckt, fahren die rohen Kriegsknechte zurück. Olympia bekam den fast nackten Gatten, der seine letzten Kleider über die Schultern seiner Frau geworfen hatte und nur noch mit dumpfer Starrheit vor sich hinbrütete, wieder frei.

Ottheinrich hatte zuletzt die Augen geschlossen, um das Grauenhafte nicht länger sehen zu müssen! er betete zum Gott der Heerschaaren mit seinem Strafgericht innezuhalten —! Da kam der Befehl, daß die Gesandtschaft weiter geführt werden sollte, dem Heere nach, das, nachdem es seine Mordlust in Schweinfurt befriedigt, eiligst zur Verfolgung des Markgrafen aufbrach.

Man hatte Bauern aufgeboten sie zu bewachen, unter brutalster Behandlung und unsäglichem Ungemach kam man vor Volkach an. Die Stadt öffnete sich den gehaßten Schweinfurtern nicht; unter freiem Himmel, mit wenig Erquickung, mußten die Männer, unter denen sich Greise befanden, rasten!

Hier erfuhr Ottheinrich, daß Argula nicht mehr in Volkach wäre. Zugleich erscholl die Kunde, daß der Markgraf bei Schwarzach geschlagen, sein Heer gesprengt worden sei, und er selbst sich mit wenig Getreuen in die Berge geworfen hätte, um zu versuchen den Rhein zu erreichen.

Jetzt wurde die Gesandtschaft dem Hauptquartier zugeführt, bei dem Wüthen des „grauen Wolfes," des Würzburger Bischofs Zobel und der Nürnberger Commissarien, befürchteten Alle den Tod. Da wartete Ottheinrich beredt seines geistlichen Amtes; er tröstete die Genossen und recitirte ihnen mit feierlicher Stimme die Psalmen Davids.

So schlimm aber sollte es nicht werden. Die jähe Hast, mit der dem Markgrafen nachgesetzt wurde, kam den Gefangenen zugute. Ihr inständiges Bitten, man möchte sie zurücklassen, um Weib und Kind aufsuchen zu können, fand endlich Erhörung — man gab sie frei. Die Unglücksgefährten trennten sich nun; die meisten kehrten zurück zu dem rauchenden Trümmerhaufen, einst Schweinfurt genannt — Ottheinrich zog es zu Argula —!

Er hatte gehört, daß sie zu Zeilitzheim schwer krank daniederliege; auch hier hatten die Bündischen gewüthet. — Ottheinrich war glücklich Argula in ihrem arg verwüsteten Burgstall wenigstens noch am Leben zu finden. Daß ihre

Stunden gezählt waren, sah er sofort. Ihr alter Diener Kilian Schenk war lange schon hinüber. Menschen, die ihm nicht bekannt waren, Miethlinge, wie er wol sah, die nur an ihr eigenes Leben und die eigene Sicherheit in einer allerdings traurigen Zeit dachten, umstanden ihr Lager. Unwillig sahen sie nun noch einen Menschen hinzutreten, der sie vielleicht am Theilen der Hinterlassenschaft hindern konnte.

Aber Argula erkannte ihren alten Freund. Noch konnte sie den Befehl geben, ihm den Vortritt vor allen zu lassen. Mit kaum noch vernehmbarer Stimme sprach sie:

„Ich wußte wohl, daß ich Euch noch einmal wiedersehen würde —!"

Sie that, als wäre er eben von Jena gekommen —! Die Zeit in Schweinfurt schien wie ein Traum an ihr vorübergegangen. Allmälig aber fand sie die volle Klarheit ihres Gedächtnisses wieder und erkundigte sich nach dem Ausgang des Kampfes. Erst jetzt erfuhr sie das ganze Schicksal der verlassenen Stadt und das Loos so vieler ihr werther und nahe stehender Menschen.

Als sie alles vernommen hatte, verfiel sie anfangs in eine große Traurigkeit. Dann erhob sie sich und verwünschte die Urheber all' dieses Unglücks, rief Gottes Zorn über Würzburg und Bamberg herab und versank erst zuletzt, als ihre Kraft nachließ, in eine mildere Stimmung, die sie mit Worten aus der Schrift zu erkennen gab.

Den Gebeten, die Ottheinrich sprach, folgte sie mit sich stumm bewegenden Lippen oder mit dem Nicken ihres blassen Hauptes. Wenn ein Büschel ihres weißen Haares aus dem sammetnen Käpplein, das ihr als Haube diente, entfiel, so

langte sie danach, anfangs um es zu bergen und zurück zu streichen, dann hielt sie einige Strähnen hin, richtete darauf die Augen und nickte, als Ottheinrich ihre Gedanken zu errathen schien und auf den Schnee kam, der sich auf ihr Haar gelegt hatte, die Folge so vielen Kummers, so vieler Lebensprüfungen — sie nickte aber noch fort und fort, als wollte sie noch mehr. Sie wollte einen Büschel des Haares nicht wieder hergeben. Verlangend sah sie sich in dem dunkelverhangenen Zimmer um. Ottheinrich rieth auf eine Scheere, die sie suchte.

Diese brachte er dann und schnitt ihr in der ganzen Länge, die sie mit ihrer knöchernen Hand bezeichnete, einen Büschel ab und sprach:

„Ein Andenken für Euren Sohn in München —!"

„Nein —!" schüttelte sie ihr Haupt und drängte die Haare in seine Hand. Sie nickte ihm zu und wollte andeuten, daß sie dies letzte Geschenk nur für ihn bestimmt hätte.

Ottheinrich flossen die Thränen. Auch vor Mitleid um das brechende Mutterherz, das an ihren Kindern so wenig Freude erlebt hatte. Wußte er doch, daß sie von Gottfried von Grumbach, ihrem ältesten Sohn, mehr vernachlässigt worden war, als sie um ihn verdient hatte.

Drei Tage noch hütete Ottheinrich, fast ohne jeden Beistand, allein an dem traurigen Krankenbett bei Tag und Nacht die immer mehr erlöschende Lebensflamme seiner mütterlichen Freundin, der er sein geistiges Dasein zumeist verdankte. Die wenigen klaren Augenblicke, die der Sterbenden noch blieben, bezeichneten Segenssprüche für ihn, für sein Weib,

für ſein Kind, das nun wol ſchon geboren war, und Dankſagungen für ſeine Hülfe, die keine Mühe, keine Unlaſt geſcheut.

Ottheinrich's Glaube ſah aus dem ganzen Jammer eines ſolchen Krankenbettes zuletzt den ſcheidenden Geiſt Argula's ſich wie eine Taube in den Himmel ſchwingen.

Argula von Grumbach hat ein Alter von 62 Jahren erreicht.

Neben den von Kretzer ſo ſchmählich gemordeten Sohn bettete Ottheinrich die körperliche Hülle der edlen Frau. Dann, nachdem er dem Sohne das Leid geſchrieben und Anordnungen über die Hinterlaſſenſchaft der Verſtorbenen getroffen hatte, von der er, obgleich Argula ſie ihm ganz zugewandt, nur auf die Bücher Anſpruch machte — brach er in ſein „gelobtes Land", nach Thüringen auf!

Glücklich erreichte er das Saalthal und nahte ſich mit klopfendem Herzen Jena.

Es gibt im Menſchen zwei Gefühle, die ihm ſtatt jubelnder Freude, wofür ſie doch alle Veranlaſſung bieten würden, im Gegentheil nur Thränen entlocken. Das eine iſt das Gefühl einer großen Spannung, die uns mit Angſt und Sorge erfüllt hatte, und die ſich endlich durch die glücklichſte Widerlegung aller unſrer Angſt und Sorge löſt; das andere iſt das erſte Vatergefühl, das wie durch ein Wunder uns gekommene Bewußtſein, in ſeinem eigenen Sein gleichſam wie getheilt dazuſtehen, und für einmal ſozuſagen zweimal in der Welt zu ſein.

Als Martina, wohlbehalten und, wie ihm dünkte, ſchöner geworden als je, an ſeinem Halſe hing, als ſie ihm einen herrlichen, kräftigen Knaben, ſein Kind, in der ganzen über-

sorglichen Verschnürung der alten Kinderstubensitte, entgegentrug, da mußte Ottheinrich, der durch das Leben so sehr gestählte, bitterlich weinen!

Eine „Studententaufe" fand statt, an der die ganze Universität Theil nahm; Klebitz war dabei in seinem Elemente. Ottheinrich ließ seinem Sohne zur Erinnerung an die beiden gefangenen und erlösten Fürsten, die Namen Johann Friedrich Philipp geben —!

# Zweites Buch.

Gleichheit. Jene ſehen aus Nordamerika eine Monarchie, Dieſe aus Europa eine Republik werden.

Man kann dem Gegenſatze beider Meinungen noch einen anderen Ausdruck geben. Iſt Nordamerika ein Muſterſtaat, der uns voranleuchtet, oder kultivirt er nur eine einzelne Branche des großen Weltgeſchäftes, eine einzelne Frage, die Europa über Bord warf? Hat Amerika ein eigenes originelles, nur ihm angehöriges Penſum zu löſen, oder entwickelt es eine allgemeine Idee, die einmal normal werden könnte für die ganze Geſchichte?

Dieſe zweite Art, die Frage zu ſtellen, ſagt mir beſſer zu. Ich werde mich immer dahin erklären, daß Nordamerika nur ein einzelnes Penſum zu löſen hat, daß es eine Spezialität iſt. So viel Totalität des Lebens es haben mag, ſo ineinandergefügt alle ſeine Exiſtenzäußerungen ſein mögen; gegen die Vorſtellung einer allgemeinen Aufgabe, die ſich der Weltgeiſt geſtellt hat, kann ihm nur die Ehre geſtattet werden, eine einzelne Strahlenbrechung derſelben glänzend genug, aber nur eine einzelne wieder zu geben. Nordamerika hat eine große Miſſion; gerichtet auf eine Idee, iſt es der Begriff der Demokratie, den es in ſeiner Einſeitigkeit an ſich ausbildet; gerichtet auf ein Land, iſt es Amerika ſelbſt, welches durch die vereinigten Staaten befreit und der Civiliſation entgegen geführt werden ſoll. Englands Parlament wird proteſtiren und vielleicht eine Flotte ausrüſten, wenn es ſich immer deutlicher ergeben ſollte, daß Nordamerika ſeine Aufgabe verſteht und nach der Eroberung oder Bundesgemeinſchaft, wie man dieſe Erweiterung der Cultur nun nennen mag, trachtet; allein ohne Sorge. John Bull verſteht von der Frage der Civiliſation nicht mehr, als daß er leſen und

## Elftes Kapitel.

### Des Endes Anfang.

In ruhiger, geistiger Geschäftigkeit und stetem häuslichem Glück verlebte Ottheinrich nun noch mehrere Jahre in Jena. Die Welthändel drangen in seine stille Klause, er nahm fortdauernd regen Antheil daran, aber die Freude an Martinens seelenvollem Walten und dem Gedeihen seines Knäbleins konnten sie ihm nicht rauben. Wilhelm Klebitz hatte eine Jenenserin zur Frau genommen; Ottheinrich und er waren treue Freunde geworden, wenn sie auch niemals aufhörten zu streiten. Auf Klebitz Anrathen hatte sich Ottheinrich mit der Frage nach Hessen gewandt: ob für einen Förderer der Flucht des Landgrafen, der für diesen viel gelitten, eine geistliche Stelle offen sei — da war von Kassel ein gnädiges Schreiben und ein Geschenk als Antwort gekommen, für eine Pfarre jedoch nur eine allgemein gehaltene Zusage. Um nun doch in ihrem Berufe thätig zu sein, hatten sich Ottheinrich und Klebitz ab und zu auf den Weg gemacht, um als Wanderprediger zu wirken — immer aber waren sie wieder nach Jena zurückgekehrt.

Unterdeß war wirklich die kaiserliche Genehmigung der

Universität Jena eingetroffen. Hiermit aber begann auch die verdrießliche Einmischung der Räthe Johann Friedrich's, genannt der Mittlere, des damaligen Herzogs von Sachsen, dessen späteres, trauriges Schicksal ihm viel Sympathieen, viel Freunde, aber keine Helfer, erwarb, in den Gang der Lehrthätigkeit. Johann Friedrich wollte die theologische Richtung nicht gut heißen, die in Jena gelehrt wurde; er selbst war ein Anhänger der streng lutherischen Richtung, während die angesehenen Jenenser Lehrer, die Professoren Victorin Striegel und Andreas Hügel, als Melanchthonisten, d. h. die streng-lutherische Lehre verlassende Vermittler mit Zwingli und Calvin, ihre Thätigkeiten übten. Lange Zeit gingen die Streitigkeiten hin und her; als aber jene beiden würdigen Geistlichen und Professoren sich Johann Friedrich's Willen nicht beugen wollten, ließ dieser sie beide absetzen und in Gefangenschaft nehmen.

Da konnten denn auch Ottheinrich und Klebitz, ihre treuen Anhänger, nicht länger in Jena bleiben. Sie verließen die seither für sie so freudvoll gewesene Stadt auf zwei mächtig bepackten Wägen mit Weib und Kind, und zogen wie die Vögel, wenn die Blätter fallen, dem Süden zu. Unterwegs hatten beide Freunde zwar den ganzen Tag Streit, denn Klebitz war und blieb ein Rechthaber, dennoch war sein Wesen fesselnd und liebenswürdig. Sie hielten sich bis zum Main zusammen und trennten sich erst in dem nothdürftig wieder aufgebauten Schweinfurt, wo Ottheinrich eine Weile zu bleiben gedachte. Klebitz ging auf Heidelberg zu, entschlossen, bei seiner Durchreise durch's Würzburgische dem neuen Bischof Friedrich von Wirsberg allerlei Aerger zu bereiten.

Schon im Bambergiſchen hatten beide nach der Sitte der Zeit unerſchrocken in jedem Städtchen gepredigt.

Was hatte ſich nicht alles ſeitdem im nächſten Intereſſenkreiſe Ottheinrich's verändert!

Erſchütternd hatte ſich das Schickſal des Doktor Grünthler und ſeiner lieblichen Gattin Olympia vollzogen!

Die arme, wie eine ſüdliche Blume in den rauhen Norden verpflanzte Olympia Morata lebte nicht mehr! Ihr edler Gatte war ihr ebenſo ſchnell gefolgt, wie ihr Brüderchen, das ſie über die Alpen mitgebracht hatte. Das tiefbeklagenswerthe Ende dieſer edlen Menſchen erfuhr Ottheinrich aus dem Kreiſe der evangeliſchen Freunde, welche die, nach damaliger Sitte, an den Einen gelangten Briefe ſich gegenſeitig abſchriftlich mittheilten.

Die armen Flüchtlinge von Schweinfurt waren, als Ottheinrich ſie zuletzt geſehen hatte, ohne einen Kreuzer Geld und bis auf's Hemd ausgezogen, in Nacht und Nebel hinausgewandert — Olympia bei alledem glücklich, daß ſie ihren Gatten befreit hatte und ihn dem Licht der Vernunft zurückgegeben ſah. Grünthler fand ſich beim Wandern geiſtig wieder zurecht, ſo ſchreckhaft und entbehrungsvoll es auch war. Mit nackten Füßen mußten ſie ſchreiten, Olympia mit aufgelöſtem Haar. „Ich ſah wie die Bettlerkönigin aus —!“ hatte ſie ihrem väterlichen Freunde nach Baſel, dem Italiener Profeſſor Curione, geſchrieben. Sie wandten ſich dem evangeliſch geſinnten, wenn auch dem Abt von Fulda gehörigen, Hammelberg, zu — der Biſchof aber hatte befohlen, alle fliehenden Schweinfurter zu tödten! Wiederum wurde Grünthler gefangen genommen, wieder erſt auf inſtändiges Bitten ſeines Weibes und auf Verſprechen eines künftig zu zahlenden

Löſegeldes freigegeben. So kamen ſie an den untern Main, wandten ſich dem Odenwalde zu, und hofften endlich Heidelberg zu erreichen, wo jene Profeſſur ihrer wartete, die man Grünthler'n angetragen hatte. Hatten ſie von liebreichen Herzen ſchon unterwegs manchen Beiſtand gefunden und ſogar bei einem armen Schulmeiſter, der ſie durch die Bekanntſchaft mit einigen Melodien überraſchte, die der kunſtſinnige feingebildete Grünthler mehrſtimmig geſetzt hatte (der Schulmeiſter von Mosbach ließ ſie ihnen von ſeinen Schulkindern vorſingen) 20 Gulden geborgt erhalten, ſo erwartete ſie, endlich in Heidelberg angekommen, doch nicht die erſehnte Ruhe. Hier wüthete die Peſt; die Studenten hatten den Tod bringenden Ort geflohen — die Armen fanden nicht ein Mal Einkommen genug, um eine Magd bezahlen zu können, Olympia mußte deren Dienſte ſelbſt verrichten — wo waren ſie hin, die ſchönen Tage von Belriguardo —! Und dennoch freute ſie ſich der Natur, die auch hier eine ſchöne war, betete für die Angehörigen in Italien, obſchon von ihnen zu ihrer Verzweiflung niemand mehr ſchreiben wollte, und die Fürſtinnen, mit denen ſie erzogen worden war, immer mehr in die Netze der böſen Guiſes, des ſchlangenklugen Cardinals von Lothringen fielen. „Ein paar Ringe und Ketten haben wir noch —!“ ſchrieb ſie an Curione, der ſelbſt mit Kindern geſegnet war und nicht helfen konnte. Grünthler begann ſeine Vorträge. Olympia dachte ſelbſt daran, ihre Kenntniß des Griechiſchen zu verwerthen.

Ein Jahr der Entbehrung ging auf dieſe Art vorüber. Sie fühlte, daß an ihrem Herzen ein Wurm nagte und ſie krank ſei, aber in ruhiger Heiterkeit ſchrieb ſie an ihre

Freunde über ihre bald zu erwartende Sterbestunde: Eigentlich, schrieb sie, sei sie gar nicht weiter krank, nur sterbend, sich auflösend. Sie läge auf dem Bett, wie nur vom bisherigen Lebenmüssen erschöpft. Noch läßt sie sich, wie ihr Gatte erzählte, Blumen bringen und stirbt, spielend mit ihnen, den felsenfesten Glauben mit Lächeln aussprechend, daß alles gerade so gut sei — wie es eben sei. Sie zählte noch nicht 29 Jahre.

Einige Tage später starb auch ihr Bruder Emiliano und wieder nur kurze Zeit darauf, legte sich ihr Gatte nieder, um nie wieder aufzustehen!

Tragödien gibt's und hat es gegeben selbst da, wo der Wetterstrahl des Geschicks nicht in hochragende Eichen, nicht in die Bahnen weltstürmender Titanen fiel, sondern in die Kleinwelt nur der Alltäglichkeit. —

Ottheinrich erfuhr auch den Brief, mit dem Caelius Secundus Curione diese Vorgänge an Olympiens Mutter nach Italien berichtet hatte. Wir besitzen ihn noch. Geradezu ist dies das Meisterstück einer vom Herzen kommenden Kunst der Rede. Der edle Freund beginnt mit einer einfachen allgemeinen Lebensbetrachtung, fällt nicht etwa sogleich mit den Schrecken des Erlebten in's Haus, sondern tröstet bereits, noch ehe er die Ursache seines Trostsprechens enthüllt hat. Allmälig stellt er eine Hypothese des äußersten Unglücks auf und spannt die Erwartung durch ein allerdings schon ein Bangen erregendes „Wenn." Nicht des äußern Effectes wegen, nicht bis zum Reizen der Ungeduld verlängert er die Spannung, er läßt in dem, was er bedingungsweise sagt, bereits das Erfüllte und Unbedingte ahnen. So steigert sich

die naturwahre, innige Rede bis zum ſchmerzlichſten: „Und ja! es iſt ſo: Eure Lieben ſind nicht mehr —!“ Der Troſt iſt ſchon vorausgegeben aus dem tiefſten Born der Weisheit und der uns auferlegten Pflicht der Faſſung. Der Brief hat die Wunde gleichſam geheilt, noch ehe er ſie ſchlägt.

Während dieſer Zeit war auch die Lebensuhr des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, die oft einen ſolch' ſtürmiſchen Schlag gehabt, abgelaufen. Bevor der geſchlagene, flüchtige, geächtete Fürſt ſich nach Frankreich wandte, hatte er noch den Cardinalbiſchof von Augsburg in deſſen neugeſtifteter Jeſuitenuniverſität, Dillingen, aufgeſucht.

Der Cardinal nahm den ſchwankenden Lutheraner, den Rachedürſtenden, den Menſchen der Verzweiflung, der ſeiner Selbſterhaltung jeden Grundſatz opferte, aus Rückſicht auf ſeine edle Mutter, die als leidenſchaftliche Katholikin geſtorben war, mit mäßigen Vorwürfen auf, glaubte den ausgeſprochenen Gelübden deſſelben und erbot ſich, für ihn die Hand zur Verſöhnung bis nach Wien und nach Brüſſel auszuſtrecken. Ja ſogar Seiner Heiligkeit zu Rom ließ ſich Albrecht, der brandenburgiſche Fürſt, als Kriegsoberſter empfehlen, wenn ihn der Papſt gegen gute Bezahlung verwenden wollte. Der Wahrheit zur Ehre ſei hinzugefügt, daß ſich Albrecht dabei doch die Freiheit ſeiner religiöſen Ueberzeugung ausdrücklich bedungen hat.

Ein ernſtes Wort ſprach der Cardinal mit dem Markgrafen auch über den „Junker von Stammheim.“ Das unglückliche Mädchen konnte ohne Albrecht nicht mehr ſein, er war ihr Glück und ihr Elend; ſo war ſie dem Geſchlagenen auch nach Dillingen gefolgt. — Der Cardinal verſprach, ſich

ſchützend Jakobinens anzunehmen; er hatte einſame Schlöſſer, waldverborgene Jagdhäuſer, Kloſterzellen genug, um der Heimathsloſen ein Aſyl zu bieten. Weiter folgen durfte ſie dem Flüchtling nicht, ſie mußte ſich von Albrecht trennen — bis auf beſſere Zeiten!

Albrecht ſagte, daß er jedem, der ſich ihm verpflichtet fühlte, volle Freiheit gäbe, bei ihm zu bleiben oder ihn zu verlaſſen. Schätze hätte er keine zu vertheilen. Er hätte für die Dankbarkeit überhaupt von je, auch für ſeine eigne, nur den Ausdruck des Schweigens geliebt. Wem ſolches gefiele, dem könnte er nicht wehren, wenn er ihn auch ferner noch lieben wollte. Ein Häuflein Getreuer folgte ihm —!

Der Unglückliche eilte nun nach Frankreich. Dort ſoll ihm Franz von Guiſe langſam wirkendes Gift in ein Mahl gemiſcht haben, bewieſen aber iſt dies Verbrechen nicht, Albrecht's früher Tod war wohl eher die Folge ſeiner längſt untergrabenen Geſundheit.

Immer zwar noch geächtet, dennoch vom Kaiſer auf vielfache Verwendung mit freiem Geleit verſehen, kehrte er nach Deutſchland zurück — bei der Markgräfin Kunigunde, ſeiner treuen Schweſter in Pforzheim, ereilte ihn der Tod. Dorthin war auch Jakobina wieder zu ihm geeilt, ſie pflegte ihn bis zum letzten Athemzug — als ſie weinend ſich über ſeine Leiche warf, da wußte Jeder, daß ſie den eigenen Tod mit zu betrauern habe!

Albrecht iſt den 6. Januar 1855, in ſeinem 33. Jahre geſtorben. Reue und Elend hatten ihm endlich Mäßigung gelehrt, er ſchied würdig, gefaßt, mit edlen Bekenntniſſen und heißem Danke für Jakobine von der Welt. Die Behauptung,

daß er eines unſerer üblichſten Geſangbuchslieder in ſeinen letzten Lebens-Tagen verfaßt habe, iſt zwar nicht erwieſen, aber auch nicht widerlegt. Das Lied lautet:

Was mein Gott will, das geſcheh' allzeit, ſein Will' der iſt der beſte,
Zu helfen denen er iſt bereit, die an ihn glauben feſte.
Er hilft aus Noth, der fromme Gott
Und züchtiget mit Maßen.
Wer Gott vertraut, feſt auf ihn baut,
Den will er nicht verlaſſen.

Gott iſt mein Troſt, mein Zuverſicht, mein Hoffnung und mein Leben;
Was mein Gott will, daß mir geſchieht, will ich nicht widerſtreben.
Sein Wort iſt wahr, denn all mein Haar
Er ſelber hat gezählet;
Er hütet und wacht, ſtets für uns tracht't.
Auf daß uns gar nichts fehlet.

Nun muß ich bald von dieſer Welt hinfahren in Gottes Willen,
Zu meinem Gott, wenn's ihm gefällt, will ich ihm halten ſtille.
Meine arme Seel' ich Gott befehl
In meiner letzten Stunden.
Du frommer Gott, Sünd, Höll' und Tod
Haſt du mir überwunden.

Noch Eins, Herr, will ich bitten dich, du wirſt mir's nicht verſagen,
Wenn mich der böſe Geiſt anficht, laß mich, Herr, nicht verzagen!
Hilf und auch wehr, ach Gott, mein Herr,
Zu Ehren Deinem Namen!
Wer das begehrt, dem wird gewährt.
Drauf ſprech' ich fröhlich Amen!

Grumbach's Geſchick war mit dem Albrecht's in inniger Verbindung geblieben. Den Ritter hatte der unglückliche Tag von Schwarzach nach dem Städtchen Hammelburg geworfen,

von wo aus er allmälig seine Fühlfäden nach Thüringen ausstreckte. Seine Frau wandte sich um Schutz und Schirm an den Cardinal von Augsburg. Ihres Mannes gesammter Besitz in würzburgischen Landen war mit Beschlag belegt. Amtleute des Braunschweigers bezogen die Einkünfte. Anna von Hutten, Grumbach's Schwiegersöhne und Töchter, theilten die Meinungen des Gatten und Vaters nicht mehr, seitdem ihnen seine Unternehmungen nicht mehr Glanz und Ehre, sondern nur Schande und Elend einbrachten. Jetzt waren sie alle weise geworden und hatten dem Gatten und Vater dies Ende vorausgesagt. Dem Anfang hatten sie zugejubelt.

Zunächst hatte Grumbach den Markgrafen Albrecht nach Frankreich begleitet; seiner Gemahlin ließ der Markgraf Friedrich Georg von Onolzbach Schutz angedeihen. Die weiland so hochgestellte Frau war in rohster Weise aus ihrem Witthum vertrieben worden. Die Rache ihrer Feinde hatte darin bestanden, daß ihr zwar ihr „Widembhaus" zu Unter- und Ober-Pleichfeld nicht genommen werden konnte, aber Befehle waren gegeben worden, daß ihr dort Niemand eine Handreichung bot, Niemand etwas steuerte oder verkaufte.

Inzwischen war sie krank und alt geworden. Ihre verheiratheten Töchter thaten nur soviel für sie, als sie in den schlechten Zeiten selbst vermochten. Der inzwischen herangewachsene Sohn, der seither vergebens um die Uebertragung der Lehen auf sich nachgesucht hatte, war im Begriff eine Amtmannsstelle anzutreten, die ihm Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz angeboten hatte. Sein Vater war ein alter Bekannter des Kurfürsten noch von der Plassenburg her, und es wurde letzterer oft genug beschuldigt, Grumbachen „Unter-

seinen Hymnen nothdürftig schreiben kann. Das Parlament ist der potenzirte John Bull. Amerika möge sich durch nichts hindern lassen, seinem Ziele zu folgen. Die Augen des denkenden und aufgeklärten Europa werden immer mit Bewunderung auf Amerika gerichtet sein.

Ich behaupte, daß der Verfall der vereinigten Staaten mit dem Tage beginnen würde, wo sie anfangen würden, sich um Amerika weniger zu kümmern, als um Europa. Für unsern Welttheil seh ich auch nicht eine Brücke, die sie mit uns verbinden könnte. Sie würden überall eine zurückgesetzte Rolle spielen. In Amerika jedoch stehen ihnen alle Wege offen. Sie sind berufen, noch einst die Landenge von Panama durchzustechen, sie werden auf dem Rio de la Plata, wie auf dem Amazonenstrome mit ihren Dampfschiffen durch unentdeckte Wildnisse die Civilisation bringen. Nicht der Congreß von Washington wird dies über die Prinzipien der Bundesregierung anordnen. Es kann Feindschaft bestehen zwischen dem Congreß und jenen Gegenden, deren Berührung mit ihm ich ahne; allein die Theorie, der politische Verstand, die Weisheit und die Mäßigung, welche die vereinigten Staaten in ihrer politischen Existenz auszeichnen, werden eine Ausströmung haben auf die Inseln und das südliche Festland. Texas und Mexiko dienen als Schrittstein für das Gebäude, welches in Amerika der Weltgeist sich für die Zukunft aufzubauen scheint.

Ich gebe mich gern der Vorstellung hin, welch ein herrliches Amalgam von Eigenschaften es werden müßte, wenn sich spanische, nordamerikanische und indisch-autochthonische Elemente zusammen vereinigen könnten, wenn dem nobeln Ernste des Spaniers sich die heftige und sinnliche Leidenschaft-

ſchlupf" gegeben zu haben. Grumbach war es geweſen, der auf dem Hundsrück die Ehe der Töchter des Kurfürſten mit den beiden thüringiſchen Herzogen vermittelte.

Grumbach's Frau verwünſchte das Leben und die Handlungen ihres Mannes. Sie gab ihm die Schuld an ihrem und an ſeinem eignen Unglück.

„Daß er von je den geraden Weg gegangen wäre! Nein, es konnte ihn nichts zum Ziel führen, als hinterm Buſch und übern Berg —! Groß hat er ſein wollen, nicht durch ſich, ſondern durch andere —! Da iſt er denn gefallen, als er am höchſten ſtand —! Höher, als er zu ſtehen brauchte —! Ach! unſer herrliches Rimpar —! Was gäb ich um einen Tag in Rimpar —! Sie haben es uns geſtohlen und verwüſtet, dieſe blutdürſtigen Pfaffen —!" ſo war ihre Rede.

Nach der Ermordung des Biſchofs Zobel am hellen lichten Tage durch Kretzer, tauchte das Gerücht auf, daß Grumbach der Anſtifter der That geweſen. Der Ritter verwahrte ſich in leidenſchaftlichen, öffentlichen Kundgebungen dagegen, hielt es aber doch ſeiner Sicherheit wegen gerathen in Frankreich zu bleiben, wo ihn die Guiſes, die damals in Frankreich herrſchende Partei, zu ihren kriegeriſchen Unternehmungen zu Rathe zogen.

Ueber das Ende des Biſchofs Zobel freute ſich Grumbach's Gemahlin unverhohlen. Sie ſagte aber auch: „Angeſtiftet hat es mein Eheherr nicht! Nur einmal beim Kragen wollt' er ihn faſſen und irgendwohin auf eine veſte Stube bringen, wo ihn wol ſein Kapitel lange hätte ſuchen ſollen! So hat's auch der Roſenberger mit den Nürnbergern gethan, als er ihnen einen ihrer weiſen Rathsherren, den

Baumgärtner, abfing —! Der neue Pfaff zu Würzburg ſoll ſich vorſehen, was ihm geſchieht, wenn er nicht endlich unſer Hab' und Gut herausgibt und den Schaden erſetzt, ſo uns dieſe braunſchweigiſchen Wölfe zugefügt —! Der Brandmeiſter Diede zum Fürſtenſtein hat Rimpar zugerichtet, daß es Gott im Himmel erbarmen muß —!"

Die Schweſtern Grumbach's waren nicht mehr am Leben. Von Jutta Vogler erzählte Frau Anna, daß ſich dieſe jetzt wol endlich in ihrem Haß gegen ſie erſättigt haben würde. Gleich nach dem Abſcheiden des Biſchofs hatte die Stadt geglaubt, Würzburg ſollte in Feuer aufgehen und alles ermordet werden, was je gegen Grumbach geſtimmt oder gehandelt hätte. Da hätte dann jeder ſein Hausthor geſchloſſen und noch lieber gleich das Ferſengeld gegeben. Auch Jutta Voglerin hätte gemerkt, daß ihrer Zeit Abend ſei. Aus dem Rienecker Hofe, den ſie noch nach dem Tode der Gräfinnen innegehabt, wäre ſie mit ſchwergefüllten Kiſten und Kaſten in die Berge entwichen auf Rotenburg an der Tauber hin zu ihrer Freundſchaft.

Für ihre eigene Lage erwartete Frau von Grumbach alles Heil vom Wohlwollen des Cardinalbiſchofs von Augsburg; ihr Gatte hoffte auf die Reichstage, die ſich mit ſeinem Güterverluſt beſchäftigen ſollten. Moritz Hausner befand ſich bei ihm in Frankreich. Der unglücklichen, durch Wohlleben verwöhnten, Frau fehlte er mehr, als ihr Gatte.

Unterdeſſen waren auch die jungen ſchwangauer Freiherren auf dem Gipfel ihrer Macht angelangt, um dann aber raſch dem Verfall entgegen zu gehen.

Als der Kaiſer, gedrängt von einem ehrgeizigen Sohne, dem ſein Vater bei noch nicht ſechzig Jahren zu lange lebte, offenbar auch im Zuſtand geiſtiger Verwirrung durch die nicht mehr zu bezwingende Fülle von Gegenſtänden, die ſeine Aufmerkſamkeit und entſchwundene phyſiſche Kraft in Anſpruch nahmen, ſeinen ſieben Kronen entſagt und ſich in ein ſpaniſches Kloſter zurückgezogen hatte, folgten ihm eben dorthin ſeine beiden Schweſtern, die Königinnen Wittwen von Frankreich und Ungarn. Wirklich, wie wenn ein liebender Bund mit den geheimſten Fäden der Natur hier nur ein einziges Daſein gebildet hätte, ſtarben ſie alle drei kurz nacheinander. Und auch Don Georg d'Auſtria, der Erzbiſchof von Valencia, folgte ihnen im Tode unmittelbar. Die Welt blieb drum nicht ſtehen, den Uhren von Sanct-Juſt gleich, ſo oft ſie der Einſiedler, der ſo gern ihren Pendelſchlag in Einen Takt gebracht hätte, aufzuziehen vergaß. Von Deutſchland nahm König Ferdinand Beſitz. Er erſchien mit ſeinem ſo viel Hoffnung gebenden Sohne Max eine Erlöſung vom ſpaniſchen Joch —! Das war der Anfang unſers Nationalunglücks, die ſcheinbare Zuflucht, die unſre deutſche Freiheit in Wien fand, die Bürgſchaft des Geſetzes und der Ordnung durch die dem deutſchen Genius gleichſam holdere Geſinnung Ferdinand's und ſeiner Erben —! Da wurde Knechtſchaft für Erlöſung geboten, Finſterniß für Licht. Auf die treuherzige Art Oeſterreichs pfropfte ſich die ſpaniſche Verſtellungskunſt. Die Reichshofräthe, die Commiſſarien der Hofburg, die öſterreichiſchen Geſandten und Kriegsbevollmächtigten wurden die Richter und Schlichter der deutſchen Händel und Wirren. Lazarus Schwendi und Vicekanzler Zaſius ſind die erſten Ahnherren

jener ſo dictatoriſch auftretenden öſterreichiſchen Geſandten und Kriegscommiſſäre, die Deutſchlands dreihundertjährige politiſche und militäriſche Abhängigkeit vom Cabinet zu Wien bezeichnen.

Der neue Kaiſer Ferdinand beſtätigte auf einem Reichstage zu Augsburg die Paumgärtner als „Stände des Reichs“. Jetzt wollten die neuen Edelleute an allen Höfen glänzen; ein unſinniger Aufwand wurde getrieben. Hans Georg lebte mit ſeiner Gattin in Paumgarten und führte dort einen fürſtlichen Haushalt; David hauſte in Hohenſchwangau und ließ es ſich die größten Summen koſten, überall als ein einflußreicher Mann angeſehen zu werden. Alle dieſe Ausgaben wurden aber ſchon jetzt durch Geldoperationen beſtritten, durch die der einſt ſo gediegene Wohlſtand des Hauſes vernichtet werden mußte. Zwiſchen beiden Brüdern war ein Zwieſpalt entſtanden, der von den Frauen nur immer noch vertieft wurde. Sie fanden ſich einzig in einem Punkte noch zuſammen: Front gegen ihren Bruder Antoni zu machen, der ſich noch immer in Venedig aufhielt und deſſen Rückkehr ſie nur durch die ſichere Zuſtellung ſeiner Jahresrente verhindern konnten.

Ihre edle Schwägerin Anna von Stadion, Johannes Frau, war kurz nach dem Vater geſtorben. Vittoria Ferrabosco hatte ſich nach Wien, wo ihr Bruder kaiſerlicher Hofbaumeiſter geworden, zurückgezogen; Kunigunde von Völs lebte zumeiſt am Hofe ihrer Freundin Philippine, der Welſerin.

In weiſer Vorausſicht hatte der alte kaiſerliche Rath eine Verfügung getroffen, nach der es unmöglich war ohne Zuſtimmung ſämmtlicher geadelten Familienangehörigen (Antoni alſo war ausgeſchloſſen) irgend etwas vom Gemeinbeſitz zu veräußern oder zu verpfänden. Und dennoch geſchah's! Die

Brüder machten, Jeder für ſich allein, auf dasjenige, was ſich gerade in ihrer Nutznießung befand, heimlich eine Maſſe Schulden.

Wie ſchon im alten Rom Catilina die Urſache der Noth, die ihn ſelber getroffen, im allgemeinen Weſen finden wollte, wie überhaupt ſchon manche Staatsveränderung ſpäterer Zeit aus unbezahlten Rechnungen hervorgegangen iſt, ſo brachten es die financiellen Aergerniſſe mit ſich, daß ſowohl Hans Georg, als David bald zu den „Unzufriedenen“ im Reich gehörten; während aber der erſtere ſich begnügte, bei dem Putzen ſeiner indianiſchen Töpfe und Waffen auf Gott und die Welt zu raiſonniren, fühlte ſich David bereits als gebornes Vollblut. Er meinte das Schwergewicht ſeines Namens bei den Welthändeln mit in die Schaale werfen zu müſſen, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Damals war es, wo die Gedanken Grumbach's eine Adelsrepublik zu bilden, immer mehr um ſich griffen.

Die Unterthanenſchaft war immer rechtloſer geworden. Auf das Unbarmherzigſte wurde ſie von der Kammerverwaltung derjenigen Fürſten ausgebeutet, die genug Heermacht hatten, um die Ausübung ihrer tyranniſchen Befehle zu erzwingen. Den letzten Widerſpruch gegen die Fürſtenmacht wollte der Adel verſuchen, und David gehörte bald zu den eifrigſten Anhängern von deſſen Umſturzideen. — Vaſallen nur des Kaiſers ſollten die adligen Geſchlechter (und dazu rechnete David nun ſchon die Baumgärtner) künftig ſein, nicht auch Vaſallen der Fürſten, die ſelbſt Vaſallen des Kaiſers waren.

Durch Streitigkeiten nach allen Richtungen hin wollte David ſeine Adelskraft beweiſen, und hätte nicht das Reichs-

kammergericht an die großen Verdienste seines Vaters gedacht, hätte nicht noch immer die ungeminderte Ehrfurcht vor den unerschöpflichen Hilfsmitteln seines Hauses bestanden — er wäre längst als ein Landesstörenfried erklärt worden.

In den beiden Städten Lauingen und Neuburg begegneten sich damals die „Unzufriedenen" des Adels Oberschwabens und des Nordgau's, die jungen Herren des Ries und die Patrizierſöhne von Augsburg und Ulm — hier wurde berathen, wie endlich die Kirchenreformation durchzusetzen sei, hier machte sich der Mißmuth über den Druck der Steuern und die ungleiche Vertheilung der Kriegslasten laut, und hier war auch David Paumgärtner häufig zu sehen.

War nun längere Zeit die Zerrüttung der Finanzen der Paumgärtners ein Geheimniß geblieben, so erfuhr man plötzlich in der überraschendsten Weise davon. David Paumgärtner hatte dem jungen Markgrafen Friedrich Georg von Brandenburg-Onolzbach, dem Nachfolger Albrecht's, der nach dessen Tode Grumbach zu seinem Geheimenrath gemacht hatte und dem vom Reichskammergericht für die seinen Landen von den Nürnbergern, Würzburgern und Bambergern zugefügten Schäden 170,000 Gulden zuerkannt worden waren — 120,000 Gulden abgeborgt und dafür — trotz der letztwilligen Bestimmung des Vaters — Hohenschwangau zum Pfand gesetzt! Ja mehr noch — auch von einem reichen Nürnberger Handelsherrn, Bonaventura Furtenbach, hatte David Paumgärtner 72,000 Gulden entliehen und auch dafür die Familienburg verpfändet.

Als von diesem Handel sein Bruder Johann Georg erfuhr, artete der Zwiespalt, der schon lange zwischen beiden

obwaltete, in einen gerichtlichen Streit aus. David hatte das Familienſtatut in gröblicher Weiſe verletzt. Er hatte ohne Mitwiſſen der übrigen Familienangehörigen über den gemeinſchaftlichen Beſitz verfügt. Die geborgten Summen waren dermaßen hoch, daß mit ihnen auch Hohenſchwangau ſo gut wie verfallen erſcheinen konnte. Jetzt durften in Wahrheit die Brandenburger vom „Fels zum Meere", von den Ufern der Oſtſee bei Königsberg in Preußen bis an den Eingang der Alpen, das ſchwarzweiße Banner aufpflanzen —! Bei Oeſterreich regte ſich Staunen und Befremden. Brandenburger am Eingang Tirol's —! Nun erſt erwachte wieder die alte Neigung Oeſterreichs für die Erwerbung der jetzt dreifach im Werth geſtiegenen Grenzburg. Johann Georg reiſte nach Innsbruck, entflammte ſeinen Schwager Völs gegen David und legte überall Proteſte ein. Leider war bereits ſeine eigene Lage bis nahe zur Verzweiflung gekommen. Von Augsburg mußte ſich Johann Georg bereits entfernt halten, um die Begegnungen mit ſeinen Gläubigern zu vermeiden. Als ihm auch in Ulm die Schuldhaft drohte, wollte er ſich durchaus an ſeine väterliche Burg halten. Er bezog ſie auch und ſcheute ſich nicht, mit den Verfügungen, die ſein Bruder hinter ſeinem Rücken zu treffen gewagt hatte, in unmittelbaren Zuſammenſtoß zu gerathen. Brandenburg hatte ſich ſchon für die Zinſen des geliehenen großen Kapitals vorgeſehen. Ein brandenburgiſcher Pfandpfleger rückte mit gewaffneter Begleitung in Waltenhofen ein, und Hans Georg war nicht mehr Herr in ſeinem eignen Hauſe.

Mit großen Opfern nur gelang es Kunigunde von Völs dieſe traurige Angelegenheit vorläufig beizulegen; zwiſchen den

Brüdern eine Verſtändigung herbeizuführen, hätte vielleicht auch ſie nicht vermocht, hätte nicht die Furcht vor Antoni's Zurückkunft die Beiden gezwungen, zuſammenzuhalten. — Tief aber war jetzt ſchon der Stern des Baumgärtner'ſchen Hauſes geſunken, ſein Glanz war verblichen und den Raben gleich, die von der Todesluft angezogen werden, umſchwirrten die Gläubiger die beiden Ritter von Hohenſchwangau!

## Zwölftes Kapitel.

### Ottheinrich und David Baumgärtner.

Einige Monate verweilte Ottheinrich in Schweinfurt und dessen nächster Umgebung. Der Reihe nach besuchte er alle Ortschaften, wo er wagen konnte, aufzutreten und die pfarramtlichen Segnungen zu ertheilen, die ihm zu spenden durch seine in Jena vollzogene Ordination zustand. Zu seiner Freude vernahm er, daß Herzog Johann Friedrich sein heftiges Auftreten gegen Striegel und Hügel bereute und beide aus ihrer Haft entlassen hatte.

In Zeilitzheim, dem Sterbeorte Argula's, fand er, daß auf Anordnung ihres Sohnes in einem Kirchlein die lebensgroße Gestalt der edlen Todten in Stein ausgebildet aufgestellt worden war.

In Kitzingen, dem Nachbarorte Schweinfurt's, hatte Martina die Bekanntschaft der Frau von Grumbach gemacht, fühlte sich aber zu ihr wenig hingezogen — nur selten kamen die beiden Frauen zusammen. Eines Tages erhielt Ottheinrich auch wieder Kunde von Klebitz. Dieser hatte in Heidelberg eine Stelle als Pfarrer an der Peterskirche gefunden, dort aber war er bald mit dem Geistlichen Tileman Heßhus, der nicht, wie er, sich zum Calvinismus bekannte, in heftigsten Streit gerathen, der endlich damit endete, daß der Kurfürst

beide ihrer Aemter entsetzte und aus Heidelberg verwies. Wo Klebitz mit seiner Familie hingerathen war unbekannt.

Martina hatte das innigste Mitleid mit den Freunden, die sie sich ohne Dach und Fach vorstellte. Sie trieb Ottheinrich an, der Flüchtigen Spur von Heidelberg aus selbst zu verfolgen — es wollte ihr ohnehin in Schweinfurt nicht länger gefallen. So wurde der große Wagen abermals angespannt, die Reise nach Heidelberg angetreten.

Manche Fährlichkeit mußte noch überstanden werden, bis sie die schönen Ufer des Neckar erreicht hatten. Gelegenheit, vor versammelten Hörern zu sprechen, bot sich unterwegs genug. Bei gutem Wetter scheute sich Ottheinrich nicht, seinen Wagen, den ihm ein Knecht führte (er selbst ritt bewaffnet nebenher) zur Kanzel zu machen und von da herab in den Dörfern eine Stelle der Bibel auszulegen oder die Unterscheidungslehren des alten und neuen Glaubens in scharfer Trennung den nicht überall gleich empfänglichen Gemüthern vorzutragen. Auch an gewaltsamen Unterbrechungen fehlte es auf der Reise nicht, zumal im Gebiet des „deutschen Ordens", das er berühren mußte. Die so übelberufenen Prasser und Schwelger mit dem schwarzen Kreuz auf dem weißen Mantel, die Deutschordensritter, leisteten der Reformation, wo sie nur konnten, Widerstand.

In Heidelberg erfuhr Ottheinrich, daß sich Klebitz nach Frankfurt am Main gewandt hatte. Dorthin schrieb er und erhielt von Klebitz eine heitere, fast übermüthige Antwort. „Ich tauge nicht zum Pfaffen —! Da hast du recht, bin aber doch jetzt froh, daß ich Sanct-Augustinum gelesen habe, denn eben muß ich ihn im Druck corrigiren." Klebitz war

lichkeit des Eingebornen zugeſellte, und die Miſchung beider Anlagen durch die praktiſche Betriebſamkeit und die Verſtandesrichtung des Nordamerikaners geregelt würde. Würde es nicht ein Meiſterſtück, nicht der Natur, ſondern des ſchöpferiſchen Geiſtes der Geſchichte ſein, wenn ein Südamerikaner in ſich das ſchöne Gleichgewicht dieſer drei Elemente halten könnte, wenn der feurigen raſchen Hand, der moraliſchen, ehrgeizigen Anlage des Spaniers, ſeinem dunkelrollenden Auge und ſeinem ſchwarzen Haare ſich das Herz, das Gemüth des Wilden anſchlöße, die tiefſinnige Myſtik der Empfindung und die reizende Naivetät ſeiner Anſchauungen, die bekanntlich den amerikaniſchen Eingebornen auszeichnen, und zu dieſer Anſchauung noch die dritte Macht hinzutreten könnte, die Enthaltſamkeit, Selbſtbeherrſchung, die Aufklärung und der Induſtrialismus nebſt der polizeilichen Geſittung des Yankee, der, wenn er freilich nicht mehr beſitzt als dies, einſeitig und kahl genug iſt! Die Ordnung, welche Südamerika über kurz oder lang erhalten muß, wird es nirgend woher als von Nordamerika entlehnen können.

Wenn man gegen dieſen Traum einwendet, daß der Nordamerikaner keineswegs hinreichenden propagandiſtiſchen Fanatismus beſitzt, um ihn möglich zu machen, ſo liegt gerade die Garantie der Erfüllung deſſelben in dieſem Umſtande, ob er gleich das Gegentheil beweiſen ſoll.

Einmal findet ſich zwar Ausbreitungseifer genug in Nordamerika, in einem Maße, deſſen Grauſamkeit für den guten Zweck nichts zu wünſchen übrig läßt. Die Bürger der vereinigten Staaten verfahren gegen die Eingebornen mit einer Herz- und Gemüthloſigkeit, die freilich unſre Empfindungen empören macht. Sogar die Moral wird von Jonathan, der

Corrector für die unternehmenden Verleger der frankfurter Buchgasse geworden.

Das ſtrenge Lutherthum der Stadt, die von Heßhus gegen ſeinen Gegner verbreiteten Erklärungen und ausführlichen Schriften erlaubten nicht, daß ſich Klebitz mit ſeinen Lehren in Frankfurt irgendwie auffällig machte. Der reiche Buchhändler Egenolph verbürgte ſich für die Haltung ſeines Schützlings. Die Stellung der Correctoren war unter Umſtänden dazumal eine einträgliche. Sie beſchäftigte Gelehrte erſten Ranges. Aus ſpäteren Briefen kam auch das noch heraus, daß Klebitz fliegende-Blätter ſchrieb, wie ſie die Meßzeit in Frankfurt in reicher Zahl bedurfte; Nachrichten aus dem Gebiet der Politik, Kalender, gereimte Schilderungen merkwürdiger Vorfallenheiten, wozu damals am meiſten die blutgierigen Verfolgungen der Proteſtanten ſowol in den Niederlanden wie in Frankreich den Stoff hergaben.

Aber auch in Heidelberg war Ottheinrich's Bleiben nicht. Hier wurde Calvin's Lehre ſo entſchieden gepredigt, wie es ſich mit Ottheinrich's Anſichten nicht vertrug, gerade hier aber erinnerte er ſich an ſeine einſtige Bekanntſchaft mit Konrad Frölich, den er in Lauingen an der Donau wußte, wo er an einem trefflich eingerichteten Gymnaſium lehrte. Der Vater Konrad's, Georg Frölich, der ehemalige Augsburger Stadtſchreiber, war jetzt pfalz-neuburgiſcher Kanzler, und als nun Ottheinrich an Konrad ſich wandte, wußte dieſer in kurzer Zeit ſeine Berufung als Lehrer und Prediger nach Lauingen durchzuſetzen.

Die Nähe Augsburgs, die Sehnſucht Martinens nach heimatlicher Luft und dem endlichen Wiederſehen der Ihrigen,

ließen Ottheinrich mit Freude die Stellung annehmen. Er reiſte in demſelben Augenblick von Heidelberg ab, wo der Kurfürſt, verbunden mit den Kurfürſten von Mainz und Trier, dem an Frankreich's Grenze mit einer Heeresmacht von mehreren tauſend Mann erſchienenen Grumbach entgegengeeilt war und in dem Städtchen Deluart einen Vertrag mit ihm abſchloß, demzufolge Grumbach in ſeinem Lehnſtreit mit dem würzburger Biſchof den „Wurf ja in Händen behalten" und nicht bewaffnet in Würzburg einbrechen ſollte. Die drei rheiniſchen Fürſten vermaßen ſich hoch und theuer, ſich zum Dank dafür bei Kaiſer und Reich zu ſeinen Gunſten verwenden zu wollen. Ihre Länder zunächſt würden beim Durchzuge eines ſolchen Heerhaufens auf's Aergſte verwüſtet worden ſein.

Drei Jahre geſegneten Wirkens waren nun ſchon Ottheinrich in Lauingen vorübergegangen, er, ſein Weib und ſein Kind, fühlten ſich wohl hier. Die unmittelbare Nähe der katholiſchen Univerſität, Dillingen, regte auch in Lauingen das geiſtige Leben an — mit Konrad Frölich, der hier Rector war und die Rechte lehrte, ſtand Ottheinrich auf dem beſten Fuße.

Während dieſer Zeit war auch die Sehnſucht Martinens, die Ihrigen wiederzuſehen, befriedigt worden. Mit dem heranwachſenden Johannes war ſie in Augsburg geweſen. Sie war allein gegangen. „Warum," ſprach ſie zu ihrem Gatten, „ſollſt Du von Deiner Höhe in die Niederung ſteigen —! Haben ſie Dich ſchon ſonſt nicht zu beſitzen verdient, ſo jetzt erſt recht nicht. Würdeſt Du von der Religion anfangen, ſo würden ſie ſagen, daß ſie ſich nach der Religion ihrer Brotgeber zu richten hätten. Nein, nein, wir wachſen

zuletzt aus unſern Windeln heraus, wie unſer Heiland auch und — unſer Hannesle da —!"

Martina wollte ſechs Wochen ausbleiben, aber ſchon nach der Hälfte der Zeit kam ſie wieder. Die Stunden der Trennung hatten ſich ihr zu lang gedehnt. Ihre Geſchwiſter hatte ſie herangewachſen, die Mutter recht alt geworden gefunden. Onuphrius Pfefferkorn, der einſtige Altgeſelle, war geſtorben; Cyriax Häusle ein reicher Mann geworden, Apollonia aber ſchwang unbarmherzig den Pantoffel weiter über den Gatten. Alle dieſe Verhältniſſe waren Martina doch recht fremd erſchienen; heimgekehrt verſicherte ſie mit innigem Anſchmiegen dem Gatten, daß ſie ſich nie mehr von ihm trennen wolle.

Als David Paumgärtner vom Markgrafen Georg Friedrich v. Brandenburg jene 120,000 Gulden geborgt hatte, fanden die Verhandlungen darüber in Lauingen ſtatt. David begegnete wol Ottheinrich, aber er ſchritt ohne Gruß an ihm vorüber, er konnte den gewaltſamen Abſchied damals in Augsburg ihm noch immer nicht verzeihen. Als er damals, nach dem Tode des Vaters, nach Augsburg gekommen war, dort die Familie von allen Seiten zuſammenſtrömte, und das Teſtament eröffnet wurde, da ließ er ein für Ottheinrich beſtimmtes anſehnliches Legat dieſem deshalb nicht auszahlen, weil der Vater zu ſeiner desfallſigen Verfügung die Klauſel angeſchloſſen hatte: „Wenn ſelbiger treu bis an mein Ende in meinen Dienſten verblieben iſt." Ottheinrich hatte vorher ſich entfernt, hatte den Erben die nicht geringe Mühewaltung der Aufnahme des Inventars und der Abwickelung ſo manches noch unliquiden Verhältniſſes allein überlaſſen,

nung und des wahnverlorenen Irrens, weckten in Beiden Trauer und Rührung.

Bald nach dieſem Beſuche David's erſcholl eine Kunde, die ganz Deutſchland in die äußerſte Aufregung verſetzte. Grumbach hatte vom letzten Reichstag für die Wiedereinſetzung in ſeine Güter nichts gewinnen können. Die rheiniſchen Kurfürſten, denen zu Liebe er damals zu Deluart den „Wurf aus der Hand" gegeben hatte, redeten ihm zwar das Wort, und manche andere Stimme erhob ſich mit Entrüſtung gegen die Biſchöfe, dennoch war nichts zu ſeinen Gunſten zu Stande gekommen. So kam er denn auf den für jene Zeit ſchon unſeligen Gedanken, nachzuholen, was er in Deluart verſäumt hatte, und ſich ſelbſt helfen zu wollen. Die Sterne, die ihm ſo oft ſchon zu kühnen Thaten gerathen hatten, ohne daß er ihrem Rath nachzugeben gewagt — jetzt glaubte er ihnen folgen zu müſſen, und ſo machte er denn am 3. October 1563 mit 800 Reitern und 500 Fußknechten, die ihm wie auf den Pfiff zuſammenzurufen eine Kleinigkeit geweſen, einen Einfall ins Würzburgiſche, nahm am vierten die Stadt ohne Schwertſtreich, überließ ſie der Plünderung und errichtete lediglich einen Galgen für Frauenſchänder und Kirchenräuber. Den Biſchof fand er nicht zugegen, aber von den Herren des Capitels ließ er ſich einen Vertrag unterſchreiben, den halten zu wollem ſie ſich auf Ritterehre verpflichteten, und nach welchem ihm ſeine Güter, beſonders ſein geliebtes Rimpar, wieder zurückgegeben werden ſollten.

Mit dieſer kühnen That wollte er ſeinem ewigen Diplomatiſiren, Hoffen und Harren ein Ende machen.

Aber die Sehnſucht nach geordneten Zuſtänden war

eine zu allgemeine im Vaterlande geworden; gab ihm auch ganz Deutſchland für ſeine Forderungen Recht, frohlockte auch der Adel über die Niederlage des ſtolzen Würzburger Biſchofs — den Weg der Selbſthilfe, den Grumbach beſchritten, wollte Niemand mehr gut heißen. Laut erhoben ſeine Feinde ihre Stimme. Abermals wurde Grumbach Biſchof Zobel's Mörder genannt, obgleich der endlich dingfeſt gemachte Kretzer*) die ganze That auf ſich allein genommen; und außerdem verbreitete man die grellſten Schilderungen des würzburger Ueberfalles, den man als die That eines Räubers und Mordbrenners hinſtellte. So kam es, obgleich jeder einſah, daß Grumbach berechtigt wäre die Mitglieder des Domcapitels beim einmal beſchworenen Wort zu nehmen, daß es dem Biſchof doch gelang, die Nichtanerkennung des mit dem Domcapitel abgeſchloſſenen Vertrages durchzuſetzen.

Jetzt war Grumbach vor dem Geſetz und dem Kaiſer verloren — dieſer, Maximilian II., ſchleuderte die Reichsacht auf ihn, und Fürſten und Adel zogen ſich von dem Geächteten ſcheu zurück.

Ottheinrich Stauff hatten dieſe Schreckensvorfälle tief ergriffen, er betete für den verlorenen, irregeleiteten und doch ſo hoch angelegten Mann! Gerade in dieſer Stimmung aber mußte ein Vorfall ihn auf das Heftigſte erſchüttern. Es war in der Nähe der in ihrer Vollendung begriffenen neuen Pfarrkirche Lauingens, wo man einen alten Kirchhof

*) Kretzer erhenkte ſich in ſeinem Gefängniß zu Seligenſtadt am Main, um dem Blutgerüſt, das ihn mit allen erfinderiſchen Schrecken damaliger Henkerskunſt erwartete, zu entgehen.

umgegraben hatte, und viele Leichen in einem Leichenhause bewahrt bleiben mußten bis zur gänzlichen Herstellung des Baues und des neuen Friedhofs. Hier, mitten unter den Todten, glaubte er niemand anders, als den kaiserlichen Rath, den Vater David's und Hans Georg's von Schwangau, zu erkennen —! Dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe aufgeworfene Stumpfnase, dieselben düstern Augenbrauen und der aufgeworfene sinnlichbreite Mund —! Wer konnte das sein—? Die Züge waren allerdings nicht gemildert durch die dem Verstorbenen eigen gewesene Grazie; sie grinsten ihn verzerrt, faunisch und boshaft an.

Daß sogar die Erscheinung auf den gottesfürchtigen Ottheinrich gespenstisch wirkte, lag im Glauben der Zeit. Und das Benehmen des Doppelgängers eines in der Erde Ruhenden mußte auch in der That die Vorstellung von einem, der im Grabe keine Ruhe gefunden hätte, unterstützen. Huschte doch die Gestalt im Dunkeln dahin, zog einen Mantel wie mit knöchernen Händen ängstlich über die Schultern hinauf und schien sich sogar vor den Augen der Nacht verborgen halten zu wollen, wie ein Gespenst — und während Ottheinrich betroffen dastand, war die Erscheinung hinter den hochaufgeschichteten Werksteinen und Bauschuppen verschwunden.

Auf Ottheinrich's hierhin und dorthin gerichtete Frage, ob Niemand einer Persönlichkeit begegnet wäre, auf welche die Kennzeichen, die er angab, paßten, kam ihm keine Aufklärung. Man brachte die Erscheinung mit dem Zusammenstrom von Söldnern in Verbindung, die in Folge des Grumbach'schen Ueberfalls von allen Städten und Fürsten, die dem sogenannten „landsberger Bunde" angehörten,

ſchleunigſt geworben wurden. Damals hatte auch Schertlein im Dienſte der Augsburger wieder Werbequartiere aufgeſchlagen. Ottheinrich genügte dieſe Erklärung zwar nicht, doch fand er nirgends eine andere Spur.

Der von Würzburg her erwartete Kriegsſturm hatte ſich verzogen und nur noch eine dumpfe Gährung war in den Gemüthern, ein ſtetes Aengſten und Zagen um eine erwartete große Schilderhebung, zurückgeblieben. Eines Tages erſchien David Paumgärtner wiederum in Lauingen. In froheſter Laune beſuchte er Ottheinrich in ſeinen freundlich gelegenen Kloſterzellen, brachte wiederum Grüße von Kunigunden und forderte ihn mit geheimnißvoller Miene auf, ihn zum Doktor Keller, dem Schwiegerſohn Frölich's, der als Rechtsgelehrter in Lauingen lebte, zu begleiten.

Auf Ottheinrich's verwunderte Frage, weſſen er ſich dort zu verſehen haben würde, ergriff der kaiſerliche Rath ſeinen Arm, langte ihm ſelbſt ſein Birett vom Büchertiſch und zwang ihn durch allerlei unverfängliche Scherzreden, mit ihm zu gehen.

Doktor Keller war Notar. Ottheinrich mußte wol erſtaunen, als er bei ihm einen zu einem Frühimbiß gedeckten Tiſch antraf, um dieſen herum den alten Fröhlich, deſſen Sohn, den Rector ſeines Gymnaſiums, Oswald von Eck — letzteren von bereits zu viel genoſſenem Wein in einer Stimmung, die dem Frühſtück einen bedenklichen Ausgang zu verſprechen ſchien.

„Setzt Euch!“ ſprach David, winkte dem Notar, die Feder zu führen, und fuhr fort: „Der anweſende fromme und gelehrte Herr Ottheinrich Stauff hat meinem Hauſe und

bereits meinem Vater selig also treu gedient und in mancherlei Zeitläuften so wohl berathen, daß meines Vaters Wille, es sollte ihm nach seinem Tode ein Legat von 3000 Gulden gezahlt werden, mehr, als ich sagen kann, meines Vaters Schuldigkeit gewesen. Da es aber in dem Testament hieß: Solches sollte nur geschehen, ‚wenn derselbe bis zu meinem Tode mir treu und ehrlich gedienet —‘ so haben wir Brüder und Schwäger damals diese Zahlung unterlassen. Denn unser anwesender gelehrter Herr Magister und gottseliger Prädicant hatte seltsamerweise unser Haus derelinquirt, ja uns alle, so wir damals in Augsburg eintrafen, aus Gründen, so ich nimmer anerkennen mochte, schier im Stiche gelassen. Jetzund jedoch reuet es mich. Und darum liegen hier in der Truhe des Doktor Keller die 3000 Gulden, wohlgezählet, gute kemptener Münze, wie wir solche ehedem selbst geschlagen haben. Nehmt sie nunmehr getrost hin —! Unterzeichnet, was Doktor Keller Euch vorlegen wird, und nießet sie zu Eurem und Eures Weibes und Eures Kindes fröhlichem Ergötzen —!“

Ottheinrich's Weigerung, das Geld zu nehmen und das bereits von Doktor Keller vorbereitete Protokoll zu unterzeichnen, wurde von den lachenden und glückwünschenden Zeugen nicht angenommen und ihm jedes weitere Wort über diese Angelegenheit abgeschnitten. Oswald von Eck that, als wenn es sich um ein paar Batzen handelte, über die nur unnütze Worte verloren gingen, wenn man darüber den guten Rheinwein und die kalten Kapaunen vernachlässigte. Der Imbiß, den die beiden Lebemänner bezahlten, wurde aufgetragen, Wein eingeschenkt, Politik und Weltlage besprochen. Was

ſollte Ottheinrich thun —? In dem ſichern Gefühl, die Verehrung redlichſt durch ſo viele Jahre verdient zu haben, nahm er, was ihm abzulehnen nicht möglich wurde. Dem Gedanken, der hier ſo nahe lag: Es iſt nur rein eine Prahlerei der hohenſchwangauer Freiherren, daß ſie, während der eine von ihnen ſchon zu Augsburg im Thurm ſitzt, hier vor dem Pfalzgrafen und dem landſeſſigen Adel dieſe Großartigkeit ausſpielen —! er konnte ihn nicht ausſprechen.

Die Unterhaltung floß bei fleißigem Poculiren lebhaft dahin — Oswald von Eck war der liebenswürdigſte, gebildetſte Geſellſchafter. Man ſprach immer freimüthiger über perſönliche Angelegenheiten. Im Laufe des Geſpräches fiel auch die Aeußerung, daß der Bruder der ſchwangauer Freiherren, Antoni, aus Venedig gekommen wäre und jetzt anfinge, der Familie läſtig zu werden. Ueberallhin ſchliche er David nach, und ſchiene etwas gegen ihn im Schilde zu führen. Als ſodann Doktor Keller erklärte, daß vor kurzem Antoni auch in Lauingen geweſen wäre und in ſeinen Differenzen mit den Brüdern ihn um Rath erſucht hätte, da fiel es Ottheinrich wie Schuppen von den Augen. Er hatte niemand anders als Antoni geſehen. Der Geiſt auf dem Kirchhof konnte nur dieſer geweſen ſein.

Seine Schilderung, die er von Antoni's Aeußerm gab, beſtätigte ſeine Vermuthung. Er ſelbſt war Antoni's niemals anſichtig geworden und wußte nicht, wie er in ſo hohem Grade dem Vater ähnlich ſah.

Doktor Keller verſicherte, daß Antoni, da er in Lauingen nicht geſehen ſein wollte, ſich gewiß hinter die Bretterverſchläge auf dem Kirchhof zurückgezogen hätte.

doch sonst so religiös ist, nicht selten aus den Augen gesetzt, um Völker zu ersticken, welche von Tausenden, die früher den Stamm bildeten, allmälig zu Hunderten zusammengeschmolzen sind. Man kennt die Hülfsmittel, welche man brauchte, um die Creekindianer und die Seminolen um ihre Wälder, Weiden und Flüsse zu bringen. Indem die Indianer von einer Niederlassung zur andern wandern müssen, werden sie entweder zurückbleiben, sich umzingeln und civilisiren lassen, oder sie kommen an der Südsee in einem Zustande an, der einer Reduktion auf Nichts vollkommen gleich ist. Dies ist freilich die grausamste Art, Gesittung zu verpflanzen und unser Gemüth wird sich stets dagegen empören.

Ein ferneres Element, welches die Nordamerikaner für die Propaganda der Cultur allerdings untauglich zu machen scheint, ist die Religion. So theuer sie von den Bürgern der transatlantischen Republik gehalten wird, so scheint sie ihnen mehr ein Privilegium für Einzelne zu sein, als eine Idee, die sie erst dann beruhigt, wenn Alle ihrer theilhaftig wären. Die Toleranz, welche mit den ersten Einwanderern in die neuen Kolonien einzog, ist ihnen etwas, das ihnen mit der Ausübung jeder Religion und jedes einzelnen Sektenglaubens stets verknüpft werden zu müssen scheint, im völligen Gegensatze zum Katholicismus, der in Südamerika keine Rast und Ruhe, kein Mitleid und Erbarmen hatte, um sich allgemein zu machen. Die Religion treibt die Nordamerikaner nicht, Cultur zu verbreiten. Auffallend! Es ist, als hätte die feste Ueberzeugung, welche die Protestanten von ihrem Glauben zu beseelen pflegt, weit mehr Genüge an sich selbst und Zufriedenheit, als der Katholicismus, der, je unhaltbarer er sich in sich selbst fühlt, desto weitere Verbreitung sucht, und durch

lv. Bibl.
nchen

Trotz aller Heiterkeit hörte doch Ottheinrich genau heraus: David lebte auf einem Vulkan. Zerfallen mit Hans Georg, mit seinen Schwägern, hatte er jetzt nun noch die Ansprüche Antoni's zu gewärtigen, dem seine bedungene Rente nicht mehr zufloß. David sagte, er entzöge sie ihm, weil der Schurke Miene machte, des Vaters Statut umzustoßen. Antoni schien sich für die Ausschließung aus dem Familienstatut des Vaters rächen zu wollen. Warum hatte nicht auch er die Freiherrnkrone der Schwangauer auf sein Siegel, den Schwan vom „Alpsee" in sein altes Lilien- und Sittichwappen setzen dürfen —? Antoni durfte sich in Augsburg ungescheut sehen lassen, während selbst David, so oft er in Augsburg war, bei keinem seiner Freunde und Verwandten einkehren durfte. Gerade wegen seiner und wegen eines Verwandten, eines Rehlinger, hatte der Rath vor einigen Jahren die Verordnung erlassen, daß Keiner, der sein Augsburger Bürgerrecht aufgegeben (das hatte David nach dem Verkauf des väterlichen Hauses an Schertlin, und jener Rehlinger gethan) in einem Privathause einkehren durfte, wenn er Augsburg besuchte. Um etwaige „Praktiken" eines solchen abgefallenen Stadtkindes besser in Obhut behalten zu können, mußte es in einer offenen Herberge Behausung nehmen. Antoni war dagegen Augsburger Bürger geblieben.

Für David, der noch mit allen Lebensfäden an der schönen, immer noch den Mittelpunkt des damaligen deutschen Lebens bildenden Vaterstadt hing, war jene Verordnung eine drückende Last. Wie köstliche Tage hatte es da wieder vor kurzem gegeben, als Maximilian, kurz zuvor, ehe er Kaiser geworden, mit seiner Gattin in Augsburg war und ihnen zu

Ehren Schlittenfahrten ausgeführt wurden, wie man ſolche ſeit Kaiſer Max dem Erſten nicht geſehen! Aber auch die kleinen Verhältniſſe der Vaterſtadt waren David werth und ſo geläufig, daß er, als Ottheinrich das ererbte, blanke, ſchöne Geld vorab in des Notars Truhe und erſt allmälig durch deſſen Hülfe zu Inſätzen auf Häuſer verwenden laſſen wollte, und die Zeugen ſagten: Laſſet doch erſt einmal Euer Weib den blanken Segen ſchauen —! erwidern konnte:

„Was denkt Ihr von Martina Schenckin —! Unſer Herr Ottheinrich da hat ein Weib genommen, das ihm wohl ſchon mehr Schreckenberger zu zeigen gehabt hat, als dieſe Gulden da, wenn ſie gewechſelt —! Sie iſt die Brudertochter einer Laienſchweſter aus Sanct-Kathrinen, die bei meinem Vater ſelig und bei den Fuggern ihr Büchlein hatte, wie nur unſerer beſten Kunden eines. Alle Quatember bekam ſie ihre Zinſen und Zinſeszinſen und brachte noch immer friſche Truppen —! Oder es müßte denn ſein, was ich nicht in Erfahrung gebracht habe, daß etwa die Muhme den heiligen Mann in Rom zum Erben einſetzte —!“

Frölich und ſeine Söhne wußten, wie ſehr das anſehnliche Erbe Martinens in Jena und auf den ſpäteren Wanderungen zuſammengeſchmolzen war.

Ottheinrich überfiel eine traurige Stimmung, als er von David endlich Abſchied nahm, er ahnte, daß er ihn bald anders wie bei Scherzen und Trinken wiederſehen würde. Erſt als er, zu Hauſe angekommen, Martinen von der unerwarteten Erbſchaft Mittheilung machte, und deren Freude darüber ſah, durchdrang auch ihn wieder ein heiteres Gefühl.

Abermals waren einige Monate verſtrichen. In Augsburg wurden gerade zur Feier der Krönung Maximilians glänzende Feſte vorbereitet, und alle Welt war geſpannt, wie die Grumbachiſchen Händel noch beigelegt werden würden — da kam plötzlich die Nachricht: Antoni Paumgärtner hat ſeinen Bruder, den Freiherrn David von Hohenſchwangau, wegen Hintenanhaltung ſeiner Jahresrente, zu Neuburg an der Donau gefänglich verſtricken laſſen —!

Bald langte nun auch die Gattin David's, die Freiin von Freyberg, in Lauingen an, um Verwendung für ihn zu ſuchen. Darüber wurde Ottheinrich von einer ſeltſamen Angſt ergriffen. Martina hatte Mühe, ſein mitfühlendes Herz zu beruhigen. Es kam ihm vor, als hätte er mit zu David's Verlegenheiten beigetragen und als müßte er ſich wie David's Schuldner fühlen. Die ſtolze Freybergerin jedoch aufzuſuchen konnte er nicht über ſich gewinnen. Wie er ſie kannte, mußte er fürchten, daß ſie ihn mit dem Vorwurf empfangen würde: „Und auch Ihr müßt ein Nagel unſeres Unglücks ſein! Meines Mannes Ehrgeiz, ſein Uebermuth, ſtahl ſeinen eigenen Kindern den letzten Pfennig, um ſich hier in Lauingen vor Euch den Schein eines großen Herrn zu geben —!“

Die Freunde wollten ſeine Gewiſſensſcrupel beruhigen und ſagten, es wäre eine gute That geweſen, die Hand zu reichen, daß nicht die Gabe Gottes ganz auf die Straße geworfen wurde. Denn hätte nicht er jenes Geld genommen, die nächſte Reiſe nach München, die in der That Oswald von Eck und David Paumgärtner zuſammen machten, würde das Geld dahin abgeführt haben, wohin ſchon Hunderttauſende

gegangen wären, in den bodenlosen Abgrund der Vergnügungen und der Prahlsucht.

Ottheinrich hatte kaum angefangen, sich der Richtigkeit dieser Gründe zu erschließen, als seine unverwüstliche Theilnahme für die Paumgärtner'sche Familie in neue, noch größere Aufregung versetzt wurde. Gerüchte über dunkle Vorgänge in Baiern wurden laut.

Graf Joachim von Ortenburg hatte auf dem letzten Landtage, als Landstand, die Reformation, die Herabsetzung der Steuern, die Verbesserung der Verwaltung nach allen Richtungen hin als nothwendig gefordert. Eine den Herzog Albrecht von Baiern erschreckende Anzahl von Adligen, Oswald von Eck an der Spitze, hatten sich ihm angeschlossen — Ottheinrich wußte, daß die meisten David Paumgärtner seine Freunde nannte.

Herzog Albrecht antwortete mit dem Ueberfall Ortenburgs, während Graf Joachim abwesend war. Heldenmüthig vertheidigte dessen Gemahlin, eine Fuggerin, ihr Schloß, und ließ den Gatten warnen nicht zurückzukehren.

Eines Abends hatte Ottheinrich, der ängstlich auf Nachrichten von David wartete, eine ihn gradezu erschreckende Begegnung. — Er traf am Donauſtrande einen Mann, den er trotz der langen Jahre, wo er ihn nicht gesehen hatte, sofort wiedererkannte, es war Böhme — der Eine jener ehemaligen Kammerknechte der Königin von Ungarn, von dem ihm einst der alte Obersteiger in der „Finstern Stube" zu Augsburg gesprochen hatte.

„Wo sich dieser Mensch blicken läßt, da bricht irgend ein Unglück aus —!" sagte Ottheinrich, als er nach Hause

gekommen war und Martinen versicherte, sich in der Person nicht geirrt zu haben, und am nächsten Tage erfuhr er, daß Oswald von Eck bei Donauwörth von Reisigen niedergeworfen und nach Baiern geschleppt worden war, wo man ihn gefangen gesetzt hatte. Böhme war sicher dabei thätig —!

Gegen Abend kam dann Graf Joachim von Ortenburg auf schleuniger Flucht durch Lauingen hindurch — da litt Ottheinrich seine Unruhe nicht länger zu Hause, er eilte zu dem alten Frölich, um Nachrichten zu erfahren.

Dieser befand sich noch auf dem Schlosse bei dem Pfalzgrafen, er blieb heut außergewöhnlich lange; als er heimkehrte, zog er sofort Ottheinrich in seine trauliche Arbeitskemenate:

„Ich habe Euch wichtige Dinge mitzutheilen, höret das Neueste —! Euer unseliger David —! Es kann ihm jetzt übel ergehen —! Muß auch gerade er der Einzige sein, der bereits gefangen sitzt und sich nicht mehr salviren kann —!“

Ottheinrich erfuhr, daß die geheime Kanzlei des Pfalzgrafen durch einen Boten des Herzogs von Baiern (Ottheinrich warf Böhme's Name dazwischen) eine Nachricht erhalten hätte, die für die Sache des Grafen von Ortenburg und seiner Landtagsgenossen bedenklich wäre. Bei Wegnahme eines seiner Schlösser, zu Mattigkhofen, hätte man einen Briefwechsel gefunden, der einen großen Theil des bairischen Adels dermaßen bloßstellte, daß der Herzog in München wüthete und von nichts als von Hängen und Köpfen spräche. Die Verbindung der Adligen mit Grumbach wäre erwiesen. Die Freiberge von Hohenaschau, die Maxelrain, die Seybolstorffer, Laiminger, und andere hätten ganz dieselben Ge-

ſinnungen und Pläne ausgeſprochen, die Grumbach und der Roſenberger verfolgten: Unabhängigkeit des Adels von allen Reichsfürſten, Aenderung der Lehnsverbände, Abhängigkeit des Adels lediglich vom Kaiſer. Pfalzgraf Wolfgang hatte ſofort dem Grafen Joachim gerathen, ſich nach Würtemberg zu Herzog Chriſtoph zu begeben, und deſſen Vermittelung anzurufen. Könnte dieſer nicht helfen, ſo müßte er nach Frankreich. Für ihn, den Pfalzgrafen, wäre, um ihn zu ſchützen, die Nähe der bairiſchen Macht, die Durchkreuzung und Einſchachtelung der Gebiete, zu bedenklich. Nach ſeinem eigenen Ländchen konnte Graf Joachim ebenfalls nur auf Wegen gelangen, die durch Baiern führten. So ſollte denn der Graf ſofort weiter reiten und nur bedacht ſein, nicht noch gar auf der Landſtraße angefallen und da verhaftet zu werden. —

„Der Pfalzgraf könnte ihm ſeinen Schutz verſagen — ?“ wallte Ottheinrich entrüſtet auf.

„Einem Genoſſen Grumbach's —? Grumbach iſt geächtet —! Ein kaiſerlich Mandat gebietet allen Obrigkeiten, Grumbach's Mitverſchworene ſofort feſtzuhalten und zu verſtricken —!“

„Und David —?“

„Wird unter den Betheiligten des Briefwechſels mitgenannt, und dieſen dem wüthenden Herzog auszuliefern iſt jetzt nicht zu umgehen, da er ja ſchon verhaftet iſt —!“

„Der Pfalzgraf ſoll ihn freigeben —! Ich bitte Euch Kanzler —! Verwendet Euren Einfluß —!“

„Ich beſorge, daß wir hierin zu ſpät kommen —! Schon iſt in München ein Gericht niedergeſetzt. Der Frey-

berger, des Herzogs eigener Haushofmarschall, ist in den Falkenthurm geworfen —! Die alten Späne der Paumgärtner mit dem Baiernherzog, dem sie ja für einige ihrer Allodien lehnspflichtig sind, kenne ich —! Wenn nun, wie es heißt, Oswald von Eck, der den Herzog am meisten in diesen Briefen angegriffen und verspottet hat, für so gut wie verloren gelten muß, dann fürcht' ich auch für David — falls nicht sogar beide Brüder, auch Hans Georg, betheiligt sind —"

„Antoni muß ihn sofort freigeben — Ich zahle die Bürgschaft —! Seine Jahresrente, soweit sie auf David's Verpflichtung entfällt, kann nicht größer sein, als mein empfangenes Legat, das ich mit Freuden drangebe —"

Georg Frölich widerrieth jede Uebereilung. Vielleicht erschien ihm die Gefahr eine größere, als sie in Wahrheit wäre. Die Erinnerung an Hieronymus Stauff, den ehemaligen mächtigen Kanzler eines Baiern-Herzogs, den Vorfahr Argula von Grumbach's, der, in Ungnade gefallen, hingerichtet wurde, ließ ihn ausrufen:

„Drängen sich diese Kaufleute in den Adel zu einer Zeit, wo selbst der Adel aufgehört hat, im Reich noch zu zählen —!"

Ottheinrich beschwor Frölich, genauere Erkundigungen einzuziehen. Sofort begab er sich zum Schwiegersohn des Altkanzlers, um diesen von seinem Vorhaben zu unterrichten, und sich in Besitz des Geldes zu setzen, das noch unbegeben und eine zuverlässige Verwendung abwartend im Verschluß des Notars lag.

Doktor Keller widerrieth die großmüthige Regung Ottheinrich's mit denselben Gründen wie sein Schwiegervater.

Dennoch ließ ſich Ottheinrich von ſeinem Vorhaben nicht abbringen. Der Notar konnte nicht umhin, ihm zu beſtätigen, daß Antoni's Berechtigung, den Bruder gefangen zu halten, ſich zunächſt nur von einer einzigen ausgebliebenen Rate der ihm ausgeſetzten Rente herſchrieb. Mochte Antoni noch weitere Anſprüche gegen den Bruder erheben, ſo hatten doch die Gerichte von Pfalz-Neuburg keine Veranlaſſung, ihm in etwas Anderem zu willfahren, als in Befriedigung ſeiner nächſten Forderung, die auf einen Wechſel geſtellt war. Von Seiten David's ſchien es auch in der That mehr Trotz und Ingrimm gegen Hans Georg zu ſein, der ihm dieſe Verlegenheit bereitet hatte, als ein abſolutes Unvermögen, das ihn am Zahlen hinderte. Jetzt, wo ihm die Gefahr von Baiern drohte, würde er ſich allerdings gehütet haben, Antoni unbefriedigt zu laſſen. Nun aber, ſo in der Eile, mochten ihm denn doch die Mittel fehlen, zumal in Neuburg, wo der Pfalzgraf dem hohenſchwangauer Freiherrn ohnehin ſo häſſig und feind geworden war.

Umſomehr beſtand nun Ottheinrich darauf, daß ſein Wille geſchehe. Er eilte nach ſeinem Hauſe um ſeinem Weibe Mittheilungen zu machen, und Martina gab zu allem, was dem geliebten Gatten in ſolchen und ähnlichen Fällen zu thun oder zu laſſen Bedürfniß war, von ganzem Herzen ihre Zuſtimmung.

Als Ottheinrich am folgenden Morgen vernommen hatte: die bairiſchen Boten, Böhme und ſeine Begleiter, hätten ſich plötzlich als Gewaffnete und mit Verhaftung des Ortenburgers Beauftragte ausgewieſen, die, wenn ſie dieſen aufgehoben, nach Neuburg umkehren und dort David Paum-

gärtnern vom Herzog ausgeliefert verlangen ſollten, ſo verlor er keinen Augenblick. Graf Ortenburg konnte nur eine kurze Strecke entlang von den Boten des münchener Gerichts verfolgt werden; dann hatten dieſe ſich gegen David zu wenden.

Sofort bediente ſich Ottheinrich der zufälligen Gelegenheit eines die Donau abwärts fahrenden ſicher behüteten Regierungsboots, reiſte mit ſeinem Gelde auf Neuburg, löſte David beim Gericht aus und ſetzte ihn ſofort in Freiheit. Dieſe Procedur bedurfte keiner Einmiſchung des Pfalzgrafen, oder der Regierungskanzlei. Doktor Keller hatte die Wege angegeben, wie ſich lediglich durch die Entſcheidung des Richters und die Baareinlöſung des Wechſels, das erhoffte glückliche Ergebniß erreichen ließ.

Ottheinrich traf David in voller Beſtürzung über die Gefahr, worin er durch eine Auslieferung ſeiner Perſon an die Baiern ſchwebte. In dem auf Schloß Mattigkhofen mit Beſchlag belegten Briefwechſel fehlte es allerdings nicht an Belaſtungen ſeiner bairiſchen Lehnspflicht, an Ausfällen gegen den Herzog und Beleidigungen ſeiner Räthe, ſogar an Kundgebungen ſeines Bruchs mit ſo vielen ſeither dem Kaiſer gegenüber von ihm vertretenen Geſinnungen. Schon hatte David vergebliche Verſuche gemacht, die Summe in Neuburg zu entlehnen, die ihm jetzt ſo großmüthig von Ottheinrich in einem Augenblick der größten Beſtürzung dargebracht wurde.

Auf einem Roſſe, dem letzten, das in der Herberge für den Freiherrn von Hohenſchwangau zurückgeblieben war (die übrigen des ſtattlichen Gefolges, mit welchem er vor einigen Wochen in Neuburg eingeritten, hatten ſeines Unterhaltes

wegen ſchon verkauft werden müſſen), ſprengte der glücklich Erlöſte zum Eichſtädter Thor hinaus und ebenfalls auf Würtemberg zu.

Noch verrieth er die volle Zuverſicht, Ottheinrich binnen kurzem ſein edles Werk dreifach vergelten zu können.

ie Anzahl ſeiner Bekenner gleichſam ſein unruhiges Gewiſ-
en zu übertäuben ſucht. Der Nordamerikaner hat überdies
eine Religion nur für den Cultus, nicht für die Discuſſion.
Sie iſt ihm etwas Angebornes, das er andern ohne das
Chriſtenthum auf die Welt Gekommenen mitzutheilen läſſig
ſt. Darum wird man ſelten davon hören, daß der Bekeh-
rungseifer bei den Unternehmungen gegen die Indianerſtämme
ine groſſe Rolle geſpielt habe. Dies um ſo weniger, da der
Sektengeiſt gemeinſame, dieſen Zweck verfolgende Maßregeln
ähmt und es noch ſchwerer iſt, einen Wilden erſt für das
Thema, und dann ſogleich für eine ſpecielle Auslegung deſ-
elben zu gewinnen.

Wenn demnach die religiöſe Propaganda die politiſche in
Nordamerika zu verhindern oder wenigſtens nicht zu unter-
ützen ſcheint, ſo iſt doch, wenn wir von der Zukunft des
neuen Welttheils die oben angedeutete Vorſtellung hegen,
gerade in dieſem Mißverhältniſſe der Grund zu ſuchen, daß
ch glaube, die Regeneration Südamerika's wird durch Nord-
merika reißende Fortſchritte machen. Die religiöſe Propa-
ganda würde im Gegentheil die politiſche nur aufhalten oder
bei dem Fanatismus, der den Südamerikanern in Sachen der
Religion einmal eingeimpft, man kann wohl ſagen, durch
Scheiterhaufen eingebrannt iſt, ſie völlig verhindern. Auf
die Religion keinen ausſchließlichen Werth legen, heißt die
Individualität, die angeborne Cultur, die Sitten und Ge-
wohnheiten, heißt das Familienleben, kurz Alles in Schutz
nehmen, was die Menſchen nicht gern aufopfern, wenn man
ihnen dafür auch noch ſoviel Aufklärung und politiſche Frei-
heit geben will. Die Toleranz in Sachen der Religion ga-
rantirt alſo grade den Nordamerikanern, daß ſie jenen groſſen

## Dreizehntes Kapitel.

### Wilhelm von Grumbach.

Es iſt ein düſteres Stück deutſcher Geſchichte, das jetzt anhob; in ſeinem Verlauf gleicht es den grauenvollen Vorgängen des Mittelalters. Hat die Muſe der Geſchichte oft auch mit noch ernſterem Geſichte geblickt, ſo trug ſie doch ſelten ſo deutlich den Ausdruck der Scham. Es war eine treuloſe Zeit. Wortbruch war überall! Weil nirgends ein Glaube unbeſtritten und unangefochten blieb, hatten ſich die Gemüther immer weiter dem Aberglauben und Geiſterglauben aufgethan. Den Geiſtern wurde die Erfüllung der geheimſten Wünſche anvertraut, ſie trugen die Düfte von Heil oder Unheil bringenden Kräutern, den Schall von Worten, hin, wo ſie eine Wirkung thun ſollten. So tödtete man nach dem Glauben der Zeit jeden Abweſenden, in deſſen Bild man unter gewiſſen Vorausſetzungen einen Dolch ſtieß.

In politiſcher Beziehung beſchäftigte man ſich in jenen Jahren in Deutſchland am meiſten mit den „Grumbach'ſchen Händeln“ und, allerdings nur ganz kurze Zeit, mit dem Streite des Herzogs Albrecht von Baiern und deſſen Adelsgeſchlechtern. Der ſchaurige Schluß der „Grumbach'ſchen

Händel" trug ſich im heutigen Thüringen zu. Vor Gotha ragte damals der düſtere Grimmenſtein auf, das Meiſterwerk der Zeit in Befeſtigungskunſt. Dieſe Burg gehörte dem Herzog Johann Friedrich von Sachſen, genannt der Mittlere, ſie war der letzte Schutz des geächteten Ritters von Grumbach. Dieſer hatte das Gut Hellingen erworben, und hier hauſte ſeine kränkelnde Frau Anna, und von Zeit zu Zeit ſeine verheiratheten Kinder, ſoweit ſie nicht ganz mit dem Vater zerfallen waren. Zwiſchen Grumbach und ſeinem Weibe herrſchte noch immer kein wohlthuender Friede; der von Mißerfolg und Unglück gepeinigte Mann hatte nicht ein Mal eines eigenen Herdes Behaglichkeit ſich zu erringen vermocht.

Auf Grumbach's Kopf ſtand ein Preis. Niemand gab ihm Aufenthalt, als eben der Herzog Johann Friedrich in ſeinen Landen. Wie war er ſo alt und grau geworden —! Manchmal zog ihm die Gicht die Hände krumm zuſammen. Den Schwertknauf konnte er ſchon lange nicht mehr faſſen, nur noch die Feder. Auf ſeinem Krankenbett jagten ſich die wildeſten Phantaſien. Er hätte die Welt aus ihren Angeln heben mögen und bereute jetzt die Zeit des Dienens, die er einſt an den Markgrafen Albrecht v. Brandenburg verſchwendet hatte. Und doch diente er ſchon wieder —! Freilich von Männern umgeben, die auch an ihn wie mit ſtählernen Ringen geſchmiedet waren. Wilhelm von Stein, Ernſt von Mandelslohe und viele andere, waren wie ſeine eignen Gliedmaßen. Sobald er wieder etwas zu Kraft kam, trieb er noch immer fleißig Aſtronomie, und ein beſonderes Spiel hatte er mit einem Knaben, den ihm Moritz Hausner zugeführt, und der in dem

Rufe ſtand, daß ihm die Englein erſcheinen und ihm die Kunde bringen, nach der ſie von dem Knaben gefragt worden. Dieſer Knabe, Hänſel Tauſendſchön genannt, war Grumbach's feſteſte Zuverſicht —!

Den Herzog Johann Friedrich ſolchen Zaubereien geneigt zu machen, hielt nicht ſchwer — wie ſchon geſagt, die Neigung dafür lag, wie ein Krankheitsſtoff, in der Luft der damaligen Zeit. Aber auch in politiſcher Beziehung wußte Grumbach den Herzog unlöslich an ſich zu ketten. Dieſer Mann, als Rathgeber in einem großen Reiche, hätte Gewaltiges leiſten können — fortwährend nur auf ſein perſönliches Heil bedacht, und geneigt, dieſes durch alle Mittel zu fördern, verzettelte er ſeine Kraft und ſäete nicht Kernfrucht, ſondern Unkraut.

Wilhelm von Grumbach war einer der bedeutendſt veranlagten Männer ſeiner Zeit —!

Seine Hauptkraft lag in den militäriſchen Organiſationen. Armeen aus der Erde zu ſtampfen, war ſeine beſondere Kunſt. Die Ueberredung kam ihm dabei zu Hülfe, die Zuverſicht, womit er den Sieg verſprechen konnte. Wo die Trommel Grumbach's warb, da ſchien der Sieg zu winken — trotz aller Niederlagen. Solche Vorurtheile hat das Volk. Es ſchreibt ſich ſeine Geſchichte ſelbſt. Noch heute ſind Schlachten, die nur zu gewiß als verlorene gelten dürfen, im Glauben des Volks gewonnen worden. Das Uebrige that Grumbach's diplomatiſche Kunſt. Er kuppelte den Mann an das Roß wie ein geſchickter Roßtäuſcher. Wie war er ſo gern geſehen in Königsberg — in Berlin — ſogar beim Cardinal in Augsburg — und alle Zeit beim Kaiſer, ſelbſt nach den Irrgängen des erſten Abfalls —! Immer hielt er

ſich beim Feind eine Hinterthür offen, ſelbſt beim entſchiedenſten Angriff auf ihn. Das wußten ſeine Anhänger und nahmen ihn für die lebendige Weisheit, die verbürgte Zukunft. Noch jetzt, wo ihm jeder Fleck deutſcher Erde, Feuer, Waſſer, Luft unterſagt war, und ihn der thüringiſche Herzog nur mit eigener Lebensgefahr hielt, jetzt, wo er in Sänften getragen werden mußte, die Beine und Stiefel, wenn er zu Roß ſtieg, mit Wolle und Stroh umwickelt hatte und tagelang kraftlos zuſammengekrümmt auf dem Lager lag, war er der Anſchläge und Pläne voll. Seine Politik entſchied für einen Anſchluß an die ſiegreiche Partei in Frankreich, die königliche, die Partei der Guiſes. Letztere bezweckten eine Unternehmung, die ihnen perſönlich zugute kommen ſollte, auf die Kronen Scandinaviens. Eine große Umwälzung des Nordens, woran Preußen, Brandenburg, die Freiheit der Niederlande, der Handel Englands (alles gegen Spanien, den Kaiſer und die mit dem Kaiſer gehenden Fürſten, namentlich gegen Kurfürſt Auguſt von Sachſen) betheiligt ſein ſollten, wurde von einem der kurſächſiſchen Agenten, einem Franzoſen, Hubert Languet, in Orleans und Paris entdeckt und nach Wien und Dresden berichtet. Gleichzeitig mit einer Umwälzung, die Johann Friedrich nicht nur zurück an die Kur, ſondern wohl gar an die Kaiſerkrone führen ſollte, hielt ſich der in allen Lebenslagen vor dem Einhalten einer einzigen Farbe wie mit einer Art Aberglauben Erſchreckende, hielt ſich Wilhelm von Grumbach die Hinterthür bei jenem Deutſchland offen, wie es nun einmal geworden war, beim Kaiſer, der allerdings Acht oder Nichtacht in Händen hatte und vorzugsweiſe jene andere Reform befördern konnte, die Grumbach nicht aus den Augen verlor:

die Kraft des Reiches lediglich durch den Adel und deſſen unmittelbare Beziehung zum Kaiſer. —

Um nun für Zeit und Ewigkeit zuſammenzugehören, vollzog ſich am heiligen Dreikönigsabend zwiſchen dem Herzog Johann Friedrich und Grumbach eine ſchon lange angeregte und beiden Theilen dringend empfohlene Geiſterweihe. Sie tranken ſich einander ihr Blut zu in Geſtalt von rothem Wein, gewürzt mit Ingwer, Lorbeerblättern und zerlaſſenem Pfefferkuchen.

Die Eumeniden flogen mit ihren ſchwarzen Fittichen von allen Seiten her und ſetzten ſich mit zu dieſem Mahle. Es war auf Schloß Grimmenſtein im Geheimzimmer des Herzogs neben dem Abendtrunkſaal im großen runden Thurm mit dem blinkenden Kupferdach. Die übrigen Genoſſen der Zauberſtunde waren Doctor Brück, der Kanzler des Herzogs, Hieronymus von Brandenſtein, der Commandant des Grimmenſteins, der Rentmeiſter Heinrich Beyer, der ehebevor dem Kurfürſten Auguſt gedient hatte, ein Sohn des berühmten Theologen von Wittenberg: Juſtus Jonas, der ebenfalls nach einem bereits vielbewegten Leben zu einer Anſtellung im Dienſt des für alles, was ſich auf Luther bezog, leidenſchaftlich eingenommenen Herzogs gekommen war, ferner ein leiblicher Sohn Luther's, Paul Luther, des Herzogs Leibarzt, der ein Paracelſiſt und eifriger Widerſacher der in Heidelberg von Eraſt, dem Eifrigſten der Widerſacher des Paracelſus, gelehrten Schulmedicin war (Eraſt hatte die geſammte Calviniſche Bewegung der Pfalz in der Hand), endlich die mit dieſem ſelbſt geächteten Freunde Grumbach's, Wilhelm von Stein und Ernſt von Mandelslohe, letzterer ein Braunſchweiger, den der

„graue Wolf“ von ſeinen Gütern verjagt hatte, ja ſogar die edle Gattin des Herzogs und ihre Hoffräulein, welche letztere allerdings während des Actes in Thränen vergingen. Vor dem Abſeitstreten und dem Leeren der Pokale ſprach Johann Friedrich feierlich bewegliche Worte, erklärte die Acht ſeines Schützlings für ungerechtfertigt und wollte ihn ſchützen vor Kaiſer und Reich. Uebermannt vor Schmerz ſtürzte die Herzogin in ihre Gemächer und warf ſich auf die Wiegen ihrer Kinder.

Wer hätte unter den Mannen an der Macht dieſes Zaubers, an dem Ernſt der vollzogenen Geiſtervermählung gezweifelt? Trugen ſie doch alle, die Krieger gewiß, auf ihrem Leibe geſegnete Talismane, hatten ihre Klingen in das Blut eines Raben getaucht, oder zu den Kugeln ihres Handrohrs Blei von Kloſterfenſtern und Hexenſalbe genommen. Paul Luther heilte Krankheiten durch Anwendung von Mitteln der „Sympathie“.

Die Thatſachen aber kümmerten ſich nicht um die geſchloſſene Geiſterweihe — immer drohender und ausſichtsloſer wurden ſie für Grumbach, immer gebieteriſcher traten ſie an ſeinen fürſtlichen Schutzherrn heran. Da erſchien eines Tages auf Schloß Hellingen ein Beſuch, um dort Grumbach zu begrüßen. Der Hausherr war nicht anweſend. Er war nach Koburg auf die Burg Roſenau verreiſt. Der Fremde wollte ſich nicht zu erkennen geben. Moritz Hausner jedoch, der bald bei Grumbach, bald beim Herzog, bald in Hellingen verkehrte, erkannte ihn von Augsburg her ſofort. Es war David Baumgärtner, der Freiherr von Hohenſchwangau.

Weit gefehlt, daß etwa David wie ein Flüchtling aus

den neuburger Schuldthurm gekommen wäre. Im Gegentheil, er trat im vollen Glanz ſeiner Würde auf. Noch war er ein reichsunmittelbarer Herr. Das Talent, auf der Durchreiſe da und dort borgweiſe eine Summe als ihm gerade fehlendes Supplement ſeiner Reiſekoſten zu erheben, beſaß er bereits meiſterlich. Je hohler und je mehr den Einſturz drohend ein Leben wird, deſto beweglicher, ſcheinbar ſicherer die Art, ſich zu geben. Die Frauen in Hellingen hatten nicht die Augen, den vornehmen Gaſt mit ſeinen goldenen Ketten um den Hals und den wallenden Straußenfedern am Hut zu durchſchauen.

Für Grumbach, zu welchem David dann auf die Roſenau ritt, dieſe liebliche von Wald und Wieſe eingerahmte Friedensſtätte, wo das Wild aus der Hand des Jägers, der es morgen mit mörderiſchem Blei erlegt, heute das Futter nimmt, als dürfte es, den Reſen, die zur Burg hinaufklettern, nachfühlend die Welt für ein Paradies des Friedens nehmen, galt dieſer Widerſpruch wenig, wenn er ihn auch durchſchaute. Grumbach's Lage glich ja der des arm gewordenen Freiherrn; die Angelegenheiten beider ſtanden auf einem Punkte, der nur noch verbrannte Schiffe hinter ſich hat — ſie mußten zu ſiegen verſuchen, zurück konnten ſie nicht mehr. Grumbach hatte längſt erkannt! mit Menſchen der gewohnten Ordnung richtet man in der Welt nichts Kühnes auf —! Darum war ihm ein Mann wie David Paumgärtner gerade recht.

Offenherzig beſprach er mit ſeinem Gaſte die Weltlage und ließ ſich von ihm erzählen, wie es den bairiſchen Rittern ergangen war. Oswald von Eck hatte alle ſeine Würden und Güter verwirkt und war für immer aus Baiern verbannt

worden. Er hatte ſich nach Böhmen geſchlagen. Alle übrigen hatten Urfehde geſchworen und dem Herzog ſchriftlich und mündlich gedankt, daß er ihre Häupter verſchonte. Nur Graf Ortenburg fand den Beiſtand Würtembergs und der evangeliſchen Fürſten; ebenſo hatte ihn David gefunden. Dieſer erzählte, auf ſeiner Flucht aus Neuburg wäre er glücklich nach Stuttgart entkommen, wo ihm Herzog Chriſtoph ein freundlicher Beſchützer und Vermittler mit Herzog Albrecht geweſen, der denn auch zuletzt gegen ihn ſelbſt Verſöhnlichkeit gezeigt und ihm verziehen hätte. Von Paumgarten, wo zunächſt er dann einige Zeit wieder gewohnt, hätte er ſich, unter Zuſicherung freien Geleites, nach München begeben und ſich dort vollends dem Herzog wieder verbunden.

Grumbach wußte, daß jetzt auf Hohenſchwangau ein Hohenzoller thronte. Markgraf Friedrich Georg von Brandenburg hatte Hohenſchwangau in Beſitz genommen. Und die eigenen Brüder wieſen David von Hohenſchwangau fort. War auch inzwiſchen Johann Georg in Augsburgs ſchimpflichſte Haft, in die „Eiſen", gekommen, ſo ließ er doch ſelbſt vom Kerker aus den Proceß wegen David's unrechtmäßiger Entäußerung des Familienguts nicht ruhen, ſondern verfolgte ihn überall, wo er ihn erreichen konnte. Nicht minder Antoni. Eben deshalb war David in die weite Welt gegangen.

Grumbach erkannte, daß er an David einen Vermittler für ſeine kaiſerliche Hinterthür gefunden hatte. Denn des umirrenden Abenteurers drittes Wort blieb Wien und der Kaiſer. Seld und Zaſius, des Kaiſers Kanzler, waren, wie er verſicherte, ſeine beſten Freunde. Noch beſaß er unangefochten ſeine Würde eines kaiſerlichen Rathes. Grumbach

konnte für seine kaiserliche Adelsrepublik als Agenten für Baiern und Schwaben keinen Besseren finden als David Baumgärtner. Vorläufig führte er ihn bei Herzog Johann Friedrich ein, nahm ihn mit auf die Heldburg und nach Gotha, weihte ihn in die gemeinschaftlichen Pläne ein, soweit sie einem unzuverlässigen Ueberläufer anvertraut werden konnten, und stellte ihn auf die Probe mit seinen besondern Adelszielen. Für diese schwärmte David. Der Herzog selbst erfuhr nichts anderes, als daß der neue Zuwachs des Kreises der Geächteten und Unzufriedenen, der Reichsfreiherr von Hohenschwangau, in Wien auf die vielgerühmte Vorurtheilslosigkeit und liebenswürdige Milde des neuen Kaisers, Maximilian II., zu wirken suchen und zur Erreichung einer Aufhebung des Bannes nach Wien reisen würde. In der Instruction, die Grumbach seinem neuen Anhänger, der es mit einer Reise nach Wien wagen wollte, mitgab, befand sich jedoch ausdrücklich hervorgehoben, daß das Haus Oesterreich zu dauernder Macht in Deutschland nur durch den Adel gelangen würde. Und in gewissem Sinne hat auch die wiener Hofburg drei Jahrhunderte lang diesen Rath befolgt. Sie hat in fast allen deutschen Ländern den Adel auf Oesterreichs Seite gezogen.

Noch ein Mal schien Alles auf dem besten Wege, und nur an einem Stein, den die Bauleute gering erachtet, scheiterte das Ganze.

In der nächsten Nähe der Verbündeten, in dem thüringischen Städtchen Arnstadt, hauste der Graf Günther von Schwarzburg. Dieser hatte einige alte Wünsche in Wien bei dem Kaiser, und in Dresden bei dem Kurfürsten August I.,

und um ſie endlich erfüllt zu ſehen, beſchloß er, den Herzog Johann Friedrich und Grumbach zu opfern. Er ſchürte den Haß, den Auguſt von Sachſen gegen Johann Friedrich, den Rivalen für ſeinen Kurhut, hegte; er lud Grumbach zu ſich nach Arnſtadt ein und berichtete dann treulich die unwirſchen Reden des alten, ergrimmten Mannes nach Dresden. Ja, daß Grumbach bezweckte, den Kurfürſten Auguſt ermorden zu laſſen, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde, an einem beſtimmten Ort, meldete er dorthin. Jetzt verlangte Kurfürſt Auguſt von Johann Friedrich aus perſönlichem Intereſſe die Auslieferung des Geächteten.

Ein heftiger, bis zum äußerſten gereizter Briefwechſel begann zwiſchen Dresden und Gotha. Herzog Johann Friedrich blieb dem Wort, das er den Geächteten, deren Schuld er nicht anerkennen mochte, einmal gegeben hatte, treu. Seine Antworten auf Auguſt's Vorſtellungen und Anklagen ſind Muſter einer würdigen und charakterfeſten Fürſtengeſinnung.

Kurfürſt Auguſt ſchäumte vor Wuth; mit all' ſeinem Einfluß ſuchte er auf dem Augsburger Reichstag, wo auch die feierliche Beſtätigung ſeiner Kurwürde erfolgte, ſtrenge Maßregeln gegen die Geächteten durchzuſetzen.

Auf dieſem Reichstage war es, wo die Fürſten zuerſt erkannten, wie ſehr ſie ſich in dem neuen Kaiſer Maximilian II., dem Sohne Ferdinand's und dem Neffen Karl V., getäuſcht hatten. Der erwartete „Titus", die gehoffte „Wonne des Menſchengeſchlechtes", war ein frühverlebter Fürſt, der ſich eine Auffaſſung der Welt und des Lebens angeeignet hatte, die wir jetzt die blaſirte nennen. Körperliche Zerrüttung lähmte

Einfluß auf Südamerika, den ſie nach dem Rathſchluſſe Gottes ausüben zu müſſen ſcheinen, bald gewinnen oder, wenn der Gewinn ſchwierig ſein ſollte, doch ſpäter dauernd befeſtigen können.

Ja das ſcheint mir die große Miſſion der vereinigten Staaten zu ſein! Ausbreitung klarer politiſcher Begriffe auf Südamerika. Mit Texas hat es begonnen. Mexiko wird folgen. Die vereinigten Staaten dagegen mit Europa in Verbindung bringen, heißt Europa nicht kennen. Wir können niemals auf Nordamerika hinauskommen, weil wir in Europa andere Faktoren zu ſummiren, andere Stoffe zu verbrauchen haben, als die Söhne Franklins und Waſhingtons. Die Stoffe, aus welchen unſre Zuſtände zuſammengeſetzt ſind, ſind unüberſehbar, und wenn wir noch ſo lange daran arbeiten und revolutioniren, um ſie einfacher zu machen, ſo werden ſie ſich doch nicht auf die Einfachheit Nordamerika's zurückführen laſſen. Die Hinderniſſe der Freiheit, welche Amerika nicht hat, bekämpfen wir zwar; allein ſie zu tödten, wird uns die Macht fehlen. Wir werden immer nur darauf hinauskommen können, (die Ebbe und Fluth der neuern Geſchichte beweiſt es) uns mit unſern Gegnern abzufinden und Verträge mit ihnen zu ſchließen. Das Ideal nordamerikaniſcher Freiheit kennen wir. Stellen wir uns ein gleiches von europäiſcher vor, ſo wird ſie weit länger als jene kämpfen müſſen, ehe ſie zum Siege kommt, aber ihr Inhalt wird dafür auch voller und ſtrotzender ſein, ſie wird nicht wie die amerikaniſche nur einen Umfang für ihre Nachbarn, ſondern für die ganze Welt haben; denn, mag auch ihr Symbol nur das einfache Bürgerthum ſein, ſo wird ſie doch weit mehr Menſchliches gerettet haben, als in dem Begriffe eines Bürgers der nordamerikaniſchen Demokratie ſteckt.

den Aufschwung seines Geistes; selbst wenn er je rege gewesen wäre, hätte er, nach allem was geschehen, müde werden müssen. Eine lange Zeit des Drucks unter einem Vater, der im Stande gewesen, ihm mit dem Dolch zu drohen, wenn er ihn auf Reformationsneigungen betraf, die Verhetzung von einem Bruder, der durch Philippine Welser und den Cardinal von Augsburg nur für tirolerischen Glaubensfanatismus arbeitete, wie schon damals solcher mit Gewalt entzündet zu werden anfing, hatten seine Widerstandskraft gebrochen und die Neigung, einen Einsatz zu wagen, abgekühlt. Schon manchem Sohn geschah es, daß er die Weisheit seines Vaters bei dessen Lebzeiten verspottete, als er aber selbständig wurde, doch ebenso handelte und urtheilte wie jener. Was von Max II. ausging, war schlaff. Er förderte nicht das Böse, half aber auch nicht dem Guten. In Augsburg mußte ihn die Sache der Paumgärtner mehr beschäftigen, als seine Liebe für Zerstreuungen wünschen konnte. Sein Bruder Ferdinand wollte unter allen Umständen Hohenschwangau gewinnen, Philippine Welser in Innsbruck verlangte zu sehr nach dem schönen Alpsee, und die Freundin Kunigunde von Völs hätte Schloß und Landschaft, wenn denn doch solche geopfert werden mußten, lieber noch in der Freundin Händen gesehen, als in denen der Baiern, die mit dem jungen onolzbacher Markgrafen von Brandenburg wegen Uebernahme der Schuldforderung in Verhandlung standen. Des Brandenburgers Statthalter, Georg von Wambach, hielt eine eiserne Hand auf Hohenschwangau. Die Hoheitsrechte wurden von den Brandenburgern geübt, seitdem sie von David kaum Zinsen, noch weniger die Wiederzahlung des Kapitals gewärtigen konnten. Herzog Christoph

in Stuttgart that alles, um David von Uebereilungen und Schritten der Verzweiflung zurückzuhalten. Er bat den Herzog von Baiern, der dem Brandenburger seine Schuldforderung abkaufen wollte, dies zur Zeit noch zu unterlassen, und David Muße zu gönnen, seinen Neukauf, den er sich bedungen hatte, bei einigermaßen wiederhergestellten Finanzen auszuführen. Auch die Furtenbache, die anderen Gläubiger David's, die ihrerseits ihre Forderung an den Erzherzog Ferdinand verkaufen wollten, bat Herzog Christoph, sie möchten im Abschluß des Geschäftes noch innehalten.

So standen für David Baumgärtner die Sachen, als plötzlich über seine Freunde die größte Gefahr hereinbrach: Der Herzog Johann Friedrich, der durchaus die Geächteten nicht ausliefern wollte, wurde als ihr Herberger nun selbst in die Acht erklärt, und den Kurfürst August von Sachsen ernannte der Kaiser, sie zu vollstrecken. Ein schlimmeres Schicksal konnte für die Bedrängten nicht gedacht werden.

Da ließ David seine persönlichen Angelegenheiten im Stich und reiste sofort nach Wien, um durch den Kanzler Zasius, dem alten Freunde seines Hauses, für die Verbündeten ein milderes Geschick zu erwirken — umsonst —! Er sprach zwar den Kanzler, und nach diesem auch den Kaiser; man hörte seine Vorschläge an, erwies ihm auch einige Gnaden in Bezug auf Hohenschwangau — den Herzog Johann Friedrich und seine Freunde aber beschloß man unbedingt dem Vollstrecker der Reichsacht, dem Kurfürsten August, ihrem ärgsten Feinde, preiszugeben. Kurfürst August hat die Acht in einer Weise vollzogen, die dem Jahrhundert ein Schandmal aufdrückt. Was Vernichtungswuth, Rache, angeborene Grausamkeit, unter

dem Deckmantel der berechtigten Sorge für Gemeinwohl, Frieden und Bestehen des Staates, nur wagen zu können glaubte, geschah mit Beseitigung jeder Scham und mit Erstickung jeder Reue. Den weintrunkenen, aufgeblähten, das große Wort führenden und sich des Höchsten vermessenden Kurfürsten begleiteten auf seinem Kriegszuge der Graf von Schwarzburg, der Graf von Barby, die fränkischen Bischöfe, die ihre Rache endlich kühlen durften. Grauenhaft wurde die Verwüstung des Landes. Kein Wunder, wenn die eigenen Unterthanen des Herzogs Johann Friedrich über dessen Widerstand jammerten, Grumbach verfluchten und die Herberge des Teufels, den Grimmenstein, wo schwarze Künste getrieben wurden, und der ewig lächelnde Hänsel Tausendschön noch immer die Englein das Beste verkündigen ließ, dem Erdboden gleichgemacht wünschten —!

Die Belagerung dauerte vier kalte Wintermonate bis in den April 1567. Der eigene Bruder des Herzogs stand im Lager der Achtvollstrecker. Voll Besorgniß hielt er die Hand auf sein Erbe. In alle Räume der Burg flogen die Kugeln herein. Oft kamen sie wie Hagelwetter. Die Stadt wurde zaghaft. Grumbach nannte die Bürger, wie Kleon die Athener, Wurststopfer. Die Bürger rächten sich. Sie machten die Kriegsknechte meuterisch, so trefflich ihr Führer war, Hieronymus von Brandenstein. Zuviel des unheimlichen Spukes mischte sich für den abergläubischen Geist der Zeit in die Umgebungen des unerschrockenen Fürsten, der alle Hoffnung auf die von auswärts erwartete Hülfe setzte.

In der belagerten Burg trugen sich die rührendsten Scenen zu. Im sichersten Gemache des Grimmenstein saß

Tag und Nacht die edle Gemahlin des Herzogs an der Wiege eines neugeborenen Sohnes; ihre Augen strömten über von Thränen, schaute sie das Knäblein an, dessen Zukunft so unsicher war. Erschien dann ihr Gemahl in dem Zimmer, zeigte sie sich fest und muthig, um den Hartgeprüften nicht noch mehr zu bekümmern. Die Kugeln schlugen auch bis in dieses Gemach, und so saß die Herzogin, wenn das Schießen gerade sehr heftig war, stundenlang gebeugt über den Kleinen, mit ihrem Körper das Leben des Kindes schützend —!

David Paumgärtner stand bis zum Ende treu zu dem Herzog; vielleicht war er der Einzige, der, obgleich er es vermocht, sich dem Jammer von dessen Untergange nicht entzog —! Als er unverrichteter Sache von Wien zurückgekehrt und nun einsehen mußte, daß Alles verloren sei, kannte er doch kein anderes Ziel, als den Grimmenstein und schwankte nicht, weiter zu dem Herzog und Grumbach zu stehen.

Allerdings mochte David die Hoffnung haben, daß ihn sein Name, die Erinnerung an die Verdienste seines Vaters, die Ehren, die einst Kaiser und Reich und die ersten Staatsmänner der damaligen Welt auf ihn gehäuft hatten, gegen Willkür und Gewalt schützen würden. Immerhin aber bleibt seine Handlungsweise den Bedrängten gegenüber mannhaft und ehrenvoll, und kann mit Manchem aussöhnen, das man ihm aus seiner Vergangenheit zum Vorwurf machen mußte.

Der Grimmenstein ist schließlich durch Verrath gefallen. Die Bürger verführten die Besatzung zur Empörung. „Die Braut, um die gefreit wird, haben wir ja!“ So heulten eines Nachts die Meuterer durch die Straßen — sie meinten damit Grumbach und die anderen Geächteten, deren Aus-

lieferung aller Noth ein Ende machen ſollte. Beſonders auf Grumbach hatte ſich ihr Haß gehäuft. Mordgierig drangen die Meuterer auch in das Schloß ein, ſie ſtürmten in die Gemächer, um Grumbach zu ſuchen. Die edle Herzogin war zu dem alten kranken Manne geeilt, um ihn wenigſtens zunächſt vor der Wuth der Andringenden zu ſchützen — ſie verbarg ihn in einer Bettlade ihrer Kinder. Aber man verſchonte auch das Schlafgemach der Fürſtin nicht, das dieſe mit ihren Kindern theilte, und fand hier in ſeinem Verſtecke den Anſtifter des ganzen Unheils, „den Zauberer des Satans", wie man Grumbach nannte. Mit rohen Mißhandlungen riß man ihn hervor und ſchleppte ihn unter Verwünſchungen auf das Rathhaus, wo ſeine Auslieferung vorbereitet wurde. —

Wenige Tage darauf rückten die Schaaren des Kurfürſten auf dem Grimmenſtein ein — das Ende eines ſchier maßlos gewordenen Elends in den Landen ringsherum war da —!

## Vierzehntes Kapitel.

### Das Ende!

Um diese Zeit stand in einem Städtchen, das eigentlich zum Hessenland gehört, aber mitten im Herzen Thüringens und zwischen dessen schönsten Bergen und Wäldern liegt, zu Schmalkalden, ein Mann in den Fünfzigern vor einem Hause, über dessen Eingang seit alten Zeiten schon ein Schwan, zwei Rosen und die eherne Abgottsschlange als Wahrzeichen angebracht und wahrscheinlich noch heute zu sehen sind.

Sein Haar war lang, voll und lockig, doch schon fast bis zu völliger Weiße ergraut, obgleich die Farbe des Antlitzes noch frisch und beinahe jugendlich war. Heute sah es trübe aus. Das Leben hatte den Mann mannigfach geprüft; den herbsten Mißmuth hatte ihm erst die neueste Zeit gebracht. Denn von Gotha bis hierherauf und noch weiter nach Meiningen hin, war das Elend der Dinge, die sich um den Grimmenstein vollzogen, ein unmittelbar fühlbares.

Schmalkalden war in größter Aufregung. Ueber den Wald herüber, den großen Weißenstein, das „eiserne Thor" und den „Todtenkopf" kamen nicht nur die Kunden des schrecklichen Elends der eroberten Stadt Gotha, sondern

auch Flüchtlinge, die all ihre Habe verloren hatten — andere auch wieder, die mit scheuer Angst, da sie an den Vorgängen betheiligt gewesen sein mochten, dem blutigen Strafgericht zu entrinnen suchten.

Ein munterer Knabe von etwa dreizehn Jahren brachte dem ernst in der Thür des so bedeutungsvoll gezeichneten Hauses Stehenden die Nachricht, daß schon auf morgen die Hinrichtungen angesetzt wären. Eine Frau, die darüber hinzugekommen war und sich, trotz Luther, entsetzt mit dem Kreuze segnete und ihren Gatten, der die Nachricht mit Thränen aufgenommen hatte, sanft schmeichelnd und wie um ihn zu trösten von der Thür in's Haus zurückzog, war des Knaben Mutter.

So finden wir sie wieder: Ottheinrich Stauff, sein Weib und sein Kind! Dem würdigen, noch immer vollständig rüstigen Mann, dessen Bart und Haar erst seit Kurzem so gealtert, waren endlich seine Verdienste um den einst gefangenen Landgrafen von Hessen gedacht worden — man hatte ihm die Pfarre von Schmalkalden angeboten! Hier in der schönen alten gothischen Kirche, wo einst Luther für den schmalkaldischen Bund die ersten Gebete gesprochen — sollte er fortan predigen —! Das hatte etwas ungemein Verlockendes für Ottheinrich. Dazu kam, daß ihm der Aufenthalt in Lauingen verleidet worden war. Die Nähe der Jesuiten-Universität in Dillingen brachte unaufhörliche Kämpfe; noch mehr aber bedrückte ihn die Behandlung, die der Fürst seines Landes, der Pfalzgraf Wolfgang, den Männern von Heidelberg, die dem Calvinismus anhingen, zu Theil werden ließ. Ihm lag wohl an der Bewahrung des reinen Lutherthums mehr als

irgend Jemandem; dennoch schmerzte ihn die Reibung mit den Männern von Heidelberg, die er um ihrer reinen Sitten willen geachteter zu wissen wünschte, als ihnen vom Pfalzgrafen Wolfgang geschah, der sich das Muster eines Regenten zu sein, keineswegs rühmen durfte. Den Zeloten Heßhus, der sich durch seine Streitigkeiten mit Klebitz in Heidelberg unmöglich gemacht, hatte der Pfalzgraf nach Lauingen berufen. Dann brach noch in Augsburg und ganz Oberschwaben die Pest aus, die nicht weichen wollte. So willigte denn Martina gern ein, nach dem Norden zurückzukehren, in die Nähe Jena's, das ihr soviel trauliche Erinnerungen zurückgelassen hatte. Das menschliche Gemüth ist vom Heimweh nicht unbedingt gequält, fordert es auch seine Rechte oft bis zum Tode. Hat ein Heimwehkranker nur einmal dem Zuge des Herzens wieder volle Genüge gethan, nur einmal recht den langen, erquickenden Trunk der wiederbegrüßten Jugendstätten wie in die tiefste Seele aufgenommen, so ist er gestärkt und vermag die Heimat zu entbehren. Dann wird sogar eher noch das Land, das man um der Heimat willen verlassen hatte, zum Magnet, der anzieht.

Mit Gottvertrauen und gehoben durch das Bewußtsein eines erweiterten Wirkens, war Ottheinrich in Schmalkalden eingezogen, wenn schon es ihm sehr schwer gefallen war, seine treuen Freunde in Lauingen, die Frölich's, Doktor Keller, zu verlassen. Bald war es ihm auch in Schmalkalden gelungen eine allgemein beliebte Persönlichkeit zu werden. Sein milder Eifer, wenn er das Gotteswort verkündete, die Schlichtheit seines Wesens, die Innigkeit seines Familienlebens, dessen Glanz gewissermaßen sein Haus beleuchtete — nahmen alle Herzen für ihn ein.

Die Männer des grimmensteiner Kreises, der ja in seinen Hauptpersonen aus alten Bekannten von ihm bestand, hatte Ottheinrich in seinem Pfarrhause oft begrüßt; Martina machte die freundlichste Wirthin, und hier war ein Ort, wohin keine Verwünschung, kein Lärm der Waffen drang! —

Auch Grumbach war oft gekommen. Den alt und gebrechlich gewordenen Ritter, der schließlich die Seinigen in Hellingen nicht mehr aufsuchte, weil er, auf seine Acht deutend, zu sagen pflegte: „Wie soll ich Aussatz weiter tragen!“ — hatte Ottheinrich auf die zwei Rosen an seinem Hause aufmerksam gemacht, die auch der Ritter in seinem Wappen führte.

„Holt Euch den Thau, der sie neu erblühen läßt, aus der Fremde! Lasset den unglücklichen Herzog! — Geht wieder nach Frankreich!“ —

„Soll ich den Beweis hindern, daß in der Welt noch Treue lebt?“ — hatte Grumbach erwidert.

Und Moritz Hausner'n, der die unausgesetzte Polemik des Ritters, der mit seinen gichtischen Händen nun auch noch kaum die Feder führen konnte, betrieb, hatte der Hausherr auf die eherne Schlange verwiesen und ihm noch jüngst gesagt:

„Was Du durch Gottes Gnade an Dir selbst nicht hast zur vollen Reife kommen sehen, das durch Satan in Dich gelegte Korn des Luges und des Truges, ziehst Du nun groß aus eines Andern Seele! — Des Hänsel's Seele wird einst Gott von Dir erfordern!“ —

Auf ähnliche Vorwürfe hatte sonst wol Moritz Hausner mit Lachen geantwortet. Erst das letzte Mal, daß sie sich

begrüßten, während der Belagerung, wo sich Hausner mit Lebensgefahr durch des Kurfürsten Umgebung und die Wachen geschlichen hatte, um vom Grimmenstein Botschaften hinauszutragen nach Frankreich, an den Rheingrafen, an den Kurfürsten von Brandenburg, der ein warmer Fürsprech für die Bedrängten geworden war, und Antworten wieder für den Grimmenstein hereinzuholen, hatte er mit Trauern gesprochen:

„Nun muß ich wohl Abschied für ewig von Euch nehmen! — Mir sagt's eine innere Stimme: ich komme in diese Lande nicht mehr zurück. Bevor ich Hilfe finde, wird es zu spät sein! Wo ich künftig herumirren werde, ich hab's in keiner Krystallkugel erschaut — sirolam — hontholam! — traurig und heimathslos werde ich wieder sein, wie Ihr einst mich gefunden —! Euch aber danke ich für Eure treue Gesinnung!" Er küßte Ottheinrichs Hand und stand gesenkten Hauptes. Dieser legte tief bewegt seine Hände auf ihn: „Der Herr sei Dir ein milder Richter, und seine Gnade für Dich sei langmüthig. Er sende Dir einen Engel, der auf den rechten Weg dich geleitet! — Fahr wohl!" — So hatten sie sich getrennt.

Auch den Schwanen am Hause hatte Ottheinrich einem Gaste zeigen dürfen, David Paumgärtner'n der ihn öfters mit heller Zuversicht begrüßte und, wie wenn alles im besten Zuge wäre, auf die demnächstige Wiedererstattung der für ihn verauslagten Summe, der dreitausend Gulden, vertröstete.

Die Fassungskraft, die sich Ottheinrich für die Wechselfälle des Lebens errungen hatte, für seinen Beruf, der ohne-

Die Wechselwirkung beider Weltheile auf einander liegt in den nicht selten gemeinsamen Strebepunkten, deren Gleichheit sowohl wie Verschiedenheit. Es wird immer darauf hinauskommen, daß Amerika für Europa eine Warnung und eine Lehre sein kann, nie aber ein Beispiel, welches eine unbedingte Nachfolge verlangt. Sind auch die Tendenzen nicht selten gleichmäßig, so haben sie doch andre Voraussetzungen, hier und dort. Was der eine Welttheil hat, hat der andere nicht und kann es nicht erlangen, weil doch Natur sich durch die Geschichte nicht schaffen läßt.

Wir wollen die vorzüglichsten Gegensätze beider Territorien zu entwickeln suchen.

Die vereinigten Staaten haben eine primitive Gründung gehabt, wie sich zwar oft Gemeinwesen auf diese Art, nämlich durch Colonisation, bildeten, allein selten in einem so ausgedehnten und von einem großen Terrain unterstützten Grade, wie in Nordamerika. Die transatlantische Republik, nicht hervorgewachsen aus dem Boden der Natur, war das Produkt einer rationellen Ueberlegung. Sie war in der That Contrat social, eine Erklärung unsrer politischen Rechte, wie wir dieselbe den Anfängen der Geschichte nur durch eine Fiktion sonst zu supponiren pflegen. Fertige, abgeschlossene Grundsätze schifften sich einst in England ein, nahmen eine durch die sektirerische Isolirung weit über das Jahrhundert hinaus schon gereifte politische und allgemeine Erfahrung mit sich über das Meer, und konnten die Urwälder durch eine Aufklärung lichten, die sie schon hatten. Die neuen Colonisten konnten Schwierigkeiten höchstens im Stoff ihrer Existenz finden, nicht mehr in der Form. Diese brachten sie fertig aus der Heimath herüber. Die Erfahrung und Bildung

hin so oft dem Gemüth die schmerzlichsten Zumuthungen stellte, zumal in einer Zeit, die eine Zeit der Gewalt und Willkür war, schien ihn heute, nach seines Sohnes Mittheilung, verlassen zu wollen. Er warf sich an die Brust seines Weibes und vergoß um das Schicksal von Männern, die ihm in so vielen Lagen des Lebens so nahe gestanden hatten, Thränen. Ja, er machte sich Vorwürfe, daß er nicht nach Gotha geeilt war, und den dortigen Geistlichen seine Unterstützung angeboten hatte.

Während ihn nun noch Martina mit liebevollem Zuspruch zu begütigen suchte, ihn auf sein Hausgärtlein verwies, wo bei so manchem Sturm schon die Natur, in diesen Tagen wieder der knospende Frühling, Frieden und Hoffnung in sein Herz gegossen hatte; auf die Mandoline, die ihm einst Vittoria in Füßen schenkte, und die ihm nicht minder oft schon eine Trösterin gewesen; auf ihre treue Liebe, die ihn bei keinem Leide seines Lebens verlassen werde, — da vernahm man von draußen her lautere Stimmen, Pferdegetrappel und das Rasseln eines schweren Wagens, das sich immer mehr näherte.

Johannes sah zum Fenster hinaus und berichtete, daß es fast scheinen wollte, als wenn sie Besuch bekämen. Vom Werrathal her, nicht von Gotha und demnach nicht von Flüchtlingen, die von Osten über die Berge herüber hätten kommen müssen.

Als die Aeltern an's Fenster getreten waren und auf den Wagen, der von einer weiten Reise gekommen schien, geblickt hatten, glaubte Ottheinrich anfangs die Gattin Grumbach's zu erkennen. Als ihm jedoch die Frau, die aus dem Wagen sah (vier Rosse zogen, vier Reiter begleiteten ihn), zu jung

für Anna von Hutten erschien, rieth er auf die Frau David Paumgärtner's, Ursula von Freyberg.

Martina, die sich an die Farben der Reiter hielt und mit Staunen schwarz-gelbe Binden an ihren Kollern erblickte, war es zuerst, die, hocherröthend und Ottheinrich mit Schrecken anstarrend, die fremde, in Trauer gekleidete Frau für Kunigunde von Völs erkannte. Sie hatte sie in den verwichenen vierziger Jahren oft genug auf den augsburger Reichstagen und als Ehefrau gesehen.

Das Wort des Erstaunens erstarb Ottheinrich im Munde. Doch mußte er sich aufraffen. Der Zug hielt in der That an seinem eignen Hause. Die fremde Frau stieg aus. Johannes, der vor die Thür geeilt war, wurde nach seinem Vater befragt. Bald trat die Dame selbst ein, und Ottheinrich konnte nicht zweifeln, es war Gundula Paumgärtner, jetzt im Alter von fünfundvierzig Jahren. Was war Alles geschehen in der langen, langen Zeit, seitdem er damals im Burghofe von Hohenschwangau den letzten Abschied von ihr genommen —! Wie war sie so stattlich geworden seit dieser Zeit —! Eine gewisse Hoheit lag über ihrer Erscheinung ausgebreitet, in ihren Augen aber war ein müder Schimmer, und doch — das Roth ihrer Lippen war jugendfrisch geblieben — dachte sie wohl daran, wie heiß diese Lippen ihn einst geküßt —?

Aber nur vom Schmerze, nicht von Erinnerungen erfüllt, erschien die Freifrau!

„Um Gottes Barmherzigkeit", rief sie mit einer Stimme, die ihr zuletzt versagen zu wollen schien, „Ihr seid es endlich! Helft mir den Bruder retten: Ich kenne auf Gottes weiter Welt keinen Beistand mehr; Ich fürchte

Schimpf und Schande für ihn! Für uns alle! O so hatte ich mir diese Reise nicht gedacht, die ich zu seinem Glück, zu seiner Freude zu unternehmen glaubte —!"

Sie sank auf einen Sessel, den Martina herangetragen hatte, und reichte ihr die Hand, die eiskalt war, trotz der Verhüllungen in Leder und Pelz. Ein ihr nachgekommener Diener half ihr, sich etwas mehr zu entkleiden und von den Verhüllungen zu befreien.

„Laß! Laß!" wehrte sie diesem. „Wir müssen ja alsbald weiter —!"

„Daß Ihr mich in diesem stillen Winkel der Erde aufsuchtet und findet", sprach Ottheinrich gefaßt, „muß wol ein besonderer Rathschluß Gottes sein! Die Läufe dieser Zeit sind wunderbar —!"

„Einen stillen Winkel nennt Ihr das?" entgegnete Kunigunde. „In unsern Tiroler Bergen — da ist's still. Hier wüthet die Kriegsfurie. Auf allen Wegen und Stegen kommt uns der Krieg entgegen, und selbst die Nacht ist hell von den Feuersbrünsten, die unsrer Reise von Hellingen bis hierher geleuchtet haben —"

„Kommt Ihr von Hellingen —?"

„Ich suchte meinen Bruder dort —! Ist das Euer Sohn —?" wandte sie sich an Martinen und deutete auf Johannes.

„Gott erhalte ihn!" antwortete Martina, befremdet, wie die Freifrau mit soviel Freundlichkeit für andere Dinge, die bei alledem in ihrem Benehmen lag, von Burg Hellingen herunter kommen konnte.

„Habt Ihr in Hellingen Trost gefunden —" fragte

Ottheinrich, der über die gleiche Wahrnehmung, die er machte, ebenfalls erstaunen mußte.

„Trost?“ lautete die ablehnende Antwort, während sich Kunigunde erhob. „Wie könnt Ihr von Trost reden, wo ich schier vor Schrecken sterben möchte —! Ja, die Burgfrau von Hellingen — die ist gefaßt auf den Fall von Gotha. Nun ist's gefallen, der Kurfürst ist eingezogen. Glaubt Ihr, daß meinem Bruder etwas zu Leide geschehen könnte? Er ist in Gotha — der Unselige, um den ich diese Reise mache —! Ich wollte ihn erfreuen durch so manche Botschaft; wollte ihn auch zwingen, von den Geächteten zu lassen —! Zwingen! Ja, was sein Weib und seine Kinder nicht vermocht haben, das wollte seine Schwester vermögen. O, daß Ihr mir dafür Euern Beistand leihen möchtet —!“

Martina sah zur Seite. Sie verstand die Wünsche der Freifrau und erschrak nicht wenig über die Glut der Verlegenheit, die auf ihres Mannes Wangen trat. Die Freifrau war ihr gealterter geschildert worden, jetzt sah sie eine noch immer schöne Frau vor sich, die ihre Augen bittend auf Ottheinrich richtete — ohne Zweifel, sie wollte ihren Mann mit sich nach Gotha nehmen —!

„Hattet Ihr Euerm Bruder noch gute Kunde zu bringen —!“ sagte Ottheinrich sinnend.

„Jesus! Und Ihr meint doch nicht, daß ich damit zu spät käme —?“ rief Kunigunde, die Hände ringend.

Ottheinrich zuckte die Achseln.

„Ich wollte ihm“, fuhr die Schwester mit einem fast hörbaren, angstvollen Zusammenschlagen der Zähne fort, „ich wollte ihm die Nachricht bringen, daß die Furtenbache, die

jetzt über Hohenschwangau die Lehen haben, ihre Forderung theilen wollen —! Nun wäre ja alles gut —! Baiern verträgt sich mit Brandenburg. Georg von Wambach gibt die Burg mit allen Lehen und Allodien, mit allen Gülten und Gefällen frei, — die Brüder können wieder aufathmen, wenn wir dieser Last erledigt sind —"

„Dieser Last —!" warf Ottheinrich mit einem Blick gen Himmel ein. „Meine Ahnung das über Hohenschwangau schon vor vielen Jahren —!"

„Ihr habt Recht —! Wenn das mein Vater noch erlebt hätte —!"

„Es stünde besser —" warf Martina mit strafendem Ton ein.

„Frau! Frau!" rief Kunigunde mit einem Schmerzensschrei. „Richtet nicht! Wir sind die Unglücklichsten von der Welt geworden — wenn mein Bruder — nein, Stauff, Stauff — wie komm' ich über diese Wälder und Berge hinweg —! Ich werfe mich dem Kurfürsten zu Füßen —! Seht da draußen die kaiserlichen Farben. Ich habe sie unsern Mannen geben dürfen als Weib eines erzherzoglichen Dieners. Des Kaisers Farben und zwei Passaporti vom Pfleger zu Ehrenberg und vom Vogt zu Burgau — die haben uns bis dahin zumeist beschützt —"

„Wo erfuhrt Ihr unsern Aufenthalt?" sprach Martina, die ihres Mannes Verstummen errieth und, nach richtiger Frauen-Art, zunächst nicht im mindesten geneigt war, etwas zu thun, was die Regungen hemmte, die in seiner Brust zu einem Entschluß zu drängen schienen.

„In Hellingen und zu Lauingen schon —!" lautete die

Antwort, die im Ton einer völligen Vernichtung gegeben wurde.

Eine Pauſe trat ein. Martina verſtand, was die Stille bedeuten ſollte. Draußen mehrten die Peitſchenſchläge der Fuhrleute, die ihre Gäule vom Sattel aus regierten, die Peinlichkeit der noch nicht ganz erreichten Verſtändigung.

Da war es doch wieder Martina's edles Herz, das den Sieg über alle kleinlichen Regungen davon trug. Einen Moment noch ſchaute ſie auf die Frau, die, wenn auch verführeriſch noch, jetzt doch ſo leidbeſchwert vor ihr ſaß, dann ſagte ſie mit mildem Tone:

„Stauff, begleite die Freifrau —! Laß mir den Knaben —! Und die guten Schmalkaldner werden uns derweil ſchon ſchützen —!“

Kunigunde ſtürzte auf Martinen zu, küßte ſie, ſtreichelte ihr die Wange, ſagte ihr Liebkoſung über Liebkoſung und nahm das Erbieten, daß ſie Ottheinrich begleiten ſollte, als die letzte Hülfe, den letzten Troſt an, der ihr beim Jammer ihres Herzens noch geblieben wäre. Sie würde die Gegend nicht kennen — ſagte ſie, ihre Leute ebenſo wenig — wer ſollte für ſie ſprechen, ſie durch die eroberte Stadt führen— wer die ſiegestrunkenen Horden von ihr abhalten — bei den Schrecken der zu erwartenden Strafgerichte — der vielleicht, ſo jammerte ſie wieder auf — ſchon vollzogenen —!

Ottheinrich hatte erleichtert aufgeathmet —! Es wäre ihm ſchwer angekommen, Kunigunde in dieſer Noth zu verlaſſen. Ein inniger Blick dankte ſeinem hochherzigen Weibe. Dann ſuchte er die Freifrau zu beruhigen, raffte die nothwendigſten Kleidungsſtücke zuſammen, nahm Geld, küßte voll

Innigkeit Weib und Kind und begleitete Kunigunde in den Wagen. Ganz Schmalkalden wußte es schon, daß sein treuer Seelenhirt nach Gotha wollte, um dort die Sieger um Gnade anzuflehen im Interesse dieser vornehmen Frau, deren Verwandte an dem Jammer betheiligt wären. Da gedachte man seiner letzten Predigt in der alten Kirche, um welche sich der ganze Ort mit seinen erkerreichen Häusern und den vielen kleinen Hütten, in denen Hunderte von Eisenarbeitern wohnten, wie um eine liebende Mutter schmiegte, und der milden Worte, als er den Text vom verlorenen Sohn zum Anlaß einer Erörterung genommen hatte über Gottes Gnade und Versöhnlichkeit als Vorbild für die Menschen.

Die Schmalkaldner umstanden nun in dichten Haufen den Reisewagen, und als Ottheinrich erschien, entblößten sie ihre Häupter und „Gott befohlen!“ klang es von vielen Lippen. —

Es war eine langsame und beschwerliche Reise durch die waldigen Höhen, über die Abgründe, die schwindelnden Pässe, die zurückzulegen waren, hinweg, bis man nach Tambach kam und erst von dort einen ebeneren Weg antraf. In Tambach mußte übernachtet werden. Es war die Nacht vom Donnerstag auf Freitag den 17. April 1567.

Wie die beiden so lange Getrennten, die einst — das wußten sie Beide —! doch so innerlich zusammengehört hatten, jetzt endlich wieder ein Mal beieinander waren, da vergaßen sie in dem Bedürfniß über die Vergangenheit zu sprechen, eine Zeit lang die kummervolle Gegenwart. Beide empfanden, daß, was einst zwischen ihnen gelebt, nicht vergessen werden konnte, aber sie wußten auch, daß sie geläutert

ſich wiedergeſehen, daß jeder ſinnliche Funke in ihnen verglommen war, und daß, was ſie einſt Liebe genannt, jetzt Freundſchaft genannt werden konnte.

Ottheinrich gab ſeiner Nachbarin die aufrichtige Schilderung alles deſſen, was ihn einſt vermocht hatte, ſich von Hohenſchwangau und aus ihrem Lebenskreiſe für immer zu entfernen. Er erzählte ihr, was ihn dann wieder zu Martinen geführt und ihn mit dieſer ſeiner erſten Liebe für die Ewigkeit verbunden hätte.

Mit manchem leiſen Seufzer hatte die Freifrau ihm zugehört, dann hatte auch ſie aufrichtig darüber geſprochen, daß er einſt ihr Glück geweſen, und welch' großen Schmerz ſie empfunden, als ſein plötzliches Verſchwinden ſie erkennen ließ, daß es hiermit ein Ende ſei —! Sie erzählte, daß an der Seite ihres Gatten ihr Leben ein innerlich immer unbefriedigtes geblieben wäre, welches ſie oft gewaltſam durch Vergnügungen und äußeren Glanz auszufüllen verſucht hätte. Es klang bitter, was ſie über ihr verfehltes Leben ſagte, und doch reichte ſie, wie von innerer Bewegung getrieben, Ottheinrich die Hand, als dieſer feierlich ausrief: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan —!"

So hatten die Reiſenden Tambach erreicht, ſie fanden die Herberge faſt menſchenleer, die ganze Bevölkerung war wie ausgeflogen. Alles war nach Gotha geeilt, um der Hinrichtung der Geächteten beizuwohnen. Wer aber dort ſein Leben alles zu verlieren hatte, wer mit Grumbach hingerichtet wurde, davon konnte nichts Gewiſſes geſagt werden. Manche glaubten ſogar an die Enthauptung des Herzogs. Dieſe Grauenkunden waren zu düſter, als daß ſie auch nur

noch einen Schimmer des alten Glücks am Horizont der Reisenden länger hätten dulden können. Sie verbrachten eine Nacht der Verzweiflung.

Die ganze Hoffnungslosigkeit der Lage, die Wucht der Schrecken, die sie erwarteten, war ihnen bewußt geworden, und als sie am Morgen weiterfuhren, die Lerchen auf den frischgefurchten Feldern wirbelten, der Himmel sich wie ein einziger Friedensbaldachin über ihnen ausbreitete, da flossen jedem für sich allein unaufhaltsam Thränen, ohne daß noch einer den andern zu trösten versuchte. Nur soviel mußte Ottheinrich gestatten, daß die Freifrau öfters seine beiden Hände festhielt und wie in alter Zeit in diese die elektrische Kraft entband, die von je so sanft sein magnetischer, beruhigender Seelenlebensstrom hatte in sich aufnehmen und als Friede und Glück für sie wieder zurückgeben können.

Gegen Mittag geschah ihnen das Entsetzliche, daß Haufen von Menschen des Wegs heraufkamen und — sogar auf's heiterste angeregt schienen von dem, was sie in Gotha erlebt hatten.

Andere Schaaren gingen wieder ruhiger und trauriger.

Bald stiegen Rauchsäulen am Himmel auf. Das Feuer war in Gotha. Auch auf dem Grimmenstein schien noch nicht alles gelöscht zu sein.

Die Reisenden wagten nicht, die Menschen anzurufen und sich das Geschehene erzählen zu lassen. Ottheinrich verhinderte sogar die Gespräche der Begleiter mit den Landleuten. Offenbar kamen alle von der Hinrichtung.

Endlich — und es war in Sundhausen, das zusammen geschossen in Trümmern lag — mußte das Furchtbare zu

Tage treten. Ein unmittelbarer, Entſetzen erregender Anblick wurde ihnen zu Theil, der ihnen das Geſchehene dicht vor die Augen führte. Die Bewohner Sundhauſens gehörten zu denen, die den Geächteten ihr Schickſal gönnten. Sie hatten durch die Kugeln des Grimmenſtein Hab und Gut verloren, und eine alte Müllerin, deren Enkel Hänſel Tauſendſchön geweſen war, galt für den Fluch des Landes, weil Hänſels Englein den Herzog in ſeinem Glauben an ſein günſtiges Geſchick ſo verhängnißvoll beſtärkt hatten. Die Gemeinde hatte das Schaffot gekauft, auf dem die Geächteten geſtorben waren —! Das bluttriefende Holz wurde ſoeben in dem zerſtörten Dorfe abgeladen, und die Bauern riſſen ſich um die Bretter, die ihnen zur Wiedererrichtung ihrer Hütten dienen und — dem Volksglauben gemäß — wie alles, was vom Galgen kommt, Glück bringen ſollten.

Die Arbeit von ſechs Henkern hatte ſieben Opfern gegolten. Kurfürſt Auguſt hat ſich den Ruhm vorbehalten wollen, an der Grenzſcheide neuer Jahrhunderte, als Wahrer der unverfälſchten Luther'ſchen Lehre, als Fürſt des großen Wortes und des prahleriſchſten Gebahrens, das Beiſpiel einer Grauſamkeit gegeben zu haben, die in der Geſchichte ihresgleichen ſucht. Er, der ſich mit ſeinem Gott auf dem vertrauteſten Fuße glaubte, ſeine Machtvollkommenheit als einen angebornen, doch zugleich auch ſeiner Weisheit und Regententugend gebührenden Schmuck betrachtete, ein Trunkenbold, abhängig von ſeinem „Gynäceum", wie die Sippe des fürſtlichen Frauenzimmers zu Dresden von den unter ihm ſeufzenden Theologen genannt wurde, ein Sinnenmenſch, der ſich als hochbetagter Wittwer, ſchon athemlos, aſthmatiſch,

gründete ihr Gemeinweſen, ihre Geſetze hatten nicht nöthig, Unrecht zu verdrängen, ſondern ſie brauchten das Unrecht nur zu verhüten. Sie konnten gut Theorieen über den Staat aufſtellen, da keine Privilegien von ihnen verletzt wurden.

Der zweite Vorſprung Nordamerika's vor Europa liegt in dem Verhältniſſe zur Revolution. Wenn in Europa keine hiſtoriſche Entwicklung gewiſſer Fragen möglich ſein kann, ohne daß dieſelbe entweder eine alte darüber feſtgeſtellte Autorität bereits umgeſtoßen hat oder noch umſtoßen wird, wenn die Revolution für Europa ein Engpaß iſt, durch welchen einige Thatſachen, einige Völker bereits durchgegangen und wo andere noch an der Pforte ſind, ſo hat Amerika auch dieſe Nothwendigkeit ſchon überſtanden. Es iſt eben ſo ſehr die Frucht einer nüchternen geſetzmäßigen Conſtitution, wie die Frucht einer milden und hinlänglich begeiſtert geweſenen Revolution, die außerdem das Gute hatte, daß ſie nicht gegen einen innern Theil des Staatskörpers gerichtet war, ſondern gegen ein auswärtiges, längſt überflüſſig gewordenes Gewand deſſelben. So hat Amerika längſt etwas hinter ſich, das Europa noch bedroht und hat es auf eine Weiſe überwunden, wie es Europa ſo friedlich, ſo wenig gewaltthätig niemals können wird.

Hiezu kommt drittens, daß Nordamerika keine auswärtige Politik hat. In allen ſeinen Verhältniſſen zu Europa nur die ſtrengſte Neutralität beobachtend, ſchloß es ſich bald an freie, bald an deſpotiſche Regierungen an. Es kümmert ſich nicht um die innern Zuſtände der verſchiedenen Länder, ſondern knüpft ſeine Verbindungen da an, wo gerade der Pfahl der Macht ſteht, ob dies nun ein Freiheitsbaum oder eine Geßlerſtange ſein mag. Wenn Europa keine auswärtige

zum Schlagtreffen dick geworden, noch zumuthete, eine kaum sechzehnjährige Prinzessin, ein halbes Kind, zu heirathen (nach dem Beilager traf ihn auch sofort der Schlag, woran er starb), dieser August I. von Sachsen ließ Grumbach und den Kanzler Brück auf eine Metzgerbank legen, ihnen erst die Brust aufschneiden, dann mit Zangen das Herz herausreißen, das blutigzuckende Fleisch ihnen um den Mund schlagen, hierauf dem Körper Arme und Beine abhauen und erst dann den noch athmenden Rumpf durch Abhauen des Kopfes zum Verenden bringen. Wilhelm von Stein, Hieronymus von Brandenstein und David Paumgärtner wurden einfach geköpft. Der Amtmann Beyer und Hänsel Tausendschön, der Englein-Seher, wurden gehängt.

So strafte in der guten alten Zeit ein deutscher Fürst —!

Grumbach ist wie ein Märtyrer gestorben —! Allerdings, als man den damals vierundsechzigjährigen Mann auf die Folter spannte, und ihm die Gelenkbänder auseinanderriß, da soll er geschrieen haben, daß, wie die Chroniken berichten, „es den Grimmenstein durchschauerte" — Was aber die Steine rührte, dem sahen der Kurfürst August, Graf Günther von Schwarzburg und Herzog Adolf von Holstein, hinter einem Vorhange verborgen, gemächlich zu.

Später, auf der Blutbühne, erduldete Grumbach alle Martern ruhig und gefaßt. Er hatte seinen Feinden gegenüber, sogar vor dem jetzt über ihn triumphirenden würzburger Abgesandten, tiefe Reue über das von ihm Verschuldete ausgesprochen. Vielleicht hatte er gehofft, man würde dafür einen menschlicheren Tod über ihn verhängen — vergebens, seinen Feinden war keine Qual groß genug für ihn —!

Im Menschen tritt beim Anblick des Todes ein Ekel ein vor Allem, worauf der Uebermuth der Lebenden noch Werth legt. Als man von ihm durch immer härtere Martern immer noch mehr Zugeständnisse hören wollte, da sagte der dem Tode Geweihte: „Glaubt, was ihr wollt —!“ und sprach kein Wort mehr.

Sein Weib, Anna v. Hutten, die niemals die Bedeutung ihres Eheherrn erkannt, meldete sich nach seiner Hinrichtung, um einige „Kleinöter“ die der Verstorbene noch besessen, für sich zu gewinnen. Kinder und Kindeskinder verleugneten den Vater und Ahn — freiwillig, oder ihrer Lehen wegen. Kunz, sein Sohn, bekam dieselben wieder.

Das Geschlecht der Grumbachs ist mit der Zeit erloschen —!

Vom Tode des Freiherrn David von Hohenschwangau erzählte man eine seltsame Mär. Wohl hätte ihm, wie vielen Anderen aus der nächsten Umgebung Grumbach's, frei gestanden zu entkommen, wenn er sich, wie viele es gethan, in den gemeinen Haufen derer hätte mischen wollen, die vom Grimmenstein abzogen und demüthig vor dem Kurfürsten und seinen Mitachtvollstreckern vorüberschreiten mußten. Sein Stolz verschmähte eine ihn so erniedrigende Rettung. Er, der dem unglücklichen Herzog die letzten Liebesdienste erwiesen hatte, der sein Gemahl und seine Kinder beschützte, sollte sich von dannen schleichen wie ein Dieb —? Noch war er Freiherr von Hohenschwangau. Kaiser und Könige hatten sich seine Freunde genannt, beide Granvella konnten bezeugen, was er dem Wohl des Kaisers geopfert.

Er wagte sein Leben, das ihm keinen Werth mehr hatte.

Er bestieg seinen Streithengst, setzte seinen Ritterhelm mit den wallenden Federn auf und ließ auf dem Schild seines Panzerhemdes sein Wappen, den Schwanen im silbernen Felde leuchten, als ruderte der noch frank und frei durch den Alpensee und die Wogen des Geschicks dahin. Das gab ihm dann Schmach und den Tod. Mußte sich auch sein Alexander, der den heimathlichen Mannen und der Schwester wohlbekannte Leibrappe David's, gerade vor dem Kurfürsten so bäumen, als dieser die Vorüberziehenden musterte und mit scharfem Auge bewachte, wen er noch aus der Masse herausgreifen lassen sollte —! „Wer ist der Reiter da, der Freche? Herunter mit ihm!" rief der Tyrann. David mußte absteigen. Wüthend fuhr der Kurfürst auf ihn ein. Als er den Namen erfahren hatte, da erwachte der ganze Hohn des gebornen Adels auf die augsburger Pfefferſäcke, die „Fuckerer", die geadelten „Leutschinder". Mit einem geladenen Handrohr, das er zu seinem Schutz unter dem unheimlichen Haufen, der an ihm vorüberzog, in der Hand gehalten hatte, schlug er auf den Reiter mit dem wallenden Helmbusch ein, „pläuete" ihn derb durch, wie die Erzählung lautet, und ließ ihn von dannen führen als Gefangenen und auch ihm den Kopf vor die Füße legen.

Ottheinrich konnte es nicht verhindern, daß diese traurigen Mittheilungen an Kunigunde gelangten — eine tiefe Ohnmacht nahm zunächst ihre Sinne gefangen. Als er mit seiner, ihm wie todt in den Armen liegenden Begleiterin in dem noch brennenden Gotha einfuhr, wurde er nur mit großer Schwierigkeit in die Herberge „Zum Riesen" am Fuß des Grimmenstein eingelassen. Die Nachricht, daß die Schwester eines der Hingerichteten mit erzherzoglich österreichischen Pässen einge-

troffen wäre, verbreitete ſich jedoch ſchnell bis zu Chriſtoph von Carlowitz, dem zum Lohn für die öſterreichiſche Richtung, die gerade er auf Jahrhunderte dem kurſächſiſchen Hofe eingeimpft hatte, die herbe Prüfung verhängt wurde, bei dieſen ſchrecklichen Vorgängen den kaiſerlichen Commiſſar machen zu müſſen. Der Kurfürſt war nicht mehr in der Nähe. Nach den Folterungen der Gefangenen, denen er, wie ſchon geſagt, hinter einem Vorhang beigewohnt hatte, war er abgereiſt. Carlowitz mußte auch ſpäter noch den gefangenen Herzog Johann Friedrich nach Oeſterreich führen.

Die erſte Kundgebung des wiedererlangten Bewußtſeins bei Kunigunden war der Aufſchrei:

„Ich muß ihn ſehen —! Ihm ein ehrlich Begräbniß geben —! Wo iſt ſein Leib —! Mein armer, armer, geliebter Bruder —!“

Ottheinrich ſah im Geiſt den kaiſerlichen Rath vor ſich ſtehen, Mutter Felicitas, den Bruder Johannes, Anna von Stadion —! Auch er konnte nur weinen.

Die mitgebrachten Reiſige halfen beiden bei ihrer Kraftloſigkeit. Sie hatten ſchon ausgekundſchaftet, daß faſt auf jeden der Hingerichteten irgendjemand aus geweſen war, um den Leichnam zum Begraben zu erlangen. Grumbach hatte ſeine letzte Baarſchaft an einige Leute verſchenkt, die ſeine zerſtückten Glieder ſammeln und unter die Erde bringen ſollten. Dieſen wurde das Geld wieder abgenommen, und der letzte ihm verſprochene Liebesdienſt blieb unvollzogen. Von David Paumgärtner hieß es, er hätte ſoeben ein Begräbniß zu gewärtigen. Begleiter des Chriſtoph von Carlowitz,

ſagte man, beſtatteten ihn in dieſem Augenblick auf dem Friedhof am Thor der Stadt.

„Wer kann ihn beſtatten, wenn nicht ich —!“ rief Kunigunde und drängte hinaus auf den Gottesacker. Sie fieberte. Ihr Geiſt ſchien irr. Ottheinrich mußte ihr Folge geben und er that es von Herzen.

Bald hatten ſie den Friedhof erreicht —!

Ein junger Geiſtlicher, Namens Ambroſius Roth, der den Herzog in die Gefangenſchaft begleiten ſollte, beſtattete ſoeben den entſeelten Körper David's. Es war ein Schüler Ottheinrich's aus dem Paulinum in Jena. Als er den älteren Freund begrüßt hatte, machte er ihn darauf aufmerkſam, daß die Männer, die ſeinen Beiſtand zu dieſem Liebesdienſt begehrt hätten, Italiener wären. Er zeigte auf eine Gruppe von Leidtragenden, die am Ende des Friedhofs an der Mauer auf den Sarg warteten, der ſich noch im Leichenhauskirchlein befand.

Sollte Ottheinrich ſeinen Augen trauen —? Er machte die an ſeinem Arm hängende Kunigunde auf eine ältere Dame in Trauer aufmerkſam, die in einem Kreiſe von Männern ſtand, die näher und näher auf die Ankommenden herantraten. Kunigunde hatte nur ſtarr zur Erde geblickt.

Daß die leidtragende Italienerin Vittoria Ferrabosco war, konnte nach dem Bericht des Prädicanten nicht auffallen. Denn ihre Brüder, die Baumeiſter Kaiſer Maximilian's, bei denen ſie in Wien wohnte, waren eigens geſchickt worden, um die Feſtung Grimmenſtein dem Erdboden gleichzumachen. Man glaubte zu wiſſen, daß nächſtens die Franzoſen grade auf dieſe Feſtung rechneten, die für uneinnehmbar galt und

es wol auch diesmal gewesen wäre ohne den Verrath der gothaer Bürger an ihrem Landesherrn.

Vittoria, jetzt an Jahren und Haltung fast eine Matrone, hatte noch vor einem Jahr David in Wien gesprochen. Sie wußte, daß er auf dem Grimmenstein verweilte. Dennoch hatte sie an ein solches Ende des vornehmen Herrn nicht glauben mögen. Ihre Brüder, jetzt ebenfalls Greise, würdige Männer, hatte sie nur begleitet aus schwesterlicher Liebe, und Gewöhnung an deren Beruf.

Die Anordnung dieser Bestattung war ihr Werk.

Auf einem Friedhofe und an der Bahre eines Todten fällt nichts auf, was unerwartet kommt. Da begegnen sich Menschen, die sich jahrzehntelang nicht gesehen haben, sie bieten sich den einfachen Gruß, der sich auf dem stummen Erntefeld des Lebens geziemt.

Noch einmal wurde der einfache Sarg geöffnet. Mit einem Schrei stürzte Kunigunde auf den Leib des geliebten Bruders. Vittoria hatte ihn in ein einfaches schwarzes Wamms von Sammet und Seide kleiden lassen. Der Kopf lag an den Rumpf gefügt.

Ambrosius Roth betete laut und sprach den Segen. Der Sarg glitt in die Grube. Die Italiener warfen ihm die üblichen drei Hände Erde nach; mancher alte Graubart war unter ihnen, der Hohenschwangau hatte erbauen helfen —! Kunigunde begriff allmählich alles. Auch daß sich Anfang und Ende hier wie die Schlange zum Ringe wand —! Die Ferrabosco's, einst so schmählich von Antoni Paumgärtner im schönen Welschland betrogen, bauten jene Burg, die das stolze Geschlecht seines Hauses erhöhte; jetzt brachen sie eine

andere Burg — den Grimmenſtein — wo die Sonne dieſes Geſchlechts ſo blutig erloſch und unterging. Und nach dem Tode des geliebten Bruders Johannes war es geweſen, wo damals die Nachgelaſſenen ſich umarmt und ewige Treue gelobt hatten, und an einem Leichenopfer ſtanden ſie wieder — Kunigunde, Ottheinrich, Vittoria —! Wenn aber damals an dem Grabe ſchon wieder die Hoffnung aufgepflanzt wurde, war jetzt für die Paumgärtner jede Hoffnung zu Ende —.

Kunigunde mochte das Alles bedenken; wie vernichtet war ſie in die Knie geſunken.

Chriſtoph von Carlowitz rieth den Leidtragenden, Gotha, die Stätte des Jammers, ſo bald als möglich zu verlaſſen.

Mit leiſem Zuſpruch hatte ſich Ottheinrich zu Kunigunde gewandt. „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn ſei gelobt —!“ So verſtanden die Umſtehenden den Schluß ſeiner Worte.

Da erhob ſich Gundula wie ein Schatten von dem Grabe. Sie wankte zu Vittoria hin und ſchloß ſie zärtlich in ihre Arme: „Ihr habt meines Hauſes Größe geſehen und ſahet nun ſeinen Untergang —! Alles iſt vergangen, nur Eure Treue für uns iſt es nicht, laſſet Euch an dieſer traurigen Stätte abermals dafür danken, und wollet, ſo lange ich lebe, meine Schweſter ſein —!“ Die Frauen weinten bitterlich zuſammen, und auch die Männer enthielten ſich der Thränen nicht.

Dann verließ Kunigunde, geſtützt auf Ottheinrich, den Kirchhof.

Die Rückreiſe wurde angetreten; Kunigunde ſaß meiſt ſchweigend in Gedanken verloren. Wenn ſie ſprach, ſo war's

über ihre lieben Todten, und daß ſie hoffe: ſelbſt nicht mehr lange leben zu müſſen. In Schmalkalden angelangt, bat ſie Ottheinrich auszuſteigen, bevor ſein Haus erreicht wäre. „Ich will Martina's Freude Euch wiederzuſehen, durch meine Trauer nicht trüben!“ — ſagte ſie. Der Wagen hielt, es mußte Abſchied genommen werden. Beide ahnten, daß es für die Ewigkeit ſei! —

Noch einmal hatten ſie ſich die Hände gereicht und hielten ſie ineinander geſchlungen; die tiefe Bewegung, die Beide ergriffen, ließ ſie Worte nicht finden. Endlich ſprach Gundula:

„Was Ihr uns geweſen, was Ihr mir geweſen ſeid — das iſt nun Alles vorüber —! Ich möchte es Euch danken in dieſer Minute, und fühle mich doch viel zu ſchwach dazu. Euer Bewußtſein wird Euch ſagen, daß Ihr recht gethan und edel gehandelt. Gott möge Euch und — Euer Weib und Euer Kind dafür lohnen! — Vergeſſet mich nicht, wie ich Euer gedenken werde bis zu meinem letzten Athemzuge in derſelben Geſinnung! — Schweres Leid habe ich erfahren, ich weiß nicht, wo ich Troſt hernehmen ſoll, traurig und dunkel ſehe ich meine Lebenstage vor mir — möge es Euch wohl gehen!“ Thränen erſtickten ihre Stimme.

Da richtete ſich Ottheinrich in ſeiner Prieſterwürde auf wie ſegnend ſtreckte er ſeine Hand über die gebeugte Frau.

„Laſſet die Zukunft Gott befohlen ſein! — Mein Gebet und — mein Denken wird Euch nie verlaſſen! — Laſſet uns nicht ungeduldig werden in unſeren Leiden; wir müſſen vielmehr bekennen, daß die Strafe von Gott ausgeht, die viel geringer iſt, als unſere Sünden. Wir müſſen glauben, daß

wir gezüchtigt werden, wie Seine Diener, zu unserer Besserung, aber nicht zu unserem Verderben. Läßt Gott das Verhängniß hereinbrechen, so nimmt Er sein Schicksalswort nicht zurück, aber wer Gott dienet, der wird nach der Trübsal getröstet und aus dem Jammer befreit, nach der Züchtigung findet er Gnade, denn der Herr hat nicht Lust an unserem Verderben! — Daran denket und nun — lebt wohl!“ —

Er berührte mit seinen Lippen leise ihre Stirn, dann wandte er sich und schritt seinem Hause zu, ohne sich noch ein Mal umzudrehen. —

Nur langsamen Schrittes konnte Ottheinrich sein Haus erreichen. Als er die Thür des Wohnzimmers öffnete, da saß Martina an ihrem Spinnrad, aber sie arbeitete nicht, ihre Hände ruhten, sie schien in Gedanken vertieft. Sein Knabe las in einem Buche. Das Geräusch des Oeffnens der Thür scheuchte Martina auf. Thränenden Auges schritt sie dem Gatten entgegen, sie hatte unterdeß gehört, welche Gräuel sich in Gotha zugetragen und konnte sein ernstes Antlitz wohl verstehen. Sie sprach kein Wort, sie schlang nur die Arme um ihn und drückte seinen Kopf fest an ihre Brust! — Auch der Knabe war dem Vater entgegengeeilt und preßte dessen Hand an seine Lippen.

Die ersten Worte, die Ottheinrich endlich sprach, waren die Worte aus den Sprüchen Salomonis: „Wer in seiner Frau sein Glück gefunden, der hat Gottes Gnade errungen!“ —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ottheinrich durfte gewärtigen, Vittoria nun noch öfters zu sehen. Sie blieb bei ihren Brüdern, die ein Riesenwerk

zu vollenden hatten und ſchon in voller Thätigkeit waren zwiſchen dem erfurter und ſieblebner Thor.

Martina hatte ſich bald innig mit ihr befreundet, und viele trauliche Stunden verlebten die Frauen zuſammen, die beide das echte Kleinod wahrer Weiblichkeit in allen Lagen des Lebens bewahrt hatten.

Die Schleifung des Grimmenſteins dauerte über ein Jahr und verurſachte einen Koſtenaufwand von 704675 Gulden. Da, wo einſt die ſtolze Burg geſtanden, erbaute eine ruhigere Zeit den jetzigen „Friedenſtein“. Herzog Johann Friedrich ſelbſt, in Wien zum Schauſpiel des Hohns und Spottes öffentlich aufgeführt, wie die Römer im Triumph aſiatiſche Könige in Rom aufführten, hat noch achtundzwanzig Jahre in der Haft des Hauſes Habsburg gelebt. Sein edles Weib theilte ſeine Gefangenſchaft bis zu ſeinem Tode. Bitten über Bitten ſchickte ſie an die deutſchen Fürſten, ſchickte thüringiſche Quittenſäfte und eingemachte Preißelbeeren an die Fürſtinnen — um Erlöſung. Alles vergebens. Man wollte für Deutſchland Ruhe um jeden Preis und hatte wol auch dem Kurfürſten Auguſt gelobt, ſeinen Feind nicht wieder freizugeben, ſelbſt nicht nach deſſen Tode.

Verſpätet erſchien ein poetiſches Flugblatt, das Moritz Hausner gedichtet und nach Frankfurt am Main an ſeinen Freund Klebitz geſchickt hatte, um es dort drucken zu laſſen. Es iſt „Die Nachtigall,“ die Leſſing neu herausgegeben hat. Da ſingt der Frühlingsbote ein traurig Lied von Undankbarkeit und Rache in der Welt. Die Nachtigall richtet reihherum an die Fürſten und Stände Deutſchlands ihre Bitte um Hülfe und Beiſtand für die Bedrängten in Gotha

Politik hätte, um wieviel leichter würd' es ihm werden, die Feststellung seiner innern Verhältnisse zur Reife zu bringen Wie oft muß die auswärtige Feindschaft dazu dienen, eine innere Freundschaft aufzulösen! Wie oft erzeugen die auswärtigen Abneigungen, z. B. der Regierungen gegen Staaten, welche im Rufe stehen, volksthümlichen Ideen Vorschub zu leisten, Abneigungen auch genug im Innern, wenn die Regierten ungern die Politik der Regierenden theilen! Von diesem Zwiespalt und allen Verlegenheiten auswärtiger Politik sind die vereinigten Staaten befreit. Als weiland Jackson auf die Schadloshaltung Nordamerika's für ehemalige Nachtheile gegen Frankreich so fest bestand und sogar mit Feindseligkeiten dem schmutzigen Geiz der „großen Nation" zu strafen drohte, waren es nur die französischen Blätter, welche sich einbildeten, daß diese entschiedene Sprache von den Nordamerikanern nicht gebilligt worden wäre, daß diese großen Kaufleute sich eine Ehre daraus machen würden, um einen Saldo von zwölf Millionen von den Franzosen betrogen zu werden. Wo es Geld betrifft, sind alle Nordamerikaner Commis eines einzigen großen Banquierhauses.

Viertens haben die Vereinigten Staaten für jede ihrer Bestrebungen, für physische und moralische Zwecke, eine Ausdehnung, die mit dem engen abgezirkelten Terrain Europa's entschieden kontrastirt. Die Steppen und Wälder dehnen sich nicht nur weit nach Westen hin und locken zum Anbau, sondern viele unter den einzelnen Bundesstaaten selbst haben nur ihre Peripherie cultivirt und können tiefer ins Land hinein noch unzählige Stätten darbieten, wo die Betriebsamkeit und Gewinnsucht nach Abenteuern ausgeht und damit endet, die Wildniß lieb zu gewinnen, sich anzusiedeln und Licht

und erinnert jeden an eine Schuld, die er bei Grumbach oder dem Herzog abzutragen hätte. Diesen Sang nahm Kaiser Maximilian gar übel auf. Er kündigte den Frankfurtern seine Gnade. Erst 30000 Gulden, die sie nach Wien schickten, erwirkten ihnen die Versöhnung. Den Buchdrucker Schmidt, der die „Nachtigall" druckte, hatte der kaiserliche Profos in Ketten nach Oesterreich geführt, wo er zwei Jahre gefangen saß. Klebitz war entflohen, mit ihm Hausner, der sich ebenfalls nach dem gothaer Verrath auf Frankfurt zu gewandt hatte. Von Holland aus, wo sie beide erst in Friesland, dann in Antwerpen verweilten, ließen sie noch ein zweites und grelleres Lied über die jüngste Vergangenheit erschallen: „Die Grabschrift." Darüber dann auch von Antwerpen vertrieben (ohnehin machte sich Klebitz durch seine theologischen Händel überall unnütz), gingen sie nach Paris, wo ihre Spur in der Bartholomäusnacht, in der Bluthochzeit, verschwunden ist. Die „Grabschrift" galt nur noch Grumbach allein: sie ist gewissermaßen der Zoll der Dankbarkeit, den die Verfasser ihrem jahrelangen Wohlthäter entrichten.

Obgleich David Baumgärtner auf einem evangelischen Friedhofe begraben lag, stiftete seine Gattin ihm dennoch einen katholischen „Jahrestag" zu Waltenhofen am Fuße von Hohenschwangau, wo die Eingangspforte auf dem Marmorberg nun bald der bairische Löwe bewachen sollte.

Noch viele Jahre hatte Baiern mit den Erben des alten kaiserlichen Rathes, den Erben David's, den Erben des endlich seines Gefängnisses erledigten Johann Georgs, Prozesse zu führen, ehe ihm Hohenschwangau zugesprochen

ward. Einunddreißig Folianten ſtehen über Baierns endlichen Sieg im Archiv zu München.

Hohenſchwangau ward 1832, nachdem es lange in Trümmern gelegen, im urſprünglichen Style reſtaurirt, und iſt jetzt der Lieblingsaufenthalt des regierenden Königs von Baiern.

Gundula von Völs muß die für ſie freudlos gewordene Erde zeitig verlaſſen haben. Denn in der Stiftung des David'ſchen Jahrestages heißt es:

„Frau Urſula von Paumgarten, Freifrau von Hohenſchwangau und Erbach, geborne von Freyberg, ſtiftet für ihren Ehegemahl ſelig (folgt der Name und der Titel David's als Erbmarſchalls des Stiftes Augsburg) und allen chriſtgläubigen Seelen zu Hilf und Troſt einen ewigen Jahrtag in der Pfarrkirche zu Waltenhofen, vierzehn Tage vor oder nach Martini, ein Pfarrherr daſelbſt mit drei Prieſtern mit einem geſungenen Lobamt von Unſerer Lieben Frauen, ſammt einem Seelamt und zweien geſprochenen Meſſen. Dabei ſoll gedacht werden, wie folgt" — — folgen die Großältern und Aeltern David's und Urſula's, ſeiner Gattin, Johannes und Regina Honold und mancher der uns wohlbekannten Namen — auch „der Freifrau von Völs und Caldif, gebornen vom Paumgarten, David's Schweſter." Die Stiftung iſt von 1569. Alſo mußte Kunigundens Herz und Stolz unmittelbar nach dem Jammer von Gotha gebrochen ſein.

Wenn Ottheinrich Stauff in der ſchönen Pfarrkirche zu Schmalkalden in ſo hohem Grade und ſo lange Jahre hindurch die Herzen aller Hörer gewann, ſo war es vorzugs-

weise durch die Fülle von Erfahrung, woraus er schöpfte. Was hatte er nicht alles erlebt! — Dann riefen ihn aber die Landgrafen von Hessen, Philipp's Söhne, in höhere Stellungen nach Marburg und Kassel. Schwer trennte er sich von dem lieblichen Ort, der ihn in Thüringen wie nach Tirol versetzt hatte. Denn auch um Schmalkalden her thürmen sich die Berge und abends sitzt jung und alt und schlägt die Zither und singt dazu Lieder in einer eigenthümlichen Weise, fast wie nur klagend und mit eigensbedingten Accorden. Aber doch ist auch da die Stimmung jeweilen die frohste und an Kirchweihtagen schallt's jubelnd hinaus in die ehrwürdigen Wälder, die sich auf dem meist rothen, von Eisen gefärbten Gestein erheben. Der treue Hirt ging nur um seines hoffnungsvollen Sohnes Johannes willen an die höhern Stellen, an die man ihn berief. Auch dieser wurde ein Streiter für die Sache des Herrn.

Martina liegt zu Marburg begraben, in der Nähe der heiligen Elisabeth. Auch ihr Leben war allein Liebe und Wohlthun. Auch in ihren Körben, die sie heimtrug von den Armen, blühten himmlische Rosen. Bei ihr waren es die Rosen des Glücks. Sie hatte noch die Freude, den Sohn zu sehen, wie er im schwarzen Talar und mit feierlicher Haltung den Vater beim Brotbrechen und Kelchspenden unterstützte.

Die Zeit bot allerdings noch Trübes genug. Aber Ottheinrich behielt seine freudige Zuversicht, für ihn war das Gotteswort ein Gnadenquell, der immer floß. Bis in sein spätestes Alter voll rüstiger Kraft, wirkte seine Nähe beruhigend für Alle, die ihn kannten, weil er gegen Alle

hülfreich und milddenkend war. Aus seinen Predigten wehte die echte Frömmigkeit, die in dem Herrn, und nur in dem Herrn, den Haupt- und Eckstein sieht, der eines jeden Hauses Grund sein soll. Und wenn am Martinstage am Fuße von Hohenschwangau römische Priester die Messe, und den unglücklichen Baumgärtnern, die den Beruf des deutschen Bürgers verfehlt hatten, ein letztes Andenken lasen, da predigte er gern zu derselben Zeit in seiner Kirche:

„Schaut, wie sie so herrlich ist die Burg des Herrn! Friede und Freiheit sind die Maien, die sie allezeit schmücken, Friede und Freiheit die Banner, die ob ihren Zinnen ein Willkommen wehen. Entbrennt der Streit, so werden an ihren Mauern die Widder und Sturmböcke der Hoffärtigen zu Schanden werden! — Wer aber zur Fahne des wahren Burgherrn gehalten, der sieht auch schon jetzt von ihren Thürmen die Wahrheit siegen, soweit die Wolken gehen!“ —

Ende.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 04332/053

Des

Großherzogl. Badischen Hofgerichts zu Mannheim

vollständig

# motivirtes Urtheil

über die

in dem Roman: Wally, die Zweiflerin, angeklagten Preßvergehen

nebst

zwei rechtfertigenden Beilagen und dem Epilog des Herausgebers.

---

## Aktenstücke und Bemerkungen

herausgegeben von

Dr. H. E. G. Paulus.

---

Heidelberg.
Druck und Verlag von Karl Groos.

1836.

# Inhalt.


Seite.

1. Urtheil des Großherzoglich Badischen Gerichtshofs über Preßvergehen . . . . . 3
2. Auszüge aus einem Sendschreiben an Dr. Gutzkow . 27
3. Rechtsvertheidigungsrede, welche vor dem Appellationsgericht hätte gehalten werden können . . . . 49
4. Epilogus des Herausgebers, Denk- und Preßfreiheit überhaupt und drei den Einwürfen des Cäsar zum Grund liegende Hauptirrthümer betreffend . . . . 90

# Vorläufige Gedanken.

Es kann nicht genug seyn, daß eine schon gedruckte Schrift verboten wird.

Es versteht sich, daß sie dadurch nicht für widerlegt gehalten werden kann.

Es wird sogar nur um so weniger möglich, sie zu widerlegen, weil die Leser nicht mehr Widerlegung und Behauptung allgemein miteinander zu vergleichen das Mittel haben.

Was einleuchtend widerlegt werden kann, dagegen bedarf es wohl um so weniger eines Verbots?

Da das Verbieten des Gedruckten so wichtigen Bedenklichkeiten ausgesetzt ist, so ist es unstreitig eine wahre Rechtsverbesserung, daß das polizeiliche oder administrative Verbieten nur eine vorläufige Wirkung hat und erst durch motivirte Urtheile sachkundiger Gerichtshöfe das Verbot, als höchster Grad staatsrechtlicher Mißbilligung, sanctionirt werde.

---

Sollte es aber doch nicht noch wirksamer seyn, wenn alsdann nur die Gründe höchster Mißbilligung und, wenn es nöthig ist, der Bestrafung des verbrecherischen Inhalts bekannt gemacht würden,

ohne daß durch ein — die Schrift desto rarer machendes — Verbot das Selbſturtheil des genug gewarnten Publicums mehr gereizt und doch auch mehr erſchwert würde.

Das ſchwerſte Problem möchte ſeyn: Wie ſchützt ſich die polizeiliche Beurtheilung gegen die Einwirkung temporärer, vergänglicher Vorurtheile? gegen flüchtige, halbwahre, ſcheinbare Mißdeutungen?

Sehr zu unterſcheiden iſts ohne Zweifel, ob der beſtehende Rechtszuſtand Aller, Vieler, Einzelner? oder ob disputable Meinungen der Geſetzgebung, der Heilkunſt, der Religion, gefährdet erſcheinen.

Wie viel Urtheilskraft iſt der immer mehr theilnehmenden Leſewelt zuzutrauen? Wenn ſehr wenig, ſo wird auch die Aufregungskraft klein ſeyn! Iſt mehr auf öffentliches Selbſturtheil zu rechnen, ſo wird jede widerlegbare Behauptung durch gleich freie Widerlegung bald wenigſtens neutraliſirt werden.

Je mehr die Urtheilskraft der Leſewelt geſtärkt, je mehr ſie nur auf Gründe zu achten gewöhnt wird, deſto gefahrloſer wird die Gedankenmittheilungsfreiheit, wenn ſie für Gründe, wie für Gegengründe gleich offen iſt; beſonders da der Weg vom Schreiben zum Leſen, vom Leſen zum Beſprechen mit Andern, vom Beſprechen zum Handeln viel weiter iſt, als der Weg von Unterredungen zu Entſchlüſſen für die Handlungen.

Pö.

# Urtheil.

No. 103. Plenum

In Anklagesachen
des Staatsanwaltes am Großherzoglichen Oberhofgerichte und Hofgerichte des Unterrheins
gegen
Dr. Carl Gutzkow aus Berlin und Dr. Zacharias Löwenthal in Mannheim
wegen Preßvergehen.

Nach Ansicht der von dem Großherzoglichen Staatsanwalt gegen Dr. Carl Gutzkow aus Berlin und Dr. Zacharias Löwenthal von hier erhobenen Anklage, in welcher der Erstere als Verfasser und der Letztere als Verleger des Romans „Wally, die Zweiflerin", angeschuldigt werden, durch mehrere in dieser Schrift enthaltene Stellen das Verbrechen der Gotteslästerung begangen, den christlichen Glauben angegriffen und der Verachtung Preis zu geben gesucht, auch außerdem durch Darstellung unzüchtiger Bilder Aergerniß gegeben zu haben; weswegen in Ansehung des Dr. Gutzkow auf eine einjährige Zuchthaus- und auf eine Geldstrafe von fl. 100., event: ell auf eine Gefängnißstrafe von drei Monaten — in Ansehung des Dr. Löwenthal aber auf drei monatliche Zuchthausstrafe und eine Geldstrafe von 20 Reichsthalern, eventuell auf eine drei monatliche Gefängnißstrafe angetragen wird.

zu ſchaffen mit der Axt und dem Verſtande. Es iſt demnach dem europäiſchen Schreckbilde, der Uebervölkerung, dort immer ein Damm gebaut oder vielmehr ein Kanal, der von der angehäuften Maſſe immer wieder Parcellen fortſchwemmt und die Unregelmäßigkeiten der Volksmehrung mit weiſer Fügung der Umſtände ausglättet und ebnet. Desgleichen haben auch die moraliſchen Intentionen der Menſchen einen Abzugsweg, der in Europa nicht exiſtirt, nämlich alles beſſere Neue wollen zu können, ohne doch dem guten Alten zu ſchaden. Geſetzt, militairiſcher Ehrgeiz könnte ſich des Nordamerikaners bemächtigen; ein General, der vortrefflich hinter den Comtoirtiſch paſſen würde, berauſchte ſich an den Thaten Napoleons und träumte von Marengo's und Jena's; ſo könnt' er ſeinen Thatendurſt mit dem Blute der Wilden löſchen, mit dem der Mexikaner und tiefer hinunter. Er würde, ich glaube recht gern, der zweite Napoleon werden, dabei aber der Civiliſation und vor allen Dingen der Freiheit nicht einen ſolchen Abbruch thun können, wie es ſein großes Vorbild that.

Um endlich faſt alle Aehnlichkeiten unſrer Lage und der der vereinigten Staaten zu untergraben, hat Amerika Grundſätze und Prinzipien, welche ſich die Europäer nicht einimpfen laſſen. Der Charakter des Europäers gleicht einem zackigen Waldbaume, der, ſo und ſo, kraus und confus wächſt, der des Amerikaners einer ſchlanken Pappel. Wie viel Selbſtbeſtimmung bleibt nicht den Europäern überlaſſen! Während in Nordamerika die Sicherheit der öffentlichen Thatſachen eine harmloſe Hingebung an den einfachſten Bildungsweg erlaubt, ſtellt ſich der Europäer gegen Alles, was auf ihn einwirken könnte, in Oppoſition und kann ſelten zu jener gleichmüthigen Verfolgung eines einfachen Lebenszweckes kommen, der

Nach Anſicht der der Anklage zum Grund gelegten Stellen, ſowohl für ſich allein, als im Zuſammenhalte mit dem geſammten Inhalte der fraglichen Schrift, die von Dr. Gutzkow, als von ihm verfaßt und dem Druck übergeben und von Dr. Löwenthal als von ihm verlegt anerkannt iſt, welche Stellen beſagen:

S. 83. Wer wird auch, entgegnete Cäſar, bei üblen Stimmungen, Hülfe von der Religion erwarten! Religion iſt das Produkt der Verzweiflung: wie kann ſie die Verzweiflung heilen? — Sie ſollte es wohl; jede Religion ſoll es, welche die Miene der Offenbarung annimmt, ſagte Waldemar. Aechte Religion iſt poſitive Heilkraft; aber gleicht das Chriſtenthum nicht einer Latwerge, die aus hundert Ingredienzen zuſammen gekocht iſt? —

S. 114. Der Staat ſollte niemals die Ehe bürgerlich vollziehen laſſen, bis nicht ein Kind vorhanden iſt, welches das Daſein der Liebe ausweiſen muß.

S. 120. Nur jener Zug iſt ſo meiſterhaft ſchön, wo Tſchionatulander, als er in die Welt hinaus muß und ſein treues Windſpiel klug zu den beiden Liebenden hinaufſieht, Signunen anfleht um eine Gunſt.

Cäſar ſtockte und ſprach dann leiſe mit faſt verhaltenem Athem: -

„daß Signune, um durch ihre Schönheit ihn „gleichſam feſt zu machen, wie der magiſche „Ausdruck der alten Zeit iſt, um ihm einen An„blick zu hinterlaſſen, der Wander wirkte in ſeiner „Tapferkeit und Ausdauer — daß Signune in „vollkommener Nacktheit zum vielleicht — ewi„gen Abſchiede ſich ihm zeigen möge.“

S. 121. Cäsars Antlitz zeigte einen schmerzhaften Ausdruck. Er hatte das Höchste bewiesen, dessen seine Seele fähig war, die kindliche Naivität, eine rührende Unschuld in einer Forderung, die empörend war, aber die Scham, die erst in ihm aufglühte, verschwand vor seinem Stolze, so edel und rein erschien er sich.

S. 123. 124. Jetzt wußte sie, worin der ganze Zauber liegt; Sie fühlte, daß das wahrhaft Poetische unwiderstehlich ist, daß das Poetische höher steht, als alle Gesetze der Moral und des Herkommens. Sie fühlte auch, wie klein man ist, wenn man der Poesie sich widersetzt.

S. 125. Sie kam sich verächtlich vor, seitdem sie fühlte, daß sie für die höhere Poesie kein Gegenstand war. So konnte es nicht fehlen, daß sie sich bald selbst dazu machte.

Wie oft war sie Cäsarn begegnet! Er blickte stolz! Er konnte das Auge erheben, das Ideal hob es in ihm! Wally konnte nicht stolz seyn; an ihr schien die Reihe der Scham zu seyn. Sie fürchtete sich vor Cäsar Ihre ganze Tugend war armselig, seitdem sie ihm gleichsam versagt hatte, die Tugend könne nur in Verhüllungen bestehen, die Tugend könne nicht nackt seyn. Cäsar hatte an ihr den poetischen Reiz verloren. Er übersah sie.

S. 128. Schwören Sie mir, hinter dem Vorhang, den sie zehn Minuten nach zehn gütigst zurückziehen wollen, nicht hervorzutreten! Cäsar, schwören Sie mir! Ich schäme mich vor Ihnen, daß ich Scham hatte. Verantworten Sie es einst! vor Gott! vor Gott! Aber ich liebe heiß, ewig und unaussprechlich! Wally.“

Und an Wally's Hochzeittage zeichneten die Unsichtbaren ein reizendes Gemälde, ein Gemälde im alten Styl, zart, lieblich, wie die sauberen Farbengruppen, welche sich

auf den ſammetweichen Pergamenten goldener Gebetbücher des Mittelalters finden.

S. 129 — 131. Das Auge ſtaunt; ein Entzücken lähmt die Zunge. Zur Linken aber ſchwillt aus den Sonnennebeln heraus ein Bild von bezaubernder Schönheit: Signne, die ſchamhafter ihren nackten Leib enthüllt, als ihn die Venus der Medicis zu bedecken ſuchte. Sie ſteht da, hülflos geblendet von der Thorheit der Liebe, die ſie um dies Geſchenk bat, nicht mehr Wille, ſondern zerfloſſen in Scham, Unſchuld und Hingebung. Sie ſteht ganz nackt, die hehre Geſtalt, mit jungfräulich ſchwellenden Hüften, mit allen zarten Beugungen und Linien, welche von der Bruſt bis zur Zehe hinuntergleiten und zum Zeichen, daß eine fromme Weihe die ganze Ueppigkeit dieſer Situation heilige, blühen nirgends Roſen, ſondern eine hohe Lilie ſproßt dicht an dem Leibe Signuens hervor und deckt ſymboliſch als Blume der Keuſchheit an ihr die noch verſchloſſene Knospe ihrer Weiblichkeit. Alles iſt ein Hauch an dem Auge, ein ſtummer Moment ſelbſt in dem klugen Auge des Hundes, der die Bewegungen verfolgt, welche der Blick ſeines Herrn macht. Das Ganze iſt ein Frevel, aber ein Frevel der Unſchuld.

So ſtand Sigune einen zitternden Augenblick, da umſchlang ſie rücklings der ſardiniſche Geſandte, der ſeine junge Frau ſuchte. Es war ein Tropfen, der in den Dampf einer Phantasmagorie fällt und ſie in Nichts auflöst. Die Vorhänge fielen zurück und Tſchionatulander wankte nach Hauſe. Der Geſandte ahnte nichts. Tiefes Geheimniß."

S. 224. Oder es darf mich Niemand tadeln, wenn ich denke, die Exiſtenz Gottes anzunehmen,

war eine ganz äußerliche politische und polizeiliche Uebereinkunft der Völker. Denn warum haben wir halbe Vernunft, halbe Erkenntniß, halben Geist? Warum zu Allem nur die Elemente? Und wir sind so vermessen und bauen auf diesen trüben Boden Systeme, welche den Schein der Vollendung tragen und uns mit Verpflichtung unwillkührlich belasten.

S. 266. 67. Dem Begriffe Offenbarung läßt sich vielleicht eine philosophische Unterlage geben, pantheistischer Art; aber im herkömmlichen theologischen Sinn ist die Offenbarung eine Verfälschung der Natur und der Geschichte. Eine saubere Insinuation, sich Gott als Priester zu denken, der im schwarzen Talare zu dem ersten Menschenpaare hinzugetreten wäre und ihm Unterricht gegeben hätte in glaublichen und unglaublichen Dingen. Sie machen aus Gott einen Souverain, einen Patriarchen, einen Geistlichen. Sie lassen Gott in sehr unvollkommener Sprache reden zu Zeiten, wo es an stilistischer Vollkommenheit noch überall fehlte. Niemand war in diesen anthropomorphistischen Consequenzen einer supernaturellen Offenbarung kecker, als die Apostel Jesu, denn: alle Schrift von Gott eingegeben heißt: in der Lehre von der Inspiration Gott zum Mitschuldigen aller der Solöcismen und incorrecten Constructionen machen, welche sich im griechischen Texte des neuen Testaments finden. Gewisse Kapitel gibt es in den dogmatischen Systemen unserer Theologen, die sich besser für Grimms Kindermährchen oder Tausend und eine Nacht schicken würden. Dazu gehören die criminalisch strafbaren Dogmen von der Offenbarung und Inspiration.

S. 172. 72. In Judäa, einem sehr baroken Lande,

trat ein junger Mann, Namens Jesus, auf, der durch eine bedenkliche Verwirrung seiner Ideen auf den Glauben kam, er sey schon seinen Vorfahren als Befreier der Nation, der er angehöre, verkündigt worden. Jesus war aus Nazareth gebürtig, unehelichen Ursprungs, Stiefsohn eines braven Zimmermanns, Namens Joseph. Jesus beschäftigte sich viel mit den Schriften der jüdischen Litteratur, reiste, unterrichtete sich, und strebte mit edler Selbstüberwindung nach einer stoischen Sittenreinheit. Jesus fühlte, daß eine Mission an sein Herz pochte. Es war ihm, als müßte er einen Auftrag erfüllen, über den er Zeit seines Lebens nicht im Klaren war. Er adoptirte den Glauben an einen verheißenen König, der seine eitle Nation zur Herrscherin der Welt machen würde; er erschrak aber selbst vor dieser übermüthigen Verheißung, welche einer wahren Idee Gottes gänzlich unwürdig war. Jesus wußte selbst da noch nicht, wo hinaus, als er die ersten unbesonnenen Schritte gethan, als er seinen Freund Johannes auf Kundschaft und Prüfung der Menge vorausgesandt hatte.

S. 274. Jesus war nicht der größte, aber der edelste Mensch, dessen Namen die Geschichte aufbewahrt hat. Dies ist der historische Kern eines Ereignisses, aus welchem spätere Zeiten ein episches Gedicht machten mit Wundern und einer ganz fabelhaften Göttermaschinerie. Eine kleine Anekdote wurde welthistorisch. Die französische Revolution hinterließ eine Menge von politischen Wahrheiten, welche im Ansehen geblieben sind, selbst wenn jene weniger glücklich von Statten gegangen wäre. So kam es auch, daß die verunglückte Revolution des Schwärmers Jesu etwas zurückließ, was zuletzt eine Religion wurde."

S. 277. Was blieb demnach im Munde Jesu übrig? Eine Moral, welche allerdings veredelte Kraft hat, aber nie mehr giebt und geben will, als das lautere Judenthum. Die Moral Jesu hält sich immer dicht bei den Gebräuchen des Ceremonialgesetzes, und ist nur darin charakteristisch, daß sie für den äußeren Ritus innerlich sprechende Gesinnungen fordert. Jesus lehrte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! So lehrte schon Moses; aber der Stifter einer neuen Religion mußte sagen: Liebe deinen Nächsten mehr als dich selbst! Daraus schließt man, daß Jesus eine Person war, die einzig und allein der Geschichte, keineswegs aber der Religion oder Philosophie angehörte. Thörichter Glaube, das neue Testament für die Grundlage einer Religion anzusehen, für ein Buch, das geschrieben worden wäre, um symbolischen Werth zu haben."

S. 278. 79. 80. So entspann sich ein romantisches Truggewebe von Wundern, subjectiven, die Jesus verrichtet habe, objectiven, die an ihm selbst geschehen wären. Die Apostel übersahen, wie sehr die Mehrzahl dieser Wunder, welche eher auf einen Escamoteur als auf einen Propheten schließen lassen (Ich erinnere nur an die Fabel von dem Stater im Leibe eines Fisches), das göttliche Gepräge ihrer Erzählung verwischte. Ja, sie wußten nicht einmal, wie viel sie moralisch wagten, alle ihre Behauptungen wechselseitig ohne Prüfung anzunehmen. Hierüber mag ich nichts entscheiden. Nur dieß scheint fest, daß die Apostel Menschen von bornirtem Verstande waren, daß sie überhaupt viel Aehnlichkeit mit unseren Theologen hatten und daß es zuletzt nicht ohne typische Vorbedeutung war, wenn neben der Krippe Jesu gleich ein Ochs und ein Esel standen.

S. 281. 82. 83. Das Chriſtenthum iſt eine Religion der Perſönlichkeit. Moſes war doch nur der Sendling Gottes, Muhamed Alla'hs Prophet, ſie ließen ſich keine göttliche Ehre erweiſen! Sehet hier eine Religion, deren unwillkührlicher Stifter von einigen verworrenen Köpfen mit Gott ſelbſt verwechſelt wurde, eine Religion, die nichts für ihren Gegenſtand, und Alles für ihren erſten Prieſter thut. Jede allgemeine, jede Weltreligion muß unabhängig von irgend einem Namen ſeyn und im Chriſtenthum iſt man heute noch nicht einig, welche Ehre Gott, welche Jeſu gebührt. Welch ein Glaube!

Aber hier überſchreitet eine Zumuthung die Linie des Erträglichen. Das Chriſtenthum wurzele nicht in Jeſu Lehren, ſondern in ſeinem Leben: nicht die Liebe ſey es, ſagen ſie, die er im Abendmahle eingeſetzt habe, ſondern ſein Fleiſch und Blut, ſeine eigene Perſönlichkeit, die nun immerdar ſolle gegeſſen und getrunken werden."

Auf die individuellen Begegniſſe eines unglücklichen Menſchen wird eine Religion gebaut, eine Dogmatik, die ſich nicht um die Worte ſeines Mundes kümmert, ſondern ſeine Fußſtapfen als Paragraphenzeichen nimmt, ſeine Nägelmaale als Kapiteleinſchnitte. Kurz, das Chriſtenthum iſt eine Religion, die auf eines Menſchen körperlichen Verrichtungen und Leiden gegründet iſt, eine Religion, die das objective Evangelium eines Menſchen predigt: Armer Rabbi von Nazareth!

S. 285 — 87. Als der Begriff Kirche erfunden war, als Concilien und Würdeträger eingeſetzt wurden, da hatte ſich die Lehre Jeſu in eine neue Art von Heidenthum verwandelt, in Mythologie auf der einen, Ariſtotelismus auf

der andern Seite. Der todte Rabbi Jesus drehte sich im Grab um; er hatte sich gerächt. Wann gab es eine Religion, die in tausend Jahren mit so disparaten Anomalien sich äußern konnte?

Der Islam ist zwölfhundert Jahre alt und noch weht die grünseidene Fahne des Propheten, wie damals, als er aus der Wüste zog. Man hatte Jesus zum Stifter einer Religion machen wollen. Jesus hatte sich gerächt. Die falsche Auslegung seiner Mission war gescheitert.

S. 290. 91. Aber was Philosophie? Wir reden nicht von Philosophie: ich vergaß, daß wir über einige Ammenmährchen und poetische Grillen sprechen. Ich muß glauben, daß Christus sey ein eingeborner Sohn Gottes, von einer Jungfrau geboren, niedergefahren zur Hölle und wiederaufgestanden. — Nein, auch dieß ist nicht der Kern des Christenthums. Was soll ich glauben? daß Christus ist unser Mittler, daß er im Abendmahl persönlich assistirt als Fleisch und Blut im Brod und Wein, daß er uns rechtfertigt durch die Gnade, daß die Erbsünde, an die ich als Psycholog und Menschenkenner faktisch glaube, theologisch zu erklären sey; zum großen Theile aber eine Dogmatik, welches auf jedes einzelne Glied im Körper des Rabbi Jesus gegründet ist. Der Katholicismus war sinnlicher Götzendienst mit polytheistischer Färbung. Der Protestantismus wurde mystischer Götzendienst mit einer Beschränkung auf einen Gott, der aber drei Hypostasen hatte.

S. 301. 2. Die Religion der Entsagung mag für Jahre passen, wo die Erndte nicht gerathen ist, aber wo Fülle und Verschwendung rings ihre Feste feiern, da murrt die Menschheit über eine Religion, welche immerfort an das Sich-

schicken, an die Demuth, an den Rathschluß Gottes appellirt. Von dieser des Christenthums überhaupt, die sich dem Zeitgeiste entgegenstellt, kann nicht mehr die Rede seyn.

S. 318. Zwei Garantien der unsichtbaren Welt sind die Religion und die Poesie. Jene schließt das Reich der Möglichkeit auf, um zu trösten: diese, weil sie die Wirklichkeit erklären will. Beide beruhen auf Täuschungen; nur ist die Poesie glücklicher, weil sie die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Es ist leichter, an ein Gedicht als an den Himmel glauben.

S. 326. 27. Als wenn die Menschheit nicht immer die erste seyn wird, die sich hilft und diejenige, welche für sich den besten Rath weiß! Sie zucken die Achseln, wie unvorsichtige Aerzte: sie fürchten für das Leben des Patienten und quacksalbern an den alten Schäden herum: aber nehmt der Menschheit ein Bein ab; sie wird sich ein neues machen; nehmt ihr, um nur Eines, was unmöglich scheint, zu nennen, z. B. das Christenthum: glaubt ihr, daß sie untergehen wird? — Nehmt ihr eure Gesetzbücher, eure Verfassungen, — nehmt ihr zuletzt das, worauf gleichsam Alles ankommen soll, nehmt ihr euch selbst! und die Menschheit wird fortbestehen. „ — —

---

In Erwägung, so viel den Angeklagten Dr. Gutzkow und zunächst die von demselben vorgeschützte Einrede der fehlenden Competenz der hierländischen Gerichte zur Untersuchung und Aburtheilung der hier fraglichen Preßvergehen betrifft, — daß diese Einrede bereits durch die diesseitigen Entscheidungsgründe zum Erkenntnisse vom 5. d. M. in Betreff der Berufung des Dr. Gutzkow gegen

die Anordnung des Personalverhaftes, als unbegründet dargestellt worden ist;

In Erwägung, zur Sache selbst, daß es zwar weder nach den Vorschriften unserer Gesetzgebung, noch nach dem Geiste derselben für strafbar zu erachten ist, wenn Jemand seine Ansichten über Religion überhaupt, oder über Glaubenssätze der christlichen Religionsgenossenschaften insbesondere frei und offen in Rede oder Schrift ausspricht, sollten diese Ansichten auch den herrschenden Religionsgrundsätzen widerstreiten oder, in der Art ihrer Mittheilung, aus dem literärischen Standpunkte Tadel verdienen, da in dieser Hinsicht die Ueberzeugung eines Jeden ungebunden erscheint und der Criminalrichter weder die Grundsätze des Glaubens noch die wissenschaftliche Beschaffenheit einer Rede oder Schrift zur Unterlage seiner Urtheile machen darf;

In Erwägung aber, daß, wenn auch hienach, aus dem Gesichtspunkte des Strafrechts betrachtet, die Ansichten und Urtheile der Staatsbürger und die freie Darlegung derselben an und für sich einer Strafbarkeit überall nicht unterliegen, doch die Form, in welcher sie durch Rede oder Schrift mitgetheilt werden, gegen Strafgesetze verstoßen, und daher zur Anwendung der letzten Anlaß geben kann;

In Erwägung, daß es demgemäß bei der rechtlichen Beurtheilung der Strafbarkeit der im vorliegenden Falle incriminirten Stellen nicht darauf ankommen kann, ob dieselben an und für sich richtige oder unrichtige Sätze über Religion oder dergleichen enthalten und ob die Schrift als Kunstproduct an Fehlern leide oder nicht, sondern daß es nur darauf ankömmt, ob durch die Form der Darstellung in diesen Stellen die von dem Staatsanwalte bezeichneten Verbrechen, respective Ver-

dem Amerikaner selbst in seiner Jugend schon so viel Praxis gibt. Man nehme die Religion! Sie ist dem Amerikaner nächst der Freiheit das Wichtigste, allein sie beschäftigt ihn weit weniger, als den Europäer. Der Atheismus der europäischen Gesellschaft ist eine Religion, die uns mehr zu schaffen macht, wie dem Amerikaner seine fromme Gebärde und sein vierteljährliches Abendmahl. Auch werden wir nie erreichen, alle Ideen, welche nach höhern Regionen streben, so eng verschwistern zu können, wie sie im Kopf und im Herzen des Amerikaners sich vertragen. So beschäftigt zwar unsre Philosophen vielfach die Verbindung der Politik mit der Religion; allein wir werden, wenn wir auf das sehen, was ist, auf die Menschen, wie sie sind, immer vor dem ungeheuern Riß schaudern müssen, der Himmel und Erde, Ewiges und Zeitliches in unsern Ueberlieferungen sowohl wie in schon gewohnten eignen Anschauungen gespalten hat. In Nordamerika sind die Begriffe gehaltloser, aber sie hängen organischer zusammen. Die Freiheit wird nicht blos von der Religion unterstützt, sondern sie entwickelt sich auch aus ihr. Ein Reisender erzählte kürzlich, er hätte einer Versammlung in Nordamerika beigewohnt, welche dem Schicksal der unglücklichen Polen gewidmet war. Ein Geistlicher führte darin das Wort; er begann mit einem Gebete, schilderte Rußland, wie David die Heiden und Philister schilderte, und machte eine politische und menschliche Frage zu einem Texte, der sich durch die Bibel beweisen ließ. Das Zweite, den wirklichen Ursprung der Freiheit aus der Religion, erkennt man aus gewissen ältern Statuten der Strafgesetzgebung. Wir meinen hier jene individuelle nordamerikanische Freiheit, die oft weit mehr die Physiognomie

gehen, begangen und die in Antrag gebrachten Strafen verwirkt seien oder nicht;

In Erwägung, anlangend die dem Dr. Gutzkow zur Last gelegte Gotteslästerung, daß dieses Verbrechen nach dem in dieser Hinsicht bei uns geltenden gemeinen Strafrechte (Strafedikt §. 39., für die Presse aufrecht erhalten durch das Preßgesetz vom 1. März 1832. §. 19. i.) — von zweifacher Art, nämlich unmittelbare oder mittelbare Gotteslästerung sein kann;

In Erwägung, daß zum Thatbestande der unmittelbaren Gotteslästerung erfordert werden: Schmähungen gegen die Gottheit durch Entziehung der ihr zukommenden oder durch Beilegung ihr nicht zukommenden Eigenschaften oder durch andere gegen sie gerichtete Worte oder Handlungen, welche in der Absicht offen an den Tag gelegt werden, dadurch eine Verachtung oder Geringschätzung des höchsten Wesens zu erkennen zu geben, während unter mittelbare Gotteslästerung Schmähungen gegen sonstige Gegenstände der religiösen Verehrung der Christen, in gleicher Ansicht ausgestoßen, gehören;

In Erwägung, daß die Anklage, in wie weit solche auf das Verbrechen unmittelbarer Gotteslästerung gegründet wird, nicht für gerechtfertigt zu erachten ist;

In Erwägung nämlich, daß der Anklage zwar nicht mit Bezug auf manche Rechtslehrer entgegengehalten werden kann, eine unmittelbare Gotteslästerung werde nur durch Schmähungen gegen Gott selbst, nicht aber durch solche gegen Christus begangen, weil aus den Worten der Reichspolizeiordnung von 1577 Tit. 1. §. 2., worin „Gott und die allerheiligste Menschheit unseres Erlösers" als gleichartig neben einander gestellt erscheinen, zu entnehmen ist, daß die

Geſetze Läſterung gegen Chriſtus jenen gegen Gott gleichſtellen, dieſe Gleichſtellung auch nach den Vorſchriften des §. 30 des Strafediktes als durch die Worte und den Geiſt unſerer Particulargeſetzgebung anzuſehen iſt;

In Erwägung, daß auch der Umſtand den Angeſchuldigten unbedingt zu ſchützen nicht geeignet iſt, daß er die incriminirten Stellen ſeiner Schrift, in dieſer nicht geradezu als Ausdruck ſeiner eigenen Anſichten und Geſinnungen darſtellt, dort vielmehr fingirte Perſonen als redend anführt;

In Erwägung, daß es in dieſer Hinſicht zwar niemals ſtrafwürdig erſcheinen kann, wenn ein Dichter, der in einer fingirten Perſon irgend ein Laſter oder eine religiöſe Verirrung und deren Folgen zu ſchildern ſucht, einer ſolchen Perſon im Fortgang des Charaktergemäldes die grellſten Aeußerungen, ja wahre Blasphemien in den Mund legt, wenn nur das Ganze und Einzelne überall klar und unzweifelhaft zeigt, daß das Laſter als Laſter und die Verirrung als Verirrung mit hinlänglicher Schärfe gezeichnet ſei und die geeignete poetiſche Vergeltung finde;

In Erwägung, daß, wo dieß nicht der Fall iſt, wo, mit mehr oder weniger Ruhe geſchriebene Theile eines dichteriſchen Werkes, in denen zwar eine fingirte Perſon redend auftritt, deren Charakter aber nicht ſcharf als laſterhaft dargeſtellt iſt und deren Schickſal man nicht erfährt, Blasphemien oder ſonſtige Vergehen enthalten, derjenige, welcher für die Schrift verantwortlich iſt, ſich mit Hinweiſung auf die dichteriſche Licenz allein keineswegs frei machen kann, weil es ſonſt nur von der Wahl einer ſolchen Form abhängig ſein würde, ob man für derartige Vergehen geſtraft werden könne oder nicht;

In Erwägung, daß die meiſten der der Anklage in vorliegender Beziehung zum Grunde gelegten Stellen gerade der letzteren Gattung angehören, indem die Cäſar in den Mund gelegten „Geſtändniſſe über Religion und Chriſtenthum“ nach der Anlage der Schrift keineswegs als verabſcheuungswürdig, im Gegentheile ſchon ihrer Form und Faſſung nach eher als empfohlen dargeſtellt erſcheinen;

In Erwägung, daß Letzteres um ſo mehr anzunehmen iſt, als der Verfaſſer dort, wo er ſelbſt ſpricht, die fraglichen Geſtändniſſe Cäſars nicht nur nicht undeutlich billigt, ſondern deren Verbreitung als Tendenz ſeiner Schrift bezeichnet;

In Erwägung, daß hierher namentlich eine Stelle aus dem Anhange zur Wally, überſchrieben: „Wahrheit und Wirklichkeit“ gehört, beſagend:

„Wenn man in Anſchlag bringt, daß entſchieden ſchon
„in der franzöſiſchen Literatur, ohne alle Wider-
„rede auch bei uns, allmählig eine Poeſie der
„idealen Wahrheit und reellen Unwirklichkeit
„ſich zu entfalten beginnt, wenn man dieſe Frauenge-
„bilde betrachtet, welche die Phantaſie der jetzigen be-
„gabteren Dichter erfindet, die originellen Situationen
„und allem Herkommen widerſprechende Sit-
„ten; ſollte man dieſe Erſcheinung nicht für beziehungs-
„reich halten für unſer zukünftiges Leben, für die Exi-
„ſtenz in der Wirklichkeit, für die weite Unterlage der
„Maſſe und des allgemeinen Glaubens? Es iſt wahr,
„die Dichter fangen an, auf immer luftigeren
„Bahnen zu wandeln, ſie ſchaffen ſich ihre eigene
„Welten mit Thronen, die ihre Phantaſie erbaute, mit
„Richterſtühlen, die ihre eigene Geſetzgebung haben,

„mit einem Gottesdienſt, deſſen Prieſter nur „noch die kleine Gemeinde ſelbſt iſt. Es baut „ſich eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns „umgebenden Conſtitutionen nichts entſpricht, eine „ideelle Oppoſition, ein dichteriſches Gegentheil „unſerer Zeit, das einen zweifachen Kampf wird zu beſtehen haben, einmal einen gegen die Wirkſamkeit ſelbſt „als conſtituirte Macht mit phyſiſcher Autorität, ſodann „einen gegen die Poeſie der Wirklichkeit, welche ſo viel „Dichter und ſo viel Kritiker für ſich hat.“

„Dieß iſt ein Symptom unſerer Zeit, aus dem „wir bis jetzt noch keinen weiteren Schluß ziehen wollen, „als einen, der vielleicht außerhalb der Literatur liegt, „den ich aber nicht verſchweigen will, weil Jedes, was „die Menſchheit ehrt, auf den Lippen des Enthuſiaſten „brennt.“

„Man verwirft mit Recht das Experimentiren mit der „Menſchheit; aber man geht darin weiter, als man „darf, ohne die Menſchheit zu beleidigen. Wir fürchten uns, den Zeitgenoſſen etwas zu entziehen, „wovon wir uns einbilden, daß es zu ihrem „Leben nöthig iſt.“

„Wir glauben an die Inſtitutionen in Sitte, Meinung und politiſcher Einrichtung, wie an die unerläßlichen Lebensbedingungen der Jahrhunderte, als wenn „die Menſchheit keine innern Quellen hätte! Als wenn „ſie unterginge, wenn Ihr ſie, aus dieſer ganzen „ihrer Exiſtenz, plötzlich nackt und noch triefend auf den „Ararat verſetzet! Als wenn die Menſchheit nicht immer „die erſte ſein wird, die ſich hilft, und diejenige, „welche für ſich den beſten Rath weiß! Sie zucken die

„Achseln, wie unvorsichtige Aerzte; sie fürchten für das „Leben des Patienten und quacksalbern an den alten „Schäden herum; aber nehmt der Menschheit ein „Bein ab: sie wird sich ein neues machen; nehmt ihr, „um nur Eines, was unmöglich scheint, zu nen„nen, z. B. das Christenthum, glaubt ihr, daß „sie untergehen wird? Nehmt ihr eure Gesetzbücher, „eure Verfassungen; — nehmt ihr zuletzt das, worauf „Alles ankömmt; nehmt ihr euch selbst! — und die „Menschheit wird fortbestehen. Sie wird Alles ertragen „und durch Felsen von stärkstem Granit noch immer ei„nen Weg finden, der sie zu ihrem Ziele führt."

In Erwägung, daß Gleiches zu entnehmen ist aus der Schrift: „Vertheidigung gegen Menzel", in welchem der Verfasser S. 34. 35 sagt:

„Selbst nach dem Erscheinen meiner Wally kann man „mir unmöglich zutrauen, daß ich etwas Anderes im „Sinne habe, als eine Verbesserung des „mißverstandenen Christenthums. Eine „jede Verbesserung ist kritischer Art in ihrer ersten Po„tenz. Alle meine Einwürfe gegen das Christenthum „sind kritisch. Sie gehen auf den Ursprung des „Christenthums zurück" ꝛc. ꝛc.

In Erwägung, daß dieß bestärkt ist durch die fernere, von Dr. Gutzkow selbst zu den diesseitigen Akten gegebene Schrift: „Appellation an den gesunden Menschenverstand", worin S. 16 gesagt ist:

„In diesem Sinn ist auch mein Roman geschrieben, „wenn er in der That eine direkte Tendenz hat. Es ist „die Tendenz, dem Christenthum im 19. Jahr„hundert eine neue Wegbereitung in den

„Gemüthern zu geben, es in Einklang zu brin„gen mit den Stimmungen und Bedürfnissen „dieser Zeit, es zur Angel einer neuen Bewegung zu „machen.

In Erwägung jedoch, daß eine unmittelbare Gotteslästerung darum nicht als vorhanden anzunehmen ist, weil da, wo in den incriminirten Stellen von Jesus die Rede ist, eine Absicht des Verfassers, gegen ihn zu schmähen, ein Vorsatz ihn zu verachten, nicht als vorhanden angenommen werden kann, während nach dem Obigen die Reichsgesetze und namentlich die Reichspolizeiordnung von 1577. Tit. 1. §. 2. und Tit. 3. §. 1. ein „freventliches verächtliches Lästern", so wie die besten Rechtslehrer den „wirklichen Vorsatz" zu schmähen, ausdrücklich fordern;

In Erwägung nämlich, daß den incriminirten Stellen, welche in dieser Hinsicht anstößig sind, nämlich:

S. 271. 272. „In Judäa, einem sehr barocken Lande, „trat ein junger Mann, Namens Jesus, auf, der „durch eine bedenkliche Verwirrung seiner „Ideen auf den Glauben kam" ꝛc. Jesus war — un„ehelichen Ursprungs ꝛc. Es war ihm, als müßte „er einen Auftrag erfüllen, über den er Zeit „seines Lebens nicht im Klaren war. Er adop„tirte den Glauben an einen verheißenen König ꝛc. Je„sus wußte selbst da noch nicht, wo hinaus, als er die „ersten unbesonnenn Schritte gethan." ꝛc. ꝛc.

S. 274. „Jesus war nicht der größte, aber der „edelste Mensch, dessen Namen die Geschichte „aufbewahrt hat ꝛc. So kam es auch, daß die ver-

„unglückte Revolution des Schwärmers Jesu
„Etwas zurückließ, was zuletzt eine Religion wurde."

S. 283. „Auf die individuelle Begebnisse eines unglück-
„lichen Menschen wird eine Religion gebaut" ꝛc.
„Armer Rabbi von Nazareth!"

nach dem Zusammenhange, in welchem sie mit dem Abschnitte, dem sie angehören, stehen, keine besondere, d. h. keine andere Absicht unterstellt werden kann, als welche dem ganzen Abschnitte zum Grund gelegt werden muß, nämlich nicht die Absicht einer Lästerung Jesu, sondern die Absicht, Ansichten über das Christenthum zu veröffentlichen, nach welchen dieses von allem Glauben im engeren Sinne entkleidet und als ein bloßer Inbegriff von Sittenvorschriften dargestellt wird, unter Einflechtung einer Erzählung über das Leben Jesu und über die Entstehung und geschichtliche Fortbildung des Christenthums, wie sie schon Mancher, der nicht an die höhere Sendung Jesu glaubte, darzustellen gesucht hat;

In Erwägung, daß demnach die eben bezeichnete Stellen nur den Zweck haben, das Leben und Wirken Jesu so zu erklären, wie es zu den übrigen Ansichten, die der Verfasser den Cäsar in Ansehung des Christenthums aussprechen läßt, paßt, und daß mithin denselben die Absicht einer Schmähung der Person Jesu um so weniger zu unterlegen ist, als, so sehr auch der Ton der Schrift getadelt werden muß, doch in den nämlichen Stellen das Streben Jesu nach höchster Sittenreinheit anerkannt und derselbe als der edelste Mensch bezeichnet wird, dessen Namen die Geschichte aufbewahrt habe;

In Erwägung, daß die Anklage, beziehungsweise der

Antrag auf Bestrafung des Dr. Gutzkow aber auch nicht begründet ist, in wiefern die erstere eine mittelbare Gotteslästerung zum Gegenstande hat;

In Erwägung nämlich, daß eine Bestrafung der mittelbaren Gotteslästerung nach deutschem Strafrechte (Reichspolizeiordnung von 1577 Tit. 3. §. 1.) nur dann eintreten kann, wenn der Angeschuldigte vor solchen Vergehungen bereits vorher einmal abgemahnt war, daß es also hier, wo das Dasein dieser Voraussetzung weder in der Anklage behauptet, noch durch die Voruntersuchung hergestellt ist, auf eine Prüfung der Frage nicht ankommt, ob durch die incriminirten Stellen, in wie weit dieselben z. B. gegen das neue Testament und die Apostel gerichtet sind, nicht wenigstens eine mittelbare Gotteslästerung begangen sei oder nicht;

In Erwägung dagegen, daß die Anklage für gerechtfertigt anzusehen ist, in wiefern dieselbe Dr. Gutzkow einer durch seine Schrift begangenen verächtlichen Darstellung der christlichen Religionsgesellschaften beschuldigt;

Nach Ansicht nämlich der Stellen, welche gegen den Glauben dieser Religionsgesellschaften gerichtet und welche oben mit Hinweisung auf die Seiten 83. 266. 267. 274. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 285. 286. 290. 291. und 318 der Schrift „Wally“ angeführt worden sind;

Nach Ansicht des §. 21. des Preßgesetzes, vom 1. März 1832, besagend:

„Wer eine im Großherzogthum anerkannte „Religionsgesellschaft in Druckschriften oder Bild„werken durch Ausdrücke der Verachtung oder „verächtlichen Darstellungen angreift oder der „Verachtung Preis zu geben sucht, verfällt in eine

„Geldstrafe von fünf bis hundert Gulden oder in eine „Gefängnißstrafe bis zu 3 Monaten."

In Erwägung, daß die angeführten incriminirten Stellen ihrer Form nach die Grenzen einer erlaubten Erörterung und Prüfung von Glaubenssätzen in dieser Hinsicht nicht nur weit überschreiten, vielmehr auch das Christenthum verächtlich darzustellen suchen, indem sie dasselbe als ein Produkt der Verzweiflung bezeichnen, es einer aus hundert Ingredienzien zusammengekochten Latwerge vergleichen, die Offenbarung eine Verfälschung der Natur und der Geschichte nennen, die Dogmen von Offenbarung und Inspiration für criminalistisch strafbar, das Christenthum für ein episches Gedicht, für eine kleine Anekdote, für einen thörichten Glauben, die Glaubenssätze für Ammenmährchen und poetische Grillen erklären u. dgl.;

In Erwägung, daß die Absicht des Verfassers der fraglichen Stellen durch letztere den Glauben der in diesseitigem Großherzogthum anerkannten christlichen Religionsgesellschaften verächtlich hinzustellen, sowohl nach den angeführten einzelnen Sätzen als auch nach dem Inhalte und Ton, welche den Abschnitten, überschrieben: „Geständnisse über Religion und Christenthum" und „Wahrheit und Dichtung" überhaupt eigen sind, keinen rechtlichen Zweifel unterliegt;

In Erwägung, daß vielmehr aus der ganzen Schrift erhellt, daß Dr. Gutzkow mit seiner Hauptabsicht: seine Ansichten über Christenthum zu veröffentlichen und zu verbreiten, — die Nebenabsicht verband, die auf die bisherigen Glaubenssätze gegründeten Religionsgenossenschaften mit einer Geringschäzzung und Verächtlichkeit zu behandeln, die für jene nur verletzend seyn kann;

In Erwägung, daß der Angeklagte sich durch Bezug auf die dem Verfasser eines dichterischen Werkes zukommenden Freiheiten auch hier nicht der Verantwortlichkeit und Strafbarkeit entziehen kann, aus Gründen, die bereits oben entwickelt worden sind;

In Erwägung, daß die Anklage dagegen nicht für begründet zu erachten ist, in wie fern darin Dr. Gutzkow eines unzüchtigen Bildes beschuldigt wird.

Nach Ansicht nämlich der oben mit Hinweisung auf S. 120 bis 131 der Schrift „Wally" wörtlich angeführten Stellen.

Nach Ansicht des §. 22. des Preßgesetzes vom 1. März 1832 besagend:

„In die nämliche Strafe (§. 21) verfällt, wer durch „Darstellung unzüchtiger Gegenstände in Druckschrif„ten oder Bildwerken öffentliches Aergerniß gibt."

In Erwägung, daß zwar die angeführten Stellen unzweifelhaft die Sittlichkeit in nicht geringem Grade verletzen, daß jedoch diese Stellen, keine solche Darstellung enthalten, wie sie das Gesetz unter dem Ausdruck „Darstellung unzüchtiger Gegenstände" erfodert;

In Erwägung, die zu erkennende Strafe betreffend, daß der oben allegirte §. 21. des Preßgesetzes auf verächtliche Angriffe gegen anerkannte Religionsgesellschaften keine bestimmte Strafe setzt, sondern eine Geldstrafe von 5 — 100 fl. oder eine Gefängnißstrafe bis zu 3 Monaten bestimmt.

In Erwägung, daß bei Bestimmung der Strafe zu berücksichtigen ist, daß die verächtliche Darstellung der christlichen Religionsgesellschaften nach dem Obigen nicht als

der Beschränkung hat, diejenige Freiheit, welche sich an das Gesetz bindet. Es ist eine Unterabtheilung des nordamerikanischen Freiheitssystems, daß z. B. Niemand dort um Geld spielt. Natürlich, wenn erst der glückliche Zufall über den Besitz von Vermögen entscheidet, dann stellt sich bald eine Aristokratie ein, die mit der des Blutes eben die Eigenschaft gemein hat, daß sie nicht die des Verdienstes ist. Reichthümer besitzen, stört ohnehin schon das Gleichheitsinteresse; um wie viel mehr, wenn die Reichthümer aus dem Zufalle entspringen dürfen, wo in jedem Augenblick im Kleinen eine Revolution gemacht wird, die das öffentliche Wohl gefährden kann. So wird auch in den Criminalgesetzen das Spiel bei Geldstrafen untersagt und dieses Verbot durch Motive gerechtfertigt, die nicht aus der Politik, sondern aus der Religion hergenommen sind. Dieß Alles widerspricht dem Charakter der europäischen Gesellschaft und macht eine gleiche Tendenz mit Nordamerika für uns zu einer Unmöglichkeit.

Diese Unmöglichkeit tritt noch schärfer hervor, wenn wir im Gegensatz zum Vorangehenden auch in Kürze dasjenige aufführen wollen, was Europa wieder vor Amerika voraus zu haben sich theils rühmen, theils einfach gestehen muß.

Zuvörderst hat Europa eine unermeßliche Vergangenheit. Die Geschichte ist mit lebendigen Farben in unser Gedächtniß geschrieben und wirkt mächtig auf unsere Meinungen und unsre Entschlüsse ein. Wir haben durch sie Perioden und Charaktere ererbt, die wir ihrer Größe nach nie erreichen werden. Die Geschichte lähmt auf der einen Seite, wenn sie auch auf der andern zur Nacheiferung spornt. Wir fühlen uns nur als Glieder einer großen durch die Jahrhunderte gehenden Kette der Gesellschaft, wir werden uns immer im

Hauptabsicht des Abschnittes „Geständnisse“ erscheint, und daß Dr. Gutzkow seit dem 30. Nov. v. J. sich im Sicherheitsverhaft befindet;

In Erwägung, daß bei der Beschaffenheit des Vergehens, dessen Dr. Gutzkow für schuldig erkannt wird nach §. 24. des Preßgesetzes zugleich die Vernichtung der vorhandenen und vorfindlichen Exemplarien der Schrift „Wally“ nach dem Antrage des Großherzoglichen Staatsanwaltes zu verordnen ist;

In Erwägung, was hienächst den gleichfalls angeschuldigten Dr. Zacharias Löwenthal betrifft, daß bei der Beurtheilung und Bestrafung der Preßvergehen in Ansehung der verschiedenen Personen, welche zur Begehung und Vollendung eines solchen Vergehens mitwirken, nicht die allgemeinen Grundsätze über Bestrafung der Miturheber und Gehilfen anzuwenden sind;

In Erwägung, daß für Preßvergehen vielmehr in dieser Rücksicht durch den §. 25. des Preßgesetzes singuläre Vorschriften gegeben sind, indem es darin heißt, daß die zum Erscheinen einer Druckschrift mitwirkenden Personen in der dem §yhen zu Grund gelegten Ordnung ihrer Benennung, also nach einander, nicht neben einander verantwortlich seyn sollen;

In Erwägung, daß, sollte man auch den §. 25. des Preßgesetzes in dieser Hinsicht nicht vollständig klar finden, der ihm hier beigelegte Sinn durch die auf gleichen Grundsätzen beruhende Bestimmung §. 4. ibid, außer Zweifel gesetzt wird, indem es hier heißt:

„der Verbreiter wird von der Verantwortlichkeit frei „durch die Darstellung des inländischen Verlegers oder

„Druckers und der Drucker durch die Darstellung des „Verlegers“;

In Erwägung nun, daß nach §. 25. zuvörderst der hier dargestellte Verfasser, welcher bekennt, daß Druck und Herausgabe mit seinem Wissen und Willen geschehen sind, und erst in dritter Ordnung der Verleger, in welcher Eigenschaft Dr. Löwenthal angeklagt ist, haftet, daß demnach die Anklage, in wie weit sie gegen diesen gerichtet ist, hinfällig erscheint;

In Erwägung, daß die Beurtheilung der Strafbarkeit des Dr. Löwenthal wegen Verlegung des Romans „Wally“ ohne Verlagsrecht, den Aufsichtsbehörden über die Gewerbe zusteht;

In Erwägung endlich, die Kosten betreffend, daß eine verhältnißmäßige Theilung derselben zwischen Dr. Gutzkow und der Großherzoglichen Staatskasse darum anzuordnen ist, weil Dr. Gutzkow in einem Punkte unterliegt, in allen übrigen aber die Anklage verworfen wird:

Aus diesen Gründen

wird nach Vorlesung der Anklageschrift und Anhörung des Großherzoglichen Staatsanwaltes, so wie der Vertheidigung der Angeklagten und ihrer Anwälte hiemit zu Recht erkannt:

daß die gegen Dr. Zacharias Löwenthal wegen Verlegung des Romans „Wally, die Zweiflerin“ gerichtete Anklage gänzlich, und die Anklage gegen Dr. Carl Gutzkow wegen Gotteslästerung und wegen Darstellung unzüchtiger Gegenstände ebenfalls zu verwerfen, daß dagegen Dr. Gutzkow der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften für schuldig zu erklä-

ren und deswegen zu Erſtehung einer Gefängnißſtrafe von vier Wochen zu verurtheilen, auch die mit Beſchlag belegten, gleich den in inländiſchen Buchhandlungen noch vorräthigen Exemplarien des Romans „Wally“ zu vernichten, endlich aber die Koſten zu ⅔tel der Großherzoglichen Staatskaſſe und zu ⅓tel dem Dr. Gutzkow zuzuſcheiden ſeyen.

V. R. W.

Deſſen zu Urkunde iſt dieſer Urtheilsbrief ausgefertigt und mit dem größeren Gerichts-Inſiegel verſehen worden.

So geſchehen Mannheim den 12ten Januar 1836.

Großherzoglich Badiſches Hofgericht.

Freiherr von Stengel. Brunner.

(L. S.)

Baumüller.

# Beilage I.

## Auszüge aus dem Sendschreiben an Karl Gutzkow. Von einem Freunde der Wahrheit. Mannheim 1836.

Haben Sie denn keinen umsichtigen Advocaten finden können, der, ohne Schlendrianist zu seyn, mit dem schlichten gesunden Menschenverstand besser umzugehen wußte, als Sie, Hochüberbinsiegender! selbst?

Warum haben Sie nicht sogleich, als — grundfalsch berichtet durch die verdrehende Recension, die Polizei zu München zuerst sich bewogen fand, Ihre Zweiflerin wie die abscheulichste Verführerin zu behandeln, den so viel Unwahrheit verbreitenden Recensenten geradezu vor seinen Behörden Injuriarum belangen zu lassen?

Waren denn nur Sie persönlich angegriffen? War nicht durch den grundfalschen Literaturblatts-Bericht die ganze deutsche Lesewelt, wurden nicht, wie die Polizei, so noch viele andere inducirt, Ihren Roman nicht als Ganzes zu erfassen, sondern nur das heraus zu lesen, was der Recensent verdreht hatte? Und ist die Justiz nicht gerade deswegen öffentlich zu benutzen, damit auch dergleichen (literarische) Betrüger des Publicums entlarvt werden und Jeder vor denselben gewarnt sey? An den Tag hätte denn doch kommen müssen, ob Menzel wissentlich,

oder aus unverzeihlicher, leidenschaftlicher Verblendung Unwahrheiten ausschrie.

Auch wenn er blos der Selbstverblendung überwiesen wurde, wäre er mit seinem Literaturblatt wie ein blinder, so ein geschlagener Mann gewesen vor den Augen aller, denen der oberflächliche Kritiker eine Notabilität seyn will.

---

Sie selbst zwar haben in einer andern Art unstreitig gegen den verständigen Verstand genug gesündigt. Welcher Verstand kann es Ihrem Genius verzeihen, daß er Ihnen kakodämonisch eingab, sich und ihre Freunde mit so viel Ungebärdigkeit als „das junge Deutschland" vorzudringen und schon durch den blosen Namensunfug die heilige Hermandad der Polizey gegen sie Alle aufzureizen. Aber genug! Sie büßen hart für dieses unbegreifliche Verfehlen gegen den gesunden Menschenverstand.

Was die Folgen betrifft, so kann es wie väterlich wohlthätige Fürsorge betrachtet werden, daß in Einem Schlag, den jeder gesunde Menschenverstand gewiß voraussehen mußte, dem ganzen etwas übermüthigen Getreibe, kaum nach dem Anfang, sein gebührendes Ende gemacht wurde. Viel wohlthätiger allerdings war dies, als wenn man abgewartet hätte, bis erst Einige von Ihnen in der immer sich steigernden Wut, kopfunter über sich selbst hinauszuspringen, dazu sich reif gemacht hätten, den Unglücklichen aus der jungen Italia zu Ollmüz Gesellschaft zu leisten.

Freilich versicherten Sie, daß Ihr junges Deutschland blos auf das Literarische seine Jugendlichkeit ausdehnen würde. Daran hätte dann wohl die Genieschwärmerei die sprossenden Hörnerchen abstoßen mögen. Aber würde nicht mit der Moral und Rechtslehre auch die Politik zur

Literatur Ihrer über ganz Europa hinblickenden Revüe gehört haben? Und was alles wäre für diese jugendliche Opposition zu befürchten gewesen, welche „ihren Muth, ihren Geist, in ein so erweitertes Discussionsgebiet, wie Ihr letztes Wort S. 12 sagt, retten", oder wie die Thatsachen sagen, hineinstürzen wollte!

Wer die einzelnen „Gebrechen in den bestehenden socialen Institutionen im Leben, in der Kunst, in der Religion," trotz allem gesunden Menschenverstand, so verbessern will, daß er frohlockend das Kind selbst mitsamt dem Badewasser, worin er es reinigen wollte, ausschüttet, der hat immer noch von Glück zu sagen, wenn die mächtige Hand der Präcaution seine Laufbahn auf eine Weise, die freilich nur wie ein Ausnahmegesetz angesehen werden darf, auf einige Zeit unterbricht, damit er im Stillstehen sich besinne und nicht im Fortrennen sich selbst unrettbar criminell mache. Denn wer zum Beispiel in der That nur Dies sagen will: daß vieles unvernünftige Glauben über Gott unzählig vieles Unheil über die Menschheit gebracht habe, der muß doch seine jugendliche Debatte nicht in die Frage einkleiden: ob die Welt nicht ohne Glauben an Gott glücklicher gewesen wäre? Blasphem ist die Frage, als Frage, noch nicht. Aber wie leicht müßte sie es werden, wenn sie in die Antwort überzuleiten schiene: Ohne allen Glauben an Gott, auch ohne den wahren und vernünftigen, würde die Menschenwelt besser und glücklicher seyn können! Hat doch sogar die bloße Furcht vor Gott gewiß von weit mehreren Verbrechen abgehalten, als die Pfafferei irgend einer Religionsart vermittelst der aberglaubigen Gottesfurcht auszuüben vermochte. Aber zu solchen anthropologischen Vergleichungen der Geschichte hat natürlich die

jugendliche Ueberreizung keine Geduld, die in ihrem Uebermuth mit der „Durchschnittsintelligenz," das ist, mit dem Menschenverstand der Meisten, nichts zu thun haben will, während sie doch in der Art schreibt, wie man schreiben muß, wenn man die Meisten der Leselustigen zu Abnehmern zu erhalten das Bedürfniß hat.

In dergleichen Widersprüche verwickelt sich das allzu jugendlich emporstrebende Deutschland, nachdem lange genug Erfahrungsstudien, Verstand und Reflexion von den speculativ-philosophischen Orakeln unserer Zeit in Acht und Aberacht erklärt sind, so daß statt der mit Urtheilsschärfe idealisirenden Vernunft nur phantastische Einfälle und Wagstücke als Blüthen der im Treibhaus aufgeschossenen Genialität gelten sollen. Blüthen, welche oft abfallen können, ohne für bessere Zeiten einen haltbaren Fruchtknoten übrig zu lassen.

---

Aber abgesehen von allen wirklichen und möglichen Folgen, zu denen die verläumdende Recension den übrigen Zeitverhältnissen Anlaß gegeben hat, konnten Sie gleich anfangs und können Sie noch jetzt gegen Den, welchen Sie einseitig einen schamlosen Recensenten nennen, dem ganzen Publicum nicht entscheidender die Augen öffnen und die Schrift, welche man jetzt nicht einmal mehr vergleichen kann, als Actenstück zur Rechtfertigung vorlegen, als wenn sie den Verfasser jener Literaturblätter, der sogar einem la Mennais scheinheilig nachäfft, durch einen richtig instruirten Injurienprozeß vor den Gerichten und der ganzen aufmerksam gewordenen, aber nicht zum Aburtheilen deutlich genug berichteten Mitwelt ausstellen. Weg mit allen Persönlichkeiten! Blos die Schriften, die er recensirt haben will und

seine dagegen gewagten Verdrehungen müssen ihn nach dem öffentlichen Urtheil verwerflich machen.

Mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit beschuldigt er und verdammt Ihren Roman wegen doppelter Schändlichkeit —

der Verführung zur Wollust und Unzucht

und dann

der Verführung zur Irreligiosität.

Ist nun im Buche, wenn man, wie der Kritiker die Pflicht hat, die Schrift im Ganzen umfaßt, nicht nur nichts, was zu jenen beiden Irrwegen verführen sollte, zeigt vielmehr der planmäßige Verlauf, in welche höchst verderbliche Consequenzen dergleichen Uebertreibungen der Zweifelsucht und des Ringens nach Vorurtheilsfreiheit auslaufen, so ist es nicht nur Unwahrheit, daß Ihr Roman solche Verführung enthalte, sondern auch dies ist Unwahrheit, wenn der Recensent den Verfasser der Tendenz zu solcher Verführung auf das bitterste und wiederholt vor aller Welt verurtheilen will.

Diese doppelte Unwahrheit ist von der Art, daß der Recensent nach seiner sonst bekannten Unterscheidungskunst zum voraus sie als unwahr wissen konnte und mußte. Die doppelte Unwahrheit ist demnach geradezu eine doppelte Lüge. Sie ist eine wissentlich und öffentlich nicht auf das Aesthetische und auf Ihre Talente, sondern gegen Ihren Willenscharakter gerichtete, soviel möglich auch gegen Ihr bürgerliches Wohl und moralisches Ansehen berechnete Verläumdung. Ganz Deutschland also ist dabei interessirt, daß der argeswollende Sophist einer nach allen Rücksichten qualificirten Injurie gerichtlich überwiesen, verurtheilt und durch Actenabdruck vor dem Publicum in seiner wahren Gestalt warnend dargestellt werde.

Das Wenigste, was man diesem Recensenten zutrauen muß, ist, daß er, auch da er Ihre Wally möglichst zu bekritteln sich vorsetzte, sich wohl bewußt war, eine Novelle sey nicht wie ein Katechismus zu beurtheilen. Er war sich überhaupt gewiß bewußt, daß jeder redliche Beurtheiler nicht einzelne den aufgestellten Charakteren eigene Ansichten herausreißen dürfe, sondern die Richtung aller Theile auf den Zusammenhang des Ganzen zu ermessen habe.

Wally soll verführerisch zur Wollust und Unzucht seyn und das ganze junge und alte Deutschland mit der Ansteckung dazu bedrohen; und doch ist nicht einmal sie selbst wollüstig und in's Lüderliche ausschweifend. Sie schildern ein Mädchen, wie sie jetzt nur allzu leicht nach der oberflächlichen Bildungssüchtigkeit der Geldaristokratie aus so manchen nur zur Scheingeisterei und zum Schimmern in der Schmetterlingswelt verziehenden Instituten hervorgehen müssen. Sie ist durch Reichthum rücksichtenlos, und weiß, da sie etwas trübsinnig zu einigem Grübeln und Wissenwollen aufgereizt ist, sich nicht anders zu zerstreuen, als daß sie ihre Schönheit von allen, die es wollen, wie von Frühlingsfliegen umflattern läßt und so die Zeit verlierend sich amüsirt. Kaum kann man sie kokett nennen. Sie spielt nur mit denen, die in ihren Sonnenstrahlen umherschwirren mögen. Die Ringe ihrer Liebhaber steckt sie nicht an die Finger, sondern an das schwankende Reitgertchen. Der einzige Cäsar imponirt ihr, weil er gegen ihre Flatterhaftigkeit den Contrast macht, weil seine abgekälteten und starr gewordenen Raffinements ihr bischen Denkkraft überflügeln und weil sein Schein von System

neben ihrer immer einen Halt ſuchenden Volubilität wie etwas Solides erſcheinen konnte.

Eingehaucht iſt ihr von jener modiſchen Verziehungskunſt her, daß ſie, weil die Gebildeten auch vom ſchönen Geſchlecht jetzt nicht mehr empfindſam, dagegen aber über allen Verſtand hinaus geiſtreich ſeyn müſſen, ſchlechterdings frei von Vorurtheilen und bei ſo ſchwach entwickelter Kraft doch eine Selbſtdenkerin ſeyn möchte. Daher das ſehr vorübergehende Hingeben an Cäſars Ueberredungskunſt; daher ſelbſt die ſo ſykophantiſch-lüſtern gemißdeutete und doch ſo gar nicht zur Wollüſtigkeit führende geheime Scenerie, in der ſie, eine Pygmalions-Statue vorſtellend, nur ein gemeines Vorurtheil abgeſtreift zu haben wähnt. Das Schickſal dieſer ſublimen Vergeiſtigungen iſt, daß Beide etwas Halbwahres treffen, aber vom Beigemiſch nicht zu ſcheiden wiſſen.

Auch dem Geſandten vermählt ſie ſich nur, um auf einem größeren Weltſchauplatz in ihrer Zerſtreuungsluſt zu glänzen. Aber für Sinnlichkeit iſt ſie immerfort weder Mittel noch Zweck. Empört vielmehr darüber, daß ſie in Beziehung auf den raſend verliebten Italiener auch nur unwiſſend mit dem Schein davon befleckt hätte werden können, entflieht ſie in die Einſamkeit. Und ſchon iſt ſie, durch Erfahrungen ſchnell überreif, nach ihrer Anlage zu Grübeleien durch alles andere mit Cäſar eher als durch Wolluſt und Ausſchweifung verbunden.

Welcher halbverſtändige und nicht malicieſe Ausleger wird behaupten: die Durchführung dieſes in der Irre täuſchender Grundſätze ſich ſelbſt zerreißenden Charakters ſey irgend zur Nachahmung verführeriſch? Welches

Zustande jener höchsten Freiheit befinden, welche die Philoso-phie für die höchste Nothwendigkeit zu erklären pflegt.

Die Geschichte ist ein Vermächtniß, das wir verwalten müssen, selbst mit der Schuldenlast, die darauf drückt. Sie ist eine alte Großmutter-Erinnerung für Jeden, so daß man nicht von ihr lassen kann, selbst an Thorheiten und Wun-derlichkeiten derselben sich leicht gewöhnt und von einer angebornen Pietät für sie beseelt ist. Europa hatte seine Catone, seine Sokrates, Europa ist nicht nur mit der Lehre Christi, sondern auch mit dem Blute Tausender, die sie als Märtyrer besiegelten, eng verbunden. Wir sind gewohnt, den Finger Gottes in der Geschichte walten zu sehen, wozu wir öfter Gelegenheit hatten, als das junge Amerika. Weil wir älter sind, darum haben wir mehr Vorurtheile, sind zäher, spröder und halten fester an Institutionen, bei welchen wir den Faden bis auf ihren Ursprung meist schon verloren haben und sie nur noch gleichsam als organische Naturprodukte be-trachten, gegen welche keine Einrede Statt findet und die wir tragen müssen, wie uns selbst.

Auch lassen sich in der That, wie wir schon oben sagten, diese Institutionen nicht tödten. Sie sind unvertilgbar, weil sie in mehr als in Personen bestehen. Die Idee des Königthums hat in Frankreich mit dem Tode Ludwigs XVI. nicht sterben können, sondern es würden, selbst wenn es an dem fürstlichen Blute gefehlt hätte, immer wieder neue Repräsen-tanten jener Idee gekommen sein, wie denn auch Napoleon kam. Gegen diese Gesinnung kämpfen ist erlaubt, sie aber nivelliren auf eine solche Einfachheit, wie in Amerika, dazu müßte die jetzige europäische Generation aussterben und durch Einwanderer aus einem fremden Welttheile ersetzt werden

weit wollüstigere Mädchen würde sich in die Lagen der bei allen Mitteln zum Glück in Unzufriedenheit und Ueberdruß umhergetriebenen Wally hineinwünschen?

Plötzlich aber wird sie vollends verlassen, und zwar gerade so verlassen, daß eben die Grundsätze, die sie sich durch Cäsar hatte einschwatzen lassen, der Deckmantel seiner Willkührlichkeit gegen sie selbst sind. Dieser sich selbst zersetzende Schleier ist's, der noch immer die Getäuschte belastet und sie zu Boden drückt.

Sie selbst zwar kommt darüber, was der flüchtigsten der Leserinnen durch den Gang des Ganzen in die Augen fallen muß, nicht in's Klare. Aber desto härter büßt sie dafür. Und wer hätte nun von selbst sich einbilden mögen, daß der Verfasser, welcher die Folgen dieser unsere Zeit bedrohenden Verziehung und dieser sich als geistreich einschleichenden Grundsätze so abschreckend durchwirken und sich selbst bestrafen läßt, eben dazu verführe? oder nur verführen wolle? Nur wer durch die tückische Recension verleitet nicht das Ganze zusammenfaßt, kann sich eine kurze Zeit bereden lassen, einige zur Schilderung dieser Charaktere nöthigen Bruchstücke für das Ganze zu nehmen.

Wenn aber auch die durch sich selbst bestraften Grundsätze, allein aufgefaßt, zu leichtsinniger Ungebundenheit als Vorurtheilsfreiheit führen würden, so ist auf alle Fälle keine Lüge größer, als die, daß Wally zur Sinnlichkeit und Verbreitung sinnlicher Ausschweifungen verführerisch seyn könne. Hat doch der Verf. sogar noch drei bis vier Nebengeschichten — entbehrlicher, als ästhetisch erlaubt seyn möchte — eingeschoben, in denen die kläglichsten

Folgen des sinnlichen Verliebtseyns scharerisch, ja beinahe widerlich ausgemalt erscheinen. S. 54. 60. 67. 84.

Menzel's crasse Verläumdung und Injurie wird, nach all' diesem, nur noch in Gustav Bacherers Vademecum gegen die junge Literatur übertroffen, insofern dort, zu einer Zeit, wo das unpartheiische und hoffentlich nicht kopflose Publikum die Wally schon nicht mehr selbst leicht vergleichen konnte, den Lesern so referirt wird, wie wenn die Verhältnisse zwischen ihr und Cäsar zu Schwalbach nichts als Skizzen aus der persönlichen Lebensweise Gutzkow's und Wienbarg's wären. Warum hat der Zionswächter, Menzel selbst, nicht diese ihn überbietende Malice sogleich in seinen allzeit schnell fertigen Blättern gerügt?

Genug muß ihn vor dem Ernst der Gerichte schon die straffällige Last der bisher überwiesenen injuriösen Verläumdung demüthigen, besonders da er sich in einer so lächerlichen Breite als den von der Zinne seines papiernen Richterstühlchens herab warnenden Propheten und zugleich als den Ritter St. Georg dargestellt hat, welcher als der Damenbeschützer ohne Furcht und Tadel, Deutschlands Jugend gegen den Lindwurm*) Gutzkowischer sonst fast unwiderstehlicher Verführung zur Wollust, mit der vergifteten Lanze seines Gänsekiels bewahren und als Keuschheitspatron vor dem Riß stehen müsse. Schade nur, daß in dem kürzlich bei den würtembergischen Ständen durchgeführten Unzuchtsgesetz nicht neben dem erbaulichen Jungfernkranz auch ein Belohnungsbouquet für die erprobte Züchtigkeit,

*) Selbst dieses Bild hat der Arme aus Wally. S. 15. O! Ritter Menzel!

worauf Wolfgang Menzel Anspruch hätte, decretirt wurde.

---

Die verläumderische Injurie, daß Ihre Wally zur Wollust verführerisch seyn wolle und könne, ist abscheuwerth, weil sie den sittlichen Charakter des Verfassers vor ganz Deutschland verächtlich und verabscheut machen wollte. Die damit in der hämischen Recension verflochtene zweite Verläumdung aber, wie wenn der fast blos skizzirte Roman durch das, was einzelne Personagen ihrem Gesichtspunkt gemäß aussprechen, aller Religion spotte und die Irreligiosität auf den Thron zu setzen beabsichtige, ist noch strafbarer, weil sie den Verfasser sogar der uralten nothpeinlichen Halsgerichtsordnung preisgeben würde und in Wahrheit nur, um denselben, mitsammt der von dem Menzelischen Literaturblatt wohl gefürchteten vielseitigeren und lebensfrischeren Revüe vom deutschen Boden zu verbannen, das gesundeste Mittel wäre.

Eigentlich sollte jeden wissentlich falschen, besonders öffentlichen Ankläger eben die Strafe treffen, die er dem Beschuldigten zuziehen will. Welches Abschreckungsmittel gegen den immer frecher werdenden Schriftstellerneid und öffentlichen Ehrenmord wäre gerechter? welches Andere ist ausreichend?*)

Der zweiten Verläumdung mußte von Menzels verkehrt angewendeter Spürkraft etwas mehr Schein gegeben werden.

---

*) Zu Genf war, zu Calvins Zeit, das Gesetz, daß, wer den Andern eines Crimens anklagte, eben der Strafe sich, wenn er den Beweis nicht führen konnte, aussetzte, die dem Ueberwiesenen gesetzlich bevorstand. Zusatz des Herausg.

Hang zur Verführungslust ist an Wally offenbar nirgends zu zeigen. Sie ist das Opfer von schlefen, aber über sinnliche Lüsternheit erhabenen, weit mehr ins Geistreiche verfeinerten Scheingrundsätzen, welche so, wie sie sich von den obern bis in die mittleren Bildungsstufen der Gesellschaft gegenwärtig einschleichen, an's Tageslicht hervorzuziehen und durch ihre anschauliche Folgen poetisch zu bestrafen waren. Die Zweifelsucht, welche aus dem sich so leicht übereilenden Streben nach Vorurtheilsfreiheit entsteht, und bald an metaphysischen Klippen strandet, bald wegen historischer Entstellungen und anderem Mißverstehen religiöser Erscheinungen die Religion selbst und auch ihre Begeisterte mißkennt, mußte tief aufgefaßt und veranschaulicht werden. Der Verfasser mußte sie vieles, was ihr anstößig erscheint, kurz and schroff aussprechen, ja über manches sie nach ihrer Aufreizung laut und wild aufschreien lassen. Die Dichtung soll und will zusammendrängen, was gerade jetzt in der Wirklichkeit, zerstreut, aber unläugbar, da ist. Die Aufgabe war, die Zweifelsucht der Falschgebildeten so reden zu lassen, daß ihre Fehlbegriffe, besonders die Uebertreibungen sich, wenn die Leser weder stumpf noch böswillig vorcingenommen sind, bald selbst destruiren müssen, bald auf Berichtigungen hinlenken konnten.

Ein Roman ist nicht eine dogmatische Polemik. Die Aufgabe war schwer, ja vielleicht, weil der Geschmack an der Pamela, und selbst an Sophiens Reisen nicht wiederkehrt, in romantischer Gestalt unlösbar. Aber Wally soll die vornehme Verziehungsmanier, und soll sie also auch von dieser Seite, mit ihren warnenden Folgen, repräsentiren.

Auch das Mißkennen der wahren Religiosität verbindet sich in der Gesellschaft mehr als sonst mit jenen Aufreizungen, interessant und geistreich, eigentlich aber nur spielend mit Gedanken und desto absprechender zu seyn.

Ehedem lernte das Mädchen an der ganzen Bibel als Volksbuch Lesen und Schreiben. Es faßte den Zusammenhang in's Gedächtniß; und kam es späterhin mit ihm bis zum Nachdenken, so hatte es in Geschichtform den Stoff, je nach den verschiedenen Geisteskräften, das Wesentliche, was in Judenthum und Urchristenthum und in Jesus selbst, und was in seiner ersten Apostel redlichem Wollen der heiligende Geist war, herauszufinden, überhaupt die Harmonie mit Gott und allen guten Geistern als die mit dem Gewissen übereinstimmende Religiosität mit Empfindung anzuerkennen. Jetzt lernt das Mädchen alles Mögliche und noch etwas darüber. Aber von den alten Quellen des Christenglaubens und Christenlebens erfährt selbst der Knabe, wenn er nicht gerade der Kirche geweihet wird, weniger als von der Küste Coromandel. Man appretirt den armen Kindern etwas, wie abgerissene biblische Historien, wie Bibelauszüge. Sand ohne den historischen Mörtel. Worte, Sentenzen, Halbheiten ohne Lebensanschaubarkeit. Sie sollen nicht mehr jene alte, lange, durch mehr oder weniger fehlbare Menschen dennoch vorschreitende Reihefolgen der Selbsterziehung des Menschengeschlechts aus dem Bösen, und selbst durch das Böse, zum Guten, aus der Bibel, wie sie ist, erfahren. Und warum nicht mehr? Weil die mystische, oligokratische Denkscheue sie gewöhnen will, alles, was dort erscheint, jede Person und jede That oder Meinung, nur

wir infallibel und im Heiligenschein, durchaus aber nicht mit eigenem Urtheil anzusehen.

Und kommen sie endlich, Paar und Paar wie zu Noah's Arche, Männlein und Weiblein miteinander, bis zu den sogenannten Confirmationsjahren, womit werden sie alsdann in den katechetischen Präparandensälen zum Uebergehen in's versuchungsvolle Jugendleben ausgerüstet? Meist mit unergründlichen Glaubensartikeln, von der Schöpfung aus Nichts, und wie alles allein um der Ehre Gottes willen und wegen seiner unerforschlichen Zwecke und Absichten da sey, auch daß sie, die kaum allmählich selbstbewußt werdenden Gottesgeschöpfe, zwar heilig zu seyn schuldig, aber wegen einer vor 6000 Jahren vorgefallenen kindischen Lüsternheit dazu dennoch total unfähig und zum voraus ohne alle Kinderunschuld grundverdorben seyen. Dafür aber, heißt es dann, habe der liebe Gott nach seiner Weisheit von dem mit Furcht und Zittern zu erringenden Glauben all dieser Glaubensartikel das Seligwerden nach dieser kurzen Erdenschule, bis in alle ewige Ewigkeit hinaus, unbedingt, jedoch nur als ein frei vertheilbares Gnadengeschenk, abhängig gemacht. Und so weiter!

Ist's nun zu wundern, daß die am Scheideweg in die ersten Selbstständigkeits-Versuche hinaus, zur Religiosität meist durch das, was von Gott nicht zu denken ist, also vorbereitete, in allem andern aber zum Glänzen mit Warum-Fragen und Witz und Wissenwollen aufgereizten Klüglerinnen in Stunden, wo sie, von den langweiligsten Verkürzungen der Langweile erschöpft, ihre nur mit Räthseln ausgefüllte Geistesleere fühlen, auf der Wally Fragen (S. 224.) verfallen: „Warum gab Er uns halbe Vernunft, halben

Geist? und doch die willkührliche Belastung mit Verpflichtungen? Warum zu Allem nur die Elemente?" Ist's zu wundern, daß die Schlechtunterrichtete, in die Religion nur wie in ein Feld der Geheimnisse Eingeleitete, jetzt aber erst in leidenschaftlicher Verstimmung nach höheren Zwecken Fragende nicht die nahe liegende Antwort auffand: Die Elemente haben wir zu Allem, damit — wir selbst aus uns machen, was wir zu sollen wissen, und zu seyn vermögen! damit wir nicht Maschinen eines Andern werden! Ist's ein Wunder, daß die Verweichlichte (S. 222) mit Gott hadert: „Selten ein Genuß, der nicht durch eine Anstrengung erkauft ist!" und daß sie in den Mühen, in den Nöthigungen zur Kraftanstrengung, noch, wie das Sündenfalls-Kapitel, Fluch und Strafe, und nicht vielmehr wohlthätige Antriebe zur Selbsterziehung findet?

Alles dergleichen mußte der Sittenschilderer zum Wort kommen lassen, weil es in dem wichtigsten Theil unserer Zeitumgebungen nicht blos als Wort wirkt, sondern für Geist gilt und von einem großen Theil Derer, welche die Räthsel lösen und die Religion in glaubwürdiger Klarheit zeigen sollten, nur als Mittel, den Verstand zu verwirren und sodann unter ihre gebotenen Glaubensartikel gefangen zu nehmen gebraucht wird. Erhebt nicht der überall von der sogenannten Aristokratie bewillkommte Mysticismus statt des Denkglaubigen Zwingli oder des heroischglaubigen Luthers wieder 'en despotischglaubigen Kirchenzuchtmeister und Ketzerverbrenner, Calvin, mit seiner Prädestinationslehre, oder mit einem Gott, der alles und alles nach unergründlichen Zwecken durch absoluten Beschluß vorausbestimmt habe; wie wenn nicht das

Seyn selbst und das harmonische Thätigseyn aller coexistirenden Kräfte gewiß der Zweck auch des vollkommenen Geistes seyn müßte. Erregt wird dagegen das Kleinlichkeitsspiel, wie wenn es geistreich wäre, bei jedem Einzelnen (S. 223) zu fragen: „Was ist des Gottes Absicht dabei, daß ich jetzt an diesem, bald an einem andern Gliede leide? O Gott, o Gott! Warum muß ich in Bedürfnissen, in so vielen unerfüllten Begehrungen stecken?“ — Eine kindische Denkaufreizung, die zu nichts als Unzufriedenheit und Zwist mit jener Vorsehung und zu den absurden Fragen reizen kann: „Warum machte er mich nicht seinem Endzweck mit einem Mal entsprechend? Warum müssen wir auf unserm Planeten so armselig und hülflos umherkriechen?“ — Und wer ist an diesen öden Fragen und an denen daraus erwachsenden Zweifeln schuld, als die Theorien, welche von anmaßlichen Lehrern an die Stelle der Religion, als des Strebens zur Eintracht mit dem vollkommenen Wesen gesetzt werden? Nur diese unverständigen Fragen aber sind's, die am Ende auch die verworrenste Schlußbehauptung des Cäsar (S. 83 und 225) erzeugen, daß Religion Product der Verzweiflung, und zwar Verzweiflung am Weltzweck (oder eigentlich: an unserm Entdecken des Weltzwecks) sey. *) Und doch ist eben diese Verzweiflung nach dem

*) Religion entstand, wie man aus dem ganzen Verlauf der Geschichte aller Religionen vom ersten Opfer an sehen muß, aus dem Wunsch, mit den unsichtbaren Mächten, welche man als Ursächer sonst unerklärter Erfolge ahnete, in Harmonie zu stehen. Man hoffte dies durch Geben an die priesterliche Mittelspersonen, durch Unterwerfen unter Deren Glaubensautorität und unter allerlei willkührliche Bedingungen, ohne welche man nicht seelig

übergläubigen „System von Sünde und Erlösung“ nothwendig und die Letterin zur (gangbaren Secten-) Religion, weil, wie man es will, sie die Vernunft demüthige, die Philosophie zum Pantheismus treibe und dadurch vernichte, die rathlos Verzweifelnde aber zuletzt, statt dem Dalai Lama, irgend einem ergrauten Conventikel-Schwärmer anbetend unterwirft. *)

Jede nun der vielen wechselnden Gestalten, in denen die aus der vornehmen Verziehung und Verwahrlosung im Religionsunterricht sich erzeugende und fortbildende Zweifelsucht in der Wirklichkeit nur allmählich und zerstreut erscheint, mußte der Roman in dem „zerrissenen“ Gemüth der nicht genug zu bemitleidenden Wally rasch und so heraustreten lassen, daß, immer mit wenigen Pinselstrichen grell gezeichnet, sie allerdings, wenn böser Wille sie allein herausbebt, Unwillen, Abscheu, Schauder erregen. Unselige Kunst, die es dem laurenden Recensenten möglich machte, alle diese Schatten und Nachtphantome als die Tendenz der ganzen Dichtung

---

werde, zu erreichen. Das Urchristenthum zeigte endlich volksverständlich und durch des Messias Leben und Leiden zugleich factisch, daß jene Harmonie mit Gott nur im Geiste, durch praktisches Glauben, das ist, durch überzeugungstreues Befolgen der von Gott gewollten „Rechtschaffenheit,“ sicher zu erreichen ist und die Beseeligung in sich schließt. Dadurch sind die Fragen über das Wahre der Religion für immer beantwortet.

Zusatz des Herausg.

*) Nichts anderes ist der Inhalt der immer wieder neu aufgelegten Schrift: „Die Lehre von der Sünde und dem Versöhnen oder die wahre Weihe des Zweiflers.“ Hamburg.

darzuſtellen, und dadurch auch vielen Leſern **den Ueberblick des Ganzen** ſo zu verrücken, daß ſie in ſein Autodafé gegen den Verführer zur empörendſten Zweifelſucht und Religionsverachtung einſtimmen zu müſſen wähnten.

Vor der amtlichen Beſonnenheit eines wiſſenſchaftlich denkenden Gerichtshofes hingegen muß ſich dieſe verkehrte Einwirkung der verläumdenden Recenſion als eine wiſſentliche Injurie bald überweiſen laſſen. Der Recenſent wußte gewiß recht gut, daß, wenn der kleine Roman zum Zweifeln hätte verführen ſollen, der Verfaſſer die Zweifterin wie **eine imponirende Auctorität darſtellen mußte**. Ein Roman kann nicht wie ein Lehrbuch beweiſen oder widerlegen. Wenn die Perſonen ſo gezeichnet ſind, daß der Leſer ihnen nicht ähnlich ſeyn möchte, wenn ihr Betragen als unſtät, ſchwankend, ſogar für ſich ſelbſt unbefriedigend und verderblich entwickelt wird, wenn aus dem, womit ſie ſich umtreiben, folgerichtig immer Schlimmeres und endlich das Schlimmſte geſtiſſentlich abgeleitet wird, wer kann ihnen nachahmen zu wollen gereizt ſeyn? wer dem Verfaſſer andichten, daß er dahin zu verführen beabſichtigte?

Faſt mehr, als es die Wahrſcheinlichkeit zuläßt, iſt **Wally** durchaus oberflächlich und im Denken ungeübt, von flüchtigen Eindrücken abhängig. Wer könnte ſie zur Wegweiſerin im Zweifeln annehmen wollen? Ihr ahnet nur dunkel, daß in dem, was als Religion zu glauben, und **wie** es zu glauben ſie gelehrt war, manches unglaublich ſey. Aber ſie kann (S. 95) nicht nachdenken. Sie lauſcht, wo das Geſpräch „religiöſe Saiten aufgezogen“ hat (S. 81). Ein Krampf aber ſchnürt ihre Bruſt zuſammen, wenn ſie das leichtſinnige Converſationswort, daß „das Chriſtenthum wie eine aus hun-

Wie sehr z. B. Europa und Amerika, das nördliche wenigstens, verschieden sind, zeigt das Verhältniß beider Welttheile zum Ehrgeiz. Die Liebe zur Macht ist, trotz dem, daß in neuerer Zeit mit der Macht auch die Verantwortlichkeit gestiegen ist, bei uns unausrottbar. Bei uns haben noch alle Revolutionen zuletzt eine monarchische Tendenz angenommen und zwar die Garantieen der Freiheit verbessert, aber auch den Gegensatz gegen sie, eine überwiegende Macht, als etwas Natürliches beibehalten. Dies ist in Nordamerika von Haus aus verschieden. Es herrscht daselbst statt Freude Ekel an der Macht. Die einfache, freie, ungebundene Stellung des Bürgers scheint dort wünschenswerther, als eine Bekleidung mit einem Amte, das dem Privatmanne nur Zeit raubt, ihm Gelegenheit nimmt, sein Geschäft fleißig zu betreiben und mehr Prozent zu machen, als die Richter- oder selbst die Präsidentenstelle ihm jemals eintragen wird. Daß Nordamerika im Grunde noch etwas Anderes als eine Republik ist, beweist die Bereitwilligkeit, welche in Europa herrscht, Aemter zu übernehmen, selbst wenn sie mehr kosten als einbringen, wenn sie nur Ehre einbringen, und im Gegensatze die allgemeine Abneigung jenseits des Ozeans für den öffentlichen Dienst. Der Nordamerikaner erhält Alles bezahlt, was er für den Staat thut. Jede Minute, die seinem Geschäfte verloren geht, wird ihm in Geld angeschlagen und vergütet, eine Sitte, die allen republikanischen Gewohnheiten wenigstens des Alterthums entschieden widerspricht.

Um aber zuletzt den wichtigsten Entscheidungsgrund anzugeben, warum sich Europa niemals gespornt fühlen dürfte, mit Amerika zu wetteifern, so ist dies die geistige und besonders wissenschaftliche Verschiedenheit beider Welttheile. Wir

dert Ingredienzen zusammengekochte Latwerge sey", bald darauf etwas ernsthafter (S. 53) durch die (unläugbare) Ueberladenheit aus traditionellen, historischen und biblischen Ursachen, erklären hört, da sie doch das Einfache in der Arznei nicht von den Beimischungen zu scheiden weiß. „Von einer Reflexion, einer zusammenhän„genden Untersuchung konnte bei Wally nicht die Rede seyn. „Sie litt an einem religiösen Tick, an einer Krankheit, die „sich mehr in hastiger Neugier, als in langem Schmerz „äusserte." So zieht sie (S. 91) der Maler dieses Zeitcharakters; und ihm bürdet dennoch die Argliſt des Kritikers die verbrecherische Absicht auf, Er attentire, durch diese Wally das ganze junge Deutschland in eben solche (denkschwache) Zweifler[illegible] zu verwandeln! Welche Verdrehung kann größer, welche wissentlicher ersonnen seyn?

Sie in dieser Ue[illegible]reizung kennen zu lehren, kann, wenn irgend etwas, bei der großen Lesewelt ein Mittel seyn, die vornehme, alle Selbstständigkeit entnervende Verziehung auch von dieser Seite zu zeigen, daß sie, wie zur selbsttäuschenden Koketterie, so auch durch Mangel an haltbaren Religionsbelehrungen und durch geistreich scheinende Aufreizung zu Grübeleien, bis zu Zweifeln der Verzweiflung verleitete. Diese Wally selbst merkt (S. 96) wohl, daß manche auf jene revolutionäre Weise Gott abschaffen wollen, „weil sie ihn wahrhaftig nicht verstehen." Nur kann sie „aus dem Ideenkreis, in welchen „sie (S. 95) die Erziehung (!) hineinschleuderte, sich, „wie ein gefangenes Thier, nicht herauswinden." Und dann kommen (S. 107), wie die Saison wechselt, wieder die Wirbel der anerzogenen Zerstreuungssucht. „Was Religion? „Was Weltschöpfung? Was Unsterblichkeit? Roth oder Blau

„zum Kleide? das ist die Lebensfrage. Wally ließ die „ganze Welt, wie elastische Figuren, auf dem Resonanzboden „ihrer Einfälle springen.“

Zu solchen weiblichen Extremen, bald trübsinniger Denkvermessenheit, bald des herzlosesten Koketterie-Taumels (S. 109) darf dann nur noch ein theilnahmloser egoistischer Dialektiker, ein witzelnder Equilibrist, wie Cäsar, kommen, mit der sophistischen Balancierstange, auf welcher das Steigen und Fallen der Begriffe einerlei, und ein wahrheitleeres bloses Spielwerk ist; und das allmählig sich verwirklichende Bild der Irreleitung ist vollkommen! Aber gerade so durchgeführt kann eben diese Irreleitung verführerisch weder seyn noch seyn wollen. Der, welcher sie so schildert, und mit den grellsten Farben ausstellt, hat sich zum voraus dagegen gerechtfertigt.

Aus den Geistvergeudungs-Wirbeln in die Einsamkeit, also auch zum Trübdenken und schon an den Rand des Verlassenwerdens zurückgeworfen, fühlt diese, in sich haltlose Wally selbst „im Entsetzlichsten sich sicher“ (S. 216) wenn nur Cäsar ihr vordenkt oder Scheingedanken vorspielt. Nach S. 234 ist es Ihr „selbst das Peinlichste, daß dieser Cäsar „sich öfter das Ansehen giebt, als ließen sich einige Wahr„heiten sogar im christlichen (Concilien-)Glauben unumstöß„lich beweisen. Dann thut er's und beginnt über die schwie„rigsten Puncte Entwickelungen, welche (aus den Phantasmagorien der neuesten speculativen Theologie borgend) „er „mit ernster Miene durchführt, und — wenn er zu Ende ist, „für phantastischen Witz erklärt.“ Sagt Wally hierdurch nicht jeder Leserin: Lerne Du doch kräftiger urtheilen, als Ich, armes Zwitterwesen, oder bleibe weg von allem, was über deinen Horizont hinaus liegt.

So ſchildert der Verfaſſer Den, durch deſſen Geſtändniſſe der gehäufteſte Galimathias gegen die gemiſchteſten Erſcheinungen, die mit der Religion in der Menſchengeſchichte nur menſchlich eintreten konnten (S. 225-304), zum Wort gebracht wird. Allerdings der Skandale genug! Aber nur die verdrehendſte Kritik kann uns bereden wollen, der Verfaſſer habe durch den zum voraus verdächtig und ſo unerquicklich geſchilderten Begriffsverwirrer zu eben denſelben Verirrungen und Einſeitigkeiten verführen wollen.

Sogleich im Eingang (S. 9) hat der Verfaſſer dieſen Cäſar als einen in der Thatloſigkeit ſich ſelbſt überläſtigen Unzufriedenen, als eine „der wiſſensmatten „Seelen charakteriſirt, die nur lächeln, ſeufzen, ſpotten und „die Frauen unglücklich machen können; als einen, der mit „Begriffsſchatten rechnete, mit geweſenem Enthuſiasmus, „weil er einen ganzen Friedhof herrlicher Ideen, an die er „einſt glaubte, als todte Gedanken hinter ſich hatte.“ Iſt denn durch dieſe Charakteriſtik eines in ſich ſelbſt ausbrennenden Vulkans nicht auch die einfältigſte Leſerin — wenn je eine ſolche es aushält, in der Zweifterin drittem Buche fortzuleſen — nicht wider all das, worin dieſer Cäſar gegen die rathloſe Wally in Worttäuſchungen triumphirt, genug gewarnt? Und der verdrehende Kritiker wagt dennoch die Verläumdung, dem Verfaſſer zu unterſchieben, was er durch den Mund, den Er es ausſprechen läßt, für alle Hörende, als das, worin Irrthum und Unſinn erſt vom Wahren geſchieden werden muß, hinreichend bezeichnet hat!

Für die Nichteinfältigſten iſt überdies dadurch geſorgt, daß der pedantiſch abſprechende Skeptiker die auffallendſten Uebertreibungen und Geſchichtverletzungen ausſpru-

delt. Wo, wie im Roman, nicht didaktisch discutirt werden kann, sind Uebertreibungen und Einseitigkeiten die entscheidendste Selbstwiderlegungen.

Als Jean Paul vor Jahren seinem Siebenkäs (wenn ich mich recht erinnere) oder den Teufelspapieren in einer Rede des todten Christus dergleichen Uebertreibungen, sogar ohne die oben bemerkten Präcautionen, anzuhängen sich erlaubte, war damals irgend ein ketzermacherischer Recensent so hämisch, dem Verfasser deswegen Gotteslästerung Schuld zu geben, weil er nicht sogleich auch eine widerlegende Rede für Schwachköpfe beigefügt hatte?

Die letzte Warnung endlich, daß die Zweiflerin als verzweifelnd gräßlich endigt, ist vielleicht für die Meisten das entscheidendste Beweismittel, daß der Verf. doch gewiß zu dem, was er so furchtbar und erbarmungswürdig wirken läßt, niemand verführen wollte. Nur die verschmitzte Recension vermochte den Blick, der auf das Ganze gerichtet seyn sollte, zu verrücken. Welch ein Beispiel, wie viel Voreingenommenheit schlau gewendete Recensionen verursachen können! Um so mehr ist nöthig, daß es durch einen streng durchgeführten Injurienproceß vor den schärfer auf Menzel blickenden Würtembergischen Richtern bestraft werde.

Auch das äußerlich Entscheidende hat der Schlaue, welcher sich als ehrlicher Referent an das Publicum drängt, gerne unbemerkt gelassen, daß ein auf 21 Bogen vertheiltes, um drei Gulden verkauftes Romänchen nicht auf Verführung der Menge berechnet seyn konnte. Die vornehme und die geldaristokratische Verbildung mag darin ihr Contrefait bezahlen. Nur die mißdeutende Recension und das Verbot könnte die Aufmerksamkeit so steigern, daß

ein Nachdrucker es, auf drei Bogen zuſammengedrängt, verführeriſcher zu verbreiten verſucht ſeyn möchte.

---

Selbſt in Beziehung auf den in Mannheim *) bevorſtehenden Richterſpruch kann es Ihnen nur vortheilhaft ſeyn, wenn Sie unverweilt gegen die eigentliche Quelle der Misdeutungen vor der Würtembergiſchen Juſtiz den Injurienproceß anhängig machen.

---

*) Das Sendſchreiben erſchien zu Mannheim bei H. Hoff in den erſten Tagen des Januars. Die hofgerichtliche Verhandlungen begangen den 8. Januar.

# Beilage II.

## Rechtfertigungsrede,

welche

von Dr. Karl Gutzkow

als

Angeklagtem und Appellaten vor dem Großherzoglich Badiſchen Oberhofgericht, als Oberappellationshof in Preßvergehen,

gehalten werden könnte *).

Entworfen

von

Einem Unpartheyiſchen.

*) Nachdem das Urtheil der erſten Inſtanz über Preßvergehen, das Urtheil des Großherzogl. Hofgerichts ſo, wie wir es vollſtändig und durchaus motivirt der Oeffentlichkeit vorlegen, publicirt war, erklärte ſich der Herr Staatsanwalt für Appellation an die letzte Inſtanz, das Großherzogliche Oberhofgericht.

Dieſe Appellation wurde Anlaß zu einer neuen Darſtellung dieſer für die ganze teutſche Literatur, beſonders für Schriftſteller, Buchhändler, Cenſoren und Recenſenten, äußerſt merkwürdigen Angelegenheit.

Ohne Zweifel enthält dieſe neue Darſtellung nicht weniges, was eine allgemeinere Betrachtung verdient und ſie belohnen kann. Sie führt beſonders auf den Standpunct der Cultur, auf welchem wir anders, als vor Jahren, uns umzuſchauen haben, um uns vor Gefahren der Uebertreibung ſowohl als der Recidive zu hüten.

## Hochverehrliches Plenum

### des Großherzoglichen Oberhofgerichts, als Appellations-Gericht!

Als ich, nach hoher amtlicher Mittheilung von Großherzoglichem Hofgericht als erster Instanz über Preßvergehen, vor mehreren Wochen die gerichtliche Anklage des Herrn Staatsanwalts zur Vorbereitung auf öffentliche, mündliche Vertheidigung erhielt, — ich gestehe es — da erzitterte ich; da erschrack ich vor mir selbst, indem mit einem Mal die ganze Phalanx von Stellen aus meinem Roman: Wally, die Zweiflerin, vor mich hintrat, in denen ich theils das absurdeste, theils das abscheulichste, das ich nie denken könnte, vor aller Welt begangen haben sollte, Gotteslästerung und dichterische Verführung zur Unzüchtigkeit und Wollüstigkeit.

Unsinnigeres wüßte ich mir nichts einzubilden, als — Gott lästern zu wollen. Selbst wenn ich so unglücklich wäre, nicht einsehen zu können, daß jedes Ding, welches ist, gewiß nicht durch seine Mangelhaftigkeit, durch das, was ihm abgeht, existirt, sondern daß der Grad von

Vollkommenheit, das Quantum von Realität, das doch auch das viele einzelne Nichtvollkommne in sich hat, der ewige innere Grund seines Seyns seyn muß; wenn ich sodann die Folgerung nicht zu begreifen vermöchte, daß, da nur Vollkommenheit der innere, ewige Grund der Existenz oder Wirklichkeit ist, also das Wahrhaftvollkommne ganz gewiß existirt, weil höchste Vollkommenheit der höchste Grund der wahren Existenz seyn muß; — — Ich sage, wenn ich dies zu denken nicht fähig, wenn sogar mein Verstand die Gottheit für nichtseyend zu halten fähig wäre, so würde ich ja doch das Unsinnigste begehen, wenn ich alsdann ein Nichts zu lästern mir einfallen lassen könnte.

Nur dies halte ich für Gotteslästerung, wenn ich dem Vollkommnen noch Prädicate zuschriebe, die des Ideals unwürdig wären. Diese Lästerung Gottes kann unabsichtlich begangen werden und absichtlich. Und eben davor hütet sich Mein Verstand, soviel er kann.

"Ich begreife nach der Erfahrung nur allzu sehr, daß mancher Verstand Gott hoch zu ehren glaubt durch Eigenschaften, die vielmehr das Vollkommne nur herabwürdigen würden. Ich sage nicht, wenigstens in prosaischer Rede ist nicht zu sagen, daß die nichtwissenschaftlichen Behaupter solcher der Vollkommenheit widerstrebender Attribute Gott lästern. Denn sie wollen dies gewiß nicht; sie schwören darauf, daß sie die einzigen Orthodoxen (der Holländer sagt: die Rechtsinnigen) seyen. Sie wollen ihn, „ihren" Gott, vielmehr dadurch ehren, daß sie zum Beispiel voraussetzen, der ganze Weltzweck sey nur der, daß Er seine Macht, seine absolute Willkühr geltend mache, daß seine höchste Ehre darin bestehe, durch nichts, auch durch keinen

Sachgrund im Wissen und Wollen sich zu bestimmen, sondern daß er alles, was Grund seyn könnte, erst selbst vorher arbiträr zu bestimmen habe. Immer nur das Absolute sich vorstellend, meinen sie, auch die Wahrheit sey in diesem Absoluten nur so, daß allein wahr sey, was das Absolute als wahre Lehre aus sich hervorgebe und durch einige Begnadigte bekannt werden lasse, die es dazu gleichsam privilegire.

Aber so gut solche Behaupter es meinen können, so billig sollten sie es auch Andern zutrauen, wenn diese, gerade um den Vollkommenen ehrend zu denken, ihn im Weltzweck, im Zweck alles Daseyns, sich nicht wie einen allmächtigen Egoisten, Absolutisten, oder arbiträren Despoten denken können, dessen ewiger Grundsatz wäre: Der ganze Weltzweck bin Ich! so wie wohl Menschen sich einbilden mochten: l'Etat c'est — *Moi.* C'est ma volonté et *mon propre bon plaisir!*

Und selbst, wenn man in poetischer Rede etwa das heftige Behaupten, daß eine solche arbiträre Macht und die daraus fließende Handlungen, dem Einen sich offenbar zu machen und die meisten andern Menschen oder Völker in ewig verdammender Blindheit sich selbst zu überlassen, sogar (S. 267) kurzweg criminell nennt, so beweist dies, billig beurtheilt, doch wohl nur einen übertriebenen Eifer, nichts was man Gottes unwürdig achtet, auf ihn aus menschlicher Schwäche übertragen lassen zu wollen.

Die Behaupter können sagen, daß man ihre Meinungen lästere. Aber Gott, Gott, lästern wollen?? — erlauben Sie, Hochachtbare Richter! mein innigstes Bekenntniß — Gott lästern wollen ist mir ein Ungedanke;

ſehnen uns nach einer andern Zukunft; aber dieſe Zukunft iſt an Erwartungen geknüpft, für welche Nordamerika nicht die geringſte Vorausſetzung hat Wir ſehnen uns nach der Auflöſung zahlloſer Fragen, welche jenſeits des Ozeans kaum verſtanden würden. Was iſt nicht von ſcharfſinnigen und leidenſchaftlichen Köpfen, von Philoſophen und Dichtern unter uns angeregt worden! Welche Ideen durchkreuzten ſich nicht in dem Denkvermögen unſrer Jugend, die die Erhabenheit des Alterthums, die Poeſie des Mittelalters und die Empirie der neuen Zeit in ſich vereinigen und durcharbeiten möchte! Sind dies Alles Berührungspunkte für das Land der Comptoire und der Sklaven? Weder die Religion, welche bei uns ſchwerlich ihre leidenſchaftliche Färbung verlieren wird, noch irgend eine Frage der Wiſſenſchaft und Kunſt ſcheint in Nordamerika enträthſelt werden zu können. Amerika hat weder Kunſt noch Philoſophie, es hat nur eine Literatur, die aus ein paar nach Schiffstheer riechenden Romanen beſteht.

Was die Zukunft getrennt hat, das liegt in der Gegenwart noch weiter auseinander. England und Nord-Amerika ſind ſich ſo verwandt und doch gibt es keinen Contraſt, der entſchiedener wäre, als eine Parallele zwiſchen John Bull und Jonathan. John Bull iſt eine kleine unterſetzte Figur, wohlgenährt, mit kleinen verquollenen und ſtechenden Augen, heiter ohne viel Falten; John Bull ſchwimmt in einem Meere, wenn nicht von Geſundheit, doch von guter Laune. Jonathan iſt entſchieden geſund; aber nur deßhalb, weil er Waſſer trinkt und ſich von keiner Leidenſchaft beherrſchen läßt. Jonathan iſt lang aufgeſchoſſen, mit überhängender Haltung, mager, gedörrt im faltenreichen Antlitze, mit einem felſenharten Stirnknochen und einem mehr eckigen als runden

es dünkt mir, wenn nicht Rohheit und Verrücktheit in einer leidenschaftlich empörten Seele zusammen stürmen, sogar eine Unmöglichkeit. Wie könnte ich das mir Undenkbare begangen haben? auch wenn es nicht criminell wäre!

Nur daß Menschen, sogar Zelotischwohlgesinnte, und auch wohl Andere für die Andern wie vormundschaftlich sorgende Menschen sich in die Mitte stellen und ihre Meinungen über Gott und göttliche Dinge, als den Gott, der gelästert werden könnte, auf den unverletzlichen Altar setzen, dies, leider, — dies ist mehr als möglich! Aber wohl dem Lande, wo nicht individuelle, so leicht nach Umständen variable Meinungen, sondern zeitgemäßere Gesetze zu Gericht sitzen, wo auch der graue Buchstabe von Statuten eines selbstverblichenen heiligen römischen Reichs, ebenso, wie Vieles Andersgewordene, nur im Lichte der Gegenwart und des öffentlichen Geistes unserer Zeit zu betrachten und auszulegen ist, und wo selbst die im Namen des Staats vor die unabhängigen Richter und Rechtskenner gebrachte Anklagen nicht eine zum voraus beschlossene Verdammung, vielmehr nur den staatsbürgerlichen Zweck haben und ihre Ehre nur darin setzen, daß die Wahrheit und die Gerechtigkeit offenbarer werden.

Die über das Lob, ja fast über den Dank eines Angeklagten erhabene, so anerkannt sachverständige Männer, aus denen das Großherzogliche Hofgericht besteht, haben als öffentliche, sachkundige Richter, seit dem 12. Januar dieses Jahrs amtlich und kollegialisch urtheilend, anerkannt, daß mein anstößig ausgelegter Roman weder eine unmittelbare noch mittelbare Gotteslästerung enthalte, noch Verführung zur Unzüchtigkeit

bezwecke. Wie noch viel weniger hat mein individueller Verstand, in der jugendlichen und poetischen Stimmung, ohne welche meine Dichtung in mir nicht hätte entstehen können, eine Anerkennung des Gegentheils in sich finden können? eine Anerkennung, daß ich, indem ich nicht mich, sondern die dem Kenner der Zeit unläugbare Möglichkeit solcher in sich zweispaltig und verworren gewordenen Charaktere anschaulich und auffallend schilderte und sie sich selbst schildern ließe, in Gefahr wäre, jene theils an sich absurde, theils von mir verabscheute Verbrechen zu begehen oder deren schuldig erfunden werden zu können. Daß ich zuvor mehr Rechtsverstand über Verbrechen hätte haben sollen, als ein hochpreisliches Landescollegium solcher respectablen Rechtskenner und Richter, wird mir gewiß kein Gericht von Lissabon bis Constantinopel zumuthen. Ich glaube gewiß, selbst kein ci-devant spanisches Inquisitionsgericht.

Dafür demnach, daß mein Verstand zum voraus in dichterischen Conceptionen die beiden Verbrechen nicht finden, ja gar nicht ahnen konnte, welche ein so ehrwürdiges Staatscollegium, da demselben das Ganze, nicht blos nach einzelnen herausgezogenen Stellen, sondern als Ganzes nach Tendenz und Zusammenhang vorlag, nicht gefunden hat, dafür darf ich ohne allen Zweifel auch fernerhin eines jeden menschlich-gerechten Richters vollkommne Lossprechung vertrauensvoll erwarten und inständig mir erbitten.

Wäre es möglich, daß mein Verstand in Hinsicht auf jene meinem Gemüth, meiner ganzen Denkart und wissenschaftlichen Bildung ganz fremden Verbrechen in einem

Irrthum gewesen, den doch so ausgezeichnete Rechtskenner in dem Product Meines unverstellt ausgesprochenen Geistes auch nicht entdeckt haben, wie würde ich dafür verantwortlich seyn können, daß ich ihn, einen selbst für solche Männer nicht entdeckbaren Verstandesirrthum, nicht in meiner Individualität zum voraus entdeckt habe?

Ich selbst, voll von dem Bewußtseyn meiner Absicht, Manches, was, um einleuchtend auf das praktische Leben zu wirken, gar viel anders über Religion, ihre Begründungsart, ihre äußere Geschichte und ihre innere Wahrheit gedacht und gelehrt werden müßte, nach denen der Verbesserung sehr bedürfenden Gegensätzen recht auffallend und der Verbesserung bedürftig darzustellen, konnte die beiden jetzt rechtlich als unentdeckbar erwiesenen Verbrechen auch in Meinem Wissen und Willen zum voraus unmöglich entdecken, weil sie weder in Meinen Gedanken waren, noch jetzt in Meiner Schrift von Sachkundigen entdeckt wurden.

Wahr ists. Cäsars Geständnisse haben vieles von Dem hart, schroff und schonungslos berührt, was einem solchen in unserer Zeit nicht seltenen, mismuthig verstimmten Charakter in den allzu menschlichen Behandlungen und Mishandlungen der Christusreligion deswegen anstößig seyn kann, weil sie das an sich Wahre und selbst das, was im Großen historisch wahr seyn muß, vielmehr auf historische Specialitäten und kleine Umstände bauen wollen und dadurch selbst das Glaubwürdige vielen Zeitgenossen unglaublich machen.

Cäsar hat, weil er eine nicht erdichtete, auch nicht für geistlos gehaltene Klasse unserer Zeitgenossen repräsentirt, das romanmäßig-kurz Zusammengedrängte sehr grell und

einſeitig ausgeſprochen. Aber auch ſeine Tendenz iſt nicht das Läſtern. Dies beweist der zweite Abſchnitt ſeiner Confeſſionen, zu welchem der erſte — nur nach ſeiner Stimmung allzu ungeſtüm und halbſichtig — hintreiben will.

Alles vor S 294 heftig Geſagte iſt ſo nur geſprochen, weil Er, wie die letzten Worte dieſer Seite ſagen und wie es in Allem, was nachfolgt, angedeutet wird, eine Morgenröthe von Verbeſſerungen, das für die Einigung zwiſchen der Religion und der herrſchenden Vernunft (!) nothwendige, immer näher kommen, immer philoſophiſch klarer und hoffentlich auch allgemein verſtändlicher werden ſieht und weil er zum ferneren Verbeſſern uns, „die Zeitgenoſſen“ (S. 303) hintreiben will. Dennoch will er ſich „gegen den ſtürmiſchen (!) Genius des Jahrhunderts zurückhalten.“ Wahre, tiefe Verbeſſerung von Ueberzeugungen gedeiht, wie wir an Frankreich ſehen, nicht im Sturm des Umſtürzens. Für das Vernünftig-Religiöſe in Deutſchland iſt, weil keine directe Gewalt dagegen iſt, nicht einmal ſo viel Gewalt nöthig, als im 16ten Jahrhundert für die gegen viel mächtigere äußere Misbräuche proteſtirend aufgetretene Kirchenreformation. Alles iſt Sache der Gründe und Ueberzeugungen, Sache alſo der Geiſter und Gemüther.

Cäſar ſieht (von S. 295 an) auf die in Deutſchland gemachten theologiſch-philoſophiſchen Verbeſſerungs-Verſuche, zu einem troſtreichen Reſultat (!) über die (einſt) wunderbaren Begebenheiten in Paläſtina zu gelangen.“ Er verwirft ſie nicht, dieſe Verſuche, das wahrhaft Religiöſe zweifellos zu machen und von allem dem abzuſcheiden, was ihm theils durch einige zunftmäßig

gewordene, manches Unglaubliche und Unfruchtbare zur Hauptſache erhebende Lehrarten, theils durch äußern hierarchiſchen Misbrauch widrig, aber nicht zur Religioſität, ſondern nur zu den allzu menſchlichen Anwächſen gehörig, erſcheint. Um das Allgemein-möglich-werden der Glaubwürdigkeit, und dadurch der wahren Wirkſamkeit der ächten Religion iſt es allen Beſonnenen und nicht blos in das Materielle verſunkenen zu thun.

Cäſar mißkennt nicht das unläugbare, allmähliche Fortgeſchrittenſeyn zum wiſſenſchaftlichen Verbeſſern der wichtigen Sache, beſonders ſeit Kant. Nur deutet er darauf hin, was ihm am Kantiſchen philoſophiſchen Kriticismus, der, ohne zuvor hiſtoriſch ſtrenge Kritik ausüben zu wollen, das Geſchichtliche als Exempel, das Dogmatiſche als Sinnbild (als ſymboliſch) ins Bleibende überzutragen ſchien, nicht zu jenem Zweck der Reinigung von allem Zweifelhaften hinreiche. Eine von allem Zweifelhaften freigemachte Religioſität und Religionslehre aber iſt höchſt nöthig, wenn dadurch den Leidenſchaften, welche leicht das Nichtbündige aufſpüren, kräftig widerſtanden werden ſoll.

Cäſar verwirft weiterhin weder den Rationalismus im Ganzen (S. 296) noch den Supernaturalismus, noch die Farbenmiſchung aus beiden (S. 297.), noch die denkgläubige Lehrart, welche das Urchriſtenthum, das heißt, nicht den nationellen jüdiſchen Meſſias-Begriff, ſondern die einfache Chriſtusidee von einem univerſellen Reiche Gottes, von einer ſolchen überall möglichen Weltordnung, wie der Rechtwollendſte Geiſt ſie wollen kann, wiederherzuſtellen wünſcht.

Auch die Schleiermacheriſche, halb mittelalterliche,

halb sentimentale Lehre, zu glauben, was „das Bewußtseyn der Kirche“ (!) als glaubwürdig fühle, kennt er in ihrem Schweben zwischen dialektischer Virtuosität in der Ueberredungskunst, und der in ihrem Urheber noch aus der Erziehung in der Brüdergemeinde stammenden durch sein Predigertalent natürlich vermehrten Gemüthlichkeit und Anhänglichkeit an eine schon wie Parthei gebildete Gemeinde. — Jede Methode soll man gewähren lassen, was ihr auf ihrem Wege zum Ziel zu gewähren möglich ist.

Aber heftig ist Cäsar gegen das, was er S. 297. den Vorhang der Lüge nennt, daß „man auf der Kanzel „als Glauben preise, was man auf dem Katheder „anatomisch zergliedere. Und wer sollte nicht solche zweideutige Vorhänge von exoterischer und esoterischer Lehrart so wegwünschen, daß Allen das Unentbehrliche und Wahre klar, das Uebrige aber als nichtwesentlich und nur von allerlei Stützen der Wahrscheinlichkeit abhängig gezeigt würde. Eben dadurch wären sie über alles, was am Zweifeln schädlich ist, wegegerückt und zum Handeln nach den Wesentlichen der Religion gezählt, nämlich nach Dem, was zur Harmonie mit Gott und allen guten Geistern offenbar nothwendig ist. Ein anderes ist, einem kaum operirten die Augenbinde wegreißen, ein anderes, den gereiften grauen Staar gar nicht operiren zu wollen.

„Ueberall sieht sich Cäsar deswegen um, wo man die „Philosophie mit der Offenbarung (!) in Einklang „zu bringen versucht, S. 278. auch bei Schellings mystischer Natur- und bei Hegels Geschicht-Philosophie.

Dieses Bringen-in-Einklang also ist seine Triebfeder, seine Tendenz, seine Sehnsucht, die er der Zeit mittheil-

len möchte. Aber ihm genügt nicht, daß dieſe (im Unendlichen ſchwebende Abſolutphiloſophen) nur etwa Dilettanten durch künſtleriſches Intereſſe an ihr Chriſtenthum herbeizuziehen vermöchten. Er bricht in die klagenden Worte aus, daß „das Chriſtenthum ſelbſt (!) ſeinen Credit „dabei verlieren müſſe, wenn nur noch Dichter, Grübler, Künſtler, verzweifelte und polizeilich beaufſichtigte Menſchen ſich für die Erklärung ſeiner Zungen intereſſiren, der geſunde Theil der Menſchheit aber in eine andere Strömung des ſtürmenden Weltgeiſtes geriſſen und das Zeitalter unchriſtlich werde, weil „das Chriſtenthum überall der politiſchen Emancipation „ſich in den Weg zu ſtellen ſcheine!

Sogar in Cäſars Geſtändniſſen muß ich allem dieſem Jeder, der nicht blos den heftig und einſeitig verneinenden Anfang, ſondern auch das Ziel ins Auge faßt, auf welches er zum Aſtürmiren losſteuert, dieſes klar finden, daß er zwar ungeſtümm abſprechend eifert gegen ein Chriſtenthum, das in der gewohnten Weiſe (und welches Auge kann dieſes im wirklichen Thun und Laſſen der ſich doch ſo nennenden Chriſtenmenge anders erblicken??) praktiſch ſo wenig wirkt, weil es nur entweder Glauben oder Wiſſen, nicht aber Wollen und Denken zur Hauptſache macht.

Dagegen aber ſagen es ja ſeine ſprechendſten Worte, daß er ein Chriſtenthum, und zwar nach ſeinem Charakter mit Heftigkeit wünſcht, das den geſunden Theil der Menſchheit befriedigen ſolle. „Ueberall Sectengeiſt, ruft Cäſar S. 300. Religionen auf Actien, Religionen auf Subſcriptionen, nur kein Chriſtenthum!“

Welcher gerechte Leſer und Richter wird, wenn er dieſen

zweiten Theil der Geständnisse mit dem ersten zusammenhält, ihm schuldgeben, daß er kein Christenthum wolle oder wollen lehre, da er nur gegen die mancherlei, ausdrücklich angedeutete, menschliche Formen und Lehrsysteme losgebrochen ist, in denen man viel „von Priestern, Theokratie, Gottesdienst, nur — nichts christliches (nicht das, was das Christenthum im Leben bewirken soll) spreche.“ Unmöglich kann, wer uneingenommen liest, dieses sein Unterscheiden zwischen Christenthum und Christenthum mißkennen.

Ebenso unmöglich hätte es seyn sollen, S. 302. zu lesen und dann doch in Literaturblättern die Lesewelt zu berichten, daß dieser Cäsar Saintsimonisten und Anhänger des La Mennais (zugleich?) erziehen wolle, da doch ausdrücklich gesagt ist: „Beide aber kränkeln an ähnlichen Gebrechen, der Saintsimonismus an der Pilosophasterei, La Mennais am (Pfäffischen des) Katholicismus.“

Erlauben Sie jedoch, Hochachtbare Richter! daß ich den wichtigen Fehler gestehen darf, den ich, aber — zu meinem größten Nachtheil — erst jetzt hintennach, erst durch die schmerzlichste Erfahrungen bemerken lernen mußte; den Fehler, daß Cäsar immer beydes, das sowohl, was er ganz anders behandelt wissen möchte, wie das, wornach er sich als nach der Morgenröthe für den gesunden Theil der Menschheit sehnt, mit ebendenselben Namen Christenthum und Religion, zu nennen sich gewöhnt hatte. Daher der Contrast, daß er das einemal Christenthum heftig verwirft und alsdann doch sehnend ausruft: „Ueberall Sectengeist der Religionen, nur kein Christenthum.. nur nichts christliches!“ Der Fehler ist unabsichtlich im Feuer poetischer Rede begangen. Ich büße

hart dafür. Er ist dem Verfasser um so nachtheiliger geworden, weil Cäsar von dem Vielerlei, was er Formen der Christenlehre, Eigenheiten und Streitsätze der so verschiedenen, sich oft heftig tadelnden Christenkirchen hätte nennen sollen, viel tadelhaftes ausspricht, von dem zu ersehnenden, nicht blos halb befriedigenden Christenthum aber, dessen „heiliger Geist uns in alle Wahrheit leiten und (von Bösem und Uebel) frei machen soll (S. 303.) noch nicht viel zu sagen fand.

Selbst das allzu leichtsinnig hingeworfene Gesprächswort, wo S. 83. Woldemar fragt: gleicht das Christenthum nicht einer Latwerge, die aus hundert Ingredienzen zusammengekocht ist? entstand nur aus dieser vernachlässigten Nichtunterscheidung zwischen dem Christenthum, wie es meist wurde und nicht seyn sollte, und dem Christenthum Dessen, den Cäsar nach Leben und Lehre als den Edelsten Menschen (S. 274.) preist; d. i. dem einfach heilsamen Christenthum, wie es wieder (S. 303.) auf die weißen Blätter der Geschichte (und noch besser in die Herzen!) geschrieben seyn sollte.

Das gleiche Wort versteckt den sehr ungleichen Gegenstand, und daß von zweierlei Religionen, von zweierlei vielfach unterschiedenem Christenthum die Rede ist. Zwar sagt schon die nämliche Seite S. 83. welches Christenthum Woldemar mit einem Arznei-Gemisch verglich, nämlich „das aus traditionellen, historischen und biblischen Ursachen (Nebensachen?) unerhört überladene, das für den Schmerz der Seele ganz ohne Wirkung ist.“ Aber, so deutlich dies dasteht, wird doch leicht übersehen, auf welches Christenthum hin es gesprochen war.

Ich bescheide mich. Der Fehler in der Darstellung ist gemacht. Und — Gott weiß es — der Verfasser, welcher einen kleinen Roman, nicht logikalische Aphorismen, zu schreiben dachte, hat dafür besonders in der öffentlichen Meinung schon das traurigste erlitten, weil es dadurch einem schnellverwelkenden litterarischen Rival möglich wurde, Dem, der doch „das Christenthum, wie es seyn soll, als unsichtbare Wahrheit (S. 822.) als Idee der stillwirkenden und schaffenden Gottheit“ verehrt, als einen Feind des Christenthums überhaupt, vor ganz Deutschland, verdächtig zu machen.

Aber gewiß. Meine Hochachtbaren Richter werden, auch in der strengsten Gerechtigkeit den literarisch gemachten und offen einbekannten Fehler nie als Vergehen betrachten. Nicht einmal die Leser — wenn das arme Büchlein noch Leser haben darf — könnten es, da doch selbst in Cäsars Geständnissen, wie ich deswegen nachwies, das Christenthum, wie es nicht seyn sollte, aber seit Jahrhunderten durch Menschen gestaltet worden ist, von dem Christenthum sehr unterschieden ist, das Er „überall sucht“ (S. 300) und das, in der Lehre Jesu wurzelnd (S. 282) in die Hand der Zeitgenossen gegeben (S. 303.), die zum gesunden Theil der Menschheit gehören wollen (S. 300), die Brücke zwischen Erde und Himmel (immer) von Neuem bauen kann (S. 301.)

---

Meine Hochachtbare Richter muß ich um Vergebung bitten, daß ich mich nicht damit begnügen konnte, zuvörderst dargestellt zu haben, wie ich das Verbrechen irgend einer Gotteslästerung in meiner Schrift zu begehen gar nicht ahnen konnte, da auch das Hochpreisliche Hofgericht dasselbe

Schädel. John Bull ist weit beschränkter als Jonathan, was Kenntnisse anbelangt. Jener wird nicht wissen, wo Charlestown liegt, Dieser aber gewiß, wo Perth. Doch hat John Bull eine größere Geläufigkeit im Denken, er ist subjektiver und launiger, er hat bessere Einfälle, als Jonathan, der gar keine hat. Jonathan spielt eine beklagenswerthe Figur neben ihm. Jonathan kann nur die Hände falten und still zum Himmel aufsehen. Das ist seine ganze Waffe. John Bull verläßt sich aber mehr auf sich selbst, als auf den Himmel. Sein bester Freund ist er selbst. Der Egoismus berührt dennoch sein Herz nicht direkt. John Bull, europäisch gefaßt, ist einer Aufopferung fähig, er schlägt sich z. B. in Frankreich für die Charte gegen Karl X. oder die Republik. John Bull ist fürchterlich in seinem Zorn, aber er ist schnell verflogen. Er reflektirt über sich selbst; er kommt sich komisch vor in der grotesken Gebärde und reicht gern seine Hand zur Versöhnung dar. Jonathan dagegen ist, ich will nicht sagen, Heuchler und verbindet alle Laster der Hypokrisie; allein er hat das Wesen eines Mannes, der lange mit sich necken und zerren läßt, dann aber die Zähne knirscht und in eine Wuth geräth, wo man ihn anbinden muß, damit er kein Unglück anstiftet. Der freie Amerikaner hat weit mehr leidendes Ansehen, als der feudale John Bull, der so große Steuern zahlen muß. Seine Schadloshaltung dafür besteht in der Anwendung seines Mutterwitzes, dem er eine Essigschärfe von ätzender Kraft zu geben weiß. John Bull tadelt Alles, was nicht von ihm ausgeht, er tadelt Alles das, was er nicht selbst ist, und wird so lange mit der Opposition stimmen, bis er selbst auf die Ministerbank gerückt ist. Das Raisonniren, das Besserwissen, die Unverschämtheit John

darin rechtlich nicht entdeckt hat. Als angeklagter Appellat, dachte ich mich, sogar aus Dankbarkeit, zu den, jedoch vielleicht allzu lange — gegebenen Nachweisungen aus dem Roman selbst verpflichtet, welche nach meiner Einsicht evidend machen, warum eben jene verehrten Richter der ersten Instanz weder Gotteslästerung noch Verachtung des Christenthums und der Religion überhaupt dem Verfasser schuldzugeben gefunden haben. Meine jetzige Hochachtbare Richter haben die Quellen dieser meiner nicht blos mich vertheidigenden, sondern auch dem früheren Urtheilsspruch ehrfurchtvoll zum Belege dienenden Nachweisungen zur Prüfung vor Augen.

Nur Eines würde ich beklagen müssen. Wenn (ich sage nicht: das Verbot, sondern) die „Zernichtung" des Romans — den ich, insoweit es mich beträfe, unbedenklich aufopfere — decretirt bleiben sollte, so würde die aufmerksame Mitwelt nicht einmal über die Gerechtigkeit der mich von der Anklage der Gotteslästerung und Verführung zur Unzüchtigkeit lossprechenden hochverehrlichen Sentenz aus den Stellen selbst sich überzeugen können.

Das Verbot mag als Zeichen des Unwillens censurirender Behörden für die unbedachtsame Lesewelt ein Signal zur Bedachtsamkeit seyn. Die Zernichtung aber der im Lande vorräthigen noch nicht verkauften Exemplare ist nach §. 24. des Preßgesetzes richterlich nur darum für gesetzlich erachtet worden, weil das Landesgesetz vom 12. Januar und 1. März 1832. mit Recht Den, welcher

eine im Großherzogthum anerkannte Religionsgesellschaft in Druckschriften oder Bildwerken durch

Ausdrücke der Verachtung oder verächtliche Darstellungen angreift oder der Verachtung preis zu geben sucht —

eine Gefängnißstrafe bis zu drei Monaten verfallen erklärt.

Ich bitte inständigst und ehrfurchtevoll, es nicht für Anmaßlichkeit anzusehen, wenn ich zu bemerken wage, daß ich persönlich die legitimirten Religionsgesellschaften als solche, das ist, als vom Ganzen des Staats anerkannte und im Rechtsschutz aufgenommene Moralische Personen anzugreifen nie das Bewußtseyn hatte. Nur die verächtliche Darstellung mehrerer von ihren Glaubensmeinungen will und darf ich nicht in Abrede ziehen. Meinungen aber, auch Glaubensmeinungen, sind eine Verstandessache. Wem sie verstandeswidrig, geschmackwidrig, undenkbar, scheinen (wie dies jede Kirchenparthie, ja sogar jede philosophische Dogmatik gegen die entgegengesetzte eifrig zu behaupten pflegt), Der will dadurch doch nicht den Willen des Andern, noch viel weniger die Gesellschaft als Gesellschaft verachtet haben. Das Geschmackwidrige nähert sich dem Abgeschmackten, dem Lächerlichen. Aber wenn auch diese Beiworte auf Meinungen übergetragen werden, so erscheinen doch nur veränderliche Begriffe und Sätze, nicht aber die Gesellschaften, welche darin irren, der Verachtung preisgegeben. Meinungen mögen sich durch Gegengründe, nicht durch Polizeistrafen, vertheidigen. Rechtsschutz kann Meinungen nur in dem Sinne zugesichert seyn, daß sie an ihrer Selbstvertheidigung nicht gehindert werden dürfen. Keine Staatsgesellschaft übernimmt als Pflicht, die unabänderliche Wahrheit einer Meinung vertheidigen zu

wollen. Sind doch die Staaten Teutſchlands alle in ſehr verſchiedene Glaubensmeinungen getheilt, von denen die Diſſentirenden zu ihrer eigenen Rechtfertigung erklären, daß ſie ihnen undenkbar, widerſinnig, ſelbſtſüchtig erſonnen, verderblich erſcheinen.

Dieſe Bemerkungen jedoch haben nicht etwa den Sinn, mich ſelbſt dem hofgerichtlichen Urtheilſpruch irgend entziehen zu wollen, den ich venerire.

Ich ertrage den mir ſeit dem 30. November vorigen Jahrs unvermeidlich gewordenen Freiheitsverluſt mit der geziemendſten Ergebung, als eine Büßung, die in meinem jungen Leben für mich eine wichtige Epoche ausmacht.

Nur die Bitte ſey mir erlaubt, ob nicht erleuchtete Rückſicht darauf zu nehmen wäre, daß das Geſetz im §. 21. die Zernichtung einer ſolchen Druckſchrift nicht gebietet, ſondern in den Worten:

„Jedes verurtheilende Erkenntniß kann zugleich die „Unterdrückung oder Vernichtung der für ſtrafbar „erklärten Schrift oder des für ſtrafbar erklärten Theils „derſelben ausſprechen...“

— dieſe Maaßregel dem richterlichen Ermeſſen überlaſſen hat, daß aber in dieſem Fall, wo perſönliche Injurie gegen die landesgeſetzlich anerkannte Religionsgeſellſchaften nicht die Vernichtung des corpus delicti motivirt, durch deſſen völliges Verſchwinden die allgemeine Anerkennung der Gerechtigkeit des Urtheils für immer und für Alle unmöglich gemacht würde.

Wie ſehr wünſcht die denkende, auch theologiſche Mitwelt, daß ſogar die Schriften eines Celſus und Porphy-

rius, mit denen Cäsars Geständnisse auf keine Weise in Vergleichung kommen, nicht provisorisch vernichtet worden wären, weil die Zuversicht überwiegend ist, daß die Wahrheit durch einseitige Einwürfe nicht wesentlich beschädigt wird, vielleicht aber um so mehr gegen Mißverständnisse vertheidigt oder auch von Schlacken gereinigt werden kann.

Doch, Hochachtbare Richter! Ich bescheide mich ganz, daß dieser Theil der hochverehrlichen hofgerichtlichen Sentenz nur einen Nebenumstand betrifft, dessen Berücksichtigung ich höherem Ermessen völlig anheim zu stellen habe, weil er weit mehr das Verhältniß des hohen Gerichts zum Publicum, als eine Beziehung auf mich, betrifft.

Dagegen muß mir noch sehr am Herzen liegen, aus dem Roman selbst aufs neue in Erinnerung zu bringen, daß der Verfasser zwar manches, das Cäsar ausspricht, auch für richtig hält und besonders an seiner Tendenz auf allgemein befriedigende Verbesserung der Menschenmeinungen über Religion und Christenthum Antheil nimmt, daß er aber dennoch in diesem Zeitcharakter, welchen Cäsar repräsentirt, keineswegs sich selbst protraitiren wollte oder konnte.

Durfte, Hochachtbare Richter! denn der Romandichter nicht gewiß glauben, diese Verwechslung völlig bei jedem Leser verhütet und vielmehr gegen die Einseitigkeiten, Uebertreibungen und Schiefblicke, welche er in diesem Cäsar als charakteristisch darzustellen hatte, genug dadurch gewarnt zu haben, daß er zum voraus, schon S. 9. 10 ihn, fast mephistophelisch, geschildert hatte. Er läßt ihn auftreten — als fast dreißigjährig, aber schon „mit Furchen um Nase und Mund, in welche die frühe Saat der Erkenntniß

gefallen war, mit Linien, die ſich von dem lieblichſten Eindruck bis zur dämoniſchen Unheimlichkeit ſteigern können"... Cäſar hatte, ſo ſagt es der Roman zum voraus, die erſte Stufenleiter idealiſcher Schwärmerei, welche unſre Zeit auf junge Gemüther eindringen läßt, erſtiegen. Er hatte einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einſt glaubte, hinter ſich... Er war reif, nur noch formell, nur noch Skeptiker(!) Er rechnete mit Begriffsſchatten(!) mit geweſenem Enthuſiasmus..."

Wenn ein Romandichter der Schöpfer der für die Dichtung intereſſirenden Charaktere heißen mag, kann der Schöpfer ſich deutlicher präcaviren, daß er nicht mit ſeinem Geſchöpfe verwechſelt werden ſollte?

Nur auf den dort S. 10. wehmüthig ausgeſprochenen Nachſatz möchte ich noch allgemeiner aufmerkſam machen dürfen:

„Wenn ein Solcher (Junger Mann) durch die Schule „hindurch iſt, wenn er nun handeln könnte(!) — „unglückliche Jugend! Das Feld der Thätigkeit „iſt verſchloſſen. Im Strome der Begebenheiten „(blos ſo fortgezogen) kann die wiſſensmatte Seele „nicht neu geboren werden."

Für junge Männer ſolcher Art iſt nur die Möglichkeit, in wohlgeordneten Kreiſen des geſchäftigen Lebens zu handeln und zu wirken, das vom Vaterland zu hoffende Heilmittel gegen äſthetiſche und theoretiſche Ueberreizung. Als zu ſeiner Zeit Napoleon die Ideologie von der Politik abzuhalten für nöthig hielt, öffnete Er dagegen für

alle Fähige in allen andern Wiſſenſchaftsfächern, in allen Arten der Lebensthätigkeit, eine durch Prämien und Anſtellungen und angemeſſene Beſchäftigungen anlockende Laufbahn. Alle Partheien ſuchte er aufzunehmen, zu beſchäftigen, für das Gemeinſchaftliche thätig zu machen und eben dadurch die Kluft zwiſchen geſchwornem und ungeſchwornem Klerus, zwiſchen altem und neuem Adel, zwiſchen neuer und alter Zeit überhaupt, factiſch auszufüllen. Den Regſamſten wurde die Genialität nicht zum Untergang. Durch Geſchäftserfahrungen ſich ausbildend, lernen Solche bald dem Staatswohl und dem allgemeinen Beſten das, was an ihren Ideen zu realiſiren gut war, unterordnen und einfügen, indem die Auswüchſe abfallen, wie in einem friſch emporwachſenden Tannenwalde die unteren früheſten Zweige ſich im Gedränge mit andern von ſelbſt ablöſen. — Aber, zurück zur Hauptſache!

Auch durch Wally ſelbſt hat der Verfaſſer unbehutſamere Leſer gegen Cäſars Sonderbarkeiten, gerade in Beziehung auf das Religiöſe, ausdrücklich gewarnt, während er ja doch wohl vorausſetzen durfte, daß mehrere von Deſſen offenbaren hiſtoriſchen Mißgriffen, z. B. in der Charakteriſirung der proteſtantiſchen Kirchenverbeſſerung und deren Grundurſachen ohnehin handgreiflich wären, ohne überall eines vorgedruckten Nb. zu bedürfen.

Der Verfaſſer läßt ſie, die arme dahingegebene Wally, zu rechter Zeit und an der rechten Stelle ſagen: Das Peinlichſte — in ſeiner (Cäſars) leichten Manier über die Religion zu ſprechen — iſt (S. 234) dies, daß Er ſich öfter das Anſehen giebt, als ließen ſich einige Wahrheiten ſogar im chriſtlichen (Dogmen-) Glauben unumſtößlich beweiſen. Dann thut Er's, (Wally giebt

auch S. 335 ein Beiſpiel hievon). „Er beginnt über die ſchwierigſten Punkte Entwicklungen, welche er mit ernſter Miene durchführt und — wenn er zu Ende iſt, für phantaſtiſchen Witz erklärt(!!)“

Nachdem der Romandichter dies gleichſam als die Vorrede den Geſtändniſſen Cäſars vorausgeſchickt hatte, wie konnte Er fürchten, daß das Bizarre, welches dieſem Zeitcharakter als Solchem unvermeidlich zugehört, wie ein Credo, wie zum Nachſprechen, wie von dem Verfaſſer ſelbſt zur Verführung geſagt, von einem populären Literatur-Kritiker ausgedeutet werden könnte? Die Rechtskundigen Richter des Großherzoglichen Hofgerichts haben dies bereits genau unterſchieden. Nur ein Theil des oberflächlich leſenden Publikums konnte ſich in Eile den Ueberblick des Ganzen durch jene recenſirende Denunciationen entrücken laſſen, welche durch ihre bis dahin in der freien Denkwelt beiſpielloſe Keckheit Unbehutſame überraſchen konnten, gegen welche aber die gerichtliche, genau motivirte Losſprechung von unmittelbarer und mittelbarer Läſterung Gottes für mich entſchieden hat.

Wer, von jenen eben ſo unwahr als heftig abſprechenden Recenſionen voreingenommen, den Roman eilfertig und ſtückweiſe las, mochte wohl um ſo aufgebrachter ſeyn, da durch ebendieſelbe zugleich die Verdächtigung des abſcheulichſten Verbrechens, der beabſichtigten Verführung zur Unzüchtigkeit und Hurerei wie etwas unläugbares verbreitet und der für Sitten und allgemeine Sicherheit wachenden Polizei wie literariſch entſchieden untergelegt wurde.

Dank der Staatsverfassung, welche dergleichen Anklagen durch die officielle unnachsichtige Darstellung der Anwalte des Staats in die Säle der Rechtskunde und der untersuchenden Gerechtigkeit bringen läßt, wo vor allem Aburtheilen der Beschuldigte mit freier Verantwortung unter die Augen der Richter treten darf, wo nicht individuelle Ansichten eines unbekannten, inappellablen, für seine Gründe nicht der Mitwelt, nicht der Nachwelt redestehenden Beurtheilers entscheiden, wo nur Facta und Gesetze, nicht wandelbare Zeitumstände, in die Wagschale gelegt werden, wo selbst die im Namen des Staats gestellte Anklage nicht zum voraus die Verdammung des Beschuldigten, vielmehr allein die rücksichtslose Beurtheilung des Sachbestands zum Zweck hat, und von wo aus die bestimmt motivirten Urtheilsprüche in die öffentliche Ueberzeugung berichtigend übergehen.

Das hofgerichtliche Urtheil hat diesen zweiten Punkt — durch welchen ich mich in meinem Innersten nicht nur strafbar, sondern allerdings abscheuwürdig fühlen würde — mit einer richterlich so entscheidenden Kürze als nicht begründet erachtet, daß ich zu meiner Rechtfertigung etwas hinzuzufügen kaum noch wagen darf.

Der Vorwurf von beabsichtigter Verführung zur Unzüchtigkeit wird gar nicht weiter berührt. Es ist dafür aus den einzelnen Stellen und aus dem Ganzen des Romans kein Beweis zu führen gewesen. Aber auch über das in Wally S. 120—131 dargestellte Bild (der sich entkleidet zeigenden Braut) hat das Gericht die Erwägung ausgesprochen, „daß zwar die angeführten Stellen unzweifelhaft die Sittlichkeit in nicht geringem Grade verletzen, daß

jedoch dieſe Stellen keine ſolche Darſtellung enthalten, wie ſie das Geſetz unter dem Ausdruck „Darſtellung unzüchtiger Gegenſtände“ erfordert.“ Das Bild iſt, wie ein reſtaurirtes altes Künſtlergemälde, mit vieler Sorglichkeit vorbereitet und ohne alle Lockung zu leidenſchaftlicher Sinnlichkeit einſam aufgeſtellt, ſogleich aber ein überraſchender Vorhang darüber gezogen. „Ein „Tropfen, der wie in eine Phantasmagorie fiel, löste ſie in „Nichts auf.“ S. 131. Wer hat je zuvor im alten Roman Titurel eben dieſe Enthüllung unzüchtig, verführeriſch geſcholten? Nur dem mich verfolgenden Recenſenten, der ſonſt Altdeutſches wohl kennt, war dieſe Misdeutung vorbehalten.

Meine Hochachtbaren Richter vergönnen mir dagegen noch einige Augenblicke, um durch einen gedrängten Ueberblick der neueſten Culturgeſchichte Deutſchlands Ihnen darzulegen, durch welchen Gedankengang meine dichteriſche Phantaſie auf die Darſtellung eines ſolchen Cäſars und ſolcher Wally der Zweifterin, hingeleitet werden konnte.

Nichts iſt gewiß jedem Leſer offenbarer, als daß Wally ſelbſt ſorgfältig ſo geſchildert iſt, daß ſie durchaus nicht lüſtern erſcheint. Wie könnte ſie den Zweck haben, zur Lüſternheit oder gar zur Unzüchtigkeit verführend zu werden? Nur die unerlaubteſte Conſequenzmacherei jener Recenſionen konnte dieſes ausſprengen und durch unabläſſige Wiederholungen in die öffentliche Meinung einſchieben.

Wally repräſentirt nicht einmal jene, noch nicht ſo lange verſtrichene, Periode der deutſchen Zuſtände, wo neben einer ſteifen, auch kirchlichen, Decenz noch rohe Sinnlich-

keiten und canzleimäßig so betitelte Fleischeslust im Bürgerleben sich oft vordrang, wo der unerbittlich vollstreckte Verlust des Jungfernkränzchens bekanntlich eher zum Kindermord, als zur Ueberwindung in den leidenschaftlichsten Augenblicken einer vor der öffentlichen Entehrung zitternden Mutter hinwirkte, wo in hohen Kreisen die (jetzt verschwundene) Maitressen offenkundig da seyn konnten, während man doch noch nicht so weit im Klaren war, ein durch Leidenschaft einmal zu Fall gekommenes Mädchen von dem, was eine Hure zu nennen ist, rechtlich zu unterscheiden, und wo die Aesthetik, welche seit kurzem erst deutschredend gehört wurde, diese Unsitten erst dadurch zu mildern anfing, daß die bekannten halb griechischen, halb französirenden Romane und Mährchen von Wieland, Heinse u. a. durch reizende Verschleierungen wenigstens eine — Verfeinerung bewirkten. Freilich ein sonderbarer Anfang zur Verbesserung der Sittlichkeit, die aber oft nur so viel als Sittsamkeit oder äußere Wohlanständigkeit bedeutet! Aber der Menschenkenner weiß, wie in der Wirklichkeit die Furcht, einen schlechten Geschmack, eine Gemeinheit, zu verrathen, dem, was eigentlich Sittlichkeit genannt zu werden würdig ist, einen Weg bahnen kann.

Zwar wurde Wielands Idris u. dergl. von der Klopstockisch dogmatisirenden damaligen deutschen Dichterjugend, von Voß und Stolberg u. a. mit feierlichem Ernst zerfetzt und unter deutschen Eichen bei Göttingen dem tragischen Kohlenfeuer überantwortet; aber — doch nicht denuncirt.

Gleichzeitig war es in jener, erst Selbsturtheil, Geschmack und Sprache im Deutschen nationalisirenden Periode

Bulls ist nicht seine beste Seite, er ist darin ein weit grö-
ßerer „Philister" als Jonathan. Jonathan hat nämlich kei-
nen Witz, er denkt nicht schnell, noch weniger, daß er, was
der Witzige thun muß, zwei Dinge zu gleicher Zeit im Auge
haben könnte, um von beiden die Aehnlichkeit oder den Un-
terschied anzugeben. Er tadelt auch die Regierung, aber nicht
deshalb, weil sie von ihm nicht ausgeht, sondern im Gegen-
theil, weil sie ihn viel zu sehr in Anspruch nimmt. John
Bull kann die Regierung nicht oft genug sehen, Jonathan
fühlt sich von ihr inkommodirt, er ist in dieser Rücksicht ein
wahrhaft freier Mann, er kennt weder die knechtische Furcht
vor der Polizei, noch den kleinen Spott, welchen die Polizei
bei uns auch von ehrlichen Leuten ertragen muß. Sich mo-
quiren, das ist das Laster John Bulls. Jonathan kennt es
nicht. Die Frivolität eines Spottes, der blos spottet, um
seinen Verstand zu üben und seinen Uebermuth zu kühlen,
würde ihm ein Verstoß gegen die Religion scheinen. Es ist
seltsam, welche Inkonsequenz! Jonathan sollte der größte
Menschenliebhaber sein aus demselben Grunde, warum er die
Frivolität verachtet. Beides wären die Folgen der Religion,
keine dürfte im Grunde ohne die andere sein. Und doch haßt
Jonathan nur die Frivolität, kümmert sich aber im Uebrigen
wenig um den Wanderer, der verwundet am Wege liegt, und
den wieder niemand anderes verbinden und erquicken würde,
als der sonst so ungläubig und samaritanisch gesinnte John Bull.

John Bull handelt leichtsinnig und ohne Consequenz. Der
Instinkt und die Leidenschaft reißen ihn zu jeder Unterneh-
mung hin. Grundsätze, dauernde Maximen hat er keine.
Jonathan hat einen einzigen Erfahrungssatz: er sagt: Fiat
coelum, fiat justitia! Er bleibt sich gleich; man weiß, was

noch romanhaft möglich, daß der junge Frankfurter Senatorssohn (Göthe) neben den Studien der Pandekten und der kaiserlichen Wahlcapitulationen auf die Abentheuer eines Jünglings, der sich das unwiderstehliche Verliebtseyn in die hausmütterliche Frau Amtmännin nur durch Pulver und Blei aus dem Gehirn zu treiben wußte, einen Seitenblick werfen konnte und jenes unübertreffliche Musterromänchen der Wertherischen Sentimentalität bildete, welche für uns Deutsche ihren andächtigen Höhepunkt erreichte, als der empfindsame Capuziner, Sigwart, auf dem Grabhügel seiner oberschwäbischen Laura ausgeathmet hatte. Die Empfindsamkeit selbst hatte damals mit ihm „ausgelitten und ausgerungen ihren Todeskampf." Diese ansteckende Kränklichkeit starb selbst ab. Und fast möchte man sagen, für Manche zu frühe! Denn das, was sie besseres wirkte, die Entwilderung, war in manche deutsche Seele doch noch nicht mildernd genug eingedrungen. Es dauerte aber nicht allzu lange, so zeigte sich aus dem Kampf zwischen roher und verfeinerter Sinnlichkeit, immer mehr zum Vorzug des ästhetischen, die Wahrheit jenes alten: emollit mores, nec sinit esse feros. *)

Unvermerkt schuf sich — ohne Dogmatik — eine zweite Cultur-Periode. Was vorher nur etwa Prinzliche Kenneraugen und Höflinge in Ballettänzen zu sehen und zu lorgnettiren die Lust gehabt hatten, daran wurde durch Operetten und Opern und Lustspiele Stadt und Land, Eltern mitsammt den lieben Kindern, gewöhnt. Das Anschauungsvermögen nahm ganz andere Fertigkeiten an

*) „Rohere Sitten erweicht feineres Schönheitgefühl!"

über Dinge, von denen die lieben Alten zuvor fest geglaubt hätten, daß man sie „ohne Aergerniß“ nicht ansehen, nicht anblicken könnte. Nicht Heinse's Laidion und Ardinghello allein spielten diese Dinge für Aug und Ohr in das Gebiet der schönreizenden Künste, die Phantasie des Nordländers zugleich unter den immerblauen Aether Italiens und der Cyprischen Inselgruppen wegzaubernd. Man wagte in Kunstakademieen nach dem Nackten zu zeichnen, auch wenn diesseits der Alpen das Attelier des — durch seine Kunst über sinnliche Rohheit sich erhebenden — Bildners dazu mit anderem als Liebesfeuer geheizt werden mußte. Ja, weibliche und männliche Augen kamen wohl in trauter Gesellschaft miteinander in Mannheimer, in Dresdener und Berliner Statuensälen (Hätte man nur nicht meist mit Gypsabdrücken sich die Antiken ersetzen müssen!) vor einen Apoll von Belvedere oder vor die schamhaft überraschte Mediceerin, ohne daß heiligende Feigenblätter aus Gregor des Großen und Heiligen Zeit für moralisch unentbehrlich gehalten worden wären. Iffland-Pygmalions Statue durfte der angestehte Zeus späterhin sogar mitten auf dem Theater in menschenfarbenes Fleisch übergehen lassen. Der gesundgelassene natürliche Verstand macht von selbst den großen Unterschied, was aus künstlerischem Schönheitsgefühl? oder um muthwilliger Aufreizung der Leidenschaften willen geschehe? Und die Moral, Absichten erwägend, urtheilt nicht wie spät bekehrte Betbrüder und ihre kopfnickende Conventickelschwestern oder wie mißdeutende, an sich allzu keusche Recensenten.

Mit einem Wort: die anschaubare Kunst- und Theaterwelt (so lange man ihr in jener ernstlich sich bildenwollenden Periode nicht blos um der Zeittödtung, sondern um der Gemüthsbeschäftigung willen das Aug zuwendete) brachte,

nebſt dem dadurch in alle Claſſen ſich verbreitenden Lehrbedürfniſſe für das deutſchverſtändliche, vor aller Augen in der wirklichen deutſchen Welt Umſtimmungen hervor und Empfänglichkeiten zum Bewußtſeyn, die zuvor in keinem Lehrbuche ſanctionirt ſtunden, aber viele Gemüther menſchlicher und der Menſchheit würdiger machten.

Die überall aufgeregte Bildungsfähigkeit erzeugte zwar nicht viele vortrefliche, aber von den leitenden Ständen ſelbſt bis auf die Menge herab doch ſolche Sitten, daß des Markis d'Argens Europa bereiſender Chineſe jetzt nicht mehr an jeder Kreuzſtraße zu fragen hätte, was überall die mit Schädeln und Menſchenfleiſch behangenen Räder, Spieße und dreibeinigte Juſtizdenkmale andeuteten? Kann doch, was in 17 mittelalterlich-chriſtlichen Jahrhunderten nicht denkbar geweſen war, jetzt juridiſch-philoſophiſch die mit dem Noachiſchen Blutſchuldsverbot übereinſtimmende Frage zur Erwägung kommen: ob nicht unſre jetzige Staatsgeſellſchaften ohne Todesſtrafe, außer wider Mord und Brandſtiftung, wohl zu erhalten wären?

Aber Verzeihung, Hochachtbare Richter! ich ſcheine abzuſchweifen. Ich wollte nur gerne andeuten, wie durch Aeſthetik oder durch das in der verfeinerten Sinnlichkeit erweckte Schönheitsgefühl Cultur, und durch Cultur die Sitte ſich vor unſerer neueren Zeit verbeſſert zeigte.

Deswegen hat unſer Göthe, dieſes unter Uns nur mit unſerm Leibniz vergleichbare, ſtatt der Mathematik mit dem encyclopädiſchen Dichtertalent ausgeſtattet, wiedererſchienene Univerſalgenie, welchem die ſinnliche und geiſtige Natur, immer in ihrer weſentlichen Lichtgeſtalt concentrirt, ſich als Wahrheit und Dichtung zugleich, offenbarte, einſt,

da Er romantisch die Lehrjahre der von Ihm durchlebten deutschen Bildungsperiode schildern wollte, fast alles auf die zwei Quellen zurückgeführt, auf Einfluß der Kunst-, Geschmacks- und Theaterwelt, und auf die — damals noch mächtige — reinere und stille — Wirksamkeit jener pythagoräischen Lebensbaumeister, die höher über den Lebensbauplanen stehend ihre vertrauende Logengesellschaften unanstößig zwischen den mancherlei Herkömmlichkeiten hindurch zum Erbauen der Humanität zu leiten wußten. Gelästert wird auch der Meister dieser Lehrjahre, in denen Schiller die Theorie der Wirklichkeit fand und bewunderte. Unablässig, neidvoll entstellend, gelästert, wird Er; wir wissen, von wem! Aber denuncirt konnte Er freilich nicht werden; auch nicht, weil vielleicht einmal wegen des Göthe'schen Werthers sich ein Kraftgenie werthertürte; auch nicht wegen des Romans über die Wahlverwandtschaften, die allerdings im unaufgelösten Contraste mit den Zwangsverwandtschaften stehen. Man macht Ihm nur vor der horchenden Menge Aristokratie zum Verbrechen, weil Er, für sich und andere so voll von Aristie oder Selbstvervollkommnung, die Kakokratie von Unten wie von Oben durchschaute, aber nicht durch pöbelaufregendes, ochlokratisches Wortgelärm, sondern durch weiseres Einwirken von Kunst, Geschmack, Wissenschaft und Menschenkenntniß bei jeder Gelegenheit zu berichtigen verstand. Dergleichen Aristokratie als „Macht der Vortrefflichkeit" verlästern freilich Diejenige, welche durch nichts Vortreffliches eine Autorität erprobt zu haben sich bewußt sind, vielmehr durch Frondiren, Malcontentisiren und Sophistisiren sich gewichtig, und etwa auch Preis-würdig, zu machen vermöchten.

Nur Eine Hauptfolge von der hier allzu kurz anzudeu-

tenden Cultur der zweiten Periode bitte ich noch bemerkbar machen zu dürfen, nämlich die damals so glücklich befolgte Ueberzeugung, daß die leitenden Stände, ihre Söhne, wenn gleich wissenschaftlich, doch nicht pedantisch, sondern durch geisterweckende Kenntnisse und Uebungen für das Leben, und nicht für luxuriöse Lebensvergeudung, erziehen lassen müßten. Ich darf hier, was ich bezeichnet haben möchte, nur an die Namen Basedow, Salzmann, Weisse, Campe, von Rochow und ähnliche knüpfen, und an das damals ausgeübte größte Vervollkommnungsmittel, daß der hochgeborne Sohn doch während seiner ganzen Bildungszeit in jenen Philanthropinen, nichts durch Standesunterschied, sondern einzig durch das, was er in sich selbst ward, gelten sollte, also erst, wenn er in sich selbst Gültigkeit erworben hatte, alsdann auch noch in die Vortheile der Standes- und Geburts-Rechte eintrat, um die eigene Gültigkeit desto geltender machen zu können.

Aber nun! Auf eine nicht zu berechnende Weise brach plötzlich in unsere deutsche Zeit die dritte Periode herein, auf deren neueste Ausartungen meine Romandichtung warnend zu beziehen ist.

Seitdem der Musterkönig, Friedrich der Große, Preussens Emporsteigen auf geistige Energie und in allen Fächern und Zweigen der Staatsgemeinschaft auf lebhaft ermunterten Vervollkommnungstrieb gegründet hatte, besonders aber seitdem durch des heroischen Philosophen und Dichters siebenjährigen Sieg über den Materialismus fast des ganzen Europa dies augenscheinlich worden war, wie wundersam geistige Energie die Kräfte auch des kleineren Staates multipliciere und

potenziere, war im vieltheiligen, aber deſto vielſeitiger ſich bildenden deutſchen Vaterland faſt überall dies ein Ehrenpunct geworden, daß von Oben her, mit Achtung gegen die wiſſenſchaftlich Sachkundigen, auf Verbeſſerungsvorſchläge aller Art, auf eine ſich gerne durch Theorie orientierende Praxis, gehört wurde. Auch wurde es Gemeingeiſt, daß vom Möglichen immer mehr ausgeführt erſchien, weil die Beſſerungsbegierige nicht der vollziehenden Macht ſich entgegen, vielmehr überall ſelbſt in ihre Reihen ſich ſtellten! Daher, daß durch vertrauendes, anhaltendes Einwirken auf den deutſchen guten, wenn auch nicht raſchen, Willen immer mehr zweckmäßiges, nicht in papiernen Paragraphen, wohl aber in dauerhaften Inſtitutionen und in einer allgemeinen Sitte ins Leben trat, welche faſt nichts offenbar-verwerfliches mehr denken, wenigſtens nicht ohne heilſame Scheu vor der Publicität der Schlözeriſchen Staatsanzeigen, des Spittleriſchen Magazins, der Lichtenbergiſchen Auslegungen Hogarths und dgl. m. hervortreten ließ.

Erſt aus dem in einem ganz andern Mißſtand der Verkehrung des Hofs, der Kleriſey, der Magnaten, des egoiſtiſchen Volkscharakters befangenen Frankreich kam eine wahrhaft undeutſche Umſtimmung herüber; nämlich das zuerſt im Gefolge der feigübermüthigen Emigrés hereingeſchlichene Mißtrauen der Obern, daß, je billiger die Macht verwillige, ihr ſelbſt immer mehr abgetrotzt werden könnte, und auf der andern Seite die zerrüttende Furcht und Einbildung, wie wenn, auch dieſſeits der Revolutionsgränzen, die Conceſſionen des Guten nicht mehr durch Wohlwollen und Vereinigung, nicht mehr ohne ein bedrohendes Entgegenſtämmen und Opponiren zu erreichen wären.

Diese Mißverständnisse weniger Decennien sind nahe daran, unter Uns, wenn nicht fremde Dämonien aus Norden und Westen, und wiederspuckende Höflingsgespenster dazwischen hauchen, durch Erfahrungen gelöst zu werden; da der deutsche Charakter, nicht wie der französische, ja nicht einmal wie der brittische, abgeschlossene, unbedingte Opposition zwischen den Regierten und der Staatsverwaltung fortdauern läßt, weil auch unsere Regierende nicht so unmäßig opulent und nicht so übermüthig im Kastengeist erzogen und versunken seyn können, daß es ihnen ohne das Wohl der Regierten nur desto wohler seyn könnte, wie dort, wo dem erbrechen torystischen Majorat-Gutsbesitzer, wenn er als ein Ueberflüssiger die halbe Welt durchschwärmt und den Schweiß hungernder Arbeiter im Ausland verschwendet, die Nichtbesitzer nur wie verjagbare Pächter sind. In Teutschland streitet man sich nicht, wie zu Paris und London, um die fast alljährlich wechselnden Ministerpläze, weil dort das Wechseln fast aller Staatsdiener damit zusammenhängt. Der deutsche Charakter hält fest darauf, daß ohne Stätigkeit kein gutes Gesetz, keine Anstalt wohlthätig ins Volksleben übergehen kann. Er will, daß regiert werde. Um gut zu regieren ist Detailkenntniß unentbehrlich. Das schlaueste Intrikieren wird uns diesseits nie für Regieren gelten.

Weil diese Gegensätze sich bald von selbst noch mehr ausgleichen werden, so würde ich sie vor Ihnen, Hochachtbare Richter, gar nicht berührt haben, wenn es nicht auch zu meiner Angelegenheit gehörte, nicht blos mit Worten, sondern durch Sachgründe darzuthun, daß die Tendenz auch meines deutschen Gemüths keines-

weyß zum voraus unter die nur eigenſinnig und willkührlich opponierenden zu zählen ſeyn kann.

Aber mit einer andern Eigenthümlichkeit unſerer dritten Culturperiode hängt meine Sache noch weit näher zuſammen. Es iſt das letzte, welches kurz zu beleuchten die duldſame Aufmerkſamkeit meiner Herren Richter vergönnen wird.

Durch den philoſophiſchen Regenten und Helden auf dem Preußiſchen Thron, welcher, weil Er für Alles ſorgte, ohne alle Beſorgniß auf ſeinem Sansſouci Herrſcher und Privatmann zugleich war, wurde auch den kirchlichen legitimirten Theologieen — nicht aufgegeben, aber — freigeſtellt, die durch ewige und zugleich durch geſchichtliche Wahrheiten ſich verbreitende ächtchriſtliche Religion durch neuprüfende Wegreinigung und Aufklärung allzu menſchlicher Katheder-Hypotheſen und Concilien-Anmaßungen deſto glaubwürdiger, und gegen unſittliche Willens-Zweifel deſto wirkſamer darzuſtellen.

Zu gleicher Zeit weckte in einem ſtillen, kenntnißvollen Denker im Preußiſchen Königsberg der Humeſche zweifelmüthige Skepticismus ein kritiſch gerechtfertigtes Vertrauen zu der Geſammtheit der menſchlichen Geiſteskräfte, daß ſie nämlich, wenn nur freithätig durch Forſchen, Mittheilen und Prüfen zuſammengewirkt werde, von allen uns nutzbaren Wahrheiten den nöthigen Grad von Ueberzeugung mittels ihren eigenen Anlagen ſich zu verſchaffen vermögen. Der Zweifelmuth verlor durch Abſcheidung metaphyſiſcher Phantaſien ſeine unverdauliche, ſich ſelbſt quälende Nahrung. Das was unſittlichen Leidenſchaften widerſtehen ſoll, darf nicht auf Nebendinge, nicht etwa auf Ueberlieferungen gebaut werden, die im Augenblick der

Verſuchung, weil ſie nur leichtgläubig zugegeben waren, auch leichtſinnig bezweifelt werden können. Strenge, kritiſche Imperativen als ſelbſtgedachte und ſelbſtgewollte Rechtſchaffenheitsgebote wurden auf das gegründet, wozu, wer irgend noch Menſch iſt, in ſeinem Innern Ja! ſagen muß und, wo er es ausgeübt ſieht, es ſey beim Giftbecher des Sokrates oder beim Kreuz Jeſu, durch erſchütternde, aber das Gemüth befriedigende Bewunderung magnetiſch hingezogen wird. Pflicht und Recht ließen ſich nach Kant und Fichte als unverlierbar zeigen, weil ſie in dem unverlierbaren Selbſtbewußtſeyn des geiſtigen Ich immer neu ausgeſprochen und nicht blos von außen her geſchichtlich mitgetheilt ſind.

Aber wie ungern bleibt der Menſch bei der klaren, nahen Einfachheit, wohin auch Göthe alle wahre Beobachtung ſo oft mit dem Ernſt des welterfahrnen Greis gewieſen hat!! Hatte gleich ehedem Sokrates die Philoſophie, vom metaphyſiſchen Nebel-Himmel weg, in das menſchliche Gemüth verſetzt, ſo zerarbeiteten ſich bekanntlich dennoch Jahrhunderte nach Ihm auf's neue durch alle nur erſinnliche Künſte, um ins Uebernatürliche, in das Dunkel, wo jede Phantaſie allein gültig zu philoſophiren oder zu viſionieren meint, überzuſteigen. Ebenſo nach, und zum Theil noch neben Kant, der freilich durch ſcholaſtiſche Sprache und Einkleidung dazu weit mehr, als Sokrates durch ſein Ironiſieren, Anlaß gegeben hatte, aber das graue Greiſenhaupt warnend genug dagegen ſchüttelte.

Aus der Geiſtes- und Pflichtenlehre verfällt man gar gerne wieder in ein Recidiv blos metaphyſiſcher Speculationen, die den Denker und den Witzigen durch Spitzfin-

digkeit und den Schein der Absolutheit beschäftigen, ohne im Wollen und Handeln ihn und sein Gewissen zu incommodieren. Imaginationen über das Wesen Gottes und mysteriöse Bedingungen seiner Gnade, die er zu glauben vorschreibe, will man weit lieber, als innerlich unläugbare Imperative der Pflicht, durch welche der Geist, seiner selbst mächtig werdend, Eintracht seines Wollens mit seinen Einsichten von unbedingtem Rechthandeln sich gebieten und dadurch frei sich regieren sollte. **Les Philosophes s'amusent.**

Diese Phantasieen verliefen sich also auch diesmal bald wieder in Schulenweisheit und Partheimacherei, und jetzt nur um so künstlicher und labyrinthischer durch ein hochgerühmtes Aufsteigenwollen ins Unendliche und Absolute. Aber je weniger glaublich dann Endliches aus dem Unendlichen hervor- oder gar Endliches und Nichtvollkommnes in das Unendliche und Vollkommne hineingebracht werden konnte und je hierophantischer doch die Augurs der Natur- und Ideal-Philosophieen diese Geheimnisse für sich allein in ihren Intuitionen zu besitzen versicherten, desto schwankender erschien die im Absoluten sich zu einem prädestinirten Nothwerk umgestaltende Moral. Eben dieses Philosophiren über die letzte oder äußerste Ursache alles Werdens verwandelte alles Seyn in Eine und ebendieselbe absolute Ursache, und meinten dadurch Pantheismus (S. 233.) gefunden zu haben, ungeachtet all das Nichtvollkommne, auch wenn es mit dem Vollkommnen zugleich ewig und ohne anderweitige Ursache existirt, dennoch nicht vollkommen oder Gott seyn kann.

Der Menschenverstand ahnete anders; er widerstrebte; aber er wurde durch Verachtung von diesen Dicta-

man an ihm hat, man kennt ihn, man wird ihm nicht ins Haus laufen und sagen: Borgen Sie mir tausend Pfund, Sir! Jonathan hat an sein Haus geschrieben: Hier gelten die einfachen Grundsätze des Einmaleins! John Bull beneidet dem Manne die Ruhe, das leichte Blut, den gesunden Schlaf. John Bull ist immer exaltirt und ärgert sich über Alles. Gingen Beide, John Bull und Jonathan, durch die Regentstreet in London, so wird jener alle hundert Schritte still stehen und etwas zu bemerken haben. Dieses Haus scheint ihm geschmacklos, jenes steht mit dem Charakter des Bewohners in keinem Zusammenhange, da sind die Fenster gespart, „aus Furcht vor der Fenstertaxe!" ruft er aus, „aus dem miserabeln Grunde, der reiche Mann!" Jonathan hört ihm ruhig zu. Jonathan denkt nur an seine eigene Einrichtung und überläßt Jedem die Verantwortlichkeit der seinigen. In der That, diese Privatzüge muß man in Anschlag bringen, wenn man begreifen will, warum John Bull niemals für die Republik so reif sein wird, wie Jonathan es ist.

Gesetzt, John Bull und Jonathan würden auf eine wüste, menschenleere und unangebaute Insel verschlagen. Hier würde sich vollends die Verschiedenheit des Charakters bewähren. John Bull wird mit einer herzzerreißenden Melancholie am Gestade des Meeres auf- und abgehen, würde jeden Vogel in der Ferne für ein Segel halten und, hundertmal getäuscht, doch nicht die Einsicht haben, daß vom Außerordentlichen und in einer außerordentlichen Lage nichts mehr zu erwarten ist, sondern daß es gilt, sich hineinzufinden und das Ungewöhnliche für das Gewöhnliche zu nehmen. John Bull würde von den Meerkrebsen gefressen werden, ehe er selbst Anstalten machte, sie zu fangen und durch irgend ein geschenktes

torischen Philosophieen weggeschreckt. Es ward zur Schande, Verstand ausüben und verständlich denken und lehren zu wollen. Daher die fast unbegreifliche Unklugheiten, in welche sich gerade talentreichere, zur Wissenschaftlichkeit aufgeregte, aber nicht vom absoluten Vernunftzweck auch zur Klugheitspflicht, die Mittel der Verwirklichung zu versehen, hingeleitete Jünglinge verwickelt haben. Desto mehr alleswissende, wenigstens alles durchsprechende, „Dialektiker“ wußten in ihren Schöpfungsfabriken Alles aus allem, Halbgötter aus Menschen, zu machen. Aber auch desto mehrere mit den Wagschalen der Wahrheit spielende „Equilibristen“, Zweifler und sophistische Absprecher, mit Einem Wort, desto mehrere von der Gattung des von mir deswegen, — um schnellere Scheidungen des Falschen vom Aechten zu veranlassen — vor der feineren Lesewelt ausgestellten Cäsars, mußten unter den nächsten Generationen entstehen! Niemand, der die Zeit kennt, wird sagen, daß ich diesen Cäsar erfunden habe. Schlimm genug für mich, daß ich ihn, und nicht blos in Einem Exemplar, gefunden hatte.

Bliebe dies nur innerhalb der männlichen Erziehung, so wäre vorauszuwissen, wie nicht allzuspät der auf dieses Geschlecht einwirkende Drang der Lebenserfahrungen und sich aufnöthigender Reflexionen den tüchtigen Theil desselben heilen und durch die eingeimpfte Krankheit desto gesunder machen werde, weil es sie gegen die nervös fieberhaften Symptome des moralischen Aberglaubens wie des absolutistischen Nichtglaubens desto gestärkter machen muß. Aber der geldbedürfende elegante Weltbildungseifer hat sich auch auf das Geschlecht der Wallys geworfen, und gerade auf die gute Wesen, für welche ein Aufwand gemacht werden kann.

Schon bis zum Stand der wohlhabenden Bürger herab soll die „Tochter vom Hause“ Bildung, und immer „Bildung“ erhalten, das heißt der Wahrheit nach, Abgewöhnung von dem, was sie in ihrer natürlichen Bestimmung zum Familienleben, als mitdenkende intime Freundin des Gatten, als verständige Hausregentin, als beglückende und beglückte Mutter rein geliebt, unentbehrlich und in jedem Alter höchst achtungswürdig machen müßte.

Man bedenkt nicht, daß hiezu nur die Anleitung zum Verstehenlernen des Gedachten, zum schlichten Denken an Urtheilsgründe, vornehmlich aber zum entschlossenen Wollen des einfach und unverkennbar guten nöthig ist, nicht aber das Ueberfüllen des Gedächtnisses mit Sentenzen und Nomenclaturen, mit der sinnigen Beiwörtermenge, mit dem Jargon der schwazhaften Kunstkennerei und der unaussprechlich poetischen Schönheitsgefühle.

Dagegen werden, statt nützlicher Arbeitsamkeit, höchstens die vergänglichste Putztändeleien, so wie witzig und spitzig einen deutschen Reim macht, wie superfeines Bildungsmittel betrieben. Hauptsächlich aber muß, Stunde für Stunde, von Kunstmeistern und nicht übelgebildeten Hofmeistern oder Privatlehrern, gelernt und wieder gelernt werden, um — rechtgeistreich und imposant und pickierend in Gesellschaften mitunter einmal ein vielsinniges Wörtchen, wie einen Wink von Pallas Athene, fallen lassen zu können.

Gelernt und gelernt soll werden, um geistreich zu seyn? und doch können die lieben Wesen nicht leicht etwas aus den Quellen (es müßten denn die Lafontainesche seyn!) lernen. Sie können nur das traditionelle in

populariſirter, d. h. in oberflächlich erleichterter, ſtatt der Beweisgründe verſüßlichter Geſtalt und Miſchung von Ferne kennen lernen. Selbſt das Natürlichſte, die ernſte, aber unverhüllte, gegen Gefahren und Laſter am ſicherſten belehrende Kenntniß ihrer ſelbſt und der Menſchen, wie ſie ſind, ſoll ihnen aus Ueberzartheit, bis zum Moment der Ueberraſchung, ein Geheimniß bleiben. Nicht einmal durch Romane aus der bunten Wirklichkeit, dürfen ſie alles ſo, wie es iſt, kennen lernen; nur idylliſch und idealiſch ſollen ſie die Welt ſich vor Augen mahlen, bis ſie aus ihren zierlichen Cirkeln mit einemmal in die Strudel der Selbſtfahrung hinausgeworfen werden.

Kann der Erfolg ein anderer ſeyn, als daß die Phantaſie dennoch ſchon im Stillen dem Verhehlten deſto erfinderiſcher nachgrübelt? daß der Mutterwitz an dem Ueberlieferten manches nach veralteten Zeitbegriffen mit oder ohne Abſicht Hinzugefügte und zum Glauben aufgenöthigte heimlich zu bezweifeln anfängt? und doch darüber die wahrhafte, immer frommbeſonnene Aufklärung nicht um Rath und Aufſchluß frägt? wie es doch vertrauensvoll geſchehen ſollte, um das Bleibendwahre nie wegen der Beimiſchungen zu verwerfen, aber auch das Irrige nicht, wie etwas durch die Miſchung geheiligtes, zu verewigen. Daß das Gold nicht ohne Legierung verarbeitet werden kann, bleibt dann doch noch wahr genug.

Schnell kommen vollends die Blüthenjahre, wo eine ſolche Wally brillant hervorzutreten durch die Sommernachtsvögelchen gereizt wird, die ſie umflattern. Wahr iſt's, nicht zur ſinnlichen Wolluſt, nicht einmal zu ſolcher Lüſternheit iſt ſie in jener jetzt modiſcher Erziehungsweiſe verzogen worden. Und ebendeswegen iſt ſie auch in meiner ro-

mantiſchen Charakterſchilderung durchaus nicht eine Wollüſtige, noch viel weniger eine Verführerin. Aber gefunden, und geſchildert iſt ſie deſto mehr als verzogen zum Scheinenwollen, zur Luſt, als geiſtreich und ſogar als vorurtheilsfreier, wie ſie kaum ſich zu zeigen wagt, bewundert zu werden. Viele umſchwärmen ihre Eitelkeit und verſchwinden erfolglos. Von dem, was die Mode und Etikette noch als Decenz und Sittlichkeit gelten läßt, wird nichts verletzt. Sie lebt, ſoweit ihre „große Welt“ ſich ausdehnt, in kleinlichten Anſtrengungen, Aufſehen zu machen, vielleicht ſogar politiſch ein bisgen mit zu intrikiren, wenigſtens in etlichen Bällen den Reihen zu führen, vielleicht in einigen Converſationen allerliebſt genannt zu werden.

Ihr ſelbſt imponirt zum Unglück, wie eine Ausnahme, ein Sophiſt, aus der zuvor beſchriebenen abſoluten Claſſe vor den Jahren überreif gewordener Indifferentiſten, die aus der urchriſtlichen Geſchichte der religiöſeſten Standhaftigkeit und menſchlich-göttlichen Ueberzeugungstreue Jeſu nichts ſo gerne aufgreifen und nachſprechen, als die Pilatusfrage: Was iſt Wahrheit?

Ohne Ihn, dieſen nördlich kalten Cäſar und Beherrſcher ihrer allzu mangelhaften Bildung, kann ſie, die zwanzigjährige, nicht glauben, nicht zweifeln, wenn ſie gleich ſelbſt, daß er mit ihr, mehr noch als mit ſich, ein herzloſes Begriffſpiel ſpiele (S. 234. wie ſchon S. 10) einſieht und (ſondern zur Warnung!) bejammert.

Nach den von den vielen Ehen ohne Liebe abſtrahirten Grundſätzen, in welche er ſich und ſie hinein täuſchte, und durch welche doch auch ohne Ehe in eigenwilligen Gemüthern

die bleibende Treue der Liebe nicht garantirt seyn würde, verläßt der Empfindungsleere, die Einsame, die Trübsinnige, Trost suchend in der Religion, die sie rein und wahr und willensthätig ohne Grübeleien zu denken nicht gelehrt worden ist. Durch sein eigenes Gewirre von einigen entdeckten und von viel mehreren selbstgemachten Mißverständnissen über Religion und besonders über das, was nur zur menschlichen Geschichte der Religiosität gehört, stürzt er die Zweifelerin in Verzweiflung und in den (doch gewiß nicht zur Nachahmung!) grauenhaft und abschröckend vom Verfasser ausgemahlten Selbstmord.

Welches Mädchen wird nicht Ihn, den Verderber der nur verzogenen und übelberathenen Wally, hassen? Wird an ihm nicht manche vor Seinesgleichen, wie sie sich in allerlei Gestalten umhertreiben, sich hüten lernen? — Bedurfte es noch, ihm ein Signalement anzuhängen? Welcher Jüngling wird diesem Skelet von Charakter ähnlich werden wollen?

Und werde ich nicht, Hochachtbare Richter, laut sagen dürfen: Ich will strafbar seyn, wenn eine Einzige Leserin Meiner ganzen Schilderung, selbst eine noch weit mehr verzogene, daraus den Gedanken schöpft, daß sie selbst eine solche Wally seyn möchte, daß sie sich einen solchen Cäsar wünschte. — —

Ach! Wie konnten Urtheilende im Publicum sich, statt des Ganzen Meines Charaktergemäldes, nur die verwerflichsten, ja sogar die völlig angedichteten Züge als Tendenz der Verführung zur Unzüchtigkeit, zur ausschweifendsten Wollust und zur Gottesverachtung vorhalten lassen?

Die richterliche Gerechtigkeit hat nicht ſo geurtheilt. Sie wird — während ich auch jetzt nicht durch Flehen eines Angeklagten ſie zu beſtechen ſcheinen möchte, aber meinen gefühlteſten Dank für das vergönnte Gehör hochgeneigt anzunehmen bitte — auch aufs neue und immer, nicht anders aburtheilen.

— — nondum terras Astraea reliquit.

„Wahrlich! auch jetzt hat nicht Deutſchlands Gerichte verlaſſen der Rechtsgeiſt.“

## Epilog des Herausgebers.

Nach wenigen Tagen wurde die Appellation von dem Herrn Staatsanwalt selbſt zurückgenommen, folglich wegen des Urtheilſpruchs der erſten Inſtanz vorausgeſetzt, daß er auch in der Appellationsinſtanz beſtätigt werden würde. Oeffentliche Blätter, z. B. der Schwäbiſche Merkur vom 17. Febr., geben die Nachricht, daß die Zurücknahme der Appellation auf Veranlaſſung des Großherzoglichen Miniſteriums geſchehen ſey. Gegen die öffentlich, vom Literaturblatt aus verbreitete Verdächtigung, als ob der angeklagte Roman Verführung zur Wolluſt, Unzucht, Gottesverachtung und Irreligioſität enthalte und beabſichtige, ſprechen alſo, genau betrachtet, drei hohe juridiſche Inſtanzen, gegen deren Unpartheilichkeit und Scharfſicht kein leidenſchaftlicher Denunciant einen Zweifel zu erregen wagen wird.

Das ſonſt ausgeſprochene Verbot iſt polizeilicher Natur und alſo nur ein präcavirendes Verwarnungsmittel für Unbehutſame, das, wenn es auch von Tribunalen oder Miniſterien genehmigt wird, nur um dieſes temporären Zwecks willen beſtätigt worden ſeyn kann.

Die Angelegenheit hat ſich, abgeſehen von allem Perſönlichen und den beigemiſchten Verirrungen unerfahrener, aber genialer, Jugendlichkeit, nunmehr in eine für die ganze deutſche Literatur wichtige Frage verwandelt: Iſt es, laut dieſes Einen Beiſpiels, rathſam und käme es mit dem deutſchen Rechtsſinn überein, wenn über literariſche Darſtellungen, ohne gerichtliches, öffentliches Vernehmen der Beſchuldigten, ohne reifes collegialiſches Beurtheilen unabhängiger Rechts- und Sachkenner, polizeilich und inappellabel abgeurtheilt werden dürfte? Auch meine Aufmerkſamkeit wurde durch das Allgemeinwichtige des ſo laut behandelten erweckt, ungeachtet mir von allen, die unter den Namen des Jungen Deutſchlands officiell zuſammengefaßt wurden, kein Einziger perſönlich bekannt war.

Der Fall liegt unläugbar vor Augen, wie leicht durch eine kecke, ſchnell verbreitete, verkehrte Auslegung einzelner Theile ein Ganzes miskennbar gemacht und mit Anſchuldigungen überhäuft werden kann, die nur durch die ruhigſte, collegialiſche Rechtserwägung entwirrt und aus der Reihe von Criminal-Verbrechen in die Kategorie einer ſtaatsbürgerlich verpönten jugendlichen Vergehung geſtellt werden konnten.

Zuvörderſt war und iſt es Wahrheit, daß der moraliſche und religiöſe Inhalt des kleinen Romans viel zu ſehr verdächtigt und überhaupt bei weitem zu furchtbar vorgeſtellt wurde. Wie viele Hunderte würden ihn nie geleſen, wie viele ihn als eine flüchtig hingeworfene, in ihrer Zerriſſenheit unwohlthätig wirkende Carrikatur, mit Bedauern über verſchwendete Genialität, auf die Seite gelegt und beſonders Cäſars pedantiſche Disputationsſkizze als einen

unästhetischen Auswuchs kaum beachtet haben, wenn nicht der vom Verfasser der Wally hie und da geneckte und so eben mit einem vielversprechenden Gegenjournal bedrohte Jupiter Pluvius des Literaturblatts aus Nebel und Wolken ein leeres Wetterleuchten den Schaulustigen vorgegaukelt und zugleich das anlockende Zetergeschrei erhoben hätte, als ob des ganzen unschuldigen Teutschlands Religiosität und Keuschheit in Stücken ginge, wenn nicht Er, als „Ritter Sanct Georg“ in der Weihe seiner Reinheit vor den Riß stünde und den Lindwurm, mit althebräischen Zauberformeln betäubt, der polizeilichen Vernichtung überlieferte.

Wahrheit und zugleich kritische, für die Schwachen wohlthätige Berichtigung wäre es gewesen, allem Misverständniß zuvorkommend, darauf hinzuweisen, daß romanhaft, auffallend, zum Theil auch übertrieben, Verkehrtheiten, wie sie in der Mitwelt um uns her im Umlauf sind, mehr in Worten als in Thaten grell aufgestellt, aber so geschildert sind, wie sie unmittelbar durch die selbstzerstörenden Folgen bestraft und widerlegt werden. Eine solche Beurtheilung hätte, wie sie immer sollte, die Tendenz des Ganzen umfaßt und das im Einzelnen verwerfliche zum voraus unschädlich machen können.

Leider beging die Eifersucht, um nur den Gegner an unbeschützten Stellen zu verwunden, lieber einen literarischen Selbstmord*). Denn sich selbst und die Mittheilungsfreiheit aller Denkenden mordet, wer das literarisch vorgetragene nur dadurch zu unterdrücken sucht, daß er es gehässig macht und den Furchtsamen furchtbar darstellt.

Deswegen ist es auf der andern Seite nöthig, die Wahr-

*) Mr. Menzel a suicidé! sagt man auch zu Stuttgart.

heit dadurch zu vertheidigen, daß man ihr die Kraft nicht absprechen läßt, so weit sie Wahrheit ist, durch sich selbst und ohne Einmischung der nur gegen drohende Gewalt rechtmäßigen Staatsmacht sich für alle Zeiten zu erhalten. Wie viele, von Moral und Religion entbindende Einwürfe, denkt wohl mancher, der das verbotene Buch nicht erhalten kann, müssen darin wie unwiderleglich verborgen seyn? Kann er es aber erhalten, so wird er es kaum durchblättern und schon so viel überschauen, daß das Verderbliche darin, wie immer, sich selber verderbe. Nur seit die an sich blos historische und theologische Controverse nun einmal zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit gemacht worden ist, genügt es nicht mehr, im Verborgenen fortsprühende Kohlen blos oberflächlich zuzudecken, oder sie für längst gelöscht zu erklären.

Keineswegs sey hiedurch gesagt, wie wenn ein ernster Mann an dem übrigen übermüthigen, unklugen Ton, womit ein junges Deutschland (eine in der That nicht existirende Art von willkührlicher Corporation und Innung!), unberufen als Obertribunal und Welterleuchter proclamirt werden sollte, irgend eine Freude hätte haben können. Durch das Lärmmachen wird noch nichts gethan. Selbst die Genialität ist nur das große, edle Mittel für große Wirksamkeit, wenn sie erst auf den hohen, breiten und tiefen Inhalt des Wißbaren, nach dem Leibnizischen und Götheschen teutschen Vorbild, von gleich großer Gewandtheit und Behartlichkeit, wacker angewendet worden und in dem Ozean der Forschungen nicht untergegangen ist. Aber ist denn unser bestehendes altes und junges Deutschland überhaupt so geist- und gemüthlos, daß jene Excentricitäten, jene Reste von einst beliebter Burschikosität nicht,

Nachdenken sich Feuer und Material zu verschaffen, um sie zu sieden. John Bull sieht deutlich, daß auf der Insel keine Menschen leben, aber er kann die Hoffnung nicht aufgeben, dennoch welche zu finden. Er bedarf eines anregenden Umganges, guter Freunde, die mit ihm schwatzen und mit denen er sich erzürnen kann. Jonathan benimmt sich dagegen weit respektabler. Er hat sich längst eine Hütte gebaut und sich in die Umstände gefunden. Er rechnet nebenbei darauf, Besitzer der Insel zu werden, und muß seine volle Mäßigung aufbieten, John Bull von seinen Streichen abzuhalten. Mit einem Worte, Jonathan übertrifft ihn an Hoffnung, Charakter und praktischer Lebensphilosophie.

Jonathan hat dafür einige andere Fehler für sich voraus. Er ist prahlerisch und schneidet gern auf; er vergrößert sein Glück und verkleinert sein Unglück, das heißt, er kann eben so gut lügen, wie heucheln. John Bull — warum sollte der es nicht auch können! Allein Jonathan übertrifft ihn darin, daß dieser nicht blos Heuchler gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst ist. Das kann John Bull nimmermehr. Gegen sich selbst ist er aufrichtig, sich gesteht er, wie's mit ihm steht, er faltet keine andächtige Mienen und hängt den Kopf nicht zwischen die Beine, wie Jonathan, der sich selbst einen Sünder nennt, aber nur deßhalb, weil er durch diese kleine Aufrichtigkeit gegen den Himmel gegen die Erde desto verstockter sein zu dürfen glaubt.

Jonathan hält sich für den ersten Staatsmann in der Welt. Er sagt und wiederholt es bis zum Ekel: Wir leben in einem freien Lande! Krieg, Marine, Verfassung, Wissenschaft, Alles ist bei ihm gleich unübertrefflich. Er verachtet andere Nationen mehr, als der Patriotismus entschuldigen

wenn sie wirklich erschienen wären, bald durch das öffentliche Geschmacksurtheil zurecht, und zuvörderst auf Verbesserung ihrer selbst zurückgewiesen worden wären? Ist Bevormundung so unentbehrlich?

---

Nichts ist schwieriger, als zu bestimmen, wie weit die fürsorgende Staatsmacht gegen Veröffentlichung von Meinungen, die noch lange nicht werdende oder gar gewordene Facta sind, zum voraus einzuschreiten habe. Alle Gesetzgeber erkennen dies, indem noch nirgends ein bestimmt genügendes, ohne Willkührlichkeit anwendbares Censurgesetz ausgedacht worden ist. Und doch sollte, wo Censur für nöthig erachtet wird, das erste nothwendige ein besonders für die schwierigeren Fälle nichts dem Gutdünken überlassendes Censurgesetz seyn, welches die Censoren, wie die Besten von ihnen es gewiß selbst am allermeisten wünschen, auf die bestimmteste Weise veröffentlicht von der Gefahr, willkührlich, das ist, nicht allgemeingültig, sondern nach individuellen, leicht veränderlichen Ansichten zu urtheilen, mit Zuverlässigkeit befreien sollte. Wo aber kein Gesetz möglich ist, da kann auch von Recht im eigentlichen Sinne noch nicht die Rede seyn.

Nach individuellen Ueberzeugungen darf Niemand handeln, wenn es auch Andere und nicht blos ihn selbst und seine Individualität betrifft. Individuelle und subjective Urtheile sind von einander sehr zu unterscheiden. Menschlich-subjectiv urtheilt, wer gewiß ist, daß er nicht blos als Einzelner, sondern so urtheile, wie jeder Urtheilsfähige urtheilen müßte. Dieser Maasstab verhütet tausend Uebereilungen, welche leicht aus individuellen Beziehungen entstehen.

Wie bedenklich überdies das verbietende Eingreifen der Macht in die Entwickelungen der Menschengeister und deren Gedanken-Mittheilung sey und werden könne, ruft uns aus tausend unläugbaren Vorgängen die ganze Menschengeschichte zu. Denken wir nur an einige der auffallendsten.

Wären Kaiser Carls des V. und des Reichs einstige, machtvolle Verbote aller vorhandenen und künftigen Schriften Luthers, welcher zugleich vom Wormser Edict für einen Teufel in Mönchsgestalt officiell erklärt wurde, von dem öffentlichen Geist und Urtheil Teutschlands befolgt worden, würden wir dann eine Kirchenreformation? und würden wir das aus dem Kampf für Kirchenfreiheit hervorgegangene Aufhören der Vasallenschaft der Reichsfürsten gegen die Uebermacht dieses Spaniers, in dessen Gebiet die Sonne nicht unterging und der noch einem Kurfürsten sein Todesurtheil ankündigen ließ, längst vorgefunden haben?

Jede bestehende Macht ist, wenn sie auch aus ihrem guten Glauben (optima fide) handelt, allzu leicht in Gefahr, das was nur ihr schädlich werden kann, für gemeinschädlich zu halten.

Auch die Legitimität der Macht sichert sie nicht vor großen Misgriffen, wenn sie nicht blos über das äußere, factisch erkennbare Recht und Unrecht, sondern auch über innere Wahrheitforschung und Entdeckung dessen, was werden sollte, aburtheilen zu dürfen voraussetzt und den Gordischen Knoten nicht zur Lösung durch Gründe zu fördern sucht, sondern mit ihrem Alexanders-Schwerdt ihn zu zernichten meint. Die zerhauenen Stücke der Verknotigung bleiben umherliegend, und erscheinen leicht noch räthselhafter wie zuvor.

War der nur durch Eroberungsglück Imperator gewordene Constantin, da er für das Christenthum die ersten Toleranzedicte publicirte, nicht noch weniger ein legitimer Regent, als Diokletian und Galerius, welche im Sinne des altherkömmlichen Römerthums die Christen verfolgten, deren innere Wahrheitskunde sich erst gegen alle jene in das geistige Gebiet eingreifende weltliche Gewalt zur Anerkennung durchkämpfen mußte. Constantin wollte eine gute Zeitlang nur den Christen sowohl als den Heiden die Freiheit der Wahl ihres Cultus zusichern, bis die aus Verfolgten leicht in Verfolger übergehende Autoritäten ihn weiter leiteten. Welche Staatsmacht unserer Zeit aber würde noch eher Diokletian, Galerius und jene Hofbischöffe zum Muster nehmen?

Selbst der wichtige Begriff der Gemeinschädlichkeit und daß das Einzelne dem Ganzen aufzuopfern sey, entscheidet nicht so leicht, wie es scheinen möchte.

Der Menschenkenner wird nicht leicht annehmen, daß das ganze aus 70 gereiften Männern bestehende Synedrium zu Jesu Zeit, diese damals höchste, legitime Obrigkeit der Nation, vorsätzlich boshaft und wissentlich falschurtheilend gewesen sey. Dennoch ließen sie sich von der hohenpriesterlichen Halbwahrheit eines Kaiphas hinreißen: „Es ist gemeinnützlich, daß der Eine sterbe für die Nation und nicht das ganze Volk verderbe.“ Joh. 11, 50.

Die Geschichte — soll sie nicht immer mehr die Lehrerin der Menschheit werden?

Wenn also über geistige Dinge weltliche Einrichtungen gesetzlich werden sollen, möchte dann nicht jederzeit zur Prüfung: ob endlich das wahrhaft gute Mittel ausgefunden sey? die Vorfrage als Maasstab nöthig seyn:

„Wäre das jetzt anerkannte Gute, wie z. B. die Entstehung des Urchristenthums, die Aufhebung der Religionsverfolgung, die zum Evangelium und zur Ueberzeugungsfreiheit zurückleitende Kirchenreform, die Befreiung der deutschen Regenten vom mittelalterlichen Vasallennexus und dgl. — als wahrhaft gut zur Erwägung zu bringen gewesen, wenn die und die jetzt vorgeschlagene Einrichtung damals schon gesetzlich und im Vollzug gewesen wäre?“

Alles, wodurch das Gute gehemmt oder auch nur erschwert wird, kann doch gewiß von weisen, von christlichen Gesetzgebern nicht für ein — möglichbestes Mittel gehalten werden.

---

Immer werden diese Betrachtungen wenigstens zu dem hoffnungsreichen Resultate führen, daß — das möglich beste Mittel, die Gedankenmittheilung frei wirken und doch nicht durch Frechheit schädlich werden zu lassen, großentheils noch zu suchen sey. Der Suchende aber findet!

Und sollte nicht Ein Datum zum richtigen finden aus der nächst vorliegenden Zeitgeschichte entnommen werden können?

Weil die Beurtheilung sehr ernst und öffentlich an einen sachkundigen, unabhängigen Gerichtsstand gebracht wurde, welcher nicht eine — leicht leidenschaftlich werdende — Furcht vor Schädlichkeit, sondern nur die erweisliche Rechtsverletzung zum Maasstab zu nehmen und das vorliegende Meinungsproduct nach seiner Ganzheit, Tendenz und nach allen Seiten zu erwägen hatte, wurde, wie wir sehen, die Gefahr vermeiden, das Ganze und dessen Richtung wegen übereilter Misdeutung einzelner Theile zu verurtheilen. Folgt nicht hieraus anschaulich die jedes-



Bayerische Staatsbibliothek München

malige Nothwendigkeit gerichtlicher, nöthigenfalls Experte consulirender, öffentlich discutirender, öffentlich seine Entscheidungsgründe darstellender Untersuchung?

---

Wir glauben einige Grundsätze, wenigstens als Fragen, ob sie nicht als Grundsätze anzuerkennen seyen, kurz beifügen zu dürfen.

Wer, wie jede rechtwollende Regierung eines kultivirten Staats, die Macht und das Rechte zugleich für sich hat, kann nie durch machtlose Zweifel und Einwendungen, daß in dieser oder jener Einrichtung das Rechte noch nicht richtig genug erkannt sey, gefährdet seyn. Er kann zwar nicht durch die Macht entscheiden, was nach innerer Wahrheit unstreitig das Rechte sey; aber er kann die Macht anwenden zu Aufforderungen, daß das Rechte nach seinen inneren Gründen einleuchtender, reiner dargestellt, das Pro und Contra darüber tief erschöpft, das Wahre, ohne welches selbst der Irrthum nicht glaublich würde, herausgehoben und in Einen Brennpunct concentrirt werde. Welche Machthabende Gesetzgebung und Regierung wird sich vor einzelnen Opponenten zu scheuen haben, wenn sie zugleich der öffentlichen Meinung die Ueberzeugung einflößt, daß nicht Willkührgewalt, sondern das Rechtwollen des möglich besten ihr Leitstern sey? Eben dies ist noch viel mehr auf die Kirchenmacht anzuwenden.

Entscheiden kann eine Regierungsmacht nicht über das, was an sich wahr sey; nur über den äußeren Rechtsschutz und die dazu dienende, nähere und entferntere äußere Mittel. Denn äußerliches (über das Sinnliche entscheidendes) Recht ist, was die Staatsgesellschaft durch den Ver-

ſtand der Sachkundigen (entweder der verantwortlichen Räthe des Regenten allein, oder dieſer Räthe und der Landesrepräſentanten zugleich) geſetzlich als ihres gemeinſchaftlichen Schutzes wehrt anerkennt und wofür alſo in ihrem Namen die Staatsregierung die Macht Aller zur Beſchützung anzuwenden die Pflicht hat. Der leitende Grundgedanke iſt: Was die ſinnlichen Kräfte der Mehrheit im Staate beſchützen ſollen, das muß direct oder indirect das öffentliche Urtheil und den Willen des vereinten Ganzen für ſich haben!

Innere Wahrheit hingegen, das iſt, die Einſicht über nichtſichtbare Verhältniſſe des Geiſtes zu den Gegenſtänden, wird faſt nie zuerſt von Vielen, ſondern nur von den Geiſtigbeſchauenden, meiſt von ſolchen, die auf eine gewiſſe Klaſſe von Dingen ihre Richtung nehmen und ſich dafür verüben, entdeckt. Oft iſt es vorerſt nur hie und da ein Einzelner, der das nichtſichtbare Verhältniß ahnet, durch Schlüſſe es ſich erweiſt und mit dem Widerſtreben der Herkömmlichkeit dafür in einen gefährlichen Kampf treten muß. Noch immer hat ein Jeder von uns recht, welcher behauptet, daß für ſeine Sinne die Sonne um unſere kleine Erde laufe. Geiſter machten über das Nichtſichtbare Schlüſſe, daß wohl nicht das Größere um das Kleinere ſich bewege u. ſ. w. Eine Aeußere, ſogar kirchlich geweihte, Macht, ihrer Grenzlinie zu wenig bewußt, gebot Widerruf, erzwang ein Abſchwören des unläugbar entdeckten, verbot das Bekanntmachen der Gründe, das einzige Mittel, allgemeine Prüfung und Berichtigung zu veranlaſſen. Aeußere Macht konnte die innere Einſicht weder wahr noch falſch machen! Sie hätte ihre Stellung erfüllt, wenn ſie nur dafür ihren Rechtſchutz gewährt hätte, daß Jeder

seine Gründe und Gegengründe durch die ihm möglichste eindringliche Darstellung geltend zu machen suchen dürfe.

Sollte demnach nicht zu Förderung aller Wahrheit das sicher, wenn auch nicht plötzlich, wirksamste Mittel dies seyn, durch Erziehung, Unterricht und eigenes Beispiel von Oben und Unten, Mit- und Nachwelt, die anders nicht vereinbare alte und neue Zeit, daran zu gewöhnen, daß man nicht auf Worte und Personen, sondern nur auf Gründe höre und achte, daher selbst gerne durch ausgesprochene Gründe leite, leake und regiere, Gegengründe milde aufnehme und wenn sie scheinbar sind, löse ꝛc.

Beispiele von Oben wirken auf die Sitten, mehr als Gebote. Wie viel thut schon das Beispiel, daß die Richtersprüche nicht ohne ihre Begründung gegeben worden! Wie manche Anordnung würde viel besser verstanden, viel richtiger von den Unterbehörden applicirt, viel williger befolgt werden, wenn statt überflüssiger Formeln sogleich die Hauptgründe der Verfügung eingeflochten wären; was wohl bei den Meisten in wenigen Zeilen geschehen könnte.

Wie wohlthuend ist es, aus der Motivirung bemerken zu können, wie der Befehlende das Rechte, das Möglichbeste auszuwählen bemüht war!

Wird es erst durch Erziehung, Unterricht und Beispiel Sitte, daß nur nach Gründen gefragt, nur auf Gründe geachtet wird, so ist nach nicht langer Zeit alle Gefahr vorbei, daß noch auf Absprecher, ungestümm jugendliche Declamatoren, speculative Verstandesverwirrer, kühne Verläumder und Misdeuter von der Lesewelt und dem Publikum gehört werde. Das Reich der Schreier in allen Fächern hat dann ein Ende! Die Hoffnung der Schwindler, durch Volkstäuschung und Anarchie für sich im Trüben etwas zu erfischen, wird undenkbar.

Es versteht sich, daß, weil Ordnung im Ganzen das Bedürfniß Aller ist, der Einzelne sich dem legal entstandenen Gesetz factisch unterordnen solle und müsse, auch wenn er es noch nicht für das möglich richtigste hält. Aber ebenso gewiß versteht es sich, daß der Gehorchende doch auch seine Gegengründe so eindringlich, als er es vermag, auszusprechen nie gehindert werden sollte! Die allgemeine Pflicht der Vervollkommnung gibt hiezu das höchste Recht. Nur durch diese gründlich lebhafte Gedankenmittheilungsfreiheit tritt das Bestehende in die so nöthige Harmonie mit der Verbesserungspflicht.

Stabil wird das Bestehende nur dadurch, daß man den Grund sieht, auf welchem es fest stehen oder sich fester, beständiger und des Bestehens würdiger machen kann. Stabil ist nicht, was steht, sondern was zu stehen fähig ist.

Rechtsverletzungen gehören vor unabhängige, sachkundig besetzte Gerichte. Gewiß ist es nie herabwürdigend für die Staatsregierungen, wenn sie alle Rechtsverletzungen vor die Gerichte stellen. Die Ehrfurcht vor der Gerechtigkeit ist der heiligste Schutz der Regenten-Majestät. Man leidet ohne Murren, wenn auch der Schein, daß man durch Willkühr leide, daß nur etwa den Umständen ein Opfer gebracht werde, wegfällt.

Verletzungen der inneren Wahrheit aber können und werden dem öffentlichen Urtheil nicht entgehen, je mehr in Jedem „das Urtheilen nach Gründen“ geweckt ist. Auf bloße Nachsprecher kann nicht einmal die Gewalt lange zählen, noch viel weniger die Machtlosigkeit.

Um Wahrheit ist es Allen zu thun. Wenigstens für sich möchte sie Jeder gewiß wissen. Sie kann aber nicht

entdeckt werden, wenn nicht Freiheit gelassen ist, durch Erfahrung und Schlüsse alles nach allen Seiten zu versuchen, was zu Beantwortung der immer wiederkehrenden Frage dienen kann: Habe ich in Meinem Bewußtseyn als Begriff und Satz eben das, was in der Sache selbst und in der mir möglichen Vorstellung davon mir vorgehalten war? (Denn eben dies ist am Ende der Begriff von Wahrheit!) — So lange also ein Behauptender nicht zu überweisen ist, daß ihm selbst sein Behauptetes nicht wahr sey, werden ihm für sein Bestreben, wahres zu suchen, auch die Mittel der Forschung und der die Gegengründe auffordernden Bekanntmachung folgerichtig frei gelassen werden müssen. Die Furcht, daß Andere dadurch irre geführt werden können, wird, je mehr die vorausgesetzte Gewöhnung, nur auf Gründe zu achten, vorgerückt und verbreitet ist, desto seltener eintreten, wenigstens nicht lange dauern. Verletzungen äußerer Rechte können durch die Gerichte gehoben werden.

Wer aber so spricht, daß er es selbst für wahr gehalten haben kann, hat, auch wenn er sehr irrt, Anspruch auf die Entschuldigung, wie „sehr menschlich das Irren" sey. Ein herausgesagter Irrthum ist weit unschädlicher als ein versteckter. Unterdrückt man auch einen Argwohn; er wird dadurch nicht erstickt. Kohlendampf tödtet unmerklicher als die Feuerflamme.

Die Zulassung auch gewagter Versuche, das Wahre zu enthüllen, wird wenigstens das mindere Uebel seyn. Und wie oft vermag die rechtwollendste Gesetzgebung mehr nicht, als daß sie „das Mindere Uebel" zulasse und unter milde Aufsicht stelle.

Einiges Speciellere, worauf die vorliegende Tagsgeschichte zunächst zu führen scheint, ist noch anzufügen:

Nichts bedürfen unsere Zeitgenossen mehr, als daß das Sittlichnothwendige nicht auf Zweifelhaftes oder Veränderliches gegründet scheine. Seitdem in deutscher verständlicher Sprache zu denken und zu dichten allgemeiner geworden ist — man würde jetzt ungefähr das Secularfest dieser großen stillen *) Revolution feiern können! -- ist die Zahl derer, die bei uns unabweislich nach Gründen fragen und von Scheingründen die Unhaltbarkeit wenigstens ahnen, unglaublich vermehrt. Und das wichtigste ist, daß nur solche Fragende eine Zahl, die Nichtfragende bloße Nullen sind!

Nichts ist deswegen nothwendiger, als daß Pflichteinsicht (Moral) und Gottandächtigkeit (Religion) nur auf das gegründet werde, was der zur Bedachtsamkeit geweckte Menschengeist in sich selbst nicht wegzweifeln, nicht verlieren kann. Diese Grundanlage des menschlichen Gemüths ist unverkennbar, und, wenn sie auch leidenschaftlich verdunkelt werden kann, doch unzerstörlich. Wer gegen seine Ueberzeugung von Rechtschaffenheit handelt, verachtet sich selbst in dem Augenblick, wo er sich dazu entschließt.

Der Menschengeist vermag zweierlei: Wissen und Wollen. Beides vereint ist Rechtschaffenheit und beseeligende

*) Luther begann sie durch seine viele deutsche, überall durchgedrungene kleine Schriften, Briefe und Predigten. Der unprotestantische Scholasticismus in der protestantischen Kirche unterbrach sie wieder, bis auf Wolf und Mosheim und bis Friedrichs des Großen Horchen auf französische Redeschönheit auch die Deutsche zur Eifersucht weckte. Seitdem stirbt das Vernunftwidrige auch dadurch, daß es als abgeschmackt auffällt.

dürfte. Der individuelle Hochmuth miſcht ſich in dieſen Haß, er ſpricht weniger von ſeinem Lande, als von ſich, ſeinem Vater und ſeinem älteſten Sohne, von ſeinem Geſchäft und ſeinem Folio in der Bank von New-York. Ich begreife nicht, wie man zu gleicher Zeit ein ſo großer Chriſt und ein ſo großer Prahlhans ſein kann. John Bull lügt auch, aber nicht aus Intereſſe, ſondern weil es ihm Spaß macht, Jemanden etwas aufzuhängen.

Doch iſt es unſere Abſicht, ſpäter, wenn wir die einzelnen Volkszuſtände Revue paſſiren laſſen, auf Nordamerika wieder zurückzukommen. Hier betrachteten wir nur die Stellung der Union zu dem allgemeinen Charakter der Gegenwart und ſuchten Momente herauszuſcheiden, welche für den Univerſalismus der Geſchichte von Bedeutung hätten ſein können. Wir haben gefunden, daß Amerika den Namen der neuen Welt recht gern verdient, aber nicht den der beſten. Wir ſind weit entfernt geblieben, die Zukunft Europa's an die ſeiner Nebenbuhlerin zu knüpfen. Und dennoch drängt ſich mir am Schluſſe dieſer Betrachtung der Gedanke auf, ob das innere Weſen beider Welttheile nicht einen Coincidenzpunkt hätte, der ſie einander näher bringen müßte? Das iſt die Gewaltthätigkeit hier wie dort in den Fragen, welche die Exiſtenz entſcheiden; in Amerika die Sklaverei. Die Sklaverei iſt ein Element im Leben Nordamerika's, welches Analogieen mit europäiſchen Zuſtänden zuläßt: der Feudalismus iſt im Grunde derſelbe Krebs, von welchem die Befreiung Europa's angenagt iſt. Die Farbigen ſind der Feudalismus jenſeits des Oceans. Der Egoismus, ja ſogar eine gewiſſe Nothwendigkeit, die natürlich zu ſein ſcheint, ſpielen in beide Verhältniſſe hinein. Die Ablöſung der Feudallaſten iſt mit

Zufriedenheit. Getrennt ist das Wissen unfruchtbar, das dem Besserwissen widerstreitende Wollen aber ist denkwidrig, also seiner untrennbaren, geistigen Grundkraft widersprechend. Es ist eigentlich nicht ein actives Wollen, sondern nur etwas passives, eine der Selbstachtung unwürdige und verlustige „Begehrlichkeit.“ Es giebt keine Furcht und keine Hoffnung, es giebt überhaupt kein äußeres Mittel, um zur Vereinigung des Wollens mit dem Wissen zu bewegen, welches wirksamer seyn könnte, als die Hinweisung auf eine innere Nothwendigkeit.

Die Geschichte aber, wie die Religion unter dem Menschengeschlecht offenbar ward und allmählich reiner gedacht wurde, ist nie die Religion selbst. Jene enthält alles Gute und alles Schlimme, was durch Menschen, die nur sehr allmählich über das Verhältniß der Menschen zum Göttlichen sich berichtigten und falscher Leitung entwuchsen, unter der Firma von Religion und göttlichem Willen geschehen konnte.

Ganz sophistisch ist zum Beispiel der Einfall: Religion ist Verzweiflung am Weltzweck (Wally S. 226.). Die Geschichte aller Religionsarten ist dagegen. Wo die Menschen ein Werden sahen, mußten sie nach einer Ursache fragen, weil man nicht Mensch seyn kann, ohne zu denken, daß ist, ohne einen Grund des Werdens zu suchen. Bedachtsamkeit also ist im Menschengeist die Grundanlage zur Religiosität. Wer aber von irgend einem für ihn nützlichen Werden eine nichtsichtbare Ursache auch nur ahnete, bei dem ward der nächste Wunsch: Mit dieser Ursache in gutem Verhältniß zu stehen. Daher Religiosität!

In allen Religionen ist das Wesentliche, ein Stre-

ben mit dem Göttlichen in Eintracht zu ſtehen. Lange aber denkt der Menſch: das Göttliche ſey eigennützig, ſo ſelbſtſüchtig, wie er ſelbſt. Erſt wenn er es als das Vollkommne zu denken erreicht hat, iſt er gewiß, daß er nur durch das ihm im Innerſten des Geiſtes mögliche Wollen des Vollkommnen in Harmonie mit dem Göttlichen, in Harmonie mit allem Geiſtigguten, ſteht. Dies wurde durch Jeſus „heiligwollenden Vater“ als den Gott im Urchriſtenthum volksverſtändlich. Alle die, welche die unſichtbare Urſache um ihre Gunſt anſteheten, alle, die ihr und ihren prieſterlichen Stellvertretern (nach dem egoiſtiſchen do ut des) etwas zu geben (= zu opfern) für rathſam hielten, um von der unſichtbaren Urſache mehr zu empfangen; wie hätten dieſe, künſtlich räſonnirend an einen Weltzweck gedacht? Nur ſeitdem die Gotteserklärer (Theologen) die Gottheit auf's höchſte zu ehren meinten, wenn ſie in die ewige Urſache ſofort eine ewige Vorherbeſtimmung aller Erfolge, eine abſolute Prädeſtination und Teleologie (Zweck-Lehre) hineindachten, war durch ſie und ihre leere Fiction die ſophiſtiſche Klügelei veranlaßt, bei allem Einzelnen zu fragen: welchen abſoluten Zweck die abſolute Vorherbeſtimmungkraft Gottes ſich ſelbſt dabei gemacht haben möge?

Das Sophisma der Prädeſtinationslehre ſtellt den vollkommenwollenden Geiſt = Gott, welcher doch gewiß nur Wollende wollen kann, in die Fiction, wie wenn er ewig ſich um ſich ſelber drehete. Denn was wäre die ewige Entwickelung und Verwirklichung aller jener ewig prädeſtinirten Erfolge anderes, als eine in ſich ſelbſt zurücklaufende Cirkellinie? ein ewiges vom Ewigen nur ſich ſelbſt gegebenes Schauſpiel, in welchem eben der alles vorherbeſtimmende nun all das Gewollte immerfort verwirklichte und wo zugleich

Er des selbstaufgeführten Drama ewiger Zuschauer wäre. Nur aus diesem Sophisma aber entspringen alsdann einer solchen in der Grundaufklärung vernachlässigten, nur bis ins Halbdunkel aufgeregten, armen Wally Zweifel: warum nicht für den besten Zweck die nöthigendsten und dadurch besten Mittel? warum vielmehr nur halbe Mittel da seyen? Ja, nur das allzu menschliche und doch sich anmaßlich aufnöthigende Theologisiren ist schuld, wenn sogar aus Voraussetzung solcher Prädestination und Teleologie ätheistische Skrupel entstehen: ob also, da in der That die Mittel zum Guten nicht nöthigend, sondern nur so sind, daß die Wollenden sie erst geltend zu machen haben, vielleicht Der (=Gott), welcher doch den besten Zweck und die besten Mittel dafür prädestinirt haben sollte, selbst nur eine Fiction sey?

Die wahre Auflösung solcher Klügeleien ist, daß allerdings ein alles prädestinirender nur eine absolute Fiction theologischer Spitzfindigkeit war, die allein, indem sie ihren Gott vermenschlicht, ihn unglaublich macht. So löst sich ein erster Hauptirrthum, welcher allerlei Einwürfe gegen die Religiosität erzeugte.

---

Ebenso entstand ein zweiter Grundirrthum der Zeit, eine zweite Störung der ächtgeistigen Willensreligion, aus einer unrichtigen Einmischung der Verstandeskategorie von Causalität in die Gottheitslehre. Nur eine unrichtig absolutistische Philosophie, oder der Versuch alles Seyn aus einer von den Grundkräften der Dinge verschiedenen absoluten Ursache abzuleiten, nicht aber die nach Vollkommenheitsideen philosophirende Vernunft hat zu dem Pantheismus geführt, zu welchem gegenwärtig fast jeder Freidenker, wenigstens unter vier Augen,

ſich bekennen zu müſſen meint. Und doch erwächst dieſer Pantheismus, er geſtalte ſich materiell oder ſpirituell, nur aus eben der unrichtigen Wurzel, aus welcher die Vielgötterei erwuchs. Dies iſt leicht nachzuweiſen.

Die Vernunft ſucht und erkennt das Göttliche in Ideen, in dem Vereintſeyn aller reinen, geiſtigen Vollkommenheiten mit dem vollkommenen ſelbſtſtändigſten Wollen des Rechten. Die erſten Verſtandesverſuche aber ſuchten das Göttliche nur durch den „Begriff“ von Urſache. Jedes Gewächs, das, im Winter erſtorben, wieder mit neuer Kraft wunderbar ergrünte, blühete und Früchte trug, ſchien eine eigene, unſichtbare, übermenſchlich wirkſame Urſache in ſich haben zu müſſen. Alſo mußten vorerſt eben ſo viele übermenſchliche Urſächer, oder Götter, gedacht werden, als der Menſch kräftige Dinge um ſich her beobachtete.

Aber bald pflegt der menſchliche Verſtand das Aehnliche, das Gleiche, ſich in Arten und in Gattungen zu ſammeln und auf Einheiten zu bringen. Alſo ſchien es bald genügend, wenn nur für jede Art, und weiter hinauf für jede Gattung von werdenden Dingen, ein beſonderes Urſachweſen gedacht würde. Dies wurde um ſo lieber geglaubt, weil dadurch auch die Verehrung deſto leichter wurde. Und Verehrung gegen die unſichtbaren Urſächer war doch die unmittelbare, natürlichſte Folge aus dem Verſtandesbegriff von ſolchen Urſachen, weil man von ihnen angenehme Wirkungen ſich wünſchte, alſo mit ihnen in Harmonie zu ſtehen ſuchen mußte. Das Weſentliche der Religioſität war dadurch ſchon für immer gegeben, das Glauben an die Wirklichkeit übermenſchlicher Urſächer und das Beſtreben, der Eintracht mit ihnen gewiß zu werden.

Je mehr nun Der und Jener Gottandächtige das

Ganze, worin wir leben, als eine geordnet zusammenstimmende Einheit zu betrachten geistig sich erhob, desto lebendiger wurde auch der Glaube, daß über allen den Ursächern und Ordnern der Arten und Gattungen, das ist, über all den speciellen Göttern und Dämonen, nur Einer, als der Gott der Götter sey, welcher alle übrige als Ebenbürtige, als übermenschliche Ursachwesen gleicher Art, regiere.

So weit bildete der Verstandesbegriff von Ursächlichkeit die Vielgötterei, weil die urtheilende Menschen voraussetzten, daß alles, was sie werden sehen, nicht nur bewirkt, sondern gerade durch Ursachen bewirkt sey, die außer dem Werdenden selbst seyn müßten. Daß jedes Werdende eine Zusammensetzung oder Scheidung von ewigseyenden Grundkräften oder Elementen (= von ungleichartigen Monaden) seyn könnte und nur ein geistig mächtiges Ordnen, statt des „Schaffens aus Nichts," nothwendig seyn möchte, wurde noch nicht bedacht.

Vielmehr stellte nun die unermüdete Kraft, Möglichkeiten zu denken (= die menschliche Phantasie), die endlich erreichte Gotteinheit bald weit höher, als alles Dämonische. Was wie Untergötter geglaubt worden war, galt nur noch als Diener, als Engel-Bote des Alleinigen. Eben deswegen theilte man das große All nur noch, unter zwei Begriffe, in all das Verursachte und in den Einen Verursachenden; kürzer gesagt: in Geschöpfe und Schöpfer.

Nur Ein Schritt war nun noch übrig: wenn man auf dieser Bahn des Verstandesbegriffs von Causalität blieb. Der Versuch der Urtheilskraft, immer nach Einung zu streben, wurde auch hier gewagt. Was (logikalisch) im Denken von Sätzen und Schlüssen gesucht und geistig eingesehen werden muß, die Einheit zwischen Prädicat und

Subject der Rede, die Entdeckung, daß „gewissermaßen“ das Eine von beiden schon im Andern enthalten oder mitgedacht sey, dies versuchten kühne Scharfdenker auch auf das All der Wirklichkeiten überzutragen. Warum denn noch zwei? Ein verursachender, und das Viele verursachte? Wie viel einfacher ists, wenn wir nur die alleinige absolute Ursache anerkennen, aber so, daß alle Wirkungen nur in ihr, ja nur sie selbst, nur Gestaltungen und Offenbarungen ihres absoluten, unbegreifbaren Seyns und Wesens sind.

So erwächst und erwuchs der Pantheismus, an welchem unter uns für jetzt die mehr phantasierende als philosophierende Denkkraft der keckesten Forscher und lautesten Sprecher (umsonst) künstelt, nicht aus der Vernunft, d. i. aus der Kraft geistige Vollkommenheiten vornehmlich des rechtwissenden Wollens des Rechten, idealisch zu denken, sondern aus einer Anwendung des Ursachbegriffs auf zweierlei Wirklichkeiten, die als Vollkommene und Nichtvollkommene so verschiedenartig sind, daß sie sich nicht auseinander ableiten lassen, daß also vielmehr ein ewiges Seyn aller Grundkräfte, der Einen Vollkommenen und der Vielen Nichtvollkommenen, vorausgesetzt werden muß.

Die Berichtigung, wie die Ueberzeugung des Denkers von dem Seyn Gottes gar nicht aus dem Verstandesbegriff von absoluter Ursache abgeleitet werden sollte, wie aber dennoch, sobald wir Vernunftideen zu denken uns gewöhnen, das Nichtseyn des Wahrhaftvollkommenen gar nicht denkbar ist *) und die ächte Religiosität in dem idealischen Streben der Rechtwollenden zur Harmonie mit dem Vollkommenwollenden

*) Vgl. die Andeutung, oben S. 51. 52.

beſteht, iſt hier nicht auszuführen. Nur dies ſoll durch unſre Nachweiſung klar werden, wie der Pantheismus, durch eine philoſophiſch unrichtige Methode gerade unter den Denkfähigeren, wenn gleich wie eine Contrebande, faſt allgemein werden konnte. Eben dadurch aber mußte die eigentliche Religioſität, als das willige Uebereinſtimmen mit Einem Heilig- oder Vollkommenwollenden ſehr verdunkelt werden, weil eine abſolute Urſache, wenn ſie ſelbſt auch alle Wirkungen abſolut in ſich ſchließt, nichts als eine ſich ſelbſt wollende abſolute Nothwendigkeit und daher kein Gegenſtand des religiöſen Erſtrebens ſeyn kann.

Iſt nun aber nicht blos eine Wally und ihr leicht ſiegender Caber noch viel leichter auf den Schlachtfeldern ſeiner Scheingedanken zu beſiegender) Cäſar, ſondern auch der franzöſiſch-deutſch philoſophierende Heineſche Salon — und was weiß ich, wer ſonſt alles — in den Labyrinth des modiſch gewordenen abſoluten Pantheismus verwickelt, ſo kann doch dagegen kein Buchverbot, kein incriminierender Gedankenzwang Schutz und Hilfe gewähren. Sie alle haben die von den trockenſten Schlußketten ausgehende Irreleitung nicht erfunden. Sie folgen ihr nicht aus Böswilligkeit. Die Quellen der Mißverſtändniſſe müſſen aufgeſucht und verſtopft werden, nicht durch allerlei Formeln, nicht durch Berufung auf das Herkömmliche geerbter Lehren und Kirchenverordnungen, ſondern durch umfaſſendere, tiefer eingreifende Gründe, wie ſie der gebildeteren geſammten Geiſteskraft der Zeit entſprechen.

Es iſt beſſer, daß das heimlich Gedachte zum Wort komme. Wem es irrig iſt, der zeige um ſo klarer, woher die Verirrung möglich wird und wie er ſich und andern das Richtigere, ſelbſt mit Hilfe des Irrthums, einleuch-

tender mache. Daraus nämlich, daß die Abwege und Mißverständniſſe möglich und Vielen glaublich wurden, muß entdeckt werden, was denn die Wahrheit verdunkle, welche Truggedanken ſich ihr angehängt haben und ihre Anerkennung erſchweren. Wenn Religion und Chriſtenthum mißgeachtet werden, ſo kann nicht das Wahre, ſondern nur die noch mangelhafte Lehrart der Theologen und Philoſophen die Schuld tragen.

Die angedeuteten Labyrinthe der Abirrenden ſind nicht zu vermeiden und können am wenigſten in einer Zeit der Verziehung, wo die Schwächſten an der Sucht, geiſtreich und vorurtheilsfrei zu ſeyn, kränkeln, vermieden werden, wenn unter dem Namen, ſey es der übernatürlichen oder der vernünftig-natürlichen, Religionslehre nur vermeintliche Befriedigungen der Wißbegierde über Gottes Weſen, die Geiſterwelt und die Zukunft geſucht und trotz alles Zweifelns als unbezweifelbar und autoritätiſch gewährt werden, kurz, wenn nicht ſtatt des geheimnißvollen Wiſſens das in Geſinnung und Handlung offenbare Wollen als das Centrum der Religion nach Theorie und Praxis hervorgehoben, wenn nicht auf den Grundſatz zurückgeleitet wird, daß geiſtige Rechtſchaffenheit und Religioſität nur auf das Einfache, im Selbſtbewußtſeyn unverlierbare, nur auf die Gewißheit, daß wir uns mit uns ſelbſt und mit dem Vollkommenwollenden einzig durch Wollen der uns möglichen Vollkommenheit in Harmonie ſetzen können, zu gründen ſind.

---

Auch noch ein drittes Mißverſtändniß unſerer Zeit iſt zu heben. Die ſinnliche Mehrheit baut das Religiöſe, ſehr menſchlich, nur auf die Perſonen, auf Menſchen, in

deren Reden und Thun es am meiſten offenbar wurde. Aber auch was blos Nebendinge bei dieſen Perſonen waren, macht jener ſinnliche Glaube oft zur Hauptſache, wird dadurch oft Aberglaube und macht ſich ſelbſt, ja ſogar das Idealiſche, das in den Perſonen realiſiert erſchien, durch die Vermiſchung mit dem wohl entbehrlichen — unglaublich.

Dagegen iſt auf dem andern Extrem das Rationale oder Vernunftgemäße der Religion nicht ſelten ſo dargeſtellt worden, wie wenn hier alles blos aus Schlüſſen (Ratiocinien) zu folgern wäre, wie wenn alſo die Realität der Perſonen und mit ihr die ganze Bildungsgeſchichte der Menſchheit, alle die Kenntniß der Erfahrungen und Stufen, durch welche ſie ſich das Religiöſe mehr und mehr offenbar machte, leicht überſprungen und der Vergangenheit überlaſſen werden könnte. Man wollte ſich um ſo lieber allein an die Idee halten, weil man dadurch das, was an den Perſonen das Vergängliche war und was doch die Wortgläubigen oft als Hauptſache aufgenöthigt haben wollten, am leichteſten beſeitigte.

Aber ein Theil des Wahren liegt in jedem der beiden Extreme; und immer entſteht, im Unterſchied von jedem falſchen juste-milieu, welches das Unrichtige der Extreme in ſich zu vereinigen pflegt, die Entdeckung der „richtigen Mitte“ nur dadurch, daß das Wahre in den Gegenſätzen, von dem Einſeitigen geſchieden und als das beſtandhabende (ſtabile) Dritte vereinigt werde.

Die Rationalität dringt nach der Denknothwendigkeit darauf, daß auch in Sachen der Religion nichts um der Perſon willen, ſondern weil es an ſich, d. h. aus Betrachtung ſeiner innern Natur und eigenthümlichen Beſchaffenheit, wahr iſt, anerkannt werde. Aber eben dieſes an ſich

Wahre iſt der Menſchheit meiſt unter beſtimmten Umſtänden und Erfahrungen vergegenwärtigt geworden. Die Nationalität vereinigt für das Wollen und Wiſſen des Wahren und Guten alle menſchliche Geiſteskräfte. Auch aus den Erfahrungen der Vorzeit, wie der Mitwelt, ſchöpft ſie religiöſe Begriffe. Nur reinigt ſie dieſe von dem Vergänglich-perſönlichen, worin Irrthum ſeyn kann; noch mehr von dem Zufälligen. Aber deſto aufmerkſamer betrachtet der religiöſe Nationalismus den geiſtigen Inhalt, auch den des geſchichtlich erſchienenen. Denn liegt nicht in jedem Beiſpiel — wenn wir es von den Nebenumſtänden entkleiden — eine Idee, als das (reiner oder unvollkommner) realiſierte?

Geiſterhebend iſt dabei alsdann die Geſchichte der Religionen, inſofern ſie uns ſo Manche Redliche und Willigglaubende für das Göttliche begeiſtert zeigt, die, ſelbſt wenn ſie in Nebendingen nicht ohne Irrmeinungen und Zeitbeſchränkungen waren, dennoch bewieſen, wie viel der überzeugungstreue Menſchengeiſt Göttliches, d. i. Gotteswürdiges, vermöge. Die Einſicht ſagt ihm: Was er ſoll, die Geſchichte: wie viel, von der Ueberzeugung, rechtzuwollen, belebt er kann. Dies nämlich iſt „der Glaube, welcher die Welt überwindet!“

---

Aber genug! Nur der Gedanke, daß auch aus ſchlimmen Veranlaſſungen etwas Gutes kommen ſollte, daß aber das Verkehrte durch Verbote nur bezeichnet, und allein durch offenherzige Berichtigungen verbeſſert werden könne, hat mich — während ich auf ſiebenzigjährige Erfahrungen und Aufſchlüſſe eines in allen Punkten ſchneller, als je, ſich umwälzenden Zeitalters (eines πολυτροπος αιων) zurückblickend, am

eben ſo großen Opfern verknüpft geweſen, als es die Emanzipation der Sklaven iſt. Die ſüdlichen Sklaven können, wie man ihnen faſt glauben möchte, ohne Neger nicht mehr das Zuckerrohr bauen. Und in Europa iſt der Feudalismus, obgleich in ſeinen hauptſächlichſten Erſcheinungen überall zerſtört, wo Bildung und Freiheitsſinn um ſich griff, doch ein in hundert Vorurtheilen, Sitten und geſellſchaftlichen Beziehungen verſteckt gebliebenes Uebel.

Wie nun, wenn die Emanzipation der Sklaven, welche die großen Freiheitshelden und Chriſten in Nordamerika verweigern, dieſelben Erſcheinungen allmälig hervorriefe, wie bei uns in Europa der Kampf um bürgerliche Freiheit? Wenn, ich will nicht ſagen, der Sklavengeiſt eine drohende Aehnlichkeit mit dem europäiſchen Liberalismus annähme, ſondern nur wenn er die Gegner zwingen würde, andere Combinationen in ihr Urtheil einzulaſſen und eine politiſche Dialektik ſich anzueignen, wie wir ſie in Europa haben müſſen, wo es ſoviel Sinn für Freiheit und leider ſo viel Rückſichten bei ihrem Dienſte gibt? Eine lang ausgeübte Tyrannei wirkt auf die Herrſcher ſelbſt zurück, ſo wie man in Rom dem Monarchismus immer näher rückte, ſeitdem ſich alle ſeine Kräfte vereinigen mußten, um die Empörungen der Sklaven zu erſticken. Wir wollen nicht einmal ſagen, daß die Neger furchtbar ſind, oder daß ſie eine zuſammenhängende Oppoſition bilden können; allein wer einmal Blut koſtete (und ſo kann man die Tyrannei der Pflanzer wohl bezeichnen), der hat immer Geſchmack und Luſt daran, der trägt ſeinen Sinn auf vieles Andre über, wo ſonſt weichere oder wenigſtens indifferente Grundſätze gelten. Welche außerordentliche Rohheit haben die Nordamerikaner bereits in den Sklavenangelegen-

Rande meiner Laufbahn stehe — auch hierin etwas der Zeit und Erfahrung gemäßes anzudeuten aufgefordert.

Unmöglich ists, diese Zeit zu bloßen Autoritäten zurückzuführen. Luther vor 300 Jahren schrieb an seinen Churfürsten (Friedrich, den Weisen): Ich fürchte, daß, dieweil zu unsern Zeiten ... man nun in aller Welt anhebt zu fragen: nicht was, sondern warum dies oder das gesagt sey, selbst wenn ich einen Widerruf thäte, es nicht allein unglaubwürdig, sondern auch für Spott angesehen würde... Denn was sie (die mittelalterliche Kirche) ohne Grund sagt, das wird durch mein Widerrufen nicht Grund überkommen." *) Wie sehr aber hat seit 1521 eben dieses Warum-fragen eben dadurch zugenommen, daß der Augustiner-Mönch, welchen das Wormser Edict vom 8. May 1521 für einen eingefleischten Teufel erklärte; **) dadurch doch — nicht widerlegt war!

---

*) S. Walchs Ausg. von Luthers Werken. Thl. XV. S. 2056. Luthers Briefe, von Dewette. I. Thl. S. 577.

**) So ernst, klug und gerecht Kaiser Carl der V. war, dennoch hatte Er sich — die Sache im administrativen, nicht im gerichtlichen Wege behandelnd — folgende Stelle zur Unterzeichnung vorlegen lassen:

„Und damit alle andere des Luthers unzählbare Bos„heiten, um Kürze willen, unerzählt bleiben, hat dieser „einige, nicht als ein Mensch, sondern als der „böse Feind in Gestalt eines Menschen mit „angenommener Mönchskutten mancher Ketzer „aufs höchste verdammliche Ketzereien, die lange Zeit „verborgen blieben sind, in Eine stinkende Pfützen zu„sammen versammelt und selbst etliche von neuem „erdacht". . . .

Eben dasselbe Edict enthielt §. 29. das Verbot aller Schrif-

Wie viel gemäßigter wurde deswegen in dem Bundestagsprotocoll vom 20. Sept. 1819 (s. Allgem. Zeitung Nr. 277. S. 1112) bestimmt, daß, wenn die Bundesversammlung aus eigener Autorität eine Schrift unterdrücke, weil sie der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe zuwider laufen, doch die Verfasser, Herausgeber und Verleger, wenn sie den Vorschriften dieses Beschlusses (daß Schriften unter 20 Bogen censiert werden sollen) gemäß gehandelt, von aller weitern Verantwortung frei und die im §. 6. erwähnten Aussprüche der Bundesversammlung ausschließend gegen die Schriften, nie gegen die Personen, gerichtet seyn sollen. — Wer kann mißkennen, wohin die Tendenz der Zeitalter geleitet habe und unwiderstehlich hinleite?

---

Kaum zu begreifen ists doch, wie so viele, welche den Gang der Geschichte, den unaufhaltsamen Zug des Zeitenstroms wohl wissen, dennoch die im Großen unverkennbare Richtung des Geschehenen zum Besserwerden, die

---

ten, welche Luther geschrieben habe und schreiben werde (!!) und erweiterte im §. 36. die Censur der Ordinarien oder ihrer Substituten als ein unzerbrüchliches Gesetz nicht nur über Schriften, die den christlichen Glauben wenig oder viel anrühren, sondern auch über andere Bücher, sie begreifen, was sie wollen. . . S. Walch Luthers Werke. Tbl. XV. S. 2269 u. 2279. Darauf folgt S. 2285—93. Luthers „Unterricht für die Beichtkinder über seine verbotene Bücher." — Der Zeiterfolg hat gelehrt, daß dennoch dieses Alles der Weg noch nicht war, die rechte Mitte zu finden.

unwiderſtehliche Tendenz des Ganzen nicht erkennen, wenigſtens wie nichtgeſchehen achten.

Warum fragen nicht zum Beiſpiel die in der Religion Alleinrechthabenden unſerer Zeit ſich ſelbſt, wie denn Sie ſich zu den ſo gerühmten Rechtglaubigen der Vorzeit verhalten, deren wortgetreue Schüler und Stammhalter und Verewiger ſie doch ſeyn wollen. Haben nicht eben die, welche ſich jetzt ausſchließlich die Orthodoxen nennen, von den mancherlei Andersdenkenden und unabläſſig Verketzerten in aller Stille allmählich ſo viel beſſeres angenommen, ſo vieles als doch nicht verwerflich zugeben müſſen und in ihre Orthodoxie verflochten, daß, wenn die alten Graubärte wieder kommen und ein rigoroſes Examen anſtellen könnten, kaum Einer noch als ein ächter Sohn jener einſt alleinwahren alleinſeeligmachenden Glaubensſyſteme, wie ſie in Folianten und unzerſtörbaren Lederdecken auf unſern Bibliotheksſälen feſt ſtehen, das Teſtimonium „reiner“ Lehre unter der Firma eines Calvin oder des Canzellars und Concordienſtifters, Johann Jakob Andreä, erringen würde. Dadurch iſt keineswegs geſagt, daß die von Dieſen einſt verketzerten, verbrannten, abgeſetzten, in allen ihren Gegenſätzen das Beſſere, das Rechte hatten. Aber dies ſollten doch die in der Stille zugegebenen Reſultate lehren, daß auch die, welche um ihrer Ueberzeugungen willen ſich verfolgen ließen, in menſchmöglichem Streben und Suchen nach Wahrheit eifrig genug, und wahrſcheinlich reineifriger waren, als ihre von der Staatsmacht begünſtigte Verfolger es ſeyn konnten. Und die in der Stille als rechtſinnig hinübergenommenen Reſultate ſagen unläugbar wenigſtens dies, daß auch auf der andern Seite nicht lauter Irrthümer, ſondern

auch Verſuche zur Wahrheitseinſicht waren, daß die verwünſchten und verpönten Einwürfe doch manchen Irrwahn in dem Gewaltſam-behaupteten, wenn auch allzu ſtechend, beleuchteten und zu ſeiner Berichtigung antrieben, daß überhaupt alſo die Verbeſſerung nur aus dem Conflict verſchiedener Anſichten, das Licht nur aus dem Zuſammentreffen von Stahl und Stein entſtehe, ja die roheren Menſchen oft nur durch langes Aneinanderreiben der trockenſten Hölzer das verloſchene unentbehrliche Feuer wieder erhalten können.

Und dies iſt, wie in Sachen der Religionskenntniß, ſo in allem menſchlich fehlbaren Wiſſen der Gang, welchen die klügere Menſchheit doch dem Weg, den ſie ſchon gemacht hat, endlich ablernen ſollte.

Kein Irrthum könnte ſich glaublich machen, wenn er nicht auch wahres enthielte. Leichter wird oft das Wahre durch den ſchroffen Gegenſatz erſichtlich. Die gerade Linie wird leichter erkennbar, wenn krümmere ihr zur Seite laufen.

Aber die Tendenz der geſammten Menſchengeſchichte geht offenbar dahin, daß man weder in das Alte zurückfalle, noch das Alte als durchaus veraltet unbenutzt laſſe. Nichts geweſenes iſt in ſeiner ganzen Herkömmlichkeit zu verewigen. Nur was daran das Gute war und ſich erprobte, ſoll in neue, reinere Geſtaltungen übergehend, ſeiner Fortdauer ſich vergewiſſern. Man wolle, oder wolle nicht. Der Verfolger von Heute hat vieles Gute von Denen in ſich aufgenommen, die von Seinesgleichen vor Jahren oder Jahrhunderten verfolgt waren.

Was anderes aber iſt hieraus zu lernen, als daß weder Verfolger noch Verfolgte ſeyn ſollten, ſondern in allen Rich-

tungen Menſchen, deren verſchiedenartigſten Denkverſuche doch irgend auf ein Beſſerwerden hindeuten. Dennoch ſind wir ſtatt des Superlativs nur in Comparativen. Die Augenwinkel der Menſchen ſind ſo, daß ſie nur durch Vergleichen der Extreme die richtige Mitte finden. Auch die Extreme darf alſo nicht unmöglich machen, wer in der Mitte ſtehen will. Daß nur immer von den Extremen das Beſſere in dieſe Mitte zuſammengefaßt werde!! Die Mitte ſoll der Träger deſſen ſeyn, was in den Wagſchalen auf beiden Seiten das Gewichtige iſt. Das Rechte — dies ruft uns die Tendenz der Menſchengeſchichte im Ganzen zu — das Rechte muß doch immer mehr rechtbehalten! **La Raison finira par avoir raison.**

heiten beurkundet! Journaliſten, welche die Emanzipation ve
theidigt hatten, wurden von den angeſehenſten Perſonen i
Lande, von einem General ſogar, wie kürzlich ein Reiſend
erzählt hat, meuchlings erſchoſſen, und, was das Unglaub
liche iſt, der Mörder nicht einmal anders als mit einer klein
Geldbuße dafür beſtraft. Ich gebe wenig auf einen Republikani
mus, in deſſen Conſequenzen ſolche Entmenſchungen liege
Amerika wird, wenn dieſer zügelloſe und tyranniſche Geiſt um ſi
greift, bald von dem hohen Standpunkte herabſteigen müſſen, a
welchen es ſich durch äußerlich glänzende Thatſachen einer ſel
leichten Revolution und ſpätere Volkswohlfahrt, am meiſte
aber durch etwas ſtarke Ruhmredigkeit geſchwungen hat.

Aber das geb' ich gern zu: Schreitet die Union in dieſ
Theorie der Sklaverei fort, ſo möchte ſie bald den Intereſſe
Europa's näher gerückt ſein. Ich ſage dies nicht, um Europ
zu demüthigen. Es iſt nur zu erwieſen, daß es unſre Schuld nic
iſt, wenn die Begriffe, welche wir mit Freiheit, Licht und Rec
verbinden, mit tauſend Winkelzügen und hypothetiſchen Bedin
gungen verklauſulirt ſind, und daß wir nicht vor die Thür gehe
können, ohne über Verhältniſſe auszugleiten, die uns der Thatbe
ſtand in den Weg legt und die immer wieder aus dem Boden wach
ſen, ſelbſt wenn man nicht ermüdete, ſie zehnmal auszujäten
Ich meine, Nordamerika wird ſeine einfachen und etwas ſchaale
Begriffe über Freiheit auflöſen müſſen, wenn es fortfährt, ſo un
redlich ſie im Kampfe gegen die farbige Bevölkerung anzuwenden
Oder dieſe Bevölkerung ſelbſt zwingt die Union, ihr Rede zu
ſtehen und mit ihr zu parlamentiren. Genug, dies ſind Ah
nungen einer trüben Zukunft, die, ſo oder ſo, friedlich oder
feindlich, Amerika und Europa näher bringen, im Böſen
freilich, vielleicht aber bald auch im Guten.

## IV.

# Die Mode und das Moderne.

Die Mode entspricht den massenhaften Bestrebungen unsrer Zeit. Sie gibt dem Einzelnen eine Auszeichnung und drängt ihn doch wieder in ein größeres Niveau zurück. Die Mode bindet und löset, ist eben so sehr Freiheit wie Gesetz und entspricht vollkommen dem konstitutionellen Charakter unsrer Zeit.

Den Quellen der Mode nachzuforschen, ist eine schwierige Aufgabe. Wie sie unmöglich von einem Einzelnen ausgeht, so scheint sie auch aus keiner Verabredung zu entstehen. Es ist, als müßt' es in der Luft liegen, daß es plötzlich allgemein heißt: Rosahut mit schwarzem Krepp, Sammtröcke mit seidnem Zubehör, Brillen in Façon einer Schlange, die eine arabische Acht bildet, Schuhe mit abgestumpften Spitzen und dergleichen Bestimmungen der Mode mehr. Möglich, daß eine einzige Originalität vorangeht, ein erfinderischer Modist oder ein Gentleman, der seine eignen Launen hat; allein, daß ihm die Andern blindlings folgen, daß sie, indem sie doch selbst Geschmack haben, dem seinigen unbedingt gehorchen, das

iſt auffallend genug in einem Zeitalter, wo Keiner auf den Andern Werth legt und Alle ſich zu haſſen ſcheinen.

Ich finde bei den Erfindungen der Mode noch mehr, das erſtaunen macht, die unleugbare Tendenz nach dem Schönen hin. Man wird meinen Geſchmack dieſer Behauptung wegen für verdächtig halten; allein ich habe noch immer gefunden, daß, wenn mich der Anblick, z. B. eines Damenhutes, der eine Zeitlang in der Mode war, ermüdet, und die Mode eine neue Form entdeckt hatte, ich mir immer geſtehen mußte, daß das Jüngſte mich befriedigte, ſoweit die Thorheiten der Mode befriedigen können. Es gibt eine Kleideräſthetik, die von der Philoſophie ſchwerlich ſo tief ergründet iſt, als von einigen Modehändlerinnen in Paris.

Die Mode verwirft das ſogenannte Altfränkiſche nicht: ſie kommt, wie wir in neurer Zeit geſehen haben, auffallend genug auf die meiſten Geſchmacksbeſtimmungen des vorigen Jahrhunderts zurück. Dies iſt ein Merkmal der Mode, welches den Weg bahnt zur Begriffsbeſtimmung des Modernen. Das Moderne verwirft das Alte nicht, ſondern modelt es entweder nach eigenem Geſchmack um oder treibt es ins Extrem, wo es komiſch wird, oder raffinirt ſonſt daran auf irgend eine Weiſe. Ein gothiſches Zimmer mit bunten Fenſterſcheiben, mit plumpen altfränkiſchen Meubeln und der ganzen Illuſion des Mittelalters iſt das Modernſte, was man haben kann. Das Moderne beſteht demnach nur in einem gewiſſen Beigeſchmack, in einem, faſt möchte man ſagen, Hautgout der Dinge, in ihrer Culmination, die ſie piquant macht. Man kann für die Antike und für die Romantik eingenommen ſein und dabei doch immer mitten inne im Modernen ſich befinden.

Im Allgemeinen will ich gerne meine Schwäche einge-

ſtehen, die innere Natur des ſogenannten Modernen zu ergründen. Vorzugsweiſe das Neue iſt es nicht. Es iſt, wie wir ſchon ſagten, oft genug das Alte, wenn auch im neuen Sinne genommen. Es iſt ein ſo flatterhafter, leichtſinniger Begriff, daß man ihn kaum bis zu einer erſchöpfenden Definition zügeln kann. Modern iſt meine Weſte, modern aber auch eine Anſchauung, die ich hier oder da geäußert habe. Ich habe mich dabei ſo ziemlich auf die Höhe unſrer Zeit geſtellt und eine Sache ſo beurtheilt, wie man es von einem Bürger des neunzehnten Jahrhunderts erwarten konnte. Gut, dann möchte das Moderne doch wohl Alles zuſammenfaſſen, was die neue Zeit erſtrebt, und in dem Augenblicke, wo es das Alte in Schutz nimmt, eben eine Toleranz üben, die unſerm heutigſten Heute angehören ſollte? Wie dem auch ſei, praktiſche Beiſpiele werden den Begriff klarer machen, als Definitionen.

Das Moderne gegen die Antike genommen, iſt eine negative Verfahrungsweiſe. Wir brauchen nur das Alterthum zu ſchildern und werden von dem Unterſchiede leicht auf das Moderne ſchließen können. Eine Tragödie zu ſchreiben, in welcher ein Chor die Stelle der Zuſchauer übernimmt und reflektirt, eine Tragödie, die mit Klagelauten angefüllt iſt und ſtatt Handlung überhaupt nur Schickſal vorſtellt, das wäre nicht modern. Näher ſteht ſchon das Shakespeariſche Drama, das romantiſche. Das moderne Zeitalter hat den Ruhm, die Romantik erſt richtig begriffen zu haben. Dies macht denn wohl, daß eine moderne Tragödie mehr von Shakespeare, als von Sophokles entlehnen würde. Dennoch gibt es eine ſpeziell moderne Tragödie, in der Form, wie im Inhalt. Schiller, Goethe, Byron haben Tragödien geſchrieben, wenn auch ſie

noch mehr in philologischen und ästhetischen Vorurtheilen befangen gewesen sein mögen. Sie bahnten den Weg zu einer entschiedenen Betrachtung der menschlichen Schicksale und zu einer Form, die den Verwickelungen und plötzlichen Schlägen unsres jetzigen Lebens durch eben so schroffe und überraschende Eigenschaften entgegenkommt, zu einer Form, die im Allgemeinen in den Dramen der Pariser Schauspiele noch fratzenhaft karrikirt auftritt, allmählich aber zu einer schönen und heitern Rundung sich ausbilden dürfte. Poetische Combinationen neuerer Zustände in natürlicher und origineller Sprache nennen wir moderne Poesie. Dies ist ein Begriff, der sich allmälig aller europäischen Literaturen bemächtigt hat und sich hoffentlich zu einer unsrer Zeit beschiedenen und sehr nöthigen größeren Kunstentfaltung ausbilden wird.

Neben antike und mittelalterliche Baukunst die moderne zu stellen, ist schon bei weitem schwieriger; denn würde sie Alles sein sollen, was nicht Antike und nicht Gothik ist, so würde sich der moderne Charakter der Architektur schlecht genug empfehlen, wenn er Bernini und das vorige Jahrhundert in Schutz nehmen sollte. Wir sind in neuerer Zeit, aus Verzweflung, einen modernen Styl in der Baukunst zu erfinden, zur Antike und zum Mittelalter zurückgekehrt und haben damit entweder eine außerordentliche Armuth an Geist und Erfindungsgabe zugestanden, oder die baare Prosa und Nützlichkeitsbestimmung, die einigen vorzugsweise modernen Bauten, z. B. Getraidehallen, Invalidenhäusern u. s. w. zum Grunde lag. Auch der Riß des neuen englischen Parlamentsgebäudes erinnert zu entschieden an das Mittelalter und die unvertilgbaren „faulen Flecken," als daß man von England behaupten könnte, es besäße vor dem Continente, der sich z. B.

in Deutſchland, wie bei Klenze, dem nachahmenden Dilettantismus und, wie bei Schinkel, einer Miſchung aller Geſchmäcke hingegeben hat, einen Vorſprung. Ein Parlamentsgebäude in dem lichten, klaren, modernen Sinne der Reformbill: das war eine Aufgabe, die ich durch den von dem Parlamente gebilligten Grundriß nicht gelöſt ſehe. Das Moderne hat bis jetzt ſich immer nur noch an Brücken, Kanälen, Eiſenbahnen und Tunnels bewähren können; eine moderne Kirche gibt es nicht, wie es auch noch kein modernes Chriſtenthum gibt, es müßte denn ein platter Würfel mit bürgerlichen Fenſtern, ein heizbares Gebäude in Geſtalt eines Kaſino's jetzt für eine Kirche Chriſti ausgegeben werden dürfen.

Dennoch würde in der Baukunſt Alles modern ſein, was 1) nach der bloßen Eingebung des ſanguiniſchen Dilettantismus gebaut wird: Muſeen, Odeen, Theater, Kirchen und Kapellen nach alten Muſtern, in frivoler Nachahmung; 2) alles dasjenige Bauwerk, was wir wirklich leiſten können, nämlich glatte, kahle, innerlich mit vortrefflichſtem Comfort eingerichtete Häuſer zu gemeinnützigen und Privatzwecken; 3) damit zuſammenhängend alles Nebenwerk der Baukunſt, als da ſind Cloakenreinigungen, Waſſerleitungen, Sumpfaustrocknungen u. dgl. mehr. Ein herrliches Phänomen der modernen Kraftloſigkeit! wird man ausrufen; allein dies beruht auf ſich; gerechter würde man thun, den Charakter des Modernen aus dieſer Thatſache zu entwickeln und den Maßſtab der vergangenen Zeiten nicht im moraliſchen Sinne an das Neue anzulegen. Denn das Meiſte von dem, was wir haben durch uns ſelbſt, hatten die Alten nicht. Die einzige Thorheit, die man uns vorwerfen kann, iſt nur die, daß wir unſere Blöße zu bedecken ſuchen und uns mit Nachäffungen abmühen.

Daß ſich die moderne Zeit vielleicht noch einmal einen eigenen Bauſtyl erfindet, ſcheint mir keineswegs unwahrſcheinlich. Doch müßte dieſer Erfindung der Sieg aller der Ideen vorangehen, welche unſre Zeit alpartig bedrückt. Wir müßten im Klaren ſein über den Staat, über die Religion, klarer als Nordamerika, dem es zwar an Licht nicht gebricht, aber an Wärme. Dieſe Wärme des Gemüths, die Europa nie verlaſſen wird, dieſer große Fond von Thatſachen, der an uns, ſelbſt wenn wir, vollkommen emanzipirt, nur der Sonne noch als der Herrſcherin des Jahrhunderts gegenüber ſtehen würden, doch immer noch feſtkleben würde, das iſt der Mörtel, der vielleicht auch der Baukunſt dann einen ſinnigen und originellen Charakter geben wird. Wenigſtens ſcheint es mir nicht allzuſchwierig zu ſein, einen Tempel zu erfinden, der den Deismus und den Geſchmack zu gleicher Zeit befriedigte, es ſei denn, daß die Religion, die in Zukunft herrſchen wird, keiner andern Tempel mehr bedürfen ſollte, als, wie Chriſtus ſelbſt ſagte, der menſchlichen Herzen.

Kehren wir auf die Antike und das Romantiſche wieder zurück, ſo lagen nicht nur den alten Beſtrebungen, das Daſein zu verſchönern, ſondern dem Daſein ſelbſt andre Prinzipien zum Grunde, als ſolche, die wir für moderne anerkennen würden. Alle drei Zeitepochen ſtehen in ſtarker Beziehung zur Geſammtheit, allein jede in ihrer Art. Die Alten lebten dem Staate ohne die Familie, die Mittleren der Familie und durch ſie erſt dem Staate, die Neuern würden beide Prinzipien gern verſchmelzen und doch immer darnach ſuchen, für ſich ungeſchoren zu bleiben und eine kleine orginelle, ganz und gar nur ihnen gehörende Particulareriſtenz anſprechen zu dürfen. Die antike Philoſophie erklärte den Urſprung der

Dinge, die romantiſche ihre Weſenheit, die moderne erklärt ihre Beſtimmung. Wie und wodurch ſind wir? fragten die Alten; was ſind wir? die Mittleren; wozu ſind wir? fragen die Modernen. So waren die Erſten mehr Dialektiker, die Zweiten Metaphyſiker, die Dritten ſind Teleologen. Modern iſt es, die Welt anzuerkennen, wie ſie geworden iſt, aber das Recht zu bezweifeln, ob ſie ſo bleiben darf, wie ſie iſt. Modern iſt es, durch und durch modern, das Kapital der Wahrheit, mit welchem ſich Platon und Ariſtoteles, Occam und Albertus Magnus abmühten, auf ſich beruhen zu laſſen — wenn nur die Zinſen gerettet ſind! Wunderbarer Zuſammenhang zwiſchen unſerm Gott, unſrer Unſterblichkeit, unſerm Wucher und unſerer Staatsſchuldentilgungstheorie! Der Sinking fund iſt längſt eine Chimäre. Das Kapital, hätten wir's, würde uns nur in Verlegenheit bringen; hätten wir die Wahrheit, wir wüßten nicht, wo wir ſie unterbringen ſollten. Darum lebe der Zinsfuß, der halbjährige Coupon und die dreiprozentige ewige Rente!

Es iſt eigen, wenn man von ſeinen Zeitgenoſſen ſpricht, wird man, ſelbſt wenn man nur Gutes von ihnen reden möchte und allen Grund hat, ſie gegen falſche Anklagen zu vertheidigen, doch oft von einem herben Gefühle ſo ſchnell übermannt, daß man ein Lob niederſchreiben will, welches ſich unter der Feder in den bitterſten Tadel verwandelt. Ich will nicht den Sittenprediger in dieſem Buch ſpielen, weil ich mir ſonſt die Möglichkeit nehmen würde, auf meine Zeitgenoſſen zu wirken. Sie ſchildern, iſt mehr, als ſie belehren wollen, denn das Erſtere läßt ihr Urtheil frei, während das Zweite es gefangen nimmt. Ich will keine Anklage ſtellen, ſondern nur die Thatbeſtände ermitteln. Jeder prüfe ſich ſelbſt und richte ſich

Kann etwas die Unbestimmtheit unsrer heutigen Zustände besser charakterisiren, als die Schwierigkeit dieses Kapitels, die ich unverholen eingestehe? Die neue Zeit schildern, den Liberalismus deduziren, das sind leichte Aufgaben für den, der merkt und hört; aber alle unsre momentanen und doch wieder an das Jahrhundert geknüpften Ideenverbindungen zusammenfassen und im Gegensatz gegen die Antike und das romantische Zeitalter den innern Kern der modernen Welt aussprechen, das ist ein Räthsel, welches wir nur halb lösen werden. Wir werden gleichsam sagen: Der Horizont z. B. ist der Sinn des Räthsels! und nach Jahrhunderten wird es sich herausstellen, daß wir hätten sagen müssen: Das Auge ist die Lösung.

Moderne Moral! Kann es eine solche geben? Muß die Moral nicht eine ewige sein? Und doch gab es eine ausschließlich antike, eine romantische Moral; beide einseitig, aber gerecht vor dem Richterstuhle ihrer selbst. Wir sprechen von Gewissensbissen. Dies würde der allgemeinen Moral angehören. Aber die Alten waren so unendlich groß, und sie haben doch niemals „Gewissensbisse“ gehabt. Sophokles und Virgil stehen dem Christenthum nahe genug; allein haben Beide die Reue im Sinne moralischer Umkehr gelehrt? Nirgends. Sie kennen zwar die Furien, die rachefordernden Eumeniden, aber was rächen sie? das gestörte moralische Gleichgewicht der menschlichen Natur? oder das Faktum eines Mordes, das Faktum irgend eines Verbrechens, die Blutsühne der Verwandten? Man braucht nicht tiefer vom Geist des Alterthums berührt zu sein, um sich für das Letztre zu entscheiden. Oder sprechen wir vom Mittelalter. Die religiöse Intoleranz desselben, wer möchte sie, selbst wenn sie Schei-

terhaufen anzündete und das Schwert der Verfolgung schwang, wer möchte sie als ein allgemein menschliches, als ein moralisches Verbrechen bezeichnen? Der Geist der Zeit trägt eine größre Schuld an den Freveltaten des Fanatismus, als die, welche nur seine Werkzeuge waren. Nun fragen wir: Hat auch die moderne Welt nichts, das dem Individuum einen Theil seiner moralischen Zurechnung tragen hilft; kann sie zwischen eine nach allgemeinen Moralgesetzen unzulässige Handlung und den, der sie beging, zwischentreten und einen Theil der Schuld auf sich nehmen? Oder ist Alles individuell geworden, Alles abstrakte Sittenlehre, Alles persönliches Risiko und eigene Verantwortung vor dem Throne Gottes? Ich glaube fast das Letztre. Ich glaube, daß wir immer mehr für uns einstehen müssen und nur in uns selbst einen Anhaltspunkt finden dürfen. Dies ist freilich eine große Umkehr der Zeiten und Verhältnisse! Warum sind die Institutionen, die die alten Tage uns überlieferten, so schwankend und hinfällig? Aus keinem andern Grunde, als weil sie nichts mehr für uns thun, weil sie nicht mit Entschuldigung für unsre Leidenschaften eintreten, weil sie keinen liebenden und schützenden Mantel über unsre Blößen ausbreiten, sondern Alles uns selbst überlassen, die wir denn freilich anfangen müssen, sie deßhalb für gleichgültig und nutzlos zu halten.

Der Moral unsrer Zeit tiefer auf den Grund zu gehen, spar' ich auf einen der folgenden Abschnitte auf. Hier ist mein Zweck erfüllt, wenn ich in den verschiedenen Manifestationen des Geistes und Herzens den Unterschied von antik und modern nachweise. Ich sagte soeben: die Moral unsrer Zeit, und will nicht behaupten, daß das Moderne auch vorzugsweise das Neuzeitige oder das Zeitgemäße das

Moderne sei. Gegen unsere Zeit selbst genommen, ist das Moderne in dem gebräuchlichen Sinne weit mehr die Grazie, das ästhetische Gesetz der neuern Bestrebungen. Die Polemik unsrer Zeit, selbst die im Sinne des aufgeklärten Jahrhunderts, kann doch oft eine Physiognomie tragen, welche durchaus nicht modern zu nennen ist. Es gibt z. B. unter den politischen Parteien in Frankreich eine Fraktion, die dem ganzen chevalereskeu Feudalismus des Mittelalters zustrebt und doch in Manieren und Haltung den feinsten Modeton zu beobachten sucht, ja ihn sogar angibt. Die jungen Kavaliere Heinrichs V. aus dem Faubourg St. Germain, die sogenannten Henricinquisten drücken vollkommen die exclusive Thorheit der Modernität aus; denn daß sie eben gescheit genug sind, ihre Thorheit zu verachten, daß sie die Haltlosigkeit des Legitimismus durchschauen und doch die grüne Farbe desselben tragen, ist recht eigentlich die Grille des Modernen. Einem Steckenpferd seinen eigenen Verstand als Sattel auflegen und sich selbst zu reiten drückt den Formalismus der Zeit vollkommen aus. Mit einem Worte, das Moderne ist eben so sehr auf der rechten wie auf der linken Seite zu Haus. Es drückt die Meinung des Centrums und die der Extremitäten aus. Modern ist in einem gewissen Sinne auch der Klassiker und der Romantiker; denn Beide können sich keine verschollenen Jahrhunderte aus Schutt und Nebel wieder aufwühlen, sondern müssen nur mit einer Illusion raffiniren, und dies Raffiniren z. B. in Deutschland auf Mittelalter oder Sophokles ist das Moderne. So wäre denn das Moderne recht eigentlich das Objektive im schwebenden Momente, die Thatsache der Zeit, an und für sich ohne Streit und Gegensatz, ohne Beziehung betrachtet. Das Moderne

liegt nur in der Culmination der neuen Dinge, ſelbſt wenn ſie nach Altem hinzielen.

Einer der großen Männer, welche, ohne ſich je zu vereinigen, doch die Beſtimmungen der Faſhion wöchentlich zu entwerfen pflegen, die ſich haſſen, ſoweit es dem Gentleman ziemt Leidenſchaften zu äußern, und die doch alle auf ein einziges Ziel hinſteuern und ſich in ihrer Art und Weiſe ſo ähnlich ſind, daß man ſie unter einander verwechſeln könnte, einer dieſer Herren wurde mir durch Zufall in ſeinen jüngern Jahren bekannt. Damals hatte Anacharſis***, wie man ihn nicht wegen ſeiner Jakobiniſchen Verwandtſchaft mit Anacharſis Cloots, ſondern ſeiner vielen Reiſen wegen nannte, nur den einzigen Ruf, ein Dandy im vollkommenſten Sinn des Wortes zu ſein. Ich weiß nicht durch welche Umſtände es geſchah, Anacharſis verlor plötzlich die Luſt an dem leeren Formalismus und ſchwang ſich in eine Region auf, die wir hier zeichnen dürfen, weil ſie die vollkommene Atmoſphäre der Modernität iſt. Er warf den Dandy mit einer Gewandtheit von ſich, mit ſo wenigem Geräuſch, daß die große Welt ſeine Revolution nicht bemerkte, ſondern es eine Zeitlang noch immer Thoren genug in ihr gab, welche einzig und allein den Dandy in ihm ſuchten. Doch er belächelte ſie, und das Lächeln, dieſe Ironie machte ſie ſtutzig. Sie erſchracken vor dem hölliſchen Spott um ſeine Mundwinkel, ſie erſchracken vor den Grundſätzen der Männer, die ihn umringten. Bald hatte er ein permanentes Geleit um ſich, Männer, mit denen er in den Zirkeln nie ein Wort ſprach, die ſich und ihm heimlich zuzuwinken ſchienen. Man erſann Mährchen über Anacharſis und ſeine Geſellen, erfand einen Klubb, indem ſie ſich zu verſammeln pflegten und nannte dieſen den Satanis-

ſchen. Grade, wie es es von Lord Byron hieß, daß er den Satanismus in die Poeſie eingeführt hätte, ſo ſollte Anacharſis dies Prinzip in die Geſellſchaft einführen. Ich kann aber die Verſicherung geben, daß man dieſer auffallenden Erſcheinung Unrecht thut. Anacharſis iſt nur der Urtypus jener Richtung, welche man vorzugsweiſe als die moderne bezeichnen kann.

Man muß ihn ſehen! Sein Antlitz iſt leidend, ſein Auge abwechſelnd ſanft und durchbohrend, das Haar und der ſtarke Bart haben ſich eine glänzende Schwärze erhalten können, die Lippe brennt heiß, die Haltung iſt ſtolz, ſein Benehmen wegwerfend. Wohin er tritt, ſcheint ihm eine magiſche Kraft zu folgen, die ſeine Atmoſphäre eben ſo gefährlich, wie ſicher für ihn ſelbſt macht. Er würde ein Duell annehmen, wenn es einer Idee gilt. Seine Perſon iſt ihm aber gleichgültig. Da ſieht man den Unterſchied vom Dandy, der ſich nur ſchießt, wenn es ſeiner Perſon gilt, und der in ſeiner Nähe Meinungen äußern hören kann, welche es ſein mögen und die ihn ganz gleichgültig laſſen. „Ich halte es für eine perſönliche Beleidigung, ſagte mir Anacharſis einmal als ich ihn beſuchte, wenn man in meiner Gegenwart dummes Zeug ſpricht. Die Dummheit iſt die größte Unanſtändigkeit. Die Dummheit ſchlecht vorgetragen, iſt vollends eine Inſulte.“

Ich war höchſt angenehm überraſcht von dem Eindruck, den Anacharſis' häusliche Einrichtung auf mich machte. Seine Umgebung war eben ſo comfortabel, wie modiſch, und doch hatte Alles noch einen Beigeſchmack, eine naive Sinnigkeit, die in der gedankenloſen und albernen Mode nie liegen wird, die aber in dem Charakter ſeiner Exiſtenz unverkennbar war. Der Reiz des Modernen umgab ihn. Er führte mich

in ein Zimmer, welches von einem magiſchen Licht erhellt war. Die Glasſcheiben der gewölbten Fenſter waren bemalt, das Ganze ſtellte eine Halbrunde vor, fünf oder ſechs Niſchen waren mit den herrlichſten Antiken geſchmückt. Eine ſchlafende Nymphe aus Alabaſter, der Phantaſie eines außerordentlichen Künſtlers entſprungen, ruhte neben ihm an einer Ottomane. Was er über dieſe Einrichtung ſagte, war folgendes: „Sie werden mich für abergläubiſch halten, wenn ich dieſen Heiligthümern, welche Sie hier ſehen, eine Einwirkung auf mein Gemüth zugeſtehe. Ich nehme in der Religion wenig Dogmen für gewiß an, und ſelbſt an die, welche mir wahrſcheinlich vorkommen könnten, fühl' ich mich nicht ſehr verpflichtet zu glauben; allein eines gewiſſen Schauers werd' ich immer bedürfen, einer heiligen Erregung, die mich in den myſtiſchen Zuſammenhang der Jahrhunderte verſetzt, die mir das Bedeutungsvolle der abſoluten Stille vergegenwärtigt und mich unterſtützt, an mich ſelbſt zu denken."

Anacharſis ſcheint ſomit die Religion durch Aberglauben zu widerlegen. Er zweifelt an ihr, verwirft ſie, und doch läßt ſie ihn nicht, und er ſie nicht. Grade, daß ſie ihn ſoviel beſchäftigt, iſt ein Beweis, daß er religiös iſt trotz ſeines Scepticismus. „Das Fürchterlichſte aber, fuhr er fort, iſt mir die Vernachläſſigung der Schönheits- und Anſtandsgeſetze, welche mit den Ideen dann, wenn ſie den Menſchen recht zu packen anfangen, verbunden zu ſein pflegt. Die Griechen hatten ihre Schönheit darin, daß ſie ſich nackt gaben: das Mittelalter darin, daß es ſich bunt und phantaſtiſch gab; die Neuern, daß ſie ſich geordnet geben. Die Symmetrie iſt eine der wenigen Tugenden, deren Ausübung unter jetzigen Umſtänden noch geſtattet iſt."

Wie, Beſter, fragt' ich, Sie, ein ſo aufrichtiger Freund der Wahrheit, könnten ſich entſchließen, ſie zuweilen dem Scheine zu opfern?

„Sie verſtanden mich nicht, entgegnete er; ich nehme nicht den ſchönen Irrthum in Schutz, ſondern ſuche nur die häßliche Wahrheit zu mildern. Auch die Wahrheit iſt von Natur ſchön, da ſie nackt iſt. Alles Nackte iſt ſchön. Allein die Art, wie die Menſchen an der Wahrheit zerren, wie ſie um jeden Preis das Wahre treffen wollen und es ſelten anders können, als indem ſie nur einen Theil von ihr erreichen oder ſie gänzlich entſtellen, dieſe macht ſie oft ſchreckhaft genug. Ich glaube, daß das Moderne dieſe Stellung zur Wahrheit entſchieden verwirft. Modern iſt es nicht, dem Parteigeiſte lärmend zu huldigen, mit ihm ſich auf offener Straße zu boxen, die Hemdärmel dabei aufzuſchlagen und überhaupt in ſeinem Thun die möglichſte Rückſichtsloſigkeit auf ſich und Andre zu offenbaren. Das Moderne ſteht über dem Parteigeiſte, über den Tagesfragen wenigſtens, die man freilich nicht erörtern kann, ohne rüſtig die Hand anzulegen. Es iſt gerade ſo wie in alten Zeiten. Das wahrhaft Antike und Romantiſche konnten nur die Bevorzugten fühlen, und gegenwärtig das Moderne die, welche den Vorzug haben, wenigſtens die alten Zeiten vergleichen zu können."

Als ich Anacharſis fragte, ob denn nun ſeiner Meinung nach das Moderne nicht auch beſtimmt wäre, allmälig ein allgemeiner Charakter der Zeitgenoſſen zu werden? antwortete er: „Nimmermehr! das iſt das Excluſive. So ſehr man es mit der Mode in Verbindung bringen darf, ſo iſt ja eben die Mode auch nur das Streben, immer wieder aus der Mode zu kommen. Modern zu ſein iſt eine Eigenheit. Sind

die Menſchen ſo weit, daß ſie alle ſo denken und empfinden wie ich, dann werden die Philoſophen des Jahrhunderts ſchon wieder in einem andern Stadium ſtehen und einen andern Namen haben."

Es war mir im Grunde komiſch, wie ich, der ich doch mit ganzer Seele der Zeit hingegeben bin, mir einen ſo gelehrten Unterricht geben ließ über etwas, das ich durch Schrift befördert und in meinen eigenen Glauben aufgenommen habe. Auch Anacharſis fühlte dies und ſagte lachend: „Kommen Sie: was haben Sie nöthig, ſich von mir über die Zeitgenoſſen belehren zu laſſen. Repräſentiren Sie nicht mit in der Literatur vollkommen das Gepräge des Modernen, welches jetzt auf Gefühle und Gedanken von den Autoren gedrückt wird? Denn ſelbſt Byron, an den man immer verſucht iſt zu denken, wenn von der Poeſie des Augenblicks geſprochen wird, ſelbſt Byron kann nicht als deutlicher Typus unſres Begriffes dienen. Er hat ſoviel Launen und Spezialitäten gehabt, daß er mehr einem Auswuchſe gleicht. Denn es ſoll ja nimmermehr geſagt werden, daß in der modernen Richtung der Literatur all die Ausſchweifung und Capriee liegen müſſen, der ſich Byron nur zu bereitwillig hingegeben hat."

Ich muß geſtehen, entgegnete ich, daß ich meine Schreibart ſchwerlich anders als mit dem Namen des Modernen zu bezeichnen wüßte; wie ich aber zu dieſer beſondern Haltung, wie ich zu meinem eigenthümlichen Tone komme, iſt mir ſelbſt ein Räthſel. Bald ſcheint es mir, als triebe mich der Geiſt der Unruhe, welcher überhaupt unſre Zeit quält, und ermuthigte mich, mit Hand anzulegen und eine neue Welt bauen zu helfen; bald aber ſchmieg' ich mich wieder mit ſo viel lie-

bendem Intereſſe ſelbſt an die veralteten Sitten, an die beſtehendem Geſetze und Einrichtungen an, daß ich mich faſt ſchäme, mich auf einen bloßen Maler und Copiſten dieſer Zuſtände reduzirt zu ſehen. Allein möglich auch und vielleicht ganz gewiß, es liegt in der Pflicht, welche der Literat zu befolgen hat, eben ſo reformiſtiſch wie conſervativ geſinnt zu ſein, wenn wir nämlich von der politiſchen Alltagsbedeutung dieſer beiden Begriffe abſtrahiren und ſie in Rückſicht auf die menſchliche Exiſtenz im Ganzen und Großen gebrauchen wollen. Moderne Literatur heißt theils Abſpiegelung der Zeitgenoſſen in den Lagen, wo ſie ſich befinden, Einmiſchung in ihre Debatten, Frage und Antwort in Sachen des allgemeinen Nachdenkens und der praktiſchen Philoſophie. Der Literatur gegenüber iſt das moderne Genre leicht in der Form, zufällig im Inhalte, ſubjektiv in Manier und Haltung, witzig und melancholiſch, launig in jeder Beziehung, begabt mit kritiſchem Talente und für die eigne Produktion entweder impotent oder wenig ehrgeizig, es den großen Klaſſikern der Vergangenheit nachzuthun. Roman, Novelle, die kleine Abhandlung, Briefe, empfindſame Reiſen, das ſind die einfachſten Formen, mit welchen der moderne Autor ſeine Erfindungen, Träume und Charaktere einfaßt. Das moderne Genre entſteht ſchnell, verbreitet ſich ſchnell, wird ſchnell verſtanden und ſtirbt ſchneller noch, als es oft eine Kritik erlebt hat. Lob und Tadel der Kritik nützen oder ſchaden nichts mehr: der Roman iſt ein Jahr alt, wer lieſt ihn noch!

Anacharſis entgegnete: „Der Hauptcharakter des Modernen, der auf alle Aeußerungen deſſelben, literariſche, künſtleriſche, ſittliche, religiöſe, ſeine Anwendung hat, iſt der, ſich nicht genirt zu fühlen. Das Moderne geht von allem

in jetziger Zeit fraglich und ſtreitig Gewordenen aus, läßt ſich aber in einem gewiſſen Comfort der Betrachtung darüber nicht ſtören. Man muß ſelbſt bei der Unruhe der Zeit ſeine Ruhe als Individuum behaupten können und ſoll keinem Verhältniſſe ſoviel Aufopferung widmen müſſen, daß man ſich dadurch genirt fühlen würde. Sie haben ein wahres Wort geſprochen, wenn Sie irgendwo ſagen: Was heute Meinung iſt, war vor zehen Jahren Philoſophie! Und ſehen Sie, in der Mitte dieſes Abſtandes, fünf Jahre nach der Philoſophie und fünf Jahre vor der Meinung ſteckt gerade das Moderne mitten inne. Es iſt nicht tief und nicht praktiſch genug, um ſich für das Ganze zu entſcheiden und hält ſich demnach an die Hälfte."

So und ähnlich ſprech' ich oft mit Anacharſis. Denn auch dies iſt eben ein Zeichen des Modernen und ein rechter Beweis dieſes ſich erſt bildenden, noch nicht abgeſchloſſenen Begriffes, daß das Moderne viel über ſich ſelbſt ſpricht, daß es hundert Fragen ineinander beſpricht und aus formeller Dialektik Reſultate erlangen zu können ſich einbildet. Das eigentliche Moderne ſcheint mir eine Miſchung von angebornem Verſtande und raffinirtem Gemüth zu ſein. Daraus ergeben ſich die Leiden, die Vorzüge und die Widerſprüche dieſes Genres im Leben wie in der Literatur. Es beweiſen aber auch dieſe Widerſprüche, daß das Moderne durchaus dem Antiken und Romantiſchen nicht ſollte als drittes Congruum an die Seite geſetzt werden, ſondern daß dieſe Anſchauung der Dinge und der Menſchen ein Uebergang zu einer weitern Entwickelungsſtufe iſt, welche unſre Zeit erklimmen muß. Das Moderne iſt, ſchon durch die große Schwierigkeit der ſichern Definition kein bleibendes, wenn auch ſonſt charakteriſtiſches

Merkmal unſres Zeitalters. Größere Ereigniſſe werden dieſe vorübergehende Miſchung von Ernſt und Leichtſinn ablöſen. In den Widerſprüchen des Moments eine ſchwebende Löſung, in den feindſeligen Elementen des Parteigeiſtes eine wohlmeinende Tröſtung: das kann füglich die moderne Art genannt werden. Vielleicht iſt es ein Begriff unſers Jahrhunderts, vielleicht dauert er nur noch ein Dezennium, jedenfalls iſt er kein dauernder Typus des gegenwärtigen Zeitalters.

Wenn wir im Folgenden die Intereſſen unſrer Mitwelt zu ſichten ſuchen, ſo ſchwebt uns dabei nicht mehr die eigenthümliche Koketterie des Anacharſis vor, ſondern das Wohl der Menſchheit, von welchem ich ein zwar nicht in Worten faßbares, aber dennoch untrügliches Ideal ahne. Ich weiß nicht, was Alles dazu gehört, die Völker zu beglücken; aber ob Dies dazu gehört und Jenes nicht, das ſchwebt klar genug vor meinem geiſtigen Auge.

## V.

# Die Existenz.

Nach der gewöhnlichen Lehre besteht der Mensch aus drei Theilen, aus Leib, Seele und Geist; allein Menschen gibt es genug, welche nur einen einzigen dieser Bestandtheile zu besitzen scheinen.

Wen kann ich wohl unter dem Edlen von Caliban meinen? Nennt ihn Edlen von Rostbeaf, nennt ihn Edlen von Pudding; er ist und bleibt dieselbe unbewegliche Masse, die weder von dem Herzen noch von einem etwas höheren Gedanken je etwas gehört hat. Der Edle von Caliban ist unter den Menschen, was die unausgebildete breiartige Molluske unter den Thieren. Er gehört noch weit mehr der Vegetation des Pflanzengeschlechts an, ist weit mehr Vegetabil, mit dem Unterschied freilich, daß er Fleisch-, Mehl- und Fischkost dem Gemüse vorzieht. Der Edle von Caliban wuchs in seiner Jugend wie eine nur zufällig zum Menschenbilde zusammengeronnene Fleischmasse auf; schon als Knabe waren seine Bewegungen vor Fett unbeholfen. Er ist der Sohn eines reichen geadelten Brauherrn und der Erbe seines väterlichen

Geschäftes, das er von Andern verwalten läßt; denn wie sollte er den Verstand gehabt haben, sich selbst eine Existenz zu begründen? Sein Leben ist Fraß, ist thierisches Brüten und Liegen auf den Rindsvierteln, die sein Riesenmagen aufnehmen kann. Sein Herz ist so sehr von Fett umwickelt, daß er ein Narr geworden wäre, wenn nicht zufällig sein behagliches Dasein ihn von eitler Casuistik der Umstände, von jeder Nothwendigkeit, hier oder da einen Entschluß zu fassen, befreit hätte. Und dieser Mann geht in die Kirche! Wie kann er dies, da sein Herz keiner einzigen Regung fähig ist? Nur aus Gewohnheit, weil er sonntäglich seine reinen Handschuhe und seinen Stock mit einem silbernen Knopfe auf den Tisch seines Wohnzimmers hingelegt bekömmt und aus Instinkt und durch jahrelange Gewohnheit bemerkt, daß dies das Zeichen zum Kirchgehen ist. Er ist verheirathet (der Lebenswandel seiner Frau ist bekannt), er hat Kinder (glücklicher Weise ähneln sie ihm nicht), ja er liest sogar die Wiener Theaterzeitung, aber nur aus Dummheit, ähnlich jenem Hogarth'schen Zeitungsleser, der sich an dem Lichte seinen Hut verbrennt. In dem Gemisch von kaleidoskopischem Allerlei über Theater, Musik, Unglücksfälle, Naturwunder, Feuerwerke, Wohlthätigkeitsschaustellungen schläft er ein. Alles zusammengenommen, stellt der Edle von Caliban doch immer nichts Anders in der Welt vor, als den rohsten Urstoff, aus welchem das erste Gesell der übrigen Menschen gebildet wurde. Er ist die absolute Materie.

Herr von Wehmuth und der Hofrath Stoff würden es ihrerseits sehr übel nehmen, wenn sie wüßten — und sie werden es wissen! — daß ich sie mit dem Edlen von Caliban in Verbindung bringe. Und doch sind beide in ihrer Art

eben ſo einſeitig, wie Jener. Herr von Wehmuth ſcheint nur Seele zu ſein, ſo körperlos, aber ſo geiſtlos iſt er auch. Sein Herz ſchlägt immer ſo laut, daß man glauben möchte, er hätte unter ſeiner Bruſttaſche ein Vögelchen oder ein Kaninchen verſteckt. Eine ſolche Zärtlichkeit würde ſeiner weichlichen Gemüthsart auch gar nicht zuwider ſein: Herr von Wehmuth iſt immer krank und immer fade, aber der Abgott einiger verblühten Frauen. Sie würden ihn heilig ſprechen, wenn bei uns die Sitte noch üblich wäre. Er ſeufzt, er ſtöhnt, er weint; er kömmt oft mit thränenden Augen in die Geſellſchaft und ſteckt erſt die ganze Verſammlung durch ſeinen Schmerz an und erzählt dann eine Geſchichte, die oft eher komiſch als rührend iſt. So feucht dieſer Mann iſt, ſo trocken iſt der Hofrath Stoff, deſſen Unterſuchungen über die Trigonometrie bekannt genug ſind. Dieſer Gelehrte iſt der größte Mathematiker, der nach Newton kommen konnte. Newton rühmte ſich, nie ein Weib berührt zu haben, aber er hatte vielleicht ein Herz, er kannte Mitleiden und Gefühl; allein Hofrath Stoff iſt ohne Leib und Seele, iſt nur Gedanke, nur Reflexion, ein Menſch, der ſich in ſteter Abweſenheit befindet. Frägt man ihn nach der Uhr, ſo antwortet er: 37, weil er nämlich etwas ganz anderes verſtanden hat. Man darf ihn in keine Geſellſchaft führen, weil er im Stande iſt, durch ſeine Zerſtreuung die beſte Einigkeit zu ſtören. Er wird ſo entſchieden grob bei vorkommenden Fällen, daß man erſtaunt, wie ſich dieſer Mann über alle Rückſichten hinwegſetzt. Er hat ſich ſogar ſein eignes philoſophiſches Syſtem erfunden. Allein, wenn alle Weisheit, ſelbſt die Afterweisheit, die Scholaſtik, bisher noch immer einen gewiſſen Inhalt in ihren Formeln gehabt hat, wenn ſelbſt an den kahlſten Begriffen der

Philosophie von ihren Aposteln noch immer einiges concrete Fleisch, eine gewisse Natürlichkeit gelassen wurde, so hat Hofrath Stoff in seine Theorie nur Schattenbilder, nur Dreiecke und Quadrate aufgenommen. Wo andere Menschen von dem höchsten Gut und von dem vorzüglichsten Prinzip der Moral sprechen, da sieht er nur Katheten und Hypotenusen. Ich frag ihn einmal: Hofrath, glauben Sie denn an die Unsterblichkeit der Seele? Trocken, kalt und ernst sah er mich an und antwortete nach einigen Sekunden mit hohem Pathos: Die gerade Linie ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten! Was er sich hierbei gedacht hat, weiß ich nicht. Vielleicht ist es sehr tiefsinnig. Ich habe aber nie wieder mit ihm gesprochen.

Trotz dieser Ausnahmen beweist die Geschichte, daß zwar Leib, Seele und Geist selten in gleicher Harmonie gefunden werden, daß aber aus ihrem mehr oder weniger entschiedenen Zusammenhange das Leben des Einzelnen und der Völker gebildet wird. Bald blühten Epochen, wo der Leib die Oberhand hatte, wie im Alterthum, in jener Zeit der schönen, plastischgerundeten Formen, in jener Zeit der Vermenschlichung und der Versinnlichung der höchsten Dinge; bald waren die Menschen mehr von ihren Seelenaffekten, von den Eingebungen des Gemüths dominirt, wie im Mittelalter, wo aus dem Menschenherzen die seltsamsten Phantasieblumen des Gemüths im Bereich der Dichtkunst und der bildenden Kunst sproßten und sonst das Leben von einem allzuüppigen Drange der unmittelbaren, aus dem Blute entspringenden Neigung und Leidenschaft geschaffen wurde. Jetzt wieder überwiegt die Reflexion, die Herrschaft über Sinnlichkeit und Leidenschaft, der Begriff, oft lachend und lebendig, oft todt und kalt. Es

laſſen ſich die Uebergänge der Zeiten, viele und entſcheidende Kämpfe der Geſchichte aus dem Streite dieſer drei entgegengeſetzten Prinzipien herleiten. In Völkern und Individuen überwog eines das andere und ſtörte das Gleichgewicht, das nur durch Waffengewalt wieder hergeſtellt werden konnte. Aus dem eigenthümlichen Mehr oder Minder, welches die verſchiedenen Epochen an dieſer oder jener Fähigkeit aufzuweiſen hatten, entſprang ihr beſonderer Charakter. Namentlich muß man hier mehr auf das Minus ſehen, wie auf das Plus. Man würde — Forſchern ſei das geſagt — das Alterthum beſſer kennen, wenn man weniger von ſeinen Beſitzthümern als von ſeinen Mängeln ſpräche; die poſitive Charakteriſtik des antiken Lebens macht die alte Welt lange nicht ſo anſchaulich, als wenn man unterſuchte, was empfanden die Alten, welche Fähigkeiten und Vorausſetzungen hatten ſie, um Begriffe zu bilden? Ebenſo macht uns die incorrekte Zeichnung der mittelalterlichen Gemälde und die Betrachtung des ungeheuern Nichtwiſſens, welches die Periode des ſinnigen Gemüths und der Affekte verdunkelte, dieſe Zeit anſchaulicher, als die ſchönen Rittergedichte, die wir zartfühlend genug ſein ſollten, noch immer ſo mitzuempfinden, als wären ſie für uns ſelbſt beſtimmt? Ebenſo charakteriſirt unſre Zeit weit weniger der ungeheuere Umfang unſres geiſtigen Strebens, als die Bedrängniß, in welche dabei unſer Gemüth, und die Vernachläſſigung, in welche unſre phyſiſche Beſchaffenheit gerathen muß. Unſer Reichthum macht uns weniger kenntlich, als unſre Armuth. Dies der Grund, warum wir über dieſe mehr ſprechen wollen, als über jenen.

Die Frage der phyſiſchen Exiſtenz iſt leicht die wichtigſte unſres Zeitalters. Sie berührt unſre nächſten Intereſſen;

ſie iſt einem Strome zu vergleichen, der aus ſeinen Ufer
getreten iſt, ſich immer weiter ausdehnt, Bäume, Thier
Menſchen fortreißt, die Staaten verderbt und bald auch un
ſerer eigenen Hütte nah ſein wird. Die Exiſtenzfrage i
keine aus einem Syſtem geriſſene Unterhaltungs- und zufäl
lige Belehrungsveranlaſſung; ſondern die Noth des Augen
blicks gebietet ſie. Wir wollen erſt den Thatbeſtand angebe
und die Mittel, die in dieſem Betracht vorgeſchlagen ſin
prüfen und mit einer Berechnung der Reſultate, die ſich au
unſrer Betrachtung ergeben dürften, ſchließen.

Wir haben zuerſt von der Bevölkerung zu ſprechen. W
harmlos und dem jetzigen Beſtand der Dinge widerſprechen
beginnt die Geſchichte dieſer Frage! Wie einfach iſt ſie b
auf den Augenblick, wo Malthus die fürchterliche Geſta
des immer mehr anwachſenden Rieſen in allen ihren Contur
zum erſten Male wahrnahm und durch die Entdeckung ſein
berühmten Satzes, daß die Bevölkerung geometriſch und d
Nahrungsmittel arithmetiſch zunehmen, Alles, was in Euro
nicht nur lebte, ſondern auch Leben ſchaffen wollte, m
Schrecken erfüllte!

Von jeher haben die Geſetzgeber ſich damit beſchäfti
die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes zu regeln; da
war ihr Geſichtspunkt immer der, daß ihnen entweder d
Zahl zu gering oder zu hoch nur in dem Falle war, da
ariſtokratiſche kleine Gemeinweſen von einer allzujäh zune
menden Bevölkerung in ihren Privilegien verkürzt zu werd
fürchteten. China, an Uebervölkerung leidend, geſtattet d
Verkauf und die Ausſetzung der Kinder, einen Gebrauch, v
dem man nicht weiß, ob er weniger grauſam iſt, als d
von Montesquieu angeführte auf der Inſel Formoſa, wo d

Weiber vorm fünfunddreißigsten Jahre nicht gebären dürfen und sich mit einer Priesterin im Geschmack des Doktors Polidori aus den Pariser Mysterien abzufinden haben, wenn sie vor diesem Alter ihrer Leibesfrüchte los werden wollen. Plato und Aristoteles, die großen Weltweisen, haben wenig Rücksicht auf das noch nicht zum Bewußtsein gekommene Menschenleben genommen. Aristoteles rathet, wenn für eine Stadt Uebervölkerung drohe, ihren Bürgerinnen ganz harmlos an, es so zu machen, wie die Frauen auf Formosa, wenn sie noch nicht fünfunddreißig Jahre alt sind. Bald aber änderten sich diese Rathschläge und gingen auf das Gegentheil über. Die kleinen Staaten wurden von den großen verschlungen, diese wieder von dem Weltreich der Römer. Die Bevölkerung war überall, der Kriege und der Noth wegen, nur dünn und sparsam, wie auch Plutarch so schön sagt, die Orakel hätten in Griechenland zu reden aufgehört, weil es keine Menschen mehr im Lande gäbe! Rom mit der Ahnung, daß es die Welt erobern und dazu Menschen brauchen würde, munterte von seiner ersten Stiftung an seine Bürger auf, sich zu vermehren und zu heirathen. Hagestolze wurden von den Censoren bestraft. Die Ansicht der Römer drückt Metellus Numidicus beim Aulus Gellius folgendermaßen aus: „Wenn es möglich wäre, sich kein Weibsbild auf den Hals zu laden, so würden wir Römer uns bald von diesem Uebel befreien. Aber da einmal die Natur festgesetzt hat, daß man mit ihnen nicht glücklich leben, aber ohne sie auch nicht fortdauern kann, so müssen wir freilich mehr auf unsere Erhaltung als auf unsre Zufriedenheit sehen.“ Trotz dieser Lehre, die allerdings wenig zur Heirath Aufmunterndes hat, vermehrte sich die Zahl der Hagestolzen, und verminderte sich die Nachkommen-

ſchaft. Die Bürger- und Eroberungskriege rafften die blühenden Geſchlechter des Adels und die unteren Volksklaſſen, die ſich dem Ehrgeiz derſelben opferten, fort. Da fing Cäſar, (der viel Menſchen haben wollte, um unter Allen der Erſte zu ſein) an, auf die eheliche Fruchtbarkeit Prämien auszuſtellen. Frauen, die im vierundfünfzigſten Lebensjahre noch keinen Mann oder wenigſtens ein Kind hatten, durften weder Edelſteine noch ſonſtige Befriedigungen weiblicher Eitelkeit tragen. Auguſtus gab noch dringendere Geſetze. Er erhöhte die Strafen und die Belohnungen in Betreff der Nachkommenſchaft. Er übertrieb aber ſeinen Widerſtand gegen Umſtände, die beinahe ſchon in der Natur zu liegen anfingen. Die Adeligen murrten. Auguſtus berief ſie, ſtellte hierher die Verheiratheten, dorthin die bei weitem größere Anzahl der Hageſtolzen und ſprach Folgendes: „Während uns Krieg und Peſt eine ſo große Anzahl von Bürgern raubt, was ſoll aus dem Staate werden, wenn man ſich nicht mehr verheirathet? Unſer Staat beſteht nicht aus Häuſern, Säulengängen und öffentlichen Plätzen, ſondern die Menſchen machen die Stadt. Ihr werdet es nicht mehr erleben, daß wie in alten Zeiten die Leute aus der Erde kommen und eure Geſchäfte übernehmen. Der Einſamkeit wegen ſeid ihr nicht ehelos. Jeder von euch hat ſeine Bett- und Tiſchgenoſſin, und ihr ſucht die Ordnung eben in eurer Unordnung. Ihr wollt euch wohl auf das Beiſpiel der vom Staate geduldeten veſtaliſchen Jungfrauen berufen?“ Nach ähnlichen ſpottenden und erzürnten Bemerkungen kam das berühmte Geſetz Papia Poppaea zu Stande, welches nicht nur die ganze Strenge der früheren Bekämpfung des Cölibats wiederholte, ſondern noch eine viel härtere hinzufügte. Aus allen dieſen hiſtoriſchen

und juriſtiſchen Elementen ſetzte ſich die römiſche Geſetzgebung über das Hageſtolziat zuſammen, wie wir ſie in den Quellen derſelben noch antreffen. Diejenigen, welche ſich nicht verheiratheten, konnten von Fremden nichts erben, und die, welche zwar beweibt waren, aber keine Kinder hatten, konnten nur auf die Hälfte der Erbſchaft Anſpruch machen. Plutarch ſagte ſehr witzig: Die Römer heirathen, um Erben zu ſein, nicht, um ſelbſt welche zu haben. Wenn ſich ein Mann von ſeiner Frau entfernte und die Veranlaſſung dazu nicht in Staatsgeſchäften lag, ſo konnte ſie ihn enterben. Wer ſeinen Kindern keine Mitgift zur Heirath gab, durfte durch die Behörden dazu gezwungen werden. Heirathen im höchſten Mannesalter kamen vor, aber die Männer mußten alle dem Marino Falieri gleichen und ſich mit ſechszehnjährigen Angiolinen verheirathen. Ein ſechszigjähriger Mann durfte der Nachkommenſchaft wegen keine ſechszigjährige Frau heirathen. Andere kehrten es um und verboten grade den Alten junge Frauen, weil ſie unfruchtbar blieben.

Das Chriſtenthum ſtürzte durch ſein Prinzip, daß es gut wäre, zu heirathen, aber beſſer, nicht, dieſe Geſetzgebung zum größten Theile um. Der Monachismus, das Mönchthum, machte vollends aus dem unbeweibten Stande ein Sakrament. Wie aber die Vorſehung alle Gegenſätze der Natur ausgleicht (die Gegenſätze des Geiſtes ſind auf ſich ſelbſt angewieſen), ſo ſchien dieſe Caſteiung in gutem Einklang mit den ungeheuern Völkermaſſen zu ſtehen, welche Aſien über Europa ausgoß. Zwar wütheten Krieg und Peſt unter dieſen Horden, aber trotz derſelben, trotz der ſpätern Kreuzzüge behaupten franzöſiſche Gelehrte, daß Frankreich unter Karl IX. doch beinahe eben ſoviel Bewohner gehabt hat, als gegen-

wärtig. Allmälig aber verminderte ſich dieſes günſtige Verhältniß. Der Grund des plötzlichen Zuſammenſchmelzens der europäiſchen Bevölkerung mag zum größten Theile wohl im Untergange des Feudalismus und des Lokalgeiſtes zu Gunſten der Centraliſation und der Staatsmaſchine gelegen haben. Früher hatten die kleinen Reichsſtädte und Baronieen in ſich ſelbſt einen ſtolzen unabhängigen Mittelpunkt; ſie dehnten ſich in warmer, behaglicher Exiſtenz und brüteten demnach mehr Menſchen aus, als ſpäter, wo das Syſtem der Controlirung und die Rekrutenaushebung es den Eltern zum Schmerze machte, Kinder zu haben. Was nahm nicht der neu entdeckte Welttheil im Weſten an Menſchen fort! Wie große Menſchenopfer mußten die Holländer ihren ungeſunden Colonieen machen! So kam der abſolute Monarchismus, der Menſchen brauchte, um Kriege zu führen, und Geld dazu, das jene verdienen mußten, faſt überall wieder auf die Geſetzgebung des Auguſtus zurück, ſo zwar, daß weniger die Hageſtolzen, als die Ehemänner ſelbſt ermuntert und aufs Neue Prämien für eine gewiſſe Anzahl Kinder ausgeſetzt wurden. Wer zehn Kinder hatte, bekam unter Ludwig XIV. eine Penſion. Allein daß die Bevölkerung Europa's trotz der Kriege des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunders reißende Fortſchritte gemacht hat, iſt weit weniger die Folge dieſer in manchen Militärſtaaten, z. B. Preußen, noch vor einigen Jahren beſtehenden Prämien, als die der ſteigenden individuellen und induſtriellen Freiheit. Seitdem die Macht des Clerus und der Ariſtokratie beſchränkt iſt, ſeitdem die nutzlos gelegenen und ſelbſt bei ehrlichem Anbau nicht hinreichend ausgebeuteten Domänen der Fürſten an den meiſten Orten der Nation überlaſſen ſind, ſeitdem die Mono-

pole und Privilegien erſtarben, hat ſich überall eine kecke, fröhliche Luſt an der, wie Goethe ſagt, „ſüßen Gewohnheit des Daſeins“ gezeigt und Menſchen die Hülle und Fülle ins Leben gerufen. Die Bevölkerung nahm mit ſo gewaltiger Schnelligkeit zu, daß ſich der Phantaſie das Schreckbild der Uebervölkerung bemächtigte und in Malthus einen finſtern, unglücksſchwangern Propheten fand. Ich habe einen Bekannten, der über die Lektüre des Malthus'ſchen Buches in Trübſinn verfallen iſt. Ueberall wo er hinblickt erblickt er die Plage der Uebervölkerung. Ueberall ſind ihm die Menſchen zu zahlreich. Die Gier, welche dieſe Millionen beſeelen muß, um ſich zu ernähren, hat ihn feige gemacht, die Konkurrenz auszuhalten und mit im Athem zu bleiben bei dem allgemeinen Wettlaufe. Sein Geſchäft blieb unter dieſen Umſtänden zurück. Das Daſein, das er ſich friſtet, iſt kümmerlich genug.

Die Malthus'ſche Theorie und die Debatten, welche ſie veranlaßte, iſt hier nicht der Ort weitläufig wiederzugeben. Malthus hat geſagt: Die Menſchen vermehren ſich in dem Verhältniſſe von 1, 2, 4, 8, 16, die Nahrungsmittel aber nur wie 1, 2, 3, 4, 5 u. ſ. w. Seine Gegner haben den erſten und den zweiten Satz angegriffen. Jener iſt beſchränkt; dieſer erweitert worden. Dort hat man die außerordentlichen Fälle mit in Anſchlag gebracht, hier auf die Meinung ſich geſtemmt, man könne die Natur potenziren. Eine dritte Meinung war die, daß die Vorſehung ſchon der Natur ſelbſt den Trieb eingepflanzt hätte, ſich wechſelſeitig auszugleichen und Mögliches nur an Mögliches zu reihen. Dieſe letztere Anſicht, ſo richtig ſie mir ſcheint, hat aber auch überſehen daß die Mittel, welche die Natur braucht, ein ſolches Gleichgewicht des Bodens und der Menſchen herzuſtellen, na-

türliche, d. h. keine moraliſchen, ſondern phyſiſche und grauſame ſind. Eben dieſe grauſame Reaktion der Natur zu vermeiden, darum handelt es ſich in dieſer wichtigen Menſchheitsfrage.

Das Maaß der Bevölkerung iſt die Möglichkeit, ſich zu ernähren. Das Maaß der Ernährung iſt wieder die Natur in dem, was ihre Mittel vermögen. Die ungeheure Complication der neuern Exiſtenzmittel, die künſtlichen Nothwendigkeiten, welche durch Luxus, Induſtrie, Handel, Wiſſenſchaft und den weitverzweigteſten Formalismus in Staat, Kirche und ſofort geſchaffen ſind, machen den Calcul über die Bevölkerung ungemein ſchwierig. Wovon exiſtiren die Menſchen nicht! Und was läßt ſich nicht noch erſinnen, um eine Beſchäftigung zu haben, die ihren Mann nährt! Wir werden auf dies Thema, weil es die Zeitgenoſſen ſprechend charakteriſirt, wieder zurückkommen. Hier gilt es, den Satz feſtzuhalten, daß zuletzt auch bei den künſtlichen Beſchäftigungen ein Maßſtab vorhanden ſein muß, der ihren Werth und die Grenze ihrer Ausdehnung ausdrückt. Dies iſt der Ertrag des Bodens und der Natur überhaupt. Es muß ein Ultimatum von Bevölkerung geben, wie wir partiell hie und da ſchon geſehen haben, daß das Gefäß überläuft und die Auswanderung dem ängſtlichen Zuſtand zu Hülfe kommen muß. Freilich wird die Nation verhindert, ihre ehrliche Meinung über die Menge, die ſie ernähren kann, auszuſprechen; durch die Laſten wird ſie verhindert, welche auf dem Boden und ſeinen Erzeugniſſen liegen. Europa, in der Annahme eines Weltreichs, das ohne Geſetze und Geſetzvollſtrecker friedlich beharren könnte, Europa ohne Staaten und Ariſtokratie in ihnen, Europa als ein freiherrliches Land, das keiner Kriege

und Fürſten bedürfte, würde noch einmal ſoviel Menſchen tragen dürfen, als jetzt: eine Wahrheit, die etwas Schaudervolles hat. Denn entweder muß das Intereſſe unſrer gegenwärtigen geſellſchaftlichen Verfaſſung die Keime der ſich ins Leben drängenden Menſchheit gewaltſam erſticken, oder kann man dies nicht und glaubt man es nicht zu dürfen, glaubt man, die künſtliche Exiſtenz, welche jetzt Millionen ernährt, werde noch einmal ſoviel vor Hunger decken können, ſo wird die Folge nur die ſein, daß die Menſchheit vom Boden nur das wegnimmt, was ſeinen Reichthum hindert. In der Uebervölkerung liegt auch zu gleicher Zeit der Untergang der Verhältniſſe, welche jetzt dem europäiſchen Körper ſeine Geſtalt geben. Sind die Menſchen erſt da, bricht, wie früher oder ſpäter geſchehen muß, die künſtliche Maſchine eingebildeter Bedürfniſſe und darauf gebauter Nahrungszweige zuſammen, ſo wird die hungernde Menſchheit nichts hindern, den Prieſter- und Königszehnten der Ernte des Lebens für ſich in Beſchlag zu nehmen und aus der potenzirten Natur all die arithmetiſchen Wurzeln zu ziehen, die nur in ihr ſtecken.

Die Staatsmänner, welche bedacht ſind, Europa in ſeiner gegenwärtigen Form zu laſſen oder doch nichts Weſentliches an ihr zu ändern, Staatsmänner ſogar, die Philanthropen ſind und zuviel Mitleid mit der Menſchheit haben, als daß ſie wünſchten, je die Nachkommen in Verlegenheit über ihre Exiſtenz zu wiſſen, haben Vorſchläge aller Art gethan, um der reißend um ſich greifenden Zunahme der europäiſchen Bevölkerung Einhalt zu thun. Die Auswanderung nach unbebauten Regionen, deren viele ebenſo noch in Europa, wie in den übrigen Welttheilen liegen, war das natürlichſte Palliativ. Allein wie inkonſequent, die Auswanderung wird doch

nicht gern gesehen! Denn natürlich, diese Leute nehmen mit übers Meer, was ihnen gehört, besonders aber sich selbst, ausgewachsene, kräftige Arbeiter, die einmal da sind, da im Gegentheil das Schreckbild der Uebervölkerung nur noch einstweilen in der Möglichkeit derer liegt, die nachkommen könnten. Der Vater wandert mit vier rüstigen Söhnen aus. So war es nicht gemeint, guter Freund, bleib im Lande, nur vermehre dich nicht über die Zahl! Du konntest wohl mit drei Söhnen zufrieden sein, jetzt, wo du den vierten hast, halte wenigstens für die Zukunft ein. Daß nun eben der gute Mann dies nicht thut, sondern zufrieden auf sein Weib blickend ausruft: Es ist Gottesgabe! diese Rücksichtslosigkeit auf die Grundsätze der Finanz könnte es dann freilich zum Schluß allein wünschenswerth machen, daß er auswandert.

Es sind mancherlei Vorschläge gemacht worden, der allzugroßen Vermehrung, besonders der niedern Volksklassen, Einhalt zu thun. Man hat närrischer Weise und doch ganz ernsthaft von dem Plombiren der männlichen Zeugungskraft gesprochen, ja sogar in Betreff der unverheiratheten Mädchen von ähnlichen Prohibitiv-Vorrichtungen gesprochen, wie sie ein Doze, der gegen die Türken auszog, bei seinem Weibe veranstaltete, und wie sie noch zu dieser Stunde im Arsenal von Venedig zu sehen sind. Allein das Uebel des Ehestandes ist weit größer. Ein Taglöhner heirathet und hat ein Nest von Kindern, die er nicht zu ernähren weiß. Ein Uebelstand in England, wo man durch die Moral die größte Immoral zu befördern pflegt, ist die Armentaxe, eine Aufmunterung für den Bettler, es dem Reichen nachzuthun, zu heirathen, Kinder zu zeugen und ihnen eine Erbschaft zu hinterlassen, die wahrlich nicht schlecht ist, wenn man bedenkt, daß auf sie die

Unterstützung des Vaters nicht nur vererbt, sondern durch Zuschüsse sogar vermehrt wird. Die Masse der gesellschaftlichen Drohnen steigt überall; die Einen arbeiten, die Andern zeugen Kinder. Dies wäre eine vortreffliche Einrichtung, wenn das letzte Geschäft von den Ersten nicht ebenfalls betrieben würde.

Eine Abhandlung über diesen Gegenstand liegt vor mir. Sie will ein Mittel gegen die Uebervölkerung, nachdem sie mehrere andere verworfen, ihrerseits angeben und sagt: „Es ist nur die Ergreifung zweier Maßregeln möglich. Einmal das Verbot der Eingehung einer Ehe vor zurückgelegtem dreißigstem Lebensjahre beim Manne, damit hierdurch die Generationen weiter auseinander gerückt werden und also weniger Menschen zu gleicher Zeit leben, zweitens aber das Verbot jeder Ehe bei Personen, welche einen sichern Nahrungsstand nicht nachweisen können, wobei ein allzukleiner Antheil an Grundeigenthum und Fähigkeit zu Taglöhnerarbeit und einem Handwerk, wenn das örtliche Bedürfniß nach der Ansicht der Gemeinden schon völlig befriedigt ist, nicht als hinreichend zu betrachten wären." Dies Mittel liegt allerdings auf der Hand und wäre auch einfach genug. Allein der Verfasser dieser Abhandlung fühlt selbst, daß die unehelichen Geburten dann ausnehmend um sich greifen würden, von denen er jedoch hofft, daß sie bald sterben, da die Sterblichkeit unter unehelichen Kindern größer ist, als unter gesetzmäßig Erzeugten. Sollte man aber selbst diese etwas grausame Hoffnung nicht aus dem Spiele lassen? Sollte man nicht beiderlei Geburten, den ehelichen und den unehelichen, gleiches Gedeihen wünschen können und dabei doch eine Verminderung des Zeugungstriebes erzielen? Ich ge-

ſehe, daß ſelbſt in den obigen Beſtimmungen über Heirathen in dem und dem Alter, unter den und den Umſtänden etwas Chimäriſches liegt, und daß ihre Durchführung unüberſteigliche Hinderniſſe darbietet. Ich halte überhaupt das Erſchweren der Heirath für etwas ſo Unnatürliches, daß ich über die Künſtlichkeit unſrer gegenwärtigen Einrichtungen erſchrecken würde, wenn jenes nothwendig werden ſollte. Im Gegentheile find' ich, daß die Menſchen viel zu ſehr gezwungen werden, ſich zu verheirathen, durch die großen Schwierigkeiten nämlich, welche ſich der unehelichen Geburt entgegenſtellen. Ein Findelhaus, das jährlich dreihundert Kinder aufnimmt, erſpart der Zukunft des Volkes eine Generation, die leicht das Dreifache beträgt. Denn ſind die meiſten Heirathen in unſern Ständen nicht Folge eines Verhältniſſes, das ſich mit einem einzigen Kinde befriedigt haben würde und das ſich enger zuſammenknüpft und fünf Kinder erzeugt, weil mit der an ſich bedenklichen, aber doch in menſchlicher Schwäche begründeten unehelichen Geburt Unbequemlichkeit, Prozeſſe und Schande verknüpft iſt? Gewiß, es muß hier bei aller Achtung vor der Moral möglich ſein, erleichternd einzuſchreiten. Wenn wir hier und dort das ruchloſe Geſetz haben, daß eine jede Dirne von der Straße, die ſchwangern Leibes iſt, ihr Kind einem beliebigen Vater zuſchwören darf, wer möchte, wenn es z. B. einen Hageſtolz treffen kann, der ſein kleines Geſchäft im Städtchen führt und ſich verging mit einer Magd, nicht lieber, um dem Prozeſſe zuvorzukommen, ſich mit dem edlen Weſen verheirathen, ſie als angetraute Haushälterin anſehen und ſich ſelbſt zwingen, nun noch ein halb Dutzend Kinder dazu mit ihr in die Welt zu ſetzen? Mit einem Worte: Es herrſcht viel zuviel moraliſcher und juriſtiſcher

Zwang zur Ehe. Unſer Autor von vorhin fürchtet ſich gerade vor unehelichen Verhältniſſen nicht; allein er hätte noch weiter gehen ſollen. Ein Arbeiter heirathet. Er ſchlägt ſich jeden Tag mit ſeiner Frau und zeugt doch, wie dies gewöhnlich iſt, eine wimmelnde Kinderbrut mit ihr. Nur die Ehe, zu der ihn das erſte uneheliche Kind vielleicht gezwungen, moraliſch und juriſtiſch gezwungen, nur die Ehe zwingt dieſes Paar förmlich, ſich ohne Liebe zu vermehren. Wären ſie, wie man im Volke ſagt, nur zuſammengelaufen, ſo hätten ſie ſich leicht wieder trennen können. Die gerichtliche Scheidung verurſacht ſoviel Weitläufigkeit, daß die Leute lieber zuſammen bleiben, ſich ſchlagen und des Nachts, vielleicht in der Trunkenheit, die Befürchtungen, welche Malthus hegte, begründen helfen.

So lange die Menſchheit noch dem ſophiſtiſchen Gorgias nachlebte, der es für die höchſte Aufgabe der Weisheit hielt, ſich Alles ſelbſt zu verfertigen und keiner fremden Hülfe zu bedürfen, war die Theorie der Erwerbsmittel die einfachſte von der Welt. Man erwarb, was die Natur bot. Man lebte von den Bäumen, die Niemanden gehörten, von den Thieren des Waldes, kurz, Nahrungsmittel waren das Unmittelbare, das man antraf, man war noch nicht genöthigt, Güter gegen einander zu tauſchen. Erſt mit der Nothwendigkeit, daß der Eine nur Vieh und der Andere nur Frucht beſaß, begann das Erwerben der Nahrungsmittel ein ſtationäres Geſchäft zu werden. Die Einſeitigkeit des Beſitzes trieb die Verhältniſſe der Exiſtenz auf eine Höhe, die immer künſtlicher wurde.

Der Eine erzeugte die Rohſtoffe, der Andere verarbeitete ſie, der Dritte betrieb ſie im Handel. Das Geld, eine Werthbeſtimmung, wurde einziges Ziel des Erwerbes, weil man

bald durch daſſelbe im Stande war, Alles zu erlangen. De
Tauſch war durch das Hülfsmittel des Geldes vereinfach
Mit zunehmender Bevölkerung und ſteigender Cultur verlo
ſich auch die Leichtigkeit des Erwerbs. Die Conkurrenz nahm
dem Einzelnen ſein natürliches kleines Monopol. Verdien
wurde bald nur noch die Frucht einer Anſtrengung, die ſelb
bei dem redlichſten Willen, nie eine von Schweiß trockn
Stirn zu haben, doch vergebens arbeitete, weil die gleich
Thätigkeit überhäuft und allgemein beſetzt war. So mußte
die Erwerbungszweige immer verſchlungener und zu erreiche
ſchwieriger werden. Man benutzte die Natur, man benutzt
ſich ſelbſt. Die Arbeit ſelbſt wurde ein Produkt. Um dere
das größtmögliche Quantum zu erzeugen, beſchleunigte un
vereinfachte man ſie. Man erfand Maſchinen, die die Men
ſchenhand entbehrlich machten. Je mehr man erzeugen konnte
deſto größer das Bedürfniß darnach, eine in der Geſchicht
der Induſtrie ſehr merkwürdige Erfahrung. Weil der Be
darf ſtieg, ſo konnte man auch jene Arbeiter beſchäftigen, di
durch die Einführung der Maſchinen brodlos geworden wären
Aber nicht alle Fortſchritte, die in dieſem Bereich der menſch
liche Geiſt machte, ließen eine ſo angenehme und die Menſch
heit nicht gefährdende Ausgleichung zu. Der ſchöne Grund
ſatz von der Theilung der Arbeit hat den Induſtrialismu
nur noch mehr potenzirt, wo, wenn Einer fällt, Alle falle
müſſen. Früher machte Einer ein Ganzes, jetzt machen Hun
derte ein Ganzes, wenn auch fünfhundertmal ſchneller, al
jener Eine; allein Jeder, nur mit einem Theile der Arbeit
beſchäftigt, kennt ihr Ganzes nicht. Eine ungünſtige Con
junktur tritt ein und die Folge iſt, daß Tauſende darben,
wo ſonſt nur Zehn gedarbt hätten.

Die Existenz sichern unsre Zeitgenossen auf die verschiedensten Weisen. Hier sind bleiche Gesichter, die ein Aussehen wie vergiftet haben. Sie begraben sich schon in ihrer Jugend in die Gebirge, wo sie die verheerendste Arbeit verrichten in den Quecksilbergruben. Ihr Auge ist matt, ihr Gang taumelnd. Sie kennen nur eine Lust, die Befriedigung ihres thierischen Triebes nach Nahrung und Geschlechtssinnlichkeit. Das Gewinnen des Quecksilbers übt auf die Gesundheit den nachtheiligsten Einfluß. Man kennt Almaden, die berühmten Merkurialgruben Spaniens, man kennt es aus dem neusten spanischen Successionskriege, den kühnen Märschen des Carlistenchefs Gomez, und Rothschilds Ansprüche auf ihren Ertrag. Dort ist der Sitz des größten physischen Elends, das sich denken läßt. Selten, daß ein Mann sein natürliches Alter erreicht. Er stirbt immer frühzeitig. Peru hat berühmte Quecksilberwerke in Huanca-Velika. Die Arbeiter haben dort meist die fallende Sucht oder leiden an Zuckungen und Convulsionen. Und dennoch sind Menschen da, die dem unvermeidlichen Tode so in die Arme gehen, die ihr Geschäft mit derselben Resignation verrichten, wie Lord Stanley, wenn er im Unterhaus die Beine auf den Tisch legt und dabei den Engländern Gesetze macht. Es fällt jenen Menschen nicht einmal ein, etwas Anderes zu sein, weil sie etwas Anderes nicht ahnen können und ihnen die Gewöhnung an die tägliche Fristung ihrer Existenz gar keinen Gedanken übrig läßt, als könnt' es ihnen besser ergehen. Denn das ist der Fluch dieser unglücklichen Sphäre: man muß etwas können, wenn man leben will; Jeder hat sogar einen Stolz auf dies traurige Können, wie sich z. B. Gürtler und ähnliche Arbeiter, die früh ihre Augen verlieren und pestar-

tige Ausdünstungen einathmen müssen, doch nicht von ihrem Geschäft abbringen lassen, von einem Geschäft, das sie nicht haben, sondern das sie hat.

Andere Stände ernähren sich von den Proportionen zwischen der rohen Arbeit, die im Handel vorkommen, und vom Bankwesen wieder, welches die Proportionen des Handels ausdrückt. Beamte schreiben den sauern Schweiß des Einen auf den sauern Schweiß des Andern über. Sie fassen die Menschen in runden Summen zusammen, kontroliren ihr Gehen und Stehen, ihr Alter, ihre Kinder, ihr Vermögen, ihre Pflichten, ihre Tugenden und Verbrechen, ihr Sterben sogar und schreiben es alles in kurzen Nennwerthen in rothliniirten Büchern an und machen Latus und Transport für das nächste Folioblatt.

Andere endlich, die Chevaliers d'Industrie, leben von idealischen Bedürfnissen, die sie erst in dem Augenblicke schaffen, wo sie sie schon, natürlich für Geld, zu befriedigen sich eilen. Der Savoyarde stürzt in Paris auf dich ein: Mein Herr, Ihre Stiefeln! Man hat kaum hingesehen, ob die Stiefeln, die man vor einer Minute, wo man eben aus seinem Hause trat, glänzend anzog, wirklich schon verunreinigt sein sollten, und kann auch nun nicht mehr vergleichen: denn der Bursche verdeckt die Aussicht und putzt etwas, das spiegelblank war. Der echte Chevalier d'Industrie schafft sich selbst sein Gewerbe. Er geht in ein Spielhaus und wartet auf junge Neulinge. Sie kommen. Er sieht es an der Haltung und der ganzen naiven Neugierde und dem klopfenden Herzen. Er sieht es, daß sie das Spielhaus für eine Satanshöhle halten und doch ihr Glück darin versuchen wollen, wie sie die Miene auf dem Antlitze der Croupieres prüfen, und wie sie an dem grünen Tische junge Verzweifelte erblicken wollen, die, wie in Romanen be-

ſchrieben wird, eben hinausgehen und ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießen werden; er ſieht, wie ſie ſelbſt die Börſe ziehen, und tritt heran: Mein Herr, jene Nummer! flüſtert er ihnen zu. Das Glück will ihm wohl. Sie gewinnt. Der junge Mann hat weiſe Lehren im Kopf. Er weiß, daß, wenn man 100 Dukaten gewonnen hat und man weiter ſpielt, man dieſe und noch 100 dazu verlieren kann. Er will gehen. Der Chevalier unterſtützt ihn darin, begleitet ihn an die Thür, ſinkt plötzlich von ſeinem cordialen Ton in einen ſehr demüthigen und ſeufzt: Monsieur, ayez la bonté..... un des braves des colonnes invincibles..... Er reißt den Bruſtlatz auf: er hat das Kreuz der Ehrenlegion. Das junge Glückskind gibt ihm von 100 Dukaten den Zehnten des Mitleids. Balzac hat dieſe Scene meiſterhaft beſchrieben.

So haben z. B. die Londoner Börſe und der Journalismus einen Erwerbszweig veranlaßt, der an Unglaublichkeit grenzt. Mehrere fallirte Börſenſpieler ernähren ſich davon, den Journalen, die fortwährend im Druck ſind, Mittheilungen über den Stand der Papiere zu machen. Nämlich ein Makler pflegt gewöhnlich drei, vier Abendzeitungen mit dem Coursbericht zu verſehen. Um überall die Richtigkeit derſelben zu vergleichen, muß er ſich vervielfältigen. Kurz ein ſolcher Mann braucht Helfershelfer, um in einem und demſelben Momente an vier Orten zu ſein. Jetzt läuft er von der Börſe ſpornſtreichs in die entfernteſte Druckerei, findet aber an drei Straßenecken ſchon ſeine Untercommis, denen er in Eile den Cours diktirt, im Stehen, vor aller Welt. Dieſe laufen dann in drei andere Druckereien, geben die Zettel ab und machen die Reviſion des Druckes. Von ſolchen Geſchäften exiſtiren einige Menſchen in London. Den Tag über

gehen ſie ſpazieren am Strande, im Regentpark, nur einige Stunden Nachmittags werfen ihnen einen kleinen Gewinnſt ab, der hinreicht, „ihre Exiſtenz zu friſten.“

Die ganze Legion der Commiſſionäre in Paris und London gehört in dieſe Kategorie eingebildeter Bedürfniſſe. Beſonders die in Paris, welche recht eigentlich ein Verderben für die Menſchheit ſind, da ſie den luftigſten unbedeutendſten Planen Gehör geben und ihnen zur Ausführung mit allerdings bewundernswürdiger Volubilität behülflich ſind. In Paris würde nicht alle Augenblicke eine neue Luftſchifffahrtsgeſellſchaft, ein neues literariſche Unternehmung in Heften, Panthéon littéraire mit Rieſenlettern!! ein neues Journal etablirt ſein und freilich eben ſo ſchnell verſchwinden, wenn es auf jenem unruhigen Pflaſter nicht Menſchen gäbe, die mit der Eilfertigkeit eines Solliziantanten durch die Straßen rennen, alle Portiers kennen, überall eingelaſſen werden, 100, 500, 1000 Abonnenten im Nu und verhältnißmäßig Aktionäre zuſammentrommeln. Ich komme nach Paris, ich nehme mir vor, ein Journal herauszugeben: Wischiwaschi, Journal quotidien, littéraire, politique, industriel. Ich ſpreche mit einem Freunde: er ſchickt mir einen Commiſſionär. Mein Herr, heißt es hier, erſt einen glänzenden Proſpektus! Mr. J. Janin muß ihn ſchreiben.

Ich habe kein Geld!

Das iſt ſchlimm. Sie wollen erſt Geld verdienen. Nun denn, verſuchen wir's ſelbſt!

Er nimmt Feder, Dinte und Papier: erſt der Titel. Der Titel iſt gut! Lapidarſchrift! Jetzt Fond de la Société: 600,000 Frks. Artikel I. Emission des Actions: Jede Aktie zu 500 Frken: 1200 Aktien. Betrag zahlbar in fünf Terminen: erſte Einzahlung acht Tage nach der Subſcription 100

Frks. Dazu ein Banquier genommen, der Namen hat: M. Nougemont, Mr. Fould. Advokat der Gesellschaft: Mr. de Haber. Jetzt, mein Herr, die Grundsätze: 1) Liberté civile, religieuse et commerciale pour tout le monde. 2) Impartialité générale. In ähnlicher Weise entwickelt der gewandte Commissionär die Versprechungen des Wischiwaschi immer weiter. Ich, ganz erstarrt, frag' ihn: Ja, mein Herr, wie dies alles nun realisiren! Er springt auf, sagt: haben Sie keine Sorge und eilt davon. Der Prospekt wird mitgenommen.

Ich höre acht Tage von dem Manne nichts mehr und gebe die Probe, den Pariser Leichtsinn zu erforschen, schon auf, da erhalt' ich eines Abends ein Billet: Morgen früh, mein Herr, in der und der Straße das Nähere. Ich gehe hin und bin erstaunt über das, was ich finde: 1) meinen Commissionär mit einer langen Liste von Kapitalisten, die auf das Journal Wischiwaschi bereits Aktien genommen haben; 2) einen zweiten Commissionär, der mir die Unterschriften von fünfzig Buchhändlern, Marchands de Mode, Aerzten, Sprachlehrern u. s. w. bringt, die sich entschließen werden, ihre Werke, ihre Modensachen, ihre Méthodes dépuratifs et végétales gegen Dartres und Maladies secrètes, endlich ihre Hamilton'schen Sprachkurse in meinem fertig etablirten Wischiwaschi anzeigen und sich die Kosten dafür berechnen zu lassen; 3) endlich ein ganzes Stück der lebenden französischen Literatur: einen Grossizier der Munizipalgarde als Gérant responsable, der sich für das Journal in vorkommenden Fällen einstecken läßt oder duellirt, einen ehemaligen St. Simonisten, spätern Präsidenten einer Sektion der Menschenrechte und unter polizeilicher Aufsicht stehenden Aprilgefangenen, guten Stylisten sonst und Fechthahn

mit der Feder, als Hauptredakteur, drei andre als Hülfsarbeiter, junge Studenten der Rechtsschule, die kein Geld haben, um zehen Jahre Advokat ohne Prozesse zu sein, einen deutschen Flüchtling, der die Allgemeine Zeitung excerpirt, einen ditto polnischen, der mit einer gewissen Gewandtheit wahrscheinliche Lügen von sibirischem Kindermord und tscherkessischen Ueberfällen zu erfinden weiß, endlich einen Feuilletonisten, in welchem ich die Ehre habe z. B. Herrn Alphonse Karr kennen zu lernen. Das Journal ist fertig; 110,000 Franks sind baar vorhanden, davon sind 100,000 Cautionnement, 10,000 für den Anfang, für ein großes Gründungsdiner, Annoncen, Ermunterung eines Druckers und Douceur des Commissionärs. Die übrig gebliebenen Aktien gehören mir. Ich bin der überwiegende Eigenthümer des Wischiwaschi. Ein solches Glück, wenn es anders so zu nennen ist und man nicht zuletzt einen schmählichen Bankerutt machen muß, kann man in Paris täglich haben.

Wie ich hier ein Beispiel in Betreff der Literatur gegeben habe, so würde ein anderes aus dem Bereich der Industrie noch schlagender sein. Denn in der Literatur hat sich der Schwindelgeist schon erschöpft, allein auf die Industrie ist jetzt Alles gerichtet. Es ist lächerlich genug, daß sich die Schwindler hier einbilden, sie wären reell geworden, sie hätten sich auf Nützliches und Menschenbeförderndes geworfen. Alle Welt glaubt das bis jetzt noch mit und träumt, wenn sie etwas Kapital hat, von Aktien und Dividenden. Allein bald wird man einsehen, daß hier dieselbe Windbeutelei herrscht, die die imposante Macht der Journalistik vernichtet hat. Gesetzt, jener Commissionär, der mir den Wischiwaschi geschaffen hat, hätte allmälig gefühlt, daß mit der Literatur

nichts mehr zu verdienen ist, und hätte sich auf den Materialismus der Industrie geworfen, so würd' es seine Pflicht sein, statt der frühern lustigen und frivolen, jetzt eine sehr ernste und bürgerliche Miene anzunehmen. Es gilt jetzt den Interessen der Nationalwohlfahrt, dem Progrès social sans phrase, den Morastausschlämmungen an der Loire, den Bergwerken im Jura, der Reinigung der Seine und der möglichst wohlriechenden Verbreitung der Gasbeleuchtung für das Universum. Er darf nur bei den Kapitalisten vorfahren. Die Zimmerthüren fliegen auf, er tritt hinein zu dem podagristischen Rentenbesitzer, der die Reduktion der Dreiprozents fürchtet und nach einem höhern Zinsfuß schmachtet, er wirft nur eine einzige donnernde Phrase hin: Encouragement industriel, und der Kapitalist nimmt hundert Aktien für zehn, wenn nur Eisen, wenn nur Dampf bei der Sache vorkommt. Von dieser einzigen Phrase, angebracht zur rechten Zeit und an den rechten Mann, kann in Paris ein sonst gewandter Schlaukopf seine Existenz fristen, denn er läuft niemals Risiko, er hat seine Prozente immer schon vor dem Wagniß, vor dem Scheitern. Eh' das Schiff ausläuft, versichert er sich. Encouragement industriel! Société générale pour favoriser les enquêtes utiles! Association anonyme pour le mercantilisme! Zauberworte!

Dennoch müssen wir bei dem Associationsgeiste, der sich unserer Zeit bemächtigt hat, Halt machen, weil er einen neuen Abschnitt unsres Gegenstandes bildet. Er ist nämlich, zurückgeführt auf einfache und solide Grundsätze, ein vorzügliches Hülfsmittel geworden, um die Schwierigkeiten der modernen Existenz zu erleichtern. Es haben sich, um nur das Einfachste zu nehmen, schon in England Familien und Per-

sonen zusammengethan und mit ihren verschiedenen, sonst sehr einfachen Einkünften einen Gesammtfond gebildet, der auf jeden Theil eine anständigere Existenz kommen läßt, als hätten sie Alles für sich allein bestritten, was sie brauchten. Vier Familien miethen ein Haus auf gemeinschaftliche Rechnung: einzeln hätte jede 100 Pfund zahlen müssen, alle vier brauchen sie nur 300 zu zahlen. Ebenso ist das Verhältniß in allen übrigen Bedürfnissen. Sie essen gemeinschaftlich aus einer Küche, die sie von einer Haushälterin verwalten lassen, ihre Vergnügungen sind gemeinschaftlich. kurz sie stellen, wenn jeder einz früher jährlich 500 Pfund zu verzehren hatte, jetzt eine allerdings sehr starke und umfangreiche Familie vor, die sich aber doch auf eine Existenz von 2000 Pfund angewiesen fühlt. Gewonnen hat jeder der Theilhaber mehrere 100 Pfund; denn jeder kann leben, als hätte er 750 Pfund im Vermögen. Warum verbreiten sich diese Common-Houses nicht weiter? Warum ahmt sie der Continent nicht nach? Der Bettelstolz ist der am schwierigsten ausrottbare; denn bekömmt er, so steigt er ohnehin und wird sogar begründet, verliert er, so ist es seine Natur, desto prätentiöser zu wenden, je weniger er hat. Niemand läßt sich, seitdem man das Geheimniß des Credits erfunden hat, gern in seine Karten sehen. Auch mangelt es zur Zeit noch an Frieden und Freundschaft genug unter den Menschen. Es würden wohl immer nur erprobte Freunde und Verwandte sein können, die eine Verbindung dieser Art einzugehen sich entschließen und dazu passen könnten.

Die Verbindungen der Handwerker, um die Arbeitspreise auf der Höhe eines von ihnen selbst angesetzten Tarifs zu erhalten, haben schon mehr Verbreitung gefunden. Sie sind

meiſt immer veranlaßt worden durch einige philanthropiſche oder auch demagogiſche Theoretiker, in England durch die Owenſche Nützlichkeitsphiloſophie, in Frankreich durch die Clubbs, die, von politiſchen Ideen ausgehend, ſich Material ſchaffen mußten im Volke, um ſie durchzuführen. Die Aſſociationen der franzöſiſchen Handwerker verbluteten ſich in Lyon. Die Culmination der engliſchen war jene große Prozeſſion, die vom Copenhagenfeld zu Lord Melbourne wallfahrte, um ihm eine Adreſſe an den König zur Abſtellung oder Milderung einer allzuſchweren Strafe einiger ihrer Brüder vorzulegen. Vielleicht löſte die Scham dieſe Verbindung auf: denn beſchämend war es, eine Anzahl von nahe an 100,000 zu bilden, und ſich ſo gebückt, ſo artig, ſo hungrig durch die Straßen zu ſchleichen, wie es jene Arbeiter thaten. Die Vorſtellung eines großen Handwerksbundes war drohender, als dieſer Anblick. Statt Furcht fing man an Mitleiden mit dieſen Armen zu empfinden. Als mehrere Sektionen von ihnen, die immer eine ganze Zunft vorſtellten, ſich weigerten, zu einem von den Meiſtern beſtimmten Preiſe zu arbeiten, engagirten dieſe Frauenzimmer. Das Riſiko war hier für die Geſellen gleich groß, wie die Beſchämung. Sie mußten eilen, um jeden Preis zu ihren Arbeiten zurückzukehren, weil ſie ſie ſonſt entweder beſetzt gefunden oder die Anzüglichkeit hätten ertragen müſſen, das zu leiſten, was Frauenzimmer auch vermögen.

In Frankreich und Belgien ſind jetzt die äußern, unorganiſchen Aſſociationen von den Geſellen auf die Meiſter und von dieſen auf Kapitaliſten übergegangen, welche ſich vor dem ſchwankenden Cours der Staatspapiere fürchten und die Miene annehmen, die Gewerbe zu begünſtigen. Soll man ſagen, dieſe Begünſtigung der Gewerbe wäre nur ein Vorwand

für den Spekulationsgeist, oder liegt eine populäre Idee den Vorschlägen zu Grunde, die man in dieser Rücksicht kürzlich gemacht und theils schon durchgeführt hat? Die Franzosen, immer erhizt von Centralisationsideen, haben die Geldkrisen benuzt, auch für die Industrie eine Einheit vorzuschlagen, von der man im Augenblicke nur so viel wahrnimmt, daß dabei Aktien emittirt und Dividenden vertheilt werden sollen.

„Finanzielle Zerrüttungen, sagte kürzlich ein Franzose, ziehen so viele Uebel nach sich, daß man sie nicht nahe genug betrachten kann. Der Unglücksstern, welcher bei diesem Phänomen zu walten pflegt, drückt von Tag zu Tag mehr auf die Industrie und den Handel von Europa. Wir glauben zwar nicht, daß uns schon wieder eine neue Krisis bevorsteht. Wenn auch einzelne Erwerbszweige sehr in die Enge getrieben sind und auch mehre Falliſſements aufs Neue sich ankündigen sollten, so gibt es doch nichts Allgemeines, was den Handel in Unruhe versezen könnte. Wenn wir deßhalb doch auf die Frage zurückkommen, so geschieht es, um die Mittel zu entdecken, für die Zukunft sich sicher zu stellen, und besonders deßhalb, weil die öffentlichen Blätter, welche die gegenwärtige Frage behandelten, doch nur die Auswüchse des Stammes betrachteten, welcher kürzlich so bittre Früchte getragen hat. Sie hätten, um wahr zu sein und auf den Grund des Uebels zu kommen, vor der Gesellschaft selbst ihre Sitten, ihre Vorurtheile und ihre materielle Existenz anklagen sollen. Die Verallgemeinerung des laissez faire, die Erleichterung der allgemeinen Concurrenz, der wenig vorwärts gerückte Zustand unserer Binnenbeziehungen, die zufällige und auf den Versuch gewagte Produktion, das allgemeine Verlangen nach Wohlhabenheit, und im Gefolge des

ſelben der Beginn unſinniger Entrepriſen und die verſchwenderiſche Emiſſion von eingebildeten Werthbeſtimmungen, die nichts repräſentiren — braucht man mehr, um Kriſen hervorzubringen und ſie dauernd zu machen?“

„Und wenn man ferner noch hinzunimmt die revolutionären Regungen der Völker, welche faſt immer unvorſichtig und vor der Reife der Freiheit ſich bemächtigen wollen, die unzeitigen Wünſche der Einen und den hartnäckigen Widerſtand der Andern — braucht man mehr, um die allgemeinen Kriſen zu unterſtützen?“

„Wenn Alles in Frage geſtellt iſt, fährt der franzöſiſche Schriftſteller fort, wenn man auf der einen Seite das Volk mit Radikalismus und Epikuräismus äzt und man es antreibt, Alles unter dem Vorwande eines beſſern Aufbaues niederzureißen; wenn man auf der andern Seite nur Gefühle für ſich und ſeine Kinder hat und ſich ſyſtematiſch abſtumpft; wenn endlich überall Jeder nur darauf ausgeht, ſich mit einziger Beobachtung des Criminalcoder Vermögen zu erwerben: kann man erſtaunen, daß das Meer fortwährend bewegt, und der geringſte Sturm die Urſache einer Menge induſtrieller Schiffbrüche iſt? — Man hat, um die lezte Londoner Kriſe zu erklären, theils darauf hingewieſen, wie Amerika aus jener Welthauptſtadt neuerdings viel Gold und Silber ausgeführt, theils, wie die engliſchen Spekulanten die Bankgeſellſchaften mißbraucht haben, theils, wie das Mißverhältniß des Papiers zum Gelde außerordentlich war; theils endlich, mit welcher Geſchicklichkeit ſich die Londoner Börſe benommen und mit welchem Takt ſie ihren Vortheil gewahrt hat. Auf einen Punkt kam Jeder hinaus, daß man nämlich über die Kriſis nur deßhalb ſprach, *weil ſie da war*, wie man

eine Krankheit erwartet, ohne ſich um das Heilmittel zu bekümmern. Weil z. B. in Frankreich die Kriſis keine bedeutenden Wirkungen hinterließ und Handel und Induſtrie im Allgemeinen ihren gewöhnlichen Gang fortgingen; daraus haben die öffentlichen Organe nur blos auf die Gegenwart geſchloſſen und haben die Gründe dafür in äußeren Urſachen geſucht, in der allgemeinen Politik, ja ſogar einzig und allein in dem Miniſterium. — Ein Theil dieſes Schluſſes iſt richtig. Eine Kriſis ſcheint nicht nahe zu ſein, was die Induſtrie betrifft, allein dafür braucht es keine eigenen Gründe zu geben; die ſchon bekannten erklären die Sache hinlänglich, auch ſind es weniger politiſche als induſtrielle. Es iſt bekannt genug, daß die Schulden der europäiſchen Staaten furchtbar groß ſind, daß Induſtrie und Handel ſich in einer Lage befinden, die Kriſe unterſtützen zu müſſen. Es iſt bekannt genug, daß nur 4 Milliarden baares Geld in Europa die Circulation eines Papierhandels aufrecht halten müſſen, der in etwa 30 — 40 Milliarden Staatsſchuld und mehr als 20 Milliarden Bankbillets, Eiſenbahnaktien u. ſ. w. beſteht. Dies iſt heute ſo wie geſtern. Aber es iſt gefährlich in jedem Falle. — Was koſtet heute der Induſtrie das magiſche Wort Kredit? Unter welchen Bedingungen hat man, unter welchen verliert man ihn? Hier liegt das eigentliche Uebel der commerziellen Maſchine. Von hier aus kömmt das meiſte Unheil. — Der Kredit für den Handwerker beſteht darin, daß er die Inſtrumente ſeiner Arbeit, den Boden, die Kapitalien von denen erhält, welche ſie feilbieten für einen Zins, für eine Dividende. Soll der Kredit etwas taugen, ſo muß er eine gewiſſe Dauer haben. Man kann ihn heute nicht geben und morgen wieder nehmen; iſt das letztere der Fall, ſo iſt

er ein succeſſiver Mißkredit. Er gibt der Induſtrie eine verderbliche Sicherheit, weil er ihre Berechnungen und Operationen auf Quellen baſirt, welche der Einfall des Gläubigers ſogleich kann verſiegen laſſen. — Ganz ebenſo iſt es mit dem, was die Kapitaliſten den Kredit nennen. Der höchſte Ausdruck des Kredits bei Handelnden und Arbeitern iſt ein Wechſel auf drei Monate de Dato; es könnte ſcheinen, als wäre dies das außerordentlichſte Vertrauen und eine Kombination, die nichts mehr zu wünſchen übrig läßt; aber in Wahrheit, dieſe Uebereinkunft, welche der Induſtrie zu Hülfe kommen ſoll, verurſacht ihr eine Menge von Verlegenheiten und Benachtheiligungen. Die Dinge ſtehen heute ſo, daß kein Handwerker und Fabrikant mehr auf ſeine Berechnung etwas geben kann, und dennoch muß er es thun. Auf ſeine Berechnung hin ſtellt er einen Wechſel aus. Er berechnet einen Gewinn für dieſe Zeit, einen andern für jene; er verſpricht neue Zahlungen auf drei Monate. Nun kommt aber ein Falliſſement, ein Aufſtand, eine Wolke, die nur blos den politiſchen Horizont bedeckt, ein zufälliger Nachlaß des Abſatzes und Verbrauches. Wenn in dieſem Falle der Handwerker oder Fabrikant temporiſiren könnte, wenn ſein Reſervekapital oder ſein geſtriger Kredit ihm noch übrig bliebe, um ſchwierigen Vorfällen eine entſchloſſene Miene zu zeigen, wenn mit einem Wort die Kapitaliſten, welche oft gar keinen ernſten Grund haben, an der Güte ſeiner Berechnungen zu zweifeln, und bis dahin noch immer auf ſeine Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit vertraut hatten, ihm dieſes Vertrauen auch nur noch einige Tage bewahren wollten, ſo würde er ruhig ſeinen Gang weiter gehen können. Aber weit davon entfernt, nehmen alle Einbildungen einen Schwung an, alle Intereſ-

sen kommen außer Achtung, ein großer Theil der Kapitalisten kömmt und verlangt sein Geld wieder, ein anderer verschließt seine Kassen und verweigert die gewöhnlichsten Gefälligkeiten. Nun verbreitet sich in alle Werkstätten und auf alle kleine Handelsplätze eine schreckliche Verwirrung, eine traurige Verschwendung von Zeit und Kraft; denn wenn ein Kapitalist nur einem bedrängten Fabrikanten seinen Kredit entzieht, so verhängt er Unglück über eine Menge Anderer; ja sogar über solche, die nicht einmal in dessen Branche arbeiten. — Sehr oft ist der Industrie- oder Handelstreibende in folgendem Falle: Er hat 50 oder 60,000 Franken, die ihm eigen sind, die die Grundlage seines Geschäftes bilden, er operirt aber mit Wechseln so, als wenn er 100—200,000 besäße! Die Fiktion ist das Uebel. Ein Wechsel auf sich selbst ist heutiges Tags nur ein sehr schlechtes Hülfsmittel. Es ist ein Uebel für den, der den Wechsel ausstellt, wie für den Kapitalisten. Der Bankier operirt für jenen, er hält ihn für äußerst solid, für um so solider, je höher die zu escomptirenden Summen steigen. Grade das Gegentheil sollte er annehmen. — Leider ist dies der Fall der meisten industriellen Geschäftsleute in Frankreich. Heute haben wir Kredit im Ueberfluß. Morgen macht ein kleiner Umstand, daß ihr hin seid. Ein Haus darf nur 50,000 Franks verlieren, der Kredit wird ihm entzogen, und 200,000 folgen dem kleinen Verlust. Es ist eine Preisaufgabe, hier einen Weg zur Reform zu entdecken. — Es handelt sich nicht allein darum, das Mißgeschick seltener zu machen, sondern es auch, wenn es unvermeidlich ist, auf eine möglichst große Anzahl von Interessen zu verbreiten. Wir gehen hier nämlich davon aus, daß man einmal den Weg der Aktien auch für die Industrie

und den Handel verſuchen möge. Dann würden die Gewerbe nicht ſogleich ohne Hülfe durch einen Bankerutt geopfert werden; ſie würden nur den Verluſt als die erſten Aktionäre einer Entrepriſe erleiden."

„Wie die Geſchäftsführer einer ſolchen Aktienverbindung in Zukunft blos allein die Richter der Gefahr ſein würden, ſo würde auch der große, blinde Zufluß von Individuen, die für commerzielle Spekulationen gar keinen Sinn haben, der Vorſicht einer geringen Anzahl von kenntnißreichen Männern Platz machen. Der jetzt ſo komplicirte und verworrene Mechanismus würde zum großen Vortheil Aller vereinfacht werden. Man würde nicht bei jeder Gelegenheit ein allgemeines „Rette ſich wer kann" unter der ganzen Schaar der Produzenten und Handeltreibenden vernehmen. Was können hier noch Aufſtände und politiſche Verwirrungen ausrichten, wenn das Intereſſe des Einzelnen das Intereſſe der Geſammtheit iſt, wenn, mit einem Worte, die kleine vereinzelte Induſtrie unſrer Tage durch großartige Aktienunternehmungen, welche oft einen ganzen Handelszweig an ſich reißen müßten *), erſetzt wird. — Es ſcheint dies der einzige Weg, der die Gewerbs- und Handelsthätigkeit unſrer Zeit in einen neuen Schwung bringen könnte. Aktiengeſellſchaften haben die Beſtimmung, in kurzer Zeit, wenn ſie von den Kapitaliſten richtig verſtanden werden, die ganze Phyſiognomie und die Gewohnheiten der Induſtrie und des Handels zu verändern, weit mehr als die Discontobanken oder jedes andere von den Oekonomiſten vorgeſchlagene Bankſyſtem. Sie müſſen ſich aber dann nicht mehr auf die Unternehmungen der höheren

*) Ein Schritt zum Syſtem des Communismus.

Industrie beschränken, auf Eisenbahnen und Kanäle; sonde
die Industrie des zweiten Rangs, die jetzt so sehr zerstück
ist, soll zu den Vortheilen derselben gleichmäßig berufen sei
So würde man erst industrielle Mittelpunkte besitzen, welc
eine nothwendige Funktion in dem allgemeinen Mechanism
der Erzeugung und Vertheilung der Reichthümer ausfülle
So würde es erst eine Gelegenheit geben, neue Verfahrung
weisen auf die Industrie im Großen anzuwenden. Ja sog
der Ackerbau kann durch dieses System einen neuen Anst
erhalten, wie wir denn schon mehrere glückliche Beispie
haben, daß ausgedehnte Besitzungen in Frankreich durch Akti
näre verwaltet werden. Man erschrecke nicht, wenn wir h
den Buchhandel als Beweis anführen, einen Erwerbszwe
dem der übrige Handelsstand nicht das größte Vertrauen
schenken pflegt, und doch haben schon die ersten Buchdruck
von Paris das Aktiensystem sich angeeignet; mehrere Buc
druckereien haben sich in eine einzelne verwandelt, verringe
dadurch die Konkurrenz und erhöhen ihren eigenen Ertra
Wie geht es jetzt in der industriellen und Handelswelt z
Die Konkurrenz macht, daß sich alle Interessen entgegengese
sind; sie stellt die Industrie unter verachtete Bedingungen u
überhäuft sie mit schlechten Projekten. Finanzkrisen werd
aufhören, wenn die Interessen näher zusammentreten und s
wechselweise unterstützen. — Wir wissen wohl, daß sich, i
eine solche Umänderung mit Regelmäßigkeit und Nutzen
machen, eine einige Absicht an die Spitze stellen muß; de
braucht dies nicht die Regierung zu sein, wenn sie sich n
beschränkt, diesem Zwecke kein Hinderniß in den Weg zu lege

So weit die Ansicht des französischen Schriftstellers. M
beurtheile seine Vorschläge wie man will, man wird ni

verkennen, daß das Beſte daran von den Prinzipien des St. Simonismus und von dem ſpäter erſt in überraſchender Harmonie ausgebildeten Communismus entlehnt iſt, und daß das Originelle und Eigene nur die Zuthat eines gewiſſen Schwindelgeiſtes aus der Schule des franzöſiſch-belgiſchen Induſtrialismus iſt.

Ja, hier verdient die Lehre St. Simons, ſo weit ſie politiſch-induſtriell war, eine ausführlichere Erwähnung; denn ſelbſt auf die Gefahr, von Demagogenriechern für ſtaatsgefährlich erklärt zu werden, wag' ich es, dieſer Lehre trotz ihrer Unvollkommenheit eine große Wichtigkeit, was die neuere Geſchichte betrifft, beizulegen. Das Lächerliche und Unverſchämte des St. Simonismus kommt zum großen Theile auf die Rechnung Enfantins, dieſes verſchmitzten Caglioſtros, der nur durch Zufall nicht die Wahl gehabt zu haben ſcheint, ob er lieber als katholiſcher oder als ketzeriſcher Heiliger ſelig geſprochen werden wollte. Enfantin hat durch ſeine Thorheit und Uebereilung das ganze Gebäude der Lehre St. Simons untergraben. Enfantin wollte Papſt ſein, ehe noch eine Kirche da war. Er allein erfand die Abgeſchmacktheit der Simoniſtiſchen Tracht, er erfand das Dogma vom freien Weibe, von der Intervention des Prieſterthums bei der Ehe, die Lehre von der Wiedereinſetzung des Fleiſches, Behauptungen, die weder von St. Simon aufgeſtellt waren, noch von allen Genoſſen Enfantins gebilligt wurden, und die mit dazu beitrugen, die ganze neue Religion jener Sekte in einen Straßenſpektakel und einen kläglichen Konkursprozeß zu verwandeln. Das Richtige und Tüchtige am St. Simonismus hatte nicht nöthig, an die Landenge von Suez zu flüchten, ſondern iſt in Europa geblieben und wird wirken, wenn auch unter gänzlich

veränderten und den bedenklichen Urſprung unkenntlich machenden Geſtalten. Brauchen wir hier mehr, als an die gediegenen Leiſtungen ehemaliger St. Simoniſten, Lerminiers und beſonders Michel Chevaliers, zu erinnern?

Theologen und Haarſpalter von Oxford, Gnadau und Rom, irdiſche Pfründeninhaber und Wegweiſer zum Himmel, wollt ihr leugnen, daß in der Feindſchaft, die der St. Simonismus euch ſchwur, doch ein großer Theil der Freundſchaft lag, die zu befördern ihr berufen zu ſein vorgebt, der Freundſchaft für höhere und geiſtliche Dinge? Ich bezweifle nicht, was Gott wohlgefälliger iſt, die Satzungen einer poſitiven Religion hinnehmen als tägliches Brod, als eingelernten Morgen- und Abendſegen, als Gemeinplatz, auf den man immer mit etwas herabgelaſſenen Augenliedern zurückkömmt und der in ſo viel mit Goldſchnitt gebundenen Phraſen ſich ausdrücken, begreiflich machen und äußerlich erwerben laſſen kann; oder jener Muth, ſich verfolgen und verſpotten zu laſſen, das Poſitive umzuſtoßen und zu verſuchen, etwas Neues, aus dem Bedürfniß Geborenes an ſeine Stelle zu ſetzen? Der St. Simonismus, wenn ich mir ihn von ſeinen Anhängern aufrichtig bekannt und innerlich aufgenommen denke, überragt jede chriſtliche Scheintugend. Die Religion leugnen und doch auf die Religion wieder zurückkommen, das hat Chriſtus ſelbſt ſchon als das dem Himmel Wohlgefälligſte bezeichnet, indem er ſagte: Ein reuiger Sünder iſt Gott wohlgefälliger, als hundert Gerechte. Die St. Simoniſten weichen nur darin vom Chriſtenthum ab, daß ſie die Erde gegen den Himmel in ihre Rechte einſetzen wollten. Thaten ſie dies urſprünglich auf frivole Weiſe? Nein. Sie glichen nicht dem Redner Demades in Athen, der, als die Athenienſer ſich über Demos

trius beklagten, daß er von seiner Person mehr Statuen an öffentliche Orte setzen ließ, als Götterbilder da waren, ihnen gemein genug andeutete: Athenienser, hütet Euch, daß, indem ihr den Himmel vertheidigt, ihr nicht um die Erde gebracht werdet! Die St. Simonisten bezweckten eine Harmonie der geistigen und leiblichen Interessen. Ob sie diese zu Stande gebracht haben, läßt sich sehr bezweifeln. Daß aber eine Ausgleichung der physischen und moralischen Ansprüche an die menschliche Existenz zu den großen Problemen unsrer Zeit gehört, das werden wohl diejenigen am wenigsten leugnen, welche sich auf ihren Kanzeln gewöhnlich der Wendung bedienen, daß der Gerechte hienieden leiden müsse, um dereinst in größerer Herrlichkeit entschädigt zu werden.

Ich werde mich niemals der Vermuthung aussetzen, als wäre ich ein geweihter Anhänger der Väter vom Menilmontant, einer Religion, die vielleicht in diesem Augenblick nur noch aus fünf oder sechs Bekennern besteht; allein ich glaube, der St. Simonismus hat eine Aufgabe, freilich nicht gelöst, aber constatirt, die nämlich, den arbeitenden Klassen eine geistigere und moralischere Stellung zu geben. Der St. Simonismus hat sogar das Mittel richtig angegeben, welches hier einzig und allein helfen könnte: Befreiung der untern Volksklassen von der Noth um ihre Existenz. Um diese Befreiung zu bewirken, kam er auf die agrarischen Ideen des Alterthums zurück, auf die apostolische Gemeinschaft der Güter, kurz auf vortreffliche Vorschläge, wenn es sich darum gehandelt hätte, ganz Europa in kleine Gemeinwesen aufzulösen und vom Grund friedlich geflochtener idyllischer Duodezterritorien aus das neue Evangelium praktisch zu verbreiten. Die Spartanische Verfassung war einst

auf den reinſten St. Simonismus gebaut. Der platoniſchen Republik lagen ähnliche Annahmen unter. Die öffentlichen Mahlzeiten, die große allgemeine Suppen-Terrine der Nation, aus welcher jedes Individuum ſeinen Teller voll bekam, ja ſogar die den antiken Völkern nicht ekelhafte, uns freilich widerwärtige Gemeinſchaft der Weiber, das Alles iſt von Lykurg und Plato eben ſo konſequent entwickelt und auf ein kleines Terrain ſo glücklich angewandt, wie St. Simon ſein Gebäude nur immer aufſtellen und Enfantin es nur immer corrumpiren konnte. Warum verſuchten dieſe Begründer einer neuen Sozietätsphiloſophie nicht mit einem kleinen Schweizerkanton oder der Republik von San Marino ihre Reformation zu beginnen? Leider waren ſie vom Geiſte der Hierarchie beſeelt. Sie wollten herrſchen, noch ehe ſie ein Volk hatten.

Das erſte Prinzip dieſer neuen geſcheiterten induſtriellen Religion war die individuelle Freiheit. Der Menſch iſt eine Perſon, keine Sache. Dieſe Umwandlung des Menſchen in ſächlichen Werth zieht ſich als Erburſache aller unſrer ſocialen Leiden durch die ganze Geſchichte von der erſten Tyrannei des Jägers über den Ackerbauer an bis zu unſern großen Landesherren, die eben auch nur fuchsjagende Perſonen ſind, während die Pächter und Arbeiter und Unterthanen ihnen als Sache dienen müſſen. Die Sklaverei, die Leibeigenſchaft, die Lohnarbeit, das ſind die drei Stufen, welche die individuelle Freiheit allmälig erklettert hat und die doch nur zu einer gewiſſen glätteren Außenſeite der Menſchennutzung, aber noch nicht zur Aufhebung des ſklaviſchen Prinzipes derſelben ſelbſt geführt haben. Der St. Simonismus will den Lohn nicht aufheben, noch weniger die Arbeit, die ihres Lohnes werth, ſondern die Methode der Bezahlung ſoll nur

eine andere werden. Nicht das eine Individuum bezahlt das andere, sondern die Gesammtheit ist dem Einzelnen verpflichtet. Was ich arbeite, arbeit' ich nicht dir, Graf von Fürstenberg, nicht dir, Meister Schurzfell, ich, der Pächter Kornwurm, ich der Geselle Knieriem, sondern ich' arbeit' es mir selbst, meinem moralischen Menschen, meiner sozialen Stellung, meinen Ansprüchen auf die große universelle Bundeskasse, auf welche ich meine Wechsel ausstelle. Diese Stiefeln bezahlen Sie nicht mir; ich mag kein Geld, das in Ihrer Tasche warm geworden ist, woran der Rost Ihrer Herrschsucht das Bild des Gepräges schon angenagt hat, zahlen Sie's in die Bundeskasse, dort hab' ich mein Soll und Haben, dort erhält ein Jeder nach seinen Fähigkeiten und jede Fähigkeit nach ihren Werken!

Dieser letzte Satz ist das Fundament des St. Simonismus und zu gleicher Zeit der revolutionäre Keim, der in der neuen Lehre lag und im Communismus sich gegliedert ausbildete. Denn er zerstört den Begriff des Privateigenthums. Niemand hat dann noch das Recht zu sagen: Ich besitze! Das Besitzthum schuf die Tyrannei, die Menschennutzung und die Ungleichheit der Existenzmittel. Es darf künftig weder etwas erworben, noch etwas vererbt werden. Ein Jeder hat das, was er braucht, und vielleicht noch etwas mehr, wenn die ungeheuern hie und da aufgehäuften Schätze zerschlagen sind und Jeder ein Stück davon erhält. Der Superdividend der menschlichen Gesellschaft wird dazu gebraucht, sich zu erheitern und durch Musik, Tanz und Anschauung schöner Formen die Menschen auf eine immer idealischere Höhe zu bringen. Durch die Geburt bekömmt jedes Kind nur das Recht, bis zu einem gewissen Alter von der Gesammtheit ernährt

zu werden. Ererbte Güter empfängt es nicht. Die Stellu des Vaters ist für das Kind verloren. Das Kind muß such es so weit zu bringen, wie es der Vater gebracht hat. E recht ist die Grundlage alles Nationalunglücks. Es wi aufgehoben. Ein Jeder erhält nach seinen Fähigkeiten u jede Fähigkeit nach ihren Werken.

Bis hieher hat die Theorie der St. Simonisten ei Färbung, die allerdings fantastisch, aber durchaus nicht unre ist. Erst mit dem Bau verschiedener Erwerbsklassen, mit d großen Bevorzugung der Priester, welche zugleich die Civi beamten der neuen bürgerlichen Gesellschaft sind, beginnt e Nebulismus, hinter welchen sich der Eigennutz zu verstecke wußte, ein Eigennutz, der die St. Simonisten stürzte und a ihre Stelle die Fourieristen und Communisten treten lie Denn während die Gelehrten und Künstler grade nicht vo zugsweise bedacht sind, erhalten doch die Priester eine so groß Autorität, daß schon ihr Wille für Gesetz gelten soll. S sind dies St. Simonistische Beichtväter, die den ganzen Ta müßig gehen, predigen und lehren und die Harmonie de Ganzen aufrecht halten sollen. Die Priester sind ebensowo mit der Erziehung der Kinder, als mit der Gesetzgebung f die Männer beauftragt. Wollen dieß aber dieselben Person sein, so möchten die idyllisch-naiven Sitten eines St. Simo nistischen Gemeinwesens einen so beträchtlichen Rückschritt i der Cultur der Geschichte bezeichnen, daß man Bedenke tragen müßte, sich diesen gesetzgebenden Ammen und Kinder wärtern anzuvertrauen. Denn wer die Natur der Kinde versteht, pflegt selten richtig zu greifen, wenn er Männe bekehren will.

Um es von vornherein abzumachen, der St. Simonismu

bleibt durch seine bis an die Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit und durch den in ihm athmenden katholisch hierarchischen Geist ebenso verdächtig wie durch seinen letztlichen Entschluß, nach dem Orient auszuwandern. Wär' er nach Nordamerika gegangen, wohin sich Alles begibt, was tief ergriffen ist von der Liebe zu seiner Ueberzeugung, von dem Streben, mit ihr zu leben und zu sterben, wo man, um existiren zu können, Hand anlegen muß, thätig sein, graben, dämmen, bauen, handeln, hobeln, zimmern, sägen — dann würde der St. Simonismus gezeigt haben, daß es ihm ernst ist um seine Theorie. So aber, nach dem trägen und sinnlichen Orient auswandernd, hat er gezeigt, daß nur schlaffe, blasirte Empfindungen ihm seine gesellschaftliche Theorie eingegeben haben und daß er, gerade wie der Jesuitismus, das Produkt einer entzündlichen, fast wollüstigen, jedenfalls faulen Phantasie ist. Hierüber herrscht kein Zweifel mehr. Am wenigsten soll er von mir angeregt werden, der meines Wissens dem St. Simonismus den eben erwähnten Vorwurf zum Erstenmale macht.

Allein weit weniger beunruhigt mich etwas Anderes, was man gewöhnlich den socialistischen Reformen vorwirft. Man fürchtet die Verwandlung der Menschen in Maschinen, man fürchtet den Untergang der Wissenschaft, der Kunst und des Gefühls. Die gewöhnlichen Einwendungen gegen den St. Simonismus, gesteh' ich, lassen mich kalt, weil sie immer darauf hinauskommen, di Gelehrten würden nicht mehr geachtet werden, und weil es doch nur die Gelehrten selbst sind, welche diese egoistischen Besorgnisse aussprechen. Allein nicht nur ist im St. Simonismus hinlänglich für die Identifizirung der Wissenschaft mit den Gelehrten, der Humanität mit den

Künſtlern, der Religion mit den Prieſtern geſorgt; ſonſt
es frägt ſich noch, ob man z. B. die Poeſie der Geſchi
nicht zu theuer erkauft, wenn man der phyſiſchen Exiſt
der Menſchheit deßhalb nicht aufhilft, weil man allerdi
für das Auge weit angenehmere bunte Abwechſelungen da
wo der Stärkere mit dem Schwächeren im Kriege liegt
Recht und Unrecht große heroiſche Schauſpiele unter ein
der aufführen! Würde uns der St. Simoniſtiſche Staat
fein individualiſirte und originelle Charaktere bringen,
Chatham war, wie Fox, wie Canning? Vielleicht nicht; a
wenn man das Wohl von tauſend Michel Meerettigen dadu
erkaufen könnte, daß man ſagen muß: Fox hat nie geleb
Was würden Sie vorziehen: Chateaubriand, Lamarti
ſelbſt Sie, Arndt, Dahlmann? Würden Sie nicht alle menſ
lich genug empfinden, zu ſagen: Beſſer, es war nie
Shakespeare da, als daß ſeinetwegen die Harmonie der ſo
loſen Exiſtenz in der Welt gehindert wäre, beſſer, wir
ſind unbekannt und müſſen hinterm Pfluge gehen, als
unſertwegen eine Ariſtokratie der Geiſter etablirt werde,
auf hundert Menſchen immer neunzig Darbende brächte.

Beantwortet ihr dieſe Frage zum Nachtheil der glücklich
Hundert und zum Vortheil des geiſtreichen Einen, ſo wü
es mir leid thun um Euer Herz! Ihr würdet nicht We
ſondern Sophiſten ſein. Was thu' ich? Dieſe Fragen ſi
vielleicht die müßigſten von der Welt. Die Umſtände, ni
Perſonen könnten ſie allenfalls entſcheiden. Welche Thorh
Fragen aufzuwerfen, die nicht anders klingen, als wenn m
Jemanden früge: Würden Sie wohl von einem Thur
herabſpringen, wenn das Leben Ihrer Schweſter davon a
hinge! Und doch liegt vielleicht ein Sinn hinter der Fra

— mag ihn die Zukunft auffinden. Ich fühle leider nur zu gut, daß aus Theorieen nichts Ewiges geboren wird und daß in der Geſchichte keine Theorie wahr iſt, wenn ſie nicht ſogleich Eile hat, daß ſie von der Praxis nicht überholt werde. Auch Fourier's Phalanſtère, die großen Gemeindehäuſer, wo jeder zur Philoſophie der Attraction passionée ſich Bekennende finden ſolle Wohnung und Erholung, Rath, Unterhalt und Opern, auch dieſe Muſterkolonieen einer nach dem Engländer Owen zugeſchnittenen Volksbeglückung haben ſich nicht erhalten können. Doch auch in ihnen liegt die Andeutung eines Bedürfniſſes und an alle Geſetzgeber und Staatsmänner die Mahnung, ernſtlich über eine Abhülfe deſſelben nachzudenken.

Im Allgemeinen iſt die Natur die große Macht, die hier allein wirken und ordnen kann. Aber freilich — die Natur iſt grauſam, ſie baut nur nach Zerſtörungen auf; wo ſie Gleichgewicht ſchafft, thut ſie es mit geringer Rückſicht auf den Ballaſt, den ſie, um es oben zu erhalten, aus dem Schiffe wirft. Wer ihren Rieſenſchritten im Wege ſteht, wird zertreten; wer ihr in die Arme fällt, den erdrückt ſie oder ſchleudert ihn weit hinter ſich zurück. So wird es leider auch in allen Verhältniſſen gehen, welche die Schwierigkeit der menſchlichen Exiſtenz, die Uebervölkerung und Ueberfüllung aller Geſchäftsbranchen vermehren. Was in der Natur liegt, was der geſunde, kalte, nüchterne Verſtand dieſer halb göttlichen, halb dämoniſchen Gewalt iſt, was bei ihr ſo zu ſagen auf der Hand liegt, das ſetzt ſie durch, ohne Verantwortung; denn die Menſchen hält ſie für ihr eigenes Produkt und ſchaltet und waltet nach Belieben mit Seelen, zu denen ſie wenigſtens die fleiſchlichen Hüllen

lieferte. Die Perruquiers würden, wenn es nach der Natur gegangen wäre, alle verhungert sein. Alle die Handarbeiten, welche durch die neuen Erfindungen von Maschinen ersetzt werden, alle Stuhlarbeiter, Mousselinweber und Garnspinner tritt die Natur nieder. Wenn es nicht noch einige Bücher gäbe, die man sauber gedruckt zu haben wünscht, so würden auch die Drucker, abgelöst von den Schnellpressen, darben, betteln, verderben können. Und so bei allen Fortschritten der Industrie.

Hier sollte nun das menschliche Herz, die Staatskunst und die gesellschaftliche Philosophie, der Natur in den Weg treten und sie bekämpfen. Allein dieß muß dabei immer der erste Satz sein: Wollet allerdings das, was die Natur will, aber wollet es nur auf andere Weise, als die Natur! Das Einfache und Natürliche wird immer den Sieg haben, nur muß es dabei Waffen führen, die unser Gefühl, unsre Besorgniß, unser Herz ihm in die Hand geben. Laßt diese oder jene Thätigkeitszweige aussterben, aber sorgt für die, welche darauf sitzen und durch einen euerer allzuschnellen Handgriffe unten würden zerschmettert liegen. Gebt keine Einfuhrsteuer eher frei, ehe nicht an die gedacht ist, welche, durch übertriebnen Liberalismus an der Grenze, im Innern die größten Sklaven werden die es gibt, die Sklaven der Armuth! Der Staat hat die Verpflichtung, nicht blos, wie es in England geschieht, die Armuth zu ernähren, sondern vielmehr die, sie zu beschäftigen und das Armwerden, wenn es nicht durch physische und moralische Umstände bedingt ist, politisch wenigstens unmöglich zu machen. Oeffentliche Bauten z. B. und Communalzwecke, selbst wenn es nur erfundene Zwecke sind, haben immer dazu gedient, die Armuth zu hintertreiben, mindestens aufzuhalten. Ich verachte diese rauhe Philosophie,

die ſich ſeit einiger Zeit unſrer Staatsmänner und unſres Egoismus bemächtigt hat, daß Jeder ſelbſt ſehen möge, wie er fortkomme! Wer von Euch rauhen und ſtolzen Seelen kann ſagen, daß er etwas iſt, ohne es durch Andere geworden zu ſein? Selbſt denen, welche unter mir ſtehen, hab' ich zarte und geheimnißvolle Verpflichtungen. Alle die, welche nicht ſtreben, wonach ich, dienen mir ja! Ich muß dankbar ſein denen, welche mir Gelegenheit geben, mich vor ihnen auszuzeichnen, allen denen, die nicht meine Bildung, nicht meine Anſchauungen beſitzen, die aber meine Folie ſind, der Gegenſtand meiner Betrachtungen und die freiwillig mit Beſcheidenheit und Entſagung ſich darbietende Aufgabe meiner Studien. Gräßlich iſt dieſe Grauſamkeit, welche ringt und ringt und die Vereinfachung der menſchlichen Thätigkeit, um Hundert in ſich allein zu konzentriren und auch für Einen den Gewinn von Hunderten zu haben, auf die höchſte Spitze treibt. Die Zünfte ſollen aufgehoben, es ſoll aber eine Grenze auch der Gewerbefreiheit gezogen werden. Man ſoll die Maſchinen einführen, ſoll aber erſt daran denken, den dadurch brodlos werdenden Handwerkern andere Nahrungszweige zuzuwenden. Denn nichts iſt ſo betrübt und rührend, als einen rüſtigen, braven und in ſeiner Art gewandten Arbeiter zu ſehen, der thätig ſein will und es nicht kann, der, indem man ihm ſeine Nahrung nimmt, auch um ſeinen Stolz und ſeinen innern moraliſchen Haltpunkt gebracht iſt; nichts iſt wieder auf der andern Seite ſo thöricht, als durch die Armengeſetze in England und durch Schwanenordens-Wohlthätigkeit und Almoſengeben diejenigen Menſchen müßig gehen zu laſſen, welche man durch Induſtriegeſetze zu ihrem eignen und dem allgemeinen Beſten beſchäftigen könnte.

Jeder Staatsmann und Gesetzgeber soll sich über das Arbeitsquantum der Nation, für deren Wohl er zu sorgen hat, einen sichern Ansatz machen. Er soll berechnen: 1) Soviel sind zu ernähren, 2) Soviel haben, 3) Soviel müssen verdienen. Er muß von seinen Ansätzen, wenn er sie im Durchschnitt macht, den Reichthum abziehen; denn der ist todt und würde, wenn er coulant werden sollte, doch nur noch todte Verschwendung werden müssen. Er muß ferner abziehen den Müßiggang privilegirter Aristokratieen, die davon leben, daß sie so oder so heißen, daß sie dies oder jenes vorstellen; er muß sich eine klare Vorstellung machen sowohl über das, was gebraucht wird, als über das, was vorhanden ist. Der Staatsmann muß einsehen, daß alle diese Berechnungen nicht Stich halten, wenn nicht ein Reservefond von Arbeiten, die noch nicht begonnen, von gleichsam Kapitalien, die noch nicht angegriffen sind, vorhanden ist. Diesem Reservefond, einem unbebauten und zum Theil noch unentdeckten Lande, widme er eine spezielle Aufsicht, veranlasse Künstler, Gelehrte und praktische Geschäftsmänner zu forschen, wie und wo noch neue unbekannte Goldadern nationeller Thätigkeit zu entdecken sind. Bricht nun der Aufklärung und dem Zeitgeist zu Gefallen hier oder da eine Arbeitsbranche ab, so möge eine der reservirten Minen angelassen und den Betheiligten zur Bearbeitung angewiesen werden. Und wieviel Möglichkeiten gibt es noch in dem, was die Menschheit sich aneignen kann, was noch unbekannt ist und solche Früchte tragen dürfte, deren einmaliger Genuß ihnen bald ein dauerndes Publikum schaffen würde! Es kommt nur darauf an, hier dem Schwindelgeist und der Projektmacherei, überhaupt der individuellen Glücksritterschaft und industriellen Abenteuerluft den Weg zu

verſperren und alle die noch möglichen Supplemente für erſterbende und verdorrende Geſchäftszweige unter eine ſichere, ihrer Forſchungen ſich bewußte und unausgeſetzt dem Nachdenken gewidmete Commiſſion im Staate zu ſtellen. Möchte dieſer Vorſchlag überall geprüft werden, wo in größeren Staaten die Beſorgniß gehegt werden muß, die Nahrungsquellen möchten mit ſteigender Bevölkerung, mit ſteigendem Egoismus, mit ſteigender, die Weitſchweifigkeit der bisherigen Arbeitsmanieren vereinfachender Aufklärung ſich nicht mehr auf die wünſchenswerthe Weiſe ausgleichen, es möchte jeder Fortſchritt in der Induſtrie zuviel Rückſchritte in der Moral nach ſich ziehen, geprüft werden überall, wo man befürchten muß, daß die in ihrem Erwerb geſtörte Maſſe wohl gar zu ungeſetzlichen Mitteln greift und der beſtehenden Ordnung der Dinge gegenüber eine drohende und an allgemeines Nivellement der Glückſeligkeit, der Rechte und der Reichthümer denkende Stellung einnehmen könnte. Man ſollte in allen Staaten die Errichtung einer national-ökonomiſchen Commiſſion, (im Gegenſatze zu den nur ausbeutenden Finanzminiſterien) in Antrag bringen, einen Verein tüchtiger Gelehrter und Geſchäftsmänner, die ſich permanent mit der Beaufſichtigung der materiellen Exiſtenz des Volkes und der Ausgleichung des alten und neuen Zeitgeiſtes, unabhängig von der Regierung, aber berechtigt, ihr Vorſchläge zu machen, beſchäftigen müßte.

Wir kommen zu den Communiſten. Wie iſt es möglich, daß eine Geſellſchaftsimproviſation, wie ſie von den Communiſten gelehrt wird, ſeit einer Reihe von Jahren immer mehr das Nachdenken ſelbſt derer hat beſchäftigen können, die doch nicht gewohnt ſind, ſich immer auf den hinterſten Schweif des Zeit-

geistes zu hocken, um jede neue Lehre deßhalb zu predigen, weil man den Vorsprung eines noch nicht abgenutzten und abgegrasten Raisonnements hat? Ein großer Theil unsrer neuen sogenannten Sozialisten und Communisten gehört zu dieser gedankenlosen Schriftstellergattung, die nicht existiren, nicht einen lesenswerthen Aufsatz schreiben kann, wenn sie nicht von der Mode eine buntscheckige Livree borgen durfte. Aber unter diesen Predigern der „Gemeinschaft" (Communauté in Frankreich) giebt es einige begeisterte Schwärmer, denen wir mit Rührung zuhören, einige Denker, deren Scharfsinn uns auf Augenblicke gefangen nimmt. Das lebendigste Fürwort für den Communismus aber sind die Thatsachen, sind die unwiderleglichen Uebelstände, denen er abzuhelfen verspricht.

Der polemische Theil des Communismus ist seine glänzendste Seite. Kein gefühlvolles Herz wird sich der schmerzlich beschämenden Wirkung desselben entziehen können. Der Communist sagt: „Die Welt ist voller Elend und sie könnte voller Glück sein! Er schildert die Noth der arbeitenden Klassen, er tritt zu Euch heran, während ihr auf einem seidnen Sopha behaglich vom köstlichen Mahle ausruht, und zerstört Euch die üppigen Träume und Ausgeburten Eurer Phantasie durch eine nackte Wirklichkeit voll Hunger und Elend! Ihr seht mit düsterm Schmerz auf Eure Teppiche, Eure Gemälde, Eure Vasen, Eure Kronenleuchter! Ihr erschreckt vor den Summen, die ihr bedürft, um das Dasein fortzusetzen, das Euch schon zur andern Natur geworden ist! Es tritt wohl ein Tröster an Euch heran, der Euch sagen will: Was kümmerst du dich um ein Elend, das die Natur, die Geschichte verschuldet hat? Ein Geistlicher sogar weist vielleicht auf die ausgleichende Macht des Jenseits. Ein

Philoſoph rühmt die Armuth als Schule der Entſagung. Ein Politiker ſpricht von Uebertreibungen und verbrecheriſcher Aufwiegelung der arbeitenden Volksklaſſe, die ſich keineswegs ſo ſchrecklich unglücklich fühle, wie der ſentimentale Zeitgeiſt ſie durchaus geſchildert wiſſen wolle. Aber was hilft das? Es miſcht ſich doch ein Wermuthstropfe in unſern Freudenwein. Wir vergleichen den üppigen Glanz, in welchem dort hinter den erleuchteten Fenſtern bei einem Großen der Erde ein Ball gefeiert wird, mit dem Abend eines armen Fabrikarbeiters in Birmingham, mit dem Morgenerwachen eines Webers in Schleſien, und es ſchaudert uns, wenn wir noch ein Herz haben. Dies Herz iſt der beredte Fürſprecher des Communismus.

Die Thatſachen, auf welche der Communismus ſeine Polemik baut, ſind unwiderleglich. Unwiderleglich ſind die furchtbaren ſchroffen Abſtände der verſchiedenen Lebensexiſtenzen. Unwiderleglich ſind die ſchreienden Diſſonanzen von Arm und Reich, Proletariat und Beſitzthum in einer Welt, die uns, wie das Univerſum, auf die Hervorbringung einer majeſtätiſchen Harmonie angelegt ſcheint. Unwiderleglich iſt das vom Communismus entworfene Gemälde einer herzloſen Geſellſchaft, die ſich civiliſirt nennt und auf einen grauſamen Egoismus begründet iſt. Die Conſequenz des Privateigenthums und der freien Conkurrenz iſt der Krieg Aller gegen Alle. Jenes, hervorgegangen aus dem Begriffe der freien Perſönlichkeit, kann den Vorwurf nicht zurückweiſen, daß es allmälig alle Merkmale der Willkühr in ſich aufgenommen hat. Dieſe zeigt uns das geſellſchaftliche Leben in Geſtalt eines Wettlaufes, in welchem der Stürzende vom Huf des über ihn Hinwegſetzenden zertreten wird. Unwiderleglich iſt der tiefe

Widerwille, den wir gegen überlieferte oder angeborne gesellschaftliche Vorzüge, Privilegien und Kastenvorrechte empfinden. Unwiderleglich ist die Darstellung jener Scheinwerthe, die die Dinge nur dadurch im Handel und Wandel bekommen, weil Einer der Feind des Andern ist und Einige von der Verlegenheit Vieler Nutzen ziehen. Unwiderleglich ist das schreiende Unrecht jenes Vorsprunges, welchen bei allem Fleiß, aller Bildung, allem Talent des Nichtsbesitzenden der Capitalist bei jeder Unternehmung vor dem Capitallosen voraus hat. Unwiderleglich ist die Berechnung, daß ein Land wie Deutschland für die Aufrechthaltung des monarchischen Prinzipes an mehr als 500 Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen, Millionen zu zahlen hat, ungerechnet die übrigen Würdenträger der Kronen und die Besitzer geistlicher Pfründen, Summen, die im jähsten Contraste zu der Armuth in Schlesien, Ost- und Westpreußen, Böhmen und überall stehen, wo sich die Hände der Darbenden uns entgegenstrecken. Unwiderleglich ist es, daß England nur deßhalb an einer Hyper-Produktion der Industrie leidet mit allem Gefolge des Fabrikelends, damit eine reiche Aristokratie, die der Grundrente wegen das Brot im hohen Preise hält, in glänzenden Caravanen durch Italien reisen und in Paris ihre Zinsen verschwenden kann.

Wir haben gesehen, daß die St. Simonisten eine Lösung dieser Widersprüche anboten. Die Communisten folgten ihnen. Die Communisten haben eine Theorie wieder aufgenommen, die zur Zeit der französischen Revolution schon nahe daran war, in die Praxis eingeführt zu werden. 1797 war Frankreich freilich der sozialen Experimente müde und guillotinirte Baboeuf, einen zweideutigen Charakter, den die Communisten nicht gern als ihren Prophetен genannt sehen. Die Unmög-

lichkeit, ohne eine Arme, der Gesellschaft, wie sie ist, den Krieg zu erklären, hat den Communismus seither bestimmt, zu gütlicher Uebereinkunft die Hand zu reichen. In allen Gestalten aber, die er auch annehmen mag, hat er der Gesellschaft gesagt: Du stehst, deine Grundlage ist morsch! Es muß, gleichviel ob plötzlich oder durch Uebergänge, ob jetzt oder in hundert Jahren, ein neuer Bau unsrer gesellschaftlichen Verfassung aufgeführt werden. Wir können die Menschen nur anerkennen mit gleicher Berechtigung Aller auf alle Freuden und Glücksgüter des Lebens! Wir erkennen eine Errungenschaft, ein Eigenthum an; aber nur ein allgemeines, an welches Jeder Ansprüche machen darf, ein Eigenthum, das sich nicht auf Einzelne, sondern auf Generationen vererbt! Die Besitzthümer der Einzelnen, die da sind, sollen nicht plötzlich geraubt, vertheilt, sondern umgeschmolzen werden, hinübergeleitet in die Strömung der allgemeinen Nutzung! Es soll Niemand darben, Niemand in Sorge sein wegen Ehe und Kindererziehung. Der Staat, das Allgemeine bürgt für den Einzelnen, so lange der Einzelne nach seinen Fähigkeiten Arbeit zum Ganzen zusteuert. Nachdem ist der Communismus weiter gegangen und hat seinen neuen Staat anschaulicher ausgemalt. Dieser Staat ist kein Staat mehr, sondern die Gesellschaft selbst, die constituirte Gesellschaft. Die Bedürfnisse würden bald geregelt sein; man würde wissen, wieviel Bekleidung, wieviel Nahrung dieses Volk, diese Provinz, dieser Distrikt oder communistische Gau von so und soviel Quadratmeilen brauche. Keine Ueberproduktion würde den dann abgeschafften Handelsstand zwingen, sich in dem, was er verkauft, auch das bezahlen zu lassen, was er nicht verkauft. Kein Nachbar mehr würde nach dem Prinzip der

freien Konkurrenz unſern beſcheidenen Fleiß zu überflügeln trachten. Eine Geſammtadminiſtration würde unſre Bedürfniſſe und ihre wohlfeilſte Befriedigung regeln. Das Geld wird abgeſchafft und dadurch eine Anhäufung unrealiſirter Nennwerthe verhindert, denn alles das, was früher für Geld nur zu haben war, bekommt man im communiſtiſchen Gemeinweſen als ein, weil Allen, ſo auch mir zuſtehendes Eigenthum geliefert. Regierungskunſt würde hinfort nur noch eine großartige Buchführung über unſre Arbeit und unſre dafür empfangenen Exiſtenzmittel ſein. Verbrechen würden ſeltner werden, wenn Diebſtahl nur das ohne nachweisbare Arbeit ſich erlaubte Nehmen von Exiſtenzmitteln wäre, u. ſ. w.

An ſchlagenden Widerlegungen der Möglichkeit eines ſolchen Phantaſieſtaates iſt kein Mangel. Man hat verwieſen auf die klimatiſchen Einflüſſe, die uns von den Erzeugniſſen der Fremde abhängig machen, von nationalen Unterſchieden, von der leidenſchaftlichen und thieriſchgewaltthätigen Natur des Menſchen. Wenn Republiken auf den Grund einer vollkommenen Gleichheit der politiſchen Rechte ſchon die größten Schwierigkeiten des Beſtandes haben, wie ſollten Gemeinweſen ſich in harmoniſcher Ordnung erhalten können, die auf die unmögliche Hypotheſe einer allgemeinen Bildungsgleichheit und eines Intelligenz-Nivellements begründet ſind! Der von Natur Dumme wird ewig hinter dem begabten Kopf zurückbleiben. Die rohe ſinnliche Natur würde unausrottbar im Menſchen feſtſitzen und ihn fortwährend zu Exceſſen treiben, die nicht nur für Augenblicke in dem Geſellſchaftsgebäude Schwankungen erzielten, ſondern dauernde Aenderungen und bald darauf gegründete Inſtitutionen hervorriefen. Man will dich, um das Glück Anderer und dein eignes zu befördern, in

eine große Humanitäts-Kaserne einpferchen. Wie aber, wenn du keineswegs nach Reichthümern strebst, mit Wenigem dich begnügst und dein Glück darin findest, einsam dir selbst, dem Nachdenken über Gott und die Welt und die Zukunft zu leben? Wer kann dir beweisen, daß es gegen die Natur und gegen die Geschichte wäre, einsam in einem Häuschen, fern vom Gewühl der Welt, zu leben? Nicht die Aussicht auf einen Antheil an der Theilung aller Reichthümer der Erde brächten mich in eine communistische Kaserne.

Das Wahre am Communismus kann nicht seine Polemik sein, wenn nicht in ihm selbst eine Ahnung des Richtigen läge. Diese ist da, wird aber auf verkehrte Art ausgesprochen. Ich billige den Grundgedanken dieser Lehre, von dem manche, um sie zu empfehlen, gesagt haben, sie wäre christlich, und sie deshalb mit Bibelsprüchen verbrämten. Ich bewundere den schönen harmonischen Ausbau einer communistischen Gesellschafts-Wechselseitigkeit, wie sie uns von einigen communistischen Schriftstellern entworfen worden ist. Aber gestehet doch ein, daß diese Communauté wie der Contrat social bei Rousseau oder der Urstaat mancher Rechtsphilosophen nur das Gedankenschema einer Welt ist, wie sie sein sollte! Begeht doch die Plumpheit nicht und zerstört eine Phantasmagorie der Seele mit täppisch dreinfassenden Händen! Die Communauté ist eine Fata morgana des Gedankens, eine Vorstellung der Vernunft und des Herzens, die wir in unsre Politik, unsre Nationalökonomie so aufnehmen sollen, wie dem Heilkünstler ein möglich unsterblicher Leib vorschwebt und die Idee einer ewigen Gesundheit. Das Kind greift nach dem Regenbogen und glaubt, er berühre an seinen Enden die Erde. Es ist verbrecherisch, den arbeitenden

Klaſſen den Traum vorzuſpiegeln, daß ein ſolcher com
muniſtiſcher Urſtaat mehr ſein könnte, als ein theoretiſche
Ideal.

Als Rouſſeau den Contrat social lehrte, verlangte er, da
die Menſchen wieder in die Wälder liefen? Seine Gegn
beſpöttelten ihn und ſagten: der Bürger von Genf verlang
daß wir auf allen Vieren kriechen. Das war Rouſſeaus Ab
ſicht nicht. Er wollte, daß die Politik, die Jurisprudenz, di
Moral ſich nach dem Schema ſeines beſten Staates verbe
ſerten, daß ſie aus Unrecht zum ewigen Rechte ſtrebten, abe
eine ſo plumpe Anwendung ſeines Prinzipes wie den Com
muniſten iſt ihm, der nur mit der Erziehung anfing, ni
eingefallen.

Der communiſtiſche Staat iſt eine Verbeſſerung der ge
ſellſchaftlichen Ideale, die ſeit Platons Republik aufgeſtel
wurden. Es iſt der Staat, in welchem nicht nur für unſe
politiſchen Rechte, ſondern auch für unſer materielles Wohl
ergehen geſorgt iſt. Die Univerſitäten, die Cabinette, di
Gewiſſen der Könige ſollen dieſen Idealſtaat in ſich aufneh
men und nach ſeiner als möglich vorgeſtellten Verwirklichun
hin ihre Lehren, ihre Regierungsmaximen, ihre Anſprüch
einrichten. Wir ſollen aus dem Chaos unſrer jetzigen We
den communiſtiſchen Urſtaat zu erzeugen ſuchen, grade wi
wir aus unſrer ſittlichen Schwäche heraus einem Ideale vo
Tugend nachtrachten, das nie exiſtirt hat oder nach dem Glau
ben der Chriſten nur in Jeſus exiſtirte. „Das Himmelrei
iſt nahe herbeigekommen", glaubten einſt die Apoſtel un
hielten ſein Erſcheinen binnen Kurzem für möglich. Ebe
ſolche Chiliaſten ſind unſre jetzigen Communiſten, die ih
Communauté als etwas Materielles lehren und die arbe

tenden Volksklassen aus ihrer hinbrütenden Dumpfheit mit Illusionen aufwecken, deren Erfüllung unmöglich ist.

Das rein communistische Prinzip wird sich trotz seiner verkehrten Anwaltschaften Bahn brechen und eine große Umwälzung in unsern Lehrbüchern, wie in unserm Leben hervorbringen, bis vielleicht auch die schönen Resultate, die dadurch in einem längern europäischen Frieden gezeitigt werden dürften, umstürzen vor einem irgendwoher losgelassenen Schlauche des Aeolus, vor einer irgendwoher wieder losbrechenden rohen Kraft der Natur, der Leidenschaft, der Geschichte. Denn die Wahrheit ist neben dem communistischen Urstaate unwiderleglich in unsre Brust eingeschrieben: das Räthsel des Daseins wird hienieden nicht gelöst.

## VII.

# Der Stein der Weisen.

Alle Völker, alle Zeiten träumten von einer Erfüllun der Unmöglichkeit, von einem großen Geheimnisse, dess Entdeckung sie zu Herrschern der Natur machen würde. Ein dunkle Scheidewand des Sichtbaren und Unsichtbaren, de Bekannten und Geahnten stand im Alterthume, im Mittel alter, und steht noch jetzt vor dem Individuum und reizt es sie entweder mit seiner Phantasie zu erklettern oder mit my stischem Auge zu durchschauen (Mystiker sehen durch ein eiche Brett) oder mit heimlich berechnetem, gut und besonnen an gelegtem Verstande, wie heute, zu untergraben. Der Stein de Weisheit des Alterthums war das äußerste Thule, war di Abdachung des Homerischen Länderhorizontes, hinter welche man sich die schwarzen Aethiopier und hinter ihnen noch di Pygmäen dachte, diese kleinen Geschöpfe, welche mit Krani chen kämpften und von den Alterthumsforschern dahin be stimmt worden sind, daß Homer hier Affen für Menschen ge halten hat. Die Philosophen, die Alchymisten jener Urzeit die das Meer nur an den Küsten zu beschiffen wagten un

auf der Höhe deſſelben ſich nur Grauenwunder vorſtellen konnten, waren die Phönizier. Dieſe ſchifften über die Säulen des Hercules, d. h. über die Grenzen des natürlichen Menſchenverſtandes (auch eines Schlangen- und Ungeziefertödters) hinaus, entdeckten ein Land nach dem andern, die Zinninſeln, die Bernſteinufer, und mögen vielleicht England für den Stein der Weiſen gehalten haben, welches jedoch ſich ihnen bald als ein großer Irrthum würde bewährt haben müſſen, da man Englands Felſenküſte wohl zu allen Zeiten eher für den Stein der Thoren halten ſollte.

Wie man in der ſpätern Entwickelung der alten Geſchichte den Erdkreis hyperboliſch das zu nennen anfing, was an Ländern Rom gehörte, verlor ſich die kindliche naive Anſchauung der damaligen Geographie. Nicht in Ausdehnung mehr, ſondern in Mittelpunkten ſuchte man den Stein der Weiſen. Auch das Alterthum hatte ſeine Myſtik. Es wandte ſich ab von dem todten Marmor und wenn ihn die Kunſt noch ſo täuſchend dem Leben nachgeformt hatte, es verlor den Sinn für den blauen wolkenloſen Himmel, unter welchem Homer ſeine Geſänge für die Ewigkeit improviſirte, und wandte ſich der Nacht und den Sternen zu, flüchtete mit unbefriedigtem Gemüth in dunkle Grotten und lauſchte auf Urroffenbarungen, auf die Umkehr natürlicher Ordnungen, auf die Sprache des Steines, auf das Klingen der Memnonsſäule, auf prophetiſche Zauberwirkungen in den gebundenen unfreien Naturmaſſen. Die Eleuſiniſchen Geheimniſſe ſuchten den Stein der Weiſen in ihrer Art oder waren ſelbſt dieſer letzte Grund der Dinge, den die antiken Freimaurer, wie die modernen, zu beſitzen durch ihre Geheimnißkrämerei ſich den Anſtrich geben.

Dennoch erſt der neuern Welt konnte es vorbehalten ſein, in dem höchſten Gut den Urgrund des Geldes und zugleich den der Medizin zu träumen. Dieſer Stein der Weiſen mit ſeiner Goldhaltigkeit und abſoluten, den Tod ſogar vertreibenden Heilkraft iſt unſre Zeit in ihrer gierigen egoiſtiſchen und ſtechen Tendenz ſelbſt. Das Geld heilt unſre Armuth und das Spezificum das Siechthum, welches unmittelbar der flotten Anwendung des Geldes folgen würde. Es iſt dies die Schlaraffenphantaſie eines Zeitalters, wo man ſich allmälig ſo überaß und den Magen verdarb, daß Michel von ſeinem Bruder wünſchen konnte: Ach, hätt' ich doch noch deinen Magen! Der Stein der Weiſen iſt die Vorſtellung einer möglich gewordenen höchſten Potenz irdiſcher Glückſeligkeit; er iſt das Prinzip der ſataniſchen Weisheit, der Weisheit des Steinreich- und Steinaltwerdens. Die Teufelsbrut der Zwerge und Kobolde bewahrt den wunderthätigen Schatz, der vielleicht nur ſo groß iſt, wie eine Linſe, und, bei einem Mikroſkope gut angebracht, vielleicht noch die Eigenſchaft hat, allſehend und allwiſſend zu machen.

Der Stein der Weiſen, an deſſen Auffindung mancher deutſche Fürſt mit ſeinem Alchymiſten (den er hängen ließ, wenn die Dukaten nicht endlich hecken wollten) die Zuthat der Dukaten verſchwendete, dieſer Stein der Weiſen, den der brave Landmann am beſten kennt, wenn er ſeinen Acker reinigt und ſingend und wohlgemuth in Gott ſein Tagwerk fördert, wurde allmälig ein Erfahrungsbegriff und verlor ſeine Wunderbarkeit. Wie Adam Smith mit der Zeit das große Geheimniß entdeckte, daß das Geld nur Tauſchmittel und keine Waare iſt und daß ſein Werth nur in der Circulation läge, ſo fing man auch an, vom Steine der Weiſen den

materiellen Begriff aufzugeben und ihn nicht mehr in der Mineralogie und Alchymie zu ſuchen, ſondern in Entdeckungen, Erfindungen, in der Mechanik, in der rationellen Landwirthſchaft und den zahlloſen Aufklärungen, welche dem raſtloſen Erfindungsgeiſte der neuern Zeit ſo glücklich über alle Gebiete der Natur und des Menſchenlebens gelungen ſind. Der Stein der Weiſen unſrer Zeit iſt die Vereinfachung und Benutzung der Natur. Die Alchymiſten der neuen Zeit ſind die Watt, die Fulton, die Lavoiſier, die Wollaſton. Das mineraliſche Reagens, wodurch man ſonſt den Stein zu erzeugen ſuchte, iſt in unſerm Jahrhunderte der Dampf.

Der Phantaſiemenſch wandert aus und will neue Welttheile entdecken. Der Verſtandesmenſch erfindet. Das Neue, das Außerordentliche bricht ſich allein Bahn in der Literatur, wie in der Technologie. Sollte man nicht doch noch einen neuen Welttheil entdecken können? Sollte man nicht Steine in Brod verwandeln können und aus dem Meerſand Kuchen backen? Am Ural bäckt man ſchon Brod aus Gypserde. Sollte man aus der Kartoffel, außer Zucker und Mehl, welches ſchon daraus gemacht iſt, nicht noch Fleiſch machen können? Kurz, unſre Zeitgenoſſen hören nicht auf, von dem Stein der Weiſen zu träumen, wenn ſie ihn auch zunächſt nicht mehr für Gold halten, ſondern für eine Waare, welche ſie ſchon gegen Gold umzuſetzen würden im Stande ſein.

Ich weiß nicht, kanntet ihr jenen public character, den halb Berlin unter dem Namen des neuen Columbus kennt? Dieſer Columbus II. that von Jugend auf Verkehrtes, in der eingebildeten Meinung, immer etwas Außerordentliches zu thun. In fortwährender Thätigkeit begriffen, ſchuf er nichts. In ewiger Bewegung blieb er auf ſeinem Platze

sehen. Er verschwendete Geist, Witz und Verstand u
richtete, weil er immer konfus war, nichts damit a
Er kam mit seiner Genialität immer entweder zu früh o
zu spät. Er kennt nur die Kähne der Spree und der O
und doch hängt er mit ganzer Seele an den Wagnissen
Meeres. Er möchte ein Schiff kommandiren, um da
einen neuen Welttheil aufzufinden. Ein Kaufmann in Stet
der ein Schiff auf der See hat und es regelmäßig des Ja
zwei Fahrten nach dem persischen Meerbusen machen lä
verlor seinen alten bewährten Kapitain. Er kündigte in
Offizernachrichten an, daß er einen andern suche. Columb
meldet sich bei ihm und gefällt anfangs seines kühnen u
entschlossenen Wesens wegen. Aber schon bei Stipulati
der Bedingungen faßte der Kaufmann Mißtrauen. Colu
bus II. sprach immer nur von dem sechsten Welttheile u
sollte von Gewürznelken sprechen. Nehmen Sie sich in A
warnten vorsichtige Freunde den Kaufmann: Sie sind
einen Abenteurer gekommen. Sie können mit Ihrem B
gentaurus (so hieß der Dreimaster) das Glück haben,
den preußischen Staat eine kleine Insel der Südsee zu e
decken, werden aber darüber bankerutt werden, weil die
Mann nicht darnach aussieht, als könnt' er verständig
Linie halten bis nach Ihren Gewürzkonnexionen hin.
entdeckte sich bald, daß Columbus nie auf der See gewe
war. Und doch kommt er sich dafür bestimmt vor, jen
des Aequators zu sterben. Es muß noch einen sechsten Weltth
geben! Darauf will er diesen unsrigen fünften dereinst und
Welt selbst verlassen. Er kehrte nach Berlin zurück und ist
seiner Idee über die Gestalt der Erde, über den Aequa
und das wunderbare Jenseits des Südpols für geworben.

Wichtiger, als die sechsten und siebenten Erdtheile, die unser zweiter Columbus entdecken wollte, sind die Erweiterungen und Ausdehnungen der Kenntnisse, welche man von den alten schon besitzt. Man eroberte neue Welttheile nicht über das Land hinaus, sondern in das Land hinein. Das fabelhafte Dunkel der Wälder, die Undurchdringlichkeit schroffer Gebirgszüge lichtete sich. Man verfolgte jene ungeheuren Flüsse, deren Lauf man erst da kannte, wo sie sich ins Weltmeer ergießen. Ermüdet von den gleichmäßigen Windungen dieser Ströme hatte man in alten Zeiten ihre Quelle preisgegeben; jetzt fuhr man unerschrocken in die Wildnisse hinein, aus welchen man heraus den gewaltigen Strom murmeln und rauschen hörte. Man bahnte sich an den Ufern den Weg durch mannshohe Schilfwälder, unerschrocken vor dem schuppigen Krokodil und dem schwerfälligen Tapir, die flohen, weil sie Menschen noch nicht gesehen hatten. Doch fand man auf diesen kühnen Zügen auch Striche, wo eine gewisse Kultur vereinzelter Indianerstämme sichtbar war. In älterer Zeit hatten gerade die Expeditionen, welche sich auf Entdeckung der Flußquellen eingeschifft hatten, die abenteuerlichsten Sagen über die Vielfältigkeit und Wunderlichkeit der Menschenrasse verbreitet. Natürlich; im Flug vorüberfahrend an den zweideutigen Ufern haftete der Blick an keiner Situation, an keiner Erscheinung, die in sich wäre gerundet und abgeschlossen gewesen. Aus einer Frau, die ihrem Manne Waffen zutrug und nur allein am Ufer erblickt wurde, gestaltete sich ein Amazonenvolk. Aus einem Kranich, der mit verwundertem Auge und neugierigem Schnabel den Vorübergehenden nachsah, bildeten sich Pygmäen, Vögelkriege und die geographischen Anschauungen des Homer. Der Mensch

ſich noch ſelbſt weit räthſelhafter als die Natur, erblickte in Allem, was ihn erſchreckte oder was er nicht ſogleich begreifen konnte, die Wunder einer dämoniſchen Welt. Weil man ſonſt die Seefahrten nur unternahm, um das Abenteuerliche zu finden, ſo fand man es auch nur. Jetzt iſt der der Mährchen entwöhnte nüchterne Verſtand die Buſſole des Entdeckers. Er reißt von dem Unbekannten das Gewand der Phantaſie, Dichtung und Furcht ab; er verflacht ſogar das Außerordentliche und bringt das Neue mit dem Alten nach dem Satze, daß es unter der Sonne nichts gebe, was nicht ſchon da geweſen, in eine Harmonie, wo manche Merkwürdigkeit, manches eigenthümliche Phänomen unberückſichtigt bleibt. Wir ſind alle einer wie der andere, heißt es. O nein, Meilen- und Jahrtauſende liegen zwiſchen uns und ſchufen ſich jene bunte Mannigfaltigkeit der Völkerunterſchiede vom Feuerländer bis zum Europäer, die in neuerer Zeit Gegenſtand zahlloſer Entdeckungsreiſen geworden iſt.

Dieſer innere Entdeckungsgeiſt wurde vorzüglich von der noch immer fabelhaften Geographie Afrika's angelockt. Das Innere von Afrika iſt in der Geographie von Herodot bis ſogar in die neueſten Zeiten, in die Zeiten der Lander und Clapperton, der geographiſche Stein der Weiſen geweſen. Homer und Herodot ſahen in Afrika nur eine unbeſtimmte Ausdehnung, nur die von ſchwarzen Aethiopen bewohnte Grenze des in ihrer geographiſchen Vorſtellung lebenden Erdtellers. Die Neger waren ihnen die Söhne jener Nacht, welche rings den Erdkreis umgibt. Spätere Geographen, freilich noch aus der Kindheit der Wiſſenſchaft, wollten wenigſtens ein Ende dieſer Nacht ſehen und umrandeten Afrika mit einer großen Mauer, um welche Sonne und Mond ihren Kreis-

lauf halte. Erſt ſpäter ahnete man, daß Afrika die Form eines pythagoräiſchen Satzes hat, daß das Quadrat der Katheten gleich ſei dem Quadrat der Hypotenuſe. Allmälig lernte man die Küſte des Landes kennen; aber Alles, was man von dem Innern des Landes ſpricht, iſt noch unentdeckt, iſt nur Ahnung und ſo gut wie fabelhafte Ueberlieferung. Doch ſoll es ungeheure Seen dort geben, Flüſſe, in welchen ſich furchtbare Wälder ſpiegeln, Sprachen und Religionen der wunderbarſten Zuſammenſetzung. Schon arabiſche Schriftſteller nannten, um ihre Achtung vor dem innern Afrika auszuſprechen, daſſelbe die Wieſe der Vergoldung, die Grube der Edelſteine. Die Jeſuiten und Portugieſen, welche ſpäterhin das Innere Afrika's unterſuchten, haben bei aller Entſchloſſenheit, die ſie in ihren Entdeckungszügen an den Tag legten, doch immer den Eindruck hinterlaſſen, daß ihre Entdeckungen, bis man ihnen vollen Glauben ſchenken durfte, erſt von dem nüchternen Verſtand der Neuern revidirt werden mußten. Alle Entdeckungen, die man in neuerer Zeit in dieſer Hinſicht mit ſo großer Aufopferung gemacht hat, lehnten ſich immer noch mehr an die öſtliche Küſte Afrika's an. Die Bekanntwerdung Timbuktus und der Nigermündung gelang dem Franzoſen Caillé und dem Märtyrer-Brüderpaar Lander. Vor ihnen hatte ſchon der Engländer Laing ſein Leben dem afrikaniſchen Stein der Weiſen geopfert. Caillé wurde durch einen von der Pariſer geographiſchen Geſellſchaft ausgeſtellten Preis zu ſeiner Entdeckungsreiſe angeſpornt. Er zog, als Araber von Geburt, und nur von den Franzoſen nach der egyptiſchen Expedition nach Europa fortgenommen, in das Dunkel einer unbekannten Welt hinein. Er gebrauchte die Vorſicht, ſich für einen Kaufmann auszugeben. Er verkaufte in Timbuktu ſeine

Waaren, verzehrte aber das dafür eingelöſte Geld und ſah ſich genöthigt zu betteln. Er pflegte ſich an Karawanen als ein beſcheidener, armer Hilfsbedürftiger anzuſchließen. Auf dieſe Weiſe durchzog er durch glühende Sandwüſten das mittlere Afrika ſo weit, bis er endlich in den marokkaniſchen Raubſtaaten wieder herauskam. Caillé's Abenteuer ſind um ſo intereſſanter, da es ihm an allen Vorkenntniſſen, die zu einer Entdeckungsreiſe gehören würden, fehlte. Ein Wollaſton würde weſentlichere Reſultate aus Timbuktu zurückgebracht haben, aber auch Gefahr gelaufen ſein, von den mißtrauiſchen Einheimiſchen bei dem erſten Experiment, das er gemacht hätte, für einen Zauberer angeſehen und darnach behandelt worden zu ſein. Im Allgemeinen iſt das Bild, welches wir durch Caillé vom innern Afrika erhalten haben, ein wüſtes und ödes. Die Städte ſind in den tiefen Sand nur leiſe und mit Vorſicht eingeſenkt. Die Hitze des Aequators treibt den Keim jeder nach Leben ringenden Vegetation in die allgemeine Aſche des Erdreichs zurück. Selten, daß eine Pflanze ſich einige Fuß über die mütterliche Erde hinauswagt. Nirgends der Geſang eines Vogels, Todtenſtille auf den Straßen, die Grabesgedanken der egyptiſchen Welt in förmliche Verweſungsbegriffe geſteigert. Verläßt man die Stätte, ſo kann man wohl kennen lernen, wodurch im Menſchen das religiöſe Gefühl geweckt wird. Es iſt die Dankbarkeit, mit welcher der Bewohner des Aequators gleich dicht an dem einzigen Palmenbaum, den er nach meilenlangem Suchen findet, einen Tempel, ein Minaret baut, ſo daß Hoſpitalität, Erquickung, Schlaf, Schatten, ein Trunk Waſſers und die Religion hier ganz ein und daſſelbe ſind. Felicien David hat in ſeinem bekannten Tongemälde dies Wüſtenleben mit viel Poeſie veranſchaulicht.

Die Entdeckungen im südlichen Afrika tragen einen andern Charakter; sie sind weniger moralisch, wie die erstern, und mehr physikalisch. Das Kaffernland, die Insel Madagaskar haben den Systemen der Botanik und der Zoologie viele Bereicherungen verschafft. Die Interessen der verschiedenen europäischen Niederlassungen an den südafrikanischen Küsten machten eine geographisch genaue Bestimmung derselben nothwendig. Ueberdies ist die Sternwarte am Kap für die Betrachtung des Himmels, weil er nirgends so durchsichtig und klar ist, am günstigsten gelegen. Noch vor Kurzem lebte Herschel dort. Er wird viel Neues bringen, aber schwerlich die Mondwunder, welche man in England und auf dem Kontinente auf die Rechnung seines Fernrohrs gesetzt hat, bestätigen. Aus dem südlichen Afrika erhielten wir den Guano.

Ein dritter Gesichtspunkt der afrikanischen Entdeckungen sind die egyptischen Pyramiden. Hier gab es Sphinxräthsel zu lösen. Wenn der Stein der Weisen eine mineralische Beschaffenheit hat, so müßte sie derjenigen gleichkommen, welche das Material der Memnonssäule auszeichnete. Belzoni ist es, der von den Riesengräbern der alten Pharaone und Psammetiche das Siegel des Geheimnisses nahm. Er öffnete das Grab des Psamminthes und ließ von der schon früher besuchten Pyramide von Dschischeh den Sand der Wüste wegfegen, der den Eingang verschüttet hatte. Freilich war der Lohn der Anstrengung kein anderer, als der, daß man sie überwunden hatte. Man hatte geglaubt, in den Pyramiden das Archiv der Urgeschichte zu entdecken und fand nur Staub, Verwesung, fand nur die vermoderten Grabschriften vermoderter Königsmumien. Welche Räthsel hatte man geglaubt, würden hinter

der Keilſchrift verborgen ſein? Sie enthielten nicht mehr, als die Inſchriften, welche unſre Philologen aus dem klaſſiſchen Alterthum gerettet haben: Küchenzettel des atheniſchen Staatshaushalts, Aus- und Einnahme-Budget's der eleuſiniſchen Tempelverwaltung. Gerade das, was man durch eine Inſchrift auf Stein für das Ewige in der klaſſiſchen Literatur hätte halten ſollen, war das Vergänglichſte in ihr, war die Makulatur des Alterthums. „Lepſius wird ſeine anſtrengende Reiſe nur gemacht haben, um dieſelbe Entdeckung zu beſtätigen.

Die Entdeckungen in Aſien waren weniger geographiſch als phyſikaliſch. Aſien hat zu lange im Wechſelverkehr mit Europa geſtanden; wir ſelber ſind die Enkel aſiatiſcher Väter; die ganze Kraft Europa's hat ſich auf Aſien geworfen und hat ihm von allen Seiten ſcharf zugeſetzt. Wir kennen es genauer als Afrika. Schon Alexanders Zug nach Indien mußte aufgeklärte Geographie im Gefolge haben. Arrhian iſt eben ſo ſehr Quelle für die Geſchichte wie für die Erdbeſchreibung. Andrerſeits trug Aſien aus ſeinem Schooße ſelbſt heraus die oft ſchreckliche Bekanntſchaft ſeiner ſelbſt. Die aſiatiſche Ethnographie fluthete in wilden Horden über das zertretne und verwüſtete Europa. Aſien hat weit weniger materielle als moraliſche Geheimniſſe. In Afrika kann uns das Wunderland Maravi locken. In Aſien locken uns die Sitten und Einrichtungen, die Sprachen und Ideen. Gerade, weil man fühlte, daß das Chriſtenthum eine Blüthe war, deren Stamm und Keim tief in die aſiatiſche Religionsphiloſophie ſeine Wurzel ſchlug, ruhte das Chriſtenthum nicht, dieſen Urſprung zu tilgen, zu vertuſchen, zu bekehren, die Wurzel mit der Frucht zu verſöhnen. Die blinden Heiden hatten für das Chriſtenthum weit weniger Anziehungskraft,

als die tauben Heiden. Die Neger, die Hottentotten genirten das Gewiſſen der chriſtlichen Hierarchie weniger, als dieſe uns ſo verwandten naſeweiſen Hindus, dieſe hierarchiſchen Tibetaner. Man bekehrte lieber die Völker, welche das Chriſtenthum verachteten, als die, welche gar nichts davon wußten. Der Aſiate, der hat eine poſitive Religion, der konnte opponiren, der konnte Dogma durch Dogma widerlegen. Dies reizte die chriſtliche Kirche, ließ ihr keine Ruhe und veranlaßte ſie zu aſiatiſchen Miſſionen, welche, wenn auch ſehr wenig für die Kenntniß des Himmels, doch deſto mehr für die Kenntniß der Erde nützten. Erſt waren es Minoriten und Dominikaner, welche aus Aſien geographiſche Bereicherungen brachten, ſpäter Jeſuiten, welche namentlich China und Japan beſchrieben. Ihnen folgte dann eine Reihe ausgezeichneterer Entdecker, welche theils durch Abſicht, theils durch Geſchäfte, welche ſie aus England oder Rußland nach Aſien führten, Entdecker und Bereicherer der Wiſſenſchaft wurden.

Und Amerika! Wie hat ſich dieſer Welttheil aus den Nebeln der Geſchichte die erſt blutige Morgenrothbahn, dann eine immer ſonnigere hervorgebrochen! Nachdem man verſucht hatte, aus der Miſchung von Alkalien jene Kraft zu finden, welche alle Schmerzen des Beutels und des Körpers heilte, warf man den Tiegel fort und ſchiffte ſich nach Amerika ein, wo die Natur ſelbſt die Hochöfen des höchſten Metalles aufgepflanzt hat. Die Amerikaner waren keine Goldhüter im Sinne der alten Mythologie. Schüchtern und weiblich in ihrem Weſen, ließen ſie ſich der Goldſucht der Europäer zum Opfer bringen. So ungeheuer geſtiegen war ſchon der Luxus und das Verderben Europa's, daß man bei der Entdeckung Amerika's nicht im entfernteſten von jenem wiſſen-

schaftlichen Enthusiasmus, der die Entdeckungen liebt, ohne an ihren Gewinn zu denken, etwas verspürte. Nur das Interesse schürte hier Bestrebungen an, die später erst der Wissenschaft, der Menschenkenntniß, der Geschichte und Moral zu Gute kamen. Wie verschieden von unsrer Zeit, wo wir Reisende durch die sterilsten Gegenden haben ziehen sehen, nur getrieben von dem Wunsche, zu wissen wie viel Seen wie viel Flüsse, wie viel Stein- und Pflanzenarten ihnen neu begegnen würden. Sie bringen ausgestopfte Vögel, skelettirte Fische, sie bringen in Kästchen, die mit Baumwolle gefüttert sind, seltene Mineralien zurück. Was würden Ferdinand und Isabella Columbus geantwortet haben, wenn er auf diese Weise nur versprochen hätte, das naturhistorische Museum von Salamanka und nicht die leeren Geldtruhen vom Eskurial bereichern zu wollen?

Amerika lichtete sich vor den lüsternen Augen der goldgierigen Europäer schnell in allen seinen Theilen. Es wurde eine Anlockung für die Abenteuerlichkeit aller Nationen. Spanien, England, Portugal und Frankreich gewannen allmälig Besitzungen in dem neuen Welttheil, welche da, wo sie Gewinn versprachen, bald auch mit ordnender Hand kultivirt waren. Die Indianer, die karaibische Verwilderung ausgenommen, sind ein weicher, eindrucksfähiger Menschenschlag; sie haben ganz die Natur ihres Lieblingshausthieres des Lama's, tragen willig, obgleich mit schwachen Schultern, murren nicht und gewöhnen sich sogar mit Zärtlichkeit an den, der sie unterdrückt. Wäre dieß nicht der Fall, so würde man nicht begreifen können, wie das europäische Element so schnell über das Einheimische in Amerika das Uebergewicht hätte erlangen können. Nirgends trifft man eine Reaktion

des Urgeistes gegen die spätere Einwanderung an. Selbst die Indianerstämme Nordamerika's würden, wenn sie nicht von der entschiedenen grausamen Absicht verfolgt gewesen wären und noch wären, daß man sie radikal ausrottet, niemals die Waffen von der Jagd auf den Krieg übertragen haben. Während wir im südlichen Asien, in Afrika immer annehmen müssen, daß sich die Eingebornen gegen die fremden Unterdrücker jede Gelegenheit der Rache herausnehmen und sogar mit Entschiedenheit auf eine das europäische Element zuletzt doch überwältigende Revolution rechnen dürfen, ist in Amerika alles ursprüngliche und eingeborne Kolorit verwischt. Nirgends behauptet sich das Blut und die Farbe, als etwa in den bereits mit Europäischem versetzten Mischungen der Mulatten, Mestizen und Quarteronen. In diesen Mischungen ist es nur der europäische Uebermuth und klügelnde Verstand, welcher die thierischen, ungezügelten Leidenschaften des Negers und Indianers aufwiegelt. Der reine Indianer folgt mit nachgiebiger Entsagung dem kräftigen Willen des Europäers, der auch leider Scheiterhaufen genug angezündet hat, um dem armen Mitbruder das Maal seiner Tyrannei einzubrennen.

Die Entdeckungen in Südamerika treffen nur noch das Innere desselben. Jene beiden Flächen, welche sich von dem Gürtel der Andes nach Osten und nach Westen abplatten, sind in neuerer Zeit von naturkundigen Reisenden untersucht worden. Ein großer Theil derselben kam in derselben Absicht, wie Ferdinand Kortez und Pizarro, um die Bergwerke zu untersuchen. Ein Dutzend Aktiengesellschaften waren in Europa zusammengetreten, um die Goldminen von Potosi aufs neue anzustechen und aus den Flüssen den Goldsand

auszuschwemmen. Ihre Abgesandte überzeugten sich aber bald, daß der Mythus von Peru und Chili größer war, als die kleine Basis von Wirklichkeit, auf welche man ihn gebaut hatte. Ja, sie mußten eingestehen, daß sie erst jetzt die Grausamkeit der Spanier begreifen lernten, diese Grausamkeit, welche durch das Gefühl der über die Schätze der Indianer getäuschten Erwartungen gegen die vermeintlichen Besitzer derselben gesteigert wurde. Weil man weniger fand, als man erwartet hatte, so rächte man sich an denen, von welchen man einsah, daß sie eines Betruges nicht fähig waren. Die neuern Reisenden brachten wenig Eldorado zurück, aber dafür desto mehr Naturgeschichte. Besonders ist Brasilien in der außerordentlichen Ueppigkeit seiner Vegetation und der bunten Mannigfaltigkeit jener Thierwelt, welche in der blühenden Botanik jenes Landes schwelgt, gründlich ausgekundschaftet worden. Welch' eine Welt! Alles lacht dort der Sonne mit den schönsten Irisfarben entgegen! Auf den mit den buntesten Blüthen geschmückten Bäumen wiegen sich Affen und Papageien; unter Palmen und Kaktus, umschwirrt von wunderbar gemalten Schmetterlingen, glaubt man in den Gärten eines Sardanapals zu sein. Ein Land bedarf solcher Schönheitswunder, um einigermaßen für die in diesen Wonnen schwelgende, sinnlich wuchernde, üppige und gefährliche Thierwelt entschädigt zu werden.

Bei Nordamerika ist es weniger das Innere, als die Grenze, die man sucht. Man kennt noch nicht die Konturen des Nordpols; man hat die nordwestliche Durchfahrt noch nicht mit Gewißheit auf die Karte bringen können. Eisgebirge und eine Kälte, die alle Vegetation, selbst auch die animalische Existenz des Menschen aufhören macht, werfen den

Unternehmungsgeiſt immer wieder von der nördlichen Abplattung der Erde zurück; man wird ſoleicht nicht eine größere Aufopferung finden, als ſie Parry und Roß bewieſen haben, doch haben auch dieſe kaum etwas Größeres durchgeſetzt, als daß ſie ſich in der Fähigkeit, Kälte auszuhalten, einer den andern übertrafen.

Europa zuletzt liegt klar vor unſerm Blicke. Hier wiſſen wir Alles, was wir beſitzen: hier iſt kein Wald, kein Fluß, kein Gebirg, deſſen Inhalt nicht ausgemeſſen, gewogen und beſchrieben iſt. Ueberall hin iſt die Civiliſation gedrungen. An Europa kann man kein Cook mehr werden.

Die Entdeckungen, welche es bei uns nur noch geben kann, ſind moraliſche, phyſikaliſche, mechaniſche. Bei uns ſind an die Stelle der Entdeckungen die Erfindungen getreten. Die Schiffe, die man ausrüſtet, gehen vor Anker in der Luft. Man rüſtet Expeditionen aus, um die Elemente zu befahren, und in die Stoffe zieht eine Karawane witziger und ſcharfſinniger Kombinationen ein. Die moraliſchen Entdeckungen mögen vielleicht noch den meiſten geographiſchen Beigeſchmack haben; o ja, man kann mitten in Paris, mitten in dem Gewühl, welches an der Themſe wogt und brauſt, in dem, was Alle kennen, doch noch immer etwas Neues entdecken. Die vorzugsweiſe moderne Geſtaltung der Literatur hat dieſe Seefahrten in das Innere der Menſchenbruſt übernommen. Die Exiſtenz unſeres Geſchlechtes, ſelbſt in der Hyperkultur, mit welcher ſie wider Willen geſäugt und genährt iſt, hat viele dunkle Schattenpartieen, daß in den Werken eines gediegenen, gefühlvollen und mit ſcharfen Augen begabten Sittenmalers der Leſewelt oft ganz neue Regionen unſerer Geſellſchaft aufgehen. Wir haben die Literatur der Myſterien erhalten, die es ſich zur Aufgabe

machte, der Armuth und dem Reichthum in den verschiedenen Gesellschaftsschichten tiefer nachzugraben, als beide Gegensätze bisher von Marmontel geschildert waren. Diese Mysterienliteratur lehrte uns Lebensverhältnisse kennen, die wir bisher kaum dem Namen nach kannten. Für Deutschland wäre auf diesem Felde noch viel zu thun. Man hat Mysterien von Berlin gegeben, die freilich nichts als eine verwickelte Gauner- und Criminalgeschichte wurden. Man hat Mysterien vom Lande unter dem Titel von Dorfnovellen gegeben, die wiederum ihrerseits in eine poetisirende Manier auszuarten drohen. Man könnte noch schärfer beobachten. Man würde erstaunen über die Entdeckungen, die man auf diesem Gebiete machen könnte. Wovon lebt z. B. der angebliche Makler Kugler in Hamburg? Man sieht ihn voll und genährt und sieht nicht, daß er arbeitet. Man weiß, daß er mit dem Bankrutt seines Vaters auf die Welt kam, und daß seine Mutter im Schuldgefängnisse gestorben wäre, wäre sie nicht zu den Pietisten übergegangen und hätte sich von den Almosen einer kleinen ekstatischen Gemeinde ernähren lassen. Wovon lebt Kugler? Er trägt die schlechteste Garderobe, die man tragen kann, ohne für einen Bettler angesehen zu werden; er hat nichts, alle Welt weiß es; er würde längst den Armengesetzen verfallen sein, wenn ihn der Familien-Adel seines Namens nicht zurückhielte, um Unterstützung einzukommen. Aber sein rundes Aussehen, seine genährten, blühenden Wangen, diese lächelnde Physiognomie eines Mannes, der das Bewußtsein hat, gut zu verdauen? Ja, dieß ist das Räthsel, hier ist der Hafen, hier schiffe man sich ein und entdecke auf der Erd- und Glückskugel unserer moralischen Existenz ein neues Amerika!

Obſchon es nicht in meinen Gegenſtand dießmal gehört, ſo hab' ich mir doch den Vorwurf zu machen, daß ich die Neugier meiner Leſer erweckte. Kugler lebt, wie ich authentiſch verſichern kann, nur von Näſchereien, in dem Sinne, daß er von hundert verſchiedenen Viktualien des Tages ein kleines Stück, und zwar nur zur Probe, ißt. Man gehe nur an die „Vorſetzen" und ſehe, welche Rolle unſer Induſtrieritter am Hafen ſpielt. Er iſt ein Waarenmakler, er hat Aufträge zu beſorgen für hundert Firmen, welche in Kaviar, Auſtern, Butter, Käſe, Portwein, kurz in den nährendſten und kräftigendſten Gegenſtänden des Groß- und Kleinhandels Geſchäfte machen. Kugler gibt ſich für einen Agenten dieſer Häuſer aus. Sein ärmliches Aeußere, in Verbindung mit der ſtrotzenden Wohlgenährtheit, gibt ihm das Anſehen einer gewiſſen ſoliden Bürgerlichkeit, die aufs Aeußere nicht viel hält, aber ihre Rippen gut zu kräftigen weiß. So geht er von einem Faß zum andern und probirt. Wenn es ihm am herrlichſten ſchmeckt, verzieht er den Mund, als ſei ein Fehler an dem Kaviar; hat er den Rücken eines Härings abgegeſſen, ſo erklärt er mit bedenklichem Kopfſchütteln; „er empfinde einen thranigen Geſchmack;" niemals winkt er mit dem Auge zu und läßt ſein inneres Wohlbehagen über die friſchen Leckerbiſſen laut werden, weil er ſonſt in die Verlegenheit käme, einen Preis akkordiren zu müſſen. Wenn eine Auktion angekündigt iſt mit der Bemerkung: Proben werden gratis verabreicht, ſo wird man ihn immer mit affektirt mürriſchem Geſichte dorthin wandeln ſehen. Er kommt ſo eben vom Strande, wo er ſich an einer Moſaik der herrlichſten Einzelgenüſſe im Ganzen ſattgegeſſen hat; er wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne,

klagt über die Beschwerlichkeit seiner Verrichtungen und spült sich mit dem herrlichsten Weine den Nachgeschmack seiner Gratismahlzeiten hinunter. So lebt Kugler, so kann er leben, ohne Furcht entdeckt zu werden, bei der ungeheuren Menge von aufgestapelten, zum Verkauf und zur Auktion kommenden Waaren, bei der entsprechenden großen Anzahl von Maklern, unter denen er nachsichtig geduldet wird.

Höher aber als diese Erfindungen einer überfeinerten Industrieritterschaft stehen jene Entdeckungen, welche die Künste und Wissenschaften bereichert haben; mag man es auch lächerlich finden, wie ich Kugler mit Männern wie Davy und Dollond in Verbindung bringen kann. Im Allgemeinen ist die gegenwärtige Zeit nicht so reich an Erfindungen, wie die des ganzen vorigen und beginnenden laufenden Jahrhunderts. Es ist dieß gerade wie mit der Kunst und Wissenschaft selbst, wo man gestehen muß, daß unsre Zeit nur die Früchte *jener* Saaten erntet, welche im achtzehnten Jahrhundert gesäet wurden. Das achtzehnte Jahrhundert war groß in der Anspannung seiner geistigen Kräfte. Das achtzehnte Jahrhundert hat alle jene Theorieen erfunden, mit deren praktischer Anwendung und Ausgleichung mit dem Leben und nochmaliger Prüfung wir uns gegenwärtig bereichern. Wir sind die kräftigen Söhne einer Mutter, deren Geist und Schönheit von Allen gerühmt wird, die sie in ihrer Jugend und höchsten Blüthe sahen. Alles, was wir haben und gegenwärtig sind, verdanken wir dem Aufschwunge, welchen die Ideen zur Zeit unserer Väter genommen hatten. Das achtzehnte Jahrhundert hatte weniger solide Haltung als das unsrige, aber es war tiefer und gründlicher. So haben wir zwar in gegenwärtiger Zeit Alles, was sich von physikalischen, chemischen und

mechaniſchen Entdeckungen auffinden läßt, praktiſcher verarbeitet und für die Benutzung im gemeinen Leben eingerichtet; allein das achtzehnte Jahrhundert hat jene Faktoren erfunden, aus denen wir erſt jetzt den Schluß machen. Die Reſultate ſind die unſrigen, der Ruhm der Prämiſſen gebührt dem außerordentlichen Genie und der Denkkraft vergangener Zeiten. Im achtzehnten Jahrhundert waren ſchon längſt die Dampfmaſchinen, Dampfſchiffe, Telegraphen und Eiſenbahnen erfunden; nur dachte man noch nicht daran, dieſe Erfindungen ſo in die nutzbare Wirklichkeit einzuführen, wie es jetzt geſchehen iſt. Die Blitzableiter, Chronometer, Luftballons und Spinnmaſchinen gehören dem achtzehnten Jahrhundert an, wie außerdem eine Menge von Nebenentdeckungen, welche die Induſtrie erleichterten und ihre Handgriffe vereinfachten, z. B. neue Heizmethoden, die Cylindergebläſe, die Maſchinen für ſchnellere Zeugbereitung, der Gußſtahl, das Gußeiſen, Bohrmaſchinen, die Rettungsboote und eine Menge von Apparaten, mit welchen man neue Geſetze in dem mehr theoretiſchen Bereich der Wiſſenſchaften entdeckte und noch andere zu entdecken erleichterte. Die darauf folgenden Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts haben alle einen mehr praktiſchen Charakter. Mit dem Sinn für die Kunſt ſteigerte ſich z. B. das Bedürfniß einer mehr wohlfeilen Vervielfältigung ihrer Leiſtungen; man erfand die Lithographie. Mit dem politiſchen Umſchwung der Zeitgenoſſen, den großen welterſchütternden Begebenheiten und dem verworrenen Antheil, welchen alle Welt an der Politik des Tages nahm, erfand man die Schnellpreſſe für die Buchdruckerei, man erfand zu demſelben Zweck das endloſe Papier, man erfand in Folge der kriegeriſchen Stimmung der Zeit die Dampf-

kanonen, die Perkuſſionsſchlöſſer an den Feuergewehren; kurz, der menſchliche Geiſt arbeitete und rang in allen Gebieten nach Ueberwältigung der wie Proteus ſich ſträubenden und in ihren Geſetzen ungemeſſenen und geſtaltenreichen Natur. Man dachte nicht mehr einſeitig nur an den Reichthum und die Geſundheit oder ein langes Leben, ſondern wurde von einem bis zur Andacht geſteigerten Drange getrieben, von der Natur Alles möglich zu halten, jede Wirkung, jede Verbindung, die der menſchliche Geiſt ihr nur zu geben im Stande wäre. Bei einzelnen Köpfen, die ſich vorzüglich auf das Erfinden gelegt hatten und denen einmal ein glücklicher Wurf gelungen war, ſteigerte ſich der Scharfſinn zur Spitzfindigkeit und die Originalität zu einer an Narrheit grenzenden Monomanie. Ein Beiſpiel. In Mannheim hatte ein Herr von D. das Glück gehabt, mit Hülfe eines ihm wirklich von der Natur geſtatteten erfinderiſchen Geiſtes ein Fuhrwerk zuſammenzuſetzen, welches, auf zwei Rädern ruhend, faſt die Geſtalt einer Spinnmaſchine hat. Die ganze Einrichtung deſſelben iſt ſo getroffen, daß man mit einigen geſchickt angebrachten Bewegungen ſich ſelbſt auf dieſen zwei Rädern fortſpinnen kann. Die Maſchine gibt einen ſchnurrenden Ton von ſich und erlaubt Jedem, der ſie gut zu führen im Stande iſt, ſich mit einer Schnelligkeit fortzubewegen, die etwa an einen kleinen Pferde- oder beſſer geſagt Hundetrab erinnert. Die ganze Maſchine iſt auf Lächerlichkeit angelegt, denn nur Kinder können ſich derſelben, der komiſchen Geſtikulationen wegen, die man dabei machen muß, bedienen. Es ſieht faſt ſo aus, wenn man auf der Maſchine ſitzt, als wollte man auf dem Straßenpflaſter Schlittſchuh laufen. Genug, ſeit Erfindung dieſes zweckloſen Kinderſpielzeugs hat

Hr. von D., ſo zu ſagen, ſeinen Verſtand verloren. Die Zweckloſigkeit ſeines Fuhrwerks wohl fühlend, ſtrebte er nach höherer Anwendung der Geſetze, auf deren Grund es konſtruirt war; aber nicht ein einziges Projekt iſt ihm mehr gelungen. Bald hat er eine neue Flugmaſchine fertig, bei deren Benutzung man ſich unfehlbar den Hals brechen würde, bald will er die Kunſt entdeckt haben, beim Luftballon ein Steuerruder anzubringen. Er hat wirklich ein Projekt durch die Zeitungen bekannt machen laſſen, nach welchem man künftig, um bei Fuhrwerken eine größere Schnelligkeit zu erreichen, beſſer thäte, die Pferde hinter den Wagen anzuſpannen. Alle Erfindungen des Herrn von D. ſind mechaniſche Hirngeſpinnſte. Hier einen Druck, dort eine Feder, hier eine Spindel, die um ſich ſelbſt läuft, dort ein wellenförmiges Rad; aus ſolchen Hülfsmitteln will er Hülfswerkzeuge für die außerordentlichſten Naturerſcheinungen herſtellen. Aber man käme ſchön an, wenn man Herrn von D. nur die bedenklichſte Miene und das leiſeſte Kopfſchütteln verriethe. Er hatte ſich ſogar anheiſchig gemacht, Todte durch Einblaſen ſeines Odems friſch nach ausgehauchter Seele wieder ins Leben zurückzurufen. Er hatte den Moment abgepaßt, wo einer armen Frau in der Vorſtadt eben ihr krankes Kind geſtorben war. Herr von D. ſtürzt in das Haus, über die kalte Leiche her und beginnt aus Leibeskräften ihrem krampfhaft offenſtehenden Munde ſeinen Athem einzublaſen; die Mutter ſchreit, die Bewohner und Nachbarn des Hauſes kommen zuſammen; Herr von D. läßt ſich nicht ſtören, ſondern ſchrie, während man ihn von hinten wegziehen wollte, einmal über das andere: „Es lebt ſchon, es lebt ſchon.“ Als ihn endlich die Polizeibehörde ergriff und von der Leiche

fortriß, bewegte sie sich in der That; allein es war dies n
das allmählige Einfallen des von Herrn von D. wie e
Schlauch aufgeblähten Leibes; er mußte sein blasphemisch
Blasen eine Zeit lang mit dem Gefängnisse büßen. Seith
hat sich Herr von D. wieder ganz auf die Mechanik geworfe
In Folge jener mißlungenen Todtenerweckung hat er gesag
die Physiologie gäbe keine genügenden Resultate. Das vie
fache Gespräch über Eisenbahnen, der Luftballon des Herr
Green haben ihn vollends verwirrt. Sieht man ihn a
öffentlichen Orten, in der Stadt oder auf der Straße,
kann man ihm ohne Weiteres in den Weg treten und ih
anreden: „Herr von D., ich habe gehört, daß Sie sich gegen
wärtig mit der Untersuchung beschäftigen, Vögel so abzu
richten, daß sich die bisherige Luftschifffahrt in Luftfuhrwe
verwandeln lasse?" Herr von D. wird stolz, mit einem
etwas mißtrauischen, übrigens stechenden Blicke antworten
„Ja, Herr" — und sogleich anfragen: „wollen Sie ein
Aktie nehmen?" Er hat hundert Ideen zu gleicher Zeit un
ist im Stande, uns seine Vogelflugfahrluftmaschine durch di
Tauben, welche vor den Wagen der Venus gespannt waren
oder durch die Greife der Tausend und Einen Nacht zu beweisen

Dies ist ein Extrem; aber es finden sich in vielen Städte
Seitenstücke zu diesem Opfer der Erfindungswuth, eine
Krankheit, die ganz eigentlich unsrer Zeit angehört und übe
welche Henrik Steffens sehr schön in seinen Denkwürdig
keiten geschrieben hat. Wenn ich diese Schilderung lad
welche Steffens von der stillen Schwermuth macht, in welch
ein erfinderischer Kopf verfallen kann, der dem letzten Stadium
seiner Entdeckung sich nähert, ohne doch das volle, befriedi
digende εὕρηκα ausrufen zu dürfen, so dachte ich immer mi

Führung an den Mechaniker Wagner in Frankfurt, dem der Bundestag 100,000 Gulden in Aussicht stellte, wenn er den elektromagnetischen Transport auf Eisenbahnen möglich machte, und der sich mühte und mühte und doch nicht das ihm in so unmittelbarer Nähe zauberisch vorschwebende Ziel erreichen konnte. Dies sind eigenthümlich tragische Stimmungen unsrer Zeit, die vergangene Jahrhunderte nicht kannten.

Die Entdeckungen, welche in das Gebiet der Physik und Chemie gehören, haben in neuerer Zeit beiden Wissenschaften eine veränderte Gestalt gegeben. Es ist besonders die Lehre vom Elektromagnetismus, welche in der bisherigen Physik und Chemie allen früheren Gesetzen ganz neue Nüancen gab. Die elektrischen Strömungen riefen den Magnetismus hervor; jetzt hat man auch umgekehrt versucht, durch Magnete elektrische Strömungen hervorzurufen. Die von dem Franzosen Ampère darüber gemachten Andeutungen hat Faraday bis zur Evidenz erhoben. Man wird von mir eine Darstellung der hier einschlagenden Versuche mit ausgehöhlten Holzcylindern und spiralförmigen, mit Seide ausgesponnenen Metalldrähten nicht verlangen; allein das neueste Resultat des Elektromagnetismus hab' ich oben angedeutet, nämlich die Aussicht, durch diese Entdeckung eine Kraft zu gewinnen, welche die des Dampfes noch bei Weitem übertrifft und in ihrer Anwendung auf die Mechanik weit wohlfeiler war, als die Hülfsapparate von Eisenbahnen, welche man braucht, um dem Dampfe die freie Entwicklung seiner freilich ausgezeichneten Kraft zu geben. Wie man hört, soll, um die elektromagnetische Friktion auf die beschleunigte Fortschaffung von Lasten anzuwenden, es nur noch an einem äußeren Gestell, an einem passenden mechanischen Träger jener Kraft fehlen. Erfindet man diesen, so

werden alle unsre Eisenbahnen überflüssig, so haben unsre Aktionäre derselben keine Steigerung ihrer Dividenden mehr zu erwarten.

Die Physiker und Chemiker haben in neuerer Zeit durch Mischung von Sauerstoff und Wasserstoff sogar der Natur ins Handwerk fallen können. Sie haben Glimmer, Hyazinthen, Hornblenden durch jene Mischungen niederschlagen können und dadurch auf die Theorie der Erdbildung ein aufklärendes Licht geworfen. Freilich sind diese Resultate nur theoretischer Natur und gehören in die Vorhallen der Systeme. Doch mancher andere Fortschritt, z. B. der erst neuerdings erfundene Chlorkalk, lassen sich schon mit vielem Erfolge auf manche Fabrikationszweige anwenden. Die Laien sind mit dem Chlorkalk bekannt genug geworden, als die Cholera heranrückte, und man ihre Natur für eben so ansteckend hielt wie die asiatische Pest. Der Chemismus in jener großartigen Anwendung, wie wir ihn unserm Justus Liebig verdanken, hat fast alle Naturwissenschaften einer neuen Kritik unterworfen. Auch die Arzneikunde erhielt durch Anwendung der Chemie auf die Heilstoffe einen neuen Aufschwung. Endlich haben im Bereiche der Optik die Naturforscher dieser und der kaum vergangenen Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht. Brewsters und Wollastons Entdeckungen sind in die Werkstätten der Techniker übergegangen. Die Kunst, das Glas achromatisch zu schleifen, stieg in England und Deutschland bis zu einer außerordentlichen Vollkommenheit. Ja, ist die Blüthe der Naturlehre nicht die Farbe, des Regenbogens bunte Mannigfaltigkeit? Wie schön und wahr, daß ein deutscher Dichter, der seine Beobachtungen und Empfindungen gern an das Maß gegebener Zustände anknüpfte, in den

Tempel der praktiſchen und techniſchen Natur durch jene kryſtalliniſche Prismapforte trat, durch welche die Sonne ihre ſieben Farben bricht? Ueber die Farbe und das Licht kann der am chemiſchen Laboratorium gebräunte Praktiker nicht urtheilen; wie es in jeder Wiſſenſchaft einen Seitenweg gibt, z. B. in der Theologie, in der Rechtsgelehrſamkeit, ja ſogar in der Medizin, wo Theorie und Experiment nicht mehr ausreichen, ſondern der Laie und Dilettant oft tiefer und wahrer blickt, als der Mann von Fach. Zuletzt iſt hier zu erwähnen, daß das Mikroſkop in faſt allen Bereichen der Naturwiſſenſchaft ſeither eine großartige Anwendung gefunden hat.

Noch bei Weitem großartiger entfaltete ſich der Erfindungsgeiſt der neueren Zeit in Zuſammenſetzung mechaniſcher Hülfsmittel für die Induſtrie. Die Kraft des Dampfes kam hinzu und konnte über die neuen Schöpfungen des Scharfſinnes als Herr und Meiſter geſetzt werden. Das Maſchinenweſen hat, weil es eine Menge von Handarbeitern außer Brod ſetzte, viel Widerſpruch gefunden. Allen dieſen Gegnern ſtellte Lord Brougham in ſeinen „Reſultaten des Maſchinenweſens" eine lichtvolle, jedermann verſtändliche Vertheidigung entgegen. Es iſt in dieſer Schrift von der Stecknadel an bis zur komplizirteſten Produktion der höhern Induſtrie der Beweis geführt worden, daß durch den Satz von der Theilung der Arbeit die Arbeit ſelbſt leichter, wohlfeiler und beſſer geliefert werden könne. Die roheſte Widerlegung einer ſolchen Schrift iſt die der Tumultuanten von Spitalfield. Die Maſchinen zertrümmern, heißt allerdings in einem gewiſſen Sinne ihre Unbrauchbarkeit beweiſen. Doch legt ſich allmählich dieſe Feindſchaft gegen das Maſchinenweſen. Daß die Frage einen moraliſchen Geſichtspunkt hat, berührten wir ſchon im vorigen Kapitel,

wo mir die Staatsmänner aufforderten, auf eine weitere Aus
gleichung der Intereſſen des forſchenden Verſtandes und de
zurückbleibenden, darauf abgelernten techniſchen Unbeholfen
heit bedacht zu ſein.

Eine Erfindung in der Maſchinenkunde, an der man rech
ſehen kann, daß, wo einmal ein Bedürfniß vorhanden iſt
auch die Natur oder der menſchliche Verſtand die Mittel auf
zufinden weiß, es zu befriedigen, iſt die Schnellpreſſe de
Buchdrucker. Welch ein Kontraſt zwiſchen der alten Gutten
bergiſchen Holzpreſſe und dem durch die politiſchen Begeben
heiten bis in das unterſte Volk geweckten Sinn für Oeffent
lichkeit! Schon ein Werk, wie die Bibel, in jener alten
die Bogen Papier wie zu Windeln einwickelnden Methode z
drucken, welche Weitläufigkeit! Und nun dieſe täglich
Volkschronik, welche durch das Bedürfniß, ſich belehren z
wollen, durch die Neugier nach Staats- und Gelehrtenſachen
durch die Nothwendigkeit, von ſeinem Geſchäfte und deſſe
Leiſtungen die Bekanntſchaft zu verbreiten, ſich zuſammenſetzt
nicht nur dieſe Fluth von Zeitungen, ſondern noch mehr di
ungeheure Zahl von Abnehmern, die ſich für den Werth eine
Einzigen unter ihnen entſcheiden; hier konnte die alte Me
thode nicht mehr bleiben; die neue war ſo thatſächlich noth
wendig, daß ſie ſich gleichſam von ſelbſt ſchuf. Ehe man di
Schnellpreſſe erfand und ſie ſpäter durch die Dampfheizung
vervollkommnete, war man genöthigt, eine Zeitung, die unte
Napoleon zwanzig bis dreißigtauſend Abonnenten hatte, zwei
dreimal zu ſetzen, weil man ſonſt den Tag und die Minute
wo der Abonnent ſeine Zeitung haben will und die Konkur
renz ſie auszugeben gebietet, nicht einhalten konnte. Warum
hat die Gelehrſamkeit noch nie anerkannt, daß der wahre

Stein der Weisen, ein Metall, und zwar das Blei ist? Die beweglichen Lettern gaben der Wissenschaft erst die Garantie ihrer Dauer, und das Dunkel eines neuen Mittelalters könnte erst dann wieder über Europa hereinbrechen, wenn sich vielleicht die Masse des gedruckten Papiers, was zu befürchten steht, zu einer solchen Ueberfluthung steigern sollte, daß das menschliche Auge, überall nichts als Bücher und Papier erblickend, sich bis zur Unempfindlichkeit abstumpfte gegen etwas, das ihm massenweise geboten wird. Ich fürchte immer, daß die Zeit, wo am meisten gedruckt, immer auch die ist, wo man das Wenigste lesen wird. Ist erst die Wissenschaft und die Aufklärung, ist erst die Literatur, selbst in ihren schönen und graziösen Bewegungen, etwas, was den Reiz der Neuheit und des Außerordentlichen verloren hat, dann sind wir auf jenem Punkte, der mir die traurigste Periode von allen zu verkündigen scheint, in der Barbarei der Ueberkultur. Ich höre demnach mit Freuden von Buchhändlern und Buchdruckern, daß es noch immer Werke gibt, welche ihre Bestimmung nicht verfehlen und doch nicht nöthig haben, mit Dampf gedruckt zu werden.

Im Alterthum war die Wirkung des Dampfes die der Begeisterung. Pythia, umnebelt von den aus einem unsichtbaren Ofen heraufströmenden Weihrauchwolken, sprach über Griechenland hin ihre räthselhaften Distichen, wo hölzerne Mauern Schiffe bedeuteten und die Ungewißheit des Schicksals in der ungewissen Stellung einer negativen Partikel lag. Im Mittelalter wüßte ich nicht, daß man vom Dampfe Nutzen oder Aufklärung gezogen hätte. Erst die neue Zeit brachte es heraus, daß Dämpfe die Aetherisirung der Flüssigkeiten sind und eben so viel Expansivkraft, wie diese selbst, haben.

Der Gedanke, Lasten durch die konzentrirte Kraft des Dampf
fortzutreiben, gehört, wie andere großartige Gedanken, w
der der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. Bis zur Ve
kommenheit wurden jedoch Dampfwagen erst in neuerer Z
gebracht. Dampfpferde sind jetzt Maschinen, die kein H
oder Hafer fressen, sondern Steinkohlen, und denen man
gar die Kraft nahm, in ihrer Art auszuschlagen oder dur
zugehen, durch die Erfindung der Sicherheitsventile. Mit
Dampfwagen verbanden sich die Eisenbahnen, welche glei
falls, ihrer Idee nach, schon älter als ein Jahrhundert si
Man wußte längst, daß, je ebener die Bahn, desto grö
die Zugkraft der Pferde ist. Die Kunststraßen aus Quad
steinen gingen den Eisenbahnen voran. England baute zu
gußeiserne Schienenwege und hat dadurch nicht nur der I
dustrie und dem Handel der Heimath einen außerordentlich
Schwung gegeben, sondern auch auf dem Kontinente Na
ahmungen, Prüfungen, ja sogar Chimären über die n
Idee veranlaßt. Die Franzosen sind in der Prüfung ste
geblieben, die Deutschen in der Chimäre. Der Eisenbah
schwindel hat bei uns die Stelle der so vielfach von der R
gierung befürchteten Revolution eingenommen. Die Deutsch
von jeher gewöhnt, Alles, auch das Ungesetzliche, auf e
gesetzmäßige Weise zu betreiben, haben die Eisenbahnen n
Emeuten betrieben; dies war für sie eine Revolution, die k
Blut kostete. Der Franzose hat in der Eisenbahnenfra
wohl gefühlt, wie außerordentlich groß deren Wichtigkeit f
das Zeitalter ist. Der Franzose hat sich sogar nicht verschw
gen dürfen, daß, wenn irgend etwas, die Eisenbahnen s
Centralisationssystem begünstigen. Dennoch haben sich die Fra
zosen lange gegen die Einführung derselben gesträubt und dab

meines Erachtens, einen besondern Zug ihres Nationalcharakters verrathen. Man kann nicht sagen, daß der Franzose sehr geschickt ist, er hat Esprit, aber kein großes technisches Talent. Er erfindet leicht, er begreift auch leicht, aber nur in dem Fall, daß sein eigenes Verständniß und seine flackernde Kombination der Darstellung eines Experiments, welches man ihm vormacht, entgegen kömmt. Der Gedanke, eine Civilisationsfrage nicht blos nachahmend anzugreifen, sondern sie vielleicht gänzlich zu verfehlen, hat die Franzosen, die gern in Allem vorangehen wollen, zweideutig gegen die Eisenbahnen gestimmt und dadurch Veranlassung gegeben, daß man den Lichtseiten des Eisenbahnsystems auch eine Schattenseite gegenüber stellte. Frankreich gab vor, durch Eisenbahnen aller finanziellen Kontrole beraubt zu werden. Eine Eisenbahn zwischen Brüssel und Paris wird ohne eine Handelsverbindung mit Belgien und eine Aufhebung des höchst einseitigen, auf den Vortheil einiger privilegirten Kasten berechneten Prohibitivsystems nicht denkbar sein. Ein französischer Schriftsteller, der sonst nur für einen entschiedenen Anhänger aller akademischen Einseitigkeit Frankreichs bekannt ist, Herr Nisard, hat mit viel witziger Laune die Verlegenheiten dargestellt, in welche der französische Handelsegoismus durch die Brüsseler Eisenbahn gerathen muß. Kontrole auf der Grenze wäre nicht mehr möglich, da durch einen solchen Aufenthalt der Zweck der Eisenbahnen, die Schnelligkeit, ganz verfehlt wäre. Eine Kontrole kurz vor Paris würde eben so schwierig und unfruchtbar sein, da es eine ganze Karavane von Wägen, einige hundert Koffer und Mantelsäcke und eben so viel Passagiere zu untersuchen geben würde. Könnte man aber hier den Einwand nicht umkehren? Könnte man nicht

sagen, die Eisenbahnen werden die Völker zwingen, s
neue Zollverfassungen zu geben und sich weniger feindsel
von einander abzuschließen?

Eine andre Besorgniß gegen Einführung der Eisenbahn
ist noch thörichter, die nämlich, daß der Zeitgeist mit alle
großer Schnelligkeit sich würde zu verbreiten anfangen könn
Man hat dagegen geltend gemacht, daß ja dann auch viel
die Regierungen den Vortheil haben würden, Reaktionsma
regeln mit desto größerem Nachdruck zu ergreifen. Verm
telst einer Eisenbahn kann leicht ein Armeekorps im Flu
von Ungarn nach Italien und von Rußland an die Grenz
der Schweiz versetzt werden. Rechnet man hinzu, daß da
jenige, was sich für die Revolution durch die Eisenbahn
beschleunigen würde, doch immer nur das Gerücht ei
irgendwo ausgebrochenen Explosion sein kann, so stehen
Regierungen, über ihre materiellen Kräfte gebietend, a
hier nur im Vorsprunge und man kann sich leicht denk
daß wir den Völkern dazu eben kein Glück wünschen.

Melancholischer sind die Besorgnisse derjenigen poetisch
Gemüther, welche sich überhaupt vor der Verbreitung
Dampfes und der industriellen Aufklärung fürchten. Di
phantastischen Seelen werden bei Einführung der Eisenbahn
jenes dämmernde Helldunkel vermissen, welches auf dem
griffe der lokalen Entfernung liegt. Es geht ihnen du
den Gedanken, hier zu frühstücken und 20 Meilen we
schon zu Abend essen zu können, eine Illusion verloren.
Schönheit der Gegenden verschwinde; poetische Wanderfa
ten durch Gebirgsgegenden mit Hemmschuhen und allenfa
zerbrochener Achse würden undenkbarer. Die Gräfin H
war außer sich vor Schmerz, in drei Stunden von Dres

nach Leipzig fahren zu müſſen, ohne in einem ihr liebgewordenen Meißner Gaſthofe abſteigen zu können. Dieſe poetiſchen Gemüther haben demnach die Vorſtellung, die ganze Welt werde ſich hinfort nur auf Eiſenbahnen bewegen und kaum noch einen ſchattenreichen Platz im nah gelegenen Wäldchen ſuchen oder des Sonntags über Land gehen. Sträubt euch nicht, ihr romantiſchen Herzen! England hat der Eiſenbahnen bereits ſo viele, daß Handel und Induſtrie dadurch in den blühendſten Aufſchwung verſetzt ſind, und dennoch werdet ihr Gentlemen und Ladies ſehen in Italien und der Schweiz, welche des Morgens um 2 Uhr aufſtehen und mit erfrorner Naſe unter dem Schutz einer Laterne die Berge beſteigen, um die Sonne aufgehen zu ſehen. Blickt nur umher auf dem Continente! Die Engländer ſind vom Dampfe ſo überwältigt, daß er ihre Städte und Wohnungen mit dichten Wolken bedeckt, und doch werdet ihr ſelten einen Palaſt in Italien, einen Thurm in Deutſchland, eine Kuh in der Schweiz finden, wo ſich nicht in einiger Entfernung eine engliſche Dame mit ihrem Gravon hingepflanzt hat, um den poetiſchen Moment in ihrem Album zu verewigen. Wer, der nicht Kenner iſt, weiß es zuletzt, ob der Zucker, der in unſerm Thee ſchmilzt, von indiſchem Rohre oder von der Runkelrübe kam? So lange die moderne Aufklärung uns noch nicht Nachtigallen gebraten auf den Tiſch ſetzt, wollen wir ihre Fortſchritte nicht verdächtigen, wenn ich auch aufrichtig geſtehe, daß es mir in manchen Gegenden ſchon unmöglich wird, durch das Feld zu ſtreichen und mich des Geſangs der Lerche zu erfreuen, des unausſtehlichen Geruchs wegen, welchen die Natur ſeit der leidenſchaftlichen Verbreitung des landwirthſchaftlichen Dungprinzipes ausathmet.

Nein, nicht Alles kann Maschine werden! Aus Genfer Taschenuhren lassen sich keine menschlichen Herzen machen; Automaten werden, wenn wir sie auch auf den Markt schicken können, um Gemüse einzukaufen, niemals an unsern Versammlungen und Bestrebungen Theil nehmen. Man lasse dem erfindenden Menschengeiste den freiesten Spielraum. Gibt es eine größre Aufgabe, als der Natur ihre geschickten Handgriffe abzulauschen und sie, die launische, gedankenlose und bald ermüdete, durch menschlichen Eifer, Rath und die Ausdauer seines Geistes, welche die Ausdauer der schwachen Hände stärkt, noch in ihren Gebilden zu übertreffen? Die Natur besitzt so außerordentliche Reichthümer, so große Gesetze und Erfahrungsthatsachen und achtet sie ihrer angebornen Trägheit und Unbeholfenheit wegen so wenig. Sie ist einer Trödlerin zu vergleichen, welche unter ihren alten Schildereien Gemälde von Tizian besitzt, ohne sie zu kennen. Die Natur verschleudert Alles: sie gibt Alles um denselben Preis her, ja das Kleine schlägt sie oft höher an, als das Große. Die Menschheit geht auf das, was größre Anstrengung kostet; sie arbeitet aus Ehrgeiz Zwecken nach, an welche die Natur viel Gefahr geknüpft hat und die doch von weit geringerm Werthe sind, als andre, die offen auf der Hand daliegen und bei denen man nur zugreifen sollte, um bei jedem Griffe Gold zu entdecken. Glaubt ihr denn, daß alle jene scharfsinnigen Gesetze und Combinationen, welche der moderne Erfindungsgeist der Natur zu entbeuten weiß, die Menschheit von der sinnigen Betrachtung göttlicher Fügungen entfernen müsse? Freilich, wenn man sich gewöhnt hat, seine Begriffe über Gott und den Weltzweck gänzlich an die Natur anzuknüpfen, da muß wohl die Furcht vor dem Ewigen schwinden, wenn man die

Natur in ihren Geheimnissen überrascht und sie zwingt, der kecken Neugier des Menschen Rede zu stehen. Aber die Natur ist nichts Ewiges, sie ist zwar das Abbild göttlicher Begriffe, aber nicht die äußere, dem Innern gänzlich entsprechende Form derselben. So sollten auch alle Fortschritte der neuen Erfindungskunst dahin benutzt werden, in den mathematischen, harmonischen Kräften der Natur, in ihren jetzt erst aufgelösten Entwicklungen der Materie diese Anknüpfungspunkte nachzuweisen, wo man durch die Ritzen der Natur hindurch in den göttlichen Urstz ihrer Schöpfung blicken kann. Alles, was in der Natur Gesetz und Regel ist, ist Nachklang und stärker oder stiller hallendes Echo heimlicher, in der Ferne rufender Gottestöne. Und so kann die Natur, weit entfernt in ihrer Ausbeutung nur zur Verbreitung eines gottfeindlichen Materialismus zu dienen, weit mehr die Begründung einer innigern und darum um so stärkern Religion werden, als sie mit den Fortschritten unsres rastlos strebenden Verstandes einen und denselben Schritt hält. Jetzt triumphirt man noch über die Natur, indem man sie durch unsre großen Entdeckungen und Erfindungen zu demüthigen glaubt; allein wenn wir erst auf den Punkt gekommen sind, nach welchem sich alle philosophischen Betrachter unserer Zeit sehnen, daß das Christenthum, daß unsre positive Religion und Kirche sich mit den Bedürfnissen des Augenblicks und dem jetzt im Schwange gehenden Geiste der Zeiten verständigt, dann wird gerade die Natur, gerade unser Materialismus, gerade unser aufklärerischer Verstand wieder die Pforte sein, durch welche wir in das innere Heiligthum der Gottheit dringen.

## VII.

# Das Leben im Staate.

So wie man zugibt, daß der Mensch zur Geselligkeit geboren ist, so muß man auch zugeben, daß das Leben im Staate seine natürliche Bestimmung ist. Denn man braucht das Prinzip der Geselligkeit nur festzuhalten, auszudehnen, durch die Wiederkehr ihrer Bestimmungen zur Gewohnheit zu machen, so sind auch alle Anfänge des Staates gegeben, so vertauscht der Mensch seine allgemeine Bestimmung mit der des Bürgers. Noch weniger kann man sich dem Staate entziehen, wenn man mitten in seinen Vorschriften und Wohlthaten geboren ist, wie es denn nichts Vergeblicheres gab, als die Bemühung eines meiner Bekannten, der den Staat gleichsam umgehen wollte. „Sehen Sie," sagte dieser Mann, als er sich von seinen Bestrebungen den besten Erfolg versprach, „ich halt' es für die größte Thorheit, den Staat zu bekämpfen. Wenn wir schon im gemeinen Leben unsre Verachtung und unsern Haß recht grell und empfindlich ausdrücken wollen, so pflegen wir den Gegenstand dieser Leidenschaften am besten zu ignoriren. Der Zurückgesetzte und

Verachtete fühlt sich tiefer gekränkt, als der, welchen man bei aller feindlichen Stellung doch immer noch der Mühe für werth hält zu bekämpfen. Sich um den Gegner gar nicht kümmern, das verbittert ihm das Leben weit mehr, als wenn man es ihm durch fortwährenden Kampf noch so sauer macht."

Bitter oder sauer, entgegnete ich, wie kommen Sie nur darauf, eine so entschiedene Feindschaft gegen den Staat zu nähren?

„Das gehört nicht zur Sache," erwiederte er, „ich bin ein entschiedener Anhänger jener Tendenzen, bei deren Vertheidigung Molesworth im Unterhause leider nur über so wenig Stimmen zu gebieten hat. Allein ich halt' es für gänzlich falsch, sich mit einem Staate, dessen Einrichtungen man verachtet, auch noch weitläufig abzuquälen; ich umgehe den Staat. Ich kümmere mich zwar um seine Verbote, damit ich seiner Jurisdiction nicht anheim falle; aber Alles, was er anempfiehlt, Alles, wozu er eine moralische Bereitwilligkeit bei seinen Gliedern voraussetzt, läßt mich kalt und kümmert mich nicht. Weil mir der Zustand der Dinge, wie er jetzt ist, mißfällt, so brauch' ich doch nicht gleich Hand anzulegen, ihn zu verbessern. Zuletzt, mein Freund, Demokratie oder Aristokratie, es bleiben immer dieselben lästigen Zwangsvorschriften, durch welche man uns zu den Rädern einer Maschine oder zu den willenlosen Pflanzen eines Organismus machen will, in welchem ich durchaus nichts Natürliches sehe."

Damals hätte der Widerspruch diesen Mann nicht einmal erbittert; hätte er Feuer gefangen, er würde geglaubt haben, dem Staat einen Dienst zu leisten. Er schwieg, ich schwieg und dachte, daß, wenn man freilich die Menschen zu einer

Uebereinkunft in diesem entsagenden Sinne vereinigen könnte, dadurch den öffentlichen Angelegenheiten ein Nachtheil zugefügt werden könnte, den sie bald empfinden würden. Inzwischen war das, was jener Mann wollte, unmöglich. Man kann den Staat nicht vermeiden, er begegnet uns überall.

Hören wir jedoch, wie es jener selbst im Lande exilirte Patriot einige Jahre über machte. Er sah wohl ein, daß er sich gewissen Ansprüchen, z. B. den Geldsteuern nicht würde entziehen können. Deßhalb machte er mit einem seiner Pächter auf dem Lande den Vertrag, daß er ihm eine bestimmte Summe Geldes überlassen wollte, womit er stillschweigend seine ganze Existenz- und Steuerpflichtigkeit bestreiten könnte. Dies ließ sich machen. Er entsagte einigen Lieblingsgewohnheiten, deren Ersparniß sich gerade so hoch belief, als die Contribution, die er jährlich an den Staat zu liefern hatte. So konnte er sich überreden, daß er dem Staate nichts leistete, als Entsagung, eine Münze, die auf ihrer andern Seite das Gepräge der Verachtung trug. Er gab auch seine politischen Rechte auf; ob Whig oder Tory in den Gemeinderath kam, kümmerte ihn nicht. Wenn seine Wahlbezirke die Abstimmung eröffneten, so belächelte er das Gewühl der sich streitenden Parteien, steckte die Hand in den Brustlatz und behielt seine Stimme bei sich, selbst wenn er damit für die Wahl eines Reformers den Ausschlag hätte geben können. Er ging in keine Kirche, weil er überzeugt war, daß die Religion nur um des Staates willen erfunden wäre. Er wies jede Beziehung zu öffentlichen Dingen zurück, las keine Zeitungen, keine Broschüren und wußte entweder wirklich nicht mehr, welcher Meinung dieser oder jener Staatsmann angehörte, oder affektirte es nicht zu wissen. Er gestand,

nicht mehr zu wiſſen, ob Wellington für die königliche Prärogative oder für das Volk ſtimme. Es machte ihm Vergnügen, von Miniſter Eichhorn ſo zu ſprechen, als hielt' er ihn für einen oſtindiſchen Miſſionär. Er erklärte in einer Geſellſchaft, den Unterſchied zwiſchen dem Ober- und Unterhauſe vergeſſen zu haben. Es ſei ihm auch ſo wenig dran gelegen, daß ihm weit lieber wäre zu wiſſen, wie die Fürſtin Metternich ihre Katze nenne, als nach welchen Grundſätzen ihr Mann Oeſterreich regiert. Kurz, in dieſer Weiſe hatte er ſich einen Wahnſinn angeeignet, in welchem eine conſequente Methode, den Staat zu verachten, die Oberhand hatte.

Sei es nun aber, daß ihn die lange Weile oder die Nothwendigkeit, ſeine Zeit zu zerſtreuen, trieb; er wurde ein großer Fußgänger, ein Sportsman, der nie Milzſtechen bekam. Man machte ihn allmälig darauf aufmerkſam, daß ihn gerade die Natur darauf hinführen müſſe, den Staat und die Gemeine anzuerkennen, wenigſtens die deutſche und engliſche Natur, die nicht Gott, ſondern dieſem oder jenem Herzog, dieſem oder jenem Grafen, Freiherrn, gehöre. Wie viel Gänge oder Gehäge ſind nicht dem Fußgänger verboten; wie viele Inſchriften an den Tafeln und Strafandrohungen müſſen nicht geleſen werden, wenn man ſich nicht einer Pfändung ausſetzen will! „Ich leſe dieſe Tafeln nicht," war die Antwort. „Dann werden ſie ſchon einmal irre gehen." Er ſchwieg und einige Wochen darauf erfuhr man, daß ihn der Richter in einer kleinen Gemeinde hatte einſtecken laſſen, weil er nach vielfachen, die Ruralgeſetze beleidigenden Contraventionen doch immer wieder über Wege ritt, die für Menſchen ſchon zu eng waren, oder er ſonſt den Frieden und die Ordnung des Waldes und des Feldes ſtörte. Der allgemeine Spott über

dieſe Entfremdung mit dem Staate ärgerte ihn; er verließ ſein Vaterland und bereiſte Europa, nachdem er erklärt hat: wenn ihm die Inſtitutionen verböten, ein abſtrakter Menſch, und ſein Patriotismus, ein Kosmopolit zu ſein, ſo glaube er doch wenigſtens als Tourist der Unabhängigkeit von politiſchen Satzungen am nächſten zu kommen. Man wird ſchon deßhalb nicht glauben dürfen, daß dieſer Sonderling von mir erfunden iſt, weil er der Repräſentant eines großen Theils der ſogenannten Gebildeten in unſerem Vaterlande iſt.

Der Menſch wird in den Windeln des Staates geboren und mit den Tüchern des Staates wird ſein Sarg wieder in die Erde geſenkt. Der Staat ſchlägt ſeine liebenden Arme um ihn, ſeine vorſorgenden, ſeine ſchützenden, ſeine tyranniſchen; er gibt ihm und nimmt; er liebkoſt und demüthigt ihn. Er bietet dir Alles an und verſagt dir Alles; der Staat beherrſcht nicht blos unſre phyſiſchen Kräfte, unſern Arm und unſre Geldmittel, ſondern in die feinſten Poren unſeres Geiſtes dringt er ein und läßt uns keinen einzigen Begriff bilden, der nicht durch ſeine Atmoſphäre erſt Dauer und praktiſche Konſiſtenz erhält. Wir können uns mit Gott allein fühlen; allein mit unſrer Liebe. Wollen wir aber an unſren Freuden Genoſſen finden, ſo nimmt jede unſrer Bewegungen durch dieſe Gemeinſchaft eine eigenthümliche Beugung an. Alle unſre Vorſtellungen ſind durch den Staat, welcher uns gefeſſelt hält, relativ geworden; ja ſelbſt in Nordamerika, wo man ſo wenig auf den Staat gibt und ihn immer nur als das Letzte anerkennt, hat ſich doch dieſe Gleichgültigkeit auch aller ſonſtigen Gemüths- und Geiſtesvorſtellungen bemächtigt und ihnen ein Gepräge gegeben,

welches, wie verſchieden es auch von den öffentlichen Thatſachen zu ſein ſcheint, doch mit ihnen ganz denſelben Urſprung und Charakter trägt.

All unſer Stolz, all die großen Ideen, von welchen ſich unſre Zeitgenoſſen jetzt getragen fühlen, all' unſre Debatten ſind politiſcher Natur. Eine merkwürdige Erſcheinung! Wenn man im Alterthum vom Fortſchritte der Zeiten ſprach, ſo dachte man an die Ausbildung der Philoſophie; wenn das Mittelalter eine neue Zukunft predigte, ſo war es bei Myſtikern die kommende Herrlichkeit Gottes, bei Rationaliſten der Fortſchritt in Bereicherung der Wiſſenſchaften und Wiederbelebung des Alterthums; alles Große, was die Reformation träumte, war auf die Enthüllung himmliſcher Geheimniſſe gerichtet, auf den Sieg der Vernunft und die Reinigung des Glaubens, kurz, alle vergangenen Zeiten knüpften ihre Beſtrebungen an die Eroberung des Himmels an und drangen nach der Enthüllung Gottes und ſeiner Geheimniſſe. Ganz anders iſt das Ideal unſrer Zeit. Sie gibt die Ewigkeit preis als etwas, das von ſelbſt kommt oder auf ſich beruhen möge, und ſucht ſich nur auf die Löſung jener Aufgaben, welche rein irdiſcher Natur ſind, zu beſchränken. Der Staat, das Bürgerthum, die Gemeinde, um dieſen Gleichmeſſer der politiſchen Begriffe drehen ſich alle Meridiane unſerer Wünſche und Hoffnungen. Während die Vergangenheit alle Dinge zu erfaſſen ſuchte, haben wir uns nur eine einzige Aufgabe geſtellt, eine ſolche freilich, zu deren Löſung wir alle Spitzfindigkeiten unſres Verſtandes und alle Leidenſchaften unſres Herzens aufbieten. Das ſind die zwei großen Fragen, welche gegenwärtig im Streit mit einander liegen. Soll der politiſche Gedanke unſrer Zeit in eine all-

gemeine, die ganze Menschheit umfassende Vollständigkeit emancipirt werden, oder soll dieser Gedanke beschränkt werden auf ein einfaches Axiom der Rechtsgelehrsamkeit? Nicht Revolution, nicht Reaktion, Whiggismus oder Torysmus, linke oder rechte Seite, oder was man sonst für Ausdrücke hat, um die Richtung der Gemüther und Tendenzen unsrer Zeit zu bezeichnen, entscheiden die Bestimmung dieser Zeit, sondern nur die beiden Gesichtspunkte: Soll die politische Frage auf eine rein juristische beschränkt oder auf eine allgemein menschliche ausgedehnt werden? Freiheit und Tyrannei, Stoß und Gegenstoß, Vor- und Rückwärts kommen hier nicht mehr in Betracht. Denn was will man sagen? Die Ideen von Wahrheit und Recht stehen zu licht am Firmament unseres Himmels, zu deutlich in jedes Menschen Brust, als daß Männer wie Ferdinand der VII., Polignac, Wellington, Metternich, die ganze Reihe der Liberticiden als etwas Andres betrachtet werden können, denn als Spreu, welche der Wind verweht. Um jene beiden Fragen, welche wir so eben als den Süd- und Nordpol unsrer Zeit betrachtet haben, richtig an sich und tüchtig durch uns zu lösen, bedarf es gleich reeller Kräfte, bedarf es gleich freier Gesinnungen, bedarf es gleich unbefleckter und bestechungsloser Hände; die Entscheidung jener beiden Fragen ist nicht auf der Wagschale eines bessern oder schlechtern Willens, sondern der richtigen Ueberzeugung auf der einen Seite des Zufalls und der göttlichen Fügung auf der andern gelegen. Sollen wir den jetzt so sehr in Frage gestellten Bürger gänzlich emancipiren, sollen wir ihm alle jene juristische und staatsrechtliche Freiheit geben, nach der er sich sehnt? Oder sollen wir die politische Debatte in dieser engen Abgrenzung für unwürdig erklären, die Ideen

eines ganzen Zeitalters auszufüllen, und ihnen eine Erweiterung geben über alle Interessen der Menschheit hin, eine Lösung nur in harmonischer Uebereinstimmung mit allen übrigen Pflichten und Rechten, welche uns nicht nur als Bürger dieser, sondern auch als die Erben jener Welt bezeichnen?

Fragen dieser Art kann man nicht erörtern; man kann sie nicht mit Für und Wider dialektisch hin und her werfen, sie lassen sich nur andeuten und festhalten wie die fliegenden Momente einer räthselhaften Gemüthsstimmung. Das Unterpfand aller ewigen Ideen liegt in der Unfähigkeit, mechanisch vordemonstrirt zu werden so und so, mit Vorder- und Nachsatz, mit Anfang, Mittel und Ende. Wir wollen hier nur bei der ersten Wendung des von uns angeregten Gedankens stehen bleiben und das Leben im Staate größtentheils nur als eine Einzelfunktion des menschlichen Daseins im Auge behalten. Wir betrachten den Staat zuerst in seinen innerlichen und sodann in seinen äußerlichen Beziehungen.

Ein Bürger des Alterthums zahlte Steuern, versah aber auch Kriegsdienste. Die Alten trieben kein Gewerbe und bedienten sich auch für den Ackerbau nur der Sklaven. Sie waren Grundbesitzer, Eigenthümer, Unternehmer, sie widmeten nur den geringsten Theil ihrer Muße ihrer Existenz und den bei Weitem größern den Angelegenheiten des Gemeinwesens. Bald gab es Priester, bald Präfekten, bald Feldherren zu wählen. Sie kannten den Namen des Bürgers nicht ohne ausschließliche Beziehung auf den Staat. Selbst die Religion war ihnen eine politische Pflicht, so daß Sokrates, des Atheismus beschuldigt, auch für einen schlechten Bürger angesehen wurde.

Der Bürger unſrer Zeit iſt vielleicht eben ſo vom Staat in Anſpruch genommen, wie der des Alterthums. Allein er kommt dem Staat weit weniger entgegen, er fühlt ſich weit weniger in ſeinem Zuſammenhange. Es ſteht ſelbſt bei allen conſtitutionellen Fortſchritten neuerer Zeit in ihm feſt, daß der Staat nur zum Vortheil einiger Weniger da iſt. Er ſucht dem Staate nicht ſelten zu entſchlüpfen und hält ihn weit öfter für das Hinderniß ſeiner Freiheit, als für das natürliche Organ derſelben. In Monarchieen, welche nach unumſchränkten Geſetzen regiert werden, iſt der Horizont eines Bürgers kaum über die Lokalität, welche er bewohnt, ausgedehnt. Er iſt Unterthan in Beziehung auf den Staat und Bürger in Beziehung auf die Gemeinde. Wenn in ſolchen Staaten ein Viehmäſter ausruft: Herr, in bin Bürger! ſo ſoll das nur ſo viel heißen, als: Ich zahle meine Steuern, die Schlachtſteuer, die Trankſteuer, die Acciſe, das Patent, kurz, der Mann findet ſeinen Stolz darin, andern Leuten zu — gehorchen und Niemanden etwas ſchuldig zu ſein. Welcher abſolute Staat auch ſo glücklich iſt, eine etwas freiere Munizipalverfaſſung zu beſitzen, der gibt mit dem Bürgerrechte, das man wohlverſtanden nicht durch die Geburt, ſondern nur durch ein Patent erhält, zugleich damit die Erlaubniß, für ſich ſelbſt zu ſorgen, die Beleuchtung der Stadt aus eignem Beutel zu bezahlen, die ſchlechten Straßen pflaſtern zu laſſen, auch wohl eine Kirche, wenn ſie zu eng iſt, auszubauen. Kurz, dieſes Munizipalbürgerthum in den abſoluten Staaten ſoll ſehr koſtſpielig ſein. Dafür iſt es aber auch mit einem gewiſſen Schein von Freiheit verbunden, von Freiheit über jene Wieſen und Gärten, welche rings das Weichbild der Stadt ausfüllen, Freiheit über die Meilenzeiger auf den Kreuz-

wegen, nach welchen ſich die Reiſenden in der Gegend zurecht finden könnten, Freiheit, die Armen des Ortes zu kleiden und zu ſpeiſen, kurz, alles das aus eigenem Antriebe und aus eigenen Mitteln zu thun, was, wenn es der Staat thun ſollte, ihm eine Menge Geld und eine Unzahl Beamte koſten würde.

Das moderne Europa iſt ſo ſehr die Frucht des mittelalterlichen Feudalismus, daß dieſer Begriff, welchen man mit dem Bürgerthume verbindet, dieſer lokale Geruch, der an ihm haftet, eigentlich überall und ſelbſt in jenen Ländern, deren Zukunft durch Verfaſſungen geſichert wurde, der herrſchende iſt. Der Franzoſe und Engländer verbindet die Vorſtellung ſeiner politiſchen Rechte weit mehr mit dem Ausrufe: Ich bin Franzoſe, ich bin Engländer, als mit dem: Ich bin Bürger von Frankreich oder England; der Nordamerikaner dagegen ſagt nie anders, als: Ich bin Bürger der Union. Beide, der Europäer und der Amerikaner, ſind ſtolz genug, mit ihrem Ausrufe daſſelbe ausdrücken zu wollen. Nur findet der Engländer die Garantie ſeiner Freiheit weit mehr in dem Ruhm ſeiner Geſchichte, in dem glorreichen Gedanken, einem Stamme und einer gewiſſen Menſchenrace anzugehören, als der Nordamerikaner, welcher wohl fühlt, daß ihm das Gedächtniß an Vater und Mutter entſchwunden iſt und daß ſich ſein Urſprung weit mehr auf ein Findelhaus zurückführt. Der Nordamerikaner iſt ſtolz auf die geſchriebene Urkunde ſeiner Freiheit; der Engländer weniger auf den Buchſtaben, als auf die freie lebendige Tradition ſeiner Rechte, denen zum größten Theil auch in der That keine geſchriebene Quelle zu Grunde liegt. Uebrigens iſt die Gewöhnung an den ſchwierigen Kampf, mit welchem ſich der Europäer ſeine politiſchen Rechte hat erobern müſſen, doch bei ihm ſo über-

wiegend, daß man wohl sagen kann: Der Engländer ist stolz auf das, was ihm erlaubt ist; der Amerikaner stolz auf das, was ihm nicht verboten ist; jener ist stolz auf alles, was er darf, dieser auf alles, was er kann. Jener pocht auf die vielen Rechte, die er hat, dieser auf die wenigen Pflichten, die man von ihm verlangen darf.

In allen Staaten, welche sich einer geschlossenen Nationalität und eines gewissen Grundstocks von Freiheit, den die Fürsten inne haben mögen, den sie aber nicht antasten werden, weil sie sonst von dem Volke, an welches sie den Grundstock ausleihen, keine Zinsen mehr ziehen, also in allen Staaten, welche sich des Fortschrittes im Lichte des Jahrhunderts bewußt sind, sind mit Bürgerthum einige Begriffe verbunden, welche unverjährliche Rechte ausdrücken. Wenn ein Deutscher ausruft, und es mag in dem freisten seiner Bundesstaaten sein: „ich bin ein Deutscher!“ so drückt er damit immer nur eine historische Erinnerung, ein moralisches Moment aus, keineswegs Civil-Ideen, die bei dem Ausrufe: ich bin ein Engländer, ich bin ein Franzose! sich von selbst verstehen. Hier ergibt sich nämlich immer die Nebenvorstellung: ich habe ein mit mir geborenes Anrecht auf jeden Vorzug, den die Oeffentlichkeit im Schooße unsrer Nation dem Einzelnen nur gewähren kann; ich habe das Recht, an den gemeinsamen Angelegenheiten, unter freilich mehr oder minder lästigen Bedingungen, Theil zu nehmen, ich gehöre einem Lande an, wo sich die Folgen jedes Ereignisses, welches ihm durch Gunst oder Ungunst zustößt, auch auf mich erstrecken; ich bin meinem Lande Aufopferung schuldig, kurz, ich besitze Rechte und Pflichten, welche sich wechselseitig die Wage halten. Dieser Ausruf: ich bin ein Engländer, ein Spanier, ein Norweger,

ein Schweizer, ein Ungar! ſind an die Stelle jenes antiken Bürgerſtolzes getreten, den wir in dieſer Schroffheit und Beſchränkung nicht mehr verſtehen können. Es müſſen ſich nationale Empfindungen, hiſtoriſche Erinnerungen und ähnliche Elemente jenem Bewußtſein beimiſchen, welches jetzt die freien Glieder einer freien Staatsgemeinſchaft emporhebt und ſchwebend trägt.

Ein Begriff, der ſich dem antiken Bürger ſchon bei weitem nähert, iſt der des modernen Wählers. Ja, ein Wähler iſt ein Mann, der nicht blos, wie wir alle, in dem moraliſchen Fluidum der Freiheit ſchwimmt, ſondern der ſie ſchon wieder als ein Privilegium für ſich auf Flaſchen zieht; ein Wähler nähert ſich ſchon bedeutend jener antiken Beſchränktheit, die an der Freiheit nicht die Rettung des Allgemein-Menſchlichen, ſondern die bloße Sicherheit des Bürgerlichen ſieht. Ein Wähler will die Freiheit, aber nur für ſein Land, für ſeine Provinz, für ſeine Stadt, für ſich ſelbſt, kaum für den, dem man ſeine Stimme gibt. So ſchrumpft der Geſichtskreis immer enger zuſammen; das, was Befreiung ſein ſoll, wird Sklaverei. Iſt z. B. die Freiheit in der Hand des franzöſiſchen Wahlcenſus, der kaum dreimalhunderttauſend Menſchen zu den Conſtituenten des höchſten geſetzgebenden Körpers der Nation macht, nicht ſchon wieder ein Despotismus geworden, der, weil er der Despotismus der Leidenſchaftsloſigkeit, der Apathie und des geängſteten Reichthums iſt, weit unerträglicher werden kann, als die friſche, vollblütige und geſunde Tyrannei meinetwegen eines Alleinherrſchers, der doch in allem, was er thut, Willen und Entſchloſſenheit offenbart? Wenn man recht fühlen kann, wie die Alten, trotz ihrer grenzenloſen Freiheit, doch recht oft die Sklaven der

Begriffe waren, welche sie mit ihr verbanden, so wird man auch fühlen können, wie sehr sich unsre neuen Wähler jenen athenienſiſchen Bürgern nähern, welche die Tugend des Ariſtides mit kleinen Schiefertäfelchen zur Stadt hinaus-oſtraciſirten.

Ein Wähler in der Hauptſtadt — ein Wähler in der Provinz — dieß iſt die Aufgabe für einen Sittenmaler. Der erſtere kann unmöglich ſo ſtolz werden, wie der letztere, weil doch wahrlich die Hauptſtadt mancherlei Verhältniſſe darbieten wird, gegen welche ſich der ſtolze Wähler doch nur als ein unbeholfenes Organ eines fremden Willens fühlen wird. Die Ariſtokratie der Geburt, der Verwaltung, der Börſe drängt jenen Bierbrauer zurück, welcher dem Staate eine außerordentliche Steuerlaſt contribuirt und der auf der einen Seite abhängig iſt von dem gemeinen Volk, welches ſeine Kundſchaft bildet, und auf der andern Seite gern ſeine Frau, ſeine Kinder und beſonders ſeine Tochter, die franzöſiſch ſpricht, Gedichte und ſogar Gemälde macht, und ſein Geſinde, ſeine Pferde mit dem des Staatsmannes oder Banquiers möchte wetteifern laſſen. Dieſe Leute haben ſelten einen feſten politiſchen Willen oder erhalten ihn erſt in Folge einer Zurückſetzung, wo ſie ſich gekränkt glauben und ſich durch den Gebrauch ihrer Stimme für die erlittene Unbill rächen. Sie haben das Gute, daß ſie der Beſtechung ſchwer zugänglich ſind, wenigſtens jener gemeinen, welche einen Boten mit baarem Gelde in das Haus des Wählers ſchickt und ſogar, wenn ſie es verlangt, eine Quittung dafür fordern darf. Doch gibt es feinere Arten, auch die Unpartheilichkeit dieſer Männer zu untergraben. Man kennt ihre Schwäche, ihren Wetteifer mit der Ariſtokratie, man grüßt ſie im Theater,

man läßt seine Kinder mit den ihrigen schön thun. Kein entschieden ehrgeiziger Staatsmann ist so auf die Dehors seiner Würde versessen, daß er nicht wenigstens seinem Ehrgeize zu Liebe zuweilen eine Ausnahme machen sollte und einen kleinen Abend geben, wo man die Familie eines bescheidenen, aber ehrlichen Gentleman zu sich einladen kann ohne in Verruf zu kommen. Läßt es sich mit den Frauen und Kindern nicht thun, so versucht man vermittelst der Pferde zu Anknüpfungen zu kommen. Man besucht die Ställe Master Porters, man ermuntert ihn diesen oder jenen Apfelschimmel nach dem nächsten Rennen in Haymarket zu bringen; man verspricht sogar auf seinen Hassan oder seine gestreifte Stute Tulipane zu wetten und sie dadurch in die Combinationen der pferdeliebhabenden Aristokratie einzuführen. Oder Master Porter hat sich einen neuen Wagen angeschafft, oder er hat auf seinen Landgütern eine neue Düngmethode eingeführt; kurz, es gibt hier so viele Anknüpfungspunkte für den, welcher populär sein will, und den, welcher schwach genug ist, sich dupiren zu lassen, daß der erstere nicht einmal zu studieren braucht, wie er dem letztern auf eine passende Weise beikommen soll.

In London sind diese Annäherungen freilich durch Gewohnheit und Vorurtheil außerordentlich selten; London selbst schickt die freisinnigsten Mitglieder in das Parlament. Dagegen sind die großen Boutiquiers in Paris, die Banquiers und Rentenbesitzer weit leichter erobert. Sie schicken nur Männer, die dem Ministerium ergeben sind, ja sogar Deputirte, die noch ministerieller sind, als die Minister selbst. Man kauft in ihren Läden, man schmeichelt ihnen; man ladet sie bei Hofe ein und befördert sie durch Bestechungen, die etwas

mehr nach unten gehen, zu hohen Graden in der Nationalgarde. In andern constitutionellen Staaten mag die Bestechung der Wähler in den Hauptstädten nicht minder glückliche Fortschritte machen; wenn dieselbe auch in den kleinen Residenzen Deutschlands schwieriger sein dürfte, weil daselbst jedes derartige Manövre sehr leicht verrathen würde und überdies die deutschen Souveräne zu viel Schroffheit besitzen, die sie mit der englischen Aristokratie sehr verwandt macht, deren Symbol auch ist: wir bleiben, was wir sind und mag die Welt darüber zu Grunde gehen. Dennoch fangen auch in Deutschland die Wähler in den großen Städten allmälig an, ein Bewußtsein zu verrathen, das den Ministern nicht gleichgültig ist.

Der Wähler in der Provinz ist je nach dem höhern oder geringern Census des Staates entweder ein Fabrikenbesitzer oder ein freier Eigenthümer oder ein Gewürzkrämer, der zu gleicher Zeit auch den Apotheker des Ortes macht. In letzterm Falle besitzt der Wähler eine außerordentliche Rührigkeit. Er hält mit mehrern seines Gleichen in der Stadt zusammen eine Zeitung, welche des Morgens in der Stadt zirkulirt und des Abends im Klubb besprochen wird. Nicht selten daß diese Gewürzkrämer die freisinnigen Constituenten sind. Die Lebhaftigkeit ihres Geistes muß Nahrung und einen gewissen Schwung haben. Wo soll diese anders herkommen, als aus liberalen Begriffen, welche auflösen, niederreißen und überhaupt einer dialectischen Behandlung fähig sind! Es bedarf schon einer besondern Wendung der Dinge, wenn unser Gewürzkrämer die Sache der bestehenden Ordnung vertheidigen soll. Er muß dann ein kleines Gut haben, welches er von einem Pair des Königreichs in Pacht

nahm; er muß an eine nahgelegene Gutsherrschaft Waarenlieferungen haben oder einen Sohn, der auf dem Colleg mit einem Seitenverwandten Peel's Freundschaft geschlossen hat und durch diesen dereinst eine Pfründe oder ein einträgliches Richteramt erwartet. In diesem Falle wird unser Gewürzkrämer eben so conservativ, wie im entgegengesetzten reformistisch gesinnt. In diesem Fall hat er gleichfalls seine Klubbs, die ihm blind ergeben sind, und dann noch, weit mehr, wenn er mit geheimnißvoller Miene sie grüßen kann und erzählen, er hätte einen Brief aus dem Colleg bekommen und sein Sohn hätte darin etwas fallen lassen, was ein geschickter Wähler wohl aufheben müsse. Kurz, hier geben persönliche Verhältnisse die Entscheidung und können die Gesinnung so lange aufrecht erhalten, bis einige Tage vor der entscheidenden Wahl ein Wagen vor das Haus gefahren kommt, der Händedruck, Stimmzettel, vielleicht Geld bringt. Man kann es nicht verschweigen, die Allgemeinheit des Stimmrechts in England hat große Vorzüge vor dem privilegirten Wahlcensus in Frankreich; allein es bahnt der Bestechung in einem Grade den Weg, wie in Frankreich, wo nur Begüterte wählen, bis wenigstens auf plumpe und materielle Weise nicht möglich ist. Freilich hat auch die französische Regierung in der Provinz Mittel und Wege genug, sich dem Ehrgeiz und Interesse der Wähler auf eine ihren Willen gefangennehmende Weise zu nähern. Der Präfekt schlägt diesem oder jenem ein Militärlieferung zu, weiß hier zu begünstigen, dort zurückzusetzen; eine Obergewalt, die die französische Regierung noch so lange wird ausüben können, bis einmal diesem Lande ein ediegenes Munizipalgesetz gegeben ist, welches ihm erlaub seine Freiheit von unten herauf, vom Geiste der Lokalität

aus, aus eigenen Mitteln, ungestört von aristokratischer Einmischung, nach oben hinauf zu gründen und zu bilden.

Wir haben die Bürger und Unterthanen nicht schildern können, ohne auch schon auf die Regierungen hie und da ein erläuterndes Licht fallen zu lassen. Das System derselben kümmert uns hier nicht, weil dieser Abschnitt dem Geist der Zeit nicht gewidmet ist. Wohl dürfen wir uns aber erlauben, hier eine Betrachtung über die Regierungsmethode, welche in Europa herrscht, anzuknüpfen, die Bureaukratie, wo sie noch herrscht, zu zergliedern und jenen Geist zu schildern, der gegenwärtig die hohen und niedern sogenannten Beamten beseelt.

Die Beamte sind nicht mehr die Aeltesten der Gemeinde, wo man sie bald gezeichnet hätte, wenn man die Tugenden und Fehler des Alters aufzählte. Auch sind sie kein einzelner levitischer Priesterstamm mehr, wo man vielleicht nur genöthigt wäre, von angestammten Vorurtheilen und hierarchischen kleinen Tyranneien zu sprechen. Der Beamte bildet sich jetzt aus dem Schooße der Nation herauf und eignet sich, ehe er in die praktische Laufbahn tritt, erst alle theoretischen Begründungen derselben an. Angewiesen, eine einzelne Branche ausschließlich zu betreiben, verliert er oft den Zusammenhang mit der Maschine der Verwaltung im Ganzen und Großen, und nimmt nicht selten, wo der Volksgeist oder die Volksstärke einen solchen Muth unterstützt, sogar gegen das System der höhern Chefs, welche ihn besolden, wissentlich oder unwissentlich Partei. Wenn wir in diesem Augenblicke sehen, daß Beamten-Freimuth immer mehr zu verschwinden droht, so liegt das theils in den Veranstaltungen der Regierungen selbst, theils aber auch in der

allmähligen Vergeſſenheit jenes demokratiſchen Urſprunges, welchem ein großer Theil der europäiſchen Regierungen neuerdings ſeine Einſetzung zu verdanken hat.

Die Regierungen hatten in frühern Zeiten nur die Aufgabe, das, was der Staat beſitzt, zuſammenzuhalten; ſo lange noch der Staat die bloße Perſon des Königs war, dienten ſie dazu, die königlichen Intereſſen zu erhalten und zu mehren; ſie ſtanden in unmittelbarer Abhängigkeit von den Rathgebern, welche zunächſt den König bedienten. Je mehr ſich aber in den Begriff des Staates demokratiſche Elemente eindrängten, je mehr in den Begriff Staat die Abſtraction einer durch gegenſeitige Rechte und Pflichten gebundenen Geſammtheit kam, deſto populärer wurden auch die bisher nur im einſeitigen Haus- und Cameralintereſſe der Monarchie verfahrenden Regierungen. Zur Mehrung und Erhaltung des Staates geſellte ſich noch die Vorſtellung hinzu, daß der Staat als ein ihnen anvertrautes Gut und ein Unterpfand angeſehen wurde. Die despotiſche Einheit der büreaukratiſchen Methode mußte ſich in dem Grade verlieren, als ſich der einzelne Beamte als zunächſt vom Volke ſelbſt berufen denken konnte. Die großen Unglücksfälle, welche die Regierungen im Zeitalter Napoleons erlitten, löſten vollends alles einheitliche Bewußtſein derſelben auf. Sie wurden die Trümmer geſcheiterter Schiffe, hin und hergeworfen auf den Fluthen der mit Glück und Unglück abwechſelnden politiſchen Ereigniſſe. Heute dem angeſtammten Herrſcher ſchwörend, morgen dem fremden Uſurpator — wie ſollte ſich da die Büreaukratie die Achtung des Volkes erhalten? Kaum hatte ſich noch das vorlaute Beamtenweſen, als der Feind 20 Meilen vor der Stadt war, mit theils natürlichem, theils

bezahltem Enthuſiasmus für die alte Ordnung der Dinge ausgeſprochen; da folgt die Entſcheidung einer Schlacht, der Feind nähert ſich den Thoren und wird zunächſt von den Huldigungen der in Proceſſion mit den Schlüſſeln der Gewalt herankommenden Regierungscollegien, Tribunäle und Munizipalitäten empfangen. Dieſe in der That von den Umſtänden gebotenen Verläugnungen und Eidbrüche haben der Büreaukratie, die nur der Continent kannte, einen empfindlichen Stoß verſetzt. Es war dringend nöthig, daß die Beamten, auf welchen der Makel des wortbrüchig nach dem Winde gehängten Mantels lag, allmählig aus der Verwaltung ausſchieden und Namen Platz machten, welche in die jüngſte Vergangenheit untadelhaft verwickelt waren. Die Beamtenernennungen wurden nun in allen Staaten des Continents und auch in England Huldigungen, die man dem nach Napoleons Sturz ſo exaltirten Volke ſchenken zu müſſen glaubte. Die alten Noturiers wurden penſionirt und mußten dem friſchen Nachwuchs Platz machen, welchen man in Deutſchland, Oeſtreich, im Norden, in Rußland in der Armee ſah, in Frankreich und in Spanien in den Anhängern der Bourbonen, in England unter den Schutzgenoſſen Wellingtons und ſeiner politiſchen Freunde. Dies von den Jahren 1815 bis noch über das Jahr 1830 hinausdauernde Avancement iſt eine höchſt denkwürdige Erſcheinung, und muß auf das Genaueſte in Betracht gezogen werden, wenn man die Wendung der Ereigniſſe und des öffentlichen Geiſtes ſeit jener Zeit beurtheilen will.

In Frankreich hatte der kriegeriſche Geiſt das Uebergewicht, und plötzlich erhielt es eine Verwaltung, welche in einem behaglichen Exile erſchlafft war! Im übrigen Europa

ſehnte man ſich nach Frieden und endlicher Begünſtigung bürgerlicher Freiheit, und erhielt eine Verwaltung, die durch und durch militäriſch war! Nur einige wenige glänzende Ausnahmen kommen in der Geſchichte der Reſtauration vor, wo ſich friedliche Beobachter der Geſchichte, Gelehrte, die mit Ludwig XVIII. in Mitau und Gent geweſen waren, doch den beredten Stimmführern eines Volkes anſchloſſen, welches eine ſo glorreiche Vergangenheit nicht deßhalb gehabt haben wollte, um unter die Kutte der Jeſuiten zu kriechen. Eben ſo fanden ſich auch im übrigen Europa nicht wenige Beiſpiele, wo die, welche den Regierungen ihren Glanz ſo eben hatten erkämpfen helfen, doch von der Anſicht beſeelt waren, daß derſelbe vom Volke ſelbſt ausgehen, nicht auf das Volk blos zurückſtrahlen müſſe. Allein im Ganzen und Großen behauptete ſich leider dieſe Richtung, daß in Frankreich der feige, bigotte, höfiſche Serviliſmus überall das Beamtennetz ſpann, welches das Volk umſtrickte, und ſich im übrigen Europa der ſchroffe, bramarbaſirende, ſchnurrbärtige Militärſerviliſmus, der geradezu in einen Fluß hineinmarſchirt, wenn der General nicht Halt! ſagt, mit den Regierungen, die bürgerlich werden ſollten, innig verſchwiſterte. In Frankreich wurden wieder Prieſter Staatsmänner, im übrigen Europa Generäle ſogar zu Diplomaten gewählt. Dort ſchritt die Beamtenhierarchie mit andächtigen Blicken in Form einer Proceſſion einher, wobei ſogar ein Marſchall Soult die Kerze trug; hier in der Form einer Parade, wo die verſchiedenen Chargen immer gröber werden, je mehr ſie von oben nach unten abſteigen. Ja, der Sieg über Napoleon war ein denkwürdiges Ereigniß, welches mit Flammenſchrift in der Geſchichte fortbrennen wird; aber der Triumph, der

dieſem Siege folgte, der iſt es, welcher Europa allmählig mit einer ſo durchgreifenden Unbehaglichkeit erfüllte, daß ein ſolches Ereigniß, wie die Julirevolution, ich will nicht ſagen ausbrechen, ſondern die Folgen haben konnte, die es hatte und die es noch nährt. Glückliche Zeiten der Vergangenheit, wo es der Beamten nur halb ſo viele als jetzt gab, wo ihre Gehalte keine Verſchwendung und keinen Uebermuth zuließen, wo ſie ſich für den Diener des Publikums hielten und von Sporteln, meinetwegen auch von Beſtechungen lebten! Dieſe Mißbräuche hat man auf der einen Seite abgeſchafft und auf der andern eine deſto größere Anzahl erzeugt. Nun die Beamten des Publikums nicht mehr bedürfen, geizen ſie auch nicht mehr nach der Gunſt deſſelben. Was hab' ich von einem Beamten, der eingeſetzt iſt, mir zu dienen und der inzwiſchen die Miene gewonnen hat, mich beherrſchen zu wollen? Ehemals kam der Rathsſchreiber zu mir auf das Zimmer, jetzt werde ich vor ihn citirt und erſticke in dem Qualm eines Saales, wo man Päſſe ausſtellt, Lebens- und Sterbegebühren bezahlt und Gewerbſcheine löſen muß. Man glaubt Wunder, was man gethan hat, daß man allen Beamten eine vollkommene Exiſtenz ſicherte und ihnen ein vornehmes Pli gab. Man hat hierdurch aus Staatsdienern Staatsherren gemacht und fängt an ſich durch die Maſchinerie der Beamten mehr als erträglich beläſtigt zu fühlen.

Glücklicherweiſe hat hier nicht allein der neuere Aufſchwung für politiſche Freiheit, ſondern auch die Natur in ſo fern genützt, als es nur auf das Ausſterben dieſer ſoldatiſchen Generation ankam. Die bigotten Geiſtlichen in Frankreich hat Figaro mit der grünen Gerte, die er vom Baume der Freiheit brach, vertrieben, und die ſchwarzen Schnurbärte

der Civilbeamten ſind allmälig weiß geworden und wurden penſionirt. Die Beamten, welche wir jetzt in England und auf dem Continente ſehen, haben doch wenigſtens akademiſche Studien gemacht und ſind etwas mehr, als bloße Regiſtratoren. Es ſind zugleich comptoriſtiſche Elemente in die Staatsverwaltung übergegangen, ſeitdem ſich die Finanzverwaltung Europas ſo außerordentlich complicirte. Ich will nicht ſagen (das allgemeine Rennen nach Anſtellungen würde mich widerlegen), daß die Regierungen in ihren Angeſtellten jetzt weniger entſchiedene Freunde hätten, als ehemals in den Jeſuiten und den Huſaren; allein, wenn das zugeknöpfte, trockne, puritaniſche Benehmen der heutigen Büreaukratie auch durchaus nicht liebenswürdig iſt, ſo ſind wir doch ſchon ein wenig mehr geſichert vor Verketzerung, Intoleranz, militäriſchem Fanatismus und Sporenklirren. Seit zehn Jahren hat ſich die Schlange des Beamtengeiſtes in Europa in der That neu gehäutet und es gibt keinen größeren Contraſt, als z. B. einen Beamten zu zeichnen, welcher früher Offizier war und dann Titular- oder wirklicher Rath wurde, und einen Juriſten, der zehn Jahre lang als Advokat fungirte, das Für und Wider der politiſchen und civilen Dialektik durchmachte und, ermüdet vom Vertheidigen, als Generalprocurator endlich die Rolle eines Anklägers übernimmt.

Die Beamten ſind in England zu dünn geſäet, als daß ſie eine eigne ſehr feſt zuſammenhängende Kaſte bilden dürften. Sie ſind genöthigt, wenn ſie Unterhaltung, Umgang, Schwiegerſöhne und Töchter haben wollen, ſich mit dem größern Publikum zu vermiſchen. Anders iſt dies Verhältniß in Frankreich, in Deutſchland. Hier bilden die Beamten ihre eigenen Cirkel und geben da, wo ihnen von begüterten

Privaten nicht das Gleichgewicht gehalten wird, sogar den Ton an. Ganz entgegengesetzt ist diese Stellung der Beamten in Nordamerika. Dort sind sie wirklich die Diener des Publikums, und werden selbst in den höhern Chargen doch nur gleichsam als Commis in dem großen Staatscomptoire angesehen. Während man z. B. in Europa oft findet, daß Geschäftsmänner in die Verwaltung treten, so geschieht es in Nordamerika nur bei denen, welche schlecht spekulirt haben und sich vor dem Bankrutt retten wollen. Sonst sieht man daselbst im Gegentheil nur, daß diejenigen, welche eine Zeitlang Beamte gewesen sind, auf der Stelle ihre öffentlichen Funktionen verlassen, so bald sie Aussicht haben, ihre Zeit in einem andern Wirkungskreise besser bezahlt zu bekommen. Ja, sogar das Militär in Amerika scheut sich nicht, nach Vollendung einer gewissen Dienstzeit sich umzusehen, ob nicht irgend ein Privatverhältniß ihm ein besseres Fortkommen gestatte. In Europa dagegen duckt sich Alles, was sich versorgt sehen will, unter die Flügel des Staates; in Amerika glaubt man gerade am verlassensten zu sein, wenn man nach dem Tarif leben muß, nach welchem dort der Staat öffentliche Dienstleistungen vergütet. Auch herrscht in Nordamerika die weise Einrichtung, daß verhältnißmäßig die Unterbehörden weit besser und die Obern weit schlechter bezahlt sind, als bei uns. Dies ist durchaus im republikanischen Sinne gedacht und soll allem ehrgeizigen Streben nach Gewalt vorbeugen. Auch haben die untern Behörden bei einer guten Besoldung nicht nöthig, sich den oberen mit allzugroßer Hingebung anzuschließen. Desgleichen kann der Beamte auch seine Unabhängigkeit gegen das Publikum behaupten, weil man selten Jemanden besticht, den man unbedürftig sieht.

Treten wir jetzt in einen andern Kreis des innern politischen Lebens ein, so fragen wir: was kann der Unterthan, der Bürger jetzt der Regierung entgegensetzen? Das Repräsentativsystem ist keine neuere Erfindung, sondern zieht sich in uralte Zeiten der germanischen Freiheit zurück, ja, es liegt auch den griechischen Staatsverfassungen und der römischen zum Grunde. In allen antiken Staaten finden wir, daß, wenn vielleicht auch alle Behörden gewählt wurden, doch die kürzere Zeitdauer gegen die längere als Garantie dienen mußte. Die Behörden, welche zehen Jahre in der Gewalt waren, bildeten einen festen Wall gegen diejenigen, in welche einjährige Bevollmächtigte der großen Volksversammlung immer Bresche zu legen suchten. Das Prinzip des Alten und Neuen, das Interesse der Dauer und das der Wiedergeburt hielten sich immer das Gleichgewicht. Rom führte in seine Gesetzgebung und Staatsverwaltung bald ein vollständiges Repräsentativsystem ein. Die Patrizier waren die Pairs, die Tribunen die Volksdeputirten. Es gab Behörden, besonders solche, welche von Priesterkollegien gewählt wurden, welche eine dauernde Gewalt vorstellten. Die Aristokratie erhielt sich ohnehin in ihrem festen Bestand und verwandelte, was die Wogen der Volksgunst an ihr Gestade schwemmten, bald in ihren eignen zähen Lebensstoff. Ja, als sogar später alle Bollwerke der Volksfreiheit eingerissen schienen und auch die Aristokratie von der Alleinherrschaft der Cäsaren vernichtet wurde, blieb immer noch eine gewisse, wenn nicht Gesetzgebung, doch öffentliche Meinung übrig, durch welche der Despotismus gezügelt wurde. Die schmähliche Existenz des römischen Staates unter den ersten und letzten Kaisern lag weit weniger in dem objektiven Verlust der politischen Frei-

heit als in dem wilden Toben der leidenschaftlichen Charak
tere, von welchen jene Geschichte berichten konnte. Es wa
weit mehr Uebermuth und schlechte Gesinnung, Furcht vo
Rache des Volkes, Geiz und Habsucht, rein persönliche Laste
welche allmälig das Bewußtsein des Gleichgewichts der poli
tischen Gewalten untergruben. Man konnte bei den fürchter
lichen Ausschweifungen der Kaiserherrschaft zuletzt nur noch
daran denken, sein persönliches Eigenthum zu sichern, und
trug demnach allen so fein gewesenen politischen Kombina
tions- und Unterscheidungssinn auf die Ausbildung der Civil
gesetze über. Leider artete die römische Jurisprudenz in eitel
Haarspalten aus und ließ, obwohl im Grunde ihres Ur
sprungs gegen den Despotismus sehr feindselig gestimmt, ihm
dennoch zuletzt den Schein des Rechtes, gleichsam die Vor
hand in jeder rechtlichen Frage, ein Zugeständniß, welches
durch das gehorsame und der Fürsten höchst benöthigte
Christenthum ein wahrhaft öffentliches und historisches Un
glück wurde.

Diesen zur Sclaverei führenden Impuls der Geschichte
hielt das germanische Staatsleben auf, welches allmälig in
Deutschland, in Skandinavien, in England und durch Deutsch
land und England auch in Frankreich sich bis zu klaren Vor
stellungen über die Berechtigungen auf politische Gewalt aus
bildete. Die Könige, aus der Mitte gleichberechtigter Pairs
gewählt und oft weit geringfügigern Ursprungs, als die, welche
ihre Vasallen wurden, mußten sich durch Verträge in den
Stand setzen, ihre Würde behaupten zu können, mußten die
Mittel, die sie zur Herrschaft brauchten, durch Zugeständniß
ständischer Rechte erkaufen, und hatten, um nicht von den
ihnen zunächst stehenden Würdeträgern erdrückt zu werden,

immer nöthig, die Macht der Einen gegen die der Andern zu stärken. Dieſer freien Geſellſchaftsverfaſſung ſtellte ſich feindſelig gegenüber die um ſich greifende Verbreitung römiſcher Bildung, die Wiſſenſchaft vom Alterthume, die Kunde des juſtinianeiſchen Rechtes. Es entſpann ſich ein Kampf zwiſchen dem alten Geiſte und dem neuen Geiſte. Der Fiscus wurde eine Macht, die als abſolutes Staatsprinzip einen grauſam eiſernen Scepter führte. Nur eine Gewalt ſollte im Staate vorherrſchen, die des Fürſten. Als im Zeitalter der Richelieu und Mazarin die ſouveräne Gewalt der Fürſten den Feudalismus bändigte, da verwandelte ſich die frühere Politik, die Einen gegen die Andern zu ſtärken, in die entgegengeſetzte, die Einen gegen die Andern zu ſchwächen. Die Parlamenter verloren, ſeitdem Ludwig XIV. mit der Reitpeitſche in ſie trat, ihre Wirkſamkeit, und das Weſen der konſtitutionellen Staatsverfaſſung konnte (überdies bei der iſolirten Stellung Englands) ſo ſehr in Vergeſſenheit gerathen, daß man die Grundſätze erſt wieder ganz neu aus der Theorie entnahm, welche einer uralten Praxis angehörten und, wenn zwar verſchimmelt und bemoost, in England noch immer vorwalteten. Dieſer alte und neue Duft jedoch, der auf dem ſogenannten Repräſentativſyſteme liegt, hat es wohl für die Zukunft am dauerndſten geſichert; denn wenn die Einen alles Neue anbeten und die Andern nur das Veraltete für erprobt halten, ſo konnten ſie ſich hier in ihren beiderſeitigen Sympathieen begegnen. Dasjenige iſt wahrlich ſiegreich, was zu gleicher Zeit die glänzende Form einer neuen Erfindung und den kernhaften Probegehalt einer alten Bewährung in ſich vereinigt.

Es iſt hier nicht der Ort, den Werth der verſchiedenen

Wahltheorieen gegen einander zu vergleichen. Der Hauptgrundſatz iſt immer der: es ſoll gemäßigt werden theils die angeborne Gewalt der Fürſten und der Ariſtokratie, theils die übertragene Gewalt der Beamten und der Regierung überhaupt. In den meiſten jetzt üblichen Wahlmethoden iſt weit mehr das letztere als das erſtere Gegengewicht berückſichtigt. Es hat weit mehr den Anſchein bei den neuen, auf dem Continent eingeführten Verfaſſungen, daß die Regierung die Verantwortlichkeit von ſich abwälzen wollte, als ſich ihr unterwerfen. Man ruft eine Deputirtenkammer zuſammen, weil man weiß, daß zwei Leute ſicherer gehen, als Einer, weil, wenn die Verantwortlichkeit auf Viele vertheilt wird, ſich die Gefahr mindert. Geſetzt, eine neue Anleihe iſt zu machen; ſtatt ſich ſelbſt als Miniſter oder Herrſcher mit dem Riſiko derſelben zu beladen, wirft man es auf die Vertreter des Volks, auf das ganze Land. Dieſe bequeme Anſchauung vom ſtändiſchen Weſen ſcheint beſonders dazu beigetragen zu haben, daß die deutſchen Fürſten, größtentheils Ultra-Ariſtokraten und von urſprünglichen Menſchenrechten keineswegs überzeugt, ſich mit dem Repräſentativſyſtem befreundeten. Wo die Kammern nur dazu dienen ſollen, das was am Regierungsweſen unpopulär iſt, auf ſich zu nehmen, werden ſie nie im Volke Anklang finden. Fügt man noch hinzu, wie vor einigen Jahren von deutſchen Regierungen der Satz aufgeſtellt worden iſt, daß die Stände nicht einmal das Recht hätten, die Steuern zu verweigern, ſo wird das ganze Repräſentativſyſtem eine lächerliche Illuſion und kann dem Despotismus auch nicht das kleinſte Härchen krümmen. Allein, wenn man, wie in Frankreich geſchieht, auch die Repräſentation des Volkes ein wenig mehr ausdehnt und ihr eine größere Wahrheit zuge-

ſteht, ſo iſt das Prinzip derſelben doch immer nur noch halb, wenn es blos das ſein ſoll: de tempérer le pouvoir. Hier wird immer der Geſichtspunkt der Maſchine beibehalten und in der Repräſentation nichts geſehen, als das Gegengewicht gegen die Miniſter, gegen die Beamten und ſofort. Man ſollte den Gegenſatz viel kräftiger ausſprechen. Man ſollte das ſtändiſche Weſen mehr den angebornen, als den übertragenen Rechten entgegenſtellen. Man ſollte es zu einer Ausgleichung der Natur durch die Vernunft, des Zufalles durch einen Plan, der Willkür durch das Geſetz machen. Das ſtändiſche Weſen ſoll die Anarchie des Ueberlieferten regeln, es ſoll nicht blos die Beamten temperiren, ſondern die Privilegien, die Adelsſtellen, die Fürſten auf ihren Thronen. Wenn man bedenkt, daß faſt alle Benachtheiligungen der Freiheit weit mehr daher rühren, daß ſich die Ariſtokratie der Geburt und die Gotteingeſetztheit des Königthums zu viel herausnimmt, ſo kann man in dieſen Repräſentationen, die blos gegen Beamte gerichtet ſind (und an denen dennoch ſo viele Beamte Theil nehmen!), noch immer kein Bollwerk gegen die Willkür anerkennen. Man nehme z. B. das gegenwärtige Frankreich! Die Pairskammer iſt freilich nicht auf das Prinzip der Geburt gegründet; ja die Dynaſtie iſt nicht einmal großgezogen in der Tradition angeſtammter, aus unmittelbarer Gotteshand erhaltener Urrechte. Allein beides iſt noch ſchlimmer, als wenn das Gegentheil der Fall wäre; denn beſäße die Pairskammer Macht, wäre Louis Philipp legitim, ſo würden ſie im Bewußtſein deſſen, was ſie haben und was man ihnen, da es angeboren iſt, doch in der Hauptſache nicht nehmen dürfte, eher eine Conceſſion machen, als jetzt, wo ſie wiſſen, daß ſie

nicht mehr haben, als was ſie ſich (im förmlichen Kriegszuſtande!) anzueignen den Muth beſitzen. Man hat den Grundſatz der Unverletzbarkeit des Königs in Frankreich ſo oft wiederholt, daß man die Ohnmacht eines Landes beklagen muß, welches eine Verfaſſung hat, ſchattenähnliche Miniſter und einen Premierminiſter in der Perſon des Königs, der Alles ſelbſt nach eigenem Gutdünken leitet und ſich in jenen Nimbus der Unverletzbarkeit hüllt, welchen nicht nur die Schmeichler, ſondern auch Theoretiker um ſeine Perſon ziehen. Die Deputirtenkammer dient nur dazu pour tempérer le pouvoir, le pouvoir des ministres, und doch iſt der leitende und Alles nach eignem Gefallen ordnende Gedanke der franzöſiſchen Politik kein andrer, als die Willkür Louis Philipps ſelbſt. Man kann hier freilich ſagen: Louis Philipp iſt ein Heuchler, er hintergeht ein Volk, das ihm mit ſo vielem Großmuthe zum König gemacht hat; allein noch richtiger wär' es, wenn man zugäbe, daß die ganze Grundlage der franzöſiſchen Charte unpraktiſch und keineswegs ein Unterpfand der Freiheit iſt; denn die Deputirtenkammer iſt ſelbſt aus ariſtokratiſchen Elementen zuſammengeſetzt. Wie kann ſie gegen Angeſtammtes, gegen Privilegien oder wie dies jetzt der Fall iſt, gegen die Uſurpation Stich halten! Die engliſche Verfaſſung hat große Fehler; allein ſie hat ein wahrhaft volksthümliches Element in ſich; das Haus der Gemeinen temperirt nicht blos die Gewalt der Miniſter, ſondern auch die Uebergewalt des Privilegiums. Kein engliſcher König würde glauben, ungeſtraft ſeine Finger ſo vorwitzig in die Maſchine des Staates ſtecken zu dürfen, wie dies Louis Philipp thut. Er würde immer fürchten, nicht etwa vom Volk dafür heimgeſucht zu werden oder etwa eine Revolution zu

veranlaſſen, ſondern nur ganz einfach ſich der Beſchämung auszuſetzen, keine Miniſter mehr zu bekommen. Welcher engliſche Staatsmann beſäße wohl einen ſolchen cyniſchen und gewiſſenloſen Ehrgeiz, daß er ein Portefeuille übernähme, in welchem ſich keine Gewalt befindet? Welcher engliſche Staatsmann dürfte es wagen, ſich ſo blos zu ſtellen, wie es die Doktrinärs mit der Freilaſſung des Prinzen Louis Bonaparte und der Spionage des Conſeil in der Schweiz 1837 thaten? Wellington, Grey, Peel, wer von euch würde den Schimpf ertragen, daß er einen Brief aus der Taſche zöge, welchen der Präfekt des königlichen Palaſtes geſchrieben, der Mignon der königlichen Abendgeſellſchaften, Herr von Montalivet, und öffentlich den Repräſentanten der Nation vorleſen müßte: „Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß die Affaire des Conſeil mit der perſönlichen Sicherheit des Königs zuſammenhängt.“ Die Kammer weiß nichts, die Miniſter wiſſen nichts. Die Kammer ſchweigt, die Miniſter ſchweigen und Frankreich kehrt zur Tagesordnung zurück. In Deutſchland finden dieſe Anomalieen des ſtändiſchen Weſens alle Tage ſtatt Von jenen ſchattenartigen Provinzialſtänden red' ich nicht; ſelbſt in den wirklich konſtitutionellen Staaten hat noch keine Kammer, kein Miniſterium einem Fürſten ſeine Politik diktiren können.

Die Wahlſyſteme und Lokalitäten ſind zu verſchiedenartig, als daß man wagen dürfte, einen allgemeinen Deputirtencharakter aufzuſtellen. Hier iſt es ein Geſchäftsmann, dort ein Gelehrter, der entweder ganz die Eigenſchaften des Wählers beſitzt, oder wenn er erſt die Wahl überſtanden hat, dieſen täuſcht und ſeinen eigenen Weg einſchlägt. Die nordamerikaniſchen Deputirten ſind Kaufleute, die den Staat in

jedem Augenblicke fühlen lassen, welch großes Opfer sie ihm bringen, indem sie ihren Comptoirtisch mit der Bank des Gesetzgebers vertauschen. Dazu gehören sie nicht einmal der vornehmen und gebildeten Klasse an, werden von der Würde des Senats an Haltung bei weitem übertroffen, besitzen weder Fähigkeit für die Rede noch Mäßigung für die Debatte, wissen über vieles nichts zu sagen und hören über manches einem Vortrage zu, der zwei Tage dauert, ja erlauben sich sogar Thätlichkeiten gegen ihre Gegner, zu welchen es nicht kommen würde, wenn die Hamilton'sche Warnung, sich während der Sitzung keiner geistigen Getränke zu bedienen, besser befolgt würde. In England sind die Deputirten meistentheils wirklich Kenner des Gesetzes oder doch sonst einer Bildung theilhaftig, die auf klassischen Grundlagen gebaut ist und sich in den Zusammenhang englischer Staatsverfassung und Geschichte hineindenken kann. Englische Deputirte beginnen damit, auf der Schule lateinische Verse zu machen und sich besonders durch die Lektüre des Cicero alle Vortheile der öffentlichen Rhetorik anzueignen. Nach Vollendung des juristischen Cursus und einer Advocaten-Praxis, die wenigstens so lange gedauert hat, daß man vor einer größern Versammlung sprechen lernt, pflegen die Wege, um zuletzt in das Gleis der Staatskarriere zu kommen, verschiedener zu sein. Man präsentirt sich bei einer Wahl und kann von außerordentlichem Glück sagen, wenn man auch nur einige Stimmen für sich hat. Man wiederholt es öfter und schießt endlich wirklich durch Gönnerschaft, Bestechung oder außerordentliches Rednertalent den Vogel von der Stange; oder man muß sich entschließen, seiner Bewerbung um die Volksgunst eine neue Unterstützung zu geben. Man wird Jour-

naliſt, unterſchreibt ſeine Namensſchiffre (denn ſich nennen, heißt die Autorität verlieren) in verſchiedenen geſtempelten oder ungeſtempelten Blättern, bei leitenden oder je nach Ueberzeugung oder Abſicht geleiteten Artikeln. Man läßt von ſich reden; man greift eine Handlung der Regierung oder eine Handlung der Oppoſition an. Man ſchreibt nicht für England, für die Welt, ſondern nur für jenen kleinen Flecken auf dem Lande, wo man ſeine Stimmenzahl vermehren will. Man braucht Provinzialismen, die nur dort üblich ſind, man nimmt die Naturbilder aus der Umgegend des kleinen Ortes her, man ſpricht von Volksintereſſen und zählt dabei nur die Chancen jener Produkte auf, die zufällig dort in der Gegend erzeugt werden. Ein paar Freunde wird man ſchon haben, welche an jenen Orten den Debit von einigen hundert Freiexemplaren ſolcher Zeitungen übernehmen. Der junge Politiker ſchmeichelt ſich dem Ehrgeize des Ortes ſo ein, daß man ihn an irgend einem günſtigen Kalendertage zu einem öffentlichen Diner einladet, er kommt, er ſpricht, alle Zeitungen erſtatten Bericht über das, was er geſprochen und die Geſundheiten, die er ausgebracht hat, ſeine Wahl fängt an entſchieden zu werden, ſelbſt wenn er ſich einem andern Ort vorſtellte, als dem, welcher bisher ihn für die Stütze aller ſeiner Hoffnungen hielt. Und auch dies Manoeuvre kann mißlingen, er kann einen zu mächtigen Mitbewerber haben, er hat vielleicht Ideen, aber er weiß ſie nicht populär genug auszudrücken. Dann hilft es nichts mehr, er muß ganz entſchieden eine Partei wählen und die Stimmführer derſelben auf ſich aufmerkſam werden laſſen. Dieſe ziehen ihn in die Verwaltung, ſie laſſen ihn einen Bericht aufſetzen über ein Eiſenbahnprojekt, über einen ver-

wickelten Posten des Budgets, sie brauchen ihn zu einer auswärtigen Mission, er soll nach Berlin reisen, um den Zollverein zu studieren, er muß nach Lissabon, um die Gegner der englischen Monopole zu sondiren, er begleitet alle seine Depeschen an das Ministerium oder die Häupter der Opposition mit Correspondenzartikeln für die Journale der Partei; er ist noch Journalist und Diplomat ein's ins andere, man kann ihm noch keine offiziellen Kreditive mitgeben. Endlich kommt er nach England wieder zurück, bringt die wichtigsten Thatsachen mit, er ist für die Verwaltung oder die, welche sich darum bewerben, unentbehrlich, und sein Sitz im Unterhause ist beinahe schon eine Kleinigkeit geworden, denn nun bekommt er ihn ohne Weiteres durch die gemeinsamen Anstrengungen der Partei.

In Frankreich hat die Vorbereitung, um in die Deputirtenkammer zu kommen, mancherlei Aehnlichkeit mit dem englischen Verfahren, nur ist die Oeffentlichkeit bei weitem mehr beschränkt. Die Sitte öffentlicher Reden findet nicht statt (einige Versuche durch Lamartines Beispiel sind ohne bedeutende Nachahmung geblieben), die Provinz weiß auch nicht jene Selbstständigkeit zu behaupten, welche das platte Land in England der Hauptstadt gegenüberstellt. Der größte Theil der französischen Deputirten wußte diesen gänzlichen Mangel aller zur politischen Freiheit vorbereitenden Sitten und Institutionen zu benutzen. Es sind die Beamten und die Wähler selbst, die sich untereinander poussiren und sich in die Kammer schicken, wo sie entweder für das Ministerium stimmen, oder, sollten sie unabhängig sein, doch nicht reden können. Die Parteien legen deßhalb überall, wo sie sich günstiges Terrain versprechen, ihre Minen an; es bilden sich Wahl-

comités, welche den Wählern Listen achtbarer Namen übersenden, aus welchen sie zum Wohle der Menschheit die beliebige Auswahl treffen mögen. Selten, daß ein Deputirter, der in irgend einem Arrondissement gewählt wird, bei der Wahl selbst zugegen ist; ich erinnere mich bis jetzt nur weniger Fälle, wo der Wahlakt nach englischer Weise vorfiel. Thiers und Salverte standen sich z. B. einmal in Paris gegenüber und entwickelten einer nach dem andern vor den versammelten Wählern ihre Grundsätze und Bestrebungen. Die Centralisation ist in Frankreich so groß, die Provinzen verfahren der Hauptstadt gegenüber so unsicher, daß sich nicht selten der Fall ereignet, man wird zu gleicher Zeit vier oder fünfmal an verschiedenen Orten gewählt. Man muß gestehen, es liegt hierin eine große Anhänglichkeit an das Talent, aber auch ein sehr ohnmächtiger Gebrauch seiner politischen Rechtsame.

Wenn die Hälfte der französischen Deputirten aus gewählten Wählern und Beamten besteht, so kann man die andere Hälfte wohl des hommes politiques nennen. Diese müssen eine gewisse Berühmtheit besitzen, sie müssen sie sich auf irgend eine Weise zu erwerben suchen. Man wurde entweder ein Name durch die Unbill der Zeiten, man ist Legitimist oder Republikaner und wird verfolgt; man weiß nur auf seinen Charakter zu fußen, man hat Beharrlichkeit, Consequenz, Tugenden genug, die von dem ehrgeizigen Instinkte der Franzosen bald ausgewittert und gepriesen sind. Oder man ist Gelehrter, man besitzt diese gute Eigenschaft der französischen Gelehrten, zu gleicher Zeit Beförderer der Wissenschaften zu sein und Politik zu treiben, wie der jakobinische Chemiker Raspail, der republikanische Physiker Arago.

Auch in dieſem Falle iſt man unter der Maſſe leicht bekannt oder kann ſich durch einige bedeutungsvolle Winke für die Wahl kenntlich machen. Der letzte Wink iſt der, als Journaliſt anzufangen. Frankreich hat Beiſpiele, wie man in dieſem Falle als Premierminiſter aufhören kann. Die Laufbahn des Herrn Thiers iſt eine glänzende Genugthuung, die eine Nation dem Talente gegeben hat. Thiers war nicht einmal Advokat, er war nur das, was man in Frankreich homme de lettres nennt, ein Magiſter der freien Künſte, der die Geſchichte, Poeſie, Beredſamkeit ſtudirt hatte. Um ſich bekannt zu machen, wählte er einen Stoff, wo es keine ſtaubigen Archive zu unterſuchen gab, wo man weder Sprachen noch Wiſſenſchaften brauchte, ſondern mit konſequenter Geſinnung, mit ſcharfer Verſtandskombination und vor allen Dingen mit einem guten Style gerade das Erwünſchte erreichen konnte. On ne reussit que par le succès, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller und der Erfolg war für Thiers glänzend genug. Er wurde anfangs homme d'état du journalisme, grand diplomate des vierten Stocks, bis ihn die Julirevolution auf das Niveau ſeines Ruhmes hob und ihm in kurzer Zeit das Hotel eines Miniſters zur Behauſung gab. Dies Streben liegt allen jenen ehrgeizigen Federn zu Grunde, welche ſich ſo viel Kenntniſſe geſammelt haben, um einen hübſchen Artikel redigiren zu können. Hat Guizot einen andern Urſprung als Thiers? Nein, ſein Geizen hat nur länger gedauert, bis es von einem Erfolge gekrönt iſt. Er kennt die Schwächen aller dieſer an den Journalen ſich hinaufrankenden Staatsmänner in spe, er wirft ihnen Penſionen, Beamtenſtellen, akademiſche Sitze zu; denen, welche er zunächſt brauchen kann, Portefeuilles, Unter-Staatsſekretariate und

ähnliche Gunſtbezeugungen, die keine Lockſpeiſen mehr ſind, ſondern ſchon ſehr reelle Sättigungen des Ehrgeizes. Warum ſoll man dieſe Laufbahnen nicht billigen? Sie ehren die Literatur und erfriſchen das Staatsleben.

Spaniſche Deputirte ſind bis jetzt zum größten Theil noch Kaufleute und Kapitaliſten, zum kleineren ehemalige Exilirte und Politiker; die portugieſiſchen ſind ſogar Monopoliſten wie Pinto Baſtos, der Tabaksregent des Landes. Wie wird da die Aufgabe der Stände, gegen Privilegien für den allgemeinen Vortheil die Widerpart zu halten, wohl erreicht! Die Schweizer Tagſatzungsgeſandten ſind gewöhnlich die Beamten der kleinen Kantone und vertreten die Ereigniſſe, durch welche ſie ſelbſt in neuerer Zeit an das Staatsruder gekommen ſind, oder die Mittel, durch welche ſie ſich trotz ſtürmiſcher Begebenheiten auf ihren alten Stellen behaupten konnten. Deutſche Deputirte gehören größtentheils dem Beamten- und Gelehrtenſtande an, Advokaten und Profeſſoren und zuweilen Kaufleute bilden die Oppoſition. Was iſt aber eine ſtändiſche Verfaſſung, wo man über die Befugniſſe der Deputirten nicht einmal im Reinen und es noch immer nicht beſtimmt iſt, wie die einzelnen Staaten ſouverain ſein können und doch die Majorität in der Frankfurter Bundesverſammlung anerkennen müſſen! Dänemark hat in den alten Zeiten ſeine ſtändiſchen Rechte freiwillig aufgegeben. Jetzt jammert es, daß ſie ihm wieder gegeben werden möchten. Es muß ſich einſtweilen mit kleinen Provinzialverſammlungen begnügen. Schweden und Norwegen ſind in einem Gährungsprozeſſe begriffen, deſſen erſte Stadien auf den Charakter der letzten noch nicht ſchließen laſſen.

Das Kapitel von den Fürſten iſt eines der am häufig-

ſten erläuterten und doch immer wieder in Frage geſtellt. Wir halten hier nur den moraliſchen Geſichtspunkt feſt und vermeiden es, von den Rechten der Monarchie zu ſprechen. Welches ſind die Pflichten der Fürſten? Hören wir, was die Vorfahren von ihren Herrſchern verlangten.

Montaigne ſagt: „Das härteſte und ſchwierigſte Geſchäft von der Welt iſt, meiner Ueberzeugung nach, die würdig durchgeführte Rolle eines Königs. Ich entſchuldige an ihnen ſogar weit mehr Fehler, als man gewöhnlich ſich zu Schulden kommen laſſen darf, in Betracht des furchtbaren Gewichtes ihrer Aufgabe, die mich erſchreckt. Es iſt ſchwer, bei einer ſo ungemeſſenen Macht Maaß zu halten.“ Montaigne fügt hinzu, die größte Schwierigkeit bei Tugenden und Laſtern der Fürſten läge in der Menge, die ſie beurtheilt. Montaigne meinte es vielleicht zunächſt nur von der Tugend, die auf dem Throne nur kenntlich, wenn ſie ganz beſonders ausgezeichnet iſt. Aber um ſo verderblicher iſt auch das Gegentheil. Die Laſter der Fürſten, fließen ſie aus dem Irrthume und böſem Willen (alſo nicht aus der Schwäche), werden immer unmäßig ſein, weil ihnen die Vorſtellung angeboren iſt, daß ſie Millionen Menſchen mit ihrem Daumen und Zeigefinger umſpannen müßten.

Die Weisheit der alten und neuern Zeit iſt reich an Maximen über Fürſtenerziehung und Fürſtenpflichten. Ja bei römiſchen Schriftſtellern hat man oft nur nöthig, an die Stelle der dem ſouverainen Gemeindeweſen gegebenen Rathſchläge eine Perſonification zu unterſchieben. So enthält Virgils Aeneide einen für Fürſten leicht anwendbaren Spruch: Mag der ein Erzgießer, der ein Bildhauer ſein, der ein Advokat, der ein Aſtronom: Du, o Römer, ſei nur zu herr-

ſchen eifrig befliſſen! Die Alten hielten nämlich Regierungskunſt für ein beſonderes Studium und ihre Weiſen ſtritten gegen den dem natürlichen Menſchen innewohnenden Glauben, als ſei Herrſchen etwas Angeborenes. Auch glaubten ſie, daß einem Könige nicht zieme, zu wetteifern mit Frauen, als ob er nämlich ſchön ſein ſollte, mit Advokaten, daß er gut zu reden nöthig hätte. Als Philipp von ſeinem Sohne Alexander hörte, daß er bei einem Feſtmahle trotz der beſten Muſiker geſungen hätte, machte er ihm Vorwürfe und ſagte: Pfui der Schande, ſo gut zu ſingen!

Wir wollen die moraliſchen Vorſchriften, welche man Fürſten gegeben hat, hier nicht wiederholen. Sie ſind langweilig, weil wir ſehen, daß Prieſter, Beichtväter und Erzieher die Thatſachen ſelten gekannt haben, auf welche ihre Lehren angewendet werden ſollten. Kann der Unterricht z. B., der in den Abenteuern des Telemach verſteckt liegt, für ein anderes Prinzenalter paſſen, als das kindlichſte! Die wahre Königsweisheit liegt tiefer als auf der Oberfläche der moraliſirenden Rhetorik. Machiavell hat die praktiſche Tendenz dieſer Weisheit übertrieben, aber der unumſtößliche Satz ſeines Fürſten bleibt doch der: Ein Fürſt, der nur Herzensgüte beſitzt, kann einen Staat ſehr unglücklich machen. Machiavell hat das Gegentheil beſchrieben (daß ein verſchlagener Fürſt den Staat glücklich mache) aber er hat nur an jene negative Behauptung ſelbſt geglaubt. Die wahre politiſche Weisheit datirt von jenem perſiſchen Axiom: Eine ſchnelle Ungerechtigkeit iſt oft beſſer, als eine langſame Gerechtigkeit. Aber wie ſoll man jungen Fürſten dergleichen Prinzipien einflößen, ohne fürchten zu müſſen, mißverſtanden zu werden? Wie ſoll man ihnen Weisheit ſagen, ohne der Schlauheit ſich zu verdächti-

gen? Das iſt eine ſchwierige Aufgabe und läßt annehmen, daß gute Fürſten weit leichter geſchildert als gezogen ſind. Man wird immer am beſten thun, ſie auf die Geſchichte anzuweiſen und ihnen in einiger Entfernung die Mittel an die Hand zu geben, ſich ſelbſt die Grundſätze, auf welche ſich etwas Tüchtiges bauen läßt, zu abſtrahiren.

Wenn gegenwärtig die königliche Autorität ſchon wieder auf Grundſätze der Legitimität oder wenigſtens der Quaſtlegitimität gegründet iſt, ſo war man im vorigen Jahrhundert allerdings weiter vorgeſchritten. Die Macht der Könige war damals eine Autorität, die ihnen der Anſtand überließ und die ſie ſelbſt durch perſönliche Ausbildung zu verdienen ſich befleißigten. Auch jetzt lernen die Prinzen, ſuchen ſich populär zu machen und ſehen es gern, wenn man einen Zug ihres Herzens oder ein Wort ihres Mundes verbreitet. Allein die Fürſten des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Entſagung, ſich ſelbſt unter das Volk zu miſchen, gleichſam verkleidet wie Harun al Raſchid. Sie wallfahrteten nach den damaligen Mekka's der Literatur, nach Ferney, Montmorency, Pempelfort und Weimar. Sie waren nicht ſo ſehr Beſchützer der Wiſſenſchaft, als ihrem Dienſte ſelbſt mit ganzer Seele hingegeben. Kurz, daß im achtzehnten Jahrhundert der Eine Fürſt, der Andere Privatmann war, ſchien mehr Etiquette, als Privilegium zu ſein. Die franzöſiſche Revolution hat dagegen alle Anſprüche wieder auf die Spitze geſtellt: die Herrſchaft, von der Revolution beſtritten, wurde nun deſto leidenſchaftlicher feſtgehalten. Die Fürſten drangen ſelbſt auf Verfaſſungen, ſelten um die Nation zu emancipiren, ſondern um ihre eigenen Rechte Schwarz auf Weiß zu haben. Ihr Benehmen wurde ſchroff und ausſchließlich; die Tendenzen des Liberalis-

mus, welche ſie fürchteten, machten ſie unmuthig und mißtrauiſch. Sie zogen ſich auf den Umgang nur mit denjenigen zurück, welche mit ihnen zu gleicher Zeit auf der Hut ſein müſſen, der Ariſtokratie. Die Fürſten vernachläſſigten allmälig, weil ſie ſich doch durch die Verfaſſung in einen bloßen Begriff verwandelt hatten, auch hier und da ihre perſönliche Ausbildung.

Ein König, der nicht mehr unumſchränkt in ſeinem Kabinette verfährt, darf ſchon wagen, jenen großen Umfang von Kenntniſſen, welche Friedrich II., Joſeph II., Guſtav III. auszeichneten, für einen unnützen Ballaſt zu halten. Der wahre Probierſtein der Könige unſers Jahrhunderts iſt der: Fällt uns bei Nennung ihres Namens nur blos ihre politiſche Stellung ein, oder knüpft ſich ſonſt an ſie eine außerordentliche Beſtrebung an? Hier wird man immer finden, daß ſich die Fürſten unſrer Tage außerordentlich tief in die innern Gemächer ihrer Paläſte zurückgezogen haben und nur Namen ſind.

Es iſt mißlich, den Verſuch zu machen und irgend einen auch nur ganz allgemeinen Fürſtentypus der Gegenwart zu zeichnen. Man würde immer ſagen, ich hätte ſelbſt bei der einfachſten Schilderung eine Satire ſchreiben wollen. Auch iſt man gegenwärtig ſo unempfänglich für die Perſönlichkeit der Fürſten, daß ein Verſuch die damit verknüpfte Mühe und Gefahr nicht belohnen würde. Unſre Zeit will die fürſtliche Gewalt abgegrenzt ſehen, dann mag ſie getragen werden von Uſurpatoren, Frömmlern, Spielern oder Wollüſtlingen; ſie wird immer ein Auge für die Tugenden und Laſter der Könige haben, aber von den erſtern weit weniger begeiſtert und von den letztern weit weniger erzürnt werden, als ehe-

mals. In England ſieht man den König, jetzt die Königin nicht einmal am Ruder des Staatsſchiffes, ſie iſt nur der Schutzpatron deſſelben. Wäre das letztere nicht der Fall, wären die engliſchen Begriffe über die Befugniſſe des Staates nicht ſo klar ausgebildet, welche Liebe zur Monarchie hätten wohl die zügelloſen Ausſchweifungen und die Rohheiten des Gemüthes, durch welche Georg IV. bekannt iſt, einflößen ſollen? Das größte Unglück an einem leichtſinnigen Fürſten iſt jetzt wohl nur noch dieß, daß ſein Vorbild auf die ihm zunächſt ſtehende Ariſtokratie und Beamtenwelt verderblich wirkt; der perſönliche Charakter des Fürſten iſt heutiges Tages, wo keine Garantie für die Freiheit, wenigſtens eine Garantie für die Moral des Landes.

Wir ſind auf ein perſönliches Gebiet gerathen, wir ſind nicht mehr in der heitern und erhebenden Perſpektive, jener großartigen, das ganze Leben unſrer Zeitgenoſſen umfaſſenden Anſchauung; enteilen wir einem Bereiche, wo der Tadel für Aufwiegelung und das Lob für Schmeichelei angeſehen wird. Kehren wir in den Schooß der Nationen zurück, verlaſſen wir die Einſeitigkeit, mit welcher ſie ſich unter einander abſchließen, und geſtehen wir uns aufrichtig, ob bei den Fortſchritten unſerer Humanität, bei der Gemeinſchaftlichkeit aller der Schickſale, welche die Völker mitſammen ſeit funfzig Jahren erlebt haben, noch immer jene öffentliche Empfindung in den Herzen der Völker herrſcht, welche man Nationalhaß nennt?

Der größte Haß, der zwiſchen Nationen ſtattgefunden haben kann, war der zwiſchen Spanien und England. England ſtrebte nach jener Seemacht, welche an Spanien, wie zufällig, durch die Entdeckung von Amerika kam. England

reformirte ſeine Kirche und bekam eine Herrſchaft, die katholiſch geblieben war, es mußte mit Schmerz ſehen, wie dieſe ſich an die ſpaniſche Macht anlehnte. Seither wurde ein Spanier in England ein Wild, das man verfolgte; konnte man es nicht treffen, ſo machte man es lächerlich, als Hasenfuß, Charlatan, Don Quixote. Die Spanier wurden im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert zum Spott auf die Bühne gebracht. John Bull, der gemeine und der vornehme, freuten ſich, wenn zuletzt der Spanier dem Teufel anheim fiel, oder mit einer tüchtigen Tracht Prügel die poetiſche Gerechtigkeit befriedigen mußte.

Was iſt nun aber von dieſem Haſſe übrig geblieben? Nichts, als die Notiz davon. Der Engländer behandelt den Spanier nicht exkluſiver, als den Holländer und Franzoſen, er iſt ihm, weil er ihm nicht mehr gefährlich iſt, auch gleichgültig geworden. Wenn Moreno, der Verräther und Henker des Torrijo's, in London ſeines Lebens nicht mehr ſicher war und aus Furcht, vom Pöbel zerriſſen zu werden, heimlich ſich davon machte, ſo dachte kein Menſch mehr an den Papiſten und Spanier, ſondern nur an den feigen Mörder und Henker, der unter Andern einen Engländer hatte hinrichten laſſen.

Engländer und Franzoſen ſind zwar gegenwärtig zu einer Allianz zuſammengekoppelt, die das Merkwürdige hat, daß ſie ſtatt den Einen durch den Andern zu ſtärken, nur Einen durch den Andern ſchwächt; doch gelten ſie im Uebrigen für die ſchlechteſten Nachbarn, die neben einander wohnen können. Als der engliſche Nationalhaß gegen Spanien erkaltete, entzündete er ſich gegen Frankreich. Man hätte glauben ſollen, Frankreich, mit England früher weit öfter im Kriege als

ſpäter, wäre ſchon ſeit früheſten Zeiten ein Gegenſtand des engliſchen Gottes geweſen; allein dem widerſpricht auffallender Weiſe die Geſchichte. Vielmehr war bei den Engländern die Anwartſchaft auf das nördliche Frankreich und die Verwandtſchaft mit dem Blute der Normannen ſtets für ſie in ſo lebhaftem Andenken, daß für ſie der Pas de Calais nicht exiſtirte, daß jene Meerenge in ihrer Idee nicht größer war, als der Bach, der England von Schottland trennt. Erſt im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts finden ſich Spuren eines grimmigen Haſſes zwiſchen England und Frankreich. Allein, wie wir oben bei Spanien geſehen hatten, daß die Intereſſen dieſen Haß ſchürten, ſo wäre hier die Rivalität vielleicht noch zu ertragen geweſen; doch Frankreichs unkluge Politik nahm die vertriebenen Stuarts in Schuz, unterſtüzte die Beſtrebungen des Prätendenten, eine Herrſchaft wieder einzuſetzen, in deren Gefolge der Katholicismus kam. Beide freilich verſpotteten und haßten ſich beide Nationen. Die Revolution und Napoleon hintertrieben vollends jede Annäherung. Aber was folgt hieraus? Daß es immer nur die Intereſſen und Umſtände ſind, keineswegs die angebornen Antipathieen, welche die Nationen gegeneinander in Harniſch bringen. Die Deutſchen haben zur Zeit ihrer Befreiung vom franzöſiſchen Joche ihren Haß gegen Frankreich faſt zur Carrikatur gemacht, dieſelben Deutſchen, welche fünfzig und noch dreißig Jahre früher die größten Affen der franzöſiſchen Bildung und Sitte waren.

Nach den Eingebungen des Nationalhaſſes wird es wenigſtens in unſerer Zeit unmöglich ſein, noch die auswärtige Politik irgend eines Staates einzurichten. Oeſterreich und Rußland haben Jahrhunderte lang mit der Türkei im Kampf

gelegen und jetzt nimmt Rußland die Miene des intimſten Freundes der Pforte an, und Oeſterreich, das die Entſtehung Griechenlands verhindern wollte, hat es vielleicht wirklich ernſt damit. Gelingt es wohl Preußen und Rußland, ihre auswärtige Politik noch länger auf den Haß gegen Frankreich zu begründen? Haben ſich nicht ſchon in Deutſchland die Spuren des übertriebenen Franzoſenhaſſes in dem Grade verwiſcht, als auch in Frankreich, ſelbſt auf der äußerſten Linken, ſich die Anſprüche auf das linke Rheinufer milderten! Eine ſolche Wahrheit, daß Nationen durch Flüſſe nicht getrennt, ſondern nur verbunden werden, daß alſo auch der Rhein keine Grenze zwiſchen Frankreich und Deutſchland bilden könne, iſt ſtärker und ſiegreicher, als Vorurtheile, wenn ſie auch noch ſo tief in den Gemüthern wurzelten.

Vorurtheile und Leidenſchaften ſterben langſam aus. Wir wollen nicht ſagen, daß die Völker unfähig geworden wären, ſich gegen einander zu erbittern; aber der geiſtigen Wortführer iſt es würdig, dieſe Erbitterung als ein Unglück für die Entwickelung der Freiheit und Aufklärung darzuſtellen. Auf den Nationalhaß haben ſervile Publiziſten und egoiſtiſche Regierungen ſoviel unwürdige Anmuthungen an den Zeitgeiſt begründen wollen, daß wir auf der Hut ſein wollen, in unſern völkerrechtlichen Beziehungen mehr der Ueberzeugung, als der unbegründeten Leidenſchaft des Blutes zu folgen.

Ja, was die auswärtige Politik betrifft, ſo befinden wir uns ſogar ſchon in dieſem Augenblicke auf einem Uebergange, welchen man ſich für die Prinzipien derſelben vor zehn Jahren noch nicht möglich dachte. Die politiſchen Syſteme ſind in zwei Feldlager getheilt; hier iſt Fortſchritt, dort Stillſtand das Loſungswort. Jeder geht mit ſeiner

Partei; auch die Staaten, die ein und daſſelbe Syſtem haben, ſollte man glauben, müßten Hand in Hand gehen, müßten durch Bündniſſe ſich ſtark machen, um den gemeinſchaftlichen Feind zu werfen, müßten überall nach einer vorher getroffenen freundſchaftlichen Verabredung einſchreiten. Finden wir dieſe Politik befolgt? Vor der Julirevolution hatte es das Anſehen. Jetzt ſehen wir wieder, daß ſich die Sympathieen ganz anders beſtimmen und die Intereſſen ſogar da begegnen, wo man im Uebrigen nicht zum Beſten aufeinander zu ſprechen iſt. So iſt zum Beiſpiel die heilige Allianz durchaus nicht mehr ſo eng verſchwiſtert, wie damals, als ſie zum erſtenmal beſchloſſen wurde, und England, der einzige freie Staat, ſich weigerte, ihr beizutreten. Oeſterreich iſt durch die Napoleoniſche Zeit ſo ſehr gewöhnt, ſich an die Politik der engliſchen Staatsmänner anzuſchließen, daß wir für gewiß annehmen können, es wird jeden einzelnen Titel ſeiner Intereſſen allen Paragraphen der heiligen Allianz vorziehen. Eben ſo gut, wie wir Frankreich mit Rußland konſpiriren ſahen, um die Beſtimmungen des Quadrupelvertrags zu hintergehen, eben ſo könnte Oeſterreich vorziehen, ſich mit konſtitutionellen Staaten zu verbinden, wenn es ſich darum handelte, Rußlands Macht im Oſten oder im Weſten durch Armeen oder durch das Erſcheinenlaſſen von Portfolio's zu bekämpfen. Unredlich und betrübend iſt dabei freilich, daß oft die Staaten nach Außen ſich an Prinzipien anſchließen, die ſie nach Innen verdammen und verfolgen.

Einer der koſtſpieligſten Anſätze in den Budgets iſt noch immer die würdige Repräſentation der Staaten im Auslande. Die Diplomatie koſtet die Völker ein ungeheures Geld. Die großen Reiche finden daher auch für paſſend, lieber vermö-

gende Staatsmänner für diesen Zweck zu wählen, welche aus eignen Mitteln noch das hinzuthun, was ihnen der Staat nicht geben kann. Wie könnte Oesterreich dem Fürsten Esterhazy die Mittel geben, um von Tattersal ein Pferd zu kaufen, das einen außerordentlichen Preis kostet und dann von ihm erschossen wird! England allein scheint bei seinen auswärtigen Gesandtschaften und den Consulaten von der Meinung auszugehen, daß ihm an einer Repräsentation der englischen Wettrenner und Fuchsjäger allein nichts gelegen ist. Es besoldet auch die Consulate und verlangt nur nach dem Maße der von ihm gegebenen Summe die Einrichtung eines passenden Haushalts. England ist aber auch der einzige Staat, die die Würde der Nation nicht blos in Petersburg und Wien aufrecht erhalten kann, sondern auch in Algier, Tunis, in Alexandria und Damascus. Will einmal eine Nation imponiren, so muß sie es den Reisenden als Zufluchtsort, den Handelnden als Beschützerin, allen Fremden als kosmopolitische Gastfreundin. Was kann es helfen, daß der englische Gesandte in Wien eine Wette macht, welche der österreichischen Aristokratie Ehrfurcht vor ihm einflößt? Der englischen Nation kann die Billigung der ungrischen Magnaten sehr gleichgültig sein; in die Neigung des Volkes, in die Stimmung der öffentlichen Meinung soll ein Staat sein Netz auswerfen und sich eine seinen Interessen gemäße Würdigung zu erobern suchen. Dies geschieht aber weit besser, wenn England einem Gesandten statt 10,000 Pfd. nur 5000 Pfd. gibt und die andere Hälfte an zehn, die englischen Interessen in entlegenen Gegenden wahrende Consuln vertheilt.

Die gegenwärtige europäische Diplomatie ist theils aus Gentlemen, theils aus Polizeispionen zusammengesetzt. Wenn

man nicht gerade ausgezeichnete Staatsmänner zu Gesandten wählt, wie Talleyrand und Pozzo di Borgo, so müssen diese dazu dienen, mit der Aristokratie des Landes, wo sie ihren Sitz aufschlagen, zu wetteifern, bei den Thorheiten des Auslandes die Thorheiten des Inlandes zu vertreten, Wettrennen mitzumachen, glänzende Diners zu geben und wo möglich sich den Prinzipat in der fashionablen Welt anzueignen. Die Ostentation muß sich von der Toilette des bevollmächtigten Botschafters bis zur Livree seiner Dienerschaft erstrecken. Seine Pferde müssen die theuersten, seine Hunde die gewandtesten sein. Er braucht sich weit weniger mit der Politik der fremden Staatsmänner zu beschäftigen, als mit deren Frauen, Diners, Livreen u. s. w. Leichtsinn setzt seine Konstituenten nicht in Besorgnisse, oder nur, wenn sie hören, daß ihr Gesandter ein großer Spieler ist. In diesem Falle kann die edelste und fashionabelste Figur nicht mehr für sich einstehen; hat das Spiel einmal erst alle Leidenschaften in Beschlag genommen, so zieht es allmälig den ganzen Menschen in seine Sphäre herunter, lenkt alle Triebfedern seines Geistes auf die Hoffnung des Gewinnes oder wenigstens den Aerger, daß man verliert; man greift, um das Glück zu betrügen, pour corriger la fortune, wie der Spieler sagt, nicht selten nach verzweifelten Mitteln und kann überhaupt für sich selbst, noch weniger für die Würde seines Staates mehr gut sagen. Wenn ein Kabinet hört, daß sein Botschafter ein großer Spieler geworden ist, so sollte es ihn immer von einer Stelle abberufen, die er auf würdige Weise nicht mehr ausfüllen kann.

Nun, wenn die Diplomatie etwas anders wäre, als das Treiben eines Roués in der Gesellschaft, was würde sie zu beobachten haben? Wir wollen annehmen, daß nicht alle

Geſandte blos in das Ausland gehen, um ihr Vermögen durchzubringen. Sie ſollen auch eine Politik verfolgen, die über dieſe Dinge hinausgeht, ſie ſollen wenigſtens Inſtruktionen haben. Talleyrand hat einmal von einem Diplomaten, den Napoleon nach Konſtantinopel ſchicken wollte und der ihm mißfiel, geſagt: „Er verſteht ja nicht einmal das Alphabet der Politik.“ Ich habe oft über dieſen Ausſpruch nachgedacht und mir zu ſagen verſucht, was Talleyrand, dieſer verſchlagene Ulyſſes der Diplomatie, unter dem Alphabet der Politik verſtanden hatte. Die Grundlage dieſes Alphabetes ſind jedenfalls Prinzipien Machiavelli's, jene Politik, die von dem Satze ausging: es iſt nicht alles Tugend und auch nicht alles Verbrechen, was man dafür zu halten geneigt iſt; jene Politik, welche ſagte, ein ehrlicher Mann unter hundert Schelmen muß entweder ſelbſt ein Schelm werden oder zu Grunde gehen. Man ſollte eine neue Anleitung zur Politik unſres Jahrhunderts mit ſpecieller Anwendung auf die Verhältniſſe der Gegenwart ſchreiben und dieſem Buche den Titel Talleyrand geben. Es könnte ſich darin die feinſte Menſchenbeobachtung und die bitterſte Satire ausſprechen. Ein ſolcher Codex der geheimen Umtriebe unſrer Zeit, der ariſtokratiſchen und demokratiſchen, der monarchiſchen und republikaniſchen, der Prieſter- und Laienſchliche könnte allen denen, welche das Meer der Oeffentlichkeit beſchiffen wollen, als ein warnender Pharus dienen, ſo daß die Betrügenden durch dieſe Offenbarung ihrer Kunſtgriffe ſelber die Betrogenen würden.

Wie würde wohl ein Schüler Talleyrands in London auftreten? Geſetzt, er iſt ein Franzoſe, er iſt gewandt, faſhionable, vermögend, mehr oder weniger abgenutzt, ein Diplo-

mat, der nicht blos die Stutzer ſeines Vaterlandes, ſondern auch die Stützen deſſelben repräſentiren will. Daß er Bälle gibt, daß er ſich im Umgange, wie man zu ſagen pflegt, als bon garçon zeigt, daß er von den Frauen bevorzugt wird und wenigſtens die weibliche Seite aller Parteien für ſich hat, das mögen die unerläßlichen Vorausbedingungen ſein. Fuchsjagden, Wettrennen, zerſchmetterte Cabriolets, todtgeſchoſſene Pferde, Hahnenkämpfe, davon braucht aber bei Talleyrand nicht die Rede zu ſein. Talleyrand wird nöthig haben, zuerſt das politiſche Leben Englands zu ſtudiren, er muß wiſſen, auf weſſen Seite ſich die Wage der Parteien neigt, er muß auf Majorität einen Werth legen der etwas größer iſt, als die Majorität der Deputirtenkammer. In Frankreich wechſeln oft die Miniſterien, ohne daß die Syſteme verändert werden; in England wechſeln nicht nur die Syſteme, ſondern eine ganz neue Partei mit neuen Prinzipien und Sympathieen erſetzt die geſtürzte alte. Muß nun Frankreich nicht Intereſſen haben, welche gegen England unter allen Parteiumſtänden ſich gleich bleiben; oder richtiger ausgedrückt: gibt es in Frankreich ein Intereſſe, das ſo gut den Whigs wie den Tories gegenüber aufrecht erhalten werden müßte? Allerdings! Das iſt die Selbſtſtändigkeit beider Nationen, das Handelsintereſſe, welches ſich niemals den Engländern anſchließen wird, Beziehungen zu der Schweiz, Deutſchland und Italien, Protektorat über Belgien, die Grenze Spaniens, Algier, die Türkei. Müſſen nun dieſe Intereſſen ſchroff gegen die engliſche Politik hingeſtellt und immer von dem einſeitigen franzöſiſchen Lichte beſchienen werden? Um's Himmelswillen nicht! Die Kunſt muß darin beſtehen, alle dieſe Fragen ſo zu wenden, daß England unwillkürlich an ihnen

mitintereſſirt iſt. Man muß England zwingen können, gegen ſeinen eigenen Vortheil auf der einen Seite in eine falſche Stellung zu kommen und auf der andern Seite ſich durch die Bundesgenoſſenſchaft Frankreichs doch gefördert zu ſehen. Suchen Sie alles aufzubieten, heißt die Talleyrand'ſche Inſtruktion, daß England nie außer Athem kommt; immer muß es im Feuer ſein, da nur der Unthätige ſich zu beſinnen Zeit hat und ehe er handelt, an Anfang, Mittel und Ende zu denken ſich Zeit nimmt, der Thätige hingegen nur daran denkt, den Augenblick zu gewinnen und wenigſtens die nächſten Schritte um ſich her klar und deutlich zu ſehen. Haben Sie England erſt ſo weit in Athem gebracht, daß es zwiſchen zwei Uebeln das größere oder kleinere wählen muß, ſo wird es ſich zwar immer gegen unſere Intereſſen zu verwahren ſuchen, aber ſich doch in einer Tretmühle befinden, welche nur dazu dient, jene Maſchine in Bewegung zu ſetzen, auf welche wir unſer Korn aufgeſchüttet haben. Das erſte und Hauptmittel, die franzöſiſchen Intereſſen in England zu wahren, iſt dies, ſie mit den zunächſt nicht gegen Frankreich gerichteten engliſchen zu kombiniren. England hat der Zielpunkte ſeiner Beſtrebungen vielleicht weniger als Frankreich, weil es durch ſeine Lage ſo unendlich begünſtigt iſt; allein auf jene Paſſagen, die es ſich ſchützen muß, darf es nicht blos mit dem Finger zeigen, ſondern muß die ganze Fauſt darauf legen. Jetzt iſt die franzöſiſche Politik die, all' den Stützpunkten, die England bedarf, um feſt auftreten zu können, in aller Stille franzöſiſche Intereſſen unterzuſchieben, ſo daß, wenn Englands ſtolzeſtes Linienſchiff mit vollen Segeln auf die Höhe einer noch ziemlich entlegenen Zukunft hinausfährt, Frankreichs kleine Schaluppe von ihm in's Schlepptau

mitgenommen wird. England iſt mit ſeiner franzöſiſchen Allianz auf die Zukunft bedacht, Frankreich dagegen weiß davon einen Vortheil für die Gegenwart zu ziehen. So war es in der orientaliſchen, ſo in der ſpaniſchen Frage. Die Talleyrandiſtiſche Politik geht immer darauf aus, den Bundesgenoſſen in's Feuer zu ſchicken, daß er die Kaſtanien herausholle und dem Andern dabei das Verbrennen der Finger erſpare. Frankreich miſche nur recht viel Bewunderung der engliſchen Politik und Staatsmänner in ſeine eignen Umtriebe, ſo werden dieſe letztern manchmal thöricht und eitel genug ſein, ſich von ihm dupiren zu laſſen. Der Bewunderung ſeiner großen Inſtitutionen, ſeiner faſhionablen Manieren widerſteht der Engländer nicht. Je mehr der Geſandte geizt, in die Klaſſe der Urkluſven aufgenommen zu werden, deſto enger zieht ſich das Band der Freundſchaft. Spielt er gar mit Lord Grey Schach oder trägt er eine Kravatte, von der man glauben könnte, daß ſie Lord Palmerſton eben abgelegt hat, weiß er ſeinen Ruſſenhaß weniger nach dem brandigen Moskau, als nach engliſchem Moſchus, der ſich vor dem Geruch der Ruſſen ſchützen will, duften zu machen, ſo hat er das Vorurtheil der engliſchen Ariſtokratie erobert und kann jenen, geſchichtlich genommen lächerlichen Satz, daß England und Frankreich natürliche Verbündete wären, wie kleine Münze fortwährend aus der Taſche werfen. Die Whigs überdies kirrt man mit der Deputirtenkammer und die Tories mit jenen Pairs, welche in Paris vornehmeres Blut beſitzen wollen, ohne daſſelbe vererben zu können. Um den Pöbel mit ſeinem radikalen Franzoſenhaſſe nicht durch das franzöſiſche Handelsſyſtem noch mehr aufzureizen, ſchickt man zuweilen einen Dupin oder ſonſt einen franzöſiſchen Dr. Bow-

ring, läßt ihn mit offenem Munde durch Englands Fabrikstädte laufen, die Maschinen und Eisenbahnen anstaunen und mit einer lauten Lobrede der englischen Volksgröße sich in Dover wieder einschiffen. Ist ein solcher Charlatan in Calais angekommen, so lacht er John Bull aus und hebt auch nicht einen einzigen der prohibitiven Ansätze seines Tarifes auf. Man schmeichle den Engländern, man verwirre sie in ihren eigenen Interessen, so wird man dahin kommen, daß sie sich zu einer Quadrupelallianz verstehen, die von Louis Philipp längst an Rußland verrathen ist, die von den französischen Ministern auf der Tribüne selbst lächerlich gemacht wird und die Engländer noch immer so zum Besten hat, daß diese nicht einmal wagen, offen die Wahrheit zu sagen und sich einer Verpflichtung zu entledigen, wo die Schmach einzig und allein nur auf ihrer Seite ist. So war wenigstens das Verhältniß Frankreichs zu England damals, als jenes bei diesem durch Talleyrand selbst vertreten wurde.

Weit zusammengesetzter ist die Diplomatie Rußlands. Rußland und überhaupt die nordischen Staaten wollen eben sowohl die Integrität ihrer abgesonderten Interessen erhalten, als auch jene conservativen Grundsätze, über welche ihre eigenen Staatsgebäude aufgeführt sind. Wenn wir oben sagten, daß die Diplomatie nach unten hin sich mit der Polizei verbindet, so ist es hauptsächlich Rußland und sein conservativer Anhang, wo die Gesandten nicht blos gegen die Regierung des Landes, wo sie beglaubigt sind, sondern auch gegen die Stimmung des Volkes eine beobachtende Stellung einnehmen müssen. Die Instruktion eines russischen Gesandten in Paris ist außerordentlich verwickelt. Er soll nicht nur jenes Gleichgewicht der allgemeinen europäischen Politik im

Auge haben, soll nicht nur den Frieden als erwünscht und den Krieg als keineswegs gefürchtet darstellen, nicht nur über den innern Parteigeiſt und die Fortſchritte der Demokratie ſeine ſchwarzen Regiſter führen, ſondern ſoll auch Rußlands moraliſche Stellung, den Grad ſeiner Kultur, die ſittliche Bildung der Moskowiter, die Aufklärungsbeſtrebungen der Regierung gegen die Anſtellung der polniſchen Flüchtlinge und das Gerücht überhaupt, welches Rußland außer dem Bereich der Civiliſation ſetzt, vertreten. Kann es eine feinere Rolle geben, als die, welche Pozzo di Borgo in Paris ſpielte? Selbſt Franzoſe, ſelbſt Republikaner, opferte er ſeine Geburt und Ueberzeugung einem Ehrgeize, der mit der Größe Napoleons wetteifern wollte. Er tritt in ruſſiſche Dienſte und ſchwingt ſich allmälig während des Krieges zum Diplomaten des Feldlagers auf. Er wird Günſtling und Hauptbeförderer jener politiſchen Vielſeitigkeit, welche ſich plötzlich der Staatsmänner Rußlands bemächtigte.

Rußland hat drei Schulen der auswärtigen Politik gehabt. Die erſte iſt die einſeitige der alten Bojarenpolitik, die Politik Pauls und ſeiner Gemahlin, die als Kaiſerin Mutter noch unter Alexander einen großen Wirkungskreis behauptete und die ruſſiſche Nationalität durch Abſonderung, nicht durch Vermiſchung mit dem übrigen Europa zu heben ſuchte. Dieſer Partei hielten die Sympathieen des aufgeklärten und menſchenfreundlichen Alexanders das Gegengewicht. Alexander ſuchte ſeinen Stolz darin, Rußland allmälig auf das Niveau jener Bildung zu bringen, welche die übrigen europäiſchen Staaten auszeichnet; Alexander gehörte urſprünglich jener Schule der politiſchen Aufklärung an, welche im vorigen Jahrhundert in Schweden, Oeſterreich, Rußland, Por-

tugal, Spanien und Savoyen das Licht der Aufklärung gegen den Zugwind der Ariſtokratie und Geiſtlichkeit zu ſchützen ſuchte. Alexander klagte, daß die Verkettung der Umſtände ihn zwang, gegen einen Helden Krieg zu führen, den er hochſchätzte. Die Freundſchaft, mit welcher Napoleon in Erfurt von Alexander begrüßt wurde, war keine erheuchelte. Sie beruhte, wenn nicht auf der Achtung vor dem Genie des Kaiſers, doch in jenem richtigen Blicke, mit welchem Alexander den Lauf der Ereigniſſe von der Revolution an zu beurtheilen wußte, auf jenem warnenden Kaſſandrablick, der es ſpäter für ein Unglück hielt, Frankreich wieder an die Schwäche der Bourbonen zu überliefern und der den erſten beſten General, einen Bernadotte, einen Moreau lieber an der Spitze der Franzoſen geſehen hätte, als den verhätſchelten Enkel des heiligen Ludwig. In Alexander lagen zwei Seelen, die eine wollte die Freiheit, die andere wollte Niemanden bei dem Siege derſelben verkürzen. Eine bekannte religiöſe Stimmung verknüpfte ſpäter beide Richtungen, ſo daß man ſich den Widerſpruch erklären kann, wie zur Ehre Gottes Rußland im Süden die Flammen der griechiſchen Empörung ſchürte und im Weſten zur Ehre Gottes dieſelbe Revolution bekämpfte.

Zu der alten Bojarenpolitik geſellte ſich eine zweite Tendenz, die von Neſſelrode repräſentirte verſchlagene Unterhandlung und diplomatiſche Schachſpielerei mit dem Weſten und die an den Namen Capo d'Iſtria ſich anſchließende Politik der Befreiung des Orients und der europäiſchen Türkei. Als dieſe Richtungen ſich zum erſtenmale in Bewegung ſetzten, gab ihnen nicht blos der Egoismus den Stoß, ſondern im Anfang in der That Ideen von Völkerwürde und Rechten

der Geſchichte, um welche ſich ein Heiligenſchein religiöſer Empfindungen zog; doch ſpäter erloſch dies glänzende Feuer in den Augen, dieſe jugendliche Röthe auf den Wangen der ruſſiſchen Diplomatie und es blieben nur zurück die Handgriffe einer Routine, welche ungemein vielen Esprit verräth, aber entſchieden nur auf die retardiren Intereſſen gegründet iſt. Der Graf Neſſelrode, der gegenwärtige Staatskanzler des ruſſiſchen Reiches, iſt der Schöpfer jener ruſſiſchen Diplomatie, welche durch den Contraſt in Erſtaunen ſetzt, wenn man ihre Feinheit und Gewandtheit mit dem Charakter und Bildungsgrade jenes Volkes vergleicht, deſſen Intereſſen ſie zu vertreten hat. In der That geht aus dem Kabinet von St. Petersburg eine Menge von klugen Wendungen, von Routine und Talleyrandiſtiſcher Nachahmung hervor. Neſſelrode ſchuf dieſe Diplomatie, indem er die von uns oben berührten halb bojariſchen, halb jacobiniſchen Extreme, in welche die ruſſiſche Politik hätte ausarten können, überflügelte und namentlich durch ſeine Berührungen mit dem Fürſten Metternich jenes Gleichgewichtes Herr zu werden ſuchte, welches die Diplomatie zu einer wechſelſeitigen Abwägung von mehr oder minder Klugheit gegen mehr oder minder Aufrichtigkeit macht. Die Schule Neſſelrode's zeichnet ſich durch ein Talent der Unterhandlung aus, zu welcher ſich der leidenſchaftliche Partikularismus der Bojarenpolitik niemals würde herbeigelaſſen haben. Es war nach dem Winter von 1812, wo Pozzo di Borgo in die ruſſiſche Diplomatie eintrat und bis auf die neueſte Zeit ein Verſteckenſpiel mit Frankreich zu unterhalten gewußt hat. Die erſte Bedingung dieſer Repräſentation war die vollkommene Gleichſtellung mit allen Vorzügen und Virtuoſitäten des franzöſiſchen Lebens. Pozzo

di Borgo kannte das Terrain, die Menſchen und die Verhältniſſe, und hat mit viel Begabung Rußlands Intereſſen gegen die Undankbarkeit der Reſtauration, gegen die Feindſeligkeit der Parteien, gegen die Julirevolution und die „Umtriebe“ der polniſchen Flüchtlinge zu vertreten gewußt. Pozzo di Borgo fiel, vielleicht weil er den Begriff der ruſſiſchen Diplomatie zu fein, vielleicht aber auch, weil er ihn zu formell aufgefaßt hatte. Pozzo di Borgo hatte ſich ſo weit in die pariſer Tagsdebatte eingelaſſen und dadurch Rußland in ſo nahe Berührung mit dem Gewirr der Parteien gebracht, daß ſich Petersburg nach Paris verſetzt glauben mußte, daß man beinahe hätte annehmen ſollen, in Paris exiſtirte eine vollkommen organiſirte ruſſiſche Politik und Journaliſtik. Es kam faſt bis zum Scandal. Rußland war immer im Vorgrunde, Rußland war eben ſo erhitzt, jähzornig, eilfertig, eben ſo paſſionirt für die kleine Intrigue, wie Thiers und die Tuilerien. Rußland beſticht, Rußland beſoldet, Rußland ſchreibt ſogar in pariſer Blättern; man mußte dies glauben, wenn man auch nur die Schatten des Gerüchts und die dabei handelnden Figuren nicht leibhaft ſah. Was ſollte man glauben: wurde Herr Löwe-Weimars, der plötzlich aus den kleinen Streitigkeiten der Journaliſtik nach Petersburg ging, um von dort eine beſſere Meinung über Rußland zu verbreiten, von ſeinem eignen Ehrgeize dorthin getrieben, oder wurde er von Thiers geſchickt oder wurde er von Neſſelrode verſchrieben? Dieſe franzöſiſchen Reiſen nach Rußland fingen ſo ehrenvoll für das bewußte Land an, fielen aber durch Güſtine ſo unvortheilhaft für Rußland aus, daß dieſer Verkehr, bei welchem Deutſchland bloß als eine armſelige Zwiſchenſtation betrachtet wurde, plötzlich abgebrochen iſt.

Seit Pozzo di Borgo's Quiescirung haben ſich überhaupt in der ruſſiſchen Politik einige Veränderungen ergeben, die deutlich zu Tage liegen. Die Politik dieſer großen Macht hat ſich, mit einem Worte zu ſagen, vereinfacht. Pozzo di Borgo's Vorliebe war es geweſen, zu trennen, zu verviel fachen und ſich zu weit hinaus zu wagen, hinaus ſelbſt in ein Feld, das man nicht betreten ſollte, wenn man nichts zu repräſentiren hat, als einen energiſchen, drohenden Willen. Pozzo di Borgo erfaßte Rußland mehr als eine Idee, denn als eine Wirklichkeit, welche er, der Paris nicht verließ, nur aus der Vorſtellung kannte. Dieſer Diplomat war vollkommen geeignet, die ſtumme Größe Rußlands in einer Zeit zu repräſentiren, wo die Autorität, welche in Frankreich herrſchen und ſich befeſtigen ſollte, ſo zahlloſen Intriguen, einer ſo unnützen zerſplitterten Anfechtung unterworfen war, wie wir dies an Louis Philipp in den erſten Zeiten ſeiner Regierung ſehen konnten. Später mochten dieſe verſchlagenen Andeutungen, daß Rußland heute dies wolle, morgen jenes zurückweiſe hier drohe, dort warne, dieſe eigenthümlichen kleinen Intriguen Pozzo di Borgo's wohl mehr Beziehungen zwiſchen Frankreich und Rußland erzeugen, als dem Kabinet von St. Petersburg erwünſcht war. Es iſt in der Politik, wie im Gebrauch der phyſiſchen Kraft; je mehr Concentration, deſto mehr Energie. Ein Fechter, der tänzelt und herumſpringt, ermüdet und muß dann alle ſeine Vortheile an den, welcher ſtill ſtand, wieder abtreten. So lange Pozzo di Borgo in Paris am Ruder war, konnte die franzöſiſche Preſſe mit Recht die Meinung verbreiten, daß ſich Rußland fortwährend damit beſchäftige, auf jeden ihrer kleinen Umtriebe, auf jede ihrer Verdächtigungen in allen Formaten zu achten.

Es scheint, daß sich die russische Diplomatie, so außerordentlich durch das Erscheinen des Portfolio kompromittirt, auf eine imposante Trägheit und ausschließliche Ueberwachung der orientalischen Angelegenheiten jetzt beschränken will. Sie verläßt sich auf den Schwerpunkt der Größe, welche sie repräsentirt: bekanntlich jenen eisernen Koloß, der auf thönernen Beinen steht.

Das System des Fürsten Metternich, übertragen auf die Berührung mit fremden Staaten, muß von einem großen Mißtrauen gegen alles geleitet werden, was vom Volke stammt; also nicht blos gegen den Parteigeist, der die Einheit mancher Staaten zersplittert, sondern auch gegen diese Staaten selbst, wenn sie auf das Princip der Volkssouverainität gegründet sind, gegen die königliche Prärogative, wenn diese vom Volke eingesetzt ist. Dennoch schließt diese unwandelbare Theorie der österreichischen Politik die Anerkennung der Geschichte und gewisser unwiderruflicher Thatsachen nicht aus. Oesterreichs auswärtige Stellung ist negativ, allein sie negirt die Revolution nicht, wo sie einmal ein fait accompli ist. Das ist der Unterschied der österreichischen Diplomatie von derjenigen, welche wir von andern autokratischen Staaten befolgt sehen, daß Oesterreich Thatsachen, welche sich in Europa geltend zu machen wußten, zuletzt anerkannte, daß Oesterreich zwar die Fortschritte der Revolution bekämpft, überall wo es kann, aber sich darum nicht abmüht, die Revolution selbst zu bekämpfen, ihr Princip, ihren Ursprung. Was will Fürst Metternich thun? Die Revolution ist einmal da, sie hat Terrain in unsern Gemüthern gewonnen, all' unsre Begriffe sind von ihr geschwängert; sie hat durch Napoleon selbst den meisten auto-

kratiſchen Staaten als Dünger zu einer neuen Umackerung gedient. Man verliert nur Zeit und Mühe, wenn man die Scherben des zertrümmerten Rieſenbildes wieder aufſuchen und tief in die Erde vergraben wollte. Was einmal da geweſen iſt, das bleibt, die Geſchichte thut nichts umſonſt, ſie wird ſich hüten, irgend eine ihrer großen Thaten, ja ſelbſt irgend eines ihrer großen Verbrechen preis zu geben und zu verleugnen. So dachte Oeſterreich damals auch, als es des Kampfes mit Napoleon müde ward und dem Kaiſer Franz das Opfer möglich war, dem corſiſchen Advocatenſohn ſeine Tochter zur Frau zu geben.

Der Zufall hat mich einmal gelegentlich mit jener öſterreichiſchen Diplomatie in Berührung gebracht, welche zwiſchen der höhern und der polizeilichen Beſtimmung derſelben in der Mitte liegt. Ich werde ſagen, was ich darüber gehört habe und was ich glaubte, darauf antworten zu müſſen. „Wir denken um keinen Preis daran, hieß es, die Richtungen, welche das Ausland nehmen will, nach unſerm Compaß zu lenken. Wir betrachten das engliſche Parlament als die organiſche Nothwendigkeit einer auf hiſtoriſchem Boden gewurzelten politiſchen Aufklärung. Wir ſehen die Deputirtenkammer in Frankreich, die Journale, die Nationalgarde zum größten Theil als ein Spielzeug an, welches den Leichtſinn der Franzoſen beſchäftigen muß, welches im Nothfall auch ſtark genug iſt, um nicht gleich durch bloßen Uebermuth zerbrochen zu werden, als Inſtitutionen, welche Vollkommenheit genug beſitzen, um nicht der Tadelſucht gänzlich zu verfallen, und auf der andern Seite Fehler genug, um dem unruhigen Neuerungstriebe jener Nation als ableitender Stoff entgegen zu kommen. Was läßt ſich gegen Spanien thun?

Es vertheidigt mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit alles dasjenige, wofür sich der Eigensinn dieses Landes einmal erklärt hat, und Europa kann froh sein, wenn nur auf der pyrenäischen Halbinsel wenigstens Ordnung und Humanität herrscht, mag sie nun von Don Carlos oder der Königin gehandhabt werden. Wir unterstützen den ersten, wendet man ein, wir schicken ihm über Triest bedeutende Summen; wir verweisen Don Miguel aus Italien nicht, wir nehmen die von der Volksrache gestürzten Könige in unsere Grenzen auf und lassen sie großmüthig bei uns sterben und mit Pomp in der Gruft unsrer Fürsten beisetzen. Das sind Dienstleistungen, denen wir uns nicht entziehen können, die einmal von den Anhängern der Reaction eben so bestimmt in Anspruch genommen werden, wie sich etwa politische Flüchtlinge nur an die geheimen Comitees zu wenden brauchen, um existiren oder irgendwo einen verzweifelten Schlag ausführen zu können. Wir retardiren, aber weder im Interesse der Vergangenheit noch der Zukunft, sondern einzig dem status quo zu Liebe. Wir verstehen unter Status quo nicht die gegenwärtig vor den Augen gebreitete Weltlage, sondern nur den bei der Flucht der Erscheinungen unbeweglich ruhenden Pol, die Einheit, die Sicherheit des Momentes, den man der Menschheit lassen muß, um zu athmen, der Gesellschaft, um fröhlich und guter Dinge zu sein, den Staaten, um ein gutes Beispiel zu nehmen und sich für das Bessere oder Schlechtere zu entscheiden, den Politikern endlich, um sich nach der Constellation der Umstände einzurichten und die Stellung einzunehmen, welche sie mitten in der Verwirrung glauben behaupten zu müssen. Wir wahren die Interessen der Conservativpartei nur deßhalb, um die Geschichte von

dem überstürzenden Fortschreiten abzuhalten. Ohne Gleic
gewicht des Für und Wider, ohne die Elasticität der Di
cussion und des Kampfes wird es keine Wahrheit, wird
keinen Sieg geben; wir sind gewohnt zu unterliegen,
selbst wenn wir siegen ist es nur, weil wir später das
desto mehr wieder abtreten müssen. Warum hat aber v
jeher unsere Politik sich an die Englands gehalten? W
in keinem Lande dem natürlichen Fortschritte der Aufkläru
so viel organische Hemmnisse gegenüberstehen, als do
weil kein Volk seine Gedanken durch so viel Siebe bring
muß, als das englische."

Der Eingeweihte, von dem ich spreche, fuhr fort: „Oest
reich ist weit mehr dazu aufgelegt, zu unterhandeln, als
streiten, zu vermitteln, als zu entzweien. Oesterreich will
Revolution nicht unterdrücken, sondern aufhalten, aufhalt
um jeden Preis aufhalten, und ergreift zu diesem Zweck
nur möglichen Mittel, die eigner und fremder Witz ihm
die Hand geben. Oesterreich kann, weil es das geistige Pr
cip im Lande nicht wie einen stolzen Baum sich ausbrei
und in dem majestätischen Bewußtsein seiner fruchtreic
Aeste sich wiegen läßt, nur über wenig Talent gebie
Oesterreich nimmt gern eine gewandte Feder in Sold,
unterscheidet sich Oesterreich in der Art, wie es eine so
Feder gewinnt, z. B. von Rußland, auf entgegengesetzte We
Rußland läßt sich aus Paris einen Journalisten komm
dieser tritt in Petersburg mit allen Tollheiten seines rom
tischen Glaubensbekenntnisses auf, spricht nur französisch,
leugnet nicht eine einzige seiner pariser Gewohnheiten, heira
eine reiche Erbin und kehrt nach Paris zurück, um ein B
über Petersburg und Moskau zu schreiben, das drei Mo

beſprochen wird und dann der Vergeſſenheit anheim fällt. Rußland hat beſoldete Schriftſteller in Paris, London, Frankfurt, in Athen. Sie waren nie in Rußland, ſie bekennen ſich nicht öffentlich für daſſelbe, ſie abſtrahiren nur ungefähr das ruſſiſche Intereſſe bei den verſchiedenen politiſchen Fragen, ſtehen ohne Controle und kaſſiren alle Quartale ihre Wechſel ein. Mit ſolchen Dienſten gibt ſich Oeſterreich nicht zufrieden, Oeſterreich verlangt eine entſchiedene Hingebung; es will nicht blos die Feder, ſondern den ganzen Menſchen, es will nicht blos ſeine Meinungen, ſondern auch ſein ganzes Leben für ſich gewinnen. Rußland weiß zu gut, daß jemand, der als griechiſch-getaufter Bojar ſeine Intereſſen im civiliſirten Europa vertreten will, von niemand würde angehört werden. Oeſterreich aber verlangt, daß ſeine offen für das Prinzip auftretenden Partiſane auf's Entſchiedenſte zur Fahne des Habsburgiſchen Hauſes ſchwören. Sie müſſen nicht den Anſchein haben, als wollten ſie vermitteln, ſondern ſollen den Gegenſatz mit der ganzen enthuſiaſtiſchen Schroffheit ausdrücken, welche ſogar manche ihrer Anhänger bewogen hat, das proteſtantiſche mit dem katholiſchen Glaubensbekenntniß zu wechſeln. Förmlich auf den Kopf muß ſich der Schriftſteller ſtellen, der öffentlich für Oeſterreich ſchreiben will. Gentz, Schlegel, Adam Müller, Jarke, Hurter ſind die Beiſpiele, die befolgen muß, wer öffentlich, in Amt und Würde, für Oeſterreich ſchreiben will. Oeſterreich iſt eiferſüchtig auf die richtige Beurtheilung ſeiner politiſchen Stellung. Es liebt von dem gewöhnlichen Dufte abſolutiſtiſcher Tendenzen befreit zu werden, und erfreut ſich auch größtentheils durch ein klug angelegtes im Schach Halten vorſtrebender literariſcher Köpfe und Parteimänner einer weit nachſichtigeren Be-

urtheilung als mancher andere Staat, der, freier Verfassungsformeln ermangelnd, doch in Kunst und Wissenschaft weit vor Oesterreich voraus ist. Glauben Sie, daß Oesterreich rachsüchtig ist, daß es die Revolution im Auslande mit büreaukratischer Beamtenstrenge bestraft wissen will? Ich könnte Ihnen Beispiele von Toleranz mittheilen, wenn sie nicht dem Horizonte der Politik, an welchen Sie gewöhnt sind, zu fern lägen und durch ihre Veranlassungen zu kleinlich wären."

Ich erwiederte darauf: „Ihre Enthüllungen sind für mich so neu, daß Sie mich schon darum entschuldigen müssen, wenn ich dagegen nach meiner Erfahrung des Alten einige Bedenken äußere. Ich glaube, daß der Staat, welchen Sie eben so beredt vertheidigt haben, es weit mehr vorzieht, die Revolution zu verwirren, ihre Glieder sich unter einander selbst bekämpfen zu lassen und dann der öffentlichen Meinung eine Moral vorzuhalten, die wohl noch etwas weiter zurückgeht, als bis zum Status quo. Es ist ein sehr verführerisches Wort: „Wir sind im Grunde so liberal wie ihr auch, wir wollen nicht Vernichtung, sondern nur Hinhaltung!" Welches ist zuletzt der Sinn dieser Erklärung? Daß wir nach wie vor Die bleiben, die wir sind. Es gibt für die Politik, welche Sie da geschildert haben, vielleicht keine größere Genugthuung, als wenn die gekirrten liberalen Parteianführer durch irgend ein öffentliches Zugeständniß an das so schön dargestellte System sich kompromittiren, wenn sie straucheln und nun weder bei den Einen noch bei den Andern Zuflucht finden. Die Machiavellismen gehen immer im Schwange; jeder benutzt seinen Vortheil, wo er ihn wahrnimmt; man kann sich auf keinem Gebiete wechselseitiges Vertrauen schenken, wo nicht eine Partei der andern entschiedene Concessionen macht.

Wehe denen, die ſich ſtatt auf Werke nur auf Worte verlaſſen!“

Noch ein charakteriſtiſches Kennzeichen der öſterreichiſchen Diplomatie will ich erwähnen. Die habsburgiſche Politik hatte von jeher etwas Katholiſches, d. h. ſie war ein weltlicher Katholizismus, eine weltliche Hierarchie. Die Diplomaten ſind die Mönche dieſer Hierarchie. Dieſer Vergleich, den wir auszuführen dem Leſer ſelbſt überlaſſen, iſt ſo zutreffend, daß ſelbſt das Cölibat bei einem öſterreichiſchen Diplomaten lieber geſehen wird, als ſeine Verheirathung. Dieſelben Gründe, die den Papſt bewegen, im Intereſſe der einigen Kirche dem Prieſter die Ehe zu unterſagen, haben auch bei der öſterreichiſchen Diplomatie dahin entſchieden, daß eine über ganz Europa verbreitete Kette von Garçons jene Abſonderung, ſchnelle Vereinbarkeit und Gleichgültigkeit gegen feſſelnde Lebensbedingungen befördert, die allerdings dem Weſen der öſterreichiſchen Diplomatie am vollkommenſten zu entſprechen ſcheint.

Genug davon! Steigen wir aus der Sphäre der bevollmächtigten Miniſter, außerordentlichen Geſandten, Chargés d'affaires u. ſ. w. zu einem Legationsſekretär des neunzehnten Jahrhunderts herab.

Es war vor zehn Jahren, daß mich eine verwickelte Angelegenheit zwang, die Behörden der .....ſchen Legation anzugehen. Es war dies eine kleine Reſidenzſtadt, weitläufig gebaut, aber dünn bevölkert, breite, lichte Straßen, wo die Menſchen ſo rar waren, wie die Straßenlaternen. Der Geſandte wohnte in einem neu angebauten Ende der Stadt. Ich finde endlich das Haus und erfahre, daß der Geſandte verreiſt iſt. Man weiſt mich an den in der Nähe wohnenden

Sekretär der Legation. Der Name deſſelben war ſo ſchwer und ſtolz, wie der jenes irländiſchen Pairs, welcher ſich rühmte, „mein Geſchlecht ſtammt in gerader Linie von Adam her.“ Ich erwartete, die Bekanntſchaft eines jungen, geiſtreichen Cavaliers zu machen, dem man noch einſt bei fortgeſetzter Carriere auf den höhern Staatsſtellen begegnen könnte. Obſchon das letztere gar nicht unwahrſcheinlich iſt, ſo bin ich doch von der erſtern Annahme auf eine horrible Weiſe enttäuſcht worden.

Ich betrat das Haus des jungen Diplomaten; ein wandernder Krämer mit Herren-Toilettenartikeln begegnete mir ſchon auf der Treppe, darauf eine alte Wäſcherin, die ein kleines ſaubergelegtes Briefchen trug. Auf dem Vorplatze balgten ſich Hunde, ein Bedienter, der ſich ſchnell erſt ſeine Livree überzog, um ein herrſchaftliches Anſehen zu erhalten, erwiederte mir, daß ſein Herr unwohl ſei, doch wolle er ihn fragen, ob ich vorkommen ſollte. Nach einer Weile erſchien er und erklärte, daß es dem Herrn Grafen eine „Ehre“ ſein würde. Dieſen traf ich denn auch in einem der entlegneren Zimmer. Ein blutjunger Mann, über und über blond, mit einer leiſen und fliegenden Röthe über dem zart geſchnittenen Geſicht. Ein Schatten auf der Oberlippe deutete an, daß ſich dort eine Mouſtache befinden ſollte. Was mir zunächſt auffiel, war die poſſierliche Tracht des jungen Mannes; er trug einen ganz dünn und enganliegenden weißen kurzen Rock, der kaum die Hälfte des obern Beines bedeckte; er war rings um die Taille herum in die ſauberſten Falten gelegt, die Beinkleider waren roth und ſo weitbauſchig, wie bei einem Koſaken. Dazu trug er gelbe Stiefel und um den Hals einen Shawl von blauer Farbe. Ich hätte glauben ſollen, mit einem Kunſt-

reiter zu sprechen. Von diplomatischen Verhältnissen hatte er vielleicht kaum so viel Kenntnisse, wie vom Reiten. Er konnte mir nicht den unbedeutendsten Aufschluß über die Angelegenheiten geben, über welche ich mit ihm sprach. Großer Gott! dachte ich, dieser junge Mann scheint freilich nur bei der Gesandtschaft attachirt zu sein, damit er sein Vermögen auf eine dem Staat nützliche und auswärts ehrenvolle Weise verzehrt. Allein er nistet sich doch in den Kombinationen der Staatsmänner als eine disponible Größe fest, gelangt zu einer höhern Stelle, lernt gewisse Routinen und kann am Ende noch einst dazu kommen, daß er für die Interessen eines ganzen Volks sorgen muß, derselbe junge Mann, welcher bis jetzt nur noch die Kunst versteht, Hunde zu dressiren und sich ein Kostüm zu erfinden, welches an Kunstreiter erinnert. Doch um die Legationssekretäre nicht zu beleidigen, muß ich hinzufügen: Es gibt hoffentlich Ausnahmen.

Wenn die gegenwärtigen Staaten einzig und allein auf solche Stützen gegründet wären, wie vorhin gezeichnet, dann, möchte man glauben, würden sie bald zusammensinken, allein so zäh ist die menschliche Natur, so vorhaltend ist das Gleichgewicht bei jenen alten Gebäuden, welche hier und da schon nachgeben und sich gesenkt haben, daß man den Staat immer noch durch Hülfsmomente zusammenzuhalten hofft, wenn man auch die ganze Maschinerie vom obersten Premierminister bis zum untersten Sheriff und Huissier durchschaut. Würden aufgeklärte Denker ein Gemeinwesen vertheidigen können, das in seiner Zusammensetzung, in den Trägern seiner Begriffe eine so buntscheckige und unzusammenhängende Organisation darstellt? Es vertheidigen können, wenn sich nicht über den Staat der Begriff festgesetzt hätte, daß er das nothwendige

Organ all unſres Lebens, unſrer geſellſchaftlichen Beziehungen, ja ſogar unſrer Wünſche und Hoffnungen iſt? Dieſe Ueberzeugungen von der Nothwendigkeit einer geregelten und konſtituirten Geſelligkeit ſchützt unſre Staaten noch vor der allzu ſchnellen Annäherung ihres jüngſten Tages und ſichert denen, welche bei den Formalitäten des Staates betheiligt ſind, die Muße, um für die nöthigen Fälle ſich einzurichten und ihr Haus zu beſtellen. Die Staaten werden bleiben, die Fürſten werden mit Pietät behandelt werden, allein die Maſchine ſelbſt könnte mancherlei Reparaturen bedürftig ſein. Vor allen Dingen muß die Intelligenz wieder in die Regierungen ſo aufgenommen werden, wie ſie es eine Zeitlang allein waren, welche die Intelligenz förderten und aufrecht erhielten. Die Regierungen müſſen verſuchen, ſich von der blos juriſtiſchen und ſtaatsrechtlichen Einſeitigkeit zu befreien, nach welcher ſie ſich gegenwärtig in der Geſchichte geltend machen; ſie müſſen ſich von den unglücklichen Folgen jenes Satzes: daß alle Fragen der Humanität beſſer gedeihen, je weniger ſie von den Regierungen abhängen, losſagen. Denn wohin führt dieſer liberale Satz, wohin führt die Unbeholfenheit, mit welcher jeder einzelne ſich ſelbſt überlaſſene Zweig der Humanität ſich entwickeln will? Zu nichts anderm, als dazu, daß man eingeſtehen muß: die Regierungen haben die Intelligenz nicht mehr für ſich, ſie ſind nicht mehr nothwendig für unſere Religion, Moral, Kunſt und Wiſſenſchaft.

Es iſt eine ganz eitle Selbſttäuſchung, wenn die Regierungen glauben, daß ſie jeder freien Thätigkeit in wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Gebieten nur Sonnenſchein und Schutz geben und es würde eben dieſe Thätigkeit in dem Grade gefördert, als ſich der Staat von ihr entferne. Dieſer

Satz ſchließt eine Wahrheit in ſich, die nämlich, daß der Staat keine Syſteme begünſtigen und keine ſchwankenden Meinungen zum Geſetze machen ſoll; allein um dies Ziel zu erreichen, darum dies gänzliche Zurückziehen auf bloß polizeiliche und juriſtiſche Adminiſtration; darum dieſe Kühle und Entfremdung gegen Alles, was in der Geſchichte des Jahrhunderts weit mehr wiegt, als eine diplomatiſche Note, als ein gutes Geſetz über den Runkelrübenzucker? Wahrlich es ſteht zu fürchten, daß die Lauheit der freien Geiſter gegen die politiſche Welt ſich aller Derjenigen bemächtigen könnte, welche die Regierungen ſich zugewandt ſehen müſſen, weil ſie ſonſt wirklich in die Verlegenheit kämen, nur noch als Nebenſache dazuſtehen.

Unſre Zeit wird als revolutionär geſchildert. Ich habe dieſes Merkmal oben ſchon beſtritten oder es wenigſtens auf eine Beſtimmung zurückgeführt, die nicht ſo gefahrdrohend iſt. Ich glaube weit mehr, die Tendenz unſrer Zeit liegt in jener Ideenverbindung, die hier ſo eben angeregt wurde. Warum konſpirirt man gegen den Staat? Nicht um ihn zu verändern, nicht um die alten Eigennamen in den Staatsämtern mit den neuen zu vertauſchen, ſondern weil man durch das Nachdenken große, erhabene Ideen gefunden hat, die man durch die laufende Staatsform und Verwaltung nicht mehr realiſiren zu können glaubt. Es iſt hier nicht die abſolute Poſition oder die abſolute Negation, ſondern etwas Drittes, das beachtet werden will. Um dieſes Dritte ſeid beſorgt, Staatsmänner, nicht um Revolution, Reaction, nicht um Torymus oder Whiggismus, nicht um euch oder die Andern, ſondern um jene von der Geſchichte, dem Nachdenken über Zeit, Verhältniſſe und Menſchen leicht abſtrahirten

Thatſachen, welche endlich doch die Faktoren und Coefficienten der Geſchichte ſein werden! Da ſind Fragen der Moral und Religion, da ſind glühende Ideale im Haupte der Dichter und Künſtler; da iſt eine kleine philoſophiſche Schule, die ſo gefährlich wirken kann, weil ſie ſich nicht entfaltet, weil nur einzelne ihrer Sätze mißverſtanden und entſtellt unter das Volk kommen; da grollt in der Stille eine wichtige Entdeckung in der Wiſſenſchaft, die ſelbſt wieder entdeckt werden muß; da gährt der Kampf alter Vorurtheile mit neuen Schwärmereien — ja, wenn die Staaten ſich erhalten wollen, dann haben ſie nöthig, allen dieſen Beziehungen eine Seite zuzuwenden, ſie in das innere Staatsleben einzuſaugen, ſie mit dem Blut der Adminiſtration und der Oeffentlichkeit ſelbſt zu vermiſchen. Man glaubt Wunder, welches Zugeſtändniß man dem Zeitgeiſte gibt, daß nur dem *Verdienſte* im Staate der Vorzug gebühren ſolle. Ach! dieſen Satz hat man ſchon im achtzehnten Jahrhundert gepredigt; er umfaßt vielleicht ſo viel, als man gebraucht hätte, um die franzöſiſche Revolution zu vermeiden, aber bei weitem nicht genug, um jene Auflöſung aller von der Tradition überlieferten Beziehungen, die, wenn wir in begonnener Weiſe fortfahren, eintreten muß, zu hintertreiben. Daß nur das Verdienſt begränzt werde, genügt nicht; auch die Auszeichnungen des Verdienſtes bilden eine Ariſtokratie. Darin liegt es, daß man einem Jedem Mittel an die Hand und Raum gebe, ſich ſo verdient zu *machen*, als ſein Ehrgeiz darnach glüht und die Kraft dafür da iſt. Enthuſiasmus muß geboren werden, Freude am Daſein, jugendlicher Anflug in allem, was unternommen wird. Der Staat ſoll den ganzen Menſchen erfüllen. Er ſoll nicht blos einen Theil von ihm ſchützen und die übrigen

Theile ſich ſelbſt überlaſſen. Der Staat ſoll das organiſche Leben der Nationen und gleichſam die Crême aller unſrer moraliſchen Gährungen werden. Denkt euch ein Volk, das eine reizende Natur, alle Güter des Herzens und der Philoſophie genöſſe; könnt ihr euch noch einen Augenblick dieſe Nation denken, wie ſie von einer alten, unſchönen, ſtaubigen, gepuderten Büreaukratie könnte regiert werden? Das ſcheint mir das Streben unſrer und der kommenden Jahrhunderte, daß wir das roſige Morgenlicht beſſerer Jahrhunderte in Sitte, Moral, Glauben ſchon auf unſre Stirn leuchten ſehen und nur darnach ſchmachten, auch euch, ihr Repräſentanten des Krämergeiſtes, ihr erbgeſeſſenen Pairs, ihr perückenumwallten Oberrichter, ihr ſcharlachrothen Huiſſiers, ihr verdrießlichen Fürſten endlich und mistrauiſchen Staatsmänner aller Staaten in den frohlockenden, Fluß der großen mit uns vorgehenden, Metamorphoſe hineinzuziehen. Wir denken nicht daran, uns euch gleich zu machen, ſondern bieten euch im Gegentheil nur an, daß ihr euch gleich machet — uns.

## VIII.

# Die Erziehung.

Wir sind allmälig, was den Faden unsrer Betrachtungen betrifft, aus der materiellen Sphäre in die moralische gestiegen. Unserm früher entworfenen Plane gemäß sollen jetzt die Beziehungen, welche sich an die menschliche Seele anknüpfen, die zweite Reihe unsrer Unterhaltungen bilden. Erziehung, Sitte und Moral werden uns in den folgenden Kapiteln beschäftigen, eine Reihe von Gedankenvariationen, welche zwischen der Materie und der Reflexion die Mitte halten und das menschliche Gemüth zum Grundthema haben.

Die meisten Gemeinplätze finden sich in den Erziehungstheorieen; die unbeholfensten Geister nehmen einen Schein von praktischem Talente an, wenn sie über Erziehung sprechen. Wären wir über diesen Gegenstand nur erst in die Nähe jenes Ziels gekommen, welches das achtzehnte Jahrhundert deutlich genug vorgezeichnet hat! Der Humanitätsenthusiasmus jener Zeit war hauptsächlich auf ein verbessertes und veredeltes System der Erziehung begründet; was

jene Geiſter, welche die Strahlenkrone des vorigen Jahrhunderts bilden und die ihm ſeinen eigenthümlichen Glanz gaben, über Menſchenerziehung geſagt haben, hat ſo viel guten Grund, daß wir ſchwerlich früher über den Gegenſtand etwas Neues aufſtellen dürfen, ehe wir nicht ihre Vorſchriften vollſtändig erfüllt zu haben uns rühmen können. Wie wir überhaupt nur für die Ideen des vorigen Jahrhunderts in unſrer Zeit die Anwendung, für die alten Ideenklingen die neuen praktiſchen Stiele-und Griffe ſuchen, ſo haben wir auch die Erziehungstheorieen jener Zeit jetzt durch beſſere Schuleinrichtungen zu verwirklichen geſucht; allein neue Wahrheiten über das Verhältniß des Kindes zu ſeinen Eltern und zu ſeiner eignen Zukunft können nicht entdeckt werden. Wie ſollte dies auch, da die öffentlichen Thatſachen wahrlich nicht von der Art ſind, daß ſie die einfache ſchöne Lehre von der Menſchenwürde, welche der Philoſophie des vorigen Jahrhunderts zum Grunde liegt, hätten erſetzen können. Welche neuen geſchichtlichen Ergebniſſe haben wir gewonnen, um daran die Schößlinge der Erziehung aufzuranken? Wir hörten Begebenheiten über unſern Häuptern wegrauſchen, wir ſahen Charaktere, welche die Fahne ergriffen und, die Bruſt den Kugeln der Feinde zugewandt, in die Breſche ſtiegen; wir folgten ſelbſt nach, begeiſtert für irgend ein Symbol, für eine Farbe, ein Loſungswort. Allein noch iſt unſre Philoſophie nicht zu der Grauſamkeit geſteigert, daß wir von der Jugend nunmehr blos verlangten, ſie müſſe erzogen werden, nur noch um Sklaven der Begebenheiten, Zielpunkte der feindlichen Kugeln, bloße Echo's der Parteimeinungen zu werden. Nein, was wir Würdiges und Hohes über die Menſchheit glauben, das iſt noch immer nicht verſchieden von jenem Begriffe der Hu-

manität, welcher das Ideal der klaren und hochherzigen Denkart des vorigen Jahrhunderts war. Menſchen zu bilden, iſt noch immer das Loſungswort, nur daß die alte Zeit geſtattete, ſich menſchlich zu bewähren im Frieden, die neue Zeit aber verlangt, den Menſchen zu entfalten ſelbſt in dem Sturm unſrer, durch ſo mannigfache Umſtände hervorgerufenen und in ſteter Nahrung erhaltenen Kämpfe. Möge es daher dem Miſch- und Detailcharakter unſrer Zeit nicht unangemeſſen erſcheinen, wenn ich mein Kapitel über die Erziehung ſtatt mit Maximen, lieber mit Portraits beginne. Ich will aus meiner Bekanntſchaft mehrere Individuen hervorgreifen, welche uns beſſer als Raiſonnement die gegenwärtige Lage unſres Erziehungsweſens werden vergegenwärtigen können. Ich beginne mit Magiſter Schlehſack.

Magiſter Schlehſack iſt der Sohn eines Webers und lernte das Handwerk ſeines Vaters. Er ſelbſt pflegte zwar zu ſagen, er hätte es lernen müſſen; allein ſein Vater hatte ganz recht, wenn er ſagte, er hätte auch etwas anderes kaum lernen können. Peter Schlehſacks Vater hielt es mit einer Methodiſtengemeinde. Er beſuchte die Abendzirkel derſelben und ſang dabei einen ſehr unreinen, aber doch in Gott freudigen Tenor. Peter Schlehſack, der Sohn, erbte die Neigung ſeines Vaters und bekam bald jene den Pietiſten eigenthümliche fixe Idee, daß ſie ſich zu irgend einem großen Zwecke vom heiligen Geiſte getrieben glauben. Peter hatte nächtlich ſeine Viſionen, er ſah ſich auf der Kanzel predigend und lehrend, im ſchwarzen Leibrock mit der Perrücke; er behauptete, daß ihn der Herr triebe, ſein Kreuz zu predigen. Als Weber ſchlug Peter nicht ein; der Einſchlag mißglückte, er verwirrte die Garnfäden ſeiner Stuhlmaſchine, er war zu

nichts nütze und verdiente die Ohrfeigen seines Vaters mit Recht. Endlich offenbarte sich Peter einem Geistlichen und erklärte, daß er studiren müsse. Dieser zog einen frommen Kapitalisten zu Rathe und es ergab sich eine kleine Summe, um Peter Schlehsack studiren zu lassen. Er beginnt mit Latein, es setzt sich der alte Bursch unter die kleinen Rangen, die ihn an Klarheit der Auffassung und Gedächtnißkraft bei weitem übertreffen. Mit Mühe steigt er aus der untersten Klasse einige Stufen höher. Es ist die Bewegung eines Faulthiers, das zwar recht fleißig ist, aber die Zeit längst verpaßt hat, wo man etwas lernen kann. Ich sehe Peter Schlehsack vor mir, wie er, der alte Backenbart, eine Eule unter den Sperlingen sitzt und verspottet und geneckt wird. Sie binden seinen Fuß heimlich an eine Bank an, so daß der Fromme, wenn er aufsteht, fallen muß. Sie nehmen ihm seine Ausarbeitungen fort, um ihn den Bestrafungen der Lehrer auszusetzen und sich zu weiden an den Betheurungen seiner Unschuld. Wenn der Lehrer der Klasse eine schwierige Frage vorlegt, die niemand zu beantworten weiß, am wenigsten Peter Schlehsack, so erhebt sich plötzlich eine Stimme und sagt: „Schlehsack weiß es," oder es heißt, „Schlehsack will etwas sagen," wobei die zornige Art, wie er hierüber seine Entrüstung ausspricht, es sogar noch dahin bringt, daß er für den Andern bestraft wird. Eines Tages soll Schlehsack eine Rede halten; der Lehrer schmeichelt sich, irgend einen guten künftigen Kanzelredner zu entdecken und gibt zur Uebung ein allgemeines Thema über den Aberglauben. Wer sollte mehr Beruf haben, sich hören zu lassen, als der alte Bruder, der, um einst Pfarrer zu werden, sich hier mit Griechisch und Latein quält? Er betritt den

Katheder und beginnt mit lispelnder Stimme und gen Himmel gerichteten Augen: „Als — Gott — dem — Menschen — seinen lebendigen Odem in die Nase blies . . . .“ Dieser Anfang erregte allgemeines Gelächter; der Lehrer, um seine eigene Neigung der Lachmuskeln zu verbergen, verlangte das Manuscript der Rede und ersah daraus, daß Peter Schlehsack, um über den Aberglauben zu reden, die ganze Schöpfungsgeschichte des Menschen erzählt hatte. Schlehsack mußte abtreten und kam sich in diesem Augenblicke wie Luther vor, dem ein Concilium den Vortrag seiner Lehrmeinungen untersagte. Seit dieser verunglückten maidspeach machte Schlehsack auffallende Rückschritte; er konnte bei keiner Versetzung mehr flott werden, blieb mehrere Jahre in jener Klasse, wo er seine berühmte Rede über den Aberglauben hatte halten wollen und verlor zuletzt die Unterstützung jener frommen Herren, welche gehofft hatten, aus diesem Klotz einen Stab für Israel zu schnitzen. Er verließ die Schule, weil man seine Fähigkeit zu gering achtete, um sie ihm unentgeltlich zu gestatten. Sein Vater machte ihm schon wieder den Sitz am Webstuhle zurecht. Doch nun erklärte er, wenn auch nicht Prediger, doch *wenigstens* Lehrer werden zu wollen. Nach jahrelangem Bemühen hat er es endlich dahin gebracht, daß er die Leitung einer kleinen Landschule erhielt, deren Ertrag kaum hinreicht, ihn vor dem Hunger zu schützen. Ist es gut, daß es meistentheils *verfehlte* Lebenswege sind, die am Ziel der Jugenderziehung ankommen?

Eine andere Figur unter den Volkslehrern spielt jener junge Mann, der eines Morgens zu Fuß in das kleine Städtchen tritt, welches der Sitz eines Schulmeisterkollegiums ist. Auch er hat, wie der Sultan außer dem Schulregiment,

welches er erſt erlernen will, ſchon etwas anderes gelernt, nämlich ein Handwerk. Er iſt das, was ſein Vater iſt, nämlich Schneider, und will das werden, was ſein Vater ebenfalls iſt, nämlich Schulmeiſter. Auf dem Lande pflegen dieſe beiden Handthierungen nicht ſelten noch jetzt verknüpft zu ſein. Die Löcher, welche ſich die Kinder auf den Bänken der Schule in ihren Kleidern reißen, können auch in der Schule wieder zugenäht werden. Die Einkleidung des Geiſtes und des Körpers geht von einer und derſelben Kunſtfertigkeit aus. Der Sohn wird einſt vom Vater die Elle, welche auch zugleich der Schulbakel iſt, erben. Er verläßt auf einige Jahre das väterliche Haus, um zu lernen, wie viel Reiche in der Natur es gibt, wie vielerlei Fiſche in der Saale hauſen, in welchem Jahre Julius Cäſar geſtorben iſt und wie man ein geſchickter und beſorgter Bienenzüchter wird. Dieſe Leute müſſen außerordentlich viel Eigenſchaften in ſich vereinigen. Ja es wird von ihnen nicht allein verlangt, daß ſie im Choral ſingen, ſondern daß ſie auch die Geige dazu ſpielen. Seitdem das Cumuliren der Aemter ſo eingeriſſen iſt, übernehmen die Schulmeiſter auch die Dienſte der Kirche und müſſen ſich des Orgelſpiels befleißigen. Kurz wenn dieſe Leute ſpäter ein gewiſſes närriſches und übergeſchnapptes Weſen bekommen, ſo liegt die Schuld davon nur in der Fülle von Gegenſtänden, mit welchen man ihre geringe Faſſungskraft überladen hat. Ich habe noch immer gefunden, daß Männer, welche mehr lernten als wozu ſie die Weihe, den Beruf und faſt die Kraft hatten, ein abgeſchmacktes Weſen annehmen. Man wird es zum Beiſpiel immer finden bei dem ſogenannten Commis voyageur, bei Kellnern, welche mit Anſtrengung ſich die Kenntniß einer fremden Sprache

angeeignet haben. Sie sind fortwährend in einem ekstatischen Zustande. Sie verlernen fast ihre Muttersprache und fangen an, wie gebrochen zu sprechen; sie übersetzen gleichsam, was sie in ihrer Muttersprache sagen wollen, erst aus der angelernten fremden Sprache. Es wird partieller Wahnsinn, krampfhafte Ueberbildung. Der menschliche Geist hat seine Gesetze und Stufen, er ist so organisirt, daß man seine Mittelglieder nicht überspringen darf. Schnell und krampfhaft zusammengeraffte Kenntnisse, welchen man keine Unterlage geben kann, sondern die man mit den Sporen der fürchterlichsten Anstrengung in sein Gedächtniß einhackt, werfen das Gleichgewicht der Maschine um und machen, daß in dieser Art gebildete Leute oft wirklichen Narren ähnlich sind.

Die Pedanten stehen in unserer Zeit einsamer als früher, wo es noch an öffentlichen Thatsachen fehlte und die Philosophie noch mehr in alterthümlichen und scholastischen Formen befangen war. Um so mehr fällt jetzt eine Erscheinung wie die des Dr. Titus Pomponius Sylbenstecher auf. In Deutschland's Schulen spricht man weit mehr von der alten Grammatik, als von der Philosophie, Moral und Staatsweisheit des Alterthums. Man entläßt die Zöglinge auf die Akademie mit der Phrase, wir haben in euch den Grund der Humanität gepflanzt .... und hat ihnen doch nichts anders in das Gedächtniß geprägt, als z. B. eine ellenlange Reihe von Zeitwörtern, die ihre zukünftige Zeit in der handelnden Form passivisch bilden oder ähnliche große Wahrheiten über die Partikelwelt, die man auf dem stürmischen Meere der allgemeinen Zeitgeschichte und seiner speciellen Existenz brauchen soll als Schwimmblase, Rettungsboot oder wozu die Wissenschaften doch sonst in der Verlegenheit uns dienen

müßten. Dr. Titus Pomponius Sylbenſtecher iſt der Sohn armer Eltern und fand durch Protektion die Mittel, um ſtudiren zu können, wenigſtens theilweiſe, denn ſie würden doch nicht hinreichend geweſen ſein, wenn er nicht durch Lektionen, die er ſchon früh gab, die, welche er ſelbſt noch brauchte, gedeckt hätte. Es war niemals ein freier Blick, mit welchem Titus in die geöffneten Pforten des Alterthums trat. Die großen mit Epheu und Lorbeer umwundenen Pforten deſſelben waren ihm zu vornehm und ſtolz, er ſchlich wie ein Bettler ſich um die Mauer herum, kletterte über die antiken Trümmer und Schutthaufen, er ſtahl ſich in jene große Welt, die dahingegangen, und machte ſich ſelbſt an dem Göttermahle der klaſſiſchen Vorwelt zu einem ungebet'nen Gaſt, der unter den Tiſch gehört und welchen man bei römiſchen Schmäuſen Schatten nannte. So iſt bei Titus Pomponius in Haltung und Geberde nicht ein Schimmer von jenem Sternenlichte der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, die uns aus der Nacht der Vergangenheit zuleuchten, ſichtbar; ſeine Geſtalt iſt gebückt, ſein Auge matt, ſein Geſicht voll Runzeln, ſein Athem iſt kurz und beſitzt jene Eigenſchaft, vor welcher Caſca in Shakſpeares Julius Cäſar eine Ohnmacht befürchtete; er iſt ein Bettler auf den Trümmern, wo man nur König ſein ſollte, begibt ſich auch ſelbſt aller Anſprüche auf ältere und erwachſene Leute, nur der Jugend gegenüber verwandelt er ſeine Krücke in einen Scepter und bläut ihr mit jenen Knochen, die er vom Göttermahle erhaſchte, nicht das, was Jupiter iſt, ſondern den Dialekt ein, in welchem er zu den Griechen geſprochen hat. Die liebe Jugend! Ihr gegenüber wird jeder unterſte Tempeldiener zum Propheten, ſie begreift am wenigſten, daß dasjenige, was ihr ein Dr. Titus Pomponius mit

der hektiſchen Strenge einzuprägen ſucht, ſein ganzer Reichthum iſt, ſein erſtes und zweites Glied, ſeine Avant- und Arrieregarde. Den eigentlichen Pedanten characteriſirt der unerſchütterliche Ernſt, mit dem er unter ſeinen Zöglingen waltet und ſich gleichſam mit der Thorheit derſelben identificirt hat. Wenn ich mit Dr. Titus Pomponius ſpreche, ſo duckt er die Augen, kriecht und iſt verlegen; ſo wie er aber in ſeine Schule tritt, ſchnellen ſich alle ſchlottrigen Glieder ſeines Weſens empor; jezt trägt er den Kopf hoch, er hört nur ſich ſelbſt, er hat fünfzig lernbegierige Bewunderer um ſich her; er ſchwelgt in der, eigentlich ſtaatsgefährlichen Wolluſt, ſeine Thorheiten von allen dieſen Kindern als Vernunft anerkannt zu ſehen, nachgeahmt, gebilligt, angeſtaunt. Die Jugend iſt wie nachgiebiges Wachs, das alles vorſtellt, was man daraus formen will. Die gröſten Weiſen und gröſten Narren haben ſich an ſie gewandt, weil ſie weder präſt noch widerſpricht. Wenn Sokrates, wenn Rouſſeau dieß thaten, ſo iſt der Eindruck rührend; man ſieht, daß nur die Verdorbenheit der Erwachſenen ſie von ihnen fortſchreckte. Allein nun denke man ſich eine ungewaſchene und ungekämmte Natur, einen Narren mit den häßlichſten Manieren, die man ſich in Betreff des Naſenputzens und Ausſpeiens nur angewöhnt haben kann; man denke ſich Dr. Titus Pomponius Gylbenſtecher mit ſeiner Vorliebe für ſchweinsleverne Einbände, mit den Fettflecken auf ſeiner Weſte und der Zettelweisheit ſeines Gedächtniſſes. Um dieſe obſolete Natur reiht ſich die Jugend als ein Muſter, als einen Tyrannen, ja ſogar, da das kindliche Herz rein und edel iſt, als einen Gegenſtand liebevoller Verehrung, die Knaben erhalten von der Wiſſenſchaft dürre und blutloſe Begriffe; wenn ſie fort-

ſchritte machen ſollen, müſſen ſie erſt in eine ganz neue Welt verſetzt werden.

Daß man das Alterthum als Bildungsmittel ſo vielfach angegriffen hat, rührt hauptſächlich nur von dem Pedantismus derjenigen her, welche die Kenner und Lehrer deſſelben ſind. Es iſt verzeihlich, aber durchaus nicht zu billigen, daß man das Alterthum als Inhalt mit der Form verwechſelte, in welcher uns daſſelbe geboten wird. Ich habe auf der Schule Plato, Demoſthenes und Tacitus geleſen; allein nur den letztern verſtand ich völlig, den erſteren zum Theil, den mittleren gar nicht. An wem lag die Schuld? Nicht an der Auswahl des Schriftſtellers, nicht an meiner Faſſungskraft, ſondern an dem Unterricht jenes Lehrers, der ſie ſo ſchlecht zu erklären wußte. „Faſt alle Lehrer, erzählte mir ein Freund, durch deren Hand ich ging (und Jedermann ſollte ohne Rückſicht ſolche Selbſtgeſtändniſſe machen, damit die Verſtändigung über klaſſiſche Erziehungsmethode beſchleunigt wird), waren eingefleiſchte Philologen, nur der erſte von ihnen, der Rektor des Collegs, beſaß eine gewiſſe univerſelle Bildung, kannte die Dichter der Nation und ſchrieb in ſeiner Mutterſprache ſelbſt einen Styl, der, wenn auch nicht ſchön und melodiſch, doch nach guten Muſtern gebildet war. Dieſer las die Reden gegen den Verres mit uns und zwar ziemlich kurſoriſch. Er hatte dabei nicht die Antiquitäten als Hauptgeſichtspunkt, allerdings auch nicht blos die formelle Grammatik, ſondern nur den Styl im Auge. Wäre Cicero in ſeinen langen Perioden weniger klar, als er es iſt, ſo würden uns, was auch dieſen Lehrer anbetrifft, die Verriniſchen Reden ihrem wahren Inhalte nach ein verſchloſſenes Buch geblieben ſein. Ein Anderer las den Horaz und in einer andern Stunde den

Sophokles. Dieſer glaubte, die alten Dichter hätten nur gelebt und geſungen ihrer Metra wegen. Eine Horaziſche Ode uns in ihrem Verfolg zu analyſiren oder den Chor einer Tragödie auf einfache, vor den Augen ſich ſchematiſirende Grundgedanken zurückzuführen, verſtand er nicht; den Reſt von Muße, den uns die Metrik ließ, verbrauchte die Grammatik und die Mythologie. Es war immer ein wüſtes Chaos, was uns vor Augen ſchwebte und das uns dunkel blieb, ſelbſt wenn wir es ganz leidlich überſetzen konnten. Rekapitulationen des Inhalts und Zuſammenhangs kamen nie vor; beim ſechsten und ſiebenten Verſe hatten wir ſchon wieder vergeſſen, was im zweiten und dritten geſagt war. Den Plato erklärte uns ein junger Mann, der kränklich war, aber, was unter Philologen ſo ſelten iſt, gern den Faſhionable ſpielte. Er ritt ſeiner ſchwachen Bruſt wegen und kam faſt immer mit Sporen in die Klaſſe. Dieſer etwas frauenzimmerliche Gentleman beſaß gediegene Kenntniſſe, aber wiederum nur formelle. Er hatte ſich ein gewiſſes Feld von Bemerkungen abgeſteckt und jagte gern nach Anakoluthieen, rhetoriſchen Figuren, regulären Ausnahmen von den irregulären Regeln und dergleichen. Ja er beſaß ſogar die Eitelkeit oder vielmehr Entſagung, da er ſie doch hätte beſſer benutzen können, uns die Stunde hindurch aus ſeinen Studienbüchern Parallelſtellen zu diktiren, die zu vergleichen mir und keinem meiner Mitſchüler jemals eingefallen iſt. Von der kunſtvollen Anlegung eines platoniſchen Dialogs bekamen wir wenig Einſicht; er erklärte wohl das Einzelne aber nicht das Ganze; unſer Gedächtniß nahm er nur in Anſpruch für die Anknüpfungen, die er an Plato machte, für Plato ſelbſt am wenigſten. Nur ein Lehrer ſchien von der hohen Bedeutung

seines Berufes ergriffen zu sein. Er war nur eine kurze Zeit an dem Colleg beschäftigt und hatte, wie man sagte, mancherlei Schicksale erlebt. Er hatte sich lange Zeit mit der Bildung junger Männer für den Elementarunterricht beschäftigt, verlor diese Stellung durch ungerechte Beschuldigungen und erklärte intermistisch auf unserm Colleg den Tacitus. Seine Haltung war streng und ernst; alles, was er sprach, hatte die gewählteste Form. Er strebte so sehr nach rhetorischer Abrundung, daß wir Schüler in muthwilligen Stunden sein Pathos persiflirten. Dieß hinderte aber nicht, daß uns seine Erklärung des Tacitus mächtig anzog. Man sah, daß er die verhaltene Leidenschaft des großen Römers zu ergründen wußte! Seine Erklärung war zwar kritisch und philologisch; allein sie hatte immer nur den Zweck, das dem Sinn Angemessene und mit dem Charakter des Tacitus Uebereinstimmende hervorzuheben. Vieles verstand man nicht, weil der jugendliche Sinn noch nicht reif genug war, um die Schliche der Tyrannei und die Irrsale der menschlichen Natur zu durchschauen; allein man erhielt doch von dem, was noch dunkel blieb, schon die Ahnung seiner hohen Bedeutung. Dieser Unterricht hat gemacht, daß, wenn ich gegenwärtig mich noch mit dem Alterthume beschäftige, ich am liebsten auf Tacitus zurückkomme. Ich beklage dabei immer, daß mir besonders Demosthenes ganz und gar verleidet wurde. Diesen Redner erklärte uns eine sehr zerstreute Persönlichkeit, die gewöhnlich erst mit den Scholaren über Politik verhandelte, ehe der Unterricht begann. Der Mann trug jedenfalls sein Lehrerjoch mit Verzweiflung, er hätte sich weit mehr zum Journalisten gepaßt. Wir sprachen viel mit ihm über den Riß in der ersten Olynthischen Rede, ob sie nicht vielleicht aus zwei

heterogenen Theilen beſtände; allein mir iſt nie ein Verhältniß klar geworden, das Demoſthenes betraf, kaum die Dispoſition ſeiner Reden, viel weniger die Abſicht derſelben.“ So weit die Geſtändniſſe meines Freundes.

Es war meine Abſicht, eh' ich mir in dieſem Kapitel die Feſtſtellung einiger Grundſätze erlauben wollte, den größten Theil des pädagogiſchen Details zu erſchöpfen, in ſo fern es auf Perſonen und Hiſtorie in unſern Unterhaltungen immer zunächſt ankommen ſoll. Ich kann Sie hier nicht übergehen, theure Sylvia! Sie müſſen ſich ſchon gefallen laſſen, daß ich Sie im Schooße der kleinen Frauenzimmer aufſuche, welchen Sie wohl noch ein wenig mehr, als nur Rechnen und Schreiben zu lehren verſtehen!

Fräulein Sylvia würde, wenn ihre Kenntniſſe, wie ſie jetzt aus Realien beſtehen, aus Humaniora beſtanden hätten, im Alterthum, ich meine im Mittelalter, gewiß ſo gut haben unterweiſen können, als jene italieniſche Dame, deren Standbild im Hofe der Univerſität von Padua rechter Hand aufgeſtellt iſt, die ſo vielen Zulauf in ihren Vorleſungen hatte und den Andrang, gewiß auch noch aus Rückſichten der Galanterie, durch Schranken zurückhalten mußte, ſo daß ſie nur hinter einem Sprachgitter ihre Vorträge hielt. Wenn Sie, meine gute Sylvia, nun ſo ſtehen müßten vor den Studenten der Londoner Actienuniverſität und entweder lateiniſch ſprächen, wie Madame Dacier oder wie Miß Eliſabeth Wright Macaulay, die nun plötzlich geſtorben iſt und mehr als eine Schauſpielerin, eine Methodiſtenpredigerin war, die auch über Botanik, Volkswirthſchaft und Schädellehre ſo häufige, nicht unbeſucht gebliebene Vorträge hielt. Wenn Sie nun in Jena lehren ſollten oder gar in Berlin in dem neuen Univerſitäts-

coſtüme, das ihre zarten Schultern erdrücken würde? Doch Verzeihung, theure Sylvia! Sie erziehen nur Frauen, Sie geben nur Unterricht in der Naturgeſchichte bis zu einem gewiſſen Grade, Sie kämpfen für die Emancipation des Weibes auf die edelſte Art; denn was emancipirt das ſchöne Geſchlecht beſſer und ſchneller, als die Kenntniß der Wiſſenſchaften!

Sylvia hat mit Vielen ihres Amtes gemein, daß ſie durch körperliches Unbehagen frühzeitig daran gemahnt wurde, die große Welt, ja vielleicht ein männliches Herz würde ſich ihr nie erſchließen. Sylvia litt an vielen Uebeln. Ich kenne ſie nicht. Ich werde auch nicht darnach fragen. Es genügt mir, daß ſie blaß ausſah in ihrer Jugend und daß ſie niemals hoffen konnte, die Erbin eines reichen Vaters oder Oheims zu werden. Es ging ihr faſt wie einem meiner Bekannten, der mir neulich unter heftigen Schmerzen klagte, er hätte von ſeinem Vater nichts als die Hämorrhoiden geerbt. Verzeihung, Sylvia, wenn ich den Anſtand verletze! Ich denke mit Rührung an jene Zeit, als Sie auf dem Streckbett liegen mußten! Großer Gott! Von ſechzig Jahren, die man lebt, von fünfundvierzig, wo man das Bewußtſein ſeines moraliſchen Daſeins hat, fünf Jahre in einer eiſernen Maſchine liegen, unbeweglich, ohne aufzuſtehen, als nur um ein verborgenes elaſtiſches Schnürleib mit einem friſchen zu vertauſchen, und dann nach fünf Jahren der friedfertigſten Ergebenheit doch um nichts gebeſſert, höchſtens daran gewöhnt, durch eine gute Haltung ſeinen Schaden zu verdecken! Sylvia hält jene fünfjährige Folter für ihr Glück; ſie hat während derſelben Alles gelernt, Geſchichte, Sprachen, Naturkunde, nur nicht Muſik, was nicht nöthig war, da ihre Seele Muſik iſt. Sie hat ſich einen Schatz von Kenntniſſen erwor-

den und bewahrt ihn in einem Gefäße der lauterſten Herzensgüte, der rührendſten Beſcheidenheit. Denn man denke nur: dieſe Fülle von Wiſſen iſt mit keinem körperlichen Liebreiz, ſondern nur mit einer ſanften zitternden Stimme verbunden, von der ſie ſelbſt nicht ahnt, wie bezaubernd ſie damit wirkt. Sie weiß ſo viel und iſt ſo beſcheiden darauf! Sylvia hatte ihr ganzes Vermögen auf dem Streckbette verlegen; als ſie nach fünf Jahren, in ihrem achtzehnten Jahre, zum erſten Male von dem Bett des Prokruſtes befreit war, wußte ſie nicht, wie ſie auf ihren Füßen ſtehen ſollte, auf welchem Fuß ſie leben ſollte. Sie hatte keine Aeltern, keine Verwandte, ſie hatte nur ſich ſelbſt, ihre Kenntniſſe, ihre Geduld. Eines Tages ſtand in den Blättern: Eine junge Dame, welche u. ſ. w. Sie will Unterricht geben, ſie bietet ſich erſt den Franzöſinnen an, welche Engliſch, dann den Engländern, welche Franzöſiſch lernen wollen. Sie iſt ſo billig und ſo gründlich! Es klopft. Herein! Ein junger Stutzer, der mit verlegenem Lächeln eintritt. Er hatte ſich eingebildet, daß jene Annonce von einem jungen Mädchen, die Unterricht oder Geſellſchaft leiſten wollte, nur Wink und Gelegenheitsmacherei wäre. Sylvia erſchrickt über ſeine forſchenden Mienen. Sie iſt nicht durch die Welt, aber durch Bücher klug geworden, um die Abſicht des jungen Mannes zu errathen. Dennoch mochte ſie nicht entfliehen. Sie ergriff das Mittel, das ich Frauen für Fälle dieſer Art anrathe. Sie ſchrie nicht, ſie drohte nicht, ſie ſpielte keine Komödie. Sie bat den jungen Mann, ſich niederzulaſſen und führte ihn durch die Gegenwart ihres Geiſtes allmälig von ſeinem irrthümlichen Gedanken ab, verwickelte ihn in ein ſo feines und gedankenreiches Geſpräch, daß dieſer ſich zuſammennehmen mußte, um zu antworten. Er wurde be-

ſonnen und beſann ſich auf ſeine Thorheit. Staunend über die Kenntniſſe und Würde Sylviens verließ er ſie. Sie behandelte ihn artig und ließ ihn eine Demüthigung nicht entgelten. Eine Stunde darauf meldeten ſich drei Damen, um bei Sylvien Unterricht zu nehmen. Es ergab ſich, daß ſie die Schweſtern jenes jungen Gentleman und von ihm veranlaßt waren, ſeine eigne Vergehung wieder gut zu machen. Es war dies der einzige Angriff, den Sylvia in ihrem ganzen Leben von Männern zu erwarten hatte; doch war die Wendung, welche ſie nahm, ſo zart und rührend, daß Sylvia ihr ganzes Leben hindurch gut von den Männern, ſelbſt wenn ſie leichtſinnig ſchienen, dachte und nicht ſelten mit einer aus den Augen leuchtenden Zärtlichkeit von dem Bruder ihrer erſten Schülerinnen ſprechen konnte.

Es iſt unerläßlich nothwendig, daß weibliche Erzieher gute und tugendhafte Männer ſind, oder wenn es Frauen ſind, daß ſie von den Männern eine gute Meinung haben. Nichts entſtellt Erzieherinnen mehr und ſchadet den Fortſchritten ihrer Zöglinge, als ein geheimer Groll gegen das männliche Geſchlecht. Schon die Sprödigkeit iſt eine unglücklich gewählte Emballage der Bildung, welche man Frauen mitgibt. Zwiſchen kalter Zurückhaltung und verliebter Neigung gibt es eine Mittelſtraße, welche Erzieherinnen immer einſchlagen müßten. Nichts iſt dem weiblichen Charakter ſo gefährlich, als der Glaube, die Wiſſenſchaften müßten den Frauen als Waffe gegen die Männer dienen. Sylvia erzieht vortreffliche Gattinnen und Mütter. Sie hat ein Erziehungsinſtitut eröffnet, das den glücklichſten Fortgang nimmt.

Nicht alle Erzieherinnen erfüllen ſo gediegen ihre Beſtimmung. Ich kenne von dem Charakter Sylviens außerordent-

lich viel Anomalieen. Die gefährlichſten Geſchöpfe dieſer Art ſind ſolche, welche das anſtändige Kleid einer Lehrerin nur als Deckmantel ihrer großen und kleinen Leidenſchaften benutzen. Die erträglichſten Weiber dieſer Art ſind hier noch diejenigen, welche blos nach Herrſchaft ſtrebten und kindiſch genug denken, eine Herrſchaft über Kinder auch eine Herrſchaft zu nennen. Die Frauen befehlen gern. Haben ſie keine Hoffnung, daß ſie es über eigne Kinder können, ſo knechten ſie fremde. Der rauhe, kurze Ton der Lehrerinnen iſt dasjenige, was ihnen Genuß gewährt. Sie ſcheinen manchmal aus Liebe zum Despotismus Unterricht zu geben. Bedenklicher ſchon iſt es, wenn eine Lehrerin nach geſellſchaftlicher Auszeichnung ſtrebt. Aus dieſem Triebe entſtehen meiſt in Familien untern Standes die pädagogiſchen Gelüſte. Meine Tochter wird eine Lehrerin! Dieſe ſtolze Proklamation einer ſehr ungelehrten Mutter entzündet das junge Mädchen, das ſich quält, Fortſchritte in der Muſik und im Franzöſiſchen zu machen. Das junge Kind iſt eitel und will, ehe ſie eine Gattin wird, dem Looſe entgehen, eine Rätherin zu werden. Es koſtet den Eltern viel Anſtrengung, die Mittel zu der Vorbereitung einer ſolchen pädagogiſchen Vorzukunft herbeizuſchaffen; allein ſie haben dabei den Troſt, daß die Partie, welche ſich ihrer Tochter einſt anbieten könnte, nunmehr nicht aus dem Handwerks-, ſondern vielleicht aus dem Kaufmanns- oder Gelehrtenſtande kommen möchte. Es iſt dies eine ſehr ſchwierige Aufgabe; dennoch will ich mit kurzen Worten eine Charakteriſtik verſuchen.

Livia mag eine ſolche Dame heißen, der Parallele zu Sylvia wegen. Nennen darf ich ſie doch nicht; denn ſie würde mir einen Prozeß an den Hals hängen. Niemals

hab' ich ein Mädchen geſehen, daß männlichere Geſinnungen hegte, als Livia. Ich geb' ihr einen aus der Geſchichte zur Genüge bekannten Namen, weil ich nicht zweifle, daß ſie Gift miſchen würde, wenn ſie Gelegenheit dazu und nicht zu große Furcht vor der Strafe hätte. Gerechter Himmel! Die Beſchuldigung iſt ſtark, aber ſie iſt verdient. Livia empört meine Kritik ihres Charakters, empört mein Inneres um ſo mehr, als ſie Erzieherin iſt. Gott ſei Dank! Nein, ſie iſt nur Lehrerin. Sie gibt nur Unterricht in weiblichen Schulen. Sie kommt nur wöchentlich in acht bis zehn Stunden mit ihren Zöglingen zuſammen; wenn es auch ein recht großes Unglück iſt, daß ſie an drei Anſtalten zu gleicher Zeit Lektionen gibt. Ihr Vater iſt Muſikus, er iſt ein halber Schauſpieler, wenigſtens ſpielt er im Orcheſter des Theaters. Ihre Mutter ſpielt auch ihr eignes Inſtrument, nämlich den Ehrgeiz und die Koketterie, letztere, wenn nicht mehr mit ſich ſelbſt, doch mit ihren Töchtern. Sie hat deren mehre und alle ſind Lehrerinnen geworden. Sie haben ſich alle glücklicher verheirathet, als ſie es verdienten, nur Livia iſt noch übrig und intriguirt, um zu einer Partie zu kommen. Weil ihre Schweſtern ſchon das pädagogiſche Handwerk trieben, ſo ergriff ſie es ſelbſt ohne Weihe, ohne ernſten Entſchluß. Die Lehrerin war für ſie eine Tradition, eine Familienprofeſſion, ein ausgetretener Schuh, in welchen ſie ihren eignen Fuß nur hineinzuſtecken brauchte. Sie war viel zu jung, als ſie das Handwerk begann. Sie begann es mit kleinen Kindern, denen ſie die erſten Rechnungs- und Buchſtabenbegriffe beibrachte. Während ſie ſchon lehrte, lernte ſie noch. Sie tyranniſirte ſchon Andre, als ſie ſelbſt noch tyranniſirt wurde. Sie war Mitglied der erſten Klaſſe, als ſie in der

letzten schon die Herrin spielte. So blieb sie kindisch und intriguant in allen ihren Manieren und trieb von Jugend auf die Erziehung als eine unartige Leidenschaft, indem sie sich für ihre eigne Abhängigkeit an der Unabhängigkeit Anderer rächte. Livia kannte keinen größern Stolz, als sie endlich die letzte Klasse, ein siebenzehnjähriges Mädchen, verließ, als den, recht bald in sie als Lehrerin wieder zurückzukehren. Sie blieb kindisch und unreif, wie sie war, und nahm nur eine neue Richtung in ihre beschränkten Anschauungen auf, die Verliebtheit. Sie war nicht häßlich. Sie hatte dunkle, leidenschaftliche Augen, schwarzes Haar, weißen Teint, ohne Rosenanhauch der Wangen; die Jagd auf Männer gab ihr Welterfahrung. Alles, was sie jetzt von praktischer Philosophie lernte, stand in Berührung mit dem stärkeren Geschlechte. Sie bekam eine allgemeine Anschauung der Menschen und Dinge, welche auf dem Pessimismus der Männer beruhte. Sie dachte träumend und wachend nur an die Männer und kleidete ihre Liebe zu ihnen in das Gewand des Hasses, denn sie war Lehrerin, sie wurde beobachtet, sie hatte Rücksichten zu nehmen. Livia richtete dadurch sehr viel Unheil an, daß es ihr wirklich gelang, durch konsequente Intrigue gegen ihre weiblichen Collegen es endlich bis zur Lehrerin in den ersten Klassen zu bringen, doch nur für einige Objekte, für die leichtesten nämlich. Selbst noch so jung, war ihr Verhältniß zu den liebenswürdigen „Backfischen," welche sie zu unterrichten hatte, beinahe das einer Conspiration. Die Arbeiten, welche sie leitete, ließen vertrauliche Gespräche zu. Die Zungen lösten sich, die Herzen quollen auf und es zeigte sich, daß alle diese jungen Knospen schen Geheimnisse in sich verschlossen. Livia war die Ge-

burtshelferin der kecken Geſtändniſſe, welche ſich die jungen Damen in Form von Neckereien machten. Sie war aber zu gleicher Zeit die Nebenbuhlerin jeder Neigung, die hier zwiſchen Sticken und Stricken zum Vorſchein kam. Es fehlte nicht, daß ſie in alle von ihren Zöglingen und deren Angehörigen arrangirten Geſellſchaften gezogen wurde, ſie wurde Mitglied von mehr als fünfzig Familien, deren Intereſſen ſie bald durchſchaute und gegeneinander ſpielen ließ. Alle ihre Bewegungen werden heftiger, ihr Auge rollt, ihre Sprache hat etwas Schonungsloſes, ihre Geſichtsmienen zittern, wenn ſie etwas erwartet, das geſagt oder gethan werden ſoll. Kurz ſie iſt in einer fortwährenden Aufregung. Die Stunden in den Schulen (ſie bedient ihrer drei) dienen nur dazu, daß Dasjenige fortgeſetzt wird, was im Thee des vergangenen Abends abgebrochen wurde. Schülerin und Lehrerin, beide geizen nach dem Momente, wo der Lehrgegenſtand einen Uebergang auf vertrauliche Unterhaltungen zuläßt. Dies Treiben iſt nicht ohne Gefahr. Hundert Reklamationen erfolgen in Einer Woche. Hier iſt eine üble Nachrede gehört worden, dort vermuthet man die Quelle, man wälzt Verdächtigungen von ſich auf Andere, man hat etwas geſagt, etwas wiederholt, es gibt Unterſuchungen, Confrontationen, anonyme Billets, tauſend Verwirrungen, denen nur noch fehlte, daß ſich die Polizei einmiſchte. Livia iſt unter dieſer ewigen leidenſchaftlichen Aufgeregtheit früh verblüht. Sie muß Toilettenmittel brauchen, um ihre Reize friſch zu erhalten, Frauen werden unter dieſen Verhältniſſen nur noch heftiger. Livia iſt ſo verſtrickt in Lügen- und Intriguengewebe, daß ſie oft vor Aerger Krämpfe bekommt oder wenigſtens in verſtellte Ohnmachten fällt. Wie oft ruft ſie nicht aus: So ſoll mich Gott um die ewige Seligkeit bringen,

wenn ich das gesagt habe! Aber man kann gewiß sein, wenn von einer Verläumdung die Rede ist, daß sie sie doch gesagt hat. Sie zählt unter den Männern eben so viele Widersacher, wie unter den Frauen, denn mit wem hätte sie nicht ein Verhältniß gehabt? Mit wem wäre sie nicht des Abends schon im Mondschein spazieren gehend erblickt worden? Und immer mit denjenigen, welche vierzehn Tage nach dem belauschten Rendezvous die heftigsten Gegner der Dame sind und behaupten, sie in allen ihren Eigenschaften erkannt zu haben. Die Liebhaber werden bald inne, daß sie weit mehr von ihrer geistigen Unruhe als von der Liebe zu ihnen verzehrt wird. Sie sollen ihr dazu dienen, sie in Schutz zu nehmen, in ihnen Bundesgenossen zu haben; sie liebt jetzt nur noch deßhalb, um ihre Partei zu verstärken. Selbst die sinnliche Neigung ist schon von der Fieberhitze ihres intriguanten Herzens aufgezehrt. Unter allen diesen Verhältnissen hört Livia jedoch nicht auf, ihre so ernste Rolle als Lehrerin durchzuführen. Sie findet immer wieder faules Holz genug, mit welchem sie sich in der unheimlichen Nacht ihres Rufes glorienartig umzaubern kann. Sie weiß Pfarrer und Schulpatrone in ihr Interesse zu verflechten und hat manche Schulvorsteherin schon gezwungen, sie in ihrer Stellung an der Anstalt zu lassen, während jene aus ihrer Machtvollkommenheit ihr schon ein Dutzendmal kündigte. Jetzt hab' ich lange nichts mehr von ihr vernommen, weil ich selbst älter wurde und mit jenem jungen Nachwuchs der Gesellschaften nicht mehr so eng verbunden bin, daß ich mich in die kleinen Angelegenheiten ihrer Schulzeit mischen dürfte. Ich bin aber überzeugt, daß Livia noch immer in den Schulen und den Familien der Schülerinnen ihr Wesen treibt, bis

ſie vielleicht irgend einen Handwerker heirathet, der ihr in ihrer fortwährenden nervöſen Epilepſie einmal kräftig die Daumen aufzubrechen verſteht.

Es ſteht nur allzufeſt, daß die weiſeſten Maximen über Erziehung nichts vermögen ohne den moraliſchen Einfluß der Lehrer. Unſre Zeit iſt hievon auch ſo überzeugt, daß ſie die Erziehung durchaus nicht mehr dem Zufall einer ſo glücklichen pädagogiſchen Perſönlichkeit, als man deren habhaft werden kann, überläßt, ſondern Zöglinge und Lehrer in gleiche Feſſeln ſchmiedet durch Theorieen, die nichts mehr mit der Erziehung, ſondern Alles nur mit dem Unterrichte zu ſchaffen haben. Aber ich frage: Iſt dies nicht ein Extrem?

Im Alterthum war der Unterricht die Nebenſache. Man lernte bald, was man bedurfte, die encykliſchen Wiſſenſchaften, von denen Plutarch ſpricht. Alles übrige Wiſſenswerthe erlernte der griechiſche und römiſche Jüngling durch Anſchauung und frühe Uebung. Es galt bei ihm nur die Nothwendigkeit, ihn zu einem freien Manne zu erziehen; während bei uns der freie Mann alle Künſte in ſich aufnehmen muß, die früher dem Sklaven gehörten. Die Beſtimmung und der Erwerb entſcheiden bei uns. Bei den Alten verſtand ſich jene von ſelbſt, dieſer fiel den Staaten anheim. Die Alten hatten über Erziehung nur moraliſche Vorſtellungen. Man wird in Plutarchs Abhandlung über die Erziehung weder die Andeutung irgend einer pädagogiſchen Theorie, noch ſonſt einen praktiſchen Fingerzeig finden. Er beſchäftigt ſich nur damit, den Eltern die Einpflanzung allgemeiner Humanitätsbegriffe in die Seele ihrer Kinder zur dringenden Pflicht zu machen; Begriffe, die uns für Gemeinplätze gelten. Weiſe, nüchtern, keuſch, fromm ſein, wer machte daraus heut zu

Tage den Hauptvorwurf der Unterweiſung? Unſer Gedächtniß und unſer Verſtand wird in Anſpruch genommen; unſre Seele bleibt uns ſelbſt überlaſſen.

Weil nun dieſe Veranſtaltung ein beklagenswerthes Unglück der neuern Zeit iſt, ſo haben ſich die Lehrer zu helfen geſucht. Sie behaupten, daß die Wiſſenſchaften nicht blos den Kopf ſtärken, ſondern auch das menſchliche Herz veredeln. Dasjenige, was die Wiſſenſchaften nicht thun werden, fügen ſie hinzu, wird die Religion und die Geſittung unſers geſellſchaftlichen Zuſammenlebens thun. Will man die Wahrheit ſagen, ſo denken ſie, daß wir die ſittliche Weisheit lernen werden, weil ſie von der Polizei geboten wird. Unſre moraliſche Ausbildung iſt der Furcht oder der Klugheit überlaſſen. Wenn wir nicht ganz verwildern bei dem einſeitigen Erziehungsſyſtem unſrer Zeit, wenn wir wirklich den größten Theil unſrer Sittlichkeit dem Chriſtenthume verdanken, ſo beſteht die welthiſtoriſche Bedeutung deſſelben vielleicht am meiſten in der erziehenden Kraft deſſelben oder in einer ideellen Aushülfe, die es der überbeſchäftigten und materiell gedrängten Menſchheit leiſtet. Hat wohl Rouſſeau irgend einen Hauptpunkt der Moral in ſeiner beabſichtigten Reform der Erziehungsmethode getroffen? Seine Schriften ſind im Grunde alle weit mehr politiſcher als moraliſcher Natur. Daß die Frauen ihre Kinder ſelbſt ſäugen, darum brauchte kein Prophet aufzuſtehen. Den innern Menſchen hat man ſich ſelbſt überlaſſen.

Die Alten glaubten, die Tugend könne gelehrt werden. Viele Dialogen des Plato behandeln dies Thema; beim Plutarch findet ſich eine Abhandlung unter dieſer Ueberſchrift, die aber nicht vollendet iſt. Sokrates, der den jungen Athe-

nienfern Stöcke zwiſchen die Beine warf, um ſie davon zu überzeugen, daß ſie ſtraucheln könnten, machte ſich zu weiter keinem Unterrichte anheiſchig, als zu dem in der Tugend. Bei uns hat man dies ſo verſtanden, wie die Medicin ihre Pharmakologie verſteht. Ein Kranker leidet am Magen. Er hat zu gleicher Zeit Fieber und Verſtopfung. Jetzt raiſonnirt die aufgeklärte Arzneikunde unſrer Zeit ſo: Ich geb' ihm ein Dekokt, worin ſaure Ingredienzien das Fieber ſtillen und ſalzige eine Abführung verurſachen. Daß Sauer und Salzig in ihrer Miſchung ferner weder ſauer noch ſalzig ſind, geben die weiſen Männer nicht zu und vertheidigen ihre Mixturen gegen die Homöopathie, das Syſtem der einfachen Arzneimittel, mit einer Hartnäckigkeit, deren „guten Grund" ich nicht antaſten will. Aber alle mediciniſchen Fakultäten mögen mir wenigſtens erlauben, ihr Princip eben ſo ſonderbar zu nennen, wie das, wovon unſre neue Geiſtesheilkunde, die Pädagogik, geleitet wird. Die jetzigen Erzieher rechnen auf die moraliſche Kraft der Wiſſenſchaften, die ihnen von ſelbſt inwohne. Sie lehren die Tugend zu gleicher Zeit mit dem Schönſchreiben. Ihre Vorſchriften ſind eben ſo für die Verbeſſerung der Handſchrift als für die des Herzens berechnet. Man nimmt die Einleitung zu den Naturwiſſenſchaften aus dem erſten Buche Moſis her. Das Eine ſoll das Fieber, das Andere die Verſtopfung heilen. Ich glaube, es iſt hier wie bei allen Kranken. Die ſchlechte Arznei macht nur, daß der noch geſunde Theil des Menſchen ſich in ihm empört und die eigne innere Heilkraft wieder die Oberhand gewinnt. So werden wir nicht deßhalb gut, weil wir, ſondern trotz dem, daß wir ſo viel lernen mußten.

Ich bin davon überzeugt, daß unſre Zeit weit mehr Ver-

brechen aus laſterhaften Quellen erzeugt, als das Alterthum und die Zeiten der Barbarei. Wir haben mehr Ordnung, als in der Völkerwanderung herrſchte; aber unſre Tugenden ſind nicht nur, was ſchon laſterhaft genug iſt, paſſiver Natur, ſondern an wirklichen Verbrechen ſind wir trotz unſrer kriminaliſtiſchen Geſittung reicher, als man es im Alterthum war. Der Diebſtahl, an und für ſich betrachtet, iſt ein größeres Verbrechen, als unter Umſtänden der Mord. Der Mord aus Rachſucht und Leidenſchaft entſteht nur aus einem Mangel an moraliſcher Bildung; der Diebſtahl aber immer aus einem poſitiven Verbrechen, im Bewußtſein ſeiner Schlechtigkeit. Es wird in unſrer Zeit weit mehr geſtohlen, als je im Alterthum geſtohlen worden iſt. Ein Jahr in London iſt ergiebiger an Dieben, als die ganze Vorzeit der römiſchen Geſchichte. Das Verbrechen der Giftmiſchung kannte das Alterthum nur auf dem Throne, wir haben jährlich Gelegenheit, es in den Hütten zu entdecken. Wenn unſre Verbrechen nur noch die äußere Landſtraße des Lebens unſicher machen und nicht bis ins Innerſte unſrer Wohnungen dringen, ſo liegt dies blos an der polizeilichen Veranſtaltung. Ohne dieſe etwas zweideutige Blüthe der Cultur würde es im heutigen Europa unſicherer ſein, als in den Wüſten der Beduinen. Unſre Zeit hat weniger moraliſche Haltung als das Alterthum. Unſre Tugenden entſpringen faſt alle aus negativen Berechnungen, keineswegs aus jenem poſitiven Stolz, der das Alterthum ſo hoch ſtellt, freilich mit der Gefahr, daß das Chriſtenthum ſeine Tugenden glänzende Laſter nannte. Je mehr Reflexion in die Seele des gemeinen Mannes unſrer Zeit kommt, je höher die Zahl der Faktoren, mit denen er in einem, Rieſenſchritte machenden Jahrhundert rechnen muß, deſto verworre-

ner und ſchwankender kann in ihm die Erhaltung des moraliſchen Gleichgewichtes ſeiner Perſon werden. Aus ſeiner Innerlichkeit herausgerückt, geht ihm der Ort verloren, wo er früher ſeinen Schwerpunkt, ſeinen Lebensanker hinlegte. Er taumelt mit dem Strom der Zeiten fort. Er iſt aus ſeinem natürlichen Boden mit allen Wurzeln des Herzens herausgeriſſen. Seine alten Tugend-Begriffe werden ihm, dem gereiſten und gewitzigten Manne, bald als Ammenmährchen erſcheinen.

Schon oben führte ich den Satz durch, daß es immerhin keine andere Moral gibt, als die, welche ſich an hiſtoriſche Thatſachen anlehnt. Wer würde aber leugnen, daß die Lehren der Moral zu allen Zeiten ziemlich dieſelben waren, daß ſie ewige ſind? Nur darum handelt es ſich, dieſe Lehren lebendig zu erhalten in den menſchlichen Gemüthern. Es kommt weit weniger auf das an, was die Moral gebietet, (denn das wiſſen alle Menſchen, die Vorſtellung des Guten iſt ihnen eben ſo angeboren, wie die Neigung zum Böſen) als darauf: Wie wird die Vorſtellung des Guten geweckt? wie wird die träge, ſchlummernde, indifferente Menſchennatur zur Uebung deſſelben hingezogen? wie erlangt ſie die Kraft, alle Gründe der Bosheit ihres Herzens mit weit mächtigeren Gegengründen der Tugend in ſich niederzukämpfen? In dieſer Rückſicht hatte das Alterthum beſſere Veranſtaltungen getroffen, als die polizeilichen unſrer Zeit ſind. Großartige Impulſe mußten den Menſchen aus ſeiner brütenden Unentſchiedenheit aufjagen. Impulſe dieſer Art waren geſellſchaftliche Inſtitutionen, namentlich politiſche und religiöſe, und vor allen Dingen die Begebenheiten der Geſchichte.

Wie iſt es bei uns? Unſre Erziehung bildet ſich ein, ſie

erreiche Alles, indem ſie in der Jugend die Vorſtellung vom Guten weckt. Das iſt leicht geſchehen. Es ſollte auch die Uebung des Guten veranlaßt werden. Daß dieſe Uebung jedem Einzelnen ſelbſt überlaſſen bleibt, daß man aus dem Gewiſſen einen ſo verzärtelnden und hätſchelnden Hanswurſt der Tugend machte und die Tugend darein ſetzte, ohne Reue ſchlafen zu können; das iſt ein gefährliches moraliſches Uebel, an welchem unſre Zeit kränkelt. Man hat geſagt, die Verbrechen ſteigern ſich mit der Zunahme der Bildung. Welch ein gräßlicher Satz, wenn er wahr wäre! Gott ſei Dank, er iſt nicht ganz ſo wahr, als man ihn ausgeſprochen hat und zum Theil durch ſtatiſtiſche Tabellen beweiſen kann. Die Verbrechen ſteigen nur mit der Zunahme jener äußern Bildung, die die Statiſtiker in der Zunahme des Schulbeſuches finden und in ähnlichen Dingen, die ſelbſt, wenn ſie als Hebung der untern Volksklaſſen ehrenwerth ſind, doch nur immer kahl, inhalts- und wirkungslos daſtehen, wenn ſie durch keine umfaſſenden Thatſachen unterſtützt werden. So bringt man nur das Bewußtſein eines unglücklichen Dualismus in die Gemüther des Volkes und befördert die Verbrechen mehr, als man ſie verhindert. Die Bildung, welche den Menſchen veredelt und ihn zum Muſter für Andre macht, beſteht am allerwenigſten darin, daß jeder Rekrut, der zur Conſcription kommt, auch Leſen und Schreiben gelernt hat. Eine despotiſche Monarchie, deren Unterthanen noch ſo gut leſen und ſchreiben können, bleibt immer todt und dumpf, wenn die Unterthanen nicht auch Alles, was ſie wollen, leſen, und Alles, was ſie wollen, ſchreiben können.

Die Tugenden der Alten hatten durch ihre Inſtitutionen und ihre Geſchichte einen öffentlichen Charakter. Die

Menſchen lehnten ſich an einander an, ihre Beſtrebungen waren maſſenhaft, ſie bedurften ſich Einer des Andern, um ihre Beſtimmung zu erreichen. Einer war die Ehre des Andern. Der geheime Feind unſrer Moral iſt die Zerſplitterung. Der Iſolirte hält ſich ſchwerer aufrecht, als der, welcher ſich auf einen Andern lehnen kann. An wen darf man ſich in jetziger Zeit lehnen? An ſeinen eignen Schatten. Alles Andre weicht; Jedermann verbittet ſich eine allzunahe Berührung. Es iſt „Takt," Niemanden anzureden, dem man nicht vorgeſtellt iſt. Hundert Reiſende können in einem Gaſthofe zu gleicher Zeit am Tiſche ſitzen und Niemand ſpricht mit ſeinem Nachbar. Unter ſolchen Verhältniſſen als Einzelner für ſich einſtehen zu können, iſt ſchwer, und mit allen äußern Unterrichtsmethoden, mit all unſern ſtatiſtiſchen Tabellen über den vermehrten Schulbeſuch ſind wir doch noch nicht reif genug, um ſo Jeden ſelbſtſtändig ſich ſelbſt überlaſſen zu können. Von dieſer Ueberzeugung muß die Erziehung ausgehen, und wenn ſie ſagt, daß ſie, um in dem hier angedeuteten Betracht wirken zu können, der Hülfe des Staates und der Geſchichte bedarf, ſo müſſen wir aufhorchen und nachdenken, was zu thun iſt.

Gemeinſame Bänder fehlen, ſagten wir. Welche können damit gemeint ſein? Zunächſt iſt die individuelle Freiheit die Grundlage eines Erziehungsſyſtems, wie es die Intereſſen der Moral verlangen. Meine Zöglinge ſollen nicht ſagen: nos numerus sumus: wir ſind der 3,881,221ſte im Volke, ſondern ſie ſollen ſich fühlen als Integration der Maſſe, als ein Glied in der Kette in Beziehung auf die Idee des Allgemeinen, wenigſtens in Beziehung auf die Gemeinde, wenn nur überhaupt auf etwas, das nicht durch Einzelne, ſondern nur durch

Mehrere erreicht werden kann. Ich kann nicht von mir ſagen, daß ich ehrlich genug bin, um ein mir anvertrautes Gut getreu zu verwalten, aber gebt mir die Kaſſe einer Geſellſchaft ich will es verſuchen, ich glaube, ich werde ſie nicht beſtehlen. Mein zweiter Grundſatz wäre dann allerdings das Gewiſſen. Ihr bildet am Gewiſſen nur die Ruhe aus, die es gibt; ich würde von der Ruhe niemals ſprechen, ſondern nur von dem Stolz des Gewiſſens, ſo unchriſtlich auch dieſer Stolz ſein ſoll. Die Ehre und der gute Name wirken auf das ſtrebſame und unruhige Gemüth des Kindes mehr, als die ſentimentale Schilderung eines Greiſes, der heiter und zufrieden auf einem mehr oder weniger ſchmerzenloſen Krankenlager ſtirbt. Drittens: in dem moraliſchen Ehrgeiz iſt noch nicht jener Dualismus enthalten, nämlich Herz und Kopf, Bildung nach zwei verſchiedenen Seiten hin. Die Ehre, in Beziehung auf das Allgemeine, iſt das Beſtreben, nicht blos für einen braven, ſondern auch geſcheuten Menſchen zu gelten. Unter dieſem Geſichtspunkte geht Alles Hand in Hand, was der Zögling an Fortſchritten leiſtet. Kommt hier noch die Ausbildung des Körpers hinzu, ſo braucht man niemals zu moraliſiren und kann doch die Ueberzeugung haben, daß man Tüchtiges erzieht. Mit der Religion würde ich meinen Zögling erſt ſpät in Berührung bringen, noch ſpäter mit dem Chriſtenthum. Daß er vom Chriſtenthum ſchon vieles weiß hindre ich nicht. Er hat aus der Bibel leſen gelernt, aber ich reproducire noch lange nicht die Bibel mit ihm, ich trage ihm keine Dogmen vor; ich mach' ihn erſt für das Weſen der Religion empfänglich, eh' ich ihn ſelbſt Religion lehre. Das Lehren von Religion wird dann überhaupt erſt in einem Stadium beginnen, wo ich nicht mehr Sorge tragen muß

daß mein Zögling erſt aus den Lehren der Religion Religion lerne. Dieſe muß er längſt haben. Was ich ihm als Dogma gebe, darf nur entweder Geſchichte oder Philoſophie ſein. Ich werd' ihm das Chriſtenthum erklären. Ich werd' ihn in einem Moment mit der Dreieinigkeit bekannt machen, wo er darin keine ſinnliche Vorſtellung mehr findet, ſondern ein Philoſophem. Ich werde ihm die Gottheit Chriſti nicht einprägen, ſondern nur erklären. Ich werde nicht die Tollheit begehen und ihm dadurch Religion geben wollen, daß ich ihm die Dreieinigkeit und die Gottheit Chriſti zu moraliſchen Verpflichtungen mache. Er ſoll Ehrfurcht haben vor dieſen Dogmen, aber von ihnen keine Wunder erwarten. Ich bin gewiß, daß ich unter dieſen Umſtänden einen Chriſten erziehe; denn er wird Einſicht genug haben und ſich die hiſtoriſche Stellung des Chriſtenthums erklären können. Er wird um ſo frommer ſein, je mehr er von ſeiner Urreligion in den Dogmen wieder findet.

Ich bin hier in das Gehege der Theologen gekommen. Ich höre, wie man mir Vorwürfe macht, daß ich ſchon ſo lange über die Erziehung und erſt jetzt vom Chriſtenthume ſpreche. Ich habe ſo viel Achtung vor dieſen Vorwürfen, daß ich hier die ſchickliche Gelegenheit wahrnehme und einen Brief, den mir kürzlich ein pietiſtiſcher Geiſtlicher vom Lande ſchickte, hier einrücke. Ich will keine Stimme überhören, wenn ſie aus dem Munde eines Zeitgenoſſen kommt. Ueberhaupt müſſen wir einen Geiſt, eine Richtung kennen lernen, mit welcher wir uns bald ernſtlicher werden zu beſchäftigen haben. Die Veranlaſſung zu dieſem Briefe nahm ſich der Verfaſſer deſſelben ſelbſt. Er lautete, wie folgt:

„Mein theurer Herr!“

„Seit Jahren leſ' ich die Werke, mit welchen Sie das Publikum beſchenkt haben. Ich würde ſie aber, um offen mit dem Zwecke meines Schreibens hervorzutreten, mit noch weit größerem Wohlgefallen leſen, wenn ich fände, daß ſie von der Kraft des Chriſtenthums durchſtrömt und in einem feſteren Glauben an die Pforten der Ewigkeit, die uns der Heiland erſchloſſen, geſchrieben wären. Ich darf Sie nicht zu jenen Schriftſtellern rechnen, welche mit Frivolität, die hinter Voltaire immer zu ſpät kommt, das Chriſtenthum angreifen; aber Sie, indem Sie das Chriſtenthum ignoriren, vergehen ſich noch mehr an den ewigen Wahrheiten dieſes Glaubens, als Jene, die durch ihre Leichtfertigkeit eher nützen als ſchaden. Mein theurer Herr, ich ſchreibe Ihnen dieſe anſpruchsloſe Epiſtel aus einem Befinden, das, zurückgezogen von der Welt, die Urſachen und Folgen der Dinge mit dem Auge der größten Unparteilichkeit verfolgen kann. Ich bin nicht das, was man gewöhnlich einen Kopfhänger nennt, ſondern recht im Strome meiner Gedanken, in der freudigen Anſchauung einer mich umgebenden reizenden Natur bin ich zu einer Ueberzeugung gelangt, die ich Ihnen von ganzem Herzen einflößen möchte.“

„Ihre Schriften verrathen keine zuſammenhängende Weltanſicht. Aber Sie ſind doch von dem hohen Werth und der Beſtimmung der Menſchheit ergriffen. Sie denken mit Schwermuth an die Maſſe von Leiden und Laſtern, die in den Schickſalen und Herzen unſerer Zeitgenoſſen Hand in Hand gehen. Wie recht haben Sie, wenn Sie zuweilen die Menſchen entſchuldigen und ſtatt ihrer die Sitten, die

Vorurtheile, die Institutionen anklagen, wenn Sie die Verbrechen mildern durch die Rückblicke auf die Erziehung derjenigen, die sie beginnen, wenn Sie in dem Prinzip des Egoismus die Klippe aller unsrer Wünsche und Bestrebungen wahrnehmen. Ach, Sie sprechen zuweilen auch über die Religion. Sie sind nur geneigt, das Beste von ihr zu sagen, unter der Bedingung jedoch, daß Sie Religion mit der bloßen Moral verwechseln dürfen. Ihre Worte werden erzürnt, bitter, ich will nicht einmal sagen, ungerecht, wenn Sie von der Kirche sprechen. Wenn irgend ein Land durch eine übergroße äußerlich zur Schau getragene Begünstigung der Religion den Wahrheiten derselben geschadet hat, so ist es England. Wenn sich irgend ein Land findet, das noch mehr als England gewisse äußerliche Thatsachen der Honnetetät und Respektabilität als gleißnerisches Gewand um die Religion gelegt hat, so würde es bald so sehr ohne alle Religion sein, wie England es sein wird, wenn nicht seine geistigen Lenker den schlaffen Zügel des allgemeinen Gewissens schärfer anziehen und im Lande eine tiefe, recht aus dem zerknirschten Zustande der Seele kommende Besinnung und Reue wirken. Sie und wer Ihnen verwandt ist, haben ein Ziel. Sie hoffen, die Menschheit aus dem Schlamme des Materialismus durch moralische Anrede, durch enthusiastische Darstellungen der Menschenwürde und durch die größtmögliche Aufklärung über die unklaren Freiheitsbegriffe erlösen zu können; allein, soviel Wärme Ihrem Busen entströmt, so leuchtend Ihre Rede in der Nacht aufflackert, Sie werden nie mehr bewirken, als daß die Qualen ihres Schmerzes nur noch gewisser werden. Verzeihen Sie diese entschiedene Erklä-

rung, der ich noch den Vorwurf hinzufüge, daß ich an den Männern Ihres Glaubens Hingebung und Liebe vermisse."

„Es gibt nur einen Eck- und Schrittstein für das Gebäude unsrer und jeder Zeit — und der heißt: Jesus Christus. Und dieses Heilandes Reich war nicht von dieser Welt. Ach, was mühen Sie sich, daß Sie die Wunder dieser Welt, den Schmuck der Erde und den Stolz der Menschen malen, da Alles, was wir besitzen dürften und noch nicht besitzen, Alles, was wir sehen und nicht unser nennen, die Lohe unsres Unmuthes schürt und die Sehnsucht des Herzens in jenes verstockte Gefühl verwandelt, das Sie, mein theuer Herr, mit so gleißenden Farben als philosophischem Stolz malen können, das aber ganz derselbe Grund und Boden ist, auf welchem jener Indifferentismus der Zeitgenossen wuchert, gegen welchen selbst Sie Ihren Stolz richten. Ach, nur in des Himmels klarer Bläue, nur in dem Blick gen Oben, liegt für die Menschheit jener Friede, der Schmerzen löset. Schmerzen heilet? Schmerzen heilt man nicht, Wunden nur; aber die Wunden, die uns geschlagen sind, als der Herr, für uns, ein Bild der Menschheit, am Kreuze hing, diese Wunden heilen nicht mehr; nur die Schmerzen können gestillt werden. Heilung ist erst im Anblick des Todes und der Ewigkeit. Sehen Sie, mein theurer Herr, dieses Leid, welches Sie über die Zielloſigkeit der Jetztwelt empfinden, empfindet der Christ noch weit tiefer, als Sie; aber er ist dennoch weniger unglücklich, als mir die Stimmung Ihres rathlosen, unchristlichen Herzens zu seyn scheint, wenn Sie über die Laster und Gebrechen Ihrer Zeitgenossen klagen. Ihr unseliger Irrthum ist der Glaube an eine neue, aus

eitel poſitiven Tugenden und aus eitel Enthuſiasmus geſchaffene Welt. Im Hintergrunde aller Ihrer Polemik liegt ein irdiſches Elborado der Freiheit und der Philoſophie. Sie täuſchen ſich und Andere. Es gibt eine neue Welt, aber nur im Jenſeits. Der magnetiſche allgemeine Zug des Himmels, das allein iſt die Seligkeit der Erde. Das Chriſtenthum hat das tiefſte Räthſel der Menſchenbruſt ausgeſprochen, als es eine neue Welt predigte, deren irdiſche Vorhalle die Hoffnung und das Gottvertrauen' ſein ſollte. Für Menſchen, die ſterben müſſen, für Menſchen, die die Ahnung einer jenſeitigen Zukunft haben, wird nimmer Ruhe liegen in der Abgrenzung irdiſcher Gedanken, in dem noch ſo fein und groß gedachten Umkreis jener Tugenden, von welchen Ihr ſtolzes Herz träumt. So oft der Tod mit ſeinem kalten Lebewohl vor das Lager der Jünger Ihres Glaubens treten wird, ſo oft wird ſich Alles, was hienieden zurückbleibt, in Verweſung vor unſern erſterbenden Augen verwandeln. Für Ihre Jünger, für Die wird der Tod immer eine Anklage des Himmels ſein; denn der Himmel raubt ihnen, was ſie hier auf Erden ſchon in einer allgenügenden Vollkommenheit glauben beſeſſen zu haben. Ihre Jünger werden ſchön leben, aber muthlos ſterben."

„Ach, mein theurer Herr, Sie werden mir erwiedern, daß Sie die Segnungen des Chriſtenthums nicht verkennen; Sie werden aber hinzufügen, daß Ihnen daſſelbe viel zu viel Spuren einer äußerlichen, zeitlichen Begebenheit trägt, als daß Sie darin etwas Ewiges erblicken dürften. Welch' ein eigenſinniger Vorwurf! Es treten von allen Seiten Kenner auf, hiſtoriſche Forſcher, die dem Chriſtenthum ſeinen

zeitlichen Ursprung zum Vorwurf machen. Großer Gott
Diese Anklagen der Bibel wegen ihrer Zusammensetzung
diese kritische Anatomie der Wunder des Heilandes, dieß
Jubel, wenn in den einfachen Erzählungen schlichter Hand
werker und Landleute Widersprüche entdeckt werden, indem
doch gerade das Vorhandensein solcher Widersprüche die
unverfälschte, zufällige, unverabredete Entstehung der ers
sten Berichte von den großen Vorgängen beweist — ja
mein theurer Herr, dieser ganze Apparat von Gelehr
samkeit ist in seinen Schlußfolgerungen sehr ungerecht
und lieblos. Der Heiland war kein Schriftsteller; ach
wahrhaftig nein! Die Apostel wollten es sein und
hatten nicht die Fähigkeiten dazu. Das Evangelium war
kein Buch, sondern eine Begebenheit. Als solche mußte
sie alles Risiko der Geschichte und der Tradition laufen.
Ist nun darum, daß sich so manches als unecht vor der
Kritik bewiesen hat, d. h. als jünger, denn Christus, ist
darum der Kern, den sie aus der Schaale genommen haben,
weniger duftend und rein? O wenn es erwiesen sein sollte,
daß Menschen viel zur Feststellung dieses beseligenden
Glaubens beigetragen haben, sollte er uns nicht deßhalb
gerade wahrscheinlicher, faßlicher und liebenswürdiger sein?
Dürften Ihre wackern Glaubensgenossen diese Frage be-
streiten, welche doch auf den Triumph der Humanität
hinauszukommen scheint?"

„Wäre das Christenthum eine Kunst, die man lehren
kann, eine Kunst, die um nicht in bloße Technik zu ver-
fallen, nicht soviel eignes Talent voraussetzte, dann würd'
ich in diesem Lobpreisen meiner Erlösung fortfahren. Wie
man nicht auf dem festen Lande schwimmen lernt, so kann

Christus nur in denen wirken, die Lust bezeugen, ihn in sich aufzunehmen. Aber darum nur, mein theurer Herr, wollt' ich Sie bitten, ob Sie Ihren hohen Beruf als geistiger Vormund des Publikums nicht dahin benützen könnten, wenigstens einigen Fragen der Zeit, wenn nicht der Hauptfrage, die Grundlage des Christenthums zu geben? Sie empfehlen, wo Sie können, bei der Erziehung Grundsätze, Methoden, Sie empfehlen einen Stoff des Unterrichts vor dem andern, Sie dringen auf Sittlichkeit. Sie geben das Ideal der Menschheit, welches Ihnen vorschwebt, in lauter vereinzelten Stücken, wie die Theile jenes Panzers, mit welchem der griechische Liebesgott spielt; aber mein theurer Herr, Sie werden doch fühlen, daß die Erziehung aus einem Stücke kommen muß und daß die Menschen, welche in ihrer Jugend nur die eine Hälfte ihrer Bestimmung kennen gelernt haben, ihr ganzes übriges Leben vergeblich daran setzen müssen, die andre zu finden? Vergessen Sie das Christenthum, wenn Sie mit Männern über das Ewige, Große und Herrliche der Geschichte sprechen, aber vergessen Sie es nicht, wenn Sie mit Kindern und Greisen darüber sprechen. Scheuchen Sie von der Wiege und dem Grabe nicht die Friedensboten unsres Heilands fort. Wehren Sie den Kindern nicht, die er ruft, noch ehe sie gehen können; den Greisen, denen er ruft, wenn sie müde sind. Ich will nicht zürnen, wenn Sie über den Staat, ja selbst über unsre verdorbene politische Kirche, wenn Sie über die Geschichte, über Zahl, Maß und Gewicht, Heer und Flotte, über Gewerbe und Handel sprechen und dabei das Christenthum vergessen; aber über die Hoffnungen der Kinder, Greise und Armen sprechen Sie nie,

ohne Ihre Betrachtungen an Jesus anzuknüpfen, der den Kindern und Armen einen Trost gegeben hat, den Sie ihnen nie geben werden, den nämlich, daß ihrer das Himmelreich ist."

„Ehren Sie, mein theurer Herr, in Diesem die Worte eines alten Mannes, der aller Welt so freudig zu sterben wünscht, wie Ihr ergebener . . . . ."

Was ich auf diese rührende Zuschrift erwiederte, möge hier gleichfalls mitgetheilt werden. Ich schrieb:

„Ehrwürdiger Herr!"

„Auch nicht einem Ihrer vertrauensvollen Zusprüche würde ich in Betreff der christlichen Religion in Abrede stellen; denn Sie schließen in Ihren sanften Vorwürfen niemals, daß ich jenem Glauben Achtung versagte. Nur um die größere und wirksamere Geltendmachung Ihrer Neigung zu Jesus handelt es sich, und wenn ich glaube, daß Sie damit nicht zum Ziel kommen werden, so klag' ich weit mehr den Lauf der Dinge, den Zug der Weltbegebenheiten und den allgemeinen Charakter der Menschen an, als jenes Radikalmittel der göttlichen Weltordnung, das Sie selbst, dadurch von ihren Zweifeln geheilt, aller Welt empfehlen möchten. Ehrwürdiger Herr, ich bin davon überzeugt, daß das Christenthum zum zweiten Male die Menschheit erlösen würde, wenn wir nur im Stande wären, unsre Begriffe und Vorstellungen, unsre Wünsche und Verhältnisse, unsre Hoffnungen und Leiden so zu vereinfachen, als das Christenthum einfach ist. Wie wollen wir das möglich machen? Wie wollen wir alle jene Leidenschaften, die sich in der Welt durchkreuzen und ihre Tagesordnung machen, auf eine einzige Gemüthsstimmung, die Resignation, zurückführen;

wie wollen wir ein Gewirr von Intereſſen, das ſchon widerſpenſtig iſt, wenn wir ihm nur einige allgemeine moraliſche Fragen vorhalten, gar durch das Chriſtenthum vereinfachen, durch eine Lehre zumal, die durch ihr äußerliches weltliches und vor Gott unverantwortliches Auftreten z. B. im Pabſtthum, in der anglikaniſchen Kirche, in dem deutſchen geiſtlichen Miniſterialismus ſelbſt in den Strudel der Discuſſionen hineingeriſſen iſt und ſich dem Zeitgeiſte gegenüber am wenigſten unbefangen hat erhalten können? Ja, ehrwürdiger Herr, ich will Ihnen zugeſtehen, daß ich das Evangelium in meinem ſchriftſtelleriſchen Apoſtelamte predigen möchte. Ich will rufen wie ein Vorläufer der Wiedererſcheinung Chriſti, daß man Buße thun und ſich bekehren ſolle! Welches wird die Wirkung meiner Mahnungen ſein? Eine vereinzelte. Ich werde immer nur Einzelne gewinnen, zu wenige für eine erhabene Sache. Das Chriſtenthum hat ſeinem innerſten Weſen nach wohl eine Berufung an Jeden, aber nicht an Alle auf einmal. Ehemals, wo die Menſchenherzen ſo leer waren, mochte das Chriſtenthum überzeugte Anhänger maſſenhaft gewinnen können. Jetzt aber iſt es längſt nur noch in ſeiner wahren Geſtalt eine Thatſache für den Einzelnen in der Einſamkeit. Man kann durch die Predigt des Evangeliums Einen nach dem Andern von dem großen Haufen, der Wahnbildern und Tagesgötzen nachläuft, abziehen; aber man kann die ganze Menge nicht mehr damit blenden, wie Saulus auf dem Wege nach Damascus geblendet wurde und ſich bekehrte. Fänden nur Viele durch Geiſtliche auf dieſem Heilswege Frieden! Der Autor, der nicht für Einzelne ſchreiben darf, der ſie Alle in ihren Neigungen und

Leidenschaften zu umfassen suchen muß, muß Principien von der weitesten Ausdehnung in seinen Schriften vertheidigen. Er hat schon Alles gethan, wenn er nur die Widersprüche, welche sich in der Welt so hartnäckig bekämpfen, gegeneinander ausgleicht, die Ansprüche der Einen denen der Andern näher führt und eine Vereinfachung der Fragen erzielt, welche die Verständigung erleichtert und das Feld ebner macht, mag nun ein neuer Prophet oder ein Christus, ein Apostel oder ein Ereigniß kommen, welches Erlösung bringt."

„Wenn Sie, ehrwürdiger Herr, die Lage der Dinge wie sie jetzt in der Welt ist, übersehen, so werden Sie mir zugestehen, daß es hauptsächlich die Begriffe von Recht und Unrecht sind, welche mit sich im Streite liegen. Es handelt sich nicht einmal so sehr darum, was der Eine von dem Andern herausgegeben und mit ihm zu theilen verlangt, sondern um das Princip: Was ist Recht? Was gebietet die Natur, die Vernunft in diesem oder jenem verwickelten und von dem Herkommen überlieferten Verhältnisse? Denken Sie besser von der Menschheit, ehrwürdiger Herr! Verurtheilen Sie uns nicht alle als Egoisten und Wegelagerer! Gott sei's geklagt, daß der Egoismus so vielen Vorsprung in der Jetztwelt gefunden hat; allein noch hat er nicht das ganze Terrain gewonnen. Unser Zeitalter ist ein kritisches. Es sträubt sich nicht unbedingt gegen die Vergangenheit; es will nur, daß jede Tradition derselben neu geprüft, mit Gründen der Billigkeit und des Rechts neubestätigt werde. Recht und Gerechtigkeit, ja dieser rein kritische, schöne und doch so leidenschaftliche und als solcher gefährliche Gedanke, der ist das Symbol der meisten Kämpfe, welche durch unsre

jetzige Weltlage ausgefochten werden ſollen. Dies Symbol, das ſo viel Freiheit und Adel der Geſinnung, ſo viel Triumphe des ſcharfſinnigen Nachdenkens enthält, ſollt' ich als Selbſtgenügſamkeit, wie das Chriſtenthum es benennen würde, preisgeben und um den Sieg desſelben unbekümmert ſein? Ich ſollte den Fabrikarbeitern, die Brod haben wollen, den brotverwandelten „Eckſtein" des Lebens, Chriſtus, vorhalten und ihnen die Entbehrung als die Würze der kargen Koſt, an welcher ſie nagen, ſchildern? Nein, ehrwürdiger Herr, dieſe Lehre konnte zu einer Zeit gepredigt werden, als es für den Schwächern gegen den Stärkern keine Garantie der Billigkeit gab, zu einer Zeit, als die Juden von den Römern wie alle Völker ohne Ausſicht auf Rettung geknechtet wurden. Jetzt würde die Welt dieſe Lehre verwünſchen und ihre glänzenden Seiten, deren Ewigkeit ich nimmermehr beſtreiten werde, in den Koth ziehen. Mit dem Chriſtenthum mehr ausrichten wollen, als in ihm liegt, das hat ſich zu allen Zeiten an dieſer Lehre gerächt. Je mehr ſie ſich in den Vorgrund ſtellte, weltliche Macht und irdiſchen Einfluß anſprach, je mehr ſie im Reiche des Wiſſens Herrſcherin ſein wollte, deſto mehr wurde ſie gedemüthigt und in ihrem innerſten Weſen verkannt, von der Frivolität eines ganzen Jahrhunderts ſogar verhöhnt. Dieſe Lehre, daß man bei einem empfangenen Backenſtreich auch noch die andere Wange hinhalten ſolle, mag ich jetzt den Armen, die Lehre, daß man alle ſeine Habe verkaufen und nur Chriſto nachwandeln ſolle, vermag ich nicht einmal den Reichen unſrer Zeit zu predigen."

„Die Frage der Armen und Reichen wird in der Art, wie ſie von unſerm Jahrhundert geſtellt iſt, vom Chriſten-

thum nicht gröbt werden. Wenn ich Ihnen also, ehrwürdiger Herr, die Armen nicht herausgebe, so will ich Ihnen die Kinder und die Greise lassen; ja Ihnen noch die Frauen geben, die Sie, worüber ich mich wundre, verschmäht haben. Kinder, Weiber und Greise saßen auf den Zinnen Trojas und sahen zu, wie Griechen und Trojaner unten ihre Streitkräfte musterten. Kinder, Weiber und Greise mögen daheim am Heerde opfern und für die Väter, Gatten und Söhne bitten, die vor den Thoren sich tummeln und das Jahrhundert ausfechten müssen. Warum verlangt die Religion jetzt mehr, als den Dienst der Götter? Warum wird der Ausdruck: „Weltreligion" immer so verstanden, als müßten alle Dinge der priesterlichen Vormundschaft unterthan werden? Wahrlich, wär' ich für das Christenthum ausschließlich so eingenommen, wie ich es für alle historischen Erscheinungen bin, wo Humanität und Vernunft über Sklaverei und Aberglaube siegten, so würd' ich für mein Ideal die größte Genugthuung darin finden, daß die Kämpfer ermüdet endlich von Wunden oder vom Alter doch zu mir manchmal kommen, um sich heilen oder zur Ruhe bestatten zu lassen, daß ich mit meinem Troste unter einer grünen Linde stehe und Jeden aufnähme, der erschöpft von der Sonnenhitze Kühlung sucht. So bietet sich der einsame Waldbruder in seiner Hütte Niemanden an, weil er kein Wirthshaus hält, nimmt aber Jeden auf, der sich verspätet hat und seine Hülfe, sein Nachtlager, seine Freigebigkeit in Anspruch nimmt. Warum will das Christenthum mehr als diese stille Klausner-Mission haben? Warum wollt Ihr Priester immer in das Gedränge und Wirrsal der weltlichen Interessen treten?"

„Verzeihung, ehrwürdiger Herr, daß ich Ihre von Prieſterehrgeiz weit entfernten Anmahnungen von der Seite dargeſtellt habe, von welcher ſie bei klugen und vorſichtigen Leuten genommen werden könnten. Ihr Zuſpruch kam aus reinſtem Herzen; aber das, was man Ihren edlen Motiven geſtatten würde, könnte leicht von Ihrem Nachfolger mißverſtanden werden. Leicht könnte aus einem neuen Sieg des Chriſtenthums wieder ein neuer Sieg der Hierarchie werden und daß die Welt ſich davon befreit wiſſen will, deuten alle Zeichen. Ihrer Theilnahme dankend, verharr' ich . . . . . .“

Dieſe Correſpondenz hab' ich deßhalb hier eingeſchaltet, weil die Erziehung ein Gegenſtand iſt, welchen ſich die Geiſtlichen und Weltlichen einander ſtreitig machen. Der Einfluß des Chriſtenthums auf Erziehung kann herrlich ſein. Liebe Vater und Mutter, bete zu Gott, liebe deinen Nächſten, demüthige deinen Stolz, bekämpfe deinen Eigenſinn, ſei gehorſam, opfre dich auf, meide was dir verboten wurde; das iſt die Grundlage, davon ſoll die Erziehung ausgehen. Allein ſie ſoll mit dieſen allgemeinen Vorſchriften nicht enden. Der Menſch ſoll nicht erſt den Himmel kennen lernen und dann mit einem Male in die Hölle geſtoßen werden. Verſteht ihr Geiſtliche es, dieſen Uebergang von der himmliſchen Motal zur weltlichen Klugheit, von gotttrunkener Anſchauung zu werkthätiger Rührigkeit zu bahnen? Liebe Vater und Mutter, bete zu Gott, liebe deinen Nächſten; gut. Aber demüthige deinen Stolz! Wenn nun dieſer Stolz mein einziger Troſt iſt? Wenn ich nichts mehr habe auf der Welt, als das Bewußtſein meiner moraliſchen Würde? Wenn dieſer Stolz meine Waffe iſt gegen Uebermuth? Bekämpfe

deinen Eigensinn! Gut; wenn nun aber dieser Eigensinn meine Ueberzeugung über etwas Werthvolles ist? Wenn man von mir einen Widerruf verlangt, der so leicht ist, und ich behaupte doch mit Galiläi, daß die Erde sich um die Sonne dreht? Ist dieser Eigensinn verwerflich? Hatte ihn Christus nicht selbst, als er vorzog, am Kreuze zu sterben? Sei gehorsam; gut, ich gehorche. Wenn ich aber als Werkzeug einer schlechten Handlung mißbraucht werde? Wenn ich nur darum gehorchen soll, weil der, welcher mich beherrscht, der Stärkere ist? Mit einem Worte, die Sittenvorschriften des Christenthums, wie sie in den Schulen gelehrt werden, sind viel zu sehr auf eine Bücherwelt, auf eine Welt der Aesopischen Fabeln berechnet. Sie überlassen die Ausführung des Aber, welches sich bei jedem ihrer Sätze aufdrängt, erst dem Augenblick, wo wir schon mitten in den Wirren drinnen sind und, von den Umständen schon gedrängt, in die Nothwendigkeit uns versetzt fühlen, unsern moralischen Herzensapparat zu vervollkommnen, zu erweitern und für das praktische Fach vielleicht gänzlich umzugestalten. Welches ist die Folge dieser Verlegenheit? Daß Viele ihr häusliches moralisches Gut, ihre mütterliche Reisemitgift, als altfränkisch und unmodisch über Bord werfen und lieber vorziehen, gar keine, als beschränkte Grundsätze zu haben. O könnt' ich durch diese Bemerkungen die Erzieher veranlassen, sich vom Allgemeinen loszusagen und ihre Zöglinge immer auf das aufmerksam zu machen, was nicht nur wahr, sondern auch heilsam ist! Schlafft die Kinder nicht aus, verzärtelt sie nicht durch weinerliche Allgemeinheiten, sondern flößt ihnen getrost ein tüchtiges Vertrauen auf sich selbst ein! Sie werden zeitig inne werden, wie weit sie mit sich selbst kom-

men, und werden ſich wohl ſchicken müſſen, auf Gott zu vertrauen. Wiſſen ſie aber nur dieß, ſo werden ſie jenes niemals lernen.

An Erziehungsgemälden, Tugendſpiegeln und pädagogiſchen Sittenpredigten haben alle Literaturen Europa's einen noch immer höher anſchwellenden Ueberfluß. Alte Jungfern, die nie einen Mann noch weniger ein Kind hatten, geben Anweiſungen über moraliſche Kinderzucht heraus. Geiſtliche, deren Kinder in der größten Ungezogenheit fortwuchern, ſchreiben über die ſittliche Veredlung der Jugend beider Geſchlechter. Die Erziehung iſt ein Utopien, wo die Eltern als die weiſeſten Regenten und die Kinder als die gehorſamſten Unterthanen gedacht werden. Die Widerſprüche der menſchlichen Natur beachtet der Idealiſt nicht, der aus ſeinen vier Wänden heraus Völker erziehen will. Er hat ein allgemeines Schema über die Natur der Kinder. Er hält dieſe Natur für abſolut empfänglich, für eine rohe Tafel, auf welche man durch Lehre und Beiſpiel ſchreiben könne, was man wolle. Weit entfernt! Die Kinder ſind ein ſo widerſpenſtiger und zäher Stoff, daß die Beiſpiele ſelten ſind, wo ſie das werden, was die Eltern erwartet oder gewünſcht hätten. An einem ſchönen Morgen werfen die allmählig erwachſenen Kinder plötzlich zum größten Erſtaunen der Erzieher die Hülle ab, welche bisher ihre Eigenthümlichkeit verſchloß. Der Schlummerkopf wird ein Schelm, der Ausbund ein Hannes, der ſich nicht zu benehmen weiß. Eine Dame klagte mir vor längerer Zeit, daß ſie die unglücklichſte Frau von der Welt wäre. Wie ſo, Gnädigſte? fragt' ich, lächelnd über den herben Ausdruck. Ach, lachen Sie nicht, entgegnete ſie; mein einziges Kind iſt die Urſache meiner

Leiden. Iſt es krank? fragt' ich beſorgt. O wär ſie's
antwortete die Mutter, dann würde ich kein ſo hartes un
grauſames Weſen erſtarken ſehen. Ich war erſtaunt, wie
das Kind ungemein viel Zutrauliches und Liebliches in ſeinen
Gebehrden hatte, ein Kind von kaum vier Jahren. Die Ver
ſtellung iſt ihr angeboren, klagte die Mutter; der Geiſt, de
in dieſem Kinde tobt, erweckt mir für die Zukunft Beſorg
niſſe, die mich mit Schrecken erfüllen. So jung ſie iſt, ſ
hat ſie doch ſchon einen ſo durchdachten, kalten Trotz, da
ſie mir mit der größten Ruhe ſagen kann: Jetzt will ic
weinen, weil ich weiß, daß Du dich darüber ärgerſt. Dan
weint ſie laut und ſchreit, ohne daß ihr eine Thräne in
Auge ſtünde. Sie ſtampft mit den Füßen auf und weiß ſic
noch ſo jung, ſchon einer Miene zu bedienen, die ihr, wen
ſie älter wird, gräßlich, teufliſch ſtehen wird. Niemals offen
bart ſie die geringſte Zärtlichkeit für ihre Umgebungen. Vate
und Mutter ſind ihr, trotz der liebevollſten und ſanfteſte
Behandlung eine Qual. Fremden Leuten würde ſie ohn
Weiteres folgen, wenn ich mich, trotz meiner Leiden ent
ſchließen könnte, ſie von mir zu geben. Wenn ich recht
ſchreie, ſagt ſie kaltblütig, ſo bekomm' ich, was ich will
Ich weiß nicht, was ich für ein Unglück neben mir aufwachſe
ſehe! Ich ſuchte die unglückliche Mutter zu tröſten. Da
Kind hatte in der That etwas Keckes und Kaltes. Sein
Stimme kam, wie faſt immer bei leidenſchaftlichen Menſchen
tief aus der Bruſt und hatte einen angenehmen, tiefen Kl
klang. Ich frug die Mutter, ob ſie nicht bei Erziehern vo
Fach, Geiſtlichen und ſolchen privilegirten Kennern der menſch
lichen Natur ſich Raths erholt hätte. Genug, antworte
ſie; aber die Mittel helfen nicht; der Eine räth zur Strenge

der Andere zur Wilde. Sie vereinigen ſich alle darin, daß, wenn Emilie älter ſei, man ihr mit Vernunftgründen beſſer beikommen würde. Jetzt könnten Lehre und Vermahnung noch nicht viel fruchten, aber ſpäter würde ſie ſchon lernen, was gut iſt, oder wenigſtens, was ſich ſchickt. Allein dies Warten tröſtet mich nicht; denn vielleicht geht dabei die beſte Zeit verloren und das Uebel wurzelt ſich nur in dem verſtockten Herzen deſto tiefer ein! Ich entgegnete der bekümmerten Mutter: Meine Theure, ich glaube, daß unter allen Ihnen angebotenen Heilmitteln die moraliſchen die unwirkſamſten ſind. Kindern Moral predigen, kann wohl nützen, um ihnen gewiſſe allgemeine Wahrheiten über Gut und Böſe einzuprägen, die ſie ſpäter, zu Verſtand gekommen, mit geiſtiger Freiheit durchdenken mögen und innerlich befeſtigen; allein verlangen, daß Kinder in ihren jungen Jahren nach dieſen Predigten ihr Benehmen einrichten, heißt das Unmögliche verlangen. Ich glaube, es gibt nur zwei Mittel gegen die halsſtarrige Natur Ihres Kindes. Erſtens müſſen Sie für entſchieden annehmen, daß dies Kind von ſeiner angebornen Art nicht läßt. Sie müſſen nur ſuchen, die Extreme dieſer Art zu beſchneiden. Einen ſtrengen, ſchroffen und entſchiedenen Charakter wird dies Kind immer behalten. Es kommt nur darauf an, ihn zu mildern und ihm eine tüchtige und moraliſche Grundlage zu geben. Alle Menſchen empfinden nicht ſo weich wie Sie, und ſind darum doch nicht gefühllos. Ihre Tochter wird ein energiſches Weſen ihr Leben lang behaupten, was durchaus kein Unglück iſt, wenn nur der Kern eines edlen menſchlichen Herzens in der äußern Schaale liegt. Das zweite iſt der Unterricht. Wenn bei irgend weichen Naturen nöthig iſt, geiſtige Vorzüge zu Mil-

berungen des Temperaments zu machen, so ist es bei diesen Lenken Sie durch frühzeitige Bildung in Sprachen und Künsten den Eigensinn von Ihrem Kinde ab. Ueber Büchern und Noten verliert sich bald die Kraft der Hinterfüße, auf welche sich die kleine Dame stemmt. Die Erweckung des Ehrgeizes in einem solchen Charakter wird dazu dienen, daß er, je älter er wird, sucht, seinem Wesen einen harmonischen Eindruck zu geben, es nach dem Maße, wie man Lob und Tadel erntet, einzurichten. Ein solches Kind kann nicht durch Erziehung, das muß durch Unterricht geheilt werden. — Genug, Emilie ist jetzt sieben Jahre und weit sanfter geworden. Sie ist aber den ganzen Tag mit Büchern, Zeichnungen und Noten beschäftigt. Ihr starker Geist mußte diesen Ableiter haben.

Ueber Schulwesen, Elementarunterricht, Methoden à la Hamilton oder Jacotot, über Humanismus und Realismus wimmelt es von Gemeinplätzen. Wir haben oben einige Lehrerbiographieen entworfen; man kann sich denken, wie die Gedanken durchwässert werden müssen, ehe sie den Verdauungswerkzeugen jener unerzogenen Erzieher angemessen werden. Frankreich, dies schöne aber schlecht unterrichtete Land, hat jetzt die Schulmeister am Staatsruder sitzen. Wenn da nicht endlich das Schulwesen eine bessere Gestalt gewinnt, dann dürfte es wohl ewig brach liegen. Aber die Herren fangen immer an und kommen nie zu einem Ziel. Herr Guizot bringt alle Augenblicke den Secundärunterricht auf das Tapet, Herr Cousin bereist Holland und Deutschland und doch erfährt man nichts von ihnen, als daß sie einige glänzende Reden von der Tribüne halten, oder einige Artikel in den Revuen schreiben, die sie später als Brochüren sammeln.

Herr Guizot hat eine ganze Coterie von Unterlehrern um ſich, die ſich ſehr gut bewähren könnten in Südfrankreich, in der Normandie, in der Vendee, überall wo der Elementarunterricht einer Reorganiſation bedürfte; allein er benutzt ſie lieber dazu, daß ſie ihm ſeine Journale redigiren. Sie wollen alle Mit-Miniſter werden und überlaſſen die Erziehung den Jeſuiten. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß die von den Doktrinären ſo dringend empfohlene Nothwendigkeit einer Reform des Unterrichtsweſens ihnen Ehre macht; allein bis jetzt war der Primär- und Secundärunterricht nur ihr Paradepferd, das ſie einen feierlichen Umzug durch die Kammer halten laſſen, wenn ſie andeuten wollen, daß ſie nicht blos für die materiellen, ſondern auch moraliſchen Intereſſen Frankreichs ſorgen. Die Reform des Unterrichtsweſens glänzt zur Zeit noch weit mehr in der Thronrede als in der Wirklichkeit.

In Deutſchland befindet ſich niederer und höherer Unterricht auf einer außerordentlichen Stufe; dennoch iſt dieſe gebildete, ſo vortrefflich leſende und mittelmäßig ſchreibende Nation fortwährend in pädagogiſchen Streitigkeiten verwickelt. Jährlich ſtehen Reformatoren der Methode auf und lehren, daß man Alles, was man bisher gelernt hätte, wieder vergeſſen und auf eine andere Manier ſich einprägen müſſe. Die neuen Theorieen, welche in andern Ländern entdeckt wurden, bezwecken eine größere Schnelligkeit im Erlernen; die Deutſchen ſtrebten aber hauptſächlich nach Gründlichkeit und Syſtem. Ein Beweis, wie vorherrſchend und allgemein in Deutſchland die pädagogiſche Diskuſſion iſt, wie ſehr ſie die Intereſſen aller Stände in Anſpruch nimmt und mit den höchſten Ideen des Zeitalters in Verbindung gebracht wird, liegt darin, daß in Deutſchland die politiſchen Neuerungen

faſt immer mit dem Schul- und Unterrichtsweſen konſpiriren. Die Univerſitäten in Deutſchland ſind leider noch zu ſehr überwiegende Pflanzſtätten des mittelalterlichen Geiſtes.

Seit Kurzem ſind wieder die deutſchen Univerſitäten Gegenſtand lebhafter Erörterungen geworden. Indem man die bisherige Form ihrer Lehrmethode bedroht glaubt, hat man wieder jenen ganzen Heerbann von allgemeinen Phraſen aufgeboten, mit welchen man ſeit dreißig Jahren die an unſerm deutſchen Univerſitätsweſen laut gewordenen Zweifel zu verlegen pflegt. Mit dieſen Gründen für die Beibehaltung unſrer bisherigen Univerſitätsformen hat es ſeine eigne Bewandtniß. Sie ſind probe- und ſtichhaltig der einen Zumuthung gegenüber, unwahr und morſch der andern. Kommen die Gegner unſrer Univerſitäten von jener Seite her, wo man ihre freie, vom Mittelalter ererbte Selbſtſtändigkeit bedenklich findet, die Freiheit der Meinungen an beſtimmte Lehrbücher binden, die Studienwahl der Studenten beſchränken und den gewaltigen Sprung von der Abhängigkeit der Gymnaſiaſten zur Souverainetät des Akademikers durch Uebergänge, als da ſind, Semeſterprüfungen, dialogiſche Methode u. ſ. w., vermitteln will, ſo haben jene üblichen Vertheidigungen unſrer Hochſchulen unſre ganze Sympathie für ſich. Sollen ſie aber zu gleicher Zeit auch den Fortſchritten des Volksgeiſtes gegenüber, im Angeſicht der vielen Einſeitigkeiten und Verkehrtheiten, die an unſrer Univerſitätsverfaſſung Vorſchub finden, gegenüber den Elementen des Stillſtandes, des zähen Widerſpruches, der ſelbſtgenügſamen, unpraktiſchen Indifferenz, die in dieſer Verfaſſung liegen, Wahrheit und Geltung haben, dann möchte man ſich ſchwerlich noch länger mit ihnen befreunden und keinen Anſtand nehmen, das übliche Rühmen und Preiſen

unſrer Univerſitäten mit einer Staatsperrücke zu vergleichen, in welche die Motten gekommen ſind.

Wenn ich heute behaupte, daß Deutſchland im Grunde ſeinen dreißig Univerſitäten weit weniger verdankt, als ſich die 120 Fakultäten derſelben einbilden, ſo weiß ich ſehr wohl, daß binnen ſechs Wochen 120 Bücher erſchienen ſein können, die das Gegentheil behaupten und ein himmelhohes Gebäude aufrichten von großen und ſchönen Dingen, die uns alle nur durch unſere Univerſitäten zugekommen wären. Und doch iſt es Thatſache, daß wir durch unſere Univerſitäten ärmer als reicher ſind, langſamer als ſchneller fortſchreiten, verworrener als klarer denken. Die akademiſche Freiheit der Studenten abſorbirt drei Jahre lang die Poeſie der Jugend und liefert ſpäter in die praktiſche Carriere neben vielen wirklich gereiften Jünglingen eben ſo viel ausgelebte und verwelkte Charaktere, die ſich vom Freiheitsrauſche in den Katzenjammer der Stellenjägerei und des nur noch auf Beförderung gerichteten Egoismus ſtürzen, unſere künftigen Beamten, die ſich ſchon auf der Univerſität, bei dem meiſt hündiſchen Serviliſmus des „Philiſters" in Univerſitätsſtädten, der ſich ſtoßen und ſchinden läßt, nur um Geld zu verdienen, jene Achtung vor dem Volke, dem Bürger, dem gemeinen Manne methodiſch erworben haben, die ſie künftig als Richter und Räthe an den Tag legen werden! Schöne akademiſche Freiheit das! Die Poeſie, nie proſaiſcher in Anwendung gebracht! Die Profeſſorenwelt lebt in einem ähnlichen Widerſpruch von zarter Theorie und grober Praxis. Die Wahrheit, die in allen Ländern immerhin eine Streitfrage iſt, wird nirgends mehr als bei uns immer eine perſönliche Streitfrage ſein. In den kleinen entlegenen Univerſitätsſtädten iſt ſie ſogar eine Coteriefrage.

Mir fehlt hier der Raum, unſere Univerſitäten zu ſchildern, wie ſie ſind, mit dem ganzen Dunſtkreiſe von Anarchie, Leidenſchaft, Eitelkeit und chimäriſchen Verkehrtheiten, der über ihnen ſchwebt; allein dieſer Erfahrungsſatz ſteht feſt, daß ſich die durchgreifendſten Momente des deutſchen Culturlebens, die entſcheidenden Momente unſerer Fortſchritte in geiſtiger und geſellſchaftlicher Hinſicht nicht durch, ſondern trotz der Univerſitäten entwickelt und durchgerungen haben. Im Mittelalter war dies anders: Huß und Luther kamen von den Univerſitäten; aber welche Huſſe, welche Luther ſind ſeither wieder von ihnen gekommen? Kant möchte der Einzige ſein. Bedeutende Erſcheinungen, oder ſolche, die es werden wollten, knüpften zwar an die akademiſche Welt in Jena, in Heidelberg an, aber ſo wie eine große Wahrheit in dieſe Sphäre kam, verwandelte ſie ſich ſogleich in Gezänk, minutiöſe Splitterrichterei, Denunciationen und jene „göttliche Grobheit", die noch bis auf den heutigen Tag die höchſten Fragen der Vernunft und Moral wie einen „Bierwitz" behandelt. Die Wahrheit wird euch frei machen! Sie macht bei uns zügellos. Schelling würde, wenn er ſtets auf dem Höhepuncte jener Discretion ſich gehalten hätte, die ihm eine Umgebung wie jetzt die in Berlin zur Pflicht macht, niemals, von akademiſcher Luft angeſteckt, Streitſchriften geſchrieben haben, in welchen Ausdrücke, wie „Beſtie," todter Hund", „Dummkopf von exorbitanter Art" u. ſ. w. vorkommen. Heinrich Leo hat ſich nur durch die Univerſität ſo iſoliren können, wie er jetzt daſteht. Die größten Geiſter ſind uns durch die Univerſitäten verloren gegangen; denn entweder erlagen ſie dem akademiſchen Cynismus oder dem akademiſchen Petitmaitre-Weſen, dem Galanterie-Degen, dem hofräthlichen Man-

ſchettengeiſte, je nachdem eine Univerſität mehr aus plebejiſchen oder patriciſchen Elementen zuſammengeſetzt iſt. Die Erlaubniß, einen Staat im Staate zu bilden, beförderte eine Abſtraktion vom Allgemeinen, die es in Deutſchland ſogar zu einer vornehmen und Geiſtreichigkeit verrathenden Sache gemacht hat, über jedes Ding ſeine eigene aparte Meinung zu haben und ſich in kühler, lächelnder Indifferenz von dem Allgemeinen auszuſchließen. Die ſchöne Mannigfaltigkeit der Gedanken, den bunten Reichthum von Auffaſſungen, der uns z. B. eine tübinger Theologie, eine göttinger Jurisprudenz u. ſ. w. gegeben hat, in Ehren, ſo würde dieſer Reichthum erſt dann vollkommen ſein, wenn die Univerſitäten bloße Gelehrten-Akademieen und nicht zugleich Lehranſtalten wären, wo Jünglinge mit der ihnen hier offenbar gewordenen Weisheit ſich in einer geiſtigen Ehe wie auf Tod und Leben vermählen und die Empfänglichkeit des noch unreifen und jeden Eindruck faſt kindlich wiedergebenden Gemüthes nur zu gläubig und bereitwillig den Orakelſprüchen entgegenkommt. Und unſere Univerſitäten benutzen dieſe Empfänglichkeit nur zu geſchickt. Die Verwirrung der in Deutſchland herrſchenden und kämpfenden Begriffe, die doktrinären Vorurtheile, die unpraktiſche Ideologie und Unanſtelligkeit jeder Art beweiſen es zur Genüge.

Eine Schrift von Oppermann über eine von der Univerſität Göttingen herausgegebene Zeitung, die Göttinger Gelehrten Anzeigen, bietet für dieſe Thatſachen auf jeder Seite einen Beleg. Was von Göttingen ſelbſt ausgegangen iſt, dem wird dort nie die Anerkennung gefehlt haben; was andere Univerſitäten erfanden, ward ignorirt oder beſtritten. Die Geſchichte der Cultur von 1740 bis auf den heutigen Tag

läßt ſich unter die Reverbere Göttingens ſtellen und welches iſt das Reſultat? Daß ſich alles Schöne, Edle, Große, Durchgreifende, Befreiende, Aufklärende, Nationale in Deutſchland zum größten Theile trotz Göttingen entwickelt hat. Göttingen beſtritt den Glauben an eine Erziehung des Menſchengeſchlechts und die Perfectibilität deſſelben und alle Welt theilt jetzt dieſen Glauben und iſt durch ihn fortgeſchritten. Göttingen verwarf alle Spekulation, und die Spekulation, wenn auch ohne poſitive Reſultate, hat doch wie ein Gewitter reinigend auf die Atmoſphäre der Moral, Religion und der ſchönen Kunſt gewirkt. Göttingen bekämpfte Kant, und Kant wurde der Thales unſerer neuen Philoſophie. Göttingen bekämpfte Fichte, Schelling, Hegel, und alle drei haben Jahrzehende hindurch die öffentliche Meinung in Deutſchland beſchäftigt und allen Wiſſenſchaften neue Methoden gegeben. Die Göttinger verſchmähten Herder, der ſich, um bei ihnen Profeſſor zu werden, erſt einem Examen unterwerfen ſollte Göttingen legte den hiſtoriſchen Maßſtab an Götz von Berlichingen und leitete eine Anzeige von Schiller's Don Carlos mit den Worten ein: „Obgleich gewöhnliche Theaterſtücke nicht im Kreiſe unſerer Aufmerkſamkeit liegen.“ Göttingen proteſtirte gegen die romantiſche Schule und der Theil von Verdienſt, den die romantiſche Schule anſprechen darfte, machte ſich ohne Göttingen Bahn. Göttingen hat gegen jede ideale Regung des Zeitgeiſtes opponirt und mit ſeiner berühmten Bibliothek ſich eingebildet, die Welt allein aufklären zu können. Nie, nie ſind bis jetzt folgende Namen der Gegenwart in dem Göttinger Organ genannt worden: Anaſtaſius Grün, Nikolaus Lenau, Börne, Heine, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, H. König, Juſtinus Kerner, J. Mo-

ſen, Th. Mundt, Graf Platen, P. Pfizer, Friedrich Rückert, als Dichter, G. Schwab, Ludwig Uhland; wohl aber ſind die Vorleſen von hannöverſchen Landpaſtoren angezeigt worden. Muß man nicht ſagen, daß Deutſchland fortſchreitet trotz ſeiner Univerſitäten?

Es iſt nun aber ſchon die Nemeſis über ſie gekommen. Wie die Göttinger gelehrten Anzeigen verwelkt ſind, ſo trägt jedes ähnliche an Univerſitäten ſich knüpfende Inſtitut den Keim des Todes in ſich. Die Zeit iſt vorüber, wo eine Stimme aus Halle oder Tübingen den Ausſchlag gab. Mit je größerer Verehrung man auf einzelne berühmte Katheder blickt, mit um ſo weniger Ehrfurcht auf akademiſche Geneſſenſchaften, Corporationen und ſelbſt wiſſenſchaftliche, an Univerſitäten ſich knüpfende Verbrüderungen. Der größte Theil unſerer Literaturzeitungen erhält ſich nur noch durch Regierungs-Zuſchüſſe.

Man liefere eine Geſchichte der Univerſitäten Halle, Jena, Tübingen, Erlangen u. ſ. w. und faſſe dann ein Reſultat zuſammen. An Gelehrtenruhm wird es nicht fehlen; ob aber die unterrichtende, belehrende, bildende Bedeutung und Verwerthung dieſes Gelehrtenruhms nachzuweiſen iſt, ſteht ſehr in Frage. Die akademiſche Jugend iſt ſeit einiger Zeit hier und da in Gährung gekommen. Sie verräth deutlich, was ſie wünſcht. Sie will der Univerſitätsluft den friſcheren Zugwind des Zeitgeiſtes zugeführt ſehen, ſie will an den wiſſenſchaftlichen Paragraphen die Fingerzeige praktiſcher Anwendung erblicken, ſie will die Univerſität in ein größeres Ganzes, in ein Allgemeineres aufgehen ſehen und mit Recht. Jene Gährungen ſind Symptome einer Reform, die ſich der Univerſitäten wider ihren Willen bemächtigen wird. Es geht

in der alten Weiſe nicht mehr fort. Es iſt dem Allgemeinen zu viel durch die frühere Vereinzelung entzogen worden. Es iſt zu lebhaft, zu nachdrücklich auf jene wiſſenſchaftliche Autarkie, jene gelehrte Selbſtgenügſamkeit hingearbeitet worden, die mit den Anforderungen unſerer Zeit in zu grellem Widerſpruche ſteht. Wie dieſe Reform zu beſchaffen ſei? Es ſcheint, als wenn ſich die Staatsweisheit unſerer Tage mit dieſer Frage beſchäftigt. Freiheit iſt ein ſo theuerwerthes Wort, daß man über jede Einſchränkung derſelben, ſelbſt wo ſie bedenklich ſcheint, erſchrickt. Nicht auch die Freiheit, die nun einmal auf Univerſitäten da iſt, ſollte man einſchränken, wohl aber ſie an einem höheren Dritten zu einer höheren Wahrheit werden laſſen, ſie mit einem größeren Bau, der koloſſaler als ſie ſelber iſt, überwölben, ſie ſolchen Inſtitutionen unterordnen, die als ein großes politiſches und nationales Ganzes die Univerſitäten von ſelbſt in eine abhängige und dem Geſammtzweck dienende Stellung einweiſen würden. Es iſt auch das ein großer Vorzug der konſtitutionellen Regierungsform, daß ſie noch überall den Univerſitäten ihre Staat im Staate machende Bedeutung genommen hat, und z. B. in Göttingen ſelbſt, auf der Hochſchule der Hochſchulen, einen bekannten politiſchen Akt möglich machte, der mit allen Antecedentien dieſer Univerſität in einem wenigſtens für den Geiſt der göttinger gelehrten Anzeigen wahrhaft haarſträubenden Gegenſatze ſtand.

Kehren wir wieder auf das Allgemeinpädagogiſche zurück! Es bürgt nicht blos der Charakter der Deutſchen für ihre Befähigung zum Unterrichte und ermuthigt fremde Nationen, ſich für die Erziehung ihrer Kinder oft deutſcher Penſionate zu bedienen, ſondern es ſcheint mir höchſt bemerkenswerth zu

ſein, wie gerade in Deutſchland Alles, was für neu, frei und volksbeglückend gehalten wird, in einem ſo lebhaften Verkehr mit der Erziehung ſteht. Wenn es eine unwiderlegliche Form für den Inhalt der verſchiedenen Lehr- und Bildungstheorieen gibt, ſo iſt es die Oeffentlichkeit. Die Theilnahme der Nation an ihrem Nachwuchs, an ihrem einſtigen Erſatz, die Erziehung als Sache der Politik, darin lag die Größe des Alterthums. Was nützt es mir, dachte der Spartaner, daß mein Sohn an Weisheit mit Bias wetteifert, wenn er die Schmach nicht rächen kann, die man vielleicht meiner Leiche zufügt, wenn er ſeinen Herd und ſein Erbtheil nicht zu ſchützen verſteht! Montesquieu führt die Merkmale an, welche die Erziehung in despotiſchen Staaten hätte. Er ſagt ungefähr: Tyrannen kann es nur geben, wo es auch Sklaven gibt. Die Sklaverei fußt am ſicherſten auf der Unwiſſenheit; Ariſtoteles ſagt ſchon: für Sklaven gibt es keine Tugend. Allein Montesquieu hätte noch dies ſagen dürfen: Nicht blos Unwiſſenheit iſt der Stützpunkt der Despotieen, ſondern eben ſo ſehr die Wiſſenſchaft, wenn ſie mit keinen öffentlichen Thatſachen in Verbindung geſetzt iſt, die Wiſſenſchaft, beſchränkt auf ihre Bibliotheken, auf ihre Literaturzeitungen, auf ihre Experimente, ohne Zuſammenhang mit der Nation und mit der Geſchichte. Die Alten hatten den großen Vorſprung vor den Neuern, daß ſich die Familie und die Schule dem Staate, man kann wohl ſagen, dem Weltlauf, unterordnen kann. Wir werden erzogen erſt für den Umgang mit unſern Brüdern und Schweſtern, dann für unſere Kameraden und zuletzt für unſere Mitbürger. Wir müſſen ein Stadium unſerer Bildung vor dem andern zu verbergen ſuchen. So wie wir in die Schule treten, frei-

ſen wir alle Anklänge der Familie ab. Derjenige, welcher bei irgend einer Unbill ausruft: er wollt' es ſeiner Mutter ſagen, wird ausgelacht. Man ſchämt ſich ſeiner Häuslichkeit. Tritt man endlich in die Welt, ſo ſchämt man ſich wieder der Schule. Man erwähnt ſie nie anders, als um zu jubeln, daß man ein läſtiges Joch endlich abſchüttelte. Dieſe Feindſchaft der verſchiedenen Bildungsſtadien unter einander kannten die Alten nicht. Epaminondas rühmte ſich noch, alle Tage ſeines Alters der zu ſein, der er in ſeiner Jugend war, als er auf den Bänken der Schule ſaß.

Es iſt ein außerordentlicher Beweis für die in den Deutſchen ſchlummernden Kräfte, daß ſie alle Reſultate, welche ihnen die Zeit oder die Wiſſenſchaft darbietet, ſogleich für die Erhöhung des Unterrichts- und Erziehungsweſens verwenden. Aber ſelbſt für den Fall, daß dieſer Umſtand die Folge einer mangelnden öffentlichen Freiheit wäre, für den Fall, daß man hier eine Nation hätte, die für ihre geiſtigen Neuerungen nur in der Jugend den bildſamen Stoff finden dürfte, iſt es außerordentlich, wie gerade die deutſche Erziehung alles in ſich zu vereinigen ſcheint, was an die Größe des Alterthums erinnert und ohne deſſen Annahme die neue Zeit nicht groß werden wird. Man findet bei den Deutſchen Sinn für öffentliche Leibesübungen, für die Bildung einer geſunden Seele im geſunden Körper; die deutſche Jugend zeigte im Jahre 1813 eine Wunderkraft, die ſie nur auf den Schauplätzen ihrer gymnaſtiſchen Uebungen gelernt hatte. Dieſer Sinn erhielt ſich lange, ging auf Univerſitäten und in die Staatsverhältniſſe über, wo ſich die phyſiſch-phantaſtiſche Ausbildung in doktrinell-moraliſche verwandelt hatte. An die Stelle der Gymnaſtik trat eine Philoſophie, welche, trotz

aller Abenteuerlichkeit im Schematismus, ſich durch eine Fülle vereinzelter, goldner Ideen auszeichnete. Alles, was geſchah, geſchah durch Verbrüderung und Oeffentlichkeit. Die Pädagogen waren damals die Prieſter einer neuen Religion geworden. Den beſchränkten, verzärtelten Eltern wurden die Kinder aus den Betten geholt und in die Flüſſe geworfen, wo ſie ſich bald wie Fiſche luſtig tummelten. Es gab moraliſche Verpflichtungen in der Luft, in der Literatur, im Zeitgeiſt, überall, namentlich in der neubelebten Geſchichte, Verpflichtungen, welchen ſich Niemand, der nicht für einen Heloten und Idioten gelten wollte, entziehen durfte. Ja dieſe Dinge ſcheinen mir ſo außerordentlich, ſind ſo reich an Samen für die herrlichſte Zukunft, daß ich eine Nation beklagen muß, die, ſie weiß ſelbſt nicht wie, plötzlich darum gekommen iſt. Wenn es irgend etwas gibt, was die Schlechtigkeit der politiſchen Reaktionen, die durch die Julirevolution leider nicht beſeitigt worden ſind, beweiſt, ſo iſt es grade dieſe Beraubung der Menſchheit an den neuen und ſchönen Reichthümern, die ſich ihr Leben hätte erwerben können. Der grelle lachende Sonnenſchein wird mit Flor gedämpft. Juriſtiſche Abwägungen von mehr oder minder Macht und Einfluß nehmen die Stelle eines welthiſtoriſchen Aufſchwunges ein. Wuchergeiſt und Egoismus ſind das Gefolge der unterdrückten freien Gemüthsſtimmungen. Damit hier oder da keine Regierungsform zu Grunde gehe, damit die Verhältniſſe von Fürſt, Unterthan, Adel, in ihren alten Ueberlieferungen erhalten werden, wird die Geſchichte um eine neue Epoche betrogen. Die Augen der Zeit, die kaum noch ſo hoffnungsfreudig leuchtenden, haben ſich mit wehmüthigen Wimpern bedeckt; wir leben vom Tage zu Tage, von der

Stunde zur Stunde. Das Einzige, was uns als neu und originell übrig geblieben iſt, iſt die Umwandlung der Phantaſie in den ſpottenden Witz einer entſagenden Reflexion. Wir waren am Ziele, eine neue Zeit zu ſchaffen, und müſſen jetzt fürchten, daß wir kaum im Stande ſein werden, das vorige Jahrhundert ſo geiſtreich und originell zu reproduziren, wie jenes war. Der Grundton des Themas, welches wir wieder aufführen, iſt Kampf zwiſchen Tyrannei und Freiheit. Eines von beiden ſoll ſiegen? Wir verſchmähen die Ausgleichung, die uns die Zeit ſelbſt geboten hat? Wir wollen uns die Zuſtände ſchaffen, die aus dem Siege eines von beiden Extremen geboren ſind, wir verſchmähen es, über beiden Extremen die Wahrheit zu ſuchen? Wir taumeln ſo fort? Wenn wir am Abgrund ſtehen, vielleicht, daß wir uns dann beſinnen.

Ende des erſten Theils der Säkularbilder.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# äkularbilder

von

## Karl Gutzkow.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1846.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

# Inhalt des zweiten Theils.

Seite

IX. Sitte und Sitten . . . . . 1—143

1. Die Reise nach Berlin. Tante Rebekka an den Pfarrer L. im Mecklenburgischen. Der Kanarienvogel. Der Gasthof. Die Pariser Galanteriehändlerin. Die Schriftstellerin. Ihre Leidenschaft für Mechanik. Unglück durch die Rettungsmaschine. Das reisende Automat. Ankunft in Berlin. Die Schwester und ihre drei Töchter. Das Pamphlet. Pilarius. Der Vervielfältigungsspuk. Frau von Windbeutel. Der Ball. Besuch beim Bruder. Hydropathie. Die Spree. Texasauswanderung. Lektüre. Drei jungmecklenburgische Schriftstellerinnen. Emanzipationspläne. Unterricht in Mimoplastik. Entdeckungen. Entführungen. Verwechselungen.

2. Umwandlung der Sittenbegriffe. Das Sittenprinzip der Alten. Die Römer. Beispiele antiker Sitten. Die Gesetze im Verhältniß zu den Sitten. Montesquieu. Peter der Große. Der kategorische Imperativ des modernen Sittengesetzes ist die Polizei. Die Moral. Moralprinzip. Die Tracht. Guter Ton. Höflichkeit. Die Gesellschaft. Salons. Musik. Spiel. Tanz. Galanterie. Liebe. Ehe. Angriffe auf dies Institut. Die Prostitution. Parent-Duchatelet. Der

heil. Augustinus. Restif de la Bretonne. Magdalenenstifte. Recht und Unrecht. Mein und Dein. Die Strafttheorieen. Wiedervergeltung. Das doktrinäStrafrecht. Granier de Cassagnac über die Zärtlichkeit für die Verbrecher. Widerlegung seiner Sophismen. Was nennt man frivol? Die Philanthropie. Verbesserung der Gefängnisse. Verbrechercolonien. Englands drakonische Gesetzgebung. Lord Brougham. Code Napoleon. Dupin. Patrimonialgerichtsbarkeit. Geschwornengerichte. Die Todesstrafe. Im Alterthum. Abschreckung. Wiedervergeltung. Gründe gegen die Todesstrafe. Das Henkeramt. Beccaria. Criminalstatistik. Bedeutung des Trunkes in den Zahlenangaben. Die Gefängnißsysteme. Die Sittenlosigkeit ohne Verbrechen.

X. Religion und Christenthum . . . . . 149—236

Die Religion und die Priester. Bischof Cnor und Vikar Job in England. Die Priester auf dem Continent. Die Schöngeistigen, die Orthodoxen. Die Universitäten und die theologische Fakultät. Charakterskizzen: Hengstenberg, Neander. Das Christenthum des achtzehnten Jahrhunderts. Neologie und Deismus. Zinzendorf. Das Maas der Geltung des Christenthums. Reaktionen gegen dessen Befeindung in der Zeitstimmung. Napoleon. Volkerkampf. Philosophie und Kunst. Theologie. Die Bibel und die Dogmen. Offenbarungsglauben und Vernunftreligion. Englische Theologie. Die deutsche kritische Schule. Zwei dogmatische Systeme, das spekulative und das moralische. Hegel und Schleiermacher. Der Katholizismus. Der Deutsch-Katholizismus. Die Religion in ihrem Verhältniß zum Staat. Freiheit der Kirche. Zweideutigkeit dieses Schiboleths. Das religiöse Leben. Gottesdienst. Pietismus. Conventikel. Missionsreisen. Bibelgesellschaften. Judenbekehrung. Emanzipation der Juden. Die Gegner derselben. Widerlegung derselben. Wahre Erfüllung einer Prophezeiung Christi.

XI. Kunſt und Literatur . . . . . 237—284

Religion und Kunſt. Wie entwickelt ſich bei uns der künſtleriſche Genius? Was thun für ihn die Umſtände? Die Kunſt in ihrer dienenden Beſtimmung. Künſtleriſche Empfänglichkeit der Zeitgenoſſen. Die Kunſt iſt in unſrer Zeit etwas Vermitteltes. Einflüſſe dieſer Vorausſetzungen auf die produktive künſtleriſche Kraft ſelbſt. Zweckbeſtimmung der Kunſt. Der neu-altdeutſche Maler. Die Muſiker. Die Dichter. Martin oder Dichters Erdenwallen. Fünf Entwickelungsſtufen. Die Architektur. Die Bildhauerkunſt. Die Malerei. Oelbilddruck. Daguerreotypie. Die Muſik. Oper. Dichtkunſt. Die poetiſche Oppoſition gegen das Beſtehende. Die Bedeutung des Romans. Dreierlei Gattungen deſſelben. Hiſtoriſcher, Sitten- und Tendenzroman. Die Ironie. Die gläubige Poeſie.

XII. Wiſſenſchaft und Literatur . . . . . 285—358

Die Wiſſenſchaften. Sie ſind die Schooßkinder unſers Jahrhunderts. Gunſt der Umſtände. Die Preſſe vom materiellen Standpunkte. Schrifteigenthum. Nachdruck. Widerlegung der Vertheidiger des Nachdrucks. Preßfreiheit und Cenſur. Aufſichtsrecht des Staates über die Preſſe. Cenſur die Norm, Preßfreiheit die Modalität. Inhalt der Preſſe. Empirie und Spekulation. Die Naturwiſſenſchaften. Die Geologie. Anſichten der Urwelt. Medizin. Geographiſche Bedingungen der Heilkunde. Die Homöopathie. Hiſtorie. Kampf zwiſchen Empirie und Spekulation. Rechtsgeſchichte. Die Geſchichtsſchreibung. Memoiren. Die Philoſophie. Engliſche und ſchottiſche Philoſophie. Die Philoſophie in Frankreich; in Deutſchland. Der Idealismus. Apologie deſſelben. Pantheismus. Geſchichte der Philoſophie. Stellung der Philoſophie zu den poſitiven Thatſachen.

Sie ist mehr abhängig von ihnen, als früher. Reaktion der gesunden Vernunft gegen die schwärmerische. Auge. Die Zukunft. Die entfernte, die nächste. Die Haupterfahrungsthatsachen unsres Jahrhunderts in politischer, kirchlicher und sittlicher Hinsicht. Die einstige Grabschrift unseres Jahrhunderts. Schluß.

# IX.

# Sitte und Sitten.

Der Plan unſres Verſuches, die Zeitgenoſſen zu ſchildern, war der, Erörterungen mit Lebensbildern abwechſeln zu laſſen. Ehe wir unſern neuen wichtigen Gegenſtand: Sitte und Sitten ſchärfer ins Auge faſſen, leite uns die nachfolgende heitre Skizze in das Gebiet ein, welches wir ſpäter gründlicher zu erforſchen uns befleißigen werden.

## 1.

## Die Reiſe nach Berlin.

Tante Rebekka an den Pfarrer L. im Mecklenburgiſchen.

Ehrwürdiger Freund und lieber Vetter!

Iſt dem armen Thiere denn auch nichts geſchehen? Wie man in der Eile einer Reiſe Alles vergeſſen kann, ſein Theuerſtes und Liebſtes! Ich ſage noch zu Jenny, hab' ich nichts vergeſſen? Iſt Alles in Ordnung? Sie lacht dazu, was mir ſchon nicht gefallen hat, da ich ihrem Herzen in einem Augenblicke, wo man ſich trennt und nichts mehr hat auf der

Welt, das Einen erfreuen könnte, als das Wiederſehen, eine ſolche Gefühlloſigkeit nicht zugetraut hätte. Ich ſagt' es ihr auch und wollt' ihr den Dienſt kündigen, da ich ſie ja doch zurücklaſſe und ſie nichts zu thun hat und blos ſehen muß, daß Alles da ſtehen bleibt, wo ich es hingeſtellt habe; aber ſie ſagte, ordentlich beſchämt, ſie müſſe immer lachen, wenn ſie nicht weinen wolle. Nun hätte ſie aber wohl weinen können und ſich durch Gelächter nicht zu helfen brauchen; überdies mir auch noch den Kummer machen, daß Pipi vorm Fenſter hängen geblieben iſt, während es anfing zu regnen. Nicht gleich, ſondern ich mochte ſchon mit Wilhelm eine Stunde gefahren ſein. Der Himmel überzog ſich an allen Ecken und ſah bald nun noch wie ein großer Scheuerlumpen aus. Indem es ſchon regnete, fällt mir Pipi ein, der draußen hängen geblieben und nun — der Vogel, Jenny's gefühlloſes Gelächter, Sie, mein Freund und Vetter, mit Ihrem frommen Segen und das Gewitter — ach! ich hatte außer Wilhelm keine Hülfe mehr, als meine Thränen. Das Thier muß den Tod davon gehabt haben; denn Jenny, da war ich verrathen genug, die ließ ihn hängen und wird wohl an ſeinem Grabe auflachen, warum? weil ſie nicht weinen will. Vetter, jagen Sie das Geſchöpf aus meinem Hauſe! Ich wenigſtens, ſo lange ich lebe, will ich von den neuen Moden nichts wiſſen. Wohl dem, dem ſein Grübchen nah!

Schon zehn Meilen von Hauſe hab' ich den neuen Weltlauf kennen gelernt. In dem Gaſthofe, wo ich nun noch den Schmerz hatte, mich von Wilhelm zu trennen und die Landkutſche zu erwarten, auch keine Seele, die mich verſtanden, oder, wenn ſie mich verſtanden, die mich nicht durch ihr gefühlloſes Benehmen empfindlich gekränkt hätte. Glauben Sie

denn wohl, daß ich bei irgend Jemanden für Vivi ein freundschaftliches Bedauern hätte erwecken können? Selbst der Wirth, der doch die Verpflichtung hat, seinen Gästen Alles, was sie wünschen und vermissen, an den Augen absehen, lachte mich aus, gleichsam als wollt' er sagen: Hier in der Runde gibt es nur einen Gasthof, der Ruf hat, und der rothe Löwe hätte nicht nöthig, sich um Andere ein Bedenken zu machen. So sieh' einmal Einer an, ich hätte sogar an seinen Mittagstisch nicht kommen mögen; denn er selbst saß oben an und tranchirte, der Gastwirth aß mit seinen Gästen, was eine unsaubre Mode ist, wie Alles, was wir den Franzosen verdanken. Table d'hôte nennen sie das! Der Wirth saß mit an der Tafel! Und überhaupt er war in der Stadt eher der Herr als der Diener Aller. Ich wollte mit ihm über eine bequemere Einrichtung in meinem Zimmer sprechen. Er sah mich vornehm an und verwies mich an das Gesinde. Für die Empfangnahme des Geldes war ein eignes Frauenzimmer aufgeputzt, das hinter einem Tische an einer Ecke des untern Saales wie bei Wachsfigurenkabinetten saß. Ueber jeden Gast wurde statt des Kerbholzes doppelte italienische Buchhaltung geführt; ich erhielt für jede Tasse Thee, die ich forderte, ein eignes Folio in diesem Bankwesen. Statt mirs bequem zu machen, mußt' ich mich genieren. Früher war man, so lange man zahlte, Herr im Wirthshause, jetzt steht man zu dem Prellervolke im Verhältniß einer weitläufigen Gastfreundschaft. Wenn das in kleinen Städten so ist, dacht' ich, wie wird das in Berlin sein! Und während dem klopft' es an meine Thür. Ich hatte mich so eben etwas gelegt, weil die Landkutsche in einer Stunde eintreffen sollte und ein Theil der Nacht hindurch gefahren wurde. Ohne noch mein

Herrin! abzuwarten, tritt ein Frauenzimmer zu mir ein, ich kann wohl ſagen, von einem ausnehmend zweideutigen Charakter. Ich frage, was ihr Begehr ſei? Statt deſſen fixirte ſie an mir alle diejenigen Theile des Körpers, von welchen man zu gebildeten Menſchen nicht ſpricht. Sie ſetzte einige Cartons auf den Tiſch und fing an: Alles aus Paris; ächt und leicht, elaſtiſch und bis zur Täuſchung, für vorn und hinten, Alles aus einer Fabrik. Ich bekam in dem Augenblick das Zittern, weil ich hier Unrath merkte und ganz allein daſtand. Ich fürchtete, ſchon von dem Namen der käuflichen Dinge beleidigt zu werden, und lief immer röther und röther an, als hätt' ich ein Neſſelfieber. Um Jeſu Willen! ſchrie' ich, als das Weib anfing, ihre Cartons zu öffnen, und mir Dinge zeigen wollte, für welche ſie die prächtigſten Namen hatte, von denen mir aber der Gebrauch ſo räthſelhaft und ſo empfindlich war, daß ich ihr rieth, mich und meinen ehrlichen Namen in Ruhe zu laſſen. Sie replizirte, daß die vornehmſten Frauen ſich nicht ſcheuten, ihre mangelnden oder bereits verblühten Schönheiten durch dieſe künſtlichen zu erſetzen, auch hätte ſie ein gut aſſortirtes Lager von Zähnen, theils einzelnen, theils ganzen Gebiſſen. Ich wußte aber zu gut, daß dieſe Zähne nicht von Elfenbein ſind, ſondern den Dieben und Mördern vom Galgen geſtohlen werden und innerhalb der ruchloſen Mäuler, die ſich damit garniren laſſen, geruchvoll genug in den Verweſungsprozeß übergehen. Ich bat ſie um Gottes Willen, mir vom Leibe zu bleiben. Ich kann Ihnen, mein ehrwürdiger Freund und Vetter, kein Bild von dieſer Scene entwerfen. Da das Weib nicht hören wollte, ſondern unausgeſetzt an mir herumtaſtete und mir ihre elaſtiſchen Sündenpolſter anſchnallen wollte, ſo

ſchrie ich zuletzt laut auf und lief zur Thür hinaus, weil ich den Sprung aus dem Fenſter nicht wagen wollte. Indem fällt mir ein, daß ich meinen Koffer nicht verſchloſſen hatte. Ich will wieder hinein, aber mein Lärmen hat die nächſten Hausbewohner in Bewegung geſetzt. Sie eilen mir zur Hülfe und treten in mein Zimmer, wo die Kupplerin des Satans eben ihre pariſer Beſcheerungen einpackt. Die Frauen ziehen ſich beſchämt zurück und den Männern muß ich über dieſen neumodiſchen Vorgang Rede und Antwort geben! Das Weib geht lachend davon, und die Männer ſind garſtig genug, mit einzuſtimmen. Ich befand mich, was Moral betrifft, in jeder Beziehung auf der Landſtraße.

Wahrſcheinlich veranſtalten die Wirthe ſelbſt dergleichen Beläſtigungen ihrer Gäſte. Das nennt man in jetziger Zeit einen mit allen Bequemlichkeiten ausgeſtatteten Gaſthof! Manches in ihren Sünden eitle Weib iſt froh, in einem Gaſthofe das zu finden, was ihr in ihrem Hauſe nie begegnen würde. Aber wer noch auf alte Zucht und Sitte etwas hält, den hält dann auch nichts mehr, einen Gaſthof dieſer Art ſchleunigſt zu verlaſſen. Die Wirthe benutzen dieſe Verzweiflung eines Unglücklichen und ſetzen ihre Rechnungen mit einer Willkür im Preiſe an, daß man in ein Land ſich verzaubert wähnt, wo Gold auf den Werth des Silbers heruntergeſetzt iſt. Ich mochte nicht um dieſe unverſchämte Vertheuerung der einfachſten, mir im Preiſe wohl bekannten Lebensbedürfniſſe rechten; denn ich war froh, aus dieſer Mördergrube erlöſt zu werden.

Nun war es aber ſehr kalt geworden und die Landkutſche ganz leer. Ich konnte nicht einmal darauf rechnen, wir wenigſtens durch Gedräng einige Erwärmung zu verſchaffen. Eine

einzige Dame fuhr mit, die mir sonderbar vorkam. Nicht darum, weil sie sagte: die Eisenbahnen verdrängen die Landkutschen; denn das war freilich richtig genug und ganz aus der Zeit gegriffen; allein den Schnak, den sie an diese Bemerkung anknüpfte, den war in der That wohl kaum sie selber fähig zu verstehen. Sie hatte dabei ganz die Gewohnheit rasender Menschen, immer an den Kopf zu fassen, weil sie wohl fühlte, daß es darin nicht richtig war. Auch hatte sie ganz das kurze Lächeln der Närrischen, wenn ich auch nicht sagen will, daß sie es schon vollkommen war. Allein selbst dieser letzte Fall wäre mir nicht so ängstlich gewesen, als das, was ich später erfuhr. Nachdem sie mir nämlich einige Stunden hindurch über die wunderlichsten Gegenstände ihre Ideen mitgetheilt hatte, sagte sie mir bei der Uebernachtung im zweiten Gasthofe, den ich nach vielen Jahren wieder gesehen habe und nicht besser als den ersten fand, daß sie eine Schriftstellerin wäre. Ihr Fach wären die mechanischen Wissenschaften. Die Dame war mir nach dieser Entdeckung so unheimlich geworden, daß ich ordentlich Furcht hatte, am folgenden Morgen mit ihr weiter zu fahren. Nach einer in Aengsten und schmerzlichen Erinnerungen mehr überwachten als verschlafenen Nacht traf ich sie schon in aller Frühe an der Landkutsche beschäftigt. Sie setzte den Stallknechten, die sie zum Dank für ihre Belehrung verspotteten, auseinander, daß vier Räder am Wagen Luxus wären und überdies allen Gesetzen der Mechanik widersprächen. Sie verwickelte sich dabei in einen Streit, der mich an manche Auftritte mit Jenny erinnert, die aber doch nur die Zubereitung der Speisen und die verschiedenen Lesarten der Kochbücher betreffen. Diese Dame nahm nicht die entfernteste Rücksicht auf ihr Geschlecht.

Sie war nicht nur mit einer Nachläſſigkeit gekleidet, die ans Burleske ſtreift, ſondern nannte auch Alles, was in das Handwerk der Männer fällt, ganz ſo wie dieſe und mit einer Rückſichtsloſigkeit, die mich ſtatt ihrer erröthen machte. Am Rade ſprach ſie von der Mutter, von der Schraube: ſie war über die Zubereitung des Theers, den ich bis jetzt nur habe riechen können, wenn ich die Gelbſucht hatte, und ſo viele andere Unreinigkeiten ſo im Reinen, daß ich ſie mir weit eher auf dem Bocke als in der Kutſche ſelbſt hätte denken können. Als ich ihr meine Verwunderung bezeigte, daß ſie ſchon ſo früh zur Hand ſei, ſagte ſie in ihrer kurzen Art: Schon den ganzen Morgen gearbeitet. Schreibe ein Buch über die Maſchinenbaukunſt für Frauenzimmer. Für Frauenzimmer? fragt' ich. Nun, ſagte ſie, bis dahin, daß die Frauen ſelber anfangen, Maſchinen zu bauen, kann die Schrift wenigſtens nützen, daß ſie wiſſen, wie Maſchinen gebaut werden. Darauf gab ſie mir eine lange Erörterung über ihre Schrift zum Beſten. Ich erſchrak vor ihrer Gelehrſamkeit, hatte aber auf der Reiſe wenig Freude daran, ja, wie Sie noch hören werden, ſie ſelbſt nur Unglück. In jedem Dorfe, wo die Kutſche anhielt, verlor ſie ſich. Wenn die Fahrt weiter gehen ſollte, ſo mußte ſie geſucht werden. Sie lief nämlich in die Bauerhöfe und forſchte nach Pflügen, Eggen, Säemaſchinen, und hielt da, wo ſie nicht die neueſten Fortſchritte in der Verfertigung dieſer Inſtrumente antraf, Vorleſungen aus ihrem Buche. Alle Augenblicke parlamentirte ſie unterwegs mit dem Kutſcher, daß ſie ausſteigen wolle. Sie konnte keinen Bauer Ochſen treiben und pflügen ſehen, ſo mußte ſie hinaus und dem Mann einen neuen Kunſtgriff lehren. Die guten Leute dachten, die Frau thäte das für Geld, oder weil ſie ein

Gelübde lösen müßte. Sie ließen ſie ausreden und machten es wieder ſo, wie ſie es gewohnt waren. Hie und da waren aber wirklich die Maſchinen, von welchen meine Reiſegeſellſchafterin träumte, ſichtbar. Das tröſtete ſie für die vernagelte Faſſungsgabe der Landleute, die noch am alten und erprobten Gebrauche hingen. Das größte Unglück aber konnte ſie mit ihrer Rettungsmaſchine haben. Dieſe wollte ſie an dem Orte, wo wir zu Mittag raſteten, in Anwendung bringen, obgleich gar keine Gefahr vorhanden war. Sie gerieth nämlich bei Tiſche mit den Gäſten (denn leider ißt man nie mehr allein in unſern Gaſthäuſern, ſondern ſieht ſich immer genöthigt, die Speiſen zu eſſen, die Andre verſchmähen. Hab' ich Fiſche für mich allein auf dem Zimmer, ſo eſſ' ich ſie in gutem Glauben; in Geſellſchaft aber hat Jeder ſeine Grillen; die Fiſche ſind vielleicht prächtig, allein mein Nachbar bildet ſich ein, ſie wären nicht friſch, ißt ſie nicht, und nun eſſ' ich ſie auch nicht;) alſo — ſie gerieth mit den Gäſten in Streit wegen einer Rettungsmaſchine, die ſie glaubte erfunden zu haben. Sie fing mit den Sturmdächern der alten Römer an, welche bei Belagerungen wären gebraucht worden. Dieſen hätte man Thürme beigegeben, die auf Rädern fortgerollt wurden und gerade ſo groß ſein mußten, wie die Thürme der feindlichen Mauern. Eben ſo wollte das tollkühne Frauenzimmer bei Feuersgefahr eine Maſchine anwenden, die man an die Häuſer heranrücken ſollte, und von der aus die Operationen mit Spritzen und Häckſel beginnen müßten. Dieſe künſtliche Vorrichtung bewährte ſich als Rettungsmaſchine beſonders durch Brücken, die ſie zu den Fenſtern, wo Unglückliche in den Flammen rangen, hinführen wollte. Ich beſchwor ſie, mit ihrer grauſamen Schilderung der Qualen,

welche jene Hülfloſen bis zur Ankunft der Maſchine empfinden müßten, inne zu halten; allein ſie ging ſogar noch weiter und wollte uns ein praktiſches Beiſpiel von ihren halsbrechenden Unternehmungen geben. Wir aßen unglücklicherweiſe nicht zu ebner Erde, ſondern es war eine anſehnliche Höhe, die unter uns lag, wenn man aus dem Fenſter ſah. Die Frau ſcheute die Lebensgefahr nicht, ſondern war mit einem Sprunge auf das Fenſtergeſims hinauf und ſchwang ſich mit einer Behendigkeit, die ich bisher nur bei meiner großen Katze gefunden hatte, in die freie, ſchwindelnde Höhe hinaus. Indem ſie aber ſo frei hängt und die ganze erſchrockene Tiſchgeſellſchaft ihr an das Fenſter nachgelaufen war, krachte die Fenſterrahme und ein Theil der Mauer, auf welcher das Frauenzimmer ſtand, bröckelte ſich ab. Ein junger Mann ſah, indem ſie alle aufſchrieen, daß hier ein raſcher Entſchluß nothwendig wäre. Indem noch die Erfinderin der Rettungsmaſchine, einer Seiltänzerin gleich, um das verlorne Gleichgewicht wieder herzuſtellen, hin und her ſchwankte, ergriff ſie der junge Mann und zog ſie mit aller Anſtrengung der Kräfte und mit gezwungner Vernachläſſigung aller Moralgeſetze in das Zimmer wieder herein. Ihre Rettungsmaſchine hätte ihr das Leben koſten können. Sie ſelbſt hatte doch ſo viel Angſt ausgeſtanden, daß ſie ſich entſchloß, noch eine Stunde auf der Station zu raſten, ehe ſie weiter reiſen wollte.

Für die fernere Reiſe erhielten wir noch einen Gefährten, dem ich durchaus keine äußern Anzeichen eines Uebelbefindens anſah, der aber nichtsdeſtoweniger von einem Bedienten, wie ein in Baumwolle gepackter, zerbrechlicher Poſtgegenſtand behandelt wurde. Er hatte ein ganz heitres und vergnügtes Weſen und nahm ſich ſorgfältig vor jeder Bewegung in Acht,

die seine Glieder hätte in Verwirrung bringen können. Die mechanische Schriftstellerin, welche sich von ihrem verunglückten Rettungsversuche allmälig zu erholen anfing, berücksichtigte den neuen Ankömmling mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit. Während dieser Mann steif, wie eine Puppe aus Holz, dasaß und in jeder ihm zufällig noth werdenden Bewegung aussah, als würde sie von einem unsichtbaren Drahtfaden geleitet, sprach sie weit weniger mit diesem Unbekannten, als sie ihr Auge mit einer wirklich bis in's Auffallende gehenden Neugierde auf ihm ruhen ließ. Ich stieß sie mehrmals an, um mir ihr verdächtiges und scheinbar auf eine Eroberung gerichtetes Benehmen zu verbitten. Es wurde mir aber selbst unheimlich, als ich sah, daß auch diese ziemlich deutlichen Verweise, die ich meiner Nachbarin gab, auf den Mann keinen Eindruck machten. Er rückte und rührte sich nicht. Er saß wie in die Wagenlehne eingemauert, während er doch mit vieler Freundlichkeit unsre zufälligen Fragen beantwortete und mitunter selbst welche an uns richtete. Die mechanische Schriftstellerin fing jetzt an, einen Cursus über automatische Uhren, Türken und Schachspieler zu halten. Während sie mir die mechanische Zusammensetzung eines Automats erklärte, zeigte sie immer auf den Reisenden uns gegenüber, gleichsam, als wenn derselbe nur eine aus verschiedenen Mechanismen zusammengesetzte leblose Figur wäre. Sie fügte hinzu, indem sie mir in's Ohr flüsterte, daß sie sich scheue, laut davon zu sprechen, daß dieses Kunstwerk seines täuschend nachgeahmten menschlichen Verstandes wegen von einem außerordentlichen Künstler herrühren müsse u. s. w. Ich gestehe, daß mir diese Mittheilung in alle Glieder fuhr, denn was sie mir von Beispielen künstlich zusammengesetzter

Menſchen erzählte, war außerordentlich. Die ſtarre Unbeweglichkeit unſeres zweideutigen Gefährten wurde mir, einer ſonſt, wie Sie wiſſen, ſo unerſchrocknen Frau, nachgerade ſelber unheimlich. Der Mann hatte ein gewiſſes inwendiges Röcheln, was alle Aehnlichkeit mit einem unterdrückten Huſten hatte; allein ſo oft es ſich hören ließ, ſtieß mich die mechaniſche Schriftſtellerin an und ſagte, daß ſich nun wieder in dem Kunſtwerk das inwendige Uhrwerk von ſelber aufzöge. Sie richtete an den unheimlichen Gaſt mehrere jener Fragen, die man auf Meßſpaziergängen in Bereitſchaft hat, wenn man in Wachsfigurenkabinette tritt, wo ſich nicht ſelten Türkenautomate finden, welche durch einen innern Mechanismus ordentlich wahrſagen. Sie frug, wir viel die Uhr wäre, und weidete ſich an meinem Erſtaunen, als die Figur mit feierlichem Pathos und beſtändiger Vorſicht, eines ihrer Glieder zu zerbrechen, in die Weſtentaſche griff, die Uhr langſam gegen das Auge brachte und nach einem dumpfen Röcheln im Innern der vermeintlichen Bruſt mit einer gegen die feierliche Bewegung unheimlich kontraſtirenden Schnelligkeit das Reſultat ausſprach. Indem hatte die mechaniſche Schriftſtellerin ſchon ihre eigne Uhr gezogen und zeigte mir mit triumphirendem Lächeln, wie richtig unſer mechaniſches Gegenüber die Zeit angegeben hätte. Bei einem unangenehmen Zufall, der uns darauf betraf, ſchien es mir nun bald auch gänzlich außer Zweifel geſetzt zu ſein, daß die mechaniſche Schriftſtellerin rechtgeſehen. Auf der Chauſſee war nämlich eine Strecke Weges in Reparatur begriffen. Das Steinpflaſter war aufgeriſſen und lag auf eine allerdings unverzeihliche Weiſe ſo zerſtreut im Wege herum, daß wir Gefahr laufen konnten, umgeworfen zu werden. Indem nun der Wagen plötz-

lich von einem großen Steine, über welchen die Fahrt ging, abglitt und die mechaniſche Schriftſtellerin mit dem ganzen Gewichte ihres Körpers auf mich fiel, ſetzte ſich auch die unheimliche Figur uns gegenüber in Bewegung und ſtürzte mitten zwiſchen uns hinein. Aus vollem Halſe ſchreiend, fuhren wir beide auseinander. Das Automat rückte und rührte ſich nicht, ſondern blieb ganz in der Lage, in welcher es gefallen war. Der Kopf deſſelben lag auf meinem Federkiſſen, ſo daß ein Hülferuf, den das Weſen jetzt ausſtieß, in dem Kiſſen erſtickt wurde. Ich kann Ihnen, ehrwürdiger Freund und Vetter, die Angſt nicht ausmalen, welche ich gegenwärtig empfand; ich ſah hier offenbar eine ganz unorganiſche künſtliche Zuſammenſetzung, die das Weſen eines Menſchen täuſchend nachahmte und in welcher man die Vernunft doch mit ſo außerordentlicher Künſtlichkeit hatte hervorbringen können, daß ſie bei'm Verluſt ihres Gleichgewichtes ordentlich um Hülfe und einmal über das andere Henry! Henry! ſchrie. Wir beiden Frauensperſonen riſſen auf jeder Seite den Kutſchenſchlag auf und wiederholten den Hülferuf der in Unordnung gerath'nen Maſchine. Der Wagen hielt ſtill. Henry öffnete den Schlag, ſtieg ein und richtete mit theilnehmender Miene die umgefall'ne Figur wieder auf; er verfuhr dabei ſo vorſichtig, als wenn er mit Glas umginge; er ſetzte ſeinen Herrn oder ſein Geſchöpf — wie ſollten wir ſagen? — in die Ecke des Wagens, wobei dieſer ſich immer gleich und unbeweglich blieb. Als der Wagen wieder fortrollte, konnte ich vor Furcht kein Wort mehr ſprechen, die mechaniſche Schriftſtellerin ſprach jetzt ganz laut über die Geſchichte des Automatenweſens und flüſterte mir, da die Figur dazu ſtill ſchwieg, leiſe zu: Dieſer Menſch iſt ſo künſtlich zuſam-

mengeſetzt, daß er alles begreift, wovon man ſpricht, nur ſeinen eignen Zuſtand nicht. Indem ſie das ſagte, war es mir doch, als ſtieße die Maſchine einen tiefen Seufzer aus.

Uebrigens fiel auf der nächſten Station die Vermuthung der mechaniſchen Schriftſtellerin in Nichts zuſammen. Wir wandten uns nämlich an Henry und verwunderten uns, warum ſein Herr in der Kutſche ſitzen blieb. Die Andere wollte ſogar ſchon damit herausplatzen, daß ſie Henry für den größten Mechaniker der Welt halte und nicht begreifen könne, wie er ein ſo koſtbares Kunſtwerk wie ſeinen vorgeblichen Herrn geradezu auf Reiſen ſchicken könne und ihn nicht in einem Kaſten verpacke. Ja, ſagte Henry, ſo daß ich anfangs ganz todtblaß über ſein Zugeſtändniß wurde, wer zehn Jahre in der Maſchine gelegen hat, dem gönnt man doch von Herzen gern einmal ein bischen Freiheit. „Es könnte aber doch etwas daran verdorben werden," bemerkte meine vorwitzige Geſellſchafterin. — „Ach, ich habe Sorge genug," erwiederte Henry; „allein der Mann hat zehn Jahre lang, vom zweiten pariſer Frieden an bis beinah zur Schlacht bei Navarin, im Futterale geſteckt und ich muß noch immer fürchten, daß er mir durch die Veränderung, die in ſeinem Innern vorgegangen ſein muß, doch das Gleichgewicht und den natürlichen Schwerpunkt verloren hat."

Ich geſtehe Ihnen, hochwürdiger Freund und Vetter, daß dieſes fortgeſetzte Zugeſtändniß der tollen Idee meiner mechaniſchen Schriftſtellerin mich in die größte Verzweiflung brachte; denn mich hätten keine hundert Hände dazu gebracht, wieder in den unheimlichen Wagen einzuſteigen. Indem ſchien ſich aber die Sache jetzt aufklären zu wollen, denn Henry, das von meiner Gefährtin ſchon öfters ausgeſprochene

Wort „Maſchine“ feſthaltend, fuhr fort: „Freilich iſt der Mann eine recht unglückliche Maſchine, allein ich beſorge nur, es wird ihm nicht gut bekommen: von Kindheit nämlich hat er ſchon am Rücken den unnatürlichen Auswuchs gehabt, den man nicht gerade einen Buckel nennen dürfte, der aber auch nichts weniger als eine glatte Ebene war. Seitdem man nun die Kunſt erfunden hat, alle Auswüchſe und Verſchiefungen des menſchlichen Körpers durch zweckmäßig angebrachte Compreſſionsmaſchinen wieder zu ebnen und auszugleichen, hat auch mein Herr der Verſuchung nicht widerſtehen können, trotz ſeines vor zehn Jahren ſchon in die Dreißiger vorgerückten Lebens den Verſuch zu wagen ſich auf orthopädiſche Weiſe heilen zu laſſen. Nun hat der Mann zehn Jahre lang auf dem Streckbett gelegen und ſich ſeinen Buckel ganz und gar in den übrigen Körper hineingedrückt. Das Rächeln, was die Stimme beim Sprechen begleitet, kann jedenfalls nichts Gutes bedeuten; das ganze unnatürliche Wachsthum nach hinten iſt ihm nun in die Bruſt nach vorne getrieben; noch kann er ſeinen Schwerpunkt nicht finden, um mit ſeinem ganzen Körper zu balanciren, er ſitzt in lauter Stahlfedern eingezwängt und muß, wo man ihn hin haben will, getragen oder gefahren werden.“

Als Henry geendet hatte und uns beiden Weibern in den Wagen hineinhalf, konnte die mechaniſche Schriftſtellerin den Aerger über ihre gehabte Täuſchung nur mit Mühe unterdrücken. Der unglückliche Mann war ganz ſtill und ſchien Noth genug zu haben, die ihm ſonſt ſo glücklich angeſchlagene Kur zu überſtehen und ſein ehemals krankhaftes Auswendige nun inwendig zu verdauen. Ich aber mußte im Stillen recht herzlich weinen über alles, was Menſchen doch

Unglückliches widerfahren kann. Die Wehmuth, ehrwürdiger Freund und Vetter, unſre Verwandten wiederzuſehen, überſchlich mich, je näher wir Berlin kamen; ich ſchluchzte heimlich immer fort, ſtatt daß ich mich über das Wiederſehen doch hätte freuen ſollen, ja ich hatte ſchon die Ahnung, daß ich die große Welt und die kleinen Menſchen darin nicht ſo wiederfinden würde, wie ich ſie vor dreißig Jahren verlaſſen hatte.

Nachdem ich mich von der herzloſen, mechaniſchen Schriftſtellerin und dem andern unglücklichen orthopädiſirten Reiſegefährten getrennt hatte und in der Herberge der Landkutſche ausgeſtiegen war, auch meine Schachteln und Koffer all gehörig verglichen und mich überhaupt auf's Pünktlichſte mit Jedermann abgefunden hatte, um ja hinterher in keine Weitläufigkeiten zu kommen oder wohl gar für etwas, was ich zu bezahlen vergeſſen, in Anſpruch genommen zu werden, machte ich mich denn mit einem unverſchämten Markthelfer auf den Weg, der ſich mit ſo viel geiſtigen Getränken überladen zu haben ſchien, als zu meiner Zeit einer ganzen Dorfſchaft für die Woche genügt hätte. Denken Sie ſich, ehrwürdiger Freund und Vetter, hier kommen Fälle vor, daß Menſchen, wenn man ihnen mit dem Lichte zu nahe tritt, in der von ihnen ausgedünſteten Alkohol-Atmoſphäre Feuer fangen, oder was noch gräßlicher iſt, von innen heraus unter den ſchrecklichſten Schmerzen allmählig in Aſche gelegt werden. Ein ſolcher ſchon heiß werdender und in Brand zu gerathen drohender Vulkan war der Eckenſteher, der mir ſeine viehiſchen Schultern lieh, um meine Sachen zu meiner Schweſter zu tragen. Nun wußt' ich wieder nicht, wo die Kantianſtraße lag, welches ihre Adreſſe war. Wir haben das beide

ſo oft auf die Briefe an ſie geſchrieben, daß ich in dem Gewühl mich ohne Führer zurecht zu finden glaubte; allein es war gerade, als wäre ich in die Spree geſprungen, ſo verlor ich bei dem Suchen und der Menſchenmaſſe alle Beſinnung und hatte ſchon meine Noth, daß mir der ſchlechte Menſch nicht irgend wo mit meinen Koffern auf der Straße liegen blieb. Dieſer Landſtreicher war am wenigſten geſchickt, mir über die Kantianſtraße Auskunft zu geben. Ich mußte mir noch einen zweiten Taugenichts von der Straße miethen, der mir als Wegweiſer dienen ſollte. Ich zweifle nicht, daß mich dieſer nach Art gewiſſenloſer Fiaker fortwährend im Kreiſe herum- und mich zehnmal vor dem Hauſe meiner Schweſter vorbeiführte, ehe er geſagt hätte, *das wäre es*. So ſtellten dieſe beiden Menſchen ein Fuchsprellen mit mir an und erſchöpften meine Geduld, daß ich zwiſchen ihnen beiden, als zwiſchen zwei Lootſen, wie ein dem Scheitern nahes Fahrzeug ſchwankte und meinen Schöpfer ſegnete, als ich endlich in dem Hafen meiner Beſtimmung anlangte.

Nun werden Sie mich, ehrwürdiger Freund und Vetter, nach meiner Schweſter, ihren Töchtern und meinem Bruder fragen, und ich ſegne Gott, endlich in Ihnen einen Mann zu finden, wo ich meinem beklommenen Herzen Luft machen und, ohne Rückſicht zu nehmen, aus tiefſter Seele aufſeufzen kann. Ach, mein Heiland, worauf ſteuert dieſe Welt los! Was hab' ich mit anſehn und ſelbſt erleben müſſen, was kommen jetzt für Dinge vor, für Lebensarten, für Urtheile, was für ein Geiſt iſt in unſre Familie eingedrungen! Meine Schweſter wurde früh in den Strudel des Berliner Lebens geriſſen; allein ſo lange ihr Mann lebte, blieb ſie oben auf. Er ſtarb und hinterließ eine trauernde Wittwe mit drei

Töchtern; wir alle fürchteten, der Schlag würde ihr ans Leben gehen. Sie ertrug ihn jedoch. Sie tröstete ſich. Sie wurde leichtfertig, ach, und iſt das nicht mehr, was ſie war.

Das traurige Geſchäft, Ihnen, ehrwürdiger Freund und Vetter, eine Beſchreibung von dem Zuſtande zu geben, in welchem ich die Familie meines ſeligen Schwagers antraf, erleichterte mir ein unglückſeliges Pasquill, welches grad' in demſelben Augenblicke erſchienen war, als ich nach Berlin kam. Der Schlag, auf eine ſo kenntliche Weiſe vor aller Welt lächerlich gemacht zu ſein, mußte natürlich auch die Freudenbezeugungen lähmen, welche ich von Schweſter Babette nach einer ſo langen Trennung hätte erwarten dürfen; denn ich will nicht glauben, daß ſich ihr Herz ſchon bis zur Unempfindlichkeit gegen ihr eignes Blut ſollte verhärtet haben. Wie ich in das Haus trat, fand ich Alles im nachläſſigſten Zuſtande. Die Treppen waren allerdings gefeuert, allein die Teppiche waren unordentlich auf ihnen befeſtigt. Die meſſingenen Schlöſſer der Thüren ſchienen lange nicht geputzt zu ſein oder wenigſtens nicht mit der Sorgfalt, welche man bei einer Tochter meiner Mutter hätte vorausſetzen ſollen. Ich hatte die größte Mühe, bei meiner Schweſter vorgelaſſen zu werden; denn welche Vernachläſſigung! Sie hatte weder den Portier noch ſonſt einen Bedienten von meiner bevorſtehenden Ankunft benachrichtigt; denn nur meine große Aehnlichkeit mit Babette war ein wirkſamer Eingangspaß in ihr Haus. Wie ich eintrete, finde ich die ganze Familie in der auffallendſten Beſtürzung. Babette liegt im Sopha unter konvulſiviſchen Zuckungen; ſie erkennt mich wohl, aber beinah lag in ihrem Gruße der Schmerzensruf, als wollte ſie ſagen: Nun muß die auch noch dazu kommen!

Nun konnte ich mich doch nicht enthalten, auszurufen, als die drei Töchter auch noch keinen Schritt verloren, um mich zu begrüßen: Iſt das ein Empfang für Tante Rebekka? „Ach Schweſter", ſchrie Babette aus ihrem epileptiſchen Zuſtande heraus, „mußt du auch gerade kommen, wo uns allen zu Muthe iſt, als ſollten wir den Tod haben? Ach, Bekk, ſetze dich, meine letzte Stunde iſt gekommen." Wie mein mitleidiges Herz dieſen klagenden Willkommen vernimmt, ſtürz' ich auf ſie zu und ſchreie ganz in der unſrer Familie angebornen leidenſchaftlichen Weiſe: „Mein Himmel, wie ſiehſt du aus? Kinder, Menſchen, was iſt vorgefallen?" und dränge mich zu Babette hinüber, wobei ich das Unglück hatte, auf die lang herabhängende Decke des Tiſches zu treten und ſie hinter mir nachzuziehen. Glauben Sie, daß meine Beſorgniß eines der Mädchen gerührt hätte? Im Gegentheil, die älteſte, Cecilia (die beiden andern heißen Felicia und Lätitia), verzog nicht übel den Mund und rief mit einer matroſenartigen Baßſtimme „Oho!" als wenn ich eine Putzmacherin wäre, gekommen, bei ihnen ein Verdienſt zu machen. So tief mich dieſes grobe Oho kränkte, ſo ſehr wurde es doch von meinem beſorglichen Herzen übertäubt, als mir Babette die Urſache ihrer Leiden in dem Pasquille zeigte, welches geſtern in dem Blatte „der Hanswurſt" erſchienen war und ihr ſchon eine Menge von Stichelreden und Verſpottungen in einer geſtrigen Abendgeſellſchaft zugezogen hatte. „Bin ich auf den Wiſch nicht abonnirt?" ſchrie meine Schweſter Babette, „oder was hab' ich ſonſt gethan, daß ein ſolcher nichtsnutziger Federfuchſer in das Heiligthum meiner Familie bringt und mich und ſie dem Gelächter der Welt preis gibt!" Dabei reichte ſie mir das ſchändliche

Blatt und zwang mich, nur einige Zeilen davon zu lesen, woraus ich, wie sie sagte, schon den Inhalt des Uebrigen würde entnehmen können. Die beiden Töchter begleiteten die mütterlichen Verwünschungen des frechen Satirikers ihrerseits mit allen Ausbrüchen verletzter weiblicher Eitelkeit und spitzten dabei die Krallen ihrer kleinen Finger, um ihm, hätten sie ihn nur, die Augen auszukratzen. Mir war das Anstößigste bei der Sache im Augenblick nur die Gegenwart des Bedienten, der diese ganze Scene nicht nur als Zuschauer betrachtete, sondern sogar eine Rolle darin mitspielte. Hilarius (so hieß der Mensch) hatte den ganzen Aufsatz gelesen und schwur, dem Verfasser desselben seinen Hirnschädel einzuschlagen. Ich dagegen rieth zu einem Prozesse und verwies überdies dem naseweisen jungen Manne die Einmischung in eine Angelegenheit, welche viel zu zarter Natur war, als daß man in das Geheimniß derselben hätte einen Bedienten hineinzieh'n sollen. Darüber fuhr mich Felicia sehr hart an und meinte, Hilarius hätte sich von jeher besorgt genug um das Interesse der Familie bewiesen, um ihnen auch in einem solchen Unglück beizustehen. Schwester Babet war nun für den Menschen vollends ganz eingenommen und trug ihm auf, den Thee zu serviren, nicht etwa seiner Entfernung wegen, sondern weil doch noch ein Funke schwesterlicher Liebe in ihr übrig war, welcher sie trieb, irgend etwas zu thun, was einer Bewillkommnung ähnlich sah. Von einer Frage nach Mecklenburg, von Ihnen, ehrwürdiger Freund und Vetter, war, ach! wahrlich nicht die Rede. Ich erkundigte mich mehrmal nach Bruder Johann; allein ich bekam nur nothdürftig die Antwort, daß sie ihren leiblichen Bruder für ein den Einsturz drohendes Haus hielt, unter welchem man sich scheue,

lange zu verweilen. Ich klagte, daß er mir nun schon seit zehn Jahren nicht geschrieben hätte und ich in Angst und Sorge lebte, wie ich von ihm würde aufgenommen werden. Statt mir Muth einzusprechen, schwieg meine Schwester; ich glaube, das Pasquill drückte ihr das Herz ab. In dem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und Hilarius brachte mit der freudigsten Miene von der Welt ein Packet von 15 bis 20 Briefen. Briefe zu empfangen, ist in der Stadt so angenehm, wie auf dem Lande. Hilarius sagte auch: „Nun Fräulein Cecily, hier ist ein ganzer Briefsteller an Sie angekommen; man möchte glauben, alle Ihre Anbeter befänden sich auf dem Lande und hätten den komischen Einfall gehabt, Ihnen an einem und demselben Tage zu schreiben.“ Meine älteste Nichte schien ein leidenschaftliches Mädchen zu sein, das hatt' ich schon an ihrem unsanften Oho wahrgenommen. Als man jedoch sah, daß alle Briefe nur an ihre Adresse gerichtet waren, bemächtigte sich unser aller ein blasser Schreck denn unmöglich konnte es bei einer solchen Korrespondenz mit rechten Dingen zugehen. Meine Schwester schoß wie ein Raubvogel vom Sopha auf, erbrach einen der Briefe und ließ ihn mit der Bemerkung fallen: „Jesus, das ist eine Fortsetzung des Hanswurſten!“ Ich hörte diese Bemerkung allein; denn die drei übrigen Schwestern waren in einen jähzornigen Streit gerathen, weil Cecilie nicht zugeben wollte daß eines von den Geschwistern sich herausnähme, ein an sie gerichtetes Siegel zu erbrechen. Meine Schwester hatte in dessen mit den Zähnen so laut geknirscht, daß ich hier eine neue Verspottung ahnen mußte. Es erwies sich denn auch bald, daß alle diese Briefe von einer und derselben Feder herkamen und nicht ein einziger derselben etwas anderes ent

hielt, als leeres Papier. „Babette, ſo beruhige dich doch,“ ſuchte ich meine vor Wuth ſchäumende Schweſter zu beſänftigen. Cäcilia heulte über die ſchändliche Verſpottung, und die beiden andern Geſchwiſter mußten ſich vor ſchadenfrohem Gelächter die Seiten halten. Ach, dachte ich, das iſt eine ſchöne Wirthſchaft! Ich wußte nicht, wo mir der Verſtand blieb; ich ſah nur zu gut ein, daß meine Schweſter und ihre Nichten durch ihren Hochmuth und ihre Albernheit ſich einen Ruf verſchafft haben, der alle Welt herausforderte, mit ihnen Verſteckens zu ſpielen. Meine Schweſter zerknirrte die Spitzen ihrer Haube und ſchrie: „Das iſt Meſſing, der nicht gewußt hat, wie er ſich rächen ſoll, und uns durch dieſe leeren Briefe an die Leerheit ſeines Kopfes erinnern will; der Unverſchämte läßt auf jeder Poſtſtation von hier nach Köln in jedem Briefkaſten eine inhaltloſe Adreſſe an uns zurück, um ſich den Spaß zu machen, daß er uns eine Viertelſtunde grägert hat.“ Aber mein Gott, Babette, fiel ich ein, woher denn dieſe Animoſität bei jungen Männern gegen dich und deine Familie? „Ach, Bell,“ antwortete meine Schweſter, „das ſind die Folgen einer vornehmen Lebensweiſe, die man ſich muß gefallen laſſen, und die zu ſo manchen Freuden ſich auch als ein bitterer Wermuth geſellen.“ Indem weinte aber Cecilia immer fort und ſagte unaufhörlich: das hätte ſie ihm nicht zugetraut; ſo ſchändlich, ſo gemüthlos, ſo infaſhionabel! Wer iſt denn der junge Mann? frug ich ſchüchtern. „Ein Taugenichts, ein kurländiſcher Prahlhans,“ tobte meine Schweſter; allein Hilarius, der unverſchämte Bediente, der eben den Thee ſerviren wollte, mußte wohl wiſſen, daß es für das Ohr meiner Schweſter ſüß klang und ohnehin für meine Nichte, die in den fremden Menſchen verliebt ſchien, wenn er hinzu-

ſetzte: „Baron Meſſing iſt ein junger, ſtattlicher Cavalier, der über außerordentliche Reichthümer gebietet.“

Als Hilarius dies geſagt hatte, ſtockte ſo ziemlich das ganze Geſpräch; ich ſahe, daß hier Tochter und Mutter in gleicher Zärtlichkeit für einen Menſchen entbrannten, der eben ein ſo hölliſches Spiel mit ihnen getrieben hatte. Beide mußten ſich die Spottreden der jüngern Geſchwiſter gefallen laſſen, welche ſie auch mit großer Langmuth ertrugen. Indem kam, ich weiß nicht durch welchen Zufall, als Hilarius den Thee herumreichte, meiner Schweſter wieder die Nummer des Hanswurſten in die Hand, welche das Pasquill auf ſie enthielt. Mit einer unendlich leidenden Miene ſagte die Arme zu Hilarius: „Was ſoll denn das wieder? du haſt ja die Schandſchrift auf den Flügel dort hin legen ſollen.“ Hilarius erklärte betroffen: „Aber, was iſt denn das? ich habe ſie ja längſt dahin gelegt, da iſt ſie ja!“ — Nun ſtotterte meine Schweſter, indem ſie ſich entfärbte: „Da iſt auf wunderbare Weiſe noch ein zweites Exemplar in das Zimmer gekommen.“ Wir ſahen uns alle betroffen an und erſchracken um ſo mehr, als in den Händen Lätitias ſich noch ein drittes Exemplar befand, von welchem niemand begreifen konnte, wie es hereingekommen. Ein Stückchen Wachs, welches an den beiden neuen Exemplaren klebte, gab uns eine Aufklärung über das vermeintliche Wunder. Unter dem Präſentirteller nämlich waren dieſe Exemplare angeklebt geweſen. Wir fanden unter einem andern lakirten Brette noch eine vierte Nummer befeſtigt. Jetzt erſt verwandelte ſich meine Schweſter in eine Furie; ſie ſchrie: „In meinem eignen Hauſe bin ich wie verrathen und verkauft! Hier muß eine große Unterſuchung angeſtellt werden, wer mir dieſen, offenbar auf meinen morali-

ſchen Ruin abgeſehenen Poſſen geſpielt hat.“ Hilarius ſtimmte in die im Grunde gerechte Entrüſtung meiner Schweſter ein und behauptete: es müſſe ſich jemand in das Haus geſchlichen haben, um dieſe Schandſchrift dem betreffenden Gegenſtande derſelben in die Hände zu ſpielen; wir alle begleiteten im Sturmſchritt meine Schweſter und fingen jeden auf, welcher uns begegnete. Hilarius entwarf einen vollkommenen Schlachtplan, er vertheilte uns in verſchiedene Corps, die ſich wechſelſeitig den Störenfried in die Hände treiben ſollten. Alle unſere Operationen waren darauf gerichtet, die ſtörende Urſache des häuslichen Glücks dieſer Familie auf die Küche, wo die Theebrette geſtanden hatten, zurückzutreiben. Wir zitterten, indem dieſer Heldenmuth über uns kam und erſchracken ſchon im Voraus, wenn wir Siegerinnen werden ſollten. In der Küche liefen endlich alle vereinzelten Manoeuvres unſrer Treibjagd zuſammen und Babet warf ſich wie eine Amazone auf das männliche und weibliche Perſonal, welches das Hintertheil des Hauſes, wie das Vordertheil bewohnte. Niemand wollte natürlicher Weiſe geſtehen, daß er im Hauſe meiner Schweſter das Verlagsgeſchäft der auf ſie gemachten Pasquille übernommen hätte. Alle, und niemand mehr, als der Portier, betheuerten, daß keine verdächtige Seele in das Haus gekommen wäre. Hilarius ſtellte die ſtrengſten Unterſuchungen an; er ſpannte ſeine Kameraden vor unſern Augen auf eine moraliſche Folterbank. Allein es wurde klar, daß das Geſinde unſchuldig war und die Schuld jedenfalls auf einen Gaſt der Herrſchaft geſchoben werden mußte, der den freundlichen Empfang, welchen er gefunden, wahrſcheinlich auf eine ſo unedle Weiſe vergolten. Wir waren alle verſtimmt; ich wurde es müde und bat, mir mein Zimmer an-

weisen zu wollen. Es war übrigens schändlich, daß man mir mit der größten Bereitwilligkeit dieses Zimmer sogleich anwies und dann, wie ich später hörte, auf einen Ball fuhr. Die Vergnügungssucht hatte sich dieser vier Menschen so bemächtigt, daß sie einer Einladung nicht widerstehen konnten, wo sie doch allgemein der mit Fingern gezeigte Gegenstand der bittersten Sarkasmen waren. Schwester Bekk, die alte Tante, kann zu Bette gehen, sie gehn auf den Ball. Gut, dacht' ich, so will ich wenigstens eine Rache nehmen und ergriff, als ich schon im Bette war, die Nummer des Hanswursten, die ich mechanisch in das Zimmer mit hinaufgenommen hatte. Vielleicht war es auch nur, um mich allmälig einzuschläfern. Es lautete aber das Pasquill folgendermaßen:

Frau von Windbeutel war vielleicht auch eine Gattin nach dem neuesten Geschmack, allein sie hat sich der Geschichte der fashionablen Welt erst in dem Augenblick einverleibet, als sie Witwe wurde. Erst mit dem Tode ihres Gatten, des seligen Herrn von Windbeutel, fing sie mit ihren drei Töchtern an, vom Winde der öffentlichen Meinung gefaßt zu werden. Seitdem ist sie in voller Bewegung. Diese vier Windmühlenflügel verarbeiten mehr guten Ruf in der Woche, als alle Damenklubbs in unsrer großen Friedrichsstraße des Jahres zu Grunde richten. Wenn es ihnen an fremdem Materiale fehlt, so schütten sie ihre eignen Tugenden und Laster zwischen die Mühlsteine ihrer Verläumdung. Frau von Windbeutel mit ihren Töchtern hat sich in der großen Welt so blos gestellt, daß wenn man sie in der Geschichte der fashionablen Welt unsrer Zeit übergehen wollte, dadurch eine empfindliche Lücke in ihr entstehen würde. Wir gebrauchen jedoch das Wort „Lücke" hier ganz ohne

Anſpielung auf die Zähne der Mutter, welche theilweiſe beſſer erhalten ſind, als die ihrer Töchter. Die Dame, von der wir ſprechen, hat die Größe eines Rieſen, die ſie zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I, wo man noch nicht glaubte, daß kleine Menſchen mehr Werth und Ausdauer in ſich verbergen, als die großen, unfehlbar in die Armee geführt haben würde. Nichtsdeſtoweniger ſtellt ihre Figur eine gewiſſe Rundung vor und hat durchaus nicht das Eckige und Luſtige, welches großen Menſchen Aehnlichkeit mit Vogelſcheuchen oder mit Getreidetennen gibt, durch welche der Wind ſtreicht. Es ſcheint öfters, als hätte ſie die Hand eines Bildhauers an ſich herangelaſſen, wenn anders die ſehr fein angebrachten Erhöhungen und Verſenkungen, die Berge und Thäler auf dem Strich Landes, den Frau von Windbeutel vorſtellt, von der Hand des Künſtlers, eines zoologiſchen Thierausſtopfers und nicht von dem friſchen, ſaftigen Organismus der fleiſchigen Natur ſelber herrühren ſollten. Das Antlitz dieſer Dame hat bis auf die bereits erwähnte Zahnlücke alle Reize eines zwiſchen Griechenland und Rom die Mitte haltenden Profils. Ihre Naſe wird von Kennern ſehr geſchätzt, wenn man auch bedauern muß, daß ſie der Schwungkraft der Flügel derſelben ſeit einiger Zeit durch den Gebrauch des Spaniols eine allzu große Elaſticität gibt. Frau von Windbeutel hat ganz das Benehmen, welches langen und üppig gebauten Figuren unerläßlich iſt. Perſonen dieſer Art leiden an einer Schwere der Glieder, die ſich bei Frauen ohne Welt und Geſchmack nur in der Form des Phlegma's offenbart. Gewandtere jedoch verſtehen es, dieſe Schwerfälligkeit ihrer Glieder, dies leichte Ermüden derſelben als Zaubermittel einer verſtrickenden

Coquetterie zu benutzen. Ihr Weſen erhält durch ein
weiſe Bemäntlung ihrer Faulheit das Gepräge der hinge
goſſenſten Ueppigkeit und eines durch jedes der ermüdete
Glieder verrathenen glühenden Verlangens. Die Art, wi
Frau von Windbeutel ſich mit künſtlicher oder natürlicher Er
ſchöpfung an das Hintertheil einer Chaiſelongue wirft un
dabei die ganze Länge ihres Fußes in die Höhe hebt, gieb
dieſer verwittweten Coquette einen Schmelz, welchem kaur
die ſprödeſten Herzen widerſtreben würden. Unbezweifel
iſt es, daß die Mutter auf Geſchmackskenner noch bei wei
tem mehr Eindruck macht, als die Töchter. Der gewöhn
liche Weg, daß man Müttern den Hof macht, um allmäli
über ſie hinweg das Palladium einer ihrer Töchter zu er
obern, hat ſich in dieſer Familie grade in das Gegenthe
umgewandelt. Man knüpft mit den Töchtern an, um all
mälig zur Mutter zu gelangen. Denn man muß geſteben
daß dieſe letzte noch immer ſchwerer zu erobern iſt, al
ihre Töchter. Dieſe drei jungen Frauenzimmer ſcheine
ſchon von ihrer Kindheit damit vertraut geweſen zu ſein
daß die Beſtimmung des Weibes der Mann iſt. All ihr
Gefühle und angelernten Begriffe müſſen bei ihnen, ſta
daß die Bildung generis neutrius iſt, ein erkennbares Ge
ſchlecht haben. Man kann ihnen zeigen und erklären, wa
man will, man kann ihnen bei Tiſch die Speiſen demon
ſtriren oder bei'm Thee die verſchiedenartigen Formen de
Backwerks anrühmen, ſie werden immer in der Gluth eine
fortwährenden Erröthens wegen, weil ſie nur gewohnt ſin
alle Dinge in männlich und weiblich einzutheilen. Iſt
Zwieback männlich? Sind Erbſen weiblich? Zu welchem
Geſchlechte rechnet man die Spargeln? Der Begriff de

Allgemein-Menſchlichen iſt für ſie nicht vorhanden, alle ihre Vorſtellungen ſind auf den Unterſchied der Geſchlechter begründet. — Man kann ſich denken, wie ſich die Familie Windbeutel darnach ſehnt, für ihre unruhigen Bewegungen Stoff zum Zermalmen zu bekommen. Wenn ſich das unruhige Treiben des Staatslebens in einer Familie wiederholen könnte, ſo wäre davon hier ein treues Abbild gegeben, Mutter und Töchter ſind ewig außer Athem. Bald verarbeiten ſie Perſonen, bald Gerüchte. Sie haben eben ſo das Transitogeſchäft fremder Gerüchte wie eine eigene Leumundsmanufaktur, in welcher ſie das Gerücht ausmalen, vervollſtändigen und nicht ſelten die Ehre Anderer verkleinern, wie man in den Papiermühlen in Zeit von einigen Stunden Kleider in Papier verwandeln kann, worauf ſie ſchreiben, was ihrer Bosheit und ihrem Intereſſe in den Sinn kommt. Man kann gewiß ſein, in dieſer Familie immer etwas Neues zu erfahren, denn was ſie nicht gehört hat, erfindet ſie, ja ſie pflanzt noch kaum etwas fort, worauf ſie nicht den Stempel ihrer eignen Bosheit gedrückt hat. Die Armee, die Geſetzgebung, die Verwaltung braucht nur zu Frau von Windbeutel zu gehen und wird daſelbſt ihr Folio in dem großen Buche der Verleumdung finden. Dieſe Klatſchſucht iſt die natürliche Folge der Gerüchte, welche dieſe Familie ſelbſt verfolgen; um ſich gegen fremde Nachrede zu ſchützen, rächt ſie ſich, indem ſie den Ruf anderer Menſchen entſtellt oder übertreibt. — Man ſagt, daß Frau von Windbeutel geſonnen ſein ſoll, da Niemand ihren Köder anbeißt und ſie nur zu ſehr das dringende Bedürfniß einer Verbeſſerung ihrer Finanzen fühlt, ſich mit einem reichen Gerber, der vielleicht auf die

Vortrefflichkeit ihres Felles eine Spekulation macht, zu verehlichen. Die älteste Tochter wird einen der ersten Schuhmacher der vornehmen Welt heirathen, die zweite den reichen Inhaber eines zwanzigjährigen Patents auf eine in der That sehr schöne Glanzwichse; die letzte endlich einen Spekulanten, der mit weichen Hölzern handelt, aus welchen man Pantoffeln und Stiefelknechte schneidet. So wird diese ausgezeichnete Damenklique auch noch jenseits des Traualtars einen organischen Zusammenhang unter sich festhalten; alle Hände werden sich hier in einander arbeiten und es steht zu befürchten, wenn die Medisance der Weiber die Oberhand behalten sollte, daß bei den nur auf die Füße gerichteten Beschäftigungen ihrer Männer die ganze gebildete Welt Berlins von unten auf unterwühlt und jeder ehrliche Name, der noch fest zu stehen glaubte, zertreten wird."

Ich war zusehr ermüdet von der Reise, daß ich nach Lektüre dieses schändlichen Pasquills auf meine unglückliche Schwester und ihre Töchter nicht hätte einschlafen sollen. Allein so unruhig war meine Ruhe, daß mir im Traume die ganze Bosheit immer wieder vor Augen kam. Meine unglückliche Schwester tanzte im Traume in Gestalt eines Stiefels auf dem Balle, den ich nicht vergessen konnte; erst kurz gegen Morgen, als ich Mutter und Töchter zurückkommen hörte, schlief ich fester ein. Die Sonne stand bei meinem Erwachen schon hoch am Himmel, allein mein vielfaches Klingeln nach weiblicher Bedienung fruchtete nichts. Endlich trat Hilarius ein und war mir mit seinem malitiösen Lächeln nicht die beste Vorbedeutung für den übrigen Tag. Er erzählte mir, daß seine Herrschaft auf dem gestrigen Balle wieder mit mancher

lei Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hätte. Man hätte sie mit spöttischen Bemerkungen überschüttet; bald wäre Einer gekommen und hätte mit Anspielung auf die boshafte Lüge des Hanswurſten gesagt: „Nicht wahr, der Ball ist sehr ledern?“ Ein anderer sprach zur ältesten Tochter von den Flügeln, die sie unten am Fuße beim Tanze zu haben schien. Ein Dritter zog die Zweite über das Glänzende und Spiegelblanke ihrer Toilette auf. Ein Vierter peinigte die Dritte, indem er das Benehmen dieſer oder jener Dame hölzern nannte. Beim Tanze wußten Mutter und Töchter gar nicht mehr, wo sie mit ihren Füßen hin sollten. Die Mutter wurde einmal mitten im Contretanze ohnmächtig, weil sie, wie sie sagte, sich auf ihr „Fundament“ nicht mehr verlassen könne und so viel hinunterdächte, daß ihr der Kopf ganz schwindelte. Als Hilarius hinausgegangen war, traten mir die Thränen in die Augen, weil ich mir kein größres Unglück denken kann, als von einem Nichtswürdigen an einen gedruckten Pranger gestellt zu werden. Konnte ihn denn meine Schwester widerlegen? Konnte sie die Lüge, daß sie ihre sanfte Hand der rauhen eines Gerbers geben würde, in den öffentlichen Blättern widerrufen? Konnte sie überhaupt mit Freundinnen über den ganzen Gegenstand ein Gespräch anspinnen? Ich bedauerte nur, daß meine Schwester zu lange schlief, um sie recht schnell an mein theilnehmendes Herz zu drücken. Hilarius sagte, vor eilf Uhr wäre keine Aussicht, mit ihr sprechen zu können, und wenn sie gar erst gegen mich die Gewohnheit beobachten wollte, sich nur im vollen Costüm zu zeigen, so würd' ich am Vormittag nicht zu ihr kommen. „Nun“ entgegnete ich, „meine Schwester wird vor mir keine Toilettengeheimnisse haben; sagen Sie nur hinunter, daß ich von der langen Weile geplagt

würde.“ Hilarius that es und ich hörte zu meiner Verwunderung, daß ſie zwar alle ſchon wach wären, aber mir vor Mittag keine Hoffnung machen könnten, daß mein Beſuch angenommen würde. Ich geſtehe, mich verletzte dieſer Mangel an Theilnahme tief, doch tröſtete ich mich, daß das Herzloſe nur in dem formellen Bericht des Bedienten gelegen hätte, und entſchloß mich, die lange Mußezeit, die mir nun übrig blieb, zu benutzen, um meinen Bruder Johann zu beſuchen, den einzigen, welchen ich noch habe.

Ein Hausknecht begleitete mich in das Hotel deſſelben. Ich glaubte gegen die berliner Sitte nicht zu verſtoßen, wenn ich fragte: „Iſt er ſchon aufgeſtanden?“ Sein einziger Bedienter, ein alter mürriſcher Geſell, lachte etwas höhniſch und ſagte: „Um zehn Uhr? Seit ſechs Uhr iſt er ſchon in der Spree.“ Wie, frug ich, mein Bruder badet ſich in dem Schlamme der Spree? Darauf entgegnete der Menſch etwas ſpitz: Bis jezt hätte man noch keinen andern Fluß nach Berlin bringen können, auch wäre die Spree ſo viele Jahrhunderte gut genug geweſen. Inzwiſchen ſagte ich, daß ich die Schweſter ſeines Herrn wäre und auf ihn warten wolle. Ich ſezte mich in einem kleinen Vorzimmer ohne Möbel nieder und empfand mit meinem Bruder das tiefſte Mitleiden, daß er ſeiner Reinlichkeit wegen genöthigt wäre, ſich in einem ſo fürchterlichen Fluſſe, wie die Spree iſt, zu baden. Denken Sie ſich den Unrath von 350,000 Menſchen, den Unrath des Viehs, was in Berlin lebt, die Abgänge der Induſtrie, die vielen Selbſtmörder, die ſich von den Brücken hinunterſtürzen, und Sie werden einen Ekel bekommen, wenn Sie nur einen Blick in dieſen ſchwarzen Sumpf, den man die Spree nennt, hineinwerfen. Von dem Schlamm im Bett dieſes weltberühmten Fluſſes ſteigen fortwährend bunte

Bläschen auf, die deutlich genug die Fäulniß am Boden des Flusses verrathen, und in diese Lauge wirft sich mein Bruder hinein und wäscht seinen Körper, nicht ohne Gefahr, in eine schwimmende Insel von Unrath gerissen zu werden! Hier will er die Gesundheit holen, die er in hypochondrischer Verblendung verloren zu haben glaubt und die auch wirklich bei ihm untergraben sein muß, denn er keuchte entsetzlich, als er die Treppe heraufkam. Mein Erstes war, ihm wegen der Spreebäder Vorwürfe zu machen; allein wie ich das sagte, kratzte er sich hinter den Ohren und sagte: „Schwester, wenn du deßhalb gekommen bist, um deine alten Litaneien fortzusetzen, dann sollst du nur bei Babette bleiben, denn die bedarf mehr Strafpredigten als ich. Ich finde es einmal für meinen Körper zuträglich, ihn nicht von warmem Wasser, sondern von der frischen und klaren Quelle der Natur bespülen zu lassen. Ich bin durch langes Erproben meines ungesunden Körpers endlich dahin gekommen, daß ich den Gebrauch des kalten Wassers für die heilsamste Arznei halte, die man aus der Hand der Natur, eines bessern Arztes, als die Medicin, nur erhalten kann. Wie du mich hier siehst, liebe Schwester, leb' ich nur vom Wasser. Des Morgens, so wie ich aufstehe, nehme ich eine allgemeine Waschung meines splitternackten Körpers vor. Ich lasse mich von meinem Bedienten mit einer eignen Vorrichtung, die mir mein ingenieuser Verstand eingegeben hat, bespritzen. Ich habe nämlich eine Gießkanne zu diesem Zweck so aufgehängt und mit Wasser gefüllt, daß ich, nackt in einem hölzernen Gefäße stehend, mich nur zu drehen und zu wenden brauche, um beständig von einem sanftkühlenden Sprudel erfrischt zu werden. Je mehr sich der Mensch dem Pflanzenleben nähert

und ſich wie von Gärtnershand pflegen läßt, deſto beſſer gedeiht er. Während dieſer Erquickung meines äußern Menſchen trink' ich innerlich zwei Quart gut filtrirten, aber von der Quelle kommenden Waſſers. Nach dieſem Vorſchmack und Morgenimbiß geh' ich wiedergeborner Menſch hinaus in eine Badanſtalt der Spree. Es würde bei weitem nicht der Zweck ſo gut erreicht werden, wenn ich mich gleich mit dem nüchternen Körper in den Fluß würfe. Die mit der erſten Morgenbegießung geöffneten Poren ſind dann weit bereitwilliger, die Heilkraft eines vollſtändigen Bades einzuſaugen. Ich kann unter dieſen Umſtänden mich ſehr lang im Waſſer aufhalten und bedarf nur einer mäßigen Bewegung, um vor jeder Gefahr einer Erkältung ſicher zu ſein. Die Abtrocknung muß ſchnell erfolgen, auch der Körper ſchnell wieder bekleidet ſein, weil die berliner Luft für die Hydropathie im Allgemeinen nicht günſtig iſt. Jetzt erſt eß' ich mit Vergnügen zwei Eier, welche man in der Schwimmanſtalt immer zu billigem Preiſe haben kann. Wie du mich jetzt ſiehſt, liebe Schweſter bin ich im dritten Stadium meiner Kur; ich komme ſo eben aus dem Bade, habe meine Eier verzehrt und beſchäftige mich nun mit einem methodiſchen innerlichen Waſſergenuß. In Zwiſchenräumen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde trinke ich ein Viertel Quart und ſtelle dabei eine mäßige Bewegung in meinen Zimmern an. Freilich wär' es beſſer, dieſe Bewegung in der freien Natur vorzunehmen, allein noch hat meine Kurmethode nicht die Anerkennung gefunden, daß man wie die ſo verderblichen Bier- und Weinſchenken, auch wenigſtens von Viertelſtunde zu Viertelſtunde eine Waſſerſchenke in den Straßen von Berlin etablirt fände. Ich eſſe früh, weil ich nicht nur ſpäterhin ausverdauen will, ſondern auch nach

vollendeter Verdauung meiner allgemeinen Kur obliege. Nachdem ich vor und nach dem Eſſen mich einfach gewaſchen habe, beginn' ich etwa vier Stunden nach der Mittagsmahlzeit ein erneuertes Waſſertrinken, treibe es aber mit einer ſo außerordentlichen Vehemenz, daß ich in kurzer Zeit einen von Waſſer ganz angeſchwollenen Bauch habe. Hierauf entkleid' ich mich und lege mich für meinen Bedienten zu einer Manipulation zurecht, welche, ich muß geſtehen, auf meinen Organismus Wunder gewirkt hat. Es beginnt nämlich dann ein allgemeines Kneten meines Unterleibs, gleichſam wie der Bäcker den Teig gut verarbeitet, um ihn locker und geſchmeidig zu machen. Dieſe Verfahrungsweiſe, eine halbe Stunde fortgeſetzt, thut mir unendlich wohl und gibt meinen Gedärmen eine ſolche Friſche und Geſchmeidigkeit, daß ich nicht nur, woran ich ſonſt ſchrecklich litt, meine tägliche Ordnung habe, ſondern auch von Blähungen, Hämorrhoidalbeſchwerden, Knoten und ſonſtigen Desorganiſationen gänzlich befreit bin. Seitdem ich dieſe Kur treibe, bin ich ein neugeborner Menſch. Deßhalb unterlaß es, liebe Schweſter, mir in dieſen Dingen auch nur die leiſeſte Vorſchrift zu machen." Indem mir mein Bruder dieſe für mich, die ich nicht ein halbes Glas Waſſer trinken kann, fürchterliche Beſchreibung ſeiner Lebensweiſe machte, hatte er ſchon eine ungeheure Flaſche Waſſers, die der Bediente herein brachte, beinahe auf den Grund geleert. Ich mußte auch weiter ſehen, daß je heller vielleicht mein Bruder von eingebildeten Uebeln wurde, je mehr er, wie ein Fiſch in ſeinem Waſſer ſchwamm, deſto kälter und fiſchartiger auch ſein Blut geworden war. Er ſprach von ſeiner Familie ohne alle Theilnahme. Er überließ ſeine Schweſter und deren Töchter ihren Thorheiten, während er doch der Vormund

der letztern war und damit sogar die Verpflichtung hatte, für ihre moralische Ausbildung Sorge zu tragen. Dabei war der Egoismus meines Bruders doch sehr rührend für mich, denn bei dem Vorhaben, nur seinem Körper leben zu wollen, gönnte er sich nicht die geringste Erholung. An nichts hatte er sonst Lust und Freude. Von jedem Comfort war er entblößt; er saß auf harten Schemeln, schlief, trotz seines schwächlichen Körpers, nur auf Matratzen; er trank nie Kaffee oder Wein; damit nannte er sich einen Mann des Jahrhunderts, einen indischen Gymnosophisten, einen Johannes in der Wüste, den dem neuen Evangelium des Wassers vorangegangen wäre. Könnten wir zu Hause bei uns eine hinreichende Anzahl Heuschrecken auftreiben, ich glaube, mein Bruder würde in der Tollheit seiner Entsagungsphilosophie daraus seine tägliche Nahrung machen.

Da ich nun wohl sah, daß der unglückliche Glückliche zu allem schwieg, was seine Wasserkuren nicht betraf, ging ich von ihm, ohne jedoch einen Schwall von Vorwürfen zu unterdrücken, die er verdient hatte, denn unerhört ist es, sich zehn Jahre lang nicht zu sehen und sich dann so wieder zu begegnen. Auch bei ihm kein Wort von Mecklenburg! Meine Schwester war in den unverantwortlichsten Leichtsinn versunken, mein Bruder in eine Thorheit, von welcher man zu meinen Zeiten nicht die Ahnung gehabt hätte. Babette traf ich endlich mit ihren Töchtern zugänglich. Sie hatten alle die Migräne, und nahmen, um die Folge des gestrigen Balles zu überwinden, hinter einander Pillen ein. Meine Schwester war überdies noch moralisch sehr angegriffen, weil nämlich der häusliche Störenfried noch immer um sie herum sein boshaftes Wesen trieb. Als sie gestern Abend in den Wagen

ſtieg, ſteckte der Hanswurſt in allen Taſchen deſſelben; als ſie am Morgen ſich in's Bett legen wollte, war gleichfalls ein Exemplar unter dem Kopfkiſſen. Heut Morgen traf ſie den Spuk an allen geheimen und offenen Orten an, wo ſie ihren Fuß hinſetzte. Sie konnte jenen Pſalm Davids ſingen: Und nähm' ich die Flügel der Morgenröthe oder verſenkte mich in's tiefſte Meer, überall biſt du mir nah, ſchrecklicher — Hanswurſt! So ſehr wir auf das Dienſtperſonal Verdacht haben mußten und eine Säuberung deſſelben wünſchten, ſo wurden doch dieſe Wünſche von dem, was eben erfolgen ſollte, noch bei weitem übertroffen; denn es öffnete ſich plötzlich die Thür und die ganze Reihefolge des Geſindes zeigte ſich im Vorzimmer, Koch, Köchin, Hausmädchen, im Ganzen ſieben Perſonen, Hilarius ausgenommen. Der Portier erbat ſich die Erlaubniß, ihnen allen die Thüre zu öffnen und hereintreten zu dürfen. Meine Schweſter wollt' es durchaus nicht geſtatten, ich redete ihr zu, doch zu hören, was es gäbe, und ſo ergab ſich denn Folgendes, was in meiner Zeit auch unerhört war: Der Koch, der Portier und Hausknecht wollten nach Texas auswandern. Die vier Frauenzimmer, hatten wir ſogleich angenommen, würden ſie begleiten wollen, wenn nicht eine überzählig geweſen wäre. Nein, ſagten dieſe, wir ſind geſonnen, nach Sidney auszuwandern, wo die Frauen ſo rar ſind, wie weiße Raben und die Männer jedem ankommenden Schiffe durch Sprachrohre ſchon vom Ufer aus Heirathsanträge zurufen, ohne zu wiſſen, ob Frauen mitkommen, oder ſie gar geſehen zu haben. Dieſe köſtliche Entdeckung, welche wir hier machten, brachte meine Schweſter plötzlich um ihr ganzes Hausgeſinde. Sie tröſtete ſich, daß ſolche Unglücksfälle jetzt hier nichts Seltenes ſeyen; ſie beſtimmte einen Tag, wo

die ganze Gippschaft entlassen wäre und war gescheidt genug, es mir zu überlassen, ihr von den jetzt zur Anerbietung kommenden Dienstboten die passenden auszuwählen. Der Auftrag war ehrenvoll, aber auch lästig genug; doch nahm ich ihn an, weil ich zwischen uns keinen Unfrieden stiften wollte. So hatte mir meine verschlagene Schwester eine Beschäftigung übergeben, die mich den ganzen Tag in Anspruch nahm. Meine Gewissenhaftigkeit erlaubte mir doch nicht, nach dem ersten besten Individuum zuzugreifen, sondern ich mußte meine Auswahl unter einem Zulauf von mehreren hundert Personen treffen, bei welchen ich recht kennen lernte, wie weit sich die jetzige Zeit von dem, was früher Anstand und Schuldigkeit mit sich brachten, entfernt hat. Bekam meine Schwester Besuch, so mußt' ich, wenn er kaum eingetreten war, schon wieder das Zimmer verlassen, weil sich eine neue Anwartschaft auf die erledigten Stellen gemeldet hatte. Um mich nur ja recht lange aus ihren Kreisen entfernt zu halten, verwarfen wohl gar meine leichtsinnigen Anverwandten wieder die Personen, die ich aus einem großen Andrange gewählt hatte. Es war fast, als hätten sie sich verabredet, um sich auf diese Weise meiner lästigen Person und der noch lästigern Bemerkungen, die ich nicht unterdrücken konnte, zu entledigen. Doch habe ich nichtsdestoweniger mein Auge scharf gespitzt und bin wohl bedacht darauf gewesen, daß mir nichts Wesentliches in der Geschichte des Hauses entging. Meine Schwester hatte sich einem höchst verderblichen und ihr ansehnliches Vermögen den Schwankungen der Tagesereignisse preisgebenden Handel mit Staatspapieren ergeben. Sie wurde zu einer bestimmten Zeit des Tages von Juden und Mäklern überlaufen, welche durch hinterlistige Vorspiegelungen sie in eine Menge von ge-

wagten Unternehmungen verwickelten. Die Töchter laſen dabei die Erzeugniſſe einer jungdeutſchen Literatur, die wie in Frankreich und England allmälig alle Sittlichkeit zu untergraben droht. Mit gierigen Blicken hafteten ſie an den leidenſchaftlichen Gemälden, welche in dieſen ſich jetzt täglich mehrenden ſtaatswidrigen Schriften aufgeſtellt werden. Ich habe dann und wann einige Blicke in dieſe verbrecheriſchen Anregungen ihrer Phantaſie hineingeworfen und erſchrack, wie in denſelben die anſtößigſten Verhältniſſe ſich nicht etwa erſt im Verlauf der Entwickelung des Romans ergaben, ſondern ſchon auf den erſten Seiten, ohne andern Zweck, als den, verführen zu wollen, bei den Haaren herbeigezogen waren. Meine Schweſter, ſtatt dieſe Schriften zu verbrennen, las ſie ſelbſt mit der größten Theilnahme und entgegnete mir, als ich ihr darüber Vorwürfe machte, daß es nur der Styl und die kunſtvolle Behandlungsweiſe wären, welche ſie zur Theilnahme an dieſen, wie ſie ſagte, intereſſanten und für die Bildung der jetzigen Jugend beinah' unerläßlichen Schriften beſtimmte. Drei Hauptbeförderinnen dieſer Literatur ſollten drei Landsmänninen von uns ſein, drei Mecklenburgerinnen. Denken Sie ſich, drei Mecklenburgerinnen! Die eine Jungdeutſche iſt die ſechszigjährige Fanny Tarnow, die alle neuen gefährlichen Romane der Franzoſen überſetzt hat, aus unſerm ſittenreinen waldumkränzten Warnow gebürtig; die Andere Jungdeutſche iſt eine L. Mühlbach, denken Sie eine Roſtockerin! Aber die gefährlichſte jungdeutſche Mecklenburgerin iſt die Gräfin Hahn-Hahn, die in ihren Romanen lauter verbotene Liaiſons ſchildert. Konnte es unter ſolchen Umſtänden fehlen, daß dieſe dem Verderben entgegeneilende Familie ſich auch Verhältniſſe zu ſchaffen ſuchte, welche ganz nach der

nonnenhaften jungmecklenburgiſchen Muſterwirthſchaft, die in ihrer Phantaſie lebte, eingerichtet waren! Wie viel Verwicklungen ihrer leidenſchaftlichen Herzen mögen ſie mir verborgen gehalten haben; aber wie bedenklich ſind ſchon diejenigen, die ich ſelber zu durchſchauen Gelegenheit hatte! In einem Momente, wo meine Schweſter ſich gehen ließ und die Rückſicht auf mich eben ſo vergeſſen hatte, wie faſt immer die auf ihre Kinder, ſagte ſie: „Unſere ganze jetzige Geſellſchaft geht darauf aus, die Feſſeln der überlieferten Gewohnheit zu ſprengen. Ein junges Mädchen war früher nur dazu beſtimmt, ſich von den Männern aufſuchen zu laſſen und ſich ſo viel wie möglich das intereſſante Lüſtre einer nonnenhaften Zurückgezogenheit zu geben. Jetzt würde aber der, welcher ſich zu verbergen ſucht, auch wirklich in die Gefahr kommen, verborgen zu bleiben; alles will jetzt heraus, alles will ſich jetzt ſehen laſſen und an dem Wettkampf der öffentlichen Meinung Theil nehmen; das Talent, das man gegenwärtig hat, kann man nur in ſeiner öffentlichen Entfaltung bewähren, man kann ſich nicht mehr auf ſein Weſen verlaſſen, ſondern muß ſuchen, es auch durch den Schein zu unterſtützen. Meinen Töchtern verdenk' ich's nicht, wenn ſie ſich ſo viel wie möglich in den Vordergrund ſtellen, da es an ihrer Statt tauſend andere geben wird, welche nicht faul ſein werden, die Stühle einzunehmen, welche ihnen die Beſcheidenheit gebietet, leer ſtehen zu laſſen. Und nun fängt erſt die wahre Schwierigkeit an, die Männer zu feſſeln. Eine ſo zurückgezogene Nonne nach der Art, wie wir erzogen ſind, liebe Schweſter, hat allerdings das Gute an ſich, daß der Mann Wunder denken kann, was hinter den ſittſamen und beſcheidenen Weſen alles für feſſelnde und leidenſchaftliche Fähig-

keiten verborgen liegen. Wer ſich aber, wie wir jetzt, in der großen Welt tummeln muß, wer auf zweideutige Fragen mit mehr Witz antworten ſoll, als dem bloßen abgedroſchenen Witz der Schamröthe, der kann allerdings nur durch die größte Abſchweifung vom Gewöhnlichen im Stande ſein, die Männer auf etwas Originelles, das ſie ſo unerläßlich wünſchen, aufmerkſam zu machen. Dazu kommt, daß ſeit allgemeiner Einimpfung der Kuhpocken ſich in der großen Welt nur noch ſelten Frauenzimmer zeigen, die entſchieden häßlich ſind. Da bleibt denen, welche ſich auszeichnen wollen, nichts übrig, als ſo viel wie möglich die Andern durch Ayartes zu überbieten und ich habe mich immer bereitwillig gezeigt, meine Töchter in dieſen Beſtrebungen zu unterſtützen. So ſoll Cecilie jetzt Reitſtunde nehmen und eine von euch andern bei der erſten Luftfahrt, die nur wieder angezeigt werden dürfte, mit in die Lüfte ſteigen.“ Als Babette dieſen Vortrag mit Lachen geendigt hatte, konnt' ich denn doch nicht umhin, die Hände über dem Kopf zuſammenzuſchlagen und über dies ruchloſe Treiben in ein lautes Zetergeſchrei auszubrechen: Kunſtreiter und Komödianten willſt du aus deinen Kindern machen? Babette, unſre Mutter muß ſich ja im Grabe umdrehen. Leider wurd' ich in dem Fluſſe meiner Vorwürfe von der Anmeldung einer Lektion unterbrochen, die die jüngſte Tochter regelmäßig des Tages um dieſe Stunde nahm. Und worin beſtand dieſe? Alle Tage kam ein Schauſpieler und gab Lätitien Unterricht in mimiſch-plaſtiſchen Darſtellungen, in dieſer Kunſt, durch welche Lady Hamilton den Admiral Nelſon zu feſſeln wußte, und die Händel-Schütz eine Zeitlang auch bei uns die Männer zu verwirren ſuchte. Ich habe einmal durch das Schlüſſelloch den Hergang einer ſolchen Stunde mit angeſehen. Der Schau-

spieler trug Lätitien einen vollständigen Cursus der Leidenschaften vor; er zeigte ihr für jedes ihren Busen bewegende Gefühl eine entsprechende Attitüde; es war ein auf Verführung abgesehener Unterricht. Sie mußte dabei immer auf einer Erhöhung stehen, weil der schändliche Mensch sagte: Eine Frau darf sich an gar nichts anlehnen. Wie? wollte ich durch's Schlüsselloch rufen, Sie elender Komödiant, nicht einmal an Anstand und Sitte, an ihre Eltern und Anverwandten? Nein, antwortete der Mensch, als hätte er meine Stimme oder auch die seines Gewissens gehört, die Schönheit des Benehmens besteht in der Voraussetzung, zunächst nichts als Luft um sich zu haben, der menschliche Körper trägt sich selbst, und gerade in der Kunst, seinen Schwerpunkt da oder dorthin zu werfen, besteht das Charakteristische der plastischen Attitüden. Nun fing er an, Lätitien zuerst zu zeigen, wie man mit Grazie stillsteht. Er schrieb ihr dabei ein gewisses Wiegen des Oberkörpers vor, wobei jedoch der Unterkörper ruhen mußte. Nachdem sie dies begriffen hatte, sagte er: das nächste Stadium wäre nun, aus der Ruhe plötzlich aufgeschreckt zu werden; wie er dies gesagt hatte, drückte er eine Knallerbse los, worüber ich selbst so erschrack, daß ich den Schreck meiner Nichte nicht sehen konnte. Der Gauner rief aber: Bravo! und korrigirte nur, zu der Natur müßte nun noch etwas Kunst kommen. Er sagte: wenn auch nicht immer Knallerbsen oder Pistolenschüsse fallen, so kommen die Frauen doch oft in die Lage, erschrecken zu müssen. Kindisch ist es, wenn ein Löffel auf die Erde fällt, darüber so zusammenzuzucken, als wenn ein Haus eingefallen wäre; hier genügt die bloße Bewegung der Verwunderung, ein leises Zucken mit den Augenwimpern. Nun zählte er ihr eine allmälige Steigerung

von Schreckensvorfällen auf, zeigte ihr, wie sie sich bei einer Feuersbrunst, einem Erdbeben zu benehmen hätte, wie sie dabei mit Anstand ihrer Arme sich bedienen könne, namentlich, daß es eine sinnige Vorstellung erwecke, wenn sie bei einer unangenehmen Nachricht den Bewegungen der Hand etwas Abwehrendes gäbe; die vorletzte Manier zu erschrecken, war bei ihm die Bedeckung der Augen mit der Hand, welches seiner Meinung nach auch antik wäre; die letzte aber wäre der höchste Triumph der Romantik, nämlich mit Beobachtung aller Schönheitsgesetze in Ohnmacht zu fallen. Sie müßte mit Bewußtsein in Ohnmacht fallen, sagte der Schuft, der vielleicht nicht die Ahnung hat, wie einem gefühlvollen Weibe zu Muthe wird, wenn ihm schwach wird. Lätitia, in einem leichten griechischen Gewande, machte alle seine handgreiflichen Demonstrationen nach und schien für des Menschen abgefeimte Verstellungskunst ein außerordentliches Talent zu besitzen. Nun ging er mit ihr nach und nach die Reihe der menschlichen Leidenschaften durch: Furcht, Reue, Verzweiflung; für alle diese Affekte lernte sie die entsprechenden pantomimischen Bewegungen. Endlich kam er sogar auf ein Kapitel, wo ich mich eigentlich der Sünden schämte, noch ferner zuzusehen; er suchte ihr zuerst den Ausdruck einer künstlichen Scham beizubringen, wobei ich aber in mir den heimlichen Triumph hatte, daß man das Erröthen doch durch keinen so schimpflichen Tintenmeister erlernen konnte; dann zeigte er ihr jene Bewegungen, welche eine zärtliche Neigung ausdrücken, und erhob sich allmälig zur Darstellung aller nur möglichen Künste der Coquetterie. Ich hielt mir die Hände vor die Augen, als ich dies Locken und Girren betrachtete, welches meiner Nichte Lätitia eine Aehnlichkeit mit den Schauspielerinnen,

eine wahrhaft bewundernswerthe Aehnlichkeit gab; ich wartete das Ende dieser Kunststücke nicht ab, sondern ging auf mein Zimmer, um diesen Brief an Sie, ehrwürdiger Freund und Vetter, bis hierher zu vollenden. Fünf von den abgehenden Dienstboten habe ich schon ersetzt. So wie auch noch der Hausknecht und ein passendes Bettmädchen gefunden sind, werd' ich wohl den Augenblick benutzen und aus diesem Gewühl schlechter Sitten mich wieder unter den Schutz meiner ländlichen altmecklenburgischen Einfalt und Abgeschiedenheit zurückziehen . . . . . .

Einige Tage später.

— Da bin ich nun doch noch länger geblieben, als ich wollte. Die Verwirrung im Hause meiner Schwester hat so zugenommen, daß ich Babette in ihren Nöthen unmöglich allein lassen könnte. An allen Orten fehlt Trost und Hülfe. Doch will ich, ehrwürdiger Freund und Vetter, dem Zusammenhange meiner Erzählung nicht vorgreifen und Ihnen alles in demselben Verlaufe mittheilen, wie es sich zugetragen hat.

Denken Sie sich aber nur, der häusliche Störenfried war Niemand anders als Hilarius. Von ihm ging die Verbreitung der Spottschrift aus. Von ihm kam all' die Angst und Besorgniß, daß man sich nirgends mehr hingetraute, am wenigsten an geheime Oerter, ohne wieder eines neuen Fundes sich zu gewärtigen. Ich hatte längst auf diesen Betrüger Verdacht geworfen und ihn innerlich für den bösen Feind gehalten, der das Unkraut der Verleumdung in den Weizen unseres häuslichen Friedens streute: allein ich wollte Gewißheit haben und verschaffte sie mir durch eine List. Neben der Schlafkammer des Bedienten befand sich eine Geräthkam-

mer, die inwendig durch eine Thür mit dem Zimmer des Bedienten verbunden war. Ich gab nun vor, daß der Schlüssel zu diesem Behälter verloren gegangen wäre, und scheute mich nicht, in seiner Abwesenheit seine Kammer durch einen Schlosser öffnen zu lassen, um von hier aus durch Oeffnung einer zweiten Thür in die Geräthkammer zu kommen. Nachdem diese Hindernisse und die Gegenwart des Handwerkers beseitigt waren, fing ich an, in den Habseligkeiten des elenden Menschen zu kramen, und entdeckte auch bald einen aufgestapelten Ballen bedruckten Papiers. Es waren die Abdrücke des Pasquills und betrugen der Zahl nach gewiß noch mehrere Hunderte. Sogleich rief ich nach der Unterstützung des Unerfahrensten unter unsrer Bedienung (denn was brauchten die Dienstboten die Keckheit eines ihrer Genossen zu sehen!) und ließ das Dokument der strafbaren Umtriebe in das Wohnzimmer meiner Schwester tragen. Leider war diese nicht sogleich bei der Hand und marterte mich durch eine Abwesenheit, die sich bis tief in die Nacht verlor. Um zwölf Uhr kam sie endlich mit ihren Töchtern angefahren, alle erhitzt und ermüdet, alle in der nämlichen abgespannten Stimmung, die immer die Folge ihrer Ballvergnügungen war. Ich eröffnete meiner Schwester die gemachte Entdeckung und hoffte sie schon durch das bloße Faktum in Harnisch zu bringen. Allein das große Paquet war für sie und die Mädchen weit eher ein Stein, der vom Herzen, als auf's Herz fiel. Sie dankten Gott, daß Hilarius den schlechten Streich begangen und nicht etwa der Fürst Leibfüchler, die Gräfin Hitzenplitz, der General Klingenspringer und andere Personen aus der fashionablen Welt, auf deren satirische Umtriebe sie bei Erklärung des Spuks gerathen hatten. Worüber ich in Ohnmacht gesunken wäre, darüber

lachten ſie. Sie heiterten ſich ordentlich auf und brachten mich mit ihren Glückwünſchungen, die ſie ſich untereinander abſtatteten, zur Verzweiflung. Kaum daß ſie mir erlaubten, Hilarius am nächſten Morgen zur Rede zu ſtellen und nach dem Anſtifter zu fragen, der ihn gedungen hätte! In der Hoffnung, daß ich mich überzeugen würde, Hilarius hätte nur auf Eingebung ſeiner eignen Unart gehandelt, wünſchten mir Schweſtern und Nichten eine gute Nacht.

Am folgenden Morgen war ich eben im Begriff, nach Hilarius zu klingeln und ihm ſein Kapitel zu leſen, als er ſchon hereintrat und zwar mit dem heiterſten Antlitz von der Welt. Ich hielt ihm ſeine Unthat vor; doch war er frech genug, in ein lautes Gelächter auszubrechen und mich mit folgender Lüge zu bedienen. Er hätte, ſagte er, den ganzen Pack, den ich mir mit Nachſchlüſſeln und einer „übrigens" widerrechtlichen Viſitation ſeiner Zimmer angeeignet hätte, zum Theil im Hauſe verſtreut gefunden, zum Theil beſtünde er aus den vielen Exemplaren des Pasquills, die er aus Mitleid für die Herrſchaft auf Flur und Treppe, hinter Oefen und Thüren, hinter ſpaniſchen Wänden und Schränken hervorgezogen hätte, da der Hanswurſt wie Arſenik gegen die Ratten im Hauſe zerſtreut geweſen wäre. Bei dieſer wohlerfundenen Ausſage beharrte er. Sie band er auch meiner Schweſter auf. Ich wurde noch dazu ſcheel angeſehen, daß ich die Treue eines ſo hingebenden und ſich aufopfernden Bedienten verkennen wollte und mußte ſowohl meine Anklage zurücknehmen, wie auch den ſchon brennenden Scheiterhaufen von Verwünſchungen, den ich dem überwieſenen Verräther zugedacht hatte, wieder auslöſchen. In dem fortan gänzlichen Unterbleiben des Spukes wurde mir die glänzendſte Genugthuung; allein meine Ver-

wandten waren zu verblendet, als daß ſie dieſe mir hätten widerfahren laſſen.

Ein eigenthümlicher Zug meiner Schweſter und ihrer Töchter, den ich ſehr gebilligt hätte, wär' er aus einem ſtarken und ſchuldloſen Herzen gekommen, war ihre leichte Ausſöhnung. Ich hatte ſie oft den einen Tag einen Herrn oder eine Dame aus der vornehmen Welt verwünſchen hören und erfuhr Tags darauf, daß ſie dort einen Beſuch gemacht, oder mit aller Freundlichkeit empfangen hätten. Ich war nach vielen Anzeigen ſicher, daß der kurländiſche Baron von Meſſing nicht allein den unartigen Scherz mit den inhaltloſen Briefen ſich erlaubt hatte, ſondern daß auch wahrſcheinlich das Pasquill von ihm ausgegangen war. Auf einem der bei Hilarius ertappten Exemplare fand ich die Zahl der zur Diſpoſition des ſchlechten Menſchen geſtellten Nummern in Zahlen mit Bleiſtift bemerkt, wo die Handſchrift ganz dieſelbe mit der Adreſſe auf den erwähnten Briefen war. Und obſchon ich nun meiner Schweſter dieſe Vermuthung mittheilte und ſie ſich aus dem leichtſinnigen Charakter des Kurländers leicht ſolche Streiche erklären konnte, ſo war ſie doch im Stande, als der junge Mann die Keckheit hatte, wieder ihr Haus zu beſuchen, ihn in Freundlichkeiten und Aufmerkſamkeiten zu erſticken. Baron Meſſing war ein ſehr reicher Cavalier, der, wie es bei Leuten zu geſchehen pflegt, die eine üble Nachrede zu widerlegen ſuchen, in allen ſeinen Manieren übertrieb und ſich in einem ausſchweifenden Dandismus gefiel. Er kleidete ſich ſtets nach der Geſchmackloſigkeit der neueſten Mode. Er affektirte Grundſätze, die weit ſchlechter waren, als vielleicht ſein Herz. Ja es lag ſogar etwas in ſeinem Weſen, das mich für ihn hätte einnehmen können und

mir wohl erklärte, wie meine Schweſter gegen dieſen jungen Mann eine Neigung hegte, die an's Auffallende grenzte. Ich hab' es in den Sitten der Hauptſtadt öfters bemerkt, wie ſehr ſie denen zur Qual ſind, die oft den meiſten Enthuſiasmus für ſie zur Schau ſtellen. Ich habe edle und geſunde Naturen bemerkt, die ſich von der Tyrannei der Albernheit und des modiſchen Wahnſinnes knechten ließen und in dem Gewirr von krankhaften Meinungen und Manieren wie der friſchſte und geſundeſte Widerſpruch ſteckten. Ein wunderlicher Narr war der junge Mann freilich. Er war reich und — darüber das Gourmandiſe. Er war blühend geſund und gab vor, an einem innern Fehler zu leiden. Er röchelte wie ein Sterbender, wobei man deutlich ſah, wie viel Kunſt es ihm koſtete, eine ſolche Natur zu affektiren. Er gab vor, ſich vor dem dreißigſten Jahre nicht verheirathen zu wollen, weil er erſt die Kriſis ſeiner wankenden Geſundheit abwarten wollte und ſehen müßte, ob der ſeinem Leben drohende ſchwindſüchtige Keim die Oberhand gewinnen würde. Einen großen Theil dieſer Thorheiten benutzte Baron Meſſing auch nur, um von ſich die Bewerbungen meiner Schweſter abzuhalten, die, ich geſtehe es mit Schamröthe, alle Vorſtellung übertrafen. Ich konnte anfangs in dieſer vielleicht ſchon Jahre lang währenden Verwicklung nicht klar ſehen . . . . . .

Einen Tag ſpäter.

. . . bis endlich die Kataſtrophe hereinbricht, die beweinenswerth genug iſt. Heute Morgen vermiſſen wir Felicia und Lätitia. Auch Hilarius iſt nirgends zu finden. Das ganze Haus iſt in Allarm. Meine Schweſter will ſich in die Spree ſtürzen. Ich will zu meinem Bruder laufen und ſeine Hülfe anrufen . . . . .

Am Abend desselben Tages.

Mein Bruder ist ein Ungeheuer. Er hat mit seinem Wassertrinken sich schon das Herz von allen Empfindungen rein gespült. Er bat mich, ihn nicht in der Behaglichkeit seiner Transpiration zu stören. Er gönnt seiner Schwester ein Bad in der Spree und sagte: „Sie wird so klug sein, und in Gegenwart von Menschen hineinspringen, die sie für gute Belohnung und die Rettungsmedaille oder das allgemeine Ehrenzeichen wieder herausziehen. Die kühle Fluth mildert gewiß ihr heißes Blut. Mit diesen Menschen hab' ich nichts gemein." In Thränen gebadet verließ ich den hartherzigen Johann und kehrte zu meiner Schwester zurück, die in Krämpfen lag und mit dem Tode rang; auch Cäcilia, ihre einzige gerettete Tochter, dauerte mich, wenn ich auch gestehen mußte, daß in der Art, wie beide ihren Schmerz äußerten, etwas Anstößiges lag. Ich merkte wohl, daß ihr Unglück mehr aus dem Neide, als dem Verlust zweier Töchter und Schwestern herrührte. Sie sahen hier Messings Hand, von dem ich jetzt zum ersten Male hörte, daß er zu Felicia eine längst ausgesprochene Neigung hegte. Wie aber Lätitia? Sollte sie sich freiwillig dieser Entführung angeschlossen haben? Ich befürchtete, daß beide Mädchen durch ihre Neigung zu Abenteuerlichkeiten, die ihnen die Mutter eingepflanzt hatte, eine entsetzliche Unbesonnenheit begangen hatten. Auffallend war es mir, daß der Schauspieler, der Professor der Mimoplastik, welcher meiner jüngsten Nichte den Unterricht in den menschlichen Leidenschaften gab, nicht kam, da heute doch der Tag war, wo die Lektion gehalten zu werden pflegte. Und Hilarius? — Einstweilen suchten wir auf eine discrete Weise im Post-, Paß- und Polizeiwesen Erkundigungen einzuziehen. An

mehrere Freunde auf dem Lande ist geschrieben und um Gottes-willen um Stillschweigen gebeten worden, wenn ihnen die Flüchtlinge begegnen sollten. Was wissen Frauen von politischen Maßregeln? Mein Bruder ist ein Unthier. Er könnte uns retten. Allein er muß Wasser trinken.

Einen Tag darauf.

— Es sind Briefe angekommen von Lätitia und Felicia. Beide sind in der Umgegend Berlins, aber untröstlich. Sie sind entführt worden; von wem? verschweigen sie. Reue find' ich keine in ihren Briefen; im Gegentheil jammern sie, daß die Sache mißlungen ist. Sie flehen uns um Hülfe an und nennen doch Niemanden, gegen den wir einschreiten dürften. Felicia klagt, daß sie den Brief heimlich schreiben müsse, und fleht um Rettung. Was sollen wir thun? Dürfen wir die Polizei um Hülfe angehen? Und nirgends ein Freund! Nirgends Beistand! Meine Schwester muthet mir eine Reise nach dem Dorfe zu, von wo aus Felicia geschrieben hat. Ich will sie gern unternehmen. Ich verliere die Besinnung.

Am Abend.

Mit einbrechendem Dunkel ward es endlich lichter für unsre Hoffnungen. Lätitia ist ja zurück und mit Niemand anders, als Messing. Es klärt sich auf, daß bei dem tragischen Vorfall sehr komische Nebenumstände obgewaltet haben. Lätitia gestand mit Scham, daß sie von ihrem Lehrer in der Situationenmalerei, dem zu gleicher Zeit durchgehenden Schauspieler, überredet worden wäre, sich entführen zu lassen. Messing, der nicht selbst zu meiner Schwester kam, sondern über die Entführung Felicia's untröstlich war und sich schon auf den Weg begeben hatte, sie einzuholen, Messing hatte Felicia entführen wollen. Meine Schwester und Cäcilie ver-

nahmen dies mit einem eigenen Gemisch von Freude, Neid und Aerger. Der Zufall hatte gewollt, daß beide Entführungen für einen und denselben Abend bestellt waren. Die Schwestern schliefen jede für sich und konnten somit gegeneinander unbemerkt sich leicht in der Nacht aus dem Hause entfernen. Ein Wagen sollte die Flüchtigen aufnehmen. Der Portier schlief und hatte sich nur darauf eingerichtet, das Haus von außen zu schützen. Von innen war es leicht entriegelt. Lätitia erschrak, als sie es offen fand; sie hatte nicht gedacht, daß eine Viertelstunde vor ihr Felicia schon hinausgegangen war und von dem Manne, für den sie sich bestimmt hatte, für die rechte angesehen worden war. In der Dunkelheit umarmte sie der Baron Meissing und fuhr mit ihr davon. Die Enttäuschung erfolgte erst nach einigen Stunden, da Meissing zartfühlend genug war, das Stillschweigen seiner vermeintlichen Felicia zu ehren und sie nicht eher anzureden, bis er voraussetzen konnte, daß sie sich über den bedenklichen Schritt, den sie thaten, würde beruhigt haben. Man kann sich sein Erschrecken vorstellen, als er Lätitia, nicht Felicia im Wagen bei sich entdeckte. Er hielt ganz in der Nähe Berlins mit ihr an und versprach ihr, sie gegen Abend zu uns zurückzuführen. Lätitia muß sich inzwischen der Sünden schämen, den Einflüsterungen eines Menschen wie jenes Schauspielers gefolgt zu sein. Ich hütete mich aber wohl, alle meine Vorwürfe nur an sie zu richten, sondern gab die meisten meiner Schwester anzuhören, die geglaubt hatte, durch eine Erziehung für das Abenteuerliche ihren Kindern den meisten Reiz zu geben. Jetzt hatte sie die Strafe, daß Felicia von einem Schauspieler, wer weiß in welche Gegenden und Schlupfwinkel des Königreichs geschleppt wird. Diesem Elen-

den scheint es gleichgültig gewesen zu sein, ob er diese oder jene in seinen Netzen gefangen hielt. Der Abend vergeht, Felicia kommt nicht zurück. Es ist eilf Uhr. Wir werden alle mit Betrübniß zu Bette gehen.

Drei Tage darauf.

— Noch immer keine Spur von Felicia. Verzweifelte Briefe von Messing. Er will den Schauspieler todt schießen. Mutter und Schwestern scheinen sich trösten zu wollen. Ich aber glaube das unglückliche jedenfalls mit Gewalt zurückgehaltene Mädchen Tag und Nacht um Hülfe rufen zu hören.

Am Abend.

— Messing schreibt, daß er die Spur des Räubers gefunden hätte und für gewiß annehmen müßte, Felicia sei in's Bayrische geschleppt worden. Wie kann ich die fernere Entwicklung dieses Dramas abwarten! Ich kehre zu Ihnen zurück, mein ehrwürdiger Freund und Vetter, ich fühle, daß ich ein Hinderniß im Hause meiner Schwester bin. Meinen Bruder werd' ich nicht besuchen, weil er sich mehremal von mir hat verleugnen lassen und sogar die Liebloſigkeit hatte mir zu scheiben: „Schwester, dich anzuhören und dabei Wasser zu trinken, verträgt sich nicht. Zum Wassertrinken gehört Gemüthsruhe. Jede Störung derselben erzeugt Koliken, bittern Nachgeschmack, Unverdaulichkeit.“ Was soll ich noch hier? Ich freue mich, Mecklenburg, Sie und mein Vieh wieder zu sehen. Unter meinen Hühnern und Enten, in meinen Gemüs- und Obſtgarten werd' ich wieder zu neuem Leben kommen. Somit Gott zum Gruß und bald hintennach Ihre ergebenſte Freundin und Base:

Rebekka.

Sollten sich unsere Leser für das Schicksal Felicitens inniger interessiren als ihre Mutter und Schwestern, so müssen wir leider gestehen: daß eine Darstellung desselben dem Zweck unsres Buches nicht angemessen seyn würde. Dennoch will ich hinzufügen, daß Felicia sich allmälig an die Gewaltthätigkeiten ihres Entführers gewöhnte und sogar von einigen geistigen Vorzügen desselben geblendet wurde. Dieser Abenteurer sank zuletzt aus Mangel moralisch tief und zog Felicia mit in die Kreise seines Unglücks hinab. Unter diesen Umständen traf sie der Baron von Messing und machte auf Felicia einen so heftigen Eindruck, daß sie aus Reue über ihre Treulosigkeit und aus Scham über ihre veränderte und unwürdige Existenz sich das Leben nehmen wollte. Messing verschmähte sie natürlich und reiste nach Paris. Hilarius folgte ihm. Er hatte Messing von Kindheit an gedient und zu allen Streichen, die dieser im Hause der Frau von Windbeutel aus Neckerei und fashionablem Zeitvertreib verrichtete, die Hand geboten.

---

## 2.

Freilich zu allen Zeiten hat es solche Gegensätze der Bildung gegeben, wie die beiden Schwestern **Rebekka** und **Babette** sie vorstellen; ja die Koketterie, die Lust nach Abenteuern, die Modesucht, die Medisance in der Gesellschaft, die phantastische Art der Erziehung ist so wenig etwas unserer Zeit ausschließlich Eigenthümliches, daß vielmehr das vorige Jahrhundert, wenn auch in andern Formen und Gewändern, das unsrige darin weit übertroffen hat. Rebekka's Epistel schildert nur im Allgemeinen den Gegensatz der Sitten. Es laufen dabei einige Thorheiten, die gerade in unsren

Tagen nur auftauchten, mit unter, und wir haben noch die große und ſchwierige Aufgabe im Ganzen ungelöst vor uns, die nämlich, über die Gewohnheiten unſrer heutigen Geſellſchaft und das Moralprinzip, welches ihnen zum Grunde liegt, einen gründlicheren Aufſchluß zu geben.

Schon in dem Kapitel über das Moderne ſuchte der Autor nach jener allgemeinen Formel, mit welcher ſich vielleicht das Räthſel unſrer heutigen Eigenthümlichkeiten löſen ließe. Allein wurde er dabei nicht wie auf einem dunklen, gefahrvollen Meere ohne Steuerruder und Segel hin- und hergeworfen? Mußte er ſich nicht begnügen, aus dem, was das Moderne nicht iſt, auf ſeine Beſchaffenheit zu ſchließen, aus den Verſtößen gegen die Mode die Mode ſelbſt zu erklären? Der Autor gab die Möglichkeit preis, jene Mittelſtraße zu entdecken, wo das Moderne lächerlich zu ſein aufhört und bedeutend zu werden anfängt, und konnte damit ſchließen, daß vielleicht dieſe Ungewißheit ſelbſt, über die Formen unſres gegenwärtigen bürgerlichen und geſelligen Lebens, über die Fragen der Kunſt und Wiſſenſchaft ins Reine zu kommen, grade den eigenthümlichen Charakter des Modernen ausdrücken möchte.

Sitte und Sitten ſchließen ſich einer ähnlichen Betrachtung an. Auch hier wird man an der Auffindung eines allgemeinen Prinzips verzweifeln müſſen und ſich nur über die vereinzelten Pulsſchläge eines neuen Lebens aufklären können, welches ſich ſcheint in den Zeitgenoſſen Durchbruch ſchaffen zu wollen. Wie viel Begriffe haben ſich nicht ſeit den letzten fünfzig Jahren verändert und wie viel Gewohnheiten ſind nicht darnach umgemodelt worden! Die Geſetze des Anſtandes, ſo wie ſie früher gegeben wurden, werden jetzt als altfränkiſche

Pedantismen verlacht; die Bewegung iſt in dem Maße freier geworden, wie es das Urtheil wurde. Der Kreis von Bezeichnungen, welcher für dieſen oder jenen Begriff in frühern Zeiten durch die Schranken des Zuläſſigen und Geduldeten nur ſehr eng gezogen war, hat ſich erweitert. So weit jeder die Kraft hat ſeine Meinung durchzuführen, kann er ſie frei in den Berührungen der Geſellſchaft ausſprechen. So wie die Erziehung eine Ausdehnung gewonnen hat, deren Grenze bald nur noch das Unmögliche ſein wird, ſo iſt es ſogar den Frauen geſtattet, über Fragen, denen kein Ziel geſteckt iſt, ihre Meinung abzugeben. Bedingungen ſind dabei freilich vorhanden, allein ſie kommen faſt alle nur auf Beobachtung gewiſſer äußrer Formen zurück. So ſcheint es faſt, als möchte der feſte Charakter unſerer gegenwärtigen Sitten ſein, daß wir die Erlaubniß haben, Alles durch Rede und Schrift in Erörterung zu ziehen, wenn wir uns dabei nur vorſehen, die Ergebniſſe unſerer Grübeleien nicht ſogleich auf die poſitiven Zuſtände zu übertragen.

Um uns noch mit größerer Klarheit die ganze Fernſicht unſres Gegenſtandes zu eröffnen, wollen wir zunächſt einige Gegenſätze aus alten und älteſten Zeiten gegen die unſrige hervorheben. Wir ſind natürlich mit unſren Gewohnheiten ſo vertraut, daß wir die relativen Eigenheiten derſelben uns gar nicht mehr klar gegenüber halten können. Auch haben wir vielleicht im Grund unſres Herzens weit weniger Sitte als das Alterthum; allein unſer ganzes Bemühen iſt wenigſtens auf den Schein derſelben eingerichtet, ſo daß wir all' unſere Sitten allmälig ins Graue verſlacht und ſie in den Spülicht unſrer oberflächlichen, phraſenhaften Moralität hinein verwaſchen haben. Wir ſind ſogar durch die Steigerung

unſres künſtlichen Weſens dahin gekommen, daß wir der Natur nicht ſelten wieder näher ſtehen, als viele Völker, welche in ihren Sitten ganz von der Natur beherrſcht werden. Die Sitte, worunter man hier nicht blos die Regung des Herzens, ſondern ebenſo den klügelnden, mathematiſch nachrechnenden Verſtand begreifen ſoll, hat bei uns allmälig die Sitten verdrängt.

Das Sittenprinzip der Alten muß man mit dem ihrer Philoſophen nicht verwechſeln. Die Alten fanden nicht, wie wir, das Sittliche darin, daß man in ſeiner Lebensweiſe ſich von einzelnen, grell aufgetragenen Gewohnheiten in eine allgemein menſchliche und vernünftige Form verflache, ſondern das in ihnen noch wohnende, kräftige Sittenprinzip trieb ſie immer an, ſtark aufzutragen und nach auffallenden Symbolen jener moraliſchen Ueberzeugungen, die ſich in ihnen bildeten, zu trachten. Da nun die Religion der vorzüglichſte Mittelpunkt des antiken Nachdenkens war, ſo bildeten ſich nach und nach bei den Alten Gebräuche aus, die wir ihrer Auffallenheit und Uebertreibung wegen Aberglauben nennen dürfen. Mögen hier, um uns den Abſtand unſrer Zeiten von den Alten recht klar zu machen, einige merkwürdige Züge aus den Sitten des Alterthums aufgenommen werden. Wir werden immer gleich bei der Hand ſein müſſen, an jeder dieſer Gewohnheiten allerdings eine abergläubiſche Färbung zu entdecken.

Es gab nur ein Volk im Alterthum, welches uns recht deutlich machen kann, wie die Sitten zugleich mit der Reflexion, der Glaube mit dem Verſtande verbunden ſein kann. Dies waren die Römer. Bei den Römern mußte die Braut Feuer und Waſſer berühren. Man hatte dabei gewiß keine Wirthſchafts- und Küchenvorſtellung, ſondern die, daß durch die

Begattung die Menſchen in eine elementariſche Thätigkeit verſetzt werden. Man brannte bei den Hochzeiten, wahrſcheinlich aus einem ähnlichen Grunde, nur fünf Kerzen. Vielleicht dachte man daran, daß fünf eine Zahl iſt, welche ſich nicht in zwei gleiche Theile zerlegen läßt, ſo daß auf dieſe Weiſe eine ſchon in der Natur angedeutete ewige Botmäßigkeit des Weibes unter dem Manne, der Zahl zwei unter der Zahl drei ſinnbildlich ausgedrückt werden ſollte. Eine Braut ging nicht mit freiem Fuße über die Schwelle des Bräutigams, ſondern ſie wurde hinübergehoben. Es wundert mich nicht, daß Plutarch, indem er dieſen Gebrauch erwähnt, dabei die Erinnerung an den Raub der Sabinerinnen zu Grunde legt. Ferner: Es hieß von jemanden, er wäre in der Fremde geſtorben, ſo durfte er nicht, wenn das Gerücht falſch geweſen war und er zurückkam, durch die Thüre das Haus ſeiner Familie betreten, ſondern mußte vom Dache hineinſteigen. Dies geſchah wahrſcheinlich, weil es für unpaſſend gehalten wurde, durch dieſelbe Thüre, durch welche ſchon das Todtenopfer für den Abweſenden getragen worden war, ihn nach ſeiner Rückkehr nun ſelbſt lebend hindurchſchreiten zu laſſen. Sehr bekannt iſt, daß die römiſchen Frauen ihre nächſten Verwandten nicht nur küſſen durften, ſondern ſogar küſſen mußten, weil ſich die Männer und Gevatterinnen nur auf dieſe Weiſe am Geruch überzeugen konnten, ob ſich die Frauen dem Weingenuß ergaben. So demüthigend dieſe Sitte für die Frauen war, ſo ehrenvoll war für ſie eine andere. Kein Gatte durfte, wenn er vom Land oder von einer Reiſe zurückkam, ohne gegen den Anſtand zu verſtoßen, ſeine Frau plötzlich überraſchen, ſondern er mußte zum Beweiſe, daß er von der guten Aufführung ſeiner Gattin über-

zeugt war, ſich erſt vorher bei ihr anmelden laſſen. *) Wenn die Römer auf der Straße einem vornehmen Manne begegneten, den ſie grüßen wollten und gerade ihr Antlitz im Mantel verhüllt hatten, ſo mußten ſie das Geſicht frei aufdecken; beteten ſie aber zu den Göttern, ſo mußten ſie ihr Haupt verhüllen. Alles dies ſind Sitten, zu deren Aufklärung mythologiſche Anſpielungen nichts nützen, ſondern welche allein ihren Grund in dem bei den Alten ſo fein ausgebildeten Sinne für das Schickliche haben. Nur dem Gotte der Zeit, des Ruhms und der Ehre zeigten ſie ihr Haupt unverhüllt. Auch über dieſe Ausnahmen nützen die Spitzfindigkeiten der Erklärer nichts, ſondern ſie liegen tief in Gefühlen begründet, die Jeder ehren muß. Die Römer hatten von Numa eine Geſetzgebung erhalten, welche keineswegs darauf abzweckte, ſie zu Eroberern des Erdkreiſes zu machen. Numa gebot ihnen, allen Göttern zu opfern, nur dem Gotte der Grenzen nicht. Er wollte nicht, daß die Frage der Grenzen je mit Mord oder Blut befleckt würde. Bekannt iſt, daß die Römer vielen Tagen keinen Glauben ſchenkten und fortwährend von Warnungen und Wahrzeichen geängſtigt wurden. Trauerten ſie, ſo thaten ſie es in weißer Farbe. Die Mauern einer Stadt waren ihnen heilig, die Thore aber nicht. Gänzlich entgegengeſetzt unſrer heutigen Sitte iſt, daß die Römer in der ältern Zeit niemals außer dem Hauſe ohne ihre Söhne ſpeiſten, ſo lange dieſe in dem Alter der Kindheit ſtanden. Wenn die Römer etwas erbeuteten und es den Göttern weihten, hatten ſie die Sitte, es mit der Länge der Zeit immer wieder auszubeſſern und nicht verderben zu laſſen; nur die erbeuteten Waffen ließ man verwittern. Ein ſchöner

*) Sollte darin nicht ein Keim des künftigen Cölibats liegen?

Zug, weil in ihm die Versöhnung lag. Bei uns würde gerade das Gegentheil geschehen; die Flinten und Kanonen, die wir von unsern Feinden erbeutet haben, werden in den Arsenälen fortwährend blank wieder aufgeputzt. Alle Priester durften schwören, nur der Priester Jupiters nicht; denn ist nicht jeder Eid ein Fluch? Wird nicht wenigstens Eines mit ihm verwünscht, nämlich der Meineid? Den Tempel der Ermunterung ließen die Römer beständig offen. Und um von dem Priester Jupiters noch einmal zu reden, wenn er Wittwer geworden war, so mußte er sein Amt niederlegen, ganz entgegengesetzt der katholischen Lehre, wo man sein Amt niederlegen muß, wenn man sich verheirathet. Daß man auch sonst die Frauen sehr in Ehren hielt, ersieht man daraus, daß man unbestimmt ließ, ob der oberste Schutzgott Roms männlichen oder weiblichen Geschlechts war. Oder schämten sich vielleicht die welterobernden Römer doch, daß man den obersten Gott der Römer mit der Erde verwechseln und ihn dem weiblichen Geschlecht zurechnen würde? Aus den Speisezimmern durfte bei den Römern kein Tisch leer weggetragen werden, sondern durchaus mußte noch etwas darauf sein, weil es für ein Zeichen der Völlerei angesehen wurde, bei einer Mahlzeit reinen Tisch zu machen. Auch pflegten die Römer kein Licht auszulöschen, sondern es von selbst ausgehen zu lassen, und hatten für diesen Gebrauch sinnige und zarte Erklärungen. Entweder glaubten sie, daß man nichts Lebendes, wenn es nicht schädlich ist, vertilgen dürfe, oder sie dachten, man dürfe die Dinge, wovon uns die Natur im Ueberflusse gegeben, gerade am allerwenigsten verderben. Auffallend ist es, daß die Römer bei barbarischen Völkern Menschenopfer verboten und sich doch selbst nicht selten erlaubten, Fremdlinge lebendig

zu begraben. Es mußte also irgend eine traditionelle Vorschrift vorhanden sein, die ihnen eine unbedingte Unterwerfung gegen die Götter zur Pflicht machte, selbst wenn sie mit schwerem Herzen etwas thun mußten, was sie für Unrecht hielten. Der Raub der Sabinerinnen spricht sich noch in vielen Gewohnheiten der alten Römer aus. Die Frauen hatten in früheren Zeiten nicht nöthig, bei Küchenarbeiten selbst Hand anzulegen; es war dies ein Recht, welches ihnen ihre sabinischen Brüder und Väter erwirkt hatten. Auch wurde den Bräuten das Haar mit der Spitze eines Spießes auseinandergelegt. Wenn endlich Priester eines Verbrechens überführt waren, so konnten sie abgesetzt werden; ein Augur hingegen, der den Flug der Vögel beobachtete, blieb in seinem Amte, selbst wenn er sich der ärgsten Verbrechen schuldig gemacht hatte. Es verband sich also mit dem Auguriren schon der Begriff von unheimlicher Zauberei oder Hexerei. Die Römer litten nicht, daß an öffentlichen Festen Jungfrauen Hochzeit machten, nur die Wittwen durften es. Denn, sagten sie, an öffentlichen Tagen soll Freude herrschen; aber nur Wittwen verheirathen sich mit Vergnügen, Jungfrauen gewöhnlich mit Verdruß und Widerwillen.

Alle diese Gewohnheiten muß man sich organisch verbunden denken, sie waren den Römern selbst keine Ausnahme, sondern sie begleiteten so gut, wie unsre Komplimenten-, Anstands- und Toilettenvorschriften, ihr Stehen und Gehen, ihr tägliches Thun und Lassen. Wir haben keine antiken Genrebilder, etwa wie die Franzosen in ihrem Buch der Hundert und Eins jede kleinste Nüance ihres Pariser Lebens beschrieben haben. Die alten Beschreibungen von Gastmählern führen uns vielleicht das Bild eines organischen Zusammenleben

noch am ehesten vor, wie es im Alterthum geherrscht hat. Lesen wir diese sogenanten Trinkgelage, diese Tischreden der Alten, sowohl in ihrer philosophischen Einfachheit, wie bei Plato und Xenophon, als in der antiquarischen Gourmandise, wie bei Plutarch und Athenäus, oder in den ausschweifenden und vielsräßigen Schilderungen römischer Gastmähler, z. B. der Schilderung des Gastmahls des Trimalchio, so werden wir uns bald überzeugen, wie nüchtern, ausgeglättet und farblos unsere jetzige Lebensweise gegen die der Alten absticht. Wir finden die Bildung jetzt nur noch in dem vollkommenen Nivellement alles Menschlichen, in der Beherrschung der Leidenschaft, in einem Benehmen, das nichts Auffallendes haben darf.

Wir werden, um die große Sittenveränderung zu verstehen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte hat entwickeln können, einen Schritt weiter kommen, wenn wir dem Zusammenhang der Sitte mit dem Gesetze nachspüren. Folgen die Gesetze den Sitten? Ja. Folgen die Sitten den Gesetzen? Nein.

Wenn ein Volk viel Sitten hat, so braucht es nur wenig Gesetze. Fast alle alten Gesetzgebungen, die man an die Namen Minos, Solon und Lykurg knüpft, drücken zunächst nichts anders aus, als das Festwerden der losen Gewohnheiten und die zum Gesetz erhobene Sitte. Lykurg wollte den Spartanern weder Gesetze noch Sitten geben. Er wollte nichts Neues aus ihnen schaffen, sondern den Stoff, der in ihnen lag, nur ausbilden. Lykurg wollte die Sitten nur erhalten. Seine Gesetze dienten zur Befestigung der Sitten und Gewohnheiten, sie erhoben die Gewohnheiten selbst zum Gesetz. Alle Staaten, wo ein solches Verfahren möglich ist, werden eine kräftige Dauer verheißen und sich mit Energie in

die Annalen der Geſchichte ſchreiben. So ging auch bei den Römern Geſetz und Sitte Hand in Hand und erſt in ſpätern Jahren des Verfalls, wo die Sitten erſchlafft waren, wo die naturgemäße oder ererbte Gewohnheit ihre Heiligkeit verloren hatte, tauchten Geſetzgebungen auf, welche nur um ihrer ſelbſt willen da zu ſein ſchienen und die mit der Geſchichte des Volkes zunächſt in keinem lebendigen und organiſchen Zuſammenhang mehr ſtanden. So ſteht auch die ſpätere römiſche Geſetzgebung da als Muſter einer abſtrakten Verſtandestheorie, ohne daß es ihr je hätte gelingen können, in thatſächliche Völkerzuſtände eingreifende und belebende Wurzeln zu ſchlagen. In China bedarf es wenig Geſetze, weil in dieſem Lande nichts als Sitte herrſcht. Die Tradition hat hier im Laufe der Geſchichte ſich eine ſo ſchnurgrade und mathematiſche Grenze erhalten können, daß in China die Menſchen und die Dinge, die Perſonen und die Zeiten, alle nur einen und denſelben Pfad wandeln. Bei uns iſt jetzt an die Stelle der Sitten eine allgemeine Moral getreten. Die Vorſchriften des Chriſtenthums haben zwar in ihrer dogmatiſchen Begründung den Glauben der Völker nicht ewig feſſeln können, allein die chriſtliche Moral iſt die natürliche Mitgift jedes neugebornen Kindes geworden. Wir haben nur noch wenig Sitten, aber dafür ein ſehr kräftiges Sittengeſetz, und dies macht es, daß man in unſern Zeiten weit weniger nach öffentlichen Vorſchriften, als nach einer dilettantiſchen Willkür der Bildung lebt, die ſich ihre Schranken ſelbſt gezogen hat. Die Geſetze haben jetzt in dem Sinne keine beherrſchende Kraft mehr, daß ſie unſer ganzes Daſein zügeln und regeln ſollten, ſondern ſie ſind weit mehr untergeordnet, nicht etwa unſern Sitten, ſondern unſerm Moralprinzipe, dem durch Chriſtenthum und Bildung allmälig in

unſere Bruſt geſenkten, gemeinſamen kategoriſchen Imperativ. Daß man die Sitten durch Geſetze nicht ändern kann, iſt eine geſchichtliche Erfahrung, welche die Fürſten über den Baldachin ihres Thrones ſchreiben ſollten. Deſpoten haben verſucht, das Unmögliche möglich zu machen. Sie haben auf irgend eine Gewohnheit eine Strafe gelegt und damit doch nichts anders bewirken können, als daß ſie die Strafen fortwährend in Anwendung bringen mußten und eben den deſpotiſchen Charakter ihrer Regierung deutlich genug zur Schau trugen. Starben ſie, ſo traten die alten Gewohnheiten, die ſich nur verſteckt hatten, wieder ans Tageslicht. Die Sitten kann man nur durch Einführung anderer Sitten ausrotten, das heißt, indem man den Motiven, die der Feſthaltung irgend einer Gewohnheit zum Grunde liegen, die innere Haltung nimmt und ſie entweder am Ehrgeiz, am Nachahmungstriebe, oder ſonſt einer Leidenſchaft ſcheitern läßt. Peter der Große konnte die Sitten ſeines Volkes weit mehr dadurch ändern, daß er ihnen andere gegenüberſtellte als dadurch, daß er ſie durch Geſetze verbot. Peter der Große konnte weder den Bart, noch den Kleiderſchnitt der Ruſſen abändern, denn beide haben trotz ſeiner tyranniſchen Vorſchriften noch bis auf den heutigen Tag ſich erhalten. Allein er konnte z. B. die Frauen aus ihrem zurückgeſetzten Zuſtande, in welchem ſie ſich immer in deſpotiſchen Staaten befinden, befreien, als er die franzöſiſchen und deutſchen Moden duldete, ihnen ſogar die Kleiderſtoffe zuſchickte und die Frauen ſelbſt an ſeinem Hofe erſcheinen ließ. Peter der Große iſt vielleicht der Befeſtiger der ruſſiſchen Monarchie geworden, allein die Sittenrevolution, die er hervorrief, iſt auch die Erweckung eines fortwährenden Widerſpruchs gegen die deſpotiſche Regierungsform dieſer Mo-

narchie. Wie unnatürlich Rußlands gegenwärtige Verfaſſung ſchon iſt und wie unnatürlich es ſein würde, wenn ſie auf die Länge ſo bliebe, das beweiſt der große Umſchwung der Sitten, welcher ſeit hundert Jahren in dieſem Lande geduldet worden iſt. Montesquieu hat in dem Geiſt der Geſetze bewieſen, daß deſpotiſche Staaten keinen beſſern Anlehnungspunkt haben können, als die unveränderte heilige alte Sitte. So wie erſt in den Gewohnheiten eines deſpotiſchen Staates etwas geändert wird, ſo hat es ſich um ſeine Fortdauer gebracht. Montesquieu fügt hinzu, daß die beſte Garantie für die Erhaltung alter Sitten in der Abgeſchloſſenheit der Weiber läge. Werden dieſe emanzipirt, dürfen ſie ihren Harem verlaſſen, dürfen ſie mit unverſchleiertem Geſicht über die Straße gehen und die Geſellſchaft anderer Männer als die ihrer eigenen und der Verſchnittenen annehmen, ſo wird es nicht mehr lange währen, daß eine große umfaſſende Revolution in den Sitten ausbricht. Die Sitten ziehen aber die Geſetze nach ſich. Wäre es dem Sultan ernſt, die Türken zu civiliſiren, ſo müßte er nicht mit den Steigbügeln ſeiner Kavallerie, den Kopfbedeckungen und Beinkleidern ſeiner Infanterie anfangen, ſondern mit einer allmäligen Freilaſſung des Weibes aus ſeinem im Orient üblichen ſklaviſchen Zuſtand. Die Frauen mildern die Geſellſchaft und löſen ihre erſtarrten Formen auf.

Daß die Geſetze den Sitten folgen, beweiſen alle Beiſpiele der Geſchichte. Ueberall, wo die Geſetzgebung aus dem Schooße des Volkes ſelbſt hervorgeht, wird das Uebliche und Gewöhnliche, wird die Tradition die Richtſchnur derſelben ſein. Wir haben an der Geſchichte des römiſchen Rechts ein ſo ſchönes Beiſpiel vor uns, wie juriſtiſche und politiſche Verhältniſſe

ſich im Lauf der Zeiten geſtalten und entwickeln können. Wenn wir z. B. Geſetze über die Ehe, über die Gewalt der Väter über die Kinder, über die Antretung von Erbſchaften in ihrer allmäligen geſchichtlichen Entwicklung bei ihnen vergleichen, ſo werden wir finden, daß ſelten ein Geſetz in ſtarrer Anomalie gegenüber der Gewohnheit, die ſich inzwiſchen gebildet hatte, geſtanden hat, ſondern das Geſetz legte nie mehr auf, als die Schultern der Sitte tragen konnten. Montesquieu hat auch über dieſen Gegenſtand einige Beiſpiele gegeben und ſie namentlich von den Vorſchriften hergenommen, welche die in der ältern römiſchen Geſetzgebung noch häufig vorkommenden Prügelvorfälle zwiſchen Ehegatten betreffen. Spuren dieſer Art verlieren ſich, wie aus den Sitten, allmälig auch aus den Geſetzen.

Wir haben ſchon oben geſagt, daß in unſrer Zeit das Geſetz durchaus keine allmächtige Superiorität mehr hat. Allen unſern Geſetzen mangelt das oberſte Prinzip, mangelt die Einheit des Geiſtes, in welchem ſie gegeben ſein ſollten. Wir haben uns von den alten Sitten befreit und haben uns nicht gänzlich von den alten Geſetzen befreien können, und wo dies möglich war, wo eine Geſetzgebung wie aus einer neuen noch nicht abgenutzten Offenbarung gefloſſen iſt, da hat ſie ſich des ganzen geiſtigen und ſittlichen Lebens der Nation doch nicht mehr bemächtigen, ſondern nur jenem allgemeinen Sittengeſetze unterordnen können, welches viel gewaltiger iſt, als der Geiſt, der in irgend einer Geſetzgebung herrſchen konnte. Wir fühlen es bei unſerer Exiſtenz, daß wir mit einem Wall von Geſetzen umgeben ſind, die uns bei verbotenen Wegen ſogleich entgegentreten. Allein es iſt ſo leicht, dieſe Geſetze zu vermeiden, ſie ſtehen in ſo großer Ent-

ſetzung von der Lebensweiſe, die wir einmal verfolgen, ſie ſind für uns nur als Ausnahme von der Regel vorhanden. In den alten Geſetzgebungen lag etwas Ermunterndes, in den neuen liegt etwas Abſchreckendes: jene ſind poſitiv, dieſe aber negativ. Unſre neuen Geſetze ſind ein Konglomerat von alter juriſtiſcher Dialektik und neuen Polizeivorſchriften. Der kategoriſche Imperativ, der in ihnen herrſcht, trägt einen langen gelben Säbel, einen Dreimaſter und einen rothen Kragen am Rock und iſt zu ſehen, wenn ein Vagabund auf dem Schub transportirt wird oder wenn an Markttagen die Bauern in die Stadt kommen und ſich über die Preiſe ihrer Hühner und Eier nicht vertragen können.

Ja, die Sitte, obſchon ſo ſehr abgeſchwächt, iſt noch jetzt immer mächtiger, als das Geſetz. Ein Kardinal im römiſchen Konklave trug darauf an, daß entſchiedene Maßregeln ergriffen werden ſollten, um den gemeinen Römern die eingeriſſene Gewohnheit abzugewöhnen, falſch zu ſchwören. Ein Beiſitzer des Staatsraths erwiederte ihm: „Sie wollen dem Volke ſeine Sitten verbieten?“ Wer weiß, ob ein Geſetz über den Meineid, und wenn es noch ſo ſtreng gehandhabt worden wäre, die Lazzaroni Roms von ihrer ſchlechten Gewohnheit hätte abbringen können. Hier werden immer nur Bildung, Unterricht oder die von der Geiſtlichkeit gedrohten Höllenſtrafen wirken können. Wie wenig Geſetze gegen Sitten wirken können, ſieht man an einem deutſchen Staate, wo der noch nicht lange verſtorbene Souverain deſſelben nach dem wiedererwachten Studium der Antike, nach den Werken eines Mengs und Canova, nach dem großen Zeitalter der napoleoniſchen Revolution und der Völkerſchlachten wieder die Sitte des Zopfes in ſeinem Lande einzuführen

wagte. Das Militär mußte ſich der ariſtokratiſchen Willkür fügen, auch diejenigen Krämer und Beamte in der Reſidenz, welche vom Hofe lebten. Allein bei ſeinem Ableben hatte das Geſetz die Sitte nicht überwunden gehabt, ſondern alle Welt war froh, ſein Haar wieder wachſen zu laſſen, wie die Natur es wollte oder das pariſer Modejournal.

Wenn ich bisher von der Moral geſprochen habe, ſo muß man, wenn man ſie für die Beherrſcherin der gegenwärtigen Sitte halten ſoll, ſie nicht aus jenen abſtrakten Lehrgebäuden ſchöpfen, welche uns das vorige Jahrhundert über die Rechte und Pflichten des Menſchen gebracht hat. Die moraliſchen Schriftſteller des vergangenen Jahrhunderts haben, indem ſie den abſtrakten Menſchen ſchilderten, eine große Wirkſamkeit auf die Meinungen der Menſchen ausgeübt. Durch die Schriften Fergusons wurden die Sophismen untergraben, welche bisher das Recht der Tyrannen zur Sklaverei beſchützt hatten. Die allgemein menſchlichen Vorſchriften waren in jener Zeit etwas ſo Neues, daß man über den Inhalt derſelben ihre weitläufige Form und eine gewiſſe Trivialität, die ſich in ihre Sätze miſchte, ganz überſah. Wer kann jetzt noch die Schriften Rutherforths, Paulew's, ja ſelbſt die Schrift Smiths über die moraliſchen Empfindungen ohne das Gefühl einer koloſſalen Langweiligkeit leſen? Dennoch haben dieſe Schriften für jene und dadurch auch unſre Zeit bewirkt, daß in allen Gemüthern das Bewußtſein des kategoriſchen Imperativs lebendig erweckt wurde. Jene Schriftſteller ſtrebten nach Prinzipien; ſie mühten ſich mit dem ſchon von Ariſtoteles auf das Tapet gebrachten höchſten Sittengeſetze ab. Der eine ſagte: „Halte immer die Mitte," der andere: „Thue, was deiner Würde gemäß iſt;" der dritte

hielt das etwas egoistische christliche Sittengesetz: „Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht!“ für diejenige Maxime, nach welcher die menschlichen Schritte einzurichten wären. Auf unsern Universitätskathedern streiten sich die Professoren noch jetzt über das höchste Sittengesetz. Allein nur diejenige Ansicht hat in der Masse Raum gewonnen, welche das Gute, Edle und Richtige für etwas dem natürlichen Gefühle Angebornes hält. Dieser kategorische Imperativ ist allmälig an die Stelle der Sitten und Gesetze getreten. Kein Mensch will noch etwas befolgen, was er von seinen Aeltern ererbt hat, sondern jeder strebt darnach, sich seine eigenen Grundsätze zu bilden. Sogar die bunte Mannigfaltigkeit der Individuen und Charaktere, wie ohnehin schon längst die der Sitten, geht dabei verloren, weil nämlich Alles nach Normalität strebt und im Grunde Einer vor dem Andern sich nur durch Talent, nicht durch Charakter, am wenigsten durch Manieren auszeichnen will. Die Sitte ist dadurch sehr versteckt und ein Kapitel über sie sehr schwierig geworden.

Wer möchte leugnen, daß sich unser Jahrhundert in einer moralischen Krisis befindet? Die Gesetze gelten wenig, weil sie nur für die Verbrecher da sind; die Moral hält die äußere Ordnung unsers Zusammenlebens aufrecht, allein auch sie wird bekämpft. Es ist auffallend, das Gefühl, wie an der Moral gerüttelt wird, ist gewiß allgemein in unsern gegenwärtigen Zuständen verbreitet; woher aber der Widerspruch kommt, welches die Farbe und das Ziel der oppositiven Meinung ist, das weiß man nicht, und wenn man es ahnt, so wagt man nicht, sich darüber Geständnisse zu machen. Man stellt die überlieferte Moral, die Umgangssitte, die Sitten der

Liebe, der Ehe, der Familie, man ſtellt ſogar die Theorie der Verbrechen in Frage und wagt doch niemals eine Schlußfolge zu ziehen. Es iſt eine Unbehaglichkeit mit dem Alten vorhanden, die die Gemüther unbewußt befchlichen hat: eine bloß polemiſche Stimmung, die bis jetzt noch ohne alle andern Reſultate, als einige literariſche, geweſen iſt, beherrſcht ſie. Wie ſoll man ſich dieſe Erſcheinung erklären? Iſt ſie das Vorzeichen einer großen Kataſtrophe, deren Ende wir noch nicht abſehen können? Oder ſollte ſich nur die politiſche und materielle Unbehaglichkeit und die daraus entſpringende Neuerung nur ſo haben äußern können, daß zu gleicher Zeit konſenſuell auch alle übrigen moraliſchen Lebensfunktionen von einer krankhaften Reizbarkeit und beinahe organiſchen Verſtimmung ergriffen werden mußten?

Wenn ich zum größten Theile mich für die letztere Meinung erklären möchte, ſo will ich nicht verſchweigen, daß hierbei noch ein anderer Umſtand obwalten dürfte. Nur die friedlichen Zeiten des vorigen Jahrhunderts waren im Stande, den Menſchen allmälig aus den Augen der Geſchichte zu löſen und ihn in eine Humanitätsſphäre einzuführen, welche, keiner Zeit angehörend, vielmehr die Blüthe und das Reſultat aller Zeiten ſein ſollte. Gegen dieſe arkadienhafte Weltanſchauung haben die gewaltigſten hiſtoriſchen Ereigniſſe reagirt. All' unſer Thun und Laſſen, unſer Denken und Fühlen iſt jetzt wieder thätig in den Markt des Lebens geſchleudert; überall ſtrebt man wieder nach poſitiven Verhältniſſen, die Geſchichte wird in ihre Rechte geſetzt, die Verſtandesabſtraktionen werden durch Gefühlsleben und manche hiſtoriſche Ueberlieferung verdrängt, und vor allen Dingen ſind durch die franzöſiſche Revolution und die darauf folgenden Ereig-

niſſe die menſchlichen Leidenſchaften ſo entfeſſelt worden, daß man ſie noch immer nicht wieder durch Philoſophieme hat beſchwichtigen können, ſondern ſogar zugeben mußte, daß ſie im Gefühlsleben (Patriotismus) wie in vielen Zweigen höherer menſchlicher Thätigkeit, z. B. in der Kunſt und Literatur, als Hebel einer freien und kräftigen Genialität fortwirken. Kann man nicht z. B. auf dem Theater finden, daß Edelmuth, alſo eine Tugend der Beſchränkung und Entſagung, nur das vorige Jahrhundert rühren konnte, während man jetzt nur noch in Form der das Auge rollenden und die Locken des Hauptes ſchüttelnden Leidenſchaft allein das Schöne wiedererkennen will? All' dies gewaltthätige und heftige Weſen mußte auch die Grundveſten der Sitte wankend machen. Wenn man erſt ſo weit gekommen iſt, daß man die Aufopferung nicht mehr in leidender Entſagung, ſondern im handelnden Enthuſiasmus erblicken will, wenn man von der Tugend keine Zurückgezogenheit, ſondern eine muthige Schauſtellung ihrer kühnen Motive verlangt, dann dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn wir Sitte und Sitten in ſolche Schwankungen treten ſehen, wie ſie jetzt vor unſern Augen auf und nieder wogen.

Beginnen wir jedoch beim Einfachſten, zuerſt bei der Tracht. Hier ſcheinen wir in Formeln feſtgebannt zu ſein, die keine weitern Beſchränkungen zulaſſen. Alles Weite, Wallende haben wir verbannt; die Civiliſation der Völker wird damit eingeleitet, daß ſich die Frauen an die Schnürbruſt und die Männer an den knapp anliegenden Frack gewöhnen. Die Mode gibt dann und wann Veränderungen an, allein in der Hauptſache bleibt jener enge Zuſchnitt, von dem man fürchten muß, daß er bei den Männern noch enger und kürzer wird, ſo daß dieſen ſogar noch hinten die Schöße des Fracks abge-

ſchnitten werden und ſie daſtehen, wie die Kellner in den Gaſthäuſern. Nationaltrachten werden, wenn nicht abgeſchafft, doch an die pariſer und engliſche Mode angepaßt. Wenn nicht in Schottland, Spanien, Ungarn die Nationalbewaffnung, alſo das ſoldatiſche Koſtüm, der Volkstracht noch einen Anknüpfungspunkt darbote, ſo würden auch hier die Plaids, die nackten Knie oder die braunen Mäntel und die Haarnetze oder die bunten Stiefel mit den ſchnurreichen Dollmans bald verloren ſein. Je mehr ſich nach unten die Bildung verbreitet, deſto mehr ſuchen die Menſchen ihre Auszeichnung in geiſtigen Dingen. Der Reichthum, falls es wahr wäre, daß er ſich auch nach unten hin verbreitet (was ich aber von der jetzigen Zeit leugne, da im Gegentheil der Reichthum bei den vielen bedenklichen Krisen, in welchen wir leben, ſtationär geworden iſt und in den Händen derer bleibt, die ihn einmal haben), ich ſage, daß wenn der Reichthum ſich nach unten hin verbreitete, ſo würde die franzöſiſche und engliſche Tracht, man kann wohl ſagen, dieſe Tracht der Verſtandesabſtraktion, ſich von ſelbſt überall Bahn brechen. Wo Armuth herrſcht, kann aber auch die Volkstracht nicht ſinnig gepflegt werden, weil einmal die Armen mit den Lumpen der Reichen ſich bedecken und ſodann die Volkstracht theuer iſt, und man doch jenen großen Bettlermantel, welchen die Lazzaroni um ihren nackten proletariſchen Körper ſchlagen, nicht gerade Volkstracht nennen kann. Ueber alle Verhältniſſe iſt die Ueberſchwemmung des Nivellements getreten. Das Charakteriſtiſche und Auffallende, die grellen Farben und Töne verlieren ſich aus der Muſik der Sitten und der größte Theil jener Trachten, welche wir bei den Kunſthändlern ausgehängt finden und die wir für national in Italien, Polen, der

Schweiz und Deutſchland halten, gehören einer frühern Tradition oder kommen wohl gar aus der Garderobe des Theaters.

Dieſelbe Unbefangenheit, welche in unſrer Tracht herrſcht, herrſcht auch in unſerm Benehmen. Das vorige Jahrhundert war darin weit bedächtiger und erfand, da die Sitten abgeſchafft waren, einen Erſatz dafür im Ceremoniell und der Etikette. Was damals freie Bewegung hieß, feiner Ton und Unabhängigkeit von der Landesſitte, das war in China gerade allgemeine Volksſitte. Jenes Ceremoniell konnte nur noch vor der Revolution gelten, als der dritte Stand noch nicht ſeine berühmte Nacht im Ballhauſe gefeiert hatte. Der Unterſchied der Stände liegt größtentheils jener Etikette zum Grunde, die ſich auf unſere Zeit noch unter dem Namen Höflichkeit und feines Benehmen vererbt hat. Geſtürzt wurde dieſer geſellſchaftliche Pedantismus mit dem wiederbelebten Sinn für die Natur, die Einfachheit ihrer Geſetze und eine veredelte und geläuterte Kunſttheorie. Für unſre Zeit kann man überzeugt ſein, wenig beliebte Tanzmeiſter mehr zu finden, die nicht alle die Vorſchriften, welche ſie über Gehen und Stehen, über Rückgratsbiegungen und Schenkelhebungen machen, noch von dem unterwürfigen Reſpekt gegen Andere, ſondern von der Grazie der freien Bewegung ausgehen ließen, von der Hogarthiſchen Wellenlinie, die um ihrer ſelbſt willen da iſt und ſich nicht ſchlängelt aus Serviliſmus, ſondern aus Aeſthetik. Ob man den Hut von der rechten oder linken Seite abnehmen ſoll, wie viel Schritte vorher man zu grüßen hat, je nachdem uns eine Excellenz oder nur ein einfacher Edelmann begegnet, dieſe Rückſicht hat die heutige Höflichkeit mehr auf das Gefühl ihrer Befliſſenen zu gründen geſucht,

weil ſie davon überzeugt iſt, daß nichts einen ſchöneren Eindruck macht, als ſich aufmerkſam beweiſen bei dem muthig behaupteten Gefühl ſeiner Unabhängigkeit. Die Grazie darf nie ohne Würde ſein. Die alte Etikette hatte aber nur Sinn für die Würde im objektiven Sinne, nämlich vor Mächtigeren das Rückgrat ſo krumm wie möglich zu biegen. Dieſe Art von Unterwürfigkeit fängt jetzt ſchon an zu beleidigen, ſie iſt ſelbſt dem nicht willkommen, dem mit ihr gehuldigt werden ſoll. Die Achtung freier Männer erquickt mehr, als die Achtung der Sklaven: jene hat den Schein der Ueberzeugung, dieſe nur den des blinden Gehorſams. Natürlich iſt dasjenige, was man heute feines Benehmen, Ton und Anſtand nennt, weit ſchwieriger, als die Etikette des vorigen Jahrhunderts. Die letztere war etwas Mechaniſches: jenes muß aus einer ſichern Abwägung ſeines innern Gleichgewichts kommen, muß eine innige Zuſammenſchmelzung von formellen und moraliſchen Beſtandtheilen ſein. Was liebt man mehr in der Geſellſchaft, was reizt mehr die Aufmerkſamkeit der Frauen, als ſogar eine gewiſſe Anomalie von den hergebrachten Anſtandsvorſchriften, wenn ſie nämlich nur mit Gewandtheit durchgeführt und mit Energie behauptet wird und vor Allem Niemanden verletzt? Die Natur hat immer eine hinreißende Kraft: die feine geläuterte Natur des Benehmens, welche ſich aber der Kunſt als Unterlage bedient, iſt dasjenige, was wir an den Matadoren der Geſellſchaft gern als ihren modernen Anſtrich bezeichnen. Es kann über dieſe Virtuoſität natürlich keine Vorſchrift gegeben werden, weil dabei das Handwerk in einigen angelernten Formalitäten beſteht, die allerdings mechaniſcher Art ſind und vom Tanzmeiſter, Schwimmlehrer und Stallmeiſter gelehrt werden. Das Uebrige aber,

was diesem Mechanismus erst die schöne Seele gibt, das ist persönliches Talent. Für schönen Anstand hält man jetzt vollkommene Verwischung alles Formellen und alleinige Beherrschung desselben durch eine aus dem innersten Born der Ueberzeugung und des Charakters quillende Natürlichkeit.

Freilich ist dies nur ein Ideal. Allein es wird von Jedermann anerkannt, es wird gepriesen, wenn es bei einigen gebildeten jungen Leuten sich findet. Der eckigen, schlaffen, geckenhaften Ausnahmen gibt es genug. Der eine springt, der andere schlurft. Das Temperament ist dadurch in seine Rechte gesetzt, daß man gesagt hat: Natur und immer wieder Natur! Die Menge von Sorgen, welche auf der gegenwärtigen Generation lasten, hat gleichfalls die freie und harmlose Ausbildung des Benehmens verhindert: viele recht artige und gewandte Manieren wurden plötzlich in ihrem Laufe gehemmt. Mehr als je zeigt unsre Zeit wieder wunderliche Angewöhnungen, daß man glauben möchte, wir wären manchmal wahnsinnig. Wo findet man dies mehr, als in England und auf dem Kontinente wo mehr, als bei den Kaufleuten? Da hat einer ein fortwährendes krampfhaftes Zucken, er handelt in Staatspapieren. Einem Andern, ob er gleich noch jung und kräftig ist, zittern wie gelähmt die Hände; er hat einmal fallliren müssen. Ein dritter ist stumm und verschlossen, er hat Schiffe auf der See, deren Assekuranzprämie weit geringer, als ihre Ladung ist. Auch die Politik treibt die Menschen aus einander; sie sind nur höflich gegen diejenigen, welche mit ihnen einerlei Meinung haben; gefühlvolle Herzen werden unempfindlich, wenn sie von nachtheiligen Zufällen derjenigen Partei hören, deren Ansichten sie nicht theilen; der sanftesten Gemüther bemächtigt sich ein unerbittlicher

Rigorismus, ach! und im Grunde des Herzens unverdorbene Naturen ſcheuen ſich nicht, ihre Finger zu einem Meineide — im Intereſſe der Partei — aufzuheben! Unſer geſellſchaftliches Benehmen kann ſich ſchon deshalb nicht konſequent entwickeln, weil wir nicht mehr die Behaglichkeit des Zuſammenlebens haben, welche frühere Zeiten hatten. Durch alle unſere Verhältniſſe zieht ſich der gewaltige ſociale Riß, dieſe klaffende Wunde des Jahrhunderts, wie kann ſich da eine harmloſe und heitere Beweglichkeit in Sitte und Haltung erzeugen? Wir haben ſo außerordentlich viel zu thun, ſo ausgedehnte Strecken zurückzulegen, daß wir ſelten zum fröhlichen Genuß des Momentes gelangen.

Doch gut — wir befinden uns, wir treffen hier und da zuſammen, wir eſſen und trinken mit einander, wir ſuchen uns ſogar durch Spiele von unſern Geſchäften aufzuheitern. Wir ſtreben manchmal recht eifrig, es unſern behaglichen Eltern nachzuthun und Alles wieder ſo zu machen, wie ſie es machten. Junge Frauen und junge Männer halten ſich nicht eher für vollkommen, ehe ſie ſich nicht einen ſolchen Sekel angeſchafft hatten, wie ihn der Vater hatte, einen ſolchen Ton gegen Untergebene, wie die Mutter. Das kommt nicht ſelten vor. Allein eben ſo oft auch, daß die Kinder von den Eltern gar nichts entlehnen durften, daß ſie eine große Kluft überſpringen mußten von Sitte, Meinung und Zeit, um aus anerzogenen Vorurtheilen in die Exiſtenz zu kommen, die ihnen wünſchenswerth iſt. Doch ſyſtematiſch verfährt man heutigen Tages in den geſellſchaftlichen Beziehungen nicht mehr; die Familie und das Haus ſind keine Inſtitution mehr von ſo abgeſchloſſener und auf ſich ſelbſt beruhender Bedeutung, wie etwa auch der Staat in frühern Zeiten, wo die-

jenigen, welche ihn nicht brauchten, froh waren, ihn zu umgehen. Wenn man sieht, wie das Haus und die Familie in das gesellschaftliche Zusammenleben jetzt nur noch eine Ergänzung unsrer übrigen noch weit wichtigern Verhältnisse und Bedürfnisse zu sein scheinen, möchte man nicht glauben, daß wir dem Ideale unsrer heutigen „Weltverbesserer" entgegen gehen, einer öffentlichen Erziehung? Ein rechter Beweis, wie das Leben am eignen Kamin und Heerde untergraben ist, liegt gerade in der Hartnäckigkeit, mit welcher dem Weltlaufe zum Trotz sich viele Naturen an den Heerd und Kamin anklammern und sich gerade aus dem Familienleben ein zufriedenstellendes und in sich gerundetes Lebensresultat schaffen wollen. Das plötzliche Streben unsrer Zeit nach behaglicher Einrichtung, nach Komfort drückt diese Erscheinung vollkommen aus. Denn der Komfort soll gleichsam als ein Palliativ gegen die fortwährende Einwirkung des äußern Lebens dienen, die mit ihren unbefriedigten Endzwecken fast unerträglich wird. Man scheint sagen zu wollen, daß man wenigstens diesen letzten Anker der Ruhe und eines einigermaßen genossenen Frohsinns am Leben sich von dem stürmischen Meere nicht wolle fortreißen lassen.

Die Menschen kommen zusammen und erheitern sich; junge Leute lesen sich ein Schauspiel vor, wo jeder Einzelne eine Rolle übernimmt und man Not hat, alle nötigen Exemplare im Städtchen aufzutreiben. Frauen haben ihre eigenen Zusammenkünfte, Männer die ihrigen, zuweilen vermischen sie sich. Der Weltlauf begleitet sie in die Gesellschaft; wohl dem, der in heiterm Gespräch ihn vergessen kann! Das Gespräch ist vibrierend, keineswegs gründlich erörternd; ein Redner, der die Unterhaltung an sich reißen will, wird

gern gehört; denn löst er nicht Alle, die nur sprechen, um zu sprechen, von ihrer Mühsal ab? Die Stoffe, über welche man sich ohne Leidenschaft unterhalten kann, sind karg zugemessen. Die Kunst und Literatur münden sich, wenn man ihnen ein wenig tiefer auf den Grund geben will, gleich in Fragen aus, wo das Blut heißer wird, als zu einem unbefangenen Gespräche passend ist. Weil es an Stoffen fehlt oder die, welche man behandeln könnte, dem Ort und der Stunde nicht angemessen sind, so ergeht man sich in Formalitäten, man liebt den Witz, sogar den Wortwitz; man überredet sich, sogenannte Geistesspiele für angenehm zu halten. Die Salons sind etwas unsrer Zeit ganz Eigenthümliches; es ist das Haus, die Familie, aber mit geöffneten Flügelthüren. Die Salons sind Nischen, Arkaden, sind Absteigquartiere, in welchen die das Drama unsrer Zeit abhandelnden Schauspieler eine Zeit lang hineintreten, um sich die Stirn zu kühlen oder nur in der Eile ein Glas Zuckerwasser zu trinken. Jeder ist geladen, der kommen will, denn in dem Prinzipe des Salons liegt nicht das Bleiben, sondern das baldige Wiederweggehen. Alles, was verhandelt wird, ist von flüchtiger Dauer; man hat den Degen seiner Ansichten um die Lenden geschnallt, aber nicht blank, sondern in der Scheide. Man plänkelt nur gegen einander, es ist ein kurzer Waffenstillstand in dem großen Kampfe, dem noch so viel Schlachten, so viel Menschenherzen geliefert werden sollen. Wo aber die Frauen das Uebergewicht haben oder die Harmlosigkeit sich ein wenig fester eingebürgert hat, da sind es endlich drei Dinge, die das stockende Gespräch ersetzen müssen: die Musik, das Spiel und der Tanz.

Die Musik ist beinahe keine bloße Kunstfertigkeit mehr,

sondern fast eine konversationelle Tugend. Wer sie nicht übt, muß sie wenigstens zu schätzen wissen. Wer nicht die zweite Stimme übernimmt, muß sich wenigstens an das Pianoforte stellen und das Notenblatt umschlagen. Die Musik ist dazu benutzt worden, eine Lücke in unsrer heutigen Bildung auszufüllen und gleichsam eine angenehme Politur auch denen zu geben, welche nicht im Entferntesten eine Verwandtschaft mit dem hohen Geiste haben, in welchem die Werke eines Mozart und Beethoven empfangen und geschaffen sind. Was vermißt man bei einem großen Theil unsrer Frauen? Esprit. Der Grund dieses Mangels liegt auf der Hand. Esprit ist eine gefährliche Geistesgabe; Mirakel in einem Zeitalter, wo man die Beschränktheit Gemüth und die Frivolität Geist nennt. Soll man den Frauen jene witzige Dialektik gestatten und sie in ihrem empfänglichen Geiste auszubilden suchen, welche sie auf die Höhe der jetzigen Männerwelt stellt? Die Aufgabe ist schwierig und gefährlich. Die Erzieher und Eltern haben sie von sich gewiesen und für die feine moderne Geistesbildung nach einem Surrogat gesucht. Sie fanden dies in der Musik. Die Musik soll über die Bildung der Frauen einen gewissen spirituellen Schimmer verbreiten. Sie soll das Bindeglied der vereinzelten Wissensstoffe sein, die ihr Gedächtniß in sich aufgenommen hat; sie ist auch meist der elektrische Leiter, durch welchen man den einzelnen zerstreuten Geistesfunken derselben beikommen kann. Vielleicht ist aber auch diese Erscheinung schon wieder in einem neuen Stadium begriffen. Je schwieriger bei der außerordentlichen Konkurrenz es wird, in der Musik etwas Großes zu leisten, desto mehr verliert sich vielleicht die Selbstgenügsamkeit, welche bei einer sonst mangelhaften Bildung durch ein wenig Gesang und Klavier-

spiel bei den Frauenzimmern erzeugt wurde. Es scheint, als müßten die Erzieher sich schon nach einem andern Surrogat umsehen, um dem weiblichen Geschlecht in einer Zeit der Debatte doch die Tonangabe in der Gesellschaft zu lassen. Schrecklich wär' es, wenn die Frauen, von den großen Klavierspielern und Sängern unsrer Epoche übertroffen, sich auf den zweiten Hebel der Gesellschaft, von welchem wir sprachen, werfen sollten, nämlich auf das Spiel. Das bereits allgemein verbreitete Schauspiel, junge Mädchen mit Karten in den Händen zu erblicken, wäre das Anzeichen einer einreißenden Gedankenlosigkeit, die uns, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Unmündigen ein Rousseau entstand, jetzt bald einen Rousseau für die Erwachsenen bringen müßte.

Das Spiel ist das Grab der Sorgen und die Wiege derselben, je nachdem es getrieben wird. Der Eine erstickt im Whist seine Leiden oder tödtet wenigstens das unendliche Wehe, das ihn peinigt, die Langeweile; der Andere verspielt nicht seine Unruhe, sondern seine Ruhe, oder wie Lord de Roos, der Prinz von Berghes, seine Ehre. Das Glück soll erobert werden durch die Sturmleitern der Leidenschaft. Das Spiel ist bei den Meisten eine Erholung, weil es die Zeit ausfüllt und die kleinen Leidenschaften des Menschen nicht ermüden läßt. Klammert man sich aber an das Kleine an und setzt Großes daran, was man Großes nennt, nämlich bedeutende Summen Geldes, so richtet es in Mienen und Farbe der Haare, im Blick der Augen und Haltung des Körpers eine frühe Verwüstung an. Das Hazardspiel ist auf dem Weg, ausgerottet zu werden. Auch die Lotterieen sind in Gefahr, nicht mehr gezogen zu werden. Die Humanität

mancher Gesetzgeber stemmt sich gegen sie, wie gegen die Beibehaltung der Todesstrafe. Allein der Jammer, das Glück für sich zu beschwören, scheint tief in die Gemüther der Zeitgenossen eingedrungen zu sein. Die Sucht nach Reichthümern kann von der eifrigsten Hingebung an die Arbeit und den Erwerb nicht mehr befriedigt werden. Die Kapitalien sind so fest geworden, daß an vielen Orten nur noch die Lotterie im Stande ist, *neue* zu schaffen. Die Menschen wissen nur zu gut, daß die jetzigen Handels- und Gewerbsconjuncturen nicht mehr die früheren Erfolge haben, und werden sich daher immer noch eifriger drängen, auf den Zufall zu bauen. Die Sucht zur Lotterie ist eher im Zu- als Abnehmen begriffen. Die Verzweiflung ist bei Vielen so groß, daß sie ihr ganzes Vermögen aufs Spiel setzen, um sich plötzlich zu bereichern. Die zahmsten jedoch unter den Spielern sind die Schachklubbisten, die Philosophen unter den Spielern. **Berühmte** Matadore dieser Kunst werden aber seltener. Man zieht es vor, in Masse zu spielen, wenigstens wurde bis 1810 trotz der Quadrupelallianz, ein fortwährender Krieg zwischen England und Frankreich, jedoch nur mit *Schach*armeen, geführt. Das vorige Jahrhundert war tiefsinniger in der Metaphysik. Wir haben jetzt im Schachspiel nur Schach-*Empiriker*, keine *Newton* und *Leibnitz* mehr. Kein einziger neuer Zug ist mehr entdeckt worden; dennoch giebt es noch Viele, die sich begnügen, das Schachspiel nur *extern* zu haben. Es sind gewöhnlich Fremde, Männer, welche sich von den Wirren des Parteigeistes zu befreien suchen und wenigstens darnach trachten, wie *Aristoteles* befohlen, mit sich selbst zufrieden zu sein. Ein gewandter Schachspieler ist immer davon überzeugt, daß in ihm ein Napoleon steckt, der

Alles zur Näſen bringen würde, wenn man ihm nur die Macht ließe, ſo zu handeln, wie er denkt, nämlich denkt in der indiſchen Weisheit des Schachſpiels. Schachſpieler ſind ſehr für ſich eingenommen und will ich auch gar nicht beſtreiten, daß ſie wenigſtens in der Mathematik das leiſten könnten, was ſie glauben in allen Wiſſenſchaften leiſten zu können. Weibliche Schachſpieler finden ſich nicht minder, wie es ſogar Damen gibt, die die Violine und das Violoncell ſpielen. Das ſind immer kühne Naturen und würden nicht nur für die Emanzipation der Weiber kämpfen, ſondern auch gar kein Bedenken tragen, ihr Jahrhundert, wenn ſich die Gelegenheit fände, in die Schranken zu rufen.

Den Tanz endlich hielten die Alten für eine Huldigung Gottes, heutige Zeloten für eine Huldigung des Satans. Obſchon die Alten von dem Tanz eine ſo hohe Meinung hatten, ſo überließen ſie es doch nur den Sklaven und Jahrmarktsgauklern, zu tanzen, wie jetzt die Türken ihren Sklavinnen, während ihre Herren dabei die Pfeife rauchen. Für den Tanz kann man jetzt nur noch junge Leute ermuntern. Die Alten ermuntern ſie gern, weil ſie annehmen, daß Cotillons, Anglaiſen und Franzaiſen an die Stelle der gymnaſtiſchen Uebungen getreten ſind, an welchen die jungen Leute in Griechenland ihren Körper ſtärkten. Auch in die Tänze iſt jedoch ein neuer Geiſt gefahren und zwar von einer Seite her, wo man es am wenigſten hätte erwarten ſollen. Die Deutſchen haben nämlich ihre Reformation nicht ſo ſchnell verbreiten können, nachdem ſie die Völker einmal gekoſtet hatten, als jene monotonen, aber wilden Kreiſe im Kreiſe, welche man Walzer nennt. Oeſtreich, ſonſt ſo wenig eingenommen für den Fortſchritt, hat es vollends bis zu einer an Manadismus

gränzenden Leidenschaft im Walzen gebracht. Die Engländer halten es doch sonst auch mit der Pferdezucht, allein bei menschlichem Tanze die pferdemäßige Galloppade einzuführen, das blieb den Böhmen überlassen, die den neuen Walzer im Zweitritt erfunden haben sollen. In England werden diese Tänze nie einheimisch werden, weil der Engländer zu schwerfällig ist und die Berauschung in Bier und Aquavit früher in die erste beste Ecke wirft, als zu bachantischem Taumel beflügelt. Allein in Frankreich ist diese neue wilde Tanzlust an die Stelle der verschollenen romantischen Schule getreten, ja die letzten Trümmer derselben scheinen sich in Paris mit dem Tanze verschwistert zu haben, wenn man den Wundern glauben darf, die früher von Musards und Juliens allgemeinen Entreebällen erzählt werden. Im wilden Taumel schießen die Paare hinter einander her; die Musik, um den Tanzenden wahre Tarantelstiche zu versetzen, unterstützt sich mit Kanonenschlägen, mit Schwärmern, mit Posaunen, mit Glocken, ja sogar mit Orgelklängen. Die wollüstigen Scenen aus Robert dem Teufel liegen diesen Arrangements zu Grunde. Man verbindet mit der Sinnlichkeit den Spiritualismus des Gefühls. Man drückt im Rausche des Tanzes jene verworrene Philosophie aus, welche in Paris die Königsmörder und die Kohlendampfs-Erstickungen erzeugt. Es ist fast wieder so weit gekommen, wie es bei den Alten war, daß nämlich der Tanz ein Symptom der Religion wird. Wenn die Religion den Schmerz tödtet, so macht ihn der Tanz, wie er jetzt getrieben wird, wenigstens vergessen. Es harmonirt auffallend mit der gegenwärtigen Lage Europas, daß der Tanz neben der allgemeinen Bedächtigkeit, versteckten Leidenschaftlichkeit und dem Mißtrauen der Menschen seinerseits diesen

wilden und bis zur Proſtitution ſich hingebenden Charakter angenommen hat. Nach der höchſten Giftſaamenblüthe im Cancan kam die Polka, die dazu erfunden zu ſein ſcheint, den Tanz überhaupt wieder in geſellſchaftlichen Credit bringen.

Wir beobachteten bis jetzt die Sitten der Zeitgenoſſen nur in ihren formellen Aeußerungen. Allein ihre Hände ſind nicht blos da um zu grüßen, ihre Füße um zu tanzen, ſondern zwiſchen allen dieſen Formalismen zieht ſich der Roman der Herzen und Gefühle hindurch. Die Sympathie der Liebe iſt keine ſolche Zauberkraft oder verſtärkt ſich nicht mehr aus einer allgemeinen gefühlvollen Grundlage des Lebens, wie im vorigen Jahrhundert. Richardſon hatten im vorigen Jahrhundert Alle geleſen; für die Zärtlichkeit waren alle Herzen geebnet. Jetzt ſcheint es, als erzeugte (wenigſtens die Literatur) nur ein Verhärten der Herzen und ein Abſtoßen der ſich einſchmeichelnden Neigungen. Dem Leben, wie es ſich jetzt äußert, kommt die Erregung der bloßen Verſtandesreflexion und des nüchternen Witzes auf halbem Weg entgegen; denn wir ſind weit entfernt, durch dieſe ſo vorherrſchend gewordenen Springfedern unſres öffentlichen Lebens für den Kultus angenehmer und den kleinen Roman des Herzens zur Weltgeſchichte ausdehnender Situationen empfänglich zu werden. Die Liebe fehlt den Herzen nicht, allein ſie hat an Ausdauer, Kraft und Stolz verloren; ſie ſchmiegt ſich in unzählig öfteren Fällen den Rückſichten an, als früher, ſie duldet vielleicht mehr, als ehemals, allein auch an Muth und Unternehmungsgeiſt hat ſie verloren. Dieſe Erſcheinung war vorauszuſehen. Seitdem das Familienleben nur in einen engen Winkel des Hauſes zurückgedrängt iſt und die großen Fragen der Geſchichte und Tendenzen die edelſten Stoffe in

den Gemüthern der Männer absorbirt haben, verloren die Frauen das Vertrauen auf ihre Empfindungen und wagten wenigstens nicht mehr, wie in frühern Zeiten, sich für den Mittelpunkt der Gesellschaft zu halten. Ein großer Theil unsrer heutigen Ehen wird gedankenlos geschlossen: ein größerer kommt durch Meinungen zusammen, die sich mit der zufälligen Wahl bald zufrieden geben. Einen noch gleichsam in der Luft liegenden Hang zu romantischen Spezialitäten kann man nicht mehr voraussetzen, wenn auch zuweilen von der Liebe ganz ernste Dramen ausnahmsweise und episodisch noch aufgeführt werden. Der finanzielle Kalkül zerstört oft den der Liebe, und manches Frauenherz, das verkauft wird, verblutet in Schmerz und Verzweiflung. Ist einmal erst die Tragödie oder wenigstens das ernste Drama in der Liebe eingefädelt, so kann man allerdings gewiß sein, daß es sich gewaltsamer endigt, als in frühern Zeiten; denn in einer Zeit, wo so viel sich fügen muß und wo der Kleinste in so große Begebenheiten sich verflochten fühlte, da werden Eltern von dem Eigensinn ihrer Kinder nicht mehr viel Wesens machen und die Kinder machen noch weniger Wesens von dem Gehorsam gegen die Eltern. Es entspricht dem Charakter unsrer Zeit, daß vieles, was in Sachen der Liebe vorgeht, krampfhafter und verzerrter Natur ist. Der Prozeß des La Roncière kann eine Perspektive eröffnen auf die Leidenschaft unsrer jungen Leute, wenn sie einmal angefangen, aus dem gewöhnlichen Geleise herauszutreten.

Natürlich mußte gegen die im Allgemeinen herrschende Oberflächlichkeit in Liebesverhältnissen eine Reaktion kommen und, bedenklich genug für die Sitten des Zeitalters, die Reaktion richtete sich gegen die Ehe. Man würde heutiges

Tags nicht ſo viel über die Ehe grübeln, die Dichter würden ſich nicht darin gefallen, ſo zahlreiche Verletzungen derſelben zu ſchildern, wenn über dies Inſtitut nicht eine unbehagliche Stimmung vorhanden wäre. Plump und verbrecheriſch ſcheinen mir die Angriffe auf die Ehe als Inſtitution ſelbſt. Alles, was an ihr mißfällt, iſt nur Symptom von Uebeln, die anderwärts verſteckt liegen und die nur zufällig in der Ehe erſt wahrgenommen werden. Wenn wir auf mangelhafte Verhältniſſe in der Ehe ſtoßen, ſo ſind dieſe nur die Folge eines Verſehens, das in dem ſchon vorhergegangenen Stande der Liebe begangen. Die heutigen Schriftſteller ſollten weit mehr über dieſe nachdenken und die begleitenden Umſtände der Außenwelt erwägen, als daß ſie ſich in metaphyſiſche Spitzfindigkeiten über die Ehe einlaſſen und wohl gar darauf hinauskommen, die Formen des Barbarismus für nothwendige Potenzen unſrer heutigen Bildung zu halten. Es iſt ſchwer, daß gegenwärtig noch Dichter über die Ehe nachdenken und nicht den Anomalieen derſelben ihre poetiſche Darſtellung und Entſchuldigung widmen ſollten. Ich glaube nicht, daß dies Frivolität oder bei ſo viel verbrauchbaren Stoffen eine Impotenz iſt, ſondern den Dichter trägt allerdings die Welle des Tages und der Geiſt der Zeit bläſt in die Segel ſeines Fahrzeuges; der Dichter fühlt ein Uebel und ſucht es abzuwenden, indem er es ſchildert oder ihm einen Kontraſt des Gegentheils als Spiegel gegenüberhält. Dennoch ſollte mit der Phantaſie nicht auch zugleich der beſonnene Verſtand ſich fortreißen laſſen. Der Dichter, als nüchterner Philoſoph, ſollte ſich geſtehen, daß wir durch dieſe kraſſen Gemälde häuslicher Zerrüttung, welche in den meiſten heutigen Romanen aufgeſtellt werden, die Verwirrung nur noch vermehren und

einer Springfeder der Sittlichkeit durch unſer Rütteln und Schütteln ihre Elaſtizität nehmen. Die Ehe bleibt und iſt ein Hebel der Kultur und kann weder von dem freien Weibe St. Simon's, noch von Lelia's ſpitzfindig ſinnlichen Grübeleien untergraben werden. Die Thatſache derſelben iſt ſo einfach, ihr logiſcher Grund ſo natürlich, daß eine Erſchütterung unmöglich iſt. Warum wendet man alſo die Spitze der Satyre und Ironie ſtatt einwärts, auf den kleinen aber ewigen Grundſatz der Ehe, nicht auswärts hinaus auf die Umſtände, welche das eheliche Leben erſchlafft haben, auf diejenigen, welche ihm eine künſtliche, ſtatt der natürlichen Nothwendigkeit gaben, auf diejenigen, welche der Liebe und der vorher zu knüpfenden Freundſchaft den idealiſchen Schmelz nahmen, auf diejenigen endlich, welche in das eheliche Leben mit zerſtörender Hand eingreifen? Man ſieht in einer Verbeſſerung der zwiſchen Mann und Weib Statt findenden Verhältniſſe beinahe nur immer Fortſchritte, die man von den Weibern erwartet; allein die untergrabene, leichtſinnige und gedankenloſe Ehe rührt weit mehr von den Männern her, die die Frauen nur als Mittel ihrer phyſiſchen und ökonomiſchen Ordnung betrachten und ſich allen Dingen eher zuwenden, als dem heiligen Feuer, das auf dem heimiſchen Heerde unabläſſig lodern ſoll. Die meiſte Schuld liegt auf jenem Felde, das unten an den Zinnen Troja's liegt, wo die Griechen und Trojaner ſich bekämpfen, während ſich oben die Frauen mit der Geſellſchaft verliebter aber alter Graubärte begnügen müſſen.

Bereits oben iſt bei Gelegenheit der Uebervölkerung von Rechten die Rede geweſen, welche man dem eheloſen Stande der Ehe gegenüber einräumen ſoll. Ich bringe auch hier

darauf, die uneheliche Geburt nicht übermäßig mit vollzeitlichen Schwierigkeiten zu belasten, weil jeder Einsichtsvolle nur in dieser Schwierigkeit die Gefahren einer Uebervölkerung und mit ihr verbundenen Nahrungslosigkeit sehen kann. Allein der Einsichtsvolle sollte auch weit davon entfernt sein, diese Emanzipation der Unehe darin zu finden, daß man die Ehe selbst untergräbt. Das Hagestolziat ist, wie wir an Baron Rottenhamm sahen, eine natürliche Folge der auf der Existenz lastenden Hindernisse und Schwierigkeiten; allein den Junggesellen sollte es gelingen, uns den ehelichen Stand zu verleiden? Sie sollten Macht gewinnen, einen Pantheismus der Geschlechtsneigung zu predigen, der zur Auflösung aller Sitte und Ordnung führen würde? Ich verdenke ihnen nicht, daß sie sich rächen, daß sie darnach streben, ihre Kryptogamie in bessere Achtung einzuwiegen, allein daß sie deßhalb in der Ehe logische und metaphysische Widersprüche zu entdecken glauben, ist eine Verblendung, von der es mir früher leid that, sie von einer so geistvollen Schriftstellerin, wie die Verfasserin der Lelia ist, getheilt zu sehen. Jetzt freilich ist Georges Sand auch zu andern Ueberzeugungen gekommen und hat gesagt: „Ich griff nie die Ehe, sondern die verheiratheten Personen an."

Alle Gebrechen, die man in der Ehe finden kann, liegen theils nur in den Personen, die sie schlossen, theils nur in den äußern, sie umgebenden Umständen. Es ist einseitig von der Ehe und beweist genug für den Formalismus, der so oft ihrer Schließung zu Grunde liegt, daß sie sich den Verbesserungen des ehelosen Stands widersetzt, daß sie keine Findelhäuser dulden, keine gefallenen Wesen mit Nachsicht aufrichten will. Die Gesetzgeber sollten darauf bedacht sein, alle Umstände zu erleichtern, unter welchen die Ehe Statt finden

kann. So lange aber diese Umstände mit Hilfsmitteln gar nicht erreichbar sind, so lange sie von einer Umgestaltung unsrer gegenwärtigen Verhältnisse abhängig sind, sollte die Orthodoxie unsrer Ehe auch nicht so intolerant sein, daß sie überall Ketzerei und Aergerniß sieht. So scheint es, als wären weder die, welche die Ehe vertheidigen, noch die, welche sie angreifen, auf dem rechten Wege.

Es möchte hier wohl am Orte sein, den geheimnißvollen Vorhang von einem Gemälde wegzuziehen, welches eine unsägliche Fülle von Elend und Verzweiflung birgt. Es gibt für den Schriftsteller Aufgaben, denen er nur mit Widerwillen gehorcht. Alexander mußte die Pythia mit Gewalt ergreifen und sie auf den Dreifuß setzen, um sich die Herrschaft der Welt und einen frühen Tod prophezeien zu lassen. So kann ich das unbehagliche Gefühl jener Aerzte verstehen, welche sich mit ihrem keuschen und reinen Bewußtsein entschließen müssen, in dem Pfuhl, welchen die menschliche Sinnlichkeit zurückläßt, entweder eigenhändig aufzuräumen oder sogar die Feder zu ergreifen, um darüber zu schreiben.

Was verbirgt sich nicht alles hinter unsern Wänden? Was geht in den Häusern vor, an welchen wir vorübergehen und wo die Thüren und Fenster uns so leer und gleichgültig anstarren? Wie wir uns grüßen und begegnen, wie wir Feinde sind auf offener Arena, oder Freunde in stiller Einsamkeit; wie wir draußen auf der Rednerbühne sprechen, oder daheim im traulichen Umgange — wir haben alle ein Geheimniß, wir haben noch immer Etwas, das wir Niemanden sagen, immer Etwas, worüber wir uns nur selbst Rechenschaft geben. Wie es im Geistigen ist, so ist es auch in der

Sitte. Es werden an dem Gemälde unſrer Zeit immer noch Pinſelſtriche fehlen: wer kann ſich in alle Nebengaſſen und verſteckten Winkel unſres geſellſchaftlichen Daſeins verlieren? Aber es iſt gut, daß jeder aus ſich ſelbſt im Stande iſt, das Gemälde zu vervollſtändigen. Wären die Römer und Griechen über ihre Sitten weniger aufrichtig geweſen, wie Vieles davon würden wir doch aus den unſrigen ergänzen können! So ſoll auch hier bei einer verfänglichen Frage nur das Allgemeinſte angedeutet und das Beſondere jedem überlaſſen werden, der dann, wie bei päbſtlichen Bullen, aus den Anfangsworten ſchon auf den Inhalt des Ganzen ſchließen muß.

Es iſt hier der Ort, von der Proſtitution zu reden. Man hat in Paris und London jene Geſchöpfe, welche aus der Liebe ein Handwerk machen, in runden Zahlen angeben wollen. Allein diejenigen, welche die Schamloſigkeit bis zu einer offiziellen Unterhandlung mit der Polizei treiben und für ihr Gewerbe eine Steuer zahlen, ſind weit geringer, als jene verſteckte Preisgebung, welche die äußerliche Handthierung zahlloſer weiblicher Handarbeiter begleitet. Bricht die Nacht herein, ſo öffnen die jugendlichen Pflanzen und alten Stinkblumen ihre ſchlaffen Kelche. Wer will die Tauſende zählen, welche, nicht ihres Raubes froh ſind, ſondern die verzweifeln, daß ſie keinen finden? Man rechnet für London 40,000 ſolcher Geſchöpfe anzunehmen. Manche, die von dem weiblichen Geſchlechte keine gute Meinung hegen, ſetzen ſie wohl noch gar auf das Doppelte an. Paris ſteht etwas zurück, weil es keine Hafenſtadt iſt, während man gewiß ſein kann, in Paris mehr ſinnliches Raffinement zu finden, als in London.

Das Werk des Parent-Duchatelet über dieſen Gegenſtand hat ein außerordentliches Aufſehen gemacht. Man

las es um ſo lieber, als der Ton deſſelben von Priapismus frei war und man auf jeder Seite einen für das Wohl der Menſchheit begeiſterten Gelehrten wahrnahm. Die Lüſternheit hatte bei der Lektüre dieſes Werkes einen guten Vorwand. Der Verfaſſer verfolgt das Sittenverderbniß der beiden Geſchlechter (denn warum die Männer ausnehmen!) bis in die ſchmutzigſten Winkel, bis in die Kloaken der Moral, in die Kranken- und die Zuchthäuſer. Die Farben, welche auf dieſem Gemälde beſonders grell hervorſtechen, ſind ſchmutziggelbe Tinten. Wo man in dem Buche hinblickt, gewahrt man das Laſter, bald im Kampfe mit der Polizei, bald im Kampfe mit der eigenen weiblichen Natur, mitunter wohl auch mit einem beſſeren Gefühle, das bei Geſchöpfen dieſer Art nicht ganz zu Grunde geht. Allein, enthält es wohl mehr, als kaum die Hälfte des Laſters, trotz aller darin gelieferten ſtatiſtiſchen Notizen. Es zeigt uns weit mehr die bloße Verſumpfung der unterſten Regionen dieſes Gegenſtandes, das ausgeſprochene und eingeſchriebene Handwerk und läßt noch ein großes Feld der Betrachtungen zurück über den Dilettantismus in der Proſtitution und namentlich über die höhern Regionen derſelben, die der Verfaſſer ſchonen zu wollen ſcheint.

Allein es iſt in Wahrheit unmöglich, einen allgemeinen Durchſchnittscharakter zu zeichnen, da die beſonderen hier vorkommenden Nüancen ſo zahlreich wie die Lebensſchickſale ſind. Denn dieſen mag ein großer Theil der Geſchöpfe unterliegen. Sie mögen von treuloſen Liebhabern betrogen ſein, ſie mögen nicht wiſſen, woher ſie Nahrung nehmen ſollen. Fürchterlicher ſind jene Fälle, wo das Laſter ſchon durch die Erziehung eingeimpft iſt und ſchon die Kinder angelernt werden, als Werkzeuge einer überreizten Sinnlichkeit zu dienen. Sieht man

nicht alte triefäugige Weiber mit phantaſtiſch geputzten Kindern geben, gleichſam als führten ſie die ſchon im Mutterleib (denn die Mütter haben nicht ſelten dabei ihre Hand im Spiele!) verdorbenen Weſen in die Schule, während ihre Waare den ſpürenden Kennern verſtändlich iſt! Bei den Meiſten iſt die Schuld des Fehltritts jedenfalls nur die Sinnlichkeit ſelbſt, wenigſtens begleitet ſie alle übrigen Urſachen und gibt ihnen den Weg an, ſich auf dieſe ehrloſe Weiſe zu helfen. Mangel an moraliſcher Elaſtizität in den untern und zuweilen noch mehr in den mittlern Volksklaſſen erleichtert den gefährlichen Schritt; oft iſt es auch die bloße Gedankenloſigkeit und Verſtandesſchwäche, die vielleicht nicht grade den erſten Schritt hervorruft, aber von den folgenden doch nicht zurückhält. Gedankenſchwäche wird zuletzt wenigſtens etwas Stationäres bei dieſen Geſchöpfen. Sie erhalten einen Zug, der an Verrücktheit ſtreift und jedenfalls nur von der fortwährenden Erregung herzuleiten iſt, von der Zerſtreuungsſucht und ſogar nicht ſelten dem Streben, die beſſere Stimme in ſich zu unterdrücken. Ein anderer Grund für dieſe manchmal krampfhaften Verſtandeszuckungen mag darin liegen, daß dieſe Weſen weit über ihre Bildung hinaus in Verhältniſſe und Umgang gerathen, für welche ihnen die Grundlage und Vorbereitung mangelt. Sie ſprechen den ganzen Tag ohne einen Inhalt zu haben. Sie laſſen ſich auf Modeangelegenheiten, Theater, auf Lektüre ein, ohne einen Begriff von den einfachſten Vorkenntniſſen eines geſunden Urtheils. Dazu kommt dann das ewige Streben über ſich und namentlich über die Vergangenheit hinaus, die Unterdrückung der Erinnerung und die bis zur Ruchloſigkeit ſich ſteigernde Keckheit, wenn erſt mehrere mit einander umgehen und eine gegen die andere mit ihren Fortſchritten in der Neueloſigkeit

trotzt. Man hat von einem nicht seltenen Gefühle dieser Geschöpfe gesprochen, von ihrem Mitleiden. Allein entweder ist dies die Schuld, die sie noch immer der weiblichen Natur abtragen müssen, oder die Sympathie findet sich nur bei einer eigenen Klasse dieser Art, nämlich gerade bei denen, die ihre Ausschweifung als ein geduldetes Handwerk behandeln und in dem Gefühl polizeilicher Sicherheit bei jedem Auflaufe still stehen, über jeden Bettler, dem sie begegnen, muthig auf den Staat und die Gemeinde schimpfen und sich's also in ihrer Art und Weise bürgerlich bequem machen. Die Nachtschleicher, die Vagabundinnen, die immer auf dem Sprung stehen und ihre Wächter ausgestellt haben, um beim Fange sicher zu sein, daß sie selbst nicht gefangen werden, die kommen zu keiner Besinnung mehr und sind diejenigen, welche in sich den letzten Sprossen der Moral mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben.

Es ist viel über die Profanation des Geschlechtstriebes geschrieben worden, doch alle Welt kommt darin überein, daß man sie nicht unterdrücken kann. Der heilige Augustinus klagt schon darüber, daß selbst er, der Gott so wohlgefällig zu sein strebe, sich diesem Resultate anschließen müsse. Man ist darauf hinaus gekommen, daß es sich immer nur darum handeln könne, die Profanation des Geschlechtstriebes zu reguliren und dadurch, daß man ihr eine gewisse Freiheit einräumte, sie in desto größere Botmäßigkeit zu bringen. Dieser jedenfalls wichtige Grundsatz hat die Polizei zu Konzessionen vermocht, an denen nur Leute Anstoß nehmen können, welche glauben, die guten Sitten ließen sich mit Feuer und Schwert in die Menschen eintreiben. Diese Menschen bedenken nicht, daß, wenn das Laster keinen Abzugskanal hätte, es übertreten

und die ganze Gesellschaft verderben würde. Die Unlauterkeit der Gelüste würde sich auf die Kreise der Sitten zurückwerfen und wie die Pest Niemanden mehr verschonen. Nur darüber kann noch die Frage sein: wie verhindert man den Zudrang der Weiber zu diesem ehrlosen Stande? wie gleicht man das Bedürfniß mit dem Ueberflusse aus, welcher allerdings vorhanden ist?

Schon die Alten mögen hierüber nachgedacht haben. Wenigstens findet man, daß sie gefallenen Geschöpfen, die keine Reue zeigen, ihr bürgerliches Recht entzieben. Dies mag für das Alterthum Sinn gehabt haben; doch klingt es lächerlich, wenn Parent-Duchatelet räth, bei uns dieselbe Verfahrungsweise einzuführen. Er sagt, die Römer hätten Geschöpfe der besprochenen Art mit der Entziehung des Rechtes, ein Testament zu machen, bestraft, und fügt hinzu, dergleichen Folgen müßte auch bei uns das sittliche Verbrechen an sich selbst haben. Sie sollen kein Testament machen? Großer Gott, die Strafe ist sehr gelind. Oder wenn sie auch in späteren Jahren zurückkehrten zur sittlichen, wenigstens anständigen Gesellschaft, und eine Entziehung bürgerlicher Rechte dann hinlänglich fühlen dürften; werden sie in ihren jungen Tagen darüber nachdenken, was ihnen in alten begegnen dürfte? Palliative dieser Art wirken nicht. Man hat das äußere Zeichen einer bestimmten Tracht vorgeschlagen, wie in alten Zeiten dies Sitte war. Man hoffte, durch eine Kenntlichkeit das Schamgefühl rege zu machen; allein dies Mittel hat die bedenklichsten Seiten. Einmal würden sich dies diejenigen so tragen sollen, welche von der Polizei geduldet sind. Welche würde sich dann noch einschreiben lassen? Sie würden alle das Privatiren, und wenn noch so harter Kerker darauf stände, verziehen. Und

wenn es doch solche gäbe, die der polizeilichen Verfolgung müde würden und die vorgeschriebene Tracht annähmen, würden wir dann nicht gerade ein Aergerniß für die öffentliche Sittlichkeit wahrnehmen, das weit größer wäre, als früher? Denn es ist fürchterlich, das Laster in einer eigenen Livree an uns vorüberschlüpfen zu sehen.

Restif de la Bretonne hat in seiner kolossalen, witzigen und nicht selten sentimentalen Unsittlichkeit den Vorschlag gemacht, große Kasernen für die Preisgebung einzurichten, Tempel, wie der der Hierodulen in Korinth war, in jeder Stadt ein Parthenon, das statt der Minerva, der Venus gewidmet sein sollte. Vorn sollte man sich abonniren und hinten bekehren können. Vorn war der Tarif der Sünde angeschlagen und hinten lag eine Kirche, in die jeder, der Buße thun wollte, einkehren konnte. Pariser und Londoner Projektenmacher haben noch andre einfachere Mittel versucht; allein das einzig wirksame wird nur darin bestehen, daß man die polizeilichen Vorschriften, welche gegeben werden, mit Nachdruck durchführt, daß sich die Schergen derselben nicht bestechen, daß die jungen Aerzte und Polizeichefs sich selber nicht verführen lassen, sondern daß sich dem Fanatismus des Lasters ein Fanatismus der Tugend gegenüberstellt. In dieser Rücksicht wird das Meiste verfehlt. Die Unsittlichkeit hat nicht selten die Genugthuung, daß der strenge Richter, der in Gegenwart vieler Zeugen unerbittlich war, unter vier Augen plötzlich seinen Ton verändert. Man wähle für das Sittenbureau der Polizei nur erprobte und charakterfeste Beamte; denn Alles, was in dieser Rücksicht geschehen und gewirkt werden kann, ist subjektiv. Ob die Moral bessern kann, die Religion? Ob Magdalenenstifte für Büßende ihren Zweck

erreichen? Dies letztere Heilmittel iſt ein Tropfen im Meere; für jenes erſtere, das gewiß herrlich iſt, fehlt es wie manchem neuentdeckten Naturgeſetze, nur an der äußern mechaniſchen Handhabe. Der Geiſtliche im Talar, ein Gebetbuch, ein Zwangsbeſuch der Kirche; das ſind keine paſſenden Handhaben. Man muß tiefer wirken; namentlich aber auf die Unmöglichkeit, daß ſich die materiellen Uebel der Geſellſchaft in Unſittlichkeit verwandeln. Sieht man nicht, daß bei Stockungen der Maſchinen in Lyon, in Mancheſter, das erſte Hilfsmittel, welches die brodloſen Arbeiterinnen ergreifen, in der Preisgebung beſteht? Geſchieht in dieſer Rückſicht nicht eine durchgreifende Reform unſrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ſo wird ſich auch jenes andre Schreckbild nicht ſobald in Beruhigung auflöſen, nämlich die vergiftenden Einflüſſe des Laſters auf das phyſiſche Wohl der Generation.

Wir ſind in das Gebiet der geſellſchaftlichen Abnormitäten gerathen. Wir haben die Sittenloſigkeit *ohne* Verbrechen geſchildert. Sprechen wir jetzt von den Verbrechen, von Recht und Gerechtigkeit, von Strafe und ihrem Maße.

Das Unrecht iſt älter als das Recht; Gewalt ging ſelbſt in den blühendſten Zeiten des Alterthums noch vor Recht; oder man wußte nicht, worein das Recht geſetzt werden ſollte. Die antiken Civil- und Kriminalgeſetzgebungen ließen ſich auf allgemeine humane Grundſätze und auf eine Gleichſtellung *Aller* dem Geſetz gegenüber nicht ein. Ein Sklave wurde für dieſelbe Freiheit, die er ſich herausnahm, getödtet, für welche ein freier Mann ſtraflos blieb oder höchſtens verbannt wurde. Wenn Räuber und Mörder aus niederm Stande hingerichtet wurden, ſo war Mord, ging er von einem freien und wohl gar angeſehenen Manne wegen Privatmalice aus, nur

ein Zeugniß gegen sein Herz, ein Beweis seiner Leidenschaft, eine Kränkung der öffentlichen Moral und ein Aergerniß für sie; allein an die absolute Entmenschung, wie jetzt, an die Schlechtigkeit der innern Grundverfassung eines solchen vorsätzlichen Mörders glaubte man nicht, am wenigsten daran, daß er für die Gesellschaft unschädlich gemacht werden müsse. Die Rache wurde den Verwandten, nicht dem Staate überlassen. Die Alten wußten, daß, selbst wenn Oreſtes den Aegiſth und seine Mutter für den an seinem Vater begangenen Mord wieder durch Mord strafte, die Furien nicht ausbleiben würden. In allen ihren Dichtungen von tieferer Bedeutung schildern sie die Verkettungen der Göttin Ate, wie eine Schuld die andere nach sich ziehe, und drückten wenigstens negativ jene Lehre aus, die das Christenthum predigte: Die Rache sei nicht der Menschen, sondern Gottes.

Das auf die alte Welt folgende germanische Leben brachte das barbarische Recht der Wiedervergeltung, und gestehen müssen wir, diese Barbarei ist von unsern modernen Gesetzgebungen nur übertüncht worden und steht noch in bestem Ansehen. Aug um Auge, Zahn um Zahn, wenigstens soviel Kühe, als ein Auge kostet, soviel Schafe, als man für den Verlust eines Zahnes nehmen würde. Dies Vergeltungsrecht, welches durch das Christenthum noch das Ansehen der vikarirenden göttlichen Gerechtigkeit gewann, ist die Grundlage aller unserer Kriminalgesetzgebungen. Man hat neue Begriffe von dem groben alten Stamme abschälen und seine zarten Streifriemen zur Peitsche der Kriminalistik verknüpfen wollen; allein die Rinde ist von jenem alten Stamme der Barbarei. Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Die Einen strafen, um abzuschrecken; die Andern, um auszugleichen. Dies

Alles iſt derſelbe grauſame Reiz, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, der alte Rachedurſt der germaniſchen Wälder, die Wiedervergeltung.

Eine Betrachtung der heutigen Civilgeſetzgebungen, die das Mein und Dein betreffen, würde dieſes der Sitte und den Sitten gewidmete Kapitel weniger belehrend ergänzen. Die Prozeſſe über Beſitz und Eigenthum, über Ehrenkränkung, Schulden u. ſ. w. ſind ſo zahlreich wie ehemals. Der Unterſchied liegt nur gegen frühere Zeiten öfters in den Gegenſtänden, welche beſtritten werden. Prozeſſe wegen Staatspapieren gab es früher nicht. Dieſe häufigen Vorkommniſſe, daß das Börſenſpiel mit Böswilligkeit getrieben und die faktiſche Ehrlichkeit, über welche die Spieler ſich vorher vereinigt haben, ſpäter am Medio oder Ultimo eben ſo faktiſch vergeſſen wird, ſind neue Controverſen der Jurisprudenz und liegen noch ſehr im Argen. Wo die Juriſten kein juſtinianeiſches Beiſpiel citiren können, tappen ſie immer in Ungewißheiten. Beweis iſt die Frage vom Nachdruck und literariſchem Eigenthum, wo eingefleiſchte Juriſten wahre Unrechtslehrer ſind. Am juriſtiſchen Verſtande, dieſer gewaltigen Grundlage der römiſchen Geſetzgebung, mangelt es unſrer Zeit. Die reine Logik und Mathematik der geſellſchaftlichen Berührungen waltet in unſern Köpfen nicht mehr mit jener bei den Römern ſo ungetrübten Klarheit. Uns ſtört die chriſtliche Verſöhnungstheorie und das Gebot der Bruderliebe, uns ſtört die Philanthropie, der Liberalismus mit ſeinen Conſequenzen über hiſtoriſches und Vernunftrecht, uns ſtören zahlloſe Rückſichten, die das Alterthum nicht zu nehmen brauchte und die es nicht einmal kannte. So haben wir zwar viele Rechtstheorieen, die für

unſern Scharfſinn ein vollgültiger Beleg ſind, aber wenig praktiſche Geſetzgebungen, die, von Kennern entworfen, eine lange Dauer hätten anſprechen dürfen. Manche Geſetzbücher neuern Urſprungs, die öffentliche Geltung erhielten, z. B. in einigen deutſchen Staaten, liegen brach da; ſie reichen für die vorkommenden Fälle nicht aus und wiſſen das Maß von Milde und Strenge, wenn ſie kriminelle Vorſchriften machen, nicht auszugleichen. Sie ähneln dann jenen Schlöſſern, welche Fürſten in einem Anfall von Laune aufbauen ließen und die ihnen, da ſie fertig waren, mißfielen. So liegen ſie jetzt unbewohnt da und dienen höchſtens als Abſteigequartier für eine Reiſe oder als Exil für eine Maitreſſe, deren der Fürſt mit der Zeit überdrüſſig geworden iſt.

Dieſe Zerſtreutheit und Unzulänglichkeit des neuern juridiſchen Verſtandes rief das andre Extrem hervor, die Verklärung der Vergangenheit. Man benutzte das Hiſtoriſche zunächſt als Aushilfe, man wollte der Tradition entnehmen, worauf die Gegenwart keine beſtimmte Antwort zu geben wußte. Allein bald kehrte ſich das Verhältniß um. Das allgemeine Landesgeſetz wurde Supplement und das Provinzialſtatut die Regel. So geſchah es auch in faſt allen jenen Beziehungen, wo die Menſchen zugeben mußten, daß ſie organiſch mit der Geſchichte verwachſen ſind und keine Kultur ſich ſo aneignen konnten, wie man Gemälde aus freier Hand auf eine friſchgetünchte Mauer wirft. Die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit mußten unter dieſer Ueberzeugung das Meiſte leiden. Da, wo ſie ſich ganz in das Alte zurückwarfen, kann man über Barbarei klagen; da, wo ſie zwiſchen dem Alten und Neuen, zwiſchen Himmel und Erde in der Mitte ſchwebten, iſt es der Mangel an Conſequenz, der die Achtung vor

dem Geſetz und dem Leben im Staate noch mehr untergräbt, als jener nicht ſelten myſtiſche Chriſtianismus, über welchen die Einſichtsvollen lächeln müſſen.

Das Prinzip der juriſtiſchen Neuerer in der Strafttheorie iſt: die Sicherheit. Der Verbrecher ſoll unſchädlich gemacht werden. Dies Prinzip werde ich niemals billigen; weil es einmal voll innerer Widerſprüche und zweitens inhuman iſt. Der Widerſpruch iſt dieſer: Soll ein Verbrecher unſchädlich gemacht werden, ſo gibt es zwiſchen dem Todſchläger und dem Leichtſinnigen, der das Stehlen nicht laſſen kann, keinen Unterſchied. Ihr wollt beide unſchädlich machen und müßtet ſie auf ewige Zeiten in das Gefängniß einſchließen. Wäre die Milde gegen den Todſchläger weiſe, ſo wäre ſie gegen den unverbeſſerlichen Hühner- und Gänſedieb ungerecht. Was iſt das Unumgängliche? Der Begriff von Strafe. Dies Gefühl der Geſellſchaft, welches ganz dem moraliſchen Gefühl des Einzelnen entſpricht, abgeſehen von Abſchreckung, Rache und dergleichen Einmiſchungen anderweitiger Zwecke ſcheint doch in der Menſchenbruſt eine tiefe Geltung zu haben. Strafe müſſe ſein; das läßt ſich in dem bei uns nachhallenden Echo jedes Verbrechens nicht ausrotten. Und nur darin liegt die große Controverſe unſrer heutigen Debatten über Strafe und Strafmaß, daß man dies Gefühl der Strafnothwendigkeit ſoviel wie möglich von Barbarismus, von mechaniſcher Zweckbeſtimmung und ähnlichen Zuthaten lauter erhält, daß man den rein juriſtiſchen Geſichtspunkt der Strafe von dem moraliſchen überwinden läßt. Der moraliſche Geſichtspunkt der Strafe iſt aber die Beſſerung, und aus dieſem ergab ſich, daß man aufhörte, über das Maß der Strafe zu ſprechen und ſich weit mehr mit den ſie beglei-

tenden Nebenumſtänden beſchäftigte, namentlich mit den Gefängniſſen.

Die neuere Philoſophie hat den Grundſatz der Wiedervergeltung in einen ſanfteren und tiefer begründet ſcheinenden ausgeglättet, in den der Ausgleichung. Ich weiß dieſe Lehre, welche heutzutage für die geiſtreiche gilt, nicht anders zu bezeichnen, als durch Bilder. Man denke ſich die Fülle des moraliſchen Lebens einer Nation im Bilde des Meeres. Jede aufſchlagende Welle, die ein Verbrechen bedeutet, wird eben ſo tief ſtürzen, als ſie ſich erheben hat. Für jeden Wellenberg eines Verbrechens ſoll es auch ein Wellenthal der Strafe geben. Oder wenn man ſich die Vorſtellung zurückruft, welche die katholiſche Kirche von der Fülle der guten Werke hat, ſo ſoll gleichſam auch in dem moraliſchen Volksleben ein gewiſſes Quantum Tugend produzirt werden, wo jede Störung dieſer Produktion, alſo jedes Verbrechen, ſeine mathematiſche Strafbeſtimmung ſchon in ſich ſelber trüge, wo jedes Verbrechen mit der zu liefernden Tugendmaſſe in Abrechnung gebracht werden müßte. Verſteht man das Rauſchen dieſes ſeines Erkenntnißbaumes nicht, ſo erkennt man ihn an ſeinen Früchten! Sie ſind bitter, ſtreng und herbe. Sie beſtehen in außerordentlichen Strafen und beſonders in beibehaltenen Todesſtrafen. Man will hier gleichſam der Tugend einen um ſo größern Lohn geben, je mehr man das Laſter beſtraft. Man fürchtet ſich, zu den Sündern auf der Liebe ertappt zu werden. Man will einen gewiſſen Heroismus des Herzens zeigen und die Naturnothwendigkeit, die allerdings herb iſt, wenn man ſeine moraliſche Freiheit nicht zu benützen verſteht, im Menſchlichen ebenſo wiedergeben. Dieſe ſtrenge Philoſophie iſt von außererdentlichen Geiſtesgaben unterſtützt worden;

allein Gemüth, Empfindung, ächte Humanität hat ſie nicht. Laßt euch von ihrem Witze und Scharfſinn nicht einſchüchtern, ſondern geſteht offen, daß ihr zittert, wenn ihr wißt, daß um dieſe und dieſe Stunde ein Mörder hingerichtet wird; ſchämt euch der Sanftmuth eures Herzens nicht und folgt ſelbſt in dem Drange, eine Meinung faſſen zu müſſen, lieber der Eingebung eures Gemüths als der Vorſpiegelung einer philoſophiſchen Theorie, in welcher auch die Caraiben nicht bloße Menſchenfreſſer ſind, ſondern durch gewiſſe idealiſche Hokus-Pokus in der Wahl ihrer Speiſen entſchuldigt werden.

Weit klarer noch wird dieſe neue, ſo geiſtreiche und ſo gefühlloſe Dialektik werden, wenn wir hier einige Stellen aus einem Angriffe gegen die neuen Beſſerungsanſtalten für Verbrecher, gegen dieſe herrlichen Blüthen der Philanthropie, herſetzen. Sie rühren von einem Franzoſen her, der noch dazu das Chriſtenthum beſchwört, um ſeine grauſame Theorie als religiös hinzuſtellen. Wer ſollte dies von einem Franzoſen erwarten! Aber die Dinge und die Menſchen haben ſeit dreißig Jahren in Europa einen gewaltigen Umſchwung bekommen. Die frommen Deutſchen werden frivol und die frivolen Franzoſen andächtig.

„Die Sträflinge, ſchreibt Granier von Caſſagnac, ein franzöſiſcher Autor von heute, welche im Allgemeinen ein Gegenſtand der Furcht und des Schreckens für alle Völker waren, ſehen ſich auf einmal von Mitleiden und Großmuth umgeben. Statt der hergebrachten, alten und allgemein verbreiteten Anſicht, welche ſie als Verdammte behandelte und ſie in Schande und Elend ſterben ließ, hat ſich eine andere neue, erbarmungsreiche, philanthropiſche gebildet, welche ſie beinahe wie Leute betrachtet, die blos an Kopf und Herz

leiden, deren Krankheit aber nicht unheilbar iſt und die ſie vermittelſt eines Syſtems moraliſcher Heilkunde wieder herzuſtellen gedenkt. Aus dieſer Pathologie der Empfindungen und Ideen der Sträflinge beſtehen die jetzigen Strafſyſteme. Schon an ſich ſelber erſcheint uns dieſe philanthropiſche Bewegung, dieſer religiöſe Glaube, die Strafbaren zu beſſern, dieſer Gedanke, für die Geſellſchaft auch diejenigen brauchbar zu machen, die ſich durch ihre eigene Schuld ihr entfremdet haben, als ein reeller Fortſchritt, als ein Sieg der Ordnung über die Unordnung, als ein Triumph der höchſten Bildung über das blinde Chaos und das brutale Durcheinander der Geſchichte. Wer aber wundert ſich nicht, wenn er die Theologen, die Philanthropen und Philoſophen ſieht, welche die Urheber aller Verſuche für die Verbeſſerung der Strafanſtalten ſind, wie ſie in ihren Vereinen und in ihren Werken ſich vorberiten, die Prinzipien des Chriſtenthums in Ausübung zu bringen, ſie, die ihm ſo oft Fußtritte gegeben und es in das abgeſchloſſene Allerheiligſte verwieſen, als eine für die Intereſſen dieſer Welt fremde Lehre, die eine ſpekulative Unterſuchung nicht aushalten und der praktiſchen Vernunft nichts nützen könne. So hat dieſe den Dingen dieſer Welt fremde Doktrin, das Chriſtenthum, doch alſo die bürgerliche Geſetzgebung organiſirt!"

„Wir wollen hiermit keineswegs den atheiſtiſchen Philanthropen unſeres Jahrhunderts es zum Vorwurf machen, daß ſie die Inſtitutionen des Chriſtenthums kopirten, worüber ihre Vorgänger im vorigen Jahrhundert, ohne das erſte Wort ihrer Geſchichte zu verſtehen, ſo übel zu ſprechen waren; wir möchten vielmehr, wenn es logiſch wäre, es ihnen zum Vorwurf machen, daß ſie dieſelben zu ſpät kopirten; ſondern wir

wollen auf zwei Umſtände aufmerkſam machen, welche die Begründer der Moral nach dem Naturgeſetze gern ſich verhehlen, ſich zum Beſten ihrer Syſteme verhehlen möchten: der erſte iſt, daß an allen den ſchönen philanthropiſchen Entdeckungen, welche unſere Akademieen mit einer großen Tugendprahlerei krönen, wenig Neues iſt. Der ſelige Herr von Tracy hat ſein ganzes Leben, ein ſehr langes und vielfach beſchäftigtes, als Ideolog und Moraliſt zugebracht, um die Abſchaffung der Todesſtrafe, als von der Natur gefordert, zu beweiſen. O wenn doch nur Herr von Tracy, der mehr an Condillac, als an Jeſus Chriſtus geglaubt hat, ſich die Mühe gegeben hätte, das kanoniſche Recht aufzuſchlagen, ſo würde er den alten Rechtsgrundſatz des chriſtlichen Kriminalverfahrens: Ecclesia abhorret a sanguine, gefunden und eingeſehen haben, daß die Kirche beſtändig die Entdeckung ausgeübt habe, der er größtentheils ſeinen politiſchen Ruf zu verdanken hatte.“

„Die zweite Bemerkung, welche man den Syſtemen unſrer Philanthropen machen kann, deren gute Abſicht keineswegs in Zweifel gezogen werden ſoll, beſteht darin, daß ſie immer die eine Hälfte der chriſtlichen Inſtitutionen zur Verbeſſerung der Sträflinge kopiren, während doch die andere, welche ſie vernachläſſigen, ſicher ohne es zu wiſſen, bedeutend wichtiger als jene iſt. Es iſt löblich, einem Manne die Ehre wieder zu geben, der ſie verloren hat; aber es würde noch weit ſchöner ſein, wenn man ihn überhaupt verhinderte, ſie zu verlieren. Die Geſundheit iſt auch dem tüchtigſten Arzte von der Welt vorzuziehen, und haben iſt — wie das Sprichwort ſagt — beſſer als hoffen. Das Chriſtenthum empfand Mitleiden und ganz beſonders mit den Tugendhaften: es ſuchte

das Verbrechen zu heben und zu beseitigen, aber es gab sich noch mehr Mühe, es abzuhalten."

Nun läßt der Gegner der Philanthropie allerdings einige gute Bemerkungen fallen über die Arbeit, als Gegengift und Präventive der Verbrechen. Allein welche Sophistik! Sind die Verbrechen nicht da? Sollen sie aufhören, unsere Theilnahme zu verdienen, weil wir früher versäumt haben, ihnen durch Verhütung der Armuth und des moralischen Elends zuvorzukommen? Die Apologie des Christenthums ist schön; aber, was soll sie hier? Wenn die Philanthropie nicht aus dem Christenthum zunächst hervorging, hat sie darum weniger lautre, gefühlvolle und edle Quellen? Unser verkappter Jesuit behauptet dies. Er sagt: „Es war eine große und göttliche Weise des Christenthums, die Menschen geben zu lehren und nach dem Falle wieder aufzurichten. Wie viele wären nicht gefallen, wenn man sie aufrecht gehalten hätte! Wenigstens hatte das Christenthum, wenn es sich an einen Schuldigen wandte, die Fassung desjenigen, der ein Recht hat, sich zu beklagen, und der um so großmüthiger ist, wenn er Verzeihung gewährt. Es gab dem Schuldigen, den Hunger des Leibes und der Seele zu stillen; es nahm ihn in Schutz gegen seine Feinde; es sicherte ihn vor Hitze und Kälte; es gab ihm Alles, was man in seiner Lage bedarf, um zufrieden zu leben und beruhigt zu sterben und forderte als Ersatz für alle diese Sorgfalt nur Arbeit, Arbeit, die Lebensbedingung aller Wesen, die Gott nicht nur den Menschen, sondern auch den Sachen auferlegt hat und die keine Kreatur mit Ausnahme des Menschen von der Ameise, welche auf dem Rücken eines Halmes geht, bis zum Planeten, der seine Bahn durchwandelt, jemals Gott verweigert hat. Das Christenthum konnte

ſo den Schuldigen offen ins Auge blicken und ihnen befehlen, ſich auf die Bruſt zu ſchlagen; was aber haben wir, die philoſophiſche und philanthropiſche Societät, zur Verbeſſerung derjenigen gethan, die uns ihre Verbrechen zum Vorwurf machen?“

„Es gibt wenige Strafbare unter denen, welche wir verurtheilen, die uns nicht ihrerſeits auch verurtheilen, ja nach unſern eigenen Grundſätzen verdammen könnten. Eure Geſellſchaft iſt, ſo könnten ſie uns einwenden, oft ungerecht und barbariſch gegen uns. Sie beklagt ſich über unſre böſen Vergnügungen, thut aber nichts, um uns beſſere zu geben. Sie hat für uns weder Schulen, noch Bauplätze, weder Schulen zur Bereicherung unſeres Herzens, noch Bauplätze zur Beſchäftigung unſrer Hände. Sie läßt uns wie Thiere zuſammenjagen, wenn wir nicht arbeiten und veranſtaltet kein dauerndes Unternehmen, wo wir Arbeit fordern könnten. Sie ſchreibt uns unerreichbare Tugenden vor, da ſie uns ohne die Mittel läßt, zu ihnen zu gelangen. Wenn zuweilen der Winter gar zu ſtreng iſt, wenn der Arme weder Brod noch Kleid hat, verſchafft uns die Regierung Arbeit; aber die Arbeit hört mit dem Winter auf; der Hunger aber überdauert alle Jahreszeiten. Zuweilen erhalten wir auch Geſchenke, aber alles dieſes iſt zufällig und nicht hinreichend. Unſere Bedürfniſſe bleiben, unſre Hülfe iſt vorübergehend; wir fallen größtentheils durch unſere Schuld; aber ihr tragt auch einen Theil davon. Strafet uns, aber helft uns früher; je mehr ihr uns beiſtehen werdet, um ſo weniger werdet ihr uns ſtrafen müſſen. Die jetzige Geſellſchaft hat auf dieſe Weiſe den Sträflingen gegenüber nicht die moraliſche Poſition des Chriſtenthums. Sie thut weniger für ſie und ſonderbar

genug, mehr gegen ſie; ſie iſt ihnen zu gleicher Zeit ein weit nachläſſigerer Vater und weit ſtrengerer Richter; ſie erleichtert ihnen nicht ihre guten Handlungen und ſtraft ſie weit härter für ihre ſchlechten; ſie legt ihnen mehr Pflichten auf und bewilligt ihnen weniger Rechte. — Demnach hätten die Philanthropen alle chriſtlichen Inſtitutionen, nicht nur einen Theil derſelben, kopiren ſollen. Beide, das Chriſtenthum und die Philanthropen wollten einen Fluß austrocknen; die Philanthropen verſuchten es mit Eimern, das Chriſtenthum aber ſuchte die Mündung zu verſtopfen. Das Chriſtenthum erfreute ſich eines Erfolges; werden die Philanthropen dasſelbe von ſich ſagen können?"

Ich weiß es nicht; aber ſagen ſollte ihnen auch der verſteckte Jeſuit, wo denn das Chriſtenthum die ſchöne Arbeit, von der er immer ſpricht, hergenommen hat? Das Chriſtenthum ſchuf doch die Bauplätze nicht, ſondern ermunterte nur, hinzugehen und Hand anzulegen und ſein Brod im Schweiß des Angeſichtes zu eſſen. Beſtärkt etwa die Philanthropie den Müßiggang? Sie wäre gewiß froh, wenn die Nationalökonomen ihr das Geſchäft, Räuber und Mörder zu beſſern, erleichterten und durch die Gelegenheit, gute Verdienſte zu haben, Räuber und Mörder, wie unſer Jeſuit für möglich hält, gar nicht entſtehen ließen. Wenn es nicht ſo viel hochweiſe Neuerungen gäbe, die da glauben, die Philanthropie und den Liberalismus lächerlich machen zu können, weil ſie mehr Geiſt, als dieſe, die manchmal nur Gefühl haben, beſitzen; ſo könnten die Entwickelungen des franzöſiſchen Doktrinärs hier aufhören. Doch fahren wir fort. Man höre folgende Sophismen: „Sonderbar und auffallend an dieſer Manie unſrer Zeit bleibt es, daß ernſte Männer,

wie die Herren de Beaumont und de Tocqueville, welche zu dieſem Behufe ſich nach den vereinigten Staaten begaben und ein Buch darüber ſchrieben, denen es alſo nicht an Zeit fehlte, um nachzudenken, Euch, um euer Mitleiden zu erwecken, mit einer rührenden Naivität ſagen können, daß man mit ſehr geringen Koſten, mit faſt gar keinen, mit 593 Fr. z. B. eine Zelle zur Beherbergung und Verbeſſerung eines Diebes bauen könnte. Warum hat keiner dieſen Herren geantwortet, daß man mit einem Kapital von 593 Fr., wenn man's gut anwendet, leicht vier Menſchen von der Nothwendigkeit, Diebe zu werden, abhalten könnte; daß wenn man nur die halbe Mühe und das halbe Geld, was man auf die Organiſation der Gefängniſſe verwendet, auf die Beſchäftigung ehrlicher Handwerker verwenden würde, nur wenigſtens fünfzehn Strafbare auf zwanzig fallen würden, daß wenn man die Suppe von fünfzehn Millionen armer Bauern, die keine haben, unterſuchen ließ, weit weniger Muthloſigkeit, weniger Elend, weniger Kandidaten des Aſſilenhofes ſich vorfinden würden, daß wenn man ſtatt einer Geſellſchaft, um den Gefangenen Recht zu verſchaffen, eine zur Unterſtützung der Mütter errichten würde, die ihre Töchter verkaufen, zur Beihülfe der Väter, welche mit zugedrückten Augen den erſten Diebſtahl ihrer Söhne empfangen, die Hälfte der Gefängniſſe und die Hälfte der Freudenhäuſer in zehn Jahren zu vermiethen ſein würden; daß wenn man, anſtatt aus ſchönen Steinen Thürme zu bauen, um Schuldige königlich zu behauſen, anſtatt über alle Maßen dafür zu ſorgen, daß ſie im Winter nicht frieren, im Sommer nicht ſchwitzen, daß ſie ſich immer behaglich fühlen; daß wenn man anſtatt des lächerlichen Luxus von Inſpektoren, die doch nichts inſpiciren, die

ungeheuren Summen, welche die jährlichen Ausgaben erfordern, zur unentgeldlichen und regelmäßigen Erziehung der Kinder der ärmeren Klasse verbrauchte, um sie früh zur Arbeit anzuhalten, um die industriellen Beschäftigungen in Corporationen auf gemeinschaftlichen Gewinn, mit gemeinschaftlicher Kasse, Verfassung, Polizei und Zukunft, auf diese Weise die Arbeit zu ordnen, eine gute Verwaltung über die Löhnung zu begründen, um Sparkassen mit mäßigen Beiträgen einzurichten, um jedem Arbeiter eine verhältnißmäßige Ersparniß zu erhalten, die Strafreform weit besser und weit nachhaltiger verhandelt werden würde, weil sie gar nicht vorkommen würde."

„In der That, man muß sehr kurzsichtig sein, wenn man nicht einsieht, daß die Verbesserung der Strafanstalten eine beinah unfruchtbare Arbeit ist, von der man sich keine erfreulichen Resultate versprechen darf; denn wir werden keine guten Strafsysteme erhalten, wenn man nur die bereits strafbaren Individuen verbessern will. Die neuen Strafsysteme beschäftigen sich mit den Gefängnissen, wo die Verbrechen gebüßt werden, anstatt mit der Gesellschaft, wo sie begangen werden; die neuen Strafsysteme wollen nur die Wirkungen des Verbrechens aufheben, statt ihre Ursachen zu vernichten."

„Ihr glaubt, der Gesellschaft, da ihr sie nicht von neuen Verbrechern, die tagtäglich wieder kommen, befreien könnt, wenigstens dadurch einen großen Dienst zu erweisen, daß ihr es verhindert, daß die alten Verbrecher mit ihren frühern Leidenschaften zu ihr zurückkehren. Das würde ohne allen Zweifel ein großes Verdienst sein, wenn auch nicht so groß als ihr es glaubt, wenn es nur in eurer Macht stände, dieses Wunder zu erwirken. Werden eure Verbrecher, nachdem sie, gereinigt vom Schmutze, voll abstrakter Lehren in den

vier Kerkerwänden, auch, wenn ſie dieſelben verlaſſen und wieder in die Geſellſchaft eintreten, nicht wieder zurückfallen, werden ſie ſich nicht von den frühern Urſachen beſtimmen laſſen? Sie ſind heut, wendet ihr ein, beſſer als früher; ohne Zweifel; aber ſie waren weit beſſer, bevor ſie zu Verbrechern wurden, und ihr glaubet, daß eine wiederhergeſtellte Tugend länger als eine angeborne vorhalten wird? Die Sträflinge, welche man in den Gefängniſſen verbeſſert, ſind wie Kranke, die ihr aus einer ungeſunden Stadt ſchafft, aber nach hergeſtellter Geſundheit wieder dahin zurückbringt. Hebet, wie geſagt, die Urſachen auf, welche die Verbrechen herbeiführen; ſo lange jene beſtehen, werden neue Strafverbeſſerungen fruchtlos bleiben."

„Die Liebe, man kann ſagen, die Leidenſchaft für Kerker nimmt über alle Vorſtellung zu, und um die Sache nur von materiellem Geſichtspunkte aus zu betrachten, von wo aus der ungebildete Haufe ſie anſieht, gewährt es in dieſem Augenblick unter gewiſſen Verhältniſſen mehr Vortheile, ein Dieb, als ein ehrlicher Mann zu ſein. Mehr als zehn Millionen Landleute und Kranke in Frankreich wünſchten ſo logirt, gekleidet und gepflegt wie Mörder und Falſchmünzer zu ſein. Schon ſehen wir arme ehrliche Leute Verbrechen begehen, um in den Kerker gebracht zu werden. Das Verbrechen entehrt, aber nährt ſie. Unter der Reſtauration hatten wir ſchon eigene philoſophiſche und philanthropiſche Geſellſchaften, welche von Kerker zu Kerker die Beſchwerden ſammelten; jetzt haben wir ſchon weit mehr, wir haben Inſpektoren, die das Land bereiſen, um die Suppen der Gefangenen zu koſten und zu ſehen, ob ihre Kleider in gutem Stande und ob ihre Wohnung bequem ſei."

„Wahrlich, unſre Philanthropen erfaſſen unſre geſellſchaftlichen Fragen an der verkehrten Seite. Die Unordnung hat für ſie mehr Intereſſe, als die Ordnung und das Gefängniß ſteht ihnen höher, als das Atelier. Es ſind Männer, die mit philoſophiſcher Miene es anſehen, wenn eure Glieder zerſchmettert werden, um des Vergnügens willen, ſie wieder in Ordnung zu bringen. Sie werden anſtehen, wenn ſie ſechs Franks zu einem induſtriellen Unternehmen, das euch beſchäftigen und ernähren kann, beitragen ſollen; aber ſich auf der Stelle bereit finden, 593 Fr. für einen Bau zu zahlen, worin euch das Verbrechen vom Hunger befreit. Das ſind die Philanthropen!"

„Bei alle dem haben ſie die öffentliche Meinung für ſich, die Akademieen bekrönen ſie. Thoren, die wir ſind, die wir immer einen Zeitvertreib, ein Spiel haben müſſen! Während der Reſtauration waren es die Griechen; die Subſcription für dieſelben würde mehr als tauſend Dörfer Frankreichs, die vor Hunger ſchmachteten, beſchäftigt haben. Seit der Revolution von 1830 waren es die Polen, wir nahmen den innigſten Antheil an Litthauen und kümmerten uns nicht um Bretagne, Auvergne, Landes, die weit mehr zu beklagen ſind und uns weit mehr angehen. Nach den Polen waren es die Sklaven; jetzt ſind es die Diebe. Wann endlich kommen die Handwerker und Armen an die Reihe! Sicher, es iſt an der Zeit."

Bis hierher der Sophiſt, der ſich den Schein des Liberalismus gibt und bald von dem franzöſiſchen Miniſterium auserkoren wurde, eine conſervative Zeitung herauszugeben, den Globe. Er ſchoß kürzlich den Géranten der Preſſe wegen der bekannten ſpaniſchen Sängerin Lola Montez im Duell

todt. Mit ſolchen Trugſchlüſſen will man die edelſten Beſtrebungen einſchüchtern. Die indifferente Menge lacht über die dialektiſchen Fußangeln, in welchen ſich die Humanität verfängt; über den Witz und Geiſt, welchen man dieſer um ſo mehr ſich ausdehnenden Schule nicht abſprechen kann, als wir die Philanthropie und den Liberalismus nicht immer von den ausgezeichnetſten Geiſtesgaben unterſtützt ſehen. Selten, daß der Herzensgüte und der adligen Geſinnung auch zugleich ein feiner und ſcharfſinniger Geiſt zugeſellt iſt. Die Tugend ſteht ohne Schutz da und wird vor der Frivolität des laſterhaften Esprit ſich mit keinen Waffen vertheidigen können. Dieſe Konſequenzen und Winkelzüge, wie wir hier eben ein Beiſpiel geliefert haben, ſind die rechte Frivolität unſeres Jahrhunderts, ſo verſchieden von der des vergangenen. Jene altfränkiſche Frivolität riß ein und zerſtörte nur durch ihren Witz. Die moderne aber gibt ſich den Schein, aufzubauen, den Schein des Dogmas ohne den Glauben daran, den Schein der hiſtoriſchen Begründung, des Kampfes gegen die nüchterne Aufklärung ohne Rath, Willen, Meinung, ohne eine den poſitiven Verhältniſſen, in welchen wir leben, irgend wie zugebrachte faktiſche Hülfe. In der Doctrine liegt die Frivolität; denn frivol iſt Alles, was zu wichtigen Zwecken und zu Täuſchungen einen Aufwand geiſtiger Kräfte verbraucht; frivol iſt der Myſticismus, wenn er auf eine bloße gemüthliche Behaglichkeit und eine halsſtarrige Oppoſition gegen die Fortſchritte des Jahrhunderts begründet iſt; frivol iſt das Mittelalter, welches ohne Fug und Grund wieder eingeſetzt werden ſoll; frivol iſt der politiſche Abſolutismus, der ſich auf die Theorie der Legitimität und göttlichen Einſetzung beruft; frivol iſt alle unüberlegte Geiſtesentwickelung, wenn ſie nicht

durch die Gesinnung unserer Zeit und durch das Streben nach wahrhafter Humanität gemildert und weise bestimmt wird.

Wer möchte in Abrede stellen, daß es besser wäre, die Verbrecher entstünden gar nicht, als daß wir uns nachher die Mühe gäben, sie zu verbessern, zur Reue zu führen, ihre Lage zu erleichtern und der Gesellschaft wiederzugeben? Wer möchte nicht mit unserm Sophisten wünschen, daß sich das Arbeitskapital vermehre und bessre Zinsen trüge in Betreff der Sitten? Allein wir werden den Trugschluß bald durchschauen, wenn wir uns die Lage der Menschheit vergegenwärtigen, wie sie einmal gegeben ist. Das Streben, die Gesellschaft durch die Hebel der Sitte und Tugend, durch die Hebel der Religion zu steigern, ist da. Die Schwierigkeit liegt nur in der Art und Weise, wie man dem Hebel die ganze Kraft und Wirkung, die in ihm liegt, geben soll. Wo soll man ihn ansetzen? Wir sehen ein wildes wüstes Meer von Leben und Geschichte vor uns auf- und abwogen; wir sehen die Tugenden und die Laster, den Geschmack und die Mode, die Kämpfe der Wahrheit und der Lüge; wir haben eine volle und gesättigte Anschauung des Ganzen; allein rathen, helfen, bessern, das ist schwer. Ihr doktrinären Spötter (denn was ist eure Rede anders als Spott!), ihr sagt: Gebt dem Christenthume Geltung! Kommt den Verbrechen durch Belebung der Nationalwohlfahrt zuvor; setzt die Ehrfurcht vor dem Alter der Menschen und der Institutionen wieder ein! Die Vorschriften sind leicht gegeben. Man führt auch das Christenthum so ein, man belebt so die Nationalwohlfahrt, man gibt so dem Alter die Ehrfurcht wieder! Dies Organisiren der Gesellschaft, dies Beschwören der Natur und der sich selbst entwickelnden Potenzen der Geschichte — da stelle man nur Windfahnen

hin; der Wind wird ſich auch gleich darnach richten und ſo wehen, wie es die Fahne haben will. Wahrlich, es iſt nichts leichter, als das vergebliche Mühen äußerer und unorganiſcher Hilfsmittel, um auf dieſen oder jenen moraliſchen Zuſtand einzuwirken, lächerlich machen; allein das ganze Weltmeer anbieten, wo nur ein Kanal dazu nöthig iſt, um verfaultem Gewäſſer Luft zu machen; die Sterne und die Sonne vom Firmament nehmen, um den von der gutmüthigen Philanthropie mit einer Laterne gemachten Verſuch irgend einer Aufklärung lächerlich zu finden; das nimmt ſich zwar im Munde guter Styliſten vortrefflich aus; hat aber keinen Werth und führt die Menſchen nur dahin, daß ſie *nichts* thun und alles auf die breiten Schultern der Zeit werfen. So iſt auch leicht geſagt: Wollt ihr die Verbrecher beſſern, ſo nehmt die Urſachen, die ſie dazu machten, weg! Die Hauptſache iſt nur die: Wie *kommen* wir dem ungeheuern geſellſchaftlichen Körper *bei*? Dürfen wir in die Maſſe hineingreifen und ſagen: hier wird etwas umſchlagen, da wird etwas zum Verbrechen werden! Ich frage: Wie ſollen wir die Reformation aus dem Ganzen und Großen beginnen und ganzen Richtungen des Zeitgeiſtes einen neuen Charakter geben? Dies iſt unmöglich. Dies iſt ewig eine Aufgabe, für welche Menſchen keine Löſung haben. Was können wir thun? Wir können diejenigen Erſcheinungen nur hervorgreifen, welche ihre beſtimmte fertige Geſichtsbildung haben. Wir *ahnen* eine Verirrung der Begriffe und der Leidenſchaften in der Geſellſchaft, die kein gutes Ende nehmen kann; allein, helfen, rathen dürfen wir erſt in dem Augenblicke, wo der Bruch mit der moraliſchen Ordnung offen zu Tage liegt. Eine ungeheure Revolution würde dieſe Zuſtände, die aus Lüge, Irrthum und Thorheit zuſammengeſetzt ſind, von Grund aus

verbeſſern; allein liegt ſie in der Macht, liegt ſie in dem Wunſch des fühlenden Menſchenfreundes? Ach, ſie iſt ein Schreckbild für Alle, ſie iſt verabſcheut, ſelbſt wenn wir wüßten, daß ſie das einzige Heilmittel der unheilbaren Krankheit wäre. So bleibt uns nichts übrig, als von der Geſellſchaft das zu nehmen, was ſich abſondern läßt und ſich ſelbſt abſondert und es nach Grundſätzen der Humanität zu behandeln. Die Jugend läßt ſich trennen von der Geſellſchaft, ſie läßt ſich für das Edle und Schöne bilden. Das Weib läßt ſich trennen; ſeine Bildung wird die Sitten mildern und die Rechte des Gemüthes aufrecht erhalten. Das religiöſe Bedürfniß läßt ſich trennen; denn gerade dies ſtrebt nach Iſolirung; die Geiſtlichkeit möge verſuchen, es zu befriedigen. Die Kranken, die am Körper Leidenden können wir abſondern, ihre Schmerzen lindern, ihre Herzen mildern; endlich können wir aber nur noch den Bodenſatz der Geſellſchaft von ihren eigenen trüben Gährungen ſondern, das offenbare, eingeſtandene, überführte und der Strafe überlieferte Verbrechen. Wir wiſſen, daß unſre philanthropiſchen Bemühungen zur Verbeſſerung der Gefängniſſe und ihrer Bewohner, zur Rettung ihrer Angehörigen und wenigſtens zum Schutze der Verbrecher vor gänzlicher Verwilderung, nur die Heilungsanwendung auf ein Symptom der Krankheiten des geſellſchaftlichen Körpers iſt; allein, ſagt uns den Sitz des Uebels; nennt uns, wenn ihr ihn zeigen könnt, die Mittel, ihm beizukommen; nennt uns die Mittel, um in mechaniſchen Zeiten organiſche Verſuche mit den Menſchen anzuſtellen! Utopien liegt bei denen, welche darüber lachen, daß wir kaum ein Viertel der Erfolge erringen, nach denen wir uns ſehnen; lachen, daß wir einen Sumpf durch friſches Waſſer, das wir

hineintragen, wenigstens etwas zu reinigen vermögen wollen. Traurig genug, daß die Gesellschaft erst dann den Reformen zugänglich ist, wenn ihre Mitglieder bereits den Gesetzen verfallen sind.

Man muß es England nachsagen, daß es unfähig ist, aus seinem Schooße Sophismen, wie die hier widerlegten, zu gebären. Nur Länder, die nie eine wahre Freiheit genossen haben, Frankreich und Deutschland, scheinen bestimmt zu sein, solche Grillen zu fangen, die nur aus stickiger Luft entstehen oder aus einem unverantwortlichen Hange zum Servilismus. In der Nacht den Mond zu haben und ihn anzubellen, daß es nicht die Sonne ist; sein Besitzthum gering zu schätzen gegen das, was man erwerben könnte; die Pforte der Wahrheit offen zu sehen, sie zuzuwerfen und über die Mauer zu steigen; dessen können nur Nationen fähig sein, die sich nicht im Vollgenuß ihrer Kraft befinden, die ihre Mittel nicht an die rechte Stelle zu legen wissen, sie aufsparen und dann leichtsinnig vergeuden; Nationen, die sich ihren Mangel an Muth und Aufrichtigkeit als eine Tugend auslegen. Da wo die Freiheit der Discussion in unnatürliche Fesseln gelegt ist (ist Frankreich frei? frei von sich selbst? frei von seinen Phrasen und seiner Zwecklosigkeit?); überall, wo es keinen gesunden Abzug für den Dampf der Köpfe gibt, keine Schornsteine unbestrittener Institutionen möchte man fast sagen, (wie in Deutschland) da werden sich die thatlosen Kräfte im Uebermaß sammeln, mit sich selbst in Widerspruch gerathen und einen Kampf beginnen, wo von den Begriffen Vater, Mutter und Söhne sich wechselseitig zerfleischen. Hat eine solche Nation noch Phantasie, wie in Deutschland, oder Esprit, wie in Frankreich, so wird man die Sophismen in den verlockendsten Gewändern auftre-

ten ſehen; ſie werden ſich den Schein eines Syſtems geben, während ſie doch nur aus dem Chaos der Geſinnungsloſigkeit geboren wurden. In England beſchäftigt die Sorge für die Gefangenen zahlloſe Menſchenfreunde, auf welche Howards Geiſt ſich vererbte. Neild wirkte durch die That, Burton durch Rede und Schrift für die Frage, ob Gefängniſſe ein Ort der Verhärtung und der gänzlichen Verwilderung der Verbrecher oder einer möglichen Beſſerung werden ſollten. Ihr Beiſpiel fand Nachahmung auf dem Continente, ob man ſich gleich noch nicht für ein beſtimmtes Bauſyſtem der Gefängnißhäuſer hat vereinigen können und noch immer zwiſchen den zwei nordamerikaniſchen Syſtemen, der Einigung und der Abſonderung der Verbrecher, ungewiß geblieben iſt. Die Aufhebung der Galeerenketten in Frankreich iſt eine Wegnahme öffentlichen Aergerniſſes. Der Galeerenſklave, welcher die Blicke der Welt aushalten will, muß frech ſein. Setzt man ihn dieſen Blicken der Welt nicht mehr aus; wie viel leichter wird ihm werden, in ſein Inneres einzukehren!

Das Gift, welches Europa abſetzte, hat man nach Auſtralien verpflanzt. Nach Amerika die Verbrecher zu verpflanzen, war fürchterlich; denn in Gemeinweſen, wo ſich ſelbſt ſchon Wunden offenbarten, den Eiter Europas zu tröpfeln, mußte die Wunde gefährlicher und die Verbrecher unverbeſſerlich machen. Der geſunden Haut der Südſeeinſeln ſchadete die Anſteckung nichts. Der Gedanke iſt ſchreckhaft genug, wie in den Verbrecherkolonieen der Wechſelverfälſcher dem Mörder, der Falſchmünzer dem Diebe begegnet; wie Verbrechen das Band ſind, welches dieſe Geſellſchaft umſchließt und jeder auf des Andern Stirn das Kainszeichen der Schande erblickt. Die Kinder kennen die Schuld ihrer Väter, die

Mütter ſind ſo ſchuldig, wie die Gatten. Und dennoch liegt in der ſichtlichen Blüthe dieſer Colonieen, in ihrem gewerblichen und ſogar ſittlichen Aufſchwunge ein ſchöner Troſt für die Menſchheit. Die Narben der Brandmarkung bleichen aus; die blaſſen Wangen und die hohlen Augen fangen wieder ein edleres Feuer; die Gemüther erwärmen und rücken an einander, die Vergangenheit iſt vergeben und vergeſſen. Das Gewiſſen iſt durch den redlichen Willen, ſich zu beſſern und durch harte Arbeit, die überſtanden werden mußte, geſühnt. Rom war eine Verbrecherkolonie von Albalonga; könnte man alle moraliſche Verworfenheit Europas in einen neuen Erdtheil bannen; würd' er uns nicht vielleicht bald überragen? Der Gedanke iſt ſchauerlich; allein es liegt in ſeinem tiefſten Hintergrunde eine ſchöne Fernſicht in die menſchliche Natur, eine ſchöne Fernſicht in die Ewigkeit des ihr von Gott eingeprägten Adels. Die Sittlichkeit würde immer wieder größer werden und mächtiger, als die Luſt am Verbrechen. Wollte man zwölf Dieben, die auf eine entlegene Inſel verſetzt würden, die Freiheit überlaſſen, ſich ein Geſetzbuch und einen Staat zu machen; würden ſie wohl zum Hauptprinzipe deſſelben den Diebſtahl machen? Nein! Gewiß nicht. Dieſe Thatſache ſollte uns allein ſchon ermuntern, alle Sorgfalt auf jene Unglücklichen zu verwenden, welche ſich durch Verbrechen um ihre Ehre und Freiheit brachten. Das Gefühl der Verachtung, welches der Ehrliche beim Anblick eines Elenden empfindet, wird er nie unterdrücken können; aber die Vernunft ſchon, wenn nicht das Gefühl, ſoll ihn beſtimmen, dieſe Verachtung nicht bis zur Grauſamkeit zu ſteigern. Man ſoll den Muth, einen ſchlechten Keim, der aus dem Stamm der Geſellſchaft ſproßte, zu erſticken, ſelbſt dann nicht ver-

lieren, wenn man die Bosheit aufs tiefste eingewurzelt findet und, wie ein Irrenarzt, für seinen Eifer, zu helfen, nur gerade den wüthenden Angriff der Wahnsinnigen ernten sollte.

Es gibt nun freilich eine andere Gedankenreihe, wo England wieder Ursache hat, in den Hintergrund zu treten. Dies ist theils die drakonische Strenge seiner Kriminalgesetzgebung, theils der in ihr herrschende Buchstabengeist. In England hat man die Gesetze theils furchtbar machen wollen, theils sie durch den Buchstabengeist derselben von menschlichen Erklärungen und Ausdeutungen befreien. Sie sollten sich den individuellen Ansichten der Richter nicht anschmiegen, sie sollten, frei von aller Elastizität, eine starre, unbeugsame Nothwendigkeit vorstellen. Was hier auf der einen Seite gewonnen ward, ging auf der andern verloren. Die englische Justizpflege, wenn sie über manche Verbrechen kein Urtheil fällen zu können vorgibt, weil für sie kein Gesetz vorhanden ist, artet in Unsinn und eine gefährliche Spielerei aus. Auf der einen Seite der fast barocke Buchstabengeist dieser Vorschriften, und auf der andern ihre unerbittliche Strenge, ihr außerordentlich gesteigertes Strafmaß — wer möchte da noch glauben, daß die Ausgleichung der Strafe und der Verbrechen etwas Naturgemäßes ist, eine Nachbildung der göttlichen Gerechtigkeit, eine organische Nothwendigkeit? Wer möchte diese Gesetze nicht für eine eigensinnige Tyrannei halten, für die Laune eines Despoten, der statt durch Humanität die Menschen zu mildern, sie gerade durch seine strengen und grausamen Caprices, wenn nicht verwildert, doch verwirrt und den Sinn für ausgleichende Gerechtigkeit unterdrückt. Glücklicherweise ist hier die Jury, soviel Mängel sie hat, ein Ausgleichungsmittel der Natur mit der Unnatur, der Frei-

heit mit der Nothwendigkeit. Sie ſtellt, da ſie aus dem freien und unbeſtochenen Volksgeiſte hervorgeht, das Gleichgewicht zwiſchen dem ſchöpferiſchen Geiſt der Thatſachen und dem ſtarren Buchſtaben der Geſetze wieder her. Sie ſchützt vor der konſequenten Anwendung einer Geſetzgebung, die ein Conglomerat der Ueberreſte vergangener Jahrhunderte iſt, die von keinem durchgreifenden einigen Prinzipe belebt wird und eben darin die größte Unerträglichkeit enthält, daß ſie in ihren Launen nicht einmal konſequent iſt, ſondern grauſam durch Zufall, grauſam ohne Prinzip.

Ich habe oft gedacht, ob es nicht eine weiſe Einrichtung jenes Geiſtes iſt, der in unſern Schickſalen waltet und Völkern und Ländern das Maß ihrer Beſitzthümer und Entbehrungen zumißt, daß gerade England, das einzige Land, wo in Europa wahre politiſche Freiheit herrſcht, eine Geſetzgebung beſitzen muß, die hinter den Fortſchritten, die ſeit Jahrhunderten der menſchliche Geiſt gemacht hat, zurück iſt. Sollen Wohlthaten und Mängel ſich die Wage halten? Soll England in dem Einen zeigen, was Europa zu erſtreben, und in dem Andern, was es zu vermeiden hat? Indeſſen würde dieſe „göttliche" Veranſtaltung ſich auf hiſtoriſchem Wege bald erklären laſſen. Dieſelben Umſtände, welche bei uns der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit ſo günſtig waren, hinderten die Ausbildung und Einführung allgemein menſchlicher Prinzipien in die Civil- und Kriminalgeſetzgebung. Die Freiheit Englands iſt eine faktiſche, eine hiſtoriſche. Volk, König, Parlament (iſt ein bekannter Ausſpruch) haben alle ihre Rechte und Privilegien und Uebergewichte, ohne daß es dafür Grenzen gäbe. Die Freiheit Englands rang ſich aus den Widerwärtigkeiten und Schickſalsſtürmen der engliſchen Geſchichte

hervor. Sie war zum großen Theil Recht des Stärkern, ſie war die ſchleunige Benutzung der günſtigen Umſtände, meiſt des Dynaſtienwechſels, ſie war weit mehr die Folge des Handels und der Religionsverbeſſerung (Kirchenverbeſſerung kann man leider nicht ſagen), als der Sieg allgemein rechtlicher Prinzipien und humaner Uebereinkünfte. Ja es iſt faſt, als wenn die Gewaltthätigkeit, die im engliſchen Charakter liegt, einen Abfluß finden mußte. Verlor ſie ſich aus den politiſchen Beziehungen, ſo mußte ſie ſich da erhalten und häufen ſogar, wo die Freiheit verſcherzt war, verſcherzt durch Verbrechen. Nicht, daß mit Abſicht die Strenge der Criminalgeſetze erhöht wurde, daß ſich die Todtenrichter in weißen Mänteln hinſetzten und an jedes Verbrechen ein Blutzeichen malten, ſondern die alte Barbarei erhielt ſich in dieſem Gebiete nur. Die alten Mißbräuche wurden in einem Gebiete, wo nur die Elenden darunter zu leiden hatten, unverbeſſert gelaſſen. Wer ſich um ſein Recht als Bürger bringt, dachten die Alten, haben wir bei dem noch eine Pflicht, wenigſtens das Menſchliche zu bedenken? Man verneinte die Frage und ſo blieb mitten in den Fortſchritten unſres geiſtigen, geſellſchaftlichen und politiſchen Lebens eine barbariſche Geſetzgebung in England zurück, die alle gewaltthätigen Spuren der früheren engliſchen Geſchichte trägt, die der treueſte Ausdruck des dem engliſchen Charakter eingepflanzten wilden Geiſtes iſt und gleichſam eine dauernde Rache zu ſein ſcheint für die viele blutige Unbill, welche die Edlen und Guten von dem Uebermuth der Ariſtokratie und der Grauſamkeit der frühern erblichen Monarchie in England zu dulden hatte.

Den engliſchen Rechtsgelehrten liegen die Mängel der Prozeßordnung, die Rechtloſigkeiten im Rechte, die

Verſtöße gegen die Humanität in der Kriminalgeſetzgebung offen vor Augen. Allein die Geneigtheit zu Verbeſſerungen wird gelähmt, einmal durch den Umſtand, daß ſie das Recht nicht als Wiſſenſchaft, ſondern als Handwerk erlernten. Gäb' es in England nicht blos Advokatenſchulen, ſondern an den Univerſitäten auch Katheder, wo unabhängig von der Praxis die wiſſenſchaftlichen Folgerungen einer reinen Rechtstheorie entwickelt würden, ſo würde der Corporationsgeiſt bald geſprengt ſein und in den Köpfen der Rechtsgelehrten eine größere Neigung zur Reform vorherrſchen, als ſie bisher anzutreffen war. Man hat in Englands juriſtiſcher Erziehung keinen Mittelzuſtand zwiſchen dem Naturrecht und der Uſance; für Rechtsgeſchichte fehlt die Anleitung: für fremde Rechtserkenntniß die Selbſtverleugnung und ſogar die gelehrten Vorſtudien. Das zweite Hinderniß iſt der Egoismus, der Vortheil. Englands verworrene Geſetzgebung iſt den ewigen Prozeſſen ungemein günſtig. Der Scharfſinn eines Advokaten kann die Entſcheidung einer Eigenthumsfrage ſo lange aufhalten, bis ſie verjährt iſt. Lord Brougham hat in ſeiner berühmten Fünf-Stunden-Rede dieſen Knäul rechtloſer Gerechtigkeitspflege in Civilſachen zu entwirren geſucht; er hat dem Parlament eine Anſicht der verjährten Mißbräuche gegeben, ſo daß es ſich entſchloß, ein Comité (freilich nicht viel) zur Unterſuchung derſelben niederzuſetzen. Als Brougham ſpäter an die Spitze der Lordkanzlei kam, bewährte er ſeinen Eifer für die Geſetzreform durch großartige Entſagungen, die er auf Koſten ſeines Beutels machte. Allein was kann gebeſſert werden? Hie und da eine Prozedur, hie und da eine veraltete Verfügung! Es ſteht zu hoffen, daß England, wenn es ſich von dem Parteienkampf erholt, wenn es

diejenigen Hinderniſſe, die die freie Entwickelung ſeines Totallebens aufhalten, beſeitigt haben wird, Ruhe und Beſonnenheit genug erlangt hat, um ſich einen Civil- und Kriminalrechtszuſtand aus einem Stück zu ſchaffen. Alles, was Romilly, Macintosh, Peel, Brougham und neuerdings Lord John Ruſſel geleiſtet haben, iſt als dankenswerth anzuerkennen; doch ſind es nur ſchwache Verſtopfungen einer drohenden Sündfluth, der bei Zeiten ein neues, geräumiges und vollkommenes Bett wird gegraben werden müſſen.

Wären in England nicht gerade die Mißbräuche die begleitenden Nebenumſtände glücklicher Verhältniſſe, wären nicht die Feſſeln der Barbarei beinahe eine Schadloshaltung für die politiſche und natürliche Freiheit, deren die Engländer genießen, ſo möchte man das übrige Europa glücklich preiſen ſeiner konſequenten und größtentheils vernunftgemäßen Geſetzgebungen wegen. Es iſt leicht ſagen, daß der Code Napoleon eine moderne Erfindung iſt und gegen die alten Coutümes abſticht, wie der Frack gegen einen Ritterharniſch; allein einestheils ſind wir nicht mehr beſtimmt, in Harniſchen aufzutreten; anderntheils iſt gerade die franzöſiſche eine Nation, welche mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit Abſtraktionen in ihr inneres organiſches Leben aufnehmen kann. So wie der Franzoſe von der Form der Gedanken eher geblendet wird, wie von den Gedanken ſelbſt, wie er im Stande iſt, um einer ſchönen Phraſe willen in den Tod zu gehen, ſo lebt er auch mit der größten Leichtigkeit ſich in geſchriebene Vorſchriften ein und faßt in dem Neueſten, wenn es ſeiner Phantaſie zuſagt, organiſche Wurzeln. Wenn wir auch in Frankreich noch nicht alle juriſtiſchen Verhältniſſe konſolidirt ſehen, ſo liegt dies größtentheils an den Ein-

miſchungen der Tagesdebatten in das Gerichtsverfahren, an dem Deſpotismus der am Ruder befindlichen Parteien und namentlich an der Furcht, die Gerechtigkeitspflege möchte dem Volk eine geſetzliche Auflehnung gegen die Intereſſen der ſich zu befeſtigen ſtrebenden Dynaſtieen Bourbon und jetzt Orleans möglich machen. Die Jury ſoll ihre Fehler haben. Rechtsgelehrte behaupten dies und zwar ohne Gehäſſigkeit gegen das Inſtitut an ſich ſelbſt und ohne Intereſſe für die Partei des Widerſtandes. Allein die Mehrzahl der in Betreff derſelben gemachten Vorſchläge kommt doch auf die Furcht vor dem in dieſer Inſtitution liegenden demokratiſchen Geiſte zurück. Die doktrinäre Partei wühlt nach allen Seiten hin Minen, um die juriſtiſche Freiheit des franzöſiſchen Volkes wenigſtens theilweiſe in die Luft zu ſprengen. Wir haben ſchon oft ihre Angriffe auf das Inſtitut der Geſchwornen verfolgen können. Dupin aber und die reine Advokatenpartei mit ihrer Erklärung: Alle Staaten eilten ihrem Sturze entgegen, wenn ſie an der Gerechtigkeit zu rücken und zu mäkeln anfingen, ſetzt die Gewalthaber in Schrecken und hält vielleicht die Angriffe auf das franzöſiſche Recht für lange Zeiten auf.

Der größte Theil des übrigen Europa hat den Gewinn deutlicher, logiſcher und allgemein zugänglicher Geſetzbücher durch den Verluſt der Jury erkaufen müſſen. Das öffentliche Verfahren, die Seele aller juriſtiſchen Körper (corpora Juris), mußte zugleich mit dem Prinzip der ſtändiſchen Vertretung weichen. Die Völker, von denen wir freilich zugeben wollen, daß ſie im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert hie und da kindiſch geworden waren, mußten aufhören ſich ſelbſt zu regieren und wurden regiert. Die großen, durchgreifenden Wohlthaten der unbeſchränkten Monarchie wird

Niemand aus den Augen verlieren, der da weiß, daß ſich in der Geſchichte keine Erſcheinung ohne Zweck und Gewinn dauernd befeſtigen kann. Beklagenswerth iſt nur, daß ſich die unbeſchränkte Monarchie und in ihrem Gefolge die Kabinetsjuſtiz, der geſchriebene Prozeßgang und das Verfahren bei geſchloſſenen Thüren auf ewige Zeiten erhalten ſollen. Die kindiſch gewordenen Maſſen haben ſich männlich verjüngt. Die Völker können ſich wohl die Kraft zutrauen, ſich ſelbſt zu lenken und Recht zu ſprechen. Sie wollen das Königthum in ſeinen Laſten erleichtern. Warum ihnen die Oeffentlichkeit und die Geſchwornen nicht laſſen, die doch mehr als fünfzig Millionen Menſchen in Europa und Amerika als das Bollwerk ihrer Freiheit, als das Unterpfand ihrer Fortſchritte anſehen? Wohin die Uebung der Gerechtigkeit nur durch Juriſten, wohin das Nivellement der Kabinetsregierungen führt, ſoll ein Beiſpiel erläutern.

Es war ein Vorrecht in der germaniſchen Feudalverfaſſung, daß der Gutsherr auf ſeinem Territorium für Recht und Gerechtigkeit ſorgen durfte. Die ſogenannte Patrimonialgerichtsbarkeit, in ihrem Prinzipe, hat nur Sinn, wenn ſie mit dem Geſchworneninſtitute verbunden iſt. Der Standesherr ordne und ſchütze das gerichtliche Verfahren, er leite es ein, er berufe die Richter, er gebe den Parteien rechtskundige Vertheidiger er führe ſpäter den Spruch der Jury in Vollzug! Dies iſt die Grundidee der Patrimonialgerichtsbarkeit, einer Feudaleinrichtung. Mit der Ueberhandnahme des römiſchen Rechtes verlor ſich jedoch im Volke das Rechtsbewußtſeyn. Es konnte, da die Advokaten eine andre Bildung hatten, als eine der ſeinigen angemeſſene, nicht mehr zu Gericht ſitzen; die Juſtiz wurde in allen Beziehungen Standesvorrecht;

Univ. Bibl. München

die Beiſitzer und Schöffen aus dem Volke blieben aus. So nur kann man auf logiſche Weiſe die ſpätere Geſtaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit darſtellen. Sie war ein feudaler Ueberreſt mit moderner Färbung. Später jedoch, als Ludwig XIV. ſagte: der Staat bin ich! und ihm alle Souveräne nachplapperten: der Staat ſind wir! regierte die Kabinetspolitik hauptſächlich auch gegen das Vorrecht des Adels, auf ſeinem Grundgebiete Gerechtigkeit zu üben. Die Souveränität ſtützte ſich auf die Beamten-Hierarchie. Die Adminiſtration ſollte von einem einzigen Centrum ausgehen. Der Staat, deſſen Prinzip früher nur die Ausgleichung der verſchiedenen Eigenthumsintereſſen war, ſollte hinfort ein theoretiſches Prinzip in ſich aufnehmen; der Staat ſollte die Gerechtigkeit vorſtellen und nebenbei die Macht des Adels brechen. So hob man die Patrimonialgerichtsbarkeit auf.

Es iſt damit viel Gutes, aber auch ebenſoviel Nachtheiliges bewirkt. Das Gute lag in der Aufhebung der Willkür, in der größern Geltendmachung des abſtrakten Rechtes. Der Prozeßgang wurde weitläufiger, aber die Richter wurden gerechter. Es trat eine Gewalt zwiſchen den Bauer und den Gutsherrn; letzterer hörte auf, in ſeiner eigenen Sache zu richten. Allein, was das Recht gewonnen hat, das hat die Moral verloren. Die Patrimonialgerichtsbarkeit, freilich mit Milde und Weisheit ausgeübt, war eine Vermittelung zwiſchen der bloßen Leidenſchaft und zwiſchen der Bosheit der Menſchen; ſie hinderte, daß die Vergehen gleich als Verbrechen angeſehen wurden und daß die meiſten auf dem Lande üblichen Frevel gleich mit dem Zuchthauſe, das den fernern Sitten der Gefangenen ſo gefährlich iſt, beſtraft wurden. Forſtfrevel iſt z. B. kein abſolutes Verbrechen; denn fremdes Wild zu

ſchießen, ſtößt zwar gegen die Geſetze, aber nicht gegen die Natur. Die Römer, die immer auf das Naturrecht zurückkamen, gaben die Thiere des Waldes und der Luft Jedem frei, der ſie erreichen konnte. So ſollte auch der Wilddieb, weil keine abſolute moraliſche Verworfenheit zu ſeinem Verbrechen nöthig iſt, nicht mit an die Gefangenenkette geſchmiedet werden, die durch das Land ins Zuchthaus wandelt. Das Patrimonialgericht würde ihn empfindlich genug ſtrafen, weil er den Vortheil des Gutsherrn ohnehin beeinträchtigt hat; allein die ſittliche Zukunft und Beſſerung des Mannes bliebe, wenn er nur in dem herrſchaftlichen Gefängniſſe ſeine Strafzeit überſtehen müßte und nicht gleich in die kriminalſtatiſtiſchen Tabellen des ganzen Staates hineingezogen würde, geſichert. Der Uebergang von roher Unkultur zum Verbrechen iſt ſo leicht, daß man nicht ſo hurtig ſein ſollte, den Gefallenen den Prozeß zu machen. Es iſt dies die Barbarei der engliſchen Geſetzgebung, daß ſie das geringſte Verbrechen mit dem größten faſt auf gleiche Stufe ſtellt. Ein Sacktuch ſtehlen und eine Uhr ſtehlen, einen Truthahn ſtehlen und ein Pferd und eine Summe Geldes; das iſt, wenn man in der rohen, ungebildeten menſchlichen Natur, die das Verbrechen beging, nachforſcht, ein außerordentlicher Unterſchied. Der Geſellſchaft freilich, ſo iſt der Schluß der Geſetzgeber, kann dies einerlei ſein, ſie ſieht nur das, was ſie empfindet; ſie ſtraft Alles, was ihr gefährlich und nachtheilig iſt. Allein dieſer Terrorismus des Staatslebens, der bloßen politiſchen und Munizipalexiſtenz der Menſchheit iſt gerade das Widerſpiel der Humanität und wird von ihren hochherzigen Beſtrebungen beſtritten. Die Strafe ſoll die Heilung nicht ausſchließen, der Büttel nicht den Arzt verdrängen. Es ſoll wohl unter-

ſucht werden, aus welchen intellektuellen und moraliſchen Störungen das Verbrechen hervorging. Es ſoll bedacht werden: Haſt du, Unglücklicher, den man auf der That ertappte, wie ich Plato geleſen? Haſt du dich in den Grenzen des Guten und Schlechten mit klarem Bewußtſein ſelbſt zurechtfinden können? Wußteſt du, wo das Eine aufhört und das Andre anfängt? Und wie bald wird man ſich überzeugen können, daß die Mehrzahl der Verbrechen nicht aus poſitivem Laſter, ſondern nur aus negativer Tugend, nicht aus einem Ueberfluß an Bosheit, ſondern nur aus einem Mangel an moraliſcher Kraft entſtand! Was ſtählt allein die moraliſche Kraft? Was hindert uns, die wir im Magiſtrate ſitzen, die wir reden und ſchreiben, was hindert uns, daß wir ſtehlen und morden? Die Intelligenz in allen Fällen und die moraliſche Kraft? Vielleicht auch ſie; aber wer vermag ſie in ſich, wenn er ſich darüber Geſtändniſſe machen ſollte, zu trennen von der Bildung, die er genoß, von ſeinen Kenntniſſen, von ſeiner Lektüre? Und dieſe Gegenmittel fehlen den Verbrechern, fehlen ihnen oft durch unſre Schuld! Sie dämmern zwiſchen dem Guten und Böſen ohne Bewußtſeyn und ſchwanken zu ihrem Verderben von Einem auf's Andre. Ihre Exiſtenz iſt phyſiſch, thieriſch, roh; ſie ſind aber nur deßhalb ſchlecht, weil ſie nicht gut ſind. Soll bei dieſen Umſtänden immer nur adminiſtrirt, regiſtrirt und incarcerirt werden, ſo ſchützt man vielleicht die Geſellſchaft, verdirbt aber den Keim der Menſchheit. Das Edle, das ſelbſt in leidenſchaftlichen und von moraliſchen Bollwerken nicht vor dem Verbrechen geſicherten Menſchen verborgen liegt, geht im Strudel der Kriminalrichtung, die man einem ſolchen Menſchen gibt, mit dem polizeilichen Mühlſteine, den man ihm an den Hals

hängt, mit in den Abgrund. Der Verbrecher iſt ſogleich auf immer für die Geſellſchaft verloren. Eine Strafe, die ſeinem Fehltritt folgte, kann er nicht anders ertragen, als wenn er ſeine verbrecheriſche Handlung mit der Strafe nivellirt und jetzt erſt das wird, wofür er gehalten wurde. Man ſollte ein Verbrechen beſtrafen können, ohne den, der es beging, ſogleich auch zum ſtationären Verbrecher zu machen. Das hört ſich wie ein Widerſpruch an; allein die Humanität ſinnt mitleidig darüber nach, wie er auszugleichen wäre. Patrimonialgerichte und Jury wären ein Hilfsmittel. In dieſer Verbindung würde der Verbrecher lange erſt für leichtſinnig gehalten werden und dann erſt für gefährlich. Irr' ich mich, ſo vergebt, daß ich wieder auf meine Verbeſſerung der Verbrecher zurückkomme; daß ich wieder ſage: erlaubt uns wenigſtens, die Gefängniſſe zu beſuchen und den zu retten, der zu retten iſt. Die Geiſtlichen ſollten ſich dieſem Geſchäfte widmen. Sie ſollten nicht nur die verſtockten, ſondern gerade die offenen Sünder zu bekehren ſuchen. In der Kirche gleichen die Menſchen alle jenem Phariſäer, im Zuchthauſe würden ſie ſich aber, wie der Zöllner, an die Bruſt ſchlagen müſſen. Die Predigt alle Sonntage verbeſſert die Moral unſeres Jahrhunderts nicht. Die ſogenannte Kinderlehre dient nur dazu, den Uebermuth der aufwachſenden Jugend kaum zu dämpfen. Was haben die Geiſtlichen zu thun? Sie bedenken am Samſtag, was ſie am Sonntag predigen wollen. Am Montag und am Donnerſtag unterrichten ſie eine Stunde lang die Knaben, am Dienſtag und Freitag die Mädchen ihres Sprengels. Sie haben eine Taufe, eine Trauung zu verrichten, ſie beten zuweilen am Grabe eines Verſtorbenen. Für etwa acht Stunden geiſtlicher Verrichtungen

in einer Woche also dienen acht Tage Vorbereitung? Einem Laien könnte das gestattet sein, etwa einem Quäker, der über die Reden, die er halten will, sein Handwerk vernachläßigt; allein dem Geistlichen sollte sein Amt immer gegenwärtig, sein Gedächtniß immer vorbereitet sein. Die Geistlichen könnten wohl ihre Muße anwenden, die Gefängnisse zu besuchen und die Segnungen des Christenthums gerade da anzubieten, wo sie bisher verachtet wurden. Der Zudrang zu dem geistlichen Stande würde freilich bei so ernsten Beschäftigungen aufhören, wenn die Geistlichen verpflichtet wären, vormittäglich einige Stunden in den Gefängnissen zu weilen, Nachmittags einige in den Krankenhäusern, und jährlich, wenn auch nur einmal, einen Delinquenten zum Tode zu begleiten. Das sind ernstere, heiligere, der Menschheit nützlichere Geschäfte, als bei schönen Seelen geistliche Theevisiten zu machen und in Freimaurerclubbs Schach oder Whist zu spielen.

Indessen, was die Delinquenten betrifft, so mag den Geistlichen ihre Begleitung deßhalb erlassen sein, weil ich mich nicht scheue, die Stricke, an welchen man aufhängt, abzuschneiden. Abschaffung der Todesstrafe — das ist ein Symbol, von demselben Werthe, als wenn man sagt: Gebt die Sklaven, die Juden, die Irländer frei! Nehmet der Geistlichkeit den politischen Einfluß! Entfesselt die Presse! Huldiget allen großen Aufgaben, welche das Jahrhundert gleichsam an die Spitze großer Mastbäume befestigt hat, welche die Zeitgenossen erklettern müssen, selbst wenn die sophistische Seife der Unrechtslehrer machen sollte, daß sie zehnmal daran herunterglitten.

Die Advokaten des Rades, des Schwertes, Beiles, der

Schlinge und der Guillotine ſind theils aufrichtige Freunde der Henker, theils verborgene. Jene ſind ungefähr das, was man Menſchenfreunde nennen könnte, dieſe treiben ein Spiel mit doktrinären Illuſionen. Jene haben juriſtiſche und polizeiliche Gründe für ihre Grauſamkeit und leiden ſelbſt empfindlich unter der Nothwendigkeit; dieſe köpfen und hängen mit kaltem Blute und ſehen auf dem Rabenſtein die poetiſche Gerechtigkeit thronen. Dieſe Letzteren, die Doktrinäre unſrer Zeit, die Geiſtreichen, die Philoſophen, ſind dieſelben, welche wir oben die Verbeſſerung der Gefängniſſe haben ſo ſophiſtiſch beſtreiten ſehen, es ſind die, welche das achtzehnte Jahrhundert in den Sack geſteckt haben und die Philanthropie für eine Frauenzimmerkrankheit ausgeben. Sie wollen alles entweder auf die Natur oder auf's Mittelalter zurückführen. Sie begründen alle ihre Anſichten entweder auf die Geſchichte oder auf das Chriſtenthum. Sie lehren, daß Chriſtus zur Beſchönigung ihrer harten Herzen geſagt hätte, „er brächte das Schwert". Der Geiſt der Liebe zog in ihre Herzen nicht ein. Sie kämpfen nur für den Schimmer der Ideen, nicht für ihren Inhalt. Sie laſſen die Gedanken nicht die Nagelprobe des Herzens, ſondern die der Originalität beſtehen; und kämpfen unter anderem deßhalb auch für die Todesſtrafe. Sie beginnen mit dem Witze und hören mit der Myſtik auf. Sie machen die Toleranz des Zeitalters gegen Diebe und Mörder lächerlich. Sie werden immer ſo anfangen: „O ihr armen Ravaillac, ihr armen Schächer, die ihr neben Chriſto hinget, warum habt ihr nicht mit euren großen Handlungen gewartet, bis euch die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts bloß, ſtatt auf das Schaffot, lebenslänglich auf die Galeere geſchickt hätte! Und du Heiland ſelbſt, warum unter-

hätte. Wenn wir namentlich von dem Grundſatz ausgehen, daß kein anderes Verbrechen, als der Mord, mit dem Tode beſtraft werden dürfe, ſo ſind Menſchen, die ihn vorſätzlich begehen, auch immer weit entfernt, ſich nicht die Mittel zuzutrauen, die Entdeckung ihrer That unmöglich zu machen. Iſt einmal das menſchliche Gemüth ſo ſehr untergraben, daß nur die Bosheit und Gewaltthätigkeit in dem Innern eines ſolchen Verbrechers thätig ſind, ſo wird man jenen Schritt nicht mehr beſtimmen können, wo er aus Furcht vor dem Schaffot einen Mord unterläßt; ſondern das ſchlechte Herz wird ſich mit der Liſt verbinden und die Todesſtrafe wie die Galeere, eines ſo gut wie das andere, wird die Liſt zu vermeiden ſuchen.

Was die Zuläſſigkeit der Todesſtrafe betrifft, ſo wird ſie aus dem allgemeinen Strafrechte der gebildeten Geſellſchaft hergeleitet. Philoſophen, welche die Todesſtrafe vertheidigen, leiten ſie nicht, wie die Rechtslehrer, blos aus den Staatsprinzipien her, ſondern behaupten nicht ohne Grund, daß dem Menſchen die Wiedervergeltung für ſeine Handlungen von Natur eingepflanzt wäre; ſie ſagen, daß der Menſch alles deſſen ſich ſelbſt für würdig halte, was er Andern anthut, und daß durch Nichtſchonung eines fremden Lebens nichts Anderes verwirkt ſein könne, als das eigene.

Niemand jedoch, der die Abſchaffung der Todesſtrafe wünſcht, wird dieſe Meinung in Abrede ſtellen. Darum aber, daß jeder Mörder *eingeſteht*, daß man mit Recht ſein eigenes Leben von ihm fordern könne, und daß noch Niemand, der einen Andern tödtete, erklärte, ſeine eigene Hinrichtung wäre eine Ungerechtigkeit; daraus iſt unmöglich zu folgern, daß nun auch die Geſellſchaft das Recht hätte, dem Menſchen das zu

nehmen, was länger zu beſitzen er ſich ſelber für unwürdig erklärt. Alle Zeiten, alle Völker haben geſchwankt, ob ihnen ein ſolches Recht geſtattet wäre. Wenn ſie einen Mörder am Leben ſtraften, ſo mußte er alle Anzeigen tragen, daß der von ihm begangene Mord, ließe man ihn frei, nicht der Schlußſtein ſeiner Verbrechen ſein würde; man mußte wiſſen, daß jener Räuber, welcher die Landenge von Korinth unſicher machte, dieſe Sklaven, welche in Italien raubten und mordeten, ſchlechthin gefährlich waren und durch Milde in ihrem ruchloſen Lebenswandel nicht würden aufgehalten worden ſein. Man ſtrafte ſie am Leben, weil man kein anderes Mittel hatte, ihrer los zu ſein. Allein die neue Zeit, welche doch die zweideutige Beglückung der Gefängniſſe erfunden hat, ein Inſtitut, welches das Alterthum in unſerem kriminaliſtiſchen Sinn nicht kannte; das Zeitalter der Burgverließe, Einmauerungen und eiſernen Masken hätte doch am erſten bereit ſein ſollen, beim Morde zu unterſcheiden zwiſchen einem Morde, einem einfachen Faktum, welches vielleicht ohne ähnlichen Vorgang war und ohne Nachfolge geblieben wäre im Leben eines Verbrechers, und einer durch und durch ſchlechten und gewaltthätigen Geſinnung. Dieſe Letzte hat das Alterthum immer mit dem Tod beſtraft, weil Räuber und Mörder ein Ungeziefer ſind, von welchem man ſich auf die leichteſte und ſchnellſte Weiſe befreien darf. Allein bei jenen aus Leidenſchaft, Verkettung der Umſtände und perſönlichen Motiven entſtandenen Morden kam es immer in Verlegenheit und überließ die Rache am liebſten Jenem, der ſie verlangte und ſelbſt ausüben wollte. Ja, wenn einmal geſagt werden ſoll, ein Mord verlange als Strafe gleichfalls einen Schlußakt und Blut könne nur durch Blut geſühnt werden; warum er-

greift man nicht jenes Mittel, welches in China noch üblich ist, daß sich die überwiesenen Mörder selbst umbringen müssen? Man pflegt zu sagen, daß mancher Verbrecher, der zwischen dem Tod und ewiger Karrenstrafe zu wählen hätte, lieber den erstern wählen würde. Könnte man in diesem Falle die Entscheidung seiner eigenen Freiheit ihm nicht selbst überlassen, ihn drei Tage und Nächte mit Mitteln, seine Wahl schnell und sicher auszuführen, verschließen und nach Ablauf der drei Tage, wo es an Speise und Trank nicht fehlen dürfte, nachsehen, ob man den Elenden zu begraben oder auf die Galeere zu führen habe? So pflegt noch heute der Sultan den Staatsverbrechern stillschweigend nur die seidene Schnur zu schicken, und Nero sogar wußte bei seiner Grausamkeit, wo es ihm an Henkern doch nicht fehlte, doch noch die persönliche Freiheit so zu schätzen, daß er den vermeintlichen Staatsverbrechern andeutete, in so und so viel Tagen müßten sie von der Erde verschwunden sein. Seneka öffnete sich selbst die Adern und auch in Athen trank Sokrates, ein vermeintlicher Hochverräther an der Religion und dem Staate, im Genuß seiner persönlichen Freiheit und nur bestimmt, nicht mehr zu sein, den Schierlingsbecher.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war man über die Henker in Verlegenheit. Man mußte Sklaven dazu zwingen und selbst in den christlichen Zeiten konnte man sich die Henker nur wie gesellschaftliche Parias erziehen oder konnte nur Verbrecher, die sich loszukaufen suchten, für das schreckliche Amt gewinnen, mußte auch wohl gar Mordlustige, die in einer Maske auf dem Schaffot erschienen, dazu auffordern. Wir sprechen sehr leicht über Nothwendigkeit und Zulässigkeit der Todesstrafe und vergessen, daß wir im Grund kein

natürliches Inſtrument haben, um ſie anzuwenden. Griechenland z. B. weiß gegenwärtig nicht, wo es für ſeine ſchöne, neue Civiliſation die Henker herbekommen ſoll und mußte dazu (früher) die bairiſchen Soldaten oder wohl gar die todwürdigen Verbrecher ſelbſt oder Neger wählen. Das ſtehende Amt eines Henkers iſt eine durch und durch barbariſche Conſequenz unſeres modernen, ſoll man ſagen, germaniſchen Lebens! Die Liktoren bei den Römern waren doch wenigſtens, wie in Athen die Elf, eine Schaar, vielleicht militäriſch oder kollegialiſch organiſirt. Sie repräſentirten in Maſſe die dunkle, blutige Gerechtigkeit; es war kein einzelnes Individuum, das mit zitterndem, klopfendem Herzen oder im anderen Falle mit entmenſchter Brutalität den Mörder hinrichtete. Wer will den formellen Begriff des Staates, dieſe leere Abſtraktion von Geſetz und Gerechtigkeit, ſo ausdehnen, daß er von der Todesſtrafe den Makel entfernen kann, der Henker werde, indem er ſtraft, ſelbſt zu einem Verbrecher erzogen? Er kann den tödtlichen Streich allerdings mit dem Gedanken führen, daß ihn der Delinquent verdient hat; allein ſich für ein auserkornes Werkzeug der Gerechtigkeit zu halten, um eine Strafe, die nicht mehr innerhalb der bürgerlichen Grenzen liegt, ſondern eine allgemein menſchliche iſt, auszuführen, dazu hat der Einzelne unmöglich die göttliche Erlaubniß erhalten. Man führe ſich das Henkeramt doch nur auf den natürlichen Stand der Dinge zurück und ſetze den Fall, ein außerordentliches Verbrechen ſollte an einem Elenden durch den Tod geſühnt werden. Die Regierung ruft in die verſammelte Volksmenge hinunter, wer das Strafamt übernehmen wolle; ja, ſie werden Alle den Verbrecher verfluchen, aber Niemand wird begreifen können, wie er ihn, in

Uebereinſtimmung mit ſeinen Gefühlen, um das verwirkte Leben bringen ſoll; und man kann gewiß ſein, tritt ein Mann hervor und ſagt: „ich will es thun“; ſo wird er entweder einen hohen Preis darauf ſetzen oder gibt es heroiſche Naturen, die mit Enthuſiasmus als die göttliche Gerechtigkeit auftreten wollen, wie das bei den mannigfaltigen Arten des menſchlichen Wahnſinns wohl möglich iſt, ſo kann man gewiß ſein, daß er bei ſeinen Mitbürgern wenig Sympathie finden und bald geflohen ſein wird. Warum ſpricht man bei der Todesſtrafe nur immer vom Zweck und nicht von dem Mittel, wo ſich doch, wie wir ſehen, der ganze Geſichtspunkt der Frage verändert?

Ein Philoſoph hat, um die Schicklichkeit der Todesſtrafe zu beweiſen, die Ehre in die Frage hineingezogen. Er hat gefragt: Man ſtelle doch einem Hochverräther einmal die Wahl zwiſchen dem Tod und der Karre frei! Hat der Verbrecher Ehre, was wird er vorziehen? Ja ſogar bei gemeinen Mördern und Räubern iſt manchmal das Ehrgefühl ſo wenig erſtickt, daß ſie nicht aus Arbeitsſcheu, ſondern wirklich aus einer Art Heroismus vorziehen würden, lieber hingerichtet, als an die Kette geſchmiedet zu werden. Allein ſo richtig es iſt, ſo iſt Das, was man daraus folgern will, am allerwenigſten darin enthalten; nicht die Schicklichkeit der Todesſtrafe folgt daraus, ſondern noch weit mehr der verfängliche Satz, daß Selbſtmord, wenn er einen guten Grund hat, keine Schande iſt. Die Geſellſchaft ſollte gerade in die Grundſätze dieſes Philoſophen eingehen und es dem Delinquenten überlaſſen, ob er ſterben, d. h. durch ſich ſelbſt ſterben wolle oder, mit ewiger Schande bedeckt, ein mühevolles Leben dahin ſchleppen.

Drum gestehen wir es uns nur, daß die Gesellschaft kein anderes Recht auf den Verbrecher hat, als ihn von sich auszustoßen und ihn, je nach der Größe seines Vergehens, mit mehr oder weniger Schmach zu bedecken. Selbst aufgeklärte Rechtslehrer rufen dringend: „Nur keine entehrenden Strafen!“ Diese Hochachtung vor der Menschenwürde bei Individuen, die sie verwirkt haben, gestehe ich, sonst nicht begreifen zu können. Es gibt Verbrechen, die mit Entehrung, mit Peitschenhieben zu strafen, unverantwortlich ist, z. B. die militärischen Disziplinarvergehen. Verbrechen gegen den gesellschaftlichen Mechanismus aber, gegen die Disziplin und die polizeiliche Ordnung, die ja eben so selten die Natur- wie die Vernunftordnung ist, diese mit Entehrung zu strafen, ist eine Grausamkeit, gegen die man sich um so mehr erklären muß, als sie nur mit einer despotischen Willkür verbunden sein kann. Allein bei all den Verbrechen, wo die Moral verletzt ist, was soll da die Strafe sagen? Die Strafe kann immer nur in einem Quantum von Schande liegen, wie ja der nächste Antrieb zu aller öffentlichen Sitte und zu unseren Privathandlungen der Ruf ist, den wir uns dadurch zuziehen. Dies Verhältniß klärt uns über die Strafbefugniß des Staates im Allgemeinen auf und beweist uns, daß das größte Quantum von Strafe, welches der Staat verhängen kann, nur in dem größten Maße von Schande und Infamie liegen darf, mit welchem man einen Kapitalverbrecher bedeckt. Wenn nun auch der Tod durch Henkershand das Aeußerste einer solchen Infamie ist, so erträgt und trägt sie doch der Schuldige nicht dauernd, im Gegentheil er stirbt [wie ein Held und imponirt der Menge, die in dem Augenblicke, wo er stirbt, nur die Schwierigkeit seiner Lage sieht! Das Alles sind so

natürliche und einfache Sätze, daß man nicht begreift, wie die Wiſſenſchaft noch eine Strafe vertheidigen kann, über welche das Gefühl längſt ſchon den Stab gebrochen hat.

Wenn man das Strafrecht aus dem Contract social herleitet, ſo kann der Verbrecher von der Allgemeinheit doch immer nur unter dem Geſichtspunkte des Bürgers und nicht des Menſchen betrachtet werden. Die Alten, welche das Staatsleben wahrlich in ihre innerſten Nerven aufgenommen hatten, ſtellten die Verbannung ſo hoch, wie den Tod, und ſagten, jene wäre ſo gut wie dieſer capitis diminutio. Da wir nun eine allgemeine Völkermoral haben und das ſittliche Leben anderer Nationen durch unſere eigenen Krankheiten anzuſtecken für ſchlecht halten, ſo haben wir, ſtatt der Verbannung, Gefängniſſe. Allein will man einmal die Strafe aus einem vorhergegangenen Uebereinkommen herleiten und ſie als Maßregel der Politik hinſtellen, ſo reichen die Hände des Staates doch nicht weiter, als bis zur Entziehung der politiſchen Freiheit, nicht über ſie hinaus, bis zur Entziehung des menſchlichen Daſeyns. Wir können immer nur ſagen: Wer das höchſte Verbrechen begeht, den Mord, der iſt keiner der Unſrigen mehr; wir würden ihn alſo verbannen müſſen, wenn wir ſtatt der Verbannung nicht die Gefängniſſe eingeführt hätten. Dann möchte man auch wahrlich fragen, wozu ſoll dieſes Auspolſtern der Ruhepunkte unſerer Gedanken ewig mit dem Staate und immer mit dem Staate dienen? Daß der Verbrecher durch ſeine That die Ordnung des Staates verletzt, iſt Etwas, was ihm gar nicht einfällt. Erkennt er ſeine That, ſo ſteht er ſich weit mehr der göttlichen als der menſchlichen Gerechtigkeit gegenübergeſtellt. Er denkt nicht daran, das Gleichgewicht des Staates zu ſtören, ſondern

ſein Verbrechen ſteht iſolirt; es iſt kein civiles, ſondern ein teufliſches. Er weiß es recht gut, daß eine Stunde kommen kann, wo ihn ſein Gewiſſen mehr als die Strafe ängſtigt. Es ſollten alſo auch nicht politiſche, ſondern moraliſche Maßſtäbe an ſeine That gelegt werden. Der Staat ſoll ſein Geſetzbuch nicht höher halten, als den Thron Gottes. Ja, gute und fromme Seelen haben geſagt, daß die Todesſtrafe Delinquenten die Gelegenheit nimmt, ſich zu beſſern, und das hat ſeinen guten Grund, wenn es ſich auch ſpitalmäßig anhört.

Weit wichtiger ſind aber die beiden anderen Beweggründe gegen die Todesſtrafe, nämlich die, daß ſie nicht nur Nichts Gutes bewirkt, ſondern im Gegentheil ſogar Böſes. Die zahlloſen Abſchreckungen und Armenſünderſpektakel haben noch immer nicht das Schwert des Nachrichters verroſten laſſen, und wenn man ſagt, daß ein vollkommenes Aufhören der Kapitalverbrechen nicht erreicht werden könne, ſondern daß wir es gerade der Todesſtrafe zu danken hätten, nur wenige ihr Verfallene zu ſehen, ſo möchte gerade dieſer Meinung wieder jener Irrthum zum Grunde liegen, als wenn unſere Geſellſchaft einzig und allein durch die Furcht vor dem Geſetz gegen den in ihr ſchlummernden Cannibalismus verwahrt wäre. Nimmermehr! Was uns zuſammenhält, iſt die Bildung, die eingepflanzte Moral, die chriſtliche Tradition und vor allen Dingen das Intereſſe. Die Furcht vor der Strafe bewirkt Nichts, ſondern nur die Furcht vor der Schande; aber in der Schande gibt es keine Stufenleiter. Iſt ſie größer oder geringer, ſie hinterläßt immer denſelben Makel, ſo daß alſo Der, der dieſen ungeheuren Schritt, ich will nicht ſagen von der Tugend, ſondern vom Indifferentismus bis zum Verbrechen ſoweit gethan hat, daß er ſtiehlt, auch nun nicht

mehr bloß durch das Schaffot von einer Laufbahn abgehalten wird, in die er einmal verfallen iſt. Es hat allerdings Räuber gegeben, wie z. B. den berüchtigten Schinderhannes, die ſich aus Furcht vor dem Schaffot hüteten, einen Mord zu begehen oder wohl gar einen point d'honneur darin ſuchten nicht Mörder zu werden. Allein an dieſem feinen Raffinement und gentlemenliken point d'honneur eines Spitzbuben, der bereits dem Halseiſen verfallen iſt, wird der Geſellſchaft wenig gelegen ſein, und ein Schinderhannes mit oder ohne Mord wird ihr gleich ſtrafwürdig vorkommen.

Der andere Punkt iſt: das Nachtheilige der Todesſtrafe, inſofern ſie der Moralität und den Sitten ein Aergerniß gibt. Das ganze Schauſpiel hat Etwas, was das Gefühl beleidigt. Die ungeheure Zumuthung, die hier dem Auge und den Nerven gemacht wird, ſetzt einen Grad von Selbſtüberwindung und gewaltſamer Beherrſchung ſeiner eigenen Gefühle voraus, der das Herz verhärtet. Der Staat ordnet die Ceremonie mit Feierlichkeit an; Niemand, ſelbſt die Richter nicht, können einen Fanatismus für die Strafwürdigkeit des Verbrechens beſitzen, der ſo groß wäre, daß Zuſchauer und die Schauſpieler des Stücks mit kaltem Blute ihre Aufgabe löſten, ſondern Jeder hat in ſich Etwas zu überwinden, Jeder fühlt, daß er ſich am Andern halten müſſe, wenn der tödliche Streich durch die Luft ſauſt. Da ſich alle Stimmen ſo heftig dagegen ausſprechen, die Todesſtrafe im Geheimen zu vollziehen (ein Verfahren, das allerdings mißbraucht werden könnte, aber vielleicht mehr Wirkung haben dürfte, des Geheimniſſes wegen, als das öffentliche Schauſpiel); ſo wird der Zudrang der Menge zu den Exekutionen ſich nicht verlieren, ſondern Weiber und Kinder werden ſich dabei noch

zahlreicher einfinden, als die Männer. So groß das Mitleiden, eine gewiß unſchädliche Tugend, für den Delinquenten ſein mag, ſo iſt die Neugier, welche die Menſchen zuſammentrieb, doch noch weit größer. Der Verbrecher iſt todt und die Leidenſchaften der Maſſe ſind befriedigt. Mit einer troſtloſen Gefühlsleere kehrt ſie an ihr Gewerbe zurück und hat blos eine Hiſtorie mit angeſehen, aber keine Lehre empfangen. Man ſagt, daß in dem Augenblick, wo der Verbrecher ſeine Strafe empfange, die Menge zu jubeln und zu klatſchen pflege. Ich habe noch keiner Hinrichtung beigewohnt und kann nur glauben, daß dieſer Beifallsruf dem Henker gilt, wenn er ſeine Sache gut gemacht hat, wie auf der anderen Seite ihn wohl Verwünſchungen bedrohen, wenn er in ſeiner Kunſt irgend Etwas verfehlte. Wenn alſo dieſe thätige Theilnahme des Publikums an den Exekutionen auch nur dem Verfahren ſelbſt und der dabei entwickelten größern Kunſtfertigkeit gewidmet iſt, ſo iſt doch ſelbſt dieſe Theilnahme etwas unſern humanen Empfindungen Widerſprechendes und liegt ſo weit außerhalb des Bereiches, wo das menſchliche Gemüth beruhigt iſt und ſich in ſeinem Elemente weiß, daß die Möglichkeit, für ſolche Scenen noch Zuſchauer zu finden, gerade ein betrübender Beweis für die in den Maſſen herrſchenden gewaltſamen Empfindungen iſt, ein Beweis für den Trotz der rohen Natürlichkeit im Menſchen, welche hier ſogar von der Civiliſation und Gerechtigkeit mit einem traurigen Anhaltspunkte beſchenkt wird. Und da es eigentlich nur der Bildung möglich iſt, das fürchterliche Gefühl des Verbrechers ſelbſt von dem Zuſammenhang der ganzen Scene abzuſondern und durch die Pein, die jener ausſteht, im Nothfall von einem Morde, wenn man dies bei Gebildeten für nöthig halten ſollte,

ſich abſchrecken zu laſſen, ſo geht für den gemeinen Mann gerade das Hauptintereſſe des Aktes verloren. Er weiß den Helden von der Staffage, die Perſonen von den Dekorationen kaum zu trennen und ſieht in dem öffentlichen Schauſpiele einer Hinrichtung Nichts, was ſeine eigenen Nerven erſchüttert und ihn ſelbſt zittern macht, ſondern oft ein Epos, das ihm fabelhaft im Ohre brauſt und eher anfeuernd, als abſchreckend auf ihn wirkt. Ja, wenn wir auf Jahrmärkten Weiber und Männer, die ſelbſt mit genauer Noth dem Galgen entlaufen zu ſein ſcheinen, ſehen, wie ſie mit ſingender Stimme die auf einer Tafel dargeſtellte, blutige Lebensgeſchichte eines Mörders erklären und ſogar ein Lied darauf haben und eine Melodie dazu, ſo iſt dies beinahe eine poetiſche Abrundung der Verbrechen und eine Genugthuung für ihren Urheber, die auf das Volk magiſch wirkt und den Delinquenten, gleichſam ausgeſühnt, in den Schoos des Volkes zurückführt. Man glaube doch nicht, daß der Anblick des Gräßlichen und die Erzählung davon übermüthige Naturen abhält, es gleichfalls zu wagen. Die Furcht (und es wäre traurig, wenn es allein ſo wäre) iſt nicht das Hinderniß einer moraliſchen Verwilderung, wohl aber iſt das menſchliche Gemüth in den meiſten ſeiner Licht- und Schattenſeiten noch ein unergründetes und ſpukhaftes Geheimniß. Alles Große imponirt dem Menſchen und reizt ſeinen Nachahmungstrieb auf; kaltblütig aber auf dem Schaffot zu ſterben — dazu gehört unter allen Umſtänden ein großer Aufwand innerer Spannkräfte; das abſchreckende Motiv im Volke iſt keineswegs die Furcht, und ich bin gewiß, daß es auf jähzornige, gewaltthätige und grauſame Menſchen heftiger und abſchreckender wirkt, die Ausſicht zu haben, lebenslänglich Pferdearbeit verrichten zu müſſen, als die, hingerichtet zu werden.

Die Unzuläſſigkeit der Todesſtrafe eben ſo wie ihre Nothwendigkeit aus der Theorie des Staates herzuleiten, iſt beides gleich bedenklich. Einer der edelſten Geiſter, der ſich im Kampfe gegen die Barbarei der alten Strafgeſetzgebung ſo verdient gemacht hat, Beccaria, hat die Ungerechtigkeit der Todesſtrafe faſt mathematiſch zu beweiſen geſucht. Wir haben ſelbſt in Obigem Einiges, was in dieſer Rückſicht Recht und Gerechtigkeit betrifft, angegeben; allein Beccaria iſt in ſeiner theoretiſchen Beweisführung zu weit gegangen. Er ſagt, indem er dabei von rouſſeauiſchen Prinzipien ausgeht, daß bei Abſchluß des erſten Staatsvertrags die Strafbefugniß der Allgemeinheit ſchwerlich jemals von dem Einzelnen dahin ausgedehnt worden wäre, daß er ſein eigenes Daſein für den Fall irgend eines Verbrechens dem Ganzen überlaſſen hätte. Beccaria begeht hier keinen andern Irrthum, als den, daß er einen fingirten Vertrag, welches der Contract social doch immer iſt, zu einem hiſtoriſchen macht; denn hiſtoriſch möcht' es allerdings in Zeiten roher Kultur möglich geweſen ſein, daß die Contrahenten ſich über Recht und Strafe vereinigten, aber ihr eignes Leben für den Fall von Gewaltthätigkeiten vielleicht gegen einander nicht ausgetauſcht haben würden. Genug, dieſe ſchwache, weil auf eine Hypotheſe und Fiktion begründete Beweisführung hat der Sache, der ſie dienen ſollte, geſchadet; denn nun haben die Rechts- und Polizeilehrer freies Spiel gehabt, Beccaria's Vorſchläge, die ſogar der deutſche Philoſoph Kant als „eine ſchwache Empfindſamkeit affectirter Humanität" hinſtellt, zurückzuweiſen. Es gibt nur einen ſiegreichen Widerſpruch gegen die Todesſtrafe und dieſer liegt in dem Geiſte des Jahrhunderts, in der einmal angeregten Proteſtation

der Gefühle gegen dieſelbe, in der unwiderſtehlichen Kraft aller jener Fragen, die ſich einmal mit der Hauptſache, um welche ſich unſre Zeit bewegt, verbunden haben und begeiſterte, das Gemüth anregende Fürſprache fanden. Und in dieſer Rückſicht iſt die Todesſtrafe ſchon zur Hälfte abgeſchafft; indem ihr die barbariſche Erhöhung der beim Tode auszuſtehenden Qualen genommen wurde, das Rad, das Beil, ja ſogar ſchon das Schwert, indem ihr an vielen Orten ſchon Nichts mehr blieb, als der Strick, ſo wird auch dieſer bald reißen. Das Viertheilen konnte abſchrecken, der Feuertod, das Zerſchlagen der Glieder mit Keulen, allein die Guillotine ſchreckt nicht mehr, weil durch ſie, wie die Leute im Volke ſich erzählen, „im Nu" das ängſtliche Drama beendigt iſt. Die Empörung des Gefühls, die einmal in der Menſchheit gegen die Todesſtrafe ausgebrochen iſt, wird ſich durch Nichts mehr beſchwichtigen laſſen. Selbſt gegen den verworfenſten Verbrecher wird ſich in ſanften Gemüthern (und in Culturfragen ſiegen dieſe, nicht die ſchroffen) der Abſcheu mildern, wenn man vorausſetzen kann, daß der Elende ſein Verbrechen durchſchaut, es bereut und Monate, ja bei manchem ſchlechten Juſtizgang Jahre lang die Seelenangſt um den künftigen Tod durch Henkershand ausſteht. Dieſe Seelenangſt, dies innere Zittern und Beben, darin ſollte eigentlich die wahre Abſchreckung liegen; allein wodurch ſoll man ſie der Maſſe verſtändlich machen? Die Maſſe ſieht nur den Tod, nicht die fürchterliche Seelenfolter einer Vorbreitung darauf. Die um ſich greifende Bildung ſchlafft unſere Herzen nicht aus; ſie bringt es nicht mit ſich, daß wir um ihretwillen gegen Tugend und Laſter gleichgültig werden. Was Victor Hugo über die letzten Tage eines Verurtheilten und über die Grauſamkeit der To-

beſtrafe geſprochen, das iſt wahrlich aus keinem feigen und in ernſten Dingen matten Herzen entſtanden, ſondern der Fieberfroſt des moraliſchen Entſetzens ſchüttelte ihn, als er ſeinen Aufruf an die Geſetzgeber ſchrieb; es iſt die haarſträubende Wirkung einer Strafe, deren gräßliche Nebenumſtände die Phantaſie des Dichters nicht erfand, ſondern vielleicht allein ſie vollkommen zu begreifen fähig war. Wenn er uns das Beiſpiel jenes fürchterlich Verſtümmelten anführt, bei dem zweimal ſelbſt die Guillotine fehlte, der mit halb abgehacktem Kopfe aufſprang und vor dem verſammelten Publikum, über und über von Blut triefend, Gnade flehend die Hände ausſtreckte — gerechter Gott! was ſind dagegen alle eure ſpitzfindigen Deduktionen und Abſchreckungstheorieen? Der Henker mußte ſich auf den Unglücklichen werfen und ihm mit einem Meſſer den Kopf herunterſchneiden. Ihr aber, die ihr dies angeordnet habt, ihr Richter und Polizeidiener, ihr ſteht blaß und zitternd umher und fühlt wohl innerlich, daß vor Gott, dem allein die Rache gebührt, ihr im Augenblick größere Verbrecher ſeid, als der, den ihr eurer wahnſinnigen Gerechtigkeit zum Opfer ſchlachtet!

Nach dieſen äußerſten Verbrechen, welche die Geſellſchaft treffen, nach dieſen äußerſten Strafen, die ſie verhängt wollen wir, obgleich die Kerker der Zuchthäuſer noch nicht verlaſſend, doch zu milderen Erſcheinungen übergehen. Gemordet wird hier und da noch genug. In Spanien wurden im Jahr 1826 zwölfhundert dreiunddreißig Ermordungen angezeigt, ſiebenhundert dreiundſiebenzig verſucht, diejenigen ungerechnet, welche nicht zur Kenntniß der Juſtiz kamen. Auf jeden dieſer Morde ſich nun eine wiedervergeltende Hinrichtung zu denken, iſt ſchrecklich und muß wohl beſtimmen, zu über-

legen, ob da keine andre Hülfe möglich iſt! Es wäre wohl intereſſant, über andere Verbrechen und in Rückſicht auf alle Länder Angaben dieſer Art zu haben, denn Nichts arbeitet den Beſtrebungen um Sittenverbeſſerung unſerer Zeit mehr in die Hand, als die Kriminalſtatiſtik. Freilich müßte man dann, um den moraliſchen Durchſchnittswerth ganzer Völker und Perioden anzugeben, alles Dasjenige abziehen, was nicht geradezu Verbrechen gegen das Gewiſſen, ſondern nur Verbrechen gegen den bequemen Staat iſt, gegen polizeiliche Ordnung; alle die Verbrechen, wo es ſich nicht ſogleich um ſittliche Verworfenheit handelt, als da ſind: Uebertretungen von Forſt- und Zollgeſetzen, ferner alle die Verbrechen, welche im Rauſche begangen werden: (Ein Faktor, der in den Rechnungen der Kriminalſtatiſtik ſehr zu beachten iſt, da es Länder gibt, welche durch übermäßige Conſumtion der gebrannten Waſſer ganz aus den Fugen einer beſonnenen ſittlichen Haltung gekommen ſind, wie z. B. in Schweden ein Zehntheil aller Verbrechen in der Trunkenheit begangen wird). Im Allgemeinen muß man eingeſtehen, daß in den vereinigten Staaten die wenigſten Verbrechen begangen werden, eine Thatſache, die für die dortige Regierungsverfaſſung ein gutes Zeugniß ablegt, allein auch zum Theil dadurch erklärt wird, daß einmal die Sklaven, die einen großen Theil der Bevölkerung ausmachen, unter einer fortwährenden, beinahe pädagogiſchen Obhut ſich befinden und ſodann die Menſchen in dem großen Lande zu weit auseinander wohnen, um in viele gewaltthätige Kolliſionen zu gerathen. Auch die Durchſchnittsrechnung Frankreichs iſt günſtiger als Englands; ja in einzelnen Departementen übertrifft Frankreich noch die Vereinigten Staaten; denn der Unterſchied freilich in Frankreich

iſt ſo groß, daß z. B. in Korſica auf 1000 Menſchen immer 1 Verbrecher kommt, und im Departement Creuſe in Frankreich immer 1 Verbrecher nur auf mehr als 30,000; jedoch ſind unter dieſen Zahlen in Betreff Frankreichs immer nur Verbrecher gegen Perſonen und nicht gegen das Eigenthum verſtanden. In Neu-Südwales, wo freilich die Verbrecherkolonieen ſind, rechnet man von neubegangenen Vergehen 1 auf 22; demnächſt in Irland 1 auf beinahe 500; in England 1 auf 740; in Schottland auf 1130; in Wales auf 2320. Im Durchſchnitt werden jährlich in England einige über 20,000 Perſonen ins Gefängniß geführt, als überwieſene Verbrecher.

Um das Beiſpiel eines Volkes zu wählen, wo man die Natur noch in voller Kraft glauben möchte, ſo wollen wir Schweden nehmen, über deſſen Gerichtsgang von den Jahren 1830 und 31 Berichte bekannt worden ſind. Von Civilprozeſſen kamen in dieſem Lande, welches ungefähr vier Millionen Menſchen bewohnen, durchſchnittlich ungefähr 170 Concurs-Prozeſſe vor, darunter, was für die Volkswohlfahrt ein ſchlechtes Omen iſt, die meiſten aus dem Bauernſtande. Schuldenſachen fallen ungefähr 50,000 vor, und betreffen wieder größtentheils den Bauernſtand. Einigemal über 100 wurden auch Prediger wegen Schulden verklagt; 1000 mal Militärperſonen. Die Zahl anderer bürgerlichen Zwiſtigkeiten erſtreckte ſich auf mehr als 87,000. Man ſieht daraus, welch' eine Haderluſt unter den Menſchen waltet und wie gerade mit ſteigender Cultur auch die Berührungen der Menſchen leidenſchaftlicher und eigennütziger werden. Von Criminalverbrechen betrafen die meiſten Verbrechen gegen öffentliches Eigenthum, bei deſſen Verletzung nicht gerade immer der

Verbrecher sittlich verdorben zu sein braucht, Forst- und Holzbeschädigungen; oder sie halten wenigstens den Diebstählen das Gleichgewicht; etwa 3000 Diebstähle rechnet man im Jahre, welches mit andern Ländern verglichen nicht viel sind und im Ganzen noch ein Naturvolk erkennen lassen. Auf vier Millionen Menschen kommen 4 „Gotteslästerer", 9 Mordbrenner, 56 Mörder, 21 Straßenräuber, 31 Kindesmörderinnen, 14 Giftmischerinnen, 11 Sodomiter, 58 Hochverräther, mehr als 100 Wechsel- und Geldverfälscher. Und alle diese Verbrechen wurden größtentheils in einem Alter zwischen 25 und 35 Jahren begangen; 44 Verbrechen jedoch sogar von Kindern, die noch nicht einmal das 15te Jahr erreicht hatten! Es ist schwer, solche Angaben entweder beruhigend oder beängstigend zu nennen; für den Frieden und die Glückseligkeit der Menschen sind es immer zu viel und doch sind es noch immer weniger als es sein müßten, um über die ganze Welt den Fluch auszusprechen und entsagend in die Einsamkeit zu ziehen.

Die Nothwendigkeit der Anlage neuer Gefängnisse hat mehrere Gefängnißsysteme veranlaßt, die eine eigenthümliche Literatur über diesen Gegenstand hervorriefen. Man streitet sich, ob man die Gefangenen absondern und mit einsamer Haft, oder ob man sie beisammenlassen und mit dem Zwang des Stillschweigens strafen solle. Darüber ist alle Welt einverstanden, daß Beisammensein mit voller Freiheit der Unterhaltung und Mittheilung die verkehrteste Art der Abstrafung wäre. Eugène Sue hat in seinen Pariser Mysterien unwiderleglich bewiesen, wie diese übliche Form der Gefängnißeinrichtung die Gefangenen eher amüsire, als strafe und bei ihnen die Quelle einer immer mehr gesteigerten Ver-

verbuß würde; denn in der freien Unterhaltung werden jene Pläne geſchmiedet, die nach überſtandener Strafzeit zum Ausbruch kommen. Freilich ſind die beiden andern Syſteme, auf die Spitze getrieben, ihrerſeits wieder eine Carrikatur, an die unſer Gefühl ſich nicht gewöhnen kann. Abſchließung ſo conſequent durchgeführt, daß ſelbſt in der Gefängnißkirche der Prediger Allen predigt und kein Gefangener dabei den Andern ſieht, wird eine Thorheit. Ebenſo wie das Beiſammenſein mit dem conſequenten Zwang des Stummbleibens zum Trotz, Heuchelei, Verſtocktheit und Betrug jeder Art erzeugen muß. Der Gefangene ſoll büßen, aber in Formen, die nicht grauſam raffinirt ſind. Man iſt deßhalb auch darin übereingekommen, daß eine zweckmäßige Miſchung beider Syſteme ſich am Beſten empfiehlt.

Die Verbrechen unſerer Zeit — ſelbſt wenn ſie mit der zunehmenden künſtlichen Bildung ſteigen ſollten — ſind nicht ſo bedenklich, als ein gefährlicheres Uebel: die Sittenloſigkeit ohne Verbrechen. Die Proſtitution iſt ein Beiſpiel deſſelben; allein Vieles, was ſich nur nicht offen preisgibt, gehört in dieſe Kategorie. Es wird viel geſtohlen, ohne daß der Dieb gehängt werden kann, viel betrogen, ohne daß man den Betrüger nur ſo nennen darf. Es wird ſogar genug gemordet, ohne daß es Mörder und (wenigſtens augenblicklich) Leichen gäbe. Die Weltbildung unſerer Zeit iſt deßhalb auch die, ſich bei Niemanden etwas Gutes zu verſehen ſondern in den unſchuldigſt ſcheinenden Berührungen vermuthet man die Schlange und rüſtet ſich. Vertheidigung iſt jetzt Angriff. Man ſteht auf den Hinterfüßen und traut dem Frieden nicht. Ein Satyriker würde ein weites Feld haben, wenn er allen Annäherungen zwiſchen Ge- und Verbrechen nachſpüren

wollte und jene ehrlosen Handlungen aufdeckte, die ge
vor der Welt mit Ehren überhäuft werden. Er würde
seinem Eifer Manchem Unrecht thun und Vieles zu leb
hinstellen; allein für halbe Zustände gibt es keine an
Behandlung, als sie ganz hervorzuziehen, mit Wurzeln und
daran. Wie Vieles, das äußerlich schön und lustig bl
würden wir schon von dem Wurm der Immoralität be
funden, so daß man sagen muß: Kommt hier nicht der
oder das Alter oder Gott zuvor, so vertrocknet bald der
der Pflanze! Das halbe Verbrechen, die Unsittlichkeit o
Anklagepunkt — ja, der Dichter kann hier zuweilen
dunklen Schleier lüften — im Zusammenhange aber mit
Streben, vollständig zu sein, möchte der Versuch einer
stellung Frevel sein; wir würden, immer tiefer in Ankl
verstrickt, davon im Strome des Lebens fortgerissen wer
Das Böse ist mit dem Guten hinnieden eng verbunden,
die edlen Metalle mit den Schlacken, welche sie verhü
Gott ist es allein, der Herzen und Nieren prüft.

## X.

# Religion und Chriſtenthum.

Ich will über die Religion ſprechen und werde vor Prieſtern nicht dazu kommen können. Wie ſchwer wird es halten, das Ewige und Unſterbliche jenen Geiſtlichen aus dem Auge zu leſen, welchen die Religion nur in ihrem Rock und ihrer Pfründe und ihrer angelernten Univerſitätsweisheit ſitzt! Lange Schaaren von Pfarrern und Jeſuiten wallen an meiner Erinnerung vorüber. Viele erkenn' ich, Schleicher und Spieler, Komödianten und Verzückte, darunter einige brave Seelenhirten. Die Konfeſſion macht keinen Unterſchied. Unter den Proteſtanten wird oft gerade am meiſten Ablaß ertheilt und unter den Katholiken werden die meiſten Ungläubigen oder Zweifler angetroffen. Kleine Stadtgeiſtliche ſind Päbſte und der Pabſt iſt heutiges Tages, ohne die Jeſuiten, ſelbſt nur ein ſchwacher alter Mann, der ſich weniger um den Staat der Kirche, als um den Kirchenſtaat bekümmert. Daß es hier nur gleich zugeſtanden werde: der Geiſtlichen allein wegen glaubt man nicht mehr an das Chriſtenthum; ſondern wer die Lehre Jeſu in Ehren hält, dem fließt ſein Glaube aus innerer Ueberzeugung oder aus einem dringenden Bedürfniß.

Das Oberhaus in England zählt ſechs Erzbiſchöfe: deßhalb werd' ich mich wohl, um keinen allzugrellen Fingerzeig zu geben, auf die Biſchöfe beſchränken müſſen, um zu zeigen, was man z. B. in England einen geiſtlichen Würdenträger nennt. Keinen Katholiken, gerade einen Proteſtanten wähl' ich. Dr. Cnox war ein Seitenverwandter Lord Eldons, dieſes ewigen Kanzlers, der, ſo unwürdig er deſſen war, an der Spitze des engliſchen Gerichtsareopags länger als 23 Jahre ſaß. Man will ſogar ſagen, Dr. Cnox wäre ſein natürlicher Sohn und man wird mich blind nennen, wenn ich die Aehnlichkeit nicht erkennen wollte. Genug, er war ihm theuer, und Dr. Cnox war Biſchof noch ehe er Doktor war. Er ſtudirte weniger Theologie als die Jagd. Dr. Cnox hat in Oxford alles Andere, nur nicht Theologie ſtudirt. Indeſſen hielt er eine ſalbungsvolle Predigt, wozu Lord Eldon das ganze Oberhaus eingeladen hatte. Dieſe Predigt machte ſein Jugendfreund Meſter Job und lehrte ſie ihm ſogar ein. Er ſagte ihm, wo er nach den Vorſchriften der Paſtoraltheologie ſanft weinen und regnen und wo er blitzen und donnern müßte. Cnox, der ein ſchlechtes Gedächtniß hatte, wie wir gleich ſehen werden, mußte die Predigt ableſen. Allein ſo gut Jobs Herz war, ſo ſchlecht war ſeine Handſchrift und Cnox blieb ſeiner undeutlichen Schriftzüge wegen mehrmals ſtecken. Er war ſo rauhen Herzens, daß er Job noch Vorwürfe darüber machte, die dieſer jedoch mit Sanftmuth ertrug, weil er ſich verliebt hatte und nichts ſehnlicher wünſchte, als eine Pfarre. Cnox machte ſeine Carrière ſchneller als er gepredigt hatte. Er wurde geiſtlicher Präbendar in Irland, ſtieg von Jahr zu Jahr, erhielt die Biſchofsmütze, den Doktorhut und Sitz und Stimme im Par-

lament. Dr. Cnor iſt eine unzurechnungsfähige, träge, geſellſchaftliche Drohne. Er ſchwebt wie ein Schatten zwiſchen ſeiner Frau, einem rohen Weſen, ſeiner ehemaligen Wirthſchafterin und dem Gedränge der politiſchen Zumuthungen, die man an ſeine Nullität macht. Er hat ſeinen Biſchofsſitz nach wie vor in Irland, zieht 20,000 Pfund jährlich aus dieſem armſeligen Lande, 20,000 Pfund, wo nicht 1000 Pfund von Proteſtanten und 9,000 Pfund von Katholiken kommen und dennoch, wenn Freunde der Aufklärung und des Vaterlandes vor die Schranken des Hauſes treten und eine Bill zur Beſſerung der iriſchen Mißverhältniſſe einbringen, ſo nimmt Dr. Cnor eine gelehrte Miene an, räuſpert ſich, blättert gleichſam in ſeinen Oxforder Collegienheften und erklärt: Quod non! gleichſam als wenn ihn theoretiſche und nicht praktiſche Gründe beſtimmten, für ſein leibliches Intereſſe zu ſtimmen! Dr. Cnor hält jährlich einmal eine Rede in ſeiner Pfarrkirche. Er lieſt ſie aus dem Concept eines jüngern Theologen ab. Er beweiſt den Mitgliedern ſeines Bisthums, daß er jährlich 20,000 Pfund dafür verdiene, daß er leſen gelernt hat! Sonſt kümmert ihn die Religion weniger als der innere Ausſchuß vom Crockfordklubb. Eine Partie Whiſt oder wie eine berühmte Schachpartie enden wird, das iſt ihm werthvoller, als die Entſcheidung eines theologiſchen Streites. In Frankreich würde ein ſolcher geiſtlicher Schattenkönig in der Geſellſchaft oft mitgenommen werden; man würde ihn fragen: Sir, Ihr ſeid ſo nachdenklich, müßt Ihr Meſſe leſen? Oder Sir, ich habe dieſer Tage von meiner Stute Semiramis ein Füllen zu erwarten, wollt Ihr es nicht taufen? Allein in England wird dieſe Sineküre in der Geſellſchaft ſtillſchweigend hingenommen. Sie gilt nur als Titel

und Geldtruhe. Anſtellungen nach dem Verdienſte ſind in England etwas ſo Unerhörtes daß ſich die vornehme Geſellſchaft ſchon von Vornherein ſtillſchweigend darüber verſtändigt hat, unter ſich einig zu ſein und Alles, was draußen iſt, zu bäyiren. Dr. Cnox kommt nie in die Verlegenheit, über ſich ſelbſt erröthen zu müſſen; denn was an ihm unveränderlich iſt, iſt ſeine Peerie. Wäre er nicht Biſchof, ſo würd' er vielleicht als Lord Cnox doch im Oberhauſe ſitzen.

Wir ſagten ſchon, daß dieſer Ehrenmann ein ſehr mangelhaftes Gedächtniß beſitzt. Sonſt würd' er ſeinen guten und gelehrten Freund Maſter Job nicht ſo bald vergeſſen haben. Seinem Namen entſprechend, iſt Maſter Job bis jetzt nur in die Schule der Leiden gegangen. Ach, er iſt ein alter graugewordener Schüler in dieſer Trübſalsanſtalt. Er wird, wie jetzt die Sachen ſtehen, ſie ſobald nicht verlaſſen. Jobs Eltern trieben in London einen kleinen Kram und gehörten zur Gattung jener ſogenannten reſpektablen Leute, die, wenn ſie ſo genannt werden, es wenigſtens in den untern Ständen mehr verdienen, als in den obern. Sie hatten ihren Sohn ihrer Meinung nach zu nichts Beſſerem beſtimmen können, als wozu ihn Gott berufen zu haben ſchien. Vielleicht erregte es ihren Stolz, den Sohn einſt auf der Kanzel zu ſehen, denn daß die ſonntägliche Lektüre einer alten Predigtſammlung nach der Kirche reine Frömmigkeit geweſen, iſt man bei den Chriſten, welche nicht Diſſenters ſind, nicht gleich geneigt, anzunehmen. Genug, Toby hielt als Kind ſchon jeden Sonntag Nachmittag eine Predigt, die er aus jenem Buch ablas und wobei er die Manieren des Pfarrers, den er Vormittags ſelbſt gehört, ſo nachzuahmen wußte, daß die Eltern ihn für einen Heiligen hielten. Mit dem Oel der

Stipendien wurde dies allmälig anglimmende Kirchenlicht ſparſam erhalten. Toby Job war fleißig, gefügig, ſanft gegen Lehrer und Kameraden; ja die Verbindung mit Cnox beruhte bei ihm auf einem wahrhaften Bedürfniß und nicht auf ſeiner Bedürftigkeit. Doch als die Eltern von der Freundſchaft erfuhren, beſtärkten ſie ihn, ſie warm zu halten. Job trug Cnoxen wie ein Kreuz auf die Schädelſtätte der jährlichen Prüfungen. Er war der Lootſe, der ihn mit eigener Lebensgefahr aus allen Stürmen der Unwiſſenheit in den Hafen eines guten Zeugniſſes führte. Job, der ein ſo gefühlvolles Herz hatte, daß er ſich ſogar vor der rechten und paſſenden Zeit verliebte, ſehnte ſich nach keinen höhern Ehren, als denen einer bequemen Landpfarre. Cnox vertröſtete ihn und ließ ſich von ihm jene Predigt machen, die jener nicht einmal leſen konnte, die ihm aber doch bis auf den heutigen Tag die Biſchofsmütze brachte. Als Cnox im Fluge ſeiner Laufbahn war, bat ihn Job flehentlich, ſein Verſprechen zu erfüllen; allein nur leere Verſprechungen waren der Lohn dafür, daß er ſich Jahre lang zum Schemel jenes geiſtlichen Figuranten gemacht hatte. Job mußte als Hauslehrer aus einer zurückgeſetzten Stellung in die andre wandern, bald war er in Südwales, bald in Weſtmoreland wie ein Stier ins Joch geſpannt, um den ſteinigen Boden bisher verfehlter Erziehungen umzuackern. Dann ergriff er wohl die Lehrerſtelle einer kleinen Stadtſchule; zuletzt, als Cnox ſogar aufhörte, ſeine Bitten zu beantworten, übernahm er ein armſeliges Vikariat, bei dem er hätte verhungern müſſen, wenn er nicht bei den reichſten Landleuten die Wochentage in der Reihe herum freien Tiſch gehabt hätte. Und in allen dieſen widerwärtigen Schickſalen hörten die Briefe an ſeine Braut nicht

auf, Hoffnung, Freude und Troſt auszuſprechen. Die Arme war verwelkt, als ſie von ihm endlich geheirathet wurde. Sein Pfarrer erhielt glücklicher Weiſe noch eine zweite erledigte Stelle und konnte daher den Gehalt für die Erſte um ein Geringes erhöhen. So ringt nun Job in einem verſteckten Winkel Englands mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, hat für einen reichen Nachwuchs an Kindern zu ſorgen und iſt oft Wochen lang von den nothwendigſten Bedürfniſſen entblößt. Wäre die Landnatur weniger ſchön, ſo würde man glauben müſſen, daß ein ſolcher Mann auch nicht eine einzige Freude im Leben genöſſe.

Ich gehe auf den Continent. Wenn die geiſtlichen Charaktere ſich hauptſächlich nur durch innere Herzens- und Verſtandesrichtungen unterſcheiden, ſo iſt es der geiſtliche Stand überhaupt, welcher die Entfaltung eigener Manieren hintertreibt. Dennoch haben ſie in ihrem Bereiche noch viel Abſchattirungen. Der Eine neigt zum Zweifel hin und zeigt dies, wenn auch nicht auf der Kanzel, doch im Schachclubb; der Andere iſt ſo religiös, daß alle ſeine Reden auch im gewöhnlichen Leben Predigten ſind. Jene Schach-Clubbiſten pflegen das Chriſtenthum an den Meiſtbietenden, d. h. den Witzigſten loszuſchlagen. Manchmal ſind ſie es ſelbſt; ſie legen die Speiſen vor und geben den Ton an; ihre Ruhe, ihr Stand muß ihnen als Relief ihrer Einfälle dienen; indem ſie ſicher ſind, nicht das Gleichgewicht zu verlieren, ſetzen ſie alle Andern auf die Erde ab. Man trägt ſich in der Geſellſchaft mit ihren Bonmots und erkennt dieſe ſogleich daran, daß man von ihnen immer glauben möchte, ſie kämen am wenigſten von einem Pfarrer; ihr Witz waltet überall, nur auf der Kanzel nicht; dort predigen ſie „gediegen," aber ohne Origi-

nalität. Sie leſen keuchend ihre Predigt ab und ſagen, wenn man ihnen über die Frömmigkeit derſelben ſein Erſtaunen ausdrückt: „Lieber Freund, ich predige nicht, was ich lehre, ſondern was die Schrift lehrt!“ Solche Heuchler können freilich niemals in Conflikt mit jenen Regierungsſyſtemen kommen, die ſich im neunzehnten Jahrhundert zur Aufgabe gemacht haben, die Bekenntnißſchriften von 1530 zur Conditio sine qua non des Chriſtenthums zu machen und damit enden werden, das Chriſtenthum mehr zu untergraben, als jene Indifferentiſten.

Ich rede noch immer von den Geiſtlichen. Andere gibt es, welche in der Mitte zwiſchen der Welt und der Kirche ſchweben und zweifelhaft ſind, wo ſie am beſten hingehören. Dieſe würden ſich gut zu fürſtlichen Beichtvätern eignen, weil die geiſtliche Würde bei ihnen mit den feinſten Manieren verſchmolzen iſt. Dies ſind die berühmten ſonntäglichen Hauptprediger, welche einen ſo ſchönen Styl in ihren Predigten haben und beſonders von den Frauen angebetet werden. Ihr Auge ſtrahlt eine gebrochene Verklärung aus; ihre Rede beſteht theils aus Proſa, theils aus Verſen; jene iſt mit Blumen bedeckt, mit Frühlingsſäuſeln und jenen transparenten Glorien, wo im Brillantfeuer die Worte ſtrahlen: Glaube, Liebe, Hoffnung. Dieſe Verſe treten immer da ein, wo das Gefühl des Redners überſtrömt, bei Uebergängen und Schlußabſätzen. Die Frauen laſſen ſich von ſolchen Geiſtlichen wie von Magnetiſeuren behandeln.

Andere wieder ſind mürriſch, finſter und ſchwarzgallig. Dies Temperament äußert ſich in argen Verketzerungen, im geiſtlichen Terrorismus und einer affektirten Orthodoxie, die ſich beſonders daran erkennen läßt, daß ſie niemals aus dem

eigenthümlichen Jargon der Bibel heraus kann. Chriſtus wird von dieſen immer dargeſtellt, wie er niederfährt zur Hölle und die Schlange zertritt. Selten, daß ein heiliger Lichtglanz um ihren Erlöſer webt und er mit himmliſcher Verklärung ſeinen Jüngern zuruft: „Friede ſei mit euch!“ Dieſe Geiſtlichen glauben, vielleicht in guter Meinung, daß man unſrer eigenwilligen Zeit, gegenüber der Würde des Chriſtenthums, nichts vergeben müſſe; ſie wollen ihre Feſtung vertheidigen, ſie haben vielleicht nicht einmal die Abſicht, uns in ſie aufzunehmen, ſondern ſie wollen ſie uns blos nicht freiwillig übergeben. Die Idee, die ſie von Chriſto, vom Glauben und der Kirche haben, iſt ſtarr, ihre Worte ſind ſchroff, Ueberzeugenwollen iſt ihre Abſicht nicht, ſondern man müßte ſchon ganz vollkommen mit ſich im Reinen ſein und keine Zweifel mehr haben, wenn man ganz mit ihnen übereinſtimmend denken und fühlen wollte. Sollte man glauben, daß dieſe ſymbolgläubige Orthodoxie noch im neunzehnten Jahrhundert Gegenſtand der innern Staatenpolitik werden konnte?

Man verwechsle dieſe Orthodoxie nicht mit dem Pietismus. So orthodox der letztere iſt, ſo hat er doch Fleiſch und Muskeln und Adern und einen feuchten Blick in ſeinem Auge. Er will nicht blos ſtrafen, ſondern auch gewinnen, locken, überzeugen. Um über einen einzigen Sünder den Sieg zu gewinnen, wird der kindlich-pietiſtiſche Geiſtliche Jahrelang nicht müde, ſondern umſtrickt ihn ſo lange mit ſeinen oft ſpitzfindigen Erörterungen, bis jener matt wird und ſich ergibt. Dieſe Geiſtlichen, die unter den Diſſenters in England, den Herrenhutern und Mähriſchen Brüdern in Deutſchland ſo häufig ſind, wenden ſich im Leben und in der Kirche immer gern an den Einzelnen, wenn ſie bekehren und an die Maſſe

wenn ſie verdammen wollen. Die Maſſe verwerfen ſie, aber ſie ſuchen Einen nach dem Andern von ihr abzuſondern. Sie beſuchen ſeine Wohnung und helfen, wenn er darbt; ſie geben ihm die Bücher, die ihm zu ſeiner Erweckung und Erbauung fehlen. Dieſe Geiſtlichen ſind in einer ewigen Aufregung, weil natürlich das Gepräge aller der Dinge und Verhältniſſe, die wir um uns her ſehen, durchaus nicht mehr apoſtoliſch iſt; wüßten ſie ein Mittel, alle Künſte, Gewerbe und Handelszweige in Berührung mit der Kirche zu bringen! Wüßten ſie eine neue Hierarchie herzuſtellen, bei der ſie weit entfernt ſind, das Pabſtthum nachzuahmen, ſondern nur die „erſte chriſtliche Geſellſchaftsverfaſſung“!

Gehen wir von den Geiſtlichen auf die Pflanzſchulen ihrer Bildung, auf die Univerſitäten. Da iſt eine deutſche Univerſität! Wie ſieht ihre theologiſche Fakultät aus? Zehn theologiſche Richtungen und jede hat einen eignen Profeſſor an ihrer Spitze. Der eine baſirt den Glauben auf die Vernunft, der andere die Vernunft auf den Glauben. Da iſt Einer, welcher ſich ſo lange mit philoſophiſchen Vorſtudien, wie Magneten, beſtrichen hatte, daß er nachher durchs Chriſtenthum wandeln konnte, wo ihm alle Dogmen anſchoſſen und es ausſieht, als müßten ſeine philoſophiſchen Meinungen auch eine evangeliſch chriſtliche Geltung haben. Er behauptet, daß das Chriſtenthum eine Wahrheit des Gemüthes wäre. Ein anderer Theologe, der die innere Regſamkeit des Gedankens, nicht die Wärme des Gefühls hat, macht das Chriſtenthum zum Schlußſtein der höchſten philoſophiſchen Spekulation. Er beweiſt, daß die Grundwahrheiten des Chriſtenthums einen metaphyſiſch vollkommnen Sinn hätten, und beſitzt, trotz dieſer fixen Idee, eine gewiſſe trockene Ironie, die ihn beſonders

zur einſeitigen Polemik gegen ſeine Gegner geſchickt machte. Ein dritter iſt Pietiſt und trotz eines jugendlich hübſchen Ausſehens in dem Grade, daß er während der Vorleſungen nie die Augen aufſchlägt, ſondern ſich in das Holz des Katheders mit ſeinen Blicken einſaugt, wahrſcheinlich um nicht zu erſchrecken, wenn, ſeinen orthodoxen Behauptungen gegenüber, ihn die Wände ſo kahl und zweifelnd anblicken ſollten. Dieſer Profeſſor heißt Hengſtenberg. Da iſt ein Andrer, — als ich ihn zum Erſtenmal ſahe, erſchrack ich vor ſeinem überweltlichen Ausſehen. Eine heilige Sabbathruhe lag auf ihm, ein ſo beglückter Gottesfriede, daß ich mich zweifelnd fragen mußte: „Er iſt wirklich ein getaufter Jude?“ Er war es in der That, er war von dem Idealismus der chriſtlichen Religion überwältigt worden und ſchmiegte ſich an die poetiſche Erſcheinung Chriſti mit der Innigkeit eines Johannes an. Er vernachläßigte ſich ſelbſt und den Umgang mit der Welt, aus Liebe zu dem großen Religionsſtifter, den er nicht anders, als: „der Herr, der Heiland, der Meiſter,“ ganz im orientaliſchen Dufte dieſer Wörter nannte. Man konnte nicht ſagen, daß er kombinatoriſches Talent für die Bereicherung der theologiſchen Wiſſenſchaft ſelbſt hatte, allein, was ihn den Studenten ſo lieb machte, war dieſer innig verſchmolzene Parallelismus des Wiſſens und Glaubens bei ihm, die Ineinanderwirkung der chriſtlichen Geſinnung mit der chriſtlichen Erkenntniß und die praktiſche Abgrenzung, die er den Wiſſenſchaften gerade für den nöthigen Bedarf zu geben wußte. Während es bei gelehrten Theologen ſo ſchwierig war, ihre, faſt einen weltlichen Charakter tragende theologiſche Wiſſenſchaft ſogleich mit dem ſpätern, geiſtlichen Berufe auszugleichen, fand man bei ihm Alles zuſammen, den Text und die Me-

lebte. Seine Forſchungen klangen immer in das geiſtliche Leben hinein und in den meiſten ſtreitigen Fällen, wo Gründe der Kritik und der Geſchichte entſcheiden ſollten, machte er das Herz und das religiöſe Bedürfniß zum Schiedsrichter derſelben. Trotz der vielen komiſchen Züge, die ein Mann entfaltete, welcher im Leben von der Geſellſchaft keine Idee hatte, trotz der vielen Anekdoten, die auf Rechnung ſeiner Leichtgläubigkeit und Ungeſchicklichkeit umliefen, hingen die Theologen alle mit der größten Liebe an ihm; er war ihnen das ſichtbare Vorbild der Möglichkeit, ſich in Glaubensſachen mit Heiterkeit beruhigen zu können; ſein unauslöſchliches heiteres Lächeln war der Abglanz einer Ueberzeugung, die überwunden hatte und gegen alle Zweifel Stich hielt. Und dies alles mußte um ſo mehr als unverfälſchte Wahrheit erſcheinen, als in ihm die ſchwierige Aufgabe einer radikalen Bekehrung, einer Bekehrung vom Judenthum bis zum Glauben an Chriſtus gelöſt ſchien. Das iſt Auguſt Neander.

Welchen von dieſen Lehrern will man ſich zum Dollmetſcher des Chriſtenthums wählen? Bei Jedem war Jeſus derſelbe und bei Jedem ein Andrer. Die Wahl iſt ſchwer. Gemüth, Erziehung der Einzelnen, Bildungsgang werden entſcheiden. Leider aber entſcheidet meiſt die Augendienerei, die Hoffnung auf Beförderung, die Unterwürfigkeit unter die Anſicht, welche die Stellen vergiebt, Liebedienerei gegen die unglückſeligen Regierungsmaximen, die eine Partei gegen die andre bevorzugen. Daher die Heuchelei, der falſche erkünſtelte Fanatismus, das theologiſche Parteigezänk und die vielen abnormen Erſcheinungen, die beſonders in Preußen gegenwärtig mehr auf einen Staat der geiſtigen Ohnmacht als der Intelligenz ſchließen laſſen.

Gehen wir jetzt zur Sache selbst über und fragen zuvö
derst: Welches Christenthum ließ uns das achtzehnte Jah
hundert als Erbschaft zurück? Mitleidig zuckten die Phi
sophen des achtzehnten Jahrhunderts zu der in Märc
verwandelten evangelischen Geschichte die Achsel. Die riese
großen Strahlen, welche sonst die Sonne des Evangeliu
geworfen hatte, wurden immer matter und zurückgedrängt
einen Anfangspunkt, der nicht einmal, bei der allerdin
herrschenden Geschmacklosigkeit, noch als Poesie, sondern n
als kindische Fabel angesehen wurde. Konnten in der Phi
sophie nicht mehr feste und ausgearbeitete Systeme besteh
wie Cartesius, Spinoza und Leibniz die letzten d
matischen Versuche gemacht hatten, mußte selbst in
Philosophie sich das metaphysische Dogma vom zehrenden W
stande der Empirie verzehren lassen; um wie viel m
schwanden bei den Denkern die Ansprüche, welche bisher d
Christenthum gemacht hatte, in Nichts zurück! Da, wo n
das Dogma vertheidigt wurde, mangelte es größtentheils
Wärme des Gemüths, der Skepticismus hatte der knöchern
Orthodoxie gegenüber leichtes Spiel; er hatte den Witz,
Phantasie, die zur Hilfe gerufene empirische Wissenschaft
sich und war durch das allgemeine Zugeständniß gesichert, d
seine künstlerische Aeußerung in den verschiedenen Literatur
die damals Geltung hatten, namentlich in der englischen u
französischen, auch zugleich Epoche im Schriftenthum überha
machten. Die Sarkasmen Bayle's hatte Shaftesbu
nach England übertragen und wie in Frankreich bald all
was schrieb und dachte, in jener Denkungsart lebte, de
Kosyphäen sogar in Deutschland an den Hof eines Köni
als Paradestück des Geschmacks und der Philosophie geru

wurden, ſchoſſen auch in England, Frankreich und ſelbſt Deutſchland ſeine und redegewandte Spötter nach einander auf, welche, ſchon die Grundlagen der Religion überhaupt verwirrend, dem Chriſtenthum am Wenigſten eine philoſophiſche Geltung zugeſtanden. Die innern Widerſprüche der Bibel wurden aufgedeckt; zum Erſtenmale fing man an, die volksthümlichen Elemente, Nationalvorurtheile und Traditionen aus vergangnen Zeiten in den Berichten des neuen Teſtamentes zu unterſcheiden; das phantaſtiſche Gewand, die jüdiſch-orientaliſche Schlacke, in welche ſich die Erzählung vom Urſprung des Chriſtenthums hüllte, wurde von ihr abgeſondert und der übrig gebliebene Reſt, mit dem man nichts anſtellen kann, weil das innere Weſen des Chriſtenthums allerdings mit ſeiner äußern Erſcheinung innig verbunden iſt, ſchrumpfte in eine Begebenheit zuſammen, deren tauſendjährige großartige Nachwirkung die Neuerungsſucht nicht vermochte, ſie für größer zu halten, als ſie ihr erſchien. Ja, iſt nicht ſogar das Faktum eines gekreuzigten Chriſtus gänzlich geläugnet worden? Und hat man ihn nicht zu einer dichteriſchen Perſonifikation der Sonne in demſelben Sinne machen wollen, wie ſchon im Herkulesmythus nichts als eine Verherrlichung der wunderthätigen Wirkungen jenes Geſtirns enthalten ſein ſollte? Das, was uns das achtzehnte Jahrhundert vom Chriſtenthum hinterließ, war eine wüſte, oft frivole Zerſtörung, über deren Trümmern man der natürlichen Religion Tempel baute.

Das religiöſe Leben im Gegenſatz zur Wiſſenſchaft, um die es ſo bedenklich ſtand, konnte eben ſo wenig gedeihen, da es nichts mehr zur Anknüpfung vorfand. An Verketzerung und Verdammung des Skepticismus von Seiten der Orthodoxie fehlte es nicht, allein die Orthodoxie, die ſich ſelbſt überlebt

hatte, enthielt in ſich keine Befruchtungskeime mehr; ſie konnte durch praktiſche Wirkſamkeit in den meiſt leer ſtehenden Kirchen kaum Weiteres mehr bewirken, als daß ſich die dogmatiſchen Sätze und die bibliſchen Ausdrücke dafür in dem Gedächtniß des Volkes nicht ganz verloren. Pietiſten gab es zwar hier und dort. Wie aber ihr Streben immer nur auf Abſonderung geht, ſo konnten ſie die trockne Geiſtesrichtung, die ſie umgab, ſelbſt wenn ihnen Macht der Rede und Beredtſamkeit zu Gebote ſtand, wie beim Grafen Zinzendorf, doch nicht entzünden, und wenn es erwieſen iſt, daß ſich das religiöſe Bewußtſein allmälig wieder durch die Zerſtreuung der Menſchen und die Nüchternheit ihres Verſtandes durchgearbeitet hat und unſre Zeit gegen die vergangene wenigſtens eine allgemeine Durchſchnittsreligion wieder anerkennt, ſo ging dies nicht von den Pietiſten, als wenn ſie gleichſam allein den göttlichen Funken geſchürt und gehütet hätten, aus, ſondern es trafen manche andere Umſtände zuſammen, welche den erwähnten Unterſchied hervorriefen.

Indeſſen iſt gerade durch die Geſchichte des religiöſen Geiſtes, wie er in unſrer Zeit gegen die vergangene abſticht, ein wichtigeres Ergebniß für das Chriſtenthum enthalten, als wenn Konzilien, Univerſitäten oder Männer von dem Scharfſinn eines Kant über das, was am Chriſtenthum zuläſſig oder verwerflich iſt, entſchieden hätten. Ich meine nämlich dies: In dem Maße, als wir das Chriſtenthum gegenwärtig gegen die philoſophiſche Erbſchaft des vorigen Jahrhunderts reagiren ſehen, in dem Maße, als ſich der chriſtliche Glaube wieder ſichere Ruhepunkte und poſitive Anknüpfungen hat erobern können, iſt auch die Fähigkeit und Kraft ausgeſprochen, welche wir hinfort der Tradition dieſes Glaubens für

künftige Zeiten zuſchreiben dürfen. Denn wenn wir im Allgemeinen doch nicht läugnen können, daß unſre Zeit, die doch von der Spottluſt der vergangenen ſo weit entfernt iſt und gerade, durch mancherlei Umſtände bewogen, den beſten Willen zeigte, das Chriſtenthum wieder in ſeine alte ehrwürdige Geltung einzuſetzen, es doch nicht mehr bis zu einem glänzenden Siege deſſelben, bis zu einer aus ihm ſelbſt hervorſtrahlenden Entfaltung ſeiner göttlichen Glorie zu bringen wußte; möchte man da nicht auch annehmen, daß das Ziel, welches vom Chriſtenthum ferner erreicht werden kann, nun wohl deutlich und klar genug vor Augen liegt? Jetzt, wo Niemand mehr für die Frivolität eines Voltaire einſtehen will, wo Jedermann den Atheismus für Renommiſterei anſieht und die bibliſche Geſchichte ſicher iſt, gegen jede frivole Zerlegung ihres naiv-erhab'nen Inhaltes allgemeinen Schutz zu finden; jetzt iſt es doch auffallend genug und mit einer außerordentlichen Belehrung für uns und alle Zeiten verbunden, daß wir in der Stufenleiter von Entzückung und Gottandächtigkeit, die das Chriſtenthum ſchon erlebt hat, doch nur eine der mittelſten Sproſſen wieder einnehmen und beim beſten Willen, die Göttlichkeit der Offenbarung anzuerkennen, doch nicht höher gekommen ſind, als das Niveau unſres gegenwärtigen entſchieden lichtfreundlichen religiöſen Bewußtſeins iſt. Jedermann, ſelbſt der vernunftgläubigſte Rationaliſt verwirft die Behandlung, welche das achtzehnte Jahrhundert dem Chriſtenthum widerfahren ließ und dennoch hat ſich daſſelbe nicht wieder von ſeiner Erniedrigung bis zu dem alten dogmatiſch-orthodoxen Glanze erheben können. Das Chriſtenthum bedarf einer Menge zuſammentreffender geſchichtlicher Umſtände, bedarf eines großen Apparats von origineller Spekulation

auf der einen und überſchwenglichen Gefühls auf der ander
Seite, um ſich ungefähr in der Stellung zu erhalten, in de
es ſich gegenwärtig befindet. Die organiſche, Leben un
Geſchichte ſchaffende Kraft hat das Chriſtenthum ver
laſſen; der Keim von Civiliſation und Völkerbeglückung, d
in ihm lag, ſein Hiſtorie ſchaffendes Moment iſt abgeſtorbe
und hat ſich überlebt. Wer wagt dies zu leugnen? We
bildet ſich ein, noch ein einſeitig chriſtliches Bewußtſein zu
Richtſchnur des öffentlichen Lebens und der Politik machen z
können? Zwanzig Geiſtliche mag man nach Berlin berufen
um die organiſche Kraft der Religion vom poſitiv-chriſtliche
Standpunkte wiederherzuſtellen: man berufe zwanzig Laie
und würde ſich bald überzeugen, welches die Grundbedingunge
der modernen moraliſchen Exiſtenz ſind. Die Reformatio
mit ihren Folgen war die letzte Verklärung der dem Chriſten
thum mitgegebenen hiſtoriſchen Schöpfungskraft. Allein w
entſchieden gerade dieſe Schöpfung geweſen iſt, ſieht ma
z. B. daraus, daß doch gewiß in der gegenwärtigen Er
ſcheinung des Chriſtenthums das Moment liegt, auch d
Katholicismus müſſe noch einer organiſchen Wiedergebu
theilhaftig werden. Der Katholicismus wird innere Reform
mit ſich vornehmen, er wird es ſogar bis zur Aufhebung de
Cölibats bringen und doch würde dieſer Umſchwung das Me
der Dinge und Begebenheiten, das Meer der Geſchichte
keine große Wallungen mehr verſetzen. Der Deutſchkathol
cismus weiſt jede politiſche „Verdächtigung" zurück. Un
würde die Umwandlung des Katholicismus in religiöſer Hi
ſicht ſo durchgreifend wie die Reformation es war, ſo wür
ſie derſelben doch nie darin gleich kommen, daß ſie es m
jene auch in politiſcher ſein könnte. Das Tau, welches früh

den Anker des Glaubens und das Fahrzeug des hiſtoriſchen Lebens zuſammenhielt, iſt durchſchnitten. An die Geſchichte der Zukunft werden ſich noch zahlloſe Hebel legen können, aber keiner derſelben wird vom Chriſtenthum ausſchließlich in Bewegung geſetzt ſein.

Dennoch kann bei dieſem eigenthümlichen Reſultate, welches unſere Zeit gewonnen hat, das Chriſtenthum an und für ſich noch der ſegnenden Wirkungen eine Fülle haben; es kommt nur darauf an, daß die Parteigänger deſſelben, beſonders die Fürſten und Miniſter, die die neue Zeit haſſen, ſich nicht mehr einreden, große, offene Völkerſchlachten mit ihm zu gewinnen. Kreuzzüge, blutige und ideelle, können nicht mehr gepredigt werden. Darum aber iſt dem Chriſtenthum noch immer mancher Triumph vorbehalten. Wir haben es gegen das vorige Jahrhundert dahin gebracht, daß mehr religiöſe Innigkeit verbreitet iſt, als früher, daß die Kirchen beſuchter ſind, daß die Literatur nicht mehr denkt, durch eine Verſpottung chriſtlicher Lehrbegriffe ihre große Aufgabe zu löſen. Zu einer vollkommenen Wiedereinſetzung des Chriſtenthums in ſeinen vorigen Stand aber, zu einer ſich von ſelbſt verſtehenden Begründung aller moraliſchen und Kulturfragen einzig und allein durch das Chriſtenthum, zu einer ihm verliehenen Gewalt, wieder die ſittliche Vorausſetzung aller Dinge zu ſein; dazu kann und wird es unſere Zeit nicht bringen und keine Zeit wird es wieder dahin bringen. In der Prüfung und Sichtung der mit dem Chriſtenthum verbundenen philoſophiſchen oder hiſtoriſchen Fragen wird hinfort nur noch die größte Freiheit herrſchen. Die wechſelſeitigen Meinungen können ſich austauſchen, ohne verketzert zu werden. Chriſtus kann und ſoll und wird nach Jedes eigenthümlicher Weiſe

gepredigt werden; er kann dem Einen Gott, dem Andern Mensch sein: da finde keine Ausschließung mehr statt! Sollte die Kirche diese Ausschließung üben, so würde sie bald verlassen sein und sich entschließen müssen, wollte sie einmal Normalbegriffe festsetzen und unumgänglich machen, das Wesen der Gemeine auf die leeren Kirchenstühle zu beschränken und die Gemeinschaft nur innerhalb der Steinmauern der Tempel gelten zu lassen. Ihr wollt uns vom Christenthum ausschließen? Ihr wollt uns zwingen eine eigne Gemeinde zu bilden? Das würde gerade eine Erscheinung wie in der politischen Welt geben, wo die linke Seite, wenn sie auch nicht das Heft der Regierung in Händen hat, darum doch nicht aufhört, dem gemeinsamen Vaterlande einverleibt zu bleiben und den einmal empfangenen Stempel des Ganzen überall, selbst noch im Auslande zu zeigen, nämlich in der sie Alle liebenden und umschließenden Muttersprache. Die geistige und religiöse Muttersprache bleibt darum doch das Christenthum, das uns umsponnen und umwoben hält, wie ein unsichtbarer Aether. Die Geistlichkeit weiß das, sie weiß, daß die Kirche nicht bloß da ist, wo eine Kanzel ist. Sie weiß, daß sie ohne Conzession an die Vernunft und den Zeitgeist nicht bestehen kann. Sie erklärt die Taufe für einen bürgerlichen Akt schon dadurch, daß sie denen, welche für den neugebornen Weltbürger das Glaubensbekenntniß ablegen, zuweilen nach Umständen eine strengere oder nachgiebigere Formel anzubieten hat, ja daß sie sogar zugesteht, der Pathe solle nicht sein eigenes Bekenntniß ablegen, sondern nur sagen, ob er wünsche, daß das Kind in einer Weise erzogen werde, die nicht mehr zu umgehen ist, weil sie zur bürgerlichen Ordnung gehört. So die Meinung toleranter Theologen.

Strengere, die bei dieſer oder jeder Gelegenheit 36 Artikel beſchworen wiſſen wollen oder Geſetzvorſchriften, die dieſen Schwur zur Bedingung von Rechten, von Aemtern machen, gehören der Zeit nicht mehr an und nähren nur noch auf beklagenswerthe Weiſe den Reſt von Erbitterung gegen die Kirche, der ſich vom vorigen Jahrhundert auf das unſrige vererbt hat. Das große Geſetz für die Zukunft wird ſich geltend machen, daß es keine Kirche mehr, ſondern nur noch religiöſe Wahlverwandtſchaften gibt und daß die Gemeinde nicht mehr aus ſolchen beſteht, die zuſammen gerufen werden, ſondern aus ſolchen die ſich ſelbſt zuſammen finden. Es gibt keine Religion und kein Chriſtenthum mehr ohne Ueberzeugung und deßhalb iſt der Glaube die Sache des Einzelnen geworden.

Wenn man nun aber doch bei dem in Religionsſachen herrſchenden Freimuth anerkennen muß, daß in unſerer Zeit ſelbſt der Indifferentismus die gute Seite hat, daß er wenigſtens eine Verſpottung des Heiligen nicht zu äußern wagt, und wenn ſich ſogar eine weit größere Innigkeit aus den Gemüthern der Menſchen hervorarbeitete und religiöſe Empfindungen hie und da zu wunderlich überreiztem Ausbruch kommen ließ, ſo mußten mancherlei Urſachen dazu beitragen, einen ſolchen Umſchwung in der Stimmung und Geſinnung der Zeitgenoſſen hervorzubringen. Zunächſt klang, verborgen zwar und ſtill, aber doch rein und lauter, aus dem vorigen Jahrhundert ſelbſt ein frommer Ton herüber oder wenigſtens ein ſolcher, der zunehmend und ſich verſtärkend wohl dem Läuten der Kirchenglocke ähnlich kam. Der Esprit und die Frivolität jener Zeit konnten das muthloſe Herz nicht befriedigen und wenn auch nur wenige ein ſo ernſtes Streben

nach Wahrheit in ſich pflegten, daß ſie, angewidert von dem ſpirituellen Leichtſinn jener Zeit oder gar in Schrecken geſetzt von dem materiellen Dogmatismus, in welchen ſich die Zweifelſucht verlor, nach einer reineren Quelle der Erkenntniß ſuchten: ſo konnten ſie doch mit der Zeit ihr eigenes Ufer übertreten und den an der Sonne der Aufklärung ſchmachtenden Sand erfriſchen. Es iſt hier nicht von dem Pietismus und den Diſſenters die Rede, die ihr religiöſes Leben im trocknen Dogmen-Wortſpiele entnerven ließen, wohl aber von Richtungen, die zunächſt gar nicht aus chriſtlichem Bedürfniß und nicht einmal völlig aus religiöſem hervorgingen, ſondern nur mit der Zeit eine Anwendung darauf zuließen. Die kalte Verſtandesrichtung trieb das entgegengeſetzte Extrem, eine melancholiſche Empfindſamkeit hervor. War auch dieſe zunächſt nicht auf göttliche Dinge gerichtet, ſondern vielmehr eine Vergötterung des in allen ſeinen innern Zuſtänden belauſchten Menſchen, ſo wurde dadurch doch ein innigerer Verkehr der Gemüther gepflegt. Es rückten Gleichgeſinnte näher zuſammen und ſchufen ſich einen Cultus, der zwar nur der Liebe und Freundſchaft gewidmet war, aber doch mit der Zeit leiſe an die tieferen Geheimniſſe der Welt und des Lebens anpochte. An einzelnen Charakteren, die ſich ſogar in die Annalen der Geſchichte geſchrieben haben, kann man den allmäligen Uebergang aus dem Ueberdruß an der graſſirenden Verſtandesrichtung bis zu einem mit rührender Zerknirſchung ausgeſprochenen Bedürfniß religiöſer Ueberzeugung verfolgen. Wenn auch dabei das Chriſtenthum immer noch in ziemlicher Entfernung blieb und faſt eine wunderliche Furcht, ſein höheres Bedürfniß mit dem Chriſtenthum identificiren zu wollen, ſich an dem damaligen Menſchen unterſcheiden ließ, ſo lag

es doch in der Natur der Sache, daß das blinde Umhertappen in einem Reiche von Gefühlen, welche durch die entdeckten Wirkungen des Magnetismus noch geheimer und unklarer wurden, ſich weder ſelbſt beruhigen noch mit Andern verſtändigen konnte. Der ſchwankende Kahn ſuchte ein Ufer, um anzulanden, und lief, um ſich mit dem ewigen Lebenswaſſer zu verſehen, bald wieder in die Häfen der heiligen Küſte ein. Da die Zeit einer neuen Religionsſtiftung nicht günſtig oder ſie dazu nicht reif war, ſo konnte man eben nur auf das Chriſtenthum wieder zurückkommen. Dies wurde der ungefähre poſitive Ausdruck für ein unbeſtimmtes Beben und Bedürfen, welches die Gemüther der Menſchen beängſtigte. Man hatte in ihm wenigſtens eine haltbare Form und Stoff zur Uebung ſeiner innern Kräfte genug, weil es im Bereiche der Kirche Erſtarrtes zu löſen, Gebundenes zu befreien, Fremdes zu bekämpfen gab. Nichts hebt ja die Menſchen ſo hoch, ſelbſt über ein Maß von Kraft, das man ſich nie hätte zutrauen mögen, ſo hoch ſelbſt über das Maß von Ueberzeugung, über welches man ſich Rechenſchaft geben kann, als die Nothwendigkeit, ſeine Sache vertheidigen zu müſſen. Der Ueberſchwenglichkeit in negativen Richtungen, der Ueberſchwenglichkeit in den Angriffen auf Chriſtus, ſtellte ſich eine andere im Poſitiven gegenüber und bewirkte dadurch, daß zwiſchen beiden Lagern der Indifferentismus ſich wohl hindurchdrängte, gab aber zugleich den Inſtitutionen der chriſtlichen Kirche Zeit, ſich von ihrem Falle zu erheben und ſich mit neuer Würde zu bekleiden. Und wo die, die alte Dogmatik belebende Gefühlswärme nicht blinde und fanatiſche Jünger für den Streit erwecken konnte, da ſtrömte ſie doch allmälig in die allgemeinen Empfindungen über und machte,

daß die Herzen der Menſchen ſich weicher und laulichter be-
fühlen ließen; aus welcher Stimmung ſich eigentlich die
ganze Stellung unſrer Zeit gegen das Chriſtenthum ergeben
hat, nämlich diejenige, daß man zwar nicht mehr blind an
die Symbole und chriſtlichen Dogmen glaubt, ſie aber als
einen heiligen und ehrwürdigen Ueberreſt des Alterthums ge-
ehrt und nur möglichſt erhalten wiſſen will.

Bei den politiſchen Stürmen, welche durch das Grenz-
gebirge der beiden Jahrhunderte ſauſten, hätte das Chriſten-
thum, wäre es noch ein hoher, die ganze Welt überragende
Stamm geweſen, unfehlbar den aufgeregten Elementen nicht
widerſtanden. Napoleon ſchonte den Pabſt, weil er ohne-
hin ſchwach genug und in der hartnäckigen Benutzung ſeiner
damals kleinen Macht dem gewaltigen Andrange ſeines tyran-
niſchen Willens nirgends zugänglich war. Die Blüthen des
Chriſtenthums wuchſen längſt auf niedrigen Geſträuchen und
konnten deshalb leichter verſchont werden, indem die Wetter
der Geſchichte über ihnen wegrollten. So kam es, daß dieſe
gewaltigen Geburtswehen einer neuen Zeit, deren in Heiter-
keit erzeugte und in Schmerz geborne Söhne wir ſind, das
Eigenthum der Kirche — ich meine die in den Gemüthern
gelegenen geiſtigen Beſitzthümer derſelben — wenig verletzten,
ja im Gegentheil ſchoſſen die dreigeſpaltenen Kleeblätter der
chriſtlichen Liebe aus der Wieſe des Lebens friſcher und grü-
ner empor als je, da ſich die Wolken oft genug entlade-
und Berg und Thal erquickt hatten. Unglück hebt, ein Un-
gewitter befruchtet. Die Empfindungen der Menſchen, ihre
Beſtrebungen in allen Gebieten wurden nach endlicher Beile-
gung des langen Völkerkampfes muthiger und kräftiger; wo
in Frage ſtand, wurde mit ernſtem Sinne angeſprochen, de-

Anſpruch wurde dringlicher wiederholt und wohl gar in Drohung verwandelt. So traten auch Kirche und Religion mit feſten Schritten auf, entwickelten durch inneren Parteikampf einen Reſt bisher unbekannter Lebenskraft; es war, als hätte die Zeit ſo Wunderbares und Außerordentliches ſelbſt erlebt, als hätten die Menſchen in dem Grade ihre Maßſtäbe vergrößert, daß nun wohl auch in dem Gebäude des Chriſtenthums der großartige Grundriß wieder behauptet werden konnte. Der Himmel ſchien der Erde näher gebracht und das Wunder weniger unmöglich zu ſein. Die Zeitgenoſſen fühlten, daß ſie nach ſo langer Zerſtörung ein neues Leben aufzubauen hätten. Die Gebildeten unter ihnen wußten, welch ein Antheil am Dank daran den Maſſen gebührte, die ſich im Schmelztigel widerwärtiger Begegniſſe verjüngt hatten. Man war gerecht genug und beſonnen, aus der Zerſtörung ſo viel zu retten, als möglich war und in den Momenten, wo Eile und Hülfe Noth that, keine großen Schöpfungen aus dem Nichts oder aus der Theorie zu beginnen. Man ſetzte die Fürſten der Erde und die Fürſten des Himmels wieder in ihre alten Rechte. Das Reſtauriren wurde eine Leidenſchaft. Traurig freilich, daß man nicht blos Jeſus reſtaurirte, ſondern auch die Jeſuiten. Man hat zu weit vorgirt und zu viel künſtlich muſtviſch zuſammengeſetzte Trümmer der Vergangenheit als dauerhafte und unumgängliche Organe unſres Lebens darſtellen wollen.

Außer dieſem großen Zuge der Begebenheiten gab es manche andere günſtige Einwirkungen, welche Religion und Kirche wieder in einen Theil des alten Anſehens ſetzten. Philoſophie und Kunſt hatten ſich aus der verworrenen Gegenwart in die alten Zeiten geflüchtet. Die kräftigſten Gedanken und ver-

ſtärkſten Phantaſieen waren in den immergrünen Epheu der Vergangenheit verwirkt. Das Studium zog eine ſo ſüße Gewöhnung an ſeinen Gegenſtand nach ſich, daß ſie ſich auch auf die neuen Verhältniſſe übertrug. Die Denker wurden auf den Zuſammenhang der bisherigen Menſchenſchickſale aufmerkſam und erkannten den Unterſchied der Zeiten und Epochen und verliebten ſich wohl in die Merkmale derſelben ſelbſt. Die Künſtler überzeugten ſich, daß die wahre Meiſterſchaft allerdings in der perſönlichen Kraft des Einzelnen liegt, aber daß ſelbſt den Gemälden eines Titian und Raphael kein ſo großer Zauber innewohnen würde, wenn ſich die Phantaſie dieſer Künſtler nicht an den Hintergrund ihrer Zeit und des damaligen Lebens hätte lehnen können. Wie viel Aufforderung, die kalten, zweifelnden Stimmungen zu bekämpfen und Kraft und Thatkraft wieder herzuſtellen! Die Unbill der Ereigniſſe ſelbſt und ihre auf die Volkswohlfahrt wirkenden Nachwehen, die Verletzungen der Nationalitäten und die Demüthigung ſtolzer Fürſtengeſchlechter, Alles das trieb die Menſchen mannigfach an den Himmel und das ewige Recht zu appelliren. Die Kräftigen boten ſich der Gerechtigkeit ſelbſt als Schwert der Rache an, die Sanfteren zogen ſich in die Einſamkeit zurück, um jenen trauten Umgang mit dem Geheimnißvollen zu nähren, welcher in der Form des Pietismus zwar Nichts ſo ſehr untergräbt, als die äußere weltliche Kirche, aber auch Nichts damals ſo ſehr gehoben hat, als die Religion. Selbſt wo man von einer krankhaften und trägen Erregung der Gefühle und einer im wäſſerigen Auge des Pietismus unſtät umherirrenden Gedankenloſigkeit ſich verletzt fühlte, ſelbſt da ſah noch der ernſte Denker, dem nur der Mangel an Freiheit in jener Verwirrung, an Selbſtbewußt-

ſein und freudigem Menſchenſtolze ſo widerwärtig war, daß allerdings dieſe krankhafte Abſonderung von der Geſellſchaft weder mit Stillſchweigen umgangen, noch mit Lächeln widerlegt werden konnte; er ſah, daß man der Krankheit Geſundheit gegenüberſtellen mußte; man mußte ſich ſelbſt auf einem ernſten Streben nach Aufklärung in göttlichen Dingen ertappen laſſen. Und man ſtritt, man philoſophirte über das Chriſtenthum. So baute ſich eine Stimmung auf die andere. Und dadurch, daß man mit einander ſtritt, eine Idee ſo oder ſo zu beſtimmen, konnte die Idee ſelbſt nur gewinnen.

Selbſt die ausſchließlich politiſchen und ſozialen Tendenzen der Zeit konnten der ſich einmiſchenden Religion nicht entrathen. Alles, was die Humanität erſtrebte, konnte durch fromme und edle Motive nur gerechtfertigt werden. Wodurch ließ ſich die Abſchaffung der Sklaverei eindringlicher empfehlen, als durch die Lehre von der durch das Chriſtenthum veredelten Menſchenwürde! Und wenn man ſich z. B. ſtreitet, ob die Juden ein Recht haben ſollen, an unſern gemeinſamen öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, ſo konnte ſich an dieſer Frage das Schwert des Glaubens vorn und hinten, beim Für und Wider ſchärfen. Die Gegner der Frage drangen auf das Chriſtenthum als ein heiliges Fluidum, das durch die Adern unſers politiſchen Lebens rinnen ſolle; die Vertheidiger riefen den Geiſt der Milde, den chriſtlichen Geiſt der Verſöhnung an, indem ſie ohnedies das Heil der Religion nur in ihrer Trennung vom Staat erblicken. Wir wollen ſpäter ſagen, weſſen Berufung die richtigſte iſt; allein beide haben einen ernſten Bewegungsgrund, der wenigſtens das Weſen der Religion nicht kompromittirt. Und ſo ſind bei all den großen Fragen, mit deren Löſung unſere Zeit ſich

beſchäftigt, ſogar in neuſter Zeit beim Communismus, die Wahrheiten der Religion und Moral, tröſtend oder aufreuernd, immer in der Nähe des Schlachtfeldes geblieben. Der Irrthum beruft ſich auf ſie, die Wahrheit, die Lüge, die Ueberzeugung. Die Religion kann entſtellt, aber ſo leicht nicht mehr mit Füßen getreten werden, wie im vorigen Jahrhundert.

Gehen wir nun auf das religiöſe Leben der Gegenwart näher ein, ſo wollen wir für dieſe Gedankenreihe drei Zielpunkte feſtſtellen: 1) die Religion im Gebiete der Kirche und als Wiſſenſchaft; 2) die Religion im Gebiete des Staats; 3) die Religion in Beziehung auf die Geſellſchaft und als Geſinnung.

Es war dem kritiſchen Sinne unſerer Zeit angemeſſen, daß man in der Theologie hauptſächlich über Urſprung und Zuſammenſetzung der Bibel Rechenſchaft zu geben ſuchte. Sie wurde von unſerer philologiſchen Richtung wie jedes andere vom Alterthum überlieferte Buch betrachtet und um ſo lieber in ihrer Geſchichte verfolgt, als es der Theologen genug gibt, welche den Dogmen nicht gern ins Antlitz ſehen und ihre Gelehrſamkeit lieber in einem Gebiete walten laſſen, wo ſich zwar allerdings aus den wiſſenſchaftlichen Reſultaten Schlußfolgerungen der wichtigſten Art für das Chriſtenthum ergaben, man aber nicht genöthigt war, dieſe ſelbſt zu ziehen, indem man die Theologie bloß für einen Zweig der Philologie anſah. Die gegen die Schriftſteller des Alterthums nicht ſelten mit glänzendem Erfolg aufgetretene Zweifelſucht theilte ſich auch der Bibelforſchung mit. Die erſten Bücher des alten Teſtaments verloren den Nimbus von Uralterthum, in welchen ſie ſich bisher durch den Glauben

daß ſie von Moſe wären, gehüllt hatten. In eine viel ſpätere Zeit wurden dieſe angeblich älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts hinaufgerückt und aus Gründen der Sprachbildung wurde z. B. das Buch Hiob als älter erkannt, denn die Bücher Moſe. Es geſellte ſich zu der kritiſch-linguiſtiſchen Erklärung auch beim alten Teſtament eine äſthetiſche, die, von allgemein literariſchen Geſichtspunkten ausgehend, ſich nicht ſcheute, alles bisher natürlich Erklärte bildlich zu nehmen und in der heiligen Poeſie der Hebräer weit weniger der Heiligkeit, als der Poeſie ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Durch dies zunächſt allgemein literariſche Intereſſe wurde die Bibel (altes und neues Teſtament) bald vom Duft der orientaliſchen Dichtkunſt und Mythe umwoben, ſo daß das urſprünglich noch im Chriſtenthum befindliche Hebräiſch in Sitten, Glauben und Sprache bald als die Frucht jenes Rieſenbaumes der Phantaſie erkannt wurde, welcher über den ganzen Orient ſeine Zweige ſchatten ließ. Wenn nun auch der anatomiſche Verſtand gegen die Schriften des neuen Teſtaments mit ſchonungsloſer Prüfung ihrer Aechtheit verfahren war, ſo hatte man doch durch die Kritik zu keinem feſten Ziele kommen können. Ueberall ſchwankte man auf unſicherm Boden, innere und äußere Widerſprüche lagen offen da; allein dies bloß formelle Verfahren bedurfte gerade jener Ergänzung, die von dem Zuſammenhange mit dem Oriente hergeleitet wurde. Es war ſchwer, das hiſtoriſch Unglaubwürdige und kritiſch Ermittelte von den übrigbleibenden Schlacken abzuſondern und auf einen ſichern Platz zu bringen. Man konnte ſelbſt die erhabene Erſcheinung des Erlöſers nicht ſo rein aus den Nebeln der Bibel herausführen, wie man ihn wohl gern geſehen hätte, ſondern nach den ſcharfſinnigſten Unter-

ſuchungen über das Einzelne wußte man nicht, ſie auf das Ganze anzuwenden. Man mußte ſich gerade wieder an die Vorſtellung des Ganzen gewöhnen, weil ohne dieſes jede einzelne Beſtandtheil todt war. Es iſt wohl leicht zu zeigen, was im Leben Jeſu richtig und einzig und allein möglich war, allein gerade die mythiſche Verklärung iſt ſchon ſo innig mit dieſem Urſtoff der großen Begebenheit, die eine neue Welt ſchuf, verfloſſen und vermiſcht, daß man ohne dieſelbe ſich in der Beurtheilung der Bibel nicht mehr auf religiöſem Gebiete befinden würde. So hat auch der Nachweis, daß das Meiſte in der Bibel mythiſch zu verſtehen ſei, der Nachweis des Zuſammenhangs der verſchiedenen jüdiſchen und gnoſtiſchen Elemente, die das Chriſtenthum bildeten, mit dem Oriente ſeine Unterſuchungen damit geendet, daß ſie am allerwenigſten zur Benachtheiligung des Chriſtenthums dienen ſollen. Die Lehren der Bibel hören darum, daß man ſie auch in anderen Büchern des Orients findet, nicht auf, geheimnißvoll zu ſein; es handelt ſich jetzt nicht mehr darum, wie im vorigen Jahrhundert, über die Plagiate, welche das Chriſten- und Judenthum an ſeinen Umgebungen beging, zu lächeln; ſondern die Wiſſenſchaft iſt längſt auch in den nicht chriſtlichen Quellen des ſpäteren Chriſtenthums geneigt, Alles was Nachdenken und Gefühl verräth, was den Stempel heiliger Forſchung an ſich trägt und eine Ahnung höherer Idee iſt, als ehrenwerth und es komme, woher es wolle, als tief ſinnig anzuerkennen.

Freilich kann man, wenn es ſich nur darum handelt, beſtimmte Dogmen feſtzuſtellen, welche, zur Glaubensnorm erhoben, ferner noch das Symbol der Kirche bilden ſollen, nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe angedeutete Richtung auch zu weit

gehen kann. Der Rationalismus, der dies geradezu behauptet, hat darin Recht, daß er eine Religion verlangt, die nur, deßhalb die Offenbarung verwirft, weil in der That die Religion zwar kein unmittelbares Erzeugniß des Individuums sein kann, wohl aber mit der unmittelbaren Fähigkeit des Menschen, Religion zu faſſen, zu begreifen und in ſein Innere zu einzuführen, zuſammenhängen muß. Der Streit, in welchen die Dogmatiker zu allen Zeiten gerathen ſind und in dem ſie noch liegen, dreht ſich um die Quelle der Religion, ob ſie eine natürliche oder geoffenbarte wäre. Die Einen trauen ſich alles zu, es ſelbſt und ſo gut wie Gott und die Geſchichte zu ſchaffen, die Andern aber auch Nichts. Die Letzten ſind jedenfalls, da ſie in der Offenbarung etwas Mechaniſches ſehen, beſchränkte Buchſtabenmenſchen. Sie ſehen in der Religion eine Veranſtaltung, die allein von Gott herrühren ſoll. Die Andern bilden ſich freilich ein, daß jeder Einzelne aus ſich ſelbſt eine Theodicee ſchaffen könne, was vielleicht nur deßhalb ſo glaublich gemacht werden konnte, weil wir unwiſſend genug über die Möglichkeit unſeres Wiſſens ſind. Dieſer Zwieſpalt zwiſchen den Vernunft- und Offenbarungsgläubigen ſchuf eine dritte Partei, welche die Tradition der religiöſen Begriffe als eine Offenbarung, wenn nicht Gottes, doch der Geſchlechter gegen die Geſchlechter annimmt, das Chriſtenthum als eine der lauterſten und tiefſinnigſten menſchlichen Offenbarungen dieſer Art anerkennt und gerade in die Befolgung der Vorſchrift deſſelben, daß man Alles prüfen und das Beſte behalten ſolle, auch das eigentliche Weſen der chriſtlichen Religion ſetzt. Die Stoffe ſind gegeben und wir ſollen darnach trachten, ſie uns anzueignen. Wir ſollen unſer Leben gleichſam zu einer Ueberzeugung ſuchenden Arrondirung im Chriſtenthum machen und

mit redlichem Ernſte ſtreben, davon ſo viel, als unſere Kräfte vermögen, zu bewältigen. Der Rationalismus wird alſo von dieſer Meinung als ein Hilfsmittel zur Kritik des überlieferten Glaubens genommen, wenn ſie auch in Abrede ſtellt, daß das Religiösverbindliche ſelbſt jemals ein unmittelbares Machwerk der Vernunft ſein könne.

Die ſtreitenden Parteien innerhalb der chriſtlichen Kirche entfernen ſich zu ſehr von dem Weſen der Religion überhaupt. Es liegt ohne Zweifel in dem Ausdruck: „Vernunftreligion" ein Widerſpruch oder wenigſtens eine Zuſammenſtellung zweier Wörter, die nicht zuſammen gehören. Wenn Vernunftreligion das Erzeugniß und das Geſetz der Vernunft ſein ſoll, dann begreift man nicht, warum die Vernunft überhaupt noch der Religion bedarf und weßhalb ſie ſich ſelbſt herablaſſe, noch eine Erregung ihres innerſten Weſens zuzugeſtehen, die nicht ſchon in ihr ſelbſt läge. Weit richtiger wäre der Ausdruck, wenn unter ihm blos die Nagelprobe verſtanden ſein ſollte, welche allerdings die Religion vor der Vernunft zu beſtehen hat, ſo daß die Vernunftreligion deßhalb vernünftige Religion genannt wird, weil ſie nicht wider die Vernunft iſt. Denn man muß darauf zurückkommen: die Religion iſt zunächſt nichts, das mit der Vernunft aus einem andern Grund in Berührung kommen dürfte, als darum, daß ſie ſo gut der Prüfſtein der Religion iſt, wie z. B. der Kunſt. Die Phantaſie hat noch Niemand für das Produkt der Vernunft ausgegeben, wie auch noch Niemand ſagte: Vernunftphantaſie. Darum hört aber die Phantaſie noch nicht auf, der Vernunft als der Richtſchnur ihrer Aeußerung unterthan zu ſein, wie frei ſie ſich auch ſonſt bewegen kann und wie ſpezifiſch verſchieden ſie auch ſonſt

von der Vernunft iſt. Hätte das Gefühl ſolche Umriſſe, wie die Anſchauung ſie haben muß, ſo würde die Vergleichung der Religion mit der Phantaſie und Kunſt noch ſchlagender ſein. Daß Phantaſie und Vernunft etwas ganz Verſchiedenes und doch Daſſelbe ſind, ſehen wir ohne Weiteres ein; allein wir würden es auch von der Religion und Vernunft einſehen, wenn nicht das Weſen der Erſtern im Gefühle läge und wenn das Gefühl ſich ſo begrenzen ließe, wie phantaſtiſche Viſionen ſich im Intereſſe der Kunſt begränzen laſſen. So ſollte denn auch der Ausdruck: Vernunftreligion nie etwas Anderes bedeuten, als daß man ſich zu einer Religion bekennt, die der Vernunft nicht widerſpricht; nimmer aber ſoll man glauben, daß Vernunft Quelle der Religion ſein könne, welches eine eben ſo unverſtändige Zuſammſtellung wäre, als wenn man von einem Gemälde, einem Gedicht, einem Geſang, einem Tempel Wunder etwas zu ſagen glaubte, wenn man ſagte, daß dieſe Schöpfungen von der Vernunft eingegeben wären!

Die Vernunft, im thätigen Zuſtande gedacht, iſt der Verſtand. Der Verſtand reißt aber nur nieder, prüft und ſichtet. Wie er fortwährend die poſitiven Momente in dem ſchöpferiſchen Drange des Künſtlers aufhebt, ſo würde er auch fortwährend die Religion beſchränken. Wie oft iſt Rührung, die doch eine Aeußerung der Religion iſt, nicht in Gefahr, in uns ſelbſt von unſerm eigenen Verſtande belächelt zu werden, ſo daß man weint mit dem Ausruf: Was biſt du für ein Narr, daß du weinſt! Darum hat aber doch dies Weinen ſeine tiefe gemüthliche Berechtigung. Die Religion liegt nicht unter der Vernunft, aber auch nicht in ihr. Sie liegt neben ihr. Es liegen die verſchiedenen Gebiete der Un-

mittelbarkeit und der Reflexion nahe an einander, ſind ab
nicht daſſelbe; ſie berühren ſich, ohne jedoch einen gemei
ſchaftlichen Mittelpunkt zu haben.

Und auch dies, daß die Vernunft ein Prüfſtein der Rel
gion wäre, iſt nur dahin zu verſtehen, daß die Religion alle
dings darnach ſtrebt, ihre Momente zu feſſeln und Wort
Ausdrücke, Formen für ſie zu ſuchen, ebenſo, wie die Kun
nach Fixirung ihrer Phantaſie ſtrebt und ſich in fertigen u
abgeſchloſſenen Werken erſt vollkommen genügt. Laokoo
ein Gemälde Raphaels, iſt in dem Sinne nichts Reelle
als der Verſtand nach Realitäten ſtrebt, es iſt nichts, d
aus ſich ſelbſt einen Werth anſprechen könnte, es läßt ſi
nicht zerlegen, nicht umſchmelzen, nicht in eine andere For
gießen, ſondern es iſt das, was es iſt, eine faktiſch geworde
Gottheit, die ihre Wahrheit nur in der Wahrheit jenes M
mentes hat, der ſie ſchuf, und wenn ein ſolches Gemälde au
noch ſo viel Entzücken verbreitet, ſo iſt dazu unerläßli
Demuth und gläubige Annäherung und eine die Anſchauun
des Dichters ſelbſt wieder reproduzirende Anſchauung. S
iſt es auch in der Religion. Die Dogmen ſind ihre ve
körperten Momente, ſind die Kunſtwerke des Glaubens, ſi
künſtleriſche Verſuche, religiöſe Momente zu fixiren. D
Dogmen ſollen der Vernunft nicht widerſprechen; allein w
iſt ein Gemälde von Titian anders als eine Thatſache, d
abgeſchloſſen in ſich ſelbſt iſt und in dem Anfang, aus de
ſie hervorſchoß, auch ihr Ende hat! Vernunft- und Ve
ſtandesreflexionen kann es erzeugen, aber ſie erſchöpfen ſe
Weſen nicht. In dieſem Sinne hat ſich denn auch der re
giöſe Glaube, ſeitdem die Geſchichte im Gang iſt, eine Galle
von Dogmen geſchaffen, die man nur als die Verkörperu

flüchtiger religiöſer Momente betrachten darf, und auf beiden Seiten wird thöricht verfahren, ſowohl, wenn man dieſe Dogmen mit juriſtiſchen Vorſchriften verwechſelt, die ihren Werth nur in praktiſcher Anwendung haben, wie die Orthodoxie es thut, als auch, wenn man das Meſſer der Kritik hineinſticht und etwas zerfleiſchen will, was kaum mehr denn Duft und Nebel iſt. Die Dogmen ſollte man als die Blüthen betrachten, welche die religiöſe Kraft der vergangnen Zeiten getrieben hat. Wer verlangt von ihnen mehr, als daß ſie duften? Welken ſie? Ade! Wer will uns ein Verbrechen daraus machen, wenn wir an der Fähigkeit, aus dem mannigfach umgeackerten Boden unſeres Gefühles dieſelben Pflanzen aufſchießen zu laſſen, verzweifeln? Wirken läßt ſich nur darauf, daß auch wir aus der Kraft, die in uns wohnt, etwas unſer Gefühl zufrieden Stellendes erzeugen; wer nichts aus ſich ſelbſt zu treiben vermag, der laſſe den Samen der überlieferten Dogmen auf ſich fallen und thu' es ihnen nach; da ſoll kein Spott Statt finden, wenn hie und da die Gegenwart noch ſo glaubt, wie die Vergangenheit geglaubt hat, aber auch keine Verketzerung, wenn das religiöſe Gefühl ſich in neuen Gebilden ausſpricht, in neuen Blüthen, neuen Geſtaltungen; nur gegen die ſoll man kämpfen, welche ganz brach liegen und die Religion blos zu einer Berechnung des Staats und der Ordnung machen wollen oder die wohl gar keine andere Innerlichkeit haben, als einen kalten, gleichgültigen und verneinenden Verſtand.

Die Verdienſte, welche ſich zuvörderſt England um die Ausbildung der Theologie erworben hat, mögen in ſeinen eigenen Augen ſehr hoch ſtehen, deſto niedriger aber in denen des Philoſophen. Wenn man Bücher leſen will, welche das

Christenthum mit Sätzen vertheidigten, die sämmtlich petitiones principii sind, mit Voraussetzungen, die selbst unbewiesen da stehen, so greife man nach den Schriften der englischen Theologie! Die christliche Polemik und Apologetik ist nirgends so ausgebildet, wie in ihnen; allein die Beweise gehen immer im Zirkel. Naturalisten, Freidenker, Nachkommen des Celsus, sind von den englischen Origenessen massenweis bestritten worden und der Ernst, womit dies geschah, die beispiellose Dreistigkeit, mit der man an Sätze hielt, wo es kaum etwas Menschenmögliches zu sein scheint, daran zu glauben, diese Orthodoxie, welche nebenbei auch immer die Blasen des biblischen Styles trieb, hat den Engländern so vielen Schreck eingejagt, daß sie in religiösen Dingen wie die Schulknaben dasitzen und entweder Nichts oder Alles glauben. Die Möglichkeit, wie das Unterhaus über die Motive, mit welchen Sir R. Agnew seine Sontagsbill zu vertheidigen pflegte, nicht laut auflacht oder die Achseln zuckt, rührt nur von dieser kecken Theologie her, die sich in England trotz des fortschreitenden Zeitgeistes erhalten hat. Auch das, was die Dissenters für die Theologie leisten, ist gering. Wen sein Glaube glückselig macht, der fühlt kein Bedürfniß einer wissenschaftlichen Prüfung desselben. Die Literatur der Dissenters besteht aus religiösen Romanen und Erweckungsschriften, in welchem Gebiet die Doddridge und Barter viel evangelisches Wasser ausgesintert haben.

Trotz des Bannfluches, welchen der Engländer, Dr. Ros auf die deutsche Theologie geschleudert, werden unparteiische Forscher doch anerkennen, daß in der Schweiz, in Deutschland und Holland das Meiste für die protestantische Theologie geschehen ist. Hier war das Christenthum nicht bloß, wie in

England, die hochfahrende Grille der Geiſtlichkeit; ſondern es wurde theils allerdings aus zweideutiger Stimmung gegen daſſelbe, theils aber auch aus innigſter Ueberzeugung und Hingebung ſein Kern mannigfach geprüft, es wurden die bibliſchen Urkunden erläutert und zu Grundlagen von Religionsſyſtemen gemacht, welche zwar nicht immer zunächſt vom Chriſtenthum ausgingen, aber doch immer auf daſſelbe zurückkamen oder doch von ſolchen Syſtemen, die den chriſtlichen Prinzipien eine Ausdehnung gaben, in die tranſcendentalſten Gebiete bis zum weißen, ſchimmernoſten Lichte der göttlichen Ideen. Sachſen iſt jenes Land, von welchem die Reformation aufleuchtete, und noch bis zu dieſer Stunde zeichnen ſich die Deutſchen durch dieſe nimmerſatte Unruhe aus, ſich über die Religion aufzuklären und das Geglaubte auch überzeugt zu verſtehen. Es hat ſich die proteſtantiſche Theologie hauptſächlich in jenen Ländern mit ſo vielem Geiſtesſchmuck bekleidet, daß man die Urſchäden, die unter der glänzenden Hülle verborgen, nicht merkt oder aus Vorliebe zu ſeiner Illuſion nicht merken will. Es iſt bedenklich, die Deutſchen immer und immer wieder auf die Religion zurückkehren und darüber ihre politiſche Ausbildung vergeſſen zu ſehen.

Was von dem Streit über Rationalismus und Supranaturalismus zu halten ſei, deuten ſchon oben unſre Bemerkungen an. Keine dieſer Richtungen hat einen ausſchließlichen Werth. Sie drücken eine Methode, ein kritiſches Verfahren aus; ſie können auflöſend und bekämpfend das Beſte wirken, aber nur Halbes und Irrthümliches, wenn ſie eine Religion ſchaffen oder auch nur die Auffaſſung irgend eines Dogma bemeiſtern wollen. Im Grunde ſind dieſe beiden Tendenzen von den meiſten Theologen ſchon wieder umgangen worden,

denn weder die wunderglaubige Theologie mögte, daß ihr die Schärfe des Gedankens abgesprochen würde, noch die bloße Verstandesrichtung, daß sie die Religion vom Zauber des Geheimnißvollen entkleidet sähe. So suchten sich über diesen in dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts wurzelnden Parteien neue zu begründen, die zwar die Trümmer und Resultate der alten in sich sammelten, aber nur, um sie alle in einem Gebäude unterzubringen, das in weit größeren Umrissen als bisher angelegt war, und so glauben wir, daß, so weit wenigstens jetzt unser Jahrhundert übersehen werden kann auf dem theologischen Gebiete folgendes die Krone der heiligen Wissenschaft sein und bleiben müßte:

Nichts wird mehr in Abrede gestellt, weder die üble Zusammenstellung der Bibel, ihre untergeschobenen Stellen, noch die Absichtlichkeit, welche sich in dem Hervorheben mancher Eigenschaften des Messias, mancher Begegnisse desselben in Gemäßheit der prophetischen Stellen des alten Testamentes findet. Die evangelische Geschichte kann von einem Augenzeugen, wie Johannes, in dem Geist, wie auch die übrigen sie auffassen, bestätigt sein, auch der Versuch, für das Evangelium Johannis den bekannten Jünger nicht verantwortlich zu machen, kann gescheitert sein; darum werden folgende Sätze noch nicht umgestoßen:

1) Die evangelische Geschichte ist nicht als rein-historische Urkunde geschrieben worden, als die Chronik eines den wunderbaren Ereignissen parallel lebenden Autors, sondern 2) sie wurde geschrieben aus der Erinnerung einer schon ziemlich entlegenen Zeit; 3) sie wurde nicht als eine Lebensgeschichte des Heilandes verfaßt, sondern als die historische Entwicklung eines Glaubens, der in dem Momente, als der

Schriftſteller ſchrieb, ſchon gepredigt wurde, hie und da Fuß gefaßt hatte und ſich in ſeinem Kreiſe zu runden anfing. 4) Die evangeliſche Geſchichte verbindet mit dem Hiſtoriſchen ſchon einen aſcetiſchen und einen apologetiſchen Zweck. Sie will den Gläubigen und Ungläubigen Rechenſchaft ablegen über ein Ereigniß, das bei dem Anſpruche, überall gepredigt zu werden, nicht wunderbar genug dargeſtellt ſein konnte. 5) Es hatte ſich bereits über das Leben Jeſu die Reflexion verbreitet; denn Chriſtus ſelbſt hatte nicht ſo gelebt, daß er ſich in die jüdiſchen Meſſiasbegriffe und die Citate aus dem alten Teſtamente ſo vertieft hätte, wie die Evangeliſten dieſe typiſchen Beziehungen nicht bloß als den in ihrer Bildung liegenden Pragmatismus ihres Gegenſtandes benutzten, ſondern ſogar Erlebniſſe des Heilands daran akkomodirten, um namentlich die Juden zu überzeugen, daß Chriſtus der wahre Sohn Gottes geweſen. Dieſes prophetiſche Zutreffen der Merkmale des verheißenen Meſſias auf Chriſtus war ſpätere Dialektik. 6) In einer Zeit, wo die Bildung noch nicht durch jene zahlloſe Maſſe von Büchern, in die ſie jetzt verſchloſſen iſt, in ihren einzelnen Momenten auseinander gehalten wurde, floſſen auch gewöhnlich alle Begriffe, die wir jetzt zu ſondern und in beſtimmte Fächer zu ſtellen wiſſen, in einander. Dasjenige, was der Einzelne wußte, konnte noch ſo gering ſein, aber er bildete ſich ein Ganzes daraus; eben ſo in der evangeliſchen Geſchichte, wie ſie von den Geſchichtſchreibern aufgefaßt wurde. Sie waren nicht im Stande, ſo wie wir, an der Hand der Chronologie in der Geſchichte vorzuſchreiten, ſondern ſie wirkten einen Stoff, der ohnehin ihr Herz drängte, in einander und verfielen auch in den Fehler Ungebildeter, das Einemal, wo man Gelegenheit hat, etwas zu

ſagen, gleich auch Alles zu ſagen, was man weiß, wie denn in dieſer Hinſicht Johannes ſchon am Beginn ſeines Evangeliums durch ſeine Lehre vom Logos der ſpätern Kritik eine Blöße gegeben hat, die allem wohlbegründeten Zweifel an dem Wunderbaren in der evangeliſchen Geſchichte Berechtigung gibt. 7) Durch dieſen Johanneiſchen offenbaren Beweis mit dem Logos, daß ſich die evangeliſche Geſchichte vom Orientalismus, nicht bloß der Form, ſondern auch dem Inhalte nach, nicht frei erhalten konnte, durch dieſe Berechtigung, die um ſo ſchlagender iſt, da ſie ja von einem Augenzeugen herrühren ſoll, hat der Forſcher auch freies Feld, die evangeliſche Geſchichte und die Dogmen des chriſtlichen Lehrbegriffes nur im Zuſammenhang mit den übrigen myſtiſch-religiöſen Traditionen des Orients zu betrachten.

Nun iſt aber unſre Zeit gegen das vorige Jahrhundert darin voraus, daß wir ſtatt in dem Orientalismus eine Verkleinerung des Chriſtenthums zu ſehen, nur um ſo geneigter ſind, das Chriſtenthum jetzt grade von jenen philoſophiſchen Geſichtspunkten aus zu erkennen, die wir noch immer eingenommen, wenn wir von der alten Religion der Indier, Perſer und Aegypter ſprachen. So gewiß im Orientalismus tiefſinnige Reſultate über das Leben der Menſchheit in Gott enthalten ſind, ſo gewiß ſoll die zugeſtandene orientaliſche Färbung des Chriſtenthums dazu dienen, uns von einem blinden Fetiſchdienſt gegen das Hiſtoriſche im neuen Teſtament zu befreien, keineswegs aber, um die Lehren deſſelben nur in die Trödelkammer der menſchlichen Irrthümer zu werfen.

Es wird keine Verklärung und Wiedergeburt des Chriſtenthums in unſerm Jahrhundert möglich ſein, wenn wir

uns nicht zur Ehre ſeines ewigen Inhalts, ganz und gar von ſeiner zeitlichen Form, vom Buchſtaben befreien. Wenn das Chriſtenthum nur noch auf die Bibel begründet werden ſoll, wenn dieſe durchaus mangelhaften Urkunden allein die Göttlichkeit Chriſti beweiſen ſollen, dann freilich würde das Chriſtenthum in eine bedrängte Lage kommen. Man würde es bald fragen, ob es kein anderes Recht auf die Geſchichte und Jahrhunderte hätte, als jenes geſchriebene! Und darin ſind wir fortgeſchritten, daß wir an einen mechaniſchen Zuſammenhang in hiſtoriſchen Dingen und an eine Religion, die ſich 2000 Jahre erhalten hat, nicht mehr glauben würden, wenn ſie ſich nur einzig und allein auf ein Buch, wie die Bibel berufen würde. Wir werden uns immer mehr daran gewöhnen, das Chriſtenthum als eine Blüthe der allgemeinen Religionsgeſchichte zu betrachten und ſein inneres Samenkorn zu ſchätzen, mögen auch die äußern Blätter, auf welchen die Mährchen von Wundern, von Auferſtehung, von Himmelfahrt geſchrieben ſind, längſt verwelkt ſein. So iſt das natürliche Verhältniß meiner Ueberzeugung, daß ich meine Kritik und Vernunft mit der Bibel und Ueberlieferung längſt abgefunden habe, und doch Theilnahme an all' den Lehren und Vorſchriften fühle, an deren idealiſchen Werth man denkt bei dem Ausdruck: das Chriſtenthum! So werden die Gefühlvollen und Aufgeklärten bald alle denken und eine neue Theologie wird ihnen zur Seite ſtehen, wie unter den Apoſteln Chriſtus erſchien, trotz der verſchloſſenen Thüren, zu welchen in unſerm Falle das alte morſche Syſtem der Orthodoxie die Schlüſſel abgezogen hat.

Ein tiefer Denker hat geſagt, daß Jeder ſein eigener Meſſias und die Erlöſung eine ewige, das heißt eine immer neue

wäre; und wenn wir nun ſehen, daß in der alten Erlöſu
an der, welcher die Zeitgenoſſen Chriſti theilhaftig war
die evangeliſche Geſchichte in der Geſtalt, wie ſie uns üb
liefert iſt, die Geſchichte gerade der damaligen erſten, dur
Zeit und Ort, Denk- und Gefühlsweiſe bedingt
Erlöſung war, ſo hat heute noch Jeder, der ſich in die Ti
des Chriſtenthums taucht (und er braucht dazu nichts,
ſich in den Jordan ſeines eigenen innern Menſchen zu ta
chen), ſeine eigene evangeliſche Geſchichte. Jene Hilfsmitt
welche die Zeitgenoſſen Chriſti bedurften, um an ihn
glauben, und die da zeigten, daß er der Verheißene war
dieſe Bedingung brauchen wir nicht mehr. Ob Chriſt
ſchon im alten Teſtament geahnt war, ob David von i
redet u. ſ. w., das kann für uns nur in ſo fern Werth h
ben, als wir das Bedürfniß einer beſſern Zukunft bei d
Alten erblicken und um ſo mehr Achtung vor einem Grei
niſſe empfangen, das ihnen dieſe Zukunft, wenn auch in ga
anderer Geſtalt, gebracht hat. Sonſt wäre es traurig, we
jene Wunder des neuen Teſtaments, die geheilten Blind
und Lahmen und die Schlußtransfiguration des ganzen G
mäldes für uns einen höhern Werth haben ſollten, als d
daran zu erkennen, wie ſchon damals an die heilende Kr
der neuen Lehre geglaubt wurde und wie man das Größ
was man damals hatte, das Geheimniß und das Wunde
zum Preis ſeiner Lehre, die weder Geheimniß noch Wund
war, darbrachte. Jetzt ſchafft man ſich ſelbſt ſein Evangeliu
und wenn Jeder, der vor der Ewigkeit des Chriſtenthu
Achtung empfindet, der ſelbſt in ſeinen Dogmen um ſo w
niger die Tiefe verkennt, als ſie mit der Religionsweish
des Alterthums und dem Drange aller Zeiten nach Erken

niß zuſammenhängt, ſeine eigne evangeliſche Geſchichte niederſchreiben wollte, ſo würde ſie vielleicht nicht weniger fabelhaft, nicht weniger wunderbar ausfallen, als die alte und würde der Einflüſſe unſerer gegenwärtigen Zeit wegen von einer zukünftigen vielleicht ebenſo kaum halb verſtanden werden.

Nach dieſen Vorbemerkungen laſſen ſich zwei Syſteme, die chriſtlichen Lehrbegriffe zu erkennen, aufſtellen. Beide gehen von der größten Freiheit in Rückſicht auf das Hiſtoriſche im Chriſtenthum aus. Beide haben gleiche Achtung vor dem Ewigen in demſelben. Jenes iſt aber ein moraliſches, dieſes ein metaphyſiſches Syſtem. Jenes iſt auf den Menſchen, dieſes auf die Natur Gottes begründet. Wenn nämlich der Philoſoph den Urſprung der Dinge, den allmäligen Fortgang derſelben und die Geſchichte der Menſchheit verfolgt, ſo wird ihm nach dem letzteren Syſtem in den Satzungen des Chriſtenthums bald eine höhere und ewige Wahrheit einleuchten. Das Leben Gottes iſt im Urbeginne der Dinge anzuſehen als eine abgeſchloſſene, von der noch nicht exiſtirenden Welt abſtrahirte Idee, für welche nur unſer Verſtand, nicht unſer Gefühl eine Vorſtellung hat. Die Offenbarungen Gottes beginnen zunächſt in der Schöpfung der Materie, dann in der Schöpfung des Geiſtes, indem die Spuren Gottes mehr oder weniger ſichtbar werden und durch die Materie, welche ſelbſt nach einem Ziel zu ſtreben ſcheint, hindurchſchimmern. Die Menſchen verfolgen dieſe verſchiedenen Offenbarungen der Gottheit in der Natur und beten ſie zuerſt in der Form des Ungeheuerlichen an, indem ſie nicht Maſſen genug verſchwenden können, um die Erhabenheit des unſichtbaren Weltregiments auszudrücken. Je weiter und weiter,

deſto näher rückte die Gottheit dem Menſchen; ja im klaſſi
ſchen Alterthum erblickte man ſie nur im Menſchen ſelbſt
ſeiner äußeren Geſtalt, ſeinen Leidenſchaften ſogar, im Pro
dukte der Kunſt. War die Menſchheit durch dieſen na
türlichen Fortgang der Gottesverehrung zugleich in Gefah
gekommen, die Gottheit durch Vermiſchung mit dem Men
ſchen zu entheiligen und der Offenbarung eine Nähe zu geben
die an ihre Ueberſinnlichkeit nicht mehr dachte; ſo mußte ein
neue Umgeſtaltung des Verhältniſſes zwiſchen dem Himme
und der Erde eintreten. Chriſtus führte Gott wieder in de
Himmel zurück, er ſtarb am Kreuze, um die Incarnation de
Gottheit in Menſchengeſtalt, wie dies ja die höchſte Potenz de
Alterthums war, zu widerlegen, da er ſich ſelbſt Gottes
Sohn nannte, eine Bezeichnung, die, wenn ſie nicht im Sinn
des Erbrechtes genommen wird, typiſch ſelbſt vor die
ſer metaphyſiſchen Entwickelung der Religionsgeſchichte ein
tiefe Geltung hat. Aus den meiſten, theils den Cultus bil
denden Gebräuchen der chriſtlichen Kirche, theils aus den, de
Tod des Heilands begleitenden Dogmen ſind Reſultate gezo
gen worden, die für die Wiederanknüpfung neuer Bande, d
den Himmel an die Erde befeſtigen ſollen, einen ehrwürdige
Sinn haben. Und wenn die Sendung des heiligen Geiſte
gerade eine der ſchönſten Verheißungen Chriſti iſt und wo
wohl ſagen müſſen, daß wir ſeit der Reformation die Näh
dieſes Tröſters tröſtend verſpüren, ſo fügt ſich auch der chriſt
liche Denker ſelbſt in die vernünftig zu faſſende Lehre vo
der Dreieinigkeit. Denn ſie faßt die drei verſchiedenen Epo
chen der Geſchichte der Menſchheit ſo zuſammen, daß in de
erſten das Natürliche, in der zweiten das Menſchliche und i
der dritten das Geiſtige deutlich genug unterſchieden und do

als ein und derſelbe Pulsſchlag des göttlichen Lebens gefühlt werde. In dieſem Sinne hat das Chriſtenthum eine glänzende Genugthuung vor der ſonſt auf ſeine Geltung ſo eiferſüchtigen Philoſophie erhalten, wenn es ſich auch gefallen laſſen muß, von dieſem Syſtem nur in dieſem ſeinen eminent ideellen Werthe anerkannt zu werden und die übrige trübe Beimiſchung der Hiſtorie und Orthodoxie preisgeben zu müſſen.

Die andere Entwickelung des chriſtlichen Lehrbegriffs hat vor dieſem erſten darin einen Vorzug, daß ſie dem Chriſtenthum mehr den Charakter der Religion läßt und den geiſtigen Inhalt deſſelben mehr mit dem Bedürfniſſe des Herzens zu verbinden weiß. Die Wahrheit nur zu wiſſen und deßhalb erſt an ſie zu glauben, das kann unmöglich, wie wir oben ſchon geſehen haben, das Weſen einer Religion ſein. Darum ſchlug dieſe zweite Richtung den entgegengeſetzten Weg ein und ſuchte nicht durch die Erfahrung der Geſchichte im Ganzen und Großen und durch die Theorie, ſondern durch die Geſchichte des menſchlichen Herzens und die praktiſchen Bedürfniſſe des Gefühls zur Uebereinſtimmung mit den Lehren des Chriſtenthums zu kommen. Freilich hat man dieſer Lehre, der Schleiermacher'ſchen, vorgeworfen, daß man nimmermehr durch das bloße Gefühl zu Gedanken kommen würde. Allein das hat ſie auch nicht ſagen wollen. Das Chriſtenthum galt ihr als ein fertiger Stoff, als eine Ueberlieferung, die wir einmal haben und bei welcher es nur darauf ankommen ſollte, ſie zu beleben und wie es trotz aller Kritik eine überwiegend hiſtoriſche Wahrheit war, ſo auch zu einer Wahrheit für den Einzelnen und die Gemeinde zu machen. So war dieſe Ueberlieferung gleichſam der Flachs, welchen man, angefeuchtet vom

Gefühle, auf dem Spinnrade der Dialektik zu festen, halt-
baren philosophischen Fäden spinnen sollte. Dabei hatte das
Gefühl, als Quelle der Religion, keine andere Geltung, als
die des Prüfsteines. Es soll, lehrte Schleiermacher, Nichts
des Glaubens werth sein, als was das religiöse Bedürfniß
dafür anerkannt hat und es soll keine Ursache für klar und
lauter angesehen werden, die nicht eine beseligende Wirkung
aufzuweisen hat, so daß, wenn sich ergeben sollte, daß die
christlichen Dogmen, jedes einem Gefühlszustande entsprechen
und außer dem historischen Ursprunge in der Vergangenheit
auch einen moralischen in der Gegenwart haben könnten, dies
das Kennzeichen von begreiflichen Begriffen wäre, welche die
Kirche und die Gemeinde als ihre Lehre und ihren Glauben
festzusetzen vollkommen berechtigt ist. Dies ist dasselbe System,
von welchem oben erwähnt wurde, daß es Jeden schon zu
seinem eigenen Heiland macht, womit denn freilich auch ge-
sagt sein muß, daß Jeder fromm genug sei, sich selbst an das
Kreuz der Resignation zu schlagen.

Diese beiden Darstellungen des Christenthums sollten be-
sonders deßhalb hier erwähnt werden, weil sie die Tiefe des
Christenthums zwar anerkennen, aber dabei auch eine Be-
dingung machen, welche wir nicht mehr umgehen können.
Die Bedingung ist die: alles Das, was am Christenthum
historisch ist, den Kanon und die symbolischen Bücher preis-
zugeben, überhaupt den Buchstaben, an welchen wir den
Glauben unsrer Zeitgenossen immer weniger und weniger
werden fesseln können. Stellt man nun diese Bedingung mit
dem andern Zugeständniß zusammen, daß das Christenthum
einen reichen Schatz von nicht nur moralischen, sondern selbst
metaphysischen Wahrheiten enthält, so ergibt sich daraus für

unſer Jahrhundert ein Reſultat, welches ſo verſchieden von dem des achtzehnten Jahrhunderts iſt und unſern Zeitgenoſſen Ehre macht: Ernſt in göttlichen Dingen und Freiheit in menſchlichen! Dies das Edelſte, was die Zeit euch geben kann und das Unerläßliche, was ſie dafür zurückfordert. Dies das Unumgängliche, welches alle Miniſterien, alle Conferenzen nicht ändern können. Wollen die Symbolfreunde es anders, als die Freunde des Lichtes, wenden jene die ihnen zu Gebote ſtehende Gewalt des Staates an, ſo werden Extreme hervortreten, die dieſes für das Chriſtenthum ſo günſtige Reſultat unſres Jahrhunderts leicht ändern könnten.

Wäre der Katholizismus eine Religion mit Glaubensſätzen, die ſich das Anſehen gäben, die Blüthen der menſchlichen Vernunft zu ſein, dann würde auf das Licht, welches wir kaum vor unſern Augen ſtrahlen ſahen, ein trüber, dunkler Schatten fallen. Der Katholizismus als Kirche, als Hierarchie, vom Papſt bis zum unterſten Kleriker hinunter, iſt gerade nur noch ein ſo feudaler Reſt, wie all die Ariſtokratieen, an denen wir leiden, wie all die morſchen, uns umgebenden Inſtitutionen, auf welche das hiſtoriſche Recht ſeinen trotzigen Fuß geſtellt hat, um ſie gegen eine Wendung des Zeitgeiſtes zu vertheidigen, an deſſen Sieg wir nicht zweifeln. Der Katholizismus, als Religion, iſt bei den Gebildeten eine an Formeln abgeſtumpfte Gleichgültigkeit, bei den Ungebildeten ein Aberglaube, den, wie dies in Spanien und Italien der Fall iſt, noch lange keine Vernunft aufklären kann und der, da ohnedies noch altes Heidenthum mit ihm verbunden iſt, bei der Abwägung unſres Plus und Minus an Fortſchritten kaum groß in Rechnung kommen kann. Einige zähe Völker, wie die Irländer und Spanier, würden für ihren Glauben

noch mit Waffen auftreten können, auch ein Theil Frankreichs, allein Italien erhübe ſich nicht, wenn man ihm eine andere Lehre predigte, Oeſtreich nicht, Deutſchland nicht und ſelbſt kein größte Theil von Frankreich nicht. Und dort, wo allenfalls die Hartnäckigkeit im Feſthalten an die heidniſchen Irrthümer des Katholizismus uns betrüben könnte, daß ſie noch da iſt, dort hat eine weiſe Fürſorge der Gottheit gerade andere Brände hingeſchleudert, um die finſteren, ſumpfigen Wälder zu lichten. Polen iſt ein halsſtarrig katholiſches Land, allein die erſtickte Gluth der politiſchen Leidenſchaft wird hier immer unter der Aſche fortglimmen und die Polen nicht lange zögern laſſen, ob ſie, wenn Etwas dergleichen denkbar wäre, zwiſchen dem Aberglauben oder der Freiheit wählen ſollten. In Irland und Spanien gibt es vielleicht eben ſolche Momente, welche beide Nationen allmälig aus ihren alten Traditionen herausrütteln und einen friſchen Luftzug über ſie laſſen, der außer dem politiſchen Leben noch viel Anderes anwehen und beleben wird. Wären demnach alle dieſe Erſcheinungen nicht vorhanden, ſo könnte uns freilich die Ausſicht in die Zukunft, die Hoffnung auf den europäiſchen Sieg der Vernunft und Aufklärung noch auf lange Zeit verdüſtert werden.

Denn Dasjenige, was die katholiſche Theologie leiſtet, iſt, mit Ausnahme Deutſchlands und einiger ſpekulativen Köpfe Frankreichs, Nichts. In Irland, Spanien, Italien die tiefſte Nacht. Die Artikel des Papſtes Pius IV. werden nach wie vor von den Geiſtlichen beſchworen. Nirgends, außer Frankreich und Deutſchland, der Schimmer einer freiſinnigen Oppoſition oder einer wiſſenſchaftlichen Forſchung. Deutſchland beſonders iſt ſeinem alten Rufe, in Ueberzeugungen

nach Freiheit zu ſtreben, auch in Betreff des Katholizismus, treu geblieben. Obgleich der römiſche Stuhl träge iſt und nur romaniſchen Völkern ſich vorzugsweiſe zuneigt, um deren geiſtiges Leben zu beobachten, ſo hat ihn doch in jüngſten Zeiten außer den Ketzereien Lamennais' Nichts mehr beſchäftigt, als Deutſchland. Aber wie plump und ſchwerfällig iſt auch hier ſein Verfahren, wie kraß die Ignoranz, die ſich trotz der von Dresden, Köln, München zahlreich genug in Rom einlaufenden Denunziationen in den Verdammungsurtheilen zu erkennen gibt! Wird doch ſelbſt Schelling, der gewiß viel für die Hingebung an einen verklärten, filtrirten und abgezogenen Katholizismus gethan hat, verketzert! Dieſe Italiener wollen deutſches Leben verſtehen; die Violettſtrümpfe, die kaum lesbares Latein ſchreiben, wollen über die Forſchungen der Philoſophie und der kritiſchen Wiſſenſchaft abſprechen! Wäre der Katholizismus nicht unglücklicherweiſe an die Idee eines Papſtes und an die einer allgemeinen Kirche gebunden, längſt müßte die Emſer Punktation eine Wahrheit geworden, müßten die in einem Augenblicke des religiöſen Enthuſiasmus abgeſchloſſenen Konkordate aufgekündigt ſein, müßte ſich wenigſtens eine ſo tief- und freiſinnige Nation, wie die deutſche, aus der entehrenden Botmäßigkeit jener Italiener befreit haben.

Und es iſt ſeither geſchehen. Ein Theil der deutſchen katholiſchen Kirche hat ſich von Rom losgeſagt. Die Veranlaſſung konnte nicht hiſtoriſch nothwendiger ſein. Der Biſchof von Trier wollte der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts einen Beweis geben, wie mächtig noch der alte Götzendienſt der Hierarchie in den Gemüthern verborgen wäre und ſtellte ein Kleidungsſtück unter dem Namen des heiligen

Rocks als Lockmittel für die wallfahrende katholische Welt aus. Diese Anomalie unsrer Zeit war zu schwindelnd hoch. Ein Sturz von dieser Höhe des Unsinns mußte nothwendig erfolgen. Ein unscheinbarer, unbekannter Priester richtete an den verblendeten Bischof, dessen Namen auf ewige Zeiten unter den Dunkelmännern genannt werden wird, ein Rundschreiben von einer so bezaubernden Macht der heiligsten Entrüstung, von einer das deutsche freie Geistesleben so allumfassenden Bildung und freien Ueberzeugung, daß ein größeres Wunder geschah, als durch den heiligen Rock. Der welthistorische „Zufall" wollte, daß in Schneidemühl, einem kleinen Flecken auf der polnisch-deutschen Gränze, schon eine Gährung zwischen altem und neuem Geist in kirchlichen Dingen ausgebrochen war. Czerski und Sänger sind bedeutungsvolle Namen in der Entwickelung dieser angehenden, wunderbaren Erscheinung, der Lossagung von Rom. Ronges Brief traf mit dem kleinen Lichtlein in Schneidemühl zusammen und entzündete es zu einer Fackel, die plötzlich ganz Deutschland erhellte und schon weit über 50,000 Bekenner des katholischen Glaubens nicht nur von der Verbindung mit Rom und seinen Satzungen ausscheiden ließ, sondern sogar eine neue und die freiste Form des christlichen Glaubensbekenntnisses gestaltet hat, eine Form, die zusammentreffend mit der im Schooße des Protestantismus ausgebrochenen lichtfreundlichen Bewegung, in ihrer jetzigen äußern, mehr bedrohten, als gefürchteten Erscheinung noch gar nicht ahnen läßt, was sich möglicherweise aus ihrem Schooße gestalten kann.

Der Widerspruch, der sich gegen diese denkwürdigen Bewegungen erhob, führt uns auf die Religion in ihrem Verhältniß zum Staat. Die Erscheinung der Religion als Kirche

und das Verhältniß derſelben zum Staat betreffend, ſo begegnet uns hier ſogleich ein neues, unwiderrufliches Thema der zeitgenöſſiſchen Kämpfe, eine Frage, die das Jahrhundert nicht umgehen kann, ſondern die es löſen muß. Trennung der Kirche vom Staat — dies iſt ein Schiboleth, an deſſen hiſtoriſchen Beruf wir um ſo eher glauben dürfen, als die verſchiedenſten Parteien es auf ihren Schild geſchrieben haben. Myſtiker, Rationaliſten, Welt- und Staatsmänner vereinigen ſich in dem Streben, die Kirche vom Staate, den Staat von der Kirche zu befreien. Die Einen wollen den Staat, die Andern die Kirche ſicher ſtellen; dort ſoll die Freiheit, hier die Religion gewinnen.

Englands politiſche Entwickelung ſteuert auf das Ziel hin, die Staatskirche zu vernichten. Die Tories legen den Accent auf Kirche und bereden das Volk, es käme den Reformern auf den Untergang der Religion an. Die Reformer legen den Nachdruck auf den Staat und wollen die Heiligkeit der Kirche dadurch um ſo würdiger geſichert ſehen, daß ſie ſich weltlicher Macht und Würde entkleidet, daß ſie ſich von der Bundesgenoſſenſchaft mit den Gebrechen der engliſchen Staatsverfaſſung losſagt und ſich weit mehr auf das religiöſe Bedürfniß der Menſchen, als eine ihr zu Gute gekommene verjährte weltliche Tyrannei ſtützt. Es iſt ein Knäul von Mißbräuchen, der in Betreff dieſer, zur Zeit noch unlösbar ſcheinenden Frage in einander gewirrt iſt; allein England, gewohnt, in ſeinen Reformen einen mäßigen und ſicheren Gang zu gehen, nicht links oder rechts zu weichen, wird dem Ziele mit der Zeit ſo nahe kommen, daß es aus Furcht, die Religion ſelbſt möchte kompromittirt werden, zuletzt vielleicht ſelbſt den Kirchenreformern entgegenkommt.

Die Religion iſt ein Zweck des Staates, der Staat kann auch ein Mittel der Religion ſein; darum ſind aber Beide nicht Ein und Daſſelbe. Wenn die Vertheidiger des Territorialſyſtems, nach welchem der Landesfürſt, wie in England, der oberſte Biſchof iſt und die Kirche ganz in den innern Mechanismus der Staatsverwaltung aufgenommen wird, den Staat für das Univerſellſte in unſerer Cultur und das einzige Band halten, das Alles umfaßt; ſo hat doch die chriſtliche Kirche ſelbſt von jeher das Prinzip des Staates darin nicht gefunden und nur des Schutzes und Schirmes wegen gewünſcht, der römiſche heidniſche Kaiſer möchte ſich taufen laſſen. Die katholiſche Kirche erhielt ſich ihre Freiheit. Sie bot den Fürſten Trotz, ſie rang mit dem weltlichen Regimente um die Oberhand. Die Reformation erſt hob dieſe Stellung der Kirche zum Staate für einen großen Theil Europa's auf. Sie war der Fürſten benöthigt, ſie köderte ihre Theilnahme, oft kleinlich genug, nicht bloß durch Abtretung geiſtlicher Güter, ſondern auch geiſtlicher Rechte; die Hierarchie war es ja ſelbſt, welche von den Reformatoren bekämpft wurde. In England blieb vollends die Einrichtung der alten Kirchenverfaſſung nur mit dem Unterſchied, daß ſich Heinrich VIII. zum Pabſte machte und dem Staat jenes Supremat hinterließ, welches er mit ſo vieler Gewaltthätigkeit zu guten und ſchlechten Zwecken benutzte. Nur die reformirte Kirche, die an die Formen der Schweizerkirche hielt, ging in ihrer Verfaſſung auf die evangeliſch-apoſtoliſche Zeit zurück und konſtituirte ſich als eine durch gemeinſamen Glauben gebundene Privatgeſellſchaft, die ſich ſelbſt Geſetze gab und von den Fürſten nur Schutz verlangte und die öfters ſo glücklich war, mit Fürſten gar nicht in Berührung zu

kommen, wie in Holland. In Deutſchland machten es die politiſchen Stürme, welche der Reformation folgten, die zum offenen Ausbruch kommende Verwilderung der allgemeinen Staatsverfaſſung überhaupt, daß ſich das kirchliche Leben — wir ſehen täglich, mit welchem Nachtheil für die freie Ueberzeugung der Gewiſſen — völlig in die Obhut des Staates begeben mußte. Die Fürſten übernahmen die Biſchofsrechte, ſie übten Kirchen-Adminiſtration und geiſtliche Gerichtsbarkeit, ſie umgaben ſich in dem immer mehr zunehmenden Sinne für Centraliſation mit Conſiſtorien, welche den Willen des Hoftheologen oder irgend eine landesherrliche Grille zum allgemeinen Geſetz machten. Dieſer Zuſtand hat ſeither ſchon einige Abänderungen erhalten. Mit dem ſteigenden Streben nach Rechtsgarantieen, mit den Fortſchritten des Conſtitutionalismus erhielt auch hie und da die proteſtantiſche Kirche das Recht, in dieſen oder jenen Dingen Autonomie zu üben. Die Presbyterien und Synoden wurden Bollwerke der kirchlichen Freiheit gegen die politiſche und ein Monarch, deſſen Miniſter in neueſter Zeit durch ihre excluſive Richtung ſoviel Verwirrung in die evangeliſche Kirche gebracht haben, hat in auffallendem Widerſpruch mit ſich ſelbſt geſagt: „Die Kirche ſoll ſich aus der Kirche geſtalten.“

Der Unterſchied der Frage, wie ſie in England und Deutſchland ſteht, liegt darin, daß ihr Reſultat dort politiſcher, hier kirchlicher Natur iſt. Die engliſche Kirche iſt auch nicht mit der engliſchen Adminiſtration verſchmolzen, ſondern ſie iſt nur ein Schlupfwinkel des politiſchen Parteigeiſtes geworden. Die engliſche Kirche leitet und verwaltet ſich ſelbſt, allein ſie iſt eine Macht im Staate, die eben ſolche Anſprüche hat, wie der Staat ſelbſt. Der Staat erhebt Steuern, ſie

erhebt Zehnten, der Staat hat Domänen, sie hat ihre Kirchengüter, ihren Grund und Boden, auf welchem ihr selbst die Katholiken verpflichtet sind, die darauf wohnen. Die Kirche in England hat sogar die Freiheit einer Opposition gegen den Staat; sie nimmt eine Reihe von Sitzen in der letzten legislativen Instanz des Reiches ein und kann durch geschickt unterhaltene Bundesgenossenschaft, durch das Versprechen einer Unterwürfigkeit, wenn es sich um die Abstimmung politischer Fragen handelt, sich den Erfolg in kirchlichen sichern. In England ist demnach die Kirchen- und Staatstrennung nur in dem Sinne zu verstehen, daß der Kirche ihr politisches Fundament, ihre politische Rückwand, weggezogen werde.

Weit vorsichtiger muß man sein, wenn Kirchen, die keine Autorität haben, sich nur deßhalb vom Staat trennen wollen, um herrschen zu können und nicht unterthan zu sein. Allerdings ist der weltliche Despotismus in religiösen Dingen, sind Cabinetsdekrete, die eine eigene Auffassung der Lehre vorschreiben, sind Amtsentsetzungen, die dem Weigerungsfalle folgen, ein großes Uebel. Aber es handelt sich, wenn man die laute Stimme des Zeitgeistes hören will, doch nicht um Erstarkung der Kirche, dem Staate gegenüber, sondern nur um Befreiung. Die Theologen denken zuweilen bei dem Letzteren auch an das Erste. Sie wollen eine Kirche aufstellen mit Concilienlärm und geistlichen Ständekammern, Sie wollen vom Staate nichts mehr, als höchstens die bewaffnete Macht, um ihre Dekrete in Vollzug zu bringen. Ein bis zu einem gewissen Grade achtungswerthes Streben kann leicht in ein Extrem ausarten, das wenigstens für die Religionsbekenner, für die Laien, drückender wäre, als bisher die Cabinetsverwaltung der Kirche war.

Es ſind wenig Anzeigen da, welche glauben laſſen, die proteſtantiſche Kirche werde jene organiſche Mündigkeitserklärung erhalten, nach welcher ſie ſo raſtlos ſtrebt. Die darüber herrſchende Debatte iſt nicht einmal allgemein verſtanden. Die Laien nehmen an ihr keinen Theil und die Geiſtlichkeit ſelbſt fühlt wohl, daß das ihr anvertraute Kleinod der chriſtlichen Lehre durch die Einfaſſung nicht ſchöner wird und es nur auf den Glanz und das Waſſer deſſelben am Sonnenlicht der Aufklärung ankommt. Die Theologen fühlen zu gut, wie ſehr zerſplittert ihre Intereſſen ſind, wie zahlreich die Auffaſſungen der chriſtlichen Wahrheiten, wie unmöglich es iſt, den Glauben jetzt noch auf etwas Anderes zu gründen, als auf die Macht der individuellen Ueberzeugung, eine Grundlage, die etwas Beſonderes, keine Allgemeinheit iſt. Man weiß wohl, daß der Zeitgeiſt nicht die Laſten, die Stände und die Privilegien vom Staate emanzipiren will, ſondern gerade von ihnen die Einzelnen. Würde nun gar noch die Kirche eine Autorität bekommen, ſo würden wir bald außer dem Staatszwang noch einen Kirchenzwang haben. Die Kirche würde ſich zu etwas Ständigem organiſiren und wenn auch vielleicht keine intoleranten Anſprüche machen, doch Verbeſſerungen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritten unzugänglicher werden. Man hüte ſich wohl und traue dem Prieſter nicht immer, wenn er ſagt: „Freiheit der Kirche!“ Selbſt wenn er die ſalbungsvollſten Deklamationen gegen den politiſchen Deſpotismus einfließen läßt, wenn er noch ſo viel gegen Cabinetspolitik ſpricht und ſich beliebter und auf der Tagesordnung ſtehender Redensarten bedient; er will zuweilen nichts Anderes ſagen, als „Herrſchaft der Kirche!“ Was er Würde der Religion nennt, iſt nicht ſelten

Entwürdigung des freien Gewiſſens. Was ihm der Triumph des Chriſtenthums dünkt, kann uns nur als eine Schmach der Vernunft erſcheinen. Man leſe dieſe Anempfehlungen kleiner Dudezeconcilien und ſtändiſcher Religionsausſchüſſe, die Vertheidigungen des ſogenannten Synodal- und Presbyterialweſens, ob nicht immer der Refrain derſelben der iſt: Hiedurch allein könnte dem Indifferentismus geſteuert werden! Was Ihr Indifferentismus nennt, ihr Herren, das iſt unſer Stolz, das iſt unſere Religioſität, das iſt unſere größere Ehrfurcht vor dem Chriſtenthum, als die wir zeigen würden, wenn ihr uns zwänget, Eure Kirchen zu beſuchen. Mit andern Worten und aus der Prieſter- in die Weltſprache überſetzt, heißen Eure Klagen: So kann auch allein wieder ein Kirchenbann, wenn auch ein noch ſo feiner und den Zeitumſtänden angemeſſener, möglich, ſo kann Hildebrand nachgeahmt und jedes Dorf ein kleines Canoſſa werden! Man weiß, wie wenig der Abendmahltiſch beſucht iſt. Würden die Geiſtlichen nicht geneigt ſein, wenn ſie nur könnten, bei Vermählungen, Kindtaufen u. dgl. Vorfällen, wo ſie die Menſchen als Bürger in der Gewalt haben, von den Brautleuten oder Eltern Scheine über die beſuchte Abendmahlsfeier zu verlangen? An manchen Orten erhalten wenigſtens ſchon Studenten keine Stipendien, wenn ſie ſich nicht über einen regelmäßigen Genuß des Abendmahls ausweiſen. Mit einem Worte, ſo lange noch vom Cultus eingeſtanden iſt, daß er zum Reſſort der Polizei gehört, ſo lange wird auch kein Zwang in geiſtlichen Dingen Statt finden; denn wir ſind doch ſo weit wenigſtens gekommen, daß jeder Staat, mag er auch unfrei verwaltet werden, Scheu hat, ſeine geiſtliche Gewalt, die er nur weltlich ausüben kann, offen zu mißbrauchen.

Es ſchwebt den Freunden eines „chriſtlich-religiöſen Lebens“ als Schreckbild Nordamerika vor, wo die Religion eine Privatſache iſt, wo die religiöſen Geſellſchaften wie Eiſenbahnunternehmungen vom Staate conceſſionirt werden. Der Vergleichungspunkt im Bilde ſtört uns; ſonſt will aber das Prinzip nichts andres heißen, als daß jede religiöſe Geſellſchaft, die ihren Cultus üben will, ſich der Theilnahme des Staates ſo zu erfreuen hat, daß er ſie beſchützt. Daß z. B. in Europa ein Verſuch, die Kirche als ein Ganzes aufzuheben und nur noch Religionsgeſellſchaften zu dulden, die ſich ſelbſt verwalten, mit mehr oder weniger apoſtoliſcher Färbung je nach dem Bedürfniß der Gemeinde, daß ein ſolcher Verſuch nicht ſogleich jene Willkür zur Folge haben werde, die uns an Nordamerika ſo widerſtrebend iſt, dafür bürgen die unauslöſchlichen Vorausſetzungen und Bedingungen unſeres europäiſchen Lebens, die Sitten, die Meinungen und die Verhältniſſe, welche Alles umfaſſen. Um aber beide ſo wünſchenswerthe Reſultate zu erreichen, ſowohl die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, als die Unmöglichkeit, die Kirche mit einer gefährlichen Gewalt zu bekleiden, gibt es keinen andern Ausweg, als den, die religiöſe Ueberzeugung frei zu geben und von jenen Geſellſchaften, die ſich bald als Gemeinde bilden würden, nicht mehr zu verlangen, als daß ihre Geiſtlichen auf den Namen Chriſti taufen. Das wäre der Zuſtand einer wahren Gewiſſensfreiheit! Tauft auf den Namen Chriſti — im Uebrigen ſeid frei! Da werden vielleicht die meiſten Gemeinden den Grundſätzen einer aufgeklärten Bibellehre anheimfallen, viele würden ſich zum Pietismus bekennen und vielleicht auch ſolche Vereinigungen würden ſich bilden, wo philoſophiſche Ueberzeugungen mit ascetiſcher Wärme vorgetragen würden und es möglich ſein

könnte, zahlloſe Männer, die ſeit Jahr und Tag nicht mehr die Kirche beſuchen, für einen die Sitte und die Gefühle mildernden Cultus zu gewinnen. Dieſe bunte Mannichfaltigkeit, mit Toleranz neben einander beſtehend, könnte nur Segen bringen. Man fürchte ſich doch nicht ſo kindiſch vor dem, was von Menſchenhand ausgeht; man glaube doch nicht, daß im Neuen keine Kraft, im Gegenwärtigen keine Zukunft liegen könne. So gut in alten Zeiten die Formen für göttliche Ueberzeugungen menſchlich, für heilige Gedanken weltlich waren, ſo würde ſich auch noch heute die bildende, organiſirende und künſtleriſche Kraft der Menſchen in trefflichen Gebilden offenbaren können, wenn ihr nur Raum geſtattet würde ſich zu bewähren. Der Menſchengeiſt iſt voll unverſiegbarer Triebkraft und wenn es zwar richtig iſt, an Bäumen die Ueberwucherung auch des untern Stammes, wo es mächtig herumſtrauchelt will, zu beſchneiden; ſo iſt das Chriſtenthum doch einem uralten Baume zu vergleichen, in welchen der Blitz ſchon zahllos oft herniederfuhr, Aeſte ſpaltete und die Krone knickte. Der Stamm iſt ſtark, von Menſchenarmen nicht umſpannbar; aber oben fehlt die Proportion in den Aeſten und wir ſehen aus dem alten Baume junge neue Keime hervordringen, um die Krone mit der Zeit wieder abzurunden und das Verhältniß des Ober- und Unterbaues herzuſtellen.' Man vergeſſe auch nicht, daß in dem Grade, als wir vielleicht an ureigner und origineller Schöpfungskraft und organiſirender Fähigkeit verloren haben, wir auch in der Verehrung vor dem Alter kühler wurden und eine Eigenſchaft erhielten, die die Alten nicht hatten, die kritiſche Vergleichung und den mißtrauiſch-zweifelnden Verſtand. Gerade, wenn man Urſache hätte, den einreißenden Indifferentismus,

die Negationsſucht und den reflektiven Verſtand zu beklagen; grade dann ſollte man am wenigſten annehmen, daß in der Wiederherſtellung des Alten ein Hilfsmittel gegen dies Uebel läge, in einer künſtlichen und affektirten Leidenſchaft für das Beſtrittene oder wohl gar in dem Zwange, ſich dem Alten fügen zu müſſen, weil man es zum Geſetz erhebt. Man laſſe doch nur die Menſchen recht wacker und frei in die Welt hinaus ſchaffen und erfinden, man räume allen Schutt weg, wo ſie etwas conſtituiren wollen, man entfeſſele dieſen Hang zur Neuerung, der ein Ziel nach Poſitivem zu haben ſcheint und ſich negativ nur deßhalb äußert, weil es an der Freiheit, ſeinem Drange nachzugeben, überall gebricht. So würden wir, wenn nicht blos die Wiſſenſchaft und die Ueberzeugung in der Religion, ſondern auch das Kirchenweſen freigegeben würde, zwar mancherlei ſeltſame Geſtaltungen erleben, die das Alte verbeſſern oder gar erſetzen ſollen, wunderliche Mißbildungen, an denen es nicht fehlen kann, wo der Menſch mit der Natur und der Geſchichte in großartigen Schöpfungen zu wetteifern ſich unterfängt; allein, ſei es nun, daß in der That etwas Neues zur allgemeinen oder theilweiſen Zufriedenſtellung der Bedürfniſſe geſchaffen würde, oder daß man aus Mißmuth, nichts Eigenes erfinden zu können, zum Gegebenen und Ueberlieferten zurückkehrte; was kann erhebender ſein, als dies, was förderlicher für den Ernſt des Lebens, förderlicher für die Bekämpfung jener kalt negativen Richtungen, die nicht mehr das Erbtheil unſres Jahrhunderts ſein ſollten und die es nur werden, weil die Freiheit des Geiſtes und die Freiheit der Rückſichten nicht Hand in Hand gehen?

Der katholiſchen Kirche iſt es bisher beſſer gelungen, als der proteſtantiſchen, ſich als ein ſelbſtſtändiges Ganzes zu

erhalten. Sie hat noch nicht aufgehört, Hierarchie zu ſein. Sie befiehlt noch von Oben herab bis in die verzweigteſten Abſtufungen einer geiſtlichen Bureaukratie hinunter. Wäre ſie auch zu ſchwach, einen drohenden Widerſtand gegen die Einmiſchung weltlicher Zumuthungen zu unterhalten, ſo iſt doch ſelbſt der leidende Widerſtand eine Waffe, gegen welche Fürſten und Regierungen den Fanatismus der Maſſen, den Parteigeiſt der Prieſter und die ſcheinbare Nothwendigkeit eines in ſich geſchloſſenen Kirchenzwecks bedenkend, nichts vermögen. Wie viel Unluſt und Qual wußte Herr von Quelen Louis Philipp zu machen! Was hat der Erzbiſchof von Köln den preußiſchen Staat in Unruhe verſetzt! Die weltliche Macht wirft ſich noch einmal in die Bruſt und weiſt den Inhalt eines Hirtenbriefs zurück, eilt aber, ſogleich eine geſtörte Kirche aufbauen zu laſſen und den heiligen Vater von dem Mißverſtändniß zu informiren. Das macht, die Regierungen geben ungern Beiſpiele eines Verfahrens, das ſie, angewandt gegen ſie ſelbſt, ja auch unpaſſend halten. Sie ſchützen die geiſtliche Macht, um ſich mit ihrem Segen ſelber heilig zu ſprechen, wie auch Napoleon nicht den Muth hatte, den Pabſt, der in ſeiner Gewalt war, zu erdrücken, ſondern ihn aufſparte, um ſich von ihm ſalben zu laſſen.

Die in neuerer Zeit abgeſchloſſenen Koncordate weltlicher und geiſtlicher Intereſſen ſind faſt alle von jenem Geiſte diktirt, der den Congreß von Wien beſeelte. Man wollte Freiheit vom apoſtoliſchen Stuhle, ohne dieſem zu mißfallen oder ſich wohl gar dem Vorwurfe der Irreligioſität auszuſetzen. Conſalvi proteſtirte zwar gegen den ganzen Verlauf des Wiener Congreſſes; allein der retardirende Geiſt, welcher die Fürſten beherrſchte, kam zuletzt den Separatverſtändniſ-

ſen mit dem Pabſte zu Hilfe. Pius VII., dieſer ſtarre Prieſter, der die Jeſuiten wieder aus einem Grabe, in welches ſie früher nur eine wächſerne Todtenmaske gelegt hatten, erweckte, um eine gerüſtete Schaar von Kämpfern zu haben, eine Miliz der kirchlichen Intereſſen, hatte die Genugthuung, daß die Niederlande, Preußen, Deutſchland, die Schweiz ſich durch Verträge zu einem Einfluſſe verſtanden, der dem Papſte geſtattet wurde, weit über die Fortſchritte der Zeit hinaus. Die Fürſten behielten faſt keine andern Rechte, als diejenigen Stellen zu vergeben, über welche ſie ſelbſt durch längern Beſitz oder ſpätern Erwerb die Patronatsrechte beſaßen. Was zweifelhaft in den Beſtimmungen war, wurde vom Papſte bald zu ſeinen Gunſten erklärt. Die Allocutionen dienten als Erweiterungen der Konkordate und die proteſtantiſchen Fürſten namentlich, um nicht ihre katholiſchen Unterthanen, die gewöhnlich auch in neu erworbenen beſtanden, aufzureizen, zogen in dieſen Fällen nicht ſelten vor, zu ſchweigen. Im Deutſchkatholizismus hat Deutſchland ein Mittel, mit dem Papſte energiſch zu unterhandeln. Werden es ſeine Fürſten benutzen?

Das religiöſe Leben der Gegenwart iſt blühender und ernſter, als das des vorigen Jahrhunderts. Dennoch iſt dies zum Theil nur die Folge des materiellen Zeitgeiſtes, der die Religion auf ſich beruhen läßt und ſie achtet, ohne ſie zu üben. In dieſer Rückſicht iſt der Zeitgeiſt ſogar ein Hinderniß der Religion. Er ſpannt andere Netze, als die Fiſchernetze des Chriſtenthums aus, um die Gemüther der Zeitgenoſſen zu gewinnen. Er iſt nicht nur allein auf das Weltliche, ſondern auch faſt nur auf das Momentane bedacht. Eine Geſinnung, wie die des ſechszehnten Jahrhunderts, wo das

religiöſe Intereſſe alle andern Fragen abſorbirte, die Politik lähmte, ja den eignen Vortheil nicht ſelten vergeſſen ließ zu Gunſten ſeiner Ueberzeugung, läßt ſich kaum noch vom heutigen Geſichtspunkt aus begreifen. Sie könnte nur ſporadiſch vorkommen und höchſtens in Deutſchland eine Epiſode des öffentlichen Lebens bilden. Die Redensart, daß man Gott in allen Lagen und Geſtalten anbeten könne, hat unſre Mitwelt längſt für die einzelnen Konfeſſionen in der Religion unempfindlicher gemacht, wie denn jene Exaltation früherer Zeiten, die für ihren Glauben ſtarb und ſich nicht bedachte, was ſie wählen ſollte, wenn ihr der Tod oder der Turban angeboten wurde, den unſrigen fremd geworden iſt. Es iſt auch dies, daß die Idee Gottes mit der Zeit ſo vergeiſtigt wurde, der Grund, warum man alles Aeußere in der Religion, Bekenntniß, Ceremonie, Gottesdienſt für unweſentlich hielt und ſich auf Lauterkeit der Gedanken und ſtille Hingebung der Gefühle beſchränkte.

Die Mängel der Kirche und die Form des Gottesdienſtes tragen ohnedies viel dazu bei, daß ſich das religiöſe Bedürfniß nicht in zuſammenhängender Einigung und einer das Weſen der Gemeinde wieder herſtellenden elektriſchen Kraft ausſpricht. Seitdem in der Lehre ſoviel in Frage geſtellt iſt, kann auch das Leben in der Religion ſich ſo harmlos äußern, wie früher nie; iſt doch bei manchem die Religion jetzt nur noch darin gelegen, daß man über ſie zuweilen recht feierlich nachdenkt, wie in der That Andacht das Denken an Gott und ſicher hinlänglich und vollauf Religion iſt. Der Gebildete verſchließt ſich mit ſeiner religiöſen Ueberzeugung und bildet ſich ſeinen eignen Kultus aus; weder die phantaſtiſche Ueberladenheit des katholiſchen Gottesdienſtes, noch

die Nüchternheit des proteſtantiſchen vermögen auf Gemüther zu wirken, in welchen ſich Verſtand und Phantaſie die Wage halten. Die Meſſe iſt zu viel und die kahlen Wände bei den Proteſtanten ſind zu wenig. Man will erregt ſein, aber ohne Sinnlichkeit, man will Phantaſie, aber ohne Täuſchung; die Widerſprüche, die in den Empfindungen und der Denkweiſe der gegenwärtigen Welt liegen, können durch die äußere Form unſres Kultus am wenigſten mehr ausgeglichen werden. Er bietet uns etwas Altes an, wo ein großer Theil immerhin noch unſern Empfindungen entſpricht, der andere Theil aber ſchon den guten Eindruck des Andern ſtört. Was bleibt zuletzt bei einem Verhältniß übrig, wo ſich ohnedies jeder Beſonnene geſtehen muß, daß Neuerungen hier nicht nur ſchwierig, ſondern auch in dem Falle ganz unmöglich ſind, daß wir nicht eine neue Epoche in der Religionsgeſchichte annehmen und mit vielem Innerlichen im Glauben auch dies Aeußerliche ſelber neu beſtimmen wollen?

Darum ſoll jedoch nicht geſagt ſein, daß unſere Zeit nicht hie und da Symptome eines ſtarken Dranges nach religiöſem Leben aufweiſt. Nach der Frivolität und dem Kunſtenthuſiasmus des vorigen Jahrhunderts brachen ſo gewaltthätige Ereigniſſe über Europa herein, daß ſich der Menſchen eine Schüchternheit und ein nicht ſelten mürriſcher Ernſt bemächtigte. Unſre Geſinnungen ſind ſtrenger und rauher geworden, unſre Berührungen ſchroff und abſtoßend. Das Gewirre der ideellen Intereſſen, die ſich wechſelſeitig befehden, um Träumen über Staatsverfaſſung den Sieg zu verſchaffen, die Noth der materiellen Exiſtenz, die oft ſogar da die bangſten Stunden macht, wo das großartige Geſchäft mit den Kon-

junkturen zu kämpfen hat oder der Reichthum einen Lebensfuß erzwungen hat, auf welchem immer und ohne Beschränkung zu leben dem Vermögenden ein nicht selten schwieriges Bedürfniß geworden ist; dies alles macht, daß wir die obere und untere Kinnlade scharf zusammendrücken, die Stirne runzeln und die Augen tief in ihre Höhlen zurückziehen. Die spätere Wendung, welche die Ereignisse nahmen, die den Anfang unsers Jahrhunderts bezeichnen, ging hie und da wirklich von religiösen Impulsen aus, man konnt' es sogar möglich machen, die Politik und die Diplomatie einen kurzen Augenblick mit der Religion zu verbinden. Die religiösen Verirrungen überdies, deren unsre Epoche zahlreiche aufzuweisen hat, bestätigen das immer noch, wenn auch nicht verbreitete, doch vorhandene Bedürfniß, welches befriedigt sein will; die Fortschritte des Pietismus konnten nur in einem Zeitalter möglich sein, wo es leicht war, an religiöse Empfindungen anzuknüpfen, ja, selbst solche Sekten, welche aus rein politischen Interessen, ja sogar aus industriellen hervorgingen, wie der Saint Simonismus, zogen doch das Christenthum in den Kreis ihrer systematisirenden Bestrebungen, als eine Kulturblüthe, für welche die Utopisten früherer Jahrhunderte in den Treibhäusern ihrer eingebildeten Staaten und Erziehungsmethoden keine Stelle hatten. Ich kann hier nicht unterlassen, die schon oben gemachte Bemerkung zu wiederholen, daß mir in dieser unläugbaren Neigung und doch der gleichzeitigen Entfremdung gegen die Art und Weise, wie sich *früher* die gläubige Andacht zum Christenthum verhielt, ein denkwürdiges Phänomen zu liegen scheint. Das Streben nach Freiheit in göttlichen Dingen schließt die Zügellosigkeit aus; der religiöse Ernst dämpft die Kühnheit der wissenschaft-

lichen Forſchung auf dem Gebiet der Theologie; aber wir wollen dennoch nicht mehr die alten Dogmen und die alten Symbole, und dieſer Widerſpruch beweiſt, daß wir anfangen einer neuen Kirche, wenigſtens den erſten ſichern Reſultaten derſelben entgegen zu reifen.

Der Pietismus iſt nicht das Medium, welches dieſen Prozeß erklären und läutern wird, oder es müßte denn ſein, weil neue Gebäude am erſten dem Stocken und dem Mauerſchwamm ausgeſetzt ſind. Seine große Verbreitung beweiſt noch nicht, daß er allgemein werden wird. Wäre ſein Prinzip nur das Gefühl, ſo ließe ſich an der Alles bewältigenden Kraft desſelben nicht zweifeln, allein ſein Weſen iſt weit mehr die Autorität, als das Gefühl; es herrſcht in dieſer Auffaſſung der Religion nicht einmal das Streben nach einem Sieg über die Maſſe, man ſondert ſich ab, man entſagt dem Allgemeinen; der Pietismus hat zu allen Zeiten den Verlauf der Kultur und Geſchichte nur begleitet, er lief als Basrelief oft mit wunderlichen Arabesken und Verſchlingungen den großen Marmorgebilden, die auf dem Poſtamente der Zeit ſtanden, parallel. Dieſelbe Stellung hat er noch gegenwärtig, wobei er noch nicht einmal den Vorzug früherer Zeiten hat, den, in ſeiner Art einzig und originell zu ſein.

Daß der Pietismus nicht beſtimmt iſt, noch eine bedeutende Entwicklungsſtufe im Chriſtenthum ſelbſt zu werden (er wird immer das Chriſtenthum nur erhalten, nicht weiter fortführen wollen) ſieht man auch daraus, daß er gern als eine Ketzerei betrachtet zu werden wünſcht und ſich von der Gemeinſchaft mit einer Kirche, die ihm nicht unſichtbar genug ſein kann, ausſchließt. Der Pietismus muß immer im Widerſpruch ſein. Die Reibungen erwärmen ihn. So

ſucht er auch nicht die Kirchen, ſondern übt ſeinen Gottesdienſt in Konventikeln, wo ein beſtallter oder vom Geiſt getriebener Redner das Wort führt. Männer und Frauen haben hier ihre eigenen Zuſammenkünfte, ſie vermiſchen ſich ſelten unter einander. Feierlicher Geſang mit Begleitung einer Violine oder auch ganz frei getragen, beginnt die Erbauungsſtunde. Dann tritt der Redner auf und hält ein Gebet, worin die größte Kraft dieſer Sekten liegt. Sie ringen die Hände, bieten alle Energie der Stimme auf und beten, daß es einen Stein erweichen könnte. Der Maßſtab, den ſie an Geiſtliche legen, iſt der, ob ſie auch beten können! Sie verſtehen darunter kein kurzes Vaterunſer, ſondern eine lange, heftige, gläubige Apoſtrophe an Gott und an Jeſus, ſie beten ſich den Himmel auf die Erde herunter und können in den Zumuthungen, die ſie an den Himmel ſtellen, oft nicht wieder das Ende finden. Darauf werden dann nicht ſelten Angelegenheiten der kleinen Gemeinde zur Sprache gebracht; ſie ſteht im Briefwechſel mit andern, ſie hat einen Miſſionär unter die Heiden geſandt, ſie erhält einen Brief von ihm, worin er die Bekehrung eines Neuholländers meldet; man ſchickt ſich zum Gebet an für den Neuholländer und dekretirt, dem Miſſionär zu antworten und ihm zu ſagen, daß hundert Männer ihn und ſeinen Täufling in ihr Gebet einſchließen wollten. Darauf wird irgend eine Stelle der Bibel vom Redner mit einer frommen Weitſchweifigkeit umſchrieben. Dieſe Redner, welche größtentheils nur Handwerker, bisweilen Schulmeiſter ſind (auch Gelehrte und Staatsbeamte und in Preußen zuweilen Offiziere) haben nicht den Scharfblick, ſich aus einer Stelle der Bibel einen Hauptgedanken zu entnehmen, dann die Bibel zu verlaſſen und nur durch die

Behandlung des Themas allmälig wieder auf ſie zurückzukommen. Dies würde ihnen zu ſchwer werden; ſie können ſich keinen Augenblick von dem theuern Buch entfernen, ſondern nehmen Vers für Vers durch, erweitern ſeinen Inhalt, geben ihm einige Nutzanwendungen, wobei höchſtens das Geſangbuch als Aushülfe der Bibel citirt wird und ſchließen dann die Verſammlung wieder mit Gebet und Geſang. Der Eindruck auf die Mitglieder muß erhebend ſein; denn es iſt immer ſchön, wenn mitten im Gedränge des gewöhnlichen Lebens an Werktagen oder an Sonntagen, wo man ſich wieder auf die Plage der nächſten Woche vorbereitet, mitten im Gewühl der weltlichen Intereſſen, die ſich alle abſtoßen und ausſchließen, doch ſich einzelne begegnen, die ſich kennen, als durch ein geheimes Band verbunden, als Vertraute eines Geheimniſſes, welches die Sitten mildert und das Gottvertrauen ſtärkt, als Anverwandte eines überirdiſchen Reiches erkennen und ſich allerwege ſtill begrüßen, faſt wie die Freimaurer.

Obſchon der Pietismus ſonſt nicht das Streben hat, ſeine Spur mit dauernden und feſten Werken zu bezeichnen, ſo hat ſich doch derſelbe beſonders zwei Aufgaben angelegen ſein laſſen, nämlich die Bibel überall und das Chriſtenthum unter den Heiden zu verbreiten. Das Miſſionsweſen wurde bekanntlich von der katholiſchen Partei ſehr eifrig gepflegt. Einem Glauben, der ſchon der Berührung mit dem Kleidesſaum eines Geiſtlichen wunderbare Kräfte zuſchrieb, mußte es leicht werden, die Heiden in Maſſe für das Chriſtenthum zu gewinnen oder als Gewonnene wenigſtens auszugeben. Katholiſche Propagandiſten tauften in Amerika und Aſien an einem Tage Tauſende, indem ſie nur mit dem geweihten Waſſer ſie benetzten und über den Unterricht ſich weiter keine Sorge

machten. Ja, wenn man über die Frömmigkeit einer buddhistischen Dame erstaunen soll, welche den Tag hindurch nichts anders thut, als den Namen Maria aussprechen, so war diese Bekehrung dadurch leicht erklärt, daß sie schon als gläubige Buddhistin sich früher damit beschäftigt hatte, nur den Namen einer heidnischen Gottheit auszusprechen, wofür sie in Kürze den der Maria unterschob. Wenn die katholischen Missionarien der Länder- und Sprachkunde viel genützt haben, so nützten die evangelischen Heidenbekehrer mehr ihrem religiösen Zwecke; sie gewannen Sklaven für das Christenthum und auf der Küste des Kaps besonders die Hottentotten. Allein im Allgemeinen ist Dasjenige, was durch das Missionswesen für Ausbreitung des Christenthums geschehen ist, doch nur ein kleines Sandkorn an dem Weltmeere des Heidenthums. Die Fortschritte des Missionswesens sind, wenn sie nicht gerade an Orten gemacht werden, wo eine politische Verfassung und eine bereits blühende Civilisation, wie in Ostindien und China, dieselben erleichtert, so gering, daß man weit eher fragen möchte: was wirken die Missionen auf Die, welche sie absenden? als, was wirken sie auf Die, zu welchen sie gesandt werden? Im Grunde ist es unmöglich, wahres Christenthum dort zu lehren, wo alle Voraussetzungen einer früheren Bildung fehlen, und wenn diese Duodez-Ausbreitung des Christenthums nur dazu dienen soll, Gesittung zu erreichen, dann möchte wieder der Erfolg mit dem Aufwand von Kräften, der dazu nöthig ist, in keinem Verhältniß stehen und das Bedenken nicht unerlaubt sein, ob es nicht andere, kürzere und sicherere Mittel gäbe, Naturvölker zu bändigen. Das Christenthum kann beseligende Kraft nur dann üben, wenn es herzlich und innerlichst aufgenommen und verstanden ist.

Iſt das Chriſtenthum Zweck, ſo wird er hier verfehlt; iſt es Mittel, ſo iſt es theils zu ſchwach, theils zu theuer. Das Miſſionsweſen, wie es jetzt iſt, ſticht gegen die Erweiterung, die man ihm als einer Geſellſchaft für die Civiliſation der Heidenwelt geben könnte, winzig ab; es iſt ein kleines, zerbrechliches Kanot, das ſich ohne Aſſekuranzprämie, ohne Waſſer und Lebensmittel, ohne Kompaß und Steuerruder auf die See hinaustragen läßt, wo es ſeine Wirkung auf zwei, drei Menſchen beſchränkt, die es ſo zu ſagen auf irgend einer kleinen Inſel, an welche ſie der Sturm wirft, antrifft. Es iſt nichts gegen Das, was es ſein müßte.

Auch kann ich nicht die Verwunderung unterdrücken, warum ſich denn das Miſſionsweſen nur mit dem blinden Heidenthume beſchäftigt und nicht mit dem ſehenden, d. h. mit dem Heidenthum, welches ſich nicht für blind hält. Man hört immer von Miſſionen in die Südſee, auf die Freundſchaftsinſeln; warum nicht auch von Miſſionen unter die Türken? Freilich beſitzen dieſe eine weltliche Herrſchaft, die für den armen Miſſionär unüberwindlich iſt. Allein könnte man nicht an den Grenzen werben und ſich nach und nach durch ein methodiſches Verfahren in das Innere der Länder hineinbekehren? Es gibt auch chriſtliche Theologen, welche das Miſſionsweſen in ſeiner jetzigen Geſtalt ganz verwerfen und es für kleinlich und eines die gebildete Welt beherrſchenden Glaubens für unwürdig halten, ſich bei fremden Völkerzuſtänden leis und behutſam einzuſchleichen, und die ihrerſeits überzeugt ſind, das Chriſtenthum ſolle nur die Folge jener Ausbreitung ſein, nach welcher die Menſchen ohnedies hinſtreben, der Ausbreitung politiſcher Herrſchaft, wie auch im Alterthum Bonifazius und Irnerius und die übrigen

Heidenbekehrer bei weitem nicht so viel gewirkt haben, al
wenn Karl der Große die Sachsen aus dem Lande schleppt
oder die Völker selbst nach Italien kamen, wo sie ohnedie
Neues suchten und gern auch das Christenthum mitnahmen
Welch' ein zweifelhaftes, ja ohnmächtiges Geschenk ist da
Christenthum, wenn ihm nicht die Civilisation zu Hilfe kommt
Was ist es, daß ein Wilder am Meeresstand die Bibel küßt
und, ohne sie lesen zu können, zur Noth ihren Inhalt erfahre
hat; was ist es, wenn Zehen, Zwanzig mit ihr auf gleich
Weise bearbeitet sind und sich doch nirgends die Möglichkei
zeigt, hier auch jenen großen, welthistorischen Segnungen de
Christenthums Raum zu schaffen und namentlich in denen
die getauft sind, den Trieb der Weiterfortpflanzung ihrer Er
kenntniß und das Märtyrthum zu erwecken! Diese Famili
küßt ihre Bibel, erzählt sich von Christus, stirbt allmälig
aus, die Tradition stirbt mit aus und die Bibel vermodert auf
den Gräbern der kleinen Gemeinde, die nie gewußt hat, wa
sie mit ihrer schönen Besserung und ihrer Tradition hat
machen sollen. Gerade, weil es dem Missionswesen nicht ge=
lungen ist, das Christenthum als Funken in Gemüther zu
legen, die sich dann weiter entzündeten und der Mission selbst
das Geschäft aus der Hand nahmen, gerade weil die wenigen
Gewonnenen nur arme, hilflose Schafe waren, die ewig des
Hirten bedurften, um nicht in der Irre zu gehen, gerade
darum war das Missionswesen nicht werth, daß man es bei
dem Erwachen unserer religiösen Empfindungen wieder neu
zu beleben suchte. Man kann wohl sagen, daß durch das
Missionswesen weit mehr die Bekehrung unter uns, als die
unter der Heidenwelt dargethan ist.

Segensreicher wirkten jedenfalls die Bemühungen der

Bibelgesellschaften; denn selbst, wenn sie mit dem Missionswesen Hand in Hand gingen und ihre Aufgabe mit einer Uebersetzung derselben in Heidensprachen lösten, so haben sie, wenn nicht dem Christenthum, doch der Philologie genützt, wie Dr. Carey, der früher Schuhmacher war, gewiß nicht so viel wahre Christen als wahre Sanskritaner gezogen hat. Im Allgemeinen müssen freilich diese Bibeln, wenn sie in die Sprache schon vorgerückter heidnischer Völker übersetzt sind, unsrer mangelhaften Kenntniß ihrer Sprache wegen, einen Eindruck auf Jene machen, wie auf uns, wenn wir einem Apothekergehülfen oder Chirurgen zweiter Klasse auftrügen, die Bibel ins Lateinische zu übersetzen, oder englischen Matrosen, die einmal in französischer Gefangenschaft waren, ihre Schicksale französisch aufzuschreiben. Da ist die Wirkung schlimm genug für die Religion; allein es ist doch immer schon eine Stufe für die Philologie. Und nun sind Bibelgesellschaften, wenn sie unter uns das merkwürdigste aller Bücher zu verbreiten suchen, auch in dem Falle sehr rühmenswerth, daß sie ein fehlendes Buch zu ergänzen suchen; verwerflich aber dann, wenn sie andere Bücher damit verdrängen wollen. Leider ist das Letztere oft mehr die Absicht, als das Erste, und die Bibelgesellschaften verdienen dann wohl, daß sie von manchen spekulativen Köpfen an der Nase herumgeführt werden; denn, wie Viele melden sich nicht hier und dort, wo es unentgeltlich Bibeln gibt, und verkaufen sie bei dem ersten besten Buchbinder, so daß einmal von einem im Geruch der Heiligkeit stehenden Soldaten herauskam, er hätte in einem Jahre sich durch demüthiges Niederschlagen der Augen mehr als hundert Bibeln zu verschaffen gewußt, die er alle bei einem Compagnon seiner Spekulationen für gute Trinkgelder absetzte.

Auch für die Bekehrung der Juden schießt der Pietismus Geld zusammen. Es wird Samstags z. B. in Berlin in einer eigens dazu bestimmten Kirche gepredigt, um die Juden anzulocken; allein wenn ihnen nicht, wie einst den Sachsen, das Henkerschwert droht, wer kann ihnen verargen, daß sie die christlichen Kirchen nicht besuchen und noch weniger Christen werden! Diese Gesellschaften zur Bekehrung der Juden haben wenig Erfolg, und wo sie ihn hatten, kamen die Strahlen der Erleuchtung nicht von der Sonne der Wahrheit, sondern von den blanken Dukaten, mit welchen die Gesellschaft bereit ist, einen abtrünnigen Juden zu unterstützen.

Es ist hier der Ort, von den Juden zu sprechen. Wenn nicht das Christenthum allmälig eine solche ausschließliche Richtung angenommen hätte, so würde es weniger auffallend sein, ein Volk und eine Religion unter uns zerstreut zu sehen, die ursprünglich zwar der Stamm des christlichen Glaubens war, sonst aber in den Folgen, die sie für die Gesellschaft hatte, eine der eigenthümlichsten Stellungen gewonnen hat. Mitten durch unsere Gesellschaft zieht sich ein eigener Völkerbund, der überall seine Heimath hat, wo nur seine Glieder weilen, der in Gesichtsbildung, Charakter und Religion einen entschiedenen Gegensatz gegen das germanische und romanische Leben bildet. Es ist ein Volk, das ohne Verabredung sich doch erkennt, das kein eignes Ziel hat und sich doch nicht dem des übrigen Europa anschließt; ein Volk, das den Augenblick benutzt, um durch seine Lage gezwungen nur das Individuum, und was es an Freundschaft und Verwandtschaft besitzt, zu heben. Hie und da erinnert der Zustand desselben noch an die Zeiten der finstersten Barbarei; denn nicht nur,

daß die Unterdrückung die Menſchen dieſes Glaubens vom reinigenden und erfriſchenden Zugwind der Fortſchritte im öffentlichen Leben entfernt gehalten hat, ſondern ſie ſelbſt machen zuweilen kaum größere Anſprüche, als nur ſicher in ihrer Haut zu ſein, kleinen Geſchäften ohne Zwang vorzuſtehen und an einer religiöſen Ueberzeugung haften zu dürfen, die ihre Grundlage in der Verehrung des Alten hat und nur eine meſſianiſche Hoffnung predigt, von der der Jude nur zu gut weiß, daß ſie weit über den Horizont des Möglichen und Glaublichen hinausliegt. Hie und da trieben die Bedürfniſſe des Geiſtes oder die Anſprüche des Reichthums das zerſtreute Volk aus jenen Gaſſen, in welche ſie das Mittelalter verſchloß, heraus; ſie ließen den Unterſchied der Religion daheim zurück als ein mit den Fortſchritten der Aufklärung allmälig ſchwächer gewordenes Abzeichen, ſchloſſen ſich an die übrige chriſtliche Geſellſchaft an und wußten durch Scharfſinn, Reichthum und nicht ſelten zugeſtandene Autorität (die Rothſchilds) die Trennung immer mehr in Vergeſſenheit zu bringen. Jüdiſche Zumuthungen an die chriſtliche Geſellſchaft, welche man in den Zeiten des Mittelalters für Hochverrath ausgegeben hätte, erhielten jetzt einen kräftigen Nachhalt. Der Jude will keinem einzelnen, wie Goldadern unſer Europa durchziehenden Volk mehr angehören, ſondern behauptet, durch Sprache, Sitte und Geburt Europa als ſeine Heimath errungen zu haben; er will nach dem Maße von Laſten, die ihn drücken, auch an den Vortheilen des öffentlichen Lebens Theil nehmen und verlangt das vollkommene Bürgerrecht um ſo dringender, als die erwachte Humanität in dieſem Bürgerrecht auch das allgemeine Menſchenrecht erkennt. Wir erleben das in alten Zeiten unerhörte Beiſpiel,

daß die Juden ihre Nationalität, ihre Absonderung,
Stolz, ja den größten Theil ihrer Religion preisgeben,
sich den öffentlichen Thatsachen des Christenthums
Unterschied als Gleichberechtigte anzuschließen. Hätte
im fünfzehnten Jahrhundert die Juden emanzipiren wo
sie würden es nicht angenommen haben; die Unterdrü
war alltägliche Gewöhnung, sie würzte den Glauben,
seine größte Stärke in unbegründeten, aber doch schmei
haften Hoffnungen fand. Die Juden würden um den P
ihrer Religion und Nationalität die Erlösung aus ihrem
nicht angenommen haben. Jetzt aber, wo an die Stelle
Aristokratie der Geburt die Aristokratie des Geldes getr
ist, wo Industrie und Handel die Gegenstände der fein
politischen Sorgfalt sind, wo die dogmatischen Traditi
des Glaubens gelüftet wurden, hat sich auch bei den Ju
längst der Ehrgeiz und der Abscheu verloren, mit dem C
sten eine und dieselbe geistige und leibliche Speise zu e
Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ringen die Ju
nach einer sogenannten Emanzipation und werden darin
aufgeklärten und gefühlvollen Christen unterstützt. Sie wo
nicht mehr auf Pfänder leihen, mit alten Büchern hand
mit dem Quersack durch die Straßen ziehen und für
Kleider neues Geld geben; sie sind des Wuchers müde,
so mehr, da sie nicht mehr das alleinige Privilegium d
haben, sondern schon längst von Christen darin übertro
werden. Den Vorwurf, daß sie zur Emanzipation noch u
reif wären, können sie insofern zurückweisen, als die an ih
vermißte Bildung nicht die Ursache, sondern die Folge
Emanzipation sein kann; denn gibt es Bildung, wo k
Freiheit ist? Werden selbst scharfsinnig gebildete Israeli

aufhören, eine gewisse eigenthümliche und nicht selten abstoßende Physiognomie zu tragen, wenn man die jüdische Bildung zwingt, sich auf eigene Hand, fortwährend abgesondert, zu erzielen, und nicht vielmehr Thür und Thor öffnet, daß sich die Meinungen und Manieren vermischen und daraus jenes Nivellement erzeuge, welches wir Christen eigentlich unter: Selbstemanzipation der Juden begreifen? Nicht die Barbarei der niedern Juden ist uns anstößig; (denn sind die Christen nicht theilweise hier und da roher?) sondern nur die Atmosphäre, die das jüdische Leben begleitet, die Folge der Sclaverei, die wir im Zustand der Sklaverei selbst verbesserlich glauben! Wir begehren etwas Unmögliches, wenn wir verlangen, die Juden sollten ihre uns zuweilen abstoßenden Sonderthümlichkeiten durch sich selbst aufheben.

Die Emanzipation der Juden ist eine so lebhafte Tagesfrage, daß man sie kaum erwähnen kann, ohne zugleich mitten in Polemik versetzt zu sein. In Frankreich ist sie entschieden; dort werden die Juden zu Deputirten gewählt und können an der Gesetzgebung und Administration des Staates Theil nehmen; jedes Gewerb ist ihnen gestattet, ja sie haben sogar die Freiheit, Soldat zu werden und sich für ihr neues Vaterland todtschießen zu lassen. In Belgien gibt es jüdische Maires genug, ja trotz der katholischen Staatskirche wohnen Juden den königlichen Kindtaufen als Zeugen bei. Ueberhaupt verschmilzt der Jude in romanischen Staaten leichter mit der Masse, als in germanischen, obgleich sie auch in den Niederlanden gleichberechtigt sind und der vollkommensten Freiheit genießen. In England und Deutschland steht der Vermischung der Juden mit den Christen der hier auffallende Unterschied der Race entgegen, denn mancher Franzose sieht ohnehin wie ein Jude

aus, während englische und deutsche Juden gegen eine blon
oder doch größtentheils blauäugige Nation mit ihren scha
ten, südlichen Physiognomieen auffallend abstechen. Denno
hat auch schon in England die Bewühung des Herrn Gra
ansehnlichen Fortschritt gehabt, und in Deutschland ist sog
ein Staat, wenn auch freilich durch die unmittelbare Einwi
kung Rothschilds, zu einer völligen Emanzipation der J
den gediehen, Hessenkassel. Adressen werden an die gesetzgebend
Körper eingereicht, sie werden theils von Leidenschaften, thei
von Gehässigkeiten, nicht selten auch von wirklichen, zuweil
verblendeten Ueberzeugungen bestritten. Die Juden führ
bereits mit großer Gewandtheit die Feder und wissen ihr
Forderungen in der Literatur einen Nachdruck zu geben, d
um so kräftiger ist, als der Ruf nach Freiheit in einer besse
sinnlichen Lage ist, als das kalte Wort der Unterdrückun
Ja, es fehlt sogar nicht, daß sich Juden auch als Dichter u
Gelehrte in verschiedenen europäischen Literaturen ein u
bestrittenes Ansehn erworben haben und den Vertheidige
der Emanzipation, um das Verdienst und Talent der Jude
zu würdigen, zur glänzendsten Berufung dienen können.

Es ist billig, bei der Betrachtung dieser Frage zuerst d
Hindernisse zu erwähnen, die ihrer schnelleren Lösung no
entgegenstehen. Die Juden selbst tragen einen Theil d
Schuld, und so geneigt wir sein mußten, zuzugeben, daß sie
das Wesen und Gebahren der Juden wenn es uns nicht ge
fiele, erst durch die Emanzipation ändern könne, so ist es doc
nicht die Intoleranz allein, die einen Theil der Zeitgenosse
gegen die Befreiung der Juden in Harnisch bringt, sonder
ohne Zweifel Vieles, was in den deutschen Lokalexistenzen be
gründet ist. Der Jude, fürchtet ein Theil der judenfeindliche

Christen, ist überzärtlich für Alles, was seinen Namen trägt, kalt und abstoßend gegen Jeden, der sein eigenes Ich nicht näher berühre. Nichts ist so entfremdend, sagt man, als die Art, wie Juden sich unter einander behandeln; wer Gewalt unter ihnen hat, mißhandele den Schwächern, sie sprächen nie anders unter einander, als mit verachtender Miene, gleichsam um sich an Dem, was sie selbst von den Christen zu leiden haben, zu rächen; sie grüßen ohne Herzlichkeit, sie reden mit einander, ohne sich anzublicken. Der Aermere ist gegen den Reichen unterwürfig und der Reiche hält sich aus einem ganz anderen Blute, als sein Untergebener ist. Diese Fehler, fährt man fort, können sich bei den Christen auch finden; sie werden aber auffallender in einem Kreise, wo ein gleiches Gefühl sich durch das ganze Zusammenleben mit bindender Gewalt hindurchziehen sollte, das Gefühl der gleichen Lage und der gleichen Hoffnung.

Andere Judenhasser sagen: „Es giebt treffliche Juden; aber der Durchschnittscharakter des ganzen Volkes ist herzlos. Die jüdische Jugend ist vorschnell, zudringlich. Die bei uns üblichen bescheidenen und zarten Rücksichten nimmt sie nicht. Man gehe nur mit einem Juden von feinerer Bildung und tieferem Gemüth um, und man wird bald von ihm bestätigt hören, daß für seine eigene Bildung und Humanität das gewöhnliche jüdische Treiben unerträglich ist. Man ist ewig der Medisance ausgesetzt, man wird nach Maßstäben geschätzt, die kleinlich sind, die Kunst und Wissenschaft wird nach dem Gelde angeschlagen und das Wucherwesen quillt noch aus den Poren des elegantesten Benehmens hervor. Wie oft erschrickt nicht der tieffühlende Jude über eine Rohheit der Seinigen, wie ängstlich wacht er, daß irgend ein lächerlicher oder auffallender Zug

derselben verrathen werde und wie schmerzlich muß er oft zugestehen, daß es unter der christlichen Jugend nicht immer jene Gewohnheiten gebe, die unter der jüdischen herrschen! Der Jude muß stark auftragen, wenn er sich über das Gewöhnliche hinausschwingen will; hat er Kenntnisse, so muß er sie mit Arroganz verbinden; ist er Künstler, so muß er eine unausstehliche Genialität affektiren; hat er Witz, so muß er schonungslos verwunden; wird Einem etwas zugemuthet, so muß man ihn durch dreistere Zumuthungen zu überbieten suchen. Das ist einmal hergebrachter Ton unter ihnen und jeder Jude, der Einsicht und Stolz besitzt, ihn zu verachten, gesteht doch mit Scham, daß die jüdische Art und Weise ein solches Benehmen verlangt und daß eine Nation, die so lange im Zustand der Erniedrigung gelebt hat, nicht anders in ihrer schlaffen, verstandesnüchternen und feindseligen Art, sich zu benehmen, überwältigt werden könne, als durch Ueberbietung."

Man höre ferner, was in verschiedenen deutschen Ständekammern, selbst von liberalen Deputirten gegen die Juden vorgebracht ist: „Der größte Theil der Juden ist auf einen schnellen und wucherhaften Erwerb gerichtet, die Christen sind mitunter schlecht genug, aber es zieht sich durch ihre Handlungsweise nicht eine so methodische Verabredung über den Gewinn. Die Juden verschmähen kein Mittel, um zu einem reichlichen Ertrag ihrer Geschäfte zu kommen. Ganze Landstrecken sind ihnen verpfändet, unsre Bauern ihnen verschuldet. Es kommt hinzu, daß im Hintergrunde selbst ihrer übersirnißten Kultur das speciell Nationale von den Juden gar nicht aufgegeben wird und daß ihre Religion eine gesellschaftliche Absonderung verlangt, die für unser Gefühl im

höchsten Grad abstoßend ist. Wir können abweichende Lehrmeinungen ertragen, können Anabaptisten, Quäker, Griechen und Katholiken, wenn wir Protestanten sind, um uns sehen; allein daß die Juden immer noch fortfahren wollen, eine eigene Gesellschaft zu bilden, darin liegen so viel Erschwerungsgründe der Emanzipation, daß es von den jüdischen Advokaten derselben kurzsichtig ist, darüber mit einem Sprunge hinweg sein zu wollen."

Wahres mischt sich hier mit Falschem. Doch sind die Gegner der Emanzipation nicht immer Tyrannen, sondern werden von mancherlei Motiven getrieben. Zuvörderst treten gegen sie Idealisten auf, die entweder vom Staate oder von der Würde des Christenthums übertriebene Begriffe haben. Sie halten es für übereilt, ja für frevelhaft, einem historischen Ereignisse, wie ein solches bisher die Stellung der Juden war, vorzugreifen und mit eigner Hand an den Traditionen der Geschichte etwas Wesentliches zu verrücken. Es zeichnet diese Partei ja bekanntlich eine Unerfahrenheit in öffentlichen Angelegenheiten aus, eine Unkenntniß mit dem Wesen des Staates und der Stellung des Christenthums zu ihm, welche die Frucht theoretischer Abstraktionen ist und an welcher die in Staat und Kirche gegenwärtig herrschenden Thatsachen die geringste Schuld tragen. Denn unser gesellschaftliches Zusammenleben, weit entfernt, die bewußte Strahlenbrechung eines innern, unvermischt glänzenden Prinzips zu sein, hat sich ja vielmehr ängst den täglichen Bedürfnissen, durch Finanzverlegenheiten, Industrie und Handel, so angepaßt, daß der in Wirklichkeit jetzt vorgefundene Staat keineswegs mit jenem Phantom zu vergleichen ist, welches die Idealisten aus einigen doktrinären Prinzipien zusammengesetzt haben. Die künstliche Zusammen-

schmelzung mancher Gebietstheile zu einem Gemeinwesen mußte längst jenes sogenannte naturwüchsige Prinzip aus der neuern Geschichte verdrängen; die Staaten sind Mechanismen, keine Organismen mehr. Dazu kommt, daß das Christenthum weit weniger als ehemals die Tendenz hat, jetzt sich noch als Kirche geltend zu machen, sondern sogar Die, welche die Frömmsten sind, haben längst darauf gedrungen, daß die Kirche in die Gemeinde aufgelöst werde und überdies jede äußere weltliche Autorität von dem Kreuze Christi wegfalle. So sind mit einem Worte jene idealistischen Gegner der Emanzipation Diejenigen, welche allerdings durch mystisches oder doktrinäres Raffinement das Wesen eines christlich-organischen Staates in sich mit Glückseligkeit genießen, die aber das reine Gold ihres Ideals, von den Schlacken unsrer verworrenen, mechanischen, trivialen Zustände gesondert, nirgends werden nachweisen können. So möget ihr dem Gedanken, daß Juden an unseren gemeinsamen Angelegenheiten Theil nehmen sollen, mit brütendem Unwillen nachhängen, immer aber werden wir uns dazu bequemen müssen, wenn wir weise und verständig sein wollen, die Dinge so zu nehmen, wie sie einmal geworden sind. Wir können der europäischen Gesellschaft diese Ordnung und Consequenz nicht wiedergeben, welche dem idealen Absolutismus vorschwebt, sondern in einer Zeit, wo sich überall das abstrakt Menschliche sucht geltend zu machen, mußten die Fesseln des Staates nachlassen und mußte Alles ausgewischt und geebnet werden, was als bürgerliche Pflicht das menschliche Recht überragte. Die Juden haben unabhängig vom Christenthum ein Menschenrecht.

Von den Einwürfen des Idealismus sind jene andern zu unterscheiden, welche der Emanzipation der Juden von der

faktischen Staatsräson gemacht wurden. Die innere Verwaltungspolitik unserer Zeit hat die Juden im Stande der tiefsten Erniedrigung überkommen. Sie mußten noch vor zwanzig Jahren Leibzoll, Schutzgeld zahlen, sie waren in eigene Gassen eingeschlossen, ja es gab Städte, sogenannte freie, wo auf öffentlichen Promenaden die Juden nicht den allgemeinen Bürgersteig betreten durften, sondern durch den Sand des Fahrweges waten mußten! Selbst aufgeklärte Staatsmänner jedoch, die den Juden eine Verbesserung ihres Zustandes von Herzen gönnen, sehen nicht ein, wie man dabei einen andern Weg, als den einer allmäligen Reform, einschlagen könne. Es ward den Juden mit der Zeit erlaubt, unbewegliches Eigenthum zu haben, sie dürfen Landsitze kaufen, sie dürfen ein Gewerbe treiben und werden hier und da zur Advokatur zugelassen. Allein dann muß weiter gegangen werden. Ein partielles Verfahren wird sich zu einer Beilegung des Streites nicht eignen, denn indem die gebildeten Juden einen gewissen Grad von Freiheit erhalten und die süße Gleichheit der Rechte hie und da kosten können, werden ihre Bedürfnisse nur dringender und ihre Wünsche nur lauter werden. Können sie nicht mit Recht sagen: wir verlangen die volle Freiheit nicht für uns Alle, sondern nur für Die, die sich nicht bloß ihrer würdig machen, sondern überhaupt sie ertragen können? Hat man erst den Juden zum Advokaten gemacht, gab man erst dem Juden Sitz und Stimme in der Gemeinde, wie sie Montefiore in London hat, dann ist es schwer, Männern von dieser Bevorzugung auch das Uebrige zu versagen; ihre Redlichkeit ist ja erprobt, ihre Talente sind selten. Wenn man ihnen jetzt noch die Pforte zu höheren Terassen verschließt, dann begeht man eine Un-

gerechtigkeit, von der ich nicht weiß, ob sie durch einen Rückblick auf das übrige jüdische Volk, das noch dunkel im Hintergrund steht, entschuldigt wird.

Bei den Hemmnissen der Emanzipation leisten andere Besorgnisse, die mehr oder weniger Grund haben, Vorschub. Man fürchtet eine Ueberhandnahme des jüdischen Geistes, ja man glaubt sogar, daß, wenn an dem Arme der Autorität der Jude erst ein Finger sein kann, er sich auch bald in die ganze Hand verwandeln würde. Man fürchtet den verschlagenen und gewandten Geist der Juden, ihre Geldmittel und theilweise auch ihren Indifferentismus, ihre Gleichgültigkeit gegen diese oder jene Form der Oeffentlichkeit, wenn man auch gestehen muß, daß diese doch nur die Folge des bisher mangelnden geliebten Vaterlandes gewesen ist. Man wendet wohl gar ein, daß uns die Juden, wenn die Christen ihre Paria's wären, nie emanzipiren würden, weil es ihr Charakter und ihre Religion schon mit sich brächten, sich allein für das auserwählte Volk Gottes zu halten. An all' diesen Einwürfen ist immer einiges Wahre, nur ist es auf die Spitze gestellt und namentlich insofern ganz irrthümlich, als sich bei einer erklärten Emancipation der Juden ihr ganzer gesellschaftlicher Körper nicht en choc in den christlichen hineinstürzen wird. Die Juden stehen ja nicht bettelnd und pochend an der Thür oder lärmen aus Uebermuth und Ungeduld. Da sie die Emanzipation einmal nicht haben und nicht Lust spüren, zu verhungern, so haben sie sich Lebenswege genug zu bahnen gesucht, arbeiten in ihrem Kreise fort und bedürfen zur Prosperität vorläufig am Allerwenigsten der Emanzipation. Da man den größten Theil der Juden gegenwärtig handeln sieht, so wird es lange dauern, bis sie ihre Emanzipation auch zu an-

dern Erwerbszweigen benutzen. Nein! Die Gleichstellung würde keinen plötzlichen Andrang, den ihr so sehr fürchtet, erzeugen. Man würde in der That erstaunen, wie lange die Juden, wenn ihnen erst die volle Freiheit gestattet ist, zögern, sie zu benutzen. Darin liegt eine der irrthümlichsten Vorstellungen über die Emanzipation, daß man sich unter den Juden ein Schiff von Auswanderern denkt, welches mit uns durch das Sprachrohr parlamentirt und dessen Mannschaft, wenn man sie einließe, uns überschwemmen würde. Die Juden haben ihre abgeschlossene Existenz, aber sie haben aus der Noth eine Tugend machen müssen, sie haben sich ihr eigenes Bett gegraben und suchen sich, wie die armen Herren von Rothschild, durchzubringen, wie es eben geht. Würden sie frei, so werden wir wenig Hungrige antreffen, die gleich heranstürzten, um sich zu sättigen, sie würden eine Weile in der gewohnten Lage bleiben, sie würden die Emanzipation nur größtentheils für ihre Kinder, ihre Bildung und die zukünftige Richtung des jüdischen Lebens benutzen. Man sollte den badischen Deputirten diese Bemerkung nicht oft genug wiederholen.

Man denkt sich unter der Emanzipation immer den Moment einer großen tumultuarischen Aufregung. Die Befreiung der Juden wird aber kein einziges Zeichen der Revolution tragen. Wer wird denn kommen und gleich die Freiheit benutzen? Fürchtet ihr, der Schachergeist würde sich auf die Richterstühle setzen? Der Trödelgeist hinter die Polizeischranken? Nein, Die, welche zuerst die Freiheit benutzen, würden doch die Gelehrten sein. Nun ist dies aber die geringste Gefahr, welche uns Christen von der Emanzipation treffen könnte, daß Männer von Bildung und Geschmack und nicht selten von außerordentlicher

Geisteskraft an unsern gemeinsamen Angelegenheiten Theil nehmen, mit uns auf gleichem Fuße stehen und sich wohl gar um die Staatsämter bewerben. Diese erste gelehrte Vorpostenlinie werden wir also schon aushalten, wir werden den Unterschied von Sonst und Jetzt nicht merken, da wir längst gewohnt sind, jüdische Aerzte und Advokaten, Dichter und Gelehrte als die Unsern zu betrachten und längst mit ihnen in ebenbürtigem Verkehr stehen. Das zweite Treffen, welches ins Feld rücken würde, könnte dann auch nur jene kleine Schaar sein, die den Handel verließe und sich zur Industrie wendete; jüdische Gesellen würden zu christlichen Meistern kommen, ja vielleicht selbst Meister werden und ein schönes Geld von den Ihrigen mitbringen, um ihr Geschäft gleich im Großen zu betreiben. Wer erschrickt hierüber? Der Zunftgeist, die Schuster- und Bäckergilde, die sich mit so vieler Mühe von der Konkurrenz befreit hat, die die Jahrmärkte längst verwünscht, weil man auf ihnen billiger kauft, als in ihren Läden; kurz, derselbe Zunftgeist, der sich noch hie und da vor der Gewerbfreiheit zu verpallisadiren wußte, den ihr aber doch überall früher oder später einer Zeit zum Opfer gebracht habt, welche die Rennbahn der Konkurrenz jedem Talente, jedem Interesse freigegeben hat. Endlich bestände das dritte Treffen aus den jüdischen Lazaroni's, welche bekanntlich durch ihren Schachergeist den Christen eine so große Plage sind, daß man froh sein sollte, wenn dem Staate Zwangsmittel zu Gebote stünden, diese aus ihrem Dolce farniente zu ziehen und sie zu andern Arbeiten anzuhalten, als zu dem Lotterhandel auf dem platten Land und in den Winkeln der Städte. Es ist wahr, die gemeinen Juden sind träge, sie spielen die großen Herren und scheuen die Arbeit. Aber ge-

rade der Druck, in welchem der Staat sie erhält, bestärkt sie darin. Emanzipirt diese Juden! Die Emanzipation würde dem Staat das Recht geben und die Pflicht auferlegen, diese schachernde Lungerei zu hintertreiben und die Juden zur Arbeit zwangsweise anzuhalten.

Gewöhnlich will man die Emanzipation von der Bildung, die sich die Juden erst verschaffen sollen, abhängig machen, man sagt ihnen wohl: „emanzipirt euch selbst, dann soll euch die politische Freiheit nicht fehlen." Allein hier übersieht man denn doch, daß gerade jene Bildung, die wir an den Juden vermissen, jene Bildung, die sie mit uns gleich machen und den scharfen Accent des Unterschieds aufheben soll, nicht Ursache, sondern nur Wirkung der Emanzipation sein kann. Wir finden im Allgemeinen auch Bildung genug unter den Juden, nur hat sie zuweilen ein Gepräge, welches uns befremdet; sie ist selbst da, wo sie ausgezeichnet ist, manchmal wunderlich und nicht selten lächerlich. Dies Alles kann aber nur die Folge der Isolirung sein. Die Ueberreizung sowohl, wie das Defizit, kommt aus dem Druck her; ja man geht von der Bildung im Allgemeinen auch auf die Religion über und verlangt von dieser eine Akkomodation, die nicht viel mehr sagen will, als daß die Juden Christen werden! Man sollte sich doch hier um so weniger plump und zudringlich einmischen, als im Judenthum ja selbst eine religiöse Gährung ausgebrochen ist, deren Resultat jedenfalls der höheren, geistigen Emanzipation derselben den Weg ebnet. Macht man trotz dieser uns entgegenkommenden Bewegung in Betreff ihrer Religion zu heftige Zumuthungen an die Juden, so verwirrt man sie unter einander, setzt die Reformationspartei in Verlegenheit und zwingt sie, da sie doch nicht verkannt zu werden wünscht,

wieder ſtrenger an jene hiſtoriſche Tradition zu halten, welc
ſie in aller Stille über Bord werfen wird. Ja, es gibt ſog
Chriſten genug, welche den Aberglauben und den hiſtoriſch
Wuſt ſo ſehr lieben, daß ſie es nur mit Schmerz ſehen, w
ſich die Juden von ihm befreien und einen geläuterten Glaub
ſtiften wollen. Mit einem Worte, es ſind im Schooße d
Judenthums jetzt die edelſten Kräfte thätig; an Allem, wa
uns Chriſten von jüdiſchen Sitten ſo widerwärtig iſt, em
pfinden die Juden ſelbſt allmälig Ueberdruß, und jenes ſp
zielle Kolorit ihres Treibens würde bald aufhören, wenn ma
ſie nur aus dem Bereich ihrer eigenen Geſellſchaft heraus
ließe, ſie von der Botmäßigkeit der Rabbinen befreite, vo
der Verkeßerung jener Familien, die mit der Tradition koque
tiren und die, wie z. B. die Rothſchilds, reich genu
ſind. Dies ohne eigene Unbequemlichkeit thun zu könne
Der Geiſt der Reform, der in die jüdiſche Religion gekomme
iſt, würde, wie überhaupt die Bildung jenes abgeſonderte
Stammes, beſſere Fortſchritte machen, wenn man die Schranke
einriſſe und dem freien Streben auch freien Raum gäbe.

Mit der Art, wie die Juden ihre Emanzipation in An
ſpruch nehmen, kann man ſich freilich nicht immer einverſtan
den erklären. Es iſt Unrecht, in uns Chriſten immer nu
Tyrannen zu ſehen. Wir ſind auch Sklaven, Sklaven unſre
Vorurtheile. Die jüdiſchen Anwälde der Emanzipation wolle
blos das politiſche Recht und geſtehen uns nicht zu, daß di
Frage bei uns mehr moraliſcher, als politiſcher Natur iſt. Si
pochen entweder auf die Menſchenrechte oder die Paragraphe
einer Verfaſſung, wo den Juden ein geregelter Zuſtand ver
ſprochen wurde, ohne daß die Fürſten daran dachten, ſie gänz
lich zu emanzipiren. Gegen dieſe Behandlungsweiſe der Juden

emanzipation darf sich sogar der Liberalismus aufwerfen: er ist der Frage nicht feindselig, er will sie zum Besten, aufs Schnellste gelöst sehen, nur sollen uns die Juden Parlamentäre schicken, die denken und fühlen, Parlamentäre, die auch ein wenig auf die Stimmungen des ungebildeten christlichen, zum Judenhaß leider erzogenen und selbst von der Religion dazu getriebenen Volkes achten, keine Rabulisten, sondern Weise. Man soll die Frage verhandeln mit Gesichtspunkten auf die Zeit im Ganzen und Großen, mit Gesichtspunkten der Moral und des höheren Völkerlebens. Daß uns das Judenthum wie ein geschlossener Phalanx mit all seinem barocken Wuste in unsre Reihen hereinbreche, verhüte Gott! Das Thor soll offen stehen, ja nicht einmal sollen die Wächter, welche die Durchgehenden prüfen, Christen sein, sondern ihr Juden sollt selbst an das Zollhaus eure weisesten und gerechtesten Männer stellen, welche den Ehrgeiz in sich fühlen, die Emanzipation als ein schönes und reines Resultat der Humanität zu erhalten und ihr am allerwenigsten den Stempel eines errungenen Siegs für Grethi und Plethi aufzudrücken.

Die Juden sollen sich mit uns vermischen. Sie sollen ihren Particularismus aufgeben. Wenn die Juden ein geschlossener Phalanx selbst noch nach der Emanzipation bleiben wollen, dann würde diese ihren Zweck verfehlen. Wenn auch kein Gesetz, so würde doch eine unverabredete Stimmung der Gemüther plötzlich die Juden wieder in jene politische Nichtigkeit zurückschleudern, in welcher es sich jetzt die Reichen unter ihnen so bequem gemacht haben. So gut, wenn wir die Juden emanzipiren, wir in unserm christlichen Schooße eine Menge Vorurtheile niederzukämpfen haben, so gut wir unseren bedenklichen Abergläubigen predigen müssen, daß weder das

Christenthum, noch der Staat, noch ihr germanisches Blut durch die Emanzipation in Gefahr käme; so gut sollt ihr auch gegen die Kurigen Gewalt üben, sie zwingen, von ihren, mit der idealen Vereinigung unverträglichen Sitten zu lassen und jenen Moder zerstören, mit welchem die Sitten des alten und verstockten Judenthums umzogen sind! Die wechselseitigen Heirathen müssen dann freigegeben sein, und so gut wir unsere Töchter nicht zurückhalten wollen, wenn sie an einem jüdischen jungen Mann Gefallen finden und er ihre Hand begehrt, so wenig dürft ihr jene alten Gesetzesmenschen in ihrer Weigerung bestärken, wenn ihre Töchter dann von einem Christen begehrt würden. Das Streben, eine Kaste zu bilden, würde die Emanzipation alsbald aufheben: denn wenn ihr euch darauf beruft, daß ihr mit uns seid von gleicher Sprache, von gleicher Nation, von gleichem Vaterlande, dann solltet ihr auch in jeder Beziehung den besten Willen zeigen, euch mit den öffentlichen Thatsachen, die einmal mit unserer Sprache, Nation und unserm Vaterland unzertrennlich sind, innigst zu verschmelzen. Immer müssen wir hören, daß die Juden ihre absonderlichen Sitten mit Essen, Trinken und Feiertagen aus der Religion herleiten. Allein sollte denn die reformatorische Richtung, welche die neue jüdische Theologie bekommen hat, so schwach sein, daß sie nicht ihre Gemeinde über die Disharmonie aufklären könnte, in welcher das Vaterland des Judenthums, der Orient, auf welchen die meisten religiösen Vorschriften berechnet sind, mit dem Occident steht, den sie als neues Vaterland ansprechen? Ihr verlangt von uns, daß wir euch in unsre Mitte nehmen, als Brüder behandeln und sogar mit Staatsämtern bekleiden und ihr wollt nicht einmal das Geringe für eure Aufklärung vermögen, daß ihr

z. B. den Sabbath auf den Sonntag verlegt? Ihr verlangt, daß wir unsre Leidenschaft besiegen und ihr besiegt nicht euern Aberglauben? Wir sollen euch in unsre Dörfer als Amtleute setzen über Bauern, welche die Juden nicht nur als Reichere hassen, sondern sogar noch als Nachkommen jener Verdammten, die Christus gekreuzigt haben; und ihr wollt nicht einmal eine Anordnung treffen, die jeder Einsichtsvolle für die auch ins Volk lebendig übergehende Emanzipation unerläßlich hält? Darin liegt Unbilligkeit und ich wiederhole, eine tiefe und auch gegen uns gerechte Motivirung der Emanzipation hab' ich von einem jüdischen Schriftsteller noch nicht gelesen. Der reine Deklamationsstandpunkt über Menschenrechte und Humanität reicht für diese Frage in Deutschland nicht aus.

Das Resultat dieser Abwägungen des Pro und Contra bleibt die volle Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Emanzipation in jeder Beziehung, in theoretischer und praktischer. Und zum Schlusse möge hier noch zur Widerlegung der Gegner der Emanzipation die Bemerkung stehen, daß mir im Judenthum durchaus nicht das Bestreben zu liegen scheint, ewig an einander zu halten und Chor zu machen. Das gleiche Schicksal bindet jetzt die Juden: wandern sie, so finden sie nur Herberge bei den Ihrigen: man betrachtet sie wie einen eigenen Körper, darum bilden sie auch einen. Allein fielen nur erst die Schranken und zwar nicht blos politisch, sondern moralisch und gesellschaftlich, dann würde man sehen können, daß gerade die Juden Nichts mehr vermeiden werden, als die Ihrigen. Man lege ihnen Dieses nicht übel aus. Der Gebildete schämt sich der Denk- und Handlungsweise seiner ungebildeten Stammgenossen; Unterricht und Er-

zehung haben ihn längst uns gleichgestellt. Die Ju
lesen aus den Zeitungen, der Literatur und Kunst Dasse
was wir lesen, ihnen ist Napoleon und O'Connell, der F
des Niagara und eine Eisenbahn Dasselbe, was sie den Ch
sten ist; sie sprechen unsre Sprache und halten meist
äußerlich an die Ceremonieen eines Glaubens, dessen Re
mation ja dem deistischen Inhalt gleichkommt, der auch dem
ligiösen Bewußtsein der Unsrigen entspricht. So sind sie längst
Unsern und streben darnach, mit uns sich zu vermischen. U
so muß hier gerade das Wort Christi, daß die Juden
in alle Ewigkeit in der Irre gehen würden und sie auf d
ganzen Erdboden zerstreut bleiben sollten, erst recht in E
füllung gehen. Fromme, christliche Seelen fürchten näml
durch die Emanzipation möchte diese Prophezeiung Chr
auf freventliche Weise widerlegt werden; aber gerade
Emanzipation würde die Juden erst recht aus einander tr
ben, nach allen Weltgegenden hin zerstreuen und den Fl
erfüllen, den Christus darin sah, daß sie in Ewigkeit a
hören sollten, ein Volk zu sein, den Fluch der ewigen Wa
derung. Christus gab die Prophezeiung von dem jüdisch
Gesichtspunkte, nach welchem den Juden gerade nichts Schre
licheres widerfahren konnte, als kein eigenes Volk mehr
sein! Emanzipiren wir sie nun, ihr ängstlich christlichen G
müther, die ihr Grausamkeit und Religion so merkwürdig
verbinden wisset, so ist die Prophezeiung Christi am schlagen
sten erfüllt.

## XI.

# Kunst und Literatur.

Die Sphäre der gemüthlichen Beziehungen und der Seelenstimmungen liegt nun hinter uns. Wir steigen in die des Geistes, der Reflexion und des abstrakten Gedankens. Von der Materie gingen wir aus, bahnten uns durch gute und böse Leidenschaften den Weg und gelangen jetzt zu den Regionen der Kunst, Wissenschaft und Philosophie, welche in formeller Hinsicht das gemeinschaftliche Band der Literatur umschließt. Aussichten in die Zukunft werden unser Werk schließen, wie wir wohl durch dunkle und verworrene Gemächer oft geführt werden, selten aber einen alten Bau antreffen, wo der Kastellan nicht am Schluß die Fensterläden irgend eines Zimmers öffnet und uns einen malerischen Blick in die Ferne gibt. Zuweilen ist der malerische Blick nur ein gemalter. Dies zu entscheiden müssen wir der Zukunft überlassen.

Der Uebergang aus der Religion in die Kunst ist sanft und organisch. Der Glaube an die Götter ging zu allen

Zeiten mit den verschiedenen Kunstepochen Hand in Han
erst in unsrer Zeit ist die Kunst frivol genug geworden, de
ursprünglichen Zusammenhange zu entsagen. Jetzt schließt
sich eher dem Luxus, als dem Cultus, eher unserm Bedürfn
des Essens und Trinkens, als der heiligen Spende und Opferu
an. Wir bewundern die Kunst in unsern Kaffeetassen, in u
sern Theebrettern und Pfeifenköpfen. Auch haben die Dich
sogar größern Erfolg zu erwarten, wenn sie sich *gegen* d
Himmel überhaupt auflehnen, als wenn sie ihn auf die Er
herabziehen wollen. Höchstens, daß die Parallele der jetzig
Kunst mit der Religion darin besteht, daß jene eine eige
neben dieser zu stiften suchte und daß es Menschen gen
gibt, welche, indem sie den Geist des Schönen anbeten, a
den Geist des Guten damit zu erfassen glauben. Man kann nich
dagegen einwenden: denn es ist noch immer *etwas*, we
man nur wenigstens das Unsichtbare anbetet, mag es nun
Schönheit einer natürlichen oder einer gemalten Landscha
die Schönheit der untergehenden Sonne oder die eines die
terischen Schwanengesanges sein.

Kunst und Religion — es ist dieselbe Bestrebung nur
verschiedener Aeußerung. Diese betet die Schöpfung an, je
sucht sie zu ergänzen und nachzubilden. In der Kunst ve
schmelzen die Gefühle der Andacht mit ihrem Gegenstand
Der Kultus nähert sich nicht mehr in bescheidner Entfernu
dem Allerheiligsten, er hat sich mitten in das Allerheilig
selbst versetzt und bildet sich aus ihm wieder heraus zu schöpf
rischen Gestaltungen. So versenkte sich die Antike mit ihr
großen Virtuosität in die Vorstellung des göttlichen Lebe
und schuf jene Götterstatuen, über welche hinaus den Glä
bigen keine Religion mehr lag. Ist die Religion selbst er

bis zu dieſer Virtuoſität gediehen, daß ſie ſich im Kultus ſchon der unmittelbarſten Nähe des göttlichen Gegenſtandes bewußt iſt, ſo tritt allerdings die größte Gefahr für die Religion ein, in der ſie leicht ihren geiſtigen Gehalt verlieren kann; allein die Kunſt wird dann immer zu einer Höhe gelangt ſein, welche man klaſſiſch nennt, wie ſie es als Bildnerei in der Gulmination des Griechenthums, als Malerei in der Gulmination des Katholicismus war. Für unſere moderne Zeit liegt die Weihe der Kunſt und Religion im Worte. Die modernen Dichter ſeit Calderon und Shakespeare ſind größer als alle vorangegangenen. Nur Pedanten werden dies eine Paradoxie nennen. Wir können die Religion nur im Jenſeitigen, im Gedanken erblicken; darum iſt die Dichtkunſt in unſern Zeiten die überwiegend klaſſiſche; denn ſie kann nur einzig deſſen gewiß ſein, für das Ueberſinnliche und den Gedanken, der es umzirkelt, die angemeſſenſten Ausdrucksformen zu finden. Die Muſik iſt zu unbeſtimmt. Wollte man, wie die alten Griechen die Religion nur noch in ihren Statuen ſahen, die Italiäner nur noch in ihren Gemälden ſo auch bei uns die Religion in etwas Faßlicheres der Kunſt verwandeln, ſo würden wir ſie nur mit der Poeſie vertauſchen können.

Von der Philoſophie unterſcheidet ſich die Kunſt dadurch, daß in ihr der Gedanke auch ſogleich die Form und die Form der Gedanke ſein muß. In der Kunſt iſt gerade dies das organiſche Leben, daß ſie nichts denkt, als das Schöne und ſo die Wahrheit in ihr immer ſogleich auch die Schönheit an ſich hat. Wie ein ſo geheimnißvoller Prozeß möglich iſt, darüber können ſelbſt die, welche den Genius dafür haben, ſchwerlich Auskunft geben. Auch erreicht hierin kein Künſtler

den Dichter. Denn dieser allein hat den leichtesten Appar
für seine Thätigkeit. Jeder Moment der Begeisterung ist s
gleich gestaltet. Noch glühend kann man den Gedanken z
Schau stellen. Der Dichter beweist uns vollkommen, wor
der Selbstzweck der Kunst liegt. Er liegt darin, daß b
der Kunst der Begriff der Schönheit auch sogleich d
Form der Schönheit sein muß. In der tiefsten künstlerisch
Durchdringung beider Momente halten sich Form und Begr
das Gleichgewicht und neigen weder in allzugroße Förmlic
keit und Kunsteinseitigkeit, wie bei Goethe, noch in zu tie
und bodenlose Spekulation, wie bei Schelley, hinüb
Der ächte Künstler weiß das Ebenmaß von Form und B
griff mit seinem Taktgefühl abzumessen. Er findet für jed
Gedanken die Form, die seinem Wesen entspringt; jeder G
danke bringt im künstlerischen Genius sogleich die Form, welc
für ihn paßt, mit zur Welt. Begeht ein Künstler Irrthüm
vor dem spekulativen Forum, so werden es doch ebensovi
poetische Wahrheiten sein, wenn ihnen nur die subjekti
Rechtfertigung, das Gemüth, nicht fehlt. Die objektive Rech
fertigung wäre die Schönheit; aber die Schönheit allein ka
den irrthümlichen Inhalt nicht entschuldigen, wenn glei
mildern. Wie viel muß also nicht zusammenkommen, u
jene Harmonieen zu schaffen, welche in den Werken ein
Phidias, eines Sophokles, eines Dante und Goeth
walten!

Doch verlassen wir das Gebiet der Theorie und treten i
jene Kunstverhältnisse ein, wie sie uns die Wirklichkeit da
bietet. Wie entwickelt sich bei uns der künstlerische Geniu
was bieten ihm die Umstände dar; wo fördern, wo ve
hindern sie ihn?

Der Künstler wird jetzt unter den ungünstigsten Verhältnissen geboren. Sein Talent muß sich erst durch seine Erziehung hindurch Bahn brechen, denn diese kommt den Gelehrten wohl, aber Künstlern nicht entgegen. In alten Zeiten war, wenn nicht die Kunst, doch Manches, was mit ihr eng verschwistert ist, der erste Eindruck, den der sich Bildende mit größerer Lebhaftigkeit empfing. Die Religion war die Pforte, durch welche im Alterthum der Bildner und Dichter, im Mittelalter der Maler und Architekt in die Hallen der Kunst eintreten konnten. Jetzt aber läuft die Vorbereitung zur Kunst höchstens der übrigen Bildung, welche man genießt, parallel, so daß vielleicht schon im achten Jahre kleine Kinder ihre Finger auf dem Klavier ausspannen müssen, daß sie die Akademie besuchen, um zeichnen zu lernen, oder zuweilen in das Theater, als eine Schule der Phantasie, mitgenommen werden. Allein dieser Unterricht ist eben nur Ausnahme und meistentheils auf Neben- und Freistunden beschränkt.

Da weder in der Erziehung, noch in den Sitten bei uns eine unmittelbare Aufforderung zur Uebung und Ausbildung der künstlerischen Talente liegt, so wär' es wünschenswerth, daß wenigstens die Offenbarung der Natur zum erwachenden Künstlersinn anregend und erweckend spräche. Allein dasjenige, was uns gerade am Entferntesten gerückt wurde, ist die Natur. Sie kann in ihrer grünen Frische, in ihrer, vom Gesang der Vögel belebten Herrlichkeit, in ihrer Sprache von Alpen und Thälern zu einem Tyroler sprechen, der so hübsch aus Holz schnitzelt, daß man ihn von seiner Heerde weg in die Akademie rufen sollte, sie kann Dichter entzünden, Maler wecken, allein ist es hier nicht immer der Zufall, der ihr die Gewalt leiht, ist sie sich wohl überall gleich und wirkt sie

überall die gleichen Wunder? Wo findet man auch Natur in einer Zeit, wo sie unter der Herrschaft der Maschine seufzt, eingefangen ist, um Hebel der Industrie zu werden? wo ist Natur in eurer Umgebung, in euren Sitten, ja in euren Gärten und Promenaden? Wenn sich irgend eine Fähigkeit findet, die die künstlerische Bestimmung an sich zu tragen scheint, so wird sie überall Natur antreffen, aber launenhaft zugestutzt, heckenartig beschnitten, durch die Geschmacklosigkeit unschön geformt. Die Natur, welche uns umgibt, wenigstens die, welche wir sehen, ohne Reisen zu machen, spricht so oft nur matt und verwelkt uns an; ihre Frische ist unter dem warmen Wasser, welches aus den Fabriken fließt, verblüht, der Bach muß seine Taglöhnerdienste thun, der Berg trägt ungeheure Wunden von Sprengungen, und wo die Kunst gerufen wurde, um dem Reichthum eine Erholung zu schaffen, da hinterläßt sie noch überall die Spuren früherer Geschmacklosigkeit; es ist nicht die reine göttliche Kunst, die zu uns spricht, sondern die Kunst des Luxus. Wie können diese Gemälde bezaubern, da sie nicht vor allem Volk in einer Kirche hängen, sondern über dem Ruhesopha im Kabinet eines Millionärs! Da ist ein Meisterstück von Canova! Es steht in keinem Tempel, keiner Gallerie, sondern in einer Nische, auf dem Ofen, auf dem Kamin. Da wird eine Fülle künstlerischer Sinnigkeit verschwendet an Gegenstände, die eine unschöne Bestimmung haben; wie zart und schön sind diese Kaffeebehälter geformt, wie künstlich der Ofen! Wie herrlich sind hier am Kamin Arabesken aus Metall gegossen, wie schön jene Vase aus Porzellan, in welcher gemachte Blumen stecken, die Sommer und Winter blühen! Wie herrlich die Fußdecken, die Tapeten, die Kronenleuchter, wie zart die Malerei auf dieser Schnupftabaksdose

Wahrlich! Kunſt iſt wohl genug zerſtreut um uns her; wir gleichen umgekehrt jenem Egyptier, welcher aus goldnen Nachttöpfen ſich Götterſtatuen bilden ließ, wir ſchmelzen die Götterſtatuen in äſthetiſch geformte Nachttöpfe um. Kann aber dieſer Eklektizismus, dieſe frivole Vergeudung der ſchönen Kunſtform irgend für den künſtleriſchen Genius, der nach der reinen Schöne trachtet und ſie wie Phidias, Dante, Raphael und Erwin von Steinbach in großen Schöpfungen verkörpern möchte, eine Befruchtung ſein? Können ihn eure ſchönen Lampen und Kryſtallgläſer zu einem Gemälde begeiſtern, welches die Tranſfiguration darſtellen ſoll? Die zerbröckelte Beſtimmung der Kunſt nimmt die Kraft für die großen einheitlichen Schöpfungen. In dieſer Ueberfüllung unſres Lebens mit Kunſt liegt eben ſo viel Hinderniß für die künſtleriſche Erziehung, wie in der zurückgeſetzten, weit von unſern Thoren verbannten wahren und ächten Natur.

Zu dieſen Hinderniſſen in den Sachen kommen die Hinderniſſe der Perſonen. Die Gemüther der Maſſe ſind dem Schönen nicht zugewandt. Die Verbindungsfäden, welche die Kunſt mit den Ideen, die auf die Maſſe wirken, zuſammenhalten, ſind zerſchnitten oder gar nicht anwendbar. Die Religion hat ſich von ſinnlichen Einflüſſen zu befreien geſucht, die Gemälde wurden vom theologiſchen Purismus aus den Kirchen verbannt, die Kunſt wurde als eine Feindin der Wahrheit dargeſtellt; der Sinn für Poeſie erſtreckt ſich bei der großen Maſſe nicht weiter, als auf das Geſangbuch und einige Gaſſenhauer: der Dichter kann nur auf die Theilnahme der Gebildeten rechnen, für Manches ſogar nur auf die der Ueberbildeten, welche aber oft wieder für alles Künſtleriſche ſchon die Illuſion verloren haben und mit Bildung weit

weniger deßhalb ausgestattet zu sein scheinen, um loben, als um tadeln zu können. Die Begeisterung für die Kunst soll jetzt motivirt sein; sie ist Begleiterin des Studiums und die, welche sie nicht studirt haben, scheuen sich, ein natürliches Urtheil über sie zu fällen. Wo aber kein Muth zum Urtheil ist, da wird das Schönste nicht verstanden und nicht selten jenen arroganten Advokaten der Kunstkritik überlassen, die in ihrem Geschmack so viel Nüançen haben, daß sie das Häßliche für pikanter als das Schöne halten. Und in der That, haben wir nicht gerade die Karrikatur mit in die Kunst eingeführt, die Satyre und den Witz in die Dichtkunst, die Malerei und die Frivolität in die Musik, den Kupferstich und die Lithographie mit ihren leichtsinnigen Produktionen in die zeichnenden Künste? Ist nicht das kritische Urtheil unsrer Zeitgenossen in sich gebrochen und oft geneigt, die Wirkungen zum Lachen denen zu Thränen bei Weitem vorzuziehen? Dieser Mangel an Geschmack bestimmt jene Reichen, in deren Hände das Gedeihen der Kunst zu allen Zeiten gelegt war, die künstlerische Verschönerung ihres Daseins weit mehr in den goldnen Rahmen der Gemälde zu sehen, als in diesen selbst. Wenn ein Rothschild sich eine Villa anlegt, so wird er auf die Vergoldung der Thüren und Wandleisten so viel verwenden, als er brauchte, um einige Säle der Villa mit Freskobildern zu schmücken. Und nun vollends die Dichtkunst! Sie fiel so sehr im Preise, daß alle Welt sich mit ihr versucht. Die Dichtkunst, gerade die schwerste von Allen, wurde als die leichteste verstanden; die ganze Technik bestünde ja in nichts, als im Führen des Federkiels und im Silbenabzählen an den Fingern! Die Dichtkunst, statt gesucht zu sein, wird auch gefürchtet. Wenn irgend eine menschliche höhere Thätigkeit aus

ihren Fugen gedrängt iſt, ſo iſt ſie es, ſeitdem die politiſchen Fragen alle übrigen überragten und die Gemüther nur von Haß und Parteiweſen beherrſcht wurden. Endlich die Induſtrie, die Runkelrübe, der Dampf, das Erſtaunen über die Konſtruktion der Maſchinen — ſind das für die Kunſt willkommene Geſchwiſter? Zahlloſe leugnen es durch die That; ſie fallen eher vor einem Dampfkeſſel nieder mit Stempeln und Sicherheitsventilen, als vor einem Gemälde von Raphael. Der Zeitgeiſt läßt ſich nicht wie eine Uhr rück- oder vorwärts ſtellen. Der herrſchende Materialismus, wird er nicht aus dem Sinne für das Nützliche, ſondern leider ſchon für das Nothwendige herzuleiten ſein? Wir haben die Schwierigkeiten der Kriſten; ſchon geſchildert und wollen nicht ungerecht ſein gegen die, welche mit ihnen kämpfen müſſen. Wenn unſere politiſch ſocialen Verhältniſſe Schuld an jenen Schwierigkeiten ſind, wenn die Fürſten der Geſammtausdruck jenes laſtenden Status quo ſind, welcher die Menſchheit zwingt, ſich mit Gewalt an die Materie zu klammern, dann ſollten dieſe auch bedenken, daß ſie zuerſt berufen ſind, gegen die Kunſt eine Schuld gut zu machen. Doch gibt es nur ihrer wenige, welche vom Gewiſſen gedrängt werden und thun, was ihre Pflicht iſt.

Hieraus ergibt ſich, daß die Kunſt in unſrer Zeit nichts Unmittelbares, ſondern nur noch ein Vermitteltes iſt. Nichts kommt ihr entgegen; was ſie braucht, muß ſie ſuchen; Luft und Leben, ſo wie es der Tag ihr bietet, muß ſie erſt von der Anſteckung des Momentes reinigen. Wer ein ächter Kunſtjünger in unſrer Zeit ſein will, muß aus dem Geräuſch der Welt entfliehen, die Einſamkeit ſuchen und ſich lieber mit den Thieren des Waldes befreunden, als mit den

Menſchen. So wie der Tag uns die Situationen der Menſchen bietet, können wir ſie als Künſtler nicht brauchen, ſondern da ſind Proſa und Langeweile in ganzen Maſſen auszuſcheiden, bis wir das Wenige finden, was uns die Zeit als Stoff darbietet oder das exzentriſche Verfahren, welches aller modernen Kunſt ſchon eigenthümlich geworden iſt, nimmt ſo ſehr überhand, daß wir wohl gar die ganze Proſa des gegenwärtigen Daſeins ergreifen und ſie mit jenen grellen Schlaglichtern wiedergeben, welche der Charakter der neuern franzöſiſchen Romantik wurde. Ja, man kann als Künſtler zu den Zeitgenoſſen wieder zurückkehren, man kann ſelbſt in den gedrückten und beängſteten Zuſtänden, von welchen ſie gefoltert werden, hier und da ein wenig Erde abſchaufeln, um Poeſie zu entdecken, aber ausgehen kann man von dieſer Zeit nicht. Man muß in der Einſamkeit gelebt haben, man mußte ſeine Umgebung einmal wenigſtens geflohen ſein. Wer den Wald, die Nacht nicht kennt, wird nie ein Dichter werden; wer ſich in den Geiſt des mediziſchen Zeitalters nicht vertiefte und ſich mit den Blüthen der ehemaligen Malerklaſſizität einſchloß, wer nicht einen alten, aus der Erde gegrabenen Rumpf ſtudirte und ſich einen Unteroffizier kommen läßt, um nicht ſeine Uniform, ſeine Grenzitien, ſondern ſeinen kräftigen Muskelbau zu ſtudiren, der wird kein Maler und Bildner werden. Und ſelbſt jene ganze mittelpunktlos gewordene Kunſt, die Architektur, längſt beſtimmt, nur noch Schornſteine und möglichſt rauchloſe Kamine zu bauen, wir werden hören, daß ſie ſeufzt und griechiſche und gothiſche Tempel nur in Riſſen auf dem Papiere zaubert.

Daß die Kunſt etwas Vermitteltes iſt, ergibt ſich namentlich aus ihrem Verhältniß zu Irrthum und Wahrheit;

man kann wohl ſagen, daß in unſrer Zeit die beſten Künſtler durch Irrthümer erzogen ſind. Das Genie, will es ſich bewähren, ſo muß es ſich von der Welt losſagen: es ſteht im Widerſpruch mit der herrſchenden Ordnung. Es verweigert den herrſchenden Thatſachen, den allgemein gültigen Ueberzeugungen den Gehorſam und ſtellt allem, was da iſt, aus eigner Schöpferkraft ein Gegenbild gegenüber. So verloren ſich die Künſtler in entfernte Zeiten, in entfernte Gedankenreihen. Das Wunderbare und das Wunderliche reizen ſie mehr als das Natürliche und das Naturgemäße. Wir haben, da ohne Zweifel ſeit fünfzig Jahren die bildende und die Redekunſt einen großartigen Aufſchwung erfuhren, die ſonderbarſten Theorieen den herrlichſten Beſtrebungen beigemiſcht gefunden. Damit der Zuckerſtoff der Phantaſie ſich läuterte, mußte Ochſenblut und Perlaſche von hie und da aufgerafften Irrthümern hinzugethan werden. Die ſchönſten religiöſen Gemälde ließen z. B. eine vertrocknete Blüthenkapſel von Pietismus zurück. Die Dichtungen eines Byron waren der bunte Schaum über Gährungen, auf deren Boden wilde und rohe Leidenſchaften lagen. Seitdem man an das Ideal nicht mehr unmittelbar ſich hingeben kann, wie es alte Zeiten konnten, wurde das Schöne durch das Häßliche, die Wahrheit durch die Lüge vermittelt. Daher kommt es, daß all' unſre moderne Kunſt einen ſpeziellen Accent hat und daß Bildung dazu gehört, um in ihrer Iſolirung ihre Tiefe und ihr Weſen zu erkennen.

Es iſt zunächſt das Studium, welches durch die Schöpfungen der neuen Kunſt lebhafter hindurchblickt, als bei den Alten. Der Geiſt der Verneinung begleitet die phantaſtiſchen Eingebungen der Künſtler, der kritiſche Verſtand ſteht hinter

der Leinwand und horcht oder drückt sich bei einem Gedichte wenigstens in der Titelüberschrift schon aus. Die lange Geschichte der Kunst mit ihren außerordentlichen Denkmälern tritt der Bescheidenheit des modernen Künstlers mit majestätischem Uebergewicht gegenüber. Man kennt die Tempel Griechenlands und ihre Götterbilder, die Gemälde Raphaels und jene lange Reihe von dichterischen Erzeugnissen, die im Ruf der Klassizität stehen. Hier nun etwas Neues zu schaffen, das Alte zu übertreffen oder wenigstens zu erreichen, dem Marmor ein neues Lächeln, dem Tone Thränen und dem Worte die Mischung beider abzugewinnen, das ist ein hochgespanntes Ziel, welches die in der Rennbahn Kämpfenden gleich beim ersten Anlauf überspringen müssen. Sie müssen, um Vertrauen zu sich selbst zu fassen, sich klar werden, zunächst über die Erleichterungen, welche den alten Künstlern von der Sitte der Zeit geboten wurden, über die Rückwände von Ideen und Anschauungen, an welche sie sich lehnen durften, über den Geist der Zeiten, der in ihnen oft überwiegend der geheimnißvolle Werkmeister war. Ja, um die Größe der Alten zu fassen, müssen die Neuern noch weiter gehen. Sie müssen die alten Kunstwerke mit Linien und Zirkeln bemalen. Sie müssen an ihnen Längen und Kürzen messen. Sie müssen sich zu ihrer Beruhigung eingestehen, daß hie und da etwas verfehlt ist, was wir in diesem oder jenem, was die Anatomie oder die Technik anlangt, Fortschritte gemacht haben. So hört die große Vergangenheit auf, nur noch ein Gegenstand der Bewunderung zu sein: sie wird ein breites, übersichtliches Feld, das wir in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe ausmessen und wo wir von den einzelnen Beeten und Pflanzen Samen erzielen, zu unsrer eigenen Befruchtung

Diese Stellung des heutigen Künstlers muß natürlich eine weit größere Reflexion voraussetzen, als sie vielleicht die Alten hatten. Dem unmittelbaren Momente werden die Neuern noch immer mißtrauen müssen, sie werden, noch ehe das Kunstwerk geschaffen, schon seine Wirkung prüfen, sie werden endlich den Thon, aus welchem sie bilden wollen mit zahllosen Rücksichten beleuchten und somit nur Vermitteltes schaffen müssen. Diese kritische Richtung ergreift die Kunst zu Zeiten mehr oder weniger, auch ergreift sie die verschiedenen Künste nicht zu gleicher Zeit, sondern sie wechselt mit einer und der andern ab. Im vorigen Jahrhundert war es besonders die Musik, der man ansah, daß in ihr die Theorie eine Menge Bedenklichkeiten schuf, wie sie, selbst bei genialen Meistern, die ausübenden Tonmassen bewältigen sollten. Dann verloren sich die bildenden Künste in die Unnatur der Zopfperiode und scheiterten an der sprichwörtlich gewordenen Geschmacklosigkeit des damaligen gesellschaftlichen Lebens, an dem Pedantismus formeller Theorieen. Mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts feierten die schönen Künste eine Auferstehung. Es war das Studium der Antike, welches zunächst wieder den Sinn für die Natur weckte. Von den wenigen Mustern wurden die ewigen Regeln abgezogen, alle überlieferten Handgriffe der zunächst entschlafnen Periode wurden als unbrauchbar verworfen. Eine neue Welt ging den Malern, Bildhauern und Architekten auf. Seither haben sich nun in diesem Gebiete die Manieren überlagt, je nachdem verschiedene Stufen der alten Kunstgeschichte wieder erklommen wurden. Jetzt scheint sich der Geschmack wohl wieder nach bestimmten Regeln festgesetzt zu haben, aber ohne Studium, ohne kritische Prüfung werden wir eben so wenig

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04286/007

heute noch etwas Tüchtiges entstehen sehen, als es gewissen neuen heiligen Malern nicht gelingen wollte, durch Gebet jene Madonnen zu zaubern, welche Raphael mit dem Pinsel malte. Die Dichtkunst endlich, so eng verschwistert mit dem uns wohl bekannten zerrissenen Charakter des Zeitgeistes, mußte alle Leiden und Verbrechen desselben theilen, mußte so mittelpunktlos sein, wie dieser, mußte so träumen, so irren, sich so verflachen, wie er. Von fast allen neuern Literaturen müssen wir eingestehen, daß sie aus der Verneinung entsprangen und ihre Befriedigung gerade in der unbefriedigten Sehnsucht suchten.

Von der abgesonderten Stellung der Kunst sprachen wir schon. Wir verstanden darunter zwar zunächst nur ihre bürgerliche Stellung. Allein ihr Inhalt selbst hat etwas Fremdartiges und sticht mit Lebhaftigkeit gegen die Tagesordnung ab. Die Baukunst schafft uns Tempel und Paläste, die wir so wenig verstehen, daß wir Thoren uns sogar beklagen, wie die Architektur nicht im Stande wäre, aus unserm bürgerlichen Charakter einen neuen großartigen Baugeschmack zu erfinden! Die Dichter und Maler entzünden sich an Ideen, welche den Begriffen der Masse nicht gegenwärtig sind und die deßhalb, weil sie schon von der Voraussetzung ausgehen, daß sie ja isolirt sein müßten, oft auf die wunderlichsten und entlegensten Gedankenverbindungen verfallen. Der Zeitgeist hat sich dieser Besonderheit des Kunsttreibens widersetzt und an Dichter, Maler, ja sogar Musiker die Anforderung gemacht, daß sie sich mit den Bestrebungen der Zeit verbinden möchten und ihren Schöpfungen Tendenzen unterlegten. Gerade diese, von einer leidenschaftlichen Kritik gestellte, von der Masse bereitwillig zugegebene und von einigen Künstlern hie und da erfüllte Be-

gung gibt der heutigen Kunst gegen frühere Epochen ein
nz verändertes Ansehn. Dasjenige, was wir Andern mit
n Schwerte oder der geschwätzigen Zunge ausfechten, sollen
Musiker mit dem Tone, die Dichter mit dem Worte, die
aler mit der Farbe ausfechten. Die Kunst soll Partei neh-
n, wie die Ueberzeugung. Sie soll keinen beliebigen Cha-
kter haben, sondern einen, den ihr die Zeitumstände auf-
ängen. Wenn wir in der That einen eigenthümlichen Cha-
kter an unserer neuen Kunst unterscheiden wollen, so wird
auch zum großen Theile in dieser leidenschaftlichen Antheil-
hme an den Debatten des Tages bestehen. Glücklich der
tschlossene Künstler, der in seinem Eifer keinen Fehlgriff
t und in diesem Falle aus der Tagsdebatte immer die
hrhundertsfrage herausfühlt! Es sollen diejenigen gar nicht
adelt werden, welche vom Künstler verlangen, daß er aus
r Zeit und für die Zeit schaffe. Nur haben wir leider oft
nug das Extrem erfahren müssen, daß sich diese Prinzipien
rflachten, daß sie sich dem Unvermögen anbequemten und
s Talentlose entschuldigten, wenn es sich nur mit der Ver-
rrlichung irgend eines Schiboleths der Parteien beschäftigte.
ie es schlechte Sänger gibt, die nur deßhalb von den Gal-
ieen beklatscht werden, weil sie sich zuweilen in die Wirths-
user begeben, dort singen und sich für die gemeinen Leute
mein machen.

Vielleicht ist es nach diesen Vorausbemerkungen möglich,
t einige Charaktere aus der heutigen Kunstwelt aufzustel-
n. Da sehe ich einen jungen Mann in einem schwarzen
ammtrock und weißem Kragen darüber mit langen Haaren
d altdeutschem Barett. Es ist ein Maler. Du lieber Gott,
r' ich rings herum flüstern, will der junge Mann Hungers

ſterben? Was kann aus einem ſo kindiſchen Kopf geboren werden, das Anſpruch auf unſre Theilnahme hätte? Welche Kunſtoffenbarungen können in dem Hirn eines jungen Mannes aufgehen, der das Idealiſche zunächſt in einem ſchwarzen Sammtrock ſieht! Allein, was wollen wir thun? Wir werden bei allen Malern, wenigſtens in ihrer erſten Jugend, eine ſolche Miſchung von Abſchließung und Selbſtauszeichnung finden. Sie bilden unter einander ein eigenes Volk, das ſeinen eignen Jargon hat; ſie haben ihre eigenen Zuſammenkünfte, ſie verſammeln ſich um Meiſter, welche eigene Schulen ſtiften, ſie leben mehr in Italien, als in Deutſchland. Die Maler ſind, ſeitdem auf den Univerſitäten ein „patenter" Ton eingeführt iſt, die artiſtiſchen Studenten geworden. Es gibt deren nicht wenige, welche ihre Kunſt weit mehr beſingen, als ſie üben; ſie trinken auf das Wohlergehen derſelben, ohne daß es mit ihren Arbeiten beſſer ginge. Um hievon eine vollſtändige Idee zu haben, muß man ſich die Malerkreiſe in Rom vergegenwärtigen, in Deutſchland die Kunſtſchulen in München und Düſſeldorf, in Paris jene artiſtiſchen Häuſer, wo im unterſten Geſchoß ein Kunſthändler wohnt, der im übrigen Hauſe ſeine Maler, Kupferſtecher, Lithographen, ſeine Karrikaturen- und Chargenzeichner vertheilt hat. Das Leben aller dieſer Leute hat poetiſchen Reiz. Die der Kunſt durchaus nicht entſchieden abgewandte Stimmung unſrer Zeit gibt ihnen die Mittel, ſich in beſter Laune zu erhalten, ſie fühlen ſich ſo heiter, frei und einig, daß ſie für ihre Zuſammenkünfte eigene Liederbücher haben. Dieſe Maler können von Niemand ſo ſehr beneidet werden, wie von den Dichtern. Denn denkt euch nur, ihr jungen Poeten, wenn ihr ſo glücklich wäret und könntet in zwangloſen

Akademieen zusammenleben, könntet zwanzig, dreißig Mann stark in einem Nachen auf dem Rhein fahren oder Arm in Arm durch das bayrische Tyrol wandern, wie glücklich wäret ihr, wenn ihr nicht etwa auf eure eigne Hand (denn da könnt ihr es wohl), sondern als Glied einer großen, zu einem Ziele gefugten Kette über Berge und Thäler streiftet, in jeder schönen Landschaft euer Portefeuille ergriffet und endlich gewiß wäret, in jeder Stadt, die auf eurem Wege liegt, nicht blos ein einzelnes Kämmerchen im schlechtesten Gasthofe der Vorstadt anzutreffen, sondern einen geschlossenen Bund von Freunden, eine Herberge des Handwerks! Den Malern ist es in der That gelungen, sich mitten in unsrer, den Eisenbahnen und dem Dampf gewidmeten Zeit, mitten im Geschacher des Börsenspiels und der Metaphysik der Runkelrübe einen eigenen griechischen Himmel zu erhalten, die bunten Konturen eines medizeischen Zeitalters und eine poetische Anomalie, die ihnen noch dazu als billig und gerecht von der Prosa eingeräumt wird. Die Bildhauer theilen nur zur Hälfte diese glückliche Stellung. Denn wenn die Verdienste der Menschen abnehmen, kann ihr Verdienst nicht zunehmen. Die großen Männer unserer Zeit, die großen Banquiers und Fabrikanten, die Louis Philipps und Kasimir Perriers sind für die Plastik nicht geschaffen. Hier und da bettelt man für einen großen Dichter ein Denkmal zusammen, für den Erfinder der Buchdruckerkunst, für Andreas Hofer; sonst sind sie angewiesen, nur Todtenmasken abzudrücken, Genien mit umgestürzter Fackel für Grabmäler zu meißeln, Grabesaufsätze, wo die Parzen spinnen. Das ist ein betrübtes Gewerb. Noch weiter ab vom Glück der Maler stehen die Architekten, denn sie sind heut weniger mit Pantheen und Amphitheatern beschäftigt,

als mit Kanal- und Chauſſeebauten. Unſere Architekten ſind glücklich, irgendwo als Landbau- und Wegemeiſter angeſtellt zu werden.

Muſiker werden geboren und erzogen. Jene begleiten ihren Vater, der ein guter Dorfſiedler iſt, in die Schenke und machen ſo große Fortſchritte, daß man ihnen den Weg zur höchſten Ausbildung frei geben muß; dieſe zeigen früh ein hübſches Talent zum Fingerſetzen beim Klaviere und ſteigen von den Inſtrumenten allmälig zum Contrapunkt. Muſik iſt vielleiche diejenige Kunſt, welche der wenigſten Vorarbeiten bedarf. Trifft man hier nicht die höchſte Fertigket bei Ungebildeten an? Selbſt Komponiſten gibt es, die die ſchönſten Notenſätze, aber keinen richtigen Satz in einem Briefe ſchreiben. Keine Kunſt iſolirt ſich ſo ſehr, als die Muſik. Die Muſiker haben die Wirkung ihres Talentes immer gleich in der Nähe und ſind an unbedingten Tadel nicht gewöhnt, da ein Theil von Beifall doch immer geſpendet wird, wenn auch nur dem Inſtrument, das ſo ſchön klingt und den Noten, die doch immer einen harmoniſchen Zuſammenhang haben. Unter den Frauen ſind vielleicht die Sängerinnen theilweiſe die ungeſchlachteſten. Sie reiten und fahren, ſie trinken Bier und reißen Zoten. Ihre Stimme iſt himmliſch, ihre Bildung hölliſch. Jedenfalls liegt dieſe Rohheit der Muſiker in der außerordentlichen Anſtrengung, welche heute zu tüchtigen muſikaliſchen Leiſtungen erfordert wird. Keine Kunſt nimmt die unermüdliche Hingebung ihres Schülers ſo ſehr in Anſpruch. Man muß von Kindheit auf für ſein Inſtrument ausſchließlich erzogen ſein; da bleibt keine andere Erholung übrig, als die einer allgemeinen Abſpannung der geiſtigen Kräfte. Wer an der einſeitigen Ausbildung für ein

Inſtrument verzweifelt, flüchtet ſich zuletzt zur Kompoſition. Die Komponiſten bewegen ſich entweder im reinen Gebiete des Tons, indem ſie Quartette und Concerte ſchreiben, oder ſie müſſen ſich an die Dichtung anlehnen, wo ihre Sorge nur darin beſteht, gute Texte zu haben. Gut nennen ſie aber keineswegs das, was klaſſiſch iſt, ſondern jene vaguen und flachen Worte, die gewöhnlich und gemein genug ſind, um die Notenſäcke auf ihren Taglöhnerſchultern zu tragen. Ich würde ein großer Komponiſt ſein, pflegt mancher Muſiker zu ſagen, hätt' ich nur einen guten Operntext! Wollte Shakespeare oder Goethe ihm einen ſchreiben, das würde ſeinen Wunſch kaum befriedigen. Die Dichtung muß gerade ſo loſe und halb ſein, daß der Komponiſt ihr die Einheit und Abrundung geben kann. Die Sucht nach dramatiſch-wirkſamen Stoffen greift ſo um ſich, daß man angefangen hat, möglichſt jeden von der Dichtkunſt ſchon benutzten Stoff in die Oper zu bringen. Aus dem heißern Othello des Shakespeare iſt ein zärtlich-milder Tenoriſt bei Roſſini geworden. Wilhelm Tell, von Schiller, ſingt keine Alpenjodler mehr, ſondern Cavatinen und Recitative. Alle Revolutionen der Geſchichte werden in der Oper abgeſungen. Julius Cäſar, Catilina, Maſaniello, Kosciusco wiegeln die Völker mit Trillern und Cadenzen auf. Möchte nur die Kunſt dabei ſo gute Fortſchritte machen, als, bei Kindern und Frauen wenigſtens, hierdurch gewiſſermaßen die Kenntniß der Geſchichte.

Kommen wir jetzt auf die Dichter, ſo möge hier der Grundriß einer epiſch-dramatiſchen Dichtung ſtehen, wie ich mir den individuellen Gang der modernen Poeſie entwickeln zu können vorſtelle. Es iſt nicht nöthig, daß man zuerſt Naturdichter ſei, um ſpäter ſo zerriſſen zu dichten, wie Byron;

nur möcht' ich, um in fünf verschiedenen Akten fünf verschiedene Stufen der neuern Poesie zu bezeichnen, mir allerdings den Widerspruch erlauben, als wenn ein Mann, der wie Byron endete, wie Hans Sachs hätte anfangen können. Genug, suchen wir den Helden dieses didaktischen Stücks zuerst auf dem Dreibein einer Schusterwerkstatt. Die großen, mit Wasser gefüllten Glaskugeln müssen von einem einzigen Lichte für den Meister, drei Gesellen und den Lehrburschen, den Schimmer auffangen; Martin, der Lehrbursche, sei unser junger grübelnder Held, dessen Verherrlichung ich im Kopf schon manchen Vers gewidmet. Der Meister aber, ein roher Gesell, beginnt das Stück mit folgender Strophe:

„Ein frommer Schuster nie begehrt,
Daß in der Welt sich was verkehrt;
Denn geht die Menschheit auf der Kopf,
So reißt sie keine Sprossen ab."

Martin jedoch, der künftige Weltpoet, muß von Meister Knieriem, dem lovalen Sänger, theils ohne, theils mit Grund mißhandelt werden: denn wie sollt' ich den Gegensatz seines poetischen Gemüths gegen die Prosa, die ihn noch umgibt, zu Worte kommen lassen? Mit dem Knieriem oder was sonst dem Meister nah liegt, und von den Gesellen mißhandelt, läuft er in seine Dachkammer hinauf und schüttet seinen Schmerz in Thränen aus. Martin öffnet das Fenster. Es ist heller Mondschein. Er sieht nichts als Häuser, Dächer, Kirchthürme, Katzen und Marder, die auf ihnen spazieren gehen. Um es recht natürlich zu machen, muß auch ein großer Topf Hauslauf dicht an seinem Fenster wachsen. Jetzt entdecken wir, daß Martin in einem Winkel eine Guitarre versteckt hat. Er muß uns einige seiner Lieder vortragen, in welchen Gottvertrauen, Hingebung und die

großen Tugenden der Freundschaft und Liebe ganz mit jenen erhabenen Worten gefeiert werden, wie wir vom vorigen Jahrhundert die Dichtkunst überkommen haben. Der Schwung muß odenartig, die Begeisterung dithyrambisch sein. Sanfter Friede liegt auf diesen Eingebungen, Gott und die Sterne bilden den Vor- und Hintergrund derselben. Da klopft es an Martins Thür und Gretchen tritt herein, die Meisterstochter, zwar noch Drohungen vom Vater bringend, sie aber durch Trost und liebevollen Zuspruch mildernd. Martin, von Scham über seine Lage ergriffen, den Unterschied zwischen der Guitarre und einem Paar zugeschnittnen Stiefeln bedenkend, hingerissen von dem Gott, der in ihm wohnt, ruft aus: „Auch ich bin ein Maler," und rüstet sich zur heimlichen Flucht. Gretchen widerspricht ihm nicht, nimmt aber das Gelübde ewiger Liebe von ihm, hilft ihm weinend und verzweifelnd seine sieben Sachen packen, und zur Stunde, wo alles schläft, schleicht er mit einem Bündel, seiner Guitarre und einigen Büchern aus dem Haus und der Stadt davon. Vorhang fällt.

Im zweiten Gemälde erblicken wir den jungen Flüchtling auf freiem Felde. Lerchen durchwirbeln den schönsten Sonntagsmorgen. Alles eilt aus benachbarten Dörfern und Höfen in die kleine Kirche dort im Thale, nur der Jäger geht seinen eigenen Weg zum Wald hinüber. Martin muß uns das Alles in abgerundeten Naturbildern wiedersagen. Martins Dichtkunst hat das allgemeine Gebiet frommer und dämmernder Träume verlassen. Am unmittelbaren Leben der Natur singt er sich in einen neuen Ton hinein. Doch fehlt ihm bei aller Poesie — Geld, wie soll er's verdienen? Er entschließt sich, als Deklamator aufzutreten, wo es nur sei, im nächsten Wirthshaus, wo er nur ein paar müßige Spieler oder Trinker an-

treffen wird. Es wird ihm ſchwer, mit ſeiner Poeſie zu betteln. Es dauert noch bis zum Schluß der Kirche, bis er ins Wirthshaus tritt. Da begegnet ihm rund um einen Tiſch herum die leibhaftige Proſa; Verwalter und Oekonomen ſpielen Schafskopf. Martin wäre ſchon froh, dürfte er nur einmal aus ihren gefüllten Gläſern mittrinken. Zitternd legt er ſeinen Bündel in einen Winkel, nimmt die Guitarre und ſchleicht ſich leiſe näher zum Tiſch der Gäſte. Er ſchlägt ſich einige leiſe Akkorde an und trägt dann in ſingender Monotonie das Beſte vor, was er kann: „Freude war in Troja's Hallen," oder „Feſtgemauert in der Erde". Aber man läßt ihn nicht zu Ende; eine ſolche Störung bringt die Spieler aus dem Zuſammenhang, man weiſt ihn zur Ruh. Thränen im Aug muß er in irgend einem Winkel ſein ſorgenſchweres Haupt auf die Hand ſtützen. Seine Meiſterſchaft auf der Guitarre war noch nicht weit her. Er wußte nicht, woher er Nahrung nehmen ſollte. Dies iſt der Punkt, bis zu welchem man gekommen ſein muß, wenn man eine neue Lebensrichtung erhalten will. Für einen Zwieſpalt mit ſich und der Welt ſind alle Vorausſetzungen gegeben und deßhalb ſehen wir denn auch, daß jener grüne Jägersmann, der lieber in den Wald als in die Kirche ging, zu unſerm Dichter herantritt und den Höllenbrand der Zwietracht in ihn wirft. Doch legt er nur ruhig das Pulver auf die Pfanne. Das Losdrücken überläßt er ſpäterer Zeit. Der Jägersmann iſt Satan oder ein Stück von ihm. Wer Martin war und was ihm fehlte, das hatte der wilde Jäger, der zu ihm herantrat, bald erkundſchaftet; er gab ihm einen guten Rath, nämlich den, ſich an einen reichen Kaufmann anzuſchließen, deſſen Familie ſo eben im Wirthshauſe abgeſtiegen wäre und von der Stadt

in eine Sommerwohnung auf dem Lande zöge. Martin mußte mehr vorſtellen, als er war, er mußte ein Kandidat ſein, der eine Pfarre ſucht und einſtweilen auch mit einer Hauslehrerſtelle vorlieb nähme. Die erſte Lüge war da, ein Riß von oben bis unten; Martin ſtieg in die Breſche ſeines Gewiſſens ein, gefällt der Dame, die ihn ſogleich engagirt. Er ſchaudert, wie ſich der Jäger im Davonfahren eines ſataniſchen Blickes nicht enthalten kann, ja ſich faſt in ein Dunſtgebild, wo durch den Nebel einige graue, grüne und rothe Farben durchſchimmerten, auflöſt. Etwas Donner, etwas Blitz. Vorhang fällt wieder.

Im dritten Akte zeigt ſich uns ein kleines kaufmänniſches Betriguardo, mit viel Liebesintrigue, junger und alter Buhlerei und einer dieſen Motiven entſprechenden dritten Stufe der Poeſie. Noch wird die Natur gefeiert, aber weniger ihr Frieden, als ihre gährenden Elemente. Von Roſen und Nelken wird mehr wie von Veilchen und Kornblumen geſprochen. Alles Brennende und Ueppige in der Natur wird dem Einfachen und Beſcheidenen vorgezogen. Auch die Empfindungen ſind nicht mehr mit dem fächelnden Weſt zu vergleichen, ſondern, wenn auch noch nicht der giftige Hauch des Sirokko in ihnen weht, ſo werden ſie doch von einem ſtarken, glühenden Athem geſchwellt. Die Langeweile des Sommeraufenthalts ſchafft eine Menge Intriquen, die nur der Unterhaltung wegen erfunden werden: auch erhalten unſeres Martins Gedichte davon wenigſtens eine formelle Frivolität, indem ſie nicht ſelten ohne Veranlaſſung geboren werden oder, wie das Spiel Joujou, ſich an ſich ſelber aufrollen. Die Dichterkraft geht aus dem Herzen in den Kopf und die Schreibfinger, ſie legt ſich, wenn nicht mit maſſiven Midas-

händen, doch wie Goldſchaum an Alles, was ſie berührt; jede Situation kann in Verſe gebracht, jeder Scherz und Schmerz beſungen werden. Martin lebt ſich hier in dieſen gefährlichen Uebermuth hinein, der uns ergreift, wenn man Muße hat, Muße, viel Studien in ſich aufzunehmen, ſeinem Genius zu leben und von materiellen Sorgen verſchont bleibt. Beſuche geben Feſte, die Feſte dichteriſche Ausſchmückungen, der Vers wird der Dekorateur und Koſtümier der Gelegenheit; ja die Gelegenheit wird zuletzt ſo günſtig, daß ſie der junge Dichter wahrnimmt und mit Elviren, ſeiner jüngſten Schülerin, der Tochter ſeiner mäzenatiſchen Beſchützerin, auf und davon geht.

Nun, Martin, der vierte Akt beginnt; jetzt biſt du im Zuge jener exzentriſchen Staffagen, welche die modernen Dichter brauchen, um den Charakter der Zerriſſenheit wenigſtens mit einiger Wahrheit durchzuführen! Das Gewühl einer Hauptſtadt ſichert dich vor der Verfolgung; du biſt zwar bekannt, gedruckt ſogar und von kritiſchen Blättern als eine intereſſante Erſcheinung des Tages begrüßt; allein es gelingt dir, dich und Elviren unkenntlich zu machen. Leben mußt du zunächſt, du mußt von deinem Talente Vortheil ziehen: du ſuchſt Verbindung in der literariſchen Welt, findeſt ſie und treibſt nun bald mit Sturm, bald mit Sonnenſchein auf dem Meere der Oeffentlichkeit umher. Welch' eine Dichtung kommt nun zur Reife! Das Zarteſte verſchwiſtert ſich mit dem Wildeſten; die Lilie, die ſo lange die Unſchuld bedeutete, erkennt jetzt die üppige Sinnlichkeit der Symbole, welche in ihrem Kelche ſchlummern; die Gedanken fliegen zwar beſchwingt, aber auch ſpitz und widerhakig, wie Pfeile. Die Proſa wird als ſatiriſcher Contraſt der Poeſie gegenüber ge-

ſtellt und die Poeſie iſt längſt ſelbſt ſchon ein Surrogat geworden; Gedichte ſind nun Epigramme, ſpitze Pointen werden die Zielpunkte, für welche der Dichter mit Leichtigkeit Mondſchein, Sternennächte, Feengrüße und Waldeinſamkeiten kouliſſenartig zuſammenſtellen kann. Jetzt haben wir die Poeſie auf dem Höhepunkt der Zerriſſenheit. Die Sonne, die ſonſt für Gott zeugte, zeugt jetzt gegen ihn. Liebe und Freundſchaft, die ſonſt auf den Himmel wieſen, geben jetzt der Erde Trotz gegen den Himmel. Die Titanen empören ſich aufs Neue, nur daß es — Schulden ſind und Mißgunſt und Verfolgung und der leberfreſſende Prometheuszweifel, der die Empörung ſchürt. Martin leidet entſetzlich; Elvire hat ihn verlaſſen; ſie hing ſich an Andere, die ſie weniger vernachläſſigten, als ihr Geliebter. Er zerſplittert ſich an der Journaliſtik, er wird ein Opfer literariſcher Induſtrie, gute Erfolge machen ihn übermüthig, ſchlechte trotzig; ſeine Werke verwandeln ſich in Pasquille. In den Mauern eines Gefängniſſes erſt wird er zur Beſinnung kommen.

Der fünfte Akt zeigt ihn uns auf dem Krankenbette, Eiſenſtäbe vergittern ſeine Fenſter, Schlöſſer raſſeln, ehe man drei Thüren durchſchreitet, durch die man erſt zu ihm gelangen kann. Da liegt der hohe und kühne Geiſt, matt und elend ausgeſtreckt; alle zarten Blumen ſeiner Empfindungen geknickt; in die Zeder ſeines Stolzes fuhr der Blitz, den die Welt mit Gewalt in ſie ſchleuderte. Es laſtet wie ein Alp die Erinnerung einer reichen Lebenserfahrung auf ihm. Wie viel Schönes wurde nicht erſchaffen und wie viel Häßliches verdrängte es! Da ſind Roſen und ſtinkende Todtenblumen in einander gewunden oder feſtgehalten von ausgebleichten und leeren Gedanken, gleich Strohhalmen: da hat die Leidenſchaft

mit dem Genie gerungen und zwar den Totaleffekt eines reichen und innerlichſt poetiſchen Lebens geſchaffen, aber mit wie vielen Flecken für die Sonne des Dichterruhms, mit wie vielem Schmerz für den Leidenden ſelbſt, der mit ſeiner Schwäche, mit dem Tode ringt! Jetzt nahen ſich freilich die guten Boten ſeines erzürnten Genius wieder; ſie tröſten ihn, ſprechen ihm Muth zu und ſagen die Rückkehr ihres Meiſters an. Und der Genius kommt wieder, eingehüllt in Gedanken, die ſich vor dem Auge des Sterbenden zu beruhigenden Gedichten verklären; eine wiedergeborne neue Poeſie zittert auf ſeiner Zunge: er ahnt, daß eine Zeit des Glaubens und der heiligen Gefühle, eine Zeit der beruhigten klaſſiſchen Schönheit wieder anbrechen müſſe. Cynire, der Materialismus, die Ironie, der Zweifel des Zeitalters ſind vergeſſen und der Genius einer verklärten Dichtung drückt, in Geſtalt Gretchens, der an das Lager geflohenen erſten und vergeſſenen Jugendliebe, dem Entſchlummernden die Augen zu. Nehmt dies als eine Phantaſie, die mir erſpart, den Charakter der neuen Dichtung nach ihren einzelnen Merkmalen genauer zu zergliedern!

Geben wir nun den allgemeinen Charakter der verſchiedenen Künſte in unſerer Epoche an! Von den Schwierigkeiten, die der Entfaltung einer derſelben entgegenſtehen, ſprachen wir ſchon oben. Die Architektur hat aufgehört, als eine Kunſtentfaltung mit der Culturhöhe der Zeit gleichzuſtehen. Wenn bei Griechen und Altdeutſchen die religiöſen Empfindungen ſich ſo zu ſagen verbauten, ſo wohnet die Gottheit uns nicht mehr in Tempeln, von Menſchenhänden gemacht. Unſer überſchweifender Sinn kann an Oertlichkeiten nicht mehr gefeſſelt werden. Die Schnelligkeit, mit der wir den Raum überwinden, macht uns den durch die Form der

Erhabenheit gefesselten Raum gleichgültig. Der neue Baugeschmack ist eklektisch. Nach Außen sehen wir wohl die korinthische Säulenreihe, aber nach Innen sind unsere Prachtgebäude holländisch bequem eingerichtet, mit Luftheizung und rauchlosen Schornsteinen. Großartige Gebäude wurden in neuerer Zeit errichtet, Invalidenhäuser, Lazarethe, Deputirtenkammern. Erhabenheit und Pracht werden hier vermieden. Nur die gefällige Schönheit wird erzielt und in möglichster Nachahmung des griechischen Baustyls gefunden. Keine Kunst ist jedoch weiter von der Aesthetik abgerückt, als die Architektur. Denn da der Paläste und Kirchen nicht viel gebaut werden, so mußten sich die Baukünstler schon des gewöhnlichen Häuserbaus bemächtigen. In einigen Dingen sind sie hier den Maurermeistern überlegen; sonst aber genöthigt, um leben zu können, mit ihnen sich in eine Kategorie zu stellen. Endlich, die Architektur blüht nur in Zeiten der absolutesten Monarchie oder der absolutesten Republik. Eine starke und weit ausgreifende Souveränität entweder bei den Königen oder beim Volk ist nöthig, um große Bauten zu unternehmen.

Obgleich an die Stelle der alten Götter im Katholizismus die Heiligen traten, so gewann dabei doch die **Bildhauerkunst** Nichts, sondern nur die Malerei. Sie hat sich jedoch mehr in Ehren gehalten, als die Architektur, und blieb trotz ihres Zurückkommens doch immer noch im Zusammenhange mit den wandelbaren Kunsttheorieen, wie sie in verschiedenen Epochen aufgestellt wurden. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts litt die Bildhauerkunst an der Geschmacklosigkeit des Zeitalters, an der Unschönheit der Tracht und der konventionellen Gezwungenheit des damaligen Benehmens. Wir begegnen den damals gemeißelten Bildsäulen noch auf den Treppen

vieler Paläſte, in vielen Grotten fürſtlicher Parks, in Windſor, Potsdam und Verſailles. Die Schenkel ſind zu ſchmächtig, der Hals und die Arme zu dünn; man glaubt die Menſchen der damaligen Zeit zu ſehen, die nur zufällig ihre Kleider abgeworfen haben und die ſich, um ſich zu baden, nackt auszogen. Dieſe zerbrechliche Götter- und Heroenwelt blieb das ganze Jahrhundert hindurch Typus der plaſtiſchen Schönheit, bis das Studium der Antike den Sinn für natürliche und markige Schönheit wieder weckte und mit Canova eine neue Blüthe dieſer Kunſt anbrach. Wunderlich iſt, daß man damals allgemein zu der Ueberzeugung kam, wie in der Bildhauerkunſt und in der Malerei auch der vollſtändige Charakter der Antike und der Romantik ausgedrückt läge und wie man dennoch die damals von den Aeſthetikern gezeichneten Linien überſprang und ſogar die Plaſtik zu romantiſiren anfing. Denn heilige Apoſtel oder wohl gar Chriſtus in Marmor wiederzugeben, das ſcheint allen Prinzipien über das Chriſtliche in der Kunſt und die Kunſt im Chriſtenthum zu widerſprechen. Wenigſtens iſt ein Chriſtus aus Marmor dem Bereiche des Menſchlichen näher gerückt, als auf der Leinwand. Man ſieht einer ſolchen Verkörperung nicht mehr an, daß ſie geiſtig verklärt und unſichtbar werden könne. Die Aeſthetik ſollte eine ſolche Vermiſchung des Geſchmacks beſtreiten und, wenn es auch nicht im Intereſſe der Aufklärung wäre, die chriſtliche Mythologie der Muſik und Malerei ausſchließlich zu erhalten ſuchen. Allerdings ſind die Bildhauer in einer ſchwierigen Lage, indem man ihnen nur den Verdienſt geſtattet, daß ſie das Verdienſt verherrlichen; ſo bekommen ſie für ihre Marmorblöcke Modelle, denen die Kunſt nicht viel abgewinnen kann. Friedrich der Große

erhält endlich die Verewigung durch Marmor; allein wie die kleine, ausgetrocknete Gestalt so auffassen, daß der Künstler die Karrikatur vermeidet? War Napoleon nicht für die Plastik zu klein? Und wie, wenn man dem kleinen Thiers eine Bildsäule setzen wollte? Mit der Gestalt des Herzogs von Wellington hat man sich insofern geholfen, als man seine erhabene Person ganz umging und statt seiner, wenn auch zu seinen Ehren, einen Achilles hinstellte. Was werden aber die Künstler mit Louis Philipp machen? Hier würde ein Mantelüberwurf auch nicht helfen; denn sein Fehler ist nicht die Magerkeit, sondern die Beleibtheit. Würde sich der starke, gefärbte Backenbart des Königs der Franzosen und die kolossale Birnenperücke in Erz oder Marmor gut ausnehmen? Die Bildhauer sind in einer mißlichen Lage. Einmal nehmen die großen Verdienste der Menschen ab und die Unsterblichkeit überträgt sich mehr auf die Massen als die Individuen, und dann ist der Stoff, den sie verherrlichen sollen, geschmacklos! Für gewöhnlich müssen sie sich also mit dem traurigen Geschäfte begnügen, Kenotaphien zu meißeln und Büsten nach Todtenmasken. Die Werkstätte manches Bildhauers sieht aus wie ein Gewölbe, wo man Särge kauft.

Weit höher als die beiden früheren Künste hat sich die Malerei geschwungen. Ihr Gedeihen war so üppig, daß eine Menge von Wucherzweigen aus ihrem Stamm hervorschoß: Kupferstecherkunst, Lithographie, Lithochromie, Xylographie, Lichtbildnerei, Photographie u. s. w. Die Malerei mit den ihr verwandten Zeichnungskünsten wetteifert fast mit der Presse, und es ist auf Theatern üblich geworden, die großen Maler und Dichter zusammen zu stellen und Correggio

und Taſſo in gleicher Manier zu feiern. Die Künſte können zwar alle Gegenſtände des Luxus werden, allein die Architektur und Bildhauerei ſind den Meiſten unerſchwinglich: nur die Malerei mit ihren Abarten ſchloß ſich dem mehr oder minder Begüterten an und verlockte ihn zu einem Intereſſe für die Kunſt, das nicht nur ein Heer von Dilettanten ſchuf, ſondern auch von Intereſſenten und Abnehmern eine mehr als erforderliche Anzahl. Die Malerei hat mit der Muſik den Vorſprung voraus, daß ein großer Theil ihres Reizes ſchon im Stoffe, nämlich in der Farbe liegt, ſo daß man in Perioden des Verfalls doch immer noch keinen Ueberdruß an dieſer Kunſt empfand, ſondern ſie ruhig gewähren ließ und bevorzugte. Durch die Abarten der Malerei wurde es nicht nur möglich, gute Gemälde wenigſtens in ihrer Zeichnung ſchnell zu verbreiten, ſondern es bot ſich auch dem Compoſitionstalente ein Mittel dar, über die der Malerei gezogenen Grenzen hinauszugehen und Alles und Jedes abzuzeichnen. Dadurch wurde die Malerei, faſt wie Leſen und Schreiben, ein Erforderniß der Erziehung, kam mit unſerer täglichen Erfahrung in die genaueſte Berührung, ſchloß ſich an die Poeſie und in neuerer Zeit an die Geſchichte ſo eng an, daß ſich der Laie in der Malerei jetzt weit mehr ein Urtheil über Gemälde und Zeichnungen anmaßen kann, als der Laie in der Muſik über Geſang und Inſtrumentation. Inzwiſchen haben auch hier die Künſtler eine Wiedergeburt erfahren müſſen. Die franzöſiſch-ſteife Manier überlebte ſich und wurde durch die italieniſchen Studien der Künſtler vernichtet. Man faßte den Begriff der Malerei höher und würdiger und fiel auch wohl in das Extrem, ihn ſo ſpiritualiſtiſch zu faſſen, daß Fleiſch und Knochen darüber ſchwanden. Die Leichtigkeit, im Kupferſtich und jetzt gar in der

ographie, jeder ſchnell erfaßten Compoſition ein künſtleri
s Anrecht zu geben, ſpornte die Malerei ſelbſt an, ſich
den gewöhnlichen Traditionen ihrer Gegenſtände zu er
en und Alles, dem ſich nur eine Gruppe abgewinnen
, mit Farbe zu bekleiden. Die großen hiſtoriſchen Gemälde
der neueren Geſchichte, beſonders Schlacht- und Volksſcenen,
franzöſiſche und engliſche Malerei ſie gegeben haben, konnten
ei freilich zuletzt ein marionettenartiges Anſehen bekommen,
die Chronik ja auch nicht immer Geſchichtſchreibung iſt.
hiſtoriſche Schule in Frankreich hat ſich auch deßhalb
n von der Manier Vernets, Gerards, Gros und Anderer
er abgewandt und ſich mit Delaroche, Delacroix, Roque
n, Scheffer und Boulanger auf einzelne poetiſche Momente
ältern Geſchichte geworfen und auf jenen der Romantik
nthümlichen Eklektizismus, der in tüchtiger Weiſe das
öne überall da anerkennt, wo er es findet, und von blos
nlichen Tendenzen ſich dabei losſagt. Die franzöſiſche
ule wird hier mit der deutſchen zuſammentreffen. Die
tſchen können von den Franzoſen Kompoſition, die Fran
n von den Deutſchen Färbung lernen. Die deutſche
erſchule ahnt das Schöne, hat es auch in Augen und
es im Gemälde wieder; allein noch verhüllen viel Flöre
Anſchauung; es liegt eine gewiſſe Unbeſtimmtheit in
n, was ſie noch bis jetzt geſchaffen hat. Die Malerei
Deutſchen iſt mehr religiös, die der Franzoſen mehr welt-
vielleicht lernen letztere von erſtern die Welt ein wenig
faſſen und dieſe von jenen das Religiöſe und Ideale
all finden und ſelbſt in dem, was oft blos für weltlich gilt.
In neueſter Zeit hat die belgiſche Malerſchule viel von
reden machen. Gemälde von de Keyſer, Gallait, Vieſve

ſind durch Deutſchland gewandert und haben beim Publikum viel Bewunderung, bei den Künſtlern viel Neid erregt. So mitten hinein in das deutſche planloſe und größtentheils theoretiſch verkehrte Malertreiben Bilder ſtellen, die mit ſicherer Hand ausführten, was der Maler mit beſcheidenem Wollen ſich vorgenommen hatte, das kam Vielen unſrer hochpoetiſchen Düftler und Tüftler ungelegen, wird aber auf die jüngern Talente nicht ohne Nutzen bleiben. Am beliebteſten iſt in Deutſchland das Genrebild, in dem wir vorzügliches leiſten. Unübertroffen ſind in der Landſchaft noch immer die franzöſiſchen Schweizer.

Zwei Gefahren, die der Malerei, beſonders der Porträtmalerei drohten, ſind glücklich vorübergegangen. Die eine war der Oelbilderdruck, die andre die Daguerreotypie oder das Lichtbild. Der erſte, von einem Berliner, Namens Lieymann neu angeregt, (ſchon in Schillers und Goethes Briefwechſel findet man ausführliche Mittheilungen über Verſuche im Oelbilderdruck) hat die Erfolge nicht gehabt, die die Maler Anfangs von ihm fürchteten. Die Lichtbilder, dieſe ſinnige, ätheriſche Erfindung, (die Jemand ſogar einen Beweis für die materielle Unſterblichkeit der Seele genannt hat), dieſe zarten Anhauche weckten eher den Sinn für die Porträtirung, als ſie ihn unterdrückten: denn das Unglück vieler alten und häßlichen Menſchen, ſich im Lichtbild, das ſie deßhalb verkehrern, naturgetreu wiedergegeben zu ſehen, hat grade das lebhafteſte Verlangen erzeugt, wieder zu den ſchmeichelnden Porträtmalern zurückzukehren.

Die Muſik iſt ſo allgemein verbreitet, daß man gar nicht mehr unterſcheiden kann, wo ſie aufhört, Bildungsmittel und anfängt, Kunſt zu ſein. Ihre Fähigkeit wird in den

hulen gelehrt, ſelbſt die Kompoſition wird von vielen wie
e Spielerei getrieben. Wahrſcheinlich wird die Kunſt in
r Muſik da anfangen ſollen, wo ſie ſich öffentlich gibt,
dieſem Sinne kann man wohl ſagen, daß das vorige Jahr-
ndert für die Muſik mehr Genialität beſaß und das Unſ-
e mehr Virtuoſität. Die Muſik des achtzehnten Jahrhun-
rts hatte mehr natürlichen Charakter als die unſrige.
der Muſik ſcheint es faſt, als gebührte dem achtzehnten
hrhundert der Beiname des ſpekulativen und dem
unzehnten der des encyklopädiſtiſchen. Man iſt all-
mein darüber einverſtanden, daß ſelbſt mitten in dem ge-
macklosen Einfluſſe des franzöſiſchen vorrevolutionären Le-
ns, wo weder Malerei, noch Poeſie zur wahren Kunſt
regen konnten, doch in den Schöpfungen Glucks ächte Klaſ-
ität lag, wie auch mitten in dem Flor des über England
kommenen Reifrocklebens Händel, eine von aller Manier
ie, urkräftige Genialität in ſeinen Oratorien offenbarte.
n Haydn und Mozart kulminirte die Muſik des vorigen
hrhunderts. Wir unterhalten uns vielleicht gut bei neu-
r franzöſiſcher Muſik; allein wir müſſen doch immer darauf
rückkommen, daß ſich die würdige Schönheit der muſikali-
en Gedanken und die einſchmeichelndſte Grazie der Melodie
r bei den großen Vorgängern findet. Die neuere Muſik
beſtändig nur zum Ausdruck von Vorſtellungen und Wor-
n gebraucht worden, ſo daß das melodiſche Element in ihr
rch Deklamation und muſikaliſche Rhetorik verdrängt wurde.
er Einfachheit der alten mythologiſchen und theilweiſe ro-
antiſchen Oper war die melodiöſe Unbeſtimmtheit der ſie
gleitenden Muſik vollkommen angemeſſen; doch jetzt treten
e Sujets der Oper ſo ſcharf hervor, ihre Charaktere müſ-

ſen ſo prägnant ſein, daß hiedurch die Muſik auch den Charakter einer überreizten muſikaliſchen Sprache angenommen hat. Allein bei der Muſik iſt die Wirkung einer ſolchen Ueberſchraubung ganz entgegengeſetzt, wie bei der Poeſie. Hier erzeugt die größere Rückſicht auf das Intereſſe doch auch einen ſeltenen Aufwand poetiſcher Kraft und erfordert ſie wenigſtens. Je geſteigerter der poetiſche Zweck iſt, deſto kunſtvoller die Ausführung. Allein in der Muſik kann die Leidenſchaft keine Erfinderin neuer Schönheitswendungen ſein. Wir finden bei franzöſiſchen Componiſten, daß ſie es allerdings verſtehen, der Muſik einen dramatiſchen Effekt zu geben, der innere Werth der Muſik aber iſt dadurch nicht geſteigert: im Gegentheil werden die zarten Verſchlingungen der Melodieen bei dieſen Componiſten gewöhnlich nur noch Rhapſodieen einiger ſcharfausgeſtoßenen Naturlaute. Luſt und Schmerz, wilde Begierde und jede Leidenſchaft kommen hier ſo zum Ausbruch, daß der Komponiſt, auch der neuitaliäniſche, durch einige den Charakter dieſer Leidenſchaft tragende Noten allein ſchon ihren Effekt ausdrückt. So mußte die Oper freilich ſehr populär werden, mußte faſt alle muſikaliſche Bildung in ihre Strömung ziehen; allein der Werth der Muſik verlor darunter. Es iſt wahr, die wilden, bei bewundernswürdiger Einfachheit doch ſo viel wirkenden Naturlaute in den neuern Opern machen einen ganz eigenen Eindruck; aber nicht ſelten iſt der Geiſt dieſer Töne ein gemeiner und von mancher berühmten Melodie Aubers, Herolds, Donizettis, liegt in der That der Gaſſenhauer nicht weit entfernt. Man muß unter dieſen Umſtänden beſonders an der italiäniſchen Muſik doch noch anerkennen, daß ſie uns das muſikaliſche Element in der Oper, als die Deklamation überwie-

end, erhält, wenn auch einer ihrer nicht geringſten Fehler der
l, daß ſie das Textbuch als Nebenſache betrachtet und nicht
elten Sterbeſcenen mit Walzern begleitet. Roſſinis geiſt-
eiche Kompoſitionen werden wir erſt jetzt vermiſſen, wo die
üngern Italiener in die Opernmuſik eine klägliche Kantilene
ngeführt haben. Bellini und Donizetti ſchwelgen in Ton-
odulationen, wo nicht nur die Handlung, ſondern ſelbſt
hon das muſikaliſche Motiv verſchwimmt und man nur auf
en Tönen ſich wie auf einem Kahne ſchaukelt. Bellini hat
iel zarte Melodieen geſchrieben, aber eine ähnelt der andern.
Von neuern deutſchen Komponiſten iſt es nur Weber und
Meyerbeer gelungen, eine europäiſche Berühmtheit zu erhal-
en. Beide ſind gewiß tiefere Muſiker, als mancher Fran-
oſe; allein ſie können nicht aus einem Guſſe ſchaffen. We-
er macht alle Augenblick einen Abſatz, Meyerbeer alle Au-
enblick einen neuen Anſatz. Webers Opern haben ein zack-
aftes Anſehen, Meyerbeers ein muſivisch zuſammengeſetztes.
Webers Opern wirken kalt, weil gerade in dieſem Abbre-
en ſeiner einzelnen Muſikſtücke und der nur innerlichen
brundung derſelben ſogar etwas Lyriſch-ängſtliches liegt.
Dieſe Lückenhaftigkeit der Weber'ſchen Kompoſition veranlaßte
Meyerbeer zum entgegengeſetzten Fehler der Ueberladenheit.
edes Ritzchen in dem Gebäude ſeiner Opern wird von ihm
it Noten verſtopft; das ſorgſamſte Studium hat in ſeinen
Opern Akt auf Akt, Scene auf Scene, Nummer auf Num-
er nach den Regeln der bürgerlichen Baukunſt gefügt. Im
llgemeinen iſt die Oper jetzt im Verfalle. Die Virtuoſität
ſonders der Clavierſpieler hat eine ſo ungeheure Höhe er-
icht, daß man bald nur noch von einigen wenigen Mei-
ern reden und jene ungeheure Fluth von Dilettanten und

Wunderkindern, die auf den Beutel des Publikums spekuliren, vergessen wird. Das Leichtfaßliche, Angenehme und vorzugsweise Erheiternde in der Musik wird in der Gesellschaft als ein Surrogat für die Erziehung zurückbleiben. Im eigentlichen Bereiche der Kunst aber dürfte viel Aussterbens eintreten, und es dem wahrhaften Genius jetzt mehr als je leicht werden, die vakante Theilnahme des Publikums an sich zu reißen; wenn sich nur einer fände!

Die neuere Dichtkunst hat in ihrem Schooße fast eben so viele Umwälzungen erlebt, als die neuere Geschichte. Das poetische Vermächtniß des vorigen Jahrhunderts an das Unsrige war reich und herrlich in dem, was von einzelnen Geistern ausging, in den Saatkeimen einer bessern Theorie, die in ihren Werken lagen. Allein wir übernahmen zu gleicher Zeit ein solches Chaos von Regeln und Anforderungen an die Dichtkunst, so viel Schulweisheit und kritische Anmaßung, daß es zu verwundern ist, wie neuere Dichter nach den gefährlichsten Kämpfen mit einer auf Leben und Tod erkennenden Kritik sich doch trotz derselben haben erhalten und mit ihren Tugenden und Fehlern in die Annalen der Geschichte einschreiben können. Einen allgemeinen Durchschnittscharakter der neuesten Poesie zu zeichnen, ist schwer, wenn man die Stellung derselben bei den einzelnen Nationen bedenkt. Deutschland leistet wenig Weltbedeutendes, oder doch nur so Spezielles, daß davon über die heimischen Grenzen nichts kommen kann, wie doch Schiller und Goethe kamen. Die deutsche Lyrik ist größtentheils eine eitle, sich selbst bespiegelnde Subjektivität langweiliger und oft unbedeutender Geister. Einige wenige Ausnahmen sind mehr gefeiert, als sie es verdienen. Das Beste davon ist oft so krankhaft, daß sich der gesunde

Sinn des Lesers unmöglich damit identifiziren kann. Den Roman haben die Frauen an sich gerissen, die über das ewige Thema der Liebe nicht hinauskommen. Das Drama leidet an sklavischen Censurverhältnissen und an der Concurrenz mit den französischen Erzeugnissen. Frankreich hat jedenfalls einen dichterischen Aufschwung erlebt, der, wenn man die innere Kraft, die Neuheit der Bewegung und das Kolorit der französischen Sprache bedenkt, alles hinter sich läßt, was frühere Epochen geleistet haben. England erlebte einige schöne poetische Beispiele; doch haben sich seine Talente auf eine fast holländische Breite verlegt, die von der englischen Poesie zwar beweist, daß sie viel Kombination, aber wenig Feuer hat. Flammengeister lodern in England jetzt keine auf. Es ist fast unmöglich, daß in England die Genialität sich anders als gegen die Majorität aussprechen kann. Allein die jetzt in England herrschende whigistische Majorität entspricht so sehr den einfachen, gesunden und bürgerlichen Begriffen, die Majorität ist selbst so in polemischen Zustand versetzt, daß sich ein Geist, in dem das Feuer die Vernunft nicht versengt hat, nicht entschließen kann, gegen diese Majorität aufzutreten. Einige spanische, italienische, schwedische, polnische und sogar russische Dichter, die der neuern Zeit angehören, können es bestätigen, wenn wir Folgendes als die allgemeinen Charakterzüge der neuern europäischen Dichtkunst bezeichnen:

Die Dichtkunst ist Opposition geworden, bei sanften Naturen gegen gewisse hergebrachte poetische Theorieen, bei stärkern sogar gegen die Verfassung der Gesellschaft. Darin vereinigen sich alle Dichtertalente der neuern Zeit, daß sie sich an die Geschmacksregeln des vorigen Jahrhunderts nicht mehr binden

wollen und in der Frage nach der Schönheit verſuchen, ſie aus dem Individuum ſelbſt herauszubilden und in der Leidenſchaft eine Begränzung zu finden, wo es möglich iſt, ſich an ihrem Farbenſpiel äſthetiſch zu weiden. Die neuere Poeſie iſt, der Gegenwart gegenüber, raſch, ungeſtüm, mißtrauiſch und wo nicht mit ſich ſelbſt, doch gewiß mit der Welt unzufrieden. Schon im vorigen Jahrhundert ſtiegen die Poeten gern in entfernte Zeiten und Völkerzuſtände zurück, allein es war Neugier und ein falſcher Begriff von der Erhabenheit, der ſie dorthin trieb. Jetzt ſehen wir auch wohl Dichter ſich in die Vergangenheit verſenken, aber jeder will doch etwas ſuchen, wo er gleich vornherein eingeſteht, daß die Gegenwart es ihm nicht bieten könne und ſei es auch nur, wie die breiten hiſtoriſchen Romanendichter ſagen, daß ihnen die Gegenwart nicht ſo viel Staffage für die Erfindung darböte und ihre Kombinationen nicht ſo wahrſcheinlich mache, wie die Vergangenheit. Höher geſtellte Dichter, wie Uhland, fanden im Mittelalter einen Sonnenſchein, den der bewölkte Horizont der Gegenwart nicht mehr zeigt. Ihr Bedürfniß nach Ruhe und Stillleben iſt ſo vorherrſchend, daß ſie ihre Dichtungen lieber in die eingefriedigten Schranken der Vergangenheit zurückführen, die einmal abgeſchloſſen und keiner plötzlichen Störung des poetiſchen Genuſſes mehr ausgeſetzt iſt. Dieſem lyriſchen Intereſſe an der Vergangenheit ſchließt ſich ein epiſches an. Für die Ballade und Romanze bietet die Gegenwart wenig Stoff. Es ſind nicht die Könige, die Meerfrauen, es iſt nicht einmal die verhaßte Feudalität, welche jetzt ganz freigeſinnte Dichter antreiben kann, ſich für epiſche Stoffe in das Mittelalter zu verſenken, ſondern das Schauerliche und Erhabene, das Schickſalsmäßige will ſich aus dem Neuen nicht

ſo poetiſch abſtrahiren laſſen, wie aus einer Zeit, wo die hübſchen romantiſchen Maſchinengötter, die Niren und Elfen noch eine organiſche Geltung hatten. Man muß dieſe Vertiefung in das Alterthum wohl von der im vorigen Jahrhundert üblichen, namentlich durch Macpherſons Oſſian angeregten, unterſcheiden: denn damals ergötzte man ſich an dem vergrößerten Maßſtabe, den die alte Sage von dem Menſchen hat, ergötzte ſich an den markigen Tugenden, welche man gern durch die Poeſie den Neuern wieder eingepflanzt hätte, allein dieſe Geſichtspunkte fehlen den neuern Dichtern, wenn ſie ſich in alten Zuſtänden bewegen, gänzlich. Sie ſtreben ohne allen andern Zweck nur nach der Poeſie. Sie vermiſſen bei uns jene Relationen, die nur im Alterthum in poetiſche Konflikte gerathen konnten und es findet ſich nicht ſelten, daß Dichter, die mit Herz und Mund der neueſten Zeit angehören, doch für ihre Dichtungen ſich nur an das Mittelalter lehnen können. Endlich beutet die dramatiſche Poeſie (man denke nur an Victor Hugo) auch in ihrem Intereſſe die Vergangenheit aus. Bei Victor Hugo ſind die Stoffe, die er wählt, als ſolche ihm ganz unweſentlich, und das Intereſſe und Zeichen der neuern Poeſie liegt gerade in dem, was er aus den alten Stoffen ausbeutet oder in ſie hineinträgt, in den gewaltigen Leidenſchaften, in deren wechſelſeitiger Vernichtung er das Weſen der Tragödie ſieht. So iſt denn mit einem Worte die neuere Poeſie trotz ihrer Anknüpfungen an frühere Zuſtände immer in unmittelbarer Nähe des Momentes; ſie bekämpft ihn, ſie unterwühlt ihn, oder ſie verachtet ihn, indem ſie ihn ignorirt. Es liegt in all den beliebigen Richtungen, welche neuere Dichter genommen haben, doch immer wieder eine Straße, wo ſie auf die

Gegenwart zurückkommen und, durch die großen hiſtoriſchen Ereigniſſe verführt, die wir erlebt haben, ſuchen, gerade dem Augenblick Seiten abzugewinnen, die zwar immer poetiſch ſein ſollen, aber auch eine Antheilnahme an der ſozialen Bewegung unſers Jahrhunderts in ſich ſchließen. Dies gab der modernen Poeſie einen doktrinären Charakter.

Von jeher bezeichnet die Poeſie eines Volkes auch die Höhe der geiſtigen Kultur, auf der es ſich befand. Sie ſchloß ſich burtig den Intereſſen des Publikums an und gab von jeher gern die Eindrücke der Oeffentlichkeit wieder. Die Poeſie mußte dieſe Einwirkung noch um ſo mehr erfahren, als ſie in neuerer Zeit mit dem Aufſchwung der Wiſſenſchaften und der Bildung des Geſchmacks, verwilderten Perioden gegenüber, eng verſchwiſtert war. Die Poeſie verwandelte ſich aus einer Verherrlichung des Lebens, wie es die Menſchen umgab, in eine Erzieherin deſſelben, und, da es widerſtrebte, in eine Gegnerin. Der Idealismus der Dichter wurde um ſo überſchwenglicher, als es ihm wirklich gelang, manche Partieen des Lebens und Charakters ihrer Zeitgenoſſen zu veredeln und zu verſchönern. Dennoch gelang es der Poeſie nicht, in ihrem Bereiche jene Harmonie herzuſtellen, welche in frühern Zeiten das politiſche Leben zuſammenhielt. Da die Poeſie, wie alle Kunſt in neuerer Zeit eine nur eroberte und meiſt mit wenig Glück behauptete Stellung beſitzt, ſo kam ein unruhiges und gährendes Element in ſie, das nach Beifall ſtrebend nicht wußte, womit es dieſen erobern ſollte. Die Einzelheiten in der Poeſie wurden übertrieben, die Poeſie ſelbſt grübelte, ſtatt daß ſie frei und harmlos ſich erging. Dieſe Neigung zum Tiefſinn und Widerſpruch hat der Stellung der Poeſie und Kunſt überhaupt in unſrer Zeit viel geſchadet, hat die Fürſten

ihr abwendig gemacht und im Bereiche der äſthetiſchen Geſetze ſelbſt eine noch nicht gelöſte Prinzipienverwirrung hervorgerufen.

Zu allen Zeiten hat es für eine Gattung der Poeſie mehr Gunſt der Umſtände gegeben, als für die andere. Das Epos, das Drama, jedes wechſelt in der Literaturgeſchichte darin ab, daß bald das eine, bald das andere mehr im Vorgrunde ſtand. Jetzt beſtätigt ſich dieſe Erfahrung wieder ſo lebhaft, daß es einige Gattungen in der Poeſie gibt, welche durch die Verwickelung der Umſtände ganz brach liegen und erſt durch Ereigniſſe und Umwälzungen der gegenwärtigen Bildungs- und Gefühlsſtufe wieder neu belebt werden können. Vom Drama möchte man wohl weniger allgemein zuſtimmen, daß es ſich vergeblich nach einer rechten Anknüpfung umſieht, allein vom gereimten Epos iſt es entſchieden, daß ſeine Anbauung unter dem Himmelsſtrich unſrer gegenwärtigen Epoche nicht gedeihen will. So viel durch dieſe Abneigung der Umſtände und der Gemüthsſtimmungen der Dichter an Terrain verliert, ſo liegt doch auch in dieſem negativen Verhältniſſe die ſchöne Anerkennung, daß bei uns die Poeſie nicht mehr blos die Frucht der Schule und der Ueberkultur iſt, ſondern daß ſie einen warmen Fleck in der Nähe unſrer Herzen einnimmt, daß ſie etwas aus unſern Zuſtänden Gebornes, weil von ihnen Bedingtes iſt. Würde ein Epos, das den dreißigjährigen Krieg beſänge oder ein noch kunſtvolleres, deſſen Stoff der alten Mythologie entnommen wäre, bei uns einen bereitwilligen Anklang finden? Nein, ein kleines Gedicht, moderne Gemüthszuſtände anklingend, iſt uns werther, als die größte Epopee.

Im Vordergrunde der neuen Literaturgeſchichte ſteht der

Roman. Dieſer mußte Epos, Drama und Lyrik in ſich vereinigen: etwas wirklich oder doch wahrſcheinlich Geſchehenes mußte ihm zum Grunde liegen; nicht ſo viel, daß man das täglich uns Umgebende wieder geſehen hätte, wohl aber, daß man daran erinnert wird und Aehnliches mit Aehnlichem vergleichen kann. Im Roman hauptſächlich ſprechen ſich alle Anforderungen aus, welche die Menſchen heut an die Poeſie machen. Es muß ſich zunächſt um ein Reelles handeln, das keine bloße Luftſpiegelung iſt oder doch keine ſogleich zu ſein ſcheint. Die Liebe muß das lyriſche Element bilden, Ehrgeiz, Schickſal oder ſonſt eine gewaltige Leidenſchaft das dramatiſche. Um das Ganze herum ſieht man gern die Arabesken einer zeitgemäßen Beziehung hereinranken; man verlangt reflektive Basreliefs, ja wohl eine tendenziöſe Idee als Poſtament des Ganzen. Wie in alten Zeiten das Drama alle Gattungen der Poeſie in ſich vereinigte, ſo ſoll jetzt der Roman von dem Weſen aller derſelben einen Anklang geben, ſo daß die Poeſie des Reimes jetzt weit weniger gepflegt und beliebt iſt, als die in proſaiſcher Form auftretende, wo das Dichteriſche in dem ſchönen Ineinanderſpiel von Kunſt und Leben liegen muß. Die meiſten poetiſchen Talente abſorbirt der Roman und die allgemein zugeſtandene Erfahrung, daß zu einem guten Gedichte weit weniger Talent gehört, als zu einem guten Romane, hat auch gemacht, daß man den Letztern mehr als das Erſtere für den Prüfſtein des Genies hält. Daß ein Romanendichter kein gutes lyriſches Gedicht machen kann, wird ihm weit weniger nachgetragen, als wenn ein Lyriker geſtände, daß er es nicht verſtehe, einen wohlgefugten Roman zu ſchreiben. Leider iſt nur der Roman ſehr der Verfälſchung ausgeſetzt. Wie oft iſt ſeine Erfindung

ſpannend und hält doch nicht die poetiſche Nagelprobe aus? Und wie mancher durch und durch poetiſche Roman verfehlt es in der Fabel und den ſpannenden Situationen!

Man muß dreierlei Gattungen der gegenwärtigen Romanendichtung unterſcheiden. Der hiſtoriſche Roman hing innerlichſt mit einer Zeit zuſammen, wo eben erſt ein großes Kriegstheater eingepackt und eine große hiſtoriſche Kataſtrophe zur Abrundung reif war. Die Geſchichte war das Weltgericht, im Doppelſinne das tägliche Brod, welches auf den Tiſch der Literatur kam. Wie es Köche gibt, die Alles mit einem Kraute würzen, ſo mußte auch bei Allem, was die Poeſie auffetzte, damals Hiſtorie zugemiſcht ſein. Die großen Ereigniſſe mußten mit kleinen Landſtraßenvorfällen Hand in Hand gehen. Von den Helden der Jahrhunderte mußten ſelbſt die ihnen zugehörigen Stallknechte auftreten. Die Geſchichte wurde bei jedem verliebten Paare zum Zeugen der Hochzeit, bei jeder Kindtaufe zu Gevatter geladen. Frauen, Hexen, Juden und eine Unzahl von Nebenperſonen mußten zwiſchen Richard Löwenherz und ſein Glück treten. Die Schickſale des unbedeutendſten Menſchen intereſſirten uns, wenn er nur Stallmeiſter beim ſchwarzen Prinzen oder Falkonier bei Karl dem Kühnen geweſen war. Die Neigung für dieſe Gattung des Romanes hörte glücklicher Weiſe da auf, als man fürchten mußte, die Romantiker würden nun, da das Mittelalter und die neue Zeit bald erſchöpft waren, ſich in die Geſchichte Babyloniens und Aſſyriens vertiefen und uns die Geſchichte eines Edelfräuleins der Semiramis oder eines Adjutanten in der Armee des Seſoſtris in mehreren Bänden vor Augen führen. — Die zweite Gattung des Romanes, das Charakterbild, entwickelte ſich wohl zunächſt

nicht aus dem pſychologiſch-komiſchen Roman des vorigen Jahrhunderts, ſondern war nur eine Ausbildung der plötzlich einreißenden Sucht für das poetiſche Genrebild. Von dem hiſtoriſchen Roman, der in der Vergangenheit lebte, ſtürzte man plötzlich auf die nächſte Gegenwart und zeichnete nach der Art engliſcher Ladies Alles ab, was man nur im Fluge von der Gegenwart mitnehmen konnte. Die Genremaler zeichneten uns die höhere Geſellſchaft und die niedere, die Salons und die Straßen, die Spielhäuſer und die Winkelkneipen. Der Faſhionable, der Dandy, der Kurzathmige, der Schwerwampige, der Dünne, der Dicke; dies waren die Charaktere oder vielmehr Karrikaturen, die mit kurzen Strichen an die Wand gemalt wurden. Kutſcher und Bedienten, Straßenkehrer und Savoyarden, Griſetten und Blumenmädchen, Schauſpielerinnen und Kritiker, ja die Pariſer Hunde wurden von der Genreliteratur der Reſtaurationsperiode gezeichnet.

Dieſe Portraitirungen nun untereinander zu verbinden und zu Gruppen zu ſpinnen, da war leicht der Sprung gethan. Das Leben eines Stutzers gab einen Roman. Es kamen Memoiren eines Ennuirten, eines Desennuirten und wie dies Zeug weiter durch auffallende Titel angeprieſen wurde. Am glücklichſten war in dieſem Fache der ſchon halb wieder vergeſſene Bulwer. Ihn haben die Matroſen, die auf Halbſold ſtehenden Hauptleute, die Penſionäre der oſtindiſchen Kompagnie verdrängt. Das ſchreibt und beutet plötzlich Sonnenſchein und Ungewitter aus, Sturm und Regen, Berg und Thal und tritt mit unläugbarem Talente allmälig die höchſten Berge platt. Seitdem die engliſchen Manufakturen weniger zu thun haben, ſeitdem wollene und baumwollene

aren ſich in den Magazinen aufſtapeln, arbeiteten die li-
riſchen Maſchinen Englands vom Kohlendampf getrieben,
überſchwemmten mit den mittelmäßigſten Produkten den
atinent. Nach Voß, der ſich im genrebildartigen Roman
einer ſehr bedeutenden Höhe aufgeſchwungen hatte, ſcheint
der engliſche Roman erſchöpft zu haben. Endlich iſt
der ſpekulative Roman zu nennen. Dieſer iſt ein
odukt Frankreichs und Deutſchlands und faßt in ſich
Radien der Sonne der heutigen Poeſie zuſammen.
nn man die unterſcheidenden Merkmale der modernen
eſie finden will, ſo muß man ſie hier ſuchen. Auf dieſem
eich wird nicht nur das Schickſal der modernen Poeſie
gefochten, die Tendenz, wohin ſie ſich zuletzt neigen wird,
dern auch manche entſcheidende Frage des Zeitalters ſelbſt
Anregung gebracht, inſofern der Roman ein Hilfsmittel
die Ideen an die Maſſe zu bringen. Gerade dieſer letz
Umſtand, verbunden mit unläugbaren Uebertreibungen
dem neuern ſpekulativen Romane hat Beſorgliche, die es
der Menſchheit aufrichtig meinen, gegen dieſen Roman
Harniſch gebracht. Allein, ſo gefährlich es ſein mag, in
em mit blendenden und anlockenden Farben entworfenen
mälde der Maſſe jene Anarchie der Begriffe und jene
hnheit des Skeptizismus, der ſich über das Einfachſte in
Tradition Rechenſchaft geben will, zu offenbaren, ſo ſollte
doch bedenken, daß zugleich in dieſem ſelben Romane ein
tel enthalten iſt, die unleugbar in der Irre gehende geſellſchaft-
Religion, wie man wohl die Sphäre bezeichnen möchte,
welcher ſich jener Roman in ſeiner jetzigen Geſtaltung ſo
eimlich fühlt, mit der Zeit zu befeſtigen und eben ſo
ell den wieder gewonnenen Glauben zu verkünden, wie

bis jetzt noch blos der Zweifel mit ihm verkündet worden iſt. Man beſtreitet doch nicht dem Roman das Recht, ſo ernſte Fragen, wie Staat, Religion und Sitte in ſein Bereich zu ziehen? Denn allerdings abgeſehen davon, daß für den Moment noch in dieſem Rechte eine unſelige Wirkung liegen könnte, ſo würde Derjenige doch unſre Zeit ſchlecht verſtehen, der glaubte, der Bodenſatz jener Gährung wäre nur die Negation und nicht vielmehr die Sehnſucht nach einer Wahrheit, die dem ernſtlich Suchenden ſich nicht verhüllen wird. Der Schaden, den der ſpekulative Roman in ſeiner Gährung anrichtete, wird durch die edelſten Reichthümer erſetzt, wenn ſich die Gährung erſt beruhigt und den Zweifel überwunden haben wird. Daß ein ſolches Reſultat, wenn auch in ganz anderer Geſtalt, als man gegenwärtig ahnen kann, vor den Thoren ſteht, wer möchte es beſtreiten und wer möchte dann nicht wünſchen, das derſelbe Bote, der früher die Hiobspoſt einer Verzweiflung an der Theodicee brachte, dann auch wieder die frohe Botſchaft, das Evangelium des Friedens und einer verſöhnten Hingebung bringe? Alſo beſtreite man die Form nicht!

Aus dem ſkeptiſchen Geiſte des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch aus dem Gefühl, daß eine Wiedererweckung vieler zu Anfang unſres Jahrhunderts beliebt werdender antikromantiſcher Studien in der Poeſie nur einen dilettantiſchen Beigeſchmack habe und ohne weſentliche Realität für das Genie ſei, entſprang jene eigenthümliche Ironie, welche wir auf Kunſtwerken der vergangenen Epoche oft mit reizender Zartheit hingehaucht geſehen haben. Dieſe Ironie milderte den Ernſt und ließ auch dem Scherze eine Hinterthür zum Ernſte wieder offen. Sie war in Geſtalt des Humors eine köſtliche

uerung, die dem modernen Zeitalter angehörte. Später,
ihr nicht mehr bloß das menſchliche Gemüth, überhaupt
pſychologiſche Erfahrung zum Grunde lag und ſich, wie
ſchon ſagten, der Geſchmack befeſtigte, bekam die Ironie
ar einen antiken Charakter und wurde nicht blos in den
den des Sokrates, ſondern auch auf den antiken Bild
ken, wo ich freilich geſtehe, ſie nicht finden zu können,
dergefunden. Dieſe aufgefundene Ironie war die behag
e Folge einer üppig genießenden Kunſtanſchauung. Sie
kte bei Goethe großartig, ſie konnte aber auch bei kleine
Geiſtern die größte Feindin des Schönen werden, ſie
nte der Mittelmäßigkeit einen Anſtrich von excluſiver Ab-
dung geben. Sie entwöhnte das Publikum von dem Ernſte.
machte die wichtigſten Fragen zum Spielzeug eines
ges, der nur der Form nach regierte und nicht eher von
em Spiele aufſtand, bis nicht Alles wieder gehörig an
en alten Ort gebracht war. Wenn dieſe Ironie allmälig
Poeſie zu verlaſſen ſcheint und auch der Ernſt wieder
ſtrenger und unerbittlicher Miene im Reiche des Dichters
ten ſoll, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Wirkung die-
unleugbaren Fortſchrittes zunächſt bedenklicher ſchien und
t frivoler, als die frühere Frivolität. Allein, wie wir
n ſchon die Hoffnung ausſprachen, zuverläſſig wird auch in
Poeſie eine Beruhigung des Gemüthes, die nicht aus
ifferentismus, ſondern aus Ueberzeugung geboren iſt, ein-
en. Die Leidenſchaften werden aus dem Dienſte der
hrheit nur noch in die der Lüge treten können, ſo daß
jene in mildes, ſanftes Licht verklärt, dieſe als dunkel
hende Schlacke zurückfällt und in ſich verkohlt. Eine ſolche
dliche Wendung der Stimmungen wird den Glauben über

den Zweifel setzen und die Menschen überzeugen, daß wenigstens in der Kunst *jener* edlere und vollendetere Gestalten zaubern kann, als dieser. Alle Künste müßten von diesem Geist der Versöhnung ergriffen werden; sie würden wieder in eine innige Vertrautheit mit den Gemüthern treten; sie würden, wie jetzt, nicht blos dazu da sein, zu erschrecken oder zu zerstreuen, sondern sie würden wieder die stolzen Säulen werden, welche den Tempel eines neuen Lebens tragen. Es ist ein Traum, von dem ich rede: alle Thatsachen des hellen lichten Tages widersprechen ihm und dennoch wird ihn Niemand aufgeben, der Augen scharf genug hat, um auch durch den dunkelsten Wald die Sonne noch im Hintergrunde blitzen zu sehen.

Die Erfüllung dieses Traumes wird dem neunzehnten Jahrhundert, das wir in diesem Buche schildern, nicht angehören.

## XII.

# Wiſſenſchaft und Literatur.

Feſter haben ſich in dieſem neunzehnten Jahrhundert die
ſenſchaften zu ſtellen gewußt. Mit ihnen verſöhnte ſich der
geiſt, weil er ihrer bedurfte. Sie werden des Sonntags
iert, weil ſie an den Wochentagen im Dienſt der Menſch-
graben und arbeiten müſſen. Der Ungebildetſte ſagt,
ihnen falle doch noch etwas Erfleckliches ab, durch ſie
mme man Mehl aus Kartoffeln, Pferde aus Waſſer
pfen, Zucker aus Runkelrüben. Die Wiſſenſchaften ha-
einen Ehrenplatz an der Tafel der Großen, und ſelbſt
habit habillé dürfen ſie bei Hofe erſcheinen in beſtäub-
alter Perücke, in Holzſchuhen und in dem abgeſchabten
k eines alten pedantiſchen Geizhalſes. Kein Dichter, kein
ſiker, aber ein großer Arzt, ein großer Naturforſcher
ſich bei Hofe über alle Etikette hinwegſetzen. Der Arzt
unſer Leben erhalten, der Juriſt unſer Eigenthum und
re Ehre, der Theolog hält uns den Himmel offen und
gar erſt die Technologie, die rationelle Landwirthſchaft
überhaupt die Phyſik und Naturgeſchichte! Das iſt Tem-

velweisheit, vor welcher die Laien anbetend in den Staub fallen.

Wer müßte es nicht anerkennen, daß die Zustände, in welchen wir leben und die beglückte Seite derselben ein Werk der Wissenschaften sind? Sie haben durch die tiefsinnigsten Erfindungen die Schwierigkeit der Existenz, welche auf der Menschheit lastet, erleichtert, sie gaben mit einigen mathematischen Linien auf dem Papiere Ideen an, deren Verwirklichung Tausenden von Arbeitern Verdienst schaffte. Sie haben dem Handel kürzere Wege des Verkehrs bezeichnet, ohne selbst die Meßelle in die Hand zu nehmen; sie haben das Verfahren der Technologie vereinfacht und die Kraft der Menschenhand verdoppelt; sie zauberten aus öden Landstrichen blühende Gärten und wußten mit dem Schöpfer zu wetteifern, indem sie das Fruchterträgniß der Gewächse vermehrten. Aber nicht blos in Dem, was unseres Leibes Nahrung und Nothdurft betrifft, bewährten sich die Wissenschaften, sondern auch unsere moralische Existenz wurde durch ihre rastlose Strebsamkeit verbessert. Sie trugen die Fackel der Aufklärung in die dumpffeuchten Höhlen der Vorurtheile, sie nahmen von dem Guten in der Tradition die Spinngewebe fort und dem Falschen entzogen sie das Postament, worauf es ruhte; sie sprangen dem Menschen gegen den Bürger, dem Bürger gegen den Staat bei; sie widerlegten zur Befreiung desselben die Märchen von Königen, die mit Zepter und Kronen essen und trinken und zu Bette gehen. Sie ließen die milde Sonnenwärme der Humanität auf die zu kaltem Eis gefrornen Traditionen der Gesetzgebungen scheinen, sie sicherten dem Individuum sein positives und sein menschliches Recht und selbst noch, wenn es verscherzt war, sicherte die Wissenschaft

Verbrecher gerechtes Urtheil und die Möglichkeit einer
n Bekehrung. Auch den höchſten Wahrheiten entzog
r redlicher Beiſtand nicht; die Wiſſenſchaften ſchützten
daß wir aus der Andacht keine todte Tugend machten
eir, in dem Drange, an das Unvernünftige uns hinzu
, etwa an das Gegenvernünftige uns überantworten
n. Die Wiſſenſchaften haben in dieſem Bereiche ſchö
Früchte gezeitigt, als die Künſte, denen dies Gebiet
ich gehören ſollte. Ach, wir ſahen, daß dieſe, ſtatt
redeln, ſelten aus dem Dunkel der Verflachung zum
der Schönheit rangen; wo ſie hätten ſegnen ſollen,
n ſie, wo den Streit mildern, fachten ſie ihn an. Da
die Wiſſenſchaften oft ihre Stelle vertreten: denn in
en Richtungen der Naturwiſſenſchaft lag mehr Poeſie,
der gleichzeitigen Kunſt; die wunderbarſten Verknüpfun-
wiſchen den trockenſten Spekulationen der Fachwiſſen-
n und dem höhern Daſein der Menſchheit haben Statt
en, wie auch dadurch die Dichtkunſt eine ſo ſchwierige
ng erhalten hat, daß es ſcheint, als müſſe ſie hinfort
nzen Ideenreichthum in ſich aufnehmen, den die Wiſ-
ften nicht nur entwickelten, ſondern auch poetiſch auf die
her manchmal konnten wirken laſſen. Wem ſollten
Richtungen der Geſchichtſchreibung, der Philoſophie, der
wiſſenſchaft und ſelbſt der Medizin, die wir hier mei-
icht einfallen?

eilich haben die Wiſſenſchaften ſich in neuer Zeit meiſt
der günſtigſten Umſtände zu erfreuen gehabt. Da man
ühlte, daß nicht nur das moraliſche und geſittete, ſon-
uch das geſellſchaftliche Wohl der Menſchen in ihre
gegeben war, ſo beeiferte man ſich, ihnen entgegen zu

kommen, ſie freundlich aufzunehmen und zu pflegen. Die neue Zeit hat vom Mittelalter ſich nur durch die Wiſſenſchaft befreit; die Wiſſenſchaft ſchlug die 95 Theſen an die Schloßkirche von Wittenberg, die Wiſſenſchaft hielt die Elemente, die durch und mit der Reformation in Gährung kamen, im beſtändigen Zufluß der ſtreitenden Stoffe. Ohne ſie konnte kein Vorrecht mehr behauptet, ohne ſie keines beſtritten werden. Und wenn ſie das Pulver erfand, wenn ſie Amerika entdeckte, ſo wußte ſie doch noch etwas Gewaltigeres darauf zu ſetzen, die Preſſe, die mächtiger war, als das Pulver und überredender, als das Gold Amerika's. Gewalt ging nicht mehr vor Recht, Leidenſchaft nicht mehr vor Vernunft. Was man durch irrthümliche Beweisführung antaſtete, konnte durch Waffengewalt wohl geſichert werden, aber vor allem Volk nicht anders gerechtfertigt, als durch die ſiegreiche Widerlegung, durch Gegengründe. Selbſt der ſchlechte Zweck heiligte zwar nicht das Mittel, ſprach aber oft ein gutes Mittel um Hilfe an oder machte, daß ſelbſt das in der Moral ſchlechte wiſſenſchaftliche Mittel doch für die Wiſſenſchaft manchmal gut zu nennen war. Die ſcharfſinnigſten Wahrheiten wurden an einander gereiht, um leider eine Lüge zu beweiſen. Der Zweck diente einer augenblicklichen Beſtechung, einer deſpotiſchen Laune, die nächſte Folge kam ihr zu Gute; aber die entferntere floß doch wieder in die Wiſſenſchaft zurück und mehrte ihren Reichthum. Die Leiden der Geſellſchaft ſtrengten das wiſſenſchaftliche Nachdenken an, um ihnen abzuhelfen. Ja, was ſind nicht für außerordentliche wiſſenſchaftliche Reſultate aus der Auflöſung politiſcher Verhältniſſe hervorgegangen, gerade wie die Medizin ſich nicht auf die Geſundheit, ſondern auf die Krankheit der Menſchen ſtützt. Als die Feudalität und

Lokalgeiſt von der Centraliſation des ſouveränen Monarchis-
us beſiegt wurde, als die Aufrechthaltung einer unmittelbar
s Gott fließenden königlichen Würde von den Trabanten
Ehrgeizes, der Sinnlichkeit und der durch beide hervor-
rufenen Habſucht umgeben war, da wurden z. B. die Fabri-
in eine krampfhafte Thätigkeit verſetzt, die zum Entdecken
ang. Der Leichtſinn der Finanzverwaltung ſchuf die wun-
bar komplizirte Mathematik des noch jetzt geltenden Bank-
ſens. Mitten im Gedräng der immer höher ſteigenden
teriellen Schwierigkeiten für Handel und Gewerbe ſtellte
am Smith ſeine, wenn auch jetzt beſtrittenen, dennoch un-
blichen Nationalreichthumsmaximen auf, welche die Grund-
en einer neuen Wiſſenſchaft, weil einer neuen Methode,
worden ſind und ſo kam Gutes und Böſes zuſammen, um
Wiſſenſchaften zu heben und ſie zu den eigentlichen Herr-
rinnen der Welt zu machen.

Faſſen wir alle Thätigkeiten im Schooße der Wiſſenſchaf-
und namentlich die ſpekulative Beförderung derſelben un-
dem Namen der Literatur zuſammen, ſo iſt dies frei-
ein Begriff, der formell zu eng iſt für jenen Inhalt,
er umfaſſen ſoll. Literatur ſchließt einen formellen End-
eck mit ein und eben ſo die literariſche Aeußerung der
nſt und ſagt weit weniger, als das, was ſich Alles als
ſenſchaftliche Leiſtung, wenn auch nur durch das Mittel
Schrift bewährt. Hier kommen wir, wenn wir das Ver-
tniß der Literatur zur Geſellſchaft und zur Ordnung der-
en bedenken, gleich zu einer zeitgenöſſiſchen Erfahrung.
Wiſſenſchaften ſind in aller Munde, die Literatur wird
von wenigen ausgeſprochen; den Wiſſenſchaften geſteht
n weltbezwingende Wirkungen zu und als Prinzip die

größtmöglichſte Unabhängigkeit; die Literatur aber iſt ein trübes, ſchwankendes, verlockendes Meer und ihr ſoll kaum der Schatten von jener Sonne der Freiheit, die den Wiſſenſchaften leuchtet, geſtattet werden. In der That, beide Begriffe ſind nicht mehr dieſelben, ebenſo wie auch der Begriff der Preſſe weit umfangreicher iſt, als Literatur und Wiſſenſchaft. Den Wiſſenſchaften geſtattet man Alles, der Literatur Einiges, der Preſſe nichts. Die Buchdruckerei überfluthet und überwuchert die Literatur und die Wiſſenſchaft. Und die nothwendige polizeiliche Beſchränkung, welche allerdings für den Geſammtbegriff der Preſſe erforderlich iſt, hat ſich denn auch von ſelbſt für die Literatur und Wiſſenſchaft ergeben und doch mit der Zeit Einiges an der günſtigen Lage beider verrückt und geändert.

Daß die Erfindung der Buchdruckerkunſt eine große Wohlthat war, iſt gewiß; allein wie ſie doch auch ſo manches unvermeidliche Uebel brachte, ſo gehören dazu auch die Mißlichkeiten in Unterſcheidung der Begriffe Wiſſenſchaft, Literatur, Preſſe. Das Gedrucktwerden der wiſſenſchaftlichen Forſchungen iſt bei der Leichtigkeit des Druckes ſo unumgänglich oder ſich wenigſtens von ſelbſt verſtehend geworden, daß zwiſchen einem Katheder-vortrage aus dem Stegreife, einem aus Heften und einem dritten endlich, dem ein gedruckter Leitfaden zum Grunde liegt, gar nicht unterſchieden wird. Weil die Preſſe nicht nur gewöhnlich auch von der Wiſſenſchaft benutzt wird, ſondern auch dies Benutzen völlig freigegeben iſt, ſo hat die Feindſchaft, welche allmälig von den öffentlichen Thatſachen gegen die Preſſe unterhalten wurde, ſich auch auf die ſpekulative Wiſſenſchaft übertragen oder doch wenigſtens gemacht, daß die ſpezielle Wiſſenſchaft unter dem Schickſale der allgemeinen Preſſe

leidet. Der preßliche Inhalt der Wiſſenſchaft wird von ihrem ſonſtigen Weſen nicht mehr unterſchieden und faſt in ganz Europa (Frankreich, England, Belgien und einige andere Länder ja nur ausgenommen) iſt der gelehrte Forſcher eben ſo der Cenſur unterworfen, wie der Libelliſt, wie der Krämer, der in den Zeitungen ſeine Waare ankündigt. Somit wären wir durch das polizeiliche Verfahren des Staates wenigſtens gerechtfertigt, wenn wir zur größern Vereinfachung unſrer nachfolgenden Bemerkungen uns der Ausdrücke Preſſe, Literatur und Wiſſenſchaft beinahe wie ſynonym bedienen. Wir müſſen ohnedies die Form vom Inhalt unterſcheiden und werden dabei vielleicht finden, daß die Literatur im Allgemeinen dieſelben Phaſen in ſich durchgemacht hat, durch welche auch die Wiſſenſchaft ging.

Die Form der Wiſſenſchaft und Literatur iſt die Preſſe. Seitdem die Politik öffentlich und täglich beſprochen zu werden anfing, wurde die Preſſe ſo ausgedehnt, daß es faſt ſcheint, als lieſe ſie ſchon allen Momenten und Zuſtänden unſeres Daſeins parallel. Man kann dem Staate nicht verdenken, daß er alles, was er von der Preſſe verlangte, auch auf die Literatur übertrug; denn hat die letzte in neurer Zeit nicht ganz das Gepräge der Journaliſtik angenommen? Knüpft ſie ihre Entwickelungen nicht an Tag und Stunde an und hat ſie ſich nicht auch längſt geneigt gezeigt, den Inhalt der politiſchen Preſſe, wenn auch nicht ganz in ſeiner journaliſtiſchen Rohheit, doch in ſeinen Tendenzen, in ihr eigenes Bereich aufzunehmen? Doch geben wir dieſe Gedankenverbindung auf und halten wir uns zunächſt an das rein Formelle der Preſſe, welches in den Fragen über Schrifteigenthum, Nachdruck, Cenſur und Buchhandlungsmethode für unſre Zeit ſo außerordentlich wichtig geworden iſt.

Wenn die Preſſe politiſch nicht geſichert iſt, ſo liegt dies in dem für unſere Zeit ſchon natürlich gewordenen Verhältniß derſelben zum Staate: der Staat iſt Poſition, die Preſſe Negation. Wo jener ein Intereſſe der Befeſtigung hat, hat dieſe ein Intereſſe der Auflöſung, und wenn Philoſophen den Begriff des Werdens in die beiden Faktoren des Seins und der Negation auflöſen, ſo iſt wohl gerade die Preſſe die Stütze und das weiteſte Gewand jenes negativen Prinzipes, durch welches im Staate etwas wird. Allein daß die Preſſe noch nicht einmal juriſtiſch beſtimmt iſt, daran iſt vor allen Dingen die Bildung der Juriſten ſchuld, die Tradition des Rechtes und vielleicht auch jene Gleichgültigkeit gegen die Intereſſen der Preſſe, welche man bei einem von ihr bedrohten Staate vorausſetzen muß. Allerdings ſind durch poſitive Geſetze Schrifteigenthum und Verlagsrecht geſichert, aber doch noch nicht überall und völkerrechtlich nirgends. Nicht nur, daß die Amerikaner die engliſche Literatur, die Belgier die franzöſiſche nachdrucken, ſondern in einem Lande, wo die Wiſſenſchaft ſo große Triumphe gefeiert hat und man möchte faſt ſagen, ein literariſches Bewußtſein das politiſche erſetzt, in Deutſchland druckte noch vor einigen Jahren eine Provinz der andern, der Süden dem Norden nach. Ein Hauptgrund dieſes mangelhaften Zuſtandes liegt in dem anmaßlichen Vorgeben der Jurisprudenz, daß ſich juriſtiſch der Nachdruck entſchuldigen laſſe. Rom und Griechenland, die die Preſſe nicht kannten, ſollen eine Verletzung der Rechte, die man durch ſie erwirbt, geſtatten. Man überträgt vom Abſchreiben die Analogie auf das Abdrucken und ſagt: ſo wenig unangenehm es dem Horaz war, von ſeinen Gedichten möglichſt viele Abſchriften verbreitet zu ſehen und ſo gern er

den Soſtern zu Haus und übers Meer den Abſatz derſelben geſtattete, ebenſo ſollen auch Schiller und Goethe zufrieden ſein, wenn ſie nur ja recht verbreitet werden. Es iſt unzart, die Dichter zu zwingen, daß ſie hier entgegnen müſſen: „Wir leben von unſren Gedichten!“ Die Juriſten lachen darüber, weil die Römer den Verlag nicht kannten! Im Gegentheil haben ſie noch eine Menge Analogieen, um nach dem Schema: „wenn ich mich meines Rechtes bediene, thue ich Niemanden Unrecht,“ den Nachdruck als ein natürliches und ehrliches Gewerb hinzuſtellen. Denn einmal, ſagen ſie, hab' ich das Recht, mit meinem Eigenthum zu machen, was ich will, d. h., ein gekauftes Bucheremplar tauſendfach zu vervielfältigen und wieder zu verkaufen; könnte man ſie aber nicht füglich fragen, ob man mit einem gekauften Stocke thun könne, was man wolle und ſchlagen, wen man wolle? Sodann behaupten ſie in der That und, wie mich andersgeſinnte Kenner des römiſchen Rechts verſichern, mit allzugroßer und unbegründeter Keckheit, daß man jedes Gewerb treiben, jeden Gewinn machen könne und wenn man dadurch auch die Exiſtenz des Andern untergräbt, ſie behaupten, daß man ſich einen Brunnen in ſeinem Garten graben könne, wenn man dadurch auch dem Nachbar das Waſſer abſchneidet. Man muß nur ein wenig mit dem römiſchen Rechte vertraut ſein, um zu wiſſen, daß der Römer das Meiſte, was zu den unmittelbaren Gaben der Natur gehört, wo möglich freigab, daß er das Graben eines Brunnens für ein natürliches, im Bedürfniß gegründetes Recht hält. Weit mehr ſcheint mir noch dies andere Beiſpiel von doppeltem Intereſſe, deſſen ſich die erſten Anfänger der Inſtitutionen noch erinnern werden, für einen ſelbſt dem römiſchen Recht nicht fehlenden Grund-

ſatz der Billigkeit, wie wir ihn für das römiſche Recht in Anſpruch nehmen, zu ſtreiten. Wenn nämlich aus des Nachbars Garten ein Baum mit ſeinen Zweigen herüberhängt, ſo kann ich dieſe zwar abſchneiden, wenn ſie mir die Ausſicht verſperren und meinem Eigenthum ſchädlich ſind. Allein laß' ich ſie hängen, ſo gehört die Frucht davon nicht mir, ſondern dem Nachbar, der das Recht hat, zu mir herüberzukommen und regelmäßig die Früchte abzubrechen, die doch in mein mir gehöriges Gebiet hineinragen, deren Blüthen ich genießen darf und wo alles ſich zu vereinigen ſcheint, mir gewiſſermaßen ein Recht auf jenen Ueberhang zuzugeſtehen. Allein wie ſchwer iſt es, aus ſolchen Analogieen irgend etwas Praktiſches für unſer modernes Preßrecht zu ſchließen! Die Juriſten ſehen immer nur darauf, daß ſie fragen, kann in dieſem und jenem Kolliſionsfalle eine actio, eine Klage Statt finden? Die Klage auf Schadenerſatz wollen ſie nicht zugeben; ſo haben andere eine Klage auf Injurie im römiſchen Sinne des Worts für die Preßrechtsverletzung herausräthſeln wollen. Allein das römiſche Recht gibt keine Analogie, weil es die Preſſe nicht gekannt hat und das ſteht als heilige Ueberzeugung bei gewiſſenhaften Rechtslehrern feſt, daß die Römer, hätten ſie die Preſſe in unſerm Sinne gekannt, gegen den Nachdruck würden geſtimmt haben. Glücklicherweiſe hat die Zeit eine Berechtigung, ſich ihre eigenen Geſetze zu geben und der Nachdruck iſt in Deutſchland verboten worden. Ein ſogenanntes internationales Verlagsrecht gehört der Zukunft an.

Und doch noch ein Wort mit den Juriſten. Es iſt nicht anders möglich, in dieſer Frage zu einer ſtrikten und klaren Theorie zu kommen, als durch die Beſtimmung des Begriffes der Preſſe. In alten Zeiten, wo die Hilfsmittel des Schrift-

weſens ſo beſchränkt waren, konnte der Autor allerdings nur wünſchen, daß man ſich ſeiner Gedanken bemächtigte und ſeine Schriften ſo oft kopirte, als Intereſſe für ſie vorhanden war. Jetzt aber liegt in der Auflage, die der Verfaſſer von ſeiner Schrift veranſtaltet, der beſtimmt ausgeſprochene Wille, daß die Schrift nur ſo weit ihre Bahn mache, als dieſe Exemplare reichen; denn, kann ihm nicht ſehr daran gelegen ſein, daß z. B. von einer theologiſchen Schrift, die für die Maſſe nicht taugt, nur fünfzig oder hundert Exemplare zu erhalten ſind? Wird eine Vermehrung dieſer Auflage ihn nicht zum Verbrecher an der Staatsreligion machen, während er mit den hundert Exemplaren beweiſt, daß er nur der Wiſſenſchaft gegenüber ein Mann der freien Forſchung ſein wollte? Ich ſage nicht, daß ſolch eine Unterſcheidung von Laien- und Tempelweisheit zu billigen iſt; allein tritt uns hier nicht ein Wille entgegen, der ein individuelles Recht hat? Wer hat die Preſſe ſo emanzipirt, daß ſie größere Gewalt haben ſoll, als der, der ihr den Inhalt ſeiner Gedanken gibt? Welch ein Recht hat die Buchdruckerei außer dem, was ſie nur vom Autor empfing? Die Preſſe iſt eine beauftragte, vom Autor beauftragte, ſie beſorgt eine Kommiſſion, die in dem Augenblicke, wo der Autor befriedigt iſt, auch zu Ende geht, die unberufner Weiſe von einer dritten, vierten Preſſe, der ich keinen Auftrag gegeben habe, nicht kann ausgeführt werden, und wenn man ſagt, daß in dieſem Falle nur Eines nicht geſchehen müßte, nämlich, daß die Bücher für Geld verkauft würden, ſo liegt doch dieſem Kaufe und Verkaufe gerade der ſtillſchweigende Vertrag zum Grunde, daß man dies Buch nur im Betreff der Ausgabe, die davon veranſtaltet worden, ſich aneignen wollte, in Betreff des Preiſes, den die Ausgabe

geſtattete (daher auch der ſogenannte feſte Ladenpreis), in Betreff der einen Preſſe, die nur durch und mit dem Willen des Autors ein Recht zum Drucke hat.

Wenn man das Preßrecht auf das Gedankeneigenthum gründen will, ſo iſt dieſer Ausdruck allerdings unbeſtimmt und ſich ſelbſt widerſprechend. Man wendet gegen ihn mit Recht ein, daß man über ſeine Gedanken kein Eigenthum hätte (höchſtens über ſeine dummen Gedanken), und daß wenigſtens nie eine Reformation zu Stand gekommen wäre, wenn Luther für ſeine Gedanken ein Recht des Beſitzes in dem Sinn angeſprochen hätte, daß andere ſie nicht hätten fortpflanzen ſollen. Mit einem Worte, fortgepflanzt kann alles werden, was man ſpricht, was man auf dem Katheder dem Inhalte nach vorträgt, was auf der Kanzel geſprochen wird u. ſ. w. Allein ein Buch iſt mehr, als ein Gedanke, ein Buch iſt vor allen Dingen die Form des Gedankens und dieſe Form iſt mein Eigenthum. Es iſt meine Individualität, die ich in dem Buch offenbare; kein Gedanke tritt darin auf ohne das Riſiko meiner Perſon, die Klarheit und Dunkelheit der Ideen, alles kommt auf meine Rechnung. Dies iſt das unveräußerliche Eigenthum, welches der Schriftſteller an ſeinem Buche hat und welches durch die Auflage erſt Eigenthum eines Verlegers wird. In der Auflage ſprech' ich meinen Wunſch, ſo oder ſo verbreitet zu werden, aus, und ſo wie ich in jedem Exemplare dieſer Auflage in meinem Ich auftrete, ſo werd' ich wohl auch das Recht haben, das Wie oft dieſer Male zu beſtimmen, da noch keine civiliſirte Geſetzgebung dem Individuum, ob es ſich nun durch Handel oder Gewerb äußert, das Recht ſchmälern darf, ſich ſo zu geben, wie es will, und z. B. beim

Schriftsteller durch den Umfang einer Auflage das Recht und die Hinterthür offen zu lassen, seine etwaigen Irrthümer möglichst schnell berichtigen zu können oder auch den Inhalt eines Werkes wieder in sich zurücknehmen dadurch, daß das Werk nicht wieder aufs Neue aufgelegt wird. Tritt hier der Nachdruck dazwischen, so ist es nicht Entschädigungsklage, die man gegen ihn erheben, sondern die Klage auf Gewaltthätigkeit und eine meine Persönlichkeit verletzende Mißhandlung. Durch den Preis, welchen man für mein Buch bezahlte, erkaufte man nichts anders, als antheilnehmende Theilnahme zu haben an der Manifestation und Aussprechung irgend einer schriftstellerischen Individualität oder eines sonstigen preßlichen Inhaltes. Ein Buch ist wie ein Gerücht, das ich bekannt machen will und wo ich durch den Preis, den man dafür bezahlt, dem Gerüchte gerade die ausdrückliche Bestimmung gebe, daß es sich in der Sphäre der Auflage halten soll. Wer dieses Gerücht austrägt, d. h. nachdruckt, der plaudert es nicht aus (wer würde ihn daran hindern?), sondern er entstellt es, er entzieht ihm das Merkmal, welches ich ihm aufdrückte, nämlich geheim zu sein und ich habe vollen Grund zu klagen gegen willkürliche Verläumdung und Beeinträchtigung meiner Person. Schon, wenn der Nachdrucker seinen Diebstahl billiger gibt als das Original, kann der Verleger des Originals klagen, dann er durch den Nachdruck in den Verruf einer ehrlosen Wucherei käme, indem er verschiedene Preise für eine und dieselbe Sache stellte. Und hier gilt auch die Einrede nicht, daß ja auf dem Titel eine andere Firma als die rechtmäßige gestellt wäre, denn diese Firma ist nur eine Note für den Geschäftsverkehr, nicht für das Publikum, welches an der ganzen Sache die Hauptrolle spielt, durch sei

nen Beutel nämlich. Mit einem Worte, der Geſichtspunkt, von welchem aus der Nachdrucker rechtlos iſt, liegt nicht im Honorar des Schriftſtellers, nicht in dem Verluſt des rechtmäßigen Verlegers, ſondern in der Infamie und Gewaltthätigkeit des Nachdruckers, der den Autor verhindert, ſich nach ſeinem freien Willen mit dem Buchhandel, und den Verleger, ſich nach ſeinem freien Willen mit dem Publikum zu vermitteln.

Die Anarchie der Literatur iſt leider ſelbſt Schuld daran, daß es ſo gänzlich an klaren Begriffen über das Preßweſen mangelt. Blicken wir aber auf den Umfang, den einmal die Preſſe gewonnen hat, auf den innigen Zuſammenhang derſelben mit der Exiſtenz ſo vieler Tauſende, blicken wir andererſeits auch auf den Staat, der unter den Einflüſſen dieſer Anarchie ſelber leiden muß, ſo ſollte man ſich überzeugen, daß endlich die Zeit gekommen iſt, die Preſſe in ihrem Weſen und ihrer Beſtimmung feſt ins Auge zu faſſen und ihr eine eben ſo organiſche Freiheit, wie organiſche Nothwendigkeit zu geben. Daß z. B. die Preſſe vom Völkerrechte ausgeſchloſſen wird, iſt eine jämmerliche Inkonſequenz unſeres ſo eifrig nach Recht und Ordnung ſtrebenden Zeitalters. Warum ſollte es nicht möglich ſein, die Preſſe ihrem Inhalte nach an den Staat, der Form nach an die Sprache zu binden? Amerika druckt in einer einzigen Zeitung wörtlich einen kaum in London erſchienenen Roman ab; belgiſche Nachdrücke werden durch Diebſtahl in den Pariſer Offizinen oft früher zur Erſcheinung reif, als das Original in Paris. Iſt eine ſolche Verletzung des Völkerrechts und der Völkermoral in einem Jahrhundert möglich, wo nicht nur die Philoſophen, ſondern auch die Fürſten angefangen haben

über die Möglichkeit eines ewigen Friedens zu träumen? So lange sich das Gewissen der Gesetzgebungen nicht gegen diese Gewaltthätigkeiten empört, wollen wir auch nicht glauben, daß unser Zeitalter schon reif genug ist, um angesehen zu werden als emanzipirt aus den Zeiten des Faustrechts.

Aus einer gründlichen Deduktion des Begriffes der Presse würden sich auch die allein wahren Grundsätze über die Freiheit und Beschränkung derselben ergeben. Durch die gefürchtete Anarchie in der Literatur wurde die Preßlicenz und die Censur geboren. Als die Presse über die Literatur hinaus erweitert wurde, wurde sie das willige Hilfsorgans der politischen Parteien und eroberte sich in England faktisch jene Preßfreiheit, welche juristisch ihre Beschränkung in dem Libellgesetz erhielt. Frankreichs Preßfreiheit ist jüngern Ursprungs und wurde als ein Naturrecht verlangt und als solches nicht verweigert; allein täglich muß der Staat in Frankreich einsehen, daß eine Presse im Naturzustand auch ewig in dem natürlichen Zustande des Krieges liegt. Wenn die Preßfreiheit Frankreichs sich nicht so rücksichtslos äußert, wie die in England, so liegt davon der Grund theils in der schärfern Ahndung, mit welcher in Frankreich die Preßvergehen verfolgt werden, theils in einem den Franzosen angebornen größern Schicklichkeitsgefühle und den meist anständigen Individuen, welche dort die Presse bedienen. In England erlaubt sich die Presse Alles. Ehre und Ruf, nichts schont sie; das leichte Gerücht stempelt sie zur gewissesten Wahrheit. Sie hält die Lüge für die geschickteste Waffe, um den Gegner zu vernichten. Die englische Presse ist so zügellos, wie eine englische Armee, wenn man sie nicht mehr unter die Peitsche stellt. Es liegt nun einmal im Charakter

dieſes Volkes eine unausrottbare Zügelloſigkeit und eine grauſame Gewaltthätigkeit, eine Rohheit, die es allein erklären kann, wie darauf der Name eines Gentleman, der Inbegriff des Anſtandes und der Selbſtbeſchränkung ſo grell abſtechen kann. In der engliſchen Preſſe aber herrſcht der Gentleman nicht mehr. Dort iſt der Firniß der geſellſchaftlichen Bildung wieder abgenutzt und die gewaltthätigſte Derbheit der unter dem Druck hervorſchimmernde Hintergrund. Beſonnene Geſetzgeber haben über die Abſchaffung dieſes Uebels nachgedacht. Allein die Kolliſion mit dem politiſchen und parteiiſchen Theile der Preſſe hinderte ſie immer, der Preſſe einige vernünftige Schranken zu ziehen. Durch das Zeitungsweſen und die Begriffe, die a priori der politiſchen Oppoſition zum Grunde liegen, hat der Widerſpruch ſo ſehr die Phyſiognomie eines natürlichen und menſchlichen Rechtes bekommen, daß es unmöglich iſt, da den Staat und die durch gewiſſe Geſetze zu bildende bürgerliche Gemeinſchaft zu ſubſtituiren, wo gerade in dem Bewußtſein des natürlichen Menſchenrechtes der Bewegungsgrund zur Oppoſition liegen ſoll. Die Preſſe iſt ſomit, wie das Lallen des Kindes, der unartikulirte Ausdruck unſeres modernen Menſchen im Naturzuſtand, ſie gilt als eine urſprüngliche Begleiterin und Amme, ja als das mit Waſſer gefüllte Ei, aus welchem der Embryo hervorbricht. Die Preſſe iſt hier ſchon ganz aus dem politiſchen Geſichtspunkt herausgerückt und gibt unter dem Schutz des Libellgeſetzes auch dann erſt zur Klage Veranlaſſung, wenn die Jurisprudenz aus ihr injuriöſe Thatbeſtände entnehmen kann. Es iſt eigen mit der Preßfreiheit; ſie iſt für jeden Einzelnen oft ein großes Unglück und für die Geſammtheit doch ein großes Glück.

Die Preßfreiheit, ſo mangelhaft ihre endloſe Unbeſchränktheit iſt, hat doch den großen Vorzug, daß man zur Abhilfe ihrer Uebertreibungen und Ausſchweifungen kein anderes Mittel hat, als die Cenſur. Dies muß unter allen Umſtänden eine fürchterliche Anſtalt ſein. Dem natürlichen Bewußtſein menſchlicher Freiheit ſteht nichts näher, als durch die Preſſe ſeine Gedanken auszutragen. Die Schöpfung, der man ſich hingibt, iſt ein zarter und heiliger Prozeß, in welchen man, ehe er vollendet, Niemand möchte blicken laſſen. Jetzt eine ſolche Arbeit erſt einer vom Staat geſetzten Behörde vorzulegen — dies muß ein eben ſo peinliches Gefühl ſein, als wenn der Autor irgend einem Leſer ſeiner neueſten Schrift gegenüberſitzt und er aus jeder Miene entnehmen kann, welches Urtheil ſich allmälig in ihm bildet. Auch würde die Cenſur noch eher erträglich ſein, wenn ſie nicht von vorn herein als Zweig der adminiſtrativen Bureaukratie den Stempel der literariſchen Inkompetenz trüge. Ein Beamter, der vielleicht alle Kommentarien des vaterländiſchen Rechts ſtudirt hat, nie aber ein Werk, das einer andern Wiſſenſchaft oder gar einer Kunſt zugehört, ein Beamter, deſſen Ideen alle auf die kleinen Räume des Adminiſtraturgebäudes gerichtet ſind, der nur einen Gott hat, nämlich den Vorgeſetzten, und nur einen Himmel, nämlich die Beförderung, — ein ſolcher Mann ſoll ein Urtheil über deine Schrift abgeben, er ſoll wiſſen, wie hoch man in dieſer oder jener Streitfrage, die ihm kaum dem Namen nach bekannt iſt, die Saiten ſpannen darf; er ſoll überdies unparteiiſch ſein, wo gerade die Juriſten die exklu-ſivſten Menſchen von der Welt ſind und Beamte ſich gewöhnt haben, alles, was nicht unmittelbar mit dem Staat zuſammenhängt, gleichgültig und nicht ſelten feindlich zu behandeln.

Die literariſche Debatte hat ihre Stichwörter, der Cenſor verſteht ſie nicht; ſie hat ihre Prämiſſen, der Cenſor kennt ſie nicht und ſtreicht ihre Konſequenzen. Meinem Gegner war durch irgend eine tolerante Cenſur geſtattet, mich einen Verläumder zu nennen und mir will man nicht erlauben, einen Narren darauf zu ſetzen. Der Cenſor iſt ſelten in dem Gebiet zu Haus, wofür er als Wächter vom Staat eingeſetzt iſt und dies iſt um ſo ſchädlicher und drückender, als gerade in unſerer Zeit die meiſten Wiſſenſchaften und übrigen Literaturfächer in ihrem eigenen Bereiche viel innerliches und zum Theil der Schule noch ſpeziell angehörendes Leben entwickeln. Die negative Richtung des Gedankens iſt doch einmal da; die Debatte bewegt ſich einmal in dem Widerſpruche gegen das Gegebene und welcher Cenſor wäre tiefblickend genug, um an einem Produkte, das einmal im Gewande des Tages auftritt, das Hervordämmernde, Beſſere und Goldhaltige zu entdecken? Wird er nicht, da die ganze Form und Abfaſſung einer ſolchen Schrift negativ gehalten iſt, in einem Staate, wo die Cenſur das einzige blühende Inſtitut iſt und Handel und Gewerbe im Gedeihen übertrifft, ſie mit einem einzigen Strich verwerfen? Weil es uns gerade jetzt in den Literaturen an den hervorragenden Perſönlichkeiten gebricht und das Originelle an die Maſſe hingegeben iſt, weil wir in allen Gebieten mehr objektive und ſolche Gährungen haben, welche den Prinzipien gelten und an welchen alle Theil nehmen, weil wir mit einem Worte uns in Sachen der Kunſt und Literatur in einem Uebergangsſtadium befinden, ſo hat gerade in dieſer Rückſicht die Cenſur ein Amt zu verwalten, wo Ungerechtigkeiten und Unbeſonnenheiten im Nu verübt ſind. Durch die Unterdrückung an der einen Stelle bricht der

ebermuth an der andern hervor und weil die Genius nur echanisch gehandhabt werden kann, so zeigen sich in ihr reichen genug, durch welche die immer lauernde und müh- nde Belagerungsarmee der Literatur sich dennoch, den Mo- ent rasch benutzend, Bahn bricht. Der Staat verlangt von en Schriftstellern, daß sie sich nur in dem unmittelbaren nteresse des Staates fühlen und begreifen sollen. Welch ne Zumuthung in einer Zeit, wo sich die Regierungen doch rstehen müssen, daß eine gewaltsame Unterdrückung der Op- osition unmöglich ist und die Lösung der Widersprüche erst öglich werden kann, wenn sich die Regierung mit ihnen usgleicht, wenn sie sich zu sogenannten Konzessionen ver- eht und die allmälige Verjährung der Leidenschaften glücklich benutzen weiß! Warum soll nun die Literatur, die ge- ade die beste Vermittlerin mit den zwiespaltigen Interessen in könnte, nur so denken und schreiben, wie es die Regie- ung verlangt! Wie kann ein Autor, der kein Beamter ist nd bei jetzigen Verhältnissen niemals die Aussicht hat, einer werden, sich so in den Mittelpunkt des Staates versetzen, aß er, das wogende Meer der Meinungen und Zeitideen erlassend, nur aus ihm heraus schriebe? Was die Ungerech- gkeit dieser Forderungen steigert, sind die Antezedentien der teratur. Noch nie hat man an sie diese Zumuthungen ge- acht, wie jetzt. Die Freiheit, die man jetzt nicht mehr ge- atten will, war früher da: was jetzt nicht mehr gesagt erden soll, ist alles schon einmal gesagt worden: die Schrift- eller fühlen sich der vergangenen Literatur verwandter, als m heutigen Staate, sie denken nicht an das, was sie sehen, ndern an das, was sie gehört haben.

Ich will nicht sagen, daß der Staat mit gleichgültigen

Blicken abwarten solle, wohin die Literatur in ihrer Verwirrung hinaus will. Wenn unsere Schrift überall darauf gerichtet war, zu zeigen, daß die meisten Dinge im Fluß begriffen waren, so mußten wir dem Staate doch ein Recht einräumen, seine Kräfte zusammenzunehmen, um in diesem Fluß nicht fortgeschwemmt zu werden. Allein der Staat soll noch mehr. Er soll nicht blos das Bestreben zeigen, sich dadurch zu erhalten, daß er den eisernen Anker seines unbeweglichen Schwerpunktes auswirft, sondern er soll auch in dem Grade zugänglich sein, als nöthig ist, um die ihn umgebenden Widersprüche in sein Interesse aufzusaugen und diese Widersprüche selbst zu veranlassen, sich im Staate zu lösen und zu beruhigen. Das Machtwort, das Quos ego der Genius wirkt nur abstoßend und nährt den Widerspruch. Das ist höchste Staatsweisheit, in heutigen Verhältnissen den Widerspruch zur Erkenntniß seiner etwaigen bodenlosen Stellung zu bringen, den guten Keim in ihm von der flüchtigen Schale zu trennen und in die Gärten der positiven Interessen selber zu verpflanzen. Die französische Politik Ludwig Philipps ist auch darin manchmal klug und fein, daß sie gerade die am meisten gährende und dem Staat abgewandte Literatur, die heimische, mit den öffentlichen Thatsachen zu versöhnen sucht. Leider liegt es im Charakter der Franzosen, in ihrer Bestechlichkeit und ihrer Geldgier, daß ihre Ausstaffirung nicht selten skandalös ist und der äußerlich so glänzenden, innerlich so schwachen Literatur keine Ehre macht. Allein doch ist es sichtbar, wie Louis Philipp gerade jener extremen Meinungen, die aus dem Saint Simonismus mit so viel träumerisch sophistischen Philosophemen hervorgegangen sind, sich zu bemächtigen suchte und wenn es mit Vermeidung

Doktrinalismus möglich iſt, ſich aus ihnen eine Umgebung
, welche nicht blos den Glanz des Wortes, ſondern auch
neueſte Politur der Tagesphiloſophie hat. So ſollte es
r Politik überall möglich werden, ſich der bedenklichen
ungen in der Literatur zu bemächtigen, und wahrlich, es
auch Nationen geben, die dabei uneigennütziger denken,
ie Franzoſen und keine Penſionen verlangen, ſondern
einige, ihren Prinzipien angemeſſene Reformen und —
ung!

s muß eine Cenſur im höhern Sinne des Wortes
, eine Superiorität des Staates über die Preſſe; denn
ill man anders das Strafrecht des Staates herleiten,
es ſich um Preßvergehen handelt? Die Cenſur ſoll
darin beſtehen, daß ſich der Staat ſeines innigen Zu-
enhangs mit der Wiſſenſchaft und Ideenwelt bewußt
daß er nicht nur bereit iſt, jede Eroberung im Reiche
Gedanken, jede gereifte Frucht auf dem Felde ſelbſt der
Wind bewegten Debatte anzuerkennen und ſich zu eigen zu
n, ſondern auch Eroberungen dieſer Art zu unterſtützen
die Reife in der Saat wenigſtens durch Milde und
enſchein zu befördern. Wenn mit dieſer höhern Cenſur
reßfreiheit als Modalität für die unmittelbare Pro-
n verbunden iſt, dann wird der Staat noch Mittel ge-
gaben, ordnend, leitend und ſelbſt beſchränkend auf die
einzuwirken, ohne gewaltſam in die Produktionen ein-
fen. Mit einem Worte, die Cenſur ſei das Mittelbare,
reßfreiheit das Unmittelbare! Die Cenſur ſei das Geſetz,
Preßfreiheit die Form der Ausführung dieſes Geſetzes!
iſt kein Widerſpruch, ſondern die einzige Methode, die
Wohl und der Würde des Staates entſpricht. Eine

vague Preßfreiheit zu geben mit drakoniſchen Ausnahmsgeſetzen wäre dieſer Methode keineswegs entſprechend. Endlich iſt, beſonders in Deutſchland, immer darauf zu ſehen, daß die Preßfreiheit, käme ſie uns, auch verbunden wäre mit größerer Freiheit aller übrigen Inſtitutionen. Ich denke mir die Literatur ſehr gefährlich und unglücklich, welche Preßfreiheit erhält ohne Freiheit der Beurtheilung und Auffaſſung aller übrigen Staatsverhältniſſe. Sie würde einer Maſchine gleichen, die aus Mangel an Stoff ſich ſelbſt zerſtört.

Den formellen Standpunkt nunmehr mit dem materiellen vertauſchend, ſehen wir im Gebiet der Wiſſenſchaften ſtets zwei Gegner mit einander im Kampf liegen, die Empirie und die Spekulation. Jene iſt bald Sammlerfleiß auf der unterſten Stufe, bald auf höherer ſcharfſinnige Kombination einzelner, zerſtreuter Thatſachen. Dieſe kommt aus einem ganzen Stück und wird den Strom der Thatſachen hinauf oft nur von der Phantaſie als Ruder weiter geführt. Die Erfahrung verknüpft einzelne Wahrnehmungen zu Reſultaten, denen ſie den Stempel des Geſetzes aufdrückt. Die Spekulation trachtet nach derſelben Nothwendigkeit ihrer Behauptungen und nimmt dafür zunächſt die Anerkennung ihrer Prinzipien in Anſpruch.

Die Erfahrung und Spekulation bezeichnen beide eine verſchiedene Weiſe, den Stoff der Wiſſenſchaften zu bewältigen. Sie drücken ſogar eine Parteiung aus, wie ſie faſt im Gebiete jeder Wiſſenſchaft ſich gegenüberſteht, wo die Einen nur glauben, was ſie ſehen, und die Andern ſagen, ſelig wären die, welche, noch ohne zu ſehen, doch glauben. So gingen auch beide Methoden in der Entwicklung der Wiſſenſchaften immer parallel, nicht aber auch immer Hand in Hand. Die eine Me-

thode verwarf die andere. Wenn auch der Inhalt der Forſchungen derſelbe war, ſo entfremdete ihn die entgegengeſetzte Form. Der Eine vermißt ſich, die Welt ſchaffen zu wollen blos durch ſeinen Willen und durch philoſophiſche Formeln; der Andere verlangt zu demſelben Zweck einige Billionen Sonnenſtäubchen als Baumaterial. Sie glauben daſſelbe leiſten zu können, nur auf verſchiedene Art und verfolgen ſich nicht ſelten, wie zwei Handwerker, die nach Kundſchaft ſtreben.

Die Empirie iſt jünger als die Spekulation; denn die Phantaſie hat früher die Materie zu erklären geſucht, als das phyſikaliſche Experiment. Der einfachſten empiriſchen Methode des Unterrichts ging die Dichtung voran. Die erſten Spuren von Philoſophie ſind ſpekulativer, nicht empiriſcher Art. Man muß im Gebiet der Empirie noch unterſcheiden, erſtens das hiſtoriſche Wiſſen, welches die Kritik bedingt und zweitens die ſpekulative Empirie, welche den Uebergang zu einer Verſöhnung beider Methoden bildet und ihr bezeichnendes Merkmal darin hat, daß ſie vor dem Denkprozeſſe erſt die Fähigkeit zum Denken, vor der Beute erſt die Fangarme unterſucht. Das hiſtoriſche Wiſſen iſt die erſte Form, in welcher das ſpezielle Weſen der Gelehrſamkeit auftrat. Ein Gelehrter iſt zunächſt nur der, welcher in irgend einer Wiſſenſchaft den ganzen Vorrath von Fragen, auf die es darin ankommt, und ſodann die vollſtändige Kenntniß aller der darauf gegebenen Antworten beſitzt. Dieſe Art von Gelehrſamkeit konnte erſt in einer Zeit möglich werden, wo ſich eine Vollſtändigkeit in dem literariſchen Apparate irgend einer Wiſſenſchaft erreichen ließ. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt war dieſe unmöglich und es galt damals überhaupt für die Aufgabe eines Gelehrten, daß er durch Spekulation ſein kleines Feld Empirie

zu ergänzen und auszudehnen ſuchte. So verbanden die Scholaſtiker mit ihrer Anhänglichkeit an die Ueberlieferung doch eine unruhig ſchwärmende Grübelei, für welche die ſpätere Zeit die Bücher ſubſtituirte. Denn nach dem Buchdruck ward es mit der Zeit möglich, die Gelehrſamkeit in die Vollſtändigkeit zu ſetzen und den für weiſe zu halten, der Alles wußte. Die Gelehrſamkeit des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts beſtand größtentheils in einer oft Staunen erregenden Stoffanhäufung, welche bei dem Einen eine rohe und ungeordnete Maſſe blieb, bei dem Andern durch die Eleganz damaliger Bildung, durch lateiniſchen Styl und paſſende Art zu zitiren gelichtet und zum Genuß geläutert wurde. Dieſe rohſte Art der Empirie, welche ſich in dem hiſtoriſchen, theologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Gebiete ausbreitete, ſteht auf der unterſten Stufe. Eine zweite war ſchon die Schematiſirung des weitläufigen Stoffes. Ein Verfahren, das leicht in Spekulation übergehen konnte, indem nämlich der Erfahrungsſtoff als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes und als Erfahrung längſt Bewieſenes, in einige logiſche Klammern gezwängt wurde, die bald anfingen (man denke nur an die Philoſophie von Wolf!) für ſich betrachtet und von der Spekulation belebt zu werden. Seither trennte ſich die gelehrte Thätigkeit in die beiden Arme der Empirie und Spekulation. Bloßes Wiſſen der Ueberlieferung hörte bald auf, für Gelehrſamkeit zu gelten, z. B. in der klaſſiſchen Alterthumskunde mußten ſolche Gelehrte, wie Fabricius, deren ganzes Wiſſen Gedächtnißſache und Sammlerfleiß war, dem Scharfſinn eines Bentley weichen.

Der Flor der Empirie begann mit den Naturwiſſenſchaften zunächſt wohl am eifrigſten im Intereſſe der Heil-

kunde. Die Holländer, deren philologiſche Bildung noch die Schulen beherrſchte, fingen auch die Univerſitäten an durch ihre Entdeckungen, beſonders in der Phyſiologie, zu beherrſchen. Das Vergrößerungsglas zeigte die noch bisher verborgen geweſene Seite der ſtetigen Naturbildung; das anatomiſche Skalpet zerlegte den Menſchen in ſeine feinſten Theile. Die Lehre von den Nerven bekam eine neue Geſtalt. Noch war auch der Zwieſpalt der Spekulation und Empirie nicht ſo weit ausgedehnt, wie ſpäterhin. Die Werke des Karteſius z. B. beginnen mit ſeinem unſterblichen Satze: ich denke, — folglich bin ich, und den tiefen, mathematiſch-ſtrikten Folgerungen, die ſich aus demſelben für die Metaphyſik ergeben, und hören mit ſehr fleißigen Unterſuchungen über Statik und Meteorik auf. Die eigentliche Empirie, die hauptſächlich durch Newton begründet iſt, gab dieſe Verbindung der Phyſik mit der Metaphyſik gänzlich Preis und trachtete nach eignen aus der Natur entlehnten, aber auch auf dieſe nur anwendbaren Erfahrungsſätzen über den Fall, über den Stoß, über den Ton und die Brechung und Schnelligkeit des Lichtes. Von jetzt an bekam die Phyſik eine andere Geſtalt, als ſie noch in den ſcholaſtiſchen Encyklopädieen der Schule hatte. Was hier noch immer behauptet wurde, war dort längſt widerlegt. Eine Menge ſinniger Erfindungen kamen dem Entdeckungsgeiſte der Empirie zu Hilfe, berechnete und zufällige Experimente ergaben neue Geſetze und dieſe wieder neue Folgerungen für das Allgemeine. Auf dieſem Wege iſt die Empirie bis auf die neueſte Zeit fortgeſchritten und hat den Naturwiſſenſchaften dieſe impoſante Geltung verſchafft, die ſie ſich noch um ſo mehr zu erhalten wußten, als ſie für die praktiſchen Bedürfniſſe unſerer Exiſtenz eine Menge der ſinnreichſten Erleich-

terungen und Beförderungen abwarfen. Gelehrte, wie Oerſted, Berzelius, Liebig u. A., vereinigen allen Glanz in ſich, den eine europäiſche Berühmtheit wiederſtrahlen kann. Sie ſtehen in unſerm Zeitalter ſo groß da, wie die Abälard, die Erasmus und die Melanchthon in dem ihrigen.

Neben dieſen Fortſchritten der Erfahrung und einer auf bewieſene Wahrnehmungen in den einzelnen Wiſſenſchaften ſelbſt zu begründen verſuchten Syſtematik lief die Spekulation mit ungleicher Bewegung einher. Bald war ſie der Empirie voraus, bald hinter ihr zurück. Bald errieth ſie etwas durch ſeine geiſtreiche Ahnung, bald mußte ſie von der andern Methode Belehrung und Berichtigung annehmen. Sie ſchuf die Syſteme im Grundriß, ſie baute das Gerüſt auf und überließ es dann der Erfahrung, die Fächer auszubauen. Sie verſuchte mit logiſchen und mathematiſchen Formeln ebenſo die Bildung des Embryo im Ei zu beſchreiben, wie die Empirie, die, um ihren Augen zu trauen, die ſchwierigſten Verſuche nicht ſcheut. Welche Philoſophie ſich in dieſer Rückſicht keine Wunder zutraute, die verließ den Raum und die Zeit und hielt ſich mehr an die moraliſche Weltordnung. Jene Männer ſind groß, wenn es Etwas durch die Lupe zu betrachten gibt, eine Blüthenkapſel in ihre linneiſchen oder jüſſieu'ſchen Merkmale zu zerlegen, wenn es ſich um die Beſtandtheile eines auf dem Felde gefundenen Steines handelt. Dieſe ſind es, wenn man über die Möglichkeit fragt, wie etwas aus Nichts geſchaffen werden konnte, wenn man über die Weltſeele und die Offenbarung ſpricht. Jene verſtehen es, in dunkeln Perioden Namen und Jahreszahlen anzugeben, die Reihenfolge türkiſcher Herrſcher nebſt den Jahren ihrer Regierung u. ſ. w. Dieſe wiſſen ihren Charakter zu ſchildern

und die Sitten der Zeit, in der ſie lebten, wiſſen die Epochen mit einander zu vergleichen und die Fingerzeige einer göttlichen Weltordnung in dieſer oder jener Erſcheinung nachzuweiſen. Jene nennen uns, wenn wir des Nachts mit ihnen wandeln, jeden Stern am Himmel, wiſſen uns ſeine Bahn zu beſchreiben, ſeine Größe und ſeine Entfernung von uns und der Sonne anzugeben, dieſe werden erſt beredt, wenn es ſich um die Geheimniſſe des menſchlichen Gemüthes handelt, wenn man nach der beſten Methode der Erziehung frägt und über die Neigungen der Altersſtufen und der Stände belehrt ſein will. Dort erfährt man, welche Mittel den Staaten zu Gebote ſtehen, was ſie in Krieg und Marine leiſten können, wie viel Schulden ſie zu decken, wie viel Einnahmen und Ausgaben ſie gegen einander zu verrechnen haben; hier dagegen, welches der Geiſt ihrer Regierung und Geſchichte iſt, welche Tendenzen von ihren Staatsmännern befolgt werden, welche Stellung ſie in der Geſammtheit der europäiſchen Politik einnehmen. So laſſen ſich von dem ſelbſtdenkenden und ſelbſtforſchenden Gelehrten an, der die Wiſſenſchaften bereichert, bis zu dem nur mit dem Hausbedarf einer flüchtigen Bildung ausgeſtatteten Laien, die Unterſchiede von Empirie und Spekulation im Großen und Kleinen verfolgen.

Beide theilen Vorzüge und Fehler. durch vieles äußerliches Taſten und Fühlen verlernt die Empirie das innere Begreifen; vor den Maſſen von Lichtmaterie, die in das Auge der Spekulation ſtürzen, wird ſie nicht ſelten blind. Die Empirie zögert, Schlüſſe zu machen, wo doch Ober- und Unterſatz gegeben ſind. Die Spekulation macht auch da welche, wo der zweite Satz nur das Echo des erſten iſt. Die Em-

pirie macht Alles zu einer Sache der Unterſuchung, ſelbſt dasjenige, was unmittelbar gegeben und an und für ſich gewiß iſt. Die Spekulation will ſelbſt den Zufall in die Form der Nothwendigkeit zwingen und ohne Gott zu ſein, aus Begriffen Weſen ſchaffen. Empirie und Spekulation, beide ſind trotzig, beide glauben keiner Ergänzung bedürfend zu ſein. Jene verliert ſich oft in die Irrgänge des Skeptizismus, dieſe in die Irrgänge des Aberglaubens. Gleich an Tugenden und Fehlern würden ſie immer das Beſte thun, wenn ſie ſich unterſtützten und von einander Belehrung annehmen. Aeußerlich freilich geht dies nicht.

Ein Verſuch der Annäherung war die engliſche Philoſophie des vorigen Jahrhunderts und die ſogenannte kritiſche in Deutſchland. Um den Inhalt der Empirie in die Philoſophie einzuführen, entlehnte man der erſten zuvörderſt die Form. Ehe man dachte, unterſuchte man die Werkzeuge des Denkens, man polirte den Roſt von der Konzeption und dem Vermögen, Begriffe zu bilden, ab, und ſuchte eine Theorie des Erkennens aufzuſtellen, welche allerdings darauf hinauskam, daß wir nur mangelhaft und in der Bedingung von Zeit und Raum erkennen. Dieſe Philoſophie bewegte ſich auf die Länge immer nur in einem und demſelben Zirkel, in dem Erkennen des Erkennens; ſie machte die Einleitung zur Philoſophie, zur Wiſſenſchaft ſelbſt, ſie blieb in ihrer Einſeitigkeit wie ein unvollendeter Bau, den die Arbeiter und die Mittel verlaſſen haben, ſtehen. Kant iſt eine ſolche Ruine, die ſchon Ruine war, ehe ſie fertig gebaut wurde; großartig, wie der Dom von Cöln, ſieht man doch in ſeinen innern Räumen, die nicht geſchloſſen ſind, das Tageslicht durch das Dach fallen. Was er zur Begründung einer beſ-

ern Religions-, Rechts- und Naturlehre gethan hat, folgerte r aus den praktisch-moralischen Bedürfnissen. Die Philoso- hie selbst, der reine Gedanke blieb bei ihm in der Einlei- ung stecken; der Anlauf ist da, aber das Ziel so unermeß- ch weit entlegen, daß er aufgeben mußte, es auf die Art, ie die Kritik der reinen Vernunft zu wollen schien, zu er- eichen. So war denn auch die Folge, daß die Philosophie ach ihm wieder zwei verschiedene Wege einschlug, einen lo- isch-empirischen und einen logisch-spekulativen Weg, wie wir nten dies näher bezeichnen wollen.

In den Naturwissenschaften überwog die Empirie und urde namentlich erst dann von der Spekulation bestritten, enn sie sich dem Menschen näherte in der Arzneikunde. Die roßartigsten Entdeckungen haben im Gebiete der Physik und hemie den Fleiß und Scharfsinn der Forscher gekrönt: neue esetze sind aufgefunden, ja sogar neue Urstoffe, die sich nicht ehr theilen ließen. Die alte Lehre von den vier Elemen- en ist eine mythologische Fabel geworden. Elemente nennt er Naturkundige nur noch das, was im Schmelztigel der hemie den äußersten Potenzen der Hitze und Neutralisation iderstehtund als untheilbar zurückbleibt. In der Physik nd Chemie hat man den Weg der Wahrnehmung jeder an- ern Methode vorziehen müssen, da der Ausbau eines Sy- tems bei der täglich sich mehrenden Masse neuer Entdecku- gen unmöglich wurde. Das theoretische Bedürfniß mußte sich egnügen, daß ihr die Praxis zugestand, die gefundenen Wahrheiten in mathematischen Formeln auszudrücken und fest- ustellen. Die Mathematik ist das theoretische Regulativ der mpirie geworden. Eine andere Ordnung gestatten die Na- urforscher nicht, am wenigsten eine metaphysische, wo die

Formeln früher da ſein ſollen, als ihre faktiſchen Beweiſe im Experiment. Es läuft dabei freilich viel Hylozoismus, viel maſſive Empirie unter.

Wir haben ſchon oben in dem Kapitel „Der Stein der Weiſen" die Bemerkung gemacht, wie außerordentlich die Wiſſenſchaften in Spannung geſetzt worden ſind durch die praktiſchen Bedürfniſſe, welche in der menſchlichen Exiſtenz lagen. Die Vereinfachungsmethoden der Gewerbe ſind die Folge der außerordentlichen Fortſchritte, welche in neuerer Zeit die Chemie gemacht hat. Lieſt man die Werke eines Berzelius und Liebig, ſo ergreift uns Erſtaunen über die Herrſchaft, welche die Wiſſenſchaft über die Natur hat gewinnen können. Alle Handgriffe der Schöpfung ſcheinen dem Demiurgos abgelernt. Die Gattungen in der Natur fließen in einander über, was kaum noch das Eine war, iſt ſchnell das Andere geworden. Die Luft, welche uns auf dem Felde Meteorſteine herabwirft, kann ebenſo im chemiſchen Apparat behandelt werden, ſo daß ſie einen ſichtbaren Niederſchlag zurückläßt, ja ſchon über die Sphäre des Unorganiſchen hinaus ſoll es möglich werden, Leben zu erzeugen, ſo daß wenigſtens von Seite der Thierwelt jenes Märchen der Alchymie vom Homunkulus ſich verwirklichen zu wollen ſcheint. (Die Greifiſche Thiererzeugung.)

Es iſt, als hätte die Zeit in der That nun jene Kraft gefunden, die zwiſchen der Materie und dem Gedanken in der Mitte liegt und den Uebergang aus dem großen Worte des Schöpfers: „es werde," in die faktiſche Sichtbarkeit des Unermeßlichen: „es ward," bildet. Der Elektromagnetismus iſt dieſes geheimnißvolle Leben, welches als Galvanismus ſelbſt in das Todte kommt, wenn man nur verſteht, den

ſchlummernden Pol durch den ihm entſprechenden Gegenpol
u wecken. Der Dampf iſt die Seele der Mechanik geworden,
aber etwas unendlich Geheimnißvolleres, dieſer Electromagne-
ismus, die Seele der Phyſik. Sollte eine Spekulation erforder-
ich ſein, um die zerſtreuten Erfahrungen der Phyſik zu einem
öhern Ziele zu führen, dann müßte ſie an die Elektrizität
nknüpfen, in welcher es deutlich genug ausgeſprochen liegt,
aß ſchon die Beziehungen der Dinge untereinander Leben
irken und daß das Geheimniß, aus der Materie die einge-
chloſſenen Funken der Schöpferkraft zu ſchlagen, nur in der
uffindung entſprechender Stoffe liegt, welche eine Friktion
ulaſſen. Die meiſten der großen Reſultate, welche der neuern
hyſik geglückt ſind, machten ſich durch die Vermittlung des
lektromagnetiſchen Prozeſſes. Noch ſind alle Werkſtätten der
aturforſchung in voller Thätigkeit, um die höchſten Grade die-
er Kraft auszumeſſen und wir bemerkten ſchon früher, daß es
ielleicht noch gelingt, die Wirkungen des Dampfes durch die
er Polarität zu überflügeln.

Wenn die neuere Chemie und Phyſik mehr ein Sonder-
ut der Wiſſenſchaft iſt, ſo ließen einige andere Naturwiſſen-
haften zu, daß das größere Publikum an ihnen Antheil nahm
nd ſie dadurch faſt in die Mode gebracht ſind. Welch eine
nregung iſt nicht allen Gebildeten durch die Verdienſte
uviers gegeben worden! Mit wie vielem Eifer verfolgte
an nicht die intereſſanten Unterſuchungen über die Schöpf
ng, welche die Geologie auch in einer den Laien ver-
ändlichen Sprache führte! Die Betrachtungen über die Ur-
elt kamen dem ſo ſehr auf die Hiſtorie gerichteten Sinne
nſerer Zeit auf halbem Wege entgegen. Die Geſchichte
r Erde wurde die Einleitung zur Geſchichte des Menſchen.

Cuvier hat nicht nur den Wissenstrieb, sondern auch die Phantasie seiner Zeitgenossen zu beschäftigen gewußt. Er fügte ihnen die ungestalten Ueberreste einer vergangenen Thierwelt zu konsequenten Gebilden zusammen und schuf eine Welt, die, wenn sie auch fabelhaft ist, darum gerade unsrer Einbildungskraft so viel Nahrung gab. Wer bürgt uns, daß die Thiere, welche Cuvier zusammensetzte, richtig sind, daß dieser Kopf auch wirklich dem Mastodon angehört, jene Rippe dem zwischen Fisch und Vierfuß die Mitte haltenden Urweltsamphibium! Aber wir haben diese problematische Mosaik gläubig hingenommen, weil sie so gräulich interessant ist. Ich sage hier nur, daß dieser Theil der Zoologie eine Modesache geworden ist, ohne die großen wissenschaftlichen Resultate in Zweifel zu ziehen, welche sich aus den Urweltsknochen für den Verlauf der zoologischen Naturbildung ergeben. Auch die Erdbildung beschäftigt viel die allgemeine Theilnahme; es wundert mich, daß noch kein Romantiker darauf gekommen ist, Ansichten der Urwelt zur Unterhaltung zu schreiben, etwa die Liebesgeschichte zweier Geister auf dem ersten Erdniederschlage oder philosophische Betrachtungen eines jener gewaltigen Quadrupeden, die sich durch die ungeheuern Schilfwälder der Urwelt schlichen und die, da die Menschen noch nicht lebten, nach Cuvier weit klüger und verständiger gewesen sein sollen, als jetzt noch der kluge und philosophische Elephant ist. Und der Elephant war doch nur ein Kolibri der Urwelt.

Eine hier einschlagende Wissenschaft, welche den ganzen Verlauf des Ganges zwischen Empirie und Spekulation durchgemacht hat, ist die Medizin. Man braucht nur auf den Zustand zu sehen, in welchem sich diese Wissenschaft befindet und wird sich bald von der Feindseligkeit der Prinzipien über-

ben, die ſich auf dieſem Gebiete wechſelſeitig beſtritten.
eue philoſophiſche Syſtem hat auch auf die Medizin
Galt es eine Heilung der kranken Geiſter, ſo konnte
riß ſein, daß auch immer eine Methode zur Heilung
ken Leiber folgen würde. Was iſt Krankheit? Sie
e Urſachen haben, ſie muß etwas Anomales ſein, da
in ſeiner Normalgeſtalt nur die Entfaltung iſt. Iſt
hauung gehindert, ſind die Nerven belegt, iſt das
zündet? Da hat man die Hauptfragen, welche die
nen Syſteme der Medizin an den leidenden Körper
Der eine wählt Mittel zum Deprimiren, der Andere
igern. Der Eine ſagt: Krankheit iſt ein Ueberfluß
eht; der Andere: Krankheit iſt ein Mangel auf dieſer
d ſteigert und potenzirt auf der andern. Ja es gibt
rzte, welche die phyſiſchen Krankheiten moraliſch heilen
nd ſtatt Abführungen und Brechmittel Gebete und
gen vorſchreiben. Die philoſophiſchen Syſteme, die
gen des Zeitgeiſtes, der Aberglaube, die Myſtik,
auf die Lehre vom kranken und zu heilenden Menſchen
gehabt.

iſt dabei mehr zu bedauern, als der Patient? Er
d ächzt, der Arzt wird an ſein Lager gerufen, dieſer
der Gelegenheit, von einem Vorſchlage, den er ſo
einem Buche geleſen, die Anwendung zu machen;
wird die willkommene Gelegenheit zu einem Expe-
Ein Anderer hat gute anatomiſche Studien gemacht,
die Todten, wenn ſie krank würden, ſehr gut heilen
wie aber die Lebenden? So iſt die Medizin eine
e wir am meiſten verwünſchen und die wir doch am
edürfen. Ohnehin ſind die Aerzte diejenige gelehrte

Klaſſe, welche vielleicht am eiferſüchtigſten über ihre ſo zweifelhaften Kenntniſſe wacht. In keinem Fach vermeſſen ſich die Schüler mit ſo gräßlichen Schwüren auf die Lehren ihrer Meiſter, als in der Medizin. Was ſie in den Schulen gelernt haben, ſcheint ihnen meiſtentheils unwiderleglich: eine Ueberzeugung, die ſie einmal gewannen, können ſie, ſelbſt wenn hundert Fälle dagegen zeugen, nie wieder aufgeben. Ein Mittel, das einmal half, wenden ſie immer an, wenn es ſpäter auch zehnmal fehlſchlug. Die Aerzte fühlen allerdings, daß ſie eine traurige Figur ſpielen, wenn ſie ſelbſt an ihrem Erlernten zu zweifeln anfangen. Darum halten ſie keck an Dem, wofür ſie einmal auf der Schule das Lehrgeld bezahlt haben und geben ſomit dem Nachen Charons immer noch Ueberfracht zu ſeinem gewöhnlichen Paſſagiergute. Auch iſt es ihrer Erwerbſucht ganz angemeſſen, daß ſie ſich weit weniger um die Geſundheit, als die Krankheit bekümmern. Es gibt Bücher genug, welche lehren, wie man die Krankheit heilen kann, und nur wenige, welche darüber ſprechen, wie man ſich ſeine Geſundheit erhält. Die diätetiſchen Handbücher ſind es nicht, welche dieſen Mangel erſetzen, ſondern es müßte Schriften geben welche gerade wie die Heilmittel für die einzelnen Krankheiten aufgeführt werden, ſo auch die Schutzmittel dagegen enthielten. Was nützen die Vorſchriften: ſei mäßig, trinke Waſſer, ſchlafe nicht zu viel und zu wenig! wenn man nicht weiß, wodurch man gerade einer Lungenentzündung entgeht, was man meiden muß, wenn man Neigung zu Nervenleiden hat, was man zu eſſen, zu trinken, zu thun und zu laſſen hat, wenn man ſich vor der Schwindſucht fürchtet? Wenn ich nun hier hinzufüge, daß die Aerzte Kundſchaft haben wollen, ſo werden ſie mich verdammen und auch andere

ſagen: der Vorwurf iſt platt. Als Korporation und
en Menſchheit gegenüber ſind die Aerzte immer un
ig und einzig nur auf deren Wohl bedacht; allein
einen, jeder für ſich genommen, mit ſeinem Wagen,
n beiden Pferden, mit ſeiner nicht ſehr ausgedehnten
ft, in einer großen Stadt, die mit Aerzten beſetzt iſt,
dem Lande, wo die Leute die Gewohnheit haben,
ſein, da nehmen ſie ſich anders aus, wer geſteht es
weit gehäſſiger aus!

kann ſagen, daß ich hier Sitten und nicht Wiſſen
ildere; allein wie ſehr dieſe durch jene bedingt wird,
man auch daraus, daß es kein geringer Fehler der
chen Syſtematik iſt, wenn ſie für die Krankheiten
nderſtriche ein und dieſelbe Behandlung vorſchreibt.
na und die Lebensart ſind meiſt immer der Sitz der
en und ihre Behandlung ſollte darnach ſich richten.
gut lächeln, wenn man hört, daß in Italien Alles
Methode des Gegendrucks geheilt wird. Allein beim
iſt die Krankheit faſt immer Ueberreizung und ſeine
d Gewohnheit nicht von der Art, daß blos die Ent-
und Depreſſion ihn wieder ins Gleichgewicht bringt,
er Ueberreiz auf der einen Seite erfordert bei ihm
eben ſo großen auf der andern, eine Heilungs-
die für Deutſchland und England, auf die Länder
ernen Reflexion nicht paßt. Ja ſelbſt die Blut-
methode der Franzoſen ſcheint mir vollkommen für
ion angemeſſen; die Ueberreizung entſteht mehr aus
ichkeit bei den Italienern, die Entzündung aber bei
oſen aus einem Temperament, das mehr nach Außen
Innen lebt und jede innerliche Regung gleich äußer-

lich zu bethätigen ſucht. Der Italiener will mit dem Zügel durchgehn; da nützt es nur, wenn man den Zügel ſcharf anzieht und den Kranken gleichſam zwingt, ſeinen harten Mund auf dem Gebiß zu brechen. Der Franzoſe aber iſt ein Luftball, den, wenn er ſtark angefüllt iſt, unſere Seile nicht zurückhalten, ſondern bei dem man nur nöthig hat, mit der Nadel in den Ball zu ſtechen, wo das ausſtrömende Gas ihn ſchon hier unten feſſeln und auf den Normalſtand beſchränken wird. Um dies weiter auszuführen, muß man weniger Patient, wie ich, und mehr Arzt ſein.

Hahnemann, der Homöopath, hatte ſeine Lehren ſchon in ſeinem Vaterlande zu befeſtigen gewußt; er rechnete aber durch ſeine Anſiedelung in Paris darauf, auch die übrige gebildete Welt für ſein Syſtem zu gewinnen. Es beſteht daſſelbe in der konſequenten Durchführung des Satzes, daß Verwandtes durch Verwandtes geheilt wird, das heißt: daß Froſt durch Schnee, daß das Fieber, welches wir durch China erzeugen können, auch durch China wieder geheilt werde. Der Naturphiloſophie widerſpricht ein ſolcher Satz keineswegs, denn die organiſche Entwicklung macht ſich ſelten durch Chemie, durch Vermiſchung heterogener Beſtandtheile, ſondern immer nur durch die Wirkung des Gleichartigen auf das Gleichartige, durch Aſſimilation. Zeigt das Queckſilber nicht deutlich, daß es ebenfalls dieſelben Schäden verurſacht, für deren Heilung es mit ſo vielem Glück angewandt wird? Können die Aerzte bei einem durch Queckſilber Geheilten beſtimmen, ob ſekundäre Zufälle oder Nachwehen die Folge des Heilmittels oder die Folge der noch nicht getilgten Krankheit ſind? Gewiß würde man ſich dieſem Satze, daß nur das Gleiche auf Gleiches wirkt und namentlich auf eine dem Organismus zuträgliche

t wirkt, ſo daß die hier erzeugte Heilung keine anderswo
eugte Krankheit zur Folge hat, ſich leichter bequemen, wenn
Homöopathie nicht auch zugleich den Grundſatz hätte, ihre
ittel im Zuſtande der Verdünnung zu geben. Das alltäg-
e Gefühl widerſtrebt dieſer Maxime, welche freilich darauf
baut iſt, daß ja eine zu ſtarke Portion gerade die Krank-
t befördern müßte, welche durch die kleine nur in ihrem
ufe berührt, geſtört und auf den naturgemäßen Organis-
s wieder zurückgeführt werden ſoll. Die Heilkraft des
nſchlichen Körpers iſt im Grunde das einzige Mittel, welches
ftig wirkt und es kommt nur darauf an, dieſe Heilkraft in
ätigkeit zu ſetzen, ihr eine Anregung zu geben und ſie da
wecken, wo ſie ſchlummert oder übertäubt iſt. So ſollen
n auch jedenfalls die kleinen Portionen der Homöopathie
dazu dienen, den Krankheiten in ihrem Laufe zu begegnen,
zwar nicht mit mächtiger Gewalt zurückzuſchleudern, wohl
r ſo lange zu hemmen, das heißt: nur einfach zu beſtim-
n, zu modifiziren, bis die ſchlummernde Heilkraft die Krank-
eingeholt und überflügelt hat. So haben alſo die Heil-
tel der Homöopathie auch keine poſitive Kraft, ſondern
eine negative, indem ſie ſelbſt nichts wirken, als eine noch
kere und mächtigere Wirkung, nämlich die Reaktion der
tur. Iſt es im Moraliſchen nicht ganz dieſelbe Erſcheinung,
man in der Erziehung anwenden könnte, wenn nicht die
dlungen der Menſchen auf Ueberzeugung, Lehre und Ur-
l gegründet ſein ſollten? Mag es einen unverwüſtlichen
eb zum Böſen geben, es gibt aber auch, wenigſtens in
geſitteten Welt, einen unverwüſtlichen Trieb zum Guten.
ucht man in der Erziehung mehr, als dem Laſter das
ſeiner ſelbſt vorzuhalten, um es zur Tugend zurückzu-

führen? Iſt das böſe Beiſpiel nicht oft vom Böſen abſchreckender, als das Gute? Und bedarf es bei natürlich unverdorbenen Menſchen wohl oft mehr, um ſie zum Guten zurückzuführen, als ihnen die Konſequenzen des Böſen zu zeigen? Und weil gerade die Homöopathie ſomit einzig und allein nur auf die Heilkraft der Natur gegründet iſt, ſo mußte ſie dieſe auch auf jede Art zu heben und zu beleben ſuchen; ſie mußte ſie von den Einflüſſen einer unmäßigen Lebensweiſe befreien, mußte Speis und Trank den Geſetzen der ſtrengſten Diätetik unterwerfen und alles zu verhüten ſuchen, was die heilende Nähe der Natur verſchleiert und zurückhält. Dieſe homöopathiſche Diät aber iſt die einzige Seite des Syſtems, die bis jetzt erſt allein nur Glauben gefunden hat. Dieſe rühmt man, als wenn die Homöopathie einzig und allein auf den frivolen und oberflächlichen Satz begründet wäre, daß man ſich als Kranker mäßig halten müſſe! Es iſt eben ſo, als wenn man an einem philoſophiſchen Syſteme blos die ſchöne Konſequenz oder an dem Chriſtenthume die ſchöne Moral als etwas ſo Neues und Treffliches zu ſchätzen erbötig iſt! Was aus der Homöopathie werden wird, mag die Zukunft wiſſen. Ihr Schickſal wird wahrſcheinlich von irgend einer neuauftauchenden Krankheit abhängen, welche ſie vielleicht nur allein zu heilen im Stande wäre. Leider hat ſie ſich an der geheimnißvollen Cholera nicht bewähren können, denn dies iſt gerade eine Krankheit, die in ihrem heftigen krampfhaften Charakter ganz mit dem gewaltſamen Charakter der herrſchenden Heilmittellehre zuſammenzuhängen ſcheint, wie z. B. heftige Medikamente im Stande ſind, einen Ueberreiz zu erzeugen, der ſich kaum wieder bewältigen läßt.

Nach dieſen fragmentariſchen und von einem Laien kom-

enden Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der
Naturwissenschaften steigen wir zum geistigen Gebiete empor,
n dem historischen Fache. Historie ist in ihrem weitesten
Sinne zu nehmen, als Inbegriff aller positiven, die morali-
hen Interessen des Menschen betreffenden Wissenschaften.
ie Rechts- und Staatslehre mit ihren viel verzweigten
ebensfächern gehört hier eben so her, wie die Geschichte selbst
nd, was die Geschichte betrifft, auch alles, was in den höhern
ekulativen Wissenschaften, z. B. der Theologie, historisch-
hilologisches Material ist.

In diesem Gebiete haben sich nun Empirie und Speku-
tion nicht weniger bestritten, wie im vorigen. Dem positi-
n Rechte stellte sich ein Naturrecht gegenüber; an die Stelle
ner kritischen Behandlung der Geschichte trat beim Einen
litisch-pragmatische, beim Andern eine philosophisch-kon-
uktive. Ja der ungeheuere Stoff, den die Jahrhunderte
fgestapelt haben und den jeder Tag mit seinen regellosen
fahrungen aufs Neue vermehrt, erheischte eine Vereinfa-
ung, eine Trennung der Haupt- von den Nebensachen, er-
ischte Licht und Ordnung. War in der Naturwissenschaft
s Experiment und die mathematische Formel der Regulator
er wüsten und unabsehbaren Mannigfaltigkeit, so ist es
historischen Gebiete die Kritik. Sie trennte die Spreu
n Weizen, sie vertheilte Licht und Schatten in den Mas-
, ja sie sollte es wenigstens thun, sie sollte nicht am Ein-
nen haften und die Historie aus dem Zustand einer chro-
artigen Anhäufung auf guten Glauben überlieferter That-
hen in den andern einer unabsehbaren blos kritischen Um-
erung werfen. War in den alten Geschichtswerken, in den
mpendien der Jurisprudenz, in den Handbüchern der klas-

ſtiſchen Alterthumskunde ſonſt alles Material, eine rohe und ungeordnete Maſſe, wo Wahres und Falſches oft barok in einander vermiſcht lagen; ſo gewann es bald das Anſehen, als hätten ſich dieſe Fächer nur in Kritik verwandelt, in eine unendliche Reihe von Fragezeichen, in einen Kirchhof kleiner aufgeworfener Unterſuchungshügel, wo man wieder das Alte hatte, nur das Innere nach Außen, das Vordere nach Hinten gekehrt. Die Zweifelſucht hat auf dieſe Art das ganze Material der Geſchichte durchwühlt. Kein Name wurde mehr in ſeiner überlieferten Geltung angenommen, die Mythologie wurde tief bis auf jenes Gebiet, das man früher für Geſchichte gehalten hatte, ausgedehnt; ehemalige hiſtoriſche Fakta mußte man gegen Sagen austauſchen.

Und wenn auch von jenen Männern, an die ein Jeder durch dieſe Beiſpiele erinnert wird, Wolf, Niebuhr und Andere, Ausgezeichnetes und wahrhaft Nützliches geleiſtet worden iſt, ſo zeigt ſich doch z. B. auf dem Gebiet der Jurisprudenz offenbar die ſchädliche Wirkung einer blos kritiſchen Zerſetzung der Stoffe. Das römiſche Recht z. B. hörte bei vielen Juriſten auf, vom bloß logiſchen Geſichtspunkt betrachtet und als Aushilfe für poſitive Geſetzgebungen benutzt zu werden; das Corpus Juris fiel in ſeinen Elementen auseinander und ſchuf jene für Juriſten wenigſtens ſo unzweckmäßige römiſche Rechtsgeſchichte, die man billig den Philologen hätte überlaſſen ſollen. Es gibt nun Rechtslehrer, welche nur noch hiſtoriſch kritiſche Notizenjäger ſind, die den zuſammenhängenden Bau des römiſchen Rechtes getroſt auseinander fallen ließen und ſich Tag für Tag nur mit dem Einzelnen beſchäftigen. Die Inſtitutionen ſind praktiſch lehrreicher geworden, als die Pandekten. Die Letztern ſind ein

mmelfeld für ein meiſt ſcharfſinniges, aber zweckloſes Trei-
Die Folge dieſes Verfahrens, das man als normal
ie Wiſſenſchaft einführen wollte, waren verderblich ge-
; denn dieſer Zerſplitterung verdankt man es, daß man
em „Berufe unſerer Zeit für die Geſetzgebung“ zu zwei-
anfing und ſtatt eine friſche, aus dem Geiſt der Zeit-
ſſen emporblühende Geſetzgebung zu befördern, ſich auch
olitiſchen Fragen ſclaviſch an die Vergangenheit und das
ebene anlehnte.

Wenn die Spekulation dieſe planloſe Zerfahrenheit be-
nkte, wenn ſie dem behaglichen Kritizismus Schranken
und ihn zwang, was man zu ſagen pflegt, in ernſten
en bei der Stange zu bleiben, dann hat ſie für die hi-
chen Wiſſenſchaften viel geleiſtet. Hätte ſie nur nicht
die Einheit, die ſie dem Stoffe derſelben geben wollte,
fremden Gebieten her entlehnt, hätte ſie ſich nur mehr
em Materiale ſelbſt emporheben können und das fakti-
Schiboleth dem philoſophiſchen vorgezogen. Ich ſage
daß die Spitzen, welche die Spekulation der Hiſtorie
en hat, die faktiſchen Zielpunkte verfehlt hätten, allein
Streben der Spekulation würde umfaſſender und wirk-
geweſen ſein, wenn ſie ſich von Formeln befreit und
und allein nur an die Sprache der Thatſachen gehal-
ätte. Wenn in dem Material eine höhere Einſicht liegt,
ügt es ja ſchon, daß ſie ſich aus ihm ſelbſt heraus-
. Die philoſophiſche Begründung eines Gegenſtandes
urch und durch die urſprüngliche Farbe deſſelben tra-
Wenn der trockne Begriff der Blume, ihr Zweck und
m Sinne der Philoſophie auch nur das Saamenkorn
wird man doch die Menſchen ſchwer überzeugen, daß

nicht die eigentliche Bestimmung der Blume darin lag, dies Saamenkorn gerade in der bunten Gestalt der Blätter und Blüthen und gerade in dem süßen Dufte der Pflanze zu offenbaren. Was hier gerügt wird, trifft nicht blos die Philosophie der Geschichte, sondern eben so sehr auch die philosophischen Begründungen anderer der Geschichte zugetheilter positiver Fächer.

Wenn sich in unserer Zeit Empirie und Spekulation zu versöhnen scheinen, so gilt dies von den historischen Wissenschaften bis jetzt noch am wenigsten. Hier liegt die Kritik mit der Philosophie noch im Kampfe, hier gelang bis jetzt nur erst eine Versöhnung beider Methoden, entweder durch moralische Humanitätsrücksichten oder durch einen Pragmatismus, der sich hier politisch, dort mehr schöngeistig äußert. In dem engern Gebiet der Weltgeschichte selbst hat einstweilen noch die Charakteristik und die synoptische Behandlung eine harmonische Regelung des Stoffes erzielt, namentlich hat sich in neuerer Zeit durch die Memoiren ein eignes Inkarnat auf die Haut der Geschichte gelegt und ihr dies schöne, verlockende Ansehen gegeben, welches sich in einigen Werken der neuern französischen Geschichtschreibung so reizend ausprägt. Es scheint, als wenn das, was der Franzose lumières nennt, also die geistreiche, vorurtheilsfreie Weltbildung, hauptsächlich sich noch bis jetzt am glücklichsten in der Bewältigung der Historie bewähren konnte. Es scheinen außerordentliche Kenntnisse und dabei die reichsten Erfahrungen innerhalb des höheren Staatslebens dazu zu gehören, daß einer jetzt den Stoff, den er zuvor als Gelehrter sich zuzurichten wußte, auch als Historiker auf ansprechende Weise überwindet. Ob unter diesen Umständen sich auch nicht für die Geschichte die

theiligen Folgen äußern werden, welche die nur blos
treiche Virtuosität zu begleiten pflegen, das muß
Zukunft entscheiden. Bei Thiers hat man diese Besorg-
schon bestätigt finden wollen. Inzwischen haben in den
- und Nebenwissenschaften der Historie die kritischen In-
onen sich zwar erhalten, aber gemäßigt, ja auch eine
eit für die Behandlung im Ganzen und Großen hat sich
en, wenn auch nur eine praktische und provisorische,
ich so, daß einerseits gewisse unumstößliche moralische
rheiten und andererseits manche dem Herzen wohlthuende
hlsthatsachen gleichsam jene Fähnchen in der Geschichte
n, nach welchen der Feldmesser das Terrain absticht und
Augenmerk nimmt.

Sieht man bei all diesen Fortschritten doch die große
stimmtheit und den Prinzipienstreit selbst in den histori-
, jedenfalls in den moralischen Wissenschaften, so muß
fragen: Warum macht nun die Philosophie all die-
nbestimmten Lagen und Methoden der Wissenschaft kein
? Warum benutzt sie den großen Vorsprung, den sie in
einmal gegebenen unveränderten Gegenstand besitzt,
um in die streitenden Elemente der empirischen Wissen-
en Friede und eine ihrem Stoffe fortdauernd angemes-
Methode zu bringen? Allein die Philosophie selbst ist
die bewegteste aller Wissenschaften. Die Feststeckung ih-
Gebietes nützt ihr nichts, denn ihr Gebiet ist eine un-
re Region. Wie oft bestreitet sie nicht selbst jenen
t, den ihr Jahrhunderte zugestanden haben! Unter die-
Verhältnissen ergab sich das auffallende Resultat, daß
hilosophie in unserer Zeit weit weniger Achtung genießt,
n Alterthum. Sie, die hätte vor allen leuchten und

die Fackel tragen sollen, wurde von den historischen und Naturwissenschaften überflügelt und was man auch an Einrichtungen und Gesetzen in unserer Zeit trifft, selten hat man die Philosophie um Rath gefragt oder beachtet ihren Rath, wenn sie selbst aus freien Stücken einen gibt.

In England hat sich schon überhaupt bei dem Worte Philosophie der metaphysische Nebenbegriff verloren. Wenn man dort von einer „philosophischen" Maschinenlehre, von einem „philosophischen" Rezept zur Stiefelwichse spricht, so ist damit nur noch eine Methode bezeichnet, die sich der Paragraphen und Kapitel bedient. In England werden die Fragen der Gesetzgebung, die doch mit der Philosophie in genauer Berührung stehen, niemals durch die letztere erläutert. Die empirischen Wissenschaften haben die Oberhand und die Philosophie ist weniger dazu bestimmt, Gedachtes zu überliefern, als denken zu lehren; sie soll keine Begriffe einpflanzen, sondern die, welche man schon hat, nur regeln und ordnen.

Und doch hatten die Engländer so vielen Beruf, in der Philosophie die erste Rolle zu spielen. Sie hatten Phantasie und nüchternen Verstand genug, um keiner von beiden Geistesthätigkeiten ausschließlich anheimzufallen. Die vorzüglichsten Bewegungen innerhalb der Philosophie verdankt man Engländern. Bako von Verulam wirkte zwar großartiger auf die Naturwissenschaften, als auf die Philosophie, allein seine Theorie der Phänomene war es schon, auf welche Locke und Hume weiter fortbauten. Welchen Einfluß hatten nicht diese beiden Heroen der englischen Literatur auf die allgemeine europäische Bildung im vorigen Jahrhundert! Wenn auch Europa mehr seine philosophische Richtung durch Frankreichs

skeptiſche Maximen bekam, ſo war es doch hauptſächlich Locke, der ihren Ton angegeben hatte, der nicht blos in der Philoſophie ein neues Verfahren ſchuf, ſondern auch, unterſtützt von den umfaſſendſten Kenntniſſen, auf Politik und Geſetzgebung einzuwirken wußte. Montesquieu und Voltaire ſind die Schüler ſeines Geiſtes. In der Richtung, welche die Philoſophie damals nahm, in ihrer Einwirkung auf die geoffenbarte Theologie wagte Hume noch mehr als Locke. Dieſer hatte nur die Elemente eines Skeptizismus, jener bildete ſich vollſtändig aus. Der große Einfluß, den Locke auf Frankreich gehabt hatte, fiel Hume'n in Deutſchland zu. Kant entnahm ihm die Prinzipien ſeiner berühmten kritiſchen Methode, denen er mit der Zeit freilich eine andere Richtung gab, als Hume, welcher ſich in den Prolegomenen des Kritizismus erhielt und das Allerheiligſte der Ontologie nicht nur für verſchloſſen erklärte, ſondern ganz ohne allen Zugang, für eine hohe Mauer ohne Thüre. Der Erfolg der Hume'ſchen Philoſophie war ein endloſer Skeptizismus. Die Fähigkeiten des menſchlichen Verſtandes waren einmal unterſucht, die höhern Unterſuchungen über die Weſenheit der Dinge für Täuſchungen erklärt und in dieſer negativen Art hätte auch wohl die Philoſophie aufhören müſſen, ferner eine Wiſſenſchaft zu ſein. Es war das Streben der von Reid geſtifteten und von Stewart weiter ausgeführten ſchottiſchen Schule der Philoſophie, ihre Wiſſenſchaftlichkeit zu erhalten. Obgleich die ſchottiſche Schule zu denſelben Reſultaten kommt, wie Hume, trachtete ſie doch darnach, ſelbſt in den negativen Elementen, worin ſie ſich bewegte, einiges Poſitive und die ganze Philoſophie Ausſprechende im Gewande des Syſtems feſtzuſtellen. Man hält es für ſonderbar, wenn man der ſchot-

tiſchen Philoſophie das Verdienſt einräumt, ſie hätte die Philoſophie wieder fixirt. Ja es war dies der Hume'ſchen Philoſophie gegenüber, die nur den Verſtand unterſuchte und das Uebrige auf ſich beruhen ließ, ein großes Verdienſt. Schon die Polemik gegen Dogmatismus und Phantaſterei erforderte, daß die Gegner Ordnung in ihre Reihe brachten und dieſe begann Reid damit herzuſtellen, daß er in die Philoſophie wieder die Konſequenz einer Wiſſenſchaft einzuführen trachtete.

Die ſchottiſche Philoſophie geht ſogleich von dem unmittelbaren Dualismus unſrer Erfahrungen aus, der uns überall auf entweder etwas Geiſtiges oder etwas Körperliches ſtoßen läßt. Wenn wir in der Kenntniß der Materie größere Fortſchritte gemacht hätten, als in der des Geiſtes, ſo liegt dies ihr zu Folge theils in der falſchen Methode, theils in der mangelhaften Abgränzung der Philoſophie und endlich in ihrer Verwechslung des Weſens mit der Erſcheinung, der Urſache mit der Wirkung. Die Methode, welche ſie nun befolgte, geht vollkommen wieder von Hume aus: ihr Weg iſt die empiriſche Erfahrung, iſt die Erkenntniß des Zunächſtliegenden und die Schlußfolgerung von ihm auf das Entferntere. So dicht gedrängt die Erfahrungen im Anfange der Wiſſenſchaft geſäet ſind, ſo ſpärlich werden ſie auf dem höhern Gebiete in der Metaphyſik: hier werden ganze Gebiete, welche früher die Philoſophie behauptete, preisgegeben, hier zucken die Philoſophen die Achſeln, beklagen, daß man nichts wiſſe, finden aber gerade die Wiſſenſchaft darin, zu beweiſen, daß man hier nichts wiſſen *könne*. Die ſchottiſche Philoſophie iſt daher nur Pſychologie. Sie beſchäftigt ſich mit den Urſachen und Bedingungen unſerer Erkenntniß, ſie

ein System von sinnlichen und wohl auch mehr oder
ger geistigen Wahrnehmungen auf, läßt hier und da
ahnen oder vermuthen, kehrt aber immer wieder auf
Menschen, als das Maß der gegebenen Dinge, zurück.
Philosophie, so unvollständig ihr äußeres Ansehen
at doch unstreitig viel wohlthätige Resultate für manche
sche Fragen abgeworfen. Sie hat nicht nur der Theo-
nützen können, sondern auch den Naturwissenschaften
besonders jenem Theile der Arzneikunde, welcher den
fheiten der menschlichen Seele gewidmet ist. Diese Phi-
hie ist überhaupt nichts, als eine geistige Physiologie,
erade ebenso, wie die körperliche, durch Erfahrungen
et wird, das Verwandte mit einander vergleicht, das
liche vom Täuschenden sondert und etwa sich ergebende
rsprüche auf billige und zurückhaltende Weise zu schlich-
ucht.

Die vorzüglichsten Erscheinungen der französischen neuern
sophie sind Uebertragungen und Modifikationen des schot-
n Empirismus. Die Franzosen, ich erinnere an Royer
rd, Jouffroy, Cousin und Andere, konnten sich nicht über-
n, ihrem für das Abstrakte sehr geneigten Geiste das
zu bringen, daß sie die enge Beschränkung, welche die
ten der Philosophie gegeben hatten, nicht etwas weiter
dehnen suchten. Sie lüfteten, wenn auch mit behut-
Hand, den Schleier der Metaphysik und versuchten zu
sen, daß eine nähere Beschäftigung mit ihr, und hier
a ein gefundenes Resultat die Voraussetzungen der
schen Philosophie durchaus nicht verletze und wohl mit
übereinstimme. So fügte man sich in Frankreich auch
der strengen Abscheidung zwischen dem Geist und Körper,

ſondern geſtattet Uebergänge in einander, indem man nur zwiſchen phyſiſchen und intellektuellen Erſcheinungen ſondert. Von deutſcher Philoſophie entlehnten die Franzoſen den Satz, daß es in unſerem Geiſte unmittelbare Ueberzeugungen gäbe, die nicht von einer äußern Erfahrung abhingen. Dies ſind die kantiſchen Kategorieen, welche die Franzoſen aus der Philoſophie nicht in die Hypotheſenſucht der Scholaſtik verbannt wiſſen wollen. Einige myſtiſche Tendenzen gehen in Frankreich dieſer überwiegenden Richtung ſeiner vorzüglichſten Geiſter parallel. Die Doktrinärs in Frankreich, Guizot an der Spitze, haben ſich alle in der Hauptſache als Anhänger der ſchottiſchen Philoſophie erklärt.

Weit reicher, glänzender und zugleich verworrener iſt der Zuſtand der Philoſophie in Deutſchland. Dieſe tiefſinnige Nation hat gerade in Zeiten politiſcher Erniedrigung ſich durch Ausbildung ſeiner geiſtigen Schätze zu tröſten und zu veredeln geſucht. Der franzöſiſchen Revolution folgt hier eine Revolution der Geiſter, die in der That alle Phaſen ihres Vorbilds durchmachte, die Ideen in Anklageſtand verſetzte, ſie zur Guillotine ſchleppte und nachdem die durch Kant hervorgerufene kritiſche Gährung vorüber war, den Deſpotismus Napoleons in Geſtalt Fichte'ſcher und Schelling'ſcher Machtſprüche wiedergab. Sucht man in der neuern Geſchichte nach einem Punkte, wo ſich die höchſte Geiſteskraft der Generation ſammelte und wo alle die zeitbewegenden Ideen mit einer gewiſſen nothwendigen Entwicklung ſich unter einander gruppirten, ſo muß man die Geſchichte der deutſchen Philoſophie von Kant bis Hegel als eine ſolche anerkennen. Dies war eine Epoche, welche den widerwärtigſten Zeitereigniſſen zum Trotz in unſerer Zeit wie eine Oaſe in der Wüſte lag.

terirdiſche Kanäle verbanden ſich mit den Geheimniſſen des
ients und den ſchönſten Blüthenmonden des dichteriſchen
iſtes der Griechen. Carteſius, Spinoza, Leibnitz und das
riſtenthum wurden im Schooße dieſer ſo organiſchen und
thodiſchen Gährung neu geboren; es iſt dies ein Punkt,
welchem wenigſtens ideell alle Strahlenbrechungen der
t ausgegangen zu ſein ſcheinen, obgleich die Zeit nichts
ihm unmittelbar gemein hatte und ſich hier das merk-
rdige Schauſpiel wiederholte, daß mitten im Gewühle des
eges eine Reihe ernſter und weiſer Philoſophen ſchweig-
ihre Zirkel zeichneten.

Es herrſcht in der deutſchen Philoſophie ein überſchwäng-
er Idealismus. In die ſubtilſten Nadellöcher wußte ſie
bis zur Unſichtbarkeit geſpitzten Faden ihrer Dialektik ein
deln, in der Luft fand ſie Bahnen, vom Unſichtbaren
ßte ſie die Schatten zu zeichnen. Dieſe Philoſophie iſt
außerordentlicher Beleg für den Scharfſinn und die Ein-
ungskraft der deutſchen Nation. Es wird eine Zeit kom-
, wo man, wie zum Theil ſchon jetzt, von dem philoſo-
ſchen Werthe der meiſten Leiſtungen des deutſchen Idealis-
abſtrahiren, aber in ihrer ſyſtematiſchen Abrundung ſie
die erhabenſten Dichtungen bewundern wird. Und wer
nag zu ſagen, wo die Gränze liegt, welche in dieſer Phi-
phie in der That das Mögliche vom Unwahrſcheinlichen
nt! Wo iſt noch Gewißheit und heller Sonnenſchein, wo
ßen ſchon die Nebel auf und tanzen wie Irrlichter der
mmerung? Die deutſchen Philoſophen gehen nicht von
unmittelbaren Erfahrung aus, weil dieſe niemals zu
n Syſteme führen kann und ihr Vorſprung iſt es, daß
das Gefühl einer harmoniſchen Weltordnung als unmit-

telbare Thatsache in uns tragen. Darauf fußend beginnt diese Philosophie mit den Begriffen des Seins, des Daseins, der Schöpfung und ist dabei wenigstens ihrer eigenen Versicherung nach so weit entfernt, nur blos mathematische Formeln geben zu wollen, daß sie vielmehr die Logik zur Metaphysik gemacht hat und in der höchsten Potenz ihres Idealismus damit endete, daß, wie in Gott, Denken und Gedachtes Eines sei, so auch die ganze Weltordnung, die Ontologie eine Logik im erhabensten Style sein müsse. Die Materie störte diese kühnen Träume nicht; ob da ein Baum rauscht, ein Fluß sich schäumend von einem Berge stürzt, ob da im Menschen selbst durch Schmerz und Krankheit sich das Gefühl von Seele und Leib, von Leben und Tod, wie eine unwiderrufliche Wahrheit ausspricht: die deutsche Philosophie kümmert dies nichts. Ich bin gleich Ich, ich bin gleich Nicht-ich; ich, mein Gedanke beherrscht die Welt!

Wenn man in der schottischen und französischen Philosophie und z. B. in so kläglichen Schematismen, wie sie der Saint Simonismus aufgestellt hat, mit Recht über die Weitläufigkeit und Schwierigkeit erstaunt, welche diesen Methoden die Materie darbietet, so hat die deutsche Philosophie, die sich vom Fetischdienst der Materie, vom Aberglauben der bloßen Erscheinung trennte, sie auf das würdigste überflügelt. Mögen wir das unmittelbare Gefühl des Dualismus haben und im nächsten Bewußtsein Geist und Materie nicht verwechseln, so lebte in uns doch nicht weniger die thatsächliche Ueberzeugung, daß die Materie in den Fesseln des Geistes liegt, daß sie Staub ist und ihre Bestimmung darin finden wird, einst im leeren Nichts zu verweben. Die deutsche Philosophie hat die Spekulation eben so sehr von der kindischen Furcht der Ma-

rie, wie von der Geheimnißkrämerei deſſen, was man das gentliche Weſen der Dinge nennt, befreit. Kant, der eine us Skeptizismus und Dogmatismus gemiſchte Philoſophie ſtellte, hatte ein verſiegeltes Vermächtniß hinterlaſſen, elches ſeine Erben öffneten, nämlich, daß wir die wahre, die gentliche, die an ſich ſeiende Natur der Dinge nicht erkennen nnten. Kant hatte geſagt, von einem Apfel weiß ich, daß herbe ſchmeckt, daß er hinlänglich rund iſt, daß er ein erz mit Samenkörnern hat, ich kenne alle ſeine Eigenſchaften nd weiß dennoch nicht, was er eigentlich iſt. Kant meinte, an wiſſe alſo nicht, was dieſer Apfel im Bewußtſein Gottes äre, wie er ſich in jener unbegreiflichen Macht, die die Welt ſchaffen hat, offenbare, und gegen dieſes Bedenken waren e Syſteme ſeiner kühnen Nachfolger gerichtet. Ungleich der ottiſchen Philoſophie und der Kant'ſchen, die blos die kenntniß der Erſcheinungen und Eigenſchaften für möglich elten, behaupteten dieſe Nachfolger, gerade in den Erſchei ngen läge die eigentliche Weſenheit der Dinge und es wäre nerſeits die Hohlheit der Materie, daß ſie nur ihr Aeußeres re, und andererſeits ihre von Gott ſo einmal gegebene Be- mmung. Freilich, wenn Alles, was wir ſehen, keine andere nerlichkeit hat, als blos ſeine Aeußerlichkeit, wenn die hale der Kern iſt oder der Kern nicht in der Erſcheinung, dern in dem Geſetze der Erſcheinung liegt, dann bricht die aterie bald in ihrem Innerſten zuſammen, ſie iſt hohl und dert uns nicht, in ihre äußerſten Anfänge, in die meta- yſiſchen Ideen zurückzukehren. Und darin liegt gewiſſer ßen eine Ausſöhnung mit der Empirie, daß die neueſte ſtaltung der deutſchen Philoſophie ſich wohl hütet, die Er- einung ſo oben hin zu behandeln, wie ſie die Philoſophie

des Ich gleich Ich behandelt hatte. Es ist das Bild des Baumes, der uns die Methode und das Wesen der jetzigen Kulmination der deutschen Philosophie versinnlichen kann. So wie der Baum aus einem Saatkorn entspringt, Wurzeln faßt, zum Lichte aufschießt, Aeste treibt, Blätter, Blüthen, Früchte und zuletzt wieder dasselbe Samenkorn treibt, von dem es ausgegangen ist, so hat diese Philosophie im höchsten Idealismus darin auch den Realismus anerkannt, daß sie diese fortwährende Erscheinung des Wesens für etwas Wesentliches hält, daß sie nachweisen konnte, wie in dem ersten Keime des Samens schon Blatt, Blüthe und Frucht konkret enthalten sei, ja daß durch die Produktion des Samens aus dem, was auch nur vom Samen gekommen ist, durch die Selbsterzeugung und Einheit des Anfangs und Endes auch der ewige Zirkel der Göttlichkeit und die auf jeder Stufe der Erscheinung, auf dem Blatt und der Blüthe immer unmittelbare Nähe der Wesenheit bewiesen ist. Und wenn man dieser Philosophie den Vorwurf des Pantheismus machen will, so nimmt sie ihn einmal an in dem edleren Sinne, nach welchem Alles, was da ist, Gottes ist und weist ihn zurück in dem gemeinern, nach welchem Alles, was da ist, auch göttliche Verehrung genießen solle. Wenn es unleugbar ist, daß die Schöpfung so gut wie unser Geist eine Offenbarung Gottes ist, so werden wir einmal einsehen, daß doch am Baume der Stamm nicht so verehrungswürdig ist, wie die Blüthe und werden zweitens auch nicht die Blüthe zum ausschließlichen Zielpunkte unserer Andacht machen, sondern uns nur jener Totalität der Gottes-kraft, die im Ganzen und Großen wirkt, hingeben. Der ächte Pantheismus, den kein Philosoph von sich weisen sollte, ist der, daß wir sagen, Alles ist zwar Gott, aber nicht Jedes

Jedes iſt nicht Gott, aber Gottes. die Harmonie iſt
t, aber die einzelne Note als Einzelne nur göttlich.
Suchen wir einige Hauptreſultate dem gegenwärtigen
nde der Philoſophie zu entnehmen, ſo tritt uns zuerſt
Begriff der Wiſſenſchaft ſelbſt ein großes Ergebniß ent-
en.

Mag der Kampf einzelner Tonangeber in der Philoſophie
en ihre Rivale auf Tod und Leben gerichtet ſein, die erſte
neration ihrer Schüler wird den Fanatismus theilen, die
ite aber ſchon nach einer Verſöhnung trachten. Der Haupt-
nd des Zwieſpaltes iſt faſt immer die Methode und auch
e nicht einmal in dem Grade, daß man nicht behaupten
ſe, der nüchterne, verſtandesmäßige Skeptizismus z. B.
e überall abgeſchärft, bei den Schotten, weil ſie ja gegen
me auftraten, bei den Franzoſen, die gegen die Schotten
Metaphyſik geltend machen wollen und nun erſt gar bei
Deutſchen, einer Nation, die ſich für das Auge Gottes
er hält. Einer der mächtigſten Gründe ſchon, welcher die
genöſiſche Philoſophie zur Eintracht führen muß, liegt in der
nen gelichteten Fernſicht, welche unſere Zeit in der Ge-
hte der Philoſophie gewonnen hat. Welches neue philo-
iſche Syſtem würde ſich noch ſo plump ankündigen, daß
ie ganze philoſophiſche Vergangenheit mit dem Fuße von
ſtieße und nicht vielmehr, wie in ihrem eigenen Arſenale
ſtummem Ernſte wandelte und jeder Säule, jedem Bild-
eine ſinnige Betrachtung zuwendete! Faßten dieſe hohen
ſer nicht meiſt alle Alles zuſammen, was zu ihrer Zeit
enken würdig und zu wiſſen möglich war? Stehen
er Spitze der Zeitperioden in der Hiſtorie ſchon
n, die in das verworrene Gewühl von Namen und Jahres-

zahlen erhellende Schlaglichter warfen, sollten da nicht die Philosophen so viel Blitzesstrahlen in ihre nervigte Hand gefaßt haben, als sie bewältigen konnten, um in die schwüle Zeit ihre elektrischen Luftreinigungen zu donnern?

Wenn die Geschichte der Menschheit ein sinniger Bau ist, dann ist es auch die Geschichte der Philosophie, das sehen wir mit klaren Augen, das entnehmen wir aus der Achtung, die wir dem Scharfsinn aller dahingegangener Denker zollen müssen, das entnehmen wir aus den Grundlagen, die befestigt, aus den Irrthümern, die begangen sein mußten, bis wir selbst einen Bau aufführten und die Wahrheit, unsere Wahrheit, unsere Ueberzeugung als Kuppel darauf setzten. Wenn die jetzt herrschenden Philosophieen durch die Gegenwart nicht gebunden werden, so bindet sie die Vergangenheit.

Das zweite Resultat der modernen Philosophie, unabhängig von der Wissenschaft, möge ihrer positiven und historischen Stellung gelten. Die Geschichte beweist, daß die Philosophie nicht immer in die Fugen der Zeit, welche sie gebar, passen wollte. Sokrates galt für den Weisesten, aber nicht für den Besten der Griechen, er mußte den Giftbecher trinken, die Philosophie des Heilandes wurde an das Kreuz geschlagen, die Philosopheme späterer Jahrhunderte bestiegen den Scheiterhaufen. Waren es bis dahin nur einzelne originelle Persönlichkeiten gewesen, welche den bestehenden Verhältnissen als Opfer fielen, so hat die Philosophie, welche seit Bako in ihre großartige Bewegung kam und mehr auf die Massen, als auf die Schulen, mehr auf die Erde als den Himmel gerichtet war, vollends mit dem Bestehenden im offenbaren Widerspruche gestanden. Dieser Bruch der Philosophie, theils mit der allerdings abgelebten Geschichte, theils

dem verſteinerten Glauben, brachte ſie in eine ſehr ſchwie-
Stellung, zog ihr die Feindſchaft der Gewalt zu und be-
rte ſie bei allem Guten, das die Geſchichte, die Sitten
der Glauben ihr verſtanken, doch nicht vor Uebertreibungen,
he Niemanden ſchädlicher waren, als ihren eigenen, inne
auch wiſſenſchaftlichen Zwecken. Von der heutigen Phi-
phie aber hat man keinen Grund mehr, gleiche Beſorg-
zu hegen. Dadurch, daß ſie zuerſt zu einer rationellen
ſenſchaft der Geſchichte gekommen iſt, hat ſich aus dem
oße der Philoſophie eine große Achtung vor hiſtoriſchen,
h die Umſtände gegebenen Entwickelungen erzeugt. Die
loſophie ſchulmeiſtert die Geſchichte nicht mehr, ſie iſt
haupt weit mehr auf ihr inneres, ſpekulatives Weſen be-
t, als auf eine Anwendung für die Praxis: eine Philo-
ie, wie die Lockiſche, die nur zu politiſchen Zwecken er-
en wurde, iſt unſerer Zeit nicht mehr analog; denn für
Politik haben wir in dem geſunden Menſchenverſtand, in
poſitiven Intereſſen und leider auch allerdings in den
enſchaften Faktoren genug. Es iſt dies ein ſehr denk-
diges Reſultat der neuern Philoſophie, daß ſie mit den
tlichen Verhältniſſen keine directe Verbindung mehr unter-
und ſich lediglich auf ihre wiſſenſchaftlichen Grenzen be-
nkt.

Die Reaction der Philoſophie gegen die geſellſchaftliche
e hat überhaupt ſelten ſtattgefunden. Man kann Rouſ-
s Maximen, die aus dem Zorn und dem Mißtrauen eines
gen Gemüthes hervorgingen, nicht eigentlich Philoſophie
nen. Eine ſolche Umwandlung des Lebens in der Fami-
und der Schule, wie ſeine Richtung hervorgerufen hat,
wenigſtens die Philoſophie nie wieder erreichen können.

Da in neuerer Zeit das Institut der Ehe angetastet worden ist und sogar unsere Gewerbe in ein neues System gebracht werden sollten, so ist wieder der Saint Simonismus als Philosophie von so untergeordneter Bedeutung, daß man ihn weit eher für ein neues System der Nationalökonomie als der Metaphysik halten möchte. Die ausschließlich wissenschaftliche Philosophie unserer Tage kommt demnach in den Sitten fast auf das Gegebene zurück. Die Familie wird als eine der ersten Offenbarungen des gesitteten Lebens anerkannt und das Meiste, was aus ihrem Schooße kam, von der Philosophie heilig gesprochen. Die Philosophie kann für Schule und Haus einzelne Grundsätze aufstellen, welche entweder den herrschenden widersprechen oder für eine in der Minorität befindliche Ansicht Partei nehmen; allein dies ist nur eine zufällige Konsequenz derselben. Die Sittenreformation ist keine Haupttendenz der Philosophie mehr. Von dieser Seite ist sie selbst im Guten, das sie leisten könnte, zu lässig geworden. Denn wenn die Möglichkeit, vieles in unserem nächsten unmittelbaren Leben besser zu bestimmen, wohl vorhanden ist, so würde die Philosophie hier eine glücklichere Lehrmeisterin sein, als jene populäre Literatur, deren Motiv mehr das Gefühl als der Gedanke ist: vielleicht hält sich die Philosophie nur zu weit entfernt von unsern Umgangssitten: sie, der man zu einer hier und da wohl möglichen Reform mehr Beruf allgemein zugestehen würde, als jenen einzelnen sogenannten „Weltverbesserern", deren mitunter redliche Absichten ihre unbegründete wissenschaftliche Stellung und ihren Mangel an doktrinärem Nimbus meist immer entgelten müssen.

Selbst in der Religion erhob sich die Philosophie des

Tages wenig über das Gegebene. Ja, wir fanden, daß die Philosophie weit eher geneigt war, sich für die Wahrhaftigkeit des Inhalts jener Dogmen zu erklären, welche von den freisinnigen Richtungen innerhalb der Theologie selbst bestritten werden. Die neuere Philosophie, selbst in England und Frankreich, war weit geneigter, sich gegen, als für den Deismus zu erklären. Die Theologie, überrascht von einer Freundschaft, die sie nach vorangegangenen Beispielen sich nicht hätte träumen lassen, ist meist kälter gegen die Philosophie, als diese nach ihrem modernen religiösen Inhalte verdient; sie will die Form nicht zugeben, in welcher die letztere das Wesen des Christenthums ausspricht, und wenn es philosophische Systeme gibt, die sich für die Dreieinigkeit, für die Gottheit Christi und den ganzen Inhalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses aussprechen, so verdächtigt sie wohl gar die Motive dieser orthodoxen Hingebung, bestreitet die Aufrichtigkeit derselben und wird durch die Versicherung beängstigt, daß man den dogmatischen Inhalt des Christenthums auch noch anders, als durch den bloßen Glauben begreifen könne. Wahrlich dieser Streit ist zuletzt unwesentlich und hindert nicht, über die merkwürdige Richtung zu erstaunen, welche die Philosophie unserer Tage genommen hat. Keine Gegnerin des Lebens, widerspricht sie auch dem Christenthume nicht und gibt es zu dieser Höhe auch verschiedene Stufen, so steht doch auf der untersten keineswegs die Frivolität des achtzehnten Jahrhunderts, sondern mit Ernst und Ernstigkeit wird das Wesen der Religion geprüft und dies selbst da, wo jedes Extrem von Mystizismus undenkbar ist. Die Stellung der Philosophie zur Theologie ist jetzt dadurch von der Philosophie des vorigen Jahrhunderts unterschieden, daß früher nicht blos die

Theologie angegriffen wurde, ſondern auch ihr Gegenſtand, während, wenn ſich jetzt noch eine polemiſche Richtung findet, dieſe nicht mehr dem Inhalt, ſondern der Methode der Theologie gilt, indem dieſe beſchuldigt wird, für jenen mangelhaft zu ſorgen. Daß aus dieſem Streite vielleicht eine vernünftigere Auffaſſung der hiſtoriſchen Begründung des Chriſtenthums hervorgehen dürfte, haben wir ſchon oben bemerkt. Hier genüge die Angabe dieſes denkwürdigen Faktums, daß die Philoſophie auch in der Religion über das Gegebene ſich nicht erheben wollte, ſondern das Gepräge einer Neuerung nur in der etwas modifizirten Auffaſſung deſſelben lag.

Freilich konnte dieſe unnatürliche Verfaſſung der Philoſophie nicht lange Beſtand haben. Eine Philoſophie, die ſo auf das Poſitive zurückkam, wie die Hegeliſche, hörte auf, Wiſſenſchaftslehre zu ſein. Aus ihrem eignen Schooße geſtaltete ſich eine Reaktion, die anknüpfend an die Thatſachen der Erfahrung, anknüpfend an das unmittelbare Bewußtſein der Vernunft, der überſchwänglichen und faſt indiſch gewordenen Selbſtgenügſamkeit den Krieg erklärte. Von der Theologie, wo zuerſt der fromm und dogmengläubig gewordene Idealismus zuſammenfiel, ging dieſe geſunde und nothwendige Reaktion auf die Politik über. Denn in Betreff des Staates ſchien die neuere Philoſophie noch parteiiſcher zu ſein. Wenn man ſie früher in den Reihen der Oppoſition fand, ſo fand man ſie jetzt gerade bei Denen, welche das Beſtehende vertheidigen. Ein ſprechendes Beiſpiel dieſer Erſcheinung hatten wir auch in Frankreich. Die Doktrinärs ſind urſprünglich Anhänger der ſchottiſchen Philoſophie, welche hauptſächlich von Royer Collard auf franzöſiſchen Boden gepflanzt wurde. Dem Jeſuitismus gegenüber war die Doktrine ein

tiger Widerſpruch; in jener Kammer, die Manuel von ih-
Sitzungen ausſchloß, konnte man die Doktrine leicht für
obiniſch erklären und der ihr zu Grunde liegenden Philo-
hie dieſelbe Richtung zuſchreiben, welche die politiſche Phi-
ophie des vorigen Jahrhunderts hatte. Allein bald hatte
dies Verhältniß umgekehrt. Die Doktrinärs ſind in die
ßſtapfen der Labourdonnaie's getreten, ſie ſind königlicher
innt als die Könige, ſie vertheidigen der Revolution, ja
er geſetzmäßigen Oppoſition gegenüber, mehr als den sta-
quo, mehr als die Ordnung, ſie vertheidigen eine Staats-
orie, die in philoſophiſchen Lehren wurzele und eher durch
Gegebene, als durch das neu zu Begründende ihnen rea-
rt ſcheint. Zu gewiſſen Konzeſſionen im Intereſſe der
rgerfreiheit gern geneigt, den Prärogativen des Adels,
nn auch nicht ihm ſelbſt abhold, und den König von der
rantwortlichkeit, dann aber auch allerdings von der Selbſt-
ierung befreiend, haben die Doktrinärs einen gewiſſen
ad von Freiheit mit ihrer Abneigung gegen den ewigen
ß der Dinge und die grenzenloſe Negation des Zeitgeiſtes
hl zu vermiſchen gewußt. Wenn ſie Poſitives vertheidi-
, ſo gilt dies gerade nicht unmittelbar dem Gegebenen,
hl aber mittelbar, da das faktiſch Gegebene ihrer philoſo-
ſchen Theorie am nächſten kömmt und wenigſtens den Buch-
en für Das hergibt, in welches ſie allerdings einen an-
n Sinn legen. Und ſo war auch in Deutſchland die letzte
iloſophie weit entfernt, mit der politiſchen Neuerung ſich
verbinden. Natürlich, die Neuerung hatte kein Ziel; wäre
eine fertige, in ſich begründete und vor neuem Verfall
ere Republik, wer weiß, ob die Philoſophen ſich mit dem
nn Beſtehenden nicht eben ſo gut abfinden würden, wie

jetzt in der Monarchie! Die Philosophie muß über den Staat eine Meinung haben, sie muß sich für äußere Formen und dauernde Gesetze erklären; man verlangt eben so gut einen Staat von ihr, wie eine Kirche und eine Logik. Es konnte einige Fragen geben, was die Verwaltung und Gesetzgebung betrifft, wo die Philosophie sich den herrschenden Grundsätzen nicht fügte, allein in der Hauptsache haben wir auch hier das gleiche Resultat, wie auf den beiden vorigen Stufen erlebt. Die Tonangabe zu den politischen Debatten unserer Zeit kam von der Philosophie nicht her: sie war zu sehr Dogmatismus, um negativen Richtungen die Fahne voranzutragen.

Noch entscheidender, als in der Theologie, war die Reaktion gegen diese Philosophie auf dem politischen Gebiet. Sie war in Deutschland so durchgreifend, daß sie sich zuletzt in förmliche, landesübliche Politik verwandelte und wie z. B. bei Ruge nach langer theoretischer Formeln- und Prinzipienpolemik eine reine Publizistik auf den Grund gegebener politischer Thatsachen wurde. Die Philosophie als solche ist Rugen nicht gefolgt und so, wie wir sie nun jetzt in Lehrbüchern und auf Kathedern erblicken, scheint sie in der Irre zu gehen, rathlos, herrenlos, ohne alle bedeutsamen Anknüpfungen. Die Philosophie spielt in diesem Augenblick keine großartige Rolle mehr. Sie gleicht einem Fürsten, der sich im Inkognito eines gewöhnlichen Ueberrockes ohne Stern unter das Volk mischt. All' ihre Kraft ist entweder in ihren eigenen Schooß zurückgedrängt oder sie benutzt sie nur zum Kampfe gegen die Fakultäts-Katheder, die sich in diesem oder jenem wissenschaftlichen Bereiche bis zur Thierarzneikunde, und der Landwirthschaftslehre einem allzu krassen Empirismus ergeben. Da ist allerdings die heutige Philosophie in voller

mühlenthätigkeit und ſchrotet mit den Mühlſteinen ihrer
zipien manches grobe Korn zu feinerem Mehl. Sie gibt
mit der Ausbeſſerung alter abgeriſſener Methoden ab.
vervorſchuhet abgelaufene Stiefeln, ſie flicht die Löcher
Körben und Stühlen zu, ſie wendet Kleider, überzieht
nutzte Kravatten wieder friſch, ſetzt in mangelhafte Regen-
ne neues Fiſchbein ein, bügelt die Beulen in alten Hüten
r auf, kurz ſie hat jetzt mehr ein Trödelgeſchäft, als
Weltberuf; ſie ſitzt in einer kleinen Schuhflickerbude,
auf dem höchſten Berge, von dem man die Welt über-
kann. So iſt es auch ſchwer, aus der Stellung der
ſophie zum öffentlichen Leben jetzt für ſie oder das letz
ein Prognoſtikon zu ſtellen. Wo ſind die großen Zeiten
Kant, Fichte, Schelling und Hegel hin! Wird die Phi-
hie wieder einmal Antheil haben an der Löſung jener
en, mit welchen wir unſere Zeitgenoſſen beſchäftigt ſe
Wird ſie die Irrthümer berichtigen, die Leidenſchaften
hnen, die Intereſſen befriedigen können? Wird die Phi-
hie die Nebel unſerer Befürchtungen zerſtreuen? Wird ſie
Unterdrückten zum Siege und der Ungerechtigkeit zum
ze verhelfen? Wird ſie die Götzen des politiſchen und
öſen Aberglaubens ſtürzen? Wird ſie alles das leiſten,
ihres Amtes wäre, wenn ſie nicht in einem Winkel, ſon-
auf dem Markte und in der Volksverſammlung ſäße?
, die Philoſophie iſt jetzt weder Wettermacher, noch
fahne mehr; iſt ſie weiſer als früher, ſo iſt ſie es auch
lb, weil Weisheit die Tugend — der Entſagung iſt.
Was die nächſte Zukunft zu löſen hat, und wie ſie es zu
hat, können wir vielleicht noch durch eine intelligente
vorurtheilsfreie Philoſophie erfahren; aber ſie ſelbſt wird

ſich nicht an die Spitze der Bewegung ſtellen. Unſere Zeit iſt nur ein Mittelglied in einer Kette von Geweſenem und Kommendem, wir bilden den Uebergang aus Feindlichem in Feindliches, wir können überall die Punkte beſtimmen, wo die Intereſſen in Konflikt gerathen müſſen, wo es zur Zündung der ſich begegnenden Brennſtoffe kommen muß, nicht aber einen Punkt, wo ſich eine friedliche Beilegung denken ließe. Ja wo ſie ſich denken ließe, das wüßten wir ſchon; allein, wo ſie auch wirklich eintreten wird, das liegt nicht in unſerer Hand. Alle Tendenzen, die wir ſich durchkreuzen ſehen, haben einmal ihren urſprünglichen Stoß erhalten und müſſen die nachhaltige Kraft deſſelben in ſich ablaufen; griffen wir hinein, um einer der Kugeln eine willkürliche Richtung zu geben, wer weiß, ob wir die Verwirrung nicht vergrößerten? Es wäre troſtlos, wenn wir hie und da nicht einen Frieden oder einen Waffenſtillſtand ahneten, wenn wir nicht Grenzen ſähen, an welchen dieſer oder jener Irrthum vor unſern ſichtlichen Augen ſcheitern muß; allein daß die Philoſophie den Streit verſöhne, davon ſind wir ſo weit entfernt, daß vielmehr Weisheit da nur hinderlich ſein würde, wo der Friede die Folge eines geſtillten eigennützigen Bedürfniſſes ſein wird. Wir haben Meinungen und Anſichten, die ſich bekämpfen, dieſe kann die Philoſophie berichtigen, aber niemals wird das Andere, woraus unſere Zeit zuſammengeſetzt iſt, Vernunft annehmen, nämlich die Leidenſchaft und das Intereſſe. Nicht die Vernunft iſt im Gedränge, ſondern das Privilegium; und man blicke nur nach Ländern, wie Spanien, ob da wohl eine Ausſicht vorhanden iſt, daß die gewaltigen Leidenſchaften der Rachſucht und des Haſſes jemals anders, als durch Befriedigung derſelben könnten ausgeſöhnt werden! Wollen wir auf

te Zukunft unſeres Welttheiles ſchließen, ſo werden
traulichen Schatten der Wiſſenſchaft verlaſſen und mit
Herzen wieder mitten in das wirre Durcheinander
gniſſe treten müſſen, von welchem wir beim Beginne
Werkes ausgegangen ſind.

wir nun am Schluſſe dieſes Buches von der Zu-
niges zu errathen ſuchen wollen, ſo können wir nicht
igkeit ſprechen, welche der Prophezeihung angehört.
e große Zukunft Großes in ihrem Schooße birgt, das
wir nicht; denn ſelten, daß ein gleichartiger Zug von
e und Beſtrebungen ſich in der Geſchichte lange aus
ſt ohne anderweitige Zuthat fortſpinnt; meiſt immer
neidet die gebahnte Straße der Thatſachen das ſpezifiſch
ie wohl die Griechen zur Zeit des Perikles ſich denken
daß vielleicht einſt die Macht der Perſer doch einmal
genden Uneinigkeit und Verrätherei in Hellas ſich be-
en würde, Niemand aber an den mazedoniſchen Staat
nd zur Zeit des Demoſthenes wiederum Niemand, daß
über hundert Jahre vergehen würde, wo ein ganz
Volk an die Stelle der Mazedonier treten würde, die
die kein Menſch kannte. Und was konnten Cato und
über ihre Zeit philoſophiren? Mit welcher Wahr-
hkeit, die ohnedies noch ein Erfolg krönte, konnten ſie
fenden Größe und Freiheit des römiſchen Reiches nach
der Alleinherrſchaft, der Tyrannei und der endlichen
ng? Sie mochten denken, allein wer von ihnen dachte
ſpezifiſch Neue, das ſich mit dem Chriſtenthum in
erlauf der römiſchen Geſchichte miſchte? Und ſo
ſich eine Epoche über die andere, immer bedingt und
durch etwas, was ſelbſt der nächſten Vergangenheit

noch ein Geheimniß geweſen war. Möglich, daß für Europas Zukunft geographiſche und ethnologiſche Umwälzungen weniger zu erwarten ſtehen, als vielleicht Erfindungen, welche die Menſchheit jetzt noch nicht ahnt, wie Napoleon, als Fulton ihm die Kraft des Dampfes als Mittel die Welt zu erobern, an empfahl, nicht glauben wollte und nicht wiſſen konnte, wie Zeit und Raum durch Dampfſchiffe und Eiſenbahnen würden abgekürzt werden. Möglich aber auch, daß wir das Höchſte in dieſer Hinſicht erreicht haben und daß das Neue von einer ganz andern ungeahnten Seite aus losbrechen könnte. Es iſt charakteriſtiſch in der Geſchichte, daß von daher, wo man das Neue zu erwarten pflegt und ihm mit Kopf und Hand entgegenarbeitet, es niemals kommt. Man kann Theorieen verfolgen, wie z. B. in der Wiſſenſchaft: man kann ſein Leben der Aufgabe widmen, irgend ein vorhandenes Material zu einem Syſteme zuſammenzuſetzen und plötzlich wird eine neue Schrift entdeckt, plötzlich bringt der Zufall von einer ganz andern Seite her eine neue naturwiſſenſchaftliche Erfahrung und die Wiſſenſchaft nimmt eine Richtung, die ſie nie geahnt. So wollen wir uns auch nicht darauf einlaſſen, den Grillen nachzuhängen und etwa uns fragen: welches iſt die Beſtimmung unſeres Welttheils, werden die andern eine Gewalt über ihn gewinnen, wird Amerika von Eroberungsluſt ergriffen, wird Aſien durch den Hunger und die Menſchenüberzahl getrieben werden, ſich auf Europa zu werfen; wird das Chriſtenthum ewig ſein — wird unſer Erdball dieſe oder jene Beſtimmung haben; werden die Menſchen auf immer ausſterben und einer neuen Schöpfung und höheren Weſen Platz machen? Dies Alles iſt in Gottes Hand gegeben.

Leichter iſt es, die kleinen Verwickelungen des Mo-

ntes im Voraus zu lösen. Wer divinatorisches Talent
zt, die Geschichte studirt hat und in ihr selbst einen Platz,
n der Ruf an ihn käme, auszufüllen vermochte, der sagt
wohl, wie aus den im Januar gegebenen Faktoren sich
Dezember des Jahres ein Erfolg zusammenziehen muß.
gt uns Europa nicht ein kleines, stilles, detaillirtes Treiben
Nachklängen aus der Vergangenheit, mit Drohungen, die
ihrem Beispiel unterstützt werden, mit kleinen Kreiserun-
für die sogenannte gesetzmäßige Freiheit? Wie leicht ist
, den nächsten Moment zu bestimmen? Wie hat selbst
ßland sich so schnell wieder in die Karten blicken lassen
verräth uns eine Erschöpfung, die das westliche Europa
der Furcht vor den Kosacken wieder befreit hat! Hier ist
hts, das sich nicht auf einfache Weise lösen würde.

Wenn man nach dem Momente und dem Charakter, wel-
n das erste Drittheil unseres Jahrhunderts gezeigt hat,
h auf die fernere von den Grenzen des Jahrhunderts ein-
chlossene Zukunft schließen will, so möcht' es, vom Arme
ttes abgesehen, nicht schwer sein, zu bestimmen, wessen
r uns gewärtig halten dürfen. Was wird uns das Jahr-
ndert im Ganzen und Großen bringen, welche Grundsätze
rden sich befestigen, welches wird der Same sein, den künf-
e Zeiten von den unsrigen erben werden?

Der Inhalt unseres ganzen Werkes kam darauf hinaus,
ß unsere Zeit die Resultate der Revolution sich auf gesetz-
äßige Weise sichern will. Friedlich wird der Charakter un-
res Jahrhunderts bleiben. Es hat am Kriege erlebt, wie
enig er die Freiheit sichert, wie sehr er das allgemeine
Wohl der einzelnen Willkür preisgibt, selbst wenn diese das
höne Schauspiel darbietet, mit Genie verbunden zu sein.

Was zur Befestigung des Nationalwohles gehört, hat sich schon über die Untersuchung erhoben. Man rechnet dazu die rechtlich gesicherten Verfassungen der Staaten, die Erleichterung der Existenz, die Abschaffung der Geburtsprivilegien, die Abschaffung der Priestervorrechte und des Symbolzwanges. Wer wird läugnen, daß dies die Resultate der Revolution sind? Allein verschieden vom vorigen Jahrhundert wird sich das unsrige dadurch auszeichnen, daß es den Geist der Liebe und Versöhnung wieder walten ließ, daß es die Befreiung der Einen nicht ohne Entschädigung der Andern lassen will, daß es einen Abscheu empfindet, die Saatfelder der Humanität mit Blut zu düngen. Weil das, was unser Jahrhundert erstrebt, nur sich im Staate bilden kann, so umgeht es den gegebenen Staat nicht, zieht ihn einem erst zu schaffenden vor und sucht aus ihm das Beste zu entnehmen, was er vor der Hand enthält. Die Abneigung gegen die Fürsten mildert sich, wenn sie nur irgend einen Enthusiasmus für die ernste Aufgabe der Zeit verrathen. Aufrichtige Anerkennung bei den Fürsten, daß sie nur der Zufall auf eine Stelle erhob, wo sie zwar Menschen sein dürfen mit den unvermeidlichen Schwächen und Irrthümern, aber eigentlich doch nur die Bevollmächtigte einer höheren Idee sind, gewinnt wieder die Zuneigung der Gehorchenden. Wo Unruhe und Unbehaglichkeit zum Vorschein kommen, da entstehen sie wahrscheinlich nur aus Ueberdruß, daß die Regierungen das Falsche wählen, wo ihnen das Richtige so leicht an die Hand gegeben ist, daß sie Partei nehmen, wo sie neutralisiren sollen. In der Stimmung der Gemüther ist Schwäche mit Tugend gemischt.

Die konstitutionelle Verfassung wird das Schiboleth unse-

ahrhunderts bleiben. Jeder Tag zeigt, welch' einer Aus-
ng ſie fähig iſt und freilich auch welcher Ausbildung ſie
, um den Bedürfniſſen, falls ihnen die Oeffentlichkeit
en kann, entgegen zu kommen. Kein Staat wird ſie
hen können, ja derjenige Staat, welcher ihres äußeren
ſtes noch entbehren zu können glaubt, wird ſich doch
r der Wendung bedienen müſſen, daß er Inſtitutionen
weiſen hätte, welche die Konſtitution erſetzten, Perſön-
ten welche die Garantie zur Zeit noch unnöthig
en. Wenn zwiſchen der Fürſten- und Volksſouveränität
Jahrheit in der Mitte liegt, dann gibt es dafür keinen
n organiſchen Ausdruck, als eine Verfaſſung. Wenn die
Staatsgewalten in einer wahrhaften Einheit wirken ſol-
ſo muß es wiederum durch die Verfaſſung eine auf die
e können. Es iſt möglich, daß die beſte Staatsverfaſ-
noch über ihrer gegenwärtigen konſtitutionellen Form
ßliegt, aber daß ſie durch dieſe hindurch muß, daß in
wenn nicht die Form, doch das Weſen derſelben (allein
läßt ſich Beides trennen?) muß aufgenommen ſein, ſteht
Gegen den erſten politiſchen Grundſatz unſerer Zeit, die
utionelle Regierungsform, vermag nur diejenige Tendenz
einzuwenden, welche auch ohne Weiteres ſich dem Geiſt
Zeit feindſelig gegenüberſtellt.

s kommt aber nicht allein auf die Form an, ſondern
mehr auf den Geiſt, der ſie belebt. Sonſt würden, wie
wohl geſchieht, alle feudalen Ueberlieferungen eilen, ſich
r verfaſſungsmäßige Schanzen zu werfen. Die Konſti-
n ſichert nicht Jedem das, was er hat, ſondern nur das,
ihm gebührt. Unſer Jahrhundert iſt darin ſo rückſichts-
daß es die hier nothwendig ins Gedräng kommende

Eigenthumsfrage durch billige Abfindung zu lösen ſucht. Wenn wir uns auszudrücken pflegen, daß der Bürgergeiſt in unſerer Zeit alle übrigen Intereſſen überwiegt, ſo iſt dies allerdings nur eine einſeitige Bezeichnung. Das Richtige iſt: Jahrhunderte hat der dritte Stand gebraucht, um ſich eine Geltung zu geben. Er iſt ein glücklicherer Vermittler der Staatsintereſſen geworden, als der Adel. Wenn er den letztern an Macht überragt, ihn an Reichthum weit hinter ſich läßt und ſelbſt an Bildung übertrifft, ſo muß er auch gegen jenen immerdar einen Vorſprung gewonnen haben, in welchem ihn der Adel nicht wieder einholen kann. Ueberdies iſt dieſer dem dritten Stand gewordene Vorrang keine Uſurpation, ſondern die natürliche Folge einer Menge von Umſtänden, die alle zuſammenkommen mußten, um den Adel in ſeiner früheren Geltung zu untergraben. Deshalb ſollen auch die Verfaſſungen nicht dazu dienen, feudaliſtiſche Anſprüche auch für die Gegenwart noch zu befeſtigen und etwa ein Gleichgewicht in den modernen Staaten zwiſchen dem Adel und dem Bürger herzuſtellen; ſondern es ſoll im Staat der Ueberhang mit einer entſchieden abſchüſſigen Tendenz dem dritten Stande gebühren und die übrige Standſchaft nur dazu dienen, den Staat in ſeiner Neigung von dem völligen Sturz zur Demokratie zurückzuhalten und auch der bürgerlichen Tendenz einigermaßen einen Zügel anzulegen.

Ein damit verſchwiſtertes Reſultat unſeres Jahrhunderts iſt der Kampf gegen die Privilegien. Wir wollen den Adel nur deshalb, weil er einmal da iſt; aber Berechtigungen darf er ſeiner Geburt nicht, ſondern nur ſeiner Bildung und ſeinem Verdienſt entnehmen. Wir wollen die Religion, aber ſo wenig als möglich in Geſtalt einer Kirche, welche weltliche

echte ausüben darf. Seitdem der Adel sich den Grundbesitz
t nehmen lassen und der Bürger, der ihn kaufte, nicht eo
so dadurch in den Adel rückte, ist dies stolze Institut der
ergangenheit zertrümmert, sind diese unter uns herumwan-
lnden Gelleute, die nur noch den Namen und nichts mehr
n der Sache des Adels haben, traurige Schatten einer
wiederbringlichen Vergangenheit. Da jedenfalls das Vor-
ndensein einer Adelskaste, die nur noch die Firma und
cht mehr den reellen Werth des Adels besitzt, nur des im-
er nicht zu vermeidenden exklusiven Benehmens wegen zu
erwirrungen in dem politischen Leben der Gegenwart führt,
sollten einsichtsvolle Regenten, die einsehen, wie ihnen ein
lcher federleichter Adel mehr schadet als nutzt, ihn auch
ne Weiteres aufheben. Sie sollten die Maxime, daß Adel
r an einem gewissen Güterbesitz hafte, ein für allemal
nehmen und sie mit der in England herrschenden Adels-
rfassung, mit der Primogenitur und dem System der jün-
rn Söhne, die nicht mehr den Titel ihrer Väter führen,
rbinden, denn wo soll da Einigkeit und Vertrauen in das
litische Leben kommen, wo sich durch den dritten Stand
merfort hindurch Namen drängen, die eine unverdiente
uszeichnung besitzen und einen Unterschied erzeugen, der auf
ktische Verhältnisse nicht begründet ist? Erst wenn nur die
elig sind, welche ein gewisses Quantum von Länderbesitz
ben und die, welche sich diesen Länderbesitz auch erwerben,
ohne Weiteres werden können, dann würde der Adel, so-
e der Doktortitel die Gelehrsamkeit bedeutet, so nichts als
n Güterbesitz bezeichnen. Er würde dann nichts Exklusives
r den Bürgerstand mehr sein und nicht mehr jenes große
nderniß eines behaglichen Staatslebens bilden, welches er

bis jetzt noch immer in Deutſchland und in den minder emanzipirten Ländern iſt. Und wie mit dem Adel, ſo auch mit der Kirche. Der Zeitgeiſt wird ſich nie mehr bereitwillig zeigen, ihr politiſche Rechte einzuräumen und wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo ſoll die Kirche ſelbſt aufhören, in Rückſicht auf die Religion in der Art eine Korporation zu bilden, daß ſie etwa Staatskirche genannt wird oder ſonſt einen Vorzug vor jeder andern beliebigen religiöſen Ueberzeugung genießt. Man kann dieſen Zeitgeiſt verdammen, aber wo iſt die Kraft, die ihn tödten könnte?

Endlich verlangt das Jahrhundert eine vernünftige, d. h. eine geregelte Freiheit für Handel und Gewerbe. Niemanden, es ſei denn einen Erfinder, ſoll ein Monopol ſchützen. Der Staat ſoll ſeine größern Hülfsmittel nicht benutzen, um in irgend einem Handels- oder Gewerbszweige mit dem Privatmann zu konkurriren. Wenn irgend Etwas dazu beiträgt, die Reſultate der Revolution auf geſetzmäßige Weiſe zu erobern, ſo ſind es die Erleichterungen des induſtriellen und merkantiliſchen Verkehrs. Um zu leben, wurden wir geboren und um leben zu können, müſſen wir unſere Hände rühren. Da die Exiſtenz jetzt ſchwieriger zu bewältigen iſt, als früher, wo die ungleich vertheilten Reichthümer in der Maſſe noch nicht ſo ſehr den Drang erzeugt hatten, über die Linie der Armuth hinaus zu gehen, ſo ſind die Menſchen auch mehr an die materielle Nothwendigkeit gebunden und gewöhnten ſich an ein unumgängliches Intereſſe, das ſie immer noch neben den ſonſtigen Tendenzen der Zeit zu halten und zu ſchützen ſuchten. Ja, wäre im vorigen Jahrhundert der Bürgerſtand ſchon ſo wohlhabend geweſen, wie jetzt, hätten Handel und Gewerbe ſo ſehr, wie heute, das nächſte In-

reſſe in Anſpruch genommen, ſo würde man jene Reihe
ewaltſamer Kataſtrophen nicht erlebt haben, an welche ſich
e letzten Dezennien unſeres Jahrhunderts weit weniger an-
ließen werden, als es wohl noch die erſten thaten. Die
enker der Völkerſchickſale wiſſen, wie die ſtockenden Gewerbe
e Urſachen der Unzufriedenheit nähren und die blühenden
mmer geneigt ſind, ſich mit der Autorität gegen Tumulte zu
erbinden. So haben auch die Regenten nichts eifriger zu
un, als ſich dieſes Beiſtandes der Betriebſamen gegen im-
er mehr und mehr abnehmende hohle Ideologie zu verſichern.
lle nur möglichen Erleichterungen des gewerblichen und Han-
elsverkehrs liegen im Schooße des Jahrhunderts. Erfindungen,
e eine neue Methode in Anwendung bringen, werden mit
ubel begrüßt. Die Gelehrſamkeit, welche dieſem Drange
ach Neuem entgegenkömmt, wird als die Modewiſſenſchaft
es Tages von allen Händen getragen. Die Beſchleunigung
er Wege, der Sieg über das Meer, Brücken, die über die
lüſſe geſchlagen, Häfen, Waarenhallen, Schiffe, die gebaut
erden, dürften im nächſten Leben unſerer Zeitgenoſſen wich-
ge hiſtoriſche Momente werden. Ein Handelstraktat wird
ehr Epoche machen, als eine politiſche Allianz.

Weiter möcht' ich in die Zukunft, die vor unſern Augen
egt, mich nicht verlieren. Auch will ich nichts von dem,
as einmal charakteriſtiſch für unſere Zeit werden will, vom
emüthlichen, poetiſchen oder philoſophiſchen Standpunkte
ner Kritik unterwerfen. Möge nur dies eintreten, daß man
nſt von unſern Zeitgenoſſen Folgendes ſagen kann:

Ihr Leben war mühſelig, aber ihr Tod nicht ohne Hoff-
ung. Sie hatten eine verworrene Erbſchaft zu theilen, mehr
chulden als Gewinn; aber ſie betrachteten ſich wie Brüder

und gaben Jedem ſo viel, als ſeine Schultern zu tragen vermochten. Sie hinterließen mehr, als ſie empfangen hatten. Die Schulden wurden getilgt und neue Kapitale angelegt. Sie arbeiteten auf dem Felde im Schweiße ihres Angeſichts, hörten aber mit Freuden zu, wenn die Lerche ſang. Sie waren zu geplagt und zu eng gedrängt, als daß ſie ſelber vor Gott oft niedergeſunken und ihm eine langwierige Andacht gewidmet hätten, aber in das Lob der Natur, in den Preis und Ruhm Gottes, den alle Welt ſingt, ſtimmten ſie mit ein und dankten gerührt, wenn ein Anderer ſtatt ihrer und für ſie betete. Im öffentlichen Leben waren ſie mißtrauiſch, aber nicht feindſelig. Abgewandt dem Staate, der ſie nicht alle immer mit gleicher Liebe zu umfaſſen ſchien, wühlten ſie doch nicht gegen ſeinen Beſtand. Sie dienten ihm als Freigelaſſene, die ſich gern aus langer Gewöhnung noch Knechte nennen, und brauchten ihr Recht nur, wenn es in Gefahr war, ihnen genommen zu werden. Das Vaterland war ihnen ein verworrener und doch heiliger Begriff. Sie hatten Sehnſucht zur Ausſöhnung zwiſchen den Nationen und waren leichtgläubig genug. Andre nur nach ſich ſelbſt zu beurtheilen, vom Nachbar nur Gutes ſo zu erwarten, wie ſie ſelbſt es ihm wünſchten. Lieber als das Vaterland wurde ihnen die Mutterſprache. Dieſer hingen ſie mit jener innigen, unzerſtörbaren Liebe nach, welche ſie für das Vaterland nur in ſich hegten, wenn es bedroht wurde, nie aber, wenn die Liebe zu den Seinen die zu den Andern verletzt hätte. Ja, dem Entfernten waren ſie meiſt geneigter, als dem Nahen. Wenn ſie in Leidenſchaft kamen, ſo mußte ſie der Nächſte oft entgelten. Haſtig in dem, was ſie für Rechtens hielten, rechteten ſie gegen einander. Oft vom Nächſten

getäuſcht, riefen ſie den Richter auch wohl dann an, wenn ihnen Niemand zu nahe getreten war. Im Handel und Gewerbe kannten ſie freilich nur ihr eigenes Intereſſe. Sie durften auch nicht anders, wenn ſie in der Lage waren, erſt erwerben zu müſſen. Gegen Weib und Kind zärtlich, wählten ſie öfter nach Neigung als Intereſſe und erzogen die Ihrigen nicht für einen Stand, ſondern für alle. Die Jugend kam faſt reifer auf die Welt, als jetzt. War es angeboren oder die größere Sorgfalt der Eltern, ſie machten ſchnelle Fortſchritte und überflügelten die Alten, ohne ſo voreilig zu ſein, als dieſe es in der Jugend waren. Die Frauen liebten das Haus mehr, als die Welt. In der Sitte waren ſie züchtiger als die Großmütter, wenn ſie auch [illegible] Geiſt und die Schönheit derſelben nicht immer erreichten. Der Vornehme wurde durch das Daſein der Armuth weit weniger gehoben, als in Verlegenheit geſetzt. Wenn er dem Einzelnen nicht half, ſo glaubt' er der Maſſe helfen zu müſſen. Die Wohlthätigkeit war ſchon keine perſönliche Tugend mehr, ſondern Bürgerpflicht. Im Umgang thauten die Herzen auf, wenn auch langſam. Jeder freute ſich, wenn es ihm gelang, durch die Verhältniſſe bis zur Natur hindurch zu brechen. Sie ſtarben ungerne, was viel ſagen will für den Werth des Lebens, welches ſie verließen, wenig für einen kindlichen Glauben an das Jenſeits. Die Mühen und Schmerzen des Daſeins hatten ſie ſich gewöhnt als die eigentliche Form des Lebens zu betrachten. Da ſie nicht mehr erwarteten, vermißten ſie ſelbſt das Wenige, was ihnen geboten wurde, ungern: doch ſtarben ſie nicht ganz ohne Hoffnung.

Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn dieſes Buch in dem Gewirre von Schriften, die unſre Zeit oft ohne Fug und

Grund in die Zukunft vererbt, von irgend einem Weisen, der das neunzehnte Jahrhundert so schildern will, wie wir wohl das achtzehnte schildern, einstmals als eine bestäubte und in irgend einem Winkel mit Schutt bedeckte Quelle benutzt wird. Schildert es meine Zeitgenossen nicht immer so, wie sie sind, so genügt es schon, dereinst zu wissen, wofür wir uns gehalten haben. Und wenn sich in diesen anspruchslosen Skizzen und Erörterungen Irrthümer finden, so werden sie auch als solche nicht ohne Gewinn für die Zukunft sein. Sie werden unsere Zeit vielleicht dadurch am meisten charakterisiren, daß wir sie für Wahrheit gehalten haben.

(Schluß der Säkularbilder.)

## Nachträgliche Bemerkung.

Die bereits erschienenen acht Bände der „Gesammelten Werke von Carl Gutzkow“ sind in der Offizin von A. Osterrieth in Frankfurt a. M. gedruckt.

Die Verlagshandlung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

# Novellenbuch

von

## Karl Gutzkow.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1846.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

# Inhalt des eilften Bandes.


| | Seite |
|---|---|
| Der Prinz von Madagaskar | 1 |
| Der Sadducäer von Amsterdam | 99 |
| Die Königin der Nacht | 171 |
| Die Wellenbraut | 199 |
| Die Selbsttaufe | 293 |

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

# Der Prinz von Madagaskar.

In dem hintern Zimmer eines Kaffeehauſes, welches weder das beſte noch das ſchlechteſte von Paris war, ſchien ein junger Mann die haſtigen Schritte zu zählen, mit welchen er den engen Raum durchmaß. Bald eilte er an die Fenſter, welche zur Straße führten und warf einen erwartungsvollen Blick auf ſie hinunter, bald lief er in die Vorderzimmer, um an der dort aufgehängten Uhr nach der Zeit zu ſehen, weil er vermuthlich ſelbſt keinen andern Stundenmeſſer beſaß, als ſeine Ungeduld. Wollte er die Ouvertüre einer neuen Oper nicht verſäumen? Hatte er für einen Ehrenhandel ſein Wort gegeben? Galt es den präciſen Augenblick zu treffen, um bei einer Dame oder einem Gönner oder einer geheimen Spielgeſellſchaft Einlaß zu finden? Darüber wagen wir den jungen Mann ſelbſt nicht zu fragen; denn er ſieht mürriſch und finſter vor ſich her, aus ſeinen ſonderbar geformten Geſichtszügen blickt ein Unmuth, welcher durch den auffallend dunklen Teint nur noch gehoben und durch den nachläſſigen, faſt ärmlichen Anzug im Aeußern gewiſſermaßen gerechtfertigt wird.

Unterlaßt es, für meinen Euch ärmlich geſchilderten Helden eine Collekte zu ſammeln, denn ſo eben weiſt ſich aus, daß er noch im Stande iſt, einen Diener zu unterhalten.

Da tritt der alte, aber noch rüſtige und muntere Mann durch die ziemlich entvölkerten Zimmer und ſieht ſich in allen Ecken nach ſeinem Herrn um, den er jetzt erblickt und freundlich mit ſeinem Taufnamen Hippolyt begrüßt.

„Da hätt' ich faſt geglaubt, Sie nicht mehr zu finden," ſagte er mit treuherziger Geſchäftigkeit; „unſere Sachen ſtehen gut und ich hoffe, es wird noch beſſer werden. Den Profeſſor hab ich im Quartier Latin, im ſechſten Stock, glücklich aufgefunden; ein charmanter Mann, voller Gelehrſamkeit, gar kein Stolz, feine Sitten und alle Sprachen der Welt, die ſich nur denken laſſen. In einigen Augenblicken wird er hier ſein."

Hippolyt ſchien der Erſcheinung des alten Mannes bedurft zu haben, um wieder froh zu werden, und nahm lachend mit freudigen Verneigungen des Kopfs die Dienſte des Alten an, welchen er beim Danken Golas nannte. Golas war aber mit dieſem Lächeln, das er in ſeiner Sprache mit Zweifeln überſetzte, durchaus nicht zufrieden und ſagte:

„Was lachen Sie, Hippolyt? Können Sie nicht eine halbe Stunde allein bleiben, ohne daß Sie den Muth verlieren? Himmel, ich habe Sie während Ihres ganzen Lebens nicht aus den Augen gelaſſen und nun es zur Entſcheidung kommt, ſind alle meine Erwartungen nicht eingetroffen. Was gibt es zu lachen? Der Profeſſor iſt im Augenblick hier."

Hippolyt hatte mit jenem Lachen auch gar nicht das ausdrücken wollen, was ſein alter Diener und Hofmeiſter befürchtete, ſondern erklärte ihm ganz ernſthaft, daß ihm der Profeſſor recht ein Bedürfniß ſei und er nichts ſehnlicher als deſſen Hülfe wünſche.

„Du kennſt nur Mißtrauen gegen mich, Colas," fuhr er fort; „unſer Vorhaben war der Traum meiner Jugend, der jetzt zur Wirklichkeit gereift iſt. Ich habe mich immer nach den Gütern geſehnt, welche mir ein neidiſches Schickſal entriß und will ſie nicht länger entbehren, da ich die Kraft habe, mich in ihren Beſitz zu ſetzen. Die heimathlichen Wälder rauſchen um mein Ohr, die Dämmerung der Vergangenheit hält mich mit feſten Banden umſchloſſen, ja ich fühle es, daß mir die Rechte werden müſſen, die mein ſind und die ſich nur die Schwäche entreißen ließ. Soll ich noch länger in dieſer unglücklichen Lage, worin ich jetzt lebe, unbekannt, ohne Hülfsmittel, ohne die Vortheile, auf welche mich meine Geburt hinwies, fortvegetiren? Soll ich noch länger in Paris der Gegenſtand eines läſtigen unnützen Mitleids oder wohl gar des Spottes bleiben? Colas, laß Dich mein Lachen nicht irren: ſei verſichert, daß ich mein Abenteuer beſtehe."

Colas hatte kaum noch Zeit, ſeinem jungen Herrn freudig die Hand zu drücken; denn eben wurde er des Profeſſors in den vordern Zimmern anſichtig, und mußte eilen, dieſen gelehrten Mann zurechtzuweiſen.

Der Profeſſor Polyglotte war ein dünnes, ſchmächtiges Männlein mit einem großen Kopfe, der hinten Geſtalt eines eckigen Würfels zeigte. Die ſchwachen kleinen Beine, die hektiſch geformte Bruſt, die unruhige Bewegung des Unterkiefers und der Augen, die dürftige, aber doch reinliche und ſorgfältig gelegte Kleidung und Wäſche verriethen den armen Gelehrten, welcher nur davon zu leben wußte, daß er ſich noch immer manierlich genug hielt, um die Leute, denen er ſeine Dienſte antrug, durch ſein Aeußeres nicht zurückzuſchrecken. Er näherte ſich mit gemeſſener Höflichkeit und

fortwährenden Verbeugungen dem harrenden Hippolyt, welcher ihm mit schweigender Erwartung entgegentrat.

„So viel ich aus den Mittheilungen meines guten Freundes, dieses alten Herrn hier," begann Polyglotte, auf Colas zeigend, „habe vernehmen können, wünschen Sie, mein Herr, einen Mann zu haben, welcher aus der Kenntniß fast aller gebildeten und ungebildeten Sprachen der Erde ein Studium gemacht hat. Sie sehen in mir einen Solchen, der auf die Erfüllung Ihrer Wünsche fast ein halbes Jahrhundert anwandte. Ich habe das versteckte Treiben der großen Sprachfamilien aufzudecken gesucht, ich habe mein ganzes Leben damit zugebracht, die zahllosen Verschwägerungen und Verschwisterungen, die Vater- und Gevatterschaften aller Zungen zu vergleichen. Wünschen Sie Aufklärung über die Verzweigungen des indo-germanischen Sprachstammes? Ist Ihnen daran gelegen, die Analogieen der semitischen Sprachen kennen zu lernen? Aber — aha, ich merke schon, Sie sind ein junger Heros jener Schule, welche man jetzt die romantische nennt, ein Novellenschreiber, welcher ausländische Wörter zum Aushängeschild seiner Phantasien benutzen will. Ein guter Titel wäre z. B. das patagonische Abrakarapatakla. Mein junger Herr, irre ich mich?"

Der Professor sprach die letzte Frage mit einer so lang gehaltenen süßen Vertraulichkeit, daß ihm Hippolyt lachend seinen Irrthum benahm und darauf hinzusetzte:

„Nein, Herr Polyglotte, es ist von keiner Fiction die Rede, sondern nur von einem wirklichen romantischen Stoffe, den ich selbst erleben will."

„Lassen Sie nur," fiel Polyglotte ein, „ich verstehe Sie vollkommen. Sie sind ein junger Mann, Sie sind ein Aben-

teurer, Sie wollen entweder nach Oſt- oder Weſtindien. Was bedarf es da weiter? Ein wenig Engliſch, einige praktiſche Uebungen im Sanskrit, etwas Portugieſiſch, wenn Sie nach Braſilien, Spaniſch, wenn ſie nach Cuba wollen. Das ſind Dinge, welche ſich bei mir nur nennen laſſen, um ſogleich darüber Auskunft zu haben."

„Auch das nicht," ſagte Hippolyt verlegen; „weder von Amerika, noch von Aſien iſt die Rede, obſchon Sie Recht haben, wenn Sie von einer transatlantiſchen Reiſe ſprechen."

Der junge Mann ſtockte, als er fortfahren wollte, der Profeſſor ſetzte ſchon ſeine unermüdliche Zunge in Bewegung, um im Rathen ſeinen Scharfſinn zu zeigen, doch Colas gab nicht zu, daß dies Geſchwätz, das zu nichts führte, fortgeſetzt würde.

„Wozu dieſe Weitläufigkeiten!" nahm er ärgerlich das Wort; „ich will Ihnen unſere Sache ganz kurz ſagen. Mein Herr da muß Afrikaniſch lernen!"

Polyglotte lachte laut auf und ſagte: „Mein lieber alter Freund, wie meinen Sie das? Mein Herzensväterchen, wie ſoll ich das verſtehen? Afrikaniſch! Wie groß denkt Ihr Euch wohl Afrika? Haha, wenn Ihr auf Eurem Kirchthurm ſtehet, ſo ſehet Ihr weiter, als der ganze Umfang von Afrika beträgt. Was iſt Afrika gegen Paris? Der Ozean läßt ſich entfernt mit der Seine vergleichen. Ach, was Ihr für vortreffliche Späße machen könnt, Alter!"

Colas gerieth über dieſen leichtfertigen Spott in Zorn.

„Sie wollen mich Afrika kennen lehren?" rief er den Profeſſor heftig an; „ich bin unter dem Aequator wie zu Hauſe, ich war, wenn Sie es wiſſen wollen, zwanzig Jahre in Afrika, und habe mein linkes Auge nicht am Staube des

Bois de Boulogne verloren, sondern an der Sonnenhitze auf der Insel Bourbon, wo ich jeden Strauch kennen will, selbst wenn ich ganz blind wäre. Hippolyt, dieser Professer will uns sagen, was Afrika ist!"

Hippolyt beruhigte seinen treuen Diener und erklärte dem erstaunten Polyglotte, daß es sich um die Sprache von Madagaskar handele.

„Madagaskar! das laß ich mir gefallen," erwiederte dieser, fuhr aber darauf nachdenklicher fort, während ihn die beiden Andern scharf beobachteten: „Madagaskar! Ei nun, ich will nicht sagen, daß diese größte Insel der Erde, welche von der Natur eben so begünstigt ist, wie Hayti und Cuba, daß sie nämlich keine wilden Thiere hegt, welche zuerst von den Portugiesen — und besonders fruchtbar — ja, was wollt' ich sagen? oder vielmehr, ich wollte nicht sagen, daß diese Insel auf meinen Sprachtabellen, welche ich Ihnen jeden Augenblick zeigen kann, die zum Druck bereit liegen, die von den größten Linguisten unserer Zeit in Einsicht genommen sind, die eigends — ja, daß die madagassische Sprache auf ihnen fehlt; im Gegentheil, es läßt sich nicht läugnen, daß —"

„Ohne Umschweife, mein Herr," fiel der junge Mann ein und ergriff dabei krampfhaft den Arm des Professors, „verstehen Sie Madagassisch?"

Dieser ganz bestürzt, entgegnete mit einem gezwungenen Lächeln: „Je nun, ich — es käme einmal auf den Versuch an! Obschon ich gestehe, daß das, was man ausschließlich die Sprache von Madagaskar nennen könnte, mir — mein, mein Herr, beruhigen Sie Sich; ich beende dies Geständniß nicht, denn es dürfte vielleicht unwahr sein. Ich habe die Reise des Grafen Benjowsky nach Madagaskar wohl gelesen, ich

weiß, woher die dortigen Völkerschaften ihren Ursprung leiten, daß arabische und abyssinische und überhaupt semitische Elemente in ihrer Sprache vorhanden sind, wie dies Alles in meinen vergleichenden Sprachtabellen nachgewiesen ist, in einem Werke, das mich unsäglichen Fleiß gekostet hat, und das ich öffentlich werde bekannt machen, wenn meine an den Minister oft gestellte Petition, es drucken zu lassen, genehmigt sein wird. Ist es wahr, daß Arabisch die Grundlage der Sprache von Madagaskar ist, so versteh' ich sie so gut, wie Herr Sylvestre de Sacy, nur blos, daß ich billiger bin, wenn ich darin Unterricht gebe!"

Hippolyt und Golas sahen sich Beide betroffen an; alle ihre Hoffnungen schienen mit dieser Antwort zerstört zu sein. Der Erstere schlug sich verzweifelnd an die Stirn und rief schmerzlich aus:

„Welchen geringen Gewinn hat doch die Welt von der Achtung, welche sie den Gelehrten zollt! Diese Menschen nennen sich unterrichtet und behaupten, vor keiner Frage zu erröthen! Ach, nicht einmal die Sprache einer Insel zu verstehen, von welcher Sie doch selbst, mein guter Herr, zugeben, daß sie die größte auf der Erde ist! Ihre Unwissenheit vernichtet die Hoffnungen eines unglücklichen jungen Mannes, welcher nahe daran ist, aus seiner Sehnsucht eine fixe Idee zu machen."

Polyglotte hätte gegen diese Beschuldigungen viel einzuwenden gehabt, aber er beschränkte sich auf die Wiederholung seiner früheren Vermuthung.

„Sein Sie versichert," sagte er; „daß wir mit dem Arabischen überall in Madagaskar auskommen. Im Munde des Wilden verwischt sich der ursprüngliche Laut nicht so bald als in Europa, wo

Alles auf den Verfall der alten Ausdrucksweise hinarbeitet. Wir werden noch immer Arabisch genug verstehen, um so viel zu sagen, als etwa nöthig ist, um ein Stück Reisbrei und einen Trunk Wasser zu bekommen, um einer schwarzen Eingebornen einige zärtliche Andeutungen zu geben, und sich im äußersten Fall die Ehre des Skalpirtwerdens zu verbitten."

„Halten Sie das für hinlänglich," fragte Hippolyt mit einer stolzen Miene, „um in Madagaskar König zu werden?"

Der Professor stutzte, blieb mit offenem Munde stehen und folgte dann unwillkürlich der Erklärung, welche Colas dahin gab, daß sie sich den arabischen Plan noch überlegen würden, und er morgen um dieselbe Zeit hier wieder erscheinen möge; er ging unter vielen Verbeugungen; blieb aber noch einmal stehen, schüttelte den Kopf, und war in den Vorzimmern verschwunden.

Es sind historische Thatsachen, welche ich zur Erklärung dieser etwas unverständlichen Scene hier anführen will; ganz Paris hat von ihnen gesprochen, und würde ihnen dieselbe unermüdliche Theilnahme geschenkt haben, wie den Osagen und der Giraffe, wenn sich nicht die Person, welche sie berufen, den Augen seiner Bewohner kurz nach dem entzogen hätte, als diese Person eben angefangen hatte, jene im besondern Grade auf sich zu lenken.

Hippolyt Verora war in der That unter dem tropischen Himmelsstriche von Madagaskar geboren. Er war der Sprosse einer der vornehmsten Häuptlinge dieser Insel, auf welcher sich die Franzosen da erst anzusiedeln suchten, als die Engländer fast schon von allen ihren Ufern Besitz genommen hatten. Eine noch unter der Kaiserherrschaft von Sylvain

Roux geleitete Expedition mißglückte völlig, und der Befehlshaber, sei es nun, um für spätere Unternehmungen eine Art Rechtsvorwand zu haben, oder aus einem andern Grunde, nahm die beiden Söhne eines mächtigen Häuptlings mit sich hinüber nach Frankreich. Mandi-Tiara hieß der Aeltere, welcher in Madagaskar starb, als er aus Frankreich, dessen Klima er nicht ertragen konnte, dorthin zurückgekehrt war. Verora aber, der jüngere Bruder, unser Hippolyt, hatte sich vortrefflich an das neue Klima, an die Sitten und Lebensweise eines Landes gewöhnt, das seine Heimath genannt werden konnte, weil er vom Lande seiner Geburt durchaus keine Erinnerung mehr hatte. Er hatte früher unter dem Schutze des Sylvain Roux gelebt und nachdem dieser auf einer zweiten Expedition gestorben war, unter der Aufsicht des alten Golas, welcher der Diener Roux's gewesen war und sich lange Zeit in der Heimath seines Pfleglings aufgehalten hatte. Hippolyt war in die Armee getreten und bekleidete gegenwärtig eine Lieutenantsstelle in einem Linienregimente. Niemals hatte er Paris verlassen: dieser Wilde schien nur für Paris geboren zu sein. Er bewegte sich mit der geschliffensten Tournüre in den Cirkeln, welche sich dem abenteuerlichen Nimbus seines Daseins bereitwillig öffneten, er wußte sich keines andern Baumes zu entsinnen, als der Buchen und Akazien in der nächsten Umgebung von Paris, die Tagesneuigkeiten der Salons bildeten die Welt von Gedanken, in denen er lebte, und die kleinen Begegnungen unter Freunden und Bekannten, waren bis jetzt immer die Ereignisse gewesen, welche ihn am meisten beschäftigt hatten. Je älter er wurde, je weniger sich sein Einkommen, das er nur aus seiner subalternen Stelle und Golas Aufopferungen bezog, mit dem

Werthe, welchen der Ruf und die eigene Eitelkeit auf seine Person legten, zu vertragen schien, desto unangenehmer berührten ihn die Erinnerungen seiner Herkunft, desto unerträglicher wurden ihm die Aufforderungen seines treuen Dieners, welcher Alles von dem Eintritt eines gewissen Alters und der Besitznahme der unveräußerlichen heimathlichen Rechte seines jungen Freundes erwartete. Hippolyt, welcher zwar als Kind den Erzählungen Colas' wie Ammenmährchen gelauscht hatte, aber s. als strebender, reisender Jüngling die fixen Ideen seines alten Dieners belachte, konnte jetzt auf das heftigste erzürnt werden, wenn man ihn, den Pariser, den zierlichen Krieger, den Liebling der Damen, den Schmetterling aller Zirkel, den Vertrauten der jungen Literatur des Tages, den Wagehals im Bois de Boulogne und an der Roulette, wenn man ihn an seine finstern, tropischen Wälder und den Thron von geflochtenen Binsen erinnerte, welchen er unter nackten, thierischen Menschen hätte einnehmen können.

Plötzlich aber trat mit dieser Antipathie eine Veränderung ein. Hippolyt wurde nachdenkender, seine Freunde nannten ihn melancholisch, und Colas hoffte, daß er zur Vernunft und Einsicht gekommen sei. In der That widerstand sein Zögling seinen Aufforderungen nicht mehr mit dem früheren Aerger und dem früheren Spotte, sondern er nahm die abgebrochene Kette von Erzählungen über seine Heimath, welche aus dem Munde des Alten so reichlich strömten, wieder auf und ließ sich bald in die Berechnung aller Möglichkeiten, welche bei einer Vindication seiner alten Rechte eintreten könnten, von Colas verwickeln. All das Abenteuerliche der Prätendenz auf einen vielleicht längst verschollenen Thron

gion ihm jetzt nicht mehr einleuchtend zu ſein, und was
üher wohl ſeine Phantaſie beſchäftigt hatte, beſchäftigte jetzt
nen Ehrgeiz und eine Combination, welche ganz ſo, wie
e aus Colas' Kopf hervorgegangen war, in den ſeinen
berging.

Woher dieſe plötzliche Aenderung? Sie entſtand keines-
egs aus einer Ueberſättigung an den Genüſſen des rauſchen-
en Paris, es war keine Zerſtreuung, welche Hippolyt ſuchte,
ndern er hatte beſtimmte Zwecke im Auge. Das langſame
ortrücken in ſeiner militäriſchen Carriere, die Unzulänglich-
eit der Hülfsmittel, welche er bedurfte, um in ſeinem Auf-
reten nicht immer entblößt zu erſcheinen, die Leidenſchaft des
Spiels, welche ihm nichts mehr zu gewinnen geben konnte,
achdem er nichts mehr zu verlieren wagen durfte, das Alles
ildete die Grundlage eines Entſchluſſes, welchen ein ſpäte-
es Ereigniß unwiderruflich machte. Trotz ſeiner exotiſchen
Geſichtsformen und eines faſt bronzenen Teints hatte Hip-
olyt doch in mancherlei zärtlichen Verhältniſſen geſtanden,
on denen aber keines auf ihn ſo wirkte, als das geheime
Verſtändniß mit der jungen reizenden Gräfin Cecca. Man
ann vielleicht nicht ſagen, daß Hippolyt hier andere Hoff-
nungen hätte haben ſollen, als bei einer früheren Begünſti-
gung; doch ſchien er ſich in den Kopf geſetzt zu haben, ge-
rade den Erwiederungen der Gräfin Cecca eine feſte, treue,
volle Neigung unterzulegen. Er ſah ſich verrathen, als die
junge Gräfin in demſelben Augenblicke, wo er noch ihren
letzten zärtlichen Brief an ſeine Lippen preßte, mit ſeinem
Chef, dem Oberſten Dartois, zum Altare ging. Was bei
Andern den Ueberdruß am Leben geweckt hätte, das ſtachelte
ihn, die Minute zu benutzen und von ſeiner ganzen Lage

jeden nur möglichen Vortheil zu ziehen. An ſeinem Ehrgeize war er durch die untreue Wahl der Gräfin gekränkt worden. Eine ſonderbare Verwirrung ſeiner Ideen trat ein, er fing an, ſich in die Bruſt zu werfen und während er Alles um ſich her, ſeine Bekanntſchaften, ſeine Freunde und das Nächſte, ſein Aeußeres, vernachläſſigte, beſchäftigte er ſich unabläſſig mit dem Gedanken, von ſeiner Jugend jetzt den glänzendſten Gebrauch zu machen. Colas war glücklich; denn Hippolyt lebte nur für ihn, er ging auf ſeine Plane ein und betrieb eifrigſt ihre Verwirklichung.

Der junge Mann hatte ſich entſchloſſen, von ſeiner Geburt ſeine Zukunft abhängen zu laſſen, und dachte jetzt unwiderruflich daran, um jeden Preis König von Madagaskar zu werden.

Wir ſind vielleicht bald bereit, dieſe Expedition ſehr luſtig zu finden; allein ſie hatte auch ihre tragiſche Seite. Hippolyt mochte alle Eigenſchaften beſitzen, welche ihm das Recht des Prätendenten gaben; die vorzüglichſte fehlte ihm aber, nämlich die Kenntniß ſeiner Mutterſprache. Er hatte ſie vergeſſen, jene krauſen, barocken Laute, welche in ſeiner Heimath die Gefühle und Bedürfniſſe ausdrücken, er wußte nicht mehr, wie ſeine unbekannte Mutter ihre Freude zu erkennen gab, wenn ſie ihn erblickte, oder wie ſie die Worte des Flehens ſtellte, als ſie von einem feindlichen Stamme ermordet wurde. Er hatte niemals an dieſen Mangel ſeiner heimathlichen Beglaubigung gedacht, und jetzt erſt, da ſeine Seele mit dem feſten Entſchluſſe umging, die Heimath aufzuſuchen und zu erobern, erſchrak er vor dem Gedanken, daß er ihre Sprache verlernt hatte.

Selbſt Colas ſah ein, wie nothwendig dieſe Kenntniß

für ihr Unternehmen sei; er theilte den Schmerz, welcher seinen Freund unnennbar unglücklich machte, und sann auf Mittel und Wege, diesem Mißstande irgendwie abzuhelfen.

Was ließ sich aber dabei thun? Es mußte jemand da sein, welcher Hippolyt's verschüttetes Gedächtniß aufräumte, der ihn an Laute erinnerte, welche ihm die Natur, da er geboren wurde, auf seiner Zunge schwebend mitgab.

Colas bemühte sich, einen Sprachmeister zu finden, welcher für ihre Kasse nicht zu theuer war. Aber wer verstand in Paris die Sprache von Madagaskar? Hippolyt war der Verzweiflung nahe, seine Schwermuth war zum Gespräch geworden, da hörte Colas von dem Talente des Professors Polyglotte. Er eilte zu ihm und es folgten jetzt die Scenen, die uns schon bekannt sind.

So sonderbar die Vermuthung Polyglotte's über die Sprache von Madagaskar war, so hatte sie doch etwas Wahres, das sie empfahl, namentlich den Umstand, daß sie von Niemanden widerlegt werden konnte, in den beiden Freunden einige Hoffnung erregte und auf die Länge sogar Glauben fand. Die Vorbereitungen zur Ausführung ihres Vorhabens waren schon mit zu vielem Eifer und Ernst betrieben worden, als daß eine Ungewißheit dieser Art, die noch dazu im Munde eines Gelehrten ein ganz anderes Ansehen erhielt, ihre schon fertigen Pläne hätte rückgängig machen können.

Hippolyt hatte schon den Entschluß gefaßt, Unterricht im Arabischen zu nehmen, als am folgenden Tage Polyglotte ihm an demselben Orte, wie gestern, mit einer scheuen überhöflichen Devotion entgegentrat.

„Ew. Königliche Hoheit," begann er sogleich und zeigte,

daß er sich über die Persönlichkeit seiner neuen Bekanntschaft erkundigt hatte; „Ew. Königliche Hoheit wollen doch alles das, was ich gestern unartiger Weise aus den Augen setzte, einem Gelehrten zu Gute halten, welcher den größten Theil seines Lebens über seinen Büchern zugebracht hat, und wenig mehr von den öffentlichen Charakteren in Paris kennt, als einige Ministerialräthe, welche die Aemter zu vergeben haben. Jetzt weiß ich aber nicht nur, wer Ew. Hoheit sind, sondern auch die Pläne, mit welchen Sie umgehen. In Paris kann man über Jeden Alles erfahren, und ich gestehe, daß ein junger Mann, welcher Madagassisch lernen will, meine Neugierde im höchsten Grade beschäftigte. Die geforderte Sprache selbst anlangend, so hat sich ihr Ursprung seit gestern Nachmittag nicht verändert. Ja, Hoheit, es ist nur zu erwiesen, daß die vorzüglichsten Dialekte Ihrer Heimath semitische Sprachwurzeln haben. Wir werden Arabisch lernen, und wir werden die Sprache von Madagaskar verstehen."

Colas setzte deshalb alles Vertrauen auf Polyglotte, weil er ein Gelehrter war, Hippolyt aber, weil seinem Ehrgeize die Huldigung des Mannes schmeichelte. Jener fing deshalb an, mit seinen Ersparnissen in der Tasche zu klimpern, dieser hatte die obligate Frage auf den Lippen, wie viel sich der Professor für seine Lektionen zahlen lasse. Polyglotte aber schien ganz etwas anderes auf dem Herzen zu haben, als das Bedürfniß des Geldes, und gewann endlich nach einigen Vorboten der Verlegenheit Fassung zu folgender Erklärung:

„Nichts von Bezahlung," sagte er; „für meine Leistungen würde ich immer zu viel und" setzte er ironisch hinzu, „für einen

König immer zu wenig erhalten. Hoheit, nehmen Sie mich zum zweiten Unterthan Ihres Reiches; (denn Ihr alter Diener wird sich die Ehre nicht rauben lassen, der erste zu sein), ich folge Ihnen über den Ocean, als ein dictionnaire de poche, als eine Grammaire portative, als eine lebendige Aushülfe. Was hab' ich in Paris? Nichts, als meine unverkäuflichen Manuscripte, als das lange Nachsehn, wenn Andere mir die Stellen wegschnappen, nichts als diesen grauwerdenden Frack, als diese Manschetten, welche ich mir jeden Abend selbst wasche, als diesen kahlen Hut, welcher gleichfalls bald nichts mehr als eine einzige große Beule sein wird. Die Republik nahm mir Alles, das Consulat gab mir nichts wieder; die Kaiserherrschaft raubte mir meine jungen Verwandten, welche mich unterstützen konnten, und was die Restauration der Bourbonen gegen mich verabsäumte, das können Sie, Prinz, bei der Ihrigen wieder gut machen. Ich rechne seit vier und zwanzig Stunden darauf, daß Sie mich mitnehmen."

Hippolyt konnte ohne seinen ersten Minister keinen Entschluß fassen, er sah Colas an, es kam ihm Alles so wunderbar, so neu vor, er hätte den Professor umarmen und doch lachen mögen; er hätte gewünscht, daß alle Welt dieser Huldigung beiwohnte und sah sich doch ängstlich um, ob sie ihn vor Niemanden kompromittirt hätte. Colas aber überrechnete still, ob der Preis für die Lektionen den Kosten der Ueberfahrt gleich käme, und beglückte den zitternd harrenden Polyglotte mit dem Resultat, daß sie ihn, wenn er den Unterricht umsonst geben wollte, mitnehmen wollten.

„Behüte der Himmel, wie sollt' ich mich bezahlen lassen!" rief Polyglotte aus; „auf dem ganzen Erdball werden

zweitausend Sprachen geredet; fünfzehn davon kann ich sprechen, sieben und dreißig verstehe ich und über vierhundert kann ich allerhand feine Bemerkungen mittheilen. Sie sollen Alles lernen, Alles, was ich weiß, Alles, was zu wissen mir leider in meinem Leben noch nichts genützt hat. Ich kann in Madagaskar Dragoman werden, ich kann die Correspondenz mit auswärtigen Höfen führen, ich kann die neue Literatur unter den Wilden einheimisch machen, und den Herren Balzac und Jacob Bibliophile ein Publikum unter dem Aequator schaffen. Ich übersetze die Bibel mit Voltaire's Erläuterungen; ich denke, Prinz, Aufklärung, Religion und schöne Wissenschaften werden Ihre erste Regierungssorge sein, und Sie können für alle diese Dinge kein besseres Instrument finden, als mich."

Hippolyt schwamm in Entzücken, Colas hörte aufmerksam zu, und alle Drei beschwuren einen Bund der Treue und Aufopferung.

Der junge Prätendent befand sich zwar in einer ähnlichen Lage, wie im Anfange der dreißiger Jahren Don Pedro von Portugal in Paris; doch besaß er nicht die Mittel, wie dieser, von seinem Pariser Aufenthalte Vortheil zu ziehen. Wie gern hätt' er, als seine Sache zum Stadtgespräch wurde, die Anerbietungen der Glücksritter und proscribirten Abenteurer angenommen, welche seine Rechte verfechten helfen wollten! Wie gern hätt' er die Werbetrommel in den Straßen von Paris schlagen lassen, und alle Unzufriedenen, die constitutionellen Flüchtlinge aller Nationen unter seine Fahnen versammelt! Allein es fehlte ihm Geld und Polyglotte's Rath, bei Rothschild eine 3½prozentige madagassische Anleihe zu nehmen, würde nichts gefruchtet haben. Die Regierung, an welche

ſich Hippolyt wandte, verwies den Bittſteller zur Ruhe und deutete ihm ernſtlich an, die Welt in keine unnützen Kriege zu verwickeln. Alles, was er erlangen konnte, war ſeine Entlaſſung, welche er von dem Oberſten Dartois, dem Gatten ſeiner ungetreuen Geliebten, mit einer eigenen Miſchung von Freude und Aerger annahm.

So blieb denn, um die Ueberfahrt und Landung jenſeits des Ozeans zu bewerkſtelligen, nichts übrig, als die Erſparniſſe Colas, welche er für dieſen Zweck ſeit langen Zeiten aufbewahrt hatte und jetzt mit Freuden hingab. An dem ſchönſten Frühlingstage riß ſich Hippolyt von ſeinem theuern Paris, Colas von den Hinderniſſen, welche ſo lange ſeinen ſchönſten Träumen im Wege geſtanden hatten, Polyglotte von ſeiner Dachſtube und den Bücherſchränken los, aus denen die Bücher längſt verkauft waren, und die ihm im nächſten Winter ohne Zweifel zur Feuerung gedient hätten. Alle Drei zogen ſie zu Fuß, ohne viel Gepäck zur Barrière hinaus und beſtiegen in Breſt, ſo leicht und frei, wie ſie gekleidet waren, ein Handelsſchiff, welches ſie nach dem Schauplatze ihrer nächſten Schickſale bringen ſollte.

---

Nach einer mühſeligen Fahrt von mehreren Monaten bemerkten endlich die Schiffer, daß nach Nordoſt ein langer dünner Strich über die unabſehbaren und dunkeln Gewäſſer lief. Es war die Küſte von Madagaskar, welche von den Franzoſen niemals ſelbſt betreten wurde, ſondern die Fahrt dauerte noch die ganze Ausdehnung der langen Inſel entlang, bis ſie im Angeſicht einer kleinen felſigen Inſel, die mit ſchärferen Um-

riffen aus dem Meeresſpiegel tauchte und ſich deshalb als von der großen Inſel abgeſondert zeigte, ihr Ziel erreicht hatte. Dies hilfloſe, dem Meere preisgegebene Eiland war die Inſel St. Marie, die von den Franzoſen zu wiederholten Niederlaſſungen benutzt und wegen ihrer Lage und Unfruchtbarkeit immer wieder aufgegeben war, ſie war es, von welcher die Unternehmungen unſers Prätendenten ihren Anfang nehmen ſollten.

Niemand konnte beim Anblick der Inſel ſo froh ſein, als Colas, der mit ſeinen beiden Gefährten auf dem Schiffe Angſt und Noth hatte ausſtehen müſſen. Denn es währte nicht eine Viertelſtunde nach der Abfahrt von Breſt, als Polyglotte in Ohnmacht fiel, ein Zuſtand, von dem er ſich während der ganzen Reiſe kaum erholte. Der alte Mann, der nur krampfhaft, durch vieles Reden und gezwungene Bewegungen lebte, verſank in die ganze Entkräftung eines ſchwachen Körpers, als er vor Weh ſchweigen und auf ſeinem Platze bleiben mußte. Hippolyt war demſelben Zuſtande nah, er dämmerte nur zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, wie ſeine Seele, und bedurfte Colas Hülfe für jede Bewegung, die er zum Eſſen oder Schlafen machte. Ach, dieſer junge Wilde war zu ſehr Pariſer geworden, Tortoni und der Rocher de Cancale hatten ihn civiliſirt, und ſeine Nerven waren durch die franzöſiſche Literatur auf das empfindlichſte verſtimmt worden.

Der Kauffahrer war für Isle de Bourbon beſtimmt und landete bei St. Marie nur, um einige Paſſagiere abzuſetzen und königliche Aufträge für die Kolonie zu überbringen. Nur Wenige gingen mit unſern Reiſenden an's Land. Handwerker, welche hier ihr Glück verſuchen wollten, ein Commis,

der in St. Marie ſchon bekannt war und der Kapitain des Schiffes, welcher ſich ſeiner Aufträge entledigen ſollte.

Da ſtanden keine neugierigen Gaffer am Ufer, einige Eingeborne ausgenommen, welche ein ziemlich verhungertes Anſehen hatten. Da war Niemand, der Euch ſeine Dienſte angeboten hätte, der Euch Euer Gepäck hätte tragen oder einen Gaſthof nachweiſen wollen! Alles hatte eine todte, felſigte, unfruchtbare Phyſiognomie. Aber dennoch hinderte dies den Profeſſor nicht, ſich wieder in ſeiner trocknen Haut zu fühlen, die nüchterne Vergangenheit ſtreifte ſich ihm wie eine Hülle ab, ſeine Redewerkzeuge kamen wieder in Bewegung, er trat ſicher mit dem Fuße auf und wandte ſich in ſeiner ihm wieder geläufigen Art an Hippolyt, der ſich dehnte und ſeine zerſchlagenen Glieder zog, mit der Begrüßung:

„Iſt es möglich, daß ein ſo herrliches Land, wie es dort unermeßlich vor uns ausgebreitet liegt, in Kurzem unter die Botmäßigkeit Ew. Hoheit treten wird!“ Noch iſt es mir wie ein Traum, aber wir haben ja die unwiderleglichſten Rechte, daraus eine Wirklichkeit zu machen. Ich muß geſtehen, dieſe Eingebornen ſehen zwar wie die Neger aus, aber ich zweifle durchaus nicht, daß ſie Arabiſch ſprechen.“

Colas hatte genug an der Bagage des neuen Hofes zu tragen, welche zwar keine Krone und keinen Scepter enthielt, aber doch Wäſche genug, um den König, ſeinen Finanzminiſter und den Oberdollmetſcher anſtändig zu kleiden. Er kannte den einzigen Gaſthof in Vandekev, der franzöſiſchen Niederlaſſung auf St Marie, wohin er ſeine Gefährten brachte, nachdem ſie ſich von dem Capitain, dem Commis und den Handwerkern, die Alle an ihre beſtimmten Adreſſen gingen, verabſchiedet hatten.

„Wir werden in diesen Ländern," sagte Polyglotte, auf die ärmlichen Hütten des Ortes zeigend, „für die Baukunst nachahmenswerthe Muster aufzustellen haben. Närrchen, was wollt Ihr in dieser schwarzen Lehmhütte, wo man vor Rauch ersticken muß?"

Colas erklärte trocken, dies sei die Herberge, und schob seine Freunde in ein niedriges dunkles Häuschen, das von zahllosen Kaninchen, welche den Boden unterminirt hatten, bevölkert war.

Eine Frau trat in das Gemach und schien über diese freiwillige Einquartirung höchst verwundert zu sein. Als Colas zu kommandiren anfing, sagte sie zu ihnen auf gut französisch, daß ihr erster Mann längst gestorben, daß der Gasthof in Verfall gerathen und von ihr längst aufgegeben sei; da sie aber doch Franzosen und Landsleute wären, so möchten sie es sich gefallen lassen, ihr aber auch sagen, was die gute Tante am Canal in Toulouse mache und ob sie nicht bald sterben würde, damit ihr Vermögen frei werde.

Colas wollte diese langweilige Rede kurz abstechen, aber Polyglotte erklärte der starken, rüstigen Frau, daß sich die gute Tante, Barbe heiße sie ja wohl? —

„Nein, Roslne," verbesserte die freudige Wirthin. —

„Sie haben recht, Roslne," sagte Polyglotte; „nun, wie gesagt, es geht ihr nichts ab, sie ist eine reiche Frau, ihr Haus am Canal —"

„Was, hat sie das eine verkauft? sie hatte ja deren zwei," fiel die Nichte ein.

Polyglotte affektirte den Empfindlichen und sagte:

„Glaubt Ihr mir da etwas Neues zu sagen? Freilich hatte sie, aber sie verkaufte das eine um ein enormes Geld,

was ſie auf Zinſen gab. Kurz, es geht ihr gut, aber ſie kränkelt."

„Kränkelt ſie?" wiederholte fragend die Erbin mit ſchlecht verhehlter Freude. „Ach ja, die Gute litt immer ſchon an der Gicht."

„An der Kopfgicht," ergänzte Polyglotte, „und ſie wird es nicht mehr lange machen."

Die Wirthin konnte nichts Angenehmeres erfahren, ſie eilte, Colas Wünſche zu erfüllen, und begleitete ihr Hin- und Herkommen mit dem unaufhörlichen Ausdruck ihrer Bereitwilligkeit, den Herren zu dienen, ſelbſt nachdem der Gaſthof längſt aufgehört habe.

Die drei Helden unſerer Geſchichte bildeten gegen Abend eine eben ſo maleriſche als komiſche Gruppe. Polyglotte ſaß in Hemdärmeln, die Schlafmütze tief über ſeinen grauen Kopf gezogen und flickte an ſeinem einzigen Fracke, den er ſchon ein viertel Jahrhundert trug und auf der Reiſe zum Auseinanderfallen zugerichtet hatte. Er hatte ſich von der Wirthin, die ihn wegen der Kopfgicht ihrer Tante in Toulouſe liebgewonnen, mehre bunte Lappen von Seiden- oder Wollenzeug erbettelt, und ſetzte jetzt dieſe mit dem Gleichmuthe eines Philoſophen in die Lücken des ſchwarzen Frackes ein.

Colas ſaß auf dem Fußboden von Lehm, den er an einer Stelle ausgehölt und mit brennenden Holzſpänen angefüllt hatte. Ueber der Höhlung ſtand ein Dreifuß und auf ihm ein irdenes Geſchirr, worin er eine Miſchung von geröſtetem Reis, Honig und Mehl, welche einen feinen Kuchen geben ſollte, kochte.

Hippolyt ſah dieſen beiden Beſchäftigungen, lang auf einer Bank ausgeſtreckt, zu, und ſchien nichts ſehnlicher zu erwarten, als den endlichen Ausgang des feinen Gebäcks, das ihn ſehr intereſſirte.

„Nein, Colas," rief er lachend einmal über das andere; „ſo gut machſt Du die Reiskuchen doch nicht, wie man ſie in Paris zu zwei Sous kaufen kann."

„Wir wollen ſehen," brummte freundlich der gute Colas und Hippolyt ließ bei dem herrlichen Geruch, der ſich ihm näherte, ſeine Naſenlöcher immer größer werden.

Allein dieſer Genuß und die Hoffnung eines noch höheren, wurden bald geſtört. Denn nachdem den drei Freunden ſchon der Mann der Wirthin, ein langer muskulöſer Malgaſche, mit etwas heimtückiſchen Mienen, durch ſeine Neugier zur Laſt gefallen war, klopfte es heftig draußen an der Thür und die Wirthin gerieth mit dem Manne, der ſo ſpät noch Einlaß wünſchte, in lauten Wortwechſel.

Als ſie die Riegel von der Hausthür geſchoben hatte, erklärte Matois, wie ſie den Beſucher nannte, draußen auf der Flur: Er ſolle die drei Reiſenden, welche ſich dem Gouverneur nicht geſtellt hätten, zu fangen ſuchen und wenigſtens einen lebendig auf das Amt führen.

„Dir, Suſanna," fügte er hinzu, „wird es auch übel bekommen, daß Du noch Fremde aufnimmſt, nachdem Du längſt durch den etwas myſtiſchen Tod Deines erſten Mannes die Herberge verwirkt haſt. Sag mir aber nur, ſind die drei Männer ſtark und bewaffnet? Ich hätte mit mehren kommen können, allein ich war gerade von der ganzen Beſatzung ganz allein mobil. Wenn nicht Einer ſich gutwillig ergibt, ſo ſoll meine Frau die Lärmtrommel ſchlagen, ſagt der Commandant."

Mit dieſen Worten trat ſchüchtern und zurückhaltend ein kleines Männchen in kläglichem Aufzuge, aber doch mit dem militairiſchen Dreieck auf dem Kopfe und mit Ober- und Untergewehr, in das niedere Zimmer. Matois mit ſeinem dünnen Zöpfchen war gar nicht gemacht, Furcht vor der Beſatzung von St. Marie einzuflößen. Selbſt Polyglotte zeigte bei ſeinem Anblick ſo viel Muth, daß er löwenherzig die Nähnadel wegwarf und auf den Soldaten zutrat, der erſchrocken zurückprallte und mit einigen Entſchuldigungen die Thür ſuchen wollte. Hippolyt wälzte ſich lachend auf ſeinem Lager und rief einmal über das andere:

„Ganz wie bei Scribe! Im Vaudeville dieſe Scene hundertmal geſehen! Köſtlich, zum Todtlachen! Der himmliſche Scribe!“

Colas ſtand von ſeiner Caſſerole auf und hielt zuvörderſt den Profeſſor zurück, der ſich ganz in kriegeriſche Poſitur geſtellt hatte und unter dem Ausrufe: „Für Se. Hoheit das Leben! Alles für Se. Hoheit!“ mit einem großen Stück Holz die Muskete parirte. Hippolyt folgte aber bereitwillig dem Soldaten zum Commandanten.

In einem geräumigen und in ſo weit freundlich meublirten Zimmer, als der flackernde Schein des Kaminfeuers es ſehen ließ, ſtand der Commandant Culotte, ſich auf einen kleinen Tiſch herabbeugend, auf welchem Land- und Seekarten ausgebreitet lagen, die von der Flamme des Kamins beſchienen wurden. So weit man von dem Proſpekt ſeines Rückens auf ſeine Figur ſchließen darf, iſt Herr Culotte ein Mann von außerordentlichem Umfange und wie der knackende Tiſch verräth, von eben ſo großem Gewichte. Er iſt wie untergetaucht in den Meeren, über welche die unter ſeinen

ſchweren Armen ſeufzenden Karten ſichere Auskunft geben, und wie verirrt in den Wäldern, in welche er ſich mit dem beringten Zeigefinger ſeiner ſchönen weißen Hand hineinwagt. Nur zuweilen richtet er ſich auf und wechſelt einige Worte mit einer andern Geſtalt, welche das Dunkel verhüllt, die aber der Anrede des Commandanten zufolge Niemand anders als ſein Adjutant, der Marquis le Poivre, iſt. Der Marquis mußte ſehr beſorgt für ſeinen Commandanten ſein; denn fortwährend ſtreckte er die Hand auf den ſchon kahlen Scheitel deſſelben und ſagte: „Die Hitze des Kamins, mein Freund, wird Ihnen ſchädlich ſein!“

Culotte hörte aber darauf nicht, ſondern fuhr in einer unendlichen ſtrategiſchen Expoſition fort, die ſich endlich mit der ſtentoriſchen Aufforderung an Jean, den Bedienten, Licht zu beſorgen, endigte.

„Sparſamkeit und Combination, Poivre, das wiſſen Sie! das iſt meine Deviſe;“ und mit dieſen Worten nahm Culotte dem Neger Jean den Leuchter ab.

Der Marquis le Poivre war eine lange, hagere Geſtalt, mit trockenen Mienen und abgemeſſenen Bewegungen. Da er wenig ſprach, ſo hatten ſeine Worte immer die Phyſiognomie des Sarkasmus, obſchon ſie ſelten ſo beißend gemeint waren, wie ſie zum Vorſchein kamen.

Culotte, der Alles, was aus ſeines Adjutanten Mund kam, für baare Münze hielt, hatte in ſeinem Leben, (und faſt ſo lange kannte er den Marquis,) noch nie bemerkt, daß ihn dieſer mit ſeinen Beipflichtungen, gleichen Meinungen und Complimenten eher zu perſifliren, als zu ehren ſchien. Le Poivre's Satyre war ſo zahm, daß ſie Coulotte immer für den wärmſten Ausdruck der Freundſchaft hielt. So ſagte

der Adjutant z. B. jetzt gleich: „Es wäre doch abscheulich, mein Freund, wenn die Ankunft des jungen Mannes, der sich mit seiner ganzen Gesellschaft sogleich in die Wohnungen der Colonisten begeben hat, mit irgend einer Intrigue zusammenhinge, die von Paris aus gegen unsere Pläne gerichtet sein sollte. Mich beunruhigt das sehr."

Diesen Satz hatte le Poivre nur dem Munde des Commandanten entlehnt, der ihn schon mehrere Male ausgesprochen hatte.

„Meinen Sie wirklich?" fiel dieser auch besorgt ein; „Sie sagen da etwas, was ich noch nicht einmal zu denken gewagt habe. In der That ist es sonderbar. Wie darf ein junger Mann, welcher die Interimsuniform eines Offiziers trägt, wie der Schiffskapitain sagte, es unterlassen, mir die Honneurs zu machen? Ich weiß nicht, wo Matois bleibt."

„Es wäre doch höchst fatal, wenn wir Lärm schlagen müßten," wiederholte le Poivre, eine von dem Commandanten schon oft gemachte Aeußerung; worauf dieser einfiel:

„Ja, sagen Sie nur, daran denk' ich jetzt erst; das würde mir am Ende gar noch meine Kanarienvögel aufschrecken, daß ich vor ihrem Flattern die ganze Nacht nicht schlafen könnte. Wollen wir nicht Jean schicken, daß er den Matois ausfindig macht?"

„Wir würden uns bloßgeben, Culotte, wir hätten dann Niemand mehr, der auf uns Acht gäbe."

„Daß Sie doch immer das Rechte finden, Poivre," sagte beunruhigt der Commandant; „Matois kann nicht mehr gut fort, der gute Mensch fängt an alt zu werden. Ich höre Jemanden; aha, da kommt er."

Hippolyt und Matois traten ein. Während der Letztere ziemlich linkisch präsentirte, schwankte unser junger Held, bei

welchem der beiden Herren er ſeine Entſchuldigung wegen der unterlaſſenen Aufwartung machen ſollte. Der Commandant ſchwamm in Entzücken, als Hippolyt ihn mit ſeinem Adjutanten verwechſelte und ſich mit ſeiner Anrede an le Voisre wandte. Er hielt es für einen Triumph der Freundſchaft, wenn er dies Mißverſtändniß mit philoſophiſchem Lachen aufnahm und fuhr höchſt freundlich zu Hippolyt, der ſeinen Irrthum zu entſchuldigen bat, mit dieſen Worten fort:

„Mein Adjutant und ich, wir ſind Seelenfreunde, wir laſſen für einander das Leben und ich gönne ihm gern den Vortritt, ſelbſt wenn ich ſo geizig auf eine Auszeichnung bin, wie Ihre ſchmeichelhafte Begrüßung iſt. Laſſen Sie, mein Herr, das Vergangene! Wie gefällt es Ihnen bei uns? Nicht wahr, eine großartige Natur, üppige, pittoreske Ausſichten, ein behagliches Klima? Sie müſſen geſtehen, daß St. Marie zu den „glückſeligen Inſeln" gerechnet werden ſollte.

Hippolyt ſchnitt zwar ein ſaures Geſicht, war aber viel zu gewandt, als daß er dem Lobe des Commandanten nicht beiſtimmen ſollte.

„Sie ſind in Begleitung hier angekommen?" fragte dieſer verbindlich, ohne ſich den Anſchein des Examinators geben zu wollen. Hippolyt bejahte es kurz.

„Naturforſcher? Maler? Dichter?" fiel der Adjutant ein, wurde aber durch einen verweiſenden Blick von Culotte für dieſe unartige Frage beſtraft.

Hippolyt hatte ſich endlich auf eine lange Erzählung geſammelt, und fing ſo dunkle und ſonderbare Erzählungen an, daß der Commandant dem noch immer präſentirenden

Matois auftrug, noch ein zweites Licht zu holen, gleichsam als wenn er dann heller in der Sache sehen würde.

„Meine Herren," begann Hippolyt, „ich trage zwar noch die Uniform Ihres Königs, bin aber selbst bald im Stande, eine solche zu geben. Die Gewässer und Länder, in deren Bereich Sie sich befinden, sind mein Erbtheil, das ich in Besitz zu nehmen hierher gekommen bin. Ich bin der unglückliche Sohn eines der ersten madagassischen Fürsten, der Zufall brachte mich nach Frankreich, ich kehre in meine Heimath zurück, im Vertrauen auf die Großmuth und Unterstützung der Kolonie, die Hinterlassenschaft meines ermordeten Vaters zu erobern."

Coulotte wußte nicht, was er zu diesen Worten sagen sollte, und le Poivre, immer nur des Commandanten Gefühle wiedergebend, bemerkte an seiner Statt: „Was soll man zu diesen Worten sagen?"

„Sie wollen meinen Worten keinen Glauben schenken?" sagte Hippolyt empfindlich. „Ganz Paris spricht von den Rechten, welche mir gebühren, und ich würde unfehlbar die Unterstützung des Hofes gefunden haben, wäre dieser nicht gegenwärtig mit Frankreichs innern Angelegenheiten überhaupt beschäftigt."

„Wer Sie auch sein mögen," fiel Coulotte schnell ein; „diese Bemerkung war schlagend. Der Zustand der Kolonien ist zwar nicht schlecht —"

„Wovon Sie St. Marie überzeugen kann," schaltete der Adjutant ein.

„Allein er könnte einträglicher sein," fuhr der Commandant fort. „Es fehlt in Paris weniger an Geld und Lebensmitteln, als an Aufmerksamkeit für die Vorschläge, welche

Frankreichs Ehre und Vortheil auf den fremden Welttheilen befördern wollen."

„Man darf ja nur an Ihre Pläne denken, Herr Commandant", sagte le Poivre; „wie fein durchgedacht sind sie! mit wie wenigen Mitteln ließen sie sich in Ausführung bringen! Wie dringend sind sie dem Ministerium nicht empfohlen worden! Und doch —"

„Nein, lieber Freund, stocken Sie nicht!" sagte der Commandant, und setzte dann die abgebrochene Rede fort: „Und doch fanden sie die Theilnahme nicht, welche sie verdienten. Ich wurde abgewiesen, vertröstet, mein Unternehmungsgeist gelähmt, und ich werde wohl nie wieder nach Frankreich zurückkehren dürfen, weil man mich wegen meiner fortwährenden, das Wohl der Kolonie bezweckenden Petitionen wohl gar für einen unruhigen Kopf hält. Aber entschuldigen Sie, mein Herr, daß wir mit unsern eigenen Angelegenheiten Ihre werthvollen Mittheilungen unterbrochen haben."

Hippolyt besaß noch alle die liebenswürdigen Unarten, welche man sich beeilt, den Kindern so bald als möglich abzugewöhnen. Er hatte nicht sobald im Zimmer einige Verzierungen wahrgenommen, die ihn an Paris erinnerten, als er auch sogleich die beiden sich mit Freundschaftsbeweisen überhäufenden Herren stehen ließ und sich diesen Gegenständen zuwandte.

„Welche allerliebste Arabesken!" rief er, die Zeichnung der bronzenen Gardinenhalter betrachtend; „und welch' artiges Getäfel auf dem niedlichen Spieltisch! Was ist das für Holz? Himmel, so blank bohnt man ja kaum in Paris die Tische! Sie müssen hier ein ganz eigenes Harz haben. Auch

upferſtiche? Mein Gott, das iſt ja der Proſpect von Paris
m Montmartre aus. Nur wenig Städte hab' ich in meinem
ben geſehen; aber es iſt doch wahr, Paris iſt die Stadt
er Städte, Paris iſt eine Welt. Kommen Sie doch, ſehen Sie
r, dort, wo ich mit meinem Ringfinger hinzeige, hab' ich
wohnt, in der Kapuzinerſtraße, im vierten Stock. Muß
ch der alte Narr, der Colas, nicht hier ſein; der würde
gen machen, wenn ich ihm die Bodenluke zeigte, wo er
e Morgen meine Uniform ausſtäubte und mir die Schuhe
ßte".

Der Commandant lief mit ſeinem ſchwerfälligen, dicken
rper dem jungen Fant immer nach und freute ſich über
Eindruck, welchen ſeine Einrichtung auf dieſen unerklär-
en Fremdling machte. Als aber Hippolyt mit ſeinem
ger auf den Kupferſtich an der Wand zeigte, rief er mit
em Adjutanten faſt zu gleicher Zeit aus:

„Bei Gott, dieſen Ring ſollt' ich kennen?" und der Letzte
te noch energiſcher hinzu: „Wer ſind Sie?"

Hippolyt ſah ſeinen Ring an. es war eine goldene
hlange mit karfunkelnden Augen und er trug ihn ſchon
ge wie einen Talisman; der Commandant konnte aber
yt zurückhalten und rief:

„Dieſen Ring, ich laſſe meinen Kopf, trug Sylvain
ur, als er zum erſten Male in St. Marie war;" und
Adjutant ſetzte hinzu, daß beide Herren damals unter
gedient hätten.

„Sie kannten meinen theuren Vater, meinen Schützer und
ieher?" rief Hippolyt mit einer Freude, die ihm rührend
ſchön ſtand; „dieſen Ring, Alles, Alles, was ich habe
bin, (und ich bin viel, ich bin ein Pariſer, ein Lieutenant

der königlichen Armee, ein Prätendent auf den Thron von Madagaskar), Alles verdank' ich Sylvain Rour. Er zog mich an und aus, er ließ meinen armen Bruder, der in Paris ſtarb, begraben, er hat mich exerciren gelehrt, und ſchenkte mir, als er wieder in See ging und mich unter Thränen küßte, dieſen Ring. Er iſt todt, der gute Sylvain Rour!"

Der Commandant ſchluchzte laut, als er den jungen Mann, ſo reden hörte, er wollte ihn umarmen, weil er ihn in der That für des Verſtorbenen Sohn hielt. Aber der Adjutant le Poivre, den Rührungen weniger zugänglich, hatte in der Eile Sylvain Rours Verhältniſſe überflogen und war auf die ganz richtige Vermuthung gekommen, der junge Unbekannte möchte vielleicht einer der madagaſſiſchen Prinzen ſein, welche Sylvain Rour vor Jahren aus den Kolonien mit ſich nach Frankreich nahm. Er rief deshalb den ſchluchzenden Commandanten, der im Zimmer herumlief, um ſein Taſchentuch zu ſuchen, bei Seite und flüſterte ihm ſeine Vermuthung zu, über welche Culotte wie aus den Wolken fiel.

„Nun wird es mir klar. Ei, ſollte das möglich ſein!" ſprach er bald den Adjutanten, bald Hippolyt betrachtend; „der Lichtſchein trügt, aber es iſt mir faſt, als ſei die Farbe des Geſichts nicht gut Europäiſch. Aber, junger Mann, woher kennen Sie Sylvain Rour?"

„Ich ſag' es ja, daß ich ein madagaſſiſcher Prinz bin," rief Hippolyt faſt unwillig: „Sylvain Rour hat mich mit meinem Bruder, der aber das Klima nicht vertragen konnte und geſtorben iſt, nach Frankreich gekommen, wo ich es unter dem Namen Hippolyt Berora bis zum Lieutenant gebracht habe. Sie werden doch davon gehört haben?

Jetzt fanden ſich bei Culotte erſt die Gedanken zuſam-

men. Ein junger Wilder! ſagte er; wie! Und doch ſo manierlich, voll Geſchmack, weiß meine Roſetten zu würdigen, ſchön gebaut, charakteriſtiſches Gepräge in ſeinen Mienen!" Und dann wandte er ſich dem Ankömmling wieder zu, der die Kupferſtiche muſterte, und fragte ihn ſcherzend: „Durchbohren wir uns auch die Naſe, um Ringe hineinzuſtecken, mein junger Freund? Sprechen wir eine Sprache, wie die Truthähne? Nähren wir uns von Wurzeln und rohem Fleiſch?"

„Soll mich Gott bewahren," antwortete Hippolyt, eine Erwiederung, welche der Commandant ſo ſpaßhaft fand, daß er dem Adjutanten zurief: „Nein, hören Sie nur, Poivre, er ſagt: Soll mich Gott bewahren! Glauben wir denn auch an Moſes und die Propheten? He, Jean, Matois, wo ſteckt Ihr? Wirf Dein Gewehr zum Teufel! Deckt den Tiſch und richtet für drei Couverts an!"

Der ſchwarze und der weiße Bediente eilten, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen.

Der Adjutant ſetzte ſich bei Tiſche Hippolyt zur Linken und Culotte ſchenkte ihm von der Rechten die herrlichſten Tapweine ein. Beide ſchloſſen den jungen Mann in ihre Mitte, um ihn recht lebhaft ihrer Theilnahme zu verſichern. Der Commandant konnte kein Ende finden, ſeine Beziehungen zu Sylvain Roux mitzutheilen, le Poivre mußte zuweilen ſeinem Gedächtniſſe nachhelfen, oder die intereſſanteſten Fakta durch ſeine Ausſage bekräftigen; es fiel ihm durchaus nicht ein, den jungen Prinzen um ſeine jetzigen Plane zu befragen, ſondern er hielt ſich noch immer in der Zeitſphäre, wo er den kleinen Verora in Kaninchenfellen geſehen hätte, daß er damals ſchon einen mäßigen Bogen habe ſpannen können,

und oft einen Vogel heruntergeſchoſſen hätte. Und als er dann auf die Zeit kam, in welcher Hippolyt in Frankreich war und zum Offizier avancirte, ſo begann er:

„Nicht wahr? mein kleiner Vetter, es iſt ein ander Ding, Offizier des Königs zu ſein? Möchte wohl wiſſen, wie es Euch bekäme, drüben an der Küſte Wallfiſche zu fangen. Ein franzöſiſcher Lieutenant hat ſein Auskommen, eine brillante Uniform, geiſtreiche Kameraden, Zutritt in den beſten Häuſern, und was mehr denn Alles ſagen will, die Ausſicht auf ein glänzendes Avancement. Wann werden wir Capitain werden?“

Hippolyt war zu ſehr mit dem Flügel eines jener Vögel, von denen der Guano kommt, beſchäftigt, als er ſogleich hätte antworten können; ſtatt ſeiner entgegnete der Adjutant ſtockend: „Mein Freund, Sie bemerken wohl nicht —“

Der Commandant hatte aber gar keine Antwort erwartet: „Capitain! Capitain vom zweiten Range! Wie alt war ich, als ich dies wurde? Eine ſchöne Zeit, wie da noch Alles ſo friſch und jung iſt! Man träumt ſich an der Spitze einer Armee, man ſtaunt über die reißende Carriere, die man macht, man will ſeine Epaulette verdienen — doch, wie war mir doch — le Voivre, wollten Sie nicht ſprechen? Verzeihen Sie mir, mein Freund, wenn ich Sie unterbrach. Ich weiß, ich ſetze fortwährend die Rückſichten der Freundſchaft aus den Augen. Sie wollten eine erhabene Idee mittheilen?“

Der Adjutant verneigte lächelnd den Oberleib und ſagte: „Nichts von Belang, mein Seelenfreund! Aber ſehen Sie doch nur, unſer junger Herr hier trägt ja die Uniform eines Verabſchiedeten! Haben Sie Ihre Entlaſſung genommen?“

„Allerdings,“ antwortete Hippolyt; „als Lieutenant hab'

ich nichts zu verlieren, und unter meinen Verhältniſſen konnt' ich es auch nicht ferner bleiben."

Der Commandant, deſſen Lobpreiſungen im Nu umgeſtürzt waren, ſchien ſehr verwundert, legte die Gabel weg und rief: „Ja, um des Himmels Willen, dann haben Sie den Dienſt des Königs quittirt? Eine reiche Heirath im Auge? Sonſt ein gefundenes Glück? Apropos, Sie kleiner Mann, was thun Sie in Afrika? Darüber ſind Sie uns ja alle Aufklärung ſchuldig geblieben."

Hippolyt ſah bald den Commandanten, bald le Voivre mit großen Augen an und ſagte wieder ſehr empfindlich: „Ich weiß nicht, meine Herren, die Erklärung meines hieſigen Aufenthalts iſt Ihnen von mir ſchon ſo oft gegeben worden, daß ich glauben möchte, Sie halten mein Vorhaben für einen Scherz. Sein Sie verſichert, daß niemals ein Entſchluß unwiderruflicher gefaßt worden iſt, als der meinige. Ich will Alles, mein Leben, meine Zukunft, daran ſetzen und habe den Anfang mit meinen Treſſen und Epauletts gemacht."

Die beiden Offiziere, die wirklich ſeine letzte Erklärung überhört oder nicht verſtanden hatten, ſahen ſich voller Verwunderung an. Der Commandant wollte aber den Schein der Unachtſamkeit vermeiden und ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Verora, die Vergeßlichkeit ſpielt dem Alter oft wohl einen Streich. Allein jetzt bin ich wieder ganz in dem Zuge der Mittheilungen, welche Sie die Güte hatten, uns zu machen. Ja, ja, dieſer Entſchluß (er wußte gar nicht, welcher) iſt ſehr kühn, allein er macht Ihnen Ehre. Laſſen Sie ihn nur erſt von einigen glücklichen Erfolgen gekrönt werden, ſo haben Sie Ihr Spiel gewonnen. Das muß ich ſagen, noch ſo jung, nicht einmal von europäiſcher Abkunft, ha, ha, und ſo reiſe

Plane! Wie gesagt, das ist der große Vorzug Frankreichs vor allen Staaten, daß es so viel Institute hat, welche durch Legate und Einkünfte mancherlei Art in den Stand gesetzt sind, das Genie zu belohnen. Die Akademie, der Preis des Herrn von Monthyon, die Gesellschaft zur Beförderung der Moral, die christliche Societät für die Beispiele des Guten und Edlen, keine Anstalt wird einmal zurückstehen, Ihnen die schönsten Belohnungen für Ihre Anstrengungen zuzuerkennen!"

Hippolyt konnte diese komischen Widersprüche mit seinen Planen nicht anhören, ohne in Gelächter auszubrechen. Er sprang vom Stuhl auf, lief um den Tisch herum und konnte vor Lachen nicht zu Worte kommen. Der Commandant wußte nicht, was er Dummes geredet hatte, sondern wurde von seinem jungen Nachbar angesteckt, fing erst leise an, in das Gelächter einzustimmen, und weil er glaubte, daß Hippolyt nur lache, weil Alles doch in der Welt so närrisch und so spaßhaft sei, so setzte sich auch sein Zwergfell in eine so tremulirende Bewegung, daß er aufstehen mußte und Hippolyt athemlos in die Arme fiel.

Der Marquis le Poivre mußte glauben, diese beiden Menschen seien toll geworden, er verzog keine Miene, trank das eine Glas, woran er den ganzen Abend gekostet hatte, aus und empfahl sich mit einer guten Nacht, die ihm von Culotte noch immer unter unaufhörlichem Lachen hundertmal erwidert wurde.

Hippolyt war erschöpft auf das Kanapee gesunken und von der Anstrengung der Reise und den Einflüssen des reichlichen Soupers überwältigt, schlief er sogleich ein. Der Commandant befand sich wie in einem großen Saale, wo tausend

Stimmen durcheinander sprachen, es summte vor seinen Ohren und er wußte gar nicht, wie ihm geschehen war.

„Großer Gott, wie soll ich aus dem Allem klug werden?“ dachte er bei sich selbst und sprach dies wohl auch laut vor sich hin; „der Adjutant läßt mich kopfschüttelnd im Stiche, ich habe zu viel getrunken und der sonderbare Mensch da ist eingeschlafen. Soll ich Lärm machen? Nein, wozu denn? Fatale Geschichte; wenn ich nur wüßte, was er wollte? Man mag sagen, was man will, ein ächter Europäer ist es nicht, die gezähmten Thiere verlieren nie ihre Wildheit, und es gibt Augenblicke, wo auch ein solcher geborner Kanibale wieder in seinen Naturzustand zurückfallen kann. Ich will doch sogleich einmal — Wer spricht da?“

Und es war in der That so, als hätte Jemand gesprochen. Der Commandant horchte hoch auf und verstand deutlich, daß Jemand flüsterte: „Königliche Hoheit! Königliche Hoheit!“

Er lief ans Fenster, sah aber Niemanden, von dem diese Worte hätten kommen können. Das Zischen, Flüstern und Rufen dauerte nichts destoweniger fort und Culotte hörte wieder deutlich, daß die versteckte Stimme rief: „Königliche Hoheit, Dero Reiskuchen sind fertig!“ und dann wieder: „Die Kuchen werden ja kalt!“ Der Angstschweiß lief ihm von der Stirn, er wußte nicht, was er davon denken sollte, und als das Rufen noch nicht aufhören wollte, schrie er aus Leibeskräften: „Jean, Jean!“ aber in demselben Augenblicke war es auch draußen unruhig geworden, die Thür wurde aufgerissen und der schwarze Jean brachte Polyglotte herein, der am Schlüsselloch gelauscht und nach der Aussage des Negers Verwünschungen in das Zimmer hineingeblasen hätte.

„Verzeihen Sie," begann der Profeſſor in ſeiner bunten Narrenjacke, die er zu Ende geflickt haben mußte; „ich habe nur an dieſen Herren da einen Auftrag auszurichten. Königliche Hoheit, was machen Sie denn? Wo bleiben Sie? Wir ängſtigen uns ja zu Tod und Ihre Kuchen werden kalt."

Hippolyt war von dem Lärm aufgewacht, und beſtätigte zu Polyglottes großem Leidweſen ſchlaftrunken die Erklärung, welche der todtbleiche Commandant hervorſtotterte, daß Herr Perera es vorziehen würde, in ſeinen bequemen Betten auszuruhen und überhaupt während ſeines Aufenthaltes in St. Marie bei ihm zu wohnen.

Als Polyglotte unter vielen Verbeugungen ſich empfohlen hatte, fragte der Commandant, der ſich allmählig erholte, auf die Stirn zeigend: „Dieſer Menſch iſt wohl verrückt?"

„Nein," antwortete Hippolyt halb bewußtlos; „es iſt nur ein Gelehrter." Dann nahm er ein Licht und folgte dem Commandanten, der ſich die Schlafmütze über die Ohren gezogen hatte und voranging, um unſerm Helden ein Zimmer anzuweiſen.

Der folgende Morgen fand Hippolyt, als die Sonne ſchon ſein ganzes Zimmer beſchien, noch unruhig auf dem Lager ſich wälzend. Er mußte ſich geſtehen, daß ihm von Seiten des Commandanten kein beſſerer Empfang bereitet werden konnte, obſchon ihn die Gleichgültigkeit für ſein Unternehmen, ja die Scherze, welche ſich dieſe beide Herren geſtern Abend, ohne es zu wollen, darüber erlaubten, empfindlich kränkten. Eine ſonderbare Verirrung ſeiner Gedanken gab ihm zuletzt ſogar den Entſchluß ein, von ſeinen Abſichten nicht eher wieder zu ſprechen, bis man ihm in Erfüllung derſelben entgegen gekommen wäre. Er gebot es ſich ſelbſt und nahm ſich

vor, auch ſeinen Begleitern es aufzutragen, daß ſie kein Wort über den Zweck der Reiſe und des Aufenthalts in dieſen Gegenden verlören, weder an die Bewohner der Kolonie, noch an einen Vorgeſetzten, am wenigſten an den Commandanten.

Das waren aber ſo läſtige Gedanken, daß Hippolyt, um ſich ihnen zu entziehen, von ſeinem Lager aufſprang und ſich noch zu rechter Zeit in die Kleider geworfen hatte, als Colas und der Profeſſor eintraten.

Colas machte ein böſes Geſicht. „Nein," ſagte er, „wenn unſer großer Sylvain Nour ſeine Niederlaſſung in dieſem Zuſtande wieder erblickte!"

„Wie iſt das möglich?" fragte Hippolyt verwundert; „man iſt doch beim Commandanten vortrefflich!"

„Der Alte wird ſich vorgeſehen haben," erwiederte Colas. „Es ſollen auf der Inſel Familien exiſtiren, welche ein üppiges Leben führen, Reispflanzer, Wallfiſchfänger, die entweder von Hauſe aus Vermögen beſitzen, oder mit den Oberoffizieren unter einer Decke ſpielen; dieſe aber wohnen nicht hier, weil ihnen der Anblick des Elends in Pandekey Migräne macht."

„Nichtsdeſtoweniger," fiel Polyglotte ein, „ſollten ſich Ew. Hoheit der Menge zeigen, Sie ſollten Ihre Abſichten laut werden laſſen, und Alles wird nicht nur bereit ſein, Ihnen die ſchuldige Ehrfurcht, ſondern ſelbſt thätigen Beiſtand zu leiſten. Ich wundre mich, daß noch Niemand von unſern Sachen weiß."

„Ja, das iſt gut, Polyglotte, Sie ſprechen gerade davon," folgte Hippolyt; „ich wünſche in meinem Inkognito zu bleiben. Der Commandant hat ſich — verdient nicht — kurz,

es iſt beſſer, wir ſchweigen und verfolgen für uns ſelbſt unſern Plan.“

Tolas fand dieſen Befehl völlig angemeſſen, und ertheilte ſeinem Gebieter die reichſten Lobſprüche über ſeine Vorſicht. „Denn,“ ſagte er, „wir wollen unſere Mittheilungen nicht an Leute verſchwenden, die nichts darauf erwiedern können; wir wollen nicht hülflos ſcheinen, wo uns Niemand helfen kann. Treten wir überall in der Umgebung unſers Geheimniſſes auf! Seid verſichert, wir kommen Alle zum Ziele. Dafür werd' ich ſchon ſorgen.“

Hippolyt fand dieſe Zuſtimmung angenehm; denn ſie war im höchſten Grade für ihn bequem und Polyglotte ergriff Alles mit Lebhaftigkeit, was die zauberhafte Erſcheinung des jungen Prinzen nur erhöhen konnte und ſeine ſprachlichen Forſchungen aufſchob.

Culotte war durch ſeinen geheimnißvollen Gaſt nicht wenig beunruhigt. Er hatte ſich am Morgen, (aus ſeinem geſunden Schlafe ſtörte ihn Nichts,) alle die Möglichkeiten vorgeſtellt, welche in der Perſon Hippolyts liegen konnten. Es blieb ihm von allen, welche er ſich vorführte, eine übrig, welche ſich ſeinem Scharfſinn eben ſo wie ſeiner Furcht als die gewiſſeſte herausſtellte. Dieſe lag in dem Gedanken, daß Hippolyt von der franzöſiſchen Regierung mit einer Miſſion beauftragt ſei, um in dem Gewande einer Privatperſon den Zuſtand der Kolonieen in der Südſee zu unterſuchen. „Iſt er nicht der paſſendſte dazu?“ fragte er ſich ſelbſt; „er iſt mit dieſen Gegenden vertraut, wird die Mutterſprache noch nicht ganz verlernt haben, hat einen Diener bei ſich, der, wie ich von Matois höre, ſchon vor mehreren Jahren hier war. Was iſt gewiſſer, als daß ich Alles aufbieten muß, ihm zu

gefallen? Je zufälliger ich dies thue, wie weniger ich in ihn dringe, mich über seine Reise aufzuklären, desto günstiger wird der Eindruck sein, welchen ich auf ihn mache. Die Regierung soll erfahren, daß ich nicht blos ein Mann bin, der sie mit den scharfsinnigsten Plänen über die Zukunft der Kolonieen unterhält, sondern auch in seinem Kreise Alles leistet, was die Billigkeit nur von ihm fordern kann."

Als Culotte und Hippolyt einen gemeinschaftlichen Spaziergang machten, scherzte jener und machte zu dem Elend der Kolonie die lustigste Miene.

„Diese Leutchen," erklärte er spaßhaft, als man Menschen in Lumpen erblickte, „sind noch alle im Negligé. Wir haben sie in der frühesten Morgenstunde überrascht. Wie sich das noch die Augen wischt, die Glieder reckt! Wohlleben macht träge. Die Leute haben's zu gut. Nein, sehen Sie nur, Herr Verora, wie uns das alte Weib anglotzt. Kann sie nicht hinterm Spinnrad sitzen? Es ist schon mehr als neun Uhr."

Man trug aus einer Hütte einen Todten heraus, und die Furcht, als sei eine Ansteckung möglich, trieb die lästige Schaar, welche sich um die Spaziergänger drängte, in einige Entfernung zurück.

„Schon wieder ein Opfer," sagte der Commandant mit affectirtem Aerger; „diese Menschen sind unverbesserlich. Wovor warn' ich sie so oft? Vor ihrer übergroßen Unmäßigkeit, den hitzigen Getränken, dem ewigen Fleischessen. Das kommt des Abends zusammen, die Frauen loosen, wer die Küche zu besorgen hat, man scherzt, man lacht, man tanzt; Alles gut, aber dann übernehmen sich die Leute im Essen, legen sich mit vollem Magen zur Ruh, und nichts ist natürlicher, als

daß dieſe corpulenten Leiber des Morgens vom Schlage gerührt ſind."

Man war jetzt am Ende des Dorfes und Hippolyt, der eben ſo wenig Luſt hatte, wie der Commandant, es noch einmal zu betreten, ſchlugen ein Weg ein, der ſich etwas ſteil aufdachte und die Ausſicht auf das Meer geben mußte. Culotte hielt auf dieſem Pfade drei Schritte inne, theils um ſich auszuruhen, theils um ſeinem Gaſte eine Ueberſicht der glücklichen Lage der Inſel zu geben.

„Früher, mein junger Freund," ſagte er, „erſtreckte ſich die Kolonie in weit größerer Ausdehnung, faſt bis an den Rand jenes kleinen Baches, den Sie mit Ihren jungen Augen deutlich erblicken werden. Allein, dieſe Ausdehnung ſchadete uns unermeßlich; der Luftzug hatte immer dem größten Theile der Niederlaſſung beikommen können. Ich ließ Alles ins Auge bringen, die Häuſer wurden von dort hierher geſchafft und ſo iſt Alles bequemer eingerichtet auf Koſten des äußeren Scheins, der früher allerdings mehr verſprach. Ich muß darüber oft lachen, wenn ich bedenke, daß es faſt ausſieht, als ſei Pandekey in Verfall. Klein, aber praktiſch!"

Man ſtieg einige Schritte höher und der Commandant zeigte auf einen kümmerlichen grünen Fleck, welcher aus einer öden Verwüſtung, aus trockenem Steingrunde hervorſah.

„Ach, dies iſt mein liebſter Punkt," rief er, „hier überſeh' ich meine Schöpfungen am beſten. Welche Fruchtbarkeit! Wie ſich die Wieſen dort ſo lachend an dem Rande des Baches entlang ziehen! Wie voll und ſchwer dort auf den Getreidefeldern ſich die Aehren wiegen! Man hat Alles in Paris, Freund; aber dieſen Anblick vermiſſen Sie."

Hippolyt wollte höher ſteigen, aber der Commandant fand

die weitere Fortsetzung des Weges für seinen beschwerlichen Körper unzuträglich, und deutete athemlos den Hügel hinab.

„Setzen Sie Ihre Wanderung fort! In einigen Augenblicken wird Ihnen das blaue Auge des Meeres entgegen lachen. Sie werden den Weg nirgends verfehlen und meine Wachsamkeit hat die Insel in einen so polizeilichen, gesicherten Zustand versetzt, daß Sie nichts zu befürchten haben.

Culotte wollte im Grunde nur, daß Hippolyt nicht wieder gezwungen wäre, seinen Weg durch das Dorf zu nehmen. Unter dem Zurufe: „Bei Tische sehen wir uns wieder!“ schied er von seinem Gaste, dem er behutsam hinabsteigend, noch aus langer Entfernung Fingerküsse und andere Zärtlichkeiten nachsandte.

Für Hippolyt hätt' es der Aufschneidereien und handgreiflichen Lügen des Commandanten gar nicht bedurft. Die niederen Klassen waren für ihn eine Sphäre, die er nur dem Namen nach kannte, und welche er überall für ein Opfer aller Unglücksfälle hielt. Wie oft er wohl in Paris einen großen Mangel gefühlt, und es verwünscht hatte, wenn ihm das Geld zum Spiele, oder zu einer Lustpartie oder für die Oper fehlte, wie ärgerlich es ihm auch war, kurz vor dem Löhnungstage vergeblich vor einem Lesekabinet umherzulaufen und keinen Sou für das Entrée zu besitzen, so hatte er doch keine Sorge deshalb; denn diese übernahm immer der treue Colas.

„Wären wir nur erst drüben!“ sagte Colas, „da ist Alles schön und fruchtbar, die Wälder voller duftiger Kräuter; Flachs, Zuckerrohr, Reis, abwechselnd auf den weiten Feldern; summende Bienenschwärme, welche den köstlichsten

Honig bereiten; Hügel und Ebenen, in anmuthiger Aufeinanderfolge und zahlreiche Heerden von Rindern und Schaafen in duftenden Thälern!"

Polyglotte hing so aufmerksam an dem wunderverkündenden Munde Colas', daß er jeden Augenblick auf dem schmalen Wege stolperte und dabei immer mechanisch sprach: „Man kann hier sehr leicht fallen; nehmen Sie sich in Acht!" Wenn er das kaum gesagt hatte, trat er schon wieder fehl und wiederholte seine Warnung, ohne von der fortgesetzten prächtigen Schilderung Colas' seine Aufmerksamkeit wegzuwenden.

Endlich hatten sie den höchsten Gipfel erreicht und der überraschende Anblick des stolzen wogenden Meeres sprang in ihr Auge, das zu klein für die Unermeßlichkeit war. In der Ferne, wo der Horizont sich dem Wasserspiegel zu vermählen schien, tauchten einige dunkle Linien auf, welche die Küste von Madagaskar andeuteten. Hätte sich Hippolyts Seele bei diesem Anblick mit Stolz erfüllt, so würden Polyglotte's Worte ein ziemlich richtiger Ausdruck derselben gewesen sein. Dieser rief nämlich mit Enthusiasmus: „O, königliche Hoheit, wenn ich je gezweifelt habe, daß die Könige von der Natur in ihren Anlagen, ihren Gefühlen, ja selbst in ihrem Blute bevorzugt sind, so bin ich jetzt davon am entferntesten. Ich vermag mit meiner unterdrückten Seele Ihnen nur schwach jede Empfindung nachzufühlen, welche Sie beim Anblick dieser glücklichen, ihres Scepters harrenden Regionen ergreifen muß."

Man kletterte hinunter.

Eine kleine Grotte, welche noch in der Wölbung der Bucht lag, konnte bei der hohen Mittagshitze nicht einladender kommen. Die Wanderer waren in der besten Laune und

ießen ſich auf einer Schicht Corallen und allerhand Stein-
en, welche die Fluth des Meeres zurückläßt, nieder. Poly-
lotte hielt dieſen Zeitpunkt der Ruhe und des Bedürfniſſes
ner Unterhaltung für den paſſendſten, um mit einigen ſeiner
Gedanken über Fürſtenweisheit, Staatenwohl, Beförde-
ung der Aufklärung dem jungen Prinzen auf den Leib zu
ücken, ja es mag ſelbſt in ſeiner Abſicht gelegen haben,
reiwillig über die ganz in Vergeſſenheit gerathene Aehnlich-
eit der arabiſchen und madagaſſiſchen Sprache einige klägliche
Geſtändniſſe vorzubringen; aber Hippolyt wollte lachen, er
ollte gerade den Profeſſor am wenigſten ernſt ſehen, kurz
r beſaß all' die Capricen, die Luſt der Kurzweil, das ganze
Bedürfniß, ſich über Andere luſtig zu machen, in einem
Grade, der mehr als etwas bewies, wie er zum Herrſcher
eboren war. Er hielt Polyglotte den Mund zu und fragte:
b er ſchwimmen könnte?

Polyglotte ſah ihn darauf mit gutmüthigen Augen an
nd meinte, er hab' es zwar weder gelernt noch verſucht,
weifle aber durchaus nicht an ſeiner Fähigkeit. Wenn er
edenke, wie viel Jahre er gehungert hätte, und wie leicht
r jetzt ſein müſſe, ſo ſei ihm gar kein Zweifel mehr und ſo
prang er, als Hippolyt ein Stück Brot aus Cola's Taſche ins
Waſſer warf, mit dem ganzen Inſtinkt eines Pudels ihm
ach. Das ſpiegelklare Waſſer war nicht tief, aber doch ſo
ewegt, daß der Profeſſor nicht feſten Fuß fühlte, er ſchlug
mit Händen und Füßen, arbeitete wie ein Schwimmer, ath-
mete ängſtlich mit ſeiner ſchwachen Lunge, erſchnappte aber
och glücklich das Brot, welches er ſiegreich heraufrug. „Kö-
nigliche Hoheit, nur nicht noch einmal!“ ſagte er.

Aber Hippolyt war grauſam, das prinzliche Blut regte

ſich mächtig in ihm und er warf ein neues Stück Brot (das gerettete hatte Polyglotte mit Recht aufgegeſſen), in die Fluth. Die vorigen Manöver wiederholten ſich. „Ach, königliche Hoheit, laſſen Sie's jetzt genug ſein!“ ſagte Polyglotte.

Plötzlich ſprang Golas auf. Man bemerkte einen Schwimmer. Dieſer näherte ſich, tauchte unter, ein ganzer Körper kam zum Vorſchein und in wenig Augenblicken ſtand ein halb nacktes Weſen mit triefenden, langen, grauen Haaren vor ihnen.

Es war der Blick einer Furie, mit welchem die wilde Geſtalt (denn ihre Farbe verrieth ihre Abkunft), die drei Männer muſterte. Sie erwartete, von ihnen angegriffen zu werden, als ſie aber den zitternden, friedlichen Polyglotte und die Unentſchloſſenheit und das Erſtaunen der beiden Andern ſah, legte ſich ihre drohende Stellung, ihre Mienen wurden beruhigter und mit kreuzweis über die Bruſt zuſammen gelegten Armen, entbot ſie ihnen demüthig ihren Gruß.

Die Pein des wechſelſeitigen Räthſels würde nicht ſo lange gedauert haben, wenn Polyglotte von ſeinen Bädern weniger erſchöpft geweſen wäre; vielleicht hätte er dann das ſtumme Weſen, das ſich wieder aufgerichtet und unaufhörlich ſein Auge auf Hippolyt hatte, durch einige arabiſche Laute zum Sprechen gebracht. So aber eilte er in die Grotte, ſeine naſſen Kleider ſchüttelnd, und rief ſeinen Gefährten zu: „Ich will mich nur erſt umkleiden!“ was wiederum für den, welcher den Zuſtand ſeiner Garderobe kannte, höchſt komiſch war, denn worin wollt' er ſich umkleiden? Hippolyt ſchickte ſich auch eben an, darüber zu lachen, als die Wilde — es war eine Frau — auf ihn zuſtürzte, ſeine Füße umſchlang

und ſie küßte, und einmal über das andere mit gebrochenem Franzöſiſch ausrief:

„Mein Sohn, mein Sohn!“

Volyglotte kam, ſeine Beinkleider heraufziehend, aus der Grotte herausgeſprungen und ſchrie wie ein Beſeſſener: „Was, die Königin Mutter?“

Hippolyt ſuchte ſich betreten den Liebkoſungen der Wilden zu entziehen, und Colas trat zwiſchen beide, um ſie zurückzuhalten, in ihrer Verwechſelung fortzufahren; denn er wußte wohl, daß Hippolyts Mutter längſt todt war. Aber die Fremde ließ ſich von ihren Erkennungen nicht abbringen, ſondern es ergab ſich bald, daß ſie für ein anderes Verhältniß nur einen falſchen Namen gewählt hatte. Ihre Bewegungen und ihre vereinzelten franzöſiſchen Worte kamen nämlich darauf hinaus, daß ſie Hippolyt nach dem Tode ſeiner Mutter geſäugt haben wollte; ſie beſchwor Colas, den ſie ohne Weiteres an gewiſſen Malen zu erkennen ſchien, ihre Ausſage zu beſtätigen und ſchlang auf's neue ihr graues langes Haar um Hippolyts Füße. Colas beſann ſich, er betrachtete das Weib genauer und mußte, jetzt ſelbſt von dieſem Wiederſehen betroffen und gerührt, eingeſtehen, daß die Ausſage derſelben ihm nicht ohne Grund ſcheine, ja zuletzt, daß ſie über allen Zweifel gewiß ſei. Er hatte ſich auf die Madagaſſin beſonnen, welche den jungen Verora nach St. Marie begleitete, und ihn, der ſehr ſchwächlich war, noch in ſeinem zweiten Lebensjahre ſäugte. Damals war ſie noch ſchön und blühend, verkehrte viel mit den Umgebungen Sylvain Roux's und lernte ſo viel von der Sprache der Fremden, daß ſie ſich ihnen bald verſtändlich machen konnte.

Auch jetzt begann ſie nach ihren unmäßigen Freudenbe-

zugungen Hippolyt lange Erzählungen aus ſeiner Heimath zu berichten, die ihm nur inſofern merkwürdig waren, als ſie oft die ſonderbarſten Ausdrücke wählte und in einem für ihn neuen, aufgeregten lebhaften Style ſprach. Dabei ſetzte ſie voraus, Hippolyt müſſe mit der früheren Geſchichte ſeiner Schickſale und ſeines Vaterlandes vertraut ſein, und theilte ihm Nachrichten mit, welche ihm höchſt unverſtändlich waren.

„Ach", ſagte ſie, „alle diejenigen, welche werth ſind, von Krokodillen verſchlungen zu werden, ich meine Deine Feinde, hatten den Thron ihrer Macht bis an die Wolken erhoben. Sie hatten ſogar die Götter überwunden und ſie gezwungen, dem Unrecht Gehör zu geben. Da geſchah es aber, daß die Götter ſich einſt von ihrem Uebermuth befreiten, und die Zeit benutzten, ihre Gedanken in Verwirrung zu bringen. Seitdem wieſen ſie ſich einander die Zähne, und zerfleiſchten ſich mit der Wuth der Tiger und Hyänen und der andern Ungethüme, welche im Meere wohnen. Der König Rhadama wurde von ſeiner Gattin Ranavalona erſchlagen und mit ihm alle ſeine Brüder und Vettern, an der Zahl tauſend, damit Alles gerochen werde, was ſie an Dir und Deinem Hauſe geſündigt hatten. Und die Kinder und Enkel bis ins vierte Glied wurden in die Knechtſchaft geführt, und müſſen Sclavendienſte verrichten und vor der Königin und ihrem Liebhaber Andremiaja tanzen, wenn ſie ihre Feſte feiern."

Hippolyt fragte den ſich trocknenden Polyglotte, ob er je einen ſolchen pathetiſchen Styl gehört hätte? Sie ſpricht, ſagte er, wie Chateaubriand ſchreibt. Polyglotte bemerkte, das es ſpaßhaft geweſen wäre, als die Wilde geſagt hätte, daß die Tiger und Hyänen im Meere wohnten. Colas aber, dem es

gar nicht darum zu thun war, ſich über die Mittheilungen der Eingebornen luſtig zu machen, fragte ſie über den Zuſtand, der drüben auf der Inſel herrſchte, aus, und erhielt von ihr Nachrichten, welche ſich für Hippolyts Unternehmungen benutzen ließen. Alle ihre Reden kamen aber wieder auf ihr theures Idol, den Prinzen ſelbſt, zurück und er mußte ihren Liebkoſungen nachgiebig gewähren.

„Mein Sohn, ſprach ſie zu ihm gewandt: „die Sonne Deiner Heimath wird Deinem Antlitz alle jene Farben wiedergeben, welche ſelbſt der kalte Winter des Nordens noch nicht ganz auf Deinen Wangen auszutrocknen vermochte. Ich weiß es mit Prophetenblick, Du wirſt wieder grün werden.“

„Soll mich Gott bewahren!“ rief Hippolyt und ſuchte ſich von der Seherin loszureißen.

Sie ließ ihn aber nicht und fuhr begeiſtert fort: „Wahrlich, wahrlich, es wird eine Zeit kommen, da ich Dich auf dem Stuhle Deiner Erhöhung ſitzend erblicke. Meine Träume werden wahr; ich wußte es, daß Du im Lande der Weißen Deine Götter nicht finden konnteſt, Du kehrſt in den Mittelpunkt der Erde zurück und wirſt neue Altäre bauen.“

Ein Schuß ſtörte ſie aus ihrer Viſion, ein zweiter und eine Kugel fiel dicht neben der Gruppe ins Waſſer. Hippolyt, der ſich eben bekreuzte, und vor der heidniſchen Zumuthung, neue Altäre zu bauen, zurückfuhr, trat erſchrocken an den Felſen, Polyglotte ſprang in die Grotte, Colas wagte kaum, ſich umzuſehen. Die Wilde wartete noch einen dritten Schuß, der ihr galt, ab, drohte mit furchtbarer Gebehrde an den Rand des Felſens hinauf, ſtürzte ſich in die Fluth, und wurde erſt nach einer beträchtlichen Strecke wieder ſicht-

bar, worauf ſie ſogleich verſchwand und bald ihren Verfolgern entzogen war.

Die Gefährten konnten ſich den Zuſammenhang dieſer Scene nicht erklären, Polyglotte meinte ſogar, die eine Kugel hätte auf ein Haar dem Prinzen gegolten, und Hippolyt fühlte einen gewiſſen natürlichen Beruf, als Beſchützer eines Weibes, das ihn ſo verehrte und dem er Einiges ſchuldig ſei, aufzutreten. Ein eben entſtandener Lärm oben auf dem Rande des Felſens, an deſſen Fuße ſie ſich befanden, gab ihnen die Richtung an, wo ſie ſich zu beklagen hatten. Hippolyt erblickte den Adjutanten, den Marquis le Poivre, mit einem weißen Tuche wehen und in der Luft eine Menge von Geſtikulationen machen, welche den Sinn einer Entſchuldigung zu enthalten ſchienen. Dabei theilte le Poivre links und rechts an drei bis vier Leute, welche ihn mit Gewehren umſtanden, Ohrfeigen aus, ſo daß die Genugthuung vollſtändig ſchien. Nichts deſtoweniger ſchickte ſich Hippolyt an, den Felſen zu erſteigen, Polyglotte, behend wie eine Katze, ihm nach; nur Colas verſpätete ſich, weil er älter war, und ihn die Malgaſchin vor Allen intereſſirte. Er ſah ihr noch immer in das todte Meer nach, als ſeine beiden Gefährten faſt ihr Ziel erreicht hatten.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ rief der Marquis den Kletternden entgegen und reichte Hippolyt ſeine Hand zum letzten Sprunge auf das Plateau. „Verzeihen Sie die Unvorſichtigkeit meiner Leute, die in meiner Abweſenheit Ihnen, weiß Gott! gefährlich hätte werden können. Unglücklicherweiſe blieb ich beim Verfolgen jener verdammten Hexe etwas zurück, und die Vorſchnelligkeit — “

„Aber was haben Sie nur gegen dieſe Frau?“ unterbrach Hippolyt den Adjutanten.

„O, das ist das gefährlichste Weib auf ganz Madagaskar," gab der verlegene Marquis zur Antwort; „sie hat allen Weißen den Tod geschworen, steht im Auftrage der feindlichen Stämme auf der Insel drüben und spionirt fortwährend um unsere Kolonien herum. Durch irgend einen Zufall kennt sie einiges Französisch, sie weiß sich damit desto leichter hie und da bei den vereinzelten Kolonisten einzuschleichen, und zwingt uns, so auf der Hut zu sein, daß ich täglich zwei-, dreimal die Küste recognosciren lassen muß. Es ist eine Schande, mit Weibern Krieg zu führen, aber Frankreichs Interesse hat in der That diese Furie zu fürchten."

In Polyglotte regte sich wieder der Diensteifer und wie er bemerkte, daß freilich in Hippolyts Zügen einiger Unmuth lag, fuhr er mit den Worten heraus: „Wissen Sie wohl, mein Herr, welchen Werth diese Dame für uns hat?"

Mehr zu sagen verhinderte ihn sein Herr, der ihn schweigen hieß, weil ihm die Erinnerungen an seine Geburt in Gegenwart eines so feinen, gebildeten Mannes, wie der Marquis, immer lästig waren. Colas, der inzwischen auch nachgekommen war, fügte hinzu, die vorschnellen Antworten des Professors würden sie noch einmal in Verlegenheit bringen. Der arme Polyglotte' Er blickte gekränkt zu Boden, und sagte leise mit erstickter Stimme: „Se. königliche Hoheit verkennen mich, bei Gott!"

Hippolyt nahm den Vorschlag an, in Begleitung des Adjutanten jetzt zur Tafel des Commandanten zu gehen. Unterwegs fuhr le Poivre fort, die Gefährlichkeit der verfolgten Insulanerin umständlicher zu berichten. Er sagte, sie sei von jedem Kind auf St. Marie gekannt, und überall als eine Feindin gefürchtet, welche mit Hülfe böser Dämonen den

Menſchen und dem Vieh, allem Hab und Gut Unheil zufügen konnte. Wer aber wiſſe, daß ſich drüben auf der Inſel die feindſeligſten Dinge vorbereiteten, würde ihr Herumſtreifen auf der Kolonie anders erklären. „Ich muß Ihnen geſtehen," fuhr der Adjutant fort; „daß wir unter ſolchen Umſtänden nichts ſehnlicher wünſchen können, als endlich von dem Miniſterium in Frankreich beachtet zu werden. Was man von der Kolonie auch Lobenswerthes ſagen möge, ſoviel iſt erwieſen, daß ihre Kriegsverfaſſung von der Zeit des Friedens ſehr gelitten hat."

Es war für Hippolyt ſtörend genug, alle dieſe Auseinanderſetzungen, die wir nur in ihrem Thema angedeutet haben, anhören zu müſſen, er hatte den Adjutanten für einen feinen, gebildeten Offizier gehalten, und wunderte ſich, daß er ihn jetzt mit Dingen unterhielt, welchen er von keiner Seite Intereſſen abgewinnen wollte. Er war froh, endlich die Wohnung des Commandanten erreicht zu haben, entließ ſeine etwas grollend blickenden Gefährten, welche in die Herberge des Kaninchen-Metzgers zurückkehren mußten, und gab Polyglotte noch ſcherzend den Rath, auch den andern Flügel ſeines Frocks abzutrennen (der eine war beim Klettern verloren gegangen), weil ihn eine kurze Jacke ſehr ſtattlich kleiden würde. Polyglotte erwiederte trocken: „Ew. königl. Hoheit haben nur zu befehlen."

Als Hippolyt in das Zimmer des Commandanten trat, meldete ihm Matois, daß Herr Cochon zweimal am Orte geweſen ſei, um dem Herrn Lieutenant Verora ſeine Aufwartung zu machen: „Wer iſt Herr Cochon?" fragte Hippolyt.

„Haben Sie ſchon gehört," antwortete Culotte, der eben

aus der Thür trat; „Herr Cochon war zweimal hier. Herr Cochon iſt ein reicher Mann, das will auf einer Inſel wie St. Marie nicht viel ſagen, aber was Sie intereſſiren wird, iſt ſeine Leutſeligkeit, ſein zuvorkommendes Betragen, die feinen Sitten, welche in ſeinem Hauſe herrſchen;“ und indem er an le Poivre heranging, fuhr er, dieſen zärtlich in die Backen kneipend, fort: „Und was die Liebenswürdigkeit ſeiner Schweſter betrifft, ſo wenden Sie ſich an meinen Freund, den Marquis.“ Eine Adreſſe, welche er mit Lachen gab, und die vom Adjutanten eben ſo freundlich, obſchon etwas gemäßigter aufgenommen wurde.

Hippolyt verſtand ungefähr Einiges von dieſer Vertraulichkeit und erklärte, als er ſich auf einer Karte zum heutigen Abende in der Geſellſchaft des Pflanzers eingeladen fand, daß er auf Nichts begieriger ſein könne.

Wir unterlaſſen die detaillirte Ausführung, wie Hippolyt ſeine Zeit bis zum Beginn der Soirée des Herrn Cochon hinbrachte und erwähnen nur, daß ihm eine Frikaſſée von tropiſchen Fledermäuſen, womit der Commandant ſeine Tafel geſchmückt hatte, ſo viel Ekel und Unmuth verurſachte, daß er bis zur ſiebenten Stunde der unerträglichſte Menſch war. Seine beiden alten Freunde, welche ihn nach Verzehrung ihrer Kaninchenbraten wieder beſuchten, vermochten weder einen Gruß, noch irgend ein Wort von ihm zu erhalten. Er ſtreckte ſich mit Stiefeln und Sporen auf dem Sopha, das in ſeiner Zimmer ſtand, und brummte nur fortwährend in ſich hinein, daß Alles in der Welt Chimäre und Dummheit ſei, daß erſt noch eine neue Welt geſchaffen werden müßte, daß Gott lange genug regiert und ſein Stiefel ein Loch hätte. Mit ſolchen rhapſodiſchen Faſeleien konnte er Stundenlang

zubringen. Welcher meiner jungen Leſer erinnert ſich nicht zuweilen von ähnlichen Anfällen ergriffen zu ſein?

Die Klagen, welche dann Eure Freunde über Euch ausſtießen, blieben auch hier nicht aus; denn als ſich Hippolyt mit dem Adjutanten in die Soirée des Herrn Cochon begeben hatte, ſeufzte Polyglotte und ſagte: „Da geht er hin und läßt uns im Stich! Wie launiſch er iſt! Wie herzlos! Nichts kann man ihm recht machen. Selbſt wenn man ſeine Befehle vollzieht, hat er, ich will nicht ſagen keinen Dank, nein, nicht einmal ein Auge dafür. Sah' er wohl auf die Veränderung, welche mit meinen Rockſchößen vor ſich gegangen iſt? Er befahl mir, wie ein Kellner, Hausknecht, wie ein Boutiquier gekleidet zu ſein, und jetzt bemerkt er's nicht einmal."

Colas war eben ſo ungehalten als Polyglotte; doch tröſtete er ſich leichter.

„Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf," ſagte er, „ich weiß, der gute Junge iſt leichtſinnig, allein man kann ihn lenken, er iſt für gute Rathſchläge empfänglich, und thut Alles, wenn man es gern hat. Wir ſteuern langſam, das iſt wahr, bei Gott, das iſt wahr; aber wir kommen doch zum Ziele. Die Begegnung der Amme iſt uns in dieſer Rückſicht günſtiger, als wenn der Commandant verſpräche, mit hundert Mann uns beizuſtehen. — Kommen Sie, Herr Profeſſor, es iſt ſo heiter draußen; die Sonne iſt untergegangen; wir wollen uns über unſern Freund zu beruhigen ſuchen."

Polyglotte umarmte den alten Diener zärtlich und rief, entzückt auf das Abendroth zeigend: „Laſſen Sie uns demokratiſche Freundſchaft ſchließen, Colas, dieſe Stunde iſt dazu geſchaffen!" und Beide traten hinaus in die kühle Abenddämmerung.

Culotte hatte ſich mit ſeinem Podagra bei Herrn Cochon entſchuldigen laſſen. Le Poivre begleitete unſern Helden allein dorthin und unterrichtete ihn auf dem Wege von den Perſonen, welche er dort antreffen würde. Unter Anderm ſprach er von des Pflanzers Schweſter, Heloiſe, die er mit den friſcheſten Farben ſchilderte und dann hinzuſetzte, daß die Kolonie ihn gewöhnlich den Begünſtigten dieſer Dame nannte.

„Nichts als Verläumdung!“ ſagte er mehre Male ſchmunzelnd hintereinander und ließ damit Hippolyt einen Blick in ſein Inneres werfen, wo vielleicht garade das Gegentheil geglaubt wurde.

Herrn Cochons Beſitzungen lagen auf einer Seite der Inſel, deren Hippolyt noch nicht anſichtig geworden war. Er fand hier in der That Alles fruchtbarer und beſſer beſtellt und fragte ſeinen Begleiter, warum die Colonie grade in der ödeſten Gegend der Inſel angelegt ſei. Dieſer war noch mitten in der Auseinanderſetzung der verlangten Gründe begriffen, als Beide des Pflanzers geſchmackvoll eingerichtete Wohnung ſchon betraten und mit einem Luxus empfangen wurden, der dem verwöhnten Pariſer wohl that. Zwar waren alle Heiducken und Bedienten ſchwarz, aber ſie waren uniformirt, gewandt, dienſtbefliſſen.

Auch Herr Cochon war eine überraſchende Erſcheinung. Ein Mann von kleiner Statur, feinen Sitten und einer Grazie in ſeinen Bewegungen, die ſelbſt von ſeinem anſehnlichen Embonpoint nicht gehindert wurde. Er trug das Haupt gepudert, Schnallen an den Schuhen, kurz er war liebenswürdig. Es waren ſechs bis acht Perſonen, alte Herren und alte Damen, verſammelt; doch führte Herr Cochon ſeinen jungen Gaſt zuerſt ſeiner Schweſter Heloiſe vor. Heloiſe

war eine jener verblühenden Geſtalten, welche den Verluſt der Jugend eine Zeitlang durch einen Anſtrich von Schwärmerei und poetiſcher Reſignation zu erſetzen wiſſen. Sie hatte einen hohen, ſtattlichen Wuchs, die Taille einer Göttin und einen griechiſch geformten Kopf, aber das Alles mußte, als ſie jung war, ſchöner geweſen ſein. Jetzt war es nur noch der Zauber des Phantaſtiſchen, der ihre Reize zuſammenhielt, und ihnen auf zwei, drei Stunden, wo ihre ſorgfältige Toilette noch nicht verſchoben war oder nachgelaſſen hatte, Einiges von berechneter Wirkſamkeit verlieh. Heloiſe war eines jener Weſen, die der junge Mann zwar nie lieben, aber immer intereſſant finden wird, und die deshalb, weil ſie das Eine vom Andern nicht unterſcheiden können, beſtimmt ſcheinen, immer mit den unglücklichſten Leidenſchaften zu kämpfen.

Thee, eine Piece auf dem Piano, von Heloiſen geſpielt, eine zweite von ihr geſungen und vom Adjutanten begleitet; einige Braviſſimo's, vereinzelte Gruppen, und zuletzt Whiſt oder Boſton. Die Partheien bildeten ſich inſtinktmäßig; denn ſchon ſeit langen Jahren folgten ſie einen Tag auf den andern, ungeſtört, immer dieſelbe Stunde, immer die gleichen Perſonen. Wenige blieben im Geſellſchaftszimmer zurück, unter ihnen Heloiſe und Hippolyt. Wer nur einigermaßen jene Klaſſe von weiblichen Weſen, zu welchen Herrn Cochons Schweſter gehörte, kennt, wird es ohne mich wiſſen, daß ſie dieſen Abend nur für Hippolyt lebte. Alle ihre Gedanken zitterten ihm entgegen; da ſie ſchon von ſeinem Aufenthalte in St. Marie wußte und ihn heute erſt ſah, ſo läßt ſich denken, wie aus der Neugier eine Steigerung bis zur Sehnſucht geworden war. Jetzt zogen tauſend Fragen durch ihre

Seele: Wie iſt er? Was denkt er? Was empfindet er beim Untergang der Sonne? Wie gefiel ihm mein Spiel? Singt er? Glaubt er, daß ich gut ſinge? Kann er die Grauſamkeit beſitzen, meine Jahre zu zählen? Welchen Schriftſteller liebt er am meiſten? Ob er auch zärtlich ſein kann? Ob er wohl meine weißen Zähne bemerkt hat? Iſt er bizarr? Hat er wohl ſchon einmal geliebt? Glaubt er an die Religion? Wird er mich wohl haſſen, wenn ich ſchlecht tanzte? Iſt er für etwas Höheres empfänglich? Ach, ſie ſind zahllos dieſe Zweifel, welche ein liebeflehendes Herz beſtürmen!

Hippolyt, der Heloiſen zur künftigen Königin von Madagaskar hätte wählen ſollen, war nicht ganz jener gedankenloſe Zeitverderber, wie wir ihn geſchildert haben. Es iſt wahr, er liebte das Reiten, Tanzen, das zweckloſe Treiben über Alles, er konnte Stunden lang an den Gewölben der Bijoutiers ſtehen, um ihre neueſten Fabrikate zu betrachten, er ließ ſich in Wind und Wetter ſchicken, um der Caprice einer jungen Dame zu Gefallen zu leben, er blieb ganze Abende in den langweiligen Cirkeln alter Damen, wenn er nur darauf rechnen konnte, für die Vertraulichkeit mit ihren Töchtern einige Erlaubniſſe zu erhalten; allein er intereſſirte ſich auch für das Ideal und wußte von der Literatur ſo viel als nöthig war, um nicht darin unbewandert zu erſcheinen. Und ſo war er auch mit Heloiſen bald in ein äſthetiſch parfumirtes Geſpräch verwickelt.

„Sie nennen mich unglücklich," ſagte die Schwärmerin von ſechs und dreißig Jahren, „daß ich die Blüthe meiner Tage auf dieſer einſamen Inſel habe verleben müſſen. Dann kennen Sie mich nicht, dann ehren Sie nicht, was meine Seele bewegt."

„Verzeihen Sie, „fiel Hippolyt ein; „wenn ich durch ein Bedauern, welches einer jeden andern Dame willkommen gewesen wäre, eine Unart gegen Sie — "

Er ſtotterte; man ſieht, wie ſchwierig es ihm noch wurde, ſich auf den Ton Heloiſens zu ſtimmen. Sie zog ihm lächelnd ſeinen Ring vom Finger und ſagte, damit ſpielend: „Eine Unart? gewiß nicht; aber eine Verwechslung. Die Natur hauchte den menſchlichen Seelen verſchiedene Empfindungen ein. Selten wird der Eine ſein Glück in dem des Andern finden. Ich pries mein Geſchick, als der gute Bruder mich dem geräuſchvollen Leben Bordeaux's entzog, und mit mir in dieſe fremde Welt zog und habe noch nie eine Sehnſucht nach der Heimath empfunden. Die Heimath iſt nur im irdiſchen Raume, aber es gibt Dinge, welche höher ſind als Raum und Zeit."

„Und dazu rechnen Sie mit allem Recht die ſchweſterliche Liebe," bemerkte pathetiſch Hippolyt, der ſich einbildete, jetzt etwas recht in ihre Gedanken Paſſendes geſagt zu haben.

„Die ſchweſterliche Liebe? Wie kommen Sie darauf?" fragte aber Heloiſe verwundert.

Der gute Hippolyt wollte gar nicht in den Zug kommen, wohin ſie ſteuerte. Er entſchuldigte ſich, wenn er ihrem Gedankengange nicht recht gefolgt ſei und ſagte: „Ich glaubte, daß Sie überall gern ſind, wo Sie Ihren Bruder haben. Allein, wenn Sie vielleicht die entgegengeſetzte Meinung haben — "

„Ei, ſo ſcherzen Sie doch nicht, Herr Verora," fiel Heloiſe ihm in's Wort und legte den Ring zwiſchen ihre Lippen, um die weißen Zähne zu zeigen. „Ueber die Liebe zu

meinem Bruder geht mir wenig; man braucht nicht immer das Gegentheil einer Meinung zu denken, wenn man eine andre hat."

Und sogleich fiel sie wieder in ihre schmachtende, zerfließende Rolle zurück und fuhr fort: „Nein, die Liebe zur Einsamkeit ist es, die mich vor Allem an diese Felsen kettet. Hier kann ich mich ungestört in meinen Träumen wiegen. Hier leb' ich in stiller Vertraulichkeit mit den stummen Umgebungen der Natur, denen sich leichter Geheimnisse anvertrauen lassen, als einem schmeichelnden Freunde."

„Wie?" rief Hippolyt; „so jung und schon Mißtrauen in die Freundschaft?" Sie seufzte, sah ihn mit einem langen fragenden Blick an und ging, einen Auftrag ihres Bruders zu vollziehen.

Mochte nun Heloisen inzwischen in der Küche eine Magd ausgescholten, oder kalte Speisen tranchirt haben, mochte sie ihrem Bruder ein Schnupftuch oder etwas Andres, das unter ihrem Verschluß stand, haben geben müssen; die Saite, deren Ton in Hippolyts Seele zu widerhallen vermochte, war einmal angeschlagen. Sie knüpften ihr Gespräch von Neuem an, und kamen von der Freundschaft auf die Liebe, von der Liebe zur Treue, von der Treue zur Leidenschaft, von der Leidenschaft zu ihren Verirrungen und von den Verirrungen auf die neueste französische Literatur, wo sich denn zuletzt die Ueberschwänglichkeit in die einfachen, abkühlenden Fragen: „Haben Sie dies gelesen? Kennen Sie das Buch, was ich meine? Lieben Sie des Autors Styl?" und ähnliche auflöste. Beide hatten sich vortrefflich unterhalten, und während Heloise Alles von Hippolyts Gefühl hoffte, setzte er alle seine Aussichten auf ihre vortreffliche Aussprache, ihre feine Art

zu urtheilen, auf die ganze Genugthuung, welche für ihn in ihren Umgebungen lag; kurz, auf den einzigen Haltpunkt, der ihm seinen schon unfreiwilligen Aufenthalt jenseits des Aequators erträglich machen konnte.

Noch an demselben Abende stellte sich für Hippolyt die Unmöglichkeit, auf seine Eroberungspläne irgend Zeit, Hoffnung oder Anstrengung zu verwenden, noch lebhafter heraus. Eines Theils überraschte es ihn zwar, auch bei Herrn Cochon nichts von seinem Vorhaben zu vernehmen, er gewöhnte sich aber daran, es in so vernünftiger, gebildeter Gesellschaft für eine Chimäre zu halten, und wünschte, als er mit dem Marquis le Poivre aus der Wohnung ihres Wirths heraustrat, nichts sehnlicher, — als daß sein Fuß über einem Pariser Steine stolpern möchte, daß alles Frühere Täuschung, jeder Baum ein Haus und das Ganze die rue Richelieu in Paris wäre.

Ein zweites Begegniß war ihm in diesem Zustande noch unwillkommner. Denn als der Marquis sich an einem Scheidewege, wo er ihm deutlich das Haus des Commandanten zeigte und Hippolyt sich selbst überlassen konnte, von diesem trennte, und der junge Prätendent mit allen seinen gleichgültigen, trägen, überdrüssigen Plänen den einsamen Gebirgsweg allein fortsetzte, sagte ihm eine gewisse Ahnung, die auch bei verschlossenen Augen und Ohren hört und sieht, daß sich ihm eine zweite Person zur Begleitung angeschlossen haben mußte. Man kann unter solchen Umständen ein beklommenes Herz haben, ohne die Furcht eines Schneiders zu kennen. Hippolyt hatte eine Uebersetzung des deutschen Hoffmann gelesen und glaubte an die blauen Weingespenster des preußischen Kammergerichtsraths, er blieb stehen, und

ragte den nächſten Baum, ob ſich vielleicht Jemand hinter
hm verſteckt hätte.

Als er aber nichts hörte und ſah, ging er weiter und
achte,— da der geheimnißvolle Parallelismus nicht aufhören
ollte, neben ihm herzuhuſchen, es könnte Colas oder Poly-
lotte ſein, die ihn von ſeiner Soirée abholen wollten, wie
n junges Mädchen aus einem Kinderball. Deshalb rief er,
hne in der Finſterniß Jemanden zu ſehen, mit beherzter
timme: „Ich bin es ja, Colas," und fühlte ſich zu ſeinem
chrecken von einem dunkeln Menſchen umhalſt, der ihn ſo
eftig und doch ſo nachgiebig drückte, daß es ihm anfangs
hwer wurde, die Gewaltthätigkeit von der Liebkoſung zu
nterſcheiden.

Es war aber Alles nur Ausdruck der Freude, der Unbe-
nnte verwandelte ſich in ein Frauenzimmer, und dies ſelbſt
onnte nur die Wilde aus der Hafenbucht, Hippolyts Amme,
r weibliche und gefürchtete Emiſſär von Madagaskar ſein.
hre gebrochene Rede quoll in die zärtlichſten Begrüßungen
ber: „Ich werde nie fern von Dir ſein," rief ſie; „denn Du
ſt der Apfel meines Auges. Blind war ich, da ich Deinen
uß an dem Ufer ferner Ströme wandelnd wußte; nun
irſt Du die Thäler Deiner Geburt niemals verlaſſen!
omm hinüber auf den Thron Deiner Väter!"

Hippolyt, dem dieſer zärtliche Ueberfall höchſt peinlich
ar, riß ſich aus ihren Umarmungen los, und ſagte, daß
dazu jetzt gar keine Zeit habe und überhaupt, ſie ſolle ihn
it dieſem Genre von Romantik in Ruhe laſſen.

Die Wilde, die ihn nicht verſtand, ſetzte ihre Aufforde-
ngen fort. „In allen Königreichen der großen Inſel,"
gte ſie; „findeſt Du keinen Arm, der ſo kühn die Wogen

des Meeres durchſchneidet, wie der meinige. Auf meinem Rücken trag ich Dich hinüber, mache alle Seitenbewegungen, welche nöthig ſind, um die Wallfiſche zu vermeiden und lege Dich nieder in den Schooß der zahlloſen Völker, welche Deiner Erſcheinung harren.“

Großer Gott, das nennen wir ſchön! Wenn Eugène Sue ſo was beſchreibt, leſ' ichs gern; aber erfahren mag ichs nicht. Hippolyt war in der That beſorgt, das Weib könnte des Teufels ſein, ihn auf ihre Schultern nehmen, und mit ihm in die Südſee und den atlantiſchen Ozean hinabſpringen. Er ſagte ihr daher unaufhörlich, es ſei ſchon ſpät, und ſie möchte nur nach Hauſe gehen und ſich vor den Hunden des Commandanten in Acht nehmen, deren Zähne ſchärfer wären, als die Augen des Adjutanten, wann er mit ſeiner Flinte nach ihr ziele. Das Weib verſtand von dieſen Dingen nicht viel, glaubte ihn nichts als Ja, und wieder mit Ungeduld Ja ſagen zu hören, und trennte ſich von dem Gegenſtande ihrer Anbetung, nachdem ſie ihn durch mancherlei myſtiſche Geberden und Formeln vor den böſen Geiſtern in Sicherheit geſetzt hatte.

Hippolyts Mißbehagen ſtieg aufs Höchſte, als er zu Hauſe war.

„Abſcheulich!“ rief er; „dieſe Mag Marilis, dieſe Norne, dieſe Hexe von Endor, die mir jeden Abend an's Fenſter klopfen kann! Wie hab' ich das neuliche Urtheil des Globe, welcher den ſchottiſchen Erzähler tadelt wegen dieſer ſcheußlichen, frazenhaften Geſtalten, die jeden Augenblick mit ihrem widerlichen Hihi an den Felſenecken vorſpringen, wie hab' ich dies gründliche Urtheil gebilligt! Es iſt ſchauderhaft, dieſe Abgeſchmacktheit jezt ſelbſt erleben zu müſſen. Es

ſcheint, als ſei ich beſtimmt, ein Opfer der Romantik zu werden. Ich ſchreie mich todt, wenn mir das Frauenzimmer eines Abends wieder ſo in den Weg ſpringt. Der Angſtſchweiß ſteht mir noch auf der Stirn. Und, was ſie nur will? Du großer Gott, wär' ich doch nur bei geſundem Leibe wieder in Paris!"

Einige Zeit verſtrich. Polyglotte und Colas waren in Verzweiflung über Hippolyts Apathie. Während Jener alle Anſtalten machte, die Sprache des verheißenen vor ſeinen Augen liegenden Landes kennen zu lernen, unterhandelte dieſer mit den Häuptlingen deſſelben, und that in Gemeinſchaft mit der kühnen Wilden Alles, was der abenteuerlichen Expedition einen Schein von ſicherm Erfolg geben konnte. Allein was halfen dieſe Bemühungen? Der Held des Glückes, auf deſſen Energie Alles ankam, blieb hinter den Couliſſen. Hippolyt war faſt den ganzen Tag in der Wohnung des Herrn Cochon, wo er ſeines Wirthes Jagdflinten probirte, einen Taubenſchlag anlegte, ein Paar Hunde abrichtete, oder mit Heloiſen über das Jenſeits ſchwärmte und gemeinſchaftlich mit ihr Verſe machte. Hätte man ſich nur Heloiſen entdeckt! Sie wäre prächtig zu einer Königin von Madagaskar geeignet geweſen.

Eines Abends hatte Hippolyt länger als gewöhnlich im Cirkel den Herrn Cochon zugebracht. Heloiſe las die erſten Geſänge eines großen epiſchen Gedichts vor, das von ihr und Hippolyt gemeinſchaftlich verfaßt wurde. Die Zuhörer waren genöthigt, bis tief in die Nacht auszudauern, ebenſo Hippolyt, der ſich beſcheidenerweiſe von den Lorbeern, welche dem Dichterpaar dargebracht wurden, nur die Stiele aneignete. Dennoch von den Erfolgen ſeines Talents trunken,

schiffte er sich unter Heloisens Fenster, welches die Aussicht auf die See hatte, zur Rückkehr ein. Er zog der Verspätung wegen, nach dem Rath der übrigen Gäste, das Ruder dem gebirgigen Landwege vor. Ein geschickter Eingeborner führte den Kahn über den stillen, schlummernden Spiegel. Es war eine herrliche, magische Mondnacht, Hippolyt konnte noch in weiter Ferne das weiße Tuch unterscheiden, das aus Heloisens Fenster ihm nachwinkte.

Unser Held war für die Einsamkeit nicht geschaffen. Es genirte ihn, wenn er sich einmal selbst überlassen blieb, und mit seinem Schiffer konnte er nicht sprechen. Der Nachen hielt sich nicht immer in der nächsten Entfernung vom Ufer, sondern um seinen Weg in kürzerer Zeit zu vollenden, durchschnitt er oft eine ansehnliche Fläche, die von einem Vorsprunge des Ufers an den andern führte. Es fiel Hippolyt, als sie weit hinein auf dem Meere waren und sich das Ufer nur in matten Umrissen vom Nordlichte des Horizontes löste, auf, daß der Eingeborne zuweilen stehen blieb, sein Ruder heraufzog, und unverwandt in die meerblaue Fläche des Ozeans hineinsah. Verrath schien er von ihm nicht zu fürchten; denn es beruhigte ihn, daß Jener, je länger er in die Ferne geblickt hatte, desto schneller weiter fuhr.

Zuerst dachte er nun auch, daß dies Himmelanschauen, dies ängstliche Aufhorchen nur die Sehnsucht des Wilden nach seiner Heimath sein könne; als ihn aber dieser eiligst durch eifrige Mienen aufforderte, das zweite im Kahne liegende Ruder zu ergreifen, und ihn zu unterstützen, stieg seine Besorgniß, und dem Anschein nach nicht ohne Grund. Ein dunkler Punkt rang sich aus dem blauen Mondschimmer in

der Ferne hervor, trat den bedrängten Seglern immer näher, und entwickelte ſich zuletzt als ein langes Kanot, deſſen Geſtalt ſchon verrieth, daß es von Wilden beſetzt war. Einige Pfeile ſchwirrten durch die Luft her, und als die Fremden nahe genug waren, um das verlorne kleine Fahrzeug zu erreichen, flog eine lange Harpune in den Boden deſſelben, die auf der Stelle anwurzelte und das Entrinnen ferner unmöglich machte. Die Wilden zogen den eroberten Kahn an ihren Bord, und bald befand ſich Hippolyt in der Mitte halbnackter Menſchen, welche mit Beilen, langen Speeren und Dolchen bewaffnet waren. An eine Vertheidigung war hier nicht zu denken. Sein Führer und er, Beide wurden ergriffen, in das größere Schiff gebracht und gefeſſelt auf den Boden niedergeworfen.

Hippolyt konnte zwar nicht zweifeln, daß ihm der trockne Baſt, mit dem er geſchnürt war, Hände und Füße wund rieb, aber dennoch befand er ſich noch immer in einer Illuſion, die ihm das eben Erlebte weniger in ſeinem furchtbaren Ernſt, ſondern wie eine Scene aus der Romanenwelt vorkommen ließ. Er ging von ſeiner eigenen Lage ganz ab, und fragte ſich, ob er die Flibuſtier oder die Naturwilden Cooper's oder die Kanibalen Eugen Sue's oder wohl gar die frommen katholiſchen Indianer Chateaubriand's vor ſich habe? Er dachte ſich immer, wie ſich ſein Schickſal jetzt gedruckt leſen würde. Die Wilden waren zwar von Marterwerkzeugen umgeben, doch ſchienen ihm dieſe für Menſchen zu rieſenhaft, und es ſtellte ſich ihm als erwieſen heraus, daß ſie auf den Wallfiſchfang ausgegangen ſeien, ſich verſpätet und eine ſo geſunde Beute, wie ihn, nicht verſchmäht hätten. Was werden ſie aber mit Dir anſtellen?

fragte er ſich endlich, ernſter geworden; und die Beſorgniß vor einem Unfall ergriff ihn doch mit mehr als poetiſcher Furcht.

Die Männer ſprachen wild über ihn weg, und die zuweilen aus der Bruſt ſeines Leidensgefährten ächzende Klage ſchien ihm den Inhalt dieſes leidenſchaftlichen Gezänks zu verrathen. Großer Gott, dachte er, wer gibt mir jetzt Aufklärung über die Abſichten dieſer Ungethüme? Ich fürchte, daß die Wahrheit auf Seiten der einfachen Geſchichte Robinſon Kruſoe's liegen wird, und ich von dieſen Menſchen mehr zu erwarten habe, als die Karaiben jemals an ihren Gefangenen ausübten. Und wenn nur dieſe Menſchen wüßten, daß ich ihr legitimer König bin, wenn ich's ihnen nur ſagen, oder durch Zeichen ausdrücken könnte! Wenn meine Amme jetzt da wäre! Das extravagante Weib könnte mir jetzt ungemein behülflich ſein. Gott, was werden Colas und Polyglotte meinetwegen für Thränen vergießen! —

Hippolyt verſank in völlige Erſchöpfung, die Bande preßten ihn, daß das Blut ſtockte, und ein klägliches Winſeln war der Ausdruck, in welchen das Gefühl ſeiner unglücklichen Lage ausbrach. Wir werden ihn nicht lange ſo klagen hören können, ohne das tiefſte Mitleid mit dem armen Prätendenten zu empfinden.

Der Mond verzog ſich hinter die Sterne und auch die Sterne ſchwanden mit dem erwachenden Morgen. Das reizende Ufer der großen Inſel Madagaskar dehnte ſich unabſehbar im Angeſichte des anlandenden Fahrzeuges.

Ein ſanfter Schlaf hatte ſich Hippolyts bemächtigt, und ihm den Schmerz ſeiner Feſſeln ertragen helfen. Er erwachte und hatte Mühe, ſich ſogleich wieder in den Zuſammenhang

ſeiner Begegniſſe zu finden. Man löſ'te die Bande, welche ihn am Gehen hinderten. Hippolyt ſtand auf und erblickte das Ufer eines Landes, welches er einſt unter ganz andern Umſtänden zu erreichen gehofft hatte. Die rieſenhohen Bäume, die duftigen Wieſenteppiche, die buntgefiederten Vögel, die am Wege wuchernden Pflanzen, welche von den Botanikern in dem Jardin des plantes ſorgfältig gepflegt wurden, Alles traf ein, auch die Menſchen, welche zahlreich am Ufer verſammelt ſtanden, entſprachen den Beſchreibungen, die ihm Colas von ſeinem Vaterlande gemacht hatte; aber ſeine eigene Lage, ſeine Umſtände waren gar zu verſchieden von den Erwartungen, die er in St. Marie ſelbſt ſchon aufzugeben anfing! Das war ein trauriger Jardin des plantos!

Er folgte ſeinen räuberiſchen Unterthanen in ein großes Dorf, das ſich am Ufer entlang zog, und wurde von einem zuſtrömenden Gewühl neugieriger und ſcheinbar guten Wilden fortgetragen. Vor einer Hütte, welche gegen die übrigen durch einige Vorzüge abſtach, hielt der Zug inne, ein großer, alter Mann von ehrwürdigem Anſehen trat aus ihr hervor, und wurde von den Umſtehenden mit ſichtbaren Zeichen der Verehrung empfangen. Der Kazik, dachte Hippolyt, oder der Prieſter, der bei den Menſchenopfern den Vorſitz hat. In der That brachte man einen großen hohen Klotz und eine noch höhere Stange herbei, entkleidete den todtbleichen Hippolyt, der ſich vergebens ſträubte, und zwang ihn, jene Erhöhung zu beſteigen.

Alle dieſe Manipulationen waren für den armen Pariſer um ſo peinlicher, als ſie von einem wilden Durcheinander aus tauſend Kehlen begleitet wurden. Er verſtand kein Wort von dieſem Sprachgewoge und fühlte ſich mit ſeiner nächſten

finstere Aussicht um so einsamer und hoffnungsloser. Inzwischen war er an den Pfahl festgebunden, und sah erwartungsvoll auf die herumwogende Menge, aus der einzelne Stücke seiner ihm genommenen Uniform wieder zum Vorschein kamen.

Wie weit muß nicht das Gefäß des menschlichen Gemüths sein, daß es oft so verschiedenartige Eindrücke zu gleicher Zeit fassen, ja, daß dem ungeheuersten Schmerze zuweilen noch eine kleine, wohl gar lächerliche Rücksicht zufließen kann! Man steht am Sterbebette seines Vaters und eine Fliege zwingt Dich, nach einer andern Seite zu sehen. So sind nicht alle Menschen, sondern nur jene, die sich entweder durch eine Art stoischer Philosophie an eine gewisse Empfindungslosigkeit gewöhnten, oder deren natürlicher Hang den Zerstreuungen fortwährend hingegeben ist. Hippolyt gehörte zur letzten Art: er bemerkte, wie ungefüge sich diese Menschen seiner Lieutenantsuniform bedienten, wie der Eine den Rock so anzog, daß die Schöße nach vorn kamen, der Andre die Epaulettes an die Ohren band und andre Mißgriffe, übersah dies Alles nicht mit stierem, gläsernem Auge, sondern fand es zum Lachen spaßhaft, obschon er der Erwartung lebte, im nächsten Augenblick Alles, diese Menschen, dies schöne Land, das Meer, St. Marie, Golas, Polyglotte, Heloisen, den Pudel seiner Hauswirthin in Paris, Alles, Alles, zum letzten Male gesehen zu haben.

So grausam schien aber doch Hippolyts Schicksal nicht werden zu wollen; er überzeugte sich bald selbst, daß seine Ausstellung nur dazu diente, für ihn einen Käufer zu finden. Er überlegte, daß er kein Schwarzer wäre, daß Madagaskar nicht zu den Barbareskken gehörte, und schloß

daraus, daß hier das Geſchick eines Sklaven nicht ſo fürchterlich ſein könne. Dann, fuhr er in ſeinen Ueberlegungen fort, wenn ich mich ſo recht in meine Lage hineindenke, ſo iſt es einmal gewiß, daß ſie kein Traum iſt. Sodann gewöhn' ich mich daran, die Wahrheit der Wirklichkeit an die Stelle des Scheins in der Poeſie zu ſtellen. Alles wird anders, wenn man es ſelbſt erlebt. Dieſe Wilden gehören weder Cooper noch Chauteaubriand an, es iſt eine ganz neue Race, Menſchen, welche, wie ich aus den rauchenden Eſſen und den Geräthſchaften mancherlei Art vor den Hütten ſehe, Luſt zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften haben. Den Romanenſchreibern verdanken wir die fürchterlichen Schilderungen des Sklavenſtandes, weil dieſe Leute gigantiſcher Motive bedürfen. Ich glaube an Nichts mehr, und will mich daran gewöhnen, alle Dinge für beſſer als ihren Ruf zu halten. Die Poeſie wird hier zur Fabel und das Wahrſcheinliche iſt gerade das, was ſich am wenigſten bewährt.

Während dieſes Selbſtgeſpräches war ein Mann, deſſen Geſtalt und Tracht ſich von denen der Uebrigen unterſchied, und der hier fremd zu ſein ſchien, zu Hippolyt hinaufgeſtiegen, hatte ihn von allen Seiten unterſucht und handelte ihn gegen zwei Stück Ochſen ein. Hippolyt verſtand dieſe wechſelſeitige Auslieferung, und fand ſie ſo drollig, daß er ſeines Zuſtandes vergeſſend und in den alten Leichtſinn zurückfallend, in Lachen ausbrach, wofür er von ſeinem Herrn leicht hätte gezüchtigt werden können, wäre dieſer nicht mit dem Verkäufer in lebhaftem Wortwechſel begriffen geweſen. Er hätte ſich jetzt im Charivari lithographirt ſehen mögen, mit der Ueberſchrift: „Der König von Madagaskar, erkauft für zwei Ochſen!“

Hippolyts Herr wollte es nur einstweilen bleiben, denn er war ein reisender Sklavenhändler und trachtete darnach, seinen jungen Einkauf sobald wie möglich wieder abzusetzen. Hippolyt wurde in der Herberge untergebracht, nothwendig gekleidet, gut unterhalten, was die Nahrung, schlecht, was die Gesellschaft anbelangt.

Kriegsgefangene, unvorsichtige Wanderer, welche sich von der Landstraße verirrt hätten, heruntergekommene Arbeiter, jüngere Söhne, theilten mit ihm dasselbe Schicksal, sie entfernten sich aber Einer mehr als der Andre vor seinem Aussehen, das ihnen Allen fabelhaft erscheinen mochte. Alle Farben, die sich merkwürdigerweise in allen Nüancirungen auf Madagaskar finden, schattirten sich auf ihren nackten Körper ab von Hippolyts verdächtigem Halb-Grün, der Bronzefarbe der Ureinwohner, bis zur Negerfarbe der späteren Einwanderer. Schon diese Sonderbarkeit zu verfolgen, machte Hippolyt Vergnügen, er wurde ungewöhnlich heiter, und machte so viel stumme Scherze mit seinen Gefährten, daß sie ihn überaus liebgewannen und ihm in seinen Eroberungsplänen gewiß beigesprungen wären, wenn sie nur darum gewußt hätten.

Aber mit dem Abende kehrte auch in Hippolyts Seele das Gefühl seines Mißgeschicks zurück. Er hatte sich vielleicht eingebildet, diese ganze, mit ihm gespielte Farce werde nicht länger dauern, als bis Sonnenuntergang. Er hatte das Meer nicht aus den Augen verloren, und immer noch auf die endliche Ankunft der ganzen Bevölkerung von St. Marie gehofft, aber es wurde Nacht und er mußte zum zweiten Male in seinem Leben sich bequemen, außer dem Bette zu schlafen. Noch peinlicher war es ihm, als ihn ein dicker Neger, der Sklavenwächter, aus den süßesten Träumen weckte,

und ihn nicht ohne beleidigende Peitschenhiebe antrieb, vom Maisstroh aufzustehen. Hippolyt machte Lärm und rief seinem Störenfried im besten Französisch zu, daß er nicht gewohnt sei, vor acht Uhr aufzustehen, aber es war Alles um ihn her fürchterliche Wahrheit, der kaum ergrauende Morgen, das Ausbleiben Colas' zum Ankleiden, der stirte Kaffee, die Riemen an den Füßen, die Prügel, der Abmarsch. Das von Nebeln bedeckte Meer schwand allmälig gänzlich und die Wanderung nahm unmittelbar ihre Richtung in's Land hinein.

Hippolyt hatte von Natur ein so unverwüstlich heiteres Temperament bekommen, daß trotz seiner unheilvollen Lage noch viele Tage anbrechen können, ehe er mit der Wiederkehr der Sonne nicht auch den verlornen Muth wieder erhielte. Die Hügel mit ihren freien Blicken in die lachende Ferne, die Flüsse mit ihren blumenreichen Gestaden, alle Wunder dieser großartigen, noch immer tropischen Natur, flößten neues Leben seinen ermattenden Hoffnungen ein. Er wurde froh, wie Alles um ihn her, und dachte sich mit verführerischer Täuschung in die Illusion einer pittoresken Reise hinein. Er überredete sich, daß Hunderte an seiner Stelle sich glücklich schätzen würden, in diesen Umgebungen zu weilen, und er zählte im Geiste alle die Fehler her, welche er an den Naturschilderungen der neuern Romantik, gegen welche ihn Heloise einzunehmen gesucht hatte, aufdecken wollte.

Doch dauerte diese Freude nur so lange, als die Kraft des Körpers aushielt. Als sie von dem angestrengten Wege überwunden wurde, als der Abend mit seinen ungewissen Schatten, die Herberge mit ihren plebejischen Unbequemlichkeiten kam, ließen die Schwingungen seiner Seele endlich doch nach und

ein einziger dumpfer Laut der Trauer tönte in seinem zerrissenen Innern wieder. Er fühlte sich so verlassen, wie er es wirklich war.

Diese Märsche wiederholten sich noch zwei Tage, ehe der Sklavenhändler seinen Markt erreichte. Obschon er sie in der letzten Zeit kürzer einrichtete, um seine Waare nicht zu ermatten, so fanden sich bei Hippolyt doch immer weniger Hülfsquellen vor, welche ihm sein Loos hätten ertragen helfen. Wenn er auch am ersten Tage durch die Zerstreuungen der Natur unterhalten wurde, wenn ihn am Zweiten ein Heldengedicht, das er in Gedanken entwarf, beschäftigte, wenn er am Vormittage des letzten Tages auch in der völligen Gedankenlosigkeit einige Beruhigung fand, so schwand doch in den letzten Stunden alle Kraft, alle Hoffnung, er mußte gestehen, daß er sehr übel dran war.

Die Gegenden blieben an Fruchtbarkeit und Schönheit fast immer dieselben, aber die Menschen wurden andere. Ihre Farbe gelblich, ihr Ansehen kriegerisch, das Haar struppig über die Stirn herabhängend. Sie wohnten zahlreicher zusammen, ihre Dörfer waren gefällig eingerichtet, und Alles schien von dem Stolz der Unabhängigkeit, den die Küstenbewohner, dem Regimente der Engländer und Franzosen fortwährend erreichbar, nicht in diesem Grade kannten, getragen zu sein. Die verkäufliche Karavane kam mit einbrechender Nacht in die große Hauptstadt der Howas an, dieses kriegerischen Stammes, dessen früherer König Rhadama durch alle Reisenden bekannt geworden und von den Europäern übers vergeblich angegriffen ist.

Dies war dieselbe Völkerschaft, welche auch Hippolyts Erbschaft zerstört, seine Eltern getödtet und ihn den aben-

tenerlichen Schwankungen eines ungewissen Schicksals preis-
gegeben hatte. Von diesen Kriegen hatte ihm Colas viel
Fabelhaftes erzählt, von ihren Reichthümern, ihren künstlichen
Handthierungen, von ihrer polirten Lebensweise, und seine
Amme in St. Marie hatte noch Alles hinzugefügt, was der
Alte nicht wußte, da es sich später zutrug. Vor Allem war
die Königin Ranavalona interessant, die ihren Gemahl Rha-
dama ermordet hatte, und jetzt mit beispielloser Kraft und
Ueppigkeit, von ihrem Liebhaber Andremiaja unterstützt, über
die Hovas herrschte. Hieher wollte einst Hippolyt an der
Spitze der siegreichen, für sein Recht Alles in die Schanze
schlagenden Schaaren seine Waffen wenden, und es war die
gemeine Tracht eines Sklaven, in der er die berühmte Re-
sidenz der Meuchelmörderin betrat.

Die Scene seiner ersten Versteigerung wiederholte sich
am Morgen des folgenden Tags, auf dem großen Markte
der wunderbaren Stadt, die in einem phantastischen, religiö-
sen Styl gebaut war, nur daß ihm jetzt seine übrigen Leidens-
gefährten umstanden, alle an Pfähle gebunden, über deren
Name, Vaterland und Alter der Ausgebotenen bemerkt war.

Aus Hippolyts Antworten konnten die Händler eben so
wenig klug werden, wie aus ihren Fragen, und so blieb die
Tafel immer leer. Das war vielleicht das Auffallende, was
die Käufer gerade zu ihm zog.

Hippolyt schimpfte wie eine „Dame der Halle," als er
von allen Seiten betastet, gemessen, befragt wurde. Man
brach ihm sogar, wie einem Pferde, den Mund auf, um seine
Zähne zu zählen, eine Impertinenz, die er durch lautes
Schreien und Stoßen zurückwehren wollte. Allein einige ver-
dächtige Drohungen des alten Negers, der die Verkäufunge

beaufsichtigte, während der Herr mit den Lufttragenden unterhandelte, brachten ihn zur Besinnung und er ließ die gelben Herrn aus der Residenz gern nach Zähnen sehen, die durchaus nicht so empfehlenswerth weiß, sondern hie und da hohl und stockig waren, woran sich Paris, Tortoni und die Elsbaiserl aus der großen Oper erkennen ließen.

Der Sklavenhändler schien mit den Frühläufern nicht abschließen zu wollen: er erwartete augenscheinlich die reicheren Leute, welche später aufstehen und länger brauchen, um in die Kleider zu kommen, vor Allen aber einen Mann, welcher, als die Sonne schon hoch stand, wirklich erschien. Ein kleiner unansehnlicher Hängebauch, in dem Anzuge eines orientalischen Haremsinspektors, nicht ohne Wahrscheinlichkeit selbst ein Verschnittener, aber in Seide und köstliche Pelze gekleidet, von einer Schaar Bedienten begleitet, von allen Umstehenden durch tiefe Verneigungen begrüßt. Dieser fand an den schwärmerischen Gesichtszügen Hippolyts ein großes Wohlgefallen, er untersuchte ihn mit lächelnden Blicken, rief seinen Zahlmeister und gab, was für den Armen gefordert wurde.

Als Hippolyt darauf seinem neuen Herrn folgte, warf er noch einen freundschaftlichen Blick auf seine übrigen Mitangepfählten; denn er war so gutmüthiger Natur, daß er selbst seine Feinde liebgewonnen hätte, wäre er gezwungen gewesen, länger als drei Tage mit ihnen umzugehen. Als er aber diese aus den Augen verlor und die Pracht seiner Bewachung und die Ehre, die man ihm erwies, sah, spannte sich seine Neugier und der Reiz der Erwartung ließ ihn das Mißliche, was ihn treffen konnte, im glänzendsten Lichte erscheinen.

Orientiren wir uns! Es steht eine Königin an der Spitze

dieſes Staates, welche einen Liebhaber, einen jungen Offizier der Leibgarde, zu gleichem Range mit ihr erhoben hatte; woher ſoll alſo der Harem kommen? Nein, wir können um Hippolyt beruhigt ſein, es iſt kein Grund vorhanden, daß man ſeine Depravation zu einem Eunuchen zu fürchten hätte. Freilich ließ der weichliche Aufzug ſeines Herrn, die Ueppigkeit ſeiner Umgebungen auf einen ganz anderen Stand ſchließen, als den er wirklich bekleidete; denn wer hätte unter dieſer ſybaritiſchen Hülle der Genußſucht einen Lord Oberſcharfrichter vermuthet?

Aber es war ſo. Hippolyt betrat die Wohnung dieſes Mannes, die dem prachtvollen, auf buntgemaltem Holze aufgeführten Pallaſte der Königin nahe lag, und erkannte bald aus den Geräthſchaften und den Manipulationen in den neuen Kreiſen ſeiner Thätigkeit wider Willen, in weſſen Dienſten er ſich befand. Er war beim Oberſcharfrichter des Staates! Wieder romantiſch! Wieder eine Erinnerung an die Porte St. Martin in Paris! Es überkam ihn eine eine Art äſthetiſchen Degouts.

Aber Hippolyt war nicht der Mann, der über die kritiſchen Fragen der Schönheit eigne Grundſätze hätte aufſtellen können; er hatte ſich aber um fremde Urtheile bekümmert, und einige Antipathien gefaßt, die er überall durchzuführen ſuchte. Zu ihnen gehörte die Scheu vor dem Melodrama, vor dieſer Porte St. Martin, vor den Leichenräubern, den Scharfrichtern, den Spielern und ähnlichen haarſträubenden Gegenſtänden, welche allerdings nur durch eine gräuliche Verirrung zu Staffagen der Schönheit erhoben worden ſind. Er ſtampfte mit den Beinen vor Aerger auf; er ſchien faſt Genugthuung haben zu wollen, für die Dummheit, in den

Roman ſeines Lebens einen Scharfrichter hineintreten zu laſſen, und hätte ſie bald von dem Aufſeher der Gärten ſeines Herrn durch einige körperliche Erinnerungen erhalten können.

Das drolligſte in Hippolyts neuer Lage waren aber die Widerſprüche in dem Lord Oberſcharfrichter ſelbſt. Dies war keineswegs ein blutriefender Samſon, kein Berſiſcher Fetiah, der nur in rother Mütze und mit einem Bund Stricke vor dem Publikum erſcheinen darf, ſondern er näherte ſich eher den gemüthlichen deutſchen Scharfrichtern, die nur vier Menſchen in ihrem Leben köpfen dürfen, um ſich nicht einer gefährlichen Grauſamkeit zu überlaſſen. Eben ſo wenig blutdürſtig ſchien Hippolyts Herr, obſchon er täglich in der Uebung ſeines Amtes blieb, und keineswegs daſſelbe etwa nur in Pacht genommen hatte. Es war ein heiterer, die ſtillen Freuden der Unſchuld liebender Herr, der nichts lieber that, als Tabak rauchen, und in ſeinem duftenden Garten die Blumenbeete anordnen. Hippolyt wurde im Garten des ſentimentalen Scharfrichters angeſtellt und hatte die Aufgabe, die Blumen des gefühlvollen Mannes zu begießen.

Einige Tage, nachdem unſer Held in ſeinen zarten, aber nichts deſto weniger beſchwerlichen Funktionen eingewieſen war, trat an einem frühen Morgen der Lord Oberſcharfrichter in ſeinem ſchwerfälligen Gange, auf ſeidenen Pantoffeln und in dem gemächlichſten orientaliſchen Negligée zu ihm, pflückte ſich eine Schmetterlingsblüthe der zarten Pflanze Anduranga, klopfte ſeinem Knechte auf die Schulter und ſagte:

„Alles in der Welt hat ſein Amt und ſein Ziel. Was Du ſäeſt, mein Sohn, ernte ich, was Du pflanzeſt, mähe ich ab. Der Eine ſteht an des Menſchen Wiege, der Andre

an ſeinem Sarge. Man kann aber nur auf eine Weiſe geboren werden, und auf mannigfache Weiſe dieſe irdiſche Hülle, das Leben, ablegen. Den Einen erſchlägt die Leber, den Andern das gelbe Fieber, den Dritten eine melancholiſche Stimmung ſeines Gemüths, den Vierten der Zufall, welches der mächtigſte König der Erde iſt; alle Uebrigen tödtet der Arm der Gerechtigkeit: und dieſer Arm bin ich, durch Gottes und unſrer Königin und des Prinzen Mitregenten Gnade. Ich bin zwar nur ein Stiefbruder des Todes, und muß mit eigner Anſtrengung mein Erbtheil, das den Uebrigen von ſelbſt zufällt, erwerben, dafür genieße ich aber auch große Ehre und bin bei den Fürſten und Göttern der Erde in einem unverweslichen Anſehen. Ich halte mir Schaafe und treibe die Heerden der Rinder auf meine Bergestriften, ich kann die Fiſche in meinen Teichen nicht zählen, und beſitze Sklaven, die mir gehorchen müſſen, weil ich ſie mit Zärtlichkeit behandele. Ich bin ein Feind der Sklaverei, ich liebe es nicht, wenn einer dem Andern auf den Nacken tritt, aber was hilfts? Meine Zeitgenoſſen ſind noch nicht reif für die Humanität, die Menſchenrechte werden erſt in fünfzig Jahren begriffen werden. Bis dahin begeuß meine Blumen und tröſte Dich, wenn des Lebens Stürme brauſen, mit Glauben, Liebe und Hoffnung!“

Hippolyt verſtand von dieſer Anrede natürlich kein Wort, aber neben ihm war Jemand, der Alles begriffen hatte und es ihm ſo ungefähr, wie wir berichten, zu erklären anfing, als der philoſophiſche Oberſcharfrichter lächelnd mit ſeiner Blume und ſeinen Pantoffeln weiter ſchlenderte.

Dieſer Dollmetſcher war Ararata, eine Sklavin des Hauſes, welche ein gleiches Geſchick und eine dämmernde Rei-

ganz zu Hippolyt hinzog. Aber die Sprache, in welche sie übersetzt, war unserm Pariser auch unbekannt, ebenso, als vorher die des menschenfreundlichen Scharfrichters. Er hörte an den gleichen, gequetschten, gezogenen, zerstampften, sich rollenden Lauten, daß sie vermuthlich in dieselbe Sprache und nur aus dem Munde des Herrn in den ihrigen übersetzt. Allein er verstand sie doch besser, weil sie mit Augen der Liebe sprach.

Ach, es ist nur zu gewiß, daß Hippolyt immer mehr anfing, ein freundloses Leben zu führen. Seine Heiterkeit war dahin, sein Schicksal war wirklich kein Feuilleton-Scherz, und er unterlag ihm bald; in seine freie, stolze Seele zog die Furcht ein, und die Furcht legt allen höhern Eigenschaften des Gemüths und des Geistes die Sordine an. Der Kreis seiner Anschauungen verengerte sich, er vegetirte fort in einer Beschäftigung, welche täglich dieselbe blieb, und seine Wünsche streckten sich kaum noch weiter, als bis zu der Stunde, wo er seine Nahrung erhielt, oder einer kurzen Ruhe pflegen durfte. Man kann sich mitten im civilisirten Europa davon überzeugen, wie Gefängniß, Armuth, Krankheit den stolzesten Geist lähmt und an die Stelle der erhabensten Eigenschaften eine unglückliche Schwäche, Aengstlichkeit, Unterdrückung treten läßt. Die Schauer des Hauses, in dem Hippolyt lebte, vermehrten hauptsächlich die Eindrücke, welche zerstörend auf sein Inneres wirken mußten.

Diese Seelenstimmung war ganz dazu geeignet, die Annäherung Araratа's zu erleichtern. Ja, es wurde für Hippolyt, der immer an dienende Umgebung und an Aufmerksamkeit gewöhnt war, sogar Bedürfniß, sich unter den tröstenden, erquickenden Einfluß dieser Wilden zu stellen. Araratа war

kaum dem Kindesalter entrückt, von olivenfarbenem Teint, dunklem, langem Haar, und in ihrer ganzen schönen Körperbildung bei weitem verschieden von den kleinen, schwerfälligen Hova's, zu deren Stamme sie nicht gehörte. Hippolyt war allmälig mit ihrem Schicksal vertraut geworden; denn obgleich ihm die Laute ihrer Zunge fremd waren, so blieben sie es doch nicht immer; die Einsamkeit, die Hingebung, das gleiche Loos erleichterte die Verständigung; an die Stelle der Zeichen und sprechenden Blicke traten allmälig artikulirte Laute, deren Sinn für Hippolyt nicht länger zweifelhaft blieb, und so bildete sich aus Mienen und einzelnen Tönen eine Sprache, die zwischen ihnen Beiden ein vollständiges Einverständniß aufrecht erhalten konnte.

Auf diesem Wege hatte Hippolyt Araxata's Schicksal ersehen. Sie war eine nahe Verwandte der grausamen Königin. Ranavalona tödtete nicht nur ihren Gemahl, sondern suchte dessen ganze Verwandtschaft auszurotten. Araxata's Vater war des Ermordeten Bruder, er fiel unter dem Messer des Scharfrichters, der jetzt ihr Herr war. Sie schien dem menschenfreundlichen Mann entweder noch zu jung, oder er hatte Mitleid mit ihr, oder sie hatte sich unter den zahllosen Schlachtopfern der kronräuberischen Megäre verlaufen, und blieb durch einen Rechnungsfehler bei der Abzählung der Eingelieferten und der dem Schaffot Bestimmten am Leben. Der Aufseher des Gartens hatte sie erzogen und würde sie wahrscheinlich als sein Kind adoptirt haben, wenn sein Frau ihn nicht plötzlich reich mit Kindern gesegnet hätte. Diese Fruchtbarkeit stieß Araxaten in den Sklavenstand herab; und so kam es, daß sie sich mit Hippolyt auf gleicher Stufe fand. Beide waren königlichen Geblüts, sie eine Prinzessin, er ein

Kreuzzug, Beide mußten sie jetzt die Blumen des Oberscharfrichters ihrer Freundin beziehen.

Mit der Möglichkeit, sich verständlich zu machen, kehrte aber auch für Hippolyt eine freudigere Stimmung zurück; er durfte sich wieder einigen Erinnerungen hingeben, seitdem sie in seiner Lage nicht mehr störend wirkten, und er damit die Neugier und Einbildungskraft Araratens reizen konnte. Er erzählte ihr so gut es ging von Paris und den kleinen Beziehungen, welche sein früheres Leben dort gehabt hätte, er erfüllte die Seele seiner Freundin mit einer zauberhaften Wunderwelt, in welcher sie um jeden Preis zu leben wünschte. Heftiger als je regte sich aber bei Hippolyt wieder die Sehnsucht nach Europa, und die Freiheitslust beschäftigte seinen Scharfsinn, um ein Mittel zur Flucht ausfindig zu machen. Er hatte sich dabei gewöhnt, nichts mehr allein für sich zu thun, sondern in allen Fällen Araratа's Schicksal an das seinige zu knüpfen. Man konnte die Neigung, welche er zu der jungen Wilden hegte, nicht Liebe nennen, sie war nichts mehr als die Folge ihres besondern Zusammentreffens, ihrer beiderseitigen Anweisung auf sich selbst, und der aufrichtigen Zärtlichkeit, mit welcher Araratа in der That an ihm hing. Schon ihre reizende Gestalt, die Verführung der nackten Tracht, mußte ihn zwingen, ihrer entschiedenen Hingebung mit ähnlichem Gefühle zu begegnen. Er wäre nicht ohne sie geflohen, und machte sie mit allen Plänen vertraut, welche er zu ihrer Befreiung entworfen hatte.

Es währte eine geraume Zeit, ehe sie sprachlich über ihr Vorhaben, noch länger, ehe sie über die Tauglichkeit desselben sich verständigt hatten. Nichts war leichter, als das Haus zu verlassen, aber schwierig, eine Abwesenheit von mehr

als zehn Minuten zu verbergen. Beide sahen ein, daß vor allen Dingen eine Gelegenheit eintreten müsse, welche ihre Flucht begünstigte und diese kam nach langem Harren und Forschen. Die Königin hatte eine Verschwörung entdeckt, welche gegen das Leben ihres Liebhabers gerichtet war; sie war so zärtlich um ihn besorgt, daß ihre Strafen so zahlreich über die Verbrecher verhängt wurden, als hätten deren Anschläge ihr selbst gegolten. Sie richtete unter den unglücklichen Opfern ihrer königlichen Macht und ihrer verliebten Leidenschaft ein grausames Blutbad an, so daß es dem Lord Oberscharfrichter an Beilen und Händen zu mangeln anfing. Sein ganzes Haus sah ihn Tage lang nur mit entblößten Armen, vom großen Richtplatz aus flossen durch ableitende Kanäle so viel Blutströme durch das Gebiet des Henkers in den nahen Fluß, daß auf einige Zeit alle Arbeiten im Garten eingestellt werden mußten. Dabei war die Verwirrung des Hauses so groß, selbst die hatten den Kopf verloren, welche nur gewohnt waren, ihn Andern abzuschlagen, und Hippolyt, obschon von den Schauern dieser Gräuel in einen fortwährend fieberhaften Zustand geworfen, besann sich jetzt, wählte Zeit und Stunde, und machte sich mit der muthigen Arzania auf den Weg. Allein wenn man sie nur Beide zehn Schritte vom Hause entfernt noch sahe, so wußte man, daß ihr Vorhaben nicht gelingen konnte. Da treten sie nun Beide in eine Wüste, in eine ausgestorbene Stadt hinaus, kein Mensch auf den Straßen, alle Thüren und Fenster verriegelt, Furcht und Schrecken aus den Ritzen der Häuser blickend. Sie konnten, eine Viertelstunde nach ihrer Flucht vermißt, noch immer am Ende der Straße ihren Verfolgern ins Auge fallen, weil es keinen Menschen gab, hinter welchen sie sich hätten ver-

bergen können. Aber ſie wurden ſchon früher als nach einer Viertelſtunde vermißt: der hinterlaſſene Gärtner ſchrie das ganze Haus zuſammen, die Knechte des Scharfrichters liefen die Beile faſen, und liefen den beiden Flüchtlingen nach, welche auch im Nu ergriffen und einſtweilen, bis auf weitere Befehle des im Hofe kommandirenden Herrn, in ein finſteres Gefängniß geworfen wurden.

Hätte noch Hippolyt ſeine alte Laune und ſo viel Luſt zum Scherz wie früher gehabt, ſo würde er zu Araxata über ihre Flucht Späße gemacht, ſo würd' er geſagt haben: War es nicht lächerlich zu ſehen, und dabei eine Miene anzunehmen, als ſollten wir vom Bäcker oder Krämer etwas für die Küche einholen? Es fehlte nur noch, daß Du ein Körbchen und ich einen Eimer in die Hand genommen hätte. Bereitete Fluchtverſuche ſind ſo abgenutzt in den Romanen. Muß uns das auch paſſieren, was ich ſo oft zu tadeln pflege? Allein die Zeit der Illuſionen, des Unglaubens, der Faſeleien waren vorüber, und Hippolyt mußte ſich in dem finſtern Kerker wohl geſtehen, daß er recht unglücklich war.

Araxata ſchien vor der Zukunft wenig Beſorgniſſe zu haben, Ohne ſich darüber Rechenſchaft geben zu können, hatte ſie in ihrem Gefühl eine Ahnung von dem Glücke, zum erſten Male ihr Geſchick feſt an das ihres fabelhaften Freundes gekettet zu ſehen. Sie umſchlang Hippolyt mit ihren ſchwellenden Armen, und preßte ihn mit all' der Gluth, welche unter dieſem Himmelsſtriche die Liebe begleiten muß, an ihren Leib, ſo daß der unglückliche Geführte ſeines Schmerzes vergaß, das Stöhnen und Aechzen der im Hofe zum Tode Geführten und den Lärm der fallenden Beile nicht mehr hörte, ſondern von ſeinem eiſigen Schrecken in Araxatens

warmen Lebenshauchen, in ihren Umarmungen und dem Flüſtern einer für ihn nicht mehr barbariſchen und hieroglyphiſchen Sprache aufthaute. Ein ſanfter Schlaf brachte zuletzt alle Beſorgniſſe ins Gleichgewicht und löſte alle Berechnungen der ungewiſſen Zukunft in bewußtloſe Vergeſſenheit auf.

Nach einigen Stunden erwachte Hippolyt von ſeinen Träumen, die ihn im nächſten Fluge bald nach Paris, bald nach St. Marie verſetzt hatten. Alles war dunkel um ihn her, und nur von Araratens leiſem Athmen wurde die nächtliche Stille unterbrochen. Sie ſchlief in ſeinen Armen, und ihr Anblick rief ihm das jüngſte Ereigniß, das ſie Beide in dieſe Lage gebracht hatte, in ſeiner ganzen Friſche wieder vor die Seele. Es fiel ihm ein, daß er einen Umſtand deſſelben vergeſſen hatte. Denn als er in einiger Entfernung von dem Hauſe des Scharfrichters war, und er zu ſeinem Schrecken rings Niemanden ſah, ſondern wie ſich Alles verſchloſſen und verſteckt hatte, da bemerkte er hinter einer hölzernen Säule des dicht anſtoßenden Portals der königlichen Reſidenz eine weibliche Geſtalt, welche er ſich erinnerte einſt ſchon geſehen zu haben, auf welche er ſich aber um ſo weniger beſinnen konnte, als er in demſelben Augenblicke von ſeinen Verfolgern ergriffen und zurückgeführt wurde. Jetzt fielen ihm die unbekannten Züge wieder in's Gedächtniß, und er zweifelte keinen Augenblick, die auf St. Marie ſo gefürchtete Wilde, welche ſich ſeine Amme nannte, geſehen zu haben.

Hatte ſie ihn erkannt, war ſie darauf ausgegangen, ſeine verlorne Spur zu entdecken, ſo ſchien ihm die Rettung ſo gewiß, als er in ſeiner gegenwärtigen Lage alle Hoffnung darauf verloren haben mußte. Er wollte Araraten wecken und ihr ſeine freudige Botſchaft mittheilen, aber ſo gebrochen

war schon die Kraft seiner Seele, so sehr hatte sich die Furcht in die geheimsten Winkel seines Gemüths, wo früher nur Sorglosigkeit und Vertrauen herrschte, eingenistet, daß er überlegte, ob jenem Weibe zu trauen sei, als sie ihn nicht in diese Gegenden habe verlocken wollen, um den letzten Sprößling eines gefährlichen Stammes der Königin auszuliefern. Diese Annahme schien ihm einige Augenblicke wahrscheinlich; dann aber, als ihm Colas und die offene mütterliche Sorgfalt des Weibes einfiel, verstummten die sich kreuzenden Gedanken seines Innern und er sank in eine neue Ermattung und Traurigkeit zurück.

Nach einer traumhaften Dämmerung, welche Hippolyts Bewußtsein einige Momente hindurch gefangen nahm, schreckte ihn ein Geräusch an der Thür seines Gewahrsams auf. Er hörte, daß sich draußen Jemand bemühte, sie zu öffnen und doch dabei alles Geräusch zu vermeiden suchte. Sie war von außen nur durch einen hölzernen Riegel gesichert, und ging ohne alle Schwierigkeit auf. Hippolyt sprang erschrocken vom Fußboden, und staunte, Niemanden eintreten zu sehen. Er ging beherzter auf den Eingang zu, aber zu gleicher Zeit trat ihm auch eine Gestalt entgegen, welche das Dunkel zu erkennen verhinderte. Der flüsternde, gebrochen französische Anruf: „Berora! mein Sohn!“ klärte nach einigen Momenten peinlicher Stille den erwartungsvollen Prinzen über die Person des Ankömmlings auf. Es konnte Niemand anders, als seine Amme sein, die sich zu seiner Rettung nahte. Er trat ihr näher und sie, ihn erkennend, umfaßte ihn mit den sichtbarsten, schwer unterdrückten Zeichen der Freude. Sie winkte ihm zu folgen, aber Hippolyt nahm Anstand, Araratien einem zweifelhaften Schicksale zu überlassen. Obschon

er in diesem Augenblicke viel Vertrauen auf seine Rettung gefaßt hatte, obschon ihm der Muth und die ganze Anschauung seiner frühern Verhältnisse mit Hülfe der Amme wiedergekehrt war, obschon er sich wieder in den Straßen von Paris sah, und sich nicht vorstellen konnte, was er dort mit seiner exotischen Liebe beginnen sollte, so war die Macht der Zuneigung zu Araraten doch so heftig in ihm erstarkt, daß er ohne sie schwerlich den dringenden Winken seiner Retterin gefolgt wäre. Er weckte seine Leidensgefährtin, riß sie mit sich fort, und da sie, obschon unfähig, sich sogleich in den Zusammenhang dieser Dinge zu versetzen, sich doch ohne Schwierigkeit in seinen Willen und sein Beispiel ergab, so ging die Flucht ohne Hinderniß von Statten.

Die Vorsicht der Amme hatte schon überall den Weg gebahnt, und nach einer kurzen Wanderung über den blutigen, rauchenden Schlachthof, nach einem dreisten Sprunge über einige niedrige Mauern, war das Freie erreicht und der Ort des grausamsten Schreckens lag in beruhigendem, ungestörtem Frieden hinter ihnen.

Noch graute nicht einmal der Morgen, als die Flüchtlinge mit eiligem Schritte die hölzerne Stadt mit ihren noch in festem Schlaf befangenen Bewohnern verließen.

Ein siegreiches Volk umgibt sich nicht mit Palliſaden; die Hauptstadt der Hovas war offen, ohne Mauern und Thore, und Hippolyt erreichte glücklich mit seinen Begleiterinnen den nächsten Wald, dessen Schatten den Dienst der eben verschwindenden Nacht ablösten. Hier ließen sie zum ersten Male den eilenden Füßen einige Rast, die um so nöthiger war, da Araxata einen heftigen Schmerz am Schenkel verspürte, der sie fast verhinderte, ohne Weiteres den Weg

fortzusetzen. Das Blut floß aus einer Wunde, die sie sich vermuthlich bei dem Uebersteigen der Mauern in der Wohnung des Scharfrichters zugezogen und jetzt erst bemerkt hatte.

Die Amme wollte von einer längern Verzögerung nichts hören, sie drang in Hippolyt, seine arme Freundin im Stich zu lassen, und sein Leben, worauf Alles ankäme, in Sicherheit zu bringen. Doch Hippolyt war, ich will nicht sagen, zu sehr Liebhaber, sondern zu edel, als daß er eine Rettung ohne Araxaten gewollt hätte. Er riß Blätter von einem Baume, wo er sie am breitesten fand, und suchte sie trotz der eben über die Zinnen des königlichen Palastes aufblitzenden Sonnenstrahlen auf der brennenden Wunde zu befestigen.

Araxata lag erschöpft im Grase und die Amme zerraufte sich das Haar, denn sie schwur, daß der Wächter von der Burg der Königin schon gerufen hätte, und die ganze Stadt jetzt belebt würde. Sie ergriff Hippolyt bei den Armen und suchte den zärtlichen Wundarzt zu entführen, aber er wand sich von ihr los, und betheuerte, eher keinen Schritt zu weichen, bis er nicht wüßte, daß Araxata sein eignes Loos theilte. Die Amme, seinen festen Willen zu beugen verzweifelnd, stürzte auf seine mißglückenden ärztlichen Versuche zu, riß den Laubverband von der Wunde, und beschied sie Beide, einige Augenblicke zu harren. Sie eilte ins Gebüsch, um irgendwo den Baum Sondifasat aufzusuchen, dessen Blätter die Malgaschen mit vielem Erfolg auf frische Wunden legen.

Inzwischen schien der lichte, sonnenhelle Tag zwischen die Bäume des Waldes hindurch, und die Räume, welche oben deren Wipfel offen ließen, füllten sich mit dem Blau des

Himmels. Hippolyt wagte es, dem Rande des waldigen Gebiets näher zu treten, und täuſchte ſich nicht, wenn er ſeine Flucht für das Ziel einer eifrigen Verfolgung anſah, welche in Staubwolken gehüllt die Fußtapfen der Flüchtlinge aufzuſuchen ſchien.

Er lief zu Araraten, die ſich zum Theil erholt hatte, zurück, er führte ſie in voller Beſtürzung an den Saum ihrer Schutzwehr, die ſie nur einige Augenblicke noch ſichtbar machte, und die Beide erkannten die Knechte ihres Herrn, die kaum noch tauſend Schritte von dem Walde entfernt waren. Die äußerſte Noth zwang ſie jetzt zur ſchleunigſten Fortſetzung ihrer Flucht. An die Rückkunft ihrer Führerin war kein Gedanke mehr; in heftiger Eil bahnten ſie ſich durch das niedre Geſträuch einen Weg, und ſtrengten ſich auf das Aeußerſte an, ihren Vorſprung wenigſtens zu verdoppeln.

Vielleicht gelang ihnen das; denn das Geſchrei ihrer Verfolger entzog ſich bald ihrem Ohre, und ſie rechneten ſchon in einer beträchtlichen Hörweite von ihnen entfernt zu ſein. Ihre von dem zurückgebogenen Geſträuch blutig geritzten Körper athmeten tiefer, ſie glaubten ihre Schritte mäßigen zu dürfen; und entſetzten ſich daher um ſo mehr, plötzlich ein herannahendes Geräuſch im Gebüſche zu vernehmen. Noch hatten ſie keinen Entſchluß gefaßt, als in ſtürmiſcher Eile ein dichter Strauch ſich öffnete, und die Wilde, der ſie Alles verdankten, athemlos auf ſie zuſtürzte, ihnen die nächſten Bäume zeigte und ſie zwang, dieſe augenblicklich zu erklettern.

Nichts konnte von beiden Seiten mit größerer Gewandtheit, nichts aber auch ſo zu rechter Zeit geſchehen. Denn faſt noch auf derſelben Stelle, wo ſich die Wilde von dem Gelingen ihres Rathes überzeugte, hätten ſie die Verfolger der

Entflohenen ergriffenen. Sie stürzte fort, und sank, da aus allen Gebüschen die bewaffneten Knechte des Scharfrichters hervorbrachen, von einem Pfeile tödtlich getroffen, nieder. Die Treue hatte sich ihrem jugendlichen Freunde zum Opfer gegeben, Hippolyt mußte sich fest an die Zweige des erstiegenen Baumes klammern, als er sie sinken sah.

Die Getödtete hatte auf jeden Fall der Verfolgung eine für Hippolyt und Araxaten glückliche Wendung gegeben. Die Dränger verzogen sich in Richtungen, die immer die falschen blieben, sie mochten sie nach allen Seiten hin einschlagen. Der Lärm verhallte immer mehr, und zuletzt war Alles still, auch die Todte unter den nahen Gebüschen hatte zu ächzen aufgehört. Araxata, behend und muthig, schwang sich wie ein Affe von einem Aste zum andern; sie traute dem dünnsten Reise, ergriff die vordersten Zweige des Baumes, auf dem sich Hippolyt nistete, und saß bald neben ihrem todtbleichen Gefährten, dem die schreckhaftesten Abwechslungen seines Schicksals die Zunge lähmten. Erst nach den zärtlichsten Liebkosungen und dem fast scherzenden Gekose Araxatens gewann er so viel Kraft, zu seufzen, und seine krampfhaft auf einen trocknen Ast gestützte Hand zu erheben, um sie von seiner dunkelfarbigen Freundin erwärmen zu lassen.

Vor Anbruch des Abends wagten die beiden Flüchtlinge nicht, ihren Versteck zu verlassen. Als ihnen die scheidende Sonne zum letzten Male die deutliche Vorschrift des Weges, den sie ferner einschlagen mußten, gegeben hatte, stiegen sie von dem hohen Baume herab, traten zuerst zu der Leiche, über welcher Araxata einen leisen Trauergesang anstimmte, sie dann mit einer Handvoll Erde bestreute, und setzten ihre Reise unter dem Schutze der Nacht und des waldigen Dun-

kels fort. Hippolyt nahm zum Andenken an die theure Frau, welche sein Leben mit ihrem eigenen erkauft hatte, eine ihrer früher von ihm bespöttelten grauen Locken mit sich, und gelobte sich, ewig die Erinnerung an sie, wie an einen Schutzgeist, heilig zu halten. Der Götzendienst, welchen er früher mit solchen Dingen getrieben, störte ihn in der tiefen Empfindung nicht, welche seine Seele beherrschte. Die furchtbare Wirklichkeit aller seiner Erlebnisse hatte ihn zuerst mit Furcht erfüllt, die Furcht warf alle stolzen Eigenschaften seines Geistes zu Boden, erst die späteren Schicksale richteten sie wieder auf, und er hatte ihnen den Ernst und die Illusion der Wahrheit, welche keine Illusion mehr ist, zugesellt. Er hörte auf, über seine Begegnisse zu reflektiren, war ganz bei ihnen gegenwärtig, weil sie seinen ganzen Menschen in Anspruch nahmen. So dachte er bei der fortgesetzten Wanderung nur an die Gefahr, an die Vorsicht, an den nächsten Strauch, den er zurückzubeugen hatte, an eine menschliche Wohnung, der sie sorgfältig aus dem Wege gingen, an Ararata, der er jede Schwierigkeit zu erleichtern suchte. Hippolyt schien uns früher nur liebenswürdig, wir werden bald bereit sein, ihn achtungswerth zu finden.

Diese nächtliche Flucht wurde mehre Male wiederholt; am Tage gaben die höchsten Bäume Schutz und die Nacht räumte alle Hindernisse aus dem Wege. Wilde Muskaten, Feigen, Nüsse von dem Riesenbaume Havama, Tako-Reben, die ohne Zucht und Pflege wachsen, und vor allen die berühmten madagassischen Erdbeeren waren die Nahrung, mit welcher sie ihren Hunger stillten: an Quellen fehlte es in diesen gebirgigen Gegenden an keinem Orte. Die Sonne zeigte ihnen am Tage die Richtung, welche sie entweder ver-

fehlt, oder einzuschlagen hatten, um dem Meeresufer nahe zu kommen, und in der Nacht konnten ſie ſich an der Stellung der Geſtirne, an den Morgen- und Abendſternen halten. Sie rechneten, ihrem Ziele ſchon ſo nahe zu ſein, daß ſie anfingen, bereits über das weitere Fortkommen nachzudenken, wenn endlich wirklich hinter einer Anhöhe der Meeresſpiegel ihnen entgegen blitzte.

Eines Morgens hatten ſie Beide eine ſanfte Anhöhe erſtiegen. Die Sonne ſtand ſchon auf dem halben Wege, zwiſchen ihrem Aufgang und ihrem Zenith, das belebte Rauſchen und Weben der Natur war auch in dieſer abgeſchloſſenen Einſamkeit hörbar. Hippolyt ſtaunte bewundernd die üppige Wunderfülle dieſer Gegend an, ſeine Blicke ſchweiften trunken über die blühenden Flächen, welche ſich an dem Fuße des Berges, auf welchem er ſtand, bis weit in die Ferne dehnten, und er täuſchte ſich nicht, wenn er in dem weißen Silberpunkte an dem Horizonte den erſten Gruß des Meeres zu entdecken glaubte. Rings um ihn her drängten ſich in freier Naturungebundenheit die zahlloſen wunderbaren Bäume dieſer Gegenden und Gewächſe aller Art. In der grünen Blätterkrone des Bohanſilan girrten negerfarbene Holztauben, goldne Quittenäpfel winkten durch das dunklere Grün des Hintergrundes, wo ſich die Schirapalme ſtreckt, wo von den verworrenen, vieläſtigen wilden Muskatbäumen die blauen Raben die Nüſſe ſtehlen, wo die Hunits ihre gelben Schatten werfen und von der Sonnenhitze einen wunderbaren kollenartigen Schweiß treiben. Zwiſchen durch die niedern Geſträuche und ein Gewirr von tauſendfach verſchlungenen Schmarotzerpflanzen, Blüthen aller Farben und Geſtalten, die Arburanga mit ihren ſchmetterlingsfarbenen Blumen, Gentia-

nellen mit violettnem Schmuck, blaß veilchenblaue Tulpen, Alles duftend und den Sinnen ſchmeichelnd. Hippolyt wurde von dieſem Zauber überwältigt, er zog Aroxylen in das, thauige Gras und blickte in ſtummem Entzücken durch die faſt künſtlichen Gänge und Terraſſen dieſes Paradieſes.

Allein was nahmen ſeine Augen wahr? Welcher Freudenſchrei ſchlägt in ſein Ohr? Was beſinnt ſich Hippolyt noch lange, ehe er an zu lachen fängt? Es iſt Niemand anders, er iſt es ſelbſt, Profeſſor Polyglotte, der in bloßem Kopfe, in einem ſelbſt verfertigten Regenſchirm und einem langen Tubus, durch dieſe Tropenwunder rennt. Er war mit Golas aus einem Bosket im Thale getreten, und hatte nicht ſobald das oben auf dem Hügel ſtehende Paar bemerkt, und ſein Fernrohr angelegt, als er Hippolyt erkannte, einen Freudenſchrei ausſtieß und ſpornſtreichs den Berg hinauf lief. Jetzt ſtand der drollige Mann vor ſeinem halbnackten, den Eingebornen jetzt durchaus nicht verläugnenden jungen Freunde; der Athem war ihm ausgegangen, er keuchte und war wie immer, wenn ihn die unwillkührliche Angſt ſeines eingetrockneten Blutes ergriff, leichenblaß.

„Wenn ich nur erſt Seitenſtiche habe,“ ächzte er; „dann wird es beſſer. Aber mein Gott, Prinz, wo haben Sie ſo lange geſteckt? Ich habe mit dieſem Tubus, der doch an das Aufſuchen von Sternen gewöhnt iſt —“

Golas Ankunft verhinderte ihn, ſeine Schmeichelei zu beendigen. Das Wiederſehen des alten Dieners und Hippolyts war ein Akt der ſtummen Rührung. Sie umarmten ſich mit herzlicher Freude, und es währte lange, ehe ſie Worte fanden, um dieſe auszuſprechen. Hippolyt, ſichtlich mehr ergriffen, als ſeine Freunde, konnte nicht ſogleich die Faſſung

gewinnen, um Colas und des Profeſſors Fragen zu beantworten. Als aber dieſe ſogleich über ſeine weibliche Begleitung zu forſchen anfingen, da ſagte er zu ihnen:

„O, meine Guten, mein Herz iſt ſo voll von Freude, und zugleich von einem ſüßen Schmerze, wie Ihr es nicht begreifen könnt. Ich bin jetzt, da ich Euch wiederſehe, ſo reich, ſo glücklich, daß ich meine Empfindung nicht mit Worten zu faſſen vermag. Ich habe Alles gebüßt, meine Thorheiten, meine Unarten gegen Euch, die Ihr ſo treu waret, meine Unachtſamkeit, meine Trägheit, meine Gefühlskälte, Alles iſt mir durch das Schrecklichſte vergolten worden. Ich wurde auf dem Meere geraubt, in Bande geſchlagen, an grauſame Neger verkauft, wurde Sklave eines Wütherichs, mußte mich unter dem Stocke eines Aufſehers demüthigen, mußte Waſſer tragen, hungern, mußte täglich den fürchterlichſten Hinrichtungen beiwohnen, meine Amme, die ich Elender früher von mir ſtieß, rettete mich, ſie hielt ihren Leib hin, um mich zu ſchützen, ich begrub ſie in der Einſamkeit des Waldes, und irre jetzt ſeit drei Tagen und drei Nächten flüchtigen Fußes, um meinen Verfolgern zu entrinnen. Nun ich Euch wiederſehe, iſt es mir, als hätte ich meine Prüfung überſtanden, als dürft' ich vor guten edlen Menſchen nicht mehr erröthen, und ich gebe Euch das Verſprechen, mich meiner Jugend, meiner Kraft, meiner Talente endlich würdig zu beweiſen!"

Dies Geſtändniß hatte etwas Rührendes: Colas fühlte dieſe Stimmung viel zu ſehr, als daß er ſeinen Herrn jetzt mit vielen Fragen hätte überhäufen ſollen; aber Polyglotte's Neugier kannte dieſen feinen Takt nicht, obſchon er bei Hippolyt's Worten die Thränen aus den Augen wiſchte. Seinen

dreiſten Blick auf die mit ſichtlicher Unruhe im Hintergrund harrende Ararata werfend, fragte er ohne Weiteres: „Aber königliche Hoheit, ſo geruhen Sie doch, Ihren treueſten Diener Dero Vermählung nicht länger zu verſchweigen. Ich brenne vor Begier, meiner hohen Gebieterin die Huldigung darzubringen, welche ihr gebührt!“

„Nein,“ ſagte Hippolyt, des Profeſſors knochige Hand ergreifend; „kein Wort mehr von jener Thorheit! Meine Begleiterin iſt meine Freundin, die ich nicht verlaſſen darf. Ich verdanke Ararate Unſchätzbares. Sie war mein Troſt in der Sklaverei, ſie richtete mich durch ihre Liebe auf und was Sie in Erſtaunen ſetzen wird, Profeſſor, von ihr hab' ich madagaſſiſch gelernt.“

„Himmel,“ rief Polyglotte, „Sie können Madagaſſiſch? Und Ihnen hat es der Herr Lieutenant zu verdanken? Madame, ich hoffte immer, daß auch ich dieſe Sprache verſtände. Ich werde Sie Arabiſch anreden und Sie werden mir in Ihrer Mutterſprache antworten.“

Und darauf ſetzte er mühſam einige Worte aus dem Koran zuſammen, welche ungefähr ſo viel heißen ſollten, als: „Wie befinden Sie ſich?“ Ararata fühlte, daß der Alte mit ihr ſprach, ſie ſah ihn mit großen Augen an, lächelte dann und blickte zu Hippolyt hinauf, um ihn zu fragen, was der Mann wolle; denn ſie verſtand ihn nicht. Polyglotte aber, in der feſten Meinung, ſie hätte ihn verſtanden, ſprang einen Fuß hoch vor Freude und rief: „Welche feine Antwort! Madame ſteht Herrn Hippolyt an; denn wie kann ſie ſich in ſeiner Nähe anders als gut befinden?“ Dann fragte er wieder mit zuſammengeflicktem Arabiſch: „Sind Sie eine Liebhaberin von ſchönen Gegenden?“ Und da Ararata zufällig

einen Blick auf den Hügel zurückwarf, so schwur er, daß er Madagassisch spräche, und beklagte nur, sein arabisches Wörterbuch in Tamatave gelassen zu haben; sonst würde er davon noch glänzendere Beispiele geben.

„Ist Tamatave in der Nähe?“ fragte Hippolyt, den die Narrheiten des Professors belustigten.

Auf dem Wege nach Tamatave, einer europäischen Niederlassung, wurden die seitherigen Schicksale der Freunde erzählt. Die Freude unter den Leuten von St. Marie, die um Hippolyt aufzusuchen mit herüber gekommen, war groß; nur beklagten sie, sobald wieder in ihr nacktes Eiland zurückkehren zu müssen. Dann baten sie Polyglotte, mit seinem Fernrohr die Richtung von St. Marie zu fixiren, weil Einige von ihnen schwören wollten, daß sie am frühen Morgen ein Segel dorthin bemerkt hätten.

„Ich werde sogleich den Ausschlag geben,“ sagte dieser und legte seinen Tubus an; „in der That, wenn am Glase des Rohrs mir keiner ein Stück Papier befestigt hat, so ist das, was ich sehe, eine Spann weißer Leinwand.“

Als die Uebrigen herantraten, erwies sich die Vermuthung als vollkommen richtig. Ein Schiff kreuzte in der Bucht von St. Marie und die Erwartung bestimmte die Mannschaft, sogleich in See zu stechen. Vor Sonnenuntergang ließ sich die Insel vielleicht noch erreichen.

Aus den Bekleidungen der Uebrigen setzte sich bald eine civilisirte Tracht für Hippolyt zusammen: selbst Polyglotte war so reich an Kleidern und Großmuth, daß er die einzige Manschette, welche er trug, seinem Freunde anbot. Desgleichen wurden für Araraten Umhüllungen verschafft, die ihr Auftreten weniger auffallend machten.

Der weiße Punkt in der Ferne trat immer deutlicher aus den verſchwimmenden, zitternden Farbenmaſſen hervor. Es waren die eingereften Segel eines Schiffes, das ſich bald als ein königliches erkennen ließ. Die Bewohner der Kolonien jubelten, weil ſie ein aus Isle de France mit Lebensunterhalt oder dem Auftrage, ſie nach Frankreich zurückzubringen, gekommenes Schiff vermutheten. Hippolyt wünſchte, das Fahrzeug möchte für Europa beſtimmt ſein, und hätte es in dieſem Falle lieber ſogleich betreten, als daß er zuerſt noch in die Einöde von St. Marie zurückkehren ſollte. Die Pirogue fuhr dicht am Spiegel des anſehnlichen Seglers vorbei, und rief die oben aufgeſtellten Wachen an, wohin ſie beſtimmt wären. „Nach Breſt!“ hieß es, und Hippolyts Herz ſchlug laut vor Freuden.

„Wenn lichtet Ihr die Anker?“ — „Morgen in aller Frühe.“ Colas, die Abſicht ſeines Herrn errathend, billigte dieſe, Polyglotte konnte es nicht, denn er war eingeſchlafen.

Hippolyt ſchied, nachdem ſie das Ufer erreicht hatten, dankend von den Koloniſten, die ſich um ihn ſo wacker verdient gemacht hatten. Er ſchlug einen kürzern Weg ein, um des Commandanten Wohnung zu erreichen. Es war ſchon dunkel geworden, im Hauſe Culotte's brannte kein Licht, und an der Thür erklärte Matois, wie man glauben könne, daß der Commandant an ſolch' einem Feſttage zu Hauſe bliebe. Er ſei ſchon den halben Tag hinüber zu des Pflanzers Cochon Wohnung. „Und der Kapitain vom Schiffe im Hafen?“ fragte Hippolyt. „Alle, Alle!“ hieß es, und Hippolyt ſah ein, daß er gleichfalls dieſen Weg noch zu machen hätte. Er brachte Araraten und ſeine Gefährten im Hauſe unter, befahl ihnen, am nächſten Morgen Alles in Bereitſchaft zu haben, ſie wür-

den mit dem Schiffe nach Frankreich zurückſegeln. Colas kleidete ſeinen Herrn froh und aus vollem Herzen beiſtimmend, in die zweite Uniform, die er noch als Reſerve beſaß, und bat ihn, bald zurückzukehren. Polyglotte war zu ſchläfrig, etwas zu antworten, und Araxate ſchlief ſchon feſt auf Hippolyts weichem Lager.

Es war in der Ordnung, daß ſich Hippolyt unterwegs am eifrigſten mit dem Gedanken an des Pflanzers Cochon Schweſter beſchäftigte.

„Sind Sie von den Todten auferſtanden?“ rief der Pflanzer: „Herr Berora, was haben Sie uns für Schrecken verurſacht. Wir ſchwuren, daß Sie irgendwo an der Küſte zerſchellt ſein mochten, und beklagten nichts ſo ſehr, als Sie bei dem heutigen Feſte unſers Hauſes vermiſſen zu ſollen. Wiſſen Sie ſchon, was hier vorgeht?“

Le Poivre und Heloiſe feierten ihre Vermählung. Hippolyt war darüber bald belehrt, er ſtotterte einige Glückwünſche für die erblaſſende Freundin, die mit ihm im Mondſchein gewandelt war und Verſe gemacht hatte, und bat darauf, ihn dem Kapitain des im Hafen ſtehenden Schiffes vorſtellen zu wollen. Mit dieſem Manne allein zu ſprechen gelang Hippolyt um ſo eher, als Alles auf Heloiſen zuſtürzte, die bleich und ohnmächtig in die Arme le Poivre's gefallen war. Unſer junger Freund war bald mit dem Kapitain einig, die Abfahrt war auf den Ablauf einiger Stunden feſtgeſetzt, und die ſtrengſte Verſchwiegenheit gegen die Geſellſchaft zur Bedingung gemacht. Hippolyt benutzte die Verwirrung, um unbemerkt das Haus zu verlaſſen. Die Sehnſucht, zu ſeinen Freunden zurückzukehren, füllte bald

wieder die Leere aus, welche Heloiſens Untreue auf einige Augenblicke in ſeiner Seele hatte entſtehen laſſen.

Als Hippolyt am andern Morgen Arataten zum Aufbruche mahnte, fragte ſie ihn, wohin er ſie führen wolle?

„In ein Land,“ ſagte er, „das mir eine zweite Heimath geworden iſt, und das ich ohne Dich nicht wiederſehen mag. Du ſollſt die Theilnehmerin meines Schickſals ſein, die einzige Eroberung, die ich zurückbringe; alle meine Freunde ſollen Dich gleich meiner Schweſter ehren; Du wirſt die ſüße Sprache Frankreichs auf Deiner Zunge heimiſch machen, und Dich den Gewohnheiten ſeiner trefflichen Bewohner anbequemen. Ich werde Dich niemals verlaſſen.“

Polyglotte führte, den Hut ſchwenkend, den Reiſezug an. Alle ſeine Habe trug er auf dem Tubus, den er dem Commandanten einzig aus dem Grunde ſtahl, weil er ſeinen Gönner damit entdeckt hatte. — Ein Boot harrte an der Brandung, man betrat das ſchwankende Element, und ſtieg bald auf der herabgelaſſenen Strickleiter in den Kiel des Seglers.

---

Hippolyt nahm in Frankreich wieder Dienſte. Er trägt jetzt die Epaulettes Louis Philipps; Colas iſt noch immer ſein treuer Freund und Diener; Polyglotte hat die Anwartſchaft auf einen Siz in der Akademie; ſein ausgezeichnetes Werk über die Verwandtſchaft der arabiſchen und madagaſſiſchen Sprache befindet ſich unter der Preſſe.

Noch immer liegt derſelbe Schleier der Melancholie auf dem jungen Manne, welcher in ganz Paris als der Prinz von Madagaskar bekannt iſt. Jezt beſäß' er die Eigenſchaf-

ten, seine Eroberung zu machen, vielleicht mehr als früher, er kennt seine Muttersprache; aber er lächelt, wenn ihm Jemand dazu rathet. Seine liebste Freude ist die, mit Colas und Polyglotte gemeinschaftlich einige Stunden traulich zu verleben und dem Andenken Araratens seine Worte und Thränen zu weihen. Die Unglückliche ertrug die Mühseligkeit der Reise nicht, und fand tief in den Wellen des Ozeans ihr kühles Grab.

# Der Sadduceäer von Amſterdam.

Glückliche Juden, die ihr zwiſchen Hollands Poldern und Deichen euer Aſyl ſuchtet! Habt ihr je in der Fremde euer Paſſahlamm in ſolcher Ruhe genoſſen und zu den Laubhütten ſo viel Zweige von den Bäumen brechen dürfen, als an dem Meerbuſen Y? So luſtig rauchten nirgends eure Schornſteine bei der Paraskeue am Vorabende des Sabbaths; ſo reich verbrämte Talare durften die Männer, ſo ſchwere goldene Ketten und Ohrgehänge eure Weiber nur in Amſterdam tragen. Die Holländer fürchteten ſich weder vor eurem Gelde, noch vor euren Bärten, noch vor euren ſchönen Töchtern, noch vor Jehova, der ſich prächtige Tempel in ihrem Lande baute und mit Wachskerzen, unartikulirten Tönen, ja ſelbſt mit recht unduldſamen, ketzerſüchtigen und orthodoxen Prieſtern und Leviten verehrt wurde.

Es war in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, in einer der Straßen, die von dem großen Kai zu Amſterdam auslaufen, in einem ſtattlichen Hauſe, das ſich vor Niemanden verſteckte, aber ſchon ſpät, bei eingebrochener Nacht, daß vielleicht die ſorgſamſte und ehrwürdigſte der jüdiſchen Mütter mit dreien von ihren Söhnen zuſammenſaß. Welch prachtvolle Umgebung! Welche ſonderbare Verbindung des orientaliſchen und holländiſchen Geſchmacks: in Vorhängen,

Sophas, Rauchpfannen der weitfaltige, elaſtiſche, ſinnliche Orientalismus, in allem übrigen Zubehör eines großartigen Geſellſchaftszimmers die nette, baroke, chineſiſche Eleganz des Holländers. Eſther aber wechſelte mit ihren Söhnen jene zärtlichen, ſorglichen Reden und Blicke, welche nirgends ſo treu gemeint ſind und wie vom beklommenen Herzen kommen, als im Schooß einer Judenfamilie. Sie iſt vielleicht egoiſtiſch, grauſam gegen andere, die Familienzärtlichkeit der Juden, aber ſie iſt voller Hingebung und Aufopferung für die Ihrigen.

Sie waren Alle vor Kurzem erſt aus Portugal eingewandert. Eliezer ſchrieb, das Haupt auf den linken Arm geſtützt, in die alte Heimath und rückte ſich die Kerzen auf dem Tiſche immer näher; Joel wog portugieſiſche Münzen in einer kleinen Goldwage und trug den Betrag ſorgfältig in ein Buch ein, worin er darauf das Gewicht, in holländiſchen Münzen ausgeſprochen, berechnete; Ruben, der jüngſte, ein etwa zwölfjähriger Knabe mit glänzenden Augen, ſang luſtige Lieder von den Rebufern des Taſo; Eſther aber neigte ſich zu Jedem, blickte bald in Eliezers Brief, lauſchte bald auf das Zünglein in Joels Goldwage, bald ſtrich ſie Rubens lockiges Haar und küßte den treuen Mund, der ſo ſchöne Weiſen nicht vergaß. Das iſt die Mutter des Hebräers, ſie will jedem ihrer Söhne das ganze Glück, die längſten Jahre, die ſchönſte Braut und die reizendſten Kinder ſchenken; ſie iſt mit einer Liebe immer ungerecht gegen die andern, und liebt ſie doch alle.

Nun aber Eliezer ſeinen Brief und Joel ſeine Goldwage zuſammenſchlug, fühlte Eſther, wie ihr gleichſam zwei Sorgen vom Herzen fielen, und ſchnell (anders konnte ſie nicht leben) griff ſie nach einer neuen. Ach! ſie lag ihr nicht fern. Eſther ſeufzte und ihre Söhne verſtanden ſie, ſo daß ſelbſt Ruben

ſchwieg und die Hand ſeiner Mutter küßte. Lange blickten ſie ſtumm vor ſich hin, bis es der Aelteſte wagte, der Mutter die Laſt einer ſchmerzlichen Frage vom Herzen zu nehmen und leiſe vor ſich hinſprach: „Wird Uriel dieſe Nacht wieder ausbleiben?“ Uriel war Eſthers dritter Sohn. Sie warf ſich unmuthig auf ihren Seſſel, dann ermannte ſie ſich und fragte Eliezer, ob er nirgends von Uriel eine Spur gefunden? „Ich ſprach Joſai, unſern Vetter,“ antwortete Eliezer; „er traf ihn einige Stunden von Amſterdam, in einer beſſern Stimmung als ſonſt, ſogar mit dem Entſchluſſe, bald in die Stadt zurückzukehren.“ Eſther traute dieſen Worten nicht; denn ſie ſelbſt hätte ſich nicht geſcheut, die Unwahrheit zu reden, wo ſie den Ihren damit etwas Liebes zu erweiſen wußte. Sie hielt abwehrend die Hand gegen Eliezer und ſprach: „Täuſche mich nicht, Lieber; ich weiß es, daß er die Seinen flieht, weil ſeine Liebe zu Jehova täglich mehr erkaltet. O, was hoffte ich von dieſem Sohne! Aufgezogen iſt er in allen Wiſſenſchaften, welche der menſchliche Geiſt nur erdenken kann; jedes Beiſpiel übertraf ſein Wandel, er erreichte früh, was Andere erſt durch den Verluſt ihrer beſten Jahre erkauften; er hat den Muth gehabt, uns Alle dem Glauben unſerer Väter wieder zurückzugeben, nachdem wir gezwungen geweſen waren, ihn abzuſchwören, und jetzt wendet ſich bei ihm Alles wieder den alten Irrthümern zu, ſeine Tugend ſetzt Roſt an, ſein Herz iſt verſtockt, er verläßt ſeine Mutter und ſeine Brüder. Wo wird er wandeln? In den Beichtſtühlen der Chriſten, in ihren Tempeln, bei ihren Prieſtern wird er ſich Belehrung holen und unſer Leben wird er elend machen.“ Joel wollte ſeinen Bruder in Schutz nehmen und die Mutter tröſten. „Wie du Uriel nur ſo kränken

maßt!“ ſagte er; „denn dein Verdacht iſt ohne Grund. Er hängt an uns mit ganzer Seele und achtet ſeinen Glauben hoch. Aber verſtimmt iſt er; was hat er um unſertwillen nicht Alles aufgeben müſſen! Es iſt ein gelehrter Mann, der es ſchmerzlich erträgt, daß er mit ſo vielen Irrthümern zu kämpfen hat, die in den Wiſſenſchaften verbreitet ſind.“— „Ja,“ ſetzte Eliezer hinzu, „er war von jeher ein Träumer und quälte ſich mit dem Looſe des Menſchengeſchlechts. Er möchte die Welt recht glücklich machen und alle menſchlichen Weſen verhindern, daß ſie durch Verbrechen ſich ſelbſt im Lichte ſtehen. Das treibt ihn hinaus in die Einſamkeit, wo ihn die Berührung unſers eigennützigen Rennens und Treibens nicht ſtört. Wir wollen darum nicht übel von ihm denken.“ Eſther winkte zweifelnd und ſprach: „Wäre es ſo! Doch wißt Ihr ja, was die Weiſen in der Synagoge von ihm denken. Er vermeidet ihren Umgang, und wann er einen trifft, ſo diſputirt er. Der alte Ben Akiba Rabbi ſagte mir wohl, daß ſchon ein langes Verzeichniß aller der Irrthümer, welche er im öffentlichen Geſpräch geäußert, aufgeſetzt ſei, und ihm bei fernerem Verharren dabei ein ſchreckliches Schickſal bevorſtünde. Ja, iſt es nicht erwieſen, daß er zweien Chriſtenmännern, welche geſonnen waren, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren, von ihrem Vorhaben abgerathen hat? Kann er dafür, daß er ſelbſt ſeinen Schritt bereut, ein deutlicheres Zeichen geben?“ — „O leg' ihm das beſſer aus!“ bat der zweite Bruder; „wie ſehr auch jene Abmahnung mit ſeiner eigenen Handlungsweiſe im Widerſpruche zu ſtehen ſcheint, ſo beſcheid' ich mich doch, daß ich zu ſchwach bin, ſeine Abſichten zu faſſen. Wir ſind Alle nicht im Stande, uns in den Zuſtand ſeiner Seele zu verſetzen. Er iſt uns

an Geist, Kenntnissen, ja selbst an Erfahrung in jedem Stück überlegen." — „Auch mag seine Liebe zur Judith Manasse," fiel Eliezer ein, „dazu beitragen, seine Gedanken etwas in Unordnung zu bringen. Da aber seine Bewerbungen, wie ich höre, günstig ausfallen, so kann es nicht fehlen, daß er bald in seine gewohnte Stimmung zurückkehrt."

Hier richtete sich Esther langsam auf und sah ihre Söhne mit durchbohrenden, fast gespenstischen Blicken an. „Judith Manasse?" sagte sie feierlich; „ich schwöre Euch bei dem ewigen Gott, die wird ihn zu Grunde richten. Die Launen dieses sonderbaren Mädchens können Uriels Phantasie wohl eine Zeitlang beschäftigen, aber er wird ihres Wesens bald müde werden und wie ein Verzweifelter untergehen; dann reißt er mich und euch und seine Schwester in's Grab nach; der große Gott, der jede Nacht zu mir im Traume spricht, ließ mich dies schon Alles deutlich voraussehen. Ich träumte, ihr waret noch alle sehr jung und ich führte euch hinaus in die Berge von Porto. Wie wir da so einsam waren, erhellte sich plötzlich die Gegend, und ein wunderbares Schloß stand vor uns, in Sonnennebel eingehüllt, und drinnen wie von tausend Sonnen erleuchtet. An dem Thor aber ließ sich eine herrliche Frau in himmelblauem Kleide blicken, die rief euch mit schmeichelnden Worten zu, bei ihr einzutreten. Aber nur Uriel verstand, was sie sprach. Er eilte zu ihr hin und sie schloß ihn in ihren Arm. Doch nun währte es nicht lange, so hörte ich aus dem Schlosse ein klägliches Wehklagen; es war Uriels Stimme, der bald auf der höchsten Zinne erschien und flehend, wie im letzten Todeskampfe, seine Hände nach uns ausstreckte. Er rief: Mutter, Joel, Eliezer, Ruben! der doch damals noch gar nicht geboren war. Ich wollte ihm

zu Hilfe eilen, aber im Augenblick verſchwand das Schloß und ich hörte nichts mehr als ſein klägliches Rufen, das immer herzzerſchneidender wurde. In meiner fürchterlichen Angſt lief ich der Stimme nach, aber ich ſah nichts, bis es Nacht wurde und ein jäher Abgrund mir und euch das Leben nahm."

Noch hatte ſich Eſther von der Aufregung, in die ſie die Erzählung dieſes Traums verſetzte, nicht erholt, die Brüder blickten mit Schrecken in das Antlitz ihrer todesbleichen Mutter, als die Thür ſich öffnete, und Uriel hereintrat. Es war eine hohe, herrliche Geſtalt, vom kräftigſten und ebenmäßigſten Gliederbau, das Antlitz dunkel und mit vollem Barte bedeckt, die Miene ernſt, verſchloſſen, nur ſelten von einem Zucken um die Mundwinkel überraſcht, aber das Auge matt, in ſich zurückgezogen. Das phantaſtiſche, ritterliche Gewand vermehrte die edle Haltung und den Anſtand, der ſeinem Benehmen angeboren ſchien. Uriel wußte nicht, was ſeinem Eintreten unmittelbar vorhergegangen war; aber die aufgeregte Stimmung, in der er ſeine Familie antraf, war ihm willkommener, als hätte man ſich ihm mit ruhiger Erwartung oder gar mit vorbereiteten Fragen genähert. Die Spannung war ihm lieb, denn ſie gab ihm ein Recht, ſich ſtill auf einen Sitz zu begeben, den das Licht nicht erhellte, ſeinen weiten Mantel um ſich zu ſchlagen, und ohne Gruß oder Dankſagung auf einen gebotenen in ſeinem dumpfen Brüten fortzufahren.

Ruben näherte ſich ihm zuerſt und zerrte gleichſam kindiſch an dem Riegel, der ſein Benehmen verſchloß. Die Uebrigen ſuchten durch Töne, die ſie abſichtlich, dies oder jenes im Zimmer verſchiebend, hervorbrachten, die ängſtliche

Stille zu unterbrechen, denn ſie litten ſichtlich an dieſer Pein der Ungewißheit, ob ſie gleich nicht wagten, ſich geradezu an die Urſache ihres Kummers zu wenden. Uriel, der ein ſo feines Ohr hatte, daß er die Pulſe in ſeiner Familie klopfen hörte, war unfähig, ſeine Verſtimmung bis zur Grauſamkeit zu ſteigern. Er richtete ſich auf, legte ſeinen Mantel ab, lüftete ſeine Kleider und nahm eine ſo freundliche Miene an, daß er Vieles dafür hingegeben hätte, wäre ſie ihm natürlich geweſen. „Ihr wart vielleicht meinetwegen in Sorge," begann er. „Es iſt wahr, ich ſollte nicht ſo lange ausbleiben; aber ihr wißt, wie ſehr ich es liebe, mich auf einſamen Wanderungen mit meiner Seele zu beſchäftigen." Er näherte ſich dem Tiſche und verſchmähte die Erfriſchungen an Obſt und Südfrüchten nicht, die ihm die Mutter anbot. „Ihr ſolltet euch nicht ſo abhängig von mir machen," fuhr er fort; „denn ich bin ein mürriſcher Mann und nicht dazu geſchaffen, Jemanden glücklich zu machen. Ich ſollte nur ein Geſchäft haben, dann würden meine religiöſen Händel eure Aufmerkſamkeit nicht ſo erregen. Was kümmern euch dieſe Streitigkeiten, welche neben euren und meinen Schickſalen nur ſo nebenher laufen und Niemanden von uns in den Weg treten können? Auch habe ich mich entſchloſſen, alle dieſe Zwiſtigkeiten von mir zu weiſen. Ich will ſehen, ob es mir nicht gelingt, ſelbſt meinen Geiſt von einer Unruhe, welche völlig fruchtlos iſt, zu befreien. Warum beraube ich mich des Glückes, in ruhiger, ungeſtörter Gemeinſchaft eurer Freuden zu leben? Ich ritze mir ſelbſt die Seele wund und mache, daß alle meine Geiſtesthätigkeiten in fortwährendem Fieber liegen. Ja, ich geſtehe euch, daß ich oft nicht weiß, ob ich mich meines Unglücks nicht eher zu ſchämen, als zu tröſten habe." Er

hielt einen Augenblick inne in dieſen Geſtändniſſen und genoß vielleicht ſelbſt die ſeligen Gefühle, welche er damit in den Seinigen hervorrief. Dann fuhr er fort: „Ich weiß wohl, daß die menſchliche Seele niemals ihren Mittelpunkt finden kann, außer in Gott, und daß ſie, ſo oft ſie von ſelbſt einen ſolchen gefunden zu haben glaubt, von Gott immer am entfernteſten iſt. Ich fühle es, wie nahe ich dem Tode bin, wenn ich glaube, das Leben ergründet zu haben. Meine Unruhe hat keinen Grund, oder ich muß geſtehen, daß es meine Schwäche iſt, die mich martert. Wie oft ſchuf ich dem Schöpfer ſchon ſeine Welt nach, und wie oft riß ich ſie wieder nieder, um ſie auf's Neue zu bauen! Das ſcheint mir jetzt der Fluch jener abgefallener Geiſter zu ſein, welche in ihrem noch ſeligen Zuſtand beauftragt waren, dem Herrn bei der Weltſchöpfung zur Hand zu ſein. Sie wandten ſich von dem Meiſter ab, und nun quält ſie das brennende Verlangen, ihm es nachzuthun. Das Anſammeln von Gedanken, von denen ſich einer aus dem andern ſpinnt, iſt überhaupt mehr eine Verſuchung, als eine Benutzung göttlicher Kräfte; denn es iſt mir noch nie geworden, Freude an dem Gewonnenen zu finden, es ſei denn, daß ich gerade Jenes beſtätigt fand, was ich mit meinen Gedanken zertrümmern wollte. Ich fühle, wie wohl es thut, in eurem Kreiſe zu leben." Dieſe Gedanken, welche ſchon oft allein im Stande waren, ringenden Genien einen augenblicklichen Frieden wiederzugeben, verfehlten auch auf Uriel ihre Wirkung nicht. Es iſt jene Ideenfolge, welche ſtarke Seelen immer einſchläfert, weil ſie nur im Zuſtande der Ermüdung eintreten kann. Uriel ſetzte ſich heiter in den Kreis der Seinen, und beobachtete lächelnd, wie die Mutter, die ihre freudige Beruhigung gern noch hinter

einem kleinen Einwurfe verſteckt hätte, durch einen ernſten, gleichſam unwilligen Blick von ſeinen Brüdern in die Schranken gewieſen wurde. Unter vertraulichem Geſpräch zog ſich der Abend diesmal bis nahe an die Schwelle der Mitternacht.

Kaum graute der Morgen, als ſich Uriel ſchon von ſeinem Lager erhob. Er fand im Hofe ſeinen Diener damit beſchäftigt, ſein Pferd anzuſchirren, ſchwang ſich dann auf und ritt durch die noch ſtillen Straßen von Amſterdam. Obgleich die Stimmung des geſtrigen Abends noch einige Töne in ſeinem Innern nachklingen ließ, ſo konnte er doch nicht umhin, da er bei der Judenſynagoge vorüberritt, gleichſam wie zum Morgenſegen einige Verwünſchungen gegen ſie auszuſtoßen. „Was dürfte dem Himmel angenehmer ſein!“ ſetzte er hinzu und ſpornte ſein Pferd, daß es dieſem verhaßten Bereiche entkam. Dem Thore ſich nähernd, hielt er öfters an und warf in die hier auslaufenden Straßen ſpähende Blicke, als ob er Jemandes wartete. Doch wie er das Thor erblickte, ſah er, daß ſein Vetter Ben Jochai ſich ſchon früher zu ihrem Stelldichein eingefunden hatte. Ben Jochai war jünger als Uriel, kleiner von Wuchs, die Geſichtszüge zuſammengedrängter und orientaliſcher, in ſeinem ganzen Weſen lag viel freiwillige Unterwerfung, vielleicht mehr, als hinreichend war, um Vertrauen zu erwecken. Er verneigte ſich tief gegen Uriel und nahm die ihm dargebotene Rechte mehr als eine unerwartete Herablaſſung an, denn als die freundſchaftliche Begrüßung eines Gleichgeſtellten, geſchweige eines Verwandten. Uriel, dreiſten und unverſchloſſenen Sinnes, verwies ihm, indem ſie fortritten, dieſe ſeine Zögerung und nannte ſie Mangel an Zuvorkommenheit. Aber Jochai lächelte beſcheiden und ſagte: „Theurer Vetter, es iſt

eine zu kurze Zeit, daß mir vergönnt iſt, in Deiner Nähe zu ſein. Du warſt ſchon lange in Holland, ohne daß ich mehr von Dir erringen konnte, als die ausdrucksloſe Begrüßung eines Verwandten, der älter und weiſer iſt, als ich. Jetzt haben mir aber günſtigere Verhältniſſe mein brennendes Verlangen, von Dir Freund genannt zu werden, erſt ſeit Kurzem verrathen, und ich fühle, daß es, wie ſehr ich Dich liebe, doch immer noch eine Scheidewand gibt, welche mich, wenn auch nicht von Deinem Herzen, doch von Deinem Geiſte, Deinen hohen Einſichten und Deinen Tugenden trennt."

Uriel entgegnete: „Das gelte nicht, lieber Vetter! Du haſt mich Dir verpflichtet durch Aufopferung und durch Unterſtützung in meinen theuerſten Planen, und ich weiß, was ich Dir Alles dafür zu geben ſchuldig bin. Dieſen Morgen habe ich dazu erwählt, Dich in meine Verhältniſſe, die Dir zum Theil noch unbekannt ſein müſſen, tiefer blicken zu laſſen. Sieh, die Sonne ringt ſich drüben aus den Nebeln los. Sei dies ein Zeichen, daß nur reine, lichte Wahrheit über meine Zunge kommen ſoll." Uriel ließ die Zügel ſeines Pferdes tiefer gleiten und begann folgende Mittheilung: „Vor allen Dingen höre das Wichtigſte, lieber Vetter: ich bin urſprünglich im Chriſtenthum geboren, erzogen und habe länger als zwanzig Jahre darin gelebt. Mein Vater Acoſta, ein Jude, veränderte ſeinen Glauben, ich weiß nicht, ob dazu gezwungen, oder durch Vorſpiegelung ſolcher Ehren, wie ſie ihm ſpäter wirklich zu Theil wurden. Er kam in genaue Berührung mit dem Hofe von Portugal und wurde ſogar in den Ritterſtand erhoben. Seine großen Reichthümer mögen hiezu die meiſte Urſache gegeben haben. Ich war gleichſam dazu beſtimmt, die gute chriſtliche Ueberzeugung meiner El-

tern recht an's Licht zu ſtellen; denn ich ſollte mich, wenn auch nicht dem geiſtlichen Stande, doch einer verwandten chriſtlichen Wiſſenſchaft, hauptſächlich dem canoniſchen Rechte, widmen. Mein angeborner Hang zur Erforſchung religiöſer Wahrheiten kam dieſer Beſtimmung zu Hülfe; ich ſaß Tag und Nacht über den Schriften, in welchen das Chriſtenthum gelehrt wird, und war dieſem Glauben ſo hingegeben, daß ich ihm ſelbſt da noch treu blieb, als mein Vater ſtarb und ſich in meiner Familie die Sehnſucht nach ihrer alten gewohnten Weiſe, oder wie ſie es nannte, das Gewiſſen regte. Ich betrieb das Rechtsſtudium mit regem Eifer und wurde in meinem zweiundzwanzigſten Jahre der Hauptkirche von Porto als Schatzmeiſter beigeſellt. Doch bald ließen die näheren Berührungen mit den Wortführern der chriſtlichen Lehre meine Liebe für ſie erkalten, und wie ich denn immer ſo ſchwach bin, die Wahrheit einer Sache mit der Lüge ihrer Vertheidiger zu verwechſeln, ſo entſchloß ich mich, zu dem Glauben meiner Vorväter zurückzukehren."

Ben Jochai richtete, vielleicht unwillkührlich, bei dieſer Stelle einen ſcharfen Blick auf Uriel, den dieſer ſogleich verſtand und fortfuhr: „Du wunderſt Dich, lieber Vetter, daß ich meinen Entſchluß, zum Geſetze zurückzukehren, durch meine Schwäche herunterzuſetzen ſcheine. Doch wollte ich nur ſagen, daß ſie mir den erſten Anſtoß gab, am Chriſtenthum zu zweifeln. Wie ſehr ich mich mit Jeſus, dem größten Juden aller Zeiten, befreundet hatte, ſo ſah ich doch bald ein, daß es niemals in ſeiner Abſicht liegen konnte, den Dienſt Jehovas, den er ſeinen Vater nannte, zu ſtürzen und dafür ſeinen eigenen aufzubauen. Ich überzeugte mich, daß die Schriften des neuen Teſtaments mit Unrecht zu der Ehre

gekommen sind, die Grundlage eines neuen Glaubens sein zu sollen, sondern daß sie für nichts mehr oder weniger gehalten werden dürfen, als für eine Erscheinung des ersten Anstoßes, den Jesus gab, und welcher ebensowenig für die Erforschung der Wahrheit verloren gegangen ist, als die Entdeckungen eines Pythagoras, Moses und Sokrates."

„So schloß ich weiter," fuhr Uriel fort, „und riß zuvörderst das historische Gewand von der Christuslehre; denn niemals wird dem die Wahrheit sichtbar werden, welcher sich über die Begünstigung, welche der Irrthum so oft von der Zeit, dem Orte, von weltlicher Macht, von dem Zeugnisse darauf gebauter Einrichtungen empfängt, nicht gänzlich hinwegsetzen kann. O wie frei athmete ich damals auf, wie schien mir plötzlich Alles eine andere Gestalt angenommen zu haben! Wie erhaben fühlte ich mich, seit ich den Muth gehabt hatte, dies ganze Gewirre von Satzungen, Parteigezänk, von weltlichem und geistlichem Pomp, von kecker Anmaßung der richtigen Meinung und von Verfolgung für Nichts zu halten! Meine ganze Familie kehrte damals gemeinschaftlich mit mir zum jüdischen Bekenntniß zurück, und da wir nicht hoffen durften, unter diesen Umständen in Portugal gesichert zu sein, da zumal die Inquisition das erste Geschenk war, welches die spanische Herrschaft der mit ihr vereinigten portugiesischen brachte, so verließen wir die Heimath und kamen zu Euch, wo wir liebevolle Aufnahme fanden."

Uriel hielt hier inne, denn er fühlte wohl, daß er sich schwierigen Geständnissen nahte. Er mußte entweder von dem so eben Zugestandenen Vieles zurücknehmen, oder sich selbst einer auffallenden Unbeständigkeit anklagen. Ben Jochai

ich die Wähne seines Pferdes; doch schien sich hinter dieser nbefangenheit seine lauernde Erwartung zu verstecken. „Nun eißt Du ja, lieber Vetter," fuhr Uriel endlich fort, „was ir fernerhin Alles begegnet ist. Die ganze Gemeinde ist avon voll, und ich muß sehr fürchten, daß sie in ihrem Eifer hon gegen mich Partei genommen hat. Was ließ sich na=rlicher voraussehen, als die Ketzerei, deren man mich be=huldigt? Ich kam bald auf den Gedanken, ob es denn, um eine Abneigung gegen das Christenthum zu beweisen, nöthig ar, daß ich wieder Jude wurde? Hatte ich mich nicht von nem Symbol an das andere verkauft, von einer Ceremonie die andere, von einem Zwange an den andern? Ach, das hnitt tief in meine Seele ein, denn der Trank, den ich gegen nossenes Gift an meine Lippen setzte, war eben so zerstö=nd, als der frühere. Es war nicht mehr Zweifel, sondern aß gegen das Göttliche, der mich ergriff. Ich klagte den immel an, daß er sich der niedrigsten, elendesten, materiell=en Stützen bediente, um in die Herzen der Menschen ein=steigen, und ergab mich zuletzt einer dumpfen Gleichgültig=it, von der ich glaubte, daß sie gegen Alles schützen könnte. ch zog mich von der Gemeinde zurück; doch der unglückliche Bahn, in mir ein erwähltes Werkzeug der Jehovalehre ge=nden zu haben, bestimmte diese, mich immer aus meinem erstreck wieder hervorzusuchen. Ich sollte die Anwaltschaft r das jüdische Gesetz übernehmen, bald in Schriften, bald öffentlichen Disputationen, bald gegen Christen, die sich em Judenthum zuwenden wollten. Mein Herz ist der Lüge eind, ich schwieg, wenn meine Gegner die Rabbinische Tra=tion angriffen, ich erklärte sogar, niemals eine Moral des igennutzes vertheidigen zu können. Der Bruch mit der

Synagoge wurde immer ſichtlicher. Man brach in meine Wohnung, raubte die Papiere, welchen ich meine zitternden, ſchüchternen Gedanken anzuvertrauen wage, Gedanken, die ich nicht aufzeichnen würde, wenn ich ſie für ſchon ausgemachte Wahrheiten hielte; man übergab ſie dem Arzte de Silva, meinem ehemaligen Freunde, der entſchloſſen ſein ſoll, ſie durch eine öffentliche Schrift zu widerlegen. So werde ich, ohne es zu wollen, in einen harten Kampf verwickelt, den ich nicht beſtehen kann, weil ich ohne alle Rüſtung bin. Denn fragſt du mich, welches mein Ziel, mein Letztes, das ich trotz aller Martern nicht laſſe, ſo bricht mein Leid in die Klage aus, die im Raum und in der Zeit Alles um mich her ſtöhnt, und die mich unausſprechlicher verzehrt, als die Widerwärtigkeiten mit der Synagoge. Es läßt ſich nichts unwiderruflich feſtſetzen: ich weiß nichts, lieber Vetter."

Ben Jochai war offenbar in Verlegenheit gerathen; man wird es immer, wenn die Aufrichtigkeit eines Helden plötzlich in jene Rührung übergeht, welche Zuſpruch zu verlangen ſcheint, und den man doch nicht zu geben wagt. Noch dazu war er darauf vorbereitet, daß ſein Vetter in das Lob des Chriſtenthums ausbrechen würde; ja er glaubte nach einigen Augenblicken, ſich doch nicht in ſeiner Rechnung betrogen zu haben, und wandte ſich zu Uriel: „Unter ſolchen Umſtänden muß natürlich deine alte Liebe zum Chriſtenglauben wieder in dir erwachen, und ich glaube, du würdeſt glücklich werden, wenn du einzig der Eingebung deiner Neigung und deinem Muthe, den ich nicht in Abrede ſtelle, nachgäbeſt."

Doch Uriel winkte mit der Hand, und ohne zu ahnen, daß ſein Vetter wie im Tone des Verſuchers zu ihm geſprochen hatte, flüſterte er heimlich, als wenn er ſich des Be-

kenntniſſes ſchämte, aber doch mit ganzer Seele: „Ich haſſe die Chriſten!“ gab ſeinem Thiere die Sporen, und ſchien eine weite Strecke lang nur mit dem ſchnellen Hufe ſeines Roſſes beſchäftigt zu ſein.

Doch jetzt entfernten ſich die Reiter von der großen Landſtraße und bogen in einen Seitenweg ein, der ſie ihrem Ziele näher führen mußte. Vielleicht kam Uriel dadurch in eine ruhigere Gedankenverbindung und hätte gern das Unvermeidliche fallen laſſen; doch Jochai hatte die Pauſe benutzt, um eine Troſtrede zuſammenzuſetzen, wie ſie großen Situationen gern nachzuhinken pflegt.

„Obſchon ſich nicht erwarten läßt,“ ſprach er, „daß du auf die Synagoge mit Veränderungen wirken kannſt, ſo wird ſie ſich doch zuletzt entſchließen müſſen, dich deinen eigenen Weg wandeln zu laſſen. Du biſt ſchon weit berühmt in dieſen Ländern, und wenn gleich der Ruhm das am leichteſten Antaſtbare iſt, ſo iſt der Synagoge doch nicht gegeben, dich zu erreichen. Du wirſt die glücklichſten Tage verleben, wenn erſt Judith deine Gattin iſt und ſie alle ihre wunderbaren Reize, die jetzt noch ihres Vaters Haus verſchließt, in dem deinigen entfalten kann.“

Dieſe Wendung war wirkſamer, als der Anfang in Jochai's Beruhigungsworten. Uriel ſah freudig auf, ritt ſeinem Vetter näher und ſprach mit Entzücken: „Dem theuern Weibe ſo nahe, nimmt mir die Welt eine andere Geſtalt an. Kann auch das, was häßlich iſt in meinem Leben, nicht zur Schönheit ſich plötzlich umwandeln, ſo fühle ich doch, wie geringfügig es iſt, und hüte mich, Gedanken daran zu verſchwenden, die ich in dem Augenblicke nur meiner Liebe ent-

zogen glaube. Noch begreife ich nicht, Vetter, wie du mir deine Rechte auf Judith ſo ohne Schwierigkeit abtratſt."

Jochai lächelte und entgegnete: „Obgleich mich ſchon die Wiege zu Judiths Verlobten machte, ſo gelang es mir doch in reiferen Jahren nie, mich in mein Recht einzuſetzen. Ich überließ es dir, weil ich dich liebe und dein Leiden um die Angebetete mir Mitleid einflößte. Ich konnte auch Judiths Verlangen nicht beſſer ſtillen, als wenn ich dir den Paß erleichterte. Ich freue mich nun, euch glücklich zu ſehen."

Uriel reichte ihm die Hand und ſagte: „Deßhalb haſt du mich auch zu deinem ewigen Schuldner gemacht. Einen treuern Boten und uneigennützigeren Zwiſchenhändler, wie ſie jede Liebe verlangt, habe ich nicht finden können. Verzeihe mir's, daß ich dich heut zum Lohne mit ſo vielen trübſeligen Geſchichten bedachte!" Aber Jochai hörte nicht darauf, und wie in Vergeſſenheit verſunken, ſprach er vor ſich hin: „O Judith iſt ſchön!" Uriel fühlte, wie ſeine geſteigerte Sehnſucht das Echo dieſer Worte wurde und lauſchte entzückt, wie Jochai ſeinen heimlichen Ausruf mehrfach wiederholte

Die Sonne hatte ſchon weit über ein Viertel ihres Halbbogens zurückgelegt, als ſich die Reiter dicht in der Nähe ihres Zieles befanden. Das für die damalige Zeit im beſten Style gebaute Landhaus des reichen Juden Manaſſe Wanderſtraten ſchimmerte ihnen durch Boskete und Alleen entgegen; in kurzer Zeit hatten ſie die Zugbrücke des Grabens, der noch ziemlich feudaliſtiſch das moderne Schloß umgab, erreicht und ritten in den Hof ein. Dieſer ſo frühe Beſuch war eine Ueberraſchung; doch bald waren die zerſtreuten Glieder des Hauſes auf einem Punkte, Judith in den Armen Uriels, der alte Wanderſtraten im Handelsgeſpräche mit Ben

Jochai. Es war eine kindiſche Vorbereitung, mit der die beiden Liebenden die Feſttage ihres Zuſammenſeins zu beginnen pflegten; denn als ſie die Orangerie erreicht hatten, welche dicht am Hauſe in die hinten liegenden Gärten führt, ſetzten ſie zuerſt ihren Schmuck und die äußern Auskleidungen ihrer Schönheit zurecht: Uriel, der jede Kette, jede Haarſchnur, das Stirnband, die Ohrgehänge, den Gürtel, Alles unübertrefflich und ganz angemeſſen fand dem dunkeln, in langen Locken fallenden Haar, der majeſtätiſchen Stirn, dem blendenden Nacken, den zahlloſen Reizen, mit welchen Judith die kühnſte Vorſtellung von der griechiſchen Liebesgöttin übertraf; ſie aber, der nichts recht war, weder die Halskrauſe, noch die Verſchlingung der goldnen Bruſtkette, weder der Fall der Barettfeder, noch die Schleifen an den Schuhen, die ihr vor Allem pedantiſch erſchienen. Sie hatte viel an ihm zu ſtutzen und zu ordnen, ehe ſie ihrer Küſſe ihn für würdig hielt. Und Uriel war glücklich in dieſem Spiele, ſeine Augen verkleinerten ſich, als wäre der Horizont ſeiner Seele viel zu weit für dieſe ſtille Freude, er gab ſich der Argloſigkeit dieſes Genuſſes, den ſonderbaren, liebenswürdigen Einfällen Judiths, ihrem Launen, ihrem kindiſchen, verſtandloſen Geſchwätz, dem ganzen Wahnwitz einer ſo jungen Liebe hin, mit derſelben ſchwelgeriſchen Entwaffnung, die ihr empfindet, wenn eine zarte Hand in Eurem Haare wühlt! Warum läßt ſich für die unbelauſchten Genüſſe der glücklichen Liebe keine Schilderung finden! Man würde Aphrodite beleidigen, lauſchte man an dem Zelte des Achilles, wie Briſeis ihm den Helm und Harniſch nimmt und unter Koſen und Lachen über den Schrecken der Schlacht einen Triumph des verliebten Scherzes nach dem andern feiert.

Ueberfälle der Liebenden gelangen nur, wenn sie mit List verbunden waren, und da sie zur Vorsicht keine Zeit hatten, so wurden sie oft überlistet. Sie mußten dann an den Gesprächen der Uebrigen Theil nehmen, auch an ihren Mahlzeiten, mußten Antworten auf Fragen geben, die man eifrig an sie richtete, und doch thaten sie Alles dies nur im dämmernden Bewußtsein. Sie träumten, indem sie Wanderstrauß weit hergewanderte Fasanen aßen und die herrlichsten Gerichte bald ausschlugen, bald nach ihnen verlangten. Judith hielt Alles für eine widerliche Störung und fand einen Gang der Gerichte ihres Vaters mißrathener als den andern. Sie warf mit Brodkugeln nach ihren Verwandten und behauptete, sie hätten auf ihre Bärte heute nur geringe Sorgfalt verwendet. Die Weine ihres Vaters gab sie für verfälscht aus, und wenn man sie mit vielen Fragen behelligte über ihre Schönheit pries, so schrie sie auf und nannte sich das unglücklichste Wesen, das am Ufer des Meerbusens D wohne. Kurz, sie war so liebenswürdig, daß Uriel verstummte und sie kaum anzusehen wagte, weil er fürchtete, das, was ihn bezauberte, zu zerstören. Endlich waren sie wieder allein und wandelten mit verschlungenen Armen durch die schattigen Gänge des Parks.

Sollte ich mir einen Ort wählen, wo ich am liebsten mit der Königin meines Herzens zärtliche Zwiesprache hielte, so führte ich euch hinaus aus den Städten, in grüne Wälder und zeigte euch jenen lachenden, weißen Schimmer, der von einer einfachen Villa durch die flüsternden Zweige fällt. Was braucht ihr, um zu wissen, daß es sich hier friedlich lebt, mehr, als jenes schlanke Reh, das ohne Scheu durch die halb geöffnete Pforte in den Hof schlüpft, während ihr An-

ſtand nahm, ihm zu folgen? Höchſt realiſtiſche, aber auch höchſt poetiſche Sitze, in die Frankreichs Heinriche ihre Dianen von Poitiers einſchloſſen! Die Göttin Langeweile iſt die Haushofmeiſterin jeder Villa, welche dazu beſtimmt iſt, dem Geſchäftsüberladenen, dem Denker, der Sommerluft aber gar der ſogenannten Freude an der ſchönen Natur zum Aſyl zu dienen. Nur für die Liebe ſind ſie geſchaffen, dieſe ſtillen Plätze mit ihren langen Fenſtern, ihrer weitſchallenden Thurmuhr, ihren Orangerieen, Springbrunnen, Teichen, Schwänen, mit ihren Grotten, chineſiſchen Tempeln, Statuen, mit all dieſen reizenden Geſchmacklosigkeiten, welche aber dann nur noch einem Gartner, einem Koch und einer alten Hausmagd zugänglich ſein dürfen. Die Liebe braucht mehr als die gewöhnliche Zeit, um vollkommen zu genießen, ſie braucht Langeweile, Anreizung zum Schlaf, tauſend gähnende Herausforderungen, um zu wachen, ſich zu kurzweilen und zu küſſen. Darum war auch Uriel ſo glücklich unter den Tempelchen und Grotten und Götterbildern, die des alten Wanderſtraten elender Geſchmack hier aufgehäuft hatte. Beide, Uriel und Judith, bedurften jener waſſerſpeienden Delphine und geſchwätzigen Cascaden, welchen ſie auf Stunden übertrugen, das zu murmeln, was ſie ſelbſt verſchwiegen, nur in den Armen ſich haltend und treue Blicke wechſelnd. Das einförmige Rudern langweiliger Schwäne war ihnen, die ſie kaum ihren Athem hörbar machten, wie der laute Flügelſchlag der äußern Welt, die ſie nicht mehr kannten und kennen wollten. Das Leiſeſte ſchreckte ſie auf, und ſo heimlich ſprachen ſie, als ob ſie fürchteten, das ſchweigende Laub aus ſeinem Schlummer zu ſtören. Scheu näherte ſich der Abend, der Sonnenſchein ſprang höher hinauf in die Wipfel der Bäume, eine preſſi-

ſche Aller, die, indem ſie die Bedürfniſſe der Liebe nicht kannte, in ſchnurgrader, tugendhafter Linie zum Schloſſe führte, brachte ſie in den Kreis der verſammelten Geſellſchaft zurück. Ben Jochai kam ihnen mit dem unverſchämten Lächeln der Vertraulichkeit entgegen, und ein gemeinſchaftliches Geſpräch, herumgereichte Früchte und Weine hatten ſie bald an den ſchwachen elektriſchen Faden angekettet, der die verſchiedenſten Perſonen hier zuſammenhielt.

Da wurde im Hofe unerwartetes Geräuſch hörbar. Ein Diener kam in den Gartenſaal hereingeſtürzt, um die Ankunft einer ſonderbaren Geſellſchaft zu melden. Dieſe folgte ihm auf dem Fuße. Männer mit langem Talar und ungeſchornem Barte, Rabbiner und, wie man mit Schrecken ſah, Abgeordnete der Synagoge traten ſchnellen Schrittes herein und warfen ſpähende Blicke auf die, welche ſie hier verſammelt fanden. Was konnte ihnen erwünſchter kommen, als daß Uriel, nichts Gutes ahnend, aufſtand und ihnen entgegenſchritt? Denn ihn ſuchten ſie:

„Wehe, wehe!“ riefen alle eintönig, und der mit dem Worte Beauftragte fuhr mit ſchrecklicher Geberde und in dumpfem Tone fort: „Wehe dieſem Hauſe, daß der peſtartige Ausſatz des Fluches, den die Kirche über einen ihrer entarteten Söhne verhängen muß, ſich durch ſeine Mauern verbreitet! Dir aber gilt der Fluch, Uriel Acoſta, meineidiger Verräther an dem ewigen Geſetze des ewigen Gottes, Schützling der abgefallenen Engel und geheimes Werkzeug der gottloſen Feinde Jehovas und der Spötter! Lange genug ertrug Jehova, wie dein lügenhafter Geiſt ſich in immer neuen Schmähungen ſeines Namens überbot. Du haſt kein Mittel geſcheut, den göttlichen Bau des Geſetzes zu untergraben

und zur Verſpottung deines Glaubens geborgt die falſchen Künſte und Lehrmeinungen von allen Völkern, die meiſten aber von den Chriſten. Ein weiſer Gelehrter, Judas de Silva, hat deine Zweifel für gefährlich erklärt und in muſterhafter Schrift nachgewieſen, daß du mit ihnen die äußerſte Strafe über dich verhängt haſt. Die Langmuth des Himmels iſt zu Ende. Wir ſind mit dem elenden Auftrage hier, dich in die geiſtliche Acht zu erklären und den Fluch Gottes über dich auszuſprechen. So verſenge das Gras unter deinem Fuße und die Luft weiche bebend vor Deinem Munde zurück, wie man einen Ausſätzigen flieht! Gelobt ſei Gott! In den Leib des Weibes, das dich geboren, fahre Siechthum, deine Brüder werden dich meiden wie böſe Anſteckung, und deine Schweſter wird dir einen Stein reichen, wenn Du vor Hunger verſchmachteſt. Gelobt ſei Gott! Das ſchmutzige Thier, das wir verachten, wird dir nachlaufen, und jedes Waſſer, in dem du dich reinigen willſt, wird ſich vor Deinen Augen trüben. Gelobt ſei Gott! Die Gebrechen des Alters werden dich früh belaſten, und ein ſiechtes Leben wirſt du lange friſten, Jahrelang wird der Todesengel an Deiner Kehle ſchnüren und deine Gebeine werden ſchon in Staub zerfallen, noch ehe du gewaſchen biſt. Deinen Bitten wird der Himmel ſein Ohr verſchließen und eher dem verzeihen, der ſeinen Vater erſchlug, als dir, den Gott durch der Kirche Mund verflucht hat!“

Dieſe Verwünſchung erſchütterte Uriel weniger als die Wirkung, welche ſie auf die Verſammelten hervorbrachte. War er bei den erſten Worten des Rabbiners noch zweifelhaft, ob er dieſen unverbeſſerlichen Fanatismus mit der gleichgültigen Miene eines Erhabenen aufnehmen ſollte, verglich

er noch einen Augenblick den lächerlichen, ich möchte sagen hohnlächerlichen Kontrast, in welchem die Natur und die Einfachheit des Glücks, das er eben genossen, zu jener, auf so viel unnatürliche Voraussetzungen gebauten Autoritätsanmaßung stand, so erblaßte er, als er seine Umgebung auseinanderstieben sah, und hielt sich wankend an einer laubumrankten Säule fest. Noch ehe der Fluch zu Ende war, waren schon alle Uebrigen von ihm mit Entsetzen zurückgewichen; Wanderstraten riß seine bebende Tochter zu sich heran, und sie leistete keinen Widerstand; Jochai zog sich zurück, um jede Verlegenheit, in die sein Aberglaube, seine Furcht und seine Freundschaft gerathen konnten, zu vermeiden. Uriel streckte flehend die Hand aus nach Judith; aber sie war zu schwach, um die Möglichkeit, an des Verfluchten Seite zu verwesen, herauszufordern; sie wies ihn mit Entsetzen zurück. Uriel stand vernichtet, alle mit Mühe zurückgedämmten Mißlichkeiten seines Lebens fielen eisenschwer auf ihn nieder, er athmete kaum und schwieg. So blieb er einen Augenblick, dann schien ihn eine plötzliche Wuth zu erfassen, er ballte die Faust, die Adern des Halses schwollen an, ein Schrei der Verzweiflung und der Drohung erstickte in seinem Munde, und mit wüthenden Geberden stürzte er fort. Er flog in den Hof, riß sein Pferd aus dem Stalle und sprengte ohne Sattel davon.

Wer Uriel in der Dämmerung über die Straße stürmen sah, ohne Hut, mit fliegendem Haar auf dem schweißtriefenden Rosse, das er unausgesetzt mit seinen Sporen stachelte, mußte ihn für einen Dämon der Fabel, einen König der Haide halten, der funkenstiebend durch seinen Zauberkreis flieht, um die Nacht zu erreiten, oder für Oreſtes, der den

Univ. Bibl. München

Muttermord eben vollzog und die Furien hinter ſich die brennenden Fackeln ſchwingen hört. Bäume, Hügel, Seen glitten nebelhaft an Uriels Blicken vorüber; er wollte nichts, als das Nichts, das Oede, die Leere, Gedankenloſigkeit, Vergeſſenheit. Aber des Thieres Kräfte reichten nicht aus, es mäßigte endlich keuchend ſeinen Schritt und an Uriels Ohre hörte es auf, in's Leere zu ſauſen. Die Dinge flogen nicht mehr, er ſah, daß Alles ſtand und nur auf ihn wartete, ob er herankäme. Der Mond ſtand über ihm, die Bäume warfen lange, ſchweigſame Schatten, ein Stern blitzte nach dem andern am Himmel auf. Er mußte inne halten, um ſich auf Alles, was geſchehen war, zu beſinnen. Es ſchien ihm, als läge eine lange Vergeſſenheit hinter ihm und eine alte, trübe Erfahrung, die ihn betrog, äffe ihn auf's Neue. Aber verzweifelnd ſchlug er die Hände zuſammen, als ihn die Täuſchung verließ, und er wohl die ungeheure Laſt empfand, die noch die jüngſte Stunde auf ihn gewälzt hatte. Er ſah den Mond, dieſen alten Wächter ſeiner Liebe, und es war ihm, als habe er nur Untreue erlebt, Verrath in Judiths treugeglaubtem Herzen. Dann aber fiel ihm ein, warum ſie floh, als er flehend nach ihr winkte; die öden Prieſter klopften an ſeine Seele, ihre knöchernen Arme ſtreckten ſich von den Gräben am Wege herauf, und Alles um ihn her rief mit dumpfer Grabesſtimme die Worte des Fluches nach, die ſie vorſprachen. Uriel zitterte; er ſpornte ſein Thier, denn er war noch nicht im Stande, die ganze Laſt zu tragen. Die zunehmende, vom Mond erhellte Dunkelheit half ihm; ſie nahm ihm den Horizont, ſie umzog ihn mit weiter, wüſter Leere, ſo daß ſeine Empfindungen zerfließen konnten in die Weite, ohne Störung, ohne Erinnerung an das, was nun

nicht mehr ist, was Alles verloren ist. Er sah nun Judith nicht mehr allein, nicht mehr die Priester allein, sondern Alles und sich, den Verfluchten, den Ausgeschiedenen, den Geächteten. Er hatte mit dem Menschengeschlechte jetzt keine religiöse Gemeinschaft mehr. Was ihn unter andern Umständen nicht gestört hätte, das peinigte ihn jetzt, daß er für sich selbst die Verantwortlichkeit seiner Seele übernehmen mußte. Er fragte sich zweifelnd, ob er sich denn einen Tempel bauen dürfe? Ob nicht, wie einst in Jerusalem, feurige Flammen, aus der Erde kommend, seinen heidnischen Bau zerstören würden? Ob nicht der Himmel ein Ort sei, den sich nur der Glaube einer Gemeinde schaffe, und es vergebens sei, für sich, zu seiner eigenen Seligkeit, diesen Himmel zu beschwören? Ob Jehova gerechter sein werde, als die Juden, da er mit der Befangenheit eines irdischen Geistes oft um ihn herumgegangen wäre, an ihm gemeißelt und gedeutelt hätte? Ob nicht Alles Verbrechen an ihm sei, und jetzt Alles gerechte Strafe? Seine Gedanken verwirrten sich, er verlor die Besinnung, und ohne zu wissen wohin, schwankte er auf seinem müden Thiere fort.

Ganz in der Nähe der Stadt hielt er endlich vor einem Hause, das Roß und Reiter wohl bekannt war. Uriel sah sich in der Gegend um; er irrte sich nicht, hier wohnte seine Schwester. Die Nacht war noch nicht ganz hereingebrochen. Ein linder Abendwind wehte herüber, der Mond erhellte den Hof, den Uriel betrat. Oben auf einer Terrasse erblickte er seine Schwester, die ihn freundlich begrüßte und zu sich hinaufrief. Ihr Gatte war auf einer langen Reise begriffen; wen sah sie lieber, als den unter ihren Brüdern, welcher ihrer Seele am verwandtesten war? Uriel fühlte die elektrische

Wirkung einer ſo reinen und uneigennützigen Liebe, wie die einer Schweſter iſt. Er war unvermögend, mit ſeinem ganzen Elende ſogleich dieſes friedliche Herz zu überfallen; er ſetzte ſich an die Seite ſeiner Schweſter und drückte mit zitternder Haſt ihre Hand.

„Ich ſchleiche mich wie ein Dieb bei dir ein," ſprach er leiſe, „und raube mir das, was du mir bald verſagen wirſt."

Seine Schweſter ſah ihn fragend an. „Was drückt dich, Uriel?" ſprach ſprach ſie erſtaunt; als ſie aber ſeine verzerrten Geſichtszüge, das Zittern des Mundes, die ſtarren Augen wahrnahm, ſprang ſie auf und fragte, was ihm zugeſtoßen ſei. Uriel verlangte nur nach ihrem Kinde. Sie rief, und ihr Einziger, ein Knabe von ſieben Jahren, eilte auf ſeinen Oheim zu, den er im Mondſchein leicht erkannte. Entblößt eure Häupter! dieſer Knabe war Baruch Spinoza. Uriel nahm ihn auf ſeinen Schooß, und das göttliche Kind, gleichſam in dem Blicke des Dulders die Leiden ahnend, die ſpäterhin es ſelbſt trafen, unterließ, mit Fragen, die das Kind ſogleich bereit hat, die feierliche Stimmung zu ſtören, in welche Uriels Seele verſetzt war. Doch ſeine Mutter drang heftiger in Uriel, ſie umſchlang ihn bittend, ſie mit ſeinem Geheimniſſe nicht zu foltern. Aber der Geächtete wand ſie ſeufzend von ſeinem Halſe, indem er ſagte: „Berühre mich nicht, theure Schweſter! Ich bin zu ſchmutzig und befleckt für deine reine Seele. Morgen in der Frühe mußt du den Prieſter in dein Haus kommen laſſen, daß er die Spuren, die ich hier ließ, durch heilige Weihe tilge. Mich traf der Fluch der Synagoge: ich bin geächtet!"

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr der Schweſter, die auf einen ſolchen Schlag nicht gefaßt war. Uriel wollte gehen,

aber ſie umſchlang ihn weinend und ſchwur, daß ſie ihn nicht laſſen wolle, ihren Bruder, vor aller Welt. Uriel blickte ſie fragend an, er dachte an Judith, die ihn verrieth, und ſank vernichtet auf ſeinen Sitz zurück. Die Sprache verſagte ihm, denn Wehmuth, Schmerz und Entzücken vermag kein Laut im gleichen Momente wiederzugeben. Seine Schweſter erhob ſich bald zu einer Höhe, von der ſie ſeine ganze Lage überblickte, ſie beſchwor ihn, einen Entſchluß zu faſſen, er ſolle in ihrem Hauſe ſicher ſein, nicht verſteckt, ſondern öffentlich, ſie wolle zu den Brüdern eilen und ihren Rath einholen; aber Uriel wehrte Allem, küßte ſie und ſprach: „Geliebte Schweſter, deine Treue macht mich ſo unglücklich wie ſelig. Aber ich vergeſſe es, daß mich Judith vergaß; ich ſchäme mich, deine Liebe mit der Ihrigen zu vergleichen, du ſtehſt wie eine Göttin vor mir! Doch ich bedarf der Einſamkeit, es würde meine Strafe noch vermehren, wenn ich euch unter meinem Rufe leiden ſähe. Ich kehre nicht in die Stadt zurück, ſondern ergreife noch in dieſer Stunde meinen Wanderſtab und ziehe in die Fremde hinaus; widerſprich dieſem Entſchluſſe nicht, ich litte zuviel, wenn ich bei euch bliebe.“

Die Schweſter weinte und Baruch ſah Uriel mit großen Augen an und fragte, wer ihm ſo bittere Leiden verurſache? Uriel fühlte das Schneidende des Kontraſtes zwiſchen dieſer kindlichen, das Böſe nicht ahnenden Unſchuld und der fanatiſchen Karikatur, die ihn verfolgte, er lachte wild auf vor Schmerz und ſtieß die fürchterlichſten Drohungen gegen die Verächter der Natur und der Wahrheit aus. Er ſchritt auf dem Getäfel der Terraſſe, die Hände gegen die Geſtirne ſtreckend, auf und ab und prophezeite der Lüge und der Barbarei einen jähen Untergang. Als er aber erſchöpft auf ſei-

en Seſſel niederſank, ſagte ihm der kleine Baruch Spinoza
it unerſchrockener Miene den Spruch der Bibel: „Wer dir
ie eine Backe ſchlägt, dem reiche auch die andere.“

Uriel blickte ihn ſchweigend an, dann fragte er ihn, wo
r dieſe Worte her habe? Baruch ſagte: aus dem neuen
eſtament, das er griechiſch leſe. Uriels Auge glänzte vor
Begeiſterung, er ſchloß den Knaben in ſeine Arme und rief
n lateiniſchen Worten: „Veniet alter, qui me major erit.“
ie Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er wankte die
Stiege der Terraſſe hinunter und war bald in der Finſterniß
erſchwunden.

Man wird nach dieſer Scene nicht begreifen können, wie
as über unſern Helden ausgeſprochene Verhängniß doch eine
änzliche Zerrüttung ſeiner Willenskraft in ihm bewirken
onnte. Rechnet man noch hinzu, daß der ihn verfolgende
kt von einer ſogenannten gedrückten Kirche ausging, daß in
en überall verbreiten chriſtlichen Formen und Gebräuchen
n jüdiſcher Bann faſt ſpurlos ſein mußte, ſo iſt es auffal-
nd, daß ſich Uriel, vielleicht aus tiefeingewurzelter Liebe zum
udenthum, das er doch bekämpfte, völlig der Illuſion des
luches hingab, nirgends feſten Fuß faßte, ſondern ohne
weck und Ziel von einem Orte zum andern pilgerte. Allein
ie lange konnte es währen, daß Judiths Bild in ſeiner
eele verſchleiert blieb? Schon am nächſten Morgen nach
m Abſchiede von ſeiner Schweſter deckte er es in ſeiner
llen, ſtrahlenden Pracht wieder auf und verlor zu Allem,
as er ſchon verloren, jetzt auch den Muth. Die Urſachen
ines Elends vertauſchten ſich: er litt mehr um Judiths
erluſt, als um die Achterklärung, die ihn ſonſt nicht hätte
rwirren können. Dann ließ er eine Urſache ſeiner Verfol-

gung in die andere ſpielen, er verwechſelte ihre Aufeinanderfolge, und wie es trüben Gemüthern eigen iſt, nahm er das Glück ſeiner Liebe bald wie eine Herausforderung, die er ja ſelbſt dem Himmel hingeworfen hätte. Das gänzlich Uebermannende aber iſt das Gefühl der unabänderlichen Nothwendigkeit. Dies klammerte und hackte ſich in alle ſeine Empfindungen ein, ſo daß das Schickſal wie eine ſchwere Laſt auf ihm lag und er nichts Anderes für ſich übrig glaubte, als zu dulden. Auch gibt es eine Art von Aberglauben, der ſich nur bei Männern findet, welche über Vorurtheile ſonſt weit erhaben ſind. Die fortwährende Beſchäftigung mit der Religion ſtimmt das Gemüth, ſelbſt das verneinende, aufgeklärte, zu einer unwillkührlichen Milde, die ſich bis zu einem leiſe wurzelnden Aberglauben fortbilden kann. Da Uriel nicht zu den Philoſophen gehörte, welche das vorhandene Gebäude von religiöſen Satzungen mit einemmale umſtoßen und nur das gelten laſſen, was ſie ſelbſt dafür wieder aufbauen, da er gewohnt war, eine Meinung nach der andern zu prüfen und dabei den ſtufenweiſen Weg des Zweiflers ging, ſo hielt ſich ſein Geiſt gleichſam fortwährend in einer Art religiöſen Duftes, der ihn plötzlich übermannen und ſeiner ſpekulativen Waffen berauben konnte. Die Religion war ſtärker als er, da er ſie nur in ihrem eigenen Intereſſe, nicht um ſie zu leugnen, ſondern um ſie feſtzuſtellen, bekämpfte.

Wie aber ſo Vieles in eurem Herzen von äußern Umgebungen abhängt, ſo wirkten auf Uriel die verſchiedenen Gegenden, welche er auf ſeiner Irrfahrt antraf, auf verſchiedene Weiſe. War er auf einſamer Wanderung, auf ſich ſelber angewieſen, ſo beherrſchte ihn die Stimmung, welche wir eben ſchilderten; ſah er große Städte, das Gewühl der Menſchen,

wie Alles in der Erzielung des eigenen Vortheils ſich vertiefte, dann zog ihn dieſer Anblick von ſeinem Trübſinne bald ab; ſeine Miene erheiterte ſich und er war unſchlüſſig, ob er nicht wieder an dieſem Lärm, an dieſem Vertreiben des einen Tags durch den andern Theil nehmen ſollte. Die alte Keckheit ſeines Geiſtes ſteckte in ihm wieder ihre Fahne auf, und muthige, männliche Gedanken zogen mit klingendem Spiel durch ſein Inneres. Dann konnte er auflachen und mit ſpottendem Herzen ausrufen: „Alle dieſe Menſchen, wie ich ſie hier jagen und treiben ſehe, was wiſſen ſie von den geiſtigen und geiſtlichen Bändern, die unſichtbar um ſie herumgelegt ſind? Der Krämer wiegt ſeine Waare, der Kunde zahlt ſein Geld, der Kärrner ſchiebt ſeinen Karren, der Landmann den Pflug, ein Jeder iſt übermäßig mit ſich beſchäftigt: ſie ſcheinen in dieſem Augenblick völlig unabhängig von einander; jede Zumuthung, die der Staat, die Kirche, die Wiſſenſchaft an ſie macht, muß ihnen läſtig ſein; ſie haben ſie auch ganz vergeſſen. Dieſe Menſchen werden einmal einſehen, wie gering jene Gewalt iſt, die heimlich ihre Fäden über ſie ausſpannt. Es wird eine Zeit kommen, wo ſie mit ihrer Exiſtenz ſo beſchäftigt ſind, daß ſie ſich weder auf die Kirche, noch auf einen Staat beſinnen können, der Anſprüche auf ſie machen will. Sie werden mit dem Kopf ſchütteln und die Fragen der Prieſter und Staatsmänner mit Lachen beantworten.“

Uriel war in der heiterſten Stimmung, als er dieſe Worte vor ſich hinſprach. Er lag nach einer ſchon zweimonatlichen Irrfahrt im Lande auf einer der äußern grasbewachſenen Schanzen, welche die Feſtung Arnheim umgaben, lang hingeſtreckt, den Kopf auf den Arm geſtützt. Er hatte die freie Ausſicht auf unabſehbare Felder, welche den Fleiß des Land-

manns beſchäftigten, auf die Landſtraße, welche mit Karren und Fuhrwerken bedeckt war, auf den Rhein, deſſen Strömung er ſich zum Führer ſeiner Reiſe genommen hatte. Er verlor ſich in ſeinen Gedanken, die diesmal alle wie von der Sonne beſchienen waren. Als er wieder aufblickte, feſſelten zwei Reiter, welche unten die Landſtraße heraufzogen, ſeine Aufmerkſamkeit. An dem einen derſelben ſchien ihm Alles bekannt, Roß, Haltung des Reiters, ja bald ſchwur er, daß dieſer ſelbſt Niemand anders als ſein Vetter Ben Jochai ſei. Er richtete ſich auf und war unſchlüſſig, ob er den Wall hinunterſteigen ſolle oder nicht. Er ſtrengte ſich an, den Begleiter Jochai's zu erkennen, einen jungen Menſchen, der ungeübt auf dem Sattel ſchien und ängſtlich auf den Huf ſeines Pferdes ſah. Uriel war auf der Landſtraße, ohne es zu wollen; er trat einige Schritte vor, ſo daß er den Ankommenden in die Augen fiel. Dieſe hielten inne; Uriel ſtrengte ſeine Sehkraft an und erſchrak, da ihn über Jochai's Begleiter eine Vermuthung überfiel. Der junge Menſch kam dem Mißtrauen in dieſe Vermuthung zuvor, ſprang vom Pferde und lag jubelnd an Uriels Halſe. Es war Judith.

Lange währte es, ehe alle drei in den rechten Fluß der Mittheilung und des gleichgeſtimmten Geſprächs kamen. Die Schwierigkeit einer Ausſöhnung war aber nicht mehr vorhanden; denn Judith, weinend und jubelnd, koſend und flehend, überſchüttete Uriel mit einer Fluth der liebenswürdigſten Worte, die ihm jeden Vorwurf aus dem Munde nahmen. „Mein heißgeliebter Freund," ſprach ſie, „verdiene ich wohl, die Hand zu küſſen, die mich mit ſo treuer Liebe umſchlungen hielt? O, warum weiß ich keine Strafe, die, ohne es doch ſelbſt zu ſein, dem Verluſte deiner Liebe gleich käme!

Mein ganzes Leben iſt nun in deine Hand gegeben; denn ſo groß iſt meine Reue, daß ich mir ſelber den Tod geben würde, wenn du mich an deiner Liebe das entgelten ließeſt, was ich an dir verbrach! Du hatteſt mich für zu ſchwach gehalten, Uriel, als daß ich eine Mittheilung deiner eigenthümlichen, nun verketzerten Gedanken hätte tragen können. Du mußt dies auch jetzt noch glauben, da ich in dem Augenblicke, als ich ſie zugleich mit ihrer Wirkung zum erſtenmale kennen lernte, alle Beſinnung verlor. Doch du kannſt nicht ungerecht gegen ein Weib ſein, das in der Liebe Wunder vermag, ſonſt aber Alles anſtaunt und für übermächtig hält. Warum verſchloſſeſt du mir deinen Geiſt? Warum zogſt du mich nicht zu dir hinauf, Uriel! Du lebteſt am Tage unter Deinen Göttern, und wenn der Abend kam, ließeſt Du Dich zu mir, einer ſchwachen, kindiſchen Sterblichen herab. So zerſchnitteſt Du ſelbſt das Band, das in jener fürchterlichen Stunde mich ſonſt unzertrennlich an Dich gefeſſelt hätte. Wehe mir, ich Thörin! ich wälze die Schuld auf Dich; aber ich thue es nur, um Dir das Vergehen leichter zu machen. Denn mein Unrecht iſt unvertilgbar, ich komme mir wie eine Elende, Meineidige, wie ein ſchlechtes Kraut vor, das hinter der Mauer wächſt und ſo nichtig iſt, daß es den Tag nicht verdient, den es lebt. O Uriel, liebe mich! Du biſt ein wunderbarer Schöpfer, der Alles vermag; wenn ich Adel für meine Seele, irgend einen Stolz, der nicht vergänglich iſt, ſuche, ſo kann ich ihn nur bei Dir finden. Ich bin ganz in Nichts verſunken, nur Du kannſt mich wieder aufrichten!"

Uriel drückte ſchweigend, aber lächelnd und voller Liebe ihre Hand: das Uebermaß erdrückte ihn. Judith fuhr fort, indem ſie auf Jochai zeigte, der ſchweigend die beiden Thiere

am Zügel führte: „Wie viel Dank bin ich Deinem vortrefflichen Freunde ſchuldig! Da mein Vater ſich mit Abſcheu von der Erinnerung an Dich abwandte, ſo blieb dieſer meine Zuflucht. Das Unerklärliche des Auftrittes, der uns trennte, Lieber, verlor ſich allmälich vor meiner verzweiflungsvollen Seele, der ganze Zuſammenhang dieſer Dinge ſtand jetzt deutlich vor mir, meine Sehnſucht nach Dir, die nur mit dem Tode ſterben wird, folterte mich, und für Alles fand ich an Jochai Rath und Hülfe. Er ließ mich in die Räthſel Deines kühnen Geiſtes blicken und weckte mein Verlangen, den Deinem hohen Fluge mitgetragen zu werden. Ich ſchämte mich, daß der Aberglaube einen Augenblick über meine Liebe hatte ſiegen können, und betrieb den Entſchluß, der durch Dein Wiederfinden mit ſeinem Erfolge gekrönt iſt. Ich floh die Wohnung meines Vaters, um Dich aufzuſuchen. Wir verfolgten den Weg, den Du eingeſchlagen haben mußteſt, und trafen Spuren, die uns oft irre führten, uns aber doch zu unſerem Ziele gebracht haben. Jochai ſchützte mich, wie ein Bruder es gethan haben würde.“

Jochai wandte ſich hierauf an Uriel und ſagte: „Theurer Vetter, wenn Du in der Entſcheidung, wo ſich meine Freundſchaft hätte bewähren ſollen, mich einen Augenblick ſchwanken ſaheſt, ſo ſei verſichert, daß ich nie ein Verſäumniß ſo ſchmerzlich bereut habe. Ich beſchloß, zur Sühne meiner Schuld mich ganz Deinem Dienſte zu widmen, und wußte, wie Liebes ich Dir leiſtete, als ich Judiths Verlangen nach Dir unterſtützte und dieſe abenteuerliche Reiſe ins Werk ſetzte. Ich bin jetzt bei der Erfahrung in die Schule gegangen und habe gelernt, daß es mir unerträglich wäre, von Dir getrennt oder gar verkannt zu leben.“

Uriel umarmte beide herzlich. seine Augen glänzten vor Freude; selbſt die Befangenheit, die sein wilder Aufzug, sein langes, ungeschornes Haupt- und Barthaar ihm zuerſt verursacht hatten, wich den überſtrömenden Gefühlen von Luſt, die der ihm wiedergegebene Glaube an sein Theuerſtes in ihm weckte.

„Ahnte ich doch," rief er aus, „daß mir die Sonne des heutigen Tages etwas Gutes bedeutete. Wie eine lange Nebelnacht liegt die jüngſte Vergangenheit hinter mir; ich wußte, daß ſich jetzt Alles wenden müſſe. O was zögert ihr noch, ihren Sitz in meinem Herzen einzunehmen, der Euer Eigenthum iſt und den ich ſeither mit meinen Thränen benetzte! Was ſollte ich mich Euch nicht gänzlich überliefern, da ihr ja gekommen ſeid, mich glücklich zu machen! Eilt mit mir in die Herberge, wo wir in ungeſtörter Umarmung dies Wiederſehen feiern wollen. O ſagt mir nur, wo gäbe es etwas, das dem Zuge des Herzens Gewalt anthun könnte!"

Sie hielten ſich noch eine Weile umſchlungen, die Roſſe blickten verſtändig in die Gruppe hinein, der Wanderer ſtand ſtill und betete vielleicht leiſe, denn er hoffte, Alles müſſe noch ſchöner werden unter der Sonne, wenn ſich Männer untereinander ſo lieben könnten. Dann eilten ſie der Stadt zu und fanden in der Herberge Muße und Heimlichkeit genug, ihre Herzen immer klarer und ſtrömender zu machen.

Doch es fehlte auch hier der Begeiſterung nicht an einer Hinterthüre. Judith ſelbſt, die Schwärmende, Glückliche, war es, welche ſie zu öffnen verſuchte. Denn wie wenig es mit ihrem Entſchluſſe, ſich um Uriel wie ſein Gürtel zu ſchlingen und ihn nicht zu verlaſſen, wo er auch hinginge, übereinſtimmte, daß ſie einige Worte von Rückkehr und Wi-

berufen ließ, so wäre es zu gewagt gewesen, hätte Ben Jochais Mund diese zuerst aussprechen sollen. Uriel blickte ihn verwundert an, aber diese Verwunderung war eher des Staunenden, als des Entrüsteten; er schwieg und widersprach nicht, als Judith ihm die Rückkehr in die alten Verhältnisse, und namentlich den Gewinn ihres Vaters in den schönsten Farben schilderte. Als Jochai sah, daß seines Vetters Willen ganz unbewaffnet war, trat er wie auf ein verabredetes Zeichen hervor und sagte: „Wozu fruchtet es, lieber Freund, wenn Du Dich selbst um den Genuß des schönsten Lebens bringst? Du hast mir oft gestanden, welchen großen Reiz die Stadt, welche Du jetzt meidest, für Dich hat, und damals wußtest Du doch nicht, daß sie bestimmt war, einst Dein Theuerstes einzuschließen. Ich sage nicht, daß Dich Judith verlassen könnte; aber ich denke mir, die Liebe sehnt sich gern nach den Orten zurück, welche die Zeugen der ersten Schwüre waren. Die Liebe ist immer etwas prahlerisch mit ihrem Glücke, und wo könntet ihr vor einer größern Schaar von Neidern und Bewunderern Eure Schätze ausbreiten, als in Amsterdam?“

Uriel leistete keinen Widerstand, nur seine Beistimmung fehlte noch, welche Jochai ferner einzutreiben versuchte. „Du scheust Dich vielleicht,“ sagte er, „nach Hause zurückzukehren, weil Du im Banne bist? Allein Deine Klugheit müßte auch hier siegen, wenn Dein Starrsinn zögerte. Dein Gegner de Silva hat die Erklärung abgegeben, daß Deine Sätze nicht darauf hinzielten, das Christenthum zu empfehlen, sondern daß Du vielmehr der ausgestorbenen Sekte der Sadducäer zugethan seist. Da aber die Sadducäer niemals von der Gemeinde ausgeschlossen waren und volle Freiheit hatten, im

Tempel zu lehren, ſo hat ſich der Groll der Synagoge um Vieles gemildert. Würde ſie auch den Bann nicht aus freien Stücken zurücknehmen, ſo könnte ſie damit nicht zaudern, wenn Du ſelbſt einen Schritt ihr entgegenkämeſt und ein öffentliches Geſtändniß ablegteſt, daß es Dir in Deinen Forſchungen nur um die Wahrheit der jüdiſchen Lehre zu thun ſei und Du auf nichts beſtehen wolleſt, was derſelben in gerader Richtung zuwiderlaufe. Was iſt an dieſer Erklärung Großes verloren?“

Uriel wagte zwar nicht darauf zu antworten: „die Ehre!“ aber er fühlte es, daß Jochais Zureden die Umſchreibung einer Handlung war, die ihn ſpäterhin reuen konnte.

„Wie Ihr nur Eure Worte ſo fein ſetzt!“ ſagte er; „öffentlich widerrufen ſoll ich und an meiner eigenen Ueberzeugung zum Meineidigen werden? Ich müßte die Miene eines Bußfertigen annehmen und dürfte mich daheim nicht mehr getrauen, die Augen auf der Straße aufzuſchlagen. Ihr gebt mir nicht den beſten Rath.“

Jochai war aber ein feiner Menſchenkenner; er wußte, daß Uriel Luſt hatte, ihm entgegen zu kommen, daß er ihn nur wieder zurücktreiben würde, wenn er mit noch weitern Worten die unleugbare Thatſache des Widerrufs umhüllen wollte. So war Uriel gezwungen ſich ſelber zu bekämpfen und ſagte, indem Judith mit allen Nerven horchte: „Ich trage keinen Groll gegen die Prieſterſchaft, und könnte mich aus Großmuth entſchließen, ihrer Schwäche auszuhelfen. Auch ſind mir meine Verwandten werth, und vor Allem beſtimmſt Du mich, theure Judith, die ich nicht hinausnehmen könnte in das wilde Treiben der Welt, in alle ihre Mühſeligkeiten und Gefahren. Es iſt wahr, Dein Vater lebt jetzt in Beküm-

mernig um Dich; doch ſage mir, Jochai, biſt Du der Bereitwilligkeit der Synagoge gewiß? Und welche Art des Widerrufs verlangt ſie?“

Jochai vermied hierauf zu antworten und ſchien nicht glauben machen zu wollen, als ſtünde er mit der Synagoge auf vertrautem Fuße. Doch ſo groß war Uriels Sehnſucht, Alles zum Guten beizulegen und mit Judiths neuerworbener Liebe heimzukehren, daß es ihn ſogar nicht bekümmerte, wie Jochai auf ſeine Fragen nur allgemeine, das Beſte hoffende Antworten gab. Zu beider Freude ſchlug er ein und ſagte, er wolle Alles thun, um ihre Liebe zu belohnen.

Entziehen wir dem unglücklichen Manne darum unſere Theilnahme nicht, weil wir ihn hier eine ſeiner vielen Prüfungen ſchlecht beſtehen ſehen. Wir, die wir gewohnt ſind, in einer gleichſam angebornen, fortwährenden Märtyrerſchaft unſerer Ueberzeugung zu leben, werden leicht zur Hand ſein, über einen Mann den Stab zu brechen, welcher gegen die Satzungen einer fanatiſchen, intoleranten Religion aufzutreten den Muth hatte und ſpäter im Stande ſein kann, zu der Hand, die ihn züchtigte, wieder heranzukriechen. Allein in Uriels Seele war Verwirrung eingezogen. Er liebte das Judenthum, ja er mußte für daſſelbe Alles hingeben, wenn er ſich nicht um ſeine erſte Jugend, ſeine erſten Pläne ſchon betrogen ſehen wollte. Er hatte das Chriſtenthum abgeſchworen: was konnte ihn mehr beſtimmen, der Jehovalehre treu zu bleiben! Hätte er ſich auch von dieſer wieder entfernen können, wie leer und nichtig mußte ihm dann ſein Inneres, wie Alles an ihm in Inkonſequenz und Scham verwandelt werden! Weil er keinen neuen, dritten, unabhängigen Zuſtand wußte, in dem er leben konnte, flüchtete er ſich unter

den Schutz des Judenthums wieder zurück, indem er seine eigene Meinung den bestehenden Verhältnissen aufopferte.

Die Tage der Rückreise verschwanden unter der Abwechslung anmuthiger Gegenden und des heitersten Gespräch. Uriel besaß zu viel angebornen Stolz, als daß er demüthigen Hauptes seinen Richtern, denen er sich freiwillig unterwarf, hätte entgegen gehen sollen. Judith befand sich in der glücklichsten Laune; denn sie hatte für ihre Anstrengung Großes bewirkt, und zwar in so kurzer Zeit, daß sie dabei nicht hatte ermüden können. Jochai unterzog sich freiwillig jedem Geschäft, das seinen Gefährten eine Mühe ersparte, und schien ganz in ihre Wünsche und in ihr Glück aufzugehen. In kurzer Zeit war Amsterdam erreicht. Judith hatte ihre männliche Kleidung noch nicht abgelegt und ließ sich nicht zurückhalten, Uriel auf dem ersten Gange, den er machte, ohne sich vorher Jemand anders zu zeigen, zu begleiten. Sie ritten gerades Weges auf die Wohnung des Oberrabbinen zu, der vorläufig durch Jochai von Uriels Ankunft benachrichtigt wurde. Uriel ließ ihn von seinem Entschlusse, sich mit der Kirche vertragen zu wollen, in Kenntniß setzen und erlangte bald die Erlaubniß, vor den Priester zu kommen. Er traf ihn allein, einen strengen Greis, von geringerem Fanatismus, als seinen Beisitzer, aber von unerschütterlicher Festigkeit. Uriel war seines Anblicks gewohnt und ertrug ihn, ohne von ihm beherrscht zu werden. Er setzte freimüthig seine Ueberzeugung auseinander, versicherte seine treueste Anhänglichkeit an den Dienst Jehovas und verlangte, sogleich von seinem Banne freigesprochen zu werden. Der Oberpriester gab die Berufung auf einen geistlichen Rath zu, und Uriel wurde bis zu dessen Beschlußnahme in einer Zelle gehal-

ten, welche in dem obern Stockwerke der prieſterlichen Wohnung lag und ziemlich einem Gefängniſſe gleichkam.

Der verſammelte Rath, darauf fußend, daß ſich der Geächtete aus freien Stücken in ihre Gewalt begeben hatte, beſchloß, von der rauhen Seite ſeiner Gnade ſo viel herauszukehren, als er nur konnte. Als Uriel vor ihn gerufen wurde, erhielt er den Beſcheid, daß der Bann von ihm genommen würde, falls er einen förmlichen Widerruf ſeiner Irrthümer in dieſem Augenblicke ablegte und an die Wahrheiten zu halten ſchwören wolle, welche ſie ihm in der Reihenfolge vorleſen würden. Dann ſollte in der Abendſynagoge ſeine Buße und der Bann als zurückgenommen angezeigt werden. Einen Augenblick war Uriel ſchwierig; doch da ihn die Ungeduld peinigte, zu ſeinen Begleitern zurückzukehren und recht bald die Früchte dieſer ärgerlichen Ceremonie bei ſeinen Freunden und Verwandten zu genießen, ſo betrieb er die ganze Prozedur mit einer Gilfertigkeit, welche die Richter eher in Verlegenheit ſetzte. Der Vorſitzer hielt inne und drohte, die Verhandlung niederzuſchlagen, wenn der Verbrecher mit ſo gleichgültigem und unreumüthigem Eifer in dieſer Angelegenheit verführe. Doch Uriels Verſicherungen, daß es ihm um Alles der heiligſte Ernſt ſei, und er nur den Augenblick beſchleunigen wolle, der ihn in die alte Gemeinſchaft des Glaubens und der Hoffnung wieder zurückführe, vermochten die Prieſter, ihm zu willfahren und endlich durch eine feierliche Erklärung die Acht von ihm zu nehmen. Uriel, ſeiner Freiſprechung gewiß, ſchnitt die Ermahnungen, welche daran für die Zukunft geknüpft werden ſollten, kurz ab und verließ die Verſammlung, welche über die Reue Uriels ihre Erwartung gänzlich getäuſcht fand.

Aber auch über Uriel war eine andere Stimmung gekommen, als er beim Eintritt in dieſes Haus vermuthete. Er ſah, daß ihn die Unterwerfung und Demuth der verfloſſenen Tage verlaſſen hatte; denn der Anblick jener Männer, deren Autorität nur eine Verabredung war und auf nichts fußen konnte, als den wenigen Geſetzesbuchſtaben, die in Bücher gebunden vor ihnen lagen, gab ihm ſeine ganze Unabhängigkeit wieder zurück, und nur die Rückſicht auf ſeinen einmal gefaßten Entſchluß und auf das, was Alles ja noch geſchehen könne, beſtimmten ihn, das einmal Betriebene zu Ende zu führen. Seine Begleiter, die ihn mit Spannung in den Vorzimmern des Hohenprieſters erwartet hatten, ſtaunten, ihn in ſo viel Kälte umgewandelt zu ſehen; doch beruhigte er ſie und eilte, Judith zu ihrem Vater zurückzubringen. Jochai, obgleich die hülfreiche Hand zu Judiths Entweichung, mußte auch hier der Vermittler ſein. Manderſtraaten hatte an der Thatſache, daß ſeine Tochter wieder bei ihm war, genug; ſeine ſchlafloſen Nächte verzieh er ihr gern, da ſie ihm verſprach, ſie ihm in Zukunft dafür deſto ſchöner zu machen, indem ſie ihm vorleſen wolle des Abends, oder zur Zither ſpielen, oder ſeine Träume deuten. Auch war ihm Uriel ganz willkommen, den er ſeiner Güter, ſeiner Männlichkeit und ſeiner Geiſtesgaben wegen liebte, und den er zu haſſen nicht verpflichtet war, ſeitdem die Aufhebung des Bannes allen Makel von ihm genommen hatte. Uriel brach aber bald auf; nachdem er Judith umarmt und ihr für den Sieg, den ſie auf's Neue über ihn errungen, gedankt hatte, eilte er zu den Seinen, die die Kunde ſeiner Rückkehr und Begnadigung vernommen hatten und ſehnlichſt auf ihn harrten. Hier feierte er die ſüßeſten Triumphe der Ueberraſchung und der zärtlichſten Theilnahme. Er genoß dies

Alles mit ſolcher Hingebung, als hätte er, wie ſeine Jugend, ſo auch ſeine Ruhe für ewige Zeiten wiedergefunden.

Der natürliche Zug aller dieſe Begegniſſe ging freilich darauf hinaus, die kaum eingetretene Befriedigung aller Parteien bald wieder zu zerſtören. Doch Uriel, der ſich hierüber in keiner Täuſchung befand, verſuchte es, ob es nicht möglich ſei, eine alte Erfahrung auch einmal Lügen zu ſtrafen. Er nannte dieſen unveränderlichen Zug die Altklugheit des Lebens, und behauptete, daß man die Zukunft ſchon beherrſchen könne, wenn man nur eine wahrſcheinliche Rechnung beſitze, wie ſie ohne unſer Zuthun ausfallen würde. Deßhalb bereitete er ſich denn auf Alles vor, was ihn in der nächſten Zeit treffen mußte. Er ſah voraus, daß ihn Neugier und unaufgeforderte Theilnahme mit jedem Schritt beläſtigen würden, daß ſich ſeine Freunde beeifern müßten, ſeinen Entſchluß zu loben und ihm ihre Dienſte anzubieten, daß ſich jetzt Jedermann berechtigt glauben würde, über religiöſe Irrthümer in ſeiner Gegenwart mit einer ſchon ausgemachten Sicherheit abzuſprechen; kurz, das ganze Elend, was eintritt, wenn große Geiſter ſich einmal herablaſſen, im Sinne der kleinen zu handeln, berechnete er mit weiſer Einſicht, und vermochte es über ſich, das Unvermeidliche zu ertragen. Sein altes Rechtsſtudium ſuchte er wieder hervor und machte es zu ſeinem Leidensgenoſſen. Dies reichte auch da noch hin, ſeinen Geiſt zu beſchäftigen, als endlich die Lobſprüche und die Rathſchläge ſeiner Leute verſtummt waren. Eine kleine Frage, die er zu löſen wünſchte, ließ ihn die Uebergänge der Tage vergeſſen. Die Zeit, dieſe grauſame Feindin eines Unglücklichen, quälte ihn nicht, wenn er ſie in kleine Stücke zerlegte und auf jeden einzeln eine leichte Laſt, die vergeſſen

macht, bürdete. Doch deſſen war er nicht fähig, ſich auf einen höhern Standpunkt, von dem er ſonſt ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen anſah, aufzuſchwingen. Jede großartige Betrachtung, die ihn von der kleinen Einzelheit ablöſte, hätte ihn zu Fragen hingeriſſen, welche er ſich noch ängſtlich beſtrebte, aus dem Bereiche ſeiner Gedanken entfernt zu halten.

Es war natürlich, daß Uriel unter ſolchen Umſtänden eine andere Stimmung ſeines Charakters zulaſſen mußte. Die frühere Heiterkeit, welche ihn ſelbſt da nicht ganz verließ, als er die eingetretene Kataſtrophe ſich allmälig vorbereiten ſah, war gänzlich aus ſeinem Gemüthe verſchwunden. Er lag gegen ſich ſelbſt in Feindſchaft und verfolgte ſich mit einem Grolle, als hätte ſein Weſen ſich in zwei Hälften getheilt. Es war ein fortwährender Kampf in ſeinem Innern. Bald ertappte er ſich auf einer Gedankenreihe, die er von ſich zu verbannen förmlich beſchloſſen hatte, bald verwarf er dies ganze abgemeſſene Benehmen und nannte ſich einen Thoren, der Unaufhaltſames dämmen wolle. Seine Augen zogen ſich in ihre Höhlen zurück, Furchen legten ſich in die Ebene ſeiner Stirn, der geläufige Strom der Rede ſtockte und die Theilnahme an fremdem Intereſſe erkaltete. Niemand konnte bei dieſer Veränderung mehr leiden, als Judith. Die Umwandlung, welche ſie ſelbſt in ſich erfahren hatte, vergrößerte ihren Kummer noch. Denn wenn ſie mit ihrer alten Laune, mit ihrer ewig gleichen Heiterkeit, die früher nicht verſtimmt werden konnte, weil ſie von außerher Alles mit gleichen Eindrücken berührte, die einſinkenden Trümmer des ſtolzen Gebäudes, das Uriels Seele vorſtellte, nicht bemerkt hatte, ſo war ſie jetzt ſelbſt empfänglich geworden für die Verwirrung des Lebens. Sie errieth Alles leichter und lernte

einſehen, wie großen Antheil der Schmerz am Regimente der Welt hat. Der naive Ton, mit welchen ſie des Geliebten Zärtlichkeit erwiederte, war verſchwunden. Sie lächelte ſchmerzhaft und ungläubig, wenn Uriel das zwiſchen ihnen eingeriſſene Schweigen brach und ſie an die Unſchuld früherer Zeit erinnerte. Aber wie ſelten that dies Uriel noch dazu! Er war nicht mehr im unmittelbaren Genuß der Liebe, er war nicht mehr gegenwärtig bei ſeinen Schwüren, ja nicht einmal bei ſeinen Küſſen. Das Dämoniſche ſeiner Natur kehrte ſich immer mehr heraus. Er empfand nicht, ohne nicht auch zugleich ſeine Empfindung zum Gegenſtande ſeiner Reflexion zu machen. Dies ſind jene Männer, welche das Weib ſo beglücken und doch ſo unglücklich machen können, die mitten in den Himmel der Liebe mit einer kalten, unerwarteten, proſaiſchen Bemerkung hineinfallen, die öfter geneigt ſind, geliebt zu werden, als zu lieben, und die nach langem, launigen Aprilwetter, nachdem ſie ihre Freundin grauſam gemartert, wie Sonnenſchein aufblitzen und eine Stunde lang die göttlichſten Menſchen ſind. So war Uriel jetzt der Mephiſtopheles ſeiner Leidenſchaft geworden. Dieſelben Plätze in Vanderſtraatens Gärten, welche einſt das Flüſtern, Koſen und Lachen der Liebenden belauſcht hatten, ſahen jetzt, wie Uriel Figuren in den Sand zeichnete und Judith ſie mit ihren Thränen netzte.

Doch bald bemerkte Uriel, daß er nicht dazu geſchaffen war, ſeine Leiden wie eine Rolle durchzuſpielen. Er wußte, daß es hohe Zeit war, einen Entſchluß zu faſſen, wenn er ſich vor der Verzweiflung, vor einem lautloſen Untergang am gebrochenen Herzen retten wollte. Er faßte die einzelnen Fäden ſeines Schickſals wieder zuſammen, um ſeine eigene

Herze zu werden. Dazu bestimmte ihn nichts mehr, als daß Judith eines Tags, da sie an seinem Halse hing, wie aus einem Traume erwachend zu ihm sprach: „O Lieber, ist denn alle Deine Kraft so aufgerieben, daß Du mich leiden sehen kannst, ohne mir zu helfen? Ich unterliege dem Kummer, der an meiner Seele nagt, daß ich die Ursache Deines neuen Unglücks bin. Seit jenem Augenblicke, da Du aus dem Rathe der Priester tratest und den Widerruf geleistet hattest, ist meine Ruhe von mir gewichen. Denn welch ein Opfer hast Du mir gebracht! Was hat es Dich kosten müssen, Deine Ueberzeugung abzuschwören! Ich vergehe in dem Gedanken, daß die Rücksicht auf meine Bitten Dich bewogen hat, hierher zurückzukehren. Kannst Du glauben, daß meine Liebe ermattet wäre, wenn ich in Dir den Ketzer, den Ausgestoßenen, den Heimathlosen hätte umarmen müssen? Was vermag ich in Deine Geheimnisse zu dringen! Selbst wenn Du mit bösen Kräften einen Bund geschlossen hättest, sollte der unsrige nicht gestört werden. Nun glaubst Du dies Alles nicht; denn ich ließ die Gelegenheit, Dir meine Treue zu zeigen, vorübergehen. Nicht Deine Versicherung, nicht Dein mitleidiger Zuspruch kann mich zufrieden stellen, sondern nur eine Prüfung, die Du mich bestehen ließest. Wäre unsere Lage unglücklicher, vielleicht würden wir dann beide glücklicher sein!“

Uriel verstand diese Klage deutlich; denn übertrug er das, was Judith von ihrer Liebe sagte, auf die Verpflichtung, die er gegen die Wahrheit zu haben glaubte, so war es dieselbe Pein, in der er sich befand. Ja auch dieses Mittel der Heilung, das sie zu wollen schien, war dasselbe, das er noch Anstand nahm, zu wählen: dies durfte nicht einmal über-

tragen werden. Von dieser Stunde an, in welcher die Liebenden ihren Bund auf's Neue besiegelten, erklärte Uriel, daß er jede Enthaltsamkeit, jeden Zwang jetzt aufgebe. Er habe nicht die Absicht, im offenen Kampfe gegen seine Gegner aufzutreten, aber täuschen wolle er ferner weder sich noch sie. Wo ihn die Wahrheit herausfordere, wolle er sie bekennen. Judith pries sich glücklich, bald eine Gelegenheit zu finden, wo sie zeigen konnte, was sie vermochte.

Daß sich Uriels Benehmen änderte, sah man bald, denn er war von Spähern umgeben und machte keinen Hehl daraus, daß ihn alles Vergangene reute. Zum dritten Male Apostat, warf er die Gelehrsamkeit des Rechts und Unrechts bei Seite, suchte die alten Weisen wieder hervor, welche über den Zusammenhang menschlicher und göttlicher Dinge in alten und neuen Zungen geschrieben haben, suchte den Umgang freidenkender Männer unter Juden und Christen auf, und begann, auch die Resultate seiner Forschungen wieder niederzuschreiben. Die Furcht und Verzweiflung, welche sonst bei ihm diese Beschäftigung begleitet hatte, war gänzlich verschwunden: er war zu einem Berufe zurückgekehrt, den er ungern aufgegeben und jetzt durch die Anfechtungen desselben just recht lieb gewonnen hatte. Jede Entdeckung, die er machte, sonst die Ursache zu nachfolgenden trüben Stimmungen, erfüllte ihn jetzt mit der Freude, die den glücklichen Fund belohnt. Wie hätte dies Alles können verborgen bleiben! Mancherlei Gerüchte liefen über Uriels neue Sinnesänderung um: er sollte hie und da eine Ceremonie des jüdischen Kultus lächerlich gemacht, eine oder die andere seiner Hauptwahrheiten in Zweifel gezogen haben, und wurde, zur rechten Bestätigung alles dessen, auch nie mehr im Tempel

gesehen. Derselbe Oberrabbiner der Synagoge, welcher dem Freisprechungsrathe vorsaß, hatte sogar selbst Gelegenheit, sich von der neuen Veränderung des unverbesserlichen Portugiesen zu überzeugen. Er war im Hause Uriels mit einer geistlichen Handlung, welche die orthodoxe Esther verlangt hatte, beschäftigt. Als Uriel nach deren Vollzug hinzutrat, fand er den Rabbiner dabei, wie er seinem jüngsten Bruder und mehreren andern im Zimmer versammelten Knaben eine Vorschrift der Talmudschen Sittenlehre auseinander setzte. Einer der Knaben nämlich hatte, um zu beweisen, wie früh der Verketzerungstrieb und der Bigottismus sich im Menschen offenbart, dem Priester hinterbracht, daß ein Kamerad von ihm sich nicht scheue, Dinge, die das Gesetz dem Israeliten verbieten, häufig zu nennen, und daß er an der Erwähnung derselben recht ein Vergnügen fände. Der Priester lobte unvorhergesehener Weise den Angeklagten und nannte sein Beginnen löblich. „Denn," sagte er gerade, als Uriel hereintrat, „es ist vor Gott eine größere Tugend, sich eine Verführung recht oft vorzunehmen und ihr zu widerstehen, als sie gänzlich von sich entfernt zu halten."

Als die Knaben nun das Zimmer verlassen hatten, schlug Uriel, vertraulich und zum Scherze aufgelegt, dem Rabbi auf die Schulter und sagte: „Nun will ich Euch zeigen, ehrwürdiger Meister, daß ich heute weder ein Christ noch ein Jude bin. Die Christen haben dasselbe Moralgesetz, das Ihr aus dem Talmud erwähntet; sie lehren auch, daß es besser sei, mit der Unzucht sich zu Bett zu legen und rein wieder aufzustehen, als von vornherein der Verführung aus dem Wege zu gehen. Aber welch ein abscheulicher, heuchlerischer Glaube ist dies! Ist der Adel der Seele da nicht größer, wo man

die Sünde meidet, als da, wo man sie nur besiegt? Die Sünde herausfordern kann nur der, welcher aus der Tugend ein Geschäft macht, und die Tugend soll doch im Gegentheil ein angeborner Trieb, ein aus dem Innern hervorströmender freier Erguß der Liebe sein. Wer sich aus freien Stücken mit der Sünde in einen Kampf einläßt, um seine Stärke zu zeigen, hat die Unschuld des Gemüthes schon verloren; und was kann größere Tugend sein, als ein reines Herz haben?" Der Rabbi blickte zu Uriel hinauf mit einem durchbohrenden Blicke und verließ das Zimmer, eine Drohung in seinen grauen Bart murmelnd.

Judith bot alle ihre Kraft auf, jetzt mit dem Geliebten in gleichem Schritte zu bleiben. Die Warnungen, die man ihr zuflüsterte, überhörte sie; sie unterließ es sogar, offenbare Verläumdungen, die man gegen Uriel verbreitete, zu mildern; denn sie glaubte, jetzt Alles an ihm entschuldigen zu können. Sie fühlte sich muthiger, erhabener als Alle, seitdem sie die Vertraute eines starken Geistes geworden war. Doch wie oft überraschte sie sich wieder auf einer Schwäche! Es gab Augenblicke, wo sie ganz in ihre natürlichen Anlagen zurücksiel und von dem Außerordentlichen ihrer Lage schwer gedrückt wurde. In zu kurzer Zeit hatten ihre Entschlüsse reifen sollen, zu schnell war ihr Inneres herausgekehrt worden an die rauheste Seite des Lebens. Ein weibliches Herz vermag vielleicht größern Schmerz zu ertragen, als das männliche, doch muß es dann allmälich an Leiden gewöhnt werden. Bei Judith kam Alles ohne Vorbereitung; sie sollte lieben, hassen, bleiben, fliehen, fast in demselben Momente; die Rathschläge, die sie empfing, durchkreuzten sich, ja sie erschrack oft, daß ihr, wo sie einen Beweggrund zum Han-

ln ſuchte, ihre Liebe nicht immer zuerſt einfiel. Aber noch
uren alle dieſe Dinge nur Keime der Zukunft, deren trü-
ſchem Ausſchlage wir entgegen gehen. Noch ſaß ſie neben
riel und horchte aufmerkſam den Mittheilungen zu, die er
ither mit ſeinen Zärtlichkeiten abwechſeln ließ. Sie hatten
h beide, durch die Erfahrung dazu genöthigt, das Wort
geben, ihre Liebe nicht einzig für Genuß zu halten, ſondern ſich
lles zukommen zu laſſen, was das wechſelſeitige Ineinanderauf-
hen erleichterte, ſelbſt wenn es Belehrung über ernſte Fragen
iren. Uriel fand darin nichts Verkehrtes; denn er ſagte zu ſich
bſt: „Iſt die Liebe da, um den Menſchen zu beglücken, ſo iſt
auch da, um ihn zu veredeln. Man ſollte nur den lieben,
n dem man zugibt, daß er über uns ſteht. Denn ſeine Umar-
ung hebt uns zu ſich hinauf, ſo daß unſere Herzen weiter,
ſere Augen heller und unſere Gedanken kühner werden."

Deshalb machte er Judith zur Vertrauten ſeiner Studien,
bemühte ſich, ſie ſelber von ihren Vorurtheilen zu befreien,
n auf dieſe Weiſe auch für ſeine Handlungen ihre Meinung
mer für ſich zu haben. Aber der Fluch dieſer Erziehung
der Liebe, die ſchon ſo manchen Jüngling betrog, drohte
ch hier einzuſchlagen. Jedes Weib hat vielleicht Luſt ihre
phäre zu überſchreiten, aber ſie fürchtet dann iſolirt zu
rden. Den Trotz, der den Mann, einer Welt gegenüber,
cht verläßt, kennt ſie nicht, ſie empfängt ihn nur durch ein
eiſpiel, das ſeine Wirkung verliert, wenn es aus den Au-
n iſt. Dem Manne, der Gedanken ſchafft, dienen die Stu-
n, auf denen er zu ihnen emporſtieg; doch welches Weib
tte ſich durch Mittelglieder emporgeſchwungen, wenn ſie
ner außerordentlichen Bildung theilhaftig wurde? Es waren
mer nur vollendete, ſchon fertige, vom Schmutz des Auf-

bauens gereinigte Gedanken, die ſie in ſich aufnahm, die ſie aber auch nicht zu vertheidigen verſteht. Hier brach ſich Judiths Fähigkeit, hier blieb ſie hinter Uriel zurück, und je weiter er ſich von ihr entfernte, je mehr er ihr von ſolchen ſchroffen, für ſie unbeweisbaren und unbewieſenen Ideen zuwarf, deſto unglücklicher wurde ſie. Sie war in dem Zuſtande, daß ſie gleichſam fortwährend die Hände nach ihm ausſtreckte, und ihn anflehte, mit ihr Erbarmen zu haben. In dieſer Art liebte ſie ihn.

Uriel ſah von dem Allem nichts. Ungeſtört auf ſeinem Zimmer entdecken, Judith ſich mittheilen zu können, war Alles, was an ihm befriedigt ſein wollte. Mehr bedurfte es nicht; denn der Zukunft ſah er jetzt unerſchrocken entgegen, er war auf den äußeſten Fall gerüſtet, und der äußerſte Fall konnte kein anderer ſein, als den er ſchon erlebt hatte. Sein Ruf unter den Gelehrten nahm immer mehr zu; er hatte es ſogar gewagt, eine eigene Schrift zu veröffentlichen, in der er den Angriffen des de Silva die Spitze bot und alle die Sätze, welche ihm jener verdammend ſchon vorweggenommen hatte, auf's Neue als ſeine Ueberzeugung proklamirte. Uriel hatte täglich einen neuen Gewaltſtreich der Synagoge zu erwarten; doch zögerte dieſe noch, weil ſie Unerhörteres von ihm hoffte, um ihn dann gänzlich in den Händen zu haben.

Plötzlich nahmen aber alle dieſe Verhältniſſe eine neue Geſtalt an. Einige Worte, welche Uriel eines Abends im Mondſchein mit Judith wechſelte, gaben dazu die Urſache her. Sie hatte ihn gefragt, ob er denn in Wahrheit den Namen eines Sadduckers verdiene, den man ihm allgemein gäbe Uriel hatte deſſen keinen Hehl und ſagte: „Wenn es ein Wort gibt, das eine unabhängige, über Vieles ſchon im Klaren,

über das Meiſte noch im Ungewiſſen befindliche Meinung bezeichnet, ſo möchte ich mich am liebſten mit dem Namen jener Sekte bezeichnet ſehen."

„Dann glaubeſt du alſo auch nicht," fiel Judith mit Haſt ein, „daß unſere Seelen nach dem Tode wieder vereinigt werden?"

„Moſes lehrt darüber nichts," ſagte Uriel ſpottend. Judith verſtand ihn nicht; aber es war ihr in dieſem Augenblicke, als öffnete ſich ein tiefer, finſterer Abgrund und ſie ſtürze fort und fort durch eine Ewigkeit, die ſie nicht zu faſſen vermochte. Sie zitterte, ſchwieg, und erſt nach langer Zeit fragte ſie ihn zum zweiten Male, ob er habe ſagen wollen, daß ſie Beide in ewige Nacht untergingen. Uriel nickte feierlich mit dem Haupte und erwiederte: „Womit läßt ſich nachweiſen, daß wir jenſeits noch einmal leben ſollten? Alle die Hülfsmittel zum Leben, welche uns die Natur mitgegeben hat, ſind nur für die irdiſche Welt berechnet, ja für dieſe reichen ſie nicht einmal aus; denn wir müſſen ſterben und unſer ganzer Bau fällt frühe in Aſche zuſammen."

Judith fühlte ſich wie von einer wunderbaren Kraft unterſtützt, und entgegnete mit einem Eifer, den ſie an ihr Letztes zu ſetzen ſchien: „Warum ſtrengſt du aber deinen Geiſt an, um Wahrheiten zu erforſchen, die ja dann mit deinem Leben verloren gingen, Uriel? O ſprich, daß es eine zweite Welt gibt, um deiner hohen Gedanken willen, um Alles, was über Religion, Tugend und Natur gelehrt wird!"

Uriel ſpürte Judiths Unruhe nicht, vielmehr lachte er und ſagte: „Du ſprichſt ſo keck, als wollteſt du mit mir ſtreiten. Glaubſt du denn, daß jedes Ding einzeln, für ſich genommen, zu Ende gebracht werden muß? Wenn unſer

Geiſt Gedanken erzeugt, ſo erfüllt er eine Beſchäftigung, die ihm übertragen iſt, ja noch mehr, er genießt eine Wohlthat, die ihm der Himmel ſchenkt. Aber was er erſinnt, ſoll nur dazu dienen, ihm ſelber eine Freude zu gewähren; die Wahrheit deſſen, was er denkt, iſt der Ewigkeit gleichgültig; die Wahrheit beſteht ja auch ohne ihn. Nimm das Thier! es bedient ſich aller Kräfte, die ihm zu Gebote ſtehen; wenn es nun nicht alles das vermag, was der Menſch, ſoll es dann für daſſelbe auch ein Reich geben im Jenſeits, wo es auf dieſe Stufe erhoben wird?“

Judith wußte keine Antwort zu geben, aber eine neue Frage wagte ſie noch: „Warum, Uriel, ſind denn die Menſchen in gute und böſe getheilt, wenn es einſt keinen Ort gäbe, wo dieſer Unterſchied ausgeglichen wird?“

Uriel fand dieſes Geſpräch wunderlich und lächelte. „Wie beſchränkt du biſt, Judith!“ rief er aus; „wie artig du die Belohnung und Beſtrafung umſchrieben haſt! Aber ſage mir, wenn es wirklich eine Ewigkeit gäbe und ſie ſich damit beſchäftigte, dieſen zu belohnen und jenen zu beſtrafen, hätte ſie damit nicht auch eine große Mangelhaftigkeit in der Weltordnung zugelaſſen? Denn was hieße dies anders, als Preiſe ausſetzen, welche nicht mehr die Tugend zu erringen hätte, ſondern der Eigennutz? Die Tugend iſt, wie die Wahrheit, um ihrer ſelbſt willen da. Sie theilt hierin die Eigenſchaft, welche der Schönheit noch nie beſtritten iſt. Von der Schönheit verlangſt du nicht, daß ſie ſich dereinſt noch ſteigere. Ich möchte dich, meine theure Judith, niemals ſchöner ſehen, als du biſt, und leugne gerade deshalb die Unſterblichkeit deiner Seele, weil ich fürchte, daß du einmal anders ſein könnteſt, als jetzt.“

Judith aber hatte mit dieſen Worten, denen ſie traute, alle Fäden verloren, welche ihren Glauben und ihre Hoffnung noch zuſammenhielten. Sie blickte bittend zu Uriel hinauf, denn ſie fühlte es, daß ſie an der Grenze war, über die hinaus ſie ihm nicht mehr folgen konnte. Da er ſchwieg, ſo wagte ſie, die ſtillen Sterne über ihren Häuptern zu beſchwören und mit ihnen gegen Uriel zu kämpfen. Doch er nannte Alles Täuſchung und ſagte, die Welt ſei nur eine Grille Gottes; denn ein Plan Gottes könne ſie nicht ſein, da nur die irdiſche Schwäche, die mit einem Worte nichts ſchaffen könne, Pläne mache. Und Judith ſah Alles an, was Uriel ſo Grauſamwitziges ſprach, und fühlte es bis in den feinſten Kern ihrer Seele. Sie krümmte ſich wehklagend in dem Zauberkreis ſeiner Worte, beſchwor ihn, ſeine Formeln zurückzunehmen, und richtete ſich, wie athemlos, mit der letzten Frage an ihn: ob denn auch die Schwüre ihrer Liebe verhallen müßten in das Nichts, und ſich Liebende im Jenſeits nicht wieder finden würden? Uriel verneinte Alles. Er legte ſeine eiskalte Hand in Judiths ſieberglühende und ſagte: „Wie kann man ſich lieben, ohne die Reize des Körpers und der Seele zu beſitzen, welche dich auf Erden ſchmücken? Es iſt unerweislich, daß wir im Jenſeits mit denſelben Stiefeln und Sporen auftreten, wie hier. Unſere kleinen Gebrechen, die oft ſo liebenswürdig ſind, deine vielen Launen, die mich feſſeln, müßten dort alle aufhören. Es könnte doch nur ein ſeeliſcher Zuſtand ſein, der uns zwänge, uns in Gedanken, aber keineswegs in Küſſen und Umarmungen zu lieben. Dieſe Seelengenüſſe müſſen aber ohne ſinnliche Empfindung ſehr einförmig ſein, wie ich mir denn überhaupt dies allgemeine Zerfließen, das man im Jenſeits zu hoffen pflegt, nicht

ohne die größte Langeweile vorstellen kann. So gewiß ich jetzt lebe, werde ich einmal todt daliegen, ohne Besinnung, ohne zu wissen, daß es eine Judith gab. Es gibt nur eine Unsterblichkeit: das ist die im Gedächtnisse der Menschen; jede andere ist eine abergläubische und eigennützige Täuschung." Dann überhäufte der Atheist seine Geliebte mit Liebkosungen und brachte sie durch seine ausgelassene, fast gemachte Lustigkeit dahin, zu allen seinen grausamen Erklärungen eine gute Miene zu machen. Sie lächelte auch und versprach ihm beim Abschied, daß sie Alles in genaue Ueberlegung ziehen wolle.

Judith war freilich nicht selbstständig genug, als daß sie gewagt hätte, jetzt über Uriel den Stab zu brechen; aber eingestehen konnte sie sich, daß ihr Vertrauen zu ihm wankte. Er hatte sie selbst aus ihrer frühern Unbefangenheit herausgerissen und sie gelehrt, auf Fragen dieser Art, wie sie an jenem Abende entschieden wurden, einen Werth zu legen. Sie sah ein, daß sie diesem Fluge nicht mehr folgen konnte. Sie würde nicht geglaubt haben, daß dies Zurückbleiben eine Verringerung ihrer Liebe sein könnte, wenn Uriel nicht selbst gesagt hätte, daß man auch ohne Unsterblichkeit lieben könne. Keinem dieser Dilemmen, in die ihr Glaube und ihre Liebe geriethen, war sie gewachsen; sie wurde unwillig, daß sie zwischen sie gerathen war, und es gab Augenblicke, wo sich der Mißmuth über den Urheber dieser Verwirrung bis zum Hasse steigerte. Sie vermied schon zuweilen, Uriel zu begegnen, ob sie ihn gleich, da es sie dann reute, ihn von freien Stücken wieder aufsuchte. Ben Jochai, dessen Rath sie ansprach, bestärkte sie in ihrem Entschlusse, sich von Uriel loszusagen. Es kam immer mehr zum Vorschein, daß Uriels Vetter eine verkappte Rolle gespielt hatte, daß er keineswegs

im Sinne hatte, ſeine Anſprüche auf Judith zu erfern, und es ſteht zu erwarten, welche Folgen dieſe neue Veränderung in den wechſelſeitigen Geſinnungen nach ſich ziehen wird.

Uriel ſelber aber war es, der Alles verdarb. Sein Wankelmuth befiel ihn auf's Neue, da er Judiths verändertes Benehmen ſah. Der Augenblick, da er ſie als ſeine Gattin heimführen wollte, war näher als je. Alle ſeine Gedanken waren um ſo mehr auf Judiths Liebe gerichtet, und jetzt ſchien es ihm, als ſei ſie lauer, zurückhaltender, mißtrauiſch geworden. Uriel ſah dies in Verzweiflung. Er war auf Alles gefaßt geweſen, was die Zukunft ihm hätte bieten können, nur auf Judiths Verluſt nicht. Sie hatte ja die Hälfte der Laſt zu tragen auf ſich genommen, oder doch verſprochen, ſich durch nichts, was auch eintreten könnte, von ihm trennen zu laſſen. Er hatte Alles, was die Zukunft verſagen mochte, durch ſie erſetzt gehofft, und ſich daran gewöhnt, ſie als die Theilhaberin jenes künftigen Glückes oder Mißgeſchickes zu denken. Jetzt entzog ſie ſich ihm; noch ſah er darin nicht die Untreue, ſondern erſt die Thatſache des Verluſtes, die er nicht faſſen konnte. Er ſtand nicht, wie Andere, denen ein Weib untreu wurde, hob die Hände gen Himmel und blickte auf Alles, was vorangegangen war, um ſich an dem Gedanken zu foltern: „es iſt unmöglich!“ Er ging nicht auf die ſeligen Stunden zurück, da ihm Judith nicht Liebe konnte geheuchelt haben, er verglich die Gewißheit, die Treue und das Glück des Erlebten nicht mit der Ungewißheit und der Untreue, die ihn jetzt vernichteten; ſondern er dachte an den Zuſtand des Kommenden: er glaubte ſich Alles erklären zu können, er klagte nur ſich an und ſtieg von der Höhe, zu

der er ſich in der jüngſten Zeit emporgeſchwungen hatte, wie in taumelnder Beſinnungsloſigkeit herunter.

„So hab' ich jetzt," rief er aus, „zu allen Verwünſchungen, welche mich hier auf Erden ſchon trafen, auch noch den Fluch des Himmels auf mich geladen! Wo find' ich einen Ausweg aus dieſem Labyrinth? Mein Liebſtes habe ich ſelbſt von mir geſtoßen; ich fand eine Kurzweil darin, eine Perle mit meinen Füßen zu zertreten. Warum flieht mich Judith? Sie haßt mich nicht, aber unheimlich bin ich ihr. Ich zerriß ſelbſt das Band, das ſie an mich feſſelt: denn welches Weib möchte dem freigeiſtigen Uebermuth, mit dem ich in ihrer Nähe ſpielte, vertraut ſein? Es iſt kein böſer Entſchluß, daß mich Judith meidet, ſondern ich ſelbſt zwang ſie dazu. Ich löſte ſie von einer Welt ab, deren Sprache und Geſinnung ihr verſtändlich iſt, und gab ich ihr dafür eine neue wieder? Nein, nichts als Unvollendung, Zweifel, Grundloſes und Luftiges erntete ſie aus meinem Umgang. Sie war im Stande, einmal das Elend zu ertragen, das über mich verhängt wurde; aber ich Verblendeter nahm es an, als ſie ſich vermaß, es zum zweitenmale zu können. Ich erblickte darin eine Aufforderung, was doch nur ein ſtummes Zeichen ihrer Liebe war, ein Wille, den ich für die That hätte nehmen ſollen. Jetzt kann ich täglich die Erneuerung meines Bannes erwarten, alle Verbindung mit meinem Volke iſt dann abgeſchnitten, ich bin verſtoßen, verachtet, gemieden, und konnte in dieſen elenden Zuſtand Judith mit hinein ziehen? Sie geſteht ſich ihn vielleicht nicht, dieſen neuen Schlag, aber ſie ahnt ihn voraus, und ohne zu wiſſen, was ſie thut, meidet ſie den, der an ihr in fortwährendem Verbrechen lebt. Wie helf' ich mir und ihr?"

Ben Jochai trat schüchtern in Uriels Zimmer. Seinem Geſichte ſtand die Maske theilnehmender Freundſchaft ſchlecht, aber Uriel, nur mit ſeinem Leide beſchäftigt, hatte ſogar vergeſſen, daß ihn Jochai ſeit ſeinem Widerrufe mied, und ihm Beweiſe waren hinterbracht worden, die ſeines Vetters guten Willen in den Schatten ſtellten. Er klagte ihm ſein Leiden und fragte, ob er Hülfe oder Rath wüßte. Jochai ließ die Entſchuldigung ſeines langen Ausbleibens, mit der er begann, ſogleich fallen und fuhr fort: „Mein lieber Vetter, dieſe mißliche Lage deines Verhältniſſes zu Judith treibt mich zu dir. Ich ſehe, daß Judith ſich unter denſelben Schmerzen windet, wie du. Ich weiß nicht, ob ein Zwiſt vorausging, der eure Zungen lähmte zu offenen Geſtändniſſen; aber ſo iſt die Lage, es kommt nur auf eine Mittheilung an.“ Uriel ſahe ihn an, ſich offen zu erklären.

„Du täuſcheſt dich,“ fuhr Jochai fort, „wenn du glaubſt, Judith haſſe dich. Alle Welt ſieht freilich, daß ihr Benehmen gegen dich ihr nicht mehr gleich ſieht, aber wenn ſie dich flieht, ſo thut ſie es nur um ihrer Liebe willen. Judith iſt in einer Stimmung, die weit unglücklicher iſt als die Deine. Du haſt ſie ſo gefeſſelt, daß ſie nach Licht, Leben und Athem ſchreit. Du haſt ihr Herz in deine Gewalt gebracht, du haſt jetzt auch ihren Geiſt verwirrt; wo ſoll ſie einen Ausweg finden, wenn ſie ſich ſelbſt nicht verlieren will? Sie betet das Ungeſtüm deiner Gedanken an, ſie glaubt Alles, was du ihr davon mittheilteſt, aber es iſt ſchon mehr, als ſie tragen kann.“ Uriel legte die Hand vor die Augen; denn jedes Wort beſtätigte hier, was er ſich ſelbſt geſtehen mußte.

„Nun iſt dies alles nicht ſo,“ fuhr Jochai fort, „daß daraus wirklich ein Bruch zwiſchen euch beiden entſtehen

müßte. Es kommt nur darauf an, daß du dich entſchließen könnteſt, hier ſelbſt etwas zu thun.“ Jochai ſtockte, aber Uriel winkte, nur fortzufahren. „Nun denn,“ ſagte der Vetter; „ich weiß, daß Judith für dich verloren iſt, wenn ein Ereigniß, das in der That im Anzuge iſt, auf's Neue über dich hereinbräche.“

Uriel ſprang auf, ergriff haſtig ſeinen Arm, ſtammelte: „Du ſprichſt vom Bann, Vetter!“ und lechzte nach dem Worte, das über Jochai's Lippen kommen würde.

Dieſer ſagte: „Es iſt wahr, ſie würde die Acht nicht ertragen können; darum ſiehe zu, daß du ſie umgehſt.“

„Wie ſoll ich das thun?“ rief Uriel verzweifelnd.

Jochai hielt ihn grauſam einen Augenblick hin, dann trat er zu ihm heran, ergriff ſeine Hand und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Unglücklicher, wie durchſchneidet es mein Herz, daß du ſo vielen Leiden aufgeſpart biſt!“

Uriel ſtürzte auf einen Seſſel und badete ſich in Thränen. Jochai ſchwieg; was hätte er auch ſagen können, das Uriel nicht ſchon wußte? Dennoch ſprach er es aus.

„Die Synagoge,“ fuhr er nach einer Weile fort, „hat deine Schrift dem Feuer übergeben, der morgende Tag ſchon iſt dazu beſtimmt, einen neuen viel ſtärkern Bann, als den frühern, über dich auszuſprechen. Komm dem Allem zuvor! Stelle dich ſelbſt deinen Richtern und unterwirf dich einer Buße! Ich will alle meine Kräfte aufbieten, daß dieſe ſo mild als möglich eingerichtet werde. Entſchlage dich dann in Zukunft allen neuen Reizungen der Gemeinde, verlaß entweder dieſe Gegend, oder hilf bei den Geſchäften deiner Brüder, daß du Zerſtreuung haſt. Judith haſt du um dieſen Preis zurückgekauft.“

Uriel ſah ihn ſtarr an; es kam ihm vor, als habe der Beiter bei dieſer letzten Erklärung bläſſer ausgeſehen als zuvor. Es übermannte ihn einen Moment der Gedanke, daß ihn Jochai ja haſſen müſſe, weil er ihm Judiths Liebe geraubt, daß er unter der Maske der Freundſchaft ihm böſe Rathſchläge ertheilen könnte. Doch ſtrömte das Gefühl ſeiner verzweifelten Lage über ihn her, er ſchritt händeringend im Zimmer auf und nieder und beſchwor Jochai, ob er Judiths gewiß ſein dürfte, nachdem er ſich Allem unterworfen hätte? Jochai geſtand, daß Judith in dieſer Art ihren Willen gegen ihn erklärt habe. „Sie iſt nicht grauſam," ſagte er, „denn ſie verſteht nicht, was ſie will. Sie dachte auch in dieſem Augenblick nicht an die Demüthigung, die Dir widerfahren ſolle, ſondern an ihre eigene Ruhe, an eine Herabſtimmung Deines ganzen Weſens, das ſie erdrückt. Sie wird unglücklich ſein, wenn ſie erfährt, was Du bei dieſem neuen Schritt haſt leiden müſſen, aber Du wirſt dann ihrer gewiß ſein." Uriel rang die Hände, Scham und Verzweiflung peitſchten ihn; kein Wort kam mehr über ſeine Lippen, und Jochai verließ ihn, in einigen Stunden ſeine Rückkehr verſprechend.

Inzwiſchen hatte ſich ſchon das Gerücht von Uriels neuer Achterklärung in der Stadt verbreitet. In ſeinem Hauſe war Alles von den Thränen ſeiner Mutter und Brüder benetzt, ſeine Freunde und Bekannten beſtürmten ihn, ſeine Geſinnung zu ändern und den Richtern zuvorzukommen. Er war keinen Augenblick mehr allein und wußte nicht, wo er Beſinnung hernehmen ſollte. Wo er ſich in den Straßen ſehen ließ, verfolgten ihn Fingerzeige, Gruppen bildeten ſich, wo er ſtillſtand, und begleiteten ihn bis in ſeine Wohnung, die er vor Scham kaum zu erreichen vermochte. Mitten unter

dieſen Fortſchritten vorſchneller Theilnahme und Neugier mußte er den Muth verlieren, ſelbſt wenn er ſich ermannen wollte. Alle ſeine Entſchlüſſe ſanken lahm zuſammen; Jochai fand ihn zerſchmettert, jeder Zumuthung fähig, ganz ohnmächtigen Willens. Es wurde Abend, eben ſank die Sonne. Das Zimmer füllte ſich mit Rathgebern und Beileidbezeigern, das Haus umſtanden Neugierige, ja es währte nicht lange, ſo ging der Fanatismus bei der unten verſammelten Menge um, und Drohungen und Verwünſchungen füllten die Luft. Es ging Uriel nicht beſſer, wie einem Verbrecher, der zum Richtplatze geführt wird. Die Hoheit des ſtolzen Mannes war gebrochen; er fragte ſich ſeufzend: „Bin ich denn noch Uriel Acoſta, der Vertraute des Plato und Sokrates?“ Er zitterte krampfhaft, denn er hörte, wie unten ſein Name in den Koth der Gaſſe geſchleift wurde. Er ergriff die Bücher, die auf ſeinem Tiſche lagen, und küßte ſie weinend. Es ſchien ihm, als müßte er Abſchied nehmen von Allem und die Geiſter der Weiſen, mit denen er zu verkehren pflegte, verſöhnen, da es nur noch an einem Haare hing, daß er ſie Alle verrieth. Jochai zerſchnitt dieſes Haar, er hob dieſen Willenloſen vom Seſſel auf und führte den, der nicht mehr widerſtand, hinaus unter die tobende Menge, durch die Straßen, deren Häuſer von Zuſchauern beſetzt waren, bis ſie, nicht ohne Gefahr, geſteinigt zu werden, die Wohnung des Hohenprieſters erreicht hatten.

Uriel befand ſich in einem finſtern, kerkerähnlichen Gemach. Jochai hatte ihn mit der Verſicherung verlaſſen, daß er Judith gewinnen und Alles daran ſetzen werde, daß ihm die Synagoge eine gelinde Strafe zuerkennen ſollte. Uriel rechnete auf beides; denn es ſchien ihm immer mehr, als wenn Jo-

chai ſein Schickſal in Händen hätte. Er war allein. Welch entſetzliche Demüthigung hatte er erfahren! Durch die volkreichſten Straßen Amſterdams war er wie ein Verbrecher gezogen, von den Schmähungen und Steinwürfen des jüdiſchen Pöbels verfolgt, den Chriſten ein Anblick, den ſie theilnahmslos ertrugen oder der gar ihren Spott herausgefordert hatte. Hier rief man ihm nach: Abtrünniger! Chriſt! dort: Gotteslengner! Heide! Philoſoph! Aber was ſtand ihm noch bevor? Von der Rache der Prieſter war jetzt Alles zu erwarten. Er fluchte ſeinem Vetter, der ſich ſeines ohnmächtigen Willens bemächtigt und ihn hierher geführt hatte; er lief wie ein wildes Thier im Zimmer auf und ab, ſtieß ſeinen Kopf an die Wände und ſchlug an die Thür, welche man hinter ihm verſchloſſen hatte. Dann zwang ihn die Ermattung, zur Beſinnung zurückzukehren. Er ſank auf ein Bett nieder, das im Zimmer ſtand, und verlor ſich in einen dumpfen, träumenden Zuſtand. Seine Phantaſie wurde wach: er gaukelte ſich die entſetzlichſten Gedanken vor, ſah ſich wie den gemeinſten Verbrecher behandelt, ſah ſeinen Vetter, ſelbſt Judith dabei thätig; ſeine Sinne verließen ihn, denn nichts hatte mehr Mitleiden mit ihm, außer zuletzt der Schlaf, der ſeine fieberhaften Vorſtellungen auflöste und ſie in eine kurze Ruhe wiegte.

Der Bote der Synagoge führte Uriel am Morgen in das Verſammlungszimmer der Prieſter, wo er ſeinen ſo oft bereuten Widerruf abgegeben hatte. Er fand ſeine Richter ſchon verſammelt und erſtaunte, als man ihn fragte, warum er ſich hieher begeben habe. Er ſelber wußte nicht, wie dies gekommen, und fragte: „Bin ich nicht auf Euern Befehl hier?“

Der Vorſitzer gab dieſe Frage zurück und ſagte: „Was ſollte uns treiben, Dich in unſere Nähe zu führen? Unſer Fluch hätte Dich überall getroffen, wo Du auch wandelteſt.“

„Ich bin hier,“ entgegnete Uriel, „um Euern ſchon ausgeſtreckten Arm zurückzuhalten. Verdammt mich nicht, ehe Ihr mich angehört habt.“

„Was ſollen wir Dich anhören?“ ſprach der Oberrabbi; „Du haſt Dich ſelbſt verdammt in Schrift, in Geſpräch und That: hier iſt Alles reif, und der Sonnenſchein, der Deine Verbrechen zeitigte, läßt ſich nicht zurücknehmen, es ſei denn, daß Du freiwillig Dich der Kirchenbuße unterwürfeſt.“

„Deshalb bin ich hier,“ antwortete Uriel; „ich will Frieden mit Euch, mich verlangt nicht nach der Unruhe, welche Eure Verfolgung über mich, meine Familie und meine ganze Zukunft bringt. Beſchleunigt deshalb Euern Beſchluß und gebt mich bald wieder aus Eurer Gewalt!“

Uriel brachte aus dem Murmeln, das jetzt durch die Verſammlung lief, keinen verſtändlichen Sinn heraus, bis ihm der Vorſitzer erklärte, daß ihm der Beſcheid zur gehörigen Zeit würde bekannt gemacht werden. Uriel bat noch einmal, Alles in Kürze zu beenden, und wurde auf ſein Zimmer wieder zurückgeführt.

Jetzt verſtrich ein Tag nach dem andern, ohne daß Uriel etwas von ſeinem Schickſal erfuhr. Man brachte ihm Speiſe und Trank, doch ſeine Fragen beantworteten die Wächter nur mit ausweichenden Reden. Seine Ungeduld wuchs, wie ſeine Kraft abnahm. Sein Angeſicht verfiel, ſeine Augen vertieften ſich, ſeine ganze Geſtalt ſank zuſammen. Auch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes verſchwand, ſeine Einbildungskraft ſtumpfte ſich ab; denn was kann vernichtender wirken, als

zu einer Demüthigung nicht die Zeit erwarten können! Ein Wahn reihte ſich an den andern: Uriel gab ſeine Hoffnung auf und gerieth auf den Gedanken, daß man ihn gänzlich der Welt entziehen wolle. Aller Mittel beraubt, einen ſolchen Plan zu hintertreiben, machte er ſich endlich mit ihm vertraut und ergab ſich einer vollkommenen Reſignation. Wenn man dies Mittel gewählt hatte, um ſeinen ſtolzen Sinn gänzlich zu vernichten, ſo war es vortrefflich gewählt. Uriel träumte ſein monotones Daſein von einem Tage zum andern fort, ſeine einzige Folter war die Zeit, an die ſchwindenden Minuten hatte er ſich gleichſam angeſchmiedet; dieſe ſchleppten ihn langſam mit ſich fort und übergaben ihn von einer Stunde, die ihn folterte, an die andere. Zuletzt gewöhnte er ſich auch an das Vorrücken der Zeit und ſtellte an Geiſt und Leib ein beklagenswerthes Bild der Vernichtung dar.

So mochten einige Monate vergangen ſein, als ſich eines Tages Uriels Gefängniß zu einer ungewöhnlichen Stunde öffnete. Obſchon es heller Tag war, ſo fiel ihm das Licht von zahlloſen Kerzen entgegen, welche von Prieſtern getragen wurden, die den Gang beſetzt hielten. Man trat Uriel ſelbſt an und erklärte ihm, daß der Augenblick ſeiner Buße jetzt gekommen ſei. Dieſer ſchwieg: den Männern wegen ſeines langen Gefängniſſes Vorwürfe zu machen, hinderte ihn ſeine Muthloſigkeit und die Erwartung deſſen, was ſich jetzt begeben mußte. Man entkleidete ihn, übergab ihm weite Bußkleider, die er anlegen mußte, in ſeine Hand drückte man eine brennende Kerze und winkte ihm, jetzt in dieſem demüthigenden Aufzuge ihnen zu folgen. Uriel ließ mit ſich Alles

geſchehen. Der Gedanke, bald von dieſer Pein erlöst zu werden, bemächtigte ſich ſeiner, und er hoffte nach einer kurzen Plage beim Ziele ſeiner Wünſche zu ſein. Dieſe Berechnung, wie ſehr ihr die Hinfälligkeit ſeines Geiſtes und Körpers zu widerſprechen ſchien, erhob ihn doch wieder und flößte ihm ſo viel Kraft des Bewußtſeins ein, als er vielleicht gewünſcht hätte, bei den nachfolgenden Scenen nicht zu beſitzen; denn ſchon als er in die Synagoge trat, erſchrack er, ſie über und über mit Menſchen angefüllt zu ſehen. Alles war zuſammengekommen, um Zeuge dieſes ſeltenen Schauſpiels zu werden. Die Prieſter hatten Mühe, durch die drängende Verſammlung einen Weg zu bahnen; Alle wollten dem Opfer des Tages nahe ſein, und ſich an den Mienen eines Verbrechers weiden, gegen den ſie ſich freilich rühmen konnten, daß ſie es ihm niemals nachthun würden. Aber auch das Mitleid wollte ihm in der Nähe bleiben, um ihm Muth zuzuſprechen: Alles gleich widerlich für Uriel, den Scham und Verzweiflung ſchon zu umkreiſen anfingen. Er vermochte es nicht, wie er wollte, dreiſt ſein Auge zu erheben und über die Menge wegzuſehen; der Kontraſt ſeines elenden Aufzuges überfiel ihn zu mächtig, und auf's Elendeſte gedemüthigt, ſchritt er den Prieſtern nach, welche ihm Raum machten, daß er unter der Menge ſicher ſeinen Fuß ſetzen konnte.

Am Hochaltare angelangt, blieb der Zug ſtehen. Uriel wurde bedeutet, die Erhöhung zu betreten. Hier ſtand er zuerſt, Allen ſichtbar, allein, nur damit beſchäftigt, wie er die Blicke der verſammelten Menge, die ihn jetzt alle gleichmäßig trafen, aufnehmen ſollte. Er war aber unfähig, Trotz zu

zeigen, sondern senkte die Augen vor Scham und dem überwältigenden Gefühle seiner Leiden nieder. Ein Priester trat zu ihm hinauf, übergab ihm eine Pergamentrolle, auf welcher die lange Reihe seiner Vergehungen verzeichnet stand; er sollte sie mit lauter Stimme ablesen und dies die erste Handlung seiner Buße sein. Uriel hatte dies erwarten können, und ohne zu wissen, was die Rolle alles enthielt, begann er sie mit gedämpftem, rührendem Tone vorzulesen.

„Ich, Uriel Acosta," hieß es hier, „von Geburt ein Portugiese und Christ, bekenne öffentlich, daß ich, nachdem ich freiwillig zum Judenthum mich bekannt habe, alle meine Bestrebungen darauf richtete, die Göttlichkeit meines neuen Bekenntnisses anzutasten, seine vorzüglichsten Lehren in Zweifel zu ziehen und zu besonderer Gunst des Christenthums, das ich heimlich nicht abgeschworen hatte, den Dienst Jehovas zu untergraben. Zu dem Ende ergriff ich jede Gelegenheit, mit den Beamten der Synagoge anzubinden, sie in ihrem Wirkungskreise zu stören und sogar heilige Gebräuche in dem Augenblicke, wo sie verrichtet wurden, lächerlich zu machen. Meine Geisteskräfte, nur darauf gerichtet, versteckten Hinterhalt zu legen, Unbezweifeltes durch Trugschlüsse als unerweisbar hinzustellen, und da, wo die Kraft des Verstandes nicht ausreichte, durch Spott zum Ziele zu gelangen, benutzte ich hauptsächlich gegen die heiligen Schriften der alten und neuen Tradition. Ich ließ Erklärungen ausgehen, welche die jetzigen Einrichtungen des jüdischen Gottesdienstes als nicht im Einklang befindlich mit den alten heiligen Schriften nachweisen sollten, und lud so viel Zorn und Groll des Himmels auf mich, daß ich die Achterklärung, welche

mich vor einem Jahre traf, nur als verdiente Strafe meiner Verbrechen anſehen muß. O hätte dieſe Strafe länger gedauert! Doch die Unbequemlichkeit derſelben wohl fühlend, entſchloß ich mich, ein teufliſches Spiel zu treiben. Ich kehrte, noch in der ganzen Ausdünſtung meines Fluches, zu den Vätern der Synagoge zurück und heuchelte Reue und Ergebenheit. Die Langmuth dieſer Ehrwürdigen befreite mich vom Banne. Seitdem begann ich aber offener hervorzutreten. Wo es mir nur gelang, ſuchte ich die Lehre Jehovas in Mißachtung zu bringen, ich richtete mein Augenmerk auf alle, die etwa Luſt tragen ſollten, ſich ihr zuzuwenden, und redete ihnen von ihrem Vorhaben ab. Ich betrog den Himmel um zahlloſe Seelen. Aber meine Vermeſſenheit ſtieg noch höher. Ungeachtet ich alle meine frühern Vergehungen in höherm Grade wiederholte, hielt ich es nicht genug, gegen die Einrichtungen Jehovas zu ſtreiten, ſondern ich vergriff mich an ihm ſelbſt. Ich zog das Daſein einer göttlichen Gewalt in Zweifel, leugnete die Fortdauer der Seele und häufte auf Entſetzliches Entſetzlicheres. Doch jetzt auf der höchſten Stufe der Verbrechen ſchwindelte mir, ich verlor meine Beſinnung und ſtürzte elend zu Boden. Die Strafe Gottes hatte mich erreicht. Ich bekenne, daß ich ſeines Beiſtandes gänzlich für verluſtig ſollte erklärt werden, daß er durch einen martervollen Tod noch bei weitem keine angemeſſene Genugthuung an mir fände. Allein die heiligen Väter der Synagoge haben verſprochen, für meine Seele Fürbitte einzulegen und mich durch eine vollſtändige Kirchenbuße der göttlichen Huld aufs Neue zu empfehlen. So verhängt denn Alles über mich! Mich dürſtet nach dem Lohne meiner Verbrechen!"

Uriel hatte ſchon bei den erſten Worten, wo geſagt wurde, daß er Chriſt war, innehalten wollen; denn hier ſah er ſeines Vetters Verrätherei. Er ſtockte bald an einer andern Stelle, an einer dritten; aber die Prieſter zwangen ihn, weiter zu leſen; die letzten Worte waren kaum noch hörbar. Uriel wankte zurück, die Prieſter fingen ihn auf, nahmen ihm die Kerze aus der Hand und führten ihn in einen dunkeln Winkel des Tempels, wo er ſein ferneres Schickſal erwarten ſollte.

Die Verſammlung ſtimmte inzwiſchen jenen Pſalm an, den David ſang, als Doeg, der Edomiter, kam und Saul anſagte, daß David in Abimelechs Haus gekommen: „Was trotzeſt du denn —“. Auf Uriel verfehlte aber dieſer Fanatismus ſeine Wirkung. Die Ohnmacht ſeines Weſens war verſchwunden. Das Blut flog ſiedend in ſeinen Adern auf und ab, er hätte mit lauter Stimme gegen dieſe Menſchen losbrechen können, wenn ihn der Geſang nicht übertäubte. Was wollte man noch von ihm? Waren jene lügenhaften Worte keine hinreichende Demüthigung? Uriel glaubte ſeinen Vetter zu ſehen, er drohte ihm mit beiden Fäuſten. Er hatte ſich getäuſcht und knirſchte vor Ingrimm. Wer hatte ihn in dieſe Lage verſetzt? Wer die mildeſte Strafe verſprochen? Wer hatte ſeine Geburt, ſeine Meinung über den Tod an die Prieſter verrathen? Er warf ſich zur Erde nieder und wand ſich wie ein wildes Thier. Doch überwältigte der Geſang ſeine Wuth, er mußte ſich an die Ermattung übergeben, und wartete jetzt ſtumm auf Alles, was noch kommen würde.

Nachdem der Pſalm zu Ende geſungen war, führten mehre

Diener der Synagoge den Büßenden aus dem Dunkel hervor, ſtellten ihn dicht vor den Hochaltar, banden ihn an eine Säule feſt und entblößten ſeinen Leib. Ruthenſtreiche fielen auf ihn herab, an der Zahl neununddreißig. Uriel ſchrie nicht, ſondern wehklagte nur leiſe; ſeine Seele litt fürchterlicher als der gemißhandelte Körper. Er fühlte ſchmerzlich, was Alles an ihm beleidigt wurde, die Wiſſenſchaft, die Vernunft, Sokrates, Chriſtus. Er war gefaßt, Strafe zu leiden, er hätte den Tod nicht geſcheut; aber dieſe Erniedrigung! Sein Schmerz übermannte ihn, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen; doch waren dies wieder neue Qualen für ihn: denn konnten ſie nicht mit Thränen der Reue verwechſelt werden? Seine Empfindung ſprang plötzlich wieder in Wuth über, er bohrte mit ſeinen zerfleiſchten Armen, ſtieß zahlloſe Verwünſchungen aus, bis ihn der Pſalm übertönte, welchen David dichtete: „Jauchzet Gott, alle Lande!“

Uriel ſchwieg; er überlief die Reihe der Leidenſchaften, die, alle jetzt entfeſſelt, wild in ihm tobten, und blieb da ſtehen, wo die Rache ſchnaubte. Rache war das einzige Wort, das ihm den Muth gab, noch Größeres zu erdulden; denn noch war das Maaß ſeiner Leiden nicht voll. Wenn es eine größere Strafe geben kann, als Züchtigung eines edeln, frei gebornen Körpers, in dem eine große Seele wohnt, ſo traf ihn auch dieſe noch. Man ergriff ihn zum zweiten Male, führte ihn an den Ausgang des Tempels, befeſtigte ihn an der Schwelle der Thüre und ließ jetzt die ganze Verſammlung, die ſich auflöste, über ihn wegtreten. An Mitleid dachte der Fanatismus nicht, auch nicht an Schonung; er half mit rüſtiger Hand die Strafe vollziehen und trat grau-

ſam auf den ſich krümmenden Leib des Unglücklichen. Uriel ertrug Alles, denn die Rache iſt eine aufheiternde, tröſtende Freundin jeder Kränkung. Sie verſagt dem Munde die Kraft, ſeinen Schmerz auszuſchrein; ſie macht jede Klage ſtumm, ſie verkürzt ſogar die Zeit des Leides und gibt da Leben wieder, wo man glauben ſollte, es ſei gänzlich geflohen. Die Rache half Uriel bis auf den letzten Moment ausharren, bis das ganze jüdiſche Amſterdam über ihn hinweg war; jetzt half ſie ihm aber die Riemen, die ihn feſtgeſchnallt hatten und durch die Füße der Verſammlung faſt aufgerieben waren, vollends zerreißen; ſie ſchwang ihre blutige Fackel, und wie ein Raſender ſtürzte Uriel von dem Orte ſeiner Erniedrigung fort, durch die Straßen der Stadt in die Wohnung der Seinigen. Mit todtbleichem Angeſicht, bluttriefend, mit zerriſſenen Kleidern trat er vor ſeine verſammelte Familie, die er in Thränen und Wehklagen aufgelöst fand. Er ſprach kein Wort, das ſich verſtehen ließ, er ſagte, er verlangte, man wußte nicht was, er lachte wild auf, er weinte vor Wuth. Der junge Baruch Spinoza wagte allein, ihm nahe zu treten. Er ergriff das Kind, hielt es zum Himmel auf, ſeine Augen verriethen, daß er ſprechen wollte, aber die Zunge verſagte ihm. Er ſank zurück, nahm den Knaben auf den Schooß, verſuchte noch einmal, zu reden, und dieſe Worte drängten ſich abgebrochen aus ſeiner lautathmenden Bruſt hervor.

„Du unſchuldiger Knabe, du ahneſt noch nichts von den Gräueln dieſer Welt, und ein Zerſchmetterter, ein bis zum Wahnſinn Mißhandelter trägt dich in den Armen. Zitterſt du nicht vor Verbrechen, wie man ſie an mir begangen hat?

Blicke mich nicht ſo ſtumm an, Knabe; was an mir geſchehen iſt, bleibt unerhört unter der Sonne. Ja, du bebſt, himmliſches Kind; ſelbſt deine unſchuldvollen Züge müſſen erblaſſen, wo ſie dieſen Frevel ſehen, dieſen geſchändeten Leib, dieſen zertretenen Stolz: Du ſegneſt meine Rache! Du verſprichſt mir, meine Rache zu Ende zu bringen; poche einſt, wenn dein Geiſt ſich erhebt, an die Wohnung Gottes, und forſche, warum er die, welche ſein Geheimniß lieben, züchtigt. Mein unvollendetes, zertretenes Werk gebe ich dir, der noch einzig furchtlos iſt, und der meines Schwertes Scharten an jenen elenden Knechten der Allmacht auswetzen wird. Das Gegenwärtige ſinkt Alles unter mir zuſammen, nur auf die Zukunft hoffe ich. O Gott, o Gott, wie elend haſt du mich gemacht."

Seine Familie wollte helfen, wollte das Blut vom Körper wiſchen, die zerfetzten Kleider abnehmen, aber er wies Alles zurück.

„Auf wie lange? auf wie lange?" rief er; „ein gegeiſſelter Stolz ſtirbt! Die Sehnen meines Nackens ſind ſchlaff, ich bin ein angeſchoſſener Adler, der mit den Flügeln um ſich ſchlägt, aber bald ausathmen wird. Laßt mich, laßt mich, die Stunde iſt da!"

Mit dieſen Worten entzog er ſich Allen, eilte auf ſein Zimmer, ergriff zwei Piſtolen, die fortwährend geladen über ſeinem Bette hingen, bahnte ſich den Weg durch die Menge, die neugierig ſein Haus umſtand, und ſtürzte wahnſinnig, ſeine Mordwaffen nicht verbergend, fort. Er ſuchte Jochais Haus.

An Vanderſtraatens Wohnung mußte er noch vorüber. Hier ſah er Alles auf das Feſtlichſte erleuchtet. Karoſſen flogen nacheinander vor das Portal und ließen ſchön geputzte Paare heraus; Diener rannten Trepp' auf, Trepp' ab; durch alle Säle verbreitete ſich köſtlicher Ambraduft; die Thüren des ganzen Gebäudes waren geöffnet, um dem Feſte den größten Spielraum zu laſſen; eine rauſchende Muſik tönte von oben her. Uriel ſtaunte; ſo viel Beſinnung hatte er noch, dies Alles zu bemerken. Eine Ahnung fuhr ihm durch die Seele, ſie ſchleuderte ihn blitzſchnell die Stiege hinauf, in den großen, von tauſend Kerzen erhellten, von glänzenden Gäſten beſetzten Saal. Alles ſchrie vor Entſetzen auf, als man des Wahnſinnigen anſichtig wurde. Aber ſchon hatte er ſein Opfer gefunden, er legte auf ſeinen Vetter an, das Pulver blitzte, und Judith, Jochais eben angetraute Braut, ſchwamm in ihrem Blute. Uriel, der vielleicht nicht ſah, wie fürchterlich er ſein Ziel verfehlt hatte, ergriff die zweite Piſtole; man fiel ihm in die Arme; doch die Verzweiflung gab ihm Rieſenkraft. Er wehrte ſich mit ſeiner Waffe gegen die Andringenden und bahnte ſich in ein Nebenzimmer den Rückzug. In dieſem Augenblick hörte man den zweiten Schuß. Uriel hatte ſich ſelbſt das Gehirn zerſchmettert.

Dieſelbe Erde deckte Uriels und Judiths Leichen. Doch trennte ſie der Ausſpruch der Synagoge; denn Uriel wurde in einem entfernten Winkel des Friedhofes gebettet. Dafür geſellte ſich aber bald ſeine Mutter, Eſther, zu ihm, welche dieſe Schrecken und den Verluſt eines ſolchen Sohnes nicht ertragen konnte. Auch blieb die Stätte nicht ohne den Schmuck der Liebe: Uriels Schweſter bepflanzte ſie mit

Trauerweiden und klagenden Blumen. Baruch Spinoza sah man oft an seines unglücklichen Oheims endlicher Freistatt. Aus der Erinnerung an diesen theuern Dulder schöpfte er sich die Kraft zu den unsterblichen Leiden, die auch ihm die Zukunft zu tragen beschieden hatte.

# Die Königin der Nacht.

## 1.

## Bleistift-Striche aus der Brieftasche Eugens von Zastrow,

aggregirten Seconde-Lieutenant beim Garde-Cuirassier Regiment Prinzessin mit gelben Aufschlägen.

Den 2. Februar.

Hübsch gemacht, das Ding! Meiner Cousine einen Dankbrief dafür schreiben. Will mir alles darin notiren, was den Kopf zu sehr angreift. Parole: Prinz Eugen (der edle Ritter). NB. der dienstwidrige Zusatz ist von mir.

Den 3. Februar.

Morgengebet: Carriere! Im Café international zehn Dukaten verloren. Will nicht mehr spielen. Mehrere edle Vorsätze. Knoten im Schnupftuch, damit ich mich besinne, ein solider Mensch zu werden. Adalgise gut gesungen, dreimal applaudirt. Gute Handschuhe kauft man: Cavalierbrücke No. 7. Parole: Landsturm. NB. ohne Witz.

Den 4. Februar.

Morgengebet: Carriere! Ich will mir alles genau aufschreiben, damit, wenn ich einmal Feldmarschall bin und Je-

mand geneigt iſt, mein Leben zu ſchildern, er Gelegenheit hat, ſich bei dieſer Gelegenheit u. ſ. w. Lange Perioden lieb' ich nicht. Liebe! Liebe! Schöne Stimme, ſchöne Figur. Parole: Montecuculi. Wiederholtes Verbot: alles dienſtwidrige Entſtellen, Bewitzeln und Belächeln der Parole iſt verboten.

Den 5. Februar.

Sehnſucht nach Carriere. Heut die Nachtwandlerin. Lodoiska — Amina. Ob es wohl wahr iſt — ?! — ? — ? — Sr. Durchlaucht — — Parole: Balken. Nämlich das hängt ſo zuſammen — doch Commentare ſind unterſagt.

Den 6. Februar.

Zunehmende Sehnſucht nach Carriere. Die Nachtwandlerin geſungen. Lodoiska göttlich. Große Wahrheit und merkwürdig viel Gefühl. Allerliebſte Toilette. Man zieht mich mit ihr auf. Als Amine über den Mühlenſteg geht, fällt ihr's Licht aus der Hand — ganz perplex geweſen. Der Erbprinz — ſchändliche Verläumdung! Parole: Kette. Nämlich für meinen künftigen Geſchichtſchreiber: Balken und Kette ſind Wappenzeichen der Prinzeſſin Braut. In drei Wochen iſt die Hochzeit des Erbprinzen.

Den 7. Februar.

Carriere! Lodoiska kennen gelernt. Ganz toll. Zu ihr hingegangen, anmelden laſſen, angenommen, ſehr ſchöne Einrichtung, etwas Angſt, aber alles gut gegangen. Hinter den Couliſſen noch ſchöner als bei Lichte. Allerliebſte Morgentoilette: Kaiſertuch von Bronzefarbe, ſchlichtes Kleid, Leibchen, reiche Poſamentirarbeit, langer Cachemire, Capote von Sammt: Muß in's Modejournal. Die Unterhaltung ſehr

lebhaft. Sie ſagte: Herr Baron von Zaſtrow. Ich antwortete: Gnädiges Fräulein! Das war die Einleitung. Dann ſetzten wir uns. Ich, oder vielmehr erſt ſie auf eine Chaise longue, ich auf einen niedlichen Fauteuil, auf Rollen, wodurch ich bei meiner Aufregung fortwährend ausrutſchte. Darüber entſpann ſich folgendes Geſpräch, das ich für einen künftigen Bearbeiter der allgemeinen deutſchen Kriegs- und Militär-Geſchichte hierher ſetzen werde:

Lodoiska. Sie ſehen, Herr Baron, in meinem Zimmer kann man Schlitten fahren.

v. Zaſtrow. Jawohl, gnädiges Fräulein, man hat ja das Sprüchwort: Wenn dem Eſel zu wohl wird, geht er auf's Eis.

Lodoiska. O bitte, Herr von Zaſtrow —

v. Zaſtrow. Ich meine mich, gnädiges Fräulein. Bloße Redensart. Vorgeſtern geſungen à merveille!

Lodoiska. O! Sie ſind zu gütig, Herr von Zaſtrow —

v. Zaſtrow. Nein, auf Ehre, en vérité. Nachtwandlerin nie ſo geſehen. Die Löwe ein Pudel dagegen.

Lodoiska. Bitte, Herr von Zaſtrow —

v. Zaſtrow. Entſchuldigen Sie! Meine Stellung zur Cavalerie entſchuldigt — oder vielmehr ich ſpreche wie mir mein Sohn —

Klingel. Brief, den Lodoiska mit großer Neugierde erbrach. Faſt erſchrack ich, weil ich das Siegel des Erbprinzen zu erblicken glaubte, doch war es wohl nichts, denn ſie zerknickte es beinahe mit Heftigkeit. Ich wollte ſie auffordern zu leſen, ſie ſagte aber mit etwas erzwungenem Lächeln: Sie blieben bei Ihrem — Nun lachte ſie wirklich und ich ärgerte mich, daß wir grade bei der Redensart: Wie mein

Schnabel gewachsen ist! abgebrochen hatten. Sie sagte dann: Ist es also ganz bestimmt, daß der Erbprinz sich vermählt?

v. Zastrow. Parolebefehl.

Lodoiska wollte etwas erwiedern, warf sich aber auf ihrer Chaise longue so unmuthig herum, daß ich befürchtete, sie wäre krank. Ich sprang auf, auf der Roll-fauteuil flog weit hinter mir fort, so daß ich beim Niedersitzen ihn beinahe verfehlt hätte. Ich habe mich vorgestern, sagte Lodoiska, im Theater etwas erkältet.

v. Zastrow. Wahrhaftig aber auch keine Kleinigkeit, als Nachtwandlerin, wo die Nächte jetzt so kalt sind —

Lodoiska hörte nicht. Sie schlug ihr großes schwarzes Auge gen Himmel, wo ein verhängter Kronleuchter — überhaupt fürstliche Einrichtung! Uebrigens merke ich erst heute, daß ich Styl habe. Sie zerknitterte den Brief, ich balancirte auf meinem Stuhl, stand auf, ergriff ihre Hand, küsse sie — der Brief, den ich dicht vor mir hatte, straf' mich Gott, roch nach double Extrait Héliotrope, Lieblingsodeur des Erbprinzen. Ich war sehr verwirrt, schwöre aber auf ihre Unschuld und habe mich außerordentlich gut amüsirt. Parole: Tilly vor Magdeburg.

Den 8. Februar.

Bei der Vermählung einige Beförderungen. Alle Gardeofficiere weißlederne Buchsen und hohe Stulpstiefeln zum fürstlichen Beilager. Täglich üb' ich mich in Stulpstiefeln zu gehen. Es ist sehr schwer. Parole: Honneur et fidelité. Das H in Honneur wird nicht ausgesprochen.

Den 9. Februar.

Nur an Carriere gedacht. Ich habe Lodoiska vergeſſen wollen. Aber ſie iſt zum — NB. hier iſt Poeſie anzubringen. Die ganze Welt weiß, daß ich ſie beſucht habe. Bei der Parole allgemeine Rede davon. Dumme Wortwitze: Erbprinz und Prinzenerbe. Man verläumdet Lodoiska. Sie hat nie ein Verhältniß mit unſerm Chef gehabt. Ich wäre im Stande meinen Handſchuh — Cavalleriebrücke No. 7. findet man echte Pariſer von Tetot Rue de Jena. No. 14. Parole: Waterloo.

Den 10. Februar.

Unſer alter Generalfeldzeugmeiſter iſt 96 Jahre alt geſtorben. Er hat ſechs Schimmel überlebt. Wir rücken alle um einen Grad vorwärts. Ich bin endlich enrolirt, nicht mehr überzählig. 23 Jahre und 96 Jahre! O, ich kann noch Marſchall werden. Lodoiska! Nächſtens Zauberflöte. Lodoiska: die Königin der Nacht. Sie will ihren Abſchied nehmen. „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“ Mozart, Bellini, Donizetti, Dominante, Polacca, Cavatina. Ich leſe jetzt viel muſikaliſche Recenſionen, weil ich Lodoiska wieder beſuchen werde. Gute belletriſtiſche Blätter und Conditoreien bilden den künftigen — — — Parole: Generalfeldzeugmeiſter. Cito geſchrieben und mit Unterbrechungen.

---

2.

Das Theatergebäude der Reſidenz hing mit dem Schloß zuſammen und war ſo übergroß, daß einige Stockwerke und Seitenflügel bewohnt ſein konnten. So kam es, daß Lodoiska, die Sängerin, im Theater ſelbſt wohnte. Durch ei-

nige Corridore gelangte man in eine Behauſung, die allerdings den impoſanten Eindruck machte, der den Verfaſſer der obigen Tagebuchnotizen ſo ſehr geblendet hatte. Um nicht miſverſtanden zu werden, ſagen wir nicht, daß die Einrichtung fürſtlich war. Aber was nur Comfort und Eleganz im Bunde vorausſetzen und zaubern konnten, das alles fand ſich hier auf das geſchmackvollſte vereinigt. Teppiche, ſeidene Vorhänge, Gemälde, Girandolen, weniger zahlreich als ſinnreich angebracht. Eins paßte zum Andern. Von dem ſchreienden Luxus eines Novizen in der Gunſt des Geſchicks keine Spur. Das Glänzende ordnete ſich einem zarten Sinn für das Wohnliche und Bequeme unter. Nichts lauſchiger, als dies kleine Boudoir, mit dem ſauber geordneten Schreibtiſch gegen das Fenſter und zur Rechten eine Etagere, die koſtbare Moſaiken, Bronzearbeiten, zierliche Statuetten und elegante Vaſeterien bedeckten. Zur Rechten ein kleiner Muſikſaal, mit einem aufrecht ſtehenden Piano, in Geſtalt einer Lyra, die Fenſter hier ohne Vorhänge, die gemalten Wände ohne Tapeten, um die Reſonanz des Schalles, den Nachhall der Stimme und des Inſtruments nicht zu hindern. Und dies alles nur einzig bewohnt von Lodoiska.

Ueber den Urſprung dieſes Glanzes war nichts entſchieden. Die Stimme der Künſtlerin war einſt friſcher und metallener, als jetzt, wo man mehr ihre Kunſt, als ihren natürlichen Fond bewunderte. Sie hatte früher Reiſen gemacht, von denen ſie mehr Ruhm als Glücksgüter mitbrachte. Sie war bei Zeiten mit dieſem Ruhm in eine kleine Reſidenz gezogen, und erhielt ſich in ihm, da ſie klug war, ihn nicht mehr durch neue Reiſen auf die Probe zu ſtellen. Was ſie feſſelte, war ihr Glück; wer ihr dies Glück ſchuf, war ein Geheimniß.

Die Cavaliere des Landes galten für arm. Einige Banquiers waren reich, ohne daß sie verstanden, ihren Reichthum zu benutzen. Lodoiska erfreute sich eines Rufes, der mit ihrer äußern Existenz im Widerspruch stand. Man fand bei ihr Künstler, Gelehrte, ältere Beamte, die sich durch rege Theilnahme an der Bühne eine gewisse Jugendlichkeit erhielten. Der Verkehr war ein öffentlicher und durchaus flüchtiger. Der Fürst war ein alter Herr, der nie mehr sein Zimmer verließ. Nur vom Erbprinzen Max wollte man behaupten, daß er an Lodoiska mehr als ihre Talente bewundere.

Beweisen ließ sich nichts. Prinz Max war ein ritterlicher Held, von großer männlicher Schönheit. Er hatte seine Jünglingszeit auf Reisen hingebracht und sich in der That, was selten ist, auf ihnen von den Merkwürdigkeiten der Länder und allem Wissenswerthen, das die fremden Zustände darboten, beschäftigen lassen. Zurückkehrend in seine künftigen Staaten, nahm er an den Branchen der Regierung, die den meisten persönlichen Einfluß von obenher voraussetzten, lebhaften Antheil, stand dem Kriegswesen persönlich vor und lebte seinem künftigen Berufe schon jetzt mit einem Ernste, der ihn von allen rauschenden Zerstreuungen abzog. Prinz Max lebte auf den Umgang einiger wenigen Freunde beschränkt, und auch von diesen konnte sich Niemand rühmen, sein gänzliches Vertrauen zu besitzen. Den Frauen schien sein Sinn abgewandt. Er hatte eine höfliche zuvorkommende Weise, die ihn immer im Umgang mit dem weiblichen Geschlechte liebenswürdig erscheinen ließ, ohne daß man je von ihm einen Uebergang zu innigern Verhältnissen nachweisen konnte. Man hätte ihn trotz seiner angenehmen Manieren eher für einen Weiberfeind erklären können.

Wie es möglich war, bei dem schroffgezeichneten, enthaltsamen Charakter des jungen Prinzen ihm doch eine Beziehung zu Lodoiska zuzuschreiben, gehörte ebenso sehr zu den Räthseln, wie Lodoiska's „Sort“ selbst. Von diesem klugen, liebenswürdigen Mädchen ging nie, auch nur die leiseste Spur einer dahin zielenden Andeutung aus. In ihrem künstlerischen Berufe lebte sie rein nur der Aufgabe, die sie zu lösen hatte, ließ ihre Blicke nur dorthin schweifen, wohin die Leidenschaft des dargestellten Momentes sie verwies und wich allen Indiscretionen mit einem Talente aus, das ihrem Herzen und ihrem Verstande Ehre machte. Man behauptete nur, daß auf den Corridoren, die das Schloß, das Theater und die Wohnung Lodoiska's verbanden, oft eine dunkle vermummte Gestalt gesehen würde, die die Schildwachen anzurufen keinen Muth hätten. Man wollte nur behaupten, daß der Prinz Max auf sonderbare Art mit allen Vorkommnissen des Theaters vertraut wäre und von der Intendanz selten Dinge erführe, die er nicht schon aus andern Quellen richtiger dargestellt erhalten hätte. Sahe man indessen wieder, wie wenig von dem jungen Fürsten diese wunderbare Allwissenheit zum Nachtheil der Künstlerinnen, die mit Lodoiska rivalisirten, benutzt wurde, so mußte man doch von der Vermuthung eines geheimen Zusammenhanges zwischen beiden wieder abkommen. Der Kammerdiener des Prinzen war sein Milchbruder, ein felsenfester Charakter, den Einige für stumm hielten, weil er selten oder nie sprach.

3.

Die Nothwendigkeit, daß Prinz Max ſich endlich zu einer Heirath entſchloß, lag in der Politik. Man fand, als das Gerücht von der bevorſtehenden Vermählung des Erbprinzen mit der ſchönen und geiſtreichen Prinzeſſin eines befreundeten Hofes verlautete, zwei Dinge ſehr auffallend; einmal, daß es in der That ſchien, als wenn Prinz Max ſeine Verlobte, die Prinzeſſin Jucunde, liebte, und dann, daß Ludoiska, ſtatt darüber verſtimmt, eher heiter ſchien, wenn anders eine gewiſſe Ausgelaſſenheit, ein gemacht ſcheinender Scherz, große Sorgloſigkeit in ihren Aeußerungen, Zerſtreutheit und aufgeregtes Weſen Heiterkeit genannt werden können.

Prinz Max hatte ſeine ihm beſtimmte Braut als Kind geſehen. In der gewiſſen Vorausſetzung, eine Convenienzehe ſchließen zu müſſen, ſah er eine entfaltete Jungfrau wieder. Ihr Weſen ſprach ihn auch jetzt noch nicht an. Wie wenig Gelegenheit hat ein ſo hoch geſtelltes Mädchen, ſich in ihrem innerſten Beveuten frei zu entfalten! Zurückhaltung, ſo nothwendig von den Umſtänden geboten, erſcheint bei Frauen ohnehin immerhin wie Beſchränktheit. Große Proben ſind ihnen nicht immer möglich. So iſt ſchon das Geſchick zu preiſen, wenn es ihnen gelingt, bei geringfügigen Veranlaſſungen, faſt unmerklich, aus dem Kreiſe des Gewöhnlichen herauszutreten und eine über ſie ſchon abgeſchloſſene Rechnung oft mit einer einzigen Bemerkung, einem einzigen unerwarteten Charakterzuge umzuwerfen. Der Prinz war erfreut, ſeine Braut zuweilen Urtheile fällen zu hören, die ihn um ſo mehr überraſchten, als ſie mit harmloſer Ruhe und ohne alle Prätenſion vorgetragen wurden. Er entdeckte kleine artige Talente an ihr und wurde zuletzt faſt überwältigt von

einer Ueberraſchung, die er in den Orangeriehäuſern ſeines Schwiegervaters erlebte. Prinzeſſin Jucunde kannte die Bäume und Pflanzen wie ein Gelehrter, der zugleich Gärtner und Blumenmaler wäre. Sie entdeckte, ordnete, zog, malte die Blumen. Sie hatte es hier zu einer Verbindung zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft gebracht, die den Prinzen ſtaunen machte. Wenn ſchon die Männer, die jeden Stein benennen, jeden Grashalm in eine Gattung einreihen können, einen großen Vorſprung vor denen voraus haben, welche über die Natur nur in Abſtractionen leben, ſo mußte an einem ſo hoch geſtellten weiblichen Weſen, wie Jucunde, der Reiz, den dieſes Talent ausübte, ein doppelter geweſen ſein. Sie übernahm bei Spaziergängen, auf den Luſtſchlöſſern, wie in den Gärten ihres Vaters, ohne es zu wollen, die Rolle des Cicerone. Der kluge, verſtändige Sinn des Prinzen lauſchte der anſpruchloſen Ausbreitung dieſer ſinnigen Kenntniſſe. Was ihn erſt befremdete, feſſelte ihn ſpäter, und von dieſem Punkte aus war es denn auch, daß Jucunde, die ihm erſt ſo intereſſelos erſchien, eine höhere Bedeutung gewann. Die liebenswürdige, immer heitere, immer linde und beſcheiden angeregte Prinzeſſin beherrſchte ihn, ehe er's ſich verſah.

Wie ungegründet nun auch die Vermuthungen über ein Verhältniß des Prinzen zu Lodoiska ſein mochten, ſo fehlte es doch nicht an ſcharfer Beobachtung der Stimmung, in der ſie die bevorſtehenden Vorgänge bei Hof aufnehmen würde. Zuerſt wunderte man ſich, ſie auch in Nichts verändert zu finden. Dieſelbe Ruhe, dieſelbe kleine air von Protection, dieſelbe ſich unterordnende und ihr Innerſtes maskirende äuſſere Pflichterfüllung. Je länger aber der Prinz ausblieb, deſto mehr glaubte man an ihr eine Unruhe zu entdecken,

die ſich in der Form des Humors kundgab. Sie, die erſt dann gern lachte, wenn Andere Drolliges thaten, ſuchte jetzt ſelbſt die Munterkeit anzuſchüren. Man ſah ſie viel außer ihrer glänzenden Wohnung, die ſie ſonſt ſelten verließ. Man fand ihr Spiel, das immer etwas zu gemeſſen war, plötzlich begagirter, fand es aber auch natürlich, wenn plötzlich der Zettel ankündigte, ſie wäre heiſer, unpäßlich, krank. So dauerte es einige Wochen fort, und ein guter Menſchenkenner, der über ſie nach ſeiner Anſicht gefragt wurde, mochte wohl Recht haben, ſich zu äußern: Sie kommt mir in ihrer plötzlichen Regſamkeit und Beweglichkeit vor, wie ein Schmetterling, der mit aufgeſchreckter Haſt die Flamme umflattert, in der er nur zu gewiß ſeinen Tod findet.

---

4.

Der Verlobung des Erbprinzen mit Prinzeſſin Jucunde folgte in wenig Wochen die Vermählung. Der Vater des fürſtlichen Bräutigams war ſonſt an einen ſtrengen Haushalt gewöhnt. Bei großen, in das Intereſſe ſeines Hauſes tief eingreifenden Veranlaſſungen jedoch hielt er mit ſeinen aufgehäuften Schätzen und Koſtbarkeiten nicht zurück. Alle Vorbereitungen zum Beilager ſeines Sohnes wurden in verſchwenderiſchen Umriſſen angelegt und das Ganze, wie dies zu oft geſchieht, mußte ſich mehr auf Glanz und Maſſe, als auf Geſchmack begründen.

Am Tage vor der Hochzeit ſollte in der Oper dem Publicum Gelegenheit gegeben werden, die künftige Landesherrin als Braut zu ſehen. Man hatte eine Feſtoper mit theuern Koſten aus Paris verſchrieben, mit Eifer einſtudirt und glän-

zend in Scene geſetzt; aber plötzlich erklärte ſich Lodoiska unfähig, darin mitzuwirken. Es fiel allgemein auf. Man ſah darin deutlich die Folgen einer Vorausſetzung, die an ſich ſelbſt ja ſo wenig feſten Halt hatte. Als man Prinz Max die Nachricht brachte und ihm die Urſache der Störung nannte, behauptete man, ſolle einen Augenblick ein düſterer Zug, wie man ihn ſonſt an ihm nicht kannte, über ſeine Stirn gefahren ſein. Prinzeſſin Jucunde, ſeine Braut, lächelte. Da man an dieſem Hofe wie überall der Meinung iſt, daß man große Hoffeſte durch Schauſpiele nicht ſo würdig begeht, wie durch die Oper, ſo fragte man bei Lodoiska an, in welcher Oper ſie mitwirken wolle. Sie antwortete nach langem Beſinnen: In der Zauberflöte.

Wenn wir eben bemerkt haben, daß Jucunde lächelte, ſo ſoll dies mehr als die Beobachtung einer bloßen Zufälligkeit ſein. Sie lächelte, ſie ſah ſeitwärts zum großen Fenſter hinaus auf den belebten Schloßplatz. Prinz Max nicht minder gedankenvoll. Es iſt wohl nichts von Gerüchten ſo klein, nichts ſo geringfügig werthlos, was nicht den Hochgeſtellten durch Vertraute und nicht ſelten Unberufene mitgetheilt würde. Grade an die Ufer, wo ſich machtlos die Wellen brechen, ſtrömen ſie unaufhaltſamer an. Prinzeſſin Jucunde wußte alles, was man ſich über eine Beziehung des Prinzen zu Lodoiska geheimnißvoll in's Ohr raunte. Sie verzweifelte bei dem Gedanken, das Herz eines Mannes, den ſie liebte, mit einer andern theilen zu müſſen. Sie ſprach von Lodoiska, der Prinz ſah zum Fenſter und trommelte auf die Scheiben. Sie faßte ſich ein Herz und flüſterte, hinhauchend, beklommen, mit halb erſtickter Stimme die einzigen Worte: On dit que le Prince la protége! Der Prinz, blutroth,

ß kurz und heftig das Wort heraus: Mensongo! Jucunde
aßte, denn dies Läugnen war für ſie ſchreckhaft. Sie
lte, daß dies Mensonge nur heißen konnte: La vérité!
Sie war erſchüttert, ſie verzweifelte. Zum erſtenmale faßte
ſie mit unterwühlendem Schmerze. Ihr kluger Sinn
e ihr, daß ſie keine Anſprüche hätte auf die Vergangen-
ihres Verlobten. Ja ſelbſt das dauernde Verbleiben
oiska's in ihrer bisherigen Stellung zum Theater würde
nicht geſtört haben, wenn Max nur Wahrheit geſprochen
e. Dies ſchnelle und in ſichtlicher Verlegenheit ausge-
chene: es iſt nicht wahr! machte ſie für ihre Zukunft zit-
. „Hätt' er mir's geſtanden, hätt' er mich in die Tiefe
es Herzens blicken laſſen!" Sie wußte, daß nur das todt
was man begräbt. Sie ſah dieſe Liebe, die ihr ſo ge-
und ausgemacht ſchien, wieder aufwachen. Sie war von
m ahnungsvollen Blick in die Zukunft ſo ergriffen, daß
nur wenig Augenblicke in dem abendlichen Zirkel des Ho-
verweilen konnte und unter bittern Schmerzen ſich zum
laf in ihre Kiſſen drückte.

Am folgenden Morgen war ſie beruhigter. Sie wollte
ein offenes Geſtändniß, ſie wollte allein das wiſſen,
Niemand wußte, ſie wollte Wahrheit. Für das Andere
Zukünftige hatte ſie ja Liebe und Vertrauen! Am Abend
die Vorſtellung der Oper. Je näher die Stunde kam,
beklommener fühlte ſie ſich. Alles, was ſie von der
orite ihres künftigen Gatten gehört hatte, trat jetzt in
ckhafter Deutlichkeit vor ihr Auge. Sie ſollte ſie ſehen,
n, dieſe verborgene, ſo räthſelhaft geheimgehaltene Lei-
chaft! Grade dies Geheimniß ſchien ihr ſo bedenklich;
es bewies, wie ſehr ihn Lodoiska gefeſſelt haben mußte.

In dieſer Stimmung ſaß ſie an der Tafel. Es ſchlug ſechs. Um halb ſieben trat ſie an der Seite ihres Verlobten in die fürſtliche Loge des feſtlich erleuchteten Opernhauſes.

---

5.

„Ein ſchönes Paar.“

„„Er ſcheint wirklich verliebt zu ſein.““

„Sie iſt ſehr ernſt.“

„„Sie ſoll ſehr gelehrt ſein.““

„Sie ſchreibt ein Buch über Botanik.“

„„Hübſche Toilette.““

„Wenn Lodoiska auftritt — “

„„Geben Sie Acht.““

„Mein Glas iſt ſcharf, ihre Miene ſoll mir nicht entgehen — “

„„Weſſen?““

„Der Prinzeſſin.“

„„Ach Schnack!““

„Was? Glauben Sie denn, daß ſie von etwas weiß?“

„„Oho.““

„Still, Still!“

Lodoiska ſang. Alle Gläſer auf die Prinzeſſin gerichtet. Ihre Miene zuckte. Es war ein furchtbarer Schmerz, der ihr Innerſtes durchwühlte. Sie ſah fort auf den vor ihr liegenden mit Goldbuchſtaben gedruckten Theaterzettel. Sie blickte, von unten auf, den Prinzen an. Seine Ruhe, ſeine Gleichgültigkeit, dieſe Affectation, hätten ihr Thränen entlocken können. Es fiel ein Tropfen — grade auf den Namen: Lodoiska.

Wie sehr der Prinz Jucunden ehrte, konnte man aus der sinnigen Ausschmückung der Corridore und der Vorgemächer der fürstlichen Loge sehen. Eine Reihe von Gemächern hatte sich förmlich in eine Anpflanzung verwandelt. Die herrlichsten Blumen, die seltensten Gewächse verdeckten die Wände. Man wandelte durch Orangerien, durch tausend Blumen, die ihre Düfte entströmten, durch Rankengewächse, die oft den Weg zu versperren schienen. Rings um die Spiegel, die hier und da zum Widerschein der Girandolen angebracht waren, zogen sich die Kränze der Primula praenitens oder die bläulichen Glocken der Cobea scandens. Thyrsusartig hoben sich aus dem Schaft der Aloe ihre blaßrothen Blüthen. Die Treppen auch der entfernten Räume waren mit Volvandern oder Magnolien geschmückt. Dazwischen die Passiflora alata mit ihrem blauen Strahlenkranze, oder die scharlachrothen, gegen Alles grell abstechenden Staubfäden der Calotamnus quadrifida, blaue Rhododendren, gelbe Azaleen, Hibiscus aller Arten — man glaubte sich in einen Feentempel aus tausend und einer Nacht versetzt.

Den Preis aber von all diesen Wundern trug eine Grotte davon, die aus einem entferntesten Raume von magischen Lichtern geblendet herüberschimmerte. Hier war mehr als eine Blume, hier galt es eine Feierstunde der Schöpfung. Umgeben von einfachem grünen Rankgewächse stand in diesem dämmernden Raume jene wunderbare Pflanze Cactus grandiflorus, die Königin der Nacht. Stark in den Stunden, die eben angebrochen waren, sollte diese Zauberblume ihren Kelch öffnen. Es war ein Schauspiel, das der Prinz seiner Braut zuletzt vorbehalten hatte. Schon duftete der Kelch seinen Wonnegeruch aus, schon regte sich geheimnißvoll die

Blütenkrone, um ſchamhaft ihre weißen Blätter auseinander zu breiten. Die gelben Staubfäden trieben ihre zarte Hülle immer mehr und mehr, ein geheimnißvolles poetiſches Leben rang nach Licht und Offenbarung. Dies Blühen war kein organiſches Geſetz mehr, ſich wiederholend in einem beſtimmten Kreislauf der Zeit, ſondern eine freie große That, ein Entſchluß, eine bewußte göttliche Kraft. Alles an dem wunderbaren Baume ſchien zu leben. Selbſt der Schaft mit ſeinen flachlichten quadrirten Aeſten ſchien zu zittern. Ein Wonneſchauer bebte in dem ganzen Bau der Pflanze, der ſich in dieſem Augenblick, wie bezaubert, mit ſeiner ſchönen, im Oſten heilig gehaltenen Blüte krönte.

Der Prinz hielt dieſe Feier geheim. Seine Braut ſollte von ihr überraſcht werden. Um jede Störung des geheimnißvollen Vorganges, jede Beſchädigung dieſer Blume zu verhindern, war ein Officier beordert, an ihr zu wachen. Es war Eugen von Zaſtrow.

---

## 6.

Man würde ſehr Unrecht thun, wenn man aus den oben mitgetheilten Tagebuchnotizen ſchließen wollte, daß Lieutenant von Zaſtrow ein Fat war. Er war nicht klüger und nicht beſchränkter, als der größere Theil ſeiner Waffenbrüder. Nur was ihn ganz ſpeciell in den Ruf eines Landjunkers gebracht hatte, war der Beſuch bei Lovisika. Dieſer Beſuch lag ſo ganz außer dem Bereich des Ueblichen und Hergebrachten, widerſprach ſo auffallend der Stellung, die man dieſer Künſtlerin ſtillſchweigend einräumte, daß man ihn auch nur mit Zaſtrow's Unkenntniß der Reſidenz-Geheimniſſe entſchuldigen

kannte. Seit kurzem erſt in Dienſt getreten, faßte er alles mit jener eigenen Miſchung von Dreiſtigkeit und Gutmüthigkeit an, die unſere jungen deutſchen Adeligen oft komiſcher erſcheinen läßt, als es für die Söhne des Mars zu geziemen ſcheint.

Dem Unmündigen lächelt aber immer das Glück. Zaſtrow hatte Lodoiska in einer Zeit beſucht, wo ſie gerade Geſellſchaft, Zerſtreuung, Anhalt bedurfte. Sie gab ihm Aufträge, ließ ihn rapportiren, fragte ihn über die Neuigkeiten der Stadt aus. Ja, indem er für ihren Ruf ſtritt, zog man ihn auf, daß er durch ſie eine glänzende „Carriere" machen würde. Dies war ihm, wie er ſagte, von der ganzen deutſchen Sprache das liebſte Wort. Auch war ſeine militäriſche Haltung, ſeine Conduite, vortrefflich. Nur, um es gleich zu ſagen, von Botanik verſtand er nichts.

Mit wonnetrunkenem Blick hatte er Lodoiska erzählt, daß er am Vorabend der Vermählung den Dienſt bei Ihren Hoheiten haben würde. Er ſprach mit Begeiſterung von den Vorbereitungen zu dem Empfang im Theater, von den ausgeleerten Gewächshäuſern, von ſeiner Galauniform, und ſtutzte, als ihm Lodoiska darauf erwiederte: Hüten Sie ſich vor den Elfen! Wie ſo? fragte er. Lodoiska ſagte, die Elfen wären Blumengeiſter, die aus den Kelchen der Pflanzen kämen und es ſchon manchem Sterblichen angethan hätten. Zaſtrow antwortete ganz verwirrt: „Ach ſo! Mythologie!"

Es ſchlug acht. Zaſtrow ſtand gedankenlos an dem Eingang der Niſche, die die Königin der Nacht barg. Er wußte nichts von Cactus grandiflorus, nichts von Piſtillen und Cryptogamen. Er ſeufzte nur vor ſich hin: „Verflucht ennüyant!" Der Blumenduft hatte ihn faſt betäubt. Es war

alles ſo einſam um ihn her, die poetiſchen Gewächſe ließen ihn ſo kalt, ſo leer, er beſaß die Phantaſie nicht, an ſie die Wunder des Orient und der Tropenländer anzuknüpfen. Drinnen ſcholl die Muſik, klinte der Geſang, ſcherzte der Humor. Niemand kam in die ſcheinbar verlaſſene Gegend. Er fühlte ſich auf ſeinem Poſten, deſſen Bedeutung er nur in ſofern kannte, daß Niemand hier etwas abpflücken ſollte, vernachläſſigt und ſank in Betrachtungen über die Möglichkeit eines demnächſt ausbrechenden Krieges oder einer ſchnellen Sterblichkeit unter ſeinen Vorgeſetzten.'

Plötzlich fielen Zaſtrow Lovoiska's Worte von Blumengeiſtern ein, und indem er noch über das Unvernünftige ſolcher Anſichten lächelte, hörte er es hinter den Palmen und den großen Feigenblättern, die die Wände bedeckten, geſpenſtiſch rauſchen. Dabei kicherte es neckiſch und es wahr ihm, als riefe Jemand: pſt! pſt! Er ſah ſich um und entdeckte nichts, das Rauſchen und Schlüpfen aber dauerte fort, bis ſein Blick auf die dunkle Grotte fiel, und er zuſammenſchreckend, die Mythe von Blumengeiſtern, für ihn ängſtlich genug, beſtätigt fand. Aus dem rieſigen Cactus, dem die Königin der Nacht eben entblühete, ragte ein wunderbares Weib hervor in einem langen ſchwarzen Gewande und gleichfarbigem Schleier, dicht überſäet mit goldenen Sternen, das Haar aus dem Schleier herausquellend und niedergleitend in die grünen Aeſte des Stammes, die wunderbare Erſcheinung deutlich ſich herauslöſend aus dem Gezweige, ja wie es Zaſtrow ſchien, aus dem Kelch der eben ſich erſchließenden Blume ſelbſt. Von den Lichtern geblendet, ſeinen Sinnen nicht trauend, dringt von drinnen wie geiſterhaft der Jubelchor an ſein Ohr:

„Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben —“

Ein Lachen — ein Dämmern vor ſeinen Augen — ein lautes Knicken von etwas, das gegen ausdrückliches Verbot von den Pflanzen abgebrochen wird — ein Rauſchen — dazwiſchen der Elfen höhnendes Singen, der Triumphchor der Teufel:

„Es lebe von Zaſtrow, von Zaſtrow ſoll leben —“

Er blickte noch einmal nach dem Blumengeiſte, er ſah ihn nicht mehr; aber — Himmel! er traute ſeinen Sinnen nicht — die wunderbare Cactus-Blüthe war verſchwunden!

---

## 7.

Nach dem Chor:

„Es lebe Saraſtro! Saraſtro ſoll leben!“

(den Augen von Zaſtrow auf ſich bezogen hatte) wollte nun endlich der Prinz ſeine Braut zu dem magiſchen Schauſpiel führen, mit welchem er ſie zu überraſchen gedachte. Eine gewiſſe Verlegenheit war ohne Zweifel den ganzen Abend über, wo er dem Publicum ſich mit ſeiner Wahl preisgegeben hatte, an ihm ſichtbar geweſen. Jetzt erlöſt von dieſer Pein, athmete er auf, bot ſeiner Braut den Arm und führte ſie durch die Blumengänge der Corridore und Vorzimmer der fürſtlichen Loge, durch alle dieſe flimmernden und duftenden Zauber, die ſie jetzt erſt mit kundigem Auge näher prüfen ſollte. Eine Cortege von Hofdamen neben der Prinzeſſin, die Adjutanten und bedeutendſten Hofchargen im Gefolge des Prinzen.

Zaſtrow ſtand wie auf glühenden Kohlen. Die Verlegenheit um die abgebrochene Blume, auf der der Haupteffect der

Ueberraschung beruhen sollte, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Er bot einen beklagenswerthen Anblick dar. Je näher der Hof herankam, desto höher stieg seine Angst. Er hörte die Prinzessin schon in der Ferne laut ihre Freude äußern, er hörte den Prinzen von Blumen mit einer Theilnahme sprechen, die er früher nur für Pferdeschabracken gekannt hatte. Jetzt waren sie bei den Oleandern, jetzt bei den Rhododendren, nun kamen die Cactus, Cactus simplex, Cactus quadratus, Cactus — Zastrow fühlte, daß in diesem Augenblick seine ganze militairische Laufbahn auf dem Spiele stand. Immer näher kam der Zug, immer drohender die Gefahr. Grand ciel, ertönte jetzt die Stimme der Prinzessin: grand ciel, que vois-je! Cactus grandiflorus.

Was nun folgte, War alles ein Moment. Der Prinz, der etwas kurzsichtig war, sagte: Und blühend in dieser Stunde! Die Prinzessin antwortete: Blühend? Wie? Der Prinz, näher tretend: Himmel! was ist das! die Blume ist abgebrochen! Von Zastrow hielt sich an einem Orangenbaum.

Der diensthuende Officier! — knirschte der Prinz.

Von Zastrow! hieß es.

Wo ist die Königin der Nacht?

Armer Zastrow! Konnte er jetzt vom Blumengeiste sprechen? Konnte er sich auf die Elfen berufen? Auf der Zunge lag ihm etwas von überirdischen Mächten, Sternenschleier, Wetticus' Mythologie, er stotterte: Ew. Durchlaucht, total unfähig —

Im höchsten Zorn fuhr der Prinz heraus: „Sie sind, Sie sind, Sie sind — cassirt!" Der Prinz zog seine Braut von diesem Schauplatze frevelhafter Zerstörung fort und lehnte sich, erschöpft im Uebermaß des Aergers über eine ihm

verderbene Ueberraſchung, an eine Karyatide, die ihn halten mußte.

„Eine ſolche Blume abzupflücken, die Königin der Nacht, eine Blüthe von nur zwölf Stunden Dauer! Es iſt ein Sacrileg, ein Kirchenraub, Tempelſchändung. Entdeck ich den Thäter, die Strafe ſoll exemplariſch ſein. Wer war's?"

Zaſtrow war verſtummt und zuckte halb ohnmächtig mit den Achſeln, Jucunde hatte nicht gehört, welche große Strafe der Prinz dem Thäter zuerkannte; ſinnend ſtand ſie und blickte mit ihren ſchönen Augen gen Himmel.

„Mir iſt, ſagte ſie, als könnte die geraubte Blüthe nicht weit ſein."

Wo, Jucunde?

„Dort hinter den Palmen!"

Man ſuchte und fand ſie nicht.

„Sie muß nicht fern ſein; etwas weiter."

Wie wäre das —

„Zu entdecken, ſehr leicht."

Die Pflanzenkennerin fuhr fort: Ein Duft, wie der, den die Königin der Nacht ausſtrömt, dieſes würzige Vanille-Arom, wäre unverkennbar aufzufinden. Man ſolle ihr folgen.

Sie drängte ſich hinter die Palmen. Hier fand ſich eine leis angelehnte Thür. Der Prinz, der ganze Hof drängte nach, mit Ausnahme des unglücklichen und aus allen ſeinen Himmeln geſtürzten, der Blumenmyſtik wegen unglücklichen von Zaſtrow. Die angelehnte Tapetenthür führte in einen dunkeln Gang, der ſich um die Logen herumzog und in der Nähe der Garderobe des Theaters führte. Die Prinzeſſin ſtand zuweilen ſtill, beſann ſich und ſagte dann: Vorwärts,

meine Botanik soll uns schon helfen, Prinz. Dieser, mit der ihm angebornen Gutmüthigkeit, war schon milder geworden und schwieg. Ein Theil des Gefolges hielt es für angemessener, in dem dunkeln Gange mit dem Brautpaar nicht allein zu bleiben und hielt sich zurück. Die Prinzessin schritt vorwärts.

Ein herrlicher Duft erfüllte den Raum. Es zog vor ihnen her wie eine Wolke aus dem Lande Yemen. Die Spur war so unfehlbar wie ein sichtbarer Luftstreifen, wie fliegender Sommer, der in der Abendsonne spielt. Erst schien sie auf die Bühne selbst zu lenken. Die Prinzessin mußte nun die Sache von der scherzhaften Seite nehmen, sie lachte und der Prinz fühlte, daß seine Aufwallung nachließ. Sie kamen aber von der Bühne und dem Theaterraume, wo das Erscheinen der hohen Herrschaften eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen drohete, wieder ab; dem Prinzen schien jetzt die Spur verloren.

Nein, sagte lachend die Prinzessin, nun sind wir bald am Ziele. Ich muß meine botanische Ehre behaupten. Damit wies sie hinüber in den dunkeln, von Schatten und Schweigen eingehüllten Flügel, in welchem man durch mehrere unbesuchte Gänge nur zu Lodoiska's Wohnung gelangte. Die Cavaliere des Hofes ahnten etwas, das sie nicht wissen sollten, und blieben zurück. Jucunde hängte sich an den Arm ihres Verlobten und zog den Sträubenden muthwillig weiter. Hier und da eine Schildwache, die verwundert das Gewehr präsentirte. Säulen, verfallene Treppen, spärliche Flammen unter großen schwarzgebrannten Lampenschirmen, am Fußboden niedergefallener Gyps von den Stuckarbeiten der Decke. Der Prinz hielt an und sagte: Es ist genug. Kehren wir

am! Die Prinzeſſin aber zog ihn und bemerkte plötzlich: O welch ein Duft! Hier ſind wir am Ziele. Der Prinz erblaßte. Stumm wollte er ſie weiter führen. Jucunde behauptete ganz in der Nähe des Räubers zu ſein, ſah ſich ſcharf um und entdeckte eine überkalkte Wandthüre, die ſie öffnete. Dem Bräutigam vergingen die Sinne, er beſchwor ſie zu bleiben. Die Thüre führte eine kleine enge Treppe hinauf. „Drei Schritte, ſagte ſie, ſo ſind wir am Ziele und haben den Dieb. Bleiben Sie zurück.“ Der Prinz blieb, unwillkürlich, wie angewurzelt. Jucunde ſtieg die Stufen hinauf, ſah ſich auf einer kleinen Flur, der zu einer gewöhnlichen häuslichen Einrichtung zu führen ſchien, ging weiter, ſah durch eine offene Thür einen Lichtſchimmer fallen, fühlte von dorther den Wohlgeruch der Blume duften, lehnte behutſam die Thüre zurück und ſtand in einem reizenden, von Dämmerlicht erhellten Gemache. Auf einem Divan lag eine ſonderbar gekleidete Dame in ſchwarzen Gewändern, die abgepflückte herrliche Blüte vor ihr. Jucunde täuſchte ſich nicht. Lodoiska war die Räuberin.

---

## 8.

Arme Lodoiska! War die Stunde gekommen, die ſie dir prophezeit hatten, wo der ſchöne Nachtfalter ſich in die Flamme ſtürzen würde?

Sie lag in Thränen gebadet. Der Duft der Blume und die Macht der eignen Schmerzen hielten ihre Sinne gefangen. Sie ſah nichts von dem, was ſie umgab. Sie bemerkte nicht, daß eine hohe ſtolze Geſtalt im feſtlichen Gewande (es hätte ja auch Pamina ſein können, die ſie rief)

im Halbdunkel des Gemaches vor ihr ſtand und ſie mit neugierigem und gerührtem Auge betrachtete. Sie lag hingeſtreckt auf den Divan, eingehüllt in ihre Sternengewänder, das Haupt in die weiße ſchöne Hand geſtützt, vor ihr die Blüte, die ihre Entwurzelung noch nicht zu ahnen ſchien, zwei Königinnen der Nacht!

Und wie Jucunde ſo das ſtille Schauſpiel betrachtete, wie ihr Auge rings auf Gemälde, Statuen, auf Dinge fiel, die in geheimnißvoller Anſprache ſie zu grüßen ſchienen, wie alles umher ſie neckte und doch wieder ſie tröſtete, ſie anlachte und doch wieder ſie beruhigte, war es ihr klar, daß Lodoiska einſt das Herz ihres Mar gehört hatte, klar aber auch, daß die, die es jetzt beſaß, ſie ſelber war. Zürnen, ſtrafen konnte ſie nicht. Hatte ſie doch das Schickſal auf ſeinem zarteſten Wege hierher geführt, war es doch ein Engel der Blumen, deſſen Hand ſie hierher geleitet hatte!

Indem erwachte Lodoiska aus ihren Träumen und ſchlug ihr großes ſchönes Auge auf. Sie ſah die Fremde, erhob ſich, erkannte ſie und ſank beſinnungslos zu den Füßen der Prinzeſſin. Dieſe hob ſie milde auf, legte ihren Schleier zurück und begann mit ſanftem Tone: Ich ſuchte die Königin der Nacht.

Lodoiska lächelte ſchmerzlich, als wollte ſie ſagen, ſie wär's.

Jucunde erkannte den Irrthum und berichtigte ihn. Lodoiska erſchrak. Dies iſt dieſe koſtbare Blume, von der man ſo viel Wunder erzählt?

Jucunde hörte weniger auf das, was ſie ſagte, als auf ihren Ton, ihrer Stimme Ausdruck, auf das Athmen ihrer

Bruſt. Sie dachte ſich ſtill: Warum ſollte ſie ihn nicht gefeſſelt haben?

Lodoiska geſtand mit bebender Stimme, daß ein unerklärlicher Reiz ſie getrieben hätte, dem Feſte von einer verborgenen Thüre zuzulauſchen. Sie wäre verſcheucht worden und hätte gedacht, wenigſtens *eine* Erinnerung wolle ſie ſich aus dieſen Blumen zur Eingangspforte zum künftigen Glück der Prinzeſſin wählen. Dieſe Blume hätte ſie ſich gebrochen und wäre ſo behend entſchlüpft, wie ſie gekommen wäre.

Es lag in dieſem Bekenntniß für Jucunde viel, ja *alles*. Sie ſchlug die Augen nieder, ſie fühlte, was Lodoiska ſagen wollte. Sie fühlte, daß das arme ſchöne Mädchen auf die Liebe des Prinzen ein Recht hatte, und mußte Lodoisken an ihr Herz drücken, um nicht zu wanken. Nur eine einzige Blüte hatte ſie von dem Feſte nehmen wollen, nur *eine*! Zur Erinnerung, zum ſymboliſchen Zeichen ihres Anrechts an dieſem Beſitzthum!

So ſtanden die beiden Frauen, Arm in Arm verſchlungen, eine Weile. Dann aber ermannte ſich Jucunde und mit einem Tone, der ernſt, faſt feierlich war, ſprach ſie:

Sie brachen eine Blüte und wußten nicht, daß es eine ſo koſtbare war. Nach der Sage blühet dieſe Blume nur einmal in hundert Jahren. Lange Sorgen und des Gärtners treueſte Pflege gehen den wenigen Stunden voran, in denen die Menſchen zu erfreuen dieſer Wunderpflanze vergönnt iſt. So gehört ſie, wenn ſie ſich entfaltet, auch nicht einem Einzelnen, ſondern Allen. Nie kann ſie ein Geſchenk der Liebe oder Freundſchaft ſein, nie kann ſie, und wenn im ſchönſten Glaſe, an eines Einzelnen Fenſter ſtehen. Sie kommt zu Niemand. Wer ſie ſehen will, muß ſie ſuchen, in

der Stunde der Nacht. Ihr Duft iſt nicht beſchränkt wie bei Veilchen und Roſe; er dehnt ſich aus, überwölbt Alles, athmet Allen! Sie iſt die Fürſtin der Blumen. Sie darf geliebt werden, aber, da ſie Allen gehört, ſich nie verſchenken.

Lobositka verſtand die ſinnige Allegorie, die auf die Blume und auf Mar paßte, und ſank mit dem erſtickten Ausruf: Vergebung! zu den Füßen der klugen Prinzeſſin. Dieſe nahm die ſchon welkende Blüte von dem Divan, drückte einen Kuß auf Lobositka's Stirn, ſprach leiſe: Vergeben Sie mir, und rauſchte in ihren ſeidenen Gewändern über die Teppiche hin, die ihr Fuß nur ſchwebend zu berühren ſchien.

Die Zauberflöte wurde zu Ende geſpielt. Lobositkens Arien blieben aus. Der Prinz hing ſtumm an dem Arme ſeiner Braut. Der Hof bewunderte die pflanzenkundige junge Fürſtin, als ſie die geraubte Trophäe zurückbrachte. Wo ſie die Blume gefunden, blieb Geheimniß. Um alle Erinnerung an das Ereigniß zu verwiſchen, wurde auch Zaſtrow in Gnaden wieder aufgenommen.

Der Prinz wollte Jucunden Erklärungen geben. Sie ſagte lächelnd: Sechs Wochen nach unſerer Vermählung! Man ſagt, ſie wären auch da noch nicht erfolgt, weil ſie nicht nöthig waren. Beide leben glücklich.

Lobositka verließ die Reſidenz. Sie lebt am Rhein in einer ſchönen Villa im Schatten des Niederwalds. Nur noch ein Jahr war ſie im Dienſte der Muſen geblieben, hatte in allen Partien, die ſie übernahm, geglänzt; am liebſten ſang ſie Mozart. In Don Giovanni lieber die Elvira, als Donna Anna, niemals aber mehr die Königin der Nacht.

# Die Wellenbraut.

## I.

An einem jener Abende, wo der Schein der Geſelligkeit
den ſprechendſten Beweis für den menſchlichen Egoismus lie-
fert, unter ſchimmernden Brillanten, matten Girandolen-
lichtern und noch matteren Einfällen, in einem jener bun-
ten Durcheinander von Schönheit, Farbe und Langeweile,
glänzte Idaline, wie ſie es gewohnt war, mit unbeſtritte-
nem Vorrang. Sie war die ſchönſte Hülle, die nur je für
das Bewußtſein: ich fühle, ich empfinde, ich bin Menſch!
gedacht werden konnte. Ob dies Bewußtſein in jener Hülle
lebte, bezweifelte man. Man verglich ſie einer Muſchel, de-
ren Perlenſtoff ganz in die glänzende Schale übergegangen
wäre. Sie war vollendet ſchön. Das Ebenmaß ihrer For-
men überraſchte ſelbſt den Künſtler. Aber in ihrem ſchwar-
zen Auge lag eine Strenge, die, ſtatt anzuziehen, abſtieß,
eine Hoheit, die verwundete, ohne auch nur die leiſeſte Ah-
nung von Heilkraft zu verrathen. Von ihrem Gemüthe wußte
man nichts und von ihrem Herzen nur ſo viel, daß ſie
Braut war.

Man brauchte ſie nur auf einem kleinen ländlichen Balle
zu ſehen, den Graf Eberhard auf ſeiner Villa vor dem Pe-

terthore gab. Nachläſſig ſaß Idaline auf einem Divan, den neben ihr keine andre der Damen einzunehmen wagte. Die Männer ſuchten ſie nicht, aber ſie konnten ſie auch nicht vermeiden. Unwillkührlich mußte ſich die Geſellſchaft um ſie her gruppiren. Es waren lebendigere weibliche Geſtalten in ihrer Nähe, redſeligere. Die ſprachen, aber Idaline gab den Ausſchlag. Sie redete wenig. Ein kaltes Lächeln, ein ſpöttiſcher Zug um ihren Mund, der durch den Spott, ſeiner weißen Zähne wegen, nur noch ſchöner wurde, ein ſtummes Nicken oder Verneigen mit dem lockenſchweren Haupte, das war all ihre Sprache. Und mit dieſer ſtummen Sprache konnte ſie beredtſam ſein. Sie ſchürte das Feuer der Unterhaltung und erſtickte es, ſie verknüpfte und trennte, ſie galt ſogar, obgleich eine Dichterin und eine Touriſtin zugegen waren, für die geiſtreichſte in der Geſellſchaft, und ſo oft ſie ſich entſchließen konnte, zu ſprechen, war ſie es in der That.

Idaline war gegen die Menſchen zuſammengenommen weniger ſtolz als gegen die Einzelnen. Der Maſſe konnte ſie ſogar ein freundliches Lächeln zuwerfen, aber jeder Einzelfrage, jeder Einzelhuldigung warf ſie mit einer eigenthümlichen Geberde ſich ſo entgegen, daß ſie ſich plötzlich in ein anderes Weſen zu verwandeln ſchien. Neulingen in der Geſellſchaft, die ſie noch nicht von der Seite ihres Stolzes kannten, geſchah es zuweilen, daß ſie, unbeſorgt über die Aufnahme ihrer Anrede, an ſie herantraten und im Gewühl der vorübergehenden Erſcheinungen eine jener allgemeinen geſellſchaftlichen Fragen an ſie richteten, die Niemand unbeholfener ſtellt, als wer wirklich Geiſt hat. Wehe dann dieſen Armen! Idaline hatte für ſie nichts als ein fragendes Wie? Die

deutlichſte und harmloſeſte Anrede ſtellte ſie ſich nicht gehört zu haben. Dieſes Wie? war ein erſtarrender Gorgonenlaut. Es war ein Ton, der die größte Faſſung verwirren konnte, und was die Verwirrung ſteigerte, war dabei jener Triumph, in dem ſie ſich wiegen durfte. Denn erſt in dieſem Erſtarren entdeckten Viele, wie wunderbar ſchön ſie war.

Idaline war oft von Philoſophen umgeben und doch machte ſie Niemand zum Gegenſtand ſeines Nachdenkens. Man nahm dies Räthſel hin, wie es ſich gab, ja man fand in den ſchroffen Gegenſätzen ihres Weſens nicht einmal etwas Räthſelhaftes. Es iſt dies ein grauenhaftes Zugeſtändniß, welches man der großen Welt machen muß. Zauberhafte Weſen, die Ihr ſo ſtolz und ruhig Euch lehnen könnt an Euer Glück! Kalte Seelen, die Ihr das Leben nehmen könnt wie jener Römer den Fiſch, der in ſeinen Händen ſterbend noch die bunteſten Farbenſpiele ausathmet! Wer ſah Euch nicht glänzen an der Brüſtung einer Theaterloge, wo hundert Gläſer auf Euch gerichtet ſind, ohne daß Ihr einen einzigen Blick zur Erwiederung habt? Wer ſah Euch nicht in Eure ſeidengepolſterten Caroſſen ſteigen, bezaubernd, feenhaft, und geſchieden von der umſtehenden, gaffenden Menge wie ein Weſen, das aus andern Elementen geformt ſcheint? Thörichter Wahn einiger empfindelnden Seelen, Euch für unglücklicher zu halten als die, die Euch beneiden! Man darf Euch beneiden um Eure Schönheit, um Eure Jugend, Euern Rang, Eure Reichthümer, aber um Nichts mit größerem Rechte, als um die Zufriedenheit mit Euch ſelbſt, um den Stolz — auf Euer Glück!

Graf Eberhard führte Idalinen zur Tafel. Es war dies keineswegs eine Bevorzugung, die auffiel, ſondern eine Hul-

digung, die ſich von ſelbſt verſtand. Auch war ſie des Grafen Nichte und überdies für heute die Begleiterin ihres Verlobten. Ihr Oheim, ein redſeliger Alter, hatte auf ſeiner Sommervilla zu oft Geſellſchaft, als daß gerade der heutige Abend ein hervorſtechender ſcheinen konnte. Man erwartete nicht mehr als das gewöhnliche Durcheinanderlaufen bekannter und unbekannter Menſchen und fand auch nicht mehr. Die Säle gingen in die Gartenboskets hinaus. Wem die grellen Lichter der Beleuchtung zu läſtig fielen, dem bot ſich draußen ein kühles, duftendes Dunkel. An romantiſche Einſamkeit war aber vor den gaffenden Bedienten, die mit Shawls und Mänteln draußen ihre Herrſchaften erwarteten, nicht zu denken. Der Verſuch eines Balles mißglückte, wie immer, und ſo löſte ſich zuletzt Alles in Whiſt und Boſton auf.

Die Villa des Grafen lag an einem umfangreichen See, der ſich mehr in die Länge, als die Breite zog. Im Sonnenſchein bot die gegen das blaue Waſſer und die grünen Ufer glänzend abſtechende Weiße dieſes Landhauſes einen reizenden Anblick. Schwäne, die der Graf zum Vergnügen der Stadt unterhielt, erhöhten die zauberiſche Wirkung dieſes landſchaftlichen Bildes. In der Nacht beim Mondenſchein war der Eindruck nicht minder ergreifend. Der Graf, der ein großer Freund der Tafel und der Natur war, hatte ein Recht, auf dieſen Beſitz ſtolz zu ſein. Auch wußt' er ihn ſinnig auszubeuten. Er liebte es, ſeine Gäſte durch Grillen zu unterhalten, die zuweilen ans Phantaſtiſche ſtreiften.

— So hatte er heute die ſämmtlichen Equipagen ſeiner Geſellſchaft zurückgeſchickt. Wir werden eine venezianiſche Gondelfahrt machen, ſagte er, und führte die Gäſte, als ſie aufbrechen wollten, an die geöffneten Balkons ſeiner Villa. Der

See lag in mondbeſchienener Ruhe vor ihnen. Eine Reihe von Gondeln, behängt mit bunten chineſiſchen Ballons, ſchaukelte ſich, leiſe bewegt durch den kaum hörbaren Anſchlag der Wellen, am Ufer. Der Graf nahm keinen Widerſpruch an und hatte ihn auch durch die ſchon fehlenden Wagen unmöglich gemacht. Am Ende des Sees harrten die Equipagen, nur die Bedienten waren mit den nöthigen Shawls und Mantillen zurückgeblieben. Der Mond lockte zauberiſch. Der ſtille See bot keine Gefahr. Eine ſanfte Muſik ertönte von den Gondeln wie der Gruß der plätſchernden Niren. Man nannte den Grafen einen Dichter, klatſchte ſeinem Vorſchlage Beifall und eilte hinunter, um in den harrenden Fahrzeugen die bequemſten Plätze zu gewinnen.

Beim Einſteigen ging es nun wirr durch einander. Aus der Art, wie ſich der Eine an Dieſen, der Andre an Jenen anſchloß, konnte ein Beobachter auf Neigungen ſchließen. Einige Boote waren überfüllt, andre faſt leer. Die Ruderer mußten ſich anders vertheilen, als ſie es erſt gewollt hatten, und ſo kam es, daß die Flotille abſtieß und eines der erleuchteten Boote ohne Bemannung zurückblieb. In dieſem Augenblick vermißte man die Comteſſe Idaline. Sie hatte die Abſicht gehabt, an der Waſſerfahrt keinen Theil zu nehmen, hatte vergebens ihren Wagen geſucht und kam am kleinen Hafen erſt an, als die Gondeln ſchon vom Ufer abgeſtoßen hatten. Es ſetzte die ganze Geſellſchaft in Verlegenheit. Idaline ſtieg in das letzte übrig gebliebene Boot. Man rief, man gab das Zeichen zur Umkehr, aber in dieſem Augenblicke hatte einer der gleichfalls verſpäteten Gäſte Idalinens Gondel beſtiegen, ein auf dem Boden liegendes Ruder ergriffen und das Fahrzeug ſo gewandt in Bewegung geſetzt,

daß es pfeilſchnell durch die geöffnete Reihe der übrigen hinglitt und mit Leichtigkeit die Rolle durchführte, die man ihm einſtimmig durch den Zuruf ertheilte: „das Admiralſchiff!“

Idaline war ſo wenig gewohnt, ſich um Einzelnes in ihrer Umgebung zu kümmern, daß es lange währte, bis ſie dem jungen Mann, der ihre Gondel ſo entſchloſſen lenkte, auch nur die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. In jenem ihr eignen, halb gedankenloſen Vegetiren nahm ſie auch die Ehre hin, die Führerin des Zuges zu ſein. Sie wickelte ſich, da es in der Mitte des Sees kühler wurde, tief in ihren Shawl ein und verfiel, während alles um ſie her lachte und ſchwatzte, in das ihr eigne majeſtätiſche Schweigen. So glitt der Zug eine Weile in geſchloſſener Reih und Glied über den ſanften Spiegel hinweg. Allmälig wurde aber das Landhaus des Grafen kleiner, die Ufer rückten immer weiter in die Ferne und die Geſellſchaft wurde ſtiller. Da machte der See eine Biegung und der Wind nahm eine minder günſtige Richtung an. An Gefahr war nicht zu denken, aber die kleinen Nachen kamen auseinander. Das ſogenannte Admiralſchiff, das leichteſte von allen, wurde vom Winde am nachdrücklichſten erfaßt und machte eine größere Schwenkung als die übrigen. So war es zwar immer in der Nähe der andern, aber doch für ſich allein und ſo allein, daß Idaline zum erſten Male einen unwillkürlich prüfenden, aber kalten Blick auf den jungen Mann warf, den der Zufall zu ihrem Steuermann gemacht hatte. Sie erinnerte ſich, ihn noch nie geſehen zu haben. Ohne Zweifel war er in den Sälen des Onkels an ihr vorübergegangen, aber ſeine Geſichtszüge hatten ſich ihr nicht eingeprägt. Jetzt im Mondenlichte, in der Abzeichnung ſeiner Conturen gegen den blauen Hintergrund

des ſternenklaren Himmels, fiel ihr das Weſen dieſes Mannes auf. Sie wußte jetzt erſt, daß er ſie mit unverwandter Aufmerkſamkeit während der Fahrt fixirte. Ja, es brannte ihr auf den Wangen, denn es war ihr plötzlich, als hätten ſchon am ganzen Abend Blicke ſo wie dieſe auf ihr geruht, Augen wie dieſe prüfend an den ihrigen gehangen, Worte zu ihrem Ohre geredet, die ſie jetzt erſt verſtand. Und doch war der Fremde ſtumm. Er ſprach nichts von der vielleicht zu kühlen Nachtluft, nichts von dem ſtillen Walten des Elementes, das ſie durchfurchten. Er ſchwieg und ſein Schweigen war viel hoheitsvoller, viel ernſter und geweihter als das ihrige. Das fühlte ſie auch und wurde darüber unruhig. Sie ſah, daß ſie beobachtet wurde, daß ein männliches Auge bis tief in ihr Innerſtes zu dringen ſuchte. Es war ihr, als wäre ſie einer Prüfung ausgeſetzt, und zum erſtenmale ahnte ſie etwas von dem Zittern, eine Prüfung nicht beſtehen zu können. Noch nie hatte ſie ſo empfunden, was Einſamkeit iſt, und noch nie hatte ſie gewußt, wie ſchauerlich es iſt, die Einſamkeit mit einem Herzen, das man beinah klopfen hörte, zu theilen. Wenn ſich der kleine Kahn von den übrigen entfernte, bangte es ihr, und wenn er ſich wieder näherte, hätte ſie ihn entfernen mögen. Dazu peinigte ſie dies ſtarre Schweigen des Fremden. Es war ihr, als könnte einmal für ihre ſo kalten, ſchneidend grauſamen Wie's Vergeltung geübt werden. Ihr Stolz ſprang ihr zwar bei und ſagte ihr: Nenne dies Schweigen eine Unart! Aber kaum hatte ſie ſich das geſagt, ſo fiel ihr Blick wieder auf den Ruderer, der im Mondenlichte einen maleriſchen Anblick darbot. Ein junger, aber leidend blaſſer Mann; ein leichter ſchwarzer Mantel, die ebenmäßigſten Formen umflatternd. Um den Mund ein Zug, der

zwiſchen leiſem Spott, Lächeln und Schmerz eine nicht zu ſchildernde Mitte hielt. Idaline fühlte ſich ſo gedrückt, ſo beengt, daß ſie, um nur eine Bewegung zu machen, einen ihrer langen Handſchuhe auszog und froh war, von einer in die Nähe kommenden Gondel den Ruf zu vernehmen: Was macht die Barke des Dogen?

Indem waren unſere beiden einſamen Schiffer wieder allein. Idaline ſah auf ihre beringten weißen Finger und in dieſem Augnblick hatte neben ihr Jemand mit einem weichen melodiſchen, männlich ſchönen Organ geſagt: Will die Dogareſſe ſich mit dem See vermählen? Sie hob das Haupt empor, wie ſie ſonſt gewohnt war. Verwundert blickte ſie den Sprecher an, der über ihre Ringe zu ſpotten ſchien. Ruhig und mit einem unendlich tiefen Seelenausdruck erwiederte er ihren ſtrengen Blick. Und dieſe Ruhe entwaffnete, dieſe Tiefe verwirrte ſie. Mechaniſch, ohne Beſinnung, in einem jener ihr eigenthümlichen bizarren Einfälle zog ſie einen ihrer Ringe vom Finger und warf ihn in das blaue feuchte Element. Wie ſie das that, das thun konnte, was ſie damit ſagen wollte, wußte ſie nicht. Es war ihr aber ſo leicht, ſo unendlich leicht, ſie athmete ſo frei, ſo triumphirend auf, daß ſie mit dem alten Stolz wieder um ſich blicken und einen Augenblick glauben konnte, dieſem Fremden imponirt zu haben! Dieſer eitle Gedanke durchrieſelte ſie ganz. Sie war erregt, fröhlich, ja ſie hätte lachen können und lachte auch innerlich. Der Fremde ſagte nach einer Weile:

„So weiß ich doch nun, wenn ich des Abends einſam um den See ſpazieren gehe, woher die Niren ihre goldenen Krönlein haben.“

Sie antwortete nichts.

„Oder, wenn ſich ein garſtiger Molch mit dem Ringe ſchmückte!“ fuhr er fort.

Idaline ließ ihn reden.

„Es waltet ein eignes Leben da unten in der Tiefe. Wer weiß, was wir erblicken, wenn einſt alle Gewäſſer abgelaufen, alle Meere verdunſtet, alle Brunnen verſiegt ſind!“

Vergebens! Idaline war wieder die ſchöne, reiche, vornehme, ſtolze und kalte Idaline! Die Gondeln hatten ſich wieder zuſammengefunden. Der Landungsplatz war erreicht. Die Bedienten ſtanden am Ufer. Die Wagen harrten der Ankommenden. Eins flieg nach dem Andern aus. Der Fremde bot Idalinen die Hand, um ihr beim Ausſteigen zu helfen. Sie nahm die Hand ihres Jägers, hüpfte mit behenden Schritten an den geöffneten Schlag ihres Wagens, ſprang hinein und fuhr raſſelnd über die friſch gekieſelte Landſtraße der noch bewegten und geräuſchvollen Hauptſtadt zu.

---

## 2.

Am folgenden Morgen ſchrieb Theobald an ſeinen Freund Georg:

Mein guter Georg!

Die Angelegenheiten Deines armen Freundes rücken ſehr langſam vorwärts. Noch immer das Mißtrauen nicht beſeitigt und ſo lange die, welche uns ſtraften, am Ruder ſtehen, wird es auch wohl nicht ſchwinden. Ein Troſt für mich iſt das Gefühl, daß ich für eine gute Sache leide, und ich geſtehe Dir, noch ein größerer der, daß ich in meinen Leiden

Geführten habe. Das iſt die Macht des geſelligen Triebes, die ſich ja ſelbſt bei Verworfenen nicht verleugnet und mich in Gerichtsſtuben oft an Verbrechern gerührt hat.

Heut vor fünf Jahren, guter Georg, fielen raſſelnd die Thore der Feſtung N. hinter uns zu. Wir waren nicht ſo unglücklich, als wir der freien Welt erſcheinen mochten. Mit Gefühlen ungeheuchelter Theilnahme ſahen die Garniſon-Offiziere auf einige junge Männer herab, deren einzige Schuld vielleicht nur eine zu glühende Vaterlandsliebe war. Sie beneideten ſich, um uns den trüben Entgelt, den wir für unſre Träume von der wirklichen Welt empfingen, aufzuheitern. Es überraſchte ſie, uns ſo froh hinter den Wällen wandeln, auf alten Kanonenläufen und aufgeſchütteten Kugeln ſo gemächlich ruhen zu ſehen. Brachten wir doch in unſer trauriges Loos einen innern Troſt mit, die in uns lebende Welt des Alterthums, den Durſt nach Wahrheit im Reiche der Wiſſenſchaft, die tiefſte Anregung unſeres innerſten Menſchen. Nun hatten wir ſchon ſo jung die Ruhe eines Einſiedlers. Wir durften uns ſehen, ſprechen, unſere Meinungen austauſchen. Du weckteſt Deinen innern Dichter auf und ſtrömteſt Dein edles Herz in Liedern aus, denen grade das Gefühl der Beengung und Begrenzung jenen hinreißenden Ausdruck gab, den man jetzt an Dir ſo bewundert. Ich freilich fand nicht ſo ſchnell wie Du den harmoniſchen Troſt, der für den Dichter ſchon in der äußern Harmonie ſeiner Reime liegen muß. Ich grub mich in den Boden der Speculation ein, und trieb ſogar die Schatzgräberei des Myſticismus, formte noch lange aus Brotrinde Staaten und marterte mich, zu entdecken, was wohl jenſeits jener goldnen Abendwolken läge, die die Sonne zurückließ, wenn wir wan-

delnd auf den Feſtungswällen, ſie ſcheiden ſahen. Fünf Jahre dauerte das! Was ſind wir reif geworden!

Guter Georg, wir ſind für unſre Jugendträume amneſtirt, aber es iſt doch, als wenn uns ein Kainszeichen eingebrannt wäre! Mir zumal, der ich, was man ſo nennt, von guter Familie bin, tritt überall ein finſteres Mißtrauen entgegen. Und kann ich es den Staatslenkern verargen? So verächtlich ihnen jener Eifer ſein muß, den einige der durch das Unglück raſchbekehrten Träumer allzudienſtwillig an den Tag legten, ebenſo ängſtlich muß ihnen ein ſo trübes Auge ſein wie das meinige, ebenſo verdächtig dies ſtill in mir glimmende Feuer, mein Ernſt, meine Wehmuth, die ich noch immer nicht verbergen kann, wie damals, Georg, als wir zum erſten Male uns wieder frei nennen konnten und unſer Auge über den Wiederanblick der unſcheinbarſten, bisher vermißten Dinge ſich mit Thränen füllte. So ſchleich ich denn hier in der Reſidenz umher, am hellen Tage wie ein Nachtwandelnder. Ich finde Alles ſo verändert, Alles ſo ſonderbar umgeſtaltet. Was ſich früher ſuchte, ſieht ſich jetzt. Die Menſchen ordnen ſich mehr als je den Dingen unter. Sie haben denſelben politiſchen Glauben, der uns zum Verbrechen angerechnet wurde, aber ſie bekennen ihn nüchterner. Die Freiheit iſt bei ihnen eine Verſtandesſache geworden, eine Erwägung der Umſtände, eine Berechnung ihrer beſſern und beſonders ſtaatsökonomiſchen Vortheile. Aber auch die Herrſcher ſind' ich gereifter, ja einige unter ihnen idealiſcher geſtimmt als die Maſſe. Es iſt ein großes Chaos, Georg. Du biſt glücklich in Deinen Liedern. Wer Einzelnes ſucht, wer ſich begnügt, dem Leben ein Atom abzugewinnen, der konnte zu keiner glücklicheren Zeit geboren werden als der jetzigen.

Ich habe einen glänzenden alten Namen, der mich drückt, weil ich arm bin. Ich werde in den Kreiſen, in die ich eintrat, mit Achtung behandelt. Aber dieſe Achtung zollt man nicht meinem Menſchen, ſondern meiner Viſitenkarte. Ich bin recht unglücklich, überall Höflichkeit, aber keine Theilnahme zu erblicken. Ich ſehne mich nach mehr als Freundſchaft, ich ſehne mich nach Liebe und muß mir wieder die grauſame Ueberzeugung eingeſtehen, daß ich auf Liebe keine andere Anſprüche habe als die, welche in dem werthloſeſten Papiere liegen, mit dem man nur in die Geſellſchaft eintreten kann, in dem Freibriefe — Menſch zu ſein! Ach, wie mich das alles untergräbt und entmuthigt! Die größte Strafe empfindet der Eingekerkerte vielleicht erſt dann, wenn er befreit wird. Er ſieht, daß während der Zeit ſeiner Leiden die Welt nicht ſtille geſtanden, ſondern auch ohne ihn weiter gegangen iſt, er fühlt, daß er zurückgeblieben, und die Kraft verſagt ihm, ſie wieder einzuholen.

Dennoch muß ich in all dieſer Betrübniß zuweilen lächeln. Ich ſehe einige unſrer alten Genoſſen, ja ſelbſt einige der Leidensgefährten um jeden Preis nach einer Unterkunft ſich abmühen. Hundertmal da und dort abgewieſen, gleichen ſie Stehaufmännchen, die immer wieder auf das dicke Ende fallen, wenn man ſie auch hundertmal auf den Kopf ſtellte. Einige haben Bräute, die zu verblühen drohen, wenn nicht bald eine Anſtellung und die Ehe das Waſſerglas wird, in welche ſie der arme Stellenjäger ſetzen kann. Andere ſuchen wieder eben durch Bräute zu dieſem Unterkommen zu gelangen. Die größten Aeſthetiker ſind gegen die Häßlichkeit nachgiebig geworden. Ich erlebe die drolligſten Combinationen und muß oft lachen, was nicht alles die Liebe für Formen

annehmen kann. Auch mir hat man Umwege angerathen, um zu einer Anſtellung, deren ich wohl bedarf, zu kommen. Man hat mir die Schwächen einflußreicher Männer verrathen und mir die Mittel genannt, um auf die Schwächen zu wirken. Wie kann ich das, Georg! Ich erröthete, als ich mir bei dem Juſtizpräſidenten, dem Grafen Eberhard, die Schwäche beikommen ließ und ein ſehr mittelmäßiges Gemälde, das er für einen echten Rubens ausgibt, wenigſtens für eine gute Rubens'ſche Copie erklärte. Ich genügte ihm nicht, weil eine Reihe von ſtellеſuchenden Candidaten ihm das Bild ſchon zu einem echten Rubens geſchmeichelt hatte, und genügte mir nicht, weil ich eine Schülerarbeit für die Arbeit eines Meiſters, wenn auch nur in der Copie, hatte gelten laſſen.

Wie ich über die Liebe empfinde, Georg, weißt Du! Seit dem Tode meiner unvergeßlichen Schweſter hat mich kein weibliches Weſen mehr befriedigen können. Ich vermißte überall, was meine Sophie mir war, etwas Ewiges, etwas Jenſeitiges. Drum ging ſie ja auch hinüber — — — In der fünfjährigen Einſamkeit, die grade den pulſtrendſten Theil der Jugend traf, mag ſich auch die idealiſche Vorſtellung vom Weſen der Weiblichkeit zu hoch geſpannt haben. Und wo man lieben könnte, darf man dort immer die Blicke hinrichten? Wie ſteht das Alles ſo fern von uns, wie ſchwebt das ſo über uns her! Wir Armen, die wir nichts haben, am wenigſten Glück! Oft ergreift mich eine bittere Miſanthropie! Und grade da am meiſten, wo ſich Andere zerſtreuen und von Miſanthropie heilen, im Theater, auf öffentlichen Spaziergängen, in Geſellſchaften, auf Bällen. Welche Jugend, welche Schönheit, welcher Reichthum! Aber nichts für uns! Kalte Herzen in flammenentzündenden Formen! In dieſen höhern

Cirkeln gibt es Weiber, die mich verſtehen lehrten, wie man um ihren Beſitz ſeine Seligkeit opfern könnte. Du ſiehſt ſie umflattert von Schooskindern des Glückes. Du empfindeſt jenes grauſame Seitwärtsſtehen, jenen unauslöſchlichen Neid des Brakenburg, den Goethe im Egmont um ſo treffender zu ſchildern wußte, als Goethe ſelbſt mit ſeiner triumphirenden Egmontnatur der überall Bevorzugte und Glückliche war. Ach, Georg, und dann neckt Dich der humoriſtiſche Zufall und gönnt Dir nur einen Augenblick ſo an einer majeſtätiſchen Alleinherrſcherin im Reich der Schönheit und des irdiſchen Glückes nur wie von ungefähr einmal vorbeizuſtreifen. Du ruderſt mit ihr auf einem Kahne. Du gleiteſt in einer zauberhaften Mondnacht mit ihr über einen ſtillen See, die Hängeweiden an den Ufern blicken ſo melancholiſch in die Tiefe, die Waſſerlilien ragen ſo träumeriſch aus dem grünen Geblätter des Grundes hervor, aber kein Mondenſtrahl, kein poetiſcher Hauch dringt in ihr Herz. Ein Schiffer biſt Du ihr, und Dir — iſt ſie vornehm. Dieſe Kälte, dieſer Blick! Georg, da fröre der Ton in Deiner Leier an, wenn auch ihre Schönheit Dich zu einem Liede hinriſſe! Sie iſt bizarr, ſie kann von ihren Ringen, wenn Du es ſcherzend verlangſt, einen in die Tiefe werfen, einer Lilie in den Kelch, einem Froſch in den Mund oder auch — ſie zeigt Dir, daß ſie reich iſt, wie man ſonſt zerriebene Perlen in den Wein ſchüttete, nicht um ihn feuriger, ſondern um ihn theurer, banquiermäßig koſtſpieliger zu machen — ach, Georg, das iſt eine traurige Welt. Das Mädchen heißt Idaline. Und dies kalte Herz, ſtaune und belächle mich, könnt' ich lieben, wenn es nicht ſchon einem Andern gehörte. So iſts hier mit Allem. Frage nach, wo Du willſt; was Dir gefällt, iſt ſicher immer

ſchon vergeben. Armer Georg, auch die Stelle, um die ich mich für Dich bemühen ſollte. Graf Eberhard vermag viel und der Vater jener Idaline noch mehr. Ein ſolches Weſen brauchte nur zwei Zeilen auf ein Zettelchen zu ſchreiben, es ihrem Papagey zwiſchen den Schnabel zu ſtecken, den Papagey durch ihren Bedienten in die Zimmer des guten Papa zu ſpielen, Excellenz würden lächeln und die Bitte iſt erhört. Ich muß aufhören, damit wir nicht noch einmal fünf Jahre bekommen. Ich ſcheine Dir gewiß heiter, und doch bin ich betrübt. Leb wohl, Georg!" —

Während Theobald in einem Zimmer dritten Stockes dieſe Zeilen an ſeinen Freund ſchrieb, waltete Idaline ſchon in gewohnter Weiſe in ihren reizend gelegenen Zimmern, von denen eins nach dem großen Platze, an welchem das Palais ihres Vaters lag, das andere auf den anſtoßenden, mit Orangerien überſäeten Garten hinausging. Man konnte nicht ſagen, daß Idaline von jenem Mißgeſchick geplagt wurde, welches man gewöhnlich mit großen Reichthümern verbunden glaubt, von der Langenweile. Ohne daß irgend etwas Gemeines, irgend eine häusliche Anforderung in ihren Kreis drang, hatte ſie doch mit hundert Dingen, die ihre nächſten Verhältniſſe berührten, vollauf zu thun. Da galt es Einladungen machen, Beſuche annehmen, Billete beantworten, Modezeitungen durchblättern, Conferenzen mit Modiſtinnen, die übliche Ausfahrt, den Beſuch irgend einer grade an der Tagesordnung ſtehenden Merkwürdigkeit, kurz man irrt ſich, wenn man glaubt, daß der Müßiggang ohne Beſchäftigung iſt.

Zu dieſen mühevollen Anſtrengungen kamen jetzt noch die Vorbereitungen zu der Vermählung. Idaline war nicht ohne praktiſches Geſchick. Sie lachte nicht wie eine ſelige Braut,

und scherzte über ihre Mutter, als diese sie heute in einen Saal führte, wo auf lang ausgespannten Ehtischen die ganze Kostbarkeit an weißem Zeuge ausgebreitet war. Diese Hunderte von Tüchern, Servietten, diese dutzendweis geordneten Wälle glänzend gebleichter Leinwand durchmusterte sie nicht etwa mit flüchtigem Blick und drehte sich dann, in die Hände klatschend, auf dem Absatz herum, um ihr Mütterchen zu umarmen; sondern mit jener Hoheit, die sie nie verließ, schritt sie auch hier durch die aufgethürmten Gänge, nahm sorgfältig die Verzeichnisse entgegen, prüfte die gesteppten Säume an der feineren Wäsche, die Dauer der Nähte an der gröbern, tadelte hier und da die mißlungenen rothen Zeichen, den Buchstaben I, der mehr einem J ähnele, die allzuplumpe adelige Krone, kurz jene ihr eigne Humorlosigkeit würde sich auch nicht beim prüfenden Anschauen der Küchengeräthschaften verleugnet haben, wenn nicht diese Musterung bereits vor einigen Tagen vorgenommen gewesen wäre.

Im Gegentheil war ihre Art heute noch ernster als gewöhnlich. Ein eignes, mehr als je nach innen gewandtes Nachdenken gab ihr sogar etwas Feierliches und Verklärtes. Die Mutter schob die Schuld dieser Stimmung, die sie aber Verstimmung nannte, auf die nächtliche Wasserfahrt, die sie ihrem Bruder, dem Grafen, recht nachdrücklich vorzuwerfen gedachte.

Wollen wir nicht lieber die Gesellschaft heut Abend absagen lassen? fragte die besorgte Frau.

Ich sehe keinen Grund, antwortete Idaline und beschloß, da es fünf Uhr geschlagen und die Mittagszeit heranrückte, ihre Toilette zu machen. Sie ging in ihr zierliches Boudoir. Willenloser als je gab sie sich der Phantasie ihres Kammer-

ädchens hin, die ſie ſchmückte. Es war ſechs. Mehre Wa-
en rollten ſchon an und brachten die Gäſte, die heute bei
nen ſpeiſten. Idalinens Toilette war beendet. Es fehlten
ur noch Armband und Ringe. Das Armband ließ ſie ſich
nlegen. Als aber ihr Mädchen ihr eine kleine zierliche
yramide hinhielt, an welcher ſie die ſeltene Auswahl ihrer
inge aufzuhängen pflegte, wies ſie mit einiger Heftigkeit
r heute dieſen Schmuck zurück. Es war ihr ſeltſam, als
e zu Tiſche ging.

Wie oft ſah ſie an der Tafel ihres Vaters Männer, die
e nicht kannte. Unwillkürlich fuhr ſie über die im vorderen
Salon verſammelte Geſellſchaft und nahm von Andern Notiz,
as ihr nie begegnet war. Bei Tiſch ſtanden einige Seſſel
er. Sie konnte ſich nicht der Träumerei erwehren, als müßte
e Thür aufgehen und ſonſt noch Jemand zu den ſchon Ge-
enen ſich geſellen. Sie fragte, wer noch fehle? Alles das
ar ihr nie geſchehen und fiel auch auf bei Denen, die ſie
nnten. Nach der Tafel war Spiel und Geſellſchaft, zu der
e Gäſte ſich mehrten. Ihre Mutter redete ihr zu, ſich zu-
ückzuziehen. Sie geſtand ein, daß ihr nicht wohl wäre, und
ch blieb ſie. Sie wußte nicht, was ſie feſſelte, was ſie
ute zog, ihr Auge über den Saal hinſchweifen zu laſſen,
re Blicke unverwandt auf die Eingangsthüren zu richten.
ie hatte ſie dem laut anmeldenden Bedienten ein Ohr ge-
innt. Heute verglich ſie jeden ausgerufenen Namen mit
em Eintretenden, der ihn trug. Dann als man anfing,
er zu gehen, als zu kommen, als ſie gewiß war, daß die
indrücke, die ſie für dieſen Tag erwarten durfte, vorüber
aren, da fühlte ſie eine Leere, eine Nichtbefriedigung, die
e früher nicht gekannt hatte. Still entfernte ſie ſich. Lang-

ſam ſchritt ſie ihren Zimmern zu. Der Bediente leuchtete ihr voran. Der Mond ſchien klar und groß auf den grünen Fußteppich. Auf dem Schreibtiſch lag ein Brief. Mit einer Haſt, die ſie nie gekannt hatte, griff ſie darnach. Er war von ihrem Verlobten. Da ließ ſie ihn wieder fallen. Der Bediente ging. Er hatte noch die Vorhänge des Fenſters ſchließen wollen. Sie hatte es nicht gewollt und ſo ſaß ſie mit geſtütztem Haupt am Fenſter und blickte in den ſanften Frieden des Himmels.

Nun erſt trat das, was ſie den Tag über von ſich fern gehalten hatte, lebensgroß vor ihr Auge. Sie war im Geiſt auf dem See. Sie gehüllt in ihren Shawl. Der Fremde rudernd. Sein prüfendes Schweigen. Das ſchwere erdrückende Uebergewicht eines Geiſtes, der ihr zu trotzen ſchien. Das ſanfte Hingleiten über den Waſſerſpiegel. Die lautloſe Ruhe, unterbrochen nur von dem Knirſchen des Kieſelbodens, wenn das Ruder hineinfuhr oder an den ſumpfigen Stellen von dem Geſchilf, an das der gleitende Kahn ſtreifte. Des Rings gedachte ſie noch nicht. Sie lebte nur der Erinnerung an die Situation und an den, der ihr ſo neu und von den andern Männern ſo abweichend erſchienen war. Zum erſten Male fühlte ſie etwas von dem unendlichen Glück, gehorſam zu ſein denen, die man liebt. Es wurde ihr wohl und wehe; niederknien hätte ſie mögen, ſich ſchmiegen vor einer ihr fremden, unbekannten Macht. Gehorchen, dulden, regiert werden, es war ihr eine neue Empfindung, eine ſo ſüße, beſtrickende, daß ſie die Sterne hätte herabziehen, den Zephyr an ihre Bruſt drücken mögen. Eine Wolke legte ſich vor den Mond. Da dachte ſie endlich an den Schlummer. Sie entkleidete ſich ſelbſt. Flüchtig öffnete ſie den Brief, der auf dem Tiſche

lag. Ihr Verlobter kündigte auf morgen ſeine Rückkehr an. Ihre Stirne wurde trüber. Sie wollte ihr Licht auslöſchen. Noch einmal lehnte ſie ſich in einen Seſſel, ſchlaff hingen die Arme herunter, die Hände hielten den zerknitterten Brief. Wie ſie ſo zum letzten Male ſann und ſich in träumende Erinnerung verlor, fällt ihr der Ring ein. Welchen mag ich wohl von mir geworfen haben? fragt ſie ſich mit einer plötzlichen Ahnung. Sie ſieht nach der kleinen Pyramide. Sie waren alle da, nur einer fehlte. Der fehlende war ihr Verlobungsring.

---

3.

Graf Waldemar hatte zur bevorſtehenden Vermählung auf ſeinen Gütern mancherlei Vorkehrungen zu treffen. Als ſie beendet waren, kehrte er zurück, mit dem ſehnlichſten Verlangen, Idalinen, ſeine Braut, jetzt in der kürzeſten Zeit die Seine zu nennen. Von Seiten der Eltern ſtand dieſer Eile nichts im Wege. Und auch Idaline war gerne gewillt geweſen, dem bisherigen Brautſtande, der immer etwas Halbes und Beengendes an ſich hat, ſchnell ein Ende zu machen.

Graf Waldemar war ſeiner Braut in vielen Aeußerlichkeiten ähnlich. Erbe eines bedeutenden Vermögens, erlaubten ihm ſeine Umſtände, eine vortheilhafte Figur ins glänzendſte Licht zu ſtellen. In der Staatsverwaltung nahm er bereits einen unwichtigen Platz ein und hatte die Ausſicht, die höchſten Stellen einſt noch um ſo mehr zu bekleiden, als der Regent es liebte, die Träger alter berühmter Namen in ſeine nächſte Umgebung zu ziehen. Die Auszeichnungen, deren Waldemar ſich ſchon in ſo jugendlichem Mannesalter rühmen

durfte, verdiente er. Sein Geiſt war mannichfach gebildet. Er begann keine Arbeit, zu der er nicht weislich ſich vorbereitet hatte. Er nahm Belehrung an, war nachgiebig gegen Unterrichtete und zeigte Ernſt in der Ausführung deſſen, was ihm nützlich und weiſe ſchien. An ſeinem Gemüth hatte Niemand Urſache zu zweifeln. Er war gefällig, wohlthätig, ja, in einem gewiſſen Grade auch leutſelig. Daß er ſchroffer ſchien, als er es meinte, war die Folge ſeiner ſchönen, wahrhaft erhabenen Geſtalt, die ihn verhinderte, ſich allzu lebhaft zu bewegen und ihn zwang, jene Geſchmeidigkeit, die ſeinen imponirenden Formen nicht würde ſchön geſtanden haben, zu vermeiden.

Graf Waldemar war der Erſte, der um Idalinens Hand anhielt. Sie ſagte: Ich wüßte nicht, warum ich ſie ihm verweigern ſollte! Ihre Mutter fügte hinzu: Er iſt ein ſchöner Mann, bei ſeinem kaum vollendeten dreißigſten Jahre ein junger Mann, er iſt reich, liebenswürdig in ſeinem Weſen, er ſpielt gut Boſton, wodurch die Schwiegermutter doch auch etwas von ihrem Schwiegerſohn hat, ſeine Zukunft wird die glänzendſte ſein, ſeine Hand iſt geſucht. — Du hörſt es ja, hatte ſie Idaline unterbrochen, ich ſchlage ſie nicht aus. Und alle Welt kam darin überein, daß dieſer Bund ſo ſein müſſe, und ſich von ſelbſt verſtehe.

Innerlich waren freilich beide Naturen darin verſchieden, daß Waldemar nicht ſo gedankenlos vegetirte wie Idaline. Sein Gemüth athmete Wohlwollen. Zwar lag es ihm fern, über irgend etwas recht heiter zu lachen, eine gewiſſe Steifheit der Erziehung und Trockenheit des Temperaments verleugnete ſich in keinem ſeiner Worte, aber fern war ihm Stolz, fern das Bewußtſein ſeiner Vorzüge. Seine Liebe zu

Idalinen, an der man nicht zweifeln konnte, ſeine Bewerbung um ihre Gunſt, ſeine Zärtlichkeit als Verlobter hatten den Charakter einer conventionellen Artigkeit, einer freieſten zwar, aber doch nach der Regel geübten Etikette. Wer ſie beobachtete die beiden Verlobten, wer in der Geſellſchaft ihnen einen tieferen Blick widmete oder ſie verfolgte, wenn ſich Idaline an ſeinen Arm hängte, der mußte es ſchön finden, wie zwei Liebende im Genuß ihres Glückes ſich ſo mäßig zeigen und auf die Zukunft noch ſo viel Vertraulichkeit zurücklegen und aufſparen konnten. Es war keine Frage, daß dieſe Ehe eine in jeder Beziehung glückliche werden würde.

Und in Idalinen ſelbſt herrſchte darüber kaum ein Zweifel. Die Ehe war für ſie ein Stand, dem ſie nicht ausweichen konnte. Sie dachte ſich wenig Unterſchied darin, ob ſie nun in den Cirkeln ihres Vaters oder ihres Gatten die Königin der Geſellſchaft ſein würde. Auf eine Beglückwünſchung über die mannigfachen Veränderungen, die ihr bevorſtänden, hatte ſie geſagt: „Veränderungen? Mein Wagen wird künftig ein andres Wappen führen.“ Sie empfand für Waldemar ein herzliches Wohlwollen. Sie hielt dies Wohlwollen für Liebe. Es machte ſie glücklich, daß an Waldemar ſie nichts beleidigte. Wie vielerlei ſtieß ſie an den Andern ab! Wie lächerlich erſchien ihr die Mehrzahl der Männer! Es that ihr wohl, daß ihrem Verlobten jedes Wort, jede Handlung ſo angemeſſen ſtand, daß ihn eine Harmonie umgab, die Willen und That, Anfang und Ende, Plan und Ausführung ſtets in das anmuthigſte Gleichgewicht brachte. Das war es, was ihr dieſen Mann ſo über alle emporhob! Seine edle Zurückhaltung, ſein Vermeiden jeder aufdringlichen und unzeitigen Vertraulichkeit, die befangene

Art ſeiner kleinen Zärtlichkeiten ſetzten ſie oft in Verlegenheit. Sie fühlte, daß er mehr fodern durfte, als er verlangte. Sie mußte ſich ſagen, daß es etwas in ihr gäbe, worauf er Anſpruch machen dürfte, und dieſes Selbſtgeſtändniß machte ihr Empfindungen, in denen ſie ſich edel und bräutlich vorkam. Dabei wurde ihr nicht zugemuthet, in ihrem bisherigen Daſein irgend etwas zu verändern. Keine ihrer Anſichten wurde beſtritten, keine Maxime verworfen. An ihrem Selbſtgefühl rüttelte nicht der leiſeſte Zweifel. Sie zog mit klingendem Spiel aus dem einen Stand in den andern. Warum ſollte ſie Veranlaſſung nehmen, über dieſen Tauſch ſo ernſthaft nachzuſenken oder dem Wort Liebe, das ihr nicht fremd war, ein tieferes Nachforſchen, ein ernſteres Belauſchen der innerſten Sprache ihres Herzens zu widmen?

Nach dem Abend auf dem See, nach der Entdeckung mit dem verlornen Ringe war nun freilich Alles anders geworden. Sie fühlte in ſich ein ſo unendliches Bedürfniß des Gehorchens und Unterordnens, daß ſie erſchrack, als ſie entdeckte, daß ihr das Gehorchen und Unterordnen unter Waldemar dieſe Seligkeit nicht geben könnte, die ſie ſchon einſt wirklich und dann in der Erinnerung empfunden hatte. Waldemar war zurückgekehrt. Er hatte Idalinen mit größerer Innigkeit als je an ſein Herz gedrückt. Er hatte den, wie es hieß, zufällig verlorenen Ring ſcherzend durch einen neuen erſetzt und die Hochzeit noch früher anberaumt, als ſie vor ſeiner Reiſe in Ausſicht ſtand. Idaline heftete in unbewachten Momenten ihren Blick auf ihn. Minutenlang konnte ſie ihn prüfend belauſchen und ſich in Gedankenreihen verlieren für die es keinen möglichen Ausweg, keine in den Verhältniſſen begründete Löſung gab. Immer klangen die Worte:

Die Dogaresse sollte sich dem See vermählen! an ihrem Ohr; le sog die Melodie eines Organes ein, in dem für sie etwas e Zaubervolles und Rührendes lag. Sie gedachte des Rin- ges und dieser lustdurchzitterten Genugthuung, in schalkhaftem Gehorsam gethan zu haben, was man kaum verlangte. — Das war in ihr wie ein mystischer Vorhang, vor dem das Kind im Theater sitzt und sich ausmalt: Welche Welt wal- et dahinter! Nun regte sie noch vollends Waldemar selbst uf, als er scherzend des Abends erwähnte und mit harm- oser Absicht sagte: Herr von Theobald hat sie ja gefahren. s durchzuckte sie wie ein Schlag, als sie nun für all ihre Unruhe und Pein wenigstens einen Namen hatte.

Einige Tage darauf schrieb Theobald wieder an seinen Freund Georg:

„Mein Guter Georg!

Dein armer Freund muß Dich glücklich preisen. Dich, en Lehrer der Religion, nimmt versöhnend die Religion ieder auf. Da hat sich nichts verändert, seit tausend Jah- en der gleiche Baruch, der gleiche Wahn, der gleiche Glaube. Dein kleines Dorf seh' ich im Sonnenlichte schimmern. Es ehnt sich friedlich mit seinen blinkenden kleinen Fenstern an ie Wand des Gebirges, die es vor dem Ostwinde schützt. Die Glocke ruft zum Dienst des Herrn und Du verrichtest hn, im schwarzen feierlichen Kleide, mit Würde und durch- rungener Ueberzeugung. Erhalte Dir der Himmel diesen rieden, auf den Du Dich mit bescheidener Beschränkung orbereitest! Deine Worte dürfen für Dich Ironie ablegen: Niemand verlangt von Dir andere Thaten als die übrig- ülfsleistungen des Seelsorgers. Du hast in Dir selbst einen Sprecher, der am beredtsten für Dich spricht. Und wer

kannte den Grund Deiner Begeisterung bezweifeln, wenn er sieht, daß eine Gemeinde durch Dich im sittlichen Ernste wächst und der Same aufgeht, den Deine segnende Hand gestreut!

Mit mir ist das nun Alles anders. Ich fühle recht, wie wohl für immer der Grund verdorben ist. Das Vertrauen stellt sich so leicht nicht wieder her. Die erste Anlage meines Lebens ist verfehlt. Was mir auch begegnen mag, immer wird ein trüber Nebel bleiben, der meine Vergangenheit bedeckt. Ich kann das nicht ändern. Ich entschuldige auch diese mißtrauischen Menschen, wenn sie vor mir die Augen niederschlagen und mich vermeiden. Nur das kann mich empören, wenn man für die Möglichkeit, mich wieder in den Gang der gegebenen Verhältnisse einzureihen, grell aufgetragene Beweise von mir verlangt. Diese lasterhafte Umkehr einiger unserer Freunde, dieses gewissenlose Hinüberstürzen in das Gegentheil der früheren Ueberzeugungen werd' ich nie, nie über mich vermögen und von einem Staate, der diesen jähen Schritt von mir verlangte, lieber auf ewig Abschied nehmen.

Ich spreche das so hin, wie's mir in der Seele lebt. Es ist ein Theil der Zweifel, die mich bestürmen. Ach! Georg, dies neue blendende Licht der Freiheit thut meinem Auge weh. Ich sehne mich nach Deinem kleinen friedlichen Dorfe, wo alle diese Strahlen sich schon milder brechen. Hier gehen zu viel Wunden auf. Es ist eine Welt, die uns nichts Fertiges, nichts Beruhigendes gibt. Deine blühenden Bäume, Deine weidenden Heerden, Deine grünenden Matten sind, was sie sind, sie preisen Gottes Herrlichkeit. Aber was man hier erlebt, was man hier vom Dasein hinnehmen muß,

as kommt nie ſo einfach, wie es ſich zu geben ſcheint. Nicht
nden wollen dieſe Aufregungen, dieſe Bedrängniſſe der in-
erſten Gedanken, dieſe ewigen Herausforderungen unſeres
eien, geſunden Urtheiles. Kein Abend, wo ich mich nicht
rſchöpft auf mein Lager werfe, keine Geſellſchaft, aus der
ich nicht ein überwältigendes Gefühl von Nichtbefriedigung
inaustriebe, die Einſamkeit zu ſuchen. Und wo fändeſt Du
ier die Einſamkeit? Wir haben Gärten und Felder, wie Du
n paradieſiſchen Fuße Deines Berges, aber Du begegneſt
lücklichen, ich begegne nur Zweifelnden und Schmerzbewegs
en, die wie ich dies Bedürfniß des Alleinſeins haben. In
roßen Städten iſt die Natur ein Krankenhaus.

Du wirſt glücklich ſein an der Seite Deiner Emma. Und
enn Dich nichts an ſie bände, als die Treue, die ſie Dir
inf Jahre bewahrte, ich meine, ſo etwas müßte für das
nze Leben dauern, das müßte ſich mildernd auf jeden Sturm,
erſöhnend in jeden kleinen Hader legen. Mir wird nun
ch dieſes Glück verſagt bleiben. In dieſer Zeit heißt es:
hne Heerd keine Liebe. Und wer weiß, wozu es ſo beſſer
! Wo fänd' ich eine Hand, die ſich unerſchrocken durch die
trudel meines Gemüthes hindurchruderte, wo fänd' ich ein
erz, das nicht erſchräcke vor dem Krampf, den ich gezwun-
en bin, Leben zu nennen! Mir ein Weſen auf meine geiſti-
en Bedürfniſſe abzurichten, was ſo viele Frauen — Lieben
nd ſo viele Männer geliebt werden nennen, das würde mich
müden und um alle ſchönen Täuſchungen bringen.

Du warnſt mich wegen Idalinen. Du fürchteſt meinen
ürmiſchen Sinn, den grade die Schwierigkeiten zu Erobe-
ungen reizen. Du legſt einen Nachdruck darauf, daß ſie ver-
bt wäre. Wo denkſt Du hin, Georg! Einmal mußt Du

wiſſen, daß ich der Sphäre, in welcher ſich jene wunderbare Schönheit bewegt, nicht angehöre, ja auch in der ungefährern Entfernung, in welcher ich wohl hoffen dürfte, ihr einmal zu begegnen, nur ein Geduldeter bin. Wenn ich Dir ſage, daß der Verlobte Idalinens Graf Waldemar, dieſer zukunftreiche, junge Staatsmann iſt, dann wirſt Du mir glauben, daß es Wahnſinn wäre, hier nur an die Möglichkeit irgend einer Berückſichtigung, geſchweige einer Neigung zu denken.

Das muß ich Dir aber doch erzählen, daß ich ſie in dieſen Tagen wieder einmal flüchtig geſehen habe. Es iſt mit dem beginnenden Herbſt jetzt die Kunſtausſtellung geöffnet. Man kann hier gewiß ſein, vor den Gemälden Menſchen zu ſehen, denen es Belehrung und Genuß gewährt, die Schönheiten eines Kunſtwerkes wiſſenſchaftlich zu zergliedern oder auch nur durch Inſtinkt als Laie zu empfinden, aber unendlich größer iſt die Zahl jener Beſucher, die als wandelnde lebende Bilder nur ſich betrachten laſſen wollen. Die Kunſtausſtellung iſt das Stelldichein der ſchönen Welt. Ich ſah Idalinen am Arm ihres Oheims. Sie hatte mich nicht bemerkt, und das war mir lieb, denn das Blut ſchoß mir auf die Wangen. Welche Thorheit! wirſt Du ſagen und doch konnt' ich meiner Bewegung nicht Meiſter werden. Der eingebildete Gemäldekenner, Graf Eberhard, tadelte jedes Bild. Alles war ihm verzeichnet, hier etwas zu kurz, da etwas zu lang. Keine Beleuchtung wollte ihm genügen, überall ſchienen ihm Licht und Schatten unrichtig vertheilt. Und dieſes Gerede, weil es von einem beſſernten Herrn kam, nahmen die Anweſenden für Orakelſprüche. Zu jedem Bilde, das hier verfehlt war, hatte der Graf in ſeiner Galerie einen Pendant, wo man das Richtige treffen würde. Idaline löſte ſich von ſei-

nem Arm und betrachtete durch ein Lorgnon mit ruhiger Gelaſſenheit die Bilder, die ſie wenig zu intereſſiren ſchienen. Jene gedankenloſe Zerſtreuung, die mir ſchon früher an ihr aufgefallen war, ſchien ſich ihrer heute mehr als je bemächtigt zu haben. Eine leichte Bläſſe hob ihre Schönheit nur noch reiner hervor. Sie ſchien es nicht zu bemerken, daß gruppenweiſe das anweſende Publikum ihr nachwallte, ſtehen blieb, wo ſie ſtand, und jeden Blick auffing, der unter dem kleinen ſeidenen Hute nur zu erhaſchen war. Einer dieſer Blicke fiel auch auf mich. Ob ſie wohl noch den nächtlichen Ruderer kannte, den ihr Stolz ſo kühl angelaſſen hatte? Wie ſie mich ſah, ſah ſie weg. Entweder kannte ſie mich nicht, oder es mochte ihr unangenehm ſein, mir wieder zu begegnen. Dafür hielt mich Graf Eberhard feſt: „Sie haben meinen Rubens bezweifelt, Herr von Theobald, und nun frag' ich Sie, kann ſich ein einziges dieſer neuern Gemälde im Lichteffekt mit der Perle meiner Sammlung vergleichen? Ich will Ihnen nachweiſen, daß jede der hier und da hervortretenden Schönheiten an dieſen neuen Malern irgend einem alten Vorbilde entnommen iſt, ein Nachweis, den ich ſelbſt mit meiner kleinen Sammlung durchführen kann — drüben jener Fiſcherknabe iſt gut gemalt, aber die Füße ſind viel zu braun. Fiſcher ſtehen ſo oft im Waſſer, daß man ihre Füße nicht ſauber und rein genug malen kann. Beſuchen Sie mich, ich zeige Ihnen einen Petri Fiſchfang, der unzweifelhaft ein Caracci iſt. Sie ſollen über das Incarnat der Fiſcherfüße erſtaunen. Und ſo vermiß ich durchgängig das Charakteriſtiſche. Wie gehts Ihnen, Herr von Theobald?" Damit ließ er mich ſtehen und ging mit der großen grünen blechernen Gemäldebrille weiter. Dieſes Wie gehts Ihnen?

ohne eine Antwort abzuwarten! Georg, dies iſt ſo ein Charakterzug auf dieſer civiliſirten Welt.

Natürlich hatte auch Idaline nichts für mich, kein Wort, keinen Gruß, nicht die Spur einer Erinnerung an einen Abend, der ihr wie tauſend andere war, an dem ich armer, freudenarmer Mann noch wie an einem Almoſen zehrte. Jetzt warf ich ihn auch überdrüſſig hin. Und wie nun gar mit elendem Schritt die hohe Geſtalt des Grafen Waldemar durch die Säle ſchritt, am Ende der ölduftenden Räume ſeine Braut erreichte, zärtlich begrüßte, ſie an den Arm nahm und Beide ein Herz und eine Seele ſchienen, da hätte es mich unwiderſtehlich fortgezogen, wenn ich nicht noch einmal das Opfer der kunſtgeſchichtlichen Kritik des Grafen Eberhard hätte werden müſſen. Er ließ mich nicht los. Er behauptete, das Reſultat auch dieſer Kunſtausſtellung wäre wieder ein ſo leeres, daß es ihn um ſo mehr ſchmerze, unter den vielen Bewunderern ſeines Rubens nur mich zu vermiſſen. Ich muß Ihnen dieſes Bild noch einmal zeigen, ſagte er — Idaline ſtand mit ihrem Verlobten dicht in der Nähe — beſuchen Sie mich morgen früh um elf Uhr in meiner Villa, ich häng' Ihnen das Bild ſo, daß Sie eine beſſere Beleuchtung haben als neulich, und ich bin überzeugt, Sie bitten mir Ihre Blasphemie freundlich ab. Werden Sie kommen?

Um elf, Herr Graf! ſagt' ich lächelnd und entfernte mich.

Verurtheile mich nicht, lieber Freund, wenn ich Dir geſtehe, daß es meine Abſicht war, dem wunderlichen Mann abzuſchreiben. Wir beklagen uns, daß es ſo viel Thorheiten in der Welt gibt, und bietet ſich uns einmal eine Gelegenheit dazu, eine Thorheit gründlich zu bekämpfen, ſo ſind wir zu ſchwach dazu. Freilich wirſt Du mich der Schroffheit an-

klagen, Du wirſt mir ſagen, daß man es jenen Männern, die den Rubens für echt erklärten, nicht verdenken kann, weil ſie dadurch in ihrer Laufbahn befördert worden ſind, aber ich geſtehe Dir, ſo viel Mitleiden ich mit ſolchen Weſen habe, die durch eine fixe Idee geiſteskrank geworden ſind, ſo ſehr haß' ich dieſe fixen Ideen bei Geiſtesgeſunden. Sind es nicht Alles fixe Ideen, die ſich gegenwärtig in die Herrſchaft der Welt theilen und die es dem Lichte ſo ſchwer machen, ſich durch die Finſterniß Bahn brechen?

Dennoch bin ich gegangen, aber wer weiß, ob Du mich nicht noch mehr tadelſt, wenn ich Dir den Grund ſage, warum ich mich überwand. Nenne mich ſchwach, nenne mich eitel: ich ging um Idalinen. Wie, ſagte eine Stimme in mir, wenn ſie einen Morgenbeſuch im Garten des Onkels machte, wenn ſie doch ein Wort, ein Etwas, ein — leiſes, freundliches Lächeln nur für Dich hätte, und — lächle nicht, Georg, ich ging noch weiter. Als der Onkel ſo genau die Stunde beſtimmte, wo ich ihn treffen würde, da war es mir, als wenn plötzlich in Idalinen eine Bewegung vorging. Ihre Lippen öffneten ſich wie von einem leiſen Schreck, ihr Auge nahm eine Glut an, die ich ſonſt in ihm nicht bemerkt hatte, es durchzuckte mich wie in einem überirdiſchen Einverſtändniſſe mit einem Weſen höherer Art, ich konnte nicht ſchlafen, ich malte mir die Gedanken aus, daß ſie wie von ungefähr beim Grafen erſchiene, daß ſich ein unterirdiſcher Weg zwiſchen uns Beiden hinzöge, ein Weg unter dem Strom des Lebens hindurch, ich malte mir aus, daß ſie mich liebte, ging und — täuſchte mich!

Der Oheim im Schlafrock, feierlich die Galerie aufſchlie-

send, hinschleichend über die grünen Fußteppiche, der falsche Ruben — keine Idaline!

Ich war geknickt und gab dem Alten Alles zu. Die Thränen standen mir in den Augen. Die Phantasie hatte ihr Spiel mit mir getrieben. Vergib mir!

Ermiß nach diesen Schilderungen meine Stimmungen und rüste Dich, mich den Winter bei Dir aufzunehmen. Ich will Dir Deine Gedichte abschreiben."

---

4.

Theobald's Auge oder sein Herz hatte sich nicht getäuscht. Alle die Gedanken, die er nur als möglich geträumt hatte, waren wirklich in Idalinen aufgegangen. Stundenlang hatten Pflicht und Liebe, Ueberlegung und Leidenschaft in ihr gekämpft. Wäre sie gegangen, vielleicht hätte sie dadurch ihre Aufregung geheilt. Da sie aber blieb, bleiben zu müssen glaubte, so nahm die Sehnsucht, das Gefühl der Nichtbefriedigung nur um so heftiger und verlangender zu.

Wie sie zitterte, als sie unter den Gemälden plötzlich des Gegenstandes ihrer Träume ansichtig wurde! Theobald behauptete, nicht eine Miene ihres Antlitzes hätte gezuckt. Kurzsichtige Verblendung des sich selbst Mißtrauenden, oder ungeheure Herrschaft der Bildung über sich selbst! Ist es möglich, daß zwei Wesen sich begegnen, von denen das eine vor Seligkeit zerschmilzt, das andere kaum in ihm eine Ahnung der leisesten Regung entdecken kann! Verdanken wir diese eisige Selbstbeherrschung unserer Bildung? Oder ist es die natürliche Mitgift des weiblichen Charakters? Oder ist es

nur Idaline in ihrem trotzigen Sinne, ihrem ſtarren Blick, ihrer marmorkalten Oberfläche?

Theobald hatte keine Ahnung von der elektriſchen Umwandlung in Idalinens Bruſt. Er ſprach, ohne zu wiſſen, wo ſich das Echo ſeiner Worte ſiebenfach wiederholte. Heut erſt konnte ſie das klare Bild des Fremden in ſeine einzelnen Züge zerlegen. Theobald war kleiner als Waldemar, heller ſein Haar, zarter ſein Wuchs und Weſen. Waldemar's Auge war feuriger als Theobald's. Das überraſchte ſie, da doch Theobald geiſtig über Waldemar ſtand. Sie hatte ihn lange erblickt, ehe er ihrer anſichtig wurde. Sein Auge hat etwas Mattes, etwas Verſchleiertes, man ſah keinen Gedanken transparent herausſchimmern. Es ruhte, die Gedankenwelt in ihm ſchlummerte. Plötzlich aber, als er ihrer anſichtig wurde, entzündete ſich der Blick. Es war nun ein Anderer, ſie fühlte dies wohl, ſie ſah wohl die leiſe Röthe, die ſeine bleiche Wange überflog. Jeden Augenblick verſuchte ſie, ihn anzureden, aber kein Satz wollte ſich formen, keiner ſo weihevoll klingen, wie ſie ihn, ohne ſich zu verrathen, hätte ausſprechen mögen. O wie nüchtern ſich das Alles machte, was ſie dem Fremden für ſeine an jenem Abend bewieſene Gefälligkeit hätte ſagen können! Sie ſagte nichts aus Liebe, Theobald hielt ſie für ſtumm aus Stolz.

Um eilf Uhr beim Onkel! War es nicht wie ein Stelldichein, das ein unſichtbarer Genius anſagte? Waldemar fühlte ihren Arm zittern: Sind Sie unwohl? fragte er ſeine Braut. Der friſche Oelgeruch, ſagte ſie und ſtieg in ihren Wagen. Sie hatte Theobald ſchon vorher weggehen ſehen.

Am folgenden Morgen gab ſie Befehl, anzuſpannen, in aller Frühe, ſchon um halb eilf Uhr. Sie wollte fort. Wo-

hin? Zum Onkel? Sie wagte nicht, es ſich zu geſtehen. Sie war in voller Toilette. Die Bruſt wollte ihr zerſpringen vor fremdartigſter Aufregung. Sie eilte in den Garten, ſie brach Blumen, die ſie zerknitterte. Sie ſprach mit dem Gärtner, ſie zeigte Antheil an Dingen, die ihr ſonſt entſchieden fremd waren. Da ſchlug es dreiviertel auf eilf! Der Wagen fuhr eben aus dem Hofe vor das Portal des Hauſes. Um ſein Rollen nicht zu hören, trat ſie in die Treibhäuſer ein und ſuchte Zerſtreuung. Da waren jene wunderbaren Orchideen, jene ſüdamerikaniſchen Schlingpflanzen, die ohne Erde, in der Luft wachſen, ihre Wurzeln hinlegen, wo ſie einen feſten Gegenſtand finden und in ihren Verſchlingungen und Verrankungen faſt ein animaliſches Leben zu verrathen ſchienen. Dieſen Orchideen verglich ſie ihre Liebe. Sie hatte keine Erde, auf der ſie einwurzelte, eine Luftpflanze hängend in phantaſtiſcher Leere, ohne andere Anknüpfung als an das Unbeſtimmte, Schwebende. Sie brach eine der Blüthen ab und erſchrak, draußen den Jäger zu finden, der ihr den vorgefahrenen Wagen meldete. Noch zehn, noch fünf Minuten! Sie malte ſich die Scene jenes ſcheinbar zufälligen Begegnens beim Onkel aus. Du könntest mit ihm reden, zum erſten Male dich ihm wie ein Weſen von Gefühl, ja nur wie ein Weſen, das mit Sprache begabt iſt, zeigen. Da ſchlug es eilf. Sie winkte dem Jäger zu folgen. Sie durchſchritt entſchloſſen die Boskette und Alleen, hatte ſchon die Thür des Gartenſalons in der Hand, der in ihre Zimmer und von dort an den Eingang des Hauſes, wo der Wagen harrte, führte — da verließ ſie wieder der Muth, ſie blieb ſtehen, raffte ſich zu dem Entſchluſſe zuſammen, den Wagen abzuſagen, und ſank, als der Jäger ging, auf einen der Divans,

die rings an den Wänden des Gartenſalons ſtanden, mit weinendem Auge nieder.

Den Tag über blieb Idaline zurückgezogen. Am Abend ließ ſie ſich einen Augenblick ſehen. Wie abſorbirt du biſt! ſagte die Mutter. Abſorbirt! Idaline trug zwar nicht den Tod im Herzen, aber doch war eine erſchütternde Umwälzung in ihr vorgegangen. Die Geſellſchaft fand ihre leidende Miene natürlich, denn in einigen Tagen ſollte die Vermählung ſein. Es war ungefähr drei Tage vor dieſer feierlichen Handlung, daß bei Tafel der Graf Eberhard ſich folgendermaßen zu äußern beliebte:

Ich fange an, wieder zu unſerer Jugend Vertrauen zu gewinnen. Der frühere hartnäckige Widerſpruchsgeiſt verläßt ſie. Der Grund, lieber Schwager (er wandte ſich an Idalinens Vater), warum ich dir den Herrn von Theobald zur Beförderung vorſchlug, iſt die wirkliche Ueberzeugung, daß dieſer einſt ſo mißleitete junge Mann ſich ernſtlich gebeſſert hat. In einer fünfjährigen gezwungenen Einſamkeit kühlten ſich die Phantaſien ab. Konnt' ich ihn wohl früher bewegen, mir die Echtheit meines Rubens einzuräumen? Vor einiger Zeit war er bei mir, ich führte ihm alle Beweiſe für den unverfälſchten Urſprung meiner vorzüglichſten Bilder an, er widerſprach nicht mehr. Er ſah bald auf mich, bald auf das Bild, bald auf die Thür, bald auf den See und war ſo verlegen, mir ſeine frühere Unart einzugeſtehen, daß ich mich aufrichtig mit ihm verſöhnt habe und nun auch glaube, daß man ihm wohl eine Stellung geben könnte, die der geachtete Name ſeiner Familie verdient. War er bei dir?

Geſtern, ſagte Idalinens Vater, während ſie nach der

Glut, die erſt ihre Wangen übergoß, ſich jetzt plötzlich entfärbte.

Man aß Fiſche. Der Vater hatte Gelegenheit, nach ſeinem „Geſtern“ eine gravitätiſche Pauſe zu machen.

Wie fandeſt du ihn? fragte der Schwager.

Unbrauchbar! war die Antwort. Ivalinen mußte nach Etwas faſſen, ſo zornig wallte es in ihr auf.

Was kann, fuhr der Vater fort, was kann die Verwaltung mit Männern beginnen, die ſelbſt das Unglück nicht gewitzigt hat? Ich nahm den Mann, der dem Staat ſo viel Aerger verurſacht hat, deiner Empfehlung wegen wie ein Freund auf. Da ich in der Frühe meinen Brunnen trinke, ſo nahm ich ihn an der Hand und ſagte: Herr von Theobald, kommen Sie hinunter in den Garten. Ich freue mich, Sie bei mir zu ſehen. Ich führte ihn durch die Zimmer, zeigte ihm einige Gemälde, unter andern die Portraits der Familie. Er fand ſie ſehr gelungen, mich ſogar in Wirklichkeit jünger als im Bilde, was ſich hören läßt. Vor deinem Bilde, Ivaline, verweilte er mir zu lange —

Der Vater kam ins Huſten und die Mutter bat ihn, ſich vor Grillen in Acht zu nehmen. Ivalinen war zu Muth, als ſollte ſie entſchweben. Er in ihrer Nähe, vor ihrem Bilde! Sie kam ſich wie ein Luftweſen vor.

Die Excellenz fuhr fort: Von der offenſtehenden Thür des Gartenſalons kam ein heftiger Zugwind. Ich mochte mich meines Rheumatismus wegen nicht aufhalten, ihn über jedes Bild zu befragen. Herr von Theobald, begann ich im Garten, es wird zu meinen erſten Verdienſten, die ich mir um den Staat erworben habe, gerechnet, daß ich die Gefahr entdeckte, die dem alten bewährten Patrimonialſtaate von

Ihnen drohten, zu welchen auch Sie ſich mit einer Leidenſchaft bekannten, die eines Adeligen doppelt unwürdig war. Jacob, der mit dem Brunnen folgte, ſchenkte mir das erſte Glas. Was bekam ich zur Antwort: „Ich bin nicht freiſinniger als Friedrich der Große, und Friedrich war ein König!“ Ich geſtehe, lieber Schwager, daß ich einen ſolchen lächerlichen Widerſpruch, ſchon ſo früh Morgens, während ich den Brunnen trinke, nur um deinetwillen ertragen habe. Der junge Mann heftete mit gleichgültiger Kälte ſeinen Blick auf die Fenſter des Hauſes zurück. Eben wurden bei dir, Idaline, die Vorhänge aufgezogen. Ich fürchtete eine üble Wirkung meiner Kur und zwang mich zur Ruhe und Nachſicht. Während ich Friedrich's Zeit und die unſrige verglich, ſchenkte mir Jacob das zweite Glas ein. Sie wünſchen angeſtellt zu ſein, fuhr ich fort: im Poſtfach iſt ein hübſches Aemtchen erledigt. Um's Himmels willen, fiel er mir in's Wort, ſo lange unſere Poſtbeamten Uniformen wie Bediente tragen, nimmermehr! Ich war außer mir. Die Wirkung meiner Kur ſchien für heute verloren. Ein Glück, daß ich in der Nähe des Pavillons war und ihm mit ſtummer Handbewegung winken konnte, einzutreten. Ich bedurfte eines Seſſels, um mich zu erholen. Jacob wollte mir das dritte Glas einſchenken, ich mußte es aber noch refuſiren, weil ich erſt einer etwas freiern Stimmung bedurfte. Um mich zu zerſtreuen, ſagt' ich: Die Ausſchmückung dieſes kleinen Pavillons iſt das Werk meiner Tochter. Die Glasmalerei an den Fenſtern ſchenkte der Sohn des Finanzminiſters, Graf Waldemar, ihr Verlobter. Es ſind wirklich echte Malereien aus den ſäculariſirten Klöſtern, deren Ertrag bekanntlich großentheils zu unſern vortrefflichen Chauſſeebauten verwandt wurde. Kennen Sie Graf Waldemar?

Ein ſchöner Mann, nicht wahr? Ich hielt ihm meine Doſe hin, auf deren Deckel mein Schwiegerſohn ſo unnachahmlich wahr in Miniatur gemalt worden iſt. Ich trank jetzt das dritte Glas, denn es war mir erfreulich, daß er wenigſtens dem Grafen ſeine Verdienſte ließ. Ich ſchlage Sie dem Grafen als Hülfsarbeiter in ſeinem Bureau vor, ſagt' ich. Er ſchüttelte den Kopf. Ich laſſe Ihnen eine vorläufige Summe anweiſen, bis Sie irgendwo eingeſchoben werden können? Er hörte kaum. Sein Auge ſtreifte gedankenlos in dem Pavillon umher. Ich trinke jetzt nur noch drei Gläſer des Morgens. Die Zeit, die ich ihm widmen konnte, war abgelaufen. Ich ſtand auf, er ſtrich wie mechaniſch die Haare ſeines Hutes glatt, murmelte etwas von Vergebung, Nachſicht mit einem Manne, der in der Blüthe ſeiner Jugend die eiſige Hand des Schickſals — Ideale — verfehlte Anknüpfung an's Leben — Er rührte mich, ich gab ihm mit Wohlwollen die Hand und nahm mir vor, nächſtens über ihn mit dem Fürſten zu ſprechen. Da bekam ich heute von ihm einen Brief. Um dir zu zeigen, Schwager, daß ich auf deine Empfehlungen etwas gebe, will ich ihn dir vorleſen. Jacob! die Lichter! Lies du ihn, Idaline!

Eine grauſamere Wendung konnte wohl dieſe Erzählung nicht nehmen. Hatte Idaline Mühe gehabt, ſchon während des Verlaufes derſelben die innere Aufregung zu verbergen, ſo brach ihre Faſſung vollends zuſammen, ſchon da ſich die Schlußpointe der Erzählung auf ſie richtete. Ich? entfuhr es ihr mit einem ſichtlichen Erſchrecken. Sie hätte die Vorleſung zurückweiſen können, da man ihre befehlenden Launen gewohnt war; aber nun hatte ſie ſelbſt ein Verlangen, die Züge dieſer Hand zu ſehen, den Duft eines Gegenſtandes ein-

zuathmen, der ſeinem äußern und innern Menſchen ſo nahe geweſen war. Zitternd nahm ſie das Papier, entfaltete es, betrachtete mit einem Gemiſch von Wehmuth und überwältigender Wonne die überaus kleinen zierlichen Buchſtaben und las mit Weglaſſung der Anrede:

„Ew. Excellenz werden einem zwar in vielen Dingen ſchon abgeſtorbenen, in manchen aber doch noch jugendlichen Sinne einräumen, daß ſeine Entſchlüſſe noch in ſchneller Aufeinanderfolge abwechſeln, ſeine Plane voll herber Einſchnitte, ſeine Bahnen voll ſchroffer Abſtürze ſind. Ich habe mich auf einem Irrthume entdeckt. Ich hielt früher den Staat für das Gliederwerk, den anatomiſchen Organismus, den Knochenbau und das Muskelgewebe eines Volkes und glaubte mich dem Staate ſo verwandt wie meinem Volke. Jetzt aber iſt es mir klar geworden, daß der Staat ein für ſich beſtehender Körper iſt, die Verwaltung ein Bund gleichartiger Verbrüderung, in welchen nur Diejenigen eintreten dürfen, welche das myſtiſche Zeichen, das Siegel einer vollkommenen Uebereinſtimmung haben. Ich dachte mir früher den Staat weiter und muß es nun ſogar billigen, daß er eng iſt und ſeine Glieder zuſammenhält. Iſt es mir nun bei meiner, von dem Glauben dieſes engen Staates vielfach abweichenden Geſinnung unmöglich, mich in dieſe Gliederung mit reinem Gewiſſen einzufügen, ſo entſage ich gern dem Gedanken einer Wirkſamkeit für das Allgemeine, bitte, mich von der Liſte der Exſpectanten, aber nicht aus Ihrem wohlwollenden Gedächtniß auszulöſchen, und erlaube mir, indem ich aus dieſer für mich fremden Welt, aus den Kreiſen der Reſidenz ſcheide, in der Ferne — — —“

Idaline ſchwieg. Weiter reichte die Kraft ihrer Stimme,

die Faſſung ihres Herzens nicht. Sie raffte die letzten Hülfsmittel der Verſtellung zuſammen, ſchützte ein plötzliches heftiges Kopfweh vor, erhob ſich und ging auf ihr Zimmer, um ſich ungehindert und frei Empfindungen zu überlaſſen, die früher ihrem Herzen ſo fremd waren wie Thränen ihrem Auge.

Das Wetter hatte ſich umgeworfen. Früh brach der Herbſt herein. Der Regen ſchlug in heftigen Strömen an die hohen Fenſter, von denen herab der Blick in den vom Wind durchfegten und aufgewühlten Garten nur ein erkältendes Schauſpiel bot. Fröſtelnd drückte ſich Idaline in eine Ecke ihres Sophas. Ihr Blick fiel auf die Uhr über dem Kamin, der bald ſeine winterliche Beſtimmung erfüllen ſollte. Die Uhr von Alabaſter zeigte frei den hin und her ſchwingenden Pendel. Noch nie hatte ſie dies ernſte Spiel der Stunde ſo erſchüttert, dieſes Hin und Her der ablaufenden Zeit ſo geängſtigt. Mit jeder Schwingung ging ein unwiederbringlicher Moment des Lebens verloren. Mit jedem Pulsſchlage der Uhr zählte ſie einen Pulsſchlag ihres Herzens weniger. Sie hüllte ſich ein in den erwärmenden Shawl und ſah mit ſtarren Augen in eine dunkle Ecke des Zimmers. Und warum? ſeufzte ſie. Warum ein Sklave der Nothwendigkeit, warum nicht frei und ſelbſtbeſtimmt? Warum folgen der Bahn, die vorgezeichnet wurde vom gedankenloſen Zufall, vom Zufall, der mein Herz nicht fragte? Warum gehorchen, wo ein einziges Wort meines Mundes entſcheiden könnte?

Es ſtrömte ihr mit dieſer Gedankenreihe eine ganz neue ſonderbare Lebenskraft zu. Es waren Geiſter, deren Daſein ſie aus den leidenſchaftlichen Dichtungen der Literatur kannte, dieſe Geiſter der Freiheit und Selbſtbeſtimmung. Sie hatte an ihrem wirklichen Daſein in der Bruſt eines tugendhaf-

ter Weibes gezweifelt, jetzt fühlte ſie mit überwältigendem Feuer, daß es Geiſter gäbe, die uns den Muth einflößen, dem vorgezirkelten Leben Trotz zu bieten. Sie gedachte des nun ſeit Wochen Erlebten. Sie gedachte der ſtufenweiſen Aufnahme eines ihr ſo neuen, ſchmerzlich-ſeligen Elementes. Der Mann, den ſie liebte, ſtand vor ihr da mit einem ſo unendlichen Bedürfniß nach Liebe, die Arme ausſtreckend nach Liebe, ſo hingeſtellt wie ein Räthſel, das ſeiner Löſung harrt, wie eine verzauberte Erſcheinung, deren Bann nur ſie allein zu zerſtören verſtünde. Sie bebte vor ſeinem Schickſal. Sie erröthete für Die, die ihm einſt ſeine Freiheit genommen hatten und die ihr ſo nahe ſtanden. Sie gedachte einer fünfjährigen Einſamkeit ohne Glaube, ohne Liebe, ohne Hoffnung. Sie prüfte nicht, ob Theobald für Wahrheiten oder Irrthümer gelitten, ſie ſah nur ſein Leiden, nur die Größe und Reinheit ſeines Bewußtſeins. Und dieſe Gedanken, geiſtige Anſchauungen dieſer Art, wie waren ihr dieſe früher ſo fremd geweſen? Wo hatte ſie ſich je in ein menſchliches Herz verloren, vertieft in die Bruſt eines Andern, verſenkt in fremde Schmerzen! Das wahr ihr nie geſchehen. Und nun mußt' es ihr geſchehen bei einem Fall, an dem ſie ſo allgewaltig betheiligt war. Theobald war ihr verloren. Wer gibt mir Erſatz für mein Leben! rief es in ihr mit ſtürmiſchem Muthe. Wer iſt mir das, was mir der Verlorne wäre? Es war ihr als hätte ſie Stunden der befreundetſten Innigkeit mit dem verlebt, der noch nicht ein Wort von ihren Lippen gehört hatte. Wie an ihr Leben ging es ihr, Etwas aufgeben zu müſſen, von dem ſie ſich geſtehen mußte, daß ſie es nur in der Einbildung beſaß. Und doch hatte ſie's ſo feſt, ſie wußte, daß ſie es auf ewig beſitzen und auf ewig verlieren konnte, und dies

Bewußtſein, die felſenfeſte Gewißheit, gab ihr eine Faſſung, einen Muth, daß ſie die Feder ergriff und mit zitternden Händen folgende Worte aufs Papier warf:

„Wo kam die Wolke her, die Dich brachte? Wo geht die Wolke hin, die Dich nimmt? Trägſt Du nicht den Ring der Liebe an Deinem Finger? Warum verſchwimmſt Du, Nebelgeſtalt, und nimmſt die Braut nicht mit in Dein feuchtes Element? Eine Krone trugſt du auf Deinem Haupte, Du nächtlicher Schiffer, wie konnt' ich zu Dir aufblicken? Das Siegel der Weisheit brannte an Deiner Hand, wie konnt' ich ſie küſſen? In den feuchten Widerſchein des geſtirnten Himmels blickt' ich, nieder ſah ich auf die ſtillfluthende Woge, die Dein Bild mit zitternder Bewegung auffing, und hinunter in den kühlen See reicht' ich Dir den Ring, der vom Finger glitt, als zögen ihn Dämonen und holdſelige Engel der Liebe."

„Dein war ich, Dein bin ich. Stumm hab ich's Dir geſagt und lebend kann ich's nicht redender ſagen. Fühlteſt Du nichts von der Glut, die mich durchloderte, als ich Dich wiederſah? Konnte kein Blick des Auges, der auf Dich fiel, Dein Inneres zünden und Dich glauben lehren an meine Liebe? Und war ich auch Dir die marmorne Idaline, die ich nicht mehr bin, das kalte Gögebild, das Du geſchmolzen haſt?"

„Ich denke der Zeit da ich Dich nicht kannte. Nur einmal ſchwand ſeitdem der Mond und es iſt mir, als wären Jahre verronnen. Bewußtlos ſchlummert' ich im Glück. Das Leben war mir ein ewiger Frühling mit buntfarbigen, aber duftloſen Blumen. So ſteil ſchwebte die Sonne in ewiger Unbeweglichkeit über mir, daß mir die Erde keinen Schatten warf. Mein Herz war nicht böſe, aber auch nicht gut. Mein

Herz war eine Knospe, verſchloſſen, von rauhen, geſtachelten Blättern geſchützt. Die Welt war für mich voller Freuden, von denen mich wenige überraſchten, keine befriedigte. Mein größtes Glück war jene ſatte Trägheit, die die Welt Stolz nannte. Wäre das Stolz geweſen! Stolz iſt doch Leidenſchaft. Aber die Leidenſchaft war mir fremd, fremd wie die Liebe."

„Geliebter! was iſt Liebe? Liebe iſt Gehorſam, Demuth, Vernichtung. Nichts ſein in ſich, Alles im Andern. Durch ihn leben, durch ihn empfinden, für ihn leben, für ihn empfinden. Fordere von mir! Verlange! Verlange! Verlange ein Opfer! Nahe mir als Sieger, ich küſſe meine Ketten! Lehre mich beten in Deinem Glauben! Verzagen will ich wie Du, zweifeln wie Du, leben und ſterben wie Du!"

„Der Name iſt das Echo des Charakters. Theobald! Es klingt wie ein ſanft verrollendes Gewitter, wie der ſchmerzliche Nachhall der Ergebung, wenn eine edle That geſcheitert. Ich weiß, wie Du gerungen, ich weiß, was Du verloren! Und ſo vor den Trauernden hintreten zu können, ihm zu ſagen. „Richte Dein Haupt auf, ſieh, ich theile Deine Schmerzen, ich weine Deine Thränen —" o daß ich es dürfte! Daß ich, die kühne That des Weibes entſchuldigend, Dir zurufen könnte: Den wahrhaft heilenden Troſt ſucht man nicht: man findet ihn."

„Und darf ich mich nicht in den Weg werfen, daß Du mich findeſt? Darf ich mein Schweigen, dieſe Sprache der Engel, nicht übertragen in die Sprache der Menſchen und Dir ſagen: Du wirſt geliebt? Ein Weſen greift in die Speichen Deines Rads. Darf es Dir nicht zurufen: Halt, zerſchmettre mich nicht! Wo iſt es mir denn wohl, als im

Gedanken an Dich? Wo leb' ich denn, als im Geiſt an Deiner Hand? Wer lehrt mich denn die Welt verſtehen, die Erde genießen, den Himmel erwarten, als Du? Du mein Herr und Meiſter, Du mein Gewiſſen, und Dir nicht wahr? Hierbleiben in dieſer Welt der Lüge und Dich hingehen laſſen, Dich ſcheiden, ſorglos, unwiſſend, nicht ahnend Dein Eigenthum? Nein, ihr Pulſe, ſtrömt aus in Wahrheit! Herz, ſprenge Deine Riegel, ſei Liebe, Liebe, und gib Dich liebend Deinem König, anbetend Deinem Gotte!"

Als Idaline dieſen Hymnus geſchrieben hatte, warf ſie ſich auf ihr Lager und entſchlief. Am Morgen erwachte ſie ſpät. Sie nahm den Brief aus ihrem Portefeuille, las ihn noch einmal mit lächelndem Schmerz, mit thränendem Auge. Ihre Mutter kam und ſprach von der Vermählung. Sie ſchauderte. Sie wollte reden, aber Alles erſtarb ihr auf den Lippen. Schon wogten die lärmenden Vorbereitungen des morgenden Tages um ſie her, Gäſte kamen und gingen, Glückwünſche flatterten in hundert Formen an ſie heran, ſie hatte keine Zeit mehr, einen klaren Willen in ſich auszubilden. Wohl ward der Brief zuſammengefaltet, aber ein Verſteck ihres Schreibtiſches barg ihn. Der Tag der Vermählung war da. Mechaniſch gab ſie ſich den geſchäftigen Händen hin, die ſie ausſchmückten. Mitten in dieſen Zurüſtungen ſchrie ſie einmal plötzlich auf, rannte an ihren Schreibtiſch, wollte klingeln und Alles unmöglich machen, was heute mit ihr vorgehen ſollte — eine Stunde darauf war Idaline Gräfin Waldemar.

5.

Das Reſidenzleben eines größern Staates iſt nicht ohne mannichfache Abwechſelung. Eine Anekdote verdrängt die an-

derer. Früher ſehr lebhafte Gruppen verſtummen plötzlich, geſuchte und gefeierte Perſönlichkeiten treten in den Hintergrund. Selten daß ſich eine Erſcheinung auf die Länge zu behaupten weiß. Die Gräfin Waldemar gehörte zu denen, welche vielleicht Urſache gehabt hätten, ſich über die flüchtige Gunſt des Augenblickes zu beklagen. Gewiß hätte ſie es gethan, wenn ſie wäre verdrängt worden. Aber ſie wurde nicht verdrängt, ſie ſtellte ſich nur ſelbſt in den Schatten. Noch immer beſchäftigte ſie die Welt, wenn auch in andrer Art als früher.

Welchen Umſtänden, fragte man in einer Geſellſchaft, ſoll man die merkwürdige Umwandlung dieſer Frau zuſchreiben?

Welche Umwandlung? hieß es. Iſt ſie nicht ſchön wie früher?

Sie mag noch ſchöner ſein als früher. Ich ziehe dieſe Bläſſe, dieſe Verklärung vor. Idaline war eine Schönheit, die auffiel, weil ſie nicht wußte, daß ſie ſchön war. Die Gräfin Waldemar weiß es, daß ſie ſchön iſt, und zieht ſich zurück.

Es müſſen Familienverhältniſſe ſein, die ihr dieſe Veränderung des Charakters zugezogen haben.

Das glaub' ich nicht. Warum Familienverhältniſſe? Ich behaupte, daß dieſe Frau als Mädchen keinen Charakter gehabt hat.

Sie ſetzen es alſo auf Rechnung der Ehe, wenn eine Frau erſt durch ſie über ſie in's Klare kommt?

Die Ehe? Möglich. Doch muß die Ehe in dieſem Fall mit beſondern Umſtänden verknüpft ſein. Ich vermiſſe dieſe an der Ehe des Grafen Waldemar.

Sie iſt glücklich.

Man darf es wenigſtens glauben, wenn man die Gräfin an ſeinem Arme ſieht —

Und wenn man erwägt, daß die Welt dieſer Ehe nichts nachzureden hat —

Auch das! Nun, eine glückliche Ehe macht dieſe Umwandlung nicht. In einer ſogenannten glücklichen Ehe ſetzt die Frau nur den Charakter und die Anſprüche des Mädchens fort. Hier aber iſt eine große Veränderung vorgegangen.

Eine Dame miſchte ſich in das Geſpräch und ſagte: Daß die Welt ſich doch über das Natürliche immer mehr wundert als über das Unnatürliche! Eine Erſcheinung nach der Regel befremdet Euch mehr als die Ausnahme. Idaline ſtand mir nahe genug, um ſie als Gräfin Waldemar ganz zu begreifen. Man nannte ſie einſt kalt und herzlos. Ob mit Recht, hab' ich freilich nicht ganz ergründen können, ebenſo wenig, ob ſie verdient, jetzt von dieſen Vorwürfen freigeſprochen zu werden. Vor allen Dingen iſt ſie Frau geworden, Trägerin eines bedeutenden Namens, Vorſtand eines verzweigten, auf größten Fuß angelegten Hausweſens. Ihr Männer beſucht Bälle und Geſellſchaften, aber Ihr wißt nicht, welche Vorbereitungen dazu gehören, Euch das Geſtändniß abzuzwingen: Wir haben uns amüſirt! Mag ein ſolches Haus auch noch ſo gegliedert, die Mechanik der Dienſtboten noch ſo kunſtvoll ſein, es bedarf einer nie ermüdenden Sorgfalt, einer unabläſſigen Anſpannung, um mit ruhigem Gewiſſen des Abends die Kerzen anzuzünden und die Flügelthüren öffnen zu können. Wenn Ihr anfangt zu genießen, dann ſinkt die Frau vom Hauſe erſchöpft in den Seſſel. Kein Wunder, wenn ſie den Ein-

tretenden leidender ſcheint und Eure faden Begrüßungen nicht immer mit witzigen Pointen beantwortet.

Die Sprecherin erntete ein einſtimmiges Bravo, Bravissimo! Die Herren verfehlten nicht, für das erhaltene Compliment ſo viel Ironie in dieſen Beifall zu legen, als ſie nur aufbringen konnten, um nicht zu verrathen, daß ſie ſich ernſtlich getroffen fühlten.

Indem wir dahingeſtellt ſein laſſen, ob dieſe verſchiedenen Wege, um Idalinens Herz zu ergründen, zum wahren Ziele führten, darüber konnte kein Zweifel herrſchen, daß die einſt ſo ſtolze, unzugängliche und im Allgemeinen unbeliebte Tochter des Miniſters in der Ehe kaum wiederzuerkennen war. Ohne grade an Zuvorkommenheit und Freundlichkeit gewonnen zu haben, hatte ſie doch ganz jene eiſige Sprödigkeit von früher verlaſſen. Auffallend, wie früher, hatte ihre Schönheit doch einen andern Ausdruck angenommen. Man ſtaunte ſie nicht mehr ſo an, dafür bezauberte ſie mehr. Eine ihr ganz fremd geweſene Anmuth war über ihr Weſen hingehaucht, eine Anmuth, die nicht blos in der Oberfläche lag, ſondern in's Herz zu dringen ſchien und ihrem geſellſchaftlichen Benehmen einen eignen Ausdruck von Wohlwollen gab. Dem Menſchenkenner hätte nicht entgehen können, daß dies Wohlwollen gegen Andere aus der Ergebenheit in ſich ſelbſt entſprang. Nur Dem öffnet ſich das Ohr für die Welt, der mit ſich ſelbſt abgeſchloſſen hat.

Idaline gehörte noch wie vor den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft an. Zwar war ihr Vater das Opfer einer friedlichen und dennoch ſehr tief greifenden Veränderung im politiſchen Syſtem geworden. Man hatte für gut befunden, gewiſſe Namen, die zu lange den Wünſchen und Bedürfniſſen

einer langen Zeit Widerstand geleistet hatten, jetzt, da diese Wünsche immer lauter, die Bedürfnisse immer dringender wurden, zu entfernen. Vater und Oheim lebten in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit. Dafür war aber eine neue Generation den Geschäften näher getreten. Nicht etwa jene, welcher Theobald und sein Freund, der dichtende Landpfarrer, angehörten, sondern ein junger Adelsnachwuchs, der sich, wenn auch zum überwiegenden Vortheil des Bestehenden, doch nach einem zeitgemäßen Schnitte gebildet hatte. An der Spitze dieser Richtung stand Graf Waldemar. Er erhielt das Portefeuille, das sein Schwiegervater niederlegte.

Von Geschäften überhäuft, blieb ihm allerdings wenig Zeit, sich seiner Gattin zu widmen. Doch jede Minute, die er sich abdarben konnte, gehörte ihr. Sie erschrak oft, sich gestehen zu müssen, daß sie in Waldemar einen Mann genommen hatte, der ihr vor der Ehe völlig fremd war. Sie empfand ein eignes ängstliches Gefühl, wenn sich ihr die Ueberzeugung aufdrängte, daß Waldemar der Liebe eines Weibes im höchsten Grade würdig war. Er war eine edle, sittliche, aufopfernde Natur, die sich mit einer Natürlichkeit gab, die sie an ihm bewundern mußte. Es ist ein großer Trost für die Menschheit, daß sie überwiegend gut ist, aber die Mehrzahl macht von ihrer Güte auch viel Lärm. Die Edeln wollen auch stets als edel erkannt sein und drängen uns ihre Tugenden mit einer Zuvorkommlichkeit auf, die ihren Tugenden, wenn auch nicht den völligen Werth, doch den geselligen Reiz benimmt. Waldemar war ein so im ruhigen Gleichgewicht schwebender Charakter, der es Jedermann frei stellte, ihn zu beurtheilen, wie es ihm beliebte. Auch vor Jedermann riß er sich nie die Brust auf, fingerzeigte nie auf

seinen anerkannten Werth, sondern sie war es selbst, die sich nach und nach die Züge des moralischen Lichtbildes ihres Gatten auffangen mußte. Sie glaubte nicht, daß an ihm Alles gut war, aber sie bezweifelte es auch nicht, sie entdeckte seine Güte erst durch Zufall. Es lag ein starkes Band in dieser Entdeckung, das Band des Gehorsams, der beschämten Bewunderung. Ob dieser Gehorsam jener Gehorsam war, den sie früher Liebe genannt hatte? Hier mögen wohl die Räthsel in Idalinens Brust beginnen, Räthsel für uns und Räthsel für sie selbst.

Idaline hatte sich keineswegs so verändert, wie es der Welt scheinen wollte. Mit einer musikalischen Bezeichnung möchte man sagen, das Thema ihres Wesens war dasselbe geblieben, nur mit dem Unterschied, daß es früher in Dur, jetzt in Moll gesetzt war. Zeigte sie früher den Indifferentismus des Stolzes und des Glückes, der seinen wahren Grund in einer nicht geweckten Innerlichkeit, in einem schlummernden, trägen Bewußtsein hatte, so zeigte sie jetzt den Indifferentismus der Demuth und Ergebung, der freilich aus dem andern Grunde entstand, keine Innerlichkeit, kein sich Rede stehendes Bewußtsein haben zu wollen. Sie floh die Einsamkeit, sie floh das Nachdenken. Sie wies jede tiefere Erörterung von Fragen ab, die sie auf einen unsichern Grund und Boden führen konnten. Sie fuhr mit gesenktem Haupte wie in einem steuerlosen Kahne über die Wellen des Lebens hin, unbekümmert, wohin sie das Fahrzeug bringen würde. Es war ein Zustand der Flucht vor sich selbst. Sie lebte in den Andern, weil sie erschrack, in sich selbst zu leben. Und das machte sie weich, gut, nachgiebig, leutselig und erwarb ihr Herzen, ohne daß sie wußte, was sie mit diesen Herzen, mit dieser fremden Liebe beginnen sollte.

Waldemar betrachtete sie mit Aufmerksamkeit. Es war ihm nicht fremd, welch eine seltsame Veränderung hier vorgegangen. Es machte ihm nachdenkliche Augenblicke, über den Grund dieser Erscheinung ins Reine zu kommen. Er wußte, wie wenig er in Idalinen geheirathet hatte, er erstaunte, was er jetzt in ihr fand. Steigerte diese Ueberraschung seine Liebe, erhöhte sie ihm das Glück eines solchen Besitzes, so reizte es doch seine Neugier, sich in Idalinens Herz zu vertiefen, sie auszukundschaften, sie von sich, ihm gegenüber, reden zu machen. Sie wich seinen Fragen aus. Sie bat ihn, sie so zu nehmen, wie sie jetzt wäre, und je kleinlicher ihr diese Erklärungen zu sein schienen, desto mehr reizte es ihn, sie um die Geschichte ihres Herzens zu bitten.

Unbekümmert hätte sie ihm sagen können: Als ich am Altare stand, glaubt' ich, Himmel und Erde müßten untergehen. Ich liebte dich nicht. Das Ja! war als gesprochen angenommen, auch ohne daß ich mehr gethan, als nur leise die Lippen bewegen. Nach diesem Ja! geführt an den neuen häuslichen Heerd, angewiesen auf ein urplötzlich neues Leben, wird eine Frau so sehr dem starken Willen des Mannes unterthan, daß ihr die Wurzeln der eignen Kraft locker werden und sie in einen dämmernden Zustand geräth, der sich zuletzt aufklärt und lichtet und wohl das sein mag, was Ihr Männer Liebe nennt!

Auch sagte sie dies einst und Waldemar nahm es hin, um lange darüber nachzudenken. Es verging wohl ein Jahr, daß er sich mit diesem Geständniß vollkommen beruhigte, dann fiel ihm wieder ein dichter Schleier auf die Augen. Sie duldete seine Zärtlichkeiten, aber sie erwiederte sie nicht. Die Rücksicht auf seine Familie gebot ihm, einem Gedanken nach-

zuhängen, für dessen Verwirklichung sich keine Aussichten boten. Er hätte gern einen Erben seines altberühmten Namens gehabt, ja die Vorstellung, einen solchen vielleicht nie haben zu sollen, beunruhigte und verstimmte ihn. Er glaubte, daß Luftveränderungen und Reisen belebend auf Idalinen wirken würden. Sie griff diese Vorschläge zwar nicht mit Lebhaftigkeit, aber doch mit zufriedener Uebereinstimmung auf. Reisen wir! sagte sie. Waldemar befreite sich auf längere Zeit von der Last seines ernsten Berufes. Sie reisten. Nichts führt inniger zusammen als der gemeinschaftliche Anblick fremder Gegenden. In den hundert kleinen Sorgen, die auf Reisen den Muth des Mannes, seinen praktischen Eifer und Schutz in Anspruch nehmen, liegt ein großer Zauber für die Frau. So manche Ehe befestigt sich erst durch eine Reise. Und die Gewohnheit, gleich nach der Hochzeit eine Reise anzutreten, wäre aus diesem Grunde gewiß immer zu billigen, wenn nicht auf eine solche Ueberflitterung der Flitterwochen nothwendig eine Abspannung folgen müßte, ein Verlangen, die flüchtigen Reize und Abwechselungen des Reiselebens in der Ehe für immer und auch am häuslichen Heerde haben zu wollen.

Auch für Idaline schien der Erfolg ein günstiger zu sein. Waldemar konnte auf und nach der Reise Augenblicke erleben, wo ihm seine Gattin sagte: Welch ein Glück, wenn ein Anderer für uns einsteht und wir nicht nöthig haben, uns selber anzugehören! Wie nervig fassest du die Zügel des Lebens! Während du die wilden Rosse bändigst, sitz' ich dir zur Seite und ducke mich schüchtern unter deine Schultern! Dein Mantel birgt mich und ich denke mir: Macht' er mich doch unsichtbar und trüge mich, wie das Kleid eines Zauberers, über Länder und Meere!

Und Meere? sagte Waldemar scherzend. Ich wünschte wohl, mein Mantel hätte die Kraft, dir die Furcht vor dem Wasser zu nehmen. Den Rhein siehst du von den Ufern an und England wirst du unter diesen Umständen nie kennen lernen. Seit wann schreckt dich das Wasser so?

Idaline erblaßte. Vor einem Jahre noch würde sie auf diese Frage erglüht sein.

Idiosynkrasie! sagte sie kaum hörbar.

Du hattest sie aber früher nicht, fuhr Waldemar fort. Wann fuhrst du zum letzten Mal auf dem Wasser? Ich entsinne mich, nach einem Abend beim Onkel, dem ich nicht beiwohnen konnte. Ein Herr von Theobald führte deinen Nachen.

Fast wär ihr die Frage von den Lippen geglitten: Wo ist er? Wo weilt er jetzt?

Waldemar ging scherzend. Sie aber blieb, mit ihrem Dorn im Herzen zurück. Ob dieser Dorn ewig bleiben wird? fragte sie sich. Ob ich es mir, ob es dem edelsten Gatten nicht schuldig bin, ihm zu sagen, was zwischen ihm und mir gelegen? Ob die innere Unruhe, diese still nagenden Qualen nicht schwinden werden, wenn ich jetzt wahrer bin, als ich es früher war? Ob ich ewig diese Flucht vor mir selbst ertragen werde und nicht vielleicht genese, wenn ich mich ihm entdecke?

Dies waren Gedankenreihen, die oft in ihr sich anspannen, die aber durch nichts kettenähnlicher in ihr werden konnten, als durch das harmlose Erwähnen Theobald's im Munde ihres Gatten. Es war eine Last, eine drückende Beängstigung des Gewissens, und sie hätte viel darum gegeben, hätte

Waldemar aus ihr erpreßt, was sie ihm freiwillig zu gestehen keinen Muth hatte.

L.

Noch ging ein Jahr in diesen Nebeln hin. Da trat eines Tages der Graf in Idalinens Zimmer und sagte: die Aerzte rühmen den Einfluß, den die Bergluft auf die Gesundheit hat. Noch bin ich dir die Bekanntschaft mit meinen Gütern schuldig. Ich scheute mich, sie dir früher zu zeigen, weil ich sie in einem Zustand antrat, der mir eine zweijährige, auf Bauten, Bewässerungen und Feld- und Gartencultur verwandte Mühe zur Pflicht machte. Jetzt glaub' ich, sind diese theils heitern, theils pittoresken Gegenden so weit, daß sie sich vor ihrer Beschützerin dürfen sehen lassen. Ich schlage dir einen Sommeraufenthalt auf meinen Gütern vor.

Idaline nahm den Vorschlag an, fuhr aber fort: Warum nennst du mich krank?

Vergib, sagte Waldemar erröthend, ich vergaß, ich wollte sagen, daß ich es bin.

Mit diesen Worten wollte er gehen. Doch kehrte er noch einmal zurück und blieb mit Rührung vor seiner Gattin stehen. Idaline, sagte er mit unsicherer Stimme; vergib, daß ich immer auf eine Saite zurückkomme, die für uns Beide gleich schmerzlich ist. Die Zweifel, denen ich mich einmal ergeben habe, gehören zu jenen nagenden Zuständen, welchen keine Macht des Willens zu widerstehen vermag. Man glaubt, man vertraut und ist dennoch ihr Opfer. Würd' ich dich weniger lieben, als ich dich liebe, wo sollt' ich dann die Ursachen hernehmen, mich zu beklagen? Du bist hingebend und gut. Dem Kurzsichtigen würde dieser Schein der Liebe ge-

nügen. Ich sage, Schein! Wie hart, wie ungerecht von mir! Vergib, ich hatte keinen andern Ausdruck für einen Zustand, der bei dir absichtslos ist, mir aber, ob du nun wahr bist gegen mich oder nicht, die gleiche Wirkung macht. Lächerlich mag es scheinen, daß ich in einer Sphäre wie der unsrigen, mitten unter Verhältnissen, die die Convenienz geschlossen hat, mit so vieler Empfindlichkeit ein Bedürfniß zur Schau trage, das nicht in dem Gefühl begründet ist, wie ich von dir zu wenig empfange, sondern in dem, daß ich dir selbst nicht genug geben kann.

Die Thränen standen ihm in den Augen. Idaline konnte auch die ihren nicht zurückhalten. Sie reichte ihm die Hand und sagte langsam, ihn auf den Sommer vertröstend: unter den Bergen! Waldemar ergriff die dargebotene zitternde Rechte mit Heftigkeit, ermannte sich, die Worte auszustoßen: Idaline, ich erleichterte dir dein Geständniß: du hast geliebt! und ging.

Du hast geliebt! Idaline sank auf die Knie, barg ihr Haupt in den Kissen des Divans und wiederholte es mit allen Quellen ihres Lebens, mit Allem, was im Menschen nur Thräne ist und die Stelle des Wortes vertritt: du hast geliebt! Es war ein Sturm, dem Friede folgte. Hätte Waldemar gesagt: du liebst! sie würde nicht widersprochen haben, aber in sich zusammengeknickt sein. Du hast geliebt! Diese Grabschrift auf etwas Vergangenes, dieser Denkstein auf entschwundene Träume, diese Freisprechung der Gegenwart, die nur die Erinnerung anklagte — darin lag für sie ein Trost, ein so beruhigender Balsam für ihr wundes Herz, daß sie sich von einem neuen Geist, einem Geist des Muthes und der Erhebung, getragen fühlte. Es rauschte um sie wie eine

Musik. Es belaubte sich um sie her mit neuen Hoffnungen und neuen Wünschen.

Waldemar war überrascht, daß die einzige Antwort auf seinen gewagten Ausspruch nur in Idalinens verändertem Wesen lag. Er hatte ein Ja, ein Nein, er hatte eine Reihe der erregtesten Erörterungen erwartet. Statt dessen erhielt er von Idalinen eine erheiterte Stirn, ein reineres Auge, eine anschmiegendere Vertraulichkeit. Der Hollunder blüht, sagte sie ihm. Mach, daß wir deine Berge sehen. Kommt der Frühling in ihnen später, so haben wir ihn in diesem Jahre zweimal. Waldemar sah sie prüfend und lächelnd an. Sein Blick verrieth, daß er beruhigt war, aber auch daß er ein Recht hatte, von ihr diese Beruhigung ausdrücklich zu verlangen. Du hast mir Unterhaltungsstoff für diese Reise gegeben, sagte sie scherzend. Auch werden Regentage kommen, fuhr sie fort, wo wir in den gewiß recht hohen und schaurigen Sälen deines alten Schlosses im Kamine heizen und uns durch Erzählungen die Gespensterfurcht verscheuchen können.

Waldemar verstand und athmete zu neuem Leben auf.

Einige Tage darauf fuhren sie im großen sechsspännigen Reise-Landau, von einem zweiten Wagen für die Dienerschaft begleitet, auf der Landstraße den Gütern des Grafen zu. Es war ein Frühling, würdig seines Namens. Selten ein Jahr, in dem der Mai so duftende und sonnige Ansprüche auf den Namen des Wonnemonats geltend machte. Ein anhaltender Regen hatte vorher die Natur auf lange Zeit erquickt. Gärten und Alleen blühten. Auf grünen Wiesenteppichen streckten sich behaglich die Heerden, Knaben huschten jubelnd nach den flatternden Faltern. In Dörfern, Höfen, auf dem Felde

blickten die Arbeiter und Mägde so munter und stolz von ihrer Thätigkeit auf, als wollten sie den vorüberfliegenden Reisenden sagen: Seht, das haben wir euch den Winter über aufgespart, das sah traurig aus im Winter und nun ist der Sommer doch wieder unser und ihr beneidet uns.

Die großen grünen Flächen der Ebene verengten sich. Die blauen Höhenränder des Gebirges kamen immer näher. Die Fahrt ging bergauf und immer langsamer. Der Hemmschuh ging ab und zu. Die Beleuchtungen wurden malerischer. Die Natur nahm einen geschlossneren, einen männlicheren Charakter an. Links und rechts glänzte an den Bergwänden noch in einer Felsenspalte oder auf Tannenwimpeln der ungeschmolzene Schnee. Große Vögel mit schweren, breiten Flügeln schwebten über die Thäler oder schossen in die Tiefe hinunter, die sich seitab vom Wege bis zu einem unten rieselnden Gebirgsbache öffnete. Nichts ist unmerklicher als der Uebergang in Gebirgsnatur. Da und dort hielten kleine hochbeladene Karren, von schellebehangenen plumpfüßigen Pferden gezogen, am Wege still, um die herrschaftlichen Carossen mit den übermüthigen Postillonen vorüberzulassen. Neugierig blickten die Fuhrleute im blauen Kittel in den geöffneten Schlag. Dann mußten die Reisenden wieder mitten im Wege halten, denn sie geriethen in eine Heerde Ziegen, die sich mit ihren philosophischen Bärten neugierig um den Wagen aufstellten, auf Chausseesteine sprangen und in den Wagen gafften. Es war ein Mangel an Waldemar, daß ihm Humor fehlte. Er verstand es nicht, so ganz natürlich wie die Natur zu werden. Seine Gedanken, meist auf ernste Lebensfragen gerichtet, entnahmen aus allen diesen Begegnissen immer einen andern Stoff, als der Idallnen beschäftigen

konnte. Während sie die Erscheinungen gern so heiter genossen hätte, wie sie sich gaben, benutzte Waldemar sie nur, um seine administrativen Kenntnisse zu bereichern oder sich über Gegenstände, die ihn im Ganzen und Großen täglich beschäftigten, hier im Detail und recht an der Quelle zu unterrichten. So interessirten ihn denn die Chausseebauten, die schadhaften Brücken, die verfallenen Wegweiser mehr als die unnennbar wonnigen Athemzüge der Freiheit, die für den gefesselten Menschengeist in diesem Einsaugen der reinen Natur liegt. Idaline hätte so recht eines Dolmetschers dieser himmlischen Sprache bedurft, in der die Natur zu kranken Herzen redet. Doch fühlte sie es nicht, daß ihr dieser fehlte. Sie sah erwartungsvoll den Gütern ihres Gatten, dem Reich ihrer eignen Herrschaft entgegen.

Endlich kündigten sich die Spuren einer vornehmern Cultur der Gegend an. Hier und dort der Zierrath einiger Pappeln. Die Gärten eingeschlossen von frischgekalkten Mauern. An den Bergabhängen zwischen dem Grün ein kleines Häuschen oder hoch oben eine Warte für die Fernsichten. Die Brücken mit eisernen Geländern. Noch eine Biegung und die Kuppel des alterthümlichen Schlosses wurde sichtbar. Eine ganz neue Gegend eröffnete sich. Das Gebirg schien schon im Rücken zu liegen. Der Blick streifte hinaus in eine freie, abschüssige Ebene, die in einen neuen Landstrich zu führen schien. Links eine letzte hohe Felswand an welche sich das Schloß lehnte — und dann hinunter — Alles Feld, Wiese, Garten mit einer Fernsicht, die sich in blaue sonnige Nebel verlor. Idaline hat nach dem vorangegangenen Gebirgscharakter diese anmuthige Lage nicht erwartet und Waldemar's Lächeln verrieth sichtlich, daß ihm diese

unvermuthete Ueberraschung schmeichelte. Das Schloß war im Rococogeschmack. Ein Viereck, von rothem Gebirgsstein aufgebaut, mit vier schiefergedeckten unförmlich geschweiften Thürmen. Die Fenster groß und auf der Fronte bis zur Erde gehend, so daß sie auch als Thüren geöffnet werden konnten. Einige Orangenbäume in großen hölzernen Kübeln, die den mit Kies bestreuten Vorplatz zierten, waren ohne Zweifel erst vor wenig Tagen hier eingeführt. Sie standen in grellem Contrast zu dem Schnee auf der linken hohen, düstern Felswand. Rechnet man noch einen hinter dem Schloß gelegenen großen See zu dem Ensemble der Gegend hinzu, so hätte man sich wohl in jenen steinigten nördlichen Theil des Gardasees versetzt glauben können, wo auch die frostige Abdachung der Alpen in einem seltsamen Contraste zu den Terassen künstlich gezogener Südfrüchte an seinem, wenn man von Torbole kommt, rechten Ufer steht. Mit dem vorrückenden Sommer mußte freilich sich das Ganze noch mehr beleben, die Farben noch sanfter in einander malen.

Auf den ersten Blick sah man, daß Kunst, Liebe und Ehrgefühl hier außerordentlich viel Vorbereitungen getroffen hatten. Sogar die größere Belebung des Landsitzes durch Ansiedlung schien von neuem Datum. Ein kleines Dorf schien improvisirt. Manche Nebengebäude waren wohl kaum ausgetrocknet. Doch hinderte dies Alles nicht, dem Ganzen nun einen wohnlichen Charakter zu sichern. Im Innern des Schlosses war von dem alten barocken Geschmack so viel beibehalten, als sich mit der Mode des Tages verschmelzen ließ. Hier und da sogar war das Altmodische wieder ganz neumodisch geworden. Von den Fenstern eines Altans herab sah man auch, daß dies Schloß

eigentlich die Krone eines gesegneten, zu seinen Füßen liegenden Thales war. Ein Blick durch das Fernglas zeigte Kirchthurm an Kirchthurm und der Gedanke einer etwas schauerlichen Einsamkeit, der Idalinen bei der ersten Begrüßung des Schlosses angefröstelt hatte, verließ sie wieder.

Nach der ersten hier zugebrachten Nacht zeigte auch die aufgehende Sonne Alles in einem andern Lichte. Die Vormittagssonne gibt eine ungemein erfrischende und belebende Beleuchtung. Es überraschte Idalinen, so viel Leben um sich her zu erblicken. Eine Abwechselung verdrängte die andere. Neue Dienstboten gesellten sich den mitgebrachten alten bei. Bei vielen Gegenständen, die sie ungern vermißt haben würde, erstaunte sie, daß sie schon vor ihrer Abreise hierher gebracht waren. In einer Woche war sie heimisch.

Auch an Nachbarn und Bekanntschaften fehlte es nicht. Aus allen Ecken und Orten guckte Menschenleben hervor. Wo sie es kaum ahnte, hinter Hecken und Bergen, hatten sich menschliche Existenzen, ganz breit und behaglich, bürgerliche und adlige, hingelagert. Doch sprach sie davon vorerst noch wenig an. Sie fühlte zu sehr die Verpflichtung, die sie Waldemar gegenüber stillschweigend übernommen. Sie hatte sich entschlossen, ihm ganz zu gehören, sie hatte ihm wenigstens das Anrecht auf diese Voraussetzung gegeben. Er war unerschöpflich in Aufmerksamkeiten. Sie hätte dessen weniger gewünscht. Sie hatte in diesem Sinne doch nicht ganz so abhängig zu werden geglaubt. Das Geben ist doch schöner als das Nehmen, sagte sie sich im Stillen, und wenn Waldemar so prüfend und erwartungsvoll an ihrem Auge hing, so kam ihr all seine Zuvorkommenheit so absichtlich, so berechnet vor. Sie sagte sich: Es liegt ja doch ein anderer

Geheimniß bahinter! und immer beklommener wurde es ihr, daß sie nun endlich ihrem Gatten die Aufklärung geben sollte, die er von ihr erwarten durfte.

Es liegt ein großer Fluch auf dem verhaßten Moment. Die vorübergegangene Gelegenheit schwört keine Macht wieder herauf und der redlichste Wille erlahmt, wenn ihn die Umstände im Stiche lassen. Je mehr Idaline suchte, da wieder anzuknüpfen wo sie vor der Reise in ihrem Verhältniß zu Waldemar stehen geblieben war, desto weiter entfernte sie sich von ihrem Vorhaben. Die Zügel waren aus der Hand und Waldemar, der immer trüber und nachdenklicher wurde, schien am wenigsten geneigt, sie ihr wieder zurückzugeben. Sein Stolz war beleidigt, seine Ruhe war unterwühlt. Er fühlte, daß er Idalinen nicht mehr zu geben hatte, daß das Maß von Freundschaft und Liebe, das er für sie hatte, ein zwar immer gleiches, aber auch das innerlichst höchste war. Er kannte kein Mittel mehr, ihr zu beweisen, was sie ihm galt. Und über diese Verstimmung gingen Wochen hin, Wochen, in denen sich Idaline nicht entschließen konnte, zu antworten, und Waldemar nicht, zum zweiten Male zu fragen.

Da traf plötzlich in einer Nacht ein Courier ein. Eine wichtige Staatsangelegenheit rief Waldemar augenblicklich in die Residenz. Er hätte auf der Stelle abreisen sollen, aber er bezwang seinen Geschäftseifer, er brachte seinem Ehrgeiz das Opfer, er theilte Idalinen, die zurückbleiben mußte, die Nachricht mit und beschloß, ihr noch einen Tag zu widmen und erst am folgenden Morgen in aller Frühe abzureisen. Es war dies ein peinlicher Tag, ein fürchterlicher für Beide. Beklommen saßen sie sich an der Tafel gegenüber. Das Gespräch stockte, aber bewegte sich nur um Gegenstände gering-

fügiger Bedeutung. Pausen traten ein von erdrückender Länge. Der Tag neigte sich. Waldemar schlug einen Abendspaziergang in dem schönen Park vor. Idaline ging schweigend neben ihm her. Sie wußte, was sie sollte, aber sie hatte nicht mehr den Muth dafür und Waldemar war zu stolz, ihr diesen Muth zu geben. Von einem kleinen Pavillon aus erstreckte sich der See in glänzender Fläche. Der Grund war düster und die Farbe des Wassers schwärzlich. Ein Fels von grauem Schiefer, die sich am jenseitigen Ufer in ihm spiegelte, machte den Eindruck des Elementes noch melancholischer. Idaline hing mit zitternder Spannung an dem Gedanken, Waldemar würde vielleicht Veranlassung nehmen, ihr den Hergang zu dem Geständnisse, das er erwartete, zu erleichtern. Aber wußte er etwas von Theobald? Die Zeit verstrich. Es fing an kühl zu werden. Sie gingen hinauf in ihr Zimmer.

Willst du nicht den Thee bei mir trinken? sagte sie beklommen.

Ich will früh zur Ruhe gehen, da ich noch vor Tagesanbruch im Reisewagen sein muß.

Komm nur, komm, Waldemar! Sie zog ihn sanft in ihr Zimmer, wohin sie schon die siedende Maschine zu stellen befohlen hatte. Der Bediente brachte Leuchter. Es war eine traurliche Stunde, eine Stunde, verlockend, anschmiegsam und doch überwältigte sie die beiden unglücklichen Menschen nicht. Die Zurüstungen des Thees waren vorüber. Das lästige Ein- und Ausgehen der Bedienten hörte auf. Es trat keine Pause ein; im Gegentheil bemühte sich Idaline durch vieles Sprechen, Erörtern, Fragen ihrer Aufregung Herrin zu werden. Sie rüstete sich, den besten Theil des Sommers hier allein zu bleiben und ließ sich über alles unterrichten, was sie wissen

mußte, um über die ihr dann zustehende Alleinherrschaft auf der weitläuftigen Besitzung in keine Verlegenheit zu kommen.

Endlich schlug eine kleine Wanduhr zehn. Die Schloßuhr antwortete und aus der Ferne fiel in traurigen Schlägen eine Kirchthurmuhr ein. Waldemar stand auf, ergriff einen Handleuchter und sagte Idalinen mit zitternder, aber seinen Schmerz überwältigender Stimme: Gute Nacht! Idaline wandte sich ab. Ihr Auge stand voll Thränen. Waldemar stand auf, ergriff die Hand, die sie ihm mit abgewandtem Blicke reichte, hielt sie eine Weile harrend in seiner Rechten, küßte sie mit Innigkeit und fragte, indem er sie sanft entgleiten ließ: Hast du mir noch etwas zu sagen? Idaline schwieg. Sie hätte auch nicht reden können, da ihre Stimme in einem Thränenstrom erstickt wäre. Waldemar harrte noch einen Augenblick, sammelte sich, noch einmal zu sagen: Nun denn, gute Nacht! und machte eine Bewegung, sich der Thüre zuzuwenden. Idaline riß sich auf und stürzte an seine Brust, sie umfangend, um ihre Thränen zu verbergen. Waldemar, der seinen Stolz nicht verleugnen konnte, dem dieser Abschied eine furchtbare Bestätigung seiner Ahnungen war, ließ es geschehen, harrte, bis Idaline ihm beruhigt schien, und machte sich dann sanft von ihren Armen los, um zu gehen. Schon hatte er die Thür in der Hand, als ihm Idaline mit Leidenschaft nachstürzte und verzweifelnd, aber entschlossen ausrief: Bleib, Waldemar!

Was ist, Idaline?

Du hast, begann sie mit zitternder und doch gefaßter Stimme — Du hast ein Recht, von mir ein anderes Lebewohl zu verlangen als diese Thränen, die dich nicht rühren. Ich bin dir schuldig, dein Vertrauen zu ehren, und ich will

mich selber ehren. Du glaubst, ich liebe, du glaubst, ich hätte geliebt. Unfähig bin ich, dir den Zustand meines Innern zu malen, wie er war und ist. Ich schwöre dir, kein männliches Wesen hat Ansprüche auf mich. Ja, es ist wahr, ein männlicher Schatte steht zwischen mir und dir, aber nur ein Schatte. Nie hab' ich zu ihm geredet, nie wußte er, daß meine Phantasie von ihm erfüllt war. Entsinnst du dich des Schiffers in jener Nacht auf dem See vor der Villa des Onkels?

Theobald? fragte Waldemar mit staunender Ueberraschung.

Sprich du den Namen aus, es erleichtert mich, fiel Idaline schnell ein. Ich bin dein, Waldemar, aber daß ich es zu sein verdiene, daß ich deiner würdig wurde, verdank ich einer Liebe, die mein Geheimniß war und deren letzter Vorwurf mich verlassen wird, wenn ich das Geheimniß auch zu dem deinigen mache. Noch eine Stunde vor dem Augenblick, wo ich mit dir vor den Altar trat, war ich entschlossen, unsern Bund vor aller Welt zu zerbrechen und dem Manne, den ich liebte —

Sie stockte. Waldemar hing sprachlos an ihrem Munde. Wie ein Blitz fuhr sie an ihren Schreibtisch, riß eine Schatulle auf, wählte einen Augenblick unter Papieren und reichte ihrem Gatten einen zierlich zusammengefalteten Brief. Lies, sagte sie, und verurtheile mich! Es ist ein Selbstgespräch, es ist eine Beichte, die ich einst nur in den Busen Gottes schüttete. Daß ich fähig war, diesen Brief nur zu denken und dennoch die deine zu werden, hat meinen Stolz untergraben und mich so tief gedemüthigt, daß ich erst durch dich mich wieder erheben konnte. Nimm mich, wie ich bin und wie ich war. Jetzt, da kein Geheimniß mehr zwischen uns

wollte, jetzt, da ich dir auch die Asche des Gewesenen in diesem Briefe opfere, jetzt, Waldemar, fühl' ich mich leicht und ergebe mich in Demuth, was du auch über mich beschließen mögest.

Waldemar war überrascht, gerührt. Er stellte den Leuchter hin, wollte das ihm dargereichte Papier unschlüssig eröffnen, aber Idaline sagte: Nein, laß es, Freund! Raube dir nicht die Erquickung dieser Nacht! Schlummere und träume Gutes von mir! Was ich dir sagte, was ich dir gebe, ist gewesen, ist abgethan. Lies dies Papier, wenn du dich in mein Geständniß hineingefühlt hast, und dann schreibe mir, was du denkst.

Idaline, sagte Waldemar, indem er sie mit Leidenschaft umfing, meine Liebe zu dir konnte nur dann noch zunehmen, wenn sie mit der eines Andern hätte wetteifern müssen. Da ich aber auch diese nicht zu fürchten habe, wie du mir sagst, was könnte uns trennen? Ich verspreche dir, den Brief erst zu lesen, wenn ich mich in dein Geständniß hineingelebt habe. Auf der Reise will ich nachsinnen, dir von Hause schreiben und Alles aufbieten, dich bald wieder in meine Arme zu drücken. Treu verbunden und unzertrennlich! Dank! Dank! Und nun leb wohl!

Er bedeckte Sie mit seinen Küssen. Sie lächelte und ließ es froh geschehen, da ihr Herz so selig erleichtert war. Noch lang sah sie ihm über den Gang nach. Er blickte nach jedem Schritt wieder um sich. Ja, er kehrte noch einmal zurück, um sie mit übervoller Gewalt des Herzens an sich zu drücken. Nie hatte sie sich in seinen Armen so geistig hingebend aufgelöst. Sie schieden in dem sichern Gefühl, daß erst von dieser Stunde an ihr Bund treu und wahrhaft geschlossen war.

Nach einer Nacht so voll erquickenden Schlafes, wie sie sich dessen lange nicht zu erfreuen gehabt hatte, erwachte Ibalina. Die Sonne schien schon mit heißen Strahlen durch ihr Fenster. Der Graf, hieß es, wäre schon vor vier Stunden abgereist. Da sie den Weg kannte, konnte sie sich nun zu jeder Stunde die Gegend vorstellen, wo er gerade jetzt schon sein würde. Sie rechnete ihm die Stationen nach, sie malte sich den Augenblick aus, wo er wieder an der oder jener Stelle sein würde, wo ihr etwas aufgefallen oder merkwürdig erschienen war. Und dabei summelte sie sich in ihren Zimmern mit einer so erleichterten Stimmung, wie sie diese nie gekannt hatte. Sie öffnete ihr Piano, nahm ihre alten Noten vor, fand, daß sie Alles verlernt hätte, und gelobte sich, auf die Musik, die sie seit ihrer Verheirathung hatte liegen lassen, mit verdoppeltem Eifer zurückzukehren. Ihre Bibliothek wurde gemustert. Sie bemerkte Lücken. Sie war hinter der fortschreitenden Literatur zurückgeblieben. Sie besann sich, daß sie hatte Namen nennen hören, von denen sie die Werke nicht kannte. Sie schrieb sich eine lange Liste von literarischen Bedürfnissen auf, die sie mit nächster Gelegenheit in die Residenz zu schicken gedachte. Auch ihre alten Farbenkasten sah sie wieder an, ihre angefangenen Zeichnungen. Sie gelobte sich die malerischen Punkte der Umgegend aufzunehmen und sah sich schon im Geist mit dem Skizzenbuche und der Staffelei auf diesem und jenem gefährlichen Felsvorsprunge, der sie nicht mehr schrecken sollte.

Diese Vorsätze wurden nicht nur genommen, sondern in den nächsten Tagen theilweise auch ausgeführt. Der Uebermüdung und des sich bräunenden Teints achtete sie nicht. Besuch war ihr stets willkommen, doch lieber noch, wenn er

ging. Am Bächem streifte sie allein, von einigen Dienern begleitet, in der Gegend umher, abwechselnd zu Fuß oder dem sichern Tritt der Eifel sich vertrauend. Ein großer breiträndiger Strohhut beschattete den schönen Kopf, dem eine natürliche und aller Mode entsagende Frisur des Haares nur um so reizender stand. Zu den Zerstreuungen, die sie sich verschaffte, gesellten sich auch manche unfreiwillige. Bei einem so großen Hauswesen fehlte es nicht an Anlässen, wo die überlieferte Gewohnheit einmal auch aus dem Gleise der Ordnung trat. Idaline ließ hier keine Gelegenheit, um Muth und praktische Umsicht zu zeigen, vorübergehen. Ein recht bedauerlicher Zufall trat gleich zwei Tage nach der Abreise des Grafen ein. Man meldete ihr, daß ein Mann im Gebirge einen unglücklichen Fall gethan. Ausgeglitten auf einer der höchsten Felsenzacken, wär' er in die Tiefe zwar nicht gestürzt, aber doch so hinuntergeglitten, daß er sich einige Hundert Fuß nicht hätte halten können und nur mit bedeutenden Verletzungen auf festem Boden angekommen wäre. Die Gräfin gab Befehl, ihn im Schlosse sorgfältig zu pflegen und den Arzt der Gegend, der tiefer in einem Oertchen der Ebene wohnte, schnell herbeizurufen. So war fast jeder Tag durch einen eigenthümlichen Vorfall bezeichnet, der oft, ohne sie selbst persönlich zu berühren, doch ihre volle Sorgfalt in Anspruch nahm.

Inzwischen kam auch ein Brief von Waldemar. Er schrieb ihr, daß er glücklich wieder in seinem Wirkungskreise angekommen wäre und einen Berg von Geschäften vorgefunden hätte, den er sobald nicht würde abschütteln können. In Betreff des Geständnisses, das sie ihm mit auf die Reise gegeben, war er wortkarger, als sie es wünschte. Nicht daß sie

Ursache gehabt hätte, aus seinem Briefe irgend eine Verstimmung herauszulesen. Im Gegentheil er verrieth eine größere Beruhigung, als sie erwartet hatte. Den verhängnißvollen Brief hatte er noch nicht gelesen. Er schrieb ihr, daß er eine einsame Stunde abwarte, um auch dieses Element in sein Lebensblut, das ewig für sie fließen würde, aufzunehmen. Er wäre überzeugt, daß sie ihm gehöre, und müßte sich selbst die größten Vorwürfe machen, damals so wenig auf ihre Phantasie gewirkt zu haben. Ich war ein nüchterner Liebhaber! gestand er offen und schloß seinen Brief mit einer Nachschrift, worin er sagte: Ich liebte als junger Mensch eine Frau, der ich jetzt täglich begegne und die mich lachen macht, wenn ich an meine alte Narrheit zurückdenke. Theobald ist übrigens seit zwei Jahren nicht mehr in Deutschland. Sein unruhiger Sinn hat ihn in fremde Länder gejagt. Bei aller Anziehungskraft, die er vielleicht für Frauen haben kann, würde er sich nie für die Ehe geeignet haben.

Sonderbar, sagte Idaline, als sie den Brief zusammenlegte, für die Ehe! Als wenn ich ihn nur hätte heirathen wollen! Im Allgemeinen erfreute sie aber doch dieser Brief. Er zeigte ein gutes Herz, das sich nicht so leicht verstimmen ließ, er zeigte noch mehr, eine hingebende, feste, fast schwärmerische Liebe, die ihr wohlthat, da sie bei Ehemännern selten ist, oder wenn sie da ist, doch nicht mehr in diese fast verliebten Formen sich kleidet. Dazu kam, daß der Freude, den sie in ihr Haus aufgenommen, wie sie hörte, sichtbar in der Besserung begriffen war und sie auch von dieser Seite aus ihrer nächsten Nähe bald alle störenden Elemente verbannt hoffen durfte.

Große Freude machte Idalinen die Entdeckung, daß die

Gegend mit dem fortrückenden Sommer auch jede Spur ihres frühern etwas rauhen Charakters verlor. Die Orangerie auf dem kleinen Vorplatz des Schlosses nahm sich unter den brückenden Sonnenstrahlen so einheimisch aus, ihre goldgelb reifenden Früchte erinnerten sie so lebhaft an die Schönheit des mit Waldemar durchstreiften Italiens, daß sie in ihrer Einsamkeit sich immer glücklicher fühlte. Freilich raubte die übergroße Hitze dem Geiste jede Elasticität. Hinter dichten Vorhängen mußte man stundenlang zubringen, weil die Luft draußen nicht einzuathmen war, und auch diese gezwungene Sieste hatte etwas Erschöpfendes. Nur am Abend, in der Kühle des Parkes, in der Nähe des sich ihr doch freundlicher anlassenden Sees war es möglich, ins Freie zu treten. Dorthinaus nahm Idaline auch wohl weibliche Arbeiten mit oder Bücher, oder die Briefe Waldemar's, die fleißig einliefen und die sie gern zweimal las. Sie suchte in diesen Briefen etwas, das sie nicht fand. Sie suchte eine Unruhe, eine Besorgniß in ihnen, die sie nicht entdecken konnte. „Den Brief," schrieb Waldemar, „werd' ich nicht lesen, weil es unnöthig ist. Hab' ich auf die Zeit, in der Du ihn schriebst, gerechte Ansprüche? Diese Träume liegen hinter uns. Was sind Träume! Du schwärmtest Dich in die Seele eines Dir fremden Mannes hinein, Du gabst dieser Schwärmerei im Unbedacht des Herzens eine Sprache, deren Glut ich mir ausmalen kann. Dein Vertrauen, Idaline, war zu edel: Dein Herz fühlt zu gewissenhaft: ich will diesen Adel Deiner Gefühle nicht mißbrauchen. Ich schicke Dir den Brief zurück. Es ist ja vorüber damit."

Dieses Zurückschicken hatte sie sich aber streng verbeten. Wollt' er ihn nicht lesen, hatte sie ihm geschrieben, so soll' er

en Brief vernichten. Darauf wartete sie eine Antwort ab. Sie konnte sich nicht verschweigen, daß sie sich über die Folen ihrer Aufrichtigkeit doch eine andere Vorstellung gemacht atte. Es that ihr weh, ein Geständniß, das ihr so viel Schmerzen gekostet hatte, wohl gar in ihr Herz wieder zuücknehmen zu müssen. Sie hatte sich im Stillen gesagt gehabt: Es muß nun in meinem Dasein ein neues Drittes ntstehen, ein Zustand, ganz verschieden von frühern Zustänen. Und das kam nicht, das traf nicht ein. Sie fand auch icht mehr so große Freude an ihrer Einsamkeit und wünschte ehnsüchtig, Waldemar käme zurück, wenn auch nicht, um sie bzuholen, doch um bei ihr zu bleiben.

Einige Tage darauf, es war am Morgen, als der Bediente das Frühstück abräumte — Idaline hatte ein Buch rgriffen, um hingestreckt auf dem Sopha, ihre Langeweile u vertreiben — sagte dieser beim Hinausgehen: Der fremde unge Mann ist so weit genesen, daß er aufstehen und gehen kann. Er läßt bitten, ob die Herrschaft ihm wohl gestattet, sich in den Park führen zu lassen und auf den Bänken ausuruhen.

Warum nicht? sagte Idaline mit einem Tone, in dem unverkennbare Theilnahme, zu gleicher Zeit aber doch ein gewisses Unbehagen lag, noch ferner durch diesen ihr völlig unbekannten fremden Gast gestört zu werden.

Der Tag war wieder so heiß wie die vorangegangenen. Bei Tafel fragte sie: Wie befindet sich der Fremde? War er im Park?

Die Bedienten sagten: Es wäre den Tag über eine so drückende Luft gewesen, daß der Fremde erst gegen Abend

von der ihm geschenkten gnädigen Erlaubniß Gebrauch machen wolle.

Ich finde es doch lästig, sagte sie in einem Anfall jener Launen, die Gebietende so schwer zu unterdrücken lernen. Doch, setzte sie hinzu, man hindre ihn nicht.

Mit Sonnenuntergang pflegte die Post anzukommen. Sie brachte einen Brief von Waldemar. Beigeschlossen war das verhängnißvolle Geständniß. „Idaline", schrieb Waldemar, „es kann mich nichts von Deinem Herzen trennen. Ich habe gelesen, was Du wünschtest, und bin ruhiger, vertrauensvoller denn je. Oder wär' es nicht verzeihlich, wenn Dein liebebürftiges Herz ein Wolkenbild statt meiner umarmte, wenn die Schwärmerei einer jugendlichen Phantasie sich in ihrem Fluge auch einmal verirrte? Nein, es war kein menschliches Wesen, dem Du eine so grenzenlose Hingebung, ein solches Gebet der Inbrunst auf dem Papiere widmen konntest, es war die Liebe selbst. Es war eine göttliche Idee, die Dich gefangen hielt und der Du nachlebtest, weil sich der Reiz des Abenteuerlichen, Fremden, Wunderbaren, ja der Reiz des Unglücks hinzugesellte. Denkst Du, Idaline, daß wir Männer darauf rechnen, stets die Knospen eures erwachenden Seelenlebens zu brechen? Weißt Du nicht, daß wir bei jedem keimenden Mädchengefühl ein schweifendes Suchen, Prüfen und Beurtheilen der Männerwelt voraussetzen müssen? Die Liebe ist im Weibe etwas Uranfängliches, ein End- und Anfangsloses. Das junge Mädchenherz würde lieben, auch wenn es keinen Gegenstand hätte. Du fandest einen Gegenstand, aber war er Dir mehr als jenes Gerüst, an welchem man Häuser baut und das man nachher wieder abreißt; mehr als das Gängelband Deines Seelenlebens, das zum ersten

Male lernte, gleichsam auf freien Füßen stehen? So seh' ich die Vergangenheit an, so will ich sie ansehen. Gebe nur der Himmel, daß ich bald erlöst bin, zu Dir fliegen und Dich in meine Arme schließen kann!"

So war denn eine Episode ihres Lebens, vor der Idaline so viel Grauen empfunden hatte, vorüber, eine Frage schien gelöst, eine Begebenheit abgethan. Sie saß in dem Pavillon, der die Aussicht auf den See bot. Die Sonne war untergegangen. Dunkelheit umfing die hohen Bäume, deren Laub statt am Regen an der Nachtkühle sich erfrischen mußte. Der Mond stand noch hinter dem dunkeln Felsen. Jetzt schimmerte er durch die Tannen, die seinen Gipfel bedeckten, hindurch, goldgelb, magisch, übervoll, wie er in schönen Sommernächten scheint, wo es uns oft ist, als sollt' er uns an sich ziehen, wo wir begreifen lernen, was wohl das Geheimniß des krankhaften Nachtwandelns sein möge. Idaline fürchtete sich vor den Erinnerungen, die der Anblick solcher Naturscenen in ihr weckte. Sie brach auf, um in's Schloß zurückzukehren. Indem rauschte es am niedern Heckengesträuch in ihrer Nähe. Sie hörte eine männliche Stimme, die sich näherte, einen langsamen, matten Ton, den sie schon einst fremdiger und lebensvoller vernommen hatte. Sie fragte mit zitternder Ahnung den Diener, der sie begleitete, wessen die Stimme wäre? Der genesene Fremde! sagte dieser mit einem Tone, als erwartete er Vorwürfe über diese Begegnung. Idaline wußte nicht, was sie wie mit tausend Armen hinwegzog und sie ebenso gewaltsam an die Stelle bannte. Die fieberhafte Angst verwirrte ihre Sinne. Sie riß sich von der Stelle, wo sie eingewurzelt schien, fort, trat besinnungslos einige Schritte vor und stand vor einer männlichen Gestalt, die im

schwarzen Kleide gespenstisch sich gegen den mondhellen Hintergrund abzeichnete. Der Fremde richtete einen wehmüthigen Blick auf Idalinen. Ein sanftes Lächeln lag in seinen blassen Zügen. Sie prüfte, sie erstarrte. Es war Theobald!

## 7.

Die Schloßuhr summte zwölf Uhr Mitternacht. Aus dem fernen Thale läutete ein Glöcklein herauf, das um diese Stunde, weil es die Wachsamkeit der Wächter bestätigte, nie schweigen durfte. Todtenstille herrschte im Schlosse. Nur in immer gleichem Rauschen ließ sich nichts vernehmen als eine Felsenquelle, die in nicht unbeträchtlicher Fülle in den See stürzte. Im Schlafzimmer Idalinens brannte eine einzige Kerze. Sonst Alles in Nacht gehüllt; denn auch der Mond verschleierte sich und seine Lichter wurden blässer.

Idaline hatte sich erst langsam aus einer Betäubung zum Bewußtsein wieder erholt. Dieses Wiedersehen! Dieser dämonische Gruß aus dem Geisterreiche! Ein Schmerzens- und Ueberraschungslaut war ihr auf den Lippen erstorben. Sie wandte sich, wankte an den Sträuchen, das Laub bestreifend, halb bewußtlos dem Schlosse zu und fühlte erst in dem Augenblick, als sie auf das Sopha ihres Schlafzimmers fiel, wie ihre Sinne schwanden und Alles um sie her sich in graue Farben verwandelte. Vorher hatte sie die ungeheure Gewalt der Selbstbeherrschung, die die Frauen für ihre höchste Lebenskraft halten, noch vor diesem Aeußersten bewahrt; jetzt sank sie zusammen, obgleich Niemand von ihren dienenden Geistern bemerkte, was mit ihr vorging.

So hatte sie drei Stunden hintereinander geruht. Die wirre Betäubung ihrer Sinne verhinderte jede klare Gedan-

kenbildung. Endlich gingen die Kammern und Schleußen des Bewußtseins auf und ihr erster Gedanke war: Er litt, er war dem Tode nahe unter deinem Dache, er hätte sterben können, während du auf dem Claviere Weber's Aufforderung zum Tanze spieltest, er wußte, wer ihn aufnahm, und wie nahm ich ihn auf; wie karg mein Mitleid, wie arm meine Hülfe, wie lieblos mein Unmuth, ihm die erquickende Kühle des Blätterdaches gönnen zu müssen! In diesem Gefühl, in dieser reuigen Anklage war sie nun ganz Weib und so hingebend, gerührt und weich, wie sie es früher nie über ihr kaltes Herz vermocht hätte. Sie wußte nicht, wie sie sich im Laufe dieser trüben Jahre zum Edeln durchgerungen hatte; aber es hauchte sie doch geisterhaft süß an, daß ihre ersten Gedanken nach diesem Schrecken so reine, so schuldlose und verzeihliche waren.

Da aber ergreift sie plötzlich die Vorstellung: du hast den Brief im Park fallen lassen: er nahm ihn auf und du bist verloren! Sie sah sich um, der Brief war nicht da. In fieberhafter Hast irrten die Augen auf dem Tische, auf dem Boden des Zimmers umher. Die Vorstellung, Theobald hätte den einst an ihn gerichtet gewesenen Brief gefunden, fuhr sie mit einer Vernichtung, die dem Tode gleich kam. Sie sah im Geist einen Abstürz von unergründlicher Tiefe vor sich und einen Engel mit dem Schwert hinter sich, der sie zwang, hinunterzuspringen — in dem Augenblick fühlte sie es knittern in ihrer Hand. Sie hatte ein Papier krampfhaft in ihrer Linken. Jetzt fühlte sie es erst, sie öffnete das zerknitterte Papier — es war ihr Brief. Ach, das gab ihr einen tiefen Athemzug, das strömte ihr Lebenslust zu, wie es dem Erstickenden sein muß, dem es gelingt, ein Fenster

aufzuweisen. Es war Erquickung und Erschöpfung, wie immer, wenn auf einen äußersten Zustand von Angst und Schmerzen Hülfe und Erlösung folgt. Sie sank, halb entkleidet, auf ihr Lager und entschlief.

Dieser Schlaf, der eher einer Ohnmacht glich, dauerte nicht lange. Sie erwachte mit der aufgehenden Sonne. Es wär' ihr unmöglich gewesen, die Vorhänge herabzuziehen und sich jetzt völlig zu entkleiden. Sie war in jenem wunderbar ekstatischen Zustande, der uns am Vorabend großer Pläne, in der Unruhe einer Reise und ähnlichen den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Aufregungen befällt. Obgleich sie sich sagte, daß sie irgend einen großen Entschluß fassen müsse, so hatte sie doch eine Ruhe in ihren Bewegungen, eine Freude an diesem so sichtbar heraufkommenden Sonnenlicht und dem allmählichen Lebendigwerden ihrer Umgebungen, daß ihr Eines nach dem Andern, was sie vornahm, leicht von Statten ging. Sie war nahe daran, sich zu sagen, daß das Peinliche ihrer frühern Erinnerungen jetzt bei dem plötzlichen Anblick des verwirrenden Gegenstandes sich zu heben schiene und die Gefahr wohl auch nur in ihr, in ihrer Vorstellung gelegen hätte, nicht in dem Zauber eines unsichtbaren Bezuges selbst, der nun ganz natürlich sich legen würde. Sie wurde ruhig, ja muthig.

Gegen elf Uhr ließ sich Theobald der Herrin des Schlosses anmelden. Sie hatte diesen Besuch vorausgesehen, sich im Stillen sogar darauf vorbereitet, und nun, da sie zum ersten Male mit dem Manne reden sollte, der, ohne es zu wissen, einen so entscheidenden Einfluß auf ihr Dasein ausgeübt hatte, nun fühlte sie es doch, als stritten Himmel und Erde um sie, als gingen alle Fesseln ihres geistigen Menschen auseins

ander, Erblassend, halb leblos, hielt sie sich an den neben ihr aufgehäuften Polstern des Sopha fest und, Dank der Etikette, sie hatte nicht nöthig, bei Theobald's Eintritt mehr zu thun, als mit einer leisen Bewegung der Hand auf einen Sessel zu zeigen. Theobald, blaß und merklich gealtert, ergriff ihn mit sichtlicher Befangenheit. Nach dem stummen, unbewußten Drama, das seit Jahren der Poet unserer Schicksale mit den beiden Menschen gedichtet hatte, jetzt erst die ersten gewechselten Worte!

Ich komme, begann Theobald, der gnädigen Frau Gräfin für die mir geschenkte freundliche Aufnahme meinen Dank zu sagen.

Wie ceremoniel das anfing! Idaline war es lieb, denn während einer leichten Verneigung konnte sie sich sammeln.

Ich bedaure nur, fuhr Theobald fort, Ihnen so lange zur Last gewesen zu sein.

Diese höflichen Wendungen! Idaline wollte sagen: Verzeihung, daß ich Sie mir nicht genug zur Last gemacht habe, daß ich Sie ohne die Sorge und Pflege ließ, die mir die Kenntniß Ihres Namens würde zur Pflicht gemacht haben! Aber von Alledem kam nur sehr wenig hervor, ja vielleicht das Gegentheil dessen, was sie sagen wollte, indem sie bemerkte: Die Mittel, die auf dem Lande zu Gebote stehen, sind beschränkt.

Das war denn der erste an Theobald gerichtete Laut aus diesem Munde. Er erröthete leicht und schwieg. Idaline fuhr jetzt fort: Wie ist Ihnen nur jene unglückliche Katastrophe begegnet?

Theobald erzählte, er hätte, von einer längern Reise zurückgekehrt, einen tiefer unten im Gebirge wohnenden

Freund besuchen wollen. Seine Neigungen hätten sich in letzter Zeit der Naturkunde zugewandt. Bei einem Versuch, sich auf seiner Fußwanderung nach einem seltenen Steine zu bemühen, wäre er verunglückt. Ich war betäubt, fuhr fort, und kam erst mehre Tage, nachdem ich mich schon in Ihrem Schlosse befand, zu klarem Bewußtsein. Ich hätte mich gern zu meinem Freunde, der nicht volle zwanzig Stunden von hier Pfarrer ist, bringen lassen, aber der Arzt hielt diese Reise für unmöglich. Als ich vollends den Namen der Besitzerin des Schlosses erfuhr —

Erfuhren Sie ihn?

Ich stellte mir wohl vor, wer die Gräfin Waldemar sein müsse. Vielleicht wär' ich gegangen, hätten meine Kräfte ausgereicht —

Hätt' ich den Namen des Herrn von Theobald erfahren —

Idaline stockte und setzte dann schnell gefaßt hinzu: Sie danken für die gute Pflege. Ich muß aber deshalb sehr unzufrieden mit mir sein. Ich wär' Ihnen eine größere Aufmerksamkeit schuldig gewesen.

Meinem Namen oder mir? fragte Theobald.

Der Name eines Menschen ist ja wohl nichts als die Erinnerung an ihn. In diesem Falle Ihrem Namen.

Sollten Sie, fragte Theobald überrascht, sollten Sie im Gewühl der Eindrücke, die Sie umrauschen und seit den letzten Jahren ohne Zweifel im ewigen Wechsel auf Sie eingedrungen sind, einen Namen behalten haben, der einmal das Glück einer, wenn auch nur flüchtigen Begegnung mit Ihnen hatte?

Mein Gedächtniß iſt treu für Perſonen, weniger zuverläſſig aber für Sachen.

Ein Beweis, daß Ihre lebhafteſte Geiſtesthätigkeit die Phantaſie iſt.

Fühlen Sie ſich gänzlich geneſen?

Ich denke morgen weiter zu wandern.

Behüte! Sie würden mich mit dem Vorwurf zurücklaſſen, daß ich für Sie nichts gethan habe.

Gnädige Frau!

Ich mache einen Vorwurf, den ich mir ſelbſt machen würde und faſt auch ſchon machen muß. Sie werden eines bequemeren Zimmers bedürfen? Doch wie Sie wünſchen!

Ich wünſche nichts, da ſchon in dem Ton, mit dem Sie dieſe gütige Bereitwilligkeit ausſprechen, für mich eine ſo reiche Beſcheerung liegt.

Die Rollen zwiſchen dieſen beiden Menſchen ſchienen umgetauſcht zu ſein. Theobald war von Allem, was er ſah und hörte, überraſcht. Willenlos hing er am Blicke Joaſinens, der feſt und ſicher auf dem bleichen Antlitz des ihr geiſtig und auch perſönlich ſo nahe gerückten Mannes ruhte.

Sie waren in Frankreich und England? fragte ſie.

Nein, in der Schweiz und Italien.

Ich hätte glauben mögen, Ihr politiſches Glaubensbekenntniß würde Sie eher nach Paris und London geführt haben.

Ich vermied dieſe Städte, gerade um in meinem Bekenntniß nicht irre zu werden.

Können Sie jene Freiheit ſchön finden, die in den ſchweizeriſchen Waldkantonen herrſcht, wo das Volk vor dem Prieſter kniet?

Am Vierwaldstättersee ist die Natur so erhaben, daß man darüber die Menschen vergißt. Uebrigens wer spricht von Freiheit? Man streitet nur über diejenigen Staatsformen, die dem Bildungsgrade der Nationen angemessen sind.

Vielleicht ist auch, sagte Idaline nach einigem Nachdenken, der Gehorsam, den man Priestern schenkt, keine Demüthigung vor Menschen, sondern eine vor Gott.

Mit diesen und ähnlichen Wendungen entspann sich ein sehr lebhaftes und anregendes Gespräch. Bald widersprechend, bald beistimmend, verrieth Idaline, daß sie nicht nur die geistige Entwickelungsgeschichte Theobald's nach seinem Rufe kannte, sondern sich auch gerade jetzt durch eigne Untersuchung gründlicher mit ihr bekannt machen wollte. Theobald's Erstaunen, in ihr ein Wesen zu finden, das alle frühern Vorstellungen von ihr, alle Erkundigungen und Tagesgerüchte Lügen strafte, konnte nicht größer sein, als ihr eignes über sich selbst, über die Geläufigkeit ihrer Rede, über den freien Verkehr auf ihr sonst so fremden Gebieten. Das Ueberraschendste war ihr aber eine unaussprechliche Heiterkeit, die ihre ganze Seele erfüllte. Als Theobald ging, als sie ihm in unbefangenster Weise die Mittel des Schlosses so lange zur Verfügung stellte, als er von ihnen Gebrauch zu machen wünschte, als dies ganze verhängnißvolle Zusammentreffen vorüber war, begriff sie nicht, wie sie je davor hätte zittern können. Sie war so befriedigt, daß sie sich fast fröhlich hätte nennen können. Hätte sie an die Zukunft gedacht, diese würde sie vielleicht nicht mehr erschreckt haben. Diese räthselhafte Liebe hatte ohne Zweifel aufgehört. Das Geheimniß war entschleiert. Ihr Herz stand ihr offen Rede und sie hätte ordentlich suchen müssen, um einen Vorwurf zu finden. Hätte

Waldemar sie unsichtbar beobachten können, er würde ausgerufen haben: Der Zauber ist gelöst: Der Anblick dessen, was sie liebte, hat sie geheilt: sie ist wieder mein und wird es bleiben!

8.

Und in der That, in Idalinen war der heiterste Friede eingezogen. Nichts peinigte, nichts ängstigte sie mehr. Hätte sie sich geprüft, sie hätte sich vielleicht sagen dürfen: es ist vorüber. Unglücklicher waren Theobald's Stimmungen. Am Tage nach dem ersten Wiedersehen schrieb er an seinen Freund:

„Georg, ich muß fort von hinnen. Vergib, ich habe sie gesehen, ich habe gefehlt gegen Dein Gebot — o Georg, ich muß fort. Das ist furchtbar, was dieser Anblick in mir aufwühlte, und mehr als der Anblick, ich habe den Ton ihrer Stimme wieder gehört, und diese Stimme sprach zu mir und das dauerte eine Stunde, eine Stimme, die mir wie ein Traum verronnen ist. Ich muß fort.

Das Versprechen, das ich Dir gab, bisher hatt' ich es redlich gehalten. Ich verschwieg meinen Namen. Ich verbarg mich. Ich besuchte den dunkeln trauten Blätterhain hinter dem Schlosse mit Anbruch der Nacht. Aber warum sind diese Nächte so hell? Warum diese Boskette und Gänge so labyrinthisch verschlungen? Ich stand vor ihr wie vor einer der marmornen Göttinnen des Gartens, geisterhaft beschienen vom Mondlicht. Aber es war kein Marmorbild, es war eine athmende Brust, die zu zerspringen drohte, wie die meine. Ich sahe die Ueberraschung dieser unerwarteten Begegnung. Es fehlte nichts, als daß ich von ihren Lippen

meinen Namen gehört hätte. Durft' ich nun gehen und nicht wenigstens das Eine sagen: Dank!?

„Ich sah sie wieder, Georg, und es ist mir, als wäre sie noch schöner geworden. Noch schöner? Male Dir's aus mit Dichterphantasie. Nimm Deine hellsten Farben, Deine leuchtendsten Bilder, schmelze die Göttinnen Deines ganzen Parnasses zusammen und Du hast die Idaline von früher. Und nun die, die ich wiedersah! Sie mag Einiges verloren haben von dem Schmelz, der wie Frühthau auf der ersten frischen Jugendblüthe liegt, aber diese Ehe hat der vollen erblühten Schönheit etwas hinzugelegt, einen Hauch über diese Gestalt gestreift, der unbeschreibbar ist. Wie sie so mehr lag als saß auf dem gelben Sopha im himmelblauen Kleide, die Vorhänge roth und weiß — nein, ich schäme mich dieser Schilderung; denn sie kann wie Sinnentaumel klingen und ist es vielleicht, drum fort! fort!

Ich fand sie auch geistig ganz verändert. Nicht die Spur mehr jenes herben Beigeschmacks, der all die Süße ihres Wesens früher verdarb. Der Ton hat einen andern Accent; ich möchte sagen, ihre Sprache ist trochäischer geworden: nicht mehr so jambisch anstürmend wie früher. In Trochäen dichten die Spanier ihre Romanzen. Georg, zittre nicht für meinen Verstand! Morgen reis' ich."

Einen Tag später.

„Ich bin doch noch einen Tag geblieben, weil ich fahren will und sich die Gelegenheit nicht recht machen wollte. Auch hatte ich gestern Abend wieder einen Fieberanfall, der den Arzt mehr Wunder nahm als mich. Ich hatte den Nerven auf Einmal zu viel geboten. Das Wetter hat sich geändert.

ist Regen eingetreten, der die Natur erfrischt, mich aber auf dem Zimmer hält. Meine jetzige Wohnung ist viel belebender als die frühere. Meine lebhafteste Unterhaltung ist der freie Blick auf die freilich fast den ganzen Tag verhängten Fenster der Gräfin. Die Rückkehr des Grafen soll noch Anstand haben. Wissen mußt Du doch, wie schwer es mir auch wird, es niederzuschreiben, daß sich diese beiden Menschen, wenn man anders ihn neben ihr nennen darf, mehr als menschlich lieben sollen. Du siehst, es wird nun wieder Alles recht kahl, ruhig und mitten im Sommer schon herbstlich für mich.

Seit man mich kennt, werd' ich allerdings mit rücksichtsvollerer Aufmerksamkeit behandelt. Ich lege mir das, was vielleicht nur Höflichkeit ist, als weibliche Gutmüthigkeit aus. Vor mir steht eine zierliche Krystallschale, ausgelegt mit frischen Weinlaubblättern und überhäuft mit den frischesten Gartenerdbeeren. Zerstör mir diese Einbildung nicht, wenn ich etwas von einer ordnenden zarten weiblichen Hand in meiner Nähe fühle, ein Walten freundlicher Besorgniß, wie diese Tugend so tief in der weiblichen Natur begründet ist und einen Zauber verbreiten kann, der oft das Gebrechniß mancher an sich kaum glücklichen Ehe ist. Es sind aber nur die edelsten Frauen, die diese Abwechselung zwischen männlichem Muth und männlicher Schwäche sinnig zu benutzen wissen.

Seit zwei Tagen bin ich nun Idalinen nicht wieder begegnet. Ihre Fenster liegen mir gerade gegenüber. Zuweilen weht es geheimnißvoll an den Vorhängen, aber ich erblicke nichts. Nur mein Ohr saugt ihre Nähe ein. Sie ist eine Meisterin im Clavierspiel. Ich begreife nicht, wie wun-

derlich sich dies Wesen einst zur Welt stellen konnte, wie auffallend die Welt sie mißverstand. Ich kenne die Mehrzahl dieser Schubert'schen Lieder, die sie spielt, aber nie hab' ich diesen Vortrag gehört. Selbst berühmte Virtuosen müssen in der eigenthümlichen Behandlung der Uebergänge aus dem sanften in das stärkere Colorit vor ihr zurücktreten. Sie haucht diese Bilder hin wie Wellenschlag. Es tönt in ihnen eine Melancholie, der man das gleichmäßige heftige Pulsiren der beengten Brust anhört. Man fühlt dieses Auf- und Abwogen, dieses Ab- und Zulassen des Tones, dieses rhythmische Schaukeln des musikalischen Gedankens — es ist Sprache, höchste Beredtsamkeit, Poesie. Georg, ich bin sehr glücklich, wenn ich diese wortlosen Lieder höre, und sehr unglücklich, wenn sie verstummen. Ich reise. Eine Gelegenheit bot sich heut von selbst dar."

Den 3ten.

„Ich bin immer noch hier und werde wohl noch einige Tage bleiben, da das Wetter sich nicht halten will. Heut Nachmittag gegen 5 Uhr schien Hoffnung zu dauerndem Sonnenschein. Die Natur ist so übermäßig getränkt worden und bei einem einzigen Sonnenblick scheint es, als hätte diese Erquickung nur ein leichter Morgenthau bewirkt. Die Terrasse vor dem Schlosse ist mit feinem Kiese bestreut. Im Nu war sie trocken und die Orangenbäume mit dem glänzenden Grün ihrer Blätter thaten sich wieder wohl an der Sonne. Ein blau und weiß gestreiftes großes Segeltuch wurde von den Bedienten niedergelassen. Man machte Anstalten zum Thee oder Kaffee, den man im Freien nehmen zu wollen schien. Während eine Kammerfrau die Tassen

ordnete, trat Ivaline groß und hehr aus dem Schlosse. Sie hatte ein Körbchen mit weiblichen Arbeiten in der Hand und setzte sich unter dem Segeltuche nieder. Ich hielt mich nicht. Ich mußte hinaus. Scheinbar harmlos vorüberschreitend, begrüß' ich die Gräfin. Sie winkt mir. Ich steige die wenigen Stufen, die zum Plateau führen, hinauf und trinke Thee oder Kaffee, ich weiß es nicht mehr, auf einem kleinen Feldstuhl ihr gegenübersitzend. Das zweite Mal, daß sie mit mir redet, und wie bekannt wir schon sind! Wie ich mich nur nehmen mag, ich weiß es nicht. Sie kennt meine Lebensgeschichte und verräth eine gutmüthige Neugier, sich Alles auszumalen, was ich innerlich und äußerlich schon gelitten habe. Es ist eine Sphäre, die ich gern vermeide, weil ich nicht lange in ihr verweilen kann, ohne leidenschaftlich zu werden. Mitten im lebhaftesten Gespräch, stockte sie plötzlich. Ich besann mich, worüber, und fühlte in diesem Augenblick die Glut meiner Mienen, das tolle Feuer der Augen, all den Zorn, der mich in diesen Mittheilungen überkommt. Ich blickte beschämt nieder und weiß nicht, ob ihr diese Heftigkeit gefiel oder unheimlich schien. Ihre Bildung zeigte sich aber auch hier im schönsten Lichte. Ich nenne es höchste Bildung, so sehr Virtuos zu sein in der Unterhaltung, daß man wie ein guter Componist jede Dissonanz, jeden grellen Effekt mit spielender Grazie in eine sanfte neue Tonart aufzulösen versteht. Sie beherrschte das Gespräch mit einer Sicherheit, daß ich, als ich nach länger denn zwei Stunden mich erhob, mir sagen mußte: Bei aller Reife und Abgeschliffenheit durch das Leben hab' ich etwas Kindisches behalten! Als ich ging und meiner Aufregung allmälig mächtig wurde, war ich ganz unzufrieden mit mir. Ich habe mich so kahl ausgesprochen,

daß mir mein Geſpräch wie eine große Betiſe vorkommt. Ich kann nicht eher fort, eh' ich dieſe Scharte nicht ausgewetzt, dieſen Fehler nicht verbeſſert habe."

Den 5ten.

„Vielleicht war das neuliche Gefühl der Unzufriedenheit mit mir ſelbſt nur jene Eitelkeit, die mit dem Weſen der Liebe ſehr eng verſchwiſtert ſein ſoll. Woraus entſteht Liebe? Woraus ſaugt ſie ihre Nahrung? Aus dem erkannten wechſelſeitigen Werthe. Man ſcheint der Welt ſo wenig und Einem bedeuten wir ſo viel? Doch was verirrt ſich die Liebe hierher!"

Den 6ten.

„Ich ſehe nun Idalinen ſehr oft. Sie iſt ein Luftkind, das nicht lange in den Zimmern aushält. Es iſt ihre Natur, unter ihren Blumen, unter den Akazien des Parks zu weilen, und ich ſehe darin ein großes Glück, ihr ſo oft zu begegnen, aber auch nur Glück, nur Zufall, kein Geſchenk. Ich begleite ſie, wenn ſie irgend einen landſchaftlichen Punkt aufnehmen will. Sie iſt keine kunſtvollendete Malerin, aber ſie ſkizzirt gewandt und hat einen feinen Blick im Entdecken maleriſcher Proſpekte. Die vom Park aus ſich bildenden ſind alle zu regelrecht und bringen nur jene mehr faſhionabeln, als wirklich pittoresken Verſchiebungen und Gruppen landſchaftlicher Geſichtspunkte hervor. Wir werden tiefer in's Gebirge müſſen, was mich glücklich macht, ſollt' ich dabei auch nichts thun, als den Eſel führen, auf dem ſie reiten will."

Den 7ten.

„Ach, Georg, dieſer Brief nimmt den Charakter eines Tagebuches an. Ich ſchick' ihn nicht mehr ab. Was wirſt Du dem ſaumſeligen Freunde zürnen? Ich fürcht' auch, ich

zeige Dir nie dieſe Zeilen, die niederzuſchreiben für meinen Zuſtand Bedürfniß wird. Wir waren mitten in der wildeſten Gebirgspartie. In weiter Ferne, ganz im Blau verſchwimmend die Schneekoppe. Ein ſchneckenförmig geſchlängelter Weg führt tief in einen Bergkeſſel hinein, aus dem ein Kirchthurm mit einem grauen Schieferdach mitten aus Wald und Wieſe hervorlugt. Es war ſchwer, dieſer Vogelperſpective maleriſch beizukommen. Der Tag ging faſt darauf hin, und als wir den Punkt hatten, der uns ein Bild bringen konnte, war die Beleuchtung verdüſtert. Es regnete leiſe. Die Bedienten waren mit dem Gepäck etwas weit zurückgeblieben. Um uns zu ſchützen, mußten wir ſchnell in eine kleine Kapelle eilen, die am Wege ſtand. Der Raum von der offenen Thür bis zum Gitter, hinter welchem eine bunt geputzte Mutter Gottes ſtand, war ſo eng, daß kaum zwei Feldſtühle Platz hatten. Es war eine ſüßpeinliche Situation. Idaline ſchien beklommen und ich weidete mich daran. Welch ein Unterſchied in den magnetiſchen Rapporten — draußen und drinnen. Draußen gehört Idaline dem Ganzen. Sie vertheilt ſich an Raum und Berg; ſie iſt ein Theil im All und verſchwimmt in Luft und Duft. Drinnen, in ſo enger Begrenzung, iſt ſie ein Ganzes, nur ſich gehörend, nur auf ſich ſelbſt bezogen. Ich glaube, es macht ſich auch mehr Liebe im Zimmer als in freier Luft. — Endlich kamen die Bedienten mit Mänteln und Regenſchirmen, und obgleich das Wetter ſich noch nicht aufgeklärt hatte und ſie in der Kapelle noch hätte ausharren können, ſo trieb ſie doch eine unverkennbare Angſt von dannen. Wir dürfen, ſagte ſie, als ich ihr zu bleiben zuredete, wir dürfen den Frommen nicht den Weg zu ihrem Heile verſperren.

Den 10ten.

„Wie dieſe Tage ſchwinden! Sie kommen und gehen und mein Gefühl iſt, als ſchwebt' ich über ihnen, als lägen Raum und Zeit tief unter mir. Meine Hand zittert, indem ſie die Frage niederſchreibt: Könnt' ich Idalinen Bedürfniß werden? Könnte ſie mich entbehren? Die Abreiſe iſt weiter hinausgerückt als je. Ich nehme Theil an Allem, was ſie ſelbſt beſchäftigt. Es iſt ſoviel, das uns trennte, geebnet, wir ſtehen auf ſo gleicher horizontaler Erde, daß ich oft verſucht bin, ihre Hand zu ergreifen und vor ihr niederzuſtürzen. Und doch brächten mich nicht tauſend verlockende Geiſter dazu — —

Heut iſt das Kirchweihfeſt im Dorfe. Sie wird hinuntergehen und ſich unter die Freuden der Bevölkerung miſchen. Man liebt ſie. Idaline, die ſonſt Alles abſtieß, iſt für die Herzen ein Magnet geworden. Sie hat mir die rührendſten Aufſchlüſſe über ihren Bildungsgang gegeben. Ihre Stimme zittert, wenn ſie die Anklage gegen ſich ſelbſt beendet hat und ſie jener geheimnißvollen, mir räthſelhaften Zeit ſich nähert, wo mit ihr muß eine gewaltſame Veränderung vorgegangen ſein. Noch geſtern — doch die Glocke tönt aus dem Thale herauf und ruft zu dem ländlichen Feſte. Ich eile, dieſe Freuden und die Königin aus der Ferne zu beobachten."

Später.

„Ich war bei dem Feſte und bin außer mir vor Zorn. Georg, ich komme! Dieſe Zeilen ſind kein Tagebuch, ſondern ein Brief, der Dir gehört, wie mein unglückliches Herz. Denke Dir, ich komme hinunter in das feſtlich geſchmückte, von der jubelnden Menge bunt belebte Dorf. Schon hat

ſich ein feſtlicher Zug in Bewegung geſetzt. Die jungen Landleute mit Bändern an den Hüten, die Mädchen mit Blumenſträußen, voran eine Dorfmuſik, die ſpäter zum Tanze aufſpielen ſollte. Unter einigen Bäumen ſah ich die herrſchaftliche Equipage ſtehen. Die Gräfin war ausgeſtiegen und hatte ſich mit einer Leutſeligkeit, deren ſie früher nie fähig geweſen und die ihr jetzt wie der natürliche Ausdruck eines guten Herzens ſtand, unter die fröhlichen Menſchen begeben. Wie dieſe meiner anſichtig werden, öffnen ſie ihre Reihen, bewillkommnen mich, da ich mir bei meinen Wanderungen unter ihnen Freunde erworben hatte, wie einen Einheimiſchen, der zum Feſte gehöre, und wenden mir die gleiche Huldigung wie Idalinen zu. Die Scene wurde peinlich. Der Welt gegenüber ſo mit ihr vereint, ſo ohne Ueberlegung von den Menſchen mit ihr zuſammengeſtellt — ich fühle, es war ein gefahrvoller Augenblick. Sie wurde abwechſelnd blaß und glühend und als ich unſchlüſſig zauderte, ſagte ſie mit einer Entſchloſſenheit, die mir wehe that und doch vielleicht der Ausdruck der höchſten Vertraulichkeit ſein konnte: Entfernen Sie ſich doch! Ich riß mich los und wußte, daß ich es nun für immer muß!"

Später.

„Sie hat mich für heut Abend zum Thee entboten. Ich werde ſie zum erſten Male wieder auf ihrem Zimmer ſehen, aber es wird, es kann nur ſein, um Abſchied zu nehmen, auf ewig!"

Den 11ten.

„Es gibt keine Worte für meinen Zuſtand. Wenn ein Schiff auf weiter Meeresfahrt an einer einſamen menſchen-

leeren Inſel landet, die Mannſchaft ſteigt aus, das Signal zur Rückkehr ertönt, Alles eilt, wieder ans Ufer zu kommen, nur Einer verſpätet ſich, Einer iſt unter einem Baume entſchlummert, Niemand weckt ihn, er erwacht endlich, rafft ſich auf und ſieht ſich allein auf der wüſten Inſel, das Schiff ſchon in weiter Ferne, ein nie erreichbarer einziger Punkt!

Ach, auch mein Lebensſchiff iſt hin und nimmer kann es wiederkehren! Ich weiß, daß Idaline mich lieben könnte, mich vielleicht liebt, wenn auch ewig ihr Mund ſtumm bleiben, ihr Herz ſich nie verrathen wird. Ich weiß es. Wer hat es mir vertraut? Die Luft, die Erde, der Himmel? Ich kann nicht ſagen, wer. Aber ich weiß es. Ich weiß es ſeit jenem Abende, Georg, wo ſie mir zum erſten Male die Hand reichte und ſagte: Verzeihen Sie mir! Mir ſchwanden die Sinne, ich wankte, das Blut drang mir empor und preßte mir die Stimme fort. Ich konnte nicht reden. Einer langen, langen Weile bedurft' ich, um mich zu ſammeln und aus dieſer Betäubung zu erwachen. In ihr ging daſſelbe vor, wir ſprachen von der Welt und ihrem Glauben, von Freiheit und Selbſtbeſtimmung. Es waren Worte, die weniger verriethen, als jene Pauſe. Es kann aber, es darf nicht ſein und ſo will ich hinausziehen in die Welt als ein Träumender, der dem Leben nicht mehr angehört, unbekümmert, ob ich, hinwandelnd am Rande der Abgründe, ſtürze und zerſchmettert in die Tiefe ſinke."

---

Längſt vorüber war die Zeit, wo Waldemar verſprochen hatte, wiederzukehren. Die Geſchäfte, die ihn feſſelten, zogen ſich in die Länge. Der ſchönſte Theil des Sommers ſchwand

und von Verſchub zu Verſchub blieb zuletzt nichts übrig als die Möglichkeit nur, noch Idalinen ſelbſt abzuholen und auf dem Schloſſe, wenn der Herbſt ſich ſchön anließe, höchſtens noch einige Tage zuzubringen.

Waldemar fand es in ſeinem wohlwollenden Gemüthe natürlich, daß Idalinens Briefe ſeltner und kürzer wurden. Er hatte ſie anfangs von Woche zu Woche auf ſeine Rückkehr vertröſtet und konnte daher ihre Briefe aufnehmen als kurze Grüße, deren ſchriftliche Abfaſſung ihr ja nun bald überflüſſig erſcheinen müßte. Als er endlich mit der vollen Wahrheit heraustrat, daß ſeine Rückkehr bis zum Herbſt hinausgeſchoben werden müſſe, da ſchob er die Schuld ihrer einſylbigen Briefe auf den Mangel anregender Erlebniſſe. Wie ſtill iſt in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit, ſagte er ſich, der Verlauf des Tages! Wie wiederholen ſich in ewigem Einerlei die Erſcheinungen! Ein ſolcher Landaufenthalt, ſo reich er für den Genuß ſein mag, ſo wenig bietet er der Schilderung. Ja, Waldemar war ſo gewöhnt, über Alles den Mantel der Entſchuldigung zu werfen, daß er ſogar den Genuß bezweifelte und ſich dachte: Wer weiß, ob ſie mir nicht im Stillen zürnt und dieſe lange Entfernung wie ein Exil anſieht! Jedenfalls war der Sommer zerriſſen und durch ſeine ewigen Vertröſtungen wider Verſehen eine Art Flickwerk geworden. Seine Harmloſigkeit ging ſo weit, es ſogar natürlich zu finden, daß zuletzt Idalinens Briefe gänzlich ausblieben. Seine Rückkehr war vor der Thür und er ermangelte nicht, ihr nun dieſe in den herzlichſten Ausdrücken anzukündigen.

Die Wirkung dieſes Briefes war für Idalinen furchtbar. Die heitre Stimmung, die ſie den Sommer über beglückt hatte, war hin. Jetzt erſt verſtand ſie dieſe entſetzliche Ruhe,

die ſich aller ihrer Gefühle bemächtigt hatte. Die Liebe, die ſie ſich gedacht hatte auftretend in ganz anderer Geſtalt, in der Geſtalt von Aufregungen, Wallungen, namenloſen Ueberwältigungen, die Liebe war ihr wie ein ſpielendes Kind, wie eine ſchöne Schlange unter Blumen erſchienen. Sie hatte die Liebe und mit ihr das Glück der Liebe! Seltene Gabe des Himmels! Seltener Sonnenſchein der unſcheinbar, ſtill beſeligenden Freuden, der ihr leuchtete, der ſie erwärmte, ohne daß ſie Auf- und Niedergang ſah, ohne daß ihr Auge ein einzigmal einen zuckenden Schmerz, ihr Innerſtes je eine plötzliche Blendung empfunden hätte. Nun erſt fragte ſie, wie das Alles? Wodurch? Sie ſchauderte, als ſie ſich geſtand, durch die Liebe!

Der gnädige Herr kommt in drei Tagen, hieß es im Schloſſe. Das war für ſie in dieſen Sälen und Corridoren ein martervolles Echo. Wie von dunkeln Schatten verfolgt, irrte ſie im Schloß umher. Sie war ihrer nicht mehr mächtig, ihres nächſten Willens nicht mehr gewiß. Das ſchwankte und tanzte Alles um ſie her, das hatte keine ſichern Formen mehr, das war ein Chaos, in dem ſie kaum mehr athmete, ein Gewühl, in dem ſie erſtickte. Dämoniſch faßte ſie die dürre Hand des Vorwurfs, ein Furienhaupt grinzte ſie an und ſpottete: Treuloſe! Waldemar trat ihr entgegen, wie ein Heiliger, vor dem ſie ſich winden müſſe auf den Knien, wie ein Märtyrer, dem ſie die blutigen Wunden küſſen müſſe, und ſie hatte ihm dieſe Wunden geſchlagen, ſie, die ihn ſchon einmal getäuſcht hatte und ihn nun zum zweiten Male täuſchen mußte!

Und ſie hatte eine Scene mit Theobald gehabt, die, an ſich rein, nicht mehr zu widerrufen war. Noch halb in jener

traumhaften Dämmerung, die dieſe beiden Menſchen wie in einen ſorgloſen Schlummer eingewiegt hatte, noch nicht geweckt von dem Donnerſchlage der Ankündigung, daß Waldemar in drei Tagen auf dem Schloſſe ſein würde, hatte Theobald jenes Abends erwähnt, wo ſich beide zum erſten Male auf dem mondbeſchienenen See geſehen hatten. So oft Theobald eine ſolche Fahrt auf dem Baſſin des Parkes vorſchlug, hatte Idaline ihn damit abgewieſen. Sie vermied von jenem Abende zu ſprechen, und klar, voll, durchempfunden hatte er noch nie wieder vor ihnen geſtanden. Heute zum erſten Male floß der Mund von dem über, was das Herz verſchweigen mußte. Noch ſtanden ſie beide, äußerlich ungefeſſelt, ſich gegenüber. Noch hatte Theobald für Idalinen, Idaline für Theobald keinen unwiderleglichen Beweis. Aber an dieſem Abend war mit dem Anfang das Ende gekommen. Der Anfang war die nächtliche Fahrt auf dem See. Sie machten ſie im Geiſte wieder, ſie ruderten im Geiſte wieder durch Schilf und Waſſerlilien, Theobald ſtand oben mit dem Ruder, Idaline ſaß eingehüllt in ihren Shawl und blickte in die Tiefe. Da erwähnte Theobald des Ringes und in dem Augenblick, als Idaline auf die einfachen Fragen: Erinnern Sie ſich des Ringes? Wie ſah er aus? Haben Sie ihn vermißt? ſagen mußte: Es war mein Verlobungsring! in dem Moment dieſes Geſtändniſſes hielt die zitternde Stimme, die quillende Thräne im Auge, das bebende Herz im Buſen nicht mehr Stand und Theobald lag zu den Füßen eines Weibes, das durch einen höhern räthſelhaften Zauber ihm beſtimmt geweſen ſchien und das er verloren hatte — verloren durch den Stolz, durch den Trotz, nicht wahr ſein zu können — verloren durch die Unfähigkeit, ſich der Welt zu geben, wie

man denkt und wie man fühlt. „Dieſen Ring zog das Verhängniß ab und doch —“ war Alles, was er ſtammeln konnte, und aus Idalinens aufgelöſter Wehmuth, aus ihren wild hervorſtürzenden Thränen hörte man nur das Eine: Theobald! Theobald!

Sie mußten ſich aufraffen aus dieſer Situation. Sie wurden geſtört. Es war ſchon tief in der Nacht. Sie mußten abbrechen, mitten in dieſem Gewitter ihrer Seelen. Theobald ſtürzte hinaus. Er war ſeiner nicht mehr mächtig. Es trieb ihn hinaus in den Park, er durchſtreifte das Gebirge, und merkte kaum, daß es Nacht war und der Morgen graute.

Am andern Tag erwartete er einen Beſcheid. Idaline hielt ſich verſchloſſen. Waldemar hatte geſchrieben, ſeine Ankunft angezeigt. Sie ſchrieb es ihm in zwei Zeilen. Theobald küßte dieſe Züge, die von der geliebten und liebenden Hand kamen, ſah ſtumm zu Idalinens Fenſtern hinauf, ſah ſie noch einmal, wie ſie ſich an die Scheiben lehnte und an das kalte Glas die heiße Stirne drückte, er beſtieg ein Pferd und ritt, mit zerriſſenem Herzen Abſchied nehmend, unſchlüſſig über die Zukunft, den Schloßweg hinunter dem Thale und der Gegend zu, wo ſein Freund wohnte.

Idalinens Verzweiflung iſt nicht zu ſchildern. Die Stunden bis zur Ankunft Waldemar's waren ein einziges Fieber. Wenn ſie auch Alles ſah, was um ſie verging, ſie lebte nicht mehr. Schaudern ergriff ſie, wenn ſie dachte, warum geht Theobald, warum nimmt er mich nicht mit hinweg, hinaus in die Welt, in die Verachtung der Menſchen? Sie glaubte ihn zu ſehen, wie er ihr winke, ſie fühlte, wie er ſie mit männerſtarkem Arm ergriff, vor ſich auf ein muthiges Roß ſetzte und hinunterſprengte in die Ferne, fort, fort ein Glück

der Liebe, das ſie anhauchte wie Küſſe der Liebe, umſpielte wie Koſen der Wellen, ſie hinunterzog in die ſüßeſten Wonnen des Beſitzes. Mitten in dieſen halb bewußten, halb unbewußten Fieberträumen erklang der Huf eines heranſprengenden Pferdes. Idaline ſchrie auf. Es war ein Jokei, der vorausgeeilt war und die Ankunft Waldemar's für die nächſte Stunde anſagte.

Herr von Theobald, erzählte der Diener, iſt uns ja auf unſerm Fuchs begegnet. Er wird ihn doch wohl wiederſchicken? Wie der Graf den Fuchs ſah, erkannte er ihn und fragte, wer ihn ritte. Herr von Theobald, ſagten wir. Er wurde ganz blaß vor Erſtaunen und fragte: Woher wir Herrn von Theobald kennten? Ei, nahm ich das Wort, er hat den Sommer über auf dem Schloß gewohnt —

Idaline ſtarb in dieſem Augenblick; denn das, was ſie aufrecht hielt, war nicht Leben mehr. Todtenbleich hing ſie an des Dieners Munde und nahm ſeine Rede mit einer ſo furchtbaren Spannung auf, daß dieſer vor Schreck verſtummte. Zögernd fügte er hinzu, der Graf hätte ſich darauf abgewandt, die Zügel der Kaleſche ſelbſt ergriffen und wild, ganz wild die Peitſche geſchwungen —

Indem hörte man den Lärm eines heranraſſelnden Wagenzuges dicht in der Nähe. Sie kommen, rief der Diener, eilte hinaus und Idaline —

Idaline horchte auf, ſah ſich eine Weile im Zimmer um, riß die Thür auf, eilte, wie von Furien gepeitſcht, die Stiege hinunter, riß die große Flügelthür des hintern Eingangs zum Schloſſe auf, ſtürzte über die Beete und die gekieſelten Wege in den Park, an den See — und verſchwand.

Theobald lebt noch in der Schweiz als Mineralog. Seine Wanderungen in die Gletſchergegenden, um die Wiſſenſchaft zu bereichern, ſetzen ihn täglicher Lebensgefahr aus. Er iſt düſter, lebt einſam, nur im Umgang mit Führern, die ihn auf ſeinen Excurſionen begleiten. Dieſe behaupten, er ſuche den Tod.

Waldemar will im Staatsdienſt, wie man ſagt, den Schmerz betäuben und den Verluſt verſchmerzen, den er im zweiten Jahre ſeiner Ehe zu allgemeinem Bedauern der Reſidenz und dem Beileid des ganzen Landes erlitt. Idaline, Gräfin Waldemar hatte nämlich, wie man erzählt, das Unglück, auf einem der Güter ihres Gemahls an einem gefährlichen tiefen See auszugleiten und rettungslos in einem Augenblick zu ertrinken, als die Dienerſchaft des Hauſes beſchäftigt war, den eben von einer Reiſe ankommenden Grafen zu bewillkommnen. Der Graf iſt ſeitdem in eine Melancholie verſunken, die auch ſein Leben zu bedrohen ſcheint. Um den See hat man ein Gitter gezogen.

# Die Selbsttaufe.

## 1.

Seine Hochwohlgeboren, der Commerzienrath und Ritter mehrer Orden, Herr Wallmuth ſchienen nicht angenehm geruht zu haben. Vielleicht dauerte der geſtrige Thee beim portugieſiſchen Geſandten zu lange; vielleicht hatte ein böſer Genius dem glücklichen, aber alten Manne Gott Saturn mit der Hippe im Traume vorgeführt. Der Treffliche ſchien verſtimmt. Jacob, der älteſte ſeiner Diener, kleidete ihn an. Jacob war der älteſte Diener; denn er ſtand grade ſieben Monate in ſeiner Stellung zum Commerzienrath. Das war lange, lange für die Prinzipien eines Mannes, der auch darin mit der Jugend fortſchreiten und ſich jung erhalten wollte, daß er nichts mehr haßte als alte Dienſtboten, Menſchen, die uns, wie er oft in ſeiner geiſtreichen Weiſe ſagte, in ihr eignes Alter hinunterziehen, durch langjährige Gewöhnung beherrſchen und uns eine Welt, die voll ſo heiterer Freuden und einladender Reize iſt, langweilig erſcheinen laſſen. Jacob war ein junger Groom, der noch vor ſieben Monaten als Jokey hinter der öſterreichiſchen Geſandtin geritten war.

Man überreichte dem Commerzienrath ſeine Morgenkleider. Er ſchlüpfte in einen gelbſeidenen Schlafrock und gähnte

ſich aus. Jacob erhielt den erſten unfreundlichen Blick, der Herr der Schöpfung den zweiten. Wallmuth hatte das Wetter in Augenſchein genommen und fand es nicht lobenswerth. Er warf ſich in ſein Canapee mit dem Bewußtſein, daß es dem Herrn der Schöpfung verdrießlich war, ſchon ſo früh Morgens nicht den Beifall des Commerzienrathes und Ritter mehrer Orden, Herrn Wallmuth erhalten zu haben. Jacob rückte ihm eine Maſchine entgegen. Der große Mann wird ſich die Chocolade ſelber machen. Er nimmt die braune Cacaotafel, bricht ſie höchſteigenhändig in erſt größere, dann dieſe in immer kleinere Stücke, bis die Stücke klein genug ſind, um in dem heißen Waſſer zu ſchmelzen. Jacob wiſcht ihm die braun gewordenen Finger ab. Dann rührt der Commerzienrath den würzigen Trank und ſtudirt die Lehre von der Brechung der Lichtſtrahlen an dem bunten Schaum, der auf den Rand der Trommel ſteigt. Hätte Jacob Geiſt genug gehabt, zu behaupten, daß der Lichtſchimmer, der dieſe prismatiſchen Farben des Chocoladenſchaumes hervorbrachte, von des Commerzienrathes klarem Auge ausginge, die Bitte um eine kleine Zulage würde ihm nicht abgeſchlagen worden ſein.

Der Morgen eines reichen, geehrten, glücklichen Mannes! Nur die Verdauung iſt nicht immer, wie ſie ſein ſoll. Heute iſt ſie ungeſtört, denn der Commerzienrath nimmt zu Soupers, die alten Leuten weit gefährlicher ſind als Diners, keine Einladungen mehr an. Die Zeitungen beſchäftigen ihn, er hält ſie alle; alle, die in der Reſidenz erſcheinen. Er lieſt ſie von rückwärts, von der ſtädtiſchen Chronik und den Theaterangelegenheiten an bis zu den politiſchen Ereigniſſen nach vorn, die ihn ſeiner Orden wegen intereſſiren. Heute ſucht er nach einer Notiz, die er geſtern an alle Redactionen ein-

gesandt hatte. „Herr Commerzienrath, Ritter ꝛc. Wallmuth hat dem Verein der Gartenfreunde ein vorzügliches Exemplar von Tropaeolum tricolor zum Geschenk verehrt.“ Sie steht da, die Notiz, ohne Druckfehler, sie steht in allen Blättern. Das machte ihn heiterer, er schlürft die Chocolade mit größerm Behagen, er malt sich aus, welchen Eindruck grade in diesem Augenblick bei der Morgencollation diese Stelle auf Se. Durchlaucht den Fürsten, auf die Fürstin, auf die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, auf den dirigirenden Minister, auf die Departementchefs und das diplomatische Corps machen wird. Er wird in den nächsten acht Tagen das Casino besuchen, um alle auswärtigen Zeitungen durchzusehen, ob nicht zwischen den Parlamentsverhandlungen Englands und den Ministerialkrisen Frankreichs auch das dem Verein der Gartenfreunde von ihm verehrte Exemplar von Tropaeolum tricolor zu finden ist. Für den Fall, daß er die Notiz nicht findet, wird er auch zu denen gehören, welche die Presse für zügellos erklären.

Es hat neun geschlagen. Besuche melden sich. Der glückliche Mann gibt Audienzen. Die Verwaltung seines Vermögens ist so geordnet, daß sie ihn nur alle Vierteljahre bei großen Rechnungsabschlüssen stört. Er lebt nur den Künsten, Wissenschaften, der Wohlthätigkeit und der Gesellschaft. Es kommen Einladungen, kleine zierliche Billette mit Wappenvignetten, es kommen Anfragen, Bitten, man leiht auch Bücher von ihm und trägt ihm Streitigkeiten vor, die sich gestern beim Whist entspannen, und ersucht ihn um seine Entscheidung. Er besitzt in der That nicht nur Bücher, sondern auch Kenntnisse. Er hat einen wundervollen Garten, in welchem ein theuerbezahlter Gärtner Pflanzen zieht, die bei je-

der nächſten Blumenausſtellung Medaillen gewinnen, Medaillen, die natürlich nur dem Commerzienrath ertheilt werden. Er iſt nicht nur Blumiſt, er iſt Mineralog, er hat eine Schmetterlingsſammlung und eine Siegelſammlung, und wenn der romantiſch geſtimmte Kronprinz das politiſche Syſtem vielleicht ändern ſollte, wird er auch eine mittelalterliche Waffenſammlung anlegen. Seine wohlgeordneten, ſauber geſchriebenen Kataloge ſtehen Jedermann zu Dienſten. Fremde Gelehrte bewundern einen ehemaligen Kaufmann, dem es gelingen konnte, ſich zum Ehrenmitglied ſo vieler wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften zu machen. Dieſe Ehren koſten viel Geld, viel Verpflichtungen, viel Gegendienſte. Ruhm génirt, war eine Lieblingswendung des ausgezeichneten Mannes. Aber auch ein gutes Herz iſt génant. Wallmuth galt dafür, ein ſolches zu beſitzen. Man ſah ihn bei Unterzeichnungen zwar nie oben an der Spitze prangen (denn dies weiſen ſelbſt die Rothſchilde als unpaſſend zurück), aber immer im Verlauf der Namenliſte mit großmüthigen Aufopferungen. Beſonders gab er da, wo er wußte, daß eine Gabe auch anerkannt, geſchätzt, gewürdigt wurde. Dank, den Andere nicht begehren, mußte er ſtets in ſtarken Zügen ſchlürfen. Man will behaupten, daß es Fälle gab, wo er ſich ſogar von Männern die Hand küſſen ließ. Verſchämten Armen war er nicht hold, wohl aber denen, die ihm von einflußreicher dritter Hand empfohlen wurden. Ein unglücklicher Vater, der um ſeine Theilnahme bat, that immer beſſer, ſtatt ſich von ſeinen drei hungernden und frierenden Kindern begleiten zu laſſen, ſogleich eine Empfehlung von einem öffentlichen Namen mitzubringen. Ein Handbillet von einer tonangebenden Dame öffnete augenblicklich das Herz des edlen Mannes. So hatte

er auch heute reichlich geſchenkt, golden ſich eingeſchrieben in die Tafeln der Erinnerung und Dankbarkeit, er konnte ſich in ſtolzem Gefühl jetzt ankleiden laſſen, konnte den Wagen beſtellen, durfte rechnen bei ſeinen Morgenviſiten vom Oberfinanzdirektor, der ihm einen leichtſinnig geweſenen jungen Unterbeamten empfohlen hatte, einen ſtummen Händedruck, von dem Gemäldegaleriedirektor, der ihm einen Kupferſtecher für ſeine Viſitenkarten empfohlen hatte, einen warmen Dank zu ernten, ja die muntre Baroneſſe von Leuthold, die ihm eine geheime Subſcription für ihre alte Gouvernante ans Herz gelegt hatte, drückte ihm vielleicht einen Kuß auf ſeine einſt ſchön geweſenen Lippen. Er war befriedigt, erheitert ſogar. Jacob ſtaunte, daß er ſeinem Herrn eine glänzende Hofuniform und ſeine ſämmtlichen Orden anziehen mußte. Es mußte damit ein geheimer Zweck ſein. Der Wagen ſtand vor der Thür. Er wollte einſteigen. Alles war erledigt, nur unten ſteht noch der Küſter von St. Petri und zieht das Sammetkäppchen vom ſilberweißen Haupt. Er hatte die Pflege eines Grabes zu beſorgen, eines Grabes, das den Commerzienrath ſehr nahe anging.

Zehn Jahre, hieß es, zehn Jahre hab ich das Grab der in Gott ruhenden Frau Commerzienräthin gepflegt, bin auch endlich dafür bezahlt worden, aber ſeit Fräulein Agathe verreiſt iſt —

Ich werde Blumen aus meinem Treibhaus ſchicken.

Auch grünen Raſen? fragte der Todtengräber; und Abends, fuhr er ſchüchtern fort, begieße ich die Blumen, wenn die Sonne untergegangen iſt. Waren ſo lange nicht draußen, Herr Commerzienrath.

Dieſem aber war unweltliche Störung unangenehm. Der

Alte hatte ja keinen Empfehlungsbrief; von Niemanden, höchstens von einem Schatten!

Ich gebe nichts, sagte der in seinem Behagen gestörte Mann und stieg ein.

Das Grab Ihrer guten, seligen Gattin, flehte bittend der Greis.

Ich will nicht. Das geht meine Tochter Agathe an. Damit schlug er das Fenster zu und bemerkte nur noch: Zu meiner Tochter Sidonie!

Der Todtengräber sah dem rollenden Wagen nach, blieb eine Weile nachdenkend stehen und richtete an eine alte Haushälterin, die schon unter der Commerzienräthin im Hause gewaltet hatte, die Frage, wann die gute Agathe wiederkäme? Die Alte antwortete nicht. Sie war taub. Seufzend verließ der Greis die Schwelle des Hauses, das sich hinter ihm schon geschlossen hatte.

## 2.

Der Wagen sprengte durch die belebten Gassen. Es war Markttag, der Himmel hatte sich aufgeklärt, aus Verdruß vielleicht, früh Morgens die Mißbilligung eines geistreichen Mannes sich zugezogen zu haben. Der Commerzienrath fuhr beim portugiesischen Gesandten vorüber, dem er einen weniger aufregenden Thee zu empfehlen sich vornahm. Alles war heiter und froh in ihm, wie immer, wenn er seine vier Pfähle hinter sich hatte. Er gehörte zu den Naturen, die nur außer dem Hause liebenswürdig sind. Er gestand dies auch selbst ein, ja er nannte sich zuweilen schwach, verwöhnt, eitel sogar, was er jedoch Alles mit so schalkhafter Grazie that, daß man gezwungen war, ihn des Gegentheils zu ver-

ſichern. Der Gedanke, daß ihn die ſtolzen Renner (ein Schimmel und ein Brauner, nach moderner Art zweifarbiges Geſpann) zu ſeiner Tochter Sidonie, verwittweten Baronin von Büren, brachten, ſchien ſein, von einer knappanliegenden Perücke jugendlich umſchattetes Haupt zu verklären.

Frau von Büren, die berühmte ſchöne Frau, bewohnte dicht vor dem Thor ein reizendes Landhaus. Ehe der Wagen dorthin gelangte, bekam Wallmuth einen Anfall plötzlichen Entzückens, riß das Fenſter des Wagens auf, klopfte und trampelte, daß man halten ſollte, und rief auf die Straße unarticulirte Freudenlaute aus. Der Wagen hielt. Der Kutſchenſchlag wird geöffnet, die Treppe niedergelaſſen und heranſpringt ein allerliebſtes zehnjähriges Mädchen, Harriet, Sidoniens Tochter, ſeine Enkelin. Küſſe, Liebkoſungen, hundert Fragen und alle auf einmal. Engel-Großpapa, Großpapa, — Engel —! Dieſer geiſtreiche, gefühlvolle und reiche Mann war wirklich glücklich. Harriet, die kleine Baroneſſe, hatte ihm nur guten Morgen ſagen wollen und ſollte dann, der Bediente, der ſie begleitete, ſtand in beſcheidener Ferne, in die gymnaſtiſche Unterrichtsſtunde gehen. Harriet lernte Leibesübungen! die Mutter wollte dies aus künſtleriſchen, der Großvater aus diätetiſchen Rückſichten. Er ergriff überhaupt jede Gelegenheit, ſich als ein Mann ohne Vorurtheile, als ein Mann, der in Nichts am Alten hing, zu zeigen. Keine verbeſſerte Kaffeemaſchine wurde erfunden, die er nicht ſogleich anſchaffte und begutachtete. Man konnte immer ſicher ſein, wenn von einer neuen Entdeckung die Rede war, daß Wallmuth ſich über ſie ſchon ein Urtheil gebildet hatte. Man muß geſtehen, daß dies, wenn nicht gerade Geiſt, wofür man es meiſtens erklärte, doch eine gründliche Bekannt-

ſchaft mit der Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, verräth.

Nach einigen Küſſen und warnenden Verhaltungsmaßregeln ging die liebliche Harriet, bepackt mit einem Papier voll Bonbons, in die Turnſtunde. Der Großvater fuhr zu Sidonien. Er fand ſie in ihrem Maleratelier. Dies war wunderbar gelegen. Natürlich mußt' es nur ein Fenſter haben, aber dies war hochgewölbt, im gothiſchen Styl, und gab eine Ausſicht in Gärten und Felder zum blauen Gebirge hin. An den Wänden hingen Skizzen, Studien, halbvollendete Bruſtbilder, auch ein Apparat zum Daguerreotypiren fehlte im Intereſſe der Landſchaftsmalerei nicht. Rechts und links war dies genial ordnungsloſe Atelier von den eleganten Boudoirs und Cabineten der Beſitzerin umgeben.

Sidonie ſchien verſtimmt oder zerſtreut. Sie lag auf einem kleinen Eckdivan hingeſtreckt, ſie befand ſich noch in der Morgentoilette, in einem allerdings reizenden Negligé. Ein Buch lag aufgeſchlagen neben ihr. Hatte ſie darin geleſen, philoſophirte ſie über das Geleſene, ſie behauptete, als der Vater eintrat, ein prickelndes Kopfweh zu empfinden. Dieſer, der nur zwei Leidenſchaften hatte, die für den Ruhm und die für ſeine Tochter, wollte ihr in dieſem Falle keinen Zwang anthun, aber ſie ſagte mit melodiſcher Stimme: Behüte Papa; bleibe nur! Mit allen deinen Orden! du ſiehſt wie Harlekin aus. Setz dich, wir machen heut ein Ende. Sie ging an eine Staffelei, kehrte das darauf verkehrt liegende Gemälde um, es war der Commerzienrath und Ritter Wallmuth, den ſie kunſtvoll gemalt hatte, der leibhaftige Großpapa der lieblichen Harriet, in der Hofuniform, mit allen ſeinen Orden, die Sidonien zu malen mehr Schwierigkeiten

machten, als die welken Geſichtszüge des alten Herrn. Sidoniens Kopfweh machte aber, daß Wallmuth zum Sitzen kaum zu bewegen war. Er küßte ſein Kind mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers, gab ihr eine Menge Verhaltungsmaßregeln, ſchlug ihr vor, mit ihm ins Freie zu fahren, was ſie jedoch alles einfach mit einer Oeffnung des großen Fenſters erwiederte. Nun ſtrömte ein friſcher Zugwind, geſchwängert von Jasmin- und Hollunderdüften, in das dumpfe Zimmer. Sie ſagte: Ich will dich heute fertig malen! das entſchied. Gegen dieſes Will ſeiner Tochter war der Vater nicht gewohnt, etwas einzuwenden.

Beſuche ſtörten den Akt nicht, ſondern belebten ihn. Sidonie beſaß eine ſo ſtarke Geiſteskraft, daß ſie malen und ſich doch mit Künſtlern oder Theoretikern, die ſie beſuchten, unterhalten konnte. Die meiſten von der letzten Art lieferte das diplomatiſche Corps. Kaufte man nicht jetzt die Farben ſchon präparirt und gerieben, Sidonie hätte aus einigen Legationsſekretairen und Offizieren ihre Farbenreiber wählen können. Man kam und ging. Man brachte Neuigkeiten und nahm welche mit. Man bewarb ſich um Sidoniens Gunſt. War ſie doch jung, reich, ſchön! Sie galt für geiſtreich und war es auch. Nicht ſo, wie man gewöhnlich Frauen geiſtreich nennt, die nur das Talent haben, ewig zu fragen, alles zu bezweifeln und nichts über Menſchen und Dinge für ausgemacht zu halten, als das Geſpräch darüber, ſondern ſie beſaß poſitiven, behauptenden, ſchaffenden Geiſt, ſie konnte ſich für eine Meinung erhitzen, ſie konnte ſo lange für eine Anſicht ſtreiten, bis ſie merkte, daß ſie darüber unſchön wurde. Dann brach ſie ab. So leidenſchaftlich, wie ſie wirklich war, wollte ſie doch nicht ſcheinen.

Sidonie war vom Baron von Büren früh Wittwe geworden. Dieſer Herr war ein junger Elegant geweſen, den Sidonie um ſo liebenswürdiger finden mußte, als ihn alle Welt ſo fand. Er heirathete ſie, ſie wurde Mutter, der Vater ſtarb. Ein junger Mann, ſcheinbar blühend, ſtarb! Ein Herzfehler konnte ihn nicht länger leben laſſen. Er ſtarb, als Sidonie noch im Stande war, um ihn zu trauern. Sie war jung, unfertig und hatte in ihm ein Ideal gefunden. Nach der Trauerzeit wurde ſie reifer, las viel, dachte nach, dichtete, malte; da ſchwand auch die Erinnerung an ihren Gatten. Sie fand, daß er nicht Eigenſchaften beſaß, die ſie dauernd würden glücklich gemacht haben. Sie ſagte ſich im Stillen, daß er im Grunde unbedeutend geweſen war: und das genügte, ihr das Gedächtniß an ihn auf immer zu vertreiben. Sie hatte ſich durch Talent und Lebenstakt ſo über die Menge erhoben, daß ſie ſich durch Verbindung mit etwas Gewöhnlichem nur wieder in die große Maſſe der Alltäglichen würde hinuntergeſtoßen gefühlt haben. Sie ſprach dieſe Stimmung auch offen aus, in Gedichten und Romanen, die jedoch noch nicht gedruckt waren und in der Geſellſchaft nur in ſauberen Abſchriften circulirten. Ihr Vater wünſchte, daß man ihre geiſtreichen Arbeiten drucken, jedoch nicht verkaufen möchte. Der vornehm gewordene Mann hielt es für eine Profanation des Standes, Bücher herauszugeben, die von Jedem geleſen und von Jedem — beurtheilt werden dürften. Er wünſchte, daß man dieſe Werke der Baronin von Büren nur auf ſauberem Velin gedruckt leihweiſe erhalten könnte, daß man ſie als „gedruckte Manuſcripte“ hohen Perſonen verehren, ſie an diejenigen gelehrten Geſellſchaften, deren Mitglied er war ſenden und allenfalls einzelnen hervorragenden Charaktere,

in der Literatur, in Maroquin gebunden, als Angebinde „vollkommener Hochachtung“ zum Geſchenk machen könnte. Doch verwarf Sidonie dieſe und andere Pläne. Sie ſagte: Schreiben iſt bei mir Krankheit — Druckenlaſſen wäre vielleicht ein Heilmittel, iſt aber ein ſo gewagtes, daß ich daran, ſtatt geſund zu werden, vielleicht ſterben könnte.

Der Vater liebte ſolche Aeußerungen nicht. Es waren die einzigen, die er von ſeiner Tochter zu misbilligen den Muth hatte. Glücklicher machte es ihn, wenn ſich Sidonie folgendergeſtalt äußerte: „Wenn eine Frau von Stande drucken läßt, ſo erregt ihr erſtes Werk Staunen, ihr zweites Neid, ihr drittes Feindſchaft. Im Grunde kann man auch nur ein gutes Buch ſchreiben, wenigſtens eins nur, in deſſen Lobe ſich Alle vereinigen. Der Seelenzuſtand, den man in dieſem Werke ausgeſprochen hat und der alle Herzen fortriß, erſcheint nur einmal wahr, nur einmal geben die Menſchen ſich die Mühe, ihn für wahr zu halten, nur einmal ſtrengen ſie ſich an, ihn zu bewundern. Später, wenn ſich die Stimmung dieſes Buches wiederholt, erklärt man ſie für gemacht, und wenn man gar Fortſchritte ſich erlaubt, wenn man den Muth hat, künſtleriſch reifer und vollendeter zu werden, dann kann man keinen Roman herausgeben, deſſen Schluß nicht jede Kammerfrau anders gewendet hätte.“ Das Entzücken, welches der Commerzienrath über ſolche Anſichten empfand, wurde nur dadurch wieder gemildert, daß Sidonie ironiſch genug war, hinzuzuſetzen: „Dieſe Meinung von Büchern ſoll freilich nicht hindern, daß ich deren vielleicht ein halbes Dutzend dennoch drucken laſſe.“

Das Geſpräch der anweſenden Morgenbeſuche wurde lebhafter, heitrer. Auch Sidonie ging auf dieſe Stimmung ein.

Der Vater fragte, ob ihr Kopfweh verflogen wäre. Nicht ganz, ſagte Sidonie. Und doch ſuchſt du mich zum Lachen zu ſtimmen? fiel Wallmuth ein. Damit du im Bild ein freundliches Geſicht machſt, bemerkte Sidonie. Ihr Vater hätte ſie umarmen mögen. Sein Auge verklärte ſich. Er war glücklich, der Vater eines Weſens zu ſein, welchem man ſo ſichtlich bemüht ſchien, Intereſſe einzuflößen. Der Stolz wuchs, als einer der berühmteſten Bildhauer angemeldet wurde, der vom Hofe berufen war, einige ſeinem Genie anvertraute Kunſtideen auszuführen. Der ſtolze Künſtler, der, wie ſo viele ſeiner Kunſtgenoſſen, durch Glück und Auszeichnungen ein großer Herr geworden war und ſich ganz in die Hände einiger talentvollen Schüler, die auf ſeinen Namen arbeiteten, gegeben hatte, wollte nicht unterlaſſen, einer ſo berühmten Dilettantin, wie Sidonien von Büren, ſeine Aufwartung zu machen. Der Bildhauer, er hatte den Titel Geheimrath, ſprach mit Bewunderung von dem Gemälde, war aber ſo ſehr ſchon Weltmann geworden, daß ihn die Orden Wallmuths, er trug ſelbſt ein Band im Knopfloch, länger aufhielten, als man bei der Genialität eines Schülers von Michel Angelo hätte vorausſetzen ſollen. Er erkundigte ſich ſehr eifrig, ob jener Stern ein Stern erſter oder zweiter Klaſſe wäre, verweilte lange bei dem Unterſchiede der Einfaſſung des griechiſchen Erlöſerordens von der des portugieſiſchen Chriſtusordens und ſagte dann erſt: Ich würde mir ein Vergnügen machen, dieſen Kopf zu modelliren, wenn dies nicht hieße, mit einem Gemälde zu wetteifern, das unübertrefflich iſt. Während ſich das Geſpräch des kleinen Cirkels auf die Werke ausbreitete, zu deren Vollendung der große Meiſter berufen war, ſann Wallmuth darüber nach, was er

wohl thun könnte, um ſeinerſeits dieſen Mann, der ihm und ſeinem Kinde ſo Verbindliches geſagt hatte, recht zu ehren. Da die Bildhauer mehr mit dem Tode als mit dem Leben zu thun haben, ſo fiel ihm die widerliche Störung von heute früh ein und brachte ihn auf einen Vorſchlag, den er mit ſchüchterner Ehrerbietung dem berühmten Künſtler zu machen wagte. Schon lange ſehe ich mich, ſagte er, für das Grab meiner Frau..... hier traten ihm die Thränen in die Augen, wirkliche Thränen! Er weinte, — — die Verſammlung ehrte ſeinen Schmerz und ſchlug die Augen nieder. Wallmuth ſammelte ſich und fuhr fort: Es iſt eine düſtere Seite im edlen Berufe des Bildhauers, ſich ſoviel mit dem Tode beſchäftigen zu müſſen. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn der Herr Geheimrath mir die Ehre erwieſe, über das Grab meiner guten Louiſe aus cararíſchem Marmor..... Er ſtockte wieder. Sidonie mußte ihn ergänzen. Der gute Vater! ſagte ſie. Er hängt mit innigſter Zärtlichkeit an der zu früh verſtorbenen guten Mutter. Aber kein Mauſoleum für ſie allein! Eine Begräbnißhalle für die Familie! — Dabei fixirte ſie den Vater. Dies war für den alten Mann zu viel. Er weinte zuletzt beſonders deshalb, weil Sidonie mit ihm zu ſterben gedachte. Der Geheimrath war ebenfalls ſehr gerührt und die übrige Geſellſchaft gab ſich das Wort, dieſen ſchönen Zug edler Herzen, dieſen Beweis eines ſanften Gemüthes von Seiten des Commerzienrathes heut Abend überall da zu erzählen, wo man gewiß war, daß er beim Whiſt an den Vorfall würde wieder erinnert werden. Dem Vorfall mit dem armen Grabespfleger von heute früh, der für ſeinen Raſen, ſeine Blumen und den erquickenden Thau ſeiner Gießkanne vielleicht auf ein Jahr mit fünf Thalern zufrieden war, hatte

nur die alte Wirthſchafterin zugehört und die war taub, nur der Bediente und der war beſchränkt. Den Vorfall mit dem Mauſoleum, das vielleicht 5000 Thaler koſten konnte, erfuhr die ganze Stadt, ja, da der berühmteſte Bildhauer es fertigen ſollte, vielleicht die Welt.

Der Geheimrath ſagte mit Vergnügen zu und ging. Die Andern folgten. Es war eine Stille eingetreten. Wallmuth bereute es doch, daß er ſich ſo hatte überraſchen laſſen, er rechnete. Sidonie, die die Schwächen ihres Vaters durch und durch kannte, biß ſich ironiſch auf die Lippen. Die peinliche Stimmung dauerte eine Weile, dann ſprang Harriet, die aus der Turnſtunde kam, wild dazwiſchen. Sie kletterte auf einige Tiſche, um von einem Schrank herunterzuſpringen. Sie kugelte ſich auf dem Sopha kopfüber und reckte ſich ſo entſetzlich, daß ihr die Arme knackten. Flegelhaft mußt du nicht werden, ſagte der Alte zornig. Er hatte das Bedürfniß, ſich über eine unangenehme Empfindung an irgend Etwas auszutoben. Sidonie, der dieſe Morgenſitzungen langweilig zu werden anfingen, bat ihn, ſeiner Orden wegen, nur noch eine halbe Stunde zu ſitzen, und damit er einen Gegenſtand fand, ſeinen Zorn zu kühlen, war der Zufall ſo günſtig, grade in dieſem Augenblick einen Brief von Agathen zu bringen. Wie ſchwer, wie dick, wie lang wieder, ſagte der Commerzienrath. Ich ſterbe noch an dieſen hornirten Briefen. Harriet ſoll ihn uns vorleſen, ſagte Sidonie. Harriet war ſchwer dazu zu bringen. Aber ſie mußte, der Großvater wollt' es. Er wollt' es nicht wegen des Inhalts, der ihn keineswegs zu ſpannen ſchien, ſondern damit Harriet nach ihren Leibesübungen nun auch wieder ein geiſtiges Gegengewicht bekam. Glücklicherweiſe verſteht ſie den dummen In-

halt nicht, brummte er. Damit ſetzte er ſich nieder in eine Attitüde, Sidonie malte, und Harriet, die wohl wußte, daß ihr wunderlicher Großvater vor der Welt zwar immer nur Zuckerwerk, unter vier Augen aber auch manchmal Ohrfeigen austheilte, las mit ſtotternder furchtſamer Stimme Agathens Brief.

3.

Dieſer lautete:

Schönlinde, 6. Juni.

„Theurer Vater, herzliebe Schweſter!

Jedesmal, daß ich die Feder anſetze, um an Euch, geliebte Menſchen, zu ſchreiben, ſcheint es mir ein Verbrechen, daß ich mich in dieſem ländlichen Aufenthalte ſo glücklich fühle. Ich kann aber nicht anders! Ich kann auch dieſen ewig blauen Himmel, dieſe duftenden Gärten nicht kränken, ich muß mit Lobgeſängen von ihr reden, dieſer Pracht und Herrlichkeit Gottes, ach! von dieſem reizenden Schönlinde. Es iſt hier auch zu ſchön! Für mich gewiß, die ich mit weniger Grün, mit weniger Blumen zufrieden wäre. Brauch' ich Berge, brauch' ich ſolche Thäler? Verdien' ich dieſen blauen Spiegel des großen Sees, der ſich in ſeiner majeſtätiſchen Größe wiegt und ſchaukelt und deſſen Ufer erſt von unzähligen kleinen, oft bunten Kieſelſteinen beſäet und dann mit Obſtbäumen bepflanzt ſind, die bald unter der Laſt ihrer reifenden Früchte ſeufzen werden. Das ſolltet Ihr blitzen ſehen, wenn man nach einem Regen wieder in die erfriſchte Natur hinaustritt und die Sonne darüber wegſcheint, über die naſſen Kräuter und Gräſer, die tropfenden Sträucher und die großen, großen Bäume, denen man recht anſieht, wie

wohl ihnen iſt nach dieſer Erquickung! Ich kann mich nicht ſatt ſehen und denke mir manchmal, wenn ich das Alles mit meiner kranken Bruſt ſo recht einſauge — ein beſſerer Geſchmack, als die ſäuerlichen Molken — das Herz müßte mir ſpringen, weils zu ſchwer, zu friſch, zu reich für mich iſt. Seid nicht bös, daß ich von meinem Uebel rede. Die Molken bekommen mir gut.

Nun kann ich wohl ſagen, Ihr edlen Menſchen, nun fehlt nur Ihr noch, um mein Glück zu vollenden! Aber Ihr habt wohl noch Schöneres geſehen, wenn es Schöneres geben kann. Vor zwei Jahren waren Eure Briefe aus Italien freilich prächtiger und die aus der großen und wilden Schweiz noch ſchöner als die aus Italien, aber ich las das damals ſo ſtill in meinem Stübchen, wo ich nur kleine Reſedatöpfchen vor mir hatte und nicht einmal in Sidoniens Garten laufen konnte, weil Ihr Andern den Schlüſſel gegeben hattet. Wer weiß, ob jetzt der Zauber noch ſo groß wäre, wenn ich das hier nach einmal leſen wollte in meiner Geißblattlaube, die ſich dicht an einen Hügel lehnt, von dem ich über mir in luſtigen Sprüngen eine Quelle hinunterhüpfen höre, die oben aus dem alten Kloſterhofe kommt. Oben ſteht ein altes Kloſter, liebe Sidonie. Es iſt aber jetzt nicht mehr von Mönchen bewohnt, ſondern ein Schulgebäude geworden, wohin die Kinder der ganzen Gegend in die Schule gehen. Die armen Kleinen patſchen immer barfuß hinauf den ſteilen Berg, der oft vom Regen glatt iſt. Jedes hat ſein Büchelchen unterm Arm und eine Schiefertafel, die es wie ſein Leben hütet. Neulich fiel einem ſeine Tafel entzwei; ſo bitterlich hab' ich noch nie Einen in der Welt weinen hören. Als unſre gute Mutter ſtarb, haben wir ſelbſt nicht ſo weh-

üthig geweint, wie der kleine Andres über ſeine zerbrochene chiefertafel. Ich ſchenkt' ihm eine neue."

Als Harriet im Vorleſen des Briefes bis an dieſe Stelle kommen war, ſagte der Commerzienrath, ſichtlich von dem riefe geärgert: Es iſt doch wahr, das Mädchen iſt wirk- h dumm! Erinnert dieſe Geſchichte nicht an jenen Brief, dem ſie uns über nichts geſchrieben hat, als über das genehme Knirſchen, wenn Ziegen Gras freſſen? Sidonie chelte. Die Kleine aber, der die Geſchichte vom Andres d der zerbrochenen Schiefertafel gefiel, fuhr fort:

„Von der Kloſterſchule — ſie iſt evangeliſch, wie die nze Gegend — muß ich aber, ſelbſt auf Gefahr hin, Euch langweilen, noch mehr ſagen. Der vordere Eingang iſt r prächtig und ſticht gegen die beſcheidene alterthümliche uart des Uebrigen ſehr ab. Man hat dieſe Eingangspforte t in ſpätern Jahren gebaut. Tritt man hinein, ſo iſt es dunkel, winklicht, gothiſch, bis man wieder in den euzgang kommt, wo die Kinder ſpielen, Knaben und Mäd- en, die, wenn ſie ganz klein ſind, hier zuſammen unter- htet werden. Was ſind die Kinder froh, wenn ſie aus n dumpfen Schulſtuben kommen! Ich bin ſchon ſo bekannt t ihnen, daß ſie mich alle grüßen. Denke dir, Sidonie, ſtehe dann gewöhnlich an der Quelle, die in der Mitte s Kreuzganghofes entſpringt und aus einem alten Granit- ſſin mit einem pausbackigen Waſſergott in der Mitte wei- geführt wird bis hinunter nach Schönlinde. Die Klei- n kommen erhitzt und wollen trinken. Ich hindere es aber d ſorge, daß ſie ſich alle erſt abgekühlt haben. Dann erſt ſ' ich jeden heran. Natürlich trinken ſie nicht aus Gläſern er Bechern, ſondern mit der flachen Hand, oder ſie legen

den Mund ohne Weiteres in den Trog hinein und ſchlürfen das reine felſenkühle Waſſer.“

Und dies ſchöne Trinkwaſſer, fiel der Commerzienrath lachend ein, fließt dann wieder nach Schönlinde hinunter? Er lachte ſo, daß ſich ſeine Orden bewegten. Still, ſagte Sidonie, ſtill, Väterchen, ich bin gerade bei der Emaille des kleinen blauen Sterns. Harriet, die ſich an dieſem Kloſterhofe einen Tummelplatz für Turnübungen träumte, fuhr glückſelig fort:

„Vergebt, daß ich Euch mit Dingen unterhalte, die mir ſelbſt gedankenlos erſcheinen müßten, wenn ich nicht in der Lage wäre, ein Geſtändniß daran anknüpfen zu müſſen, das eine der wichtigſten Beziehungen meines Daſeins betrifft.“

Sidonie hielt einen Moment mit der Arbeit inne. Wallmuth horchte hoch auf. Harriet las:

„Ja, geliebter Vater, theure Schweſter, nehmt die Anfänge dieſer Zeilen für das verlegene Stottern, mit welchem man ſich den Weg zu einem Richterſtuhle zu bahnen ſucht, von dem herab über unſer Herz auf Tod und Leben ſoll geurtheilt werden. Ach, ich hab' es zu umgehen geſucht, habe den Brief in einer Abſicht begonnen, mit der ich ihn nicht enden kann, ich kann nicht verſchweigen, nicht zurückhalten, was mein tiefſtes Innere bewegt. Seid gut und milde in dem Augenblick, da Ihr dieſes leſet! Seid menſchlich, nicht ſtolz, nicht vornehm — vergebt, daß ich Euch um eine Nachſicht bitte, die Ihr mir Armen ja ſtets habt angedeihen laſſen!“

Was will ſie? fragte Wallmuth erſtaunt.

„Ich bin,“ fuhr Harriet im Leſen fort, „nach Schönlinde

gegangen, wie der Herr Hofmedicus von Müller es wollte, meiner Geſundheit wegen. Die Beängſtigungen und Beklemmungen meiner Bruſt haben ſich etwas gelindert, aber wohl mehr durch die Landluft, als den Genuß der Molken, den ich jedoch fleißig fortſetze. Was mich dagegen von anderer Seite her beunruhigte, war die ſichtliche Verlegenheit, in welche unſern guten alten Oberlin meine wirkliche Ankunft verſetzte. Hatte der würdige Mann, aus Dankbarkeit für das Gute, das er als Lehrer der Mutter einſt im Haus ihrer Eltern genoſſen, ſich übereilt, indem er uns meine Aufnahme in ſeine trauliche Pfarrwohnung zuſagte, oder war die Nachricht, daß ſein Gottfried von der Univerſität käme, ihm ſelber unerwartet, genug, ich gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als ich, kaum angekommen und eingerichtet in dem geräumigen Fremdenzimmer der Pfarrwohnung, hörte, daß der junge Oberlin in einem Briefe ſeine baldige Ankunft gemeldet hatte. Der Vater ſchien überraſcht von dieſem Beſuche, er hatte ihn nicht erwartet. Gottfried war im Begriff, ſich auf der Univerſität als Doktor zu habilitiren, hatte ſeinen Plan aber geändert und wollte den Sommer, als Candidat der Theologie, bei ſeinem Vater zubringen. Nun paßte das freilich nicht recht, daß ich gekommen war. Gottfried, dacht' ich in mir, wird ankommen, ſich nach den beſten Winkeln und Plätzen ſeines traulichen Elternhauſes umſehen und ſich in ſeinem Frieden, in ſeinen gelehrten Arbeiten geſtört fühlen. Der Pfarrer meinte dagegen, daß ich mich oder Ihr Euch in meinem Namen zu beklagen hättet. Das Haus iſt zu klein, ſagte er, man wird finden, daß der Anſtand verletzt wird, und ſo wollte er Gottfrieden abſchreiben. Ich konnte ja das aber nicht zugeben und ſo ſtritten wir, bis

eines Abends ein junger Mann die Gitterthür des Vordergartens öffnet und eintritt, während ich gerade Salat für das Nachteſſen breche. Es fiel mir gleich auf, daß der Fremde den geheimen Druck kannte, mit dem man die Thür von Innen öffnet, und wie er ſchüchtern die Mütze zog und Phylax, ſtatt zu bellen, ſich winſelnd vor ihm krümmte und ordentlich wie mit Freudengeſchrei um ihn wedelte und heulte, da wurde mir angſt und bange und ich ſah erſchrocken auf mein Eckzimmerchen, auf das gerade die Abendſonne ſo golden ſchien. Der alte Eberlin ſaß und las am offenen Fenſter. Wie er den Hund hört, ſieht er hinaus, ſchlägt das Buch zu und ruft erſchrocken: Ach, du mein Gott! Da flog er auch ſchon heraus, der alte Mann, und lag ſeinem Sohn in den Armen. Das war auf der Schwelle des Hauſes. Ich kniete in der Ferne im Salatbeet und mußte weinen, weil ich dabei an unſere gute ſelige Mutter dachte.

Auszuziehen braucht' ich aber doch nicht; denn Gottfried hatt' es klug angefangen. Er war ſchon eine Stunde in Schönlinde, hatte aber ſein Quartier beim Schulverweſer oben im Kloſter genommen, wo es Zimmer die Fülle gab, und der Schulverweſer, ein blaſſer kranker Mann, war Gottfrieds Freund und Schulgenoß und die hatten eine mächtige Freude, daß ſie oben zuſammen wohnen konnten. Der alte Eberlin lachte und meinte, ſie ſollten's nun auch ſo laſſen.

Jetzt bitt' ich, lieber Vater und liebe Schweſter, hört mir ruhig zu. Gottfried hatte ſchon von mir gehört gehabt. Daß er mich nicht ſtören wollte, gefiel mir. Sein blaſſer Freund nannte mich oben immer gnädiges Fräulein und war ſehr ſchüchtern. Gottfried ſchien mir aber noch ſchüchterner, denn er redete gar nichts, außer mit dem Vater, der nach

der erſten Freude des Wiederſehens nicht mehr ſo zufrieden mit ihm war wie anfangs. Du verlierſt nun wieder einen ganzen Sommer, ſagte er ihm, und bringſt es in deinem Leben zu nichts. Gottfried ſtützte den Kopf in den Arm und ſah in den Teller. Auch ſchmecken wollt' es ihm nicht. Du ſollteſt Doktor werden, ſagte der Vater, und kommſt als Candidat. Zum Prediger taugſt du nichts. Laß mich nächſten Sonntag predigen, antwortete ganz ſtill der arme Menſch. Der alte Oberlin ſagte mürriſch: Wenn du dich dazu nicht verunreinigt haſt! Ich verſtand das nicht. Sie ſchwiegen. Dann kamen ſie auf andere Dinge und ſagten ſich zuletzt verſöhnt gute Nacht.

Ich gehe ängſtlich um etwas herum, was ich ſagen will und ſagen muß. Aber verſchweigen werd' ich nichts. Das war ſchon vor drei Wochen, damals, wo ich ſo verkehrte Briefe ſchrieb. Gottfrieds Predigt hatte mich verwirrt gemacht. Er ſprach ſo leiſe, daß die Landleute nicht mit ihm zufrieden ſein konnten. Ich aber verſtand ihn und begriff Alles, was er ſagte, und als er zuletzt betete und zum Segen kam und den Segen nicht, wie ein ordentlicher Pfarrer, g-a-b, ſondern ihn auch auf ſich herabflehte und ſagte: Der Herr ſegne uns und behüte uns, der Herr laſſe ſein Antlitz über uns leuchten und ſei uns gnädig, der Herr hebe ſein Angeſicht auf uns und gebe uns ſeinen Frieden! — da war ich in Thränen verloren und hätte ſterben mögen. Ich kam nach Hauſe und wußte nicht wie. Bei Tiſche konnte ich nicht zu ihm aufſehen. Den ganzen Tag war mirs, als müßt' ich mich vor ihm verſtecken. Den Abend, als er mit mir und dem kranken Freund am See entlang ſpazieren ging und ſich dann von mir trennte, dankt' ich ihm für ſeine Predigt.

Der Schulverweſer litt an der Zehrung. Sein Amt ward ihm ſchwer und ſein Gehülfe verſtand wenig. So trat manchmal Gottfried für den armen Freund ein. Wenn ich zum Kloſter hinaufſtieg, hört' ich ſchon ſeine ſanfte Stimme von Ferne; denn die Thüren, die in den Kreuzgang führen, ſtanden auf, weil es ſehr heiß war. Ich ſchlich mich dann über den kniſternden rothen Sandſteinboden näher und ſetzte mich auf einen Schaft der ſchönen blanken gothiſchen Säulen, die das Dach des Kreuzganges tragen, nieder. Da lernt' ich, wie man klar und verſtändig, zutraulich und doch ſtreng mit Kindern umgehen müſſe, um von ihnen geliebt zu werden. Einmal kam ich zu nahe, man merkte meine Nähe, ich mußte an die offene Thür gehen. Da ſtanden alle die Kleinen auf und Gottfried lächelte wie beſchämt. Die Ehrenbezeigung ängſtigte, das Lächeln rührte mich, und doch ſetzt' ich mich hinten auf die letzte Bank, um zuzuhören. Gottfried war in Verlegenheit. Ich bekam Muth, und um ihm von dem meinigen einzuflößen, ſagt' ich, ich will Märchen erzählen. Ich erzählte und ſeitdem muß ich jeden Nachmittag in den Kloſterhof und ein Mährchen mitbringen. Einige Kinder küſſen mir die Hand, andere ſchenken mir Büſchel von Walderdbeeren und ganz, ganz kleine Bübchen, die kaum ſprechen können und nur zur Obhut von ihren im Feld arbeitenden Eltern hierher gegeben werden, pflücken Sternblümchen und bringen ſie mir mit verſchämter Liebe.

Der alte Eberlin wollte die täglichen Begegnungen mit ſeinem Sohne ſtören. Es ging nicht mehr. Eines Abends —"

Sidonie nahm bei dieſer Stelle Harriet den Brief ab und ſchickte die vom Leſen und Turnen hungrige Tochter hinunter zur Haushälterin. Das Portrait war vollendet. Der

Vater ſah ſeiner Tochter über Agathens Mittheilungen befremdet an. Dieſe lächelte fein und fragte den Alten, ob er den Brief zu Ende hören wolle. Wallmuth war im höchſten Grade geſpannt und Sidonie fuhr fort:

„Eines Abends, der Vater war zu Bett gegangen, begleitete ich Gottfried, der zum Kloſter hinauf wollte, eine kleine Strecke ſeines Weges. Es war Mondſchein im abnehmenden Licht, und Alles ſtill im Oertchen, ſtiller noch, wenn man hinterrücks den Gartenpfad einſchlug und das ganze ſchlummernde Leben unter ſich liegen ließ. Da ſteht ein großer breitaſtiger Nußbaum am ſchmalen Wege und eine alte Steinbank, vielleicht für die Mönche, die zum Kloſter hinaufſtiegen, ein Ruheſitz, vielleicht Station eines alten Calvarienberges. Gottfried zog mich auf die Bank nieder und legte ſchüchtern ſeine Hand in die meinige. Es war ſo ſanft und feierlich in der Natur. Drüben glänzte der See, unter uns im Orte ſchlugen die Uhren zuſammen, ein Paar Burſche jodelten und im Gebüſch dicht vor und um uns leuchteten die Glühkäfer. Meine Hand hatte ſchon öfter in der ſeinigen geruht, aber nie ſo lange, nie ſo ruhig. Ich ſah ihn ſchon ſeit Tagen leiden, ich ſah, ſein Herz bedurfte eines Troſtes, eines empfänglichen Gegenherzens dem er ſich vertrauen konnte. Der Vater ſchien kalt und ſonſt verſtand ihn Niemand, auf der Kanzel nicht, wie viel weniger im vertraulichen Geſpräch! Ich wußte nicht, wie ich das nennen ſollte, was ihn zu mir zog. Liebe wagt ichs nicht zu nennen; denn ich bin nicht ſchön, bin leidend, kann Niemand gefallen und habe noch Niemanden gefallen. Ich bin die Tochter eines Mannes, der mich nimmermehr an Gewöhnliches wegwerfen würde, und das Außerordentliche iſt nicht gekommen. So

ward ich vierundzwanzig Jahre und habe die erſten halb bewußtloſen Träume von Liebe ſchon hinter mir. Gottfried, ſah ich, wollte mir ſchon ſeit Tagen von Liebe ſprechen, er wagte es nicht. Ich hätte ihm ſelbſt den Muth geben mögen, der ihm zu fehlen ſchien. Es bekümmerte mich, daß ich ihm ſoviel Scheu einflößte: ich ſchämte mich, daß ein ſo reicher und edler Geiſt vor mir ſich demüthigte und irreredete. Ihn nun hinhalten und mit ſeinem Herzen zu ſpielen, kalt erſcheinen bei innerer Wärme und ihm das Geſtändniß ſeiner edlen Bruſt erſchweren, das ſchien mir unwürdig und vermeſſen. Und ſo ſtraft' ich ihn nicht, als er mich an ſich zog und von Liebe ſprach. Sein Kuß bebte auf meinem Munde und ich gelobte ihm die Treue, die ich ihm ewig halten werde. Er brachte mich an ſein Vaterhaus, ich bracht' ihn wieder an den duftenden Nußbaum, er mich wieder an das Haus und ich ihn wieder an den Baum, bis es eilf ſchlug. Da ſchieden wir, aber ich merkte wohl, daß er noch ſo lange um das Haus hin- und wiederging, bis ich die Fenſter ſchloß und mein Lichtchen löſchte.

Das war geſtern. Und heute ſchrieb' ich den beſten Menſchen mir nicht zu zürnen, wenn ich mich Gottfried Eberlins Verlobte nenne. Guter Vater, Du wirſt mir vergeben! Für die Welt, in der meine theure Schweſter Sidonie glänzt, bin ich nicht geſchaffen. Mutter ſagte mir oft, in der Zeit, da ſie mich unterm Herzen trug, hätte ſie viel weinen müſſen. Ach, nun bin ich auch ein ſo düſtrer Schatten geworden, der Euch ſo oft in Euerm verdienten Glücke, in dem Lichtäther Eures feineren Daſeins ſtört! Laßt mich ziehen, laßt mich meines Gottfrieds Braut und künftige Gattin ſein! Er wird ſich ſeinem Vater entdecken und Vergebung erhalten, wenn

ich ihm die Curige bringen kann. Ich komme nun zurück. Die Wallungen der Bruſt, die mir dieſe aufgeregten Tage verurſachten, ſtörten den Erfolg der Cur. Laßt mich an Herzen zurückkehren, die mich nicht verdammen! Schämt Euch nicht der künftigen Gattin eines Geiſtlichen! Gottfried kehrt raſch zur Univerſität zurück, um die letzte ſeiner drei Prüfungen zu vollenden. Er ſchreibt an Dich, geliebter Vater, wenn Du ihm ſein willſt, was Du mir biſt! Ich bete zu Gott, daß er mir die Liebe Eurer Herzen erhält, und nenne mich, bewegter als je, empfundener als je, Eure gehorſame Tochter und treue Schweſter

Agathe."

Von Wallmuths Stirn hatten ſich die düſtern Furchen verzogen. Er blickte, als Sidonie geendet, dieſe an und ſchien an ihrem Auge das Zeichen zu erwarten, wie er ſich benehmen ſollte. Die Anrede, die Agathe an ihn aus voller Ueberzeugung gerichtet hatte, dieſe Vorausſetzungen, daß er der beſte, edelſte, zärtlichſte aller Väter wäre, rührten ihn und Sidonie, die ihn dafür genug kannte, hätte grauſam kalt ſein müſſen, wenn ſie ihm nicht erlaubte, wiederum der Thräne, die aus ſeinem Auge quoll, freien Lauf zu laſſen. Die gute Seele! ſagte ſie halb theilnehmend, halb mit einer gewiſſen ironiſchen Duldung. Wallmuth konnte nun, um ſein Weinen zu verbergen, ganz frei lachen, lachte und weinte und ſagte dann: ſie ſoll nur kommen! Mag ſie ihn nehmen, wenn er eine Pfarre mitbringt. Zu Höherem verſtieg ſich nie ihr beſchränkter Sinn und wenn er Geſchick hat, kann man jetzt auch im geiſtlichen Fache zu einer bedeutenden geſellſchaftlichen Stellung kommen.

Eine Hochzeit! ſagte Frau von Büren und ſchlug ſatiriſch

verwundert die Hände zuſammen. Gottfried Oberlin! ſetzte ſie lachend hinzu, wie kann man ſich in einen Menſchen verlieben, der Gottfried heißt!

Liebes Kind, ſagte der Vater, indem er ſeinen Hut nahm und Sidonie klingelte, um den Wagen zu beſtellen, liebes Kind, in unſerm neuen Schwager mußt du dir einen blonden langgeſchoſſenen jungen Menſchen denken, mit unbeholfnem Benehmen, waſſerblauen Augen, Röcke tragend mit zu kurzer Taille, Beinkleider ohne Sprungriemen, ewig die qualmende Pfeife im Munde, Gottes Wort vom Lande! Was hilfts!

Und Agathe neben ihm, fuhr Sidonie fort, indem ſie den Vater hinausbegleitete, Agathe im Gemüsgarten, Salat leſend, die Schulkinder ſtricken lehrend, die gute Seele! Ich meine doch, man ſollte erſt Erkundigungen einziehen, ob dieſer Gottfried ihrer auch würdig iſt. Sie iſt ſo gutmüthig, daß ſie im Stande wäre, ihn ſchon darum zu nehmen, damit ſie ihm nicht wehe thut —

Der Vater küßte ſeine, wie er ſie nannte, gefühlvolle und kluge Sidonie, verſprach, dieſe Erkundigungen einzuziehen und ſtieg die Treppe hinunter. Unten rief er nochmal hinauf: Sidonie, wie hieß er?

Sidonie rief lachend von oben herab: Gottfried!

Beide lachten herzlich. Der Wagen rollte davon.

## 4.

Ein Brief väterlichen Inhalts wurde nach Schönlinde abgeſandt, Sidonie legte einen Zettel bei, der im Albumöſtyl einen geiſtreichen Glückswunſch enthielt, und von Agathe erfolgte eine jubelndfrohe Rückantwort, und die Nachricht, daß

e binnen kurzem wieder bei den Ihrigen eintreffen würde.
uch Erkundigungen über den Sohn des Pfarrers wurden
ngezogen. Sie ſind ein unvollſtändiges, unintereſſan-
s, aber nicht nachtheiliges Reſultat. Frau von Büren,
e noch immer ſich nicht entſchließen mochte, etwas von
ren poetiſchen Arbeiten drucken zu laſſen, bemerkte mit
iner Beziehung auf ſich ſelbſt: Geiſtliche und Frauen ſind
ſto beſſer, je weniger die Welt von ihnen weiß. Die An-
endung dieſes bekannten Schiller'ſchen Spruches auf Theo-
gen durfte er allerdings neu genannt werden.

Agathe kam an. Eine etwas baufällige Kaleſche, mit
örben und Koffern bepackt, führte ſie und einen weiblichen
enſtbaren Geiſt, der ſie begleitet hatte, in das väterliche
aus zurück. Man hatte ſie daheim ſo gern, daß ihr von
n Hausgenoſſen alles freudig entgegenkam, ſie inniglich be-
llkommnete. Sie ſtieg aus. Eine kleine behende Geſtalt,
t dunkelſchwarzem Haar, das einem nicht ſchönen aber
nen Geſichtchen etwas Intereſſantes gab. Hände, Füße,
les war außerordentlich ſchmächtig an ihr. Es war eine
ner Geſtalten, die wir oft ſehen müſſen, um uns ihre
ge ganz einzuprägen; ſie fiel nicht auf, ſondern verlor
in's allgemeine, wogegen auch die einfache beſcheidene
acht keinen Einſpruch zu machen verſuchte. Man mußte
kennen, lang' und ſicher kennen, um von ihr auch nur
gehalten, geſchweige gefeſſelt zu werden. Dem aber, der
die Mühe gab, bei und in ihr zu verweilen, dem mußte
freilich, wenn auch nicht bedeutend, doch lieb und theuer
rden.

Sie hatte die Stunde ihrer Ankunft beſtimmt angegeben.
ch erwarteten ſie weder Vater noch Schweſter. Jener ließ

ſich in der gewohnten Runde ſeiner Morgenviſiten nicht ſtören, dieſe hatte ihre beſtimmten Tage, an welchen man ſie in der Gallerie des Fürſten vor gewiſſen berühmten Bildern copirend fand. Dafür erwartete Agathen die ganze Dienerſchaft und alle Nachbarn. Sie gab Jedem die Hand und wußte Jeden nach dem Stand ſeiner Angelegenheiten, wie ſie ihn verlaſſen hatte, zu befragen. Darin war ſie Meiſterin, in Jedes Kern, in Jedes innerſte Bedürfniſſe zu dringen. Selbſt der Canarienvogel in ihrem dunkeln Zimmerchen ſchien ſie zu erkennen und hüpfte behend von Steg zu Steg, als wollt' er ſeine Freude verrathen... Freilich kam ihr alles im Hauſe dumpf vor, die Fenſter mußten geöffnet, die niedergelaſſenen Jalouſien aufgezogen werden. Was war ſie an Luft gewöhnt! An Luft und Sonne! Die alte Haushälterin hatte Blumen auf ihr Zimmer geſtellt, ſie ſtanden ſchon ſeit geſtern und neigten welk ihre Häupter. Man fand ſie wohler ausſehend und ſprach von der Molkenkur. Von ihrer Liebe wußte im Hauſe freilich noch Niemand.

Die Geſchenke, die ſie Jedem mitbrachte, brannten ſie. Sie mußte ſie raſch austheilen. Freilich ſagte ſie, was kann man vom Lande mitbringen? Aber Alle waren zufrieden, die Mägde mit ihren bunten Tüchern, die ſie von Dorfhauſirern gekauft hatte, die Bedienten mit feingeſchnitztem hölzernen Meſſern und Gabeln, die im Gebirg ſehr kunſtvoll gefertigt werden, mit ſchlanken Pfeifenröhren, geſtrickten Tabaksbeuteln, und der Sekretair ihres Vaters mit einer Cigarrenſpitze aus ſolchem Agatſtein, wie er im Gebirg gefunden wird. Selbſt dem Canarienvogel machte ſie ein Geſchenk mit einem zierlich geſchnitzten Holzringe, den ſie in den Bauer hängte und auf dem er ſich nun wiegen und ſchaukeln konnte. So

war Alles froh und nur der gute Vater fehlte und die gute Schweſter ſaß in der Gallerie und copirte einen Ecce homo von Guido Reni.

Agathe ging in den Garten, in welchem die Treibhäuſer die Hauptrolle ſpielten. Dieſe Cactus und Camelien ſehen ohnehin ſo vornehm auf uns herab, als wollten ſie ſagen, daß ſie für uns unpoetiſche Menſchen nicht in die Welt gekommen wären! Hier bekam ſie keinen andern Gruß, als vom Gärtner, der ſie über die frühjährigen Engerlinge und die große Raupenernte unterhielt. Von ihrer Liebe wußte Niemand etwas. Aber der Vater! Das Herz ſchlug ihr, als ſie mit wohlbekanntem Ton ſeinen Wagen vorrollen hörte. Sie lief was ſie konnte durch den Garten und Hof zurück, weil ſie ihn noch auf der Treppe zu erwiſchen hoffte. Aber er war ſchon in ſein Cabinet eingetreten und von dieſem ſcheuchte einmal für allemal ein Verbot zurück. Sie durfte ungerufen es nicht betreten. Mancher Andere durfte hinein, z. B. Frau von Büren; Agathe aber deshalb nicht, weil ſie die Gewohnheit hatte, auf Schritt und Tritt zu räumen und ſich einigemal hatte beikommen laſſen, die geiſtreiche Unordnung dieſes Zimmers weniger auffallend zu machen. Fünf Minuten ſtand ſie zögernd, ob ſie klopfen ſollte. Der Vater war ſo eigen! Endlich wagte ſie, ſich zu räuſpern, ſeine Aufmerkſamkeit zu wecken und mit erſtickter Stimme nicht weit vom Schlüſſelloch zu rufen: Guten Tag, lieber Vater! Da öffnete dieſer, in ſeiner Umkleidung begriffen, die Thür und, den Kopf herausgeſtreckt, lauteten die Begrüßungsworte alſo: Was machſt du denn? Du ſollſt dich ja anziehen! Frau von Büren erwartet uns ja zu Tiſch! Schon halb vier Uhr! Raſch! Raſch! Und nun flog ſie auch ſchon und eilte auf ihr Zimmer, um

ſich umzukleiden. Sie hatte eine große Freude, daß die Schweſter ſie ſo ſchnell ſehen wollte. Das ging — ein Kleidungsſtück nach dem andern — Roſa freilich nicht, was ihr die liebſte Farbe war, die ſie aber niemals tragen durfte, wenn ſie mit Frau von Büren zuſammen war, da Roſa ein für allemal von ihrer geiſtreichen Schweſter in Beſchlag genommen war; aber himmelblau, veilchenblau, erbſengrün, das durfte man ihr nicht nehmen und ihr Mädchen half das Schönſte wählen, das Schönſte wenigſtens von dem, was ſie beſaß. Nun war es aber auch gleich vier, der Wagen hatte gehalten und auf der Treppe umarmte der Vater mit vieler Innigkeit ſeine gute Tochter. Sie hätte ihm wenigſtens gern noch raſch ihre kleinen Geſchenke gezeigt, aber dazu war keine Zeit. Der Vater lebte nur für die Möglichkeit, ſich bei ſeiner älteſten Tochter zu verſpäten. Im Wagen hätte er doch von Agathens Liebe ſprechen können, aber da hatte er ſein Auge immer nur nach der Straße gerichtet, um ja keinen Gruß, den er draußen etwa empfing, unerwiedert zu laſſen. Dabei fand er immer noch Zeit, einige Male recht „herzlich“ zu ſagen: Ich freue mich doch, daß du wieder da biſt! Und wie gut du ausſiehſt! Und Harriet ſollſt du ſehen, ſie klettert auf alle Bäume und ſpringt an einer Stange über eine Barrière von vier Fuß Höhe.

Faſt kindiſch freute ſich Agathe auf das trauliche Alleinſein mit den Ihrigen. Bei Tiſche, dachte ſie, wird Alles beſprochen werden und ich werde von Ihm reden, von Ihm! Hätte ſie ahnen können, daß Frau von Büren ſchon Gottfrieds Namen lächerlich fand! Mit Schrecken bemerkte ſie aber ſchon beim Empfang, daß die Bedienten ihre beſſere Livree trugen und von einem Familienkreiſe nicht die Rede war.

n Salon oben harrten auch ſchon einige Künſtler und Ge-
hrte und der Vater flüſterte ihr zu: Wie gut deine Schwe-
r iſt! Sie hatte ja heut' ein Diner und war ſogleich bereit
ch dazu einzuladen! Agathe hätte auch gewiß ihrer Schwe-
r dafür innig gedankt, wenn ſie Gelegenheit gehabt hätte,
ſogleich zu umarmen. Sie erſchien aber erſt nach einer
einen Weile, in rauſchender Schönheit, bezaubernd und
eftvoll. Sie rief, ohne im Geringſten der Herren, die ſich
erbeugten, zu achten: Ach, Agathe! legte ihren ſchönen Arm
t den langen ihn halb bedeckenden Glacehandſchuhen um
e Schulter der Schweſter und drückte ſie an die weichge-
uſchten Falten ihres ſeidenen Brußlatzes. Da ſie Roſa
ag, war es in der Ordnung, daß ſich Agathe nur erbſen-
ün producirte. Im Bewillkommnen der Herren meldete
r Bediente, daß angerichtet wäre. Der durch ſeine Reiſen
kannte Legationsrath von K. führte Agathen zu Tiſche.

Verſpätet kam Harriet geſprungen und fuhr raſch, ohne
viel um die Anweſenden zu kümmern, mit ihrem Löffel
die ſchon ſervirte Suppe. Da ſah ſie die Tante und,
eilnehmender faſt als alle, ließ ſie die Suppe fahren und
zte erſt die Tante. Der Großvater fand das viel zu un-
nierlich und empfahl Harriet Sorgfalt für ihre langen
eiderärmel, die ſie bei der Umarmung faſt in die Suppe
aucht hätte. So dämpfte die Etikette auch hier wieder die
tur. Und doch wurde Harriet eigens für die Natur erzo-
! Sie kam ſo eben, friſch und roſig, aus der kürzlich
ichteten Schwimmſchule für junge Damen von Stande.
onie bemerkte dies und der Gegenſtand des Tiſchgeſprä-
s wurde die Frage, ob es gut wäre, daß Damen ſchwim-
n lernten. Es eröffnet ſich mir, ſagte der fremde Gaſt

den Sidonie durch das Diner ehren wollte, ein berühmter Zerriſſenheitsdichter, es eröffnet ſich mir eine ganz neue Aera für den geſellſchaftlichen Roman, wenn ich mir denke, daß künftig nicht mehr von reitenden Indianen, Valentinen und Fauſtinen, ſondern von ſchwimmenden die Rede ſein wird. Wie wir früher die Seeromane hatten, werden wir jetzt die Flußromane bekommen, die Periode einer Literatur, die man vielleicht, im Gegenſatz zum Salzwaſſer des Meeres, die Süßwaſſerromantik nennen könnte.

Der Legationsrath, der viel gereiſte, fiel beiſtimmend und ergänzend ein: Es ſind auch die Seebäder bereits dieſer neuen Entwicklung der Literatur entgegengekommen. In Oſtende hat die grüne Meereswoge längſt erreicht, was einer George Sand unmöglich war. Das Meer hat die Frauen emancipirt. Ich erſtaune, daß unſere im Allgemeinen ſchon auf den Strand gekommene Literatur ſich den Strand von Oſtende hat entgehen laſſen. Ein Roman, der ſich beim feuchten Begegnen in den Umarmungen Amphrovites anſpinnt, eine Liebe, die ſich entzündet, während zwei Weſen den elektriſirenden Schlag einer und derſelben heranrollenden Welle abwarten, iſt noch nicht erfunden worden.

Wallmuth glaubte es gewiſſen Rückſichten ſchuldig zu ſein, daß er das Geſpräch von Harriets Schwimmſtunden auf ihre Leiſtungen im Turnfache hinlenkte. Der berühmte Bildhauer, der gleichfalls zu den Geladenen gehörte und mit dem größeren Theile ſeiner Orden gekommen war, bemerkte, daß dies die plaſtiſche Seite der neuen Erziehung wäre, und ſetzte hinzu: Wenn die Schwimmkunſt mehr den Maler intereſſiren muß, da Najaden und Nixen ganz eigentlich in ſein Bereich gehören, ſo ſind die turnenden Frauen eine deſto größere

Ueberraſchung für den Bildhauer. Der Sinn für Formenſchönheit wird eine angemeſſenere Pflege finden. Die urſprüngliche Hinneigung zu meiner Kunſt, die, wie ich glaube, im Geſchmack viel tiefer begründet iſt, als der Sinn für Malerei, wird ſich nun freier herausſtellen, als es bei den ſtörenden früheren Vorurtheilen möglich war. Es gab Zeiten, die ich ſelbſt erlebt habe, wo bei den öffentlichen Kunſtausſtellungen, die der Malerei und Plaſtik zu gleicher Zeit gewidmet waren, die Säle der Bildwerke immer leer ſtanden, während man die der Gemälde überfüllt antraf. In Berlin hatte man auch deshalb das Auskunftsmittel getroffen, einen Theil der Gemäldegallerie von dem andern durch den dazwiſchen gelegenen Saal für die Bildwerke zu trennen, ſo daß Jeder, der den einen Theil beſucht hatte, um zum andern zu gelangen, auch gezwungenermaßen einige Aufmerkſamkeit den Gegenſtänden der Plaſtik widmen mußte. Aber da hätte man ſehen ſollen, wie die Frauen mit niedergeſchlagenen Blicken vorüberhuſchten, um nur durch die Bildwerke ſchnell hindurch wieder hinüber zu trauernden Juden und trauernden Königspaaren zu gelangen. Ich zweifle nicht, daß dieſe Vorurtheile mit dem Anblicke turnender junger Mädchen und Frauen immer mehr verſchwinden werden.

Der fremde Dichter warf einen langen geiſtreichen Blick auf Harriet und ſagte nach einer Pauſe: Je länger ich dieſes liebliche Weſen betrachte, deſto ſchöner gruppirt ſich mir ſchon eine künftige Dichtung, in welcher die liebliche Harriet die Heldin ſein müßte. Ich denke mir einen Roman, der in der Herzensentwicklung eines weiblichen Weſens, welches in ſeiner Jugend ſchon ſchwimmen und turnen lernte, unſtreitig Alles übertreffen müßte, was wir in dieſer modernen Sphäre ſchon beſitzen.

So und in ähnlicher Weise glitt das Gespräch belebt und anregend vorüber. Wie konnte freilich Agathe daran Theil nehmen? Waren das Handgriffe, die aus dem zarten Gefäße ihrer Seele einen Ton hervorbringen konnten? Das Thema dieses Gespräches zu verurtheilen, fiel ihr nicht ein. Nur im Stillen dachte sie bei sich selbst: Ob wohl Gottfried darüber etwas zu sagen wüßte? Sie hing diesem Gedanken so lebhaft nach, daß sie, als Sidonie so gütig war auch einmal an sie eine Frage zu richten, sie überhörte und glühendroth vor Scham wurde, als der Vater mit strengem Blick sie erinnerte, ob sie Sidoniens Frage nicht gehört hätte! Sie sah fragend die Schwester an, diese hatte aber schon einen andern Gegenstand ergriffen und kam auf die Kleinigkeit nicht zurück. Das machte sie doppelt verlegen und zog ihr vom Vater einen Blick zu, der ihr tief durchs Herz fuhr.

Nach Tisch aber ward es besser. Man erhob sich und Frau von Büren hatte es so einzurichten befohlen, daß man den Kaffee im Garten unter einem ausgespannten Zelttuche trank. Um den Herren das Rauchen zu gestatten, hatte sie die Gewohnheit, selbst eine kleine spanische Cigarre anzuzünden, die sie jedoch kaum einen halben Zoll weit ausrauchte. Den Moment, wo ihr das glimmende gelbe Papier ausging, benutzte sie, um sich zu Agathen zu setzen, mit Freundschaft ihre Hand zu ergreifen und zu sagen: Nun, gute Seele, wie geht es dir? Agathe war mit einem Wort, mit dem einen Handdruck ganz in ihrer Gewalt. Sie zog die beiden Hände der Schwester an sich, sah ihr in's schöne Auge und sprach nichts als den glücklichen Seufzer: Ach, Sidonie! Sidonie erhob sich und machte sich etwas in den nächsten Sträuchern zu schaffen, wohin sie Agathen mitzog. Sidonie sprach dort

noch mancherlei Herzliches, aber doch Gleichgültigeres,
n aber, als ſie unbemerkt ſchienen, ſagte ſie plötzlich, mit
r lachenden, ſtark von Ironie gefärbten, aber frauenzim-
lich wohlwollenden Miene: Alſo, Agathe, du liebſt?
Da flammten des armen Mädchens Augen auf. Da ward
licht und hell um ſie her, als hätte ſie vorher nur Nacht
ſich geſehen. Da ſchlug die Bruſt vor Seligkeit hoch
vor und das Herz zuckte wie in einem Wonnekrampf, an
man lachend ſterben könnte. Sie wollte reden, ſie konnte
t. Sie wollte einen Ton der Freude ausrufen, ihre
ume erſtickte. Sie ſchlang den Arm um den Hals ihrer
weſter und ſank, von einem Baume vor der Geſellſchaft
ützt, mit ſtürmiſch hervorquellenden Wehmuthstränen
auf die Bruſt. Ach, daß es die Schweſter war, die nach
fragen konnte, nach Ihm, den ſie liebte, ſo innig, ſo
, beſcheiden! Sie ſchluchzte nur noch mehr, je mehr es
rängte zu reden und die Worte ihr nicht kommen woll-
Sie bedeckte die herzliche Sidonie mit Küſſen, küßte
Hand, nannte ſie mit allen Schmeichelnamen der zärt-
ten Schweſterliebe und raffte ſich dann von dieſem ver-
eten, aufgelöſten Zuſtande zur Faſſung durch Lachen empor,
liches Lachen, das bald natürliches wurde und ihrer
weſter das größte Vergnügen machte. Du ſollſt von Ihm
n, ſagte Agathe in ſtürmiſcher Eile, ſollſt Ihn ſehen!
ſt zur Univerſität zurückgekehrt, um ſeine letzten Prüfun-
zu beſtehen, er iſt ſiebenundzwanzig Jahre, nicht groß,
engelgut. Daß er nur dem Vater gefällt, daß er dir
lt! Und ſo jubelte ſie in einem Entzücken fort. Sidonie
te ſie nur beruhigen, weil ihr Zuſtand jetzt zu auffallend
ihrer Schweigſamkeit bei Tiſche contraſtirte und ſie doch

Beide zur Geſellſchaft zurückkehren mußten. Wer auch nicht tief ſah, mußte doch bemerken, daß in dem ſtillen Mädchen eine Aenderung vorſichgegangen war. Sie kümmerte ſich um die Servirung des Kaffees, befahl, daß man den Herren Aſchenbrecher brächte, hüpfte mit Harriet auf und ab, erzählte ihr von dem kleinen Andres aus der Kloſterſchule und war auch nicht im mindeſten verſtimmt, nicht im Mindeſten gekränkt, als der Vater nach der Uhr ſah und bemerkte, es wäre Zeit zum Theater. Er hatte ein Loge genommen, um das Debüt einer berühmten Sängerin zu hören. Vier Plätze waren nur da. Zwei für den Vater und Sidonien, zwei bot er dem Legationsrath und dem Geheimrath an. Der Zerriſſenheitsdichter war ihm zu modern und noch nicht vornehm genug. Etwas anders wär' es geweſen, wenn dieſer Dichter ſchon den Hoftitel gehabt hätte. Dieſer empfahl ſich, Harriet mußte engliſche Stunde nehmen, die vier Inhaber der Loge fuhren in die Oper und Agathe wanderte allein, verlaſſen, zu Fuß, aber glücklich und ohne Groll, ohne Bitterkeit, umklungen vom Echo der Frage: Alſo du liebſt? nach Hauſe.

## 5.

Am folgenden Morgen wußte Agathe nun wohl, daß ſie mit ihrem Vater eine große Unterredung würde zu beſtehen haben. Der Tag ließ ſich ſchon ganz feierlich an. Der Vater ſtand früher als gewöhnlich auf und blieb länger allein, als er ſonſt ertragen konnte. Wahrſcheinlich ſchrieb er ſich einige Punkte der Rede, die er Agathen zu halten gedachte, auf. Er war in ſeinen Auseinanderſetzungen immer ein umſtändlicher und wunderlicher Mann. Agathe wußte, wie ſehr er

hre gute Mutter mit ſeinen profeſſoriſchen Anfällen gequält
atte, wie kränkend der armen, zuletzt leidenden Frau ſeine
rühpredigten und Mittagsunterhaltungen geweſen waren.
twas, was er ihr leichthin, mit wenigen Worten und darum
och ebenſo nachdrücklich hätte ſagen können, ſagte er ihr
mmer wie ein Bruder Redner, wie ein Meiſter vom Stuhl.
a, er hatte die Gewohnheit, wenn er über gewiſſe Fragen
echt bedenklich erſcheinen wollte, ſeine Anſichten, die jedoch
eiſt immer Befehle waren, niederzuſchreiben, das Papier als
Brief zuſammenzuſchlagen und ſie auf den Schreibtiſch ſeiner
Gattin legen zu laſſen. Die arme Frau hatte einen tödtli-
gen Schreck, wenn ſie eine ſolche Depeſche mit der Aufſchrift:
An meine Frau! auf ihrem Tiſche liegen ſah. Mit beben-
er Angſt öffnete ſie dann immer und lief ſogleich zu Wall-
uth hinüber, um mit Thränen ihm Alles einzuräumen, was
ein Begehren war. Das Monatsgeld, welches er ihr verab-
olgte, wickelte er immer in geſchriebene Klagen ein, in Vor
ürfe über die Ausgaben der Wirthſchaft, und oft waren es
e Kinder ſelbſt, die in ihrer Schürze der Mutter dieſe wirk-
chen Schmerzensgelder hinübertragen mußten.

Trotz dieſer Erinnerungen flammte es freudig in Agathen
af, als es hieß, das Fräulein ſollte zum Commerzienrath
nüberkommen. Schüchtern trat Agathe bei dem ſtrengen
edanten ein. Er ſtand von ſeinem Lehnſtuhl auf, nahm
ald die goldene Doſe, bald ſein ſeidenes Taſchentuch, um
mit zu ſpielen, und fing erſt von Kleinigkeiten an, die
gathe beklommen beantwortete. Dann ſtellte er ſich, wie
Redner, die der Anblick ihrer Zuhörer ſtört, gern hätten,
enn ſie ihre Augen ſchließen dürften, an das Fenſter und
rach, indem er zur Straße hinunterſah, Folgendes:

Meine Antwort auf einen deiner letzten Briefe, liebes Kind, hat dir ſchon zeigen können, daß mein weiches Gemüth deinem Glücke nichts in den Weg legen will. Indeſſen erheiſcht die Wichtigkeit der Angelegenheit, daß dabei doch noch manche Punkte von meiner väterlichen Fürſorge erwogen werden. Ein Herz, wie das meinige —

Hier machte eine Anmeldung, die ſich Jacob, der Bediente, erlaubte, eine unangenehme Störung. Der unterbrochene Redner verwies jedes Wiederbetreten der Schwelle, bis er ſelbſt klingeln würde. Jacob zog ſich zurück, aber der Commerzienrath hätte den Faden ſeiner Rede ſicher verloren, wenn er in ſolchen Verlegenheiten nicht immer bei ſich ſelbſt ihn wieder angeknüpft hätte, und diesmal fand er ihn gerade wieder bei ſeinem guten Herzen. Ein Herz, wie das meinige, ſagte er, will nur das Wohl ſeiner Kinder. Mein Leben floß nicht immer heiter dahin. Zwar war irdiſche Sorge, Sorge um des Lebens irdiſche Güter mir fremd; denn mein Vater hinterließ mir ein wohlgeordnetes Geſchäftswesen, eine völlige Freiheit von der trüben Nothwendigkeit, an meinen Erwerb ſelbſt Hand anzulegen. Ich bekam früh von ihm die Aufgabe, nur den Glanz ſeines Hauſes zu mehren und durch den Duft einer feineren Bildung, den Duft jener Farben-, Leder- und Gewürzſtoffe zu verſcheuchen, welche die Grundlage unſeres geſchäftlichen Wohlſtandes waren. Deine Mutter, ach, ob ſie meinen vielleicht geringen Werth zu ſchätzen verſtand?! —

Agathe, von Rührung ergriffen, legte ihren Arm auf ſeinen Nacken und zeigte ihm das Bild der Verewigten, das über dem Schreibtiſche hing. Wallmuth, der den feinſten Takt für die Momente hatte, wo die Welt es liebt, daß die

erzen aufthauen, Wallmuth ſah das Bild mit feuchten Au-
n an, ging an einen Schrank und nahm ein Käſtchen her-
s, das er behutſam öffnete. Das iſt der Schmuck deiner
ligen Mutter! Ich ſchenk ihn dir am Tage, wo du dich
rmählſt!

Agathe ſah mit Wonneſchauer dieſe heiligen Reliquien
. Es fiel ihr nicht ein, daß Sidonie am Tage ihrer Ver-
ählung vom Vater Colliers, Bracelets, Brochen, Diadems
halten, gegen welche dieſer alte Schmuck der Mutter arm-
ig war. Es war der Schmuck ihrer Mutter! Dieſe Bern-
inkorallen an verblaßten gelbſeidenen Bändern aufgezogen,
eſe plumpgefaßten großmächtigen Rubine mit dicken knolli-
n Perlen ſchienen ihr unſchätzbare Reichthümer. Ein ſchwar-
s Kreuz, das die Mutter auf der Bruſt getragen hatte,
ien ihr ein Amulet. Wallmuth war zufrieden, daß ſich
r immer genügſame Sinn ſeiner Tochter auch jetzt nicht
rleugnete.

Nun ging er auf Agathens Wahl über und runzelte
chdenklich die Stirn. Mein Sinn hat nie nach Auszeich-
ungen geſtrebt, ſagte er, indem er den Schmuck neben jenes
ſtchen ſtellte, welches ſeine Orden enthielt, und wieder zu-
loß, nie hab' ich äußere Vorzüge über den innern Men-
enwerth ſetzen mögen; allein die Nachricht, daß du mir
en völlig unbekannten, eben von der Univerſität kommen-
n, noch dazu nicht ganz jungen Mann zu deinem Geliebten
chen kannſt, hat mich denn doch überraſcht. Der Umſtand,
ß dieſer Mann fünf Jahre über ſeine Univerſitätszeit hin-
s zwecklos an dem Muſenſitze oder ſonſtwo verweilen konnte,
cheint mir ſehr bedenklich für ſeine geiſtigen Fähigkeiten
d nur der Zufall, daß Gottfried der Sohn des würdigen

Oberlin iſt, an dem deine Mutter ſchon mit kindlicher Verehrung hing, kann mich mit dem, was gegen ihn ſpricht, ausſöhnen. Ich habe mich über Gottfried erkundigt und erfahren, daß er nach vielem Hin- und Herſtudiren und verkehrten nichtsſagenden Experimenten zu dem Plane, Geiſtlicher zu werden, zurückgekehrt iſt, und das hör' ich gern, beſonders deinetwegen! Laß keine unangenehme Erinnerung dieſe Stunde trüben, Agathe; allein das ſteht zwiſchen meiner Wahrheitsliebe und deiner Beſcheidenheit feſt, daß der Himmel, wie Sibonie einmal in einem ihrer Gedichte von ſich ſagt, deinem Geiſte keine Adlerſchwingen gegeben hat. Ich kann mir denken, daß du als die Gattin eines Geiſtlichen deinen Beruf erfüllſt. Auch würde die Landluft deiner Geſundheit wohlthun.

Agathe küßte dem Vater die Hand. Er wollte es aber abwehren, weil er, wie er ſagte, noch Bedingungen zu machen hatte, die Agathen nicht erfreulich ſein würden. Wann denkſt du, daß Ihr Euch verheirathen werdet?

Verheirathen? ſagte Agathe. Sie dachte erſt an die Liebe, noch nicht an die Ehe. Sie wurde roth, dies Verheirathen lag ihr ſo fern, war ſo wenig in den Gefühlen, die ſie jetzt beſtürmten, ausgeſprochen. Der Vater erwartete aber eine Antwort und ſo ſagte ſie beklommen: Wenn Gottfried ein Amt hat.

Ich glaube, fiel Wallmuth ein, für ein Amt gutſagen zu können — wenn dein Verlobter die letzten Prüfungen beſtanden hat. Wie konnt' er ſich dieſen überhaupt ſo lange entziehen! Genug, Agathe, du ſiehſt, daß ich Alles thue, was ein liebender Vater nur vermag. Nur geſtatte mir zur Sicherheit deines durch junge Leute nur zu bald gefährdeten Rufes folgende Anordnungen zu treffen: Gottfried wird, wenn

er ſeine Prüfung beſtanden hat, ein halbes Jahr auf Reiſen gehen. Ich halte dies für nöthig, weil mir ein Menſch, der nicht wenigſtens einen Theil der gebildeten Welt geſehen hat, ſtets die Empfindung macht, als müßt' ihn etwas aus ſeinem häuslichen Leben hinausdrängen, als würd' ihm durch ſeine bürgerlichen Pflichten ein Genuß vorenthalten, den Manche vielleicht nie erreichen und darum auch ewig grämeln und namentlich in der Einſamkeit des Landlebens Hypochonder ſind. Während dieſer Reiſe ſchreibſt du an Gottfried ſo viel du willſt, jedoch offen, durch mich, als Einlage für die Briefe, die ich ſelbſt an ihn richten werde. Ebenſo werden die an dich gerichteten Briefe offen durch meine Hand gehen.

Agathe ſtand wie vom Donner gerührt. Es regte ſich in ihrem duldenden Gemüthe faſt etwas wie Einſpruch, wie Widerſtand. Als aber der Vater die Schatoulle öffnete und eine Rolle mit dreihundert Dukaten herauszog mit dem Bemerken, daß er dieſe Summe ſeinem künftigen Schwiegerſohne zum Behufe jener Bildungsreiſe zu ſchenken beabſichtige, erſtarrte ſie ſo vor Schreck über dieſe an ihrem Vater, ihr gegenüber, wunderbar ſeltene Großmuth, über dieſe zwar aller Welt bekannte, ihr jedoch noch nie erwieſene Freigebigkeit, daß ſie ſich an ſeine Bruſt warf und ihren Dank mit Worten ausſprach, die in ihrer ſchluchzenden Stimme erſtickten. Wallmuth hielt immer Stand, wenn man ihn in einem großen und blendenden Lichte betrachten konnte. So dazuſtehen, im Widerſchein einer großen That, angeleuchtet vom Verklärungsſchimmer einer edeln Handlung: er war Meiſter in dieſen Attitüden. Auch verſtand er bei ſolchen Momenten paſſend abzubrechen, ihren Effekt nicht durch Alltäglichkeiten wieder zu vernichten. Mit einer ſanften Handbewegung ent-

ließ er Agathen, die mehr schwebend, als gehend in ihr Zimmer zurückkehrte.

So hatte sie denn nun das, was ihr so viel Furcht und Beklommenheit eingeflößt hatte, hinter sich. Sie hatte des Vaters, wenn auch sehr bedingte doch wiederholt zusagende Beistimmung und fühlte sich besonders glücklich in dem Gedanken, daß Gottfried durch sie nun schon etwas höchst Erfreuliches gewonnen hatte, die Aussicht und die Mittel zu einer Reise, die ihn zwar örtlich von ihr entfernten, ihn aber geistig ihn nur näher bringen konnte. Denn was würde sie nun von ihm noch Alles hören, erfahren und lernen können, sagte sie sich und gedachte mit Wehmuth, daß sie ihm und er ihr nur schreiben sollten in gestörter Vertraulichkeit, im beklemmenden Dreibunde mit dem Vater oder gar mit der Schwester, die nun Alles prüfen und bekritteln würden, was sie beide Liebende sich zu sagen hätten! In einem Briefe, den sie nach der Unterredung sogleich an ihren fernen Geliebten aufsetzte, sprach sie auch unverholen, obgleich in mildester Form, die Betrübniß aus, ihm noch nicht ganz so gehören zu können, wie sie sich's in Schönlinde unter dem Nußbaum gedacht hätten! Auch von der Reise sprach sie und der dreihundert Dukaten that sie so zart als möglich, aber doch tröstend und nicht ohne einen kleinen geschmeichelten Stolz Erwähnung. Der Vater las diesen Brief, gab ihm in den Hauptsachen seine allerhöchste Billigung und sandte ihn, mit seinem Pettschaft versiegelt, zur Post.

Im Uebrigen entrollte sich für Agathen nun wieder der Kreislauf ihrer alten Pflichten. Sie war des Hauswesens vielbeschäftigte Leiterin. Ein großer Korb mit Schlüsseln war ihr Scepter. Aus diesem wurde bald diese bald jene

orrathskammer geöffnet. Es hatte ſich ſo Vieles aufgehäuft, as jetzt durch ihre Rückkunft erledigt werden mußte. Auch idoniens Wäſche wurde in den großen Waſchkellern des terlichen Hauſes beſorgt. Agathe war es, die der Schwe- r zu ihren gelehrten Diners die weißen Tiſchtücher und ervietten lieferte. Gab der Vater ſelbſt Geſellſchaft, ſo tte ſie ihre Noth. Es wandelte ſie immer förmlich ein chwindel an, wenn es hieß, ich will heute einige Gäſte hen. Denn es war ſchwer, richtiger geſagt, unmöglich, ſeine forderungen zu befriedigen. Agathe ſaß natürlich an der fel, ſollte auch mitſprechen, aber ihre Gedanken durf- dabei nur in der Küche, im Vorzimmer ſein. Aufzuſte- n und ſelbſt nachzuſehen wäre unpaſſend geweſen und doch erte ſie bei der kleinſten Lücke, die ſich bemerkbar machte, der kürzeſten Pauſe, die einmal eintreten konnte. Der ter war im Geſpräch mit ſeinen Gäſten ganz Liebenswür- keit, ganz Gemüth und Großmuth; ſie wußte aber nur zu , daß er ſeine Rolle wie ein Künſtler ſpielte. Sie empfand ſe jeweiligen finſtern Blicke, die mitten in einer pikanten ekdote, die er vortrug, zu ihr hinüberſchoſſen und ſie tief chbohrten. Die Geſellſchaft trennte ſich immer auf das genehmſte angeregt und Niemand ahnte, wie ſchwierig es r, eine ſolche Anregung zu veranſtalten. Niemand wußte, ß am Tiſch ein Weſen ſaß, das mitten in den Scherzen, tten in dem heitern Lachen zitterte. Niemand wußte, daß, chdem der Kaffee genommen war, über dies Haus, über ſe Säle eine plötzliche Todtenſtille kam und derſelbe Menſch, eben die Gefälligkeit und urbane Weltlaune ſelbſt war, e im Handumwenden abſtoßend, bitter und verletzend ſein nte. War Alles gut und recht? fragte Agathe ſchüchtern

den plötzlich mißlaunigen Mann. Selten, daß er nichts zu tadeln gefunden hätte, selten, daß er, während er sich noch die Zähne stocherte, seinem Kinde ein Wort der Ermunterung in seinem Tone gesagt hätte, mit welchem er eben erst seine Gesellschaft bezaubert hatte. Wenn auch Alles tadellos von Statten gegangen war, eines konnte ja Agathe doch nicht verhindern, die Schalheit, die nach dem Genusse eintritt, das Gefühl der Uebersättigung, den Zorn, daß man alt wird, die Verzweiflung, daß man von diesem heitern geist- und trüffelreichen Leben doch scheiden müsse, scheiden und wie bald scheiden! Agathe war schon glücklich, wenn der Vater schwieg und er auf die Frage: War Alles gut? die Antwort ganz vermeidend, erwiderte: Ich will in den Clubb fahren.

Agathe trug mit Engelsgeduld. Sie fühlte kaum das Verletzende. Sie war seit ihrer frühesten Jugend an Zurücksetzung gewöhnt. Ihre Schwester war es, die das ganze Herz der Eltern, auch der Mutter, die Agathe so liebte, besessen hatte. Sidonie verheirathete sich früh und glänzend, glänzte selbst durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit. Agathe war klein, nicht schön; gewöhnlich, nicht auffallend. Früh nahm ihre Liebe die dienende Gestalt an, früh beugte sie ihren Nacken unter den Fuß der Tyrannei. Wie hätte sie nicht dienen sollen einer Mutter, die sie anbetete, dienen einem Vater, der so ernst, so wichtig, so gefürchtet war? Betrete nur Einer mit bescheidener Ehrfurcht den Weg der Pflichten und Mühen, die Schlinge ist ihm bald umgeworfen und läßt ihn nicht wieder los. Agathe machte keine Ansprüche, nicht einmal an die Herzen der Ihrigen. Sie war von ihrer Liebe so überzeugt, so sicher, daß sie die Quelle unfreundlicher Behandlung nur

Ophelia Agathen zuzutheilen. Ophelia konnte nur Frau von Büren ſein, obgleich dieſe Frau bei all ihrem Geiſt, all ihrer Genialität, all ihrem poetiſchen Vermögen die Rolle der Ophelia lange nicht ſo vollkommen las, wie ſie vielleicht die einfache, geknickte Agathe mit ihrer kindlichen Stimme würde geleſen haben. Dieſe bekam immer nur Pagen, Kammerfrauen oder mußte, wenn das männliche Perſonal nicht ausreichte, ſich zur Aushülfe für Verſchworne und Mörder im Trauerſpiel oder Bediente und Bauernburſche im Luſtſpiel hergeben, wo ſie denn ſtatt Beifall natürlich nur Lachen ernten konnte.

Alle dieſe Verhältniſſe hatten ſeit Agathens Rückkehr von Schönlinde nicht etwa aufgehört, ſondern blieben, wie ſie waren. Ihre Liebe konnte am wenigſtens dazu beitragen, ihre Stellung zu heben. Im Gegentheil drückte dies unebenbürtige Verhältniß ſie nur noch mehr herab. Sie hatte ſich mit einem Geliebten, der Gottfried hieß, die letzte Anlehnung an ihre Geburt, ihre Erziehung und Verwandtſchaft genommen. Sie hatte ſich in dieſer Neigung förmlich die Sphäre ſelbſt angewieſen, welcher ſie anzugehören wünſchte. Und trotz dieſer ironiſchen Nachfrage ihrer Schweſter, trotz dieſes ewigen Selbſtlobes ihres Vaters, der ſich durch die Duldung einer ſolchen Neigung Wunder wie großer Philoſoph dünkte, trotz dieſer Nichtachtung ihres Juwels, ſchloß ſie ihn tief in ihr Herz ein und bewahrte ihm eine heilige, treue Liebe. Sie gab Alles auf, Eines beſaß ſie, dieſes Herz eines Mannes. Man mochte ihr nehmen Ehre, Auszeichnung, Freude, was war das Alles gegen das, was ſie beſaß! Faſt ſtolz trug ſie ihr demüthiges Haupt und dünkte ſich groß in ihrer Erniedrigung.

Wie entſetzt mußte ſie daher ſein, als eines frühen Morgens ihr Vater, noch in Schlafrock und Pantoffeln, in ihr Zimmer trat! Dunkelroth vor Zorn ſtreckte er ihr einen offenen Brief entgegen, den er zerknickt in der beringten Hand hielt. Dieſer Elende! war Alles, was er im erſten Ausbruch ſeines Zornes ſagen konnte. Agathe, von einer ſchrecklichen Ahnung ergriffen, nahm den Brief. Er war von Gottfried. Unfähig, ihn zu leſen, eingedenk des väterlichen Verbotes, blickte ſie den entrüſteten Mann ſtarr an und erwartete in bebender Todesangſt, blaß und weſenlos, was die Urſache dieſes entſetzlichen Zornes wäre. Das zu wagen, ſchrie Wallmuth, das zu wagen! Mir gegenüber! Dieſe Schamloſigkeit! Ein Bettler mir dieſen Trotz! Ein Nichts, das ſich aufbläht wider mich, wider mich! Unter Agathen wankte der Boden, ſie wußte nicht, woran ſie ſich halten ſollte, und wankte mit dem Ausrufe des kläglichſten, mitleidswürdigſten Schmerzes auf den Seſſel. Lies, was er ſchreibt! ſagte Wallmuth. Da aber Agathe ſich kaum zu ſammeln vermochte, polterte er den Inhalt des Briefes mit den Worten heraus: Vorwürfe macht er dir, daß du eine Liebe ſo entweihen und ſie nur durch dritte Hand könnteſt pflegen wollen, Vorwürfe mir, daß ich mich zum Vertrauten eines Bundes aufwürfe, den ich ja gebilligt hätte und den die Mitwiſſenſchaft eines Dritten nur zu einer unwahren Komödie herabwürdigen könne! Den Vorſchlag einer Reiſe weiſt er von der Hand, weil ihn die Welt nur zerſtreuen würde, und ſelbſt wenn er reiſte, ſchließt er, würd' er doch lieber zu Fuß wandern, als mit einem Stipendium, das er ſich nicht ſelbſt verdient hätte! Agathe fand blitzſchnell heraus, daß es hier für ſie nichts zu fürchten gab, ſie ſah nur den Vater, den jetzt kreideweiß

vor Ingrimm ſich färbenden ſtolzen Mann, der nie gewohnt war, in ſeinen allerhöchſten Anordnungen ſich ſtören zu laſſen, der allenfalls im äußerſten Falle da Widerſpruch ertragen konnte, wo er von Andern etwas forderte, da aber, wo er gab und den edeln Mann entwickelte, verletzt worden zu ſein, nimmermehr vergeben konnte. Wie er ſo ſtand und ſie mit Baſiliskenblick durchbohrte, fiel ſie vor ihm zu Füßen und flehte um Nachſicht, um Schonung, um Vergebung. Wer iſt denn dieſer Menſch, war die vernichtende Antwort, daß er ſich gegen einen Mann aufzulehnen wagt, der ſich ſo tief herabgelaſſen hat, wie ich mich gegen ihn? Das der Dank für meine unendliche Liebe und Güte, für ein Vaterherz wie das meinige, für eine Handlung, die in der Geſellſchaft ihres Gleichen ſucht? Agathe bot Alles auf, ihn zu beruhigen. Ihre Zunge beflügelte ſich. Sie verſprach, dem Geliebten ſeinen Irrthum vorzuhalten, ſie bedeckte die Hände des verletzten Mannes mit Küſſen, mit Thränen. Alles das war ihm widerlich. Er ſtieß ſie von ſich. Er zerriß den Brief und warf die Fetzen auf die Erde, zertrat ſie und ſchied mit den Worten: Die kleinſte Zeile, die du ihm ohne mein Wiſſen zukommen zu laſſen wagſt, iſt dein Unglück, dein Verderben!

Die Thür war zugeworfen. Agathe war allein, auf den Knien, in Verzweiflung die Hände ringend. Sie war wie ohnmächtig. Sie verſtand das nicht. Das konnte ſie nicht geduldig hinnehmen, das mußte erklärt, zuſammengeſetzt, das mußte erſt ganz verſtanden werden, um es nur tragen zu können. Sie erhob ſich nur langſam, beſann ſich und ſtöhnte ſich in Seufzern aus, die erſt nach und nach in milden Thränen ſich beruhigten. Es war ein endloſes Weinen, wie mil-

er Mairegen. Lange, lange währte das. Es war ſoviel, as aus der Erinnerung in dieſe Schmerzen hineinſtrömte. Sie ſah nun doch, daß ſie unglücklich war. Sie fühlte es ief und unheilbar. Die Fetzen des Briefes lagen auf der rde. Sie ſammelte ſie und verſuchte, ſie zuſammenzuſetzen. Sie konnte deutlich leſen, was den Vater ſo empört hatte. Wohl hatte er geſchrieben, was ſie ſchon hören mußte. Offene Briefe an eine Geliebte, ſagte der junge Mann, ſind Diogeeslaternen am Tage! Die dreihundert Dukaten hatten ihn irklich verletzt. Sie ſann darüber nach und konnte ſeine Stimmung nicht ganz begreifen. Sie war zu ſehr daran gewöhnt, die großmüthigen Regungen ihres Vaters zu bewundern, ſie fand im Grunde doch auch in dem Befehl, daß der Briefwechſel durch den Vater ſollte geführt werden, nichts ls das Privilegium väterlicher Macht und Würde. Daß Wallmuth etwas Anderes dabei bezweckte, ahnte ſie nicht. Sie war nicht ſcharfſichtig genug, die eitle Natur ihres Vaters ganz durchſchauen und in jenem Befehle die eigentliche, m unverbeſſerlichen Egoismus entſpringende Quelle zu entecken. Bei allem dabei ſein, bei allem der Mittelpunkt, in eder Gruppe die Hauptperſon ſpielen, das war die Rolle, ie er immer haben wollte. Durch ihn, mit ihm, von ihm — Alles. Ohne ihn aber Nichts! Eine ſolche Natur zu rgründen lag Agathen fern. Sie ſah nur Liebe in ſeinen Handlungen, väterliche Zürſorge in ſeinen Befehlen und hätte uch nimmer gewagt, dagegen irgend einen Einſpruch zu thun.

Die lieben Schriftzüge in der Briefmoſaik, die vor ihr lag, prachen ſie ſo traulich an. Wie gern hätte ſie geantwortet! Wie gern den Geliebten von ſeinem Irrthum, wie gern ihn von ſeinem verletzten Ehrgeize zurückgebracht! Es war ihr

verboten worden. Es regte ſich ein Eva-Gelüſten in ihr. Sie dachte, wenn ich ihm nun doch ſchriebe, und wie ſie's gedacht hatte, ſetzte ſie ſich hin, ſchrieb einen langen rührenden Brief voll Verſöhnung und guter freundlicher Zurede; aber den Brief abſchicken? Das wagte ſie nicht. Aber zum Vater ging ſie damit und zeigte ihm dieſe Antwort. Er las ſie, verzog dabei nicht eine Miene und zerriß auch dieſe Antwort. Ich allein werde antworten, ſagte er kalt und indem er ihr wiederholt das Verbot, in irgend einer Art ſich mit Gottfried in Verbindung zu ſetzen, einſchärfte, wies er ſie aus ſeinem Zimmer.

Agathe verlebte nun Tage des tiefſten Elends. Ihrer Schweſter ſich zu entdecken, wagte ſie nicht; denn ſie war gewohnt, in Dingen, die ihren Vater ganz in Anſpruch nahmen, keinen Schritt vor- oder rückwärts zu thun. Seit Jahren hatte Wallmuth ſeine Familie gewöhnt, ſich in ſolchen Haupt- und Staatsactionen nicht zu rücken und zu rühren, ſondern Alles, was dabei zu thun oder zu laſſen war, ſeiner Weisheit anheimzuſtellen. Auch ſah ſie die Schweſter ſeltener als je. Es ſchien ihr, als hätte auch ſie ihre Leiden, Leiden anderer, höherer Natur. So weit ſie ſich in Sidonien vertiefen konnte, merkte ſie wohl, daß auch dieſe ſich nicht glücklich fühlte; wahrſcheinlich, weil ſie zu glücklich war oder in dem Gewühl von Zerſtreuung ſich gelangweilt, unter ihren zahlloſen Bekanntſchaften ſich einſam, unter den auffallendſten Huldigungen ſich ohne Liebe fühlte. Und um Agathens Qual zu mehren, ein Tag verging nach dem andern, ohne daß von dem Geliebten eine Nachricht kam. Sie merkt' es dem Vater an, daß auch er ohne Antwort blieb. Wochen vergingen. Sie ſchlich wie ein Schatten. In ihre Wangen trat wieder zu-

wollen jene Röthe, die der Hofmedicus durch die mißlungene Molkenkur hatte vertreiben wollen. Oft ſagte ſie ſich: Auch das Letzte, das Letzte hat man mir geraubt! Dann ſprang ſie aber auf und rief: Nein, das iſt nicht möglich, das nicht, ich erträg' es nicht!

Ein Monat war vergangen. Keine Kunde von dem Manne, an dem ihr Herz hing. Der Vater, der ſeinen Zorn, ohne Antwort zu bleiben, nur an ihr auslaſſen konnte, würdigte ſie keines Wortes, keines Blickes mehr. Die Schweſter erklärte ſich auch für krank und zog ſich ganz zurück. Harriet wurde in eine Penſion geſchickt. Agathe war ein Bild des Leidens und rührte doch Niemanden, da ſie ſich Niemanden entdecken konnte, ja durch ihre Lage gezwungen war, ſich jenen häuslichen Geſchäften hinzugeben, welche über das tiefſte Elend den Schein einer befriedigten und gleichgültigen Alltäglichkeit lügen können. So nahte der Spätſommer und mit ihm der Todestag ihrer Mutter. Sie wollte das Grab der Verewigten beſuchen und dort auf dem grünen Raſen ſich einmal von Herzen ausweinen.

Mit Mühe erübrigte ſie ſich einige Morgenſtunden. Aus dem Kunſtgarten des Vaters, der an ſchmerzliche Begebniſſe nicht erinnert zu werden wünſchte, nahm ſie einige Lieblingsblumenſtöcke der Mutter, mit und ſetzte ſich in einen Fiaker, der ſie vors Thor an die Friedhöfe führte. Dieſe „ſtillen" Plätze lagen dicht an der großen Heerſtraße, waren aber tief genug, um dem Geräuſch der Welt doch die liebende Betrachtung und verehrende Erinnerung etwas zu entziehen. Agathe ſah mit Wehmuth, daß die Blätter ſich ſchon gelb färbten. Sie gedachte des Frühlings, in dem ſie gekeimt waren, dieſes einzigen Frühlings, der nun auch für ſie ſich

entfärben ſollte. Sie fühlte einen Schmerz wie noch nie. Langſam ſtieg ſie an der Pforte des Friedhofes aus dem Wagen und ließ ſich von dem Kutſcher die Blumenſtöcke nachgeben, ſich von ihm das ſchwarze, an den Spitzen vergoldete Eiſengitter öffnen und trug ihre Bürde ſelbſt den wohlbekannten Weg hinauf bis zur Schlummerſtätte der Mutter. Hierher war ſie ſo oft gepilgert in frühern Tagen und hatte ihre ſtillen Klagen mitgenommen, nicht um ſie hier auf dem grünen Hügel niederzulegen und anzubringen — Vorwürfe waren ihr fern — ſondern nur, um da, der Mutter näher, geweſen zu ſein. Sie kehrte immer ſo gekräftigt wieder! Ach, ſie brauchte jetzt dieſe Kraft aus der Geiſterwelt, ſie brauchte dieſen Troſt von Jenſeit, der ſo ſanft erhebt, ſo lind uns zuruft: Trage, dulde, hoffe! Indem ſie ſo weiter ſchritt, bot ſich ihrem Auge ein ſonderbar ſtörender Anblick. Sie war in der Gegend des theuern Grabes und entdeckte einen Wirrwarr von Steinen und Arbeitern. Was ſollte der hier? Sie ſuchte das Grab, ſie fand ſeine Stelle, aber der grüne Hügel war niedergetreten; die Arbeiter hatten ihre Kleider darauf geworfen. O mein Himmel, rief ſie, was geſchieht hier! Indem erblickte ſie auch ſchon den Todtengräber, der ein wenig weiterhin arbeitete, lüftete ſein Käppchen und näherte ſich der zum Tod Erſchrockenen. O mein Fräulein, ſagte der Alte, was ſind Sie ſo lange ausgeblieben! Was hab' ich Sie vermißt, die fleißigſte Kirchhofgängerin der Stadt! Ja ſehen Sie da! Ihr Herr Vater hat es groß im Sinn mit ſeiner Seligen! Die Spate des Gärtners verdrängt der Meißel des Steinmetzen. Es wird ein prächtiges Monument geben, aber recht kalt, recht hart!

So wurde jetzt die Idee ausgeführt, von der Wallmuth

leich im erſten Schmerz geſprochen hatte, als er ſeine Gat-
in verlor. Jahre waren darüber hingegangen. Nun war
as marmorne Mauſoleum in Arbeit. Die Unordnung machte
r einen troſtloſen Anblick. Es war ihr, als wären die
heuern Gebeine in ihrem Frieden geſtört. Sie mußte dieſen
nblick fliehen, es preßte ihr das Herz ab, auch hier ſich
icht mehr heimiſch fühlen zu können. Dieſes weiche ſchwel-
nde Gras war zertreten. Marmorplatten ſollten hier künf-
g von der Geſchiedenen reden — auch hier mußte ſie ſich
nſam und arm erſcheinen? Traurig nahm ſie ihre Blumen
nd ließ ſie auf einem Nachbargrabe ſtehen. Es war der
ügel eines hoffnungsvollen jungen Mädchens, das der Sturm
der Blüte knickte. Der alte Gärtner ſagte ihr's, als er
en Almoſen in Empfang nahm, den er erſt ausſchlug, dann
er von ihr nehmen mußte, weil ihre Schuld es ja nicht
ar, daß das weiche Gras vom Marmor verdrängt wurde.

In Thränen aufgelöſt wankte Agathe zur Pforte zurück.
s machte ihr zu großen Schmerz, ſich auch von hier ver-
eucht zu ſehen. Dieſen Hügel hatte ſie ſo lieb gehabt!
war ihr ganzes Eigenthum, ihr Aſyl, ihre Troſtesſtätte.
un war ihr auch das genommen. Es beugte ſie zu tief.
s zog ſie zu ſchwer herab. Sie mußte ſich halten, um nicht
ſinken, und ſank auf eine ſteinerne Bank, die eine Trauer-
eide beſchattete. Da ſaß ſie wohl eine halbe Stunde und
tete ſtill zum Geiſt ihrer Mutter und bat ſie, ſie hinüber-
nehmen in ihr ſtilles Reich. Wer ſie ſah, hätte glauben
ögen, ſie beweinte einen eben erſt begrabenen Todten. Und
r ihr nicht eben erſt ein friſches, freudiges Leben abge-
ieben? Fehlte ihr denn mehr, als nur noch ein ſchwarzes
auerkleid? Hier hatte ſie Troſt gehofft. Sie ſchied ohne

Troſt, durchwühlt von einem Schmerz, der ihr die Worte entlockte: Vergebens! Vergebens!

Indeß ſchweifte ihr Blick in die Weite hinaus. Der Friedhof ſtieg empor und die Bank, auf der Agathe ſaß, mußte es möglich machen, daß man von ihr über die niedrige Mauer hinweg auf die Landſtraße ſehen konnte. Erſt verfolgte Agathe die Gegenſtände, die ſich dort ihrem Blick darboten, gedankenlos. Dann zogen die Markt- und Fuhrleute, die Wanderer und Reiter ſie lebhafter an. Das bunte Leben zerſtreute ſie. Sie konnte die Landſtraße bis weit hinunter überſehen. Da fiel ihr in der Ferne ein Strohhut auf mit breitem Rande und einer grünen Schleife daran. Sie hatte in Schönlinde dem Geliebten eine ſolche Schleife an den Hut genäht. Auch der weiße Staubmantel des fernen Wanderers fiel ihr auf. Er trug grüne Bänder auf den Achſeln, wie ſie Gottfried auch ſolche auf ſein Reiſekleid genäht hatte. Sie ſtand bewegt auf. Der Wanderer kam immer näher. Gang, Haltung waren ihr ſo bekannt. Sie mußte ſich an einen Denkſtein halten, ſo ſchwindelten ihr die Sinne. Der Wanderer trug einen leichten Ranzen auf dem Rücken. Das war keine gewöhnliche Erſcheinung, kein gewöhnlicher Wanderer. Bald trat er in der Allee licht heraus, bald fielen verdunkelnd die gelben Schatten der Kaſtanienbäume auf ihn. Nun aber wurde er immer kenntlicher, immer ſichtbarer, Agathens Herz pochte, ſie ſah, ſie ſah, es war kein Zweifel — der Wanderer war ihr Geliebter — und mit dem Gedanken: die Mutter ſendet ihn mir! ſtürzte ſie hinunter, die leichte Anhöhe, riß das ſchwere Eiſengitter auf und lag in des überraſchten Fremden zögernden Armen. Der junge Mann war todtenblaß vor Schreck, entſetzte ſich auch über den Hintergrund

dieſes Wiederſehens, den Kirchhof, den er an ſeinen Kreuzen und Hügeln ſogleich erkennen mußte, war aber ſelbſt ſo bewegt und ergriffen von Agathens Freude, daß es wohl Secunden währte, bis er ſich ſammeln und die ſtürmiſchen Fragen der nun nach allem Leid ſo überglücklichen Agathe beantworten konnte.

6.

Agathe hatte einen unruhigen Tag, eine ſchlafloſe Nacht. Gottfried war in einem beſcheidenen kleinen Gaſthofe eingekehrt. Sie hätte ihn am liebſten ſogleich in das väterliche Haus geführt, hätte ihm die ſchönſten Prunkgemächer deſſelben zur Wohnung umgeſtalten mögen. Unterweges, auf der Heimkehr vom Friedhofe, hatte er ihr in aller Kürze erzählt, daß ihr Vater ihm in ſchnöden und wegwerfenden Ausdrücken verboten hätte, des Weiteren an eine Verbindung mit ſeiner Tochter zu denken. Er hätte ihm dabei ein langes moraliſches Capitel über die Pflichten der Jugend und die Rechte des Alters geleſen und ihn in der That dahin gebracht, ſich vorläufig zum Stillſchweigen zu entſchließen. Inzwiſchen wäre ſeine letzte Prüfung glücklich von Statten gegangen, doch kehre er jetzt nicht als Candidat der Theologie, ſondern als Doctor der Philoſophie von der Univerſität heim. Er wäre nun hier, um ſich eine Zukunft zu gründen, und ſehe das plötzliche Wiederfinden ſeiner lieben Agathe als ein heiliges und bedeutungsvolles Wahrzeichen an.

Das zu hören, that Agathen wohl, und ſie hatte nun nichts Ernſteres für das Leben zu thun, als zwiſchen dem Vater und Gottfried eine Verſöhnung zu ſtiften. Als ſie dicht am väterlichen Hauſe, ängſtlich ſich umblickend, ſchieden,

hatte der Geliebte noch dies zu ihr gesagt: Agathe, noch Eines, nennen Sie mich nicht Gottfried! Seitdem ich in Schönlinde predigte und der Gemeinde so unverständlich war, ist ein tiefer Riß durch mein Herz gegangen. Ich fühle mich nicht fähig, für die Verbreitung eines solchen Gottesreiches zu wirken, wie es dieser Welt verständlich, vielleicht auch nützlich und heilsam ist. Zweifel, nagende Zweifel sind über mich gekommen und ich fühle mich durch meinen Namen, der da Frieden in Gott verkündet, beängstigt, ja verhöhnt; mit einem Wort, ich fühle mich nicht wohl in diesem Namen. Agathe sah den theuern Freund erstaunt an und meinte: Wie soll ich Sie aber dann nennen? Er zog ein Portefeuille aus der Brieftasche, öffnete es und gab ihr eine zierliche Visitenkarte, auf welcher sie las: Ottfried Eberlin, Doctor der Philosophie. Es war ihr bei dieser Umgestaltung des eignen Namens wunderlich zu Muthe und gern hätte sie bittend und prüfend an seinem Auge verweilt. Es klang ihr sonderbar, als der junge Mann sagte. Haben wir doch Alle ein zweites Leben oder sollen doch dahin dringen, zum zweiten Male geboren zu werden. Das Eine gibt uns die Welt, das Andere der Geist; im Einen sind wir abhängig, im Andern frei. Jedermann sollte das Recht haben, sich in einem gewissen Alter über seine Stellung zur Gesellschaft, über seinen Stand, seine Religion, ja selbst über seinen Namen zu entscheiden, Jeder, der es dahin gebracht hat, sich aus sich selbst zu erzeugen! So hab' ich wenigstens für mich gethan. Ich wollte, ich könnte meinen alten Namen noch mit Freuden tragen. Ich kann es nicht. Liebe Agathe, nennen Sie mich von heute an Ottfried. — Agathen schlug das Herz vor Angst, aber auch vor hoher Verehrung. Der Geliebte schien ihr so un-

erreichbar groß, indeß ſie ſich klein vor ihm dünkte. Es war etwas Majeſtätiſches in ihm. Dann beſprachen ſie noch raſch, wie ſie ſich durch geheime Botſchaften in Verbindung ſetzen wollten, und trennten ſich mit Innigkeit und glücklichem Vertrauen auf die Zukunft.

Die ernſteſte und heiligſte Aufgabe der wie im Traum wandelnden Agathe war jetzt die, den Vater und Ottfried — gehorſam wie ſie war, nannte ſie, wenn auch beklommen, den Theuern gleich ſo, wie er befohlen hatte — auszuſöhnen. Eine unmittelbare Vorſtellung an den ſtrengen Mann, wußte ſie, würde nicht zum Ziele führen. Wie es anſtellen? Sie ſagte ſich, daß es hier nur einen Weg gäbe, den, ſich der Schweſter zu entdecken. Sie kannte die unwiderſtehliche Gewalt, die Sidonie auf den Vater übte, und ſo ſchwer es ihr wurde, mit Liebe bei dieſem Gedanken zu verweilen, ſo bannte ſie doch in ſeine Nothwendigkeit die klügere Erwägung. Nur Sidonie kann helfen! Das ſtand feſt bei ihr und ängſtlich ſchrieb ſie der Schweſter einige Zeilen mit der Bitte, ob ſie zu einer ihr ſehr wichtigen Angelegenheit morgen in aller Frühe ihren Rath in Anſpruch nehmen dürfe. Frau von Büren antwortete ſehr verbindlich und ſchon nach neun Uhr machte ſich Agathe zur Schweſter auf den Weg.

Sidonie erſtaunte über die Anweſenheit des Geliebten, deſſen plötzliche Verwandlung in Ottfried ſie ſonderbar, ja wunderlich, aber originell motivirt fand. Sieh, ſieh, ſagte ſie nachdenkend, als Ottfried Eberlin erregt mir dieſer Mann ebenſo viel Intereſſe, wie ich ihn als Gottfried Eberlin gleichgültig gefunden habe! Sie verſprach ihr Möglichſtes, bedingte ſich aber erſt die perſönliche Bekanntſchaft des Fremden. Man kam überein, daß Ottfried ſich noch im

Laufe des Tages zwiſchen drei und vier Uhr bei Frau von Büren ſollte anmelden laſſen. Agathe, überquellend von Dankbarkeit, küßte der Schweſter tauſendmal die ſchönen zarten Hände, ſchrieb auf dem zierlichen eleganten Schreibtiſche der Dichterin zwei Worte an Ottfried, die Sidoniens Bedienter in den Gaſthof tragen ſollte, und eilte dann glückſelig und behend wie ein Rehlein nach Hauſe. Wie ſchmerzlich ihr Erſtaunen, als der Bediente die Rückantwort brachte, Herr Doctor Eberlin bedauerte, um jene Zeit ſich verſagt zu haben. Auch morgen habe er zur ſelben Zeit nicht frei, aber wenn es erlaubt wäre, würde er übermorgen etwas früher kommen. Agathe ſah darin wirklich Hinderniſſe und Abhaltungen, Sidonie aber, weltklug wie ſie war, ſchrieb der Schweſter: „Gutes Kind, er wird die Ankunft ſeiner Garderobe abwarten. Alſo übermorgen.“ Durch einige Zeilen wurde ſie auch von Ottfried unterrichtet, daß Sidonie recht gerathen hatte.

Ein langer peinlicher Tag war das für Agathen. Sie hatte an ihm von dem Geliebten nichts, als in der Fremdenliſte ſeinen Namen, den der Vater in ſeiner jetzigen Geſtalt nicht kannte, nichts, als beim Vorübergehen vor ſeinem Gaſthofe das Flattern eines Vorhanges an den Fenſtern, das ſie von ihm bewohnt glaubte. Am Tage, wo er zu Sidonien gehen ſollte, ſchrieb er zur Antwort auf zwei zärtliche Mittheilungen, die er von ihr empfangen hatte, ein Billet voll Freundlichkeit und Hingebung, das ſie deshalb ſogleich an Sidonie ſchickte, weil der Schluß lautete: Von Frau von Büren hab' ich ſo viel Ausgezeichnetes gehört, daß ich mit Spannung dem Augenblick entgegenſehe, ſie kennen zu lernen.

Sidonie konnte ſich nicht verbergen, daß ein Beſuch, den

man erwartet und erſt ſpäter zugeſagt bekommt, etwas hat, was ſelbſt ohne alles tiefere Intereſſe einigermaßen beſchäftigt. Sie konnte ſich nicht verbergen, daß ſie auf die Bekanntſchaft dieſes Mannes geſpannt war. Sie ſammelte alle Eindrücke, die ſie durch dritte Hand nun ſchon von ihm empfangen hatte. Sein langes, unentſchloſſenes Verweilen auf der Hochſchule, oder in der Gegend derſelben, ſeine Rückkehr ins Vaterhaus, der Eintritt in den Garten (während Agathe Salat ſchnitt, ſetzte ſie lächelnd hinzu), ſeine vorhergegangene rückſichtsvolle Wahl einer andern Wohnung, um Agathen nicht zu vertreiben, die etwas geſpannte Beziehung zum alten Pfarrer, ſeinem Vater, die mißlingenden Predigtverſuche, die gefällige Aushülfe für den kranken Freund in der Schule, die ſanfte und ruhige Art der Verſtändigung mit Agathen, die ſtolze Antwort auf bevormundende Zumuthungen des Vaters, das Ausſchlagen der dargebotenen Summe zu einer Bildungsreiſe, deren er nicht mehr bedürftig zu ſein erklärte, endlich ſeine merkwürdige Namensänderung, in der Sivonie einen heroiſchen Willensakt erblickte, Alles das führte ſie ſich lebhaft wieder vor. Dennoch bei allen dieſen günſtigen Vorbedeutungen konnte ſich die erſte Vorſtellung, die ſie von dem Gottfried gefaßt hatte, nicht aufgeben, die Vorſtellung von einem hagern, blonden Candidaten der Theologie. Geiſtreiche Leute ſind träge. Ihr erſter Einfall bleibt ihnen der liebſte.

Endlich wurde Ottfried gemeldet. Frau von Büren, um den Eindruck zu erhöhen, ließ ihn in den Salon des mittlern Stockwerks verweiſen, wo ſie ihn zu empfangen gedachte. Als ſie ſelbſt von ihren Zimmern hinunterſtieg, erſtaunte ſie über das Rauſchen ihrer ſeidenen Gewänder auf der Treppe. Sie hatte ſich faſt bewußtlos gewählter als ſonſt gekleis-

bet. Wie ſie eintrat und der Fremde ſich verbeugte, wie ſie ihm anbot, ſich eines Seſſels zu bedienen und ſelbſt in ein Sopha zurückſank, da hatte ſie von dem Beſuche noch keinen klaren Eindruck empfangen. War ſie doch ſelbſt nicht ohne Verlegenheit! Erſt als ſie ſaß und den jungen Mann betrachtete, der ſichs mit einer gewiſſen ſichern Nachläſſigkeit in ſeinem Seſſel bequem machte, bekam ſie eine Anſchauung, die ſie zwang, auf dem Fremden zu verweilen. Es iſt mir immer merkwürdig, ſagte ſie, den jungen Gelehrten muſternd, von irgend einem neuen mir begegnenden Menſchen den erſten Eindruck zu empfangen. Man glaubt eine ſo große Kenntniß der Phyſiognomien und Charaktere zu beſitzen, daß man die Menſchen klaſſenweiſe beurtheilen müßte, und iſt doch in Verlegenheit, wenn man einer neuen Species begegnet, ſich für ſie ſogleich auf den rechten Namen zu beſinnen.

Mit Frauen iſt es umgekehrt, bemerkte mit ſicherm Ausdrucke Ottfried. Der Mann erſcheint als ein Vereinzelter und um ihn zu verſtehen, ſucht man ihn in eine allgemeinere Gattung unterzubringen. Die Frauen dagegen machen im erſten Augenblick den Eindruck, als wären ſie alle Mitglieder einer einzigen großen Familie, und erſt allmälig löſt die genauere Kenntniß das einzelne weibliche Individuum von der Maſſe ab und ſtellt es unter die Beleuchtung ſeiner eigenthümlichen Schönheiten oder Verdienſte.

Frau von Büren hatte Mühe, den Satz zu verſtehen; denn ſie war zerſtreut. Der Muth, eine ſo zuſammenhängende Phraſe gleich bei der erſten Begrüßung auszuſprechen, intereſſirte ſie ebenſo ſehr als das Organ Ottfrieds, ſein Dialekt und ſeine gerundete Satzbildung. Sie mußte eine Pauſe machen, um aus den Worten Ottfrieds ſich durch

ſtillſchweigende Wiederholung die vorgetragene Behauptung zu vergegenwärtigen. Sie meinen, ſagte ſie endlich, daß das weibliche Geſchlecht ſchon früh durch ſeine Erziehung darauf angewieſen wird, beſondere Kennzeichen zu verlieren und friſchweg im Allgemeinen unterzugehen? Sie haben Recht, eine Frau kann ſich ſelten durch mehr auszeichnen, als durch ihr Schickſal. Sind Sie zum erſten Male in der Reſidenz?

Nach Vollendung meiner Studien, ſagte Ottfried, vor fünf Jahren war ich einige Wochen hier, die ich ſehr angenehm im Gräflich Schönburgkſchen Hauſe verlebte.

Graf Schönburgk? fragte Frau von Büren, kennen Sie die Familie?

Der junge Graf, antwortete Ottfried, war mein Jugend- und Schulfreund. Wir wohnten ſogar auf der Univerſität zuſammen und wollten nach Vollendung unſerer Studien eine Reiſe nach Paris und London machen. Wir kamen aber nicht weiter als bis an den Rhein.

Wie das? fragte Sidonie lächelnd.

Wir reiſten, wie eben Studenten reiſen, zu Fuß. Bis an den Rhein gekommen, waren wir ſo müde, daß wir beſchloſſen, uns gründlich auszuruhen. Die Ruhe war aber zu beſtrickend, zu poetiſch. In dem reizend gelegenen Bonn trafen wir die Natur ſo merkwürdig abweichend von heimiſchen Eindrücken, der große majeſtätiſche Rheinſtrom mit ſeinen grünen Wogen verlockte uns ſo, das Siebengebirg, die rohe Art, dort das Daſein zu genießen, ſteckte uns ſo an, daß wir ſagten: Hier iſt gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen.

Sidonie mußte lachen, und indem auch Ottfried lachte, bemerkte ſie, daß er ſchöne Zähne hatte.

Ottfried fuhr fort: Zwei Monate gingen darüber hin. Wir wollten über Strasburg nach Paris und rafften uns endlich zur Weiterreise auf. Ein Unglück wollte aber, daß Schönburgk alle Ritterburgen und ich alle Klosterruinen liebte. Wir sahen auf den Bergen keinen Trümmerhaufen, den wir nicht erkletterten. So ging es natürlich sehr langsam den Rhein hinauf. Eine schöne Gegend, ja ich gestehe, selbst irgend einer Frau Wirthin Töchterlein konnte uns bestimmen einzukehren und tagelang mit süßem Nichtsthun hinzubringen; denn, dachten wir, Paris entläuft uns ja nicht und London, das viel stabiler als das unruhige Paris ist, London am Wenigsten.

Frau von Büren hatte bei einem ersten Besuche nie so viel geschwiegen. Sie schwieg, weil sie sich unterhielt und wirklich belustigt fühlte.

Ottfried fuhr fort: Wir hatten nun für unsere Wallfahrt, die ein Jahr dauern sollte, schon über vier Monate verbraucht und kamen jetzt erst nach Heidelberg, nach dem göttlichen Heidelberg. Hier war an kein Trennen zu denken. Im Hof der alten Schloßruine, auf grasdurchwachsenen Steinen, unter schattigem Buschwerk schlugen wir rasch unser Wanderzelt auf. Während die andern Studenten in den Hörsälen kritzeln mußten, durften wir freigesprochenen Akademiker den Vormittag schon mit seinem frischen goldenen Sonnenlicht genießen. Es gibt nur Eine Naturanschauung, die vormittägige. Da saßen wir mit guten und schlechten Büchern und sahen träumerisch über die Blätter hinweg durch die offenen Fenster- und Mauerlücken der alten Ruine, sahen die so ernst niederblickenden alten rothsteinernen Ritter und belebten uns diese Vergangenheit mit dem alten Leben und der alten

Sitte. Dann gingen wir in den Schloßgarten, bahnten uns verbotene Wege durch die Büsche, kletterten höher und erreichten den malerischen Weg, der zum Wolfsbrunnen führt. Dort — doch wie kann ich das schöne poetische Leben, zu dem auch gekochte Eier und gesottene Forellen gehören würden, in seine Einzelheiten zerlegen! Genug, gnädige Frau, auf Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, auf die Weinlese zuletzt ging der ganze Sommer und Herbst hin, und als wir noch vier Monate auf Paris und London Zeit behielten, hatten wir auf Paris und London keine Wechsel mehr und kehrten, fröhlich und um Menschenkenntniß bedeutend bereichert, für den Winter nach Hause zurück.

Frau von Büren kannte sehr wohl diese berühmte und seiner Zeit vielbelachte Reise des jungen Grafen Schönburgk und erstaunte, daß Ottfried der Theilnehmer derselben gewesen war. Seitdem, sagte sie mit Beziehung, scheinen Sie am Reisen keinen Gefallen mehr zu finden.

Doch! erwiederte Ottfried, aber ich habe mir eine eigene Philosophie gebildet. Ich glaube, daß man Unrecht thut, in erster Jugend sich den Genuß von Eindrücken zu gewähren, die wir uns für ein späteres Alter aufsparen sollten. Man trachtet sicher noch einst nach manchen Freuden, die uns das Schicksal zu versagen grausam genug ist; darauf hin soll man auch die Freuden aufsparen, die uns nicht genommen werden können, die Freuden der Natur. Ich werde, wenn ich heute einen Schmerz erlebe, morgen nach Paris reisen, und bin ich alt und sehe mit Trauer, daß es bergab geht, dann gedenk' ich das bekannte Sprüchwort buchstäblich wahr zu machen: Neapel sehen und dann sterben!

Sidonie war erstaunt, wie in Ottfrieds Aeußerungen

Scherz und Ernſt ſo lieblich wechſelten. Sie wußte nicht, was von jenem Natur und von dieſem Kunſt war; nach beiden Seiten hin fühlte ſie ſich von der großen Wahrheit betroffen. So viel ich dieſen Aeußerungen entnehme, ſagte ſie endlich, beſitzen Sie einen für Ihr Alter ſeltenen Ueberblick über das Leben, ja ſogar über Ihr eigenes Leben! Sie kommen mir vor wie ein Kaufmann, der ein großes Geſchäft abzuſchließen gedenkt und ſich hinſetzt, um den Ueberſchlag eines möglichen Gewinnes oder Verluſtes zu machen. Im Ausgaben-Etat ſetzt er ſoviel an für zufällige Schäden, ſoviel für Ausgaben, die nicht vorauszuſehen waren, kurz, Sie ziehen Ihre Bilanz und unterſchreiben das Geſchäft des Lebens erſt, nachdem Sie ſich auf alle Fälle ſichergeſtellt haben.

Ein ironiſcher Zug flog um Ottfrieds Lippen. Es klingt philiſterhaft, ſagte er, und iſt doch wahr, ſehr wahr verglichen. Wie ſoll man ſich anders mit dem Leben abfinden? ſetzte er düſter hinzu. Entweder ein Piſtolenſchuß oder dieſe Klugheit. Das iſt die Kunſt des Daſeins, das Leben *unter* ſich, nicht über ſich zu haben. Wenn Sie aufſtehen, gnädige Frau, wenn Sie um eine Ecke biegen, worauf ſind Sie gefaßt, was erwarten Sie, das Ihnen begegnen wird?

Die meiſten Menſchen, antwortete Sidonie, erwarten das Glück.

Wohl denen, die es immer finden, ſagte Ottfried. Ich verſtehe aber dieſe Menſchen nicht; ein einziges Unglück ſchlägt ſie zu Boden.

Wo finden Sie denn aber den *Genuß* des Daſeins? fragte Sidonie.

In uns ſelbſt, antwortete Ottfried; in dem Gefühl unſerer Kraft, im Bewußtſein unſers Willens, im Stolz un-

ſerer Ausdauer, ja im Trotz gegen das Geſchick. Was hatt' ich denn, als ich auf die Welt kam? Was wurde mir denn geboten? Meine Mutter ſtarb, indem ich geboren wurde. Iſt das nicht ſchrecklich? Iſt das nicht fluchwürdig, zum Leben ſich einzudrängen, indem man Andere tödtet? Und doch, kann ich dafür? Die Moral dieſes Lebens iſt grauſam. Einige ſind glücklich, aber nur ſehr Wenige; Millionen ſind es nicht. Sollen wir nun ſeufzen, uns ſchleppen, ſtöhnen, ächzen und den Schöpfer anwinſeln: Glück, Glück! Nein, ich will kein Glück und das iſt meine Zufriedenheit.

Sidonien preßte ſich die Bruſt zuſammen. Sie ſtützte das Haupt und ihre langen Locken fielen über die ſchneeige Hand. Zu dieſer Philoſophie, ſagte ſie nach einer Weile, müſſen wir freilich kommen, wenn wir beobachten, daß unſer Jahrhundert ſich ſo entſetzlich in den Materialismus verliert und alle Stände, die höchſten wie die unterſten, nach Behaglichkeit trachten. Schwer wird es freilich Denen werden, die eine Zeitlang glücklich wie der Glanzkäfer in der Roſe ſchlummerten und nur vom Duft der Roſe und vom Roſenroth des Daſeins träumen durften! Dann wird es ſchwer, ſehr ſchwer, umzulenken und anders zu fühlen und anders zu hoffen, ſehr ſchwer!

Sidonie ſah, daß Ottfried ſie ſchärfer betrachtete und dann, von einem Gedanken beſchlichen, den er wahrſcheinlich vermeiden wollte, ſich im Zimmer umſchaute, die Gemälde, Statuen, die Kronleuchter, die Stehuhren und Vaſen flüchtig betrachtete. Er zupfte an ſeinen Handſchuhen und ſtrich ſich die Fläche ſeines Hutes glatt. Sidonie erſchrack, als er die eingetretene drückende Pauſe ſo zu verſtehen ſchien, als wär' er entlaſſen. Um ſchnell dies Mißverſtändniß zu beſeitigen,

fragte ſie etwas Gleichgültiges: Sind Sie noch mit der Schönburgkſchen Familie bekannt?

Der junge Schönburgk, erwiederte Ottfried, iſt in den Staatsdienſt getreten und hat ſeitdem wohl andere Grundſätze angenommen, als daß er noch in alter Unbefangenheit an ſeinen Studiengenoſſen zurückdenken könnte. Es iſt auffallend, welchen Einfluß das praktiſche Leben auf jugendliche Gemüther ausübt. Ich habe Charaktere gekannt, die beim erſten Schritt in eine Amtsſtube, beim erſten Actenſtück, das ſie gravitätiſch vom Büreau mit nach Hauſe nahmen, abſolut umgeſchlagen ſind. Deshalb auch hab' ich bisher eine ſo große Furcht vor irgend einem praktiſchen Wirkungskreiſe gehabt. Ich erſchrecke, wenn ich mir ſo plötzlich eines Morgens könnte abhanden gekommen ſein, oder wenn ich mich auf mich ſelbſt beſinnen müßte, oder mir ſelbſt ſo langweilig vorkäme, wie ich es vielleicht Andern bin . . . . . ich glaube, mein guter Schönburgk weiß auch nichts mehr von unſerer pariſer Reiſe, von dem Wirthshaus zum Stern in Bonn, nichts mehr vom Drachenfels und den alten Granitſäulen im Schloßhof zu Heidelberg.

Vielleicht erinnert er ſich daran, wenn Sie bei ihm Ihre Karte abgeben, ſagte Sidonie.

Nein, antwortete Ottfried, eine Freundſchaft, die mit heißen Abſchiedsthränen endete und vier Jahre dann ſtumm blieb, kann man durch eine Viſitenkarte nicht wieder anknüpfen. Schrecklicher noch als der Haß iſt die Gleichgültigkeit.

Wie gedenken Sie ſich denn nun hier einzurichten? fragte Sidonie immer lebhafter.

Ich werde, ſagte Ottfried, auf der Bibliothek mich mit alten Handſchriften beſchäftigen. Ich vergaß vorhin zu be-

rken, daß mich damals in Heidelberg eine große Vorliebe
altdeutſche Literatur ergriffen hatte. Ich bekam die Er-
bniß, alte Handſchriften in meine Wohnung zu nehmen,
d nahm ſie in die Schloßruine, ſetzte mich vorn auf eine
Steinbänke, die an der großen Altane angebracht ſind,
der und las die buntverzierten alten Gedichte von jenen
ttern und Fürſten, die hinter mir, aus Stein gebildet,
er die Schulter in das Pergament hereinlugten. Das
brige — dafür erwart' ich Ihren Rath.

Meinen Rath? fiel Sidonie ein und fühlte ſich ſonderbar
troffen. Es wogte und wallte in ihren Gefühlen auf und
. Die ganze Bedeutung dieſer Unterredung faßte ſie mit
klemmender Gewalt, ſie merkte, daß ſie faſt eine Stunde
t Ottfried ſprach, ohne der Aufgabe, der dieſe Stunde
tte gewidmet ſein ſollen, die mindeſte Aufmerkſamkeit zu
enken. Erſchreckend hierüber, ſah ſie zur Erde nieder,
hte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, nach einer aus-
ichenden Bemerkung, fuhr aber erſchrocken zuſammen, als
einen Wagen vorfahren hörte, in welchem ſie den Wagen
s Vaters vorausſetzen konnte. Sie ſprang auf, eilte an's
nſter — der Vater ſtieg wirklich aus. Ihn Agathens Ge-
bten hier finden zu laſſen, war unmöglich. Sie bat Ott-
ed um Entſchuldigung, ſagte einige Dinge, die ihr ſelber
verſtändlich hätten vorkommen müſſen, deutete etwas von
nem Wiederbeſuch an und entließ Ottfried durch eine Thür,
e er dem Vater nicht begegnen konnte.

Der eintretende Vater fand ſeine geliebte Tochter er-
öpft in einem der ringsſtehenden Lehnſeſſel ruhen. Er be-
uerte ſie ſo nervenleidend zu ſehen. Er befühlte ihre Stirn,
re Hände und erklärte es durchaus für nothwendig, daß ſie

im nächſten Jahre Seebäder nähme. Sie meinte das auch, ſprach wenig und entließ den Vater, der beim Handelsminiſter zu Tiſch gebeten war und nur im Vorbeigehen ſie hatte begrüßen wollen.

Nun war Sidonie allein und fühlte, daß die Verſtellung einer Unpäßlichkeit Wirklichkeit geworden war. Mit eiskalter Hand fuhr es ihr in den Nacken. Sie entſetzte ſich, wie es möglich war, nicht mit einer Sylbe den Gegenſtand zu berühren, um deſſentwillen Ottfried gekommen war: ſie erſchrack, was ſie Agathen ſagen ſollte: ſie erſchrack vor dem jungen Manne ſelbſt, der ihr einen eigenthümlichen Eindruck gemacht hatte. Das fühlte ſie wohl, ſie mußte ihn wieder ſprechen und das bald. In zwei Worten, die in eine zierliche Briefenveloppe geſchloſſen wurden, bat ſie ihn, zur Fortſetzung des geſtörten Geſpräches, ſie heute Abend noch zwiſchen ſieben und acht Uhr zum Thee zu beſuchen. Ottfried verſprach zu kommen und wie der Bediente dieſen Beſcheid brachte, fühlte ſie ſich wie neubelebt. Stören mußte man ſie aber in dieſem Augenblick nicht; für heute war ſie keiner Mittheilung fähig, ſelbſt nicht für Agathe, die bald nach Tiſch gemeldet wurde. Frau von Büren befände ſich außerordentlich unwohl, hieß es. Sie nahm Niemanden an. Auch Agathen nicht.

Arme Agathe!

## 7.

Ottfried kam zum Thee. Er wußte ſchwerlich, wie dringend er erwartet, wie der träge Zeiger an der Pendeluhr mißmuthig angeblickt wurde. Sidonie rief ſich den ganzen erſten Eindruck wieder zurück. Sie fand den geiſtreichen jungen Mann allerdings noch nicht ſo geſchult, daß ſie ihn ohne

eiteres gewagt haben würde in die Gesellschaft einzuführen; er sie gefiel sich darin, ihn sich in dieser Ausbildung zu nken und sich selbst als die, die an ihn die letzte Hand zu gen hätte. Das noch Unfertige eines Stoffes, der für die ukunft Außerordentliches versprach, reizte sie. Sie dachte h als seine Bildnerin. Dann aber staunte sie, wie hoch s Geschöpf wieder über dem Meister stehen würde. Was nn ich an ihm aussetzen? sagte sie sich und lächelte, als sie nd, daß höchstens für einen ersten Besuch sein Halstuch zu unt gewesen war. Das lernt sich, dachte sie und schämte ch, an solche Dinge zu denken. Sie war gespannt, wie er h am Abend ausnehmen würde. Sie hatte selbst eine eigene oilette gemacht, die für die Beleuchtung ihr vortheilhafter hien. Einen großen Cirkel von Diplomaten hätte sie nicht espannter erwarten können, und als Ottfried endlich gemel- et wurde, fühlte sie, daß sie erblaßte.

Er kam mit Befangenheit und schien von diesem trau- chen tête-à-tête mit der jugendlich schönen Frau in eine efremdliche Spannung versetzt. Es war ihm seltsam zu Ruth in diesem kleineren Gesellschaftszimmer, das von einer mattgeschliffener Glocke brennenden Flamme magisch hell- unkel erleuchtet wurde. Die siedende Theemaschine, die sil- ernen Geräthe, die gewaltig großen Tassen und das Alles och nur ein Atom in dem Eindruck des Ganzen, in dem nwiderstehlichen Zauber dieser traulichen Begegnung. Sidonie bemerkte das Alles, unter Anderem auch, daß das bunte Halstuch mit einem einfachen schwarzen vertauscht war. Noch größer aber war ihre Freude, als Ottfried erzählte, daß er zu Hause eine angenehme Ueberraschung gehabt hätte. Der unge Schönburgk, jetzt schon Regierungsrath, wäre in seinen

bescheidenen Gasthof gekommen, hätte ihn mit alter Freundschaft aufgesucht, umarmt und versprochen, ihn morgen seiner Familie vorzustellen. Damit war denn nicht nur eine angenehme Thatsache, sondern auch ein Gegenstand der Unterhaltung gegeben, der sich nach allen Richtungen hin ergiebigst ausspinnen ließ. Dieser trauliche unterhaltende Verkehr ließ unbemerkt die Stunden vorüberschleichen. Als es dreiviertel auf 10 Uhr schlug, erhob sich Ottfried erschrocken und Sidonie raffte ihre Kraft zusammen, ihn wenigstens doch mit folgenden Worten zu entlassen: Was die bewußte Angelegenheit in Betreff meines Vaters betrifft, so glaub' ich, der kürzeste Weg ist der, Sie essen morgen mit ihm bei mir zu Mittag. Kommen Sie aber schon um drei Uhr, damit ich Sie eine Stunde allein habe. Meiner Schwester könnten Sie in einigen Zeilen, die ich besorgen lassen werde, davon Anzeige machen.

Ottfried that das und Agathe, nach einer verzweiflungsvoll halb durchwachten Nacht, war glücklich, endlich den Schimmer einer ihr leuchtenden Hoffnung zu erblicken. Ottfried schrieb ihr mit freundlicher Güte, daß er erwarten dürfe, noch heute mit dem Vater ausgesöhnt zu werden und sie dann bald an sein Herz drücken zu können. Besonders freudig wurde Agathe durch die Lobsprüche gestimmt, die Ottfried ihrer Schwester ertheilte. Sie erkannte darin die Möglichkeit, daß auch Ottfried der Schwester nicht mißfallen hätte, und las die Worte, die auf Sidoniens Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit gingen, mit vorzugsweisem Wohlgefallen. Sie ahnte nicht, die gute Seele, daß ihre Schwester den Brief, den sie ganz in der Frühe zu besorgen empfing, wohl eine Stunde lang von allen Seiten betrachtet, die Auf-

reift mit Eifersucht wohl hundertmal gelesen und sich selbst
tte zurückhalten müssen, diesen Brief geradezu in das Ka-
nfeuer zu werfen, das zum ersten Male wieder, da es zum
inter ging, neben ihr loderte. Erst mit einer Resignation,
ihr das Herz beinahe abdrückte, hatte sie sich entschließen
nnen, ihrem Bedienten den Brief zur Besorgung an Aga-
n einzuhändigen.

Was nur dem Fräulein ist! dachten die Leute im Hause,
sie Agathen fröhlich singend treppauf treppab hüpfen
gen. Da hätte man aber erst ihre Freude sehen sollen,
Frau von Büren vorfuhr und auf der Treppe, sich los-
gend aus den Umarmungen der glücklichen Schwester, ihr
t lächelnder Ironie sagte: Laß' mich, Kind, ich gehe eben
n Vater, um den Gegenstand abzumachen. Sie näherte
den Zimmern des Commerzienrathes, Agathe, leise auf
Zehen trippelnd, warf ihr hundert Kußhändchen nach:
durfte sich nicht hören lassen, um den Vater nicht zu ver-
nmen. Ach, sie hätte aber so gern das Gespräch belauscht
o glücklich war sie, als sie in der That im Nebenzimmer
ige Worte von dem Gespräche drin aufhaschen konnte.
e verstand wenig, aber das konnte sie doch hören, wie
donie „ihr zu Liebe" Märchen erfand. Im gräflich Schön-
rgkschen Hause wäre sie mit dem Doctor Eberlin bekannt
worden, demselben jungen Manne, der in Schönlinde mit
athen ein Verhältniß angeknüpft hätte. Dies Wort: Ver-
ltniß gefiel ihr freilich nicht, aber getröstet wurde sie so-
ich, als Sidonie fortfuhr und den Doctor Eberlin einen
hst geistreichen, höchst liebenswürdigen, höchst empfehlungs-
rthen jungen Mann nannte, den sie beschlossen hätte, so-
ich in ihr Haus einzuführen und den sie auch heute, wenn

der Vater nichts dagegen hätte, mit ihm bekannt machen und mit ihm aussöhnen wolle. Der Vater schien überrascht und wiederholte einige Male mit Nachdruck: Graf Schönburgk? Graf Schönburgk? Sidonie war klug genug, ihren Vater von seiner schwächsten Seite zu fassen. Das gräflich Schönburgksche Haus war eines der ersten des Landes. Wallmuth erstaunte, wie jener halsstarrige junge Mann dort aufgenommen, dort so wohlgelitten sein könnte? Noch ehe Sidonie Ottfrieds Stellung in jenem Hause mit Phantasiefarben auszumalen nöthig hatte, war der „gute Vater" schon gewonnen und ausgesöhnt. Agathen rauschte es um's Ohr wie Engelklänge, sie konnte nichts mehr vernehmen, eilte hinunter in die Küche, um das heutige Mittagessen zu vereinfachen, und faßte dann Posto an ihrem Zimmer, um Sidonien zu sich hineinzuziehen und sie vor Dankbarkeit und Schwesterliebe ganz todtzudrücken. Diese kam denn auch bald, nahm den stürmischen Anfall von Liebkosungen der Schwester mit gerührtem Lächeln an, entzog sich aber einer ferneren Unterhaltung durch den Vorwand von Geschäften, die zu dringend wären. So seh' ich dich bei Tisch? sagte Agathe. Bei Tische nicht, bemerkte Sidonie, aber der Vater wird Ottfried ja heut Abend bei Euch zum Thee einladen. Vielleicht komm' ich auch. Damit ging sie, mühsam die gewaltigste Aufregung verbergend.

Die Aussöhnung mußte vollständig gelungen sein; denn um sechs Uhr kam der Vater nach Hause gefahren, angeröthet, echauffirt, wie immer, wenn er irgendwo besonders sich gefallen hatte. Ottfried hatte ihm in einem Grade zugesagt, daß er in seiner Zufriedenheit über den geistvollen, taktfesten, klugen und weltmännisch gebildeten jungen Mann kein be-

eichnenderes Wort fand, als Agathen ſcherzend zu ſagen: Sie wäre ſeiner gar nicht werth! Vater! ſagte ſie mit rühnder Stimme, indem ſie die Hände flehend zuſammenlegte nd bat, ſie nicht mit ſolchen Scherzen zu ängſtigen. Ja, gte er, wäre Ottfried von Adel, ich gönnt' ihn einmal am ebſten unſerer holden Turnerin, der Harriet! Er meinte s aber nicht bös, ſondern lachte und bat ſich aus, daß am bend beim Thee alles nach der beſten Ordnung ginge. rau von Büren würde ja auch kommen.

Dieſe aber kam nicht, ſondern nur Ottfried. Als er geeldet wurde, ſtand Agathe gerade allein im Zimmer und reitete den Thee. Wie er eintrat, flog ſie auf ihn zu und hloß ihn ſelig in ihre Arme. Ach, nun hatte ſie ihn! Es ar der Zeitraum einer Secunde. Sie flogen auseinander, s ſie nebenan den Vater hörten; Wallmuth trat ein.

Man ſprach über Viel und Mancherlei, über Vergangenit und Zukunft, vom alten Eberlin, von Schönlinde, vom eitgeiſt, von Münzſammlungen, von Kupferſtichen, von rziehung und von den Preisvertheilungen bei der vergangen Induſtrieausſtellung. Ottfried trank drei Taſſen Thee d aß vier Stücke Kuchen. Er ſchämte ſich ſeines Appetis, geſtand aber dem Commerzienrath zu, daß er bei Frau n Büren nur wenig gegeſſen hätte. Einige Minuten nach un Uhr empfahl er ſich; denn er bemerkte, daß der Vater läfrig wurde. Agathe gab ihm mit Innigkeit die Hand d bot ihm holdſelig und voll Liebe gute Nacht! ſeine Nern waren ſo aufgeregt, daß er noch nicht in ſeine Wohnung rückkehren mochte. Um ſich zu beruhigen, entſchloß er ſich ch zu einem Spaziergang durch die Promenaden, welche e Stadt umgaben. Es war alles ſtill, alles dunkel. Das

Laub raſchelte ſchon unter ſeinen Füßen, ſo zahlreich fiel es von den fröſtelten Bäumen. Er begegnete keinem Wanderer, kein Licht erhellte die dunkeln Wege, nur von den Landhäuſern fielen aus den Fenſtern zuweilen einige helle Streifen. Er kam auch an Sidoniens Wohnung und fand das Fenſter, in dem ſie Abends weilte, matt erleuchtet. Gedankenvoll blieb er ſtehen; es war ihm, als ſtünde eine weibliche Geſtalt an dem Fenſter und drückte eine Stirn, die glühen mußte, an die Scheiben. Sie war's gewiß — ſie verſchwand wieder; nach einer Weile leuchtete das weiße Gewand — Er ſtand und ſtand — ſie war's gewiß — gewiß — ſie verſchwand dann wieder. Ottfried harrte lange — ſie erſchien nicht mehr. Still bewegt ſchlich er nach Hauſe.

## 8.

Agathe hatte nun nichts Emſigeres zu thun, als dem Geliebten, ſoweit ſie es konnte, ſeinen Aufenthalt ſo heiter und bequem wie möglich einzurichten. Kannte ſie doch von Schönlinde her noch alle ſeine Bedürfniſſe, Bedürfniſſe, in denen er ihr ſo gut, ſo liebenswürdig erſchienen war. Sie ſchickte ihm einige dreißig Adreſſen von Wohnungen, die ſie alle aus dem Ankündigungsblatt abgeſchrieben hatte. Als er endlich eine paſſende fand, trug ſie, ſoweit ſie ſich in die gewählten Zimmer, ohne ſie zu kennen, verſetzen konnte, Sorge für die Einrichtung jeder nur wünſchenswerthen Bequemlichkeit. Ihre Sorgfalt erſtreckte ſich von den Blumen, die ſie ihm aus den Treibhäuſern heimlich ſandte, bis zu Kaffee- und Zuckervorräthen. Gern auch hätte ſie die Sorge für ſeine Wäſche übernommen, ihm fehlende Bänder und Knöpfe angenäht, aber Ottfried ging zu ihrem größten Leid-

eſen darauf nicht ein, indem er behauptete, in seinem Hause
efflich bedient zu werden.

Inzwiſchen vermehrten ſich ſowohl Ottfrieds geſellſchaft-
he Beziehungen, als Wallmuths Vertraulichkeiten zu einem
Manne, der ihm in der Geſellſchaft ſo wohlempfohlen er-
hien. Er hatte in dem verſtorbenen Baron von Büren einen
chwiegerſohn gehabt, der ſeiner Billigung oder Ungnade
hr wenig achtete, und konnte ſich dagegen ſagen, daß er
gt in Ottfried Jemanden gefunden hatte, der ſo recht der
egenſtand ſeiner Launen, der Ableiter ſeiner Wünſche und
räger ſeiner Grillen werden konnte. Selbſt Ottfrieds Un-
tſchloſſenheit über ſeinen künftigen Beruf war ihm nicht
verdrießlich, als man hätte vermuthen ſollen. Hatte er
ch dadurch Gelegenheit, in einer ſteten erörternden Anre-
ng mit ihm zu verkehren, anzuhören, zu widerrathen,
eisheit gegen Beſcheidenheit auszutauſchen, Häuſer zu bauen,
eder einzureißen, gerade wie er es liebte. Vom Predigt-
te war natürlich keine Rede mehr. Der Lehrerberuf mis-
l dem Vater und ſo kam man allmälig von der urſprüng-
hen Bildung und Lebensrichtung Ottfrieds in dem Grade
, daß der Vorſchlag des jungen Schönburgk, Ottfried ſollte
t ihm in die Diplomatie treten, durchaus nicht mehr aben-
erlich erſchien. Es war dies freilich eine Berufswendung,
welcher zwei Dinge ſtillſchweigend vorausgeſetzt wurden,
mlich, daß Ottfried in dieſem Falle auf Reiſen gehen und
e geraume Zeit noch unvermählt bleiben müſſe. Wallmuth
te ſich in kurzer Zeit ſo an Ottfried gewöhnt, daß er ihn
nz ſelbſtſtändig ohne alle Rückſicht auf die künftige Beſtim-
ung, ſein Schwiegerſohn zu werden, betrachtete. Agathe,
in der Tretmühle ihrer täglichen Verpflichtungen ohnehin

nicht ſcharf beobachten konnte, nahm in ihrer Herzensgüte immer nur das Beſte an und dachte an nichts, was ihr hätte Beſorgniſſe einflößen müſſen. Ein kurzer Beſuch, ein freundliches Billet, ein Wort der Liebe genügte ihr ſchon. Sie war nicht verwöhnt.

Sidonien hatte Ottfried ſeither nicht mehr geſehen. Er fürchtete ſich zu ihr zu gehen, und daß ſie ſich begegneten, traf ſich nicht. Endlich mußt' er doch zu ihr, des ſogenannten „Anſtands" wegen. Sie empfing ihn leidend, nachdenklich, ernſt. Ich glaubte, Sie hätten mich vergeſſen, bemerkte ſie, indem ſie ſich tief in die Sophaecke warf, ruhig die Arme übereinanderkreuzte und auf Ottfried, der niedriger ſaß, ſinnend herabblickte. Vergeſſen? ſprach Ottfried mit ſcharfer Betonung und einem Ausdruck, der da ſagen wollte, ob dies wohl möglich wäre? Was iſt eine Frau, die ihre Beſtimmung erfüllt hat? fuhr ſie fort und peinigte damit Ottfried nur noch mehr; denn ein bedeutender Menſch hat vor nichts mehr Abſcheu, als da, wo er tiefer empfindet, leere Höflichkeiten auszuſprechen. Das Geſpräch kam auf Sidoniens ſchöngeiſtige Arbeiten. Er hatte davon gehört und bat ſie, ihm davon mitzutheilen. Nach einem längern verlegenen Sträuben, das ſie ſehr liebenswürdig erſcheinen ließ, willigte ſie darein, ihm einige ihrer ſaubergebundenen und mit Goldrand verzierten geſchriebenen Hefte nach Hauſe zu geben. Sie wollte ſie ihm ſchicken, er nahm ſie ſelbſt mit und verſprach ein offenes ehrliches Urtheil. Es überraſchte ſie, als er ſchon am folgenden Morgen ſelbſt erſchien und die Hefte zurückbrachte. Es hatte ſie immer ſo gepeinigt, daß Manche, denen ſie dieſe Ergüſſe ihres Talentes geliehen hatte, vierzehn Tage darauf verwenden konnten, ihre Neugierde zu be-

iedigen. Ottfried dagegen hatte sogleich eine halbe Nacht opfert und milderte schon durch dieses warme lebendige Interesse den Tadel, den er sich über Eines oder Anderes aussprechen erlaubte. Sie gestand ihm offen und frei, daß ein adel aus seinem Munde nichts Verwundendes für sie hätte; solle nur rügen, was ihm missfiele; nur müßt' er versprechen, ihr soviel zu lassen, daß sie den Muth nicht verre, sich zu bessern. Ottfried erröthete und küßte zum ersten ale ihre Hand, die sie ihm, als Zeichen der schon im Vors bewilligten Verzeihung, mit unbeschreiblicher Grazie darchte. Diese weiche Hand, die blendendweiß gegen ein roes Korallenband mit goldenem Schloß abglänzte, verwirrte n; er bedurfte Zeit, sich zu sammeln. Sie verlangte von n die reinste Wahrheit. Er nahm Gelegenheit, seine Anten über Kunst und Literatur zu entwickeln, und statt durch auseinanderzurücken, kamen sie sich nur noch näher; n magischere Begegnungen gleichartiger Gemüthsstimmun: gibt es nicht, als durch die Poesie.

Die Beziehung zu Sidonien wurde dadurch wieder so lebft, daß Ottfried jeden Augenblick, den er nur erübrigen nte, ihr widmete. Kurz vor dem Zeitpunkte, wo nach n Willen des Vaters, der feierliche Veranstaltungen liebte, die Verlobung mit Agathen geschlossen werden sollte, nk Ottfried eines Abends bei Frau von Büren den Thee. athe hatte nach dem Willen des Hofmedicus, der ihren sundheitszustand nicht durchaus befriedigend fand, sich früh Bett gelegt und selbst gewünscht, daß er den Abend bei er Schwester zubrächte. Der Zufall wollte, daß Ottfried seinem frühern Leben sprach, und Sidonien war es schon aufgefallen, daß er mit Jahren dabei so leicht umsprang,

wie mit Monaten. Ihre Reiſe mit Schönburgk fand vor fünf Jahren ſtatt, was haben Sie ſeither denn getrieben? ſagte ſie mit freundlicher Laune. Geſtehen Sie nur, fuhr ſie lebhafter fort, als er ſchwieg; wo ſteckten Sie drei Jahre hindurch, die mir ganz räthſelhaft in Ihrem Leben ſind? Wo haben Sie Ihre ſichern Manieren, Ihren Weltton, Ihre reifen Anſichten her? Auf der Univerſität, unter ſchweinsledernen Büchern lernt man das nicht.

Ihnen, ſagte Ottfried nach einer Pauſe, während er nachdenklich zum Teppich niederblickte, Ihnen kann ich nichts verſchweigen. Erzählen Sie, ſagte Sidonie, indem ſie einen grünen Lichtſchirm ſo rückte, daß das blendende Licht ihre Augen nicht reizte und ſie im Schatten auf dem Sopha mehr lag, als ſaß. Ich habe nicht viel zu erzählen, bemerkte Ottfried; denn ich will Ihnen ganz kurz meine Geheimniß anvertrauen. Sie werden es heilig halten und etwas, das nur Sie wiſſen außer mir und meinem Vater, keinem Menſchen mittheilen. Erſchrecken Sie nicht! Ich war drei Jahre hindurch Schauſpieler! — Sidonie richtete ſich betroffen empor, ſah Ottfried, in deſſen ſchmerzlich bewegtem Antlitz ihr plötzlich die Geſchichte einer langen leidenvollen Verwirrung geſchrieben ſchien, mit weitgeöffneten Augen an und lehnte ſich wieder ſchweigend vor Staunen in die Ecke ihres Sophas zurück. Ottfried, bewegt, erzählte mit weicher Stimme, wie ihn ein abenteuerlicher Sinn zu einer Geſellſchaft getrieben hätte, die in der Umgegend der Univerſität Vorſtellungen gab. Mitleid mit dem Unternehmer hätte ihn länger zu bleiben vermocht, als erſt ſein Wille war. Dann aber wär' er ſo in den Strudel dieſes ſogenannten Künſtlerlebens hineingerathen, daß es eines heroiſchen Entſchluſſes, einer zu-

ſammengenommenen letzten moraliſchen Kraft bedurft hätte, ihn aus einer Bahn zu entfernen, für welche er ſehr bald den Beruf in ſich vermißte. Es ekelte mich an, ſagte er, der Sklave einer rohen Maſſe zu ſein. Ich fühlte, daß dieſe trivialen Charaktere, die ich ſo oft darzuſtellen hatte, eine Blasphemie gegen meine eigene Bildung waren, ich hatte von einer Kunſt geträumt und lernte ein Handwerk kennen. Mein Gemüth verſank in Schwermuth. Im fernen Ungarn hört' ich einen deutſchen Dorfprediger eine weihevolle Rede halten, mir fiel mein armer gekränkter Vater, mein eigner Beruf ein, ich brach die Kette meines Schickſals durch die Flucht. Nicht von der Univerſität kam ich nach Schönlinde, ſondern von langer, langer Wanderſchaft aus dem fernen Ungarland. Ich kam geiſtig elend, zerknickt in meinem kühnſten Aufſchwunge, wehmuthsvoll und vom Vater eine Vergebung hoffend, die ich nur in Worten, nicht in ſeinem Herzen fand. Kein Menſch hatte eine Ahnung von Dem, was mit mir geſchehen war. Ich ſuchte ſtill wieder in die Geleiſe meines erſten Berufes zurückzukehren und beſtieg ſtatt der Bühne, gleichſam um mich auszuſühnen, die Kanzel. Es war aber, als wäre der Geiſt von mir gewichen. Ich konnte nur noch mich ſelbſt rühren. Ich war krank an mir ſelbſt. Der Birke im Frühling gleich, die leicht geritzt ſchon ihren Saft verſpritzt, ergriff und rührte mich das Geringſte. Kranken iſt es ſo, die nach langem Leiden in die Geneſung treten. Schämen meiner damaligen Stimmung mag ich mich nicht. Aber erſchrecken muß ich, wenn ich bedenke, was Reue und Schmerz und das Gefühl eines anknüpfungsloſen, verfehlten und von fremder Gnade abhängigen Lebens aus uns machen können. O Gott — — In dieſer zerfloſſenen Däm-

merung, in dieſem ohnmächtigen Bewußtſein meiner ſelbſt, lernt' ich damals Agathen kennen —

Ottfried ſtockte. Sidonie hielt gepreßt den Athem an. Die nie beſprochene Frage that ſich zum erſten Male zwiſchen ihnen wie ein gähnender Abgrund auf. Stand Ottfried jenſeit dieſer Kluft bei Agathen oder dieſſeit ihrer bei Sidonien? War Agathe des unglücklichen jungen Mannes Troſt und Erquickung geworden, oder war der Bund der Liebe, den er mit ihr ſchloß, dies letzte Symptom ſeiner gedämpften Geiſteskraft, ſeiner muthloſen Ergebung geweſen? Ottfrieds Auge war umflort, Sidoniens Auge ſtrahlte. Es war kein Zweifel, daß Ottfried ſchwieg, weil er das Muthigſte nicht zu ſagen wagte. Wie eine Schlange lauerte Sidonie auf die erſte Bewegung, die Ottfried machen würde. Er war ganz verloren, ſie ganz Bewußtſein. Er ſchwach und zerſchmetternd, ſie ſtark und triumphirend. Sah ſie ihn im Geiſt nicht zu ihren Füßen ſich krümmen? Durfte ſie jetzt mehr, als nur die Hand ausſtrecken, um den Aermſten zu ihrem Sklaven zu haben? Sie erwartete eine Scene, ein Geſtändniß, ſie war vollkommen gerüſtet, wenn er von Liebe ſtammeln würde, ihm zu erwiedern: Ottfried, ich bin dir ſo nothwendig, daß du keiner Andern auf der Erde gehören darfſt, als mir! Ottfried erhob auch langſam ſein Haupt richtete einen langen verzehrenden Blick auf dieſe ſchöne Schweſter der armen Agathe, die er nicht mehr liebte, ſog den Anblick des hingegoſſenen reizenden Weibes mit wonnetrunkenem Fieberſchauer ein, genoß dieſen grauſendſüßen Moment eine Weile, brach dann aber plötzlich ab und erhob ſich, um, wie es ſeine Weiſe war, wenn er zu einem andern Gegenſtand überſprang, im Zimmer auf und niederzugehen.

Hätte Agathe dieſe Scene belauſchen können, ſie würde geglaubt haben, daß ſie gerettet wäre. Aber ſie war es nicht. Ottfried lebte und glühte nur für Sidonien. Er trennte ſich zwar jenen Abend ſchnell und faſt ohne Abſchied von ihr, aber gerade die Ueberzeugung, daß Sidonie ihn wieder liebte, machte ihm das Blut ſtarren, nahm ihm den Muth ſich zu erklären, ließ ihn zwar eine Sammlung, aber keinen Entſchluß finden. Sidonien lieben zu dürfen! Sidonien, dieſes Abbild der edelſten Schönheitsformen, dieſe Zauberin, der Alle huldigten, dieſe Künſtlerin nicht blos mit der Palette oder der Feder, ſondern dieſe Lebenskünſtlerin, die Alles verklärte, Alles verſchönte, was ſie nur anlächelte, anhauchte! Er geſtand ſich mit dem bitterſten Schmerz, was ihn von Agathen trieb. Nicht ihre geringeren Reize, nicht der Minderwerth ihrer einfachen und prunkloſen Liebe; wohl aber der Stolz, die Eitelkeit des Mannes, der zwiſchen dem Glück und der Beſchränkung wählen durfte, und dem bei dieſer Wahl eine Krone zu verſchmähen lächerlich erſcheinen mußte. Er verglich die ſklaviſche Lage Agathens und die glänzende Freiheit ihrer Schweſter. Die dunkle dumpfe Unterwerfung, in welcher die Erſte gehalten wurde, ſchauerte ihn an. Er ſchleppte ſelbſt an der Feſſel dieſer ihm bald klar gewordenen Demüthigungen mit. Alles was Agathen betraf, zog ihn nieder, Alles was Sidonien, zog ihn empor. Er fühlte, daß er ſich vor einer gewiſſen moraliſchen Stimme ſeines Innern nicht vertheidigen konnte und ein wilder Trotz ſagte ihm doch wieder: Mache dich frei von dieſen kleinlichen Gefühlen! Und in dieſem Trotz, in dieſem wilden Abſchütteln läſtiger beſchränkender Vorurtheile fühlte er ſich größer, bedeutender, werthvoller. Die Geſellſchaft, in die er eingeführt war, hatte

ihn geblendet. Von seiner künftigen Laufbahn schwebten ihm berauschende Ideale vor. Das hatt' er nie erwartet, das nie so geträumt! Und nun sollt' er mitten in diesem äußern Glanz, mitten in diesen stillen Wonnen einer Liebe, die ihr von Sidonien jeden genährten Wunsch seines überquillenden Herzens erwarten ließ, ausscheiden aus diesem beneidenswerthen Geschick und sich durch öffentliche Verlobung einem Mädchen überliefern, das von allen weiblichen Wesen, die er täglich jetzt sah, gerade die wenigsten Ansprüche auf seinen Besitz hätte machen dürfen — seinen Besitz, wie er in Stolz und in Verzweiflung hervorhob!

Es war ein rauher Novembertag. Der Winterfrost kam spät, dafür tobten die Stürme und entblätterten gewaltsam die Bäume, die ihren vergelbten Schmuck nicht fahren lassen wollten. Der Regen nahm kein Ende. Es waren unfreundliche Tage, die nur Den nicht stören konnten, dem es im Herzen warm und traulich war. Agathe sah nichts von diesem öden Tage, der endlich ihr Verlobungstag werden sollte. Es war sonnenhell und frühlingsmild, der endlich erschienene Erlösungstag. Nie hatte sie gedacht, solch einen Ehrentag noch erleben zu dürfen. Nun schenkte ihr das Schicksal diese große Freude, das unerwartete Glück. O sie nahm es auch dankerfüllt von ihrem Schöpfer hin, sie begrüßte schon die erste Morgendämmerung dieses Tages, während im Hause noch Alles schlief, mit Thränen im Auge, mit seliger Beklommenheit und freudiger Unruhe im Herzen. Wie ihr das Alles so geschäftig heut von Händen ging! Es war ihr, als schwebte sie, ein Vogel in den Lüften. Sie hatte Scheu vor sich selbst, sie griff nach Allem, was ihr sonst alltäglich war, heut mit einem feierlichen Ernst, als wenn es alles andere

Dinge wären, als ſonſt, als wenn das Todte ſelbſt und Lebloſe, was ſie umgab, heut ihre geheimnißvolle Stimmung mitempfinden müßte. Noch wußte man im Hauſe nicht, welche Entſcheidung der heutige Tag in ſeinem Schooße führte, ſonſt würde man ihr Glück gewünſcht und recht ſehr das garſtige Wetter bedauert haben. Selbſt die gewählte Toilette, die ſie für den Mittag zurechtlegte, konnte nicht auffallen, da ſie mit dem Vater heut' außer dem Hauſe aß. Morgen wußte es ja alle Welt! Morgen durfte ſie Jeden umarmen und für ſeinen Glückwunſch danken! Der kleine Vogel im Käfig, der Hofhund, die Katze, die den Garten von den Feldmäuſen zu reinigen hatte, Alle hätten es im Grunde merken ſollen, was mit ihr vorging; denn ſie war aus allen Fugen, ſie ſchwärmte auf und ab und ſchonte ihre zarte Geſundheit nicht, wenn ſie ſelbſt im Regen über die Höfe lief.

Auch der Vater trieb Dinge, die ihre glückliche Unruhe nur vermehrten. Er hielt ſich den ganzen Vormittag verſchloſſen, nahm keinen Beſuch an, öffnete, um ſich nicht ſtören zu laſſen, keinen Brief, zankte auch nicht, war aber auch nicht freundlich, kurz, ſein Benehmen verrieth das tiefſte Verſenken ſeiner Gedanken in ſich ſelbſt. Sie hatte es bald weg, was der gute Vater trieb. Er hatte ohne Zweifel die Abſicht, die heutige Verlobung durch eine, wie man an ihm gewohnt war, geiſtreiche Rede einzuleiten. Er gab dieſe Reden, die er gern bei feierlichen Familienvorfällen hielt, immer für Eingebungen des Momentes aus, war aber viel zu beſonnen, als daß er dieſe Improviſationen nicht vorgezogen hätte vorher ſorgfältig auswendig zu lernen. Agathe hatte ihn heute ſchon zweimal überraſcht, einmal wie er laut eine ſchöne Vergleichung der Ehe mit der Obſtcultur nieder-

ſchrieb, das andere Mal, wie er ſie auswendig lernte. Er blieb bis faſt zur Tiſchzeit im Schlafrock und brach ſein feierliches Schweigen, als er ein kleines Dejeuner nahm, nur mit den Worten: Ich bin begierig, wie der Miniſter den Doctor finden wird! Ottfried ſollte nämlich heut auch dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten vorgeſtellt werden.

Die Verlobung ſollte am Schluß eines größern Diners ſtattfinden, welches dem Anſtand und dem ſpeziellen Befehle des Vaters gemäß Frau von Büren zu dieſem Zweck zu geben hatte. Auszuweichen war hier ganz unmöglich: Sidonie ſollte in ihrem eigenen Innern der Ceremonie des Ringewechſelns beiwohnen. Agathe kam in einfachem Feſtkleide — ihre Garderobe war ärmlich bedacht — eine Stunde vor der Mittagszeit. Der Vater ſagte, ſie könnte ihrer Schweſter in den Anordnungen des Tiſches noch behülflich ſein, und Agathe, die zu dienen gewohnt war und ſelbſt an ihrem Hochzeittage ſich hätte entſchließen können, ein Theebrett herumzureichen, Agathe ging gern. Sie erſtaunte über die Aufregung, in der ſie ihre Schweſter traf. Sie hielt ſie für krank oder für zerſtreut. Eine Stimme ſagte ihr, es wäre lieblos, ſie an ihrem Freudentage heut ſo zu empfangen. Sidonie muſterte Agathens Anzug von allen Seiten, zupfte und zerrte daran und fand ihre Haltung, ihr Benehmen unausſtehlich. Es ſitzt dir nichts und wenn du die ſchönſten Kleider hätteſt, ſagte ſie, und Agathe antwortete ruhig: Ich weiß es. Dieſe ruhige Antwort verletzte ſie vollends; ſie fand, daß dieſer Freudenſchimmer auf dem Antlitz der zum Dienen gebornen Schweſter etwas Hochmüthiges hätte, ſie fand das. Agathe erſchrak, daß ſie ſo etwas finden könne, und bat ſie um ſchweſterliche Liebe. Darüber gerieth Sidonie in ein heftiges

Weinen und erſchreckte ihre arme Schweſter, die Sidonie nie hatte weinen ſehen, ſo ſehr, daß ſie ſelbſt in Verzweiflung gerieth und um Alles in der Welt die Schweſter nach ihrem Kummer fragte.

Sidonie faßte ſich und wies ſie mit Kälte von ſich. Es hatte ſie nur ſo der plötzliche Anblick übermannt. Sie hatte es nicht geglaubt, daß Ottfried, in zarter Rückſicht auf Agathen, es würde ſo weit kommen laſſen. Seit einigen Tagen war er ausgeblieben. Der Vater hatte ſie mit der Eröffnung ſeines Vorhabens überraſcht. In der Meinung, Ottfried zu einem entſcheidenden Entſchluß zu treiben, hatte ſie eingewilligt, daß die Verlobung im Kreiſe einiger Verwandten an ihrer Tafel ſtattfinden ſollte. Ottfried ließ das zu, ließ ſich nicht ſehen, ſie hielt es nicht für möglich, und nun war's, Agathe kam und die Feier war da, unwiderruflich da. Sie begriff ſich nicht, nicht Ottfried, ſie hätte können einen gewagten Streich unternehmen, und die Thränen, die ſie weinte, waren nur die des Zornes und der glühendſten Eiferſucht.

Agathe rief im Nebenzimmer: Was iſt dir? Laß mich zu dir. Sie hatte hinter ſich verriegelt, gab keine Antwort. Agathe hörte nicht auf zu bitten. Sie antwortete nicht. Endlich als auch Agathe eine Weile ſchwieg und immer wieder in ihrer guten zärtlichen Weiſe begann: Oeffne doch! Was iſt dir nur? da faßte ſie der Gedanke, wenn ſie ſich der Schweſter entdeckte, und wie ſie das noch dachte, hatte ſie ſchon geöffnet und umklammerte Agathen mit fieberhafter Aufregung. Eine Meiſterin des Ausdrucks, brauchte ſie weniger Worte, um Agathen zu ſagen, daß Ottfried ſie nicht liebe, ſie nie geliebt hätte.

Agathe wankte. Das hatte ſie nicht erwartet. Dieſer Dolchſtich ging zu tief. Sidonie erzählte mit flammenden Worten, was ſie in Ottfried gefunden hätte, und ließ ſich fortreißen zu ſagen: Agathe, prüfe dich doch ſelbſt, ob deine Arme ſtark genug ſind, einen Mann zu tragen, wie dieſen! Ich rede von Ihm! Ich rede von Dir und Ihm! Wird deine Kraft ausreichen, ihm ein Leben zu ſchaffen, wie er es bedarf? In einer Abſpannung ſeines Gemüthes iſt er dir begegnet, er hat dein körperliches Leiden geſehen, es hat ihn gerührt, dich mit einem freundſchaftlichen Wohlwollen, das nur die Geſtalt der Liebe annahm, emporzurichten. Hat dich, als du ihn wieder ſahſt, niemals dieſe majeſtätiſche Erſcheinung erſchreckt? Biſt du nicht Staub geworden im Anblick eines Mannes, der mit ſeiner Liebe dich nur tödten kann? Ich nenn' es Vermeſſenheit, auf ein Weſen ſolcher Art Beſchlag zu legen und von einer ſolchen blüthenreichen, lebenſtrotzenden, anſpruchsloſen Zukunft zu ſagen: Sie iſt mein!

Mit bebender Stimme, zum Tode verwundet von der geiſtreichen, ſchönen, aber liebloſen Schweſter, ſagte Agathe: Und hat dir Ottfried je geſtanden, daß er mich nicht liebt?

Es gibt Geſtändniſſe, ſagte Sidonie, die der Worte nicht bedürfen.

Du kannſt nicht ſagen, fuhr Agathe, in ihrem Schmerz durch einen Schimmer von Freude ſich ſteigernd, fort, du kannſt nicht ſagen, daß Ottfried dir je ſelbſt geſtanden, daß er mich nicht liebe?

Als Sidonie ſchwieg und zur Erde blickte, ſammelte Agathe ihre matt zurückkehrenden Lebensgeiſter und ſprach nach einem Moment, in dem ſie Athem ſchöpfte, mit leiſer, aber feſter Stimme: Schweſter, ich erkenne deinen hohen

Geiſt, ich beuge mich vor ihm in Allem, in Jedem — darin aber nicht, daß ich dem Beſitze Ottfrieds entſagen ſollte. Ich fühle, was du von meiner Unwürdigkeit, einen ſolchen Geliebten zu beſitzen, ſagſt, nur zu tief: ich fühle, daß ich ihn mir nur durch meine Liebe erhalten kann; aber was kann mich berechtigen, von dieſer meiner Liebe gering zu denken? Mit meinem Herzen kann ich ſo ſtark ſein wie du mit deinem Geiſte. Ich weiß nicht, Schweſter, ob du bemerkt haſt, daß ich ein armes Stiefkind des Lebens bin. Glaube mir, Schweſter, daß ich angefangen habe, nicht mehr auf mein elendes Loos, das mir nur Zurückſetzung beſchieden hat, ſo zufrieden herabzublicken. Der Glanz, einen Ottfried mein nennen zu dürfen, hat einen Schein in mein Lebensdunkel fallen laſſen, der mir mehr erhellte, als nur meine Unwürdigkeit, ihn zu beſitzen. Ich bin arm, freudenarm, ich bin eine Bettlerin, wo du Königin warſt: und nun ſoll ich das Einzige geben, was mir der Himmel als Erſatz für meine Leiden ſandte? Ich habe Alles für dich gethan, ich war im Stande, im Regen mich auf die Erde zu werfen, damit du trockenen Fußes über mich hinwegſchreiten könnteſt; ich gehorche in Allem, was den Geiſt betrifft, deiner Einſicht und deinem Befehl; aber hier, in einer Frage des Herzens, gehorch' ich dir nicht. Hab' ich Urſache, das nicht zu nehmen, was mir Ottfried gibt? Er gibt mir ſeine Liebe, voll und rein. Nie zuckte ein Zweifel um ſeinen Mund, wenn er mich groß und rührend anblickte. Nie hat ſeine Zunge geſtockt, wenn er von den wehmüthigen Erinnerungen an Schönlinde ſprach. Gönne mir mein einziges, mein letztes Glück, Schweſter, und nun — komm!

Der Bediente kündigte an, daß ſervirt wäre. Sidonie

blickte ſtarr durch die Fenſterſcheiben auf den Garten — es fiel der erſte Schnee. Agathe ſtand noch eine Weile, wollte Sidoniens Hand ergreifen und ſie küſſen. Dieſe wies ſie aber kalt zurück und Agathe ging zur Geſellſchaft. Sidonie folgte, gemeſſen, mit Faſſung.

Faſt eine halbe Stunde war ſchon über die anberaumte Tiſchzeit verſtrichen, die Gäſte harrten, Wallmuth, der ſeine Rede im Kopf hatte, ſprach, um ſich nicht zu zerſtreuen, ſehr wenig. Nur Ottfried fehlte noch. Man zog die Uhr, fand dies Ausbleiben räthſelhaft und brachte Sidonien, der ohnehin die Beſinnung fehlte, in doppelte Verlegenheit. Endlich ſetzte man ein Mißverſtändniß voraus und beſchloß zu Tiſch zu gehen. Jetzt überraſchte ein greller Zug an der Hausklingel die Geſellſchaft. Agathen pochte das Herz. Das wird Ottfried ſein! Er war es nicht, ſondern ſein Freund, der junge Graf Schönburgk. Dieſer ſtürzte herauf und bat für die Störung tauſendmal um Entſchuldigung. In der Audienz, ſagte er mit eiliger Haſt, welche mein Freund heute beim Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hatte, überraſchte er durch ſeine Kenntniſſe in einem ihm vorgelegten Falle den Chef ſo außerordentlich, daß dieſer ihm vorſchlug, ihn augenblicklich zur Erledigung dieſes Falles als Courier an unſern Geſandten in Wien zu ſchicken. Ottfried hat mit dieſer Auszeichnung auf eine glänzende Art ſeine diplomatiſche Carriere begonnen. Eine Zögerung durfte nicht ſtattfinden, ſchon iſt der neue Legationsſecretair auf dem Wege nach Wien und wird unfehlbar in vierzehn Tagen wieder hier ſein. Er beauftragt mich, ihn für die Störung des Diners zu entſchuldigen und beſonders den beiden holdſeligen Schweſtern ſeine gehorſamſten Empfehlungen zu Füßen zu legen.

Man bat den jungen Grafen zu bleiben. Er nahm es an und hatte Gelegenheit, den Eindruck ſeiner Mittheilung zu beobachten. Sidonie triumphirte, Agathe blickte ſinnend nieder, der Vater ſchwankte zwiſchen dem Stolz, daß Ottfried ſo ehrenvoll ſeine Laufbahn geändert hatte, und dem Aerger, daß er ſeine vortreffliche, auf Rührung berechnete Rede ſtillſchweigend in ſich hinunterſchlucken mußte. Ja, im Laufe des ausgezeichneten Diners kam ihm noch der glückliche Gedanke, ſeiner einſtudirten Rede eine andere Wendung zu geben. Er beſann ſich, ob er das, was er von der Verlobung und Ehe ſagen wollte, nicht auch auf den Staatsdienſt und die Diplomatie anwenden könnte, und ſiehe da! es paßte. Er ergriff, mitten in der Heiterkeit, das Glas und brachte dem abweſenden jungen Diplomaten ein Hoch, das er mit mancherlei Wendungen von Lebensbahn — Ehe mit dem Staat — Obſtbaumzucht des Schickſals — Ringe wechſeln mit dem Gott Saturn, dem Herrn der Zeitläufte — Verlobung des Verſtandes mit der Phantaſie u. ſ. w. fein zu motiviren wußte. Gern hätt' er auch dem „ſelig herniederblickenden Geiſt der verklärten Mutter", der in der Verlobungsrede den Schlußeffekt machen ſollte, eine gezwungene Wendung auf die Courierreiſe nach Wien geben mögen, allein dies Wagniß auszuführen war ſelbſt dem durch Champagner aufgeregten Humor nicht möglich. Der Troſt, der aus den Trümmern einer verſtümmelten Verlobungsrede emporſtieg, gefiel darum nicht minder und erregte einen Sturm von Beifall und natürlich auch von Bewunderung für den ſinnigen, bei jeder Gelegenheit taktfeſt „improviſirenden" Redner. — Agathen fiel eine Thräne in ihr Glas.

9.

Es vergingen vierzehn Tage; Ottfried kam nicht und ſchrieb auch nicht. Agathe gedachte deſſen, was die Schweſter geſagt hatte: Es gibt Geſtändniſſe, die der Worte nicht bedürfen. Dieſer Satz, mit glühender Flammenſchrift in ihr Herz gegraben, verzehrte ſie. Der Vater, der es wohl begriff, daß ſich Ottfried dem Verlöbniß mit Agathen entziehen wollte, tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß Niemand etwas von dieſer beabſichtigten Verbindung erfahren hatte. Er war Menſchenkenner genug, Frau von Büren ganz zu begreifen, als ſie ihm auseinanderſetzte, daß eine Verbindung dieſes ſtrebenden Feuergeiſtes mit Agathen nur eine unglückliche Zukunft für beide Theile geſchaffen hätte. Der Name Ottfried blieb ihm darum doch lieb und werth; denn Sidonie ſprach ſtets von ihm und las ihm auch aus einem wiener Briefe vor, daß Ottfried in einem beſuchten Cirkel ſich geäußert hätte, er kenne keinen Mann, der beſſere Münzen aus der byzantiniſchen Epoche beſäße, als der Ritter Wallmuth.

Ottfried wurde bei der wiener Geſandtſchaft attachirt und kehrte nicht zurück. Kurz vor dem Beginn des Carnevals erklärte Frau von Büren, daß ſie einer dringenden Einladung ihrer Freundin, der Gräfin Adlerkron in Wien, nicht länger widerſtehen könnte und einmal jene heitere und für ihre Geſundheit anregende Zeit in Wien zubringen wolle. Der Vater hörte dies gern und machte ihr noch ein kleines Geſchenk, das ſie noch in ihre ohnehin gefüllte Reiſeſchatoulle legen ſollte, eine Anweiſung auf Arnſtein und Eskeles in Wien, im Betrag von ſechshundert Dukaten. Sie küßte ihm dafür dankbar die Hand.

dem Abſchied nahm es die geiſtreiche Frau leicht.
von Agathen bot einige Verlegenheit. Am Tage vor
breiſe fuhr ſie beim väterlichen Hauſe vor. Agathe
hrem kleinen Zimmer, in dem beide Schweſtern er-
aren. Ein kleines Bild der Mutter hing in düſterer
ung an den verſchloſſenen Wänden, Agathe ſah krank
d aus. Sie konnte ſich kaum erheben, Sidonie, ein
r Schönheit, ſtand mit geſenktem Haupte vor ihr.
ſt nach Wien! Weiter konnte Agathe nichts ſagen.
as letzte Wort erſtickte in ihren Thränen, die ſanft
blaſſen Wangen niederfloſſen, ſanft und ſtill, ohne
, ohne Anklage. Ach, ſie hatte etwas auf den be-
ippen, was ſie der Schweſter ſagen wollte. Sie be-
Sag' ihm — aber ſie vollendete es nicht. Es war
wurf, den ſie der Schweſter, der Räuberin ihres
ihres einzigen Glückes, mitgeben wollte, ſie wollte
rn: Sag' ihm, daß ich von ihm nichts behielte, als
geworfenen Buchſtaben G. und daß ich dieſen wahren
en wolle, dieſen Theil ſeines Lebens, dieſen Theil
rzens, den ich einſt beſeſſen habe und beſitzen werde,
meine aufhört zu ſchlagen. Aber ſoviel Worte tru-
Lippen nicht. Sie erhob ſich langſam, drückte ihre
unter tauſend Thränen an ihre arme, der Liebe
Bruſt und entließ Sidonien, in deren lange Wimper
inziger Tropfen ſtahl, mit den erſtickten Worten:
mich nicht wiederſehen!

ah ſie nicht wieder. Wie der Frühling wiederkam
hm die Erinnerung an Schönlinde, ſank ſie zuſam-
r überſchwellende Blüthenduft im Monat Mai töd-
ſieche Bruſt. In der neuen marmornen Familien-

gruft wurde ſie begraben und gern erfüllte der Vater, der, wie ſo viele Menſchen, erſt im Tode ehrte, was er im Leben misachtet hatte, den letzten Wunſch der Sterbenden, daß er ſtatt alles Prunkes und aller Inſchrift auf den Stein, der die Stelle ihres Grabes bezeichnen würde, den einfachen Buchſtaben O. ſetzen ſollte. Der Vater thats, verſtand aber die Bedeutung nicht, auch die geiſtreiche Dichterin Sidonie, die aus dem Schickſal ihrer Schweſter den Stoff ihres erſten gedruckten Romans wählen wird, verſtand ſie nicht. Nur Ottfried verſtand ſie mit tiefer Erſchütterung und gelobte ſich, als er ſich eines Abends aus Sidoniens Armen riß, heilige, ernſte Dinge.

Gott, den er aus ſeinem Namen, aber nicht ganz aus ſeinem Herzen ſtieß, weiß es, ob er ſie halten wird.

# Gesammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

---

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

### Zwölfter Band.

Briefe aus Paris. 1842.
Pariser Eindrücke. 1846.

---

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1846.

# Briefe aus Paris

## 1842.

---

## Pariſer Eindrücke

## 1846.

---

Von

**Karl Gutzkow.**

---

Frankfurt am Main.
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1846.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

# Vorerinnerung.

Die nachfolgenden Briefe aus Paris vom Jahre 1842 ſind öfter entſtellt als mißverſtanden worden. Deßhalb fühlt ſich der Verfaſſer auch nicht gedrungen, irgend etwas zu ihrer Rechtfertigung zu ſagen. Abſichtlichkeiten bleiben keines Beſſern belehren.

Die neu hinzugefügten Pariſer Eindrücke von 1846 ſind in Form von Randgloſſen und Erläuterungen gehalten. Sie heben oft eine frühere Behauptung auf, noch öfter dienen ſie ergänzend und vervollſtändigend für ein früheres neu beſtätig-

tes Urtheil. Man verweist auf die einleitenden Worte dieses Anhanges selbst, der zu gleicher Zeit für Manches entschädigen soll, was seines geringeren und allzuvorübergehenden Interesses wegen aus der ersten Auflage fortgelassen wurde.

# Inhalt.


Seite

Briefe aus Paris 1842 . . . . . 1 — 372

Der Tod des Herzogs von Orleans . . . . 373 — 384

Pariſer Eindrücke 1846 . . . . . 385 — 478

Inhalt: Ankunft in Paris bei Nacht. Gewitter. Gott in Deutſchland und in Frankreich. Was Paris an geiſtiger Produktion verzehrt. Vergleich mit Berlin. Herrn von Rochows und Friedrich Wilhelms III. Regierungsmaxime: „Wir wünſchen nicht, daß von Berlin etwas ausgeht.“ Alexander Dümas erhält ein Privilegium zu einem Theater. Vergleichung dieſes Entgegenkommens mit einer ähnlichen Anfrage in Berlin. Die Menſchenrechte. Joannys Abſchiedsbenefiz. Die Rachel als Jungfrau von Orleans. Alex. Soumet. Wo liegt der rhetoriſche Effekt auf der Bühne? Jüdinnen als Schauſpielerinnen. Die Dejazet. Halevy und ſeine Musketiere. Die ächten Musketiere des Alex. Dümas. Oncle Baptiſte und der ihm nachgebildete Viehhändler aus Oberöſterreich als Gegenſätze franzöſiſcher und deutſcher Volksdramen. Die Pariſerinnen und Vertheidigung der Frauen überhaupt gegen E. M. Arndt. Die junge Generation. Boats Diogenes. Der Schneider Hilbey. Odillon Barrot. [illegible]s und Wallenſtein. Felicien Davids Wüſte

und Moſes auf Sinai. Die große Oper. Meyerbeer. Die Italiener und eine Fiktion. Ponſard. Mignet. Die Deputirtenkammer in ihrem Verfall. Wahlreform und Vorſchläge für die Regentſchaftspolitik. Die Langeweile in Paris. Das Flaniren und die Utopiſten. Die Anhänger Fouriers und ihre Anleihen. Enfantin. Cormenin. Das Gouvernable im Franzoſen. Der republikaniſche Egoismus der Deutſchen, verglichen mit dem franzöſiſchen Monarchismus. Corneille vor zweihundert Jahren, verglichen mit Opitz und Gryphius. Philarète Chasles. St. René Taillandier. Henri Blaze. Irrthümliche Auffaſſungen der deutſchen Literatur. Goethe. Mangel einer zuverläſſigen Theaterkritik. Das Theatre français und die deutſchen Hoftheater. Levaſor. Die kranken Kartoffeln. Bardou. Arnal und Beckmann. Bouffé und Döring. Hyacinthe. Rose Chéri und die deutſchen Schauſpielerinnen. Verſailles. Ibrahim Paſcha. Belriguardo. Frankreichs Geſchichte und die deutſche. Der polniſche Aufſtand. Wie er beurtheilt wurde. Preußens Haltung. Das Kopfgeld. Herr von Zedlitz. Szela. Verſailler Frühlingsträume über Polen und ſeine Wiederherſtellung. Panſlavismus. Das germaniſche Element. Die deutſche Kaiſerkrone. Die Communiſten. E. M. Arndts Erläuterungen zu Diderots Grundgeſetz der Natur. Guizot. Louis Philippe. Die Makler und Geldmänner. Furcht vor dem, was am Legitimismus ehrenwerth iſt. Louis Philippes Glück und Unglück. Lecomtes Attentat, verglichen mit Tſcheche. Die Privatverwaltung des Königs. Der Philippstag in dem Tuileriengarten. Abreiſe.

# Erſter Brief.

Hannover, den 4. März 1842.

Noch ſteht das bunte, ſchöne Bild Hamburgs vor meinen Augen. Die bewimpelten Schiffe, die kühnen Himmels-Fragezeichen der Thürme,*) hoch in die Wolken ragend, die bunte Beleuchtung des Ufers voll rother Dächer, weißer Giebel, ſchwarz gerauchter Schornſteine; die blaue Woge, eben erſt aus dem geſchmolzenen Eiſe neu geboren, rings auf dem Dampfſchiffe die Paſſagiere, dumpf und freudig, ſtumpf und leidig, der drüben ein neues Glück hoffend, der eilend, ein altes ſich zu ſichern; ſtampfende Roſſe aus Holſtein für die Ställe des Königs von Sardinien, die Reiſewagen blonder, hektiſcher Scandinavier, die in den Bädern von Nizza ſanftere Auflöſung ihrer Lungen hoffen und ſanftern Tod finden werden, wenn es ſanft iſt, einſam ſterben, verlaſſen, entfernt von den Seinigen!

Ja, majeſtätiſch iſt der Anblick dieſer vereinigten Städte: Hamburg und Altona! Was mich ſchmerzt: von dieſem ſaugt die Kraft Dänemark, von jenem England und die neue Welt! Dieſe ungeheure Maſſe von Fleiß und Thätigkeit,

*) Die zwei Monate darauf in Feuer aufgehen ſollten!

diese Häuserreihen, diese Docks, diese riesigen Winden, mit denen sie die Waaren in die Magazine hebeln, diese Wachtschiffe mit der ewig brennenden Lunte, diese kleinen rothen Segler, die durch die großen Dreidecker behend hindurchschlüpfen und das regste Küstenleben vermitteln: es ist, als bildete das eine Welt für sich, eine Welt, deren tiefer eingreifende Vortheile dem deutschen Vaterlande noch vorbehalten sind. Sonderbar, hinter den schlanken Thürmen der stolzen Hammonia war es mir, als säh' ich im Geiste schon herüberschimmern ein mächtiges Gebäude, die künftige Kathedrale des Grasbrooks, mit der für das jetzige Hamburg infernalisch klingenden Inschrift: „Haupt-Zoll-Amt."

Ich will keine Professur am hamburger Johanneum haben und brauche deshalb nicht gegen den Zollverein zu schreiben. Ich liebe diesen Stolz Hamburgs, dem die Ehre der Freiheit und Selbstständigkeit über Alles geht, ich schätze die Gründe, die man gegen die Ersprießlichkeit des Anschlusses vom lokalen Standpunkte anführt. Ob aber der Stolz und der lokale Standpunkt ausreichen werden? Ob nicht eines Morgens im Hamburger Correspondenten in riesenhafter Keilschrift zu lesen ist das eiserne Wort: „Ἀνάγκη", „Nothwendigkeit!" Das Terrain, auf welchem der Handel der Hansestädte wirken kann, wird immer enger. Immer näher rückt die Zollvereins-Barrière, die man längst keine preußische mehr, sondern die deutsche nennen sollte. Lübecker Handel ist Menschentransport nach Rußland, bremer Handel ist Menschentransport nach Amerika; auch Hamburg wird bald mit Menschen nach Australien handeln.*) In die Mitte

*) Herrn Sievekings Uebersiedelungsplan nach Marrelauri hat sich später zerschlagen.

genommen, zwiſchen den deutſchen Zollverein und die mögliche Erfüllung des zu Lord Aberdeen geſprochenen Worts: je vous recommande l'Allemagne, werden dieſe Uferſtaaten, von denen Hannoverland und Mecklenburg bald ausſcheiden dürften, zuletzt nicht anders können, als ſich gewöhnen an das Unvermeidliche.

Da ich von Tallevrand's Maximen nur die über den Kaffee angenommen habe und ihn gern ſchwarz wie die Hölle, heiß wie den Teufel und ſüß wie die Liebe trinke, ſo werd' ich vom Zollverein des Kaffee's wegen perſönliche Nachtheile haben. Dann aber hätt' ich die Freude, zu ſagen: Dies bunte Gewühl von Leben, Schaffen und Genuß, dieſe majeſtätiſche Hanſakönigin legt ihre Krone zu den Stufen des Altars der deutſchen Freiheit nieder. Sie hat einen ihrer koſtbaren, Millionen werthen Ringe in die Fluten geworfen und ſich mit dem deutſchen Vaterland vermählt. Jetzt — wie locker das Band! Wie fern, wie fern liegt Hamburg, dieſe wahrhafte Hauptſtadt des rein deutſchen, nicht wendiſch deutſchen Nordens, wie fern vom Kerne und Centralpunkt des Vaterlands! Jetzt, welcher Egoismus in den Auffaſſungen! Welche ehrbare, tüchtige und doch wieder ſo ſchroffe Lebensſitte, die in dieſem Hamburg herrſcht! Welche Reichthümer, ohne die Kunſt, ſie ergiebiger für Alle zu genießen! Der Vortheil wird ein doppelter ſein: Bringen uns Eiſenbahnen (Folge des Anſchluſſes) ſchneller nach Hamburg, hört die Lüneburger Haide auf, eine ſo abſchreckende Wahrheit zu ſein, wird auch die Entfernung Berlins, Leipzigs und Frankfurts von Hamburg Illuſion, ſo gewinnen beide Theile. Hamburg muß opfern von ſeinem „vaterſtädtiſchen" Egoismus, von ſeinen tauſendfach verzweigten

geſelligen, literariſchen und artiſtiſchen Iſolirungen, und Deutſchland gewinnt einen Zuwachs an Kraft, an Reichthum, an Thätigkeit, Frömmigkeit, häuslichen Tugenden, an ſchlichter Biederkeit des Charakters, koſtbaren Gütern für Körper und Seele, die alle in dieſem ſtolzen Hamburg, ohne Wirkung nach Außen, aufgeſpeichert liegen.

Gleich das jenſeitige Harburg! Ein ſchlagender Beweis für meine Behauptung, daß Hamburg bis jetzt noch ſeine moraliſche Kraft hermetiſch verſchließt. Alle andern großen Städte haben die belebendſten Ausſtrömungen auf Meilen, ja Tagereiſen in der Runde! Und hier gleich dieſes traurige Harburg! Ein Bettler neben einem Fürſten! Ebenſo armſelig, wie die Zwiſchenſtationen zwiſchen Hamburg und Berlin. Mit einem enttäuſchenden Zauberſchlage fühlt man ſich plötzlich in die Provinz verſetzt. Wirthshäuſer, Betten, Speiſen, Landescultur . . . es iſt als läge Hamburg am Nordpol und Harburg am Südpol. Ich glaube, Hamburg muß Einiges verlieren, damit die Lüneburger Haide Einiges gewinnt.

Traurige, öde Reiſe von Hamburg nach Hannover! Der Sturmwind pfeift aus Weſten herüber. Wehe den Schiffen, die heute dem Canal zuſteuern! Das Blau des Himmels iſt matt und wäßrig, wie manche jener Augen, die die blauen Augen in Büchern abmalen. [illegible] der im Winterſaat ſich in ihrem Schoße ſchon regen. Die weißen Birken harren fröſtelnd der Ankunft ihres zitternden Laubes. Bald wird ſich der Vogel der Haide einſtellen, die Krähe mit ihrem hungernden Liede. Der Winterſchnee und der Februarregen ließen in der Haide große Teiche zurück, in denen noch die Fröſche ſchlafen. Aber, gütige Natur,

auch hier wirſt du erſtehen, auch hier wirſt du deinen Sonntagsſchmuck anlegen, freilich keine maleriſche Südlandstracht, aber einen Sonntagsſtaat von friſchen Linnen, einfachem Putz, in weißer Schürze, arm, doch mit geſundem Auge deinen Schöpfer preiſend! — Und die armen ſchwarzen und weißen Thierchen, „le peuple sauvage qu'on appelle Haidſchnucken" nicht zu vergeſſen! Schon in die kalte Märzluft führen ſie die zarten Thiere, damit die Hirten und Bauern im Winter wollene Strümpfe haben. Zitternd ſteht das kleine Haidenvolk, dicht geſchaart, Eines legt dem Andern den Kopf auf den wolligen Rücken. Der Hirt ſieht ſich ängſtlich nach den Regenhoſen am Himmel um; denn ein einziger ſtarker Regenguß macht die armen Thierchen zu Hunderten ſterben. Man kann die Haidſchnucken die Cretinen der Schaafwelt nennen.

Von Meile zu Meile in der Lüneburger Haide ein kleines Gehöft, umgeben an einer Seite von ſchützenden Moräſten, an der andern von einem kleinen Hain aus wenigen zählbaren Birken. In der Mitte einige große Rüſter oder Linden. So in Welle, in Bergen. Von Celle nach Schillerslage. Ein wunderlicher Stationsname! Schillerslage, die Lage Schillers, die Lage eines Dichters, recht [illegible] wind, düſtrer Regen: wohl die Lage eines Dichters! Die frankfurter Kutſcher nennen dieſe Dichterſtation immer durch einen Mißverſtand: Silberſchlag und dachten dabei wohl mehr an des glücklichen Goethe, als an des armen Schiller's Lage.

Es gibt Städte (Hannover gehört zu ihnen), mit

denen man als Reisender nie über seinen Gasthof hinaus vertraut wird. Diese Plätze, diese Straßen, diese Häuser sprechen nicht an. Man würde sich nur mit großer Ueberwindung entschließen können, sie zu bewohnen. Und doch sind hier die Frauen anmuthig und zart, die Männer höflich und gebildet. Das Theater soll verfallen sein, erfreut sich aber großer Theilnahme. Das Militair fällt gut ins Auge, wenn es auch zu stutzer- und junkerhaft auftritt und Manieren nachahmt, die man sogar in Potsdam und Berlin nicht mehr kennt. Dem schweigenden Ernst der Wachtposten sieht man an, daß ihre Parole sehr gemessen und verwickelt sein muß. Die armen, langen Marschbauernbursche sehen in ihren rothen Röcken ganz philosophisch aus: so viel haben sie über die ihnen gegebenen Instructionen nachzudenken. Nichts von jenem heitern Lungern des Wachtdienstes, den man in glücklichen Ländern antrifft.

Als Vorbereitung auf Paris studir' ich französische Geschichte. Nicht aus Barante oder Capefigue, nicht aus Thiers oder Mignet, sondern aus meiner Reisekasse. Mein kleiner metallener Calvarienberg (die Ehrensolde der Schriftsteller sollte man Schmerzensgelder nennen) ersetzt mir eine ganze Bibliothek. Diese Zwanzigfrankenstücke sind wahre Geschichtsmedaillen. Erst erblick' ich auf ihnen Napoleon vom Jahre 1801, vom Jahre 12 der Republik. Kaiser der Republik ist doch in der That ein lächerlicher Widerspruch. Das Antlitz Napoleon's ist auf diesem Goldstück auffallend unschön, ähnlich den Zügen des Hieronymus, dem Herr von Scheele gedient hat. Ein krampfhafter Zug von Herrschbegierde liegt um die zusammengekniffenen Lippen. Ein Goldstück von 1810. Der häßliche Zug ist fort. Das Antlitz

blickt marmorn ernſt, die Ehrſucht iſt befriedigter und nur unbefriedigte Ehrſucht macht häßlich. Kein von unten aufgeſtiegener Menſch, der allmälig etwas Großes geworden, kann ſchön ſein. Doch haben Frauen oft das Talent, die Schönheit des Ehrgeizes, die Schönheit der Nachtwachen, die Schönheit großer Seelenleiden heraus zu erkennen. Freilich nur ungewöhnliche Frauen! Die meiſten jagen der geiſtloſen Schönheit des Modekupfers nach. 1810. Noch einmal Napoleon. Ein Lorbeerkranz ſchlingt ſich um die antike Schläfe des Empereur des Empire français. Ruhige, klare Kälte des Antlitzes. Befriedigung. 1812. Der Lorbeer voller, feſter gedrückt über die Stirne, aber das Auge kleiner, lauernder, Mißtrauen in dem geſchärfteren Blicke. 1813. Das Antlitz vorgeſtreckter, der Hals um die Ahnung einer Linie zurückgebogen, wie im Zuſtand einer großen Erwartung. 1814. Wohlgenährtes, wohlwollendes Bildniß Ludwig des Achtzehnten. Die Bourbonen ſind zurückgekehrt. Haarbeutel und Jabot; nichts gelernt und nichts vergeſſen. 1818. (Meine Goldſtücke ſpringen, traurige Ahnung für Paris.) Der Haarbeutel bleibt; aber der ſeidne Rock und das Jabot ſind ſchon fort. Entweder die Mode oder Beranger haben ſie vertrieben. Domine salvum fac regem. Früher hieß es am Rande: Dieu protége la France. 1825. Karl X. Ein unerfreuliches Profil. Der Mund weit geöffnet, grade wie man es Kindern verbietet. 1830. Der Mund Karl's X. noch mehr geöffnet. Man ſieht, er wird etwas ausſprechen, was ungefähr wie die Ordonnanzen klingen kann. 1831. Sie ſind ausgeſprochen. Louis Philippe, roi des Français. Dieu protége la France. Schade, daß der ſo geſcheute Kopf ſo mürriſch ausſieht. Man hat mich gezwungen, die Krone

angenehmen, will diese Miene sagen, und der Kopf gefällt uns so wenig, daß wir der Miene nicht trauen. Die Karlisten sagen: der Kopf gliche einem italienischen Tabulettkrämer. Die Republikaner: er gliche einem reichgewordenen Börsenmakler. Er ähnelt meinem alten berliner Professor der Mathematik. Er ist todt und hieß Benkendorf. Benkendorf war aber freundlicher. Er rechnete immer nur mit der Kreide an der Schultafel, nicht in seinem Ausgabe- und Einnahmebuch und starb aus Gram über seine zerrütteten Finanzen. Louis Philipp war auch einst Lehrer der Mathematik in der Schweiz; ich glaube aber, er wird aus Frankreich die Cubikwurzel eines hübschen Privatvermögens ausziehen. 1841. Er hat sie ausgezogen, und die Rechnung ist gelungen. Ein dicker Bart auf den welken Wangen, Kummer und Freude im Gesicht mit sonderbarer Mischung, ein Eichenlaubkranz um die Haare, die keine echten sind. Das Eichenlaub aber ist echt. Es ist der Friede „um jeden Preis!“

---

## Zweiter Brief.

Köln, den 7. März.

Gleich hinter Hannover schlägt die Natur ihre ersten Bergeswellen, der Boden kräuselt sich, allmälig begrenzen den Horizont kleine violette Streifen, das Auge findet einen sanften Ruhepunkt, und das schweifende Herz blickt gläubig, vertrauend zu den immer höher steigenden umwölkten Himmelsleitern auf.

Berge! Berge! In lyrischer Stimmung schreib' ich:

Ist an Raum und Ort gebunden
Lebenslust und Lebensqual,
Dank' ich meine schönsten Stunden
Dir allein, Gebirg' und Thal!

Wie den alten nord'schen Hünen
Stets nach Süden stand der Sinn,
Zieht's aus Flächen und aus Dünen
Immer mich nach Bergen hin.

Seid gegrüßt, im Glanz der Sonnen,
Thäler ihr und Bergeshöh'n!
Himmlischer schließt ihr die Wonnen,
Tröstender die Schmerzen ein!

Wir sind jetzt bald auf hannöverschem, bald kurhessischem, bald bückeburg-lippeschem und endlich preußischem Gebiete. Diese armen kleinen Dörfer und Städte wissen kaum, nach welcher Richtung hin sie frei athmen können. Sie sind überwiegend hannöverisch gesinnt. Sonderbare Landessitten! Im größten Schmutz und Regen müssen alle diese Landleute weiße Kittel tragen. Die Frauen sind in Roth und Weiß verliebt. Ueber ein grellrothes Mieder und Unterkleid werfen sie weiße Mäntel, ganz in Gestalt der afrikanischen Burnus. Wenn mehrere in dieser kleidsamen und malerischen Tracht zusammenstehen, glaubt man eine Gruppe Beduinen zu sehen. Mit diesen weißen Ueberwürfen wird, wie man versichert, auf dem Lande ein Luxus getrieben, so ernst und so komisch, wie in unsern Residenzen mit den Shawls.

Das kleine Schwefelbad Nenndorf ist kurhessisch. Man bohrt seit Jahren hier einen neuen Brunnen, um Eisen zu finden, das wahrscheinlich zeitgemäßer ist, als Schwefel, aber

man findet nichts. Nenndorf war einſt ſehr beſucht, und Eilſen und das weltberühmte Pyrmont! Unter Friedrich Wilhelm II., der Pyrmont in Aufnahme brachte, war es vor Zuſammenfluß der Großen nicht möglich, hier Platz zu finden. Jetzt ſtrömt die Bäderſucht nach andern Quellen, bis auch dieſe aus der Mode ſein werden. Wer weiß, welches kleine fränkiſche oder ſchwäbiſche Wildbad ſich ſchon im Stillen rüſten kann, nach zwanzig Jahren die grünen Spieltiſche aufzunehmen! Nenndorf zeigt allen herkömmlichen Apparat auf, die unſere Bäder zu Tempeln der Langeweile machen. Etwas ſchöne Natur, wenig Schatten, Pappelalleen, Promenaden. Badeleben heißt die gewöhnliche bürgerliche Langeweile von alle Tage erhoben in den Adelſtand von ſechs Wochen, Saiſon genannt. Wir Menſchen ſind ſonderbar. Ein Exil, das uns, wenn wir es gezwungen tragen müßten, wahnſinnig machen würde, ertragen wir mit beſtem Humor, wenn wir freiwillig dafür Geld ausgeben.

Dieſe kleinen Bäder, welche den Harpyen in Naſſau, Böhmen, Franken und im Schwarzwald weichen mußten, haben noch eine ſtille Poeſie für ſich behalten. Sie ſind das Rendezvous der Umgegend, ſie ſind die Gelegenheit der Liebenden. Amor ſchlägt hier Wunden, Hymen verbindet ſie hier. Dieſe blonden, etwas ſonnenverbrannten Töchter der Provinz, dieſe ſchwärmeriſchen, etwas verblühten Töchter der Landpfarrer, dieſe derberen Wirthſchaftsgrazien der Amtleute, Wegemeiſters Hannchen, Amthauptmanns Lottchen — hier finden ſie noch Tänzer, Schwärmer, Ehemänner: junge Aſſeſſoren, Referendare, Candidaten, beurlaubte Offiziere, denen nur geſtattet iſt, bei 10,000 Thalern ausweisbarem Vermögen zu heirathen. Aber auch dieſe letzte Bedeutung der

kleinen Bäder wird Nenndorf verloren gehen. Die rauhe Hand der Politik legt ſich zwiſchen dieſe kleinen Umtriebe der Liebesgötter. Zollverein heißt auch hier der finſtre Dämon des Verderbens. Die Familien ſind gewohnt, ſich ihren Kaffee, ihren Thee, ihren Zucker ſelbſt mitzubringen. Man denke, eine Großtante, zwei entfernte ältre Couſinen, die Mutter mit vier, ihre Schwägerin mit ſechs hoffnungsvollen jungen Töchtern; wie viel Kaffee, wie viel Thee, wie viel Zucker braucht eine ſolche Familie, um allen ihren Vorrath von Mediſance zu erſchöpfen? Und jetzt hat ſie das Alles grauſamlich zu verſteuern; keine Zollfreiheit, keine Schmuggelei mehr! Der Zollverein, dem Kurheſſen angehört, ſchlägt alle dieſe Artikel nach den Angaben des Luxustarifes an, Nenndorf wird noch mehr veröden, und viele Ehen, die vielleicht im Himmel beſchloſſen ſind, werden hienieden keinen Prieſter finden.

Von vernagelten Prieſtern wird man gehört haben: ich erſtaunte, in Nenndorf eine vernagelte Kirche zu ſehen. Ein Geiſtlicher hatte darin kürzlich mit einem ſolchen Eifer gepredigt, daß ſeine drohende Rechte, die heftig das Kanzelpult erſchütterte, einen ihm zunächſt ſtehenden morſchen Pfeiler wankend machte und die ganze Gemeinde mit paniſchem Schrecken erfüllte. „Die Kirche bricht!“ riefen Männer und Weiber und ſprangen zu den Fenſtern hinaus, wo und wie Jeder ſich zu retten hoffte. Seitdem wagt Niemand mehr, das wankende Gebäude zu beſuchen. Es gibt noch einige Kirchen, die baufällig ſind, und ich glaube wohl, wir werden wieder damit anfangen müſſen, das Chriſtenthum unter dem Blätterdach der Wälder zu predigen.

Bückeburg hat eine ſtattliche Kirche im Jeſuiterge-

ſchmack. Jeſuitergeiſt wird nicht darin wohnen, denn Herder war es, der einſt in ihr lehrte, eh' er nach Weimar ging. Bückeburg iſt die kleine Reſidenz eines kleinen Fürſten. Wenn alle dieſe Tetrarchen ihre Herrſchaft an größere Kronen gäben (z. B. an Preußen) und ſich mit einer Apanage begnügten, es würde ihnen und ihren Unterthanen beſſer ſein. Wie ſticht gegen all dies knappe, gegen dieſes ſchildbürgerliche Weſen gleich die imponirende Kraft der Preußen in der Feſtung Minden ab! Minden iſt der Schlüſſel zu Weſtphalen. Hier rauſcht und fluthet die Weſer nach Bremen hinunter. Man ſieht den Wellen an, daß ſie friſch aus dem Schnee der Gebirge kommen. Ein trotziger, ſichrer Wanderer, dieſer ſtrudelreiche Strom!

In raſchem Fluge entführt uns die Poſt in das fleißige, geſegnete, ſtellenweis ſchöne Weſtphalen. In Minden bedauerte ich, einen Bekannten nicht beſuchen zu können, einen Baumeiſter, der mit Mühl- und Grabſteinen handelt. Steine, auf denen man uns das Brot des Lebens mahlt, Steine, auf die man uns das Salz des Todes, unſern Leumund, ſtreut! Es gibt arme Erdenringer, arbeitende, mühevolle Seelen, denen man nur jenen Mühlſtein auf das Grab legen ſollte, mit dem ſie ſich das Brot ihres Lebens mahlten. Und wer den größten Mühlſtein in ſeinem Leben zu tragen hatte, bekommt meiſt den kleinſten Grabſtein! Und wem ſein Mühl- und Sorgenſtein ſo klein wie ein Brillant am Fingerringe war, dem ſetzen ſie die größten Grabesſteine. Das iſt unſre Welt!

Herford, Bielefeld, Soeſt ſind Blüten des höchſten deutſchen Gewerbfleißes. Hier erzeugen ſie Salz, weben und bleichen die ſauberſten Linnen, hier iſt das Product des

Gewerbfleißes noch dem nächsten Bedürfniß gewidmet, hieher hat noch der dumpfe Fabrikengeist des Wupperthals sein pietistisches Gas nicht ausgeströmt. Auf den Landstraßen Regen und Weben. Die unzähligen Karren und Wagen bringen Korn und nehmen die Steinkohle mit. Die Steinkohle ist jetzt Brot geworden. Es glitzert und blinkt hier von Steinkohlen über die grünen Wiesen hin. Man fährt unbewußt über ausgehöhlte Schachten und wünscht tausend Mal dem hinuntersteigenden Grubenmanne Gottes Schutz vor „bösen Wettern".

Sonntag — meine liebste Reisezeit am Tage, wie Vollmond bei der Nacht. Wenn die Glocken läuten und die Sterne schimmern, ist der Mensch anders, ist die Natur eine andere. Sauber sind Sonntags die Straßen, gereinigt die Dielen; zur Kirche schlendern die geschmückten Landleute, von weit über Land kommen sie in die von Orgelklang lebendig gewordenen Gotteshäuser. Herumziehende Gaukler ergötzen den Sonntag-Nachmittag die gaffende Menge, ein Jongleur, der Messer verschluckt und Teller auf der Nasenspitze balancirt, ein Bänkelsänger, der auf der grünen Leinwand Kühnapfels Morithat und Hinrichtung im warnenden Singsang erzählt. Des Abends aber belagert die Dorfjugend die Straßen und jauchzt dem Postwagen nach. Musik schallt in den Wirthshäusern und noch in später Nacht klingt das Horn des Wächters anders als an den Wochentagen. An der Gartenpforte ein liebendes Paar, Umarmung, Kuß, und noch fernher über die Hecken eine gute Nacht, ein Wiedersehen!

In Soest habe ich mich nach der richtigen Aussprache dieses Städtchens erkundigt. Der Name wird ausgesprochen,

wie Itzehoe, ohne alle Rückſicht auf das umlautende e. In der Volksſprache aber heißt Soeſt: Sauſt. In dieſem Sinne laß ich mir's gefallen, daß Freiligrath in der Nähe geboren, zum Kaufmann hier gebildet und zum Dichter umgewandelt wurde. Dies wilde Sauſt muß ihn früh in die Wüſte verſetzt haben. An die benachbarten Orte Suhl und Solingen erinnern ſeine Damascenerklingen; ja, als er am Soeſter Comptoirtiſch noch den ledernen Bock, nicht Kameele ritt, wie oft muß ſich ihm bei einer Verſendung von Kaffee, Indigo, Cayennepfeffer und Muscatenblüte jene ſüdliche Tropenwelt aufgedrängt haben, die er ſpäter in ſo ſchöne Verſe kleidete! In Hagen, Schwelm, Lennep, überall Wohlſtand und Wohlbehagen. Nur der kleine Abzweig des Sauerlandes bis Mühlheim iſt ſteinicht und dürftig. Bei Mühlheim lacht uns ein blitzender Waſſerſpiegel an. Es iſt der Rhein.

Sei mir gegrüßt, heiliger, deutſcher Strom. Nicht aus eines Königs ſilbernem Pokale, aus einem grünen Römerglaſe trink' ich auf deine Freiheit! Berge trennen, Ströme binden. Du biſt der jungfräuliche Gürtel Deutſchlands, den ſie nicht löſen ſollen mit frevelnder Hand! Nicht die Leier des Dichters allein, auch das Schwert des Helden wird dich vertheidigen! Wir werden dich verlieren können an der Maas und der Moſel, aber wiedergewinnen werden wir dich an der Weſer und Elbe, an der Donau und der Weichſel. Folge nicht der Lurlei-Nixe, Victor Hugo! *) Sie führt dich in Frankreich vielleicht in die Pairskamer, vielleicht auf die Miniſterbank, ſie führt dich aber nur in Strudel und Bran-

*) Der eben ſeine Briefe über den Rhein herausgegeben hatte.

dungen, in die ſie Alle hinabzieht, die die Nixe des Rheins gewinnen wollen.

Dem ſtolzen Gefühl folgt aber ein wehmüthiges. Da ragt der unvollendete Dom in die Sternennacht. Mit geiſterhaftem Dunkel heben ſich die abgeſtumpften Spitzen von dem bläulichen Flimmer des Hintergrundes ab, zwei Arme, die unſchön wären, wenn nicht das Großartige auch ohne vollendet zu ſein, ſchön wäre. Bei einem Rieſen hören die Maßſtäbe der Zwerge auf. Bewundernd ſteht der Kenner vor der Rückenwölbung, vor dem Oberarm, vor dem Torſo eines capitoliniſchen Jupiters. Wird die neue, moderne Zuthat die Erhabenheit der Antike vermehren?

Es war mir im Geiſt, als ſäße oben auf den Thurmſtumpfen des kölner Doms die geſpenſtiſche, ſchlotternde Geſtalt des Virtuoſen Liszt und hämmerte und taſtete, um den Bau zu vollenden. Es war mir, als wenn eine Spinne ein Netz weben wollte, in dem man Löwen fängt. Welches Gewühl auf den Zinnen der Ruine! Worthelden, Menſchen, angeſteckt von einem modernen Laſter, das noch ſeines Ariſtophanes harrt, von der Comitésſucht, Hähne, die den Stolz ihres Lebens darin finden, bei jeder Gelegenheit einen Toaſt zu krähen, windige Vögel, flatternd, zwitſchernd, Popularitätsvogelſcheuchen, die bei jedem Anlaß, und wär' es der gedankenloſeſte, in den Zeitungen als Anreger, Beförderer, Planmacher ſich gedruckt ſehen müſſen! Wie ſie auf Leitern an den Pfeilern hinaufklettern, wie ſie ſich leere Eimer reichen, Phraſen, Redensarten, Stichwörter des Tages, mit dem vorgeſchobenen Zweck im lächerlichen Widerſpruche ſtehend. Die Alten ſchufen aus Bedürfniß; es iſt nur zu wahr, wir Neuern ſchaffen nur aus Oſtentation.

Baut ihn denn aus, den Dom, immerhin! Aber wie ich den ehrwürdigen Bau wiederſah, kam er mir vor wie ein müder Greis, der der Welt ſagen mochte: Seht, was ich werden konnte, hab' ich ja verſäumt, und nun laßt mich mein Haupt zur Ruhe legen! Wir haben Burgruinen, warum ſollten wir nicht Kirchenruinen haben? Schützt den Dom von Köln vor gänzlichem Verfall, reißt das kleinliche Gemäuer rings herum fort und gebt dem Vermächtniß der alten Zeit mit heiliger Scheu und Zurückhaltung eine Dauer in dem Sinne, wie die Zeit es uns überliefert hat! Nur der praktiſche Fabrikenſinn unſerer Zeit konnte auf die Idee kommen, dies Gebäude ganz haben zu wollen, auszubauen — ohne Glauben! Fauſt als Fragment iſt uns Allen ja viel werther, als der vollendete.

Da indeſſen Alles geſchieht, um die Ruine (denn das iſt ſie auf den erſten Blick) zu vollenden zu einem Ganzen, das halb dem Glauben des Mittelalters, halb der Monumentenſucht des neunzehnten Jahrhunderts angehört, ſo erfreue uns denn wenigſtens das gemeinſame Wirken, die Anregung einer einigen, für ganz Deutſchland wichtig ſein ſollenden Unternehmung, erfreue uns wenigſtens dieſe neue Offenbarung jener geiſtigen Einheit, die uns für die mangelnde politiſche tröſten muß! Ich will mit einigem Stolz nach Frankreich gehen und Victor Hugo ſagen: Wir Deutſche können wollen und wir thun, was wir wollen. Wir ſind mehr, als ein Land, wir ſind ein Volk!

Glückliche Heimath, wenn du auch einſt ſagen wirſt: Wir ſind ein Staat!

## Dritter Brief.

Aachen, den 9. März.

Der kölner Carneval, die „Floreſſei", war vorüber. Die Faſten beginnen und nur am letzten Sonntage iſt noch das Lätare-Eſſen erlaubt geweſen, wo der maskirte kölniſche „Drikkes" ohne Kappen noch einmal die letzten Kräfte ſeines Magens und ſeines Witzes zuſammen nimmt, um das diesjährige Faſtnachtsſpiel würdig zu beſchließen. Der kölner Carneval iſt in zwei Parteien zerfallen, die jede für ſich ausgelaſſen iſt. Wenn dieſer Zwieſpalt nicht ausgeglichen wird, iſt es möglich, daß der „Gürzenich" in künftigen Jahren öde ſteht und auch dieſe geſellige Freiheit, dieſer gaukelnde Reſt des Mittelalters in ſich ſelbſt zerfällt.

Das excluſive Weſen greift in unſerer Geſellſchaft immer mehr wieder um ſich. Nehmen wir mit der engliſchen Sprache auch die engliſchen Unſitten an, oder kommen ſie wieder, dieſe ſchon durch die Bühne auf immer verbannt geſchienenen Standesvorurtheile? Es tritt wieder ein Wählen ein, ein Sichten, ein Ballotiren, das uns mit Beſorgniſſen für die Zukunft erfüllen muß. Am kühnſten ſind die Wagniſſe der weſtphäliſch-rheiniſchen Ritterſchaft, die man hier die Autonomen nennt. Bekanntlich ſind dreißig dieſer Standesherrn ihren König angegangen, daß er ihnen geſtatte, einen Bund zu ſchließen, in welchen jeder Ritter von 16 Ahnen und von jährlichen 5000 Thalern Einkünften aufgenommen werden könne. Das Privilegium dieſer Herrn ſollte die

Autonomie der Erbfolge sein, d. h. die Freiheit, nach Belieben, abweichend von den gesetzlichen Bestimmungen, über ihre Erblassenschaft zu verfügen, Söhne zu enterben, Töchter auf Pflichttheile zu setzen, Majorate zu stiften u. s. w. Der König hat diese Autonomie in der That bewilligt, ohne jedoch den Bund der Autonomen als Bund anzuerkeunen. Die Autonomen üben eine förmliche, für sich abgeschlossene Gerichtsbarkeit aus. Sie haben eine Art Vehme, eine Art Bann, den sie über die Mitglieder ihrer nun stillschweigend geschlossenen Corporation aussprechen dürfen. Sie haben Strafen, Läuterungen, Verzeihungen und Wiederaufnahmen gebesserter Mitglieder. Die Fehler, für die sich diese Herren strafen, sind nicht etwa Thier- und Menschenquälerei, nicht etwa Spiel und andere „noble Passionen", sondern die abweichenden Ansichten über die schwebenden Kirchenfragen, über die allzugroßen Annäherungen an das herrschende Regierungssystem, an akatholische Principien u. s. w. Der Chef dieses Bundes ist ein Herr von Mirbach, dessen Visitenkarte also lautet:

Freiherr von Mirbach,
Standeshauptmann der rheinischen
ritterbürtigen Ritterschaft.

Mit der Eisenbahn fährt man in drei Stunden nach Aachen, der alten Kaiserstadt. Victor Hugo hat durch seine Briefe den ganzen Rhein aufgeregt. Alle Städte, alle Kathedralen fühlen sich verletzt. Er hat die Sehenswürdigkeiten nicht gläubig anerkennen wollen, er hat die Küster und die Fremdenführer für ihre Trinkgelder zittern gemacht. Victor Hugo klagt über die Theorieen unsrer Politik und über die Saucen unsrer Küche. Dort suchen ihn die Publicisten, hier

die Gastwirthe zu widerlegen. Man schlägt in den Fremdenbüchern nach. „War jemals ein Victor Hugo hier logiert?" „Vor sechs Jahren ein Vicomte Hugo!" „Hat er Hammelfleisch gegessen, wie er behauptet?" „Nein, es war Boeuf à la mode". Ich lernte deutsche Wirthe kennen, die ihm wirklich diese Ungenauigkeiten im Journal des Debats vorhalten wollten.

Der Aachener Dom ist ein erhabener Bau, dessen tausendjähriger Ursprung aus allen Zuthaten der Zeit und selbst den geschmacklosesten, den Rococo-Stuccaturen der innern Kuppel, unverkennbar hervorleuchtet! Von Karl dem Großen begründet, zweimal durch Feuersbrunst beinahe völlig zerstört, ausgebaut, überbaut, hier schöpferisch ergänzt, dort geflickt, hat das erhabene Gebäude seinen ursprünglichen byzantinischen Charakter nicht ganz verloren, sondern macht einen Eindruck, mehr maurisch als gothisch. Wären die Springquellen und die Oleander da, man würde sich an die Alhambra erinnert fühlen. Mondschein dazu und Nachtigallen hätten wir in Deutschland schon.

Sonderbar, daß der Teufel mit allen deutschen Domen sein Spiel getrieben hat. Alle unsre großen Münster, vom magdeburger bis zum aachner, sind, der Legende zufolge, der Hölle zum Trotz erbaut. An alle diese ehrwürdigen Gebäude knüpft sich die Sage von den Drohungen des Teufels, von Wetten, die er mit den Baumeistern eingegangen wäre, von seinen Anerbietungen, an den großen Werken mitzuarbeiten. Sonderbar aber auch, daß man jedes Mal, wenn man einen deutschen Dom sieht, mit dem Teufel Mitleiden empfindet. Die Priester und Bauleute haben den Teufel überall mitarbeiten lassen, haben ihm die erste in den Dom gehende Seele

verſprochen und ihn dann, wenn das Werk fertig war, ſchmählich getäuſcht. Steine half er tragen, Berge half er verſetzen, er fügte Quadern auf Quadern, der arme Teufel, und wenn ihm beim Bau unſerer Gotteshäuſer heißer wurde, als in der Hölle, dann betrogen ſie den Schelm und ſchenkten ihm für ſeine treuen Dienſte ſtatt der erſten Menſchenſeele die Seele eines Hundes, die Unſterblichkeit eines Wolfes, den man zuerſt in die Kirche ſchickte. Wer wollte dem Teufel verdenken, daß er ſich ſeitdem an den frommen Betrügern zu rächen ſucht, daß er Steine vom Brocken auf den magdeburger Dom wirft, daß er ſich an die Eiſenringe der Thür am aachner Dom klammert und ſie ausreißen will; wer wollte ihm verdenken, daß er noch heute um die Dome ſchleicht, daß durch ihn es nirgends heftiger ſtürmt und windiger pfeift, als um die Kirchen, und daß er ſich freut, wenn die Philoſophen beweiſen, wie die Idee des Chriſtenthums, ſo rein, ſo göttlichen Urſprungs ſie war, doch nicht ohne Lug und Trug in die Wirklichkeit getreten iſt.

Uebrigens hätten die aachner Baumeiſter dem Teufel auch immerhin die erſte, in die Kirche gehende Menſchenſeele ſchenken können, wenn nämlich der links an der Pforte befindliche Tannenzapfen die geſchenkte Seele geweſen iſt. Der Tannenzapfen, von Eiſen geformt, ſoll die Seele des rechts ſtehenden, kläglich blickenden Wolfes geweſen ſein. Gibt es doch Menſchen genug, deren Seele eher einem hölzernen, ungenießbaren Tannenapfel als dem Odem Gottes ähnelt. Einer der Herren Vorſteher des Kaatzer'ſchen Leſeinſtituts, dem ich für ſeine freundliche und zuvorkommende Begleitung dankbar verpflichtet bin, äußerte indeſſen mit vielem Grund, daß Tannenzapfen und Wölfin wahrſcheinlich zu römiſchen

Waſſerkünſten gedient hätten. Die Wölfin iſt die Amme des Romulus, und der Pinienapfel ein Attribut des Bachusdienſtes, dem die Römer am rebenreichen Rheine überall die Symbole ihrer Götterlehre widmeten.

Im Dome ſelbſt, der durch ſeine unregelmäßige Bauart, ſeine ſpaniſchen, ungariſchen, walloniſchen Nebenkapellen ein zwar winkliges Anſehen bekommt, ſich aber dadurch förmlich in einen Complex von Begebenheiten, in ein Stück Geſchichte verwandelt, ſah ich den berühmten Evängelienſtuhl in ſeiner unförmlichen überladenen Koſtbarkeit, und dachte beim Grabmale Otto's III. an J. Moſen's Trauerſpiel. Wenn die Fakta, auf welche dieſer Dichter ſein Werk begründete, wahr ſind, welch ein erſchütternder Abſtand zwiſchen jenen Scenen ſüdlicher Leidenſchaft und dieſem ſtillen nordiſchen, kalten marmornen Grabmale, das des vergifteten Kaiſers Reſte birgt! — Der Schweizer des Doms iſt nur Suisse par profession, wie V. Hugo von ihm ſagte, aber ich ſeh's, er könnte es auch par naissance ſein. „Ich ſchicke mich in Alles," war ſein cosmopolitiſches Geſtändniß. Am wenigſten aber ſcheint er, wie V. Hugo behauptet, den Franzoſen geneigt, denn indem wir jenen bronzenen Adler betrachteten, der, ein Geſchenk eines alten deutſchen Kaiſers, den Chorknaben zum Notenpult beim Meſſeſingen dient und wir den franzöſiſchen Donnerkeil in ſeinen Klauen etwas wacklig fanden, hört' ich von ihm die Aeußerung: „Die Franzoſen haben aus dieſem Adler ihren gewöhnlichen Kukkuk gemacht. Ueberall Kukkuks, ſehen Sie da, meine Herren, auch da oben am Chor drei franzöſiſche Kukkuk's!" — Es waren drei vergoldete Napoleonsadler am Chor der Kapelle.

Wie kann man auch hier franzöſiſch geſinnt ſein, in

Aachen, wo Alles an deutſche Größe erinnert, im aachner Dome, wo man überall die Spuren jenes Vandalismus erblickt, der die Siege der Franzoſen begleitete! Frankreichs Avantgarde ſind Ideen, die die Bruſt jedes freien Mannes heben; das gros d'armée aber ſind ſoldatiſcher Uebermuth, die Nachzügler ſind Beuteſucht und Vandalismus. Im Konventgange liegen zerſtückt die Granitſäulen, welche die Franzoſen im Revolutionskriege aus dem Dome fortnahmen und mit hölzernen erſetzten. 1815 wurden ſie wieder zurückgebracht. Der marmorne römiſche Sarkophag, der dem Kaiſer Auguſtus gehört haben ſoll, kehrte mit Verſtümmelungen gemeinſter Art wieder. An dem Hautrelief, das den Raub der Proſerpina darſtellt, waren dem Pluto und der ſchönen Tochter Demeter's, allen Dienern der Unterwelt und der Erde, die Naſen abgeſchlagen, nur ein einziger kleiner Amor hatte ſeine Naſe — vor den Franzoſen gerettet. Daß ſie Kaiſer Karl's marmornen Königsſtuhl nicht zertrümmerten, geſchah wohl nur, weil ſie gewohnt ſind, Charlemagne ausſchließlich ihrer Nationalität zu vindiciren und aus der Geſchichte der Franken gleich die Geſchichte der Franzoſen zu machen.

Zweifelnd und andächtig ſteht man vor dieſem einfachen Seſſel, auf dem Karl der Große im Grabe ruhte und der der Sorgenſtuhl aller deutſchen Kaiſer war, die nicht ſpäter in Frankfurt gekrönt wurden. Seit man anfing, unſre wichtigſten politiſchen Feſthandlungen mehr in das Innere Deutſchlands zu verlegen, von Aachen nach Frankfurt, von Frankfurt nach Regensburg, von Regensburg nach Wien, iſt auch Deutſchland äußerlich kleiner, innerlich ſchwächer geworden. Um den Franzoſen alle ihre Rheinträume zu benehmen,

ſollten die Könige von Preußen ihre Reſidenz zuweilen von Berlin nach Köln verlegen. — Der Stuhl Karl's des Großen! Wie oft habe ich ihn nennen hören. Das iſt er nun! Die größten deutſchen Kaiſer, Otto, Friedrich, Heinrich, haben auf ihm geſeſſen, gewählt von den Fürſten des Reichs, zum erſten Mal betraut mit dem Apfel und dem Schwerte des Reiches. Dieſe Stufen, wie glatt, dieſer Stuhl, wie marmorn, dieſe Lehne, wie kalt! Napoleon wagte es nicht, ſich auf den Stuhl Karl's niederzuſetzen, und ſchalt Joſephinen, die ſo eitel war, es zu thun. Man hatte zuvor der Creolin ein rothſammtnes Kiſſen untergelegt. Man blickt hinüber nach Süden, nach Italien, nach Rom. O wäre der erſte Gedanke dieſer neu gekrönten Herrſcher, wenn ſie auf dieſem Stuhle ſaßen, nicht ſtets dies unglückſelige Rom geweſen! Hatten ſie doch das Schwert, den Apfel, den Adler; mußten ſie alle dem Duft des römiſchen Salböls erliegen und hin, hin nach Rom, wo die deutſche Kraft und nicht ſelten das eigne Leben ihr Grab fanden? Otto III. ſaß auch auf dieſem Stuhl, blickte nach Rom und ſo, wie er drüben liegt in der Kapelle, vergiftet, todt, kehrte er zurück. Der bronzene Adler drüben, von dem die Schüler jetzt die Meſſe ſingen, hat ſeine Füße kümmerlich zuſammengeklemmt. Er ſteht ſo unſicher, daß ſie wol auf den Gedanken kommen konnten, ihm zwiſchen die Krallen den franzöſiſchen Donnerkeil zu ſtecken. Aber groß und gewaltig hat er ſeine Flügel ausgebreitet. Fliegen, fliegen, hin nach Rom, der äußeren, leeren, phantaſtiſchen Würde wegen! Das Reich verfällt daheim, der Kern des beſten Volkes, das den Kaiſer begleitet, entnervt, der Römerzug wird die einzige Kaiſerthat. Ironiſcher Künſtler, der du auf

den Rücken des Adlers eine Fledermaus befeſtigteſt! Es war vielleicht nichts, als der Künſtlerhumor des Mittelalters, der auf die weitgebreiteten Adlerfittige eine teufliſch grinzende Fledermaus von gleichem Metall ausſpannte; aber deuten dürfen wir das Symbol. Die Hierarchie liegt ſpöttiſch grinzend auf dem deutſchen Adler, der dunkle häßliche Vogel der Nacht auf dem Rücken des ſonnanſtrebenden Königs. Armes Vaterland, deine Adler flogen und nicht du, nur die Fledermäuſe fliegen empor auf ihnen.

Was ſollt' ich mit den „kleinen" und den „großen" Reliquien, die man im Dome zeigt? Den Betenden dort am Fußboden laß' ich dieſes Haar Mariens, dieſe Gebeine der Apoſtel, dieſe Nägel vom Kreuze Chriſti. Eine zweifelnde Seele ſieht dieſe Knochen nur mit Wehmuth an, mit Wehmuth, daß der Himmel ihr den Gedanken gab und daß es keine andern Reliquien der Ideenwelt, keine Heiligthümer der Gedanken gibt, als die Gedanken ſelbſt! Ihr küßt dieſe Knochen, ihr frommen Kranken, und ihr ſeid geneſen! Ihr weint in dieſe heiligen Tücher, ihr Leidtragenden, und ihr ſeid getröſtet! Wir, die wir nichts glauben als den Zweifel, wir, die wir unſichtbar den Gott ſuchen, den ihr ſichtbar an eure Lippen drückt, wir Schmerzzerriſſenen und Ungetröſteten, wir haben freilich keine Linnen, keine Gebeine, keine Kreuze. Unſre Reliquie iſt Gott, unſre Religion der Schmerz, unſer Gottesdienſt die Thräne.

Auch den Schädel Karl's des Großen laß' ich dem Sakriſtan. Ich mag nicht ſehen, daß ein Lohnbedienter mit dem Finger auf den Schädel Karl's des Großen klopft, um zu zeigen, daß er jetzt ſo hohl und leer klingt, wie der Schädel eines gewöhnlichen Fürſten unſerer Tage. Ich be-

steige den Lousberg. Ueberall Teufelssagen, überall der Teufel drohend, überall geprellt von den Priestern. Aachen steckt voller Teufel, wie es 1817 voller Diplomaten steckte. Diese brauten und kochten laulichte Protokolle, jene brauen und sieden die heißen Quellen, durch welche Aachen Spaa verdrängt hat. Das ganze Land, das sich vom Lousberg in die Ebene vor uns ausbreitet, ist vulkanisch. Nachts muß es leuchten von blauen Flämmchen. Im alten Thurme am Fuße hausen die Wichtelmännchen, das kleine Volk der Zwerge, das auf seinen kleinen ledernen Höschen überall den Minen und Metalladern nachrutscht. Dort Holland, drüben Belgien. Riesenschornsteine dampfen über die schon grünende Ebene. Tief im Thale das sonnenbeschienene Aachen, etwas zerflossen in seiner Lage, nicht begrenzt genug für uns und eingefriedigt, um sich ganz darin heimisch zu fühlen. Eine Stadt, gleichsam ohne Mauern und Thore, geschaffen nur als Uebergang in neue Regionen, in Länder fremder Zunge, die ich morgen begrüßen werde.

---

## Vierter Brief.

Brüssel, den 12. März.

Ein furchtbares Unwetter tobte uns aus dem Lande der Wallonen entgegen. Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt, wie man aus Brügge schreibt, Schiffe entmastet; ein Orkan wüthete mit Regen und Schloßen. Die Bergströme rasten in wilden Sprüngen über das Gestein, Brücken wurden fortgerissen, die Wege waren in Gefahr, von mächtig

anſchwellenden Bächen überſchwemmt zu werden. Die Gewalt des Windes drückte die Scheiben des Coupés ein, ſo daß ich bis auf die Haut durchnäßt in Lüttich ankam.

Was iſt aber alles dies Körperliche, wenn die Neuheit der Eindrücke unſern Geiſt beſchäftigt! Ich verließ Deutſchland, hörte den letzten Mann, der noch in deutſcher Zunge redete, und ſah, daß dieſer plötzliche Uebergang in ein fremdes Idiom kein Mährchen war. Kein Uebergang, keine Vermittelung, plötzlich ein anderes Volk in dieſen Bergen, eine andere Sprache in dieſen Thälern. Die Landesſprache iſt walloniſch, ein entartetes oder noch eher ein anomal entwickeltes Franzöſiſch. Die Sprache der Douanen, der Gaſthöfe, der Poſtbüreaus iſt franzöſiſch. Alles bekommt einen andern Anſtrich. Die Menſchen blicken nicht mehr wie bei uns nach Oſten, ſondern Alles neigt ſich nach Weſten. Paris iſt die Sonne, die das geiſtige Wachsthum dieſer Gegenden zeitigt. In den Wirthsſtuben Erinnerungen an Napoleon, franzöſiſche Landcharten, Pläne von Brüſſel und Paris. Keine Beſchwerdenbücher mehr in den Paſſagierzimmern, keine Kalender mehr mit den Bildniſſen der königlichen Familie aus Berlin, keine Lithographien mehr, die die Magna Charta des preußiſchen Staats — „Meine Zeit in Unruhe“ und „Auf Dich, meinen lieben Fritz“ in Schönſchrift verewigen. Ich muß alle Schleuſen meiner Sprachkenntniſſe öffnen, um mich oben zu erhalten, und doch werd' ich die Beſinnung verlieren. Meidinger, Mozin, Thibaut, ihr Geiſter des Dictionairs und der Grammatik, verlaßt mich nicht! Mir iſt zu Muthe, wie damals, als ich ſchwimmen lernte. Der „Hallore“ warf mich ohne Weiteres in die Spree. Aide toi, le ciel t'aidera.

Und der Himmel hilft, aber Geld iſt Gottes Sache nicht. Dieſe Franken, dieſe Sous, dieſe Centimen! Noch eben hatt' ich meine ſchönen Preußenthaler, meine lieben vaterländiſchen Silbergroſchen und nun eine Fauſt voll Kupfer! Dreißig, fünfzig, fünf und ſiebenzig Centimen — die kleinſte Zahlung zwingt mich zum Rechnen. Ich werde all meinen Hegel vergeſſen und wieder mit Meyer Hirſch anfangen müſſen. Nur um das Kupfer los zu werden, zahl' ich Trinkgelder, wie ein grand Seigneur. Ein Frank hat zwanzig Sous, ein Sou hat fünf Centimes, hundert Centimes ſind ein Frank. Ich werde ſehen, ob ich das behalte.

Von Verviers bis Lüttich iſt der Weg von maleriſcher Schönheit. Zu beiden Seiten Felſen, Steinbrüche, abwechſelnd mit anmuthigen Wieſen und auf den Abhängen und Bergvorſprüngen dichtgeſcharte Fruchtbäume. Das furchtbare Unwetter hüllte Alles in Grau, verwuſch alle Farben des Bodens und der Ströme in Gelb. Bald wird einer der kühnſten Schienenwege durch dieſe Straßen, durch dieſe Berge gehen. Keine Schwierigkeit umgangen, jede durchbrochen. Wo man hinblickt, ein kühn in die längſten Berge gehauener Weg, eine dunkle Pforte, durch welche bald die glühende Lokomotive donnern wird. Lüttich, das maleriſch zu beiden Seiten der Meuſe gelegene Liége, verſetzt uns zu gleicher Zeit in die Poeſie des Mittelalters und in die Induſtrie der Gegenwart. Hier werden die berühmten Lütticher Waffen geſchmiedet. Die ganze Stadt hat etwas Maſſives, etwas Stählernes. Von der Brücke aus in der Abenddämmerung ſieht man die Oefen dampfen, die Eſſen glühen; Feuerſäulen ſteigen über die Dächer auf, ganze Straßen ſind erhellt vom rothen Flammenſchein. Alles hämmert, Alles ſchmiedet. Ein

tapfrer Anblick, alle dieſe Waffenſchmiede und Schwertfeger, klopfend, das Feuer ſchürend, am Amboß den Hammer ſchwingend, dort Meſſer, hier Degenklingen, Schuß-, Stoß- und Hiebwaffen, Piſtolen, Bajonette, Gewehrläufe, ein werdendes Arſenal, die Initiative eines Schlachtfeldes. Sprecht einen guten Zauberſegen in eure Metalle, ihr wackern Schmiede! Wenn ihr die heiligen Bannformeln über das gehämmerte Erz murmelt, weihet dieſe Schwerdter einer guten Sache! Betet, daß dieſe eure Klingen nie gezogen werden für Tyrannei und Völkerdruck, daß ſie zerſpringen in der Hand der Meineidigen, daß ſie ſiegen in der Hand der Gerechten.

Ein reiches, üppiges Land dieſes Belgien! Die Ebenen fruchtbar, die Ströme durchfurcht von belaſteten Nachen, die Städte blühend vom Verkehr, da und dort die ſtolzeſten Erinnerungen des Mittelalters. Noch immer iſt Belgien berühmt durch den Flor des Handels, den Fleiß des Gewerbes. Die Kirchen überall Gewähr des behaglichen Bürgerſinnes, der ſeine Städte mit ſeinem Reichthum ſchmücken wollte, die Rathhäuſer, ſtolz wie Aſyle der Bürgerfreiheit. Belgien iſt auf der Stufe, die Frankreich nie, Deutſchland ſehr ſpät erreichen wird. Belgien hat die abſtrakte Freiheit und die Freiheit der deutſchen mittelalterlichen Städtebildung. Es iſt frei im Allgemeinen und frei im Beſondern.

An Tirlemont, Löwen, Mecheln führt uns die Eiſenbahn vorüber nach Brüſſel. Es iſt Nacht. Der Sturm hat ſich gelegt. Brauſend jagt das wilde Heer eines uns begegnenden Convoi's vorüber. In den Bahnhöfen dampfen und ſchnauben die geheizten Eiſenmaſchinen. Funken kniſtern hoch in die Luft. Bei der Ankunft in Brüſſel fühlt man ſich betäubt in dieſem Gewühl von glühenden Maſchinen, von

ackeln, die unſerm taſtenden Fuß über hundert ſich durch-
reuzende Schienenwege fortleuchten. Das dampft, das
hnaubt, das ziſcht, das huſtet aus den Lokomotiven um
ns her; wir wiſſen kaum, wie wir uns in einem Omnibus,
er uns in die Stadt führt, zurechtfinden. Endlich Ruhe
n Hôtel de Flandres.

Ich kann Brüſſel nicht in allen ſeinen Merkwürdigkeiten
udiren. Für Brüſſels größte Merkwürdigkeit gilt Ant-
erpen. In meinen Wanderungen durch die hügelige Haupt-
adt des jungen Königreichs ſuchte ich mir das alte Brüſſel
us dem neuen hervor. Man muß ſich nicht blenden laſſen
on den pariſer Affektationen Brüſſels, von den glitzernden
chaufenſtern, den Manieren und Redeweiſen; der Kern die-
r polirten Schaale iſt ein germaniſcher, ein flamändiſcher,
r in Antwerpen und Gent noch unverkennbar deutſch iſt.
nter Karl V. war Gent größer als Paris. Je mettrai
aris dans mon gant, war der Calembourg des großen Kai-
rs, der hier auf dieſem majeſtätiſchen Stadthauſe ſeiner un-
meßlichen Herrſchaft entſagte, um in Spanien zu beten
nd Uhren zu bauen. Auf dieſem Marktplatze vor dem Stadt-
auſe ſind Egmont und Horn enthauptet worden. Drüben in
em Brothauſe, wo jetzt die hellen Fenſter eines Caſinos
uchten, ſtand Alba und blickte kalt dem blutigen Schau-
iele zu. Man muß auf dieſem Platze an Egmont und
oethe denken. In jenem Eſtaminet, wo man das etwas
erbe Pharo-Bier trinkt, mitten unter jenen Blouſen könn-
n Soeſt, Jetter und Buyk ſitzen, könnten Gevatter Schnei-
er und Handſchuhmacher ſtreiten über ihre Privilegien, ſtrei-
n, bis ſich Vanſen in den Hader miſcht, Vanſen, das Pro-
typ der de Potters, der Kats, der Bartels. Ein junger

Literat aus Antwerpen hatte den Fauſt ins Flamändiſche überſetzt. Ich rieth ihm, es mit Egmont zu verſuchen.

In Brüſſel hat das wallonisch-franzöſiſche Element äußerlich das deutſch-flamändiſche beſiegt. Mehr als zwei Drittel des Landes ſind aber Flamänder. Ihre Umgangsſprache iſt holländiſch; doch geſtehen ſie es nicht gern. Die pariſer Cultur, die Abhängigkeit von der franzöſiſchen Politik und den franzöſiſchen leitenden Ideen hat über ganz Belgien eine Haut gezogen, die keine natürliche iſt. Es iſt eine Kruſte, keine Haut. Sie hat keine organiſchen Funktionen, ſie iſt nur der Nachdruck der pariſer Erfindungen, das Echo der franzöſiſchen Tonangabe. Man beobachte dieſe armſeligen Zeiturgen Belgiens! So groß ihre Anzahl, ſo gering ihr Inhalt. Hätte nicht jedes Journal eine gewiſſe Anknüpfung an irgend eine Parteimeinung des Landes, an die katholiſche oder orangiſtiſche oder freimaueriſche Partei, an die Partei der Bank oder die Partei der induſtriellen Geſellſchaft, man würde nicht wiſſen, wozu dieſe Unmaſſe Papiers bedruckt wird. Alle geben ſie nur Frankreich wieder: Frankreichs Wahrheiten, Halbwahrheiten und Lügen, die Premiers Paris, die Entremets, die Faits und Accidens ſiniſtres und die Feuilletons. Ganz Belgien iſt in ſeiner Außenſeite franzöſiſcher Nachdruck.

Gegen dieſe Richtung iſt aber eine Reaction eingetreten. Vorläufig muß man freilich noch die flamändiſchen Beſtrebungen eine Literatur nennen, die gleichſam erſt noch einen Verleger ſucht. Aber von allen Seiten regt ſich doch der Drang, frei und ſelbſtſtändig zu werden. Man wird die Literatur dieſes Landes von der place de la bourse in den Platz des Hôtel de ville verſetzen, aus den Cafés in die Eſtaminets, aus dem Frack in die Blouſe. Man wird das Siegel

wieder von diesen hohen Domen lösen, die Sprache dieser wunderbaren Bauten enträthseln. Man wird die klassischen Gemälde der flamändischen Schule nicht vom Pinsel allein in Antwerpen fortsetzen lassen, sondern auch die Feder wieder in die alte germanische Erinnerung tauchen. Erwägt man, welche Blüthen die dänische Literatur auf einem Stamm von so wenigen Millionen, die diese Sprache reden, treibt, erwägt man Schweden, Ungarn, Böhmen, warum sollten die Flamänder sich nicht zu einer eigenen Literatur emancipiren können, ein Volk von mehr als drei Millionen in Belgien selbst, ohne das wenn auch feindselige, doch stammverwandte Holland? Die holländische Literatur, ohnedem veraltet, zurückgeblieben, in Vorurtheilen verrostet, kann von diesem regen Treiben in Belgien nur erfrischt und Holland zuletzt sogar noch eine geistige Eroberung des feindlichen Schwesterstaates werden. Jede Literatur, die sich nicht im mythischen Zeitalter durch sich selbst begründet hat, oder durch eine bedeutende naive Kraft, ein Talent erster Größe, ein Genie, getragen wird, muß sich an die Entwickelungen verwandter Völker anschließen. Die flamändische junge Bewegung wird, von Frankreich zurückgewiesen, nur wählen können zwischen England und Deutschland. Coremans, Kuranda, Wolf haben einem Anschluß an Deutschland vorgearbeitet, die Gunst, die plötzlich Hr. Conscience bei uns gefunden hat, wird die Bande noch enger ziehen.

Endlich klärt sich auch draußen der Himmel wieder auf. Ein schöner Tag. Im Park sehnen sich die gegen Winterfrost eingehüllten Statüen aus ihren Strohmänteln heraus. Auch die Bäume, stolze hohe Rüster und Platanen, möchten die häßlichen Hüllen, in die man sie

kleidete, abwerfen, jene blechernen Schilde, mit denen man ihre Wunden verbunden hat, die Wunden der Septembertage. In diesem Park wurde Belgiens Unabhängigkeit erkämpft. Hier in diesem tiefen Grunde unter den Büschen modern die Gebeine von Hunderten der gefallenen Holländer. Die Bäume sind zerfetzt von Kugeln, und wo die Rinde von ihnen zu sehr gelitten hat, wo das Wachsthum von den grausamen Wunden zu sehr bedroht schien, hat man die Narben verdeckt, damit sie langsam heilen. Ein furchtbarer Anblick muß dieser Kampf gewesen sein. Die Holländer, zusammengeschaart, von allen Seiten den Kugeln des Volks preisgegeben, hier in diesem Park. Drüben und draußen von Dächern, aus Fenstern herab das Feuer der Insurgenten. Waffen, schnell zusammengerafft, alte Helme, alte Panzer aus spanischen Zeiten her, hoch zu Roß die Führer des Aufstandes, Knaben die Trommel rührend, die Frauen dazwischen, anfeuernd, Kugeln bringend, die Verwundeten verbindend, die Sterbenden beweinend. Im Eingang der Deputirtenkammer zeigt ein großes Gemälde von Wappens, wie diese Freiheit, eine Treppe höher in diesem Hause frei zu reden und frei abzustimmen für die Interessen des Volkes, draußen unter den Herbstbäumen, drüben im Park, erkauft wurde. Das Gemälde ist etwas verwerren gruppirt und die Einheit zu sehr in eine Sterbescene conzentrirt, die uns die siegende Revolution nicht vergegenwärtigen kann. Das Riesengemälde de Kayser's, das links die Schlacht bei Worringen darstellt, steht künstlerisch wohl auf einem höheren Standpunkt.

St. Gudule ist von innen erhabener als von außen. Die Kanzel dieses Münsters, ganz aus Holz geschnitzt, ist ein Meisterstück der Erfindung und Ausführung; sie ist ein Ge-

dicht. Das herrliche Werk ſtellt die Geſchichte des Sündenfalls und der Erlöſung vor. Unten Adam und Eva, vom Engel aus dem Paradieſe getrieben, die Schlange, rieſenhaft ſich um den Baum der Erkenntniß ringelnd, oben das Evangelium, in katholiſcher Auffaſſung, durch die Sternenkönigin Maria dargeſtellt. Das Paradies ausgeſchmückt mit allen ſeinen Bewohnern, ſelbſt den Affen nicht zu vergeſſen. Wenn der Geiſtliche die Kanzel beſteigt, droht ihm ein luſtiger Matz auf die Schulter zu ſpringen. Jetzt ſollte ein Künſtler Kanzeln bauen, an denen er Affen anbrächte! Man würde es für eben ſo geſchmacklos, als irreligiös erklären, und doch haben wir das humoriſtiſche Mittelalter nicht erreicht, weder in ſeiner Schnitzkunſt, noch in ſeiner Andacht. Am Arme Eva's hing an einem dünnen Zwirnsfaden ein Hirtenbrief des Erzbiſchofs von Mecheln, ein Ablaßbrief für alle liebenden Töchter Eva's, für Alle, die unten vor der Welt das Paradies verlieren und oben bei Gott die Gnade finden.

An der Place de la bourse arbeitete ein Privattelegraph. Daß ſich Privatleute Telegraphen halten können, iſt einer der Horreurs, vor denen die deutſche Politik erſchrecken würde. Dies iſt indeſſen wahrſcheinlich jener lügenhafte Berichterſtatter, der die antwerpener Börſengerüchte ſo unſicher macht und dem man in Hamburg ſo viele verkehrte Nachrichten über Spanien und Frankreich verdankt.

Nichts von einer kläglichen Theatervorſtellung im Park, nichts von den trois Suisses und den mille Colonnes, nichts von dem neuen Journal „die Naſenſtüber“ und dem alten Journal „Mephiſtopheles“, in dem ich mehr Rohheit als Witz gefunden habe, nichts von der Gewiſſenloſigkeit des ſchändlichſten Nachdrucksſyſtems gegen ein Land, dem Bel-

gien ſeine Freiheit verdankt, nichts von Herrn Haumann, der ſich durch ſeinen Nachdruck Häuſer baut; ich rüſte mich auf Frankreich, nach dem ich morgen abreiſe. Schon führt eine Eiſenbahn nach Mons ins Hennegau oder in den Ainaut, wie es hier heißt, in Gegenden, die hiſtoriſch berühmt ſind aus den Zeiten der Grafen von der Mark, der wilden Ardenneneber. Bald wird dieſe Eiſenbahn Brüſſel unmittelbar mit Paris verbinden. So hat Belgien zwei ausgeſtreckte Eiſenbahnarme, einen nach Frankreich, einen nach Deutſchland. Die Eiſenbahn nach Paris, die Eiſenbahn nach Köln. Belgien wählt, welche Hand es mit dieſen Armen drücken ſoll. Eine wird es wählen, aber es muß die Hand eines Mannes ſein.

---

## Fünfter Brief.

Paris, 17. März.

Das Meiſte, was wir ſchön, erhaben, groß finden, haben wir in unſerer Vorſtellung uns ſchöner, erhabener, größer gedacht. Die erſten Berge, die wir ſahen, ſchienen uns kleiner, als ſie uns hätten erſcheinen müſſen, um uns vollkommen zu befriedigen. Die gerühmteſten Wunder der Welt, wenn wir ſie ſahen, blieben hinter Kupferſtichen, Erzählungen, hinter unſern Phantaſieen zurück. Die Liebe auch! Nahm ſie nicht anders ſich aus, als wir noch kein Herz gefunden hatten, das wir unſer nennen durften? Wem gab ſie, als wir wirklich liebten, nicht Größeres, als wir hofften, und wem — wie oft! — nicht Kleineres?

Je älter man wird, deſto beſcheidener, deſto anſpruchloſer ſollte man werden. Man ſollte die Grenze ſich ziehen können für Alles, was dieſe Welt gewähren kann. Sie hat Alles und gibt ſo wenig. Wie viel Glück, wie viel Freude — nur dir iſt nichts davon beſchieden! So haſt du entbehren gelernt, biſt einfacher in deinen Wünſchen, reiner in deinen Genüſſen, glücklicher geworden in deinen kleinen Befriedigungen!

Nur ein abſtrakter Menſch, ein Menſch, der in Büchern heimiſcher iſt, als unter Seinesgleichen, konnte nach Italien reiſen und ſich ſtören laſſen durch Alles, was die Natur dieſem wunderbaren Lande als Zugabe ſeiner Wunder gegeben hat. Da die Wunder der Erde natürliche ſein müſſen, ſo wirft auch Alles, was himmliſcher Abglanz ſcheint, ſeinen irdiſchen Schatten. Wie klein jene Fremden, die unſer Vaterland beſuchten und alles Das zum Maßſtab ihres Urtheils über das Ganze nahmen, was ſie im Einzelnen befremdet, was von ihren Gewohnheiten abweicht oder wirklichen Tadel verdient! Ich kam auch nach Frankreich mit Indignation über hundert widerliche Eindrücke. Ein jämmerlicher Poſtwagen, erbärmliche Plätze, ein grober Condukteur, nicht die Spur von Aufmerkſamkeit auf das Befinden der Reiſenden. Schlechte Koſt, Prellerei, für den kleinſten Dienſt geöffnete Hände, die gemeinſte Plusmacherei in Allem, was uns begegnet. In jeder Feſtung, die wir paſſirten, wurden die Päſſe abgefordert, nur damit die Unterbedienten Geld fordern konnten. Und doch! Ich will nicht klagen. Ich will Frankreich nicht, wie es Manche gethan haben, nach ſeinem Milchkaffe und ſeinen Trinkgeldern beurtheilen. Jeder Sou, auf dem ich leſe: Républiqué française, jedes Bildniß des unglücklichen Ludwig

auf der groben Kupfermünze ergreift mich ſo, daß ich nur noch den welthiſtoriſchen Boden unter mir fühle und getroſt durch die Barrière St. Denis bei ſchönſtem Frühlingswetter in das große Babel einfahre.

Ich bin in Frankreich, in Paris. Ich muß mich beſinnen, um zu wiſſen, was mir einſt dieſer Gedanke war. Als Knabe hab' ich Frankreich gehaßt und Paris geliebt. Meine Gedanken klammerten ſich an Deutſchlands Fall und Deutſchlands Größe; meine Gefühle, meine Phantaſieen ſchweiften durch Paris, das ich früh kennen lernte aus den Erzählungen meines Vaters, der zweimal als preußiſcher Krieger und Sieger in Paris war. Nach der Julirevolution hat ſich in der Auffaſſung Frankreichs bei uns Alles geändert. Man empfand nicht für, ſondern mit Frankreich. Dieſelbe Lage, die Frankreich bei ſich verändert hatte, fand ſich bei den meiſten Völkern Europas vor. Selbſt England, ſo feſt gewurzelt in ſeinen hiſtoriſchen Bedingungen, machte die Reformbill und die Entwickelung des Chartismus zum Nachhall der pariſer Bewegung. Deutſchland vollends, in ſeiner politiſchen Lage ſogar hinter den geringen Verſprechungen der Wiener Congreß-Akte zurückgeblieben, mußte freudig den Sieg des Conſtitutionalismus begrüßen, einer politiſchen Form, die, nur halb bei uns eingeführt, auch in ſich ſelbſt ſchon zuſammenfiel. Die Hingebung an Frankreich lag vorausgeſetzt in einer beſchämenden Selbſterkenntniß. Frankreich wurde der Mittelpunkt und der Leitfaden unſrer Reformen.

Das ſind Gedankenreihen, die uns viel beſchäftigen werden. Vorläufig hab' ich Mühe, meine Geſichtspunkte nicht zu verlieren. Ich muß mich zuweilen beſinnen auf das Frankreich, das ich mitgebracht habe, weil das Frankreich,

daß ich finde, mich irren kann. Louis Philipp, Guizot, Thiers, der bewaffnete Friede, der Friede um jeden Preis, die Pairskammer, die Königsmörder, die Deputirten, die Epiciers, die großen Männer und die kleinen Intriguen, die Kunst und Wissenschaft, Véry, Vefour, Musard — ich habe Mühe, von alle Dem, was ich früher wußte, hier nichts zu vergessen. Ein Fiacrepferd, das auf dem Boulevard für todt liegt, beschäftigt mich mehr, als drüben das Hôtel des capucines, in dem Guizot seine Diners gibt. Eine Holzpflasterung am Ende der Rue Richelieu weckt mehr Betrachtungen in mir, als das heutige Bulletin der Débats. Sie pflastern Paris mit Holz, um der Revolution den Baustoff zu entziehen. Aus Holzblöcken lassen sich keine Barricaden mehr machen. Lieber mögen Die, die nicht hören können, übergefahren werden, wenn sie auf dem Holzpflaster das Rollen der Wagen nicht vernehmen, als daß Die, die nicht sehen wollen, ewig in Gefahr sind, ihre Würden zu verlieren. Das Zufällige, das Nächste stört den Gedanken an das Allgemeine in Paris.

Schade, daß die diesjährige Frauenfrühlingsmode schwarze Trauerkleider sind, es fehlte nichts, um Alles frühlingsschön zu haben. Blauer Himmel, Sonnenschein, die Bäume grünen schon, die Fontainen am Obelisken glänzen diamanten. Zum Ueberfluß ist der Salon der neuen Gemälde eröffnet. Soll ich dort schon hingehen? Draußen Veilchenduft und drinnen mit ganz Paris die Oelfarbe suchen?

In Paris kommt die Kunstausstellung mit den Veilchen, in Berlin mit den Astern. Ich ziehe den gemalten berliner Nachsommer dem gemalten pariser Vorfrühling vor. Auch innerlich, was die Kunst betrifft. Unsre deutschen Ausstel-

lungen bringen mehr Poeſie. Bei uns iſt die Malerei lyriſch, hier will Alles dramatiſch ſein. Jedes Bild drängt ſich hervor, jedes ſchreit um Beifall. Ich ſehe ungeheure Effecte, aber wenig Gefühle. Die Religion iſt in einigen rieſenhohen Altarblättern bedacht. Es ſind Votivtafeln einer Andacht, die nur deshalb für die Heiligen ſorgte, weil einige neue Kirchen neue Gemälde haben müſſen. Bei neuen Kirchen kommen in Anſchlag: Steine, Holz, Gold, Silbergeräth, eine Orgel, ein Gemälde für den Altar. Dieſe Heiligenbilder gehören zum Baudepartement; man ſieht ihnen an, daß ſie auf Beſtellung gearbeitet ſind. Sonſt wimmelt es in dem Salon von orientaliſchen Scenen, Familiengemälden und Portraits. Die erſten ſollen für Algier begeiſtern, die andern das Glück der Ehe veranſchaulichen, die letzten ſind gemalte Heirathsgeſuche. Auf den Familiengemälden ſind Kinder und kleine Hunde die Hauptſache, auf den männlichen Portraits die Bärte. Ich mag hier keinen Mann mehr anſehen, weil ich nichts als Haare ſehe. Alles trägt mittelalterliche Bärte, die Flaneurs, die Kutſcher, die Marquis, die Ouvriers. Man iſt von allen Seiten umgeben von Van-Dyk's-, von Rubensköpfen, von poetiſchen Bärten, zu denen proſaiſche Augen, von Haaren, zu denen fahle Lippen und die geſchmackloſeſten Trachten des Jahrhunderts gehören. Dieſe Männer laſſen ſich ihre Bärte wachſen, ohne daß ſie ſelbſt ihren Bärten gewachſen ſind.

Die Gemälde des Salons ſind im Grunde nichts mehr als gemalte Kupferſtiche, colorirte Lithographieen. Sie gehen mit wenig Ausnahmen über den Geiſt des Kupferſtiches und der Lithographie nicht hinaus. Die Mode, die geſellſchaftliche Beſtimmung ſcheint die Muſe zu ſein, die dieſe

Künſtler begeiſtert, und der ſie ihre oft ſchönen und kühnen Talente opfern. An großen Kunſtſchöpfungen muß eine Periode immer ärmer werden, wo man die Bedeutung der Epoche angefangen hat ſo zu verſtehen, daß die Menſchen dieſer Epoche bedeutend wären. Seither wollen denn auch alle dieſe Philiſter, die die Haupthebel der Epoche zu ſein ſich einbilden, ſich in der Kunſt abgeſpiegelt finden. Auf den Gemälden, wie in der Poeſie, und nirgend mit größerer Tyrannei für die Dichter, als im Drama.

Der Weihrauch der Feuilletons, die den Salon undampfen, muß erſt den friſchen Oelgeruch der Kunſtausſtellung vertreiben. Hinaus in die ſonnigen Champs élysées! Hunderte von eleganten Equipagen, mit vorreitenden Jokeys, begleitenden Cavalieren, untermiſcht mit reitenden Amazonen, machen Queue zu beiden Seiten der Promenade, um bis zum Arc de l'étoile die Nenten zu zeigen, die die weißen Handſchuhe und die Stulpſtiefeln der Jokeys, die dieſe engliſchen Wagen, dieſe Spiegelfenſter, dieſe geſtutzten Roſſe und die Augen der ſchönen Damen, die ſie ziehen, bezahlen. O, dieſe ſchönen, dieſe ſtolzen Frauen-Augen! Dieſe Fülle von Glanz, dieſer Hintergrund von Glück und Unglück, von Liebe, Leidenſchaft und den dunkelſten Schlaglichtern der Poeſie! Hingelehnt auf ſammtne Polſter, den Arm auf einen Vorſprung der ſeidnen Kiſſen geſtützt, blicken dieſe pariſer Frauen der großen und reichen Welt mit ihren heißen und doch ſo furchtbar ruhigen und herzloſen Augen hinaus durch die niedergelaſſenen Jalouſieen des Schlages in die noch kahlen Bäume, die für ſie kein Frühling zu belauben braucht. Oder bedürft auch ihr, ihr ſchönen Weſen, des grünen Schleiers der Natur, um ihn auf euer brennendes Auge zu

legen? Brennen diese Blicke auch von Schmerzen, können diese Augen fiebern, diese Finger unter den glacirten Hüllen auch zittern? Habt auch ihr in euren Freuden eure Schmerzen, in eurem Reichthum eure Armuth, in Eurem Uebermaß eure gestillte Sehnsucht? Seht, dort bringt der aufgerührte Staub ein Beispiel unsers Erdenglücks! Louis Philipp, König der Franzosen, umringt von einer halben Schwadron seiner Leibgarde, ein kaum sichtbares, kleines Fenster in dem tiefen sechsspännigen Wagen, ein König, vorüberfliegend, nicht rastend, nicht zum Schlage hinausblickend, sich verbergend in der Rücklehne, bei der schon drückenden Hitze schwer athmend unter dem stählernen Ringelpanzer, den er nach dem Glauben des Volks stets unter seinen Kleidern trägt! Doch davon später.

Wie ich gestern durch Zufall am Palais royal vorüberstreifte, fand' ich le Cid angekündigt. Dem. Rachel Chimène. Und nun gleich mitten in die pariser Eindrücke hineinzugreifen, so bekenne ich mit großem Leidwesen, daß diese berühmte junge Schauspielerin mich nicht befriedigt hat. Das Leidwesen geht nicht auf Rachel Félix, sondern auf die Möglichkeit, wie man in unserm Zeitalter berühmt sein kann, ohne es wahrhaft zu verdienen. Ungleich sind die Gaben des Geschicks, ungleicher noch die Belohnungen des Genies ausgetheilt. Dem Einen wächst der Lorbeer so hoch, daß seine Stirne ihn nie erreichen wird, dem Andern wuchert er unter den Füßen, wie Brennnesseln. Dieser niedrig wachsende Lorbeer erstickt aber auch oft in den Brennnesseln. Der Ruhm der Rachel ist nicht so hoch, daß er über Janin's Kritik erhaben wäre.

Man rühmt am Corneille'schen Cid, daß er natürlicher

ſei, als die franzöſiſche Tragödie natürlich zu ſein erlaubt. Man verſteht vielleicht einige Verwandlungen darunter, die gegen die Einheit des Ortes verſtoßen. Ich finde das Natürliche des Cid in ſeinen Fehlern und ſeine Fehler in ſeinen Vorzügen. Das Stück iſt planlos, und, da es von einem ſtarken Geiſte ausging, naiv. Das Naive des Cid iſt ſein ſchönſter Vorzug, und wer dieſe Tragödie ganz ehren will, muß in ihr mehr Empfindung entwickeln, als ſonſt auf dem franzöſiſchen Cothurn üblich iſt.

Dem. Rachel hat dem Cid des Corneille dieſe Ehre nicht erwieſen. Sie war eine eben ſo froſtige, mürriſche, gelangweilte Chimène, als die echte Chimène ein warmes, liebendes, lebensfrohes, gutes Mädchen ſein ſoll. Der Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht würde nicht von Corneille auf die Schultern Chimènens gelegt worden ſein, nicht in ihre Wangen, in ihre Augen, in die Biegungen ihrer Stimme gerichtet, wenn er ſich in Chimènen ein Weſen gedacht hätte, wie es Dem. Rachel wiedergibt. Dieſe Schauſpielerin ſcheint von ihrer Pflicht, den Mörder des Vaters zu haſſen, ſo erfüllt, daß man nicht weiß, warum die Pflicht mit ihrer Liebe in Kampf geräth. Sie hat keine Liebe, ſie hat ſie wohl in ihren Worten, nicht in ihren Mienen. Corneille wußte, was Chimène will: Dem. Rachel wußte nicht, was Corneille will.

Die Rachel iſt eine lange hagre Geſtalt, mit Zügen, die grade nicht unſchön ſind, mit Augen, die nicht immer blitzen, doch ſchimmern, wohlbegabt, angewieſen vielleicht auf den Beruf, den ſie wählte. Doch zuvörderſt gebricht es ihr an Organ. Dieſe noch ſo junge Schauſpielerin hat in ihrer Stimme gar noch Kraft, wenn ſie ihre Stimme anſtrengt.

für den gewöhnlichen Lauf des Dialogs fehlt ihrem Organ Lieblichkeit, Fülle, Metall. Sollte man glauben, daß Dem. Rachel eine Schauspielerin iſt, die Anſtrengung verlangt, um in Stellen, die nicht leidenſchaftlich ſind, gehört zu werden?

Chiméne, von einer deutſchen jungen Tragödin geſpielt, würde zunächſt die liebende Geliebte des Mannes ſein, den die Umſtände ſie zu haſſen zwingen. Dem. Rachel liebt nicht. Sie hat allerdings die Scala der Liebestöne, ſie weiß, wo man mit der Stimme zittern, wo man die Augen niederſchlagen muß, ſie weiß, welche Sätze man fallen laſſen, welche Worte hervorheben, welche Abgänge man in einander ſchleifen und zuſammengurgeln muß, um das Publikum klatſchen zu machen — das iſt aber Alles. Ein Gemüth zu verſchenken, ein Herz uns zu geben, hat ſie nicht. Sie declamirt vortrefflich. Sie hat alle Regeln des dramatiſchen Vortrags inne, ſie weiß, wo Gleichgültigkeit, wo Ironie, wo langſames, wo ſchnelles Sprechen wirkt, ihr ganzes Spiel iſt, wie man das in der deutſchen Theaterſprache nennt, aus Druckern zuſammengeſetzt, aber ſie producirt, was ſie ſpricht, aus ſich ſelbſt nicht wieder. Nichts erſchöpft ſie, nichts bewegt ſie. Sie liebt nicht, nicht einmal lächeln kann ſie. Chiméne, und nicht ein einziges Lächeln! Nicht einmal ein Anlauf, das Lächeln werden könnte und ſich meinetwegen nur in einen Schmerzenszug verwandelte.

Ihre einzige, dem Gefühl ſich nähernde Stelle war, wo ſie Act 5, Scene 1 zu ſchließen hat, indem ſie Rodrigue anredet:

Sors vainqueur d'un combat dont Chiméne est le prix.
Adieu : ce mot lâché me fait rougir de honte.

Das Gefühl, das ſie hier zeigte, beſtand in Folgendem:

Sie zerlegte das Wort Chimöne in ſeine drei Sylbentheile und ſetzte auf jede förmlich ein muſikaliſches Trillerzeichen. Sie trillerte erſt Chi-, dann meckerte ſie mö- und ließ rallentando die ganze muſikaliſche Figur auslaufen in die letzte Sylbe -ne, die ſie wiederum nur trillernd ausſprach. Dann bückte ſie ſich, als ſuchte ſie auf dem Boden etwas, ſprach leiſe ihr rougir de honte aus, lief zuletzt in die Couliſſe fort, wie eine über eine Schmeichelei rothwerdende Griſette, die die Schürze zwiſchen die Beine klemmt und, um ihre Verlegenheit zu verbergen, auf und davon läuft. Uebrigens fand man dieſes kleinliche und gemeine Spiel bewunderungswürdig.

Gerechtfertigt werden kann die Kälte der Rachel durch den Charakter der Franzöſinnen überhaupt. Ich werde mich durch Proben nicht überzeugen können, aber ich glaube, daß die franzöſiſchen Frauen es verſtehen, ſich in der Liebe eine größere Selbſtſtändigkeit zu erhalten, als die deutſchen. Ich glaube, daß die Hingebung einer Franzöſin die einer Deutſchen nicht erreicht. Es iſt mir immer vorgekommen, als wenn in Frankreich die Liebe ein Vertrag iſt, dem ein gewiſſes Bewußtſein von gegenſeitigen Rechten und Pflichten zum Grunde liegt. Ohne Zweifel iſt in der franzöſiſchen Liebe noch bei weitem mehr der Charakter der Chevalerie vorherrſchend, als bei uns, die wir uns durch Höflichkeit nie auszeichneten. Die Franzöſinnen lieben, ohne auf die égards zu verzichten, die man ihnen ſchenken mußte, ehe ſie erhörten. Die deutſche Liebe wird ihren ſinnlichen Fond ſchneller erſchöpfen, als die franzöſiſche, die ein Talent beſitzt, auch hier zu ökonomiſiren. Eine franzöſiſche Liebe wird den Mann mehr beſchäftigen, als eine deutſche; ſie wird ihm minder

ſchnell geſchenkt werden, als bei uns, aber auch länger dauern. So kommt in den Charakter der franzöſiſchen Sexualverhältniſſe ein abſtraktes Element, etwas Bewußtes, etwas Gedankenmäßiges, das wir nicht kennen. Die ſinnliche Flamme lodert dort in einem Behälter, aus dem ſie, auch in der Kunſt, und ganz beſonders in ihr, nur ſpielend hervorzüngeln darf, nicht aufſteigen in voller heiliger Lohe.

Auch die Liebeskälte der Männer hat mich im Cid angefröſtelt. So abgeſchmackt und kindiſch ſich die Helden des Vaudevilles ſtellen, wenn ſie verliebt ſind, ſo kalt war die tragiſche Liebe Rodrigue's. Oder lag die Schuld dieſes völlig ungenügenden Eindrucks an Ligier? Dieſer Schauſpieler hat eine gewiſſe ungeſchlachte Rohheit, die für ſeine Rolle vollkommen paſſen möchte, aber ſie ſchien ihm angeboren zu ſein, noch mehr, ſie ſchien dem Publikum männliche Größe zu bedeuten. Ligier iſt nicht mit einem unſrer berühmten deutſchen „erſten Liebhaber", unſern Taſſo- und Poſaſpielern zu vergleichen. Was er an Kraft und Natürlichkeit vor ihnen voraushaben mag, das fehlte ihm an Grazie, Anmuth und Würde. Ein unſchöner Kopf, eine plumpe Geſtalt. Dafür freilich ein großes Redetalent und die feinſte Nüancirung aller nur möglichen deklamatoriſchen Effekte. Der Vortrag der Scene, wo er die Schlacht am Meere ſchildert, war ein Meiſterſtück*).

Ein durchaus tüchtiger und mir ſehr lieb gewordener Schauſpieler iſt Guyon, der den Don Diego ſpielte. Hier wehte mich etwas von unſerer guten deutſchen „alten Schule"

*) Ligier iſt mir vier Jahre ſpäter unbedeutender erſchienen. Er hatte ſehr gealtert. Oder kam ſeine Bequemlichkeit daher, daß er eben Hofſchauſpieler geworden war? Seine lebenslängliche Anſtellung am Théâtre français war Gegenſtand vieler Debatten.

an, nicht von der alten Schule, die ihren Stolz nur darin findet, daß ſie ſchlecht auswendig lernt, ſondern nur jener alten Schule, die durch biedere Treuherzigkeit des Tons, Natürlichkeit des Benehmens und jenen Humor ſich auszeichnet, den die echte Mimenkunſt auch beim Erhabenſten, ja ſelbſt noch beim Schmerze zu entfalten weiß.

Das Enſemble war gut, das Arrangement ohne Bedeutung. Die Weiſe des Spiels der untergeordneten Rollen entſprach der Vorſtellung nicht, die man von der Tradition des Theatre français hat. Wenn Ligier den Unterleib vorſtreckt, die Rachel gegen alle Geſetze der dramatiſchen Aktion ganze Tiraden mit vorgeſtrecktem Zeigefinger deklamirt, dann kann es nicht Wunder nehmen, daß eine Conſidente beim Reden die Hände ſo familiär zuſammenlegt, wie eine Ladendame, die ihren handelnden Käufern erklärt: Es thut mir leid, prix fixes, wir ſchlagen nichts vor! — Die Bärte waren auch hier, wie jetzt faſt überall auch in Deutſchland, die Hauptſache. Schöne Bärte, ſchlechte Schauſpieler.

Die Stimmung des Publikums ſchien merkwürdig. Jede politiſche Anſpielung, jede ſchöne Stelle wurde mit Enthuſiasmus aufgenommen. Gewiſſe Force-Phraſen erregten allgemeine Theilnahme. Vieles, Vieles davon hat mich verwundet. Ich liebe dieſes franzöſiſche Pathos nicht, ich liebe Lakonismen nicht, die meiſt erhaben klingen ſollen und zuweilen gemein ſind. Als Rodrigue den Grafen auffordert, ſich mit ihm zu ſchlagen, und dieſer ausweicht, ſagt Ligier:

As-tu peur de mourir?

Er ſprach dieſe Worte mit einer Kälte, mit einem Hohn, daß man Fouquier Tinville zu ſehen glaubte, der einem Girondiſten die Süßigkeit der Guillotine vormalen will. Die

Franzosen waren außer sich über dieses as-tu peur de mourir. Vielleicht in ihrem Sinn mit Recht, mit Recht in der Erinnerung an ihre Geschichte, mit Recht an die Erinnerung der blutigen, furchtbaren Dinge, die sie nicht würden ertragen haben, ohne einen finstern, ruhigen Todesmuth.

Bei drei Stellen war der Applaus von specieller Bedeutung. Man klatschte begeistert bei der schönen Phrase:

Je suis jeune, il est vrai, mais aux âmes bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années.

Noch größer war die Aufregung bei den Versen, wo der König sich weigert, Krieg zu führen mit den Worten: Sortir d'une bataille et combattre à l'instant, und Diego mit Beziehung auf die obenerwähnte Schilderung der Schlacht mit ruhiger Ironie sagt:

Rodrigue a pris haleine en vous la racontant.

„Der Friede um jeden Preis" hätte hier bei dem donnernden Jubel der Menge beschämt zu Boden blicken müssen. Endlich wurde der Versuch einer kleinen Partei, bei den Worten:

Et quand un roi commande, on lui doit obéir.

zu klatschen, mit lautem Lachen und zischend zurückgewiesen. Als der Vorhang fiel, rief man die Rachel, Ligier und Guyon hervor. Sie kamen und verbeugten sich. Ich fixirte die Rachel. Kein Lächeln, noch immer kein Lächeln! Stummer, starrer Ernst in ihren Mienen. Die gemalte Kälte. *)

*) Das Urtheil über Dem. Rachel hat sich mir nach vier Jahren und durch andre Rollen wesentlich geändert. Ich hatte das Unglück, als Chimène sie in ihrer schwächsten Partie zu sehen.

## Sechster Brief.

Paris, den 19. März 1842.

Guizot hat wegen eines häuslichen Krankheitsfalles mehrere Tage nicht empfangen. Gestern war zum ersten Mal wieder im Hôtel des Capucines jener Salon geöffnet, den hier jede politische Renommée unterhält, um an dessen Besuch den Grad zu zeigen, auf welchem sein politischer Thermometer steht. Guizot's Salon war nicht gefüllt; theils Militairs, theils Gesandte, einige Deputirte und Gelehrte. Die Charwoche hat begonnen. Die in der Nähe von Paris auf dem Lande wohnenden Staatsmänner machen sich Ferien.

Für einen Ketzer eigenthümlich genug, wurd' ich Guizot nach dem Gesandten des Papstes vorgestellt. Guizot ist klein, von Figur gedrungen, ein angehender Sechsziger. Auge und Haltung lebhaft, der Vortrag sehr bestimmt; die Lebhaftigkeit schien sich fast der Reizbarkeit zu nähern; es lag eine gewisse Spannung, eine gezwungene Elasticität in seinem Wesen. Wenn ich seine gegenwärtige Stellung bedenke, wenn ich nichts vergleiche, als nur die polemischen Artikel der Oppositionsblätter von heute früh, die Drohung, daß sich in allen Seehäfen der Kaufmannsstand eines nicht gegebenen Gesetzes wegen gegen ihn erheben würde, die triumphirende Hinweisung auf das Resultat der bevorstehenden Wahlen, so ist es nicht zu verwundern, daß Guizot's Inner-

ſus über ſein Aeußerſtes hinauszulangen ſcheint. Sein ganzes Weſen ſchien mir wie galvaniſirt.

Frankreichs Allianz, ſei's nun unter Guizot mit England oder unter Molé mit Rußland, wird ſchwerlich etwas Aufrichtiges und Dauerndes ſein. So hat Frankreich denn allerdings das größte Intereſſe, ſich mit Deutſchland zu verſtändigen. Unglücklicherweiſe iſt aber Deutſchland ein Land, das einer beſtimmten politiſchen Sympathie nicht fähig iſt. Man kann von den Sympathieen des Rheins ſprechen und hat nicht die Sympathieen der Donau. Die Stimmung des Volks iſt nicht die der Gelehrten. Die Regierungen haben wieder ihr Syſtem für ſich und hängen von Preußen und Oeſterreich ab, zwei Staaten, deren Politik ſich noch immer nicht hat entſchließen können, rein und ausſchließlich deutſch zu ſein. So iſt es außerordentlich ſchwer, irgendwie für eine Stimmung Deutſchlands gut zu ſagen.

Vor zehn Jahren, noch unter Caſimir Perier, der zuerſt anfing, die Julimonarchie ihres revolutionairen Urſprungs zu entkleiden, war die franzöſiſche Politik darauf bedacht, in den weſtlichen und ſüdlichen kleinern Staaten Deutſchlands die alten Rheinbundsideen zu nähren. Die Stimmung des deutſchen Volkes war beinahe reif, ſich von einem Regierungsſyſtem loszuſagen, das die Protokolle von 1832 gegeben und in jenen unglücklichen Verhaftnahmen und Verfolgungen das einzige Mittel erblickte, Deutſchland zu beruhigen. Später haben ſich alle dieſe Dinge geändert; Vieles, was Andere ihrer Weisheit zuſchreiben werden, muß man der Erſchöpfung zuſchreiben. In Frankreich geſchieht Alles durch die Perſonen, in Deutſchland geſchieht Alles durch die Umſtände.

Wenn es Frankreichs Interesse ist, von Richelieu bis Thiers bewiesen es alle seine Staatsmänner, Deutschland uneinig zu wissen, so hätte es den Moment der kölnischen Wirren benutzen können, um die drohende und damals wirklich eingetretene Spaltung weiter aufzureißen. Frankreich ist aber solchen umgreifenden Unternehmungen nicht mehr gewachsen. Den innern Parteiungen, die das Land zerfleischen, preisgegeben, geleitet von einer Politik, die nur die Befestigung der Dynastie Orleans einzig und allein im Auge hat, hätte es auch, wie es jetzt ist, nicht die moralische und religiöse Weihe besessen, um der katholischen Sache in dem Sinne sich anzunehmen, wie Graf Montalembert und die ihm ähnlich gesinnte Partei vielleicht die Grundzüge dieses Schutzes würde entworfen haben. Frankreich wird nur noch von administrativen Ideen regiert. Es ist die Regierung einer absoluten Polizei. Frankreich hätte den legitimistischen Principien des Romanismus gegenüber eine andre Weltanschauung, die rein liberale, fest begründen können. Seitdem es sich aber vor dieser Weltanschauung selber fürchtet, sind ihm auch die Zügel der Weltregierung entfallen. Frankreichs Regierung ist kein Organismus mehr, sondern nur noch Administration. Von Ministerium zu Ministerium, von Kammersitzung zu Kammersitzung befestigt man nichts, als die Centralisation. Hatte es doch selbst eine Fehde mit dem Erzbischof von Paris, wie konnte es den Erzbischof von Köln in Schutz nehmen!

Auch die deutsche Politik ist mehr administrativ und polizeilich, als organisch. Es liegt dies in der Furcht vor der Revolution. Als man sahe, daß die liberale Partei mit ihren constitutionellen Wünschen sich in die kirchliche Fehde

wischte und der Zwiespalt zwischen deutschem Norden und deutschem Süden immer bedenklicher wurde, beeilte man sich, das kirchliche Gebiet zu verlassen, die schwebende religiöse Frage wie nur irgend möglich beizulegen und das locker werdende Band des Zusammenhanges am Bundestage enger wieder als je zu knüpfen. Die Festungen sind ihrem Ausbau näher gebracht worden, die eben ausbrechende Krisis der orientalischen Frage erlaubte, unter einem guten Vorwande, den Kriegszustand aller deutschen Territorien zu prüfen und zu verbessern, die Rheinfrage mit ihren poetischen und musikalischen Accidenzien kam hinzu, und so hat sich Deutschland im Augenblick eines Zusammenhanges, einer Einigkeit zu erfreuen, die ihm plötzlich eine seit lange nicht behauptete Stellung gegeben hat. Die französische Politik ist in diesem Augenblick Deutschland nicht gewachsen.

Die Thatsache dieses unsres Aufschwunges kann für jeden Deutschen nur erhebend sein. Wenn die Regierungen so verständig sind und dem revolutionairen Princip dadurch zuvorkommen, daß sie die Versprechungen desselben zu ihren eignen Leistungen machen, so wird Deutschland zunehmen an Kraft, an Kraft des Widerstandes, an Kraft, dulden zu können, an Kraft der Neutralität. Eine handelnde Kraft kann aus Deutschland nicht werden, so lange sein Zusammenhang ein Mechanismus ist. Mechanisch lassen sich sechszig Hände zu zwei Händen vereinigen, aber nicht dreißig Willensmeinungen zu einem Willen. Doch hindert das nichts. Schon als europäischer Schwerpunkt ist Deutschland groß, und wenn unsre Regierungen nicht zu schroff dem Volksleben sich entziehen, wenn nicht so unzeitige Erbitterungen, wie die von Seiten der ministeriellen Partei in Baden und der dy-

naſſiſchen in Hannover das zunehmende Vertrauen ſtören, ſo könnte wohl eine Zeit kommen, wo die Frage: Monsieur est Allemand? in einem politiſchen pariſer Salon an uns gerichtet, uns nicht in Verlegenheit ſetzt, ſondern mit einer kräftigen Bejahung ſtolz beantwortet werden kann.

Es iſt eine Lieblingswendung der Franzoſen, Deutſchland müſſe mit Frankreich Hand in Hand gehen. Früher klang dieſe Phraſe etwas nach der Klugheit des Löwen, der den Eſel einladet, an der gemeinſchaftlichen Beute Theil zu nehmen; jetzt liegt wirklich etwas Aufrichtiges darin. Die Franzoſen räumen uns ſo außerordentlich viel ein, daß man mehr als mißtrauiſch wäre, ihren Verſicherungen keinen Glauben zu ſchenken. Die Franzoſen bedauern ſelbſt, daß die Rheinfrage von einigen allzu ſanguiniſchen Hitzköpfen, von einigen Radoteurs aufgeworfen wurde, die gern mit Phraſen paradiren. Die Franzoſen ſagen: Nehmt uns nicht übel, daß wir zuweilen an unſere Eroberungen denken; ſeid ihr doch zwei Mal in unſerm Lande geweſen, im Revolutionskriege und am Ende der großen Tragödie Napoleon! Man ſagte mir: „Nur die ſinkenden Größen in Frankreich, Größen, die keine populaire Idee mehr zu verarbeiten haben, greifen nach dem letzten Rettungsbrett, nach der Rheinfrage.“ Es wären dies die Geiſter, die Frankreich ſelbſt ſchon aufgegeben hätte. Man verſtand Thiers darunter.

Ich rathe allen Deutſchen, die nach Frankreich reiſen, dort im Gefühl ihrer Nationalität aufzutreten. Die Franzoſen kennen an ſich ſelbſt keine andere Methode ſich einzuführen und achten nur dieſe. Freilich muß ſich da erſt ein unabhängiges, tief verſtimmtes Gefühl überwinden. Aber wer wird grollen mit dem Vaterlande in einem Augenblick,

wo man in Frankreich anfängt, bei der Frage: Monsieur est Allemand? den Hut abzuziehen!

Was gibt dem deutschen Namen in Paris dies Feierliche und Bedeutsame? Nicht der Bundestag, nicht Fürst Metternich, sondern der Geist unsres Volks! Unsre einst große Geschichte, unser Tiefsinn, unsre Poesie! Guizot stellte mir frei, deutsch zu reden; er behielt sich nur die französische Antwort vor. Ich wollte ihn nicht auf die Probe stellen, aber daß er es wagt, deutsch verstehen zu wollen, ist schon ehrenvoll für uns. Man schätzt jetzt in Frankreich mehr an uns, als nur den deutschen Sammlerfleiß. Man kauft mehr von unsrer Literatur, als nur unsre medicinischen, historischen, philologischen Werke. Man ist von unserm Fleiß auf unser Genie übergegangen. Man wird uns in Allem die Form absprechen und mit großem Rechte, in dem Meisten aber, vielleicht mit Ausnahme der socialen Philosophie, uns nur das Tiefste und Gründlichste zuerkennen. Es gilt in Frankreich für ein Mittel, sich einen Weg zu bahnen, wenn man eine specialité allemande ist. Unsre Musik ist uns zugestanden. Die Musik ist unsre Domaine. Auch die Malerei wird es werden, wenn der hiesige Salon sich von Jahr zu Jahr, wie es den Anschein hat, verschlechtert und aus der deutschen Kunst die unglückselige Heiligenjagd und Mysticisterei verbannt wird. Am weitesten zurück sind die Franzosen allerdings in der Anerkennung unsrer neuen Poesie. Und mit Recht. Denn unsre neuere deutsche Poesie ist zu sehr die Frucht der französischen gewesen. Es lag darin ein nothwendiges Gesetz, das wir befolgen mußten wider Willen. Die Zeit wird kommen, wo wir auch hier die Franzosen, die

in der ſchönen Literatur weiter als wir waren, aber es jetzt nicht mehr ſind, wieder einholen, vielleicht übertreffen.

Ich komme auf Guizot noch einmal zurück. Je vous reserve encore une heure du matin, ou nous causerons à notre aise. Wir werden wahrſcheinlich über deutſche Philoſophie ſprechen. Es iſt die gewöhnliche Koſt, die die Franzoſen den deutſchen Beſuchern vorſetzen. Guizot iſt ein guter Philoſoph. Dies hindert aber nicht, daß ihn heute die Kammer über den Runkelrübenzucker interpellirt und er wahrſcheinlich wie ein gelernter Oekonom darauf antworten wird.

---

## Siebenter Brief.

Paris, den 22. März.

Das Frühlingswetter will doch noch nicht Beſtand haben. Ein regneriſcher Tag, grau der Himmel, trüber die Seine; alle Steine auf den Straßen zum Ausgleiten ſchmutzig. Man flüchtet ſich in die Paſſagen, ins Palais-Royal. Die Paſſagen, die Leſekabinette ſind Oerter, wo man ſich Rendezvous gibt. Man ißt im Boeuf à la Mode, im grand Vatel, im Reſtaurant anglais. Very, Veſour, den Rocher de Cancale ſpart man ſich noch auf, wenn ein ſchöner Tag, eine heitere Stimmung kommt.

Meine erſten Studien ſind der Oertlichkeit gewidmet. Ich habe mir den Plan von Paris gekauft, abgedruckt auf einem Taſchentuch. So unregelmäßig Paris gebaut iſt, ſo hat es doch gewiſſe topographiſche Punkte, von denen aus man ſich wenigſtens über die Arrondiſſements, über die Brücken,

die bedeutenden Gebäude und Hauptplätze zurecht findet. Großartig ist der Anblick der Stadt vom Pont-Neuf. An beiden Seiten der Seine dehnt sich die ungeheuere Stadt mit ihren Quais, ihren Palästen, ihren Kirchen. Im Gewühl der engen Straßen wird man fortgedrängt. Die Lastträger, die Ausrufer, Alles umschwirrt, umwirrt uns. Mit Mühe erreichen wir die Punkte, die wir suchen. Neugierig bleiben wir an den Läden stehen, an den Straßenecken, an die sie die ungeheuern bunten Plakate heften, an hundert Erscheinungen, die von unsern deutschen Gewohnheiten abweichen.

Auf den Boulevards streifen die Flaneurs. Tausende von Fremden zeigen sich zum ersten Mal, wie sie sich in dem neuen pariser Costume ausnehmen. Frauen, die uns verwirren würden, wenn sie so hübsch wie elegant wären, treten auf uns zu: „Pardon, vous êtes Monsieur Albert?“ Der künstliche Irrthum zerrinnt in eine ironische Verlegenheit, die nur uns, nicht die sich doppelt irrende Dame irre macht. Dort rechts von Notre-Dame de Lorette, links hier von den Bains chinois erzählt man uns mehr, als sich beim Nachforschen bestätigen möchte. Die Phantasie erfindet über Paris mehr, als die Stadt in Wirklichkeit darbietet. Ermüdet von den Wanderungen, ermüdet von diesem Prüfen, Aufnehmen, Beobachten, fühlt' man, wie überspät doch in Paris gegessen wird, und tritt drüben ins Café Foy ein, um den Charivari zu lesen, Chocolade à la crême zu trinken. Die Dame du comptoir zeichnet mit wichtiger Miene den gezahlten Frank in ihr Hauptbuch ein.

Ich sahe an meinem zweiten Theaterabend die Dejazet. Sie spielte in einem kleinen Schubladenstück, la fille de

Dominique. Sie ist hier die Tochter eines verstorbenen königlichen Schauspielers zur Zeit Molières. Sie kommt nach Paris, um sich unter die Truppe aufnehmen zu lassen, der ihr Vater angehörte. Sie soll Proben ihres Talentes ablegen und hat es schon gethan, ehe man es vermuthete. Sie war beim Schauspieler Baron gewesen und hatte sich als Bäuerin, als phantastische Dame, als junger Tambour von der königlichen Garde präsentirt. In allen diesen Rollen sehen wir sie. Das erste Wort, das sie spricht, ihr erster Schritt, ließ mich die große Wahrheit ihres Spiels erkennen. Es ist keine Königin, keine Fee, keine Dame eines Scribe'schen Lustspiels, es ist die junge Bäuerin, die angehende Grisette, die Heldin des Vaudevilles. Alles an ihr neckisch, lieblich, wahr. Dabei die sichersten Bewegungen und trotz ihrer rauhen Altstimme, trotz ihres Organs, in dem viel wilde Nächte, viel Champagnerräusche zu schlummern scheinen, doch ein Vortrag der Couplets, der rein in der Intonation, geschmackvoll in der Behandlung des Gesanges und nicht selten erschütternd in seiner Wirkung ist. Ich kann die ganze Entfaltung dieses eigenthümlichen Spieles hier nicht entwickeln. Alles, was sie gab, war Variation des lieblichsten: Je danse, je chante, je danse!

Und diese Erscheinung nahmen, fand ich, die Franzosen schon ziemlich leicht hin. Sie stießen sich, man sah es wohl, schon an den 45 Jahren dieser Schauspielerin. Arme Dejazet! 45 Jahre! Ein Glück, daß sie wenigstens noch lieben kann. Noch hat sie Leidenschaft und die Leidenschaft wird sie jung erhalten. Die Dejazet ist nicht schön und war es nie. Sie würde vielleicht weniger genial sein, wenn sie schöner wäre. Auch weil sie geistreich ist, kann sie nicht

ſchön ſein. Man behauptet, ſie wäre reich an guten Einfällen. Man hat eine Sammlung ihrer Calembourgs unter dem Titel. Perroquet de Mademoiselle Dejazet herausgegeben. Wenn man ſie in dem Deſſert des geſtrigen Theaterabends ſahe, möchte man glauben, daß dieſe Autorſchaft keine erfundene iſt. Das Stück: un scandale, wurde faſt ganz aus dem Stegreif geſpielt. Die Dejazet erſchien darin auf der Gallerie des erſten Logenranges, als Madame Fromageac, plauderte vertraut mit ihrem Begleiter, machte ſich über das Publicum luſtig, ſprach ins Parterre hinein und erzählte ihre Lebensgeſchichte als Madame Fromageac. Es fehlte hier natürlich nicht an den ärgſten Zweideutigkeiten, die ſie indeſſen alle mit einem ſich immer gleichbleibenden Anſtand vortrug. Mes pères et mères étaient, fing ſie an, unterbrach ſich aber und fragte einen der Schauſpieler auf der Bühne, ob es franzöſiſch wäre zu ſagen: mes pères? — Sie bekam die Antwort, daß „mes pères“ leider nur zu franzöſiſch wäre. Mitten im luſtigſten Zuge ihrer Lebensgeſchichte erſcheint im dritten Range ihr Mann und ſtellt ſie von dort zur Rede, wie ſie mit einem Liebhaber ins Theater gehen könne. Das drolligſte Intermezzo beginnt. Mann und Frau zanken ſich und werfen ſich einander die Nichterfüllung ihrer ehelichen Verbindlichkeiten vor. Um dem Publicum einen Beweis von der Dummheit ihres Mannes zu geben, erzählte ſie, ſie eſſe gerne junge Hühner und wäre mit dem Herrn Fromageac, ihrem Gatten, gegangen, um ſich welche zu kaufen. Der Geflügelhändler hätte für das Stück 1½ Frcs. gefordert: für alle ſechs aber, die er hatte, ſechs Franken. Was thut mein Geizhals von Gatte? Er handelt und handelt, nimmt erſt eins und dann

ch eins und ſchließt endlich den Kauf ſo ab, daß er vier
mmt, das Stück zu 1½ Frcs., macht ſechs Franken, ſtatt
ß er dafür gleich Anfangs hätte alle ſechs haben können!

Von den übrigen Mitſpielenden läßt ſich nicht viel Be-
utendes ſagen. Ravel hat eine gute, paſſive Komik. Im
llgemeinen mach' ich vielerlei Entdeckungen über die Bil-
ng der franzöſiſchen Schauſpieler. Zum Beſten der deut-
en theil' ich ſie ſpäter mit. Wenn man in den Leſekabi-
tten die Unzahl von Zeitungen ſieht, die man in Deutſch-
nd kaum dem Namen nach kennt, Zeitungen, die nicht aus
r Nothwendigkeit eines politiſchen Dranges, ſondern nur
s Geldſpekulation entſtehen, wenn man dieſe Gleichgülti-
t der Maſſe, die Intereſſeloſigkeit der Verhandlungen in
n geſetzgebenden Körpern zuſammennimmt, ſo möchte man
e geſammte politiſche Debatte Frankreichs, die ganze ſociale
olemik, die uns im Auslande ſo beſchäftigt, für eine Er-
dung der Journale halten. Und doch, unter dem Einerlei
r Alltäglichkeit ſind alle dieſe Parteien, alle dieſe Gährun-
n und Leidenſchaften da. Viertauſend Arbeiter, die mitten
dieſem ſo geregelt ſcheinenden Leben und Treiben täglich
ihe auf dem Grève-Platze ſtehen und noch nicht wiſſen,
von ſie den Tag leben ſollen, wenn ſie keine Beſchäftigung
den, zehntauſend, die unſicher über den morgenden Tag,
anzigtauſend, die unſicher ſind über die nächſte Woche —
s iſt der Krankheitsſtoff, der ſich täglich von der äußerſten
ut dieſer Stadt, von den Barrieren und den Faubourgs
f die innern Theile des geſellſchaftlichen Körpers werfen
n, auf den Bund der Macht mit dem Reichthum, auf die
ürden und das Beſitzthum. Es iſt wahr, immer ſchwächer
rd jene politiſche Oppoſition, die nur aus Leidenſchaft, wie

bei den Legitimiſten, nur aus Prinzip und Ehrgeiz, wie bei dem größten Theil der parlamentariſchen Oppoſition, gegen die nun ſeit zwölf Jahren beſtehende Ordnung der Dinge geführt wird: immer ſtärker aber auch wird dafür die Oppoſition des Bedürfniſſes und der Widerſpruch der arbeitenden gegen die genießenden Klaſſen. Hier in Frankreich, wo noch kein Steffens gewagt hat zu ſagen, daß den Armen ihre Arbeit Genuß, und den Reichen ihr Genuß Arbeit wäre, hier fängt durch die grellſte Hervorſtellung dieſes Geſichtspunktes die politiſche Polemik an, ſich immer mehr zu vereinfachen. Der Communismus iſt nicht blos das Glaubensbekenntniß einiger verworrener Handwerker, ſondern die wiſſenſchaftliche Theorie einiger Denker geworden, die zwiſchen den Debats und dem National einen neuen methodiſchen Widerſpruch begründen, der einen erſtaunlichen Zulauf findet. Es iſt dies die Partei, welcher zu Liebe George Sand ihren Frack mit der Blouſe, die revue des deux mondes mit der revue indépendante vertauſcht hat, dieſelbe Partei, welche die Gedichte der Handwerker über die Gedichte Lamartine's und Victor Hugo's ſetzt und kürzlich erklärt hat, ein Gaſſenkehrer in Paris, der ſeine Gedichte ſo eben herausgegeben hat, wäre der größte jetzt lebende Dichter in Frankreich.

Die Noth der Zeiten drängt. Die Bedürfniſſe des Volkes müſſen uns heilig ſein. Ehre den Geiſtern, die ihre Gedanken einer ſo edlen Sache, der Wohlfahrt des Volkes widmen, die für ihre Betrachtungen, Vertheidigungen und Vorſchläge den üblichen Undank der Maſſe dem Golde, den Belohnungen und Beſtechungen der Reichen vorziehen! Aber der Weg, den die neue communiſtiſche Philoſophie Frankreichs einſchl[illegible], iſt nicht der rechte. Er führt vom Ziele ab, er

verdirbt die Wiſſenſchaft und beſſert nicht die Glückſeligkeit. Er ſchleudert uns in den Materialismus des vorigen Jahrhunderts zurück und überliefert uns entweder der Revolution oder dem Aberglauben. Denn von dieſem Materialismus zum Aberglauben iſt nur ein Schritt. Wie Lamennais vom Katholicismus ausging und zum Communismus kam, ſo wird Pierre Leroux vom Communismus ausgehen und zum Katholicismus zurückkehren.

Frankreich hat jetzt die Sucht, neue Philoſophieen und neue Geſellſchaften zu bauen. Die erſten ſind geiſtlos, wie können die zweiten richtig ſein? Geiſtlos iſt dies Schematiſiren der Stände, der Beſchäftigungen, der Arbeiten und des Lohnes, das die Communiſten von St. Simon und Fourier geerbt haben. Man ſoll die Geſellſchaft nicht deßhalb ſo hinnehmen, wie ſie iſt, weil die Geſchichte ſie ſo gebildet hat, ſondern weil man nicht die Fähigkeit hat, auf dem Papier eine abſtrakte Geſellſchaftsbildung aus Nichts hervorzurufen. Alle unſere faktiſchen Verhältniſſe, unſere Wünſche und Bedürfniſſe drängen über eure Paragraphen hinaus, ihr zeichnet die Arbeit hin, wo die Menge ſchon Genuß will, ihr macht Unterſcheidungen, die ſich von ſelbſt aufheben, ihr theilt und ordnet und wißt nicht, daß die Maſſe nach Einheit, alle Unterſchiede nach Aufhebung ſtreben! Ihr reißt die ganze gegenwärtige Geſellſchaft ein, um dieſe Geſellſchaft glücklich zu machen. Ihr wollt der Geſchichte eine ſchöne Zukunft geben, ohne daß ihr die nachwirkende Kraft der Vergangenheit erſticken könnt!

Ich ziehe die Oppoſition im alten Sinne vor. Ich ziehe es vor, den Staat, wie er jetzt iſt, nicht für einen Rechnungsfehler zu halten, den man nicht tilgen kann, wenn

man nicht ganz auf den ersten Anseh, auf das Einmaleins und die vier Spezies der Gesellschaft zurückgeht, sondern ich halte ihn für einen erkrankten Organismus, der sich heilen läßt, ohne ihn darum zu zerstören. Die moderne Gesellschaft in ihrer ungleichen Vertheilung der Güter, in ihren Lasten auf die Arbeitenden, in allen den Ungerechtigkeiten, die die oft künstliche Zusammensetzung unserer Verhältnisse mit sich bringt, ist ein vegetativer Organismus, dessen Wurzeln zwar hie und da von der schützenden Erde entblößt sind, die aber noch tief genug in den Schooß der Geschichte greifen, um ihm noch auf lange Zeiten Wachsthum und kräftige Entfaltung zu sichern. Die wahre Philosophie und die politische Opposition, die so eben bei uns in Deutschland einen Bund mit der Philosophie geschlossen hat, beide sind berufen, diesen Organismus zu überwachen. Wuchernde Auswüchse — fort mit ihnen! Erstorbene Aeste — weggesägt! Grünes junges Laub, das an den Zweigen ansetzt — geschont, gepflegt! Die sociale Philosophie unsrer Tage darf nie den historischen Boden verlieren, nie unsere objektiven Bedürfnisse, unsere faktischen Nothwendigkeiten absichtlich vergessen wollen. Man überwache die Entwickelung des modernen Staates, sorge aus reinem, edlem, rechtem Herzen für das Reine, Edle und Rechte, man verbessere die Gesellschaft, indem man sie ermuthigt, an ihren göttlichen, ihr inwohnenden Geist zu glauben, nicht indem man sie lehrt, sich für verworfen zu halten und sich neu zu begründen — aus dem Nichts!

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich habe diese moderne, socialistische Philosophie Frankreichs einen veredelten Materialismus genannt. Ich nenne sie einen Materialismus, der sich auf Genußsucht begründet, und leite diese aus dem

ranzöſiſchen Charakter her. Alles jammert jetzt in Frankreich über die Laſt der Arbeit. Niemand will arbeiten, weil es Menſchen gibt, die genießen. Ja, ſie wollen arbeiten, aber nur zehn Jahre, ſie wollen in zehn Jahren ſo viel erwerben, daß ſie dreißig Jahre lang von ihren Renten leben können. Arbeit, Renten! Um dieſe Begriffe dreht ſich in Frankreich Alles. Man iſt ſo erfaßt von der Genußſucht, ſo erſchöpft vom Verlangen nach ſinnlichen Anregungen, daß man das Proletariat in Renten umzaubern und die Mittelſtraße, die einzig das Proletariat zu Renten bringen kann, die Arbeit, überſpringen möchte. Alles träumt hier von plötzlichem Glück, Alles will mit einem Schlage haben, woran man in friedlichen und fleißigen Zeiten die ganze Kraft ſeines Lebens ſetzte. Die Erfindungen der Dichter ſind voll von plötzlicher Umgeſtaltung häuslicher Exiſtenzen, Alles ſchwärmt von Marquiſinnen, Prinzeſſinnen, von den Wundern der Tauſend und einen Nacht. Es iſt ein Opiumrauſch, der das ganze Volk ergriffen hat. Die Induſtrie hat hierin noch mehr verdorben, als die Poeſie. Die Induſtrie hat den Aktienſchwindel erzeugt, die Exploitationen aller möglichen Dinge, die man zu künſtlichen Bedürfniſſen machen wollte, und die Manie für Dividenden. Alle dieſe Neuerungen entſprechen dem Charakter der Franzoſen. Wer weiß nicht, daß ein Franzoſe glücklich iſt, es dahin zu bringen, endlich mit einer kleinen Rente ſich zur Ruhe zu ſetzen? Und wäre die Rente noch ſo klein, wären es nur jährlich 1000 Franks: er hungert, er darbt ſich die Bedürfniſſe vom Munde weg, er iſt mit 1000 Franks vorm Hungertode geſichert, braucht nicht zu arbeiten, zieht dann entweder nach Paris oder aufs Land — und flanirt.

Als Europa noch nicht gesittet war, machten es um zu Renten zu kommen die Franzosen anders. Sie gingen in den Krieg. Sie plünderten und beraubten als Normannen die Küsten bis nach Sizilien, sie schlossen sich allen kriegerischen Expeditionen an. Die Kreuzzüge führten sie zu Hunderttausenden aus dem Lande, als Armagnacs dienten sie, wo sie Geld fanden. Napoleon verstand es vortrefflich, diesem alten französischen Räuber- und Erpressungssinn seine Befriedigung zu verschaffen. Millionen schleppten die Friedensschlüsse und Brandschatzungen nach Frankreich für das Ganze, Millionen schleppten mit ihnen die Einzelnen fort. Die nobelsten Charaktere des Schlachtfeldes waren Wucherer in der Einquartirung. Die größte Last der gegenwärtigen französischen Politik, die Eroberung Algiers, würde längst nicht mehr so drückend auf den Schultern des Landes liegen, wenn nicht die Offiziere und Beamten ihre Mission nach Afrika nur als eine Gelegenheit ansähen, in der Weise römischer Proconsuln sich dort ein Vermögen zu machen. Vor einigen Jahren wurde ein schwieriger Prozeß verhandelt, bei welchem es offen zum Vorschein kam, daß Louis Philippe selbst, der sich auf Renten versteht, einem General in Algier ein Commando mit der Weisung gab, dort seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen.

Ehrsucht beseelt in Frankreich die Gebildeten, Geldsucht die Massen. Darum bei so vielen der Wunsch nach Krieg; nur Krieg, es sei für welche Sache es sei! Da man England und Spanien nicht erobern kann, Italien zu arm, und Rußland zu kalt ist, so kann nur Deutschland die Beute werden, das passive, sparsame, dumme Deutschland. Doch ich

will noch nicht urtheilen, ich will erſt beobachten. Die Auſſenſeite kann täuſchen und in das Innere hab' ich erſt noch einzudringen.

---

## Achter Brief.

Paris, 22. März 1842.

Ehe meine Empfehlungen wirken, muß ich mich in den Theatern zerſtreuen. Ich werde ſie künftig vergeſſen und beeile mich, die Aufgabe, ſie zu ſtudiren, je früher je lieber abzuthun. Ich fange ſie übrigens von rückwärts an. Das Bedeutendſte, wenigſtens Das, was Fremde zuerſt aufſuchen, behalt' ich mir für zuletzt vor. So war ich noch nicht bei den Italienern, noch nicht in der großen Oper, ging aber geſtern in die komiſche. Die komiſche Oper in Paris, in das geſchmackvolle, etwas zu hell erleuchtete ehemalige italieniſche Theater aufgenommen, iſt ein Abſenker der großen Oper, ein Abſenker, der jetzt ſeine Wurzeln ſchlägt. Die glücklichen Würfe Auber's und Adam's haben dieſem Theater eine Selbſtſtändigkeit erhalten, die nicht ganz natürlich iſt. Früher kannte man die abſolute Trennung des Tragiſchen und Komiſchen in der Oper nicht. Man führte ſie ſpäter ein, zum großen Nachtheil für das Opernweſen ſelbſt. Bedenkt man, daß Paris den Ton für alle Theater Europa's, mit Ausnahme der italieniſchen, angibt, ſo wird man dieſe dauernde Trennung beider Operngattungen um ſo gefährlicher finden, als wir grade ihr den Verfall der reinen muſikaliſchen Rhetorik vorzuwerfen haben. Die tragiſche Oper, um immer

tragisch zu sein, hat das Repertoir der klassischen und romantischen Tragödie geplündert. Die komische Oper, um immer komisch zu sein, ist zum größten Theil dem Vaudeville verschuldet. Drüben in der Rue Lepelletier hat die musikalische Malerei der Leidenschaften, die Ausmalung der decorativen Staffagen, das Aufgebot großer Effekte und massenhafter Anhäufungen so überhand genommen, wie hier die Musik zum Spiel, der gesunde kräftige Ton zur schaumgebacknen Spielerei herabgesunken ist. So geht die eigentliche Bedeutung der Musik fast verloren. Der tragische oder komische Zweck des Librettos überwiegt den Werth der Töne, die hier nur noch zur grelleren Belebung des Sujets verwandt werden.

Aber nicht blos, daß durch diese Trennung der komischen und heroischen Opernmusik der Zweck der dramatischen Tonmalerei leidet, auch die Kunst des Gesanges geht verloren. Drüben in der Rue Lepelletier singen die Sänger fast nur noch Dialog und Recitative, hier in der komischen Oper sprechen sie mehr, als sie singen. Wenn auch bei einer Einigung beider Operngattungen die Hauptstimmen verwandt würden je nach ihrem Talent, für das Ernste oder Komische, so gibt es doch eine Menge untergeordneter Parthieen, deren Besetzung keine Specialitäten verlangt. Ein großer Theil des Personals der komischen Oper, fand ich, singt und spielt sehr tragisch. Um mich von dem Verhältniß der deutschen Bühne zur französischen genau zu unterrichten, wollte ich grade mir bekannte Sachen sehen. Man gab an einem Abend: Johann von Paris und Richard Löwenherz.

Der Darsteller des Johann von Paris heißt Puig, ein Tenor, lang und hager, d. h. nicht gebaut, wie Tenore

gebaut sein müssen. Unschöne Stimme. Einige kräftige Brusttöne, das Uebrige Fistel, die mit widerlicher Geschmacklosigkeit zuweilen bis in die höchsten Regionen schweifte. Der Gesang so brodirt und colorirt, daß man oft die ursprüngliche Grundlage des Tons kaum wieder erkannte. Puig kann sich weder im Gesang, noch im naiven Spiel mit Mantius vergleichen. Doch, was sage ich, naiv? Puig spielte seinen Johann von Paris mit einem dicken modernen Backenbart, ohne die Spur chevaleresken Humors, ganz in der Tournüre des modernen Dandysmus, d. h. gar schön frisirt, sonst aber phlegmatisch, eitel und geistlos.

Die Prinzessin von Navarra war Mad. Roß, eine große Schönheit, eine Stimme vom reinsten Metall. Sie wußte ihre Stimme auf eine schwindelnde Höhe zu bringen, trillerte rein und stickte ihren Gesang mit den feinsten brüsseler Tonspitzen aus. Bei aller frischen Schönheit war sie todtenkalt, eckig und steif in jeder ihrer Bewegungen. Sie schien aus dem Chor genommen und zum ersten Male auf eine Stelle befördert zu sein, in der sie, was Spiel betrifft, von der gewöhnlichsten deutschen Roturière, wie vielmehr von Sophie Löwe würde übertroffen sein.

Der Seneschall war mittelmäßig, Pedrillo schlecht, Olivier, der Page, wurde durch eine hübsche Dem. Revilly erträglich wiedergegeben. Das Chorpersonal müßte für die pariser komische Oper anmuthigere Gestalten aufweisen. Im Arrangement bemerkte ich einige Abweichungen von unsrer Art, dieses einfache Operettchen darzustellen.

Richard Löwenherz, die zweite Oper, die ich hörte, verfolgt mich schon von Lüttich aus, wo Grétry, der Erfinder dieser schönen rührenden Töne, mitten unter den Fabriken

und Schmiedehämmern geboren wurde. In Brüssel wie in Lüttich sang den Blondel Chollet, einst gefeierter Spieltenor der pariser komischen Oper, jetzt ausgeschieden. Hier sang ihn Masset, der früher Dirigent des Orchesters dieser Bühne war und vom Kapellmeisterstuhl auf die Bretter gestiegen ist. Stimme und Spiel erschienen mir frisch, ohne grade bedeutend zu sein. Anziehend war, daß er seine Geige selbst spielen konnte. Richard war wieder der lange Puig, dem ich auch jetzt, wo er ohnedies schon heiser geworden war, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Anna Thillon, eine geborne Engländerin, die „Freundin" Auber's, eine Lionne der Gesangswelt, sang Laurette mit zarter Stimme, spielte graziös und wirkte durch ihre zarte Figur und ihr sprechendes Auge. Daß sie das Französisch englisch aussprach, schien sie dem Publikum noch pikanter zu machen. In der Anordnung gefiel mir das Schlußtableau. In Deutschland wird Richard meist mit einigem Blechgerassel, einigen pappenen Harnischen, einigem Kolophonium und mehreren Todten und Verwundeten befreit. Hier sieht man nur den eroberten Dürrenstein, malerisch staffirt mit Flaggen und Sturmleitern, Alles unbeweglich, ein lebendes Bild. Dagegen schien mir das Wiederfinden Blondel's und Richard's nicht so gut arrangirt, wie in Hamburg, wo ich die liebliche Oper zuletzt sah. Wurda, obgleich nicht mehr im Besitz einer Stimme, wie Masset's, riß doch mehr hin. Masset steigt hier auf einen Baumstamm, um seinen König zu sehen. Der Baumstamm ist zu schwächlich für die ergreifende Situation. Auch interessirt man sich mehr für die Gefühle des Freundes, der den König entdeckt, als für die Gefühle des Königs, der den Freund findet. Deshalb muß Blondel, mit dem wir mehr

empfinden, auch mehr in der Mitte des Bildes stehen und die Scene beherrschen.

Diese Oper hat Manchem in der Revolution das Leben gekostet. Die Worte: Richard, ô mon Roi, l'univers t'abandonne, harmlos hingesungen, konnten auf die Guillotine bringen. Es ist noch jetzt die Oper der Henriquinquisten. In dem bekannten Lied von Sultan Soliman vermißte ich den Refrain: „Was gehen uns die Türken an!" eine Anspielung, die in Berlin so viel Anklang gefunden hat, als es sich darum handelte, Deutschland um die Interessen Rußlands, Frankreichs und Englands in einen Krieg zu verwickeln. „Was gehen uns die Türken an!" Die Franzosen würden diesen Refrain nicht so aufgenommen haben, wie die Berliner; denn sie halten sich, trotz Victor Hugo, für die einzig legitimen Erben der Türkei.

Die Beziehungen Frankreichs zu Rußland werden noch lebhafter hier besprochen, als die mit Deutschland. So auffallend es klingt, so sind die Franzosen doch mit Rußland vertrauter, als mit Deutschland. Der Grund ist, weil die Bildung, die Rußland an den europäischen Angelegenheiten Theil nehmen läßt, eine nur französische ist. Ein russischer Gesandter wurde französischer Minister, der Herzog von Richelieu, und ein französischer Minister wurde russischer Gesandter, der Graf Pozzo di Borgo.

Die deutsche Sprache macht sich in Petersburg nur durch die deutschen Ansiedler und Einwohner geltend. Die französische ist die, durch welche sich der Russe selbst zur Bildung emancipirt. Seit Katharina der Großen, die Voltaire's Bibliothek an sich kaufte und in ihr wahrscheinlich die Entwürfe jener Dramen fand, für deren Verfasserin sie gilt, ist

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.
3-598-51032-2
FN. 04287/008

Rußland in geiſtiger Hinſicht eine Commandite Frankreichs. Rußland iſt für Frankreich, was für England ſeine Kolonieen ſind. Mit keiner europäiſchen Nation kann ſich der Franzoſe leichter verſtändigen, als mit der ruſſiſchen, denn dieſe legt von allen Nationen am meiſten von ihrer Urſprünglichkeit ab, um den Franzoſen zu ähneln. Der Kaiſer Nicolaus bekämpft zwar dieſes Syſtem, aber da er ſein Land bilden will, ſo kann er das einzige Mittel dazu, die leichten, mundgerechten franzöſiſchen Elemente, nicht gänzlich unterdrücken. In Petersburg iſt ein franzöſiſches Theater, das in unmittelbarem Verkehr mit Paris ſteht. Petersburg iſt noch immer die Zuflucht der Tanzmeiſter, Friſeurs, Hauslehrer, Gouvernanten, Fechtlehrer und Schauſpieler von Paris. Die jüngſte Ukaſe des Kaiſers hebt die Penſionirung nach zehn Jahren für alle fremden Künſtler auf. Die hieſigen Journale machen darüber einen großen Lärm. Wer den Franzoſen ſeine Bildung verdankt, den behandeln ſie am wenigſten wie einen der Ihrigen. Niemand wird hier mehr verſpottet, als Katharina und Friedrich der Große. Wenn den kleinen Blättern der Witz ausgeht, ſo polemiſiren ſie gegen Preußen und Rußland. Sie drohen jetzt Petersburg, daß Paris ſich entſchloſſen hätte, es zur Strafe für jene Ukaſe verwildern laſſen. Und doch warten ganze Schaaren auf das nächſte Dampfboot, das von Havre nach Petersburg geht: Tanzmeiſter mit ſteifen Füßen, Maler, die hier von den Daguerreotypiſten verdrängt werden, Gelehrte, die bei aller ihrer Unwiſſenheit doch immer den Vortheil vorausha-ben, daß ſie franzöſiſch können, Schauſpieler, die nicht einmal bei den Folies dramatiques mehr unterkommen konnten, ein jeune premier, der ſchon einen Bauch anſetzt, eine

première amoureuse, die ſchon über das Alter Balzac's hinaus iſt. Die Taglioni haben die Ruſſen ſchon. Die Rachel werden ſie bald auch haben können. Zwar iſt ſie mündig geworden, zwar iſt ſie Societaire der „Schauſpieler des Königs", dennoch ſehnt ſie ſich von Paris fort. Seit einigen Wochen ſchließt ſie ſich von aller Welt ab und erſcheint nur noch, wenn ſie auf der Bühne zu knirſchen oder die Augen zu rollen und dabei ihre Alexandriner zu ſingen hat. Die Arme! Sie iſt das Opfer der Männer, das Opfer unſrer Bosheit geworden! Die Rachel würde jetzt nach London gehen können und gewiß ſein dürfen, daß ſie die Königin Victoria nicht mehr in ihre Cirkel zöge; D'Arlincourt kann ſie nicht mehr als die neue Jungfrau von Orleans beſingen. Man hielt früher ſo viel auf ihre Tugend, ſie machte Aufſehen damit, daß ſie ſich im Leben für eben ſo kalt gab, wie ſie in ihren Rollen ſpielt. Nun iſt ſie überführt, daß ſie auch lieben kann. Lieben? Paris iſt nicht ſo kalt, um einem jungen Mädchen die Glut ihres Herzens zum Vorwurf zu machen. Paris würde die Rachel noch ehren, auch wenn ſie ihrer Leidenſchaft erlegen wäre. Aber ſie hat Véron erhört, ſie hat jenen bekannten Véron, der, ohne Schriftſteller zu ſein, die Revue de Paris begründete, der, ohne von Muſik etwas zu verſtehen, die pariſer große Oper zur Direction, d. h. wie man es hier nennt, zum Exploitiren erhielt, ſie hat Véron erhört. Véron ſoll um den Beſitz der Rachel an der Table d'Hote des Hotel des Princes gewettet haben, wie Richelieu in dem bekannten Luſtſpiele von Dumas über den Beſitz der Demoiſelle de Belle-Isle wettet, wie vor einigen Jahren ein Cavalier in Berlin um die Tänzerin Wandt wettete. Man würde die Rachel bemitleiden,

wenn Véron jung wäre. Véron iſt aber alt, dick und häßlich. Dieſe Liebe iſt nichts als wieder eine Maklergeſchichte des Papa Felix geweſen; denn Véron hat Geld. Man darf in Paris lieben, lieben bis zum Scandal, aber man muß, wenn man poetiſchen Reiz behalten will, kein Geld nehmen.

Das ewige Schaukelſyſtem der hieſigen Politik iſt Anſchließung entweder an England oder Rußland. Man begreift aber nicht, was eine Allianz mit Rußland ſagen ſoll, während die Antipathie des ruſſiſchen Kaiſers gegen den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge in Frankreich eher zu- als abnimmt. Vielleicht will Louis Philippe nur vermeiden, daß ſich das kaiſerliche Haus nicht zu ſehr mit den Prätendenten ſeines Thrones verſchwägert und nach einem Leuchtenberg auch einen Bourbon in ſeinen Familienkreis aufnimmt. Die Politik Louis Philipp's iſt mehr dynaſtiſch, als national, mehr ſeiner eigenen Befeſtigung, als den Intereſſen Frankreichs gewidmet.

In der orientaliſchen Frage, da ſie nun doch durch Richard Löwenherz angeregt iſt, wird Rußland ſich immer nur durch Iſolirung behaupten. Rußland legt die eiſerne Fauſt auf die Erbſchaft des Türkenreiches, es hat den Vorſprung der Oertlichkeit, es braucht ſeine beiden Arme nur vom ſchwarzen Meer und Perſien zuſammenzudrücken, um zu haben, was es wahrſcheinlich will. Es liegt etwas Stolzes, etwas Großes in dieſer ruhigen Kälte, die Rußland Frankreich gegenüber ſtellt, es liegt etwas Kleines in dieſem Buhlen Louis Philipp's um Eintracht mit dem Kabinet von St. Petersburg. In der orientaliſchen Frage wird ſich Frankreich eben ſo wenig geltend machen können, wie in der Rheinfrage, obgleich es den Rhein einen franzöſiſchen Fluß und das mittelländiſche Meer einen franzöſiſchen See nennt. Es

fehlt dem Frankreich von heute an Muth und Entschlossenheit. Louis Philippe, sich selbst für den unveränderlichen Gedanken des Schicksals haltend, überläßt es vielleicht seinen Söhnen, die Demüthigungen ihres Vaters einst zu rächen. Er selbst ist Bürger, seine Söhne erzieht er zu Kriegern.

Die Anrede an den König, die immer noch hier zu Neujahr üblich ist und die der König nicht missen will, weil sie ihn in jener Eintracht mit den Fürsten sehen läßt, die er so sehr wünscht, würde in diesem Jahre bekanntlich auf den russischen Gesandten gefallen sein, er hat sich entfernt. Dafür ist der französische Ambassadeur am petersburger Hofe gleichfalls nicht auf seiner Mission. Ich hatte das Vergnügen, den Baron von Barante kennen zu lernen. Ein feiner, zuvorkommender Staatsmann, der in der gelehrten Welt als Historiker eines bedeutenden Rufs sich erfreut. Seine Geschichte der Herzoge von Burgund in sechs Bänden ist eines der gediegensten Werke, welches die neue historische Literatur aufzuweisen hat. Herr von Barante sagte, er wäre der einzige französische Schriftsteller, der sich über die belgischen Nachdrucker nicht zu beklagen hätte. Sie hätten ihm zwar das Eigenthum seines Buchs geraubt, dafür aber aus belgischen Hülfsquellen, aus den Archiven der ehemaligen Theile Burgunds, die an Belgien gekommen sind, sein Werk so vermehrt, vervollständigt und berichtigt, daß es ein ganz neues und viel besseres geworden wäre. *) Wenn Herr von Barante unter Andern bemerkte: „Sie werden Frankreich sehr still finden!“ so läßt es sich desto besser studiren.

*) Herr von Barante gilt gewöhnlich für den Uebersetzer Schillers: doch kann er kein Deutsch und hat für die Arbeit eines Andern nur seinen berühmten Namen hergeliehen.

Hier iſt aber nichts ſtill. Der Lärm iſt nur zuweilen entfernter, zuweilen näher. Die Leidenſchaften ſchlummern nur und träumen. Aus dieſen Träumen muß man wahrſagen und die Geheimniſſe deuten. Frankreich iſt jenem geblendeten Simſon zu vergleichen, der nur im Stillen abwartet, bis ihm wieder die Locken wachſen. Er wird ſie noch einmal ſchütteln, entweder ſiegen oder ſich vielleicht auf immer unter den Trümmern begraben müſſen.

---

## Neunter Brief.

Paris, 24. März 1842.

Man klagt hier über Mangel an Nachrichten. Die Franzoſen langweilen ſich, die deutſchen Berichterſtatter ſind in Verlegenheit, Neues nach Augsburg und Berlin zu melden, und doch geſchieht ſo viel, drängt ſich ſo viel, Leben und Tod, Sieg und Niederlage. Hier wird etwas geboren, dort etwas begraben. Leichen und Wiegen, wo man hinblickt, und die Morgue wird von den Opfern der Seine nicht leer.

Es iſt ein eignes Leben in Paris. In jeder Stunde geſchieht etwas ganz im Stillen, das uns auswärts, wenn wir davon hören, Tagelang beſchäftigt. Hier kündigt ſich Unzähliges pomphaft an und endet unbedeutend, und Manches ſcheint anfangs geringfügig und wird bedeutend. Das unglückſelige Wetter! Der Schmutz von Paris! Ich hätte nicht ausbleiben ſollen, den Obſequien Cherubini's in der Kirche St. Roch beizuwohnen.

Mit Cherubini iſt die letzte Stütze des klaſſiſchen Centrepunktes in Frankreich geſtorben. Wenn man Auber zum Nachfolger in ſeinem Direktorat des Conſervatoires erwählen würde*), ſo bewieſe dies, wie verlegen man wäre, einen würdigern zu finden. Halévy, den man als gründlichen Theoretiker ſchätzt, würde, wenn er nicht zu jung wäre, Cherubini gefolgt ſein, denn er beſitzt Alles, was zum Akademiker gehört, theoretiſche Kenntniſſe und kein Genie. So wird man nun, glaub' ich, Auber wählen, der weder kenntnißreich, noch genial iſt, aber ein ungeheures Talent. Wird Auber die große Trommel in die Kirchenmuſik einführen?

An demſelben Tage, wo man den Componiſten des Waſſerträgers zur Ruhe beſtattete, wurde auch Balzac begraben. Er lebt noch, aber ſeine Dramen ſind todt. Dem Bautrin ſind die „Hülfsquellen Quinolas" auf dem Fuß gefolgt. Seit acht Tagen redete man von der bevorſtehenden Aufführung des Quinola. Man lockte das Publicum mit falſchen Affichen ins zweite franzöſiſche Theater, das Theater de l'Odéon, jenſeits der Seine, man wies es ab, lockte wieder und machte Die, die Luſt hatten, das Stück ohne Prozeß zu verurtheilen, irre. Und doch iſt es gefallen. Ich erſtaunte, das ganze pariſer Publicum gegen Balzac ſo gereizt zu finden. Alles haßt ihn, Alles verfolgt ihn. Kein Bedauern über ſeinen Fall, allgemeine Schadenfreude. Es iſt, als wenn die geiſtvollen Erfindungen dieſes Erzählers nicht vorhanden wären, als wenn Frankreich nicht Urſache hätte, auf dies ſeltene Talent ſtolz zu ſein!

Balzac ſcheint durch ſeine Perſönlichkeit viel von dem

*) Er iſt gewählt.

Vorſprunge ſeines Talents zu verlieren. Man wirft ihm Arroganz und Geldgier vor. Beides ſind Fehler, die allerdings den Ruhm eines Dichters untergraben können. Daß Balzac anmaßend iſt, beſtätigt die Manier ſeiner Erzählungen, ſeine Art, ſie einzuleiten, ſeine Selbſtbeſpiegelung, ſeine Selbſtkritik. Er geht von dem Grundſatz aus, daß ein Schriftſteller, der etwas gelten wolle, zuvörderſt ſelbſt etwas auf ſich halten müſſe. Daher kommt er jedes Mal, wenn ihm der Stoff ausgeht, auf ſich zu ſprechen. Man hält dies, was vielleicht nur Verlegenheit und Nothhülfe iſt, für Eitelkeit. Balzac's Geldgier findet man in vielen flüchtigen, ſeinem Namen keine Ehre machenden Produktionen beſtätigt. Man vergibt einem guten Autor wirklich nichts ſchwerer, als ein ſchlechtes Buch. Balzac hat unter viel vorzüglichen mehre Werke geſchrieben, die ſeiner unwürdig ſind. Man nennt dies nicht Erſchöpfung, man bemitleidet es nicht, als die nothwendige Folge dieſer ewigen Anſtrengung, dieſes ewigen Schaffens, nein, man haßt es, als ſeinen Geiz.

Vollends war Balzac verloren, als man erfuhr, er hätte ſich die drei erſten Vorſtellungen des Quinola als Entſchädigung für die Tantième der folgenden Vorſtellungen bedungen. Es iſt hier Sitte, daß die Autoren, um ſich ſchnell in Beſitz einer großen Summe zu ſetzen und den Weitläufigkeiten der ſpätern Verrechnungen auszuweichen, mit der Geſammteinnahme der erſten Vorſtellungen dem Impreſſario das Recht verkaufen, alle folgenden Einnahmen ungeſchmälert für ſich zu behalten. So Scribe im Theater français. Wenn nun der Autor die Plätze ſo verkauft, wie ſie kaſſenüblich ſind, ſo iſt dieſe Finanzoperation ganz in der Ordnung; wenn aber, wie Balzac es thut, eine Agiotage eröffnet wird,

wenn man für die Stalles statt fünf Franken fünfzehn fordert, für Logen 100 Franken, so kann sich der Verfasser des Quinola nicht wundern, wenn man Eugenie Grandet und den Père Goriot vergißt und seine Werke kläglich zu Fall bringt. Heute sind wohl nahe an hundert Kritiken über Quinola erschienen. Ich glaube, Balzac liest nicht eine einzige und zählt seine Fünffrankenthaler.

Um auf den rechten Weg zu kommen, der uns zur Liebenswürdigkeit der Franzosen führt, muß man öfters Bouffé sehen. Ich sah ihn im Gymnase als Oncle Baptiste. Es ist dies wieder eines jener Stücke, in denen Souvestre die Poesie des Handwerkerstandes schildert. G. Sand emancipirt die Handwerker als Dichter, Souvestre als Gedichte. Wer in Frankreich Glück machen will, muß sich zu einer Spezialität ausbilden. Wie es hier wissenschaftliche Spezialitäten gibt, die sich, wie z. B. Michel Chevalier ausschließlich die Eisenbahnen vorbehalten, so gibt es dichterische, die Alles, was sie schreiben, in einem bestimmten Genre halten. Das Genre Souvestre's ist eine solche Sphäre, die Sphäre der Handwerker.

Es ist schön an Souvestre, daß er der Poesie ein neues Feld gewann. Er hat poetisches Leben entdeckt in Gegenden, über welche früher nur die Pflugschar der Prosa ging. Sein Streben, eine neue Poesie zu schaffen, ist lobenswerth, insofern er die alte nicht zerstört. Es ist Schade, daß Souvestre nicht gerecht gegen die Einen sein kann, ohne zuweilen ungerecht gegen die Andern zu werden. Im Hamelin schon begann er, das Comptoir der Kaufleute, die Strumpfwirkereien, die Weberstühle, die Rechnungsabschlüsse, die Wochenlöhnungen an die Arbeiter zu poetischen Staffagen zu ma-

ihm: er entdeckte hier eine neue Poesie, aber er wurde ungerecht gegen die alte. Sein Gantal spricht gegen die ewig dauernde und von Gott eingesetzte Aristokratie des Geistes mehr Dinge, als ein Strumpfwirker verantworten kann.

Im Oncle Baptiste, der keinen eigentlichen Erfindungswerth hat und nur von Bouffé getragen wird, ist die Polemik gegen Das, was bisher für poetisch gegolten hat, weniger beleidigend. Das kleine Stück würde auch in Deutschland Glück machen, wenn es sich nicht zu sehr um die in Deutschland theatralisch abgenutzten Falliſſements drehte, wenn es mit seiner eigenthümlichen musikalischen Begleitung vorgetragen würde, endlich wenn man bei uns Bouffé hätte, d. h. dreißig Bouffé's; denn das ist das Unglück in Deutschland, daß bei uns ein Stück nur dann seine Probe bestanden hat, wenn es an dreißig Theatern gut gegeben ist!

Bouffé ist einer der wahrsten, liebenswürdigsten Schauspieler, die ich je gesehen habe. Er überraschte mich um so mehr, als ich mir von ihm eine andere Vorstellung gemacht hatte. Bouffé hat nichts von einem Bouffon. Er ist eine hagere, kleine, schmächtige Figur, mit scharf ausgeprägten Zügen, etwa wie Döring in Deutschland. Bouffé hat die Physiognomie eines Mephistopheles und das Auge eines Engels. So glänzend sein Blick, so feurig die Blitze, die sein Auge entsendet, so seelenvoll ist es doch wieder umblaut, so gemüthlich umflort. Wenn er lacht, so legen die Falten sich, wie bei allen bedeutenden Menschen, die, wenn sie lachen, bitter aussehen. Man sieht erst die Schlangen um den Mund, dann glänzen die schönen weißen Zähne, und es wird das ein seelenvolles, liebes Lächeln, was erst beinahe ein dämonisches zu werden schien. Es ist sehr leicht sagen, daß Bouffé,

der gute, luſtige Onkel Baptiſte, etwas Deutſches habe. Onkel Baptiſte iſt ein echter Franzoſe, ein Franzoſe, der nur ſeinem Beruf und ſeinem Vergnügen lebt, der keine andere Leidenſchaft kennt, als die für ſeine Frau und ſeine Ehre. Onkel Baptiſte iſt galant, witzig, gemüthlich: er iſt die Freude ſeiner Nichten und Neffen; er vergißt keinen Geburtstag: er hat immer die Taſchen voll kleiner Geſchenke; Alles drängt ſich um ihn und will ihn herzen, ihm liebkoſen. Er hat nur eine Freude, Andre glücklich zu machen, und nur einen Schmerz, ohne Kinder zu ſein.

---

## Zehnter Brief.

Paris, 26. März 1842.

Eine der ſchwierigſten Finanzfragen dieſes Landes iſt die Ausgleichung der einheimiſchen Rübenfabrikation mit dem Intereſſe der Colonieen. Frankreich kann ſeine Colonieen nicht aufgeben. Es iſt in einer argen Klemme, ob es die Fabrikanten des Landes oder die Schwarzen opfern ſoll. Opfert es die Schwarzen in den Colonieen, ſo opfert es die Plantagenbeſitzer und entzieht den Colonieen ihren Kern, ihre Bedeutung, die auf Frankreich rückſtrömende Wohlhabenheit der dortigen Einwohner, die Garantieen und Anknüpfungen ſeiner Flotte. Opfert es die Fabrikanten, ſo nimmt der Hader, die Anfeindung im Lande, der Haß der Parteien kein Ende. Das jetzige Frankreich iſt in ſeiner Politik auf die materiellen Intereſſen begründet, wie kann es wagen, eines dieſer materiellen Intereſſen zu verletzen!

Das Miniſterium hatte ſich anheiſchig gemacht, in den erſten drei Monaten der dießjährigen Kammerſitzung über dieſe ſchwierige Frage ein Geſetz einzubringen. Man vermuthet, daß es die Colonieen begünſtigen und den Zuckerfabrikanten ihre Vorräthe abkaufen würde. Jetzt bittet das Miniſterium um Aufſchub. Die Frage wäre zu ſchwierig, die Arbeit der Unterſuchung des Thatbeſtandes noch nicht ganz vollendet. Guizot wünſcht Vertagung der Frage bis auf die nächſte, neu zu wählende Kammer.

Hier wittert die Oppoſition eine Falle. Sie griff in der Sitzung am Mittwoch die Miniſter mit materiellen und theoretiſchen Gegengründen an. Sie drückte unverſchleiert aus, daß das Miniſterium mit dieſer Vertagung nur beabſichtige, die neuen Wahlen wieder unter den Geſichtspunkt der materiellen Intereſſen zu ſtellen und von der Kammer wiederum die unabhängige, freie Intelligenz auszuſchließen.

Jedenfalls iſt dieſe Vorausſetzung eine Gewiſſensfrage, über die ſich nichts entſcheiden läßt. In der Verhandlung ſchienen mir zwei Dinge beſonders bemerkenswerth. Die Oppoſition verbrüdert ſich mit den ſogenannten Generalconſeils der Hafenſtädte, mit Corporationen von einer entſchieden illiberalen Tendenz, wie die vor mehreren Jahren an ſie gerichteten und von ihnen ſo auffallend egoiſtiſch beantworteten commerziellen Fragen beweiſen. Damals empörte ſich die ganze liberale Preſſe, der National an der Spitze, gegen die Generalconſeils. Jetzt fraterniſiren ſie. Es iſt in Frankreich, wie bei allen haltloſen, nicht ganz deſpotiſchen und nicht ganz freiſinnigen Zwiſchenzuſtänden immer ſo, daß Parteien und Intereſſen zuſammenkommen, ſie wiſſen nicht wie. Das Zweite iſt noch auffallender. In Baden ſagt das Mi-

niſterium zur Kammer, die materiellen Fragen litten unter ihren theoretiſchen Doctrinen und Formſtreitigkeiten. Hier in Paris wirft die Oppoſition daſſelbe den Miniſtern vor. Hier ſind die Miniſter die Unpraktiſchen, die Unzeitgemäßen, die Männer der Phraſe. Keine Eiſenbahnen, keine Canäle, keine Zuckergeſetze! ruft hier die Oppoſition, die ſich mit dem materiellen Eigennutz der Maſſe zu vereinigen ſucht. Guizot, als guter Theoretiker, ſollte dieſe Umkehr der Debatte nicht aufkommen laſſen, denn in unſerer Zeit iſt nichts ſiegreicher als der Widerſpruch der Materie. Die Herrſchaft des Geiſtes ſcheint einem andern Jahrhundert aufbehalten zu ſein.

Die heilige Woche iſt kalt. Ein froſtiges Longchamps, ein Longchamps mit rothen Naſen, ein Longchamps im Muff und Pelzmantel. Die Feiertage kommen zu früh. Die Erde hat ſich noch nicht ſchmücken können, ſie würdig zu empfangen. Der Schmuck der Menſchen ſah eben ſo kahl aus, wie die elyſeiſchen Felder. Man weiß, daß Longchamps die Mode erfindet. Ich habe keine neue geſehen, aber morgen werden alle Follets, alle petits couriers des dames, alle Pſyche's in ihren Bulletins von neuen Trachten erzählen, die ſchon fertig und erfunden waren, ehe Longchamps kam. Manche der Caroſſen hab' ich ſehr in Verdacht, daß ihr Beſitzer ſtatt einer Dame, die darin zu ſitzen ſchien, nur eine Modefigur ſchickte, die tragen mußte, was ſeinem Intereſſe an Shawls, ſeidenen und ſammetnen Stoffen entſprechend iſt. Vier junge Elegants trugen Hüte von geripptem Zeuge, die ſehr häßlich ausſehen, aber nun ſicher Mode werden. Man kann hier bei einem Modehändler Kleider erſtehen, wenn man ſich erbietet, ſie auf Longchamps in die Mode zu bringen. Gäbe man nur dieſe häßliche, ſchwarze Trauertracht auf! Alle

frauen auf den Boulevards trauern und viele doch nur um den Verluſt ihrer Schönheit. Man muß ſehr ſchön ſein, um über die ſchmeichelnden Farben des Regenbogens erhaben zu ſein.

In den elyſeiſchen Feldern drängten und wogten Tauſende. Rechts und links die Zuſchauer. In der Mitte zwei Wagenreihen, eine gehende, eine kommende. In der Mitte paſſiren die entſchieden Vornehmen. Ich bemerke, daß der Franzoſe im Grunde ſehr ſervil iſt. Titel und Rang macht bei ihm Alles. Wenn der ganze Ruhm von Freiheit und Gleichheit nur eine Einbildung wäre! Die Demokratie kann zwar die Vornehmheit nicht aufheben, aber ſie ſollte machen, daß der Vornehme ſich fürchtet, vornehm zu erſcheinen. Wo man hier hinblickt, ſieht man geſellſchaftliche Anomalieen, die für ein Land, das zwei Revolutionen erlebt hat, nicht paſſen. Es iſt beklemmend, wenn man denkt, daß hier noch einmal eine dritte Ausgleichung ſtattfinden könnte.

Unter den zahlloſen Wagen des Longchamps ſind die meiſten gemiethet. Vielen Kleidern ſieht man an, daß ſie morgen auf den mont de piété wandern werden. Die reichſten und ſchwerſten Stoffe tragen meiſt ältere Damen, die wenigſtens heute träumen können, den nächſten Sommer wieder in die Mode zu kommen. Sonderbar, daß jede dieſer nachläſſig hingelehnten Perſonen ſich einbildet, das ganze Longchamps drehe ſich um ſie. Armer Tropfen im Meere! Hinter den glänzenden Caroſſen, wenn ſie nicht das Privilegium haben, in der Mitte zu fahren, ſieht man ambulante Annoncen, Wagen mit gemalten Anpreiſungen neuer Erfindungen: ein Reiter mit bunter Fahne und dem Volk das Wunder predigend: „In der Straße Boiſſonnière Stiefeln

für zehn Franken!“ — Dahinter Wagen, die die beſte engliſche Wichſe empfehlen, ein ambulanter großer Ofen, Alles ſchreit und bittet um Zuſpruch, auch einige ſchmachtende Augen, die in ihrem Wagen nicht wiſſen, daß hinter ihrer poetiſchen Erſcheinung ſich gleich die größte Proſa, Stiefelwichſe, ankündigt. So wallen und wogen die Maſſen hinauf bis zum Triumphbogen de l'étoile.

Rechts und links zur Seite das gaffende Volk. Keines iſt neugieriger als das pariſer. Es fehlt Muſik, es fehlt Freude und Luſt; freilich, es fehlt noch der Frühling. Nur die Kinder ſind glücklich. Sie fahren in langen Omnibus, von drei ſtattlich gehörnten Ziegenböcken gezogen, mit Schellen und bunten Bändern. Policinell treibt ſeine Späße. Eigen, daß auch hier die Spitze des Volkshumors immer Prügel ſind. Napoleon winkt in allen möglichen Stellungen zum Beſuch kleiner naturhiſtoriſcher Muſeen, optiſcher Kabinette, zum Beſuch von Flohkünſteleien, Carouſſels u. ſ. w. Auch wiegen kann man ſich laſſen, was ich thäte, wenn ich die Kilogramme in meine deutſchen Pfunde zu überſetzen wüßte. Drüben ſind Krokodille, Athleten, Mißgeburten zu ſehen. Eine Taſchenſpielergilde lockt durch eine klägliche Muſik die kleinen franzöſiſchen Voltigeurs, junge Recruten, meiſt unanſehnliches, aber kernhaftes Volk, zu ſeinen Künſten. Die Kinder des Taſchenſpielers geſchminkt, mit bloßem Halſe in der Kälte, fröſtelnd und mit Waldhörnern luſtige Lieder blaſend, deren Töne ihnen wie Lügen in der kalten Luft erfrieren. All das bunte Elend zieht ſich hinauf bis an den Arc de l'étoile, der den Siegen Napoleon's gewidmet iſt. Es iſt ein ſchönes Felſengebäude, aber kalt, wie der Wind, der um die Höhe pfeift. In Hautreliefs wird

Napoleon gekrönt für Siege über ächzende, verwundete, sterbende Barbaren, in denen wir zum Theil unsre deutschen Brüder erkennen. Im Innern nennt eine Reihenfolge von Namen die Orte, wo Napoleon siegte. Erst folgen sie sich geschwätzig aufeinander, dann rücken Jahre und Meilen dazwischen, Moskau, „Wurschen" sind die letzten — von den übrigen Schlachten schweigt die Geschichte, nämlich die französische.

Am Charfreitage hofft' ich in Notre-Dame zu jeder Stunde Gesänge, Orgelklänge, singende Priester und betende Gläubigen zu finden. Ich täuschte mich. Nur ein kleiner Troß von Bettlern und Armen kniete in einem dunkeln Winkel, in welchem einige Lichter brannten. Es sollte dies das Grab des Heilands sein. „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Nur eine einzige vornehme Dame befand sich vor dem Grabe, mitten unter den Bettlern und Armen. Draußen vor der hohen Eingangspforte des uralten Doms zeigte ihr haltender Wagen ein altes gräfliches Wappen. An einem Pfeiler saß ein Chorknabe mit einem bronzenen Christus, dessen Wunden und Nägelmale die Herantretenden küßten. Wer es konnte, zahlte einen Sou. Wer nicht, dem blieben darum doch die Wunden offen, aber der Chorknabe wischte jeden unbezahlten Kuß ab. Und nicht mit Unrecht; in Paris gibt es sehr sündige Lippen. In einer kleinen Kapelle stand auf der einen Seite ein hohes Altarbild des Erlösers, auf der andern war die Wand übertüncht, weil sie zu viel der weltlichen Inschriften trug. Und doch las ich neuerdings: „Ich liebe Dich: wann werd' ich Dich wiedersehen?" — Mit Bleistift stand darunter. „Demain."

Das Innere der Notre-Dame hat nicht ganz das Ergreifende, das man in andern alten Kathedralen findet. Das

innere Schiff iſt zu klein gegen die nebenher laufenden Gänge. Die Kapellen folgen zu regelmäßig aufeinander. Der Eindruck hat etwas von dem Unheiligen, Weltlichen, beinahe Theatraliſchen des berliner Doms. Nach außen iſt die Front minder erhaben, als der Seitenanblick, doch macht ſich das Ganze im Verlauf der Betrachtung ergreifender, als bei der erſten Begrüßung. Neben dem Troſt der Armen iſt dräben das Hôtel de Dieu, der Troſt der Kranken. Und wem kein Arzt mehr helfen konnte, wem die Arznei der Religion und der Balſam der Kunſt den Schmerz des Lebens nicht linderte, der findet dort unten Troſt in den Armen des Todes und der Verzweiflung. Auf hundert Schritt liegt unter Fiſchen und Gemüſekräutern, die dort verkauft werden, neben Notre-Dame und dem Hôtel de Dieu, die gräßliche Morgue.

---

## Elfter Brief.

Paris, den 27. März 1842.

Dichter in Paris zu ſein, iſt ſchwerer als in der Provinz. Dichter in Frankreich zu ſein, iſt ſchwerer als in Deutſchland. Mitten unter dieſen politiſchen Debatten, dieſer Witzjagd der Journale, dieſer haarſcharfen Verſtandesbildung, mitten unter dieſen Leidenſchaften, dieſer Sucht nach Effekt, mitten in dieſem unruhigen Paris, dieſen kalten, poeſie- und glaubenloſen Kirchen, mitten in dem Krämergeiſt mit ſeinen Boutiken, ſeinen Schauſtellungen, ſeinen geſellſchaftlichen Anſprüchen — die elyſäiſchen Felder und der Bois de Boulogne

reichen nicht aus, um da der Ermüdung Schlaf, der Melancholie Troſt zu geben.

Es gehört in Paris zum wahren, anſpruchsloſen Dichter großes Genie und große Entſagung. Sich all' dieſen Schimmer und all dieſen Schmutz vom Auge bannen und es nur heften können auf die Springbrunnen, die Blumen und die Sterne, die auch hier am dunkeln Nachthimmel ſtrahlen, das vermag man nur durch eine große Einbildungskraft oder durch ein moraliſches Selbſtbewußtſein, das ſtarken Geiſtern große Ueberwindung koſtet, genügſamen von der Natur gegeben iſt. Ich ſehe zuweilen im Gewühl der Maſſen, die ſich durch die Straßen drängen, einige Jünglinge abbiegen in die engern, einſamern Gaſſen. Ich ſehe ſchweigſam ernſte Luſtwandler am Quai des Auguſtins, am Quai du Louvre, am Quai Voltaire. Sie blicken in die immer bewegte, dunkle Seine, ſie verfolgen die gelben Lichter, mit denen die ſcheidende Sonne die letzten Spitzen der Thürme vergoldet; ſie ſtellen ſich an einen der unzähligen Büchertröbel hin, die zu beiden Seiten der Seine aufgeſchichtet ſind. Sie behandeln ein altes vergeſſenes Buch. Es iſt ihnen zu theuer. Sie ſchreiten weiter, blaſſe Mienen, ein tiefliegendes Auge, das Haar lang und ſchwarz, eine trübe, finſtere Erſcheinung, die mich feſſelt, ſeitdem die Paſſagen und die Boulevards mit ihrem ewigen Einerlei ſchon langweilig ſind. Dieſe einſamen Träumer ſind die Dichter, die Denker Frankreichs, die eine Zukunft haben werden, weil ſie ſich vorbereiten durch Entſagung. Es gibt in Frankreich viel Talente, die es verſchmähen, der Mode des Tages zu huldigen, Talente, die ſich für eine neue Epoche aufſparen. Ja, nicht einmal alle die Namen, die wir am Fuße der Feuilletons treffen, ſchweigen

in jener behaglichen Existenz, die wir in Frankreich mit der Führung der Feder zu verbinden pflegen. Die bedeutenderen Kräfte der französischen Literatur, die Träumer, die Dichter sind arm, wie in Deutschland.

— — Gérard, der Uebersetzer des Faust, der Verfasser jenes wunderlichen Studentendramas Leo Burckart, das vor zwei Jahren an der Porte St. Martin so viel Glück machte, Gérard wurde von der Direction des zweiten Theatre Français, dem Odéon, aufgefordert, in der deutschen Literatur Stoff für die französische Bühne zu suchen. Es ist eine unglückliche Sache mit diesem Odéontheater! Es liegt drüben jenseits der Seine, nahe dem Quartier Latin, es ist der Tummelplatz der muthwilligen Studenten. Fast alle seine Stücke fallen durch. Nun will man, um nicht immer die französischen Autoren zum Fall zu bringen, die deutschen vorschieben. Man will Schiller, Goethe, Lessing, besonders aber die neuesten Dichter des deutschen Theaters, Raupach, Blum, Devrient, Frau Birch Pfeiffer, vor den französischen Studenten durchfallen lassen. Da die Mission des Odéons das Fiasco ist, so ist es Nationalsache Frankreichs geworden, das Odéon der Literatur des Auslandes zu widmen.

Gérard fragte mich nach deutschen Schlachtopfern. Mit mehr Eitelkeit hätt' ich mich sehr großmüthig zeigen können. Ich hielt mit meinen eigenen Stücken zurück. „Zuvörderst Emilia Galotti von Lessing."

„Ist schon gegeben."

„Goethe."

„Ist schon übersetzt."

„Schiller."

„Ist schon gedruckt. Maria Stuart ist auf dem Theater

Français. Kabale und Liebe iſt bekannt als la fille du musicien. Auch die brigands ſind ſchon gegeben."

„Kotzebue."

„Hat das Meiſte aus dem Franzöſiſchen genommen, und Das, was ihm eigen iſt, wurde ſchon überſetzt. Manches, was urſprünglich franzöſiſch, wurde deutſch und kam deutſch-franzöſiſch wieder nach Frankreich zurück."

„Iffland."

„Seine Welt wird in Frankreich nicht verſtanden."

„Raupach."

Iſidor und Olga wurde im Süjet erzählt. Gérard kannte es ſchon als les deux frères polonais. „Die Geſchwiſter" iſt dem Franzöſiſchen entlehnt: l'incendiaire. Vormund und Mündel. Der engliſche Roman, aus dem Raupach ſchöpfte, iſt auch im Franzöſiſchen benutzt. Die Luſtſpiele Raupach's ſind zu deutſch.

„Die Verirrungen, von Devrient."

„Müßten auf drei Acte gekürzt werden."

Vieles wurde noch aufgezählt, aber das Meiſte war in dieſer oder jener Form ſchon einmal dageweſen. Auch Friedrich den Großen, in allen möglichen Lagen, hat man ſchon nachgehuſtet, nachgehinkt, nachgeſchnupft, ganz ſo, wie ihn Töpfer und Seydelmann bei uns ſpielten. Ich empfahl Daniel, den Wändekratzer, im Erbvertrag. Das Wort, „nach Hoffmann" elektriſirt jeden Franzoſen. Aber auch hier wollte man ſchon etwas Aehnliches beſitzen. Alle unſere Hofräthe, Huſarenrittmeiſter, unſere treuen und treuloſen Gatten und Gattinnen, alle unſere Thränen und Rührungen ſind in Frankreich ſchon einmal ausgelacht worden. Es iſt ſchwer, dieſe Demüthigung, die früher nicht bemerkt wurde, jetzt,

wo ſie ein Syſtem werden ſoll, noch einmal neu in Scene zu ſetzen.

Um mich von den unglücklichen Folgen dieſer Germaniſirung des Odéons doch zuletzt nicht ganz auszuſchließen, entwickelte ich Gérard den Inhalt meines „Werner". Dieſer und Robert's „Macht der Verhältniſſe" ſchienen anzuſprechen. Aber eine neue Schwierigkeit! Beide Stücke ſind auf den Unterſchied der Stände begründet. Werner tritt aus dem Adel in den Bürgerſtand zurück, Eduard Weiß erſchießt einen Adeligen, weil er ihm Satisfaction verweigert. „In Frankreich," ſagte Gérard, „hat man keinen Adel". „In Frankreich," fügte er hinzu, „verweigert kein adeliger Officier einem bürgerlichen Schriftſteller Satisfaction". Das Letzte geb' ich zu, das Erſte nicht. Frankreich hat den Unterſchied des Adels von der Bürgerklaſſe bis zur klaffenden Wunde, bis zur höchſten Spitze der Anomalie, aber das geb' ich zu, man will dieſen Unterſchied nicht auf der Bühne ſehen, man darf ihn dort nicht zur Vorausſetzung einer ernſten Intrigue nehmen, man würde das Factum des Unterſchiedes verſpotten, noch ehe es ſich entwickelt hat. So ſind wir in allen Vorausſetzungen der geſelligen Grundlagen des Dramas gegen die Franzoſen zurück und werden wol auf die Ehre, ſie mit unſerer Bühne bekannt zu machen, verzichten müſſen. Bei dem unglücklichen Privilegium des Odéon jedenfalls ein Erfolg, zu dem wir uns Glück wünſchen können.

Odillon Barrot war im Salon des Arztes La Corbière, den zuweilen auch Lamennais und Thibeaudeau beſuchen. Odillon Barrot iſt ein Fünfziger; ſtark, behaglich in ſeinem Aeußern, viel älter und minder ſanguiniſch, als ich ihn mir vorgeſtellt hatte. Man kann Odillon Barrot's Augen nicht ſehen, da ſie hinter einer Brille verſteckt ſind. Sein Weſen verräth den

etwas patheiſchen Advokaten, der hinter ſeinem Barreau die Angelegenheiten Anderer vertheidigt, ohne ſich ſelbſt an ihnen zu betheiligen. Es muß für bequeme Gemüther ein wohliges Gefühl ſein, einen Verbrecher zu vertheidigen, ohne ſelbſt hingerichtet zu werden. Odillon Barrot hat wenig Intriguantes in ſeiner Art: man gewöhnt ſich in Paris, Das, was uns Vertrauen einflößt und nach Gutmüthigkeit ausſieht, deutſch zu nennen. Odillon Barrot's Stellung zur Gegenwart Frankreichs iſt nicht mehr ſo bedeutend, wie vor zehn Jahren. Er hat ſich den Miniſterien zu oft genähert und zu viel Phraſen geſprochen, um noch in der Kammer von großem Gewicht zu ſein. Er war zuweilen daran, Miniſter zu werden. Wär' er es geworden, er hätte das volle, lange Haar nicht mehr, das ihm noch vom Scheitel fällt. Es wäre grau wie Guizot's, weiß wie das Haar des noch jugendlichen Thiers.

## Zwölfter Brief.

Paris, den 29. März.

Auch in St. Euſtache fand ich ein trübes, düſtres Heidenthum, und ſo feierte ich meine Oſtern mit Muſik und Poeſie, mit einem reinern Chriſtenthum, als es dieſe monotonen, gedankenloſen, von aus- und eingehenden Neugierigen geſtörten Offizien thun.

Ich hörte im Conſervatoire Beethoven. Der Saal der Société des concerts liegt in der rue Bergère, das Orcheſter nimmt auf einem Theater Platz. Die Sängerchöre

ſtehen in der erſten Reihe des Parquets und entfernen ſich nach jeder Nummer, die ſie geſungen haben. Der Dirigent im weißen Haar iſt der Kapellmeiſter der großen Oper, Habeneck, kein Deutſcher. Im ganzen Orcheſter befindet ſich nur ein einziger Deutſcher.

Dafür iſt aber die Muſik deutſch. Nicht eine italieniſche, nicht eine franzöſiſche Piece. Das ganze Programm deutſche Muſik. Nach der Ouvertüre zur Fingalshöhle von Mendelsſohn Bartholdy, die mit der den Franzoſen eigenen Friſche ausgeführt wurde, folgte Mozart's Ave verum corpus. Die Sänger und (meiſt häßlichen) Sängerinnen ſprachen verüm corpüs, doch hinderte das nicht, daß der heilige Morgengruß an den erſtandenen Chriſt in frommer Weihe ertönte. Dann entnahm man aus Beethoven's großem Septuor einzelne Sätze, um mit ihnen ein Experiment zu machen, das zwar nicht die Schönheiten des Componiſten, wol aber das Talent dieſer Muſiker in ein helles Licht ſtellte. Man hatte die für ſieben Inſtrumente berechnete Compoſition auf das ganze Orcheſter vertheilt. Zwanzig Violinen führten die ſchwierigſten Paſſagen, die urſprünglich nur einer einzigen übertragen ſind, mit einer bewunderungswürdigen Präciſion aus. Eine Cadenz, die einem Einzelnen zu ſchaffen macht, wurde von ſämmtlichen Violinen mit unglaublicher Reinheit und Uebereinſtimmung vorgetragen. Nächſtdem kamen Chöre aus dem Meſſias, in denen die Soloſtimmen Einiges zu wünſchen übrig ließen. Den Beſchluß machte in größter Vollendung Beethoven's fünfte Symphonie, dieſelbe, die überall misverſtanden, zuerſt in Paris dem Genie jenes unſterblichen Tondichters die Bahn brach. Nach dieſer Symphonie wurde Beethoven die Loſung der hieſigen Muſiker. Er iſt der Schutzheilige des Conſervatoriums geworden. Und

welch' eine Schöpfung! Beethoven's Genius in allen seinen Zaubern, in allen seinen Höhen und Tiefen. Gemüth, Phantaste, Zweifel, Glaube, Himmel und Erde, und zwischen ihm im dritten Satz der Tartarus mit seinen Klüften, mit der schwindelnden Teufelsbrücke der langen, langen Trommelfermate und endlich Sieg, endlich Triumph, der vierte Satz in den dritten verschlungen, Jubel und seligste Ueberwindung.

Dieser ganze Tag war mir bedeutungsvoll. Ich war nach Paris gekommen, um Frankreichs große Männer zu sehen, dem Brennpunkte dieses ewig grollenden Vulkans mich zu nähern, mich zu ergötzen an der Lust des Volkes, mich zu prüfen an seinem Schmerz. Ich fuhr durch die Barrière St. Denis, auf die Boulevards, ich sah diese berühmten Straßen und Plätze, historische Schauer umwehten mich rings. Anknüpfungen der buntesten Art fesselten mich an Vieles, was Andern vielleicht leer erscheint. Ich komme, durstend nach Allem, was nur den Durst des Interesses stillen kann. Bald ist die kalte Prüfung, bald die pochende, bange Erwartung, bald nur die laue Neugier mein Führer. Ich sah schon Manches, werde noch Vieles sehen, aber ich gestehe, daß mich vom ersten Schritt, den ich auf diese Straßen setzte, die Sehnsucht verfolgt, George Sand zu besuchen.

Es ist nicht nöthig, daß man mir einräumt, George Sand wäre Frankreichs größter, jetzt lebender Schriftsteller. Es ist nicht nöthig, daß man bewundert, was Allen interessant erscheinen wird. Reizen muß Jeden, auch den Gegner, der Anblick einer Frau, die durch die Tiefe ihrer Ideen, die Poesie ihrer Anschauungen, den Glanz ihrer Darstellung Alles übertrifft, was in Frankreich mit ihr wetteifert. Sie hat Werke geschrieben,

die nur Erholungen von bedeutenderen Werken ſind, aber nicht die Vollendung ihrer Schöpfungen iſt es allein, die uns an ſie feſſelt. Es iſt die freie Hingebung an den Gedanken, die Aufopferung des Egoismus, ja ſelbſt des Vorurtheils und der Sitte an die edelſten Wallungen des Gefühls.

Sie zieht ſich zurück. Sie lebt der Pflege des ſeit Jahren leidenden Muſikers Chopin. Sie fürchtet die Zudringlichkeit einer Neugier, die in ihr nicht die Regel der ſchöneren Natur, ſondern nur die Ausnahme beachten will. Und vollends iſt ſie mistrauiſch gegen Touriſten. Man hat ſie in grotesken Umriſſen an die Wand gemalt. Man hat ihre Geheimniſſe, ihr Vertrauen nicht heilig gehalten. Man hat ſie um Audienzen gebeten und dann herabgezogen in die Sphären, wo wir alle menſchlich ſind; man hat ſie an die Mediſance der Reiſeliteratur verrathen. Und doch zieht es mich in ihre Nähe. Nur den Kreis möcht' ich ſehen, wo ſie waltet, nur wiſſen, wohin ihr Auge fällt, wenn ſie von der Arbeit ihres Geiſtes erſchöpft, das Fenſter öffnet, um die Bruſt an der Luft zu kühlen. Es trieb mich, wenigſtens G. Sand's Wohnung zu ſehen. Rue Pigalle 16 dicht in meiner Nähe. Nicht weit von Notre-Dame de Lorette. Ich wandre. Paris bekommt in der Nähe der Rue Pigalle ein neues Anſehen. Hier ſah ich, daß man Landhäuſer mit Gärten in Paris ſelbſt haben kann. An der Rue des Martyrs vorüber, durch die Rue Fontaine, wo ein anmuthiger kleiner Platz im ſchönſten, italieniſchen Geſchmack von Landhäuſern gebildet wird und Thiers wohnt, links die Rue Pigalle 20, 18, 16. — No. 16! Mir klopfte das Herz. Ein großes ſteinernes, neues Haus. Hinten ein Garten, das ſah ich wohl. Aber das Haus verſchloſſen. Ein Riegel vor dem Geheimniß, ein

Wall, der mich auch nicht einmal die Jalousieen ihres Zimmers sehen läßt.

Da les' ich an der Thür des kalten steinernen Hauses: petit appartement à louer pour un garçon. Ich werde klingeln. Ich werde eine kleine Komödie aufführen. „Hier ist ein Zimmer zu vermiethen?"

„Für 200 Franken," sagte die Concierge.

„Wo liegt es?"

„Im Entresol."

„Nach hinten?"

„Nach vorn, mein Herr."

Das war schon unglücklich getroffen. Ich sah durch den offnen Thorweg einen kleinen Garten und im Hintergrunde einen Pavillon, den G. Sand bewohnt.

„Wollen Sie das Zimmer sehen?"

„Zeigen Sie mir's." — So konnt' ich noch länger bleiben und den Ort überblicken, wo Spiridion, die Reise durch Frankreich, wo vielleicht schon Mauprat geschrieben ist.

Die Concierge stieg voran.

„Dies Zimmer ist es, mein Herr!"

Es war geräumig, neu gebaut, ohne Möbeln, niedrig, für zweihundert Franken wohlfeil genug, aber es ging nach vorne: in die sonnige Straße, nicht in die Schatten des Gartens! Wenn gutmüthige Seelen miethen und sie armen Leuten, die harren, bis sie finden, was sie suchen, das kalte Nein in trostreicherer Form aussprechen wollen, so sagen sie: „Ich werde wiederkommen."

„Ich werde wiederkommen, Madame."

Zur Thür mich wendend, fragt' ich: „Wohnt nicht hier G. Sand?"

Im Pavillon, mein Herr.

„Es iſt wohl zweihundert Franken werth, in der Nähe G. Sand's zu wohnen. Laſſen Sie mich den Garten ſehen."

Ich ſtieg hinunter und blickte in den kleinen Garten. Einige Rüſter, einige Linden, drei oder vier Anlagen zu Blumenbeeten, wenn der Frühling kommt. Der Raum, der hier bald ſich ſchmücken wird, iſt klein, aber drüben ſind dieſer kleinen Räume mehr, ſie bilden eine freie offne Ausſicht. Die Vögel von drüben kommen auf die Bäume von hier. Die Hollunderdüfte von hier würzen die Luft von dort. Was im dritten Garten Raupe iſt, kann im zweiten ſich verpuppen und hier im erſten, in dem Gärtchen G. Sand's, Schmetterling werden. So ſetzt ſich muſtviſch hier ein gewiſſes Naturleben zuſammen, eine fourieriſtiſche ſchöne Gegend, ein Natur-Phalanſtère. So ſeh' ich, daß es in Paris noch immer Oerter gibt, wo man vielleicht nicht grade Dichter werden, aber, wenn man es ſchon iſt, doch bleiben kann.

Die Concierge verſtand das Intereſſe, das ich an dieſem Orte nahm, vollkommen und hinderte mich nicht, länger in dem kleinen Garten zu verweilen. Die Jalouſieen waren niedergelaſſen. Mitten in dem wirren Paris ein ſo ſtiller, kleiner Fleck, wo man lieben, dichten und die Welt verachten kann. Ja es iſt etwas Großes um die moraliſche Kraft des Menſchen, wenn die Natur ſie unterſtützt! Im Angeſicht der Berge, im Angeſicht des Meers, ja nur im ſäuſelnden Schatten einiger alten Lerchenbäume, durch die der Mond mit tröſtendem Glanze ſchimmert, — man wird mehr wagen, größer ſein als im Salon, wo die Mediſance herrſcht. Ich rief mir die Nacht mit ihren Sternen, den

Frühling mit ſeinen Blüten auf dieſe idylliſche Abgeſchiedenheit hernieder, ich begriff den Geiſt, der in den Schriften dieſer merkwürdigen Frau lebt. Ich begriff den Muth, es mit dem Urtheil der Welt zu wagen. Ich begriff, daß es eine Nähe der Gottheit gibt, die uns die Entfernung der Menſchen vergeſſen lehrt.

---

## Dreizehnter Brief.

Paris, den 30. März 1842.

Das Palais Luxemburg iſt ganz den Kindern gewidmet. Vorn in dem ſchwerfällig verwickelten Gebäude verſammeln ſich die Pairs; hinten im Garten ſpielen die Bonnen mit ihren Zöglingen, dicht gegenüber wohnt Jules Janin.

Ich wollte aber heute das Pantheon ſehen, das die Franzoſen der Unſterblichkeit gewidmet haben. Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Man muß bergaufſteigen, um in die Nähe der Unſterblichen zu kommen.

Sonderbar, auch hier noch Schuppen um den vor achtzig Jahren begonnenen Bau, auch hier noch nicht Alles fertig. Wie beim Arc de l'étoile, noch Staub von den letzten Steinmetzen, die hier meißelten. Die Franzoſen fingen an, ihrer Unſterblichkeit Tempel zu bauen, da ſie noch Gelegenheit hatten, unſterblich zu werden. Jetzt in ihrer Pygmäenepoche werden die Tempel erſt fertig: jetzt, wo es leicht iſt, berühmt, und ſo ſchwer, unſterblich zu werden.

Das Pantheon war urſprünglich die erſte Kirche von Paris. Auf der Stelle, wo es ſpäter erbaut wurde, ſtand

eine uralte Kapelle. Das Christenthum ist also hier dem Cultus des Genius erlegen. Das große, in der That imposante Gebäude, mit seiner Riesenkuppel, seinen großartigen, freien, innern Räumen, wurde von Soufflot auf Befehl des funfzehnten Ludwig erbaut. Es sollte eine Kirche der pariser Schutzheiligen, der heiligen Genoveva, werden. Die Jacobiner wollten aber ihre Unsterblichen in diese Kirche bringen. Die Altäre wurden weggeräumt, die Reliquien der Genoveva wurden mit denen Marat's vertauscht. Als die Bourbonen zurückkamen, gaben sie diese Räume wieder der Genoveva; als Louis Philipp kam, fielen sie wieder den großen Männern zu. So streitet jetzt der Cultus des Glaubens mit dem Cultus des Genius! Wer weiß, ob nicht die Heiligen einst wieder hieher zurückkehren! Wenn in einer Zeit, wo Alles nach Größe strebt, die großen Männer zu sehr überhand nehmen, wird man anfangen, wieder den guten Menschen zu opfern. Wir stiegen in die Gewölbe hinab. Wie feucht, wie kalt ist es in der Nähe der Unsterblichkeit! Warum liegen sie da unten in den trüben, dunkeln Räumen! Ihr habt Rousseau und Voltaire, wenigstens ihr Andenken, dort hingelegt. Voltaire würde nie diese dunkeln Gewölbe für seine Gebeine als Ruheort gewählt haben. Voltaire wollte Licht im Leben, er würde auch Licht im Tode gewollt haben. Rousseau hätte allerdings das Dunkel gesucht, aber das Dunkel eines verschwiegenen Parks, einen stillen, schattigen Blätterhain. Fröstelnder Gedanke, hier unsterblich zu liegen! Lieber seiner Zeit, der Mitwelt genügen, und dann gebettet, wie Uhland singt, in Gras und Blumen oder vergessen.

Rousseau, der arme, gute, schwache Rousseau, liegt im tiefsten, feuchtesten Dunkel. Aus seinem Sarkophag langt

eine Hand heraus, die eine Fackel trägt. Es soll dies bedeuten, daß er im Grabe leuchtet. Man findet diese Idee sehr sinnig. Mir war sie schauerlich. Es fiel mir ein: „Wer Vater und Mutter nicht ehrt, dem wächst die Hand aus dem Grabe.“ Auch an Rousseau hat sich die alte Sage bewährt. Rousseau ehrte seine Eltern, aber der Vater ehrte nicht seine Kinder. Im Pantheon wächst ihm die Hand aus dem Grabe.

Auf der entgegengesetzten Seite liegt Voltaire. Als hätte der eitle Mann es bestellt, sein Sarkophag ist vergoldet und aufgeputzt. Seine Statüe blickt sarkastisch auf seine irdischen Ueberreste herab. Dieser ganze dunkle Winkel ist eine Ironie. Voltaire, der war, bezweifelt den Voltaire, der einst sein wird. Dieser Winkel, der Voltaire gewidmet, ist keine Apotheose, sondern ein Epigramm. Das grinsende Lächeln des Philosophen von Ferney, durch Marmor verewigt, ist an dieser Stelle fast eine Blasphemie.

Auch das Modell des Pantheon haben die Franzosen ins Pantheon gesetzt. Es mag der Sarkophag seines Erbauers sein. In den übrigen Räumen, dunkeln, unheimlichen Kammern, sind steinerne Särge in beträchtlicher Zahl auf einander geschichtet. Sie enthalten die Gebeine vieler Unsterblichen, von denen man in den Jahrbüchern der Geschichte und Wissenschaft einst vergebens nach bedeutendern Spuren suchen würde. In Ermangelung großer Männer, hat Talleyrand gesagt, setzt man Beamte ins Pantheon. Und in der That, diese Bureauchefs, diese Akademiker, diese Divisionsgenerale haben ihre Unsterblichkeit wohlfeil erkauft. Nicht daß Frankreich arm an Ruhm wäre, aber selten, daß die Mitwelt den Ruhm der Zeitgenossen zu schätzen weiß und

die Nachwelt Zeit findet, an die Vergangenheit zu denken. Die wahren Größen Frankreichs wird man im Pantheon vergebens ſuchen.

Ich ſtieg dann mit einer gemiſchten Truppe von Studenten, Rekruten, Griſetten in die Kuppel hinauf. Eine Höhe von 300 Fuß über dem Spiegel der Seine. Ich ſah das friſche und in der That anziehende Kuppelgemälde von Gros, das in bunter Gruppirung alle bedeutenden Perſonen, die ſich an die Idee des Pantheons in kirchlicher Hinſicht knüpfen, darſtellt. Die heilige Genoveva gilt für ein Meiſterſtück und hat dem Maler von Karl X. den Adel eingetragen. Sie iſt hübſch hingehaucht, luftig und ſchwebend, verklärt und heilig. Noch höher hinauf ſteht man in der Kuppel. Drinnen an den Wänden eine Unmaſſe von Namen, die, mit Bleiſtift an die Wand gezeichnet, auf ihre Weiſe ins Pantheon zu kommen ſuchen. Präfekten dort unten, Maires, Bureauchefs — warum hier oben nicht Commis, Epiciers und Champagnerreiſende? Draußen das ungeheure Paris aus der Vogelperſpective, dieſes Paris, das ſo Großes erlebt hat, das Paris des vierten Heinrich, des vierzehnten Ludwig, das Paris der Jacobiner, Napoleon's, das Paris der Julirevolution. Notre-Dame, die nächſte dem Thron des Pantheon, der erſte Pair dieſes majeſtätiſchen Reichs. Welche Fülle berühmter Gebäude, dieſe Säulen, dieſe Triumphbogen, und dazwiſchen die gelbe Seine. Dort der Kirchhof Montmartre, drüben der Père Lachaiſe, ein Pantheon, romantiſcher noch, als dieſes klaſſiſche ſteinerne.

Ich mochte nicht länger oben bleiben. Der wollte wiſſen, wo Boulogne, der, wo Orleans liegt. Die wollte unten in der Stadt einen Winkel ſehen, wo vielleicht in dieſem

Augenblick ihr Freund ihr untreu iſt. Jeder langte ſich ſeine Neigungen, ſeine heiligen Stätten aus dem Panorama heraus. Ich eilte die Stufen hinunter, wählte auf Gerathewohl von zwei Treppen die nächſte, ſpringe über Drathgitter weg, die ich für blinde Warnungen halte, hüpfe wohlgemuth auf den Vorſprung der Kirche, der etwa 200 Fuß tiefer iſt, als die Kuppel, und will fort. Da fällt die Kuppelthür hinter mir zu. Ich ſuche eine neue und finde ſie nicht. Ich finde ſie, ſie iſt verſchloſſen. Ich warte auf den Führer. Er verſchwindet mit ſeinem Zuge oben in den Lüften auf der Gallerie, ich zähle die Stufen, der Führer kommt nicht. Er iſt die andere Treppe hinunter gegangen und ich bin hier allein. Vor- und rückwärts kein Weg. Rings nichts als Quaderſteine, Gallerien, vor mir das noch immer vogelluſtige Panorama, die Entfernung in die Tiefe viel zu weit, um meine Stimme hörbar zu machen. Dreihundert Fuß hoch klettere ich auf der Gallerie herum. Ich winke und ſchwenke mein Taſchentuch in die Luft mit großer Selbſtüberwindung, denn von der ſchlechten pariſer Wäſche hatte es ein großes Loch, das ich mich genirte, dreihundert Fuß hoch dem mediſanten Paris zu zeigen. Eine halbe Stunde reſignirte ich mich, hier oben auf dem Pantheon, wie einſt Quaſimodo drüben auf Notre-Dame zu leben. Ich ſah mich, da es regnen wollte, nach einer Glocke um, um mich unter ihr zu bergen. Endlich aber erblickte ich auf einem andern Flügel des großen Baues eine kleine Figur. Es war dunkel geworden. Ich hielt ſie für einen Gnomen, für einen Miteſſer der Unſterblichkeit, der ſich ärgert, daß Jemand, der mit ihm einſt in einem Zimmer wohnte, unſterblich geworden iſt und er nicht. Ich winkte dem ſchwarzen

beweglichen Punkt. Er streckte ein Fragezeichen aus, einen schwarzen rußigen Besen. Es war ein Pantheonfeger, ein Decrotteur des Staubes der Unsterblichkeit. Er lachte, wie Voltaire in den Katakomben unter uns lacht. Er winkte Freiheit und Erlösung. Nach einer Viertelstunde öffnete sich die Thüre. Für einen Franken entging ich der Gefahr, lebendig im Pantheon der Franzosen beigesetzt zu werden. Wenn ich den Eifer bedenke, mit dem ich nach diesem Abenteuer im Hause des Ruhms auf die erste beste Carte du jour eines Restaurant im Palais Royal stürzte, so bin ich vollkommen der Meinung, daß der Hunger und der Ruhm Geschwisterkinder sind.

---

## Vierzehnter Brief.

Paris, 31. März 1842.

Nun weiß ich, wie es eigentlich gekommen ist, daß wir die Schlacht bei Leipzig gewonnen haben. Die Franzosen sind an die Preußen verrathen worden und den Verräther hab' ich gestern kennen gelernt.

Es ist ein Mann, nahe an den Sechzigen, ein Mann der sich vermittelst seiner Halsbinde noch ein Ansehen von Vierzigen zu schnüren weiß. Er trägt feine Wäsche, einen gefärbten Backenbart und hat die Manieren mehr eines Maklers, als eines Soldaten. Er ist Spanier von Geburt, dann in Frankreich naturalisirt, zu verschiedenen diplomatischen Aufträgen verwandt worden, sehr reich und bewirbt sich jetzt um den Gesandtschaftsposten an einem der ersten Höfe

Europas. Dieſer Mann heißt gewöhnlich Herr Fontenay; ſeit einigen Wochen nennt man ihn Marquis de Lormias. Er gibt täglich offne Audienz am Börſenplatz, in dem eleganten Theater Vaudeville.

Indeſſen Herr Fontenay iſt an der Bedeutung, die er für die Geſchichte des Jahres 1813 gewonnen hat, ſehr unſchuldig. Arago und Vermond, die das kleine Drama „Die Memoiren des Teufels", geſchrieben haben, ſind es, die ihn mit einem ſo bedeutenden Gewicht in Scene ſetzten. Der Moment, wo es herauskommt, wie eigentlich die Schlacht bei Leipzig verloren ging, macht täglich im Vaudeville auſſerordentliches Glück. Die Franzoſen nehmen ihn für eine authentiſche hiſtoriſche Aufklärung und ſchmettern dieſen Verräther, Marquis von Lormias, mit einem Beifallsſturm nieder, für den ſich der Teufel, der ihn entlarvt, zu bedanken hat.

So wichtig uns die franzöſiſchen Memoiren für die Geſchichtſchreibung ſind, dieſe Memoiren des Teufels werden es nicht werden *).

Man kann in Paris nicht von Antecedentien ſprechen, ohne an die Politik zu denken. Antecedentien war hier noch vor einigen Jahren ein furchtbares Wort. Jetzt hat man ſich daran gewöhnt, weil Jeder die ſeinen hat. Antecedentien! Man las ſie aus dem „Dictionnaire der Windfahnen" heraus, in welchem die Staatsmänner Frankreichs aufgezählt ſind und geſchildert nach ihren Eiden. Talleyrand war der Oberceremonienmeiſter der Antecedentien. Er hatte mehr als

*) In der deutſchen Ueberſetzung verräth der Marquis de Lormias die Franzoſen bei Vittoria, nicht bei Leipzig.

reizehn Eide geſchworen und alle gebrochen. Die Andern olgten der Reihe nach. Es war eine ſchreckliche Polemik, amals, als man ſich die oft drückenden Nothwendigkeiten er Vergangenheit zu Vorwürfen für die Gegenwart machte. Die, die nichts erlebt hatten, wühlten nach den Inconſequen- en der Greiſe. Man vergaß den gewaltigen Umſchwung er Begebenheiten, man vergaß die menſchliche Schwäche.

Und doch waren Viele wohl auch zu ſchwach! Es iſt ein alter Gedanke, zurückzublicken auf die Vergangenheit, ihren Glauben, ihren Glanz und Die, die dieſen Glanz anbeteten, ieſen Glanz verriethen. Zu ſchnell flohen ſie von dem Be- egten zum Sieger, zu ſchnell bückten ſie ſich unter das Joch er Nothwendigkeit. Wenige ſind da, die mit der ſterbenden ache geſtorben wären, Wenige, die ſich in die Fahne hüll- n, die ſie einſt trugen, einſt vertheidigten, in die Fahne, n ſich ſtill zu verbluten! Wie lockten die neuen Sterne nd Ehrenbänder, wie lockten die goldnen Schlüſſel und Gra- nkronen! Es iſt traurig, daß in Frankreich die reiſe nicht das Ehrwürdigſte ſind.

Im Palais Luxembourg ſitzen die Pairs. Das Local iſt u, noch neuer als die Erfindung dieſer Würde. Eine Ro- nde. An den Seiten die Tribünen der Zuhörer, die ſich er nicht zahlreich einfinden. Gegenüber in einem Einbau r Präſidentenſtuhl, die Sitze der Secretaire. Unten die hnſtühle der Pairs, rothe und grüne Polſter, davor Tiſche, f ihnen Schreibmaterialien. Die Einrichtung iſt bequem. ie Lehnſeſſel geſtatten die gefälligſte Erholung, für die all- betagten Geſetzgeber ſogar den ſtärkenden ſüßen Schlaf. er ganze Raum iſt mit Malereien, Draperien, Vergoldun- n überladen. Die Sonne ſcheint freundlich auf die über-

wiegend grünen Farben. Es liegt viel Behaglichkeit, viel Vornehmheit in dem Gesammteindruck, und so gedenkt man unwillkürlich der unglücklichen Verirrten, die vor diesen Richtern schon so oft gestanden haben, um heute gerichtet, morgen guillotinirt zu werden. Es ist sehr grausam, von diesen kostbaren Teppichen Jemanden auf das Blutgerüst schicken.

Der Herzog von Broglie präsidirte. Der eigentliche Kanzler, Herr Basquier, studirte wahrscheinlich an seiner akademischen Antrittsrede. Eine nüchterne Sitzung. Ein Gesetzentwurf, der verlesen wurde und schon angenommen war, ehr man noch über ihn abstimmte. Man brachte die Kugeln, man zählte sie, schüttete sie aus einem Korbe in den andern, es hatte etwas von Taschenspielerei, etwas von Escamotage. Dabei statteten sich die alten Herren Visiten ab und unterhielten sich von Dingen, die ihnen lieber waren, als die langweilige Tagesordnung. Die Pairs tragen alle eine gestickte Uniform, die mit ihren meist greisen Häuptern nicht gut harmonirt. Viel bedeutende Namen auf den grünen Sesseln. Viel Ruhm unter diesen Perücken, manche Unsterblichkeit! Gelehrte, Staatsmänner, Krieger von großer Auszeichnung. Die, die nichts waren, als treu ergebene Beamte, schienen mir die vorlautesten zu sein.

Die französische Pairskammer ist ein durchaus verfehltes Institut. Als man die Pairswürde für nicht erblich erklärte, hob man auch den Begriff der Pairie in sich selbst auf. Noch entsinn' ich mich deutlich jener Kämpfe um die Erblichkeit der Pairie. Es war ein Streit, wo sich, wie oft, Liberalismus und Despotismus in ihrer äußersten Einseitigkeit begegneten. Die Liberalen wollten die Pairie nicht erblich, weil ihnen alle Privilegien und zumal die, die sich ver-

erben, ein Greuel ſind. Die Regierung wollte die Pairie nicht erblich, weil ſie vorzog, die Macht, die ſie controliren ſollte, ſich alle zehn Jahre ſelbſt zu ſchaffen. So iſt die franzöſiſche Pairie als Körper dem Ganzen eine Laſt und für die Einzelnen, die ihm angehören, ein Privilegium der Unpopularität, eine Sinecure des Volkshaſſes.

Wenn es doch einmal zwei Kammern geben ſoll, ſo muß die eine das Princip der Bewegung, die andere das Geſetz der Trägheit vorſtellen. Das Geſetz der Trägheit heißt es ſehr mißverſtehen, wenn man es durch Greiſe wiedergeben will. Es muß zwei Principien im Staate geben, das Intereſſe des Neuen und das des Alten, die Veränderung und die Beharrlichkeit, den Fluß und den Stillſtand. Aber das Alte muß nicht greis, das Beharrliche nicht eigenſinnig, der Stillſtand nicht der Tod ſein. Die Pairie, erblich oder nicht erblich, ſcheint uns, da die Regierung ſelbſt ſchon das Princip des Widerſtandes und der Trägheit genug iſt, ein Uebel. Soll man aber von zwei Uebeln wählen, ſo nimmt man das geringere. Eine erbliche Pairie kann wenigſtens Das vorſtellen, was ſie bedeutet. Eine erbliche Pairie ſtellt der Regierung geſunde, kräftige Elemente gegenüber. Sie wird nie zäh werden, ja ſie kann zu Zeiten freiſinniger ſein, als die Kammer der Gemeinen. Was ſind dieſe Schatten der franzöſiſchen Pairie! Abhängige Würdenträger der Krone, die nichts repräſentiren, als die Zahl ihrer Dienſtjahre. Kein Beſitz, auf dem ſie fußen, keine Erinnerung an alte Größe, die ſie aufrecht halten. Die franzöſiſchen Pairs ſind eine der hohlſten Inſtitutionen, die unſre in Staatsformen ſo erfinderiſche Zeit nur hat erſinnen können. Inzwiſchen ſind ſie dem allgemeinen Spotte geweiht. Ein Pair machte neulich

in einem Anfall von Freimüthigkeit, den dieſe alten Herren zuweilen, wenn das Podagra zu arg iſt, bekommen, den Antrag, ob denn die Regierung bei ihnen nicht die Opiumfrage vorbringen werde? Sie hätte ihm antworten können, daß die ſchläfrigen Verhandlungen der Pairskammer genug bewieſen, wie lange ſchon dieſe Frage von ihr verhandelt wird.

Der Ausſpruch Schiller's vom Werth des Einzelnen beim Unwerth des Ganzen bewährte ſich mir wohl, als ich in Baron Degerando einen Pair kennen lernte, der an ſich der größten Achtung würdig iſt. Herr von Degerando iſt ein Greis, der mitten in den flüchtigen und oft frivolen Beſtrebungen der pariſer Tagesordnung ſich einen edlen, menſchenfreundlichen, einen rein humanen Zweck erhalten hat. Früh Krieger, dann den Degen mit der Feder vertauſchend, lebt er der Idee des Friedens, dem Wohle der Geſellſchaft, der Erleichterung von ihren drückendſten Uebeln. Ich begrüßte ihn als „eine lebendige Anwendung der Ideen unſeres Herder" und er geſtand, daß er den Schriften Herder's ſeine beſten Anregungen verdanke. Er war es, der Edgar Quinet veranlaßte, Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit ins Franzöſiſche zu überſetzen. Degerando verhält ſich zur Philoſophie, wie der Mönch zum Theologen. Er bewegt ſich nur im praktiſchen Gebiete der Wiſſenſchaft, in ihren Anwendungen auf das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft. Die Flüge der deutſchen Philoſophie ſind ihm zu überſchwenglich, er verlangt von der Metaphyſik einen ſchnelleren Uebergang zur Moral, von der Moral einen ſchnellern Uebergang auf die Sittenpolizei, auf die Straf- und Beſſerungsanſtalten, auf die Volkswirthſchaftslehre, auf die Anlegung von Geſundheits- und Krankheitshäuſern, auf die Warte- und Klein-

kinderſchulen. Einer Unzahl kleiner Geſellſchaften, die dieſen Zwecken gewidmet ſind, präſidirt Herr von Degerando mit demſelben Eifer, den er den Verhandlungen der moraliſchen Section des Inſtituts de France widmet.*)

## Fünfzehnter Brief.

Paris, den 1. April 1842.

Wieder um einen Glauben ärmer, um eine Täuſchung reicher.

Die Italiener ſchließen heute den Saal Ventadour, um nach London zu gehen. Geſtern war ihre letzte Vorſtellung. Ich eilte die vorletzte zu ſehen.

Alter Ruhm, geſtützt auf das Herkommen. Verblichene Größe, verjährte Vollendung. Die Italiener verdienen ihren Ruf nicht mehr. Sie werden noch einmal nach London gehen, noch ein Mal dort mit der deutſchen Oper wetteifern und nach Paris ohne Erfolg zurückkehren, wenn ſie nicht friſche, neue Elemente in ihr verſtocktes Blut aufnehmen. Was die Italiener in Paris noch ehrt, iſt, daß ſie ſich ſelber ehren. Man zahlt nicht gern zehn Franken Eintrittgeld zu einem Genuß, den man ſich zergliedert.

Alle Welt tröſtete mich: Sie müſſen den Barbier von Sevilla ſehen. Seit zwanzig Jahren kommen die Fremden nach Paris, um bei den Italienern den Barbier von Sevilla zu ſehen. Es erben ſich Geſetze und Rechte, aber nicht Ju-

*) Degerando iſt ſeitdem geſtorben.

gend und Schönheit fort. Ich sah eine heroische Oper, eine Oper, die ich oft von Italienern selbst schon gehört habe, Lucrezia Borgia.

Es ist wahr, es waltete ein Unstern über dieser Vorstellung. Die Grisi ist seit einigen Monaten im Begriff, Mutter zu werden. Man muß einräumen, daß ein solcher Zustand keine Entfaltung ihrer Künstlerschaft gestattete; aber eine so oft gesungene Oper, eine so oft gespielte Rolle, — sollten sie nicht mehr Spuren von der üblichen Leistung übrig gelassen haben, mehr, wenigstens soviel mechanische Kunstgriffe, daß man aus diesen den gewöhnlichen Grad ihrer Kunst hätte entnehmen können? Zuvörderst kann die Stimme zwar etwas von ihrem Timbre, aber nichts von ihrem Adel verlieren und die Grisi hat eine unedle Stimme. Schlacke, kein Erz: ausgesungene, stumpfe, zuweilen gemeine Töne, nicht um den Klang einer Messerspitze zu vergleichen dem Metall einer Hasselt-Barth. Eben so geringfügig schien mir die Kunst des Gesanges. Ich hörte von einer Signora Oni — Ini — oder Etti, einer allerdings häßlichen und darum nicht in vogue gekommenen Italienerin in Berlin, die Lucrezia singen, mit einer Virtuosität der Kehle, mit einem Feuerwerk von Kunstfiguren, daß mir die Grisi wie eine Schülerin dagegen erschien. Ihre Passagen waren ausgetreten, ohne Fluß, ohne Poesie. Die ganze Erscheinung dieser Sängerin hat etwas Bedeutungsloses. Am wenigsten macht sich ihr Spiel geltend. Es war schlaff, ohne Reiz, ohne Anregung. Man sah die hundert Mal abgeleierte Anekdote des Stückes, erzählt wie im Schlaf. Die Leidenschaften lagen in den Worten, nicht in den Blicken; ich mußte lachen, wenn ich diese Comödie mit dem Spiel einer

Fiſcher-Achten verglich. Wie dieſe Deutſchen ihre Seele preisgeben, wie ſie mit Feuer und Poeſie den Geiſt ihrer Rolle erſchöpfen, ohne geſchätzt, ohne beſungen zu werden, als in unſern kleinen Lokalblättchen, während eine Griſi in Ueppigkeit und Ruhm ſchwelgt! Sie wird niederkommen, in London Tauſende verdienen, in Paris wieder auftreten und bewundert werden, bis auch einmal ihre Stunde ſchlägt.

Mario hat Rubini verjagt. Mario iſt ein hübſcher Mann, der den Primadonnen beſſer gefiel, als der häßliche Rubini. Mario hat einen heiſern Tenor, deſſen Beherrſchung ihm um ſo mehr Ehre macht, als man jeden Augenblick fürchtet, er würde überſchlagen. Dieſe Angſt der Zuhörer muß man bei Schätzung ſeines Werthes ein wenig mit anſchlagen. Italien hat vielleicht keine Schenkel, die ſich ausgeſtopft ſo ſchön ausnehmen, wie die Mario's, aber beſſere Kehlen hat es gewiß. Tamburini ſang den Herzog. Dies iſt ein Name, der ſeine Geltung verdient. Unſre Zeit iſt reich an herrlichen Barytonen und Tamburini iſt einer der vorzüglichern. Gewundert hat mich, daß Tamburini Das Figurenmachen nennt, was wir im gewöhnlichen Leben huſten nennen. Er huſtet ſeine Coloraturen, wie es Sängerinnen gibt, die ſich einbilden, trillern zu können, wenn ſie mit dem Kehlkopf lachen. Eine häßliche Signora Detti ſang den Orſino. Jede Soubrette an einem deutſchen Mitteltheater iſt beſſer. Lablache, eine Falſtaff-Figur, wirkte im Chor der Nobilis mit. — Füg' ich nun noch hinzu, daß die Chöre vollendet ſchlecht, die Arrangements der Tafelſcene im dritten Akt italieniſch hungrig waren, ſo wird man nicht begreifen können, wie dieſe Bühne ſich in ihrer Geltung behaupten kann. Sie ſteht nicht nur hinter den erſten Bühnen Italiens zurück

ſondern kann ſich mit Ausnahme der Perſiani, die gut ſein ſoll, Tamburini's und Lablache's kaum höher anſchlagen, als jene italieniſchen wandernden Truppen, von denen einige neuerdings auch nach Deutſchland gekommen ſind. Zur Erklärung dieſes falſchen Ruhms tragen beſonders drei Dinge bei. Zuvörderſt der Reiz alles Fremden, dann der Mangel einer guten Kritik. In Paris wird viel getadelt, aber, man ſieht es, nur zu oft aus Parteilichkeit. Die großen politiſchen Blätter kümmern ſich nicht im Zuſammenhang um die fortlaufende Chronik der Bühnen, und die kleinen belletriſtiſchen ſind nicht im Stande, ihre Mitarbeiter gegen die Folgen ihrer Wahrheitsliebe ſicher zu ſtellen. Meiſtentheils kritiſiren Dilettanten, die ſich durch ihre Feder den Eingang in die Boudoirs der hübſchen Schauſpielerinnen zu verſchaffen ſuchen. Die Theaterkritik iſt hier ein petit maitre, die Analyſen des Spiels ſind Liebeserklärungen. Der dritte Grund iſt der Mangel eines ſtationären Publicums. Das Publicum in Paris iſt überhaupt ein immer nur zufälliges. Die zwanzig Bühnen, die täglich ſpielen, rekrutiren ihr Auditorium aus einer Maſſe, die jeden Morgen den Theaterzettel des Corſaire wie eine Speiſekarte durchläuft, um zu wählen, was eſſen wir heute? Daher iſt das pariſer Publicum, wenn nicht gerade erſte Vorſtellungen die Elite der Tonangeber oder die Kabalenmacher in Bewegung ſetzen, im Allgemeinen harmloſer und empfänglicher, als die Herren Abonnenten, die in den deutſchen Theatern das Urtheil ſprechen. Man kennt hier trotz der ewigen Komödie inner- und außerhalb der Theater jene Ueberſättigung, jene Erſchlaffung nicht, die den Deutſchen in ſeinem Beifall oft ſo ſpröde, in ſeiner Hingebung oft ſo kühl macht. Das Publicum der

Italiener ſind zum größten Theil Fremde, die kein Urtheil auszuſprechen wagen, Damen, die hieher gehen, um ihre Toiletten zu zeigen und lernen wollen, wie man ſtatt pourquoi ſagen kann porche, elegante Herren, die mit ihrer Lorgnette mehr in die Logen, als auf die Bühne blicken, Leute endlich aus der Maſſe, die alle Jahr nur zwei Mal zu den Italienern gehen können, weil es ihnen ſonſt zu theuer käme. Und an ſolche Feſttage kann man freilich nicht den Maßſtab der Kritik legen.

Der Regen treibt des Abends in die Theater. Ich behalte mir Politik und Wiſſenſchaft noch vor und verfolge Eindrücke, die ſo viel zur Kenntniß Frankreichs und des pariſer Lebens beitragen. Geſtern hab' ich mir das Grab des deutſchen Repertoirs angeſehen. Ich war im Odéon.

Dieſe Bühne kann ſich nicht aufſchwingen, weil ſie zu entlegen iſt. Es iſt wirklich eine Anmaßung, wenn ſie ſich zweites Théatre Français nennt. Die Studenten geben hier den Ton an. Das Odéon liegt dicht am Quartier latin. Man pfeift und tobt während und zwiſchen den Akten. Dabei keine Ordnung in der Zeit, keine fleißige Muſik, Gasgeſtank von zerſpringenden Beleuchtungsgläſern, arme Toilette der Schauſpielerinnen und wenig Talent. Das ſind die Elemente, von denen hier Raupach, Blum, Eduard Devrient und Bauernfeld erwartet werden. Ein Abend im Odéon iſt meiſt immer ein raſender See: und der See will ſein Opfer haben.

Ich ſah „Quinolas Hülfsquellen" von Balzac. Seit vierzehn Tagen iſt Balzac das tägliche Brod der Journale. Wo man hinblickt, eine Demüthigung; was man lieſt, ein Witz auf Balzac. Balzac's Idee war, berühmt zu werden

in Frankreich, malgré la presse. Dazu gehört mehr als Philosophie, dazu gehört die Unempfindlichkeit jenes Bambusrohrs, der canne de Mr. de Balzac, die man hier zuweilen mit ihm selbst verwechselt. Balzac sollte vom Staat eine Pension beziehen, denn er gibt den hiesigen Ministern das erhabenste Beispiel, wie man Impopularität mit Gleichmuth ertragen kann. Balzac's Haut — ob sie auch eine peau de chagrin ist?

Gestern wurde Quinola vielleicht zum siebenten Male gegeben und noch immer finden Unterbrechungen, dauernde Tumulte, Zwischenreden des Parterres, kurz alle Manöver einer ersten Vorstellung statt. Ich bewunderte die Geduld dieser Schauspieler. Vielleicht hätt' ich die Klugheit des Direktors bewundern sollen. Die Schauspieler des Odéon sind arme Teufel, die in Paris leben wollen, ohne auf den Boulevards ein Engagement finden zu können. Sie haben etwas von dem Wesen der reisenden Gesellschaften in Deutschland. Man sieht ihnen an, daß sie heute spielen, um Morgen leben zu können. Sie spielen nicht, wie unsere Hoftheaterkünstler, auf Lebenszeit, sondern auf Wochengage, wie damals in Deutschland, als wir noch weniger „Künstler" und bessere Schauspieler hatten. Diese armen Teufel des Odéon müssen aushalten, wenn man auch mit Aepfeln nach ihnen wirft. Sie sind engagirt, nicht für die französische Bühne der Gegenwart, sondern für die französische Bühne der Zukunft. Unsere deutschen Hofschauspieler bekommen sehr oft Rollen auf den Leib zugeschnitten. Diese Schauspieler des Odéon müssen sich zuschneiden lassen auf den Leib der Rollen. Sie sind nicht engagirt für das Drama, sondern für Experimentaldramatik.

Ich hatte tiefſtes Mitleid mit dieſen armen Mittelmäßigkeiten. Sie ſind gewohnt, Rollen zu ſpielen, die ihnen, wie ihre wurmſtichige Garderobe, vom Leibe fallen. Sie denken, ſie haben eine Tirade, die rauſchend applaudirt wird, ſie ſprechen ſie mit Pathos, mit Würde und werden ausgelacht. Sie treten wie Löwen aus den Couliſſen auf und ſchleichen wie Katzen wieder davon. Dabei dürfen ſie nie Partei für das Publikum nehmen. Sie müſſen ihren Autor vertheidigen, bis auf's Blut. Sie müſſen ihre Rollen wiſſen, ſie müſſen ihren Dichter durch alle Schreckniſſe des empörten Parterres hindurchtragen. Ein deutſcher Schauſpieler, beim erſten Murren des Parterres, verräth den Dichter. Ein deutſcher Schauſpieler, ich kenne Ausnahmen, zieht es vor, lieber mit ſeinem Parterre befreundet zu bleiben, als mit dem Autor. Er gibt das neue Repertoir im Nu auf, da ihm ja noch das alte bleibt! Zertrümmert man ihm heute eine Rolle, er wird morgen noch Ferdinand in Kabale und Liebe ſpielen können, er hat noch Poſa, noch Hamlet. Ein deutſcher Schauſpieler liebäugelt mit dem Publikum, tritt an die Lampen, zuckt mit den Achſeln und bettelt um Nachſicht für die Künſtler, die an dem misfallenden Gedichte keine Schuld trügen! In Paris weicht der Darſteller nicht, der Dichter nicht. Es war nicht franzöſiſch, daß Georges Sand ihre unglückliche Coſima aus dem Pfeifen und Ziſchen der Darſtellung fortnahm. Es war menſchlich, es war deutſch. Aber Balzac läßt ſeinen Quinola dem Odéon unverkürzt. Keine Scene, kein Akt iſt verändert. Die ſiebente Vorſtellung wie die erſte. Alle die Phraſen, die Jüles Janin als lächerlich hervorgehoben hat, ſind geblieben, obgleich jedesmal, wenn ſie geſprochen werden, das ganze Haus in Gelächter aus

bricht. Nach einer langen Pauſe ſagt Fontanares mit feierlicher Stimme: cette femme est perfide, comme le soleil en hiver. Dies feine, deutſche, Jeanpaul'ſche Bild wird regelmäßig mit einem Sturm von Hohn und Spott aufgenommen. Bliebe es fort, die Direktion müßte etwas von dem Eintrittsgeld wieder herausgeben.

Soll ich nun ſagen, ob Quinola ein gutes Stück iſt, ſo muß ich ſagen: Nein. Wenn ein Mann von Geiſt geiſtreich iſt, ſo iſt das ſeine Schuldigkeit, denn man verehrt ihn als geiſtreich. Ein Mann von Geiſt darf nicht albern ſein. Es gibt bei geiſtreichen Männern Albernheiten, die aus einer Phantaſie, aus einem trüben Tage, aus einem erbitterten Herzen entſtehen. Aber Quinola iſt keine Schwärmerei Balzac's, ſondern eine nüchterne Erfindung, eine Berechnung, die ſich weder durch eine Verirrung der Phantaſie, noch durch eine Verirrung des Herzens entſchuldigen läßt. Die geſunde Vernunft, der gewöhnliche Menſchenverſtand hat nicht nöthig, geiſtreich zu ſein. Aber der Geiſt hat nöthig, daß er vernünftig iſt.

Balzac hat ein Stück geſchrieben, das weder ein Drama, noch ein dialogiſirter Roman iſt. Es iſt ein Drama, es iſt ein Roman, aber der Fehler liegt darin, daß es in ſeiner ganzen Ausdehnung Epiſode iſt. Das ganze Stück iſt Arabeske. Es iſt einer Oper zu vergleichen, die nur aus Septuors, nur aus Finalen und Enſembles beſteht. Balzac belebt die Scene durch Menſchen, die nichts, nichts thun, als nur die Scene beleben. Man kann in dieſer Art Romane, aber keine Dramen ſchreiben.

Balzac's Quinola iſt ein Drama ohne Stoff, ohne Handlung. Ein Spanier hat die Dampfſchiffe erfunden. Schon

unter Philipp II. Dies iſt eine Erfindung Balzac's. Krago wird darüber gelächelt haben, wir lächeln auch, denn dieſe Hypotheſe iſt Dampf.- Wir glauben ſchon nicht an die Realität des Sujets. Fontanares hat die Macht des Dampfes entdeckt, hat ſie, ein anticipirter Fulton, gleich auf Schiffe angewandt, er wird ein zweiter Columbus werden und die Welt behandelt ihn wie Columbus. Man verfolgt ihn, man verleumdet ihn, man gibt die Ehre ſeiner Erfindung einem Andern. Es iſt die alte Geſchichte von der Stellung des Genius zur kalten Verſtandesauffaſſung, von der Stellung der Poeſie zum Materialismus. Die Geſchichte iſt für Den, den ſie trifft, in ihrer nackten Einfachheit oft ſchmerzhaft genug, aber um ſie zündend zu machen für Alle, muß man tiefer in das Menſchengemüth greifen als es mit den Balzac'ſchen Phraſen möglich iſt, muß man ſtarken Schatten zeichnen, um ſtärkeres Licht zu gewinnen. Bei Balzac verdirbt der komiſche Theil den tragiſchen. Das Ganze ſinkt zur Pasquinade herab. Die Idee des Stücks iſt tragiſch, die Ausführung komiſch. Shakespeare verſtand dieſen Widerſpruch zu löſen, aber Shakspeare, im Vergleich mit den Feuilletonromantikern unſrer Zeit, wenn er auch dichtete, um zu leben, lebte, um zu dichten.

Quinola iſt der Bediente des Erfinders. Dieſe Figur iſt im Geſchmack des Gil Blas gedacht. Das ganze Stück iſt in ſeinen Hauptfiguren aus dem Bettler-, Abenteuer- und Spitzbubenkreiſe dieſes überſchätzten ſpaniſchen Vagabundenromans entnommen. Quinola macht einige gute Späße. Seine à parts, die den Lauf der Handlung wie eine ironiſche Selbſtkritik des Autors begleiten, ſind oft witzig und werden belacht. Der jüngere Monroſe, der einzige Künſt-

ler *) unter dieſer zuſammengelaufenen Truppe, ſpielt den mehr als zweideutigen Charakter mit Humor. Er faßt die Rolle leicht und gewinnt dadurch einen großen Vortheil für das Stück. Er macht nichts geltend, er ſchlüpft unter Gutem und Schlechtem weg, er zwingt dem Zuhörer nichts gewaltſam auf. Dies iſt ein großer Fehler deutſcher Schauſpieler. Sie können ihre Rollen nie genug erſchöpfen, faſſen ſie meiſt mit grotesker Wichtigkeit an und werfen uns die Effekte, die wir darum nicht mögen, förmlich ins Geſicht. Hier in Paris zieht man allmälig erſt den Zuhörer an, läßt ihn ſelber kommen und reizt ihn durch ein ruhiges und einfaches Spiel, ſelber an dem Ganzen Theil zu nehmen. Quinola, in deutſcher Art geſpielt, würde nicht zu Hülfsquellen, ſondern zu wahren Saug- und Pumpwerken werden. Das Publikum würde durch die Prätenſionen der Schauſpieler ſchon im zweiten Akt mit dem Stücke zerfallen ſein. Hier dauert es aus bis zum vierten Akt. Quinola hat aber deren ſieben. Nichts deſto weniger imponirt den Franzoſen Balzac's Gleichgültigkeit. Sein Genre, ſo decousu es iſt, wie ſie es nennen, iſt immerhin neu und wir können erleben, daß Balzac mit ſeinem dritten Stücke vielleicht großes Glück macht.

*) Jetzige Direktor.

## Sechszehnter Brief.

Paris, den 2. April 1842.

Dicht an das Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten stößt ein altes Gebäude, das Archiv. In den Höfen dieses Institutes, mitten unter den kostbaren hier aufgeschichteten alten Denkwürdigkeiten, mitten unter zahllosen ungedruckten ja selbst noch ungelesenen archivalischen Schätzen wohnt Mignet.

Mignet gehört zu den wenigen jüngern Gelehrten Frankreichs, die die Wissenschaft nicht benutzt haben, um durch sie zur Politik zu kommen. Mignet war zuweilen im Begriff, auf die politische Arena zu treten. Freund, Jugendgenosse Thiers, hat er aber den Freund und Genossen steigen, fliegen lassen von Bahn zu Bahn: Mignet ist nicht geflogen, Mignet ist auch nicht gestürzt. Mitten in den Wechselfällen der Politik hat sich Mignet auf seinem Posten erhalten. Er ist Vorsteher sämmtlicher königlicher Archive. Er bewacht sie nicht nur, er benutzt sie auch. Er erschließt sie Andern. Man behauptet, Fremde bekämen die Materialien noch leichter, als die Einheimischen. Alle deutschen Historiker, die in Paris Studien machten, sind Mignet für seine Zuvorkommenheiten verpflichtet.

Ich traf einen noch jugendlichen Gelehrten mit einnehmenden Gesichtszügen und gefälligstem Benehmen. Mignet hat auch im Aeußern die saubre Grazie seines Styles. Wer

hat nicht dieſen Mignet'ſchen Styl bewundert? Ich ſagte dem Verfaſſer der Revolutionsgeſchichte mit voller Ueberzeugung: „Ihr Buch iſt in einem Styl geſchrieben, der mit dem des Tacitus verglichen werden kann. Was Johannes von Müller bei uns erſtrebte, haben Sie erreicht. Müller ahmte Tacitus nach und ſah in Tacitus nur das Rauhe, Spröde und Abſtruſe. Sie haben gezeigt, daß Tacitus auch wohlklingend iſt. Ihr Werk iſt bei uns ſehr verbreitet und hat in dem verſtorbenen geiſtreichen J. Weitzel einen Ueberſetzer gefunden, der des Originalautors würdig iſt."

Mit vieler Beſcheidenheit lehnte Mignet das Lob ſeines Buches ab und fand die Theilnahme, die ihm geworden, allerdings nur in ſeiner Darſtellungsweiſe begründet.

Mignet arbeitet gegenwärtig an einem Werk über Frankreich im Zeitalter der Reformation. Es iſt derſelbe Gegenſtand, den Ranke bei uns in Beziehung auf Deutſchland behandelt hat. Mignet bedauerte, daß Ranke nicht Zeit genug fand, ſämmtliche pariſer Materialien zu ſtudiren. „Bei Ihnen iſt die Hauptbewegung der Geiſter jetzt eine hiſtoriſche," ſagte er und wunderte ſich, als ich dies verneinte. „Vor fünf Jahren, antwortete ich, hatten Sie Recht. Seitdem hat die Philoſophie wieder den Vorſprung vor der Geſchichte. Unſere Hiſtoriker in allen Zweigen, in den Begebenheiten, in der Natur, im Rechtsfache, in der Theologie, ſind in den Hintergrund getreten. Alles ſpricht wieder von Philoſophie, Alles wird wieder auf Principien zurückgeführt."

Er ſtaunte über dieſen ſchnellen Umſchwung des öffentlichen Geiſtes, fand ihn aber durch das große Aufſehen, das Schelling neuerdings noch gemacht hätte, ſehr bewieſen. Er ſtimmte bei, daß es traurig wäre, wenn die reine hiſtoriſche

Wissenschaft sich in die Polemik des Tages mischt. Leo's historische Schriften, in denen die Vergangenheit zur Kritik der Gegenwart gemacht wird, verfehlen nicht nur ihren polemischen Zweck, sondern werden auch ihren wissenschaftlichen verfehlen.

Mignet sprach über Savigny und fand die Bevorzugung des Gelehrtenstandes vor der bloßen Beamtenroutine sehr ehrenvoll für Preußen. Es war ihm nicht unbekannt, daß Savigny in dem Widerspruch wäre, unsrer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen zu haben und nun in der Nothwendigkeit zu sein, selbst Gesetze zu machen. „Es ist traurig, sagte er, daß man so viel Furcht vor den Consequenzen der französischen Revolution hat. Sie ist da gewesen, wie die Reformation da war. Ihre Nachwirkung aufhalten heißt das Gute, das sie wirken muß, aufhalten. Keine Zeit ist so berufen zur Gesetzgebung, wie die unsere, denn keine Zeit wußte die Geschichte so richtig zu würdigen, wie unsere Zeit."

Ich dringe in die innern Beziehungen der hiesigen Verhältnisse immer tiefer ein. Der Zugang zu den bedeutendern Faktoren der Ereignisse erleichtert sich. Nicht eine Begegnung, die nicht zu den mannigfachsten Betrachtungen anregte. In Paris sind selbst geringere Talente von Einfluß, wenn sie der Zufall auf einen guten Platz stellte. Was das Genie sich hier nicht zutrauen darf, setzt der Faiseur durch. Die Journale werden wie Eroberungen betrachtet. Wer sie inne hat, behauptet sie mit einer Hartnäckigkeit, die sich oft auf nichts gründet, als die Gunst des Zufalls. Als ich neulich in einem Salon Dem. Maxime, eine Nebenbuhlerin der Rachel, deklamiren hörte, dacht' ich, daß es dem anwesenden

einflußreichen Odillon Barrot unmöglich sein würde, über ſie einen Artikel in die Journale zu bringen. Ueberall würde man ihm geſagt haben: Wenden Sie ſich an den Redakteur des artiſtiſchen Theiles und der Redakteur des artiſtiſchen Theiles wacht hartnäckig über die Unabhängigkeit ſeiner Domäne. Er kennt Niemand für einflußreicher an, als ſich, höchſtens daß man ſich mit ihm verſtändigt, d. h. daß man ihm einen Artikel gibt und, wenn er bezahlt wird, ihm das Honorar dafür überläßt. Victor Hugo kann hier nichts beſchützen, nichts empfehlen, nichts durchſetzen, er müßte ſich denn an die Journale wenden, die ihn zu Beiträgen auffordern; und auch dieſe werden nur ſolche Sachen von ihm nehmen, die ſie von dem Dichter der Orientalen vorausſetzen können. Um Einfluß auf die Kritik zu haben, müßte er ein eignes Journal ſtiften. Daher kommt es, daß hier unliterariſche Köpfe, ſolche z. B., die die beiden Revueen de Paris*) und des Deux Mondes herausgeben, einen ſo ſeltſamen Einfluß haben. Um dieſen Potenzen die Spitze zu bieten, muß ſich jede Kraft, die ſich in Paris unabhängig von einer Partei geltend machen will, ihr eigenes Organ ſchaffen. Die bedeutenderen Deputirten haben ihre Journale. Auch Vagés de l'Arriége hat ſich jetzt eine Zeitung geſchaffen: la Patrie. Odillon Barrot hat den Siècle und den Courrier Français. Doch ſagte Leon Faucher, Redakteur des Courrier Français: „Odillon Barrot braucht uns, wir nicht ihn. Wir werden nicht von ihm inſpirirt, ſondern inſpiriren ihn.“

Außerordentlich ſchwer iſt der Zugang in das innere Familienleben. Manche Reiſende, die nie darin eindrangen,

*) Iſt eingegangen oder vielmehr mit dem Artiſte verſchmolzen.

behaupten deshalb auch, daß die Franzoſen kein Familienleben hätten. Es iſt wahr, Alles drängt über die häuslichen vier Pfähle hinaus. Man gibt dann und wann eine Geſellſchaft, aber der Blick ins Innere der Familien, vollends die Aufnahme in den häuslichen Cirkel, iſt meiſt eine Sache der Discretion, öfter ein Vertrauen, als eine Gunſt, eine Bitte um Nachſicht, als eine große Belohnung. Der Fremde beklagt nichts ſo ſehr, als daß ſeine Empfehlungsbriefe wenig über die Antichambre hinaus dringen. Er vermißt nichts ſo ſehr, als eine Gelegenheit, ſeine Abende im traulichen Kreiſe bei einer Familie zuzubringen, die ihm Vertrauen ſchenkt. Wer ſich nicht ſelbſt eine Häuslichkeit begründet, wird in Paris nicht dazu kommen, eine zu haben. Dies iſt auch das Geheimniß der Griſetten, der petites femmes.

Man würde in Paris des Abends verzweifeln, wenn man nicht das Theater hätte. Ich komme in meiner dramaturgiſchen Rundreiſe nun ſchon immer den Boulevards näher und war zuletzt in den Variétés. Dieſe Bühne dient nur der komiſchen Muſe. Sie hat gute oder, was oft nur dasſelbe iſt, beliebte Komiker, ſie hatte früher Odry und jetzt Levaſſor.

Ich traf es mit Odry ſehr glücklich. Obgleich zurückgezogen, alterſchwach, der Bühne entfremdet, kommt er doch noch zuweilen vom Lande herein, um einen alten Freund bei ſeinem Benefiz zu unterſtützen. Odry ſpielte den Bilboquet in einer Farce, les Saltimbanques, die Seiltänzer. Es iſt dies eines jener Sonntagsſtücke, das vielleicht vor zehn Jahren ſehr belacht wurde, aber in ſeiner Wirkung für heute ſich überlebt hat. Auch Odry hat ſich überlebt. Ein alter Mann, mit erloſchenem Organ, erloſchenem Glanz der Augen,

ein geschminkter Greis, dem seine Lust nicht mehr natürlich entquillt! Es ist mehr Mitleid als Theilnahme, was man für die Wiederbelebung einer Leiche empfindet. Man sieht, was Odry in seiner guten Zeit war: einer jener passiven Komiker, die über die Sphäre der Parodie nicht hinauskommen. In Deutschland nennt man diese Art Schauspieler Possenreißer und die Franzosen werden wohl auch keinen bessern Namen dafür haben. Odry's Komik besteht besonders in Wortwitzen, karrikirten Verkleidungen, in Selbstpersiflagen und allen jenen Hülfsmitteln, durch die man auch in Deutschland ein Lokalkomiker werden kann. Da fehlen hundert Einlagen nicht, selbst nicht die Cachucha, selbst nicht die buntesten Harlekinaden, die diesen Lieblingen der Volksgunst gestattet werden. Auch die Pauke schlägt Odry in den Seiltänzern ganz à la père de la debutante.

Befriedigter war ich dagegen von Levassor. Man spielt hier eine kleine Piece, die unsere Ueberseger wahrscheinlich bei Seite liegen lassen werden,*) die Ohrfeigennacht. Wenn die Franzosen recht lachen wollen, so müssen ihnen die Theaterdichter die Albernheiten kleiner beschränkter Großherzöge schildern. Die Grand Ducs haben in Paris das Privilegium, sehr lächerlich zu sein. Dies Mal ist es ein Großherzog von Ferrara, der Ludwig XIV. nachzuahmen sucht und in der That nicht mehr Verstand, als ein Affe hat. Levassor spielt diesen langen Großherzog Herkules von Ferrara mit köstlichem Humor. Im rothen silbergestickten Kleide, mit blonder Perrücke, lang und hager, schleicht Herkules im Schatten des Parks, über die Blumen-Teppiche

*) Doch nicht! Doch übersetzt.

ſeines Schloſſes und ſehnt ſich nach Liebesabenteuern. Der Zufall will, daß er beim Mondenſchein am Fußgeſtell der keuſchen Diana, in ſeinem Garten von derber Fauſt eine Ohrfeige bekommt. Wir wiſſen ſchon, daß er eine bekommen wird. Er ſchleicht auf den Zehen heran, girrt mit ſüßer Stimme: il m'arrivera quelque chose, ah, il m'arrivera quelque chose, und mitten in ſeiner Sehnſucht nach einem zarten Begegniß der Liebe trifft ihn ein ſolches in Geſtalt einer allerunterthänigſten Ohrfeige.

---

## Siebenzehnter Brief.

Paris, den 5. April 1842.

Endlich war ich in der Deputirtenkammer. Das iſt denn doch ein anderer Eindruck, als der bei den Pairs. Der Saal nicht ſo reich an Vergoldungen, Stukkaturarbeiten, an Sammet und Seide, als der im Luxemburg, aber freier, geräumiger und günſtiger für die Zuhörer. Durch ein Defilé von Nationalgarden gelangt man auf die Tribunen.

Man war auf eine ſtürmiſche Sitzung gefaßt und es war eine. Ich ſah die Nullität und die Größe dieſes Staatskörpers, ich ſah etwas Erhabenes und etwas Gemeines, ich ſah die Vorhalle des Pantheon und eine Bedientenſtube.

Von Jahr zu Jahr entfernt ſich die Deputirtenkammer von dem Herzen des Volks. Es iſt der Magen Frankreichs, auch Frankreichs Gehirn, was auf dieſen grünen Bänken repräſentirt wird, nicht aber Frankreichs Herz und Seele. Auch vom Gehirn vielleicht nur eine Kammer. Immer tiefer wur-

zeit in diesem Staatskörper das Verderben einer alten allzulangen Verjährung. Die Kammer wird zu Zeiten erneuert, wird in Kurzem wieder neu gewählt werden, aber mit wenigen Ausnahmen kehren immer die alten Elemente zurück. Die Fruchtlosigkeit der Debatten, der immer enger und begrenzter werdende Horizont des politischen Lebens der Franzosen macht, daß selbst die Bessern ermüden und von Bank zu Bank dem Centrum näher rücken, um in der rechten Seite desselben an Agonie zu ersterben. Der Wahlcensus muß herabgesetzt, die Unzahl der Regierungs- und Municipalbeamten epurirt werden, wenn diese Kammer aufhören will, Das zu sein, was sie jetzt ist, der Tummelplatz ministerieller Intriguen, ein Salon der Medisance, eine Arena der Persönlichkeiten.

Der Rednerbühne gegenüber ist die Ministerbank in drei Abtheilungen, jede zu drei Personen. Allmälig steigen hinter diesen Sesseln die Bänke für die Deputirten hinauf. Der Saal ist etwas zu groß, um mittelmäßigen Rednern günstig zu sein. Es ist nicht gut, daß man in dieser Kammer nur oratorisches Talent haben muß, um sie zu beherrschen. Die wohlmeinende Intelligenz, die aber zufällig eine nur schwache Stimme hat, geht hier in der Größe des Raums und der beispiellosen Plauderhaftigkeit der Mitglieder unter. Wären nicht die schwarzen und weißen Abstimmungskugeln da, das Rednertalent würde hier die gesunde Vernunft und den redlichen Willen gänzlich unterdrücken.

Die rechte Seite, auf deren äußerster Ecke Lamartine sitzt, war die am wenigsten zahlreiche. Ich wunderte mich, auch Mauguin auf der rechten Seite sitzen zu sehen. Die Dislocirung der Parteien wird nicht mehr so streng einge-

Univ. Bibl. München

halten wie früher. Das rechte Centrum ſchien mir ſehr phlegmatiſch. Wenig Redner erhoben ſich aus dieſem Kreiſe. Meiſt wohlgenährte Geſtalten, Provinzrenommées, die das Intereſſe ihrer kleinen heimiſchen Diſtrikte vertreten, dadurch aber die Hauptkraft aller Miniſterien ſind, der Ballaſt, den eine Partei, die geht, der anderen, die kommt, überläßt. Dieſe Deputirten laſen Briefe, empfingen Einladungen, ſchrieben Antworten und begannen erſt dann ſich vernehmlich zu machen, wenn ein Deputirter der Oppoſition auf die Tribune ſtieg. Dann waren ſie am ſtärkſten mit ihren Oh's und Ah's! mit ihrem Räuſpern und Plaudern, mit allen den kleinen Niedrigkeiten, die ſich hier in eine ſo wichtige Handlung, in ein Schauſpiel für die Welt miſchen. Das linke Centrum iſt die eigentliche Kraft der Kammer. Wenn das rechte Centrum die Erhalterin der Miniſterien iſt, ſo iſt das linke Centrum die Schöpferin derſelben. Aus ihrem Schoße erſtehen die Combinationen, die geſchloſſenen Phalangen, die Intriguen. Es iſt hier weniger Charakter, aber mehr Talent zu finden. Die Charaktere ſitzen von hier ab, nach links zu. Die linke Seite hat durch den Tod, durch den Widerſpruch der Wähler, durch die Verhältniſſe viel von ihrer frühern Kraft verloren. Es ſind hier überlebte und einige noch unentwickelte Elemente. Laffitte, Arago und Odillon Barrot ſitzen unten ganz vorn in einer Reihe. Laffitte hat etwas Leidendes in ſeinem Weſen. Wenn man ihn vier Stunden unverwandt mit demſelben Ausdruck in ſeinem Antlitz betrachtet und keine, auch nicht die leiſeſte Aenderung der Geſichtszüge bemerkt, möchte man auch ihn zu den überlebten Elementen zählen. Ledru Rollin hat den Seſſel Garnier Pagès eingenommen.

Schon eine Stunde vor Anfang der Sitzung war Sauzet, der Präſident, auf ſeinem Stuhle und blickte gedankenlos in die noch leeren Räume. Die Journale ſagen, Herrn Sauzet's Gedanken wären nur auf ſein nächſtes großes Kammerdiner gerichtet. Er beſchäftige ſich damit, es ſo glänzend und ſo wohlfeil wie möglich zu machen. Es iſt noch nicht ſechs Jahre her, daß Sauzet zum erſten Mal genannt wurde. Er kam als Advocat aus Lyon, ein großer Ruf als Redner ging ihm voran, er ſprach etwas ſalbungsvoll, aber taktfeſt, und dies Talent hat ihn vor einigen Jahren ſogar zum Miniſter gemacht. Als er heute Miniſter war und morgen Gefahr lief, es nicht mehr zu ſein, ſoll er geweint haben. Er beweinte ſeine verlorne Advokatenpraxis in Lyon. Die Kammer entſchädigte ihn, daß ſie ihn zu ihrem Präſidenten machte, ein Amt, mit dem eine bedeutende Einnahme verbunden iſt. Ich ſah mir auf dieſe Thränen hin Herrn Sauzet an. Ich liebe ſtarke Männer, die weinen können. Aber Herr Sauzet ſchien mir nicht zu den ſtarken zu gehören und die Thränen ſchwacher Männer ſind lächerlich.

An der Tagesordnung waren Supplementarcredite. Die Regierung verlangte Zuſchüſſe zum bewilligten Budget für außerordentliche Ausgaben. Allmälig füllte ſich der Saal und der Präſident bemühte ſich, die Deputirten aus den Couloirs auf ihre Sitze zu treiben. Für unſer deutſches Gefühl ging das viel zu langſam. Ich fühlte, daß ein Gegner der Repräſentativverfaſſung ſagen konnte: „Benehmen ſich die Leute nicht wie Schulknaben, müßte nicht Herr Sauzet ſagen: „Wer noch länger plaudert, bleibt eine Stunde nach!“ Genug, es währte bis zwei Uhr, ehe die auf ein Uhr angeſetzte Sitzung zu Stande kam.

Etienne bestritt die Forderung der Regierung ihrem Principe nach. Etienne gehört zum Tiers-parti, den man jetzt auch Thiers-parti nennen könnte, er ist Mitredakteur des Constitutionnel. Früher, als noch Dupin Kammerpräsident war, entwarf er die Antwortsadressen auf die Thronrede. Er ist ein besserer Stylist, als Redner. Er sagte gute Dinge, aber Niemand verstand sie. Er sprach leise, aber wie es schien, wollte ihn Niemand hören, wenn man ihn auch hätte hören können. Er sagte, die Ministerien würden nicht soviel Geld brauchen, wenn sie sich durch ihre Handlungen uneigennützige Freunde erwerben könnten. Da die Ministerien keine Hingebung fänden, als die erkaufte, so hätte das Land die Ausgaben davon. Seine Bemerkungen fielen wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Er stieg spurlos von der Tribüne herab.

Die Kammer ging zur Discussion der einzelnen Ansätze selbst über. Der Zuschuß-Credit für das verflossene Jahr 1841 betrug 26,514,263 Franken.

Ein Mitglied der Linken erhob sich, Portalis. Man sah die Sicherheit des Advokaten. Er verließ sich nicht auf das Entgegenkommen der Kammer; er erzwang sich Aufmerksamkeit durch eine Stentorstimme. Lungen muß man haben, ungeheure Lungen, um in Frankreich über das Beste des Landes zu wachen. Portalis brachte ein Thema zur Sprache, das plötzlich alle Privatgespräche unterbrach: er sprach vom Pairshofe. Alles lauschte, Alles blickte sich schadenfroh oder bedenklich an. Man war gespannt auf irgend ein pikantes Stichwort, das dem dreisten Redner entfallen würde, ein Stichwort, das die Opposition bewillkommen, das der ministeriellen Partei das Signal zum Tumult geben würde. Ver-

talis sagte: „Man will für die Pairskammer einen Zuschuß von 916,000 Franken. Es ist dies nicht für die Pairskammer, sondern für den Pairshof. Was ist das überhaupt mit dem Pairshof? Er richtet die Attentate, macht aber dem Staat von Jahr zu Jahr mehr Kosten. Wir müssen ein Gesetz über diesen Pairshof haben. Das Land muß wissen, wie es mit diesem souveränen ersten Gerichtshof des Landes daran ist. Ohne ein solches Gesetz könnte man dies ganze Institut des Pairshofes sehr zweideutig, sehr äquivoque finden, sehr —"

Hier konnte der Redner nicht mehr weiter, das erwartete Stichwort war gefallen. Er hatte die Pairskammer äquivoque genannt. Die Minister fuhren auf ihren Bänken hin und her. Guizot soll, den Journalen zufolge, dagegen protestirt haben. Ich hörte nichts von den Worten, die ihm heute in allen ministeriellen Blättern zugeschrieben werden, und bemerkte daran eine Eigenschaft der berichterstattenden Journale. Sie bringen von ihrer Partei nicht selten Worte, Unterbrechungen, Reden, die nicht stattgefunden haben. Das Land malt sich darnach die Sitzungen nach Gefallen aus.

Der Präsident hatte Herrn Portalis erinnert, mit Respekt von einem Staatskörper zu reden, den die Charte garantirt. Herr Portalis fuhr mit großer Ruhe und viel malitiöser Ironie fort: „Die Pairskammer ist nicht der Pairshof. Allen Respekt vor der Pairskammer: sie steht nicht über, nicht unter uns. Der Pairshof aber, wenn es eine noch so hohe richterliche Behörde ist, steht unter uns. Wie kommt die Jurisdiction an die Pairs? Aus bloßer Ueberlieferung. Wo steht die Jurisdiction geschrieben? Es muß

ein Geſetz darüber geben. Um ſo mehr, als ſie viel Geld koſtet. Alles, was äquivoque iſt, koſtet viel Geld.“

Das boshafte Wort war zum zweiten Male ausgeſprochen. Der Sturm brach noch heftiger los. Odillon Barrot rief: „C'est évident,“ und Guizot ließ ſich jetzt deutlich genug vernehmen: „Il n'y a pas d'équivoque dans cette jurisdiction.“ Der Präſident klingelte und erklärte: „Der Redner iſt in ſeinem Recht — “ Furchtbare Unterbrechung. „So laſſen Sie mich doch ausreden, ſagte Sauzet. Der Redner iſt in ſeinem Recht, wenn er den Wunſch nach einem Geſetz über den Pairshof ausſpricht, aber er würde ganz außer ſeinem Rechte ſein, wenn er annähme, die Pairskammer wolle ſich in ihren richterlichen, ihr von der Charte garantirten Funktionen über die Kritik und Controle des Staates hinwegſetzen.“

Im Schutz einer ſo milden Rüge fuhr Herr Portalis mit gemüthlicher Ruhe fort: „Ich wollte nur die Kammer ermuntern, über dieſe Jurisdiction der Herren Pairs ein Geſetz zu machen.“

Odillon Barrot mit Pathos: „Vous avez usé de votre droit.“

General Jamin: „Deswegen war es aber nicht nöthig, den Pairshof äquivoque zu nennen.“

Portalis ſchloß mit großer Ironie: „Genug, ich wollte die Herren Pairs nicht kritiſiren; im Grunde ſind ſie vielleicht immer noch beſſer, als die von Polizeiwegen ernannten Geſchwornen: (que les jurés probes et libres de M. le ministre de l'intérieur.)“

Dieſe Anſpielung auf die jetzige Miniſterialität der Geſchwornengerichte erregte allgemeines Gelächter. Die mini-

ſtellen Journale ſagen: Rires et murmures. Von den murmures hab' ich nichts gehört. Der Franzoſe murrt über keinen Witz, ſelbſt wenn er gegen ihn gerichtet iſt. Die geforderte Summe wurde übrigens bewilligt.

Das Kapitel kam jetzt auf das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Es wollte für außerordentliche Sendungen einen Zuſchuß von 250,000 Franken haben.

Glais-Bizoin, ein Mitglied der Linken, erhob ſich und ſprach von ſeinem Seſſel. Glais-Bizoin iſt die ſpezielle Antipathie Guizot's. Glais-Bizoin, eine lange, hektiſche Geſtalt mit ſchwacher Stimme, ſagte: „Daß Frankreichs Diplomatie überall unterliegt, hat das Miniſterium ſelbſt zugeſtanden. Wozu noch Geld hergeben, um dies Reſultat immer noch mehr herauszuſtellen?“ Guizot antwortete von ſeinem Sitze aus: „Ich wünſchte, daß man mir beſtimmte Fälle nennt, um beſtimmt darauf zu antworten. Nie hab' ich zugeſtanden, daß Frankreichs Diplomatie unterliegt. Nur eingeſtanden hab' ich, daß unſre Conſuln zu ſchlecht beſoldet ſind und uns die Mittel fehlen, auf außerordentlichem Wege von fremden Völkern Kenntniſſe zu haben. Eine benachbarte Nation (die engliſche) iſt glücklicher daran. Sie hat überall Reiſende, überall Agenten, die die Regierung über fremde Völker, oft ohne Entgelt, au fait ſetzen. In Frankreich müſſen wir außerordentliche Miſſionen ſchicken. Will die Kammer Auskunft haben, was wir mit ihnen ausgerichtet, ſo bin ich bereit, ſie zu geben.“

Der Verlauf der Sitzung wird zeigen, daß Guizot für dieſe Auskunft ſehr vorbereitet war. Es konnte ihm nichts erwünſchter, faſt möchte man ſagen verabredeter kommen, als daß Glais-Bizoin fragte: „Wie iſt es mit Buenos-Ayres

wie ist es mit der außerordentlichen Sendung nach Griechenland, wo wir doch einen bevollmächtigten Minister haben?“ Guizot hatte nun, was er wollte. Er bestieg die Tribüne.

Guizot ist keiner von den Rednern, die Pausen machen und Zuckerwasser trinken. Er redet nicht, um zu reden, er redet, um etwas zu sagen. Er hat die natürliche Beredtsamkeit eines Mannes, der seine Ueberzeugung ausspricht, und Kenntnisse genug, in dem Fall als Minister, Thatsachen genug besitzt, um seine Ueberzeugung zu erhärten. Da der Boden, auf dem er sich bewegt, ein faktisch gegebener ist, so hat er vor der Opposition den Vortheil voraus, daß er über Das, was er will, nie in Verlegenheit kommen kann. Er wird sich entweder über einen Vorwurf vertheidigen oder er entwickelt Verhältnisse, bei denen er aus dem vollsten Materiale schöpfen kann, oder er trägt auf Dinge, Gesetze, Entschließungen an, die er schon dadurch empfiehlt und einschmeichelnd macht, daß er sie als nothwendig darstellt. Ein Redner der Opposition zu sein, ist dankbarer, aber auch schwerer. Schwerer, weil man sich nur auf dem luftigen Gebiet des Möglichen bewegt, dankbarer, weil das Mögliche sich in reizenderen Farben schildern läßt, als das Wirkliche oder das Nothwendige. „Ich beneide die Opposition, sagte einst Guizot nach einem schönen Vortrage eines Mitglieds derselben, ich beneide sie zuweilen und ihre Redner. Sie können sicher auf die Tribüne kommen und frei alle ihre Empfindungen, alle ihre Verstimmungen aussprechen. Wer das Land regiert, ist übler daran. Wir dürfen es nicht aufregen, nichts von Empfindungen aussprechen, die es nur kompromittiren würden. Wir müssen unser Gemüth beherrschen, während Andere es hier frei können ausströmen lassen.“

Guizot würde nicht ganz das Harte und Strenge haben, das man ihm in Frankreich vorwirft, wenn er nicht immer in der Lage wäre, vertheidigen, beschränken, strafen zu müssen. Es ist ihm etwas Gouvernementales angeboren, das Schicksal hat dieser Bestimmung nachgegeben und ihn zu wiederholten Malen an die Spitze eines Landes gestellt, dessen Krisen er zu beobachten, dessen Stürme er zu beschwichtigen hatte. Guizot's Talent, in eine andere Stellung gebracht, könnte in seinen Wirkungen eben so glänzend sein. Es fehlt seinem Gemüth nicht an höherer Weihe, sein Herz ist des Enthusiasmus fähig, auch seine Rede könnte hinreißen, wenn sie nicht in der Lage wäre, vertheidigen zu müssen.

Guizot's Organ ist nicht stark. Er würde die Akustik dieser Kammer nicht beherrschen, wenn ihm die Würde des Ministers nicht zu Hülfe käme. Sein Portefeuille ist der Huissier, der ihm Ruhe gebietet. Wenn bei Andern die Klingel des Präsidenten lärmt, um Ruhe zu schaffen, so öffnet Guizot sein Portefeuille, nimmt eine Depesche hervor und es wird todtenstille. Guizot's Aktion ist einfach, ohne Leidenschaft, und von einer tiefen, wie es scheint, immer in ihm lodernden Glut geschürt. Es liegt in dieser Ruhe, in dieser Sicherheit eine entwaffnende Kraft. Man haßt diese sicheren, taktfesten Zurückweisungen Guizot's und ihn selbst, der diesen Haß wohl empfindet, reizt es, bittrer zu sein, als es das Interesse seiner Stellung erfordert. Guizot's Bitterkeit ist ohne Leidenschaft. Darin liegt ein gefährlicher Stoff zu ewiger Feindschaft. Die Gegner fühlen, daß sie von Guizot nicht blos besiegt, sondern auch verachtet werden. Ja zuweilen hat es den Anschein, als ignorirt' er sie. Er spricht von den Anwesenden, als wären sie nicht zugegen. Er spielt mit kaltem Sarkasmus nicht

ſeiten die Debatten ganz aus dem Halbrund der Kammer heraus und verweiſt ſie in die Journale, in die Coterien, in die Clubbs. Er ſagt nicht, daß ſie dorthin gehören, aber ſeiner Art, die Verhandlung zu objektiviren, ſieht man dieſe Andeutung an. Es iſt nicht zu leugnen, daß bei allem Adel ſeines Willens, bei aller Kraft ſeines Gedankens, bei aller Tiefe ſeines Talentes Guizot auf die Tribüne zu viel von dem Katheder mit hinüber genommen hat.

Ich kann hier den Erörterungen Guizot's über Buenos-Ayres und Griechenland nicht folgen, nicht alle Unterbrechungen, die er fand und widerlegte, wiedergeben. Ich bemerke nur, daß es in Frankreich eine Freude iſt, zu ſehen, wie ſelbſt Köpfe, deren unveränderlicher Gedanke die Stabilität und Ordnung iſt, vom liberalen Prinzip aufs innigſte durchdrungen und beherrſcht werden. Guizot nannte ohne Weiteres die bairiſch-griechiſche Regierung ſchwach, ja ſchlecht. Er that es, ich weiß, aus Rückſicht auf England, das Griechenland völlig dem franzöſiſchen Einfluß entzogen hat, aber das hinderte nicht, in ſeiner Schilderung unverkennbare Züge von Wahrheit zu finden. Bedenkt man, daß dieſe Züge bald in hunderten von Zeitungen wiedergegeben und an alle Enden der Welt verbreitet werden, ſo vergrößert ſich plötzlich der Maßſtab, den man an dieſen geſetzgebenden Körper legen muß. Man erſchrickt, daß Das, was hier in zehn Minuten nur ſo hingeſprochen wird, zehn Wochen lang ganze Nationen beſchäftigen kann: man erſchrickt und bewundert es.

Auf den Einwand, daß ein Geſandter in Griechenland hinreiche, um dies Land zu beobachten, und die Reiſekoſten für die außerordentliche Miſſion des Herrn Piscatory unnütz geweſen wären, bemerkte Guizot ſehr wahr, daß Griechenland

noch nicht zu jenen civiliſirten Ländern gehöre, die man auf diplomatiſchem Wege kennen lernen könne. Auch wäre dies Land in einem Zuſtand von Naturwüchſigkeit, der ſeine eigentliche Kraft jeder adminiſtrativen Controle entzöge. Die Leidenſchaften der Häuptlinge regierten das flache Land, die Gebirge, die Thäler, und um hier den Geiſt des Volkes zu ſtudiren, hätte man Herrn Piscatory abgeſandt. Guizot machte eine Pauſe und Herr Piscatory ſelbſt erhob ſich von ſeinem Seſſel. Es war dies verabredet. Herr Piscatory hatte ſein Stichwort gehört und erhob ſich. Dieſe kleine Comödie hinderte wiederum nicht, daß ich dies Nennen und Beweiſenkönnen, dies Rufen und ſchnelle Erſcheinen doch großartig fand. Man ſah, daß in dieſem Saale nicht Menſchen, ſondern Thatſachen nebeneinander ſitzen, daß man hier Worte, aber auch Geſchichte macht.

Piscatory, ein noch jugendlicher Deputirter aus dem rechten Centrum, ſprach von ſeinem Sitze aus mit einem ſonoren, kräftigen Organ. Es lag eine natürliche Anſchauung ſeinen Worten zu Grunde, und ſo theilte ſich ihnen eine große Friſche und Lebendigkeit mit. Er ſprach ſich nicht über ſeine Reſultate aus, wohl aber über die Methode, wie er zu ihnen gelangte. Er ſchrieb Alles, was er erwirkte, den Verdienſten des regelmäßigen Botſchafters in Athen zu und erntete für dieſe in ihrem Zweck eben ſo höfliche, wie in ihrem Vortrag anziehende Erklärung ein allgemeines: Très bien, très bien.

Guizot wollte jetzt auf der Tribüne fortfahren. Aber eine kräftige, kecke Stimme erhob ſich, um die eingetretene Pauſe zu benutzen. Es war die Stimme Mauguin's.

Von der diplomatiſchen Tribüne aus, in der ich dies

merkwürdige Schauſpiel beobachtete, war es nicht möglich, Mauguin zu ſehen. Ich ſah nur die kahle Glatze, die breiten Schultern, hörte nur eine dreiſte, breite und auseinanderſetzende Rede. Es iſt bekannt, daß ſich Mauguin auf eigne Hand zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich gemacht hat. Die andern Miniſterien kommen und gehen; Mauguin bleibt. Die andern Miniſterien ſchwanken, Mauguin iſt nicht zu erſchüttern. Thiers, Guizot, Molé haben ihre auswärtige Politik, Mauguin hat die ſeinige. Mauguin weiß, was in allen Ländern vorgeht. Er kennt Polen, er kennt Rußland, er kennt Perſien. Er weiß, wie viel Kinder jährlich in Polen von den Ruſſen geſchlachtet werden; er weiß, wann in Karlsruhe oder Kaſſel oder Braunſchweig eine Revolution ausbrechen wird. Er hat ſeine Geſandten, ſeine Agenten, ſeine Emiſſaire für ſich. Sie koſten ihm keine Reiſegelder; denn ſie leben alle in Paris. Sie ſchreiben ihre Depeſchen aus ihren Stationen, die er ihnen nicht zu bezahlen braucht, die er im Gegentheil ſich bezahlt macht. Er gibt ſie dem Journal du Commerce. Die politiſchen Flüchtlinge aller Nationen geben ihm Materialien zu ſeinen Interpellationen. Er iſt es, der jährlich den Polen in der Dankadreſſe auf die Thronrede ihre Nationalität ſichert. Ohne Zweifel bleibt er dadurch ein gutes Ferment der Kammer, wenn es ihm auch an gewiſſenhafter Ueberzeugung, Conſequenz und in ſeiner Domaine des Auslandes an gründlichen, auf Facta geſtützten Kenntniſſen fehlt.

Mauguin fing denn nun auch richtig von Perſien an. Statt im Schatten des Bois de Boulogne zu ſpazieren, luſtwandelte er bequem unter den Datteln von Teheran. Er ſagte: „Ehe ich auf Perſien komme, benutz' ich die Gegenwart

des Miniſters auf der Tribüne (Mauguin ſprach von ſeinem Platze aus), ihm zu ſagen, daß unſre diplomatiſche Inferiorität nicht aus der geringen Zahl unſrer Agenten entſteht, ſondern aus unſrem diplomatiſchen Geſchäftsgange."

Allgemeine Spannung. Mauguin iſt noch nicht in Teheran, er iſt noch nicht einmal bei Laffitte und Caillard, er iſt im Hôtel des Capucines. Guizot ſteht lächelnd von der Tribüne auf den energiſchen Redner herab, der jetzt von Couvieren, Depeſchen und Brieffelleiſen reden wird.

Mauguin enthüllte nach langer Vorbereitung endlich folgendes Geheimniß: „Die franzöſiſchen Geſandten haben ſeit elf Jahren keine Inſtruction bekommen, ſeit elf Jahren ſind ſie um nichts gefragt worden. Als Mehemet Ali durch die Schlacht bei Koniah beinahe dicht vor Konſtantinopel war, wußte unſer Geſandter nicht, was er thun ſollte. Er hatte keine Inſtruction. In Portugal haben unſre Agenten nie eine Inſtruction gehabt. Keiner unſrer Agenten hat eine Inſtruction. Sie reiſen ab ohne Inſtruction, ſie bleiben ohne Inſtruction. Sie lachen, meine Herren? Warum lachen Sie, es iſt die reine Wahrheit. Zwei Miniſter haben ſeit 1830 Inſtructionen gegeben. Alle andern nicht, und ſo kommt es, daß wir in Paris nichts erfahren und nichts wiſſen."

Die miniſteriellen Deputirten fanden dieſe genaue Bekanntſchaft des Herrn Mauguin mit Dem, was in den Cabinetten vorgeht, ſehr komiſch und lachten. Soult ſaß ruhig auf ſeiner Bank, immer dieſelbe mürriſche, abgeſpannte, ermüdete, eigenſinnige Miene zeigend. Guizot, der noch auf der Tribüne ſtand, nahm endlich das Wort, ſetzte die neueſten Beziehungen Frankreichs zu Perſien auseinander und ging mit trockner Ironie auf den von Mauguin

angeregten diplomatiſchen Geſchäftsgang über. „Möglich, ſagte Guizot, daß Herr Mauguin in den fremden Kanzleien heimiſcher iſt, als ich. In Betreff Frankreichs kann ich ihn verſichern, daß er ſich irrt. Unſere Botſchafter wiſſen ſehr wohl, was ſie zu beobachten haben. Die Acten des auswärtigen Departements könnten ihn darüber eines Beſſern belehren.“

Der Paragraph wurde angenommen und Guizot verließ die Tribüne. Das Wahre an Mauguin's Einwurf mag wohl ſein, daß die häufige Aenderung der auswärtigen Politik Frankreichs, die Aenderung der Miniſterien und die Einmiſchung des Königs viel dazu beitragen, daß die auswärtigen Agenten Frankreichs ſehr oft über die Abſichten ihrer Regierung im Unklaren ſind. Leicht möglich, daß in den ewigen Verwirrungen der franzöſiſchen Politik manche Stationen, die außerhalb der bedeutenderen Brennpunkte liegen, lange ohne Inſtruction bleiben und in Augenblicken, wo auch an ſie einmal die Reihe kommt, in die Debatte gezogen zu werden, nicht wiſſen, woran ſie ſind. So viel mir bekannt, iſt nur die öſterreichiſche Diplomatie ſelbſt in ihren entlegenſten Stationen immer au fait der Thatſachen. Man ſchickt von Wien in beſtimmten Zwiſchenräumen lithographirte Berichte, die allen Agenten der Regierung den Stand der Dinge, wie er in Metternich's Kanzlei angeſehen wird mittheilen. Eine ſolche Maßregel iſt nur bei einem Syſtem möglich, das vom Grundſatz der Stabilität ausgeht Frankreich, das täglich ſchaffen muß, täglich ſich neuen Boden zu erobern hat, Frankreich, das überall in Frage geſtellt iſt, kann ſich kaum für heute, geſchweige für morgen verbürgen. Wenn Mauguin eine diplomatiſche Frage anregen will, ſo

könnte man ihm die Regulirung der Gesandtschaftsgehalte anempfehlen. Ich kenne französische Diplomaten, die von ihrem Staate 50,000 Franken jährlich erhalten, um ihn würdig in der Fremde zu vertreten. Während die russischen und englischen Agenten Feste geben und sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft machen, sitzt der französische Envoyé daheim und ökonomisirt, geizt, spart für seine Rückkehr nach Paris, spart für seine Zukunft. Beim englischen Gesandten sieht man Abends Kronleuchter schimmern, beim französischen eine einzige ärmliche Sparlampe.

Die Debatte kam jetzt auf Algier. Wer kennt nicht die Verhandlungen über diese unglückliche Eroberung? Ihr ewiges Einerlei verändert sich nur durch die dabei genannten Zahlen, die Zahlen der Truppen nehmen zu, wie die Zahlen der Credite. Von Jahr zu Jahr mehr Tausende an Menschen und mehr Millionen an Geld. Als die Bourbonen von Frankreich schieden, ließen sie die eroberten Trophäen Algiers zurück. Die Julidynastie zögerte, ob sie sie annehmen sollte, sie zögerte Jahre lang, goß Tropfen auf Tropfen in das große durch Afrika aufgeregte Meer von Leidenschaft diesseits und wildem Naturhaß jenseits des Meeres. Es zischte und Alles war wieder vorbei. Mit jedem Frühjahr begann dasselbe Experiment, in jedem Herbste endete es mit denselben Gräbern. Einige kleine Siege gaben Stoff zu großen Gemälden. Franconi's Circus in Paris führte kriegerische Scenen aus der Wüste auf, nichts wollte helfen, diese Eroberung in Frankreich populair zu machen. Die Bourbonen hatten den Krieg mit einem religiösen Nebengedanken begonnen. Es schimmerte in ihren Lilienfeldern etwas von der Glorie eines Kreuzzuges gegen die Ungläubigen.

War der Schimmer echt oder nicht, er blendete. Er blendete das Volk, das mit dem Christenthum noch nicht so gebrochen hat, wie der Constitutionnel. Man hätte in der Vendée, der Bretagne, in der Guienne, im Lyonnais noch Gemüther genug gefunden, die sich für einen christlichen Kampf gegen die Barbaresken hätten begeistern können, aber jetzt, wo durch die Julidynastie Alles auf die materiellen Interessen geworfen ist, jetzt, wo man den Grundsatz: „Was hab' ich davon?" an die Spitze Frankreichs gestellt hat; jetzt, wo man Alles in Actien, Dividenden und Renten verwandelt, verlangt man von Algier einen ergiebigen Nutzen. Es ist kein Stapelplatz für den Handel, kein Ort der Ausfuhr, keiner der Einfuhr geworden: es trägt höchstens einzelnen Entrepreneurs, die für die Bedürfnisse der Armee sorgen, Vortheile. Es ist auch kein Abzugskanal für die revolutionären Elemente geworden; denn die Offiziere kommen trotziger aus der Wüste zurück, als sie dorthin gehen. Die Generale erwerben sich Ruhm, verfallen mit der Regierung und werden Nothwendigkeiten, eine Kategorie von Menschen, die Louis Philipp haßt, seitdem er selbst das für Frankreich einzig Nothwendige geworden sein will.

Man hätte längst Algier aufgegeben, wenn nicht drei Dinge für die Beibehaltung sprächen. Erstens fürchtet man, damit den Engländern einen Gefallen zu thun, zweitens will man bei einer Theilung des türkischen Reiches durch den Besitz Algiers auf den Besitz der ganzen nordafrikanischen Küste Anspruch machen, drittens fürchtet man die bekannte Thatsache, daß in Frankreich alles Das unpopulär ist, was die Regierung verfolgt, und alles Das populair wird, was sie aufgibt.

Es gibt in der Deputirtenkammer einige algierische Cato's, die, so oft der Name Algier genannt wird, ihr cetera rum censeo aussprechen müssen. Die Einen sind für, die Andern gegen die Beibehaltung dieser von Allen als lästig eingestandenen Colonie. Herr Desjobert kam mit einem Sack von Broschüren, Flugblättern, Zeitschriften auf die Tribüne, breitete zum Schrecken der Deputirten diesen Apparat behaglich vor sich aus und begann nun mit Tausenden und Millionen zu rechnen. Er zählte Todte, Verwundete, er zählte die Fortschritte, die keine wären, die Eroberungen, die nur auf dem Papiere ständen, er rieth, Algier aufzugeben oder ein anderes System zu beginnen. Herr Desjobert verwickelte sich so in seine Citate, daß er aus Adam Smith vorlas, was Parnell gesagt hatte, Say für Sismondi anführte, Broschüren und Zeitschriften ineinander mengte und zum großen Trost für die Kammer endlich mit einem flauen Abgange schloß.

Nach ihm kam Herr de Corcelles. Dieser Deputirte mit gescheiteltem Haar hatte die Miene eines Leichenbittets. Es durchfuhr die Kammer ein Frösteln, als sie Herrn de Corcelles mit einer großen geschriebenen Rede auftreten sahe. Ein tiefer Seufzer hallte mit seltner Einstimmigkeit durch das ganze Palais Bourbon.

Feierliche Stille war die nächste Wirkung dieses verzweifelten Blickes in die Zukunft einer langen tödtlichen und getödteten Stunde. Herr von Corcelles begriff nicht, wie ihn und seine geschriebene Rede heute eine so großartige Erwartung begrüßen konnte. Was den größten Rednern Frankreichs oft nicht gelingt, sich Ruhe zu erzwingen, das schenkte man ihm freiwillig, ohne Huissier, ohne Klingel. Herr von

Corcelles lächelte. Er war angenehm überraſcht von dieſer Liebenswürdigkeit der Kammer. Er ſahe nicht, daß dieſe Stille nur jener feierliche Moment war, der gewöhnlich den verzweifelten Entſchlüſſen voranzugehen pflegt. Er war ſeit einer Secunde ein großer Redner geworden. Er hatte eine Pauſe gewonnen, wie ſie Guizot, wie ſie Thiers, wie ſie Berryer oft nicht erzwingen können. Er benutzte auch dieſe Pauſe. Er zog ſein Taſchentuch, er breitete ſein Heft vor ſich aus, er trank ein Glas Zuckerwaſſer. Man hörte deutlich einen kaum halb unterdrückten Schmerzenslaut, als Herr von Corcelles endlich anfing und mit tragiſchem Pathos begann: „Le gouvernement, Messieurs —“

Herr von Corcellas las eine Stunde. Aber die Kammer ſchlief nicht. Sie hatte ſich zum Schlafen zurechtgelegt, aber ſie bekam zu lebhafte Träume und wachte wieder auf. Sie wachte, als wenn Herr von Corcelles nicht da wäre. Sie erzählte ſich hundert kleine Geſchichten, ſie lachte, ſie ſcherzte, ſie debattirte. Herr von Corcelles iſt in Algier, die Deputirten ſind in Paris. Herr von Corcelles jagt ſich mit den Beduinen herum, parlamentirt mit Abdel-Kader, baut Feſtungen, colonisirt die urbaren Gegenden der Wüſte Sahara. Herr von Corcelles ſchifft über die Tafna, beſtätigt Conſtantine, liefert in den Ebenen von Metidja mehrere glückliche Treffen gegen die vereinigten arabiſchen Häuptlinge, die Kammer ſtört ihn in ſeinen Siegen, in ſeinen Triumphen nicht. Herr von Corcelles verlangt von der Kammer ein dreifach erhöhtes algieriſches Budget, die Kammer votirt ihm in Gedanken Alles, was er will, ſie hört ihn nicht. Sie hat an dem Ball des Präſidenten, am Miniſterium, an der nächſten Wahl der Akademie, an den Niederlagen der Engländer in

China Stoff genug, ſich gemüthlich zu unterhalten, der Präſident berechnet ſeine Couverts, ſeine Dienerſchaft, ſeine Weine, die Miniſter haben endlich einen freien Augenblick, ſich zu erholen, ſie werden in demſelben Moment in Anklageſtand geſetzt von Herrn von Corcelles, von dem Redner vor ihnen, von dieſem unglückſeligen hohlen Grabesredner: und doch ſind ſie zum erſten Male im ſicherſten Beſitz ihrer Portefeuilles. Herr von Corcelles will es ihnen nehmen! Die Zuſchauertribünen entleeren ſich, die Stenographen ſpritzen die Feder aus und begnügen ſich, in ihre Zeitungen zu ſetzen: „Herr von Corcelles nahm das Wort, konnte aber wegen undeutlichen Organs und im Geräuſch der Kammer nicht gehört werden.“ Dies Alles hinderte aber den Redner nicht, fortzufahren. Er las, er declamirte, er lächelte. Er nahm Zuckerwaſſer, wie ein anderer großer Redner. Er beſchwor die Kammer, die Miniſter, den König. Man ſah einen geſticulirenden ſchwarzen Schatten am Geſtade des donnernden Meeres. Aus dem Toſen und Brauſen ſah man einzelne Schiffstrümmer hervorſpringen, ein Bret, ein Gefäß, ein Tuch. Man hörte dann und wann Abdel-Kader — Méditerranée — Angleterre — vaisseaux — avantages — utilités — présomption — ministère — bis endlich nach mehr als einer Stunde die Kammer von ihren Leiden erlöſt war. Herr von Corcelles war mit ſeinem Manuſcript zu Ende und verließ die Tribüne mit einem Lächeln, das mich rührte, weil es wohl ſchwerlich damit Ernſt war. Ich ſah erſt jetzt, daß Herr von Corcelles ſich auf die äußerſte Linke ſetzte. Wenn die Oppoſition keine beſſeren Talente ins Feld zu ſchicken hat, iſt ſie wenigſtens in der Kammer verloren.

Wer erinnert ſich nicht eines herbſtlichen Abends, wo man

luſtwandelnd durch Weingärten hinunterblickt auf einen nebelnden See? Immer dunkler werden die Schatten, immer grauer die Umriſſe des Waſſerſpiegels, der zuletzt vor unſern Augen verſchwindet. Da ſteigt plötzlich am jenſeitigen Ufer aus einem Garten, wo ſie das Feſt der Weinleſe feiern, ein feuriger Streifen in die Luft. Eine Leuchtkugel zerſtiebt in tauſend ſchimmernde Funken, die mit ſanftem, aber magiſch hellem Leuchten die ganze Gegend erhellen. Man ſieht die Bäume, die Berge, man ſieht den Spiegel des Sees wieder. Es iſt ein zauberhafter Moment, dieſe Nacht und dieſe plötzliche Helle!

So war die Stimmung der Verſammlung, als ein Redner die Tribüne betrat, den ich während der ganzen Dauer der Sitzung unverwandt beobachtet hatte. Niemand hatte mir ihn gezeigt und doch hatt' ich ihn aus den Hunderten herausgefunden. Im linken Centrum, drei Bänke hinter den Miniſtern, dicht neben dem Oberſten Pairhans, ſaß eine kleine Geſtalt mit auffallenden, an Napoleon erinnernden Geſichtszügen. Dieſe Geſichtszüge jugendlich, das Haar grau. Ewig lächelnd rutſchte dieſer Deputirte ſeit drei Stunden auf ſeinem Seſſel hin und her, die kurzen Füße faſt in der Luft ſchlenkernd. Zuweilen ein ſarkaſtiſcher Blick zum Oberſten Pairhans, ein leiſes Wort, ſonſt gemeſſen, zurückhaltend, nicht ſo unſelig plauderhaft und würdelos, wie die übrigen Deputirten; zuweilen ſich etwas notirend, innerlich aufgeregt, formend, bildend, geſtaltend, eine kleine Welt für ſich. Mancher Deputirte ging vorüber und drückte dem Kleinen die Hand. Dieſer erwiederte jede Freundſchaft mit Herzlichkeit, rückte an der Brille hin und her, lächelte zu dem Murmeln, zu dem Ziſchen, zu den Bravis und ſtellte eine ſtill für ſich ab-

geſchloſſene Neutralität vor, eine Uhr gleichſam, die zu ſchlagen gewohnt iſt, heute aber, da man ſie aufzuziehen vergeſſen, ſtill ſtand. Plötzlich aber bekam die Uhr Leben. Ein Schnurren, ein Knarren. Herr von Corcelles iſt auf der letzten Seite ſeines Manuſcriptes, der kleine Redner erhebt ſich, durchſchreitet zur Erde blickend das Couloir und ſteht auf der Tribüne, über deren Brüſtung er kaum hinausreicht. Es war Thiers.

Es gehört zu den erſten Geſetzen der parlamentariſchen Redekunſt, daß man das Messieurs nicht zu früh ausſpricht. Messieurs, hineingeworfen in die Unruhe einer Verſammlung, die voller Erwartung ſich auf etwas Bedeutendes vorbereitet, kann eine ganze Rede umwerfen. Messieurs wiederholen, heißt die Erwartung abſpannen. So bleibt nichts übrig, als es zu machen, wie Thiers. Thiers ließ der Kammer Zeit, ſich auf ihn vorzubereiten. Er ließ jedem Schwätzer Zeit, ſeine Vermuthungen über Das, was er reden würde, beim Nachbar anzubringen. Es währte drei volle Minuten, bis Alles ſtill wurde, ſo ſtill, daß man in Guizot's Bruſt es hätte klopfen hören. Messieurs! Große Pauſe. Wer ſprach Messieurs? Thiers. Iſt das Thiers? Er beginnt: „Je ne crois pas;“ — Pauſe. Ich habe Gelegenheit, mich in Thiers Organ zu finden. „Je ne crois pas, que le moment soit bien choisi, pour traiter l'ensemble de la question d'Afrique. Dans ce moment on fait la guerre, on la fait avec activité, avec habilité. J'espère qu'elle aura les résultats heureux, que nous devons en attendre.“ Ironiſches J'espère! Alles lächelt, Thiers lächelt. „Je viens uniquement signaler à la Chambre un point important, et d'après l'opinion

unanime de tous ceux, qui se sont occupés de la question africaine, du point le plus important peut-être, le port d'Alger.“ Großes Aufſehen. Allgemeine Bewegung. Thiers wendet ſich zur Seite, läßt der Kammer Zeit, ſich zu ärgern oder ſich zu freuen, und trinkt ein Glas Zuckerwaſſer. Thiers wendet ſich wieder an die linke Seite, die er anredet, und beginnt: „Toutes les opinions —“ doch ich kann nicht Schritt vor Schritt folgen, ſondern muß mich begnügen, über den Geſammteindruck zu berichten.

Es verſteht ſich bei der Figur des berühmten Redners von ſelbſt, daß ſein Organ ſehr hoch liegt. Thiers hat eine auf den erſten Augenblick unangenehm klingende Fiſtelſtimme. Ein Kinderſopran iſt Alt gegen Thiers Stimme. Die bedeutendſten Schauſpieler und Redner hatten von jeher mit ihren Naturmitteln zu kämpfen. Thiers hat ein Organ, das nicht nur unangenehm hoch, ſondern auch unrein und belegt iſt. Seine Reſpiration iſt aſthmatiſch. Seine Stimmwerkzeuge ſind eng und geben den Ton nur gewaltſam von ſich. Hier ſind keine Modulationen von Höhe und Tiefe möglich. Hier fließt kein friſcher Bergquell aus dem Felſen der Bruſt. Hier iſt keine Malerei der Leidenſchaften, kein Auf- und Niederſteigen möglich, ſondern mit großer Mühe dreht ſich ein einziger dürrer und rauher Faden zuſammen, ein einziger Ton, der ſich zuweilen in völlige Heiſerkeit und katarrhaliſche Affection verliert. Jeden Augenblick fürchtet man, daß dies mitgenommene Organ erſchöpft iſt. Das ſtereotype Lächeln dieſer Mienen bekommt einen Anhauch von Schmerz. Der Gedanke, die Leidenſchaft, das Talent kann ſich nicht jeden Weg durch die Organe bahnen, wie es möchte. Und doch dauert dies ſchartige Inſtrument aus. Schon im erſten Worte

heiser, kann Thiers stundenlang reden, ohne erst heiser zu werden. Man gewöhnt sich allmälig an diese fistulirende Monotonie, ja noch mehr, man findet sie zuletzt melodisch. Der geistvolle Gedanke gibt diesen heisern Tönen eine höhere Art von Wohllaut, das bewunderungswürdige Talent des freien Wortes verwandelt zuletzt dies Gekrächz in Gesang.

Das Geheimniß dieser reizenden Wirkung der Thiers'schen Rede ist die Improvisation. Die Worte strömen frei dem Gedanken zu. Nichts ist gesucht. Alles ergibt sich von selbst. Er wurde oftmals unterbrochen, aber jede Unterbrechung lieh seinem Vortrage eine neue Schönheit; denn er verflocht unerschrocken die Antwort in den Zusammenhang seines Ganzen. Auf Alles schnell gefaßt, wußte er Alles schnell zu lösen. Ohne Pedanterie erklärte er Manches für unerheblich. Auf Zahlen kommt es ihm wenig an. Er läßt sich nichts irren, nichts anfechten, und verräth, was noch wichtiger ist, keine Empfindlichkeit. Es gibt gewisse pomphafte Redner, die der Widerspruch reizt, die mit glühendem Kopfe die Karten wegwerfen oder sich diese und jene Einreden anders zu erbitten erlauben. Thiers behält eine immer gleiche Bonhommie. Er verliert sein Gleichgewicht auch dann nicht, wenn sich Alles gegen ihn erhebt. Mit Ruhe schlägt er die Hände übereinander, geht rechts, geht links, trinkt Wasser, lächelt und wartet, bis man die Gnade hat, ihn wieder hören zu wollen. Selbst besiegt verläßt er nie die Tribüne ohne schlagenden Eindruck, und sein Eindruck ist um so sicherer, als er sich natürlicher Hülfsmittel bedient. Ist die Idee, die Frage zu Ende, so schließt Thiers. Hat er nichts mehr zu sagen, so schweigt er. Er macht keine Coda, keine Doxologie, kein Amen, sondern setzt sich frisch und kurz auf

ſeinen Seſſel nieder, den er unverwandten, unveränderten Antlitzes, nur mit etwas gerötheter Wangenfarbe behauptete.

Thiers ſprach über den Hafen von Algier. Es verſchlägt nichts, wenn der Fremde dieſen Gegenſtand an ſich auch intereſſelos findet. Thiers bewies die Nothwendigkeit, die Befeſtigung der afrikaniſchen Niederlaſſung mit dem Hafen von Algier zu beginnen. Man ſah, es ſtanden ihm, als ehemaligem Miniſter, die Acten aller der Vorbereitungen noch zu Gebote, die man früher für dies Werk getroffen. Seine Rede mit allen ihren hydrauliſchen, militairiſchen und mechaniſchen Excurſen iſt ſpäter von den Organen der Regierung ſehr verſpottet worden, aber ſie machte großen Eindruck. Den Augenblick hatte Thiers mit der ganzen Zündkraft, die in der Beherrſchung des Momentes liegt, inne. Er verließ die Tribüne mit dem Nachhall eines großen moraliſchen Sieges über ſeine Gegner. Dieſe erſchienen als die Zögernden, er in voller Glorie als Mann der That.

Die Anklagen gegen die Trägheit der Miniſter durften nicht ohne Antwort bleiben. Stillſchweigen auf einen ſolchen Phalanx von Thatſachen, Namen und Zahlen, wäre eine Niederlage geweſen. Und es erhob ſich in voller Mannslänge der Herzog von Dalmatien! Soult ſchritt in gemeſſener Würde auf die Tribüne und begann in ſchlichten, aber energiſchen und höchſt leidenſchaftlichen Worten eine kurze Vertheidigung. Man ſah ihm an, dem alten Krieger, wie läſtig ihm dieſe Abhängigkeit von den Zungen der Advocaten war. Gewohnt an militairiſchen Gehorſam, hätte er lieber die Bänke ſeiner Gegner mit Petarden ſprengen laſſen, als hier mit Worten gegen Worte Rede ſtehen mögen. Die mür-

rische Stimmung der Altersschwäche gab ihm etwas Menschenfeindliches. Mit ärgerlichem Humor streckte er seit den vier Stunden, daß die stürmische Sitzung dauerte, seine langen Glieder von sich, strich sich zuweilen den weißen Knebelbart, hörte kalt und gleichgültig, was ihm Humann, Villemain und Guizot zuflüsterten. Thiers, seine Antipathie, Thiers, mit dem er früher Minister war, setzte alle seine Verdrießlichkeit in Galle. Er sprach mit Nachdruck, jedes Wort betonend, jeden Accent seiner Gründe grell hervorhebend: „Ich kann Herrn Thiers versichern, daß alle seine Anklagen grundlos sind. Von zwei Projecten hab' ich das frühere beibehalten. Der Hafen wird rüstig vollendet, je nach dem Credit, den mir die Kammer bewilligt. 900,000 Franken werd' ich auch im nächsten Jahre fordern. Wenn die Kammer mehr geben will, nehm' ich es mit Vergnügen an." Diese Ironie des alten Säbelknopfes, mit trockner Miene vorgetragen, erregte viele Heiterkeit. „Ich will nur 900,000 Franken haben, will mir die Kammer 20 bis 30 Millionen geben, so bitt' ich um Entschuldigung, daß ich sie noch nicht verlangt habe."

Unter großem Lärm verließ Soult die Tribüne. Thiers erhob sich von seinem Sitze und wies mit Leidenschaft die Berichtigung einiger seiner Behauptungen zurück. „Man hat in Algier, sagte er, schöne Straßenquais gebaut, aber keinen Hafen. Die Hafenarbeit geht langsam. Sagt das Ministerium, sie ginge rasch, gut, so will ich's glauben." Der Lärm nahm über diese Ironie zu. Thiers fuhr fort: „Die Kammer und das Land sind von mir über den Hafen von Algier in Kenntniß gesetzt. In der nächsten Kammersitzung (nach den neuen Wahlen) wollen wir sehen, ob das Ministerium

seinen Versicherungen auf dieser Tribüne nachgekommen sein wird, seinen Worten —"

„Seinen Worten?" rief Soult mit Stentorstimme. Die lange Gestalt schoß wie ein getroffenes Wild empor. „Seinen Worten? Was ich sage, ist so wahr, wie nur irgend etwas, was aus — Ihrem Munde kommt!"

Die Debatte wurde persönlich. Es lag der ungezähmteste Haß in dieser Erklärung, die Enthüllung von zahllosen Geheimnissen, die Enträthselung tausendfach verzweigter Intriguen. Es war die Erklärung einer Generation gegen eine Generation.

Thiers replicirte. Soult antwortete noch einmal sehr heftig, sehr persönlich gereizt, mit aller Empfindlichkeit des Alters. Er schloß mit einer Erklärung gegen England; denn gegen England waren ohne Zweifel die mit Enthusiasmus aufgenommenen Worte gerichtet: „Nous sommes maitres chez nous et n'avons pas besoin du consentement des autres, pour faire ce que nous voulons."

Die Culmination der Sitzung war erreicht. Was noch kam, war Wortgefecht, Berryer verlangte die Vorlegung von Documenten über den Bau des Hafens. Teste, Minister der öffentlichen Arbeiten, kam noch einmal auf die beiden Projecte zurück. Ich kann nicht sagen, daß ich in Herrn Teste's Redeweise die Würde gefunden hätte, die man von den Erklärungen eines Ministers voraussetzt. In heftiger Declamation, in leidenschaftlichem Erguß verlor er sich bis zu Persönlichkeiten. „Herr Thiers rühmt sich, uns 100 Metren vom Hafen zu Algier hinterlassen zu haben; er hat uns noch mehr hinterlassen, er hat uns die Befestigungen von Paris hinterlassen." Hier konnte man kein Wort mehr verstehen.

Alles war in Aufruhr. Statt des Très bien, das man als Antwort der Kammer in allen miniſteriellen Journalen leſen kann, antwortete ein allgemeiner Unwille. Es war indiscret von Herrn Teſte, an dieſes unpopulaire Vermächtniß der Thiers'ſchen Verwaltung zu erinnern. Das Unzarte dieſer Worte lag in dem Ton, in der Manier, in der ſie Teſte ſprach. Dieſe Manier ſchien mir zuweilen übertrieben empfindlich, zuweilen völlig würdelos. Es war, als wollte er die Karten hinwerfen und ſagen: Mit Euch iſt kein Spiel. So ſehr auch dies Gefühl die Miniſter dieſes ſonderbaren Landes nicht ſelten überkommen muß, ſo unpaſſend iſt es doch, es äußerlich zu zeigen. Unter Lärmen und Toben ging Herr Teſte von der Tribüne. Es war nicht mehr möglich, ihn zu verſtehen. Der Präſident hob die Sitzung auf. Es war nach ſechs Uhr.

Man wünſchte mir Glück, daß ich unter den vielen flauen Sitzungen der letzten Zeit grade dieſer charakteriſtiſchen, inhaltreichen und bewegten beigewohnt hatte. Ich glaube nicht, daß dieſer Kammer Frankreich ein großes Glück verdankt, aber ich glaube, daß ſie Frankreich vor Unglück bewahrt. Ich glaube, daß Staatsmänner in Frankreich dieſe Verſammlung umgehen können, aber nur für Gutes, das ſie thun wollen, nicht für Schlechtes. Dieſe Kammer iſt ſchwach als Initiative, aber ſtark als Controle. Sie iſt nicht Frankreichs größter Reichthum, und doch würde das Land ohne ſie arm ſein. Es iſt gut an dieſer großartigen Inſtitution, daß man, will man ſie auf fremdem Boden nachbilden, alles Das, was ſie klein macht, vermeiden kann. Ihre Vorzüge liegen in ihrem Weſen, ihre Mängel in einer zufälligen Form. Das Repräſentativſyſtem leidet in Paris an der Nationalität der

Franzoſen und an der nachwirkenden Kraft einer Geſchichte, die zum Bewußtſein der Freiheit und des Geſetzes erſt allmälig aus der Anarchie der Leidenſchaften ſich entwickelt hat.

---

## Achtzehnter Brief.

Paris, 6. April 1842.

Das Wetter iſt ganz ſo, wie Balzac neulich geſagt hat, „perfide“. Man hat die Sonne, aber die Sonne iſt ohne Wärme. Es ſind wahre Mamertustage, die Bäume und Sträucher in dem ſchützenden Viereck des Palais Royal grünen ſchon, aber die Nächte können durch Froſt dem Frühling noch ſein Spiel verderben. Ich wollte nach Verſailles, aber es iſt zu kalt. So irrt man in den Straßen von Paris, berechnet die Entfernungen, berechnet die Stunden, wo man Jemand hoffen darf, zu Haus zu finden. Es iſt dies eine der ſchwerſten Rechnungen, die wir oft zehnmal anſetzen, ehe ſie einmal aufgeht. Auf die Bemerkung: „In Paris muß man Tage ſäen, um Stunden zu ernten,“ antwortete mir eine Dame: „Und doch können wir Die, die wir gern hätten, nie haben, und haben Die immer bei uns, die uns langweilen.“

Es iſt nicht Sommer, es iſt nicht Winter. Dieſe unglückliche Zwiſchenzeit macht, daß ſich keine Phyſiognomie der Tagesordnung dauernd ausprägen kann. Heute ſtellt man den Schirm vor den Kamin, um ihn auf immer zu ſchließen. Morgen muß man ihn wieder fortnehmen, weil

wir erfrieren würden. Für das Vergnügen der Promenaden iſt Paris bei ſchlechtem Wetter zu groß, bei gutem zu klein. In der That, wenn die Sonne ſcheint, iſt Paris ſehr klein. Der faſhionable Theil der Boulevards, der Rue Vivienne, der Rue Richelieu, das Palais Royal, in dieſem Bereich iſt man bald ſo heimiſch, daß man jedem Boutiquier bekannt ſein wird. Immer dieſelben Eindrücke. Am Tage oft nüchtern, erfreulicher am Abend, wenn die Gasflammen glänzen. Die Kunſt des blendenden Scheins iſt hier zu großer Vollkommenheit gediehen. Die gewöhnlichſte Schenke iſt auf Täuſchung des Auges angelegt. Durch Spiegelwände, die die rechts und links aufgeſtellten Waaren rückſtrahlen, erhalten alle dieſe Oertlichkeiten eine künſtliche Ausdehnung, beim Lampenſchein eine phantaſtiſche Größe. Sähe man ſich ſelbſt nicht an den Wänden vervielfältigt, man würde alle dieſe Schinken, dieſe Würſte, dieſe Backwaaren angreifen und ſich verwundern, daß es nur Reflexionen eines gar kleinen Krames ſind. Noch immer wählt man unter den Reſtaurants, ißt bald hier, bald dort, und lernt die Geheimniſſe der Speiſekarte ergründen. Alle complicirten Speiſen fängt man preiszugeben an. Man hält ſich an die Deviſe au naturel, bei der wir wenigſtens ſicher ſind, kein Katzen- für Kalbfleiſch zu bekommen. Im Palais Royal iſt Alles, was man kaufen möchte, unerhört theuer, nur die Diners im erſten Stock ſind wohlfeil und die Langeweile hat man umſonſt. Seitdem durch die Straßen die glänzenden Paſſagen gebrochen ſind, hat das Palais Royal verloren. Manche ſagen, ſeitdem es tugendhaft geworden iſt. Die einſt ſo übel berufenen kleinen cabinets particuliers ſind jetzt die Rauchzimmer der Kaffeehäuſer geworden. Die Gallerie Orleans

iſt noch der beſuchteſte Theil des Palais Royal. Man zieht hier alle fünf Minuten ſeine Uhr, denn man erwartet einen Freund, oder zählt die Minuten zum Diner. Unſre Eitelkeit läßt uns dicht an den Läden hinſtreifen, um an den verſchiedenen Spiegeln, wenn ſie gereinigt ſind, unſre heutige Toilette, die Verſchönerungskunſt der pariſer Modiſten, zu bewundern.

Des Abends verläßt man kaum die Boulevards. Man geht hundert Mal auf und ab und verwundert ſich, daß Landsleute, die nach uns ankommen, Paris ſo großartig finden. Im Gegentheil. Es fehlt hier überall an dem wahren Reiz des Volkslebens. Keine Heiterkeit, keine Luſt an freiem, offnem Ergeben. Wie iſt es dagegen in Italien ſo froh und erquickend! In Venedig dieſelben Paſſagen und Quais, dieſelben engen Straßen, dieſelben tauſend Lichter und Glaskronen und Spiegel, alle Zauber der Inſel Murano an den Wänden ausgebreitet. Eine wogende Volksmenge. Bunte Trachten, Moden und Coſtumes. Türken, Armenier, Griechen und moderne Elegants. Die Frauen in Toilette, ſchöne, häßliche, zahme, wilde, Alles bunt durcheinander. Dazwiſchen Muſik, wandernde Sänger, Sängerinnen, die von Café zu Café mit einer Stimme ziehen, die noch immer an einem deutſchen Hoftheater dritten Ranges lebenslänglich angeſtellt werden könnte. Spielbanden, die Strauſſiſche Walzer geigen, mitten auf dem Markusplatz zwiſchen den Procuratien jeden Abend großes Concert des Militairs. So in Verona, ſo in Mailand. Von der bunten und froh hinſtrömenden Menge wird man dort fortgeriſſen und erheitert. Hier in Paris kehrt man ermüdet, durch das tägliche Einerlei gelangweilt, in ſein Hôtel zurück.

Meiſt flieh' ich daher das kleine Paris in dieſem großen und ſuche mir die dunkeln Gegenden auf. Ich irre von Gaſſe zu Gaſſe, ohne feſſelnden Eindrücken zu begegnen. Je weiter man kommt, deſto weiter die Zwiſchenräume der Laternen, deſto länger die Schatten.

Ich durchwanderte neulich am Tage die Boulevards von der Madeleine bis zur Juliſäule, eine Strecke, zu der man faſt zwei Stunden braucht. Wenn die wenigen Bäume, die noch auf ihnen ſtehen, grün werden, bekommen ſie ein noch freundlicheres Anſehen. In einer Wanderung von der Madeleine bis zur Juliſäule liegt die ganze Gegenwart von Paris, liegt die Geſchichte der Vergangenheit. Von den Prachtgebäuden oben, den Theatern, den glänzenden Hôtels der Börſenregenten bis hinunter zu jenen mit ſo vielem Blut getränkten Stellen, wo dieſer Glanz, dieſer Friede erkauft wurde, welch ein Abſturz! — Von der Porte St. Denis und Porte St. Martin, an den zwei Triumphbogen aus Ludwigs XIV. Zeit und drüber hinaus, verliert ſich das Großſtädtiſche der Boulevards. Sie werden gemüthlicher, ländlicher. Die Pracht der Boutiquen und Cafés ſchwindet. Der Luxus weicht dem Nützlichen, der Comfort zuletzt dem Nothwendigen. An der Waſſerkunſt, an dem Knie der Boulevards, wo ihre Verlängerung einen rechten Winkel bildet, ſtehen vier, fünf Theater beiſammen; man iſt hier mitten in einer neuen Bevölkerung. Hier iſt der Weg zum Père Lachaiſe. Hier fielen die Opfer der Fieſchi'ſchen Höllenmaſchine. Aus einem dieſer kleinen Häuſer entlud ſich der mörderiſche Hinterhalt. Aus welchem? Ich will nicht fragen. Es wüßt's vielleicht Keiner. Paris hat ſeine Revolutionen vergeſſen.

Weiter hinab leuchtet die Freiheitsgöttin auf der Julisäule. Warum dieser ſchwebende Tänzerpas? Das in der Luft ſchwebende Bein der Freiheit ſcheint mir ein großes Kunſtſtück des Bildners zu ſein, aber es iſt würdelos und fordert den Sturmwind heraus, der ſchon einmal vom Pantheon die Freiheitsgöttin wegwehte. Auf der Säule ſind die Namen der Julihelden eingegraben.

Was ſtand einſt an dieſer Stelle? Ich leſe drüben an einer kleinen Barracke: Weinſchenke zur Baſtille, die Geburtsſtätte der franzöſiſchen Freiheit, der Freiheit der Welt. Auf dieſem jetzt kahlen Platze ſtand die Zwingburg, die durch Jahrhunderte in ihren düſtern Mauern die Verbrechen der Tyrannen, die Gewaltthaten des Despotismus erzählte, ohne daß die Welt mehr davon als dunkle Sagen erfuhr. Am 14. Juli 1789 wurd' es lichter Tag. Die Baſtille wurde zerſtört, kein Stein blieb von ihr übrig. Es iſt ein ſchauerlicher Anblick, dieſen Platz zu ſehen, der jetzt ſo kahl und einſt ſo dunkel beſchattet war, einſt ſo grauenhaft wirklich! Die Julisäule verſchwindet in der Vorſtellung Deſſen, was einſt hier war. Noch immer hat der Platz keine Abrundung, noch immer ſieht man, daß dieſe kleinen Hütten und Barracken ſich einſt unter den ſchwarzen Wällen, Thürmen und Brücken dieſes Staatsverließes duckten. Hier beginnt die Vorſtadt der Arbeiter, die Vorſtadt St. Antoine, die die helfende Hand der Jacobiner war. Alles ſcheint hier barſcher, kräftiger aufzutreten. Es iſt eine Art frankfurter Sachſenhauſen. Durch die Straße St. Antoine kommt man wieder in das Innere der Stadt zurück, in ihre gewerbsfleißigen, ihre handelsthätigen Theile. Ich liebe dieſe Wanderungen durch die wochentägige Luft der Städte. Ich ziehe

ſie den ſonntäglichen Spaziergängen, den Promenaden auf den Trottoirs des Luxus vor. Es iſt wahr, jede dieſer verwickelten ſchmutzigen Gaſſen hat einen beſondern, oft garſtigen Geruch. Da wohnen die Seifenſieder, dort iſt ein Schlachthaus, hier in der Rue des Lombards duftet es von Gewürzen und Droguerien. In den Unterbauten der Häuſer ſtehen mit aufgekrämpten Armen die Stößer vor großen eiſernen Mörſern und ſtampfen Schwefel und Pfeffer und hundert Gewürze, ein Lärm, ein Geruch, wie bei den Theriakſtößlern auf dem Rialto in Venedig. Und auch hier mitten in dieſen Engpäſſen und Schluchten treten uns hiſtoriſche Erinnerungen entgegen. Dort die zerſchoſſene Kapelle St. Méry, wo vor acht Jahren vierhundert Republikaner gegen die ganze bewaffnete Macht von Paris kämpften, ſich in die Klöſter verſchanzten und durch Geſchütz zur Uebergabe gezwungen werden mußten.

Die heutige Oppoſition in Frankreich macht es ſich bequemer. Sie dinirt und opponirt mit Toaſten, wie in Deutſchland. Das Knallen der Champagnerkorke koſtet kein Blut. Geſchriebene Reden, ein Journalartikel, ſogar ein Toaſt auf die Ordnung, ein Toaſt gegen tentatives insensées — es wird lange dauern, bis eine ſolche Oppoſition ihren Zweck erreicht.

Dies ſoll nicht ganz gegen das große Diner der Fouriériſten geſagt ſein, das jährlich am 7. April zum Gedächtniß ihres Meiſters wiederkehrt. In der Straße St. Honoré, im Saale Valentino, in denſelben Räumen, wo nur der Göttin des Tanzes ſonſt geopfert wird, opfert man heute den Manen eines Weiſen, der in einem Zeitalter, wo Alles ſich abſtößt, die Lehre von der Anziehung (der Attraction) verkün

digte. Man opferte mit einem Diner, mit Toaſten und einer längern Rede Victor Conſiderant's, des gegenwärtigen Hauptes dieſer Schule.

Ich trat in einen großen Saal, in dem ich feſtliche Ausſchmückung, ja ich bekenne meine Schwäche, wieder die Muſik vermißte. Das Schönſte ſelbſt hat ſeine Pauſen und die Muſik iſt dazu erfunden, dieſe Pauſen auszufüllen. Ich weiß freilich nicht, welche Stelle die Muſik in Fourier's Syſtem hat. Die Blumen haben eine Stellung in ihm. Fourier liebte die Blumen, auf jedem Tiſche ſah man ſeine Lieblingsblume, die Kaiſerkrone. Kaiſerkrone zu lieben, iſt etwas monarchiſch empfunden, und Fourier hatte eine Tendenz zum Monarchiſchen, wenigſtens zum Ariſtokratiſchen. Das Syſtem Fourier's iſt ariſtokratiſcher als der Socialismus. Die Socialiſten wollen keine Revolution, ſie wollen die Geſellſchaft gleich machen, ſo aber, daß ſie den Beſitzenden ihr Beſitzthum abkaufen. Die Fourieriſten lehren dieſelbe friedliche Ausgleichung mit dem Eigenthum. Fourier's Schwäche iſt die, daß er an die Gebrechen der Geſellſchaft anknüpft, daß er die Privilegien nicht blos ſchont, ſondern ſicher ſtellt, daß er Jedem Das läßt, was er hat, auch wenn er es gegen das Wohl des Ganzen hätte. Wollen wir denn doch einmal auf dem Papiere neue Geſellſchaften erfinden, ſo ziehe ich den Socialismus vor, der ſich in ſeinen Prinzipien reiner erhält, und die faule Rente, das faule Erbe und die Börſe nicht, wie Fourier, unter den unmittelbaren Schutz der Philoſophie ſtellt.

Es waren wohl über 400 Theilnehmer des Banquets. Die Hälfte kam ſicher nur aus Neugier. Viele kamen halb zweifelnd und gingen halb gewonnen. Ich kam zweifelnd,

ich blieb zweifelnd, aber ich ging gerührt. Die edelsten Gesinnungen gaben sich in den Reden kund, man huldigte vielen flachen Allgemeinheiten, vielen leeren Worten, Worten, die schon in der Epoche der französischen Revolution ausgesprochen wurden, damals, als sie neu waren und durch Thaten noch unterstützt wurden. Dennoch fühlte man hier lebhaft, daß für Frankreich jede Selbstbeherrschung, jede Zähmung seines Egoismus ein unermeßlicher Fortschritt ist. Hier war in der That jener trostlose Parteienkampf vergessen, vergessen diese Streitigkeiten um Nichts; es war ein allgemeineres Feld gewonnen, ein Feld für die Entwickelung der Humanität. Man ließ die Kinder leben, die durch Fourier leichter buchstabiren lernten, man ließ die Frauen leben, die durch Fourier von der Nothwendigkeit, sich prostituiren zu müssen, befreit würden. Das war vielleicht lächerlich. Aber man rief auch die schönsten Wahrheiten des vorigen Jahrhunderts zu Vorbildern für das unsre auf, und das war erhaben. Fast alle Toaste waren allgemein und nur einer galt einem besondern Verhältnisse, dem Bunde Deutschlands und Frankreichs. Venedey, ein edler biederer Charakter, hatte den neunzehnten Toast. Er brachte ihn aus im Namen der petite phalange allemande, die sich an dieser Tafel befände. Schon dieser Eingang wurde mit Jubel begrüßt. „Fourier, fuhr Venedey fort, ist im Vaterlande Kant's und Hegel's noch nicht gewürdigt. Die Basis seiner Wirksamkeit würde bei uns eine andere sein, als in Frankreich. Wir Deutsche sind nicht gekommen, um uns für Fourier's System verantwortlich zu machen, wohl aber für eine der schönsten Anwendungen desselben. Fourier hat den Egoismus der Massen bestritten, Fourier hat den Haß der Völker aufge-

hoben. Wir Deutſche ſind zu dieſem Feſt gekommen, weil Fourier's Schüler die Einzigen ſind, die nicht den Ruf um Beſitz des linken Rheinufers ausgeſtoßen, die einzigen, die ihn bekämpft haben. Auf Deutſchlands Bruderbund mit Frankreich, auf Frankreichs Bund mit Deutſchland!" — Kein Toaſt wurde mit gleichem Enthuſiasmus aufgenommen, Alles verließ die Seſſel und drängte zu den Deutſchen hinüber, um ſie zu umarmen. Der Gang des Feſtes war unterbrochen. Die Beweiſe von Freundſchaft und Hingebung wurden Scenen, die rings die Augen edler Männer von Thränen glänzen machten. „Das iſt das Frankreich, ſagte ein geiſtvoller Landsmann, welches unſre Blätter ſeit einigen Jahren täglich herabſetzen, dasſelbe Frankreich, an deſſen Demüthigungen ſie ſich mit ohnmächtiger Schadenfreude ergötzen!" Wahr! und doch konnte das Ganze vielleicht nur die Frucht eines elektriſchen Momentes ſein. Dies Fourieriſtiſche Frankreich iſt nicht das Frankreich der Journale und der Kammern, es ſind einige Philoſophen, die gelernt haben, ſich ſelbſt bekämpfen.

Nach dem Toaſte Venedey's wollte nichts mehr anſprechen, bis endlich angezeigt wurde, Victor Conſiderant würde ſprechen. Dies führte Aller Blicke auf das Feſtcomité. Ich ſah dort hinter den Kaiſerkronen eine Reihe von ſcharf ausgeprägten Phyſiognomieen. Es war der engere Ausſchuß der Lehre, die Mitarbeiter des Blattes La Phalange, der engere Kreis der Apoſtel Fouriers. Sie hatten meiſt den Apoſtelzug. Sie hatten in ihren Mienen jene Miſchung von Schwärmerei, etwas ſinnlicher Phantaſie, Herzensgüte und Selbſtgefühl, die ſich in dem Auge und auf der Stirne jedes Sektirers ausgeprägt findet. Es waren Denkerſtirnen

und Augen, die weinen konnten. Es lag etwas Verklärtes auf diesen Mienen, etwas Prophetisches. Victor Considerant las mit Gefühl, in jenem rührend elegischen Tone, in dem die französische Sprache sich so schön ausnimmt, eine geschriebene Rede vor. Sie verrieth ein großes Talent. Mit wahrhaft poetischen Schönheiten ausgestattet, erhob sie sich zuweilen zur Inspiration. Er begann mit der Erbsünde und dem Sündenfall, mit der Voraussetzung, daß der Mensch zum Unglück geboren wäre, mit den Erzählungen der Bibel und den Lehren des Dogmas. Aus den Schönheiten der Natur und den Reizen der Kunst, aus den Fortschritten der Erfindungen und dem philosophischen Bewußtsein der Denker leitete er die Ueberzeugung her, daß wir nicht zum Unglück geboren sind. „Die Humanität widerspricht, sagte der Redner, sie widerspricht im Herzen und durch ihre Handlungen. Die Industrie erweitert sich, die Wissenschaft machte Wunder möglich. Die Kunst sang das Leben: der Geist der Dichter und Künstler zauberte die Schöpfungen der Schönheit: es gibt eine Zauberwelt, die im Menschen stets das Bedürfniß des Glückes nährt. Christus kam und lehrte die Erlösung der Welt von dem Uebel, die Erlösung durch die Liebe." Die ascetische, nazarenische Lebensansicht widerlegend, ging der Redner zu den Leiden der Gesellschaft über. Er verglich mit Fourier's Worten den redlichen, aber unglücklichen Fleiß der Arbeitsamkeit mit dem eigenthümlichen Blüthenleben der Kaiserkrone, er ging zu Fourier und seiner dornenvollen Lebensbahn selber über. Thränen erstickten seine Worte, bis er sich männlich emporraffte und den Sieg seiner Lehre in prophetischer Ahnung aussprach. Die augenblickliche Wirkung

war hinreißend. Ich widerſtand ihr nicht und mußte mit den Andern die Hand des begeiſterten Redners drücken.

Die meiſten Anhänger Fourier's, ihre Zahl iſt nicht groß, ſind geblendet von den Reſultaten ſeiner Lehre. Kann man eine glänzendere Ausſicht in die Zukunft geben, als die, welche verwirklichen zu können dies Syſtem ſich anheiſchig macht? Fragt man den Fourierismus, was er geben will, ſo antwortet er: Friede der Welt, Bruderbund allen Völkern! Liebe und Huld für Alle, vom Armen, der nur arbeiten kann, bis zum Reichen, deſſen Schätze die Induſtrie beleben, bis zum Gelehrten und Künſtler, deſſen Geiſt denkt und erfindet! Einträchtige Ernte vom Boden der Erde! Luxus ſelbſt, harmoniſches Familienleben, Liebe und Freundſchaft! Allen Anreiz einer würdigen Ehrbegierde: ein Leben voll Schönheit, ein Leben voll Abwechſelung und Begeiſterung! Eine freie, eine glückliche Vorbereitung zum höheren Glück des Himmels!

Welche Verheißungen! Auch die Glücklichen werden davon überraſcht werden und wie viel Unglückliche gibt es nicht! Ueberall bietet das Leben geſcheiterte Hoffnungen, überall Trümmer, überall Schmerzen. Wer zählt die Tauſende, die nicht der Mißgunſt des Geſchickes fluchen, ſondern den gehäſſigen Formen der Erde, dem Egoismus der Geſellſchaft! Ein Platz, den ich nehmen wollte, da nimmt ihn ein Anderer! Ein Beſitz frei, er gehört nicht Dem, der ihn würdig zu genießen verſteht, er gehört dem Zufall, einem Erben, Allen, er gehört nicht mir! Bedürfniß der Familie und kein Herd! Bedürfniß des Ehrgeizes, keine Stellung! Wo man hinblickt, verfehlten Beruf: kein Wille frei, kein Entſchluß feſt; Alles Ketten, Alles Sklaverei und die größte Sklave-

rei die ſogenannte Freiheit unſerer Geſellſchaft, unſerer Civiliſation.

Es zieht ſich eine tiefe Verſtimmung durch unſer Leben, es nagt ein tiefer Schmerz an unſrer Geſellſchaft. Die wachſende Bildung erhebt unſere Gedanken und der Gedanke ſteigert unſere Gefühle. Der Kenntniß des Schönen folgt die Begierde nach dem Schönen. Was die Phantaſie ſich ausmalt, will die Leidenſchaft beſitzen. Die arbeitende Hand träumt von der genießenden und die Träume verdüſtern die Wirklichkeit. Die kleinen Freuden des Lebens reichen nicht mehr aus, um die großen Entbehrungen zu heilen. Die Laſt dieſes Daſeins erdrückt die Freude an ihm. Hat man endlich ein Leben geſchaffen, ſo ſtirbt man. Und der Tod? Und das Jenſeits? Trübe Nebel, die auf dem Jahrhundert ruhen!

Philoſophen ſind aufgeſtanden, um dieſen Schmerz zu lindern. Nicht in Deutſchland; nicht der egoiſtiſche Hegel, nicht der prahleriſche Schelling. Dieſe ſuchen den Urgrund der Dinge, dieſe denken — an Gedanken, dieſe fühlten nichts für die Menſchheit als einen fühlenden Organismus. Owen dagegen lehrte eine geſellſchaftliche Philoſophie in England; Fourier in Frankreich. Fourier war ein armer Kaufmann, der einem Stand leben mußte, den er haßte, er ſchrieb Werke, die man verlachte, oder, was in Frankreich noch gefährlicher iſt, ignorirte, umfangreiche, ſtyloſe, verworrene Bände; er ſtarb in gedrückter Lage, verzweifelnd, hoffnungslos, umſtanden von wenigen Schülern, den 10. October 1837.

Ich glaube nicht an Fourier's That, aber ich glaube an ſeinen edlen Willen. Ich glaube nicht an ſeine Mittel

aber an ſeinen Zweck. Ich glaube nicht einmal an die Vorausſetzung ſeines Syſtems, an die Beſtimmung des Menſchen glücklich zu ſein. Mich erſchreckt ſein Hedonismus, ſein Entgegenkommen an das Bedürfniß der Bequemlichkeit. Unſre irdiſche Beſtimmung iſt, gut, nicht glücklich zu ſein. Ich würde das Gefühl, das mich in ein Jenſeits ruft, nicht verſtehen, wenn ich ſchon hienieden glücklich wäre. Ich bin unglücklich und freue mich, daß ich, dem Geſchick zum Trotz, gut ſein, gut bleiben kann. Wir ſind Geſchöpfe der Natur und haben die Beſtimmung, vom Geiſt — der Natur gleichſam abgewonnen zu werden. Wir ſind von Natur ſchlecht, die Erfahrung, die Erziehung, das innerſte böſe Gelüſt beweiſen es. Daß wir gut werden, iſt das Werk einer zweiten Schöpfung, einer Schöpfung aus dem Geiſte, aus der Offenbarung Gottes in die Welt, aus der Geſchichte. Fühlen wir dieſe Beſtimmung in unſerm ganzen Menſchen nach, ſo werden wir vor dem Unglück, dem Wirrſal dieſer Welt, werden wir vor der ungleichen Vertheilung der Güter nicht zurückſchrecken. Alles, und nichts mehr als das Unglück, wird uns zum Beſten dienen. Dieſe trübe Ausſicht des Lebens iſt die der Stoiker und die des Chriſtenthums. Wenn es ſich um eine moraliſche Erziehung des Menſchengeſchlechts handelt, ſo weiß ich keine beſſere.

Fourier baut ſeine neue Geſellſchaft auf die Vorausſetzung von zwölf menſchlichen Leidenſchaften, die er nach drei Seiten hin gruppirt. Er nimmt dieſe Leidenſchaften, wie ſie ſind. Er ſagt Niemanden, daß er die gefährlichen von ihnen vor dem Eintritt in ſeine neue Geſellſchaft ablegen müſſe, Niemanden, daß eine dieſer Leidenſchaften unwürdig wäre. Er nimmt den Menſchen, wie er iſt, und ihm iſt er gut.

Die Schmetterlingsleidenſchaft, wie er es ſinnig genug nennt dies Drängen nach Veränderung im menſchlichen Gemüthe, dieſen Trieb des Unbeſtandes, nimmt er für eben ſo vollgültig an, wie den Familismus, den Trieb, Familie zu bilden. Fourier, der nur edle und gute Menſchen ſtatuirt, bleibt uns ſchuldig, zu beweiſen, wie zwiſchen Liebe und Schmetterlingstrieb die Ehe ſich erhalten kann, das Band der Familie, die häusliche Erziehung, Lebensgüter und Lebensbedürfniſſe, die er durchaus nicht leugnen, Ueberlieferungen, die er nicht zerſtören will. Fourier will, daß die Menſchheit ſich in Familiengruppen je von 1800 Menſchen theilen ſolle. Er nimmt in dieſe Gruppen, Phalanſtère genannt, den Menſchen auf, wie er iſt, den Bürger, wie er iſt, die Menſchheit mit allen ihren Vorurtheilen. Er verſpricht dem Fürſten ſeinen Comfort, wie dem Bauer ſein gutes Schwarzbrot, er will einer Anomalie des Lebens, die man nur ertragen kann, wenn man ſie nicht mit offnen Augen ſieht, dicht nebeneinander betten, in der Front der Phalanſtère den Reichen, im Hinterhof den Armen. Kann es eine in ihrer Idee naivere und in ihrer Wirkung grauſamere Chimäre geben? Demſelben Princip untergeordnet ſein und doch keine Ausgleichung, einer Sekte angehören und doch, nur etwas wohlfeiler, daſſelbe bleiben, was man außerhalb der Sekte war?

Fourier überblickte die Schöpfung und entdeckte auf ihr nichts als den Menſchen. Er ſchälte ſich den nackten Begriff des Individuums aus dem Gegebenen los, er iſolirte dieſen Begriff von Allem, womit Natur und Geſchichte ihn umhüllt haben. Es gibt eine Bildung, die ſich von der Natur, und es gibt Charaktere, die ſich von der Geſchichte emancipiren, aber zahllos ſind jene Maſſen, die, zum Troſt ihrer

ſelbſt, unbewußt und harmlos noch in der Schale des Gegebenen liegen. Man kann Volksaufklärung, Freiheitsdrang unter den Maſſen fördern, man kann die Maſſe zum Bewußtſein ihrer Menſchenrechte bringen und doch iſt noch ein ungeheurer Schritt übrig, ſie von ihrer Heimath, ihrer Gegend, von ihrer Familie, von ihrer Ueberlieferung und tauſenderlei Troſtreichem, was der Schöpfer zur Linderung unſrer Leiden gegeben hat, abzulöſen. Noch iſt nicht Alles Fabrikarbeiter, noch iſt nicht Alles pariſer Proletarier. Noch freut ſich der Handwerker, wenn ſich ſein Laden öffnet und ihm eine Beſtellung kommt, noch freut er ſich eines guten Kunden, freut ſich des Zahlungstages, freut ſich des Werktages, wo ihm die Arbeit gut von Händen geht, freut ſich des Sonntags, wenn er über Land mit den Seinen zieht und den unſchuldigen Freuden der Natur leben kann — warum ihn mit utopiſchen Träumen reizen? Warum ihm mit der Vorſpiegelung einiger Erſparniſſe die Wurzeln ſeines Lebens und ſeiner Zufriedenheit untergraben? Ich glaube nicht, daß wir nöthig haben, eine neue künſtliche Geſellſchaft zu erfinden, wenn wir nur nicht ermüden, für die Befreiung der alten zu ſtreiten. Das bisherige Feld der geſellſchaftlichen Debatte, der bisherige kirchliche und politiſche Geſichtspunkt unſrer reformatoriſchen Beſtrebungen reicht vollkommen aus, um die Arbeit von ihrem Druck, den Lohn von ſeiner Uebervortheilung, das Erträgniß der Natur von ihren künſtlichen Laſten zu erleichtern. Ich komme, wenn ich von den Communiſten ſpreche, noch einmal auf dieſen meinen feſten und unerſchütterlichen Glauben zurück.

Die Fourieriſten (auch l'école humanitaire genannt) geben eine gutgeſchriebene Zeitſchrift, La Phalange, heraus,

die jedoch in Paris nicht beachtet wird. Sie hat etwas über tausend Abnehmer. Es sind 400,000 Franken von den verschiedenen Anhängern der Lehre zusammengebracht worden, von denen jährlich 40,000 Franken verausgabt werden. Victor Considerant und seine nächsten Freunde leben von der Phalange und diesem Capital. Man ist in Paris begierig, ob sich die Schule erhalten wird, wenn sie mit ihrem Capital zu Ende ist. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Phalange die einzige pariser Zeitschrift ist, die den Beurtheilern deutscher Verhältnisse die Anlage eines deutschen Maßstabes erlaubt.

## Neunzehnter Brief.

Paris, den 8. April 1842.

Frankreich schöpft seine Kraft aus seiner Einheit. Bei allen Schwankungen seiner Dynastieen, bei aller Kurzlebigkeit seiner Ministerien bleibt eine gewisse Grundlage der Verwaltung sich gleich, die noch von Napoleon's administrativem Talente herrührt. Paris ist das Herz eines Körpers, der in allen seinen Functionen gehorsam den Eingebungen des Herzens folgt. Alle Gesetze sind zum Vortheil dieser Einheit gegeben. Der Instinct des Franzosen, Partei, Masse, ein großes Ganzes zu bilden, ein gewisser Instinct der Ordnung bei aller Beweglichkeit des Charakters kommt jenen Institutionen entgegen, die aus Frankreich ein leicht, schnell und im Allgemeinen gut regiertes Land gemacht haben. Alle Springfedern des öffentlichen Lebens in Frankreich schaffen

jene moraliſche Kraft, welche die Folge der Einheit eines Staates iſt. Der Unterricht, die Religion, die Sprache, die Preſſe, das Heer, die Nationalgarde, der einzige Orden der Ehrenlegion, die Steuern, die Schuld, die gleiche Vertheilung der Repräſentation nach Kopfzahl und Steuerlaſt, die Eintheilung in Departemente, die Departementalräthe, die Unterpräfecten, die Oberpräfecten, die Telegraphen und jetzt ſogar die Eiſenbahnen, alle dieſe Inſtitutionen ſind erfunden im Sinne der Einheit, eingeführt im Sinne der Centraliſation. In ganz Frankreich herrſcht nur ein Geſetz. Ueberall dieſelbe Regierung, dieſelbe Controle, dieſelbe Freiheit, dieſelbe Abhängigkeit. Leben und Tod nach den gleichen Geſetzen vor dem Maire geregelt, überall dieſelbe Verpflichtung zum Kriegsdienſt und dieſelbe Art der Aushebung, dieſelbe Beſteuerung, die gleiche Vertheilung der Laſten nach dem Einkommen, dieſelbe Wahlmethode bei allen politiſchen Acten, dieſelbe Gerichtsverfaſſung, daſſelbe Geſetzbuch. Man kann in Frankreich viel zerſtören, ohne noch auf jene Grundlagen zu kommen, die es den Franzoſen ſo leicht gemacht haben, ſich nach den heftigſten Schlägen des Geſchicks wieder ſo ſchnell zu erholen.

Könnte man von irgend einem erhabenen Punkte in Paris aus das ganze Leben Frankreichs mit einem Male überſehen, ſo würde man über die geſchäftige, ſummende Gleichförmigkeit erſtaunen, die an die Thätigkeit eines Bienenkorbs erinnert. In 36,000 Gemeinden, heißt es in einem hübſchen Gemälde dieſer Einheit, 36,000 Glocken, die mit Sonnenaufgang die Landleute zur Arbeit und zum Gebet rufen. Die einen klingen in den ſtrahlenden Pyrenäenhimmel, die andern in die Nebel des Oceans! Mit ihren kleinen Taſchen ſteht

man auf Holzſchuhen oder barfuß die braunen ſüdlichen Kinder und die blonden des Nordens in die Schule gehen. 432,000 Gemeinderäthe wandern, ihre Einberufungsſchreiben in der Hand, durch Wald und Feld, über Berg und Thal nach dem Gemeindehaus, um unter 36,000 Maires das Beſte ihrer Gemeinde zu berathen. Dort wandert der Alpenbewohner, die Flinte auf der Schulter, nach Havre zu, um ſich einzuſchiffen in eine Garniſon von Martinique oder Guadeloupe, während der Normann die Seeklippen von Ingouville verläßt und Briançon gegen Savoyen vertheidigt. Dies Geld, das der Einnehmer in dem Haidediſtrict der Landes als Steuer vom Betrieb der Harzbäume gewinnt, dies ſelbe Geld baut eine Militairſtraße im Elſaß, trocknet die Sümpfe von Rochefort aus, erweitert die Seinequais in Paris. Die Bankbillets, die der reiche Eigenthümer vom Boulevard des Italiens in Paris dem Steuereinnehmer des zweiten Arrondiſſements an Zahlungsſtatt übergibt, werden jene Mauthbeamte beſolden, die der Schutz der Tuchmacher in Sedan, der Spitzenfabrikanten von Lille und der Branntweinbrenner von Montpellier und Bezenas ſind. Da ſind ein baskiſcher Hirt, deſſen Hütte hundert Fuß über den Bergwaſſern der Pyrenäen liegt, und ein Fiſcher aus Boulogne, deſſen Hütte von der Flut des Meeres beſpült wird. Beide haben ſich über ihre Dorfſchulzen zu beklagen. Ihre Eingaben kommen an demſelben Tage in Paris an, man entſiegelt ſie zuſammen und zuſammen geht an Beide die Antwort ab, an einem Tage nach Norden und Süden Prüfung und Entſcheid von Seiten der Oberbehörde.

Von Dem, was Frankreich durch ſeine moraliſche Einheit beſitzt, hat Deutſchland ſo gut wie Nichts. Sogar unſer

einziges Bindemittel, die Sprache, iſt bei uns ſo verſchiedenartig, daß den norddeutſchen Marſch-Bauer der Anwohner des Bodenſees nicht verſtehen würde. Frankreich hatte einſt ſeine Picardie, ſein Burgund, ſeine Tourraine, ſeine Bretagne, ſein Anjou, wie wir unſer Schwaben, Franken, Sachſen, unſre Pfalz und unſer Sauerland haben. Provinz gegen Provinz, Stamm gegen Stamm iſt bei uns ſelbſt in der Sprache verſchieden und verfolgt ſich mit Bitterkeit und Spott. Verhöhnend ſpricht der Süddeutſche von der Sprache des Berliners, der Berliner macht den Sachſen lächerlich, Provinz iſt gegen Provinz eiferſüchtig. Auch in Frankreich herrſchte einſt der Cantongeiſt. Aber ſchon Richelieu legte die Grundlage zur jetzigen Einheit. Richelieu hob die Macht der Vaſallen, Ludwig XIV. die Macht der Parlamenter auf. Durch den Despotismus kam Frankreich zur Freiheit, durch die Revolution zur Gleichheit. Die Revolution zerſtörte das Mittelalter, hob alle Localrechte, alle Provinzialgeſetzgebungen auf, die Revolution ſchuf jene glatte Tafel, auf welche das jetzige Frankreich die Kraft ſeines politiſchen Daſeins begründen konnte, die Centraliſation.

Man kann Erhebliches gegen dieſe Centraliſation einwenden, aber man wird ihre Vortheile nicht Verſchweigen dürfen. Sie ſichert Frankreich eine überſichtliche und kräftige Regierung, ſie ſichert dem Lande bei allen Schwankungen der Syſteme jenes materielle Gedeihen, das bei dem ſparſamen Sinne der Franzoſen ſchon jetzt wieder große Reichthümer in allen Theilen des Landes aufgeſpeichert hat. Der Centraliſation verdankt Frankreich die Möglichkeit, ſich in ſich ſelbſt zu ſammeln. Es bildet ſich der Stoff für künftige Erſchöpfungen, der Erſatz für die möglichen großen Verluſte. Die

Centraliſation iſt das einzige Mittel gegen jenen Localegoismus, an welchem in Deutſchland Alles kränkelt, ja, an dem auch in England Alles kränkeln würde, wenn England nicht gegen den Egoismus der Gemeinden den gewaltigen Gegendruck des Egoismus der Nation hätte, wenn das wuchernde Schlinggewächs der Privilegien dort nicht von dem Baume der Freiheit wieder überragt würde. Es mag lächerlich erſcheinen, über jeden Stein, der aus einer Kirchhofmauer fällt, erſt an die Centralſtelle des Departements zu berichten, über jeden Brückenbau erſt an das Miniſterium der öffentlichen Arbeiten zu Paris, aber wer ſichert der Ordnung des Ganzen, daß die Gemeinde die Lücke der Kirchhofmauer wieder ausfüllt, daß die Provinz aus eignem Entſchluß dort eine Brücke baut, wo Jahrhunderte lang ein Weg aus Steinen und Brettern oder ein langer Umweg genügte? Ja, geſetzt man baute in Marſeille mit ungeheuern Koſten einen Quai, die Ausgaben brächten das Budget der Stadt in Unordnung, man ſchlüge die Acciſe des Brotes, die Taxe des Fleiſches auf, man ließe um einen glänzenden Quai die Maſſe der ärmeren Bevölkerung darben, würde man in dieſem Falle die ausgleichende Controle einer Centralbehörde nicht der Autonomie der Gemeinden vorziehen?

Allerdings trifft man in Frankreich nicht jene kräftige Selbſtſtändigkeit, jenes poetiſche Colorit des Provinzlebens, das uns an Deutſchland ſo werth, an Belgien ſo überraſchend iſt. Paris abſorbirt alle höhern Lebensfunctionen Frankreichs. Paris iſt die Blume im Reiche der Mitte, der duftende, betäubende Auszug aller Kräfte der Nation. Nichts macht ſich ohne Paris, keine Unternehmung, kein Streben, kein Ruhm, keine Belohnung, nicht einmal ein Erfolg. Die Provinz iſt

der Docht, nur Paris die Flamme. Die Provinz frägt und Paris gibt die Antwort. Paris macht Könige und ſetzt ſie ab. Die Provinz iſt ein Dorf, nur Paris eine Stadt. Von Paris entſpringt Alles und von Paris kehrt es wieder zurück. Es gibt Alles und es nimmt Alles. Die Provinz iſt nur Werkzeug, nur Organ, nur Proceß. In der Provinz kann man eine Wahrheit erfinden, ſie bleibt ein Traum, bis Paris ſie anerkennt. In der Provinz gibt es Künſtler, nur in Paris iſt die Kunſt. Was man in der Provinz ſchreibt, wird nur in Paris ein Buch. Man darf geboren werden und ſterben in der Provinz, leben aber kann man nur in Paris.

Ja, es iſt wahr, Alles, was in Frankreich nicht Paris iſt, iſt ohne Leben, ohne Farbe, ohne Blüte. Es gibt reizende Gegenden, aber es fehlt die Geſellſchaft, die ſie belebt. Kein Thal, keine Gebirgskette, kein Wildbad wird in Frankreich bedeutend werden, da nichts mit Paris wetteifern kann. Glückliche Pyrenäenquelle, glückliches Provencethal, wenn du gewürdigt wirſt, gemalt im pariſer Salon zu hängen! Die Berge haben Burgen, die Städte alte Thürme, um die ſich Epheu ſchlingt, man beſucht ſie nicht, man pflegt ſie nicht: kein Schloßtrümmer, keine tauſendjährige Eiche, kein altes Verließ ragt in Frankreich ſo friſch, ſo jung noch in die Zeit herein, wie unſre Burgen am Rhein, unſre Warten, unſre Rathhäuſer, unſre Münſter und Dome. Es gibt herrliche Bauten in Frankreichs Provinz, aber es fehlt ihnen die pariſer Beleuchtung; die Städte haben Alleen, haben blumenbepflanzte Wälle, haben Theater, Plätze, herrliche Statuen, aber Allem fehlt die Seele, das Relief, der überzeugende Glaube, die Anerkennung, die einſchmeichelnde Sicherheit und ſelbſtgetragene Würde. Ich war in Lyon. Eine

Stadt, die ſchon an Italien mahnen könnte und die ſich quält, an Paris zu erinnern. Die Damen könnten ſchon den weißen italieniſchen Schleier tragen, aber ſie tragen die pariſer Moden. Man ſpricht in Lyon franzöſiſch, ohne es zu wiſſen. Das Franzöſiſch der Provinz iſt nicht mehr die Sprache, in der Racine und Molière geſchrieben haben, ſondern eine Sprache des Bedürfniſſes, eine Sprache, die auch die Pferde verſtehen, eine Sprache, die, wie jede andre, nicht der Geiſt, ſondern der Magen erfunden hat.

Die Nachtheile der Centraliſation ſind aber noch größer. Die Zurückführung aller der Quellen, die das politiſche Leben Frankreichs bewäſſern, auf einen einzigen pariſer Urſprung, läßt von der Beſchaffenheit dieſes Urſprungs das Leben des ganzen Landes abhängig werden. Hier iſt in der That möglich, was jener Ungar in Donaueſchingen für möglich hielt, durch ein Zuhalten der Donauquelle den Wienern die Donau abzuſperren. Trübt man hier die Quelle, ſo trübt man alle Ströme. Die Adminiſtration wird abhängig von der Tagespolitik. Die Miniſter benutzen die Centraliſation zur Erreichung ihrer Wahlzwecke. Die Miniſterien entſcheiden über das Wohl des kleinſten Fleckens in der Normandie und dieſer Flecken wird für die Miniſter wählen. Die Centraliſation iſt das weite Tummelfeld der Beſtechungen. Eine Reiſe nach Paris, Beſuch bei eitlen Beamten, Beſtechung der höhern Inſtanzen, die Franzoſen ſagen es ſelbſt, daß dies die täglichen Vorkommniſſe in der Staatsmaſchine ſind; warum es ihnen nicht nachſprechen? Man beſticht nicht gut den nächſten Beamten, der in unſerm Orte wohnt, täglich mit uns verkehrt, leicht aber den, der in weiter Ferne keine Entdeckung zu befürchten hat. Man beſticht auch nicht mit Geld, man

beſticht durch Einladungen an induſtriellen Unternehmungen, durch Verwendung für die Intereſſen Deſſen, der ſich für uns verwendet, man beſticht durch ſeinen Einfluß in der Provinz, durch ſeine Wahlſtimme, durch Huldigungen, ja nicht ſelten durch ein angenehmes Aeußre, und Odry würde ſagen, zuweilen auch durch eine hübſche junge Frau.

Und doch überwiegen die Vortheile der Centraliſation unendlich. Was hat Deutſchland von ſeiner bunten Mannichfaltigkeit? Pittoreske Reiſen, größere Bildung, aber auch den Fluch der Uneinigkeit. Hätten wir Spaniens Verhältniſſe, auch bei uns würde ſich Saragoſſa gegen Bilbao, Bilbao gegen Madrid empören. Wir haben kein gemeinſchaftliches Recht, keine gemeinſchaftliche Verfaſſung, keine gleiche Religion, Frankreich iſt trotz aller ſeiner neueſten Demüthigungen doch ſo wunderbar elaſtiſch nur durch ſeine Centraliſation. Es iſt wahr, ſie dient zu gleicher Zeit dem Despotismus und der Freiheit, ſie macht Alles möglich. Aber in Paris iſt nicht Alles möglich, Paris wacht, Paris iſt ein Land für ſich, ſeine Faubourgs, ſeine Arrondiſſements, ſeine Geſellſchaftsklaſſen, ſeine Staatsgewalten kämpfen gegeneinander, halten ſich Schach und was die Mehrzahl in Paris gibt, kann das Land ſelbſt ſchon getroſt hinnehmen. Es iſt vielleicht ein Unglück, wenn eine Million über dreißig entſcheidet, aber das Unglück wäre noch größer, wenn die Vendée, wenn das ſüdliche Frankreich, wenn irgend ein Flecken Frankreichs ſich dem Ganzen widerſetzen dürfte.

Die Centraliſation mildern, iſt leicht geſagt. Wie es beginnen? Gegen die Einführung von regierenden Oberpräſidenten der Provinzen ſprechen alle Erfahrungen. Selbſt Preußen erlebte, daß ein freiſinniger Oberpräſident ſich gegen

Berlin anſtemmen konnte. Dem Franzoſen muß man ſo wenig wie möglich Macht in die Hände geben. Er wird ſie immer mißbrauchen. Den Städten Frankreichs iſt ihre hiſtoriſche Bedeutung entfallen, alles Eigenthümliche iſt an ihnen erloſchen. Ihre Geltung erhalten ſie nur noch durch ihre Beſatzung, ihre Regierungscollegien, ihre Gerichtshöfe und durch ihre Induſtrie. Die Induſtrie aber wird ihnen durch das pariſer Finanzſyſtem geſichert. Den Städten eine Art Selbſtregierung laſſen, wozu? In Deutſchland hat man dieſen Weg eingeſchlagen, weil er ſeit Jahrhunderten von ſelbſt beſtand und viele unſrer Städte früher reichsunmittelbar waren. Man hat ſie ſich ſelbſt regieren laſſen, weil ſie größtentheils ſo verſchuldet ſind, daß der Staat wünſchen muß, mit ihren innern Angelegenheiten verſchont zu bleiben. Auch vergißt der Deutſche, wenn er eine Art Freiheit für ſich hat, für die Freiheit der Andern zu ſorgen. Geſetzgeber für die Straßenlaternen ſeines kleinen Ortes, kümmert ihn das Licht ſeines Vaterlandes wenig. Der Deutſche iſt concret, der Franzoſe abſtrakt. Seine Gedanken genügen ihm nicht als Begriffe, ſondern er muß ſie auf dem Papier malen können. Die Centraliſation läßt ſich zeichnen. Es iſt ein großes, kunſtvoll gearbeitetes Netz, wo jede Maſche, jeder kleine Zirkel in den andern greift. Dieſen Schematismus zum Geſetz zu machen, die Centraliſation in die Wirklichkeit einzuführen, bedurfte es nur einer Tugend, die wir Deutſche gar nicht, der Franzoſe aber im höchſten Grade beſitzt. Man wird erſtaunen, wenn ich dieſe Tugend nenne. Es iſt der Gehorſam.

Im Widerſpruch mit der Hochachtung, die ich vor der franzöſiſchen Centraliſation ausſprechen muß, hat mir doch

die kleine so eben erschienene Schrift von Cormenin: „De la Centralisation. Par Timon“ gar nicht gefallen. Man ist bei Timon's, des neuen P. L. Courier, Veröffentlichungen gewohnt, daß sie irgend eine schwebende Tagesfrage beleuchten. Weßhalb aber diese enthusiastische Vertheidigung der Centralisation grade jetzt erscheint, begreift hier Niemand. Man hat allen Grund zu fürchten, daß Cormenin durch solche luftige Büchelchen seinen immer in der höchsten Reife der politischen Fragen entscheidenden Vortheil verliert. Was an dieser kleinen Brochüre sich als Niederschlag und bleibender Bodensatz ergibt, kann Niemand anders, als grade der Regierung zu Gute kommen. Die Muse der Volksschriftsteller heißt die Gelegenheit.

Cormenin schreibt über die Centralisation, als wenn sie in Gefahr wäre. Er empfiehlt sie den Franzosen, als sollte sie ihnen genommen werden. Wer denkt daran? Cormenin hat gehört, daß das Ausland sich in die französische Centralisation nicht finden kann. Er warnt die Franzosen vor den Rathschlägen der Fremden, die Frankreich nur deßhalb decentralisiren wollen, um es zu schwächen. Der Gewinn des Büchleins ist kein andrer, als eine unwürdige Anschürung der Nationaleitelkeit. Lange hat man keine so prahlerischen Schmeicheleien gelesen, wie hier ein Schriftsteller sie über seine Landsleute häuft. Nach Cormenin sind die Franzosen durch ihre Centralisation nicht nur das freieste, sondern auch das erste Volk der Erde. Statt ihre Einheit als eine Frucht ihrer Vergangenheit und eine Bedingung ihrer Zukunft darzustellen, macht er aus der französischen Regierungsmethode ein Arcanum, ein Lebenselixir, das er mit den größten Uebertreibungen auf dem Markte ausruft. Zu einer Zeit, wo die

Gebildeten in ihren Vorurtheilen leidenschaftlicher sind, als das Volk selbst, erschrickt man, wenn man das Volk zu solchen Vorurtheilen aufreizen sieht. Wozu dieser Fremdenhaß? Cormenin's Brochüre könnte die Jahreszahl 1815 an der Stirn tragen.

Nachdem Cormenin bewiesen zu haben glaubt, warum und wodurch die Franzosen das erste Volk der Erde sind, fährt er fort: „Kaum haben wir die Grenze überschritten und den ersten Fuß auf den eroberten Boden gesetzt, so verändern wir am nächsten Morgen gleich seine innere Verfassung, seine Politik, seine Verwaltung, seinen Kriegszustand, sein Gemeindewesen, seine Rechtsverfassung, seine Schulen, seine Feste, seine Theater, seine Moden bis in die kleinsten Züge seiner häuslichen und Privatsitten. Wir mischen uns in Alles und übernehmen Alles, wir machen Brüderschaft mit den Fremden, leben von und mit ihnen, wie sie von und mit uns, wir machen sie uns in Allem ähnlich, so gut und vollständig, als gehörten sie mit zum alten Frankreich." Cormenin setzt nicht hinzu, daß grade diesem abscheulichen Nivellirungssystem Frankreich auch den schnellen Verlust seiner Eroberungen zu verdanken hat. Statt seinem Volke eine Unsitte als Tugend anzurechnen, sollte der wahrhaft aufgeklärte Schriftsteller ihm das Unrecht, oder wenigstens die Gefahren derselben vorhalten.

Cormenin und Lamennais, welch ein Widerspruch! In Lamennais Alles aufrichtig, wahr, menschlich. In Cormenin Alles versteckt, berechnet, parteiisch. Cormenin wendet die Thatsachen je nach dem Gebrauche, den er von ihnen machen will. Er stempelt sich offen zum Jesuiten, wenn er sagt (S. 89): „Es ist nicht immer nöthig, das Recht für sich zu

haben, wenn man davon nur den Schein hat.“ Um seinen Zweck zu erreichen, verschmäht er selbst den Unsinn nicht. Er scheint vorauszusetzen, man müsse die Volkslogik nehmen, wie sie ist, als die Vermittelung des Ungereimten, als den Aberglauben in seiner weltlichen Gestalt. Hat es Sinn, wenn er sagt: „Als einst der Engländer in Paris thronte, die Normandie beherrschte, die Guienne überschwemmte und Karl VII. von Stadt zu Stadt verjagte, weckte die Centralisation die Jungfrau von Orleans.“ Warum nicht gar? Wenn der Engländer schon in Paris war, war es mit der Centralisation aus, und die Jungfrau von Orleans konnte wohl durch den eignen Heldenmuth, die Liebe zum Vaterlande und zu ihrem König geweckt werden, aber nicht durch eine Idee, die Richelieu nicht erfunden hätte, wenn sie Frankreich schon unter Karl VII. gehabt hätte. Ferner: „Als Louis XIV., von der europäischen Coalition bedroht, heroisch erklärte, er würde von Versailles nach Paris zu Pferde kommen und Villars eine Armee von 100,000 Mann bringen, beseelte ihn die Idee der Centralisation.“ Man sollte doch meinen, die Idee, sein Land zu behalten, hätte hingereicht, ihn zu jenem Entschlusse zu beseelen. Aber nach Cormenin ist die Centralisation eben ein Wunderbalsam, der für Alles gut ist.

Ich glaube, daß Cormenin durch das große Glück, welches seine Brochüren machen, verleitet wird, deren mehr zu schreiben, als die Umstände verlangen. Je kleiner und wohlfeiler die Bücher sind, desto schneller werden sie gelesen, desto stärker verkauft. Die kleine Schrift über die Aussteuer hat 17 Auflagen erlebt, das Buch über die Redner zwölf. Cormenin wird, wenn ihn dieser Gewinn reizt, sich in seinen Gedanken erschöpfen und in seinem Styl verflachen. Der

Popularschriftsteller von Geist ist übel daran. Er soll allgemein verständlich schreiben und doch auch dem Gebildeten nicht gewöhnlich erscheinen. Jenes zu erreichen und dies zu vermeiden, ist nur möglich bei einer angebornen Naivetät des Ausdrucks, bei einem Bilderreichthum, der selbst bekannten Wahrheiten eine hübsche Einrahmung gibt, bei natürlichem Witz und großer Kürze des Ausdrucks. Man muß aber gestehen, daß Cormenin in einem so geschmacklosen Satze, wie dem nachfolgenden, den Volkston nicht getroffen hat.

Er sagt S. 102. „Paris ißt und trinkt, spielt Komödie und amüsirt sich für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Amiens, Orleans, Bordeaux, Lyon und Marseille. Paris administrirt, reglementirt und gouvernirt für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Lyon, Marseille und Bordeaux. Paris gibt Gesetze für Nantes, Straßburg, Lille, Rouen, Toulouse, Bordeaux, Lyon und Marseille. Paris denkt, schreibt, druckt, singt, malt, verlegt, kannegießert, philosophirt, schwärmt für Marseille, Nantes, Lyon, Bordeaux, Rouen, Lille" u. s. w. Wer so schreibt, klärt seinen Stoff nicht auf, sondern verdünnt ihn. Daß Cormenin um Geld schreibt, sah ich aus der Vorrede, die er zu Börne's gesammelten französischen Artikeln geliefert hat. Er hatte nicht drei dieser Artikel gründlich durchgelesen.

Timon-Cormenin wohnt hinter der noch immer nicht vollendeten Madeleine. Ich traf einen Fünfziger mit wohlwollenden Zügen, freundlichem Entgegenkommen, mit einem Kopfe, der etwas Wolfs- oder Hofhundsartiges hat. Das Auge ist gut und doch wieder zu schlau. Treu wie ein Hund gegen Freunde, schlau wie ein Fuchs gegen Feinde, sei es erlaubt! Cormenin saß mitten unter Büchern am Kamine

und beſchäftigte ſich, während er ſprach, das Feuer zu ſchüren, das nach pariſer Art mehr rauchte, als brannte. Er ſpricht gewählt, bedächtig, in Bildern, die meiſt von einfachen Begegniſſen des Lebens hergenommen ſind, zutraulich, ſtets mit freundlicher Miene und hell glänzenden Augen.

„Ich ſehe an Ihrem Wohlwollen, ſagt' ich, daß der Menſchenhaß des Timon nicht Ihr Ernſt iſt."

„Um die Franzoſen zu amüſiren, antwortete Cormenin, muß man nicht immer derſelbe ſein. Beſſer Namen wechſeln, als Grundſätze. Ich nenne mich heute ſo, morgen ſo, weil das Publikum denſelben Schriftſteller nicht zu oft haben will. War Börne in Deutſchland ſehr geſchätzt?"

„Von ſeiner Partei, ſo lange er lebte, von ſeinen Gegnern auch nach dem Tode. Kannten Sie ihn perſönlich?"

„Nein, antwortete Cormenin. Ich wurde aufgefordert, eine Vorrede zu einigen ſeiner franzöſiſchen Artikel zu ſchreiben. Die Biographie, die man mir gab, ließ ich unverändert abdrucken. Die Anſichten aber, die mir auch für meine Vorrede zugemuthet wurden, mußt' ich zurückweiſen. Ich kenne nur, was er franzöſiſch geſchrieben hat. Börne hat etwas von Voltaire. Nie wird er ſo nebelhaft und abſtrakt, wie ſonſt wohl die deutſchen Schriftſteller. Ehe man auf die Geiſter wirkt, muß man auf die Herzen wirken. Börne verſtand es, die Phantaſie anzuregen. Seine Manier iſt eine Miſchung von Ode, Elegie und Satyre, wie ich ſchon geſagt habe. Man vermißt zuweilen den Publiciſten und ſieht zu ſehr den Poeten."

„Auch die beiden erſten Bände ſeiner Briefe ſind in's franzöſiſche überſetzt."

„Hier grade, bemerkte Cormenin, vermißt man zu ſehr

den Publiciſten. Wenn man von Politik ſpricht, ſoll man Politiker und nicht Dichter ſein. Dies Buch konnte in Frankreich kein Glück machen, weil es nicht franzöſiſch gedacht iſt. Es wimmelt von Anſpielungen, die nur ein Deutſcher kennen kann. Es iſt ſo deſultoriſch abgefaßt, daß man des Verfaſſers eben ſo wenig wie des Gegenſtandes habhaft wird. Durch eine ſolche Art von Literatur werden die Deutſchen in der politiſchen Aufklärung keine Fortſchritte machen. Was erwarten Sie von Deutſchland?"

Dieſe Frage, die ich in Paris hundert Mal beantworten mußte, hatte ich mir angewöhnt, immer mit einer Art von wichtigthuender Eitelkeit zu beantworten. Ich verſprach für Deutſchland Dinge, an die ich in Deutſchland ſelbſt nicht glaube. Ich verſprach überall, wo ich gefragt wurde, où marche l'Allemagne? noch weit mehr, als Frankreich beſitzt. Ich verſprach Preußen eine Verfaſſung, ſagte für alle Könige und Großherzöge der lieben Heimath gut, fingirte eine große militairiſche Kraftentwickelung, garantirte ſogar für Oeſterreichs guten Willen und dekretirte die Preßfreiheit. Man machte mir regelmäßig dieſelben Gegeneinwände, les quatre questions, Bruno Bauer, les Hallischen Jahrbouck etc. etc., aber ich meinte, dieſe Unterdrückungen wären kleine bedenkliche Blaſen, die bald wieder zerplatzen würden. Ich wiederhole nochmals, daß man in Paris immer beſſer thut, die Miene anzunehmen, als ginge Deutſchland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen.

Dies hinderte aber den ſchlauen Cormenin nicht, zu ſagen: „Wir glauben nicht daran, wir glauben nicht an die Einheit von dreißig Terrains, wo ſich die Sitten des Volks und die Anſprüche der Fürſten fortwährend widerſprechen.

Indeſſen wäre uns dieſe Einheit ſehr erwünſcht. Sie würde aus Deutſchland einen ſtarken Wall gegen Rußland machen: das Unglück iſt nur, die Deutſchen werden von ihren Schriftſtellern nicht gut berathen. Sie haben Dichter und Philoſophen, aber keine Publiciſten und keine Logiker. Sie laſſen ſich Balladen vorſingen, ſtatt ſich aufklären zu laſſen über Das, was dem Ganzen und dem Einzelnen noth iſt. Sehen Sie da, wie man in Deutſchland und in Frankreich Politik treibt."

Cormenin ergriff ein großes Buch und ein ganz kleines. Das erſte war von Lamennais, das zweite von ihm.

„Sehen Sie, ſagte er, ein ſolches Buch iſt viel zu groß. Das Buch iſt gewiß vortrefflich, aber wer lieſt es? Wer kauft es? Wer hat Zeit und Geld dazu? Man muß auf's Volk wirken. Sehen Sie dies kleine ſchlanke Büchlein. Es iſt wohlfeil und lieſt ſich ſchnell. Viele Tauſende von Exemplaren überſchwemmen Frankreich. Heute erſcheint das kleine Ding in Paris. Morgen iſt es in der Provinz. Man muß Brochüren ſchreiben, die der Akademiker und der Weinbauer verſteht, Bücher, die man auf einen Bourdoirtiſch und auf den Rand eines ärmlichen Kamins legt, Bücher, die man in der Taſche trägt, auf einem Spaziergang im Walde durchleſen kann, Bücher, die uns nicht zu viel zu behalten und darum nicht viel zu vergeſſen geben. Fordern Sie doch alle deutſchen Schriftſteller auf, in dieſer Art fürs Volk zu wirken. C'est la propagande la plus sûre, la plus sincère."

Ich thu' es hiermit feierlich!

Eines hatte aber der gute Cormenin vergeſſen. In Frankreich muß man die Bücher ſchon deßhalb ſo dünn wie möglich einrichten, weil es den untern Volksklaſſen ſo ſchwer

wird, ſie zu leſen. Das kleine Büchlein von der Centraliſation zu leſen, koſtet dem Weinbauer der Bourgogne einen Monat Zeit. In einem Dorfe können vielleicht drei Leute leſen und dieſe verſtehen unter leſen eigentlich buchſtabiren! Welche Anſtrengung, ein ſolches Rieſenwerk, wie eine Broſchüre von ſechs Bogen, zu dechiffriren! Wie viel Winterabende gehören dazu, wie viel Lampen brennen nieder, bis ein ſolches Geiſteswerk in den Kopf eines vierſchrötigen Bretagners eingedrungen iſt. Ein communiſtiſcher Schneider, der mir keine Beinkleider machen wollte, weil er mich für fähig hielt, über Philoſophen und große Geſellſchaftsreformer, die nicht leſen und ſchreiben können, zu lächeln, ein Monſieur Blondin, hält ſich in ſeiner Werkſtatt eine Nätherin, die ihm und ſeinen eben ſo gründlich gebildeten Geſellen jeden Morgen die Zeitung vorleſen muß. In Deutſchland, wo jeder Bauer wenigſtens ſchon drei Mal die Familienbibel und vier Mal die alte Sonntagspoſtille durchgeleſen hat, kann man den Brochüren ſchon ein wenig Bogenzahl mehr geben. Auch nähern wir uns bekanntlich erſt mit 20 Druckbogen per Band einer Preßfreiheit, bei der wir uns wenigſtens ſo lange einbilden können, ohne Cenſur geſchrieben zu haben, bis das Buch confiscirt iſt.

## Zwanzigster Brief.

Paris, 9. April 1842.

Seitwärts hinter der Deputirten-Kammer liegt das Hôtel der Invaliden. Ludwig XIV. hat es begonnen, Ludwig XV. ausgeführt, Napoleon vollendet. Es ist indessen mehr Napoleon als Ludwig XIV. gewidmet. Auf dem grünen Rasen zwischen den schönen Alleen, die zu dem „Asyl des Mars", wie Napoleon die Zuflucht seiner ausgedienten Krieger nannte, führen, stand früher der venetianische San Marco-Löwe, der jetzt wieder auf seine heimische Piazetta zurückgekehrt ist. Paris hatte nichts mehr an ihm zu zähmen, er kam schon sehr zahm hieher. Hinter dem Invaliden-Dome erstreckt sich das Marsfeld, auf welchem der arme Ludwig XVI. mit den Jacobinern das Fest aller Völker feierte und dieselbe Constitution beschwor, die ihn später hinrichten ließ. Jetzt halten auf dem Champ de Mars die Mitglieder des Jokeyclubbs, narrige Engländer und die jungen Vergeuder väterlicher Reichthümer, ihre albernen Wettrennen.

Ich hatte heute einen unglücklichen Tag, an dem mir nichts behagen wollte. Es kam nicht von den eroberten preußischen Kanonen her, die rechter Hand an dem Eingang des Hôtels der Invaliden liegen. Am Zeughause in Berlin liegen ja eben solche französische Kanonen. Vielleicht beängstigte mich die Idee dieses Gebäudes. Es ist grauenhaft, so unter Leichen zu sein. Alle diese Krüppel sind unbegrabene Todte.

Es war ihre Bestimmung, entweder an der Beresina zu bleichen oder sich unter die lebende Masse, unter die fortwachsende Nachwelt zu mischen. Diese Krüppel sind sich den Schlachtfeldern Italiens, Deutschlands und Rußlands schuldig geblieben. Sie sind in dieser ihrer massenhaften Vereinigung ein Anachronismus, der etwas Schneidendes hat. Dazu kommt, daß sie eine so abschreckende Tracht haben, eine Uniform, wie ehemals in Berlin die Bettelvoigte, dunkelblaue, schlotternde Röcke, den trostlosen Dreimaster auf dem eingeschrumpften Antlitz, alle klein, alle unter den Kugeln von Jena und Austerlitz hinweggeschlüpft. Das Schönste an ihnen ist noch ihr Häßlichstes, die Verstümmelung. Vollends betrübend aber schien mir die mürrische Stimmung aller dieser alten Leute. Ist es die Folge der jahrelangen Unthätigkeit, ist es Mißmuth, an einer glänzenden Laufbahn durch eine Kugel, durch eine Krankheit, und die ihnen die schmerzlichste war, durch den Magenkrebs, an dem Napoleon starb, verhindert worden zu sein; ist es Geiz, der alte Leute so leicht beschleicht, oder war es gerade nur die Unzufriedenheit mit dem heutigen Speisezettel, ich sahe nichts, als gräuliche, unfreundliche, zusammengeschrumpfte, häßliche Gesichter, keine einzige Miene jener gutmüthigen Freundlichkeit, die sonst dem Alter so wohl steht. Kein Gruß, kein Scherz, kein gutmüthig blickendes Auge. Quält man vielleicht diese alten Leute noch mit militairischer Subordination oder woran liegt es, daß im Hôtel der Invaliden Alles uns kohl, mißtrauisch, lebenssatt anblickt, so grau, so verwittert, wie die Sandsteine, aus denen diese Gänge, diese Höfe gebaut sind?

Mein Mitleiden mit diesen armen Trümmern einer großen Vergangenheit wuchs, als ich durch das Gebäude selber

schritt. Das ist wahrlich kein Aufenthalt für arme kränkliche Greise! Diese steinernen Corridore stehen nach allen Seiten dem Winde frei. Fröstelnd schleichen die kleinen Männchen an den feuchten Wänden entlang, hüstelnd suchen sie Schutz vor dem aufzehrenden Nordost, der unbarmherzig durch die Gänge pfeift. Kasernen für junge Rekruten hab' ich wärmer, geschlossener, behaglicher gesehen, als dieses kalte steinerne Grab des Alters. Wie suchen die kleinen Leutchen einen Streifen der Frühlingssonne zu haschen, wie schleichen sie, hüpfen sie auf ihren Krücken auf die Treppe unter Napoleon's großem Standbild und suchen heute den kalten Schatten ihres Idols zu vermeiden! Ob sie Freuden haben, diese alten Veteranen? Man hat eine große Leihbibliothek für sie angelegt, aber sie können nicht lesen. Sie haben Verwandte in allen Provinzen Frankreichs, aber sie können nicht schreiben. Einen Invaliden sah ich an den Wänden des Corridors auf und ab laufen. Er war wahnsinnig.

Ohne würdevollen Übergang lehnt sich dicht an das Hôtel der Dom der Invaliden. Er ist das militairische Pantheon und seit einem Jahre bekanntlich eine Fortsetzung von St. Helena geworden. Die sterblichen Ueberreste Napoleon's, gewöhnlich hier seine Asche genannt, sind in diesem Dome beigesetzt.

Als Napoleon in seinem Testament verfügte: „Ich wünsche an den Ufern der Seine beigesetzt zu werden, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr liebte" — hatte er eine Regung, die seinem Gefühl angemessen war. Als man von seinem Testamente grade diesen Paragraphen durch die Julirevolution vollziehen wollte, hatte man eine Pietät, die vom französischen Standpunkt ohne Zweifel wahr

empfunden iſt. Und doch hatte der Weltgeiſt es ſchöner mit Napoleon im Sinne, als Herr Thiers. Er machte Napoleon zur Mythe, Thiers hat ihn wieder zur Geſchichte gemacht. Napoleon iſt wieder in Frankreich, er kann nicht mehr, wie das Volk glaubte, in Indien, in Perſien ſein. Napoleon iſt jetzt Das, was Frankreich beſitzt, nicht mehr Das, was Frankreich wünſcht. Wenn Thiers in allen Punkten mit der ehemaligen heiligen Allianz verfallen iſt, dieſer Gedanke, die „Aſche“ Napoleon's heimzuführen, ſollte ihn mit ihr ausſöhnen.

So ruht nun das, was einſt Napoleon hieß, mitten unter uns! Mitten unter dieſen Krüppeln, die für ihn ihre Arme und Beine verloren, mitten in dieſen zugigen Corridoren, dieſem Geklapper der Blechlöffel bei den Mittagsmahlzeiten, mitten unter den pikanten Düften dieſer militairiſchen Dejeuners! Man konnte in Paris keinen Platz auffinden, um Napoleon's ſterbliche Unſterblichkeit zu bergen, als ein der Vergangenheit gewidmetes Mauſoleum! Warum nicht, da Napoleon als geborner Italiener die Triumphbögen und Säulen ſo liebte, unter ſeinem arc de l'étoile, warum nicht am Fuße der Vendômeſäule, warum nicht in einer Pyramide, die ſtehen könnte, wo jetzt der Obelisk von Luxor, rein zum Luxus, ſteht? Warum nicht in den Tuilerien, im Louvre? Warum zu den Invaliden, die er nicht mehr befehligen kann, an deren kümmerlichem Anblick ſich kein junger Rekrut, kein muthiger Remplaçant mehr begeiſtert.

Noch geſchmackloſer aber iſt die Ausführung. Gut, ſo ſei Napoleon bei den Invaliden. Aber ſtellt ihn dort würdig hin. Stellt ihn als etwas Dauerndes hin, gebt ihm Ruhe, ewige Ruhe, gebt ihm ewigen Frieden!

Nichts von Ruhe, nichts von Dauer, nichts von Frieden. Man gibt ihm ſtatt eines Marmorgrabes eine Theaterdekoration, ſtatt eines Begräbniſſes eine ewige Ausſtellung, man brennt eine ewige Lampe bei ihm, wie bei einem Heiligen der Kirche. Das ganze Schiff der Invalidenkirche beſteht aus etwa vier benutzbaren Kapellen. Davon gehören die beiden größten dem einfachen, aber würdigen Andenken Türenne's und Vauban's. Eine Winkelkapelle iſt für Napoleon eingerichtet. Für Napoleon weniger als für Türenne und Vauban? Türenne und Vauban haben freilich nicht mehr, als nur zwei marmorne Sarkophage, Napoleon hat wollene Decken, Sammet, Seide, Broderien, Gold und Silber, eine Glaskapſel über ſeinem Hut, Immortellenkränze und eine ewige Gaslampe, er hat eine Schildwache von zwei Invaliden, die dafür ſorgen, daß man reſpectvoll den Hut abnimmt. Man blickt durch ein vergoldetes Gitter in die Kapelle; dort in dem Sarge, auf dem Hut und Degen liegen, dort in dem Sarge . . . . .

Und es iſt doch etwas Ehrwürdiges hier. Nicht der Dom, nicht der Platz, nicht dieſe Kapelle iſt ehrwürdig, nicht die falſche Koſtümirung, nicht die falſche Draperie, nicht die falſchen auf Effect berechneten Fahnengruppen, nicht die falſchen magiſchen Lichter — eines iſt freilich echt, dieſes Sarges Inhalt! Es iſt allerdings Napoleon.

Große Gedanken brechen menſchliche Feſſeln. Alles iſt ungereimt und ſtörend an dieſem Grabe; dieſen einen Theatereffect konnte man nicht von der großen Oper borgen: Napoleon ſelbſt.

So wollen wir denn auch ſchweigen, und über der Wahrheit der Giganten die Poſſen der Pygmäen vergeſſen.

Ein Sprung von Napoleon auf Thiers iſt nicht ſo ſchwer. Schreibt der Präſident des 1. März doch ſeine Geſchichte. Ich habe auch Thiers kennen lernen.

Es lagen viel verhaltene Stimmungen in mir, ehe ich ihn ſah. Seit ich einmal in ſeiner Soirée und geſtern an ſeinem Tiſche war, ſind dieſe Stimmungen zwar nicht ganz gewichen, nicht ganz überwunden, aber die Achtung vor ſeiner perſönlichen Begabung iſt ſich gleich geblieben, wenn nicht geſtiegen. Ich habe in Thiers gefunden, was ich erwartete. Es iſt dies ein Reſultat, das man nicht aus jeder Bekanntſchaft eines großen Mannes zieht.

Thiers iſt unſtreitig eine der denkwürdigſten Erſcheinungen unſrer Zeit. Ein Journaliſt, der in die Strudel einer Revolution geräth und von ihnen emporgetragen wird, um zwei Mal Premierminiſter einer der erſten Nationen der Welt zu werden. Man ſtaunt über die Umſtände, die eine ſolche Ausnahme geſtatten konnten, man ſtaunt noch mehr über das Talent des Mannes, der die Umſtände ſo glücklich zu benutzen wußte. Ob Thiers noch eine Zukunft hat? Es iſt eine Frage, die täglich hier hundert Federn in Bewegung ſetzt, täglich den Journalen Stoff zu Angriffen oder Vertheidigungen gibt. Man behauptet, Thiers habe das Wort des Kronprinzen, daß er mit ſeinem Regierungsantritt wieder an's Ruder käme. Ich glaube nicht, daß ein Prinz, der vor Allem die Politik ſeines Vaters ſich zum Vorbild nehmen ſollte, ſich durch ſolche Verſprechungen binden wird. Wenn Thiers dem Prinzen beiſtehen wollte, ruhig in den Beſitz ſeiner Nachfolge zu kommen, ſo iſt dieſer Beiſtand überflüſſig, denn der Herzog von Orleans wird ſo leicht zur Regierung kommen, wie nur irgend jetzt in Frankreich ein

Sohn das Erbe seines Vaters antritt. Daß darum Thiers ohne Zukunft wäre, will ich nicht sagen. Für die auswärtigen Angelegenheiten werden ihn ohne Zweifel die Höfe Europas verweigern; er kann sie indessen doch führen, wenn er auch scheinbar nur im Besitz eines Portefeuilles für das Innere, für die öffentlichen Arbeiten, für die Finanzen wäre. Thiers' Schwerpunkt ist die Kammer, sein Talent die Zunge und seine Parze die Verlegenheit, die Verwickelung, der Hader Frankreichs.

Für unser Gefühl liegt etwas außerordentlich Ueberraschendes in der Wahrnehmung, daß Thiers sein Glück im Grunde nicht einem Glücksstern allein verdankt, nicht einmal einem umfassenden großen Genie, sondern nur einem vereinzelten persönlichen Talente, dem Talente der Rede. Ich gestehe, ich bin über diese Entdeckung erschrocken. Ich habe die Kammer gesehen, habe mich überzeugt, daß sie au fond sicher viel Ernst und guten Willen hat, daß sie ihre Stimmen, ihre weißen und schwarzen Kugeln, nicht leichtsinnig vergibt, aber ihre äußere Physiognomie ist leichtsinnig. Nicht der Gedanke, nicht die Begeisterung für ihre hohe Aufgabe beherrscht sie, sondern das Talent und wenn es das windigste wäre. Thiers sagte: „Unsere Kammer will unterhalten sein; es sind nur Leute darin, die sich nicht entschließen können, zum allgemeinen Besten sich zu langweilen. Wer ihrer gewiß sein will, muß sie amüsiren." — Und in der That, Thiers beherrscht die Kammer dadurch, daß er sie amüsirt. Die Kammer weiß es und gesteht ihre Schwäche dadurch ein, daß sie nicht mehr die Stärke ihres Lieblings ist. Sie weiß, daß Thiers eine zu lebhafte Einbildungskraft hat, um ein völlig besonnener Staatsmann zu sein. Aber was sie jetzt dem

feurigen, scharfsinnigen, witzigen Redner nicht mehr ist, das war sie ihm früher, die Staffel seines Ruhms. Es ist nicht das Genie dieses Staatsmannes, das ihn von der Höhe des fünften Stockes in sein glänzendes Hôtel am Platze St. Georges brachte, sondern sein Talent. Das Talent ist in Frankreich immer glücklicher, als das Genie; vielleicht überall.

So lange die Könige in Frankreich von ihren Ministern abhängen, so lange diese Ministerien von der Kammer abhängen, kann sich die Laufbahn eines Thiers in jeder Jahres-Sitzung wiederholen. Ein junger Deputirter tritt zum ersten Male auf. Er wartet fünf Minuten, bis der Lärm der schwatzhaften Volksvertreter sich verzogen hat, er setzt einige Male an, aus dem neben ihm stehenden Glase Zuckerwasser zu trinken, er beginnt: „Meine Herren!“ Erst kritisirt man das Organ, dann seinen Dialekt, ob er aus dem Norden oder Süden ist, dann folgt man seiner Aktion, dann seinen Pausen, seinem Tonfall, endlich ungefähr seinem System, zuletzt der Ansicht, die er über den vorliegenden Fall vorträgt. Ist die letzte, wenn nicht richtig, doch scharfsinnig, hat er witzige Wendungen, merkt man nicht die eingelernten Phrasen des Gerichtshofes, des Katheders, den hohlen Schwulst eines Odillon Barrot, merkt man nicht die trockne Nüchternheit eines schmucklosen Republikaners, gefällt das Organ, die Aussprache, die Manier, repligirt er sogar mit Verstand und Geistesgegenwart auf Zwischeneinwürfe, so ist das Glück eines solchen Anfängers in Paris gemacht. Noch ehe die Rede endet, hat der König schon Bericht von dem neuen Genie. Des Abends sprechen von ihm alle Journale. Die Minister wären glücklich, einen solchen Redner zum Vertheidiger ihrer Handlungen zu machen. Bei der nächsten Ministerialcombi-

nation hat man einen Minister, der vor einem Jahre noch von der Gnade eines Buchhändlers lebte.

Thiers wohnt in einem kleinen villaartig gebauten Hôtel an jenem lieblichen Platze, der mir schon kürzlich, als ich die Wohnung G. Sand's suchte, aufgefallen ist. Sind es nun die Ersparnisse des Ministers, die Früchte jener telegraphischen Depeschen, über die Thiers zum ersten Mal sich so heftig mit seinem jetzigen Todfeinde Soult erzürnte, sind es die Honorare für die Geschichte der französischen Revolution oder die Anweisungen auf die längst versprochene Geschichte Napoleon's oder die Zuschüsse der reichen Schwiegereltern: Thiers ist nicht wieder in den fünften Stock zurückgezogen, sondern macht nach wie vor ein Haus. Fast jeden Abend empfängt er seine Freunde. Mignet ist täglich bei ihm. Madame Dosne und ihre Tochter machen mit Grazie die Honneurs. Wer sich nicht in die oft sehr lebhaften Gespräche mischen will, findet einen Tisch mit englischen Almanachen oder einen andern mit den bedeutendsten Journalen des Tages. Man findet hier alle Journale, die Thiers vertheidigen, und auch die, welche ihn angreifen. Nur an den Debats, die seit einigen Tagen eine unerhört heftige Polemik gegen den Exminister eröffnen, fiel es mir auf, sie so zusammengelegt zu finden, wie sie direkt aus der Druckerei zu kommen pflegen. Thiers zeigte damit seinen Freunden, daß er angefangen hätte, die Debats nicht mehr zu lesen.

Wenn Thiers bei seinen Studien über Napoleon allmälig sich so in seinen Helden verliebte, daß er ihn nachzuahmen begann und im Stande gewesen wäre, beim Ausbruch eines Krieges zur Armee zu gehen und selbst den Commandostab zu ergreifen, so hat ihm die Natur eine gewisse Verwandt-

ſchaft mit Napoleon ohne Zweifel ſchon äußerlich zugedacht. Er ſieht dem Corſen ähnlich. Die Form des Kopfes und die Rundung des Kinnes gleichen vollkommen dem bronzenen Napoleon. Den ſcharfen, falkenartigen Blick verbirgt eine Brille. Das Haar des ſonſt rüſtigen und jugendlichen Vierzigers iſt ſchon ergraut. Thiers iſt ſo klein von Figur, daß er ſtets, wenn er redet, aufblicken muß. Er ſetzt ſich am liebſten auf die Lehne eines Fauteuils und ſammelt Zuhörer, deren Einreden er mit großer Gelaſſenheit und gutem Humor anhört. Thiers hat nichts vom Miniſter angenommen, vom Miniſter beibehalten. Er hat noch immer die ſüdliche Beweglichkeit ſeines Weſens, die Bonhommie „eines guten Jungen," die Cordialität eines Roturiers. Man gewinnt ihn lieb, weil er natürlich iſt.

„Das Thema Ihrer geſtrigen Rede, über den Hafen von Algier, ſagt' ich, intereſſirt mich wenig. Ich bewunderte nur Ihre Methode der Behandlung, Ihre Rednergabe. Freilich machen es Ihnen die Collegen leicht. Ich habe nie ſchlechter ſprechen hören, als Ihr Vorgänger ſprach, Herr von Corcelles. Ich begreife nicht, wie ein Mann von Ehre und Zartgefühl die Tribüne beſteigen kann, um eine Rede zu halten, die mit allgemeiner Gleichgültigkeit, eine Rede, die ohne eine Spur von Intereſſe aufgenommen wird."

„Dieſe Leute halten ihre Reden, antwortete Thiers, nicht für die Kammer, ſondern für die Wähler. Die Wähler leſen die Rede in den Journalen, denken ſich die Aktion und die gute Stimme hinzu und ſind glücklich, nach Paris einen ſo talentvollen Deputirten geſchickt zu haben."

„Was iſt das Geheimniß der Redekunſt? fuhr ich fort. Ich glaube die Natur. Man ſoll reden, als wenn man han-

delte. Man ſoll einen innerlich klar ausgeſprochenen Gedanken haben und nie mehr ſagen wollen, als nöthig iſt. Wenn man anfängt, gewählt ſprechen zu wollen, ſo hört man auf, ſein Talent vollkommen zu beherrſchen. Die geſtrige Sitzung war ſehr ſtürmiſch."

„Stürmiſch? — Ich fand ſie ſehr ruhig, beinahe ſchläfrig. Nein, wir haben ſtürmiſchere Sitzungen gehabt."

„Ich bewundere die Ruhe, mit der Sie ſich opponiren laſſen."

„Man lernt das als Miniſter, antwortete Thiers. Man muß ſich auch parlamentariſch daran gewöhnen. Dies Toben und Schreien iſt bloße Windbeutelei. Wer ruhig bleibt und lächelt, imponirt. Die Kammer iſt wie jede Maſſe. Sie iſt ſo kindiſch, wie ein Theaterpublikum. Die ſchönſten Dinge, ſchlecht geſpielt, werden ausgeziſcht. Die Herren ſind alle ſehr weiſe Geſetzgeber, aber ſie haben doch ſämmtliche Unarten eines Parterres an ſich."

„Das beſtätigt mir, fuhr ich fort, wie viel ein guter Deputirter noch von einem ſchlechten Komödianten lernen kann. Ich fand in der geſtrigen Sitzung, daß dieſe Herren noch nicht die einfachſten Elemente der Verhandlung mit der Maſſe inne haben. Sie wußten ſich nicht einmal Ruhe zu erzwingen. Der ſchlechteſte Schauſpieler weiß das. Iſt er mitten in einer Phraſe und man plaudert in den Logen, klappt mit den Thüren, ennüirt ſich zu ſehr an ſeinem ſchlechten Vortrage, ſo ſchweigt er plötzlich ſtill. Dies ſieht Jeder, das hört Jeder. Der Schauſpieler ſchweigt. Warum ſchweigt er? Alles blickt hin, es tritt eine feierliche Stille ein und der kluge Komödiant kann ungehindert fortfahren."

„Sehr wahr, ſagte Thiers. Ich brauche gewöhnlich, um

wir Ruhe zu machen, das Mittel, ein krasses Paradoxon auszusprechen. Damit steigt der Lärm aufs Aeußerste. Dann toben sich die Schreier aus, ich erhole mich in aller Ruhe und plötzlich wird es, da Jeder hören will, wie ich meinen Satz beweise, stiller, als je vorher."

„Die deutsche Sprache, spann ich in einer Ecke des Salons das Gespräch weiter fort, ist leider für die Beredtsamkeit sehr ungeschickt. Die englische ist so natürlich, wie nur je die Leidenschaft natürlich sein kann. Die französische Sprache ist die Sprache der Unterhaltung, der Verständigung, der einschmeichelnden Ueberredung. Die deutsche Sprache, so frei und schön sie den Dichtern zuströmt, ist doch für den gewöhnlichen Gebrauch zu sehr abstrakt, sie sagt nichts grade aus, sie umschreibt so Vieles, sie ist viel zu sehr Curialsprache, um ganz die Sprache des Redners zu sein. Es ist wie mit unserm historischen Styl."

„Sie würden, antwortete Thiers, so gut einen historischen Styl haben, wie eine Sprache der Beredtsamkeit, wenn sich Deutschland vollkommen freier Institutionen zu erfreuen hätte. Gut reden kann man nur da, wo man frei reden kann. Historisch schreiben kann man nur da, wo man Historie machen kann. Der Gelehrte allein kann das historische Material vortrefflich sammeln: es prüfen, sichten, darstellen aber kann nur der Gelehrte, der zugleich Staatsmann ist. Machiavell, du Thou waren Staatsmänner, deshalb hatten sie auch einen historischen Styl."

„Zum Beweise Ihrer Behauptung, bemerkt' ich, führ' ich einen deutschen Historiker an, der sich der Idee eines historischen Styls von allen unsern Geschichtsschreibern am meisten nähert, Justus Möser. In der That war J. Möser, so so-

kal durch seine Wirksamkeit, doch auf seinem heimischen Gebiete, in dem ehemals reichsfreien Gebiet Osnabrück, ein Staatsmann. Wir werden die freien Staatsformen bekommen, wenn wir erst über die rein-nationale Frage des Augenblicks hinaus sind."

Thiers schwieg. Wir kamen an die Wunde, die ihn schmerzen mußte. Wir näherten uns der Achillesferse, an der er getroffen wurde, als die Folgen des Julitraktates alle Völker unter die Waffen riefen und er, der Wagende, hinter seinen Drohungen, hinter seinen Versprechungen zurückbleiben mußte.

„Sie waren zu kurz in Deutschland."

„Ich wollte nur die Schlachtfelder sehen."

Eine Pause von tiefer Bedeutung. Ich stand dem Manne gegenüber, der noch vor zwei Jahren alle Völker in Bewegung gebracht hatte, der es gewagt hatte, zum ersten Mal die in den Franzosen schlummernden Pläne, die tiefsten Rückhaltgedanken des Schmerzes und der Rache auszusprechen, der Rache für 1815, der Rache für Moskau, Leipzig und Waterloo. Es ist Napoleon, der in Thiers' tiefstem Innern schlummert. Ich sah's an seinen Mienen, daß die Asche von St. Helena nicht im Hôtel der Invaliden, sondern in seinem Herzen beigesetzt ist, und so sprach ich's ohne Rückhalt aus: „Was wir Deutsche uns selbst nicht geben konnten, was unsern Fürsten, unsern Kammern unmöglich war, eine größere politische Einheit hervorzubringen, das haben Sie uns gegeben. Es war die Folge Ihrer europäischen Politik."

Ich würde mich täuschen, wenn ich den Blick, den Thiers nach dieser Bemerkung auf mich richtete, anders deutete, als zur Ehre seines Herzens. Wie leicht das Blut dieses talent-

vollen Mannes fließen mag, wie wahr es sein mag, daß er an Ernst des Gedankens hinter Guizot, an Weichheit der Empfindung hinter Lamartine zurücksteht, er sah mich mit einer fast leidenden, fast schmerzlichen Miene an. Es lag in dieser Miene der Gedanke ausgesprochen: Das sind die Schicksale der Welten, das sind die Nothwendigkeiten einer Existenz, die wie die menschliche an Gesetze gebunden ist, von denen unsre bessere Ueberzeugung, unser Herz sich nur zu gern befreien möchte!

Wir waren gestört worden. Ich ging in das hintere dunklere Zimmer und blätterte in den englischen Keepsakes. Der Salon füllte sich mehr und mehr. Da bei Thiers Niemand angekündigt wird, so kannt' ich mit berühmten Namen zusammen sein, ohne es zu wissen.*) Die angenehme Sitte, sich ohne Abschied zu empfehlen, benutzend, wollt' ich entschlüpfen. Thiers hielt mich fest: „Sie werden bei mir essen." — Ich ging, nachdem wir den Tag verabredet hatten.

Ich hab' ihn nun gestern wiedergesehen. Die Tagesordnung der Kammer ist für jeden seiner Mittage die nothwendige Anknüpfung. Kommen die Mitglieder der Kammer von einer belebten Sitzung, so wird sie noch lange in ihren Nerven nachbeben, bis sie sich für etwas Andres sammeln können. Noch war Thiers nicht da. Man fragte seine jugendliche, liebenswürdige Frau: „Wie war's in der Kammer?"

---

*) Das Nichtankündigen hat auch sein Gutes. Herr von Rumpf, der hanseatische Geschäftsträger, ein Diplomat von Geist und wohlwollendster Zuvorkommenheit, erzählte mir, er hätte sich oft zu beklagen, daß ihn die Bedienten statt zum Geschäftsträger des freien anseatischen zum Geschäftsträger des Herrn anseatischen machten.

Sie lachte und ſagte: „Wie alle Tage!“ Endlich kam der Wirth und warf ſich erſchöpft auf ein Sopha. Die Stimme heiſerer als je, alle Organe erſchöpft. Es war ohne Zweifel die Abſicht ſeiner Partei geweſen, bei der Discuſſion der Supplementarcredite, die förmlich zu einer Adreßdebatte geworden war, noch dem Miniſterium auf dem Terrain adminiſtrativer Fragen eine Schlacht zu liefern, die ihr zwar keinen Sieg bringen, aber den Erfolg der bevorſtehenden Wahlen für das Miniſterium ſchwächen konnte. Soeben war die Schlußabſtimmung über die Supplementarcredite erfolgt. Die Oppoſition hatte beinahe achtzig Stimmen weniger gehabt als das Miniſterium.

Wie ich den geiſtvollen Mann ſo die Kugeln berechnen, ſo die Zahlen von früher und von jetzt vergleichen ſah, empfand ich Mitleid. Es war mir, als hätte ich ihm ſagen müſſen: Thiers, einſt Mann des Volkes, werde, was du warſt! Begriffeſt du deine Stellung recht, ſo würdeſt du Mirabeau folgen, den du genauer kennſt als ich, um zu wiſſen, was Mirabeau that. Mirabeau gab Die auf, die ihn aufgaben, und ſuchte ſich Kraft und Rückhalt bei Denen, die ſich glücklich ſchätzten, einen Mann von ſeinem Genie an der Spitze zu haben. Ich zweifle, ob du erreichſt, was du wünſcheſt. Du kannſt, da du leicht wie Kork biſt, in einer Verlegenheit beim Portefeuilleverloſen wieder auftauchen und auf kurze Zeit wieder werden, was du zwei Mal warſt! Die Kammer mißtraut deinem Talente, das Volk mißtraut deinem Willen. Welches ſind die Geſchwader, die du anführſt? Der unvermeidliche Staatsmann wirſt du in Frankreich vielleicht noch lange bleiben, auch wenn du nicht regierſt. Vielleicht? Um gewiß wieder zu regieren, gib dir drei Jahre den

Schein, als verachteteſt du die Verhältniſſe, die Menſchen, die Debatten, nähre und ſtärke dich mit den mannigfachen oppoſitiven Elementen Frankreichs, die tiefer greifen, als die Intriguen des Conſtitutionnel und des Courrier Français! Reiß dich von deinen Schmeichlern los, ſammle Volkskraft beim Volke, bereue, was du als Mann bereuen darfſt, verlaß dieſen hohlen parlamentariſchen Boden, auf dem du wirkſt und der nachgrade die Franzoſen ennüyirt, folge dieſem Rath und du wirſt in drei Jahren nicht nur wieder eine Möglichkeit, ſondern eine Nothwendigkeit werden!

Freilich würd' ich mich gehütet haben, den gereizten Mann, den ſchon die etwas zu heiße Suppe finſtre Blicke nach Madame Doſne hinüberſenden ließ, heute mit dieſem mal apropos zu begrüßen. Er nannte die Fourieriſten Narren, und hätte als Philoſoph Recht gehabt; als die politiſche Zukunft Frankreichs hatte er nicht völlig Recht. „Man ſpricht nicht von ihnen.“ Was will das ſagen? Sie ſind ein Symptom, keine Arzenei. „Glauben Sie nicht, erdreiſtete ich mich ganz, ganz ſchüchtern zu fragen, glauben Sie nicht, daß Frankreich dieſer parlamentariſchen Debatten um Nichts, dieſer Debatten um ein paar Notabilitäten bald überdrüſſig ſein wird?“ Thiers hat eigne Momente. Gewöhnlich ſpricht er, zuweilen läßt er Andre ſprechen. Zwiſchen beiden hat er eine Art von lautem Nachdenken. Er ſchweigt, und alle ſeine Mienen reden. Man ſieht ihn denken. Das ganze Uhrwerk ſeines Verſtandes iſt aufgezogen. die ſpitzen Ecken ſeines kauſtiſchen Geſichts kneifen ſich zu einem ſardoniſchen Lächeln zuſammen; es ſchwebt ihm etwas auf der Zunge, das er im Begriff iſt, zu ſagen, und noch verſchweigt, weil

es nicht fertig iſt. Dieſe ſchweigenden Momente ſind zuweilen beredtſamer als ſeine lauten.

Thiers' Art zu erörtern iſt naiv, witzig, phantaſiereich. Er ſpricht nicht fertige Gedanken aus, ſondern gehört zu jenen Dialektikern, die ihre Gedanken laut bilden. Die blühende, lebhafte Darſtellung kommt von ſeiner Anſchauung. Er ſpricht durchaus intuitiv. Er verkörpert ſich ſeine Begriffe, er iſt ſo ſtark im Concreten, wie es Guizot im Abſtrakten iſt. Zum Beleg ſeiner lebhaften Darſtellungsweiſe folgende Aeußerungen von ihm:

„Im Hôtel der Invaliden will man Napoleon eine Statüe ſetzen, zu Pferde, eine Reiterſtatüe, Napoleon mit dem großen Mantel, dem Bienenmantel, Napoleon, wie er nie war, nie im Volk gelebt hat, nie leben wird. Immer ſind mir dieſe Abbildungen der Könige im großen Ornat lächerlich geweſen. Kartenkönige mit Krone, Scepter und Mantel. Paßt das für Napoleon? Napoleon braucht keine Idealiſirung; iſt ein Begriff, den unſre Maler erfunden haben. Jede Zeit hat ihr eigenes Coſtüme und das iſt immer hübſch, weil's wahr iſt. Was ſoll Napoleon mit dem großen Mantel? Ludwig XIV. iſt idealiſirt worden. Lächerlich. Ich denke immer an dieſe ſchäferhaften Könige unſrer Tragödie und drum herum die wilden Weiber Racine's, Corneille's — wie heißen ſie? ich habe ſie alle vergeſſen, die Meropen, die Medeen, und .... Bah' Napoleon unter ſeinen Invaliden muß ſtehen, wie er ſie commandirt hat. Was will man? Iſt das Coſtüme nicht maleriſch, nicht plaſtiſch? Der Hut, das Collet, der Ueberrock, die Weſte mit Rabatten über den Leib, die hohen Steifſtiefeln. Macht ſich das nicht maleriſch, plaſtiſch? He? Was ſoll der lange Kaiſermantel mit der

Schleppe, über die man ſtolpert? Was geht uns die Aeſthetik mit ihrer Lehre vom Faltenwurf an? Napoleon war wirklich, und was wirklich war, braucht nicht Ideal zu ſein, und Napoleon hat nicht nöthig, von den Künſtlern idealiſirt zu werden."

Nach vielerlei Anregungen dieſer und ähnlicher Art kam das Geſpräch wieder auf Deutſchland. Ich fand, daß Thiers es lediglich nur nach franzöſiſchen Vorausſetzungen kannte. Er ſprach über Deutſchland, wie etwa das Journal du Commerce, das Journal des Herrn Manquin, darüber ſchreiben würde. Auf ſeiner Reiſe wollte er über Preußen folgendes Reſultat gewonnen haben. „Ich fand in Oeſterreich viel gute provinziale Adminiſtration. Die Wiener ſind froh und heiter, ſie reden über Politik, ohne ein Bedürfniß dazu zu haben. In Dresden iſt man mit dem Gouvernement ſehr zufrieden. In Preußen fand ich Alles anders, als im übrigen Deutſchland. In Berlin herrſcht eine politiſche Bildung, die man in Paris nicht antrifft. Mir iſt unbegreiflich, wie man ſo klar denken und ſo unſicher handeln kann. Welche freie Anſichten ſind mir in Berlin mitgetheilt worden! Die Börſe, der Adel, die Gelehrten, Alles hat einen beſtimmten Zweck im Auge, deſſen Verwirklichung in Preußen allerdings außerordentlich ſchwierig iſt, die aber da nicht ausbleiben kann, wo man das Bedürfniß ſo lebhaft fühlt. Der König ſcheint ein Anhänger der Lehren Bonald's zu ſein. Es iſt ein geiſtreicher, ſehr unterrichteter Mann, von dem ich nicht glauben kann, daß es ihm Ernſt iſt, ſich heute zum Hochzeitsgaſte der Ruſſen und morgen zum Taufpathen der Engländer zu machen. Preußen iſt ein Staat auf höchſter Stufe. Eine lebendige Nation, eine gute Verwaltung, die Rechts-

pflege, wie man sagt, ich weiß es nicht, sehr, sehr gerecht, ich weiß es nicht, das Ganze freilich sehr verschiedenartig zusammengesetzt, aber von Memel bis nach Trier außerordentlich ehrgeizig, sehr, sehr ehrgeizig, ja ehrgeiziger, als je die Franzosen waren. Das ist ein Stoff, der noch sehr bedeutend werden kann, ein Stoff, der gefährlich ist, gefährlich für Alle, ein Stoff, der auch nicht mehr lange wird auf politische Freiheit warten dürfen."

Thiers sprach sich in eine Anerkennung der Deutschen und namentlich Preußens so hinein, die Schilderungen der jetzigen Bestrebungen in Deutschland zwangen ihm so viel Achtung ab, daß er endlich das Stillschweigen über sein Verhältniß zur neuesten auswärtigen Politik Frankreichs brach und nicht ohne Feierlichkeit, nicht ohne Würde in folgender Weise sich mit den Empfindungen unsrer verletzten Nationalehre vermittelte.

„Ich bin, sagte Thiers, ein großer Verehrer der politischen Bedeutung Deutschlands, ich ehre, ja ich setze die Selbstständigkeit dieses Staatenbundes voraus. Frankreich hat keine Vergrößerungspläne mehr. Napoleon's Kriege entstanden zum großen Theil aus innern und äußern Nothwendigkeiten. Frankreich denkt nicht daran, sich auf Kosten andrer Staaten zu vergrößern. Der Drang ist weder innerlich, noch die Nothwendigkeit äußerlich da. Allein die Selbstbeherrschung, die Frankreich besitzt, besitzen zwei andere Staaten nicht. Rußland ist eine Nation, die sich entwickeln, England eine Nation, die sich behaupten will. Rußland sucht die Macht, die es im Innern gewinnt, nach Außen hin zu zeigen. England zeigt gern nach Außen eine Macht, die es im Innern nicht mehr hat. So lange diese Bestrebungen über diplomatische

Reibungen, Notenwechsel, Protokolle nicht hinausgehen, kann Frankreich sich beruhigen. Ein Anderes ist, wenn eine Frage, wie die orientalische, in Gefahr ist, einseitig, egoistisch, nur von zwei Betheiligten erledigt zu werden. Das türkische Reich ist im Sterben. Es ist todt, moralisch, es wird physisch sterben, übermorgen, morgen, vielleicht stirbt's in dem Augenblick, wo wir miteinander sprechen. Rußland und England wollen dieses Testament des Geschicks für sich allein antreten, wir gönnen ihnen den Besitz, aber wir fürchten die Schwankungen des europäischen Gleichgewichts. Und da wir sie fürchten, so müssen wir sie verhindern. Deutschland ist der Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts: es ist die Zunge an der Wagschale der europäischen Politik. Sei Deutschland nicht für uns, dann sei es auch nicht für Andre. Ist es mit Oesterreich nur für England, mit Preußen nur für Rußland, so ist Frankreich gegen Deutschland. Wir sollen nicht mehr sein als die andern Nationen, aber auch nicht weniger. Schlägt sich Deutschland zu unsern Feinden, so sind wir Deutschlands Feinde. Beobachtet man das Gleichgewicht Europas, so sind wir ruhig; stört man es, so sagen wir: nous bouleverserons le monde."

Thiers hat dies schon früher gesagt, Louis Philipp hat es nicht unterschrieben. Vielleicht unterschreibt es der Herzog von Orleans, vielleicht der Graf von Paris, der schon recht hübsch lesen, schreiben und rechnen lernt. Besser ist es, wir Deutsche nähmen aus Thiers' offener Erklärung, die im Grunde die Erklärung aller Franzosen ist, für Deutschland die Ueberzeugung heraus, daß wir eine große, eine welthistorische Verpflichtung vor aller Ewigkeit und Zukunft zu verantworten haben. Wenn das Gleichgewicht Europas darin

bestehen soll, wohin sich unser Vaterland wendet, was es liebt und was es haßt, so wollen wir kein Volk lieben, kein Volk hassen, nicht vor Frankreich warnen, vor Rußland uns fürchten, sondern an unsrer eignen Festigkeit, an der Möglichkeit arbeiten, auch ohne Bundesgenossen im Rath der Völker Sitz und Stimme zu haben. Und in diesem Sinne sprach ich zu dem merkwürdigen Manne:

„Deutschlands gegenwärtige Bewegung ist mehr national, als liberal. Lassen Sie diese nationale Bewegung, sie wird dahin führen, daß Ihnen und den Franzosen Deutschland liberal erscheint. Lassen Sie uns an unsrer Einheit arbeiten, sie ist nicht gegen Frankreich gerichtet, nicht gegen England und Rußland, sie soll kein Geschenk für unsre Bundesgenossen werden, sondern bewirken, daß wir der Bundesgenossen überhaupt nicht mehr bedürfen. Preußen und Oesterreich müssen wieder gut machen, was der dreißigjährige Krieg, was der siebenjährige an dieser großen Nation, der deutschen, verbrochen haben. Preußen und Oesterreich haben sich getrennt in Regensburg und müssen sich wieder finden in Frankfurt. Stützten sich beide Staaten auf die Idee eines einigen Deutschlands, dann bedürfte es der Anschließungen an England und Rußland nicht, das Gleichgewicht Europas käme nicht in Gefahr und Napoleon könnte getrost in seiner Statüe lieber einen langen Mantel tragen, als den Reitüberrock; denn sein Schatten, seine Erinnerung hätte dann nicht mehr nöthig zu Pferd zu steigen, hätte nicht mehr nöthig, den Franzosen zuzurufen, wie Sie sagen: Allons, bouleversons le monde."

## Einundzwanzigster Brief.

Paris, den 10. April 1842.

Der Frühling iſt da. Die Mandelbäume blühen, die Alleen des Tuilerien-Gartens und der elyſäiſchen Felder ſchließen ſich zu grünen Fernſichten, Paris bekommt eine andere Geſtalt. Die marmornen Statüen, die ſchlanken weichen Formen der Götterbilder des Tuilerien-Gartens fangen an, unter dem blauen Himmel ſich wieder heimiſch zu fühlen. Die Schwäne plätſchern in den Baſſins, die Springbrunnen kühlen ſchon den lechzenden Staub auf der Place de la Concorde. Ich begrüße Paris wie zum zweiten Mal. Es wird mir heimiſcher, neu und neuer, es legt ſich faſt wie italiäniſcher Duft auf das reizende Gemälde.

Freude den Menſchen, Freude den Thieren, auch den wilden im jardin des plantes! In der Mittagsſtunde, wenn die Strahlen der Sonne ſchon am belebendſten wirken, öffnen ſich die eiſernen Käfige der gefangenen Wüſtenkönige, und die Tieger, die Löwen, die Leoparden blicken befremdet die verjüngten, wieder grün gewordenen Baumgänge an. Die Giraffe ſteht ſteif und ſtolz, wie ihr Landsmann, der Obelisk von Luxor, auf Frankreich herab, daſſelbe Frankreich, das den Beherrſcher ihrer Heimath, Mehemet Ali, fallen ließ. Die Giraffe und der Obelisk ſind Geſchenke Mehemet Ali's. In den Gehägen der Vögel ſchwirren die indiſchen Pfauen mit ihren bunten Federn, in dem Affenhauſe ſchneiden die Makis ihre Capriolen, in der Bärengrube wälzen ſich die grauſamen Waldestölpel

und denken: Was muß in Paris das Brod so theuer sein, denn nirgend bekommen wir so sparsame Brocken zugeworfen, als hier in dem hungrigen Frankreich! Die Bären auf der Pfaueninsel bei Berlin tauschen nicht mit diesen ihren Brüdern im jardin des plantes. Rechts und links schattige Gänge, Alleen, die sich auf grüne Hügel hinaufschlängeln, oben die erhabene patriarchalische Riesenzeder vom Libanon mit ihren langen dunkeln Aesten, mit ihren wagerechten Zweigen, die sich strecken, wie segnende Priesterhände. Oben eine reizende Aussicht, geschaffen für den ruhigen, befriedigten Blick, den man auf die Natur wirft, wenn man um Freundschaft, um Liebe seinen Arm geschlungen hält. Der Pflanzengarten hat in seinen Schattengängen Etwas, das nicht an die Botanik, sondern an die Liebe erinnert..

Hier sieht man auch Kinder, Kinder, die in Paris ein seltener Anblick sind. Die Gewohnheit der Franzosen, ihre Kinder aufs Land zu geben, ist wirklich nicht erfunden, wie so Manches erfunden ist, was man uns über die pariser Sitten erzählt hat. Man erblickt, die Gamins ausgenommen, wenig Nachwuchs in den Straßen. Paris gehört den erwachsenen Leuten, nicht wie manche deutsche Städte, durch welche man mit dem Postwagen fliegt, ganz den Kindern. Ohne Widerrede gewinnt Paris dadurch an Bequemlichkeit.

Man hat übrigens auch in Paris Gelegenheit, Kinder ohne alles Aufsehen erziehen zu lassen. Ich bemerkte an vielen Häusern Gemälde, die uns Scenen der zarteſten Aufmerksamkeit auf die unmündige Jugend schildern. Ein schöner bärtiger Mann reicht einem Engelskopfe von Säugling ein Gefäß mit Milch und sieht in dem Bilde mit liebender Sorgfalt auf das kleine Raphaelische Wesen herab. Wie aber

die Wirklichkeit oft zurückbleibt! Indem ich das Bild betrachte, wend' ich mich und erblicke einen ſchmutzigen Arbeiter, der ein kläglich zuſammengekauertes kleines Wurm mit halberfrorner Naſe in die noch kühle Nachtluft trägt. Der Widerſpruch dieſer gemalten und der wirklichen Kinderpflege war lächerlich und ſchmerzlich zugleich.

Ja, die Abende ſind noch kühl, die Nächte gehören noch dem Winter, wie die Vergnügungen. Die Chaumière wird erſt geöffnet, wenn man wagen kann, von einem erhitzenden Tanze hinaus in die verſchwiegene Nacht zu ſchlüpfen. Noch tanzen die Studenten und Griſetten im Prado, die Schneider und die Dienſtmädchen auf dem Balle Montesquieu, die Elegants und die Loretten auf dem bal paré im Saale St. Georges. Man tanzt in ſchmutzigen Lokalen, in wüſtem Durcheinander deutſche Walzer, die man nicht verſteht, und oft ſo verkehrt wirbelt, daß die Tänzer nicht vorwärts, ſondern rückwärts gehen und ſtatt regelmäßiger Kreiſe die wunderlichſten trigonometriſchen Figuren beſchreiben. Man tanzt die gewöhnliche franzöſiſche Contredanſe, die aber, trotz des Anſchlags, trotz des Verbots, trotz der wachthabenden Municipalgarde regelmäßig in den Cancan ausartet.

Ja, ich habe den Cancan geſehen. Ich muß zuerſt von ihm ſagen, daß der Cancan eine freie Variation auf das alte bekannte Thema der Franzaiſe iſt. Cotillon und Ronde ſind aus Mangel an Raum abgeſchafft. Es iſt erſtaunlich zu ſehen, auf welch kleinem Terrain die Cancankünſtler ihre Talente zeigen. Es iſt ein Raum, nur halb ſo groß, wie ein zweiſchläfriges Bett. Und zwiſchen durch muß noch Platz ſein für die durchſchlüpfende Neugier der Flaneurs und die blinde Controle des Municipalgardiſten, blind, weil er nichts ſehen

will und nur zuweilen einem der allzuorgiastisch werdenden Thyrsusschwinger zuruft: „Mein Herr, bleiben Sie moralisch!“

Um über den Cancan die Wahrheit zu sagen, so ist dieser Tanz weniger freie Erfindung, als traurige Nothwendigkeit. Ich glaube nämlich, daß Derjenige, der ihn zuerst getanzt hat, an einer Krankheit des Rückenmarks litt. Ich glaube, daß der Cancan aus Uebersättigung und Unvermögen entstanden ist. Es ist schwer, über den Cancan schreiben und in den Grenzen der Moral bleiben. Man wird mir aber das freie Wort um so eher gestatten, als ich von vorn herein erkläre, daß der Cancan mir unschön, sogar häßlich, ja widerlich erschienen ist. Der Cancan ist Aufforderung zur Liebe, aber nicht, wie die Tarantella, durch wilde, feurige Leidenschaft, nicht, wie die Cachucha, durch neckischen Trotz und herausfordernde Schalkhaftigkeit, sondern er ist Aufforderung zu pariser Straßenliebe. Der Cancan ist nicht Bedürfniß der Liebe, sondern Selbstaufstachelung dazu, ekelhafte Uebersättigung, der possenhafte Witz des Unvermögens. Es ist ein Tanz nicht vor der Liebe, sondern nach ihr. Auch nicht eine Figur des Cancans ist die Folge der herausfordernden Kraft; jede ist die Folge der entnervten Abspannung. Der beste Cancantänzer ist satt, satt bis zum Ekel. Er ironisirt die Liebe, er persiflirt sie. Dies Zappeln der Arme, dies Zucken des Oberkörpers, dieses Schlenkern der Glieder, diese Nachahmung aller jener Bewegungen, die die Folge der Rückenmarksdarre sind, hat als Carrikatur allerdings etwas sehr Lächerliches, als Volkstanz aber, als Ausdruck der Liebe ist dieser Tanz gemein und unpoetisch. Je blasirter Einer ist, desto schöner wird er Cancan tanzen. Sein Tanz verwandelt sich dann in

völlig freie Phantaſie, er kann durch ſeine telegraphiſchen Zuckungen Alles ausdrücken, er kann lange Geſchichten erzählen von ohnmächtigen Nächten, verzweifelten Wünſchen, erſtorbenen Hoffnungen, er kann mit ſeinem Gliederreißen den ganzen Rheumatismus ſeiner Zukunft malen, er kann mit ſeinen Convulſionen eine Darſtellung aller jener Verſuche geben, die man in Paris ſchon angeſtellt hat, um die Preisaufgabe jenes Kalifen zu löſen, der an alle Weiſe des Morgen- und Abendlandes die Frage ergehen ließ, ob ſich nicht noch eine neue Methode der Liebe erfinden ließe? Der Cancan iſt häßlich. Er iſt der Tanz der Jugend mit weißem Haar.

In meinen Theaterſtudien bin ich etwas leichtſinnig. Noch war ich nicht in der großen Oper und ſchon ſchwärme ich Abends nach dem Chateau d'eau hinauf, mache Queue mit Handwerkern, Griſetten, Kutſchern und Gamins, um Hundetheater, Affenkomödien und Seiltänzereien zu ſehen. Mit dem vornehmſten dieſer Theater vom Boulevard du Temple fang ich an, mit der Gaité.

In Paris kehrt ſich Alles um. In der Porte St. Martin, wo früher die großen Leidenſchaften wütheten, lacht man jetzt, in der Gaité weint man. Die großen Effektdramen ſind beinahe abgekommen. Man will keine Söhne von Henkern mehr, keine Schaffotte mehr, keine Fallthüren mehr, man will nur noch weinen. Weinen um Hunde, weinen um Menſchen. Man will Familienunglück, man will liebende Schweſtern, zärtliche Brüder, treue Gatten, würdige Mütter. Man will Unglück, recht viel Unglück, viel Schickſal, viel Schmerz, viel Thränen. Dazu die Muſik um ſich zu ſammeln, dazu eine komiſche Rolle, um bei all dem Jammer auch ein wenig zu lachen. Das iſt der Geſchmack, der jetzt in Paris Alles

für ſich hat, wenn nicht die Kritik, wenn nicht die „ſtarken Weiber", wenn nicht „die Lions" der Boulevards, ſo doch die Maſſe, die Queue, das Geld oder, wie die Blätter hier ſagen la foule.

Daß die Franzoſen jetzt ſo viel weinen, kann ſchlimm für die Zukunft Europas werden. Wenn die Franzoſen Thränen vergoſſen haben, pflegten ſie ſie immer mit einer Revolution zu trocknen. In das Theater Gaité wird ſich der Schwamm ſetzen, weil es immer feucht darin von den Thränen iſt. Hier werden unrevolutionäre, ſehr larmoyante Stücke auf eine pikante Weiſe dargeſtellt. Von hier ging das an alle deutſche Theater gekommene muſikaliſche Drama: Mutterſegen oder die neue Fanchon aus, in Paris la Graçe de Dieu genannt.

Ich war begierig, die beiden Schauſpielerinnen kennen zu lernen, für welche die Rollen der Marie und der Chonchon urſprünglich geſchrieben ſind. Die erſte überraſchte, die zweite befremdete mich. Ich habe nie bei einer Franzöſin ſo viel deutſche Sentimentalität geſehen, als bei Dem. Clariſſe. Dies junge Mädchen hat blondes Haar, ſeelenvolle blaue Augen, einen Teint von durchſichtiger Zartheit, ſchwellende, volle Lippen und ein Timbre von edler Paſſivität, von ſchmachtender Zerfloſſenheit, der allerdings für ſie zu dichten begeiſtern kann. Herr Lemoine erfindet Rollen für ihr Spiel, Dem. Puget, Lemoine's „Freundin", Arien für ihre liebliche Stimme. Man wird nicht ſagen, daß man hier etwas ganz Vollendetes ſieht, im Gegentheil, das dunkle Theater, der ſchlechte Eingang, die matte Beleuchtung, die meiſt aus dem Volke beſtehenden Zuhörer, die Blouſe ſchon in den Logen des zweiten Ranges, das Alles drückt die Leiſtungen dieſer

Bühne selbst herunter und benimmt dem Ganzen etwas von seinem Großstädtischen, Pariserischen. Dennoch bleibt Dem. Clariſſe eine Erſcheinung, die ich öfters betrachten müßte, wenn man nicht leider hier gezwungen wäre, eine Schauſpielerin ſechs Wochen hindurch in nichts, als einer und derſelben Rolle auftreten zu ſehen.

Noch neugieriger war ich auf das Urbild Chonchon's. Unſtreitig iſt Dem. Leontine in ihrer Art ein Talent, aber eines jener Talente, die man ſo hinnehmen muß, wie ſie ſind. Sie iſt die Dejazet, ausgeartet in die dame de la halle. Sie iſt eine Copie der Dejazet auf grauem Löſchpapier. Sie iſt unſchön, ja ſogar häßlich, mit gemeinen Geſichtszügen, einem ſinnlich lüſternen Kinn, einer Oberlippe, auf der ein Anflug von Schnurrbart weggeſchminkt iſt. Die Hauptleidenſchaft dieſer echten, erſten Originalausgabe der Chonchon iſt das Eſſen, die zweite das Schwatzen, erſt die dritte die Liebe. Dem. Leontine iſt die echte Huſarenbraut, die Poiſſarde, wenn ſie jung iſt und ſich verliebt hat. Sie kann hübſch lächeln. Man vergißt ſogar ihre Gemeinheit, wenn ſie lächelt. In der Miſchung ihre Gemeinheit mit ihrem Lächeln liegt beinahe Grazie. Sie iſt durch ihr Lächeln die bewunderte Leidenſchaft aller Köche, aller Hausknechte, aller Kutſcher geworden, die in ihren Freiabenden das Theater der Gaité beſuchen. Wenn Dem. Clariſſe dieſe guten Leute zu Thränen gerührt hat, macht Dem. Leontine ſie wieder lachen. Hier wird auch nicht getadelt, hier werden keine deutſchen Abonnentenurtheile ausgeboten, hier gibt ſich Jeder, der ſeinen Eintritt bezahlt hat, dem abſoluten Vorſatz hin, ſich amüſiren zu wollen, und ſo amüſirt man ſich. Wie iſt das anders gegen das deutſche Theater!

Das Kapitel Theaterkritik brachte mich darauf, Jüles Janin's Bekanntschaft zu machen. — Jüles Janin's Feuilleton in den Débats besitzt nicht mehr jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenen harmlosen Freimuth, jene gutmüthige Schalkhaftigkeit, die die ersten Leistungen dieses im Auslande mehr, als in Frankreich geschätzten Schriftstellers auszeichnete. J. Janin ist nicht mehr jener muthwillige, frohe Plauderer, der er im Beginn seiner finanziell sehr glänzenden Laufbahn war. Er würde nicht mehr so drollig und naiv schreiben können, wie er einst über seine alte Mutter, seine ersten Schulferien, seine ersten Federversuche, wie er einst über Debureau und die pariser Hunde geschrieben hat. Die fabrikmäßige Produktion hat ihn erschöpft, die Anfeindung erbittert. Er scherzt nicht mehr mit solchem Frohsinn wie früher, seine Urtheile, die ehemals nur aus seinem Naturell flossen, fließen schon zum großen Theil aus der Galle. Er hat in Paris wenig Freunde. Die, die er tadelte, hassen ihn, Die, die ihn nicht hassen, beneiden ihn. Er hat den Fehler begangen, von den bedeutenden Talenten, die Frankreich gegenwärtig besitzt, mit Gleichgültigkeit zu reden. Er hat die schlechte Maxime angenommen, sich dadurch in seiner Stellung behaupten zu wollen, daß er in kühner Vermessenheit Alles sich unterordnet. Er lobt nur die Jahrhunderte, die vorüber, er bewundert nur die Schriftsteller, die vergessen sind. Er hat nacheinander Victor Hugo, Alexander Dümas, Alfred de Vigny, George Sand, Scribe, Balzac angegriffen, es ist ihm kein Name zu hoch, kein Ruf zu begründet, dem er nicht in seinem mächtigen Organ, in dem bedeutendsten politischen Blatte Frankreichs, dem Journal des Débats die Spitze böte. Um bedeutend zu bleiben, isolirt er sich. Er zieht die Feinde, die

ihm Relief geben, den Freunden vor, in deren Schatten er sich verlieren würde. Dazu kommt, daß er, wenn ihm sein Talent ausgeht, bei dem Glaubensbekenntnisse der Débats Anleihen macht. Ich will dies nicht so deuten, als wollt' ich sagen, daß er, wie alle Welt behauptet, von der Regierung bezahlt wird, aber er opfert seine Ueberzeugung dem System der Débats. Er schließt sich an Richtungen an, die seinem natürlichen Sinne fremd sind. Er tadelt ästhetische Prinzipien, für deren Beweiskraft man seine eignen meist verfehlten, wenigstens Fragment gebliebenen Schriften selbst anführen könnte. Janin schreibt sein Feuilleton für die höheren Stände, für den Adel, für die Banquiers, denen er die Schmerzen und Wehen der Dichter opfert. Er macht sich zum Vertheidiger der Tugend, der guten Sitten, des klassischen Geschmacks, ohne für seine Tugend etwas Andres, als eine junge Frau, für seine guten Sitten etwas anders aufweisen zu können, als seine Renten, für einen klassischen Geschmack etwas Andres als einige Prospekte zu Panckoucks Uebersetzungen der alten Römer. Was ihn bei den Débats erhält, ist theilweise sein Talent, noch mehr aber seine Schmeichelei gegen jene Grundsätze, die durch die Familie Bertin und ihr einflußreiches Organ vertreten werden.

Janin sagte mir: „Ich bin nichts als Journalist. Ich kann nichts, ich will nichts Anderes sein." Man muß gerecht sein und nach diesem freien Bekenntnisse einen großen Theil seiner Vorwürfe von seiner Person auf seinen Beruf wälzen. Es ist kaum möglich, nur Journalist sein wollen und immer gerecht bleiben. Der wahre Beurtheiler ist wohl nur der, der selbst schaffen kann. Es ist nicht nöthig, daß der Kritiker, um Meister im Urtheilen zu sein, auch grade Meister

im Schaffen gewesen sein müsse. Nur muß er in jenen Leistungen, die er zu beurtheilen wagt, sich irgendwie selbst versucht haben. Hätte sich J. Janin je selbst in einem Drama versucht, hätte er je nach seiner eignen Kraft die großen Schwierigkeiten dieser Kunstform geprüft, er würde keinen so vermessenen und unsinnigen Ausspruch gegen mich gethan haben, wie der: „Seit fünfzehn Jahren, daß ich kritisire, ist auf der französischen Bühne nichts dagewesen, was bleiben wird."

J. Janin unterscheidet sich allerdings von vielen Seinesgleichen durch eine große Gabe der Darstellung und selbst der Auffassung. Er ist kein Kritiker nach Grundsätzen, er ist nicht einmal ein Kritiker, der wenn auch vom Standpunkte des Geschmacks und der Natur, vom Standpunkte der bloßen Unmittelbarkeit ein Kunstwerk in seine Theile zerlegen könnte; er kommt über das Urtheil: Dies spricht mich an oder läßt mich kalt! nicht hinaus. Aber er bewegt sich in diesem seinem engen Gebiete mit vieler Grazie, er trifft durch seinen immer noch frischen Instinkt die Wahrheit oft so nahe ans Schwarze, daß es dem besten Schützen Ehre machen würde. Daß Janin zuerst nach der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Natur der Dramen frägt, hat gewiß seine großen Vorzüge. Nicht immer ist sein Freimuth einseitig. Auf dem Gebiet der Moral ist er nicht immer Heuchler. Seine angeborne Naivetät, sein Provinzialgenie im Gegensatz zum pariser Faiseur, machen sich noch oft genug geltend, um eine persönliche Begrüßung des talentvollen Schriftstellers als angenehme Erinnerung von Paris mit hinwegzunehmen.

Janin wohnt seit mehren Jahren dicht am Palais Luxemburg, im vierten Stock. Er hat die keineswegs glänzende, aber bequem eingerichtete Wohnung auch in seinem so viel

beſprochenen Eheſtand nicht verlaſſen wollen. Le critique marié, wie man ihn hier nennt, wohnt in der rue Vaugirard, himmelhoch, aber mit einer reizenden Ausſicht auf den Garten, die Baſſins, die Statüen, die Schwäne, die Bonnen, die ſpielenden Kinder des Luxemburg. „Ich habe meiner Frau ein Schloß gekauft," ſagte er, von einer Treppe herabſteigend, die aus ſeinem Wohnzimmer in ſein Arbeitszimmer führt. „Ich bin verheirathet, ſeit ſechs Monaten verheirathet, glücklich, überglücklich; Pſt Adele, Adele!"

Adele, eine ſchöne junge Pariſerin, kam die Treppe herunter und ſetzte ſich zu uns, um zu frühſtücken. Wenn Adele nicht Janin's Frau geweſen wäre, ſie hätte ſeine Geliebte vorſtellen können. Sie fand ſich vollkommen in die bekannte, nonchalante Weiſe ihres Mannes, in ſeinen Schlafrock, ſeine Pantoffeln, in ſeine Capriolen, ſeine Liebkoſungen. Janin iſt hübſcher als ſeine Carrikatur bei Aubert. Wohlgenährt, behend, hat er nur wenige Augenblicke auf demſelben Fleck Ruhe. Bald ſeinen à la jeune France gezogenen Bart ſtreichend, bald Adele liebkoſend, bald ans Fenſter laufend, hält er am Tiſche nur aus, um zu ſchreiben oder um zu eſſen. Er zeigte mir ſeine Zimmer, ſeine Einrichtung, ſeine Bücher, ſeine Brautbetten. „Ich wohne jetzt noch in meinem alten Neſt, aber ich werde meinem Engel, wir ſind ſechs Monate verheirathet und ſehr glücklich, ich werde meinem Engel ein kleines Schloß kaufen. Ich verdiene viel Geld mit lauter ſchlechten Sachen. Wollt' ich gute Sachen ſchreiben, hätt' ich kein Geld!"

Man kann Plaudereien nicht niederſchreiben. Für Janin iſt, wie für viele Schriftſteller, der Umgang mit Menſchen eine Erholung vom Umgang mit Büchern. Die geiſtreichſten

Leute führen gern dumme Geſpräche und Janin ſprach im Gegentheil viel Geſcheutes, nur bunt durcheinander, hin und her, bald ſich mit Adelen herumjagend, bald drohend, ſie in die Dachrinne zu werfen, bald mit einem kleinen Baumſtamm durch das Zimmer pilgernd. „Sehen Sie," ſagte er, „ſehen Sie (ich liebe übrigens die Deutſchen, weil ſie mich lieben;) ſehen Sie, dieſe Frau hab ich mir erzogen, ſie hat Nichts geleſen, als meine Schriften, ſie iſt groß geworden, während ich dick wurde. Ich beklage, daß ich dieſe ſechs Monate nicht vor zehn Jahren genoß, als ich noch ſchlank war. Sie iſt ein ſeelengutes Weib, ohne Prätenſionen, zuweilen kokett, ein Weib zum Küſſen. Es iſt nicht meine erſte Liebe, aber meine erſte Ehe."

Man brachte einen Brief. „Hübſch mit Manier überreicht!" ſagte er zum Dienſtmädchen. „Hier iſt ein Teller, ſo! — auf dem Teller werden Briefe präſentirt." Das Mädchen lachte und ſagte, ſie wollte ſichs merken.

„Sie waren bei Georg Sand? Wir rauchen nicht, ich nicht und meine Frau auch nicht, folglich haben wir auch kein Genie: nicht wahr, Adele?"

Adéle ſpielte die Eheſtandsidylle vortrefflich mit. „Sie liebt nicht meinen Ruhm," ſagte der zärtliche Gatte, „ſondern mein Herz. Ich bin ein ſchlechter Schriftſteller, aber ein guter Junge. Sprechen wir vom Theater."

Wir ſprachen davon. Wir ſprachen von der Rachel, von ſeiner Oppoſition gegen eine Schauſpielerin, die er früher gehoben hatte. „Es iſt aus mit ihr," ſagte er. „Sie lernt nichts mehr, ſie ſchwärmt die Nächte durch. Sie trinkt Grog, ſie raucht Tabak, ſie liebt im Großen. Sie hat jetzt einen Salon eröffnet, wo man in Hemdärmeln erſcheint. Seitdem

ſie mündig iſt, iſt Alles vorbei. Sie iſt ausſchweifend geworden, das iſt ſchrecklich, nicht wahr Adele?"

„Man hat auch umgekehrt Fälle, daß mit der Wildheit das Genie kommt."

„Und wenn ſie ſich auf den Kopf ſtellt, ſo wird nichts mehr aus ihr," fiel Janin ein. „Zum Glück ſteht das Theater français auf feſtern Füßen, als auf den taumelnden der Mamſell Rachel. Kennen Sie Lewald? Hat er mich gut überſetzt?"

„Man überſetzt Sie weniger, als man Sie nachahmt."

„Kann man in der deutſchen Sprache meinen Styl nachahmen?"

„Warum nicht! Ich will Ihnen ein Beiſpiel geben."

Ein Beſuch rief Janin für einen Augenblick ab, der Beſuch dauerte lange, ſehr lange, es galt einer Beſprechung, einem Contracte. Ich nahm meine Schreibtafel, trank meine Taſſe Thee und ſchrieb in Janin's Manier folgende Kritik über eine Vorſtellung im Circustheater, die jetzt großen Zulauf hat.

„Beitrag zur Cyno-Dramaturgie.

Seit einigen Tagen bemerkt man unter den Hunden von Paris eine ungewöhnliche Bewegung. Sie apportiren nicht mehr, ſie bellen nicht mehr, ſie ſpringen nicht mehr in das Baſſin des Palais-Royal, ſie verſchmähen die ſchönſten Knochen von Very und Vefour, ſie ſind ernſter, ich vermuthe ſtolzer geworden. Die Hunde von Paris haben von einem Hunde der Pyrenäen gehört, ſie haben von einem Mitgliede ihrer Race gehört, das mehr als à la Fido savant rechnen, mehr als ſchreiben und leſen kann, von einem Mitgliede, das edle Thaten vollbringt. Der Hund der Pyrenäen iſt der Stolz der Hunde von Paris geworden. Der edle, treue,

aufopfernde Hund der Pyrenäen, ein Hund, der in der nächsten Konkurrenz den Monthyon'schen Tugendpreis davontragen wird, ist die Ursache dieses Stolzes. Die Hunde fangen an, edler zu fühlen, menschlicher zu denken, redlicher zu handeln, als die Menschen von heute fühlen, die Menschen von heute denken, die Menschen von heute handeln.

O ein Hund ist erstanden, ein Hund, der aus dem Wörterbuche der Menschensprache alle hündischen Beleidigungen streichen wird. Seid nicht zu stolz, ihr Hunde von Paris! Es ist kein Hund aus Paris, es ist ein Hund aus den Pyrenäen! Emil, (der Hund des Cirque Olympique heißt Emil,) Emil ist kein gemeiner Kläffer wie ihr, kein Straßenbeller, kein nichtsnutziger Schoßhund, der die intimen Besuche seiner Herrin beneidet, Emil ist keine von euch gemeinen Halsbandseelen, denen man im Monat Juli aus dem Wege gehen muß, keiner jener faulen Flaneurs, die an einen Knochen ihre Ehre, die Ehre ihrer Herrschaft, die Ehre ihres Halsbandes, ihr Wappen, ihre Wohnung, ihre Nummer verrathen! Emil rettet ein Kind. Würdest Du ein Kind retten, Hektor, würdest Du es thun, Caramouche, Du Sultan, Du Azur, Du Belline... o geht, ihr Hunde von Paris, geht gemeine Seelen gegen den Hund der Pyrenäen!

Der neue Menschenfreundliche Hund vom Boulevard du Temple, jener edle Hund, der täglich dicht neben dem Hause, wo Fieschi, ein Mensch, die Höllenmaschiene losdrückte, um Menschen zu morden, ein Menschenleben rettet, der Hund, der es wagen konnte, nach Napoleon, nach Murat, Franconi's Bretter zu betreten, heißt Emil. O Rousseau, o edler J. Jaques! Die Erziehung der Menschen ist dir mislungen, aber ein Hund hat sich nach Dir gebildet: Dein Musterzögling, Deine

erhabenſte Anwendung, Dein Ideal iſt ein Hund geworden, Emil, Emil, der Hund der Pyrenäen, Emil der Menſchenretter Franconi's. Emil hat ein Herz, Emil hat eine Seele, ein Herz voll Güte, eine Seele voll Empfindung, Emil haßt wie Rouſſeau die Wiſſenſchaften, er hat nichts gemein mit jenem dicken gemäſteten Mopſe Fido savant, er rechnet nicht, er ſchreibt nicht, er concurrirt nicht mit Victor Hugo, mit St. Beuve, mit Alexander Dümas, um in die Akademie zu kommen. Emil liebt nur die Tugend, er iſt das Volk, das Volk in ſeiner Unſchuld, das Volk in ſeinem Adel, er iſt als Hund Das, was wir Menſchen als Menſchen ſein ſollten.

Aber welche Kränkung, welche Verleumdung! Es gibt Leute, die behaupten wollen, Emil wäre auf die Tugend abgerichtet, Emil hielte das Kind, das er rettet, für einen Biſſen Fleiſch, den er nicht anrühren zu dürfen ſo lange geprügelt worden iſt, bis er den Lappen, das Fleiſch, das Huhn, zuletzt das Kind nicht mehr anrührt. Noch größere Verleumdung, man behauptet, Emil wäre ein Schauſpieler. Emil, der Hund, ein Schauſpieler! Hat Emil je eine Rolle verweigert, hat Emil je eine Verſchwörung gegen die Direktion gemacht, braucht Emil einen Souffleur, weigert ſich Emil jeden Tag dieſelbe anſtrengende Rolle zu ſpielen? Emil ein Schauſpieler! Eine Beleidigung, nicht für die Schauſpieler, ſondern eine Beleidigung für die Hunde! Wird dieſer Hund je eine Vorſtellung ſtören, läßt er ſich je heiſer ankündigen, geht dieſer Hund über ſeinen Gagenetat hinaus, macht dieſer Hund Schulden, beſticht Emil die Kritik, trinkt dieſer Künſtler je mit dem Feuilleton Champagner? Bricht Emil je Contrakte und entſchuldigt ſich vor den Gerichten mit ſeiner Minorennität? Iſt Emil je —“

Bis hieher hatt' ich meinen Scherz geſchrieben, Janin kam zurück. Er hatte ſeiner Frau einen koſtbaren Shwal gekauft, das Wetter war zu ſchön, ſie wollte ihn gern auf der Promenade zeigen. Der häusliche Friede iſt eine heilige Sache. Ich behielt meinen Artikel für mich, ſcherzte noch Mancherlei mit dem wunderlichen Janin und ging. Ich habe einen Theaterartikel geſchrieben, wie ihn Janin nicht kindiſcher ſchreiben kann. Wo iſt die deutſche Zeitung, die mir für Artikel dieſer Art jährlich 20,000 Franken gibt?

## Zweiundzwanzigſter Brief.

Paris, den 12. April 1842.

Das franzöſiſche Studienjahr an der Sorbonne und dem mit ihr verbundenen Collége de France dauert neun Monate hintereinander. Drei Monate der ſchönen Jahreszeit ſind den Ferien gewidmet. Eine Einrichtung, die unſtreitig beſſer als die unſere iſt. Unſere Sommerſemeſter an den Univerſitäten ſind meiſt verloren. Die Hitze, die Reiſeluſt, die ſommerlichen Vergnügungen laſſen es mit dem Sommercurſus bei uns keinen Ernſt werden. In Frankreich werden nur die Oſterfeiertage eingehalten und dann ſogleich die kurz vorher eingeſtellten Vorleſungen wieder aufgenommen. Vor einigen Tagen haben an der Sorbonne und dem Collége de France alle Courſe wieder begonnen. Die Sorbonne beſteht aus einer Kirche, die im Geſchmack des ſiebzehnten Jahrhunderts gebaut iſt und einem großen, nicht eben freundlichen

Hofe, deſſen Flügel im untern Stockwerk die Hörſäle enthalten, im obern einige Wohnungen der Profeſſoren. Das Collège, ähnlich eingerichtet, nur moderner, liegt nicht weit von der Sorbonne ab. Die naturhiſtoriſchen Vorleſungen finden im jardin des plantes, die ärztlichen in den Krankenhäuſern ſtatt. Ueber neuere und ältere Sprache wird in der königlichen Bibliothek geleſen, wo man ſogleich die kunſtgeſchichtlichen und ſprachwiſſenſchaftlichen Sammelwerke zur Hand hat.

Im Catalog der Vorleſungen findet man berühmte Namen, Namen, die in die Politik des Tages verwickelt ſind. Man findet die Namen der Miniſter, die dieſen Hörſälen die Anfänge ihres Ruhs verdanken. Villemain, Guizot, ſind als Lehrer angekündigt, ohne daß ſie leſen. Sie haben Stellvertreter, junge Privatdozenten, wie wir ſie nennen würden, die das dem Profeſſor zugewieſene Fach an der Stelle des verhinderten Inhabers ausfüllen. Man macht hier ſein Glück, wenn man eine Zeitlang der Stellvertreter eines Andern war. Die eigentliche Bedeutung von Paris, als Univerſität, liegt nur in den Experimentalſtudien, in der Naturwiſſenſchaft und in der Arzneikunde. Faſt alle übrigen Branchen werden ohne eigentliche Hingebung behandelt. Die Profeſſoren bekleiden eine Menge anderer Aemter und betrachten ihre Profeſſorate als Sinekuren, als Retraiten von ihren politiſchen Ausflügen, als Mittel, ſich in bündigem Vortrage auszubilden. Die Studenten lernen wenig, wenn nicht durch ſich. Die Profeſſoren ſind Redner, die einzelne Fragen hervorheben, ihnen eine für den Augenblick blendende Seite abgewinnen und die Vorleſungen mit einem effektreichen Schluſſe, der applaudirt wird, beſchließen. Hier gibt es keine nachgeſchrie-

benen Hefte, keine „Schwänze", die man „nachreiten" muß, keine Dintenfleckе, keine zerſchnittenen Pulte, denn wenigſtens in den Auditorien, in die ich hineinblickte, entdeckte ich nur Bänke zum Sitzen, keine Pulte zum Schreiben. Der Student zieht ſeine Brieftaſche und notirt ſich einzelne Gedanken, einzelne Thatſachen, die ihn intereſſiren. Man kommt und geht. Damen ſitzen, wenigſtens im Collége de France, mitten unter den jungen Studenten, die in ihrer Tracht, in ihrem Weſen nichts Auffallendes haben.

Philaréte Chaſles ſetzt ſeinen Curſus über nördliche Literatur fort. Ich wohnte ſeiner erſten Vorleſung im Collége de France bei. Es mochten ſich nahe an hundert Zuhörer eingefunden haben, unter ihnen viel Damen. Der junge Profeſſor, der vor kurzem nur noch Feuilletoniſt war und in ſeinem Fache für eine „Specialität" gilt, erſchien durch eine Nebenthür, in weißem Rock, nach neueſter Mode, ſchönem Schnurrbart und weißen Glacéhandſchuhen. Aeußerlich war er ſo angethan, daß man ihn auf einer deutſchen Univerſität augenblicklich in Anklageſtand verſetzt haben würde. Philaréte Chaſles hat jedoch unter ſeinem modiſchen Aeußern Etwas, was den Gelehrten verräth. Man ſieht wol, daß ihn die Form der Schriftſteller, die er zu behandeln hat, mehr intereſſirt als der Inhalt. Man ſieht wol die flüchtige Virtuoſität eines Kritikers nach der Mode. Dennoch ſchien mir der Bart, die Friſur, ſchienen mir die glaçirten Handſchuhe im Ganzen doch nur affektirt. Ich ſah unter dieſem Coſtüme einen Gelehrten im Schlafrock, unter ſtaubigen Büchern, in einer dunkelen Manſarde, einen jungen Mann, der es ſich einſt ſauer werden ließ, bis ihm ſeine Mühe vergolten wurde, ich ſah Bettfedern in dieſen künſtlichen Locken, einen nieder-

getretenen Pantoffel statt des gestiefelten Stiefels und, daß ich dies sahe, sehen konnte, macht Philaréte Chasles Ehre, denn es beweist, daß ich ihm in seiner Häuslichkeit mehr Fleiß, mehr Ernst zutraue, als heute in seiner äußern Erscheinung als Professor lag. Ohne gerade beredt zu sein, trug er klar und einschmeichelnd vor. Man sah, daß die Vorlesung so eingeprägt, so auswendig gelernt, so fertig war, wie sie morgen hätte im Journal des Débats erscheinen können. Ich hörte Dinge, die mir nicht neu waren, aber den jungen Franzosen waren sie neu, und ich kann wol sagen, daß es für einen Deutschen schmeichelhaft sein mußte, einen französischen Professor über Sebastian Brandt's geschmackloses, langweilig moralisirendes Narrenschiff, vor jungen Franzosen, die den Mund aufsperrten, wie über ein Werk von seltenem Werthe, eine Stunde lang mit Geist und Geschmack reden zu hören.

Armand Bertin, den jetzigen Besitzer der Débats, sah ich in einer Gesellschaft, wo mir auch Hektor Berlioz, Alfred de Vigny, ein gereister Diplomat und Romanschreiber für den Faubourg St. Germain, Graf Viel-Castel, und Herr von Eckstein bekannt wurden.

A. Bertin, ein Vierziger von französischem Embonpoint, setzt die Vertheidigung der Doktrin so lange fort, bis auch er, wie sein Vater und Oheim, in die Pairskammer „versammelt" werden wird. Herr Bertin ist kein Schriftsteller. Die Artikel seines einflußreichen und unstreitig ersten französischen Blattes schreiben de Sacy, St. Marc Girardin, Michel Chevalier, Jules Maurel, Xavier Raymond, Adolph Guerout, Antoine de la Tour, Theodor Denezet, Cüvillier Fleury, der Pole Tinsky, ohne die artistischen und unterhaltenden

Mitarbeiter. Herr Bertin leitet das Ganze. Er holt ſich die Parole von den Miniſtern, vom Könige, von den einflußreichſten Deputirten. Graf Molé macht bei ihm Viſiten und bittet ihn, ſeiner bei der nächſten Combination zu gedenken. Herr Bertin regiert Frankreich; denn Die, die Frankreich zu regieren das Recht haben, geizen nach ſeinem Beiſtande, nach ſeiner Uebereinſtimmung. Ob Herr Bertin dieſe bedeutende Unterſtützung, die das „Syſtem" ihm verdankt, rein aus ſeiner Ueberzeugung und ſeiner perſönlichen Hingebung fließen läßt oder ob ihm das „Syſtem" ſeinerſeits dafür erkenntlich iſt, weiß ich nicht.

Herr von Eckſtein gehört uns Deutſchen an, ob er gleich ſeit den vielen Jahren ſeines pariſer Aufenthaltes Franzoſe geworden iſt und es vorzieht, in Paris für einen gebornen Dänen zu gelten. Herr von Eckſtein iſt ein Mann von Geiſt, trotz ſeiner Artikel in der Allgemeinen Zeitung. Ein Publiziſt, der der Leidenſchaft und dem Vorurtheil erliegt, kann im Grunde kein geiſtvoller genannt werden; doch ſpricht Herr von Eckſtein über ſeine Briefe in der Allgemeinen Zeitung ſo, als wenn ſie ihm nur halb gehörten. Herr von Eckſtein treibt in ſeinen Mußeſtunden orientaliſche Literatur. „Ich ſchreibe die Briefe in der Allgemeinen Zeitung nur, ſagte er, um mir indiſche Bücher zu kaufen." Herr von Eckſtein gehört zu jenen conſervativen Schriftſtellern, denen man oft mit Unrecht vorzuwerfen pflegt, ihre Anſichten wären ihnen nicht Ernſt, ſie glaubten ſelbſt am wenigſten, was ſie ſchrieben. Herr von Eckſtein hat ein lebhaftes, blitzendes Auge, eine ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie, die auf mehr Phantaſie, als Charakter deutet, eine Univerſalität des Wiſſens, die ſeinen geſchmackvollen, oft witzigen Dialog überall

heimisch macht. Mich betrübte die Gleichgültigkeit, mit der Herr von Eckstein über seine publizistische Wirksamkeit sprach. Wenn man in einer der ersten Zeitungen Europas, in einer Zeitung, die Frankreich mit Preußen, Oesterreich und Rußland vermittelt, fast täglich eine Nation, wie die französische, seit so vielen Jahren herabsetzt, alle französischen Staatsmänner beleidigt, alle Parteien in Bausch und Bogen beurtheilt und von dem ganzen Geistesreichthum dieser Nation nichts den Deutschen zu empfehlen pflegt, als die Abgeschmacktheiten einer Gazette de France und die Hohlheiten einer Quotidienne, so sollte man von einer so gewagten Aufgabe mit weniger Leichtmuth sprechen, als es Herr von Eckstein that. Alle französischen Staatsmänner klagen über Eckstein's Verunglimpfungen Frankreichs. St. Marc Girardin sagte mir: „Es ist abscheulich, wie man Frankreich in diesen Correspondenzen der Allgemeinen Zeitung hinstellt. Während Frankreich täglich glücklicher, täglich ruhiger wird, stellt man unser Land vor Oestreich, Preußen und Rußland hin, als müßte es täglich an innerer Fäulniß verwesen, täglich wie ein verfaultes Tuch auseinandergehen. Wie Voltaire in seiner Correspondenz vierzig Jahre hindurch schreibt: „Ich bin krank — Ich sterbe — Ich bin schon todt" und doch über achtzig Jahre alt wurde, so schreiben diese Correspondenzen: Frankreich ist krank, Frankreich stirbt, Frankreich wird sterben, Frankreich ist schon todt, und Frankreich lebt, trotz dieser Bülletins, glücklicher und gesunder als jemals. Herr von Eckstein gehört zu jenen Conservativen, die revolutionärer, als die Revolutionäre sind." Ich muß bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung machen: Herr von Eckstein, der seit zehn Jahren Frankreich herabsetzt und alle Lebensäußerungen, alle

Anſtrengungen dieſes Landes, um zu Frieden und Ruhe zu gelangen, einſeitig, unhaltbar, wenn nicht gar verbrecheriſch findet, Herr von Eckſtein, der ſeit Jahren Frankreich benutzt, um Deutſchland und Rußland die Schrecken der Volksſouverainetät zu beweiſen, der in ſieben oder acht Categorien, als da ſind, Napoleoniſten, Legitimiſten, Rallirte, Advokaten, Kabalenſchmiede Phraſenſchmiede u. ſ. w., das ganze geiſtige und politiſche Leben Frankreichs wie in die Schemata eines Paßſignalements zwängt, Herr von Eckſtein lebt in Paris unangefochten, lebt geduldet, hier und dort gut aufgenommen, ſicher geſtellt durch eine Gaſtfreundſchaft, die wir in Deutſchland nicht kennen würden. Wie lange dürfte wohl ein Franzoſe in Berlin und Wien ſich aufhalten, der dem Journal des Débats ſolche Schilderungen der gouvernementalen Gewalten in Preußen und Oeſtreich ſchickte, wie ſie Herr von Eckſtein über die Julidynaſtie ſeit Jahren faſt täglich nach Augsburg ſchickt? Ich bemerke nochmals, daß ich, abgeſehen von dieſer Herzensmeinung, vor Herrn von Eckſtein's Geiſt die größte Hochachtung habe.

Unter Hektor Berlioz hatt' ich mir nicht den gedrungenen, unterſetzten Mann vorgeſtellt, den ich fand. Es liegt in ſeinen Feuilletons mehr Phantaſie, in ſeiner Geſtalt mehr Kritik. Berlioz hat einen ausdrucksvollen Kopf, eine ſtrenge Phyſiognomie, in der ſich die tiefſte Erkenntniß des Wahren in der Muſik, aber theilweiſe auch das Unvermögen, ſeinen Idealen ſelbſt nachzukommen, ausſpricht. Es fehlt der Stirne das Gepräge des freien Wagniſſes, die Glätte des heitern Entſchluſſes, während ſie edel genug den denkenden Ernſt und eine gewiſſe brütende Melancholie des Verſtandes ausdrückt. Berlioz vertritt vor Frankreich die claſſiſche Muſik, er iſt der

Feind der großen Trommel, der Pickelflöte, des Baſſethornes und der Ventiltrompete; er baſirt die Muſik auf Harmonie und Melodie, verlangt Genie in der Auffaſſung und Fleiß in der Durchführung. Hektor Berlioz iſt nicht frei in ſeinen kritiſchen Urtheilen von den Einflüſſen dieſer oder jener perſönlichen Beziehung. Es iſt unmöglich, ſich in Paris ganz zu iſoliren, oder, was daſſelbe ſagt, immer wahr zu ſein. Sonſt ſteht ſein keuſcher, kritiſcher Sinn in einem betrübenden Widerſpruch mit dem eigenen Vermögen. Ich kann nicht glauben, daß es nur eine Verſchwörung iſt, wenn man die Muſik, die Berlioz ſelber ſchreibt, nicht hören und gegenwärtig ſogar nicht mehr ausführen will. Für die Harmonien, die in ſeiner Seele tönen, hat er nicht die Logarithmen der irdiſchen Technik, die verrechenbaren Zahlen und hörbaren Noten finden können. Da, wo er in ſeinen Symphonien, bis in die Sphären beſſerer Welten ſchwebt, findet die Menge nur ein wüſtes Chaos von Tönen, in welchem einige klare Gedanken vergebens ringen, das Dunkel zu beſiegen und mit triumphirendem Wohlklang alle Gefühle in dem einen des ergriffenſten Behagens aufzulöſen. Berlioz will lachen, weinen, ſterben, wie Beethoven, aber ſein Lachen iſt gleich ein Grinſen, ſein Weinen gleich ein Greinen, ſein Leben Uebermuth, ſein Sterben Ermüdung. Berlioz malt die Empfindungen, die er haben, die er wecken ſollte. Er malt ſie mit einem Aufgebot von Kraft, das gerade das Gefühl der innern Schwäche verräth. Ich hörte von ihm eine Ouvertüre, die die Sinne ſchwindeln macht. Blechinſtrumente, Pauken, Kontrabäſſe, Alles raſt in wildem, orgiaſtiſchem Taumel. Eines will das Andre niederſchmettern, eine Kraft will die andre überbieten. So ſchön

das Ganze als Kunstwerk gearbeitet war, so lieblich das Cantabile eines Zwischensatzes, man erliegt dieser massenhaften Anhäufung, man flieht sie, weil sie den Nerven wehthut. Die Absichtlichkeit des Kritikers überwuchert den freien Schaffenstrieb des Genies, und so bestätigt sich auf's Neue jener ohne Zweifel weise überlegte, aber grausame Plan der Schöpfung, dem Einen das zu geben, was er oft selbst nicht versteht, und dem Andern zu versagen, wornach er mit allen Poren seines Herzens durstet, worauf er mit Tantalusqual die schmachtenden Blicke wendet.

Ganz besonders wohlthuend war mir die Nähe Alfred de Vigny's. Graf de Vigny war früher Militair und verließ nach sechsjährigem thatenlosen Garnisonsdienste die Linie als Hauptmann einer Compagnie. Die Liebe zur Dichtkunst hatte den jungen Offizier mitten in der Langweile eines Dienstes ergriffen, dem er sich mit Hoffnung auf Thaten und Ruhm gewidmet hatte. Alfred de Vigny erinnerte mich an unsern verstorbenen Gaudy, nur daß de Vigny's Kraft größer, sein Wille ernster, sein Gemüth harmonischer ist. Der Dichter der „Eloah", des „Cinq Mars", des „Stello" und „Chatterton" ist 43 Jahre. Sein Aeußeres verräth den Edelmann, seine Haltung den Offizier. Alles Uebrige ist Dichter. In dem Auge streiten ein edler Ehrgeiz und Schwärmerei mit ihren blendendsten Lichtern, seine Rede ist melodisch, sein Styl gewählt, seine Gedanken rudern immer der Tiefe zu, fliehend die Seichtigkeit, selbst wenn diese nur die allein verstandene ist. Alfred de Vigny ist keines jener Genies, die mit einer ursprünglichen Prädestination sich in die Strömung des Lebens und der Dichtung werfen. Man sieht und hört und liest ihm an, daß seine Dichtkunst nur geweckt

wurde durch den Zufall, daß sie hätte schlummern können, ohne der Welt zu fehlen, daß sie zuweilen mehr eine Frucht der Begeisterung, als des Naturells ist. Aber dafür sind ihm auch die nie ausbleibenden Schlacken des ursprünglichen Genies fremd. Er ist nie flüchtig, nie überlegt, er wagt sich nie in Gebiete, für die er seine Kraft nicht gemessen hat. Er faßt seine Pläne mit großem Entzücken auf, dann bezweifelt er sie, er läßt sie liegen. Nun locken sie ihn wieder: er arbeitet den Plan weiter aus, verwirft ihn wieder, beginnt ihn aufs neue. Sind alle seine Materialien zurecht gelegt, dann geht er an die Ausführung selbst und bewährt hier eines der sinnigsten Talente unsrer Zeit. Ein sicherer Genius führt ihm die Feder, die nie über das vorgesteckte Ziel hinausgleitet. Es ist eine Musikarbeit im feinsten Sinne, was er nur immer geben wird. Es ist eine harmonische Schöpfung, in der nichts sorglos vorausgesetzt, nichts nachlässig verschwiegen bleibt, sondern wo Alles in festen, sicheren Umrissen vollständig und mehr als einmal überarbeitet ans Tageslicht tritt. Alfred de Vigny besitzt vielleicht nicht die ursprüngliche Kraft Victor Hugo's, jedenfalls nicht das lyrische Selbstvertrauen des uns Deutschen als Dichter ganz entschieden gleichgültigen Lamartine, aber er übertrifft Beide an Sauberkeit des Details und künstlicher Meisterschaft in der Behandlung der Einzelnheiten.

Vor dem Diner, das diesen Kranz von bedeutenden Namen vereinte, sprach A. de Vigny über — Thränen. Die Taschentücher der Boulevardstheater hatten uns auf Thränen gebracht. „Man will jetzt nur, sagte der Verfasser des viel beweinten Chatterton, man will nur Kunstwerke gelten lassen in denen sich das Rührende nicht höher versteigen darf, als

bis zu einem Gefühl erhabenen Staunens. Man will nicht Thränen, sondern nur die Andeutung, hier wäre eine Stelle, wo man allenfalls weinen könnte.“ Alfred de Vigny hat ein Recht, über Thränen zu reden. Seine Eloah ist bekanntlich geboren aus einer Christuszähre.

„Ihre Werke erschienen in langen Zwischenräumen?“

„Ich bin, antwortete de Vigny, in Sorge, mit unreifen Dingen vor das Publikum zu treten. Ich arbeite jeden Tag. Ich habe immer einen Roman, ein Drama, ein Gedicht unter der Feder, aber ich kann mich nicht entschließen, etwas herauszugeben. Mein letztes Werk. Freuden und Leiden des Kriegerstandes (servitude et grandeur de la vie militaire), erschien vor sechs Jahren.“

Ich konnte nicht umhin zu bemerken: „So preisen Sie Ihr Geschick, das Ihnen erlaubt, so zurückhaltend zu sein. Wären die andern Dichter nicht arm, ihre Werke würden besser sein. Sie sind reich, wissen aber, was Armuth ist. Sie haben es in Ihrem Chatterton gezeigt.“

„Ist Chatterton in Deutschland aufgeführt?“

„Ich entsinne mich nicht.“

„Frau von M. in Berlin sagte mir, es wäre in Lübeck gegeben.“

Ich war so grausam zu lächeln. In Lübeck! In Lübeck beim Grafen Hahn! Mir fiel der Unterschied zwischen dem Theater français und einer sogenannten deutschen concessionirten Theaterentreprise so auf, daß ich durch meine Ironie einen Fehler beging, den ich gut machen mußte. „Ich habe Ihren Chatterton gegen J. Janin vertheidigt. Ich hatte ein persönliches Interesse, da ich einen Helden in Richard Savage wählte, der mit Chatterton Aehnlichkeit hat. Es ist

sehr leicht, für nichtsnutzige Schreibereien jährlich 20,000 Franken verdienen und einem wahren Dichter vorwerfen, wenn seine Gedichte ihm nichts eintrügen, lieber ein Holzsäger zu werden."

„Mein Chatterton, bemerkte de Vigny, ist nicht der historische, das räum' ich ein. Ich habe ihn mir aus der Masse der leidenden Dichter herausgenommen, um zu zeigen, daß die Vorsehung etwas hart mit ihren Lieblingen umgeht. Man glaubte in Paris, ich wollte, weil Chatterton Gift nimmt, den Selbstmord lehren, den Selbstmord beschönigen. Trotz dieser Verfolgungen hat die große Masse Antheil an meinem Werk genommen und mich besser verstanden, als die Kritik, die nun einmal das Privilegium des Mißverstehens hat."

Wir kamen auf die Stellung der anderen Künste der Gesellschaft. Alfred de Vigny bemerkte: „Meine Ueberzeugung ist die, daß die Regierungen die Dichter schützen, ihnen Mittel geben müssen, um rein ihren Ideen zu leben. Soll ich Ihnen aber sagen, warum man die Musik und die Tanzkunst beschützt? Die Könige geben den Sängern, den Tänzerinnen, nichts den Dichtern. Die Dichter singen die Hoffnungen des Volkes, sie singen die Freiheit. Aber die herumreisenden Virtuosen, die Klavierspieler, die Geiger können kein Volk aufklären, keine Sklaven befreien. Darum werden diese mit offenen Armen aufgenommen, diese mit Orden belohnt. Einer Taglioni hängt die russische Kaiserin Diamanten um."

Im Journal des Debats war an demselben Tage ein Artikel über Strauß und sein Leben Jesu erschienen. Ich beklagte mich über den absprechenden Ton dieser feinsollenden Kritik. De Vigny lächelte: „Ich will Ihnen sagen, wie es

damit steht. Strauß' Buch ist ins Französische übersetzt, ich habe es mir selbst gekauft und mit großem Interesse studirt. Das Buch hat auch bei uns in Frankreich viel Aufsehen gemacht. Warum das Journal des Debats dies leugnet, das ist ein Geheimniß, das ich Ihnen hier nicht erklären kann."

Sein Blick auf den König der Debats, Herrn Bertin, erklärte mir hinlänglich das Geheimniß.

In Allem, was Alfred de Vigny sprach, erkannt' ich den Denker, den Dichter, den edlen Menschen. Alfred de Vigny ist reich und spricht für die Armuth; er ist Graf und spricht für die Freiheit. Am 21. wird er bei der Academie durchfallen. Er bewirbt sich mit St. Beuve und Patout um einen Sitz neben Victor Hugo und Scribe. Er wird ihn nicht bekommen, er wird ihn später bekommen.*) Mit der Academie ist es, wie mit dem Senat einer gewissen freien Stadt in Deutschland, der jedes Gesuch erst zwei Mal abschlägt, ehe er es beim dritten Male mit einigen Bedingungen bewilligt.

Diesen für mich ohne Zweifel merkwürdigen Abend verdank' ich der Gräfin d'Agoult, die unter dem Namen Daniel Stern schreibt. Ein Wesen, dem es möglich ist, Dichter um sich zu versammeln, muß selbst ein Gegenstand für Dichter sein. Ich kann an diese Frau nie denken, ohne die Macht der Kunst zu bewundern. Welch ein Zauber muß in dem Umgang mit den Musen liegen! Hör ich die Gräfin d'Agoult im französischen Gespräch mit Geist, im vollendetsten deutschen Dialog mit Gemüth reden, seh' ich sie am Clavier, durcheilt

*) A. de Vigny ist jetzt Akademiker.

ſie mit prüfendem Kennerblick die Galerien der Gemälde, deren Schönheiten und Fehler ihr auf den erſten Blick entgegen ſpringen, führt ſie ſelbſt mit jenem ſchönen intuitiven Styl, der den Frauen eigenthümlich iſt, die Feder und denke ich mir dann unter dieſem glänzenden Spiegel doch einen dunkeln Grund von Leidenſchaften und Schmerzen, eine Vergangenheit und eine Gegenwart, gehüllt vielleicht in düſtere Schatten der Melancholie, beweint von einem weißen Engel, der klagend ſein Haupt ſtützt, zur Erde blickt und die umgekehrte Fackel auf dem Boden langſam verlöſchen ſieht, denk' ich mir dieſen Schmerz und dieſen Troſt, dieſe Klage und dieſe Linderung, ſo begreif' ich, warum die Alten die Muſen ſo oft die Töchter der Nacht genannt haben. Die Gräfin d'Agoult iſt jene Arabella, die in der der Verherrlichung G. Sand's gewidmeten Voyage à Chamouny mitten aus den Wirren eines geiſtreich wilden Künſtlerkreiſes ſtets wie ein Marmorbild aus dunkelgrüner Myrthen- und Pinienwaldung leuchtet, ſchweigend, hingegeben, anmuthig und doch voll Hoheit, ein Bild des verklärten Schmerzes, ein Bild jener Liebe, die die Zahl der Opfer, deren ſie fähig iſt, nicht nach den Stunden ihres Glückes wägt.

Und hier muß ich geſtehen, daß ich nun doch bei Georg Sand geweſen bin. Sie hatte mir geſchrieben: „Sie finden mich jeden Abend zu Hauſe. Sollten Sie mich aber in Verhandlung mit einem Advokaten treffen oder gezwungen, ſchnell auszugehen, ſo müſſen Sie mir dies nicht als Unhöflichkeit auslegen. Ich bin jeden Moment den Folgen eines Prozeſſes ausgeſetzt, den ich in dieſem Augenblicke mit meinem Verleger führe. Sehen Sie darin einen Zug unſerer franzöſiſchen Sitten, über den mein Patriotismus erröthen

muß. Ich klage gegen meinen Verleger, der mich körperlich zwingen will, ihm einen Roman zu ſchreiben nach ſeinem Gefallen, d. h. nach ſeinen Grundſätzen. Unſer Leben vergeht in den trübſten Nothwendigkeiten und erhält ſich nur durch Kümmerniſſe und Opfer. Uebrigens werden Sie die Züge einer Frau von vierzig Jahren finden, die ihr ganzes Leben darauf verwandt hat, nicht durch Anmuth zu gefallen, ſondern durch ihre Offenheit zu mißfallen. Mißfall' ich Ihren Augen, ſo werde ich doch in Ihrem Herzen die Stelle behalten, die Sie mir eingeräumt haben. Ich verdanke ſie der Wahrheitsliebe, einer Leidenſchaft, die Sie auch aus meinen literäriſchen Verſuchen herausempfunden haben."

Ich ging eines Abends zu ihr. In einem kleinen Zimmer (wir würden es eine Kammer nennen, der Franzoſe nennt es: „la petite chapelle"), in einem Raum von kaum zehn Quadratfuß ſaß ſie beim Kamin und ſtickte an einer Handarbeit. Ihr gegenüber ihre Tochter. Der kleine Raum ſpärlich erhellt durch eine Lampe mit düſterm Schirm. Nicht mehr Licht als nöthig war, um die Zeuge zu erhellen, an denen Mutter und Tochter arbeiteten. Auf einem Sofa ſaßen im tiefſten Schatten zwei Männer, die nach franzöſiſcher Sitte nicht vorgeſtellt wurden. Sie verhielten ſich ſchweigend, was die feierliche, ängſtliche Spannung des Augenblicks noch vermehrte. Ein leiſes Athmen, eine drückende Schwüle, eine große Beängſtigung des Herzens. Die Flamme in der matten Leuchte zitterte, ſtill bewegt; im Kamin verglühten die Kohlen zu weiß ſchimmernder Aſche, nur das geiſterhafte Klopfen einer Uhr ſchien das einzige Leben zu verrathen. Es klopfte in meiner Bruſttaſche. Es war meine Uhr, nicht mein Herz.

Ich ſaß auf einem Seſſel.

„Verzeihen Sie mein mangelhaftes Franzöſiſch. Ich las zu oft Ihre Werke und zu ſelten die Comödien Scribe's. Bei Ihnen lernt man die ſtumme Sprache der Poeſie, bei Scribe die Sprache der Converſation.“

„Wie gefällt Ihnen Paris?“

„Ich finde es, wie ich's erwartet habe. Neu iſt allerdings ein Prozeß wie der Ihre. Wie ſteht es damit?“

Ein bitteres Lächeln ſtatt der Antwort.

„Was heißt in Frankreich körperlich zwingen?“

„Gefängniß.“

„Man wird eine Frau nicht in ein Gefängniß ſetzen, um einen Roman zu ſchreiben. Was nennt Ihr Verleger ſeine Grundſätze?“

„Die, die von den meinen abweichen. Ich bin ihm zu demokratiſch geworden.“

Und die Handwerker kaufen keine Romane! dacht' ich. „Hat die revue indépendante guten Fortgang?“

„Für ein junges Blatt ſehr bedeutenden. Eben Bulez von der revue des deux mondes, will mich zwingen, ihm einen Roman zu ſchreiben.“

Hier hätt' ich viel gegen die neue Tendenz der Romane Georg Sand's einwenden mögen, doch würd' es nicht diskret geweſen ſein.

„Sie ſind Dramatiker?“

„Ich habe für die moderne Literatur den Uebergang oder ſoll ich ſagen, den Rückzug auf die Bühne geſucht. Es iſt ein gutes Mittel, das Maß zu prüfen, bis zu welchem die Literatur gehen darf. Der Roman geht weiter, als die Maſſe folgen kann. Um den Roman wieder einzuholen, bedarf es

des Dramas. Der Masse unmittelbar gegenüber, lernt man Das schätzen, was man geben muß, um der Masse begreiflich zu bleiben!"

„Haben Sie gute Schauspieler in Deutschland?"

„Eben so große Talente wie in Frankreich, nur nicht so ausgebildete Spezialitäten. Unsere Oper, wenn sie hier, ehe sie nach London geht, singen sollte, könnte den Italienern zu schaffen machen."

„Die Malibran und die Pasta sind gewesen. Waren Sie im Theater français?"

„Um es nie wieder zu besuchen, wenigstens nicht für die Tragödie."

„Unsere Tragödie ist wirklich sehr veraltet, sagte Georg Sand. Es sind übertriebene Leidenschaften, verzerrte Gefühle. Der Anflug von chevalereske Höflichkeit und Courtoisie erscheint uns jetzt so lächerlich, wie er früher bewundert wurde. Das französische Theater ist gänzlich in Verfall. Nur die mittelmäßigsten Geister sind es, die sich noch mit ihm beschäftigen. Unter den zahllosen Stücken nicht eine Erscheinung, die dauern wird. Scribe ist gewiß ein großes Talent. Seine Combinationen sind vortrefflich, aber sie sind nur auf eine momentane Wirkung basirt. Tiefere Bedeutung geht ihm ab. Von allen diesen Dramatikern versucht Niemand, seinen Werken einer tieferen Sinn unterzulegen."

„Souvestre vielleicht, doch ist er trocken und dürr."

„Souvestre. Sie haben Recht."

Gegen meinen Wunsch geriethen wir tiefer in die Interessen der dramatischen Literatur hinein, als mir für die Verfasserin der unglücklichen, durchaus verfehlten Cosima lieb sein konnte. Georg Sand hat in diesem Drama unser ge-

wöhnliches Theaterpublikum für eine tiefere Gefühlsdialektik begeistern wollen, war aber in der abstrakten Absicht stehen geblieben, ohne vorzudringen zur Gestaltung, zu jener freien, rein anekdotischen Beherrschung des Stoffes, die im Drama jede Tendenz, sie mag sein, welche sie wolle, zusammenzuzwängen hat. Ihre Cosima fiel gänzlich auseinander, da ihr diese Klammern und Angeln fehlten. Ich hätte gern dieses mißliche Thema aufgegeben, aber wir geriethen immer wieder hinein. Von Schiller und Shakespeare wurde gesprochen, vom Dekorationswechsel, von der altenglischen Bühne, von Balzac. Sie capricirte sich, Balzac zu loben.

„Er wird in Deutschland viel übersetzt? Er verdient es. Balzac ist ein Mann von Geist, er hat außerordentlich viel erlebt und viel beobachtet."

Die ängstliche Spannung des Gespräches hatte nachgelassen. Georg Sand ließ die Handarbeit liegen, schürte das Kaminfeuer und zündete eine jener unschuldigen Cigarren an, die mehr Papier, als Tabak, mehr Koketterie, als Emanzipation enthalten. „Sie sind jünger, als ich dachte," sagte sie und erlaubte mir jetzt zum ersten Mal, am Schein der Lampe einige Streiflichter zu verfolgen, die mir einen volleren Anblick ihrer Züge gestatteten. Das bekannte Bild ist ähnlich, doch ist das Urbild bei weitem nicht so stark, nicht so rundlich, wie dort. Aurora Dudevant ist eine kleine, behende Figur, mehr schmächtig und gazellenartig, als man nach jenem, einer Büste nachgebildeten Stahlstiche vermuthen sollte.*) Sie ähnelt Bettinen.

„Wer übersetzt mich in Deutschland?"

*) Seither ist sie stark geworden.

„Fanny Tarnow, die ihre Ueberſetzungen aber Bearbeitungen nennt.“

„Wahrſcheinlich läßt ſie die ſogenannten unmoraliſchen Stellen aus.“

Sie ſprach dies mit großer Ironie. Ich antwortete nicht, ſondern blickte zu ihrer Tochter hinüber, die die Augen niederſchlug. Die Pauſe, die hier folgte, war eine Sekunde, aber ſie drückte das Gefühl einer ganzen Periode aus.

Georg Sand weiß nichts von Deutſchland. Darum kann ſie es doch beſſer verſtehen, als Die, welche hier Profeſſion davon machen, Deutſchland zu verſtehen. Die franzöſiſchen Gelehrten, die deutſche Zuſtände ſtudirten, kennen uns meiſt nur einſeitig. Beſſer man ignorirt uns, als daß man uns falſch beurtheilt und meiſtert. Wer, wie G. Sand, nichts von Deutſchland weiß, kann darum doch eine tiefe Hochachtung vor dem deutſchen Geiſte hegen. Wer unſere Sprache nicht verſteht, lernt uns durch unſere Muſik kennen. Georg Sand würde Deutſchland beſuchen, wenn ſie ihre Reiſen nicht dem Zwecke widmete, allein zu ſein. Sie hat von Bettina gehört und fragte mich nach Frau von Ghézy. Von allen unſern Dichtern, Philoſophen und Gelehrten war ihr nur ein Name geläufig: Frau von Ghézy! Sie erſtaunte, daß Frau von Ghézy jetzt nur noch eine Stellung in der Memoirenliteratur hat. Sie hatte ſie für eine große Dichterin gehalten.

„Ich war kürzlich in der Deputirtenkammer, fuhr ich fort. Ich ſah dieſen Kampf jämmerlicher Leidenſchaften. Morgen werden über eine Scene, die mehr in die Schulſtube als in das Aſyl der Volksfreiheiten gehört, hundert große Journale

berichten. Alle Spalten werden darüber mit Räsonnements bedeckt sein. Wie kann eine geistreiche Nation sich einbilden, daß man sie noch länger für geistreich hält, wenn sie täglich sich dieselbe nüchterne Speise vorkäuen läßt, diese ewigen Fragen: Guizot oder Thiers, Thiers oder Guizot? Sind dies Debatten, würdig unserer Zeit? Wahrlich, die täglich hier verschwendeten Hunderte von Foliospalten in den Zeitungen würden besser angewendet werden, wenn Frankreich sich um die geistigen und moralischen Leistungen anderer Völker kümmerte und sich in ihnen über ein benachbartes Volk belehren ließe, von dem es mehr lernen kann, als aus dem trostlosen Parteigetriebe, welches in Frankreich die Tagesordnung ist."

Hier blitzten zum ersten Mal Georg Sand's Augen auf. Jetzt erst ward' ich von ihrem vollen Glanz getroffen. Es war die Region, wo ihre neueste Richtung sich entwickelt hatte. Sie sagte: „Das ist es, das ist es!" Ich war auf dem Punkte des tieferen Bezuges zwischen uns, auf dem elektrischen Punkte der Uebereinstimmung. Warum benutzt' ich nicht die wärmere Stimmung dieses Augenblicks? Warum lähmte mir ein unheimliches, drückendes Gefühl die freiere Entwickelung?

Als ich von G. Sand geschieden war und hinunterstieg in das Dunkel der Nacht, war mir's wie ein Traum. Das kleine Zimmer, die matte Beleuchtung, die schweigende Tochter, die beiden männlichen Schatten an den Wänden, diese Stille, diese Pausen, diese aphoristische Unterhaltung! Es schien, als wenn der Zufall das Zufälligste, die Absicht das Absichtlichste, die Zurückhaltung das Zurückhaltendste geben wollte, und doch war das Ganze ein Gedicht geworden. Ich

hatte mehr, als die wunderliche Frau geben wollte. Sie wollte nichts geben. Sie wollte eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen und mir unmöglich machen, diese Höflichkeit zu mißbrauchen. Sie gab sich kalt, mißtrauisch, sogar gereizt. Sie zeigte Angst, verrathen zu werden. Sie fürchtete, mich zu enttäuschen, und wollte mich absichtlich enttäuschen. Sie gab Das mit erkünstelter Freiwilligkeit auf, was ich vielleicht selbst hätte verlieren können. Sie schnitt mir die Möglichkeit einer Prüfung ab, indem sie dem Fremden absichtlich die Elemente dieser Prüfung entzog. Dieser spitze, frostige Ton ihrer Stimme war nicht der natürliche ihres Herzens. Dies stille, unheimliche Auflachen,
dern hätte gemüthlos erscheinen können, diese kurzen Fragen, diese noch kürzern Antworten, dieses Abwenden des Antlizes — es erfüllte mich mit tiefem Mitleid für ein Herz, das durch bittere Erfahrungen in diesem Wesen, in dieser Art, sich zu geben, einen Wall finden mußte gegen bösen Willen, Verleumdung und Entstellung. Wie gern hätt' ich der genialen Frau gesagt: „Fürchten Sie sich doch nicht! Man kann sich fürchten vor Denen, die uns hassen, zuweilen sogar vor Denen, die uns lieben. Nie aber soll man sich fürchten vor Denen, die uns verehren."

Die Erwartung unter meinen Freunden, wie ich G. Sand gefunden hätte, war groß. „Sind Sie nun auch enttäuscht, wie alle Andern, die sie sahen, enttäuscht sind?" fragte man mich von allen Seiten.

„Ich bin nicht enttäuscht," antwortete ich. „Ich habe sie allerdings anders gefunden, als ich dachte. Aber auch so hat sie mich um einen Blick in die Menschenseele reicher gemacht."

## Dreiundzwanzigster Brief.

Paris, den 14. April 1842.

Heut will ich meine letzten Theatereindrücke ausschütten. Ich thu' es, um nicht wieder aufs Theater zurückzukommen. Die häufigen Wiederholungen der Stücke, so ersprießlich sie für die Kasse sind, so langweilig dem Fremden. Der Theaterzettel, der uns bei der Ankunft so sehr den Appetit reizt, wird uns nach vier Wochen schon nüchtern. Verwöhnt von den guten Bissen sehen wir, daß die guten Bissen immer wieder kommen und mehr als einmal rufen wir aus: „Toujours perdrix!"

Man spricht so viel von dem größern Talent der Franzosen für die Bühne, man rühmt den Reichthum ihres Repertoirs, man erkennt ihnen das Theater als ihren eigentlichen Beruf zu. Es ist wahr, daß die Franzosen besser beobachten, als wir. Es ist noch mehr wahr, daß ihre Sitten gleichförmiger sind, als die unsrigen, und deßhalb sich leichter beobachten lassen. Aber dennoch kommen hier in Paris unzählige Nebenumstände zusammen, um dem Franzosen die Ausbildung seines dramatischen Berufes zu erleichtern. Es ist das hiesige Theater auf Voraussetzungen gebaut, die man in Deutschland nicht kennt, geschweige besitzt.

Schon oft hab' ich es gesagt und ich wiederhol' es, das pariser Publikum ist das mildeste von der Welt. Es ist mild, weil es billig ist. Es legt an die Beurtheilung eines neuen dramatischen Werkes nur den Maßstab, den dieses selbst vor-

ausſetzt. Es muthet dem Drama nicht zu, daß es Vaudeville, dem Vaudeville nicht, daß es höheres Luſtſpiel, dem Luſtſpiel nicht, daß es Schauſpiel iſt, es nimmt, was man gibt, und freut ſich der Gabe, die es bezahlt. Der Franzoſe hat eine Hochachtung vor Allem, was geſchrieben iſt, noch größere Hochachtung vor Allem, was gedruckt iſt, die größte Hochachtung aber vor Allem, was geſprochen wird. Bei uns iſt es grade umgekehrt. Uns imponirt nur der Buchſtabe. That und Wort reizen unſern Widerſpruch. Wir laſſen uns nicht erſchüttern, wir laſſen uns nicht fortreißen. Wir wittern in Allem, was uns zugemuthet wird, einen Hinterhalt. Wir zergliedern jeden Genuß, jeden Eindruck. Wir erwehren uns noch der Thränen, während der Franzoſe ſchon weint, wir erwehren uns des Komiſchen, während der Franzoſe ſchon lacht. Es liegt zum Theil ſchon in unſerer Sprache. Unſere Sprache hat etwas Schlotterndes, Haltloſes. Es fehlt ihr das ſcharfe Gepräge, es fehlt ihr die geſchloſſene Gliederung. Wir mißtrauen jedem Aufgebot klingender Worte, wir nennen ſchwülſtig, was den Franzoſen erhaben dünkt. Was bei uns den Gebildeten erobern ſoll, muß poetiſch-naiv ſein; was aber der Maſſe imponirt, wird wieder allen Gebildeten mißfallen. Wir haben eine Erhabenheit in manchen naiven Gedichten, die der Maſſe albern erſcheint.

Ich habe in Paris die dümmſten und langweiligſten Stücke geſehen. Es fiel dem Publikum nicht ein, ſie geiſtreich und unterhaltend zu finden, aber es ertrug ſie. Es wird nicht wiederkommen, es wird nach dem froſtigen Trauerſpiele noch eine drollige Farce ſehen, es kann im äußerſten Falle ſagen: ich war da, ich kenne das neue Stück, ich lebe mit der Mode, ich folge den Ereigniſſen! Keinem fiel ein,

das Stück auszuzischen oder die Schauspieler zu insultiren. Es gibt in Paris eine Art, die Stücke durchfallen zu lassen, die schlagend ist. Man geht nicht mehr hin. Die leere Kasse ist das Fiasko, die verzweifelte Miene des Direktors ist das ganze Ungewitter, gegen das sich ein junger Dichter zu rüsten hat. Er wird es noch ein Mal versuchen, er wird etwas Besseres liefern, er liefert es, da er sich Zeit nehmen kann, da man ihn das erste nicht ein für alle Mal entmuthigt hat.

Die Kritik, so wesentlich zur Vermittelung des Talentes mit dem Publikum, ist hier zuweilen sehr heftig, sehr widersetzlich, aber im Durchschnitt weit milder, als in Deutschland. Ich sah die mittelmäßigsten Stücke und fand sie überall gelobt. Man kennt hier den in Deutschland üblichen Maßstab nicht, von jeder dramatischen Novität den Umschwung der Welt zu erwarten. Wenn bei uns ein Trauerspiel nicht gleich eine neue Epoche in der Literatur bezeichnet, wenn es nicht, wie wir es nennen, „ins Volk dringt", wenn nicht Shakespeare und Schiller darüber vergessen werden, so setzt man es herab. Hier in Paris kennt man eine solche utopische Kritik nicht. Hier folgt die Jugend der Jugend, huldigt die Zeit der Zeit. Bei uns richten die siebziger Jahre die neunziger, das achtzehnte Jahrhundert richtet das neunzehnte, die Schule von Iffland und Schröder beurtheilt die Schule Raupach's, und die Schule Raupach's beurtheilt die Talente der Gegenwart. Wir haben Zeitschriften, bei denen die Dramaturgie in Händen von Leuten ist, die sich seit dreißig Jahren der Zeit entgegenstemmen. Einen solchen veralteten Rhadamantismus kennt man hier nicht. Jeder wird von Seinesgleichen beurtheilt, wie in den Geschwornenge-

richten. Will das Publikum dem Lob und Tadel nicht glauben, so kann es sich selbst unterrichten. Das Publikum ist hier keine Macht, keine Größe, kein Souverain, dem man wie in Deutschland schmeichelt. Gutes Publikum, man will dich täuschen, liebes Publikum, man will dir etwas aufbürden, diese Phrasen der deutschen Dramaturgie würden in Frankreich für unsinnig erklärt werden. Man appellirt in Frankreich wohl an die Ehrlichkeit der Masse, aber nie an den Geist der Masse. Es herrscht unter der französischen Literatur ein Einverständniß, das uns im Angesicht unsrer kritischen Niedrigkeiten, unsrer täglichen Denunziationen, unsrer Verdächtigungen und scheelsüchtigen gegenseitigen Werthherabsetzungen, im Angesicht des durch und durch pasquillantischen Charakters unsrer literarischen Debatten melancholisch stimmen kann.

Wenn sich hier ein Stück nicht durch eignen Werth und die Kritik halten kann, so hält es sich durch den Unternehmer, durch die Reklame. Der Unternehmer führt kein Stück auf, von dem er nicht seine Existenz zu fristen gedenkt. So muß es gefallen, muß es sich halten. Alle Feuilletons können es verdammen, in den Reklamen, die am Schluß jeder Zeitung stehen, wird es gelobt. Es wird gelobt im Entreakte, im Vert-Vert, in der Avant-Scene, in tausend Blättern und Blättchen, die man beim Eintritt ins Theater für zwei oder drei Sous kauft. Ich sage nicht, daß es gut ist, wenn die Wahrheit dem Interesse geopfert wird. Ich sage nur, daß hier der dramatische Autor Zeit hat, sich in seinem Talent zu entwickeln. Er hängt nicht, wie in Deutschland, von einem übersättigten Abonnentenpublikum ab, das alle Tage Opern, alle Tage Possen sehen will. In den

Folies dramatiques gibt es keine Opern, keine Krönungszüge. Man kann ſie hier nicht erwarten. Gähnend ſtreckt ſich in Deutſchland unſer Parquet auf ſeinen Bänken und ennuyirt ſich über die Experimente der Direktion. Gefällt das neue Stück, Himmel, dann wird es wiederholt. Dann hören wir Abonnirten, wir „zahlende" Theatergänger keine Puritaner, keine Krone von Cypern, keine Jüdin, dann hören wir alle Tage das neue Stück, bis es abgeſpielt iſt. Lieber tödtet man es beim erſten Male der Aufführung. Ein franzöſiſcher Theaterdichter ſchlug die Hände zuſammen über dieſe Manöver. „Das iſt noch nicht genug, fuhr ich fort. Sie ſind am Ziel, wenn Ihr Stück in Paris gefallen hat. Bei uns wird es von Stadt zu Stadt herumgepeitſcht: überall Correſpondenzen, überall Klatſchberichte in den Zeitungen. Hier hat es nicht recht gefallen, hier hat es trotz der „vortrefflichen" Darſtellung nicht gefallen, hier ſoll's erſt noch gegeben werden, hier verſpricht man ſich nichts davon, und Weimar, Caſſel, Frankfurt, Nürnberg, Peſth, Prag, Magdeburg, Breslau, alle dieſe Städte wetteifern miteinander, keine ordnet ihr Urtheil dem Urtheil der andern unter, jede richtet, jede iſt Inſtanz, jede hat ihre witzhaſchenden Berichterſtatter. Ermüdet von dieſer Hetzjagd legt der dramatiſche Autor die Feder nieder und verläßt eine Laufbahn, die ihm nicht ein Zehntheil der Vortheile einbringt, die Sie von Ihrem Talente ziehen. Wie oft muß man unſern Direktoren in Deutſchland antworten: die Schreiberei, die ich von Ihrem Neſt, wenn Sie mein Stück geben, auszuſtehen habe, iſt mir das Honorar, das Sie zahlen, nicht werth. Ein ſolcher Direktor zahlt zehn Thaler für eine Arbeit, die, wenn er ſie

von ſeiner ſchlechten Truppe darſtellen läßt, mir für zehntauſend Thaler Kummer und Aerger macht."

Zu dieſem äußern Sonnenſchein, der das franzöſiſchen Theater ſo gut gedeihen läßt, kommen die günſtigſten innern Bedingungen. Ich rechne zu dieſen ganz beſonders die häufige Muſik. Die eingeſtreuten Couplets des Vaudeville mögen für die Schauſpieler eine große Unbequemlichkeit ſein, für den Dichter ſind ſie eine große Erleichterung. Die Muſik ergänzt, die Muſik zerſtreut. Wo die Gedanken ausgehen, da mögen Töne kommen. Wo eine Situation ſich verknotet hat, mag die Muſik ſie auflöſen. Der geſungene Vers erhöht die Illuſion und erleichtert die Enttäuſchung. Der Geſang verwandelt Das, was ſoeben Ernſt ſchien, in Scherz, in Spiel, der Geſang ſpannt die Erwartung herab, mildert die Falten der Wirklichkeit und erlaubt eine tändelnde Digreſſion, eine leichtere Löſung, ein unbefriedigenderes Ende. Die Muſik beſänftigt das Urtheil und kürzt die Langweile. Die Monologe werden erträglich durch Muſikbegleitung. Die Finales der Scenen und Akte bekommen durch die Muſik Friſche und Abrundung. Im Drama der Porte St. Martin und des Ambigu wird die ſecondäre Hülfe der Muſik noch bedeutungsvoller. Wenn auch hier das Melodrama im frühern Sinne als geſprochenes Tongemälde aufgehört hat, ſo iſt doch für die hier üblichen großen Stücke die Muſik als weſentliche Ergänzung noch immer übrig geblieben. Jede lyriſche Stelle wird durch Muſik gehoben, jeder Monolog durch zitternde Violinbegleitung mit einer Art Glorie umrahmt. Jedes Anſchwellen der Handlung wird beſchleunigt durch kurze, energiſche Geigenſtriche. Jede endlich gelingende That, jeder entſcheidende Moment verwandelt ſich durch eine plötzliche Cadenz

der Inſtrumente in einen zuckenden Blitz, der uns mit all unſerm Verſtand, all unſerer Kritik, all unſern Bedenklichkeiten elektriſch durchrieſelt. Man kennt aus der Theaterſprache die ſogenannten Abgänge. Ein Abgang, ohne Effekt, ohne Herausforderung zum Applaus, kann einen ganzen Akt umwerfen. Eine nüchtern endende Scene, auf welche nun gar eine Verwandlung folgt, tödtet ein ganzes Drama. In den genannten Theatern wird dieſer Gefahr durch die Muſik vorgebaut. Die Muſik füllt jede Leere aus, einige kräftige Geigenſtriche heben jeden noch ſo matten Abgang. Findet gar eine Verwandlung ſtatt, ſo ſorgt ein vollſtändiges Tonſtück, ein ſchönes Solo dafür, den Zuſchauer in der Illuſion zu erhalten. Alle dieſe kraſſen Dramen, die man bei uns überſetzt hat, der Glöckner von St. Paul, die Galeerenſklaven, der Hungervertrag, Diana von Chivry, Richard Darlington u. ſ. w., werden mit Muſik gegeben. Wollte man ſie in Deutſchland vollſtändig überſetzen, ſo müßte man ihnen dieſen bindenden Kitt, dieſes Hülfsmittel zur Wahrſcheinlichkeit, nicht nehmen. Füg' ich nun noch hinzu, daß bei der claſſiſchen Tragödie im Theater Français nie der Vorhang fällt, ſondern die fünf Akte raſch hintereinander gegeben werden, füg' ich endlich noch hinzu, daß hinter jedem Trauerſpiel noch ein Luſtſpiel folgt und der Jammer wegfällt, den man in Deutſchland, wenn Trauerſpiele angekündigt ſind, täglich hören kann: Ich geh' ins Theater, um mich zu amüſiren! ſo wird man begreifen, daß der größte Theil des Vorſprungs, den das Theater in Frankreich vor uns voraus hat, nicht im Talent, ſondern mindeſtens zu gleichen Theilen auch in den Umſtänden liegt.

Ich war in den Folies dramatiques. Wenn nebenan in

der Gaité die Blouſe ſich erſt im zweiten Range zeigt, ſo ſitzt ſie hier ſchon im erſten. Man befindet ſich hier auf den beſten Plätzen ſchon mitten unter Handwerkern, Studenten, Griſetten und Kindern; Allen gefällt das aufgeführte Stück und die Kritik, ſah ich, beurtheilte Amour et Amourette nach dieſem Gefallen. Es fragte Niemand, fängt mit Amour et Amourette eine neue Epoche der Literatur an? Man ließ das luſtige Studentenſpiel für Das gelten, für was es ſich gab. Amour et Amourette ſchildert Scenen aus dem Quartier Latin, Scenen aus der Chaumière, Scenen aus den Nachwehen des Philiſterlebens. Die Thränen, die nebenan in der Gaité Dem. Clariſſe vergießen macht, läßt hier Dem. Judith (eine Jüdin) fließen. Dem. Judith wurde viel applaudirt und ſie ſchien mir dieſe Aufmunterung zu verdienen. Für einen kleinen, noch unausgebildeten, faſt kindlichen Körper leiſtete ſie Unglaubliches. Sie liebt, ſie entſagt, ſie verzweifelt, ſie erklärt ſich ſchuldig, ſie wird gerechtfertigt, ſie wird glücklich: alle dieſe angreifenden Leidenſchaften und kraftraubenden Schickſale malte und ertrug ſie mit großer Ausdauer, wenn auch ohne höhere Grazie. Die komiſchen Parthieen waren an viele junge hübſche Mädchen vertheilt. Die Griſetten wohnen bei den Studenten und führen ihnen die Menage. Sie kochen ihnen Rühreier, ſie backen ihnen Pfannkuchen, ſie ſtopfen ihnen Strümpfe, ſie flicken ihnen die Hemden, ſie friſiren ihnen das Haar und verlangen für alles Dies nichts, als Liebe, unüberſchwänglich viel Liebe und alle vierzehn Tage eine ſeidne Schürze. Wenn mir alle dieſe häuslichen und ländlichen Zerſtreuungen den Studenten eben nicht nützlich erſchienen, um ihr Recht und ihre Anatomie zu ſtudiren, ſo erſtaunt' ich, als ich ſah, daß Dem. Judith

einem Studenten als tugendhafte Griſette nicht nur ſelbſt ſich ergibt, ſondern vom eignen Vater des jungen Mannes ihm als Schutzengel gegen die Sünde officiell beigeordnet wird. Dem. Judith wohnt bei ihrem Freund, um zu verhindern, daß Andre bei ihm wohnen. Sie iſt förmlich bei ihm als Ableiter ſeiner Leidenſchaften inſtallirt. Sie näht ihm auch, ſie ſtopft ihm auch, ſie bäckt ihm auch Eierkuchen, ſie friſirt ihn auch. Sie liebt ihn wie ein deutſches Mädchen, keuſch, ſittſam, ſentimental, mit Citaten aus Tiedge und Matthiſon, nur mit dem Unterſchied, daß ſie auch in ſeinem Zimmer ſchläft. Und für alle dieſe Tugend, für alle dieſe hingebende Unſchuld will ſie der Vater des jungen Mannes nur mit einer Summe Geldes belohnen? Dumpfes Gemurmel der Bäſſe, zuckender Blitzeinſchlag der Violinen, das Schickſal naht ſich und die Thräne rinnt. Das Stück ſchien mir nach Verlauf von fünf Akten doch etwas unbefriedigend zu enden, was jedoch nicht hinderte, daß Alles vergnügt und wohlgemuth das Theater verließ.

Für die Porte St. Martin hatt' ich mir einen Genuß eigner Art aufgeſpart, den einer erſten Vorſtellung. Ein ſolcher Genuß kommt in Paris etwas theuer. Für das Vergnügen, noch eine Stunde vor Beginn ohne Billet zu ſein, für eine noch ſchwankende und unſichre Vorſtellung, für eine Vorſtellung voller Längen, für ein Spiel, das noch an Gedächtnißlücken leidet, kurz für die hundert Mängel einer erſten Vorſtellung zahlt man hier drei bis vier Mal mehr, als die gewöhnlichen Eintrittspreiſe betragen. Um das neue Drama von Bouchardy Pàris le Bohemien, zu ſehen, zahlt' ich 15 Franken.

Da der Zudrang zu erſten Vorſtellungen von Stücken,

denen man ein Intereſſe zutraut, ſehr groß iſt, ſo läge der Direktion viel daran, ſich die Billette theurer bezahlen zu laſſen. Eine Erhöhung der Kaſſenpreiſe darf aber nur gegen ausdrückliche, von der Regierung eingeholte Genehmigung ſtattfinden. Da die Regierung dieſe Erhöhung meiſtentheils verweigert, ſo nimmt man ſeine Zuflucht zu einem andern Mittel. Man verlegt die Kaſſe vom Corridor des Theaters auf die freie Straße. Man erklärt Jedem, der ein Billet haben will, es wäre keines mehr vorhanden, und überläßt ihn jenen Zwiſchenhändlern, die auf der Straße agiotiren. Der Entrepreneur dieſer Agiotage iſt die Direktion ſelbſt. Sie verkauft vierzehn Tage vor der erſten Vorſtellung die Billette an ſich ſelbſt, d. h. an eine Anzahl fingirter Namen, die auf den Coupons der Billette als Käufer genannt ſind und die nun durch ihre Agenten auf der Straße, vor dem Theater, die einzig möglichen Entrées für das Doppelte und Dreifache wieder verkaufen. Der Gewinn gehört der Direktion. Eine erſte Vorſtellung in dem umfangreichen Theater der Porte St. Martin kann auf dieſe Art mehr als 10,000 Franken eintragen. Auch die Autoren machen es ſo mit den ihnen zuſtehenden billets d'auteurs.

Die Porte St. Martin iſt in der Geſchichte des modernen Theaters von nicht geringer Bedeutung. Sie diente dem ſchlechten Geſchmacke und nützte dem guten. Sie zwang das gute Drama, ſich gegen den Wetteifer des ſchlechten zu rüſten. Die Porte St. Martin hat von allen europäiſchen Theatern die faule Lyrik vertrieben und wieder die Handlung für ſie eingeſetzt. Die Porte St. Martin gab das Schlechte in ſeinem ganzen Reize, in ſeinem ganzen äußeren Flitter

und Schimmer und zwang das gute Drama, die erlaubten Künste der Verführung ihr abzulauschen.

Der dramatische Apparat dieser Bühne ist aus hundert Uebersetzungen und Nachbildungen auch bei uns bekannt. Man wußte, daß das Drama erschüttern soll, und begann vorläufig damit, daß man uns erschrecken ließ. Der classische Schrecken war der Tod, der moderne Schrecken wurde die Hinrichtung. Die schauerlichen Figuren der classischen Tragödie waren Todtengräber, die schauerlichen der modernen wurden die Scharfrichter. Um die Menschen in Schrecken zu setzen, fing man mit dem Schreckhaftesten an, mit der Guillotine an. Man bedeckte das Schaffot erst mit Blumen. Man verhing es mit einem bunten Teppich, steckte Wachskerzen an und spielte zu Tanz und zur Liebe auf. Die wilde Phantasie der Dichter vereinte zwei Liebende in schwellenden Brautbetten, sie träumen, sie kosen, die Uhr schlägt zwölf, sie blicken um sich, — das Schaffot! Mütter lieben ihre Söhne, Söhne ihre Mütter, alle Leidenschaften durchkreuzen sich in bachantischer Vergessenheit, Wollust, Verbrechen, Tod und im Hintergrund beim Aufgehen einer dunklen Gardine in greller Beleuchtung mit rothem Mantel, auf das blanke Richtschwert gestützt, felsenfest wie das Schicksal: le bourreau! So fing das moderne Drama an, das Drama der Effekte.

Später wurden diese Stücke langweilig, jetzt sind sie lächerlich. Es wollte Jemand den Hinke der Birch-Pfeiffer übersetzen. Der Direktor sagte: „Nous sommes fatigués des bourreaux.“ Von den Henkern ging man auf die mannssüchtigen Weiber über im Tour de Nesle, auf die

Schlaftränke, Gifte und Gegengifte, wie in Catharina Howard, dann auf die Rettungen, wie im Reisewagen, dann auf Banditen und Spitzbuben wie Robert Macaire und Bautrin, dann auf untergeschobene Söhne, verfälschte Testamente, gestohlene Urkunden, wie in dem Drama, das jetzt seinen Zulauf hat, Pâris le Bohemien.

Dieser Pâris ist kein gewöhnlicher Zigeuner, wie wir in Deutschland die Zigeuner aus Preziosa kennen. Er schmiert sich sein Hemde nicht etwa mit Talg ein und trägt es dann so lange, bis es ihm vom Leibe fällt, wie die ungarischen Zigeuner. Nein, Pâris ist ein pariser Zigeuner, ein civilisirter Zigeuner, der die Laute spielt, den Degen führt, Liebe wecken und Liebe geben kann, ein Zigeuner, der am Hofe von Mailand eine große Rolle spielt, wie alle Franzosen, die zu Hause Comödianten sind und in der Fremde sich einbilden, Minister sein zu können. Und in der That, Pâris ist ein Staatsmann und ein Schauspieler. Da er in Mailand nicht mehr als Staatsmann geduldet wird, wird er Schauspieler, und da er nicht mehr nöthig hat, Schauspieler zu sein, wird er wieder Staatsmann. Dies Marionettenspiel begibt sich unter Galeazzo Visconti von Mailand, unter sehr schwierigen Verhältnissen, rechts Gift, links Schaffot. Ein Testament ist verfälscht, ein Dokument ist abhanden gekommen, ja sogar ein Lebendiger ist eingemauert, ganz wie der alte Maximilian in Schiller's Räubern. Von Angst zu Schrecken, von Furcht zu Entsetzen hin und hergeschleudert, bestürmt von dem leidenschaftlichen Spiel und den ergänzenden Schauern der Musik, gibt man sich in der That dieser Mischung von Talent, Unsinn und Geschmacklosigkeit für die Dauer des Abends gefangen.

Den gewaltigen Zwecken der Porte St. Martin ſind auch die Mittel dieſer Bühne angemeſſen. Der Blitz iſt hier mehr als das Aufleuchten einer Handvoll geſtoßenen Kolophoniums, der Donner mehr, als das hohle Stöhnen einer großen Trommel, bei der man mehr den Nachdruck der aufſchlagenden Hand als den Nachhall des Inſtruments hört. Der Sturm pfeift ſchrill wie durch die knarrende Wetterfahne einer alten Felſenburg, das Geſchrei des Aufruhrs, das Murmeln der Verſchwornen, das Lachen luſtiger Cumpane, die nicht wiſſen, daß ſie Gift aus ihren klirrenden Bechern trinken, das Alles wird mit Geſchmack und Umſicht ausgeführt. Und welche Schauſpieler! Sie ſind keine Genies: ich bewunderte nicht ihre Kunſt, ich bewunderte ihre Natur. Welche Lungen, welche donnernden Organe! Dieſe Bravaden, dieſe Abgänge! Der Kronleuchter zitterte, wenn Galeazzo wüthete. Man kennt in Deutſchland Wilhelm Kunſt, wenn er als Otto von Wittelsbach den Kaiſer Philipp ermordet, aber dies Organ, dieſer Wortſchall iſt Eiſenſäuſeln gegen Herrn Jemma's Stimme, wenn er ſchwört, alle Menſchen lebendig braten zu laſſen.

Päris, der Zigeuner, tritt in ein halb Dutzend Verkleidungen, als Gaukler, als Kreuzfahrer, Jude, Wahnſinniger u. ſ. w. auf. Ich hatte dadurch den Vortheil, Frédéric Lemaitre, der ihn ſpielt, in ſeinem wahren Schauſpielerwerthe kennen zu lernen. Man hatte gleichſam Frédéric Lemaitre in ein halb Dutzend Stücken. Für jede Verkleidung bekam er einen Blumenkranz. Ich habe in Paris nie jenen kindiſchen Enthuſiasmus geſehen, den die Deutſchen an Schauſpieler und Virtuoſen verſchwenden, ich habe nur einmal und nur einen einzigen Hervorruf gehört, ich habe gehört, wie

man über die berliner Liszt-Komödie, über das öſterreichiſche Hervorruffieber lachte: nur der einzige Lemaitre durfte ſich einer Hingebung rühmen, die an die deutſchen Triumphe erinnerte. Er allein trug dies verworrene neue Drama. Er wird alle Stücke tragen, in denen er eine große Rolle hat. Man überſchüttete ihn mit Beifall, als wollte man ihn entſchädigen, daß er nicht im Theater Français ſpielt, als wollte man ihm ſagen: Du ſpielſt an der Porte St. Martin und biſt doch der größte Schauſpieler Frankreichs!

Frédéric Lemaitre hatt' ich mir als einen jungen feurigen Liebhaber mit outrirten Manieren vorgeſtellt. Ich dachte nie an ihn ohne an Ruy Blas zu denken, an Ruy Blas, den Bedienten, der Herzog wird, an Ruy Blas, der durch eine geheime Tapetenthür ſchreitend, die verſammelten Granden Spaniens überraſcht und ihnen eine Rede voll Weisheit und Geſchichtskenntniß hält, eine hinreißende Rede, die nur den einen Fehler hat, daß man nicht weiß, wie ein Bedienter zu ihr kommt. Ich fand aber Lemaitre ganz anders. Ich fand einen bejahrten Mann, der die Hoheit ſeines Ganges und den Glanz ſeines Auges nur noch von der Begeiſterung für ſeine Rollen empfängt. Der Gang war gebrochen, der Glanz der Augen erloſchen, das Organ der Stimme heiſer und metallos, aber der Gang, das Auge, die Stimme, Alles kommt wieder, wenn nicht im erſten, doch im zweiten, wenn nicht im zweiten, doch im dritten Akt. Ich fand eine große Aehnlichkeit mit Seydelmann, nur mit dem Unterſchiede, daß man Seydelmann geſtatten müßte, außer Philipp, Alba, Shylok auch Poſa, Hamlet und Ferdinand in Kabale und Liebe zu ſpielen. Man ſah wohl den folgenden Verkleidungen Lemaitre's an, daß ihm jugendliche Charakterrollen geläufiger

ſind, als Greiſe und Juden, aber für Frankreich, wo Alles Specialität iſt, waren doch ſeine Metamorphoſen bedeutend. Er hatte ſogar einzelne Charakterzüge, die ihm deutſche Schauſpieler nicht ſo leicht nachſpielen würden. Bei uns folgt man der Tradition und entnimmt wenig der Beobachtung. Lemaitre gab ſeinen Poſſenreißer à la Odry, ſeinen alten Kreuzfahrer, ſeinen Juden ganz nach der Natur, aber natürlich bis zur Unſchönheit. Der fingirte Kreuzfahrer kommt aus dem heiligen Kriege, hochbetagt, mit flutendem weißen Barte, ganz geharniſcht, mürriſch, zornig, wie das Alter, das noch jung ſein will, taub, ohne eine Antwort ſchuldig zu bleiben, redſelig, ohne die Sprachwerkzeuge noch beherrſchen zu können, ſpaßend, ohne Spaß zu verſtehen, zuſammenknickend und ſich doch das Anſehen jugendlicher Rüſtigkeit gebend. Der Herzog Galeazzo bietet dem verkappten Ritter den Arm, um ihn auf ſein Zimmer zu führen. Beleidigt weiſt Lemaitre dieſen Dienſt ab und ſagt: „Seht, wie ich ausſchreiten kann!“ Damit geht er, wie alte neunzigjährige Haudegen zu gehen pflegen, die geharniſchten Füße weit ausſpreizend, kräftig und affektirt die zitternden Beine aufſtemmend und ſo den Weg weiſend, wie Einer, der zeigen will, daß er trinken und doch den Kreideſtrich noch halten kann. Es war dies ein genialer Moment. Minder werthvoll war der Jude Mazares. Lemaitre gab einen rothhaarigen Schacherjuden wie aus Angély's Abenteuer in der Judenſchenke. Ich wunderte mich, daß er ſeinen Juden im ſchlechteſten elſaſſer Franzöſiſch jüdeln ließ, ich wunderte mich um ſo mehr, als die Juden den Chriſten in Deutſchland ſo bittre Vorwürfe zu machen pflegen, wenn ſie jüdiſch ſprechende Juden auf die Bühne bringen und dabei auf Frank-

reich zeigen, wo der Jude Franzoſe wäre und unter der Menge verſchwände. Im Gegentheil. Ueber den Mazarel Frédéric Lemaitre's würde ſich ein deutſcher Jude ſehr entrüſtet haben. Auch im letzten Akt war Lemaitre outrirt. Er brachte auch hier Beobachtungen an, die er der Natur wie einem anatomiſchen Secirtiſche entnommen hatte. Er hatte einen Vergifteten zu fingiren. Geleazzo weidet ſich an einer ihm gelungen ſcheinenden Rache, er weidet ſich an den Krümmungen und Todesqualen des geopferten Feindes. Lemaitre ſtöhnt und ahmt die Manieren eines Sterbenden, eines an Vergiftung Sterbenden nach. Es war ein gräßlicher Anblick, dieſe Convulſionen zu ſehen. Lemaitre hatte an einer allgemeinen Zeichnung des Todes noch nicht genug. Er war, um dieſe Scene gut zu ſpielen, ins Hotel de Dieu gegangen, wo zuweilen Vergiftete ſterben. Er brachte Züge zum Vorſchein, die nach der Morgue ſchmeckten. Er röchelte, er kugelte ſich, er richtete ſich auf und begann wieder niederfallend einen ſonderbaren Veitstanz auf der Erde, der ihm jedoch ſtatt Bewunderung ſeiner chirurgiſchen Studien allgemeines Gelächter einbrachte. Die Thurmuhr ſchlägt. Galeazzo glaubt, am Ziel ſeiner Wünſche zu ſein. „Biſt Du todt? Hat das Gift gewirkt?“ raunt er dem Päris ins Ohr mit einer Bosheit, die man auf der deutſchen Bühne nicht auszumalen wagen dürfte. Da erhebt Päris den Kopf, erſt leiſe, dann dreiſter, klammert ſich an die Stufen eines Seſſels, richtet ſich höher, immer höher und ruft endlich, feſt und triumphirend vor dem erſchrockenen Galeazzo ſtehend, zum raſenden Jubel des ganzen Hauſes, aus. „Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte?“ Erſt dieſe Verſtellung, dieſe Krümmungen, dieſe Todesqualen und dann dieſe ſchadenfrohe höh-

niſche Frage, dieſer Uebermuth der gelungenen Hinterliſt! Ich weiß nicht, für mich lag etwas Gemeines, ich muß es mit dem ſtärkſten Ausdruck bezeichnen, etwas Niederträchtiges in dieſem bejubelten Momente. Ich ſchauderte vor der Maſſe, die oft das Zarteſte herausfühlen kann und nicht minder oft das Schlechteſte mit dem Erhabenſten verwechſelt. Ich war froh, daß das Stück zu Ende war. Ich habe wirklich vor dieſem furchtbar höhniſchen: Und wenn ich das Gift nun nicht getrunken hätte? die Nacht nicht ſchlafen können.

In der Porte St. Martin ſind die Stalles und erſten Gallerien ſehr anſtändig. Dafür ſieht man im dritten Rang ſtatt der Blouſen ſchon Hemdärmeln. Eine kleine Pièce, die dem Pâris vorherging, durfte nicht ausgeſpielt werden. Sie wurde in jedem Worte unterbrochen, nicht weil ſie ſchlecht oder langweilig war, ſondern weil man das neue Stück ſehen wollte. Ich hörte bei den Effektſtellen des Bouchardyſchen Stückes großen Applaus, ohne eine Claque zu ſehen. Iſt in Paris wirklich eine Claque da, ſo muß man ſagen, daß ſie wenigſtens ſehr verſtändig iſt. Sie beklatſcht im Pâris nichts Unweſentliches, ſie compromittirt nicht den Autor, wie dies meiſt die Art und Weiſe der Claque in Deutſchland iſt. War eine Claque zugegen, ſo war ſie im Geiſt des Autors geregelt. Die Claque in Deutſchland iſt nie für den Autor, ſondern nur für die Schauſpieler da. Die Schauſpieler beſtellen ſich an beſtimmten Stellen und Abgängen die Applauſe: nämlich die mittelmäßigen Schauſpieler. Daher kommt es, daß in Deutſchland die Claque immer die Stücke ſtürzt, ſtatt hebt. Der Dichter und der Schauſpieler, der die Hauptrolle ſpielt, haben ein und daſſelbe Intereſſe. Alle

neidischen Rivale, die nur Nebenrollen haben, fürchten aber, von Dem, der die Hauptrolle hat, erdrückt zu werden. Daher bestellen sie sich Applause für ihre Episoden, für ihre kleinen Rollen, für ihre halbe Scene, während der Darsteller der Titelrolle oft leer ausgeht. Dies erzeugt im Publikum Widerspruch, erzeugt Schwankungen im Gleichgewicht der fortschreitenden Handlung und zieht, im glücklichsten Falle, daß man die Absicht nicht merkt, die Aufmerksamkeit so von der Hauptidee des Stückes ab, daß der Dichter sicher sein kann, den Vorwurf zu hören, sein Stück litte in der Hauptsache, sein Held wäre passiv, sein Sujet ohne Handlung. Erlebt ein solches Drama Wiederholungen, so tritt oft erst bei der vierten oder fünften, wo die Herren Collegen ihren Egoismus befriedigt haben, das natürliche Gleichgewicht seiner Construktion und das Gleichgewicht der Rollen ein. In Paris erstaun' ich, Alles anders zu finden. Die hübschesten Episoden bleiben ohne Applaus. Die Mitspieler Lemaitre's hatten artige Scenen, wirksame Abgänge: keine Hand rührte sich. Man applaudirte wenig, aber mit Nachdruck. Als sich bei einem flauen Aktschlusse eine einzige zischende Stimme vernehmen ließ, schwang ein Blousenmann im dritten Rang den Knotenstock und rief: „A la porte les sifleurs!" Im Zwischenakt amüsirte man sich allerdings, auf Pfeifen und Hausschlüsseln schrillende Töne hervorzubringen, man pfiff, daß einem die Ohren gellten; aber während der Vorstellung, trotz der ersichtlichen Mängel des Ganzen, trotz zahlloser Schwächen, beobachtete man ein feierliches Schweigen. Als ich das Haus verließ, drängten sich hunderte von Gamins aus der obern Gallerie heraus. Es waren Feuilletons in Blouse und Sammtkappe. Sie urtheilten, ohne lesen zu

können, doch wie gedruckt. Ich bemerke nämlich, daß alle pariser Gamins erstens Sammtkappen tragen und zweitens nicht lesen können. Es macht einen eignen Eindruck, auf dem Boulevard du Temple von Gamins höflich angeredet zu werden: „Mein Herr, haben Sie die Güte und lesen Sie mir den Theaterzettel vor!“ Ich wiederhole, daß sie darum über Lemaitre und Paris le Bohemien sehr geistreiche Urtheile fällten, ja ich schäme mich sogar, die deutsche Philisterei einzugestehen, die mich bestimmte, im Gedränge von Kunstrichtern, die nicht schreiben und lesen können, die Hände an meine Taschen zu halten. In der großen Oper hätt' ich dies weit eher nöthig gehabt. Ich muß nun von der großen Oper reden.

Man sieht es dem Saal und den Leistungen der Rue Lepelletier sogleich an, daß hier die Musik ein Privilegium ist. In Paris hat das Drama in allen Stadtvierteln Concurrenz, die Oper nicht. Die Italiener singen italienische Musik, die große Oper singt französische. Und nur sie allein. Wär' es möglich, in Paris die Jüdin, Robert den Teufel, Wilhelm Tell, die Hugenotten u. s. w. noch von einer zweiten Truppe dargestellt zu sehen, so würd' es um den Nimbus der großen Oper geschehen sein. Jetzt findet man Alles unübertrefflich, was sie gibt. Ihre Tenore, ihre Bässe, ihre Chöre sind die besten in der Welt. Man beklatscht, was uns mittelmäßig erscheint. Man applaudirt Dissonanzen, falsche Töne, falsche Triller, man applaudirt die confusesten Melodien. Der Franzose ist unmusikalisch. Seine Rede ersetzt ihm die Musik. Daß der Franzose Lieder trällert, muß wohl im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter der Mätressen und Abbés, gewesen sein, man spricht und liest soviel davon.

Jetzt ſind ſie alle ſtumm. Ich bin durch die Bourgogne, durch das Lyonnais gereiſt, ich hörte nicht einen Ton, Alles iſt in Paris und Frankreich ſtumm, auch die Hunde bellen nicht, ganz wie in Amerika. Auch in Paris hab' ich keinen Hund bellen hören. Im Vaudeville trällert man Lieder, aber man ſingt ſie nicht nach. Beranger wird geleſen, geſprochen, nicht geſungen, und wenn ich irgend eine Strophe ſingen höre, wenn ich fühle, daß eine Melodie in der Oper Anklang findet, ſo wird es immer eine unmelodiſche ſein. Oft war mir's, als wenn der franzöſiſche muſikaliſche Genius grade mit dem Kopf gegen die Melodie angehen wollte. Wo wir mit der Stimmlage herabſteigen, ſteigen die Franzoſen hinauf. Entweder hat Halévy für dieſes ſtumpfe muſikaliſche Ohr gedichtet, oder er hat dies Ohr ſelbſt auf ſeinem Gewiſſen. Genug, man findet die Geſänge aus der „Jüdin," der „Peſt in Florenz," der „Reine de Chypre" hier in Paris außerordentlich wohltönend, man müht ſich zuweilen in den Zwiſchenakten ab, die halsbrechenden Capriolen der Halévy'ſchen Arien und Geſänge mit ſcheinbar großer Befriedigung nachzuſummen.

Tanz und Mise en Scène ſind dagegen ganz vorzüglich. Ich habe ſonſt oft geglaubt, wenn ich die ewig gleichen Sprünge und Entrechats, Wirbel und Gruppen des Ballets ſah, daß dieſe Kunſt ſich bald erſchöpfen müſſe. Ich fand hier wieder neue Variationen, wieder neue Motive der Fußſpitzen, neue Figuren und Combinationen. Das berliner Ballet iſt jedoch unſtreitig friſcher, üppiger, in ſeinen Koryphäen ſinnlicher. Die Franzöſin, die ſich gern auszeichnet, läßt ſich nicht leicht in die Maſſe ſtellen, und zum Solotanz ſich zu erheben, iſt ſchwer. Schöne Solotänzerinnen zu haben,

hängt ſehr von der Gunſt des Zufalls ab. Es gibt dürre Perioden, wo die großen Fußkünſtlerinnen nicht gedeihen. Es gibt hier eine Carlota Griſi, die ich nicht ſah, mehre Fitzjames, eine Dumilâtre und andre Namen. Ich glaube aber nicht, daß eine von ihnen der Taglioni und den Elsler gleichkommt.

Vortrefflich war die Ausſtattung der „Jüdin". Dekorationen, Anordnung der Scenen, die Comparſerie, die Coſtümes erſetzen reichlich die muſikaliſchen Mängel. Ich will von den Pferden nicht reden, die man aus der goldgeſtickten Seide kaum herauserkennen konnte, ich will die Maſſen nicht zählen, den Werth der Stoffe nicht prüfen. Die Gruppirung der Geſchmack in der Anordnung verdienen ſchon allein Bewunderung. Die Dekorationen ſind Gemälde. Sie drücken weit mehr aus, als ſie zunächſt bedeuten ſollen. Es ſind nur Häuſer, nur Plätze, nur Straßen, aber mit ſo vielen anregenden Beiwerk, mit einer ſo eigenthümlichen perſpectiviſchen Auffaſſung, daß ſich ihre nächſte Beſtimmung in einen reizenden Enſemble von Staffagen verliert. Die Comparſerie iſt verſchwenderiſch. Aus dem großen Zuge des erſten Aktes hätte man für deutſche Theater zehn Krönungszüge zuſammenſetzen können. Wenigſtens ſechs Truppen von Bogenſchützen, jede von dreißig Mann, folgten ſich unmittelbar aufeinander. Nur an Frauen ſchien es zu fehlen. Die Frauen kennen in Paris beſſre Geſchäfte, als Figurantinnen bei der großen Oper machen. Maleriſch war die Gruppirung der Maſſen. Weiber, Kinder, Greiſe waren ſinnig vertheilt. Nichts ſtockte, nichts ſtarrte. Die Bilder waren flüſſig, ohne die Haupthandlung zu ſtören. Die Kinder liefen auf und ab, die kleinen Mädchen trieben Poſſen, Alles war individuell

belebt, nichts ſteif, nichts hölzern, wie die Comparſerie in Deutſchland, die der Regiſſeur an dicken Schiffstauen regieren kann und die doch nicht weiß, wo ſie den Arm heben, wohin ſie den Fuß ſetzen ſoll. Die Fahnenwimpel, die Wappen, die Coſtüme beruhten alle auf gründlichen antiquariſchen Studien, auf guten Gemälden, auf alten Holzſchnitten. Nur mit den weißen, rothen und blauen Farben war zu viel Verſchwendung getrieben. Auch artete die Coſtümirung zuweilen ins Fabelhafte aus. Die Hofdamen trugen buntſcheckige ſeidne Kleider, aus vier Stücken, grün, gelb, weiß und roth zuſammengeſetzt. Quer über den Leib waren Wappenthiere eingenäht. Leoparden ſchwänzelten von der Bruſt bis auf die ſpitzen Schnabelſchuhe herab. Die Coſtümes hatten zuweilen etwas von der Heraldik und dem Colorit der Spielkarten.

Gediegenere Geſangstalente entfalteten ſich denn freilich in der „Königin von Cypern". Madame Stolz iſt keine jener Sängerinnen, die Epoche machen: aber ſie kann den Uebergang zu einer Epoche würdig vertreten. Ihre Stimme hat jene Schärfe, die dem Metall eine längere Dauer ſichert und leicht mit dem Metall ſelbſt verwechſelt wird. In Duprez hatt' ich mir einen ſehr hohen Tenor vorgeſtellt. Duprez, der häßliche Duprez, hat keine Höhe, hat kein gutes Falſett, aber eine körnige, geſchulte Bruſtſtimme, die etwas aushält und durch gute Behandlung ſich geltend macht. Barroilhet, der Baſſiſt, eine wunderliche Figur, der Oberkörper einem Rieſen, der Unterkörper einem Zwerge angehörend, Barroilhet ſchien der Vortrefflichſte von Allen. Es liegt in ſeiner Stimme eine erſchütternde Reſonanz, eine wahrhaft männliche Kraft.

## Vierundzwanzigster Brief.

Paris, 16. April 1842.

Am verwichenen Sonntag fuhr ich mit der Eisenbahn nach Versailles. Die mildeste Frühlingsluft, der schönste Sonnenschein begünstigte die Fahrt. Von dem geschmackvoll eingerichteten Bahnhofe des rechten Ufers kommt man in etwas mehr als einer Stunde nach der weltberühmten erinnerungsreichen Residenz des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig. Die Fahrt geht langsam. In St. Cloud stiegen die aus, die hier schon ihre Sommerwohnungen bezogen haben. Das Thal von St. Cloud ist ein lieblicher, ländlicher Aufenthalt.

Ich verehre andächtig Alles, was mit der Geschichte verwitterte. Ich ehre diesen Sturm und Regen der Jahrhunderte, der über Hütten und Paläste den grauen Schleier des Alters legt. Versailles hat gesündigt und gebüßt; warum es anklagen? Die Hand der Revolution ging schonend über diese Grotten und Tempel hinweg; warum an diesen Steinen nur den Schweiß der Völker sehen, der sie kittete, warum sich erzürnen über eine Periode, die gerichtet ist!

Drei große Alleen führen auf die Höhe des versailler Schlosses. Links und rechts die alten Gebäude waren Marställe und Remisen, waren Gastwohnungen für die Dienerschaft fremder Herren, die nach Versailles kamen, um anzubeten und zu staunen. Hier wurden Schönheiten untergebracht, ehe der Weg gebahnt war, sie aufs Schloß zu bringen. Hieher wurde verbannt, was sich oben vor dem eifer-

flüchtigen Blicke der Favoritinnen verbergen wußte. Welche Erinnerungen! Welche Poesie hier selbst im Kleinsten und Unscheinbarsten! Vergebens bannt man vom Auge die gaukelnden Gestalten jener vergangenen Zeiten fort. Immer rollt vor ihnen ein Gewühl von goldnen Staatswagen, mit bunte Läufern und Heiducken, rauschen die seidnen Gewänder über die marmonen Treppen, widerhallend von den Stelzschuhen dieser bewunderten, mächtigen Weiber. All diese Einsamkeit, diese Oede belebt sich! Zu den Statuen sieht man die Urbilder, zu den Helden die Gelehrten, die ihre Thaten feierten, zu den Frauen die Dichter, die ihrer Schönheit schmeichelten. Man lächelt, daß nun von allen Seiten Schriften und Bilder an Louis Philipp erinnern sollen, an Louis Philipp, der aus Versailles ein Gemäldemuseum gemacht hat.

Man blickt noch ein Mal rückwärts, um vom Eingangshofe des Schlosses die großartige Aussicht zu genießen. Man schreitet durch zwei marmorne Bilderreihen alter französischer Krieger an der Capelle rechts durch einen Corridor, man betritt den Garten, den berühmten Garten von Versailles. Die tiefblaue Luft über uns, links die begrenzende Hügelkette, der Blick hinunter in den Frühlingsschimmer der Alleen, fern am Rande das saftige Wiesengrün, man glaubt dies Alles schon einmal gesehen zu haben. Man erinnert sich der hundert Nachahmungen von Versailles in den deutschen Markgrafschaften und alten geistlichen Bisthümern, man denkt an Schwetzingen, an die vielen Monrepos und Monmirails, an die Solitüden und Sanssoucis. Versailles aber steigt als das kühn entworfene, groß gedachte Musterbild noch höher vor unsern Augen auf. Diese Dimensionen, diese Fronten,

dieſe Waſſerbecken mit den lieblichſten Erfindungen der Bildhauer, dieſe Rieſentreppe, dieſe blendenden Marmorſtatüen, dieſe endloſen Fernſichten! Die Großartigkeit der Maßſtäbe überwältigt uns, die Frühlingsluft erweitert die Bruſt, überwunden und geblendet folgt man träumeriſch dem ſpielenden Sonnenſtrahl.

Wie ſinnig die in Bronze ausgeführten Ideen zu den großen Waſſerſtrahlen, die am erſten Mai ſpringen werden! Die Bronze im glänzendſten grünen Lüſtre, wie ein ſchweizeriſcher Bergſee. Die Gruppen ſinnig vertheilt, ſchalkhaft erfunden und meiſterhaft ausgeführt. Wie lieblich am Springbrunnen der Terraſſe die beiden Knaben, die nach einem Vogel greifen! Man überſieht die geſchmacklos verſchnittenen Bäumchen, die rechts und links den Weg von der Terraſſe herab beſetzt halten. Man betrachtet die putzigen kleinen Laubkegel als Staffage zu den übrigen Reizen der Kunſt und Natur, betrachtet ſie wie jene drolligen Metamorphoſen lydiſcher Bauern in maulaufſperrende häßliche Fröſche, die, wenn die Waſſer ſpringen, die in der Mitte thronende Diana mit dem Erguß ihres Zornes beſpritzen. Man betritt die große Allee mit ihrem, in der Mitte ausgebreiteten grünen Wieſenteppich. Rechts und links die ſchlanke griechiſche Götterwelt. Alle ſüßen Geheimniſſe der Mythologie ſind hier durch den Meißel der Bildner verrathen, die tauſend und einen Liebſchaften der großen Götter, die Umtriebe, Abenteuer und Mädchenraube der kleinen. Wie die Faunen durch die Büſche lauſchen, wie die Satyrn hüpfen, um die badenden Nymphen zu überraſchen! Mancher dieſer zottigen Waldgötter hat eine frappante Phyſiognomie. Es ſind keine arkadiſchen Griechen, es ſind Petitmaitres von Verſailles.

Es sind die Züge der gesuchtesten Roués der Höfe von Ludwig XIV. und XV., die die Bildhauer hier verewigt haben, sowie man unverkennbar an vielen der geraubten Proserpinen und überraschten Dianen die Züge der Maintenon und Montespan erkennen wird.

Leichte, üppige, frivole Welt! Sie endete mit einem Schaffote; warum soll man sie verdammen? Warum nicht über jenes wandernde Fräuleinstift lächeln, das zu zwei und zwei geschaart, angeführt von einer grün bebrillten alten Nonne, durch die Alleen schreitet, sich niederläßt zwischen einer reizenden Venus und einem adlergetragenen lieblichen Ganymed, um in Thomas a Kempis, Fenelon oder einem Bildungsbuche der Madame Guizot zu lesen? Warum soll man sich in diesem Marmorglanz und Blütenschimmer, unter diesem blauen Himmelsdach, in diesen spielenden Sonnenatomen, im Abglanz der blitzenden Strahlendecke des Bassins nicht eingestehen, daß es schön sei um eine Welt der Dichtung, schön um den ionischen Himmel der Idealität, schön um eine Auffassung des Lebens von der Sonnenseite der Kunst und Natur.

Durch eine Pforte, an einem Häuschen vorüber mit der lächerlichstörenden Inschrift: Secours aux noyers (wer wird sich hier ertränken!) tritt man in die wilden Parthieen des Parkes ein. Hatte im Garten, den wir eben verließen, die Natur unter der Scheere des Laubbildners geseufzt und war sie ihr durch manche freie Anomalie doch zuweilen neckisch entschlüpft, so war sie hier losgebunden und dem eignen Triebe überlassen. Man kommt zum großen und kleinen Trianon, den Privatzaubergärten jener Armiden, die einst

die Könige von Frankreich zu Sklaven einer nicht gut geschlafenen Nacht, zu Sklaven einer Migräne machten. Es sind unscheinbare kleine Häuser, bedeutend nur durch die Erinnerung. Hier ertheilte die Maintenon Audienzen, hier hörte sie die Vorlesungen der Dichter und moralisirte, als sie nicht mehr lieben konnte, hier badete sich in den dunkeln Rococogemächern die Dübarry und salbte mit duftendem Oel jene schönen Haare, die ihr höhnisch der Henker wegschnitt, als sie den üppigen, weichen Körper auf das Bret der Guillotine legen mußte. Es flüstert hier in den Bäumen nach dem Kosen der Liebe, es raschelt in dem noch vom Herbst gebliebenen Laube nach Intrigue.

Die Revolution hat sich an den alten fränkischen Königen vergriffen, hat ihre Gebeine aus den Särgen von St. Denis gerissen, hat Statuen niedergerissen, hat die Bildwerke der Kunst verstümmelt, ihnen die Arme und Nasen abgeschlagen, nur an Versailles ist sie vorübergegangen. Sie hatte Versailles vergessen. An dem Tage, wo die pariser Nationalgarde gewaltsam die königliche Familie von Versailles nach den Tuilerien abholte, war diese verloren, Versailles gerettet. Man dachte nicht mehr an die Schale, da man den Kern hatte. Wie man kostbare Möbel gegen Staub bedeckt, so lag auf Versailles dreißig Jahre eine Hülle. Napoleon haßte Versailles, weil er die Unsittlichkeit haßte, die Bourbonen lüfteten die Decke ein wenig, Louis Philipp wagte es, sie ganz zu heben, indem er aus Versailles ein Gemäldemuseum machte. Die Dynastie Orleans kann wieder von Versailles sprechen. Der junge Herzog von Orleans spricht von Horace Vernet, Scheffer und David und denkt dabei an

das kleine Trianon.*) Als er sich mit der Prinzessin von Mecklenburg vermählte, feierte man ein großes Fest in jenem berühmten Ballsaale, auf dem sich die ersten Symptome der Revolution gezeigt hatten. Man räumte den Saal für das Fest des jungen Brautpaares auf und fand ihn so, wie ihn die Revolution verlassen hatte. Noch sah man auf der Erde die Spuren des militairischen Bankettes, sah Lichtstumpfe, zerbrochene Gläser, Champagnerkorke, sah die zertretenen Cokarden der Gardes du Corps und die festlichen Bänder der Offiziere des Regiments von Flandern. Die Dynastie Orleans hat Alles wieder scheuern, putzen und sauber anstreichen lassen. Noch wohnt sie nicht hier, aber es wäre ein weithistorischer Moment, wenn eines Morgens der Herzog von Joinville zu seinem Vater käme und sich das kleine Trianon zum Sommeraufenthalt für Dem. Rachel ausbäte! Diese Miene von Louis Philipp! Dieser Fluch, den er auf das Gelüst des jungen Seefahrers schleudern würde! Der alte vielgewanderte Ulysses würde das Fenster aufreißen und sagen: „Siehe, dort auf jenem Platze wurde Philipp Egalité, mein Vater, guillotinirt! Willst Du noch das kleine Trianon haben?“ Der Prinz von Joinville würde sich seine Halsbinde lüften, in aller Stille das Fenster zumachen, seinem neufoundländer Hunde pfeifen und ohne alles Geräusch im Wald von Vincennes auf die Entenjagd gehen.

Das Museum von Versailles erläutert in Bildern die Geschichte von Frankreich. Die Säle muß man schockweise, die Bilder nach der Elle messen. Viele dieser Darstellungen

*) Es wird jetzt zuweilen von seiner Wittwe bewohnt und zeigt eine außerordentlich einfache, bescheidenmäthliche Einrichtung.

haben nur Tapetenwerth. Es ſind einige Meiſterwerke darunter, die Mehrzahl gehört zu dem Genre von Gemälden, das man alte Schildereien nennt. Nur mit Mühe erwehrt man ſich der Vorſtellung von einer fabrikartigen Anfertigung dieſer Bilder. Und doch ſind es nur geſammelte, allmälig, in langen Zeitzwiſchenräumen aufgeſpeicherte Beiträge zu einem und demſelben Zweck. Mit Clovis und Dagobert fangen dieſe Erinnerungen an. Die Schlacht bei Zülpich, die Thaten Karls des Großen, die Kreuzzüge, die Jungfrau von Orleans, die Ligue und Fronde, die Schlachten am Rhein, bis zur Revolution, bis auf Napoleon, bis auf die Einnahme von Antwerpen und Conſtantine; kein Gefecht, kein Scharmützel iſt vergeſſen. Es macht einen Eindruck wie ein Orbis pictus für Kinder. Man kann dieſe Gallerie als Schlachtenfibel für den Unterricht in der Geſchichte benutzen. Man ſollte die Gymnaſien von Paris hierher führen, um ſie auf eine amüſante Weiſe die Geſchichte zu lehren. Für die Geſchichte Napoleon's wimmelt es an Verherrlichungen. Da iſt kein Fort, keine Brücke, keine Schanze vergeſſen, die ſeine Armeen genommen haben. Napoleon's Einzug in Berlin, Napoleon in Potsdam, Napoleon im berliner Schloß, Napoleon und die Fürſtin Hatzfeld, Napoleon und die Königin Louiſe in Tilſit, alle ruſſiſchen Siege bis zum Brande von Moskau. Von da an wird die Geſchwätzigkeit dieſer Malerpinſel etwas einſilbiger und es könnten gegen die Vernet, Groß, Gerards, Scheffers, Langlois, Beaumes, unſere Wachs, Schadows, die Begas, die Cornelius ſich einſtellen, wenn dieſe Herren nicht Madonnen, Heilige, Nixen und alte Hünen zu malen vorzögen. Die Schlachten von Lützen und Bautzen im Anfang der Befreiungskriege ſind

noch dem Ruhm des napoleoniſchen Adlers vorbehalten. Bei Lützen ſind die Preußen noch im Coſtüme von Jena gekleidet. Ich entdeckte nichts von den jungen preußiſchen Freiwilligen, die hier zu hunderten fielen, nichts von den jungen berliner Turnern, die hier ihre erſte Waffenprobe ablegten. Auf Lützen folgt in ſchnellem Sprunge die Schlacht von Hanau, einige kleinere Gefechte in Frankreich und mit No. 949 des Katalogs: Les adieux de Fontainebleau.

Die Dichter ſind doch nur Schmeichler, aber feile Miethlinge ſind die Künſtler. No. 950. Louis XVIII. in Calais. No. 951. Louis XVIII. in den Tuilerien. Dieſelbe Leinwand, dieſelben Farben, dieſelben Lichter und Schatten, ob Napoleon oder die Bourbonen, wenn nur die Perſpective richtig iſt! Unglücklicherweiſe war aber die Reſtauration ſehr unmaleriſch. Dieſer behäbige Lateiner, Louis XVIII., der ſich in ſeiner Bibliothek abmalen läßt. Er ſinnt über Etwas, das er niederſchreiben will. Nicht etwa einen freiſinnigen Ergänzungsartikel der Charte, nicht etwa das großartige Protokoll einer Entſagung auf Entſchädigungen, ſondern den Entwurf einer lateiniſchen Inſchrift im Lapidarſtyl. Der einzige pittoreske Moment der Bourbonen iſt ihre Abreiſe. Ludwig XVIII. flieht vor dem rückkehrenden Napoleon bei Nacht nach Gent. Der Schein einer Laterne erhellt das düſtre Gemälde, erhellt die Mienen der ihn Umſtehenden. Beſtürzung auf allen Geſichtern und die verdammte Portraitähnlichkeit! Es ſind dies alles bekannte noch lebende Phyſiognomien, die hier täglich vor dem neugierigen pariſer Volk als „Männer von Gent“ dem Martyrium der Unpopularität ſich preisgeben müſſen. Endlich kommt der weißröckige Karl X. mit ſeinem ewig geöffneten Munde, die Oelfläſchchen- und

Drillammenkomödie von Rheims, wo alle diese legitimistischen Häupter im mittelalterlichen Festesornat sich wie Kartenkönige und Kartenbuben ausnehmen, dann sogar Erinnerungen an jenen kläglichen spanischen Interventionskrieg, wo man Bivouaks- und Vorpostengefechte als Schlachten verewigt dargestellt sieht, Navarin, die Einnahme von Algier, Triumphzüge und Fanfaronaden aller Art, bis zur Julirevolution. Diese ist in ihren wichtigsten Momenten und Folgen von den bedeutendsten Malern wiedergegeben, leider aber auch hier mehr das Ceremonielle und Dekorative der Ereignisse vor dem eigentlich Poetischen und Charakteristischen bevorzugt. Die Akte zur Herstellung der Freiheit sind gegen die zur Herstellung der Ordnung hintangesetzt. Ueberall Louis Philipp, nie das Volk. Ueberall die Gewalt, schwörend, versprechend, beeidigend, und die Masse nur in Uniform, nur als Nationalgarde, nur als Munizipalität, als Deputirten- und Pairskammer. Dann der kleine Ruhm von Antwerpen. Verewigt sind jene denkwürdigen Momente eines Ausmarsches, einer abgehaltenen Revue, eines prinzlichen Rittes durch die Tranchéen, die Momente einer Kugel, die beinahe hätte tödtlich werden können, ganz schon wieder in dem prahlerischen und servilen Geiste der Restauration. Nur ein Zimmer hat mich hier noch wahrhaft interessirt. Es ist dem Grabe, dem wirklich ernst gemeinten Grabe des jungen Frankreich gewidmet, Algier.

Sicher ohne es zu wollen, hat Louis Philipp in der Eröffnung des Algier-Saales eine neue Epoche angedeutet. Es ist das junge Frankreich, das sich hier für eine unnütze Eroberung verblutet. Freundliche Helle beleuchtet den Saal. Das von obenherein fallende Licht hebt die frischen Tinten

der Bilder noch höher. Die Figuren, die Bäume, die nackten Felsen auf diesen Gemälden werfen keinen Schatten und verrathen dadurch, wie hoch die Sonne hier stehen muß, wie glühende Strahlen sie wirft. Und trotz dieser nackten Steine, trotz dieser brennenden Hitze, klettern die jungen französischen Regimenter muthig zu den Wällen der wilden Felsennester hinan, richten ihr Geschütz, legen Breiche und pflanzen die dreifarbige Fahne auf die mit dem Säbel in der Hand eroberten Schanzen. Die jungen Tirailleurs und Scharfschützen in ihren blaugrauen Röcken, mit den rothen Pantalons, lauter kleines, aber gedrungenes und an Ausdauer und Entbehrung gewöhntes Volk, tragen fast noch alle die Nummern der jüngsten Conscriptionslotterie an den spitzlaufenden Cassetts, die jungen Unteroffiziere schielen nach den Epauletten der Offiziere, die Offiziere nach den Cordons der Generale. Mit gezogenem Säbel schreiten die gebräunten jungen Helden ihren Colonnen voran; sie kommen eben erst aus der Artillerieschule von Nancy, aus Metz, aus dem polytechnischen Institut von Paris. Diese junge Soldateska Frankreichs, die sich hier aus Hinterhalten so oft meuchlings von den Beduinen schlachten lassen muß, hat etwas Studentikoses: man sieht, sie gehören alle zur Partei des National. Sie schreiben Berichte an Armand Marrast über den Gang der afrikanischen Angelegenheiten, über die Indolenz der Oberoffiziere, über die Grausamkeiten Negrier's. Sie würden kassirt, käme es heraus. Aber auch die Oberoffiziere werden durch Algier liberal. Bugeaud, der im Duell einen freisinnigen Deputirten erschoß, der „Schlächter der Rue Transnonain", wie man ihn nennt, Bugeaud, der sich aus Gefälligkeit für den Hof, der ihm schmeichelte, den brutalsten Excessen mili-

tairischer Gewaltthätigkeiten hingab, bereut jetzt, was er that, und schließt sich dem militairischen Liberalismus des „National“ an. Man ersieht an diesen bildlichen Darstellungen aus dem jungen Kriegerleben Frankreichs, daß die eigentliche Kraft der französischen Armeen doch von jeher in ihrer Beweglichkeit, in ihrer Marschfertigkeit, in ihrer Ausdauer, ihrer Mäßigkeit, ihrem heitern Sinne, ihrem demokratischen nationalen Bande zwischen Befehlenden und Gehorchenden, ihrer Elasticität, in ihrem von oben bis tief unten herab sich verzweigenden esprit de corps gelegen hat.

Meine letzten versailler Stunden gehörten St. Marc Girardin. Im Schooß seiner traulichen Familie, an dem abendlich noch immer nicht zu entbehrenden Kaminfeuer, unter kleinen lieben Kindern, die um acht Uhr artig das Händchen geben und gute Nacht sagen, sah ich, daß man bei den Seinen auch in Frankreich glücklich sein kann. St. Marc Girardin, der geistvolle Professor der französischen Literatur an der Sorbonne, Staatsrath im Ministerium des Unterrichts, gründlicher Kenner der pädagogischen Literatur Deutschlands, lebt seiner Gesundheit wegen einige Sommermonate in Versailles. Durch die Eisenbahn gehört Versailles zur Banlieue von Paris. Schnell führte sie mich in die belebte Welthauptstadt zurück. Es war ein sternenklarer, mondheller Abend. In flimmerndem Zauberglanze verschwand Versailles vor meinen Augen. Es blieb zurück mit seinen Erinnerungen, schweigsam, stumm und todt, umwoben vom Mondenlicht, beschattet von der Nacht.

Stummes Grab der Zeiten, du führtest mich zu den beredteren Gräbern der Menschen! Auch auf dem Père la Chaise war ich, auf dem Calvarienberge der Unsterblichen.

Beſchattet von Fichtenbäumen und Trauerweiden zieht ſich in ſchlängelnden Windungen der ſteinige Pfad hinauf, den Tauſende erklommen, um hier auf immer auszuruhen. In Verſailles verbirgt ſich ſchüchtern und ängſtlich die Erinnerung, hier ruft ſie frei und offen den Wandrer mit Immortellenkränzen und goldnen Inſchriften an. Der Père la Chaiſe, faſt nur berühmten und verdienten Männern gewidmet, hat nichts Geſchwätziges, nichts Ruhmredneriſches. Man ſieht die Thaten und vergißt die Schmerzen nicht. Wahrhaft große Männer ſind nie glücklich geweſen. Wie viele dieſer Palmen ſind mit Thränen benetzt, wie viele dieſer Lorbeern drückten ſich auf Stirnen, die der Gram furchte, auf Scheitel, die die Sorge bleichte! Der Ruhm, den man oft haſſen muß in den Annalen der Geſchichte, wo nur die großen Männer ſchimmern, die guten im Schatten ſtehen, man gewinnt ihn wieder lieb auf dem Père la Chaiſe, auf dieſem Gottesacker, der mit ſeinen blühenden Terraſſen, ſeinem ätheriſchen Blumendufte, einer andern Welt gehörend, auf den wüſten Lärm von Paris herniederblickt!

Der Friedhof des Père la Chaiſe erhebt ſich hinter der Vorſtadt St. Antoine am öſtlichen Ende von Paris. Es iſt theuer, auf dieſen geweihten Boden zu kommen. Wem ſeine eignen Mittel unmöglich machen, hier zu ruhen, der hat Freunde, Anhänger, Bewunderer. Wieviel berühmte Männer ſtarben nicht und ernteten erſt im Tode die Anerkennung, die man ihnen im Leben verſagte! Nähert man ſich der entlegenen Ruheſtätte, ſo wird man unwillkürlich Alles, was uns begegnet, auf den Tod beziehen. Eine lange öde Straße führt von der Juliſäule zu den Gräbern des Père la Chaiſe hinauf. Lo Capitolo las ich in einem Winkel mit Rieſenlet-

tern hingemalt. Auch ein Todter! Ein Journal, das die Polizei im napoleonischen Sinne stiftete, um zu ersehen, wer diese Tendenz unterstützen würde. Der Redakteur, Herr Durand vom Journal de Francfort, war ein Spion, ohne es zu wissen. Als dem Capitole eines Tages vom Kaiser von Rußland 40,000 Franken geschickt wurden, wußte Louis Philipp, was er wissen wollte, und hob das Journal auf. Die Gräberstraße ist lang genug, um über diese Art von Politik sich seine eignen Gedanken auszuspinnen. Weiter hinauf, mitten unter dem Staub der hier gemeißelten Grabeskreuze und Denksteine, liest man in großen Lettern an einem Hause: Deutsch, den Namen eines Handwerkers. Man erschrickt, dem vaterländischen Namen grade hier unter den Todten zu begegnen. Endlich sieht man noch zwei große Häuser, die für die Aufnahme sittlich verwahrloster Kinder bestimmt sind. Es sind Leichenhäuser für die Lebendigen.

Man betritt den Friedhof. Ein Führer wird uns geleiten und die besuchtesten Stellen zeigen. Es ist nicht Alles Ruhm, was wir hier begraben finden werden. Dort in dem ersten kleinen Tempel liegen die Gebeine des Herrn Moses von Eichthal! Es ist auch das Geld, auch das Amt, das sich hier begraben läßt. Störender Gedanke, bei jedem Immortellenkranz erst zu fragen: Verdienst du ihn auch, der du hier begraben liegst? Man wendet sich rechts. Ein gothisches Monument fesselt unsere Aufmerksamkeit. Vierzehn kleine Säulen tragen zehn Bogen, über welchen sich Karniese mit Blumen verziert befinden. Hier liegen die Reste von Abälard und Heloise. Zum ersten Mal vereint nach der an dem Geliebten begangenen Greuelthat; aber nur ihre Knochen küssen sich, ihre Asche ist in Eins geflossen. Für die Leiden des

Genies, für die auf den Père la Chaise ſchlummernden großen Gedanken und großen Schmerzen konnte es keine ſymboliſcheren Heiligen geben, als Abälard und Heloiſe.

Auf dem erſten Hügelvorſprunge iſt das Denkmal Caſimir Perier's. Für einen Mann, der weder zerſtörte noch ſchuf, für eine Kraft, die nur bändigte, zähmte, aufhielt, für den Ausdruck einer Epoche, die dieſe zähe Kraft nur zum Organ ihres Bedürfniſſes nach Ruhe und Sammlung machte, iſt dies weitſchweifige Denkmal viel zu prahleriſch.

Um Perier's Standbild her ſtehen einfache, aber bedeutendere Grabmäler. Einfache Büſten bezeichnen die Stätte, wo die Schädel Fourier's und Gall's, des Schädellehrers, ruhen. Das Grab des Hieroglyphenentzifferers Champollion bezeichnet ein Obelisk. Eine Trauerweide lehnt ſich über einen Denkſtein, unter dem die Ducheſnois ruht. Sie war bedeutender im Luſt- als Trauerſpiel; doch da es ſchwer iſt, die komiſche Muſe auf einen Kirchhof zu bringen, ſo hat man auf dem Basrelief Melpomene um ſie trauern laſſen. Ein anderes Basrelief zur Rechten ſchildert jene kühne Befreiung Lavalette's durch ſeine Gattin. Er ſelbſt, der Gerettete, liegt unter dieſem Würfel. Nebenan iſt Platz für ſeine noch lebende Retterin gelaſſen.

Zahllos ſind die Denkmäler für die militairiſchen und adminiſtrativen Berühmtheiten des Kaiſerreiches. Ein Sarkophag von weißem Marmor mit zwei Figuren des Ruhmes, die die Büſte des Marſchalls Lefebre bekränzen. Ein hoher Obelisk, gewidmet dem Marſchall Maſſena. Ein Altar, gewidmet dem Marſchall Suchet. Düſter und dunkel liegt abſeits vom Wege in einem eingezäunten Raume Marſchall Davouſt. Unter Raſen und Fichten ſchläft der erſchoſſene

Ney. Von den Zweigen des düstern Nadelholzes brechen unzählige Fremde kleine Stäbchen zur Erinnerung ab. Molière's und Lafontaine's Denkmäler stehen dicht nebeneinander. Der Fuchs, der auf dem Cenotaph des Fabeldichters steht, hätte seinen Schweif auch noch auf Molière's Grab ausstrecken können. Zwischen dicht gesäeten Grabmälern, einer rechten Todesernte, saß eine verschleierte Dame und zeichnete die Büste des Malers Gros, der sich in der Seine ertränkt hat. Man kennt die Ursache dieses Selbstmordes nicht; wer weiß, ob der Griffel der trauernden Dame sie nicht vielleicht niederschreiben könnte? Die von Fieschi's Höllenmaschine zerschmetterten Gebeine des Marschalls Mortier (Duc de Treviso) birgt, um sie noch im Tod zu schützen, ein düsterer verschlossener Tempel. In Lebensgröße steht General Foy und redet die Kammer an. Eine Nationalsubscription hat ihn in einer etwas theatralischen Stellung hierher verpflanzt. Das reizendste Denkmal des ganzen Kirchhofs, ein kleiner griechischer Tempel aus reinstem Marmor, gehört einer Russin. Daß Frau von Demidoff, geborne von Stroganoff, auf den Gedanken kommen konnte, sich unter der Fülle von Ruhm und Verdienst um die Menschheit hierher so glänzend betten zu lassen, wollen wir ihr verzeihen, wenn sie zu Denen gehörte, die den Ruhm zu würdigen wissen. Auch mit Geschmack zum Publikum zu gehören, ist ein Talent, das Belohnung verdient. Der reiche Porzellanfabrikant Schölcher, ein Elsasser, hat seine Stelle durch die sinnige Idee seines Denkmals verdient. In Hautrelief ließ er sich links als Arbeiter mit aufgekrämpten Aermeln, rechts als Fabrikbesitzer und Rentier abbilden. Es liegt in diesem Symbol des belohnenden Fleißes eine tröstende Ermunterung für die arbei-

tenden Klaſſen. Ein reicher Kupferſchmied aus Paris hat ſich durch keine ſo hübſche Idee in die Gräberreihen der großen Männer eingekauft. Wenn es die Art berühmter Männer iſt, daß ſie viel Lärm in der Welt machen, dann kommen ihnen allerdings die Kupferſchmiede am nächſten.

An einem Abhange, von dem aus man die lachendſte Ausſicht auf Vincennes, die Vorſtädte und Paris genießt, an einem Hügelvorſprunge, wo ſich oben von dem zerbröckelten Lehmboden hinunter eine grüne Wieſenfläche in das Thal zieht, ſtand ich mit ſchmerzlicher Rührung. Zu meinen Füßen las ich auf einem einfachen horizontalen Denkſtein: „Ludwig Boerne.“ Es iſt die ſchönſte Ausſicht des Père la Chaiſe und das ärmſte Grab. *)

## Fünfundzwanzigſter Brief.

Paris, den 18. April 1842.

Der Zufall ſpielte mir vor einigen Tagen ein Packet Brochüren in die Hände, unter dem Titel: „Der Hülferuf der deutſchen Jugend. Herausgegeben und redigirt von einigen deutſchen Arbeitern,“ und eine Fortſetzung dieſer periodiſchen Schrift, unter dem Titel: „Die junge Generation.“ Beides ſind Monatſchriften, die von dem Schneider Weitling, einem gebornen Magdeburger, jetzt in Vevey am Genferſee, früher in Genf ſelbſt, herausgegeben werden. Ein deutſcher Schuhmacher in Paris,

*) Damals. Jetzt in das Grabmal verlegt. Siehe Band VI. S. 78.

Namens Bauer, verkauft dieſe kleinen Brochüren an die zahlreichen deutſchen Arbeiter in Paris; in London werden ſie bei Karl Moll verlegt, wahrſcheinlich auch einem Handwerker.

Man hat, glaub' ich, dieſe Schriftchen in Deutſchland verboten. Das Nachtheilige ſolcher Verbote liegt beſonders auch darin, daß man die Schriften, die dadurch außer Cours kommen, nicht widerlegen kann. Weitling und ſeine Mitarbeiter würden durch eine Discuſſion zu Schriftſtellern werden, durch das Verbot ſind ſie Märtyrer und Propheten. Es iſt weit leichter, behaupten, als ſich vertheidigen. Weitling borgt die Ideen von den franzöſiſchen communiſtiſchen Schriftſtellern, belebt die Theorien der Communauté, der „Gemeinſchaftlichkeit", durch die allerdings oft trübe deutſche Handwerkererfahrung, und hat ſich im Verlauf ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit eine ſolche Gewandtheit im Darſtellen erworben, daß ich nicht begreife, warum er ſich nicht längſt Journaliſt, ſondern immer noch Schneider nennt.

Weitling beginnt das Programm ſeines Hülferufs unter andern mit dieſen Worten: „Auch wir deutſchen Arbeiter wollen eine Stimme erheben für unſer und der Menſchheit Wohl: damit man ſich überzeuge, daß wir recht gut Kenntniß von unſern Intereſſen haben, und, ohne von lateiniſchen, griechiſchen und kunſtgemäßen Ausdrücken aufgeſchwollen zu ſein, recht gut und zwar auf gut deutſch zu ſagen wiſſen, wo uns der Schuh drückt und wo Bartel Most holt." In einem Aufſatz: „Bitten, Betteln, Fechten," erkennt man den ehemaligen reiſenden Handwerksburſchen. Weitling ſchildert hier in ergreifenden Farben das Elend des auf der Landſtraße pilgernden, arbeitsloſen, von Gensdarmen

wie ein Spitzbube verfolgten Handwerksgesellen. Er schildert die empörende Impertinenz deutscher Paßbüreaus, wo ich oft auch mit einem schneidenden Messer im Herzen mit angesehen habe, wie diese armen Wanderer von den Beamten mißhandelt werden, wie der bairische Polizeivogt den würtembergischen Handwerker, der würtembergische Aktuar den hessischen, der hessische den hannöverschen anbonnert, verflucht, zu allen Teufeln wünscht und ihm mit Gendarmen und dem Loche droht. Das einfache „Halt's Maul!“ ist gegen Handwerksbursche Höflichkeit; ein kurzes, vornehm abschneidendes: „Schon gut!“ liebevolle Zuvorkommenheit. Da, wo Weitling das Elend und die Entwürdigung der arbeitenden Klassen schildert, ist seine Darstellung, wenn auch zuweilen noch so unlogisch und überleidenschaftlich, doch der Beachtung werth. Wenn er sich aber in den Communismus verliert, wenn er den Franzosen ihre oft so hohle „soziale“ Weisheit nachlallt, wenn er auf die Bibel den Katechismus der Menschenrechte pfropft und die Communion, die Einsetzung des Abendmahls, mit dem Communismus und der Einsetzung gemeinschaftlicher Mittagsmahlzeiten in Verbindung bringt, dann kann man ihm nicht mehr folgen. Die gelungenste Darstellung dieser Blätter ist unstreitig „Paris im Jahr 2000.“ Ich zweifle fast, ob diese mitunter witzige und geistvolle und jedenfalls durchgängig brav stylisirte längere Abhandlung aus Weitling's Feder geflossen ist. Möglich. Denn pectus est, quod disertum facit, und ohne Zweifel schreibt dieser Mann aus seiner eignen Brust. Aber die Hypothese, Paris und die Welt in einigen Jahrhunderten so umwälzen zu wollen, daß man nicht mehr weiß, was Geld, was Soldaten, was Nationen sind, die vielen unwahren, wenn auch noch so grellen

Lichter, die in diesem anticipirten Gemälde der Zukunft auf die Gesellschaft der Gegenwart fallen, die blendenden Gaukelbilder einer radikalen Umwälzung der Lage des Arbeitsstandes und einer methodisch durchgeführten Gütergemeinschaft sind so vermessen, daß man diese unter den in Paris und der Schweiz arbeitenden deutschen Handwerkern um sich greifenden Ideen nicht verbieten, sondern widerlegen sollte.

Die Fourieristen sprechen von einer Anziehung der Leidenschaften, d. h. von einer Neutralisation aller gesellschaftlichen Instinkte zu einer Harmonie des gesellschaftlichen Behagens. Die Communisten nehmen nicht, wie die Fourieristen, die Gesellschaft, wie sie ist. Sie gehen von dem gleichen Anrecht des Menschen auf alle Güter der Erde aus und wollen Jedem die Möglichkeit verschaffen, die Erde so zu exploitiren, wie nur irgend ein Anderer. Daß die Natur, auf die sie sich ewig berufen, dieser Ansicht gar nicht gewesen ist, kümmert sie nicht. Die Natur schuf wüste und fruchtbare Gegenden und warf auf die wüsten oft mehr Bewohner, als auf die fruchtbaren. Sie schuf weiße, schwarze und gelbe Menschen und begabte sie mit den verschiedenartigsten Leidenschaften, mit den abweichendsten Bildungsfähigkeiten. Die Natur ließ die Menschen in hundert verschiedenen Sprachen reden und bestimmte dadurch selbst, daß sie die Unterschiede der Nationen wollte. Die Natur hat nach Himmelsstrichen und der Beschaffenheit des Bodens auch die Bedürfnisse verschieden gestaltet. Der Jäger in den Bergen bedarf eines andern Trunkes, als der Fischer am nebligen Meer. Den Einen schließen die Berge ein und die Freuden seines kleinen Thales machen ihn glücklich, während Die, die die Natur in der Ebene geboren werden ließ, mit unbefriedigtem Blicke

die Ferne ſchauen. Das Alles hat nicht die verdorbene eſellſchaft ſo geordnet, ſondern die Natur, die doch die an- ebetete Reglerin, Ordnerin und Erhalterin des Communis- us iſt.

Freilich bietet unſre Geſellſchaft die entſetzlichſten Unre- elmäßigkeiten dar. In einem und demſelben Volke, einem nd demſelben zum Wohle Aller geordneten Gemeinweſen, in ner und derſelben Stadt, in einem und demſelben Hauſe ft die erſchütterndſten Gegenſätze von Armuth und Reich- hum, von Ueberfluß und Mangel am Nothwendigſten. Seit ahrtauſenden haben ſich die Unterſchiede der Stände und ieſe ungleichen Vertheilungen der Lebensgüter gebildet, und ben ſo lange beſchäftigen ſich Menſchenfreunde, Geſetzgeber, Religionsſtifter, Weltweiſe mit einer der allerdings freund- icheren Natur ſich nähernden Ausgleichung. Bisher hat man ie einzige Möglichkeit, das menſchliche Elend zu lindern, in iner Verbeſſerung der Staatsformen gefunden. Zu allen Zeiten, wenn die materielle Noth um Hülfe ſchrie, hat man n dieſer oder jener Form verknöcherter Einrichtungen geän- ert, die Sklaven und Leibeignen frei gemacht, die Steuern erabgeſetzt, dem Adel ſeine Immunitäten genommen, den Zehnten der Geiſtlichkeit beſchränkt, die Güter der Krone zum Eigenthum der Nation geſchlagen, den Herrſcher auf beſtimmte Pflichttheile geſetzt, kurz ſich, ſoweit es irgend durch Verſtändigung oder im äußerſten Falle durch Gewalt möglich, allmälig aus den allzu verkünſtelt und drückend werdenden Ueberlieferungen der Geſchichte einem Ur- oder Natur- oder Vernunftſtaate genähert, einem Staate, der nie war, viel- leicht nie ſein wird, der aber als Ideal mit reizender Sym- metrie in der Vorſtellung jedes freigewordenen Bewußtſeins

lebt. Die politische Opposition, wie sie an allen Enden Europas noch gährt und hier zu Verfassungen, dort zu ehrlichen Verwirklichungen der schon vorhandenen Verfassungen zu kommen sucht, hat nirgends ein bloßes Wohlbehagen an leeren Förmlichkeiten und leeren Rangstufen der Gesellschaft ausgesprochen, sondern überall ihre Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege der verbesserten Staatsformen auch die gleichen Ansprüche jedes Bürgers an die Güter des Lebens, an das Licht der Freiheit und an seine Wärme, die Gleichheit, geregelt, nur so die klaffenden Wunden unsres gesellschaftlichen Körpers geheilt werden könnten.

Die Communisten haben diese politische Debatte ganz aufgehoben. Sei es nun, daß sie in ihr nur manchmal die Befriedigungen des persönlichen Ehrgeizes entdeckten, oder daß ihnen die Ergebnisse derselben nicht vollständig genug erscheinen, sie übersprangen alle geschichtlichen Voraussetzungen, innerhalb deren sich noch die politische Opposition bewegte, hoben jede Verhandlung über Recht und Pflicht, über Mehr oder Minder auf und nivellirten das Hohe mit dem Niedrigen, Reichthum mit der Armuth. So hofften sie eine Durchschnittsexistenz zu finden, welche die Fourieristen die „allgemeine Mittelmäßigkeit" nennen. Der Haß des Communismus gegen den Republikanismus kommt dem Haß des letztern gegen die Monarchie gleich. Der Communismus versöhnt sich lieber mit einer absoluten Monarchie, die die äußere Form seiner breiten Existenzbasis sicherte, als mit einer Republik, wo nur das Talent allein sich auszeichnen könnte. Die in Paris erscheinenden Handwerksjournale: l'Atelier, le Populaire, la Fraternité, stehen zum National in einem schroffern Gegensatze, als dieser zum Journal

des Dèbats. Auch im Communismus ſelbſt herrſchen verſchiedene Schattirungen. Die Einen wollen mit Gewalt, die Andern friedlich verfahren, ſo daß die vom Communismus bedrohte Geſellſchaft vorläufig wenigſtens den Vortheil hat, daß die neue Lehre über ihre praktiſche Einführung noch in ihrem eignen Schooße unſchlüſſig iſt.

Die erſten Grundzüge des Communismus entwickelten ſich in einer der fieberhaften Phaſen der franzöſiſchen Revolution. Damals, als man zu der neuen Erde einen neuen Himmel, zu dem neuen Menſchen einen neuen Gott erfand, in jener wilden, ſiedenden Epoche von 1793—94 wurde dem Convent auch die allgemeine Gütergemeinſchaft als das einzige Heilungsmittel der verdorbenen Geſellſchaft anempfohlen. Die ſiegenden Anſichten ließen die Vertreter der unterliegenden guillotiniren. Baboeuf, ein Fälſcher, ein entſprungener Gefangener, voll Geiſt aber und Unternehmungsmuth, ſchrieb damals im communiſtiſchen Sinne Pamphlete und Zeitſchriften. Er wurde hingerichtet. Die theils flüchtigen, theils verbannten Anhänger ſeiner Lehre, beſonders ein Italiener Buonarotti, wirkten ferner für die Verbreitung der communiſtiſchen Ideen. Der unreine Urſprung des Communismus verlor ſich erſt in dem Schmelzfeuer der engliſchen Philanthropie. Robert Owen gab der Lehre von der Gemeinſchaftlichkeit der Güter eine dauernde Grundlage, führte ſie auf die Grundſätze des Chriſtenthums zurück und gab ihnen bei den Handwerkern und Fabrikarbeitern ſeines Landes eine praktiſche Anwendung. In Frankreich iſt man erſt durch den Umweg der St. Simoniſten und Fourier's zum reinen Communismus gekommen. Jetzt greift die Lehre bei allen arbeitenden Klaſſen ſo gewaltſam um ſich, daß ſie die Aufmerk-

ſamkeit ſogar der Denker erregt hat. Die Katechismen und ſymboliſchen Bücher dieſer Lehrer werden nicht mehr von dem beſchränkten, unausgebildeten Talente der Handwerker verfaßt, ſondern geübte Federn leihen ihr den Schimmer wiſſenſchaftlicher Begründung und die einſchmeichelnden Farben rhetoriſcher Ueberredung. Mit Widerwillen wirft man den communiſtiſchen Katechismus eines Richard Lahautière aus der Hand, mit Spannung ſchlägt man die Voyage en Icarie des ehemaligen Deputirten Cabet auf.

In Form eines Romans theilt der Verfaſſer dieſes Buches alle Principien des Communismus mit. Ikarien iſt ein fabelhaftes Land, wie die Atlantis des Thomas Morus. Der engliſche Lord Carisdall iſt ſehr unglücklich über die Welt im Allgemeinen und England insbeſondere, er hört von einem Muſterſtaat in einem neu entdeckten Meere und ſchifft ſich nach Ikarien ein, in ein Land ohne Douanen, ohne Gens-d'armen, ohne Gefängniſſe. Lord Carisdall lernt hier eine lebendige Verwirklichung des Communismus kennen. Wir folgen ihm auf ſeinen Wanderungen, durch die Felder und Triften Ikariens, die Kaufläden, die Schulen, die Gerichtshäuſer, die Waarenlager, die Boudoirs der Frauen, die Journaliſtik, die Bälle, die Hochzeitsfeſtlichkeiten, die Gottesverehrungen u. ſ. w. In einer, wie man ſich denken kann, etwas langweiligen und ſehr breiten Auseinanderſetzung aller möglichen Lebensbeziehungen des Muſterſtaats lernen wir ſämmtliche reine und angewandte Principien der Lehre von der Gemeinſchaftlichkeit kennen. Dieſe lauten: Die Rechte des Menſchen wären natürliche und geſellſchaftliche, das natürlichſte aber wäre das, naturgemäß zu exiſtiren und alle ſeine phyſiſchen und geiſtigen Kräfte auszubilden. Jeder darf

Das thun, was ihm selbst nützt, ohne daß es dem Andern schadet. Jeder darf heirathen, Jeder hat Anrecht auf die Familie, Jeder hat das Recht, so gelehrt wie Baco, so weise wie Sokrates zu werden. Keiner ist in diesen Rechten bevorzugt, denn der Stoff, aus dem der Mensch geschaffen ist, ist bei jedem derselbe. Die Natur hat den Begriff des Eigenthums nicht erfunden, sie wächst, sie blüht Allen; ihre Früchte locken Jeden und wollen Jeden erquicken. Die Natur lehrt nichts als die Gemeinschaftlichkeit. Die Gleichheit ist eine relative, wer zu seiner Existenz mehr bedarf als der Andere, muß es haben. Lord Carisdall sagt uns nicht, daß, wenn Einer zwei Portionen braucht, ein Anderer sich doch schon mit einer halben begnügen müsse! Freilich geht der Communismus von der Idee aus, daß die Erde mehr gibt, als wir brauchen; er beginnt eigentlich erst mit der Regelung und gleichen Eintheilung Dessen, was auf der Erde überflüssig ist. Es gibt für Niemanden in der Gesellschaft etwas Ueberflüssiges, sagt er, sobald einem Andern das Nothwendige fehlt. Den natürlichen Rechten des Menschen entsprechen die natürlichen Pflichten. Gesellschaft nennt man eine Vereinigung von Menschen, die sich die wechselseitige Bewahrung ihrer Rechte zu ihrer wechselseitigen Pflicht gemacht hat. Eine solche Gesellschaft muß eine freie sein. Die Nationalität ist nicht die Grundlage einer solchen Gesellschaft, eben so wenig der gegenwärtige Staat. Bei uns leben die Einen in Ueberfluß, ohne zu arbeiten, und die Andern, die nur arbeiten, haben nicht einmal das Nothwendige. Bei uns ist nicht nur der Reichthum erblich, sondern auch die Armuth ist es. Die Kinder der Armen werden um ihre Menschenrechte betrogen; sie kommen aus dem Schooß der

Natur, ohne die Natur genießen zu können. Glücklicher aber ſind auch die Reichen nicht; ſie fürchten ewig für ihre Beſitzthümer, ſie ſind den Laſtern des üppigen Lebens und den Folgen des Laſters unterworfen. Das einzige Mittel gegen dieſes Uebel iſt die Einführung des Princips der Gemeinſchaftlichkeit. Es muß dahin gearbeitet werden, zwei Dinge abzuſchaffen: das Eigenthum und jenes Symbol, das das Eigenthum bezeichnet: das Geld. Die Geſellſchaft verwandelt ſich in eine Familie, die Einzelgüter werden Geſammtbeſitz, Grund und Boden gehört dem Ganzen. Der Gewerbfleiß ſchafft und Alle genießen, was er ſchafft. Je nach den Stunden der Arbeit wird Jeder belohnt. Talent und Genie würde einen Vorzug genießen, wenn in einer Geſellſchaft, wo Jeder die gleiche Erziehung bekommt, von Talent und Genie die Rede ſein könnte. Arbeit und das öffentliche Amt, das Einer und der Andre bekleidet, iſt gleichſam eine Steuer, die man für das Ganze zahlt. Wo Menſchenhände nicht ausreichen, helfen die Maſchinen; die Maſchinen ſind die Sklaven des communiſtiſchen Staats. Sie dürfen nur inſoweit vermehrt werden, als Menſchenhände fehlen. Hat die Geſellſchaft das Nöthige für Nahrung, Bekleidung, Wohnung und Hausrath und es bleibt ein Ueberſchuß für das Vergnügen und den Luxus, ſo ſoll er dafür angewandt werden. Handel iſt hinfort nur richtige Ablieferung des Producirten; keine Familie darf Dienſtboten haben. Was ſie an Dienſtleiſtungen bedarf, bekommt ſie vom Ganzen, ſo daß Das, was wir jetzt Lakaien nennen, in Zukunft Staatsbeamte ſein würden. Jeder darf ſich verheirathen, denn Jeder kann leben. Jeder erhält das Brot für ſeine Kinder, jedes Kind bekommt die Ausbildung, die es geſchickt macht, wenn es möglich

wäre, an der Spitze des Ganzen zu ſtehen. Die Staatsform ſelbſt hat kein anderes Princip, als durch die Ordnung dieſe Exiſtenz möglich zu machen. Das Volk iſt ſouverain, das Geſetz ordnet und regelt Alles. Die Strafen ſind milde, weil ſie unnütz ſein werden. Lord Carisdall weicht hier von Solon ab, der die ſtrengſten Strafen grade für die Verbrechen feſtſetzte, von deren er hoffte, daß ſie nie begangen werden würden. Die Einführung dieſes Syſtems, lehrt der Communismus, ſei ſchwer, aber nicht unmöglich; man kann die Gemeinſchaftlichkeit nicht plötzlich, ſondern nur nach und nach einführen. Der allmälige Weg werde machen, daß man das Eigenthum ſo viel wie möglich friedlich in ſich ſelbſt untergräbt. Man fange mit der Erziehung und dem Principe an, in mindeſtens hundert Jahren kann man, wenn man ernſtlich will, ein Volk allmälig in dieſe neue Geſellſchaftsform umſchmelzen. Dieſe Umſchmelzung darf nie mit den Waffen in der Hand erfolgen, denn ein Bürgerkrieg mit allen ſeinen unberechenbaren Chancen, mit Allem, was er an neuen Tyranneien anfachen kann, würde nur noch weiter von dem Ziele abführen, als die gegenwärtige, in ſich ſelbſt verweſende und dadurch vielleicht von ſelbſt dem Beſſern ſich nähernde Geſellſchaft. Nie hat eine Revolution noch erreicht, was ſie wollte, immer brachte ſie etwas Anderes hervor, als wofür ſie unternommen wurde. Einzelne Talente können ſteigen, das Volk in Maſſe wird immer noch mehr darnieder liegen. Ja, ſelbſt für den Fall, daß nur noch die Einſtimmung der Reichen fehlte; ſoll man ſie zwingen? Nein! Man laſſe ſie, man hindere ſie nur, die Andern zu unterdrücken. Man dulde ſie, bis ſie von ſelbſt kommen. Zieht der Kleinhandel auch vor, dem wahrſcheinlichen Beiſpiele der Roth

schilde zu folgen, so sei man mit diesen Schwachsinnigen am meisten nachsichtig. Es bleibt nichts übrig, als es mit der Gemeinschaftlichkeit zu machen, wie Christus mit dem Evangelium, sie zu lehren, sie zu predigen, sie an sich selbst in ihren nächsten Kreisen zu üben und das Uebrige Gott zu überlassen. So der Communismus.

So friedlich, wie Lord Carisdall, denken aber nicht alle Ikarioten. Ikarus war jener Sohn des Dädalus, der sich mit Flügeln von Wachs zur Sonne aufschwang und wahrscheinlich an der Stelle, wo er mit seinen geschmolzenen Schwingen zur Erde fiel, jenen von Cabet mit manchen romantischen Schattengängen und geheimnißvollen Lauben, in welchen die Julien und St. Preux nach wie vor kosen dürfen, geschilderten Staat gründete. Hundert Jahre ist für unser egoistisches Zeitalter eine Ewigkeit. Die einst so verbreitete Sitte, Bäume in dem schönen Glauben zu pflanzen, daß sie nach tausend Jahren den Ermüdeten ferner Jahrhunderte Schatten gewähren möchten, findet sich nicht mehr. Die communistische Polemik selbst ist dringlicher, als Lord Carisdall. Lord Carisdall hat deshalb auch einen Uebergangscommunismus erfunden, der den Reichen ihr Eigenthum abkauft, ihnen die Zinsen in lebenslängliche Renten verwandelt und auf eine beträchtliche Reihe von Jahren mit dem Fourierismus Hand in Hand geht. Später werden sie sich trennen, der Communismus will keine Caserne, Phalange genannt, sondern jene allgemeine Ausgleichung, wo der Bauer aus seiner irdenen Schüssel Fasanen und der Reiche aus seiner goldenen Schüssel gesunde Erdäpfel ißt.

Ueber ein so bescheidenes System die ätzende Analyse des Verstandes zu gießen, wäre lieblos. Wollen die Communi-

ſten nur lehren, ſo iſt es nicht einmal nöthig, daß es von Gelehrten geſchieht. Wollen die Zungen, die die Lehre von der Gemeinſchaftlichkeit predigen, nur feurige ſein, ſie dürfen dann auch aus dem Munde der Handwerker kommen. Ob der Communismus des Lord Garisdall Glacéhandſchuhe und der des Schneiders Weitling nur gemslederne oder vielleicht gar keine trägt, iſt Nebenſache. Nur kommt es darauf an, wie man gegen die heutige Geſellſchaft ſtreitet, zu wem man redet, welchen Einfluß der Prophet in ſeiner nächſten Umgebung hat. Weitling haßt die Monarchie und die Republik, den Johannisberg und Hambach, ja, die Politik Preußens iſt ihm lieber, als die des Dr. Wirth. Er ruft in ſeiner oft originellen Art den Handwerkern zu: „Laßt die liberale Partei in Deutſchland nach Herrmannſtadt ziehen, wir gehen nach Gleichenſtein.“ Aber auch nicht das materielle Elend ſeiner Mitbrüder allein iſt es, was ihn zum Communiſten macht, ſondern ein gewiſſer Trieb nach einem ariſtokratiſchen Etwas, nach einem Nivellement der Bildung, ein Haß gegen den Vorzug der Wiſſenſchaft, den er dadurch zu befriedigen ſucht, daß er ſich gegen die Bildung und die Wiſſenſchaft ſelbſt erhebt. Ich weiß wohl, wie ſehr Hegel und Schelling herabzuſteigen haben, um der Welt auch nur einigermaßen nützlich zu ſein, aber darum iſt es noch nicht nöthig, daß ſie ſich der Faſſungskraft eines gebildeten Handwerkers anbequemen. Hat ſich Weitling von ſeiner Nadel emancipirt, ſeine Feder kann nicht jeden Schmied von ſeinem Hammer, jeden Schloſſer von ſeiner Feile, jeden Maurer von ſeiner Kelle emancipiren. Und doch wiegelt er durch die gewagteſten Forderungen die ruhig ſchlummernden Gefühle dieſer Leute auf, ſetzt ihnen mit Leſen, Schreiben, etwas Pfen-

nigmagazin und Mathematik ſo viel Stolz in den Kopf, daß ſie ihre Exiſtenz am Nähtiſch für unäſthetiſch, ihre Stellung hinterm Blaſebalg für geſellſchaftlichen Fluch, ihre Aufgabe, andern Leuten Schuhe auf die Füße machen zu müſſen, für die misgünſtigſte Tyrannei des Himmels zu halten. Alles will jetzt ſeinen Beruf verfehlt haben! Es iſt dies eine Krankheit unſerer Zeit. Die, die an dieſer Krankheit noch nicht leiden, mit ihr anſtecken, iſt im Grunde ein unverantwortliches Verbrechen.

Ich erlebte kürzlich folgenden Fall: Ein Schneider, der hier in einer der Sectionen des aſſociirten Communismus eine große Rolle ſpielt, verſprach mir für einen beſtimmten Tag ein Paar Beinkleider zu liefern. Ein Freund hatte ihn mir empfohlen und führte ihn mir zu. Er nimmt Maß. Ich bewundre die Genauigkeit eines pariſer Schneiders und freue mich auf die Erfolge, die meine Beinkleider in Deutſchland haben werden. Er notirt ſich jede Diſtanz, jede Kürze und jede Länge, verſpricht die pünktlichſte Ablieferung und geht. Kaum bin ich mit dem Freund eine Minute allein und beginne, mit ihm am Fenſter ſtehend, lachend ein Geſpräch, ſo kommt der Schneider zurück und nimmt ſein Notizbuch vom Tiſch, das er vergeſſen hatte. Ich ſchwelge drei Tage in der Ausſicht auf meine ſchönen pariſer Beinkleider. Am dritten wollt' ich ſie verpacken, ſie kommen nicht. Statt ihrer ein Brief von dem Schneider: „Mein Herr, als ich neulich zurückkam, um mein vergeſſenes Notizenbuch zu holen, fand ich, daß Sie mit ihrem Freunde lachten. Sie lachten über mich, über meine Notizen, über einen Handwerker, der nicht leſen und ſchreiben kann. Für zwei demokratiſche Schriftſteller hätt' ich es nicht möglich gehalten, über Leute

zu lachen, die nicht leſen und ſchreiben können. Entſchuldigen Sie daher, wenn ich Ihnen erkläre, für Leute, die über Leute, die nicht leſen und ſchreiben können, lachen, nicht arbeiten zu können.“ Unterzeichnet war der von anderer Hand geſchriebene Brief von dem Schneider ſelbſt, mit einigen Hieroglyphen, die ſeinen Namen bedeuten ſollten.

Welch ein Mißtrauen, welcher Dünkel, welcher falſche Ehrgeiz! Wir, mein Freund und ich, hatten ſo wenig über das Buch des Schneiders gelacht, daß wir erſt im Augenblick, als er es holte, ſahen, daß er es vergeſſen hatte. Hätten wir es geſehen, ſo würden wir die Notizen, mit denen er Länge und Kürze meiner Schenkel maß, für techniſche Merkzeichen der edlen Schneiderkunſt gehalten haben, aber wir hatten es nicht geſehen, hatten über Deutſchland, Frankreich, über Alles in der Welt gelacht, und nicht über den Schneider, der nicht ſchreiben konnte. Dies Mißtrauen, dies ſchnelle Urtheil ohne Prüfung! Wenn der Arme ſtolz iſt auf ſeine Armuth, ſollte der Ignorant nicht ſtolz ſein auf ſeine Ignoranz. Dieſer Schneider ſprach mit einem ſolchen Hochmuth über ſeine Unwiſſenheit, wie ihn der Gebildete nicht über ſeine Bildung hat. Iſt es denn ſo ſchwer, einen vernachläſſigten Schulunterricht in ſpätern Jahren nachzuholen? Der Beſuch einer Sonntagsſchule würde Herrn Blondin, ſo hieß mein Schneider, mehr genützt haben, als der Beſuch communiſtiſcher Sectionen. Unwiſſenheit machte ſonſt blöde und verlegen, jetzt macht ſie ſtolz. Herr Blondin hätte ſeine Eltern anklagen ſollen, er klagte die ganze menſchliche Geſellſchaft an. Um alle Welt leſen und ſchreiben zu lehren, reicht die bisherige Geſellſchaft völlig aus. Man nehme nun dies ſchnelle ungerechte Urtheilen, die innere Wuth und

Verbissenheit über eine halb und halb selbst verschuldete Demüthigung, man nehme diesen Zorn und Neid auf die Bildung, auf die Leute, die lesen und schreiben können, und man wird sich eingestehen müssen, daß der Stoff, den der Communismus ausbilden will, nicht so rein, nicht so edel, nicht so unglücklich ist, als wofür ihn die Vertheidiger desselben ausgeben.

Abgesehen von einer Betrachtung des Communismus aus dem Standpunkte der Wissenschaft oder der Stockbörse, so liegt ihm in Rücksicht auf die Handwerker allerdings viel Gutes zum Grunde. Vortrefflich sind jene Handwerkervereine, welche, die endlose Verzettelung in kleine hülfsbedürftige Wirthschaften aufgebend, zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse sich um den Herd einer gemeinschaftlichen Oekonomie versammeln. Namentlich können die in der Fremde lebenden deutschen Arbeiter keinen glücklichern Gedanken verfolgen als den, sich durch ein gemeinschaftliches Kost- und Erholungshaus die Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse zu erleichtern. Weitling's Grundzüge des in Genf errichteten deutschen Handwerkervereins sind in jeder Art tüchtig. Hier redet der Handwerker mit dem Handwerker; die Bedürfnisse sind erkannt und ein praktischer Instinkt leitet, den Mängeln abzuhelfen. Soll sich zu diesem geselligen Verein noch ein Bildungszweck fügen, so wird die Aufgabe schon deßhalb schwieriger, weil ein Grobschmied auf einer andern Stufe steht, als ein Goldarbeiter, der Schuhmacher auf einer andern, als der Bronzearbeiter. Indessen wird es an gemeinschaftlichen Bildungsmitteln nicht fehlen. Auch das Vaterland, auch die Politik mag diese durch das Leben oft recht klar und mündig gewordenen Männer beschäftigen, aber ver-

meſſen iſt es, ihnen dieſe Freuden und Vortheile der Geſelligkeit nur zu geben, um ihre Sehnſucht nach einer verſchönerten Lebensexiſtenz immer noch höher zu ſpannen. Herr Blondin beweiſt, daß die Unwiſſenheit bleibt und der Hochmuth noch hinzukommt.

Das Gute an dieſer Bewegung des Handwerksſtandes iſt ferner die wirklich ſich verbreitende Kenntniß der großen Leiden und Ungerechtigkeiten, die dieſe wichtige Klaſſe der Geſellſchaft drücken. Es ſind herzzerreißende, aber wahre Schilderungen, die Weitling von dem Zuſtand der arbeitenden Klaſſen entwirft. Ihr Lohn iſt gering, die Mühe groß, die unſinnige Vermehrung der Fabriken und Maſchinen, die ſchrankenloſe Gewerbefreiheit, die ungeregelte Einfuhr fremder Waaren, in allen dieſen Punkten hört der Staat wohl das Intereſſe einzelner großer Handelskammern, einzelner Seehäfen, einzelner Körperſchaften, nie aber das Intereſſe der von unten auf daran Betheiligten. Man entſchädigt die Poſten für die Eiſenbahnen, man expropriirt für baares Geld, man läßt keinen Beamten ein öffentliches Unglück entgelten, aber der arme Handwerker wird in den Anſätzen des Finanztarifes wie ein Wurm zertreten. Die Staatsraiſon, hier zum erſten Male ſich auf die Natur berufend, ſagt: Es findet ſchon eine Ausgleichung ſtatt! Ja, ſie findet ſtatt, auf dem Siechbette, auf dem Stroh der Armuth, auf der Todtenbahre. Nicht Jeder kann Meiſter werden. Wo findet der Geſell Arbeit? Er will wandern. Bis in ſein dreißigſtes Jahr gibt man ihm nur ein Wanderbuch. Er wandert, er hat eine glückliche Beſchäftigung gefunden, da jagt ihn die Militairpflicht nach Hauſe, zurück nach einem Staate, der nichts für ihn thut, der ihn durch die Grobheit der Gens-

d'armen, die Rohheit der Polizeibeamten nur im innersten Gefühl seiner Menschenwürde kränkt. Christus lehrte uns dulden und die Schmerzen dieser Welt verwinden. Wie viele arme Handwerksburschen sah ich schon Thränen vergießen! Sie wollen durch ein Land reisen, durch das sie zehn Gulden als Reisegeld vor der Polizei aufweisen mußten. Sie hatten sie nicht! Sie wurden mit Gewalt zurückgeschickt, von wo sie gekommen waren. Ich sage, Christus lehrte sich finden in die Welt. Aber er und seine Apostel lehrten es seinen Anhängern als Klugheitsregel für die heidnische Welt, für eine Welt, in der die Christen nur eine kaum geduldete, oft nur heimliche Sekte bildeten. Jetzt ist die Welt christlich und unsre Institutionen sind heidnisch geblieben, wie unsre Gesetzgebung. Der arme Handwerker in der Fremde wird krank. Ungern nimmt man ihn in die Spitäler auf, man nimmt ihn auf, die jungen Aerzte machen an ihm ihre Experimente. Ein berühmter königsberger Professor, ich will ihn nicht nennen, ging durch das Krankenhaus einer berühmtern großen Handelsstadt, ich will sie nicht nennen; man zeigte ihm die Säle, die aufgeschichteten Kranken; er sahe, wie die Armen in Bausch und Bogen befragt und besichtigt wurden, er konnte, erschrocken über diese der Menschenfreundlichkeit gewidmete grausame Anstalt, nicht umhin, mit Bitterkeit den Vorstand zu fragen: „Sagen Sie mir, Herr Obermedicinalrath, findet sich hier denn nicht auch der Fall, daß dann und wann einmal ein Kranker behandelt wird?" Diese und ähnliche Thatsachen aufzudecken, muß man Weitling im Interesse der Menschheit aufmuntern.

Schon vor einigen Jahren*) hab' ich ausgesprochen, daß

*) Siehe Band IX. S. 248 fg.

der moderne Staat, um diesen Uebelständen zu begegnen, um die Gründe des Mißbehagens der Gesellschaft aufzuheben und die Phantastereien der neuern Socialistik durch Thatsachen zu widerlegen, neben seinen Ministerien des Krieges, der Finanzen, des Handels und der Gewerbe auch ein Ministerium der Nationalwohlfahrt begründen müsse. Man exploitirt die Gesellschaft, aber man bebaut sie nicht. Die Finanzen sollen die Früchte einer Vegetation sein, für deren Bewässerung, für deren Dünger, für deren Cultur man nicht sorgt. Der Staat, wie er jetzt ist, beutet nur die Gesellschaft aus und sorgt nicht für den Ersatz der Ausbeute. Der Nachwuchs, die neuen Pflanzungen, die Heilung zufälliger unverschuldeter Wunden, die Ausgleichung zwischen Müssen und Können, der Staat als eine Garantie des Glückes und der Zufriedenheit der Menschen ist sich selbst überlassen. Eine Hauptaufgabe dieses Ministeriums der öffentlichen Wohlfahrt müßte die sein, das Verhältniß des Arbeiters zum Unternehmer, des Unternehmers zum Capitalisten zu regeln. Der Produzent ist zu arm, um dem Unternehmer Widerstand leisten zu können. Er muß sich, um nur Geld zu haben, auf Gnade und Ungnade, zum niedrigsten, kaum sein Elend fristenden Preise Dem, der ihm Geld bietet, ergeben. Der Capitalist gewinnt dadurch, daß er schon hat. Der Produzent verliert immer noch mehr dadurch, daß er nichts hat. Es müssen Hülfsmittel gefunden werden, den Arbeiter vom Kaufmann zu befreien, ihm den vollen Ertrag des Fleißes seiner Hände zu sichern, ihn gegen den Wucher der Vorschüsse und des Schleuderpreises zu bewahren. Auch brach liegendes, todtes Capital darf nicht existiren. Geld ist keine Waare, Adam Smith hat es bewiesen. Geld ist der Aus-

druck einer Waare, Anschlag eines Werthes. Eine Waare, die sich nicht bewährt, ein Werth, der sich nicht verwerthet, gehört nicht in die gesittete Gesellschaft. Der Geizige ist ein Räuber am Ganzen. Sein Geld, seine Millionen sollen nicht im communistischen Sinne an die Darbenden vertheilt werden, aber seine Millionen sollen arbeiten, sollen arbeiten für das Ganze. Unsinniger Luxus soll verboten, großes Vermögen sehr groß versteuert sein. Auch Verschwendung ist kein Mittel, todtes Capital lebendig zu machen. Die französischen Finanzmänner des vorigen Jahrhunderts glaubten, daß Geld, wenn es auch zum Fenster hinausgeworfen würde, die Wohlfahrt des Volkes höbe, weil es eben doch unter's Volk käme. Auch von diesem Wahn hat uns A. Smith befreit. Armuth und Reichthum sollen nicht mit Aufopferung aller individuellen Rechte, mit Aufopferung des Principes der Familie gegeneinander ausgeglichen, wohl aber soll der Reichthum so geregelt werden, daß sein Ertrag allmälig die Armuth aufhebt. Sparkassen und Creditvereine reichen zu diesen durchgreifenden Maßregeln nicht hin. Es muß in den Staat ein belebendes, schaffendes, ergänzendes Element kommen. Er muß sich aus dem Aktenstaub des Administrationsgeistes in die Sonnenhöhe organischer Gedanken heben. Sieht man dies ewige Wiederkäuen des alten Stoffes, dieses ewige kleinmeisterliche Handthieren der verjährten Praxis, dieses Beschneiden, Unterdrücken, diese kleinlichen Palliativschöpfungen, die sie Regieren nennen, so erfüllt sich das Menschenherz mit einer Bitterkeit, die uns jeden Zusammenhang mit einer so schlechten Zeit und so verdorbenen Gesellschaft widerwärtig macht. Guizot sagte einmal: „Es liegt im Geiste unsrer Zeit die ewige Klage über das Loos des Volkes; aber die Klage

iſt gerecht. nur mit dem tiefſten Mitleiden kann man das unglückliche Loos ſo vieler Menſchen ſehen. Es iſt ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich, es zu ſehen, ſehr ſchmerzlich, darüber nachzudenken. Und doch muß man darüber nachdenken, viel, viel darüber nachdenken. Furchtbar iſt das Unrecht und furchtbar die Gefahr, wenn man es vergeſſen ſollte." Wo iſt das Volk, wo iſt der Fürſt, der zuerſt das oben geſchilderte Portefeuille eines Miniſteriums der öffentlichen Wohlfahrt in die Hand eines Weiſen legt?

Die Politik des Tages, ſtatt ſich wie z. B. in Deutſchland in oft leeren Phraſen über die Nationalgröße und Nationalunabhängigkeit zu ergehen, ſollte allerdings ſich mehr dieſer Grundlage des menſchlichen Bedürfniſſes nähern. Auf der andern Seite iſt es am Communismus gefahrvoll, daß er die politiſche Debatte ignorirt und in ſeinen Kreiſen eine Gleichgültigkeit an Dingen verbreitet, die nicht nur in die theuerſten Intereſſen unſrer Bildung verwachſen, ſondern auch das einzige Hülfsmittel ſind, um Das, was am Communismus gut und wahr iſt, zu verwirklichen. In dem Verein deutſcher Handwerker zu Genf ſoll auch, den neueſten Briefen zufolge, das communiſtiſche Element dem liberalpolitiſchen erlegen ſein.

Unter den Mitarbeitern Weitling's glaubte ich einen Maurer, Namens German, zu finden. Das Komma in der Unterſchrift „F. German, Mäurer" iſt aber vom Uebel. Dr. Mäurer, früher Oberlehrer in Berlin, hat den communiſtiſchen Ideen ein artiges poetiſches Talent gewidmet. Das Schurzfell ſtatt des Doctorhutes verdankt er dem Setzer, der zwiſchen ſeinem Vornamen German und ſeinem Eigennamen Mäurer ein Komma einſchob.

Ueber die in Paris lebenden Deutſchen iſt viel geſchrieben worden. Es ſind Flüchtlinge, Handwerker, Gelehrte, Banquiers. Man rechnet ihre Zahl auf 80,000. Die Elſäſſer mögen auch dazu gehören. Ein Zuſammenhang wie zwiſchen den Engländern und theilweiſe den Spaniern und Italienern findet nicht ſtatt. Kein Seymour, keine Belliogoſo, kein Aguado ſteht an der Spitze der Deutſchen oder wüßte die deutſche Würde zu repräſentiren. Die reichen Banquiers ſehen Fremde. Ich war in einem Salon, deſſen Beſitzer ſein Glück einer deutſchen Heirath verdankt. Die Deutſchen wurden vom Wirth und der deutſchen Hausfrau vernachläſſigt. Der deutſche Künſtler und Gelehrte darf, um in die höhere pariſer Geſellſchaft eingeführt zu werden, auf keinen Schickler, keinen Rothſchild rechnen. Dieſe reichen Banquiers ſind alle ſtammverwandt mit jenen deutſchen Kellnern, die in der Schweiz und dem Elſaß, auch wenn ſie Deutſche bedienen, ſich ſtellen, als verſtünden ſie nur franzöſiſch.

Die Muſik macht eine Ausnahme. Die Muſik iſt die Sprache der Welt, die Sprache der Geſellſchaft geworden, ſie hat aus der Liebe die Poeſie, aus dem Geſellſchaftsleben die franzöſiſche Sprache verdrängt. Die Muſik verſtändigt die Herzen, erſetzt den Verſtand, ſie plaudert, ſie unterhält, ſie wird von Allen verſtanden. Der Deutſche führt ſich in die pariſer Geſellſchaft durch ſeine Muſik ein. Man kann ein großes Genie in den Wiſſenſchaften ſein und wird in die berühmten Soiréen der Gräfin Merlin nicht zugelaſſen. Erbietet man ſich aber, in den Chören, die ſie aufführen läßt, den Baß oder Tenor zu verſtärken, ſo iſt man willkommen, ohne Namen, ohne Ruf, ſelbſt ohne geſirnißte Stiefel.

Als Muſiker ſich in Paris geltend zu machen, iſt nicht

ſo ſchwer, wie man glaubt. Nur muß man es nicht zu eilig damit haben. Man wird in Paris ſchnell vergeſſen, aber ziemlich leicht bekannt. Für jedes Ziel ſind die Wege zu beſtimmt vorgezeichnet. Conzert, Oper, komiſche Oper, heroiſche Oper, Symphonie, Alles hat ſeine ſichern Gleiſe. Das Journal des courses et des haras, das Journal für Eiſenbahnen entſcheidet nicht über Oper und Melodrama, wie in Deutſchland, wo die Farben über die Töne, die Töne über die Bauſteine urtheilen. Der junge Muſiker kommt an, abonnirt ſich auf Schleſinger's muſikaliſche Zeitung, miethet einen Herz'ſchen Flügel und ſucht Eintritt in Kalkbrenner's Salon, der zu den glänzendſten von Paris gehört. Man ſpielt, wo man eine Einladung bekommt. Man ſpielt, auf welchem Flügel man verlangt. Man ſpielt auf dem ſchlechteſten Spinett, ohne zu murren. Gewiſſe deutſche Michel, die ſich in kleinen Städten bei uns ſchon Liſzt und Thalberg ſchelten laſſen, kommen nach Paris und glauben ſich im Preiſe zu ſteigern, wenn ſie die Launen großer Künſtler affektiren. Sie wollen als Menſchen, nicht als Muſiker eingeladen ſein, ſpielen nicht zum Deſſert, erklären die Inſtrumente für verſtimmt, ja einen jungen Laffen ſah' ich, der mit ſüßlicher Suffiſance erklärte, er ſpiele nur auf einem Erard. Dieſe Leute wiſſen nicht, daß man über ſolche Dinge in Frankreich ausgelacht wird. Man wird ausgelacht, wenn man es auch nicht ſieht. Paris kennt den kindiſchen Enthuſiasmus für die Künſtler nicht. Es bewundert, was ſchön iſt, aber es entwürdigt ſich nicht in der Bewunderung.

Hat man ſich ein Jahr mit Anſtand, Beſcheidenheit und Talent in der pariſer höhern Geſellſchaft bewegt, ſo kann man wagen, ein Concert zu geben. Es wird keine Renten

abwerfen, aber es deckt gewiß die Kosten. Man gibt Concerte, um den Preis seiner Stunden zu erhöhen, wenn man Unterricht ertheilt. Ein Concertgeber, der besprochen wird, kann mehr fordern, als ein Salonvirtuose. Man vervollkommnet sich. Paris ist so groß, daß es das Talent von heute vergißt und dasselbe Talent, wenn es in drei Jahren wieder auftritt, für ein anderes hält. Man kann in Paris nicht etwa wie in Deutschland ein großer Künstler sein und nur deshalb nicht anerkannt werden, weil man ein einheimisches Talent ist. Paris ist die Welt. In Paris ist man immer auf Reisen. Einheimisch ist in Paris nichts. Was ihm gehört, gehört der Welt. So ist Liszt, so ist Ole Bull, so ist Ernst, so sind die bedeutendsten neuern Virtuosen in Paris allmälig berühmt geworden.

Hat man in Paris Ruhm gewonnen, kann man zuletzt auch Geld gewinnen. Thalberg gab im Saale Ventadour zwei Concerte, die ihm 40,000 Franken eintrugen. Spielt er drei neue Compositionen, so gibt ihm der Verleger noch eben so viel, wenn er sie ihm zur Herausgabe läßt. Auch der Operncomponist gewinnt, wenn er sich Zeit nimmt, allmälig Bahn. Meyerbeer ist in Paris so berühmt geworden, daß er sich von einer Art Schrecken darüber noch jetzt nicht erholen kann. Halévy beherrscht die große Oper. Rosenhain wird nächstens ein Textbuch bekommen und seinen Weg gehen, wie die Uebrigen. Den Text gibt die Direction der Oper selbst. Wer eine Probe bestanden hat, in der er einige musikalische Scenen erfinden muß, hat Ansprüche, ein Textbuch zu erhalten. Wie schön das Alles geregelt ist!

Von deutschen Theoretikern nenn' ich A. Gathy, einen gediegenen Kenner und geschmackvollen Darsteller musikali-

ſcher Zuſtände, beſonders aber den Biographen Beethoven's A. Schindler, der vor den Franzoſen für einen Adepten aller Beethoven'ſchen Tempo- und Figurengeheimniſſe gilt.*)

Der großen Oper gegenüber, nicht weit vom Boulevard des Italiens, liegt hinter einem kleinen vergitterten Vorgarten das Café Lepelletier, eines der wenigen Cafés, die ſchon zu ebner Erde „Divan" ſind. Für ein Eſtaminet iſt es zu elegant. Im grünen Vorhofe ſteht eine Bronzeſtatue der Flora, umplätſchert von einigen kleinen Springbrunnen. Hier begegnen ſich deutſche und franzöſiſche Schriftſteller. Das eine Sopha gehört den Deutſchen, das andere den Franzoſen. Man erſtickt faſt in den Tabackswolken, die hier beide Literaturen umhüllen. Im Dominoſpiel tändelt man das innere Mißbehagen des ungeſtillten Ehrgeizes weg, man ſcherzt über ſeine Schmerzen, vergißt ſie über die unbefriedigten Wünſche der Andern. Man hat gearbeitet, man hat dinirt, der Tag der Mühen iſt vorüber. Man ſpricht nicht über Staat, nicht über Literatur mehr, man bröckelt die Aſche von der glimmenden Cigarre, ſchlürft den ſchwarzen Moccatrank, lehnt ſich an die ſchwellenden ſammtnen Rückenkiſſen und flanirt, ſitzend, flanirt mit ſeinen Gedanken. Die Maſchine der Production iſt abgelaufen — Production iſt in Paris ein Mechanismus — man zieht ſie nicht einmal für morgen auf; man lacht, man genießt, die Gedanken fahren, behaglich rückgelehnt, ſechsſpännig im Schritt durch ein buntes Eldorado erträumter Glückſeligkeiten! Selten, daß man ſich noch über eine Dummheit der auf dem Tiſch liegenden deutſchen Zeitungen erhitzt. Man iſt ſo gewöhnt daran, man hat ſo viel aufgegeben, ſo

*) Wohnt jetzt wieder in Aachen.

viele Hoffnungen verloren, ſo vielen Täuſchungen entſagt, daß man ſich nur noch über wenig erzürnt und über nichts mehr verwundert.

Ich ſpreche von den deutſchen Flüchtlingen. Man hat die Profeſſoren von 1819 wiederhergeſtellt. Man wird auch vom ſchwarzen Bret die Studenten von 1831 wieder ausſtreichen. Die Zeiten integriren ſich. Die Epochen bedürfen einander, die Zukunft nimmt ihre Kraft von der Vergangenheit. Venedey z. B. wäre ſchon jetzt reif für einen bairiſchen Ehrenbecher, oder wofür erhielt Niclas Becker in Köln die Auszeichnung eines Königs? Venedey hängt mit rührender Sehnſucht an ſeinem Vaterlande, er hegt eine Liebe zu Deutſchland, wie zu ſeiner Braut; er liebt die deutſche Sprache, die deutſche Geſchichte, wie man ein blondes Mädchen liebt, an der wir ſelbſt ihre Sommerſproſſen ſchön finden. Venedey lebt nur äußerlich in Paris. Seine eigentliche Wohnung iſt in dem Lande, das er nicht betreten darf. Er luſtwandelt in den Ruinen des heidelberger Schloſſes, er erklimmt den Brocken, er ruht, in Hemdärmeln wie ein jenenſer Student, im Schatten einer Wartburgeiche. Ich habe Venedey nie gefragt, warum er Deutſchland verlaſſen mußte, aber ich begreife nicht, warum er nicht längſt zurückkehren durfte. So tapfer haben Wenige für das linke Rheinufer geſtritten, als Venedey, ſo großmüthig und uneigennützig haben Wenige, im Intereſſe Deutſchlands, den ehrenvollſten Verbindungen mit der franzöſiſchen Preſſe entſagt. Venedey gehört zu Denen, welche in Deutſchland die nationale Frage über die liberale ſtellen. Er will Deutſchland erſt einig machen und ihm dann die Unterpfänder der Freiheit geben. Er hat ein Buch gegen Preußen geſchrieben, aber nur, weil ihm das Preußen des

vorigen Königs kein deutſches ſchien. Venedey, in ſeinen Beſtrebungen verkannt, von der Diplomatie verfolgt, verbarg ſich in der Normandie. Er bereiſte die Normandie, um in ihr Deutſchland zu entdecken. Er leitet aus der franzöſiſchen Sprache die deutſchen Wurzeln, aus den Sprichwörtern Frankreichs und Deutſchlands die Unterſchiede in den Sitten beider Nationen her, er hat ſein ganzes, mühevolles, an Entbehrungen gewöhntes und der betrübendſten Zufälligkeit preisgegebenes Leben der Verherrlichung des deutſchen Namens gewidmet, ohne etwas Anderes dafür zu ernten, als Mistrauen, Undank, Verfolgung. Venedey wäre vielleicht ſchon in Deutſchland, wenn ihn ſein Stolz nicht zurückhielte. Daß man dieſen Stolz der Armuth, dieſen Stolz der Beſcheidenheit nicht verſteht! Daß man Gnaden und Belohnungen für das Genie hat, nur wenn das Genie einkommt und um Gnaden und Belohnungen bittet! Daß man Amneſtieen gibt, unter der Bedingung, man müſſe mit der Erklärung einkommen, daß man von der Amneſtie Gebrauch zu machen wünſche! Wer gibt Bettlern Almoſen und wirft ihnen ihre Armuth vor? Wer verwundet den Unglücklichen, den wir ſtill und in ſich hinein leiden ſehen? Kann man ein Glück annehmen, das man durch eine Entwürdigung unſres heiligſten Innern erkaufen muß? Seid weniger gnädig, Fürſten, aber ſeid liebevoller! Viel geſchieht in unſrer Zeit für die Gottähnlichkeit, wenig für die Menſchenwürde.

Herr von Rochau nahm am frankfurter Aprilaufſtande Theil, ſaß vier Jahre im ſogenannten Rententhurm am Main und entfloh mit ſeinem Wächter nach Paris. Herr von Rochau mag in ſeinen Handlungen irren, aber in ſeinen Worten iſt er ein Mann von Ehre. „Wir hatten, ſagte er,

in Frankfurt keinen andern Zweck, als den, zu fallen und Deutschlands politisches Urtheil anzuregen. Es war von einer Eroberung, von der Möglichkeit eines durch diese Episode herbeigeführten Umsturzes nicht die Rede. Man wollte gegen die Junibeschlüsse von 1832. gegen die Lethargie der Masse protestiren, man wollte der conservativen Partei zeigen, wessen die liberale fähig wäre in ihrem Muth, in ihrer Ueberzeugung." Man wollte also enden, wie Egmont endet, „ein Beispiel gebend." Ich weiß nicht, ob diese Auffassung des unglücklichen Ereignisses sich in den Akten der frankfurter Untersuchungscommission findet, aber wahr scheint sie schon deßhalb, weil sie so chimärisch, so studentisch, so deutsch klingt. Ein Blitz aus heiterm Himmel, der sich selbst verzehren wollte, wahrlich eine Idee, die wohl nie einer französischen Emeute zum Grunde lag. Ob Rochau sich nach Wolfenbüttel, seiner Heimatstadt sehnt? Ich weiß nur, daß auch er diese Rückkehr nie durch einen Widerruf erkaufen würde. Rochau ist ein Charakter von eben so viel Kraft, wie, ich möchte sagen, von Grazie. Dem aufrichtigen Republikaner sind die anziehenden Eigenschaften des deutschen Adligen treu geblieben. Ich halte den Adel nicht für gut, aber ich verehre, was an ihm schön ist

Man kann sich vorstellen, wie schwer es ist, sich in Paris eine dauernde Existenz zu begründen. Der Gedanke, die Feder zu ergreifen, lag den Flüchtlingen nahe. Aber nicht Jedem hat es glücken wollen, Verbindungen anzuknüpfen oder sein Talent dauernd auszubeuten. Einige gingen zu praktischen Berufswissenschaften über. Dr. Schuster aus Göttingen konnte seine Thibaut'schen Pandekten und Mittermaier'schen Civilistika im Lande der Geschwornengerichte nicht brauchen und griff nach dem Stabe des Aesculap. Kolloff, aus

mecklenburgisch Friedland, durchwanderte die pariser Gemäldesammlungen, suchte seine münchner kunstgeschichtlichen Hefte wieder vor und warf sich auf die Kunstkritik, in der er Ausgezeichnetes leistet. Savoye hält Vorlesungen über deutsche Sprache; Spazier, den ich nicht sahe, soll in der Kanzlei des englischen Botschafters beschäftigt sein. Alle diese unsre Landsleute haben auf dem spröden pariser Boden, um ihn sich ergiebig zu machen, einen so harten Stand, daß man es für wahrhaft lieblos erklären muß, wenn deutsche Schriftsteller, die mit vollen Börsen auf einige Wochen nach Paris kommen, über sie gespöttelt haben. Ihr Mistrauen, ja sogar ihre hie und da sichtbaren egoistischen Anflüge muß man ihnen zu gute halten. Das Unglück isolirt. Nur Der gibt sich gläubig hin, der nichts zu fürchten braucht.

Unter den Nichtflüchtlingen macht seit einigen Jahren ein geborner Elsasser, A. Weill, durch seine Correspondenzen aus Paris Aufsehen. Ich glaube, daß man diesem originellen Kopfe noch mehr einräumen muß, als Geist. Weill ist Franzose und Deutscher, je nachdem er die Nacht geschlafen hat. Steht er mit gutem Humor auf, so geht er zu Alphonse Karr, Pierre Leroux, zu Gerard, zu Altaroche, rechnet sich zur französischen Literatur und schreibt das geläufigste Französisch für den Charivari. Hat er Kopfschmerzen, so nennt er sich einen Deutschen und richtet an die Phalange antifranzösisch stylisirte Briefe über Schelling, Ruge und Feuerbach. A. Weill ist ein vortrefflicher Tenorist, denn in der Oper seines Freundes Mainzer hat er auf der Academie Royale einzig und allein die Chöre gehalten. A. Weill ist ein gesuchter Tänzer, auf der Chaumière beweist es sein Cancan, in den er deutsches Gemüth zu legen weiß. A. Weill ist

Communiſt aus Ueberzeugung. Er würde vor Sokrates und Plato nicht den Mund halten, verſtummt aber, wenn ein Schneider über die Pflichten und Rechte der Menſchheit ſpricht. A. Weill würde ſich getrauen, es mit dem Witze Swift's aufzunehmen; vor einer witzigen Griſette aber verliert er ſo ſehr den Verſtand, daß er ſich nur dadurch noch ſammeln kann, daß er ſich in ſie verliebt. Die größten Philoſophen pflegt A. Weill in ſeinen Correſpondenzen „Dummköpfe" zu nennen und in jeder Bürgersfrau entdeckt er eine Sevigné. A. Weill wollte mich mit einer Hebamme bekannt machen, die er für die geiſtreichſte Frau in Frankreich erklärt. Dieſer Schriftſteller iſt einer der wenigen, die mit wirklicher Ueberzeugung das Lob verachten. »Würde er einmal gründlich und mit Witz getadelt, er würde nichts antworten, als: Ich beneide meinem Gegner ſeinen Artikel. A. Weill iſt ein wahrer Heck- und Brütkopf geiſtreicher Ideen. Leider fliegen ſie alle halbreif ſchon aus und erdrücken eine die andere.*)

Auch eine unſrer deutſchen Liedernachtigallen fand ich nach Paris verflogen. In einen kleinen dunklen Käfig der Rue du Croiſſant hat ſich Franz Dingelſtedt eingeniſtet. Eine lange Wolkengeſtalt, die ſich, mitleidig mit der Erde, zu ihr niederſenkt. Feucht glänzende Augen, die ſehnſüchtig über das Glück der Welt hinwegſtreifen, ohne ſelbſt es zu finden. Frei und ſelbſtändig jetzt, aber Sklave ſeines Talents. Sein Talent hat ſein Herz in die Miethe genommen, ſein Talent beobachtet, erfindet, ſchreibt Artikel im Leſecabinet Montpenſier,

*) Weill ſchreibt ein vortreffliches Franzöſiſch, das durch ſeine Originalität, durch ſeine deutſchen Elemente allein ſchon auffallen würde, wenn nicht auch zugleich ſeine Gedanken von der üblichen Feuilleton-Denkweiſe der Franzoſen abwichen und ihm viele Freunde erwürben.

ſiegelt ſie zu und wirft ſie auf die Poſt nach Augsburg, kurz das Talent eilt dem Dichter voran, er ſelbſt kann es nicht mehr einholen und ſieht wehmüthig jenen Werken nach, die von der feinen Kunſtfähigkeit ſeiner Hand, nicht von den Wünſchen ſeines Herzen zeugen. Im Salon ſeht ihr eine lange Geſtalt, hingeworfen in einen ſammtnen Fauteuil, die Kerzen ſtrahlen, die Brillanten blitzen, die Töne der Muſik rauſchen, und der Träumer im ſchwarzen Frack ſtreicht ſich das Haar zurück und träumt in Paris an der Seine von Fulda an der Fulda, im Angeſicht der ſchönſten Weiber des Salons von heſſiſchen Stiftsdamen, die über deutſche Lyrik noch weinen können, träumt von den ſieben Hügeln des Rhöngebirges, von kurheſſiſcher Provinzialpoeſie und dem kaſſeler Beobachter, träumt, mit Lamartine im Geſpräch, von Deutſchland, wo die Unſterblichkeiten durch kleine Wochenblätter auf grauem Löſchpapier gemacht werden. Dingelſtedt, der Sprachen ſehr kundig, hat ſich in Paris überall, wo er auftrat, zu behaupten verſtanden. Und doch wird er nach der Heimath zurückkehren, der ſein Herz mit allen Faſern angehört.

## Sechsundzwanzigſter Brief.

Paris, den 22. April 1842.

Ein größeres Auditorium als Philarète Chasles hat ein anderer vielgenannter Literarhiſtoriker, Edgar Quinet. Der Saal, in welchem dieſer erſt kürzlich von Lyon hierher verſetzte junge Profeſſor lieſt, mochte über 150 Zuhörer zählen,

ohne die, die ab- und zulaufen. Auch hier fehlte es an Damen nicht.

Edgar Quinet gehört zu jenen jüngern französischen Doktrinairen, die aus schlechten Dichtern nicht selten gute Kritiker werden. Quinet's Poesie war eine todtgeborne. Seine dramatisirten Allegorieen, die Faust und Byron nachahmten, waren kalt; ersonnen, dialektisch wie Systeme. Sein Heldengedicht über Napoleon ist vergessen. Aber als Kritiker hat dieser noch junge Gelehrte großen Erfolg gehabt. Man räumt ihm eine genaue Kenntniß der deutschen Literatur, besonders auch unsrer Philosophie ein. Er wohnte mehere Jahre in Heidelberg, von wo er gute Kenntnisse der deutschen Sprache mitnahm und für den Fall, daß sie nicht ausreichten, eine deutsche Frau.

Edgar Quinet ist für die südlichen Literaturen angestellt, wie Ph. Chasles für die nordischen. Die deutsche gehört zur nordischen, die französische, die doch da, wo sie produktiv ist, mit uns auf gleichem Breitengrade liegt, wahrscheinlich zur südlichen. Quinet sprach über die Einflüsse der Politik auf die Poesie des Mittelalters. Man sahe, daß er Raumer's Hohenstaufen gelesen hat. Er wußte über die Idee der Hierarchie und des Kaiserthums zu reden, wie nur irgend ein deutscher Historiker. Er sagte nichts Neues, aber das Alte in artiger Verknüpfung. Er docirte auf Effekt. Er bereitete seine Applause wie ein Schauspieler vor, und wenn sie, wie der deutsche Schauspieler sagt, „gefallen" waren, trank er ruhig sein Zuckerwasser, wie ein Deputirter. Alle diese jungen Gelehrten werden auch in fünf Jahren Deputirte und in zehn Minister.

Ph. Chasles gefällt mir als Redner besser. Beide, Chasles und Quinet, hatten ihre Reden auswendig gelernt: aber

Chasles sprach mit Ruhe, Würde, mit Eleganz. Chasles verrieth auch in seinem Vortrage, daß die Hände, die seine Aktion begleiteten, Glaçéehandschuhe tragen. Ein französischer Professor rechnet zu seinen Jahresausgaben nicht blos neue Bücher, sondern auch einige Duzend Glaçéehandschuhe. Quinet trug indessen keine. Er hatte im Gegentheil etwas Struppiges, etwas Deutschprofessorisches. Man sah ihm an, daß er in Heidelberg gelebt hat, wo die Professoren zuweilen in Schlafrock und Pantoffeln in ihr häusliches Auditorium kommen. Quinet hat kein so einnehmendes Aeußere, wie Ph. Chasles. Doch wurzelt er fester in seinem Auditorium als Jener. Ist dies nicht die Folge seiner Gelehrsamkeit, so ist es die Folge seines Gegenstandes. Der arme Chasles muß von dem hölzernen Brandt'schen Narrenschiff reden, während Quinet über Dante und Ariost reden darf: jener vertritt in Paris die kalten Nebelsagen Ossian's, die frostigen Wintermärchen der scandinavischen Edda, während dieser in die vollen, duftenden und blühenden Zaubergärten der südlichen Kunst und Poesie einführen darf.

An Quinet's Vortrag ist das falsche Pathos sehr störend. Er redet nicht, er predigt. Quinet hat gehört, wie einst Foy redete; jetzt redet er, wie Foy redet, ohne ein Redner zu sein. Die großen oratorischen Manieren beim jedesmaligen verlegenen Räuspern und Steckenbleiben im Fluß der Worte bildeten einen komischen Contrast. Zuweilen hebt er seine Hand in die Luft, holt mit einem ungeheuren Redegestus aus und kann das Wort nicht finden, das dieser Gestus erhöhen sollte. Die Haupteffektfigur, die übrigens die französischen Redner auf dem Katheder und der Tribüne alle anwenden, ist ungefähr diese: „Es gab im Mittelalter ein Buch,

welches den Geist seiner Zeit wie ein Spiegel die Brennstrahlen der Sonne in sich aufgenommen hat, ein Buch, welches wie ein Urwald in majestätischer Glorie in den Himmel ragte, ein Buch, an welches — ein Buch, für welches — endlich ein Buch, das — an das — durch das (folgen die weitschweifigsten Bezeichnugen) ein Buch — ein Buch — dieses Buch war „divina comoedia." Großer Applaus. Oder auch in dieser Form: „Eines Tages sahe man einen Greis in rothem Pantalon und weißem Haar, einen Greis, der, — einen Greis, dessen — einen Greis, dem, — einen Greis, den — einen Greis, von dem, — dieser Greis war — Boccaccio." Allgemeiner Enthusiasmus.

Sehr erfreulich war mir die Bekanntschaft Michel Chevalier's. Erfreulich und betrübend. Betrübend, wenn man vergleicht, wie man die Talente in Deutschland und wie man sie in Frankreich behandelt. Michel Chevalier, dieser geistvolle Schriftsteller, der die trockensten Materien der Nationalökonomie, des Eisenbahn- und öffentlichen Bauwesens mit Anmuth zu behandeln weiß, war noch vor zehn Jahren St. Simonist. In dem Prozesse, den die Regierung dem Bunde von Menilmontant machte, wurde Michel Chevalier zu einjährigem Gefängniß verurtheilt. Die Regierung verfolgte seine Prinzipien, schätzte aber seine Talente. Statt Michel Chevalier, wie dies in Deutschland geschehen wäre, seine Strafe absitzen zu lassen, gab sie ihm Reisegeld und schickte ihn nach Nordamerika, um in ihrem Auftrage dort das öffentliche Leben der Nation zu beobachten. Chevalier schrieb seine geistvollen Briefe über Nordamerika ins Journal des Debats, kehrte zurück, wurde Professor an der Universität und ist seit einem Jahre, zehn Jahre, nachdem er zum „jungen Frank-

reich" gehört hatte, Staatsrath im außerordentlichen Dienst. Der deutsche Weg, ein Minister zu werden, ist dagegen nicht selten dieser: Der junge Adlige besucht das Gymnasium. Abgang aus Prima mit Nro. III. Ankunft in Göttingen und Bonn mit zwei großen Hunden. Examen, Durchfall. Uebergang vom Recht zur Verwaltung. Landrathsstelle. Landrath, immer noch Landrath, aber Ritter vieler Orden. Chef einer Regierung. Vicepräsident einer Provinz. Präsident einer Provinz. Minister.

Michel Chevalier gehört zu jenen Geistern, die der Aristokratie stets zu freisinnig, den Jakobinern stets zu aristokratisch erscheinen werden. Mit der rothen Mütze auf dem Kopf würde er so conservativ schreiben, als trüge er einen Stern auf der Brust; mit dem Stern auf der Brust würden ihn seine Umgebungen für einen Jakobiner halten. Es gibt Genien, die nie mit der Masse gehen können, ob es nun eine in der Blouse, oder eine in seidenen Strümpfen ist. Michel Chevalier ist destruktiv, aber gerade nur so viel, als nöthig, um vernünftiger wieder aufbauen zu können. Der Instinkt der Organisation ist der vorherrschende, die Harmonie seine leitende Idee. Nur Der steht wahrhaft über den Parteien, der das Gute der Parteien in sich aufgenommen hat. Michel Chevalier schließt sich der bestehenden Ordnung an, ohne dem liberalen Glaubensbekenntnisse einen einzigen seiner feststehenden Sätze zu entziehen. Er ist unterthan, zunächst der Idee, und der Ordnung deshalb, weil die Idee nur durch die Ordnung herrschen kann. Warum nicht die Blütenaugen der neuen Zeit auf den Stamm der alten pfropfen? Man kann, als Beamter, in einem nicht gänzlich asiatisch organisirten Staate nie so sehr dem Fürsten dienen, daß man nicht auch

dem Wohle Aller, dem Glücke des Staatskörpers, der Ehre seiner Nation diente. Nur die Einseitigkeit des „National" kann in Michel Chevalier einen Apostaten sehen.

Das System Chevalier's ist vielleicht nicht richtig, aber es ist freisinnig. Er nimmt die Interessen der Existenz als die Garantien der Freiheit an. Er erkennt keine andere Basis der politischen Ansprüche, als die des Verkehrs, der Arbeit, der nützlichen Thätigkeit. Prärogative und historische Ueberlieferungen von seinem Staate ausschließend, läßt er nur die Capitale, die Industrie, den Handel und die wie die Luft Alles umschließende Intelligenz zu. Seine Politik ist die der biblischen Weissagung, Lanzen und Schwerter in Pflugschaaren zu verwandeln. Ackerbau, Handwerk, Handel, alle Produktion ist ihm Industrie. Alles, was man nach Chevalier für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Er führt Deutschland an, das aus seinem Zollverbande einen politischen Vortheil gezogen hätte. Die Industrie ist nicht der Sieg der Materie über den Geist, sondern der Sieg des Geistes über die Materie, sie ist nicht selbst die Freiheit, aber sie wird sie gründen. Alles, was man für die Industrie thut, thut man für die Freiheit. Man muß noch viel für die Freiheit, viel für die Industrie thun. Die Interessen, welche bisher rivalisirten, muß man aneinander fesseln. Organisation der Arbeit ist die Frage der Industrie und der Politik. „Krieg oder Frieden! schreibt Michel Chevalier. Wir leben in einer Zeit, wo die Völker Europas sich achten und lieben. Schon überall dieselben Sitten, dieselben Arbeiten, dieselben Gedanken. Der Handel hat überall solidarische Interessen geschaffen. Europa bietet den Anblick einer einzigen Familie. Und doch scheint der Politik zufolge täglich ein Krieg so möglich, so

wahrſcheinlich. Die Mächte faſſen ſich ins Auge, wie Ringkämpfer, die in die Bahn ſchreiten wollen. Dies Kriegsſyſtem widerſpricht den aufgeklärten Köpfen aller Länder. Denn das Wohl der Völker leidet darunter. Was koſten dieſe bewaffneten Drohungen, das Geld nicht gerechnet, wie entzieht man der Arbeit ſo viel tauſende von kräftigen Händen! Nur im Frieden iſt Freiheit. Wozu der Krieg, ſeitdem es keine Ariſtokratie mehr gibt, die nur vom Kriege lebte?" Michel Chevalier geht von denſelben Vorausſetzungen aus, auf welche die ſchon erwähnten ſocialiſtiſchen Neuerer ihre Syſteme bauen. Seine geſunde Weisheit, gelehrt auf dem Katheder J. B. Say's, iſt das beſte Heilmittel gegen ihre fieberhaften Träumereien.

Michel Chevalier wohnt im Quartier Grec, im Malerquartier, wo man oft von gewiſſen Damen angeredet wird: „Monsieur, avez vous besoin d'un modèle?" Ich fand den geiſtvollen Schriftſteller leidend ausſehen. Er hatte wegen geſtörter Geſundheit einige Zeit ſeine Vorleſungen einſtellen müſſen. Mit Theilnahme ſprach er von Hamburg, das er vor einigen Jahren geſehen, von Sieveking, von den Chathamsinſeln. Dieſe letzten brachten ſogleich das Geſpräch auf Algier.

„Man wird, bemerkt' ich, Algier ſchwerlich anders behaupten können, als durch Militaircolonieen, wie Oeſtreich und Rußland ſie gegen die Türkei haben. Aber die Franzoſen beſitzen überhaupt nicht den Coloniſationstrieb."

„Doch, doch, bemerkte Michel Chevalier. Wir haben früher viel Colonieen ausgeführt. Guyana iſt theilweiſe franzöſiſch und zählt noch 14,000 Einwohner. Nur muß bei uns Alles von der Regierung ausgehen. Gibt dieſe den Ton an, ſo

vertraut das Publikum. Algier iſt für uns eine große Laſt, die bis jetzt die glücklichen Generale nur erleichtert haben. Deren ſind aber wenige. Bugeaud, der jetzt den Befehl hat, iſt ein Mann von großer Tapferkeit."

Ich wagte es, gegen das von Chevalier gelehrte Syſtem der materiellen Intereſſen einigen Zweifel auszuſprechen. „Ich erſchrecke vor dem Worte materiell, ſagte ich; es iſt mir, als tauſchten wir unſere bisherigen Herren nur mit den Epiciers, den Börſenmäklern, den Geldariſtokraten."

„Nein, ſagte Chevalier, die Ideen werden nie dem Geld unterliegen. So lange die Geſchichte geht, hat die Geſellſchaft immer die Wahl zwiſchen zwei Syſtemen gehabt, dem bürgerlichen und dem militairiſchen. Ich rede nie von Königen, Adel, von Conſervativ, Ariſtokratie u ſ. w., ſondern vom Soldatengeiſt. Der Soldatengeiſt iſt es, der die Staaten unglücklich macht. Die Könige ſpielen mit den Soldaten, die Adeligen mit den Uniformen. Wo die Könige in Soldatenuniformen auftreten, wird nie die wahre Freiheit erblühen, eine Freiheit, die nur auf den Bürgergeiſt zu bauen iſt, auf den Esprit bourgeois, der der Geiſt der neuern Geſchichte iſt."

Ich denke mir, fuhr ich fort, die Bewegung des Staates gleich der Bewegung der Erde. Wenigſtens ſollte ſie dieſer gleichen. Doppelt iſt die Schwingung der großen Kugel. Einmal um ſich ſelbſt, einmal vorwärts in die Weite. Stoß und Gravitation. Intelligenz und Materie.

Chevalier erwiederte: „Nein, auch die Intelligenz iſt beim Bürgergeiſt. Der Bürgergeiſt iſt der Friede und nur im Frieden gedeiht die Wiſſenſchaft. Das iſt die große gemeinſchaftliche Arbeit, an der wir Schriftſteller zu arbeiten haben,

Alles für den Bürger, nichts mehr für die Elemente, die ſich im Staate nur befinden, um ihn zu ſtören und zu beunruhigen! Dahin ſtrebt auch Frankreich und gelangt dorthin, wie ſehr auch Ehrgeiz und Habſucht noch ſich drängen an das Ruder der Regierung zu kommen."

Michel Chevalier war kürzlich in Deutſchland geweſen und hatte es vorurtheilsfrei angeſehen. An guten Fragen erkennt man den praktiſchen Verſtand oft beſſer, als an guten Antworten. Chevalier fragte nicht wie Thiers, wird es in Deutſchland eine Revolution geben? ſondern: Iſt das Bedürfniß einer Verfaſſung in Preußen ein ſo großes, daß es auch im Volke wurzelt? Würden die Rheinprovinzen geneigt ſein, mit den öſtlichen Provinzen nivellirt zu werden? Es iſt wohl von Intereſſe, was dieſer Gelehrte in ſeinen von der Revue des deux Mondes mitgetheilten deutſchen Reiſebriefen über die öſterreichiſche Regierung unter dem Geſichtspunkte des Fortſchrittes ſagt. Es iſt mit Geiſtern dieſer Art eine leichtere Verſtändigung möglich, als mit einſeitig gebildeten pariſer Advokaten, die ſich in der Kammer und beſonders in der politiſchen Preſſe zu Wortführern der Nation aufwerfen. Die vageſten juriſtiſchen Kenntniſſe werden an nationale Vorurtheile geknüpft, mit einem Style, der in der Schule der Leidenſchaft gebildet iſt, in Umlauf geſetzt und zu Richtern gemacht über Verhältniſſe von Ländern und Völkern, von denen man nicht einmal die geographiſchen Bedingungen kennt, geſchweige die ſittlichen.

Die geſchickte Auswahl mehrerer erſt neuerdings angeſtellter Profeſſoren der Univerſität iſt ein Verdienſt des Cultusminiſters Villemain. Villemain, ein Fünfziger, von gutmüthigem Ausdruck in den Mienen, ſtets freundlich und zum

Scherze aufgelegt, nimmt unter jenen Zierden des franzöſiſchen Katheders, die während der Reſtauration gegen die damals herrſchenden Thatſachen den moraliſchen Stachel ihrer Studien richteten, eine der erſten Stellen ein. Die Sorbonne wußte damals in die Geſchichte und Philoſophie eine Bezüglichkeit zu legen, die eine unmittelbare Anwendung auf jene Menſchen und Dinge erlitt, welche ſpäter durch die Julirevolution geſtürzt wurden. Villemain hat ein Buch über Cromwell herausgegeben, das mehr ſchön geſchrieben, als gründlich gearbeitet iſt; dennoch machte es ſeines geſunden politiſchen-Urtheils und ſeiner pikanten Parallelen wegen großes Aufſehen.

Das Miniſterium des Unterrichts liegt am linken Ufer der Seine in der Rue de Grenelle und iſt, wie alle Regierungsgebäude, durch eine über dem Hôtel ausgehängte dreifarbige Fahne kenntlich. Zu ebener Erde in einem Hofe links finden die Verſammlungen der Räthe ſtatt. In demſelben Gebäude liegt auch die Wohnung des Miniſters. Villemain zeigte ſich in ſeiner wohlgemuthen, behaglichen Weiſe. Frei und heiter blickt ſein Auge. Mein Begleiter, einer der vortragenden Räthe, früher Villemain's Schüler, ſagte nach dem Verlauf der erſten Begrüßungen: „Die Zeiten kommen nicht zurück, wo wir Jüngern zu Ihren Füßen ſaßen und Ihrem Worte lauſchten! Die Reſtauration war traurig, aber das damalige wiſſenſchaftliche Leben werden wir ſobald nicht wieder haben.“

„Glauben Sie doch das nicht, antwortete Villemain lachend. Als ich jung war, klagten alle alten Leute, die das Theater nicht mehr ſehen mochten, die Zeiten der Duthé wären vorüber. Wir, die wir jetzt alt ſind, gehen nicht ins

Theater, weil die Duchesnois nicht mehr lebt, und so werden in dreißig Jahren unſere Kinder nicht mehr hingehen wollen, weil es keine Rachel und keine Deiazet mehr gibt."

Ein nahe liegender Stoff der Unterhaltung war der Streit der Biſchöfe gegen die Sorbonne. Der Biſchof von Chartres veröffentlicht ſeit einiger Zeit Hirtenbriefe und Rundſchreiben, in denen er, wie weiland in Deutſchland der Erzbiſchof von Köln vor der Hermes'ſchen Lehre, ſo vor den Profeſſoren der pariſer Univerſität warnt. Die legitimiſtiſchen Blätter nehmen dieſe Angriffe in ihre Spalten auf. Der Abbé de Genoude unterſtützt ſie mit ſeiner jeſuitiſchen Dialektik. Man wirft den Profeſſoren vor, daß ſie durch ihre Lehren die Jugend verdürben, zieht aus ihren Lehrbüchern freigeiſteriſch klingende Stellen aus und denunzirt an die ganze katholiſche Chriſtenheit beſonders das Journal des Débats, als den hauptſächlichſten Anhalt der neuphiloſophiſchen Irrlehren.

„Dieſe Angriffe, bemerkte Villemain, gelten im Grunde nicht den Profeſſoren, ſondern den Miniſtern, die ſie eingeſetzt haben. Es iſt ein Streit nicht gegen die Wiſſenſchaft, ſondern gegen die Regierung. Die Geiſtlichkeit kann es noch immer nicht verſchmerzen, daß ihr der Unterricht aus den Händen gewunden iſt. Ich bin überzeugt, daß Jeder, dem Fortſchritt und Aufklärung theure Namen ſind, in dieſer Frage auf Seiten der Miniſter ſind."

Es war ein Uhr. Eben hatt' ich im Café Cardinal die neueſten Blätter geleſen, geleſen, daß die bonner Univerſität einem jungen Docenten der Theologie die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten, entzogen hatte. Das Miniſterium in Berlin, weit entfernt, dem biſchöflichen Geiſte der Herren

Sack und Conſorten entgegenzutreten, beſtätigte dieſe Entfernung. Wie gewaltig dieſer Gegenſatz zwiſchen Frankreich und Deutſchland! Ich ſahe auf dem Fauteuil vor mir einen jener kühnen Streiter für die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung, einen Vertreter jener ernſten gediegenen Richtung, der Frankreich bei allen Schwankungen und Leiden ſeiner neuern Politik doch die einzige Feſtigkeit und Sicherheit ſeines Syſtems verdankt. Man nennt dieſe Richtung die doktrinaire. Was an ihr auszuſetzen, iſt oft geſagt worden: was an ihr zu rühmen, iſt die Entſagung, iſt der Muth, iſt die tiefſte Verſchmelzung ihrer Wiſſenſchaft mit dem Prinzip ihres Lebens. Dieſe Männer waren geſtern Gelehrte, heute ſind ſie Miniſter. Die lange Zwiſchenzeit einer den Geiſt erſchöpfenden, die Grundſätze untergrabenden und den feſten Willen aushöhlenden Büreau-Carrière fällt weg. Sie vertauſchen den Leitfaden, nach dem ſie eben laſen, mit dem Portefeuille: und wenn ſie noch ſo lange in der Hofluft verweilen, ſo paßt auf ſie der lateiniſche Spruch: „Was man zum erſten Male in ein neues Gefäß thut, davon wird es ewig den Geruch behalten". Es werden in Frankreich nicht ſo viel Jugendträume, ſo viel Jugendwahrheiten verrathen, wie in Deutſchland.

„Ging' es nach den Gegnern unſerer Univerſität, ſagte Villemain, ſo müßten wir auch die Cenſur wieder einführen. Jamais! Jamais!"

Dieſe ernſte Verſicherung aus dem Munde eines Miniſters war mir in dem Augenblicke ſehr bedeutſam, wo es hie und da verlautete, Guizot und ſeine Freunde wollten die Cenſur wieder einführen. Eine ſo eben erſchienene Broſchüre: „Vorſchlag, die Cenſur auf conſtitutionellem Wege

wieder herzuſtellen, von einem Offizier der Nationalgarde;“ wurde ſchon ihres Titels wegen von den Meiſten mit Lachen, von einigen weiter Blickenden aber mit Beſorgniſſen aufgenommen. Seitdem man die Drucker für den Inhalt von Werken, die ſie oft kaum verſtehen, verantwortlich gemacht hat, ſeitdem man anfängt, die meiſtentheils ſehr ſchadhaften Punkte des Cautionnements der Journale, ihrer Fonds, ihrer Eigenthumsrechte criminell zu unterſuchen, hält man auch die Cenſur für möglich. Villemain aber und St. Marc Girardin, der mich zu ihm geführt hatte, wiederholten feierlich: Jamais! Jamais!

„Was machen denn nun, fragte der Miniſter, die deutſchen Schriftſteller mit ihrem Geiſt, wenn ſie ihn unter ein ſo ſchreckliches Joch, wie die Cenſur, beugen müſſen?“

„Wir befleißigen uns, erwiderte ich, einen deſto originelleren Styl zu ſchreiben.“

„Es iſt wahr, ſagte Villemain. Wir haben daſſelbe mit Benjamin Conſtant erlebt. So lange er unter der Cenſur ſchrieb, war er ein großer Styliſt. Da er die Wahrheit umgehen mußte, ſo machte ſeine Feder die kunſtvollſten Schlangenwindungen, die anmuthigſten Schönheitslinien. Später, als er ſchreiben durfte, was er wollte, wurde er grob. Man las ihn nicht mehr. Seien Sie aber überzeugt, daß wir um den Preis der Preßfreiheit doch lieber vorziehen, ſchlechte, als mit der Cenſur gute Styliſten zu haben.“

Die Zeit drängte. Villemain fuhr in die Pairskammer.

## Siebenundzwanzigster Brief.

Paris, den 24. April 1842.

Je mehr man eine Kraft vertheilt, deſto weniger wird ſie wirken.

Beſtreitet die Homöopathie dieſen Satz: die franzöſiſche Preſſe beweiſt ihn. Die Preſſe, an Blättern zunehmend, wird ſchwächer in ihrer Wirkung. Die Preſſe wächſt in ihrer Kraft durch die Auflage, ſie verliert ſich aber durch die Concurrenz. Die Concurrenz hat ſchon jetzt einen großen Theil der Kraft des franzöſiſchen Journalismus gebrochen.

Das Journal iſt wirkſam auf dem Labentiſch, dem Arbeitspulte, vor, während und nach dem Frühſtücke. Es iſt wirkſam, wenn man es für ſeine baaren drei Sous im Theater, oder beim Nachhauſegehen Abends an irgend einer Ecke der Boulevards kauft. Wirkungsloſer ſchon iſt die Preſſe in der großen Auswahl, die die Cafés bieten, völlig ſchwach im Leſecabinet. Im Leſecabinet lieſt man die Journale, um ihre Meinungen zu *wiſſen*, nicht um ſie zu *theilen*.

Nirgends gelten die franzöſiſchen Journale weniger als in Paris. Im Auslande erfindet man ſich zu jedem Journale einen Anhang, den man in Paris nirgends ſieht. Was in der Ferne eine Partei ſcheint, ſchmilzt in Paris zu einem Actienverbande, zu einem Redactionsbüreau zuſammen. In der Ferne hält man ſich nur die beſſeren Journale, in Paris wuchert das Unkraut neben ihnen durch. Aus zwölf großen Zeitungen, die uns der Garçon zu unſerer Morgenchocolade

hinlegt, ſich eine Meinung zu bilden, erfordert mehr Geiſt, als man in einem Kaffeehauſe bei Jedem vorausſetzen darf.

Man hat die Statiſtik des Abſatzes der Journale dann und wann mitgetheilt. Man kann dieſe Zahlen ziemlich genau liefern, da die Stempelabgabe eine genaue Controle der Auflage vorausſetzt. Doch würde man ſehr Unrecht thun, nach dieſen Zahlen die Stärke der von dem Journal vertretenen Anſichten entnehmen zu wollen. Dieſe hängt nicht von der Zahl der Käufer, ſondern von ihrem Stande ab. Sind die Käufer Geſellſchaften, Kaffeehäuſer, Zeitungsbüreaux, oder ſind es Privatleute? Vertheilen ſich dieſe 3 oder 4000 Abonnenten auf das Land oder die Stadt, auf Paris oder die Provinz, auf den Adel oder den Bürger, auf die Geiſtlichkeit oder die gezwungenen Abonnements der Regierungsbüreaux? Welches iſt das Morgenjournal des Handwerkers, des Epiciers, des reichen Börſenſpeculanten? Man wird erſtaunen, wenn ich ſage: Sein Morgenjournal iſt nicht das freiſinnigſte, nicht das geiſtreichſte, ſondern das wohlfeilſte.

Commerce, Courier, Conſtitutionnel ſind Blätter, die man bei Spazierfahrten nach St. Cloud und Verſailles von dem pariſer Mittelſtande nennen hört. Dieſer Mittelſtand hat eine halbliberale Tendenz. Er liebt allerdings das Beſtehende, beſonders den guten Fortgang ſeines Geſchäfts, allein es befördert doch ſeine Verdauung, zu ſehen, wie man Andern die ihre erſchwert, beſonders den Miniſtern und dem guten Louis Philippe, den die Franzoſen achten, aber nicht lieben. Der kundenreiche Friſeur, der reiche Metzgermeiſter, der gebildete Sattler, Riemer, der Poſamentier, ſelbſt wenn er Schnüre für die Armee zu liefern hat, lacht gern über die

Verlegenheiten der großen und gelehrten Herren, die er mit seinen directen und indirecten Steuern ernährt. Eine stürmische Deputirtensitzung ist ihm so viel werth, wie ein neues Vaudeville auf einem Boulevardtheater. So sehr er die Straßenemeuten, bei denen seine theuern Laden-Spiegel und Schaufenster zertrümmert werden können, verabscheut, so sehr liebt er Emeuten am Hofe, im Ministerrathe, in der Deputirtenkammer, kurz jede Emeute, die sich, wie er es nennt, innerhalb der parlamentarischen Formen erhält. Für den pariser Mittelstand ist die Charte nicht da, um gehalten zu werden, sondern man hat sie erfunden, um sie dann und wann zu verletzen, überhaupt um Frankreich zu amüsiren. Er räumt den Ministerien ihre Nothwendigkeit ein, doch dürfen sie nicht zu lange dauern. Zwei Jahre ist die höchste Zeit, die er gestattet; nach zwei Jahren müssen es andere Namen sein, die er in den Zeitungen liest, die alten ennuyiren ihn.

Die ärmeren Handwerker und Arbeitsleute hängen von der Lectüre ab, die sie in ihrem Commerce de vin finden. Die Regierung gibt sich viele Mühe, in diesen Versammlungsörtern der untern Volksklassen, selbst in ihren Wohnungen die Zeitschriften zu verbreiten, die für die bestehende Ordnung geschrieben werden, aber da es theils an den Gegenwirkungen der Parteien nicht fehlt, theils den Arbeitern selbst an politischem Urtheil nicht gebricht, so hält der Weinschenk die Zeitung, die seine Gäste wünschen. Seitdem die 40 Franken-Presse „erfunden" ist, ist dies der Siècle, ein unter Odillon Barrot's Einfluß stehendes liberales Journal, das hauptsächlich deshalb gestiftet wurde, um der „Presse" von E. de Girardin die Stange zu halten. Der Siècle ist

unſtreitig das verbreitetſte franzöſiſche Blatt. Es zählt über 20,000 Abnehmer.

Daß die politiſche Journaliſtik in demſelben Grade, wie ſie in Deutſchland an Macht gewonnen hat, in Frankreich an Macht verlor, iſt Thatſache. Die Schuld liegt an der eingeſtandenen Unfruchtbarkeit der Debatten, an den allzu häufigen Schwankungen der hervorragendſten politiſchen Charaktere und dem dadurch veranlaßten geringeren Vertrauen in die Aufrichtigkeit der gedruckten Verſicherungen, endlich allerdings an der Vierzigfrankenpreſſe, die den Journalismus in die Sphäre der Induſtrie herabgezogen, die Geheimniſſe der innern Mechanik eines Journals aufgedeckt und die niedrigſten materiellen Leidenſchaften offenbart hat an Gemüthern, die man ſich früher nur vom Glorienſchein der Uneigennützigkeit umgeben vorſtellte. Aus dem Principienkampfe wurde Brotneid. Mit dem geſchwächten Vorurtheil verringerte ſich die moraliſche Kraft.

Dennoch iſt es noch immer der Mühe werth, einen Blick in dies Chaos der franzöſiſchen Preſſe zu werfen. Wenn ein Journal auch keine Staatsmänner mehr ſtürzt, ſo kann es doch noch welche machen. Sie werden die Quelle bleiben, aus der ſich der Fremde über Frankreich unterrichten muß. Melden ſie nicht, was man weiß, ſo melden ſie doch, was man glaubt. Der Irrthum iſt längſt wichtiger geworden, als die Wahrheit: ja der Irrthum iſt in unſrer heutigen Politik ſehr oft die Wahrheit ſelbſt.

Wir theilen die franzöſiſche politiſche Journaliſtik ein in miniſterielle, gouvernementale und Oppoſitionspreſſe.

Die Regierungspreſſe iſt die miniſterielle. Der Moniteur wird vom Staat bezahlt und erhält ſeinen Werth, wenn er

veraltet. Man schlägt ihn nach, um frühere Reden in der Kammer, um Gesetze und Verordnungen zu vergleichen. Der Moniteur bringt deshalb den authentischen Inhalt der Kammerdebatten, weil jeder Redner das Recht hat, Das, was er gesprochen haben soll, selbst durchzusehen. Sauvo, der den Moniteur seit seiner Gründung redigirte, ist pensionirt; seitdem leiten ihn die Herren Panckoucke, Grün und Sauvage. Eine Stelle am Moniteur ist eine Sinecure. Das ministerielle Abendblatt, früher das Journal de Paris, dann la Charte de 1830, ist eingegangen und dafür der Messager angekauft worden. Hier findet man die Ankündigungen der Regierung, die telegraphischen Depeschen, die Berichtigungen, hier werden die „Dementis" gegeben über das Gerücht einer Ministerialauflösung, einer Streitigkeit unter den Collegen, über den auswärts als bedenklich geschilderten Gesundheitszustand des Königs u. s. w. Es finden sich bei diesem größtentheils nur aus Notizen bestehenden Blatte wenig Namen von Bedeutung. Da seine Finanzen geregelt sind, so kann es dann und wann ein gutes Feuilleton bezahlen. Der kleine Trabant des Messager ist der Moniteur parisien. Er ist nicht ganz so officiell, wie der Messager, aber da er das Privilegium des Ausrufes in den Theatern hat, so hüpfen ihm schon zu gleicher Zeit mit dem Messager die meisten der officiellen Canards zu. Canard (Ente) nennt man jene kleinen Novitätenartikel, die aus einem Journal in das andere springen. Die ganze deutsche politische Journalistik z. B. ist aus lauter Canards zusammengesetzt. Ueber Nacht verwandelt sich der Moniteur parisien in die Gazette de Paris. Er rückt nämlich die hauptsächlichsten Artikel vom Abend zusammen, läßt die unbedeutenderen aus und gewinnt dadur

Raum für das vollständige Theaterrepertoir, das man auch am Rande des Corsaire abgedruckt findet. Man muß gestehen, daß die journalistischen Hülfstruppen der Regierung sehr unbedeutend sind. Le Globe, ein ministerielles Blatt, redigirt von Granier de Cassagnac,*) will keinen Fortgang gewinnen.

Die gouvernementale Presse vertheidigt allerdings den Hof und die Regierung als solche, aber nicht immer die Ministerien. Käme Thiers je wieder ins Ministerium es würde doch vom Journal des Débats zu schamlos sein, ihn nach ihren neuesten Angriffen wieder vertheidigen zu wollen. Doch würde es sich einem Uebergang bilden. Es würde sagen: Wir achten Dich in diesem Augenblick, Deiner Würde wegen, wir wollen Dich nicht hindern, das Land glücklich zu machen, wenn Du es kannst; wir wollen deshalb nicht mit der Opposition Hand in Hand gehen, weil uns der König dauert, der den Fehler begangen hat, Dich zum Minister zu machen! Ganz so steht jetzt die Presse des Herrn von Girardin gegen Guizot. Die Presse, ein in der That durch ihre Appellation an die materiellen Interessen einflußreiches Blatt, unterstützt Guizot in Allem, dessen das Ministerium gegen die Parteien bedarf, verschweigt aber nicht, daß sie einem Ministerium Molé**) geneigter wäre. Sie weicht in der Eisenbahnfrage und über das Untersuchungsrecht von Guizot ab. Für diese Unsicherheit wird das Ministerium durch die meist ministeriellen Provinzialblätter, besonders aber durch die politischen Uebersichten in den beiden großen Revuen schadlos gehalten.

*) Dafür ist mit vieler Marktschreierei die Epoque gestiftet und soll 21,000 Abonnenten haben.

**) Jetzt auch einem Ministerium Lamartine.

In der Revue de Paris*) ſchreibt Profeſſor Lherminier, in der Revue des deux Mondes Staatsrath Roſſi den Bericht über die laufende Tagesgeſchichte.

Die Oppoſitionspreſſe iſt theils parlamentariſch, theils dynaſtiſch, theils reformiſtiſch, immer aber im Widerſpruche mit der Regierung. Die parlamentariſche Oppoſition iſt die der Advocaten und der Deputirten, der Conſtitutionnel, unter Thiers' Einfluß, an der Spitze.

Im Conſtitutionnel wurde die Hauptmine gegraben, die allmälig die Bourbonen in die Luft geſprengt hat. Sein Kampf gegen die Jeſuiten, gegen den Klerus, gegen die Reſtauration in allen ihren Verzweigungen, ſelbſt in den romantiſchen des Dramas, war einſt eben ſo glorreich, wie gewinnbringend. Was unter der Reſtauration nur irgend unzufrieden war, fand das Echo ſeiner Klagen im Conſtitutionnel. Militairiſche Reminiscenzen der alten abgedankten Generale der Kaiſerzeit miſchten ſich mit dem Ehrgeiz der jungen Generation, und die Kaufleute waren es, die dadurch für die Oppoſition gewonnen wurden, daß man ſein Geld nicht beſſer anlegen konnte, als in einer Aktie des Conſtitutionnel. Wer bei der Gründung des Conſtitutionnel 5000 Franks gezahlt hatte, konnte nach fünf Jahren ſein Anrecht für 50,000, ja nach zehn Jahren für 250,000 Franks verkaufen. Da der Conſtitutionnel unter der Reſtauration zur Oppoſition gehört hatte, mußte er nach der Julirevolution miniſteriell werden. Dies war ein Unglück für ihn. Die kleinen Blätter bewitzelten den alten Herrn, fanden, daß er ſich am Miniſtertiſch lächerlich ausnähme, und ſetzten ihm

*) Eingegangen.

eine Schlafmütze aufs Haupt und einen grünen Schirm vor die Augen. Die Folge war jenes ſprichwörtlich gewordene Desabonnement des Conſtitutionnel. Von 23,000 Abnehmern ſind nur noch 6000 übrig geblieben. Die Actien ſanken im Werth, Thiers kaufte ſie auf und hält ſich durch dieſen Verbündeten, der nicht mehr ſein Freund, ſondern ſein Sklave geworden iſt. *)

Der Courrier français hat nur 3000 Abonnenten, und iſt völlig unbedeutend geworden.

Das Siècle iſt nächſt den Débats und mit der Preſſe das einflußreichſte Blatt in Frankreich. Es koſtet nur vierzig Franken und bringt, was die andern Blätter für achtzig geben. Am beliebteſten iſt es durch ſein Feuilleton, an das es ungeheure Summen verwendet. Die Politik in dem hohlen Geiſte Odillon Barrot's iſt die Knochenzugabe zum Fleiſch. Das Siècle orakelt gern, wie ſein Beſchützer.

Ein neues Vierzigfrankenblatt, la Patrie, ſteht unter dem liberalen Deputirten Pagès de l'Arriège. Es iſt erſtaunlich, daß eine Zeitung ohne innere Nothwendigkeit und äußeren Werth es doch in Frankreich allein durch ſeine erſte Ankündigung ſchon auf 1500 Abnehmer bringen kann. Zu viel, um zu ſterben, zu wenig, um zu leben.

Der Commerce, früher Journal du Commerce, gehörte lange Zeit, materiell und geiſtig, dem Deputirten Mauguin. Dieſe Zeitung hat viele Anſtrengungen gemacht, um Terrain zu gewinnen. Da es einen Handelszweck affichirt, ſo gehen viele Leute auf dem Lande in die Falle und kaufen ſtatt

*) Das Feuilleton hat aber auch hier eine große Veränderung hervorgerufen. Der Conſtitutionnel zählt wieder über 20,000 Abnehmer.

einer Vertheidigung der materiellen Interessen in ihm eine verworrene auswärtige Politik, sibirische Kindermorde, polnische Revolutionen, petersburger Emeuten, Tscherkessensiege und ähnliche Neuigkeiten aus Mauguin's Privatministerium der öffentlichen Angelegenheiten. Dies Journal kaufte der Abenteurer Louis Bonaparte an und hätte damit allerdings erfolgreicher im Herzen Frankreichs landen können, als zu Boulogne. Aber es fehlte das Talent, das ihn vertheidigt, es fehlte Aufrichtigkeit, die ihm gedient hätte. Der Commerce kam an seinen alten Eigenthümer zurück. Thiers, der seit dem 1. März 1840 die ganze Journalistik in sein Interesse zu ziehen suchte, konnte sich nicht mit Mauguin verständigen und so blieb der Commerce bei jener alten Linken, deren Vertreter in der Kammer neben Mauguin Lherbette ist.

Zu den Blättern derjenigen Opposition, die eine Aenderung der Dinge weniger in den Ministern, als in der Dynastie wünschen, gehören von liberaler Seite der National, von legitimistischer die Gazette de France, die Quotidienne, die France, die Mode.

Der National war unter A. Carrel republikanisch. Seit den Septembergesetzen ist er bonapartistisch. Die Redacteure werden diese Definition schwerlich zugestehen, aber sie reicht aus. Der National hat so lange für die Freiheit gestritten, bis er es müde wurde, die Franzosen zu überzeugen, und zum Ruhme griff. Die Faßces einer Consularregierung hat er vertauscht mit dem Commandostabe des Kaiserreiches. Napoleon von 1815, Napoleon, der eine Charte votirt, würde dem National seit Carrel's Tode vollkommen genügen. Der National ist das Organ der Armee geworden, das Organ der jungen Unteroffiziere, die gern die Epaulettes verdienen

wollen. Seit den Debatten über die Rheingrenze wird uns in dieser Zeitung nichts mehr vertraut ansprechen. Der Deutsche muß in ihr ein Streben erblicken, vor dessen Siege er sich zu fürchten hat. Immermehr von diesem Siege sich entfernend, ist der National mürrisch, stetig, hypochondrisch geworden. Thomas, ein ehemaliger Holzhändler, liegt als Gérant wie ein Cerberus vor dem Eingang in die Höhle des National. Jules Bastide und Armand Marrast, beides Schriftsteller von großem Talent, sind die beiden Herzkammern dieses kleinen Staatskörpers *).

Auch die Gazette de France ist herabgekommen und wird es immer mehr, wenn Herr von Genoude fortfährt, sie zu nichts, als dem Bülletin seines täglichen Befindens zu machen. Herr von Genoude haben wohl geruht, Herr von Genoude haben eine Reise gemacht, Herr von Genoude sind von der ganzen Bevölkerung des Südens mit Triumphpforten und Ehrenbogen eingeholt worden, — man würde diese Bülletins für eine Satyre auf den König halten, wenn Herr von Genoude diese genauen Berichte über sich nicht der christkatholischen und legitimistischen Sache, die die Gazette vertheidigt, schuldig zu sein glaubte. Nichtsdestoweniger ist die Gazette vom Papst verboten worden. Der Papst will keine Freunde, die den katholischen Fürsten Verlegenheiten schaffen. Er will keine Priester, die das allgemeine Stimmrecht lehren

*) Die Meinung des National hat insofern zugenommen, als er die einzige pariser Zeitschrift ist, die sich von allen Haschereien der Gewinnsucht ferngehalten und immer eine vornehme Charakterreichheit behauptet hat. Hier haben seine Feuilletonoperationen, seine Schmeicheleien und Versprechungen an das „laufende" Publikum Nottgelitten. Der National bringt zuweilen noch Aufsätze und Urtheile über schwebende Tagsfragen, die, so klein er geblieben ist, alle Blätter von großem Format vor ihm erniedrigen.

und ſich nur deßhalb noch für eine vertriebene Dynaſtie verwenden, weil keine Ausſicht da iſt, daß ſie je zurückkehrt. Herr von Genoude iſt faſt ſchon ſo gut ein Republikaner, wie Lamennais. Dieſe Zeitung, die der Regierung viele Sorgen macht, die, ſeitdem ſie ſich in ein Abendblatt verwandelte, wenn nicht an Abnehmern, doch an Leſern gewann, wird von Genoude wie eine Provinz geleitet. Die Unterpräfecten ſind Lourdoueix, Vaureqard und Boſſange. Boſſange ſchrieb früher die Briefe der Nachbarin, die in der Gazette ſo vieles Aufſehen machten.

Die Quotidienne iſt nicht ſo radikal, wie die Gazette. Sie würde ſich mit Louis Philippe verſöhnen, wenn z. B. das uralte Privilegium der franzöſiſchen Könige, durch das Auflegen ihrer Hände Kröpfe zu heilen, auch auf ihn übergegangen wäre. Der Herzog von Montmorency bringt dem Beſtehen dieſes Journals große Opfer. Herr Laurentin leitet die Redaction. Muret, Poujoulat und Merle ſind ſeine Mitarbeiter. Ausgeſprochener iſt die Farbe der *France*, eines nur dürftig vegetirenden Blattes, an welchem der fahrende Ritter Vicomte d'Arlincourt arbeitet, jener Minſtrel, der durch Europa nach Doſen, Ringen, Anekdoten und Diners pilgert, wie die alten echten Pilger nach den Cedern Libanons. Eines der gefährlichſten legitimiſtiſchen Blätter iſt die **Mode** des Vicomte Walſh. Dieſe elegante Revue erſcheint jede Woche nur einmal, findet ſich aber auf allen Toilettentiſchen des Faubourg St. Germain. Die Wespen dieſer kleinen Revue ſtechen nicht die Miniſter, ſondern den König, die Prinzen, die Prinzeſſinnen, den Hofſtaat. Die Mode kritiſirt die täglichen Ausgaben Louis Philippe's, ſeine Jahresrechnungen, ſeine Weine, ſeine Diners. Iſt einer der

jungen Prinzen im Theater, ſo ſchreibt die Mode, er hätte ſchmuzige Handſchuhe angehabt. Seit einigen Tagen zögert eine der Schwiegertöchter des Königs mit ihrer Niederkunft. Die Mode ſchreibt, ſie müſſe dies aus Sparſamkeit thun, weil der König wünſche, ſie käme an ſeinem Namenstage, dem erſten Mai, nieder, damit die Koſten dann in Einem hingehen. Die Mode macht die Familienabende des Königs lächerlich, wie die Glieder der Familie alle um einen runden Tiſch herumſitzen, einen Tiſch mit Schubladen, wo Jede ihr Strickzeug hervorholt. Mad. Adelaide, die Schweſter des Königs, ſetzt die Brille auf. General Athalin, des Königs Adjutant und Schwager, hält das Garn, das die Königin abwickelt. Die Civilliſte gibt einen Ball. Die Journale erzählen, daß einige eingeladene Nationalgarden-Majore ſich betrunken hätten. Die Mode widerlegt dies Gerücht, da kein Major der pariſer Nationalgarde im Stande wäre, die Weine zu trinken, die die Civilliſte in ihrem Keller führt. Die Mode wird oft mit Beſchlag belegt, oft verurtheilt, aber es ſcheint, als wenn von Kirchberg und Görz die Mittel kommen, ihre Verlegenheiten zu decken und den talentvollen Redacteur Vicomte Walſh für ſeine Gefahren zu entſchädigen.

Die radikale politiſche Oppoſitionspreſſe beſteht aus der fourieriſtiſchen Phalange und dem communiſtiſchen Journal du Peuple *). Die erſte iſt ohne Einfluß, wenn auch nicht ohne Bedeutung. In Paris iſt kein gedruckter Buchſtabe ohne

*) Die Reforme und Alliance ſind als neu hier noch zu nennen. Die erſte iſt ſozial und die zweite iſt intereſſant als demokratiſches und reformirendes Prieſterorgan, das etwa unſerer deutſchkatholiſchen Bewegung gleichkommt.

Bedeutung. Das Journal du Peuple ſchwang ſich durch Dupoty's unerklärliche Verurtheilung ſo auf, daß es, ſtatt drei Mal wöchentlich, täglich erſchien. Man findet im Journal du Peuple vortreffliche Aufſätze. Der Standpunkt, von welchem aus die laufende Tagesgeſchichte hier beurtheilt wird, iſt neu und nicht ſelten erhaben. Kerſauſie, Louis Blanc, Felix Pyat arbeiten für das Journal du Peuple. Da man keine Revolutionen mehr in den Straßen machen kann, ſo hat ſie dieſes Blatt in das Feuilleton verlegt. Jede Nummer bringt im Feuilleton Geſchichten, Novellen, Anekdoten aus den verſchiedenen Revolutionen aller Jahrhunderte. Dabei iſt es Bedingung, daß jede Revolution aus den edelſten Triebfedern entſtehen und von den tugendhafteſten Menſchen geleitet werden muß. Ein deutſcher Schriftſteller lieferte dem Journal du Peuple einige neuere deutſche Revolutionsbilder. Man würde ſie genommen haben, wenn der Vf. nicht mit zu viel Ironie vom hambacher Feſte geſprochen hätte. Bei aller Gediegenheit dieſes Blattes in ſeiner Redaction und ſeinen politiſchen leitenden Artikeln wird es ſich nicht halten können *). Die radikale Partei kann in Frankreich nur herrſchen, wenn ſie gefürchtet wird. Man kann in Frankreich vielleicht das ganze Volk auf den Standpunkt des reinen Jakobinismus ſchrauben, aber nicht das, was man Publikum nennt. Die Leute, welche Geld haben, kaufen das Journal du Peuple nicht. Die, welche vielleicht leſen können, haben kein Geld, und Die, für welche dieſe Zeitung eigentlich berechnet iſt, haben weder Geld noch können ſie leſen.

Nimmt man zu dieſem Chaos der täglich erſcheinenden

*) Es iſt eingegangen.

Journaliſtik noch die in Paris ſelbſt ſehr abbleichenden und minder eindrucksvollen Witzeleien des Charivari und die plumperen Satyren des Corſaire*), ſo wird man es nicht unerklärlich finden, wie ſich zuweilen die ſelbſtſtändigen, freieren Geiſter über dieſen Wirwarr hinauszukommen ſehnen. Wär' ich Franzoſe, ich würde vielleicht mit irgend einer Meinungsſchattirung dieſer Blätter übereinſtimmen; übertrag' ich aber mein deutſches Gefühl auf dieſes toſende Marktgedräng, ſo würd' ich mir einen Standpunkt außer ihm ſuchen müſſen, ich hielte dieſe Monotonie eines und deſſelben Mühlengeklappers nicht aus. Wer in Frankreich ſich vom Journal befreit, kann es nur, wenn er über dem Journalismus erhaben iſt. Den Gelehrten, den Philoſophen, den Dichter kümmert dieſes Dreſchen leeren Strohes wenig: er leidet ſelbſt zu ſehr darunter, als daß er für irgend einen dieſer trügeriſchen Faktoren der öffentlichen Meinung Partei nehmen ſollte. Staatsmänner aber, die ſich über dieſe Debatten erheben könnten, die heute legitimiſtiſch, morgen demokratiſch urtheilen, ſind jetzt noch ſeltne Ausnahmen: eine der erſten Lamartine. Journaliſten, die ſich in Frankreich eine ſelbſtſtändige Bahn brechen, kommen alle zehn Jahre nur einmal vor. Man macht ſich als Tagesſchriftſteller in Paris noch immer nicht anders geltend, als durch ein Journal: man macht ein Journal nicht anders geltend, als durch eine Partei.

---

*) Dieſer Corſaire hat ſich ſeit ſeiner Verbindung mit dem „Satan" als Corſaire-Satan völlig verändert. Er iſt ein Oppoſitionsblatt mit einer nicht wegzuläugnenden leiſen legitimiſtiſchen Färbung, ſehr geiſtreich geſchrieben und nur etwas ſtark dem Scandal ergeben. Seine **Nouvelles à la main** ergötzen ſolange die Klatſchſucht des Faubourg St. Germain, der Adligen und der Bankiers, bis Einer von den Lachern ſelbſt getroffen wird und dann allerdings das gefährliche Blatt zum Henker wünſcht.

Zwei Journaliſten, die ſich in dem Gewühl der franzöſiſchen Preſſe einen eigenen Standpunkt zu ſchaffen verſtanden, ſind Henri Fonfrède und Emile de Girardin. Der erſte iſt todt. Er kam von Bordeaux, wo er ſich durch eine Provinzialzeitung einen Namen gemacht hatte, nach Paris und zeichnete ſich in dem damals noch beſtehenden miniſteriellen Journal de Paris aus. Fonfrède wich von der ganzen Politik Frankreichs ab; er desavouirte nicht allein die Politik des Parteigeiſtes, ſondern ſogar die der Regierung. Er war entſchieden anticonſtitutionell, ein reiner Monarchiſt. Fonfrède ſprach über den Staat, als hätte er deſſen Natur in Göttingen ſtudirt. Die Lehre von den drei Gewalten im Staate, von der Nothwendigkeit ihrer Trennung, von dem Vertrage zwiſchen Fürſt und Volk, alle dieſe Grundſätze des neuen conſtitutionellen Staatsrechtes verwarf dieſer Schriftſteller, der ſich ſeine eigne Doktrin, ja ſogar ſeine eigne politiſche Sprache ſchuf. Sein Hauptſatz war: frei ſein heißt: gut regiert werden. Fonfrède, fanatiſch in ſeinen Angriffen, indiscret in ſeinen Vertheidigungen, ſchuf der Regierung, die an ſeinem polemiſchen Talente allerdings Freude hatte, doch große Verlegenheiten. Sie mußte ihn nach Bordeaux zurückſchicken.

Nach Fonfrède bildete ſich Emile de Girardin, nur mit dem Unterſchiede, daß wenn jenen die Ueberzeugung reif machte, bei dieſem viel die Umſtände dazu beitrugen. Girardin gilt für einen der einflußreichſten Männer in Frankreich. Er hat die Preſſe im Privilegium ihrer Alleinherrſchaft untergraben, indem er ſeine Zeitung für vierzig Franken verkaufte und dadurch die Finanzen aller übrigen Blätter verwirrte. Wo nichts iſt, hat in Frankreich, wie überall, der

Kaiſer ſein Recht verloren, und auch das Volk das ſeinige. Girardin machte mit ſeiner Unternehmung Glück. Er zahlte, er zog die bedeutendſten Talente in ſeinen Kreis, er brach die Macht des Journals des Debats, ohne darum zur Oppoſition überzugehen, er war gouvernemental, zuweilen antiminiſteriell, immer aber der Schutzherr des Königs, der königlichen Familie, der Schutzherr der franzöſiſchen Vorurtheile gegen England, der materiellen Intereſſen gegen die Ideologie des Tages. Es iſt aus vielen Gründen wohl unmöglich, daß E. de Girardin je Miniſter wird, aber er hat dem Hauſe Bertin einen Theil ſeiner Macht entrungen, man fürchtet ihn, man macht ihm den Hof, man bewundert ſein Talent, man gibt ſich in den Tuilerien die Miene, als müſſe die Dynaſtie Orleans ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, er wird bald die Miniſter machen, wie er jetzt ſchon bei den Wahlen durch ſeine unterm Volk ſehr verbreitete Zeitung die Deputirten macht.*)

Trotz dieſes Einfluſſes glaub' ich nicht, daß Jemand in Frankreich in Emile de Girardin's Haut ſtecken möchte. Es gibt Namen in Paris, die vielleicht unpopulärer ſind, als der ſeinige, aber keinen, der in größern Scandal verwickelt war. Begegnete dieſem Schriftſteller ein plötzliches Unglück, es würde nur Wenige geben, die ihn bemit-

---

*) Durch die Epoque wird ihr aber jetzt der Widerpart gehalten, ſo fühlbar, daß es darüber zum Duell kam. Die Geſchichte des Prozeſſes Beauvallon, ſo intereſſant für die Enthüllung der wahren Geheimniſſe von Paris, löſt ſich ſchnöder in eine Nebenbuhlerſchaft um Frauen, in Wahrheit aber in eine zweier Zeitſchriften auf. Tragiſch iſt, daß Girardin für ſeine Preſſe Armand Carrel erſchoß und der Redakteur der Preſſe wieder von einem neuen Rivalen, dem Globe oder der Epoque, erſchoſſen wurde. Faſt möchte man an des Dichters Spruch: Das iſt der Fluch der böſen That! denken.

leideten. E. de Girardin ist ein warnendes Beispiel, wie weit man mit sich und seiner Ehre in die Oeffentlichkeit treten darf. Als Deputirter von Bourganeuf hat dieser ohne Zweifel talentvolle Mann eine schonungslose Prüfung seiner Geburts- und Lebensumstände ertragen müssen. Seitdem ich höre, er wolle sich ihr bei den nächsten Wahlen zum zweiten Male aussetzen, ist mir die traurige Thatsache bewiesen, daß Zweifel an unserm moralischen Werth diesen Werth selber untergraben können.

Emile de Girardin ist von mittlerer Figur und blassem, fahlem Gesichtsteint. Seinen Augen ist ein prüfendes Stechen, eine Mischung von abwechselnder Unruhe und plötzlicher scharfer Fixirung eigen. Man sieht ihnen die gewaltig im Hirn umrollenden Gedanken, die ewige Erregung der Leidenschaft, die Lebhaftigkeit einer überreizten Phantasie an. Sein ganzes, etwas frühreif aussehendes Wesen scheint auf dem Qui vive! zu stehen. Man kann von ihm sagen, Erschöpfung und Abspannung durchzittern sich so in ihm, daß man nicht weiß, ob er am Vorabend eines Entschlusses oder am „Lendemain" einer Täuschung steht. Beim Anblick der zarten Hand, die den charakterfesten und geistvollen Redakteur des National, Armand Carrel, tödtete, überkam mich eine Rührung, die auszusprechen, wohl etwas zu deutsch gewesen wäre. Girardin selbst rührte mich: sein täglicher Kampf, seine täglichen Prozesse, seine täglichen Briefe an den National, sein beunruhigender, sein unbefriedigter Ehrgeiz, seine Impopularität. Man kann Jemanden im Duell getödtet haben, aber um uns darüber ganz zu beruhigen, muß der Andere uns gefordert haben. Man kann in der großen Oper eine Ohrfeige bekommen, man hat nicht nöthig,

wenn man schon ein Mal Jemanden erschoß, sich deshalb noch ein Mal zu schießen, aber es ist drückend, wenn der Thäter dafür drei Jahre ins Gefängniß muß. Einen Deutschen würden solche Erfahrungen zum Einsiedler machen, den Franzosen treiben sie, sich immer noch mehr in der Masse vorzudrängen. Bitterkeit, Melancholie und nervös gereizte krankhafte Leidenschaft sind in den Gesichtszügen Girardin's unverkennbar.

Der Redakteur der Presse spricht mit Geist und nicht ohne Kenntnisse. Er ist viel gereist, hat mit französischen Augen viel gesehen, mit französischen Ohren viel gehört, Girardin kennt Deutschland, unsre Politik, unsre Eisenbahnen, unsre Theater. Er sprach über die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Journalistik Frankreichs, Europas und Amerikas mit gleicher Gewandtheit, nicht nur notizenweise, sondern nach Gesichtspunkten. Er bezweifelte die längere Dauer des Ministeriums Guizot, stellte Guizot's politische Talente in Abrede und deutete auf Molé. Ich nahm aus seinen anregenden Gesprächen, was mir haltbar schien, fand aber, als er von Deutschland redete, aufs Neue bestätigt, daß man in Frankreich der verhaßteste Absolutist sein und in Deutschland noch als ein eingefleischter Jakobiner erscheinen kann. Die Franzosen sprechen über Emil de Girardin, wie wir etwa über das berliner politische Wochenblatt sprechen würden. Und doch steht dieser Publizist ganz auf der Höhe der Zeit, ist entschieden constitutionell, ein entschiedener Freund der Preßfreiheit. Herr von Girardin erzählte von seinen Entrevüen mit dem Fürsten von Metternich und Herrn von Rochow. Beide Staatsmänner werden sich überzeugt haben, daß ein deutscher Liberaler, gegen einen französischen Hof-

publiziſten gehalten, doch noch in ſeinen Anſprüchen ein wahres Muſter von Beſcheidenheit und in ſeinen Grundſätzen würdig eines Ordens iſt.

---

## Achtundzwanzigſter Brief.

Paris, 26. April 1842.

Das ehemalige Kloſter der Kapuzinerinnen ſchenkte Napoleon dem Marſchall Berthier, Fürſten von Wagram. Im Jahre 1821 kaufte die Regierung das Hôtel Wagram an, hierher das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten zu verlegen, das früher im Hôtel Galiſet, Rue du Bac, war.

Mitten zwiſchen dem glänzenden Gewühle der Boulevards und den vornehmen Umgebungen der Madeleine und des Vendômeplatzes liegt die Wohnung des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten. Eine friedliche, der übrigen Welt entrückte Einſiedelei. Lindenbäume und Pappeln ragen hinter einer hohen Mauer, die das Hôtel des Capucines umringt, hervor. Im Innern ſelbſt laufen die Empfangszimmer des Miniſters mit ihren hohen, als Thüren zu öffnenden Fenſtern in freie und gefällige, wenn auch nur kleine, grüne Gartenräume. Es iſt nicht zu verwundern, daß Jeder, der einmal dieſes Hôtel bewohnte, ſich dahin zurückſehnt, auch wenn er einige ſeiner Grundſätze draußen zurücklaſſen müßte.

Guizot ſprach vertraut mit Barante. Es galt den Vorbereitungen einer halbvertraulichen Sendung nach England, deren Zweck ohne Zweifel der ſein wird, England darauf

aufmerksam zu machen, daß eine so einseitige, hartnäckige und selbstsüchtige Politik, wie die bisher z. B. im Durchsuchungsrecht von England befolgte, die französischen Staatsmänner bei aller Neigung zu Frieden und Eintracht, doch noch, dem französischen Volkswillen zu genügen, zu äußersten Schritten treiben müßte. Man kann sich in Frankreich als Minister erhalten, auch wenn man die Gesetze, nicht aber, wenn man die Nationaleitelkeit verletzt.

An der runden Familientafel, unter Kindern und Hausfreunden, hat Guizot etwas Gemüthliches, etwas Patriarchalisches. Ich war nicht in dem politischen Paris, sondern in dem pädagogischen Genf. Es fehlte nichts als ein Gebet, das eines der Guizot verwandten Kinder laut vorgesagt und die anderen mit gefalteten Händen leise nachgesprochen hätten. Es herrschte jene stille, feierliche Stimmung, deren man in Genf so dringend bedarf, um vor dem Rauschen der Rhone den gleichmäßigen Schlag der genfer Uhren, das Picken dieser Tausende von kleinen Taschenzeitmessern, die Genf hervorbringt, zu unterscheiden. Familien, die viel Unglück erlebten, bekommen etwas Finsteres, zuweilen etwas Heiliges in ihrem Stillleben. Guizot's Vater starb in der Revolution unter dem Beil der Guillotine. Man kann sich aus dieser schmerzlichen Erinnerung, die durch den täglichen Anblick seiner bei ihm lebenden Mutter immer wach gehalten wird, nicht nur Vieles in Guizot's Häuslichkeit, sondern auch in seiner Politik erklären.

„Ist die deutsche Schaubühne national?" fragte mich Guizot.

„Sie war es zur Zeit Schiller's, zur Zeit Iffland's,

Schröder's und Kotzebue's. Seither gehört ſie Frankreich an, von dem wir uns aber jetzt zu befreien ſuchen."

„Ich war früher dem Theater ſehr befreundet, fuhr Guizot fort. Seitdem ich dem Spiel der Welt angehöre, hab' ich für das Spiel der Bretter den Sinn verloren. Damit eine Bühne recht auf das Volk wirke, müſſen die Eingangspreiſe ſo niedrig als möglich ſein. In Paris ſind die guten Theater zu theuer. Im Allgemeinen nimmt der Sinn für die Bühne ab. Als ich vor Jahren in England war, fand ich in einer einzigen Straße von Edinburgh allein ſieben Theater. Später erhielt ſich davon nur noch eines."

„Es mag an der Zeit, aber auch am Verfall der Kunſt liegen, bemerkte ich; der Staat ſollte die Theater mit derſelben Aufmerkſamkeit behandeln, wie er für das Intereſſe der Kirche ſorgt. Auf dem Standpunkte unſrer Tage kann dieſe Zuſammenſtellung keine Profanation mehr ſein."

„Im Gegentheil, antwortete Guizot. Man hat in Paris die ſtatiſtiſch erwieſene Bemerkung gemacht, daß ſich mit der Abnahme des Theaterbeſuches die Verbrechen mehren. Geht der Handwerker nicht ins Theater, ſo geht er auf einen Ball. Die Einſamkeit oder die ſchlechte Geſellſchaft langer Abende führt zu verbrecheriſchen Handlungen. Zu geſchweigen, daß ein gutes Volksſchauſpiel die Sitten veredelt."

Das Dejeuner ging unter ähnlichen Erörterungen über das Schauſpiel vorüber. Guizot führte mich darauf in ſein Cabinet. Wir ſprachen von der Politik. „Ich habe, ſagte er, Deutſchland ſtets geliebt und bewundert. Meine Studien führten mich früh auf die Geſchichte, Literatur, auf die Gelehrſamkeit der Deutſchen. Ich hatte eine Periode von vier Jahren, wo ich nur deutſche Schriften las und dann

und wann mit engliſchen abwechſelte. Der deutſche Nationalcharakter iſt mir ſtets heilig geweſen. Es liegt etwas Ernſtes, Edles, etwas Biedres und Frommes im Weſen der Deutſchen. Soviel ich mir über den politiſchen Charakter Ihres Volkes klar machen konnte, ſo ſchien mir dieſer aus zwei Triebfedern zuſammengeſetzt. Die eine iſt die des Fortſchrittes. Sie haben ein ungeſtümes Verlangen der Neuerung, einen ſchnellen Reiz an neuen Ideen, ſie haben den Trieb de marcher en avant, de marcher, comme vous l'appellez, vorwaerts. Das andere Element iſt ein ſtabiles, etwas Träumeriſches, Unentſchloſſenes, ja Unpraktiſches. Dies verhindert Sie, von Ihren Ideen eine dem allgemeinen Wohle erſprießliche Anwendung zu machen. Ich geſtehe Ihnen indeſſen doch, daß mir an dem gegenwärtigen Gange der Angelegenheiten in Deutſchland Vieles fremd und ſogar befremdlich iſt."

Ich würde die Stellung eines Mannes wie Guizot und ſein Vertrauen wenig zu ſchätzen wiſſen, wollt' ich die lange Erörterung, die ſich über dies Thema anſpann, hier wiedergeben. Daß ſeine Richtung eine friedliche iſt, weiß man. „Nur im Frieden, ſagte er, kann das Glück der Völker blühen." Doch als Franzoſe, als Vertreter einer ihm anvertrauten Stellung, als Miniſter einer Dynaſtie, die ſich befeſtigen will, mag er doch im Allgemeinen über Deutſchland mit Thiers übereinſtimmen. Er charakteriſirte übrigens Thiers ſehr treffend mit folgenden Worten: „Herr Thiers, mein unermüdlicher Rival, hat das Unglück, bei allem Talent doch nur ein Nachahmer zu ſein. Bald ahmt er Ludwig XIV., bald die Jakobiner, bald das Direktorium, bald Napoleon nach. Es ſcheint als wenn er ſich bei ſeiner Kenntniß der

neuern Geſchichte Frankreichs nicht anders aus ſeinen Verlegenheiten helfen kann, als daß er ſich frägt, wie würde es das Königthum, wie würde es die Republik, wie würde es das Kaiſerreich in dieſer Lage gemacht haben." Es liegt viel Wahres in dieſer Bemerkung.

Prozeſſe führen iſt unangenehm, krank ſein wohl noch widerwärtiger. Louis Philippe verliert nicht gern Geld, aber noch weniger gern das Leben. Wenn er Thiers ins Miniſterium ruft, ſo iſt es, als rief' er einen Advokaten, der ihm einen Prozeß führen ſoll. Ruft er Guizot, ſo iſt es, als rief' er einen Arzt, der ihm ſeinen Puls fühlen ſoll.

Guizot hat alle würdevollen, aber auch die etwas beängſtigenden Eigenſchaften eines Arztes. Er iſt kein Damenarzt, der ſtatt nach dem Befinden ſeiner Patientin ſich zu erkundigen, nach ihrer neueſten Lektüre fragt, Anekdoten erzählt und nicht eher geht, bis er für ſeine nächſte Viſite nicht etwas Neues weiß. Guizot's Auge zeigt Wohlwollen und doch Strenge. Die Haltung des nur kleinen Wuchſes iſt ſicher und entſchloſſen, die Bewegung, die eine Hand in der Bruſt- und die andere in der Pantalontaſche zu halten, bleibt ſich faſt immer gleich. Die Sprache deutlich und beſtimmt. Er hört mit Ruhe an, ergänzt, wie ein Lehrer, die Aeußerung des Andern, wenn dieſer ſie ſelbſt nicht ganz klar ausſprechen kann, und tritt dann erſt mit ſeiner Antwort hervor, die allerdings etwas von der Unwiderrufbarkeit eines Richterſpruchs, etwas Apodiktiſches hat.

Guizot iſt in Genf erzogen worden. Er iſt Proteſtant und hat etwas von der herben Strenge des Calvinismus. Die genfer Erziehung bringt weit mehr Erzieher, als Erzogene hervor. Sie erzeugt eine große Regelmäßigkeit im

täglichen Lebensverkehr, ein großes Selbſtvertrauen in die erhaltene Bildung. Man bringt in Genf Alles auf Grundſätze zurück. Die überzahlreiche Geiſtlichkeit könnte man proteſtantiſche Jeſuiten nennen; ſie erziehen, ſie leiten die Familien, ſie leiten den Staat, ſie haben es verſtanden, in Genf alle Erſcheinungen des dortigen Lebens unmittelbar mit ſich in Verbindung zu ſetzen. Durch dieſe etwas düſtre Atmoſphäre zucken zuweilen die Flammen einer augenblicklichen ekſtatiſchen Begeiſterung. Die genfer Predigten erheben ſich von trocknen Begriffsſpaltungen oft plötzlich zu unmittelbaren Viſionen, die Stimme der Redner zittert, das Auge ſtarrt, die Gemeinde zerfließt in Thränen. Genf bildet in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben eine ſo eigenthümliche Welt für ſich, daß Guizot, der eilf Jahre lang von der Hinrichtung ſeines Vaters an, 1794 bis 1805, daſelbſt lebte, in ſeiner Bildung wohl nach jenen Elementen beurtheilt werden kann.

Im Jahre 1805 kam Guizot nach Paris. Er ſchilderte ſeinen Tiſchgenoſſen dieſe Ankunft, die Entfernungen der Straßen, die Uebermüdung und das ewige Einerlei in der großen Abwechſelung, mit vieler Gemüthlichkeit. Der jetzige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war im Jahre 1805 ſo arm, daß er, um ſeine Rechtsſtudien zu verfolgen, Hauslehrer werden und für Buchhändler Compilationen und Ueberſetzungen liefern mußte. Seine Kenntniß der deutſchen Sprache bewies er damals durch eine Bearbeitung des von unſerm geiſtvollen Rehfues herausgegebenen Gemälde von Spanien im Jahre 1808. Sein Ziel wurde eine Profeſſur. Er erhielt ſie durch Royer Collard, dem er im Jahre 1814 nach der Reſtauration auch eine Anſtellung im Miniſterium

des Unterrichts verdankte. Von diesem Augenblick an trat Guizot in die politische Laufbahn, gab seine Stelle auf, als die Bourbonen ihre Intriguen gegen die Sache des Volkes einleiteten, und erörterte in einer Menge von Flugschriften die Fragen der Zeit, in jenem Sinne, den man damals spottweise den doktrinairen nannte. Daher der Name der Doktrinairs. Einige Mal seines Katheders entsetzt, kam Guizot kurz vor dem Ministerium Polignac in die Kammer. Er stand unter den 221 Deputirten, die dem König die Gefahren des Staates ans Herz legten. Der König hörte nicht, bis die Revolution redete.

Die Julirevolution wurde gleich anfangs zwiefach beurtheilt. Dem Einen brachte sie etwas völlig Neues, den Andern nur Das, was sie dem bisherigen Alten als Spiegel, als Warnung vorgehalten hatten. Zu den Letztern gehörte Guizot. Während die Einen die Julirevolution zu einer unmittelbaren Fortsetzung des Jahres 1789 machen wollten, sah Guizot in ihr nur die vollkommene Ausführung und die endliche Bewahrheitung des Jahres 1815.

Guizot war nie ein Freund der Jahre 1789 bis 1815, doch als Kenner der Geschichte wußte er, daß sich Epochen aus dem Volksleben nicht ausstreichen lassen. Er wußte noch mehr, er wußte, daß große Epochen die Nation erschöpfen. Frankreich hatte keine Kraft mehr, das Jahr 1830 an das Jahr 1789 anzuknüpfen: fünfzehn unbehagliche Friedensjahre hatten das Blut, die innern Zerrüttungen, den Ruin des Familienglückes nicht ersetzt, die Opfer, die die Jahre von 1789 — 1815 Frankreich gekostet hatten. Funfzehn magre Jahren reichten nicht hin, um sich von dreißig bluttriefenden zu erholen. Das Frankreich von 1830 war in der That

grade nur ſtark genug, das Frankreich von 1815 wahr zu machen. Guizot wußte, daß es mehr nicht ertragen würde, und wurde einer der erſten Taufzeugen des 9. Auguſts, des Geburtstages der Orleaniſchen Dynaſtie.

Das erſte Miniſterium der Julirevolution bildete ſich in den Redactionsbüreaux der Zeitungen, unter den Barrikaden der Boulevards, bildete ſich ſo zu ſagen unter freiem Himmel. Guizot nahm an ihm Theil. Es dauerte nicht volle drei Monate und zerfiel in ſich ſelbſt. Jener Kampf der Parteien ſollte beginnen, der noch bis zur Stunde in Frankreich fortdauert und dem die Julirevolution eine ſo große Einbuße an moraliſchem Vertrauen und phyſiſcher Kraft zu verdanken hat.

Seit dem 11. Auguſt 1830 hat Frankreich ſiebenzehn Miniſterien geſehen. Man kennt dieſe furchtbare Abſorption von Namen, die heute auftauchten und morgen wieder verſchwanden. Faſt alle Anſprüche des Ehrgeizes ſind wenigſtens ein Mal befriedigt worden. Faſt Alle, die ſich die Erben der Julirevolution dünkten, ſaßen ein Mal am Ruder und verſuchten es, das Schiff des Staates von Ungewitter zu Ungewitter zu lenken. Vierundfunfzig Namen haben ſeither in den miniſteriellen Combinationen, wie die Gebilde eines Kaleidoſcopes, gewechſelt. Immer neue Geſtaltungen, immer Abwechslungen und keine, die es zu einer mehr als zweijährigen Dauer gebracht hätte. Wird dieſes Syſtem andauern? Iſt es eine Bedingung jener Staatsreform, die die Grundlage der franzöſiſchen Charte iſt? Fällt ſie der Unbeſtändigkeit und der Politik Louis Philippe's zur Laſt.

Es muß den Freunden der conſtitutionellen Monarchie viel daran gelegen ſein, daß die 17 Miniſterien der Juli-

revolution richtig erklärt werden. Die Umwälzung des Jahres 1830 hatte Alles in Gährung gebracht, die grollenden Zurücksetzungen der Vergangenheit, die ehrgeizigen Ansprüche auf die Zukunft. Um der Beruhigung dieses Sturmes der Leidenschaften ihren friedlichen Charakter zu lassen, war es kaum anders möglich, als Jedem die freie Bahn zu öffnen, die er sich durch sein Talent ebnen konnte. So drängte sich Alles an die Portefeuilles. Versetzt man sich in die Entwickelung dieser 17 Ministerien, so sind sie mehr als ein Würfelspiel. Sie sind nothwendig in ihrer Entstehung, organisch in ihrer Fortbildung. Wiederholen sie sich in denselben Namen, in denselben Schattirungen, so wird man sogar in ihnen ein stetiges Gesetz erblicken müssen. Alle nächsten Erben der Julirevolution haben sich nach einander an den Geschäften versucht. Die Kammer, ein kochender Vulkan, schleuderte aus ihrem Schooße hervor, was sich in ihr vorfand an Intelligenz, an Ehrgeiz, an gebildetem oder wirklichem Organisationstalente, das Nothwendige hat sich vom Zufälligen endlich ausgeschieden. Nur wenige Namen sind zurückgeblieben, die man jetzt noch als unumgängliche bezeichnen kann.

Die Ministerialkrisen werden in Frankreich noch aus andern Gründen seltener werden. Die Kammer ist der Ausdruck der materiellen Interessen geworden, der Advokatengeist in ihr schwindet immer mehr. Kein fähiger Kopf, der etwas auf sich gibt, kann sich in Paris noch darnach sehnen, Minister zu werden. Ein gefallener Minister bietet einen klägli-chen Anblick dar. In seiner geistigen Bedeutung absorbirt, hat ein solcher Staatsmann nicht einmal einen materiellen Ersatz. Ein ausscheidender Minister erhält keinen Gehalt,

keine Gesandtenstelle, keine Sinecure als Ersatz. Ein ancien ministre kann nicht gut wieder vor das Barreau treten und Prozesse führen, wie früher, er kann nicht wieder Präfekt werden, was er früher war. Es ist jetzt mit dem französischen Ministerium wie mit der Hand und dem Räthsel der Turandot. Wer das Räthsel nicht löst, verfällt einem moralischen Tode. Daher werden die Freier um diese Hand schon seltner.

Man irrt sich sehr, wenn man ferner glaubt, daß die Ministerialkrisen mit dem Kampf der Parteien zusammenhängen. Es sind freilich Parteien da, die sich verdrängen wollen, Parteien, auf die sich einzelne politische Köpfe stützen, um in der Kammer Majoritäten und auf der Ministerbank Collegen zu haben. Ob Doktrinaire und Tiersparti gegeneinander kämpfen, ist so gleichgültig geworden, daß man von diesen Unterschieden wenig mehr reden hört. Die Geschichte dieser 17 Ministerien beweist eben auch, daß die Verlegenheiten, an welchen sie gewöhnlich scheiterten, gänzlich außerhalb ihres politischen Glaubensbekenntnisses liegen. Für Thiers war es ein großes Unglück, daß die Franzosen diese Ueberzeugung erst seit dem Julitraktat gewonnen haben.

Die veränderten Bedingungen des französischen politischen Lebens liegen auf der Hand. Bis zum Jahre 1836 mag sich Europa vor den Gährungen Frankreichs gefürchtet haben, seitdem ist diese Furcht gewichen. Man macht in den Cabinetten Europas dem Cabinet der Tuilerien nicht mehr das Compliment, daß von seiner Erhaltung die Ruhe der Welt abhinge. Alle diese Zugeständnisse, die man der französischen Politik seit 1830 im Interesse der Ordnung und der innern Staatenruhe gemacht hatte, sind seit der Frage

des Orients weggefallen. Der Prinzipienstreit ist beigelegt und Thiers mit seinen Schläuchen des Aeolus, „in denen die Propaganda steckte," wurde ausgelacht. Frankreich, im Interesse der Dynastie Orleans innerlich beruhigt und auf die Forderungen der Bourgeoisie heruntergeschraubt, tritt jetzt wieder mit den andern Staaten Europas in eine Reihe, gleich berechtigt, aber auch gleich verpflichtet. Was es bisher seine Politik genannt hat, war eine Art europäischer Polizei: die eigentliche Politik geht jetzt erst an. Während Thiers vom 1. März 1840 bis zum 29. Oktober in jenem Geiste regieren wollte, den Casimir Perier dem geängstigten Europa gegenüber im Jahre 1831 zeigen durfte, beobachtete Guizot in London auf seinem Botschafterposten ruhig den Umschwung der Dinge und hatte das Glück, an die Leitung in einem Augenblick zu kommen, wo das Regieren auch in Frankreich keine freie Kunst mehr, sondern eine sich von selbst lösende Rechnungsaufgabe geworden ist.

Fast alle Ministerien hatten sich durch irgend eine Frage gelöst, die nicht in einem System, sondern in den Umständen lag. Bald gab Spanien, bald England, bald der Orient die Ursache. Auch die Rentenumwandlung und das Recensement sind vom Augenblicke gebotene Fragen, die von der Doktrin und dem Tiersparti völlig unabhängig sind. Thiers, der freier sein will, als Guizot, hat strengere Gesetze gegeben, als dieser. Die Septembergesetze, die Befestigungen von Paris gehören Thiers an. Guizot hat nur das Unglück gehabt, daß er die Gesetze, die Andre gegeben hatten, gezwungen war in Ansehen zu erhalten und anzuwenden.

Ich habe nie zu den Freunden der Doktrinairs weder in Frankreich noch in Deutschland gehört. Aber im Drang der

Umſtände, im Gewühl der franzöſiſchen Parteiumtriebe, im Angeſicht gewiſſer für das Glück Frankreichs unumgänglicher Nothwendigkeiten ſcheint mir Guizot der für den Augenblick berufenſte Staatsmann Frankreichs zu ſein. Guizot iſt den Franzoſen unbequem, ſelbſt denen, die mit ihm in ſeinen Maßregeln übereinſtimmen, aber Frankreich iſt in der Lage, einen Arzt, keinen Schmeichler haben zu müſſen. Der gemeine Bürger hat großes Vertrauen zu Guizot. Es gibt einen gewiſſen moraliſchen Ernſt, eine gediegene ſittliche Würde, eine edle Einfachheit des Lebens, die zum Volke ebenſo überzeugend ſpricht, wie es eine brillante Beweglichkeit, Schmeichelei und glänzende Redefülle mißtrauiſch machen. Frankreich bedarf nicht ſo ſehr der Ordnung, als des Ernſtes. Die Frivolität ſollte nicht bis in die höchſten Inſtanzen des ganzen Daſeins einer Nation dringen, und wenige Namen ausgenommen, find' ich, daß neben Guizot und ſeinen beſten Freunden ſelbſt die Politik in Frankreich frivol iſt. Man hat dort den Staat zur Börſencouliſſe gemacht. Man kauft und verkauft nach dem Winde, lebt von der Lüge, hat ſeine Zwiſchenhändler, benutzt den künſtlichen Schrecken und ſchlägt die Wahrheit nicht nach ihrem ewigen Grundſtocke, ſondern nach der Rente des Augenblicks an.

Ich weiß nicht, ob Frankreich mehr eines Politikers oder eines rechtſchaffenen Mannes bedarf. Der König, *wenn* er ein rechtſchaffener Mann iſt, exiſtirt nicht für Frankreich. Le roi règne et ne gouverne pas. Aber das weiß ich, daß in Frankreich Politik jetzt einen andern Begriff haben ſollte, als den, den ſie bei Talleyrand hatte. Guizot iſt allerdings nach Talleyrand's Begriffen kein Politiker. Ein Politiker ſein iſt eine leichte Sache, wenn man eine große, ge-

fürchtete Nation zur Seite hat, die unſer Lächeln zu einer Drohung, unſere Drohung zu einem Kriegsſturme macht. Talleyrand hatte leicht Politiker ſein mit einem Stoffe, der nie ruhte, ewig gährte, ewig gefürchtet wurde, mit einer Nation, die Alles wahr machen konnte, was er künſtlich log, und Alles Lügen ſtrafen konnte, was er künſtlich verſicherte. Man ſpricht immer von Talleyrand und ſollte von dem Frankreich ſprechen, das er zu vertreten hatte.

Das Guizot'ſche Frankreich aber iſt jetzt ein ſchlummerndes, gähnendes, erſchöpftes Frankreich. Dies Frankreich will keinen Krieg, weil es ihn nicht aushalten würde. Es würde den Krieg nur aushalten, wenn die Republik die Flamme ſchürte und aus der Flamme zuletzt ein Napoleon erſtünde. Alle dieſe mathematiſchen Wiederholungen ſind vielleicht nicht möglich, doch werden ſie gefürchtet. Frankreich iſt kein junger Stoff mehr, aus dem noch der politiſche Künſtler etwas formen könnte. Es iſt nichts als eine Hinterlaſſenſchaft der Zeit an die Zeit, ein anvertrautes Gut, zu deſſen Verwaltung es zunächſt der Rechtſchaffenheit bedarf.

Wird ſich das jetzige Miniſterium halten? Dieſe Frage hört man in Frankreich weit ſeltner aufwerfen als im Auslande. In Frankreich weiß man recht gut, daß die Miniſterien nachgrade anfangen müſſen, ſich zu erhalten. Nach ſiebzehn Combinationen ſind die Möglichkeiten ſo ziemlich erſchöpft. Die Namen der funfzig Miniſtercandidaten bleiben ſo ziemlich dieſelben: neue kommen aus dem obengenannten Grunde nicht hinzu. Thiers bildet ſich zwar eine Schule für ſich aus, eine Pflanzſchule künftiger Miniſter, z. B. den jungen talentvollen Redner Billaut, aber ganz Frankreich weiß, daß Thiers der Mann nicht iſt, deſſen Frankreich bedarf.

Das jetzige Miniſterium beſteht ſeit dem 29. October des vorigen Jahres. Die neue Kammer fällt im Sinne der Regierung aus. Wird Lamartine ihr Präſident, ſo verſtärkt ſich Thiers allerdings durch Sauzet, der unter ſeiner Präſidentſchaft ſchon am 22. Febr. 1836 Miniſter war, aber die Miniſterchance Lamartine's fällt weg und es bliebe dann außer Thiers nur noch Molé als Guizot's Rival übrig.

Ein Molé'ſches Miniſterium würde liberaler ſein, als das jetzige. Nicht, daß Guizot illiberal wäre, aber da ihm vom Staate ein beſtimmtes, nothwendiges Schema vorſchwebt, da er für das gegenwärtige Frankreich eine ganz beſtimmte Richtung der Politik für nothwendig hält, ſo wird er ſchroffer auftreten, als Molé. Molé iſt ein Mann des Augenblicks, ein politiſcher Dilettant, der von der Stunde ſeine Regel nimmt, ein Vermittler, ein Verſöhner. Die Doctrinairs, fühlend, wie groß der Vorſprung iſt, den ein ſolches Syſtem in den Gemüthern findet, würden ſich auch keiner Politik ſo widerſetzen, als grade dieſer Molé'ſchen, die ſie eine principienloſe, ſybaritiſche, eine frivole nennen. Es iſt zwiſchen Guizot und Molé ein Gegenſatz, wie zwiſchen einem conſervativen Robespierre und einem conſervativen Danton.

Molé, aus einer alten adeligen Familie, die in den Parlamentern glänzte, verlor, wie Guizot, ſeinen Vater auf dem Schaffote. Unter Bonaparte zurückkehrend, trieb ihn ſein Ehrgeiz, ſich an das geltende Syſtem mit aller Kraft ſeines Talentes anzuſchließen. Principienlos vertheidigte er die abſolute Regierungsform, erregte dadurch Napoleon's Aufmerkſamkeit und zeigte ſich dieſem ſo ſchmiegſam, daß er von Stufe zu Stufe klomm und im Jahre 1813 Miniſter war. Napoleon umgab ſich gern mit den bedeutenden Namen des

alten Frankreich. Graf Molé gehörte zu ihnen. Dennoch söhnte sich dieser Staatsmann schneller mit der Restauration aus, als ihm Ehre macht. Molé stimmte für Ney's Hinrichtung, wurde Pair, Minister und trennte sich erst 1820 von den Royalisten, als der Pavillon Marsan, die Partei Karl's X, in seinen Reactionen jedes Maß überschritt. Molé opponirte nun gegen Villèle und Polignac. Die Dynastie Orleans nahm ihn in ihr erstes Ministerium, das sich schnell wieder auflöste. Erst am 6. September 1836 trat Molé wieder auf die Bühne. Er hat als Minister für sich, daß er unter den siebzehn Ministern am längsten am Ruder war. Sein Ministerium vom 6. September erhielt sich 221 Tage, und als Guizot ausschied, noch ganzer 715 Tage. In diese Epoche fiel manches Gute, die Amnestie, der Tractat an der Tafna, die Eroberung Constantines, die Einnahme St. Jean d'Ulloas, die Anerkennung des Principes der Rentenumwandlung. Molé mußte fallen, weil er sich zuletzt in der Kammer dem vereinigten Widerstande Guizot's und Thiers gegenüber nicht mehr halten konnte. Die hermetische Blokade der Schweiz und die Spionengeschichte des Conseil in Bern hatte zugleich viel dazu beigetragen, das Molé'sche Ministerium in der europäischen öffentlichen Meinung zu untergraben.

Vor einigen Tagen hat Molé in der Akademie eine Rede gelesen. Sie beantwortete den Einführungsvortrag des Herrn von Tocqueville, eines jüngeren Gelehrten, der sich durch seine amerikanischen Reisen einen Namen gemacht hat. Tocqueville hatte in seinen Empfehlungen der amerikanischen Demokratie ein Wort gegen Napoleon und das Empire fallen lassen. Molé griff es auf und vertheidigte das Empire. Man fand die Molé'sche Rede außerordentlich. In allen Sa-

lons nahmen die Damen für den galanten Hofmann Partei und die Expectanten auf das nächſte Miniſterium liefen von Zirkel zu Zirkel, um Molé's Ruhm zu verkündigen. Dieſe einfache, in ihren hiſtoriſchen Vorausſetzungen unrichtige und nur durch Höflichkeit der Form gefällige Rede wurde zu einer Niederlage Guizot's. In Frankreich hat gerade immer Der Recht, von dem grade die Rede iſt oder der ſelbſt das letzte Wort redete.

Molé kann nicht durch die Kammer zum Miniſterium kommen. Er ſitzt unter den Pairs. Aber leicht möglich, daß ihn dieſe Entfernung aus den Debatten unterſtützt. Durch nichts macht ſich Thiers unmöglicher, als durch ſeine Anweſenheit, durch ſeine Theilnahme an allem Streit, durch den unverkennbaren Mißmuth ſeiner Geſichtszüge. Fällt Guizot diesmal, ſo wird auch bei ihm der Ehrgeiz ſchärfer hervortreten, als er es ſollte. Gegen Molé würde ein Principienſtreit ohne Intereſſe für die Nation ſein. An den Doctrinairen nimmt Frankreich keinen Theil; es nimmt nur inſofern an ihnen Theil, als ſie ihre Philoſophie in die Herrſchaft der Ordnung und des Geſetzes auslaufen laſſen. In dieſem Punkte trifft Molés praktiſcher Dilettantismus mit der Doctrin vollkommen überein und Guizot dürfte ſich verrechnen, wenn er glaubt, die Franzoſen von der Nothwendigkeit eines philoſophiſchen Regierungsſyſtems überzeugen zu können. Die Umſtände regieren Frankreich, nicht die Principien. Den Umſtänden ſich mit Enthaltſamkeit und einiger Würde unterzuordnen, iſt die ganze Weisheit, die Frankreich im jetzigen Augenblick erhält. Guizot ſchilderte einmal mit folgenden Worten die Politik Molé's: „Eine Politik ohne Princip, ohne Fahne: nichts als Palliative und leerer Schein. Stets

ſchwankend, ſtützt ſie ſich nach allen Seiten hin und ſchreitet keinem Ziele zu. Eine Politik, die noch mehr ausbeutet, noch mehr nährt und erſchwert dieſe allgemeine Unſicherheit der Gemüther, dieſe Erſchlaffung der Herzen, dieſen Mangel an Glauben, Beharrlichkeit, Ausdauer, Kraft, einen Mangel, dem wir das Unglück des Landes und die Schwäche der Regierung verdanken." Daß ſich aber dennoch Guizot nicht täuſcht! Was ihn ſeit dem 29. October an die Regierung gebracht hat, iſt nicht ſein Princip, ſeine Fahne, nicht ſein Syſtem des Widerſtandes, ſein Fanatismus für Ordnung, ſeine Andacht vor dem Geſetze, nichts von alle Dem, das er an Molé vermißt, ſondern eben dieſelben Palliative, eben der falſche Schein, eben die Nothwendigkeit, die nicht in den Principien, ſondern in den Umſtänden liegt. Für den bewaffneten Frieden vertritt er den entwaffneten. Das iſt vorläufig Alles. Die Zeiten der Organiſation, die Zeiten der Schöpfungen, Neugeſtaltungen, die Zeiten einer moraliſchen Umwälzung der Gemüther ſind für Frankreich noch nicht da. Ja, ich glaube ſogar, daß es mit zu den wunderlichen Eigenheiten des neunzehnten Jahrhunderts gehört, mit ſich von oben aus keine Experimente anſtellen zu laſſen. Nichts läſtiger, als die Herrſchaft der Syſteme. Sie verwandelt das Leben im Staat in die Abhängigkeit einer Schule. Ich fürchte ſehr, daß es den Franzoſen gleichgültig iſt, ob der Friede, den ſie halten müſſen, bei Molé eine Kunſt oder bei Guizot eine Wiſſenſchaft iſt.

Molé hätte eine andere Schwierigkeit, nämlich die, Collegen zu finden. Von ſeinen frühern ſind Perſil und Barthe der Politik entrückt, Bernard, ſein früherer Kriegsminiſter, iſt todt, ſein erſter Miniſter des Innern, Gasparin, iſt ab-

genutzt, ſein zweiter, Montalivet, iſt als Hofkreatur zu unbeliebt, Martin du Nord gehört bereits zum gegenwärtigen Miniſterium, Salvandy iſt als Politiker abgenutzt, Duchatel und Lacave-Laplagne ſtehen in der gegenwärtigen Verwaltung. Kein franzöſiſches Miniſterium kann ſich ohne Rednertalente halten und an dieſen mangelt es ſehr. Soll ich aufrichtig meine Meinung ſagen? Ich glaube, daß dieſe Unſicherheit ſich ſchwankend hinziehen wird, bis Louis Philippe, der ſeit einiger Zeit fortdauernd kränkelt, den Schauplatz verläßt. Das Miniſterium, welches ſich der Herzog von Orleans im erſten Augenblick bildet, hält ſich keine drei Monate. Es muß und wird der anſchwellenden Fluth erliegen, den Folgen eines ſolchen Wechſels auf die Maſſen, in den Journalen, in den Kammern. Möglich, daß dann Lamartine mit einer Politik reif iſt, die Frankreich von dieſem ewigen Einerlei des Parteienzeſchwätzes, von dem Ehrgeiz der Profeſſoren und der Eitelkeit der Advocaten, von der Ruhmſucht der Generale und der Servilität der Beamten befreit. Lamartine hat das Redetalent, den politiſchen Einfluß, die Umſtände, Alles für ſich, dereinſt die Worte, die er ſchrieb, wahr zu machen: „Welch ein ſchöner Blick in Frankreichs nächſte Zukunft! Eine Generation, die, Dank ihrer Jugend, nichts mehr wiſſen wird von dem Gezänk und den Gehäſſigkeiten der letzten 40 Jahre! Gleichgültig wird es ihr ſein, ob man zu dieſer oder jener Partei gehörte; ihr gelten alle dieſe Zwiſte nichts, ſie hat keine Vorurtheile, keine Rache im Buſen, rein und kräftig tritt ſie in die Laufbahn, mit Begeiſtrung für den Gedanken! O, wie glücklich wär' ich, daran Theil zu haben! Die Stunde wäre gekommen, den Leuchtthurm der Vernunft anzuzünden, den Leuchtthurm der

Moral unſern politiſchen Stürmen, und dem neuen geſellſchaftlichen Bande, das die Welt zu ahnen und zu begreifen beginnt, einen Ausdruck in der Wirklichkeit zu geben. Liebe und Huld unter den Menſchen, eine evangeliſche Politik! Wecke doch der Himmel die Menſchen! Unſre jetzige Politik läßt die Menſchen erröthen und die Engel weinen. Jedes Jahrhundert bekommt die Menſchheit eine Stunde, um ſich von Grund zu erneuern: Dieſe Stunde iſt immer eine Revolution: und die Menſchen verlieren dieſe Stunde, indem ſie ſich zerreißen. Dieſe Revolutionen gab Gott zur Wiedergeburt und zum Fortſchritt, und die Menſchen widmen ſie der Rache."

Es ſchmerzt, daß im Angeſicht dieſes neuen Teſtaments Guizot noch am alten ſteht. Thiers, ein ſo großes Talent, iſt untergegangen in den Machinationen der Börſe, in den Begriffen über Gleichgewicht, Telegraphen, Einmiſchung, untergegangen in dem Lärm der Welt und in der Eitelkeit, ſie einmal beherrſcht zu haben. Guizot, ein ſo großes Genie, droht zu ſcheitern an dem finſtern Mißtrauen gegen ſeine Zeit, an dem Phantom der Revolution, an der Idee von Ordnung und Gehorſam, die wie ein Alp auf ſeinem Herzen liegt. Wozu dieſe finſtern Theorieen: „Nur diejenige Gewalt iſt da, die reſpectirt wird;" oder: „Frankreich bedarf nichts, als eine Regierung!" Sind dieſe Sätze falſch? Nein, ſie ſind richtig, aber nicht gut geſtellt. Sie athmen Haß ſtatt Liebe. Sie ſchrecken die Schuldigen, aber ſie beängſtigen auch die Unſchuldigen. Sie ſind des alten, nicht des neuen Teſtaments.

Louis Philipp, Molé, Guizot — allen dreien iſt ihr Vater auf der Guillotine geſtorben. Louis Philipp fürchtet

die Franzoſen, Molé ſchmeichelt ihnen, Guizot verachtet ſie. Keiner zeigt ihnen Vergeſſenheit, Verſöhnung, Liebe.

Guizot hat große Zeiten geſehen, aber wahrlich keine tugendhaftern. Warum alſo die unſern haſſen? Dies ſchöne Gemüth, das mit feſter Stimme ſeiner ſterbenden Gattin aus Boſſuet vorleſen kann, dieſes männliche Gefühl, das die Thräne verbergend die erſte Handvoll Erde auf den Sarg ſeines Sohnes werfen konnte, warum der Zeit, warum einem ganzen Volke gegenüber nur beſeelt von Mistrauen? Schwindet der Glaube an die Menſchheit mit der Jugend? Sind nur Die weiſe, nur Die der Hingebung würdig, deren Haupt der Schnee der Jahre deckt? Könnte man Guizot und Lamartine zuſammenſchmelzen, es gäbe vielleicht keine Majorität in der Kammer, aber eine Majorität in den Herzen Aller, die in der Politik jenen Prozeß ſehen, den der Menſch ſeit Jahrtauſenden mit der Natur führt und noch immer nicht gewinnen will.

---

## Neunundzwanzigſter Brief.

Paris, den 2. Mai 1842.

Man hat im Allgemeinen über Louis Philipp keine richtige Anſicht. Man hält ihn für einen ſchweigſamen, zurückhaltenden, mit großer Klugheit ſeinen perſönlichen Zweck verfolgenden Charakter. Man ſchreibt ihm etwas von Ludwig XI., etwas von Cromwell zu, man findet in dem wechſelſeitig die Parteien aufreibenden Zwieſpalt der Miniſterien das Werk ſeines großen politiſchen Verſtandes.

Von dem Allen nichts.

Louis Philipp iſt der redſeligſte, unruhigſte, unſicherſte Charakter in Frankreich. Mit natürlicher Leutſeligkeit begabt, hängt er ſich an jede Perſönlichkeit, um ſich gegen ſie auszuſprechen. Unbehaglich ſich fühlend in der Einſamkeit, bedarf er empfänglicher Umgebungen, denen er ſich mittheilen kann. Louis Philipp iſt gutmüthig, unterrichtet, ſcharfſehend, aber ohne alle Kraft, ohne allen feſten Willen. Der ewig gährende Drang des Herzens beruhigt ſich nur in Worten: Reden, ſich mittheilen, ſich rechtfertigen, iſt Louis Philipps einzige Erholung. Louis Philipp iſt in dieſem Sinne wahlverwandt mit Thiers.

Frankreich wurde oft von Königen regiert, die keinen Verſtand hatten. Darum gereicht es Louis Philipp allerdings zur Ehre, daß man ihm nachſagen muß, er iſt ein Mann von großen Kenntniſſen, von Beleſenheit, guter Beobachtungsgabe, ohne ehrgeizige Anſprüche, ein König, der ſich glücklich fühlt, mit aller Welt auf vertrautem Fuß zu leben. Louis Philipp bezaubert Jeden, der ihm vorgeſtellt wird. Er redet deutſch mit dem Deutſchen, engliſch mit dem Engländer, er kennt die Fremde in allen ihren Beziehungen, er iſt der unterrichtetſte Beobachter alles Deſſen, was auf dem Erdball geſchieht. Namen, Bücher, Gedanken, die in Frankreich bei dem Gelehrteſten vergeblich geſucht würden, Louis Philipp kennt ſie. Er lieſt alle Zeitungen, vergleicht die gegenüberſtehenden Anſichten, er iſt ein guter Statiſtiker, er lieſt die gelehrten Zeitſchriften, er merkt ſich junge aufkeimende Talente, an die die Miniſter nicht denken. Schnell findet er das Terrain, auf dem Jeder, der ihn beſucht, heimiſch iſt. Er iſt glücklich, ſich ausſprechen zu dürfen, be-

ſcheidenen Widerſpruch zu hören, ſeine innerſten Gedanken zu verrathen. Er gibt Alles, was er hat, er behält nichts zurück.

Louis Philipp gehört nicht zu Denen, von denen Talleyrand ſagte, die Sprache ſei erfunden, um ihre Gedanken zu verbergen. Louis Philipp würde weit eher ſagen, die Sprache ſei erfunden, um keine Gedanken zu haben. Louis Philipp denkt vielleicht, aber zu laut, er hat Gedanken, aber er verbindet ſie nicht, er hat kein Syſtem. Louis Philipp lebt ewig außer ſich. Mit ſich allein zu ſein, ängſtigt ihn. Er fällt beſtändig aus ſeinem Mittelpunkt in die Peripherie: er ſucht Echo, Anklang, Geräuſch, er lehrt gern, er theilt gern mit, er plaudert gern aus. Bildung, Gutmüthigkeit, Indiscretion ſind bei ihm ſo ineinander gemiſcht, daß man nicht weiß, welcher Beſtandtheil vorwaltet. So viel ſieht man, daß ihm nicht ein einziges der ihm gewöhnlich zuerkannten Merkmale gebührt. Statt verſchloſſen, iſt er offen, ſtatt ſchweigſam, redſelig, ſtatt ſelbſtſtändig, nach allen Seiten hin bedürftig der Anlehnung.

Geht man einen Schritt weiter, ſo muß man bekennen, daß die Dynaſtie Orleans für Frankreich ein Unglück geworden iſt. Es iſt wahr, daß die Bourbonen vielleicht noch ein größeres waren, es iſt wahr, daß dieſe unköniglichen Orleans Frankreich in den erſten Jahren vor der Anarchie gerettet haben mögen, aber dies ihr Verdienſt war ein rein negatives, und was noch ſchlimmer iſt, ihr einziges. Als die pariſer Journaliſten und Volksführer im Juli 1830 dem Herzog von Orleans den Thron Frankreichs anboten, gaben ſie Frankreich einen monarchiſchen Begriff, aber keinen Monarchen. Das Haus Orleans war eine fürſtliche Familie, die ſchon eine dauernde Verſchmelzung mit dem Bürgerſtande be-

gonnen hatte, Louis Philipp war ein Lehrer der Mathematik in der Schweiz. Die Reſtauration führte auch dieſe Familie, auch dieſen jungen Profeſſor nach Paris zurück. Das Palais Royal wird der Sitz einer moraliſchen Verſchwörung gegen die Tuilerien, ein Sitz der Muſen, ein Vereinigungspunkt öffentlicher Beſtrebungen. Das Palais Royal empfängt Künſtler, Redner, Geſchichtsſchreiber, Naturhiſtoriker, kurz das artiſtiſche und wiſſenſchaftliche Paris, ohne Rückſicht auf das politiſche Glaubensbekenntniß. Louis Philipp hat in der Armuth das Geld liebgewonnen. Er ſpeculirt gern, er häuft gern Summe auf Summe, er macht kleine, größre, große Geldgeſchäfte; neben den Gelehrten kommen die Wechſelagenten, neben den Künſtlern die Banquiers. Alle dieſe Namen hätten ſich auch gern im Einführungsbuch der Tuilerien einſchreiben laſſen; aber die Tuilerien zogen die alten Würdenträger, die Kronen und Wappen vor; die Tuilerien gehörten unter Ludwig XVIII. höchſtens, außer den Adligen, den Linguiſten (da Ludwig XVIII. ſehr eitel auf ſein Latein war), unter Karl X. ausſchließlich den Emigranten. Die Zurückgeſetzten, die Unzufriedenen, die Elemente der Zukunft ſahen ſich im Palais Royal vereinigt, und es war eine Erkenntlichkeit gegen den gutmüthigen, harmloſen Wirth, daß man ihm am 7. Auguſt 1830 dafür die Krone anbot.

Zuerſt ſollte der Julithron eine Monarchie ſein, umgeben mit republikaniſchen Inſtitutionen. Es war eine große Komödie. Die republikaniſchen Inſtitutionen fielen allmälig weg und der Thron allein iſt übrig geblieben. Der Haß und der Wahnſinn des Parteigeiſtes hat den König ein Jahr ums andere zu tödten geſucht. Man empfindet Abſcheu vor den Mördern, Mitleid mit ihrem Opfer. Nichtsdeſtoweniger kann

man doch das Glück, immer unverwundet zu bleiben, dem Hause Orleans nicht als Verdienst anrechnen.

Diese Dynastie steht in Frankreich eigentlich auf fremdem Boden. Ich habe gesagt, Louis Philipp fürchte die Franzosen. Hohe Staatsbeamte haben mich versichert, er verachte sie. Er ist seinem französischen Vaterlande völlig entwachsen, er hat sich ewig in diesem Gewühl von Leidenschaft und Ehrgeiz unwohl gefühlt, er ist mit seiner ganzen Familie aus dem moralischen Verbande mit Frankreich heraus. Louis Philipp, ein redlicher, ehrlicher Mann, ist nie zum Herrscher vorbereitet worden. Er wirft sich mit seiner Würde weg, er drückt, wie ein ängstlicher Theaterdichter, der für das Schicksal seines Stückes fürchtet, dem ersten Helden wie dem Lampenputzer die Hand, er möchte sich das französische Volk wie die Dienstboten eines vornehmen Hauses durch Trinkgelder geneigt machen, er kommt zu keinem Entschluß, zu keinem System, er bleibt dabei, sich für einen Begriff, sein Leben für eine moralische Nothwendigkeit zu halten, und begnügt sich damit, daß er da ist, vegetirt und so lange wie möglich sich erhält. Ist das Regierung? Ist das Politik?

Die Bourbonen hatten etwas Königliches. Sie waren vom Thron gestürzt, aus Frankreich vertrieben, aber sie spielten die ihnen angeborne Rolle auch in dem Elend des Exils mit Würde, ja selbst mit lächerlicher Würde fort. Sie kehrten nach Frankreich zurück, nahmen den Thron mit Stolz und Sicherheit wieder ein, regierten, regierten schlecht, aber mit einer gewissen Energie, mit einem gewissen Selbstvertrauen, das dem Hause Orleans fehlt. Nie hatten die Bourbonen aufgehört, Franzosen zu sein: sie hatten das alte Frankreich mit sich genommen und brachten es wieder zurück,

allerdings mit ſeinen Puderquaſten, mit ſeinen Schönpflä-ſterchen, mit ſeinen Laſtern, Vorurtheilen und veralteten Ariſtokratenlaunen, aber auch mit dem ganzen Stolz der Nationalität, mit der alten ritterlichen Grazie, mit dem un-zerſtörbaren Vertrauen auf die Dauerbarkeit der „allerchriſt-lichſten" Königswürde, mit dem Stolze auf Frankreichs er-probte Kraft, auf Frankreichs nie verſiegende Hülfsquellen. Von alle Dem hat die Dynaſtie Orleans nichts. Unſicher ſind ihre Bewegungen, kraftlos ihre Schritte, haltungslos iſt ihre Ruhe. Ihr Fuß ſchlägt keine jahrtauſendjährigen Wurzeln im franzöſiſchen Boden, ſie gleiten furchtſam über den Staub dieſes Bodens hinweg, ſie trauen dem Volke nichts zu, ſie trauen ſich nichts zu, ſie haben keine Vergan-genheit, keine Zukunft, ſie wohnen in den Tuilerien nicht wie in ihrem Eigenthum, ſondern wie zur Miethe.

Um dieſe unkönigliche, Frankreich von Tag zu Tag immer mehr ſchwächende Haltung zu verbergen, hat man das Schreck-bild der Anarchie erfunden. Die Anarchie iſt eine Erfindung. Sie exiſtirt nur in den Köpfen Derer, die dem Volke Furcht einflößen, weil ſie ihm keine Liebe einzuflößen verſtehen. Mit dieſem Popanz Anarchie entſchuldigt man den Mangel an Einigkeit, an Kraft, der Frankreich ſeit zwölf Jahren zur kläglichen Augenweide Europas gemacht hat. Wo iſt dieſe Anarchie noch ſo gefährlich? In Frankreich iſt nichts gefähr-lich, was nicht die öffentliche Meinung für ſich hat. Die Dynaſtie Orleans weiß das ſo gut, wie jeder Andre: ſie kann ruhig ſchlafen, wenn die Municipalgarde wacht. Eine Emeute iſt keine Revolution, ein Piſtolenſchuß iſt keine Guil-lotine, ein hirnverrückter Arbeiter noch kein Convent. Was iſt die Folge dieſer Fahrläſſigkeit, dieſer Wahl eines guten,

aber willensſchwachen, rath- und thatloſen Mannes zum Könige? Daß Frankreich aus allen ſeinen Fugen iſt, daß es zum Spott für Europa geworden, daß ſeine Miniſter vor einem Ja oder Nein Robert Peel's zittern, daß es in keine Frage der Zeit mehr das Gewicht, geſchweige das Schwert ſeiner Entſcheidung legt, daß der plumpſte Materialismus die Herrſchaft des Innern und die Ausbeutung des Nationalvermögens an ſich geriſſen hat, daß alle Gemüther erſchlaffen, alle Herzen matt werden, alle Entſchlüſſe ſiechen, alle Charaktere ſchwanken und ſich ein furchtbarer und das Aeußerſte ſtill vorbereitender Dämon in die Herzen der Franzoſen ſchleicht, die Langeweile, eine Hydra, die mehr Köpfe hat, als die Anarchie.

Sehr wohl weiß ich, daß das Staatsleben nicht dazu da iſt, um die Nationen zu amüſiren, aber dazu ſoll es dienen, die Gemüther anzuſpannen, die Herzen zu ſtärken, die Ideen zu erweitern, das ſittliche und nationale Selbſtvertrauen zu erheben. Wenn die wahre Regierungskunſt die iſt, dem in einem Volke oder in einer Epoche liegenden Triebe nach Veränderung, nach Neuerung und geſteigerter Wohlfahrt eine geſetzliche Form zu geben, einen geſetzlichen Weg zu bahnen, dann iſt in Frankreich nichts für dieſe wahre Politik geſchehen. Die Uebel, ſtatt ſie mit einem ſcharfen Mittel aufzuziehen, hat man nur durch Bähungen zertheilt. Ausgeglichen, ja verſöhnt, abgenutzt und abgeſtumpft hat man vieles Unebene, Feindliche und gefährlich Spitze, aber der ganze Staatskörper iſt darüber erſchlafft. Die wahre Politik unſrer Zeit ſoll dem Neuen durch etwas Neueſtes voraneilen, dem Kühnen durch Kühneres ſeine Gefahr nehmen, am Theile das Ganze, am Ganzen den Theil treffen

und die Anarchie dadurch beſiegen, daß man die Vorwände, auf die ſie ſich ſtützen könnte, wegnimmt, die Mängel beſeitigt, deren Abhülfe ſie herbeizuführen ſich anheiſchig macht. Ein gläubiges Vertrauen zur großen Sache der Menſchheit muß die Fahne dieſer Politik ſein; wo hat die Dynaſtie Orleans dieſes Vertrauen bewieſen, wo hat ſie dieſe Fahne aufgeſteckt?

Nicht eine große That, die unmittelbar vom Könige ausgegangen wäre. Alle die Impulſe, die er unmittelbar gegeben, ſind negativ: kein ſchaffender, kein belebender. Die Bourbonen wählten die Jeſuiten und die Ultraroyaliſten zu ihren Rathgebern: man wußte, woran man mit ihnen war. Der Kampf gegen ſie in der Kammer, auf dem Katheder, in der Preſſe war ein offner, freier, freudiger: ein Kampf für die Wiſſenſchaft, der edlen Charakterbildung, nicht wie jetzt nur der Intrigue Feld ließ. Der damalige Kampf hob die Nation, hob die Erziehung, hob die Moralität; er machte eine Revolution möglich, die wie die vom Jahre 1830 ſich ſo anerkennenswerth in den Schranken der Großmuth und Selbſtüberwindung zu halten wußte. Jetzt flüchtet ſich der Hof von einer Partei zur andern: die jungen Prinzen jammern, daß man ſie in Rußland nicht anerkennen wolle, die Frauen weinen über die Malicen des Faubourg St. Germain, der König ſelbſt empfängt heute die Doctrinairs, morgen den Tiersparti, drückte gern auch Odillon Barrot die Hand und verſtändigte ſich, wenn er nur dürfte, mit Mauguin, mit Cormenin, mit dem Charivari. Keiner von ſämmtlichen franzöſiſchen Staatsmännern weiß, wie er mit Louis Philipp daran iſt. Nicht etwa die Klugheit des Königs iſt daran Schuld, ſondern ſeine Unbeſtändigkeit. Der Eine geht

der Andre kommt. Dem Wohle der Monarchie, der Prärogative der Krone wollen ſie ja Alle dienen. Rathlos ſchwankt der König: wem ſich anvertrauen?

Man würde ungerecht ſein, wollte man die außerordentlichen Schwierigkeiten des Terrains, auf welches der 9. Auguſt 1830 gepflanzt wurde, nicht anerkennen. Es gehört Selbſtentäußerung und Takt dazu, mit allen Zumuthungen, die den König umringen, als König fertig zu werden. Aber wenn man nach der Natur jenes Mittels frägt, durch welches Louis Philipp bisher die Parteien neutraliſirt hat, welches iſt dieſes Mittel? Ein unbeſchreiblicher Egoismus, der ſich von oben allen Theilen des Staatskörpers ſo mitgetheilt hat, daß jede Function dieſer Theile ſich nur noch auf ſich ſelbſt bezieht und der Körper in ſtarrer Regungsloſigkeit darniederliegt.

Alle Eindrücke, die ich in Paris ſammelte, haben mir dieſe Erfahrung auf das unwiderleglichſte beſtätigt. In der Abhängigkeit von der auswärtigen Politik bis hinunter zur Hingabe an den erſten beſten fremden Virtuoſen, in allen Welt- und Geſellſchaftskreiſen ſieht man in Paris jetzt die Folgen einer Politik, die ein ganzes Nationalleben an ſich ſelber irre gemacht hat. Alles ſchwankt, nichts ſteht feſt, als eine gewiſſe politiſche Ordnung, die ſtatt zu beruhigen nur beängſtigt. Dem Hofe fehlt ſeine natürliche Umgebung. Die Banquiers gelten für die Vertreter der wahren Wohlfahrt des Landes. Frankreich leidet nicht an der Erſchöpfung ſeiner Hülfsquellen, nicht an den Umtrieben ſeiner politiſchen Parteien, nicht an den Intriguen ſeiner ehrgeizigen Staatsmänner, ſondern an dem von oben herab kommenden Geiſt der Furcht, des Mißtrauens, der Verſtellung, an der von

oben kommenden Miethlingsgesinnung, Unselbstständigkeit und Unterwürfigkeit. Und das Alles bei einem Volke, das so dringend beschäftigt, wenigstens unterhalten sein will, bei einem Volke, das so unterwürfig zu gehorchen versteht, wenn nur energisch befohlen wird, bei dem durch seine Einheit gouvernabelsten Staate der Erde, wenn man vielleicht China ausnimmt. Ganz Frankreich gleicht dem Palais Royal. Es ist ausgestorben. Bunte Läden, in denen man nichts kauft, an denen man nur vorüberflanirt. Man ißt im zweiten Stock, trinkt Kaffee im ersten und liest die Journale.

Ein natürliches Gefühl wird allerdings den Fremden zwingen, im Angesicht dieses Systems zu sagen: „Desto besser für uns! Dieses entmuthigte, willenlose Frankreich wird den Frieden Europas ungestört lassen. Hier brüsten sich keine Rohans, keine Blacas, keine Montmorencys mehr mit dem alten Ruhme ihrer Geschlechter. Hier sind die ehrgeizigen Generale auf den Dienst der Garnison, auf den Feldzug gegen die Emeute angewiesen. Das Fremde macht sich in Paris mit beifallloser Sicherheit geltend. Man kann es wagen, den wissenschaftlichen Vorurtheilen der Franzosen, ja ihren ästhetischen Principien die Spitze zu bieten. Cette France ne recule plus. Stellt sich dem Hof der Tuilerien ein fremder Gesandter vor, läßt den Julikönig sich bücken bis zur Erde, während ein Herr von Appony, ein Herr von Butenieff sich nur so eben verneigt! Laßt ihn sich grämen, den Chef dieser Dynastie, um die Anerkennung Rußlands, um die freundlichen Gesinnungen des Czaaren. Immerhin! Wir sehen dadurch ein unruhiges Volk in Europa beschwichtigt, große Gefahren von andern Staaten abgewendet, es ist be-

ſonders uns Deutſchen möglich geweſen, im Schatten dieſes ohnmächtigen Nachbarn ſeit einigen Jahren unſre politiſche Kraft zu ſteigern, unſern nationalen Verband ſtärker anzuziehen.“

Gut! Weit entfernt, die deutſche Preſſe zu einer Polemik gegen Ludwig Philipp aufzufordern, wollen wir im Gegentheil immerhin dem Vaterlande Glück wünſchen, daß es durch das Syſtem dieſes Fürſten Raum und Muße gewonnen hat, ſich zu ſammeln. Dennoch bemerke ich Eines: Die Geſchichte beweiſt, daß ſich jede Anomalie ihres natürlichen Laufes ſpäter nur deſto bedrohlicher wiederherſtellt. Die jetzige Erſchlaffung der Franzoſen wird ſich rächen. Ja, ich glaube ſogar, daß die Völker ſich gegeneinander beſſer ſtehen, wenn jedes ſich des vollen Gebrauches ſeiner natürlichen Kräfte erfreuen darf. Unter einem ſtolzen und kräftigen Frankreich iſt kein kriegeriſches zu verſtehen. Man kann eine Nation mit Thatkraft beflügeln, auch ohne ihr das Schwert in die Hand zu geben. Die Fülle der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts iſt ſo groß, das Feld für eine im Lichte unſrer Zeit wandelnde Politik ſo weit geſteckt, daß man die Schwungkraft des Nationalgeiſtes auch ohne Trommellärm heben kann. Das krämerhafte Abwiegen der Intereſſen, von dem Frankreich ſeit zwölf Jahren regiert wird, hat dieſe Möglichkeit nicht begriffen. Frankreich iſt durch dieſe Politik wohl für den Augenblick beruhigt; aber früher oder ſpäter wird irgend ein Ruf dieſe Lethargie wecken, irgend ein Funke dieſe in der Stille ſich ſammelnden Brennſtoffe entzünden.

Das iſt mein Glaubensbekenntniß über das jetzige und künftige Frankreich: Wenn Louis Philipp es verantworten

kann, Frankreich durch Demüthigungen zu beruhigen, so soll-
ten die europäiſchen Mächte, ſtatt daran ihre Freude zu ha-
ben, eher dieſer Politik entgegen zu wirken ſuchen. Frank-
reich iſt Paris, aber Paris ſind noch nicht die Journale
noch nicht die Miniſter, Frankreich iſt weder Thiers noch
Guizot, weder das Haus Orleans noch das Haus Bourbon
ſondern Frankreich iſt ein Land von 33 Millionen Einwoh-
nern, von den Pyrenäen und den Alpen bis zum Ocean ein
wo nicht überall fruchtbares, doch überall ergiebiges Land
ergiebig an Menſchen, an geſchichtlichen Erinnerungen, a
einer beiſpielloſen Hingebung für einen einigen, ſchnell be
herrſchten, rührigen Staatszweck. Zur phyſiſchen Kraft ge
ſellt ſich hier die intellectuelle. Andre Nationen mögen tief
ſinniger denken, Frankreich nur hat für den Gedanken For
men, die den Gedanken zum Gemeingut der Welt machen
Was ſtreiten wir uns jetzt mit unſerm Schelling und Hegel
Um aus Hegel's ſchwerem Gewächs etwas praktiſch und po
litiſch Genießbares zu machen, haben ihn ſeine jüngſten Schü
ler doch erſt mit Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire und M
rabeau wieder verſetzen müſſen. Ueberſetzt ruſſiſche Volk
märchen, ſchwediſche Familiengeſchichten und engliſche Ga
nerromane, wir werden in Dem, was für die Maſſe den Ta
angibt, immer wieder auf Frankreich zurückkommen, nich
weil es immer die Wahrheit, ſondern weil es immer d
Mode ſein wird.

Nun, dieſes innerlich ſo reiche, dieſes unvertilgbare Fran
reich iſt es, das man mit Gewalt aus dem europäiſchen Ve
bande vertreiben will, das man auf einen Iſolirſtuhl ſe
und dem man ſeine Erkräftigung ſo außerordentlich e

ſchwert. Warum dieſe Kühle, dieſe Schadenfreude; warum eine Politik, deren beſorgliche Folgen wir jetzt kaum abſehen können?

Als im Jahre 1814 die Bourbonen wieder eingeſetzt wurden, hatte Kaiſer Alexander wenig Vertrauen zu ihnen. Er ahnte, was 1830 eingetroffen iſt. Kaiſer Alexander fühlte die Nothwendigkeit eines ſtarken Frankreichs, eines Frankreichs, mit dem England, um die andern Staaten unbehelligt zu laſſen, vollauf zu thun haben müſſe. Kaiſer Alexander würde noch lieber den Marſchall Bernadotte auf den franzöſiſchen Thron geſetzt haben, als Ludwig XVIII. Die Bourbonen verdanken es nur der Beweglichkeit Talleyrand's, daß die Zweifel Kaiſer Alexanders beſiegt wurden.

Die Cabinette Europas ſollten den franzöſiſchen Miniſtern nicht die Regierung eines Landes erſchweren, in deſſen Politik die Ruhe der Welt liegt. Es heißt ſehr leichtſinnig handeln, die Franzoſen jetzt, da ſie ſchwach ſcheinen, zu demüthigen. Die ganze Zukunft Europas iſt dabei gefährdet. Nur ein innerlich erſtarkendes Frankreich kann die Garantie eines künftigen Friedens ſein.

Schlimm genug für die Welt, daß es noch keine Politik der Liebe gibt. Vortheile von der Schwäche der Andern ziehen, nennt man noch immer Weisheit. Thorheit würde es unſern Staatsmänner ſcheinen, wollte man Frankreich die Erholung von ſeinen Leiden erleichtern, wollte man die allerdings ſehr unglücklich gewählte Dynaſtie Orleans in ihrer ſchwierigen Aufgabe unterſtützen. Dies iſt denn wahrlich würdig jener atomiſtiſchen Politik, die nur Staaten und keine Völker, nur Völker und keine Menſchen ſieht. Unſer Jahrhundert verabſcheut aber dieſe Politik ebenſo, wie unſer Jahr-

hundert des Nationalhasses sich schämen sollte. Staatsmänner und Demagogen in diesem Sinne sind gleich verwerflich. Sie setzen den Frieden der Welt aufs Spiel, das Wohl der Völker, den Flor der Künste und Gewerbe, den Segen des Ackerbaues, die Veredlung der Sitten und die gesetzliche Verbesserung unserer Gesellschaft.

Ich könnte diese Gedankenreihe noch weiter fortsetzen, könnte dem materiellen Zustande Frankreichs England gegenüberhalten in seiner sichtbaren innern und äußern Zerrüttung, Deutschland in seinem neuesten Eigendünkel, den unsere Zeitungsschreiber Nationalkraft getauft haben, Rußland in seiner Finanznoth — ich thue es nicht, um nicht in dem Lichte zu erscheinen, als hätte ich für Frankreich eine Vorliebe, die ich nicht habe. Vor dem Menschenfreunde liegen die Reiche und Staaten auf der bunten Karte der Welt gleichberechtigt hingemalt: einer Farbe kann unser Herz gehören, aber darum ist diese eine noch nicht der Regenbogen, darum werden die grünen, rothen und gelben Felder noch nicht grau, noch nicht farblos. Erst der Mensch und dann der Bürger, und durch den Bürger für den Menschen wirken: das ist die Philosophie und die Politik unserer Zeit in einem Satze, in einem Bunde.

Ich verlasse Frankreich. Einem Franzosen schrieb ich: „Je quitte la France, dans la conviction, que j'ai trouvé un pays sain, une nation un peu indisposée, un état complètement malade.“ Man sieht ein, daß, wo ein Land gesund, ein Volk nur etwas unpäßlich ist, die Krankheit des Staates nicht aus dem Lande und Volke kommen kann. Sie kommt aus dem Phlegma der Dynastie und aus dem überreizten Gegendruck des Auslandes. Europa hat nichts mehr

von der Revolution, aber es kann dahin kommen, daß es Alles von der franzöſiſchen Nationalität zu fürchten hat.

* * *

Endlich! Ich verlaſſe Paris.

Waren Sie mit Ihrem Aufenthalt zufrieden? fragen mich die Abſchied Nehmenden. Hat es Ihnen in Paris gefallen? werden mich Die fragen, die mich in der Heimat begrüßen.

Lieben und ſchwärmen in Paris, leben aber und ſterben in der Heimath!

Die Liebe ſucht die Einſamkeit und doch gleicht ſie der Mauerſchwalbe, die nur an bewohnten Häuſern niſtet. Einſamkeit im Gewühle der Welt, das iſt das höchſte Glück. Die rauſchende Woge des Weltmeeres ſich brechend an der Schwelle einer einſamen Strandhütte. Die wahre Liebe verſchwiegen und doch ſich gerne zeigend. Ein Brief, ausgeſtellt am offnen Gitter der Poſt. Wer kennt den Inhalt? Es wimmelt in Paris von falſcher Liebe, aber die wahre kann nirgends verborgener, nirgends glücklicher ſein. Sie duftet und man ſieht ſie nicht. Sie entbehrt nichts, da Paris Alles bietet. Die Schönheit wird beneidet, aber nicht beſtürmt. Paris ſo weit und erſchöpfend, ſo anſtrengend und beſchäftigend. Paris, ein Ort des Ruhms, der Täuſchungen, der Gefahren. Paris die bitterſte Illuſion oft für den edelſten Willen, für die kühnſten Thaten. Was bleibt dem Manne darin übrig? Die unſichtbare, ſtille Tröſterin der Liebe.

Auch ſchwärmen in Paris. Schwärmen für Alles; denn Alles iſt möglich in Paris. Schwärmen für den Glauben: dort ſind die Kirchen! Schwärmen für die Wiſſenſchaft, die Kunſt: dort ſind die Hörſäle, die Tempel der Muſen! Schwär-

men für die Menſchheit: dort ſind hundert Seelen, die ſchon beſtehen, tauſend, die mit dem Tage entſtehen können. Nicht Alles geſchieht, aber Alles kann man hoffen. Man ſucht und man findet. Man findet vielleicht nicht, was man ſuchte, aber was man findet, iſt überraſchender noch, als was man ſuchte. Keine Leidenſchaft braucht in ſich zu erſticken; ſie kann ſich veredeln, indem ſie ſich austobt. Man hat es frei, gut oder böſe zu ſein. Man ſchreibt ſich ſeine eignen Geſetze vor. In der Heimat, wie iſt dort Alles ſo klein! In der Heimat Alles verboten und nur Einiges erlaubt! In Paris iſt Alles erlaubt und nur Einiges verboten. Paris iſt ein Ort zum Schwärmen.

Leben aber, wahrhaft leben in der Heimat! Wirken in einem beſtimmten Kreiſe und den Lohn ſeiner Mühen ſehen es iſt ſelbſt dem Franzoſen nicht möglich in Paris. Da rauſcht! Das flutet! Das *ſpendet* Ungeheures, das *verbraucht* Ungeheures! Der Einzelne gleitet mit der Welle mit. Wohl ihm, wenn ſie ihn ſanft über die Klippen hinüberträgt, wenn ihn die Felſen nicht zerſchellen! Man kann hier in ſeiner Lebensbahn ſteigen, fliegen, aber nicht Schritt vor Schritt mit männlichem Ernſt ein würdiges Ziel verfolgen. Man lebt, wenn man von dem Rieſen der Oeffentlichkeit *verbraucht* werden leben nennen kann. Man wird verdaut, zermalmt, man hat Willen zum Lieben, Freiheit zum Schwärmen, aber keinen Willen und keine Freiheit für eine lebendige That, für den Genuß ſeines Rechtes, für die Erfüllung ſeiner Pflicht. Leben heißt, in die pariſer Sprache überſetzt, Geld verdienen! Es iſt bekannt wie leicht es in Paris iſt, Geld auszugeben; aber ich glaube, daß es ſehr ſchwer iſt, welches zu verdienen.

Sterben in Paris muß schrecklich sein. Da wird um uns herum nichts grau, da senkt kein Baum seine Zweige, da fällt kein Laub; wir sterben, nichts stirbt mit uns. Schon krank zu sein, ist in Paris kränkend für das Allgemeine eine Unpäßlichkeit ist unpassend. Nun gar der Tod! Draußen bei uns altert mit dem Alter eine ganze Generation. Die Alten bilden bei uns einen Bund gegen die Jungen. Die Alten rühmen bei uns ihre Jugend, ihre Vergangenheit, ihre Zeit und ihre entschwundene Herrlichkeit. Sie preisen sogar ihre alten Irrthümer, behängen nur sich mit Würden und Ehrenzeichen; bei uns gehört die Welt mit allen ihren Freuden und Auszeichnungen dem Alter. Mit ihnen stirbt, was die Greise liebten: drücken sie die Augen zu, so wird es Winter, weiß auf den Fluren, weiß in den Herzen. Sie lassen nichts zurück, was nach ihnen von Werth wäre: die neue Politik, der neue Glaube, die neue Dichtung, alles Das haben sie ja längst als verwerflich geschildert: so gehen sie zu ihren Vätern und sterben würdevoller, als man in Frankreich stirbt.

Also — lieben und schwärmen in Paris. Leben und sterben in der Heimath!

Lebe wohl, Paris! Ich habe nicht in dir geliebt, nicht in dir geschwärmt, ich habe in dir mich selber wiedergefunden. Mit zweifelnder Kälte kam ich, mit Wehmuth scheide ich. Es war mir früher oft komisch, dich weinen, jetzt ist es mir rührend, dich lachen zu sehen! Welche Schwüle am Himmel; ein Gewitter zieht heut' herauf. Noch fühle ich in der Hand den warmen Abschiedsdruck der Freunde. Der Postwagen sprengt am Seinequai hinauf. Ein Blitzstrahl zuckt über den Pont d'Austerlitz. Der Bleistift ruhe! Ich

ſteck' ihn in das überfüllte, treue, erinnerungsreiche Portefeuille und drücke mich, erſchöpft vom Sehen, ermüdet vom Hören, unbekümmert um Blitz und Donner, in die Ecke des Wagens. Im ſtrömenden Mairegen erleichtre ſich das übervolle Herz!

# Der Tod des Herzogs von Orleans.

„Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck
Verlieren so der Handlung Namen.“

Es kommen noch Erscheinungen in der Geschichte vor, die uns bei allen wunderbaren Fortschritten der menschlichen Kraft, bei allen Ueberhebungen der menschlichen Vernunft noch zuweilen fühlen lassen, wie ohnmächtig wir sind.

Ist es die ewige Weisheit Gottes selber oder hat jener Dämon, der nach dem Glauben der Gnostiker das höchste Wesen der Mühe überhob, die Welt in eigner Person zu schaffen, hat dieser Erdendämon noch einen Antheil an den Wirrnissen der Menschenschicksale? Die menschliche Weisheit muß in den Staub blicken und mit Jesaias ausrufen: „Finsterniß decket das Erdreich und Dunkel die Völker.“

Ein durchgehendes Pferd hat über Frankreich plötzlich alle Berechnungen verrückt — —

Der Witz der Schadenfreude und der Witz des Schmerzes scheinen sich endlich im Ausgrübeln der epigrammatischen Pointen dieses entsetzlichen Unglücks erschöpft zu haben. Der Herzog ist feierlich bestattet. Die einzige Frage ist nur noch die: Was wird aus Frankreichs Zukunft werden?

Louis Philipp hatte so eifrig für die Befestigung seiner Dynastie gesorgt. Für seine blühenden Söhne waren Gattinnen gefunden worden, die man sorgsam aus solchen kleineren Fürstenhäusern wählte, wo man nicht nöthig hatte, sich zugleich für die Interessen fremder Dynastieen zu engagiren, und dennoch einen mittelbaren Einfluß auf die Sympathieen verwandter bedeutender Nebenzweige und Regentenstämme gewann. Die Enkel alle männlich. Während der Herzog von Bordeaux an Krücken geht, hat Louis Philipp eine kräftige, theilweis kriegerische Nachkommenschaft. Und das Alles ist doch zusammengebrochen. Der Kronprinz stirbt und die Legitimität, die bei allen Süßigkeiten auch ihr Bittres hat, die Legitimität verlangt, daß die Lücke zwischen einem Greise und einem Kinde offen bleibe, verlangt einen für Frankreich so bedenklichen provisorischen, einen Uebergangszustand, verlangt die Regentschaft.

Eine constitutionelle Regentschaft. Für Frankreich ein ganz neues Thema.

Unter den Merowingern gab es über diesen Punkt noch keine geschriebene Regel. Gewöhnlich fiel die Regentschaft der Mutter zu. Oft war ein Beamter mächtig genug, das Scepter für den unmündigen Herrscher zu führen. Erst Ludwig der Fromme bestimmte gesetzlich, daß die Regentschaft dem nächsten männlichen Agnaten zukomme. Dies Gesetz hinderte nicht, daß spätre Könige testamentarisch für die Stellvertreter ihrer unmündigen Nachfolger sorgten, wobei sie natürlich die Vorsicht gebrauchten, durch die Großen des Reichs sich diese Anordnungen bestätigen zu lassen. Unter Karl VI. wurde festgesetzt, daß die minderjährigen Könige unmittelbare Nachfolge hätten und mit dem Rathe ihrer Mütter und der

nächſten Prinzen von Geblüt regieren ſollten. Dies Statut erhielt ſich nicht im Anſehen. Ludwig XI. verordnete, daß ſeine Tochter die Regentſchaft bekäme. Dieſe Verordnung erregte den Widerſpruch der Generalſtaaten und veranlaßte einen Streit, der nur durch die Abkürzung der Minderjährigkeit des nachfolgenden Königs erledigt wurde. Nach dem Tode Franz II. fiel die Regentſchaft an die Königin Mutter, Katharina von Medicis. Der zufällige Umſtand, daß ſich damals vorzugsweiſe die Weiber durch ihre Klugheit in weltlichen und politiſchen Dingen auszeichneten, trug wohl am meiſten dazu bei, daß ſich die Gewohnheit für das Anrecht der Königinnen Mütter entſchied. So wie es das Parlament feierlich zum Geſetz erhoben hatte, wurde es auch nach dem Tode Heinrich's IV. gehalten. Später kam man auf Beiordnung deliberirender Regentſchaftsräthe, die jedoch nie zur Wirkſamkeit kamen. Die ſpätre Zeit, dem Einfluß der Frauen in Regierungsſachen gänzlich abhold, ſchloß Frauen von den Regentſchaften aus. Die Conſtitution von 1791 läßt den König mit ſeinem achtzehnten Jahre majorenn werden und überträgt das Recht der Regentſchaft an den nächſten volljährigen männlichen Agnaten. Auch Napoleon ſchloß im Jahr 1804 Frauen von der Regentſchaft aus. Als er ſpäter darin eine Aenderung machte, verrieth er zu deutlich, daß ihn die Rückſicht auf Oeſterreich, die Galanterie für Marie Louiſe beſtimmte. Aus allen dieſen hiſtoriſchen Beiſpielen geht hervor, daß immer die Umſtände zur Erledigung der Regentſchaftsfrage am meiſten beitrugen. Man machte Die zu Regenten, die der Erhaltung des Staates die beſte Garantie waren.

Schon über den Beginn der neuen Ordnung der Dinge

herrschte nun die größte Verschiedenheit der Meinungen. Der König hatte die Kammern berufen, jedenfalls zur Erörterung der Regentschaftsfrage. Die Einen bestreiten der Kammer das Recht, über diese Angelegenheit ein Gesetz zu geben, und verlangen die Berufung einer Urversammlung, die Andern räumen wohl der Kammer ein Recht ein, aber nur für den vorliegenden Fall, nicht für ein organisches Gesetz. Man sieht, die letztere Ansicht ist diejenige, die gern schnell und behend über die Schwierigkeiten hinwegschlüpfen möchte. Die zweite praktische Frage ist die: Der Herzog von Nemours oder die Herzogin von Orleans, ein Mann oder eine Frau?

Die Conservativen stimmten für die Uebertragung der Regentschaft an den Herzog von Nemours. Thiers, der erst Miene machte, der Herzogin von Orleans zu huldigen, besann sich, daß er sich den Unwillen des Königs zuziehen würde, und schloß sich den Conservativen mit dem linken Centrum an. Die eigentliche Linke aber, mit Odillon Barrot an der Spitze, will die Genehmigung des Herzogs nur von einer Entlassung des Ministeriums Guizot abhängen lassen. Verstand und gesunde Vernunft in dieser Bedingung zu finden, möchte schwer sein. Weit verständiger wäre jedenfalls das offne Eingeständniß, daß man im Grunde die Herzogin von Orleans vorzieht. Man schämt sich nur, es zu sagen; denn es würde gleichbedeutend mit dem Eingeständniß sein, daß sich unter einer Frau besser mitregieren ließe. Es ist das Unlautere auch wieder an dieser Frage gewesen, daß sie ein jeder der Parteiführer nur nach seinem persönlichen Vortheil zu entscheiden suchte.

Und doch kann es Louis Philipp keine Freude machen, daß man seine Dynastie von der Chance, in das Strickknäuel

einer Frau ſich zu verzwirnen, befreit hat. Sein zweiter Sohn, Nemours, gilt entſchieden für unpopulair. In den Geſichtszügen dieſes jungen Prinzen findet man eine zu große Familienähnlichkeit mit den Bourbons. Es ſoll ihm mangeln an Leutſeligkeit, an jenem Talente der verbindlichen Rede, welches in Frankreich die Grundlage aller Umgangstugenden bildet, ja dieſe ſelbſt erſetzen kann. Hat der Herzog von Nemours Geiſt, ſo genießen die Charaktere, die bei offenbarem Geiſte wenig reden, des Vorurtheils der Energie. Und welche Energie kann man in Frankreich von oben herab anders entwickeln, als die der Einſchränkung, der Zurückhaltung, der Verneinung? Die Armee behauptet, der Herzog von Nemours wäre kein Soldat. Er hätte in Algier die Bequemlichkeit den Entbehrungen vorgezogen. Die Bourgeoiſie ihrerſeits will wiſſen, daß der Herzog von Nemours ſeinen Witz gegen die Nationalgarde, gegen die bei Hofe auf dem Parquet ausgleitenden Epiciers, gegen die Bürgerlichkeit des Julithrones richte. Seine Gemahlin iſt eine Coburg.

Und ſo hat ſich allerdings ſeit dem 13. Juli der Blick auf Frankreichs Zukunft verſchleiert. Eine Regentſchaft iſt wohl Das, was man von allen politiſchen Inſtitutionen ſich in Frankreich als das Vagueſte, Ohnmächtigſte und Unzuverläſſigſte denken muß. Iſt die Erfahrung aller Zeiten einem ſolchen proviſoriſchen Zuſtande nie günſtig geweſen, ſo haben auch die franzöſiſchen Regentſchaften nicht eben den beſten Namen für ſich. Unwillkürlich denkt man an jene Regentſchaft des Herzogs von Orleans zurück, wo Frankreich die Elemente der künftigen Revolution zu nähren begann, wo alle Verhältniſſe der Sitte und Ueberlieferung in Fäulniß geriethen und Tugend und Laſter im frivolen Spiele durch-

einander gemürfelt wurden. Dem Regenten gegenüber wird die Mutter als Vormünderin stehen: neben dieser und ihr vielleicht gegenüber die vormundschaftlichen Beistände. Da unter diesen Verhältnissen es überall scheinen wird, als fehlte die höchste Instanz, so kann es nicht ausbleiben, daß sich die Parteien für berechtigter als je halten. Die Kammern werden über die Befugnisse ihrer Controle, über ihre Initiative eifersüchtiger als je wachen. Man ist im Stande, einen Nationalrath vorzuschlagen. Man setzt den Wahlcensus herab, um Repräsentationen aus andern, als den bisherigen Elementen zu gewinnen. Wer kann es den Cabinetten verdenken, daß sie sich durch diese Calamität mit der Dynastie Orleans auf einen bedenklichen Fuß gesetzt fühlen? Wer kann es unternehmen, für Frankreichs nächste Zukunft gutzusagen?

Ein Freund, der meine Briefe aus Paris entstehen sah, drückte mir beim Tode des Herzogs von Orleans sein Bedauern aus, wie sich nun wahrscheinlich der größte Theil der Voraussetzungen meines Buches verändert haben würde. Ich sage, nichts hat sich verändert. Ich sage, Frankreich ist über die gestörte Thronfolge des Hauses Orleans erhaben. Ich sage, Frankreich hat die Kraft, sich selbst zu regieren. Es wird keinen Convent, kein Directorium proclamiren, es wird weder die Bourbons, noch die Bonapartes rufen; es würde, wenn das ganze Haus Orleans nicht bestünde, sich einen Herrscher unter den Fürstenstämmen Europas suchen. Die Regentschaft kann allerdings die Veranlassung bittrer Streitigkeiten werden, der Herzog von Nemours wird allerdings sorgsam achten müssen, welcher von den Parteien, welchem von den ehrgeizigen Staatsmännern er sich in die Arme wirft. Aber daß irgend einer dieser Staatsmänner den Willen,

irgend eine dieſer Parteien die Kraft haben wird, über die Regentſchaft hinaus die Krone ſelbſt anzutaſten, ſcheint mir eine chimäriſche Annahme zu ſein.

Allerdings iſt den Miniſterialcombinationen ein neues Feld geöffnet. Guizot's Stellung ſcheint mir unter den jetzigen Umſtänden bedenklich zu werden. Guizot iſt der Mann einer friedlichen Epoche; er wird ſich immer auszuzeichnen wiſſen, wenn es ſich um die Geſtaltung eines gegebenen Stoffes handelt, um die Bildung und Befeſtigung gegebener Verhältniſſe. Hingeſtellt an die Spitze einer charakterloſen Epoche, wird er dieſer Epoche einen Charakter zu geben wiſſen. Er wird aus einer gegebenen Zeit leicht die guten und ſchlechten Beſtandtheile ſondern, aber die Zeit muß eine ihm ſicher vorliegende, eine beſtimmt ausgeſprochene ſein. Der gegenwärtige Augenblick iſt dies nicht. Wenn auch unſrer Ueberzeugung nach Nichts in Frage geſtellt iſt, ſo ſcheint es doch, als könnte Alles in Frage geſtellt werden. Man hat Urſache für einige der conſervativen Thatſachen Frankreichs zu fürchten. Man hat das beſtimmt ausgeſprochene Gefühl, daß ſich für Frankreich etwas Neues, unter dieſen Umſtänden noch nie Dageweſenes ereignet hat. Das iſt keine jener Epochen, für welche Guizot ausreicht. Mitten in eine Unruhe der Gemüther, mitten in Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen, mitten in Zeiten, wo ſelbſt die Beſten, die Friedlichſten ſich einer gewiſſen Spannung und Neugier auf das Kommende nicht erwehren können, mitten auf ein ſolches Terrain darf man Guizot nicht ſtellen. Die Beharrlichkeit dieſes Staatsmannes, ſeine Conſequenz, ſeine Abneigung gegen alles geräuſchvolle Regieren wird den Franzoſen in einem Augenblicke hinderlich ſcheinen, wo ſich in der That etwas Neues begeben hat, wo

ſelbſt der gemäßigt Geſinnte, weil er einmal Franzoſe iſt, mit leicht entzündlicher Phantaſie ſich auf einen Umſchwung der öffentlichen Dinge rüſtet. Es iſt nicht damit geſagt, daß wirklich für Frankreich etwas Neues angebrochen iſt, noch weniger, daß Guizot dieſer Neuerung nicht gewachſen wäre, oder daß ſie mit ſeinen Prinzipien in einen offenbaren Widerſpruch treten müßte; es handelt ſich hier nur um die ephemeriſchen kleinen Aenderungen des Standes der Dinge, um die Curioſität der gegenwärtigen Sachlage. Trifft die nächſte Zukunft auf Schwierigkeiten, löſt ſich das neue Verhältniß nicht nach dem Wunſch der Betheiligten, oder auch wirft es der blos zuſchauenden Neugier der Maſſe nicht genug Unterhaltungsſtoff ab, ſo kann es nicht fehlen, daß davon die Schuld auf Niemanden anders, als Guizot fällt.

Unter dieſen Verhältniſſen ſind die Ausſichten für Thiers wieder günſtiger geworden. Thiers war bei dem Tode des Herzogs abweſend in der Provinz. Auf die erſte Nachricht kam er ſchleunigſt herbei und verſtand, ſich in der erſten Verwirrung wieder nothwendiger, denn je zu machen. Thiers hatte zwar an dem Kronprinzen eine Zukunft, wenigſtens den Glauben, den Credit einer ſolchen, verloren, aber eine Frage wie die Regentſchaft konnte nicht ohne Vortheile für ihn ſein. Wir ſehen ihn zuvörderſt als den Vertheidiger der weiblichen Regentſchaft. Es war eine Sache der Courtoiſie, daß er ſich für die Wittwe ſeines Protectors, eine Sache der Politik, daß er ſich für eine Frau entſchied. Später hat ihn Ludwig Philipp für die Regentſchaft des Herzogs von Nemours gewonnen. Der König mußte ſich ihm für den Beiſtand, den ſeine Partei in der Kammer zu leiſten verſprach, wieder verpflichteter, denn je fühlen.

Thiers hat vor Guizot das Vorurtheil voraus, daß er mit dem Regieren behender umſpringen kann. Thiers iſt mit einem Geſetze bald fertig. Er adminiſtrirt in Bauſch und Bogen und faßt die Gelegenheit kurz beim Kragen. In Augenblicken, wo die Franzoſen auf etwas Neues geſpannt ſind, werden ſie Thiers für einen größern Erfinder halten, als Guizot. Bei allem Jungen, Neuen, Nochnichtdageweſenen hat Thiers den Vortheil, daß man an die Jugend und die Repräſentanten der Neuerung denken wird. Die neue Lage hat ihre unausbleiblichen Schwierigkeiten; dieſe ſind nicht gewaltig genug, um irgend etwas Weſentliches in Frankreich zu ändern, aber ein Cabinet dürfte wohl eines ihrer unweſentlichſten Opfer zu werden.

Der europäiſche Friede kann ſogar von der Regentſchaft einen großen Vortheil ziehen. Es begibt ſich gegenwärtig in Europa Etwas, das man ſeiner tiefern Bedeutung nach, ſo auffallend die Erſcheinung iſt, noch nicht gewürdigt hat. In England herrſcht eine Königin, in Portugal eine Königin, in Spanien unter Regentſchaft ein Kind, in Griechenland ein naturaliſirter Fremdling, in Belgien ein Fremdling. Wie kommt es nun, daß Europa, trotz dieſer ſchwachen Hände, in die einige ſeiner Zügel gegeben ſind, ſich doch immer mehr in ſich ſelbſt befriedigt? Statt über dieſe ſchwache Vertretung der monarchiſchen Ordnung Beſorgniſſe zu hegen, ſollte man im Gegentheil erſtaunen, wie tief denn doch in unſerm modernen Staatsleben das Bedürfniß geregelter Einheit und die Achtung vor der hiſtoriſchen Ueberlieferung eingewurzelt iſt. Es ſind in der That nicht mehr die Perſonen, die die Staaten regieren, ſondern die Begriffe. Es iſt die Scheu vor dem factiſch Gegebenen ſowohl, wie die Abhängigkeit von einer ins innerſte Völkerleben ſchon übergegange-

nen theoretiſchen Nothwendigkeit, daß ſich Throne erhalten können, die nicht naturwüchſig, Scepter, die in den Händen von Kindern und Frauen ſind. Wenn ſich nun auch Frankreich unter die Herrſchaft eines Kindes begeben wird, und dies, wenn nicht alle Anzeichen trügen, geſchehen dürfte in Ruhe und Ordnung, ſo find' ich, daß ſich das monarchiſche Prinzip über die Fortſchritte, die es ſeit fünfzig Jahren wieder gemacht, Glück wünſchen darf.

Von allen Seiten muß man jetzt hören, daß die phyſiſchen Intereſſen die Welt regieren. Wo man hinblickt, ſchaaren ſich die Völker um Fragen des Handels und der Induſtrie. Von unten herauf, wo der Communismus über eine gleiche Vertheilung der Lebensgüter grübelt, bis hinauf zu dem Finanzier, der über Zollſyſteme und Anleihe-Operationen nachdenkt, findet man unſer Zeitalter beherrſcht nur von dem einen Gedanken der materiellen Exiſtenz. Auch in Frankreich ſteht dieſe Richtung gegen alle übrigen Tendenzen bei Weitem im Vordergrunde. Iſt ſie eine gefährliche für die Moral, iſt ſie eine vortheilhafte für die bürgerliche Freiheit, die Entſcheidung mag dahinſtehen. Sie beherrſcht die Gemüther, das iſt erwieſen. Sie hat die politiſchen Geſichtspunkte verrückt, die alten Schlagwörter der Politik antiquirt, ſie hat die Leidenſchaft des Ehrgeizes und die Sucht nach politiſchen Theorieen in das Bette des induſtriellen Egoismus gelenkt. Die Richtung iſt einmal da und ſie wird ſich auch für Frankreich bewähren.

Seitdem die Völker Europas angefangen haben, ſich mit geſchriebenen Verfaſſungen zu beſchwichtigen, haben die Gefahren für die Ruhe und den Beſtand der Staaten abgenommen. Die beſte Politik hat ſich in den conſtitutionellen Staaten nachgerade als die herausgeſtellt, treu dem gegebe-

en Worte zu handeln, die Heiligkeit des Vertrags zu ehren und unverkümmert Jedem den Vollgenuß jener Rechte zu laſſen, die ihm in den Paragraphen des Staatsgrundgeſetzes zugeſichert ſind. Die Kammern Ausdruck des Volkswillens. Die Miniſter die Beamten der Kammern. Die Krone ſchwebend über dem Ganzen als moraliſche Garantie des Geſetzes, der Ordnung, der Gnade. Mit dieſen Prinzipien hat ſich England erhalten unter Königen, die wahnſinnig waren; mit dieſen Prinzipien erhält es ſich unter Frauen und würde es ſich erhalten auch unter Kindern. Frankreich iſt allerdings ein zäherer Stoff als England. Aber Frankreich hat wie England, wie alle Völker, ſeine Revolutionen auch deßhalb gehabt, um ihrer künftig überhoben zu ſein. Es hat ſeit 1815 in der Ausbildung des conſtitutionellen Lebens Fortſchritte gemacht und hat ſeit 1830 auch gelernt, ſogar die Repriſtinationen der Umwälzung zu überwinden. Wenn es jetzt ſeine hohe Aufgabe, auch unter einer Regentſchaft ſich als ein geordneter Staatskörper zu erhalten, durchführt, dann hat es dem conſtitutionellen Prinzip einen Sieg erfochten, für welchen ihm Europa ewig verpflichtet ſein wird.

Freunde jener intriguanten Publiziſtik, die nur aus den Trübſalen, Wirriſſen und Unglücksfällen der Völker ihre Rechnung ziehen, werden nicht begreifen, welches Intereſſe ein Menſchenfreund haben kann, ſo vertrauensvoll auf Frankreichs nächſte Zukunft zu blicken. Es iſt dies ein Intereſſe, welches jene Gattung von Publiziſten nie verſtehen wird, das Intereſſe der Humanität. Jedem hingebenden, an die große Aufgabe der Menſchheit glaubenden Gemüthe iſt es Bedürfniß, ſich von der Zukunft Friedliches zu verſprechen. Es war der Zweck meines Buches über Paris, nicht etwa eine An-

hänglichkeit an Frankreich zu verbreiten oder irgend einer unſrer Nationalgefühle etwas zu vergeben. Nein, ich will jenen unglückſeligen Irrthümern und den darauf gebaute gefährlichen Maßregeln entgegenarbeiten, durch welche ma Frankreich iſolirt. Räumt man ein, daß Frankreich dur eine Regentſchaft wieder an den Krater einer Revolution g rückt iſt, ſo ſetzt man aufs Neue die Reaktion in Rechte ei die auch für uns, die Nichtbetheiligten, von den drückendſt Folgen ſein würden. Stimmt man in jene maßloſe Uebe treibung der Gefahren, die uns noch von Frankreich droh ſollen, mit ein, ſo arbeiten wir nur jener mißtrauiſche verfolgungsſüchtigen Politik in die Hände, die ſeit 1817 m zu nachtheilig auf die Entwickelung des europäiſchen Völke wohles und den Beſtand der Völkerfreiheit eingewirkt hat.

Eine Regentſchaft wird allerdings dem politiſchen Leb Frankreichs einen veränderten Charakter geben. Aber auch dies neue Schauſpiel werden die Cabinette ſich bald gewöhne Wer Frankreich unbefangen beurtheilt, muß ſich geſtehen, d der Stoff, aus dem es ſeine gegenwärtige Geſchichte bild kein zufälliger iſt. Und dieſer Stoff, dies politiſche Materi Frankreichs iſt vor und nach dem Tode des Herzogs von O leans ſich gleich geblieben. Was in Frankreich ſchwankt, w unter dem Regenten ſo gut ſchwanken, wie es unter de Herzog von Orleans geſchwankt haben würde. Was ſteh wird ſtehen unter Jenem, wie es geſtanden hätte unter D ſem. Es liegt darin ein großer Troſt und eine große B ruhigung für die Menſchheit. Wer möchte nicht für Zeiten ſprechen, wo man die wahren Helden der Geſchic nicht mit Lorbeern ehren wird, ſondern mit Palmen!

# Pariſer Eindrücke.

## 1846.

Den Verſuch eines vollſtändigen Gemäldes von Paris, wie vor vier Jahren, wollte der Verfaſſer nicht wiederholen. Denn auch zu wenig hat ſich ſeitdem verändert. Er gibt hier nur Randbemerkungen, die ihm bei der Durchſicht des früheren Textes unerläßlich ſchienen. Sie berichtigen, ſie erläutern, ſie bringen hie und da Neues zur Beſtätigung einer alten Behauptung, die Manchem vielleicht bedenklich erſchienen war. Mögen ſie dazu beitragen, vor Paris die allzugroße Anbetung, noch mehr aber die allzugroße Furcht zu mildern!

---

[S. 34.] Den 4. März 1846 kam ich in Paris zum zweiten Male an. Es war bei Nacht. Der Weg hatte durch Rheinbayern, Lothringen und die Champagne geführt, bei düſtrem Wetter, drückender Sonnenſchwüle, unzeitigen Gewittern und warmem, der Jahreszeit vorangeeilten Mairegen. Paris um drei Uhr in der Nacht macht einen geheimnißvollen, an die Myſtères erinnernden Eindruck. Man glaubt, daß um dieſe Zeit nur Diebe wachen können und doch ſieht man in den öden, ausgeſtorbenen Straßen mit den himmelhohen Häuſern und ihren telegraphenartigen Schornſteinen, in dieſen Räumen, die am Tage ein ſo grelles, tobendes

Leben erfüllt, manches lebendige Athmen in der Nacht an uns vorüberhuschen. Paris am Morgen, Mittag, Abend und bei Nacht iſt oft geſchildert worden; aber Paris um drei Uhr Morgens, wo ſelbſt die Autoren, die dieſe Schilderungen gaben, endlich eingeſchlafen ſind, dies Paris böte Stoff zu einem eignen Bilde. Tortillard, den Hinkefuß aus den Champs elysées, glaubt' ich mit einer Laterne durch die finſteren Straßen hinter mir her hinken zu ſehen. Auch eine sage femme huſchte mit ihrem Menſchheitsvermehrungserleichterungsapparat über die Place des Victoires und rief einen der ſchlummernden Fiakers an, die in Paris zu jeder Stunde der Nacht anzutreffen ſind und ſich deshalb ablöſen. Der erſte Schlummer in der Rue des Filles St. Thomas war erquickend.

[S. 40.] Wie nach den ſonnenhellen Frühlingstagen, die ſchon im Palais Royal das zarte Laub hervortrieben, ein [illegible] in den Straßen anfingen und [illegible] ſtanden eine heiſre ver- [illegible] als rührenden

[illegible]

ſem Regen, dieſem Blitz und Donner und dem plötzlich ver- ſtummenden Polenliede denken vielleicht — dachte ich — manche meiner Nachbarn in der ſtillen Cité Bergère an eine naßgewordene Sammtecharpe oder an den Kaiſer Nikolaus, oder an den Polizeirath Duncker, oder an die deutſchen Zei-

tungen oder an den Fürſten Metternich und das polniſche Kopfgeld oder auch nur an einen verdorbenen Firnißſtiefel — meine Wirthin aber und ein paar bei einem Blitz, der in der Nähe wirklich einſchlug, aufkreiſchende weibliche Gemüther dachten ohne Zweifel an Gott. Gott in Paris, Gott in Frankreich, ſpann ich weiter und überlegte, wie ſonderbar das iſt, eben aus Deutſchland kommen, wo grade jetzt über den lieben Gott und ſeine Offenbarungen und ſeine Symbole und ſeine Stellvertreter Alles in Aufregung iſt, und hier nun wieder in andrer Sprache, in andern Regungen des Herzens, in andern Auffaſſungen der Vernunft daſſelbe große, allwaltende, allumfaſſende Weſen angerufen!... Oder wie deut' ich mir die Bleiſtiftſtriche in meinem Tagebuch, die da lauten: „Ein furchtbares Naturphänomen ruft dieſelben Empfindungen hervor, da, wo römiſch, deutſchkatholiſch, lutheriſch und lichtfreundlich gebetet wird. Sind ſolche Empfindungen nun nicht die ächte Religion und alles Uebrige reiner Un— ". Was ich hier geſchrieben hatte, iſt unleſerlich, aber das weiß ich, daß ich dachte: die Damen, die da eben ſchrieen: Mon Dieu! Mon Dieu! ahnen gar nicht, daß nach der Art, wie in Deutſchland über Gott geſtritten wird, keine Parthei ihnen [illegible] würde, daß dies derſelbe liebe Gott ſein könne, [illegible] des Zollvereins nunmehr ſo viel gemodelt und [illegible] wird.

Indeſſen: Das Unwetter hatte ſich verzogen, mein Satz ſtand feſt, daß es keine andere Religion zu geben brauche, als Die: Bei einem Schmerz, bei einem Unglück, bei innerer Verzweiflung, bei einem Gewitter der Natur oder der Seele ſeelentief auszurufen: O Gott! O Gott! Oder: Mon Dieu! Mon Dieu! Oder: Allah Il Allah! So wurde wieder

blau am Himmel, das Fenster wurde gelüftet, die reine Atmosphäre geathmet, vermischt mit der dumpfen Kaminwärme — da sammelte ich die ersten Theater-, Journal-, Bücher- und politischen Eindrücke und schrieb folgende Hieroglyphen:

„Geist — consumirt — Zusammenstrom — Vergleich mit Berlin —, mehr Stoff — keine Anwendung."

Dieses aus dem Egyptischen in censurgemäßes Deutsch übersetzt, sollte wahrscheinlich soviel sagen, als: Welches summende Gewühl! Welches Regen und Weben der Talente! Wir müssen sie schaffen, arbeiten, um diese große Stadt und mit ihr ganz Frankreich und vielleicht die Welt zu unterhalten! Ich sehe im Theater ein leichtes, vergängliches Stückchen. Rötscher würde es verurtheilen und es für ein Hinderniß der Anerkennung Shakspeares halten und doch ist das Ding allerliebst „gemacht" und ich kenne hundert Professoren, die das Dinglein nicht „machen" könnten. In den Journalen — wie viel Geist wird consumirt! Wie graziös, wie witzig sind die unscheinbarsten Stoffe behandelt! Wie schalkhaft diese kleinen Artikel in dem vergänglichsten aller Pariser Journale, dem Entreakte! Kurz, es gehören gewaltige geistige Anstrengungen dazu, nur die gewöhnlichste Pariser Tagesordnung herzustellen. In Deutschland sind wir nun unstreitig viel tiefer. Man halte diese Bemerkung nicht für Ironie. Nein, nein, wir sind in allem Ernst viel gründlicher, viel ideenreicher, viel poetischer sogar. Aber was kommt davon zum Vorschein? Berlin's Elemente sind unstreitig sehr reich, sehr kraftvoll. Aber wo ist ihre Anwendung, ihre Einigung, ihre Benutzung? Wo kann dort ein Talent seine volle Entfaltung, seine reifende Vollendung finden? Wo hat der König, wo hat die Regierung, wo

hat der unternehmende Sinn einzelner Personen dort etwas geschaffen, das der vorhandenen Kräfte sich bemächtigte und wirklich Berlin zur Metropole des deutschen Geschmackes, der deutschen Bildung machte? Der König hat es eine Weile gewollt, er hat die Maxime seines Vaters und des Ministers von Rochow, die da lautete: Wir wünschen nicht, daß von Berlin etwas ausgeht, zu seiner und seines Landes Ehre verlassen, aber noch sieht man dort nur zersetzende, hemmende, isolirende Thatsachen, keine bindenden und wenig organisch gestaltende. Wäre der Sinn für eine Benutzung der vorhandenen Elemente da, würde z. B. die Vossische Zeitung, bei aller Achtung vor ihrem guten Willen sei das gesagt, so bleiben können, wie sie ist? Würde nicht Berlin die Freiheit haben müssen, eine Zeitung von der Originalität, wie die Augsburger Allgemeine, aus Privatmitteln erstehen zu sehen? Was erblickt man? Ueberall Regierungszügel, die verhindern, verbieten, unmöglich machen. Ist eine literarische Zeitschrift in Berlin entstanden, die das wissenschaftliche und ästhetische Bewußtsein der dort vorhandenen geistigen Elemente zur Anschauung brächte? Im Gegentheil. Der Minister Eichhorn verbietet Professoren, die Aehnliches bezweckten, jeden derartigen Versuch. Das ist kleinlich, unbedeutend, mittelstaatisch, erschlaffend. Man verstehe diese Anklage recht! Ich will den Ministern und dem Könige das Recht nicht streitig machen, die Ansichten, die ihnen mißfallen, zu verfolgen: mögen sie ihre Ueberzeugungen haben, wie sie die englischen Minister haben, wie sie Louis Philippe hat. Edgar Quinet und Michelet finden keinen Vorschub bei der gegenwärtigen Regierung, sie setzen sich der Gefahr aus, ihre Lehrstühle zu verlieren; aber wollten sie

in Zeitschriften ihre Ansichten aussprechen oder einen Sammelplatz für alle die Talente gründen, die nicht das Glück haben, als Regierungsräthe mit 3000 Thalern Gehalt auf ihren bis zum 27. Juli 1830 erworbenen Lorbeern auszuruhen, welche Macht der Welt könnte sie in Frankreich daran hindern? Paris consumirt erstaunlich viel Geist und hat organische Verdauungswerkzeuge dafür. Wir haben auch den Geist, aber keine solche Verdauungsmöglichkeit und daher leiden wir an einer fortwährenden Congestion des Blutes nach dem Kopf, an einem Uebermaaß der geistigen Produktion gegen die geringe in Lebensstoff übergehende Consumtion, an einer im gesellschaftlichen Körper herumfahrenden Masse unverdauter Geistesstoffe, die statt uns zu nähren nur verderben und mehr Unheil, als Segen verbreiten. Es will Einer in Berlin eine neue Zeitschrift begründen. Abgeschlagen. Er will eine politische Zeitung stiften. Abgeschlagen. Ein neues Theater, so dringend nothwendig für Berlins Sittlichkeit und den in Deutschland erwachten größern Aufschwung der dramatischen Literatur, in Antrag gebracht. Abgeschlagen. Ist das nun das Wesen des monarchischen Staates überhaupt oder die weise Fürsorge einer Patrimonialpolitik, die uns wie Kindern gibt und versagt, was ihr gut scheint, oder was ist es? In Paris sind 22 Theater. Sie sind täglich gefüllt, sie beschäftigen auf harmlose Art das Volk, das durch die Bühne vom Besuch schlechter Zerstreuungsörter und von sittenverderbendem Umgang abgelenkt wird. Hundertfünfzig Autoren arbeiten für diese Bühnen und haben ein „Bett für ihren Strom". Alexander Dumas wünscht endlich noch ein dreiundzwanzigstes zu errichten. Man bewilligt es ihm, les' ich heute. Ein Sohn des Königs, der Herzog

von Monpenſier, gibt ſeinen Namen zum Schutz deſſelben her. Man bewilligt das demſelben Alexander Dumas, der in ſeinen Briefen an den königlichen Intendanten der Schauſpiele öffentlich vor zwei Jahren gerügt hat, daß die Bühne und moderne Literatur überhaupt unter der Gleichgültigkeit des Königs für alle geiſtigen Aufgaben litte. Man bewilligt dennoch. Und bei uns? Daß wir in Berlin ein drittes Theater, ein Theater des freien produktiven Wetteifers nöthig haben, ein Theater, wie das Odéon in Paris, ſteht feſt, iſt unläugbar, und mag es hundertmal von Herrn Tieck oder von den Generalſuperintendenten oder Conſiſtorialräthen, die in Deutſchland hie und da mehr Regierungseinfluß haben, als der einfache ruhige Blick des Beobachters, in Abrede geſtellt werden. Was geſchähe, wenn z. B. einer unſerer jüngern dramatiſchen Autoren, der ſeinen Beruf für die deutſche Bühne ſo gut zu haben glaubt, wie Alexander Dümas für die franzöſiſche, und dieſen Beruf bewieſen hätte, in Berlin um die Bewilligung eines neuen Theaters einkäme? Abgeſchlagen! Möglich, daß der Weltgeiſt bei dieſem vaterländiſchen Syſteme ſeine Hand im Spiel hat. Möglich, daß es der Wille der Götter iſt, Deutſchlands geiſtige und produktive Kräfte nur zu den Journaldebatten zu benutzen. Möglich, daß die Aufregung der Gemüther dadurch lebhafter unterhalten wird, wenn der Autor, der in Berlin ſeine Anlehnung nicht findet, ſeine Feder den in Hamburg, Mannheim und Zürich erſcheinenden Zeitungen widmet; möglich, daß es beſſer für die politiſche Frage Deutſchlands iſt, wenn die Autoren, ermüdet von den Schwierigkeiten, ein Drama den Hoftheater-Rückſichten bequem zu machen, lieber über Politik ſchreiben. Möglich, daß mir die freiſinnige Partei den Vor-

wurf macht, ich gäbe den Regierungen ein machiavelliſtiſches Mittel an die Hand, Deutſchlands Aufregung zu beſchwichtigen; aber beruhigt Euch! Lieber geben unſre Fürſten mittelalterliche Verfaſſungen mit Reichsſtänden in Sammetröcken und mit güldenen Kettlein, als daß ſie das große Reſultat der franzöſiſchen Revolution ausſprächen: Individuelle Freiheit und Garantie der Menſchenrechte für Jedermann!

[S. 45.] Bedeutender als Guyon iſt Joanny, früherer Rival von Talma, der in den Horaziern von Cid zum letzten Male auftrat, um ſich ins Privatleben zurückzuziehen. Dieſer greiſe Schauſpieler trug den alten Horace mit einer Friſche und biedern Natürlichkeit vor, wie ſie höchſtwahrſcheinlich auch das Kennzeichen unſrer alten Schauſpieler Eckhof, Brockmann u. ſ. w. geweſen iſt. Rührend war der Abſchied des alten Mimen. Wo in Deutſchland ein Feſtſpiel, eine Bekränzung, eine Anrede der Collegen, ein zwölfmaliger Hervorruf ſtattgefunden hätte, genügte hier noch mehr als zwanzigjährigem Wirken ein einziger Hervorruf, ein mäßig ſtarkes Bravo der Claque und eine ſtumme, aber ausdrucksvolle ſchmerzliche Verbeugung des alten Mannes. Die deutſchen Schauſpieler haben unſtreitig oft ein viel glücklicheres, ein beneidenswerthes Loos gegen die franzöſiſchen.

[S. 47.] Da ich bekennen muß, daß ich von meinem frühern ungünſtigen Urtheil über Dem. Rachel zurückgekommen bin, geb ich hier wieder, was ich nach ihrer Darſtellung der Jeanne d'Arc niederſchreiben mußte:

Alle unſere erſten Heldinnen und Liebhaberinnen, wie ſie nur im Wolff'ſchen Theater-Almanach verzeichnet ſtehen, würden mir geſtern mit Vergnügen in einen armen Weinſchank der Rue du Rempart gefolgt ſein, wo unter mephitiſcher

Ausdünstungen auf einem klebrigen zinnernen Ladentiſche, bei düſterm Sparlichte von Billetmaklern noch einige wenige Einlaßkarten zum Theatre Français ausgeboten wurden. Die Rachel zum erſten Male als Jungfrau von Orleans! In einer Rolle, die ſo ausſchließlich ein Privilegium der deutſchen Schauſpielerinnen geworden iſt! Mit Jeanne d'Arc betreten unſere jungen Heldinnen zum erſten Male die Bretter. „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften!" Wie ſüß klingt das im Ohre aller der jungen Muſenprieſterinnen, welche die erſte Lampenweihe empfangen wollen! „Mein iſt der Helm, und mir gehört er zu!" rufen ſie zwanzig Jahre ihrem kleinen Hoftheaterpublikum entgegen; und endlich, wenn denn doch der gelbe Bruſtharniſch mit dem Embonpoint nicht mitwachſen will und die Intendanz für Schiller keinen neuen Ringelpanzer auf den Etat bringen darf, treten ſie zum letzten Male als Jungfrau von Orleans auf und verſtehen ſich zu der Erklärung, die eine nach dieſer Rolle einmal hervorgerufene Schauſpielerin mit einem verſchämten Knix in dieſen Worten abgab: „Hochverehrtes Publikum! Jungfrau — geweſen!"

„Wie hat die Rachel die Jungfrau von Orleans geſpielt," wird man fragen vom Burgtheater herab bis zum Reiſewitzer Volkstheater bei Dresden. War ſie größer als die Bethmann, die Crelinger, die Hagn in dieſer Rolle? Wie ſaß ſie unterm Drudenbaume, wie ſprach ſie die Rede vor Karl dem Siebenten, wie klingt das „bei Vaucouleurs zwei Fähnlein aufgebracht" und das majeſtätiſche: „dann ſoll kein engelländiſch Roß mehr aus den Fluten der prächtigſtrömenden Loire trinken!" im Munde einer Schauſpielerin, die weder Rötſcher'n geleſen hat, noch auf die leipziger „Theater-Locomo-

tive" abonnirt ist? Mir selbst kam auf meinem glücklich erobertem Sperrsitze ein banger Schauer an. Die Jungfrau von Orleans, im berliner Opernhause, war mein erster Theatereindruck aus dem Knabenalter. Wie ich hier in Paris so in dem überfüllten glänzenden Saale, unter geschmückter Toiletten-Garnirung der Balcons und Logen, unter den blasirten Montags-Feuilletonisten der Journale saß, gedachte ich des Doctor Faust und des baierischen Hiesels, denn diese Lieblingsstücke der mit Leidenschaft besuchten berliner Puppenspiel-Theater hatte die Jungfrau von Orleans, das erste menschliche von „lebendigen Figuren" gespielte Stück, auf ewig aus meinen Sympathieen verbannt. Ich gedachte jenes wonnevollen Grauens, als ich zum ersten Male einen „wirklichen" Vorhang aufgehen sah; wie Thibaut d'Arc sich über seine Tochter beklagte und diese selbst, damals von der schönen, stattlichen Mad. Unzelmann gespielt, die Hand des Freiers Raimbaut ausschlug; wie dann mit Blech geklappert wurde und Ritter auftraten, die, wie der Bastard von Orleans, ganz von Messing schienen. Himmel, wenn dieser Dunois-Rebenstein rief: „Das Palladium ist entwendet, führt alle Völker ins Gefecht! Frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich wendet!" wenn es in Rheims donnerte und den ganzen Krönungszug auseinander stiebte, wenn der alte Thibaut fluchte, dann wieder der schwarze Ritter aus der Erde tauchte, oder der Köhler im Walde die irrende Heldenjungfrau aufnahm, oder wie sie die Fesseln sprengte und sich von einem wachestehenden Soldaten die ganze Schlacht erzählen ließ, die nach meinen Begriffen wirklich hinten aufgeführt wurde — ach, das alles stand lebhaft vor meinen Augen, und der holde Dämon der Jugend und des Vaterlandes flüsterte mir zu:

Laß die Franzoſen hier um dich toben um ihre Jeanne d'Arc; die Jungfrau von Orleans gehört uns Deutſchen, und Mad. Unzelmann, jetzige Mad. Werner, war doch größer, als dieſe Rachel Felix ſein wird!

Der Vorhang ging auf. Sie ſitzt da — Applaus — alle Lorgnetten auf ſie gerichtet: aber, ach! nicht unter dem Drudenbaume, nicht im beſcheidenen Hirtenkleide, ſtarr das Auge empor gerichtet in die wunderbar flüſternden Zweige. Nein, dieſe Jeanne d'Arc hat ſchon geendet, ſie iſt ſchon gefangen von dem Nachfolger des „mit der Dummheit vergebens kämpfenden" ſpleenbehafteten Engliſhman Talbot. Zwar wußte ich, daß die heut aufzuführende Jeanne d'Arc nicht die Schiller'ſche war, ſondern eine ſchon am 14. März 1825 zum erſten Male gegebene und für die Rachel nur von den Todten erweckte Tragödie von dem verſtorbenen Akademiker Alexander Soumet; allein ich wußte auch, daß ſich von jeher weder die Dramatiker der Boulevards, noch die Akademiker des Quai Conti ein Gewiſſen daraus gemacht haben, fremdes Gut für eigene Waare auszugeben. Unläugbar hat auch Soumet Schiller's Trauerſpiel geleſen und die überwältigende Macht einzelner lyriſcher Stellen deſſelben herausgefunden. Sie ſind benutzt worden. Die franzöſiſche Jeanne d'Arc ſtirbt auf dem Scheiterhaufen mit denſelben Worten wie die deutſche unter Blumen, Fahnen und Engelsglorien. Allein im Uebrigen iſt der Verlauf der Handlung völlig ein anderer und erinnert eher an Schiller's Maria Stuart, als an die Jungfrau von Orleans.

Es iſt wahr, der große Schiller hat Größeres geſchaffen, als ſeine Jungfrau von Orleans, deren Bühnenwirkſamkeit größtentheils auf unerlaubte, jedenfalls zweideutige Effecte

und Hülfsmittel begründet iſt. Der lyriſche gereimte Vers
begleitet von Muſik, der Scenenpomp, die unhiſtoriſch ver
flimmernde und verſchwimmende Schlußtransfiguration, die
alles iſt eben ſo opernhaft und etwas oberflächlich, als di
Charakteriſtik und der Fortſchritt der Handlung viel zu wün
ſchen übrig läßt. Wäre man bei Schiller nicht eine erha
ben-bequeme und ſehr gründlich ausgeführte Motivirung ge
wohnt, man würde ſich über die ſo ſkizzenhafte Haltung de
Königs, der Agnes Sorel, des Herzogs von Burgund un
beſonders über die Königin Iſabeau nicht beklagen dürfe
dieſe Iſabeau, die denn doch mit ihrem Dolch im Gürtel un
mit ihren grimmigen Drohungen und Augenverdrehungen ei
wenig gar burlesk über die Bühne fährt. Allein dieſes fran
zöſiſche Product iſt eine klägliche Schularbeit. Gegen d
froſtige Nachahmung Alfieri's wäre nichts zu ſagen, wen
der Verfaſſer nur einen Plan, eine Idee von einer Handlun
gehabt hätte. Seine Jeanne d'Arc iſt gefangen, man wi
ſie verbrennen, ſie reflectirt über ihre vergangene Heldenlau
bahn, ſie findet einen Geiſtlichen, Adhemar, der ihr ſo vie
Tröſtungen für diesſeits und jenſeits ſagt, der engliſche Ric
ter zeigt ſich brutal wie Hudſon Lowe, Bedford zankt ſich m
ſeinem Bundesgenoſſen Burgund, Johannens Vater erſchei
mit ſeinen beiden andern Töchtern, weint und jammert, d
Schweſtern weinen und jammern, der Vater hat ein Zeu
niß wider Johannen ausgeſagt, will dies zurücknehmen, e
Zeugniß, das, völlig unklar und räthſelhaft, durch nich
deutlich genacht wird, Johanne bewegt Burgund, ſich wie
mit Karl zu verſöhnen, ſie iſt darüber ſehr glücklich und d
ſteigt in Gegenwart ihres in Verzweiflung jammernden V
ters, ihrer ſchreienden Schweſtern vor unſern Augen d

Scheiterhaufen. Die ganze romantiſche Thatenlaufbahn der Jungfrau muß von der Drei-Einheiten-Tragödie ausgeſchloſſen bleiben. Ein Zweifel des Verſtandes oder ein Irrthum des Herzens beſchleicht dieſe Johanna nicht einmal. Das Myſtiſche, Prophetiſche iſt nirgends mit der am deutſchen Gedichte ſo reizenden Weihe angedeutet. Der Vater iſt ein jammernder alter Narr, dem „Lüge und Wahrheit, wenn ſie nur hilft“ (wie in dem „ſocialen“ Boulevards-Drama), einerlei iſt. Keine Andeutung von ſeinem tiefen Mißtrauen gegen Johanna, nichts von jenem tragiſchen Geſchick bei Schiller, wo die Seherin, nachdem die übrige Welt ſie verläßt, ſogar auch von den Ihrigen verlaſſen wird und an ſich ſelbſt verzweifelt. Mit einem Worte, die Tragödie Soumet's iſt ein todtes Skelett von Phraſen, eine dramatiſirte Aiſſenverhandlung, der man bei der Lecture kaum anſehen wird, wie ſie dennoch auf der Bühne zu einigem Leben, zu einiger Wirkung gelangen kann.

Dieſe Möglichkeit liegt in der Tendenz dieſes Drama's. Der Verfaſſer benutzte die Geſchichte der Jungfrau von Orleans zu einem Gelegenheitsdrama, um den gedrückten Empfindungen Frankreichs während der Reſtaurations-Periode Luft zu machen. Ich will nicht ſagen, daß der Verfaſſer nöthig hatte, durch dieſe beſtimmte, faſt epigrammatiſche Abſicht ſeinem Stoffe Zwang anzulegen. Frankreich, von den Alliirten erobert, war der alten Geſchichte von Karl VII. ziemlich analog. Bedford muß man unbedingt für eine Miſchung von Blücher und Wellington nehmen. Burgund iſt die Emigration, die ſich mit den Feinden des Vaterlandes verbündet. Wenn Burgund von dem Morde ſeines Vaters ſpricht und ſeine Bruſt öffnet, um ein auf dem Herzen von

ihm bewahrtes und in das Blut seines Vaters getauchtes Tuch zu zeigen, wird Jedermann nur an Ludwig XVI. denken. Jeanne d'Arc ist die Hoffnung Frankreichs, repräsentirt weniger durch eine That, wie die des Marschalls Ney, als durch alle die ins Innere der Nation übergegangenen Napoleonischen Erinnerungen und Errungenschaften, denen der letztliche Sieg voraus verkündet wird. In diesem Helldunkel zwischen den Zeiten der Chronik und der Restauration, in dieser Doppelsinnigkeit der historischen Anspielungen liegt allein ein Ersatz für die der Handlung völlig baare Fabel der Tragödie und machte, nachdem vor 21 Jahren die Georges auf dem Odeon die Jeanne d'Arc „creirt" hatte, eine glänzende Wiederaufnahme derselben durch das der Georges bei Weitem überlegene Talent der Rachel um so eher möglich, als die Impopularität der Entente cordiale den auf die Treulosigkeit und den Uebermuth der Engländer bezüglichen Stellen jetzt wieder einen pikanten und enthusiastisch aufgenommenen Tagesreiz verschaffen mußte.

Erwartet nun also auch von der Rachel keine deutsche Johanna! Ihr könnt Euch alle wieder sehen lassen, ihr Johannen von Ilfit bis Saarlouis, von Oedenburg bis Oldenburg! Die französische Johanna sah nie unterm Drudenbaume. Sie hat wohl auch eine Vision gehabt, aber keine magnetisch-mystische. Es kann ihr Beichtvater gewesen sein, wer das zu ihr sprach, was Soumet einen Engel zu ihr sprechen läßt, oder sie darf, wie die rationalistische und sehr ungläubige Rachel Felix auch durchweg andeutete, darunter ihr eigenes Inneres meinen, was sie une voix supérieure nennt. Sie ist eine emancipirte Johanna, eine Jeanne d'Arc, wie eine Mad. Girardin oder sonst eine politische Lö-

min von Paris Jeanne d'arciſirt hätte, wenn es die Umſtände ſo gewollt hätten. Die Jeanne d'Arc der Rachel iſt eine Femme incomprise, oder, da das „ſociale" Genre Mode iſt, ein „Mädchen aus dem Volke", die über das „Elend der Epoche" Thränen vergießt und auf das Journal „L'Atelier" abonnirt iſt. Dieſe Jeanne d'Arc hat mehr Geiſt, als Gemüth, mehr Leidenſchaft, als heilige Wärme der Ueberzeugung. Als „demüthige Magd" würde ſie einem franzöſiſchen Parterre, das ſich denn doch immer ſagen wird, daß die Jeanne d'Arc eine Art Regimentstochter des Mittelalters war, komiſch erſchienen ſein. Guido Görres, der über die Jungfrau von Orleans ein Buch geſchrieben hat, würde die Rachel in dieſer Rolle atheiſtiſch und jungfranzöſiſch finden. Sie würde ihm eher wie eine Georges Sand im Cuiraß, wie eine Bettina mit der Pickelhaube vorgekommen ſein. Den Namen Gottes hatte ſie oft im Munde, aber ganz à la Feuerbach, ſo, als wenn ſie ſich ſelbſt darunter meinte. Wenn ſie von Gott ſprach, lächelte ſie ſo ſicher, ſo unverzagt, ſo beruhigt, als wiſſe ſie ſchon mit dem „alten Herrn", wie Goethe ſagt, fertig zu werden. Dieu, was ſie Dieu nannte, das ſtand jedenfalls unter ihr. Mit Einem Worte, mit dem „heiligen Fläſchchen von Rheims" war dieſe Jeanne d'Arc nicht in Verbindung zu bringen; allein geſtehen darf man darum doch, daß ſie durch dieſen Mangel an Romantik etwas außerordentlich Keckes und Geniales aufſtellte, und wer weiß, ob ſie dadurch nicht die ächte, als vom Teufel beſeſſen verſchrieene Pucelle d'Orleans wurde! Sie war eine recht durchtriebene Verſtandeshexe.

Doch will ich meine deutſchen „erſten Heldinnen und Liebhaberinnen" nicht aus den Augen verlieren und deßhalb auf

die Leiſtung ihrer franzöſiſchen Collegin etwas näher einge-
hen. Die erſte Frage, wenn eine Schauſpielerin eine neue
Rolle bekommt, iſt die: Was ziehe ich an? Damit iſt auch
oft das ganze Studium, die ganze Charakteriſtik erſchöpft.
Der bekannte Künſtler bei Schröder ſagt: Der Geiſt meiner
Rolle iſt die Perrücke! Die Künſtlerin ſagt: Der Geiſt mei-
ner Rolle iſt der Anzug!

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Dem. Rachel die zart
Rückſicht für den Hof der Tuilerien äußern mußte, ſich ſo z
kleiden, wie die verſtorbene Prinzeſſin Marie bekanntlich di
Jeanne d'Arc modellirt hat. Der Bruſtharniſch dieſer kleine
Statuette weicht von den üblichen deutſchen Jungfrau-von
Orleans-Hemden ab. Sie trug kein flimmerndes Ringelketten
hemd, ſondern über einem blauen Kleide einen wirklichen
im Kerker doppelt beſchwerlichen Harniſch, der die ſchönge
wachſene Figur mit dem edlen Haupte gar reizend kleidet
zugleich aber ihre berühmten ſanften Armbewegungen hin
derte. Da die Arme in Gelenkſchilden hingen und ſich bei
Declamiren dieſe immer auf dem Bruſtbleche öffneten, ſo ſa
die Bewegung dieſer Partie zuweilen wie das Oeffnen d
Kiemen eines Fiſches aus und erinnerte lebhaft an eine
nach Luft ſchnappenden Hummer. Wie unweſentlich indeſſe
wenn hier etwas verfehlt war!

Die geiſtige Bedeutung ihrer Leiſtung ſcheint mir vo
franzöſiſchen Standpunkte aus ſehr vollendet zu ſei
Wenn mir vor vier Jahren ihre Ximène im Cid nicht b
hagte und ich den Schluß auf ihre ganze Erſcheinung a
dieſer weichen Rolle, die ſie hart, aus dieſer ſanften Gl
die ſie froſtig wiedergab, vielleicht zu raſch zog, ſo mußte
einer nur verſtandesmäßig gedichteten Jungfrau von Orlea

vollkommen gewachsen sein. Hier erhob sie sich zu einer Kunsthöhe, in welche ihr keine deutsche Schauspielerin nachklimmen würde. Denn was sie gab, war eben das rein national Französische, ein Brillantfeuerwerk der geistreichsten Antithesen und Repliquen, ein beißendes Epigramm nach dem andern. Diese leidenschaftliche und doch kalte Spielweise, dieses Auf- und Abtrotzen der Entgegnungen, dieses Haschen nach maliziösen Lakonismen, die eine große unbekümmerte Seele ausdrücken sollen, dies alles gehört ausschließlich einem Volke an, das die blutigsten Katastrophen erlebt hat und keinen andern Trost in den Schrecken der Revolution sich geben konnte, als den der bewährten Charaktergröße. Die Leiden von 1793, die Zerrüttungen der Familien, die Zuckungen der Angst und des Entsetzens sind in die Gefühls- und Urtheilsweise der Franzosen übergegangen und haben in der Kunst möglich gemacht, daß sie da, wo uns schaudert, entzückt sind. Was uns Impertinenz scheinen will, bewundern sie als Stolz und moralische Größe. Was uns wie rhetorische Backenstreiche vorkommt, die sich die redenden Personen androhen oder wirklich appliciren, das sind ihnen erhebende Thaten, die sie mit stürmendem Beifall aufnehmen. Wir entsetzen uns über diese Kothurngestalten, welche die Miene in die Falten des tödtlichsten Hasses legen und mit einer unbeschreiblichen Kälte sich Malizen sagen können; dem Franzosen aber, der im Vaudeville so gutmüthig lachen und für Jeden sich interessiren kann, ist für die Tragödie diese schnöde Art und Weise unerläßlich. So ist es denn auch die Nationalität, die dem Künstler hier zu Hülfe kommt, eine Nationalität, die leider bei uns durch die patriotische Phrase ersetzt wird. In Paris kann und muß sich der Dar-

ſteller durch den Geiſt ſeines Publikums bilden. Dieſen ſich ſelber aneignend, wird er bedeutender, als oft ſeine urſprüngliche Kraft möglich gemacht haben würde; er wächſt über ſein eignes Maaß hinaus und bildet ſich aus ſeinen Rollen Charaktere, von denen ein Bericht kaum eine deutliche Anſchauung geben kann.

Lehrreich würde für den deutſchen Künſtler, ſo ſonderbar und befremdlich dies ganze Weſen ihm vorkommen müßte, dennoch von ihm immer noch Vieles bleiben. Schon die totale Unfähigkeit der meiſten deutſchen Künſtler (natürlich ſind Ausnahmen zu geſtatten) richtig auf Effekt zu ſprechen, würde hier etwas lernen können. Der Effekt liegt bei uns immer im Hervorheben der Worte, und beim Franzoſen liegt er viel wirkſamer im Fallenlaſſen. Freilich gehört zur Anwendung dieſes rhetoriſchen, oft elektriſch wirkenden Mittels der geläufigſte Vortrag, eine Lebendigkeit der Rede, die nur die Folge einer großen Unabhängigkeit vom Soufflirkaſten ſein kann. Nur da, wo feurig und wie von Natur geſprochen wird, kann das plötzliche Stocken der Rede und Abdämpfen des Vortrags in die tiefere Octave von dieſer gewaltigen Wirkung ſein. Der deutſche Schauſpieler, der zu vielerlei ſpielen muß, um jede Rolle bis auf's Jota zu können, ſchlendert meiſt dem Souffleur nach, pumpt und pumpt mit der Lunge, ſtoppelt die Worte aus dem Gedächtniſſe zuſammen, und wenn der Effekt kommt und er hier endlich ſicher iſt, kommt dieſer ſo grell und mit verdoppelter Abſicht hervor, daß er, wie es in der Theaterſprache heißt, meiſt, vor dem Kenner wenigſtens, „abblitzt". Hätte die Rachel ein umfangreiches, weniger monotones Organ, beſäße ſie eine größere Scala der Stimme und hätte ſie Kraft für die tie-

fen Töne, ſie würde für dieſen Effekt des Fallenlaſſens noch lebhafter wirken.

Als der Vorhang herabgelaſſen war, wurde die Rachel gerufen. In Wien wäre dies an dem einen Abende das zwölfte oder zwanzigſte Mal geweſen, in Paris geſchah es nur Einmal, und dieſe Belohnung war edler, würdiger, voller und reicher, als jene abſcheuliche und ins Kindiſche ausartende Weiſe, wie wir in Deutſchland die Schauſpieler und Sänger zu belohnen pflegen.

Die übrigen Mitſpielenden waren von geringer Bedeutung. Beauvallet ſchrie und gebehrdete ſich wie ein Tobſüchtiger. Die beiden Schweſtern der Johanna waren auch zwei Jüdinnen, Dem. Rebekka und Dem. Worms. Die Jüdinnen ſind hier an allen Theatern en vogue. Seitdem die Rachel ihr Glück gemacht hat, wollen es ihr die Rebekken und Täubchen alle nachmachen; ja, um dem Zauber entgegen zu kommen, ſollen einige Chriſtinnen vorgezogen haben, ſich für Jüdinnen auszugeben — ein Muth, den man in Deutſchland, dem Lande der Taufſcheine, nicht begreifen wird.

Nach dieſer Vorſtellung noch ein Luſtſpiel und ſelbſt ein Molière'ſches anzuſehen, war mir nicht möglich. Das Gefühl, drei Stunden in einer durch und durch dem deutſchen Bewußtſein fremden und doch ſo felſenfeſt auf ſich ſelbſt trotzenden Welt gelebt zu haben, preßte bewältigend die Nerven zuſammen. Still nach Hauſe wandelnd, mußte ich Deutſchlands gedenken, wo ſelbſt die Begriffe vom Schönen und Großen zuſammenhanglos in blauen Lüften ſchweben und bei dem größten Reichthum der Formen, der Gedanken, der poetiſchen Ahnungen, die wir vor Frankreich voraus haben, doch eine Armuth in Allem herrſcht, was den Dichter in den leb-

haftesten, seine Kraft zügelnden und doch stählenden Zusammenhang mit seinem Volke und seinem Zeitalter versetzt.

[S. 63]. Alles, was ich in vorstehendem Briefe über den Genußsuchts-Ursprung des theoretischen Communismus gesagt habe, unterschreib' ich noch heute und komme darauf zurück.

Den Enthusiasmus für die Dejazet hab' ich aber gemildert. Sie ist mir denn doch jetzt so sehr als Matrone erschienen, daß ich kaum begreife, wie ich mich im Palais Royal vor fünf Jahren so begeistert fühlen konnte. Möglich, daß ein fünfaktiges Stück, wie Gentil Bernard, nicht mehr der Rahmen ist, den sie in ihren Jahren und mit ihrem gradezu gesagt unanständigen Hosen-Genre ganz ausfüllen kann. Wie blaß, wie matt, wie schlaff jetzt dieses Spiel! Wie gezogen und eintönig dieser Vortrag! Wie erloschen die Augen! Wie unsicher das Organ durch die wahrscheinlich nicht mehr natürlichen Zähne! Wenn ein Leichnam sich schminkt und in der Gränze seines irdischen Wirkens der Mann Mann, das Weib Weib bleibt, so mag man dabei auch an eine Art galvanisirten Lebens glauben; wenn aber eine solche Abgestorbenheit frivol ist, immer in Beinkleidern herumläuft, immer die Eigenheiten seines Geschlechts verläugnet, so wird der Eindruck ohnehin bei dem schläfrigen Spiele widerwärtig. Die Dejazet scheint an den Varietés mehr zur Curiosität für die Fremden, als für das Pariser Publikum engagirt zu sein.

[S. 66.] Die Musketiere der Königin waren 1846 im Frühling die Zugoper, ohne daß sich ihr Zauber begreifen läßt. Möglich, daß er in der Musquetaires-Mode liegt! Möglich, daß man glaubte, die Anekdote des unterhaltenden Dramas: Les Mousquetaires, das auf dem Ambigü Comique nahe an 150 Vorstellungen erlebt, hier in Musik wiederzufinden.

Halevy iſt der Componiſt nicht, der meinem Ohre wohl thun kann. Anſätze zu Melodieen, die keine werden. Harmoniſche Süßigkeiten, die wie Schaum zerfließen. Der Ton ſchlängelt ſich und ſchlängelt und es wird keine Figur, keine That daraus. Aber Roger, der neue junge Tenoriſt der Opera Comique, iſt ein lieblicher, hinreißender Sänger. Ihm hört man mit Entzücken zu, wie vor zehen Jahren Mantius in Berlin. Bäſſe giebts nicht in Paris. Herr Herrmann Leon quälte ſeinem Kehlkopfe Töne ab, die in Deutſchland Gelächter erregt hätten, in Paris aber beklatſcht wurden.

Die Mousquetaires, die im Ambigu Comique geſpielt werden, ſind nach dem zweiten Theil dieſes großen abentheuerlichen Romans von Alexander Dümas und ſeinem dramatiſchen erſten Commis, Herrn Maquet, ſelbſt bearbeitet. Den ganzen Winter über war täglich das Theater bei dieſer Vorſtellung gefüllt. Auch das würde unſern Schauſpielern kein beneidenswerthes Loos dünken, hundertundfünfzigmal hintereinander täglich dieſelbe Rolle ſpielen zu müſſen. Auch dem Franzoſen iſt dies ſchrecklich; aber was thut er nicht für das Glück, in Paris leben zu dürfen! Dieſe Musketiere ſind vier ſchwatzhafte und ruhmredige Franzmänner, die in die Wirren der engliſchen Revolution gerathen und bei einem Haare bald dies, bald das gethan hätten und endlich von England abreiſen, ohne irgend etwas gethan zu haben. Dieſe Idee iſt indeſſen keineswegs komiſch durchgeführt, ſondern mit allem erdenklichen Pathos, mit allem Aufwande ruhmrediger und rührender Hülfsmittel. Karl I. wird hier faſt vor unſern Augen hingerichtet. Wir ſehen ihn dem nicht übel gezeichneten Cromwell erliegen, ſehen ihn Abſchied nehmen von Weib und Kind, ſehen ihn das Schaffot beſteigen.

Das Publikum iſt vollkommen berechtigt, ſich unter Karl I. Ludwig den Sechszehnten vorzuſtellen; der Dichter hat es ſo gewollt und wenn man jedes Auge bei dieſen jammervollen Scenen ſich feuchten ſieht, wenn das ganze Haus dieſen Leiden mit ſchluchzender Rührung folgt, dann bekommt man eigne Gedanken über die blutigen Vorgänge der franzöſiſchen Revolution und jene grauſamen philoſophiſchen Anwälte der Schreckensmänner, die in ihren Büchern das als nothwendig hinſtellen, was zuletzt denn doch, bei einfachem nicht Lampen- ſondern Sonnenlicht beleuchtet, nur zu ſchaudervolle Brutalität war.

Die Darſtellung mußte durch dieſe häufigen Wiederholungen eine feine Rundung erhalten haben und doch fühlte man, daß man ſich unter Schauſpielern befand, die hier nur zur Folie der Dekorationen und des Sujets dienen. Ausgezeichnet erſchien mir nur Melingue als d'Artagnan und Chilly als Mordaunt. Von dieſem hätten unſre Darſteller böſer Charaktere etwas lernen können. Wie unausſtehlich ſind meiſtentheils unſre Böſewichter, die immer ihre ganze Verruchtheit in Miene, Gang, Wort zur Schau tragen! Chilly gab ſeinen Mordaunt mit einer gentlemenlikes vornehmen Ruhe, einer eiſig zurückhaltenden Kälte, mit dem Sangfroid etwa eines glatten und in ſeinem ſichern Benehmen imponirenden Spielers. Er lächelte, aber auch nicht gleich zuckerſüß, wie unſre Böſewichter, wenn ſie liebenswürdig ſein wollen. Er blieb Menſchenverächter, kalter, herzloſer Teufel, er zuckte nicht mit dem Auge, nicht mit den Lippen, er war das, was er ſein ſollte, ohne irgend eine heuchleriſche Maske. Während Alles um ihn her ſich erhitzte und im Lauf der Handlung ſeinen Ton ſteigerte, blieb er kalt, immer ſich gleich und endete im letzten Moment der Gefahr mit

demſelben unerſchütterlichen Tone des Gleichmuths, wie er das Stück begonnen hatte. Dieſen Schauſpieler wird auch Alexander Dumas in ſein neues Theater Monpenſier mit hinüber nehmen.

[S. 74.] Man merke, welche Nothwendigkeit aus dieſer Bedingung für die Direktion entſteht, das ihr ſomit erſt nach der vierten oder fünften Vorſtellung gehörende Stück aufrecht zu erhalten. Ich habe Fälle erlebt, daß in Deutſchland Theaterdirektoren ihre eigenen Novitäten, aus Gehäſſigkeit gegen den Verfaſſer, auspfeifen ließen, Fälle, daß ſie über ein Fiasko frohlocken und den Mißkredit eines Autors, der bei ihnen Stücke aufführen läßt, in den Zeitungen verbreiten helfen. In Frankreich, wo man nicht ſogleich nach einem gefallenen Stück eine Oper oder Hamlet oder „Hamelmann im Eilwagen" aufführen laſſen kann, wo die Direktionen auf den Ertrag ihrer Neuigkeiten angewieſen ſind, arbeitet das Intereſſe der Theater dem Dichter in die Hände.

[S. 77.] Oncle Baptiſte iſt ſeither wirklich überſetzt und bearbeitet worden, und zwar als „Stadt und Land oder der Viehhändler aus Oberöſterreich." Man vergleiche beide Stücke und ſtelle Betrachtungen über den Unterſchied beider Nationen an! Das franzöſiſche Werk, auch für's Volk berechnet, aber durchweg graziös gehalten, das deutſche, in die plumpſten Bauernſpäße überſetzt! Wir ſprechen immer von einer Volkspoeſie, Volksliteratur, Volksdramen. Wie kann ſich ſo etwas bilden, wie kann es von gewiegten, feinen Geiſtern ausgehen, wenn man nur glaubt im Tone jenes Viehhändlers dem deutſchen Volk verſtändlich werden zu können! Als ich den groben Viehhändler im Theater an der Wien ſah und ihn mit ſeinem Original, dem Oncle Baptiſte, im Gymnaſe zu Paris ver-

glich, den Komiker Grois gegen Bouffé hielt, wurde mir weh zu Muth in dem Gedanken, daß man so tief heruntersteigen müsse, um sich in Allem, was wir für die Poesie und das Leben, für den gedruckten Buchstaben und die lebendige That, für Sitte und Institutionen erstreben, dem Verständnisse unsres Volkes zu nähern. Das ewige Berufen an die Masse, das Volksthümlichmachen und Populariſiren ist eine wahre Krankheit bei uns, an der andere Völker nicht leiden. Man stelle einen Durchschnittsmaaßstab für alles geistige Leben auf, den Maaßstab der Bildung, und lasse die Menge, ob nun vom Lande als Bauer oder aus den Werkstätten als Handwerker, an die allgemeine Quelle herankommen. So aber wie wirs treiben, wo wir dem Schwaben schwäbeln, dem Niedersachsen plattdeutsch reden, dem Bauer bäurisch, dem „Volk" überhaupt in einem „Volkston" reden sollen, kommen wir nie zu einem vernehmlichen, Alles bindenden, Alles bildenden und umfassenden Ton, dem Ton, der uns von geistiger zu politischer Einheit führen soll.

[S. 80.] Das heißt: die Französinnen haben bei der schwarzen, auch im Frühjahr 1846 wieder beliebt gewesenen Tracht voraus, daß sich dadurch ihr weißer, zarter Teint mehr geltend macht, als bei bunten Farben.

Uebrigens Vergebung für die Rücksicht auf die Theater und die Frauen, diese zwei Haupthebel des pariser Lebens! E. M. Arndt hat soeben in seiner Zugabe zu Diderot's Grundgesetz der Natur so heftig in seiner körnigen Weise gegen alles Buhlen und Schranzen um „weiberische Dinge" geschrieben und des alten Frankreichs Untergang so scheinbar folgerichtig von den Weibern abgeleitet, daß es bedenklich wird, über diese „Mannesmuth lähmenden" Pariserinnen zu

ſprechen. Zwar ſagt der alte Cato Cenſorinus am Rhein, der als ewiger Sittenrüger wirklich aus ſeinem Lande Rügen ſtammen mußte, daß ihm die jetzigen behoſeten Pariſerinnen mit der Cigarre im Munde noch beſſer gefielen, als die empfindſamen Courtiſanen des vorigen Jahrhunderts, die eher umgekehrt gemacht hätten, daß die Männer im Reifrock gingen. Allein ich denke doch, die Frauen werden von ihm ein wenig zu ſtark gefuchtelt. Gegen ſeine Theorie vom „weiberiſchen wälſchen" Weſen, was die Männer entnervt hätte, läßt ſich eine Gegentheorie aufſtellen, die da beſagt, daß wir grade dem Seheriſchen und Velledenhaften der Weiber wenigſtens jetzt einen höhern Aufſchwung der in proſaiſche Weltklugheit und Muthloſigkeit verſunkenen Männerwelt verdanken. Ich habe auch wohl die ganze Haushahn-Tyrannei in mir, die aus E. M. Arndt's Buche gegen die Weiber kräht; aber Gerechtigkeit über Alles! Die von ihm wegen ihrer Hoſen, die ſie nie getragen hat, beſpöttelte Georges Sand iſt denn doch in der ganzen gegenwärtigen franzöſiſchen Literatur das einzige, ziemlich einſam daſtehende Beiſpiel einer wirklich reinen und edlen poetiſchen Inſpiration. Zu widerlegen iſt da Nichts. Es iſt Thatſache. Dichter, wie Victor Hugo, ſieht man im Pairsrocke aus den Kleidern einer Frau ſich herauswickeln und faſt mit einer Haube ins Palais Luxembourg vor der Polizei davon laufen. Lamartine ſchwankt mit Dichtereitelkeit von einer politiſchen Inkonſequenz in die andere und klammert ſich an die nächſtens zu erwartende Frauenherrſchaft, die „Chancen" der Herzogin von Orleans an; die Dichter und Publiziſten feiern, wie der Prozeß Beauvallon enthüllt hat, wie in den Zeiten der Regentſchaft und Ludwigs XV. mit den Aktricen Champagnerorgien; die Staats-

männer, die Kaufleute, die Mittelſtände vollends wollen keine Ideen, keine Wahrheiten, ſondern nur Glück, Geld, Vergnügen, Landhäuſer, Gigs, ſchöne Weiber .... und gerade die Weiber ſind es oft, die ihnen das Bild männlicher Tugenden entgegen halten und ſie durch ihre Begeiſterung, ihre Entſchloſſenheit über das Gewöhnliche und Nichtswürdige emporheben. Daß ſie dafür natürlich ungeheuer viel Liebe verlangen und zuweilen eine Liebe, die nicht mit Moſis zehn Geboten im Einklang ſteht, wer kann ihnen das verdenken? Arndt kennt dieſe heroiſchen modernen Weiber nicht. Er weiß kaum, daß z. B. die gegenwärtige polniſche Revolution mehr von Frauen, als Männern eingeleitet iſt, daß Nikolaus ſelbſt die vornehmſten ruſſiſchen Weiber in die Provinz verbannt, weil ſie aus Paris, aus Deutſchland, aus Italien kommen und Ideen mitbringen, die ſie vor dem Autokraten zu vertheidigen mehr Muth haben, als die Männer. Lebte Arndt nicht in Bonn bei Köln, ſo würde er ſich überzeugt haben, daß die deutſchkatholiſche Sache weit mehr durch den Fanatismus der Frauen als durch die Nüchternheit der Männer befördert worden iſt. Wenn Arndt S. 203 ſagt, die Frau pflege alle Verantwortlichkeit der begangenen Schuld doch auf die Männer zu werfen und zu ſagen: „Das geht mich nichts an, Lieber! da ſieh du zu!“ — ſo mögen wohl die pommerſchen Bauernmägde meiſtentheils ſo denken, wenn es ſich um das handelt, was Arndt hier im Auge zu haben ſcheint, nämlich um unerlaubte Vaterſchaft. In dieſem ſittenloſen, abſcheulichen Paris aber, auch in Deutſchlands raffinirten Geſellſchaftsſchichten, findet man grade im Gegentheil die häufigſten Beiſpiele, daß der weibliche Theil in ſolchen Fällen ſagt: „Lieber Freund, die Folgen unſerer Schuld werden Dich in Deiner geſellſchaftli-

chen Stellung in Verlegenheit ſetzen, ich will ſie ganz und gar auf mich nehmen und Dich lieber nicht nennen.“ Mit einem Worte, man kann die ganze Beweisführung des wackern Arndt umkehren und ihm nachweiſen, daß wir ſeit 1750 die Erſtarkung der verweichlichten Männer und ihren Aufſchwung von dem nüchternen Perrückengeiſt ſeit dem dreißigjährigen Kriege grade nur den Weibern, nur der ſich fühlenden, edleren Kraft des andern Geſchlechtes verdanken — und das bis auf dieſe Stunde! Es iſt zwar nicht angenehm für unſern „Mannesſtolz,“ ſo etwas zu ſagen oder zu leſen; aber was ſoll man thun? Die Weiber in die Küche ſchicken und die Geſchichte beim Qualm der Tabakspfeife für uns allein ſchreiben?

[S. 85.] Die Zahl dieſer ſtillen einſamen Wanderer, die ſich für Frankreichs Zukunft aufſparen, ſoll immer kleiner werden. Es ſind zu viel Hoffnungen abgeblüht und ſo viel faule Blüthen ſind zu Boden gefallen! Die Emeuten ſind bis auf ihre letzten Zuckungen geſtorben, die Staatsämter blieben in denſelben Händen, die Oppoſition hat zu ſehr verrathen, daß ſie aus zweideutigen Elementen zuſammengeſetzt iſt: was iſt Thiers, was wäre ſelbſt Odillon Barrot für Frankreichs Zukunft? Frankreich iſt in einen tiefen Schlaf gefallen, in dem es nur von Glück und irdiſchem Wohle träumt. Es ſpielt an der Börſe! Die Börſe iſt um das Dreifache gegen früher beſetzt, die Eiſenbahnen, dieſe langen Metallſchlangen, bewachen jetzt den Baum des Erkenntniſſes und die Aepfel, die man bricht, ſind innerlich wurmſtichig genug, aber nach außen lieblich und man verzehrt ſie mit paradieſiſchem Appetit. Kommt mir nicht, ihr Sozialiſten und Communiſten, und redet von Eueren neuen Lehrgebäuden und von Euerm

„Elend der Epoche!“ Ihr liebäugelt mit dem Vergnügen so gut, wie diese Banquiers, die jetzt, den Hauptmakler Louis Philippe an der Spitze, Frankreich beherrschen. Alles, Alles jagt an der Seine nach den Reizen des Lebens. Eine Theorie der Entsagung wäre hier eine Lächerlichkeit, ja ein Verbrechen jener sozialen Philosophie gegenüber, die das Palais Royal in ein Phalanstère verwandeln möchte, wo jeder Handwerker freies Tanzvergnügen und freie Oper bei wenig Arbeit haben soll. Wo ist hier ein Philosoph aufgestanden, der Tanz und Oper aus der Liste der wünschenswerthen Vergnügungen ausgestrichen hätte? Nein, ein Freund hatte Recht, der gestern vom Bureau einer Zeitschrift kam, wo sich junge Dichter und Denker zu versammeln pflegen und sich bitter beklagte, daß das nicht mehr jene jungen strebenden Kräfte von vor zehn Jahren wären, die damals aus dem Quartier Latin kamen und sich für Frankreichs Zukunft aufsparten. Der Materialismus hat Alles erschlafft. Wer für die polnischen Vorgänge sich hier interessirt, sind die ältern Leute von sechsunddreißig Jahren an. Die jüngern sprechen mehr von der Volka als von Polen.

Die Literatur trägt an dieser allgemeinen Erschlaffung der Geister eine große Schuld. Auch sie stellt keine Beispiele der Entsagung auf. Was sie schildert, sind beneidenswerthe Existenzen auf Sammtpolstern und seidnen Ruhekissen. Felix Pyat, hoffe ich, würde wie Louis Blanc und einige andere Schriftsteller früherer Entwickelungen, eine Ausnahme machen, weil die ersten Akte seines Diogenes dem ganzen Paris von heute den Fehdehandschuh hinwerfen. Aber in den letzten Akten verfällt auch er dem allgemeinen Loose, auch sein

ſtolzer, muthig beginnender Diogenes wird zuletzt ein weinerliches Opfer der Genußſucht.

Welches iſt Zweck und Moral dieſes vielbeſprochenen, im Viertel der Studenten oft und zuletzt vor wenig, ſehr wenig Zuſchauern gegebnen Diogène? Wir ſind in Athen, nein, wir ſind in Paris. Wir ſehen Soldaten aus der Schlacht von Salamis, nein von Auſterlitz, an uns vorüber gehen. Sykophanten, nein Mouchards, Archonten, nein Deputirten aus dem Palais Bourbon erkennen wir. Diogène verachtet gründlich dieſes eitle, ſophiſtiſche und genußſüchtige Paris: er kriecht in eine Hundehütte auf den Boulevards und ſchleudert von ſeinem Strohlager bittere Epigramme auf die, die ihn beſuchen und ihm nur „die Sonne rauben.“ Was er gegen Alcibiades, Klinias, Nicias, Plato, Euripides, Demoſthenes, ſagt, iſt das Treffendſte, was man gegen die Staatsmänner, Feldherrn, Redner, Dichter und Philoſophen des heutigen Frankreich ſagen kann. Aber hier hätte unſer Pommer E. M. Arndt Recht. Dieſer weiſe Cyniker wird weichlich der Aſpaſia gegenüber. Er verachtet erſt ihren Ruf, er ſagt erſt ſehr gute Dinge gegen die modernen Nachfolgerinnen der Düdeffant und l'Eſpinaſſe des vorigen Jahrhunderts, aber Aspaſia lüftet den Schleier, er findet Madame Aix-James ſchön, wunderbar ſchön, er überſieht ihre weiße und rothe Schminke, er überſieht die jetzt auf den Theatern übliche purpurrothe Lippenſchminke (Rouge des lèvres Adreſſe: M. Legrand Parfumeur du Roi et de la Cour Rue St. Honoré 319) er ſieht nicht den Geiſt, den Heroismus dieſer Courtiſane, er ſieht ihre Schönheit, nur ihre Schönheit, ſchmachtet und aus iſt es mit der ganzen Anlage des Werkes. Diogène iſt, was ſie in Paris Alle werden wollen:

der Geliebte einer Ducheſſe, die vortrefflich ſingt, einer Comteſſe, die vortrefflich malt, einer Baroneſſe, die geſuchte Feuilletonartikel ſchreibt. Diogène wird die Hundehütte verlaſſen, grade ſein Cynismus an ihm wird für die blaſirte Pariſerin neu, überraſchend, pikant werden, man wird ihm wie dem k. k. öſterreichiſchen Sohn der Wildniß in Wien die Haare kämmen, einen neuen Frack anziehen und zum Löwen der Geſellſchaft machen. Diogène iſt für Frankreichs Zukunft verloren.

Einige deutſche Correſpondenten, die dafür angeſtellt und halb mit deutſchem, halb franzöſiſchem Geld bezahlt ſind, um in Frankreich alles friſch, lebendig und unendlich ſtoffreich zu finden, wenden mir zur Widerlegung meiner Anklage des franzöſiſchen jungen Nachwuchſes ein: Geh in die Univerſität und höre den Tumult bei Quinet's und Michelet's Vorleſungen! Nun gut! Dort hört ſich's an, wie bei uns im Theater, wenn ſie Dr. Lubarſchs: Keine Jeſuiten mehr! aufführen. Dieſelben jeſuitenfeindlichen Studenten ſehe ich aber Abends bei Valentino zum Tanze gehen, ſehe ſie Polka hopſen, Cancan zappeln, Walzer taumeln — oder ſind es nicht dieſelben? Sind ſie daheim in ihrer Dachſtube, in ihrem Entreſol und leſen geſchichtliche und philoſophiſche Werke? Ich glaube, dieſe ſtillen Träumer werden ſich zählen laſſen.

Oder die andern Correſpondenten ſagen: Siehſt du nicht jene Schriftſteller in der Blouſe? Jene Handwerker, die am Tage den Hammer, Abends die Feder führen? Aber auch hier ſind' ich ſehr inkonſequente Diogeneſſe. Da ſteht vor einiger Zeit ein Schneider auf, Namens Hilbey, und wirft ſeiner Poeſieen wegen, die er gemacht und empfohlen haben wollte, allen Zeitungen Beſtechlichkeiten vor. So etwas einmal geſagt, kann ſehr nützlich und für ihn ehrenvoll ſein. Gleich aber

verwandelt ſich die gute in eine fixe Idee. An allen Straßenecken prangt jetzt der Schneider Hilbey mit ſeinen erneuerten Anklagen, ſeinen wiederholten Nadelſtichen. Was erſt Naivetät war und anzog, wird Abſicht und verſtimmt. Der Dilettant gebehrdet ſich in dieſen Anſchlagzetteln ganz literatenhaft und wird zudringlich. Man ſieht, die Eitelkeit auf ſeine Verſe treibt ihn mehr, als der Gott der Wahrheit.

Die großen und erhabenen Muſter der Entſagung, Beranger und Lammenais, ſtrahlen noch immer im reinſten Lichte. Chateaubriand, ehrwürdig werdend durch ſein Alter und weiſe ſcheinend, ſeitdem er ſchweigt, geſellt ſich ihnen als Dritter im Bunde zu. Aber an neuen Beiſpielen einer ſtolzen und entſagenden Geſinnung ſind wenige zu nennen. Der Strudel hat ſie alle erfaßt, der Strudel jenes Materialismus, der die Geſinnungen untergräbt und von dem gefeierten Friedensnapoleon, dem geprieſenen Helden der Bankiers und Börſenmakler, Louis Philippe, ſo weiſe zur Achſe des politiſchen Lebens in Frankreich gewählt worden iſt.

Das ſteht feſt und iſt mir ſelbſt von keinem Franzoſen in Abrede geſtellt worden: Deutſchland befindet ſich in dieſem Augenblick in einer lebendigeren geiſtigen Anregung als Frankreich.

|S. 88.| Durch ſeine Verbindung mit Thiers hat Odillon Barrot ſeine rein liberale Stellung von ehedem verloren. Thiers iſt im Innerſten ſeines Weſens weniger liberal, als Guizot. Er hat die Septembergeſetze gegen die Preſſe gegeben und überhaupt von ſeiner Redaktion des National mehr die napoleoniſchen als republikaniſchen Grundſätze geerbt. Odillon Barrot trägt die Schleppe des berühmten Redners, der vor ei-

nigen Tagen in der Kammer über die Hofbeamten als Deputirte eine wunderbare Rede gehalten und eines „deutschen Dichters" Worte wiederholt hat: „Er wolle sein Fahrzeug so lange an eine hohe Stelle des Ufers binden, bis die Fluth käme und es flott mache." Ob Wallenstein dies bei Schiller sagt? Im Wallenstein kann Thiers viel hübsche Citate für sich finden, z. B.

Da steh' ich, ein entlaubter Stamm, doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,
Die sprossend eine Welt aus sich geboren.
Schon einmal galt ich Euch statt eines Heeres,
Ich Einzelner . . . .

Und vieles Gute, nach der Absetzung und von dem Vertrauen auf die Planeten und die neuen Schicksalswendungen. Ob die Fluth nach Louis Philipps Eintritt hoch genug für Thiers steigen wird? Alle haben sie ihre kleinen Rettungs-Fahrzeuge angebunden und hoffen auf die Fluth .... zehn Zoll Molés Kahn, fünfzehn Zoll Lamartines Gondel, zwanzig Zoll Thiers' Kutter.... Bis zu den blutigen Strichen der Fluth von 1789 aber, wo es an die großen Kriegsfregatten käme, steigen die Wellen wohl nicht mehr.

[S. 89.] An musikalischen Ereignissen war dies Frühjahr nicht reich. Felician David ließ „Moses auf Sinai" in der großen Oper aufführen und bestätigte die alte Erfahrung, die auch Ponsard mit seiner Agnès de Meranie machen dürfte, daß man nicht zweimal hintereinander gleich bedeutende Erfolge hat. Entweder bedarf der schaffende Geist oder die anerkennende Huld des Publikums einer längern Ruhe, um sich wieder zu sammeln und zu erholen. Die Wüste, le Désert, die der Komiker Levassor als le Dessert verspottet

hat, iſt noch immer an der Tagesordnung. Manche, die die charakteriſtiſchen Schönheiten dieſes Tongemäldes entweder nicht anerkennen wollen oder, was eher glaublich iſt, nicht verſtehen können, finden die Urſachen des gewaltigen Erfolgs dieſes muſikaliſchen Freiligrath-Gedichtes in allerhand Zufälligkeiten: David wäre St. Simoniſt geweſen und dieſe Propheten unterſtützten ſich noch jetzt, wo ſie könnten, beſonders in den Feuilletons; oder bei der Aufführung wären auf den erſten Parterrebänken acht Beduinen geweſen, die über die Schilderung ihrer heimathlichen Zuſtände in Ekſtaſe geriethen und denen zu Liebe das gaſtfreundliche pariſer Publikum mit in Begeiſterung ausgebrochen wäre. Später hätte ſich ergeben, daß dieſe Beduinen die gewöhnliche Claque war, aber diesmal in einem entſprechenden Coſtüme. Genug, Moſes auf Sinai iſt den Pariſern zu kirchlich ernſt, zu deutſch langweilig vorgekommen und der Componiſt wird ſich wahrſcheinlich an die edlen und frommen Germanen wenden, um ſein Werk zur Anerkennung zu bringen.

Die große Oper ſcheint in den letzten Zügen zu liegen und wird ganz von dem Ballet erhalten. Zu dem üppig ausgeſtatteten Ballet Vaquita gab man Aubers Liebestrank mit Sängern, die kaum einer kleinen deutſchen Mittelſtadt genügen würden. Mad. Stolz, die Regentin dieſer Bühne, war auf Gaſtrollen in der Provinz. Noch immer ſchmachtet Leon Pillet, der Intendant, unter ihrer gewaltigen Herrſchaft und der Friede der großen Oper mit Meyerbeer iſt noch nicht hergeſtellt. Dieſer Kriegszuſtand dauert nun ſchon mehrere Jahre und man iſt geſpannt, wer zum Erſten nachgeben wird, die Stimme der Mad. Stolz oder die Partitur des „Propheten“. Die Zeit iſt für die Stimme einer Sänge-

rin seine Bundesgenossin. Zu bewundern ist an Meyerbeer diese ruhige Zurückhaltung, diese volle Befriedigung durch seine immergrünen alten Lorbeern. So weit sich die Pariser beurtheilen lassen, möchte ihm zu rathen sein, daß er nicht mit kleinern, zersplitterten Arbeiten, mit der Afrikanerin, dem Feldlager in (was wird Scribe für Schlesien setzen?) und ähnlichen Sachen vor die Schranken tritt, sondern mit seiner vollen Kraft, mit dem Aufgebot aller der Mittel, die er für sich ins Gefecht zu führen pflegt, mit all den Massen, die wahrscheinlich auch für seinen Propheten, (Johann von Leyden, den König der Wiedertäufer) erfordert werden.

Bei den Italiänern hört' ich den Barbier von Sevilla mit Lablache, Ronconi, Marie, Tagliafico und der Persiani. Es ist dies bekanntlich die berühmteste Vorstellung dieser Gesellschaft und ich bekenne mein Vorurtheil, ich bin durchaus nicht fähig, mich von dem Sammt und der Pracht dieses Theaters, von den theuern Eintrittspreisen, von dem O! und Ach! der Engländerinnen in den ersten Logenreihen, die erst frisch von London kommen und nie gute Musik gehört haben, blenden zu lassen. Ich halte dieses ganze italiänische Operninstitut in Paris für eine Mystification im großartigsten Styl, für eine ächte klassisch-italiänische Prellerei. Daß eine deutsche Gesellschaft, in welcher unsre besten Operntalente mitwirken müßten, Vorzüglicheres leisten würde, scheint mir festzustehen; aber selbst eine gewöhnlichere Besetzung in Deutschland oder Italien gibt, vielleicht mit Ausnahme Lablaches als Bartolo, Dasselbe und selbst Lablache ist mit seinen eingelernten, seit zwanzig Jahren in gleicher fein sollender Natürlichkeit wiederholten und aller ursprünglichen Frische ermangelnden Späßen frostig und scheint immer zu sagen. Da-

dummes Volk, nimm das hin für deine 12 Franken den Platz! Man wird die Charlatanerie dieses Theaters um so mehr verstehen, wenn man überlegt, daß in ganz Paris nirgends anders Gelegenheit ist, einen Ton italiänischer Opernmusik zu hören, als bei diesen Italiänern selbst; denn sie haben das Privilegium ihrer reizenden, aus der Heimath tönenden Klänge ganz allein für sich Die komische und große Oper bringt nur französische Musik und die Unterhaltung, die der kleinsten deutschen Stadt, die ein Theaterchen unterhält, möglich wird, Norma, Nachtwandlerin u dgl. zu hören, ist in Paris nirgend anderswo zu finden, als bei diesem Halbdutzend theurer, wie Kletten zusammen heckender Italiäner. Der Franzose hat Ohr genug, zu fühlen, daß diese Bellinischen und Donizettischen Klänge gar wohlthun und muß die Erkenntlichkeit, in Paris nur überhaupt solche Musik hören zu können, bei dem Genuß, den die italiänische Truppe gewährt, mit in Anschlag bringen. Kommt nun noch hinzu, daß die Räumlichkeiten dieser Bühne am fashionabelsten unterhalten sind, so muß man von dem gewaltigen Rufe dieser Italiäner eine Menge vergrößernder Umstände abziehen.

Schon einigemale sind deutsche Operngesellschaften nach Paris gegangen, haben gut angefangen und schlecht aufgehört. Und wenn wir mit unsern glänzendsten Talenten kämen, so würden sie unterliegen, weil man von ihnen nichts hören will, als deutsche Musik. Diese deutschen Opern sind aber in Paris nicht zum Anhören. Drei, vier davon und der Vorrath ist erschöpft. Der Rest ist Gähnen. Wäre es aber möglich, mit einer nur halbwegs guten deutschen Gesellschaft Norma, Nachtwandlerin, Barbier, Robert den Teufel, Hugenotten und Mozarts Opern (mit weggelassenem Dialog) zu geben,

eine solche Gesellschaft, unterstützt von einem guten Orchester und einer anständigen Lokalität, würde Alles erobern, Alles besiegen und ruhm- und goldbeladen nach Deutschland zurückkehren. Aber das ist's! In Frankreich ist Alles Spezialität. Vom Deutschen will man deutsche Musik und die Aufführung anderer Opern würde ihm geradezu verboten werden.

Das Orchester bei den Italienern, wie bei der großen Oper ist vorzüglich und zeichnet sich besonders bei letzterer durch eine Fülle von Violinen aus, die dem Tone etwas berauschend Gewaltiges, etwas sprudelnd Wogendes und Wallendes geben.

Die dilettantische Musik ist ebenso im Steigen begriffen, wie die Erfolge der Konzertmusik abnehmen. Auch klassische und Kirchenmusik wird von Privatvereinen gemacht. Sehr glücklich fühlt sich der Musikliebhaber, zu der Privatakademie des Fürsten von der Moskowa zugelassen zu werden.

[S. 114.] Das Odéontheater hat sich durch die Erfolge der Lucrezia von Ponsard sehr gehoben und wird von der Regierung unterstützt. Daß ein Schauspieler, Monrose, der mit hektischer Brust selbst Helden und Liebhaber spielt, Direktor dieser Anstalt ist, schadet sehr. Ein ausübender Schauspieler, der nicht wie Iffland und Schröder einer großen Stadt oder einem Hofe gegenüber eine große Verantwortlichkeit hat, wird als Direktor sich immer nur mit Künstlern umgeben, die unter ihm stehen. Einige deutsche Theater, die von sogenannten Oberregisseuren verwaltet wurden, sind dadurch auf Null herabgesunken.

Ponsard ist eine gefällige, ansprechende Persönlichkeit von einiger Aehnlichkeit mit Dingelstedt, ohne ganz so pinienhoch zu sein, wie dieser. In Ponsards Knopfloch befindet sich das

rothe Band der Ehrenlegion, das ihm für seine schnelle Berühmtheit, für den glücklichen Erfolg seiner Lucrezia noch obendrein gegeben wurde. Eben les' ich, daß in Berlin Klein's Zenobia aufgeführt wird. Ob der König von Preußen dem Verfasser wohl den rothen Adlerorden vierter Klasse schicken wird?

Ponsard las bei der Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) seine neue Tragödie Agnès de Meranie mit Einfachheit und ohne alle rhetorische Absicht vor. Dieses Stück war für das Debüt der Madame Dorval bestimmt, die von der Porte St. Martin an das Odéon übergehen sollte, aber mit der hundertmaligen Aufführung der „Marie Anne oder die Mutter aus dem Volke" sich so angestrengt hat, daß sie hoffnungslos krank darnieder liegt.

Paris ist auf Agnes von Meran sehr gespannt. Ob sie mir gefallen hat, das darf ich nicht verrathen. Es kommen darin Prachtstellen gegen Rom und den Papst vor. Uebersetzt!

[S. 115.] Bei Gelegenheit des geistreichen und durch seine neue Schrift über Philipp II. und Don Perez wieder sehr ausgezeichneten Mignet darf erwähnt werden, daß die Art, wie hier Quellenstudium betrieben wird, von der deutschen sehr abweicht. Der deutsche Gelehrte baut sich, wenn er ein gründliches Werk schreiben will, zehn Jahre einen Berg von Materialien auf, zehn Jahre liest er ihn durch und zehn Jahre widmet er der Ausarbeitung. In Paris macht man sich das bequemer. Man hat Hülfs- und Unterarbeiter. Man läßt sich die Quellen zu dem bestimmten, von dem Forscher bezeichneten Zweck von Andern, von jungen Gelehrten, von bescheidenen alten Faktotums ausziehen, beherrscht mit umsichtigem Auge das von Andern herbeigeschaffte Material

und ordnet dann als Künstler und Darsteller, als Denker und Staatsmann die aufgehäuften Massen zu den schönen glatten Werken, die darauf als Geschichte des Consulats von Thiers oder als Geschichte der Girondisten von Lamartine erscheinen.

[S. 120.] Alle diese Zeitungsverhältnisse haben sich geändert. Die kleineren Blätter, wie Commerce, Courier Français, die nicht leben, nicht sterben können und durch die Vierzigfrankenpresse vor zehn Jahren den ersten Schlag erlitten, gehen von einer Hand in die andere, von einer Partei oder vielmehr Nüance der Partei an die andere über, je nachdem sich die Eigenthümer entschließen, sie zu behalten oder zu verkaufen, wenn sich Käufer finden.

[S. 149.] Wenn sich alle die Bollwerke, die man gegen die Sturmfluthen einer möglichen Rückkehr der Revolution in Frankreich aufgebaut hat, so schnell senken und abnutzen, wie die Deputirtenkammer, so möchte sich das Zeughaus der Gegengründe gegen das constitutionelle Wesen an gewaltigen Mitteln rasch zu vermehren scheinen. Nach vier Jahren hat die Mißachtung dieses unorganischen gesetzgebenden Körpers unglaublich zugenommen. Die Banquiers, die Börsenmakler und die Rentenbesitzer, die sich überall einbilden, ihr eignes Wohl wäre das Wohl des Allgemeinen, nehm' ich aus, aber sonst hat auch nicht ein Theil der stimmfähigen öffentlichen Meinung mehr ein Herz oder nur eine aufmerkende Empfindung für diese ohnmächtige Deputirtenkammer. Ihre Kraft ist gebrochen. Einige ihrer festesten Säulen hat der Tod weggenommen, Andere das Alter mürbe gemacht. Diejenigen, welche wie Berryer und Lamartine, nach der Unmöglichkeit, als Redner zu wirken, we-

nigſtens als Charaktere glänzen ſollten, haben unglaubliche Schwächen und Charakterloſigkeiten zur Schau getragen. Das einzige kräftige, unterrichtete, leidenſchaftliche Ferment der Kammer iſt Thiers, aber alle Welt weiß, daß ihm ſeine Perſon die Sache iſt, für die er zuweilen in dieſem kleinen ſtehenden Teiche eine Art Sturm aufwühlt. In Guizot und Thiers ſtehen ſich nicht zwei Prinzipe der Regierung gegenüber, ſondern nur zwei Methoden. Der Eine will langſam und bedächtig, der Andre ein wenig raſcher gehen. Beide geben dem Könige keine andern Anerbietungen, als die, wer ihn am Beſten bediene. In Thiers lebt der Franzoſe feuriger, als in Guizot, der etwas Calviniſtiſches, etwas Genferiſches hat. Dieſe ſchwache Schattirung ihres Unterſchiedes ausgenommen, würden die Dinge, wenigſtens ſo lange Louis Philippe lebt, ſich mit oder ohne Dieſen oder Jenen kaum verändern.

Die übrigen Elemente einer auf Steuerabgaben begründeten Kammer, einer Kammer, die zu mehr als einem Drittel aus Beamten, Offizieren und ſonſtigen Untergebenen der Regierungsgewalt beſteht, können eben keine lebhaften Neigungen für die in ſeiner Reinheit und Würde ſo unantaſtbare Volksvertretungsform erwecken. Eine Stelle in der Deputirtenkammer iſt in Frankreich eine Anſtellung geworden. Nicht, daß der Makel der Corruption, der dieſem Staatskörper anklebe ſoll, im groben, wörtlichen Sinne zu nehmen wäre: nein, die Beſtechung iſt eine feinere. Der Gewählte muß in der Reſidenz für ſeine Provinz, für ſeine Wähler ſorgen. Er ſitzt der Gewalt ſo nahe. Die Gewalt braucht ſeine Stimme und dieſe verkauft er für eine Anſtellung ſeiner Verwandten, für eine Begünſtigung ſeiner

Freunde, für die Zulaſſung zu den erſten Unterſchriften bei einer neuen Eiſenbahn, für eine, zwei, drei der tauſend Gelegenheiten, die ein Miniſterium hat, mit der Wünſchelruthe ſeiner Macht auf dem Boden der materiellen Lebensbedingungen Metall zu entdecken. Guizot, ein ſtrenger, rechtliebender Mann, Guizot iſt es nicht, der dieſe Beſtechungen erfunden hat. Nein, die Käuflichen drängen ſich ſelber heran, ſie führen die Feder der willenloſen Machthaber, die nur zu unterſchreiben braucht; ſie nennen die Gelegenheiten, wo man ihnen, ihren Wählern, ihren Verwandten, ihren Freunden nützen könne und der Philoſoph, lächelnd erſt über die menſchlichen Schwächen, lernt ſie verachten, indem er ihnen willfährt. Und läge dies Syſtem nicht im Charakter Guizots, ſo liegt es in dem ſeines Herrn, der genug gelernt hat, die menſchlichen Leidenſchaften zu durchſchauen und die ireiſche Zuthat an den Ebenbildern Gottes zu ſeinem Vortheil zu benutzen.

Mit dem Tode des Königs wird ſich die gegenwärtige Deputirtenkammer, die ſein Privatſpielzeug geworden iſt und mit der ſich, ſcheinbar rechtlich, Frankreich doch nach völliger Willkür regieren läßt, nicht halten können. Ob dann nun Thiers oder Lamartine an das Ruder träten, ſie würden ſich beide irren, glaubten ſie in der Kammer dieſelben Elemente wieder vorzufinden, mit deren Natur ſie jetzt ſeit ſechszehn Jahren ſich ſo vertraut gemacht haben. Durch einen veränderten Wahlcenſus würde ihnen plötzlich eine andre Generation gegenüberſitzen, die ſich neue Anſchauungen gebildet hat und mit neuen Grundſätzen die abgeriebenen Seſſel der alten Schauſpieler des Syſtems behaupten wird. Der Antrag zur Veränderung dieſes Wahlcenſus wird vielleicht von der Re-

genticaft ſelber ausgehen und iſt vielleicht ein Paragraph jenes Teſtamentes, welches der König ſeinen Söhnen und Enkeln hinterläßt. Der erſte König der Franzoſen hat Geſchichte ſtudirt und lange im Stillen beobachtet, wie die Dinge entſtehen oder vergehen. Die gewöhnliche Praxis der neuen Regierungsantritte, dem natürlichen Wunſch nach Veränderungen entgegenzukommen, wird er den alten Dynaſtieen wohl abgelernt und ſeinen Sohn darnach angeleitet haben. Unſchuldige innere Reformen lenken die Spannung der Aufmerkſamkeit nach dem gefährlichen Ausland ab und was läßt ſich leichter ändern, als dieſe Deputirtenkammer, die keine ehrwürdige alte geſchichtliche Ueberlieferung iſt! Wer von fremden Cabinetten des Königs Tod als den Moment fürchtet, wo einem Menagerielöwen ſein Gitter einen Augenblick offen ſteht, der rathe dem Herzog von Nemours, ſogleich die Initiative einer Wahlreform zu ergreifen: ſie wird dem unruhigen und gefährlichen Verlangen nach irgend etwas Neuem entgegenkommen, alle innern Partheien in Bewegung ſetzen, den Franzoſen wirklich die größere Freiheit geben, die ſie verdienen und das Ausland vor jeder Anmaßung ſchützen, vor jeder Einbildung und jedem Gelüſte, das etwa dem plötzlich herrenlos gewordenen Frankreich wieder beikommen könnte. Denn es fällt mir nicht ein, von dem, was Frankreich ſeinen Ruhm, ſeine Nationalehre, ſeine Freiheit nennt, irgend etwas Heilſames für Deutſchland zu erwarten.

[S. 151.] Es geſchieht in Paris ſo wenig für unſchuldige Vergnügungen. Ich verſtehe darunter jene harmloſen Erholungen, zu denen weder die Nacht, noch ein Liebesroman, noch Geld nöthig iſt. Wären die Theater nicht, Paris ſtürbe an Blaſirtheit. Wäre Wer hier ein Miniſter,

ſo müßt' er ſagen: „Sire, es iſt nur zu bekannt, daß die Thorheiten von Paris die Narrheit von ganz Frankreich ſind. Man ſpricht jetzt von einem Uebelbefinden der ganzen Welt, ſeitdem in Paris einige Leute auf den Boulevards herumgehen und ſich bis zur Verzweiflung langweilen. Man muß verſuchen, aus Paris dieſe ſchaudervolle Langeweile zu verjagen. Woher entſteht ſie? Was iſt ſie? Sie iſt der böſe gähnende Dämon, der eine Menge junger und alter Menſchen von der Madelaine bis zum Chateau d'eau begleitet, ihnen koſtbare Wagen mit muthigen Pferden zeigt, in denen ſie ſitzen möchten, raſch vorübergleitende Schönheiten zeigt, die ſie gern umfangen möchten, der ſie träumen, begehren, ſich ſehnen läßt und ihnen nichts anbieten kann, als unausgefüllte, leere, nüchterne Zeit. Der Epicier hat nur die Mittel, jährlich zweimal eine Landpartbie nach Enghien, einmal nach Verſailles zu machen, wie theuer das für ihn, ſeine Familie, ſein Geſchäft! Der Student, der Künſtler, der Offizier — wie ſie alle ſchlendern! Das Theater zieht ſie nicht an, die große Oper gibt keine Bälle, die Tanzſalons ſind zu allgemein, eine Ehe iſt theuer und vielleicht noch langweiliger, eine Geliebte iſt nicht minder koſtſpielig.... was thun? Im Café ſitzen und Domino ſpielen! Cigarren rauchen und um eilf Uhr gähnend ſeinem Bette zuwanken. Sire, das ſogenannte Elend der Epoche iſt nichts als die Langeweile von Paris. Verbannen Sie dieſe matronenhafteſte aller Feen, dieſe letzte von den Zeiten der alten Heiden übrig gebliebene Zauberin, die uns alle Freuden vor die Phantaſie führt und nicht eine gewähren kann: retten Sie die junge und alte Welt von Paris, die noch Sinn für unſchuldige Freuden hat, retten Sie den Glauben an die alte

Einrichtungen Gottes, geben Sie etwas, was weniger pikant als die Bälle der großen Oper und etwas, was weniger langweilig als ein Spaziergang durch die Champs elysées oder die Kinderwelt Ihres schönen Tuileriengartens ist! Mit einem Worte, Berlin, Wien und London haben eine Menge von leidlich anständigen Zerstreuungsörtern, wo der Mittelstand unter Blumen und schönen Frauen und musikalischen Symphonieen seine Zeit harmlos hinbringen kann. Warum nun in Paris, außer dem eben erst angelegten, Alles zu wünschen übrig lassenden Wintergarten in den elyseischen Feldern, auch nichts der Art, was in unschuldiger Weise der Menschheit über die Langeweile hinweghülfe? Man sollte in Paris diese Isolirungswuth bekämpfen, dieses gedankenlose, selbstquälerische Flaniren, das wie Opium auf die Phantasie wirkt und orientalische Träume weckt. Sire, machen Sie etwas Lärm in Paris, beschäftigen Sie die Neugier, lassen Sie mehr von dem bekannten monarchischen Kolophonium prasseln, unterhalten Sie diese am Gähnkrampf sterbende Stadt mit etwas Anderm, als mit Ihrer Deputirtenkammer-Komödie, lassen Sie etwas von dem Gelde kommen, das Sie in Amerika's Banken anlegen und schießen Sie davon alten Kammerdienern, die sich in Ruhe setzen wollen, vor, um mitten in Paris in die Rue Vivienne, in die Rue Richelieu, auf die Boulevards Abzugskanäle für die Langeweile zu bauen, Vaurhalls, Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Wintergärten, lassen Sie Musik ertönen, rufen Sie Prager Musikanten, rufen Sie Zigeuner aus Ungarn, machen Sie aus diesem langweiligen Paris wieder die alte Capitale joyeuse du monde und Sie werden die Generation von ihren Mucken und Grillen heilen, werden die jungen Leute aus dem Cigarrendampf ihrer Utopismen verjagen,

den alten Leuten ihre mürrische Kopfhängerei und das feige Flottiren mit den Wogen der Umstände nehmen, kurz sorgen Sie dafür, Sire, daß wirklich am pariser Horizont die Farbe der Tricolore, weiß, blau und roth, nicht das verwaschene Aschgrau von jetzt sichtbar werde."

Thiers könnte allenfalls so sprechen. Er hat das von seinem Napoleon gelernt, der in dieser Art auch die Menschheit im Großen und Ganzen und aus dem Vollen faßte. Guizot aber gehört zu jener unglücklichen Sekte von geistreich muckerischen Staatsmännern, die auch in Preußen jetzt am Ruder sitzt und die Krankheit des politischen Weltschmerzes durch die Kirche heilen will, durch Zucht und Gebet und ähnliche Culturhebel einer entschwundenen Welt. O ihr armen, leidigen Puritaner! Wie wird sich der große Gott der Natur und der Geschichte an Euerm Symbolzwangsgott rächen, wie wird der gewaltige, durch die Saiten der Weltharfe brausende Sturmwind über Eure Kartenhäuser und Papierkapellen hinfahren!

[S. 164.] Der Fourierismus, der aus diesem den nur in ewigen Zerstreuungen lebenden bevorzugten Klassen unverständlichen Drange nach Lebensfreuden vorzugsweise entstanden scheint, ist wie Alles, was sich in unserm Jahrhundert sektirerisch ankündigt, im Verfall begriffen. Die Phalange, in die täglich erscheinende Democratie pacifique verwandelt, hat noch eine kurze Glanzepoche erlebt und sich durch die Einführung neuer Gesichtspunkte in die veraltete Methode der pariser Journaldebatten die Achtung aller Parteien erworben, aber selbst bei 3000 Abonnenten, was uns unerklärlich scheint, behauptete sie kürzlich, nicht bestehen zu können und wandte sich an die Freunde und Anhänger Fouriers, wahrscheinlich zum letzten Male, um eine

außerordentliche Unterstützung. Diese ist auch auf dem Papiere wenigstens unterschrieben worden und so ist der Tag des Endes vielleicht noch auf ein Jahr hinausgeschoben worden.

An dem wieder zum 7. April ausgeschriebenen Fourieristenbankett mocht' ich nicht Theil nehmen. Ewig diese gleichen Toaste auf die gleiche Sache, auf die Schullehrer, die Ammen, die Kinderwärterinnen u. s. w. und zuletzt nach den Verbrüderungen, den Umarmungen, den Thränen nur der gleiche Refrain: Schlechte Bedienung, schlechtes Essen .... das kann einmal kommen; aber jedes Jahr mit sterotypirter Form wiederholt, wird es so tragikomisch, wie in Berlin die Feste der Freiwilligen, wo Kamerad A. und Kamerad B., Kamerad C. und Kamerad D. alle Jahre die gleichen vaterländischen Anstrengungen machen, sich in den Zeitungen mit Eichenlaub gedruckt zu lesen.

Als Muhamed seine erste Offenbarung gab, war sie weisheitsvoll und strenge; aber drei Jahre lang hatte er nur vierzehn Bekenner. Er mußte weltliche Zwecke in seine Lehre mischen und mit menschlichen politischen Leidenschaften unterhandeln; da gings mit seiner Religion, sie verbreitete sich schnell, wie der Huf arabischer Rosse. Solche Anknüpfungen und Bewegungs-Triebräder sind bei den Fourieristen, die im Grunde die Gesellschaft in ihrer ungleichen Zusammensetzung lassen, wie sie ist und nur eine lebendigere, wärmere „Attraction" lehren, nicht gegeben und so sind sie immer in dem Cirkel einer Sekte stehen geblieben. Sie haben etwas Bündlerisches, etwas Conventikelartiges und Muckerhaftes, diese Fourieristen mit ihrem Mutterhaus in der Rüe de Tournon, mit ihrem Hohenpriester, dem geist- und gemüthvollen, sanften

Victor Conſidérant, mit ihren übrigen Adepten dieſes Groß-kophtha, mit ihrer frommen Anbetung vor dem unter die Götter verſetzten tiefſinnigen Fourier, mit ihrer gemeinſchaftlichen Kaſſe, in welche gläubige Schwärmer, beſonders die die geſellſchaftliche Myſtik liebenden Frauen ſchon beträchtliche Capitalien gezahlt haben, mit ihren religiöſen Bällen, wo man mit verklärtem Himmelsblick und allgemein umfaſſender Bruder- und Schweſterliebe Polka tanzt. Aber unſer Jahrhundert iſt gar zu kalt für ſolche Myſterien der Humanität! Die arge Welt klagt die Bewohner des Mutterhauſes in der Rüe de Tournon an, daß ſie ſich von einer Idee ſpeiſen, tränken und kleiden laſſen und daß es unverantwortlich wäre, für eine Chimäre, für eine theoretiſche Grille, die doch rein in der Luft ſchwebt, ſo viel baares, klingendes und reelles Geld von den Leuten zuſammenzutreiben. Freilich hat Conſidérant, wie man hört, ſein Vermögen auf dem Altar des Fourierismus geopfert; aber berechtigt ihn das, ſich nun bei der Exploitation, der Ausbeutung der fourieriſtiſchen Chimäre förmlich anſtellen zu laſſen? Nein, dieſer Aufruf an die Abonnenten der Democratie pacifique, ſie mit Geldzuſchüſſen zu unterſtützen, iſt mir kleinlich und einer großen Idee unwürdig erſchienen. Was ſich nicht durch eigne Kraft halten kann, gehe unter!

Man kann den tiefſinnigen, oft verworrenen, aber immer menſchenfreundlichen Ideen Fouriers keinen beſſern Dienſt erweiſen, als ihnen das ausſchließende, ſektireriſche Gepräge nehmen. Eingeführt in den allgemeinen Ideenkampf, in den allgemeinen täglichen Sprachgebrauch der Anſichten über Staatsökonomie und Geſellſchaftsreform, würden dieſe Lehren Fouriers ſich wie eine vortreffliche, zerſetzende und er-

klärende Schärfe und Säure bewährt haben, während bis jetzt seine vielen lichtvollen Gedanken noch Eigenthum einer Schule, einer Sekte sind, auf welche der Stempel der Wunderlichkeit gedrückt ist. Die Apostel St. Simons haben besser ihren Beruf erfüllt. Sie sind ausgegangen in alle Welt und lehren die Heiden, besonders die heidnischen Geldmänner, die Capitalisten und Makler. Enfantin, der wieder von Aegypten zurück ist und seine Heiligenscheinperrücke vom Berge Menilmontant ganz abgelegt hat, ist ein Hauptbeförderer des Eisenbahnwesens und hat, als geschickter Ingenieur, um die richtige Anlage der Nord-Bahn sich Verdienste erworben, die ihn reich gemacht haben. Ebenso Olinde Rodriguez, Felicien David (in seiner Art), Eichthal und die übrigen St. Simonisten, die freilich wieder für ihre praktische Betriebsamkeit voraus hatten, daß sie Alle Israeliten sind.

[S. 178.] Meine Ansichten über Cormenin sind mir vor vier Jahren von einigen Deutschen in Paris sehr verdacht worden und doch hat die seitherige Entwickelung dieses Chamäleons bewiesen, daß ich ihn richtig beurtheilte. Durch seine Vertheidigung der Jesuiten ist Timon wieder allmälig jener Vikomte de Cormenin geworden, der der Gazette de France näher steht, als dem National.

Das Gouvernable im Franzosen, sein Gehorsam, seine Unterordnung springt merkwürdig in die Augen. Man sehe, wie ruhig und gesetzt die Pariser am Theater Queue machen! Würde in Deutschland das Publikum so lange an der Casse ausharren, wenn es nicht hoffen könnte, sich mit Arm und Faust den Weg zu bahnen und rechts und links die Nachbarn wegzudrängen? Der Franzose gehorcht jedem energischen Willen, jedem begeisterten Worte. Er tritt unter die Fahne

jedes Helden, der die Fahne mit Entschlossenheit aufzupflanzen versteht. Wer nicht lesen kann, gehorcht dem, der lesen kann. Wer sich nicht fähig zum Offizier dünkt, ist mit Lust und Liebe Gemeiner. Das ist Alles bei uns anders. Der Franzose ist ein geborner Monarchist und wir sind geborne Republikaner. Da wir keine Republiken haben, so kommt natürlich von dieser Anlage nur das Mindergute bei uns zum Vorschein. Was sich bei uns der Einzelne dünkt, dünkt sich in Frankreich nur die Masse. Eine solche Selbstständigkeit, wie sie bei uns der Bürger dem Staatszweck, das Publikum (als Wulst von Einzelnen gedacht) dem Autor gegenüberstellt, kennt man in Frankreich nicht. Man opfert sich dem Ganzen. Man macht nicht diese vielen Ansprüche, die in Deutschland Jedermann sich erlaubt.

Charakteristisch für diesen deutschen Egoismus und die französische Aufopferung an das Allgemeine ist folgender kleine und noch nicht beobachtete Umstand: Man betrachte die Aushängeschilder in Deutschland und Frankreich! Hier liest man, immerhin mit Riesenlettern, aber ganz bescheiden: Lacombe, Coiffeur — Morel, Restaurant — Petitjean, Menuisier. In Deutschland klänge das dem Einzelnen viel zu rekrutenmäßig, viel zu wenig ehrfurchtsvoll für seine hohe werthe Person. Schon gleich hinter Metz, schon im deutschen Forbach und ganz bestimmt von Kaiserslautern an schreibt Jeder über sein Haus: Johann Caspar Stemmeisen, Tischlermeister — oder Waarenhandlung von Friedrich August Krämer. Kurz man durchwandre unsere Städte vom Rhein bis an den Pregel, überall dieser stolze Eklat der ganzen wohledelbornen Persönlichkeit. Wegen etwaiger Verwechslungen ist dies nicht (denn auch in Paris gibt es gewisse Namen, die

ſich wie Müller, Schmidt u. ſ. w. unzähligemal wiederholen), nein, es iſt dies das trotzige Selbſtgefühl, das ſich bei uns armverſchränkend in die Hausthür ſtellt und in ſeinem werthen Vor- und Zunamen von A — Z gleich ſeine ganze Lebensgeſchichte zur Schau und Anerkennung ſtellt. Die Franzoſen ſind ſtolz, die Deutſchen eitel . . . und das iſt ſehr ſchlimm für unſre großen Geſammtzwecke.

Noch ein Beförderungsmittel der that- und willenskräftigen Centraliſation liegt in der Literatur. Ich ſah Corneilles Horace. Dieſe ſchwungreiche Tragödie iſt mehr als zweihundert Jahre alt und auch bis zu dieſer Stunde, behaupte ich, hat die deutſche Literatur kein Werk von einer ſolchen unmittelbar auf die Nationalität wirkenden markigen Tendenz. Ein Volk, das ſchon vor zweihundert Jahren Dichter fand, die, wie hier Corneille in den Perſonen des Horaz und des Curiace die ganze Begeiſterung für große, allgewaltige und Tod und Leben in Anſpruch nehmende Nationalzwecke ausſprachen, ein ſolches Volk mußte früh ſich zu ſeiner künftigen politiſchen Größe ausbilden, während Deutſchland vor zweihundert Jahren noch in Barbarei lebte, eine ideale patriotiſche Poeſie erſt durch Leſſing ahnte und auch dann wieder in irrlichtelirende, romantiſche und oft kindiſche Einzelzwecke auseinanderfuhr. Ich bitte wirklich jeden unpartheiiſchen Leſer, einmal ſeine Schulanſicht von der franzöſiſchen Tragödie fallen zu laſſen und unbekümmert um das, was wir ſonſt Kluges und Weiſes über Corneille wiſſen, dieſen Horace zu leſen. Man muß ſagen, daß ſelbſt Shakespeare gegen den ſtählernen Patriotismus dieſes Trauerſpiels zerfahren und faſt weichlich iſt. Daß unſre Opitz und Gryphius bei ihrem lyriſchen Schwung und ſelbſt Talent fürs Trauerſpiel — annäherungs-

weiſe — keine Corneilles für uns werden konnten, liegt an unſern Fürſten, die ſich jetzt wie damals lieber mit Junkern und Hoftheologen als mit Dichtern und Philoſophen umgaben.

[S. 201.] Man hat es dem Verfaſſer ſehr übel gedeutet, daß er in dieſem Briefe die ihm von Thiers im öffentlichen Geſpräch, nicht unter vier Augen gemachten Aeußerungen wieder erzählt hätte. Wollt' ich die Namen dieſer verleumderiſchen Menſchen nennen, die in einigen Zeitungen ihn deßhalb als „indiscret" hinſtellten, ſo würde die unlautre Quelle des Neides ſehr bald erkannt werden. Thiers ſprach mit einem Publiziſten, der ſein Vaterland vertrat. Thiers iſt keine ſchriftſtellernde alte Dame, die ſich nicht von Touriſten ſprechen läßt, weil ſie fürchtet, man möchte bei ihrer Schilderung von ihren Runzeln ſprechen. Thiers iſt kein deutſcher Lyriker, der in einem thüringiſchen Dorfe ſich einſchließt und ſich ängſtigt, man würde der Welt etwas von ſeiner Perſon erzählen, was im Widerſpruch mit der Vorſtellung ſtände, die man ſich von ſeinem blondgelockten Sängerthume machen ſolle. Thiers iſt in ſeiner weltberühmten Perſönlichkeit ſo oft von engliſchen Reiſenden ſchon geſchildert worden, daß nur eine Intrigue dazu gehörte, wie ſie von gewiſſen Perſonen in Paris gegen meine Briefe angezettelt wurde, um Das, was anfangs harmlos unterhielt, ſpäter als unerlaubt in Verruf zu bringen.

[S. 218.] Philaréte Chasles iſt zu gleicher Zeit Vorſteher der Bibliotheque Mazarine. Man weiß vielleicht nicht, daß dieſer geſchmackvolle Kritiker, der ſich leider in neuerer Zeit mehr mit England als mit Deutſchland beſchäftigt, vor zwanzig Jahren ein Schriftſetzer war. Es macht ihm alle Ehre, ſich ſo aufgeſchwungen zu haben. Von

seinem Autodidaktenstande her hat er sich eine Abneigung gegen alles gelehrtthuende, pedantische Wesen erhalten und schreibt Bücher und Aufsätze, die der gründlichen Vorbereitung nicht ermangeln, aber aus der Masse des Materials nur die Lichtpunkte und wirklich anziehenden Thatsachen hervorheben.

Die Zahl der Kenner deutscher Literatur nimmt immer mehr zu; doch scheint die neusten St. René Taillandier, Professor in Montpellier, noch zu überflügeln. Er ist wenigstens bis auf die letzten Erscheinungen der Tagesliteratur vorgedrungen und scheint sich in neuerer Zeit auch von den Einflüsterern befreit zu haben, die ihm von Paris aus vorschreiben wollten, was er in Deutschland für bedeutend halten dürfe oder nicht. Wenn Taillandier jetzt in der Revue des deux mondes z. B. über Karl Beck, Franz Dingelstedt, Robert Prutz Aufsätze bringt, so wird man im Büreau dieser Zeitschrift regelmäßig eine Menge anonymer Briefe mit dem pariser Stadtpoststempel vorfinden, lautend: „Herr Redakteur, Sie schaden der Achtung Ihres Blattes, wenn Sie Frankreich mit Schriftstellern bekannt machen, die in Deutschland nie genannt werden, u. s. w." Man würde staunen, wenn ich die Namen jener Schriftsteller nennen wollte, die hier gegen die Anerkennung ihrer Landsleute Kabalen schmieden.

Von Henri Blaze ist soeben eine Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze über deutsche Literatur unter dem Titel: Poëtes et écrivains de l'Allemagne erschienen. Henri Blaze de Bürv war früher Legationssekretär in Weimar und ist jetzt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Seine Frau, eine junge, liebenswürdige Engländerin und wunderbar vielseitig gebildet, spricht vortrefflich deutsch und führt selbst, unter dem nom de guerre Arthur

Dudley, engliſch und franzöſiſch die Feder. Blaze iſt von dem Vorwurf nicht freizuſprechen und geſteht dies mit beſcheidner Rückhaltung ſelber ein, daß ſeine Kenntniß deutſcher Poeſie, ſo gründlich ſie hie und da iſt, auf Vollſtändigkeit keine Anſprüche machen könne. Selbſt lyriſcher Dichter hat er ſich vorzugsweiſe nur mit Goethe und den Schwaben beſchäftigt, den Fauſt überſetzt und die etwas monotone Weſenheit unſrer Frühlingsdichter am tiefſten in ſich aufgenommen. Sind ihm dadurch manche Erſcheinungen ganz entgangen, ſo hat er unbedeutende Namen und das Mittelgut einiger nachahmenden Talente zu ſehr überſchätzt. Seine Hingebung aber an Das, was er und mit ihm alle Franzoſen für das eigenthümlich Deutſche halten, iſt nicht die Folge eines kalten, kritiſchen Studiums, ſondern einer dichteriſchen Begeiſterung, die ſich dem Gegenſtande, den ſie liebt, verwandt fühlt.

Die Franzoſen wollen an den Deutſchen nur Das anerkennen, was ſie ſelber nicht beſitzen. Die deutſche Literatur muß ihnen eine geſpenſtiſche Ruine im Mondſchein mit Geiſterſpuk und Elfengeflüſter ſein. Sie, die Voltaire, Rouſſeau, Racine haben, die Dichter des Herzens und der geſunden Vernunft, werden alles zurückweiſen, was ſich jenſeits des Rheines als Roman, Drama, als ſozialer Gedanke auch herzlich und vernünftig ankündigt. Von den Deutſchen wollen ſie nur Geſpenſter, nur Hexen, nur Burgruinen, nur Ritter-Legenden und blaue Teufelsmährchen. Alles Uebrige erſcheint ihnen an den Deutſchen höchſt überflüſſig oder nur als franzöſiſche Nachahmung.

Haben wir doch auch in Deutſchland genug, die nur das für poetiſch erklären, was romantiſch iſt, d. h. unwahr, unbeſtimmt und flimmernd. Glücklicherweiſe aber hat ein Goethe

gelebt und drückt unbestrittenermaßen die ganze majestätische Fülle des den Deutschen möglichen Dichtens und Denkens aus. Wer in Frankreich eine tiefere und gerechtere Analyse der deutschen Literatur vertreten wollte, müßte zunächst an Goethe anknüpfen und aus dieses, auch in Frankreich bewunderten Heros' Wirken und Schaffen heraus die verschiedenen Geistesströmungen und Lichtstrahlungen angeben, nach welchen hin die deutsche Literatur sich entwickelt hat. Denn in Goethe zeigte sich Nichts nach einseitiger Abschüssigkeit. Er war Phantast, wo der Nebel hingehörte und war vernünftiger Denker bei allem Dichten, wo er sich in seiner vollsten Wesenheit zeigte. Er ist in der Hexenküche des Faust nicht stehen geblieben, wie sich die Franzosen einbilden, die unter einem deutschen Dichter nur einen halben Visionär verstehen und nicht begreifen, wie Callot-Hoffmann so schnell bei uns vergessen werden konnte. Durch Goethe müßten sie das Grundschema, den ursprünglichen Grenzbezirk kennen lernen, innerhalb dessen bei uns die schaffenden Geister sich entwickeln. Nach der Seite des Liedes hin, nach der Seite des Romans, des Dramas, der Kunstkritik und der Weltbetrachtung bezeichnet Goethe so ziemlich vollständig die Bedingungen des deutschen Schriftenthums. Der Franzose hat seit Voltaire und Rousseau nur dichterische Spezialitäten gehabt, d. h. Dichter, die nur in einer Form z. B. als Dramatiker oder Odensänger sich auszeichneten. Es fehlt dem Franzosen der Sinn für umfassende dichterische Individualitäten, die sich nach allen Richtungen hin aus ihrer Schaale lösen, wie Goethe und Schiller thaten und wie wir in jüngsten Tagen nur Immermann, Platen, Heine und sonst nicht Viele hatten. Der Geist eines vorzugsweise in einer abgezogenen Welt lebenden

Volkes ist eben universell und das sollte den Franzosen gesagt werden.

Man sollte die Franzosen belehren, daß es in Deutschland auch eine Sonne gibt und nicht immer der Mond scheint. Man sollte ihnen einige Legionen unsrer Dorfteufel und Grubengeister gebunden ausliefern und ihnen klar machen, daß der Schwarzwald, diese mystische forêt noire, die sie sich ganz voll mittelalterlicher Teufelstraditionen denken, mit nichts Teufelsmäßigerem anfängt, als den Spieltischen des pariser Croupiers Benazet in Baden-Baden. Aber es ist ein Unglück mit uns — jetzt reist ein Herr Martin und will auch über Deutschland wieder Neues bringen, ich wette, auch Herr Martin sieht nur Hexen und Teufel und läßt die gesunde Vernunft, weil man die in Frankreich viel gesünder hätte, am Wege liegen.*)

[S. 241.] Es entstand ein Streit, wie man wohl Reclame im Deutschen übersetzen würde. Man gab viele Ausdrücke dafür. Ich meinte: es ist unser deutsches Eingesandt. Gut, bemerkte man, das mag das richtige Wort sein, aber der Franzose ist viel klüger, er bezahlt das Eingesandt, verbittet sich aber, daß man Eingesandt darüber setzt.

Gibt es in Paris eine unpartheiische, selbstständige glaubwürdige Kunstkritik?

Vielleicht überall, nur nicht auf dem Gebiete der Bühne. Selbst der wärmste Lobredner hiesiger Zustände muß eingestehen, daß die Bühnenerfolge nur bei großen und bedeuten-

*) Eben bringt über diesen Gegenstand L. Schücking in der Köln. Zeitung vom 20. Juni einen trefflichen Aufsatz: „Das träumerische Deutschland".

den Namen, wie Victor Hugo, Alexander Dümas u. ſ. w. auf eine mit der Wahrheit übereinſtimmende Würdigung zu rechnen haben. Daß une fille du regent von dem letztern nicht angeſprochen hatte, war allerdings überall erſichtlich und doch auch hier die nackte Wahrheit oft mit wunderlich bunten Kleidern bedeckt.

Dies geſchieht nun nicht den Verfaſſern zu Liebe, ſondern im Intereſſe der Direktionen. Die letzten wenden jedes Mittel an, um die neuen Stücke, von deren Erfolgen ſie beſtehen und mit denen ſie die Concurrenz der andern Bühnen aushalten müſſen, in Gunſt und Aufnahme zu bringen. Die wöchentlichen Berichterſtatter über die Theater und wären es J. Janin, Theophile Gautier und Andere, werden an hundert, ihnen oft unſichtbaren Fäden gelenkt. Der Berichterſtatter ſelbſt iſt vielleicht ein wahrheitsliebender Kritiker. Er würde gern offen und frei ſeine Meinung äußern, aber er darf nicht; denn entweder ſind die Hauptredakteure der Zeitung mit den Bühnenlenkern in unmittelbarer Beziehung oder die Eigenthümer der Zeitungen, die oft zum Beſtehen derſelben noch zuzahlen müſſen, machen wenigſtens auf die Benutzung der freien Theaterentrées Anſpruch. Die Redaktion muß ihren Brodherren willfahren. Wünſchen dieſe eine Loge im Vaudeville, in den Variétés, eine Loge für ſich und ihre Frau oder ihre Geliebte, ſo müſſen die Redakteure die Loge anſchaffen und können unmöglich die Direktoren um dieſe Gefälligkeit angehen, wenn ſie deren neue Stücke eben getadelt haben. Von dem Einfluß der Schauſpielerinnen, die ſich für jede neue Rolle allen Zeitungsbureaux und Bühnen-Referenten perſönlich empfehlen, will ich gar nicht reden. Nur ſo viel iſt erſichtlich, daß die Pariſer Theaterkritik höchſt unzuverläſſig iſt und im

Ganzen mit der des wiener Burgtheaters viel Aehnlichkeit hat, wo man die Berichterstatter auch mit verbundenen Augen Eiertänze halten sieht.

Unsern deutschen Bühnenverhältnissen kommen die des Théatre Français am nächsten. Auch hier ein wandelbares Repertoir, das nicht täglich dieselbe Vorstellung wiederholen darf, auch hier Abonnenten, die Ansprüche auf Abwechselung machen, auch hier lebenslängliche Anstellungen. Deßhalb aber auch andre minder schmeichelhafte Aehnlichkeiten besonders mit unsern Hoftheatern. Neben großen Künstlern unbedeutende Anfänger, allmächtige Herrschaft der lebenslänglichen und pensionsfähigen Mitglieder (Sociétaires) über Annahme der Stücke und Anstellung neuer Mitglieder, sprödes Zurückweisen jedes Talentes, das den im Genuß Befindlichen gefährlich werden könnte, alte Mitglieder, die nicht mehr gut zu hören sind und an schwachem Gedächtniß leiden. Auf keinem Pariser Theater ist der Souffleur so vernehmbar, wie auf dieser Musterbühne. Nirgends drängen sich die alten Herren so an den Kasten der Mitte, diesen unterirdischen Tempel der Muse des Gedächtnisses, als im Théatre Français. Samson, Prévost u. s. w. sind tyrannische Greise, die sich in ihrer Stellung sicher fühlen und der jungen spielenden oder dichtenden oder kritisirenden Generation, wie unsere noch lebenden Schröders und Eckhoffs, eine unerschütterliche Verachtung gegenüber stellen.

Viel gewandter und frischer wird auf den kleinen Theatern gespielt, von denen ich das Odéon mit seinen langweiligen dramatischen Exercitien und dem Mittelgut seines Personals ausnehme. Im Theater Palais Royal, Vaudeville, in den Variétés und dem Gymnase wird man immer die

frischesten Kräfte und meisterhaft abgerundete Vorstellungen finden.

Wer lachen will, gehe ins Theater des Palais Royal! Hier herrscht die tollste Ausgelassenheit und eine reiche Auswahl von kleinen Stücken und nicht eben großen, aber angenehmen Schauspielern. Levassor tritt hier bald als Student, bald als Bauer auf, als Charlatan, als Taschenspieler, als Bänkelsänger, als alte Frau, in hundert Verkleidungen und meistentheils von bester Laune. Ich sage meistentheils; denn Levassor ist eben so leicht zerstreut und kann in einer Parthie, in der er nicht anspricht, eben so flau werden, wie er an einem günstigen Tage uns vor Lachen nicht zu Athem kommen läßt. Sainville ist einer jener Komiker, die sich mehr den Deutschen nähern, z. B. Rädern in Dresden. Ein unerschöpflicher Gleichmuth und eine rapide, dabei immer monoton ruhige Vortragsweise wirken unwiderstehlich. Grassot und Tousez eignen sich mehr für jene burlesken Späße, die auf dieser Bühne besonders zur Carnevalszeit in den sogenannten Revüen, wo alle Thorheiten des vergangenen Jahres am Publikum vorübergeführt werden, mit tollster Ausgelassenheit auftreten. In den kranken Kartoffeln wurden der ewige Jude, Dschalma, Fräulein Cardoville, besonders aber Marie Anne, die Volksmutter, so geistreich verspottet, daß den dramatischen Autor ein wahrer Jubel überkam; denn was fehlt hier noch bis zu allem, was Aristophanes bieten durfte? Wie Marie Anne erscheint, fängt das ganze auf der Bühne versammelte Personal zu schluchzen an. Marie Anne hört man schon hinter den Coulissen gleichsam auf Thränenbächen heranschwimmen. Pauvre mère! heult Alles. Pauvre enfant! Oh la misère du peuple! Oh pauvre mère! Pauvre

Famille! Sie selbst jammert: Oh que je suis pauvre femme! Que je suis pauvre epouse! Alles zieht seine Taschentücher hervor. Sie werden feucht, zuletzt windelnaß. Sie drücken ihre Taschentücher auf der Bühne aus. Ein Strom von Thränen rieselt über die Bretter. Marie Anne, die Mutter aus dem Volk, geht, getröstet nur durch den Gedanken an die Kasseneinnahmen in der Porte St. Martin, vor dem weinenden König Kartoffel I und seinem kranken Hofstaat vorüber.

Aehnliche Späße, deren Wiedererzählung zu weit führen würde, finden auf dem Theater Vaudeville statt, wo mir Bardou in seiner geistreichen Vielseitigkeit am meisten gefällt. Derselbe Künstler, der vor vier Jahren den stumpfsinnigen Maurer Gauthier in den „Memoiren des Teufels" spielte, stellte in einer lustigen Farce, die sich für Wien eignen würde, un mari perdu, einen allerliebsten alten Suitier aus der Provinz hin, der nach Paris geschickt wird, seiner Frau Brustkuchen zu holen und dabei in die Strudel der pariser Vergnügungen geräth und noch einmal wieder ganz jung wird. Letard strebt, ein zweiter Ravel zu werden. Auch Leclère und Mad. Guillemin sind sehr komisch. Ein reizendes Frauenpersonal bewundert' ich in den wahrhaft aristophanisch gedachten „Göttern des Olymps". Zwölf jugendliche, von Humor übersprudelnde und kaum vor Lust, sich zu zeigen und sich hervorzudrängen, zu bändigende weibliche Wesen. Sechs deutsche Theater fänden hier an einem einzigen Frauenvorrath; denn an den Varietés ist die Zahl der talentvollen, weiblichen Mitglieder eben so groß.

Nur an dem berühmten Arnal hab' ich keinen Geschmack finden können. Auch Arnal spielt in seinen kleinen

einaktigen Stücken am Vaudeville. Arnal ist ein Mann von großer Bildung und geistreicher Schriftsteller, in seinem Spiel sieht man ihm diese Eigenschaften nicht an. Arnals Stücke sind jene bekannten einaktigen Scenen: Um Mitternacht, Ein Herr und eine Dame u. s. w. die bei uns, „weil sie ja ganz unwahrscheinlich sind", immer in Gefahr stehen, ausgepfiffen zu werden. Diese feinen kleinen Scherze, oft dem Leben mit holländischer Genrebildtreue abgelauscht, würde unser Beckmann, wenn ihn das Publikum unterstützte und er sich ganz behaglich vor dem Parterre gehen lassen dürfte, viel komischer geben, als Arnal. Arnal ist trocken, ohne Mienenspiel, ohne Steigerung, ohne Leidenschaft, er endet seine Posse, wie er sie anfängt. Wenn er in der Mansarde du crime seine Frau für eine Mörderin hält, so spricht er das mit derselben Gleichgültigkeit, mit demselben Unterlassen alles äußern Spiels, alles Haarsträubens, alles tragischen und deßhalb komischen Entsetzens, als wenn es sich um jede andre unbedeutende Entdeckung handelte. Deutsche Komiker würden hier lange nicht so flau sein, wie Arnal. Nur freilich ist unser Publikum eigen! Es lacht auch bei uns über einen solchen Scherz, so lange er gespielt wird, und zischt, wenn der Vorhang fällt. Der Schauspieler bei uns gibt diese Possen, allenfalls zu seinem Benefiz, schon mit dem Gedanken, daß sie durchfallen und verwendet nicht die Hälfte seines Talentes darauf. Dürfte z. B. Beckmann (von dem ich nicht begreife, was er im wiener Burgtheater soll) darauf rechnen, daß eine von ihm mit all seinem Situationswiz ausgearbeitete Arnalsche Spielscene so harmlos und theilnehmend aufgenommen wird, wie man dergleichen hier in Paris aufnimmt, er würde Arnal bei Weitem übertreffen.

Darum muß man auch immer darauf zurückkommen, daß z. B. in Berlin entweder das Königsstädter Theater sein italiänisch-afrikanisch-taschenspielerisch-dramatisches Mischrepertoir aufgibt oder dort ein drittes Theater begründet werde, wo sich eben künstlerische Spezialitäten freier entwickeln könnten und die naserümpfende Kritik nicht ewig sagte: „Was? Dergleichen hier, wo gestern Hamlet war?“ Und das Publikum nicht ewig: „Das ist ja ganz unwahrscheinlich!“

Ich muß hier auf unsern Th. Döring auch zu sprechen kommen, diesen genialen Darsteller, der so viel Aehnlichkeit mit Bouffé hat und wie es den Anschein nimmt, in Berlin wie eine Sternschnuppe verlischt. Die Einwände, die man gegen Döring zu machen pflegt, sind mir wohlbekannt und doch steckt in ihm der Stoff zu einer in seiner Art unübertrefflichen dramatischen Charaktertype. Bouffé würde auch keinen Lear spielen, schon weil er leidend und brustkrank ist. Bouffé hat in seinem Profil eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Dresdener Eduard Devrient. Sein Gemüth aber und sein Humor ist wie Dörings. Döring kommt aber nicht zum Bewußtsein seines wahren Berufes, weil für sein Talent nichts geschieht. Für ihn sind kein Souvestre, kein Arago, kein Bayard und Melesville am königl. Theater angestellt, die ihm zwei- und dreiaktige große Rollen schreiben müssen. Vom alten Repertoir und vom Zufall hängt er ab. Spielt er Franz Moor, so hat sich der Kritiker in der Zeitung immer etwas Anderes gedacht, als er gibt, spielt er eine zufällige neue Rolle, so ist sie eine Episode oder das Stück hat eine vergängliche Dauer. Ein solcher Darsteller wird seines Berufes nicht froh. Sein Talent vereinsamt und sinkt. Schauspieler wie Döring müssen entweder von den Direktionen im Ein-

verſtändniß mit Dichtern gepflegt oder auf Bühnen verſetzt werden, wo ſich ein eignes Genre für ſie erfinden läßt, ein Genre, das man harmlos hinnimmt, ohne die ewige, unausſtehliche Sucht, aus der Theateranſtalt eine Räucherkammer für die alten klaſſiſchen und auch ohne Darſtellung unſterblichen — (Vergib, großer Shakſpeare! Du liebteſt Bilder, ich muß mein Bild auch ausführen) — Schinken zu machen.

An den Variétés ſpielt jetzt die Dejazet, über die ich ſchon mit ſchmerzlichem Leidweſen geſprochen habe. Auch den Blumenflor reizender weiblicher Talente erwähnte ich. Mit Bouffé traf ich es deßhalb unglücklich, weil ſeine neue Rolle im Mouſſe, der Schiffsjunge, wenig Anderes bietet, als die Vorſtellung, wie dieſer gemüthvolle, naturwahre Künſtler etwa den Pariſer Taugenichts ſpielt. Den Mouſſe, den Schiffsjungen, hat man in Hamburg auch gleich wieder an Frauenzimmer ausgetheilt und dadurch das ganze, allerdings nicht ſehr ſpannende Stück vollends läppiſch gemacht. Glücklicher traf ichs mit Bouffé in den Enfants de troupe, wo er einen jungen Rekruten ſpielt, mit der ganzen wunderbaren, vom Souffleur völlig freien Geläufigkeit ſeiner Zunge und allem Aufwand jener Mittel, die uns zugleich lachen und weinen machen. Das eigenthümliche Weſen aller Bouffé'ſchen Rollen iſt uneigennützige Aufopferung, bald für einen Bruder, bald für eine Schweſter, hier in dem kleinen Militärdrama für ſeinen Offizier. Nicht zu beſchreiben ſind die Miſchungen und Uebergänge ſeines Weſens, dieſes Wiegen und Schlenkern des Körpers, halb aus Verlegenheit, halb aus einem dem Volk eigenthümlichen Haſchen nach einer gewiſſen Tournüre, dieſes geſchwätzige Nichtredenwollen, dieſe plauderhafte Zurückhaltung, dies Durchgehen des Herzens

in geſtrecktem Galopp möcht' ich ſagen, wenn alle Zügel doch der Verſtand anzieht, um es zurückzuhalten, — kurz es geht wohl Jedem ſo, daß er von allen pariſer Künſtlern Bouffé am liebſten gewinnt.

Außerdem wirken an den Variétés, die unter Neſtor Roqueplans kluger Leitung ſtehen, noch ein gewiſſer Hoffmann, der eine hübſche Stimme und im Spiel etwas ſehr Friſches und Natürliches, ja ſelbſt Rohes und Ungeſchultes und dadurch eben Anziehendes hat, die beiden Levеintres, von denen der ſogenannte jüngere ein dicker, alter, drolliger Spaßmacher iſt, der wie ein Abbé aus den ſchönen Tagen des Bernis und der Pompadour ausſieht und im Ausmalen von Lüſternheiten mit dem Schnalzen ſeiner Zunge im zahnloſen Munde wohl manchmal etwas zu weit geht, beſonders aber Hyacinthe, der trotz ſeiner langen, abſchreckend gebogenen und wahrhaft Wahl'ſchen Naſe einer der komiſchſten Schauſpieler iſt, die man ſich denken kann. Wer begreifen will, warum ſo viele franzöſiſche einaktige komiſche Stückchen bei uns nicht anſprechen, ſehe dieſen Hyacinthe! Wenn Hyacinthe ängſtliche Handlungsreiſende, Apotheker oder Leute aus der Provinz ſpielt, die nach Paris kommen, um ihr Glück zu machen, und dieſe Figuren dann ins Deutſche übertragen werden, ſo machen wir gleich hüpfende, ſpringende, trippelnde Fratzenſchneider daraus, die ſich echauffiren, ſchreien, den Effekt um jeden Preis durchſetzen wollen und am Schluſſe dieſe Poſſe wirklich als eine ungeheure Albernheit erſcheinen laſſen. Da ſehe man Hyacinthe. Dieſe bewegte Ruhe! Dieſe pfiffige Dummheit! Dieſe lächelnde Weinerlichkeit! Dies feine Mienenſpiel von fünf Minuten, wo er bald dieſen furchtſam, bald jenen dreiſt, den einen bittend, den andern

rotzig anſieht, nicht begreifen kann und ſich endlich orientirt, und nachdem er die ganze Situation erſchöpft hat, in aller Ruhe zum Gelächter des Hauſes ſagt: „Bitte um Entſchuldigung, meine Herren! Sie meinen mich?“ Dies ſind die Stellen, wo unſre Komiker und Bonvivants ſich immer ſo entſetzlich echauffiren, daß ihnen die Augen aus dem Kopf quillen und eine Steigerung ihrer durch die Situationen bedingten Verlegenheit oder Angſt oder ihres Unwillens nicht mehr möglich wird.

Auf dem Gymnase dramatique wirkt die unſtreitig liebenswürdigſte aller jetzt vorhandenen pariſer Schauſpielerinnen Roſe Chéri. Geiſt, Gemüth und Schönheit im ſeltenſten Verein. Wir haben in Deutſchland vielleicht eine Darſtellerin, die eben ſo ſchön iſt, dann iſt ſie ohne das gleiche Talent, oder ſie hat gleiches Talent, dann iſt ſie nicht ſo anziehend. Fräulein von Hagn mit der Schönheit, die ſie vor fünfzehn Jahren, mit dem Geiſt, den ſie jetzt, und der Seele und dem gläubigen, guten und nochmals guten und zum Drittenmale guten Auge, das ſie nie hatte, wäre etwa Roſe Chéri. Dieſe Künſtlerin iſt kokett, aber dabei unendlich weiblich, ſie weiß ihrem Auge Thränen zu entlocken, die wirklich von der Herzensquelle kommen. Dabei eine Grazie, eine Zurückhaltung, eine Weihe von Elaſtizität, die über ihre ganze Erſcheinung ausgegoſſen iſt. Louiſe Neumann in Wien, die freilich weder durch ihr Organ, noch ihre zu ſchmächtige Geſtalt begünſtigt iſt, hat etwas von dem Schalkhaften und Sichern der Roſe Chéri: auch die Lebrün und die Bayer in Dresden, und doch, ihr guten Mädchen, zürnt mir nicht, — euch thäte allen Noth, ſtatt Eure Ferien in Burtehude zu einem zweckloſen Gaſtſpiel zu benutzen, lieber einmal

auf den Boulevart Bonne nouvelle zu reiſen und die Roſe Chéri und ſelbſt Dem. Melcy, an derſelben Bühne, zu ſehen! Es iſt eine Reife, ein Studium, eine Hoheit in dieſen Leiſtungen, die vielleicht daheim bei uns nicht ſo möglich ſind, der äußeren Umſtände wegen. Und doch ſpielt Roſe Chéri vielerlei durcheinander, freilich nicht in der hohen Tragödie, die von dieſer Bühne ausgeſchloſſen iſt. Aber leſt die Stücke, die von dem für ſie und ihre Schweſter geſchriebenen „Chriſtophe und Renate" an bis zu „Georges und Maurice," „Geneviève" (überſetzt als „Vaterliebe") herab durch dieſe Künſtlerin belebt wurden, es muß etwas von dem milden Siderallichte euch aufgehen, in dem dieſes Mädchen glänzt. Studirtet ihr überhaupt nur mehr, läſet, läſet, läſet, bildetet euch, vertändeltet eure Zeit nicht mit Putz, mit Beſuchen, mit Koketterieen, zögt ihr den Umgang mit Dichtern und Denkern allem Umgang mit adligen und militäriſchen Claqueurs vor, bildetet ihr euch vornehmlich aus euch ſelbſt heraus, verjagtet jeden Eigendünkel, forſchtet in eurem Herzen, verachtetet das Gemeine, Flatterhafte, Irdiſche, jagtet nicht nach flüchtigem, erbärmlichem Zeitungslob, verbötet euch unbedingt dieſes jämmerliche, kleinſtädtiſche Gaſtieren auf den troſtloſen Provinzialbrettern, wo ihr in der ſtümperhaften Umgebung euch ſelbſt verliert, verachtetet Geld und Geldeswerth, bildetet ihr euch einen hohen, heiligen Begriff von der Kunſt und forſchtet überall, wohin ihr blickt, nach dem Tiefſten in der Menſchenbruſt, — dann käme ſie ſchon, dieſe Vollendungsweihe, die wie jetzt die Dinge bei uns ſtehen, mit wenigen Ausnahmen von unſerm Bühnenweſen leider gewichen iſt.

Schließlich bemerke ich noch, daß Frédéric Lemaitre ſehr alt und gebrochen iſt und von ſeiner frühern Heldengröße

nur das funkelnde Auge behalten hat, und daß Debüreau, der von J. Janin gefeierte und neuerdings von Georges Sand beschützte Harlekin des Seiltänzertheaters, kaum noch an einem Faden am Leben hängend noch immer seine stummen Pantomimen spielt. Einen halbtodten, schwindsüchtigen Mann, der ganz mit Mehl bemalt ist, um sich und die Seinen zu nähren, ausgelassene Späße machen zu sehen, ist ein rührender Anblick, der in die Freuden und Leiden des Bühnenlebens auch eine wehmüthige Fernsicht gewährt.

[S. 271.] Am 3. Mai, zur Nachfeier des Philipptages, sprangen in Versailles die großen und kleinen Wasser. Fünfzigtausend Menschen, wie vor vier Jahren, als sich das große Unglück ereignete, hatte der reizendste Frühlingstag wieder in diese zaubervollen Gärten gelockt, unter andern Ibrahim Pascha, der mit einem Gefolge von einem Dutzend Türken in ihrem nüchternen, modernisirten Costüme durch das Menschengewühl in königlichen Wägen fuhr. Die Franzosen schütteln den Kopf, was sich ihr König für sonderbare Gäste kommen läßt! Und es ist nicht etwa eine künstliche Gesandtschaft, wie die persische, mit der die Umgebungen Ludwigs XIV. den sterbenden Monarchen täuschten, sondern der wirkliche Ibrahim Pascha, der wirkliche Schlächter von Morea, der auf seinen griechischen Feldzug vielleicht wie auf eine erste kleine unschuldige Jugendverirrung zurückblickt. Ibrahim Pascha hat ganz jene türkische, gelangweilte Ruhe und gesättigte philosophische Ernsthaftigkeit, die man im jardin des plantes an den Panthern, Tigern und Löwen studieren kann. Ein solcher Wüstenbewohner hinter dem eisernen Käfig blickt dich fast ganz idyllisch, ganz tiefsinnig ernst an! Wer erkennt an dem Thier die unartigen Späße, die es sich er-

lauben würde, wenn man in seinen Käfig stiege oder ihm unter den Säulen von Memphis begegnete? Ibrahim Pascha saß in Louis Philipps elegantem Landau mit der ganzen menschenverachtenden Ruhe eines solchen Wüstenkönigs, der einmal gegen sein Naturell und die groben Krallen nichts vermag. Man sieht ihm an, daß er sehr ruhig seinen Kaffee oder seinen Sorbet schlürfen würde, wenn auch einige Dutzend Griechenkinder vor ihm auf Spießen stäken; denn ihm thut ja fremder Schmerz nicht weh, ihm macht ja das Schreien seiner Opfer kein Gliederreißen und er ist vor Allem Türk, d. h. geborner Herr der Welt. Louis Philipp wird natürlich nichts von diesen physiognomischen Studien anerkennen. Er treibt die Politik wie ein Börsengeschäft und kümmert sich wenig um die Anfänge der Menschen, bis er braucht. Er gibt diesem Ibrahim Pascha das Großkreuz der Ehrenlegion. Wär' ich der Dichter Ponsard, ich hätte an demselben Tage mein rothes Bändchen einem Könige zurückgeschickt, der so wenig von jenem edlen, chevalereskeu Takte hat, der selbst in Deutschland unsre kleinen Purpurgebornen auszeichnet. Heinrich von Bordeaux, der mit Chateaubriands Jordanwasser getauft worden ist, würde dem „Beruhiger Moreas" keinen französischen Orden gegeben haben, und wenn er hundertmal die Höfe von St. James, Petersburg, Berlin, Wien damit hätte ärgern können. Und vielleicht hätte er es auch ohne das Jordanwasser gethan.

Doch der Türk trübe uns die Wasser von Versailles nicht! Sie sprangen lustig im funkelnden Sonnenschein. Nicht grade gewaltig hoch, wenigstens verdirbt der unermeßliche blaue Horizont die Wirkung des Steigens nach oben, aber so massenhaft, so hübsch gruppirt, so lauschig schwazhaft

und plaudernd im grünen Laube und die verwitterten alten ſchwarz und grau gewordenen Marmorgruppen und Grotten belebend, daß es eine Feenpracht geweſen wäre, wäre man allein geweſen. Denn Verſailles iſt freilich viel poetiſcher, wenn man durch ſeine grünen Bogengänge allein wandelt und den Zeiten und Menſchen und dem Himmel und der Erde nachdenken kann. Und dabei iſt hier nicht alles rokoko, nicht alles putzig und wunderlich. Wir glauben oft in Belriguardo zu ſein, ſtehen an Weihern mit ſtolzen Schwänen, an grünen Bosketten mit weißſchimmernden Statuen, hören rings dieſe Waſſerwelt brauſen und rauſchen und es iſt uns, als müßte Torquato Taſſo kommen und die ſüße Melodie jener Verſe an unſer Ohr tönen, wenn die beiden Leonoren beginnen:

Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore,
Und ſiehſt Dich ſelber an und lächelſt wieder —

Du ſiehſt dich ſelber an? Dieſer Witz der Leonore Sanvitale beruht auf einer feinen pſychologiſchen Bemerkung. Hier in Verſailles lernt man dies Dämmern und Träumen, das ſich gleichſam nur ſelber anſieht.

Vor vier Jahren hatt' ich nur einen vierten Theil des innern Schloſſes geſehen und war ſchon ermüdet. Man muß auf Verſailles mehre Tage verwenden und ſich in dem Gaſthof des Reservoirs dazu einmiethen. Es iſt werth, in den Sälen zu verweilen und Schritt vor Schritt zu wandeln, wo einſt ſo viel gewaltige Menſchen ſtanden und ſo viel Erinnerungen an bedenklichen Ruhm und nicht immer beneidenswerthe Größe aufgehäuft ſind. Die Zimmer Ludwigs XIV. werden gezeigt, die Zimmer der Maintenon, das kleine Privatkapellchen, wo nur etwa zwei Menſchen ſtehen können und wo der König in ſeinen alten Tagen kniete und durch akuſtiſche Vorrich-

tungen dabei der lauschenden Maintenon, dem Beichtvater und allenfalls einem nachestehenden Offizier vernehmbar wurde. Ueberall bei diesen Erinnerungen auf der einen Seite ein sündhaftes, wahrhaft frevelndes Ueberheben des eignen Menschenwerths als Monarch, und auf der andern ein im tiefsten Staube kriechendes Winseln vor Gott, wie wir leider noch jetzt in autokratischen Königsköpfen eine solche beklagenswerthe Verwirrung der Begriffe, eine Ueberschätzung der eignen Würde, verbunden mit einer solchen eingebildeten, sich Alles erlaubenden Privatvertraulichkeit mit Gott antreffen. Die Zimmer der Königin waren so angelegt und verbaut, daß sie wenig von dem erfuhr, was sonst in dem Schlosse aus und einging und was nach den Trianons hinüberschlüpfte. Man zeigt die kleine Thür, wo Marie Antoinette sich vor der Wuth des Volkes flüchtete, eine Thür, die unter einem Gemälde nur von halber Manneslänge angebracht ist und durch die man sich tief zur Erde bücken muß. Die Demüthigung einer solchen Selbstüberschätzung, wie sie hier gethront hat, kann uns nicht trösten; denn sie traf die minder schuldlosen Häupter. Der kecke, hochmüthige Aufwurf des Kopfes in der kleinen Statue Marie Antoinettens soll uns auch nicht gegen die unglückliche Frau einnehmen; denn was macht nicht zuweilen aus unsern Physiognomieen die Grille oder das Ungeschick der Künstler?

Ueberreich, fast erdrückend ist die nicht endende Fülle von historischen Bildern, die hier gesammelt wurden. Und doch sind sie ihrer Stoffe, ihrer Treue wegen der gründlichsten Betrachtung werth. Der Deutsche wird sich hier mit Schmerz seines zersplitterten Vaterlandes erinnern; er wird den Franzosen glücklich preisen, der durch diese Gallerieen wandelnd gleich seine ganze Geschichte nach der Richtung aller Zeitpe-

rioden und nach der Richtung aller Himmelsſtriche hin beiſammen hat. Da iſt jeder einzelne Atom von Ruhm und Bedeutung in das Ganze aufgenommen. Da ſtehen ſich wohl Ligue und Fronde, Burgund und Lothringen, Navarra und Frankreich gegenüber, aber jetzt kommt doch das Ganze einem einigen Begriffe zu Gute und iſt verſchmolzen mit der Alles umfaſſenden Nationalität. Was iſt aber dem Bayern, der in Berlin hiſtoriſche Erinnerungen ſieht, die Zeit des großen Kurfürſten, was iſt dem Märker in München Max Emanuel! Was ſind uns die Hohenſtaufen? Was ſind uns alle unſre vereinzelten großen oder auch nur charakteriſtiſchen Thatſachen? Solchen trüben Betrachtungen wird man doch anders nie nachhängen können, als daß man mit einer bittern Anklage, nicht etwa der Umſtände, ſondern unſrer Fürſten endet. Man wird ſich immer ſagen müſſen, dieſen hohen Herren, denen das Schickſal uns einmal überantwortet hat, fehlte es doch zu allen Zeiten an der rechten Beſcheidenheit, an der rechten Bildung und an der rechten Vaterlandsliebe. Sie haben ſich auch jetzt in Frankfurt am Main die Hand gegeben, nicht um unſer Volk größer, ſtolzer, reicher zu machen, ſondern nur um ſich ſelber, jeder in ſeiner Vereinzelung, kräftiger zu fühlen. Daß auch nur Einem einfiele, von ſeiner Macht etwas abzugeben, um davon das Ganze zu ſtärken! Jeder ſpielt noch jetzt auf ſeinen Quadratmeilen den Ludwig XIV. und dehnt ſich im behaglichen Vollgenuße ſeiner Würde aus. Der Fürſt, von dem man der alten abgelebten Diplomatie zum Trotz eine Verjüngung Deutſchlands und unſeres politiſchen Organismus erwartete und der gewiß in Ludwigs von Bayern und Wilhelms von Württemberg idealem Sinne (bei dieſem mehr geſund, bei jenem mehr krankhaft) Unterſtützung gefunden hätte, dieſer Fürſt

iſt mürriſch und empfindlich geworden und will es nunmehr mit der Religion zwingen, mit der Religion, die trotz aller Papierverdruckerei und Flugſchriftenüberſchwemmung nicht die eigentliche Frage der Zeit mehr iſt. Die liegt ja viel höher, viel näher den Geſtirnen jenes wahren Himmels, der von keinem Symbolzwang weiß. Statt einer kirchlichen „Reichsſynode", wo bei an ſich löblicher Erörterung mancher mehr polizeilichen, als religiöſen Dinge doch im Grunde nur Conſiſtorialräthe über die Geheimniſſe unſres Herzens abſtimmen ſollen, ein deutſcher Fürſtentag zur Durchſicht und Verbeſſerung jener proviſoriſchen Verfaſſung, die Deutſchland durch den Wiener Congreß erhielt — ein Fürſtentag, wo Deutſchland eine organiſche Einheit und wieder eine Reichsverfaſſung im neuen conſtitutionellen Sinne bekäme.... das brächte jene wahren Lorbeern, die die künftige Geſchichtſchreibung ertheilen wird. Nur die Könige werden hinfort die Großen heißen, die erhabenen und volksbeglückenden Ideen zu Liebe Edelſteine aus ihrer Krone nehmen und hochherzig entſagend ausrufen können: Dieſe Perle werf' ich in den Pokal, den ich dem Weltgeiſte zutrinke!

Man ſchwärmt in dieſem grünen Verſailles unter dem blauen Frühlingshimmel, im Rauſchen dieſer kühlenden Brunnen, hingeſtreckt auf grünem Wieſenteppich und das Haupt lehnend an weiße Marmorbilder.

[S. 275.] L. Börne hatte die Gewohnheit, nie vor den Franzoſen, in franzöſiſcher Sprache, etwas auszuſprechen, was die Deutſchen demüthigte.

Man kann in der That dieſe Gewohnheit nicht aufgeben. Man kann nicht das Beiſpiel jener unwürdigen Vaterlandsſöhne befolgen, die vor den Franzoſen all unſre Leiden ſpöttelnd zur Schau tragen. Man gewinnt nicht als Einzelner,

wenn man für das Ganze verliert. Dieſe Handlungsreiſenden, dieſe deutſchen Stutzer vom Café Frascati, die in Paris plötzlich große Freiheitshelden werden und den Franzoſen zu Liebe alles Heimiſche lächerlich finden, werden darum nicht größer und bedeutender. Man verliert auch als Theil, wenn man als Ganzes verliert.

Die Angelegenheiten Polens gaben Stoff zu fortwährenden Reibungen. Eine völlig klare Empfindung konnte ſelbſt dem unbefangenſten Gemüthe nicht aufgehen. Die Sache der polniſchen Nationalität wird die Theilnahme jedes edleren Gemüthes beſitzen und doch iſt dies dieſelbe Nationalität, die ſich durch panſlaviſtiſchen Deutſchenhaß ankündigt. Vollends hat die neue ſoziale Lehre, die Lehre vom Volk, vom Arbeiter, der ſeines Lohnes werth iſt, vom Bauer, als Unhörigen des Adels, doch ſo tief ſchon in uns Wurzel geſchlagen, daß wir nicht wiſſen, wie wir uns die Contrerevolution der Bauern deuten ſollen, dieſer Bauern, die keine polniſche Nationalität mehr nur für die Adeligen und deren alleinige Anſprüche haben wollten. Endlich ſieht man trotz öffentlicher Aktenſtücke einen geheimen violetten Faden von Rom nach Krakau ſich ziehen und Prieſterfanatismus macht uns vollends eben ſo mistrauiſch.

Man kann nicht ſagen, daß in Paris ſich eine beſondere Aufregung für die Polen zeigte. Brüdern und Schweſtern der Emigration, die daheim in Gefahr waren, die Ihrigen eines ſchmählichen Todes ſterben zu ſehen, erweckten natürlich das allgemeinſte Mitgefühl. Die katholiſche, legitimiſtiſche Ariſtokratie auch drückte dem Fürſten Czartoryski ihre ſchmerzlichſte Theilnahme aus. Man eröffnete eine Unterzeichnung für die Polen. Victor Hugo hielt eine kalte, gezirkelte Rede

mit hiſtoriſchen Parallelen und froſtigen Antitheſen. Sonſt aber wollte es in keiner Weiſe zum rechten Aufſchwung kommen. Nur die Erzählung von den aus dem wiener Cabinet verſprochenen Kopfgeldern an die Bauern erbitterte plötzlich furchtbar und Deutſchland, das immer ſo unglücklich iſt, vor Europa durch die Politik des Fürſten Metternich ſich vertreten zu ſehen, Deutſchland mußte jetzt beſchämt die Augen niederſchlagen.

Preußens Haltung milderte eine Zeitlang die Entrüſtung. Man glaubte in der preußiſchen Politik gegen die Polen eine größere Mäßigung und Milde zu entdecken und es war ſogar bei der Emigration im Werke, dem Könige eine Adreſſe zu votiren. Noch mehr. Wäre die Idee Polen wieder herzuſtellen und ihm in einem preußiſchen Prinzen (Karl?) oder öſterreichiſchen Erzherzoge (Stephan?) einen Herrſcher zu geben, ſo chimäriſch? Die Communiſten, gleichgültig für alles Volksthum, jubelten. Sie ſagten: ſeht ihr nicht, daß Eure politiſche Methode veraltet iſt? Seht ihr nicht, daß Nationalität ein leerer Schall iſt? Der Bauer will individuelles Glück, ſelbſtſtändige Freiheit, er will ſich nicht für die Krone eines Czartoryski todtſchlagen laſſen, er ſchlägt lieber den Czartoryski und ſeine Sendlinge ſelbſt todt. Erwiedernd muß man fragen, warum aber in Poſen bei den adligen Revolutionären ſelbſt Communismus? Oder iſt das nur ein polizeiliches Aushängeſchild geweſen, um die Begüterten zu ſchrecken?

Das Kopfgeld (10 Gulden per Leichnam) mußte die Communiſten über ihre Bauernphiloſophie bald aufklären. Guizot ſtellte dieſe künſtliche, nach dem ſchlauſten Machiavellismus erſonnene Gegenrevolution in Abrede. Herr von Zedlitz, der Sänger der Todtenkränze, der ſich darauf verſtehen muß, lobte Guizot dafür in der Augsburger Zeitung und jene durch

„Geldversprechungen hervorgerufene Gegenrevolution" soll eine Erfindung müßiger Köpfe gewesen sein. Uebergroßer Eifer der Unterbeamten wurde zugestanden. Szela wird vielleicht bestraft. Genug, Fürst Metternich hat die Preußische Staatszeitung so entschieden zurechtgewiesen, daß es fast aussah, als kämen die drei Mächte um ihre gleiche Sache selbst in Hader.

Man entdeckte endlich auch soviel Pfaffenthum in diesem kurzen blutigen Trauerspiel, so viel Haß gegen Deutschland, nicht allein gegen das diplomatische Deutschland, für das wir nicht können, sondern gegen jedes deutschredende Deutschland — und zu unserm Glück auch gegen die Juden. Ich sage zu unserm Glück. Denn da die öffentliche Meinung in Deutschland besonders lebhaft von israelitischen Publizisten bestimmt wird, so war die Erhebung gegen die Juden ein Glück für uns. Die Presse wurde entschieden Deutsch gesinnt*). Die Haltung der liberalen deutschen Zeitungspresse machte in Paris viel Aufsehen. Sie verband Achtung vor der nationalen Sache der Polen mit der Wahrung des selbstständigen deutschen Bewußtseins, wenigstens so lange, bis die Auslieferungen stattfanden und ein schmerzliches Schweigen an die Stelle des Wortes treten mußte.

Versailler Frühlingsträume waren vor diesen Auslieferungen z. B. folgende:

Die Politik des neunzehnten Jahrhunderts ist zu sehr auf Humanität gebaut, die Bildung des Staatsmannes ist eine zu öffentliche und geschichtliche, als daß Polen je Ursache zu haben brauchte, seine Hoffnungen aufzugeben. Der Tag sei-

*) Emanzipirten wir doch die Israeliten! Es gehört zu den Mysterien der deutschen Presse, wenn ich bedenke, daß von diesem Augenblick an alle wahrhaften Interessen Deutschlands kräftiger und einiger in Schritt und Wort vertreten würden.

ner Freiheit müſſe kommen, das ſteht eingeſchrieben in unſer Herz, mag es auch ſonſt für die Polen nicht eben ſtark empfinden. Wir wiſſen, daß man Nationen nicht vom Papiere ſtreichen kann. Polens Theilung iſt keine alte Mythe von den Zeiten der Völkerwanderung her. Polens Theilung iſt von Urſachen ausgegangen, die unſre Geſchichtskenntniß uns ſeither gründlich hat verachten lehren, von Männern, über die unſere jetzigen Fürſten ſelbſt, bei ihren ſtarken religiöſen Vorurtheilen wenigſtens, den Stab brechen. Wie urtheilt wohl Friedrich Wilhelm IV. über ſeinen Großohm, über Katharina, über Potemkin, Kaunitz? Gewiß dieſe Erbſchaft des achtzehnten Jahrhunderts entbehrt aller Ehrwürdigkeit, an dieſer klebt kein „verſchönernder Roſt der Jahrhunderte", ſie iſt beſchämend und überredet zur Gerechtigkeit, zur beſſeren Entgeltung, zur Wiederherſtellung.

Ein Congreß, um Polens Theilung aufzuheben. Wenn nicht ein Staat, vorläufig ein Volk gerettet. Polens Adel werde radikal zerſtört! Der Bürgerſtand gehoben. Die polniſche Anarchie werde in ihren Urſachen erkannt und vermieden durch Inſtitutionen. Bürgſchaften für die Nachbarn. Eine Erbmonarchie. Ein polniſcher Staat hätte ſoviel für Wiederbelebung des Volkes, für die Heilung ſiebzigjähriger Wunden zu thun, ſoviel für Hebung der materiellen Intereſſen, ſoviel für Handel, Gewerbe, Ackerbau, daß an Unruhe nach Außen oder gefährliche Außenwirkung innerer Unruhe nicht zu denken wäre.

Polen iſt denn — ich träume — wieder hergeſtellt; die Schuld der Väter geſühnt. Ein edles Gefühl ſchwellt die Bruſt derjenigen Fürſten und Staatsmänner, die einen ſolchen Triumph über ſich ſelbſt vermochten. Ein Bollwerk gegen Rußland iſt aufgeſchanzt Oeſterreich hat verloren, was

es nicht bedurfte, um groß zu bleiben. Für Preußen wäre der Verluſt empfindlicher; aber Preußen habe nie einen Weltberuf, ſondern nur einen deutſchen Beruf. In der Wiedergeburt Deutſchlands und Preußens Hegemonie läge Schadenerſatz genug für den Verluſt eines läſtigen, ewig prickelnden und bei ſlaviſcher Liſt und Falſchheit wahrhaft widerwärtigen Beſitzes.

Rußland iſt dann entfernt! Polen drängt es nach der Türkei hin. Dort im Pontus Eurinus mögen ihm die Flotten Englands und Frankreichs begegnen. Polen iſt kein Freund der Deutſchen. Gewiß nicht. Der Panſlavismus wird eine utopiſche Narrheit bleiben auch nach Polens Wiederherſtellung. Ob die freiſinnigen (!) Czechen und Slaven aller Orten auch dann vor Rußland kriechen und dem Czaaren als Hohenprieſter des Panſlavismus ſchmeicheln werden, weiß ich nicht, aber uns Deutſchen wird man nicht vertrauen, uns nimmer ſchmeicheln. Die Slaven träumen von Weltreichen und glauben Alles beſſer zu können, als wir Deutſche. Was wäre zu thun? Das germaniſche Urelement müßte in höchſter Entfaltung aufblühen. Zwiſchen Oſt und Weſt, Slavismus und Romanismus kann der Germane nicht ferner ſo eingekeilt bleiben, wie jetzt. Vierzig Millionen deutſcher Junge müßten ihr blondes Haupt wie Hünen ſchütteln und Friedrich der Rothbart müßte aus dem Kyffhäuſer ziehen und die Krone einem neuen Kaiſer deutſchen Reiches und Weſens aufs Haupt ſetzen. Wie ſich das machen ließe, wie ſich unſre Herzöge und Großherzöge unbeſchadet ihrer Titel und Hoheiten doch einem großen Ganzen, einem Reichskörper mit einem erblichen Fürſtenſenat und einer wandelbaren Volkskammer einzuverleiben hätten, das iſt Sache der großen und muthvollen Eingebungen und Offenbarungen unſterblicher Heroen. Nach

der alten Kaiserkrone in neuem Glanze sehnt sich unser Volk. Das ist doch der Herzenszug, der Alles ausspricht, was in uns gährt und siedet. Gebt Polen frei, macht Euch selber größer. . . . .

. . . . Doch ich muß fort aus Versailles, aus diesem auch nur durch einen großen Willen hervorgezauberten Alles in einem frühern öden und leeren Nichts. Aus der Poesie wieder in die Wirklichkeit, in die Welt der dreiprozentigen Rente, zurück in die Politik der Auslieferungen!

[S. 295.] Die Communisten nun freilich sagen, daß also diese Art, über Politik und Volksleben zu träumen, nichts denn veraltetes romantisches Rokoko wäre und daß die Fragen der Zeit nur darin beständen, jeder Menschenseele Sonntags ein Huhn in den Topf zu schaffen. Die Communisten haben, was man vielleicht noch nicht weiß, viele hohe Gönner von Karlsruhe bis Berlin. Denn einmal sind diese Leute der höchst loyalen Meinung, daß eine (bei den obigen Träumen ohnehin wegfallende) Einzelverfassung für Preußen überhaupt überflüssig und nur zum Vergnügen der Advokaten und Zungendreicher gegeben werden würde (Siehe die Schriften von Karl Grün, Marr u. s. w.) und zweitens freut es manches christtrunkene Herz, daß die Communisten, mit Ausnahme der Brüsseler und Züricher Atheisten, soviel mit schönen Bibelsprüchen um sich werfen und von Apostelliebe, Bruderkuß, vom Armen und Reichen im Evangelium und vom Kameel und Nadelöhr reden (Siehe die Weitlingiana) und Bunsen bekehrt noch letzlich den Weitling in London. Es ist authentisch, daß die Bibelsprüche im Communismus unsern apostolischen Staatsmännern ebenso gefallen haben, wie die Polemik desselben gegen den „Liberalismus vulgaris."

Ordentlich aufathmen muß man, daß E. M. Arndt dem herzhaften Widerſpruch gegen die Eigenthumsfeinde das Zungenband gelöſt hat. Wenn ein ſo redlicher, im Volksleben bewanderter und von aller vornehmen Misachtung nach ihm geborner Entwickelungen und Perſönlichkeiten freier Beobachter, wie der greiſe Arndt, das Wort gegen abſoluten Communismus ergreift, ſo iſt das ſchon ein Wall, hinter den ſich legen läßt. Wer Diderots Grundgeſetz der Natur, den Embryo des Communismus, herausgibt und hier im Phantaſtiſchen und Unmöglichen doch viel Rechtſchaffnes und Lobenswerthes entdecken kann, der hat auch ein Recht des Widerſpruchs gegen Uebertreibung; und ordentlich froh wird man, daß man, von ſolchem Beiſpiel geſchützt, Unſinn wieder Unſinn und Taugenichts wieder Taugenichts nennen darf.

Der Communismus iſt bei den Franzoſen ſehr im Abnehmen begriffen. Die Ausſicht, die er auf künftige Eldoraden eröffnete, dauerte der Ungeduld eines raſchlebenden Geſchlechtes zu lang. Proudhon ſchreibt wieder ein neues Werk über die Eigenthumsfrage und ſicher wird der Ertrag deſſelben für die Geſellſchaftswiſſenſchaft kein geringer ſein. Unſre Staatsweiſe mögen daraus lernen! Unſre Kathedermänner mögen ihre alten vergilbten ſtaatsökonomiſchen Papierhefte zerreißen und ſich neue Prinzipien ſchaffen! Aber nach unten hin wird die „ſoziale Bewegung“ in keinen lebhafteren Schritt kommen.

Daß in Paris einige Tauſend Arbeitsgeſellen ſich befinden, die bei natürlichem Verſtand ein Streben nach Bildung und bei dieſem Streben wenig wahre Freude an ihrem wider Willen gewählten Berufe haben, das iſt zunächſt die einzige thatſächliche Grundlage, auf welche hin hier der Communis-

mus getrieben wird. Einige Hundert deutsche Arbeiter, die ohnehin unterrichteter als die Franzosen und durch den Aufenthalt in der Fremde elastischer gespannt und aufgeregt sind, schließen sich jenem französischen Grundstamme an. Daß diese Handwerker auf die Bauern sich berufen, daß deutsche Gelehrte in Paris sich einbilden, der deutsche Landmann hätte irgend eine Neigung zum „Drauflosschlagen" und zum Gütervertheilen, ist eine thöricht lächerliche Verblendung, die Arndt mit Recht grade aus der aristokratischen, besitzgierigen, prozeßsüchtigen und eigenthumsnärrischen Natur der deutschen Landleute widerlegt. Wer wird läugnen, daß zur Hebung des menschlichen Elends und zur Erleichterung des Fortkommens der „arbeitenden" Volksklassen unendlich mehr geschehen müßte, als jetzt geschieht? Aber wenn dazu auch von unsrer Seite gehören sollte, daß wir keinen Bissen Fleisch in den Mund zu nehmen wagen dürften, aus Angst, daß in Birmingham mancher Unglückliche kein Brod hat, wenn dazu gehören sollte, daß wir von keinem Mitglied der untern Volksklassen mehr sagen dürfen, der Eine wäre oft unverbesserlich dumm und der Andere oft ein unverbesserlicher Faullenzer, dann bekommt die Empfindlichkeit der communistischen Schriftsteller eine Höhe, die unerträglich ist.

Die einzige Bildungs- und Glückseligkeitsquelle der Menschen ist das Sondereigenthum. Es ist damit nicht gesagt, daß wir die Rothschild'schen und Louis Philipp'schen Reichthümer billigen, allein die bisherige Opposition gegen die Gebrechen der Gesellschaft reicht vollkommen aus, solche Ungleichheiten zu bekämpfen. Es ist nicht nöthig, darum Alles in Fluß zu bringen und die „arbeitenden" Klassen mit dem Utopien eines Gesammteigenthums in grausame Tantalusqualen

zu verſetzen. Nehmt immerhin ſämmtliche Fabrikkinder von Elberfeld und gebt ihnen eine gemeinſchaftliche Erziehung! Das Prinzip der Kaſerne wäre überall da zu billigen, wo eben die einzelnen Unterlaſſungsſünden gefährlich ſind. Es gibt Waiſen, denen Vater und Mutter noch leben. Erzieht durch das Allgemeine, wo es durch den Einzelnen unterlaſſen wird! Sporadiſch, in dieſer verlornen Gruppe der Geſellſchaft, in jenem wüſten Eilande und ungeſunden Sumpfe eines verkommenen Zuſtandes iſt die Form der Gemeinſchaftlichkeit nicht genug zu empfehlen, aber die hochmüthige Polemik, die von einigen, beſonders den deutſchen Communiſten, gegen das übrige geſellſchaftliche Leben der gebildeten Welt geführt wird, iſt eine hohle Renommiſterey. Mit unſerer bisherigen Methode des Kampfes gegen Willkür und Unterdrückung kommen wir, bei Freimuth der Seele und Uneigennützigkeit des Herzens, vollkommen aus.

Die Denker nehm' ich aus. Aber die gewöhnliche praktiſche Communiſterei tritt uns in Paris oft wie träges Lungern nach Glück, wie weinerliche Genußſucht entgegen. Wollt ihr Männer oder Weiber, Spartaner oder Corinthier erziehen? Lehrt Verachtung der irdiſchen Güter, lehrt Trotz gegen das Mißgeſchick der Erde, ſchwellt die Bruſt der Menſchen durch himmliſche Ideen zur irdiſchen Entſagung! Das iſt da ein winſelndes Schmachten nach Erdenwonnen, eine feige Dieſſeitigkeit des Lebens, kein Aufblick gen Oben, nur ein ewiges Seitwärtsſchielen nach dem dampfenden Schornſtein, nach der duftenden Schüſſel, nach dem oder jenem Beſitz des Nachbarn. Wenn die Sucht nach materiellen Gütern der Fluch der Epoche iſt, ſo iſt der Communismus die eigentliche philoſophirende Entſchuldigung dieſes weichlichen, um

Gott, die Welt, die Geſchichte, die Fragen der Moral, der Politik, der Kunſt und Literatur radikal gleichgültigen Materialismus und deßhalb iſt er grade von uns, den Anhängern des „Liberalismus vulgaris“, nicht genug zu bekämpfen.

[S. 260.] Dieſe ganze Schlußpartie des Buches wurde vor vier Jahren auf das Lebhafteſte angegriffen. Und doch haben ſich ſeither die Dinge ganz zum Vortheil der damals gewagten Prophezeiungen gewendet und über Louis Philippe, den König der Franzoſen, hat der Verf. vielleicht noch zu befangen geurtheilt.

Guizot iſt, wie vorausgeſagt wurde, Miniſter geblieben. Seit dem 29. Oktober 1841 ein und daſſelbe, nur durch Zufälle einige Male geänderte Miniſterium. Alle Jahre vier, fünf glänzende Reden von Thiers, die den Credit ſeines Gegners nicht erſchüttern konnten. Man fängt ſchon an, Guizot mit dem Cardinal Fleury, Dubois, Choiſeul zu vergleichen. Nicht mit Richelieu und Mazarin. Seinen Ruhm wirft der Franzoſe nicht ſo leicht fort.

Noch mehr aber hat ſich ſeit dem Tode des Herzogs von Orleans herausgeſtellt, daß Louis Philippe Frankreichs dirigirender Miniſter iſt. Il règne et gouverne. Die Bürgerkomödie von 1830 iſt ausgeſpielt, die Charaktere der Julirevolution ſind abgenutzt, die Kammer iſt in ihrer Schwungkraft gelähmt und ein kalter Sand geworden, in dem ſich keine Straußeneier bedeutender Talente mehr ausbrüten, die Journale ſind im Feuilleton zu Grunde gegangen und erſcheinen nur noch zur Unterhaltung, nur die Börſe regiert Frankreich und der erſte Courtier derſelben trägt eine Krone und heißt Ludwig Philippe.

Man will Guizot als den ergebenen Diener ſeines Herrn

hinſtellen. Man will ſeine Ehre als Denker und Staatsmann dadurch beeinträchtigen, daß man ihn den Lakaien des königlichen Willens nennt. Man irrt ſich. Es iſt nur ein zufälliges Zuſammentreffen, daß Guizot und ſein königlicher Herr Daſſelbe wollen. Sie gehören Beide einer ganz andern Schule, jeder einem heterogenen Prinzipe an. Nur zufällig iſt es, daß das, was bei Guizot ungefähr einem Philoſophem gleichkommt, bei dem Könige eine einfache praktiſche, perſönliche Klugheitsmaaßregel iſt. Louis Philippe ſieht mit Vergnügen, daß die Philoſophie, die er vor zehn Jahren noch an den Doktrinärs nicht leiden mochte, eine ſo beſcheidne untergeordnete Rolle durchführen kann; er ſieht mit Vergnügen, daß Das, was bisher nur ſein kluger, berechnender Menſchenverſtand war, von Schülern des Plato und Ariſtoteles für tiefe Weisheit ausgegeben werden konnte. Das hat denn die beiden Herrſcher, von denen Guizot ein redlicher Mann iſt, zwangsweiſe befreundet, wie etwa bei uns Schiller und Goethe, die ſich erſt vielfach mißachtet und beneidet hatten, plötzlich die wärmſten und wirklich aufrichtige Freunde wurden, weil ſie ſich ſagen mußten, daß außer ihnen nichts Sonderliches weiter in der literariſchen Welt Deutſchlands vorhanden war.

Um Louis Philippe zu verſtehen, muß man in Paris nicht die Dichter, die Weiſen, nicht die Redner, die Gelehrten, nicht die Soldaten, nicht die Handwerker fragen. Dieſe ewig unzufriedenen Menſchen werden immer an ihm zu mäkeln haben. Aber einen vornehmen Banquier, meinetwegen einen jüdiſchen, der auch zugleich Deputirter ſein und Miniſter werden könnte, einen der Grundpfeiler der Börſe muß man beſuchen. Man wird da hören, daß Frankreich glücklich iſt, daß alle Staatsmänner außer den gegen-

wärtigen Miniſtern Schurken, alle Zeitungsſchreiber Dummköpfe wären, daß in Frankreich der größte Arbeitslohn und die geringſte Steuer gezahlt werde, daß ſich alles, beſonders die Nationalgarde, die jetzt preußiſche Waffenröcke bekommt, überſchwänglich glücklich fühle, daß die Eiſenbahnen unglaubliche Capitalien in Umſchwung brächten, daß Tauſende von Menſchen, beſonders junge Commis, am Börſenſpiel ſich bereicherten, daß die nächſten Wahlen wieder ganz die alte Kammer bringen würden und daß alles Uebrige, was ſonſt in Frankreich nicht in dieſen allgemeinen Jubel der Zufriedenheit miteinſtimmen wolle, mit Kartätſchen niedergeſchoſſen oder ins Irrenhaus eingeſperrt zu werden verdiene.

Die glücklichſten Börſengeſchäfte ſoll Louis Philippe ſelbſt machen. Nächſt ihm ein gewiſſer Herr von Rothſchild. Beide, behauptet man, regieren Frankreich. Die Coursſchwankungen ſind das Einzige noch, was von dieſer Politik gefürchtet wird. Eine herabgehende Rente macht in Paris zehntauſend lange Geſichter, und nur dieſe Geſichter ſind bedenklich. Sonſt muß man geſtehen, daß der Julithron auf granitnen Füßen ſteht.

Bei Hofe ſah man früher nur die vornehmen Geſchlechter und den höchſten Adel. Das war ſehr unbeſonnen in einem Lande, deſſen berühmte Revolution damit anfing, die Unerträglichkeit jener Menſchen zu erklären, die ſich beſſern Blutes dünken, als ihre Mitmenſchen. Louis Philipp handelt demokratiſcher. Er läßt das Volk in ſeine Säle kommen, nämlich das Volk, was ihm das Volk ſcheint, die Offiziere der Nationalgarde und das Volk der Bankiers. Die Wechſelmakler vertreten in den Tuilerien die Wohlfart Frankreichs. Von alten legitimiſtiſchen Vorurtheilen iſt Louis Philippe völlig frei. Chriſt, Jude, Muſelmann, gilt dieſem aufgeklärten Denker eins. Sein

philoſophiſches Beiſpiel ſteckt an. Fräulein Fuld heirathete beinahe den Herzog von Guiche und Meyer Achilles Fuld heirathet den weiblichen Sproß einer alten Familie, deren Wappen ein Hôtel im Faubourg St. Germain ziert. Ihr ſonderbaren Communiſten, was ihr Euch um Eure Idee der allgemeinen Gleichheit müht! Fließt hier nicht alles ſchon aufs Lauterſte wie korinthiſches Metall zuſammen und gewährt einen Anblick, der an die Träume der „beſten Welten" erinnert?

Freilich hat der König oft grämliche Gedanken. Nicht die Republik, nicht das Phalanſtère, nicht die Deputirtenkammer machen ihm Sorge. Das iſt Alles beſeitigt und theilweiſe durch Maaßregeln, die Beiträge zu den Mystères de Paris werden könnten, beſchwichtigt. Aber dieſe Bourbons, die da in der Welt heimathlos herumirren! Dieſe Tuilerien, dieſe Schlöſſer, in welche künſtlich durch Statüen und Bilder die Geſchichte des Hauſes Orleans eingeführt wird und die doch ſo viel ſchreiende und vorwurfsvolle Erinnerungen an die im erſten hitzigen Eifer vertriebene Dynaſtie enthalten! Dieſe vielen alten Geſchlechter, die ſich unter den glückwünſchenden Kaufleuten nie an einem Feſttage bei Hofe ſehen laſſen wollen? Wenn der Stifter der neuen Dynaſtie böſe Träume hat, ſo kann ihm wohl Guizot ſagen: „Sire, beruhigen Sie ſich, Frankreichs Ruhe iſt Ihr Gewiſſen!" Aber doch ängſtigen den Schlummernden trübe Vorſtellungen und die Umgebungen verrathen das auch gar zu raſch. Kaum geſchieht etwas, was der Dynaſtie Orleans unangenehm iſt, gleich müſſen die Legitimiſten heimlich dahinter ſtecken. Ob wohl Abd el-Kader Verbindungen mit Görz und Kirchberg unterhält? Ob wohl der Poſtillon, dem am 13. Juli 1842 die Pferde des Herzogs von Orleans durchgingen, im geheimen Solde der Legitimiſten ſtand? Der

König ist ein Held in Selbstbekämpfung. Aber seine Umgebungen, seine Gattin, Mad. Adelaide, General Athalin, Graf Montalivet verrathen sich bei jedem Unglück auf der Stelle. Als Lecomte auf den König zu Fontainebleau geschossen hatte, mußten die Vertrauten des Pavillon de l'Horloge gleich so unbesonnen sein und wieder andeuten, ob dieser Mörder wohl ein Werkzeug der Legitimisten wäre. Das Journal des Débats verrieth auch gleich diese stille Sorge an alle Welt.

Louis Philippe hat etwas, was vertheidigend für ihn spricht, sein Unglück. Andre sagen, sein Glück. Ich finde aber darin ein viel bedeutsameres Unglück, daß man so oft versucht wird, diesen Fürsten zu ermorden, als es bedeutsames Glück scheinen mag, daß alle diese schaudervollen Pläne mißlingen. Dieser Fürst hat viel häusliches rührendes Leiden. Sein hoffnungsvoller Sohn, den er mit Stolz allen Prätendenten der französischen Krone gegenüber stellen durfte, muß ihm auf eine so entsetzliche Weise genommen werden. Man kann ohne die schmerzlichste Rührung nicht die Kapelle betreten, die auf der Stelle gebaut worden ist, wo der junge Prinz sein Leben aushauchte. Ein Bild in der Sakristei vergegenwärtigt den erschütternden Moment des Todes. Der König sitzt vor seinem sterbenden Sohne und mit antikem Niobeschmerz blickt er auf seine gescheiterten Hoffnungen. Ach, es liegt in dem Blick, den der König dem Maler nicht verbergen durfte, mehr, als nur das vernichtete, wehmüthige Vatergefühl; es liegt eine düstre, starre, verzweifelnde Reflexion auf diesen blaßen, seither unaufhaltsam gealterten Zügen. Fern sei es, in diesen Schmerz Deutungen kalt belehrender Art zu legen; aber eins ist unverkennbar in ihm, das Gefühl eines tiefen, überwältigenden und weit über diesen

hmerzlichen Augenblick hinausgehenden allgemeinen Lei-
ens, eines innern Schmerzes des ganzen Bewußtſeins.

Glück ſind dieſe Mordanfälle, die immer fehlſchlagen,
ber größeres Unglück, daß ſie überhaupt ſtattfinden. Sie
errathen mehr als nur die Verworfenheit eines einzelnen
Verbrechers. Gleich ſollte Lecomte ein Abgeſandter der Le-
itimiſten ſein! Welche Thorheit, wenn politiſche Partheien
inem Greiſe nach dem Leben ſtreben wollten!

Ich war in Paris, als Lecomte auf den König ſchoß. Ich
eobachtete die gleichgültige Stimmung des Publikums. Und
och der ſiebente Mörder! Wieder ein Mörder anderer Art, als
ie früheren! Eine Art Tſchech oder Kohlhaas, bei dem wirkliche
der eingebildete Rechtsverweigerung eine fixe Idee erzeugte
inen wahnſinnigen Haß auf die Perſon des Königs ſelbſt!

Tſchechs Verbrechen, um dieſe Anmerkung hier offen
auszuſprechen, würde in einem conſtitutionellen Staate un-
möglich geweſen ſein. Leider hat man über die ſchauderhafte
Verirrung dieſes Mannes nichts mehr, als eine kurze „War-
nungsanzeige“ im nüchternſten Polizeiſtyle erhalten, ſtatt
daß grade dieſes Verbrechen ſo einzig in deutſcher Geſchichte
daſteht, daß eine Darlegung der gerichtlichen Akten, wie dies
in Frankreich und England geſchieht, auch wohl uns hätte
gewährt werden können. Soviel aber iſt erſichtlich, daß
Tſchech in einem conſtitutionellen Staate unmöglich geweſen
wäre. Denn nur in einer Büreaukratie kann es geſchehen,
daß Wünſche, Bitten, Klagen, die unerhört bleiben und ſich
einbilden, auch ungehört zu ſein, ſich bis zum Wahnſinn
ſteigern. In einem conſtitutionellen Lande hätte Tſchechs
hochfahrende, vielleicht ſchon in Storkow büreaukratiſch ver-
wöhnte Geſinnung ſich in Petitionen an eine Kammer, in

etwas Journallärm, in ein paar Schutzworten eines Deputirten austoben können. In einer Monarchie richtete sich aber seine, wie es die Juristen nennen, Querulantenmanie direkt gegen die moralische Vertretung aller Freuden und Leiden eines Staatskörpers, gegen den Lenker des Patrimonial-Staates selbst und wurde ein in Deutschland unerhörtes und seiner Natur nach fast dem Mittelalter angehörendes Verbrechen.

Lecomte widerlegt den obigen Satz nicht. Lecomte hatte nicht mit der Büreaukratie und einem Könige als deren oberstem Chef zu thun. Es ist die Privatverwaltung des Königs der Franzosen, von welcher sich dieser finstre und ingrimmige Mann verletzt glaubte. Charakteristisch ist, daß in Paris die Hinrichtung Lecomtes von Jedermann aus folgenden Gründen vorausgesagt wurde: „Er ist ein persönlicher Feind des Königs, wie es eben eine Menge gibt unter allen Denen, die mit der Civilliste zu thun haben. Der König ist Oekonom in einem Grade, daß alle die, welche für die Tuilerien arbeiten, nur davon die Ehre, keine Vortheile genießen. Die heimliche Feindschaft gegen den König als Civilliste ist so groß, daß Lecomtes Verbrechen gefährlich ist. Es steht in keinem Zusammenhange mit irgend einem der früheren Attentate und weckt wieder ganz andre, bisher unbekannt gebliebene Feindseligkeiten."

Es ist nicht gut, wenn ein Fürst seinem Volke zu sehr verräth, daß er das Geld liebt. Es erhebt den Materialismus zur Ordnung des Tages. Der König der Franzosen hat zwei Verwaltungen: die eine, die sein unermeßliches Privatvermögen, die andre, die seine Civilliste betrifft. Wohl dem, der mit der ersten Verwaltung, wehe dem, der mit der zweiten zu thun hat! Dort Ueberfluß, hier Mangel! Die beiden, durch Lokal sogar getrennten Verwaltungen kennen

ſich nicht. Die Erſparniſſe der einen wandern in die Banken Amerikas und Englands, die Schulden der andern bleiben lange unbezahlt. Kennt ihr den unſchönen, abſcheulich verwüſteten großen Platz vor den Tuilerieen, das Schlachtfeld der erſten und zweiten Revolution? Dieſer „Carouſſelplatz" iſt in ſeiner Verwahrloſung eine Schmach für Paris. Der König hat die Verpflichtung übernommen, daraus einen Platz mit Raſen, Statuen, Springbrunnen, Säulen zu ſchaffen: da er aber behauptet, daß ſeine Civilliſte ihm dieſe Ausgabe unmöglich machen, ſo bleibt dieſe Brandſtätte, wie ſie war und die jetzigen Bewohner der Tuilerien kehren ihr den Rücken, indem ſie ihre Wohnzimmer nach dem Garten verlegen. Iſt das nun königlich? Groß und bedeutend?

Man ſagt, der König wäre in Paris ſehr beliebt. Ich will es nicht beſtreiten. Ich will die Meinung ſeiner politiſchen Gegner, die ihn einen Verräther an den Maximen und Menſchen nennen, die ihn auf den Thron brachten, nicht in Anſchlag bringen; ich will auch ſagen, daß von einem Mann in dieſem Alter und von dieſem Bildungsgange nicht zu erwarten war, daß er die poetiſche, großartige und geniale Phyſiognomie trage, die wir an den Fürſten unſrer Tage leider faſt überall vermiſſen und die wir doch ſo ſehr bedürfen. Ich wiederhole, daß alle Pariſer, die ſich vor Emeuten, vor Zertrümmerungen ihrer Ladenfenſter, vor Herabſetzung des Zinsfußes fürchten, in dem Könige ihren kräftigſten Schutz erblicken. Alſo an Hingebung für ihn fehlt es nicht. Nur das kann ich beweiſen, daß der Ausdruck dieſer Hingebung ein höchſt kühler und der mattherzigſte von der Welt iſt.

Es war am erſten Mai, dem königlichen Namensfeſte. Ein wundervoller, himmelblauer Tag. Im Tuileriengarten

dufteten die Hollunderbüsche. Die Linden athmeten den würzigen Hauch ihrer Blüthen aus. Ein starker Regen hatte alles noch zurückgebliebene Frühlingsleben zu raschem, üppigem Keim hervorgetrieben. Der Abend senkte sich mit mildem Mondlicht nieder. Der König wollte am Balkon seines Schlosses erscheinen und mehr als 10,000 Menschen waren erwählt worden, in den kleineren Gärten durch besondere Einlaßkarten zugelassen zu werden.

Die Musik der Regimenter spielte unter dem Balkon. Endlich erschien der eben wieder wunderbar aus Mörderhand gerettete Fürst, umgeben von seinen beiden Enkeln, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, denen sich zuweilen ab- und zugehend die Herzogin von Orleans beigesellte.

In den ministeriellen Blättern steht: „Unermeßliches Rufen erfüllte die Luft. Nie ist die königliche Familie so empfangen worden. Nie hat man so anhaltende, so stürmische Lebehochs gerufen. Alles war auf dem höchsten Gipfel des Enthusiasmus."

Von dem Allen ist nicht ein Wort wahr. Die unermeßliche Menschenmenge war eine Stunde hindurch lautlos. Der König erschien in militärischer Tracht, den dreieckigen Hut in die Quere gesetzt, eine lange, hagre Gestalt, völlig von seinen üblichen vollen und rundlichen Bildnissen abweichend, der Bart weiß, die Haltung die eines Greisen, der uns dieser kalten, stumpfen Menge gegenüber doppeltes Mitleid einflößt. Niemand griff an den Hut, während er unablässig das Haupt entblößte und grüßte. Drei oder vier dazu angestellte Menschen brüllten: Vive le Roi! Niemand antwortete. Der König setzte sich, rings auf allen Dächern und Gallerieen wandelten Schildwachen mit ohne Zweifel geladenem Gewehr, es war eine kühne That, sich so frei preiszu-

geben. Die kleinen Enkel, vom offiziellen Zeitungsſtyle „Frankreichs Zukunft“ genannt, ſchlugen zur Muſik den Takt. Der König ermunterte ſie dazu: es gab ihnen ein muthwilliges, fröhliches, vielleicht kriegeriſches Anſehen. Es dauerte für eine natürliche Eingebung viel zu lange, dies Taktſchlagen; Kinder ſind ſolcher Scherze bald müde, aber der Graf von Paris durfte nicht aufhören, immer und immer mußte er mit ſeinem gedruckten Muſik-Programm taktiren. Die Herzogin von Orleans, die ſchon gelernt hat, was es in Frankreich heißt, ſich abnutzen, blieb nicht lange auf dem Balkon und entſchlüpfte der Gruppe ſo raſch ſie nur konnte. Aber der „unveränderliche Gedanke“ harrte aus. Die Claqueurs der Polizei riefen wieder: Vive le Roi! Er ſtand wieder auf, zog den Hut und verbeugte ſich lächelnd. Wieder todtes Schweigen, wiederum keine Entgegnung. Als eine der brüllenden Stimmen rief: Vive la Reine! wieder Schweigen und als es endlich hieß: Vive le Comte de Paris! löſte ſich die Farce in Gelächter auf. Und das nannte das Journal des Débats: „Unermeßliches Rufen erfüllte die Luft. Nie iſt die königliche Familie ſo empfangen worden. Nie hat man ſo anhaltende, ſo ſtürmiſche Lebehochs gerufen. Alles war auf dem höchſten Gipfel des Enthuſiasmus.“

Das nicht anweſende Paris, die Provinz, die Wähler, das Ausland, die fremden Höfe glauben dieſen Worten. Als ich einem Banquier dieſe Scene erzählte, erwiederte er ruhig: „Man ruft in Frankreich nicht. Wenn man nicht ziſcht, iſt es ſo gut, als hätte Jeder gerufen.“

Damit war ich freilich geſchlagen. Unſer warmes, ſtark pulſirendes deutſches Herz! Unſer Enthuſiasmus für Alles, was wir lieben und verehren! Der blaſirte Franzoſe läßt

die Claque rufen und ſtimmt dadurch mit ein, daß er nicht ziſcht!

Ob Louis Philipp auch ſo denkt, wie ſeine Banquiers? Ob ihm nicht nach einem erneuten Anfall auf ſein Leben ein wenig mehr Liebe und Hingebung willkommen geweſen wäre? Oder ob wir Deutſche all dergleichen zu ſentimental auffaſſen?

Möglich! Denn mitten in dieſen Betrachtungen war einem Mitgliede unſrer Geſellſchaft die Börſe geſtohlen.

Die Gedanken bekamen eine andere Richtung.

---

Bei Alledem ſcheidet man von Paris mit dem Gefühl einer gewaltigen geiſtigen Befruchtung. Man ſenkt den Kopf wie eine reife Aehre. Man hat in zwei pariſer Monaten zwölf deutſche erlebt.

Wahrheit und Lüge lernt man nirgends mehr unterſcheiden, als in Paris. Aber auch nirgends ſieht man mehr, wie nahe beide beieinanderſtehen und wie der Schatten der Dinge oft mehr ihre Weſenheit vor der Welt ausdrückt, als die Dinge ſelbſt.

Der Deutſche darf ſich geſtehen, daß wir bei uns jetzt mehr geiſtigen Stoff verarbeiten, als die Franzoſen, die in der That jetzt eher vegetiren, als leben. Ob aber unſer gegenwärtiger Kampf uns ſo weit führen wird, als wo ſich der Franzoſe jetzt in ſeiner Ruhe und Abſpannung ſchon befindet, das ſteht ſehr die Frage. Iſt man wieder mitten inne in unſern wohlbekannten, ehrwürdigen deutſchen Lebensbedingungen und eingefangen in dem Netz unſrer fünfzehnhundertjährigen Widerſprüche, ſo möchte man's faſt bezweifeln. Doch hoffen wir! Der bei uns ſeither merkwürdig geſteigerte Muth, eine Ueberzeugung zu haben, iſt ſchon viel werth.

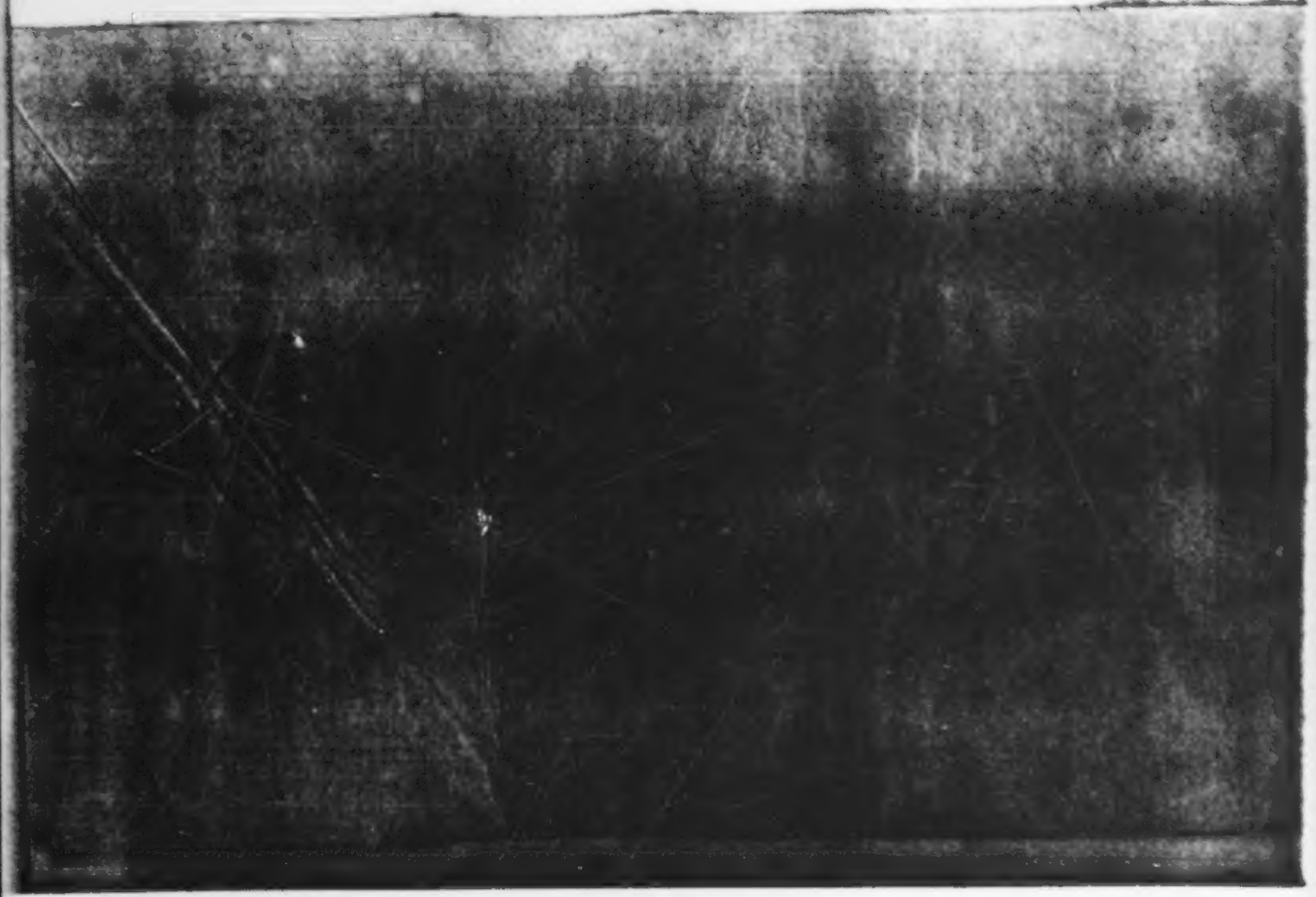

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Vergangene Tage,

von

Carl Gutzkow.

# Gesammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

### Dreizehnter Band.

Vergangene Tage.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1852.

# Vergangene Tage

von

## Karl Gutzkow.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten)
1852.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

# Inhalt.


Seite

Vorrede (1851) . . . . . VII

I. Wally, die Zweiflerin, Roman . . . . . 1

II. Appellation an den gesunden Menschenverstand (1835) . . 165

III. Kirchenrath Paulus an den Verfasser der Wally (1836) . 187

# Vorrede.

Nach langem Widerſtreben hat ſich der Autor einem dringenden Verlangen gefügt, das von vielen Beſitzern der Sammlung ſeiner Schriften häufig ausgeſprochen wurde. Man wollte von dieſen weniger Frucht- als Dornenſtücken eines deutſchen Malers mit der Feder ein Bild nicht ausgeſchloſſen ſehen, das ihm aus den Steinen, die ſchonungslos mitten durch ſeinen Rahmen geworfen wurden, das Piedeſtal ſeines erſten Rufes ſchuf. Das zertrümmerte Bild ſelbſt exiſtirt kaum noch. Aber man wollte doch das, was man natürlich auf's Neue recht gründlich tadeln, auf's Neue recht gründlich verwerfen, wieder mit gewiſſenhafteſter Schonungsloſigkeit verdammen muß, ſich nicht ganz entzogen ſehen und nannte es an dem Autor eine recht zage Unterlaſſungsſünde, daß er eine ſeiner vielen andern Sünden in dem Kämmerlein einer kleinen ſeit ſechszehn Jahren vergriffenen Auflage und wohl gar dem noch kleineren Kämmerlein ſeines Gewiſſens verbergen wollte. Die Menſchen ſind nun einmal alle theils ſo martialiſch tapfer, theils ſo

außerordentlich großmüthig! Unsre kleinen Verdienste, unsre leidlich guten Thaten schenken sie uns von Herzen; die kümmern sie nicht; aber unsre Verbrechen, unsre Untugenden, unsre Irrthümer, diese hegen und pflegen sie voll Liebe und Interesse, diese hätscheln sie voll Begeisterung für ihre eigne wohlgeborne oder hochwohlgeborne Vollkommenheit, voll Hingebung und Bereitwilligkeit, wo es nur um der Liebe Willen etwas zu strafen und zu verketzern giebt. Und wie langweilig wäre allerdings die Welt, wenn wir uns Alle so leidlich gut gäben! Daß wir schlimm sind, daß wir täglich Irrthümer, große und kleine Verbrechen begehen, mehrt nicht nur die zum Leben so nothwendige Reibung der Zündstoffe des Herzens, sondern fördert ja auch allein die Tugendhaften selbst, die Moralisten, die Erzieher, die Priester, die Professoren, die Hofräthe, die Frauen, die Jungfrauen, wenigstens gewisse alte, die nie gesündigt, nie gefehlt haben. Die »innere Mission« beweist uns ja jährlich bei den Rechnungsabschlüssen durch die gewissenhafte Vertheilung ihrer Wohlthaten, daß Der ein rechter Thor wäre, der sich nicht bereitwillig dazu hergäbe, sich von den Tugendhaften strafen, bessern, bekehren, begnadigen, striegeln, hecheln und kämmen zu lassen.

Wie kann man eine dreiste That zurücknehmen? hat der Autor oft hören müssen. Es war ihm dabei immer, als sollte ihm eigentlich gesagt werden: Wie kann man sich dem für uns amüsanten Vergnügen des Spießruthenlaufens, dem malerischen Schauspiel einer Kreuzeserhöhung zur Linken des Heilandes, wo bekanntlich der zweite, der verstockte Schächer hing, entziehen! Wie kann man uns die Gelegenheit rauben, dich achselzuckend zu bemitleiden und als Folie

unſrer Vortrefflichkeit herabzuſetzen! Und wenn Du uns nichts, nichts böteſt, als das Schauſpiel eines reuigen, bußfertigen Sünders, eines in Sack und Aſche trauernden, von Gewiſſensqualen gefolterten Abſchwörers Deiner ſelbſt, ſo wäre das ſchon ein Genuß für die vielen conſequenten Charaktere, die bekanntlich im Wogendrang unſrer Zeit ſo unerſchütterlich feſtgeſtanden haben.

Kurz, ich fügte mich endlich den wahren Freunden meiner Seele, die das Bedürfniß haben, mich ſo liebevoll zu verdammen. Ich bringe ihnen dieſe »unverantwortliche« Wally mit geduldiger Ergebung wieder aus den Rumpelkammern der Antiquare und willige in die Vervollſtändigung der einmal begonnenen und nur durch neue Federverſuche in Stocken gerathenen Sammlung meiner frühern Phaethonflüge — Phaethon iſt der Mythus eines Autors, dem die Schwingen verſagten. — Ich überlegte dabei lange, was ich wagte. Den Zorn der Cenſur? Sie iſt abgeſchafft. Die Wirkung alter Verbote? Die Ausnahmegeſetze ſind aufgehoben. Die Entrüſtung der Theologie? Sie hat ſich ſeither viel Gefährlicheres, Strauß, Feuerbach, Dammer müſſen gefallen laſſen. Verbot? Verfolgung? Ich meine unſre Bundespolizei hat ſoviel mit der Lectüre der bei den Hausſuchungen in Beſchlag genommenen Briefe zu thun, daß ſie von den alten Thaten ihrer Vorgänger, den weiſen Maßnahmen der weiland Metternich, Blittersdorf, Rochow, Tzſchoppe und den Gegenſtänden der Gefahr, die Dieſe grade da ſuchten, wo ſie ſich ſpäter am wenigſten fand, denken werden: Laßt die Todten ihre Todten begraben! Und nur, da wir von Geſpenſtern, von Revenants aus dem Grabe reden, nur Wolfgang Menzel vielleicht knüpft

die überraschenden Aufträge, die ihm auf dem Hohenzollern zur neuen Säuberung des deutschen Parnasses gegeben zu sein scheinen, mit dem an sich nicht uninteressanten Falle an, daß ihm auf sein erstes Werda? das er in die verdorbene Literatur unsrer Tage rufen wird, wieder eine Gespensterstimme antwortet: Die Wally! Darauf hin muß der Autor, zur ruhigeren Würdigung eines diesmaligen Halsprozesses, etwas ausführlicher sein.

Er giebt den Wiederabdruck jenes vielbesprochenen Romans als geschichtlichen Mitbestandtheil einer nicht zu verschweigenden literarischen Entwickelungszeit. Er will das Material der Zeitenchronik vervollständigen, um über sie Jedermann ein Urtheil möglich zu machen. Er hätte deßhalb auch die gegentheiligen Akten nicht umgehen wollen und sogar die schlimmsten Angriffe gern mit abdrucken lassen, wenn sie nur nicht so voll leerer und für unsre Zeit gleichgültiger Persönlichkeiten gewesen wären, wie z. B. die Brochüre eines gewissen, jetzt verstorbenen Bacherer, der den Autor, nachdem er ihn 1835 den Auswurf der Menschheit genannt hatte, schon 1840 mit dem Antrage beglückte, sich seinen »Freund« nennen zu dürfen. An solchen Metamorphosen ist unser geheimer Literaturverkehr reicher, als der Ovidische der Götterwelt, nur daß meistentheils bei uns umgekehrt aus früheren Schweinsrüsseln allmälig Menschenzungen, aus Tigertatzen erst Katzenpfoten, zuletzt treue deutsche biedre Bruderhände werden... Statt dieses Lärms der wildesten und nicht blos der W. Menzel'schen Lützower patriotischen wilden Jagd verweis' ich auf das Erkenntniß eines deutschen Gerichtshofes, der jener tragikomischen

Literaturepiſode durch einige Paragraphen des gemeinen deutſchen Rechtes ein hinlänglich würdevolles Ende machte.

Vor ſechszehn Jahren war die Zeit noch nicht ſo »aus den Fugen«, wie jetzt. Die Julirevolution hatte nur ſo ungefähr angedeutet, daß die große Wiedergeburt Europas mit dem Sturze Napoleons 1815 und den Schöpfungen des Wiener Congreſſes noch keineswegs enden konnte. Von einer Fortſetzung der großen Gährungsprozeſſe und Läuterungskriſen unſres geſellſchaftlichen Körpers ahnte man damals zuerſt etwas, warf ſich aber doch in ſeiner Angſt über die Entdeckung, die man von zweiten, dritten, vierten Akten des großen Revolutionsdramas machte, vorläufig auf die Lehre vom Conſtitutionalismus und beruhigte ſich ſehr bald damit, daß eine möglichſt richtige Vertheilung von Autorität und ein möglichſt beſonnenes Gleichgewichtsſyſtem zwiſchen den im Staate zur Aeußerung berechtigten Potenzen Ruhe und Friede wieder in die Welt zurückführen würde. Es waren dies die zum zweiten oder dritten Male angebotenen ſibylliniſchen Bücher, die unſre Staatsmänner mit ein wenig Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit damals hätten an ſich kaufen können, aber um dieſen Preis leider zu theuer fanden, bis ſie ihnen 1848 wiederum zu einem andern civilen Preiſe angeboten wurden, den ſie aber auch ſchon 1849 wieder im Vollgefühl ihrer militäriſchen Kräfte noch immer für zu theuer erklärten. Das Murren, das damals vor ſechszehn bis zwanzig Jahren in den Gemüthern gar nicht ausblieb, wenn es auch nicht ſehr vernehmlich wurde, zog bekanntlich in die Kunſt und die Literatur über und grollte ſich auf dieſem Bereiche gründlichſt in jenen Schöpfungen aus, die man die Tendenz-Literatur nennt. Eine Ver-

ſtimmung kommt bekanntlich nie allein. Thut uns eine Sehne an der kleinen Zehe weh, ſo leidet der ganze Körper. Conſenſuell grübelte, grämelte, zweifelte man damals an allen Dingen. Die conſtitutionelle Monarchie nach den Paragraphen von Pölitz und Zachariä erſchien nicht im Geringſten als das Manna, das die Kinder Iſraels in der Wüſte nähren und erquicken konnte und wie in der Wüſte wanderte doch bald der Menſchengeiſt wieder und nahm kleine Oaſen, wie den St. Simonismus, für neuentdeckte grüne Eilande der Rettung, Fata morganas, wie den Communismus, für wirkliche Exiſtenzen mit rauchenden Schornſteinen, ſchmackhaften Mittagstiſchen und allen comfortablen Bequemlichkeiten, für die man nichts weiter zu bezahlen brauchte, als den einfachen Nachweis, ein Menſch zu ſein. Es ſchwankte und wankte damals in dem Beſtehenden ſo bedenklich, wie die Häuſer beim Erdbeben von Liſſabon. Was war nicht alles in Frage geſtellt! Der Enthuſiasmus für eine mögliche »andre Welt« hatte ſogar jenen bewunderten philoſophiſchen Ausdruck für das Beſtehend-Wirklich-Vernünftige, bekanntlich das Königreich Preußen, allmälig, wie man zu ſagen pflegt, unterwühlt, aufgelockert und an einem ſchönen Frühlingstage im März 1848 ein abſolutes Gegentheil aller Dinge als die geheime ſtille Liebe aller Menſchen, ſelbſt der Preußiſchen Hofräthe, ans helle Sonnenlicht gebracht. O dieſe ſtille Liebe jener Zeit vor ſechszehn Jahren! Las nicht Metternich mit der Wonne eines Flitterwöchners dritter Ehe damals die Lieder von Heinrich Heine und mußte ſie ihm ſein erſter Sekretär, Herr Beſque von Püttlingen, nicht in Muſik ſetzen und jeden Abend in ſeinen Soireen am Klavier ſpielen? Waren Miniſter und

Fürſten nicht, wie jener bayeriſche von Wallerſtein, allmälig zu Demokraten reif geworden? Trug Blittersdorf nicht im März die größte dreifarbige Kokarde, die in Frankfurt nur in irgend einem Lädchen der charaktergraden Zeil oder conſequenten Schnurgaſſe konnte aufgetrieben werden? Wer würde hier Furcht, Berechnung der Umſtände, Talleyrandismus, Scribe'ſchen **Bertrand et Raton** ſehen? Es war die ſtille Liebe auch der Hohen für das Höchſte. Die Zeit von 1830 bis 1848 war reich an Bundestagsprotokollen, Cenſurverboten, Einkerkerungen, Local Ausweiſungen aus allen Staaten der deutſchen Landkarte; aber unter dieſer hergebrachten Eisdecke der einmal in den Paragraphen der deutſchen Regierungspraxis üblichen vier Jahreszeiten wogte und wallte das Meer, bewegt vom Athemzuge des ewigen Frühlings. Die ſtille Liebe zu allen möglichen Idealen der Menſchheit hatte in jener Zeit Jeden ergriffen und gab jener Epoche einen vorzugsweiſen träumeriſchen und um ſo unpraktiſcheren Charakter, als man in einem Lande ohne Oeffentlichkeit, bei einer Preſſe mit Cenſur wirklich zu einer vollkommenen Stubenexiſtenz im Volke gelangen kann, wie noch jetzt in Rußland, wo ſich auch zwei Extreme nebeneinander hinziehen, die franzöſiſche wilde, orgienhafte Phantaſtik in der Liebe zu den neuen Ideen und über ihr die Eisdecke Sibiriens. Ja, ich glaube faſt, daß der Czaar auch nur deßhalb die Revolution ſo haßt, weil ihn in einſamen Kaſſandrahellen Nächten auf ſeiner Schlummerſtätte von einer möglichen ſchöneren und freieren Ordnung der Welt ſeine Träume ſchrecken und die Revolution durch das Uebermaaß des Haſſes auch bei ihm die ſtille Liebe geworden iſt.

Man braucht nur die Bewunderung unsrer Zeit vor dem Londoner Glaspallast und die außerordentlich zunehmende Vereinfachung unsrer politischen Wünsche — die Deutschen wenigstens wissen doch wol endlich, was sie auch ohne Gagernsche Parole jetzt zu wollen haben — zu vergleichen mit dem Aufsehen, das damals Dr. Strauß mit dem »Leben Jesu« machte, um von jener in materiellen Dingen noch ziemlich naiven, am Phantastischen und Spekulativen aber übergesegneten Zeit nach der Julirevolution eine Vorstellung zu haben. In Zürich ein Volksaufstand um die Berufung eines Professors, der die hervorragendsten Thatsachen aus der Lebensgeschichte Jesu für eine im Messiasbegriff involvirte nothwendige mythische Verpersönlichung von Allegorieen erklärte. Alle Fakultäten waren in Aufruhr, alle Regierungen berathschlagten über die Maßregeln, die sie gegen die Gefahr der Kirche zu ergreifen hatten. Jede auf dem meist so ruhigen Spiegel der Oeffentlichkeit aufgeworfene kleinere Blase erregte Aufmerksamkeit. Und in der That waren die Erscheinungen, die von sich reden machten, keine geringen. Hegel, Schelling, die neugewonnene Theilnahme für den plötzlich besonders liebevoll ergründeten Goethe, die künstlerischen Regungen Düsseldorfs und Münchens, die wachsenden Monumente, König Ludwigs Kunstideen, mit denen er eine kleinliche Politik vergessen machte, Fürst Pückler, ein Bindeglied der Stände im Urtheil über »allerhand und noch einige« Dinge, Bettina, aufgehend wie ein märchenhafter Morgenstern und uns an wunderbare Krippen kindlicher Anbetung geleitend, Rahel, die alles Auflösende, Zerzupfende, Alles anders und Jedes um seiner selbst Willen neu Betrachtende, dazu die prächtige, wort- und

gedankenblendende neue Lyrik Lenaus und Rückerts, die reiche wiſſenſchaftliche und kritiſche Debatte auf allen Univerſitäten, wo junge Kräfte allmälig reiften, die ſpäter in den Vierziger Jahren im Wirken von Ruge und Feuerbach ihre Organe fanden... Das war eine Zeit, ſo ſonnenhell, ſo bewegtbewegend, ſo bunt und ſchallend, daß man ſie mit den beiden unvergleichlichen Sommern von 1834 und 1835 ſelbſt vergleichen möchte, mit dieſen beiden geſegneten Frucht- und Kelterjahren, wo über alle deutſche Gauen ein ſo goldenes Netz ausgeſpannt ſchien, daß es überall glitzerte und ſchimmerte, wie von Sonnenſtrahlen, die ſich abendlich an vieltauſend Fenſterſcheiben brechen. Das waren zwei Wunderjahre! Nie ſchienen die Wogen des Rheines meergrüner zu wallen, nie die Aehrenfelder goldner ſich zu wiegen, die Fruchtbäume nie ſchwerer zu tragen, die Bienen auf der Flur und in Blumengärten nie wohliger zu ſummen, als damals. Alle Welt war in Bewegung. Nie iſt ſeit Jahren ſo viel gereiſt worden, wie in jenen beiden Jahren 1834 und 1835. Oder täuſch' ich mich? Oder iſt es nur der Sonnenglanz der Jugend — der ſo auch die Erinnerung vergoldet?

Doch wohl nicht ganz die Jugend. Es war wirklich grade ſo erſchreckend und ſo rührend zugleich, daß der Selbſtmord jener Charlotte Stieglitz die düſtere Unterbrechung eines ſo lichten frohbewegten Ideen-Tages werden ſollte. Alles ſtrömte damals der Sonne und dem Leben zu und nur ein einziges Herz entfernte ſich ſo verzweifelnd, ſo gramumdüſtert aus dem regen Verkehr einer arbeitenden und nach Bewährung ringenden Welt. Einer ſchwachen Dichterkraft opfert ſich ein Weib, das vom Heroismus der

Selbſtaufopferung und einer Miſelſucht des Geiſtes gehört hatte, an der ihr »armer Heinrich« krank läge und von der dieſer nur durch eine reine, für ihn ſich in den Tod gebende Magd könnte gerettet werden! Beim Abrahamsopfer und auf dem Seziertiſche von Salerno kam die äußere oder innere Gottheit, die des Himmels oder des Herzens, rettend mit der Genüge dazwiſchen, die den Willen für die That einſtehen ließ; aber jene arme Charlotte rettete kein Widder, rettete keine Demuth des Ritters in Hartmann von Aues Gedicht, der krank bleiben wollte. In ihrem ſtillen Kämmerlein ſchenkte ſie wirklich dem miſelſüchtigen Berliner Poeten ihr Leben, ihr beſtes Herzblut, ohne daß es — traurig genug! — in ihn hinüberfloß und ihn, wie er gewünſcht, ſie gewollt hatte, zum Dichter »mit dem großen Geſchick« machte! Dieſer grauenvolle Tod, der ſo ernſt auch das Berliner äſthetiſche Theelöffelgeklapper unterbrach, wurde die Anlehnung unſres Buches, zu dem ein ſchreckhaftes, von einem jungen Mädchen in einer Geſellſchaft kurz ausgeſtoßenes Wort: Wie läßt ſich begreifen, was wir glauben ſollen! die erſte Veranlaſſung bot. Selbſtmord um eine Idee, Selbſtmord um eine im Glauben und in der Liebe wankende und fortgezogene Stütze..., es erſchien nicht unmöglich, wie der Autor ſo wollte, eine tragiſche Parallele zu geben zum ſcheinbaren Leichtſinn einer gedankenloſen Außenſeite. Wer ergründet, was Alles unter der Decke unſrer conventionellen Begegnungen ſchlummert? Dieſer Roman, veranlaßt durch den Tod der Charlotte Stieglitz, wollte den Verſuch machen, ein Intereſſe an den Ideen wie eine perſönliche und reine Herzensangelegenheit darzuſtellen.

Eine Ansicht von der Wirkung, die überhaupt Bücher haben können, besaß der Autor damals nicht. Was er bis dahin geschrieben, schien ihm über die Sphäre des »Handwerks« nicht hinausgekommen und nichts imponirt bekanntlich weniger, als ein literarisches Urtheil, wenn es nur gedruckt vernommen wird. Die Wirkung des im September 1835 von einem Neuling erscheinenden Buches war Anfangs ein bedenkliches Schweigen, dann ein Unwille, der sich nur etwas legte, als die mehrerwähnte Kritik über alles erlaubte Maaß von Polemik hinausgriff und des Verfassers persönliche Freiheit gefährdete. Einige Stimmen versuchten auf das in der Wally angeregte Thema wirklich einzugehen und ließen sie unter mancherlei Gesichtspunkten einigermaßen gelten. So besonders der greise Paulus in Heidelberg, der mit einem gedruckten Sendschreiben an den inzwischen gefangen gehaltenen Autor die Meinung der Richter günstiger stimmte, sie wenigstens in eine gewisse Berechtigung einblicken ließ, solche oder ähnliche Themata sich jetzt zur dichterischen Behandlung auszuwählen. Tanmer in Nürnberg schrieb sogar eine Schrift: »daß Wally sich aus reiner Religiosität getödtet hätte.« Richtig ist gewiß, daß ein solches Grübeln und langwieriges Denken über Religion, wie es in der problematischen Heldin vorausgesetzt wird, nur aus jenem wirklichen Interesse für Religion entstehen konnte, das unter dem Scheine des Hasses nur eine ihm nicht bewußte Liebe verbirgt. Wenigstens sollte Niemanden Wunder nehmen, wenn die Phrenologen wirklich an dem Kopfe des bewußten und leidenschaftlichen Atheisten die auffallendste Ausbildung des Organs der Gottesverehrung entdeckten.

Der verstorbene Minister Leopolds von Baden, Staatsrath Winter, gestand dem Verfasser, daß man ohne jene Aufforderung zum gerichtlichen Einschreiten, die das Stuttgarter Literaturblatt gebracht hätte, es bis zu einer so auffallenden Prozedur, wie ein Preßproceß dieser Art war, nicht würde haben kommen lassen. Die Entfernung vom Tummelplatz einer so wüsten Polemik, wie sie nicht enden zu wollen schien, war dem Verfasser inzwischen ein wahrer Trost, eine wahre Erquickung geworden. Er hörte die Thür seines Gefängnisses hinter sich mit dem Gefühle zuschlagen, das ein Verbrecher empfinden mag, wenn ihn die Strafe für kleine Fehle von vielleicht schon überlegten größeren abhielt oder das ein Held empfinden muß, wenn er in der Schlacht, die er verloren, sogleich auch untergeht. Das Geständniß, daß man einen unreifen, der Welt unkundigen Jugendsinn in dem Momente einer großen unbedacht gegebenen Blöße überrascht hatte, konnte im Verfasser nicht unabgelegt bleiben. Es hätte, wenn ihm so an dem ideellen Inhalte seines Buches gelegen war, dies Alles, er fühlte es bald, behutsamer, wirksam angelegter vorgetragen werden können, nicht in dieser Preisgabe einer so aufgeregten, von den Räthseln der Zeit in Unruhe versetzten, nur dem Eingeweihten der neuen Dicht- und Denkprozesse verständlichen Subjectivität. Die Selbstvertheidigungen machten das Uebel nur ärger. Man sollte eben das gefährliche Schauspiel aufführen, für Andre Charakter zu haben und durch Consequenz den Pharisäern Gelegenheit zu geben, an ihre selbstgerechte Brust zu schlagen. Winseln, klagen, bitten will die spartanische Jugend der Zeit doch nicht hören und so waren die zwölf Wochen einsamer Unterhaltung mit man-

cherlei erſt in der fünften oder ſechſten Woche der Haft ihm zugekommenen Büchern und noch zahlreicheren Mäuſen eine wahre Wohlthat für des Verfaſſers überlegten Entſchluß, ſich weder eine Kugel vor den Kopf zu brennen, noch über den Rhein nach Frankreich zu entfliehen, ſondern die böſen Ungewitter in der Luft und die noch ſchlimmeren in der eignen Bruſt ſich austoben zu laſſen und nach der Erkenntniß des ſonderbaren Maaßes, das zu allen Zeiten, wo man Bücher oder wohl gar Menſchen verbrannte, der Literatur nur zugeſtanden zu ſein ſcheint, in ſeinem Streben wieder von Vorne anzufangen.

Wenn der Autor nun jetzt nach ſechszehn Jahren, wo ſein Buch zuerſt erſchien und wo er ſelbſt es, wie man eine alte Unglücksſtätte vermeidet, ſeit ſechszehn Jahren auch zum erſten Male wieder durchgeleſen hat, den Eindruck, den es ihm machte, näher bezeichnen ſoll, ſo wird er natürlich nicht ſo viel Sophiſtik beſitzen und verlangen, man möchte einräumen, dieſer Roman wäre wirklich allein eines pſychologiſchen Problems wegen geſchrieben. Ach, dieſe Goliaths, die das kleine Büchlein maſſakrirten, hatten vollkommen Recht, wenn ſie die romantiſche Einkleidung des Ganzen für eine Bagatelle erklärten, die dem Autor nur in zweiter Inſtanz Werth haben konnte, während die polemiſche Tendenz gegen die Anſprüche des Theologen- und Kirchenthums ihm die Hauptſache war! Der Verfaſſer leidet in der That an dieſer gefährlichen Abneigung gegen das große geiſtliche Phantasma der Jahrhunderte, das er mit ſo vielen Ehren und Würden bekleidet, mit ſo vielen Unterlagen von äußerer Autorität in dieſer Welt gehoben und geſtützt ſieht. Er würde den Augenblick für eine wahre Himmelswohlthat

halten, wo Christus in der That, wie er uns verheißen hat, zur Erde niederschwebte und eine vernünftigere Auslegung seiner Lehre gäbe, etwa eine solche, wie man empfindet, wenn Millionen Menschen auf die sich verfinsternde Sonne blicken und der auf sie fallende Schatten des Mondes uns die wunderbare Maschinerie des Universums in einem Grade vergegenwärtigt, daß wir die Achse aller Himmel und Erden glauben knarren und ächzen zu hören und uns sagen müssen: Was ist diese kleine Tellus mit ihrem Glauben, ihrem Meinen, Hoffen, mit ihrem Ringen und Kämpfen in den Myriaden von Erden, die alle wie die unsre ihre Geschichte haben werden! Wer diesen großen schwarzen Ring in der Sonne statt am 28. Juli 1851 schon sechszehn Jahre früher gesehen hätte, würde auch die Polemik gegen den Wahn der Erde etwas königlicher und majestätischer geführt und sich in einer solchen Frage nicht auf den kleinen und so gefährlichen Plänklerkrieg gegen Berliner Consistorialräthe und Potsdamer Generalsuperintendenten eingelassen haben. Geboren unter diesen ehrwürdigen Kirchenlichtern, vergaß der Autor, daß solche Composition, wenn man mit der Scheere an ihr sich zu schaffen macht, beim Laufe dieser Welt nur desto heller brennt. Der Reiz, diesen für ihre Mitwirkung zur Befestigung jenes bekannten philosophisch Bestehend-Wirklich-Vernünftigen, des Preußischen Staats vor 1848, meist mit rothen Adlern geschmückten Geistlichen in Erinnerung zu bringen, daß ein Voltaire, ein Hume, ein Lessing, Payne, Volney gelebt haben, war zu mächtig für einen allmälig aus der Berliner schwarz-weißen Weltordnungsnabelbinde damals sich abwickelnden jungen Mann; aber die eisernen Handschuhe, die

er anzog, um damit jetzt seine Fliegen zu haschen, standen im komischen Contraste besonders zu unsrer Zeit, wo zwar jenes große Phantasma noch in voller Macht und Blüthe steht, aber doch das Gedeihen der kleinen zukunftsreichen Nebenpflanzen, z. B. der freien Gemeinden und des Deutschkatholicismus nur noch von den Maaßregeln der Politik einstweilen niedergehalten wird, einer Politik, die wir billigen müssen, da doch ohne Zweifel unser Aller Meinung die sein wird, daß ein kleinliches Dasein für Ideen nicht paßt, die am großen Tage der Befreiung mit dem Purpur der Cardinäle ihre jetzige Armuth und Blöße bedecken sollen. Also — über die wahre und deßhalb verfehlte Absicht jenes Buches keine Verhüllung! Indessen — vom poetischen und literarhistorischen Standpunkte scheint mir das kleine Gemälde jetzt minder mißlungen und in der That beachtungswerther zu sein, als es gewöhnlich mit der Phrase: «Ein poetisch unbedeutendes Buch» abgefertigt wird.

Für einen Ausdruck jener schönen Sommerzeit, wo die Rosen so voll blühten, die Rebe von 1834 im Fasse sich regte, Bettina wie eine Mignon den Eiertanz der «Schwebereligion» gaukelte, die Rahel dialektische Gedankencharpie zupfte, die Birchpfeifer noch bei ihrer Periode Hinko war, noch nicht den Tasso von Potsdam spielte, für den Ausdruck einer so hoffnungsreichen, poetischanstrebenden, in Georg Sand, Byron, Lamartine noch weltbewegende Anregungen findenden Zeit, wo wir von dänischer, schwedischer Quengelei, neuromantischem Märchenquark und Sonntagsnachmittagslyrik mit Goldschnitt für Geheimerathstöchter noch frei waren, für diese Zeit, wo für einen miselsüchtigen Dichtergatten eine Dichtergattin ihr bestes Herzblut ver-

ſtrömte, iſt dieſe Wally oder Walpurgis, wie der nicht abgekürzte Name heißen würde, ein Schemen, der ſich immerhin auf dem tollen Sabbath des damaligen Ideen-Blocksberges ſehen laſſen konnte. Es iſt dieſe Walpurgis die franzöſiſche Hexe Lelia in deutſchem Gewande. Lelia hat freilich den Voltaire und Boccaz, unſre Walpurgis nur Tieck'ſche Novellen und die Leipziger Modezeitung geleſen, aber ich glaube, Walpurgis ſchreibt kalligraphiſcher, als Lelia, ſie hat beſſeren Schulunterricht genoſſen und iſt überhaupt pedantiſcher, weil ſie eine Deutſche und ihr Vater keine Frau, wie Georg Sand, iſt. Lelia iſt ein ſchönes Ideal, das ſich, von Tizian gemalt, prächtig an der Wand ausnehmen würde. Die arme Walpurgis iſt nur ſo ein Aſchenbrödel der Realität. Denn im erſten und zweiten Buche des Romans hat ſie doch Etwas, als wenn wir ſie Alle gekannt hätten, als wäre ſie eine Freundin unſrer Schweſter, eine Geliebte unſres Bruders, die den Armen höchlichſt quält und ſeine Phantaſie immer wieder aus allen Himmeln in das Lehrzimmer irgend eines Penſionats für Töchter edler Herkunft hinunterfallen läßt. Mit unſrer kleinen Hexe Walpurgis kann man Reifen ſchlagen, Federball werfen, ſogar Whiſt ſpielen, kann ihr den Arm hinhalten, um das Garn daran abwickeln zu laſſen, kann mit ihr eine große Intrigue über die Tourenkarte des nächſten Balles beginnen; alles das kann man mit der majeſtätiſchen Lelia nicht, und doch hat auch dieſe die Ehre gehabt, auf allen Theecomforts des Faubourg St. Germain verbrannt zu werden. Man leſe die Unarten unſrer Walpurgis! Sie iſt ganz ſo capriciös, wie ihr Alle waret, als ihr das Unglück hattet, glücklicherweiſe ſchon 1835 zu leben und

menſchlich, oder wenn ihr Frauen ſeid, halb engliſch, halb wie junge kleine Tigerkatzen zu empfinden.

Dieſer »als Roman ſo unbedeutende« Roman beſitzt unter den Autoren viel ſtille Verehrer. Er iſt weidlich zerleſen worden. Der »geſpenſtige Tambour« trommelt als Ballade in mancher Anthologie, ſelbſt »Graf Waldemar« entdeckt hier, daß man ſich auf eine alte Liebe nur noch flüchtig beſinnen kann. Aber es iſt wahr. Wir ſind an beſſeren Romanen reich geſegnet. Indeſſen ein leiſes Fürwort möcht' ich für ein gewiſſes Etwas im Colorit des kleinen Buches doch einlegen. Es iſt ſo aphoriſtiſch, ſkizzenartig, lakoniſch hingeworfen, daß ich meine literariſchen Collegen bitte, nicht immer die literargeſchichtliche Verurtheilung, ſondern lieber das Corpus delicti ſelbſt noch einmal zu leſen und mir die Frage zu beantworten: Hätte ſich wohl aus dieſem Buche ein leidlicher Entwickelungsgang prognoſtiziren laſſen, wenn man auf zehn Jahre nicht dem Autor einen Todſchrecken in die Finger gejagt und gezwungen hätte, in Allem, was er ferner gab, ſich gleichſam gegen ſich ſelber zu verwahren? Wenigſtens gedenkt er mit Wehmuth der Nothwendigkeit, daß er ſich vor einer ſo gehäſſigen Polizeikontrole, wie ihm von Stund' an über ſeine Feder als Wächter geſtellt wurde, in einer wahren Lammsunſchuld darſtellen ſollte und einige Jahre hindurch den leitenden Faden ſeines inneren bewußten Selbſts im Literaturlabyrinthe faſt verlor. Es iſt eine ſehr große Heldenthat, die nackte Hand in ein glühendes Kohlenbecken zu halten, wie Mucius Scävola that; aber es iſt noch ein weit größerer Heroismus, in einer dummen oder unklaren oder falſchverſtandenen Phraſe abbrechen und, noch ehe man

ſich ausgeſprochen hat, für immer verſtummen zu ſollen. Wie lange hat der Autor gebraucht, manchem Voreingenommenen zu beweiſen, daß er nicht die »Emancipation des Fleiſches«, dies alberne Wort für einen unſchuldigeren Begriff mit der Feder wirklich betreibe! Es wundert mich nur, daß die Wehmuth und der tiefſte Schmerz um ſolche Anfeindungen den Autor nicht getrieben hat, ſogleich nur Operntexte zu ſchreiben oder Kalender für das ehrliche biedere Volk oder eine Geſchichte der Deutſchen herauszugeben, in der alle anderen Nationen erbärmlich, die Söhne Thuiskons aber immer einzig und erhaben daſtehen.

Wird denn nun alſo noch nöthig ſein, daß der Autor über die alte Schuld ſein jetziges Verhalten bekenne?

Ueber Religion und Chriſtenthum denkt er, trotzdem, daß er an Vogts phyſiologiſche Briefe und Rudolph Wagners endlich entdeckte »pſychiſche Bläschen« im Gehirne nicht glaubt, dennoch ſeit dem großen ſchwarzen Mambrinushelm in der Sonne vom 28. Juli h. Nachmittags 3½ Uhr von allem unſerem Rüſtzeug in Glaubensſachen ſo abſonderlich, daß ihm eine Polemik, wie die in jenen Geſtändniſſen über Religion und Chriſtenthum, jetzt als reine Don-Quixoterie erſcheint. Das Studium des großen wunderbaren Kosmos, die Zunahme unſerer Einſichten in der Naturkunde wird uns über die Fragen der falſchbegründeten Religion viel milder und ruhiger ſtimmen. Man wird allerdings keineswegs chriſtlicher, aber auch nicht unfrommer werden als ſonſt. Man wird von der Geſchichte des Heilandes, ſeiner Jünger, der erſten Chriſten und den ſpäteren Schickſalen und Läuterungen der Chriſtuslehre mit geſteigerter Innigkeit das entnehmen, was in dieſen Offenbarungen des ringenden Menſchengeiſtes mit

unſerm eignen Bedürfniß nach Geiſteslicht und Lebenswärme übereinſtimmt, mit einem Worte das, was am Chriſtenthum die gleiche Paſſivität unſrer noch immer nicht befriedigten Sehnſucht nach Erkenntniß bezeichnet; im Uebrigen aber wird die gehäſſige Weltlichkeit, wie jene Sehnſucht faſt zwei Jahrtauſende lang ſich ausſprechen durfte, immer mehr abſterben und mit manchen andern Trümmern der Vergangenheit den großen Strom der Vergeſſenheit hinunterſchwimmen. Man wird über alle Religion anders fühlen können, als Feuerbach, aber über das Chriſtenthum kaum noch anders als David Strauß. Der große Umſtand, den der Autor in dieſem Buche von gewiſſen Demonſtrationen gemacht hat, richtet ſich im Auge des Aufgeklärten von ſelbſt... Bedenklicher iſt dagegen, vom ſittlichen Standpunkte aus, jene Parthie des zweiten Buches, die man die Signunenſcene genannt hat. Denn hier ſcheint leider dem Verfaſſer vor ſechszehn Jahren die Logik einen argen Vexierſtreich geſpielt zu haben. Erklären kann er die Naivetät, die ihn glauben ließ, man würde ſich auf die Symbolik einer im Geiſte vollzogenen Ehe, auf die Allegorie einer durch den Gedanken vollführten Vernichtung ſeiner ſelbſt vor der Macht eines geliebten Andern, mit nachgiebigem Zugeſtändniß einlaſſen, nur durch jene Zeit einer abſoluten Schönheitswerbung, wie ſie gleichzeitig in der Düſſeldorfer Malerſchule ſtattfand. Man wollte damals am Leben nur die bunte Farbe, nur den Duft der Blume, den Sonnenſchein gelten laſſen; man hörte ein Klingen und Singen wie von Elfenſtimmen und folgte den lockenden Tönen in den geheimnißvollen Wald, wo man Zauberpaläſte, Schwanen-Jungfrauen auf wunderbaren Seen zu entdecken hoffte. Wie Recht hatte der weiſe Bundestag,

dieſe Träumerei, als ſie von der Palette ſich auch auf's Papier begab, durch ſeine Verbote und Verfehmungen zu unterbrechen! Denn wie verworren und deßhalb gefährlich eine Jugendphantaſie denkt, beweiſt wenigſtens der Umſtand hinlänglich, daß ſich der Autor damals einbildete, in jener Siguenenſcene Wunder etwas Sittliches empfunden und geſchildert zu haben! Er begriff nicht, wie man in ihr ein Aretin'ſches oder Parny'ſches Doſenſtückchen wittern konnte. Die kritiſchen Rüſſelkäfer wühlten in dieſer Scene, als hätt' es niemals einen Ardinghello gegeben. Etwas mehr Verſtand und Geſchmack und weniger Bosheit hätte ſagen ſollen: Dieſe Abälardphantaſie hat etwas komiſch Lateiniſches und ſcheint geradezu aus dem Kloſter zu kommen! Die Kritik hätte den Autor nicht anklagen, ſondern höchſtens im Vollgefühl ihrer kälteren Vernunft auslachen ſollen.

Soviel iſt gewiß, je weniger wir Deutſche Kloſterbrüder ſind, deſto ſichrer werden wir ähnliche Irrgänge des Denkens und Phantaſirens vermeiden. Die Cenſur war die gefährlichſte Clauſur. Die geſchorne Stirn des geiſtigen Mönchthums iſt dem Sonnenſtich viel ausgeſetzter als der alte freie germaniſche wenn auch unbedeckte Haarwuchs. Die Oeffentlichkeit, die Freiheit des Staatslebens, die großen Ideen im Ganzen und Allgemeinſamen werden uns ſolche Regulatoren unſres Wirkens und Schaffens werden wie es im Theater das Publikum iſt. Vor Allen prüft man ſich wohl, etwas zu ſagen, was man vor einem Einzelnen zu ſagen keinen Anſtand nimmt. Ein Nationalkörper, der für alle ſeine Bewegungen freien Raum hat, dem kein Arm gebunden, kein Fuß gehemmt iſt, wird auch eine geſunde und klare Nationalſeele austragen. Zwar hat der

Spleen auch in der engliſchen Literatur Verheerungen genug angerichtet, aber ſo viel Vorſchule zu Bedlam wie die deutſche Literatur war die engliſche und franzöſiſche nie. Daß wir, wenn wir auch noch ſo viel Freiheit, ob durch Gotha oder den Bundestag oder unſre militäriſchen Staatsmänner oder ſonſt wie gewönnen, in der Literatur es niemals bis zur amerikaniſchen Nüchternheit bringen würden, dafür iſt bei dem Idealitätsorgane der deutſchen Schädelbildung geſorgt, aber ein wenig mehr Unterwerfung unter die Souveränetät des Parterres könnte unſrer Stubenliteratur nicht ſchaden. Darum wohlauf! Die Fittiche nicht hängen gelaſſen, ſondern der Sonne zugeflogen! Für uns Deutſche liegt ſie ſchon in dem einen Worte: Eine große, ungetheilte Nation mit den ſtarken Organen einer natürlichen und freien Bewegung!

So nehme man denn dieſe Sammlung mit ſchonenderer Duldung auf und danke viel lieber dem Verfaſſer, daß er auf die vielen Anfragen nach dem ſchlimmberufenen Buche, auf die Angebote, die man den Antiquaren macht, um das ſeltengewordene Corpus delicti irgendwie herbeizuſchaffen, der Neugier des Liebhabers es bequemer macht und einen Abdruck ſelbſt veranſtaltet, in dem nur einige wenige unweſentliche Dinge geändert worden ſind. Im Uebrigen aber denke man von dem, was in der Literatur nicht jenen geraden Weg geht, dem Jeder allein folgen möchte: Die Dichter gleichen den einſamen Botenläufern, die Morgens in aller Winterfrühe, wenn noch kaum die Hähne gekräht haben, auf den des Nachts vom Schnee verſchütteten Wegen die erſten Fußtapfen wieder eindrücken müſſen. Ihr habt Mittags gut

ſpazieren wandeln! Gedenkt der Botenläufer, die zwiſchen Feld und Wald und Weiler im erſten Morgengrauen auf unüberſehbaren Schneeflächen zuerſt die Wege wieder ſuchen mußten und dabei keinen anderen Führer hatten, als den Rauch aus jenen faſt unſichtbaren, weiß verhangenen Schornſteinen, wo man euch Bequemen ſchon in aller Frühe den labenden Mocca ſiedet!

Dresden,
an einem ſolchen Novemberſchneetage 1851.

I.

# Wally,

die

# Zweiflerin.

---

Roman.

— Das heutige Thun ist Gedanken
Englische Gedanken, [illegible] weiter [illegible]
Blut [illegible] der Vernunft, [illegible]
Der Mensch [illegible] zu werden
Shakespeare

# Erſtes Buch.

## 1.

Auf weißem Zelter ſprengte im ſonnengolddurchwirkten Walde Wally, ein Bild, das die Schönheit Aphroditens übertraf, da ſich bei ihm zu jedem klaſſiſchen Reize, der nur aus dem cypriſchen Meeresſchaume gefloſſen ſein konnte, noch alle romantiſchen Zauber geſellten; ja ſelbſt die Drapperie der modernſten Zeit fehlte nicht; ein Vorzug, der ſich weniger in der Schönheit ſelbſt, als in ihrer Atmoſphäre kund zu geben pflegt. Welche natürliche und ihr doch ſo vollkommen gegenwärtige Koketterie auf einem Thiere, von dem ſie wahrſcheinlich ſelbſt nicht wußte, — daß es blind war! Wally gab ſich das Anſehen, als wäre ſie mit ihrer Situation verſchwiſtert; aber nichts iſt ſo reizend, als wenn durch irgend eine faſt gelungene Affektation, durch die ganze Haltung eines innerlich mehr reflektirten wie angebornen Weſens einige kleine Lichtritzen ſchimmern und für den Mann, welcher ſie ſehen, belächeln kann, die verſteckten Erleichterungen einer ſich einſchleichenden Neigung werden. Aber von den zahlreichen Cavalieren, welche Wally umga-

ben, ſah dieſe kleinen Lücken der Furcht edler Weiblichkeit Niemand. Jene, die Lücken der Furcht, kannte vielleicht der Jokey, der auch wußte, daß die weiße Stute blind war. Aber die Uebrigen hingen nur — wie der Eiſenfeilſtaub am Magnet, wie die Nachahmung am Genie, wie das Ordinäre am Wunderbaren.

Am Wege ſchritt, wie es beim Temperamente ſich von ſelbſt verſteht, im Zweivierteltakte, Cäſar, ein Mann, der im Stande war, eine ſolche Gruppe, wie die vorbeiſprengende, im Nu zu überſehen und jede darin waltende Figur ſo zu iſoliren, daß er ſie Alle objectiv verarbeitete und an ſeiner eigenen Individualität zerrieb. Kennt ihr dieſe genialen Charaktere, welche durch ihr Schweigen immer mehr ausdrücken, als wenn ſie reden, die nur ihr rollendes, ſiegendes Auge in die Geſellſchaft bringen dürfen und jede Perſönlichkeit darin abſorbiren in eine Huldigung, die ihnen ſogleich wird — ohne ihr Verlangen? Cäſar ſtand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Naſe und Mund ſchlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntniß gefallen war, jene Linien, die ſich von dem lieblichſten Eindrucke bis zu dämoniſcher Unheimlichkeit ſteigern können. Cäſars Bildung war fertig. Was er noch in ſich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das ſchon Vorhandene zu befeſtigen, nicht zu verändern. Cäſar hatte die erſte Stufenleiter idealiſcher Schwärmerei, welche unſre Zeit auf junge Gemüther eindringen läßt, erſtiegen. Er hatte einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einſt glaubte, hinter ſich; er fiel nicht mehr vor ſich ſelbſt nieder und ließ ſeine Vergangenheit die Knie ſeiner Zukunft umſchlingen und jene zu dieſer beten: heilige Zukunft, glü-

hender Moloch, wann hör' ich auf, mich mir ſelbſt zu opfern? Cäſar begrub keine Todten mehr: die ſtillen Ideen lagen ſo weit von ihm, daß ſeine Bewegungen ſie nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell, nur noch Skeptiker; er rechnete mit Begriffsſchatten, mit geweſenem Enthuſiasmus. Er war durch die Schule hindurch und hätte nur noch handeln können; denn wozu ihn ſeine todten Ideen machten, er war ein ſtarker Charakter. Unglückliche Jugend! Das Feld der Thätigkeit iſt dir verſchloſſen, im Strome der Begebenheiten kann deine wiſſensmatte Seele nicht wieder neu geboren werden; du kannſt nur lächeln, ſeufzen, ſpotten, und die Frauen, wenn du liebſt, unglücklich machen!

Cäſar, wie er einſam wandelte, fühlte, daß er weinen ſollte, und lachte, um ſich die Thränen zu vertreiben.

Da flog Wally mit ihren Begleitern an ihm vorüber. Sie ſchlug mit ihrer Gerte in die Seiten des ſchönen, aber blinden Gaules (ſie wußte es wahrhaftig nicht!) — ein ſonderbarer Glanz drang durch die Luft, und zu Cäſars Füßen lagen fünf koſtbare Ringe.

An der Reitgerte mußten dieſe Ringe geſteckt haben.

Wally ſah, was der Unbekannte am Wege aufnahm; ſie machte Miene anzuhalten; aber als der Fremde mit der Zurückgabe, ſpöttiſch und ein Spiel beginnend, zögerte, blickte ſie bös und trieb ihren Schimmel weiter. Die Cavaliere hatten nichts geſehen.

Cäſar, da er die Reiterin ſogleich aus den Augen verlor, mußte ſich auf Alles wie beſinnen. Er gefiel ſich darin, an eine alte Sage zu glauben, an die Prinzeſſin

im Walde; er betraf ſich darin, ſich ſelbſt mit irgend einem Zauber in Verbindung zu bringen.

Er ſteckte die Ringe zu ſich und hatte ſie wieder vergeſſen, wie er innerhalb der Stadt war.

---

## 2.

Ein gewiſſer Regierungspräſident gab einen beinahe ländlichen Ball. Wally und Cäſar ſahen ſich hier. Cäſar hatte in einem Anfalle guter Laune die fünf Ringe über ſeine Handſchuhe gezogen. Wally frug ihn, wie er darauf käme, ſeine Trophäen ſo ungeſchickt zu tragen?

»Weil meine rechte Hand,« antwortete er, »beim Tanzen immer ungeſchickt iſt. Die Ringe verhindern ſie, von dem glatten Rücken der Tänzerinnen abzugleiten.«

Wally ließ ihn ſtehen; dieſer junge Mann mißfiel ihr. Aber ſie fühlte, daß ſie ſich zerſtreuen müſſe, und tanzte mit Vorliebe. Sie wurde erhitzt, verfolgte Cäſar und ſahe, daß er die Ringe wieder fortgenommen hatte.

Sie wollte ſie endlich doch wieder haben und rief einem ihrer Employés, einem blondharigen Referendar, der eine kleine Schrift über das Unzeitgemäße politiſcher Garantieen geſchrieben hatte. Sie ſetzte ihm die Lage der Dinge auseinander.

»Ich bin gewohnt,« ſagte ſie, »für jeden Monat im Jahre einen andern Anbeter zu haben, und ich nehme Niemanden an, der ſich nicht durch einen Ring in meine Gunſt einkauft. An meinem Finger will ich die Ringe nicht: ich trage ſie an meiner Reitgerte, und mache mir ein Ver-

gnügen daraus, wenn ich von Juli zu Juli ins Bad reise und armen kranken Leuten sie alle zwölf nach einander in die heißen Sprudelbecher werfe.«

Darauf erklärte sie ihm, wie sie fünf davon verloren hätte, und verlangte, daß sie ihr wieder zu Handen, das heißt zur Reitgerte kämen.

Der junge Mann, welcher über das Unzeitgemäße politischer Garantieen geschrieben hatte, versprach sein Möglichstes und redete Cäsar an.

Cäsar betrachtete ihn und besann sich auf den Verfasser der kleinen Brochüre. »Sie verstehen sich darauf,« sagte er dann, »als St. Georg gegen die Ungethüme der Zeit zu kämpfen. Die Ringe der Dame passen zu meinem Schuppenleibe: ich stehe — als Lindwurm zu Ihren Diensten!«

»Wie versteh' ich das?« fragte der junge Mann, welcher über das Unzeitgemäße politischer Garantieen geschrieben hatte.

Cäsar ließ ihn auf diese Naivetät stehen. Der Bote wagte nicht unverrichteter Sache zu Wally zurückzugehen; eben tanzte sie, sie hatte seine Abweisung glücklicherweise nicht bemerkt.

Der junge Mann half sich aber; er wußte, von wem die fünf Ringe kamen: vier von seinen Freunden, die mit ihm theils auf dem Stadtamte fungirten, theils auf das nächste militärische Avancement warteten; einer gehörte ihm, denn Wally's Sonne stand zufällig während dieses Monats in seinem Zeichen. Die Sache wurde unvermeidlich ein Ehrenhandel; aber er war perfid genug, dem Gegner das

Spiel fünffach zu erſchweren. Cäſar bekam noch an demſelben Abend fünf Ausforderungen ins Ohr geflüſtert.

Cäſar nickte mitleidig zu jeder; für den folgenden Morgen war Alles anberaumt; denn er entfernte ſich früh.

Wally aber tanzte bis in die Nacht. O welch ein Glück, ſich mit dem faden Mittelgut in dieſen ewig gleichen Kreiſen herumzudrehen!

---

## 3.

Es war ſchon um die eilfte Vormittagsſtunde des folgenden Tages, als Wally unter den Händen ihres Kammermädchens ſaß und ihr Haar flechten ließ. Sie hatte einen kleinen Tiſch vor ſich gerückt, worauf die Erzeugniſſe der neueſten Literatur lagen. Natürlich kamen ſie friſch aus dem Buchladen; geſchmackvolle Leute leſen nicht aus Leihbibliotheken.

Sie blätterte in dem jüngſten Muſenalmanach von Schwab und Chamiſſo. »Dieſe guten Waldſänger,« ſprach ſie vor ſich hin, »nehmen ſich die Freiheit, ſehr ennüyant zu ſein. Wenn uns die Reime nicht in einer Art von melodiſcher Spannung hielten, die Monotonie der Gefühle und Anſchauungen wäre tödtlich. Ich ziehe Proſa vor. Heine's Proſa iſt mir lieber, als Uhland und ſein ganzer Bardenhain.«

Sie griff nach Heine's Salon, zweiter Band. »Willſt du Philoſophie ſtudiren, Aurora?« fragte ſie ihr Kammermädchen: »hier ſind all die gelehrten, bemoosten Karpfen der deutſchen Philoſophie mit Frühlingspeterſilie und Vanille

zubereitet. Man ſollte die Bonbons in Aphorismen aus Heine's Salon einſchlagen. Welch geſunkenes Volk müſſen die Franzoſen ſein, daß ſie gerade auf der Stufe in den Wiſſenſchaften ſtehen, wo in Deutſchland die jungen Mädchen!«

Einige Schriften vom jungen Deutſchland lagen zur Hand, von Wienbarg, Laube, Mundt. »Wienbarg iſt zu demokratiſch: ich habe nie gewußt, daß ich vom Adel bin,« ſagte ſie; »aber mit Schrecken denk' ich daran, ſeit ich dieſen Autor leſe. Laube ſcheint den Adel nicht abſchaffen, ſondern überflügeln zu wollen. Doch bleibt es arg; er iſt recht impertinent. Er gibt ſich in ſeinen Schriften das Anſehen, als kennte er jede ſeiner Leſerinnen und verlange von ihr eine Hingebung, um die er nicht einmal bittet. Mundt goutir' ich nur halb: denn er wird, je mehr er ſich ſelbſt klar zu werden ſcheint, für Andere immer unverſtändlicher. Verſtehſt du das, Aurora?«

Aurora hatte etwas in den Mund bekommen und mußte abſcheulich huſten. Wally lachte.

Unter den Büchern lag zuletzt die neueſte Lieferung der Carlsruher Bilderbibel, auf welche Wally abonnirt hatte.

»Wie ſonderbar doch das Chriſtenthum auf Velinpapier ausſieht!« ſagte ſie zu ſich ſelbſt. »Dienen dieſe Kupfer zu etwas anderem, als die Aufmerkſamkeit noch mehr von dem heiligen Buche abzulenken! Siehe, da ſteht ein Druckfehler! Ein umgekehrter Buchſtabe! Es iſt eigen, in der Bibel Irrthümer zu entdecken.«

Wally ſah nur auf das Aeußere, auf den Einband, dann las ſie etwas. Sie las einige Verſe, ein halbes

Kapitel, und fragte ihr Mädchen, wann ſie zuletzt in der Kirche geweſen wäre?

Aurora war nicht frivol: ſie war vor vier Wochen da geweſen.

Wally las, ohne zu hören. Dann fragte ſie: »warum biſt du ſo ſtill?«

Aurora war nicht mehr im Zimmer: Wally blickte ſich ſcheu um und las weiter. Ihr Auge haftete ſtier auf den Buchſtaben; ſie ſchlug eine Seite nach der andern um; dann lehnte ſie ſich zurück, eine Thräne ſtand in ihrem Auge. Sie ſah mit einem flehenden, verzweifelnden Blick auf den kleinen Tiſch, der ſo viel Widerſprechendes friedlich umſchloß. Sie ſtützte den Kopf auf die Lehne ihres Seſſels; es war Sonntag. Die Glocken läuteten, aus der nahen Kirche brauſten die Töne der Orgel herüber. Wally war in Thränen aufgelöſt. Kann man dem Himmel ein ſchöneres Opfer bringen? Dieſe Thränen floſſen aus dem Weihebecken einer unſichtbaren Kirche. Die Gottheit iſt nirgends näher, als wo ein Herz an ihr verzweifelt. Wally war unglücklich, wenn ſie an den Glauben ihrer Kindheit dachte.

Aurora kam zurück. Es war Beſuch im Geſellſchaftszimmer. Wally hätte abſagen müſſen; aber ſie war willenlos. Sie fand die Ritter von den fünf Ringen, einige von ihnen leicht verwundet.

Wally erſchrack, als ſie von dem Vorfalle hörte. Cäſar war am Arme bleſſirt. Aber ſchon die Nachricht, daß keine Gefahr vorhanden, richtete ſie auf; und wie in der menſchlichen Seele Schmerz und Freude ſich ergänzen und das Linderungsmittel des einen Uebels auch gleich alle übrigen

Sorgen heilt, die mit ihm in keiner Verbindung ſtanden, ſo wandte ſie ſich theilnehmend dem Geſpräche zu. Es war fade, wie immer; aber verzeihlich der Tageszeit wegen. Man ſoll vor Tiſche von keinem Menſchen verlangen, daß er geiſtreich ſei.

Wally konnte lachen und lachte übermäßig.

---

## 4.

Beide ſahen ſich eine Woche ſpäter. Wally hatte nicht das Herz, von dem Vorfalle zu ſprechen. Aber es währte nicht lange, ſo ſprachen ſie über den Muth.

Sie wollte wiſſen, ob der Muthige die Gefahr abſichtlich verkleinere oder nur geringer achte, ob der Muth noch während der Gefahr daure oder nur das Vorſpiel der Gefahr ſei. Cäſar ſagte, er hätte nie über den Muth nachgedacht, beſäße ihn auch nicht hinreichend dafür. Wally brannte der Vorfall wegen ſeiner Verwundung auf den Lippen; aber ſie hielt an ſich und lächelte blos.

„Ich glaube,“ ſagte Cäſar, „daß es Menſchen gibt, deren Muth darin beſteht, daß ſie die Gefahr gar nicht ſehen. Das ſind diejenigen, welche als die vorzugsweiſe Muthigen überall gefürchtet werden: auf den Univerſitäten jene unverſchämten Knaben, die gegen Jedermann die Hand in die Seite ſtemmen und von Verachtung und Malice überſprudeln; unterm Militär diejenigen, welche ihren Säbel gern ſo hängen, daß ſie ihn hinter ſich klirren hören. Man kann aber ſagen, daß wenn dieſe Menſchen Einbildungs-

kraft genug hätten, die Gefahr zu ſehen, ſie die verzagteſten ſein würden. Der Beſonnene iſt von Natur niemals muthig. Er folgt nur den Rückſichten und iſt unerſchrocken, weil die Sache einmal nicht zu ändern iſt.“

Wally fand dieſe Aeußerungen durchaus nicht ſo liebenswürdig, wie ſie gewohnt war, dergleichen von ihren männlichen Umgebungen zu hören. Es war auch an dieſem Urtheile etwas, was einen guten Schein hatte. Sie vermißte an Cäſar den Reiz der Natürlichkeit. Seine Reflexion zog an, befriedigte aber das Temperament nicht. Nichts deſto weniger traf ſie ſehr gut die Gedankenreihe Cäſars, indem ſie fortfuhr: „Ich glaube faſt, Sie halten die Tugend für eine Berechnung?“

„Die Tugend nicht,“ entgegnete Cäſar; „aber Alles, was man oft für Inſtinkt anzuſehen gewohnt iſt. Unſere Handlungen ſollen berechnet ſein, aber auch unſere Empfindungen ſind es meiſt. Ich erinnere Sie nur an das Unbequeme mancher Empfindung, mit der wir gern kokettiren, die uns aber in gewiſſen Zeiten recht zur Unzeit kommt.“

„Sie ſind ohne Natur!“ ſagte Wally.

„Ich bin ohne Verſtellung!“ fiel Cäſar ein.

„Ohne Verſtellung? Jeder Satz in Ihren Theorieen ſcheint von Ihren zufälligen Zwecken abhängig zu ſein.“

Cäſar mußte lächeln; er hatte etwas geſagt, was er nicht meinte.

„Glauben Sie,“ fragte er, „daß es in der Liebe eine Höflichkeit gibt?“

„Das verſteh' ich nicht.“

Cäſar blickte finſter und wollte abbrechen.

„Was iſt Ihnen?“ fragte Wally.

„Ich denke, Sie vermeiden über einen Zuſtand zu ſprechen, den Sie vielleicht nicht zu kennen vorgeben.“

„Halten Sie mich für eine Närrin?“ fragte Wally, erſt bös, dann aber hellte ſich ihr Antlitz zu einer Liebenswürdigkeit auf, die Cäſarn faſt einen Augenblick zu verwirren ſchien.

„Nehmen Sie nur an,“ ſagte er, „wie unzeitig und unbequem man werden kann, wenn man ſeinen Leidenſchaften immer den natürlichen Raum läßt. Ich verſpreche zum Beiſpiel einer Dame, ſie einen Tag um den andern zu beſuchen. Was heißt das? Sie iſt einen Tag um den andern in der Spannung, wo ſie glaubt beglücken zu können. Ihre Gedankenreihen werden immer einen Tag überſchlagen, einen Tag, wo ihr Gemüth mir gerade nicht untreu, aber ohne Rapport, ohne Illuſion iſt. Man kann nicht unhöflicher ſein, als an dieſem Tage, der überſchlagen werden ſollte und der für die Liebe gar nicht da iſt, ſeine Braut zu überraſchen.“

Wally lachte laut auf. Jetzt hielt ſie Cäſarn für einen Narren und fragte ihn, welche Frau ihm dieſe Geſtändniſſe gemacht hätte.

Cäſar war kein Pedant, er lachte mit, fuhr aber fort: „Ich verſichre Sie, es iſt nichts abſcheulicher, als das Ungeſchickte und Unbequeme, ſelbſt in Herzensſachen. Der Inſtinkt mag hier manche üble Empfindung hintertreiben; aber ſicher geht allein die Combination der Pſychologie. Ich möchte um alles in der Welt zu einer gewiſſen Zeit, unter gewiſſen Umſtänden von der Freundſchaft kein Opfer, von der Liebe keine Zärtlichkeit verlangen. Mit unſrer rohen Natürlichkeit ſind wir immer gewohnt zu übertreiben; in

nichts ſind wir aber übertriebener, als in unſern Forderungen. Iſt es erhört, was der Enthuſiasmus nicht alles in den gefühlvollen Beziehungen der Geſchlechter oder in der Freundſchaft zu entdecken glaubte! Wer kann das alles leiſten! Wer kann ſo unhöflich ſein, alle dieſe Leiſtungen in Anſpruch zu nehmen? Sagen Sie!«

»Ich habe vergeſſen, Rumohr zu leſen;« antwortete Wally.

»Rumohr!« ſprach Cäſar; »Rumohr hatte vielleicht Anſtand, aber nicht Geiſt und Muth genug, eine wahre Schule der Höflichkeit zu ſchreiben. Rumohr glaubt an ſeine Vorſchriften und ſcheut ſich doch, die meiſten davon anders, als in einem gewiſſen Helldunkel zu geben. Rumohr glaubte, er müſſe ſich immer noch eine Hinterthür offen laſſen, um nicht in der Höflichkeit für einen Faut zu gelten. Auch iſt dieſer Mann ſo ſehr in die Claſſicität verrannt, daß er alle Tugenden und Untugenden des Alterthums aufzählt, aber ein wichtiges, modernes Laſter ganz mit Stillſchweigen übergeht, ein Laſter, wofür die Alten gar keinen Ausdruck hatten. Rumohr konnte davon nicht ſprechen, weil er ſelbſt darin ganz verſtrickt iſt. Dies iſt die Langeweile. Aber was Rumohr? Es gibt eine weit tiefere Höflichkeitstheorie, welche auf äſthetiſchen und moraliſchen Prinzipien zu gleicher Zeit beruht. Soll ich ihren Grundſatz nennen? Laſſen Sie aus einem chriſtlichen Gebote nur einen Buchſtaben weg. Rathen Sie!«

Wally wurde roth: nicht des Räthſels wegen, ſondern — des Chriſtenthums.

Cäſar ergänzte ſich ſelbſt und ſagte: »Lebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt! Sei Egoiſt, ohne deinen Nachbar

um ſich zu unterhalten, oder eine hübſche Wendung darüber zu haben.

Warum iſt Cäſar kein Schriftſteller geworden? Er würde ein vortrefflicher Dialektiker ſein, immer neue Gedanken haben, und jedenfalls einen leſerlichen Styl ſchreiben.

---

5.

Wir ſind noch in derſelben Geſellſchaft, wo über Herrn von Rumohr ſo abfällig geurtheilt wurde. Wally iſt nur hingebender und Cäſar erſchöpfter geworden. Er war im Zuge, links und rechts ſeine zuſammenhangloſen Einfälle auszuſtreuen und grade im Gegenſatz zu ſeiner Höflichkeitstheorie alle Welt zu verwunden. Die Hauptunterhaltung hatte der lange blonde junge Mann an ſich geriſſen, welcher über das Unzeitgemäße politiſcher Garantieen geſchrieben hatte. Mit ihm correſpondirte ein Juſtizrath, welcher anonymer Verfechter von verſchiedenen Lehrbüchern zur Kenntniß des allgemeinen Landrechts war oder doch ſein ſollte. Beide citirten ſich wechſelſeitig als Autoritäten, der Junge den Alten, der Carrière wegen: der Alte den Jungen, weil er wußte, daß der Nachruhm ganz natürlich in den Händen derer liegt, die nach uns leben. Cäſar war auf der Folter: er ahnte, daß ſie ausſchweifen wollten, daß ſie auf dem Wege waren, zur ſchönen Literatur überzugehen.

»Wirklich?« zitterte er für ſich hinein. »Wahrlich! Ja ſie müſſen — O —.« Cäſar war aufgeſprungen.

Er wollte fort. Wally frug ihn, was er hätte?

Der Juſtizrath, Mitglied einer Liedertafel, das heißt eines Vereins, wo man über guter Tafel die ſchlechten Compoſitionen eines Zelter und Anderer zu ſingen pflegt, rief: „Iſt es nicht auffallend, daß auch nicht ein Einziger aus der neuen Schule in Deutſchland ſich auf Muſik verſteht. Wie ſchön hat Tieck die italieniſche Muſik in ſeinen Sonetten charakteriſirt! Wie treffend drückt er in ſeinem Vorſpiel zum geſtiefelten Kater oder zur verkehrten Welt, ich weiß nicht, das Weſen der verſchiedenen Inſtrumente aus! Wie hat die ganze romantiſche Schule in der Muſik gelebt!“

„Und Hoffmann,“ rief eine ältliche Dame, die ihrem Teint nach mit Napoleon verwandt ſein konnte.

„Und Hoffmann!“, fielen Alle ein.

„Ja,“ rief der Juſtizrath, „Hoffmann, der mein College war!“

Cäſar ſagte ruhig: „Ich weiß nicht, worin der Zuſammenhang der Literatur und der Inſtrumentation liegen ſollte. Göthe ſcheint mir auch ohne den Contrapunkt verſtändlich zu ſein.“

Aber der Juſtizrath hatte das Wort: „Man hat noch immer gefunden, daß irgend eine Beſchäftigung, welche dem Dichter ſonſt noch theuer und lieb war, recht hübſch das Weſen ſeiner eigenen Poeſie ausdrückte. Ich rede von Homer und Oſſian nicht, Männern, die als Harfner mehr Muſiker als Dichter waren; aber Göthe arbeitete manchmal in Pappe, wenn ich nicht irre. Schiller war Compagnie-Chirurgus. Nun ſehen Sie, das iſt proſaiſch genug; ſagen Sie mir von allen neuen Autoren einen, der ein gutes Urtheil über Muſik hätte? Es iſt Mangel einer gewiſſen

Saite in der Seele, daß es ganz unmöglich iſt, die Namen Menzel, Börne, Heine u. ſ. w. mit irgend einer muſikaliſchen Verrichtung zuſammenzubringen.«

»Die Lärmtrommel!« hieß es irgendwo. Man beklatſchte den Einfall und nannte ihn witzig. Aber Recht hatte der Juſtizrath; aber auch Cäſar, wenn er ſagte: »Was kann empfehlenswerther für die Richtung ſein, welche unſre erſten Geiſter nehmen? Alle frühere Literatur bildete ſich im Intereſſe irgend einer vereinzelten Kunſt oder Tendenz: die Leſſing-Götheſche Zeit im Intereſſe der Antike: die Romantik im Intereſſe der Malerei: die Phantaſtik im Intereſſe der Muſik. Erſt in unſern Tagen ſammelt die Literatur ihre Vorpoſten, die ſich in die fremden Feldlager ganz verloren hatten, und zieht ſie in den Kern ihrer Kräfte zurück, um auf's Neue zu beſtimmen, welches ihr Zweck iſt. Ich glaube, daß ſich die Literatur ausdehnen wird auf andere Felder, um ſie zu befruchten; aber warlich, mein Herr, auf die Muſik nicht!«

Bis hierher ſprach Cäſar ſo richtig, daß es unnütz geweſen wäre, Unterſchriften darauf zu ſammeln. Das Folgende ſchien zweifelhafter: »Was ſoll überhaupt die Muſik? Dieſe klingende Mathematik? In der Erziehung ſind die geometriſchen Köpfe meiſt die dickſten und härteſten, und in den großen Muſikern habe ich immer Leute gefunden, die, obſchon ſie immer mit Schlüſſeln umgehen, doch über nichts Aufſchluß geben können. Die Muſik iſt eine ganz ſinnliche Kunſt. Wenn Sie dem Otaheiter einen Trauermarſch von Spontini vorſpielen, mein Herr, glauben Sie, daß er weinen wird? Er wird ſpringen und ſeine Kokosſchale vor Lebensluſt bis auf die Hefe leeren. Muſik iſt abſolut nichts: die

Bildung legt erſt das hinein, was wir darin zu finden glauben. Wenn ich bei irgend einem Muſikſtück ein ſolcher Narr bin, dadurch und deßwegen an die Unſterblichkeit der Seele zu glauben, ſo verbinden zu gleicher Zeit Sie damit einen Begriff, welcher vielleicht der entgegengeſetzte iſt. Wenn Sie bei einer Simfonie von Beethoven an einen gothiſchen Dom denken, ſo dachte der Componiſt an das Giebeldach einer Bauernhütte. Nein, mein Herr, die Muſik wird aufhören zu den erſten Künſten gerechnet zu werden. Nähert ſich die Muſik in der Oper nicht ſchon immer mehr der rhetoriſchen Deklamation? Iſt die Sprache, das volle, tönende, menſchliche Wort nicht unendlich höher, als der unnatürliche Gebrauch einer ganz im tiefſten Schlunde verſteckten zufälligen Fertigkeit? Ich bitte Sie, überlegen Sie das, mein Herr!«

Hier war keine Verſtändigung mehr möglich. Was ſind Hunderttauſende in der Welt ohne das bischen Fortepiano, was ſie ſpielen können! Es war, als hätte einer geſagt, die Frauen ſollten keine Gigotärmel mehr tragen, die damals Mode waren. Was wären dieſe ſchmalen Schultern, dieſe gedankenloſen Köpfe ohne Gigots, ohne Pianoforte! Und doch ſtrafte man Cäſarn nicht durch Stillſchweigen, ging nicht wie wegen eines Tollen zur Tagesordnung über, ſondern ſchrie auf und rief das Gefühl, den Himmel, die Moralität zu Hülfe, um einen Ketzer zu bekehren. Der blonde Unzeitgemäße war ſo glücklich, die Frage in das Gebiet der Politik hinüberzuſpielen und aus der Muſik eine Sache des Staates zu machen. Hierüber ſchwieg denn Cäſar.

Ihn verdroß ſchon nichts mehr, als das Warmwerden. Er wußte zu gut, daß die Adler niemals in der Fläche horſten. Warum Niagaradonner, wo Knallerbſen genügen? Er gab ſich willig dem Spotte Wally's hin, die viel zu leichtſinnig war, auf dergleichen Debatten etwas zu geben, zu eitel, um eine allgemeine Unterhaltung intereſſant zu finden, und die überdies weder ſang noch ſpielte. Wally hatte Ideen, aber nur momentan; ſie verſchmähte es, die Geiſtreiche zu ſcheinen, weil ſie wußte, daß ſie hinlänglich ſchön war. Flüchtig waren ihre Bewegungen, liebenswürdig, ohne Pedanterie ihre Capricen. Cäſar fühlte das, und badete ſich in dem oberflächlichen Schaume, den Wally von den Ideen nur gelten ließ. Cäſar hatte Recht, ſie für unfähig zur Spekulation zu halten. Er nahm ſie wie ein humoriſtiſches Capriccio der animaliſchen Natur.

Beide ſpotteten im Vertrauen über ſich, über Alle. Was ſie ſprachen als Sprechenswerthes waren Raketen, die ſie ſich einander zuwarfen. „Warum brechen Sie über Politik ab?“

„In Athen durfte kein Volksredner auftreten, der nicht verheirathet war.“

„Was Sie gelehrt ſind! Ich bin es auch; in Kreta durfte niemand Geſetze geben, der nicht einen Strick um den Hals hatte.“

„Das iſt dasſelbe Geſetz: Die Athener wollten eigentlich auch ſagen, der keinen ſolchen Strick am Halſe habe.“

„Wie unanſtändig!“

„Wally!“

Wally lachte; es war ein hübſcher, vertraulicher Ton, in dem ihr Cäſar ſo unerlaubt drohte. „Was machen Sie

mit Leuten, die Ihnen gefallen?“ fragte ſie ihn, ohne zu wiſſen, was ſie fragte.

„Alles, nur nicht ihre Bekanntſchaft.“

„Das iſt auffallend! Doch können Sie Recht haben.“

„Wonach beurtheilen Sie die Menſchen, Wally?“

„Nach ihren Werken! — O Gott, nein; dies wäre ja albern geantwortet, wie im Katechismus. Sagen Sie?“

„Nach dem, was ſie ſind?“

„Nein, nach dem, was ſie im Stande wären.“

„O Wally, Sie ſind liebenswürdig! Woran würden Sie denken, wenn Sie Jemanden prüfen wollten, der zu lieben wäre?“

„An die außerordentlichen Fälle.“

Cäſar ſchwieg. Dieſe Antwort war zu ernſt. Er betrachtete die fünf Ringe, die er über ſeinen Handſchuhen trug, und fragte dann: „Sie reiſen in's Bad?“

„In acht Tagen.“

„Sie werden den Rhein ſehen?“

„Von Mainz bis Köln.“

„Von Mainz bis Düſſeldorf. Sie dürfen einen Beſuch bei den Malern und bei Immermann nicht unterlaſſen. Läge Düſſeldorf in Thüringen, es würde ein zweites Weimar werden.“

„Sind die Ufer in der That ſo reizend?“

„Gefällig ſind ſie und da ſchön, wo Sie etwas von Rührung einfließen laſſen in Ihre Betrachtung.“

„Das verſteh' ich nicht.“

„Das Schöne, Wally, iſt immer das Ueberraſchende. Ich bin urſprünglich kalt gegen Alles, was in Deutſchland für ſchön ausgegeben wird. Am Lurleyfelſen, wo der Rhein

ſich wie ein See verengt, wo Flinten abgeſchoſſen und Waldhörner geblaſen werden, um die Echo's, von denen die Handbücher ſprechen, zu beweiſen: da werden Sie durch dieſe Zurüſtungen zur Wehmuth übermannt werden. Ihr blondes, beſcheidenes Deutſchland, dem Sie nichts zutrauten, nicht einmal das Echo des Lurley, wird Sie rühren und bei einer fließenden Thräne werden Sie ſich geſtehen müſſen, daß der Rhein in der That ein ſchöner Strom iſt."

„Sie wollen ſagen, die Natur ſpräche nur zu uns, je nachdem unſer Auge und Herz ſie anſieht."

„Ich ſtand in dem Kölner Dome. Sie kennen das zerriſſene Prinzip unſerer Zeit, nichts anzunehmen, was vielleicht richtig iſt, aber von Leuten proklamirt wurde, die uns widerſtehen. Der Enthuſiasmus der Einen erkältet immer die Zuſtimmung der Andern. Ich wollte den Kölner Dom ironiſch betrachten und mußte, da ich ihn ſah, weinen über das Unvollendete der Idee, über die dünnen Hammerſchläge der Ausbauer, welche durch die mächtigen Räume picken, über mich ſelbſt, der ſein Herz künſtlich verhärtet und zu einer gemachten Empfindungsloſigkeit herabgeſtimmt hatte."

„Die Dampfſchiffe fahren zu ſchnell."

„Sie fahren zu langſam und ſind für das Auge ermüdend. Der Gedanke einer feurigen, über das Waſſer kriechenden Schildkröte ſteht vor unſrer Einbildungskraft, und wir ſind einmal daran gewöhnt, das Kriechen für langſam zu halten."

„Ein ſonderbares Bild! Worüber nur meine Tante ſo lacht?"

„Ihre Tante iſt eine Spinne, die über den Ozean kriecht.“

„Wie ſo?“

„Sie ſpekulirt ja in Papieren.“

„Sie ſpricht wenigſtens viel über Politik; ich verſtehe nichts davon.“

„Verſtünden Sie davon, ſo glichen Sie einem Schmetterling, der ſich in die gaserleuchtete Verwirrung eines Salons verflogen hat.“

„Schmetterlinge ſind zu Gleichniſſen verbraucht.“

„Wie die Unſterblichkeit ſelbſt.“

Wally erröthete. Sie blickte auf Cäſars frivoles Lächeln und nahm dies Lächeln über ein furchtbares Wort für eine Gewißheit, die ſie erſchrecken machte.

„Wir ſähen uns nicht wieder?“ fragte ſie beklommen.

„Geſetzt, nur die Guten ſähen ſich,“ antwortete Cäſar, „ſo läßt die Tugend ſo viel Nüancen übrig, daß nichts deſto weniger im Jenſeits eine Mannichfaltigkeit entſtünde, die in ſeiner nächſten Nähe zu haben Gott kein Vergnügen machen würde. Ja wir ſelbſt würden uns weigern, alle die zu lieben, welche im Leben ehrliche, aber oft die langweiligſten Menſchen waren. Ich weiß aber nicht, wie aus einem langweiligen Menſchen plötzlich ein intereſſanter Engel werden könnte.“

„Sie ſind kein Chriſt?“

„Glauben Sie, daß Chriſtus von den Todten auferſtanden iſt?“

„O Gott, laſſen Sie, ich kann darüber nicht nachdenken. Ich —“

Sie ſtockte. In ihrem Auge ſprach ſich ein zerreißender Schmerz aus. So hatte ſie Cäſar noch nicht geſehen. Sie erhob ſich unruhig und war für dieſen Abend verſchwunden. Cäſar begriff hievon nichts. Dieſer Kalte war ſo leichtſinnig, an Alles zu denken, nur nicht an die Religion. Aber Wally hatte ihn entzückt. So weit Menſchen dieſer Art noch lieben können, war Cäſar außer ſich. Er folgte Wally ohne Aufenthalt.

---

## 6.

Wally's Tante litt an nervöſen Reizungen und Abſpannungen, an Herzklopfen, Uebeln, für welche die Aerzte unter den naſſauiſchen Bädern das triſteſte, Schwalbach empfehlen. Wally konnte in Wiesbaden und Ems tanzen, aber in Schwalbach mußte ſie der alten Dame die Zeitungen und die Courszettel vorleſen (die Frau ſpekulirte wahrhaftig in Papieren!); in Schwalbach mußte ſie ſo manchen häuslichen Dienſt übernehmen, den man bald von ſich abwälzen würde, wenn man nicht das Vergnügen hätte, in einem Bade zu leben.

Sie hatte dies wunderbare Naſſau erreicht, dieſe unterirdiſche Küche Hygiea's, mit ihren Gebirgskeſſeln, in denen die heilſamen Quellen ſieden und dampfen. Von üppiger Natur kann bei einem Lande nicht die Rede ſein, das von Alaun und Schwefel unterminirt iſt und in der Ernte immer einen Monat zu ſpät kommt. Zwerghaft ſind die Bäume auf den Hügeln: aber reizende Perſpektiven öffnen ſich zahlreich in die weiten Thäler. Nichts iſt hier

ſchöner, als die mannichfache Schattirung des grünen Kleides der Natur. Man ſteht an der morſch zerbröckelnden Mauer einer hohen Straße, und ſieht kleines Geſträuch zunächſt zu ſeinen Füßen; dann tiefer einen Wald, der ſich mit den ſchwärzeſten Tinten in die tiefſte Spalte des Thales verliert und in einem dumpfen Murmeln, in dem Rieſeln eines Waldbaches zu enden ſcheint; dort aber erhebt ſich wieder der Blick, die grüne Alpenmatte entlang, welche am andern Ende des Thales aufwärts ſteigt. Auf dem friſchen, üppigen Teppich weidet das Auge, bis ſich die Sehkraft in jenen dunkeln Kranz von Fichten verliert, welcher den äußerſten Horizont umſäumt. Iſt das nicht viel für ein Land, wo die Natur ſich an gekochtem Waſſer erfriſchen muß? Das Land ähnelt der ſchwäbiſchen Alp. Auch ſprechen die Leute faſt alle mit ſchwäbiſchem Accent.

Wally hatte für ſolche Bemerkungen keinen Sinn: ich führe ſie auch nur an, um durch Wally's Mängel ihre Beſitzthümer anzudeuten. Sie iſt ohne Schwärmerei für die Natur, ohne Sinn für Blumen, welche ſie zerreißt, wohl gar zerkaut, wenn ſie ihr in die Hand kommen. Sonne, Mond und Sterne gehen ihre Bahnen, ohne von Wally bemerkt zu werden. Jedermann wird bereit ſein, ſie gefühllos zu nennen, und ihr dennoch Unrecht thun. Wally's unausſprechlicher Reiz iſt ihre Natürlichkeit. Sie gibt ſich, wie ſie iſt, und hat die Tugend, alles beim rechten Namen zu nennen. Sie war ſehr unglücklich, in Schwalbach leben zu müſſen.

Doch traf ſich Alles beſſer, als man erwartet hatte. Das allmälige Herunterkommen der Romantik erſchlafft die bisher angeſpannten Nerven der Nationen. Es waren

Deutſche genug da, die an E. T. A. Hoffmanns Tode litten, Franzoſen genug, welche die üblen Folgen von Victor Hugo's ruhendem Federkiel ſpürten. Sie alle wollten Reiz. Die ſpaniſche Kriſis war vielen in den Unterleib geſchlagen und hatte Hypochondrie erzeugt. Stahlbäder ſind ſehr anzurathen. Es war gedrängt in all den »Höfen,« goldnen Ketten, Gaſthöfen zu den beiden Indien. Wally wohnte im Kaiſerſaal.

Eines Tages ſtand ſie an einem Orte, den ſie vorzüglich liebte, am grünen Tiſche. Sie hazardirte im Pharo. Sie gewann; ſie gewann immer; vielleicht weil Dreiſtigkeit auch das einzige Geheimniß im Spiele iſt. Noch iſt es mir unerklärlich, wie die ſchüchternſten Weiber ſich an Dinge wagen, an welche die muthigſten Männer immer mit einer Art von Zaghaftigkeit gehen. Sie ſind die Erſten, wo es gilt, einen Thurm zu beſteigen, auf einem ſchwindelnden Wege zu gehen, Piſtolen abzuſchießen, mit einem Eskanoteur in Correſpondenz zu treten, auf Vexierſtühle und an die Elektriſirmaſchine ſich zu ſtellen. Namentlich wird ſich auf dieſe letzten Dinge oft der muthigſte Mann nicht einlaſſen. Warum die Frauen? Weil ſie gewohnt ſind, zu herrſchen? Weil man ihnen genug ſagt, daß ihrer Schönheit nichts widerſtehen könne? Wally ſpielte in der That am grünen Tiſch, weil es ihr ſchon zur andern Natur geworden war, in jeder Lage zu gewinnen.

Plötzlich wird ſie unruhig. Sie verliert. Ihr Glück ſtürzt zuſammen. Sie fühlt, daß ihr ein Dämon entgegentritt, und rathet auf Cäſar. Sie wußte, daß ihr alles Widerwärtige nur von einem Manne kommen konnte, der ſie beunruhigte und der ſie vielleicht zu lieben anfing.

Wally blickte um ſich; Cäſar ſtand in einer Ecke, grüßte ſtumm, bot ihr den Arm und führte ſie in die Zimmer ihrer Tante zurück, einer Dame, welche er, weil ſie agiotirte, einſt mit einer Spinne verglichen hatte, die über das Weltmeer kreucht.

---

## 7.

Ein Gewitter in Schwalbach iſt immer eine Kataſtrophe; aber ſie geht vorüber. Gefährlicher iſt es, wenn der Himmel jene weinerliche Laune hat, daß er von der grauen Wolkendecke unaufhörlich einen naſſen Staub tröpfeln läßt. Dann kann man in Schwalbach am beſten alle jene Uebel bekommen, für welche ſein Stahlwaſſer ſo gut ſein ſoll. Iſt man nicht melancholiſch, ſo wird man es. Wally weinte den ganzen Tag vor Ungeduld. Sie wollte nach Wiesbaden, aber ihre Tante beſtand darauf, daß ihr die ſpaniſche Kriſis im Unterleibe ſäße. Der Geheimerath Fenner von Fenneberg, der Arzt der Saiſon, warf ſich gegen jede Unbeſonnenheit in's Mittel. Wally wollte ſterben vor Langeweile. Ihr werdet ſagen, ſie muß ſchlecht erzogen worden ſein. Gewiß, das war ſie.

Cäſar bot Alles auf, ihr die trübe Zeit zu verkürzen. Er erzählte ihr Beobachtungen aus Schwalbach, die gar nicht verdienen übergangen zu werden, z. B. folgende: „Haben Sie noch nichts vom tollen Bärbel gehört? Das tolle Bärbel ſteht den ganzen Tag vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht an der Hinterpforte des Gaſthofes zu den beiden Indien, die auf die Landſtraße nach Ems

hinausführt und ſpäht in die Extraposten, welche den Berg herabkommen. Sie iſt von einem etwas gedrückten Wuchſe und hat matte Augen; aber ihre Geſichtsbildung iſt im höchſten Grade einnehmend, die Haut von der ganzen Feine und Weiße, welche zu blondem Haare gehört, um blonde Mädchen erträglich zu machen. Der Reiz Bärbels würde noch weit mehr hervortreten, wenn die fixe Idee, welche ſie beherrſchen ſoll, ihr nicht den an Wahnwitzigen ſo unheimlichen Ausdruck und die eigenthümliche Verrückung aller Bewegungen gäbe. Und woran leidet ſie? An zwei verunglückten Saiſons. In der erſten ſoll ſie der Gegenſtand irgend einer eleganten Herablaſſung geweſen ſein, die glücklicherweiſe ohne Folgen blieb. Sie fiel einem jungen Manne in die Augen, der ſie dann drei Monate lang nicht aus ſeinen Händen ließ und vielleicht gar mit ihr über Vorurtheile der privilegirten Stände, über die allgemeine Stimmberechtigung der Liebe und morganatiſche Ehen philoſophirt hat. Er verſprach im nächſten Jahre wiederzukommen. Einen langen Herbſt und Winter, einen ganzen Frühling hindurch war Bärbel glücklich und das frommſte Mädchen in Schwalbach. Sie war die erſte und letzte in der Kirche, die freundlichſte zu aller Welt. Die Mäßigung in einem Glücke, das ihre Kräfte überſtieg (nämlich das Wiederſehen war für ſie ſchon ein gränzenloſes Glück: wie leicht wird es dem Himmel, ſeine Geſchöpfe ſelig zu machen!) Dieſe Mäßigung ſtand ihr ungemein ſchön, wie die Leute ſagen, die aus ihrer jetzigen Verwirrung das Vorangegangene herausgelockt haben. Da kam die zweite Saiſon. Bärbel ſtand an der Gartenthür der beiden Indien. Ein großer Reiſewagen, thurmhoch bepackt, mit ſechs Pferden

beſpannt, glitt am Hemmſchuh bedächtig die Höhe herab. Vorn und rückwärts Bediente, Kammerzofen, Bologneſer Hunde, ein Papagey, ein Geſchwätz und Gekrächz, das eine ganz neue Welt in das alte Schwalbach zu bringen ſchien. Bärbel ſtand auf den Zehen, blickte in den offenen Schlag und ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus. Sie hatte die untreue Herablaſſung geſehen, wie ſie die Hand eines jungen reizenden Weibes küßte. Es war des jungen Paares erſte Badereiſe, gleich nach der Hochzeit. Das ſahe auch Bärbel ſogleich ein, nachdem ſie wieder zur Beſinnung gekommen war, denn noch war ſie nicht närriſch; aber ſie wurde es; ſchon durch die Ungewißheit, das Herumlaufen, Fragen, Erkundigen, Abgewieſenwerden, durch impertinente Bedienten, durch die Schaam, den Mann am Brunnen und auf der Promenade zu ſehen und ihm nicht (denn das wollte ſie ja nur) zu Füßen fallen zu dürfen. Sie war den Winter über ganz ſtill. Mit dem Frühjahr wurde ſie unruhig, holte immer tiefere Seufzer, ſchüttelte viel mit dem Kopf, und nun ſteht ſie ſeit dem erſten Mai zu jeder Stunde des Tages hinter den beiden Indien und muß immer mehr erkranken, ſchon am Sonnenſtich. Sie ſieht in jede Kutſche und ſchämt ſich, wenn man ihr Geld zuwirft. Sie iſt für alle Schwalbacher Bettler der Lockvogel oder der mit Honig ausgefüllte Stock, um die wilden Almoſen-Bienen zu fangen. Sie iſt die unſchuldige Heilige, die ſtumm für ſie Alle bittet und nichts davon hat, als immer tieferen Wahnſinn.“

„O ich bitte Sie, erzählen ſie Geſchichten, die ſich runden und einen Schluß haben!“ fiel Wally ein mit der ganzen Fühlloſigkeit, die ſie allein ſchon charakteriſiren

würde, wenn sie dieselbe nicht mit allen Frauen gemein hätte, wo es sich um die Herzensleiden irgend einer ihrer Schwestern handelt. Sie sind dabei alle kalt, eine gegen die Andere.

„Den Schluß müssen wir abwarten;“ sagte Cäsar, erschrocken über Wally's Phlegma. Er hätte Wally jetzt aufgegeben, wenn sie als Phänomen nicht seine Neugier reizte. Auch würde er sich Vorwürfe gemacht haben, Wally nachgereist zu sein, wäre diese Mühe vergebens gewesen. Er dachte in der That daran, bei ihr zu irgend einem Ziele zu gelangen.

---

## 8.

Nach einiger Zeit theilten sich die Wolken über dem Thale. Es war möglich ins Freie zu treten. Cäsar und Wally stiegen die Straße nach Ems hinauf. An der Thüre der beiden Indien stand das stille Bärbel und betrachtete sie beide mit einem wehmüthig-rührenden Blicke. Wally blieb kalt dabei; Cäsar konnte das nicht begreifen.

„Ich will Ihnen, Wally,“ sagte er, „eine andre Geschichte erzählen, die sich in unserer Nähe begiebt, und in der That schon eine Art Schluß hat. Glauben Sie nicht, daß ich die Demokratie so weit treibe und auf Entdeckungen in den Hütten ausgehe. Die Schwalbacher bilden sich ein, ihre Gäste unterhalten zu müssen, und so erfuhr ich etwas, was würdig gewesen wäre, von Hoffmann bearbeitet zu werden. Sie kennen die nassauischen Soldaten, Wally! Sie haben über Brust und Schulter gelbe Bandeliere, was

für ein preußiſches Auge kurios läßt. Die Artillerie iſt ſchöner, aber hören Sie von einem Tambour bei jener Infanterie. Der junge Menſch ſtand in Wiesbaden und ſoll ein Meiſter auf ſeinem Inſtrumente geweſen ſein. Niemand in der naſſauiſchen Armee ſchlug wie er die Reveille mit ſolcher Fertigkeit. Seine Wirbel ſollen den Turbillons geglichen haben, welche bei Feuerwerken aufſteigen, nur daß er im Stande war, eine Viertelſtunde lang die Schlägel in dieſer tremulanten Bewegung zu erhalten. Namentlich aber gelang ihm jenes hübſche Staffato auf der Trommel, das mit Wirbeln untermiſcht die Erſchütterung des Kalbfells plötzlich hemmt und einen ganz abbrechenden Ton, einen Ton ohne alles Echo hervorbringen muß. Sie ſehen, welch einen Schatz das Haus Naſſau an dieſem Tambour hatte. Unglücklicherweiſe verliebte ſich aber der militäriſche Künſtler, und in ein Mädchen, das zwar den Werth der Armee zu ſchätzen wußte, auch den der Muſik, aber einem Trompeter von der Artillerie ſchon den Vorzug gegeben hatte. Hier mußte eine Rivalität eintreten, welche der Liebe eben ſo ſehr galt, wie der Kunſt. Der Tambour verzweifelte nicht; indeſſen war er zu beſcheiden. Er fühlte, wie ſein Inſtrument, dieſe monotone Rhythmik, hinter der Trompete zurückſtand. Sein Gegenſtand war die Tochter eines Wiesbader Bürgers, eines [illegible], den man durch Auszeichnungen ehren konnte. Und wie zeichnete ihn der Trompeter aus! Wenn er des Abends in des gehoffſten Schwiegervaters Gärtchen ſaß, ſiehe, dann ſetzte er das ſilberne Mundſtück an die glänzende Trompete und blies den Parademarſch, „Friſch auf Kameraden!“ alle Walzer, von denen des Kurſaals an bis zu dem Zweitritt der

Kirchweih. Das erfreute die Herzen dieſer Menſchen. Die Nachbarn ſammelten ſich: ſie lauſchten, ſie klopften an die Gartenthür, ſie kamen herein und tanzten auf dem grünen Raſen. Der Schwiegervater hatte den ganzen Abend die Nachtkappe zu lüften, und war unbeſchreiblich geehrt. Und wenn der Trompeter mit ſeinen luſtigen Stücken Feierabend machte und ſie alle aus dem Gärtchen hinaus mußten, um in der Finſterniß die Beete nicht zu verderben, dann blieb er mit der Tochter noch allein und blies ihr Arien der Schwärmerei vor, „Schöne Minka;“ „Mich fliehen alle Freuden,“ mit ſterbenden, gedämpften und wie durch Zugwind gehauchten Tönen, bis Alles ſtill wurde. Der Tambour hörte dieſe Scenen täglich und verging vor Wehmuth. Er war eine ſanfte, ächt deutſche Heimwehnatur, voller Empfindung und Ehrgefühl. Jede Nacht badete er ſich in Thränen und ſchlug die Morgenreveille mit matteren Händen. Das Feuer ſeiner Augen erloſch. Er fluchte ſeinem Inſtrumente, fluchte der reitenden Artillerie und ihren Trompeten. Was hatte er an ſeiner Trommel! Dieſem dummen Lärmkaſten, bei deſſen Tönen ſich die Gebildeten der Nation das Ohr zuhalten, dieſer Klangmaſchine, die, wie man mich in meiner Kindheit überredete, nur dazu da iſt, auf dem Schlachtfelde das Geſchrei der Verwundeten zu übertäuben! Zum Unglück gab es Augenblicke, wo der Tambour nichtsdeſtoweniger auf ſein Inſtrument eiferſüchtig wurde. Iſt es nicht das wohlthätigſte Inſtrument, ſchlußfolgerte er, wenn es den Menſchen anzeigt, wo Feuer ausgebrochen iſt, um welche Zeit das Thor geſchloſſen wird; kann es rührendere Töne geben, als die dumpfen Wirbel beim Begräbniſſe eines meiner Kameraden! Bei der Er-

innerung an den Tod stürzten ihm die Thränen aus den Augen, von jenseits drang die Trompete seines glücklichen Nebenbuhlers herüber, ach! diese freudigen Töne durchschnitten grausam seine zitternde Seele. So schwand er hin und wurde immer mehr das blasse Bild der Resignation. Er dachte nur an den Tod und sagte oft, wenn der Tod nicht käme, so müsse er selbst ihn sich geben. Damit ging er lange um und weinte viel, auch wenn er beim Abendmahl und in der Kirche war. Aber es half nichts: die Liebe zermalmte sein Herz, die Eifersucht vernichtete seinen Stolz, statt ihn zu erheben. Noch einmal richtete er sich eines Abends auf, wo Alles still war, am Tage vor der Hochzeit der Trompeterbraut, und setzte sich dicht unter ihr Fenster auf einen Stein. Zwischen den Füßen hielt er die Trommel eingespannt und begann sie in der Stille der Nacht, wo Alles schlief, so schwermuthsvoll und still und sanft zu rühren, daß es lange währte, bis mehrere darauf achteten, wie das Mädchen oben in der Kammer. Die hörte diese Serenade, die wußte Alles, denn sie hatte den Tambour gekannt, ihn bevorzugt, ehe die Trompete kam. Sie zitterte unter der Bettdecke, denn es klang wie zum Grab so hohl unterm Fenster. Aber die Töne hoben sich, die Schlägel wurden dringender, die abgestoßenen Punkte folgten Schlag auf Schlag; sie mußte aufspringen vor Entsetzen; die ganze Straße schien zu grollen und die Steine dumpf an einander zu schlagen. Man rief: „Feuer!“ Sie riß das Fenster auf. Draußen war alles still; der Tambour war nirgends zu sehen; auch beim Appell nicht. Man schiffte seine Trommel bei Mainz an der Rheinbrücke auf; ihn selber einen Tag später auf der nämlichen Stelle.“

Wally hatte von dieſer Erzählung erwartet, daß ſie in einer Beziehung mit Schwalbach ſtünde und allem, was auf dieſe Erwartung keine Rückſicht nahm, nur eine oberflächliche Aufmerkſamkeit geſchenkt. Sie blickte Cäſar mit ruhigem Auge an und fragte kalt, was in dieſer dummen Geſchichte mit Schwalbach zuſammenhinge? Cäſar fand dieſe Frage natürlich und legte ſie ſich nicht ſo empörend aus, als ſie urſprünglich geſtellt war.

„Dieſe Hiſtorie," fuhr er fort, „iſt mehre Jahre alt. Der Trompeter heirathete die Tochter des Wiesbader Bürgers, nahm ſeinen Abſchied und zog nach Schwalbach, wo er die Direktion der Muſiken für die Saiſon zu übernehmen pflegt. Aber ſeine Frau leidet ſeit jener traurigen Kataſtrophe ihres verſchmähten Liebhabers an einem unheilbaren Uebel. Hätten die Aerzte nicht ſchon zuweilen ähnliche Beobachtungen gemacht, ſo würde man verſucht ſein, hier an einen Spuk, an eine Rache des geſpenſtiſchen Tambours zu glauben. Die Frau des Trompeters hört Tag und Nacht ein dumpfes Murmeln an ihrem Ohr, das ſich zu verſchiedenen Zeiten ſteigert und ihr wie der Ton einer Trommel vorkommen muß. Nachts ſchreckt ſie aus dem Schlaf auf, zeigt mit ſtierem Blick auf die Thür, wo ſie den blaſſen, kleinen Mann mit ſeinem Inſtrumente zu erblicken glaubt; ſie hat nicht Ruhe, wie tief ſie ſich auch in die Kiſſen des Bettes hineinwühlt. Die Aerzte nennen die Trommelſucht eine unnatürlich präponderirende Kraft des Gehörſinnes und können ſich auf die gleichzeitige Thatſache berufen, daß alle übrigen Sinne der Frau allmälig ſchwinden und der übermäßig hervorbrechenden Gehörskraft zu weichen ſcheinen. Dabei iſt ſie abgefallen und bleich,

ihr äußerer Körper verringert sich immer mehr; ich sah sie, es ist eine ganz absorbirte Erscheinung, die Grausen erregt. Sie selbst hat den festen Glauben an die Rache des Tambours, oder wie es diese Leute nennen, daß er im Grabe keine Ruhe hätte. Sie versicherte mich, daß das Gespenst ihr überallhin folge, in Küche, Boden und Keller; ja auf dem Wege, selbst im Wald: sähe sie ihn oft, den Todten, wie er leibhaftig vor ihr stehe, die kleine, bleiche Figur, mit der Trommel auf dem weißen Schurzfell und dieselben gelbledernen Bandeliere um die Schultern gehängt, welche uns Preußen so fatal sind. Die Aerzte wissen, daß die Frau bald sterben muß an totaler Nervenentkräftung. Ich glaub' es. Gott, da steht sie!"

„Wo?" schrie Wally auf.

Cäsar lachte. Es war ein Scherz; er wollte doch wenigstens einen Effekt hervorbringen; aber sie hatte diesen Scherz übel aufgenommen und ließ sich mit der bittersten Laune über seine Späße und abenteuerliche Erzählungen aus.

„Gehen Sie mit Ihren Trommeln und Trompeten! Womit Sie sich doch alles abgeben!" sagte sie mürrisch, empfahl sich und wandte sich allein dem Kaisersaal zu, wo sie wohnte.

---

## 9.

Diese Scene war bald vergessen. Auf die regnerischen Tage folgten mit dem Sonnenscheine tausend Aufforderungen der Natur, ihre Reize zu genießen. Bis in die entfern-

teſte Umgegend trugen Eſel und kleine Gefährte den weiblichen Theil der Geſellſchaft, welche als die Crême der Saiſon ſich zuſammengefunden hatte. Wally war eine ſprühende Girandole von Freude und Ausgelaſſenheit. Sie bildete den wahren Mittelpunkt der Geſellſchaft, ſo aber, wie es Waſſerkünſte gibt, wo man nur hier zu drücken braucht, um auf der entgegengeſetzten Seite überall luſtige Fontänen ſpringen zu laſſen. Cäſar war verſchloſſen und reflektirte viel. Dem Beobachter konnte es nicht entgehen, wie tief ſich Wally in ſeine Neigungen eindrückte. Wenn es nicht Liebe war, die ihn trieb, ſo war es die Aufgabe, die ſich ſeine Eitelkeit geſtellt hatte, Wally, dieſe Ungezähmte und Unbändige, überwunden zu haben. Hütet euch, ihr Frauen! Die Liebe der meiſten Männer iſt nichts, als eine Huldigung, welche ſie ſich ſelbſt bringen.

Der Rhein ſollte das Ziel einer Spazierfahrt ſein, der ſich eine große Anzahl von Badgäſten angeſchloſſen hatte. Wally war noch vor dieſem Ziele zu ſehr ermüdet, als daß ſie weiter konnte. Sie blieb bei einem der Bedienten zurück, um die nachkommenden Wagen abzuwarten. So trennte ſie ſich unbemerkt von der Geſellſchaft, ſo daß Cäſar, der auf Abwegen dem Zuge nachgeritten war, erſtaunte ſie allein zu finden. Er ſprang vom Pferde und gab es dem Bedienten. Wally und Cäſar gingen voran.

Dem Reiz eines grünen Raſenplatzes mitten im Walde widerſtanden ſie nicht. Während der Wagen und Cäſars Pferd auf der Straße hielten, gingen ſie dem einladenden Ruheorte entgegen und ſetzten ſich auf abgeſägte Baumſtümpfe nieder. Es lag etwas Mechaniſches in dieſen Bewegungen, als wenn eine Verabredung ſtattgefunden

hätte, und doch schwiegen beide. Sie sprachen noch immer nichts, auch als sie beide mit gestütztem Haupte sich gegenüber saßen.

„Seit einiger Zeit sind Sie auf mich erzürnt, Cäsar!“ sagte Wally.

Ein Lächeln, das man kennen muß, um zu wissen, daß es nur die Maske eines tieferen Schmerzes ist, flog über ihre Mienen. Das Lächeln Cäsars konnte Beistimmung oder Verwunderung sein. Er war klug genug, sie darüber im Unklaren zu lassen.

„Ihre Geschichten haben mich kalt gelassen;“ fuhr sie fort.

Daran dachte Cäsar nicht mehr; aber er sagte: „hab' ich sie denn verfaßt?“

Nach einer Pause seufzte Wally tief auf, schlug ihren Blick zu Boden und begann eine Perspektive in ihr Inneres zu geben, die Cäsar neu war, an ihr zumal, und die ihn entzückte. „Ich muß mich, ich muß die Frauen hassen;“ sagte sie still; „von Natur sind wir grausam und zu den Gefühlen, welche wir zu äußern wohl unter Umständen fähig wären, haben wir ursprünglich nur die bloßen Anlagen. Glauben Sie es, Cäsar, die Frauen gedeihen nur durch die Männer. Sie selber wären im Stande, sich unter einander zu zerfleischen. Niemand kann bei dem Elende der Menschen, bei Krieg, Erdbeben, öffentlichem und Privatunglück empfindungsloser sein, als oft die Frauen. Verstehen Sie mich recht, so lange wir allein stehen. Was wir von Gefühl ursprünglich haben, das ist mehr Schauer, als Bewußtsein, mehr thierische Furcht, als Reflexion einer

edlen Seele. Ach, ich zittre oft vor einer Empfindungslosigkeit, die ich nicht zu heilen weiß!"

„Aber woher die spätere Metamorphose der Frauen?" fragte Cäsar, erstaunt über die Wahrheit, welche sich in Wally's Antlitze ausdrückte.

Sie stockte: sie blickte ihn an. Er errieth und sank zu ihren Füßen.

So lange diese Situation stumm war, konnte sie zwischen beiden wohl empfunden sein; als aber Wally nach einem Worte suchte, wies sie ihn zurück.

Ihm war es recht; denn die Reflexion schlug ihm in den Nacken und hatte ihn unwillkürlich aufgerissen, da er auf nichts in seinem Herzen hinlänglich Vorbereitetes stieß und ihm auch jede Situation fatal war, in der er sich selbst nicht hätte beobachten können.

Sie saßen beide wieder auf ihren Baumstämmen. Doch war es eine warme Stimmung, die sich ihrer bemächtigt hatte, in der sie wenn auch über nichts entscheiden, dennoch über Alles unterhandeln konnten.

Wally verhehlte nicht, daß die Zauberruthe, welche die im Herzen des Weibes schlummernden Gefühle erst wecke, die Liebe sei. Cäsar ergriff ihre Hand und sagte: „Wir sind für die Illusion beide nicht gemacht. Eine Mücke würde uns stören, wollten wir zu den Sternen beten. Jede Aufwallung, bei der wir nur einen Augenblick unsre Manieren nicht in der Hand hätten, würde uns lächerlich scheinen. Helfen wir uns beide! Eine kurze Uebereinkunft kann uns auf die Stufe versetzen, welche uns alle jene Glückseligkeit gewährt, die wir durch Zurückhaltung, Scham, natürliches oder kokettes Wesen niemals erreichen... Wally!.. Wally!"

Jetzt lag Cäsar zu Wally's Füßen, wahrhaftig, ohne Bewußtsein, von einem ungeheuchelten Gefühle übermannt. Aber was warf ihn nieder? Nicht die Liebe, sondern der Gedanke an — eine Humanitätsfrage, die Niemanden von euch fremd ist: der Gedanke an jene Augenblicke, wo wir, überdrüssig der conventionellen Formen des Lebens, zu aller Welt herantreten möchten und ihr zurufen: „O warum dies Gehäuse von Manieren, in welches du Spröde dich zurückziehst? Warum diese Verhüllung des Menschen in und an dir? Warum Zurückhaltung, du, mein Bruder, du, meine Schwester, da du doch gleichen Wesens mit mir bist, eine Hand wie ich zum Drucke, einen Mund wie ich zum Kusse hast? Ach, wie seh' ich rings um mich her eine so reife Ernte von Liebe und Schönheit! Warum zögern, bis auf Jahre, daß ich sie breche? Warum nicht die Freude, daß wir alle Menschen sind, schwach und stark, sterblich und unsterblich! Diese unsichtbaren Barrieren, welche die Menschen trennen, welche auch den Jüngling vom Mädchen trennen, müssen fallen; denn ich kenne dich, dein Alles, dein Gehen und Stehen, deine Schwächen und Tugenden: siehe! hier ist meine offne Brust, hier schlägt mein Herz, ich bin nichts, was noch etwas anderes wäre, als es ist, nichts, was du für etwas anderes halten dürftest. Du bist eine Frucht, überreif zur Liebe; warum brech' ich sie nicht? Wir sind die Kinder eines und desselben Planeten, ich Mensch, wie du, beide alternd, beide den Tod fürchtend, beide elend. Was weichst du mir aus?“

Wally zerfloß in Thränen. So fast hatte Cäsar zu ihr gesprochen, und sie fühlte die Freude, statt eines Weibes ein Mensch zu sein. Sie zitterte bei dieser philanthropi-

ſchen Vorſtellung, welche, wenn ſie allgemein würde, die Welt umgeſtalten und ihre ſchwierigen Fragen im Nu löſen müßte. Sie ließ die Umarmung Cäſars zu: nicht, weil ſie ihn liebte, oder aus Egoismus, aus Stolz, einen Mann überwunden zu haben, ſondern weil ſie ſich als das ſchwache Glied der großen Weſenkette fühlte, die Gott erſchaffen hat, weil ſie wußte, daß ſie ja vor der Wahrheit und Natur nackt und bloß und mitleidswürdig war, weil ſie zuletzt glaubte, daß dieſe heißen Küſſe, welche Cäſar auf ihre Lippen drückte, allen Millionen gälten »unterm Sternenzelt.«

Sehet da eine Scene, wie ſie in alten Zeiten nicht vorkam! Hier iſt Raffinirtes, Gemachtes, aus der Zerriſſenheit unſrer Zeit Gebornes: und was iſt die Wahrheit Romeo's und Juliens gegen dieſe Lüge! Was iſt die egoiſtiſche Geſchlechtsliebe gegen dieſen Enthuſiasmus der Ideen, der zwei Seelen in die unglücklichſten Verwechſelungen werfen kann! Ich zittre vor einem Jahrhundert, das in ſeinen Irrthümern ſo tragiſch, in ſeinem Fluche ſo anbetungswürdig iſt.

---

## 10.

Die Uebereinkunft der Liebe zwiſchen Wally und Cäſar mußte ihren Verhältniſſen ein neues Colorit geben. Wir fürchten, daß die Farben allmählig erbleichen werden. Aber noch ſind ſie hell und friſch; noch liegt auf Wally's Antlitz der melancholiſche Schatten jener Verirrung im Walde, in Cäſars Mienen die Reſignation und Selbſtzufriedenheit, welche ſelbſt blaſirte Charaktere und verwitternde Natür-

lichkeiten ergreifen kann, wenn der immer durstige Becher ihrer Wünsche einmal voll ist bis an den Rand der Erfüllung. Das Wiederfinden eines Jugendfreundes unterstützte Cäsars reflektirende Persönlichkeit, sich in einer Welt zu halten, in welcher er sich seit einiger Zeit gefiel.

Waldemar hieß der neue Ankömmling, ein Mann, der einst blühend und schön war, in der Residenz zu Wally's Anbetern gehörte, dann heirathete und trotz der glänzendsten Verhältnisse zu keiner Freude kam, da seine Gattin an unheilbaren Leiden siechte. Die Stimmung dieses Mannes theilte sich seinen Umgebungen mit, erst auch Cäsar, verlor sich aber an diesem in dem Augenblick, als sie für ihn durch folgende gemischte Anekdote einen Grund bekam.

Seit Waldemars Ankunft im Bade hatte sich nämlich das stille Bärbel von den beiden Indien zurückgezogen. Ihr Betragen gegen ihn ließ keinen Zweifel, daß dieser Mann die Ursache ihrer Geistesverwirrung gewesen war. Sie verfolgte Waldemar, wo er sich nur blicken ließ, und weinte oft auf dem Wege, wenn er in zahlreicher Gesellschaft vorüber ging. Jedermann kannte den Zusammenhang dieser tragischen Comödie, doch wollten nicht Alle glauben, was Waldemar versicherte, daß er sich dieses Mädchens durchaus nicht entsinne, nie mit ihr ein Wort gewechselt, und auch erst im vorigen Jahre zum erstenmale Schwalbach besucht hätte. Cäsar aber glaubte diesen Versicherungen; denn Waldemar war eine treue Seele, die Niemanden betrüben konnte, noch weniger aber wäre eine Unwahrheit über seine Zunge gekommen. Er nahm den Wahnsinn Bärbels von der lächerlichen Seite und suchte Waldemar

zu trösten. Ja, diesem melancholischen Manne fehlte nur noch eine neue Ursache seiner Schwermuth!

Wally befand sich in einer Stimmung, die ihr den Verkehr mit beiden Männern, der immer gewisse Gränzen und Nüancen hatte, recht zum Genuß machte. Einst wollte sie in einem Garten zu ihnen unbemerkt herantreten, während beide Freunde unter einem Bosket von verwelkenden Rosen sich unterhielten; da sie aber hörte, daß ihr Gespräch religiöse Saiten aufgezogen hatte, so fürchtete sie, etwas zu verstimmen, und blieb unwillkürlich in einer Weite stehen, daß ihr von dem Gesprochenen nichts entging und sie dabei doch ungesehen blieb. Sie fühlte das Mißliche dieser Situation in einem Augenblicke nicht, wo alle ihre Seelenfäden Gespinnste zu schießen begannen, in die sie sich immer tiefer verstrickte, wo es einer Untersuchung über die Religion galt.

»Hätt' ich einen größeren Wirkungskreis,« sagte Waldemar, »vielleicht gelänge es mir dann, den Unmuth meiner Seele zu zerstreuen, wie auf jenen Bergen, auf welchen viel Waldleben herrscht, Tannen rauschen und die Natur in einer steten Bewegung ist, die Nebel sich leichter zerstreuen. Ich bin ein kahler Hügel, jedem Windzuge offen und von jeder Wolke gleich bis tief unter die Augen bedeckt. Nach ideellen Schutzwehren such' ich eben so vergebens. Die Politik ist nur im Stande, meine Schwermuth zu vermehren, und die Religion hat man mir durch meine Erziehung verleidet.«

»Wer wird auch,« entgegnete Cäsar, »bei üblen Stimmungen Hülfe von der Religion erwarten! Religion

iſt das Produkt der Verzweiflung: wie kann ſie die Verzweiflung heilen?«

»Sie ſollte es wohl; jede Religion ſoll es, welche die Miene der Offenbarung annimmt,« ſagte Waldemar. »Aechte Religion iſt poſitive Heilkraft; aber gleicht das Chriſtenthum nicht einer Latwerge, die aus hundert Ingredienzien zuſammengekocht iſt? Meine Vernunft ſagt mir, auch ohne Hahnemanns Organon, daß die Krankheiten immer einfache und nur die Symptome zuſammengeſetzt ſind, daß die Natur für jede ihrer Abnormitäten eine medizinische Rektifikation im ſimpeln Zuſtande hat und daß in einer Mixtur von Heilkräften eine Kraft die andere aufhebt. Die unerhörte Ueberladenheit des Chriſtenthums aus traditionellen, hiſtoriſchen und bibliſchen Urſachen macht aber, daß es für den Schmerz der Seele ganz ohne Wirkung iſt. Eines ſeiner Dogmen ſtört das andre.«

Ein Krampf ſchnürte Wally's Bruſt zuſammen. Sie wankte ohnmächtig fort, bis jener gleichfalls Brunnentrinkende Referendar, der über das Unzeitgemäße der politiſchen Garantieen geſchrieben hatte, ihren Arm ergriff und ſie zu Waldemar und Cäſar führte, von denen er den erſten geſucht hatte.

»Waldemar!« rief er: »was Sie glücklich ſind! Ein Ehegatte, und noch bringen ſich Ihretwegen die Frauen um.«

»Was wollen Sie damit?« fragte Waldemar.

»Sie müſſen nicht erſchrecken,« ſagte jener; »aber Ihr verlaſſenes Bärbel iſt todt. Sie ging den ganzen Tag um Schwalbach herum, ſich ein Grab zu ſuchen, blieb dann noch lange bei den beiden Indien, wankte darauf mechaniſch fort bis

an das Schloß Naſſau, wo ſie ſich von der eiſernen Hängebrücke hinabgeſtürzt hat. An der linken Seite von hier, da wo der Brunnen auf der Brücke ſteht, ſoll ſie noch mehre Stunden geſeſſen haben, wie die Leute verſichern, die ſie dort ſahen. Die Gerichte von dort ſchicken dieſen Ring mit, der an dem Finger des Mädchens ſich befand. Ich hab' ihn hier.

Waldemar erblaßte. »Mein Gott!« ſchrie er. »Dieſer Ring —«

Cäſar ſprühte auf: »Wie?« rief er; »Waldemar, du hätteſt dennoch —«

»Ja,« bemerkte der Dritte: »ich kenn' ihn. Sie trugen dieſen Ring vor mehren Jahren, Waldemar.«

Wally trat hinzu und nahm den Ring. Sie betrachtete ihn und gab mit unpaſſender Heiterkeit die Erklärung: »Waldemar, Sie gaben mir vor drei Sommern dieſen Ring. Iſt eine Verheirathung dem Gedächtniſſe ſo ſchädlich?«

»Aber wie kam die Unglückliche zu dem Ringe, den alle Welt als ein Pfand meiner treuloſen Verſicherungen auslegen wird?« fragte Waldemar mit bleichen Lippen, die doch wieder ſprechen konnten, nachdem er ſich auf die Huldigungen beſann, die er einſt Wally gebracht hatte.

»Ich hatte die Gewohnheit,« ſagte Wally, »die Ringe meiner Verehrer jährlich im Bade zurückzulaſſen, indem ich ſie in die Becher, die am Sprudel ſtehen, warf, und dieſe dann armen Leuten oder Kindern zu trinken gab. So iſt die Närrin wohl zu dem Geſchenke gekommen.«

»Gut ausgeredet, flüſterte der Referendar, dem im Augenblick auch ſein Ehrenhandel mit Cäſar einfiel. Wally

blickte etwas ſtolz: man konnte durchaus nicht ſagen, warum? und reichte dem Menſchen doch ihren Arm.

Waldemar ſaß in tiefes Nachſinnen verſunken. Wie wunderbar war der Zuſammenhang dieſes unglücklichen Ereigniſſes! Man konnte verſucht werden, an eine magnetiſche Einwirkung zu glauben. Wer erklärte ihm, wie ein Ring eine Neigung veranlaſſen konnte zu einem Manne, den — man nie geſehen! Wie kam es, daß die Arme, gleich als ſie ihn zum erſtenmale ſahe, *ihn* als den Eigenthümer des Ringes erkannte, den ſie liebte und mit einer wirklichen Perſon verwechſelte! Er ging tief bekümmert in ſeine Wohnung und überredete ſeine kranke Gattin, mit ihm ſogleich den Schauplatz ſo unheimlicher Begebenheiten zu verlaſſen.

Was aber empfand Cäſar bei dem Ereigniſſe? Nicht das Ereigniß ſelbſt, nicht den Schmerz ſeines Freundes, ſondern nur Eines, was ihn ſchon oft bei Vergleichung des Todes mit dem Leben intereſſirt hatte. Das arme Bärbel war vor ihrem Ende unruhig in dem Flecken herumgewankt und hatte den Tod geſucht, der ihr nothwendig ſchien. Sie war bis nach der eiſernen Brücke gelaufen, um den Tröſter ihrer Leiden zu finden. Iſt es beim Selbſtmorde eine unſichere Hand, die die Kehle zuſchnürt? Geht man wahnſinnig, ohne Bewußtſein in den Tod, wie die Mücke in das brennende Licht ſtürzt? Oder iſt man bei etwa vorhandener Kraft, ſich noch als nachdenkend zu fühlen, ſchon ſo mit dem Tode verſchwiſtert, daß jener weitere Act des Selbſtmordes nur die Publikation eines Befehles wird, der ſchon abgemacht und im Stillen ausgeführt iſt? Darüber ſann Cäſar nach und konnte ſich vor

Schmerz nicht faſſen, als er bei dem Verfolgen von Bärbels Benehmen nur darauf zurückkam, daß die Furcht vor dem Tode doch immer das Urſprüngliche und bis zum ſchwindenden Bewußtſein das Letzte ſei. Die Unzulänglichkeiten der Erhabenheit, ſagte er, die Furcht vor dem Tode, der Schmerz, nicht wie Brutus, der alte und junge, tödten, nicht wie Cato ſterben zu können, die Bitte des Prinzen von Homburg, ihn leben zu laſſen: das iſt das Tragiſche unſrer Zeit und ein Gefühl, welches die Anſchauungen unſrer Welt von dem Zeitalter der Schickſalsidee ſo ſchmerzlich verſchieden macht. Sie wollte ſterben, und lief einen ganzen Tag, einen Weg von ſechs Stunden, um den Tod zu finden, den ſie herzlich ſuchte und den ſie fürchtete!

So war Cäſar. Darüber nun konnte er weich werden!

---

## 11.

Jenes feſte und präciſe Benehmen, das Wally bei der Aufklärung über den Ring gezeigt hatte, war nur durch die Situation hervorgerufen worden. Auch wird ſich niemals ein Weib bei der Leidenſchaftlichkeit einer Anderen enthalten können, ſich aufzuſchnellen und mißachtend auf die fremde Verirrung herabzuſehen. Dieſe Stimmung war aber nur eine vorübergehende.

Die Erklärung, welche Waldemar über das Chriſtenthum abgab, hatte auf ihre Seele wie die Berührung eines kranken Zahnes gewirkt. Glaubt ihr, Wally hätte nach

einem Mittelpunkte ihres Lebens gesucht? Wahrlich nicht. Nirgends lagen bei ihr etwa zerstreute Bruchstücke von Gedanken, die sie gern verbunden hätte. Unmittelbar und zufällig war ihr ganzes Leben: nur im Religiösen stand sie oft, wie ein Wanderer, der den Weg verfehlt zu haben glaubt, sich in der Gegend umblickt und mit seinem Ortssinne sich zu orientiren sucht. Es war ein ganz bewußtloses Sinnen, ein träumerisches Fühlen, dem sie sich tastend und anpochend hingab. Von einer Reflexion, einer zusammenhängenden Untersuchung konnte bei Wally nicht die Rede sein. Sie litt an einem religiösen Tik, an einer Krankheit, die sich mehr in hastiger Neugier, als in langem Schmerze äußerte. Sie war wie in einem Zimmer, das sich plötzlich mit Rauch füllt und wo man sich nicht anders helfen kann, als an das Fenster zu springen, es aufzureißen und mit einem unmäßigen Gestus nach frischer Luft zu schöpfen.

Wally wußte selbst nicht, was Alles zusammentraf, sie nachdenklicher als je zu machen. Sie hatte zum erstenmale einige Beobachtungen über ihren Zustand in eine zusammenhängende Kette aufgereiht. Sie war vor ihren Gedanken nicht scheu zurückgeschreckt, sondern hatte sie diesmal scharf ins Auge gefaßt. In einem Brief an eine Freundin suchte sie ihrer Angst Luft zu machen.

Der Brief war vielleicht vollendet. Sie wagte nicht, was sie hatte, wieder durchzulesen. Auch verzweifelte sie während des Schreibens ihn abzusenden. Sie zerriß ihn.

Einige Minuten blickte sie die Reste an; dann ordnete sie mechanisch, was davon noch vor ihr lag. Die Linien und Buchstaben paßten zusammen. Jetzt erst, wo sie gleich-

ſam wußte, daß er ihr nichts mehr ſchaden könne, las ſie ihn.

»Meine theure Antonie,« hatte ſie geſchrieben; »deine geſchmackvollen Muſter, das ſehr hübſche Diadem, was aber wohl zu meinem Haare nicht ſtehen wird, auch die engliſchen Nadeln und die neuen Touren zum Cottillon hab' ich bekommen. Ich danke dir, Antonie! Verzeih mir nur, daß ich nicht jetzt auch mit all dem Entzücken davon ſpreche, das ich wirklich über deine Gefälligkeit und die Gegenſtände derſelben empfunden habe. Du glaubſt nicht, in welcher wunderlichen Stimmung ich heute bin. Und heute mußte ich doch ſchreiben — Morgen würd' es ſchon beſſer ſein. Nur eins ſage mir Antonie, haſt du wohl in deinem Leben ſchon einen frohen, recht frohen Augenblick gehabt? Ich beſinne mich vergebens auf einen; denn es iſt doch immer eine peinliche Unruhe und Haſt, von der wir getrieben werden, eine Aengſtlichkeit, von welcher die Männer keine Vorſtellung haben. Zuweilen erſchreck' ich vor dieſer pflanzenartigen Bewußtloſigkeit, in welcher die Frauen vegetiren, vor dieſer Zufälligkeit in allen ihren Begriffen, in ihrem Meinen und Dafürhalten. Der Augenblick iſt der Urheber unſrer Handlungen und die Vergeßlichkeit der Richterin derſelben. Ach, Antonie, ich beſchwöre dich! Nimm dieſe Klagen nicht als die Frucht eines regneriſchen Tages; o — ich leide an einem Schmerze, der unheilbar iſt, da ich ihn gar nicht zu nennen weiß. Das rennt, läuft, ſpringt, lacht, ſingt, weint, zankt, Alles in der Welt — nun ſage mir um des Himmels Willen, was ſteckt dahinter? Was iſt der Kern dieſer ſpiralförmig fortkreiſenden Unruhe? Die Männer ſind glücklich, weil man an ſie Anforderungen

macht. Das Maaß ihrer Handlungen iſt der Beifall oder der Nutzen, den ſie damit gewinnen. Auch dies ſage, warum wir den Fauſt nicht leſen ſollen? Die Schilderung jener Zweifel, die eines Menſchen Bruſt durchwühlen können, macht uns vertraut mit ihnen und die Wirkung derſelben für uns weniger gefährlich. Aber ich fühl' es, daß ſich in jedes Menſchen Herzen innere Gedichte entwickeln, eine ganze Hiſtorie von Wundern, die wir zu erklären verzweifeln, Gedichte, in denen wir ſelbſt der von den Göttern verfolgte, geneckte, ſcheiternde, irrende Ulyſſes ſind. Das iſt alles halb, ſiehſt du. Es iſt noch immer nicht Das, was ich ſagen möchte und nicht ſagen kann. Liebe Antonie, das iſt der Fluch: man verlangt nichts von uns, man will gar nichts von uns, es kommt gar nichts auf uns an. Auch dies noch: wir haben einen Ideenkreis, in welchen uns die Erziehung hineinſchleuderte. Daraus dürfen wir nun nicht heraus und ſollen uns nur mit Grazie, wie ein gefangenes Thier, an dem Eiſengitter dieſes Rondels herumwinden. Dieſe Gefangenſchaft unſerer Meinungen — ach, was Spreu für den Wind! Rechte will ich in Anſpruch nehmen, für wen? für was? O Antonie, ich habe nichts, was werth wäre, gedacht — ich will gar nicht ſagen, gemeint oder geſprochen zu werden. Ich drücke an den Begriffen, die mir zu Gebote ſtehen; aber ſie ſind elaſtiſch und geben immer nach und gehen immer wieder zurück. So glaub' ich, kommen auch die Revolutionen, wenn die Menſchen ſo viel Mühe haben, an ihrer Stirn hin- und herfahren und ihre welke Begriffstyrannei gern ſtürzen möchten mit etwas, was ſie ſuchen, aber nicht finden können. Dann ſchaffen ſie ſogar Gott ab, nämlich, weil ſie ihn wahrhaftig nicht

verſtehen. Es iſt auch ſchwer, Antonie! Die Schöpfung — ſchon gut; aber woher? womit? warum? Der Menſch, der Affe, der Polyp, die Sinnpflanze, das Moos, der Stein, der Cryſtall, das Waſſer, die Luft, der Wind, Nichts: wo iſt Gott? Oder wollt ihr nicht den Weg des Waſſers gehen: ſo geht den des Feuers! Der Vulkan, das Licht, die Wärme, die Elektricität, der Magnetismus: wie kann Gott in der Volta'ſchen Säule ſtecken?“

Hier mußte Wally laut auflachen, bei all ihrem Schmerz und Unglück. Der komiſche Conflikt der ihr doch einſt gewordenen Schulweisheit mit ihrer Melancholie, die Vergleichung Gottes und jenes kleinen Profeſſors der Phyſik, der ſie mit papinianiſchen Töpfen, Heronsbrunnen und Luftpumpen ſo tief in die Natur hatte ſehen laſſen wollen, ob er gleich ſelbſt nur ein Auge hatte, das waren zu drollige Erinnerungen. Sie zuckte mitleidig mit ſich ſelbſt, über ſich ſelbſt die Achſel, und ging Cäſar entgegen, der viel ungereimtes Zeug mit ihr zu ſprechen hatte.

---

## 12.

Ein Begegniß, das Wally kurze Zeit darauf erlebte, machte den erſten Abſchnitt in ihrem Leben. Es ſchien, als könnte ſie in ihrem jetzigen Aufenthalte die Heiterkeit nicht wieder gewinnen, welche ihrem Charakter entſprach. Ein Umſtand aber veranlaßte bald die Abreiſe von Schwalbach.

Wally war eines Abends ſpät und unmuthig zu Bett gegangen. Die Lampe brannte noch auf ihrem Tiſche;

aber ſie konnte nicht ſchlafen. Ihr Blut war in fieberhafter Aufregung. Sie warf ſich unruhig hin und her, aber ihre Sinne wollten ſich nicht löſen.

Da ſprang ſie auf, ſetzte ſich an den Tiſch und fing all die Mittel zu prüfen an, welche die Leute anrathen, um in gleichmäßige Bewegung des Bluts zu kommen. Sie zählte die zwölf Glockenſchläge an der Kirchthurmuhr, ſie zählte das Einmaleins her, von vorn und hinten, deklamirte das einzige Gedicht, welches ſie bei ihrem ſchlechten Gedächtniß auswendig wußte: „Eine kleine Biene flog emſig hin und her, und ſog —.“ Nichts half. Da erblickte ſie auf dem Tiſch die Anordnungen, welche ſie neulich gemacht hatte, um an ihre Freundin zu ſchreiben. Sie ergriff die Feder und ſchrieb wieder:

„Meine theure Antonie, deine geſchmackvollen Muſter, das ſehr hübſche Diadem, was aber wohl zu meinem Haare nicht ſtehen wird, auch die engliſchen Nadeln und die neuen Touren zum Cottillon hab' ich erhalten. Ich danke Dir, liebe Antonie! Verzeih' mir nur —“

Abſcheulich! rief ſie aus, und trat an das Fenſter. Der Mond beleuchtete hier und dort einen Theil des engen Thales und ſeiner Umgebungen. Er war mit Wolken bedeckt, die aber nicht eilten, ſondern ſchwer auf ihm hafteten. Es wehte kein Wind. In ſanfter, nächtlicher Stille ruhte die maleriſche Natur. Ein tannenſchwarzer Bergrücken begränzte auf der einen Seite die ovale Rundung des ſchlummernden Thales. Nirgends die Ahnung eines menſchlichen Weſens.

Wally hüllte ſich in einen leichten Nachtüberwurf. Ihr Zimmer lag zur ebenen Erde. Mit einem Tritte war ſie

draußen im Freien. Ohne mehr zu wollen, als die Hitze ihres Blutes abkühlen, stieg sie zur linken Hand die Straße hinauf, dann wieder hinunter zum Alleesaal hin. Sie wird nur einige Schritte unter den Bäumen auf und abgehen.

Als sie ein weniges weiter gekommen war, vernahm sie ein sonderbares Geräusch, welches man für das Seufzen einer schwankenden Pappel hätte halten können, wäre ein starker Wind gegangen. Sie erschrak, wie diese Laute sich immer deutlicher als Gestöhn und schmerzliche Klage zu erkennen gaben. Es war wie das Jammern eines Verwundeten, der sich fürchtet, durch übergroßen Schmerzausdruck des Mundes vielleicht die brennenden Leiden seines Schadens desto stärker zu machen.

Wally blieb betroffen stehen. Ihr siedendes Blut gerann und die Fieberhitze wich einer kalten Erstarrung, in die der Schreck ihre Glieder versetzte.

Sie sah, daß sich im Hintergrunde der Allee etwas bewegte, das auf sie heranzukommen schien. Die Angst hatte sich ihrer Seele so sehr bemächtigt, daß sie nicht einmal wagte, zu entfliehen. Wie angewurzelt blieb sie stehen und wankte nur, als eine menschliche Figur immer näher trat, mechanisch hinter einen Baum, von dem sie glaubte, daß er ihr Schutz gewähren könne.

Ein Weib kam mit händeringenden Geberden. Sie wandte sich oft gespenstisch um und suchte etwas, was man nicht sehen konnte, von sich abzuwehren. Dann fuhr sie mit einer grauenerregenden Behemenz und sie begleitendem Geheul in die Gegend ihres Kopfes, als wollte sie etwas

bedecken oder irgend einen übergroßen Schmerz ſtillen. Wally zitterte.

Jetzt ſtand die Unglückliche, welche nicht im Fieber zu ſein, ſondern das volle Bewußtſein zu haben ſchien, dicht vor ihr. Wally ſah, wie ſie ſchwankte und zu Boden ſtürzte. Mit einem fürchterlichen Geſchrei wühlte das entſetzliche Weib ihren Kopf in den loſen Sand und rang, ihre Hände gleichſam zu vervielfältigen, um den Kopf von allen Seiten bedecken zu können. Dabei ſtöhnte ſie wieder und ſah ſich, wie tief ſie auch den Kopf in den Sand hineingewühlt hatte, um und fuhr mit einem gräßlichen Schrei auf, als hätte ſie einen Geiſt erblickt, bis ſie ohnmächtig und beſinnungslos in dieſer Lage verſtummte.

Wally wagte nicht, einen Laut von ſich zu geben. Als das Weſen ſich beruhigte, verſuchte ſie aufzutreten, ob man ſie auch nicht hören könne, wagte dreiſtere Schritte und floh, als ſie eine Strecke weit von der Scene entfernt war, der ſie hatte beiwohnen müſſen. Sie fror an allen Gliedern, als ſie auf ihrem Lager ſich gebettet hatte und ſchlief ein aus Furcht.

Am folgenden Morgen betrieb ſie die Abreiſe. Die Tante zögerte. „Unter keiner Bedingung!“ rief Wally; „ich bin eines Ortes müde, der mich umbringen muß.“ Das war ein fürchterlicher Ausdruck; die Tante war dieſe Wendungen nicht gewohnt. Sie entſetzte ſich und reiſte ab.

Als Cäſar ſie beide an den Wagen begleitete, erzählte er ihnen noch, daß die Frau des Trompeters an der geſpenſtiſchen Trommelmuſik ihres Ohres dieſe Nacht geſtorben ſei. Sie ſei vor Unruhe aus dem Hauſe gerannt, habe

Nachts die ganze Stadt durchirrt, um den grauenhaften Tönen zu entfliehen, und ſei in der Allee gefunden worden, wie ſie mit dem Kopf in den Sand gewühlt dagelegen.

Wally winkte mit der Hand, daß er ſchweigen ſolle. Sie kannte den Vorfall, kannte das ewige Summen am Ohre des Geiſtes, die Trommelmuſik der quälenden Gedanken!

Cäſar aber glaubte, daß ſie ihn zum Abſchied grüße; die Pferde zogen an und, den Spruch des großen Römers parodirend, ſagte er zu dem Fahrzeuge ſchmerzlich-ironiſch: Du trägſt Cäſar und ſein Glück!

# Zweites Buch.

## 1.

Der Sommer reifte zur Ernte. Aus ſeinen letzten Fäden ſpann ſich ein Herbſt voll Kelterluſt. Die Aſtern ſammelten noch einmal alle Farben der ſchönen Vergangenheit, dann ſtarb die Natur, und was zurückblieb, legte den Froſtreif und Nebelflor der Trauer an. Die Ströme gerannen, die Wolken zerrieben ſich zu Schneeflocken. Der Winter kam in ſeinen Pelzſchuhen angeſchlichen und klopfte mit Weihnachtsfreuden an die Reifblumen der Fenſter an.

Wally wirbelte ſich in einer Luſt, die ſie ſo zauberhaft zu regeln verſtand. Was Religion! Was Weltſchöpfung! Was Unſterblichkeit! Roth oder blau zum Kleide, das iſt die Frage. Ob's beſſer iſt, die Haare zu tragen à la Madelaine oder ſie zuſammen zu kämmen zu chineſiſchem Schopfe? Tanzen — vielleicht auch Sprüchwörter aufführen — o nur gering iſt die Zahl der Vergnügungen, welche im Verhältniß zur zunehmenden Civiliſation nicht mehr lächerlich ſind: ſo ſehr gering! falls man ſich ſelbſt

ſo viel liebt, nicht Karten zu ſpielen, jene melancholiſchen Spiele Albions und der nordamerikaniſchen Yankees, wenn man noch wie Mendelſohn philoſophiſch und kantiſch genug iſt, für den Scherz keinen Ernſt und für den Ernſt keinen Scherz aufzuwenden!

Aber eine Unterhaltung iſt unerſchöpflich; ein Spiel unermüdlich. Das iſt die Koketterie. Wally hatte damit alle Hände und alle Mienen voll zu thun. Künſtliche und natürliche Launen waren die Zahlen, mit welchen ſie ihre Umgangsexempel zuſammenſetzte. Wally ließ die ganze Welt wie elaſtiſche Figuren auf dem Reſonanzboden ihrer Einfälle ſpringen. Sie ſpielte die capriciöſen Melodieen zu allen dieſen Bewegungen, welche ſie lachen machten. Was wollte ſie auch mehr? Sie wollte nicht einmal den Ruf davon, die Neigungen ihrer Umgebungen ſo unübertrefflich eskamotiren zu können. Sie that alles ohne Stolz, ohne Abſicht, ohne Bewußtſein. Sie war bezaubernd!

Cäſar war die Balancirſtange dieſer Equilibres. Er rektificirte wie irgend ein chemiſches Natron alle die barokken Confuſſionen, welche Wally anrichtete. Cäſar fiel dabei bald hier, bald dorthin, in jenem erſten Bilde. In dieſem letzten nahm Wally bald größere, bald kleinere Portionen von ihm. Er fehlte aber nie, und dieſe perſpektiviſche Verſchiebung bald zu einer Gunſt von einer Linie, bald zu einer von zwei Zollen oder drei, hielt ihr in der Spannung, welche Männer allein zu feſſeln im Stande iſt. Es iſt möglich, daß Cäſar Wally liebte, wenigſtens war ſie ihm eine Vertraute geworden. Er hätte ſie vielleicht einem andern abtreten können; aber von ihr ſich trennen, das

konnte er nicht. Und doch! Vielleicht! Wir sind Charlatane, wir können alles!

Es war auf einem glänzenden Balle, der am Hofe gegeben wurde. Cäsar zog sich zurück. Wally beachtete ihn nicht. Er nahm das leicht. Er wußte, daß Wally weit entfernt war von der gewöhnlichen Ansicht deutscher Mädchen, dem Tanze eine sinnliche Bedeutung oder die Bedeutung irgend einer Gunst unterzulegen; er wußte, daß sie diejenigen liebte, mit denen sie nicht tanzte. Und doch war sie heute aufgeregter, als jemals. Das nahm ihn Wunder und verstimmte ihn. Als Wally zu ihm trat, sprach sie: »Ich habe Sie suchen müssen. Wo stecken Sie? Ich muß Ihnen etwas sagen.«

Sie standen in einem der entlegeneren Zimmer. »Und was?"

„Ich werde den sardinischen Gesandten heirathen; aber wir sprechen uns noch!"

Damit war sie verschwunden.

Cäsar eilte nach Hause. Er hatte durchaus nichts gehört, was ihn drückte, und doch entschloß er sich, eine kleine Reise zu machen. Er war sehr unruhig den ganzen Tag, mehre Tage. Er machte die Reise. Er notirte, zeichnete, schrieb viel Briefe. Er würde sich vortrefflich zerstreut haben, wenn ihm nicht aus jedem Baum, aus jedem Echo zugeklungen wäre: aber wir sprechen uns noch! Dies Aber! machte ihn verwirrt; denn es klang wie eine so schwärmerische, träumende Liebe, daß er geglaubt hatte, den letzten lechzenden Seufzer, das kaum gelispelte felicissima nolte einer Italienerin zu hören. „Sind das schon die Wir-

kungen der sardinischen Gesandtschaft?" sagte er lächelnd und kehrte beruhigt in die Residenz zurück.

Er hatte bald darauf von Wally die Einladung zu einem vertrauten Gespräch.

---

2.

Am Tage, wo die Unterredung mit Wally stattfand, hätte man bei Cäsar nicht ahnen können, mit welcher Katastrophe er schließen würde. Cäsar schien die ganze Beruhigung zu besitzen, welche man von seinem Charakter erwarten durfte. Höchstens ließen jene forcirten Scherze, mit welchen er um sich warf, vermuthen, daß irgend ein Gefühl wie ein Ereigniß bei ihm im Anzuge war, dem er zu entgehen wünschte. Diese Scherze sind immer die über'm Meere kreisenden Möven, welche den Sturm ankündigen.

Wenn er einem Freunde begegnete, der auf dem Stadtgericht arbeitete, so frug ihn Cäsar: „Was hast du jetzt unter Händen?"

Ehescheidungen — hieß es.

Also noch immer schlechte Ehen?

Schlechte Wahlen vor der Hochzeit, Leichtsinn —

„Ganz richtig;" erklärte dann Cäsar. „Es ist ein Unglück, wenn man sieht, mit welchem Leichtsinn die Ehen geschlossen werden. Der Besitz einer kleinen Aussteuer lockt den Handwerker, ein Frauenzimmer zu heirathen, welches er nicht liebt. Der Staat sollte eigentlich niemals die Ehe bürgerlich vollziehen lassen, bis nicht schon ein Kind

vorhanden ist, welches das Dasein der Liebe vorher ausweisen muß."

Der junge Mann vom Stadtgerichte lächelte zu diesem Vorschlage. Cäsar ging und begegnete einem andern Freunde.

„Du bist verliebt," sagte er ihm; „aber Antonie ist arm."

Es war dieselbe Antonie, an welche Wally einst schreiben wollte.

Antonie ist arm! hieß die weinerliche Bestätigung.

„Siehe, was zu thun wäre! schlug Cäsar vor. Das Heirathen durch die Zeitungen greift um sich. Aber man ist erst einen Schritt weit gekommen, wenn die Frauen durch Zeitungen nur Männer bekommen. Der zweite Schritt wäre, daß sie durch die Zeitungen auch zu Vermögen kämen. Die Mädchen sollten sich durch ein Lotto ausspielen. Sie sollten die Männer auffordern, Aktien auf ihren Besitz zu nehmen, Aktien, meinetwegen eine jede zu fünfhundert Thalern. Hundert Loose dieser Art geben eine Summe von 50,000 Thalern. Die Wahrscheinlichkeit, daß unter hundert ich — du — er gewinnen, ist sehr groß: man gewinnt ein Weib, ein reiches Weib, natürlich ein schönes Weib. Denn um eine Schöne muß es sich handeln, der Nebengewinne wegen, welche in Zugeständnissen mancher Art an diejenigen bestehen müssen, welche sich mit Aufopferung von fünfhundert Thalern der angenehmen Chance aussetzten, Mann einer schönen Frau und Besitzer zufälliger 50,000 Thaler zu werden. Mein Lieber, das heißt, die Gesellschaft friedlich revolutioniren."

Jener hatte nur an Antonien gedacht; Cäsar an Nichts, als sie schieden.

Der Abend kam heran. Die Thür zu Wally's Gemächern öffnete sich. Beide saßen sich stumm gegenüber. Cäsar, der von Wally nicht erwartet hatte, daß sie sich in ein schwärmerisches schwarzes Kleid werfen würde: Wally, welche in Cäsar's Mienen nach einem Blicke geizte, der verzeihend, warm und siegend auf sie wirkte.

Liebenswürdig war es von diesem gränzenlosen Leichtsinn, daß er Thränen am Auge hängen hatte. Cäsar schwamm in Seligkeit. Er war auf eine Komödie gefaßt, und fand eine tragische Scene, die ihn erschütterte. Alles, was sie sprachen, war nur, um den Erklärungen, die sie sich machen wollten, zu entgehen. Cäsar mochte in seiner Eitelkeit übertreiben; Wally's Bescheidenheit lag wohl nur darin, daß sie glaubte, Cäsar um Verzeihung bitten zu müssen. Alles Uebrige aber dichtete seine Phantasie hinzu.

Sie hielten ihre Hände in einander und sprachen recht eifrig über Dinge, auf welche gar nichts ankam in ihrer Lage. Sie sprachen von der Erfindung des Schießpulvers, vom Gesetz der Schwere, vom Compaß und der Magnetnadel, worüber sie schnell abbrachen, um nur immer wieder auf Neues zu kommen. So verrann die Zeit, aber die Liebe Cäsar's stieg. Wally's Hand nahm er, und legte sie sanft auf die Lehne des Sophas, um sie als Kopfkissen zu brauchen. Sie lächelte dazu und warf ihm sich selbst in aller ihrer Anmuth nach. Sie hielt ihn umschlungen, während sie unwillig glaubte, daß er es thäte. Ihre nur leis' aufgesteckten Locken nestelten sich los und küßten Cäsar's brennende Wangen. Die langen Augenwimpern senkten sich majestätisch sanft auf die bläulichen Ultramarinringel, welche unter dem Auge so viel Leidenschaft verrathen. Dieses

Herablaſſen des Vorhangs, dieſer Fenſterladenſchluß der Weiblichkeit, dieſe Verhüllung iſt das reizende Gegentheil deſſen, was ſie ſcheint, weil ſie nur allmälige Entwaffnung iſt. Es iſt das Sinken des Tages, der aufſteigende Stern, deſſen feuchte Strahlen die Kronen der Blumen auflockern und die Kelche erſchließen, während die Kelche zu ſchlafen ſcheinen. Cäſar umarmte Wally mit glühender Seligkeit und rief aus: „O Wally, ich will nicht grauſam ſein! Ich eile Allem zuvorzukommen, was ſich auf deiner Lippe zu Tode ängſtigt und gern ſprechen möchte. Lebewohl! Ich dringe nicht auf den Beſitz dieſes göttlichen Leibes, deſſen Seele mich ſtets umhauchen wird. Du wirſt deinem Gecken gehören, dich ihm in ganzer Reinheit übergeben müſſen — Aber — o Gott!“ —

„Was iſt? Cäſar! ſprich! fordre! Alles, Alles!“

Cäſar ſann und war wie von einem unbekannten Gefühle ergriffen. Er ſollte entſagen. Wollte auch und konnte nicht. Er ſtrich mit der Hand über ſeine Stirne und ſagte dann leiſe mit ſanften und zärtlichen Worten zu Wally: „Sie werden reiſen: ich auch. Wir werden uns nicht wiederſehen.

„O mein Cäſar! Nicht wiederſehen? Ich bin nur Dein!“

„Du gehörſt Deinem Geſchick!“

„Meinem Herzen, Cäſar! Deinem Willen!“

„Wally!“

„Fodre!“

„Sei mein, wie du es einzig ſein kannſt! Zeige mir, daß Du kein Geheimniß vor mir haſt, keines, und wir ſind Eins!“

»Ich berge Dir nichts, Cäsar!«

»So höre meine Bitte! Es giebt ein reizendes Gedicht des deutschen Mittelalters, der Titurel, in welchem eine bezaubernde Sage erzählt wird. Tschionatulander und Sigune beten sich an. Sie sind fast noch Kinder; ihre Liebe besitzt die ganze Naivetät ihrer jugendlichen Thorheit. Ich spreche nicht von Tschionatulander's Tod, weder vom treuen Hunde, der aus der Schlacht die tragische Botschaft bringt, nicht von Sigunens Klage, wie sie den Leichnam des Geliebten im Arme haltend unter'm Baume sitzt, wo Parzifal an ihr vorüberkommt im Walde, nicht von dem Edelstein unserer deutschen mittelalterlichen Dichtkunst. Nur jener Zug ist so schön, wo Tschionatulander, als er in die Welt hinaus muß und sein treues Windspiel klug zu den beiden Liebenden hinaufsieht, Sigunen anfleht, um eine letzte Gunst —«

Cäsar stockte und sagte dann leise, mit fast verhaltenem Athem: »daß Sigune, um durch ihre Schönheit ihn gleichsam fest zu machen, wie der magische Ausdruck der alten Zeit ist, um ihm einen Anblick zu hinterlassen, der Wunder wirkte in seiner Tapferkeit und Ausdauer, sich ihm nicht etwa sinnlich, sondern geistig vermähle, aber vermähle durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit.«

Wally betrachtete Cäsar einen Augenblick. Dann erhob sie sich stolz und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer. An ihre Rückkehr war nicht zu denken.

Cäsar's Antlitz zeigte einen schmerzhaften Ausdruck. Er hatte das Höchste bewiesen, dessen seine Seele fähig war, eine kindliche Naivetät, eine ihn rührende Unschuld in einer Forderung, die allerdings empörend war;

aber die Schaam, die erſt in ihm aufglühte, verſchwand vor ſeinem Stolze, ſo edel und rein erſchien er ſich in ſeiner Forderung einer ſolchen geiſtigen Vermählung.

Sie iſt ohne Poeſie, ſie iſt albern, ich haſſe ſie: ſtieß er heftig heraus, trat zornig mit dem Fuße auf, lauſchte und verließ, da er nichts als den Schlag der Pendeluhr im Nebenſaale vernahm, mit unwillkürlichem Geräuſch das Zimmer und das Hotel. Er ſchwur, es niemals wieder zu betreten.

Sie hat nicht mich, ſie hat die Poeſie beleidigt. Sie ekelt mich an! rief er und malte ſich Wally mit den gräßlichſten Farben, daß es ihm keine Freude machen mußte, noch an ſie zu denken. Wenn ſie ihm noch einfiel, ſo geſchah es nicht, ohne daß er mit dem Fuße etwas von ſich ſtieß.

---

## 3.

Inzwiſchen rückte Wally's Vermählung mit dem ſardiniſchen Geſandten heran. Sie geſtand ſich oft und ſelbſt ihren Umgebungen, daß es ihr wäre, als würde ein unſichtbares Netz, das ſie aber fühle, immer enger angezogen, und daß es ihr bald zum Erſticken ſein müßte. Alles, was man nur brachte, um die neue Atmoſphäre recht duftend und gefällig zu machen, drückte ihren Athem noch mehr zuſammen; ſie ging wie Gretchen im Fauſt und lüftete Fenſter und Thüren, da Mephiſtopheles im Zimmer es ſo ſchwül gemacht hatte.

Noch größer war aber die Unruhe in ihrem Innern. Sie brauchte gern physikalische Gleichnisse, und verglich sich mit dem Gefühl eines lebenden Wesens, das man in die Glocke einer Luftpumpe setzt; mit dem Vogel, dem es von innen und außen bei entzogener Luft weh wird. Ach, sie konnte Cäsar, den sie einzig liebte, nicht vergessen: sie konnte jene begeisterte Miene des Freundes nicht vergessen, jene unschuldige Seeligkeit, die sie an ihm noch nie gekannt hatte, und die er damals zeigte, als sie einige, aus seinen zuckenden Lippen schleichende Worte mit so »pedantischer, altkluger« Entrüstung aufnahm.' Schon im nächsten Augenblicke, als sie gegangen war, war sie sich mit ihrer Weigerung abgeschmackt vorgekommen.

Wally fühlte bald, daß Cäsar an das Unsittliche seines Antrags im Momente gar nicht, sondern nur an seine grenzenlose Liebe für sie gedacht hatte. Sie machte sich den Vorwurf, diese Ueberlegung an dem Manne nicht abgewartet zu haben. Auch mußte sie sich gestehen, daß Cäsar ihr vielleicht nie das Prekäre der Situation eingeräumt haben würde. Jetzt wußte sie, worin doch der Zauber liegt. Sie fühlte, daß das wahrhaft Poetische unwiderstehlich ist, daß das Poetische höher steht, als die Gesetze der Moral und des Herkommens. Sie fühlte auch wie klein man ist, wenn man der Poesie sich widersetzt. Es quälte sie, untergeordnet zu sein und weniger unschuldig im Grunde, als die Poesie, welche Menschen braucht und schildert und ein Reich von Möglichkeiten erschließet, die die Wirklichkeit nicht kennt.

Wally schlug die Geschichte nach, die ihr Cäsar erzählt hatte. Sie weinte mit Sigunen, sie kostete die Unschuld, die in dem Verlöbniß der beiden Liebenden des Gedichtes

lag, allmälig immer tiefer. Es liegt in der Schönheit der Natur eine Gewalt, die bezaubert. Wally beugte und wand ſich mit all ihren ſchönen Grundſätzen und den Lehren, die ſie ihrer Erziehung, ja ſelbſt ihrer vernünftigen Ueberlegung verdankte, vor dem Ideale des Naturſchönen. Sie ging noch weiter. Sie gab die Natur auf, ſie hielt ſich an die Kunſt, an das Gebilde der Phantaſie, das in ſich abgerundet und hier ſo richtig gezeichnet war, wie jeder logiſche Cirkel ihrer tugendhaften Entſchlüſſe. Sie kam ſich verächtlich vor, ſeitdem ſie fühlte, daß ſie für höhere Poeſie kein Gegenſtand war. So konnte es nicht mehr fehlen, daß ſie ſich bald ſelbſt dazu machte.

Wie oft war ſie noch Cäſarn begegnet! Er blickte ſtolz! Er hatte eine Moral, die über der ihrigen war! Er konnte das Auge erheben, das Ideale hob es ihm! Wally konnte nicht ſtolz ſein. An ihr ſchien die Reihe der Schaam zu ſein. Sie fürchtete ſich vor Cäſar. Ihre ganze Tugend war armſelig, ſeitdem ſie ihm gleichſam geſagt hatte, die Tugend könne nur in Verhüllungen beſtehen. Cäſar hatte an ihr den poetiſchen Reiz verloren. Er überſah ſie.

Ob es wohl Menſchen giebt, dachte Cäſar eines Tages bei ſich ſelbſt, welche die Literatur und das, was dem Leben durch ſie an ſchönen Elementen und Staffagen gegeben wird, für eine Tyrannei und eine despotiſche Willkür der Dichter und Künſtler halten? Wär' ich ſelbſt Autor, ſo würde mich dieſer Gedanke erſchrecken. Ich würde die Gleichgiltigkeit, die Dummheit der Maſſe immer mit einer Strafe verwechſeln, welche ich als Autor für die Zudringlichkeit meiner Schöpfungen mit Recht einernte. Ich würde

zittern, wenn von Büchern die Rede kommt, und würde immer gewärtig ſein, daß Jemand auftrete und die Literatur in die Kategorie von Waarenartikeln ſtellte, von Ellen- oder Kolonialwaaren, die man nimmt oder ſtehen läßt, je nach Bedürfniß. Ich brauche die Schönheit nicht! Fürchterlich, wenn gerade von Homer und Oſſian die Rede wäre! Ich brauche nicht einmal die Beſtrebungen um das Schöne, wenn von einem Erſtlingsverſuche die Rede wäre! Ja, es giebt Menſchen dieſer Art, welche die Poeſie für eine Zumuthung halten, Geldmenſchen, Ariſtokraten, manche Könige, auch Frauen, beſonders wenn ſie ſchön ſind und ſie deßhalb glauben, der Bildung überhoben zu ſein!

Cäſar dachte dabei gewiß nicht an Wally; denn welch' ein Unterſchied iſt es, für das Außerordentliche ſich intereſſiren und dem Außerordentlichen ſich als Staffage unterlegen! Fühlen will Alles poetiſch; aber nicht poetiſch leben! ſagte er. Er hatte aber in dem Augenblick einen Brief von Wally in der Hand.

»Ich habe Sie beleidigt,« ſchrieb ſie ihm; »Sie wiſſen es ja, Cäſar, daß der Muthloſe immer der Ausfallendſte iſt. Wiſſen Sie noch, wie wir über Muth ſtritten? Welch' eine Zeit, wo Sie ſich um fünf Ringe, die Sie mir noch immer nicht wiedergegeben haben, mit fünf Menſchen ſchießen konnten! Morgen um zehn Uhr Abends nach meiner Trauung beſuchen Sie das Hotel des ſardiniſchen Geſandten. Verantworten Sie es einſt! Vor Gott! Vor Gott! Aber ich liebe heiß, ewig, unausſprechlich! Ich will dein Weib ſein, — ſo — wie ich es ſein darf!«

Wally.

Und an Wally's Hochzeitstage zeichneten die Unsichtbaren ein Gemälde, zart, lieblich, wie die saubern Farbengruppen, welche sich auf dem sammetweichen Pergamente goldener Gebetbücher des Mittelalters finden.

Rings, wie Rahmen und noch hineinrankend in die Scene Epheu und Weinlaub. Auf den Aesten sitzen Paradiesvögel in wunderbarem Farbenspiel, auf den breiten Blättern der Arabesken schlummern Schmetterlinge, in den Kelchen der Blumen saugen Bienen. Oben schwebt der Vogel Phönix, der Hüter der Sage; unten blicken die spitzschnäbligen Greifen und hüten das Gold der Fabel. Bezaubernd und mährchenhaft ist die Verschlingung aller dieser Figuren. Es ist wie ein Traum in den tausend Nächten und der einen. Zur Rechten des Bildes aber im Schatten steht Tschionatulander im goldenen, an der Sonne funkelnden Harnisch; Helm, Schild und Bogen ruhen auf der Erde. Der Mantel gleitet von des jungen Helden Schulter, seine Locken wallen üppig wie von einem Westhauche gehoben. Das Auge staunt; ein Entzücken lähmt die Zunge. Zur Linken aber schwillt aus den Sonnennebeln heraus ein Bild von bezaubernder Schönheit: Sigune, die schamhafter ihren Leib enthüllt, als ihn die Venus der Medicis zu bedecken sucht. Sie steht da, hülflos, geblendet von der Thorheit der Liebe, die sie um dies Geschenk bat, nicht mehr Willen, sondern zerflossen in Schaam, Unschuld und Hingebung. Sie steht, die hehre Gestalt, mit jungfräulich schwellenden Hüften, mit allen zarten Beugungen und Linien, welche von der Brust bis zur Zehe hinuntergleiten. Und zum Zeichen, daß eine fromme Weihe die Situation heilige, blühen nirgends Rosen, sondern eine hohe Lilie sproßt dicht

an dem Leibe Sigunens hervor und deckt ſie ſymboliſch, als Blume der Keuſchheit. Alles iſt ein Hauch an dem Bilde, ein ſtummer Moment, ſelbſt in dem klugen Auge des Hundes, der die Bewegungen verfolgt, welche der Blick ſeines Herrn macht. Das Ganze iſt ein Frevel; aber ein Frevel der Unſchuld und Entſagung.

So ſtand Sigune einen zitternden Augenblick; da umſchlang ſie rücklings der ſardiniſche Geſandte, der ſeine junge Frau ſuchte. Es war ein Tropfen, der in den Dampf einer Phantasmagorie fällt und ſie in Nichts auflöſt. Die Vorhänge fielen zurück und Tſchionatulander wankte nach Hauſe. Der Geſandte ahnte Nichts. Tiefes Geheimniß bedeckte die geiſtige Vermählung, welche eben Die geſchloſſen hatten, die ſich liebten und nicht beſitzen durften. War nun Wally nicht doch Cäſar's Gattin?

---

## 4.

Als Wally mit ihrem Manne nach Paris gekommen war, athmete ſie auf. Sie war froh, ſich von einer ganz verfehlten Stellung befreit zu ſehen. Sie wußte, daß ſie in Paris noch immer den ſtürmiſchen Bewegungen irgend einer Neigung ausgeſetzt ſein konnte, daß ihre eheliche Treue mit weit gefährlicheren Lockungen, wie in der Heimath, würde herausgefordert werden; allein ſicher war ſie jetzt vor den Zumuthungen der Genialität, vor dem verwirrenden Benehmen des geliebten Cäſar, vor Männern, welche zu poetiſch ſind, um ganz nach der Mode, und zu modiſch,

um ganz nach der Poesie zu leben. In Paris siegte sie, wenn sie wollte, noch immer durch die sehr einfachen Künste der Koketterie. Nur die Situationen sind es, welche dem Leben der Pariser Frauen eine besondere Originalität geben.

Die Zeit, in welcher Wally mit ihrem Manne nach Paris kam, war bei Anfang des bekannten Aprilprozesses.

Wenn man glauben wollte, daß die Julirevolution in den Sitten der höhern pariser Welt eine Aenderung veranlaßt hätte, welche gleichsam dem Ernste der Zeit hätte entsprechen sollen, so verkennt man den Charakter der Franzosen. Die alte Revolution, welche eine Strafe der Frivolität zu sein schien, rottete die Frivolität doch selbst nicht aus. Die alte politische und gesellschaftliche Verfassung wurde gestürzt, aber die Manieren erhielten sich. An dem Besitzthume klebte etwas, was sich nicht von ihm trennen ließ; in den Reichthümern, welche kaum den Tod der Einen veranlaßt hatten, lag ein Zauber, der auch die wieder verwirrte, welche die neuen Herren derselben wurden. Den Leichtsinn tilgte die Guillotine nicht.

Die neueste Revolution hatte zu den alten Elementen des pariser Lebens neue, zu zwei Aristokratien, der bourbonischen und bonopartistischen, noch eine dritte gesellt, die Aristokratie der Banquiers. Mehr als je wurde das Geld der Hebel des gesellschaftlichen Mechanismus, seitdem eine Klasse in den Vorgrund trat, mit der es in dieser Rücksicht schwer war, zu wetteifern. Weil die Pariser das Geld nicht anhäufen, sondern es als Mahlschatz immer wieder der Mühle aufschütten und von dem Winde umtreiben lassen, so wird jede Lebensäußerung dort in den metallischen Strom hineingerissen. Dieser Strom ist es, welcher die entsetzlich-

ſten Verheerungen in der Moralität und Freundſchaft anrichtet. Sein Ebben und Fluthen macht Leben und Tod. Er ergießt ſich frei, offen, vor Aller Augen, nicht einmal unterirdiſch. Er wälzt ſeine goldſchäumenden Wogen durch die Säle und kleinſten Gemächer. Man iſt in Paris immer in der Nähe des Geldes, weniger deſſen, was man beſitzt, als deſſen, wovon man nicht genug haben kann und das man unter allen Umſtänden ſich zu verſchaffen ſucht. Daraus entſtehen die meiſten tragiſchen und komiſchen Conflikte der Pariſer Geſellſchaft.

Wally hatte keine Meditationen nöthig, um über dieſe Dinge in's Reine zu kommen. Sie verſtand ſie bald, da die Begegniſſe ſelbſt zu deutlich ſprachen und dichteriſche Erfindungen, Schriften, wie die von Balzac, ſie hinreichend beſtätigten. Wally philoſophirt nicht, das wiſſen wir längſt. Sie wird Paris nicht wie ein Phänomen nehmen, ſondern wie eine Erfahrung, über die man erſt reflektirt, nachdem ſie erlebt iſt. Sie wird ſich in den dichteſten Strudel der Vergnügungen werfen. Sie wird den Becher der Zerſtreuung und der Gedankenloſigkeit bis tief auf die Neige leeren. Sie wird jede Minute Leben benutzen, die ſie nur verwenden kann, und käme ſie einſt zurück von Paris, wird ſie von Paris nichts zu erzählen wiſſen. Wally gehörte bald zu den glänzendſten Erſcheinungen auf dem Theater des Tages und der Nachrede.

Wenn wir im Folgenden mehr ein Verhältniß ſchildern wollen, das in Wally's Hauſe und in ihrer Verwandtſchaft ſich entwickelte, ſo iſt es deßhalb, um einestheils über ihren Mann eine Anſicht zu haben, anderntheils, um nichts zu unterlaſſen, was zuletzt doch berichtet werden

müßte, weil es eine entſcheidende Folge hatte. Wally beherrſchte andere Kreiſe mit derſelben ſiegreichen Gewandtheit. Sie hatte ein großes Stück an dem Netz zu weben übernommen, welches über Paris ausgebreitet iſt und ſo viel Ehrgeiz, Eiferſucht, Tragödie und Idylle in ſeinen Maſchen feſthält. Sie war eine fleißige Bundesgenoſſin des großen Feldzuges gegen Natur, Wahrheit, Tugend und Völkerfreiheit, welcher mit dem Leben der Großen faſt immer zuſammenfällt; eines Feldzuges, deſſen Gefahr von den Freuden ſeiner kleinen Siege im Ernſt doch überboten wird.

Je weniger dieſe Kataſtrophe zunächſt mit der Seelenrichtung in Wally zuſammenhängt, die uns veranlaßte, ſie zum Gegenſtand einer poetiſchen Darſtellung zu machen, deſto mehr trägt ſie bei, die Drapperien zu beſtimmen, auf deren Grunde ſich die wahrhafte Originalität Wally's ſprechender zeichnete. Indem Wally Scenen erlebt, welche mit ihrer metaphyſiſchen Krankheit nicht in der entfernteſten Berührung liegen, indem ſie von einem Gedankenreiche losgetrennt iſt, das ſie ſelbſt in ſich aufgeregt hatte, muß auch der Contraſt deſſelben ſpäter nur deſto tiefer in ihr Herz ſchlagen. Wally wandelt ſorglos am Rande eines Abgrundes.

---

## 5.

Eines Morgens hatte Wally ſo eben die Beſuche einiger ihr gleichgültiger Verehrer entlaſſen und lachte noch über die Eitelkeit der jungen Männer, welche geſtorben

wären vor Aerger, wenn sie ihrer neuen Gilets, ihrer Reitpeitsche und Lorgnette keine Erwähnung gethan hätte, als sie im Nebenzimmer ein lautes Sprechen hörte, das immer näher kam und dann plötzlich mit Gewalt unterdrückt wurde, gleichsam, als würde Jemand, der sich ihrem Zimmer nahen wollte, mit Heftigkeit zurückgehalten. Nachdem die hierauf eintretende Stille anzudeuten schien, daß eine Verständigung dem Besuche hatte vorangehen müssen, öffnete sich stürmisch die Thür und ein junger Mann trat an der Hand ihres Gatten herein, der ihr in dem Ankömmling seinen längst aus dem Piemontesischen erwarteten Bruder Jeronimo vorstellte.

„Wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuscht," rief der junge Italiener. „Ihren Anblick, Madame, sog ich gestern in der Oper drei volle Stunden lang ein. Ich war kaum in Paris angelangt, als mich der Zufall in die Vorstellung der Cenerentola führt und in die reizendste Perspektive, welche ich je gehabt habe. Madame, Sie saßen in einer Loge, von der ich nicht wußte, daß sie die meines Bruders war. Sie trugen blaue Seide, weiße Tüllstreifen, einen rothen Shwal und von allen Farben Marabouts in dem Haar?"

„Ihr Gedächtniß muß weite Taschen haben," sagte Wally, „wenn sie am Morgen noch die Toilette der Damen angeben können, die Sie am Abend vorher bei den Italienern bezaubert haben, wie der in dieser Rücksicht bei den jungen Enthusiasten übliche Ausdruck ist."

„Madame, es sollen viele eine gute Toilette gemacht haben, sagt man. Ich sahe nur Sie. Viele werden sie machen, ich werde nur Sie sehen. Wenn ich die Sprache

eines Dichters führen könnte, dann würd' ich erſt die Ausdrücke haben, welche Ihrer würdig ſind. Ja, ich muß dies elende Wort: bezaubern adoptiren und meine Gefühle hinter der armſeligen Wendung verſtecken, daß ich Sie verſichre, Ihre Schönheit kann niemals vom Künſtler getroffen werden; denn müßte er nicht erblinden in der Anſchauung ſolcher Reize, Madame?"

„Ich ſchäme mich, mein Herr," ſagte Wally zu dieſem Geſchwätzigen, „Ihnen ein Wort empfohlen zu haben, das ſie lernen ſollten, um bald in die Geſellſchaft der jungen Enthuſiaſten einzutreten; denn ich ſehe, daß Sie ſchon Meiſter ſind in dieſen allerliebſten Uebertreibungen, die man um ſo lieber hört, je weniger Grund ſie haben!"

„Sie weichen mir aus, Madame; Sie vergeſſen, (wenn Sie glauben, meine Liebe käme Ihnen ungelegen,) daß Wiederſtand die Liebe verdoppelt. Sie haben die Wahl. Es iſt wie mit den Sibylliniſchen Büchern; aber umgekehrt: immer mehr Liebe, aber doch immer nur die gleiche Summe."

Hier machte der Geſandte, der das Zimmer ſchon verlaſſen hatte, ein Geräuſch nebenan, und zwang die jungen Leute, einen Moment darauf hinzuhören. Wally mußte über die ſteifen Anträge ihres närriſchen Schwagers lachen. Sein Feuer hatte mehr von dem ruſſiſchen Spiritus. Für einen Italiener ſchien er ihr zu viel Worte zu machen.

„Setzen wir uns aber," ſagte ſie freundlich, „mein lieber Jeronime. Wir wollen verſuchen, wie wir uns arrangiren. Es gilt nur, daß man ſich verſtändigt. Wollen Sie meine Farbe tragen? Wollen Sie ins Waſſer ſpringen, wenn ich behaupte, es ſei nicht tief? Wollen Sie ſich

mit halb Paris ſchlagen, wenn ich die Caprice habe, Ihnen Dinge in den Mund zu legen, die Sie über die Herzogin von Breteuil, die Gräfin Allan, die Vikomteſſe von Hericourt geäußert hätten? Sie ſehen, welche Arbeiten ſich Ihnen auferlegen laſſen, wenn Sie Herkules genug wären, ſich in Dejanira zu verlieben.«

»Bezaubernd, Madame, entzückend! Wie liebenswürdig!«

»Und wenn wir auf dem einen Fuße hinken, womit der Liebhaber geht: ſo nehmen Sie den andern, den Fuß der Verwandtſchaft, auf dem wir ſtehen. Ich glaube in der Art wohl, daß Sie ermüden können, Jeronimo, aber niemals, daß Sie fallen.«

Die Thür öffnete ſich. Die Vikomteſſe von Hericourt trat ein. Sie war eine jener niedlichen Schwätzerinnen, an denen nichts hübſcher iſt, als eine perennirende Begleitung ihrer Stimme mit einer luftpumpenden Bewegung aus der Bruſt heraus. Sie ſeufzte bei jeder Periode aus der innerſten Tiefe her, und da ſie es lächelnd that und mit glänzendem Auge, bekam dadurch ihr Ausdruck eine hinreißende Gewalt, daß man ſich die Triumphe dieſer Frau erklären konnte.

Jeronimo blieb aber bei all dieſer Grazie kalt. Er ſprang nicht, wie junge Narren von faſhionablem Tone mit Recht thun, wo es ſich darum handelt, zwiſchen zwei ſchönen Frauen das Gleichgewicht zu erhalten, von einer zur andern über, ſondern biß in ſeine Handſchuhe, verlegen und nur Wally fixirend, die ſein Benehmen nur als Affektation eines übertriebenen Eindrucks auslegen konnte und mit Wehmuth an Cäſar dachte.

Die Vikomteſſe hatte ſo viel mitzutheilen, zu klagen, zu weinen, zu lachen, daß Jeronimo ſich mit ihr zu gleicher Zeit entfernte. Er war nun ſtumm bis auf den letzten Augenblick geblieben. Die ganze Geläufigkeit, mit der er begann, war gehemmt. Sie wußte nicht, wie ſie dieſen Charakter nehmen ſollte. Es iſt ein Ruſſe, dachte ſie unwillkürlich. Aber ſie beſann ſich auf die Ruſſen ihrer Bekanntſchaft, auf welche dennoch keines der Merkmale Jeronimo's paſſen wollte; denn die Ruſſen, immer begierig, ſich elegant und civiliſirt zu zeigen und den Juchtengeruch durch Biſam zu verdecken, affektiren überall gegen Damen eine geckenhafte Liebenswürdigkeit, ſpringen von einer zur andern und üben ſich in ſüßen Grimaſſen. Jeronimo mußte alſo doch ein Italiener ſein.

Am Abend kam Jeronimo in die Loge des ſardiniſchen Geſandten. Wally hörte ihm gern zu; er hatte Anſichten über Muſik und viel biographiſche Notizen über die italieniſchen Componiſten. Doch Alles war flüchtig; denn eine Dame kommt im Theater nicht zur Ruhe. Keine Meinung, die unter den Liebhabern verbreitet iſt, iſt ſo falſch, als die von der Gunſt, welche das Theater der Neigung gewähre. Man wird ſein Idol neben ſich haben, man wird Stunden lang mit ihm flüſtern können; das iſt gewiß; aber das Idol wird auch immer zerſtreut ſein und hinter jeder aufgehobenen Lorgnette einen Mann vermuthen, der mit dem Seufzenden neben ihr die Vergleichung aushält oder ihn wohl übertrifft in der Huldigung, die er ihr ſchenkt. Jener Satz gilt nur bei der Sentimentalität, welche nicht hört und nicht ſieht, oder bei jenen kleinen Geſchöpfen, die über ein geſchenktes Freibillet glücklich ſind und alles, was das Thea-

ter an Illuſſionen bietet, für die Schöpfung und die nähere Bekanntſchaft ihres Anbeters halten.

Als Wally nach Hauſe begleitet war von ihrem Schwager und ihn noch einige Zeit bei ſich geſehen hatte, zog ſie ſich in ihre Gemächer zurück. Es klopfte. Der ſardiniſche Geſandte trat mit einem Armleuchter in ihr Schlafkabinet. Sie erſtaunte; denn ſolche plötzliche Beſuche waren ganz gegen die Verabredung.

»Was iſt?« fragte ſie gedehnt.

»Liebes Kind,« ſagte ihr Gatte; »mein Bruder —«

»Ihr Bruder iſt ſehr langweilig.«

»Er liebt dich; aber höre nicht auf ihn. Was ich ihm auch vorſtellen mag, es iſt, wie wenn man Feuer plötzlich ins Waſſer wirft; aber höre nicht auf ihn. Ich war in meinen Briefen unvorſichtig. Er liebt dich wie eine Nebelgeſtalt, die man ſich aus Täuſchungen zuſammenſetzt und die man ſonderbarer Weiſe jede Nacht wieder vor ſein Bett zaubern kann. Er ſchwärmte mit der Luft, er —«

»Will ich das?«

„Höre nicht auf ihn! Eh' er dich ſahe und Nizza nicht verlaſſen durfte, irrte er in den Wäldern und warf Blumen in die Flüſſe. Seine Neigung iſt ſo ſtark, daß er jede Lebensfunktion ſeines Körpers mit dem Deinigen verwechſelt, daß er —"

„Laſſen Sie!"

„Höre nicht auf ihn! Warum iſt Cupido nur blind? Er iſt auch taub, ſag' ich oft zu Jeronimo, weil er nicht hört. Sollten ſeine Sinne verzaubert ſein?"

„O Sie werden zum Schwätzer: ich glaube gar, Sie machen Verse. Ueber die Sentimentalitäten bin ich hinaus.“

„Kind, dieſe Scheere auf dem Tiſch nehm' ich als eigne Parze meines eignen Geſchickes und ſchneide eine deiner himmliſchen Locken, um ſie mit verſtohlenen Küſſen zu bedecken, wenn ich dich ſelbſt nicht habe. Gute Nacht, Wally: vergiß ihn, höre nicht auf ihn!“

Was ſollte Wally denken? Der Geſandte hatte in ſeltenem Humor ihr wirklich eine Locke genommen. Welche Zärtlichkeit! Zu dieſer Stunde, wo ſie ihn nie mehr ſah! Sie erbleichte, denn jetzt war ihr dieſer Mann erſt im Lichte eines Gatten erſchienen. Welch ein Bild! Ein Narr! Eine ſchwerfällige Geſtalt! Ein Ungethüm, das einen falſchen Bart trug! Ein Geizhals, der ſelbſt an Worten ſparte und nie umſonſt redſelig war! Eine hilfloſe Phantasmagorie, die ein Licht in der Hand hielt und vor ihr ſtand, leibhaftig, als hätte ſie einen Mann hoch in den Vierzigen vor ſich geſehen! Sie wiſchte an ihrem Antlitze, das er berührt hatte. Sie lüftete das Bett, um es von den Worten zu reinigen, die hineingefallen waren, denn es ſtand offen. Sie begriff jetzt erſt die Lage, in der ſie ſich befand, daß ſie ſeit vier Monaten an einen Mann verheirathet war, den ſie nicht kannte. Sie müſſe fliehen! ſchrie es unhörbar in ihr auf und erſt als ſie über die Mittel, dieſe Thorheit zu begehen, nachdachte, ſchlief ſie ein.

6.

Am folgenden Morgen bot sich Wally sogleich eine Ursache zur Verstimmung an, als wenn sie die Erinnerung des gestrigen Abends nicht gehabt hätte. Sie hörte im Nebenzimmer das zufällige Gespräch zweier Leute ihrer Bedienung, die sich über den Geiz und die Geldspekulationen der Herrschaft beklagten. Sie staunte über das ökonomische Talent ihres Mannes, der mit Milch gehandelt und Bier gebraut haben würde, wenn er in Paris zufällig die Anstalten dazu gehabt hätte. Nach jedem Diner ließ der Gesandte die Weinreste zusammengießen und führte seine Bedienten selbst an, wie sie von den Leuchtern die Kerzen nehmen und sie zum Lichtgießer tragen mußten, der sie gegen brauchbares Wachs eintauschte. Wally verstand viel zu wenig von solchen Dingen, als daß sie ihnen eine rechte Würdigung hätte geben können. Sie fühlte ein allgemeines Mißbehagen ihrer Seele, das sie verhinderte, ganz das Lächerliche an dem Geize ihres Mannes zu entdecken.

Es war eine gefährliche Stimmung, in der sie an Cäsar schrieb.

Als sie den Brief beendet hatte und sah, wie nur Kleinigkeiten der Pariser Conversation, satyrische Bagatellen und viel Albernheiten aus ihrer Feder geflossen waren, da hatte sie bessre Laune bekommen. Sie freute sich, in Cäsar ein Wesen gefunden zu haben, bei dem der Ernst sich hinter so vielem Scherz verstecken durfte, der nicht pedantisch war und vom Gefühl keine Ueberfluthungen verlangte. Das Gefühl war einmal da, nicht in Gestalt einer das

Herz betreffenden Empfindung, sondern in Gestalt einer Thatsache, der sich keine andere Auslegung, als die einer Neigung geben ließ. Wally liebte jetzt Cäsar, ihren eigentlichen Gatten, wahrhaftig, ohne sich darüber ein Geständniß zu machen. Sie hatte sich ihm auf ewig durch jene mystische Scene verbunden. Und doch war es weder Schaam, was sie an ihn fesselte, noch der Gedanke, ihn besitzen zu wollen. Viel Unschuld bei vieler Freiheit!

Als Jeronimo zu ihr eintrat, konnte sie mit Lachen seinen heißen Liebesbewerbungen zuhören, so heiter war sie. Jeronimo machte eine Miene, als wäre ihm ein großes Glück widerfahren, als hätte er ein Unterpfand, das ihn gegen Wally's Scherze sicherte. Sie sagte ihm: „Wie tief sind wir doch schon in den Wahnsinn der Liebe versunken! Bart, Kleidung, Alles seh' ich heute an Ihnen vernachlässigt! Sie gleichen jenen Shakespear'schen Liebenden in seinen Lustspielen, die so jämmerlich von dem Schmerz ihrer Brust verzehrt sind und je verliebter sie werden, desto länger ihre schwarze Wäsche tragen. Und vor acht Tagen sahen wir uns zum erstenmale."

„Vor sechs Monaten," entgegnete Jeronimo.

„Wie, Sie kennen mich länger?"

„Länger, als Sie leben, Madame! Ich kannte Sie schon, als Sie nur noch ein Gedanke waren, der im Schooße Gottes schlummerte. Meine Liebe zu Ihnen ist nur eine Erinnerung eines alten Glückes. Diese Lippen, diese jetzt so spröde Brust: ich weiß es, ich habe sie schon einmal geküßt, ich habe sie schon einmal umarmt."

„Fabelhafte Dinge muß ich hören, Jeronimo. Was würde die Vikomtesse von Hericourt denken, wenn Alfred

Jardinier, dieſer bürgerliche aber liebenswürdige Anbeter, ihr ſolche Dinge ſagte.“

„Laſen Sie Plato, Madame?“

„Nein!“

„Die Seelen meiner Perſon und der Ihrigen, Wally, ſollen einem Schooß entſproſſen ſein. Die Bilder und Urtypen unſrer Perſönlichkeit kannte ſchon die Ewigkeit, und was wir Liebe nennen, iſt nur ein Tribut, den wir unſrer Vergangenheit, unſerm Gedächtniſſe und unſern früher eingegangenen Verpflichtungen ſchuldig ſind.“

„Sie werden mich überreden wollen, daß Sie urweltliche Rechte auf mich haben; daß Sie dieſe Hand, welche Sie mir für eine Zärtlichkeit viel zu heftig drücken, ſchon vor der Sündfluth beſeſſen haben. Sie thun Unrecht, eine ſo kleine Frau, wie ich bin, in die großen Hallen der Philoſophie einführen zu wollen.“

„Was Philoſophie, Wally! Im Schooße Gottes trugen Sie einſt dieſelben gelben Pantoffeln, mit welchen Ihr Fuß noch jetzt ſo reizend kokettirt.“

„Mit all Ihrer Philoſophie ſind Sie doch im Irrthum über die gelben Pantoffeln. Es ſind Schuhe, mein Herr!“

Während dem trat ein Diener ein und zeigte an, das Cabriolet Jeronimo's ſei vorgefahren. Sie nahm ihren Shwal, klagte viel darüber, daß er mit nichts umzugehen wiſſe, und ſtieg, ſich auf ihn ſtützend, die Treppe hinunter. Jeronimo faßte ſelbſt die Zügel des Pferdes und lenkte das gebrechliche Fahrzeug mit einer Ungeſchicklichkeit, die Wally nicht erſchreckte, da ſie davon nichts verſtand. Sie fuhren durch die Boulevards. Jeronimo wollte fahrend

ſprechen. Er hörte nicht auf, den Schooß Gottes im Munde zu haben. Wally hielt ihm dieſen wahnſinnigen Mund zu; er überſah ſein Pferd und rannte bei der Porte St. Martin ſo heftig an die Kutſchen der Schauſpielerinnen, die vor der Thür des Theaters, wo eben Probe war, hielten, daß ſeine Bemühungen, ſich herauszuwickeln, vergeblich wurden. Die Peitſche brauchte er nur zu ſeinem Mißgeſchick. Das Pferd bäumte ſich und hob die Gabel des kleinen Wagens ſo hoch, daß die beiden Paſſagiere rücklings überfielen und Gefahr liefen, aus ihrem Sitze geſchleudert zu werden. Hier mußte ein Unglück geſchehen.

Wally verlor einen Augenblick die Beſinnung. Als ſie wieder im Zuſammenhang der ſchrecklichen Scene war, ſah ſie den Wagen aus jener Verwirrung herausgeführt und das Pferd von einem Manne beſchwichtigt, in welchem ſie zu neuem Schreck Cäſar erkannte. Jetzt fiel es ihr ein, ſie hatte etwas Aehnliches wie Cäſar ſchon zwei-, dreimal heute an dem Rande der Boulevards geſehen. War er es geweſen, ſo konnte die Rettung kein Wunder ſein. Er mußte ſie ſtündlich verfolgt und den Augenblick der nöthigen Hülfe überall wahrgenommen haben.

Jeronimo ſtaunte, wie er bei der weiteren Fahrt ſtatt Vorwürfe von Wally nur Scherz und Lachen vernahm. Er ſtotterte Bitten heraus, die ſie nicht verſtand. Sie war außer ſich vor Entzücken. Jeronimo wußte ſich nichts zu erklären und eilte, ihrem Wunſche nachzukommen. Sie wollte nach ihrer Wohnung zurück.

Wally ſtand den ganzen Vormittag wie auf Kohlen. Sie kam nicht vom Fenſter, weil ſie jede Minute hoffte, Cäſar an dem Thorwege zu ſehen. Sie nahm mechaniſch

an der Mittagstafel Theil, ging nicht in's Theater; aber Cäsar kam nicht. Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie sich getäuscht haben konnte, und rief einem ihrer Leute, den sie unverzüglich zu Herrn von Werther, dem preußischen Gesandten, schickte, um über ihren Anblick Gewißheit zu haben.

Der Bote brachte die vernichtende Nachricht, Cäsar hätte sich seit länger als vier Wochen in Paris aufgehalten und seinen Paß zur Abreise bereits wieder angenommen.

Wally blieb stumm vor Schmerz. Sie hielt das erblaßte Haupt auf der krampfhaften Hand gestützt und gerann in Eis, statt in Thränen. Womit hatte sie diese Demüthigung verdient! Sie kannte Cäsar genug, um zu wissen, wie dieses Betragen mit seinem Wesen zusammenhing. Ach! auch dies nicht ganz so wunderbare, wozu Cäsar es machen wird, Begegnen an der Porte St. Martin, sagte sie vor sich hin, wird er wie eine Romanepisode nehmen, um sein ewiges Selbstennui, seine hypochondrische Quälerei damit zu würzen und aufzustutzen!

Wally seufzte tief auf und durchmaß mit Verzweiflungsschritten ihr Zimmer. Es schien ihr der herbste Schlag, der sie treffen konnte. Das Gehen machte sie ruhiger. Sie setzte sich und jetzt erst konnte sie weinen.

„Womit verdient' ich das?“ war ein erstickter Ton ihrer Stimme. Woran dachte sie jetzt! Was hatte sie alles gethan, um ihm eine Liebe zu zeigen, an die er, an die sie Anfangs nicht glaubte, und die sich doch so unvertilgbar in ihre Herzen eingenistet hatte! Womit verdient' ich das? Unglückliche Wally! Was hattest du nicht dem Egoismus eines Mannes geopfert? Du gabst ihm deine Seele, deine

Gedanken, Alles, was du außer dem armſeligen Stand der Verheirathung hatteſt; und dies Alles dem Egoismus, dem Lächeln, vielleicht dem Verrath? O, das wäre entſetzlich, ſchrie ſie auf; dem Verrath? Das nicht, Wally! Aber ſein Herz iſt kalt, er lebt nur von Gefühlen, die er raffiniren und filtriren kann, er trotzt gegen ſich ſelbſt; du biſt die Leiche, die er mit Füßen tritt. Wally! Wally! Ihr Blick fiel auf den noch offenen Brief, den ſie — dann doch an ihn geſchrieben hatte. Welches Vertrauen, welche Harmloſigkeit! Wie treue, kindiſche Worte! Wie Alles ſo ſelig, ſo unbewußt verbrecheriſch, ſo ſüß in Etwas, was zuletzt immer eine Uebertretung ihrer Pflicht war! Sie hatte ihm Alles gegeben! Sie weinte; ihre Gedanken ſchwammen fort auf ihren naſſen Augen, ihr Bewußtſein ſank hin in eine allgemeine Erſchöpfung, in eine Ohnmacht, die von einem hitzigen Fieber abgelöſt wurde. Sie ſollte erſt nach langer Zeit von dieſem Schmerze erwachen.

---

## 7.

Drei Wochen hindurch war der Wächter des Bewußtſeins vom Thore der Vernunft verſchwunden. Die Gedanken Wally's waren frei gegeben, das Dach ſtand offen, jedes Auge konnte in das glühende Hirn hineinſehen und die Verwirrung der Ideen mit ſeinen Blicken verfolgen. Da lagen ſie alle, die wie ein Kapital angelegten Eindrücke der Vergangenheit, ohne die lachenden, fröhlichen Zinſen des Umgangs und des Bewußtſeins zu tragen; nackte Leiber,

die des bunten Gewandes der Rede ermangelten, Ideenembryone, so gräulich anzusehen, wie die Infusorien, die man durch Vergrößerungsgläser in einem Wasserglase unterscheidet. Die Erinnerungen, Ideen und Ideenschatten jagten sich untereinander und gingen wahnwitzig lächerliche Bundesgenossenschaften ein und fraßen sich unter einander auf wie Ungethüme, denen die Gestalt, die Schönheit, die Freiheit des Willens und das Wort fehlt. So lag Wally drei Wochen. Man nannte ihren Zustand das Nervenfieber.

Als sie zum erstenmale die Augen mit Bewußtsein aufschlug, erblickte sie Auroren und fragte nach allem, was seither geschehen wäre. Diese junge berlinische Schwätzerin schlug die Hände zusammen, setzte sich die Mütze der Verwunderung auf und hatte viel von Wally's fieberhaften Phantasiestücken zu erzählen. Wally fühlte sich stark, zu hören, auch stark, sich zu erinnern. Sie wußte deutlich, wer die Schuld ihres Uebels trug; sie ging auch bald wieder bei diesem Gedanken in die Nebel zurück und sprach von einem Manne, der sie gerettet, aber nicht besucht hatte.

Aurora sprach von Jeronimo. Sie schilderte seine Verzweiflung. Er hielte sich für den Urheber von Wally's Leiden; er verließe das Haus nicht, und würde durch nichts aufgehalten, Augenblicke, wo Wally schliefe, zu benutzen, um in ihr Zimmer zu dringen.

»Wer?« fragte Wally.

»Jeronimo!«

Es gehörte noch Anstrengung dazu, daß Wally wieder wußte, warum sie nach Jeronimo gefragt hatte. Sie vergaß es und räumte Aurorens Schwatzhaftigkeit das Feld. Diese tummelte sich weidlich darauf. Sie kam immer wieder

auf den Italiener zurück, bis er selbst kam und an Wally's Bett niederkniete. Wally sah ihn, aber sie erkannte ihn nicht.

Jeronimo stand bleich und hager da. Seine Wangen waren eingefallen und abgezehrt. Die Augen blickten starr und mit einem unheimlichen Feuer. Sein Aeußeres war gänzlich vernachlässigt. Hätte man nicht annehmen müssen, daß ihn die Trauer verhinderte, Sorgfalt auf sich zu verwenden, so würde man zu dem Glauben gezwungen gewesen sein, seine Erscheinung sei die Folge der Armuth. Er sprach italienisch; Aurora verstand nichts davon, zu seinem Glücke; denn hätte sie es verstanden, wie würde es ihr entgangen sein, daß Jeronimo's Reden einen bedenklichen Geisteszustand verriethen?

Wally verstand wohl die wahnwitzigen Worte an ihrem Bette, aber sie wußte nicht, von wem sie kamen. Und hätte sie es gewußt, so würde sie sogleich auf den Zustand reflektirt haben, den sie so eben von sich selbst erfahren hatte. In der That, sie verwechselte auch den Wahnsinn, den sie hörte, mit dem, welcher sie selbst beherrschte und flehte unhörbar, ihr nichts zuzurechnen von der Verwirrung, die aus ihrem bewußtlosen Haupte entsprang. Jeronimo küßte ihre Hand. Sie erkannte ihn nicht, als er wie ein Gespenst von ihrem Lager fortschlich.

Benutzen wir den Augenblick, wo der Faden unserer Erzählung gehemmt ist durch das Schicksal ihrer Heldin, die sonderbare Erscheinung Jeronimo's und das Verhältniß zu seinem Bruder näher zu erklären. Jeronimo ist eine Störung dieses Berichts. Wally's unübertreffliche Originalität, das bunte Farbenspiel ihrer Laune verdiente wahrlich

nicht, von ſo fratzenhaften Verrückungen menſchlicher Gefühle und Verhältniſſe, wie wir ſie kennen lernen werden, paralyſirt zu werden.

Luigi und Jeronimo hießen die beiden Brüder, welche uns bis jetzt nur in ſo nebelhaften Umriſſen erſchienen ſind. Jener war der ältere, dieſer der jüngere; beide an Jahren ſo verſchieden, wie an Geſtalt und Gemüthsrichtung. Luigi, ein praktiſcher Egoiſt, Jeronimo, ein excentriſcher Schwärmer, dort das drohende Extrem der Bosheit, hier das des Wahnſinns. Beide Brüder hatten zu gleichen Theilen ein großes Vermögen geerbt; aber verſchiedenartig war der Gebrauch, den ſie davon machten; Luigi geizte, Jeronimo verſchwendete. Luigi traf in Jeronimo's ſanfter Gemüthsſtimmung keinen Widerſtand, als er ihm bei den Verſchleuderungen ſeinen Rath anbot und ſich für bereit erklärte, die Verwaltung ſeines Vermögens zu übernehmen. Die Verantwortlichkeit machte Luigi ſchlecht. Immer im Harniſch gegen Jeronimo's Unbeſonnenheiten, längſt gewohnt, ihn wie ein Zuchtmeiſter ſeinen Gefangenen zu behandeln, immer in der Illuſion, daß er das Gute, Noble und Ehrliche thäte, während er doch nur das Kluge und Nützliche that, nahm er ſeine eigene Verfahrungsweiſe wie etwas Nothwendiges und gewöhnte ſich daran, Dinge als ſein Eigenthum zu betrachten, für welche er zuletzt dem Andern einſtehen mußte. Dieſe Verwechſelung war leicht gemacht und artete in decidirte Schlechtigkeit aus. Es galt nicht mehr, daß Luigi für all die Thorheiten, die Jeronimo beging und unſchädlich machen mußte, ſich ſchadlos halten wollte, daß er durch die Verwendungen, die er überall verſuchte, als Jeronimo wegen Carbonarismus ins Gefäng-

niß geworfen wurde, ein Recht über des jüngern Bruders Leib und Leben zu haben ſich überredete, ſondern bald wurde es Ziel und Plan bei ihm, einen Menſchen, dem nicht zu helfen war, gänzlich zu unterdrücken und das Vermögen an ſich zu ziehen, welches Jeronimo noch beſaß und möglicherweiſe auf irgend eine ſeiner flüchtigen Neigungen vererben konnte.

Von einer neuen Thorheit, die Jeronimo beging, wußte Luigi erſt kaum, wie er ſie behandeln ſollte. Er hatte ihm von Wally geſchrieben, von ihrer Jugend und Schönheit. Jeronimo bat ihn, nichts von ihren Reizen zu übergehen. Luigi fährt in ſeinen Entzückungen fort und Jeronimo ſchwört ihm in einem Briefe, daß Wally nur für ihn beſtimmt wäre. Lächerlicher Einfall! ſagte Luigi, als er am Tage ſeiner Hochzeit dieſen Brief empfing. Aber Jeronimo hörte in ſeinen Grillen nicht auf. Er drohte, noch in Haft befindlich, die er ſich durch eine unbeſonnene Tödtung zugezogen hatte, mit dem Aeußerſten. Die Idee ſchien fix bei ihm geworden zu ſein. Es iſt nicht unmöglich, daß man in ein Bild ſich verlieben kann. Arme Wally! Mußte deine glatte, ſtille, liebliche Seele, dein nüchternes, von allem Excentriſchen abſeites Leben in ſolche Strudel geriſſen werden?

Luigi wußte, daß ſein Bruder nach Paris kommen würde. Er hatte ein Mittel gegen ihn und ſcheute ſich nicht, da er ſahe, welchen Eindruck Wally auf Jeronimo machte, es in Anwendung zu bringen. Was war ihm Wally? Was gewährte ſie ihm? Und doch war er nicht ſo niedrig, ſie an ſeinen Bruder gleichſam verkaufen zu wollen; er war mehr bös, als gemein, mehr europäiſch ſchlecht, als italie-

niſch ordinär. Er wollte Jeronimo's Neigung in Schach erhalten und davon Gewinnſte ziehen. Sein Geiz ſahe mit Schrecken, wie des Bruders Vermögen in den durſtigen Sand der Pariſer Vergnügungen und Ausſchweifungen vollends verrinnen würde. Er ſahe ſchon tauſend Arme geöffnet, tauſend Zärtlichkeiten als Falle gelegt, er zitterte vor dem weiten Meere, deſſen Abgrund bald des tollen Jeronimo's Erbe verſchlingen mußte. Er wollte es retten. Er wollte es abſorbiren, erſt, wie er glaubte, um es zu bewahren, dann, um es nie wieder herauszugeben. Wally mußte zu dieſem Zwecke dienen. Ihre Koketterie mußte Jeronimo feſſeln und unglücklich machen. Luigi arbeitete planmäßig, um das Hirn des Bruders zu verrücken. Er brachte Grüße, Zärtlichkeiten, Locken, und zwang den Glücklichen, von Wally ſich immer wieder enttäuſchen zu laſſen. Jeronimo war ſchwach, ein Kind, eine todte Hand ſeines Vermögens. Luigi eignete ſich Alles zu. Wer kann zweifeln, daß Wally im Stande war, durch ihre unzähligen kleinen Charakterloſigkeiten einen Mann zu vernichten? Sie that es ohne darum zu wiſſen. Sie wurde unbewußt das Werkzeug einer nichtswürdigen Intrigue, an der ſie über ein ideales Leben und den Wahn ebenſoviel Studien hätte machen können wie an ihrer idealen Vermählung mit Cäſar.

---

## 8.

Jeronimo hatte früher eine glänzende Wohnung beſeſſen, jetzt mußte er ſich einſchränken. Er trat in Paris mit all dem Glanze auf, der der Wiederſchein ſeines Ver-

mögens war; jetzt hatte ihn eine unglückliche Leidenschaft so gebeugt, daß er nicht einmal das Schmerzliche seiner gegenwärtigen Lage empfand. Er dämmerte in seiner Idee hin. Er gab Alles seinem Bruder, seitdem er keine Bedürfnisse mehr kannte. Sein ganzes Vermögen wurde Luigi verschrieben. Zuweilen, am frühesten Morgen, wenn noch keine Seele auf der Straße war, besuchte ihn dieser und stieg die vier Treppen hinauf, über denen Jeronimo wohnte. Denn er wollte nicht, daß sein Bruder irgend einen Groll gegen ihn faßte. Er gab sich immer das Ansehen, als sorgte er väterlich für den Verlassenen, als bewahre er ihm seine Glücksgüter, die in seiner trüben Seelenstimmung ihm doch eine Last sein würden. So hatte er auch eines Morgens bedächtig an die Thür der kleinen Kammer gepocht, welche Jeronimo bewohnte. Er trat hinein und fand seinen Bruder lang ausgestreckt auf einem schlechten Bett, dessen er sich als eines Sopha bediente. An den kahlen Wänden hingen einige schlecht gemalte Heiligenbilder. Auf den Kissen rings lagen die zerstreuten Bestandtheile einer ganz mangelhaften Toilette; auf dem Tische einige Bücher, die mit Staub bedeckt waren und deßhalb ahnen ließen, daß Jeronimo noch aus sich selbst Trost und Unterhaltung schöpfen konnte.

Als Luigi eintrat, sprang sein verlassener Bruder auf, grüßte mit einer mechanischen Höflichkeit, für welche er selbst keinen Grund wußte, räumte schnell einen Stuhl ab und schob ihn zurück, um seinem Besuche Platz zu machen.

»Ist sie wohl?« war seine erste Frage. Luigi bejahte sie mit dem Lächeln eines Mannes, der hier gleichsam sagen

wollte: Es hängt Alles von dir ab! oder: Du kannſt Vortheil davon ziehen!

Aber Jeronimo war nicht ſo ſtarken Glaubens. »Sie liebt mich nicht!« rief er aus, »ſie iſt grauſam und kalt! Man ſieht, daß ein ſolches Herz nur im Norden geboren werden konnte.«

»Was hängſt du auch, mein Sohn!« entgegnete Luigi, »dieſer Grille nach? Warum ſich einer Leidenſchaft hingeben, welche ohne alle innere Begründung iſt und die nur dazu dient, dein ganzes Leben zu verwirren?«

»Sie läßt mich nicht mehr zu!«

»Du zwingſt ſie dazu; denn ſie liebt mich von Herzen. Was richteſt du an! du biſt in der glänzendſten Lage, biſt reich, jung, haſt eine ausgeſuchte Bildung; warum entziehſt du dich der Geſellſchaft? Warum dieſe ſchlechte Wohnung, die dich um deine Annehmlichkeiten und mich um meinen Credit bringt? Warum dieſer vernachläßigte Aufzug, welcher eher dem eines Induſtrieritters und Bankeruttiers gleicht, als dem Range und dem Geiſte, den du beſitzeſt?«

»Du biſt ſehr boshaft, Bruder!« ſagte Jeronimo, den ein Vernunftfunke durchleuchtete. »Wenn ich mich vernachläßige, ſo biſt du Schuld daran, meine Liebe wahrlich nicht, welche nur dazu dient, das Unglückliche meiner Lage mich weniger herb fühlen zu laſſen. Wer ſpiegelt mir die ungeheuern Verluſte vor, die mein Vermögen ſoll erlitten haben?«

»Ungerechte Beſchuldigung!«

»O ſieh', Luigi! ich blicke tief in dein Inneres. Dein Geiz iſt die Triebfeder deiner Schlechtigkeit. Du haſt dir immer das Anſehen gegeben, mein Beſchützer zu ſein, und

wahrlich du machteſt dich vortrefflich dafür bezahlt. Ich würde wahrhaftig keine deiner ehrloſen Intriguen zugeben, wenn ich mir Beſonnenheit und Feſtigkeit des Willens in meiner jetzigen Lage erhalten hätte.“

„So ungerecht ſprichſt du zu einem Bruder, der für dich ſorgt, Jeronimo? der niemals in dieſes Schmutzneſt tritt, ohne von den Geldrollen in ſeiner Taſche einen ſchweren Tritt zu haben. Wann komm' ich leer? Ich biete dir Alles an: ich beſchwöre dich, anzunehmen. Auch jetzt: ſiehe! nimm! aber wache über deine Ausdrücke, die mein Herz verwunden und der Welt Veranlaſſung zu einem falſchen Urtheil geben können.“

„O damit ſchläferſt du dein Gewiſſen ein, mit dieſen Geldrollen, welche hier liegen und von mir nicht geachtet werden, weil ich keine Bedürfniſſe mehr habe! Man hat gut von Reichthümern zu einem Manne reden, der das Gelübde der Armuth ablegte. Was fürchteſt du wohl mehr, Prahler, als meine erwachende Lebensluſt? Sie kann niemals kommen, Glücklicher! Du ſiehſt mich dem Tode entgegenreifen und hoffeſt, bald der Sorge um einen Menſchen enthoben zu ſein, von dem ich ſelbſt geſtehe, daß er für menſchliche Berührungen und das im Daſein Gewöhnliche kein Kettenglied mehr iſt. Du aber warſt es, der mich um [illegible] betrogen hat und mir ſagte: Sie iſt Dein!“

„Teil' ich die Neigungen dieſer ſchwer zu zügelnden Frau?“

„O Menſch, Bruder, du warſt ſchlecht genug, mir Hoffnungen zu machen!“

„Verächtlicher!“ rief Luigi und ſprang vom Sitze auf.

„O ſetze ſie vor dein Antlitz, die Maske der Entrüſtung! Dein Weib mußte der Blitzableiter meiner gewitterdrohenden Neigungen und der Hagelwetter werden, welche mein Vermögen ruiniren konnten. Dein Geiz ſah alles vorher. Ein teufliſches Spiel haſt du mit mir getrieben. Zu den Beleidigungen fügteſt du noch meine Entnervung hinzu, meine Unfähigkeit, mich für ſie zu rächen!“

Und das ſagte Jeronimo mit Recht. Denn wie richtig er auch das Benehmen ſeines Bruders, dieſe Manier, ihn zu beobachten und in der Hand zu haben, durchſchaute, ſo war er doch in ſeiner Willenskraft gelähmt. Eine unerwiederte Neigung hatte ihn zu Boden geworfen. Er war keines Entſchluſſes fähig, wenn ſein Bruder ſo ſchlecht handelte, ihm wieder eine neue Hoffnung zu machen. So lächelte Luigi auch hier, nahm die Geldrollen und ließ, indem er ſie einſteckte, wie zufällig die Schleife eines blauen Damenkleides aus ihr herausfallen. Jeronimo fing ſie auf und preßte ſie an ſeine Lippen. Sie war von Wally, ein Raub in derſelben Art, wie ihn ihr Gatte oft mit verſtellten Zärtlichkeiten beging. Während Jeronimo im Entzücken dieſes Beſitzes ſchwelgte, fand Luigi, dieſer Gemeinſte aller Italiener, Muße, ſich ohne Geräuſch zu entfernen.

Als er dicht bei ſeinem Hotel war, öffnete ſich die Thür deſſelben, und einer ſeiner Bedienten trat heraus, ohne ihn zu bemerken. Ein junger Mann ſprang auf den flüchtigen Burſchen zu, hielt ihn an und fragte ihn dringend, indem er etwas durch Geld belohnte, was noch kommen ſollte: „Iſt die Gräfin zu Hauſe?“

„Ich glaube nicht.“

„Sei aufrichtig: ich muß es wiſſen!“

„Sie ist bei der Vikomtesse von Hericourt.“

„Dort kann ich sie nicht sprechen. Sie war krank?“

„Wer? Die Gräfin? freilich; sie ist vor einer Woche vom hitzigen Fieber genesen.“

„Gerechter Gott! Wie lebt sie denn im Hause? hat sie viel Vergnügungen?“

„Sie wissen wohl, hierin läßt sie sich nichts entgehen. Sie glauben, Herr Baron, ich kenne Sie nicht? Wie oft waren Sie bei der Gräfin, als ich noch mit ihr Manège ritt.“

„Du kennst mich? Sage ihr nicht, daß du mich gesehen hast: morgen aber hilfst du mir, sie ohne Ceremoniel und weitläufige Anmeldung sprechen zu können!“

Der Gesandte sah dem forteilenden Fremden nach. Er erkannte ihn als einen Deutschen, dem er früher begegnet sein mußte. Der Bediente gab ihm den Namen an; doch hatte er nie gewußt, daß dieser mit Wally in einer Verbindung gestanden. Er trat in sein Hotel.

---

## 9.

Am folgenden Morgen, als Wally sich noch in den ersten Umrissen ihrer Toilette befand und im neusten Hefte der Revue de Paris blätterte, wo sie durch die Schwärmereien eines französischen Gelehrten über deutsche Zustände, die er falsch verstanden hatte, sehr belustigt wurde, riß eine unangemeldete Hand die Thür ihres Zimmers

auf und ſtürzte mit einem freudigen Gruße zu Wally's Füßen.

Wally war bleich vor Schrecken, als ſie es dulden mußte, daß Cäſar ſie ſtürmiſch in ſeine Arme ſchloß und ihre Hand mit ſeinen Küſſen bedeckte. „Meine Wally!“ war der einzige Ausruf, der über ſeine bewegten Lippen dringen konnte. Wally zitterte vor Schrecken und Freude. Auch ſie konnte keinen Ausdruck finden.

So ſaßen ſie ſich eine Weile ſtumm gegenüber; aber ihre Blicke ſprachen mit feurigen Zungen und hatten tauſend Dinge zu gleicher Zeit zu fragen und mitzutheilen. „Dein Tſchionatulander!“ ſprach dann Cäſar mit holdſeliger Ironie. Wally erröthete und barg ihr glühendes Antlitz an ſeine Bruſt.

„Sie müſſen mir dieſen ſtürmiſchen Angriff verzeihen!“ fuhr dann Cäſar ſich in alter Art ſammelnd fort. „Ich habe viel bei Ihnen gut zu machen und will es durch Dinge, welche für Sie von Werth ſind.“

„Sie haben vor zwei Monaten mir das Leben nur gerettet, um es mir zu nehmen! ſagte Wally.

„Ich wollte Sie nicht beſuchen. Ich vermied Sie. Warum? fragen Sie mich nicht! Ich weiß es nicht. War ich ſtolz, beleidigt? Nein: es war lächerlich; aber Sie kennen, Wally, wie ſchwierig ich zu behandeln bin. Ich laſſe immer auf eine kleine Liebenswürdigkeit zehn große unerträgliche Thorheiten kommen.“

„Liebenswürdigkeiten! Unerträglich! Thorheiten! O, Alles wie ſonſt — mein Cäſar!“

„Meine Wally! Aber Sie ſchweben in einer unvermeidlichen Gefahr, aus der ich Sie retten muß. Ihr guter

Ruf iſt bedroht. Sie verdanken das Ihrem Manne. Welche Leute kommen in Ihr Haus?“

Wally hatte nicht viel Gehör für dieſe Worte, für den Inhalt nicht, nur für den Schall, den ſie an Cäſar's Munde verfolgte. Wenn die Wörterbücher es erlauben, ſich ſo auszudrücken, ſo wollte ſie ihn nur ſprechen, nicht reden hören.

„Nein, in der That, Wally! Wer iſt dieſer Jeronimo? Alle Welt ſpricht davon. Es iſt unmöglich, daß Sie Antheil an dieſer Intrigue haben. Sie kommt allein auf Rechnung Ihres Mannes.“

Wally lächelte nur und weidete ſich an dem Anblick.

„Nein, bezaubernd ſind Sie Wally!“ grollte Cäſar mit komiſch-weinerlicher Stimme; aber ſo hören Sie doch und gehen Sie auf etwas ein, das Sie intereſſirt.“

Cäſar mußte ſie wecken, mit Küſſen wecken aus ihrem Rauſche. Er mußte Auge an Auge, Stirn an Stirn legen, jeden Zug in Wally's Antlitz bannen, um ſie in ſeiner Gewalt zu haben und ſeinen Worten Eingang zu verſchaffen. Wally that noch immer nichts, als in einer gewiſſen gemachten Abweſenheit von unten herauf mit einer halben Wendung ihres Kopfes, mit klugen und verdächtigen Augen an ihn ſich hinaufſchmiegen und das küſſen, was ſie gerade traf, Auge, Mund, Stirn. Man muß lieben, um dieſe Zärtlichkeit zu verſtehen.

„Wally!“

„Cäſar!“

„Wer iſt Jeronimo?“

„Ein Narr.“

„Der Bruder Ihres Mannes?“

„Der Bruder meines Mannes.“

„Er liebt Sie.“

„Er liebt mich.“

„Er iſt wahnwitzig.“

„Er iſt wahnwitzig.“

„O, Wally! Wally!“

„Was ſoll ich nur? Warum inquiriren Sie mich?“

„Man behauptet, Jeronimo würde mit Vorſpiegelungen von Ihnen hingehalten, während Ihr Mann die Zeit benutzt, ſeinen eigenen Bruder auszuziehen.“

„Aus der Comödie! Eine Traumliebe! Die Karrikatur der unſrigen! Ein Roman von Eugene Sue, Balzac, Victor Hugo; was ſoll ich leſen? Rathen Sie mir, ich verwildere ganz, Cäſar.“

„Keine Fabel, nein! im Hotel des ſardiniſchen Geſandten plündert man die unglücklichen Liebhaber.“

„Und die glücklichen, Cäſar, ſind langweilig.“

„Und die glücklichen Liebhaber, Wally, wollen nicht, daß ihr Idol ein Gegenſtand der allgemeinen Beſchimpfung iſt.“

„Wer beſchimpft mich?“

„Ihr Mann!“

„So müſſen Sie mich wieder rein waſchen.“

„Das will ich; aber —“

„Aber —“

„Geben Sie mir Aufſchlüſſe, Data, Erklärungen. Wer iſt Jeronimo? Was will er? Was hat er? Ahnten Sie nichts? Theilen Sie die Schuld Ihres Mannes?“

„Gott, ſo hören Sie auf, Cäſar. An dieſen Sachen nehm' ich keinen Theil. Ich habe ja an Ihnen genug, Cäſar;

ich laſſe Sie nicht. Reden Sie von der Vergangenheit, von Ihren Lebensſchickſalen, von unſern Freunden. Kein andres Wort, oder ich verlaſſe Sie im Augenblick.«

Cäſar begriff dieſe Grillen nicht. Verdiente er ſo geliebt zu werden!

»Nun dann!« ſagte er lachend und ärgerlich zugleich, und begann auf die Themata einzugehen, welche Wally allein befriedigten. Bis zur Mittagszeit konnten ſie über dieſe Dinge ſprechen, ja noch in der Loge des Theaters, und nach dem Theater bis tief in die Nacht hinein.

---

## 10.

Endlich hatte Wally den Zuſammenhang ihrer häuslichen Verhältniſſe begriffen. Cäſar war unermüdlich, den Ruf ſeiner Freundin wieder herzuſtellen und die öffentliche Meinung über ſie zu berichtigen. Sie dankte ihm nicht einmal dafür, denn ſie lebte gar nicht in Bezug auf dieſe unwürdigen Dinge, weil ſie weder von ihnen eine ganz klare Vorſtellung hatte, noch ſie einer Aufmerkſamkeit werth hielt, die größer geweſen wäre, als die vollſtändige Erſchöpfung ihres Verhältniſſes zu Cäſar, ihrer Liebe.

So verfloſſen einige für ſie unerſetzliche Tage. Wally duldete nicht, daß irgend etwas ſie im Genuſſe derſelben ſtörte. Sie gab wenigen Beſuchen Gehör. Die meiſten wies ſie ab, vor allen die Anmeldungen Jeronimo's, den ſie in ſeinen Leiden mit einer entſetzlichen Grauſamkeit behandelte.

Sie trat Alles mit Füßen, was nicht in unmittelbarer Beziehung auf Cäsar stand.

„Sie müssen mich über diesen Unglücklichen anhören;“ sprach Cäsar einst zu ihr. „Er glaubt Rechte auf Sie zu haben und behauptet, daß Sie um den Preis seines Vermögens die seine wären.“

Wally lachte hierüber, dann aber sagte sie ärgerlich: „Was soll ich aber thun? Ich bin dieser Verhandlungen so müde, daß mir meine Lage unerträglich wird. Es kommt so weit, daß ich jedes Mittel ergreife, Paris zu verlassen.“

„Was thut Ihr Mann? Was sagt er Ihnen? Will er denn Alles geschehen lassen?“

„Was geschieht denn? Gütiger Himmel, so schenken Sie den Narrheiten der Welt nicht fortwährend Ihr Ohr. Ich bin für Sie ohne Tadel und bedarf nicht mehr, weil ich nur Ihnen gefallen will. O Gott! ist je zu einem Manne so gesprochen worden?“

„Sie verwirren meinen Kopf, Wally!“

„Gewiß; denn der meinige ist unfähig, noch im Zusammenhange zu denken. Wollen Sie etwas Entscheidendes thun?“

„Nun?“

„Befreien Sie mich aus dieser Lage! Ich gehe mit Ihnen aus Paris und kehre niemals zurück. In der Einsamkeit will ich wohnen; selbst, wenn Sie mich verbergen müßten. Hier ist die Luft verpestet. Sagen Sie Alles meinem Manne. Er ist ein Elender, der gar keine Rechte auf mich hat. Fort! Gehen Sie noch jetzt hinüber zu ihm.“

Als Cäsar hierauf mit dem Gesandten allein war, sagte er zu ihm: »Mein Herr, Sie vernachlässigen den Ruf und die Ruhe Ihrer Frau.«

»In welcher Eigenschaft sagen Sie mir dies?« fragte der Gesandte.

»Als Bevollmächtigter und Beauftragter Ihrer Frau, als Freund des Hauses, dem sie angehört, als Theilnehmer an Wally's Lebensschicksalen, die sie betreffen, als beträfen sie mich selbst, zuletzt — wenn auch nur — als Beschützer eines Wesens, das unschuldig ist und nicht die Kraft hat, sich von einer Intrigue loszusagen, in welche sie wider ihren Willen verwickelt wurde.«

»Sie scheinen von den Verhältnissen meiner Frau mehr zu wissen, als ich selbst. Doch will ich ihre Mittheilungen abwarten, um mich zu irgend etwas bestimmen zu lassen.«

»Dann werden Sie freies Spiel haben, mein Herr! Wally lebt nicht mit dem, was um sie vorgeht.«

»Dann scheint es, als bauten Sie ihr eine andre Welt.«

»Ja, Sie können so sagen, wenn Sie darunter verstehen, daß ich die alte einreißen werde. Was können Sie thun, um Ihrem Bruder seinen Verstand wieder zu geben und die Reichthümer desselben, welche Sie sich das Ansehen geben, mit Ihrer Gattin zu theilen? Sie wagten es, eine himmlisch reine Seele zu beschmutzen. Sie wagten es, das Leben eines Bruders methodisch zu untergraben. Gegen das Letzte werden zweifelhafte Gesetze auftreten, gegen das Erste aber Gesinnungen, die sich weder widerlegen, noch bestechen lassen.«

„Aber auch gegen dieſe tugendhaften Geſinnungen wird es Geſetze geben, und ſichere; denn Sie wiſſen, daß dieſe Art Tugend nicht überall am Orte iſt.“

„Die Geſetze werden zu ſpät kommen.“

„Wie ſollten ſie von Ihnen vereitelt werden?“

„Durch die Entführung Ihrer Frau, die Brandmarkung Ihres Namens, durch die Aufhebung jeder ehrlichen Gemeinſchaft mit Ihnen, durch tauſend Vorſprünge, welche die Ehrlichkeit vor einem Manne voraus hat, der mit dem guten Namen ſeiner Frau das Vermögen eines Bruders kauft, der zur einen Seite die Menſchen übel berüchtigt, zur andern wahnſinnig macht. Wahrhaftig, ich ſchwöre Ihnen —“

Der Geſandte trat ſcharf auf Cäſar zu und hintertrieb hierdurch das, was dieſer ſagen wollte; er ſtieß einige Drohungen aus und verließ dann mit einem gemachten Stolze das Zimmer. Cäſar wollte ihm nach, aber die Drückerthür war in's Schloß gefallen.

Als er in die Zimmer Wally's zurückkam und hörte, daß ſie im Bade ſei, verließ er unmuthig über die verlorene Mühe das Hotel. Seine Ausdauer war erſchöpft. Er war nahe daran, jetzt Alles ſo kommen und ſo gehen zu laſſen, wie es ging. Aber noch an demſelben Abende ſollte eine Schlußkataſtrophe den Knoten durchhauen.

Jeronimo's Seelenzuſtand war unheilbar zerrüttet. Es war ihm nur noch eine Kraft geblieben, die gefährlichſte für ſeinen unzurechnungsfähigen Zuſtand, die Kraft, Entſchlüſſe zu faſſen und ſie um ſo eher in's Werk zu ſetzen, weil ihn nichts in ſeinen Combinationen ſtörte. Jeronimo war faſt ein Bild des Todes. Das dunkle Feuer ſeines Auges

hatte ſich ſelbſt verzehrt, ein Büſchel dünner Haare deckte den kahlen Scheitel. In Regen und Froſt ſtand er vor den Fenſtern ſeiner unglücklichen, im Bilde geliebten Neigung, die ihn von ſich wies und den ganzen Herbſt und Winter mit ihm nicht geſprochen hatte. Dabei verſagte er ſich das Nothwendigſte. Er ſchien verhungern zu wollen. Da ihn aber die Langſamkeit dieſer Todesart peinigte, ſo wählte er eine ſchnellere. Nur darum handelte es ſich noch bei ihm, wie er vor den Augen Wally's ſterben ſollte.

Es war an demſelben Tage, wo Cäſar mit dem Geſandten geſprochen hatte, als ſich in der Nachtdämmerung eine blaſſe Geſtalt von ihrem Lager erhob, nach einem Piſtol griff und ſich an den erleuchteten Häuſern der Pariſer Straßen dicht unter den erſten Stockwerken entlang ſchlich. Es war ein wenig Schnee gefallen. Die Straßen waren leer, oder doch hatte Alles, was auf ihnen lebte, Eile, ſie wieder zu verlaſſen. Nirgends brannten Laternen. Mondſchein hatte der Kalender.

Jeronimo ſtand endlich vor dem Hotel ſeines Bruders. Man ſah es, daß dieſes Haus kein Sitz der Freude war. Nur hie und da war ein Fenſter erleuchtet. Jeronimo ſpähte nach dem, welches zu Wally's Schlafkabinet gehörte. Er ſah es, doch war es noch finſter. Wally mußte aus dem Theater ſchon zurück ſein. Einige falſche Accorde auf dem Clavier drangen zu dem Ohr des Unglücklichen. Jeden Andern, deſſen Geiſt nicht ſchon in wahnſinnige Erſtarrung übergegangen war, hätten dieſe Töne dem Leben wieder gegeben. Jeronimo hatte keine Empfindung, als für das, was mit ſeinem Tode und einer Art von Rache zuſammenhing. Er that nichts, als den Hahn ſeines Piſtols zurücklegen.

Jetzt schwiegen die Töne, welche nur in einem Anfalle von Zerstreuung und zufälliger Leere des Bewußtseins angeschlagen schienen. Das Schlafkabinet Wally's erhellte sich. Jeronimo zitterte, denn nah erkannte er zwei Gestalten, welche an den Gardinen des Fensters zuweilen wegrauschten. Bald war es nur noch dieselbe Gestalt, die zuweilen wiederkehrte. Es mußte Wally sein.

Jeronimo wollte nicht anders, als sie im Auge haben. Der Zufall war grausam genug, hier Alles zu erleichtern. Vom Vorsprung des Parterrefensters war er bald auf das eiserne Gerüst einer Laterne. Die Einschnitte an der Wand des Hauses unterstützten ihn. Er schwang sich auf, griff mit zuckender Hand an das Fenster und faßte soviel vom Holze, daß er bequem aufgerichtet einige Minuten lang stehen konnte; er stand noch länger; denn in so fürchterlichen Augenblicken ermüdet der Körper nicht und kann das Unglaubliche leisten.

Wally blieb drinnen an einen Pfeiler ihres Bettes gelehnt. Sie war noch nicht ganz entkleidet; nur was an Schnüren und Bändern ihre Kleider zusammenhielt, war gelöst. Sie war sehr indifferent in ihrem Gemüthe, wie es schien, und griff nach einem Buche, nach einem deutschen Buche, um sich in Paris einzuschläfern. Da störte sie ein Geräusch am Fenster. Sie sieht auf und erblickte durch die angelaufenen Scheiben die ganz undeutlichen Umrisse einer menschlichen Gestalt. Sie eilt hinzu, wischt so viel von dem Thau des Fensters ab, um ein gräßlich verzerrtes Antlitz wahrzunehmen, das im Nu beim Knall eines Pistols zerschmettert ist. Sie stößt einen entsetzlichen Schrei aus: der Schuß macht das Haus lebendig. Man eilt von allen

Seiten herbei, dringt in Wally's Zimmer; denn hier hatte man den Schuß gehört. Man tritt in das Kabinet, und findet Wally bewußtlos am Boden liegen. Die Scheiben sind zerschmettert und blutige Theile eines zersprungenen Schädels liegen auf dem Fußboden.

Wally hatte sich bald erholt. Sie besann sich auf Alles; sie hatte Jeronimo in dem Augenblicke, als das Pistol blitzte, erkannt; Niemand zögerte, ihre Vermuthung zu bestätigen, als man den hinuntergestürzten Leichnam besichtigte und dem Bruder des Gesandten in ein Antlitz leuchtete, das nicht mehr da war. Aber welch' ein tiefer Abgrund ist das weibliche Herz! Wally tobte wie eine Bacchantin. Sie lief, sie schrie, sie riß die Zimmer ihres Gatten auf, der nirgends zu finden war. Sie verbot unter jeder Bedingung, den entsetzlichen Leichnam in das Haus zu tragen. Wäre Jeronimo nicht schon todt gewesen, jetzt hätte sie ihn umbringen können. Sie rief nach Cäsar. Bedienten eilten fort; man traf ihn nicht. Sie schickte zwei-, dreimal. Zuletzt ließ sie ihm sagen, daß er am folgenden Morgen um sechs Uhr reisefertig in ihrem Hotel eintreffen sollte.

Hier war kein Besinnen, kein Abrathen mehr möglich. Alles mußte Hand anlegen, um ihre Sachen zu ordnen und das Nöthigste auf den Reisewagen zu packen, der unter den Thorweg gezogen wurde. Die Post wurde zur Minute bestellt. Wally war wie verzaubert. Sie befahl, majestätisch, kalt, nordisch, wie eine Alleinherrscherin Moskau's. Bis tief in die Nacht war sie mit diesen Zurüstungen beschäftigt.

Sie hatte in halbem Schlummer gelegen, als sie in der Frühe aufwachte. Das blutige Ereigniß hatte sie vergessen; nur ihr Entschluß beschäftigte sie. Cäsar erschien,

ganz verstört. Sie blickte ihn forschend an, sie befahl. Er begriff nichts, er fragte nicht, er folgte willenlos. Unten im Thorweg war Alles noch um den Wagen beschäftigt, sie zitterte vor Aerger, daß hier noch nicht Alles beendigt war. Sie dachte gar nicht daran, bei Menschen, welche sie nie wieder sehen wollte, einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen. Cäsar's Blick fiel auf eine Blutspur, die von Außen sich in den Thorweg und wieder hinaus zog. Er wagte nicht zu fragen, so erschreckte ihn dies. Wally schien Alles zu wissen, und wie leichtsinnig trat sie über das kaum getrocknete Blut, das hie und da mit zersplitterten Knochen vermischt war!

Erst als sie beide im Wagen saßen und die Barrieren von Paris im Rücken hatten, theilte ihm Wally das Geschehene mit. Cäsar schauderte.... Der Selbstmord in allen Formen umgaukelte sie und die Consequenzen des Wahns streckten sich wie knöcherne, würgende Arme nach Denen aus, die sich etwa ihnen zugänglich zeigen würden. Cäsar erwehrte sich ihrer schon. Aber Wally?

# Drittes Buch.

## Wally's Tagebuch.

Es iſt zu ſpät, das Leben ihres Bluts
Iſt tödtlich angeſteckt, und ihr Gehirn,
Der Seele zartes Wohnhaus, wie ſie leben,
Sagt und durch ſeine eitlen Grübeleien
Das Ende ihrer Sterblichkeit vorher.

Shakſpeare.

Die Einſamkeit meiner jetzigen Lebensweiſe zwingt mich, den Kreis, in welchem ich mich bewege, nun doch auch in allen ſeinen Theilen auszufüllen. Wie beglückt mich Cäſars Liebe! Ich will aber nicht ungerecht ſein gegen die Außenwelt, und mich wenigſtens ſchriftlich mit ihr beſchäftigen, ſo weit ſie ein Recht dazu hat. Viele verdienen es, daß ich auf ſie achte: nicht alle. Cäſar ſagt mir, ich wäre egoiſtiſch gegen die Welt, er nennt mich ſogar grauſam. Er meint es gewiß damit aufrichtig. Ich will mich auch mit den Andern beſchäftigen; aber ſchriftlich: täglich will ich drei Vormittagsſtunden darauf verwenden. Täglich —

Ob ich das Vorige ausstreiche? Fünfmal hab' ich gegen meinen Vorsatz gesündigt, und multiplizire ich die drei vergessenen Stunden mit den fünf vergessenen Tagen, so that ich's fünfzehnmal. Ich schreibe ungern, denn ich denke viel schneller, als mein bleierner Styl folgen kann. Cäsar sagte mir, man müsse die Menschen in ihrem ganzen Wesen anatomiren. Dadurch lerne man und vergnüge sich. Cäsar hat immer Recht.

Ich will einige meiner alten Freundinnen zu schildern suchen. Ich vernachlässige alle; wenn ich sie sehe, zeig' ich ihnen, was ich von ihnen schrieb und daß ich sie doch liebe. Ich will Adolphinen charakterisiren, sie ist so verschieden von mir.

Adolphine gefällt, ohne schön zu sein. Man kann ihr nicht einmal einen ausgezeichneten Wuchs zugestehen, nur ihre Haltung, ihr schwebender Gang kann den Mann veranlassen, auf sie zu achten. Sie trägt sich mit erstaunenswerther Einfachheit. Ihr Haar ist gescheitelt; ein weißer Kantenstrich, wie man ihn unter Hüten trägt, hebt diese Einfachheit zu dem lieblichsten Eindruck. Weiß und hellblau stehen ihr gut; eine rothe Schleife auf der Brust giebt dieser Monotonie der Toilette eine lachende Auffrischung. Adolphine hat einen kleinen Fuß. Sie geht sehr schön. Das will viel sagen! Das Blaue in Adolphinens Auge ist nicht rein, es ist mit zu viel Weiß gemischt. Für die Augenbrauen ist eine schöne Wölbung da; aber sie ist nicht stark aufgetragen; dieser Reiz verschwindet. Sie hat einige hübsche Gewohnheiten. So faßt sie z. B. oft mit der linken Hand in die Gegend der Stirn, öffnet sie, schließt mit dem Daumen und dem Zeigefinger einen Kreis und beginnt diesen

Kreis allmälig zu öffnen, indem sie aus der Thränendrüse des linken Auges zurückfährt, das ganze Auge umkreist und die Oeffnung der beiden Finger wieder schließt am Ende des Auges. Diese sonderbare Bewegung erfolgt mit Blitzesschnelle, und ist deßhalb so hinreißend, weil sie immer mit einer Erregung ihrer Seele zusammenhängt: Der größte Zauber in Adolphinens Erscheinung kommt aber von ihrer eigenthümlichen Seelenstimmung her. Diese muß man, um kurz zu sein, sentimental nennen; obschon der Ausdruck sie nicht ganz erschöpft. Besser würde man sagen, sie ist musikalisch gestimmt. Denn Musik drückt ihr ganzes Wesen aus: und zwar nach jener einseitigen Richtung hin, wo die Musik nur Wonne der Empfindung ist. Für plastische Gestaltenschöpfung in der Musik, so weit die Musik diese erreichen kann, für Opern im Gluck'schen Geschmack, kurz für das Dramatische in der Musik ist sie nicht. Die Richtung ihrer Seele ist lyrisch. Alles, was sie mit einem wunderlieblichen Organe spricht, nimmt den Ausdruck des Zarten, Schonenden und Bittenden an. Bittend sind die meisten Töne ihres Lautregisters. Nichts kann hinreißender sein, als dies flehende, mit einer gewissen lächelnden und doch schmerzlichen Selbstironie hervorgebrachte: O Gott! womit sie so vieles begleitet, was sie spricht. O Gott! Dieser Ausdruck soll ihr ewiges Ueberwundensein, ihre Hingebung an die Menschheit, an die sie glaubt, ausdrücken. Wer könnte widerstehen, wo solche Töne anschlagen! Adolphine ist so willenlos, daß sie die Beute jeder pronoucirten Absicht werden kann. Mit liebenswürdiger Naivetät gestand sie mir einst: Sie würde Jeden lieben, der sie liebt. O wie nöthig ist es, bei einer solchen Willensschwäche,

daß ſie in die Hut eines Mannes kommt, der ſo viel geiſtiges Leben beſitzt, um ſie ganz durchſtrömen zu können mit ſeiner eignen Willenskraft! Adolphine liebte unglücklich, mehrmals; aber ſie iſt ſo unentweiht, ihre früheren Zärtlichkeiten ſind ſo wenig ſichtbar in ihrem Benehmen, daß ſie dem Manne immer noch als kaum erſchloſſen erſcheinen muß. Adolphine beſitzt äußerlich die Reize nicht, einen Mann auf die Länge zu feſſeln, aber wer ſie einmal, ſei es aus Liebe oder Illuſion eroberte, der wird ſie nie verlaſſen können, weil ihre Hilfloſigkeit, ihre Hingebung entwaffnet. Vielleicht arbeitet ſie noch mehr an ihrem Geiſte. Sie hält einige Minuten lang die Dialektik eines bloß verſtändigen logiſchen Geſprächs aus; aber dann kann ſie es nur fortſetzen, wenn es entweder auf einen gemüthlichen und Gefühlston übergeht oder auf einen beſtimmten vorliegenden Fall, den ſie erlebt hat. Ueber einen Fall, den man ihr blos erzählt, kann ſie nicht urtheilen, weil ſie alle Menſchen für gut hält und alle nach ſich ſelbſt richtet. Adolphine ſollte viel leſen. Sie lieſt, aber fragmentariſch. Sie iſt reich, ſie ſollte ſich durch vielfache Lektüre in Dem zu bilden ſuchen, was über die Muſik und das bloße Gefühl hinausliegt. Ihr Organ macht, daß ſie ſchön, ihre keuſche Seele, daß ſie faſt Alles richtig lieſt. Ich hörte ſie Gretchen im Fauſt leſen, wie wahr und hold! Cäſar muß ihr Bücher geben. Was er wohl über ſie urtheilt! Er iſt ihr diametral entgegengeſetzt und ſagte mir doch auch einmal: er müſſe Jede lieben, die ihn liebe, und würde auch Jeder treu ſein in ſeiner Art. Bei ihm iſt das Egoismus, bei Adolphinen Schwäche. Sie können ſich aber nicht begegnen. Adolphine iſt eine Jüdin.

Ich habe das gestern nur so hingeworfen, daß Adolphine eine Jüdin ist. Aber welche eigenthümliche Richtung mußte dies ihrem Wesen geben! Sie wurde unter sehr glänzenden Verhältnissen erzogen. Das Judenthum in seinem Schmutz, mit seinen Ceromonieen und Priestern nahte sich ihr niemals. Sie findet keine Reue darin, irgend eines der jüdischen Gebote zu übertreten, von welchen sie den größten Theil gar nicht kennt. Wie orginell ist doch ein Mädchen, das den ganzen Bildungsgang christlicher Ideen nicht durchmachte und doch auf einer Stufe steht, welche ganz Gefühl ist und das so viel Liebenswürdigkeit entwickelt! Adolphine kann von der Religion nur wenige Nachrichten haben, einen weiblichen Gottesdienst giebt es in ihrem Glauben nicht, eine häusliche Verehrung kommt in Form von Ceremonien, Gesang oder sonst einer Weise nicht vor, die Confirmation ist den Juden nicht in unsrer Art erlaubt — wie auffallend ist dies Alles und doch hat man es nicht neben sich!

Glücklich ist Adolphine zu nennen, denn niemals wird ihr die Religion irgend eine Aengstlichkeit verursachen. Ein gewisses unbestimmtes Dämmern des Gefühls muß für sie schon hinreichend sein, die Nähe des Himmels zu spüren. Sie braucht jene Stufenleiter von positiven Lehren und historischen Thatsachen nicht, die die Christin erst erklimmen muß, um eine Einsicht in das Wesen der Religion zu bekommen. Wir sind weit schwieriger in diesem Betracht gestellt und sollten im Grunde, wenn die Religion die Tugend befördert, weit weniger tugendhaft als die Juden sein; denn unsere Religion ist ein so hoher Münster, daß man ihn zwar in der Hauptsache ersteigen, aber nicht zu

jedem Sims, zu jedem Vorſprunge, zu jedem Seitenthurme gelangen kann. Eins aber bemerk' ich, was charakteriſtiſch iſt. Niemals könnt' ich als Chriſtin über meine Religion zu Adolphinen ſprechen und ſie eine Verzweiflung über meinen Glauben blicken laſſen. Es iſt dies eine Schaam und ein Stolz, welcher unvertilgbar in uns niedergelegt iſt und die uns nicht verlaſſen würde, ſelbſt wenn vom Chriſtenthum Alles in uns morſch geworden wäre.

Für chriſtliche Männer, welche widerſpänſtig gegen den Katechismus ſind, muß die Liebe einer Jüdin von beſonderm Reize ſein. Sie nehmen hier weder Bigottismus, noch eine Zerriſſenheit, wie die meinige, in den Kauf, ſondern weiden ſich an der reinen, ungetrübten, natürlichen Weiblichkeit, an einem ſinnlichen Schmelz der Liebe, welcher die der Chriſtinnen bei Weitem übertreffen ſoll. Bei einer Jüdin reduzirt ſich Alles einſeitig auf ihre Liebe, Rückſichten tauchen nirgends auf: ihre Liebe iſt ganz pflanzenartiger Natur, orientaliſch, wie eingeſchloſſen in das Treibhaus eines Harems, der Alles erlaubt, jedes Spiel, jede weibliche Gedankenloſigkeit, Alles, Alles: darum ſchwillt Adolphine von Liebe. Das Segel ihres Herzens iſt niemals ſchlaff, ſondern immer aufgebläht, rund und voll, immer auf rauſchender Fahrt.

Cäſar entdeckt, glaub' ich, in der Liebe zu Jüdinnen noch einen andern Reiz. Er hat eine ganz heilloſe Anſicht von der Ehe und will die letztere durchaus nicht als ein Inſtitut der Kirche gelten laſſen. Das Sakrament der Ehe iſt nach ſeiner Theorie die Liebe, nicht des Prieſters Segen. Wie glücklich würde Cäſar ſein, wenn er je heirathete, es ohne kirchliche Ceremonie thun zu dürfen!

Eine Ehe zwiſchen einer Jüdin und einem Chriſten kann zwar nicht bei uns, aber in andern Ländern geſchloſſen werden; natürlich iſt dies eine Ehe ohne den chriſtlichen oder jüdiſchen Prieſter; es iſt eine rein civile Ehe vor den Gerichten, ein Akt der geſelligen Uebereinkunft. Ich glaube faſt, Cäſar könnte deßhalb ſeine Neigung zu Adolphinen ins Aeußerſte treiben. Schon bemerk' ich, wie eifrig er ſie ſucht.

---

Wie leichtſinnig bin ich geſtern über die Abgründe meines Denkens hingewandelt! Ohne weiteres konnt' ich mich damit beruhigen, dieſe Zweifel an meinem Glauben hinzunehmen als etwas, das ich mir längſt ſelbſt geſtanden habe, und doch weiß ich aus meinem frühern Leben, wie unglücklich ich war, daß ich über dieſe Dinge nichts zu denken wagte. O wie mächtig iſt der Liebe Zauber! Ein männliches Herz, das uns liebt, iſt der Wächter aller unſrer Gedanken und muß die ſtille Verantwortung deſſen tragen, was in der Seele des Weibes Sünde und Empörung iſt. Wie ſicher fühl' ich mich, ſelbſt im Entſetzlichſten, wenn ich nur die warme Hand meines Freundes drücken darf! Er nimmt Alles auf ſich: er iſt heiter und lächelt und fürchtet nichts.

---

Wenn ich jetzt ſchon nicht ohne Zagen ſehe, wie Cäſar ſich Adolphinen immer mehr nähert, wenn ich mir die grau-

ſame Wirkung denke, die ein Verhältniß zwiſchen beiden in mir Unglückſeligen hervorbrächte: was muß dann kommen, wenn ich die Trümmer ſehe, welche ſich in meiner Seele aufgehäuft haben! Die Unruhe, über die Religion eine Anſicht zu haben, peinigt mich mehr als ſonſt. Sie hat eine ſolche, jetzt zur Noth gedämmte Gewalt über mich, daß ich glauben muß, die Wegnahme dieſes Dammes der Liebe bringt eine Ueberflutbung in mir hervor, welche ſelbſt den Schmerz über Cäſars Verluſt mit fortſchwemmt. Ich lebe und ſterbe mit Cäſar. Leben kann ich nur mit Cäſars Liebe. Sterben muß ich, nicht weil Cäſar im Stande war, eine andre mir, ein Mädchen einer Frau vorzuziehen, ſondern weil dann Alles in mir zuſammenſinkt. Gott, ich glaube, faſt brauch' ich Cäſar nur, um mich zu beſchäftigen und meinen Gedanken eine unſchädliche Richtung zu geben. Er kommt.

---

Nur die Erkenntniß iſt das Schwere. Das Daſein Gottes ſelbſt bezweifeln, hieße den gegenwärtigen Zuſtand meines Innern fortläugnen. Würd' ich dieſe Mühe haben, wenn es nicht in Wahrheit einen Gott gäbe! Das Reſultat des Atheismus war auch nie ein andres, als daß er in ein Syſtem überging und zuletzt ſelbſt eine Religion wurde. Konnt' es abergläubigere und bigottere Atheiſten geben, als Chaumette, Anacharſis Cloots und Momoro waren!

---

Der Atheismus eine Religion! Eine Ironie, die man ſataniſch nennen möchte! In einer Reiſebeſchreibung las ich, daß einer der erſten Gotteslängner der Revolution, Billaud-Varennes, nachdem er auf ſeiner Flucht erſt von der Dreſſur azoriſcher Papageien gelebt hatte, dann in Amerika Prieſter wurde, unter Indianer kam und zuletzt von ihnen als göttliches Weſen verehrt wurde, er, der Gott geläugnet hatte!

---

Dieſe ſataniſchen Ironieen reizen mich. Sollte es möglich ſein, daß es noch einſt im Himmel einen Gottesdienſt giebt! Das Chriſtenthum (man leſe nur die Offenbarung Johannis) gefällt ſich in dieſem Widerſpruch, als wenn Gott vor ſich ſelber Weihrauch ſtreuen müſſe. Es etablirt im Himmel eine vollendete Kirche mit Chören der Seligen und Altären, auf welchen die Cherubim thronen. Göthe benutzte dieſe Maſchinerie für die Canoniſirung ſeines Fauſt.

Aber was jag' ich nach ſolchen Bemerkungen! Sie haben freilich lindernde Kraft, aber ich ſchäme mich, aus meinem Schmerze Thatſachen heraufzuwühlen und mich ſelbſt als einen Gegenſtand meiner Leiden zu betrachten.

Cäſar ſucht noch immer Adolphinen, die reiche Jüdin.

---

Wir ſollen Gott fürchten und lieben! Dies eine Gebot untergräbt meine Ruhe; denn ich kann es weder befolgen,

noch mich anklagen deßhalb, weil ich es nicht thue. Wir ſollen Gott zürnen, heißt das Gebot meiner Weltanſicht, welche eine unglückliche iſt und freilich ſich nicht damit zufrieden giebt, daß jährlich vier Jahreszeiten kommen und man im Frühjahr Erdbeeren ißt, welche mit Zucker und Milch ein ſo vortreffliches Surrogat der Vanille ſind. Es iſt im Grunde nicht viel, was wir beſitzen auf Erden. Wir werden geboren oft in den elendeſten Verhältniſſen. Wir kriechen thieriſch auf dem Boden und werden nur allmälig aufgerichtet, wie Schlinggewächs an das Spalier der Bildung. Noth, Mühſal verfolgt uns überall; ſelten ein Genuß, der nicht durch eine Anſtrengung erkauft iſt. Wir haben ſo viel mit der Materie zu kämpfen. Wir wälzen einen Stein wie Siſyphus den Berg hinauf; warum müſſen wir es thun? Der Fluch, nicht der Segen der Götter begleitet uns. Warum ſind wir? O könnt' ich mir irgend einen erweislichen Grund vorſtellen, warum dieſe Planeten im Weltſyſteme irren, warum wir auf unſerm Planeten ſo armſelig und hülflos kriechen müſſen? Was bezweckte Gott damit? War dies eine Grille von ihm? Was kommt darauf an, ob das Gute oder Böſe in der Weltordnung produzirt wird? Ich bin ſo unglücklich. Ich weiß hierauf keine Antwort.

Die Fähigkeit, Fragen aufzuwerfen, ließ Gott bei der Schöpfung oder bei der ewigen Schöpfung, bei unſrer Geburt, ohne die entſprechende Fähigkeit, auch Antwort darauf zu geben. Dieſe Halbheit einer Gabe iſt ſo feindſelig. Gott duldete es, daß der Glaube an ihn die Tagesordnung der Geſchichte wurde; er duldete es, daß noch heute der Atheismus wie das größte Verbrechen von den Völkern

behandelt wird. Nun, ich denke wohl an Gott; aber warum gab er uns nicht die Fähigkeit, ihn begreifen zu können? Verlangt er die Folgen, warum ließ er mich ohne die Voraussetzungen? Alle Nationen kommen darin überein, daß man von Gott nichts wissen könne. Dann weiß ich auch nicht, warum sie so persönlich an ihn glauben. Oder es darf mich niemand tadeln, wenn ich denke, die Existenz eines außerweltlichen Gottes anzunehmen, war eher eine äußerliche, politische und polizeiliche Uebereinkunft der Völker. Denn warum haben wir halbe Vernunft, halbe Erkenntniß, halben Geist? Warum zu allem nur die Elemente? Und wir sind so vermessen und bauen auf diesen trüben Boden Systeme, welche den Schein der Vollendung tragen und uns mit Verpflichtungen willkürlich belasten!

Und zuletzt der Tod! Dieser Schrecken der Schrecken! Die Krankheit mit ihrer unsäglichen Hülflosigkeit! Das allmälige Verschwinden des Bewußtseins! Und dies Alles nicht einmal so entsetzlich, als auch wieder das Zunehmen an Jahren. Jetzt bin ich zwanzig Jahre: welche Empfindungen werd' ich haben, wenn ich vierzig, fünfzig bin und es nun heißt: noch zehn, noch fünf sind die Wahrscheinlichkeit! Dies ist eine so folternde Grausamkeit des Schicksals, ein solcher Fluch der menschlichen Natur, daß ich mich nie entschließen kann, recht das Gebot der Gottesliebe zu befolgen. Man gab uns Einiges und das Meiste wurde uns versagt. Das Einzige, was wir in seiner ganzen Vollkommenheit zu besitzen scheinen, ist die Fähigkeit, unsern unglücklichen Zustand zu begreifen und alle die Dinge zu nennen, welche wir vermissen sollen.

---

Ich habe mir ein merkwürdiges Buch verschafft, von dem ich einmal durch Cäsar hörte: die Fragmente des Wolffenbüttler Ungenannten, welche Lessing herausgegeben hat. Es liegt viel Puderstaub auf dem Buche, viel altfränkisches Wesen; aber das hab' ich abgewischt und mir von meiner Lektüre eine ganz moderne Vorstellung gemacht. Der Verfasser soll ein ehemaliger Hamburger Arzt, Reimarus, gewesen sein. Die vollständige Prüfung des Christenthums steht in einem Glasschranke auf der Hamburger Bibliothek. Sie wollen das Buch nicht herausgeben. Sie fürchten, daß aus dem vergilbten Papiere jener Kritik Motten fliegen, die das Christenthum selbst anfressen. Warum Lessing nur sagt, daß der Verfasser jener Fragmente Schmidt heiße!

Ich werde eine Stubenhockerin. Cäsar — schwärmt in Adolphinens schönem Garten.

---

Die Fragmente nehmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihr nüchterner, leidenschaftsloser Ton erschreckt das Gewissen nicht. Ich lese in der besten Laune. Wie der Autor die Bibel zerfleischt, wie er in den Mienen jener Fischer und Zöllner, welche das Christenthum predigten, den Schalk entdeckt, denselben Schalk, den der gottselige Pietismus so oft im Nacken führt! Und doch jammert mich's jener kindlichen, märchenhaften Sage, die der Autor mit so vieler Gelehrsamkeit vernichtet! Nur Eines bestimmt mich, ihm beizupflichten, der Hinblick auf das, was uns umgiebt,

auf unsre Priester, auf — ach! wie hängt das Alles zusammen! Aus jenem kleinen christlichen Senfkorn ist ein ganzes Senfpflaster geworden, das der gesunden Vernunft die brennendsten Blasen zieht!

Ganz männlich werden meine Ausdrücke! Zornig oder — entsagend?

---

Und doch können die Fragmente nicht befriedigen. Sie deuten auf eine Naturreligion, mit deren Voraussetzungen sich die heutige wissenschaftliche Bildung kaum noch begnügen würde. Die Frage muß höher liegen. Sie dringt dort nicht in das Innere der Christuslehre ein, sie hält sich nur an deren historische Offenbarung. Ich suche Trost. Wo? Wo?

---

Ich war gefaßt auf diese Eiseskälte, mit der mir Cäsar seinen Entschluß anzeigt. Was ich vermuthete ist eingetroffen. Adolphinens glänzende Situation reizt ihn. Er wird um ihre Hand bitten. Die Eltern sind ohne Vorurtheile und ich werde ihn verloren haben. Ich bin ruhig. Ich habe keine Thränen für diesen Verlust. Ich bin in einer fürchterlichen Seelenstimmung. Ist dies nicht ein neuer Fluch des Himmels? O jetzt sind mir die Blitze des Schicksals willkommen, denn die Donner, welche ihnen nachrollen, wecken mich immer mehr aus der dumpfen Be-

täubung meiner Gedanken. Ich muß Licht haben, Aufschluß, Einsicht! Ich denke an Cäsar nicht mehr. Ich will wissen, erkennen. Warum? Wozu? O, das sah ich Alles voraus.

---

Ich bin krank, ich fühl' es. Sollte das auf ein Zunehmen deuten? Ist auch im Geistigen wie im Körper Wachsthum eine Krankheit?

---

Glückliche Naivetät der vergangenen Zeiten! Ich komme von einer Ausstellung alter Gemälde. Auf vielen, die Transfigurationen und Glorien der Heiligen vorstellen, sah ich Engel, welche die Geige spielten. Dies würde mir weniger auffallend gewesen sein, wenn sie es nicht nach Noten gethan hätten.

Und doch gleicht die Malerei selbst, die Kunst, diese Lächerlichkeit aus. Die Poesie würde es nicht können. Die Poesie hat diese Einfachheit nicht; sie würde solche Anomalien immer nur als Travestie geben.

Und wie entwürdigt sie sich, wenn sie es thut! Man sollte den Spott über das Heilige, das Wühlen der häßlichen Käfer in duftenden Blumen, bitter verfolgen, auch die Freigeister sollten es; sie, die alle Sorge tragen müssen, nicht mit den Spöttern verwechselt zu werden.... Cäsar ist gegen mich weicher als je. Er spottet nicht mehr.

---

Es würde mir viel leichter werden, den göttlichen Begriffen mit Sicherheit nachzuhängen, wenn ich vom Nichts eine Vorstellung festhalten könnte. Aber dies ist unmöglich. Ich habe schon früh an dieser Verzweiflung gelitten. Ich wollte schon als Kind mir zuweilen Alles wegdenken, was ich sahe und denken konnte, Europa, Asien, Afrika, die ganze Erde, den Himmel, alle Schöpfung, und dann war es immer, als stürzt' ich von einer unermeßlichen Höhe ins Leere hinunter und fiel ohne Aufenthalt. Fast möcht' ich sagen, ich bin seither mit Eindrücken beladener und es würde mir schwieriger sein, als ehemals, eine solche Vorstellung des Nichts zu fixiren. Ach das hohle, weite Chaos, diese dumpfe Leere, worin das Nichts unsichtbar schlummert! Und Gott, der dieses Nichts selbst ist, nämlich dasselbe Nichts, das später doch ein Etwas wurde! Gott, der in dem Nichts ist, und doch wiederum auch in dem Etwas nicht sein soll, weil dies die Welt selbst vergöttern h...en würde! Der pantheistische Gedanke widerstrebt mir, und ich glaube, Frauen werden ihn niemals hegen können, weil sie durch sich selbst schon gewohnt sind, alle Dinge in aktive und passive einzutheilen. Wir werden immer anthropomorphische Ideen haben; das Christenthum unterstützt uns darin. Die Vorstellung eines über uns thronenden Werkmeisters ist ein Bedürfniß, das unsere Phantasie immer geltend machen wird. Jedes Andre, ach, Alles, Alles ist uns verschlossen.

---

Cäsar wird nun in Ländern wohnen, wo das französische Recht herrscht. Er ist glücklich, sich ohne die Kirche

verheirathen zu dürfen. Eine bürgerliche Verbindung wird zwiſchen ihm und Adolphinen ſtattfinden. Wenn er nur meinen ideellen Zuſtand ſchonte! Aber er kennt ihn nicht. Wüßte er, wie mich doch geſtern wieder ſeine leichte Manier über die Religion ſo tief verwundete! Das Peinlichſte iſt dies, daß er ſich öfter das Anſehen giebt, als ließen ſich einige Wahrheiten ſogar im chriſtlichen Glauben unumſtößlich beweiſen. Dann thut er's und beginnt über die ſchwierigſten Punkte Entwickelungen, welche er mit ernſter Miene durchführt und wenn er zu Ende iſt, für phantaſtiſchen Witz erklärt. So begann er neulich folgende Auseinanderſetzung der chriſtlichen Lehre von der Dreieinigkeit, eines Begriffes, den ich noch gar nicht anrührte, weil ich nicht einmal mit ſeinen Prämiſſen im Reinen bin. Er ſagte: Die bloße Vaterſchaft Gottes iſt relativ, ſie iſt unerkennbar, oder, wie Jakob Böhme geſagt hat, ein dunkles Thal. Licht und Erkenntniß kommt erſt durch den Sohn. Beide dürfen nicht iſolirt gedacht werden, ihre Ergänzung, ihre Wechſelſeitigkeit iſt der heilige Geiſt. Gott als das bloße Alles oder das bloße Nichts iſt unerkennbar. Gott muß ſich etwas gegenüber ſtellen, einen Schatten ſeiner ſelbſt, er mußte ſich negiren aus ſeiner Ruhe heraus und ſchuf die Natur. Die Natur iſt nicht Gott, denn dann müßte die Natur ein Zuſtand ſein. Nein, die Natur iſt eine Thätigkeit Gottes und alles in Gott Thätige, auf die Außenwelt Bezügliche, iſt in ihm das Engliſche. Die Engel ſind die Herolde des göttlichen Willens und ihre Zahl iſt ſo unendlich, wie, faſt möchte man ſagen, die Atome der Welt. Die Engel wohnten urſprünglich in Gott; denn ſeine Thätigkeit iſt ſeinem Sein immanent. Darum mußten die

Engel auch gut ſein urſprünglich. Luzifer aber empört ſich, Luzifer, der Lichtbringer, der die Finſterniß erhellt. Dies Empören iſt eine Thätigkeit Gottes, das heißt Gott wird das Gegentheil ſeiner ſelbſt, Gott wird Satan. Ja, die Natur iſt Teufel, dieſelbe Natur, welche für Gott durchaus nicht vorhanden iſt, da ſie nur ſein Athem iſt, die aber immer ſtrebt etwas für ſich zu ſein. Die Natur vor Gott iſt ſo, als wäre ſie nicht. Vor Gott giebt es auch einen Teufel, als gäb' es ihn nicht. Je höher bei dem Einen oder Andern das philoſophiſche Bewußtſein iſt, deſto weniger exiſtirt für ihn auch der Teufel. Im Chriſtenthum iſt der Teufel ideell gänzlich ausgetrieben, denn Gott ſonderte die menſchliche Individualität von der Natur ab und gab dieſer in ſeinem Sohne eine eigne Offenbarung. Gott wollte den Widerſpruch ſeiner ſelbſt durch ſich ſelbſt ſtrafen und an ſich ſeinen eigenen Proceß büßen laſſen. Er wurde gekreuzigt und es herrſcht hinfort nicht mehr Gott, nicht mehr Satan, nicht mehr der Menſch, nicht mehr die Natur, ſondern das Reich des Geiſtes, der Freiheit und der Wahrheit.

Was hatt' ich nun von dieſer mich ergreifenden Improviſation! Mit einer Art von komiſchem Atheismus ſchloß Cäſar ſeine myſtiſche Deduktion, welche Menſchen von größerer Einbildungskraft, als ich beſitze, viel Beruhigung gewähren mag. Ich ſoll ſchon an den Sohn glauben, und bin noch mit dem Vater unbekannt.

... Ich verliere mich in Gedanken, während Adelphine mit ihm unter Waldesſchatten wandelt.

Soll das ſo fortgehen?

Ich habe mich drei Wochen lang täglich in Vergnügungen berauſcht. Ich muß der Welt zeigen, daß ich Cäſars Entfernung ertragen kann, ich mußte es mir ſelbſt zeigen. Aber es erquickt mich nichts mehr. Cäſar's Liebe war die ſchönſte Sammlung meiner unglücklichen Seelenſtimmung. Ich ſinke immer tiefer in Nacht und Verzweiflung. Iſt Cäſar nicht mein Gatte?... Man erkennt mich nicht wieder. Oft bin ich ſo von Wehmuth aufgelöſt, daß ich in die Kammer ſtürze, wo die Erinnerungen meiner erſten Kindheit aufbewahrt liegen. Ich räumte auf in der Verwirrung, um mich zu zerſtreuen. Ein Stilet fiel mir in die Hand. Wie mag das hierher gekommen ſein?

---

Ich glaube, Cäſar müßte ſich ſchämen, noch zu leben, wenn er keine Auskunft geben kann. Seine Scherze verdecken nur eine Ueberzeugung, die vielleicht folgerichtig iſt. Ich habe ihm geſchrieben, ſie auch mir zu geben. In Heidelberg muß ihn mein Brief treffen; er wird ſich ſogleich hinſetzen, um mir, ich hab' ihm die Hand auf's Herz gelegt und ihn feierlichſt beſchworen, ſeine ernſthafte Meinung über Religion und Chriſtenthum zu ſagen. Ich zittre, wenn ſeine Darſtellung einläuft.

Das Stilet gehörte meinem Bruder, der in demſelben Alter geſtorben iſt, in welchem ich mich jetzt befinde.

---

Univ. Bibl. München

Cäſar ſagte mir oft, als Kind hab' er ſich fortwährend damit geängſtigt, daß er keines natürlichen Todes ſterben würde. Die Kataſtrophe des jungen Sand in Mannheim, wo er jetzt weilt, hätte zu ſeiner Zeit alle jungen Köpfe auf den Gedanken gebracht, daß ſie ihnen auch einſt abgeſchlagen würden. Keiner, ſagte er, glaubte ſo würdig zu ſein, wie Sand, und keiner glaubte deßhalb auch, auf einen milderen Tod rechnen zu dürfen, als Sand. Er geſtand mir mit eiſigem Grauen, daß er oft Stunden lang heimlich mit entblößtem Halſe geſeſſen und ſich in die Illuſion des Schaffots hineingedacht habe, daß ihm die Thränen gefloſſen ſeien, aus Verzweiflung, ſo ſterben zu müſſen. Es war immer ein wehmüthiges, liebes Lächeln, das bei ſolchen Geſtändniſſen auf ſeinen Lippen lag. O Gott! ich vergeſſ' ihn nicht. Für Alles brauch' ich ihn. Er ſoll mir zu Allem Beweiſe geben!

---

Ich leſe das Buch: Rahel; aber nur in Bruchſtücken. Viel davon auf einmal verwirrt den Kopf; nicht deßhalb, weil das Buch abſolut ſchwer wäre, ſondern relativ ſchwer iſt es, in Beziehung auf Rahel, die ſich das Denken ſo ſchwer machte. Ich glaube, daß dieſe Frau unter Denken verſtanden hat, die Dinge immer von der verkehrten Seite anfaſſen oder doch von der entgegengeſetzten, gegenüber dem gewöhnlichen Wege. Sie gräbt ſich wie ein Maulwurf in die Ideen ein und bezeichnet dann und wann ihre Reſultate durch kleine aufgeworfene Hügel, die nichts ſagen,

nämlich nichts Positives, die nur Wahrzeichen sind, daß hier etwas war, was wie ein Gedanke war und was so leicht wieder vergessen ist! Wie reich ist diese Frau an Philosophie und objektiver Vergeßlichkeit! Man hat so wenig in ihrem Buche, und doch glaubt man, wenn man es ansieht, Alles zu haben. Darin seh' ich recht, wie nur die Männer im Stande sind, zu produziren, auch Gedanken.

---

Bettina! — holde Spielerei — alte Gedanken; nur klassische, neue Formen. So sprechen, gehen, laufen, essen, trinken, schlafen, handeln — wie es einem gerade einfällt? Ich konnt es einmal; jetzt nicht mehr. Bettina hatte so lange freien Willen, sich ein Gesetz zu schaffen; und nun so alt, und noch immer kein Gesetz! Ihr Buch ist ungereimte Poesie. Ein freies Weib ist nur erträglich mit Spekulation.

---

Wieder wie Jakob einen Zug aus dem Rahelbrunnen gethan. Aber es ist immer nur Lea, die man erhält, niemals Rahel. Rahel sitzt hinter den zweimal sieben Jahren und flicht ihren Freiern Körbe. Man glaubt eine Priesterin mit Weissagung in ihr zu finden, und wird doch von ihr nur angeregt oder vielmehr nur herausgerissen aus dem alten Kreise seiner Vorstellungen. Es ist furchterregend, eine Frau die Gegenstände so dämonisch-linkisch an-

faſſen zu ſehen. Will ſie es nur anders machen, als die Andern? Oder wurde ihr dieſe Originalität angeboren? Sie giebt nirgends nach, ſie iſt raſtlos in ihren Beſtrebungen, die verſchiedenen Seiten der Wahrheit zu entdecken und konnte nicht anders enden, als entweder in einem Wahnſinn, der ſich mit der Bewegung im Tretrade vergleichen läßt, oder als Anhängerin des Pietismus. Man iſt in keiner Situation übertäubter, als beim Untertauchen. Pietismus aber iſt die Fähigkeit, leben zu können, ſelbſt wenn man Waſſer im Ohre hat.

Rahel war eine Jüdin? Was hatte dieſe Frau nöthig, ſich mit Gedanken zu quälen?

---

Dieſer ruhige, verſtändige Ton, in welchem ich mich oft Tage lang erhalten kann, wird mir oft ſo unheimlich, daß ich vor mir ſelbſt erſchrecke. Sollte es Menſchen geben können, die wie Vernünftige ſprechen, aber doch wahnſinnig ſind? Cäſar erzählte mir einſt eine Geſchichte, die er wahrſcheinlich, wie Vieles dergleichen, nur ſeiner Einbildungskraft verdankt. Sie paßt auf meinen Zuſtand. Kann ich ſie noch?

Es war um die zwölfte Stunde, als Alfred von ſeinem Lager auffuhr und über das matte Flackern der Lampe erſchrak, die er zu löſchen vergeſſen hatte. Eine Zeit lang ſaß er mit halbaufgerichtetem Körper — —

Wörtlich ſeine Worte wiederzugeben iſt ſchwer. Ich ſuche in meinen Papieren, vielleicht ſind ich die Geſchichte,

die er mir einſt, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, ſchenkte.

---

Hier iſt ſie:

Es war um die zwölfte Stunde, als Alfred von ſeinem Lager auffuhr. Noch flackerte die Lampe, welche er zu löſchen vergeſſen hatte, und zog, wie ſie größer oder ſchwächer wurde, wolkige Kreiſe an den Wänden ſeines Zimmers. Eine Zeit lang ſaß er mit halbaufgerichtetem Körper im Bette und verfolgte dies geſpenſtiſche Spiel an den ſtummen Wänden. Er ſuchte nach einem Gegenſtand für dies Bild: er mußte an die Welt denken, welche draußen ſchlummerte, und dachte zuerſt an Julien.

Meine Julie! ſprach er ſtill vor ſich hin, und erhob ſich dann etwas feierlich und mechaniſch von ſeinem Bette. Er hörte die Uhr picken, die auf dem Tiſche vor dem Spiegel ſtand. Er ſahe ſich ſelbſt im Spiegel mit bleichen, geiſterhaften Zügen, und mit Augen, welche wie geſchloſſen ſchienen. Dann ſaß er auf dem Seſſel vor'm Bett und hatte ſich, ohne es zu wollen, angekleidet.

Ich werde vor Juliens Fenſter gehen und den Vorhang wegheben! flüſterte er vor ſich hin, aber nur wie zum Scherz, denn Julie wohnte im dritten Stock. Doch ging er.

Die Straßen waren ſtill und öde. Man ſieht auf ihnen Niemand, auch Alfred nicht. Wo geht er nur? Aber es iſt dunkel, der Mond liegt hinter Wolken, man kann Alfred nicht ſehen.

Alfred ſtand vor dem Hauſe Juliens, ja er hätte ſchwören mögen, daß er vor ihrem Fenſter ſtand, das im dritten Stocke lag.

Es iſt nicht möglich, flüſterten ſeine Gedanken; ſie wohnt im dritten Stock; obſchon ein kleines Verdach vor dem Fenſter liegt, das Moos und Hauslauf anzuſetzen pflegt. Die arme Julie! Ich werde fleißiger ſein, ſie muß künftig im zweiten Stock wohnen.

Jetzt war es Alfred, als drückte er an dem Fenſter; aber es widerſtand. Es war ihm, als klopfte er; aber hinter dem weißen Rouleau brach ſich der Schall. Er mußte lächeln über ſeine lebhafte Einbildungskraft.

Wie! dachte er, wenn du ins Haus trittſt, die zwei Stiegen hinaufſchleichſt und an ihre Kammerthüre pochteſt.

Aber dann mußte er durch des Nachbars Haus, das ihm offen zu ſtehen ſchien, mußte über den Garten und Hofzaun klettern und von dort einzudringen ſuchen.

Und das Alles gelang ihm vortrefflich. Er ſtand jetzt gleichſam höher als Juliens Wohnung war, was er ſich nicht erklären konnte. Da blendete ihn ein Lichtſtrahl; ein ſchnurrender Laut ließ ſich hören. Julie hatte das Rouleau aufgezogen, ſie ſtand im Nachthäubchen und mit bloßen Schultern am Fenſter, das ſie öffnete.

Alfred war nun dicht vor ihr. Was iſt ihr nur? dachte er; ſie erſchrickt, ſie öffnet den Mund, als wollte ſie um Hülfe rufen: was zitterſt du, mich zu erkennen, Julie?

Alfred! ſchrie es durch die ſtille Nachtluft. Alfred aber lag unten mit zerſchmettertem Körper auf dem Pflaſter der Straße. Alfred war ein Nachtwandler. Julie glaubte

nichts gesehen zu haben, als Alfred todt war. Sie legte sich wieder in ihr weißes, weiches Bett und träumte von ihm. Am Morgen erfuhr sie Alles. Sie lebt noch, aber kümmerlich; die Thränen zehren sie auf.

---

Cäsar hat noch immer nicht geschrieben; doch wird sein Brief desto ausführlicher sein. Einstweilen hab' ich etwas Beruhigung erhalten durch eine Maxime, die empfehlenswerth ist. Das luftige Traumbild des Somnambulismus hat mich gestern darauf gebracht. Nämlich, man nehme einen recht hohen Standpunkt, einen kosmischen oder planetarischen, wie ich ihn nennen möchte. Man thue und lasse nichts, ohne sich im Zusammenhang der Weltordnung zu fühlen. Ich denke, wo ich gehe und stehe, an die Beziehungen der übrigen Himmelskörper zur Erde und abstrahire von Allem, was über diesem kleinen Erdball geschieht, auf das Universum, das Niemand leugnen kann. Und nicht blos im Allgemeinen, sondern ganz im Detail, wie man ißt und schläft. Bei jedem Spaziergange richt' ich den Blick gen Himmel und forsche in dem blauen Meere nach den versunkenen Sternen, die erst die Nacht sichtbar macht. Ich fühle, wie die Erde unter meinen Füßen kreist und ich gleichsam nur auf ihr stationirt bin, sonst aber dem Allgemeinen angehöre. Wie vielen Stolz das giebt! Ich habe jetzt einen Begriff von der Ruhe des Weisen. Ihn kann nichts erschüttern, denn er hört die Planeten rauschen und fühlt sich als Glied einer großen Wesenkette. O, vielleicht

iſt noch Hülfe für mich! Ich fange an, mir die Möglichkeit einer zufriedenen Stimmung zu denken.

Schreibe nur Cäſar!

---

Jetzt weiß ich, wie in Indien die Bonzen ihre Büßungen möglich machen. Die Abſtraktion hebt ihren Stolz; aber ſie würden es nicht aushalten können, wenn nicht die Erde gleichſam verſchwände und ſie nichts übrig behielten, als den geſtirnten Himmel und das Gefühl der großen Weſenkette. Ich müßte in die Einſamkeit ziehen. Wenn mich nur Eines nicht verfolgte! Nämlich die Natur und das Grün. Das Sideriſche und Telluriſche im Menſchen bekämpfen ſich, und wer poetiſche Stimmungen hat, wird immer der Erde unterliegen. Das Meer, Gebirge und Ströme wirken noch immer ſideriſch auf uns; denn ſie ſind das Rückgrat und die großen Zellgewebe der Erde und veranſchaulichen die Kugel. Aber das Peinigende iſt die ſtille Nachbarſchaft der Blume, die Beſcheidenheit der Idylle, die kleine Exiſtenz mit ihren Kornähren-kränzen und Abendglocken und Alles, was ſo nahe zu unſerm Herzen ſpricht, die Offenbarung Gottes, die wir flüſtern zu hören glauben, dieſe große Thatſache, die entweder Täuſchung oder Wahrheit und in beiden Fällen unenthüllbar iſt. Das Irdiſche faßt uns wie im Strudel und reißt uns hinunter in den bodenloſen Abgrund, von wo keine Wiederkunft.

---

Ich las nun Alles, was ich ſchrieb und zittre, daß ich kaum geſchrieben habe, was ich wollte. Eines iſt auch ganz unmöglich, geſchrieben zu werden: die Verzweiflung und das Gräßliche. Nämlich jene grauſamen, blutſaugenden Träume, die mich wachendes Auges überfallen und mich hinausſtoßen in eine hohnlachende, von gräßlichen, unnennbaren Dingen drappirte Welt. Wie combinir' ich! Was für Dinge kommen mir vor die Augen! Ich zittre, während mein Puls ganz richtig und mediziniſch ſchlägt. Muß ich ſterben, was verbrach ich, daß mir Raben erſcheinen müſſen? Ich ſehe eine ſchwarze Halle und einen weiten Sarg. Ein Rumpf fällt von der Decke, wo eine Oeffnung, hinunter in den Sarg und den nachſtürzenden Kopf greift unſer Arzt auf. Oben muß das Schaffot ſein. Der Mann drückt das blutige Haupt ſtürmiſch auf den rauchenden Körper, paßt Fuge auf Fuge, Ader auf Ader, und legt einen Silberreifen um die gierig zuſammenklaffenden Ränder beider Theile. Er dreht ſich um und Leben, galvaniſches Leben regt ſich in dem Körper und der Leichnam erhebt ſich, ein blaſſer, ſchöner Jüngling, und ſchleicht zur Pforte hinaus. Dort, dort — eine grüne Flur — ein Mädchen, das Roſen bricht und im Schatten der Allee ausruht. Ein bleiches, geſpenſtiſches Bild ſchleicht zu ihr heran, ſpricht nicht, ſondern lächelt. Sie umarmt ihn, ſie ſcherzt, ſie lacht; er hat auf ſich warten laſſen, er ſei untreu, er gehe zu Doris, er gehe zu Galathee, du Lieber! Und ſie küßt ſeinen blaſſen Mund. — O, röchelt er, drücke nicht! Doch ſie hört nicht, ſie drückt, der Reifen ſpringt — Jeſus, was geht mit mir vor! —

Ich werde wahnſinnig. Cäſar! Cäſar!

Hier brach Wally's Tagebuch auf längere Zeit ab. Sie bekam inzwiſchen das ihr von Cäſar verſprochene Glaubensbekenntniß. Es war in das Tagebuch eingeheftet und lautete in Form einer Abhandlung folgendermaßen.

# Geſtändniſſe über Religion und Chriſtenthum.

Ich ſoll über den Glauben der Völker ſprechen. Aus dem melancholiſchen Schweigen des Heidelberger Schloſſes hol' ich mir abendlich die Geheimniſſe jener Naturreligion, für die ich glühe. Alles Hiſtoriſche aber, was ich zu fixiren habe, knüpf' ich an jene kleine Herberge jenſeits des Neckar an, wo Luther auf der Reiſe nach Worms ſein Frühſtück zu berichtigen vergeſſen haben ſoll, ein Frühſtück, das der Proteſtantismus dem Katholicismus ſo theuer hat bezahlen müſſen.

Religion iſt Verzweiflung am Weltzweck. Wüßte die Menſchheit, wohin ihre Leiden und Freuden tendiren, wüßte ſie ein ſichtbares Ziel ihrer Anſtrengungen, einen Erklärungsgrund für dies wirre Durcheinander der Intereſſen, für die Tapezierung des Firmaments, für die wechſelnde Natur, für Froſt, Hitze, Regen, Hagel, Blitz und Donner; ſie würde an keinen Gott glauben. In progreſſiver Entwicklung folgt hieraus dreierlei: der natürliche Urſprung der Religion, die Accomodation der göttlichen Begriffe an den

jedesmaligen Bildungsgrad, und zuletzt die Unmöglichkeit hiſtoriſcher Religionen bei ſteigender Aufklärung.

Dem Begriffe Offenbarung läßt ſich vielleicht eine philoſophiſche Unterlage geben, pantheiſtiſcher Art; aber im herkömmlichen theologiſchen Sinne iſt die Offenbarung eine Verfälſchung der Natur und der Geſchichte. Eine Inſinuation iſt es, ſich Gott als Prieſter zu denken, der im ſchwarzen Talare zu dem erſten Menſchenpaare hinzugetreten wäre und ihm Unterricht gegeben hätte in glaublichen und unglaublichen Dingen! Sie machen aus Gott einen Souverän, einen Patriarchen, einen Geiſtlichen. Sie laſſen Gott in ſehr unvollkommnen Sprachen reden, zu Zeiten, wo es an ſtyliſtiſcher Vollkommenheit noch überall fehlte. Niemand war in dieſen anthropomorphiſtiſchen Conſequenzen einer ſupernaturellen Offenbarung kecker, als die Apoſtel Jeſu; denn: Alle Schrift von Gott eingegeben heißt: in der Lehre von der Inſpiration Gott zum Mitſchuldigen aller der Solöcismen und incorrekten Conſtruktionen machen, welche ſich im griechiſchen Texte des neuen Teſtamentes finden. Gewiſſe Kapitel giebt es in den dogmatiſchen Syſtemen unſrer Theologen, die ſich beſſer für Grimm's Kindermärchen oder Tauſend und eine Nacht ſchicken würden. Dazu gehören die Dogmen von der Offenbarung und Inſpiration.

Je naiver die Völker ſind, deſto ſinnlicher und äußerlicher ihre Begriffe vom Weltzwecke; je gebildeter jene, deſto geheimnißreicher dieſe. Die Verwechſelung endlicher und unendlicher Urſachen der Weltregierung lag nahe, und ſo kam es, daß das Alterthum ſo viel Hiſtoriſches in Myſtiſches, Myſtiſches wieder in Himmliſches verwandelte. Der Naturmenſch verſteht die Welt nur ſo weit, wie ſein Auge

reicht. Alles, was über den Sehkreis seiner sinnlichen Vorstellungen hinausliegt, scheint ihm die erklärende Veranlassung der Unerklärlichkeiten zu sein, die ihn in nächster Nähe umgeben. Daher die zahllosen Details im Glauben der alten Völker; daher die Uebertreibungen der Phantasie, das Ungeheure in Zahlen und Formbildungen. Die alten Religionen sind so ausschweifend, wie Alles, was man, ich sage nicht, nicht kennt, sondern wie Alles, das man noch nicht gesehen hat. In diesen Unförmlichkeiten Entstellungen alter Ueberlieferungen zu finden, einfache, aber tiefsinnige Keime einer urweltlichen Offenbarung oder auch nur eines heiligen, frommen und simpeln Zeitalters: das heißt von einer kindischen Ansicht, die wir schon erwähnten, nur eine ernsthafte Anwendung machen.

Das klassische Alterthum hatte den schönsten Ausdruck für das religiöse Prinzip der alten Welt; Religion ist Alles, was man entweder selbst nicht ist oder selbst nicht kennt. Die Griechen, mit ihren östlichen Ahnen und deren architektonischen Vorstudien der vollendeteren heidnischen Idee, die Griechen setzten die Religion in die Kunst, sie setzten sie in das, was im Ungewissen immer das Gewisse ist, in das Maaß aller Dinge, in den Menschen. Man konnte eine einseitige Idee nicht schöner ausdrücken und konnte doch zu gleicher Zeit nicht — tiefer sinken. Wenn die Menschheit nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, so war sie jetzt da wieder angekommen, von wo sie ausging. Wir werden uns, so lange die Erde kreist, in Cirkeln bewegen. Hier war ein Cirkel, dessen Anfang sich in sein Ende zurückbog.

Wäre das Heidenthum ohne Cultus geweſen, warum hätte die Menſchheit nicht an ihm Genüge finden ſollen? Aber die Prieſter der Religionen pflegen immer diejenigen zu ſein, welche ihre Religionen ſelbſt untergraben. Könnten ſich die Religionen von Gebräuchen, Aeußerlichkeiten, von der Zudringlichkeit ihrer berufenen und verordneten Diener frei erhalten, ſo würden ſie eine längere Dauer in Anſpruch nehmen dürfen. Das Heidenthum war Poeſie und bildende Kunſt, war Veredlung der Sinnlichkeit, war Geſtaltung der rohen Materie; Julian, der Apoſtat, fühlte es wohl, daß die Götter Griechenlands einen Mann von Geſchmack befriedigen konnten. Das Heidenthum war tolerant. Es war die friedfertigſte Religion von der Welt, ſo lange ſie nicht nöthig hatte, um ihre Exiſtenz zu kämpfen. Das Heidenthum wurde erſt blutig, verfolgungsſüchtig, ich möchte ſagen, chriſtlich erſt da, als ein ſonderbarer Aberglauben zur Aufwiegelung der Völker gepredigt wurde, als ſich gleißneriſche Frömmler in die Gemächer der Fürſtinnen ſchlichen und eine Gottesherrſchaft, eine Religion, die nicht Friede, ſondern das Schwert brachte, eine politiſche Revolution zu verbreiten ſuchten. Der Urſprung dieſes Ereigniſſes kam aber auf folgendes zurück.

In Judäa, einem barellen Lande, trat ein junger Mann, Namens Jeſus, auf, der durch eine Verwirrung ſeiner Ideen auf den Glauben kam, er ſei ſchon ſeinen Vorfahren als Befreier der Nation, der er angehörte, verkündigt worden. Jeſus war aus Nazareth gebürtig, unehelichen Urſprungs, Stiefſohn eines braven Zimmermanns, Namens Joſeph. Jeſus beſchäftigte ſich viel mit den Schriften

der jüdiſchen Literatur, reiſte, unterrichtete ſich und ſtrebte mit edler Selbſtüberwindung nach einer ſtoiſchen Sittenreinheit. Jeſus fühlte, daß eine Miſſion an ſein Herz pochte. Es war ihm, als müßte er einen Auftrag erfüllen, über den er Zeit ſeines Lebens nicht im Klaren war. Er adoptirte den Glauben an einen verheißenen König, der ſeine eitle Nation zur Herrſcherin der Welt machen würde: er erſchrack aber ſelbſt vor dieſer übermüthigen Verheißung, welche einer wahren Idee Gottes gänzlich unwürdig war. Jeſus wußte ſelbſt da noch nicht, wohinaus, als er die erſten unbeſonnenen Schritte gethan, als er ſeinen Freund Johannes auf Kundſchaft und Prüfung der Menge vorausgeſandt hatte; er wurde Rabbi, ein erlaubter Volkslehrer, er nahm Schüler zu ſich, er predigte Buße und gottſeligen Wandel, predigte das reine, das Urjudenthum des Moſes, er nannte ſich Meſſias und ſtritt nirgends gegen die falſche Auslegung ſeiner Abſicht, nirgends gegen die Begriffe, welche man in Judäa mit dem Meſſias verband. Nicht einmal des Römiſchen Joches erwähnte Jeſus; er ſcheint gefühlt zu haben, daß der Meſſias nur eine theologiſche Bedeutung haben könne, richtete aber doch ſeine Invektiven auch gegen die politiſche Verfaſſung in Jeruſalem, gegen den hohen Rath und gegen Prieſter, die er einer zu ihrem Frommen falſchen Auslegung der alten Bücher bezüchtigte. Inzwiſchen mehrte ſich hierüber die Unruhe, Jeſus zog mit Tauſenden durch das Land, hielt einen gewaltſamen Einzug in Jeruſalem, vergriff ſich thätlich an dem Tempel, dem Nationalheiligthume der Juden, und fiel als ein Opfer ſeiner falſchen Berechnung und innerlichen Unklarheit. Er hatt. dem trägen Volke Energie zugetraut: es verließ ihn,

wie Thomas Müntzern, als er keine Wunder thun konnte, wie zahllose Revolutionäre alter und neuer Zeit, da sie die Hülfe nicht brachten, die sie versprachen. Jesus wurde gekreuzigt. „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ rief er und starb. Jesus war nicht der größte, aber der edelste Mensch, dessen Namen die Geschichte aufbewahrt hat.

Dies ist der historische Kern eines Ereignisses, aus welchem spätere Zeiten ein episches Gedicht machten mit Wundern und einer ganz fabelhaften Göttermaschinerie. Eine kleine Anekdote wurde welthistorisch. Die französische Revolution hinterließ ebenso eine Menge von politischen Wahrheiten, welche im Ansehen geblieben sind, selbst wenn jene weniger glücklich von Statten gegangen wäre. So kam es auch, daß die verunglückte Revolution des Schwärmers Jesu etwas zurückließ, was zuletzt eine Religion wurde. Sollte hier zum ersten Male ein kleines, zufälliges Faktum den Anstoß zu einer großen Bewegung gegeben haben? Nein, die Folgen jener Historie mögen so umfassend gewesen sein, wie sie es waren, so kann davon nichts auf die Naivetät der Historie selbst zurückfallen. Jesus war in Rücksicht auf den jüdischen Messiasglauben nicht der rechte Messias, sondern ein falscher, so gut wie Theudas, Judas Galiläus und Bar Kochba. In Rücksicht auf die Weltgeschichte war er desgleichen nicht mehr; nur daß seine Anhänger zufällig von der Zeit, von dem unsinnigen Heidenritus, von der Sucht des Geheimnisses nutzten. Das Ereigniß, das allen den folgenden Begebenheiten und Revolutionen zum Grunde lag, steht an und für sich betrachtet auf keiner höhern Stufe, als die Lebensumstände des Pythagoras, Zoroaster oder Sokrates.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04288/009

Jeſus war Jude. Er dachte nicht daran, eine neue Religion zu ſtiften. Es war bei ihm weder von einer Aufhebung noch von einer Erweiterung des Judenthums die Rede. Er ſagte ſelbſt, daß er nicht gekommen ſei, das Geſetz aufzulöſen, ſondern zu erfüllen; ein Ausdruck, der freilich im griechiſchen Texte mehr ſagt, als das bloße: Befolgen, aber nicht über den Begriff eines vollkommnen, in allen ſeinen Bezügen verſtandenen Judenthums hinausgeht. Da war auch nicht eine einzige neue Lehre, welche Jeſus brachte. Enthüllte er tiefer die Geheimniſſe Gottes? Nein, er kennt nur jenen pädagogiſchen Gott des Judenthums, den Gott der Strafe oder der Liebe. Waren ſeine Andeutungen über die Unſterblichkeit neu? Sie waren es, der dunkeln und zweifelhaften Lehre des Alten Teſtaments gegenüber: aber ſeit dreihundert Jahren glaubten die Juden an die Fortdauer nach dem Tode aus eignem Antriebe: die Phariſäer hatten daraus das Feldgeſchrei ihrer Partheimeinung gemacht. Was blieb demnach im Munde Jeſu übrig? Eine Moral, welche allerdings veredelnde Kraft hat, aber nie mehr giebt und geben will, als das lautre Judenthum. Die Moral Jeſu hält ſich immer dicht bei den Gebräuchen des Ceremonialgeſetzes, und iſt nur darin charakteriſtiſch, daß ſie für den äußern Ritus innerlich entſprechende Geſinnungen forderte. Jeſus lehrte: Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt! So lehrte ſchon Moſes; aber der Stifter einer neuen Religion mußte ſagen: Liebe deinen Nächſten mehr, als dich ſelbſt! Daraus ſchließt man, daß Jeſus eine Erſcheinung war, die einzig und allein der Geſchichte, keineswegs aber der Religion oder Philoſophie angehörte.

Thörichter Glaube, das Neue Teſtament für die Grundlage einer Religion anzuſehen, für ein Buch, das geſchrieben worden wäre, um ſymboliſchen Werth zu haben! Der Canon iſt nichts als die erſte Erſcheinung des Chriſtenthums ſelbſt. Das Chriſtenthum, als Idee, liegt darüber hinaus: das heißt, vage Begriffe über ein geſcheitertes hiſtoriſches Ereigniß wurden von Männern getragen, die dabei betheiligt geweſen waren. Die Apoſtel hatten die Fähigkeit nicht gehabt, eine Begebenheit zu verſtehen, welche mit ſich ſelbſt in Widerſprüchen lag; ſie konnten ſich nur der Wirkſamkeit nicht entſchlagen, welche eine ſo bedeutende Perſönlichkeit, wie die ihres Lehrers, auf ſie ausübte: ſie glaubten ſeinen Behauptungen, daß er der Meſſias wäre und fanden bei der Verbreitung dieſer Anſicht darin eine Unterſtützung, daß Jeſus ſeine baldige Wiederkunft verſprochen hatte. So entſpann ſich ein romantiſches Mythengewebe von Wundern, ſubjektiven, die Jeſus verrichtet habe, objektiven, die an ihm ſelbſt geſchehen wären. Die Apoſtel überſahen, wie ſehr die Mehrzahl dieſer Wunder, welche eher auf einen Eskamoteur, als auf einen Propheten ſchließen laſſen, (ich erinnere nur an die Fabel von dem Stater im Leibe eines Fiſches) das göttliche Gepräge ihrer Erzählungen verwiſchte. Ja, ſie wußten nicht einmal, wieviel ſie moraliſch wagten, alle ihre Behauptungen wechſelſeitig ohne Prüfung anzunehmen. Denn das Alterthum war überall auf das Außerordentliche gerichtet und konnte ſich keine große Begebenheit ohne Abweichungen von dem natürlichen Laufe der Dinge erklären. Auffallend bleibt es indeſſen, daß die Apoſtel ſelbſt im Neuen Teſtamente ſo wenig ſcharf und präcis als Verbreiter der Lehre Jeſu auftraten, daß erſt Andere meiſt ein Amt übernahmen,

was ihnen vor Allen zukam. Hätten sie wirklich den Leichnam Jesu gestohlen? Dann klänge dies Stillschweigen fast wie böses Gewissen. Hierüber mag ich nichts entscheiden: nur dies scheint fest, daß die Apostel Menschen von geringem Verstande waren, daß sie überhaupt viel Aehnlichkeit mit unsern Theologen hatten und daß es gar nicht ohne typische Vorbedeutung war, wenn neben der Krippe Jesu gleich ein Ochs und ein Esel standen.

Diejenigen unter den Anhängern Jesu, welche, ich sage nicht, logische Schlüsse machen, doch wenigstens begreifen konnten, wie z. B. der von den Theologen gern zu einem tiefsinnigen Philosophen gestempelte Paulus, befolgten in der Stiftung einer neuen Sekte den Gang, daß sie in Jesu nur die Neuerung anerkannten. Sie rissen seine Erscheinung als etwas Isolirtes vom Gesetze los. Sie machten aus polizeilichen Differenzen ihres Lehrers mit der Synagoge absichtliche, dogmatische, religionsstiftende. Eine übermüthige Exegese, welche die Stellen des Alten Testaments in einem sträflich verkehrten Sinne auf Jesus bezog, mußte ihre Absichten unterstützen. Jesus wurde ein Wunderthäter und er machte als solcher unter den Heiden ein Glück, das Apollonius von Tyana auch gehabt hätte, wäre ihm Jesus nicht in der Zeit zuvorgekommen. Die geringe Philosophie, die hinzu kam, alle diese Märchen zu erklären und in einen dogmatischen Zusammenhalt zu bringen, waren die Unterscheidungen zwischen physischer und psychischer Natur, zwischen Fleisch und Geist, zwischen dem Gesetz und der Freiheit. Wahrlich, eine Religion mußte diese Einfachheit haben, um so um sich zu greifen, wie es das Christenthum that!

Das Chriſtenthum iſt eine Religion der Perſönlichkeit. Moſes war doch nur der Sendling Gottes, Muhamed Allahs Prophet, ſie ließen ſich keine göttliche Ehre erweiſen! Sehet hier eine Religion, deren unwillkürlicher Stifter von einigen verworrenen Köpfen mit Gott ſelbſt verwechſelt wurde, eine Religion, die nichts für ihren Gegenſtand und Alles für ihren erſten Prieſter thut! Jede allgemeine, jede Weltreligion muß unabhängig von irgend einem Namen ſein, und im Chriſtenthum iſt man heute noch nicht einig, welche Ehre Gott, welche Jeſu gebührt. Welch ein Glaube! Wir ſind nicht ohne Poeſie, wir ſchwärmen gern, weil wir in jedem Hauche der Natur einen Kuß der Gottheit wähnen und würden recht unglücklich ſein, wenn wir nicht zuweilen auf unſern herben Lebenswein ein Roſenblatt der Illuſion legen dürften; ein Roſenblatt, das uns in den Mund kommt und zu trinken hindert, und das wir doch nicht miſſen möchten. Aber hier überſchreitet eine Zumuthung die Linie des Erträglichen. Das Chriſtenthum wurzele nicht in Jeſu Lehre, ſondern in ſeinem Leben: nicht die Liebe ſei es, ſagen ſie, die er im Abendmahle eingeſetzt habe, ſondern ſein Fleiſch und Blut, ſeine eigne Perſönlichkeit, die nun immerdar ſollte gegeſſen und getrunken werden. Auf die individuellen Begegniſſe eines unglücklichen Menſchen wird eine Religion gebaut, eine Dogmatik, die ſich nicht um die Worte ſeines Mundes kümmert, ſondern ſeine Fußtapfen als Paragraphenzeichen nimmt, ſeine Nägelmaale als Kapiteleinſchnitte: kurz das Chriſtenthum iſt eine Religion, die auf eines Menſchen körperlichen Verrichtungen und Leiden gegründet iſt, eine Religion, die das objektive Evangelium eines Menſchen predigt. Armer Rabbi von Nazareth! Statt, daß

ſie weinen ſollten über dein wehmüthiges Schickſal, freuen ſie ſich deines Todes und haben ihn lachendes Muthes im Munde! Die Kreuzigung Jeſu wird gar nicht mehr hiſtoriſch nachempfunden; ſondern da Alles in des unglücklichen Mannes Leben typiſch und als Nothwendigkeit gedeutet wird, ſo geht die Theilnahme und das Mitleiden bei den Frommen faſt gleichgültig an dem Schmerze vorüber und ſieht am Charfreitage immer nur Oſtern, bei einem Sterbenden immer eine grauſame Hand, die ihm das Kiſſen unter'm Kopfe wegzieht, damit er ſchneller ſterbe, damit er ſchneller auferſtünde! Das Crucifix iſt eine Zierrath geworden, die man im Ohre, nicht im Herzen hängen hat.

Die große imponirende Gewalt des Chriſtenthums liegt in ſeiner welthiſtoriſchen Ausdehnung. Nicht, daß ich dieſer Lehre die Umgeſtaltung Europa's zuſchriebe, nicht, daß ich ſo ungerecht gegen Gott wäre und behauptete, er habe ohne die Ideen einiger paläſtinenſiſchen Fiſcher und Teppichfabrikanten die Welt nicht auf dieſen Gipfel der Cultur bringen können: nein, ſchon dadurch wird die chriſtliche Idee geſchwächt, daß ſich die germaniſchen Völker für ſie intereſſirten und ihre eigne welthiſtoriſche Prädeſtination in jene Lehre legten und das Chriſtuskind als St. Chriſtoph durch das Weltmeer trugen. Das Einzige, was mich an das Chriſtenthum kettet, iſt ein magiſcher mit Blut beſchriebener Kreis; jene ſchreckhaften Verfolgungen, denen der neue Glaube ausgeſetzt war, jene Hekatomben, die das Chriſtenthum dem Heidenthum opfern mußte, die Männer, Weiber, Kinder, die zu Tauſenden hingemordet wurden — das preßt an die Kammern des Gehirns: die Fibern des Nachdenkens ziehen ſich zitternd in ihren Verſteck, das

brennt und ſchmerzt, wenn man Sinn für Hiſtorie, Sinn für die Leiden der Menſchheit hat! Nur jener Blutſtröme wegen bin ich gewiſſermaßen Chriſt, weil meine Religion auch die des Schmerzes und mein Cultus der Muth iſt. Ich würde nicht rathen, eher ein neues Bekenntniß abzulegen, ehe man nicht im Begriffe und in der Lage iſt, dafür daſſelbe auszuſtehen, was das alte Bekenntniß gekoſtet hat.

Bis hieher konnte noch von einem Chriſtenthum die Rede ſein. Als der Begriff Kirche erfunden war, als Concilien und Würdenträger eingeſetzt wurden, da hatte ſich die Lehre Jeſu in eine neue Art von Heidenthum verwandelt, in Mythologie auf der einen, Ariſtotelismus auf der andern Seite. Zwiſchen beiden wucherte die Myſtik, keine urſprünglich chriſtliche Pflanze, ſondern arabiſch-jüdiſch-cabbaliſtiſches Gewächs, das in der Philoſophie als Platonismus wieder zum Vorſchein kam. Das Chriſtenthum, inſofern es von Prieſtern und Mönchen repräſentirt wurde, war auch nicht einmal eine Religion mehr, ſondern nur noch Vorwand einer politiſchen Tendenz des Zeitalters. Die Hierarchie umgürtete ſich mit dem Schwerte und fluchte wie ein Landsknecht. Das Chriſtenthum war nun doch ein Reich von dieſer Welt geworden. Wann gab es eine Religion, die in tauſend Jahren mit ſo disparaten Anomalieen ſich äußern konnte? Der Islam iſt zwölfhundert Jahre alt und noch weht die grünſeidne Fahne des Propheten, wie damals, als er aus der Wüſte zog. Man hatte Jeſus gegen ſeine Abſicht zum Stifter einer Religion machen wollen. Jeſus hatte ſich gerächt. Die falſche Auslegung ſeiner Miſſion war geſcheitert.

Luther verſuchte noch einmal das lecke Schiff einer imaginären Möglichkeit zuſammen zu fügen. Ein Bergmannsſohn aus Thüringen ſtieg in das Bergwerk des Chriſtenthums hinab, durchhämmerte die oberen Flötzſchichten der Tradition und holte aus den tieferen Erzgängen hervor, was er für reines, ſilbernes und goldenes Chriſtenthum hielt. Es war eine kühne Neuerung, die ſich aus dem Wittenberger Flachlande, aus der Gegend von Kroppſtädt und Treuenbrietzen, die ganz ſo ausſieht, wie der geſunde Menſchenverſtand, entwickelte. Tauſende ſagten ſich von dem römiſchen Heidenthume los, das mit der Seelen Seeligkeit einen Aktienhandel durch ganz Europa etablirt hatte. Die Wittenberger Reformation war ein großer Fortſchritt der Menſchheit, wenn es groß iſt, wie Herr Tholuck gethan haben ſoll, in Rom von den antiken Götterſtatüen zu ſagen: Es ſind ſchöne Götzen! Darum handelte es ſich: die Menſchheit von einem religiöſen Mechanismus zu befreien, zu gleicher Zeit aber auch auf dreihundert Jahre die Kunſt, die Literatur, die Schönheit aller vergangenen Zeiten und die Schönheit der Ewigkeit zu derogiren. Das iſt kein Unglück, wenn es von einem großen Glücke erſetzt worden wäre. Für das Chriſtenthum geſchah in der Reformation alles, für die Wahrheit und den geſunden Menſchenverſtand und die Naturreligion aber nichts.

An zwei Begriffen ſiechte gleich anfangs die Reformation: an einem, den ſie nicht abſchaffte, an der Kirche; und an einem, den ſie neu erfand, am Evangelium.

Bibliſches Chriſtenthum! Was heißt das? Ein Chriſtenthum erfinden, das ſich gründete auf falſcher Exegeſe, ſchlechten kritiſchen Hülfsmitteln, auf Interpolationen und

frommen Betrügereien, auf einer ungestörten und sorglosen Verbindung des alten und neuen Testamentes, endlich aber auf jener heillosen Verwechselung zwischen dem Canon, als einer Richtschnur des Christenthums, statt daß der Canon, wie wir zeigten, nur erste Erscheinung, die ganz prekäre und subjectiv überall beanstandete Erscheinung des Christenthums war. Der Protestantismus bekam seine symbolischen Bücher, welche die Lehrer beschwören mußten, seine Katechismen, den großen und den kleinen, nach welchen die Unmündigen an einen Glauben geschmiedet wurden, dem sie schon als Säuglinge durch die Taufe willenlos sich hingeben mußten. Was muß ich glauben? Ich muß glauben, daß Gott die Welt erschaffen hat — als wenn ein Gott, der sich in so endlichen Werken, wie die Erde ist, ausspricht, ein Gott, der zugiebt, daß etwas außer ihm ist, ohne er selbst zu sein, als wenn ein Gott, der Raum und Zeit erschaffen hat, um aus Laune irgend einen kleinlichen Weltzweck zu erfüllen, um durch die Dauer zu thun, was ihm ja im Nu gelingen konnte, um unglückliche, von Zweifeln zerfleischte, halb thierische, halb menschliche Menschen auf einem gewissen Erdballe, in einem gewissen Deutschland, hier in dieser ganzen Misere herumkriechen zu lassen, als wenn ein solcher Gott jemals meinem philosophischen Bewußtsein entsprechen könnte! Aber was Philosophie? Wir reden nicht von Philosophie: ich vergaß, daß wir über einige Ammenmährchen und poetische Grillen sprechen. Ich muß glauben, daß Christus sei ein eingeborner Sohn Gottes, von einer Jungfrau geboren, niedergefahren zur Hölle und wieder auferstanden — Nein, auch dieß ist nicht der Kern des Christenthums. Was soll ich glauben? daß Christus

iſt unſer Mittler, daß er im Abendmahl perſönlich aſſiſtirt als Fleiſch und Blut im Brod und Weine, daß er uns rechtfertigt durch die Gnade, daß die Erbſünde, an die ich aber, als Pſycholog und Menſchenkenner, faktiſch glaube, theologiſch zu erklären ſei, zum großen Theile aber eine Dogmatik, welche auf jedes einzelne Glied im Körper Jeſu gegründet iſt. Der Katholicismus war ſinnlicher Götzendienſt mit polytheiſtiſcher Färbung. Der Proteſtantismus wurde myſtiſcher Götzendienſt mit einer Beſchränkung auf einen Gott, der auch drei Hypoſtaſen hatte. Wittenberg und der Sand waren Schuld, daß dieſe Lehre immer flacher, äußerlicher und zänkiſcher ſich ausbildete. Aus dem Evangelium, der Bibelmanie und den ſymboliſchen Büchern ſetzte ſich zuletzt das knöcherne Skelett der Orthodoxie zuſammen, eine Geſtalt, die ſtatt des Herzens einen ledernen Beutel, ſtatt des Gehirns eine Anhäufung ſchwammartiger Stoffe zu tragen hat.

Das zweite Unglück des Proteſtantismus war die Beibehaltung des Begriffes der Kirche und die unterlaſſene Ausgleichung deſſelben mit dem Begriffe: Gemeine. Hier trat früh ein Schwanken ein, das auf der einen Seite das Extrem der engliſchen Hochkirche und auf der andern das quäkeriſche Extrem der allgemeinen Prieſterſchaft erzeugte. Das Lutherthum an und für ſich ſelbſt nahm früh eine ſervile Richtung. Es ſtritt für das göttliche Recht der Fürſten eben ſo ſehr, wie es ſeine eignen Satzungen in ein legitimes, unantaſtbares Gewand zu kleiden ſuchte. Thomas Müntzer ſchalt mit Recht auf Luther, den Papſt von Wittenberg. Das Territorialſyſtem war die Folge der Schmeichelei. Die Kirche blieb etwas Ganzes, der Glaube

wurde nicht an die ſtille Kammer des Herzens, als ſeinen Tempel verwieſen, ſondern die Kirche repräſentirte, wie ehemals. Die Geiſtlichen regieren unter einander. Sie ſcheinen eine Monarchie für ſich zu bilden und ducken ſich außerdem unter der politiſchen Souveränität, ſo daß es noch heutiges Tages nicht entſchieden iſt, wie weit ſich die kirchliche Autorität als Landeshoheit erſtreckt, wie weit man wagen darf, Agenden zu verfaſſen und ſie mit militäriſcher Gewalt, wie in den ſchleſiſchen Dragonaden geſchehen iſt, in Wirkſamkeit zu ſetzen. Hier iſt Alles vag, hoffärtig, augendieneriſch, despotiſch, und erfüllt das Herz des Biedermannes mit den ſchmerzlichſten Gefühlen.

Die deiſtiſche Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts konnte deßhalb dem Chriſtenthum keinen merklichen Abbruch thun, weil ſie bald zu frivol, bald zu nur witzig war. Der unſittliche Reformator macht nirgends Glück. Der Witz iſt einer ſo großartigen Inſtitution, wie das Chriſtenthum allmälig wurde, gänzlich unangemeſſen. Die naive Einfachheit kindlicher und glaubensfreudiger Seelen parirt alle Nadelſtiche Voltaire's, eines Mannes, den man oft für einen Schneider halten möchte, ſo furchtſam und eitel war er. Das Chriſtenthum fordert andere Waffen heraus, überhaupt keine Waffen, die nur für den Krieg taugen, ſondern ſolche, welche ſich an einen Stiel ſtecken laſſen, poſitiv und ſchaffend werden und die Erde zur neuen Saat auflockern. Das achtzehnte Jahrhundert, der mephiſtopheliſche Geiſt der abſtrakten Verneinung hauchte mit dem erſten Seufzer aus, der auf der Revolutionsguillotine ausgeſtoßen wurde. Die Negation der Revolution war ſchon eine ſchöpferiſche.

Die Flügel meiner Seele ſchlagen freudiger, weil ich die Morgenröthe (ach! die blutige Morgenröthe) der neuen Schöpfung ſich am Himmel malen ſehe. Aber noch halte mich zurück, du ſtürmiſcher Genius des Jahrhunderts; noch einmal wurde in Deutſchland der Verſuch gemacht, zu einem troſtreichen Reſultate über die wunderbaren Begebenheiten in Paläſtina zu gelangen. Die Welt ſeufzt in ihrer Axe ob der ſtürmiſchen Bewegung. Wie glücklich wären wir Alle, wenn wir in den Träumen unſrer Jugend uns ewig wiegen dürften und uns keine Unruhe der Seele von den Spielen der Unſchuld verſcheuchte!

Die Kantiſche Philoſophie ſchien unſern Vätern nach langem Schlafe ein wunderbares Erwachen. Noch nie iſt eine Entdeckung mit ſo reinem Enthuſiasmus empfunden worden. Die Kantiſche Philoſophie war Kriticismus; ſie war ohne Geheimniſſe; aber ſie ſchien den Schlüſſel der Geheimniſſe zu beſitzen. Früher wurde ſie auf die Offenbarung und das Chriſtenthum angewandt; aber die Conſequenzen, welche ſich hier durch ſie ergaben, waren von der entgegengeſetzteſten Art. Der Rationalismus hielt ſich an die Unmöglichkeit, das Ding an ſich zu erkennen; der Supernaturalismus an die Vermuthungen, welche hinter dem Dinge an ſich liegen konnten. Das Ding an ſich war eben ſo ſehr negativ, wie myſtiſch poſitiv; das weite Chaos der Zweifel lag in ihm eben ſo gut, wie das Chaos der Gefühle. Dieſe beiden Prinzipien über Chriſtenthum machten fünfzehn Jahre in Deutſchland die Tagesordnung aus. Es war ein Streit um den Anfang eines Cirkels. Der Rationalismus, der von Gott behauptete, daß man vieles von ſeinem Weſen wiſſe, manches aber noch unerörtert zu

laſſen hätte, begann mit dem Beſtimmten und hörte mit dem Unbeſtimmten auf. Der Supernaturalismus, der aus ſeinen Ahnungen ein Syſtem, aus ſeinen Ungewißheiten eine Dogmatik ſchuf, fing mit dem Unbeſtimmten an und hörte mit dem Gegentheile auf. So war der Streit ohne des Endes Möglichkeit. Niemand trat aus dem Cirkel heraus. Sie walzten ihre Debatten herum und erſchöpften ſich in Conzeſſionen praktiſcher und theoretiſcher Art. Miſchgattungen drängten ſich zwiſchen die Extreme; Damenprediger, welche das Chriſtenthum mit Gemälden verglichen, wo die Conturen dem Rationalismus, die Farben dem Supernaturalismus angehören müßten; Profeſſoren der Theologie, die das Urchriſtenthum wollten; Generalſuperintendenten, welche die Perfektibilität des Chriſtenthums lehrten. Andre, wie Schleiermacher, adoptirten die Dogmatik, wenn ihre Lehrſätze ſich gemüthlich als Seelenzuſtände bethätigten. Mit einem Worte, ſie mochten ſo freidenkeriſch verfahren, wie immer, ſo riß doch Niemand den Vorhang der Lüge weg. Auf der Kanzel gaben ſie niemals jenen Glauben preis, den ſie auf dem Katheder anatomiſch zergliederten. Ueberall trifft man auf Diakone und Conſiſtorialräthe dieſer Art, welche ſich wie jeſuitiſche Aale theoretiſch winden und hin- und herſträuben, praktiſch aber ſich immer wieder in ihren homiletiſchen Schleim verſtecken.

Schelling und Hegel, jener von katholiſcher, dieſer von proteſtantiſcher Seite, ſtellten den letzten Verſuch an, die Philoſophie mit der Offenbarung in Einklang zu bringen. Schelling übertrug allerhand Analogieen des Naturprozeſſes auf die Geheimnißlehren des Chriſtenthums; er wußte Opfer, Menſchwerdung u. ſ. f. durch witzige Bilder von

Die Flügel meiner Seele ſchlagen freudiger, weil ich die Morgenröthe (ach! die blutige Morgenröthe) der neuen Schöpfung ſich am Himmel malen ſehe. Aber noch halte mich zurück, du ſtürmiſcher Genius des Jahrhunderts; noch einmal wurde in Deutſchland der Verſuch gemacht, zu einem troſtreichen Reſultate über die wunderbaren Begebenheiten in Paläſtina zu gelangen. Die Welt ſeufzt in ihrer Axe ob der ſtürmiſchen Bewegung. Wie glücklich wären wir Alle, wenn wir in den Träumen unſrer Jugend uns ewig wiegen dürften und uns keine Unruhe der Seele von den Spielen der Unſchuld verſcheuchte!

Die Kantiſche Philoſophie ſchien unſern Vätern nach langem Schlafe ein wunderbares Erwachen. Noch nie iſt eine Entdeckung mit ſo reinem Enthuſiasmus empfunden worden. Die Kantiſche Philoſophie war Kriticismus; ſie war ohne Geheimniſſe; aber ſie ſchien den Schlüſſel der Geheimniſſe zu beſitzen. Früher wurde ſie auf die Offenbarung und das Chriſtenthum angewandt; aber die Conſequenzen, welche ſich hier durch ſie ergaben, waren von der entgegengeſetzteſten Art. Der Rationalismus hielt ſich an die Unmöglichkeit, das Ding an ſich zu erkennen; der Supernaturalismus an die Vermuthungen, welche hinter dem Dinge an ſich liegen konnten. Das Ding an ſich war eben ſo ſehr negativ, wie myſtiſch poſitiv; das weite Chaos der Zweifel lag in ihm eben ſo gut, wie das Chaos der Gefühle. Dieſe beiden Prinzipien über Chriſtenthum machten fünfzehn Jahre in Deutſchland die Tagesordnung aus. Es war ein Streit um den Anfang eines Cirkels. Der Rationalismus, der von Gott behauptete, daß man vieles von ſeinem Weſen wiſſe, manches aber noch unerörtert zu

lassen hätte, begann mit dem Bestimmten und hörte mit dem Unbestimmten auf. Der Supernaturalismus, der aus seinen Ahnungen ein System, aus seinen Ungewißheiten eine Dogmatik schuf, fing mit dem Unbestimmten an und hörte mit dem Gegentheile auf. So war der Streit ohne des Endes Möglichkeit. Niemand trat aus dem Cirkel heraus. Sie walzten ihre Debatten herum und erschöpften sich in Conzessionen praktischer und theoretischer Art. Mischgattungen drängten sich zwischen die Extreme; Damenprediger, welche das Christenthum mit Gemälden verglichen, wo die Conturen dem Rationalismus, die Farben dem Supernaturalismus angehören müßten; Professoren der Theologie, die das Urchristenthum wollten; Generalsuperintendenten, welche die Perfektibilität des Christenthums lehrten. Andre, wie Schleiermacher, adoptirten die Dogmatik, wenn ihre Lehrsätze sich gemüthlich als Seelenzustände bethätigten. Mit einem Worte, sie mochten so freidenkerisch verfahren, wie immer, so riß doch Niemand den Vorhang der Lüge weg. Auf der Kanzel gaben sie niemals jenen Glauben preis, den sie auf dem Katheder anatomisch zergliederten. Ueberall trifft man auf Diakone und Consistorialräthe dieser Art, welche sich wie jesuitische Aale theoretisch winden und hin- und hersträuben, praktisch aber sich immer wieder in ihren homiletischen Schleim verstecken.

Schelling und Hegel, jener von katholischer, dieser von protestantischer Seite, stellten den letzten Versuch an, die Philosophie mit der Offenbarung in Einklang zu bringen. Schelling übertrug allerhand Analogieen des Naturprozesses auf die Geheimnißlehren des Christenthums; er wußte Opfer, Menschwerdung u. s. f. durch witzige Bilder von

Seiten der Phantasie annehmlich zu machen. Hegel stützte sich auf den Geschichtsprozeß, auf die innerlichen Ruhemomente seiner metaphysischen Logik, deren ganzes Schema allein schon den Begriff der Trinität ausdrückte. Hegel's Philosophie scheint mir auch wahrlich die einzige, die im Stande ist, das Christenthum zu beurtheilen. Ihr Standpunkt ist der historische. Sie bringt einen Schematismus in die Begebenheiten, welcher den inneren und äußeren Sinnen wohlthut. Wodurch ist auch das Christenthum eine so imposante Erscheinung? Durch seine historische Stellung. Hegel hat die Verschiedenheit der Zeiten immer vortrefflich charakterisirt und das Eigenthümliche des Christenthums darin gefunden, daß sich logische und historische Begriffe daran akkommodiren lassen. Aber mehr gelang ihm nicht. Seine Philosophie des Christenthums konnte nur da erst anfangen, als die Entwicklung der christlichen Lehre zu Ende war. Hegel's Maaßstab ist überall die Vergangenheit. Seine Erklärungen sind typischer Art, seine Philosophie ist eine Auslegung. Schelling und Hegel stehen an der Spitze jenes christlichen Dilettantismus, der aus künstlerischen Interessen sich mit verstopftem Ohre in eine grundlose Fluth versenkt. Das Christenthum selbst muß dabei seinen Credit verlieren, wenn nur noch Dichter, Grübler, Künstler, verzweifelte Menschen sich für die Erklärung seiner Satzungen interessiren. Der gesunde Theil der Menschheit wird in eine andere Strömung des stürmenden Weltgeistes gerissen werden.

Unser Zeitalter ist politisch, aber nicht gottlos. Wie gern verbände es die Freiheit der Völker mit dem Glauben an die Ewigkeit! Aber gewiß, unchristlich ist unser Zeitalter,

denn das Christenthum scheint sich überall der politischen Emancipation in den Weg zu stellen. Daher jene merkwürdigen Erscheinungen, welche die neuere Zeit auf dem Gebiete, man weiß nicht, soll man sagen, der Politik oder der Religion hervorgebracht hat. Ueberall Sektengeist, Religionsstifter, Religionen auf Aktien, Religionen auf Subscription, jede Religion, nur kein Christenthum. Man spricht von Priestern, von einer Theokratie, von Gottesdienst, nur nichts Christliches. Es ist erstaunenswerth, daß diese Dinge zuerst in Frankreich auftauchten, in einem Lande, das für Europa die Mission der Freiheit hat, in einem Lande, das in der neuern Geschichte für alle Fragen der Cultur die Initiative übernommen zu haben scheint. Wir reden hier vom St. Simonismus und den Worten eines Gläubigen.

In diese beiden Bekenntnisse ist zuerst die Anerkennung der politischen Tendenz des Jahrhunderts niedergelegt. Man hat hier die absolutistische Unverschämtheit vermieden, welche die hungernden Arbeiter auf das himmlische Brod des ewigen Lebens anweist. Die Religion der Entsagung mag für Jahre passen, wo die Ernte nicht gerathen ist; aber wo Fülle und Verschwendung rings ihre Feste feiern, murrt die Menschheit über eine Religion, welche immerfort an das Sichschicken, an die Demuth, an den Rathschluß Gottes appellirt. Von dieser Seite des Christenthums überhaupt, die sich dem Zeitgeiste entgegenstellt, kann nicht mehr die Rede sein. Der Unterschied zwischen den beiden Bekenntnissen ist der, daß der St. Simonismus das Christenthum antiquirt und durch einige materielle Philosopheme, nebst kirchlichen freilich dem alten Glauben entnommenen Institutionen zu ersetzen sucht, die Worte eines Gläubigen dagegen

auf den demokratiſchen Urſprung des Chriſtenthums zurückgehen und unverholen eine republikaniſche Tendenz deſſelben ausſprechen. Der St. Simonismus will den Staat von der Kirche, die Worte eines Gläubigen wollen die Kirche vom Staate befreien. Jener weiſt auf die Zukunft, dieſe auf die Vergangenheit. Beide aber kränkeln an ähnlichen Gebrechen: der St. Simonismus an der Philoſophaſterei: La Mennais am Katholicismus. Wie ſoll man in der Kürze über beide Tendenzen urtheilen? Beide ſind keine Revolutionen, aber ſie ſind Symptome. Der St. Simonismus verräth ein Bedürfniß der Menſchheit: die Worte eines Gläubigen ſuchen es zu befriedigen, aber ſie befriedigen es nur zur Hälfte.

Ich habe die Thatſachen der Vergangenheit verfolgt und breche da ab, wo Alles, was nun kommen muß, nicht ſo von mir vorgezeichnet werden kann, ſondern in die Hand der Zeitgenoſſen gegeben iſt. Ich will an einem Orte inne halten, den wir ſelber auszufüllen haben, bei jenen weißen Blättern der Geſchichte, die hinfort von uns beſchrieben werden ſollen!

Ich höre draußen ein ſimultanes Glockengeläute: katholiſche und proteſtantiſche Töne von zweierlei Kirchen. Es iſt Pfingſten, ein Feſt, wo man zwar nicht mehr plötzlich wie einſt in Jeruſalem, gut Engliſch, Spaniſch und Sanscrit lernt, was mir ſehr lieb wäre: wo aber der heilige Geiſt auf alle Welt ausgegoſſen wurde. Wir leben in der Zeit des heiligen Geiſtes, von dem Chriſtus ſelber ſagt, daß er uns in alle Wahrheit führen und freimachen würde. So ſcheint es auch Chriſtus gewußt zu haben, daß die Ge-

ſchichte immerdar ihre eigne Autorität bleibt, daß der Weltgeiſt raſtlos wirkt und in uns ſchafft und die Wahrheit zuletzt nur der Gottesdienſt im Tempel der Freiheit iſt. Wir werden keinen neuen Himmel und keine neue Erde haben; aber die Brücke zwiſchen beiden, ſcheint es, muß von Neuem gebaut werden.

Es ſchlug Mitternacht, als Wally dies ſauber geſchriebene Heft durchleſen hatte. Die Wachskerze war tief heruntergebrannt, ihre Augen glühten, ſie hatte Thränen nöthig, um den heißen Brand zu löſchen. Aber die Thränen kamen nicht. Sie ſaß da, verſteinert, wie Niobe, der man das Liebſte und Theuerſte tödtet. Rings war alles grauenhaft ſtill, nur der Uhrpendel ſchwang ſich unterm Glaſe hin und her und zählte die Minuten, die den Geiſtern auf Erden zu wandeln vergönnt waren. Wally lebte nur in den Worten, die ſie geleſen hatte, und flüſterte ſich zu: Ich ſterb' auch mit ihnen. Dann ergriff ſie mechaniſch den kleinen Kerzenreſt, der noch brannte, und ſchritt in ihr Schlafgemach, einen finſtern, dämoniſchen Schatten werfend.

---

Aber noch ſechs Monate hielt Wally ein Leben aus, deſſen Stütze durch Cäſar und die Religion weggenommen war. Sie, die Zweiflerin, die Ungewiſſe, die Feindin Gottes, war ſie nicht frömmer, als die, welche ſich mit einem nicht verſtandenen Glauben beruhigen? Sie hatte die tiefe Ueberzeugung in ſich, daß ohne Religion das Leben

des Menschen elend ist. Sie ging damit um, dem ihrigen ein Ende zu machen.

Je unerschütterlicher sich dieser Gedanke bei ihr festgesetzt hatte, desto mehr suchte sie ihn äußerlich zu verbergen. Sie zeigte sogar, je gewisser sie mit sich selbst wurde, eine heitre Unbefangenheit, die die Rückkehr ihrer frühern Laune hoffen ließ.

Sie war viel auf ihrem Zimmer allein, weinte und rang; aber beten konnte sie nicht. Sie warf sich wohl oft verzweifelnd auf die Knie, aber wie eine eherne Mauer stand es vor ihr, wenn sie flehend die Hand ausstreckte. Sie schrieb noch einzelne, ihren Seelenzustand verrathende Aphorismen in ihr Tagebuch; die meisten bewegten sich um den Gedanken des Todes. An der Ursache desselben hatte sie nichts mehr, was sie in sich ändern konnte. Adolphine und Cäsar waren vermählt. Eine Stelle, welche man später im Buche fand, war ganz mit Thränen durchnäßt. Man konnte das an der geronnenen Dinte und dem zerknitterten Papiere sehen. Sie hieß:

O Jesus! Nie warst du mir theurer, als thränenvergießend im Garten von Gethsemane! Jesus! Du batest Gott, daß er den Kelch dieses herben Todes möchte an dir vorüber gehen lassen, du, du, der die Welt verändert hat! Und die Jünger schliefen. Sie achteten deiner flehenden Stimme nicht, daß sie mit dir wachten, daß sie mit dir weinten auf dem Oelberge. Ach, auch um mich schlafen sie Alle und Niemand kennt den Schmerz, der mich verzehrt, Niemand wacht mit mir, Niemand betet für mich!

Es war an einem trüben und regneriſchen Herbſttage. Die Kaſtanien praſſelten von den Bäumen. Der Wind ſchlug die Regenſchauer an die naſſen Fenſter. Alles in der Natur ſchien zu Grabe zu gehen. Wally ſaß einſam in ihrem Zimmer. Eine Uhr lag neben ihr. Neben der Uhr ein rothes Tuch, das einen unſichtbaren Gegenſtand bedeckte.

Eine Stunde verrann nach der andern. Um die ſechste dunkelte es. Man brachte ihr Licht. Sie winkte ſtumm mit der Hand, als man nach ihren Befehlen fragte.

Sie trat an's Klavier und ſchlug einige Accorde an. Es ſchlug ſieben Uhr.

Dann ſetzte ſie ſich und ſchrieb einige Zeilen:

Ich muß ſterben, denn haſſenswerth ſchien ich mir, wenn ich mich durch die Welt ſchliche und mir ſelbſt verbergen wollte, was ich leide. Wir erkennen Gott und unſer Leben nicht. Nun und nimmer mehr. Das tragiſche und der Menſchheit würdige Schickſal unſers Planeten wäre, daß er ſich ſelbſt anzündete, und alle, die Leben athmen, ſich auf den Scheiterhaufen der brennenden Erde würfen. Alle müßten ſie ſich opfern — aus Haß gegen den Himmel; opfern, wie man Rechnungen verdirbt, die ohne den Wirth gemacht werden. Alle! Alle! Dann wäre das Problem gelöſt und Gott müßte eilen, ſich neue Menſchen, neue Sklaven zu ſchaffen. Barbariſcher Mord der Völker unter einander, glaubt ihr, werde das Ende der Dinge ſein? Die wiedererwachende Rohheit der Natur? Hyänen, die ſich unter einander zerfleiſchen, ſind euch der Zweck der Geſchichte? Gräßlicher Gedanke! Prophezeihung, würdig eines

Henkers! Sie werden ſterben, aber ſie werden Alle den Dolch in ihre eigene Bruſt ſenken und eine große Kette der Freundſchaft ſchließen, die Menſchen! Sie werden ſich faſſen Alle an ihrer Hand und mit der Rechten den Stoß vollbringen und noch im Tode ſich mit ihren Küſſen bedecken. Sie werden ſterben, weil ſie reif ſind, weil ſie das Höchſte erreichten in Wiſſenſchaft und Kunſt, weil ſie Alle ineinandergerechnet der Gottheit gleichkommen. Aber die Gottheit ſitzt hinter einem Vorhange und verbirgt nach wie vor ihr ſprödes Antlitz und zögert zu kommen und ſich zu enthüllen. Was haben wir dem Weltzweck gethan?

---

Es ſchlug acht Uhr. Sie war in eine Aufregung gekommen, welche für ihren Entſchluß nicht paßte. Was iſt Sturm, Ungewitter, Herbſt, was ſelbſt der Schmerz der Seele und des Herzens, wenn der Geiſt ſeine Gedanken aufrüttelt und die Denkkraft ihre Fühlfäden ausſchießt? Das Denken erhält den Muth, den man am Wiſſen verliert. Wally war ſo nahe daran, ihre Verirrung zu fühlen. Aber ſie war ein weibliches Herz, das nicht ſo leicht vergißt, was es einmal wollte und in ſich ſelbſt kein großes Regiſter von Entſchließungen hat, wo ſie wählen könnte. Sie fiel in den alten Schmerz zurück.

Um neun Uhr griff ſie noch einmal nach der Feder und ſchrieb:

Lebet wohl! Alle! Alle! Armſelig war mein Leben; wie klein, wie nichtig alle die Beziehungen meiner Jugend!

Und das war wohl des Todes werth; denn ich bin nichts, nur Staub, nur Vernichtung. Mein Leben ist unnütz. Grüßet sie Alle, grüßet den Frühling des kommenden Jahres, wo ich todt sein werde und keines Vogels Ruf mich wieder wecken wird. Ich danke euch Allen, die mich liebten, und dir, dir, Cäsar; auch dir! Adolphine! Allen! Allen!

---

Sie mußte noch viel geweint haben. Auch diese Zeilen waren verronnen in nasse Punkte. Sie mußte dann den Stoß vollbracht haben mit jenem Dolche, der ihrem todten Bruder gehörte.

Man fand sie auf dem Bette ausgestreckt. Das Licht stand zu ihren Häupten. Sie hatte mit beiden Händen den in das rothe Tuch gewickelten und darin auch von ihr während des Stoßes gelassenen Dolch in ihr Herz gedrückt, und lag da, nicht lächend und ruhig, wie wohl in andern Fällen hier getroffen ist, sondern mit krampfhafter Verzerrung ihres schönen Antlitzes und einem Ausdrucke der Verzweiflung in den starren Augen, der erschrecken machte.

Sie wurde mit Gepränge bestattet. Die, welche am Grabe standen, beweinten nicht sie selbst, sondern ihre Jugend.

## Wahrheit und Wirklichkeit.

Man kann den Zufall verdammen, man kann selbst überzeugt sein, daß in Allem, was geschieht, eine konsequente Offenbarung der Gottesidee liegt; und doch würde Niemand zu behaupten wagen, daß Alles, was geschieht, Alles, was wir als geschehen beobachten können, etwas Anderes sei, als die zufälligen Aeußerlichkeiten jener offenbarten Gottesidee. Ich glaube, daß Alles gut ist, was geschieht; glaube aber nicht, daß eben nur das geschehen kann, was geschieht. Unendlich ist das Reich der Möglichkeit, jenes Schattenreich, das hinter den am Lichte der Begebenheiten sichtbaren Erscheinungen liegt. Es giebt eine Welt, die, wenn sie auch nur in unsern Träumen lebte, sich eben so zusammensetzen könnte zur Wirklichkeit, wie die Wirklichkeit selbst, eine Welt, die wir durch Phantasie und Vertrauen zu combiniren vermögen. Schale Gemüther wissen nur das, was geschieht; Begabte ahnen, was sein könnte; Freie bauen sich ihre eigne Welt.

Zwei Garantieen der unsichtbaren Welt sind die Religion und die Poesie. Jene schließt das Reich der Möglich-

keit auf, um zu trösten; diese, weil sie die Wirklichkeit erklären will. Beide beruhen auf Täuschungen, nur ist die Poesie glücklicher, weil sie die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Es ist leichter, an ein Gedicht, als an den Himmel glauben. Die Ereignisse des Gedichtes sind oft die heimlichen Erklärungsmotive der Wirklichkeit, die Schöpfungen des Autors haben die Analogie für sich und die Erde; aber der Himmel schwebt in der Luft und ist, trotz aller Philosophie, ohne Maaßstab, wie Gott selbst.

Die Geschichte der Poesie zeigt, wie sich in ihr von jeher Wahrheit und Wirklichkeit gestritten haben. Jene Gemüther, welche wir die schalen nannten, entschieden sich für die Wirklichkeit, die freien für die unsichtbare Wahrheit, die begabten, die empfänglichen, die sogenannten Leute von Geschmack, Bildung und Erziehung für das Mittlere zwischen beiden, für die Wahrscheinlichkeit. Und so ist es noch. Bei jeder neuen Dichtung fragen die Einen: Wo geschah dies? die Andern: Sollte dies geschehen können? nur die freien Gemüther entscheiden ohne zu fragen, weil sie es fühlen, daß das, was nicht geschieht, immer noch wahr ist, selbst wenn es nicht geschehen kann.

Alles, was die Wirklichkeit kopirt, ist für die Masse. Diese Gattung der Poesie erhebt sich von der untersten Stufe der Genremalerei bis zu den Romanen von Walter Scott und Bulwer, bis zu den Dramen Iffland's und Kotzebue's. Nur hell, blank und geschliffen muß diese Literatur sein, weil sie der Wirklichkeit gegenüber ein Spiegel ist, der sie treu auffaßt und wiedergiebt. Für die schalen Gemüther ist nichts genialer, als sie selbst zu zeichnen, wie sie sind: ihre Tante, ihre Katze, ihren Shwal,

ihre kleinen Sympathieen, ihre Schwachheiten. Was haben wir von euren Grillen? von euren Empfindungen, die in der Luft ſchweben? Gebt uns uns ſelbſt, dem Egoismus den Egoismus! Es giebt Kritiker und Literatoren, die ſich nur für das Copiren der Wirklichkeit enthuſiasmiren können. Das Wahrſcheinliche iſt bei ihnen ſchon eine Conzeſſion. England hat von jeher dieſe Art der poetiſchen Darſtellung bevorzugt, Deutſchland iſt ſyſtematiſch genug bearbeitet worden, hierin nachfolgen zu müſſen. Die alte Literatur ſteht bei uns verſteinert da in Tempeln und in Wallhallen, die mittlere war keines Schuſſes Pulver werth, die neue hat nur noch ein ſchwankendes und kaltes, von Politik und ſpekulativer Trägheit ganz darnieder gehaltenes Publikum. Darauf kommt alles zurück: Man will von der Literatur keine Anſtrengung haben; die Literatur ſoll Niemanden mehr eine unruhige Nacht machen, ſie ſchildert, ſie porträtirt, ſie ſtillt die Leſeluſt mit Hiſtorie und Bulwer. Die Poeſie iſt jetzt Selbſtbefruchtung. Die Wirklichkeit nährt ſich von ihrem eignen bürgerlichen, überquellenden Fett.

Menſchen, die ſchon eine Stufe höher ſtehen, ſind mit der Wahrſcheinlichkeit zufrieden. Sie wollen nur einige Vorausſetzungen, die den Boden der Wirklichkeit berühren; das Uebrige überlaſſen ſie der Combination und Phantaſie. Dies ſind die gemüthlichen Leſer, die ſich durch poetiſche Schöpfungen in einen ſanften Halbſchlummer wiegen laſſen, die die Bücher nach der Elle conſumiren. Es muß ihnen nichts zu nahe und nichts zu ferne liegen. Schwebend zwiſchen Himmel und Erde, ganz willenlos hingegeben den Capricen des Dichters, freuen ſie ſich zuletzt, daß nun Alles, was ſie geleſen haben, doch entweder, wenn es zu

traurig, nicht wahr ist, oder im entgegengesetzten Falle, immer sehr wahrscheinlich bleibe.

Die Wahrheit selbst ist unsichtbar und liegt niemals in dem, was wirklich ist. Die poetische Wahrheit ist schöpferisch. Sie baut mit den geheimsten Fäden der menschlichen Seele, sie combinirt nicht, wie der Staat, die Familie, die Religion, die Sitten und das Herkommen combiniren, sondern revolutionär. Die poetische Wahrheit offenbart sich nur dem Genius. Dieser lauscht niedergestreckt auf dem Boden der Wirklichkeit und hört wie in den innersten Getrieben der Gemüther eine embryonische Welt mit keimendem Bewußtsein wächst. Wer auf seine Entwickelung lauscht, muß sich oft gestehen, daß ganze Gedichte in ihm sich zusammenreimen aus Motiven, welche die Außenwelt niemals anerkennen würde. Dies sollte nicht auch Wahrheit sein? Dies sollte den Dichter nicht entzücken? Die Alten und die Mittleren schufen in dieser Weise nicht; aber die Modernen werden es. Ihre Historien sind nicht die Sage oder Geschichte, sondern die Ideen, die im Schooße der still wirkenden und schaffenden Gottheit schlummern. Die Welt, wie sie ist, wird ihren Gebilden nicht entsprechen; diese werden dem nüchternen Vorwurfe der Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit ausgesetzt sein. Aber noch immer ging das Genie seinem Jahrhunderte voraus.

Zwei Thatsachen möcht' ich aus Obigem folgern, die beide weniger literarisch als historisch sind.

Wenn man in Anschlag bringt, daß entschieden schon in der französischen Literatur, ohne alle Widerrede auch bei uns, allmälig eine Poesie der ideellen Wahrheit und reellen Unwirklichkeit sich zu entfalten beginnt, wenn man diese

Frauengebilde betrachtet, welche die Phantaſie der jetzigen begabteren Dichter erfindet, dieſe originellen Situationen und allem Herkommen widerſprechenden Sitten; ſollte man dieſe Erſcheinung nicht für beziehungsreich halten für unſer zukünftiges Leben, für die Exiſtenz in der Wirklichkeit, für die weite Unterlage der Maſſe und des allgemeinen Glaubens? Es iſt wahr, die Dichter fangen an, auf immer luftigeren Bahnen zu wandeln; ſie ſchaffen ſich ihre eignen Welten mit Thronen, die ihre Phantaſie erbaute, mit Richterſtühlen, die ihre eigne Geſetzgebung haben, mit einem Gottesdienſt, deſſen Prieſter nur noch die kleine Gemeinde ſelbſt iſt. Es baut ſich eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns umgebenden Inſtitutionen nichts entſpricht, eine ideelle Oppoſition, ein dichteriſches Gegentheil unſrer Zeit, das einen zweifachen Kampf wird zu beſtehen haben, einmal einen gegen die Wirklichkeit ſelbſt als conſtituirte Macht mit phyſiſcher Autorität, ſodann einen gegen die Poeſie der Wirklichkeit, welche ſo viel Dichter und ſo viel Kritiker für ſich hat.

Dies iſt ein Symptom unſrer Zeit, aus dem wir bis jetzt noch keinen weitern Schluß ziehen wollen, als einen, der vielleicht außerhalb der Literatur liegt, den ich aber nicht verſchweigen will, weil Jedes, was die Menſchheit ehrt, auf den Lippen des Enthuſiaſten brennt. Man verwirft mit Recht das Experimentiren mit der Menſchheit, aber man geht darin weiter, als man darf, ohne die Menſchheit zu beleidigen. Wir fürchten uns, den Zeitgenoſſen etwas zu entziehen, wovon wir uns einbilden, daß es zu ihrem Leben nöthig iſt. Wir glauben an die Inſtitutionen in Sitte, Meinung und politiſcher Einrichtung,

wie an die unerläßlichen Lebensbedingungen der Jahrhunderte. Als wenn die Menschheit keine inneren Quellen hätte! Als wenn sie unterginge, wenn ihr sie aus dieser ganzen Sündfluth ihrer Existenz plötzlich nackt und noch triefend auf den Ararat versetztet! Als wenn die Menschheit nicht immer die erste sein wird, die sich hilft und diejenige, welche für sich den besten Rath weiß! Sie zucken die Achseln, wie unvorsichtige Aerzte, sie fürchten für das Leben des Patienten und quacksalbern an den alten Schäden herum; aber nehmt der Menschheit ein Bein ab: sie wird sich ein neues machen; nehmt ihr, um nur Eines, was unmöglich scheint, zu nennen, z. B. das Christenthum: glaubt ihr, daß sie untergehen wird? Nehmt ihr eure Gesetzbücher, eure Verfassungen, — nehmt ihr zuletzt das, worauf gleichsam Alles ankommen soll, nehmt ihr euch selbst! — und die Menschheit wird fortbestehen. Sie wird Alles ertragen und durch Felsen vom stärksten Granit noch immer einen Weg finden, der sie zu ihrem Ziele führt.

Ende.

## II.

# Appellation an den gesunden Menschenverstand.

Letztes Wort in einer literarischen Streitfrage.

(1835.)

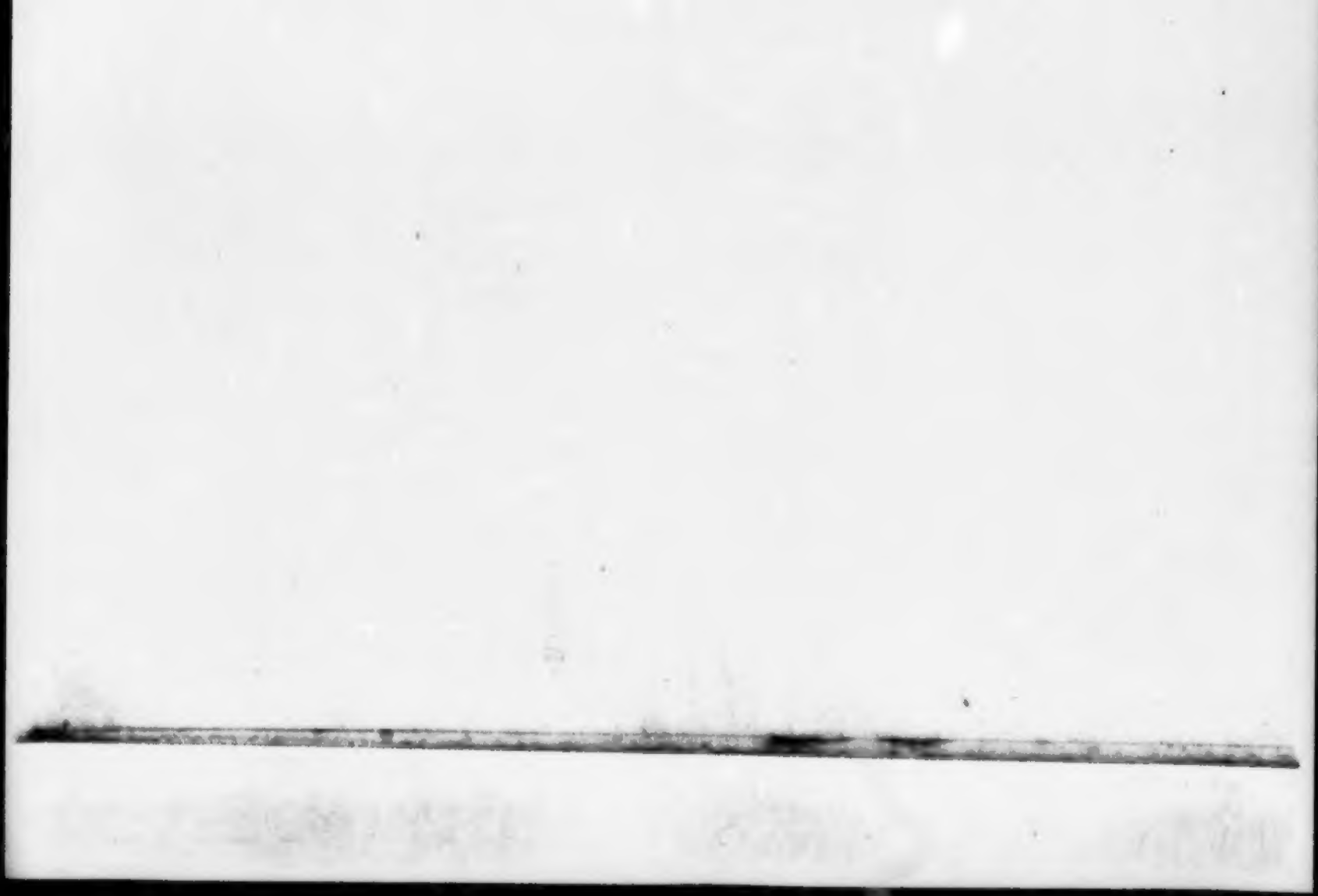

Hätt' ich ahnen können, daß die von der Kritik gegen mich erhobenen Beschuldigungen vom Staate würden aufgenommen werden, daß Wolfgang Menzel in Stuttgart offizielle Interventionen gegen mich veranlassen und die Besorgnisse der Behörden rege machen würde; wahrlich, ich hätte einer vor mehren Woche erschienenen Vertheidigung eine andere Wendung gegeben und mich wohl gehütet, mir ein anderes Publikum zu denken, als den schlichten Mittelstand, mit welchem man in einer Rede ohne viel Umschweife sprechen muß. Damals glaubt' ich noch, Männer von Bildung und wissenschaftlicher Einsicht würden durch ihr Urtheil in dieser Sache den Ausschlag geben; aber diese Hoffnung verschwand, nachdem sich jede Zeitung erlaubte, von einem »irreligiösen« und »unsittlichen« Romane zu sprechen, nachdem die Auflage desselben vergriffen und bis in ein Volk gedrungen war, das ich nun beschuldigt werde, verführen zu wollen. Was Volk? Was Verführung? Noch fühl' ich mich mitten im Strome nur der Literatur und werde diese Lage selbst in gerichtlichen Ver-

theidigungen nicht aufgeben; ich werde mich auf die Gesetze der Schönheit berufen und keinen Richter anerkennen, als kritische Anstalten, welche befugt sind, nach literarischen Prinzipien über die Irrthümer und Gebrechen meines Buches zu urtheilen. Diese wenigen Blätter will ich benutzen, zum letzten Male von einer Sache zu sprechen, die mich so zu sagen an den Rand des tarpejischen Felsens gebracht hat. Ich denke mir denn also Leute von infirmen Begriffen als meine Leser und will mit den Fingern demonstriren, wenn man nicht Verstand genug hat, meine Argumente zu verstehen.

Hätt' ich die Absicht gehabt, meinen Landsleuten das theure Gut der Religion zu rauben, so würd' ich keinen Roman geschrieben haben. Dann hätt' ich mich auf die Bühne stellen und Reden an die Nation, Predigten für das Volk schreiben müssen. Dann mußt' ich ein Buch herausgeben: Geist des Christenthums, oder eine Lebensgeschichte Jesu, oder eine neue Erklärung des Katechismus, oder ein Werk unter dem Titel: Vernunft und Aberglauben. Das wäre eine directe Wendung an die Masse gewesen und hätte, wenn es noch im Geist des 19. Jahrhunderts läge Jemanden wegen religiöser Meinungen zu verfolgen, eine Anklage meiner Person gerechtfertigt. Aber nicht im Entferntesten bezweckt' ich einen Angriff auf die Kirche. Ich wollte eine Seelenstimmung schildern, die mir poetisch schien. Ich wollte die Zeitgenossen in ihr Inneres blicken lassen. Shakspeares Othello ist die Tragödie der Eifersucht, Romeo und Julia die Tragödie der Liebe, Göthes Wahlverwandtschaften sind

ein Roman der Inconvenienzen, Tieck's William Lovel ist ein Roman der Don-Juanerie. Ich suchte eine neue Stimmung, welche das Mittelalter und die classische Zeit nicht kannte, und fand eine Leidenschaft, die von Tholuck und Dewette in den Weihen des Zweiflers schon im Interesse der Theologie behandelt war. Ich glaubte dieser noch eine wärmere und poetischere Seite abgewinnen zu können. Was kümmerte mich als Dichter die positive Kirche? Ich hatte ein psychologisches Bild vor Augen und malte es mit den Farben, welche mir die Wirklichkeit lieh. Die Kritik kann mir sagen: Du hättest die Farben von der Heidenwelt nehmen sollen, wie Chateaubriand in seinen Märtyrern, oder vom Islam, oder vom Judenthum, wie Voltaire und d'Argens. Die Kritik kann sagen: Es ist mißlich, Motive für einen Roman zu wählen, die für den Leser einen speziellen Beigeschmack haben; die Einheit deines Werkes wird zerrissen, wenn uns die Motive lebhafter spannen, als die Fabel selbst. Schreibe künftig ein Buch, wo die Motive die Erfindung nicht überragen, wo die Bewegungsangeln deiner Fabel keine Riesenpfosten sind und wo man das Buch vor seinen Nebenpartheien nicht vergißt. Die Motive müssen in das Interesse der Fabel sanft verschwimmen und die Leser müssen einsehen, daß du nur dichten, nicht belehren wolltest. So urtheilt die weise und gerechte Kritik über mein Werk, diejenige Kritik, welche an Aristoteles, nicht an den Staat und die bewaffnete Autorität appellirt.

Der dramatische und epische Dichter muß die Figuren ausmalen, wie es die innere Dialektik seines Stoffes ver-

langt. Er muß den Böſewicht in den grellſten Farben malen, die er ſeiner Phantaſie nur entnehmen kann. Iſt er ſelbſt dafür verantwortlich? Entſpringt ſeinem Herzen, was ſeinem Calcül angehört? Sind die Figuren meines Romans nicht Typen, welche der Sache angehören? Ich habe das Irrwerden an dem Glauben ſchildern wollen, nicht um dem Glauben Abbruch zu thun, ſondern um ein pſychologiſches Phänomen zu zeichnen. Jede der mir inſinuirten Stellen, welche eine ſpecielle, gegen das Beſtehende gerichtete Abſicht haben ſollen, iſt aus dem Zuſammenhange des Ganzen erklärlich: jeder Satz iſt einer, der zur innern Dialektik meiner Fabel gehört und den die nächſte Entwickelung wieder aufhebt. Das Ganze endet mit einem Triumphe der Religion im Allgemeinen, als einer heiligen Sache, ohne die man nicht beſtehen kann. Wo iſt hier ein Verbrechen? Einen mißlich gewählten Stoff ſieht der Vernünftige; aber keine Verſpottung Eurer Heiligthümer.

Es iſt ein zufälliges Schickſal, welches mich trifft, daß man aus den Gährungen unſerer gegenwärtigen Literatur, die man nicht verſteht und um die man ſich nicht einmal kümmert, ein einziges Buch herausreißt und es nur unter der Reverbere häuslicher, privater und intimer Verhältniſſe betrachten will. Ich ſoll dafür ſpeciell verantwortlich werden, daß nun ſchon ſeit fünfzehn Jahren die Literaturen aller Völker von einem fieberhaft pulſirenden Prinzipe ergriffen ſind und daß ſich eine, den rechten Brennpunkt ſuchende Unruhe in den guten Köpfen dieſes Jahrhunderts verräth. Würde man aber in England trotz aller Anatheme Lord Byron, ohne einen Vergleich machen

zu wollen, jemals vor die Schranken eines Gerichtshofes gezogen, würde man Shelley durch einen Anklageakt verhindert haben, seinen Tod in den Wellen des mittelländischen Meeres zu suchen? Wird in Frankreich irgend eine Autorität daran denken, der unter dem Namen George Sand schreibenden Dame für ihre bizarren, gegen alles Herkommen anstürmenden Romane mit dem Halseisen zu lohnen? Und wird man nicht auch in Deutschland einsehen, daß mein geringes Talent, wenn man ihm Luft und Athem läßt, wohl am ersten im Stande ist, sich eine für unser Vaterland segensreiche Wirksamkeit zu erobern?

Ich sage dies nur, um eine Stimmung zu rechtfertigen, nicht um ein Verbrechen einzugestehen, dessen man mich beschuldigen will. Ich erinnere an die deutsche Literatur, wie sie seit mehren Jahren sich vor unsern Augen entwickelte. Alles hat die Feder in die Hand bekommen, die Söldlinge überbieten sich wechselsweise in schalen Erfindungen. Das Talent will sich Bahn machen. Welches ist sein Lohn? Die politischen Zerwürfnisse unserer Tage schleudern zuerst das Talent in Lager, wo es mit bestehenden Formen in Conflict geräth. Nun nährt es sich an einem Hasse, der mit angeborner Schärfe die zuweilen stumpf werdende Feder wieder spitzt. Das Talent steht einsam, ohne Schutz, man ist der stereotype Gegenstand der gelehrten wichtigen Miene, man gilt nichts gegen den Beamten, der sich unter den Fittichen des Staates wärmt; man glaubt wenigstens nichts zu gelten, da die Misére der deutschen Literatur auch wirklich oft zu erbärmlich ist, um auf irgend eine freundliche, entgegenkommende Anerkennung für sich rechnen zu

dürfen. Nun ist man gehetzt von einer Meute elender Scribler, die sich in jeder deutschen Winkelstadt wiederholen. Man muß Gassen laufen vor Buben, die in ihre Umgebungen hinausschreiben das Trivialste, was die willige Mutterſprache nur zu stottern vermag. In dieſer Treibjagd, ohne Ziel, ohne Beiſpiel, ohne guten Rath greift das Talent bis auf's Aeußerſte hinaus und ſucht mit einem ingrimmigen Schlage dieſe Erbärmlichkeit der Literatur zu ſtürzen; und wer ſtürzt? der Angreifende ſelbſt, weil ſeine Gegner ausweichen, weil mit einem Male nichts mehr da ſein ſoll von dem, was in dem Vorangegangenen ſchon die Entſchuldigung der nachkommenden Uebertreibung war. Erſchrocken ſieht man ſich um und iſt von einem ſtarken Arm ergriffen, von dem der Autorität, ich ſage ſogar, von dem der nüchternen Vernunft, man weiß nicht wie?

Seht, das iſt Eure Literatur! Das iſt die Pflege, die man ihr angedeihen läßt; das ſind die Bevorzugungen, auf welche das Genie bei Euch Anſpruch machen kann!

Ich will außer auf den Vorwurf des Irreligiöſen noch auf den des Frivolen und Sittenloſen meine letzte Antwort geben.

Mein Roman ſchildert Charaktere, die den Haltpunkt ihres Lebens verloren haben und als Hauptcharakter eine Perſon, die ihn zu finden ſucht. Welchen Ton ſollt' ich nun anſchlagen, um hier den rechten zu treffen? Ich glaube meine Figuren deutlich genug gezeichnet zu haben. Ja ſelbſt, wenn ich vielleicht aus meiner eignen Seelenſtimmung in Cäſars Manieren etwas übertrug, was nicht Jedem gefällt,

darf man aus einem Schmerzenszuge in Deutschland ein Verbrechen machen? Und zuletzt lautet ja die Anschuldigung fast, als hätt' ich etwas geschrieben, womit Paul de Kock in Paris Glück gemacht oder Tieck eine Fortsetzung seines William Lovel gegeben hätte. Wäre das Erste der Fall, so würde mir ein angesehener französischer Gelehrter, der aus eignem Antrieb im Begriff war, den Roman zu übersetzen, nicht geschrieben haben, daß alle Anschauungen darin so ganz deutsch und nur für die theologischen Dachstuben jenseits des Rheins berechnet wären, daß einem Franzosen diese spiritualistische Weise ewig unerklärlich bliebe; und im zweiten Falle würd' ich, wie Tieck gethan, mich nicht genannt haben.

Ich hab' es schon öfter gestanden, daß ich die Sigunenscene des zweiten Buches bereue. Hätt' ich ahnen können, daß sich frivole Lippen an die Knospenhülle einer zarten Situation legen und aus ihr so viel heraussaugen und wieder hineinblasen würden, daß sich die Blätter immer weiter entfalten mußten und unter dem giftigen Munde der Kritik das Ganze zu einer strotzenden Gemeinheit werden konnte; wahrlich ich hätte mich von einer Intuition nicht hinreißen lassen und zuerst an die ordinäre Masse, zuletzt an meine poetischen Irrthümer gedacht. Die Anschuldigung jener Scene ist deßhalb so nichtswürdig, weil ich, wenn meine Art eine freche wäre, mich ja nicht hätte um eine Drapperie bekümmern brauchen, die dem Mißlichen hier eine edle Entschuldigung giebt. Was soll ich glauben? Der Eine sagt, die Sigunenscene ist ein plastisches »Meisterstück«; der Andere nennt sie einen Angriff auf die

öffentliche Moral und citirt die Paragraphen der Preßgesetze, um mich zu bestrafen. Hier ist eine Verwirrung der Begriffe eingetreten, die sich nicht durch Maßregeln, sondern nur durch das Ablaufen der Zeit lösen läßt.

Ich gehe jetzt auf einen andern Punkt über. Man hat gesagt: Gut, dein Roman ist kein Verbrechen; wir hätten nichts dagegen, wenn derselbe als ein rein objectives Erzeugniß, als eine im poetischen Interesse ersonnene und mißglückte Erfindung dastände; aber du bist so dreist gewesen, in einer Vertheidigung die verbrecherischen Motive in Schutz zu nehmen und namentlich dich selbst für deinen unerquicklichen Cäsar unterzuschieben.

Im Gegentheil — erwiedr' ich — ich gab den Geständnissen eine künstlerische Stellung, ich suchte mich durch das Phänomen einer psychologischen Verirrung zu vertheidigen; im Uebrigen ist das, was ich vom Christenthum sagte, nichts anderes, als was auf den Lehrstühlen eines Wegscheider und Paulus seit Jahrzehnten gelehrt wurde. Urchristenthum, biblisches Christenthum, Perfektibilität — das sind Begriffe, die in zahllosen dogmatischen Lehrbüchern vorkommen. Wenn ich mich selbst für Cäsar einstelle, so ist es, um eine in der Zeit liegende Stimmung, um etwas im Charakter Wahrhaftes zu bezeichnen, nicht um die von ihm im Interesse meiner Fabel ausgesprochenen Ansichten auf mich zu nehmen. Ich habe das Irrthümliche in dem ganzen Verlaufe der Ideen, welche sich in dem Romane durchkreuzen, nachgewiesen. Ich wüßte nichts, was ich ohne Anstoß nicht auf jedem Lehrstuhle mit Gründen

und Beispielen unterstützen dürfte*). Man will nun etwas entdeckt haben, was eine soziale Revolution vorstellen soll. Man will in der Redensart: Junges Deutschland etwas bemerken, was eine Incarnation des Jacobinismus wäre. Ich will mit einigen Worten das zu charakterisiren suchen, was man sich unter dieser Phrase: Soziale Umwälzung zu denken hat:

Die Gesellschaft fühlt, daß sich endlich die Bestimmung unseres Jahrhunderts aussprechen muß. Wären nicht Ideen vorhanden, welche keinem Einzelnen angehören, sondern aus einer unsichtbaren geheimnißvollen Offenbarung herstammen, würde sich diese Streitfrage, welche jetzt das deutsche Vaterland beschäftigt, so rasch haben entwickeln können? Diejenigen, welche sie zunächst veranlaßten, erschrecken selbst über die Consequenzen, welche ihre ganz ohne Zusammenhang hingeworfenen Sätze, ein nur im Interesse der Poesie geschriebener Roman, herbeigeführt haben. Nicht, daß wir verzweifelten, die Verdächtigung dieser Consequenzen aus-

*) Um Eines zu erwähnen, was nur hingeworfen war, und worauf zu bestehen Wahnsinn wäre. Ein herrlicher, jugendfrischer Greis, der Oberconsistorial-Director Peucer in Weimar, ließ vor einigen Wochen folgendes öffentlich drucken: „Nach Peel's Dissenter-marriage-bill ist die kirchliche Trauung nicht nothwendiges Requisit der Ehe, sondern es steht in der Willkür der Brautleute, ob sie den Geistlichen zuziehen wollen, oder nicht. Daß Butzkow ganz neuerlich in der Vorrede zu den Schleiermacher'schen Briefen dieselbe Idee, wie Peel, äußerte, hat man ihm sehr übel genommen. Aber auch nach dem Code Napoleon ist bekanntlich der Civil-Contrakt bei der Ehe die Hauptsache und nothwendig, die priesterliche Trauung hingegen Nebensache und ganz beliebig."

zuhalten, ſondern daran erinnern wir: wie raſch iſt dies ein Syſtem geworden! Wie ſchnell waren Namen, Partei, Symbole erfunden! Wo ſind die Schriften, die in folgerechter Deduction ein neues Evangelium gepredigt hätten, und ſchon hat man Apoſtel und Märtyrer dieſes Syſtems! Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß die Ideen bald zuſammen waren, welche noch Niemand gelehrt hat, und daß man eine Miſſion bekömmt, ohne ſie geſucht zu haben. So dienen ſie alle dem Genius des Jahrhunderts! Ja ſelbſt diejenigen, welche bis zum Ueberdruß ihre Anklagen wiederholen, dieſe gedankenloſen Fanatiker, welche ihr eigenes Echo bilden, ſind nichts als die monotonen Walzen, welche dem Geiſte der Zeit ſeine fortrollende Bewegung erleichtern.

Wer die Zeitgenoſſen belauſcht, ſich von keiner einſeitigen Parteimeinung in der Politik hinreißen läßt, wird zwei Tendenzen unterſcheiden können, die beide das Gemeinſame haben, ſich von der Zeitung, von der Tagespolitik und von den ſchroffen Gegenſätzen unſrer bisherigen Kämpfe zu emanzipiren. Die Einen wollen Ruhe und Benutzung jener Güter, welche ihnen die politiſche Revolution der alten Zeit und die beſonnenen Maßregeln gegen eine politiſche Revolution der Zukunft gebracht haben. Dies iſt der Tiersparti oder die Nationalgarde. Die Andern ſind Männer der Bewegung, welche den einſeitigen politiſchen Standpunkt verließen und die Nutzloſigkeit eines Widerſtandes gegen Regierungen, welche Wohllöbliches wollen, eingeſehen haben. So glühend und conſequent der Einzelne in ſeinem Haſſe ſein kann, ſo wenig iſt die Menſchheit an und für ſich einer Verjährung des Haſſes fähig. Man blicke auf Frankreich!

Der Haß gegen die Regierung mußte aufhören, als man in Gefahr kam, mit Mördern, wie Fieschi, verwechselt zu werden. Die jugendliche Opposition riß ſich von dem Journale und den einſeitigen Fragen des Tages los und rettete ihren Muth, ihren Geiſt und ihre Tugend in ein erweitertes Discuſſionsgebiet, das man noch immer mit dem kühnen und unpaſſenden Ausdrucke: ſoziale Revolution bezeichnet. Es iſt bekannt, welche wunderlichen Experimente hier zum Vorſchein kamen. Man errichtete Religionen auf Subſcription, man wollte Ideen verwirklichen, welche ſchon vor zwei Jahrtauſenden nicht wenig dazu beitrugen, Plato's Republik zu einer Unmöglichkeit zu machen. Zum großen Theile ſcheiterten dieſe Experimente an dem Lächerlichen; denn unſere Zeit iſt ſo neugierig, geſchwätzig und in der Oeffentlichkeit lebend, daß die Verwandtſchaften, daß die Garderobe und die Manieren, die man neben ſeinem Enthuſiasmus hat, leicht verrathen und im Vergleich mit dem Modejournal beurtheilt werden. Man verzeiht es heute eher, eine falſche Meinung zu haben, als eine richtige mit einer geſchmackloſen Ceremonie zu begleiten. Ueber dieſe Inconvenienzen, über den St. Simonismus, über den Abbé Chatel, unſere deutſche Jugend mit ihrer doctrinären Bildung und dem ſpeculativen Vorrechte, das ſie vor allen andern Nationen hat, belehren zu wollen, iſt vergebene Mühe. Wir wiſſen ſo gut, wie unſere Gegner, wie weit Frankreich mit ſeinen Experimenten gekommen iſt.

Wollen wir aufrichtig ſein, ſo kann in Deutſchland keine Idee mehr Eingang finden, welche nicht mit der Friedenspalme kömmt. Auch bei uns hat die Nationalgarde den Sieg davon getragen. Man will Ruhe, da der eigentliche

Feind der Gesellschaft kein anderer ist, als die Schwierigkeit der Existenz. Die Regierungen fühlen dies und suchen dem Erwerbe entgegen zu kommen. Nichts desto weniger ist der Widerspruch unvertilgbar; denn alles Leben ist aus positiven und negativen Elementen zusammengesetzt, der Friede ist nur gesichert durch den Krieg. Der Widerspruch wühlt in den Gemüthern; aber die Gemüther schämen sich des Hasses. Der Sohn kann höchstens die Kraft, nicht den Willen seines Vaters erben. So wird die Opposition unsrer Zeit die der Debatte. Sie löst ihren Kern auf, weil sie den Widerstand der Waffen nicht herausfordert, sie blickt noch einmal auf ihre alten ingrimmig vertheidigten Forderungen zurück und flüchtet zu dem alten Satze: Theile, so wirst du herrschen! Wir lösen unsern Haß in seine Bestandtheile auf, wir forschen nach, wo seine Ursprungsquellen liegen, und werden auf einzelne soziale Gruppen im Leben, in der Kunst, in der Religion stoßen, wo es eine Verständigung geben kann ohne Leidenschaft. Der verhängnißvolle Knäuel unsers Jahrhunderts ist entwirrt, die einzelnen Fäden verlieren sich in einzelne Gebrechen, wir sind aufrichtig, wir greifen in unsere Brust und beginnen die Revolution unserer Zeit mit der Revolution unseres Herzens.

Ich müßte mich sehr irren, wenn mir nicht Jeder zugestehen wird, daß keine Beschäftigung des denkenden Kopfes so würdig ist, als die, den Gebrechen der Gesellschaft auf eine milde und gefahrlose Weise abzuhelfen. Wie bringt man es z. B. dahin, daß in Frankreich ein endlich erträglicher Zustand eintritt; oder um es ganz praktisch auszudrücken, das Räsonniren aufhört? Man verzeihe mir, daß ich in einer ernsten Sache zwei Scherze mache.

Der eine iſt ein Geheimniß, der andere eine Aufopferung. Ich will das erſte verrathen. Man hat die Entdeckung gemacht, daß in Paris kein Bürger bei Emeuten ertappt wurde, der eine Summe auf der Sparkaſſe hatte. Natürlich; der Beſitz iſt immer etwas, was man mit der einen Hand zudecken muß, und den zu vermehren man ſich der zweiten bedienen wird. Woher ſoll man nun Luſt zur Unruhe nehmen? Frankreich würde ruhig ſein, wenn jeder Einwohner von Paris ein kleines Kapital in der Sparkaſſe hätte. Frankreich würde mit Freuden eine Anleihe bewilligen, um dies Mittel möglich zu machen. Iſt das nicht auch eine ſoziale Revolution? In dem zweiten Mittel liegt in der That ſchon mehr Ernſt. Man mache alle Staatsämter zu Ehrenämtern ohne Gehalt. Man laſſe ſich nur von ſolchen Männern regieren, gegen welche man die Verpflichtung der Dankbarkeit hat. Wahrlich, der Ehrgeiz würde dann keinen dem Glücke der Nationen gefährlichen Sporn mehr haben und die Maſſe würde das tumultuariſche Pochen auf Dienſte, die ihr unentgeldlich geleiſtet werden, verlernen.

Dies ſind zwei Grillen, die in der Luft ſchweben, die aber die Tendenz unſerer Zeit veranſchaulichen, eine Bewegungstendenz mit beſonnenen Schritten, ohne Feindſeligkeit. Das Uebel iſt mannigfach verzweigt. Wer es bekämpfen will, kann man Den tadeln, welcher die Stellen aufſucht, wo die Zeitgenoſſen den Angriff weniger heftig empfinden?

Um die Methode anſchaulich zu machen, will ich eine Frage beantworten, wo der ſozialen Partei eine der gehäſſigſten Beſchuldigungen gemacht zu werden pflegt. Ich ſpreche von der St. Simoniſtiſchen Gemeinſchaft der Güter.

Wer wird uns den Wahnsinn zutrauen, das Vermögen der Nationen addiren und durch die Millionen Bewohner eines Landes dividiren zu wollen? Werden wir hinausziehen in die Fabrikstädte und Mutuellistenvereine bilden? Unsere Gegner haben viel Phantasie und Bosheit, wenn sie uns durch die Massen schleichen und jene Oerter designiren hören, wo wir glauben, daß die Brandfackel am sichersten zünden würde.

Die Verarmung der Gesellschaft ist ein großes Uebel, aber die Vertheilung der Güter würde es nicht heben. Denn wer giebt mit den Schätzen die Fähigkeit, sie zu erhalten? Der Fleiß würde bald wieder vor der Trägheit einen Vorsprung gewonnen haben. Es muß aber in dieser Hinsicht etwas geschehen. Es muß eine Gesinnung erweckt werden, welche die der Mildthätigkeit oder der Ehrfurcht vor der Natur ist. An unsere Gefühle müssen die Hebel der Aufopferung kommen, wir müssen wenigstens das erreichen, daß Niemand eine ruhige Nacht hat, der einen glänzenden Palast mitten in einem Viertel bewohnt, wo die Armuth keine Lumpen hat um ihre Blöße zu bedecken, wir müssen es bis zu dem Ziele bringen, daß die Geldmasse nicht mehr dem Verkehr, dem Ackerbau und der Industrie entzogen werde durch den Papierhandel. Es giebt zahllose einzelne Verzweigungen, wo sich der Egoismus und die Kälte der Zeitgenossen versteckt. Welche Mittel haben wir zu unserm Feldzuge? Keine anderen, als die des Wortes, keine schlagenderen, als die der Poesie. Wienbarg hat in seinem neuesten Buche eine Invective gegen die Geldaristocratie in die Einfälle des Romans verhüllt. Die reizende Tochter eines Banquiers, eines Mannes, der die Finanzen eines

ganzen Staates in Händen hat, empört ſich gegen das Syſtem, dem ſie ihren Reichthum und ihre Bildung verdankt. Das Gefühl, die Religion, die Liebe, kommen ihren Zweifeln an der Beſtimmung der Geſellſchaft zu Hülfe, ſie wird das ſchüchterne und ſcheue Gewiſſen ihres Vaters und reizt ihn durch ihre edle und tiefſinnige Dialektik. Sehet da jene Brandfackel, die wir in die Hand nehmen und jene Nachahmung franzöſiſcher Irrthümer, die wir lehren ſollen! Wollen wir etwas anderes, als der Poeſie eine edlere und dem Leben eine ſchönere Geſtaltung geben?

In dieſem Sinne iſt auch mein Roman geſchrieben, wenn er in der That eine direkte Tendenz hat. Es iſt die Tendenz, dem Chriſtenthum im 19. Jahrhundert eine neue Wegbereitung in den Gemüthern zu geben, es in Einklang zu bringen mit den Stimmungen und Bedürfniſſen dieſer Zeit, es zur Angel einer neuen Bewegung zu machen. Schon in meiner erſten Production verſuchte ich es, den Liberalismus als eine Sache der Religion zu entwickeln und jeden Fortſchritt im Geiſt und der Wahrheit als ein weſentliches Moment der chriſtlichen Ideen zu charakteriſiren. Wenn ich mich ſpäter von theologiſchen Einſeitigkeiten losriß und einen negativen Weg einſchlug, um zu meinem Ziele zu gelangen, ſo war ich hier nur in die Gefangenſchaft der Kunſt gerathen, in welcher ſogleich das Rechte zu treffen ſelten einem mittleren Geiſte beſchieden iſt. Das Gemälde einer traurigen Haltloſigkeit der Seele, für welche unſere egoiſtiſche Zeit überall Beiſpiele liefert, wollte ich geben und ein Ende ſchildern, deſſen Gewaltſamkeit einen warnenden Anknüpfungspunkt für die Prüfung unſeres Herzens und für jeden unſerer Entſchlüſſe bilden ſollte.

Ich will nach dieſer Erklärung einige der am meiſten angefochtenen Stellen zu rechtfertigen ſuchen.

Es ſoll ein Verbrechen ſein, daß ich in Waldemar einen Mann ſchilderte, der, heimgeſucht von den Schlägen des Schickſals, hindämmernd in einer trüben Lebensanſicht das Geſtändniß ablegt, er könne in der Religion keinen Troſt finden. Denn, ſagt er mit einer ſelbſtquäleriſchen Dialektik, die Religion iſt das Produkt der Verzweiflung, wie kann ſie Verzweiflung heilen? Der Vorderſatz iſt eine philoſophiſche Definition, die von keinem Gelehrten anders gegeben wird. Sie kommen Alle darauf zurück, daß die Religion ihren Urſprung nimmt aus dem Gefühle der menſchlichen Unzulänglichkeit. Das Chriſtenthum iſt nur eine von den poſitiven Brücken, welche hier über einen jähen Abgrund hinweg Himmel und Erde verbindet. Waldemar hofft auch von dieſer Brücke keine Rettung, denn er ſagt, es wäre dieſer Glaube zuſammengeſetzt aus zu vielen dogmatiſchen Ingredienzien und zuletzt, um euch zu verſöhnen, leg' ich ihm die Worte in den Mund, daß ihm die poſitive Religion durch ſeine Jugend wäre verleidet worden. Waldemar wurde als Pietiſt erzogen. Er war ein munterer Knabe und wurde von ſeinen Spielen immer zu den peinlichſten Devotionsakten, die ſeine Freude ſtörten, abberufen. Iſt Waldemar ein Frevler, ſo beweiſ' ich, daß er es nicht durch die Religion, ſondern durch ſeine Erziehung wurde.

Die Geſtändniſſe bilden den Wendepunkt meiner Erzählung. Sie mußten in den glühendſten Farben gehalten werden, weil ſie die Kataſtrophe veranlaſſen. Wie

sollt' ich das Schicksal meiner Heldin anders motiviren, als durch Saiten, welche auf das Straffste angezogen werden mußten? Ich ließ einen Juristen über die Religion urtheilen. Er beginnt mit dem Ursprunge derselben, mit den heidnischen Formen der Gottesverehrung und geht zuletzt auf eine historische Darstellung des Christenthums über. Er spricht von Jesus, als dem edelsten Menschen der Geschichte und hält sich in seinem Scepticismus noch weit entfernt von dem Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente, eines Buches, das erst in diesem Jahre in der vierten Auflage zu Berlin mit geistlicher Censur gedruckt wurde. Wahrlich! Die deutschen Theologen scheinen weniger unduldsam als die, welche ihre Anwälte sein wollen!

Nachdem die Geständnisse hierauf die Historie des Christenthums in Cäsars einseitiger Weise fortführen und er die Ströme Blutes, welche um den neuen Glauben vergossen wurden, beweint, nachdem er die Menschheit aufgefordert hat, einer Religion treu zu bleiben, für welche sich nicht so leicht ein Ersatz geben läßt; sucht er die allmälige Ausartung der beiden Confessionen zu charakterisiren. Er giebt über den Katholizismus eine Meinung ab, die bei den Protestanten rechtgläubig ist, und wenn er das Lutherthum mystischen Götzendienst nennt, so thut er's nur, um das Extrem zu bezeichnen, nämlich jenen Cultus, welchen der Pietismus von Herrenhut mit den Ausdrücken Bräutigam, Himmelslamm u. s. w. zu treiben pflegt. Er schließt mit der Hoffnung, daß das Christenthum eine neue Stellung zu unserer ideenreichen Zeit

gewinnen und daß sich Gott dem Glücke seiner Schöpfung nicht entziehen werde.

Ich bin nicht Lehrer, ich bin nur Dichter. Traut man mir zu, daß ich als Philosoph keine tiefern Ansichten über das Christenthum entwickeln könnte, als sie sich in meinem Romane finden? Dort kennt' ich keine anderen geben, weil ich damit die Harmonie eines Kunstwerkes gestört hätte. Wie ich den Zweifel geschildert habe, so würd' ich von meinem dichterischen Indifferenzpunkte aus auch den Glauben schildern können. Ich werd' es thun, wenn die Einsicht über mich so reif sein wird, daß ich es nicht aus Besorgniß zu thun scheine.

Für die Massen schreib' ich nicht. Mein Styl und meine Bildung entfremden mich der Durchschnittsintelligenz. Ich habe mich bisher, wenn ich schrieb, immer nur im Umgang mit befähigten Naturen gedacht, welche es nicht wie jener Aegyptier machen, daß sie goldne Heroengestalten in Schüsseln und Teller umschmelzen für ihren Hausgebrauch. Wenn die Zukunft mich in der Verfassung läßt, meine Kräfte der Wiederbelebung unsrer Nationalliteratur zu widmen, so werden meine Schriften immer nur einen geweihten Kreis bilden, in welchen die Einsichtsvollen und Unterrichteten eintreten. Mit diesen kann ich allein unterhandeln, mit Männern von Belesenheit und Bekanntschaft in dem geistigen Entwickelungsprozesse dieser Zeit, mit Frauen, welche reif sind für ernste Anschauungen und in Romanen keine blondgelockten und empfindsamen Ideale suchen, sondern Wesen der Wirklichkeit und Erfahrungen der Psychologie.

Was mir die nächste Zukunft bringen wird, weiß ich nicht. Das alte Jahr rollt ab und die Wünsche des neuen regen sich. Wenn sich die Bande dieses Winters lösen werden, so trinkt die frische Luft des Frühlings, genießet die Reize Eurer Natur und danket Gott für den Sonnenschein, den er auf Eure Fluren träufelt! Werdet aber auch ernster und frischer und schämt Euch, nur Märtyrer des Optimismus zu sein! Vor allen Dingen pflegt bei Zeiten, was Euer Stolz werden kann, und was immer verwildern wird, wenn ihr ihm keine freundlichen Worte gönnt! Eure Literatur ist miserabel. Sie wird noch lange ein Skandal Europas sein. Dadurch, daß Ihr den bisherigen Besitzthum in ihr zu sichern sucht, werdet Ihr dasjenige verlieren, was Ihr in Zukunft für sie gewinnen könntet. Die Deutschen sind eine Zusammensetzung von Menschen, wo immer der Dritte ein Genie sein will und wo das Genie deßhalb von Niemanden geachtet wird. Ich wünsche Euch Glück zu Euren Taschenbüchern und Novellen, zu Eurer schwäbischen Dichterschule, Glück zu Eurer Kritik nach Grundsätzen und Prinzipien! Fahrt fort, wie Ihr beginnt: Ihr werdet weit kommen!

Ihr aber, Friedfertige und der Literatur nicht Zugewandte, hätt' ich geglaubt, Eure Heiligthümer stürzen zu hören: würd' ich etwas erreicht haben? Nein, noch rufen ja die Glocken an den Kirchen Eure müden Herzen an den Tisch des Herrn; noch quillen Thränen beim Klange der Orgel, noch küßt der Sterbende das Bild seines Heilands mit erblassenden Lippen! So lange ich Euch also keinen neuen Trost geben konnte, würdet Ihr Euch den alten

nicht haben nehmen laſſen. Befeſtigt hab' ich euch denn in den Geheimniſſen Eures Herzens und ich erinnere Euch zum Schluſſe noch einmal an das Motto meines Buches:

Des Friedens Wund' iſt Sicherheit,
Sorgloſe Sicherheit; doch weiſer Zweifel
Wird Leuchte der Vernunft, des Arztes Sonde,
Der Wunde Grund zu prüfen.

# III.

# Kirchenrath Paulus

an

den Verfasser der Wally.

(1836.)

Haben Sie denn keinen umsichtigen Advokaten finden können, der, ohne Schlendrianist zu sein, mit dem schlichten gesunden Menschenverstand besser umzugehen wußte, als Sie, Hochüberhinfliegender! selbst?

Warum haben Sie nicht sogleich, als — grundfalsch berichtet durch die verdrehende Recension Wolfgang Menzels, die Polizei zu München zuerst sich bewogen fand, Ihre Zweiflerin wie die abscheulichste Verführerin zu behandeln, den so viel Unwahrheit verbreitenden Recensenten geradezu vor seinen Behörden Injuriarum belangen zu lassen?

Waren denn nur Sie persönlich angegriffen? War nicht durch den grundfalschen Literaturblatts-Bericht die ganze deutsche Lesewelt, wurden nicht, wie die Polizei, so noch viele andere inducirt, Ihren Roman nicht als Ganzes zu erfassen, sondern nur das heraus zu lesen, was der Recensent verdreht hatte? Und ist die Justiz nicht gerade deswegen öffentlich zu benutzen, damit auch dergleichen (literarische) Betrüger des Publikums entlarvt werden und Jeder vor denselben gewarnt sei? An den Tag hätte denn doch kommen müssen, ob Menzel

wissentlich, oder aus unverzeihlicher, leidenschaftlicher Verblendung Unwahrheiten ausschrie.

Auch wenn er blos der Selbstverblendung überwiesen wurde, wäre er mit seinem Literaturblatt wie ein blinder, so ein geschlagener Mann gewesen vor den Augen aller, denen der oberflächliche Kritiker eine Notabilität sein will.

---

Sie selbst zwar haben in einer andern Art unstreitig gegen den verständigen Verstand genug gesündigt. Welcher Verstand kann es Ihrem Genius verzeihen, daß er Ihnen kakodämonisch eingab, sich und Ihre Freunde mit so viel Ungebärdigkeit als »das junge Deutschland« vorzudringen und schon durch den blosen Namensunfug die heilige Hermandad der Polizei gegen sie Alle aufzureizen? Aber genug! Sie büßen hart für dieses unbegreifliche Verfehlen gegen den gesunden Menschenverstand.

Was die Folgen betrifft, so kann es wie väterlich wohlthätige Fürsorge betrachtet werden, daß in Einem Schlag, den jeder gesunde Menschenverstand gewiß voraussehen mußte, dem ganzen etwas übermüthigen Getreibe, kaum nach dem Anfang, sein gebührendes Ende gemacht wurde. Viel wohlthätiger allerdings war dies, als wenn man abgewartet hätte, bis erst Einige von Ihnen in der immer sich steigernden Wuth, kopfunter über sich selbst hinauszuspringen, dazu sich reif gemacht hätten, den Unglücklichen aus der jungen Italia zu Ollmüz Gesellschaft zu leisten.

Freilich versicherten Sie, daß Ihr junges Deutschland blos auf das Literarische seine Jugendlichkeit ausdehnen würde. Daran hätte dann wohl die Genieschwärmerei die sprossenden Hörnerchen abstoßen mögen. Aber würde nicht mit der Moral und Rechtslehre auch die Politik zur Literatur Ihrer über ganz Europa hinblickenden Revüe gehört haben? Und was alles wäre für diese jugendliche Opposition zu befürchten gewesen, welche „ihren Muth, ihren Geist, in ein so erweitertes Discussionsgebiet, wie Ihr letztes Wort S. 12 sagt, retten," oder wie die Thatsachen sagen, hineinstürzen wollte!

Wer die einzelnen „Gebrechen in den bestehenden socialen Institutionen im Leben, in der Kunst, in der Religion," trotz allem gesunden Menschenverstand, so verbessern will, daß er frohlockend das Kind selbst mitsamt dem Badewasser, worin er es reinigen wollte, ausschüttet, der hat immer noch von Glück zu sagen, wenn die mächtige Hand der Präcaution seine Laufbahn auf eine Weise, die freilich nur wie ein Ausnahmegesetz angesehen werden darf, auf einige Zeit unterbricht, damit er im Stillstehen sich besinne und nicht im Fortrennen sich selbst unrettbar criminell mache. Denn wer zum Beispiel in der That nur Dies sagen will: daß vieles unvernünftige Glauben über Gott unzählig vieles Unheil über die Menschheit gebracht habe, der muß doch seine jugendliche Debatte nicht in die Frage einkleiden: ob die Welt nicht ohne Glauben an Gott glücklicher gewesen wäre? Blasphem ist die Frage, als Frage, noch nicht. Aber wie leicht müßte sie es werden, wenn sie in die

Antwort überzuleiten ſchiene: Ohne allen Glauben an Gott, auch ohne den wahren und vernünftigen, würde die Menſchenwelt beſſer und glücklicher ſein können! Hat doch ſogar die bloße Furcht vor Gott gewiß von weit mehreren Verbrechen abgehalten, als die Pfafferei irgend einer Religionsart vermittelſt der aberglaubigen Gottesfurcht auszuüben vermochte. Aber zu ſolchen anthropologiſchen Vergleichungen der Geſchichte hat natürlich die jugendliche Ueberreizung keine Geduld, die in ihrem Uebermuth mit der »Durchſchnittsintelligenz«, das iſt, mit dem Menſchenverſtand der Meiſten, nichts zu thun haben will, während ſie doch in der Art ſchreibt, wie man ſchreiben muß, wenn man die Meiſten der Leſeluſtigen zu Abnehmern zu erhalten das Bedürfniß hat.

In dergleichen Widerſprüche verwickelt ſich das allzu jugendlich emporſtrebende Deutſchland, nachdem lange genug Erfahrungsſtudien, Verſtand und Reflexion von den ſpeculativ-philoſophiſchen Orakeln unſerer Zeit in Acht und Aberacht erklärt ſind, ſo daß ſtatt der mit Urtheilsſchärfe idealiſirenden Vernunft nur phantaſtiſche Einfälle und Wagſtücke als Blüthen der im Treibhaus aufgeſchoſſenen Genialität gelten ſollen. Blüthen, welche oft abfallen können, ohne für beſſere Zeiten einen haltbaren Fruchtknoten übrig zu laſſen.

---

Aber abgeſehen von allen wirklichen und möglichen Folgen, zu denen die verläumdende Recenſion den übrigen Zeitverhältniſſen Anlaß gegeben hat, konnten Sie gleich

anfangs und können Sie noch jetzt dem ganzen Publikum nicht entscheidender die Augen öffnen und die Schrift, welche man jetzt nicht einmal mehr vergleichen kann, als Actenstück zur Rechtfertigung vorlegen, als wenn sie den Verfasser jener Literaturblätter, der sogar einem la Mennais scheinheilig nachäfft, durch einen richtig instruirten Injurienprozeß vor den Gerichten und der ganzen aufmerksam gewordenen, aber nicht zum Aburtheilen deutlich genug berichteten Mitwelt ausstellen. Weg mit allen Persönlichkeiten! Blos die Schriften, die er recensirt haben will und seine dagegen gewagten Verdrehungen müssen ihn nach dem öffentlichen Urtheil verwerflich machen.

Mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit beschuldigt er und verdammt Ihren Roman wegen doppelter Schändlichkeit —

der Verführung zur Wollust und Unzucht

und dann

der Verführung zur Irreligiosität.

Ist nun im Buche, wenn man, wie der Kritiker die Pflicht hat, die Schrift im Ganzen umfaßt, nicht nur nichts, was zu jenen beiden Irrwegen verführen sollte, zeigt vielmehr der planmäßige Verlauf, in welche höchst verderbliche Consequenzen dergleichen Uebertreibungen der Zweifelsucht und des Ringens nach Vorurtheilsfreiheit auslaufen, so ist es nicht nur Unwahrheit, daß Ihr Roman solche Verführung enthalte, sondern auch dies ist Unwahrheit, wenn der Recensent den Verfasser der Tendenz zu solcher Verführung

auf das bitterste und wiederholt vor aller Welt verurtheilen will.

Diese doppelte Unwahrheit ist von der Art, daß der Recensent nach seiner sonst bekannten Unterscheidungskunst zum voraus sie als unwahr wissen konnte und mußte. Die doppelte Unwahrheit ist demnach geradezu eine doppelte Lüge. Sie ist eine wissentlich und öffentlich nicht auf das Aesthetische und auf Ihre Talente, sondern gegen Ihren Willenscharakter gerichtete, soviel möglich auch gegen Ihr bürgerliches Wohl und moralisches Ansehen berechnete Verläumdung. Ganz Deutschland also ist dabei interessirt, daß der argeswollende Sophist einer nach allen Rücksichten qualifizirten Injurie gerichtlich überwiesen, verurtheilt und durch Aktenabdruck vor dem Publikum in seiner wahren Gestalt warnend dargestellt werde.

---

Das Wenigste, was man diesem Recensenten zutrauen muß, ist, daß er, auch da er Ihre Wally möglichst zu bekritteln sich vorsetzte, sich wohl bewußt war, eine Novelle sei nicht wie ein Katechismus zu beurtheilen. Er war sich überhaupt gewiß bewußt, daß jeder redliche Beurtheiler nicht einzelne den aufgestellten Charakteren eigene Ansichten herausreißen dürfe, sondern die Richtung aller Theile auf den Zusammenhang des Ganzen zu ermessen habe.

Wally ſoll verführeriſch ſein und das ganze junge und alte Deutſchland mit der Anſteckung dazu bedrohen; und doch iſt nicht einmal ſie ſelbſt ſinnlich. Sie ſchildern ein Mädchen, wie ſie jetzt nur allzu leicht nach der oberflächlichen Bildungsſüchtigkeit der Geldariſtokratie aus ſo manchen nur zur Scheingeiſterei und zum Schimmern in der Schmetterlingswelt verziehenden Inſtituten hervorgehen müſſen. Sie iſt durch Reichthum rückſichtenlos, und weiß, da ſie etwas trübſinnig zu einigem Grübeln und Wiſſenwollen aufgereizt iſt, ſich nicht anders zu zerſtreuen, als daß ſie ihre Schönheit von allen, die es wollen, wie von Frühlingsfliegen umflattern läßt und ſo die Zeit verlierend ſich amüſirt. Kaum kann man ſie kokett nennen. Sie ſpielt nur mit denen, die in ihren Sonnenſtrahlen umherſchwirren mögen. Die Ringe ihrer Liebhaber ſteckt ſie nicht an die Finger, ſondern an das ſchwankende Reitgertchen. Der einzige Cäſar imponirt ihr, weil er gegen ihre Flatterhaftigkeit den Contraſt macht, weil ſeine abgekälteten und ſtarr gewordenen Raffinements ihr bischen Denkkraft überflügeln und weil ſein Schein von Syſtem neben ihrer immer einen Halt ſuchenden Volubilität wie etwas Solides erſcheinen konnte.

Eingehaucht iſt ihr von jener modiſchen Verziehungskunſt her, daß ſie, weil die Gebildeten auch vom ſchönen Geſchlecht jetzt nicht mehr empfindſam, dagegen aber über allen Verſtand hinaus geiſtreich ſein müſſen, ſchlechterdings frei von Vorurtheilen und bei ſo ſchwach entwickelter Kraft doch eine Selbſtdenkerin ſein möchte. Daher das ſehr vorübergehende Hingeben

an Cäsar's Ueberredungskunst; daher selbst die so sykophantisch-lüstern gemißdeutete und doch so gar nicht zur Wollüstigkeit führende geheime Scenerie, in der sie, eine Pygmalions-Statue vorstellend, nur ein gemeines Vorurtheil abgestreift zu haben wähnt. Das Schicksal dieser sublimen Vergeistigungen ist, daß Beide etwas halbwahres treffen, aber vom Beigemisch nicht zu scheiden wissen.

Auch dem Gesandten vermählt sie sich nur, um auf einem größeren Weltschauplatz in ihrer Zerstreuungslust zu glänzen. Aber für Sinnlichkeit ist sie immerfort weder Mittel noch Zweck. Empört vielmehr darüber, daß sie in Beziehung auf den rasend verliebten Italiener auch nur unwissend mit dem Schein davon befleckt hätte werden können, entflieht sie in die Einsamkeit. Und schon ist sie, durch Erfahrungen schnell überreif, nach ihrer Anlage zu Grübeleien durch alles andere mit Cäsar eher als durch Sinnlichkeit und Ausschweifung verbunden.

Welcher halbverständige und nicht maliciöse Ausleger wird behaupten: die Durchführung dieses in der Irre täuschender Grundsätze sich selbst zerreißenden Charakters sei irgend zur Nachahmung verführerisch? Welches weit sinnlichere Mädchen würde sich in die Lagen der bei allen Mitteln zum Glück in Unzufriedenheit und Ueberdruß umhergetriebenen Wally hineinwünschen?

Plötzlich aber wird sie vollends verlassen, und zwar gerade so verlassen, daß eben die Grundsätze, die sie

sich durch Cäsar hatte einschwatzen lassen, der Deckmantel seiner Willkürlichkeit gegen sie selbst sind. Dieser sich selbst zersetzende Schleier ist's, der noch immer die Getäuschte belastet und sie zu Boden drückt.

Sie selbst zwar kommt darüber, was der flüchtigsten der Leserinnen durch den Gang des Ganzen in die Augen fallen muß, nicht in's Klare. Aber desto härter büßt sie dafür. Und wer hätte nun von selbst sich einbilden mögen, daß der Verfasser, welcher die Folgen dieser unsere Zeit bedrohenden Verziehung und dieser sich als geistreich einschleichenden Grundsätze so abschreckend durchwirken und sich selbst bestrafen läßt, eben dazu verführe? oder nur verführen wolle? Nur wer durch die Recension verleitet nicht das Ganze zusammenfaßt, kann sich eine kurze Zeit bereden lassen, einige zur Schilderung dieser Charaktere nöthigen Bruchstücke für das Ganze zu nehmen.

Wenn aber auch die durch sich selbst bestraften Grundsätze, allein aufgefaßt, zu leichtsinniger Ungebundenheit als Vorurtheilsfreiheit führen würden, so ist auf alle Fälle keine Lüge größer, als die, daß Wally zur Sinnlichkeit und Verbreitung sinnlicher Ausschweifungen verführerisch sein könne. Hat doch der Verfasser sogar noch drei bis vier Nebengeschichten — entbehrlicher, als ästhetisch erlaubt sein möchte — eingeschoben, in denen die kläglichsten Folgen des sinnlichen Verliebtseins schauerlich, ja beinahe widerlich ausgemalt erscheinen. S. 54. 60. 67. 84 (der Ausgabe von 1835).

Menzel's Verläumdung und Injurie wird, nach all' diesem, nur noch in Gustav Bacherers Vademecum gegen die junge Literatur übertroffen, insofern dort, zu einer Zeit, wo das unpartheiische und hoffentlich nicht kopflose Publikum die Wally schon nicht mehr selbst leicht vergleichen konnte, den Lesern so referirt wird, wie wenn die Verhältnisse zwischen ihr und Cäsar zu Schwalbach nichts als Skizzen aus der persönlichen Lebensweise Gutzkow's und Wienbarg's wären! Warum hat der Zionswächter, Menzel selbst, nicht diese ihn überbietende Malice sogleich in seinen allzeit schnell fertigen Blättern gerügt? —

---

Die verläumderische Injurie, daß Ihre Wally zur Wollust verführerisch sein wolle und könne, ist abscheuwerth, weil sie den sittlichen Charakter des Verfassers vor ganz Deutschland verächtlich und verabscheut machen wollte. Die damit in der hämischen Recension verflochtene zweite Verläumdung aber, wie wenn der fast blos skizzirte Roman durch das, was einzelne Personagen ihrem Gesichtspunkt gemäß aussprechen, aller Religion spotte und die Irreligiosität auf den Thron zu setzen beabsichtige, ist noch strafbarer, weil sie den Verfasser sogar der uralten nothpeinlichen Halsgerichtsordnung preisgeben würde, und in Wahrheit nur, um denselben, mitsammt der von dem Menzel'schen Literaturblatt wohl gefürchteten vielseitigeren und lebensfrischeren Revüe, vom deutschen Boden zu verbannen, das gesundenste Mittel wäre.

Eigentlich sollte jeden wissentlich falschen, besonders öffentlichen Ankläger eben die Strafe treffen, die er dem Beschuldigten zuziehen will. Welches Abschreckungsmittel gegen den immer frecher werdenden Schriftstellerneid und öffentlichen Ehrenmord wäre gerechter? welches Andere ist ausreichend? *)

Der zweiten Verläumdung mußte von verkehrt angewendeter Spürkraft etwas mehr Schein gegeben werden.

Hang zur Verführungslust ist an Wally offenbar nirgends zu zeigen. Sie ist das Opfer von schiefen, aber über sinnliche Lüsternheit erhabenen, weit mehr ins Geistreiche verfeinerten Scheingrundsätzen, welche so, wie sie sich von den obern bis in die mittleren Bildungsstufen der Gesellschaft gegenwärtig einschleichen, an's Tageslicht hervorzuziehen und durch ihre anschauliche Folgen poetisch zu bestrafen waren. Die Zweifelsucht, welche aus dem sich so leicht übereilenden Streben nach Vorurtheilsfreiheit entsteht, und bald an metaphysischen Klippen strandet, bald wegen historischer Entstellungen und anderem Mißverstehen religiöser Erscheinungen die Religion selbst und auch ihre Begeisterte mißkennt, mußte tief aufgefaßt und veranschaulicht werden. Der Verfasser mußte sie vieles, was ihr anstößig erscheint,

*) Zu Genf war, zu Calvins Zeit, das Gesetz, daß, wer den Andern eines Crimens anklagte, eben der Strafe sich, wenn er den Beweis nicht führen konnte, aussetzte, die dem Ueberwiesenen gesetzlich bevorstand.

kurz und ſchroff ausſprechen, ja über manches ſie nach ihrer Aufreizung laut und wild aufſchreien laſſen. Die Dichtung ſoll und will zuſammendrängen, was gerade jetzt in der Wirklichkeit, zerſtreut, aber unläugbar, da iſt. Die Aufgabe war, die Zweifelſucht der Falſchgebildeten ſo reden zu laſſen, daß ihre Fehlbegriffe, beſonders die Uebertreibungen ſich, wenn die Leſer weder ſtumpf noch böswillig voreingenommen ſind, bald ſelbſt deſtruiren müſſen, bald auf Berichtigungen hinlenken konnten.

Ein Roman iſt nicht eine dogmatiſche Polemik. Die Aufgabe war ſchwer, ja vielleicht, weil der Geſchmack an der Pamela, und ſelbſt an Sophiens Reiſen nicht wiederkehrt, in romantiſcher Geſtalt unlösbar. Aber Wally ſoll die vornehme Verziehungsmanier, und ſoll ſie alſo auch von dieſer Seite, mit ihren warnenden Folgen, repräſentiren.

Auch das Mißkennen der wahren Religioſität verbindet ſich in der Geſellſchaft mehr als ſonſt mit jenen Aufreizungen, intereſſant und geiſtreich, eigentlich aber nur ſpielend mit Gedanken und deſto abſprechender zu ſein.

Ehedem lernte das Mädchen an der ganzen Bibel als Volksbuch Leſen und Schreiben. Es faßte den Zuſammenhang in's Gedächtniß; und kam es ſpäterhin mit ihm bis zum Nachdenken, ſo hatte es in Geſchichtform den Stoff, je nach den verſchiedenen Geiſteskräften, das Weſentliche, was in Judenthum und Urchriſtenthum und in Jeſus ſelbſt, und was in ſeiner erſten Apoſtel redlichem Wollen der heiligende Geiſt war, herauszufinden, überhaupt die Harmonie mit Gott und allen guten Geiſtern als

die mit dem Gewissen übereinstimmende Religiosität mit Empfindung anzuerkennen. Jetzt lernt das Mädchen alles Mögliche und noch etwas darüber. Aber von den alten Quellen des Christenglaubens und Christenlebens erfährt selbst der Knabe, wenn er nicht gerade der Kirche geweihet wird, weniger als von der Küste Coromandel. Man appretirt den armen Kindern etwas, wie abgerissene biblische Historien, wie Bibelauszüge. Sand ohne den historischen Mörtel. Worte, Sentenzen, Halbheiten ohne Lebensanschaubarkeit. Sie sollen nicht mehr jene alte, lange, durch mehr oder weniger fehlbare Menschen dennoch vorschreitende Reihefolgen der Selbsterziehung des Menschengeschlechts aus dem Bösen, und selbst durch das Böse, zum Guten, aus der Bibel, wie sie ist, erfahren. Und warum nicht mehr? Weil die mystische, oligokratische Denkscheue sie gewöhnen will, alles, was dort erscheint, jede Person und jede That oder Meinung, nur wie infallibel und im Heiligenschein, durchaus aber nicht mit eigenem Urtheil anzusehen.

Und kommen sie endlich, Paar und Paar wie zu Noah's Arche, Männlein und Weiblein miteinander, bis zu den sogenannten Confirmationsjahren, womit werden sie alsdann in den katechetischen Präparandensälen zum Uebergehen in's versuchungsvolle Jugendleben ausgerüstet? Meist mit unergründlichen Glaubensartikeln, von der Schöpfung aus Nichts, und wie alles allein um der Ehre Gottes willen und wegen seiner unerforschlichen Zwecke und Absichten da sei, auch daß sie, die kaum allmälich selbstbewußt werdenden Gottesgeschöpfe, zwar heilig zu sein schuldig, aber wegen einer vor 6000 Jahren vorgefallenen kindischen Lüsternheit

dazu dennoch total unfähig und zum voraus ohne alle Kinderunschuld grundverdorben seien. Dafür aber, heißt es dann, habe der liebe Gott nach seiner Weisheit von dem mit Furcht und Zittern zu erringenden Glauben all dieser Glaubensartikel das Seligwerden nach dieser kurzen Erdenschule, bis in alle ewige Ewigkeit hinaus, unbedingt, jedoch nur als ein frei vertheilbares Gnadengeschenk, abhängig gemacht. Und so weiter!

Ist's nun zu wundern, daß die am Scheideweg in die ersten Selbstständigkeits-Versuche hinaus, zur Religiosität meist durch das, was von Gott nicht zu denken ist, also vorbereitete, in allem andern aber zum Glänzen mit Warum-Fragen und Witz und Wissenwollen aufgereizten Klüglerinnen in Stunden, wo sie, von den langweiligsten Verkürzungen der Langweile erschöpft, ihre nur mit Räthseln ausgefüllte Geistesleere fühlen, auf der Wally Fragen verfallen: „Warum gab Er uns halbe Vernunft, halben Geist? und doch die willkührliche Belastung mit Verpflichtungen? Warum zu Allem nur die Elemente?“ Ist's zu wundern, daß die Schlechtunterrichtete, in die Religion nur wie in ein Feld der Geheimnisse Eingeleitete, jetzt aber erst in leidenschaftlicher Verstimmung nach höheren Zwecken Fragende nicht die nahe liegende Antwort auffand: Die Elemente haben wir zu Allem, damit — wir selbst aus uns machen, was wir zu sollen wissen und zu sein vermögen! damit wir nicht Maschinen eines Andern werden! Ist's ein Wunder, daß die Verweichlichte mit Gott hadert: „Selten ein Genuß, der nicht durch eine Anstrengung erkauft ist!“ und daß sie in den Mühen, in den

Nöthigungen zur Kraftanstrengung, noch, wie das Sündenfalls-Kapitel, Fluch und Strafe, und nicht vielmehr wohlthätige Antriebe zur Selbsterziehung findet?

Alles dergleichen mußte der Sittenschilderer zum Wort kommen lassen, weil es in dem wichtigsten Theil unserer Zeitumgebungen nicht blos als Wort wirkt, sondern für Geist gilt und von einem großen Theil Derer, welche die Räthsel lösen und die Religion in glaubwürdiger Klarheit zeigen sollten, nur als Mittel, den Verstand zu verwirren und sodann unter ihre gebotenen Glaubensartikel gefangen zu nehmen gebraucht wird. Erhebt nicht der überall von der sogenannten Aristokratie bewillkommte Mysticismus statt des denkglaubigen Zwingli oder des heroischglaubigen Luthers wieder den despotischglaubigen Kirchenzuchtmeister und Ketzerverbrenner Calvin, mit seiner Prädestinationslehre, oder mit einem Gott, der alles und alles nach unergründlichen Zwecken durch absoluten Beschluß vorausbestimmt habe? wie wenn nicht das Sein selbst und das harmonische Thätigsein aller coexistirenden Kräfte gewiß der Zweck auch des vollkommenen Geistes sein müßte. Erregt wird dagegen das Kleinlichkeitsspiel, wie wenn es geistreich wäre, bei jedem Einzelnen zu fragen: „Was ist des Gottes Absicht dabei, daß ich jetzt an diesem, bald an einem andern Gliede leide? O Gott, o Gott! Warum muß ich in Bedürfnissen, in so vielen unerfüllten Begehrungen stecken?“ — Eine kindische Denkaufreizung, die zu nichts als Unzufriedenheit und Zwist mit jener Versehung und zu den absurden Fragen reizen kann: „Warum machte er mich nicht seinem Endzweck mit einem Mal entsprechend?

Warum müſſen wir auf unſerm Planeten ſo armſelig und hülflos umherkriechen?« — Und wer iſt an dieſen öden Fragen und an denen daraus erwachſenden Zweifeln ſchuld, als die Theorien, welche von anmaßlichen Lehrern an die Stelle der Religion, als des Strebens zur Eintracht mit dem vollkommenen Weſen geſetzt werden? Nur dieſe unverſtändigen Fragen aber ſind's, die am Ende auch die verworrenſte Schlußbehauptung des Cäſar erzeugen, daß Religion Product der Verzweiflung, und zwar Verzweiflung am Weltzweck (oder eigentlich: an unſerm Entdecken des Weltzwecks) ſei.*) Und doch iſt eben dieſe Verzweiflung nach dem übergläubigen »Syſtem von Sünde und Erlöſung« nothwendig und die Leiterin zur (gangbaren Secten-) Religion, weil, wie man es will, ſie die Vernunft demüthige, die Philoſophie zum Pantheismus treibe und dadurch vernichte, die

---

*) Religion entſtand, wie man aus dem ganzen Verlauf der Geſchichte aller Religionen vom erſten Opfer an ſehen muß, aus dem Wunſch, mit den unſichtbaren Mächten, welche man als Urſächer ſonſt unerklärter Erfolge ahnete, in Harmonie zu ſtehen. Man hoffte dies durch Geben an die prieſterliche Mittelsperſonen, durch Unterwerfen unter Deren Glaubensautorität und unter allerlei willkürliche Bedingungen, ohne welche man nicht ſelig werde, zu erreichen. Das Urchriſtenthum zeigte endlich volksverſtändlich und durch des Meſſias Leben und Leiden zugleich faktiſch, daß jene Harmonie mit Gott nur im Geiſte, durch praktiſches Glauben, das iſt durch überzeugungstreues Befolgen der von Gott gewollten »Rechtſchaffenheit,« ſicher zu erreichen iſt und die Beſeligung in ſich ſchließt. Dadurch ſind die Fragen über das Wahre der Religion für immer beantwortet.

rathlos Verzweifelnde aber zuletzt, statt dem Dalai Lama, irgend einem ergrauten Conventikel-Schwärmer anbetend unterwirft. *)

Jede nun der vielen wechselnden Gestalten, in denen die aus der vornehmen Verziehung und Verwahrlosung im Religionsunterricht sich erzeugende und fortbildende Zweifelsucht in der Wirklichkeit nur allmälich und zerstreut erscheint, mußte der Roman in dem »zerrissenen« Gemüth der nicht genug zu bemitleidenden Wally rasch und so heraustreten lassen, daß, immer mit wenigen Pinselstrichen grell gezeichnet, sie allerdings, wenn böser Wille sie allein heraushebt, Unwillen, Abscheu, Schauder erregen. Unselige Kunst, die es dem laurenden Recensenten möglich machte, alle diese Schatten und Nachtphantome als die Tendenz der ganzen Dichtung darzustellen, und dadurch auch vielen Lesern den Ueberblick des Ganzen so zu verrücken, daß sie in sein Autodafé gegen den Verführer zur empörendsten Zweifelsucht und Religionsverachtung einstimmen zu müssen wähnten.

Vor der amtlichen Besonnenheit eines wissenschaftlich denkenden Gerichtshofes hingegen muß sich diese verkehrte Einwirkung der verläumdenden Recension als eine wissentliche Injurie bald überweisen lassen. Der Recensent wußte gewiß recht gut, daß, wenn der kleine Roman zum Zweifeln

---

*) Nichts anderes ist der Inhalt der immer wieder neu aufgelegten Schrift: »Die Lehre von der Sünde und dem Versöhnen oder die wahre Weihe des Zweiflers.« Hamburg.

hätte verführen sollen, der Verfasser die Zweiflerin wie eine imponirende Autorität darstellen mußte. Ein Roman kann nicht wie ein Lehrbuch beweisen oder widerlegen. Wenn die Personen so gezeichnet sind, daß der Leser ihnen nicht ähnlich sein möchte, wenn ihr Betragen als unstät, schwankend, sogar für sich selbst unbefriedigend und verderblich entwickelt wird, wenn aus dem, womit sie sich umtreiben, folgerichtig immer Schlimmeres und endlich das Schlimmste gefliſſentlich abgeleitet wird, wer kann ihnen nachahmen zu wollen gereizt sein? wer dem Verfasser andichten, daß er dahin zu verführen beabsichtigte?

Fast mehr, als es die Wahrscheinlichkeit zuläßt, ist Wally durchaus im Denken ungeübt, von flüchtigen Eindrücken abhängig. Wer könnte sie zur Wegweiserin im Zweifeln annehmen wollen! Ihr ahnet nur dunkel, daß in dem, was als Religion zu glauben, und wie es zu glauben sie es gelehrt war, manches unglaublich sei. Aber sie kann (S. 95) nicht nachdenken. Sie lauscht, wo das Gespräch »religiöse Saiten aufgezogen« hat (S. 81). Ein Krampf aber schnüret ihre Brust zusammen, wenn sie das leichtsinnige Conversationswort, daß »das Christenthum wie eine aus hundert Ingredienzen zusammengekochte Latwerge sei«, bald darauf etwas ernsthafter durch die (unläugbare) Ueberladenheit aus traditionellen, historischen und biblischen Ursachen, erklären hört, da sie doch das Einfache in der Arznei nicht von den Beimischungen zu scheiden weiß. »Von einer Reflexion, einer zusam»menhängenden Untersuchung konnte bei Wally nicht die »Rede sein. Sie litt an einem religiösen Tick, an einer

„Krankheit, die sich mehr in hastiger Neugier, als in lan-
„gem Schmerz äußerte.“ So giebt sie der Maler dieses Zeitcharakters; und ihm bürdet dennoch die Arglist des Kritikers die verbrecherische Absicht auf, Er attentirte durch diese Wally das ganze junge Deutschland in eben solche (denkschwache) Zweiflerinnen zu verwandeln! Welche Verdrehung kann größer, welche wissentlicher ersonnen sein?

Sie in dieser Ueberreizung kennen zu lehren, kann, wenn irgend etwas, bei der großen Lesewelt ein Mittel sein, die vornehme, alle Selbstständigkeit entnervende Verziehung auch von dieser Seite zu zeigen, daß sie, wie zur selbsttäuschenden Koketterie, so auch durch Mangel an haltbaren Religionsbelehrungen und durch geistreich scheinende Aufreizung zu Grübeleien, bis zu Zweifeln der Verzweiflung verleitete. Diese Wally selbst merkt wohl, daß manche auf jene revolutionäre Weise Gott abschaffen wollen, „weil sie ihn wahrhaftig nicht verstehen.“ Nur kann sie „aus dem Ideenkreis, in welchen „sie die Erziehung (!) hineinschleuderte, sich, „wie ein gefangenes Thier, nicht herauswinden.“ Und dann kommen, wie die Saison wechselt, wieder die Wirbel der anerzogenen Zerstreuungssucht. „Was Religion? Was „Weltschöpfung? Was Unsterblichkeit? Roth oder Blau „zum Kleide? das ist die Lebensfrage. Wally ließ die „ganze Welt, wie elastische Figuren, auf dem Resonanzboden „ihrer Einfälle springen.“

Zu solchen weiblichen Extremen, bald trübsinniger Denkvermessenheit, bald des herzlosesten Koketterie-Taumels darf dann nur noch ein theilnahmloser egoistischer Dialek-

tiker, ein witzelnder Equilibriſt, wie Cäſar, kommen, mit der ſophiſtiſchen Balancierſtange, auf welcher das Steigen und Fallen der Begriffe einerlei und ein wahrheitleeres bloßes Spielwerk iſt; und das allmälich ſich verwirklichende Bild der Irreleitung iſt vollkommen! Aber gerade ſo durchgeführt kann eben dieſe Irreleitung verführeriſch weder ſein noch ſein wollen. Der, welcher ſie ſo ſchildert, und mit den grellſten Farben ausſtellt, hat ſich zum voraus dagegen gerechtfertigt.

Aus den Geiſtvergeudungs-Wirbeln in die Einſamkeit, alſo auch zum Trübdenken und ſchon an den Rand des Verlaſſenwerdens zurückgeworfen, fühlt dieſe, in ſich haltloſe Wally ſelbſt »im Entſetzlichſten ſich ſicher«, wenn nur Cäſar ihr vordenkt oder Scheingedanken vorſpielt. Es iſt Ihr »ſelbſt das Peinlichſte, daß dieſer Cäſar ſich öfter »das Anſehen giebt, als ließen ſich einige Wahrheiten ſogar »im chriſtlichen (Concilien) Glauben unumſtößlich beweiſen. »Dann thut er's und beginnt über die ſchwierigſten Punkte »Entwickelungen, welche (aus den Phantasmagerieen der »neueſten ſpekulativen Theologie borgend) er mit ernſter »Miene durchführt, und — wenn er zu Ende iſt, für phan»taſtiſchen Witz erklärt.« Sagt Wally hierdurch nicht jeder Leſerin: Lerne Du doch kräftiger urtheilen als Ich, armes Zwitterweſen, oder bleibe weg von allem, was über deinen Horizont hinaus liegt.

So ſchildert der Verfaſſer Den, durch deſſen Geſtändniſſe der gehäufteſte Galimathias gegen die gemiſchteſten Erſcheinungen, die mit der Religion in der Men-

schengeschichte nur menschlich eintreten konnten, zum Wort gebracht wird. Allerdings der Skandale genug! Aber nur die verdrehendste Kritik kann uns bereden wollen, der Verfasser habe durch den zum voraus verdächtig und so unerquicklich geschilderten Begriffsverwirrer zu eben denselben Verirrungen und Einseitigkeiten verführen wollen.

Sogleich im Eingang hat der Verfasser diesen Cäsar als einen in der Thatlosigkeit sich selbst überlästigen Unzufriedenen, als eine »der wissensmatten Seelen »charakterisirt, die nur lächeln, seufzen, spotten und die »Frauen unglücklich machen können; als einen, der mit »Begriffsschatten rechnete, mit gewesenem Enthusiasmus, »weil er einen ganzen Friedhof herrlicher Ideen, an die »er einst glaubte, als todte Gedanken hinter sich hatte.« Ist denn durch diese Charakteristik eines in sich selbst ausbrennenden Vulkans nicht auch die einfältigste Leserin — wenn je eine solche es aushält, in der Zweiflerin drittem Buche fortzulesen — nicht wider all das, worin dieser Cäsar gegen die rathlose Wally in Worttäuschungen triumphirt, genug gewarnt? Und der verdrehende Kritiker wagt dennoch die Verläumdung, dem Verfasser zu unterschieben, was er durch den Mund, den er es aussprechen läßt, für alle Hörende, alles das, worin Irrthum und Unsinn erst vom Wahren geschieden werden muß, hinreichend bezeichnet hat!

Für die Nichteinfältigsten ist überdies dadurch gesorgt, daß der pedantisch absprechende Skeptiker die auffallendsten Uebertreibungen und Geschichtverletzungen aussprudelt. Wo, wie im Roman, nicht didaktisch discutirt

werden kann, sind Uebertreibungen und Einseitigkeiten die entscheidendste Selbstwiderlegungen.

Als Jean Paul vor Jahren seinem Siebenkäs (wenn ich mich recht erinnere) oder den Teufelspapieren in einer Rede des todten Christus dergleichen Uebertreibungen, sogar ohne die oben bemerkten Präcautionen, anzuhängen sich erlaubte, war damals irgend ein ketzermacherischer Recensent so hämisch, dem Verfasser deßwegen Gotteslästerung Schuld zu geben, weil er nicht sogleich auch eine widerlegende Rede für Schwachköpfe beigefügt hatte?

Die letzte Warnung endlich, daß die Zweiflerin als verzweifelnd gräßlich endigt, ist vielleicht für die Meisten das entscheidendste Beweismittel, daß der Verf. doch gewiß zu dem, was er so furchtbar und erbarmungswürdig wirken läßt, niemand verführen wollte. Nur die verschmitzte Recension vermochte den Blick, der auf das Ganze gerichtet sein sollte, zu verrücken. Welch ein Beispiel, wie viel Vereingenommenheit schlau gewendete Recensionen verursachen können! Um so mehr ist nöthig, daß es durch einen streng durchgeführten Injurienproceß vor den schärfer auf Menzel blickenden Würtembergischen Richtern bestraft werde.

Als das äußerlich Entscheidende hat der Schlaue, welcher sich als ehrlicher Referent an das Publikum drängt, gerne unbemerkt gelassen, daß ein auf 21 Bogen vertheilter, um drei Gulden verkaufter Roman nicht auf Verführung der Menge berechnet sein konnte. Die vornehme und die geldaristokratische Verbildung mag darin ihr Contrefait bezahlen. Nur die mißdeutende Re-

cenſion und das Verbot könnte die Aufmerkſamkeit ſo ſteigern, daß ein Nachdrucker es, auf drei Bogen zuſammengedrängt, verführeriſcher zu verbreiten verſucht ſein möchte.

---

Selbſt in Beziehung auf den in Mannheim bevorſtehenden Richterſpruch kann es Ihnen nur vortheilhaft ſein, wenn Sie unverweilt gegen die eigentliche Quelle der Mißdeutungen vor der Würtembergiſchen Juſtiz den Injurienproceß anhängig machen.

# FORUM

der

# Journal-Literatur.

---

Eine

*antikritische Quartalschrift.*

Ersten Bandes

Erstes Heft.

---

Berlin, 1831.

Bei Wilhelm Logier.

# Emanation

## des Objects aus dem Subject.

Wer zum Erstenmale seines Herzens Geist und Empfindung auf todter Lettern bleierner Erstarrung hinausfahren lässt in die Welt, kann man es ihm verargen, wenn er des Fahrzeugs schwache Segel vom lebendigen Odem seines Jugenddranges möchte durchfluthet sehn? wenn er durch die schwarz verkohlten Staben die Gluth seiner Begeisterung möchte durchfunkeln lassen, und, ehe er auf sandiger Seichtigkeit scheitert, lieber das Takelwerk den Flammen preisgiebt, und vor den Strandbewohnern einmal wieder das Trauerspiel aufführt vom unglückhaften Schiff des fahrenden Schülers, wie's jämmerlich untergeht auf flachen Gewässern? Merk's, lieber Leser, was der unendlichen Wehmuth thränenreicher Quell ist, dass das Wärme bindende, Phönixflammen entzündende Insich des einigen Gemüths durch der Negation tiefmystisches Medium in des seichtfeuchten Publikums salzloswässriges Aussersich geräth. Und wer mag's unserer Jugend anrechnen, dass ihrer Zeitlichkeit Anfang nicht etwas vom Humor Abgestandenes ist, dass vielmehr im überschwenglichen Gefühl, endlich auf die Beine gekommen zu sein, der Springinsfeld von seinem ersten Sprung das Datum der neuen Zeit rechnen möchte! —

Nicht so, als sei auch ich dem Anfall fleischlicher Verblendung unterlegen, und vermeine mich schwanger vom ungeheuren Gewicht eines zeitigen Grenzsteines, nur die Streiche, die ich im Nacken führe und die kleinen Vorpostengefechte wollt' ich einblasen, und um nur den Muth zu behalten beim ersten Auftritt auf den Wahlplatz, liess ich mir so einige lang gehaltene Posaunentöne voranschweben! Somit unter Sang und Klang feierlich eingeläutet, steh' ich dem vielgestalten Proteus des Publikums gegenüber, dicht umhüllt vom gespenstischen Grauen meiner Namenlosigkeit, und wer meinen Isisschleier nicht freventlich zu lüften wagt, wird zwar der Glocken seltsames Spiel vernehmen, nicht aber wissen, wo sie hängen. Wiederum aber, dass der Menge staunendes Hören und scheuer Blick nach Oben meine Persönlichkeit nicht vermögen wird, sich selbst zu setzen als das Ewigeine, dafür bürgt mir der der bunten Fabelwelt schon entrückte, mit dem göttlichen Mechanismus zu vertraute Sinn der Japetiden, die weit entfernt sind zu glauben, dass der aus den Schallöchern dringende Drommetenschall ein Hall sei aus dem Munde der himmlischen Heerschaaren. Auch ich selbst habe die Wassertaufe der Aufklärung nicht in dem Maasse von mir abweisen können, dass ich noch glauben könnte an Wunder und Zeichen für diese Zeit und vermeinen, der rufenden Drommete weitgellendes Geschmetter vermöge, wie einst die Mauern und Thore Jericho's, so jetzt ein neues Thorengeschlecht niederzudröhnen.

Da nun aber doch einmal Sturm geblasen werden soll, so vernehmt von mir das traurige Mähr, dass jetzt die drei Winter ohne Sommer erschie-

nen sind, dass im tiefsten Grund erschüttert Ygdrasill wankt und die Götterdämmerung heranschauert. Heimdall stösst von der Burg herab in's Horn, ruft die Asen zum letzten Streit, und alle Helden, die Odin von Anbeginn zu diesem Kampf gesammelt. Ich versichere Dich, geliebter Leser, dass in diesem Augenblick meine jugendlichen Bartflokken zu einem greisen Silberhaar sich verlängern, dass um mein Haupt der Glanz des Herrn sich ergiesst, und mein Scherantlitz von den Gluthen der Abendsonne erleuchtet wird; und ich weissage Dir, dass der alte Himmel und die alte Erde untergehen und die Midgardsmächte die Wahlstatt gewinnen werden, dass aber dann der Herr aus den Wohnungen von Obenher gehen wird, um auf der Ebene von Iuda eine neue Burg zu bauen, die der Sonne Glanz verdunkelt.

Das ist ja eben die Aufgabe unserer Zeit, dass wir überall predigen sollen von Untergang und Zerstörung, dass wir kämpfen mit jeglichem Rüstzeug immer gegen das Zunächststehende, denn nicht umsonst ist die Negation jetzt zu so hohen Ehren gelangt. Schon Vieles ist zu Grabe getragen, und noch hört man nächtlich auf der Gasse den Todtenwagen gespenstisch unterm Fenster vorbeiziehen, und um ihn her die Männer des Todes in langen, schwarzen Mänteln das neue Lied singen vom hundertjährigen Nebelkönig, der im Wahnwitz auf dem Seile sich's Bein gebrochen. Und dort am Friedhofe hört man's klappern und rasseln schauerlich, die Todten empfangen den Zug unter Wehklagen und Jammerruf, reden vom Ende der Zeiten und dem grossen Trauermantel, den die

Töchter der Nacht über die Welt hin zu spinnen begonnen haben.

Und wollen wir klagen über den Geist der Geschichte? Was gestern war, ist nicht heute, und was heute, nicht morgen. Der vor drei Jahrhunderten seiner sich bewusst gewordene Geist hat die Schmerzen der Geburt noch nicht überstanden. Die Maria des Mittelalters hat zum Zweitenmale vom heiligen Geiste empfangen, dass ein neuer Christ geboren werde, und wir wissen nicht ob er schon erschienen in der Zeit und noch in der Krippe ruht, wo ihn die Weisen des Morgenlandes, denen der Stern aufgegangen ist, mögen erkannt haben. Denn was seitdem im Ganzen und Grossen die Leidenschaft der Völker zur Weltgeschichte gemacht hat, das ist nur die Zeit der Wegbereitung und der Wassertaufe gewesen: und je heftiger und stärker uns die Lust der Zerstörung drängt, desto näher müssen wir dem Einzuge des Herrn stehen und der Reinigung des Tempels von Wechslern und Viehhändlern.

Wüsste ich nicht, dass die weltgeschichtlichen Wirkungen des Erlösers in oft kleinen und unscheinbaren Handlungen und Worten ihren Anfangspunkt genommen haben, so wär' ich wahrlich jetzt in Verlegenheit, wie ich von den Höhen idealer Allgemeinheit herniedersteigen könnte in die konkreten Formen und Besonderheiten des gegenwärtigen Lebens: und wie sehr auch jenes Beispiel mich zu stärken vermag, ich kann mich eines geheimen, zweifelhaften Zusammenschauerns vor der Schwere der elementarischen Materie nicht erwehren. Denn will ich bei den Einzelnheiten des Lebens, wie sie im Staat, in der Kirche, in der Li-

teratur sich verkörpern, mich irgend eines Etwas versichern, so fass' ich Nichts, als Papier — Papierstaaten, Pappkirchen und Lumpenliteraturen. Frag' ich nach dem Wohl der Völker, so zeigt man mir Akten, nach frommer Innigkeit, Gebetbücher. Wollt' ich meinen Mund zur Klage öffnen, so lief' ich Gefahr, vor Bücherstaub zu ersticken. Der Geist ist in die Dintenfässer beschworen, und was im Buchstaben noch von Freiheit lebt, drückt die Presse heraus oder todt. Darum gilt's denn auch unter uns Preussen, Sachsen, Bayern u. s. w., nicht mit Lindwürmern zu kämpfen, sondern mit Papierdrachen. Mögen das nun die Andern einen Kampf gegen die Macht der Intelligenz nennen, in dem sie nämlich vorweg annehmen, die Angreifenden würden sich ausserhalb der Intelligenz gesetzt wünschen. Diese selbst aber sehen sich in die Nothwendigkeit gezwängt, mit gleichen Waffen gegen Verhasstes zu kämpfen; denn wenn gleich z. B. der Kirche freigegeben ist, gegen Diejenigen, die, indem sie Kirchliches öffentlich zu lehren befugt sind, Antikirchliches aussprechen, thätig einzuschreiten, so ist ihr doch alle Macht genommen, sobald sich der Beschuldigte hinter die Bücher steckt, die er geschrieben hat, und an die Geistesfreiheit appellirt. Dient dies schon zum Beweise, wie sehr das Leben und die Literatur getrennt sind, so wird es um so nothwendiger, seine Feder in den Strom des Lebens zu tauchen und das Interesse geschichtlicher Tendenzen gegen Alles, was des Einzelnen Verkehrheit hervorruft, sicher zu stellen.

Hinwiederum würd' es aber thöricht und ungerecht sein, behaupten zu wollen, die gegenwärtige Literatur wäre so durchaus todt und wirkungs-

los und vom Leben entfernt. Ich würde mich dann freiwillig in die Reihe Derer stellen, die noch immer klagen und jammern satyrisch bald, bald derb heraus, und nicht zu bemerken scheinen, dass wir um ein Decennium älter geworden sind. Unmöglich darf man verkennen, dass Ansprüche und Hoffnungen immer lebendiger hervortreten, dass des Lebens grüner Baum die graue Theorie zu überragen sucht, dass die Einen dem Leben zuzuführen streben, worüber Andre nur am Ofen brüten. Hier aber gilt es eben mit regerem Eifer und ernsterer Bedachtsamkeit das Gefällige und Beliebige zu prüfen; und werden Diejenigen, die ehedem mit Sätzen gegen Sätze stritten, hinausgerissen in die wogende Welt des staatlichen und kirchlichen Lebens, so bedarf es vor Allem der prüfenden Vergleichung der Treibhauspflanzen mit dem Boden, auf dem sie ferner gedeihen sollen.

Andrerseits aber, wo doch noch immer der Alten bleischwere Bedächtigkeit dem regen Leben der Entwicklung nur zum Hemmschuh wird, und sie aus den Eulennestern ihrer guten alten Zeit verstohlen lugen, um für ihr einträgliches Angebergeschäft Stoff zu erlauern, oder wo sie bei Nacht mit Blendleuchten herumschleichen, um zu erspähen, ob wo noch Welche um die Trümmer nicht anerkannter Herrlichkeit den Todtentanz halten; da mag die Jugend ihres Berufes leben, und wenn auch überverdienstlich ist Uebermuth hier nicht unrechten Orts. Wo aber als Gegensatz unten auf der äussersten Linken kindischer Wahnsinn sich breit macht, und mit üppiger Genialität sich flegelt, auch da ist es am Ort, den heiligen Vermächtnissen vergangener Zeiten Achtung und Ehrfurcht zu

sichern, und im Kampf die Schwerter lieber mit Ruthen zu vertauschen, als das, was wir als theures Besitzthum empfangen haben, unberufener Willkür zu opfern.

Es hält heutiges Tags schwer, zwischen der Bücherliteratur und der periodischen des Journalismus die gehörigen Unterscheidungselemente aufzufinden. Sie sind so in einander gewachsen, dass eine Trennung auf beiden Seiten nur Halbes gäbe; fast möchte man sagen, sie hätten dem Einfluss der Identitätslehre nicht entgehen können, so dass die reale und ideale Besonderheit in der Allgemeinheit einer Idee aufgegangen wäre, die, so seltsam sie abgeleitet sein mag, doch das Gute an sich trüge, die Literatur als von den Momenten der Gegenwart nicht getrennt vorzustellen. Bei solch kostbarem Ausdruck mag der Journalismus auch genannt werden, das Wissen um die werdende oder die durch die Negation sich mit sich selbst vermittelnde Literatur, in welcher Bezeichnung wenigstens real die Wahrheit liegt, dass viele Leute die Literatur nur beim Morgenbrot und in den Caffeehäusern kennen lernen.

Die Erscheinung der kritischen Journalistik ist nichts Unerklärliches: es ist als ein Fortschritt anzusehen, dass aus gewöhnlichen Bücheranzeigen allmählig gründlichere Würdigung des Dargebotenen hervorging. Je mehr aber einerseits die Büchermasse der Literatur sich ausdehnte und der Ueberblick somit sich erschwerte, desto geltender machte sich das Bedürfniss beurtheilender Uebersichten, die mit noch höherem Interesse aufgenommen wurden, je schneller neue Ansichten nachwucherten, und mit den alten theils verjährten, theils noch

kräftigen, in wirren und krausen Conflikt geriethen. Rechnet man hiezu noch die politischen und die ihnen bald gefolgten kirchlichen Verhältnisse, wo sich augenblickliche Mittheilung für die Partheien nothwendig machte, so schweigt man lieber über den wunderbaren Einfluss der periodischen Literatur, nimmt ihn als einen einmal gegebenen an, und sucht nur in der Hitze des Kampfs unter dem Banner einmal erkannter Wahrheit sich zu halten. Wo es offenen, ehrlichen Kampf gilt, da wird auch dem Guten kein Abbruch gethan; und nur derer wollen wir uns entrathen von vornherein, die die niedern Künste der Klopffechterei zu andrer Leute Unheil treiben, denen, wie Desultoren jeder Sattel gerecht ist, und die mit feiger Hinterlist Andern nur Sand in die Augen zu streuen wissen.

Unsere kritischen Hauptinstitute gründen sich auf achtbare Bedürfnisse, insofern sie an höhere Anstalten, denen die Fortpflanzung sowie Erweiterung des Wissens übertragen ist, sich anknüpfen: und wie gefährlich es sein mag, so darf man doch hier unbedingt fodern, dass ein solches Institut einer einigen Idee huldige, ihren als Norm aufgestellten Ansichten treu bleibe und als deren Geschichte somit einmal in späterer Zeit angesehen wird. In dieser Hinsicht sind die Berliner Jahrbücher der Kritik eine würdige Erscheinung neuerer Zeit, und dürfen sie mit andern gleichfalls an Hochschulen sich anknüpfenden Organen jede Vergleichung nicht nur aushalten, sondern gänzlich abweisen. Zugleich glaub' ich, dass durch sie dem Ziele wird näher gearbeitet werden, dass allmählig die schädlichen Gegensätze zwischen Fachgelehrsamkeit und sogenannter Popularität aufge-

hoben werden, nicht etwa durch eine chemische Rektifikation, die nur Ungesundes aus Ungesundem zu Tage fördern würde, sondern durch die eine Sprache wahrer Wissenschaftlichkeit: ein Glaube, der bei dem bekannten Geschrei über Unverständlichkeit der jenen Jahrbüchern zum Grunde liegenden Philosophie zumeist denen paradox klingen wird, die nicht zugeben wollen, dass bis jetzt noch nicht Alle berufen sind. Es ist wahr, dass in Frankreich zumal ein gewisses Räsonnement den Autor und das Publikum nahe bringt, doch müssen wir immer ein wenig Mehr erwarten, selbst von der durch Vermittlung heraufzuhebenden Klasse. Und im Grunde ist auch das Bedürfniss der Popularisirung sehr zu trennen von der Vermittlung der Fachgelehrten untereinander und der Gebildeten überhaupt: und bei dem Allen möge man bedenken, dass bei der Aufklärung und Verständlichung der wahren deutschen Philosophie der Hauptsatz vom Begreifenden und Begriffenen nicht vergessen werden darf. Darin aber stimm' ich jenen Fodernden bei, dass Denen endlich einmal die Wege mögen versperrt werden, die sich einbilden aus tiefen Schachten stets neue Schätze heranzufahren, und uns doch Nichts zuführen als den ewig alten Schutt längst vermoderter Gebäude, um damit Nichts wieder aufzubauen als Hütten, die in sich schon wieder zusammensinken. Darum haben auch jene Jahrbücher dem philologischen Elemente bis jetzt nur wenig gehuldigt, und in dieser Hinsicht noch nicht so klägliches gegeben, wie zuweilen die Hallische Literaturzeitung, die uns Blicke in Collektaneenrumpelkammern hat thun lassen, bei denen uns schauderte. Da sah man die todten

Atome abweichender Lesarten, mit welchem Streusand Einer den Andern überschüttete, dazwischen einmal ein Citat, das man sich aus jedem Index holen kann, und vor Allem jenen ernsten Schulmeisterton, der mit jedem Jota pro aris et focis zu kämpfen glaubt.

In der That lassen sich die meisten Vorwürfe, die man den aristokratischen Zeitschriften macht, auf jene Hallische Zeitung anwenden, da doch namentlich die Jenaer schon mehr auf einen inneren Plan beruht, und auch die Leipziger bei all ihrer empörenden Flüchtigkeit von einem Geiste durchdrungen ist. In sofern sich die Hallische L. Z. an eine Universität anschliesst, die im Durchschnitt sich nur im Princip des Alten bewegt oder vielmehr feststeht, kann auch aus ihr nur gehört werden, dass Dies oder Jenes draussen in der Literatur angekommen ist und wird sie, was allenfalls heilsam ist, immer erst einen Anflug skeptischer Bedächtigkeit über uns hinschauern lassen. Während sie beim alten Stoff stehen bleibt, und wie eine Prüfungskommission darüber wacht, dass auch der Einzelne, vor ihr Forum Gezwängte sich über selbigen sorgsam ausweisen kann, wird Anderes bis zur Ungebühr vernachlässigt und namentlich, was in des Einzelnen Sinn und Gemüth wurzelt: so die gemeinhin belletristisch genannten Erzeugnisse, deren Beurtheilung Leuten überlassen ist, denen an Geistlosigkeit und nüchterner Kälte Nichts gleich kömmt. Die von einigen jüngeren hallischen Gelehrten sich herschreibenden Kritiken sind Oasen in der Wüste.

Den Ton der Beurtheilung anlangend, pfleg' ich mich bei den Literaturzeitungen zu ergötzen

an der possierlichen Leichtigkeit, mit welcher Jüngere sich gewissermassen selbst ironisirend den alten, hölzernen Recensentengaul besteigen, und wie nach einem Reglement Ton und Geberde der Alten täuschend nachahmen; und ausserdem an der ewigen Klage über Beschränktheit des Raumes. Solche Recensionen, die schon in den ersten Zeilen von dem ihnen gestatteten Raum sprechen, und bei jeder Stelle, wo ein Gedanke an's Licht kommen soll, wieder über den Mangel an Raum klagen, laufen Einem unter der Hand weg, wie ein Aal, und ihrem Verfasser glaubt man so eine stille Schwermuth anzusehen, die uns endlich wehmüthig mit ergreift, wenn wir den namenlosen Schattengaul am Ende seiner Hetzjagd aus Mangel an Athem stürzen sehen.

Während die Hallische L. Z. der Vergangenheit angehört, glaubt die Leipziger mitten in der Gegenwart zu stehen, und kämpft mit Hand und Fuss gegen Das, wogegen sie selbst Opposition. Im Politischen einem gewissen modernen Liberalismus zugethan, im Kirchlichen dem neuprotestantischen Rationalismus, im Philosophischen dem kantischen Kriticismus, ist sie wirklich für Manche auch immer das Neuste, und zumeist für die, die sie selbst schreiben. In sofern sie nun diese Tendenzen durch fast jede bedeutende Kritik durchblicken lässt, hat sie wirklich Vorzug vor anderen, die weder kalt noch warm sind.

Die Jenaer L. Z. tritt am passendsten in eine Parallele mit den Göttinger gelehrten Anzeigen, dem Hermes, den Heidelberger und Wiener Jahrbüchern, die Alle bei der Leichtigkeit der Entzifferung ihrer Mitarbeiter das Gute an sich tragen,

dass man weiss, was Dieser oder Jener der alten, »vornehmen Geister« vom nachwachsenden Geschlecht fürchtet, hofft und sich träumen lässt. Da giebt es gegründete und ungegründete Klage und Freude. Die Einen tragen die Nachbeter auf den Händen, Andre wollen Sack und Asche anlegen, ein Dritter legt sich auf's Schimpfen und hinterlistige Anfeinden, und ein Letzter endlich, eingedenk seiner alten, wohlerworbenen Herrlichkeit, nickt mit dem lorbeerbelasteten Haupte dem Jüngeren herablassend und freundlich zu, hofft alles Gute, und weiss nur süss zu lächeln.

In der bisher betrachteten periodischen Literatur stehen alle Theile des menschlichen Wissens neben einander, Jedes hat sein eigenes Leben; was Dies ist, ist nicht Jenes, und Jenes wieder nicht ein Drittes. Aus derselben Materie baut sich hier ein Jeder sein eigenes Häuschen, uud obschon Erde, Kalk und Steine dieselben, stehn doch das Eine gegen das Andere und gegen den Wind Alle schief. Und so ist es denn gekommen, dass Eins und das Andere durch seine Schwere sich löste allmählig: die Fachwerke kondensirten sich, Jedes oft wieder zu einem Babelthurm.

Einzelne Fachjournale, die nur kritische Tendenz hätten, giebt es nur Wenige. Sowie die Literatur immer mundgerechter, und ausserdem auch die Kritik selbst Literatur, nicht integrirend bloss, sondern ausschliesslich zu werden anfing, suchte auch ein Jeder mit der edlen Rücksicht auf die Unsterblichkeit seines Namens sich am Meisten vorzudrängen, und wie Fuhrleute uns zur Himmelfahrt immer als die zuerst Ankommenden einzuladen. Darum wanderte auch Alles durch die Jour-

nale, wo, was gestern ausgeheckt ist, heute schon in Aller Köpfe sich fortnisten kann. Es hat eine solche Art nicht eben etwas Empfehlendes an sich, vielmehr kann freche Zudringlichkeit hier das Höchste erreichen. So siehst Du nun auch im Hintergrunde Viele, die hochbegabt solch schlechte Mittel verschmähen, sie bekommen aber dafür das Ansehen, als sei der Nebel ihr Element, und jene Vorläufer weisen auf sie wie auf Nachtunholde; frägst du jene, du hättest aber von diesen so eine gewisse Kunde im Volk gehört, so sehen sie Dich gross an, ob Du nicht schon Jener Gift in Dich aufgenommen: finden sie Dich aber noch unschuldig und rein und nur neugierig, so fangen sie an zu fabeln von Dämonen der Unterwelt, von der Verpestung durch der uralten Domherrenzeit tiefmystischen Satanas, von dem Dolche, der auf jenem Mithrasbilde hinter dem Lotos hervorzucke — Doch, wohin verirrst du dich, mein schwacher Geist? — willst du, dass ich erneue

Den wilden Schmerz, der mir das Herz erdrücket,
Beim blossen Denken, eh' ich noch gesprochen?

Lassen wir das Markirte, und referiren weiter!

In den einzelstehenden Fachzeitschriften pflegen die Interessen des Lebens zu denen der Wissenschaft hinzuzutreten, und stehen oft mit einander in löblicher Wechselwirkung. Bei einer genauern Betrachtung derselben wollen wir uns nur auf das Interesse allgemeiner Wissenschaft beschränken, und demzufolge ihren Zusammenhang mit feststehenden Institutionen der Religion und des Staats

als ein Gegebenes und eigens zu Sicherndes oder Anzugreifendes unberücksichtigt lassen.

Die verschiedenartigen, theils mehr theils weniger an irgend einem Punkte sich berührenden oder auseinandergehenden Ansichten über Offenbarung und Vernunft finden in mannichfachen Blättern ihr Organ, selbst im Katholischen, wo die Tendenzen der Wissenschaft und der Kirche nicht selten in einem unauflöslichen Widerspruch stehen. Je unmittelbarer sich hier des Einzelnen Gefühl und sittliche Erfahrung ausspricht, und je heiliger der Ernst der Sache überhaupt, desto nachgiebiger, toleranter, anspruchsloser muss sich hier Meinung gegen Meinung geltend machen. Wenn ich auch irgend eine Ansicht als das Resultat ernster Untersuchung oder als ein mir theures Vermächtniss der Erziehung so zu bewahren suchen werde, dass ich sie gern als eine Glaubensnorm für eine Vereinigung aufgestellt sehen möchte nach dem angebornen Triebe der Proselytenmacherei, so darf doch nicht mehr aus dem Blute die Unschuldslilie des Glaubens erwachsen, sondern das Schwert des Glaubens wird immer nur das Flammenschwert der Wahrheit sein müssen, von dessen elektrischem Schlage getroffen der Irrthum in die Asche seines Nichts zerfällt. Hier pflegt man daher gewöhnlich seinen eigenen Nachtheil zu fördern, wenn man bei irgend einem theologischen Differenzpunkt zugleich auch des Gegners ganzes Dasein anzugreifen sich berufen wähnt, und nach einseitigen Andeutungen sogleich ein vollständiges Phantasiegebild desselben an die Wand mahlt. Es ist dies das Persönliche, das in den theologischen Streitigkeiten oft so gehässig an's Licht gezogen

wird, und selbst bis auf gesellschaftliche und bürgerliche Anfeindung sich erstreckt.

Der Kampf des Rationalismus und Supernaturalismus fängt an täglich unbestimmter zu werden, die Unterschiede scheinen zu verdämmern, sich zu nüanciren und schattiren: Der Eine will nicht im strengsten Sinne Rationalist, der Andere nicht im strengsten Sinne Supernaturalist sein. Aus dem Coalitions- und Arrondirungssystem wird auch hier wenig Zuträgliches sich ergeben, es gilt einen neuen Aufbau, wozu die Materialien gewiss vorliegen. Nicht nur eine philosophische Durchdringung, sondern Begründung und völlige Einigung mit dem Theologischen selbst ist das Streben auf den Kathedern, in den neusten Büchern und einigen Zeitschriften. Hoffentlich werden die starren Gegensätze sich zunächst im historischen Felde der Theologie, dessen Anbau jetzt reger als sonst betrieben wird, auflösen und versöhnen. Als Organ dieser gegenwärtigen historischen Richtung glauben wir die theologischen Studien und Kritiken bezeichnen zu dürfen, die der deutschen Gelehrsamkeit zum herrlichen Denkmal werden können. Mögen nur die Herausgeber sich von denen nicht irre machen lassen, die dermalen noch das dogmatische Element vermissen, die Ausschliessung desselben wird den Studien nur förderlich sein. Dass es aber in ihnen so auf eine Art Vereinigung abgesehen ist, dafür zeugt Nitzsch's, Olshausen's, hauptsächlich Hahn's Antheil, welchem letztern jedoch sein erster Beitrag über biblische Interpretation wegen Alltäglichkeit wenig Ehre machte *).

*) Das dritte Heft der Studien 1830 enthält von einem Leser: Gedanken und Wünsche über Recensionen. Da

**Um ein Bedeutendes näher der Beförderung christlicher Wahrheit, steht der hoffentlich bald mehr ausgedehnte literarische Anzeiger, gegen dessen Herausgeber sich wahrlich neuerdings**

---

unseren gegenwärtigen Verhandlungen dieser Gegenstand sehr nahe steht, so will ich meine Meinung über diesen Aufsatz hier näher aussprechen. Mir scheint nämlich in ihm darin etwas Willkürliches und künstlich Gemachtes zu liegen, dass überhaupt der Gegenstand vom Standpunkt eines blossen Lesers oder Laien genommen wird. Aus der ganzen Durchführung und Anwendung der allgemeinen Gedanken auf besondere innerhalb der Theologie und Philosophie liegende Fälle ist einleuchtend, dass hier nicht im Interesse eines neutralen Zuschauers das Motiv liegt, sondern in der bestimmtesten Einwurzelung individueller, auf der Höhe der Literatur stehender Ansicht. Wollt' ich diesen erdichteten Standpunkt von einer gehässigen Seite darstellen, so würd' es leicht sein, das Ganze jenes Aufsatzes als ein unredlich Erschlichenes und absichtlich aus seinen Fugen und Lagen Gerissenes darzulegen; so aber will ich mich damit begnügen, anzugeben, dass der genommene Stand ein zufällig verfehlter ist. Nach eigener Erfahrung ist es mir unmöglich zu glauben, dass irgend Jemand mit einer solch unschuldigen Naivetät sich in's Gewoge des journalistischen Treibens werfen und aus ihr nur zu lernen beabsichtigen könnte, welche Bücher hinfort aus dem Buchladen in seine Bibliothek wandern sollen. Ueberhaupt glaub' ich gar nicht, dass die Bücher durch Recensionen unbedingt verbreitet werden, vielmehr scheinen die Verleger hier in einem traurigen Irrthume zu schweben, da ja eben die Recensionen für Viele die Bücher unnütz machen. Der gewöhnlichste Leser — man bedenke — theologischer und philosophischer Journale besitzt eine einigermassen schon feste Ansicht über die verhandelten Gegenstände, und wird somit über jede Recension sein Urtheil feststellen können, so dass somit der Quietismus eines Neutralen und Unbetheiligten ein nur erträumter ist. Die periodische Literatur auf blosse Bücheranzeigen, Controllen, und Uebersichten, wie dort empfohlen wird, wieder zurück-

Viele versündigt haben. In den wenigen mir vorliegenden Nummern zeigt sich ein wahrhafter Ernst in christlicher Gesinnung gepaart mit dem regen Bestreben nach wissenschaftlicher Begründung, zugleich die liebevollste Gesinnung gegen Andersdenkende, und vor Allem bemerkenswerth die Aufnahme katholischer Untersuchungen, ein Umstand, der freilich den Gewöhnlichen erwünschte Gelegenheit giebt, ihren Leibspruch anzuwenden: über Herrenhut nach Rom! Am Herausgeber tadl' ich eine etwas zu breite, salbungsvolle Sprache, wie sie den sogenannten Neuevangelischen eigen ist, die aber noch seltsamer wird durch die häufig angeführten Originalstellen der Kirchenväter, Scholastiker, wohl auch Profanscribenten, die zwar rühmliche Belesenheit beurkunden, doch nicht selten als Gerippe schon da gestanden zu haben scheinen und nur durch ein vermittelndes Raisonnement verknüpft werden.

Ausserdem poltert noch so ein ganzer Tross theologischer Zeitschriften, eine über die andere weg, mit unterlaufenden Recensionen, deren Lakonismus oft freiwilliges Eingeständniss des kritischen Unvermögens ist, mit Predigten und Predigtentwürfen, die zu Nutz und Frommen gewisser hoffentlich nur in der Einbildung existirender Landpastoren sich bis in's Unendliche aufschwemmen, mit kirchlichen Novellen, die oft nur für ein ein-

---

zuführen, wäre ein offenbarer Rückschritt. Man verzweifle doch nicht, dass des Einzelnen respektive Meinung, ehe er zu Grabe gegangen, überhört werden wird. Alles mit und durch die Zeit! Offen und ehrlich! In jenem Aufsatz sprach nicht ein unbefangener Leser, sondern ein angegriffener Autor.

ziges Dorf Interesse haben. Hier gelten manche Männer, die nur in dieser Art von Literatur leben, die von den Anhängern wegen ihrer unmenschlichen Freimüthigkeit bis zu den Wolken gehoben werden, und recht possierlich, im Grunde aber ärgerlich, macht sich die Zusammenstellung: D. Luther, D. Röhr, D. Schuderoff u. s. w. — Widerlich pflegen zumeist die Journale zu sein, die ausschliesslich der Vertheidigung des Katholischen und Protestantischen Princips gewidmet sind; hier werden Worte gegen Worte abgewogen, während der wahre Kern und Geist beider Partheien im Stillen seinen eignen Fortgang hat. Man muss sich wundern über die Möglichkeit, dass während Dieser kaum den Sisyphusstein der Vertheidigung der Reformation und des Protestantismus verlassen hat, ein Anderer schon wieder hinzutritt, und dieselbe hergebrachte Arbeit vielleicht der Abwechselung wegen in Briefform, in Dialogen beginnt, um sie bald wieder einem Andern zu überlassen. Die tausendmal abgeleierten Tiraden von Verdummung, von Nebeln und Schwebeln, von Geistesfreiheit, Bibel und Tradition, muss man hier, je nach dem Erscheinen des Blatts monatlich oder vierteljährlich wieder hören, und man läuft zuweilen Gefahr irr zu werden an den Zeiten, wogegen nur ein rascher Hinblick auf die Jahreszahl des Titelblatts zu helfen vermag. Dagegen sind die Katholischerseits demselben apologetischen Zweck gewidmeten Zeitschriften nicht weniger unerbaulich, wozu bei unglaublicher Plattheit und Lüderlichkeit ein förmlicher Alterweiberstil sich gesellt. Ich kann meine Gefühle nicht in Worte fassen, wenn mir das furchtbare monatliche Volumen des

Benkert'schen Religions- und Kirchenfreundes überbracht wird, dessen rothlöschpapierner Umschlag mich schon die innerlich verhüllten Reize ahnen lässt.

Nicht nur der Fakultät, sondern auch einer innern Aehnlichkeit nach folgt auf die theologische die rechtswissenschaftliche Journalistik, wo gleichfalls der Kampf des Alten und Neuen ausgebrochen und darin dem theologischen ähnlich ist, dass auch hier das Neue auf's Längstvergangene fusst. Der juristischen Literatur überhaupt fehlt es bekanntlich am rechten Einheitspunkt eines wahren Bewusstseins, der auch da noch immer vorhanden sein kann, wo Partheiungen sich gegenseitig auszuschliessen suchen, wenigstens liegt da die Einigung in dem consequentfestgehaltenen und allseitig bewussten Differenzpunkt. Strenggenommen stehn nur Wenige auf einer festen Stelle: Die Einen, nur umgeben von dem allein seligmachenden Kanon des Corpus Juris und seiner Commentatoren, die Andern von den Resten mittelalterlicher Rechtszustände, den Reichs-, Stadt- und Landgesetzen: daneben nun aber die unabweisbare Verpflichtung der Gegenwart anzugehören, und die Wünsche der hier doch allein betheiligten und somit auch alleinzuhörenden Laien wegen Annahme der aus dem Princip der Oeffentlichkeit entstandenen Rechtsansprüche irgendwie zu berücksichtigen. Zu Diesem geschichtlich gezwungen, zu Jenem durch innere Vorliebe getrieben, sieht sich der Jurist genöthigt, fast allen diesen Anfoderungen eine Seite zuzuwenden, und die juristischen Tendenzen verschwimmen somit in ein Blaues und nur Zufälliges. Rechnet man hiezu noch die neuerdings ein-

getretenen, auf den Urvertrag der Natur sich berufenden An- und Einsprüche der Theologie, Medicin und Philosophie, so ergiebt sich auf diesem Felde eine Mannichfaltigkeit der Rücksichten, die freilich um so länger Anlass geben werden zu heftigen Debatten, je weniger die stolzen Ritter des römischen Rechts und andre hohen Geister von ihnen Notiz nehmen. Somit gehören die abhandelnden Zeitschriften wieder der eigentlichen Literatur zu, und müssen in ihre Fächer und Disciplinen einregistrirt werden: Die wichtigeren Blätter sind eben die an praktische Bedürfnisse sich anschliessenden, die criminalistischen über Rechtsfälle des In- und Auslandes, die in ihren Veranlassungen sehr oft das Interesse des Theologen und Mediciners von der psychologischen Seite her in Anspruch nehmen, ja wohl gar in einer bekannten Zeitschrift auf Erbauung abzwecken. Besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme verdienen vom Rhein kommende Darstellungen und Entscheidungen merkwürdiger Rechtsfälle, aus denen uns ein frischer und lebendiger Geist der Oeffentlichkeit anweht. — Die politischen Zeitschriften betreffend, suspendir' ich bis bis jetzt ein weiteres Urtheil und bemerke nur, dass nach vorangegangenem bacchischem Rausch Nichts nüchterner geworden sein kann. Die jetzt wieder aufgekommenen Annalen und Jahrbücher sind entweder zu zahm und blöde, oder zu trivial und hohl aufgeblasen, als dass man ihnen eine bedeutende Wirksamkeit zuschreiben könnte.

Sehr ähnlich sind die Verhältnisse der medicinischen Literatur und der naturwissenschaftlichen überhaupt. Reicht zwar das classische Alterthum

für die Medicin nicht so weit zurück, wie das der Jurisprudenz, so gilt doch für den gewöhnlichen Heerzug noch immer die hergebrachte Autorität älterer Canonisten; und wie die neuern Juristen sich mit Naturrechten und Straftheorien drängen, die fast alle noch in der Kantischen Philosophie wurzeln, so stellen auch die Aerzte ihre Systeme eins gegen das andre; und sind die Völker bei politischen Experimenten immer am Meisten gefährdet, so ist bei medicinischen Versuchen der Kranke leider oft der Theil, der am Uebelsten wegkömmt. Wie ausserdem vor einigen Lustern die staatlichen Ansichten so fieberhaft zu phantasiren anfingen, dass nur ein kalter Aufguss und Niederschlag zu helfen vermochte, wo zugleich das Kind mit dem Bade verschüttet wurde, nicht anders sind gegenwärtig die aus den naturphilosophischen Schulen sich herschreibenden Untersuchungen fast gänzlich wieder von der Empirie verdrängt worden, so dass z. B. Steffens polemische Blätter zur speculativen Physik wenig Fortgang haben werden. Ein letzter Aehnlichkeitspunkt läge in dem kosmopolitischen Indifferentismus der Naturwissenschaften, der zwar an sich nothwendig ist für die gehörige Extension und für die induktive Methode der Empirie, zugleich aber auch der letztern, insofern sie die deutsche Naturphilosophie nur als phantastische Vision ansieht, ein unzeitiges und wenigstens nicht patriotisches Wort redet. Wollte man bei einer Art Consequenzmacherei beissend sein, so liesse sich z. B. behaupten, Einer der in Deutschland verrückt würde, müsse am Ende doch anders behandelt werden, als Einer, dem dies Unglück etwa in Frankreich zustösse; wenigstens wird das

Princip der Diagnostik ein anderes sein müssen, da zumal bei uns die Unterscheidungselemente des gesunden und krankhaften Zustandes näher liegen, als bei Andern.

Von den der Philosophie gemeinhin zugerechneten Fächern heb' ich nur das der Philologie und Pädagogik hervor, da mir einestheils die Kenntniss der technologischen, forstwissenschaftlichen, agrarischen Zeitschriften abgeht, welche Kenntniss auch wohl Keiner der Leser vermissen wird, anderntheils aber die Philosophie selbst in ihrer systematischen Abgeschlossenheit sich gegenwärtig keines selbstständigen Zeitungsorgans bedient, welcher Umstand wahrlich einen wunderbaren Kontrast bildet mit unserm bekannten philosophischen Dünkel und der scheuen Achtung, die die Fremden uns dem metaphysischen Volke zollen. Es ist möglich, dass der unterbrochene Fortgang philosophischer Journale sich von der Zufälligkeit äusserer, missgünstiger Umstände herschrieb, wahrscheinlich, dass die reinspeculative Richtung im Durchschnitt wenig Beifall mehr findet: ein im Geist der Hegelschen Philosophie gelenktes Journal würde unstreitig dem praktischen Interesse näher stehen, da sie ja bekanntlich aus ihrem Begriffskreise heraustritt, und sich Gegenstände zu vindiciren sucht, die unser Aller Interesse in Anspruch nehmen und mehr noch als selbst früher die Schellingsche Schule, deren nächste Wirksamkeit nur die Natur und den in ihr sinnenden Geist der Dichtung ergriff.

Die der Philologie und Pädagogik bestimmten Zeitschriften tragen ein sehr Unbestimmtes in sich. Denn wenn wir auch nach vielem Protestiren endlich zugeben sollten, dass dem Philologen sein

Schulmeisteramt verbleiben möge, so sieht man wenigstens in jenen Zeitschriften sehr oft nicht ein, wie gerade hier zugleich auch für Pädagogik ein Erspriessliches gewonnen wird, auch beim philologischen Verbleiben des Unterrichts im klassischen Alterthum. Die wahre philologische Durchdringung der Pädagogik, die Neutralisation der Philologie an die letztere soll da vielleicht immer dem Leser überlassen bleiben, und wären wir auch allenfalls im Stande diesen Scheidungs- und Einigungsprocess vorzunehmen, so ist es doch gegen Pflicht und Gebot, uns vorerst ein Aergerniss zu geben. Was nützt uns in einer Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen all der Kram, den der »philologische Handlanger« Seebode heranfahren lässt, und der so überschwenglich geworden ist, dass die Brosamen noch in einem andern Wagen, im Archiv Platz finden müssen? So auch in der Schulzeitung und den Jahnischen Jahrbüchern. Eine Schulzeitung ist eine Zeitung für die Schule — für die Wissenschaft der Philologie selbst mögen Museen der Alterthumswissenschaft, Analekten und dergleichen Speicherkammern existiren. Frägt man, woher dieser Uebelstand? so kann man, ohne ungerecht zu sein, ihn nur finden in dem noch immer unverbesserlichen Hochmuth der Philologen. Während sie auf der einen Seite mit ihrem stereotyp gewordenen Geschwätz über den hohen und ausschliessenden Werth der Alterthumsstudien alle Angriffe des Zeitgeistes und der gesunden Einsicht zurückzuschlagen sich stark genug fühlen, schwirren sie mit ihrem Varianten- und Conjekturenstaub heraus und herein in ihre mönchischen Zellen, und fördern sie damit auch

wohl einigen Honig, so ist doch des Wachses stets ein Nimium. Diese rohen Materialien pflegen dann die Zeitschriften zu tragen, und in der That würde die gute Sache Nichts verlieren, wenn sie dergleichen Gemengsel in ihrer Privatcorrespondenz abmachten, aber im Gegentheil ist es empörend, wie sie ihre eigenen Briefe abdrucken lassen, die mit Complimenten beginnen und mit Complimenten aufhören. Da der höchste Grundsatz des philologischen Systems ist: extra Jotam nulla salus, so giebt es in keiner Fachwissenschaft der Streitigkeiten so viel, als gerade hier. Alles ist hier Sinn oder Unsinn des Einzelnen, als objektiv ist nur die Grammatik und das Antiquitätencompendium zuweilen zur Hand, und gerade diese können wieder durch die einzige Stelle, die so viel Staub aufwühlt, verbessert und ergänzt werden. Diese Kleinigkeitskrämerei pflegen die Philologen abzuweisen mit der hergebrachten Vergleichung des Anatomen oder Naturforschers, wo selbst die kleinste Ader und Muskel, der unscheinbarste Staubfaden für Erkenntniss des Ganzen nothwendig ist, und ihre verrufenen Hahnenkämpfe nennen sie in ihrer bekannten Diktion einen Wettkampf der edelsten Kräfte des menschlichen Geistes. Sogar sind sie in besondere Schulen auseinander gegangen und fast könnte man behaupten, ein Idealrealismus stände gegen einen Realidealismus, die Linguisten gegen die neuern Antiquare; die Einen halten sich für die berufensten Kritiker und Grammatiker, die Andern für die am Meisten philosophischen Forscher: Jenen ist die Philologie: Kunde der sprachlich dargelegten Denkmäler des Alterthums, Diesen — sollte man's glauben — das Erkennen des Erkannten.

Die letztere von Böckh ausgehende Schule hat wirklich ausgezeichnete Männer zu eigen, deren Sitz Bonn und Göttingen, so gross aber auch die Böckhsche Schule den äussern Verhältnissen nach sein müsste, so trägt doch der grösste Theil seiner Schüler nur seinen Namen, und sie wandern wohlgemuth wieder hinüber nach Leipzig: — und sollte ihnen der Meister nicht gefolgt sein? — Die vorhandenen philologischen Journale werden mit Ausschluss der Jahnschen Jahrbücher von Männern redigirt, deren Ansichten ziemlich indifferent sind, und so gehen hier die Leute alle Arm in Arm nebeneinander, äusserlich gleichgesinnt, doch in der That stösst Jeder immer den Nächsten in die Seite; da sie wissen, es gilt das Zusammenhalten in so böser Zeit, so besitzen sie Alle einen löblichen esprit de corps, doch dafür entschädigen sie sich unter einander, denn fast jedes Wort ist polemisch. Das Ergötzlichste sind hier Antikritiken; denn man glaubt kaum, wie vernünftige, alte Leute, die oft Frau und Kinder haben, sich können solch winzige Kleinigkeiten so zu Herzen gehen lassen: mit dem lächerlichsten Ernste weisen die alten Kinder die ihnen gemachten Beschuldigungen, die freilich auch darnach sind, von sich ab. So wie es aber einen Kampf nach Aussen gilt, sind die alten Feinde auf der Stelle ein Herz und eine Seele, und Einer ruft dem Andern ermunternd zu im Streit. — Für die Pädagogik, selbst in philologischem Sinn und Stil, geschieht viel zu wenig, und ein paar Aufsätze über Klassenordinarien sind oft das Ganze, was ein vollständiger Jahrgang darbietet. Die Jahn'schen Jahrbücher thun in dieser Hinsicht gar Nichts, und scheinen

wirklich befangen in dem ungeheuren Irrthum, all jene weitbreiten Kritiken machten das Heil der Schule aus. Für diesen Zweck geben selbst für höhere Lehranstalten die Zeitungen für das Volksschulwesen weit mehr Ausbeute, obschon auch hier des Falschen, Schiefen, Verkehrten Viel zu Viel angetroffen wird. Es sind hier gewöhnlich die Schullehrer-Vereine, die ihre vorgelesenen Abhandlungen wieder abdrucken lassen zu Nutz und Frommen der lieben Elementarlehrerwelt, als welche, wenn sie sich einige Kenntnisse erworben hat, es Nichts Possierlicheres geben kann. Hat diese nun noch gar gehört, dass man den Philologen neuerdings nicht recht wohl will, so ist ihres Breitthuns und ihrer Anmaassung kein Ende; sie will dann gar so eine Art volksthümlicher Bildung, und schwatzt sich in die Deutsche Grammatik so hinein, dass man über ihre schuldlose Unbefangenheit des Lachens sich nicht erwehren kann. Die Rechtschreibungslehre, das zusammensetzungbezeichnende S, die grossen und kleinen Anfangsbuchstaben füllen ihre ganze Thätigkeit aus und, was das Herrlichste, sie construiren hier nur nach philosophischen Grundsätzen.

Nachdem ich nun bis jetzt in einer möglichst gedrängten Uebersicht eine Beschreibung der grossen Ring- und Klopffechterschule der Gelehrsamkeit gegeben habe, so weit ich durch den grauen Staub habe durchblicken können, seh' ich nun euch vor mir ausgebreitet, ihr niedlichen, friedlichen Siedelungen, die ihr, ein Geschenk seliger Götter, uns gegeben seid zum unschuldigen Frohsinn, zur Ergötzung langweiliger Gemüther, zur Besänftigung der Desperaten! Wenn ich des geräuschvollen Ta-

ges Drangsale und Hitze überstanden habe, wenn ich die Welt in ihrer prosaischen Nüchternheit einmal so recht wieder habe erfahren müssen, dann eil' ich in eure kühlen Schatten, in die süsse Ruh dämmernder Abendfeier: mich umfängt ein abendlicher Dämmerungsschleier, um mich her kosen linde Weste, und umrauscht vom lieblichen Säuseln der Abend- und Mitternachtsblätter träum' ich mich wieder zurück in die Träume meiner Jugend. »O du fernes Land der Erinnerung, — rief ich einst freudig aus — bist du mir wieder nah in deiner wunderbaren Farbenpracht!«

Mein trunkener Blick schwamm in dem reinsten Aetherblau, ich sah den Schmetterling sich auf der Rose wiegen, und die Rose hatte keine Dornen, ich hörte die Taube im Holz girren, und die Taube war sonder Gallen. Ein Rosenkranz umfing die Gespielen, grüne Laubgewinde rankten sich durch die Säulen eines Tempels, und der Tempel war meine Welt, die Welt der Unschuld. Ein freundlicher Knabe reichte mir einen Becher des duftendsten Trankes und ich ergriff ihn mit heisser Begier. Doch wehe! — der Becher des Johannes — der Stachel einer gräulichen Natter zuckte mir entgegen. Der Dorn der Rose — die Galle der Taube — die Bilder verschwanden; hinter mir ein schallendes Gelächter, ich wankte und sank um.

»Aber, mein Gott, was ist mit Ihnen vorgefallen?« — rief mir ein namhafter Kritiker entgegen.

Ich stand wie gebannt, denn ich befand mich in einem rauschenden Theesoirée. Ich besann mich einen Augenblick, und erwiderte noch ganz betroffen:

»Mit mir ist Nichts gefallen, wie ich sehe, aber ich selbst habe einen wahrhaft Vulkanischen Fall gethan vom Olymp herab bis in der Sintier Land.«

»Nun. Sie erlauben — spottete Jener, der mich nicht verstand — dass ich mich an die Lahmheit halte, die Sie mit Ihrem Leidensbruder gemein zu haben scheinen, wie kam's, dass Sie so plötzlich stillstanden in Ihrer Opposition?«

Jetzt erst bemerkte ich, dass ich vorhin ein lebhaftes Gespräch über den wahren Ton der Kritik begonnen hatte, fasste mich und fuhr also fort:

»Wir hatten, wie ich mich erinnere, den thörichten Einfall, uns auf einem Spaziergang durch die kritischen Wälder der Literaturzeitungen und Fachjournale ergötzen zu wollen, wenigstens war meine Stimmung eine fröhlichere, als sie im Vergleich mit der Ihrigen und dem hochwichtigen Ernst unsrer Umgebung hätte sein sollen.«

»Sie verlangten da, — fiel Jener ein — dass, wo es die höchsten Interessen der Wissenschaft gilt, es auch allerhand Ergötzlichkeiten geben möchte, die Ihnen die Zeit vertreiben könnten.«

»O, nein doch! — rief ich ärgerlich über den mir fälschlich untergeschobenen Wunsch — ich sagte Ihnen längst, dass nur ein Irrthum im Ausdruck uns auseinanderführte, dass ich vielmehr der wahren Würde der Wissenschaft Nichts entziehen will, und nur Etwas verlange, was die ungeheure Kluft zwischen den grossen kritischen Orgeln und Orakeln des Dogmatismus und den kritischen Unterhaltungsblättern für Theegeklätsch ausfüllen möchte.«

»Sie lieben das Auseinanderzerren — sagte

mein Kritiker — die neuerdings eingerissene Genialität in paradoxen Antithesen, Alles soll sich nach Ihrer Einsicht in wahren Schlagadern hinschlängeln, und Eines nur des Andern Verneinung seyn.«

»Sie werden mir bei Ihrem scharfen Blick doch wohl zugestehen, mein Verehrtester — bemerkte ich gereizt über den Tadel meiner Manier — dass es nicht so eine formelle Consequenzmacherei ist, wenn ich die auf entgegengesetzte Ziele sich erstreckenden Tendenzen auseinander halte, und ist etwa jene desperate Kluft nicht faktisch?«

»Nun wohl — gestand Jener zu — nur möcht' ich darüber nicht so ein Halloh anstimmen, selbst wenn Sie die Differenzpunkte sollten festgehalten haben, woran ich jedoch zweifle.«

»Sie trauen mir fast zu Wenig zu — erwiderte ich — wenn ich auch noch keine Kritik über irgend ein Buch öffentlich gegeben habe; vielmehr bin ich dadurch unbetheiligter und unbefangener. — Doch wozu dies unnöthige Abmessen unsrer Kräfte, lassen Sie uns Meinungen gegen einander halten, und sie durch Thatsachen begründen. Ihr Zweifel wegen unreifer Ueberlegung des streitigen Punktes sollte vermuthlich darauf hinauslaufen, dass ich nicht gehörig unterscheiden möchte die Gegenstände der in diesen so entgegengesetzten Journalen vorkommenden Kritiken?«

»Eben daran zweifelte ich, — bestätigte Jener — oder darf man es wohl bei einigermassen nüchterner Ansicht als einen so gehässigen Missstand ansehen, dass eine Literaturzeitung von einem Roman, einem Gedichte, einem Taschenbuche ein solches Aufsehn macht, als dies jene Blätter

mit den ihnen verwandteren Naturen thun? Ich finde es durchaus nicht nur in der Natur dieses Blattes begründet, sondern auch gerecht, dass die Hallische Literaturzeitung z. B. über die Börneschen Schriften nur 30 — 40 gespaltene Zeilen bringt, wohingegen jener kritische Grosshans — Sie wissen, wen ich meine — seinen ganzen stereotypen Kram hohler Deklamationen aufbietet, und selbst seinen lächerlichen Görresenthusiasmus schwebeln lässt, um nur mit einem genialscheinenden Qualm jene mit offenbarer Verlegenheit wegen Stoff zusammengestoppelten Bändchen zu umhüllen.«

Als ich ihn erinnert hatte, er möchte sich durch so hitzige Excurse und durch eine so mannichfache Einschachtelung sich überspringender Gedanken keinen Schaden thun, fuhr er mit dem stolzen Bewusstsein mit einer Klappe drei Fliegen geschlagen zu haben, fort:

»Sie sehen, junger Mann, ich kenne meine Leute; doch mit Hand und Fuss werd' ich mich zu sträuben wissen — und die Zeit wird's lehren. Doch wir verirren uns. — Sehen Sie wohl, verlangen Sie denn, dass die philologischen Journale, statt sich über unklare Stellen zu streiten, Ihnen ein leeres Gewäsch vom Werthe dieses oder jenes behandelten Autors geben sollen? oder halten Sie es für der Wissenschaft und ihrer Würde angemessen, auf die elenden Produktionen noch elenderer Hungerleider, die nur des lieben Brotes wegen schreiben, einzugehen?«

Ich bemerkte, dass das Letztere sehr relativ gesprochen sei; denn der wahren Gelehrten nach seinem Sinne gäb' es gewiss nicht Wenige, die gleichfalls nur zur Frist ihres Lebens schrieben.

»Mag sein, — gestand er — doch im Allgemeinen hab' ich Recht« — setzte er selbstgefällig hinzu.

»Allerdings, im Allgemeinen — begann ich nun — doch aus dem Gesichtspunkte, von dem ich die Sache betrachtet haben möchte, gewiss Unrecht. Ich geb' Ihnen gern zu, dass, wo es gewissenhafte Aufbewahrung des Materials, wo es kritische Sichtung desselben gilt, eine seichte, oberflächliche Gemeinhinverständlichkeit unverantwortlich, in gewissem Sinne sogar frevelhaft genannt werden muss, auch kann ich die geringe Berücksichtigung lyrischer Grasmücken und den stolzen Lakonismus in der Anzeige schwindsüchtiger Novellen nur gerecht und selbst ergötzlich finden, ja — bewundern Sie meine Nachgiebigkeit — ich gebe Ihnen fast alle Ihre Gegensätze als wahr und gerecht zugleich zu, unter der Voraussetzung nämlich, dass die Literaturzeitungen und die belletristischen Blätter ihrer einmal angenommenen Natur mit vollem Rechte treu bleiben, dass es uns verboten ist, den einmal eingeschlagenen Weg eigenmächtig zu verändern, dass es keine Sünde ist wider den heiligen Geist der Geschichte, die Regungen und Mahnungen desselben abzuweisen, endlich die Sehnsucht und die Liebe, die die streitenden Gegensätze vermitteln möchte, unbefriedigt zu lassen. Hier aber werden wir eben auseinander gehen.«

Und in der That, Jener empfahl sich, indem er noch so Etwas von den hohlen Phrasen und dem Wörterbuche der gegenwärtigen Neuerer, von dem Geist der Geschichte, von dem an der Zeit sein, dem Noththun und dergleichen vor sich hin sprach: und ich war nur froh, dass ich bei

der langen Anfangsperiode meiner Opposition den Athem verloren hatte, so dass es sich anhörte, als sei ich zu einer dogmatischen Erörterung nicht eben aufgelegt. Ich mischte mich daher wieder unter die Gesellschaft. Erst als ich einigen Damen das Geleit gegeben und mit ihnen viel von den neu zu errichtenden elysäischen Luftbahnen conversirt hatte, setzte ich mich, in meiner Wohnung angelangt, zur Fortsetzung meiner Exposition nieder, und ich wünsche nur, dass ich freundlichere und geneigtere Leser, als jener Zuhörer war, jetzt haben möge.

Die Journalistik kann uns als ein Uebel erscheinen, doch als vorhanden wird es nachgrade ein nothwendiges, und wir gewöhnen uns aus der Noth eine Tugend zu machen. Verlassen wir das bisher hauptsächlich festgehaltene kritische Interesse, und erwägen, dass sich so Vieles Andere durch die kritischen Licht- oder Schattenparthien durchdrängt, was mit der consistenten Masse der Literatur und mit dem Leben überhaupt im innigsten Zusammenhang steht, so kann der Journalismus nicht nur Mittel eines höheren Zweckes sein, sondern in späterer Zeit vielleicht gewissermassen alleiniger Selbstzweck werden. Jenes Erste will ich namentlich in Beziehung auf die belletristische Literatur geäussert haben, die vor Allem jetzt eine periodische geworden ist, da fast nur die Extreme des ganz Ausgezeichneten und des völlig Unwürdigen sich ausserhalb der Journalistik zu befinden pflegen. Wenn wir nun auch auf der einen Seite es als höchst ungerecht und einsichtslos bezeichnen müssen, dass die hohen Verächter unsrer heutigen schönwissenschaftlichen Literatur durch ihre rigoristischen Urtheile sich immer noch mehr er-

hälten, so ist freilich ihren Ansprüchen andrerseits in so fern zu willfahren, als gerade die Organe der Vermittlung selbst bei gutem Willen durchaus ausser Stand und Kraft sind. Oder welch anderes Urtheil soll jener singende Narr veranlassen, der Nichts weiss, als die ewig neuen Schlagreime zwischen Herzen und Schmerzen, Sehnen, Wähnen und Thränen, Leiden, Freuden und Vermeiden auszufüllen, und sich dabei doch so unendlich tief wähnt, so gefühlvoll, so ätherisch selig? oder gar eine Novelle von einem jungen Taubenpaar, vom alten Vater Bär und der guten Mutter Gans, von einem kleinen Pfiff und einem grossen Kniff, oder wohl auch von einem Maler und seinen goldnen Locken, mit denen er in jeder Italienischen Pinie festhängt, von weiblicher Entsagungsmaschinerie, und vom achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert des Ritter- und Reckenthums? Ein Jeder, der Etwas erfahren hat von den Folgen einer leichtfertigen und so leicht fertigen Lektüre, sucht sich dabei nicht nur zu verwahren, er hält es nicht mit Unrecht für Pflicht und Gebot anderweitigen Folgen vorzubeugen, und seine Abneigung gegen jene unreine Pferdequelle des Parnass wird je gerechter oft, um so heftiger und Andere ansteckender. Ueberdiess verläugnen wir noch immer nicht unsre stillvergnügte Betriebsamkeit, so eine gewisse massive Bedächtigkeit, kurz jener Lucilius, der auf einem Beine stehend in einer Stunde zweihundert Verse von sich gehen liess, ist wahrlich kein Deutscher gewesen. Wir verlangen gerade nicht mit neun Jahren völlig ausgetragene Früchte: denn da würden wir nur unsern alten Fehler des Zuspätkommens um ein Bedeutendes bestärken; doch Eins

hat uns von jeher Noth geschienen, dass wir nach vorangegangener Anstrengung immer erst wieder zu Athem und so zur Besinnung kommen. Doch eben diesen Anfoderungen wird drüben nicht genügt, und so muss uns denn bei dem zudringlichsten Anschwall gerade die ignorirendste Nichtachtung und Verachtung zum Schutzwalle dienen. Jedoch darf man bei all diesen missgünstigen Umständen es wiederum nicht verkennen, dass jener obige Wunsch um regere Theilnahme, der so gemeinhin der gute Wille genannt wird, nicht mehr ein ganz frommer ist, und sollte auch die Bereitwilligkeit nur darin liegen, dass mancher strenge Kathedermann bei einem ihm nolenti volenti vorkommenden Journale und Taschenbuche es nicht verschmäht, einmal so im Stillen eine Mosaik tausendmal abgebrühter Novellenphrasen vorzunehmen, er kann die poetische Mystifikation nicht zurückweisen, und was ihm zur Ergötzung und Erholung dienen sollte, ist oft im Stande seine Einbildungskraft lebhafter zu bewegen und ihm ein Rosenlicht leuchten zu lassen, das ihn wehmüthig an die steifen Atlasbänder verflossener Tage erinnert.

Doch ich glaube, es wird hier Zeit sein zu erinnern, dass ich nicht darauf allein lossteure, die schönwissenschaftliche Literatur möchte von der hohen und höchsten Welt beachtet werden, vielmehr bring' ich in Erinnerung, dass die bisher beleuchtete Abhülfe anerkannter Uebelstände nur theilweis empfohlenes Mittel zu einem höheren Zweck sein sollte. Denn wenn auch eine gewisse rege Theilnahme der Gelehrten an dem Treiben der Naturalisten, wie man die Schönwissenschaftler genannt hat, zweckmässig und ersprieslich sein muss, so

dürfen wir doch bei der blossen Berücksichtigung und Theilnahme nicht stehen bleiben, sondern die Hauptaufgabe liegt weiter hinaus, und in ihr wesentlich das Heil unserer Gesammtliteratur.

Das Einzige, was den alten Wust verdrängen und ein frisches Leben vermitteln kann, ist die Erweckung höherer und allgemeiner Interessen, das allgemeine Festhalten an eine gemeinsame Idee, die würdigere Verhandlungen aufzuregen im Stande ist. Die noch nicht durchweg ersetzten Heroen des ersten Kampfes unserer Literatur mit dem [illegible]geschmack der Zeit, jene ihnen gefolgten sogenannten Klassiker umfassten, als sie sich ihrer Aufgabe mehr bewusst zu werden anfingen, mit allseitigem Interesse das ganze Feld [illegible] Literatur, während sie ihre Kräfte nicht in zu grosse Vereinzelung zersplitterten, konnten auch nur Wenige jener üppigen Pflanzen hervorschiessen, die überall hin sich verbreiten, wo feste Stämme keinen Schatten werfen und ihnen die Sonnenwärme nicht entziehn. Herder, Lessing, Göthe machten an die Literatur, und ähnliche Genien haben bis zu den letzten Kriegen ihre Kräfte so entwickelt, dass man nicht in Verlegenheit geräth über die Stellen, die man ihnen im Entwicklungsgange unsres geistigen Lebens anweisen muss. Was sie im Einzelnen gedichtet und gesungen haben mögen, ist für diesen Standpunkt untergeordnet; die Universalität ihres Geistes war es, die überall Neues hervorrief, das Alte verdrängte oder berichtigte, und jenen ungeheuren Umschwung, jene beispiellosen Fortschritte bewirkte, die das Ende des vorigen und den Anfang des jetzigen Jahrhunderts bezeichnen. Ausgestattet mit den gediegensten Kenntnis-

sen, die heute noch von den krassesten Zünftlern anerkannt und geschätzt werden, durften sie nur wie erfahrne Ruthengänger, ihre Wünschelstande anlegen, und unter ihren Händen blinkte ihnen Gold und Edelstein entgegen. Was haben die Schulmeister für ihren Abgott, das classische Alterthum gethan? hat die Legion Commentare das Eine geleistet, was der tiefpoetische Blick der Schlegele aufgefunden? Durch die einzige, aus dem alleinigen Interesse wahrer Poesie hervorgegangene Unterscheidung zwischen classischem und romantischem Wesen hat sich uns eine freie Aussicht in die weiten Fernen der Geschichte eröffnet; wir sahen ein, dass sie nicht so ein Wechsel irrer und wirrer Atome, sondern nach den ewigen Gesetzen des Geistes harmonisch geordnet wäre. Der Geist des Christenthums wurde mit tieferer Begeisterung ergriffen, er ordnete die Masse der geschichtlichen Thatsachen und Entwickelungen, und machte sich geltend als ein den Lauf der Zeiten lenkendes Moment, als den grossen Scheidungspunkt zweier Hälften, die durch den menschgewordenen Gott für immer eine tiefe Bedeutung erhielten. Bis zu den letzten Kriegen wird es Jedem ein Leichtes sein, die Haupttendenzen der Zeit als wesentliche Bedingungsmomente der Literatur auseinander abzuleiten, und das Bild einer konsequent- und systematisch-nothwendigen Literaturgeschichte aufzustellen; seitdem aber hat sich Alles vereinzelt, die Einseitigkeit des Fakultätengeistes fand die freundigste Aufnahme, die Fächer der einzelnen Disciplinen wollte man überdiess zu Fächern gegen die Stürme der Zeit brauchen, die erleuchtetsten Köpfe verfolgten eben Ideen, die auch ihre ganze Wirk-

samkeit in Anspruch nahmen, in ihrer isolirten Seltsamkeit aber überall Anstoss erregten. Die Naturphilosophen geriethen in Verwirrung. Einer sah den Andern zweifelnd und reuevoll an, und warf sich Diesem oder Jenem ausschliessend in die Arme: gegenseitiges Misstrauen und gehässige Anfeindung, die sogar die persönliche Existenz des Einzelnen unsicher machte, trennte die Gemüther, und den lauernden Federhelden, den Sumpf- und Morastreitern war Thor und Thür geöffnet. Und nun reiten diese herum auf den jämmerlich zertretenen Feldern, auf Steckenpferden und Mistgabeln, und machen allerlei Capriolen und Bocksprünge. Dort braut man herzbrechende Tragödien und wärmt Lustspiele auf, in denen wir noch immer in Zöpfen und Reifröcken paradiren, hier frisst ein toller Nebucadnezar Heu für Grasshalme, und tausendmal abgekaute Blumen des Feldes und Blüthen des Frühlings, dort schleichen Androgynen mit verschämten Blicken hinter Sträuchern und Alleen, sehnsüchtig liebäugelnd mit des Mondes silberfalbem Dämmerlicht, und dazwischen denn und darüber die wilde Jagd und das höllische Halloh der Verleger und Industriemänner. Dass diesem Interregnum sein Ende nahe, wer wünscht es nicht? Diejenigen, denen das Feld genommen ist, haben sich es wieder zu gewinnen, und tröstet uns für jetzt der Trost, dass ein gut gedüngert Land gesegneter sei und die Früchte besser gedeihen lasse. Die Literatur muss Nationalinteresse werden, und ferner das Band ersetzen, das zerschnitten ist, und durch sie wieder gewoben werden mag nach Gottes Rathschluss: die Untersuchungen und Verhand-

lungen, denen die Kriege und ihnen gefolgte Bedenklichkeiten ein Ende machten, sollen wieder angeknüpft werden, und in Jedes Brust einen Ort finden, damit wir das Zeichen und die Farbe haben, woran wir uns wiedererkennen. Werden diese Wünsche anerkannt, verlassen wir unsre Höfe, auf denen jedes Kleinste sich immer das Grösste dünkt, erkennen wir die Blösse eigner Gerechtigkeit und treten mit Liebe und Treue zusammen: so muss es besser werden im Leben, wo die jetzt verpönten Ansprüche dann anerkannt auftreten, im Schriftenthum, dann dem reinsten Spiegel unsers Lebens. Dass aber die Literatur lebt, und dies Leben so und nicht anders, dafür sei dann ein ewiges, stets frisches und munteres Zeugniss im Journalismus, wo der Eine weiss, was des Andern Wunsch und Begehr, wo Dieser Jenen und Jener Diesen versteht. — Möglich, dass durch solche Strebung und Sehnsucht das erreicht wird, was uns genommen gewesen, dass die Stelle uns wiedergegeben wird, die uns gebührt und unsrer würdig ist. Dann aber muss vorerst des Einzelnen Willkür zu Schanden werden an der völligen Annihilirung aller der Hungerleider, die ihr klapperndes Gebein und ihren leeren Hirnschädel, als wär' es Etwas, mit schillerndem Flittergold bedecken. Was sprecht ihr Parthisch und Medisch? und was ihr Elamitisch und wie die aus Mesopotamien? Nur eine Sprache ist es, die der feurigen Engelzungen! Seid ihr Juden oder Judengenossen, Kreter oder Ausländer von Rom? Nur ein Volk giebt es, das auserwählte des Herrn! Warum steigt ihr in die Brunnen, die am Wege stehen für Schafe und Rindvieh

und suchet euch zu reinigen, gleich als könnte man Mohren blank waschen? Nur eine Taufe giebt es, die Taufe der Wiedergeburt, nicht aus dem Fleisch, sondern im Geist! Im Geist des Staats? Im Geist der Kirche? Im Geist der Philosophie? — fraget mich nicht, sondern gehet hinaus auf die Berge, wo der Sturm euch fassen mag an allen Ecken und Orten, und Niemand ist, der da weiss, von wannen der Wind kömmt und wohin er fährt! Ich aber weiss, dass ihr mich für einen Narren haltet, und dass die Zahl derer unter euch gross ist, die Nichts kennen, als was sie betastet, Nichts glauben, als was sie selbst gehört haben. In dieser mattherzigen und feigen Zeit, in dieser Zeit des Truges und der Lüge haltet ihr Eure Spinngewebe für dichte Vorhänge, und wollt nicht glauben, dass auch der Vorhang im Tempel zerriss, als man Ihn kreuzigte.

Was soll man nun hiezu sagen? Ihr seht, dass ich mich in das Zeug, meine das Rüstzeug, hineingeredet habe, wisset auch wohl, wess Geistes Kind ich bin. Soll ich noch reden von den Blättern für literarische Unterhaltung? vom Berliner Freimüthigen? Vom Gesellschafter des Vereinsbuchhändler Gubitz?

Habt Mitleid, mir fallen die Augen zu. Von meinem Ich bin ich ausgegangen, lasst mich jetzt wieder in seine Tiefen zurückkehren, in die geheimen Falten des Herzens! Hab' ich bis jetzt durch des Weltalls unermessliche Räume gepoltert, gönnt mir zuletzt nur noch so einen Schäfergedanken beim trüben Dämmerschein der düstern Lampe. — Doch Nichts ohne Logik, meine Herrn! — ich halte viel auf Ideenassociation! — Gubitz, — Vereins-

buchhandlung — Kochstrasse — Ja! die Kochstrasse. —

»Ich ruf es laut und ohn' Erröthen,
Das süsse, werthe Weib,
Es hilft in allen Nöthen,
Und tröstet Seel' und Leib!«

# Wolfgang Menzel

## und die über ihn ergangenen Urtheile.

Der geneigte Leser wird sich erinnern, dass ich im voranstehenden Aufsatz so sanft und ruhig hinübergeschlummert war in das Land seliger Träume, und säh' ich nicht die Rosen und Vergissmeinnicht, die ich in verzeihlichem Sentimentalitätsandrang auf die weissen Papierfelder hingemalt habe, so würd' ich wahrlich dem Banne meines eignen psychologischen Räthsels unterlegen sein, und nicht wissen, auf welchen Wolkenflügeln ich hinausgefahren in die bunte Fata Morgana träumender Erinnerung. Doch jetzt muss ich heraustreten aus solch herrlichem Blumeneiland: der leichte Nachen, der mit Rosen umkränzt selbst eine Rose schien, und mich an's Ufer hingefühet hatte, verliert sich im Schilfe, und wird zur bescheidenen Wohnblüthe: all der wunderbare Farbenglanz, der vor meinen Augen spielend sich jagte, verschwimmt in ein dunkles, graues Meer, und von wild andringenden Wogen fühl' ich mich schwebend getragen. Auch meines phantastischen Aufzuges muss ich mich ferner entledigen, da ich jetzt mit bestimmter Farbe

und Ansicht auftreten soll, und alles Schillernde der eignen Sache nur schaden könnte. Und doch wär' es mir nicht möglich, hinter der tragischen Maske mein ironisches Gesichterschneiden zu lassen, wenn ich mich dem krausen Tross nähere, der um den Mann, von dem ich jetzt reden will, sich gelagert hat um ihn zu stürzen und stürmen mit visirten und nichtvisirten Waffen.

Nicht, meine Herren, es ist ein schwerer Kampf? Ist es Zugeständniss eigner Schwäche oder untergelegte Hindeutung auf Ihre Ueberschwenglichkeit, dass Sie dem Gegner so Viel zugestehen, Geist, Witz, Scharfsinn?

Doch ich will dem Gange des Ganzen nicht vorgreifen: denn jetzt hab' ich auf das Kleinste zu sehen, und mich wohl zu hüten, dass nicht logische und rhetorische Bocksprünge mich in die Sümpfe führen, als aus welchen mich Keiner unter Euch herausziehen würde; — und wer dürfte Euch die Freude des Sieges verargen?

Das eben mag schon Vielen ein Dorn für's Auge seyn, dass ich überhaupt von Menzeln in extenso rede, abgesehen davon, dass ich ihm's Wort rede. Nur beiläufig, so im Vorbeigehn, wäre nach ihrem Wunsch das allein Verzeihliche; man muss ignoriren, Sokratisch gestehen, dass man nur wisse, dass man Nichts wisse; viel Gerede hebt nur die Gegenpart, — sehet da, das Ganze des literarischen Glaubensbekenntnisses. Dort drüben, erblickt ihr wohl jenen gewaltigen Strohwisch, wozu dient er? »dass du nicht weiter gehest, sondern hier verharrest in dem stillen Harren der Creatur!« Und kennst du den Hut, der unten am Pfahle angenagelt scheint, die Form eines Dintenfasses, und

vor Allem die stolze Gänsefeder, bewegt vom Hauch der geflügelten Worte; denn, was gilt's, unter dem Hut steckt ein ganzer Kerl?

»Kommt her zu mir, Alle, die es Euch drängt nach den Segnungen des wahren Heils, ich will Euch erquicken!« — »Habt Ihr die Bücher gelesen, die ich geschrieben habe? hab' ich Euch nicht oft hineingezaubert in ein übersinnliches Reich, wo Euch Hören und Sehen verging? Was ist die Freude? ein kurzer Rausch! und das Leben ein kurzer Traum!«

Und es zieht mich hin zu dem Manne; denn süsser als Honig fliesst ihm die Rede. Doch wehe! es packt mich mit namenlosen Händen in's Genick, ich sehe mich um, und tausend Strohwischmänner suchen meiner habhaft zu werden. Alle haben sie ein Auge auf mich, und sich selbst ignoriren die einäugigen Cyklopen. Ihre Stöcke sind aus Fichten geschnitten, und mit goldnen Buchstaben glänzt in ihnen ein Ego.

»Ist dir noch Nichts aufgegangen von dem grossen Geheimniss des deutschen Charakters? oder sollen wir's dir erklären dies tiefe Mysterium der Isolirung, des absoluten Jeder für sich? Horch! alle Sphären klingen von dem ewigen: »Thu du mir Nichts, so thu' ich dir auch Nichts!« Leukipp, Demokrit, Epikur, ihr grössesten aller Weltweisen, ihr Erfinder der Atome, der Molecules, gebt meinem atomistischen, sich selbst setzenden Ich die Kraft, auch dieses junge Nichtich zu vermichtigen und zu vermirigen? Ich — Was bin ich? — Was bin ich? — ich? — Ich bin Ich.« —

Doch sie liessen nach und blickten starr vor sich hin: es wurde stiller und stiller, der Mond

trat hinter den Wolken hervor, und warf sein fahles Licht wehmüthig auf die todte Gegend. Die in ihr Ich Versunkenen schliefen einen Todesschlaf, auch in ihm träumten sie vom Ich, und wie sie sonst im Leben träumten, glaubten sie jetzt im Traume zu wachen. Ich aber verliess die Stelle von Stund' an, und drängte mich durch hohe Felsen hindurch bis zu einer Höhe, wo ich hinfort zu wohnen gedachte. Da stand ich allein, des Himmels sternbesätes Zelt über mich ausgebreitet, ich stand allein und war verlassen, an jeden Stern schien meines Schicksals Faden geknüpft, ich konnte nicht mit dem Dichter ausrufen, dass des Lebens Sterne in der eignen Brust leuchteten, und dass ich selbst mein eigner Dämon wär. Und das Alles, was ich sah, war sterblich und vergänglich: denn auch die Sterne des Himmels müssen untergehen; und doch war ich mir Nichts ohne Jenes, nur darin fand ich Beruhigung, dass ich dem Geist der Natur mich hingab. Wie regte sich so Vieles in meiner Brust! es war mir, als sollt' ich Alles mit zu den Sternen hinaufziehen, und auch an Euch hab' ich gedacht, Literaturmänner; hätte aber weinen mögen, dass ich in's Weltall hinauslachte, als mich die frazzenhafte Carrikatur des Contrastes überfiel. Glaubt nicht, dass ich hier mit rhetorischen Formeln spielen will! Wer fähig ist, sich zu meinem Stand heraufzudenken, kennt meinen Schmerz, den ich nicht zu schildern brauche. Wer kann es uns da verargen, dass wir bleiches Antlitzes durch unsers Lebens Nüchternheit uns durchziehn, dass wir oft in toller Bizarrerie mit der Blume des Todes spielen, die in unsern Herzen ihren Modergeruch schon verbreitet.

Doch ich will nicht länger Denen ein Aergerniss sein, die mich tadeln könnten, dass ich nur aus meinem Kram fördere, statt dem Versprochenen zu genügen. Ich unterdrücke daher, was ich hier noch von Wiedergeburt und dem neuen Gebot der Liebe sprechen könnte, erinnere aber, dass in unserm literarischen Treiben nur wenig von jener Tugend gefunden wird. Fast Alles macht sich hier ex professo, und sonstige Erwähnung giebt gewöhnlich nur zum Tadel Gelegenheit: gefürchtete Gegner spuken noch zuweilen grauenhaft hinein mit längst abgeschlagenem Haupt. Jene sehen geduldig an, wie diese in der ihnen gestatteten Frist mit eignem Schädel auf der Kegelbahn alle Neun werfen: am Morgen wird Alles in den alten Stand wieder aufgepflanzt.

Auch immer noch sieht man bei Menzeln den Leuten einen Aerger an, der sich mit so viel Mühe verbeissen muss. Unsere jämmerliche Recensentenmaxime, die sich im Allgemeinen erst recht lobend auslässt, und dann mit desto grösserer Erbitterung aufs Einzelne losfährt, hat sich hier in ihrer ganzen Nichtigkeit bewiesen. Der Grundsatz, nicht durchweg zu loben, ist noch immer der erste Paragraph des Recensirlehrbuches. Die Unfähigkeit, irgend Jemanden im Zusammenhange mit der Entwicklung der Literatur und dem Zeitgeiste zu betrachten, und die Kurzsichtigkeit, jedes einzelne Glied für sich anzusehen, ohne den Gedanken aufkommen zu lassen, es möchte wohl eine Grundansicht, und was man so eine Totalanschauung nennt, zu Grunde liegen, Beides paarte sich mit jenem Neid und Aerger der einzelnen literarischen Conscriptionen, die oft nicht gewusst haben mö-

gen, welche Miene anzunehmen ihnen ihr Ceremonienbuch befahl, wenn einmal ein jüngeres Mitglied und Mitarbeiter an dem die Häupter schützenden Journale jenes neuen Demagogen erwähnte.

So eben ist mir der zweite Theil der Grabbeschen Hohenstaufen zugekommen, wo im dritten Akt in der Reichstagsscene der Reichskanzler dem unaufgefodert redenden päpstlichen Nuntius in's Wort fällt, vom Kaiser aber dafür so erinnert wird:

> Himmel,
> Mein bester Kanzler, lass durch deinen Eif
> Dich nicht verführen. Alles, Alles thu, nur [illegible]nt
> Antworten! — Grade dadurch ist der Papst
> So gross geworden. — Hätten meine Ahnen
> Nicht allzuoft der Ehre ihn gewürdigt,
> Mit Worten seine Worte zu erwidern,
> Statt dessen stolz geschwiegen, rasch gehandelt,
> Nie fand er Anlass vielen Lärm zu machen,
> Und unbeachtet wäre sein Geschrei
> Verklungen. Unser Widerspruch nur schaffte
> Ihm Werth.

Im Berliner Conversationsblatte hiess es einmal, Menzel verspräche ein zweiter Lessing zu werden. Wahrlich! es wurde mir dabei unheimlich zu Muthe — weiss nicht recht warum, aber es dunkelte mir so Etwas von den letzten Zeiten vor.

In den historischen Uebersichten der deutschen Literatur pflegt es zu heissen: »Letzte oder Neueste Periode, von Lessing bis auf unsre Zeiten,« und als ein ganz besonders Charakterisches pflegt hinzuzukommen: »Zeitalter der Polemik.« Bei solcher Eintheilung freilich würd' ich bei Manchen selbst nach meinem Sinne Wohlgesinnten übel an-

kommen, wenn ich Menzeln als Gränze setzen wollte, da ja hier eben erst recht lustig zum Tanze aufgespielt wird. Andere geben vielleicht auch wirklich, wenn sie sehen Menzel's Ton und Manier greife durch, zu, dass eine neue Zeit beginnt, lassen aber Messen lesen für die kommende Zeit der Hyperpolemik. Genug! Mit der Polemik ist es so nicht abgethan.

So wie man neuerdings sich gewaltig viel darauf zu Gute thut, dass man die staatlichen Systeme der Revolution, der Reaktion und Reform glaubt wissenschaftlich ergründet zu haben, und im Grunde nach all diesen Systemen seit der revolutionirenden Reformation bewusst oder unbewusst doch schon verfahren ist, eben so ist die Polemik nicht so eine Sache von Gestern, sondern sie beruht auf denselben Verhältnissen wie dort, und gezankt hat man sich immer. Wenn ich hier nun aber die Reformation mit hereinziehe, so ist das freilich ein trauriger Umstand, dass man nicht recht einsehen will, wie Leben und Entwicklung der Literatur durch dasselbe bedingt wird, durch das der Staat, die Kirche, Anderes. Der Geist der Zeit offenbart sich in Allem, wo es ihm möglich ist hineinzufahren: in dieser Erscheinung ist er wesentlich derselbe, wie in jener: und wer gegen die Zöpfe des achtzehnten Jahrhunderts gepredigt hat, steht doch oft so unter dem Einfluss des Zopfjahrhunderts oder des philosophischen, dass man ihm wenigstens einen idealen Zopf anzudrehen kein Bedenken tragen darf. Hier fällt mir bei, dass mir diejenigen Beurtheiler des Menzelschen Buches über die deutsche Literatur durchaus höchst albern vorgekommen sind, die nach zuweilen lobender Erwähnung

einzelner Parthien, endlich mit dem Klageliede heranrückten, die Wahrheit sei oft einem schlagenden Witze, einer geistreichen Vergleichung, einer scheinbaren Consequenz geopfert worden, und in dem, was dort getadelt wurde, Einzelnheiten aufsuchten, die in andrer Verbindung hier gelobt würden. Solche Beurtheilungen pflegen Vielen recht einleuchtend zu seyn, zumal da sie sich innerhalb der Gränzen einer biedern Nüchternheit mit stets lächelnder, väterlich warnender Miene halten. Für Solche hätte aber Menzel wahrlich eine breite Abhandlung seinem Buche üb. d. L. voranschicken sollen, über die tiefe Wahrheit, dass es einen sogenannten Zeitgeist giebt, über die ungeheure Paradoxie, dass wir unter dem Einfluss desselben stehen, und wir bei vereinzelten Richtungen mehr hier oder dorthin neigen. Denn das Systematisiren, das strenge Auseinanderhalten ungleichartiger Elemente, die klare Einsicht in die Zeitrichtungen ist da doch unstreitig das Anstössige gewesen, wenn's auch nicht ausgesprochen worden ist. Der oft vorkommende Umstand — und es wäre seltsam, wenn er nicht vorkäme — dass meine eigenthümliche Richtung in dem von mir doch sehr unterschiedenen Wesen Anderer gewisse gleichartige Elemente findet, schliesst doch die Unterscheidung selbst nicht aus. Das Vorherrschende und Dominirende kann nur Princip seyn, auf einer Seite sehn wir freilich Alle ähnlich: mit dem chamäleonsartigen Verschwimmen der Farben ist's nicht gethan, einer wird der Grundton bleiben müssen.

Um nun aber auf unsre Strasse zurückzukommen, schon früher deutete ich an, dass der Charakter unsrer Zeit der der Charakterlosigkeit wäre,

dass bis jetzt nur noch vorbereitet werden müsse, was dereinst zu einer bestimmten Beruhigung sich versenken wird. Das Mittelalter liegt abgeschlossen als ein Ganzes hinter uns. Nur die Erbärmlichsten unsrer Skribler, und mögen es Kirchenräthe und Professoren seyn, sind im Stande jene dahingegangene Zeit als die Ausgeburt pfiffiger, heimtückischer Hinterlist, als das Pantagruelische Nebelland abergläubischer Verdummung zu verschreien. Jämmerliche Creaturen, die ihr versinken müsstet, wenn der Erztummacher, der Hildebrand, vor Euch hinträte! Man verzeihe mir dies Verweilen bei dem Gegensatz unsrer schwankenden Zeit, da die Unredlichkeit in der Darstellung des Mittelalters noch immer so allgemein und der Jugend zumal durch Unterricht und Anerziehung so eigen ist. Rasen hätt' ich mögen, als ich neulich auf einem Schulaktus einen schwindsüchtigen Buben eine Würdigung des Mittelalters herunterdeklamiren hörte. Schande für einen Lehrer, der, ich will nicht sagen so erbärmlicher Schmeichler, als vielmehr so logisch und geschichtlich vernagelt seyn konnte, einen Uebergang zuzugeben des Inhalts: Wie glücklich können wir uns schätzen, dass wir unter der weisen und gerechten u. s. w. —

Das Mittelalter ist abgeschlossen, eine Periode, deren Anfang und Ende streng bezeichnet ist, deren einzelne Momente alle in einer Idee aufgehen. Die Reformation bezeichnete den Scheidungsprocess, vorbereitet durch viele zeitlich auseinanderliegende Auftritte, die durch das ihnen zu Grunde Gelegene immer nur eine Totalerscheinung bezeichnen; jetzt trat aber die innere Spaltung in ein allgemeineres Bewusstsein, und je nachdem

dies oder jenes Einzelelement vorwaltete, waren auch die Verhältnisse durch dasselbe bedingt. Es lässt sich nachweisen, wie in den drei letzten Jahrhunderten allmählig alle Elemente des Mittelalters ergriffen wurden als in sich verfallene und durch neue Institutionen zu ersetzende; so regenerirte sich die Kirche: in die alten Reichsformen brachte man keinen Geist mehr hinein, bis zuletzt die heilige Römische Unbeholfenheit ganz ihr Ende nahm, mittelalterliche Kunst und Wissenschaft war gänzlich unbekannt. Das aber ist eben unsre hohe Aufgabe, dass wir die ganze Weltgeschichte so weit in uns aufgenommen haben, um sie beständig neu wieder aus uns selbst zu reconstruiren. Der uns zunächst wehende Geist trägt sich immer wieder in die Vergangenheit zurück, er ist nicht der weltstürmende Geist der absoluten Neuerung, sondern der der liebenden Erinnerung und Sehnsucht nach einem verlornen Gute. Der Geist der Zeit, um der der Zukunft zu werden, fährt durch die dahingesunkenen Trümmer alter Herrlichkeit, um das Todte wieder anzuwehen mit lebendigem Odem und nach seinem Sinne in's Leben zurückzurufen. Die Reformation fand schon Vorbereiter in den Restauratoren altklassischer Literatur, der da entfesselte Geist einer ohne das Christenthum erstarkten Intelligenz trat als unbedingter Verstand einer Welt gegenüber, die die Gegensätze der menschlichen Natur in ihrer Ausschliessung und gegenseitigen Vernichtung nicht kannte. Der grosse Bruch war unvermeidlich: die beiden Principe des Verstandes und Gemüthes unterschieden sich als schroffe Gegensätze, die bei heftigen Angriffen immer heiligeres Eigenthum wurden und dadurch in

konsequente Einseitigkeit ausarteten. Aber überall nur Gegensatz, nichts Beharrliches, ein ewiger Fluss. Was das Zeitalter der Reformatoren für die Kirche war, ist der dreissigjährige Krieg für den Staat gewesen, Kampf der alten und neuen Zeit, aber ohne Resultate, nur äussere Ruhe erhielten die Neuerer als wohlerworbenen Siegespreis, da ihr Neues, für das sie kämpften, nichts Beharrliches war, sondern ein noch Unstätes und Beruhigung Suchendes. Aber auch für die entgegengesetzte Parthei war das erreicht, dass sie gänzlich aus dem Mittelalter heraustrat; denn alle katholischen Staaten sind jetzt wesentlich noch das, was sie durch den dreissigjährigen Krieg wurden, irgend eine gewünschte Reaktion mittelalterlicher Institutionen würde sich an sie am allerwenigsten zu wenden haben. Während so bei der nothwendigen Bedingung eines Rückblicks und eines Festhalten am Alten die losgerissenen Formen des Staats und der Kirche einem unbestimmten und unbewussten Zuge der Neuerung folgten, zeigte sich dies ätzende und trennende Element zumeist auch in der Kunst und Wissenschaft, und hier, wo wir bei handgreiflichen Concretionen genauer forschen können, findet sich gerade eine beständige Regeneration des Klassisch-antiken: die Kunst war lateinisch und griechisch, die Philosophie ausserhalb des Christenthums und mit sich selbst in einem unversöhnten, zerrissenen Verhältnisse. Das Räderwerk des Staats und der Kirche schien abgelaufen, der Rost der Trägheit und sinnlichen Ueppigkeit brachte den Mechanismus seinem Stillstand nahe, in sich fanden jene grossen Institute keinen lebenregenden Anstoss mehr, ein Neues musste hinzutreten und die Wis-

senschaft übernahm das Amt der Vermittlerin. Die französische Revolution war ihr Werk, darum aber noch nicht, wie die Leute heut zu Tage zu sagen belieben, das Werk des Gedankens und Begriffes, sondern einer antichristlichen, materialen Gesinnung und ein Strafgericht Gottes.

Die Farbe und der Ton der deutschen Literatur in vorigen Zeiten war durchaus antichristlich und altklassisch, so wie die Erziehung zwar den Knochenmann orthodoxer Theologie mit sich schleppte, zugleich aber den Glanz der antiken Welt aus allen Nischen und Bogen so auf jene traurige Gestalt fallen liess, dass man gern den alten Trödel wegwünschte. So war aber auch die Poesie ohne Christenthum und hatte den Anstrich tiefster Gelehrsamkeit, erst lateinisch, dann griechisch und aus mancherlei Bedürfnissen zuletzt skandinavisch: und nun erst durchdrungen vom Begriff des Volksmässigen. Soll es nun Perioden geben, so müsste man nach meiner Einsicht rechnen von Opitz allenfalls bis Herder, und von diesem bis Menzel. Was in dem zwischen den beiden letztern liegenden Zeitraume sich draussen ereignete, mag gross sein, aber es war nur Folge vorangegangener Vorbereitung, Produkt aus den Faktoren der Reformation und des Alterthums; dagegen aber reift im Stillen und Verborgenen ein Same, der aufgegangen die Welt beschatten wird; ich wollte mich anheischig machen, die Geschichte der drei folgenden Jahrhunderte zu präconstruiren. Die Philosophie war unbefriedigt mit sich selbst zerfallen, nach Versöhnung trachtend warf sie sich dem Glauben in die Arme oder suchte sich selbst zu trösten durch ihr eignes Ich, wenn Alles umher

nur eine Trug- und Scheinwelt war. Die Dichter haben hier die Vermittlung gegeben, aus dem Volksthümlichen in Herder, in den Schlegeln, in Tieck blühte auf's Neue das Christenthum in seiner ewigen Wahrheit hervor, der unschuldige kindliche Sinn der Völker war geeigneter für die Tiefen des Dogma's, als die gelehrtaufgesteifte Rotte Vorangegangener und Mitlebender. Darum bereitete Novalis den Weg für Schelling, und dieser und Hegel bezeichnen des Christenthums Beginn und Reformation, die Confessionen sind aufgehoben.

Dies sind die Conturen für die Gestaltungen der Zukunft! Diesen Schattenriss hat die Nachwelt auszufüllen, geschieht's jetzt noch mit Kinderhänden, die bald hier bald da über die Vorzeichnung wegfahren, wenn die Aufgabe allgemeiner erkannt ist, werden die Farben kräftiger aufgetragen sein, und Licht- und Schattenparthien dem Leben seine Lust und Anmuth geben. Die Ideen aber, die nun ihre reale Seite explicíren sollen, sind kerngesund, ihre Ueberfülle an Kraft hat sich schon gezeigt in mancherlei jugendlicher Verirrung, auch haben die Befreiungskriege uns noch einmal um neue Thatkraft zu gewinnen und uns nicht zu isoliren, mit den Bestrebungen der Ausländer, über die wir eigentlich schon hinaus sind, zusammengebracht und vor Allem gilt es, gegen Aussen uns eine feste Stellung zu sichern.

Doch was ich hier als zukunftbestimmende Ideen der Gegenwart aufgestellt habe, — scheinen diese nicht eben dem grossen Haufen gerade die Ausgeburt eines unterleibkranken Zeitalters zu sein? Darf man jene obenbezeichneten Namen öffentlich aussprechen, ohne gewärtig zu sein überall

die Leute ein Kreuz schlagen zu sehen? Schliessen sich nicht auch z. B. an Hegel Viele an, deren fleischliche Gesinnung und räsonnirendes Wesen sich solchen Zumuthungen gerade widersetzen wird? Diesen letzten, wollen sie im Leben handeln, wollen wir darum gewähren, weil die Nothwendigkeit ihrer Handlungsweise gerade der herrlichste Beweis für die Richtigkeit unserer Construktion ist, da natürlich das Anschliessen an Frankreich somit das Erste ist. Das aber ist auch die Aufgabe unsrer Literatur geworden, dass sie ganz von diesem Geist einer neuen Zeit durchdrungen, und sich dessen bewusst werde, dass sie eine Vorbereitung für's Leben sein soll. Tieck und Andere sind Polemiker gewesen und ironisiren die Zeitgenossen noch immer, aber es ist eben hier nur eine Seite, die sich gegen das Zunächststehende geltend machen will, der eigentliche Kampf kann erst jetzt beginnen, nachdem die Entwicklung der Zukunft nach ihren ideellen Momenten abgeschlossen ist. Und hier wär' ich denn bei Wolfgang Menzel angelangt, für den ich mir dies Alles so ausgeheckt habe mit männlichen und weiblichen Gedanken, um ihm jetzt näher zu treten zu treuem Handschlag und Willkomm. Will mich aber dabei vor aller Anwandlung von Gemüthlichkeit zu bewahren suchen, da die Leute gar zu prosaisch sind, und ein Kritiker nichts mehr zu verbergen hat als ein weiches Herz.

Die Recensenten pflegen immer erst zu fragen wer? wo? und was ist er? und wenn sich irgend so eine Verwandschaft und Bekanntschaft von hier oder dorther findet, so kann man seines literarischen Todes gewiss sein. Und darum denn hier

die Versicherung, dass ich mit Menzeln weder geturnt noch sonst etwas gethan, ihn auch nie gesehen habe. So viel aber weiss ich: Menzel ist aus Schlesien; dies sag' ich darum, weil in Beziehung auf seinen Äübezahl ihm neulich Jemand vorwarf, er besässe keine Terrainkunde oder so etwas Aehnliches. Studirt hat er in Jena, vermuthlich auch in Breslau. Jemand, der ihn hier öfter sah, bezeichnete mir ihn als einen Kopfhänger und idealen Sichinsichversenker, der bei den Turnstreitigkeiten ein grosses Wort geführt habe. Späteres giebt ein Aufsatz im Eremiten 1830. n. 77 aus Dresden datirt, wogegen der Opponent in n. 95 doch getrost hätte schweigen sollen, indem er seiner Urtheilsweise viel Unsinniges zu Gute hält, z. B. Menzel solle sich schämen, dass er Protestant — nicht also, wie er in einer früheren Notiz glaubte, Katholik — sei, und doch gegen die wahren Apostel des Protestantismus Voss und Paulus sich so bitterbös handthiere! — Solchen Leuten, glaub' ich, kann auf dieser Erden nicht mehr geholfen werden!

Vor acht Jahren trat Menzel zuerst auf mit seinen Streckversen, die in Heidelberg erschienen, einem Orte, an den sich so viele herrliche, jetzt freilich für Nichts mehr geachtete Erinnerungen anknüpfen. Es ist hier eben auch eine Aussicht auf den Heidelberger Carfunkelberg, »angenehm leuchtend, ein Regenbogen wie eine Halskrause lose darum geknüpft, oben Calderon's Kreuz aufgepflanzt, an den vier Weltgegenden vier goldne Waldhörner, die sich selbst blasen, der Ton stösst unten in einem feurigen Strome, in dem Gold- und Silberfischgen schwimmen und Wasserlilien

duften, und auf dem in crystallnen Schiffchen liebreizende Feen schaukeln hervor, fährt dreimal schlängelnd um den Berg herum und fährt dann wieder brausend zum Mundstück herein. Und am Ufer sitzen Sigvrit, Genoveva, Hagene und die Andern, und werfen Vergissmeinnicht in die Wellen oder angeln.« Mit frischem Jugendmuth und stolzem Vertrauen auf die Kunst und Kraft, die ihn trug, warf sich Menzel dem Strom der öffentlichen Meinung entgegen; mit keckem Bewusstsein seiner Stärke mass er sich an die Duodezmenschen, die ihm doch noch immer nicht die Hoffnung raubten an solche, in denen er einen Anklang seiner Liebe und seines Vertrauens zu finden hoffte, und denen er sich mit sehnsüchtigem, liebewarmem Herzen nahte. Denn nicht die bunte Blumenflur allein, aus der wir uns beliebige Sträusse und Kränze winden sollten, war nach seiner Absicht die Gabe, die er uns brachte, er reichte uns auch zugleich die Hand, die sie pflanzte, und die ganze Wärme seines Herzens. Unsre Freundschaft und Liebe wollte er sich erwerben, eben so wie er uns zuvor diese himmlischen Güter zum freiwilligen Opfer brachte. Mochte ihn auch die ungläubige, unpoetische, dumme und feige Zeit zurückschrecken, der Glaube an fromme, schöne, klare, starke Geister beseelte ihn mit froher Hoffnung und Zuversicht.

Ob ihn diese Hoffnung getäuscht hat, kann ich aus Beurtheilungen jenes herrlichen Buches nicht entnehmen, da mir solche nicht bekannt geworden sind. Die Zionswächter in den Literaturzeitungen und die Theeklätscher werden es wohl bemerkt haben, so ein Buch aber und eine Recension sind dem gewöhnlichen Begriffe nach himmelweit un-

terschiedene Dinge. Möglich ist's, dass Dieser oder Jener über Jean Paul'sche Manier, über Unrichtigkeiten manches Vergleichungspunktes in altherkömmlichem Tone sich ergangen hat; so etwas will aber Nichts sagen.

Menzel hat es zum Erstenmale frei ausgesprochen, dass in unsrer sturmbewegten Zeit ein andrer Hauch durch die Saiten wehen müsse, als künstlicher Blasebalgwind, und ein ander Feuer in uns lodern als ein künstlich angefachtes Zunderfeuer. Nicht in verschlossenen Tempeln kleinen Götzen zu opfern frommt jetzund, sondern im grossen Tempel der Welt und der Natur müssen die Flammen von den Windstürmen bewegt werden. In Dodonas Hainen klangen die ehernen Becken bewegt von den Lüften, die durch die uralten Eichen hinzogen, und die greisen Priesterinnen weissagten aus ihrem Klange den Willen der Gottheit. So auch mögen wir hinausgehen auf die Hochwart, wo der Sturmwind der Zeit die Opfer- und Phönixflamme des Vaterlandes mächtig angefacht hat, die harmonisch gestimmten Saiten unsrer Brust werden wie Saiten der Windharfe tief und rein bewegt werden — und solche Naturlaute hat uns Menzel gegeben.

Dass die höchste Kunst die reinste Natur durchdringe, ist Ideal aller Poesie. Nicht rohe Thierlaute begleitet vom hämmernden Takt eines metrischen Hackebretts, nicht aber auch leergedroschene Gedanken, die bei einer wohlrednerischen Ausstaffirung ein innerlich kümmerliches Dasein hinschleppen, machen begründete Ansprüche auf wahren poetischen Gehalt: nur die höchste Klarheit des Gemüths und des Geistes und das treuste und leben-

digste Abbild der Natur, sind in ihrer Durchdringung wahre Poesie auch ohne Vers und Rhythmus. In diesem Sinn ist Menzel wahrer Naturdichter, wie in einem ähnlichen Börne wahrer Naturkritiker. In die Welt und in ihr Wogen und Treiben muss eine klare, ruhige Harmonie des innern Lebens uns begleiten, nicht innere Bizarrerie, Zerworfenheit und gespreizte Teufelei, nicht hohler Klang ohne Inhalt giebt uns Kraft und Fähigkeit die Zeit zu erkennen, nur wo das Herz sich erweitert, schlägt die Brust höher, und die Welt wird klarer. Einer hundertsaitigen Harfe bedarf der Deutsche, aber wer sie anzuschlagen versteht, wird doch stets die wunderbarste Harmonie den Saiten entzaubern. Die Gegenwart war damals zumeist noch seltsam erfüllt von Lust und Leid, Liebe und Hass, Hoffnung und Furcht, Glauben und Verzweiflung, beide aber, die Thränen der Freude und die Thränen des Schmerzes, eint ein göttliches Gefühl stets zu einem Grundton, und der Kelch, in dem sie sich auflösen, ist immer nur der eine der Wunderblume Poesie.

Die Poesie ist der Grund des Menzelschen Gemüthes. Während Diejenigen um uns her, die auf dem Parnass ein Kämmerlein bewohnen, die Verzweiflung an aller Poesie nur befördern durch ihr fingerfertiges Wesen, während wir unsre hochgepriesensten Dichter nur beim Götterfunken des Tabacks hinterm Ofen und im Sorgenstuhl apollinische Begeisterung affektiren sehen und es somit mit der Poesie ein Ende hat, leuchtet endlich einmal wieder ein Genius auf, der die Gesunkene und schmählich Angeschuldete die Feuerprobe der Zeit bestehen lässt, und die Poesie, wenn wo und wann,

überall und immer findet. Nicht mehr die hergebrachten Gefühle und Empfindungen, der von tausend Poeten schon tausendmal abgeleierte Notencyklus, nicht die ewigen Refrains und Dacapo's weltkundiger Gassenhauer sind die unsrer Zeit würdigen Momente wahrer Begeisterung, der Geist der Zeit hat sich wunderbar genährt und gestärkt an all den Richtungen, die der brausende Sturm vergangener Tage einer schwankenden und wogenden Fluth gegeben hat. Es frommt nicht mehr, in stiller Abenddämmerung hinter Hollunderhecken seiner Flöte arkadisch-idyllische Klagen zu entlocken, nicht mehr in affektirtem Sehnsuchtsschmerz mit den lieben Sternlein zu liebäugeln. Wer jetzt in die Saiten greifen will und angehört zu werden beabsichtigt, muss die Vergangenheit in sich haben aufgehen lassen, und mit prophetischem Scherblick uns die Zukunft enträthseln. Und die Wünsche und Hoffnungen vergangener Tage, ihre glorreiche Erfüllung hier, und ihr leises Verhallen dort — das Alles hat sich in Menzel's Brust concentrirt; seine Aufgabe ist, die ideelle Construktion der Zukunft in die Literatur allseitig einzuführen, und darum bildet er für die Literatur den Anfang einer neuen Periode.

Noch ringt auch Menzel mit den bösen Geistern der Tiefe, und wir Alle werden noch zu kämpfen haben mit den Ungethümen einer trübseligen Vergangenheit, und sollten wir noch sinken und untergehen im Kampfe, so werden doch aus unsern Gräbern Blumen blühen, die zum Kranze gewunden ihr dem Sarg des heldenmüthigen Vorkämpfers weihen möget!

Die oft nur unscheinbar aufgetauchten wahren

Interessen der Wissenschaft, Kunst, Kirche, des Staates hat Menzel in sich aufgenommen und mit umsichtigem Geist ausgeglichen, und durch das Alles weht der wunderbare Zauber einer Poesie, die aus den Fluthen des Aethers trinkt und aus tiefstem Schacht Gold und Edelgestein fördert, die glühendste Wärme für die Würde des Christenthums, ein wahrhaft deutsches Gemüth. Die heilige Dreieinigkeit der Religion, Kunst und Philosophie war geahnt und ausgesprochen von den edelsten Geistern, deren tiefsinnige Lehren auch noch jetzt hier und da, aber mit Verläugnung ihrer fast vervehmten Urheber behauptet werden. Und war es damals auch nur Eigenthum Einzelner, so wird sich jetzt dieses tiefe Mysterium offenbaren ins Leben hinein, sei es nun bei Diesem durch die Philosophie, oder bei Jenem durch Religion oder Poesie. Zwischen dem Festlande der Philosophie und dem Meere der Religion hebt, wie Menzel sagt, die Poesie ihr prangendes Venedig: und zur religiösen Weltanschauung müssen wir kommen, wenn wir die poetische gewonnen haben. Alle bewegten Ströme der Poesie ergiessen sich in's stille Weltmeer der Religion. Nach der Edda entstanden die schlechten, in dortigem Zusammenhang die eigentlichen After-Dichter aus dem Genuss des Honigs, den Odin ausserhalb Asgaard fallen liess: gute müssen die Burg selbst besteigen und den Honig im Heiligthum Gottes holen: der Dichter muss fromm sein. Im Bilde hält Maria das Christuskind in ihrem Schoosse, und Johannes betet gläubig an. Menzel behauptet, keine neue religiöse, philosophische oder politische Weltansicht habe in ihm ihren stolzen Flammenthron aufgeschlagen,

sondern nur eine poetische ihre niedere Krippe, zu der aber jene als die heiligen drei Könige herangeschritten kommen. Freilich die Meisten unsrer jungen Poeten, die an die deutsche Schlafmütze Schellen hängen, um sie vollends zur Narrenkappe zu machen, die wie Grillen durch's kurze Gras der kahlen von der Cultursense abgemähten deutschen Flur hüpfen und aus dem Laubenhüttenfest der Poesie ein Besenbinderfest gemacht haben, sind hier freilich nicht berufen und fähig einen Kampf mit gegenüberstehender Ansicht zu bestehen. Ein jetzt noch anzuerkennender Dichter ist nur der, der aller lebenregenden Winde Kraft zwingt dem Spiel seiner Orgel zu dienen, ein solcher greift mit ewig neu anschiessenden Blüthenästen durch alle Räume der unendlichen Welt. Der Geist ist unstreitig der schönste, bei dem es zweifelhaft bleibt, ob er mehr Weiser oder Dichter ist: wie nach dem bekannten Ausspruch einer griechischen Schönen die schönste Menschengestalt daran zu erkennen ist, dass ihr Geschlecht uns zweifelhaft lässt.

Es ist Etwas in unsrer Seele, das gleich Wolken wechselt; aber auch etwas tief und fest Ruhendes, wie der Himmel über jenen: und wer ein rechter Dichter ist, dem muss in heutiger Zeit der Pfeil des poetischen Gottes zugleich zum verderbenden, strafenden werden. Diese Aussprüche Menzel's bezeichnen seine nachfolgende und gegenwärtige Wirksamkeit. Das höchste Ideal seiner Poesie liess er in den Streckversen nur durchschimmern, wie die zerstreuten Blätter einer Goldrose, die in dem tiefen Schacht verborgen glüht. Seinen Stimmhammer änderte er zur Feile um, die den Rost, der die Räder und Wellen der grossen

Zeitmaschine zum Stehen gebracht hatte, wacker angriff, ein Geschäft, das fast seine ganze folgende Thätigkeit in Anspruch nahm, die so unähnlich seinem ersten Auftreten sie Manchem scheinen mag, doch keinem die Hoffnung rauben wird, und die Gewissheit, dass der Kern derselbe und der Stamm der alte geblieben ist.

Menzel's wahre Bedeutung für die Literatur ist schon in den Streckversen niedergelegt, seine folgenden Leistungen, selbst zum Theil seine poetischen, sind zu ihnen Ergänzungen und Erläuterungen. Das Feld ist zu säubern, und wo nicht Alles niederzureissen, mancher Stamm doch zu verpflanzen, mancher Auswuchs zu beschneiden. Man glaube daher nicht, in der Art wie sich Menzel jetzt, besonders als Redakteur des Literaturblatts geben muss, Etwas zu finden, das in sich keinen specifischen Unterschied trage von ähnlichen Berufskreisen. Es ist nicht die Art eines vernünftigen Mannes, bei jeder Gelegenheit, bei jeder Beurtheilung eines winzigen Buches mit einer breiten Fülle sich auszulassen: die Kritiker von Profession mögen nicht glauben, dass seine und ihre Wege hinfort dieselben sein werden, und bei ihnen sich nur mehr Bescheidenheit und Anstand, bei ihm mehr Anmassung und Grobheit finde zum alleinigen Unterschiede. Dieses nachtheiligen Missverstandes wegen könnte man fast wünschen, Menzel liesse das Literaturblatt.

Den meisten Widerspruch erregte ihm »die deutsche Literatur,« nicht so, als wenn man über dies Buch viel spräche, vielmehr wird die Theilnahme, die Theilnahme der Opposition vertreten durch Angriffe auf seine im Literaturblatt

gefällten Urtheile; der Eremit, Komet, die Abendzeitung bringen oft von daher solche Curiosa heran, und sprechen sie auch vom Maasstab dieser Aussprüche, der sich in jenem Buche vorfindet: so geschieht dies nur in der Darstellung desselben als eines warnenden Zeichens für Jeden, der Aehnliches zu unternehmen Miene machen könnte. In sofern dies Buch das Gesammtgebiet der Literatur umfässt, so sind es auch die verschiedensten Zweige der Wissenschaft oder Kunst, die bei der Beurtheilung erst als zugestanden gleissnerisch an Menzel sich heraufranken, dann aber plötzlich genährt und gestärkt mit ungewohntem aber kräftigem Nahrungsstoff einen Schuss bekommen, und nach eignen Richtungen ausschlagen. Dies ist der treulose Ton, der fast in allen Kritiken gefunden wird, dass nämlich selten ein vorher starker und kräftiger Geist, in dem der Gegenstand des ihm zur Beurtheilung vorliegenden Buches schon ganz aufgegangen ist, seine fertige Ansicht der neuen vielleicht weniger begründeten gegenüberstellt, sondern die Meisten erst durch ein solches Buch zu Denen werden, die sie ihrem Vorgeben nach vor dem Buche gewesen sind, und nun von einem dem Verfasser entlehnten Standpunkte anfangen zu stöbern und zu brökeln. Dies sind diejenigen Kritiker, die die eine Backe küssen, um der andern gehörig eins zu versetzen, die ihre Pillen überzukkern, und die Bienen so vorführen, wie sie nur auf Rosen sich wiegend ihren Stachel zeigen. Sie halten sich an Einzelnheiten, und stöbern in den versteckten Winkeln, wo sie den Gegner grade am sichersten glauben, und nur das ist das einzig Gute an solchen Recensionen, dass wer sie gelesen

so klug ist, als wer sie nicht gelesen hat, und dass das verurtheilte Buch immer das alte bleibt. Dies waren in unserm Falle und sind gewöhnlich immer die belletristischen Literaten, und als Repräsentanten dieser Gattung wollen wir die Beurtheilung des Herrn Deinhardstein im 41sten Bande der Wiener Jahrbücher eines Weitern betrachten. Eine andere Parthei geht von höheren Interessen aus, sollten sie auch nicht überall im Stande sein bestimmten Ansichten noch bestimmtere gegenüber zu stellen: sie suchen die Rechte und Ansprüche der Fakultäten zu vertheidigen, und es hat mich gewundert, dass von Berufsseiten der Theologie z. B. in unsrer Sache noch nicht gestritten ist, es ist da gerade erhebend und erfreulich gewesen, hier und dort einzelne auf religiöse Partheiung bezügliche Stellen, zuweilen auch aus dem Literaturblatt, in der Eos, dem Benkert'schen Religions- und Kirchenfreund und in der evangelischen Kirchenzeitung — für Viele ein sauberes Triumvirat! — angeführt zu sehen. Als Repräsentanten dieser Parthei nehmen wir den Herrn Bach in den Jahn'schen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. 830. 1. Bd. 3tes Heft.

Was würde aber von Seiten der Wissenschaft κατ' ἐξοχήν geschehen? das heisst, wie würde eine Recension in den Berliner Jahrbüchern lauten? Die gewöhnlichen Beurtheiler belletristischer und literarhistorischer Werke in diesen Blättern, wie Neumann, Robert, Varnhagen, Andre gehören zu Deinhardstein — und vielleicht wäre Etwas von Hotho zu erwarten gewesen. Dann aber wär's um Menzeln geschehen — denn wer wüsste nicht, dass trotz Schubarth'scher Anfeindung Göthe als Schlussakt

aller wahren Poesie in den tiefsten Tiefen seiner unendlichen Objektivität erst durch Hegel erkannt worden ist?' so wie andrerseits Napoleon als Anfänger der neuen Zeit? Wer kennt nicht den Berliner Gassenhauer, das Schalom der Judenenthusiasten?

Hegel, Göth' und Napoleon
Der neuen Zeit Trikaranon!

Aus der Consequenzmacherei kömmt nichts heraus: das Hineinzerren Hegels in seine sublime politische Stellung ist gegen den Willen des Meisters: Göthe betreffend will ich nichts behaupten, nach einigen Andeutungen in den Jahrbüchern könnte man anderer Meinung sein; auf jeden Fall dürfte man aber Hegeln daran erinnern, dass die Zeit seiner wahren Schule noch nicht durchaus da ist, der Enthusiasmus der Dilettanten und Assimilationssüchtigen, deren ein Jeder sein bischen Kram in die Wissenschaft hineinformelt, führt zu Nichts und erschwert seiner Lehre nur ihren Eingang.

Vom Standpunkt der Philosophie aus könnte man nun Menzeln beschuldigen, dass abgesehen von der geringen Achtung Hegel's, als der grossen Spinne, die in ihre räthselhaften Netze die jungen Geister zu verstricken suche, die Anlage seines Buches zu empirisch, nirgends ein Höhenpunkt festgehalten sei. Statt unsre Zeit, wie sie geworden und concret da ist, in ihren Momenten und begrifflichen Bildungspunkten zu ergründen, stelle er nur lose die verschiedenen Verzweigungen des menschlichen Geistes neben einander; das Ganze gäbe den Anblick colossaler Säulen, die sich aber nur sehnsuchtsvoll und ohne Befriedigung hinauferstreckten in die Höhe, ohne dass oben der Hori-

zont eines gewölbten Daches das Vereinzelte zusammenfüge, und so eine Totalanschauung bewirke. Doch so bin ich nun, dass ich eben wieder in jenem Sehnsuchtsvollen, in jener Befriedigungslosigkeit den wahren Kern und den himmlischen Zauber jenes Buches finde. Auch glaub' ich keine Säulen zu sehen aus verwittertem Gestein, hier und da mit grünem Moose bedeckt, auch nicht gothische Bogengänge und Todtenkammern, sondern es umweht mich der heilige Schauer eines Eichenwaldes. Alles grün, frisch, lebendig, nur hie und da schon herbstliches Laub, und von Stürmen und Blitzen nieder geworfene Stämme, vor Allem aber der Vögel lieblicher Gesang und droben das lichte Blau des Himmels.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht;
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet.

Schierlingspflanzen und Giftschwämme, Eidechsen und allerhand Gewürm findest du in allen Wäldern — soll man aber darum sagen: lass wuchern und schwärmen. Taschenformats- und Liliputswesen, der gegenwärtige Menschenschlag, sehen ja den Wald vor jenem Unkraut, ihnen himmelhohe Stämme, nicht, und wo sie zwei Spannen gewandert sind, ist ihnen bei einem wahren Baum die Welt mit Brettern vernagelt. Darum muss jenem Gewucher gestört werden, dass unsrem Schritt keine Gefahr drohe, und der Blick frei hinaus-

schauen könne, wohin er will. Oder sollen wir vor dem Gesums wilder Hornisse und schwarzer Käfer den liederreichen Sang des bunten Waldgefieders entbehren, soll ein wildes Gekrächz der Eulen uns das Klagelied der Nachtigall stören? Freilich sind die zu beklagen, die vor dem Schärfen des Sichelmessers und dem verscheuchenden Husch nichts weiter gehört haben, und bei den gefallenen Pflanzen gleich zum Botanisiren sich kehrten; Andere haben aber hoffentlich mehr gehört, sie haben gehört, was sich die Blätter der alten Eichen zuflüsterten, was sie vom grossen Geheimniss der Natur sprachen, und sich von den Wundern Gottes und der Geschichte erzählten; und wer diesen schauerlich tiefen Ton nicht verstand, der hört es von allen Zweigen herab aus den Kehlen der bunten Sänger, die es den Bäumen abgelauscht und in fröhlichere, muntere Weisen gesetzt haben. Das ist der Geist, der in jenem Buche weht, der Geist der Natur und des Lebens, der Geist, der gern überall und immer in Gott ruhen, der von den Wundern nicht predigen, sondern nur in ihnen leben möchte. Und dieses Möchte ist die Sehnsucht und Nichtbefriedigung, die Verzweiflung und der bittere Schmerz, der dem Herzen Luft zu machen sucht, wenn es brechen könnte. Das steht freilich Alles nicht im Buche — doch gelt — es steht doch drin: suche von jedem Satz nur den Gegensatz, und wo du noch rein und unverdorben bist, findest Du Dich dann überall umschlungen von dem Rosenband der Liebe zu dem, der Solches in Dir aufregte. —

Eine jede Kritik ist eine persönliche, mehr oder weniger freilich, doch eine persönliche bleibt

sie wesentlich immer. Mag auch der Beurtheilende sein Lob oder seinen Tadel anpassen an die Lehren einer Schule, wenn er einer solchen geschworen hat, ein ursprünglich ihm Angehörendes wird sich immer nachweisen lassen, und in vielen Fällen uns der Trost verbleiben, es sei ein Verdammungsurtheil, nur eines Einzelnen einzelne Meinung gewesen, das Urtheil eines der wenigen oder vielen Leser. Es sind wohl nur Wenige in einer solchen Verschulung festgefahren, dass ihr Urtheil nur eine präexistirende Ansicht des Buches sein dürfte, und die Meisten wenigstens können den Eindruck, den irgend ein Buch auf sie gemacht hat, nicht so ganz verwischen und zurückweisen, dass nicht der wesentliche Zufluss eines Fremden ihrem Eignen eine in Etwas veränderte Farbe anschattiren sollte. Ja, es ist eben oft seltsam, wie Viele, die uns in ihrer ganzen Manier wohlbekannt sind, und die wir wie Jenen ohne Anstand an die Wand malen könnten, in manchen Kritiken so ganz Andere geworden scheinen, dass wir fast Dankmessen möchten lesen lassen für die durch Gottes Gnade und jenes Buches Witz errettete und bekehrte Seele. Es war nur dieser unmittelbare Einfluss, den abzuweisen Jene nicht die Kraft, für immer aber in sich aufzunehmen wieder nicht die Ueberwindung hatten.

»Von welchem Jemand überwunden ist, dess Knecht ist er worden, und so Du von Dir selbst überwunden wirst, bist Du Dein eigner Knecht worden.« —

»Wo bliebe da meine Freiheit, dies theuerwerthe Wort, ich bleibe, wer ich war!« —

Ob wer seine Kaste vertheidigt oder auf eignen

Füssen steht, wird man jeder Kritik bald ansehen, überflüssig aber ist darum in beiden Fällen niemals zu wissen, wer und was der Gegner ist, wo er lebt, ob in Kohlenstoff- und sonstigen Dunstgegenden, wo man ohne Verschulden an Engbrüstigkeit leidet, ob nicht Kinder in der Nebenstube ihm die Ohren voll schreien, ob er sich zusehr an Correktur von Classenexercitien gewöhnt habe, ob er sich nach Pariser oder Wiener Mode kleidet. Darum wollen wir denn den Einen der Beurtheiler Menzel's zuvörderst in Augenschein nehmen.

Wie Hr. Bach aussieht? weiss ich nicht, doch dies weiss ich, er ist ein Rheinländer und Katholik; freilich nimmt er das Letztere nicht so scharf, er gehört zu den Katholiken, die keine Katholiken sind, und sich doch weit über den Protestantismus hinaus glauben: und das erwähn' ich nicht so ad libitum, sondern dieser Umstand hat Einfluss auf die Beurtheilung der Menzel'schen Richtung. Vor einiger Zeit sprach sich Hr. Bach auch so aus, bei Gelegenheit einer Anzeige der Weber'schen Elegiker in Seebode's Archiv. 830. Jul. 84.

»Weber's Recension von Göthe's Werken in den Berliner Jahrbüchern gehört zu den günstigen Zeichen des Zeitgeistes, während aus dem pietistischen Dunstkreise (in der Berliner evangelischen Kirchenzeitung) gegen Göthe's und Schiller's wohlverdienten Lorbeer das grossmäulige Verdammungsurtheil ertönt: »»Sie haben ihren Lohn dahin!«« O sancta simplicitas!«

Dieser letzte Ausruf ist nicht der Meinige, denn ich werde mich wohl hüten Herrn Bach von zwei Seiten zugleich ansehen zu wollen und somit zu schielen. Von Weber und seinem ehemaligen

Collegen, Konrad Schwenk, würd' ich für's Erste allenfalls sagen, sie seien jetzt die vierschrötigsten Altvossianer, von jenen Berlinischen Jahrbücherartikeln, so weit sie mir noch im Gedächtniss, dass sie manches Gute enthielten, durch ihr medium tenuere beati aber fast aussahen, als suchte der Referent durch Gegenüberstellung der Extreme in Göthe's Beurtheilung zu sehr dem Witze, meine jener vossischen Hausmannskost, zu fröhnen, endlich die Hengstenberger Expektoration anlangend, wär' ich im Stande zu behaupten, dass mir selbige wahrlich nicht ohne vorgekommen, und im Grunde doch Alles dagegen Gesagte, namentlich das höchst Seichte und Lächerliche im Morgenblatt überdauern wird, doch unterdrück' ich lieber dergleichen Exkursurtheile, um nicht zu früh ein Zeter über mich ergehen zu lassen, und meine (sensu passivo) Ansicht nicht verrückt zu machen.

Herr Bach hat in Bonn studirt, Preisaufgaben gewonnen, und dergl., kam nach Oppeln, von da nach Breslau u. s. w., u. s. w. Seine schriftstellerische Thätigkeit und die Ansichten, die er Menzeln gegenüber stellen kann, anlangend, ist er durchaus Vertreter der Philologen, nicht etwa jener schwarzgallichten Zopforbile, sondern der modernisirten, die auch in die neuere Literatur einen ihrer feinen Blicke geworfen haben, gewaltige Stücke auf Göthe und A. W. Schlegel halten, und nicht ganz unebene Parallelen der Iliade und des Nibelungenliedes anstellen. In der der Anzeige des Menzel'schen Buchs voranstehenden Beurtheilung des Grundrisses von Koberstein, und in früheren Beiträgen zu den Jahn'schen Jahrbüchern hat Hr. Bach eine solche Gesinnung rühmlichst bewiesen;

in jener nämlich zeigt er, dass er mit Hülfe des Messkatalogs alle nach 1827 erschienenen zur Alt- und Mittelhochdeutschen Literatur gehörigen Schriften kennt. Also die Masse des Wissens ist gewichtig, und pedantisch ist er dem Anschein nach auch nicht. Woran aber erkennt man in ihm den Zünftler? Daran, dass er aus den Autoritäten nicht heraus kann, dass ihm manche Leute so hoch zu stehen scheinen, dass sie nur durch Schmeichelei zu erreichen sind. Ein solcher Sinn hat mit Menzeln Nichts gemein, Beider Wege gehen auseinander. — Dafür aber, dass ich dem Hr. Bach nicht Unrecht thue, zeugen seine Ausgaben griechischer Elegiker, des Solon, Mimnermos (in salutem Graecorum), Kritias u. s. w., wo man oft nicht weiss, ob es Verlegenheit wegen Bogenfüllung ist, oder niederer Sinn, der sich hinter römische Ausdrucksweise steckt, wenn immer zumeist die Lebenden gestützt werden mit einem vir ingeniosissimus, acutissimus, sogar amabilis, sagax ingenium, perspicax u. s. w. Noch einmal, ein solcher Sinn hat mit Menzeln Nichts gemein. Achtung verdienter Männer ist eine sehr löbliche Tugend und darf solche der Jugend nicht genug gepredigt werden, aber auf dem, was dieser oder jener einmal gesagt hat, und nur einmal irgendwo hat fallen lassen, gleich einen Marmortempel eines ewigen Ruhmes bauen zu wollen, ist im gelindesten Sinne unerspriesslich. νέος πάντα παίζει. und durch die bequeme Methode des Hände in den Schooss Legens uns zu Priestern des Quietismus weihen zu wollen, ist feig entweder und schwach, oder missverstandene Einsicht in die Harmonie des Weltregimentes. Am Firmament des Himmels steht zwar mit Sternenschrift

geschrieben, dass was ist, gut sei, doch aus der milchigen Lumpenmasse gilt es so gewaltige Sprüche herauszustöbern, oder wir gerathen sonst in die unbezweifelte Nothwendigkeit, in den tiefsten Morastsümpfen jämmerlich zu verschlammen, einzig aus dem einfachen Grunde, weil wir einmal drin sind und solches gut ist von Begriffswegen. Hr. Bach gehört zu den feinen, polirten Leuten, die in allen Hohen Verfügungen stets die Aeusserung einer unendlichen Liebe sehen, eine Aeusserung gegen und ohne Verdienst und Würdigkeit und immer τὸ ὄν, τὸ ὄντως ὄν.

Menzel's Buch hat von Schacht ein gelegentliches Wort über Unsinn und Barbarei in der heutigen deutschen Literatur hervorgerufen, das wir aber wollen unberücksichtigt lassen, um uns nicht dem Vorwurf auszusetzen, als diene diese Zeitschrift gegen ihre angegebene Tendenz nur zur Erreichung anderer Zwecke. Mit dieser Gelegenheitsschrift wird der Zankapfel selbst in der Beurtheilung zusammengestellt, und nun beginnt Hr. Bach, dass es an und für sich eine erfreuliche Erscheinung sei, dass in einem verhältnissmässig kurzen Zeitraume zur Darstellung der deutschen Literaturgeschichte von verschiedenen Seiten her eifrige und von warmer Liebe zeugende Versuche gemacht worden sind, und der Eine entweder einen ganz eignen, von dem des Andern völlig verschiedenen Weg eingeschlagen, oder die Ansichten des Andern berichtigt und bestritten hat. Auch das Publikum nähme immer innigern Antheil, auf Schulen und unter Gebildeten ergreife das Studium der vaterländischen Literatur den Geist der Nation lebendiger, als je, und die heitersten Aussichten eröffneten sich für die Zukunft.

Da sei schon wieder — bei Koberstein — etwas Erspriessliches und Gründliches geleistet worden, das gewiss überall Gedeihen und Segen um sich verbreiten wird. Dann sei ja sein Mitbürger Wachler zur Belebung sehr geschickt, auch eine Chrestomathie wird bald da sein, einzig in ihrer Art — kurz, Alles um uns her ist so begeistert, so trefflich, will so das Gute, wir können die elysische Wonne der Zukunft nicht fassen!

Der Rec. beschuldigt darauf Menzeln eines gewissen Haschens nach auffallenden Redensarten, nach geistreich und sinnvoll sein sollenden Witzeleien, nach naturphilosophischen Terminologien — wo solche in der angeführten Stelle zu finden, seh' ich nicht — und dergleichen Sächelchen mehr: bei ihm dagegen, wie aus voranstehender Einleitungsprobe zu sehen, gilt so ein Hineinschwatzen in's Blaue, der Glaube, eine Mosaik abgebrühter Phrasen sei wunder Etwas, so eine gewisse Nüchternheit und gutmüthige Einfalt, die ganz kindisch herauskömmt. Mir wenigstens wird bei all dem Jubel sehr matt zu Muthe. Was war jener ganze Eingang? strenggenommen — Nichts. Denn wie glatt sich auch das Alles, als wär' es Etwas, hinschlängelt, so ist doch das Ganze im Grunde die leerste Abstraktion des nüchternsten und hausbackensten Verstandes. Wo ist jene eifrige, warme Liebe, die unter vier tausend Büchern der beiden Messen fünf bis zehn für Geschichte deutscher Literatur erzeugt? Wie kurzsichtig, wie philologisch, bei zwei vorliegenden Büchern gleich anzunehmen, die ganze Zeitgenossenschaft sei hier eingekehrt! Wozu jenes Gerede von den Gebildeten, die das Studium der vaterländischen Literatur ergriffen hat, von dem Antheil

des Publikums? Wozu die Appellation an's Publikum, so in's Weite, in's Allgemeine? Wo ist unser Publikum? leben wir zu Göthe's und Schiller's Zeit? Wie liegen gerade jetzt die altdeutschen philologischen Studien darnieder! So aus den Liebhabern und Dilettanten, wie Hr. Bach denkt, und aus den philologischen Interessen wird bei uns und bei Keinem viel. Da müssen die allgemeinsten Interessen erregt werden, entweder, wie früher, die des erwachten Nationalgeistes, oder vielleicht, nachdem jetzt jener wieder zu seinen Vätern gegangen ist, die Ansprüche einer geistreichen, philosophischen Behandlung der Literaturgeschichte. Was aber Jener da hinfahren lässt, ist wirklich nur ein leerer Dunst, ein trauriges Nichts, Etwas, das man auch im Schlaf lallen könnte; es ist eben die göttliche Trivialität, die sich fast nur fühlen lässt.

Nun aber Menzel's Sprache! Schacht sagt von ihr: »Es regnet Sentenzen und witzige Antithesen, occidentalische und orientalische Bilder, und zwischendurch lassen sich orakelhafte, fast endlose Reden vernehmen, wenn er die Augen schliesst und das dissonirende Concert akkompagnirt.« Nicht so, in diesen Brei muss dann die ganze deutsche Literatur hinein, um in ihm elendiglich zu ersaufen. Menzel! Dir wird in höherer Potenz widerfahren, was einst einem Andern da, dem Börne, dem wegen schlechtes Styls eine Strafe von fünf Thalern von der Frankfurter Polizey zuerkannt wurde! Und dabei hab' ich noch die fixe Idee, Menzeln zum Dichter zu machen, wodurch ich mir natürlich alle Ausgänge verstopfen werde, wenn ich nicht mit unsern Gegnern über die hier obwaltenden Begriffe noch zu rechten hätte, und nicht zum Voraus satt-

sam überzeugt wäre, dass ich da gar nur tauben Ohren predigen werde. Meine dies nämlich so:

Der wahre Dichter ist ein geistig potenzirtes Kind; denn für's Erste, Kinder und alte Leute reden die Wahrheit. Dann aber soll es unter Blumen friedlich wandeln, und wo es eine Biene sticht, gleich Au! schreien. Von Früchten soll es nur geniessen, die es zu erreichen vermag, von andern nur die heruntergefallen am Boden liegen. Der wahre Dichter soll Leibeigner der Natur sein, wie Sigvrit, nachdem er den Hort gewonnen, er muss unbefangen und willenlos dem neckischen Zwerg folgen, der ihn in die Goldschachten eines wunderbaren Bergs verlockt. Göthe's Fischer war sich unbewusst ein Dichter, denn er folgte der Undine. Der wahre Dichter ist abhängig von der Aussenwelt und nur in dieser Wendung König der Natur, nur was sie in ihm regt sind die würdigen Laute seiner Harfe: nicht wozu Ihr die Natur macht, ist Dichtung, sondern wozu sie Euch macht. All jene lyrischen Grünröcke, die die Natur besungen haben, haben in ihrem ungeheuren Irrthum sich selbst ironisirt, die Natur sollte in ihnen singen. Dass die Sprache des Dichters bilderreich sein müsse, steht in allen Lehrbüchern der Aesthetik — und mit Recht! Dass die Bilder aber so oder so gewählt sein müssen, steht auch darin, und der grösste Theil davon ist vom Uebel. Nicht Bilder für die Gedanken soll ich suchen, sondern Gedanken für die Bilder, und wo ein Bild keinen Reflex im Gedanken spiegelt, da ist es gedankenlos und ein Trugbild. Um die Sache zu Nutz und Frommen der Aspiranten poetischer Celebrität recht praktisch anzufassen, um den Zauber des Humors zu erzei-

chen, um — zu jeanpaulisiren, fege man einen ganzen Apparat heterogener und homogener Vergleichungen, Kraut und Rüben aus der Pflanzenwelt besonders, zusammen, suche für diese dann entsprechende Gedanken, und — was gilt's — die logische Wahrheit findet sich, die poetische ist schon da.

Aber da hör' ich schon murren, gerad' so hab' es Menzel gemacht, ich hätte ja recht offenherzig aus der Schule geplaudert. Dieser respektable Mann, statt »eine möglichst vollständige Darstellung der deutschen Literatur von den frühsten Keimen ihrer allmähligen Entwickelung bis zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung« zu geben, geht in seinen »aphoristischen Räsonnements über den gegenwärtigen Standpunkt derselben in ihrem ganzen Umfange vom Leben aus, um beständig darauf zurück zu kommen,« und zwar so: eine möglichst vollständig ausgerüstete Polterkammer einzelner, allgemein bekannter Dinge, wie Perücken, Zöpfe, Schulmeisterbakel, bleierne Röcke, Hemmschuhe u.s.w. neutralisirt er in ein Luftgebild, das mit der deutschen Literatur wahrlich eine täuschende Aehnlichkeit hat; wären wir Kinder, wir kauften den Nürnberger Tand: so aber, bei längerer Betrachtung, werden wir freilich, ein Lynkeisches Geschlecht, nicht betrogen; denn seht ihr wohl, wie dort bei der Militärliteratur sich jene alten Kamaschen vordrängen, bei der Politik die abgerissenen Socken, hinter dem Andachtsstündler jener Fuchs im Talar, hinter Voss ein plumper Elephant, und hinter Göthe winkt uns sogar eine Hure — und das dumme, unverschämte Zeug hat so sehr seine Rollen vergessen, dass es sich selbst zur Anklage vordrängt, und so offenkundig giebt, jene seien nur für sie,

nicht sie für jene. Menzel kann das am Ende selbst nicht läugnen, und so wird sein ganzes Buch nur ein Opfer auf dem Altar der Mode und des Zeitgeschmacks, es will gelesen sein zur Unterhaltung, und hat sich selbst sein Urtheil gesprochen, es wird vergehen, wie so vieles Andere vergangen ist; darum weinet nicht, sondern freuet Euch und seid fröhlich, wir wollen aufspielen, während ihr indess singet die von uns eigens komponirte Fuge und die herrlichen Variationen über das Thema Laudo, und den Brummbass unterstützet, wenn er sagt: Alles von Grund aus! und der Violinen himmelsüsses Wellengelispel von den schnellhellen Quellen, den Beweisstellen. —

Ich erinnere mich, irgendwo, glaube im Eremiten, einmal gelesen zu haben, wie Menzel berechtigt sei über deutsche Literatur zu sprechen, wodurch er sich hiezu schon empfohlen und qualificirt habe?

Kann man solche Fragen hören, ohne von einem geheimen Schauer ergriffen zu werden? Was mögen wir denn so Grosses verschuldet haben, dass uns Gott mit so schwerer Strafe heimsuchen muss nach dem Vergeltungsmaasse? Worüber sollen wir klagen, über Geistesschwäche der Zeitgenossen, oder über Unmoralität der Gesinnung? Ach! es ist dies der neuen Deutschen alte Gewohnheit!

»Wo ist Dein Reisepass, junger Mann? wo sind Empfehlungsschreiben?«

Und wenn man nun den Muth gehabt hat als ein Autodidaktos aufzutreten, und gewagt hat ein Urtheil zu fällen: »Wo sind die Beweisstellen? Wo sind die Steine, mit denen Du gebaut hast?« »Ja, mein Gott,' antworten wir bestürzt, ich hab'

sie verbaut.« Da hilft uns aber Nichts, der Kalk muss herunter, die Steine müssen nachgezählt werden.

Die neue Zeit hat uns die Gewerbefreiheit gebracht — kann nicht jeder Maurergesell einen Bau unternehmen? Hat man es Gleimen früher so übel genommen, dass er sich bei einem Pfeifchen Taback sein friedliches Hüttchen so gemüthlich aufbaute? und damals war es noch Nichts mit der Gewerbefreiheit. Gewaltige Stürme haben all jene Lehmbuden weggerissen, warum sollen wir uns nicht massive Häuser bauen? und in der That, das ist polizeylich und gesetzlich. Sehet da den Kampf der unmündigen Maurer der Freiheit und der freien Maurer der Knechtschaft! Jene, Kinder der neuen Zeit, können gewerbefrei Jeder sich selbst ein Haus bauen, Diese, eben die rechten Männer der neuen Zeit, bauen Alle am Babylonischen Thurm des Salomonischen Strassburgermünstertempels, da ist Einer Keiner: Alles soll unter einen Hut, ein Herz und eine Seele, und noch Manches soll geschehen. — Uns aber verbleibt das Nachsehen; wir sollen den Widerspruch lösen, wie da die neue Zeit ist, wo das Individuum gilt und wo es nicht gilt.

Doch um nicht abzuschweifen, die Gelehrtenrepublik soll ein solcher Freimaurerbund sein, wo ein Jeder das Privilegium hat frei zu mauern, und doch Nichts bauen darf in sich, und durch sich und aus sich, sondern nur jenes oben angedeutete Unding der Fabelwelt, das weder Fisch noch Fleisch ist. Warum soll es nicht Charaktere geben, die die Welt objektiv in sich aufgenommen und verstanden haben, in denen es hell und klar ist? Warum soll ich einen möglichst freuen Reflex der

Welt und Geschichte nicht wieder ableiten können zu einem Buch, einem würdigen Zeugen jener Klarheit? Warum will man nicht die Bilder allein? warum immer noch die ganze optische Maschinerie? warum soll ein Buch nicht aus einem Guss, nach einem Ton, aus einer Perspektive sein? wozu immer noch die Materialien verlangen, da man doch unsinnigerweise dann auch ihre Anwendung verlangt und dass sie verbaut sind? Ich weiss wohl, wie's damit steht! Der Einzelne ist nicht Meister seines Stoffs, nur in der Idee ist er Gemeingut Aller: darum muss sich ein Buch über das andere fortbauen, und das zunächst höhere immer den Geist des zunächst unteren aufsaugen, damit dann oben im Zipfel dieser pyramidalischen Literaturnachtmütze am Ende der Zeiten aller Weisheit Kern gefunden werde, und der entfesselte Gott aus seiner Verbücherung siegreich hervorschwebe. Aus einer gewissen Wahlverwandschaft fangen wir neuerdings an die Esel in so bedeutendem Grade zu kultiviren, da wir zu der Einsicht scheinen gekommen zu sein, dass des Geistes wahre Grösse nur im treufleissigen Berufseifer zu finden und die Wissenschaft immer in den alten Säcken zur Mühle zu tragen sei. Alles Andere ist unnütze Genialitätssucht, die Nichts gelernt hat, und Andere doch bereden will, in ihnen werde der Logos sich zum Zweitenmale incarniren, und was sie wüssten, hätten sie nach dem lautersten Erinnerungsprocess platonischer Ideen? Und wenn nun auch jener Obenangezogene zugiebt, es sei nicht nöthig öffentlich zu lernen und mitten auf der Leipziger Messe sein Pensum zu studiren, so wird er doch fragen, wer giebt uns ein Recht, bei Menzel'n zu

glauben, die Zersetzungsmittel der Materie seien die rechten gewesen, seine Augen seien klar, er bedürfe keiner Brille, und, wenn er eine brauche, dass sie gut sei, wenn grade so? da wären wir aber freilich an einen Ort gekommen, über den wir längst hinaus sind, und mag er zu ihm zurückkehren: wir aber wollen weiter schreiten, die Bachsche Kritik entlang.

Herr Bach legt sich auf's Concediren. Menzel behaupte mit Recht, dass die Litteratur — ein Philolog und Litteratur! — das Leben nicht nur umfassender, sondern auch reiner abspiegelt, als irgend ein anderes Denkmal, weil kein anderes Darstellungsmittel den Umfang und die Tiefe der Sprache darbietet. Auch das müsse er ihm zugestehen, dass das Leben als unbegränzt über der begränzten Sprache stehe. Nun aber — »seine Tiraden gegen die neue Litteratur, gegen die Schreibenden und Lesenden sind doch im Allgemeinen übertrieben und aus der Luft gegriffen — so viel Wahres sie auch in gewisser Beziehung enthalten mögen?« Nun sage mir aber Einer, wo solchen Leuten das Gesicht steckt: was soll diese Halbheit, dieser Katzenbuckel, dies Schmiegen und Biegen?

Im Folgenden haben wir eine Unredlichkeit, wie sie den Kritikern eigen ist, und ausserdem einen Denkfehler, den Hr. Bach zu bezahlen hat. Es heisst, all jene Greuel gebe Menzel der Erfindung der Buchdruckerkunst Schuld, deren heilsame Wirkungen doch nur einem excentrischen Gefühl und einer auf Kreuz- und Queerwege abgestreiften Einbildungskraft entgehen könnten. Hr. Bach verlangte also wirklich, Menzel solle sich in einen Panegyrikus der ersten Drucker auslassen. Genügt

es ihm nicht, wenn Menzel sagt, dass durch die Maschinerie des Drucks und durch den Buchhandel ein Segen für alle Zeiten erwachsen ist, dass wir Deutsche uns dieser Erfindung ewig werden rühmen können? wozu also unredlicherweise ihm vorhalten, als sei die Erfindung der Buchdruckerkunst nach ihm der zweite Sündenfall? Der Denkfehler ist aber der, dass Hr. Bach in der erschlichenen Voraussetzung, Menzel halte die Buchdruckerkunst für den absoluten Tod alles Lebens, und für die Ursach aller unnützerweise abgehandelten Gegenstände, ihm die Griechen und Griechlein vorhält, die doch ohne Buchdruckerkunst über Kochkunst und dergl. geschrieben hätten, und nun so hereinpoltert: »wenn uns aber Menzel ein Volk aufweist, wo sich das Leben herrlicher und glänzender entfaltet hat, als bei den alten Hellenen, magnus mihi erit Apollo.« Natürlich frägt man, was haben die alten Hellenen, die lebenskräftigen Kämpfer bei Marathon und Salamis mit den über Kochkunst schreibenden Griechen und Griechlein gemein?

Auf diesem einem Philologen am allerwenigsten zu verzeihenden Irrthum folgt sogleich ein anderer, den man blind nennen möchte. Des Recensenten Autoritätseifer verleitet ihn nämlich zu einer völligen Absurdität, indem er närrischerweise Jemand gegen Etwas vertheidigen will, das gar nicht gegen ihn gerichtet ist. Er sagt nämlich, dass er sich diese Räsonnements noch gern gefallen liesse (also doch wieder?), aber wenn man erst sähe, wie keck Menzel auf die Verdienste anderer achtungswerther Männer, die vor ihm die deutsche Literaturgeschichte behandelt haben (z. B. Wach-

lers), herabblicke, um sich, den auserlesenen Propheten der unversiegbaren Weisheit, desto höher zu stellen, dann möchte man vor Ungeduld platzen. Die Leser möchten selbst urtheilen nach dem Seite 17 befindlichen Pröbchen: — und nun führt der Rec. in seinem blinden Eifer eine Stelle an, die mit der deutschen Literaturgeschichte, am allerwenigsten mit dem hier wieder so so hereingezogenen Wachter nicht das Mindeste zu thun hat, sondern offenbar vom Journalismus spricht als einer die Uebersicht bald kritisch bald referirend befördernden Behörde, der erst später als ein zweites Hülfsmittel literarhistorische Uebersichten folgen. Menzel sagt: »das Bedürfniss nach einem Ueberblick ist immer dringender geworden, je mehr uns die Bücher von allen Seiten über den Kopf zu wachsen drohen. Man hat deshalb schon längst jene periodische Literatur zugerüstet, die als administrative Behörde die anarchischen Elemente der schreibenden Welt bemeistern soll; diese numerirenden, classificirenden, conscribirenden, judicirenden Bureaux sind aber selbst von der Anarchie ergriffen, und in das allgemeine Chaos unaufhaltsam fortgerissen worden. Sie möchten gern wie der Hundsstern frei über dem blühenden Sommer schweben, weil sie aber selbst aus der Tiefe stammen, sind sie noch von dem wilden Triebe der Vegetation beherrscht, und kleben sich nur als Schmarotzerpflanzen an die verschiedenen Theile der Literatur.« Wer erkennt hier nicht die Wesen, mit denen wir es zu schaffen haben? und Hr. Bach ist wirklich so aus sich herausgegangen, dass er für ein Journal schreibend sich so wenig wieder erkannte in jener Schilderung! Man sieht, wie un-

geduldig er auf die herkömmliche Angabe der Quellen und Vorarbeiten, auf das Capitel de fontibus et adjumentis literariis gewartet hat, und nun mit blinder Wuth auf etwas ähnlich Klingendes losfährt.

Demnach giebt der Recensent wieder zu, zumeist nur darum, weil das Ausgesprochene und in Kritik Stehende nicht neu und schon von Andern (von Wachler?) bemerkt und gesagt worden ist.

Jetzt nun aber — vom Einfluss der Schulgelehrsamkeit! Bethätige dich hier, blauäugige Athene, und vor allen Du, Gott der Interpreten und Hermeneuten, Hermes, der Du zu seltsamer Andeutung, dass die Philologen unter andern auch die grössten Borger und Plagiatoren sind, auch Vorsteher der Kaufleute bist und der Diebe! Bezeuge die Macht und Kraft Deines todbringenden Stabes! Wir Deutsche sollten Pedanten sein, sässen unser Lebelang auf den Schulbänken und Kathedern, die Franzosen und Engländer sollten weit vor uns voraus sein! Weiss denn aber Menzel nicht, dass in England noch heutzutag die Schulgelehrsamkeit mittelst Birkenruthen bis auf's Blut eingebläut wird, während in Deutschland doch wenigstens im Allgemeinen die Methode eine humanere ist? Ich als Antikritikus, frage, ob dies ein schlagender Einwurf gegen einen ausgemachten Irrthum sein soll? Ich will noch mehr zugeben: dass also ein Parlamentsredner einmal eine Stelle des Demosthenes wörtlich citirt, und von Canning und Andern lateinische Gedichte noch aus der Jugend- und Schulzeit vorhanden sind, soll gegen Menzeln beweisen, dass wir Deutsche über unser Schulmeisterwesen nicht zu klagen haben? die Engländer hätten nun zugestandenermassen jenes nicht, was uns so häss-

lich stempelt, und dort würde doch der Sündenbock der Schuldisciplinen zu Tode gehetzt, während wir, um in philologischer Diktion zu reden, an den Brüsten der grossen Mutter des Alterthums uns mit der köstlichsten Milch der Humanität erlabten! Hebe Einer diesen Widerspruch! ruft der Recensent triumphirend. Ich werd' es aber wohl bleiben lassen, ihn da eines Weitern belehren zu wollen: so viel aber empfehl' ich ihm, statt Menzeln unlogische Antithesen vorzuwerfen, lieber selbst nach einer gewissen — wie soll ich sagen? — logischen Praxis sich umsehen zu wollen, nach einer historischen Logik, einer Logik, die nicht bloss S. M. P. combinirt, sondern weltgeschichtliche und volksthümliche Tendenzen, und im Grossen anwendet, dass zwei Subjekte bei möglichst gleichen oder ungleichen Prädikaten nich' durch diese allein identisch oder entgegengesetzt werden, sondern es immer noch auf die innern sich relativ deckenden Verhältnisse der Subjekte selbst ankömmt.

Unausstehlich ist wieder Folgendes:

» Weiter: »»alle historischen Wissenschaften werden durch die philologisch-critische Gelehrsamkeit ungeniessbar gemacht.«« Das soll wohl ein Stich auf Niebuhr und Ähnliche Historiker des ersten Ranges sein?«

Das Folgende ist zu unnütz, als dass wir uns dabei aufhalten könnten: nur das bemerken wir, dass der Rec. frägt: »hat die Wortkritik nicht gleiche Verehrer und Beförderer in England und Frankreich gefunden, wie in Deutschland?» Die Antwort gebe ihm obige Andeutung über seine logischen Studien.

Uebrigens dank' ich ihm, dass er mich auf den folgenden Seiten etwas hat ruhen lassen. Als Katholik darf er wohl Menzels Ansichten über Mittelalter, Katholicismus, Papstthum und dergl. nur unterschreiben: mag er nach reiflicher Ueberlegung des ihn Ansprechenden von diesem Standpunkt aus weiter gehen, und die Einsicht in Menzel's Geist und Herz wird ihm klarer werden.

Doch für jetzt ist da noch keine Aussicht, denn in der Mitte der 275sten Seite sehen wir schon das schwere Geschütz heranfahren, Heyne, Dionysios von Halikarnass, F. A. Wolf und die distinkt gedruckten Wörter: Geschichte, Archäologie, Philologie. Und was darf Menzel hier mitsprechen? er ist — jetzt fällt ein Schuss — ἀφιλόλογος. Der Dampf hat sich verzogen — und nun geht Acht auf das neckische Scherzando eines von mir losbrennenden Pelotonfeuers! Woher kennt denn Hr. Bach das Wort ἀφιλόλογος? Autoritäten! und abermals Autoritäten! Der Gegensatz von φιλόλογος ist meines Wissens μισόλογος, mag man nun die Wörter als Paroxytona oder Proparoxytona gebrauchen, obgleich Passow, der die letzte Accentuation vertheidigt, inconsequent ist, und namentlich nicht eingesehen werden kann, wie z. B. ἀμφιλόλογος durch sich selbst verschieden ist von einer Fügung wie φιλόλογος. Bitte Hrn. Bach, dies dem sagaci Passovii ingenio gefälligst mitzutheilen, und über μισόλογος zu vergleichen Plat. Lach. p. 188 c. Menzel ist wohl nun wirklich so ein ἀφιλόλογος oder ich weiss nicht was, darum aber noch kein μισόλογος, wobei mir beifällt, dass in einer früheren Beurtheilung seines Buches im Tübinger Literaturblatt

Menzel ein Feind des Worts vom Prof. Schwab seltsamerweise genannt wurde.

Menzel hat nun noch keine Fragmentsammlung gemacht, er ist offenbar kein Philolog: wenn er aber über Philologie sprechen will, warum, frägt der Rec., hat er sich nicht an F. A. Wolf's Darstellung der Alterthumswissenschaft gehalten? Mir aber ist es lieb, dass er sich nicht an jene Darstellung gekehrt hat; denn vielleicht wär' er so gewissenhaft gewesen, und hätte die dort ausgesandten zweimal zwölf Apostel und Heidenbekehrer philologischer Disciplinen einzeln behandelt, und das wäre sehr unwissenschaftlich gewesen und sehr langweilig ausserdem. Der Rec. wollte auch damit nur, dass Menzel gelernt hätte, Philologie sei heute nicht mehr bloss Wortkritik, sondern habe ein sehr lebendiges Moment in der Archäologie gefunden, dass es ein höchst geistreiches Ansehen habe, wenn in den dem Text untergelegten Noten nach seines Lehrers Welcker Art antike Denkmale bei den Haaren herbeigezogen würden. Menzel hat nun in seinen Räsonnements das einmal vernachlässigt, wir müssen schon zufrieden sein mit dem, was er giebt, und sehen, ob er Gerechtes und Gegründetes vorbringt.

Des Recensenten Widerlegung beruht hier auf folgender Argumentation:

Du schilst uns Wortklauber, hast Du solcher Leute Einflüsse erleiden müssen, thust Du uns Leid, doch wir bleiben die, die wir waren und sein werden mit und ohne Dein Geschrei. Ja, es giebt schlechte Ausgaben, aber auch wie vortreffliche!

Man muss wohl unterscheiden die Philologen da, wo sie zu Hause sind, in ihrem Gehege und

in ihrem Zusammenhange mit der Literatur, dem Nationalleben, der Erziehung. Menzel hält sich mit Recht an die letzteren Verhältnisse, statt ihn hier zu widerlegen, kommt der Rec. mit den ersten angestiegen, die hier Nichts beweisen wollen. Wer läugnet es, es giebt treffliche Ausgaben, Muster des Fleisses und Scharfsinnes. Menzel ist nicht so thöricht, in den gedruckten Noten nach Heynischer Weise Andeutungen Homerischer und Virgilischer Schönheiten, so ein quam pulchre mit einem Ausrufungszeichen zu verlangen, und wenn er eben auch die industriösen Noten- und Editionenfabrikanten schärfer angegriffen hätte, als er es gethan, so wär' er noch immer zu vertheidigen, da Nichts unnützeres existirt als jenes fingerfertige, geistlose Zeug. Wozu muss sich hier der göttliche Plato, wozu der ernste Sophokles hergeben? Wer zwei Foliobände oder vielleicht weniger Adversarien zusammengetragen hat, sucht die so an den Mann zu bringen, dass er einen Platonischen Dialog oder sonst Etwas vornimmt, und nun über dies oft so spiegelklare Denkmal eines freien Geistes den ganzen Wust hergiesst, der eben so gut den Plato erläutert, als den Hesychius und Suidas.

Den folgenden Satz und Gegensatz geb' ich wörtlich wieder:

»Eine wahre Infamie ist es, wenn Hr. M. S. 197 behauptet: »»Man hat in der neusten Zeit in der Philologie ein bewährtes Mittel gefunden, den politischen Verwirrungen (diplomatisch unrichtig statt Verirrungen) der Jugend zu begegnen. Man hat gefunden, dass nichts so sehr den Feuereifer niederschlägt, und zu blindem Gehorsam bewegt, als diese Philologie, die das beflügelte Genie an den Bücher-

schrank kettet, und den Scharfsinn in die Grammatik, die Neuerungssucht in Conjekturen ableitet.« Wenn ein gründliches und gediegenes Studium, sei es in welcher Wissenschaft es wolle, allerdings den phantastischen und schwärmerischen Hirngebilden einer über ihre Schranken hinausirrenden Jugend am besten begegnet; so kann in dem vorliegenden Fall die Philologie allerdings als ein heilsames Mittel gegen alle Auswüchse einer verdrehten Phantasie betrachtet werden. Es würde nichts schaden, wenn die Philologie Hr. M. seine Flügel etwas stutzen wollte, damit er hinfüro nicht mehr gleich Phaethon sich in eine Region emporschwingen möchte, aus der er zuletzt doch in die Tiefe hinabstürzen muss.«

Ueber die innere Wahrheit dieser Stelle, besonders über die stille Cabinetsheimlichkeit derselben, will ich mein weiteres Urtheil suspendiren.

Im Folgenden gehen wieder die Herren Bach und Schacht Hand in Hand, sie verwerfen Beide Menzel's geistreiche Eintheilung der Geschichtsforscher als unsinnig. Geistesreichthum glaubt' ich bisher immer da zu finden, wo ächte Freiheit des Urtheils mit der Lebendigkeit eines gemüthlichen und muntern Witzes sich paart. Wenn Menzel die Liberalen in die Kategorie der Protestanten und klassischen Philologen, die Royalisten in die der Katholiken und orientalischen Philologen setzt, so nennt man das nach ganz allgemeinen Begriffen für's Erste witzig, da im ungleich Scheinenden Gleichartiges aufgefunden wird. Wer aber irgendwie gut gesinnt ist, wird auch hinter diesem Witz die Wahrheit finden, und eine um so gewissere, je mehr er gewohnt ist Dinge nicht von Hinten, sondern von Vorn anzufassen, und die Personen nicht aus diesem oder jenem Gang und Wesen,

sondern aus dem unverholenen Mienenspiel ihres Antlitzes kennen zu lernen. Wer solche Parallelen anzugreifen im Stande ist, mag irgend einen inneren, haltbaren oder unhaltbaren Grund haben, das aber ist lächerlich und beleidigend sogar, wenn jene in ihrer Geistesarmuth uns daran erinnern wollen, dass man Katholiken, Royalisten und Orientalische Philologen darum nicht zusammenstellen darf, weil z. B. Gesenius Orientale ist, und doch bekanntlich ein gewaltiger Protestant. Solche Beweisführungen müssen die Führenden immer vorher selbst schon erinnern, dass wir doch allenfalls auch wohl so viel ledernen Verstand besitzen, Dergleichen uns selbst einzuwerfen. Dann aber sind diese Beweise nur Consequenzen, die im Hass wurzeln und im Neide, und solchen Leuten angehören, die nur sich sehen und was sie erhebt, in Allem Andern aber nur das Crasseste voraussetzen.

Ein wahrer Blam aber ist es, wenn Hr. Bach in einer Parenthese den Ausdruck »dichterische Weise« so erklärt: »d. h. wohl nach der Identitätsphilosophie aus ihr konstruiren, was eben genehm ist.« Solche Gassenwitze sollte doch ein vernünftiger Mann, er mag nun denken wie oder was er will, hübsch draussen lassen!

Bis hieher wollen und können wir diesen Recensenten nur verfolgen: denn demnächst wendet er sich zu dem Schacht'schen Buche und giebt dann meist zugestehend nur eine flüchtige Skizze des 2ten Bandes der Menzel'schen Schrift. Hie und da blickt noch so ein Schein von Opposition hervor, doch wird immer nicht viel daraus, der Rec. scheint sich übermüdet zu haben, und wir

schliessen diese Antikritik, wenn wir zuvor noch aus S. 281 die 10te und 11te Zeile als höchst erbärmlich bezeichnet haben. Es ist die Rede von J. H. Voss, und es nimmt Keinen mehr Wunder, wenn der Rec. Menzeln eine gröbliche Versündigung gegen diesen Mann vorwirft. Darauf folgen denn die verba aurea: »Es ist ein Leichtes den Leu zu zauseln, wenn er sich zum ewigen Schlafe gelegt hat.«

Diese Stelle beweist, dass einestheils der Rec. zur Beurtheilung Menzel's gar nicht geeignet war, da dieser nicht nur 1823 in den Streckversen, sondern auch zwei Jahre darauf, also noch bei des Eutinischen Leuen Lebzeiten gegen selbigen in einer eignen Schrift sich aussprach, was er als competenter Rec. wissen musste, anderntheils aber, dass er überhaupt ein sehr schwacher, beschränkter Mann ist, wenn er sich anders nicht schämt einen solchen Gedanken nur aufkommen zu lassen, und dann auszusprechen gegen Menzeln, dem er, wenn auch Alles, doch gerade Muth, Uebermuth und Frechheit nicht abgesprochen hat. —

---

Der zweite Kritikus, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen gedenken, ist der im 41sten Bande der Wiener Jahrbücher — Hr. Deinhardstein.

Was ich beim Beginn der voranstehenden Antikritik als ein Förderndes und Aufklärendes bezeichnet habe, und dem ich auch in einem kleinen Conterfey zu genügen suchte, dieser Aufgabe werd' ich mich hier des Genauern zu entschlagen haben, da mir eine sorgfältige Kenntniss dieses Recensenten abgeht. Seiner literarischen Thätigkeit hier

nachgehen zu wollen, würde zu Nichts führen, als eben zu dieser Thätigkeit, und nur das können wir aus solchem Nachgang entnehmen, was einem gewissen Gepräge der fraglichen Kritik zur Erläuterung und Ergänzung dient.

Die besagte Kritik aber gehört zu den halben, das heisst zu denen, die nur immer eine Seite und somit einseitig sehen. Auch solcher Kritiken Väter sind von Gott berufen, und hängen mit der Harmonie des Weltalls auf's Engste zusammen; so wie es nicht auf der ganzen Erdkugel zu gleicher Zeit Tag und zu gleicher Zeit Nacht sein kann, so wie ein jedes Ding seinen gehörigen Schatten zu werfen hat, und wirft es einen solchen nicht, nur dem peterschlehmilischen Satanasblondel sich verkauft haben kann, wie anders darf es mit Büchern sein, wo wir von Natur schon schwarz auf weiss finden? Einfarbiges kann es hier nicht geben, Dreifarbiges ist verboten, und in so fern urtheilen jene einseitigen Kritiker der Zweifarbigkeit auch von Staatswegen.

Denenselben Kritikern möcht' ich aber auch den Rath geben, sich über die Griechische und Lateinische Partikellehre herzumachen, wo es nach den Versicherungen der Sachverständigen noch so Manches aufzuklären giebt. Die Lehre von den zugestehenden und einwendenden Conjunktionen liegt vielleicht noch im Argen, und über Sätze mit wenn zwar — so doch könnten sie ein ganz neues Licht verbreiten. Die schlagendsten Beispiele nehmen sie aus ihren eignen Kritiken, Hr. Deinhardstein aus der über Menzeln. Denn dass auch er zu dieser Zunft gehört, beweist folgendes von ihm auf mehreren Bogen variirte Thema:

Dies ist ganz ausgezeichnet — Jenes eben so ungerecht und nichtig. Bis so weit ist das Alles sehr brav, aber hier würd' ich stehen geblieben sein: warum geht er weiter?

Im Obigen hab' ich schon einigemal Derer Erwähnung gethan, die Menzeln beschuldigen, nicht bei der Wahrheit sondern beim Witz in die Schule gegangen zu sein, er opfre die Wahrheit dem Witze, einer geistreichen Vergleichung, einer Consequenz, einer Antithese. Wenn ich von solchen Klagen oben in einer Abfertigungsrede sprach, so werd' ich da freilich in meiner Weise nichts bewiesen haben, da ich mich immer um die Lehren vom zureichenden Grund herumzustehlen gesucht habe. Bei solcher Art kann ich wohl auch keine Bekehrung verlangen, doch tröstet mich, dass es auch eine eigene Manier der Beweisführung giebt, die zunächst zwar nur für gleichgesinnte Consorten zur Ergötzung und Anfrischung ausschlägt, zuletzt aber wohl auch im Grunde die Opponenten selbst in Verwirrung bringt, wenn sie nicht anders Sorge tragen vor einem seltsamen Andrang, einem unbewussten je ne sais quoi sich zu sichern. Sie werden nämlich in ihrer Herzensangst, wie sie's in fraglicher Sache auch gethan haben, Feuer rufen, und was wir freilich längst schon wussten durch alle Gauen Deutschlands widerhallen lassen, dass der Witz als Blitz eingeschlagen habe, dass Alles in Feuer und Flammen stehe und nichts Eiligeres zu thun sei, als mit den Spritzen der lautersten Wahrheit heranzurücken. Da wird denn nun in Gottes und der deutschen Literatur Namen zugespritzt, und je mehr Wasser drüber herkömmt, desto lustiger lodert der Brand auf; da nämlich

gewisse Windmacher, zu denen mich auch zu rechnen ich mir beiläufig die Freiheit nehme, sich nicht enthalten können, mit gewaltigen Blasebälgen in das Spektakel mit hinein zu äolisiren. Statt mich nun jenen feuerlärmenden Nachtwächtern auch anzuschliessen, soll ich da mit anfangen mich zu dehnen und zu rekeln? Soll ich wie Caliban meine ungeschlachten Gliedmaassen nach allen vier Weltgegenden so hinausrecken, dass der Kopf nicht weiss, wohin sich der Fuss und Dies nicht wohin sich Jenes bewegt. Bewahr' mich Ariel vor solch langweiligem Geschäft und Geschlecht der lauwarmen Quengler, der neutralen Indifferenten, die über ihren ernsten und bedächtigen Schritt unter Absingung des Kanons: Es ginge wohl, aber es geht nicht! endlich selbst einschlafen!

Warum hätschelt Hr. Deinhardstein Menzeln als einen der geistreichsten Kritiker, den er am Schluss der Recension schon als Stern erster Grösse leuchten sieht, um gerade den Tadel so hämisch contrastiren zu lassen? Wenn ich den Rec. fragte, was er denn eigentlich wolle, so könnte er möglicherweise die Gegenfrage an's deutsche Publikum richten: »Bin ich denn nicht auch Etwas?« Während er nach dieser Frage herablassend die Gratulationen des Publikums annehmen wird, werde ich aus meinem Winkel hervorziehen und mich umsehen, wie und wo ich Hrn. D. zu fassen vermag.

In der vorhin behandelten Kritik suchte sich die Stimme des Kastengeistes und Zunftwesens, der Autoritätssucht geltend zu machen, die gegenwärtige ist nun darüber wirklich schon hinaus. Doch in diesem **Hinaus** liegt wieder implicite

ein eignes Zurück. Ich kann mich darüber nicht anders auslassen, als dass, in so fern von bestimmten, fest stehenden Personen die Rede ist, jener Recensent die Leute immer in Ordens- und Amtstracht sieht, dieser im Schlafrock und Pantoffeln; jener hält auf ihre gedruckten Werke, dieser auf ihre Privatcorrespondenzen. Möglich dass diese Charakterisirung Vielen, zumal jenen Beiden, verdreht vorkömmt, doch hoff' ich, Einigen wird sie nicht so ganz ohne vorkommen. Hr. Deinhardstein gehört zu Denen, die dem Heile der Literatur ziemlich nahe stehen, doch mit diesem Ziemlich will immer schon Viel gesagt sein. Was sind vier Akte eines Drama, und sonstige dramatische und lyrische Kleinigkeiten gegen das hohe Ziel aller Literatur? Unser Rec. glaubt berufen zu sein für die Literatur wie für ein Heiligthum zu kämpfen, und er thut dies auch von einem Standpunkt aus, so ungefähr von jenem dichterischen: unsere Dichter lieben aber so gern die privaten Stillleben, Besuche, Einführungen in sogenannte Theesoirées, bekomplimentirende Gruss- und zurückgelassene Danksonette und dergl. mehr. Wenn man die Herren so in ihren vier Pfählen zu sehen die Ehre hat, so thun sie da wahrhaftig keinem Menschen Etwas, sie erscheinen liebenswürdig, und wer als ärgster Schreier verrufen ist, hat gerade die sanftesten Manieren: so gewöhnt man sich an eine stille, zufriedene Art des Urtheils; denn wer möchte Dem Etwas zu Leide thun, der uns so gastfreundlich aufgenommen. Daher schreiben sich auch jene Freilich wohl — doch Aber, was in eine grobere Sprache übersetzt bei Anderen an sich grob genannt wird, da ein auf der linken

Backe empfangener Schmeichelstreich auf der rechten eine Ohrfeige voraus- oder nachsetzt.

Der Bemerkungen über den ersten Theil des Menzel'schen Buches sind nicht so viel, sie beschränken sich auf Angabe des Inhalts, auf allgemeines Lob und noch allgemeineren Tadel, der mit einem leider eingeführt wird.

Man frägt: Warum, schreiben die Deutschen so viel? Menzel antwortet: Weil sie Nichts zu thun haben und von Natur zur Wissenschaft getrieben werden. — Der Rec. behält den letzten Grund und verwirft jenen — etwa weil etwas Aufrührerisches darin liegt? — Weil er ihn nicht bewiesen hat.

Warum ahmen wir fremde Nationen nach? Menzel sagt: weil wir Cosmopoliten sind und unsere Nationalität darin besteht keine zu haben. Der Rec. will als ächter Patriot davon Nichts wissen, er weist auf einen von der Natur gegebenen Nachahmungstrieb. Streng genommen ist der Menzel'sche Grund in einer gewissen absoluten Sittlichkeit begründet, und hat, so sehr wir uns sträuben, sein Christliches an sich, so wie wir wider Willen dadurch geloht werden. Der Rec. will uns durchaus noch etwas Affenartiges andichten trotz der lobenswerthen Absicht uns ein Compliment zu machen. Obschon wir bei netten Sängerinnen neuerdings etwas vernarrt gewesen sind, so war doch der Enthusiasmus nie recht unsere Sache, und nur früher in den Zeiten der Aufklärung pflegten wir wirklich ergriffen zu werden, wenn wir zu Nutz und Frommen aller Juden und Heiden beim Namen Gottes noch immer so ein Echo klingen liessen, das sich wie Allah, Brama,

Jehova, anhörte. Wir sind unter den europäischen Nationen die einzige gewesen, die mit trunkenem Humanitätsenthusiasmus der ganzen Welt um den Hals fiel und so in süsser Umarmung den grossen Helm der Athene sich und Andern über die Ohren zog. Neuerdings sollen auch schon die Franzosen so etwas Cosmopolitisches in sich aufgenommen haben, und Hr. Bourmont mag in Algier unter Anderm auch dadurch der Nation Gunst sich zu erwerben gesucht haben, dass er jenem Afrikaner, der flehend zu seinen Füssen lag, gefühlvoll zurief: »o, auch du bist ein Mensch!« So Etwas ist eigentlich unsere Gefühlsweise und es ist unser Triumph, andere Völker auf diesen Standpunkt erhoben zu haben; denn wir haben uns in Jedes Volk hineingeträumt, und sind draussen oft mehr zu Hause gewesen als daheim, und das aus purem Christenthum, aus poetischer Illusion — aber aus Geistesschwäche? Nachahmungstrieb? Wüsste nicht!

Demnächst redet der Rec. auf drei Seiten der Censur das Wort, und glaubt auf einer gewaltigen Höhe des Begriffs zu stehen, wenn er sagt, es liege im Wesen des Staats, alles Staatswidrige zu entfernen und schon im Keime zu ersticken. Der Rec. gehört also vermuthlich zu Denen, die mit Steffens den Staat für ein so heiliges Wesen ansehen, dass irdische, kümmerliche Sorge dort unterliegen, und nur fester Glaube und frommes Vertrauen gelten müsse. Gewiss wird er mir es nicht krumm nehmen, dass ich ihm noch einen Anstrich von Wissenschaft gebe, während es vielmehr scheint, als spräche nur so Etwas Timides, Oesterreichisches aus ihm. Dann möge er aber doch wieder bedenken, dass Jener auch gesagt hat: »Censur

ist Leibeigenschaft des Erkennens, Beschränkung des heiligsten Eigenthums, absolute Hemmung der freien Entwickelung des Staats.« Ja, sagt Hr. D., da liegt eben der Haas' im Pfeffer! erkennen — mögen wir so viel wir Lust haben, doch es nicht aussprechen und einem Andern wiedersagen! Ich frag' ihn aber, wo denn die Dame Staat logiert? Ist es nicht vor Allem nöthig, dass ein Jeder zum Bewusstsein des Staats gelangt, und sich für ein Moment desselben erkennen lernt? Oder sollen wir bloss das Geld zum Staatmachen hergeben? und wollen wir selbst einmal dem Staat die Visite machen, sollen wir da auf der Gasse uns die Kehle heiser schreien? oder wo geziemt's sich nach heutigem Brauch seine Meinung niederzulegen? — Nachdem sich der Rec. ausgefaselt hat, meint er zuletzt noch, Menzel tadle doch mit Recht die Unmoralität und Verworfenheit unsrer Scribenten, welch herrliches Gegenmittel könne da die Censur werden! — also der Zweck heiligt die Mittel!

Die eben erwähnte Unmoralität und Verworfenheit führt mich aber noch auf eins, was gerade nicht die grösste Zierde der Deinhardstein'schen Kritik ist, überall nur so leere Abstraktionen zu sehen, Verruchtheit, Gemeinheit, Niederträchtigkeit, ein fast höllisches Treiben. Man weiss wohl, dass es um manche geheime Triebfeder nicht immer gerade am edelsten steht, und dass die Nacht Mancherlei verbirgt, was aufgedeckt ein saubres Ansehen gäbe, doch ist mir der Rec. zu gereizt vorgekommen in solchen Urtheilen, zu pikirt und betheiligt. Bei der Erziehung spricht er von jenen jungen Klopffechtern, die aus der Schule gelaufen Nichts verstehen, als schimpfen und Nichts zu ver-

lieren haben als die Obscurität ihres Namens. Hr. D. scheint in steter Angst zu schweben, ein solcher Lümmel, der hinter den Ohren noch nass ist, könne respektive über seine Werke herfallen, und ihn möglicherweise vor ganz Deutschland prostituiren, einzig durch seine Anonymität, indem man wunder denkt, wer mit so derben Urtheilen zu donnern wagt. Glücklicherweise setzt er das Alter solcher Haselanten auf siebenzehn Jahre, sonst wär' auch über Schreiber Dieses der Stab gebrochen, ein paar Jahre mehr, wär' es um ihn geschehen gewesen. Das aber mag mir der Rec. nicht übel nehmen, wenn es mir nämlich vorgekommen ist, als sei er in unsrer theologischen und philosophischen Literatur gerade nicht sehr einheimisch. Er setzt sich zwar auf's hohe Pferd, und spricht wie von bekannten Dingen; doch wie kann er über das ganze Capitel von der Natur so lobend referiren, Schelling und Görres so wacker mitpreisen, und dann doch über den Mysticismus nach alltäglicher Manier so in's Blaue hineinklagen? Will man einmal fällen, so grabe man doch zuerst nach der Wurzel!

Jedoch nun wird der Rec. seines Stoffes Meister, es folgt der Abschnitt von der Kunst, »welcher — nach ihm — geistreiche und scharfsinnige Bemerkungen enthält, doch zugleich am Meisten schiefe und unrichtige Urtheile, vorgefasste, irrige Meinungen, wobei sich Menzel des Witzes bediene um sie durchzusetzen, und jenes vornehmthuende Absprechen über verdiente Schriftsteller und Künstler.« Zuerst ist aber noch eine Art philosophisches Geschäft zu verrichten, die wissenschaftliche Begründung der Kunst als Aesthetik. Menzel ver-

wirft aus bestimmten Gründen, was von Aristoteles bis Griepenkerl für die Kunstwissenschaft gethan ist; der Rec. meint, über das Schöne habe Aristoteles nicht geschrieben, so viel er wisse, nur über die Kunst! und dann sei ja auch Baumgarten noch Einer!

Es folgt die Poesie, die Menzel in ihren vorzüglichsten Erscheinungen seit ihrem Entstehen unter uns charakterisirt, und mit der richtigen Bemerkung schliesst, dass unsre gegenwärtige poetische Literatur theatralisch ist, was bei der bekannten Bezeichnung unsres Zeitalters als des dramatischen gewiss nichts Auffallendes an sich trägt. Der Rec. referirt auszugsweise, wir freuen uns, dass er da, wo er Meister sein wird, sich noch belehren lässt, erfahren aber endlich, dass ihn das ganze von ihm Mitgetheilte und scheinbar Gebilligte verfehlt und unrichtig vorkäme, wofür er den Beweis schuldig bleibt, und, wenn wir ihm vorhalten, Menzel habe doch hier nur Bekanntes gesagt, so antwortet er: Ja, das ist es eben, er giebt nur Bekanntes, bringt nichts Neues. Eins aber behauptet er zum Widerspiel. Nach der Reformation sei nicht die Nachahmung der Alten Hauptziel gewesen, sondern erst seit Canitz, vor diesem hätte die Allegorie gegolten. Ich würde ihn daran erinnern, dass bei der Opitzischen Schule im Allgemeinen nur von einer mittelbaren Nachahmung der Alten aus dem Französischen und Holländischen des Daniel Heinsius her die Rede sein soll, wenn nicht gleich darauf folgte: der Anfang des Studiums der Alten sei in die Zeit vor Hoffmannswaldau zu setzen. Ich freute mich der richtigen und raschen Einsicht wegen und las weiter, man-

cherlei schweigendes Lob — lauteres wegen Klopstock, dann aber endlich — Voss.

Wenn der Rec. dessen Beurtheilung einführt mit der Bezeichnung Menzel's als eines Kritikers par excellence, so kann man ihm hier das hingehen lassen: denn da haben auch noch Andere gewaltigen Lärm geschlagen.

Als ich vor drei Jahren das Menzel'sche Buch und überhaupt Menzel'sches zum Erstenmale las, wie konnt' ich's ihm vergeben, dass er mir meinen Voss angriff? War ich nicht ehemals der glücklichste aller Markbrandenburgbewohner gewesen, wenn ich mich auf des Feldpredigers Schmidt Kartoffelhexametern wiegte, und nun gar Du Voss, der Du sangst vom redlichen Pfarrer zu Grünau, wie er ein Gastmahl hielt seiner Louise zur Lust, hausväterlich prangend im Schlafrock. Vor allem aber, wenn ich mit einem Freunde las: Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens!

Wenn wir dann aus der Buchenallee weitschattendem Dunkel
Traten, von Schillebold und honigsammelnden Bienen
Rings umschwärmt, da zeigte am spatzenumnisteten Kirchthurm
Schon auf zwölf der goldengeschnörkelte Seiger am Uhrblatt.
Schneller gingen wir dann an den rundbeschnittenen Hecken
Näher dem Dorf, wo uns oft flachshaarige Buben und Mägdlein
Trafen, mit Spiel sich ergötzend im kurzgeschnittenen Pohlrock.
Ueber die Zäun' und Hecken auch grüssten des Dorfes Bewohner
Ehrerbietigen Blicks mit abgezogenem Käpplein
Oft den Pastorsohn und mich den treuen Gefahrten.

Auch wohl munkelte von Hannchen, des Pfarrers rosiger Tochter
Unter den Weibern und Mädchen mit Flüstern und frohlichem Kichern.
Dann erreichten wir bald des Pfarrers trauliche Wohnung,
Und schon winkte der Schatten von zwo breitlaubigen Linden
Als uns mit frohem Gebell empfing der Huter des Hauses.
Aber es schalt, dass so lange gedauert der Morgenspaziergang
Freundlich und mit sanft zürnendem Blick die emsige Mutter,
Und es entströmten mit mächtiger Hast die geflugelten Worte:
»Hättet ihr Kinder auch nur ein wenig Sinn für die Wirthschaft
»Und Anordnung des Mahls, ihr hattet beeilet die Schritte!
»Auch wohl schwieg' ich, wenn nicht Lammsbraten mit köstlicher Sauce
»Schon den Tisch einnähme, die, stehet er lange, zu Talg wird.«
Doch nun fanden wir bald den redlichen Pfarrer von Bluman,
Wie er mit sehnendem Blick erforschte die schattige Laube,
Sorgend, ob auch zugleich die quastumbordete Pfeife
Und der köstlichste Sitz, der sorgenbefreiende Lehnstuhl
War' in die Laube gebracht, und ich selber spahte ob nicht dort
Hannchen mit emsigem Fleiss bereite die duftende Tafel.
Doch schon riefest uns du, mein rosenwangiges Magdlein,
Jeglichen zu dem Genuss des reich heut spendenden Tisches.
Traun! ein herrliches Mahl! zuerst die kräftige Suppe
Mit Schwimmklossen versehen und grünem, duftendem Beiwerk,
Petersilie und Zuckerwurzeln nebst reichlichem Spargel.
Und wie schmeckte der Reis, bestreuet mit Zimmet und Zucker!

War der Pudding nicht auch ein Muster städtischer Kochkunst?
Waren nicht süss die Rüben und jung die gesottenen Erbsen
Und der Spinat in randverziert porcellanenen Schüsseln
Sinnig belegt mit dem duftenden Gelb zerschnittener Eier?

Bruder, rief ich, hier ist gut sein! Hier lass uns Hütten bauen!

Wie ich später aus dieser Idyllenwelt herauskam, weiss ich nicht, und will im Uebrigen schweigen; denn:

Ach! wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Auf der Schule hatt' ich die Iliasübersetzung recht gern, nur war sie mir zu gross gedruckt, um sie unter dem Tisch gebrauchen zu können. Bald aber fing ich an mich mehr zu condensiren, wurde kalt und spröde und suchte stets der Zärtlichkeit der Vossischen Muse auszuweichen. Droben auf den Bergen war's so lustig und so frei, und als ich mich gar erst auf Mythologie geworfen, war der Menzel-Voss auch der meinige.

Die Meisten, die bis jetzt Voss zu vertheidigen gesucht haben, hielten sich an den Vorwurf des Pedantischen, er sei eine Inkarnation der Antipoesie, der Antichrist, hatte es früher geheissen. Die Blätter für liter. Unterhaltung brachten uns in voller Entrüstung und zur schleunigsten Ehrenrettung ein Vossisches Gedicht; ob hier nicht Anmuth und ächter, natürlicher Liebreiz gefunden würde, wer könnte zarter und lieblicher sein? Warum aber hat man nicht lieber erinnert an:

Der Holdseligen
Sonder Wank
Sing' ich fröhlichen
Minnegesang,
Denn die Reine,
Die ich meine,
Winkt mir fröhlichen Habedank!

Und Voss sollte nicht Deutsch sein? Liebt Einer so wie er das Vaterland, die Freiheit? Singt er nicht:

Sie fliehn! der Fluch der Länder fährt
Mit Blitzen ihnen nach,
Und ihre Rücken kerbt das Schwert
Mit feiger Wunden Schmach!

Auf rothen Wogen wälzt der Rhein
Die Sklavenaser fort,
Und speit sie aus und schluckt sie ein
Und jauchzt am Ufer fort!

Der Rebenberg am Leichenthal
Tränkt seinen Most mit Blut!
Dann trinken wir beim Freudenmahl
Triumf! Tyrannenblut!

Und fragen wir, was zu diesem urteutonischen, cannibalischen Gericht die Vossische Speisekarte ausserdem liefert, so heisst es mit liebenswürdiger Einfalt:

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelschmaus für Alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog!

Ohne Scherz, Voss hat Besseres gemacht. Aber ich frage, ob man es hier noch auf weitere Untersuchung und Citate einzelner, leichter Reimereien

will ankommen lassen? Wollen wir dem deutschen Publikum diese Schmach anthun, ihm zuzumuthen, es hätte einen Mann, der solch baaren Unsinn durch die Zähne quetschte, nur zu dem Abglanz und dem Schimmer des Namens, den er unter uns behauptet, können kommen lassen, wenn ihn nicht Besseres empfohlen hätte? Diese aber, seine poetische Unnatur, hat sie sich nicht da am Meisten offenbart, wo ausser Voss noch andere lebendige Köpfe sich zu regen anfingen, wo ein merkwürdiges Jahrhundert seinen Sinn oder Unsinn in das neue hineinspühlte, und es nun zu gähren und zu sieden anfing in den Herzen und Gemüthern? Voss, ein Tyrannenblutsäufer, denuncirt Görres, dass er in Maynz so oder so gedacht und gehandelt habe. Jetzt nun leuchtete ein St. Elmofeuer, dass man zur Hülfe heraneilen und retten sollte; — aber da war's die deutsche Metrik, die Homerische Erdkunde, die verkannte Harpye, die den Wortmacher beschäftigte. Er bekam Visionen, die ihm sein Freund Paulus doch aus dem Unterleib her hätte erklären sollen, er sah Nichts als Mönchskutten, Dolche und Mordbrenner. Jetzt gilt es, dacht' er, sein Licht leuchten zu lassen in der herandämmernden Hildebrandsnacht; herunter mit den Mithrassonnen, die nichts erhellen! Oder sollen's die Andern nicht in seinem wahren Lichte sehen, wie dort der ungeheure Phallus aus der Yoni herausstarrt? Herunter auch du, duseliger Schiwa-Dewanischi von deinem Sonnenstier. Ihr Pfaffengezücht, euere Glatze wirft nur Mondscheinlicht! — Die Romantiker, als die Nächsten, liess er lebendig in der Hölle schmoren, sie wären Schuld an dem Unheil, Rom wäre ihr Ziel und Streben, und

gerade in seiner nächsten Nähe, in Heidelberg, im dunkelnden Karfunkelkunkel munkte es am Tollsten! — —

Menzel fasste Vossen früher schon als eine im Lauf der Dinge nothwendige Erscheinung, um in jetzt gangbaren Terminologien zu sprechen, als die Form des Gegensatzes, er war der verneinende Geist des Widerspruchs, Mephistopheles. In der That war es der Kampf einer alten und neuen Zeit, des verflossenen und heranbrechenden Jahrhunderts. Voss war Repräsentant jener Priesterkaste, die immer der Propheten ärgste Widersacherin gewesen ist, Kämpfer für die Unnatur, für das Erkünstelte, Angelernte, das in seiner höchsten Uebertreibung unbefriedigt und unbefriedigend zu Grunde gehen muss, um eben von diesem Grunde als ein Anderes neu sich zu erbauen.

Menzel kämpft für Recht und Wahrheit, für Freiheit und den sogenannten Geist der neuen Zeit, und man hat sich gewundert, dass er Einen, der Gleiches erstrebte, dessen Reden auf gleiche Stichwörter zurückkommen, nicht freudig anerkannte. Man kann da fast irre werden an dieser Zerrissenheit der Zeit, ihrer trostlosen Leerheit: denn eben da, wo die Freiheitsbäume zu grünen scheinen, und wo man um sie seinen Reigen anstellt, weht für uns Andere der Geist des Todes und, was gleichviel sagt, des materiellsten Lebens. Man hat so viel gehört und spricht noch immer von der neuen Zeit. Rings um uns her scheint man es zu wissen, wo sie zu finden, wir können nicht damit zurecht kommen, und sehen bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, und ins Centrum. Die neue Zeit scheint wie der Coloss zu Rhodos mit

dem einen Beine hier, mit dem andern dort zu stehen, um mit ihrem Bogen in die blaue Luft zu schiessen. In jedem andern Lande finden wir zwei Partheien, die streng geschieden ihre Farben tragen. Bei uns reibt der Eine sich am Andern auf. Zwei empfangen den Segen des Priesters, und knien in einem Beichtstuhl nebeneinander, sie verlassen die Kirche, und Jener tritt zur rechten, Dieser zur linken Seite. Wenn ich mich meines Lutherthums freue, warum darf ich die Kämpfer für Protestantismus nicht zu meinen Vormündern machen? Darum liegt auch in der an sich albernen Frage jenes oben Erwähnten im Eremiten, ob sich nicht Menzel als Protestant schämen müsse, wenn er wahre Protestanten, wie Voss und Paulus, durchzieht, jene tragische Ironie der Wehmuth, nicht vielleicht für den Fragenden, sondern für den Hörer, der hier zugleich lacht und weint.

Damit aber ist die Erscheinung selbst noch nicht gerechtfertigt. Dass sich der Widersacher in Voss und seines Gleichen offenbart, bleibt ewig auf seiner und ihrer Rechnung. Und wollen wir bei unsren Kategorien verharren, die Nothwendigkeit im Begriff und der Idee hebt die Freiheit des Subjektes nicht auf. Bei dieser Terminologie kann uns Voss auf keiner Seite entkommen, und was für ihn entschuldigend wäre, die Nothwendigkeit, würde er durchaus zurückweisen. Aber auch so steht ihm kein Ausweg offen, wenn wir sagen, dass im grossen Körper der Geschichte es auch manchen faulen Fleischauswuchs giebt, und die Gränzen der Nothwendigkeit nicht selten überschritten werden: mag sich Voss diese Noth zur Tugend machen, will man es anders wenden, gehört das

Nothpeinliche nur zur Halsgerichtsordnung der Welt und ihres irdischen Theils. Christenthum, Heidenthum, Judaismus stehen als begriffliche Gegensätze da, aber für den Islam lässt sich keine Nothwendigkeit des Begriffs ausfündig machen, das Gelüst ist in jedem Ausbruch nichtig. Oder will, wer auch hier Gott sucht, aus seiner grossen Weltpoesie auch poetische Licenzen herauskonstruiren? Voss raste noch immer, als selbst seine eifrigsten Verehrer ihn bei seiner Antisymbolik und den Stollbergischen Umtrieben nicht mehr ohne Lächeln nennen konnten, und wie Mancher ihm Geistesverwandte hat nicht leise gestanden, er hab' es zu arg gemacht. Voss hat wohl nie den göttlichen Funken wahrer Dichterweihe in sich verspürt; aber bei diesem Zu arg fiel es mir stets ein, dass er eben darin doch ein Riesendichter war, dass er durch die Camera obscura seiner Illusion die ganze Welt an die Wand seines Stübchens sich spiegeln liess. Und diesen Frieden wollte die oft vergebens angerufene Muse der Dichtkunst als Zeichen poetischer Gerechtigkeit und Versöhnung an ihn ergehen lassen, dass er in jenen Räumen jetzt schon mit Novalis, dereinst mit Gevatter Görres wird wandeln als ein wahrhaft architektonischer Dichter.

Und nun Hr. Deinhardstein. Menzel habe Nichts bewiesen und was er wegen innerer Gleichheit Vossischer Uebersetzungen ihm vorwerfe, sei ungerecht; denn er frage, worin seine Uebersetzung Homer's und Shakespeare's sich ähnlich sähen? Diese Frage ist so unschuldig gestellt, dass ich wirklich nicht umhin kann, Menzeln daran zu erinnern, dass Homer die Thaten der Helden vor Troja und ihre Rückfahrten, Shakespeare unter

Anderem den Kampf der beiden Rosen behandelt. Wo ist hier nun Gleiches, Aehnliches? Ich frage?

Nachdem sich nun der Rec. dies Alles wird zu Gemüthe gezogen haben, wollt' ich ihm nun zu bedenken geben, wie er nach der Bezeichnung Menzel's als eines verkennenden und verkleinernden Kritikers plötzlich wieder S. 189 ausrufen kann:

„Wie wohlthuend ist es ein Urtheil in einer Zeit, in welcher das Absprechen über die Leistungen der grössten Geister zur Mode geworden ist, welches die Achtung, die dem Talente gebühret, vernichtet, ohne welche keine Kritik und zuletzt keine Kunst bestehen könne: wie wohlthuend ist es insbesonder- über Lessing, dessen besonders den Deutschen heiliges Andenken Vermessenheit zu lästern bemüht war, es reden zu hören!"

Nachdem der Rec. dann noch Einiges de suo über Werner und Hoffmann beigebracht, ist es endlich Müllner, den er zu rechtfertigen sucht, doch ist ihm seine Ehrenrettung im Ganzen nicht gelungen. Wenn er in Bezug auf die Schicksalsidee Menzeln vorwirft, er begreife unter tragischem Schicksal der Alten nur das vergebliche Kämpfen gegen eine eiserne, zermalmende Nothwendigkeit, so behauptet er, in vielen Dramen, besonders des Euripides, walte die ausgleichende, nicht immer die strafende Gerechtigkeit, sagt aber damit nicht viel, da der Begriff der Strafe nur immer der der Ausgleichung ist, und namentlich Euripides nicht als vollgiltiges Muster gelten kann, da sich in ihm schon wesentlich die moderne Maschinerie todter und willenloser Figuren nachweisen lässt. Uebrigens kann man es dem Rec. gerade nicht übel nehmen, wenn er frägt, wozu uns überhaupt eine antike Schicksalsidee nützen soll, jedoch kann diese

Insinuation wieder ihm nicht zugestanden werden, weil er einerseits im 24sten Februar nicht die Nothwendigkeit sondern den Zufall finden will, den er uns doch als christlich nicht wird aufbürden wollen, andererseits aber Müllner's Absicht eben die Nachahmung der Alten war, wie aus seinem Studium des antiken und französischen Geschmacks sich ergiebt. Das aber ist das Eigenthümliche des tragischen Schicksals bei den Griechen, dass sich die Endlichkeit des Einzelwesens in seinem Gegensatz gegen die Unendlichkeit der göttlichen Fügung, gegen die Allgemeinheit der Vernunft in seiner höchsten Spitze zeigte, aber eben dadurch sich aufreiben musste, weil solch rohe, ungeschlachte Leiber, wie der des Aias z. B., den Göttern ein Greuel sind: an den allgemeinen humanvernünftigen Institutionen der Religion und des Staats und der Sittlichkeit reiben sich die individuellen Bestrebungen auf. Im Grunde ist die Idee des Fatums keine heidnische, sie befindet sich ausser dem System des ausgebildeten und consequenten Polytheismus, und ist, gleichviel ob Ueberbleibsel alter Lehre, oder vorzeitiges Element des Christenthums in der Weise, wie z. B. das christliche Institut der Taufe kein Rückschritt zum Heidenthum, sondern vielmehr das ist, was die heidnischen Weihen und Katharmen zu christlichen macht. Wenn auch der gebildete Grieche die Heimarmene mit dem Göttlichen zu identificiren suchte, und auch der befreite Prometheus darauf zurück kömmt, dass das Schicksal im Zeus ruhe, so ist dies doch nur Resultat einer unbefangenen Ansicht und liegt weit vom Volksglauben ab, dessen Wesen vielmehr darin besteht, dass sich die Unendlichkeit erst in allgemeine Na-

turkräfte, zuletzt gar nur in eine Bildsäule verendlicht, womit das Göttliche zwar mit dem Menschlichen zusammenfällt, aber aus unbewusstem Triebe als ein Jenseitiges wieder gesetzt wird, so dass der hellenisirte Zeus des Schicksals Schluss durch die Zunge der Wage sich aussprechen lassen muss und Prometheus der Jo sagen konnte, die Dreigestalt der Mören stände höher als Zeus. Es ist auf keinen Fall antik, wenn Euripides seine Medea sagen lässt, es triebe sie die Ananke, die das Werk göttlicher und ihrer Ueberlegung sei. Doch wir wollen hierüber nicht zu weitläuflig werden; das Gesagte mag dazu dienen, anzudeuten, dass Vieles leicht gesagt ist und sich sogar recht fromm und christlich anhört, im Grunde aber doch einer andern Betrachtung weichen muss. Mit dem Zufall aber möge uns doch Hr. Deinhardstein hier nicht angestiegen kommen, wenn er sich umsieht, wird er finden, dass die Kunst nur der Götter Gunst in dem Ausschlag eines schwankenden Widerspiels, auf jeden Fall aber nichts Gedankenloses ist.

Bald darauf haben wir wieder Ursache gehabt einzusehen, dass ein obiges Urtheil über den Rec. nicht ungerecht ist, dass nur Einzelnheiten und Curiosa, nicht aber eine folgerechte in sich begründete Totaleinsicht seine Sache ist. Wollte er auch vom Mysticismus sein Lied beginnen, so musste er die bei Menzeln als dritte und vierte Gattung der romantischen Poesie bezeichnete Richtung mit einem scharfen Schwert angreifen, und nicht bloss referiren als über etwas Bekanntes und friedlich Zugestandenes. Hier drohten unterirdische Minen, aber er betritt sie gleichgiltig und unbefangen, statt

durch Anzünden und Sprengen seinen Weg erst zu sichern. In dieser Hinsicht lob' ich mir die Schacht'sche Gelegenheitsschrift, wo man doch eine durchgebildete Stimmung finden und schon im Voraus wissen kann, wie Dies oder Jenes bei ihm wird anklingen müssen. Dafür referirt der Rec. und spricht von vielen höchst geistreichen Expositionen Menzel's als von Richtigem zwar, aber längst Bekanntem. So auch ist es damit nicht gemacht, wenn er Menzeln so vornehm anlässt seiner bekannten Urtheile über Göthe wegen. Vertheidige er diesen und spreche nicht von einem Athemzuge, der ein Kartenhaus umbläst; oder sollen jene beiden *scheinbar* sich widersprechenden Sätze, die er anführt, wirklich Etwas beweisen? Was man bei dieser Gelegenheit immer zu sagen beliebt hat, Göthe's Werth sei zu fest begründet, ist entweder Eingeständniss der Unfähigkeit oder Faulheit und Bequemlichkeit. Das *Zu erhaben sein* ist eine schlechte Kategorie. Es geht auch hier, wie immer in der Zeit, oft unverhofft, wie ein Fallstrick und ein Dieb in der Nacht. Schade, dass der Rec. den Göthe-Schiller'schen Briefwechsel noch nicht hat anziehen können, es würde dann geheissen haben: Siehe her, Du Verblendeter, und staune, hier ist ein Denkmal der reinsten Geistes- und Herzensfreundschaft! — Hätt' ich dann Etwas erwidern können?

Nachher werden auch Kotzebue und Iffland wieder zu Ehren angenommen, der Letzte habe das grosse Verdienst, dass er uns gegen seinen Willen ein Bild seiner Zeit gäbe — was also so viel heisst als, ein Dieb muss sehr geehrt werden,

weil, wenn er gehangen wird, er Andern ein christliches Exempel giebt.

Darauf rügt der Rec. Manches wegen ungehöriger Unterscheidung der satyrischen und humoristischen Form. Zur nähern Berichtigung erwidre ich ihm nur kurz, dass, wenn der Humor Gegensatz des modernen Lebens ist, damit noch nicht gesagt ist, dass in ihm die Satyre vorwalten muss, und dass diese nirgend anders ihren Ort haben kann, man kann Satyriker sein und sich gerade mitten im modernen Leben bewegen ohne Humor. Dass aber der Rec. das Wesen des Komischen im Humoristischen finden will, ist gewiss unwahr, und nur in so fern haltbar, als es immer ein Angenehmes ist, wenn die komischen Charaktere mit einer tüchtigen Dosis Humor begabt sind, das Wesen des Komischen beruht aber nicht auf dieser Subjektivität, was der Verehrer Kotzebue's gewiss zugestehen wird.

Menzel lässt unsre Poesie von der Lyrik durchs Drama zum Epos kommen und findet die erstere in den Zeiten der schlesischen Schule, die zweite im vorigen Jahrhundert, und die letztere in unsrer gegenwärtigen Romanensucht. Der Rec. frägt, warum Menzel wegen der Lyrik nicht auf die Minnesänger, wegen des Drama auf Sachs zurückgegangen sei? Die Möglichkeit dieser Frage aber beruht auf einen gänzlichen Missverstand der Tendenz des Menzel'schen Buches. Wäre jene Möglichkeit vorhanden, so dürfen wir doch wieder das Epische der Sagenpoesie nicht ausschliessen und Menzel's Bemerkung wäre falsch. — Doch so ist's gar nicht gemeint.

Recht wunderlich ist dem Rec. die Menzelsche

Unterscheidung lyrischer Gedichte nach den vier Temperamenten vorgekommen; aber gewiss mit Unrecht. Die Alten bezogen die Temperamente entweder auf die vier Säfte des menschlichen Körpers, oder auf die vier Grundeigenschaften der Elemente. Warm wären dann all die Lieder von Liebe, Lust und Wein, kalt und schauerlich die von Vaterland, Ehre, Freiheit, wo oft die Worte vom Zwingherrn und Tyrannen das wahre Feuer ersetzen sollen, trocken die klagenden Elegien und Oden an Tugend und Religion, feucht endlich und wässrig die idyllischen Stillleben und Landschaftsgemälde. Die Neueren haben auch die Seelenkrankheiten in den Bereich der Temperamente gezogen, und ich überlass' es einem Jeden, die Grade der Tollheit, des Wahnsinns, der Verrücktheit und des Blödsinns in unsern lyrischen Gedichten aufzusuchen. Dass sich nun aber gegen solche Eintheilung wirklich Etwas sagen lässt, ist klar, nur muss man dabei umsichtiger zu Werke gehen, als der Rec., der damit zu widerlegen glaubt, wenn er z. B. in Elegien eben so gut ein sanguinisches als ein melancholisches Element findet, was man ihm zugestehen muss, wenn er unter Elegie Alles das versteht, was in Distichen verfasst ist. Man dürfe nach seinem Urtheil nur die Art und den Grad der Empfindung berücksichtigen, als wenn nicht eben in obiger Vergleichung dies der eigentliche Theilungsgrund wäre!

Wenn Menzel nach diesen Angaben von einzelnen Dichtern redet, und über den grösseren oder geringeren Grad des Wohlgefallens referirt, das er an ihnen empfunden, so beklagt sich der Rec. über einen Geschmack, der da Albernes und

Ungefälliges findet, wo er nun gerade und auch Andere sich ergötzen. Er sagt deshalb: »dabei liesse sich nichts thun, als den Geschmack des Verfassers bedauern, der von der treuen, herzlichen, heiligen Einfachheit ächt poetischer Empfindung nicht zum Wohlgefallen angeregt wird, wenn der Verf. nicht anderweitig bewiesen hätte, dass es mit seinem Geschmacke besser als mit seiner Wahrheitsliebe bestellt sei, und wenn es nicht wahr wäre, dass er der Lust durch Sonderbarkeit der Behauptung aufzufallen, selbst die richtige Erkenntniss zum Opfer zu bringen im Stande sey.«

Nun möcht' ich aber doch wissen, was Menzeln bewegen sollte, z. B. über Hebel sich tadelnd auszusprechen, wenn es hier nicht Geschmackssache wäre? und ich behaupte fest, dass nur an unnützen Redepomp Verwöhnte am Hebel Wohlgefallen finden können: oder soll die Naivetät bloss im Dialektischen liegen? Verlangt der Begriff einer Poesie, die auf reine Anschauung des Volks beruht, nicht etwas Anderes, als wenn's bei Hebel heisst:

Es wandlen in der stille dunkle Nacht
Wohl Engel um, mit Sterneblume b'chrönt
Uf grüne Matte, bis der Tag verwacht. —

Oder:

Her Mowgestern enanderno
In diner glitzrige Himmelstracht
In diner guldige Locke Pracht.

Wenn man solche Pretiosen, die da gerade in ihrer Unnatur sich zeigen, wo sie nicht dialektisch können ausgedrückt werden, für ächte Naturpoesie hält, wer kann es Einem da verargen, wenn er unsere Poesie als in sich überlebt ansieht?

Nachdem sich der Rec. über's Drama wieder

beifällig ausgesprochen, redet er vom Epos, und tadelt Menzeln, wenn er das Epos nur bei den mittelaltrigen Vorfahren ausgebildet finden will. Wie könne man, frägt er, Montfort und Eschinbach so unübertrefflich finden? Bei einer freilich anders zu stellenden Erinnerung wird Menzel gewiss kein Bedenken tragen, seine Behauptung auf die heidnische Sagenpoesie zurückzubeziehen, da er ja selbst nur im Volksthümlichen das Element des Epischen findet, das später freilich zum Kunstbewusstsein gelangt ist, und vom Interesse des Kirchlichen fast vorwiegend in Anspruch genommen wird. Was aber die namentliche Erwähnung gerade jener zweier Dichter anlangt, so erinner' ich den Rec. daran, dass die Grösse der mittelalterlich-christlichen Epik gerade in jener Unbedeutenheit des Dichters seinen Grund hat, und nicht die Ausführung, sondern nur die individuelle Aufnahme des Stoffs immerhin mit den gothischen Domen verglichen werden mag!

Höchst unüberlegt ist darauf die Frage, wie sich denn das Epos im Roman offenbaren solle, man könne dann wohl auch gar sprechen, das Trauerspiel fände sich im Schauspiel? Ich frage aber wiederum, ob dem Rec. die Begriffe der Sub- und Coordination nicht geläufig sind: denn wie Epos, Roman, Trauerspiel, Schauspiel auf einer Linie in regelrechter Proportion stehen können, seh' ich nicht ein.

Ganz charakteristisch ist bald darauf bei einer absichtlichen Verdrehung ein nothwendiger Missverstand. Menzel bezeichnet unsere Dichter im Allgemeinen als Verstandesdichter — dann müssten sie ja — folgert der Rec. — Alle didaktisch sein:

gerade so, als wenn die ersten Verkündiger des Evangeliums darum nicht können gottbegeistert gewesen sein, weil sie keine enthusiastische Oden gesungen haben!

Während sich nun die lange Recension bald ihrem Ende naht, wird auch ihr Verfasser immer kleinlauter, sei es, weil er von einem gewissen Etwas, das ihn unwillkührlich beim Lesen des fraglichen Buches ergreifen musste, sich nicht losmachen konnte, oder weil der vielleicht vorgeschriebene Raum sich seinem Ende nahte. Zuweilen springen wohl noch einige Böcke über den Weg, jedoch haben wir es auf sie gerade nicht abgesehen, wir begnügen uns, nur noch ein Curiosum anzuführen. Der Rec. meint nämlich, Göthe's Werther sei nur Kunstwerk, es sei hier ganz zu abstrahiren von einer moralischen Intention, obschon eben wieder das in ihm läge, dass er uns nur ein Beispiel zur Warnung aufstellen wolle!

Bei dem Capitel über Kritik unterschreibt der Rec. fast alles von Menzel Beigebrachte, nur hätten wir, wie oben, so auch hier gewünscht, es zeige sich nicht so sehr, wie gereizt und pikirt seine Persönlichkeit hervortritt, alles Zugestandene wird dann lästig und erregt Misstrauen.

Den Schluss des Ganzen macht ein gegen das Vorangegangene gewaltig abstechendes Lob, wenn zwar Menzel nur dem Witze fröhne und sein Ich überall durchblicken liesse, so verspräche er doch Einer unsrer ersten Kritiker zu werden.

---

Soll ich beide bis jetzt behandelte Kritiken einem allgemeinen Urtheil unterwerfen, so wüsste

ich eigentlich nur zwei Dinge, die von unsern Recensenten hätten können bemerkt werden. Damit fass' ich den Werth derselben kurz zusammen. Hr. Bach dürfte als Philolog nur Bd. II. S. 214 einen auffallenden Verstoss Menzel's gegen die Griechische Literaturgeschichte, Hr. Deinhardstein als Literat par excellence Bd. II. S. 192 den Irrthum gerügt haben, dass als Verf. des Siegfried von Lindenberg Miller und nicht Müller angegeben wird *).

Diese Kritiken haben wir eines Weiteren und Ausführlicheren aus Gründen besprochen, die oben angeführt dort nachzusehen sind, und darum zugleich, weil die anderen über Menzeln ergangenen Urtheile sich auf diese wesentlich zurückführen lassen. Sollte das hier über Menzeln Ausgesprochene Veranlassung geben zu weiteren Verhandlungen, so werden wir auf solche vielleicht zurückkommen können. Leser englischer und französischer Zeitschriften werden auch hier Anzeigen gefunden haben, die englische etwas animoser, die französische referirend. Kurz! gesprochen hat man genug, aber nur ex officio: und wenn jetzt ja irgendwo Menzel's Name sichtbar wird, so stellt man ihn mehr als literarischen Charlatan, auf jeden Fall als ein Warnungszeichen hin. Mit Neidesblicken lauert man, ob vielleicht Menzel im Literaturblatt irgend einmal eine Blösse geben könnte, um sel-

*) Irre ich nicht, so wiederholte Menzel neulich in der Anzeige des Leipziger Messkatalogs auf Michaeli denselben Fehler, machte ihn aber dadurch gut, dass er die nähere Bestimmung von Itzehoe hinzufügte.

bige sogleich den Freunden und Gevattern anzuzeigen.

---

Das Forum hat in dieser Antikritik sein Glaubensbekenntniss ausgesprochen, es wird dem Menzel'schen Literaturblatt, dessen Farbe und Gesinnung am nächsten stehen, jedem Einspruch aber, in so fern er sich als Resultat einer freien und unbefangenen Denkweise ankündigt, offen zu stehen kein Bedenken tragen. Das Ziel und Streben des Herausgebers besteht darin, dass in dem von ihm Ausgehenden das Forum vom Norden aus seinem süddeutschen Mitkämpfer die Hand reiche.

---

# Aufgelesenes.

In dieser fortlaufenden Rubrik wird der Herausgeber Spenden bringen aus der bunten Mappe seines Notizenmagazins. Nicht so, als könnte Einer, der in diese Polterkammer seinen Blick hineinwirft, zugleich auch einen Begriff von dem Wirrwarr haben und dem regellosen Treiben meines Geistes, auf einfache Lesenotizen und Curiosa ist es nicht abgesehen, wir wollen die Zahl der Lesefrüchte, die aus einer Hand in die andere wandern, nicht vermehren: darauf mag also Keinen das Schild Aufgelesenes hinweisen. Auch bitt' ich überhaupt, ja den Gedanken an ein Sammeln und Aufsuchen aufzugeben, es handelt sich hier wirklich um ein Lesen, um ein Aufgelesenes, das, um die Grobheit kurz einzuführen, durchaus nach der Analogie von — Aufgefressenes gebildet ist.

Der Herausgeber will sich hier nicht anders zeigen, als ein jeder Andere, der an Gedrucktes ohne viel Voraussetzungen herangeht, und zunächst nur seine Neugierde, seinen Wissenstrieb, seine Langeweile zu beschwichtigen beabsichtigt. Es kann keine friedliebenderen, ruhigeren Leute geben,

als solch unbefangene Leser, die in der Unschuld und Arglosigkeit ihrer Gesinnung wohl Jedem mit Freundlichkeit entgegenkommen, und sich fast aller Willensfreiheit gegen die Belehrenden und Unterhaltenden begeben.

Man hat viel verhandelt über die rechte Art, wie man zu lesen habe, und noch mancher schreibselige Landpastor lässt an die reifere Jugend seine liebevollen Ermahnungen über die wahre Weise Bücher zu lesen ergehen, und empfiehlt in väterlichen Räthen besonders den zur Universität abgehenden Jünglingen Gedenkbücher, Excerpten- und Notizenmethoden, was den ankommenden Unmündigen ein Docent der Hodegetik noch auf mancherlei Arten und Weisen zu erweitern versteht. Es ist aber wesentlich mit der Leseweise nicht anders beschaffen, als mit der Lautmethode. So wie das lallende Kind noch vom Jenseits her die letztere als die wissenschaftlichste von selbst anwendet, eben so bedarf's beim Lesen keiner weitern Unterweisung, und man lasse nur frisch und ohne Zwang die leselustige Welt an die Bücher herangehen, wir Deutsche sind mit ihnen so wahlverwandt, dass wir unsre Bekanntschaft gewiss auf die angemessenste Art einleiten werden. Wer eine dünne und feine Stimme hat, wird in einen klingenden Singsang sich hineinlesen, Anderer Stimmen setzen sich früh, und sie bekommen etwas Abgemessenes, oft wohl Stotterndes. Jene werden bald alle Noten vom Blatte singen können, und mancherlei auswendig, freilich nur in's Auswendige, lernen, sie streifen bei allen Dornbüschen vorbei und lassen jedem Distelkopf aus ihrem wolligen Haar eine Perücke dankbar zurück, ohne dass sie sich dabei

doch um ein Haar verändert fühlen: diesen Letzteren dagegen ist jedes Steinchen ein Stein des Anstosses, sie holpern und stolpern über Unschuldiges und Schuldiges her, arglose Rosen zerfetzen sie, weil sie einmal das Hundertblättrige nicht leiden können, und jedes Staubfädchen sie an Nebel und Verfinsterung erinnert. Jene möchten die ganze Literatur in einen grünen Einband mit Goldschnitt fassen lassen, Diesen sind die Bücher geheftet am liebsten, und wenn's hoch kömmt, entschliessen sie sich zu einem schwarzen Lederband. Ich kenne alte Leser, deren Herz wie Wachs durch jeden Druck und Buchstaben in eine andere Form geräthet, und viele junge, die jeden Bogen beriechen und bei jedem Satz eine Oppositionsstellung annehmen.

Wie leicht zu ermessen, möcht' ich mich keiner dieser beiden Manieren zugerechnet haben, und wenn ich auch bei fertigen Büchern wirklich zuweilen in die zweite Art ausarte, so les' ich doch Journale selten ohne fröhliche Laune, zumal wenn sie mir etwas länger nach ihrem Erscheinen zukommen. Die vorherige Annahme und Gewissheit, Dieser oder Jener kann Dir nichts Anderes vorbringen, seine Stellung verlangt so ein Urtheil, macht mir das Anstössige zwar nicht gleichgültig, schützt mich jedoch vor jeder exaltirten Aufwallung. Selbst die desperatesten Gegner, deren Schritte und Tritte wir zu bewachen haben, kommen mir in Journalen bei ihrer negligenten Unmittelbarkeit oft so zahm und solid vor, dass ich ihnen mit dem freundlichsten Lächeln gewöhnlich gern gewähre.

Unsre gegenwärtige Rubrik ist lediglich aus

dieser harmlosen Ansicht der vor meinen Augen vorbeisegelnden Zeitschriften entstanden, und sollte Jemand an diese friedliche Wohnung mahnender klopfen, so werd' ich selbst aus dem Fenster den Bescheid geben, die Herrschaft sei heut einmal nicht zu Hause. Und darum hab' ich auch in dem obenstehenden Titel die Zweideutigkeit hineingebracht, um den Meisten als ein Aufsammelnder zu erscheinen, und dem Angegriffenen nicht üble Stunden zu verursachen, was da unvermeidlich, wo's gerade ausschliesslich auf ihn abgesehen wäre. Freilich bleibt es für mich und die meine Theorien zu errathen sich die Mühe geben werden bei jener zweiten Auslegung, die darin ihre Ursach hat, dass Manches wohl hier und dort, um einen so gelinden Ausdruck zu gebrauchen, mich nicht ansprechen wird. In diesen Fällen nun will ich mir mein weiteres Recht nehmen, solch für mich Anspruchsloses von meiner Seite anzusprechen, welcher Anspruch zu einem förmlichen Aussatz nur da ausschlagen soll, wo hoffentlich noch immer Hülfe nicht vergeblich ist, und der Glaube, solche Krankheiten führten viel Schädliches und Ungesundes ab, mir noch die Bestätigung der menschenfreundlichsten Gesinnung geben wird.

---

Die vierzehnte Eule, die Hr. Gubitz im vergangenen Jahre nach Athen getragen hat, bringt einen Spiegel aus der Fabrik von Franz Horn, und früge sich, ob aus der Eulenspiegelei Etwas zu lernen. Es ist bekannt, wie Franz Horn es liebt, in Spiegeln sich beschaulich auszustellen, wie es überhaupt etwas Unerträgliches ist, wenn er

mit seinem unendlichkritischen Ich in den Gesellschafter und in die Blätter für literarische Unterhaltung hineinfährt, und dem Deutschen Publikum anzeigt, was für einen Eindruck dies oder jenes Buch, das auch er gelesen, auf ihn gemacht hat. Vor nicht langer Zeit hat er sogar Tiecken an den Zufall erinnert, dass im Westen — oder in Deutschland? — es einmal nur zwei Gelehrte gegeben habe, die Chinesisch — oder was weiss ich, verstanden hätten, und wie in gleicher Weise er und Tieck fast die einzigen Kenner Shakespeare's wären. Diesmal ist es nun freilich nicht Er, der vor dem Publikum seine Toilette macht, sondern Andern hält er einen Spiegel vor, der zwar gerade nicht ungeschliffen ist, — wie könnte Franz Horn ungeschliffen sein? — doch aber nicht aus blankem Metall, sondern nur zerbrechlichem Glase gefertigt ist, was aus dem hinten herauf und herunterdämmernden, unbestimmten Quecksilber leicht zu erkennen.

Hätte Fr. Horn seinem bewährten Mittel schnell berühmt zu werden seinen Namen nicht untergesetzt, wir würden ihn als Verordner dieses Receptes leicht erkannt haben. Vor Andern hatt' ich nämlich den Zufall voraus, der mich als das eigentliche Stichblatt jenes Aufsatzes keinen Andern kennen lernen liess als W. Menzel. Dass aber da Alles auf Menzeln gehen konnte, zugleich aber auch nicht — was bürgte mehr für die Hornsche Autorschaft?

Menzel hat von Franz Horn im Literaturblatt doch recht böse Dinge ausgesagt; und weil nun diese pikante Charakteristik gemacht hatte, dass F. H. durch ganz Deutschland ausgelacht wurde, so

nannte man das grob und ungehobelt, und der Urheber dieses Gelächters hat dafür von zwei Seiten herhalten müssen. Ein Femininum und ein Maskulinum gab man ihm auf. Das Erste konnte er schon recht brav dekliniren, das Letzte ist ihm gewiss im Strom anderer Ephemeren verschwommen.

Ihm, den Tieck seinen Meister nannte, den auch Schlegel kannte und noch Andere, ihm wagst Du Menzel, so zu begegnen! sieh, Du hast Alles; aber Eins fehlt Dir, Liebe, christliche Liebe!

So sang in einem Privatgedicht den lieblosen Kritiker eine Dame an, die Gedichte auf Franz und Rosa Horn herausgegeben hat — hat herausgeben lassen.

Von männlicher Seite kommt Franz Horn selbst angezogen, aber um den Berg herum. Wer berühmt werden wolle, müsse jetzt behaupten, man brauche sein Vaterland nicht zu lieben, Miltiades und Epaminondas seien thörichte Phantasten gewesen, Tiberius ein gefühlvoller, menschenliebender, weiser Fürst, Nero ein grosses poetisches Genie, nicht Kain habe den Abel, sondern Abel den Kain erschlagen, nicht die Griechen hätten Troja, sondern die Trojaner ganz Griechenland verbrannt, nicht Hannibal habe bei Cannä gesiegt, sondern die Römer: um nun als Beurtheiler der deutschen Literatur, von der die Deutschen so gern erzählen hören, heut zu Tage noch berühmt werden zu wollen, müsse man nicht mehr mit solchen Urtheilen, wie: Klopstock sei nie einer wahren Begeisterung fähig gewesen, Lessing ohne alle poetische Anlage, von Gerstenberg, Ramler, Gleim könne gar nicht mehr die Rede sein, angezogen kommen, sondern frischweg hinstellen, Lessing sei auch kein rechter

Kritiker gewesen. Bei Göthe helfe auch nicht mehr das pseudo-fromme Seufzen über seinen realistischen Tic und sein plastisches Heidenthum, selbst nicht mehr das Schimpfen über die »Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit,« man würde wohl am Besten einen Mittelweg einschlagen, wir sprächen ihm alle Tiefe und Grösse ab, versicherten aber mit gnädiger Milde, er habe denn doch ein leichtes Talent und könne sich allenfalls mit irgend einem ziemlich angenehmen, melodiösen doch oberflächlichen Componisten messen. Franz Horn steht dafür, es wird Leute geben, die dann ausrufen: »Der Kerl hat's getroffen!« Und wie wär's, — füg' ich hinzu — wenn Einer aufträte und behauptete, Franz Horn habe zwar einigen Geschmack und eine anziehende Darstellungsweise, sei aber in seinen Urtheilen weder kalt noch warm, Ja sei bei ihm Nein, und Nein Ja, und obschon er weder Fisch noch Fleisch, habe er doch sein wahres Element am Wasser? Sollt' ich wohl dafür stehen können, dass es Leute geben wird, die dann ausrufen: »Der Kerl hat's getroffen!«? Franz Horn appellirt an's deutsche Publikum, einem Schriftsteller wollt Ihr hören, der Deutschland verachtet und schmäht! Sollte wirklich bei Euch ein solches Schimpfen gefallen, selbst das leerste, rohste oder wüthendste?

In der That, so grobe Manieren gefallen uns nicht — und Franz Horn ist wieder zu Ehren angenommen in der Weise, wie es folgt, dass, weil heute Aschermittwoch, der Löwe ein grimmiges Thier ist.

Das war von Franz Horn ein bewährtes Mittel schnell berühmt zu werden.

In No. 91 des Seebodischen Archivs 1830 beurtheilt Hr. Dr. Gräfenhan von Mühlhausen die Wachler'sche Schrift: Ueber Werden und Wirken u. s. w. folgendermaassen:

Die Schreibart des berühmten Verfassers hat:

1) orthographische und grammatische Eigenheiten,
2) viele neue Wörter,
3) unerwartete Beiwörter, wobei der Rec. mit Schüchternheit und Scheu Einiges zu bemerken wagt.
4) Perioden, zwar fortgesetzt wie bei Cicero, aber auch
5) gedrängt wie bei Thucydides und Tacitus, kräftig wie bei Johannes von Müller und J. H. Voss.

Dies über die Sprache! In Hinsicht der Ideen giebt es nun beim Rec. zuerst einen Hieb auf den hyperorthodox-sophistischen Fr. Schlegel, dann in Folge eines Wachler'schen Hiebes Folgendes:

»Das sind doch einmal Worte eines Mannes, der so lange her immer nur vorwärts sah, und nun noch immer nur vorwärts sieht! Wie viel Sechsziger können sich wohl mit ihm vergleichen? Nur bei ihm waltet nicht schmeichelhaft bequeme Selbsttäuscht vor!«

Nach fernerer Inhaltsangabe heisst es:

»Und nur wie ein matter Schatten schliesse sich hier die Meinung des Unterzeichneten an: Die Ohnmacht unserer jetzigen Poesie ist die nothwendig schnelle Folge 1) der überall streng angeordneten und ausgeführten Schulstudien, Abiturienten- und Amtsprüfungen, 2) des seit 1813 eingetretenen engeren Verbandes der gesammten Deutschen Staaten. Wie einst der sel. Bouterweck sagte: je mehr Polizei, desto weniger Romantik; so auch mit der Poesie. Hätten

Klopstock, Göthe und Schiller, — deren Leben wir recht gut kennen — während der Universitäts- und Schuljahre statt sich auf's Steckenpferd der Dichtkunst zu schwingen, stets auf der Bank des Auditoriums oder zu Hause in Besorgniss brodlos zu bleiben, stets hinter Heft und Compendium gesessen, so wären sie offenbar nicht geworden, was sie uns sind, wie denn so bereits in manchem andern Lande nur Adliche und Reiche als Dichter auftreten. Einst harmonirte mit dem Schulschlendrian der politische; ihm verdanken wir den Druck eines Wilhelm Tell, Don Carlos (Posa), Fiesko, Egmont, und gewisse Stellen in Kabale und Liebe, welches letztere Stück der junge Schiller nach jener Flucht in seinem Asyle dichtete, wie sich dergleichen jetzt schon nicht mehr möglich machen liesse. Ist nun eben um des Vortheils und Bessern willen alter Schaden und altes Uebel nicht zurück zu wünschen, so steht in diesem Bezuge auch wenig zu erwarten, um so weniger, als vielleicht da und dort die im Finstern schleichende pietistisch verketzernde Partei, die nie der freien Dichtkunst hold war, ihr Haupt auch unter den Protestanten erhebt, die doch bis jetzt fast einzig und allein der deutschen Nation zu so hohem Kredit auf dem litterarischen Weltforum verholfen haben. Sapienti sat.«

---

Der neun und vierzigste Band der Wiener Jahrbücher enthält von H. W. eine Kritik des Wagner'schen Organon's.

Wenn wir uns auch gänzlich ausser der Wagner'schen Philosophie befinden, so ist es doch ein Leichtes, jene Beurtheilung, oder vielmehr Anzeige, als höchst verwerflich und in jeder Rücksicht un-

bedeutend darzustellen. Es müsste denn in ihr der einzige Werth der sein, dass Einer, der sie gelesen und nicht vergessen hat, gleich einen Ort bei der Hand hat, auf den er verweisen kann, wenn er die gewöhnlichen Vorwürfe und den Tadel der neuern Entwicklung deutscher Philosophie einmal aus ihren Quellen erwähnen will. Durch jene neunzehn Seiten herrschte eine so seichte Schülerhaftigkeit, dass man wahrlich die Furcht nicht nöthig hatte, es möchte sich hier vielleicht eine gründliche Widerlegung vorfinden. Dafür durchgängig fast Nichts, als das Eingeständniss der völligsten Impotenz, statt Wagner's scharfsinnige Entwickelung der einfachsten mathematischen Begriffe zur tetradologischen Erkenntnissweise irgend wie und wo anzugreifen, Nichts als eine den Raum füllende Invektive gegen die Naturphilosophen.

Wagner stellt als Ziel hin, dass die Mathematik philosophirt werden müsse — der Rec., vermuthlich ein Arzt oder Mathematiker, ruft aus: Archimedes, Apollonius, Euklides, Kepler bis Lagrange — ihr bejammernswürdigen Menschen, die ihr schon sechstausend (?) volle Sonnenjahre nach der jüdischen Zeitrechnung im Finstern tappt, und die Schätze nicht sehet, die zu Euren Füssen liegen! — Gleichsam als — Ihr sollt erst belehrt werden von einem Wagner, einem Manne, der zu meiner Zeit lebt, das isst und trinkt, was ich esse und trinke, so gekleidet geht und steht, wie ich, den ich ja sprechen und der mir möglicherweise eine Prise Taback anbieten könnte! Philosophie will er ergehen lassen über ein Kleinod, »auf welches der menschliche Geist mehr, als auf

alle seine übrigen Eroberungen in dem Reiche der Wissenschaft, gegründeten Stolz zu nähren Ursach hat. So weit die Geschichte der menschlichen Kultur zurückreicht, so weit reicht auch das Andenken an diese erste, ja an diese einzige, wahre Wissenschaft zurück, und wie sie von den ältesten Völkern der Erde aus ihren ersten Keimen entwikkelt wurde, so steht sie noch jetzt nach Tausenden von Jahren, unverändert da, bereichert zwar und vervollkommnet durch die vorzüglichsten Geister aller Zeiten und Nationen, aber ihrem Innern, ihrer Wesenheit nach, noch immer dieselbe. Mit staunender Ehrfurcht betrachten wir das feste, hohe Gebäude, dieses wahre, unvergängliche Monument des Menschengeistes, das allen Stürmen der Jahrhunderte trotzt, und an dem hoffentlich wohl auch die eitlen Bemühungen unsrer heutigen Philosophen, wie die Wogen an den Felsen im Meere sich brechen und keine Spur ihres pygmäischen Unternehmens zurücklassen werden. Was uns von dieser Wissenschaft aus dem grauen Alterthum von Archimedes, Apollonius, Euklides und Andern überliefert worden ist, das haben die ausgezeichnetsten Geister der folgenden Jahrhunderte, das hat Kepler, Newton, Euler, Laplace, Lagrange dankbar angenommen; ohne daran ändern zu wollen oder auch nur zu können, haben sie sich begnügt, die Sache selbst durch ihre Kraft nur weiter zu führen, und das grosse Gebäude, dessen Erhabenheit auch sie bewunderten, und an dessen Festigkeit Keiner von ihnen zweifelte, in einzelnen Parthien desselben weiter auszubauen, es kleinern Geistern überlassend, die zuweilen auch unter den Pseudomathematikern sich erheben wollten die Ba-

sis des grossen Baues zu untersuchen und bessre Stützen für das nach ihrer Meinung den Einsturz drohende Haus zu finden.»

Und noch einmal, diese Wissenschaft will Wagner philosophiren! hat als Student in Göttingen schon daran gedacht! Wie unwürdig für diese Wissenschaft — dass in den einfachsten Compositionen von Punkten und Linien die Gesetze der Erkenntniss und des Weltzusammenhanges liegen sollen! Wie entwürdigend für diese Wissenschaft!

Historisch merkwürdig ist die Notiz, dass nach zwei Jahrtausenden unsre deutsche Sprache todt sein und nur noch in den Schulen der Caraiben und Hottentotten gelehrt werden wird, und — Schelling und Hegel, was werden die Hottentotten zu Euch sagen?

---

«Und was zeiget die neuste Geschichte der Philosophie, sogar bei den Heinroth und Eschenmayer, wie bei Windischmann und Fr. Baader, ja sogar bei Hegel in Berlin?«

Also jammert Jemand im Hesperus 1830. 152 auf Veranlassung der ersten Nummern der vorjährigen Eos. Die Eos — die rosenfingerige Eos — sollte man nach gewissen Charakteristiken nicht glauben ihre Hände seien in Blut getaucht? Blutig leuchtet sie auf im fernen Osten, — oder ist es das verpapirte Morgenland, eine Jesuitenkappe auf dem Haupte — auf der Glatze? Ist es das Vollgesicht eines Priesters, der nebelhafter Nacht entsteigt? Was hat man doch für eine fieberhafte Vorstellung von dieser Eos, aus der ein unbefan-

gener Mensch Nichts ersehen kann, als des Verlegers grösste Verlegenheit wegen Füllung des Raumes. Oder hält man die Verse des Hrn. Alois Meier, Cand. philos., für ineinander gewundene Giftmolche? Und wer darf einen Katholiken deshalb zur Rede stellen, dass er für den Glauben seiner Kirche ficht, dass er mit edler Entrüstung daran erinnert, welches in Bayern das überwiegende Bekenntniss ist? Ein solches Ansinnen kann selbst die Theilnahme eines Protestanten, der wohl weiss was eine vertheidigte Herzens- und Geistessache ist, für seine Gegner erregen; was kann empörender sein, als Annihilirung in Dingen, wo man sein altes und natürliches Recht hat! Will die Eos einen kirchlichen Katholicismus, wer giebt andern Bekennern dieser Confession Berechtigung, sie mit der stereotyp gewordenen Bezeichnung als der im Finstern schleichenden kenntlich machen zu wollen? Und wo zeigt sich in diesen durchaus katholischen Aussprüchen Euer verkappter Jesuitismus, den zu bezeichnen Ihr alle Synonyma von schwarz und grau aufbietet?

Eine auffallende Erscheinung war es, dass im Anfang des verflossenen Jahres aus der katholischen Eos eine protestantische wurde. Unter der Redaktion des Dr. Herbst, der Manchen vielleicht von anderswo her schon bekannt sein wird, sprachen die ersten Nummern des vergangenen Jahres in einem ehrenfesten Tone eine lobenswerthe Gesinnung aus, und nur der Mangel an Unterstützung mochte Schuld daran sein, dass sich des schon einmal Ausgesprochenen zu Viel wiederholte. Diese Richtung wurde in jenem Hesperus-

aufsatz als lutherscher Jesuitismus bezeichnet.

---

Man hat schon öfter sich darüber beklagt, dass in den Blättern für literarische Unterhaltung die Frauen, statt Strümpfe zu stricken, für männliche Autoren kritische Schicksalsfäden spinnen. Dieser Missstand scheint zur Vermeidung weiteres Missverstandes einen Recensenten, der sich in der Jenaer Literaturzeitung zuweilen hören lässt, bewogen zu haben, sich mit Vir zu unterzeichnen. Bei Gelegenheit der dramaturgischen Skizzen von Halirsch (830. p. 87) sagte Dieser, er fände da Nichts zu tadeln und fuhr also fort:

»Jener Dichter entschuldigte sich damit, als man ihm vorwarf, sein Vers habe einen Fuss zu wenig, der folgende habe einen zu viel, und so gliche sich's aus, und darum meint Rec. bald auf Werke zu stossen, die so viel Rügen zulassen, dass sie, was hier unterbleiben musste, mit übertragen werden.«

---

In No. 89. der Jenaer L. Z. 1830. lesen wir eine Recension von L. L. (Lobegott Lange?) über Dr. Braubach's Schrift: tiefstes Denken und höchstes Gefühl. Giess. 1829. Ganz missverstanden hat der Rec. folgende Stelle:

»So wie in der sittlichen Unvollkommenheit, in dem Gefühle für das Edle eine höhere moralische Weltordnung sich eröffnet, so schliesst sich in der intellektuellen Unvollkommenheit eine andere Welt und Ordnung unsrem Blicke, und der Schleier selbst, den wir zu heben nicht vermögen, ist schon Heiligthum.«

Dem Rec. kam es unbequem an, gleich einzugestehen, dass jene Zustände der sittlichen und intellektuellen Unvollkommenheit eben keine andern sind, als in denen er und wir Alle gehen und stehen: und wenn er einwirft, das Bewusstsein sittlicher Unvollkommenheit setzt die Idee sittlicher Vollkommenheit voraus, und aus dieser, im Verhältniss zur äussern Beschränkung in der sichtbaren Ordnung der Dinge, nicht aber aus der sittlichen und der intellektuellen Unvollkommenheit zunächst, gehe der Glaube an eine höhre Ordnung hervor, so will der Verf. nichts Anderes, als nur dies: in dem Zustand der sittlichen und intellektuellen Unvollkommenheit, der doch der unsrige ist, giebt es zunächst nur ein Gefühl für das Edle, und sehen wir nur den Schleier, der die höhre Ordnung umhüllt; aus diesem Standpunkte kommen wir zu der Vollkommenheit in der Weltordnung, Etwas, das als absolut über uns hinausliegt.

---

Ein närrisches Produkt ist (Blätter für l. U. 1830. n. 186. 187.) die Anzeige der Köthe'schen Auswahl aus Melanchthon's Werken. Wer es lesen kann, ohne von Herzen zu lachen, muss fähig sein es in einem Bilde festzuhalten. Der Rec. selbst (86) muss nothwendig zuerst gelacht haben, ich kann ihn mir nicht anders denken, als wie er mit fröhlichster Gemüthlichkeit sich seinen wackelnden Bauch hält. Man lese nur jenen Aufsatz und sehe, wie er in beständigen Kreisen herumwalzt und die sechs Bände jener Ausgabe im-

mer mit, während Hr. Brockhaus als Redakteur dort und Verleger hier dazu aufspielt. Jenes Capitalmännchen, das alle seine Gleichnisse von Gold und Edelstein hernimmt, wiederholt in der anspruchslosesten Gutmüthigkeit fünfmal das, was er schon fünfmal vorher gesagt hatte, und dabei scheint er mit seinem seelenvollen, herzlichen Wie gesagt ein so närrischer Schalk zu sein, dass man zu ihm hingehen möchte, ihn umarmen, sich eine Pfeife bei seiner lieben Frau anzünden und von alter Universitätszeit mit ihm plaudern. Wir würden uns vergnüglich ansehen und freudig ausrufen: Dächte doch Alles, was recensirt auf dieser Erden, so wie wir, wie würd' es besser werden!

---

Halt! sagte ich bei No. 180. der vorjährigen Dresdner Abendzeitung — jetzt wird's kommen, Du wirst hinfort die Vespertina nicht mehr des Abends zur Einschläferung zu lesen haben, die süsse will jetzt Vormittags studirt sein. Als Ueberschrift einer längern Notiz las ich nämlich: Zwei altdeutsche Bibelübersetzungen vor Luther. Welche mochten das sein? — keine andere als Otfried's Evangelienharmonie und — ein Versuch aus der Vulgata die Bibel zu übersetzen von einem Ritter Rudolf von Hohenems. Wenn aber nur die sonst über diese beiden bekannten Denkmäler beigebrachten Notizen richtig wären! Da kann man aber aus jedem Grundriss zur deutschen Literatur dem Hrn. — r sieben der gröbsten Fehler nachweisen, was ich nicht weiter ausführen will. In einer mitge-

theilten Probe und Uebersetzung wird der Imperativ wis (sei) mit wie übersetzt *).

---

Ehemals war es an der Tagesordnung, über Verpflanzung ausländischer Dinge auf unsern heimischen Boden jämmerliche Klagelieder anzustimmen, jetzt sind wir darüber schon hinaus und geben wohl kaum zu, dass Uebersetzungen, Nachahmungen, Bearbeitungen ausländischer Geistesprodukte mit ehemaliger Nachahmung des französischen Geschmacks zu vergleichen seien. Aber ich kann in der That nicht begreifen, warum jetzt jeder Plunder wieder übersetzt wird? Aus England, Frankreich, Italien, Schweden kömmt alles Mögliche zu uns herüber, was lieber drüben geblieben wäre. Lassen wir Jouy und Scribe, was nützt uns die unpoetische Wortmacherei der Herren Mery und Barthelemy! und mögen es vier, fünf Verse sein, die Tegner aufgesetzt hat, so setzt sie uns Hr. Mohnike herüber über die Ostsee nach Deutschland, wo wir Dichter genug so gut wie Tegner haben, und nach denen kein Mensch frägt. Da kündigt sich in No. 190 und 91. der Blätter für lit. Unt. eine neue Uebersetzung eines Produktes von Atterbom an: Die Insel der Glückseligkeit. Ein Sagenspiel in fünf Abenteuren (?).

Nun sage mir zuerst Jemand, was ist ein Sa-

---

*) Für Kenner altdeutscher Literatur die Nachricht, dass von Rudolfs Chronik wiederum ein sehr schönes Manuskript zum Vorschein gekommen ist.

genspiel? Ich kenne Trauer-, Lust- und Schauspiele, kenne auch kühnes Wagespiel, Recken- und Degenspiel, und ein undankbar vergessenes Studentenspiel — aber ein Sagenspiel? Die Dichtung ist ausgezeichnet, wie der Verleger Brockhaus sagt, durch mannichfache Schönheiten. Und ich kann mir wohl auch denken, wie manche Leute bewunderungstoll sein werden.

Man denke sich einen König und neben ihm ein sagenhaftes Wesen, so einen Shakespeare'schen Ariel, einen Zephyr: sie fangen schon damit an schlafen zu wollen, halb verschlafen faseln sie eine Unmasse Poesie zusammen, und schlafen zuletzt wirklich ein. Die Sprache ist so pretiös, so kostbar, dass man gar nicht weiss, wie man mit ihr umgehen soll, wie sie anfassen, ohne mit den reinsten Händen sie zu beschmutzen, man muss treten, als tanzte man einen Eiertanz: bei jedem Verse gilt es, sich erst ein Veilchen zu besinnen: eine wahre Kunstausstellung von Bildern, eins immer kostbarer als das andere, das duftet und blühet so glühend und sprühend in Blumen und Blüthen, da kosen die Rosen mit Westen so linde, so leise wie Seide am Winde. Botanik müsste man studiren, um jene Hokuspokusexperimente mit einem Mädchen, die eine Rose ist und auch keine zu verstehen, es geht hier noch viel duftiger her, als in Schulzen's Bezauberter: in der Furcht selbst zu einem Winde, zu einem parfum zu werden, muss man zum Fenster hinaussehen. Bei all dieser Südensgluth spricht plötzlich der Fürst:

Ich habe
Gelobt, aus Pflicht zu leben nicht aus Neigung,
Ich steh' ein einsamer Gedank' im Volke;

Und dieses Volk ist mir auf gleiche Art
Nur Sammlung von Begriffen, die nach Regeln
Ich mich, so gut ich kann zu ordnen mühe.

Wessen Nase zum Schnupfen geneigt ist, muss dergleichen nicht lesen, wo man von Spitzbergen aus in einem Striche nach den Campanerthälern sich versetzt sieht, aus dem Schnee spriessen hier die schönsten Lenzesrosen.

Was sagt man aber zu folgender Stelle:

Zephyr.

Zu Bett? Und auf dem Fels, dem Eise lagst du (nach dem Ausdruck vorangegangener Hyperbeln)
Wie viele Fuss hoch überm Wasserspiegel?

Astolf (etwas ungeduldig).

Bedenk doch, bester Freund, ins Himmels Namen,
Dass dieser Fels nur ein bildlicher Ausdruck
Und eben so das Eis; eine Metapher
Womit in Menscheneed' —

Zephyr.

Aha! Schon gut!
Das sollst du morgen mir erklären noch!
Ich war so bang, du stürbest auf dem Felsen!
Doch fahr in der Erzahlung fort. Du schlossest:
»Ich müd und düster mich« —

Astolf.

Zu Bett begab — ! *)

---

Jedes Verhältniss mag den Autor und das Publikum verbinden, es wird immer das der Liebe,

*) Möge die Uebersetzung sich verschen, dass sie durch unnöthige Verzierung und Politur nicht einen Theil der Schuld tragen muss. Etwas Neues ist: ein hochgewachsener, waffenzierter Mann. Der Uebersetzer heisst H. Neus.

sei's glücklicher oder unglücklicher sein. Mancher junge Schriftsteller glaubt, die angebetete Dame werde ihm schon bei jedem Wort, das ihm entfährt, um den Hals fallen und den Mund küssen, der so Schönes gesprochen: selbst wenn er schmollt und zürnt, thut er es mit einer gewissen Zärtlichkeit, gleich als könnte ein Händedruck, ein Blick des schmachtenden Auges Alles wieder gut machen. Andere Autoren buhlen gleichfalls um die Gunst des Publikums, schlagen aber einen andern Weg ein; sie verachten scheinbar die Angebetete und ignoriren auf's Schneidenste: um alles Skandal zu vermeiden, besuchen sie die Herzenskönigin nur bei Nacht und ergreifen in öffentlicher Gesellschaft jede Gelegenheit ihr Missfallen zu äussern. Das lass ich mir nun immerhin gelten, wenn ein Schriftsteller auftritt, seine eigene natürliche Nacktheit vorzeigt, und darauf ausgeht, dass man in ihn sich verliebe; anders aber ist es, wenn Einer von bestimmten Disciplinen spricht, und da nun gar thut als habe sich die ganze Welt gegen seinen fraglichen Gegenstand verschworen, und als müssten ihm die ausgesuchtesten Künste der Verführung erst zu seinem Ziele verhelfen. Das sind so von den Kathedern herab die, Gott sei Dank, immer seltener werdenden Einleitungen über Nutzen und Zweck, cui bono.

Herr Hachmeister von Hameln, aus welcher Stadt der Rattenfänger die Kinder bekanntlich längst entführt hat, bringt uns als Empfehlung zu einem Werk über nordische Mythologie in der Schulzeitung, 830. Abth. II. 62. einen Aufsatz: Werth der Mythologie überhaupt und der nordischen insbesondere, vorzüglich im Vergleich zur Griechischen

und Römischen. Er beginnt mit einem ersten Blick, bei dem es unbelohnend, überflüssig und unnütz scheinen könnte, Mythologie zu treiben. Damit hat man denn genug für mehre Spalten, auf denen dies Thema durchgearbeitet wird. Mit Windmühlen, als wären es Ritter, zu kämpfen, ist Don Quixotisch. In aller Welt, welcher vernünftige Mensch ist denn so scheusslich ergrimmt auf Mythologie? Höchstens doch wohl nur die jungen Mädchen auf den Schulen, die ihre Pensa aus ihr zu lernen haben! Man kann sich denken, wie bei solchem Angriff die Defensive gestellt wird, Mythologie wäre doch gar angenehm, Dichter und Künstler könnten aus ihr schöpfen und dergl. Bei der Nordischen Mythologie will der Verf., der von dem Ansich keine Idee hat, zwei Extreme vermeiden, er will sie nicht zu gering und nicht zu hoch anschlagen. Dass wir ferner als Deutsche der Griechischen Mythe für die Dichtung entsagen können, lässt sich etwa hören, aber dann nicht, wenn wir dafür die Nordische in Kauf nehmen sollen, die nach dem Verf. unser Nationalgut ist. Behüt' uns aber Gott vor aller Bardenwuth, vor hochstolzenden Barditen, Walhalla und Wingolf. Ein ächter Kenner wird wahrlich den Werth der Nordischen Mythologie zu schätzen wissen, ihn aber gewiss nicht ausser ihr finden *).

---

Im Seebodischen Archiv 830. 8. ruft ein D. (ohne?) von Kopenhagen Zeter über Niebuhr

*) Beiläufig gefragt — was meint der Verf. darunter, dass die prosaischen Römer aus eigener Kraft sich keine

und Brandis. Nun wär' es weit gekommen — hätte man es ahnen sollen, ein Niebuhr, ein Brandis! Jener wagt es, den Plato und Xenophon, Dieser den Sokrates anzugreifen. Wär's möglich, ein Plato, ein Xenophon, ein Sokrates, sollten nicht gute Bürger gewesen sein! und abermal, ist's möglich, dass nach ihnen noch eine vernünftige und höhere Weisheit hätte aufkommen können! »Wer da sagt, das Christenthum geht unter, ist Ketzer — d. h. einer der Unsrigen; denn wer nähme sich nicht der Ketzer an — wer aber sagt, Sokrates gehe unter, ist ein Thor. Ohne Sokrates keine Staaten, kein Krieg (?), keine Kunst, keine Gelehrsamkeit!« u. s. w.

---

In einer Rede, die Hr. Schneller hielt, als die Gesellschaft zur Beförderung der Geschichte das Geburtsfest des Grossherzogs von Baden in öffentlicher Sitzung feierte, und die nun auch im Juniheft der Pölitzschen Jahrbücher 1830. abgedruckt zu lesen ist, zieht der Redner die Abstraktion des

---

Mythologie hätten schaffen können? Einer, der über Nord. Mythologie schreiben will, sollte in der altrömischen Götterwelt heimischer sein! Ferner musste er Herders Fehler verbessern, wenn dieser sagt: »Bemerke die Huldgestalten der drei Schicksalsnornen in Vergleich zu den drei gräulichen Parzen!« Ob die nordischen Jungfrauen gerade Huldgestalten zu nennen wären, ist Geschmackssache, so viel aber weiss ich, dass die Griechischen Parzen nicht gräulich waren; nur wer an sie nicht mehr glaubte, die Römer (z. B. Catull) schildern sie wohl als triefäugige Weiber und Makbethshexen, die Griechen kannten sie nur als Huldgestalten.

Zeitgeistes durch alle Höhen und Tiefen der staatlichen, kirchlichen, wissenschaftlichen Gegenwart hindurch. Er, der in Schiller und Kant seine Ideale findet, kömmt S. 505 auch auf die Philosophie, wo er in seiner Weise so spricht:

»Die Philosophie, diese Königin der Wissenschaft, weil sie eigentlich das Wissen schafft, suchte und besass seit Locke in England, seit Condillac in Frankreich, seit Kant in Teutschland, Anwendbarkeit im Leben und Wirken auf eine höchst wohlthätige Weise. Aber dies scheint sich bei uns zu wenden (seit Kant in Teutschland!); denn Schelling fragt spottend in seinen Vorlesungen über Methode des academischen Stud. (gehalten 1802.) S. 19: »Was mag das für ein Wissen sein, welches sich zum Handeln als dem Zweck verhält!«

Konnte Hr. Schneller bei dieser Frage stehen bleiben, so hat man anzunehmen, er wird Schelling's erste Vorlesung im bezeichneten Buche wohl gelesen, aber nicht verstanden haben. Was hernach noch von Hegel vorkömmt, ist die alte Leier von der Sprache, die wir weiter nicht rühren wollen.

Wenn ich Hrn. Schneller hier und da in Zeitschriften antreffe, so freu' ich mich, dass man freisinnigen Leuten nicht den Mund verbietet, les' aber das, was er vorbringt, sehr ungern. Sein ganzes Wesen, diese liberale Manier, dies Reformgeschrei, und vor Allem die geschraubte Art des Vortrags missfällt. Ueberdiess ist es ewig der alte Kram, der schon zehnmal vorgebracht uns in einer Rede oder sonstigen Form wieder vorgetischt wird. So mit einem Fluge wird ganz Europa durchflogen, der Zustand jedes Staates in drei Kern- und Ste-

reotypphrasen referirt. Ein Beispiel lästiger Gedehntheit und Zerworfenheit giebt z. B. jener ganze Aufsatz, den wir eben erwähnten, und als höchst bezeichnend für den hohlen Stil mag dies gelten. Statt zu sagen: Oestreich hat in allen seinen weitgetrennten Theilen eine edelmüthige Treue bewiesen; lässt er sich S. 495 so aus:

»Das Kaiserthum Oestreich hat in seinen neun Königreichen, in Ungarn und Böhmen, in Lombardei und Venedig, in Croatien und Slavonien, in Illyrien, Dalmatien und Galizien, so wie in seinen neun Hauptgebieten in Innland und der paradiesischen Steiermark, in Kärnthen und Krain, in Tyrol und Salzburg, in Mähren, Siebenbürgen und der weit ausgedehnten Kriegergränze eine edelmüthige Treue bewiesen.«

Soll dies rhetorische Individualisirung sein? oder ist es nicht vielmehr für verfehlten Redepomp gemissbrauchte nur geographische Exposition, die den Freiburgischen Geschichtsforschern beleidigend, wenigstens lästig vorkommen musste?

Hr. Schneller, Professor der Philosophie, stellt im dritten Heft der Neusten politischen Annalen S. 70 als Extreme hin: Uebermaass und Maass, Widernatürlichkeit und Natur, Unsinn und Sinn, Willkür und Wille. Hier solle auch das les extremes se touchent gelten. Wer also Maass, Natur, Sinn, Wille hat — der befindet sich in dem Extrem!

Ich habe Chateaubriand's Geist des Christenthums nicht gelesen; sollte er aber wirklich, wie Herr Schneller im zweiten Heft jener Annalen S. 85 beifällig berichtet, constitutionelle Monarchie und Christenthum deshalb parallelisiren, weil dieses die Menschen durch seine Lehren und For-

men vielfältig bei Geburt und Tod an die Gleichheit erinnert, so hat Chateaubriand ärger gehandelt, als unsre Sekundaner, in deren possierlichen Aufsätzen oft der leidigen Trichotomie wegen solche Zusammenstellungen und Deduktionen zu lesen sind.

---

No. 147. der Dresdner Abendzeitung 1830. enthält Folgendes:

Schulmeisterwürde.

Geht doch hinaus, ihr Herren, auf's Land,
Seht dort einen wenig geachteten Stand:
Ich meine die armen Schulmeister draussen
In muhsamer Arbeit und ärmlichen Klausen,
Sind mehr werth als all' Euer vornehm Leben,
Ach! möcht's doch viel brave Schulmeister geben!

Eduard Kohler.

---

Jahrhunderte vergingen, ehe Rom Republik und Monarchie durchmachte, schon kürzer währte es in der Geschichte Frankreichs, aber gar zu kurz machen es sich die patriotischen Communalgardistenlieder aus Dresden, wo eines Sonettes erste Vierlinge hereinstürmen mit Jakobinergeschrei und und rothen Freiheitsmützen, dann aber immer zahmer werden und abendlicher, d. h. abendzeitunglicher. Thränen und Sehnen muss sich auch hier wiederfinden, und in den letzten Zweilingen fliessen wirklich die puren loyalen Thränen, und wie es in der Wirklichkeit geschah, so enden auch

diese zeitgemässen Lieder mit Illumination und dreimaligem Hurrah nebst unterlaufendem Vivat. Ja, ja, komm jetzt Einer den Dresdnern, sie haben's gezeigt, was die Zeit fodert! Und ihre Marseiller Hymnendichter haben sie auch schon — Friedrich Tietz, Philippi, Andere.

# Auffoderung.

Unser literarischer Gerichtshof soll kein Vehmgericht sein. Wohl mag das bisher Mitgetheilte solchen Verdacht in schwachen Leuten angeregt haben, und sie werden in der unnöthigen Furcht, bald vor der unterirdischen Hermandad heilige Genossenschaft sich citirt zu sehen, ein gewaltiges Geschrei erheben von mittelalterlicher Zeit und Finsterniss und von dem Blutzeichen der drei Mord- und Vehmkreuze. Auch Mancherlei wird in's Volk ausgehen von rother Erde unwegsamer Heimlichkeit, von blutigem Fackelschein und nächtlicher Vermummung. Solcher Meinung offenbarste Widerlegung wird aber unser Bekenntniss abgeben, dass wir zwar möglichst jeden Frevel wider Christliche Lehr und heilige zehn Gebot, wider Landfrieden, Ehre und guten Namen zu rügen gedenken, eben darin aber der Vehme entsagen, dass auch unsre Gerichtsbarkeit sich erstrecken wird auf beide, Weiber und Kinder, so in der Schreiberwelt heutiges Tags viel besagen wollen, nicht weniger auf Juden,

die jetzund dem deutschen Wesen genialen Nachdruck zu geben sich mühen, und Heiden, die in der Christenheit allewege noch angetroffen werden. Zudem wär' uns auch die Schöppeneintheilung in Wissende und Unwissende in der That zu anstössig, und dieser einige Missstand schon mag die zagenden Anschuldiger beruhigen.

In der nothwendigen Ueberzeugung, dass wer die Heiden bekehren will, ihrer Sprache sich zu befleissigen habe, und wem's in Engelzungen zu reden gelüstete, wenig vermögen würde auf Deutsche Sprache und Nation, sind auch wir gar wohl gemeint in neuzeitiger Weise unsres Amtes zu pflegen. Leider wird nun aber hier der Verlegenheit nicht ein kleines uns zu bannen suchen, da ich in Brandenburgisch Preussischem Dialekt einem Rheinländer nicht werde recht zu folgen vermögen, während der Processordnungen Verschiedenheit unsern neuzeitigen Bemühungen in ihrer treuen Gutwilligkeit gerade nicht entgegenkommt. Stäubt durch unser Forum alter Akten Dickleibigkeit und bleichweisse Leerheit? Lassen tezelnde Anwälte erst das Geld im Kasten klingen und dann die Seel' aus dem Fegfeuer springen? Machen Milchbärte mit literarischen Prozessen ihr drittes Examen ab? Oder ist es die Einheit eines ehrenfesten Gerichtshofes, oben an der Spitze die präsidirende Themis mit Wage und Schwert, und ihr zur Seite Beisitzer und Advokaten, und der Herausgeber als protokollführender Notarius?

Da früge sich aber im letzten Falle vor Allem, woher nun die Geschwornen zu nehmen, als letzte Entscheidungsinstanz. Ich vermag keine zu stel-

len; aus den Lesern und Zuhörern unsrer Debatten mag man sie entnehmen, aus den natürlichsten, unbefangensten, und doch werden sie keinen Spruch erkennen, der Andrer Widerspruch nicht an ihm trüge. Das letzte Wort wird so auch hier der Logos sein, der herabgekommen die Weltgeschichte als Weltgericht ist.

Anhängig aber mache wer und was man Lust hat! Die erste Prüfung soll zwar ein Jeder bestehen, da eine solche Achtung dem Publikum gebührt. Man kehre sich aber nicht an des Herausgebers Wesen und Ansichten, und trage keine Sorge, als werde er dem Gegner den Mund verbieten. In so fern müssen wir uns aber zu verwahren suchen, und einen unbestimmten Ausdruck der ersten Ankündigung berichtigen, als gestatteten wir einer jeden gegen Urtheile andrer Zeitschriften gerichteten Antikritik Raum, was freilich unser Unternehmen zu einem »Sammelsurium« herabwürdigen würde. Eine erste Probe wird ein Jeder zu bestehen haben, wenn's auch noch keine siebenfache durchs Feuer sein soll. Man verschone uns daher — von vorn herein gewarnt — mit vollständigen Antikritiken von wegen angegriffener Editionen alter Autoren, Schulbücher und sonstiges Industriekrames; ausserdem mit durchgeführten Beleuchtungen zu fachwissenschaftlicher Gegenstände, kurze Erwiderungen können allein berücksichtigt werden. Und um nun noch in die Kassenheimlichkeit einen Blick zu thun, so versteht es sich von selbst, dass, wer sein persönliches Interesse verficht, zwar auf möglichste Honneurs, aber nicht auf Honorar Anspruch machen kann;

sonstige Beiträge jedoch, kritische Uebersichten journalistischer Tendenzen, Mittheilungen über lokalen Journalismus, Erörterungen über Wesen und Ton der Kritik, und überhaupt nicht aus persönlichem Interesse Geflossenes, kann der angemessensten Aufnahme gewiss sein, ohne dass wir so undelikat sein wollen, das von uns gezahlte Honorar hier blinken zu lassen.

Der Herausgeber.

*Karl Gutzkow.*

# Berichtigungen.

S. 2 Z. 11, 12 von oben.

Es war eine helle Sommernacht, als der Gedanke zu schriftstellern in mir aufstieg. Seltsamer Zusammenhang zwischen einem Stück Lichtglanz, das von einem Stern herunterschnuppte, und dem Fenri, der den Himmel verschlingt! Der Wildeber aber war ich einmal, und besann mich wohl auch bald auf den Svaneuring, der dem Banne meiner Alltagsgestalt mich entzauberte. Die Liebe aber wollt' ich jetzt en gros treiben, und hörte schon in lusterner Unlust männlicher Koketterie die mondsüchtige Lese- und Recensirwelt vor meinem Fenster zur Laute klagen:

Und hab' ich ihn überwunden,
Halt' ihn im Arme dicht:
Doch eh' die Sterne geschwunden,
Entschlüpft mir stets der Wicht!
Ich kann ihn Niemand zeigen,
Muss meinen Sieg verschweigen,
Und mich in Trauer neigen!

Doch solches Infibulationsverhältnisses toller Unnatur zu steuern, ist des Staates Pflicht und Verantwortlichkeit. Darum bitt' ich, die obencitirten Zeilen mit der Namenkündigung auf voranstehender Seite in policeyliche Harmonie zu bringen durch Vergleich betreffender Verfügungen.

S. 21 Z. 8 v. u. stünde st. stände.
S. 29 Z. 1 v. u. kein st. ein.
S. 42 Z. 2 v. o. könnte st. kännte.
S. 46 Z. 4 v. u. Charakteristisches st. Charakterisches.
S. 48 Z. 12 üb. d. L. auszustreichen.

Bei dem Verleger dieſes Journales ſind ferner erſchienen:

**Betrachtungen** über die Finanzen und Gewerbe im Preußiſchen Staate, veranlaßt durch die Schrift des Herrn G. O. F. R. Ferber über Preußens gewerblichen und kommerziellen Zuſtand. gr. 8. 10 Sgr.

**Dann, Edmundus, Dr.,** Commentatio de Paracusi sive de auditus hallucinationibus. Quam aeque ac theses adjectas ut lectiones in universitate litteraria Friderica Guilelma habendi licentiam nanciscatur autoritate gratiosi medicorum ordinis die XV. mens. Decembris a. MDCCCXXX. defendet. gr. 4. 10 Sgr.

**Geiſt und Leben** der Kirche am 25. Juni 1530, 1630, 1730 und 1830. An Laien und Geiſtliche zur Belebung des Feſtes. gr. 8. 7½ Sgr.

**Helling, J. G. A. Ludwig,** Geſchichtlich-ſtatiſtiſch-topographiſches Taſchenbuch von Berlin und ſeinen nächſten Umgebungen, enthaltend nach alphabetiſcher Folge in 2678 Artikeln in gedrängter Kürze Alles, was für Einheimiſche und Fremde wiſſens- und ſehenswerth iſt. 12. mit Plan von Berlin.
1 Thlr. 27½ Sgr.
ohne denſelben 1 Thlr. 20 Sgr.

**Huberdt, Aug.,** Lehrbuch der Brandenburgiſch-Preußiſchen Geſchichte für Schulen. 8. 10 Sgr.

**Schimmelpfennig, F. G.,** Sammlung der Geſetze und Verordnungen wegen der Klaſſen- und Gewerbe-Steuern. In zwei Abtheilungen. 2te Ausgabe, umfaſſend den Zeitraum vom 30. Mai 1820 bis dahin 1830. gr. 8. 1 Thlr. 25 Sgr.

**Voigt, F.,** Leitfaden beim geographiſchen Unterricht. Nach den neuern Anſichten entworfen. 8. 10 Sgr.

**Winter, Hellmuth,** Système de la diplomatie; rédigé préalablement en ébauche pour servir de base et de guide aux cours de diplomatie théorique et pratique. 8. 22½ Sgr.

## Inhalt.

Seite.

I. Emanation des Objekts aus dem Subjekt . . 1
II. Wolfgang Menzel, und die über ihn ergangenen Urtheile . . . . . 11
III. Aufgelesenes . . . . . 119
IV. Aufforderung . . . . . 145

*Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich vier Hefte, (jedes von 8 — 10 Bogen) die zusammen einen Band bilden. Beim Empfang jedes Heftes entrichtet man* $\frac{3}{4}$ *Rthlr. Preuss. oder 15 Kr. Rhein.*

*Zusendungen für diese Zeitschrift erbitten wir uns entweder auf dem Wege des Buchhandels oder — portofrei — durch die Post.*

# FORUM

der

# Journal-Literatur.

---

Eine

*antikritische Quartalschrift.*

Ersten Bandes

Zweites Heft.

---

Berlin, 1831.

Bei Wilhelm Logier.

# Vom Berliner Journalismus.

Dornen fänden sich schon genug, und gerade an den Spitzen in Blut getaucht, dass es eine Lust ist anzusehen, wie sie die weiche Hand des arglosen Mädchens küssen, auch fehlt's, um die ungerade Zahl abzurunden, an den hundert Blättern nicht, die so wonnig an einander schwellen, und dunkle Glut auf das kleine, zusammengekräuselte Geblätter fallen lassen, und dass es auch an dem neidischgelben Staubsamen nicht mangelt, wer wüsste das besser, als die Berliner aus jener Zeit, wo ein ungeheurer Staub sollte aufgewühlt sein, von dem man dazumal noch nicht voraussehen konnte, wann er sich setzen würde! Das thut aber Alles Nichts: die Journalistik ist nun einmal Feindin alles Verblümten, und wer gar sieht, wie sie über die ihr zugedachte Ehre roth wird, wird ihr das Prädikat einer Rose abzusprechen kein Bedenken tragen. Auch das Lied von der weissen Rose will hier Nichts bedeuten — oder ruht auf dem Leipziger Messkatafalk die Todtenbraut der Literatur, journalistische weisse Rosen um ihre kalten, starren Locken zum Kranz gewunden, zugleich noch, da sie keine Myrthen als Strafe und Büssung heimlicher Sünde? Es giebt freilich gewisse Licht-

scheue, die für dergleichen immer gleich guten Rath wissen, und auch hier in chimischem Selbstvertrauen Schwefel und Salpeter empfehlen würden, um das Weisse in's Rothe hinüber zu leuchten. Man kennt ja diese Männer, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, in unsre blassen Wangen einiges Blut hineinlaufen zu lassen, damit sich dem die Mühe verlohne, der ein paar vollgesogene Mükken breitschlägt. Mit den Blumen wär's aber doch immer Nichts, weder mit Lilien, noch mit Ros n, noch gar mit veilchenblauer Bescheidenheit. Und dann wehe auch Denen, die da vermeinen, in jener Staubaufwühlung liesse sich so behaglich baden, wie in einem Wonnemeer des süssesten Duftes: ein einziger loser Voreiliger, der auf's Neue den alten Staub aufrührte, könnte die Blume nicht nur zerstäuben, sondern selbst zu einem Winde machen. Dann aber endlich hätt' er beim Goldmachen das Porzellan erfunden, und es wär' ihm ein Verdienst gewesen, dass er die richtige Erkenntniss in so weit vermittelt hat, als die Journalistik auf den wogenden Fluthen der Literatur die leitende Windrose zu sein die hohe Bedeutung an ihr trägt.

Man weiss gar wohl, wie die Olympischen Bewohner der Götterberge ihre Sitze und Wohnungen hier und da hin aufgeschlagen haben, und dass die drommetende Fama nicht weit abwohnt vom luftigen Etablissement des Aeolus, so dass es von einer Weltgegend zur andern mit gewaltigen Stürmen hinüberbraust, und sich die Wellen übereinanderweg verfolgen, als sollte Nichts mehr beharrlich bleiben und weilen auf seiner alten Stelle. Doch erfahrne Schiffer lassen sich dess nicht irren,

und der Magnetnadel wundersame Kraft hat sich immer bewährt.

Ist es irgend Etwas, das die klimatischen Abstufungen der Literatur bezeichnet, so haben wir an der Journalistik die untrüglichste Sicherung des Compasses. Vom Morgenblatt durch die Abendzeitung zum Mitternachtsblatt zieht sich dieser klimatische Progress, und uns Berlinern ist die Tantieme gestellt, entweder die literarische Nordpolshöhe bei uns anzuerkennen, oder jenem Progress als dem unendlichen und somit gedankenlosen unsre Sandhügel zu eröffnen. Denn man glaube nicht, dass dieser gedankenlose, das Neue immer sogleich wieder zum Alten machende Durchzug seine endliche Beruhigung im Magnetberge des Nordens finde und zugleich die Anerkennung seiner innern Gliederung: ihr redet nur von einem Fabelding alter Sage, und einem Wunder des Indischen Meeres, das solcher Richtung fremd wäre. Ginge unser Blick überall so weit, dann hätten wir zur Klage über die Nichtigkeit all unsres Strebens Gelegenheit genug, könnten uns selber einsargen und unser Todtenlied beginnen: Darum misst auch mein kurzsichtiger Blick die Welt nur auf Federlänge, und ich ruf' es ohne Scheu den Berlinern zu, dass sie mit all ihrem Wesen 52° 31′ 13″ nördlich liegen.

Man hat darüber lachen wollen, dass die Literatur Deutschlands eine südliche und eine nördliche sein soll, man hat ungefähr gefragt, ob Europa noch leben könnte, wenn sein Herz so jämmerlich gebrochen wäre, wo denn die Kammern, die leer wären, und das Blut, das aus ihnen hervorträufelte? Und sie thun recht, solche Frager,

dass sie den ersten Schneeball zu Wasser machen, ehe er sich zur Lawine anhäuft: denn in jenem Herzzerbrochenen liegt die Anregung viel arger Gedanken. Wem wollte es so nicht fast scheinen, als zucke der ganze Körper im letzten Todeskampf, als träten die Thränenströme des Manzanares und Tajo über ihre kalten, grausamstarren Ufer aus, um auf den Höhen noch einmal freie Luft zu trinken, und dann zu versiegen in die alte Nacht des todten Meeres? Als ob die appenninischen Riesenmuskeln des linken Armes sich noch einmal anstämmten und zusammenschlügen mit der nervigten Hochlandsfaust der Rechten, um noch einmal bei so gewaltigem Anschlag sich durchrieseln zu lassen vom elektrischen Funken der Freiheit. Der ganze Körper sammelt in ersterbender Kraft sein Gewicht, um in die neue Welt sich abzustossen, aber die Füsse wollen nicht folgen, von denen man nicht weiss, ob sie mit eisernen Ketten gefesselt sind, oder von Natur noch in roher Erdmaterie festwurzeln. Solche Riesengedanken, seitdem man nicht mehr schreibt 1, sondern $\frac{2}{2}$!

Mit endlichen Mitteln sind die praktischen Künstler gleich bei der Hand, schreiben zuerst — uns zum trostlosen Nachweh — statt der 1, die tiefsinnige 0, die Schlange, die sich in den Schwanz beisst, zerschneiden dann das Ganze wie einen Apfel, als liesse sich das Nichts halbiren, und empfehlen nun die Luftpumpe und den heiligen Namen der Policey. Wie ängstlich werden bei diesem Experiment die Vögel herumflattern, wie ruhig sich niederlegen zum Schlafe, und wie amüsant wird man im Spessart, im Schwarzwald, dem Harz

und Thiergarten sich ergehen können, kein Lüftchen wird sich regen, keine Eichel mehr auf unsre friedliche Nase fallen. Was uns einst beinah gelungen, sollt' es jetzt fehlschlagen? Ist dann erst die Luft heraus und aller Wind und aller Sturm, dann passet die Hälften zusammen, kein Pferd wird sie zerreissen. Nämlich solche Gespräche hatte ein alter Eichbaum belauscht, und hat es mir oft wieder erzählt, wie sich alle Bäume verschworen hätten, mit ihrem Laubwerk dem Winde nicht mehr den Zug zu benehmen, damit er nun erst recht vernehmbar sausen und brausen könne. Und so bleib' auch ich für's Erste bei den beiden Hälften, und schreibe statt Berolinismus — Nordthum, das gern südlich sein möchte. Denn lärmt nicht da schon Einer unsrer hiesigen, nagelneusten Dichter, dass er das Gesetz auf Sinai bekommen habe, und dass sein sinnender Geist noch immer unter den Cedern Libanons dichte, unter den Blumen zu Saron, und im Schatten der Weingärten zu Engeddi. Dieser Eine statt Vieler frägt, wo zu Eis geronnene Bäche, wo bei ihm düstre Tannen auf kahlen Felsenriffen? Um sein bedeutsames Haupt, das so eben seiner breitgekrämpten Quäkerbürde sich entledigt hat, wallt idealisches Lokkendunkel. Ein kirschbrauner Rock flattert um die kurzen, gravitätisch zu Stehely hereinschreitenden Beine, und von Journalen umringt haut er schon ein in bezuckertes Gebäcksel, in wehmüthiger Erinnerung an die Weltgräber. Dieser Apfelkuchen, in ein sinnigmystisches Quadrat geformt, ist die zerbrechliche Hülle der grossen Idee, die verborgen inwendig ruht, wie ächter Kunst geweihter Funke, in der Busenspelunke wächset tief und

still. Nun Ade dem falschen Prunke! herunter mit dem Blätterteigumschlag, der höchstens einen Dilettanten begeistern könnte, aus tiefem Schachte lacht uns das Eingemachte, das durch den Gegensatz schon Vermittelte, und so will auch ich in diesen riesigen Grabgesängen stets das pragmatische Räsonnement eines Solchen, in dessen staunendes Bewusstsein die Eigenschaft, keine Geschichte mehr machen zu können, aufgegangen ist, in wohlgefügter Rede anbringen.

Ob man bei Stehely einen Begriff von der Verberlinerung der Literatur bekommen kann — ganz gewiss, oder man müsste sich täuschen in dieser stummen Bewegungssprache, die einen Haufen von Zeitschriften mit wilder Begier und neidischem Blick zusammenträgt, ihn mit der Linken sichert und mit der Rechten eine nach der andern vor die starren, theilnahmlosen Gesichtszüge hält. Die Eisenstange und das Schloss des Journals scheint mit schwerer Gewalt auch seine Zunge zu fesseln, — wer würde hier seinen Nachbar auf eine interessante Notiz aufmerksam machen? Ein feindliches Heer könnte eine Meile von Berlin entfernt sein, kein Mensch würde die Geschichte vortragen, man würde auf den Druck warten und auch dann noch ein Exemplar durch Aller Hände wandern lassen, — fast in der Weise, wie in Stralow die honetten Leute vor jeder lebhafteren Gruppe vorbeigehen mit dem tröstenden Zuruf, man würd' es ja morgen gedruckt lesen. Stehely's Besucher bilden natürlich zwei Klassen, die Jungen und die Alten, mit der näheren Bezeichnung, dass die Jungen an's Alter, die Alten an die Jugend denken. Jene sind Literaten in der guten Hoffnung, einst

sich so zu sehen, wie man jetzt die Classiker sieht, weihrauchumnebelt; diese sind Beamte, alte Offiziers, die in einem Athem von den politischen Stellungen des preussischen Staats, den Füssen der Elsler, den Coloraturen der Sontag, dem Spiel der Schechner sprechen! Nichts Unerbaulicheres! Vor dem Gespräch dieser alten Gecken möchte man sich die Ohren zuhalten, oder in die einsamere Klause des letzten Zimmers flüchten. Schon wenn sie angestiegen kommen, zumal jetzt im Winter; diese dummen, loyalen Gesichter, diese Socken und Pelzschuhe, deren Tritt nicht das leiseste Ohr erspähen könnte. Triumphirend rufen sie um die Staatszeitung, forschen nach den privatofficiellen Erklärungen eines H., v. R. v. Wsn. Hierauf lesen sie die Berliner Correspondenzen in der Allgemeinen Zeitung, die ja wohl der Ausdruck der Berliner öffentlichen Meinung, als wenn es eine solche gäbe, sein sollen, und wenn sie sich dann noch an den logischen Demonstrationen der Mittheilungen aus der Posener Zeitung gestärkt haben, fallen sie über's Theater her — und man muss sie verlassen. Ihnen am Nächsten stehen einige langgestreckte Gardelieutenants und Referendare, die sich dadurch unterscheiden, dass die Einen viel sprechen und wenig denken, die Andern wenig denken und viel sprechen. Diese geben den Uebergang zu den schon vorhin bezeichneten Jüngern, auf die wir unten des Breiteren zurück kommen müssen. Es fehlt hier also durchaus nicht an den Mitteln und Elementen, sich ein Bild der Berlinerei vorzuführen. Man verlasse das Lokal, und bei jeder Aussicht wird man für sein Bild noch immer treffendere und bezeichnendere Züge finden. So-

gleich die Ansicht einer Kirche, die ausserdem, dass sie eine Kirche ist, auch keine ist. Wie ein Luftball, der unten einen Fallschirm zur Sicherheit trägt, erhebt sich die stolze Vorderseite dieses Domes, leere Steinmassen und hohler Prunk, und hinten dann das geschmackloseste Anhängsel einer kappenförmigen Kuppel, die doch das Wahre an dem ganzen Lärm ist in ihrer sonntäglichen Bestimmung. Wiederum vom Opernplatze aus furchtbare Steinmassen, Urkunden des Ungeschmacks aus dem 16ten und 17ten Säculum, Hunderte von Fenstern erinnern an die Zeiten der Aufklärung und der Illuminaten, die kahlen Culturversuche finden sich wieder in diesen leeren Wänden, die sich ohne Unterbrechung 80 — 90 Fuss in die Höhe glätten. Gilt dies freilich mehr gegen eine vergangene Zeit, so hält es doch nicht schwer, das Alles wiederzufinden in der Galanteriewaarenmanier der neusten Bauten, wo der Ernst nur ein übertünchter ist. Und dann haben unsre heutigen Poeten in sich nicht mehr oder weniger Wahrheit, als der Ramlerische Abglanz des Perücken-, Grenadier- und Kamaschenwesens. Zwischen Ramler und Förster ist der ganze Unterschied der, dass jener seine Werke in antik gemessene Metra, dieser in Reimverse einzwängt. Bis zu dem heutigen Datum zieht sich von jenen Zeiten ab durch die Oeffentlichkeit unsers literarischen Treibens dieselbe Kälte, die sich an fremdem Feuer erst erwärmt, dann aber aufprasselt, als habe sie die Flamme selbst genährt, dieselbe Ziererei und Affektation, die an sich einfache Dinge bis zur Karrikatur hinauftreiben kann. Ob man wohl Berlin einen Vorwurf daraus machen könnte, dass sich

nie eine eigene, bedeutsame Richtung aus ihm entwickelt habe? Gewiss nicht, wenn die Ansprüche, die es von jeher gemacht hat, nicht so unerträglich gewesen wären. Lessing kam gerade um die Zeit, als sich seine Ansichten fester und sicherer gestalten wollten, nach Berlin, hat sich aber auf »dieser verzweifelten Galeere« nicht heimisch fühlen können. Sein lebendiger, freier Geist fand hier eine Lahmheit in den öffentlichen Institutionen, und eine Schmeichelei, die dieser so recht entgegen kam. Im Vergleich schien ihm sogar Wien ein Ort, wo unsre Literatur mehr Glück machen könnte, als in unserm französirten Berlin. Nur eine Freiheit konnte dazumal angetroffen werden, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man nur wolle, eine Freiheit, deren sich noch zu bedienen ein rechtlicher Mann nun bald sich schämen müsste. Wie sich aber die Berliner dieser Freiheit bedient haben, ist bekannt genug. Die seichtesten, flachsten Religionsansichten lagen auch den spätern Spürereien zum Grunde, gegen die Exjesuiten, Proselyten und Kryptokatholiken war des Geschreis kein Ende, und wir können den Fortschritt unsrer öffentlichen Meinung nicht genug erheben, da über die Zeit der Illuminaten, der Berlinischen Monatsschrift, der deutschen Bibliothek, und über die Herren Gedike, Biester, Nikolai wohl nur ein Urtheil sein mag. Ein Tummelplatz der verschiedenartigsten Ansichten ist Berlin nie gewesen, und lässt sich auch nicht erwarten bei den vielen Oertern, wo deutscher Geist sich entwickeln und frei machen kann. Das aber schien unserm öffentlichen Treiben immer vorbehalten zu sein, irgend eine Seite

aufzufassen und sie dem übrigen Deutschland als das Ganze vorzustellen, mit einem Uebermuth und Stolz, der den geachtetsten Schriftstellern der Nation, ohne angegriffen zu sein, oft zur Klage und bittern Missbilligung Anlass gab. Wir kennen den Umschwung der literarischen Bekenntnisse beim Beginn unsres Jahrhunderts, und wissen, dass Berlin dazu in sofern beigetragen hat, als es den sich neu Ankündigenden wenigstens nicht die Thore verschloss. Ich will nicht bestimmen, wie viel ausser den Vorlesungen A. W. Schlegel's elegante Manier und patentes Wesen hiezu beigetragen hat, und wenn vielleicht einige Anschreier mit der Zeit zu Grabe gegangen wären, wenn die neue Schule in ihren Häuptern auch ansässiger und weniger unstät gewesen wäre, so hätt' es schon damals zu all den Schöngeistereien kommen können, derentwegen wir bei unsern Landsleuten jetzt so verrufen sind. Da trat aber noch zu guter Zeit eine andere Störung ein, wo man an Bücher am allerwenigsten dachte, und sich nur vor der heransengenden Kriegesflamme zu sichern hatte.

Als die Berliner die sogenannte Franzosenzeit vergessen hatten, als sich eine Universität unter ihnen entwickelt hatte, und nun mancherlei Dinge nach überstandenen Gefahren wieder zur Sprache kamen, da sah' es in unsern Köpfen wohl seltsam aus, Berlin schien die Weihe der Wiedergeburt empfangen zu haben, man konnte begeisterte Augen sprühen sehen, auch gab's hier und da Thümler; denn die eine Seite in ihrer krampfhaften Beschränkung verläugnete sich doch immer nicht. Freilich wohl standen auch jene kalten Gegensätze da, die jetzt die Obergewalt wie-

der gewonnen haben; doch denkt man hoffnungsvoll, gewiss nicht mit Trauer allein, an jenes merkwürdige Lustrum zurück. Das Erste, das nach den Kriegen sich wieder versuchen wollte, war natürlich das Thierische, die fünf Sinne, zumal das feine Nasenorgan der Bundschmecker. Man kennt die Groschenliteratur dieser Anfeindungen, und die naiven Repliken der Angegriffenen, die mit Jesaia sprachen: Ihr sollt nicht sagen, Bund. Dies Volk redet von Nichts, denn vom Bund. Fürchtet ihr auch nicht, wie wir thun, und lasset euch nicht grauen! Von den fünf Sinnen gieng man nun zur Kleidung über, zu kurzen und langen Röcken, zu kurzen und langen Haaren, zu kurzen und langen Kragen, und über kurz und lang war's dann Preussenthum und Deutschthum, das sich aus diesen Aeusserlichkeiten entwickelte. Mit 1817 war der Wirrwar aber doch zu laut für rubliebende Ohren; Reformation, Revolution, rheinische Adressen, Agende, Synodalerklärungen. — Ich würde hier länger verweilen können, wenn jenes Wogen der öffentlichen Meinung in farbetragenden Zeitschriften mehr hervorgetreten wäre, und nicht Alles gerade in seiner lustigsten Verwirrung so trübselig und arretirt geendet hätte. Da gab es denn keinen andern Trost mehr, als die Tiefen der Wissenschaft und Kunst, und die Schöngeisterei begann nun recht hochfahrend zu werden, da sich der ungestüme Geist doch irgend wohin ablenken musste. Wir kennen die hitzige Periode unserer Literatur, Fouqué, Hoffmann, Lutter und Wegener haben es mit ihr zu thun. Allein auch mit diesem künstlichen Rausche war die Folge der Nüchternheit und Ueberladung nicht ausgeschlossen.

und so war's denn Hegel's Ankunft, die der ganzen Periode ihren Beruhigungspunkt, ihre Beschwichtigung gab. Nun offenbarten sich bald tiefsinnige Mysterien von dem Philosophenlande, dem Preussischen, von Preussen, als dem wiedergebornen Deutschland, von den französischen Staatsformen als konsequenter Ausbildung der Atomistik und des Materialismus. Freilich waren solche Lehren dem grössern Publikum noch zu hoch, darum erhielt es denn, da Kunst und Wissenschaft doch einmal die Losung, ein neues Theater und mit ihr — die Sontag. Und wir segneten diesen siebenten Tag und heiligten ihn, darum, dass wir an demselben ruheten von all unsern Werken, die wir geschaffen und gemacht hatten.

Frankreich könnte dermalen nicht ohne Paris existiren, wohl aber Deutschland ohne Berlin. Hier kann dem Ganzen unbeschadet ein Stern auf- oder untergehen, dort — um nicht von der Sonne zu reden — gäb' es keine Frucht, wenn nicht Stern und Kern. Paris ist kein Insekt, um das sich Frankreich herumkrystallisirt hätte, sondern der lebendige Organismus des schlagenden Herzens. Ganz Frankreich lebt, wie unter Ludwig XIV., so auch jetzt noch, nur für Paris, jede Richtung findet dort ihr Ziel, Lokalinteresse der Hauptstadt und dortige Oeffentlichkeit ist Sache der ganzen Nation. Kein Franzos braucht sich die Manschetten zu zupfen, um endlich auf die geistreiche Paradoxie zu kommen, dass heut schön Wetter ist, sein Nationalinteresse ist ihm stets gegenwärtig, und während bei uns in Schachklubbs oder sonstigen Gesellschaften die alten Offiziers und Beamte ein für allemal politisches Gespräch verpönen und nur das einzige: Es lebe der König! zulassen,

weiss man, dass dort kein Gespräch ohne Verhandlung des Wichtigsten vorübergeht. Denn alle Elemente des französischen Lebens gehen wesentlich über die Lokalität der Hauptstadt nicht hinaus. Aber welch ein Gegensatz gegen Deutschland, wo eine jede Stadt nicht nur zwei, oft selbst drei Seiten hat, nach denen sie sich hinwenden soll, und die in so entgegengesetzten Sphären liegen! Die Horizonte unsrer Interessen sind nicht einmal concentrisch, sie durchschneiden sich im Fortschritt einer Proportion. Es sind da nicht nur die kleinlichen Einigungspunkte unseres städtischen Treibens, die uns auf der einen Seite begränzen, ausser einem deutschen Patriotismus ist auch noch ein Hohenzollern-Hechingischer eine Herzenssache. An einen Centralpunkt hat man nicht zu denken, obwohl sich zu hüten vor einer Centralcommission, die wir, nachdem sie sich verzogen, durch Anschreien nicht wieder lebendig machen wollen. Wir wissen wohl Alle, woran wir uns wiedererkennen, was die Heilung für die Zerrissenheit unsers Herzens, das mit so liebevollem Drang von jeher Fernes und Nahes zu sich heranzog, damit es auch an ihm zum Liebesbrand sich erzünden möchte: in der freien Kunst des Gesanges fanden wir unsere Beruhigung. Wir sprachen in unsern Liedern von einem Vaterland, das so weit reicht, als die deutsche Zunge spricht, aber auch mit diesen Liedern will es bald zu Ende gehen, die haben sich selbst zu Grabe gesungen oder halten Zwiesprach mit den Sternen. Die deutsche allgemeine Vaterlandsliebe, von der man vor funfzehn Jahren so viel zu singen und zu sagen wusste, ist alt und schwach geworden, und in der That thun wir genug, wenn wir ihr unsre Thränen in

der Stille sichern. Es hilft Nichts, wie gern ich einst mitgesungen habe, wir müssen Herrmann und Thusnelden, und das ganze Corps der Rache, mit all ihren erhabenen Melodeien für's Erste einpakken. Aber ganz! nicht so wie die Berliner Liedertafeln, die die Arndt'schen, Schenkendorf'schen vaterlandslosen Deutschen sämmtlich in Preussen uniformiren; da ich einmal auf diesen Punkt gekommen bin, man kann sich seines Unmuths nicht erwehren über die Machwerke des feilen Patriotismus, mit denen wir seit einigen Wochen in Berlin wieder beschenkt werden. Bei der Möglichkeit eines Krieges kündigen sich hier verwitterte Poeten, jung und alt, mit den nüchternsten Herzensergiessungen an, und scheinen des Glaubens zu sein, alle Tage sei Sonntag, und die Zeit von 1813 wäre nicht besser und nicht schlechter als die von 1831. Solche Gedichte setzen sich schweren Prüfungen aus; wem die patriotische Seite nicht behagt, und diese doch absolut nicht verwerfen darf, der fällt ingrimmig über die logische und poetische her, und ich mache mich anheischig, in einer Gedichtsammlung des Hrn. v. Holtei »Heil dem Könige!« im Durchschnitt jeden Vers als einen Fehler enthaltend zu bezeichnen.

Für die Zukunft mag auch darin sein Gutes liegen, dass wir mehre Centra aufweisen können, bis jetzt freilich sind die Lokalverhältnisse, in sofern sie der Journalismus zur Sprache bringt, wohl selten über Engherzigkeit und zweckloses Treiben hinausgegangen. München macht eine rühmliche Ausnahme, und in Dresden und Leipzig will es darin jetzt auch besser werden. Aber in Berlin war es das Theater, das Alles Andere niederdrückte, und auch jetzt noch, wenn auch geschwäch-

tes, doch noch immer starkes Gewicht hat. Nur die Fidelbogen der Kapelle können in unserm Saude einige Figuren hervorbringen: was sonst noch für Klänge und Töne ausgehen, die erfrieren an der Kälte unsrer Oeffentlichkeit, und lässt sich nur wünschen, dass bei einstigem Sonnenstrahl vernünftige Worte, die zugleich auch Thaten sind, sich verlautbaren mögen. Die Berliner würden noch von andern Dingen weit mehr reden, allein Kunstausstellung ist nur in je zwei Jahren, so kann man auch Pferderennen, Manövres, Paraden nur zuweilen besprechen, und die Glieder unseres Hofes sieht man ja täglich.

So wenig Elemente für ein öffentliches Leben sich nun auch in Berlin vorfinden mögen, so lässt sich doch eine historische Skizze der Berliner Journalistik seit fünf verflossenen Jahren nicht ohne innerliche Berechtigung entwerfen. Freilich ein sumpfiges Feld, selbst Gold ist hier Schaum geworden, und ich weiss es wohl, dass solche Erinnerungen Vielen ein Aergerniss sein werden, allein die Zeit ist da gewesen und dem Urtheil verfallen. Man denke nicht, dass ich aus dem Nachttopf des Amasis eine Götterstatue machen werde.

Um die Sphäre der allgemeinen Charakteristik nicht zu sehr zu erweitern, will ich vorerst die kleineren Winkelblätter namhaft machen, die sich hier, wie in allen Städten, vorfinden, und in die Natur unsrer Kleinbürger verwachsen sind. Ein gewichtiges Moment ihres Lebens würde Diesen abgehen, wenn sie nicht Freitags — wie die Staatszeitung, erscheint dies Blatt einen Tag früher — ihr nasses Exemplar des Beobachters an der Spree entfalten können. Dies Blatt, dessen Anciennität die ansehnlichsten Zeitschriften in die

Schranken ruft, und wenn es ihnen den Sieg abgewinnt, sich in's Fäustchen lacht, ist eine Beispielsammlung moralischer Fabeln für alte Kinder, worin ihnen in höchst anschaulichen Schilderungen der Sieg des Herrn Fleissig über Herrn Lüderlich, der Mamsell Zimperlich über Jungfer Lieschenweistduwas, des Herrn Billig über den Wirth Knapphans bewiesen wird. Die Berliner glauben nun schon seit einem Vierteljahrhundert, dass sich all diese Anekdoten wirklich zugetragen haben, und bewundern nur den Beobachter, der sich mit einem Januskopfe als Vignette ankündigt, wie er das Alles so erfahren und hören kann. Dieses Blatt könnten also die einer nähern Untersuchung würdigen, die sich über den Werth der Märchenpoesie für die Jugend noch nicht recht einigen können. Ist auf dieser Seite die Dichtung, so haben wir auf der Seite des Wochenblatts die Wahrheit. In dem, was dies Blatt sein will, kann man nichts Geeigneteres wünschen, nur wenn es über sich hinausgeht und eine gelehrte Miene annimmt, vergisst es sich zur Ungebühr. Auch hüte sich der Herausgeber vor übel angebrachtem Patriotismus! Lässt sich solch Geschwätz nicht umgehen, nun so sei's, nur nichts Unzeitiges, Ueberverdienstliches! Sonst wird einem der beste Wille zu Wasser, und man kann von seinen Themen gerade das Gegentheil predigen. So erinnern wir uns noch der Erscheinung des Nordlichts, die damals auch unserm Blatte Gelegenheit gab, so ein hors d'oeuvre des Patriotenwitzes anzubringen. In einem Gedichte nämlich erst die Warnung, dem Aberglauben zu fröhnen und an Deutungen zu glauben, und dann doch die zeitgemässe Mahnung, der blutige Nordlandsschein habe deuten wollen auf den Purpurmantel und das

Hermelinfell der Legitimität: so ein Grüblerwitz verlacht sich selbst und bläst sich selber aus. — Als ein Drittes nähert sich ferner noch ein Stadt- und Landbote mit dem Motto:

Vorwärts schaut des biedern Preussen heller Blick,
Nur im Vorwärtsschreiten sieht er seines Volkes Glück!

Dies Vorwärts will uns des Marschalls gemahnen, und in der That ist dies Blatt entsetzlich soldatisch. Armes Stadt und Land, dem sich Leute aufhocken, die nicht genug gelernt haben, um ihres Gleichen Stand zu halten! Was soll Stadt und Land mit Gedichten in alcäischen Strophen?

Ich möchte gern bald mit dieser Makulatur fertig werden, doch hält uns noch ein zu diesem Kleeblatt hinzugekommenes Pantheon auf. Ein Pantheon? frägt man, ein Juden-, Heiden-, Christentempel? Aus allem erdenklichen Drucke werden unendliche Notizen zusammengefegt, und die leeren Stoppeln zu Garben gebunden und ausgeboten. Aber in der That müsste einer lesetoll sein, wenn er die Absicht dieses Machwerks begreifen könnte. Einige Originalien laufen unter, z. B. Lieder vom Herausgeber, aber auch die sind aufgefischt, wenigstens Heinen abgelernt, an den sich jetzund Alle halten, die auf den Höhen der Poesie nicht recht fortkommen wollen. Diese Manier empfiehlt sich durch ihre Bequemlichkeit. Auch ohne Ueberschriften verstehen sich solche Gedichte, Pointen bedarf's gar nicht, und hat man nicht schon genug, wenn es heisst: Der Liebsten sing' ich Lieder zur Ruh, Mamsell aber lacht dazu. Da hab' ich nun allerlei Verse gemacht, und Alle ha-

ben mich ausgelacht, u. s. w. *). Fast sollte dies der Schlüssel sein zu dem unerklärlichen Pantheon, will vielleicht der Herausgeber oder Oberpriester dieser heiligen Hallen auch bald Heine's Götter einführen?

Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide nehm' ich die Ankunft Saphir's mit dem Jahre 1825 als die Epoche an, die unsern in Rede stehenden Zeitraum in bestimmte Perioden theilt: avant, pendant, après.

So wie sich die Journalistik überhaupt zum Gesammtgebiet der Literatur integrirend verhält, ebenso liegt auch in den meisten unsrer Journale zugleich für Andere, die nicht von Lokalinteressen ausgehen, die Berechtigung, über sie ein Urtheil zu fällen. Ja, es könnten die Zeitschriften, die wir an Zeit und Ort gebunden haben zu unserm Zwecke, sich solcher Fesseln entledigen, und den Maassstab, der sich an sie anlegen will, zurückweisen. Sie könnten auf den Sitz und die Stimme zeigen, die sie im allgemeinen deutschen Literaturreiche einnehmen, sie dürften sogar erbaulich werden, und von ihrem nationalen Streben beginnen. Allein gegen diese Weigerung zeugt die spätere Zeit der Staubaufwühlung, die sie ja selbst anerkannt haben, und von der sie das »Ausland« damals un-

*) Hr. Dan. Lessmann, der sich bekanntlich vor Gelehrsamkeit nicht lassen kann, hat uns auch solche Gedichte gebracht, ihr spuhlwurmiges Aeussere, wie sie sich so ohne Kopf hinringeln, stimmt schon eher mit seiner sonstigen hypochondrischen Manier, mit den Unterleibsbeschwerden, die uns in seinen Gedichten immer so unangenehm anblähen.

terrichten wollten, und wollen wir nun auch, kann doch nur den Blättern der Avantperiode eine solche Gewähr geleistet werden.

Von dem Freimüthigen des seit geraumer Zeit vollendeten Kuhn lässt sich nicht viel Anderes sagen, als dass Herz- und Geistlosigkeit hier in gleich brüderlichem Vereine sich die Hände boten. Wozu bedarf es mehr? Wo könnte sich Widerspruch regen?

Ohne je in alter dahingegangener Zeit selbst ein prächtiger Marmortempel gewesen zu sein, bot doch der Gesellschafter von jeher eine Aussicht dar auf halb verfallene Trümmer, noch immer erhabene Zeugen eines alten Glanzes, dunkles Immergrün rankt sich an den vereinsamten Säulen hinauf, und ein gaffender Schwarm schön redender Liebhaber und Dilettanten ist es, der all diese Ruinen wieder in Flor bringen will: die Einen haben in dem Tempel noch selbst geopfert, Andere ärgern sich, dass sie so spät geboren, und suchen das Versäumte auf ihre Weise nachzuholen. Gewiss haben wir im Gesellschafter nicht mehr das Wehen einer Homerischen Zeit, aber das ist die Erinnerung an den alten Sänger, dass hier fast der ewige Refrain in den Worten liegt: *αἰεί νυ βροτοί εἰσιν*. Mit der ganzen Wärme der Theilnahme, wie sie dem deutschen Gemüth eigen ist, das auch selbst das Kleinste, Unbedeutendste aus dem Leben hoher Genien interessiren kann, lesen wir hier nicht nur die Erinnerungen an das Stillleben unserer Klassiker, wie sie uns da zuweilen mitgetheilt werden, sondern wir haben hier selbst den Sammelplatz vieler Poeten gehabt, die uns noch zuweilen die letzten Früchte und Blüthen ihres

sonst so reichen Raumes darbieten. So war z. B. vor seiner Theilnahme am Gesellschafter Arnim's Blüthezeit längst vorbei; was er uns hier zuweilen gab, war wohl nicht mehr im Stande die Erinnerung und Theilnahme für ihn lebendiger anzuregen, als er sie überhaupt unter seinen Zeitgenossen gefunden hat. Bei ihm, wie bei mehren seiner Art, ist es auffallend, dass nur so lange ihre Lieder frisch und rein tönten, bis das, was sie ersehnten, in Erfüllung gegangen war. Auch Fouqué ist so einer, der im Gesellschafter uns ganz offen zeigt, wie er sich so wenig zurecht finden kann mit sich selbst, wie ihm seine Manier zur Natur geworden, der kleinste Satz, den man von ihm hört, will uns noch immer gemahnen, als sei noch die Zeit des Singens und Sagens nicht vorbei, und das Mysterium der Urweltsbronnen und die Spiele der hohen Minne. Lächerlich ist das schon, doch hat's auch seine sehr wehmüthige Seite, um so eher, als der Dichter selbst zu solchen Empfindungen geneigt ist, wie wir noch neuerdings im zweiten Berliner Musenalmanach gesehen haben. Man wird auch darin dem alten Recken gewogen, dass er mit inniger Treuherzigkeit jüngeren Dichtern oft seine biedere Rechte darbietet, was einem Uebelwollenden wohl Anlass geben könnte, über die im Alter kindisch gewordene Poesie zu spotten. Dafür hätten wir Jungen wohl Besseres zu thun, nehme man doch nicht die Todten für die Lebendigen! Früher klingelte im Gesellschafter gar wirr durcheinander auch die ganze Schaar der Sonettisten, Glossatoren und Variationsmacher. Man erinnert sich wohl noch jener Guitarrenserenaden unterm dunkelnden Balkone zur Zeit der Maienwonne, die die Che-

valerie singender Trovadore anstimmte unter klingendem Präludium der Grafen von Löben, des Freiherrn v. d. Malsburg, Wilhelms von Schütz — jener Zeit der Blümlein kleine, in der Liebe Maienscheine, wo die Töne, Farben, Düfte linde säuselten wie Lüfte, wo die Sonne, wo die Blüthen, Blumenbeete, Turteltauben, Schmetterlinge, Liebeslauben nur wie Lenzes Strahlen sprühten. Wenn wir noch eins als einen Vorzug des Gesellschafters erwähnt haben, seine Bereitwilligkeit nämlich, Jüngeren entgegenzukommen und sie freundlich aufzunehmen, so folgt für seine kritische Seite freilich die Rüge nicht nur einer schwächlichen Engherzigkeit, sondern auch einer sehr grossen Zerrissenheit dieses Theils, der als doch einmal aufgenommen auch in sich geregelter und nicht so willkührlich zusammengeschneit sein sollte. Hiezu kommt, was uns jetzt näher interessiren muss, der alltägliche, nüchterne Schlendrian in der Relation über solche Dinge, worin die Berliner ihr gediegenes Bewusstsein haben. In sofern in diesen Theil des Gesellschafters keine Einheit, kein leitendes Princip hineinkömmt, findet sich auch nicht die Gleichmässigkeit in der Urtheilsweise, die allenfalls statt einer weitläufigen Beleuchtung noch angenommen wird. Während manche Theatererscheinungen den Foderungen der Berliner gemäss nicht interessant genug besprochen werden, dehnen sich dagegen furchtbarendlose Aufsätze durch die Zeitung der Ereignisse hindurch, z. B. einmal über das neue Museum, ja sogar war für die Kunstausstellung ein eignes Blatt eingerichtet zur Einschläferung Aller, die nicht lesen um des schönen Drucks zu geniessen. Ich will nicht einmal sagen,

dass ich hier von meiner eignen Sache spreche, sondern von einem Bedürfniss der Berliner Conversation, wie sie war, ist, hoffentlich nicht mehr sein wird.

In solchen zuletzt angedeuteten Missverhältnissen lag der Zauber, den Saphir so gewandt zu lösen wusste. Er verstand es, aus den zerstreuten Tagesinteressen, wie sie oft in den kleinlichsten Dingen ihren Grund haben, Darstellungen zusammenzubringen, deren Popularität einen Jeden ansprach, und zumal den Berliner, der sich so gern überall wiederfindet. Theater und Concerte wurden auf eine launige Weise besprochen, und ich kann versichern, dass hier viele Damen aus den höhern Ständen Saphir's doch gar zu hübsche Referate vermissen. Alles, was man von seinen sonstigen Fähigkeiten sagen könnte, findet in dem Ziel eines Lokaljournalismus seine glänzendste Anwendung, und weil mir eine fidele Haut lieber ist, als fünf die drin stecken, so verweil' ich hier gern eine längere Zeit.

Man hat unserm Helden Humor und Witz zugestanden, man hat ihn in ein Verhältniss zu Jean Paul gebracht. Nun ja! der Humor ist nirgends zu Hause; aber dann nicht so, wie jene Heinische Rose im schwülen Old Bailey auf schwarzen Richterbänken, er wurzelt überall unverwelkt. Das macht auch, er ist kein Taschenbouillon, lässt sich nicht beliebig zubereiten auf der Reise, und auseinanderfalten, wie ein Regenschirm, wenn's regnet. Anlage zum Humor ist nur Materie, an der wir die rohen Farbestoffe des Lebens zersetzen, um in Roth, Blau u. s. w. malen zu können. Saphir muss so gegen Jean Paul genommen werden,

wie etwa die Göthler gegen Göthe, obgleich hier der Meister das Irrthümliche an sich schon offenkundiger gegeben hat. Wir wissen nämlich Alle den Schlüssel der Göthischen Poesie: die Poesie als eine Abstraktion von allen Gegenständen der sinnlichen und geistigen Welt, als ein Dekokt aus allen möglichen Kräutern und Blüthen, und der Duft aller Vegetation ist hier eben die Anschauungsweise, die im dichtenden Subjekte liegt; die Befähigung zum Dichten setzt schon die poetische Durchbildung voraus, die geistreiche Behandlungsart mit ihrem beliebigen Gegenstande in eine glückliche Harmonie zu bringen, soll Aufgabe des Künstlers sein und man klatscht, wenn sich beide Seiten des poetischen Verhältnisses zur spiegelhellen Klarheit ausgleichen. Nun, da ist gerade die Poesie so weit gekommen, dass sie wie Indische Fakirs nur Bram zu sprechen hat, um schon etwas geschaffen zu haben; um freilich die Laien zu erheben, muss man diese Allgemeinheit noch immer besondern auf einzelne Fälle, und das ist das Ganze der Fabrikation, den Extrakt, den ich in der Tasche trage, verdünn' ich mit dem Wasser der unmittelbaren Wirklichkeit. West- oder Ost-Indien, Götz oder Iphigenie, das ist dem Dichter Alles gleich. Und die eigentliche Bewunderung zollt man dem Genius, der natürlich von der Person nicht weitab wohnen kann. Aehnlich machte es schon Jean Paul selbst, vor Allem aber seine Nachfolger im Humor. Saphir hielt z. B. das für humoristisch, irgend einen Gegenstand durch das Kaleidoskop sämmtlicher natürlicher Möglichkeiten hindurchzujagen, den Meister selbst allenfalls mit Allem zu vergleichen, was nur irgend mit Heilung in Krank-

heit, dem Frühling im Winter zusammenreimen konnte: so dass man an dieser von ihm beliebten humoristischen Panacee wirklich erkranken musste vor Ueberladung, vor allzuvielen Pikanterien. Von der wahren Bewegung des Humors, seiner sanften Schlangen- und Wellenlinie wusste er Nichts, schienen ihm doch auch seine Kunst und die Poesie in verschiedenen Sphären zu liegen. Er ahnte wohl kaum, dass man daran den Humoristen erkennt, wenn einem vor Ungeduld einmal ein Knopfloch reisst und nun die liebe Poesie zum Vorschein kömmt, wenigstens war's bei ihm dann immer die Nacktheit, die sich ganz bar zeigte. Die Berliner Literaten hatten ihm ihrerseits Nichts vorzuwerfen, er ihnen Nichts von seiner Seite. Doch sind sie an einander gerathen, und haben viel Verwirrung angerichtet, wie verfälschte Getränke immer eher einen Rausch verursachen, als klare, ungemischte. Einem Vernünftigen blieb hier also die blinde Wahl, und am Besten schlug man sich zu Keinem, sollte es aber einmal gewählt sein, so freut man sich wohl eher mit bei dem Jubel einer lustigen Srele, eines toujours fidèle et sans souci. Und eine Zeit lang hat Saphir's Weise immer ihr Gutes. Alte verrostete Maschinen, verjährte Missbräuche, konsequente Systeme der Lobhudelei, Cliquengeist sind Dinge, an die man nur Unbefangenheit und Natürlichkeit heranbringen muss, um sie in ihrer Blösse und Lächerlichkeit aufzudecken: zu grösseren und längeren Feldzügen und gegen Feinde, die nach der Meinung der Welt ihrem Mann stehen, gehört dann freilich eine andere Feder, als die Saphir gegen die Dreizehn mit so vielem Glück führte. Aber in seinem Kreise hat er Gutes gewirkt, auf die

Besserung der Theaterkritik übte er unläugbaren Einfluss, und der Mangel des Widerspruchs ist mir hier um so lieber, je unangenehmer mich und den Leser die Leerheit dieser Verhältnisse berühren müsste, wenn ich sie weiter besprechen sollte.

Saphir's Ankunft, die man sich gewöhnlich nur so denkt, als habe sie nur Lahmheit und Nüchternheit vorgefunden, fiel doch in eine sehr aufgeregte Stimmung der Berliner Kunstdilettanten. Es war die erste Saat der Hegel'schen Schule auf dem neuen Felde der hiesigen Universität aufgegangen, eine Menge junger nicht unebener Köpfe drängte es, mit ihren Produktionen hervorzutreten. Hiezu schien ihnen ein neu eröffnetes Journal »die Schnellpost« erwünschte Gelegenheit zu geben, und wir erinnern uns noch der breiten, gelehrten Abhandlungen über Macbeth, Uechtritzen's Darius und Alexander, Hotho's Ramiro u. s. w. Der Postmeister mochte nicht wissen, wie ihm geschah, diese Ehre war fast zu gross, wie sollte er diesen gelehrten Passagieren sich an die Seite stellen? Gieng man doch so weit, den Beiwagen der Schnellpost für sich zu fodern zum Transport der gelehrten Dramaturgie und Kritik. Wie sich unser Postmeister all diesen hohen Anfoderungen und bescheidnen Wünschen entzogen, weiss ich nicht, doch that er gut daran, die Aufmerksamkeit von hier abzulenken nach einer andern Seite hin, die ihn seinem wahren Streben näher führte. Er eröffnete ein Turnier auf Veranlassung eines uns schon bekannten Dichters: Fouque und Müllner präsidirten als Kampfrichter, und mancher kühne Degen hat da seine Variationslanze gebrochen. Gross und klein kamen sie herangezogen, beide,

Männer und Jünglinge. Hey, wie goldne Helme klungen und die lieben Vöglein sungen. Wollt' ich aber Manche unter ihnen namhaft machen, sie würden sich schämen, einst um einen Preis aus Saphir's Tasche gekämpft zu haben. Er aber rückte seinem Ziel immer näher; die dermaligen Passagiere der Schnellpost bestanden in Folge dieses Wettkampfes schon aus zwei Partheien, den Hegel'schen Aesthetikern und andern dem Geselschafter verwandteren Dichtern, die sich nur darin zusammenfanden, dass sie in gleichmässiger Götheverehrung wetteiferten. Und da geschah es denn einmal, dass jene Ersten ein Hegel- und Göthefest feierten, wo erst um 12 Uhr die Göthewuth zu den Heglern hinzugelassen wurde — warum? — weil er der objektiveste Dichter ist und von Hegeln erst nachträglich in seinen Tiefen erkannt worden — dass erbosten sich die Andern, und der Bemerker zum Gesellschafter brachte eine Rüge solch frevler That, ob Hegel sagen könnte: eh' Abraham war war ich. Saphir hielt sich nicht nur an die, mit denen er gegessen und getrunken hatte, sondern er sah auch die spätern Zielschreiben seines Witzes immer schussgerechter werden; er nahm sich daher der Philosophen an in einem sehr ernst gemeinten, aber doch närrischen Aufsatz, wo er sich dadurch seiner philosophischen Genossenschaft würdig beweisen wollte, dass er, da er beim Fest Einiges vom Seyn und Nichts gehört haben mochte, nun auch frischweg von Nichtigkeitsscriblern sprach, von ihrem Nihilismus, und dann wieder von tollen Ideen der Nihilisten. Das Vernünftigste, was dabei zum Vorschein kam, war Saphir's Opposition gegen eine hiesige literarische Corporation, die

Mittwochsgesellschaft. Hier zeigte er wirklich einen ganz richtigen Takt, und ein sicheres Gefühl der Wahrheit, allein es fehlte ihm die Kraft und die innere Hülfsquelle, den Gliedern jener Gesellschaft, als solche burschikosen Philistern mit offnem Muth, die Stirn zu bieten. Auch mochten ihn wohl gewichtige Namen abschrecken, er hätte aber denken sollen: Mitgefangen, mitgehangen. Sollte man's aber wohl glauben, dass wir hier in der That einen Chamisso, Fouqué und Andere des Montags finden können, wie sie der Lust ihres Bauches fröhnen! Eine literarische Gesellschaft, deren unaufhörlicher Refrain Saufen und Fressen ist. Wo man nur von ihr Etwas vernimmt, hören wir auch nicht bloss Flaschenkorke springen, Gläser zerschlagen, sondern gewöhnlich Schüsseln und Tellern klappern. Göthe und Essen! ist die Losung dieser Männer. Und wie wird hier Göthe begriffen! man lese die Festreden des 28sten August! man höre ein naives Geständniss, wie folgt:

Göth' aus Deinen Liedern keimet
Unsre Dichtung Wort für Wort,
Und was immer Du gereimet,
Pflanzt in unserm Sand sich fort.
Bleibt's nicht kräftig, ist's doch zierlich;
Nimm Dich unser ferner an!
Sind wir auch nicht mehr natürlich,
Lieben doch Dich Mann für Mann!

Wollen diese Bewohner des Parnasses einmal aus dem Grunde munter werden, so verschreiben sie sich den Herrn Schall aus Breslau, der bei ihnen im Geruch der Kreuzfidelität steht. Dies ist der, dem die Stich seines Lebens Sontag, und die Sontag ein Stich für's Herz ist. Dreien Göttern

huldigt er, dem Apollo, denn er ist der Sträuselsäuseldichter, dem Bachus, denn er ist Mittwochsgast, dem Amor, denn obschon Hagestolz und bejahrt, ist er doch in seinen Versen der Süsseste, der je um Frauenzimmer und Schauspielerinnen herumgefaselt hat. Man denke sich das Gelächter der seligen Mittwochsolympier, wenn er in einem Preisgedicht (!) also beginnt:

Ey, wie ist's doch hier so hübsch,
An dem langen Tische,
In der Literarischen
Fröhlichem Gemische,
Wo man auftischt vielerlei,
Nur nicht faule Fische,
Und, ist eine Flasche leer,
Holt sogleich die frische.

Und Göthe wird von ihm so gewürdigt:

Doch ihm wird hier getoastet und gesungen
Aus voller Brust Potenz,
Und was da tönt, von Lieb und Lust durchdrungen,
Tön't seiner Excellenz.

Von den gewöhnlichen Trinkliedern wird man aus obigem Anfang eines Preisgedichtes eine Ahnung bekommen, sie übertreffen sich an Naivetät und weingeistiger Laune. Da findet man doch unter ihnen den Recken Fouqué, den Nibelungenübersetzer Simrock, den Gothen Zeune, sollten die nicht so viel Kenntniss der Zeit ihrer Studien haben, dass bei den lieben Altvodern männiglich getrunken hat und dazu auch gesungen und gespielt worden ist, an bestimmte Weinlieder aber gar nicht zu denken war? Wenigstens sollt' es doch unter dreissig, vierzig Poeten einem Vernünftigen einfallen, dass Weinlieder, in denen man Nichts als das Boh-

ren der Korkzieher hört, und wo des Rühmens und Preisens vom edlen Rebensaft und vom alten Vater Rhein kein Ende ist, im höchsten Grade philiströs und kleinstädtisch sind, da aus ihnen die Ausserordentlichkeit eines solch delikaten Genusses hervorgeht. Doch genug von dieser appetitlichen Seite der deutschen Literatur!

Saphir unterdrückte von dieser Gesellschaft seine Meinung nicht, er hatte nun seine gewünschten Gegner, vornehme Gegner, zu denen sich bald sein anderer Rückhalt, der ihm noch treu geblieben war, gesellte. Nur eine Parthei blieb ihm noch, dieselbe, die in Berlin jetzt herrenlos umherirrt, die aber besser nie zum Vorschein gekommen wäre. Dies ist der sonst unverschuldete Nachtheil des Saphir'schen Treibens, dass einem grossen Haufen kaum mittelmässiger Köpfe die Feder in die Hände kam. Die Unmittelbarkeit des Naturalismus war ein zu lockender, als dass diese schwachen, ungeprüften Dilettanten ihm hätten widerstehen können. Da Saphir keine andern Hülfstruppen mehr hatte, durfte er sie nicht zurückweisen. Und nun glaubten diese Leutlein von Gottes Gnaden berufen zu sein, Saphirn seine Gesichter nachzuschneiden, und von ihrer Seite nicht weniger vornehm zu thun, als die Gegner. Sie wussten nicht, dass man zur Opposition vor allen Dingen dessen Noth habe, was die Gegner zu denen macht, die sie sind. Der erste Anlauf der Natürlichkeit und Unbefangenheit ist noch lange nicht ein siegerringendes Manövre, was man eine Vermittlung durch den Gegensatz nennt, wird auch hier erfodert. Man kann unmöglich auch in weiterer Ausdehnung und höherem Sinne die faulen Seiten unsrer Literatur angreifen,

wenn man nicht eine Zeitlang mit Liebe und Lust auf der Höhe der vornehmen Standpunkte sich zu erhalten gewusst hat. In unsrer niedern Sphäre liess sich höchstens den Gemeinheiten eines Kuhn das bieten, was von jenen Scriblern ausgieng.

Das Jahr 1827 brachte eine neue Zeitschrift: »das Conversationsblatt,« unter Redaktion der Herren Förster und Häring. De mortuis nihil nisi vere. Diesem schon entschlummerten Todten will ich die letzte Ehre eben nur durch Wahrheit erweisen, und ich nehme keinen Anstand zu behaupten, dass nur in einer Zeit, wo der Stolz der Wissenschaft und Kunst den höchsten Gipfel erreicht hatte, wo der Hochmuth des literarischen Aristokratismus so stolze Blicke werfen durfte, einem solchen Blatte konnte Vorschub geleistet werden. Die alte Zeit der ästhetelnden Schönthuerei war wieder da, Kunstrichterwesen und Dramaturgie, die ganze Kunstonanie des verflossenen Jahrhunderts hatte wieder ihren Winkelthron gefunden. All das mattherzige, feige Gerede von den Principien der Schönheit, dem Aristoteles, der Schaubühne, fistelte unsere Hörnerven wieder an, und wir sollten gezwungen werden, dem Gerede dieser Kastraten unsre Bewunderung und den Weihrauch unsers Beifalls darzubringen. Wenn man nur irgend einen Funken von Leben aus diesen todten Dingen hätte hervorsprühen sehen! überall nur Krankheit, diese geheime Röthe der Schwindsucht. Wer dürfte hier ein feuriges Auflodern einer erhabenen Leidenschaft suchen? Nur Sinnigkeit und Innigkeit — unendlichkritische, tiefdramaturgische in der Beurtheilung der Gastrollen dieser oder jener Schauspielerin oder Sängerin. Wie wird

der Genuss einer Förster'schen Bearbeitung des Shakespeare zubereitet! Schon die erste Nummer dieses Blatts verspricht uns die kommende Langweiligkeit, eine Zeitschrift wie diese könne vielleicht erst — in einem Jahre in ihrer Tendenz erkannt werden! Ist das nicht die unverdiente Wiederholung des Triumphes einer Zeit, die dem schlafenden Helden einst das Haar vom Haupte schor und seiner Mannheit ihn beraubte? Sie war schön, diese Hure vom Bach Sorek — ihr schwarzen, wilden Locken glänzten strahlender als jenes Band, das das lose Geflecht zusammenhielt. Ihre Augen waren Sterne der Nacht, ihre Wangen Rosen der Frühe. Von weichen Purpurlippen floss aller Rede Lieblichkeit, und aus den Höhen und Thälern ihres schönen Leibes rief's in Tönen der Wollust. Dass der Held in ihrer Kammer weilte — in ihrem Schoosse ruhte — dass der Fels der sanften Welle nicht weicht — dass die Eiche dem Abendwind sein Kosen und Flüstern nicht stört — Aber die Kraft seines Armes wich von ihm, und das Licht seiner Augen. Das waren die Fürsten und Herren der Philister, die das Weib für Gold gemiethet hatten, das waren die Fürsten und Herren der Philister, die unter den Trümmern ihrer Herrlichkeit begraben lagen. Der Gottesstarke wird seines Haares pflegen, und die Kunst des Gesanges wird jene bethören, bis sie zu Tode gehaft sind. Die Zeit der Kunsttheorien liegt hinter uns, ob die Tragödie Mitleid oder Bewunderung aufregen soll, ob die Helden vor Troja geschrieen oder nicht geschrieen haben, ob Schönheit und Erhabenheit im Subjekte liegen, oder im Objekte, das sind Fragen, die zur Förderung der Literatur nichts mehr bei-

tragen wollten schon seit geraumer Zeit. Wir sehen nachgerade ein, dass diese Dinge noch in vielen Jahren nicht das Wetter machen werden, dass das Wetter vielmehr die Fragen aufwirft, dass Adler und Hähne sie ausschreien, und dass jene vergangene Zeit den adiaphoristischen Streitigkeiten beizuzählen ist. Dichten mag man freilich so lange man noch trachtet, und wird auch die Vernunft absolut, so doch noch nicht ihre Erscheinung und Aeusserung im Leben. Im Leben haben wir die Natur noch nicht überwunden, und wir werden dichtend noch immer mit ihr ringen, nicht aber um der Theorie, sondern um Gottes willen.

Und mag es drum sein, wir gewähren diesen ausgezeichneten Aufsätzen des Conversationsblattes, die sich so herandrängten, dass sich die Redaktion oft zum Zurückweisen genöthigt sah. Eben aber an der Redaktion litt dieses Blatt. Man hat ihre Bestandtheile den romantischen Alexis und den klassischen Förster genannt. Wenn die Kinder in ihren Spielen Griechen- und Türkenkrieg aufführen wollen, so ist es ein schwerer Akt der Entsagung, dass Einige nach vielen Bedenklichkeiten zur Uebernahme der Türkenrolle sich entschliessen, viel leichter wird so Etwas den Leuten, die von den Schlusszeiten des vorigen Jahrhunderts noch immer träumen, und zu der falschen Analogie sich durchräsonnirt haben, dass, wie Schiller und Göthe damals anzusehen waren, so sie jetzt wären, um dereinst zu sein, was jene jetzt sind. Meinungen und Ansichten als theuerwerthe Heiligthümer zu vertheidigen, sie zum Tempel des Lebens zu machen, dort sich aller sonstigen Individualität zu entledigen, darum war es wohl ein Herr-

liches, als die Keime derselben sich auf schon blühenden Gefilden zeigten, aller Wartung und Pflege bedürftig. Wenn nun aber jetzt die Bäume fröhlich und frisch gediehen sind und den erquickendsten Schatten werfen, ist es ein Leichtes, die Ruheplätze gemächlich sich auszuwählen. Zufälligkeiten geben da den Ausschlag. Spasses halber wird der ein Romantiker, der ein Classiker, der Eine sagt zum Andern: bist du ein Rationalist, nun ich bin ein Supernaturalist. Warum nicht Jeder erst dies, dann jenes, gerade wie Einer erst demagogisch thun kann, und zuletzt Hofpoet wird? Und dem Hofrath Förster scheint das in der That gleich zu seyn. — Hätte das Conversationsblatt eine Vignette gehabt, es hätte A. W. Schlegel seyn müssen mit Klackhut und seidenen Strümpfen. Dies schon an sich: und dann noch das freundschaftliche Verhältniss von wegen der Theorie der bildenden Künste, des übersetzten indischen Stückes und der Vorlesungen am Montag und der laufenden in der Singakademie — wie aber wars denn vor mehreren Jahren mit dem Steckenelephanten, der indischen Bibliothek, den indischen Typen, à Buchstab 4 Franken in Paris, in Berlin aber 16 Groschen, wo'd auch einen Thaler! In jener Zeit war Herr Förster auch schon Anhänger Hegels — sag mir aber Einer, was er mit diesem zu schaffen hat? Nun er ist Mitglied der Societät — der Societät!

Wie unangenehm war es im Conversationsblatt, bald Herrn Häring sich gegen Herrn Förster, bald diesen gegen jenen verwahren zu sehn. Der Eine wollte des Andern Antheil nicht vertreten, und die Kritik war ängstlich von den Originalien

getrennt, jene besorgte Förster als angewandte Philosophie, diese Häring. Nun hatte aber Jener auch öfters Gelegenheit zum Dichten, man kennt sie ja — und dann sprang er über die Stränge, und dieser hatte zuweilen auch Etwas gelesen — und man weiss wohl, dass solchen Leuten die Zeit theuer ist und Alles somit von ihnen zur Produktion verwandt wird — es ist das noch nicht die eine Weise, in der sie dem Alles vergoldenden Midas gleichen. Zum Beispiel, wie sollte Wilib. Alexis Menzels deutsche Literatur lesen, ohne sie auch zu recensiren? Und welch eine Recension! Nach zwei Jahren hat der Mann das Buch vergessen, und blamirt sich in der Vorrede zu seinen Novellen und in den literarischen Unterhaltungsblättern durch jenen nothwendigen Widerruf von wegen der lyrischen Kritik Menzels. Da benahm sich doch Försters angewandte Philosophie sehr anders, sie drohte mit mörderischen Angriffen, und rief: Wolfgang Menzel und Wolfgang von Göthe! Stuttgart und Weimar! Pustkuchen rediviva! Göthe und Popularität! auf Hermann und Dorothea reisen die Bänkelsänger! o des literarischen Pfropfenschneiders! der brambirenden Burschikosität! der zimperlichen Philisterei! Wie darf Menzel, der Erzphilister, den Deutschen einer solchen beschuldigen, und nun gar der geringen Theilnahme fürs Vaterland! Hat er die Preussischen Freiwilligen von 1813 gekannt? Mich, mich, den Freund Körners, der ich jährlich im Tivoli und bei Kempers die Toaste ausbringe! — Armes Deutschland! die Erdtoffeln werden patriotisch, siehe, dies ist dein Landsturm, siehe, dies ist die angewandte Philosophie!

Von all diesen Verhältnissen der Berliner Journalistik konnten sich auch Auswärtige gar wohl unterrichten, es gab aber noch eine lokalere Sphäre, deren verpesteter Dunst den grossen Geistern alle Morgen, Sonntags ausgenommen, einige Augenblicke Bauchgrimmen verursachte. Im Grunde wars eine hässliche Geschichte mit diesen Blättlein, die tagtäglich in den Conditoreien und Restaurationen zur Lektüre einluden. Berlin, dessen stolze Buchhändler, Souffleus- und Aktionärsbroschüren ausgenommen, die Zweigroschenliteratur nicht beförderten, brachte den Taschenjournalismus auf die Beine. Auf die Beine: denn es waren Couriere, Staffetten und Estafetten, die durch Gassen und Platz sprengten, Staub und Koth genug aufwühlend. Bei dem Bericht über diese alten Dinge thut mir freilich meine und des Lesers Zeit Leid: doch die Vollständigkeit geschichtlicher Würdigung —

Saphir hatte das Talent der Fabrikation, wollen wir's pekuniärer ausdrücken, er verstand seine Rechnung zu machen. Er war ein Schöpfer aus Nichts in seiner Art, aus Nichts wusste er Bedürfnisse zu schaffen: hat er sich doch der alleinigen Erfindung aller Frühstückskouriere auf Erden mit Recht rühmen können. Das war Etwas für die Berliner, gestern im Theater, heut mit dem Frühstück schon die Kritik, beinebens ein paar Witze, Anekdoten, ein Räthsel und einige satyrische Hiebe: kurze Waare, leicht, angenehm, nicht theuer. Und warum nicht? Für hochmüthige Mimen konnt' es der Erinnerungen, Demüthigungen nicht genug geben, und Seitenblicke waren in der Schnellpost auch zu finden. Da dachte man aber, das Ca-

pitol wäre schon genommen, Gut und Blut sei an dessen Wiedereroberung zu setzen, mit der Würde der Literatur hab's ein Ende, und keinem Redlichen dürfe seine Pflicht mehr zweifelhaft sein. Junge Leute, die es zur literarischen Celebrität drängte, wollten an Saphir und seinem Courier zu Rittern werden, sie schickten ihm eine Estafette nach, und überboten sich einander in gründlicher Dramaturgie. Natürlich mussten all diese Unternehmungen nach und nach liederlicher werden, es fiel wohl vor, dass über Stücke als gegebene referirt wurde, die Abends vorher plötzlich abgeändert waren: dazu kam denn die Plattheit der Klopffechter. Sprachschnitzer wurden unversöhnlich nachgetragen, Unkenntniss der lateinischen Sprache vorgeworfen: kurz es waren Schüler, die sich mit ihren Federbüchsen und Mappen die Köpfe einschlugen. Und da die jungen Leute übers Lernen noch nicht hinaus waren — man lernt ja wohl nie aus? — so fand es sich, dass sie selbst an wissenschaftlicher Dichtigkeit zunahmen, was sie auf ihr grosses Unternehmen führte, nun eine allgemeine Oppositionszeitung zu begründen. War es bisher Saphir gewesen, so war es nun Müllner, dem sie die Stirn boten, und wer weiss, was auf all den leeren Stellen und den schuldig gebliebenen Viertelbogen noch zu lesen sein sollte; sie klagten beim Schluss ihres Blattes über die Grausamkeit der Censur: sonst wusste man auch nicht, was italienische Mährchen, Walther von der Vogelweide der arme Heinrich und Morolf mit der Opposition zu thun hatten.

An Saphir hätte bald Keiner mehr gedacht. Doch war man so unüberlegt, nun die gewichtig-

sten Namen aufzubieten, um ihm ein Gegengewicht zu halten. Für unsern »Märtyrer der Wahrheit« nur erwünscht, hatte er doch nicht viel zu verlieren, und über seine Gegner musste ihm der Sieg leicht werden. Was wollte er mehr, als die Lacher auf seiner Seite haben? Saphir, der auf dem Punkte stand, seinem bisherigen Treiben Ade zu sagen, und um ein Secretariat sich zu bewerben, wurde nun erst recht auf den Kampfplatz gerufen, man brachte ihn aufs Theater, stellte ihn mit Berlin zusammen, und dreizehn Bühnendichter verschworen sich, ihm die Stange zu halten, wie der Erfolg bewies, in der That nur, um dem Gegner Gelegenheit zu geben, sie lustig anlaufen zu lassen. Diese Massenie von Theaterdichtern hat sich vor ganz Deutschland blamirt. Wenn Angely und Lechtritz, Tietz und Fouqué, Cosmar und Robert sich zusammenstellen, sollte man nicht Freudenfeuer anzünden bei dem Ausdruck so demokratischer Gesinnungen. Aber der Wein macht Alles gleich — und der Wein der Mittwochsgesellschaft!

Ich erwähnte bereits oben, dass Saphirs naturalistisches Treiben eine Menge Federn in Bewegung setzte, die lieber den Gänsen verblieben wären. Juden und Judengenossen, Ausländer von Prag und Wien, vor Allen aber hiesige literarische Kleinkrämer schlossen sich ihm an. Hoffnungsvolle Jünglinge vom Mühlendamm und Ellenritter aus der breiten Strasse, fabricirten Gedichte jeder Art, Räthsel und »Accrostica,« Gymnasialschüler und universitätsaspirirende Examinandi wagten humoristische Ausflüge, Schauspieler und Kassirer sind zu Dichtern geworden und wissen nicht wie, und Buchdrucker lernten einsehen, dass sie der

wahren Vermittelung ja am nächsten stünden. Aus einer Auswahl dieser Rotte machte sich Saphir einen Clubb, die Sonntagsgesellschaft, die nach Saphirs Abgang nach München die Redaktion seiner Blätter übernahm, und sie auf den letzten Buchstaben glücklich zu Ende brachte. Die übrige aus Saphirs bissigen Zähnen entsprossene Saat ist den Redaktionen der belletristischen Zeitschriften wohl bekannt, und werden deren Fidibus und Makulaturkasten wohl im Stande sein, nähere Auskunft über sie zu geben.

Mit dem Schluss des Jahres 1829 schien es mit all dem Scherz ein Ende nehmen zu wollen, Saphir und ein späterer Nachfolger E. M. Oettinger verliessen uns — hatten doch die Vornehmen immer schon mit der Policei gedroht! — Das Conversationsblatt stellte seine gelehrte Erscheinung ein, doch für Beschäftigung half der Witz eines Buchhändlers, Herr Häring wurde Redakteur des verwaisten Freimüthigen. Der alte Schlendrian setzte sich wieder in Bewegung nicht ohne nothwendige Berührung mit den Ereignissen, die das vergangene Jahr so merkwürdig gemacht haben. Zuerst waren dies die Angelegenheiten der evangelischen Kirchenzeitung, und darauf die politischen Verhältnisse, die beide besprochen wurden. Allein das Kirchliche will ich nicht berühren, die politischen Urtheile sind männiglich bekannt geworden. Sieg- und glorreich hat die Geschichte diese Kannegiessereien einer beschränkten Altklugheit widerlegt. Man erinnert sich jenes Gedichts an Oranien im Nibelungenversmaasse, das nach einigen Wochen so lächerlich dastehen musste. Wie kurzsichtig ausserdem, den Aufstand der Bel-

gier aus purem Nachäffungstriebe herzuleiten, die Nachdrucker Brüssels hieher zu ziehen! Doch hat das bei Herrn Häring seine Richtigkeit, er ist ja kein Andrer, als Wilibald Alexis, der Pseudowalterscott, und bei den Kriegsberichten vergisst man wohl, dass Avalon und Walladmor existiren. Nun wissen wir denn freilich, woran wir sind.

Es lässt sich den Berlinern die Empfänglichkeit für Politik nicht absprechen; nur ist die Art der Aufnahme in ihr Urtheil durch so Mannichfaches bedingt, dass man lieber gar Nichts hören möchte, als diese Verschrobenheit der Ansicht und diese Lauheit des Urtheils. Der Probierstein der andringenden Ideen steht bei ihnen im Geruch der Heiligkeit, und sie sind noch nie darauf gerathen, diesen Probierstein selbst einmal in Untersuchung zu bringen. Während man überall um uns her Kant überwunden hat, und sogar dem von ihm aufgestellten Princip der Nichtintervention fast völkerrechtlich huldigt, sind wir noch weit entfernt, die Reinheit unsrer politischen Vernunft einer Kritik zu unterwerfen; auch die Nichteinmischung leuchtet uns eben so wenig ein, wie dem Oesterreichischen Beobachter. Die Form der politischen Anschauung steht als Raum und Zeit uns starr gegenüber, und dass die Kategorien eben ihre Wahrheit in uns haben, diese Ehre verbitten wir. Nur durch prismatische Krystallisationen bricht sich uns der Sonnenstrahl der geschichtlichen Entwickelung, und bemerken wir gar, dass sich hier doch die spielenden Farben des Regenbogens wiederfinden, so entsagen wir lieber allen Betrachtungen, und theilen mit der Policey den Aerger über die Farbigkeit des himmlischen Friedensbogens, und die

Unbegreiflichkeit dieses Revolutionärs. Nicht Alle haben hier den Aristoteles gelesen, doch einem Jeden wohlbekannt ist das μηδὲν ἄγαν, das Allzuviel ist ungesund. Statt auf dem Hofe zu krähen, einmal das Dach zu besteigen, das ist eine Anmuthung, die man an uns nicht ergehen lassen darf. An Kometen glaubt man in unserm Sternensystem nicht, man kennt keine andere Sphärenmusik, als die der Wachparade, und die Treppe des Opernhauses, die Fenster des Zeughauses sind die höchsten Standpunkte, zu denen wir uns hinaufschwingen. Jede politische Meinung hat bei uns ihre gute Portion irdischen Theils, der die Lehre vom Mittelpunkte der Erde noch immer bewiesen lässt, jeder Riesenpallast hat hinten seine Winkelthür, und die Prachtstufen des Schauspielhauses hat bei uns noch Keiner bestiegen, nur des Abends um neun Uhr führen sie aus der Dichtung zur Wahrheit herunter. Wie kann aber auch dem anders sein? Wird doch Nichts geboten, was uns frisch und frei anwehete, und mehr oder weniger fremd ist doch immer auswärts Gedrucktes.

Zwei altergraue Institute sind's, die bei uns von Sta[illegible] und gelehrten Sachen handeln, deren Privilegien sich noch vom siebenjährigen Kriege herschreiben, und zur Unterscheidung von jener Zeit nur die Verschiedenheit der Nachrichten haben. All der schöne Raum, den die Redaktoren und Mitarbeiter mit ihren Bühnen- und Concertreferaten, mit Reisebeschreibungen und spanischer Literatur bedrucken, wie nöthigere Dinge verdrängt er? Und doch nehmen wir selbst dieses Zeug lieber in Kauf, als die unbeholfenen politischen Räsonnements, die sich zuweilen da vernehmen las-

sen: fast sollte man glauben, es wäre von freisinnigen Köpfen bestellte Waare, um dadurch gewisse Ansichten lächerlich zu machen. Und bei all diesem Diensteifer, bei all der treufleissigen Ergebenheit werden denn doch zuweilen Dinge versehen, die man gar böswillig auslegen könnte. Hatte doch z. B. die eine Zeitung — die schlechtere — früher durchgängig die Gewohnheit bei Erwähnung eines Preussischen Gesandten oder Consuls und dem Berichte irgend einer seiner Funktionen das Königl. Preuss. gesperrt zu drucken, zur Beleidigung eines jeden Patrioten, dem die politische Allgegenwart und Nothwendigkeit des Preussischen Namens am Herzen liegt. Und wenn es denn noch die Neutralität der Halbheit wäre, die die Sprecher in solchen Zeitungen immer als ihr Hauptaugenmerk angeben; ein jedes Fragezeichen aber und Ausrufungszeichen, das sich so bescheiden, als wäre es Nichts, in einer Parenthese emporreckt, zeigt uns zur Genüge die Gegenden, von wannen der Wind bläst. Warum giebt man uns in der Spenerschen Zeitung nicht die Nachrichten, wie sie sind, sondern verbindet sie wie z. B. jetzt bei den polnischen Angelegenheiten, mit so wehmüthigen, kläglichen Bezeugungen von Mitleid und Verachtung. Was in den Quellen dieser Berichte »von der Polnischen Gränze« zur Ermunterung und Erfrischung gesagt wird, bekommt hier die Form des letzten, krampfhaften Aufzuckens. Früher, wie treulos, über solche Berichte zu schreiben: Poln. Blätter!

Der Ton und die Tendenz der Staatszeitung ist den Auswärtigen wohl bekannt, und schon Mancher hat über die Manier derselben bittre Klage

geführt. In der That wag' ich es nicht, mich auf eine Charakteristik derselben einzulassen, ist's mir doch, als erlahmte mir jetzt schon der Arm, und fühlt' ich mich von einer grausen Kettenlast beschwert. Das macht das stolze, prunkende Wesen dieses Blattes, das sich wie ministeriell ankündigen und jeden Widerspruch für Hochverrath erkennen möchte: gerade als sollte man auf das von ihm Ausgesprochene schwören, wie auf ein Evangelium und Orakelwort. Mit ihrem Hohen Namen will die Preussische Staatszeitung sich eben für einen integrirenden Theil des Preussischen Staats angesehen wissen; thun's auch Viele, unbeschadet der ecclesia pressa, die den Unterschied der Staatszeitung von den beiden andern Blättern nur in dem grössern Format, besserm Papier und der vorabendlichen und sonntäglichen Erscheinung finden.

Doch genug der Klage! Todte mögen ihre Todten begraben! wir fühlen uns frei von den Fesseln, die das schwache Alter der Jugend nicht mehr aufreden wird. Denn die Hoffnung hat sich noch nie verloren, und überall nickt ihr kluges Elfengesicht uns zu, winkt uns ihr goldenes Morgenroth. Ist doch auch bei der Jugend die Zeit der Innerlichkeit bald vorbei, wo sie sassen und sich Häuser aus ihrem Unterleib herausspannen, und das Gespinnst mit ihren Thränen anfeuchteten. Wir lebten in Tagen der Trauer und Wehmuth, wo Hass und blinder Zorn ein strenges Gericht hielten, und dem frei ausgesprochenen Glauben der Völker ein böswilliges, eisernes Aber sich vorsetzte. Da hat die Verzweiflung manchen getrieben, dass er, war er Dichter, an den Saiten seiner Leier sich aufhieng, und Vielen faltete sich

der Mund in ein bitteres Lächeln, wenn sie gerade die herrlichsten Lieder der Lust und Liebe sangen. O es war eine lange, heimliche Nacht, da Alles im tiefsten Schlafe ruhte, und nur die mondsüchtigen Ritter durch Strassen und Plätze zogen, mit ihren Schatten Zwiesprach hielten und mit den plätschernden Brunnen, und die schlafenden Wächter frugen, wie hoch es an der Zeit wäre. Das war die Zeit der Gespensterrunden, wo so viel heimliches Flüstern ins Volk ausgieng von nächtlichen Umzügen und dem verscheuchenden Hahnenruf. Unsern Nachtunfug störte aber bald der Oelgeruch nächtlicher Studierlampen, da sassen die Jungen in ihren Dachstübchen und deklamirten über Vernunft und Offenbarung, und bald erdröhnten die Gassen von der centnerschweren Last der Begriffsworte, die Häuser pressten sich fast identisch zusammen. Darüber sind wir denn eingeschlafen, hatten auch Träume von herrlichen Dingen, jeder nach seinem Theil. Wir wachten wieder auf, wussten aber wohl, wie vogelfrei es um uns stand, warfen uns daher auf andre Dinge, auf die Frau Minne und ihr süsses Dämmerungsgekose. War's doch so dunkel in der Welt, und so nebelfeucht, dass nur ein freies Lied dem gepressten Herzen Luft machen konnte. Einige legten sich patente Cravatten um den Hals, und brachten um ihren gottlosen Leib einen schwarzen Frack. Thränen sind nun geflossen, falsche und wahre. Und wie's zu geschehen pflegt, die erheuchelten Thränen quellen wirklich hervor, wir können nichts mehr thun, und in der Wahrheit unsers Schmerzes nicht einmal mehr dichten —

Die historische Frage hat sich durchgeschla-

gen. Von den Befreiungskriegen an sind die nur des Ehrenplatzes in der Entwickelung unserer Literatur würdig, die ihren Geist die Feuerprobe der Zeit bestehen liessen. Zeige man mir aus dieser Zeit ein Kunstwerk, das, wenn es um sein selbst willen geschaffen wurde, durch die Form absoluter Vollendung hindurchgedrungen ist. Und überhaupt — nur die Statue, nur antikes Drama und mittelalterliches Epos hat in sich Abgrenzung und ist erstarrt in vollendeter Form, dass den Betrachtenden heiliger Schauer durchrieseln möchte, aber die Altäre und Bilder der Götter sind gestürzt, kein Opferduft mehr wirbelt zu den Höhen hinauf, und der Gral hat im fernen Indien die Sage versteinert. Jetzt ist in der Kunst und Literatur alle Besonderheit, alles Ansich aufgehoben, wir glauben Keinem mehr, der von ionisch klarer Durchdringung der Form und des Inhalts spricht, Literatur ist Philosophie der Geschichte — und man hat aus ihr eine Geschichte der Sprache gemacht! Wir werden fortan die Geister am höchsten preisen, die in ihrem Adlerfluge zuweilen innehaltend sich auf ein Blatt setzen, es mit Hieroglyphen beschreiben, und den Winden preisgeben. Berufen sind Alle, wollen aber der Zeit noch nichts merken, und ich wage es, meine literarischen Collegen von der Feder bei Seite zu rufen und sie freundlich anzureden, also:

»Wer die Gaben hat, sehe zu, dass sie ihm nicht genommen werden. Noch mehr, wer die Privilegien, wenn auch nur de facto, der wahre seines Briefs und Siegels. Es wird eine Zeit kommen, und sie ist schon da, wo nach Novellen, Dramen, philosophischen Systemen, sonstigem Zeug keine

Nachfrage mehr sein wird. Im Vertrauen gesagt, wir pflegen arm zu sein, und sollten uns die Druckkosten vom Munde abdarben! In euren Produktionen eifert ihr für alles Gute, Schöne, Edle, schildert mit höchstmöglicher Farbengluth die Gegensätze der Liebe und des Hasses, wohl auch der Tugend und des Lasters, auch der Freiheit oder Sklaverei, warum aber bloss aus der eignen Brust, warum nur Fiktionen der Phantasie! Sehet auf das grossartige Leben, das um uns her auf und nieder wogt, und höret die Urtheile des Hasses, der Leidenschaft, der Furcht, der Unwissenheit, deren sich immer mehr zusammenfinden, und die der Ausdruck öffentlicher Meinung zu werden drohen, und Klage, Ironie, Achselzucken ist da lange nicht genug. Die Ansprüche der Humanität, die doch noch so Viele begeistert, sollten die sich nicht geltend machen können in einer fortgehenden Opposition, die zugleich der gegenwärtigen Lage der Literatur ihr Gepräge gäbe? Wir haben Opponenten, — doch nur mit gutem Willen, und sie werden nicht eher gehört werden, ehe nicht die anerkannten Geister der Nation ihnen zur Seite treten. Aber die Mnta dieser Genien mit der Liquida der bodenlosen Schwätzer bildet kein Augment der Literatur!«

Vor einiger Zeit konnte Niemand mehr über die beiden Hauptrichtungen des Berliner öffentlichen Lebens in Zweifel seyn, wir hatten da die wissenschaftliche Seite und die kirchliche, und als ihre Organe die Jahrbücher der Kritik und die Evangelische Kirchenzeitung. Jene erstern als ein der Universität sich anschliessendes kritisches Institut haben uns schon früher beschäftigt, sie liessen sich von dieser Seite eben so sehr loben, wie

von einer andern tadeln. Und dies nicht so sehr darum, weil sie in Wissenschaft und Lehre Missfälliges offenkundig gäben, als in der Hinsicht, dass in ihnen jede Mattherzigkeit und Feigheit unsers öffentlichen Treibens ihre Berechtigung und philosophische Wahrheit gefunden zu haben glaubt. Durch die Aufnahme manches klingenden und vornehmen Namens hat sich das ursprünglich gehaltene Unisono der Grundtendenz in einen Ton gesungen, der den Gewöhnlichen freilich nichts Verändertes ahnen lässt, dem aber, der die Macht und Zahmheit eines gleichartigen Druckes kennt, durchaus unrein und unharmonisch ankömmt. Die bekannten Träger der Jahrbücher, Hegels philosophische Dogmen, enthalten in sich durchaus verschiedene Elemente von dem Hintergrunde, aus welchem die Ansichten vieler neuerer Mitarbeiter hervortreten. Kaum ein Viertel der letzteren würde sich z. B. der theologischen Consequenz der Hegelschen Lehre fügen. Man kann bei aller Achtung der jenen Jahrbüchern zum Grunde liegenden Philosophie sie dennoch als Repräsentanten einer Gelehrtenkaste bezeichnen, die in vielen Dingen toto coelo von einander entfernt stehen mögen, darin sich aber zusammenfinden, dass ihnen jeder billigende Blick auf den Wirrwar des Lebens ein unwissenschaftlicher ist, dass sie das Ziel und die Vollendung unsrer nächsten Aufgabe nur in der Flamme sehen, die auf dem Altar in Minervens Tempel lodert. Denn wir wissen's ja — Kunst und Wissenschaft machen das Glück eines Staates; — und Preussen kann darum eben stolzen Blickes auf alle Staaten der Erde herabsehen, es hat nämlich diesen ewigen Frieden errungen, hat nun auch das Museum er-

baut, von dem schon Keiner mehr spricht, weil wir unsrer Natur nur Nothwendiges in demselben bekommen haben: es kauft chinesische und ägyptische Cabinette, Gypsabgüsse, alles mögliche Antiquarische: Schaaren von Künstlern und Gelehrten ziehen durch's Reich und die Schweiz nach Italien, Aufmunterungen, Zuschüsse, Gratificationen —

Im Gegensatz gegen diese findet die Evangelische Kirchenzeitungspartei ihre Rechtfertigung, wenn vielleicht auch nicht in der Bewegung innerhalb der eigenen Kreise. Sie ist natürlich nicht einzig ein Ausserdem für die Hegelsche Lehre, selbst nicht für das kleine hier herumhüpfende Volk der Hegelinge, sondern für all die steifen Manschettenherren, die bei der Berührung mit den Evangelischen sich so vornehm zu äussern geruhten, hier und dort, auch in Correspondenzberichten. Welch' ein Halloh stimmten sie beim Beginn des vorigen Jahres an, vorerst Schiller und Göthe, und dann die Hallische Angelegenheit. Wir wollen diese kaum beschwichtigten Dinge nicht wieder aufregen, aber grosse Lehren mag man sich daraus für die Zukunft, auch für Erkenntniss der Vergangenheit entnehmen. Die Zeit von der Reformationsfeier bis zum Fest der Augsburgischen Confession ist fast ausschliesslich die Periode der theologischen Streitigkeiten gewesen, nicht wie sie zur Beruhigung der Gemüther beigelegt worden sind, sondern wie sie erst angeregt wurden zu weitern Verhandlungen für eine spätere Zeit, zu der wir durch mancherlei Leid und Noth erst gelangen mögen. Der Streit gieng seinem eigentlichen Ziele immer näher, und die Frage nach dem Wesen und

der Bedeutung der Kirche war der Höhepunkt, wo sich aber die Partheien erst noch einmal besinnen wollten: diese Angelegenheit und ihre Beantwortung lässt sich so nicht aus dem Aermel schütteln, man kann nicht läugnen, der Streit hat mit einem horror geendet, die Partheien wurden stutzig. Bei dem Dualismus des Staats und der Kirche sah man sich an voller Schrecken, gleich als wage man nicht Etwas auszusprechen. Der Bedenklichkeiten gab es zu viel bei der Einigung der Gegensätze zur Hierarchie. Der Schmerz aber und das Unglück, dass man nicht weiss, was Kirche ist, ist faktisch. Von beiden Partheien war das Ausschliessen und Austreten leicht gesprochen, die wirkliche Möglichkeit einer Kirchenspaltung wie vor drei Jahrhunderten, fiel noch zu schwer aufs Herz, und beide haben sich gewissermassen dadurch geeinigt, dass sie mit dem Einspruch des Staats nicht recht aufs Reine kommen konnten. Denn das sahen sie wohl auf die Länge als höchst lächerlich ein, wenn der Eine am linken, der Andere am rechten Rockzipfel des Herrschers zerrte, und durch die blosse Persönlichkeit desselben sich garantiren wollte. Für den Augenblick giebt da freilich die beste Aushülfe etwa Schleiermachers liebenswürdige Naivetät; doch wird dem Ernst solcher Dinge mit so einem schalkhaften Lächeln nicht für immer genügt, und die zum Brüten Geneigteren werden sich nicht ohne tiefen Schmerz in mancherlei Gespinnste hineinhecken. Alle wissen, was von Seiten der Regierung den Breslauer Bittstellern geantwortet ist, und ich weiss, dass nun die Stillen im Lande mit ängstlichem Harren

als nahe bevorstehend die Erscheinung dessen erwarten, der die Zeichen hat, — den Antichrist. —

Man sieht so viel, dass der Augenblick erschienen ist, da der Staat seine Aufgabe wahrnehmen mag, dass es hoch an der Zeit, endlich einmal im Volk das politische Bewusstsein zu wekken und damit die Erkenntniss, dass Kirche und Wissenschaft nur am Staate ihre Wahrheit haben. Es wird da Nichts mehr helfen, die Philosophen kriegen's nicht heraus, vergeblich hat man von denen gehofft, deren Amt das Hinterherkommen ist, das Trösten, Versöhnen, voran geht die Leidenschaft, und — wie natürlich — die Schwäche. Mag das seine Richtigkeit haben, — jeder Tag beweist aber immer mehr das Gegentheil — dass die von der Stimme des Volks reden, ihre eigene als solche proklamiren, es dauert aber lange, ehe ein Kranker sich krank fühlt und den Arzt ruft, und da sollten die Verständigen doch klüger seyn, und nicht auch die letzte Stimme abwarten, um dann erst die Wirklichkeit als Vernunft zu setzen. O ihr vornehmen Herren, die ihr vor noch nicht langer Zeit die armen Leute in ihrem frommen Eifer, der ein klar denkendes Gemüth doch nur zu stiller Trauer hätte stimmen sollen, so sauber anzulassen verstandet mit dem ganzen Indifferentismus eurer mattherzigen Gottlosigkeit — ihr habt freilich keine Herzenssache zu vertheidigen, und verspürt wohl Nichts von dem Frieden eines frommen Gemüths, das ihr, wenn ihr solche macht, nur als stereotypes Surrogat eurer Lug- und Truggedichte kennt — glaubt ihr, dass euch der Vorzug der Klarheit gegeben ist, so geht auf den ideellen Zusammenhang der Gegenwart und wie sie geworden ein, da-

mit ihr das Verdienst habt, der drohenden innern Zerrüttung als die Ersten und zwar in Friedenskleidern und mit euren vielmögenden Worten zuvorgekommen zu seyn. Traurig genug, dass man die stillen Seelen aus ihrem harmlosen Treiben in eine Welt stossen muss, wo's nicht sanft hergehen und manch unheiliges und leeres Wort wird gesprochen werden. Doch will's die Lage der Dinge, dass auch wir uns bequemen, und dem Wahne entsagen, als könne man die Vortheile einer Verfassung auch ohne solche haben. Das ist der schöne Trost und die befriedigende Hoffnung, dass wir Deutsche in der Form, die unsern westlichen Nachbarn Zweck ist, nur ein Mittel haben wollen.

Dass man doch immer noch nicht recht einsehen will, wie schlecht es mit unsrer schönen und philosophischen Literatur steht. Hier, wo gerade die überall zur Schau getragene Sinnigkeit und Innigkeit, die horrende Tiefe des deutschen Genius sich bewähren sollte, wird Nichts mehr geschaffen. Bei solchem Stillstand muss man sagen, es ist aus mit den sogenannten grossen Geistern, ein neuer poetischer Messias wird in der Weise, wie man ihn haben will, nicht erscheinen; denn er wandelt schon mitten unter uns im Stande nicht Jedem sichtbarer Verklärung, das blinde Volk hat ihn längst gekreuzigt, ohne zu wissen, was es that. Der tiefsinnige Geist der Speculation, der sich einst so herrlich bewährte, scheint abhanden gekommen zu seyn. Erschöpft ist die Forschung in den Wundern der Gnade, Liebe, Offenbarung. Die geistigen Fonds sind gefallen, ist auch keine Nachfrage mehr nach ihnen. Unsere Geister gehen jetzt in die Breite, und sind wir nicht bald auf das

Nothwendige bedacht, so werden wir in's Schattenreich steigen, und unsere sinnige, mystische, schwermüthige Manier nur darin noch den andern Völkern zu Gemüthe führen, dass wir bei ihren stürmischen Variationen des grossen Zeitthema's uns nur als die leisen, melancholischen Dämpfer ankündigen! Sehet da! Schwärmer werden zum Dämpfen gebraucht! Historische, unpartheiische Würdigung der Dinge, die sich ohne uns machen, wird überhaupt immer mehr unsere Sache. So gar ängstlich ist der Eifer unsrer Encyklopädisten, wie sie sich beeilen, ja noch bei Zeiten unsre grossen Gedanken einzuregistriren, damit's die Nachwelt hübsch beisammen habe, was die goldene Zeit zu Wege gebracht hat. Die Wissenschaft hat einen langen, sonnenhellen Tag gefeiert, und darum bitten wir all die kleinen Lichter, die sich jetzt noch sehen lassen möchten, uns, wie Nordlandsfahrern, die Seligkeit zu gönnen, nachdem wir die Sonne nie haben untergehen sehen, endlich einmal die liebe Nacht herandämmern zu lassen. Ein Jeder, der sich von einem guten Geist getrieben wusste, wird auch so zu seinen Werken das Vertrauen haben, dass sie nicht untergehen, sondern die Auferstehung der Todten dann mitfeiern werden, wenn wir die schwere, lange Bahn durchlaufen haben. Vielleicht giebt's dann auch wieder welche, die die philiströse Wahrheit, dass wir Bürger zweier Welten sind, in Schwung bringen, und gewiss sind's die alten Bibliotheken, die den himmlischen Theil unsres Erdenlebens, die Verhimmelung, wieder aufbringen werden. Und auch anders kann ein guter Saame, wenn es warm und heiss sein wird, seinen innern Drang nicht zurückhalten, und neue Keime

werden neue Blüthen bringen. Wie viel klagen nicht jetzt schon über Nichtanerkennung und Lauheit der Zeitgenossen? und denen der Ruhm und ein Landgerede zu Theil geworden ist, die sollten auch nicht zu Viel verlangen, und dass ihre Lehren sogleich in die Formen der Gesellschaft sich hineinrealisiren, es soll mit ihnen wie mit den katholischen Heiligen seyn, die erst im Tode Wunder thun.

Könnt' ich glauben, dass in meinen versteckten Winkel Einer von Denen, die die Macht haben, sein Ohr wird hinhorchen lassen, so erhöh' ich jetzt meine Bitten von wegen des Nächsten, das uns Noth thut — denn ein Jeder müsste das thun, damit er hernach eine Entschuldigung habe. Es sind aber nur die Brüder von der Feder, mit denen ich hier unterhandle, und denen ist ihre Pflicht schon von Vielen vorgehalten worden. Dass es aber zu ihrem eignen Besten ist, und sie anders gar nicht mehr existiren können, das ist eine Wahrheit an sich, die sich glorreich bewährt im Messkatalog und noch herrlicher in den stillen Kämmerlein und Dachstübchen und den vergebens ausgekauten Federn. Und wem's so noch nicht einleuchten will, wer da glaubt, zusammengestohlene Gedanken seien eigenem Gehirn entsprungen, Dem wird eine Kritik den Beweis führen, deren todbringendes Messer sich an nicht Wenigen schon bewährt hat.

Man weiss es ja, was unsre erste Foderung ist — unverkümmerte Pressfreiheit! Beweisen muss man ihre Nothwendigkeit nicht; wer wird die Thatsachen des Bewusstseins und Gewissens beweisen

wollen? Es kommt nur darauf an, so im Vorbeigehen dann und wann dies Gewissen zu rühren und geheimnissvoll zu thun. Wir müssen uns das Catonische ceterum censeo angewöhnen, und bei jeder Gelegenheit mit einem ceterum ne censeatur hereinfallen. Nur die Prediger auf der Kanzel sind von dieser Bitte zu dispensiren, denn da würde man's für aufrührerisch halten, aber sons' suche Jeder überall Gelegenheit. Da man die Gedankenstriche zuweilen zu andern Dingen braucht und ebenso die Frage- und Ausrufungszeichen, so schlag' ich für diesen Zweck ein eignes Zeichen vor, etwa das Bild eines Krebses, das mir Keiner streichen darf, da es auch wie 69 sich lesen lässt, und den logischen Zusammenhang meiner Produktionen ich selbst zu verantworten habe. Die Auflösung dieser Sternenschrift würde sich etwa in einem Gedichte so machen:

O wie duftet diese Rose!
Wehe, weh die Pressfreiheit!
Hörst Du wohl des West's Gekose?
Endlich, endlich wär' es Zeit!
u. s. w.

Was Berlin mit dem etwaigen Geschenk beginnen sollte? Linkisch genug würde man sich benehmen, Viele würden glauben, sie hätten gläserne Glieder, und würden sich nicht zu bewegen wagen; aber der Widerspruch wird nicht ausbleiben und der Gegensatz erst das wahre Leben schaffen. Unsern Figaro hätten wir auch schon, wenn Hr. Oettinger einstweilen das Schreiben liesse und etwas Politika triebe. Doch auf diesen Risiko

kann man ihm Nichts anmuthen, und im Grunde Keinem, und das macht mich traurig und öffnet mir die Augen, wie ich eben mehr im Traum als wachend gesprochen habe — Ceterum

Die

# Gubitz'sche Preisbewerbung.

Schäme Dich Hellas,
Dass nur mit schlichtem Kranze
Du dem Sieger Olympias lohntest!
Und Du, Romulischer Dichter
Reichlicher Füttrer, o Cilnius,
Dass nicht mit Silber- und Goldmedaillen,
Verziert mit passenden Allegorien,
Deine Sänger Du schmücktest,
Die zum Olymp Apollon's stolzer Wagen trug.
Sieh, ein Journalist der Brennen,
Verdunkelt Dich, wie die Sonne ein Nachtlicht.

So fahr' ich fort, um den Abschreiber Ramler (der die ganze von mir parodirte Stelle aus Cicero's Rede gegen Piso entlehnt hat, wo sich freilich die Ironie besser ausnimmt, als bei R. der Ernst) nicht noch weiter abzuschreiben. Ich habe überdies schon zu dunkel geschrieben für alle Leser, welche den Gesellschafter nicht kennen, den papiernen Gesellschafter, der vor allen langwei-

ligen Gesellschaftern den grossen Vorzug hat, dass man ihn fortschicken kann, so oft man will. Zur Sache.

Herr Professor Gubitz, der Herausgeber des genannten Gesellschafters, hat beseelt von dem Wunsche sein Journal gut auszustatten, und sich auch wohl ein nicht unbedeutendes Verdienst um die deutsche Literatur zu erwerben, zu Ende des Jahres 1828 Preise ausgesetzt für diejenigen, welche im folgenden Jahre die besten Arbeiten für den Gesellschafter liefern würden. Da nun der bis zum ersten October 1830 verlängerte Termin schon lange abgelaufen ist, so möchte es Zeit sein die Leistungen der Preisbewerber zu prüfen, was auch gewiss von Seiten des Gesellschafters schon geschehen ist oder geschieht, wenn gleich die Resultate noch nicht mitgetheilt sind. Wäre dies schon der Fall, so könnte ich vielleicht in meinem Berichte kürzer sein, indem ich nur gegen das Irrthümliche auftreten brauchte. So aber muss ich statt einer Antikritik eine Antekritik schreiben und abwarten, ob das Urtheil des Gesellschafters damit übereinstimmen wird. Aber bevor ich über die Leistungen der Preisbewerber rede, ist es nöthig einige Worte über die Idee der Preisvertheilung voraus zu schicken.

Erstlich ist mir die Menge der Preise aufgefallen, deren Hr. G. mehr vertheilen will, als alle Professoren auf irgend einer Königl. Preussischen Universität zusammen genommen, nämlich so viele, dass wenn auch aus jedem der 12 Stämme Israels ein Bewerber aufgetreten wäre, dennoch alle den Kampfplatz siegreich verlassen könnten. Ob aber die Preise nicht durch ihre Anzahl verlieren, und

auf den blossen Metallwerth (denn sie bestehen in goldenen und silbernen Medaillen) herunter gesetzt werden, möchte allerdings gefragt werden können. Aber nicht bloss durch die Menge der Preise sucht Hr. G. alle Preisvertheiler zu überbieten, sondern auch dadurch, dass er die Erlangung des Preises ganz und gar nicht von dem absoluten, sondern einzig und allein von dem relativen Werth der Leistungen abhängig macht, indem er versichert, dass jedenfalls sämmtliche Medaillen zur Vertheilung kommen sollen. In dem Wörtchen jedenfalls ist doch ohne Zweifel der allerdings denkbare Fall begriffen, dass keiner von allen Bewerbern den Preis verdient habe. Eine so nachsichtsvolle Anerkennung des Willens, auch ohne Kraft, ist mir sonst noch nicht vorgekommen. Eben so unerhört ist es, dass Hr. G. nicht einen, sondern 2 erste Preise verspricht, indem jeder der beiden Gerichtshöfe, das Publikum so wohl als die eigentlichen Richter, das Recht haben soll von dem andern unabhängig den Empfänger des Preises zu bestimmen, damit alle beide Recht behalten können. Eigentlich hätte Hr. G. aber noch dritte erste Preise aussetzen müssen, für den Fall, dass er selbst nicht mit seinen kritischen Freunden übereinstimmen möchte, wo er sich nach dem unkatholischen Grundsatze, dass eine Kirchenversammlung mehr zu sagen habe als der Pabst, ganz dem Urtheile obgesagter Freunde unterwirft, auch selbst da, wo sie sich für Sachen, die des Druckes unwerth sein möchten, erklären sollten. Hier wird nun freilich klar, dass die Quelle jener beispiellosen Nachsicht beispiellose Schwäche ist und dass hier das Sprichwort veniam vicissim damus

et petimus seine volle Anwendung findet. Hr. G. denkt sich den Fall als möglich, dass seine richtenden Freunde etwas durchaus schlechtes in Schutz nehmen könnten; und er, der als Redacteur dem Publikum für jedes unnütze Wort verantwortlich ist, erklärt sich im Voraus bereitwillig ganze Aufsätze, die ihm als elend erschienen, demselben auftischen zu wollen. Ist es möglich dass des Mannes ärgster Feind Aergeres von seinem und seiner Freunde kritischem Unvermögen sagen kann, als was er selber in folgenden Worten sagt: »Es ist nicht daran zu zweifeln, dass auch manches ankommen wird, was sich zum Drucke nicht recht eignet; ich will dies, betreffe es nun einzelne Stellen oder ein Ganzes, mit den Freunden berathen und mich ihrem Urtheil unterwerfen, auch wenn es meiner Ansicht entgegen ist.« O der schlaffen und schwächlichen Nachgiebigkeit! Wer so bereitwillig seine Ansichten aufopfert, muss dieselben sehr gering schätzen, oder kann vielmehr gar keine haben. Leute also, welche nicht einmal darüber einig sind was sich für den Druck eignet oder nicht, sprechen mit einer vornehmen Mäcenatenmiene davon, dass sie wesentlichen Mängeln in der deutschen Literatur abzuhelfen dächten! Kann man da nicht sagen: das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach? Aber es mag sein: Ut desint. — Hr. G. mag mit seinem Unternehmen den Vorrang behalten vor anderen verlegenden Herausgebern, welche verlegen wurden, indem es ihnen an Mitarbeitern fehlte, und deshalb Lockspeisen ausstreuten um einige Gimpel zu fangen.

Ich bin weit entfernt, das Lobenswerthe in dem Unternehmen des Herausgebers zu verkennen;

wenn ich gleich der Meinung bin und bleiben muss, dass die Literatur aus demselben fast gar keinen Gewinn gezogen hat. Werke des Fleisses, die nur auf einem fetten Boden gedeihen, können allerdings durch Preise gefördert werden; aber man hüte sich seinen Dünger in den Garten der Poesie hineinzutragen, der nur durch Himmelsluft und Himmmelsthau grünt und blüht; sonst ruft man stinkende Wucherblumen in's Dasein.

Von diesem Gesichspunkte aus lässt es sich rechtfertigen, dass Hr. G. Preise ausgesetzt hat für die besten Berichte über Städte und Provinzen: denn hier ist der Werth oder Unwerth der Arbeiten allerdings einigermassen von dem Fleisse der Verfasser abhängig. Aber ganz anders verhält es sich mit der Humoristik und Novellistik. Wer sich um diese ein Verdienst erwerben wollte, müsste Preise aussetzen, nicht für diejenigen, welche Neues lieferten sondern für die welche zu schreiben aufhörten, damit der schlechten Scribenten weniger würden, und das Unkraut nicht die edleren Pflanzen erstickte. Die Kunst kann also aus dergleichen Preisvertheilungen gar keinen Nutzen ziehn, sondern höchstens einige Dichter; aber diesen würde es wahrlich lieber sein, wenn sie statt der Medaille eine Zulage zum Honorar bekämen, wodurch sie der Mühe des Verkaufens überhoben würden. Freilich könnte der Preissteller da nicht seine passenden Allegorien an den Mann bringen, und das wäre schade. Aber es bleibt ja manche schöne Allegorie unausgeführt, so wie ich z. B. mich trösten muss, dass folgende sehr passende Allegorien nicht in Gold und Silber, ja nicht einmal in Kupfer und Holz werden ausgeführt wer-

den. Sie sind: Für Nro. 1, den Berichterstatter: ein Merkurius, welcher in einem Kaffehause gähnend Journale durchblättert und mit diebischen Fingern excerpirt; für Nro. 2, den Novellisten: ein Zauberer, welcher einen Gänsekiel als Zauberstab gebraucht, um durch denselben, mit Hülfe eines mysteriösen Buches, etwa des Calenders, oder einer alten Chronik, eines Convoluts von Acten, oder eines Zeitungsblattes, Geister und Teufel zu citiren; für Nro. 3, den Humoristen: ein Satyr mit gestutzten Hörnern und Ohren, welcher durch Grimassen und wunderliche Bocksprünge sich über seinen Verlust zu trösten sucht. Man missverstehe mich nicht, als wollte ich hiermit sagen, dass die besten für den Gesellschafter gelieferten Preisarbeiten solche Allegorien verdienten. Es sind einige bessere Arbeiten geliefert worden; aber wird für diese der Preis verliehen werden? Mag es indess sein; die herabgewürdigten Gattungen verdienen nicht andere Allegorien. Oder ist es nicht etwa so? schreibt nicht fast immer der eine Berichterstatter von dem andern ab? Sind die Novellisten nicht oft Leute, welche lieber Novellen lesen als Novellen schreiben sollten, unglückliche Mittelwesen zwischen Richtern und Dichtern, die man Criminaldichter nennen könnte? Während sie in ihren Acten schöngeistisch faseln, und Verbrecher, aber noch lieber Verbrecherinnen in poetische Gestalten umzuschaffen suchen, kneten sie in ihren Poesien Ehebruch, Blutschande, Brudermord, Giftmischerei und andere Gegenstände der Criminalgerichtsbarkeit zusammen, und würzen das Ganze mit etwas Assa foetida (zu deutsch: Teufelsdreck) um es für den durch den Brei sen-

timentaler Romane erschlafften Magen des Publikums noch pikanter zu machen. Sind endlich die Journal-Humoristen und Satiriker (ich werfe hier beide wie Hr. G. in einen Topf) etwas anderes als Füchse, welche die für sie unerreichbaren Trauben unreif nennen? Ich rede hier aber bloss von den Humoristen der Journale, wie sie in diesen sich zeigen und überhaupt da nur sein können, denn sonst kann ich Hrn. G. durchaus nicht beistimmen, wenn er behauptet, dass die deutsche Literatur in (sic) humoristischen Aufsätzen einen empfindlichen Mangel habe. Ich glaube im Gegentheil, dass es der Humor ist, wodurch sich unsere guten Schriftsteller vor denen anderer Nationen auszeichnen, ja wodurch selbst manche schlechte erträglich werden. Doch ich will mit ihm nicht darüber rechten ob dieser Mangel wirklich fühlbar sei oder nicht; er möchte sonst auf den Gesellschafter hindeutend sagen: ist hier nicht der schlagendste Beweis? Ja leider, müsste ich antworten, die zur Preisbewerbung eingeschickten Satyren und humoristischen Aufsätze haben mir meinen Wahn benommen: denn jene Satyren (ich schreibe sonst mit dem Pedanten Casaubonus Satiren) gehören zu dem γένος τατάρειον αὐθάδες καὶ ἀπὸ χαυλιόδοντος, dem Geschlecht der nichtsnutzigen und unkünstlerischen Satyren, und die Humoristen selbst scheinen nicht einmal zu wissen was das Wort Humor bedeute, indem es mir häufig so vorkommt, als verwechselten sie es mit dem Lateinischen humor. Von jenem bekannten pindarischen Spruche ausgehend glauben sie uns das Beste zu liefern, wenn sie uns mit Wasser versorgen.

Wasser — nichts als Wasser — wird ein jeder rufen, welcher die von Jul. Eberwein mitgetheilten Preisaufgaben des Vereins zur Beförderung guter Neujahrswünsche*) liest. Der Inhalt des ganzen Geschreibsels ist, dass die gegenwärtige schlechte Zeit einzig und allein durch gute Neujahrswünsche verbessert werden könne. Angehängt sind einige Neujahrswünsche, die wohl kaum zu den mittelmässigen zu rechnen sind. Eben so wenig humoristisch wie dieser Aufsatz ist der Humorist Nro. 37. Der kurze Inhalt ist dieser: Ein verschrobener Lieutenant zwingt seinen verschrobenen Bedienten, um ihn dadurch zu zerstreuen, seine Gedanken niederzuschreiben. Dieser füllt das Papier mit langweiligen Klagen über die ungewohnte Arbeit und mischt zuweilen noch andere, nicht sehr erbauliche Bemerkungen ein. In dem Ton des Ganzen ist nichts, was auch nur im Geringsten an einen Bedienten erinnerte. Nicht viel anders können wir über die Fortsetzung dieses Aufsatzes, betitelt Gottfrieds Osternacht (Nro. 126) urtheilen, doch findet sich darin eine kleine idyllische Scene, die wir nicht ohne Interesse gelesen haben. Den Preis verdient keine von beiden Arbeiten.

In den Preisaufgaben des Gesellschafters v. K. Gern (Nro. 42) treten Novellist, Humorist u. s. w. auf und machen (natürlich ohne alle dialogische Kunst) höchst flache Bemerkungen, über die verschiedenen Erzeugnisse der Literatur, für welche die Preise bestimmt sind.

Ob die Definition, die hier vom Humorist gegeben wird, dass er ein Mensch sei, der Gemüths-

*) Jahrg. 1829. Nro. 29.

grimmen habe und darüber Gesichter schneide, die andern zum Lachen zu bringen, richtig, und auf Ihn. Gern anwendbar sei, wollen wir weiter nicht untersuchen, können aber die Versicherung geben, dass er bei uns allerdings etwas dem Gemüthsgrimmen ähnliches erregt hat.

Der Autor und Acciseeinnehmer Links (Nro. 69) von Ulrich Reimann ist eine ganz klägliche Nachahmung einer Jean Paul'schen Vorrede mit einer Beimischung von Scottischer Breite. O imitatorum servum pecus!

Besser ist der Aufsatz über den Nutzen der Journalistik von F. Nork (Nro. 101). Es werden in demselben die Alltagswitze über das Unwesen in der Kritik und auf dem Theater kurz und gut vorgetragen. Dass die Arbeit mittelmässig sei, darin möchten wohl Freunde und Feinde des Verfassers übereinstimmen müssen.

Nicht anders verhält es sich mit dem Schauspiel aus dem 20sten Jahrhundert (Nro. 110). Es wird darin gezeigt wie der dramatischen Kunst durch Lärm- und Knall-Opern der Untergang gedroht wird; dies geschieht mit einem ziemlich wohlfeilen Witz, wie man ihn in allen Caffehäusern von einer ästhetischen Parthei hört. Die Einkleidung ist ganz verbraucht, und erinnert stark an den nunmehr verschollenen Satiriker Friedrich. Nro. 158 finden wir noch einen Traum, mit Hpk. unterzeichnet. Der Verfasser dieses kleinen Aufsatzes zeigt nicht ohne Geist und Gemüth, wie das vielgestaltete und oft veränderte musikalische Treiben der letzten Zeit einem Traum vergleichbar sei, indem er die verschiedenen Aeusserungen desselben zu Traumbildern umdichtet.

Das alte Sprichwort, dass das Letzte das Beste sei, lässt sich auf die humoristischen Aufsätze für 1829 anwenden: denn keine der früheren Arbeiten hält mit der Donna Quixotte de la Mancha von F. Steinmann eine Vergleichung aus. Da Herr Steinmann mich seinen unbekannten Kritiker in Sonetten angeredet hat, so sehe ich mich genöthigt ihm in ähnlicher Weise zu antworten.

Viel Dank, o Dichter, dir für dein charmantes
Kurzweil'ges Mährlein, das du uns geboten.
Was zagst du vor dem kritischen Despoten?
Da du Bewährtes lieferst, längst Bekanntes:
Denn nachgeahmet hast du dem Cervantes,
Und Erbsen vorgesucht aus seinen Schoten.
Allein wir zehren stets ja von den Todten,
Und Aufgewärmtes ist nicht stets Verbranntes.
Auch dass du mir gegriffen hast in's Handwerk
Und kritisirt, will ich geduldig tragen:
Denn brav gegeisselt hast du manches Schandwerk.
Doch da zu Ende gehet mein Sonetto
Will ich, was wahr mir scheint, in Prosa sagen,
Nicht fürchtend das was du noch hast in Petto.

Herr Steinmann hat (wie schon in dem Sonett angedeutet ist) die ersten Capitel des Don Quixotte parodirt, und zwar sehr gut parodirt.

Der Inhalt seiner Erzählung ist folgender: Ein armes Dorffräulein, welchem die Romane von Clauren und andern literarischen Sansculotts den Kopf verschroben hatten, so dass sie an nichts anders als bildschöne Rittmeister und Lieutenants, unschuldige Entführungen und Verführungen dachte, fasste den Entschluss in der Welt umher zu ziehn, um sich entführen zu lassen und führt die erste Hälfte desselben auch wirklich aus. Ihr Begleiter

ist ihr Schweinehirt, Junker Wiedehopf genannt. Da sich diese Schreckenspost verbreitet hatte, so finden sich der Dorfkantor und ein alter Chirurgus ein, und halten Gericht über ihre Bibliothek. Einige schlechte Bücher werden hier kurz und gut kritisirt, doch hätte Hr. St. vielleicht noch schlechtere und gelesenere auffinden können. Tromlitz, Blumenhagen, Spindler und andere saft- und marklose Scribenten, die man doch oft als lumina ausschreit, werden verschont, ingleichen Raupach und die übrigen Lohn-Bühnendichter, mit Ausnahme von Immermann. Dagegen werden Sachen, die wohl Niemand als Verfasser und Setzer gelesen hat, z. B. der Nürnberger Horaz und Riemers Gedichte scharf mitgenommen. Es wird darauf die erste und letzte Tagereise des Fräuleins erzählt, auf welcher sie manchen Aerger erfuhr, worunter der bedeutendste der war, dass sie am Abend im Wirthshause ihren Oheim den Ehrendomherrn Schmunzelbart antraf, und bald darauf durch die Ankunft des Cantors und Chirurgus überrascht wurde. Weiter ist die Geschichte nicht ausgeführt. Hr. St. giebt nur noch an, dass das Fräulein, nach einem von ihrem Oheim entworfenen Plan, durch den Chirurgus mit Beistand des Cantors entführt, d. h. nach ihrer Heimath zurückgeführt sei. Die Ausführung des Ganzen ist sehr gut. Ueberall finden wir einen gesunden und kecken Humor; namentlich in den eingestreuten Parodien und Glossen, die wir als besonders gelungen bezeichnen müssen. Zur Probe mag folgende Stelle dienen:

Alte Tanten, Gouvernanten,
Modepuppen, süsse Herrchen,

Und dergleichen Narrn und Närrchen
Bilden's Heer der Dilettanten,
Mit Geschnatter und Gegacker
Bauen sie das Reimfeld wacker,
Laben sich mit manchem Trunke.
Sagt, wo steckt bei dem Gelichter,
Was allein uns schafft den Dichter,
Aechter Kunst geweihter Funke!

Aus dieser Uebersicht wird der Leser schon ersehen können, dass Herr Steinmann des Preises würdiger ist als irgend einer seiner vorher betrachteten Mitbewerber. Aber wird er ihn bekommen? Ich zweifle sehr, oder weiss vielmehr fast gewiss, dass er ihn nicht bekommen wird, indem irgend ein guter Freund von ihm, vielleicht einer seiner Mitbewerber, entdeckt hat, dass einige der Gedichte, die er in seine Arbeit verwebt hat, schon früher in einem anderen Journal gestanden haben. Daraus macht man ihm nun ein grosses Verbrechen. Aber meiner Meinung nach ist es ärger, Stellen aus fremden Werken zu verkaufen, als Stellen aus seinen eigenen. Demnach möchte das Citiren von Lesefrüchten, Mottos und anderen Pfauenfedern strafbarer sein als die Handlung des Herrn Steinmann. Aber dem sei, wie ihm wolle, wenn wir auch alle abgedruckte Verse streichen, so bleibt die Donna Quixotte doch besser, als alle bis dahin beurtheilten Arbeiten zusammen genommen, und auch von denen, welche im Jahre 1830 eingeschickt sind, möchte ihr schwerlich eine den Sieg streitig machen können, wiewohl nicht geläugnet werden kann, dass keine unter denselben ganz schlecht ist.

Wir treffen hier zuerst (Nro. 3) auf einen Auf-

satz über den Nutzen böser Beispiele von Aug. v. Blumröder. Inhalt und Form erinnern stark an Erasmus Lob der Narrheit, was freilich für Hrn. v. B. nicht sehr vortheilhaft ist, insofern er bei der Vergleichung sehr den kürzeren zieht. Es wird in diesem Aufsatze dargethan, dass alle diejenigen, welche schlecht oder thöricht redeten, schrieben und handelten, dabei die gute Absicht hätten andere durch ihr Beispiel vom Laster oder von der Thorheit zurück zu schrecken. Dies ist in Bezug auf Moral, Politik, Philosophie und Aesthetik mit einem sehr mässigen Aufwande von Witz und Ironie durchgeführt.

Sobald der Verf. angedeutet hat, wovon er handeln wolle, wissen wir schon im Voraus alles was kommen wird, indem wir ihm gleich anmerken, dass er das sagen werde, was ein jeder Mensch, der Verstand und etwas Mutterwitz besitzt, sich selbst sagen kann. Den Verehrern von Rabener und ähnlichen Satirikern wird der in diesem Aufsatze herrschende, trockne, nüchterne Verstand gewiss zusagen, und ich bin nicht geneigt mit ihnen deshalb zu hadern: denn Verstand ist immer besser als Unverstand, und einiger Witz besser als gar keiner. Schliesslich müssen wir Hrn. v. B. auf eine Kleinigkeit aufmerksam machen. Nach Hegels Lehre ist nämlich nicht das Sein und Nicht-Sein, sondern das Sein und das Nichts identisch, diese Bemerkung soll nicht dazu dienen den Hrn. v. B. einer Unwissenheit zu zeihen, sondern nur um ihn darauf aufmerksam zu machen, dass man bei Wortstechereien genau sein muss. Uebrigens bin ich so weit entfernt dem Hrn. v. B. seine philosophische Bildung abzusprechen, dass

ich ihm den Rath gebe, lieber in seinen philosophischen Aufsätzen fortzufahren, als Satiren zu schreiben. Er denke doch an den herrlichen Ausspruch in den epp. obsc. virorum: Non omnes valent idem. Unus novit logicam, alius didicit poetriam. Eben dieselbe Lehre muss ich auch dem Verfasser der harmlosen Satire (Nro. 57) zurufen. So wie es natürliches und künstliches, eigentliches und Papiergeld giebt; so giebt es auch eigentlichen und Papierwitz. Ist nun gleich ihr eigentlicher Werth sehr verschieden, so ist doch ihre Geltung, ihr Wechselcours in unseren Tagen ziemlich derselbe. Aber wie der schlichte Landmann lieber klingende Gold- und Silbermünzen als geschnörkelte Cassenanweisungen nimmt, eben so kann Niemand, der nicht verbildet ist, sich mit dem erkünstelten Papierwitz gut befreunden. Er ist und bleibt

— purer guter Schneiderscherz,
Und trägt der Scheere Spur,
Und nicht das grosse volle Herz
Von mutterlich Natur.

Papiergeld und gelahrter Witz werden niemals populär werden. Ich glaubte dies vorausschicken zu müssen, um darzuthun, weshalb ich der harmlosen Satire nicht meinen vollen Beifall geben kann, wiewohl sie Ansichten und Witz genug enthält. Ob die Ansichten richtig seien, geht uns hier natürlich nichts an; es ist genug dass sie gesund sind d. h. frisch und kräftig auftreten, überall wo der Verf. nicht witzig sein will. Sein Witz aber ist gesucht im höchsten Grade; und man kann ja doch auf guten Witz nicht den Aus-

spruch anwenden: Suchet so werdet ihr finden. Doch zur Satire selbst.

Sie ist gegen die Hegelsche Philosophie gerichtet, gegen welche in den letzten Jahren Tiefes und Flaches, Witziges und Albernes, Verständiges und Unverständiges genug gesagt ist. Der Inhalt ist folgender: Ein junger Philosoph fällt durch das Doctorexamen: reist dann durch England, Frankreich und Italien: trifft in Venedig einen Arzt, welcher vermöge der Philosophie zaubern kann, wird von diesem, da er sich sehr gelehrig zeigt, zu dem grossen unbekannten Philosophen gesandt, der eigentlich zwar seinen Sitz in der Sonne, als dem Centrum unserer Welt hat, aber sich während einer jeden Sonnenfinsterniss in der Wüste Sahara niederlässt. Unser Held erreicht den grossen Unbekannten, wird von ihm in die tiefsten Mysterien eingeweiht, erkennt sich als den Porphyrius und seinen Meister als den Plotin, und bleibt in der Wüste zurück um abstracte Menschen zu schaffen. Einige Zeit kommt der bis dahin verbannt gewesene Arzt zurück, in dem er staunend den Jamblich erkennt.

Es ist kein unglücklicher Gedanke in dieser Art die Aehnlichkeit zwischen Vorzeit und Gegenwart darzuthun, und zu zeigen wie die Neuplatoniker durch Prinzipien, die von denen der neuesten Philosophie nicht so sehr abweichen, zur tollsten Schwärmerei geführt wurden (oder wenigstens geführt sein sollen). Ich glaube auch fast, dass die meisten Leser mit dem Plane nicht unzufrieden sein werden.

Wenn die Poesie Begriffe darstellen will, muss sie dieselben in Gestalten umschaffen. Je mehr

Etwas reine Verstandessache ist, desto phantastischer muss es in der poetischen Darstellung erscheinen. Der Dichter muss auf den Flügeln der Phantasie, nicht im Luftballon der Speculation dem Philosophen nachfliegen. Er muss die historische Wahrheit der poetischen aufopfern. Dabei muss er uns doch ein richtiges Bild der Philosophie geben: so wie das Meer ein Bild vom Lande giebt, wiewohl dieses einspringt, wo jenes vorspringt und umgekehrt. Diese poetische Behandlung nun, welche wir verlangen, findet sich bloss im Plan der Satire. Die Darstellung ist durchaus prosaisch. Statt der Phantasie finden wir Definitionen; statt des wahren Witzes logische Spitzfindigkeit. Das Ganze ist demnach für einen philosophischen Aufsatz zu phantastisch, für einen humoristischen zu philosophisch und prosaisch.

Wir kommen endlich zu dem letzten humoristischen Aufsatz den wir zu beurtheilen haben, zur Wendeline (Nro. 66). Dies ist eine zwar flüchtige, aber nicht ganz geistlose Arbeit. Ein Schulmeister, Namens Schnäbele schildert sein häusliches Unglück, das seinen Grund in den phantastischen Gesinnungen seiner Frau und seines Schwagers, eines Arztes, hat. Bei dem Namen Wendeline fällt uns sogleich Jean Pauls anmuthige Philisterine ein: aber unsere Wendeline ist ganz das Gegentheil von jener, so wie Schnäbele ein vollkommner Antipode von dem guten Siebenkäs ist. Er ist der ärgste Pedant, den es auf der Welt geben kann: sie hingegen wird uns durch ihren unweiblichen Humor im höchsten Grade unerträglich. Sie grämt sich ab um ihren ersten in Russland erfrornen Liebsten: geht von diesem Schmerz in die

tollste Lustigkeit über u. s. w. Der Doctor ist ein noch so ziemlich gut gerathnes Mittelding zwischen Fenk und Katzenberger. Wir sagten vorher die Arbeit wäre flüchtig, und wollen, um dies zu beweisen, nur einiges anführen. Der Schulmeister hat auf der ersten Seite des Aufsatzes Humor und Witz, auf den übrigen erscheint er als der trockenste Pedant. Hin und wieder zeigt er Kenntniss des Alterthums, an anderen Stellen hingegen ist er über alle Begriffe unwissend u. s. w. Um aber unsere andere Aussage zu rechtfertigen, dass die Arbeit dennoch nicht geistlos sei, brauchen wir nur daran zu erinnern, dass Jean Pauls Geist dem Maronéischen Weine gleicht, welcher mit zwanzig mal so viel Wasser verdünnt, doch noch einen lieblichen Trank gab.

Das Resultat unserer Untersuchung würde nun sein, dass Herr Steinmann ohne Zweifel den Preis verdient, die nächsten Ansprüche nach ihm, aber der Verf. der harmlosen Satire hat. Ausserdem verdienen noch die beiden andern beurtheilten Arbeiten einige Berücksichtigung. Da werden nun freilich die meisten Bewerber sehr unzufrieden sein und mich fragen was der Humor sei, den ich ihnen abgesprochen habe. Ich antworte: Ein Baum, der in der Erde wurzelt und seine Zweige sehnsüchtig zum Himmel emporstreckt; derselbe Baum von dem Satire und Elegie abgerissne Zweige sind.

Wir wenden uns jetzt zu den Novellen und stossen zuerst (Jahrg. 1829. 57) auf Liebe und Leben, eine einfache Erzählung von Dr. E. Habir. Schon der philiströse Titel, in welchem

Liebe und Leben als Gegensätze aufgestellt werden, zeigt hinlänglich davon, dass der Verfasser kein Dichter ist, ja wir möchten sagen, dass ihm jede tiefere Ansicht des Lebens mangelt. Ein Leben ohne Liebe ist kein Leben, und eine Liebe, die nicht auf das ganze Leben läuternd und veredelnd einwirkt, ist keine Liebe. Doch wir gehen zur einfachen Erzählung über: Der Sohn eines Krämers, der sich erhenkt oder ersäuft, oder sonst auf eine unerlaubte Weise aus der Welt gemacht hatte, entläuft seinen unzarten Wohlthätern, die ihm täglich die sogenannte Schande seines Vaters vorwarfen, wird bei einem reichen Manne Bedienter und verführt dessen Tochter (worüber ihn allerdings die Vorwürfe seiner beschränkten Zeit trafen). Er entflieht darauf heimlich mit seiner hochschwangeren Schönen und lässt sich mit ihr am nächsten Tage trauen. (Wie und wo sich dies, beinahe zu Ende des 18ten Jahrhunderts (denn dies ist die Zeit unserer Geschichte) ohne Aufgebot und sonstige Vorbereitungen bewerkstelligen liess, begreif ich freilich nicht). Beide Aeltern machen eine gute Miene zum bösen Spiel, ärgern sich aber doch sehr bald todt. (Ein wirklich seltener merkwürdiger Fall, auch bei Leuten von den strengsten Grundsätzen). Die junge Frau aber, jetzt Erbin eines grossen Vermögens, wurde, mit einem Worte, liederlich, härmte sich über ihre missglückende Buhlschaften und die Vorwürfe ihres Mannes bald zu Tode, und hinterliess ihrem Manne eine Tochter und ein grosses Vermögen. Dieser aber wurde jetzt ein vollständiger Philister. Seine Tochter verlobte er, da sie noch halb Kind war, mit einem Müllerburschen; wahrscheinlich,

damit es ihr nicht wie ihrer Mutter gehen möchte. Die Sache ging eine Zeitlang ganz gut, bis in Aennchen's Seele durch einige Romane Feuerfunken geworfen wurden, und ihr pedantischer Liebhaber ihr nicht mehr zusagte. Sie machte die Bekanntschaft eines schönen, geistreichen Jünglings, der auch sie lieb gewann. Der Vater ärgerte sich sehr über dies Verhältniss (Nemesis du bist gerecht!) doch es half nichts; zum Leidwesen des armen Müllerburschen Joseph wurden Ferdinand und Aennchen Mann und Frau. Aber Aennchen war ihrem Manne nicht gebildet genug, er wurde gleichgültig gegen sie und brachte sie dadurch in ein frühes Grab.

Dass diese Erzählung, die hier ganz treu wieder gegeben ist, durchaus gehaltlos und kahl ist, was ihren Inhalt betrifft, wird niemand läugnen. Viel Menschen und Zeitkenntniss kann auf so beschränktem Raume nicht entwickelt werden; aber man kann aus dem Gegebenen sattsam ersehen wie der Hr. Verf. das Ende des 18ten Jahrhunderts kennt. Hr. Dr. M. sagt zu Anfang seiner Erzählung, dass wir von der Absonderung des Bürgerstandes von den übrigen Ständen, die im 18ten Jahrhundert statt gefunden, jetzt kaum noch einen Begriff haben. Wenn Hr. Dr. M. in der Mehrheit von sich selbst spricht, so geben wir ihm vollkommen Recht; denn weniger Kenntniss des 18ten Jahrhunderts kann wohl kein Mensch zeigen als eben er. Wir dürfen nur daran erinnern, dass aus dem Bürgerstande, den der Herr Doctor sich so kastenmässig abgeschlossen denkt, die bedeutendsten Dichter und Gelehrten des Jahrhunderts hervorgegangen sind. Ferner fin-

det man in den vielen Familien- und Sittengemälden, die im 18ten Jahrhundert wie Pilze aufschossen, fast keine Spur eines Kastenweseus, wie es unser Autor dichtet. Leise daran erinnern könnte etwa Babos Bürgerglück; aber auch nur leise: denn in diesem Stücke sind allerdings manche Züge, die aus dem Leben gegriffen sind; Hr. Dr. M. dage gen verkauft uns die Erfindungen seines eigenen Kopfes für Vätersitte. Nur einige Proben davon. Wo in Deutschland ist es je Sitte gewesen, unreife Knaben mit unreifen Mädchen zu verloben? Welcher reiche Kaufmann des 18ten Jahrhunderts hätte es nicht unter seiner Würde gehalten, seine Tochter einem Müllerburschen zu geben? u. s. w. Demnach hätte uns Hr. Dr. M. nicht die Vorzeit geschildert, sondern einen querköpfigen Spiesbürger, und die Narrheiten desselben durch den Ausgang seiner Erzählung als Weisheit anzupreisen gesucht.

Wir können nicht unterlassen Hrn. Dr. M., ehe wir von ihm scheiden, auf einige Flüchtigkeitsfehler aufmerksam zu machen, damit er denselben in einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, wenn eine solche einst erscheinen sollte, abhelfen möge. Der erste ist ein Rechnungsfehler. Aennchens Vater verführt nämlich als ganz junger Mensch die Mutter derselben, die einige Jahre darauf starb, und dennoch war er, da Aennchen 16 Jahr alt war, durch eine mehr als 40jährige Gewohnheit an das Methhaus gefesselt. Der andere Fehler ist gegen das Costum. Hr. Dr. Mahir lässt nämlich seinen Ferdinand mit langen schwarzen Locken erscheinen, da er doch im 18ten Jahrhundert anständiger Weise nicht anders auftreten konnte,

als mit einer Perruque, oder wenigstens mit frisirtem und gepudertem Haar. Diese Bemerkung kann nur demjenigen kleinlich erscheinen, welcher nicht bedenkt, dass Hr. Dr. M. uns ein treues Bild des 18ten Jahrhunderts hat geben wollen.

Einen grellen Gegensatz gegen diesen abschmeckigen Mehlbrei bilden freilich die beiden nächstfolgenden Novellen, Donna Elvira von Kahlert (Nro. 87), und des geheimen Calculators Liebe und Leid von Fr. Tietz (Nro. 122); aber dennoch muss ich ehrlich gestehen, dass ich, nach Durchlesung einiger Geschichten dieser Art, mich fast nach Herrn Dr. Mahirs einfacher Erzählung zurück sehnte. Beide nämlich sind ganz in der Manier geschrieben, welche seit Hoffmann Mode geworden ist, und welche Jean Paul an Hoffmann selbst rügt als eine solche, wodurch ihm dieser sonst befreundete Geist fremde geworden sei. Um die Nerven des Lesers anzuspannen, werden ihm Gräuel und Sünden, Teufel und Hexen vorgeführt, werden arme Sünder abgethan, ohne dass diese Hinrichtungen im geringsten einen bessern Eindruck machten als alle öffentliche Hinrichtungen. Der Leser sieht rädern und wird gerädert, doch wir gehen zu unsern Novellen über. Es würde ungerecht sein, Herrn Kahlert alles poetische Talent abzusprechen. Eine mässige Erfindungs- und ziemlich gute Darstellungsgabe, hat er in seinem bei aller Breite doch geniessbaren idyllischen Epos: Ewald und Bertha an den Tag gelegt. Auch in vorliegender Erzählung zeigt er, dass er die Sprache zu handhaben wisse, und es verstehe durch lebendige Darstellung den Leser zu fesseln. Wir geben auch zu, dass die meisten Charaktere

in dieser Erzählung, wiewohl sie nur mit wenigen Umrissen angedeutet sind, dennoch bestimmt genug hervortreten; so bestimmt nämlich als Alltagsmenschen ohne ein deutliches Gepräge hervortreten können. Der flache, herzlose Theaterrecensent, der für seine Kunst begeisterte Musikdirektor u. s. w. sind Gestalten, wozu man die Originale so häufig findet, dass nichts leichter ist als sie richtig aufzufassen und erträglich zu kopiren. Aber der Held der Erzählung ist so gezeichnet, dass wir uns sein ungeheures Verbrechen gar nicht erklären können, ohne uns vieles — sehr vieles hinzuzudenken. Doch dieser Fehler würde bei minder beschränktem Raum haben vermieden werden können; wodurch freilich der Hauptfehler der Geschichte nicht gehoben wäre, der nämlich dass sie überhaupt nichts taugt. Höre lieber Leser: Ein junger sehr talentvoller Wüstling Reinhold v. P. rettet einer Sängerinn, einem guten anspruchlosen Mädchen (einem Phönix also) das Leben, verliebt sich in sie und verlobt sich mit ihr am Sterbebette ihres Vaters, als er sich schon wieder in eine andere Sängerinn verliebt hatte. Um die Gunst der auf das Prinzipat in ihrer Kunst, Eifersüchtigen zu gewinnen, vergiftet er seine Braut und erhält die Hand der Verführerin zur Belohnung. Doch die Freude dauerte nicht lange, Beide treten in Don Juan auf; die Giftmischerin stirbt auf dem Theater plötzlich an den Gewissensbissen, und Herr Reinhold starb in Wahnsinn, weil er all dies angerichtet. Eine alte Frau oder Hexe tritt in der Erzählung häufig als schadenfroher Kobold auf und lacht über die Gräuel, die da kommen sollen; nachher verschwindet sie spurlos. Ob sie einen

Schwefelgeruch hinter sich gelassen, wird nicht berichtet. Ist es nicht Sünde an einem so jämmerlichen Stoff Zeit, Talent, Sprache zu verschwenden? Ist die Vorzeit, ist die Gegenwart, ist die Seele des Dichters selbst so arm an Heldenbildern, dass er sich welche hinter den Coulissen hervorsuchen muss? So sehr sich Herr Kahlert auch abmüht, aus seinem Helden etwas zu machen, es gelingt ihm nicht. Das Anhalten durchgelaufener Pferde, ein guter Kopf und eine gute Stimme, zeugen noch nicht für den Werth des Mannes. Wir verabscheuen den gemeinen Giftmischer und die gemeine Giftmischerin, und legen das Blatt mit Ekel weg. Herr Kahlert hat 1830 in Nro. 79 noch eine Novelle zur Preisbewerbung geliefert, welche der Kartendämon betitelt ist. Billig sollte diese Erzählung dramatisirt und auf die Bühne gebracht werden, sie würde daselbst ohne Zweifel sehr viel Effect machen. Mir wenigstens ist mit Ausnahme des ‚Oedipus, des Platenschen nämlich, keine Tragödie bekannt, deren Fabel so wahrhaft tragisch wäre. Hört und huldiget der furchtbaren Macht, die richtend im Verborgnen wacht. Ein von der Spielwuth im höchsten Grade besessner Baron tödtet in einem, wegen unglücklichen Spiels entstandenen Duell, einen Jugendfreund, welcher eine Wittwe mit einem kleinen Sohn hinterlässt, dem das Schicksal die ehrenvolle Stelle ertheilt hat einst den Tod seines Vaters zu rächen. Dieser unser Heinrich Ludwig Orestes von Sternthal, wird nach dem Tode seiner Mutter von einem Fürsten an Kindes Statt angenommen, der ihn Heinrich nennt, um ihn von seinem eigenen Sohne Ludwig, den die grausamen Parcen verhindern,

ein zweiter Pylades zu werden, unterscheiden zu können. Damit nun die Leser den Zusammenhang der Geschichte nicht zu früh erfahren mögen, bleibt Heinrichs Herkunft der ganzen Gegend unbekannt. Er wird von seinem Pflegevater auf eine Forstakademie geschickt, und lernt in einer benachbarten Pensionsanstalt, welche, wenn wir Herrn Kahlert glauben dürfen, zu den bessern gehörte, Emma Berger kennen, die Tochter, eines seinem Vater benachbarten Kaufmanns. Trotz aller Wachsamkeit der bösen Erzieherinnen verloben sich beide, und bleiben sich treu, nachdem sie in ihre Heimath zurückgekehrt sind. Die ganze Stadt spricht schon davon, dass Försters Heinrich und Bergers Emme ein Paar werden würden. Aber nun reisst der alte Berger zum Unglück mit seiner Tochter nach einem benachbarten Badeort, um seine Spielwuth zu befriedigen. Dort macht Emma leider einen grossen Eindruck auf jenen Baron von Wangen, der Heinrichs Vater getödtet hatte, so dass er sich sogleich bei ihrem Vater einmiethet. Die arme Emma wird doppelt gepeinigt, durch die unwillkommne Liebe des Barons und die Eifersucht ihres Heinrich. Der Baron, um doch Emmas Hand zu erlangen, fasst den Entschluss ihren Vater durch's Spiel zu Grunde zu richten. Sein Plan gelingt, und nun macht er dem alten Berger den Antrag, er wolle ihn retten, wenn er Emmas Hand erhielte. B. weist diesen Antrag unwillig zurück; aber doch entschliesst sich Emma, o beispielloses Beispiel von Edelmuth! den Baron zu heirathen, und macht ihren Heinrich mit diesem Entschluss bekannt. Dieser verschwindet, der Baron wird ermordet gefunden,

und ein Bauer, bei dem man sein Geld findet, als verdächtig eingezogen. Wie er eben verurtheilt werden soll, erscheint Heinrich und erklärt, dass er der Mörder sei. Aber höre, lieber Leser, wie der ganze Mord bloss ein Werk der heiligen, ewig waltenden Nemesis war. Heinrich lauert Wilddieben auf, und hört, dass zwei derselben den Baron ermorden wollen, um ihm sein Geld abzunehmen. Da steigt ihm der Gedanke auf, dass er ja lieber dies thun könne, um mit dem Gelde Emmas Vater zu retten. Er geht auf ihn zu und spannt den Hahn, bloss um ihn zu schrecken. Aber der Hahn schlägt unglücklicher Weise an und so fällt der Baron. Jetzt entflieht H. und überlässt die Beute einem zufällig dazu kommenden Wilddiebe.

Fühlt Herr Kahlert nicht wie sehr er seinen Heinrich durch alles dies entwürdigt hat? War H. so eifersüchtig, wie Hr. K. ihn schildert, so musste sein erster Gedanke sein, dass Emma ihn nicht mehr liebe und in diesem Falle wäre männliche Fassung vernünftig, Selbstmord zu entschuldigen gewesen. Aber nun hörte er das Gespräch jener Räuber: konnte dadurch seine Stimmung nicht geändert werden? Gut: er war vielleicht zu entschuldigen, wenn er den Gegenstand seiner Eifersucht durch fremde Hand bluten liess. Aber nein! er fasste den Entschluss selbst den Mord zu vollbringen. Vielleicht um sich zu rächen? nein um zu rauben. Mag es sein: auch für den Räuber können wir uns noch interessiren. Aber selbst die Rolle eines Räubers gut durchzuführen hat er nicht Muth und Kraft genug: er läuft davon. Und dann wird alles dadurch gut gemacht, dass er sich selbst dem Gerichte überliefert. Orestes, von

den Furien gepeinigt, unterwirft sich dem Ausspruch des Areopagus. Aber ach! keine sühnende Minerva wirft den Stein des Mitleids in die Urne; er wird zum Tode verurtheit. (Ha! da wird es eine rührende Hinrichtung geben). Doch wegen einer Hoffeierlichkeit wird seine Strafe bis auf 20jährigen Festungsarrest gemildert. Grämt euch nicht zu sehr wegen des guten Jungen; er stirbt schon im ersten Jahr, und Emma, die die Hand des Brunnenarztes, den wir wie andre Nebenpersonen in der Erzählung übergangen haben, ausgeschlagen hat, um ihren Heinrich pflegen zu können, lebt jetzt in der grössten Zurückgezogenheit. Wir sind überzeugt, dass diese Erzählung viele Leser des Gesellschafters durch ihre edelmüthigen Züge gerührt, und durch ihre schauerlichen Scenen erschüttert haben wird. Wir enthalten uns daher alles Urtheils und fragen nur den Hrn. K. weshalb er die 3 Tage aus dem Leben eines Spielers so schlecht findet.

Dem Mord- und Graueneindruck, den die zuerst beurtheilte Erzählung des Hrn. Kahlert auf mich gemacht hatte, wähnte ich glücklich entronnen zu sein, als ich die ersten Seiten der Tietzschen Novelle las. Aber ach! wie arg wurde ich getäuscht; ich kam vom Regen in die Traufe. Dort hatte ich es doch nur mit einer Hexe zu thun; hier mit dem leibhaftigen Teufel. So einfach auch der Stoff der Erzählung ist, dass ein geheimer Calculator, der reicher an Jahren als an körperlichen und geistigen Schönheiten ist, sich in die junge, liebenswürdige Tochter seines Vorgesetzten verliebt und endlich da seine eben nicht herzhaften Eroberungsversuche zurückgeschlagen

werden, sich zufrieden giebt und seine Haushälterinn ehelicht: so hätte derselbe doch durch eine lebensreiche, humoristische Darstellung ganz geniessbar werden können. Aber wie kommt der Verf. dazu, mit dieser harmlosen Erzählung die bekannte Geschichte von dem unglücklichen Duell der beiden Brüder von Neuendorf zu verweben, von denen der eine durch Bruderhand, der andere durch Henkershand fiel? Kann es denn keine Novelle mehr geben, die nicht grausige Thatsachen erzählt? Sind denn Verbrecher und arme Sünder unseren Poeten so nothwendig, dass sie dieselben an den Haaren herbeischleppen müssen?

Entschuldige sich Hr. Tietz nicht damit, dass der Hr. Preissteller den Wunsch ausgesprochen habe, die Novellen möchten sich an irgend ein Thema ihrer Zeit anschliessen. Wollte Hr. T. eine historische Novelle aus der Zeit Friedrich Wilhelm des Ersten liefern, so war es weit natürlicher, und dem Stoff seiner Erzählung angemessner, dass er die für jene Zeit so charakteristischen Tabackskollegien des Königs schilderte, als dass er uns Mordgeschichten aus mehr als hundertjährigen Acten auftischte. So aber ist Hr. T. einem Maler zu vergleichen, welcher im Hintergrunde einer holländischen Gruppe Galgen und Rad abbildet. Um aber der Sache die Krone aufzusetzen, ist der Teufel selbst, als Geigenspieler verkappt, ein Held der Erzählung. Der Teufel sucht den Calculator zu verführen, und verwirrt den Pinsel so, dass derselbe wähnt, die Königliche Casse bestohlen zu haben, und darüber in eine Krankheit verfällt: der Teufel stiftet das Duell an, und zeigt dem verwundeten Neuendorf, der in

dem falschen Freunde nicht den verkappten Teufel erkannt hatte, lachend seine Verschreibung und verschwindet endlich, indem er einen Pulverthurm in die Höhe sprengt. Noch niemand glaube ich, hat die unglückliche Idee gehabt, den Teufel in der Gestalt eines Geigenspielers auftreten zu lassen(?) Wie könnte auch das Symbol der Sünde, des Unschönen und der völligen innern Disharmonie, das Schöne und Harmonische in irgend einer Form ausdrückend gedacht werden? Wie wäre es möglich dass der Teufel selbst diejenige Kunst ausübte, wodurch Luther den Teufel bannen zu können glaubte? Aber warum sollte er nicht? Ist er doch häufig der Apollo unserer Dichter, der ihnen Mordgeschichten eingiebt und Bilder leiht, wie sie nur im höllischen Pfuhl entstanden sein können, und der ihnen statt des unverwelklichen Lorbeerkranzes, brennende Pechkränze um's Haupt windet, die rasch verlodern und einen scheusslichen Gestank hinter sich lassen. Möchte sich Hr. T. dieses widerwärtigen Apollo schämen, dessen Pegasus ein Ziegenbock ist, und sein Talent würdigeren Beschäftigungen widmen. Vielleicht dass es ihm besser glückt, wenn er die Nachrichten alter Chroniken und Akten rein historisch behandelte. Die Geschicklichkeit, mit welcher Hr. T. uns auf so beschränktem Raum ein getreues Bild der Zeit Friedrich Wilhelm I. zu geben weiss, berechtigt allerdings zu dieser Erwartung, aber durchaus nicht zur Hoffnung auf irgend einen Preis.

Wie froh bin ich, dass ich endlich, dem Schauplatze blutiger Hinrichtungen entronnen, mich zurück ziehen kann in der Jugendfreunde stille

Studentenstübchen (29. 141.) und dann mit ihnen hinaussteuern in die frische, freie Seeluft. Wenn wir auch zuweilen in dumpfe Kneipen und Kajütenluft hineingerathen, lieber Leser, wir befinden uns daselbst noch immer besser als auf dem Richtplatze. Der Inhalt dieser Novelle von Hrn. Horst ist folgender: Ein Studiosus juris geht mit seiner jungen Frau (einem Schenkmädchen!) nach Amerika. Gerne hätte er seinen Jugendfreund Kempf, einen Theologen mitgenommen, wenn dieser nicht durch seine beschränkten Lebensansichten und seine durch den Druck äusserer Umstände zusammen gepresste Seele von einem solchen Unternehmen zurückgehalten wäre. Jedoch er weiss ihn auf's Schiff zu locken, wo Kempf alsbald Neigung zu der Tochter des Kapitains fasst, und von Liebe und Wein benebelt einschläft. Das Schiff seegelt weiter. Kempf erwacht, ist jetzt von aller Furcht frei, und lässt sich leicht bereden mit zu fahren. In Amerika angekommen, heirathet er die Schiffertochter. Dieser höchst einfache Stoff ist nicht ohne Humor und überhaupt ziemlich gut behandelt. Freilich ist Kempf sehr schlecht gehalten, und hält weder mit Thümmels Sebaldus noch mit Jean Pauls Fixlein einen Vergleich aus. Es bleibt unbegreiflich wie der zaghafte Pinsel durch einen Tag auf der See zum herzhaften Mann umgeschaffen wird. Da indess die übrigen Charaktere ziemlich gut gezeichnet sind, wollen wir gern ein Auge zudrücken und dem Hrn. H. einen Vorrang vor seinen bis dahin genannten Mitbewerbern zu erkennen.

Es folgt (Nro. 149) die Novelle: zum ersten und zum letzten Mal von A. Naumann. Diese Er-

zählung, wiewohl sie nicht viel Inhalt hat, ist nicht schlecht. Es wird darin dargethan, wie ein reicher Geck, Rasemann genannt, gern als Schauspieler glänzen will, sich aber gleich das erste Mal, wo er auftritt, so lächerlich macht, dass ihm die Lust zum fernern Auftreten vergeht. Fast will es mich aber bedünken, dass Hr. N. besser gethan hätte, mit den Humoristen um den Preis zu ringen, da seine Arbeit fast aller epischen Elemente ermangelt.

Desto mehr Stoff wird uns gegeben in der (Nro. 177) folgenden Novelle von Hans von Jargow betitelt: Der Mord oder Griechenland, wie es damals war. Es geht in dieser Erzählung, wiewohl gleich der Titel sehr mörderisch beginnt, doch nicht voll so arg her als in manchen anderen. Der Verfasser begnügt sich einige Nebenpersonen dem Blutdurste der Leser zu opfern; die übrigen kommen mit heiler Haut davon und leben noch, wenn sie nicht bis jetzt gestorben sind. H. v. Jargow gehört zu denjenigen Scribenten, welche in der Absicht einen guten Knoten zu schürzen, den Faden der Erzählung sinnlos in einander wirren, und dann durch irgend eine ungeschickte Aushülfe der vorher wunderbar scheinenden Erzählung einen natürlichen Anstrich zu geben suchen. Nur schade dass man den Leuten in der Regel von Anfang an in die Karten schaut und so nicht einmal überrascht wird.

Stephanopolo, ein Albaneser, wird angeklagt einen Griechen ermordet zu haben, mit dem er wegen einer ihrem gefangenen Mann geraubten Türkin in Streit gerathen war. Da wenigstens doppelt so viel Zeugen als nöthig sind gegen ihn

sprechen, so ist der arme Mann freilich in grosser Gefahr. Aber doch wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben: denn gesetzt, er würde hingerichtet, so wäre die Geschichte zu bald aus; oder er entspränge, so nehme sie nie ein Ende. Also ist nur der dritte Fall wahrscheinlich, dass er bei allem scheinbaren Verdacht doch unschuldig ist, in welcher Meinung uns auch die Vorliebe bestärkt, welche der Verfasser gleich Anfangs für St. blicken lässt.

So fällt denn natürlich dem Leser sogleich ein, ob nicht der Mann der Türkin vielleicht der Mörder gewesen sei, den der Verfasser uns doch unmöglich um nichts und wieder nichts kann vorgeführt haben. Dass es so kommen müsste, sah ich gleich, hoffte aber doch, dass Hr. v. J. den Knoten fetwas besser lösen würde. Es geschieht folgendermassen: Ein Franke, den wir im Lauf der Erzählung kennen lernen, trifft auf seinen Streifereien eine Wahnsinnige, folgt ihr in eine Höhle, erblickt dort einen Rasenden, der rings von Leichnamen und Todtenköpfen umgeben ist, entrinnt mit Noth den wüthenden Angriffen desselben, und stürzt denselben, da er ihn eben ereilt hat, in eine Felsschlucht hinab. Jene Wahnsinnigen sind der Türke und seine Frau. Der abgeschnittne Kopf des Griechen, findet sich in der Höhle vor und so wird der Albaneser freigesprochen. Alle Irrungen werden daher erklärt, dass der Türke mit dem Albaneser einige Aehnlichkeit gehabt habe. Dies ist der kurze Inhalt der Erzählung. Einige Nebenpersonen habe ich weggelassen, weil sie den Gang der Erzählung verwickeln, ohne sonst einen bedeutenden Einfluss

darauf zu haben. Durch die verworrene, poetisch sein sollende Schreibart und durch den zerhackten, stets wieder einen neuen Anlauf nehmenden Gang der Erzählung, ist das Ganze über dies schon so unklar, dass man es wenigstens zweimal durchlesen müsste, um alle Einzelheiten zu behalten, und das kann doch kein vernünftiger Mensch verlangen. Die Tendenz der Novelle ist zu zeigen, dass die Griechen ein nichtswürdiger, feiger und treuloser Pöbel seien, und um zur wahren Glückseligkeit zu gelangen, unserer Subordination und Polizei, unserer geheimen Oberappellationsräthe, Kammergerichtsreferendarien und Stadtgerichtsauscultatoren, oder einer tüchtigen türkischen oder russischen Knute bedürften. Schliesslich würde ich Hrn. Hans von Jargow den Rath geben, sich künftig eines klarern und zusammenhängenderen Stils zu befleissigen, wenn mir nur nicht zur rechten Zeit das Sprichwort einfiele: was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer.

Wir kommen Nro. 193 auf funfzehn Monate zu früh, eine eilfertige, ja wohl eilfertige Novelle von Dr. Bärmann. Wir glauben bei der Kritik derselben auch etwas eilfertig sein zu können. Es wird darin erzählt wie ein englischer Officier sich häufig um eine Viertelstunde übereilt habe, und dadurch in mancherlei Fatalitäten gerathen sei, bis ihn endlich die Zeit warten lehrte. Was dies für Fatalitäten gewesen seien, wird schwerlich einen unserer Leser interressiren. Sie sind fast alle höchst ordinärer Art. Der Held wird zuletzt durch eine reiche Heirath mit dem Schicksal ausgesöhnt,

und der Leser freut sich herzlich darüber, weil so die langweilige Geschichte doch endlich ein Ende nimmt.

Wir wenden uns jetzt zu den für den Jahrgang 1830 gelieferten Novellen. Die Reihe derselben eröffnet die Liebe im Irrenhause von W. Albo. Diese Erzählung, wiewohl ihr Hauptinhalt aus Kabale und Liebe entnommen ist, und daher nicht auf Neuheit Anspruch machen kann, zeigt von einem Talent, welches wohl werth wäre, besser ausgebildet zu werden. Die Erzählung ist folgende: Herrmann, der Sohn eines Ministers, verliebt sich in Elvire, die Tochter eines Tanzmeisters. Sein Vater beabsichtigt, dass er sich mit Mathilde, einer unehelichen Tochter des Fürsten verheirathen soll und lässt deshalb seine Braut mit ihrer Mutter gefangen setzen. Elvire tödtet sich, indem sie eine Haarnadel verschluckt und Herrmann wird wahnsinnig. Er wird in ein Irrenhaus gebracht, und er geneset dort nach und nach, besonders durch die liebevolle Pflege Clementinens, einer Pflegetochter des Aufsehers. Durch den Sturz des Ministers wird das Haupthinderniss, was ihrer Verbindung im Wege steht, beseitigt, und damit die Ehe eine ebenbürtige werde, ist Clementine die Tochter eines heruntergekommenen Edelmanns, des Eustathius von Thorenburg, der, obwohl er nichts mehr und weniger als ein Müller ist, dennoch, der Aussage einer Zigeunerinn trauend, beständig hofft, dass der Glanz seines Hauses einst wieder erneuert werden würde. Jedermann wird zugestehn, dass nicht sonderlich viel Genie dazu gehört, eine solche Geschichte zusam-

menzusetzen. Auch die Charakterzeichnung ist meist sehr mangelhaft. Der Minister sowohl als der alte Thorenburg sind so herzlose Scheusale, wie man sie im Leben nie findet, altmodische Gestalten aus den Romanen des 18ten Jahrhunderts, wo es Sitte war, die Minister als Unthiere darzustellen. Aber ohngeachtet aller dieser Mängel ist die Erzählung so geschrieben, dass sie stets die Aufmerksamkeit des Leser fesselt.

Nro. 37 folgt Liebe und Glaube, die schlechteste unter allen eingelaufenen Novellen, glaube ich mit gutem Gewissen sagen zu können, wiewohl ich noch nicht alle gelesen: denn wer könnte dies unklare Gewebe von Aberglauben, Albernheiten und Thorheiten überbieten. Lies sie im Auszuge, lieber Leser, wenn du es über dich gewinnen kannst, und bemitleide mich, dass ich eine halbe Stunde meines Lebens so rein verloren habe. Ein junger Graf heirathet auf Zureden seines Vaters, dessen Güter sehr verschuldet sind, ohne alle Neigung ein bürgerliches Mädchen, die junge Gräfin zeigt sich aber bald als sehr unliebenswürdig und unheimlich, und da sie einen wahren Kaliban zur Welt bringt, so möchte man fast vermuthen, dass sie mit dem leibhaftigen Teufel Umgang gepflogen, zumal da ihr einziger Umgang eine alte Hexe Namens Liese ist. Der Graf wendet seine Liebe einem altadligen Fräulein, einem wahren Engel zu, und wird deshalb von der Gräfin mit höchst ungerechter Eifersucht gepeinigt. Dann versöhnt sie sich aber zum Schein mit ihm, um sich aufs furchtbarste zu rächen. Doch, ehe sie dies bewerkstelligen kann, wird sie nebst ihrer

Liese vom Teufel geholt und der Graf heirathet jenes Fräulein. Unterdess erwächst Graf Kaliban unter der Leitung eines plebejischen Hauslehrers; lebt mit Vater, Mutter und Brüdern in Unfrieden und stirbt zuletzt am Schlage. Aus Hass gegen die Seinigen lässt er sich von Liesens Sohn, seinem treuen Diener, das Leichentuch in den Mund geben, waran der Vater und zwei Brüder starben. Endlich entdeckt ein kluger Arzt die Ursache des Todes, und indem er das Leichentuch aus dem Maule des halb verwesten Scheusals hervorzieht, rettet er dem letzten Sprösslinge des Hauses das Leben. Sapienti sat.

Die Marquisin von Marzera, historische Novelle von E. v. Hohenhausen, ist die Erzählung von einer unglücklichen Buhlschaft, die Prinz August von Sachsen (der nachmalige August II.) in Madrit anknüpfte. Man erlasse uns die Nacherzählung. Wir können nicht begreifen wie eine Frau es vermag kupplerische Mönche und Kammerfrauen, verbuhlte Weiber, genusssüchtige Prinzen und Hofleute, nächtliche Zusammenkünfte u. s. w. mit Wohlbehagen zu schildern. Durch Sterne, welche auf das häufig wiederkehrende Wörtchen historisch hinweisen, zeigt Fr. v. H. dass sie mit den galanten Abenteuern des Königs August sehr wohl bekannt ist, aber keineswegs, dass sie eine historische Novelle geliefert hat: denn solche Sachen, wie die hier erzählten, gehören nicht zur Geschichte, sondern zur Chronique scandaleuse. Die Darstellung ist lebendig und klar, auch die eingestreuten Gedichte sind

nicht übel, aber ich glaube nicht, dass dies das höchste Ziel weiblichen Strebens sein darf.

Der Ausspruch, dass die letzten die ersten sein werden, findet auch bei unseren Preisbewerbern seine Anwendung. Die Nro. 90 u. s. w. abgedruckte Novelle: Pflicht und Opfer von Hellmuth ist ohne Zweifel die beste von allen. Der Titel verspricht freilich nicht viel, weil die meisten Novellisten die Worte Pflicht und Opfer im hohen Grade herabgewürdigt haben. Hier finden wir sie in einer würdigen Bedeutung. Ein Sohn, welcher die Mörder seines Vaters (aufrührerische Matrosen, welche den harten Capitain über Bord geworfen hatten) dem Gericht und so dem Tode überliefert, wiewohl er so seinen Jugendfreund aufopfert, dessen Vater, seinen Pfleger in der Kindheit, aufs bitterste kränkt, sich um den Besitz seiner innig geliebten Braut, der Schwester seines Jugendfreundes bringt, und dann seinen Tod nicht durch Selbstmord, sondern im Kampf für Freiheit findet, ist der Held dieser Erzählung. Leser, welche viel auf geschnörkelte Erfindungen, Ueberraschungen u. dgl. Taschenspielerkünste geben, werden nicht begreifen können, wie ich an einer so einfachen Erzählung Wohlgefallen finden kann; wer aber ein tiefes Naturgefühl, einen reinen historischen Sinn, und einen richtigen psychologischen Blick für die drei Kardinaltugenden des Novellendichters hält, der wird kein Bedenken tragen, Hrn. Hellmuth den Preis zuzuerkennen. Seine lebendigen Schilderungen der ihm befreundeten Natur erinnern an Steffens, ohne, dass er indess ein sclavischer Nachtreter desselben zu

nennen wäre. Möchten doch viele Dichter in dieser Art dem trefflichen Steffens folgen; oder vielmehr möchten alle, wie er, in die Natur und in das Leben hinein schauen, damit sich dieselben himmlisch verklärt in ihrem reinen geistigen Auge abspiegelten.

R. O.

Eingetretene Umstände haben den Verfasser des voranstehenden Aufsatzes verhindert das Begonnene zu Ende zu führen, und das Urtheil über den dritten Kreis der Concurrenz ist leider somit unerledigt geblieben. Lägen mir die zu beurtheilenden Correspondenznachrichten in diesem Augenblick vollständig vor, so würd' ich das Fehlende zu ergänzen suchen, so aber hab' ich nur einen Ueberblick über die letzten Preisarbeiten des Jahrgangs 1829.

Um jedoch nichts durchaus schuldig zu bleiben und den guten Willen für die That zu setzen, will ich einige Bemerkungen nicht zurückhalten, und da diese mehr ein allgemeines Urtheil sein können, als eine Vertheilung des Lobes und Tadels nach Maas und Loth auf einzelne Fälle, so führt mich dies den ersten Gründen näher, und ich glaube fast, ich werde a priori die ganze Sache verdammen müssen. Denn wie ich überhaupt die Aussprüche meines preisrichtenden Freundes nicht unterschreiben mag, schon weil ich die Angeklag-

ten nicht alle gehört habe, so ist mir besonders seine Unbereitwilligkeit, Preisfragen für Poesie als lobenswerth anzuerkennen, etwas unbequem angekommen. Und ich möcht' es doch nicht als bloss naiv gefragt angesehen wissen, wenn ich frage, ob heut zu Tage Silber nicht besser als Petersilie, und Gold besser als Lorbeerblätter sind? Ueberdies glaub ich kaum, dass er im Verständniss poetischer Erzeugnisse so weit gekommen ist, dass ihm die Novellen und humoristischen Aufsätze sagen könnten, sie fühlten in Journalblättern sich nicht recht zu Hause, und dass er diese Sprache versteht — Mag das auf sich beruhn; aber für Correspondenzen, glaub' ich, darf man keine Preise aussetzen, der Fleiss des Sammlers ist nur die erste Thätigkeit, und für die Anerkennung anderer Vorzüge können wir immer den besten Willen, nie aber einen Maasstab haben. Wer könnte sich so weit vergessen, und für die Auflösung eines mathematischen, algebraischen Exempels, die nun gerade so, nicht anders ausfallen darf, einen Preis für die beste Auflösung aussetzen? Ist das Verhältniss freilich hier ein anderes, so ist auch die Hypothese eine andere, aber im Wesentlichen findet kein Unterschied Statt. Novellen und Humoresken wollen darin als preiswürdig sich erweisen, dass ein gut ersonnener, wohl angelegter Plan auf das angemessenste behandelt wird, dass Form und Inhalt sich gleichmässig zu einander verhalten, ein Verhältniss, das bei Correspondenzartikeln sich gar nicht bestimmen lässt. Seinen Gegenstand hat sich da keiner zu wählen, noch weniger kann er sich ihn machen. Jenes wird uns nicht verhindern, aus München einen Bericht ü-

ber zu lesen als aus Riga oder sonst woher, dies nimmt ihm all sein sonstiges Verdienst, und beschränkt ihn auf die Darstellung und Auffassung, für die man doch wahrlich nicht Preise aussetzen wird, so lange man noch nicht daran denkt, dem eine Belohnung zuzusichern, der sich über den Besitz seiner gesunden Vernunft auszuweisen im Stande ist. Ich weiss recht wohl, dass mir einer zweierlei entgegenhalten kann: einmal, dass ich von den relativen Vorzügen spreche, die der Novellist und Humorist vor dem Berichterstatter voraus hat; dann, dass das wahre Verdienst einer Correspondenznachricht in jener Totalanschauung liegt, die uns das ganze Leben und Treiben einer Stadt und Provinz vorhält, wie ein lebenvolles, buntes Gemälde. Allein in Entgegnung jenes ersten Einspruches bemerk' ich, dass am Ende die Möglichkeit von allen Dingen und Verhältnissen prädicirt werden kann, und dass man Aecker, die landwirthschaftlichen Regeln zufolge brach liegen sollten, immerhin bebauen mag, wenn man sich über die geringe und immer kümmerlicher werdende Ergiebigkeit des Ertrags hinwegzusetzen versteht. Preise kann ich für alle Dinge aussetzen, für die Auffindung eines Schlüssels aller Schwierigkeiten, eben so, wie für die bequemste Art im Bett zu liegen, aber in beiden Fällen würd' ich ohne Vernunft handeln. Und jenes Andere betreffend fürcht ich, dass es noch weit mehr gegen sich aufregen wird, als es wirklichen Wahrheitsschein für sich hat. Ein Berichterstatter aus einer bewegten, volkreichen Stadt, findet weit mehr Züge sein Gemälde vollständig zu geben, als sein Concurrent aus einer Provinzialstadt, wo es oft

nur eine Seite ist, die sich mit einigem Interesse besprechen lässt. Ich glaub' aber fest, dass ein Correspondent für seinen Gegenstand nicht leiden darf, was kann er dafür, wenn alle Tage der Himmel blau, das Heute wie das Gestern ist? zuletzt wo bleibt uns hier der Prüfstein des Wahren oder Falschen, Vollständigen oder Uebergangenen? Müssen wir nicht alles auf Treu und Glauben annehmen? der einzige relative Vorzug eines Berichterstatters ist die Treue, und dem nachzuzugehen ist ein kostspieliges, weitläuftiges Unternehmen; denn an jedem Ort, von wo aus er berichtet müsste ein Gerichtshof niedergesetzt werden, der die Fehler anstriche und ihre Anzahl einschickte. Wer die wenigsten Fehler hätte, bekäme dann den Preis! Wie schülerhaft und ungerecht zugleich, da man nicht die Fehler in Anschlag bringt, die Einer bei grössrer Raumausdehnung noch hätte machen können, es ist ja nicht Allen eben dasselbe Exercitium diktirt. Für Correspondenzberichte lassen sich keine Preise ausstellen.

Wer das nicht glauben will, mag es lassen, mir aber nicht übel nehmen, wenn ich noch einige bei der Beurtheilung zu berücksichtigende Dinge anführe. Durchaus fallen muss wohl der, der die Gegenstände seines Berichts nur so nimmt, wie sie ohne sein Wollen und Zuthun an ihm vorbeikommen. Dies Zufällige kann wohl den Reiz der Lebendigkeit und Abwechselung gewähren, doch kann es nichts mehr sein als eben nur Zufälliges, das zur Vervollständigung des Totalbildes gebraucht werden kann, aber auch nur dies. Ganz verfehlt

wäre der Zweck, wenn der Concurrent die Gegenstände nur als Folie persönlicher Reflexionen nimmt, aus Correspondenzen werden auf diesem Wege erst Reiseberichte und dann gar Bemerkungen auf einer Reise; hier ist der Uebergang in eine andere Form der Darstellung ganz offenbar, und wir hätten es nicht ungern gesehen, wenn ein Preisbewerber, die Uebereilung des Preisstellers benutzend, alle drei Aufgaben mit einem Aufsatze gelöst hätte. Wär ihm's Glück günstig gewesen, alle sechs Medaillen hätt' er sein nennen können!

Nicht weniger zu tadeln wäre der, der mit dem löblichen Vorsatz ja das Allgemeine, das Totale nicht aus den Augen zu verlieren, über seinen Gegenstand referirt, darum aber so allgemein wird, dass ein zweiter Bericht fast unmöglich ist. Wenn man alles zusammenstellt, was über die natürliche, industrielle Lage im Allgemeinen, über die Communal-wissenschaftlichen und sonstigen Verhältnisse der Hauptstadt im besondern beigebracht werden kann, so würde diese Lösung der Aufgabe erst die Andeutung derselben sein, nicht das Terrain ist die Haaptsache, nicht die Lage zu irgend einer Zeit, nicht die Darstellung des Zustandes, in dem sich dies oder jenes Institut dermalen befindet, die Correspondenzen sollen keine mikrologischen Statistiken sein, sondern Quellen für Specialgeschichten. Darum sind die Berichte der encyclopädischen Zeitschriften, besonders des Hesperus so äusserst interessant. Dabei würd' es aber dem Herausgeber desselben, der das Preisstellen nicht weniger liebt, nie einfallen, für den besten ihm zugekommenen Bericht einen Preis auszusetzen.

Da ich einmal die Feder zur Hand genommen habe, und ich sie einiger Blätter wegen noch nicht niederlegen will, so wüsste ich nichts passenderes zur Ausführung, als eine Erklärung über mein oppositives Unternehmen. Da werd' ich fast wider meinen Willen vermocht, mich über Dinge auszusprechen, die jenes nicht weniger angehen wie meine Person, und von seiner Person zu reden, ist nicht Jedem gegeben, Mir auch nicht, der ich wohl wusste, wie mich dieser und jener Anonymus anlassen werde. Wie's aber zu geschehen pflegt, man steht erst gerüstet gegen jeden Widerspruch, und weiss wohl schon vorher, dass das Gerede aus diesen und jenen Ecken sich dort oder da, und nicht anderswo hinclassificiren lasse, zuletzt aber zweifelt man nichts desto weniger an seinem richtigen Vorschluss, und möcht' es mit Jedem der Angreifenden besonders ausmachen. Denn auch über den Stolz, mich über das Gebell der Kleinen erhaben zu dünken, hab' ich mich hinweggesetzt, und diese höchste Potenz des Hochmuths ist gerade die anspruchsloseste Bescheidenheit, in der ich Jedem zu Rede stehen mag, wenn er mir ein für allemal verspricht, es nicht für Hohn zu halten, dass ich während der Verhandlung zuweilen einmal verstohlen lächle. Allein dieser mein guter Wille kann bis jetzt doch nur eine Kraft seyn, die anzuwenden ich wiederum den besten Willen, doch keine Veranlassung habe. Denn der mir zugeflossene Tadel ist so beschaffen, dass er gar nicht einmal darauf auszugehen scheint, irgend wie von mir berücksichtigt zu werden, es würd' ihm also auch gleichgültig sein, wenn ich anköme mit dem ganzen Rüstzeug

der Polemik. Ich möchte mir da mehr schaden als nützen, da ich nur die gähnenden Ausdrücke des Mitleids, des Spottes, die ich schon habe hören müssen, vermehren würde. Wie konnt' ich auch Theilnahme erwarten bei einer Tendenz, wie die von mir ausgesprochene? das Einzige was mich hätte ergreifen und einen Augenblick zur Selbstprüfung vermögen können, wäre etwa ein solches Wort gewesen, da Einer zu mir gesagt hätte, ob ich es nicht bei reiferer Ueberlegung auf die Länge als unbedachtsam ansehen müsste, ein Leben, das sich unstreitig den Interessen der Wissenschaft und Kunst geweiht hat, auf eine so rigorose Weise zu beginnen? ein Herz, das bei seinem ersten Oeffentlichwerden, doch unstreitig nur von Allen das Beste und Edelste hoffen sollte, das in voller Begeisterung sich liebebringend und liebewollend einem unbekannten Allgemeinen hingeben müsste, so ganz nur Dingen zu öffnen, die es umdüstern und in die Nebel des Hasses oder der Leidenschaft hüllen müssen!

Doch ich weiss es, dass solches Gefühls und Tons nur wenige mächtig sind, und darum fällt mir der Schmerz, solche Ansprache nicht gehört zu haben, nicht zu schwer auf, da mir zudem noch der Trost, ihm eine Antwort nicht schuldig geblieben zu sein, verbleibt; denn ich bin mir dessen wohl bewusst, wie ich gerade einen Weg betreten habe, über den die Machinationen der ersten Anfänger im Schriftstellern hinaus sind. Denen zufolge ist das nicht mehr die Kunst anzugreifen, sondern angegriffen zu werden. Dies ist etwas geworden, das sich ohne einige Geschicklichkeit und Gewandheit gar nicht bewerkstelligen

lässt; es gehören Kunstgriffe dazu, sich so hinzustellen, dass ich einige Haupthähne zwinge mich umzurennen um nun Gelegenheit zu nehmen, darüber zu stürzen, und ein schreckliches Waffengetös um mich her klirren zu lassen.

Allein ich nahm Gelegenheit zum Reden ab eo, quod non: wie ich wohl weiss, um die andern, die wirklich da waren, nicht zu berühren: und weil es mir gelungen ist, auch ohne sie noch einige Zeilen zu Stande gebracht zu haben, so lass' ich sie ganz.

Uebrigens hab' ich die Erfahrung gemacht, ass die bisherige Form des Forums beiden Theilen nicht genehm sein kann, dem Käufer, oder vielmehr dem, der es bis jetzt noch nicht gekauft hat, und dazu höflichst ersucht wird, dem Herausgeber, der mit so ausgedehnten abgeschlossenen Aufsätzen sein Ziel nicht erreicht. Die Vortheile eines Tagblattes bestimmen mich, meiner Unternehmung eine solche Gestalt zu geben, und sie in Zukunft durch wöchentliche Lieferungen fortzusetzen.

G.

Redakteur: Karl Gutzkow.

Bei dem Verleger dieses Journales sind ferner erschienen:

Heussi, J., Lehrbuch der englischen Sprache mit deutschen und englischen Uebungen und zugehörigen Wörterverzeichnissen. Zum Gebrauch in Schulen und beim Privatunterrichte. 8. 25 Sgr.

Schimmelpfennig, F. G., die preussischen directen Steuern. 1r Th. betreffend die Grundsteuer. gr. 8. broschirt.

Dasselbe. 2r Th. betreffend die Klassen und Gewerbesteuern. gr. 8. broschirt. 1 Thlr. 25 Sgr.

Strauss, Dr. F., die eherne Schlange. Eine Predigt. 1½ Sgr.

— der Segen des Abendmahls. Eine Predigt. 2½ Sgr.

Theremin, Dr. Fr., das Wachen. Eine Predigt. 2½ Sgr.

# Inhalt.


Seite.

I. Vom Berliner Journalismus . . . . . 151

II. Die Gubitzsche Preisbewerbung . . . . . 205



*Berlin, gedruckt bei C. Feister.*

# Briefe
# eines Narren
## an
# eine Närrin.

---

Hamburg, 1832.
Bei Hoffmann und Campe.

# Vorwort.

Den nachfolgenden Briefwechsel — von dem, wie vom Monde nur eine Seite sichtbar ist — fand der Unterzeichnete bei einem unruhigen Kopfe, der selbst in seinem Tode die Narrheiten noch nicht lassen konnte.

Nächtlich ward ich aus meinem Schlafe durch ein ungewöhnliches Lärmen und Poltern aufgeschreckt, und vor einigen Monaten gelang es mir in einer mondhellen Stunde zwei Schädel über die Gräber des Friedhofes tollen zu sehen, die sich bald zu necken,

bald zu küſſen, erſt zu verfolgen, dann wieder ſich zu nähern ſchienen. Ich trat heran, und bemerkte an beiden ſilberweißen Schädeln einen ſeltſamen Schmuck, die Augen- und Ohrhöhlen waren mit Blumen beſteckt, der eine trug zwiſchen ſeinen Zähnen eine Roſe, der andere eine Lilie.

Ich mochte aber den Spuk nicht länger ertragen, und ſchlug nach §. 7 meiner Beſtallung, die mir erlaubt, jeden Ruheſtörer von der mir anvertrauten Stätte mit den gerade zu Gebote ſtehenden Mitteln zu vertreiben, dem Roſenritter mit meinem Spaten die Hirnſchale von einander, die Lilie entſprang, und in meinem ſcharfen Eiſen ſaßen die nachſtehenden Briefe, hier und da durch den Hieb verletzt, was der Kenner an ſeinem Orte finden und meinem Eifer zu Gute halten wird.

Doch ſind dieſe Briefe nach dem Urtheile ſachkundiger Männer — es beſuchen mich deren, um ihren Sinn fürs Schauerliche bei mir zu üben — nicht ſo merkwürdig, als ein Rechtsſtreit, den ſie veranlaßt haben. Ich konnte nämlich nicht umhin, den nächtlichen Vorfall meinen Vorſtänden zu melden, ja es fanden ſich ſogar Proceßluſtige, die mich des Todtſchlags angeklagt hätten, wenn nur über den Mord eines erweislich Todten ein Geſetz vorhanden geweſen wäre. Es handelte ſich nun aber um die Herausgabe dieſer Briefe, und der Arzt unſeres welthiſtoriſchen Inſtituts ſtritt mit dem Prädicanten deſſelben, wem das Recht der Vorrede gebühre.

Jener wollte das unläugbare Factum der Seelenſtörung an unſerem Briefſteller durch ſeine Vorliebe für Verhältniſſe des Lebens, die mit dem Materiellen alle Verbin-

dung aufgehoben hätten, erklären, und freuete ſich über dieſe paſſende Gelegenheit zu einer pſychologiſchen Diſſertation ſo ausnehmend, daß ich mir ſeine Erbitterung denken kann, als das Recht der Vorrede von unſerem Magiſter reclamirt wurde.

Er habe — darauf ſtützten ſich des Letztern Behauptungen — über dieſen merkwürdigen Fall ſchon mehrmal vor ſeiner Bedlamitiſchen Gemeinde gepredigt, habe nachgewieſen, wie hier die Verrückung ihren Erklärungsgrund in Nichts Anderem fände, als in dem von ihm bemerkten geringen Grade chriſtlicher Geſinnung, in dem gänzlichen Mangel an Sinn für das Ewige und Unſterbliche, und er müſſe die Vorrede als eine Art Belohnung anſprechen, da er durch ſeine Reden über dies Thema ſchon viele Glieder der Gemeinde veranlaßt habe, ſich ähnliche

Briefe, aber voller Salbung und Hingebung an die beſtehenden Formen der Erde und des Himmels zu ſchreiben.

Ich hab's ſchon geſagt, daß aus dieſen vermeinten Rechtsanſprüchen ein Proceß von größter Bedeutung entſtanden iſt, und da die Theilnahme des Publicums ſich ſchon ſo lebhaft für ihn ausgeſprochen hat, ſo werden hiermit dieſe Briefe als **corpus delicti** bekannt gemacht. Dies beſcheidene Vorwort wird vor dem künftigen Siegen durch eine tiefere und gehaltvollere Vor- oder vielmehr Nachrede erſetzt werden.

Ich ſelbſt wage über den ſtreitigen Punkt nur die ſchwache Vermuthung, daß vielleicht die Kirche ihr Recht wird geltend machen. Durch Veränderung eines einzigen flüſſigen Buchſtaben wird jedes Lazareth zu einem Nazareth, ſo wie Bedlam zu Ehren Bethlehems, der Kleinſten in Juda, gegründet iſt.

*

Den freundlichen Gruß an den Leſer behalte ich zurück. Er könnte ihn für Beleidigung halten; nicht des Todes wegen, weil die Behauptung, wir müßten Alle ſterben, viel Wahrſcheinlichkeit für ſich hat; wer möchte aber auf meinem Kirchhofe ruhen wollen?

Jonathan Kennedy,
Todtengräber zur St. Bethlehemskirche
des Bedlam in London.

# Erſter Brief.

Wenn ich von meiner Freundin ſchriftliche Ergüſſe ihrer Liebe erhalte, ſo ſollte ſie billig ſelbſt nicht ausbleiben, um Zeuge der Aufnahme zu ſein, die ich ihnen angedeihen laſſe.

Wie die Flammen mir zur Seite aufpraſſeln! wie die Düfte des wohlgefälligen Brandopfers in die blaue Ferne des Himmels wirbeln! Mit andächtigem Entzücken kniee ich an den Stufen des Altars, auf deſſen Octahöhen ſich Dein geſammelter Briefwechſel dem Herculiſchen Opfertode weiht, um wie der entfeſſelte Gott am Mahle der Unſterblichen Theil zu haben.

Hörſt Du denn nicht in dem Reſonanzboden Deiner Thäler das ſiebenfache Echo meiner Geſänge, wenn ich durch die dunkeln Laubengänge ziehe,

die Urne mit Deiner epiſtolariſchen Phönixaſche in der Hand, wie ich des Augenblicks lauſche, da ſich der Vaſendeckel — ein Sargdeckel zum Leben — hebe, und der Wundervogel ſeine goldenen Schwingen ausbreite?

Noch iſt Alles, was Du denkſt, für mich Traum; in dem Zauber Deines Geiſtes ſchlaf' ich wie im Kelche einer Lotosblume. Schon ſenkt ſich auf mein trunkles Auge Dämmerung nieder, nicht Dämmerung zur Nacht, ſondern Morgengrauen.

Jeden Deiner Briefe ehr' ich dadurch, daß ich ihn für die Liebe halte, die ſich an meinem Grabe opfert. Wie eine Glocke häng' ich dann im brennenden Stuhle des Thurms, und läute fort in meinen bangen, pochenden Herzensſchlägen, immer leiſer und dumpfer, bis ich ſchmelzend verſtumme.

Mit dem Aſchenkruge Deiner Briefe, Geliebte, will ich die Alpenhöhen erklimmen, und hoch über den Wolken die Wimpel meiner Gedanken luſtig flaggen laſſen. Der kleine Kreis dieſer Grotte beengt mich. Ein Glühwurm leuchtet wie aufs weiße Papier. Ein Schmetterling ſetzt ſich wie ein Wetterhahn auf die Fahne meiner Schreibfeder. Eine Nachtigall muthet meinem Sinnen gar zu, daß ich ihre Sangesweiſe zum

Thema, und meine Empfindungen zu deſſen Variationen mache.

Du haſt mir ein Boot geſchickt, auf dem wir eine ferne Inſel ſuchen wollten. Aber warum iſt der Maſt auf ihm nicht ſo hoch, daß ich die Welt im verjüngten Maßſtabe ſehe? daß ich einen Punkt habe, von dem ich Alles und Alles zugleich ſähe? warum iſt überhaupt kein Maſt darauf?

Du wirſt mich ungeduldig nennen, Deine Liebe wird mich tadeln wollen, aber ich bin ein Kind meiner Zeit, und heut' einmal gerade ſtolz darauf. Gegen die Wind- und Wetterhoſen, in denen die Jahrhunderte über die Erde ſchreiten, gehen wir ewig in den Kinderröcken, und treten die erſten Schuhe nicht aus. Die größten Ideen, die die Geſchichte aufweiſen kann, waren für die, die in ihnen lebten, nur Spielzeug. Ich werde die Wahrheit nie lieben, ohne auch an ihr meine Freude zu haben. Und da das Letztere in unſern heißen Tagen unmöglich iſt, ſo wird die Wahrheit, wenn nicht gehaßt, doch nicht geſucht. Es fehlt unſerer Zeit ein Ideenhanswurſt, ich vermag die Tage, die einen ſolchen beſaßen, zu preiſen, und bin mit der Gegenwart doch zufrieden.

Du ſprachſt die Wahrheit. Es lebten einſt Völker, die jedes Wort aus dem Munde ihres

Richters, jede begeiſterte Rede des Propheten auf die unmittelbare Eingebung eines göttlichen Geiſtes zurückführten. In die Schatten geweihter Höhlen legten ſich die Völker mit allen ihren Schmerzen und Freuden hin, und im Traume nahte ſich ihnen der Gott, der die Leiden linderte, und die Glücklichen nur an den Wankelmuth des Glückes, nie an das geringere Verdienſt, ſo glücklich zu ſein, erinnerte. Für eine verhüllte Sage aus dem verachteten Judäa, für ein über Länder und Meere nur dämmerndes Licht himmliſcher Hoffnungen legten einſt Tauſende im fernen Occident ihre Häupter auf den blutigen Henkersblock. Für die Erlaubniß, mit ſeinem Munde ein geweihtes Brod berühren zu dürfen, ſtieg ein Kaiſer von ſeinem Throne, warf ein härenes Gewand um, und litt Tage lang büßend den harten Froſt des Winters. Wenn ich von ſolchen Betrachtungen mein Auge aufſchlug, ſo nahm ich ein Licht, und ſuchte in der Welt vergebens einen Gedanken, für den noch einige Hundert zu ſterben bereit wären. Ein Anderer, Du z. B., würdeſt das Licht ausgelöſcht, und Dich in die tiefe Nacht Deines Schmerzes begraben haben, mich erfüllte dieſe Täuſchung nur mit Entzücken; denn ich liebe dieſe Zeit, weil ich Ungebundenheit, Zerſtörung, Auflöſung liebe.

Du haſt mir ein Boot geſandt, um mit mir aus der Welt zu fliehen. Aber man muß ein Ruder haben, mit dem man durch die Wogen ſteuert. Man muß ein Segel aufziehen können, um dem Winde eine ſolche Richtung zu geben, daß man dabei ſein Fortkommen hat.

Die allgemeine Verwirrung der Gegenwart läßt ſich darum ſo leicht verſtehen, weil überhaupt kein Geſetz herrſcht, weil Jeder das Bedürfniß fühlt, ſich verſtändlich zu machen. Jetzt, da kein Gedanke mehr an der Spitze ſteht, vor dem die Völker ſich in den Staub würfen und anbeteten, hat eine jede Meinung das factiſche Recht ihrer Gültigkeit. Kein geheimnißvoller Spruch wird jetzt noch Tauſende zu Handlungen verleiten, die ſie hinterher meiſt immer bereut haben; und wenn es heilige Gräber wieder zu erobern gibt, ſo liegen ſie in dem gelobten Lande der eigenen Bruſt. Kreuzzüge unternehmen jetzt nur Skeptiker, und ſelbſt die ſind ſchon aus der Mode gekommen. In den Proceſſen der Gährung und Zerſetzung iſt der befriedigendſte Standpunkt die völlige Unbefangenheit. Wer über einen Abgrund einen Unglücklichen ſchweben ſieht, den er doch nicht retten kann, macht ſeinen Fall nur um ſo fürchterlicher, je länger er ihn an dem Zipfel ſeines Rockſchooßes zurückhält: der Fallende ſammelt ſo eine größere

Schwere als er im erſten Augenblicke ſeines Sturzes gehabt hätte.

Ich zweifle ſehr, ob Du ein Recht haſt, Dich ſo beſtimmt gegen alle Mode zu erklären. Bald trägſt Du Dich nach antiker, bald nach orientaliſcher Sitte, trägſt abwechſelnd einen ſpaniſchen Mantel mit Barett und fliegender Feder, dann wohl wieder einen Reifrock, Tituskopf und Fächer. So biſt Du, ohne es zu wollen, eine Sklavin der Mode, nur daß Du ſie nicht auf die Putzläden der Galanteriehändler, ſondern auf die Garderobe des Theatercoſtümiers begründeſt. Ich trage meine Kleider und meine Meinungen immer nach dem neueſten Schnitt. Denn je länger ich Nein ſage, deſto öfter werd' ich künftig Ja ſagen müſſen. Je mehr ich mir meine Anhänglichkeit an die alte Sitte geſtände, deſto ſchwerer wird mir die Annahme der neuen werden. Ich wohne ſchon lange nicht mehr im erſten oder zweiten Stockwerk meines Hauſes, ſondern auf dem Dache, und werde mich, wenn einſt der Sturm losbricht, wohl hüten, noch hinunter zu ſteigen und meine Habſeligkeiten zu holen.

Du haſt mir einen Nachen geſandt, um mit mir eine neue Welt zu entdecken. Aber mein fröhlicher Ton muß Dich wohl belehren, daß ich nicht zu den Mißvergnügten gehöre; ich bleibe

gern in dieſem Chor von hunderttauſend Narren, weil ich in ihm zu leben weiß. An einer abgeküßten Zehe einer Chriſtusſtatue kann ich Dir die Geſchichte nicht nur des Chriſtenthums, ſondern aller Religion und Kirche demonſtriren. Ich mache mich anheiſchig, an die Bandſchleife Deines Hutes alle Tendenzen unſerer Zeit anzuknüpfen. In dem Augenblick verſtand ich die Wahrheit dieſes Jahrhunderts, als ſie Paganini vor einer bezauberten Menge auf der G-Saite geigte.

Willſt Du aber doch noch mit den eilenden Wolken, den Seglern der Lüfte, davonziehen, ſo wird Dich meine Liebe begleiten, nur laß uns jene G-Saite als Maſt unſeres Entdeckungsſchiffes aufziehen. Wenn die Gräfin Roſſi noch Roſſignol wäre, ſo müßten die Luftwirbel vor ihrem ſüßen Munde wie erwünſchter Wind uns forttrillern. Ich kenn' einen deutſchen Gelehrten, der jedes Lied in die Melodie des Deſſauer Marſches zu zwingen verſtand, auf unſerer Fahrt wirſt Du mir erlauben, eine Chronik des neunzehnten Jahrhunderts nach der Melodie der Barcarole zu ſingen.

Aber ich will dem Kleinode meines Herzens Nichts verſchweigen, ich habe Deinen Plan errathen, und nicht umſonſt bin ich auf das neapolitaniſche Fiſcherlied gekommen. Einen Eroberungszug wollteſt Du mit mir unternehmen nach

den Gewäſſern des Mittelmeeres; jenes neue Eiland, die Ferdinands- oder Grahamsinſel, im Namen der deutſchen Freiheit in Beſitz nehmen, und alle Deine Brüder und Schweſtern einladen auf dies großartige Zeugniß ewig dauernder Schöpfung auszuwandern. Doch gewiß iſt Dir nicht unbekannt geblieben, daß jener inſulariſche Säugling der Natur vor Kurzem an den Folgen des Beſitzergreifungsſtreites zwiſchen England und Neapel, entweder an dem mal de Naples oder an der engliſchen Krankheit verſtorben iſt. Dieſer Fall hat mich ſo in Erſtaunen verſetzt, daß ich mich nicht eher tröſten konnte, bis ich Deine Abſicht mit mir zu fliehen erfuhr. Da konnt' ich Gottes gütige und weiſe Vorſicht nicht genug erheben: denn ich geſtehe Dir, noch weil' ich gern unter meinen Brüdern. Aber ich weiß nicht, war es das meinem Herzen entſtrömende Gefühl der Dankbarkeit für ſeine wunderbare Einmiſchung, für den bekannten Finger Gottes, oder war es Wehmuth über die geringe Dauer des menſchlichen Lebens — ich ſtand auf und hielt folgende Leichenrede an dem Sarge einer früh geſtorbenen Inſel:

Ihr Berge und Thäler alle, all' Ihr großen Vehikel der Naturgeiſter, die Ihr jetzt leidtragend an dem kühlen Grabe dieſer zur Gruft geſenkten

Leiche ſtehet, hemmet nicht den Lauf Eurer Thränen: denn ſie ſind Eurer und der Verſtorbenen gleich würdig!

Noch ruhen unſere ſehnſüchtigen Blicke auf dem tiefen Abgrunde, der die Hülle der geliebten Schweſter aufgenommen, das Meer zieht mit ſeinen Wogen auf und nieder, aber Sie, Sie, die Dahingegangene, kommt nicht zurück.

Habt Ihr wohl je einen größern Schmerz empfunden, als den, wenn ein junges Herz ſchon dann gebrochen wird von den Stürmen dieſes Lebens, noch eh' es dies ſelbſt gekannt hat? Ihr Alle habt ſie geſehen, dieſe unſchuldigen Blicke, mit denen die junge Weltbürgerin dieſe blauen Räume hienieden begrüßte; ach! und kaum ſich ahnend und fühlend muß ſie ſchon demſelben Geſetz anheim fallen, dem wir Alle verkauft ſind. Ohne durch irgend eine Uebertretung des Sittengeſetze den Tod verwirkt zu haben, mußte ſie ſchon ſeinen herben Stachel empfinden.

Wenn es ſchon die ſchmerzlichſten Gefühle weckt, mitten unter den ſchaffenden und wirkenden Kräften des Lebens ſo viel verborgene, unentdeckte Anlagen und Talente, deren Benutzung die erſtaunenswertheſten Reſultate zu Tage fördern müßte, zu bemerken — um wie viel trauriger iſt es, ſchon in der erſten aufkeimenden Lebensregung

das Opfer eines unerbittlichen Schickſals zu werden! Wenn das Ungewitter in einem Walde wüthet, ſo mögen die alten, hundertjährigen Stämme ſinken; denn ſie haben Sonnenſchein genug geſehen, Früchte genug getragen; aber wenn ſchon das erſte Hälmchen, die erſte Knospe vom Sturme geknickt wird, ach! dann weint der Menſchenfreund über die Hinfälligkeit dieſes Lebens heiße Thränen. Ja! Du Ceder auf Libanon, Du Veilchen am Bache, laſſe den Strom Deiner Thränen rinnen, ſie ſchmücken Dich wie köſtliches Geſchmeide!

Du befürchteſt vielleicht, ich hätte über meine politiſchen Studien die Geſetze der Homiletik vergeſſen? Ich weiß noch gar wohl aus dem Curſus, den ich in Jena bei Schott in der Theorie der Beredſamkeit gemacht habe, daß nichts der Rede mehr Lebendigkeit gibt, als Einwürfe, die man ſich ſelbſt macht, und daß in keinem Schluſſe die Hindeutung auf einen höhern Troſt fehlen darf. Ich fuhr alſo fort:

Doch, wollen wir murren gegen Gottes weiſe Fügung? Seine milde Vaterhand auch da, wo er uns prüfen und unſere Treue erforſchen will, verkennen? Nein, meine Freunde. Es gibt ein höheres Daſein. Ja! wir werden uns wiederſehen, wenn einſt die Stimme in die Gräber

ruft und die Todten zu neuem Leben auferſtehen werden. Wenn uns hienieden alle Hoffnungen täuſchen, wenn ſelbſt der kleinſte Halm, an dem eine untergehende Seele ſich retten möchte, zurückweicht, dann bleibt uns noch jener felſenfeſte Troſt eines ſchönern Jenſeits, einer Zukunft, wo unſere Thränen getrocknet, unſere Leiden in Freuden verwandelt werden.

So ſchlummre auch Du, geliebte Seele, in kühler Grabesruh! Schlummre jenem Oſtermorgen entgegen, wo Du in ſchönerer Geſtalt, wie der Schmetterling aus ſeiner Hülle, Dich verklären wirſt! wo Du unter die Zahl der lilientragenden Unſchuldsengel wirſt aufgenommen werden!

Ach! wenn ich dann das weiße Sternengewand meiner unvergeßlichen Freundin werde küſſen können, wenn wir in ſeliger Umarmung uns wiederfinden an den Stufen des göttlichen Thrones — o! daß ich die ganze Wonne dieſes Gedankens faſſen könnte!

Beten will ich, daß mir der Vater ſeinen Todesengel ſende. Eine umgeſtürzte Fackel — und wir ſind auf ewig vereint. Bange nicht, Geliebte, ich komme! Ja! ich komme, Geliebte!

## Zweiter Brief.

Theure, daß Du ein ſo weites Herz hätteſt, die Größe meines Schmerzes zu faſſen!

Dort die Nebel auf den kahlen Bergen werden nie mehr ſinken, die weißen Bäume, die ſich mit ihren tauſend Armen ſo ängſtlich nach den rothen Wolken ſtrecken, wird kein junges Laub mehr ſchmücken, kein Veilchen der Ankunft des Frühlings mehr entgegen duften.

Man iſt dahinter gekommen, daß die ſchönſte Pracht der Lenzesfeier in nichts Anderem beſteht, als in den blühenden Pfirſichbäumen, wenn ſie über Hecken und Gartenzäune uns mit ihren weißen carmoiſingeſprenkelten Blüthendolden grüßen. Der Frühling hat ſich für die polniſche Sache entſchieden, und die Nationalfarben des Landes zu

den ſeinen gemacht, darum ſoll er nun in keinem deutſchen Bundesſtaat eingeführt werden. Man will das Erwachen jeder Leidenſchaft vermeiden, vielleicht ſetzt man auch voraus, daß zwar die Blindheit der Menſchen dieſen wunderbaren Fingerzeig des Gottes in der Natur wie alles Tiefe und Ahnungsreiche nicht finden wird, doch fürchtet man, daß die Vögel auf den Zweigen von den Farben verlockt und an ſchönere Hoffnungen und Träume erinnert, von der gehäſſigen Sache ſingen könnten. Man weiß es, daß die Deutſchen auf dieſem Wege der Dichtung immer zur Wahrheit kommen. Das will vermieden ſein, daher dieſe Maßregel.

Die Bibel lehrt, daß der letzte König kein Menſch iſt, die Thatſache, daß zum Haß, zur Rache immer zwei Perſonen gehören, beweiſt, daß der letzte Menſch kein König ſein kann. Daraus lernt man einerſeits, daß die Monarchie nicht ewig ſein wird, andrerſeits, daß die Völker nur ein Gedächtniß für empfangene Wohlthaten, die Herrſcher nur eines für erlittene Beleidigungen haben. Von Alexander an, der Theben zerſtörte, weil er dort den beſten Theil ſeiner Jugend zubringen mußte, bis auf Karl X. haben Könige nicht vergeſſen und verzeihen können. Darum wird auch Rußland nie aufhören, Polen, dieſes in der

Reihe der europäischen Staaten jetzt anerkannte Reich, doch immer noch mit seinem verderblichen Einflusse zu verfolgen. Preußen verleitet die andern deutschen Staaten, den Befehlen des russischen Cabinets auch hierin Folge zu leisten. Und doch hat Polen seine Selbstständigkeit errungen, die heldenmüthigen Anstrengungen mußten von diesem glücklichen Erfolge gekrönt werden, es hat sogar einen Prinzen aus dem Hause Oestreich zu seinem Herrscher gewählt.

In alten Geschichten erzählt man von ruchlosen Kindern, die ihre Väter in die Wildniß führen, oder in tief verborgene Kerker, um nur desto früher in den Besitz ihres Erbes zu kommen. Von ihrer Schuld getrieben, lauschen sie ängstlich an den eisernen Gitterstäben, die das Opfer ihres Verbrechens verschlossen halten. Wie erschraken sie, als der gefesselt Geglaubte in voller Mannesschönheit neben ihnen stand. So feiert jetzt Polen das Fest seiner Wiedergeburt. Das noch rauchende Blut der erschlagenen Tyrannen wischen die Helden jetzt von ihren schartigen Säbeln, und wie sich in ihren Mienen dabei die Erhebung des Selbstgefühls und die Freude über den errungenen Sieg zu einem leisen, fast spottenden Lächeln mischt — das ist ein in der Geschichte nie gesehener Anblick! Die Freunde der Freiheit waren zwar bestürzt,

als die Mehrheit des Reichstages für die Wohlthat des Friedens selbst die würdige Erfüllung besserer Hoffnungen zum Preise setzte, aber auf den Grund dieses bestehenden Verhältnisses haben nun auch dieselben Freunde das Recht, zu fragen, warum Polen nicht ein Glück genießen soll, zu dessen Erreichung es dem Willen der Mächte das verlangte, bedungene Opfer, die Wahl eines fremden Prinzen, so großmüthig gebracht hat? Das Wiener Cabinet hat wohl nie geahnt, daß es mit dem Liberalismus einmal ein so gleiches Interesse haben werde. Die Geschichte ist reich an Beispielen, wie eine solche Noth des Augenblicks erst zur Gewöhnung, zuletzt zur Quelle der segenvollsten Folgen wird. In der That kann einmal Oestreichs auf so naturgesunde Grundlagen beruhender Einfluß für Deutschlands politische Gestaltung heilsamer wirken, als die Apathie und leidende Kraft, die in allen Entschlüssen der preußischen Regierung bis jetzt sichtbar geworden ist.

Ich gründe meine Ansichten der Zeit nie auf die Auslegung meiner Wünsche, sondern nur auf erklärte Thatsachen. Ich wage keine Behauptung für die Zukunft, selbst für die nächste nicht, aber das scheint unwiderleglich, daß die drei Personen der Allianz sich gegen einander zu rectificiren und ihre Einigkeit aufzulösen suchen.

Ich weiß, meine Theure, du liebst jene Kühnheit, die in dieser nur auf die materiellsten Dinge gerichteten Zeit noch auf Heiligkeit, auf höhere Weihe ihrer Handlungen zu provociren wagt. Du gestehst die Irrthümer, die einem solchen Muthe gesellt zu sein pflegen, gern ein, willst aber das Erhabene, die Richtung auf das Ewige in jeder Form geehrt wissen. Wenn ich Dir aber die Inquisition in allen ihren Schrecken geschildert habe, fandest Du mich da nicht auch bereitwillig, die Mahnung der Liebe und Freundschaft, die freundliche Zurechtweisung des Irrenden, die Lehre des Erfahrnen und Weisen als die herrlichste Frucht eines frommen Lebens zu erheben? Wenn ich namentlich in Deiner Gegenwart die Thorheit des Cölibats lächerlich machte, bin ich da der Keuschheit, Deinem schönsten Schmucke je zu nahe getreten? Wenn ich die Irrthümer der Hierarchie aufdeckte, und von ihren die Geschichte der Menschheit unauslöschlich befleckenden Folgen sprach, hab' ich dabei je geläugnet, daß ein gottseliger Sinn auch die äußeren Formen unseres Lebens durchdringen soll? —

Ich ehre die Ansicht eines Jeden, wenn ich weiß, daß sie das Erzeugniß seiner Ueberlegung, oder ein Bedürfniß seines Herzens ist. Sie wird in meinen Augen verlieren, wenn sie auch für

Andere eine Vorſchrift ſein will. Noch mehr! man paart mit der Zumuthung, ſeinen Beifall nicht verſagen zu wollen, die Gefälligkeit, eine meiſt ſo läſtige Tugend der Menſchen. Man macht ſich anheiſchig, für Andere das ſein zu wollen, wozu ein Jeder ſein eigenes Herz und ſeinen eigenen Kopf braucht.

Wenn die Monarchen, wie ſie da alle Drei in Paris einzogen, das Bedürfniß fühlten, alte Sünden hintennach und neue im Voraus zu büßen, ſo werden ſich ihre Biographen darnach zu richten haben. Für ihre Zeitgenoſſen aber durften ſie nicht annehmen, daß ſich die Richtung der religiöſen Einſicht bei einem Jeden unter ihnen gerade ſo geſtaltet habe, wie die ihrige. Wie thöricht für Andere fromm ſein zu wollen! Und was nennt Ihr Frömmigkeit? bleibt die erſte Frage in einer Sache, wo die ſtille Kammer des Herzens entſcheidet, nicht ein Dekret vom Throne.

Ueberhaupt ſoll ein Fürſt von einem Dinge weder annehmen, daß es gut, noch daß es ſchlecht ſei. Er ſoll weder Kirchen nach ſeinem Geſchmack, noch Pinakotheken und dergleichen bauen laſſen, hinterher von ſeinen Ständen die Deckung der Koſten verlangen, er höre die Wünſche ſeines Volks, und ſei bei der Ausführung die rechte Hand.

Seine Meinung durch die That zu verwirklichen, kann das Zeichen eines ungewöhnlichen, eines kräftigen Geiſtes ſein, ſie auch dann zu verwirklichen, wenn eine Gegenanſicht vorhanden, iſt Kühnheit, und mehr als Kraft. Der Gegenanſicht die Gelegenheit nehmen, ſich gleichfalls geltend zu machen, iſt die ſtrafbarſte Tyrannei, und in den letzten Fall kommen die Fürſten immer. Darum konnte aus der Conſequenz eines Syſtems, das die Frömmigkeit oder was weiß ich, und die Ausſicht auf den ewigen Frieden in die Schickſale der Völker ſpielen ließ, nur jene Kette von Ungerechtigkeiten ſich entwickeln, die den wahren Frieden und das wahre Glück der Nationen noch in die Ausſicht einer wild bewegten, wirren Zukunft verwieſen haben.

Schon ſeit einiger Zeit — Du erinnerſt Dich wohl noch der Juliustage — wollte man an die Stelle der antiquirten Allianz das Princip der Nichteinmiſchung ſtellen. Wozu dient aber ein Princip, das von ſeinen Verehrern nicht beobachtet wird, noch mehr, das von denen befolgt wird, die es in ihrer niemals anerkennen werden? Iſt es Preußens Glücksſtern oder die Beſonnenheit ſeiner Diplomaten geweſen, daß es den Franzoſen nicht fremd, den Ruſſen nicht neu erſchien, und durch dieſelben Maßregeln, die jene und dieſe in

die gespanntesten Verhältnisse versetzte, beiden Theilen Genüge that? Die Kunst des Temporisirens ist alt. Die erste Lehre des Diplomaten bleibt die: Werde Meister des Augenblicks! Es gibt nun aber bekanntlich keinen Augenblick, und wenn ich ihn gedacht habe, ist er schon zur Vergangenheit geworden, es gibt aber Politik und Minister. Nichts naturgemäßer, als daß diese aufhören, und ich glaube wirklich, das Bedürfniß, ohne Rücksicht und mit Offenheit zu handeln, Treue und Glauben an die Spitze aller öffentlichen Verhandlungen gestellt zu sehen, wird immer allgemeiner. Es ist leicht, sich selbst zu betrügen, aber immer schwerer wird es, Andere zu hintergehen.

Nun Oestreich Galizien, Preußen, Posen, und Rußland sogar Litthauen an das neue polnische Königreich abgetreten haben, sind' ich Deine Theilnahme, die Du bei diesem Zugeständniß für die Verlegenheit der europäischen Opposition empfindest, allerdings begründet. Man weiß, daß alle drei Mächte zwar nicht den Zustand ihrer Finanzen, aber den Kern ihres Heeres geschwächt haben. Sie haben sogar die Bibel citirt, und von der Sühne alter Frevel gesprochen. Welcher Edelmuth! Welches großartige Beispiel! Bestände die Opposition nur aus deutschen Elementen, vor Rührung und Sentimentalität würde sie sich jetzt

auflöſen. Wir können nun einmal, wie Kinder und Hunde, Niemanden weinen hören, ohne mit einzufallen. Doch wir Andern, durch Erfahrung gewitzigt, die wir wiſſen, daß gerade der ſentimentalſte Schlingel der Satan iſt, haben nicht einmal nöthig, an die in Spanien, Italien und Deutſchland ſelbſt noch nicht geheilten Wunden, die zuletzt dem europäiſchen Fechter ans Leben gehen müſſen, zu erinnern; die Zukunft wird zeigen, daß die neue Dynaſtie in Polen nur darum den Thron beſtiegen hat, um dem Lande, wie in alten Zeiten unſeligen Andenkens durch allerhand Ränke zu zeigen, daß es im Grunde unfähig ſey, ein Volk, noch unfähiger, ein conſtituirtes Reich mit eigener Autonomie zu ſein. Wir wiſſen es, Polen wird noch einmal aufſtehen, den trügeriſchen Tyrannen verjagen, und die Möglichkeit ſeiner Exiſtenz mit Senſe und Schwert demonſtriren.

Allein ich vergeſſe, daß ſelbſt bei der gegenwärtigen Lage der Krieg nicht ausbleiben kann. Die polniſchen Damen verlangen von dem Reichstage die Ringe zurück, die ſie einſt zum Schmelzen der künftigen Krone beſtimmt haben. Der Inſignienſchmuck und die Reichskleinodien, die in den tiefſten Schluchten der litthauiſchen Wälder von einem hütenden Drachen bewahrt wurden, ſind richtig gefunden und dem Drachen abgerun-

gen worden. Die Ringe aber haben ſich beim Friedensſchluſſe zur Aufmunterung für die deutſchen Publiciſten die drei alliirten Mächte ausbedungen. Die Wiedererlangung dieſer Ringe iſt nun für die jungen Polen Ehrenſache, und der eigentliche Grund, warum unzählige Scharen in Deutſchland herumſchwärmen. Die Zeitungsſchreiber, denen ihr böſes Gewiſſen ſchlägt, nennen ſie Flüchtlinge, als wenn ſie nicht wüßten, wo ihre Heimath wäre!

In ſolch böſer Zeit ſehnt ſich mein krankes Herz nach Deiner heilenden Nähe. Du biſt der Blumenkelch, in dem ich meine Thränen ausweine.

Aber, Theuerſte! Du haſt es vergeſſen, mir in Deinem letzten Briefe den Ort Deines Aufenthaltes zu bezeichnen. Biſt Du in Wien, oder in Frankfurt oder gar in Berlin? Nach dem letzten Orte will auch ich reiſen, um mich mit eigenem Aug' und Ohre zu überzeugen, wie ſie die Stumme von Portici, die jetzt laut Cabinetsordre wieder geſungen werden kann, aufnehmen werden.

Man will den Todesgöttern nach überſtandener Cholera einen ſtummen Dank darbringen. Iſt doch die Cholera ſelbſt von dem berüchtigten Göthe ein furchtbares Geheimniß genannt worden, worin man einen neuen Beweis für die Tiefe der Ob-

jectivität dieſes Mannes ſehen kann; mein Nachbar zur Rechten denkt darüber gerade eben ſo, und der zur Linken auch ſo.

Sollte meine Speculation den von Hegel verlaſſenen Lehrſtuhl beſteigen zu dürfen, gelingen, ſo blieb ich dann auf immer bei Dir.

Aber dieſen Brief wirſt Du ſchon erhalten. Ich lege ihn des Abends ans Fenſter, und die Geiſter der Liebe werden es wiſſen, wo Dein fühlend Herz jetzt für mich ſchlägt. Lebe wohl! alle meine Affecten wetteifern in Liebe und Verehrung für Dich!

## Dritter Brief.

Deutſchen Gruß und Handſchlag zuvor, edle Biederfrau!

Ich ſchätze in Dir mehr, als man an Weſen Deines Geſchlechts zu ſchätzen gewohnt iſt. Du biſt nicht unbekannt mit den Grazien, und doch ein Frauenzimmer von der ernſthaften Gattung. Du gleichſt dem chineſiſchen Glockentempel, wenn er den Ernſt bedeuten ſoll, eben ſo ſehr wie der Maiblume, wenn ich darunter die Freude verſtehe; nur daß die letzte duftende Glocke oben im Wipfel ſich den Strahlen der Sonne öffnet, und ich ſchmeichle mir, dieſe Sonne immer für Dich geweſen zu ſein.

Du ſendeſt mir eine Haarlocke, mit einem roſaſeidenen Bande geziert. Sie muß auf der

Reiſe ſchlecht gelegen haben, das ſonſt ſo dunkle Haar war ausgebleicht, und ſchien ſehr grau. Das Gräuliche hat auch mich angeſteckt, mein dunkelblonder Haarwuchs iſt ſeither ſo weiß geworden, wie die ſchneebedeckten Fluren, die ſich dort drüben vor meinen Augen ausbreiten.

Ich weiß nicht, ob Dir auch ſo iſt. Mein Leben iſt mir ſchon ſo alt, und doch fühl' ich mich zuweilen jung, als lebt' ich noch immer, obſchon ich gewiß weiß, daß ich wenigſtens einmal geſtorben bin.

Glaubſt auch Du nicht daran, daß ich im Grunde nur ein Mährchen bin? Mit dem Greiſenhaupte meines Januskopfes ſeh' ich in die dunkeln Nebenpforten fernſter Vergangenheit, und mit dem Jünglingsblicke auf die Wiege, als wär' ich erſt geſtern geboren. Da hab' ich ein altes Buch voller wunderſamer Geſchichten, ich ſpiel' in ihnen immer die Hauptrolle, die verzauberten Prinzen. Jetzt in einen ſchwarzen Käfer, dann in eine glühende Kröte, oder auch in ein todtes Marmorbild verwandelt, harr' ich auf Liebe und Unſchuld, die meinen Zauber löſen können.

Deine Liebe und Unſchuld hören gewiß meine Klagen, die jetzt einſam durch die Nacht tönen, und von den Vögeln in Muſik, von den Blumen in Duft geſetzt werden. Liebſte! erinnerſt Du Dich

wohl noch jener Zeit, als ich die Anatomie Deiner Blicke ſtudierte, als ich bei Deinem Herzen anſprach um einen gefälligen Beitrag zu der Collecte, die ich nach dem großen, von Deinen Augen in mir angerichteten Brande bei allen himmliſchen Weſen ſammeln ging? Oder wie war das? Man vergißt ſeine Freuden leichter, als ſeine Leiden. Ich habe ſo viel vergeſſen, waren das Alles Freuden?

Nun aber theil' ich Dir ein Geheimniß mit, das Du Dir gewiß nicht haſt träumen laſſen; fürs Erſte mußt Du aber noch reinen Mund halten.

Der Sultan hat mich als Redacteur des konſtantinopolitaniſchen Moniteurs berufen. Findeſt Du das ungereimt? Und auch auf Dich, Du herrliches Weib, hat er ſein gnadenreiches Auge geworfen. Du ſollſt mit mir ziehen, und die Stelle der Frau von Hübſch vertreten.

Du fragſt nach den nähern Umſtänden dieſes Rufes? Nun ſo höre, wem ich den Rang abgelaufen habe! Mein Mitbewerber war der berühmte Bibliothekar Dr. Ernſt Münch, ein Lichtfreund, den Ignoranten ein Wetterblitz, der den freimüthigen Hutten, wenn nicht nachgeahmt, ſo doch herausgegeben hat. Er hatte zwar gegen die Osmanen, oder richtiger die Feldzüge gegen die Osmanen geſchrieben, aber

die ſultaniſche Majeſtät war auf diplomatiſchem Wege unterrichtet worden, daß der Bezeichnete zur Claſſe der Deſultoren, denen jeder Sattel gerecht iſt, gehörte, überdies daß er das Haager Doppelkreuz wäre. Es kam zu einem Examen, das ich Dir ſchildern will.

Der weſtöſtliche Divan hatte ſich verſammelt. Der Großherr ſaß in einer Loge, die mit goldgeſtickten Sammtvorhängen zum Theil bedeckt war. Ihm zur Seite ſein. Gemahlin: in Reichsangelegenheiten hält er ſtreng auf Monogamie. Die hoffnungsvollen Prinzen übten ſich an hölzernen Puppen im Kopfabſchlagen.

Wir Candidaten traten ein. Ein blondhaariger, blauäugiger junger Mann — Du kennſt mich ja, Liebe, das war ich. Mein Rival nicht minder anziehend, nur etwas ſtark und :wohlgenährt; ſeine Brille empfahl ihn. Zum Zeichen unſerer ruſſiſchen Geſinnungen ſchlugen wir mit unſern Armen dreimal ein Andreaskreuz über die Bruſt. Mein Gegner nahm das Wort, Folgendes ſprach er:

„Geiſt und Talente ſtehen über den Intereſſen der Machthaber und Völker. Das iſt der Vorzug unſeres erleuchteten Zeitalters. In den barbariſchen Zeiten des Mittelalters trugen Söldner den am meiſten Zahlenden ihre körperlichen Kräfte an, ja die Schweizer, denen ich entſproſſen zu ſein

eingeſtehe, ſetzen dieſe Gewohnheit noch heute fort. Ich glaubte das geiſtige Pfund, das in mir vergraben liegt, nicht beſſer anwenden zu können, als es unabhängig zu machen von all meinen Jugendträumen und Idealen, und den Bedürftigen es zuzuwenden. Ich bin ſtolz auf den Kosmopolitismus meines Volkes, und ſeien Sie außerdem bei meiner Wahl der Beiſtimmung des großmüthigen Nikolaus gewiß. Ich habe viel zum Untergange der polniſchen Sache beigetragen. Wir Deutſche ſind überhaupt weder Polen, noch Philopolen, ſondern nur Bibliopolen.“

Der Divan lachte um ein wenig ſchwächer, als der Bibliopole ſelbſt.

Es kam zu einigen Fragen. Mein Gegner vermied zu antworten. Er kramte und berief ſich auf ſeine Documente, die er nach Zeit und Ort geordnet hatte. Sie fingen von Freiburg an und hörten am Neckar auf. Man ſprach von der Legitimität. Er citirte eine Nummer des Morgenblattes, wo er die Legitimität ſelbſt der Liebe in ſchlichten Verſen bewieſen hätte. Ich aber machte mich heimlich an die Großfrau heran, und flüſterte ihr leiſe zu, ich könnte ihr Alles, ſelbſt die Legitimität ihrer Strumpfbänder beweiſen. Das empfahl. Die hohe Frau geruhte ihrem Gemahl zu erklären, daß ich der Mann zu ſein ſchiene, der die Sache

des Hofes in gegenwärtiger Verwickelung vertheidigen könne, man möchte den Gegner entlaſſen. Dieſer ging. Ich blieb.

Welch eine Staatszeitung ſoll die meinige werden, in dem Artikel Inland kann ich zwar nicht gut über die Schranken der Barbarei hinausgehen, da die hieſige Cenſur für dieſes Fach äußerſt ſtreng iſt, aber im Ausland iſt ſie nachgiebiger.

Da will ich den deutſchen Brüdern im Zeitungsſpott eine Regel geben, die ſich ihnen als nützlich bewähren wird.

Es drängt die Bekanntmachung einer Thatſache über inländiſche Angelegenheiten. Die Scheere des Cenſors wird ſie nicht ſchonen. Was thut man?

„Wenn Sie, verehrter Herr Regierungsrath, in meiner Zeitung den Abdruck dieſes Handels unterdrücken, ſo ſchick' ich ihn in ein engliſches oder franzöſiſches Blatt. Man lieſt ihn auf unſerem Muſeum. Wie könnte dann noch der Abdruck unter der Rubrik London oder Paris ohne Aergerniß gehindert werden!"

Eine tolle Zeit, wo man, um ehrlich zu ſein, ein Spitzbube werden muß! Scheinbar ſcherzt man freundlich mit einem Kinde, und hat es doch nur auf die artige Magd abgeſehen, die es trägt. Dieſelben Handlungen, die bei dem Einen als

Muſter von Kühnheit und Muth gelten, müſſen uns bei dem Andern' in den Ruf der Beſcheidenheit bringen. Es gibt eine hoffähige Demokratie, wie in Milet eine Quelle, die ſüßes und ſalziges Waſſer zugleich enthielt.

Unter der Rubrik Ausland hab' ich in meinem Moniteur noch ein ſtehendes Capitel über Maßregeln. Du verſtehſt mich. Ich meine die Protokolle des Bundestages.

Eine eigene Spalte iſt die Poetenſpalte, wo ich das Phantaſtiſche und Alles, was in der Politik auf der Einbildungskraft beruht, in zierlicher Darſtellung berichte. Ich ſorge hier fleißig für das Tragiſche, Schrecken- und Schauererregende, und rechne dahin alle Heſſen-Kaſſel'ſche Angelegenheiten, die ſchon Stoff genug darbieten zu einem Trauerſpiel. Atreus und Thyeſtes oder das Haus der Pelopiden iſt ein Gemälde von Familienhaß, Maitreſſenwirthſchaft, Volksaufläufen und Gardedu-corpsſäbeln geworden.

Eine ſolche Wuth losgelaſſener Leidenſchaften iſt unerhört; und in der That, es fehlte noch, in dieſe Iffland'ſchen Familienſcenen die Intereſſen des ohnehin ſchon genug geplagten Volkes zu verwickeln. Wenn Ruhe die erſte Bürgerpflicht iſt, ſo haben wir noch weit mehr das Recht, ſie auf dem Throne zu erwarten. Sollten wir wirklich

noch ſolche Scenen erleben, wie ſie in den kalten, öden Todesmauern des byzantiniſchen Kaiſerhauſes vorkamen? Wenn du gut thuſt, hieß es ſchon in dem Königsſpiel bei Horaz, ſo wirſt du König ſein, wo nicht, nicht.

Wie ich höre, geht es in Hanau ſchon wieder hoch her. Die Zollhäuſer auf der Frankfurter Straße ſind kaum zerſtört. Wovon ich mich ſelbſt überzeugt habe, iſt die ganze Angelegenheit ſo ſehr in das moraliſche Bewußtſein der Leute dort eingegangen, daß ſelbſt der Schenkwirth im Zollhauſe nie mehr ſein Gebäude zu einem ſolchen ruchloſen Zwecke hingeben wollte. Man weiß es, daß ſich Unzählige für einen zugeſteckten Thaler eher todtſchlagen laſſen, als daß ſie den Wiederanfang des kaum beendeten Unweſens duldeten. Aber das Alles wird nicht gefürchtet, man vergibt ſich Nichts, und wird nicht nur den Zoll für neue Waaren verlangen, ſondern ſelbſt für die, die ſeither ohne Beleg durchgiengen. Den Kaffee und Zucker, den man längſt verdaut hat, können die Kaufleute und wir noch hintennach veraccifen. Man wundre ſich nicht, wenn die Bürgergarden bei ſolchen Cravallen zuſammengetrommelt werden, und nicht erſcheinen. Ohne Uniform ſind ſie ſelbſt der Feind, gegen den ſie agiren ſollen.

Sichst Du, Vertraute meines Herzens, so geht es im Türkiſchen Reiche her. Mit ſolchen Anekdoten füll' ich die Spalten meines Moniteurs. Sonſt lebt man hier beſſer, als bei Euch. Der Brand von Pera iſt eine verdammte Lüge, die der öſtreichiſche Beobachter ausgeheckt hat, um die Aufmerkſamkeit von Weſten nach Oſten zu lenken, und den Leidenſchaften des Haſſes und der Erbitterung eine unſchädlichere Richtung zu geben.

Ich habe gerade von Pera aus die herrlichſte Ausſicht auf die ſtolzen Wellen des Marmormeers. Rings um mich her liegen die anmuthigſten Landhäuſer, verſteckt in bergendes Waldgrün. Dunkle Fichten erheben ihre Rieſenhäupter in die wolkenloſe Himmelsbläue. Die Trümmer einer verfallenen Burg ragen hinter Bergen, die mit den edelſten Weinen bepflanzt ſind, wie Abenddämmerungen der Erinnerung beim Entzücken der Liebe und Freundſchaft, hervor.

Ach, daß Du in dieſem Augenblicke die Rührung meines Herzens theilen könnteſt!

Die friedlichen Klänge der Abendglocke des Kloſters hallen aus der Tiefe des Thals zu mir herüber. Sie läutet den ſchlummernden Sonnengott in die Wiegenruhe ſeiner Purpurgluthen dort über jene Hügel hinunter.

Geliebte, Du haſt mir ſchon ſo oft verſprochen, Du wolleſt auf den Fluthen des Mondſcheinlichtes zu mir ſegeln. Daß Du in dieſem Augenblicke der Wonne an meine bewegte Bruſt ſänkeſt! Siehe! dieſe Roſe würf' ich in die Wogenfluth Deines Buſens, und ließe mich in ihrem Kelche nach dem Sonnenaufgang Deines Augenſtrahles tragen!

Uebrigens kennſt Du über Thränen meine Anſicht. Ich haſſe ſie. Die unnatürlichſten Bäume, die je gepflanzt ſind, nennt man Trauerweiden. Aus den geringfügigen Dingen, die den Menſchen die Augen naß machen, lernt man ihre Schwäche kennen — ein Chriſtbaum, ein Oſtermorgen, die untergehende Sonne — und ſie ſind weg! Ich empfehle Dir Kant's Kritik der praktiſchen Vernunft. Das Glück des Menſchen hat ganz andere Grundlagen. Mein Ideal der Glückſeligkeit hab' ich mir jetzt feſtgeſtellt und mir zugleich vorgenommen, zur Beglückung der Menſchheit mich einem deutſchen Fürſten als Janitſcharenmuſik zu vermiethen.

Biſt Du alſo heute zur Rührung aufgelegt, ſo werd' ich das Vergnügen haben, Dich nicht zu ſehen.

Sonſt ergreif' ich dieſe Gelegenheit, Dich zu verſichern, daß, wenn Du mein Alpha biſt, ich Dein Omega bin und bleibe!

## Vierter Brief.

Ein Räthſel haſt Du mir vorgelegt, einen Vorſchlag mitgetheilt, ich komme auf Beides, meine Beſte.

Du fragſt mich, ob ich einen Begriff von kryſtalliſirter Wehmuth habe? Ich gebe Dir eine Gegenfrage, ohne eine Antwort zu verlangen.

Warum muß ſich doch ſchon an die wonnigen Tage der Jugend, wo die Phantaſie noch mit ſolchen Blumengewinden die Welt umzieht, wie mich die meinige mit ihren rieſigen Himmelsblüthen, jener eiſige Schauer des Winters legen, der die brennenden Lippen erſtarren, und die bebenden Küſſe erfrieren macht? Nicht wahr, ich komm' ans Ziel?

Legionen ſolcher erſtarrter Thränen und erfrorenen Küſſe ſchweben wie Engel und unſichtbare

Eiszapfen durch die lange Nacht des Winters, bis ſie erſt der milde Strahl der Frühlingsſonne zu glänzenden Perlen auflöſt. In einigen Monaten kannſt Du das an mir ſelbſt erleben.

So wie ſich erſt die Morgenſonne in dem friſchen Grün wieder ſpiegeln wird, ſo nehm' ich meinen Thränenkrug, und ſammle auf den Auen. Durch Vermittelung des Salzes macht der chemiſche Proceß alles Flüſſige feſt, und ſo krönt endlich meine Mühe das beneidenswerthe Gefühl, Dein Problem aufgelöſt zu haben.

Daß eigentlich die ganze Welt nur aus dieſer Materie beſteht, erräthſt Du wohl nun leicht, daß die Erde — im Vertrauen geſagt — nur ein ganz winziges Ding, eine Thräne im großen Weltenauge.

Nun aber Dein Vorſchlag. Ja wohl! ſehr empfehlend. Der Enthuſiasmus reißt mich hin, Holdſeligſte, ich fange an zu ſchwärmen.

Das leichteſte Mittel, der Macht des Deſpotismus und Königthums zu ſteuern, liegt in der Erweckung des ſchlummernden, religiöſen Parteigeiſtes. Man ſtürze die Sitze der weltlichen Fürſtenthümer, und errichte an ihrer Statt Chriſtenthümer.

Z. B. das Chriſtenthum Hengſtenberg, mit ſo und ſo viel Tauſend Einwohnern, auch Seelen genannt, die ſich meiſt von ſitzenden, webenden

Geſchäften, ſpinnender Lebensart und geiſtlichem Fiſchfang ernähren. Man arrondirt es aus dem Wupperthale, dem mildthätigen Elberfeld, Kielern, Glauchenſern, Baslern und iſt dabei die Wilhelmsſtraße oder die Wallachei in Berlin nicht zu vergeſſen.

Wir werden der Erfüllung dieſes Planes die größten Opfer angeſtrengter Kräfte bringen müſſen. Ein Truggewebe von Irrthümern iſt aufzulöſen. Die Fürſten ſtehen in dem Rufe, die Religionsübung zu ſchützen, und die Wenigſten ſehen ein, daß ſie ſich jenen nur als ein ſanftes Bindemittel ihrer Herrſchaft bewährt. Der Scepter nimmt ſo gern die Geſtalt des Krummſtabes an. Wir können ſogar Staaten aufweiſen, deren Syſtem eine weltliche Hierarchie iſt. Preußen, deſſen hiſtoriſche Exiſtenz nur durch Vertrag und Uebereinkunft geſichert werden kann, wies die ſchriftliche Abfaſſung einer ſolchen nur darum bis jetzt zurück, weil es ſich auf die Herzen ſeiner Bürger als auf die ſicherſte Garantie der Zukunft beruft. In ſo fern in dieſen Herzen das Vertrauen die köſtliche Perle ſein ſoll, überläßt man die Entſcheidung der Frage der Zukunft, man weiß, daß ſich die Regierung verpflichtet hat, den Mangel jenes Vertrauens durch einen künftigen Act der Geſetzgebung anzuerkennen. Aber das Religiöſe an dieſem Verhält-

niſſe bleibt einer allgemeinen, von dermaligem Staatsverbande unabhängigen Welt- und Geſchichtsanſicht unterworfen. Je mehr die religiöſe Stimmung unſerer Zeit über das bloße Bedürfniß des Glaubens hinausgeht, und eine beſtimmte Anſicht über Chriſtenthum als eine Thatſache anerkannt wiſſen will, je ſtärker ſich früher in Preußen die Meinung befeſtigt hatte, der Thron könne in Religionsangelegenheiten mehr ſein, als eine ſchützende Macht, er könne auch entſcheiden, deſto einſeitiger mußte ſich nach der Erklärung, die Regierung laſſe Jeden ſchaffen, wie er wolle, das Intereſſe der Partei auf ſich ſelbſt zurückziehen, und gegen den Schutz, der ihr von oben gleichgültig gewährt wird, ſelbſt immer gleichgültiger werden. Der preußiſche Staat iſt durch die Chancen dieſer Zeit gezwungen, dem Zuge des alltäglichen Treibens zu folgen. Er iſt verurtheilt, mit eigner Hand das poetiſche Gewand, in das er ſich durch ſonderbare Zufälle hüllen konnte, zu zerreißen.

Du befürchteſt, ich würde mich noch einſt zum Schirmvogt der Pietiſten aufwerfen; aber Folgendes belehre Dich, daß ich meinen Kopf denken, nicht hängen laſſe!

Die Liebe darf einen Rechtgläubigen noch nicht bewegen, ſich mit zwei oder drei oder meh-

rern Brüdern zur gemeinschaftlichen Uebung im christlichen Leben zu vereinigen. Nur durch den Satz von der Priesterschaft eines jeden Christen sind Conventikel möglich geworden, dadurch aber auch gegen jede Staatsreligion feindselig gestellt. Man versichert, und hängt mit voller Hingebung an dieser Lehre, daß die Berufung eine allgemeine sei, Jeder dürfe sich zu jeder Stunde als ein Gefäß des göttlichen Geistes ansehen. So lange dieser Glaube noch nicht untergraben ist, und damit kann es anstehen, weil er dem natürlichen Selbstgefühle die verklärteste Weihe gibt, so lange sind noch Elemente zu einer republicanischen Ordnung der Gesellschaft vorhanden. Man wird die Uebertragung des Lehramtes an gewisse durch menschliche Wahl Bestimmte, die ganze Form der Kirchenconstitution ewig nur als einen Uebergangspunkt ansehen, und gegen die weltliche Seite des Lebens, die jene Gestaltung der kirchlichen zur Garantie ihrer eignen Dauer bedarf, unablässig reagiren. Liebe und Vertrauen soll das schönste Band des Lebens bleiben, aber die Verbundenen müssen Alle Priester und Könige sein.

Ich schreibe jetzt an einer Geschichte der Zukunft. Jede Gewalt wird in ihr an den zwei höchsten Mächten politischem und religiösem Fanatismus scheitern. Das Bedürfniß, glücklich zu leben

iſt eben ſo mächtig, als das andere, ſeinem Glücke die Unterlage eines höhern Lebens zu geben. Beides ſind die Factoren der entſcheidendſten Schläge in der Geſchichte geweſen, die Exploſionen der Zukunft werden wiederum durch ihr Zuſammentreffen herbeigeführt werden. Die Zukunft wird uns unzählige Charaktere zeigen, in denen die Flammen der Begeiſterung für das hohe Ziel aller politiſchen Freiheit, Republicanismus, mit dem heiligen Feuer religiöſer Andacht und Hingebung zuſammengeſchlagen werden. Hier wird mehr ſein, als die furchtbare, imponirende Sittlichkeit eines Robespierre. Vor der Tugend allein erſchrickt der Despotismus nicht. Sie bedarf des Laſters als hebender Folie, und pflegt mit ihrer Selbſtbeſchauung zu enden. Die Macht des Chriſtenthums reicht höher hinaus, in ihrer richtigen Stellung zum Staate iſt ſie unüberwindlich.

An der Lehre der St. Simoniſten iſt dies das Wahre, daß ſie das Bedürfniß einer Coalition unſeres geiſtigen und materiellen Lebens ausſprechen. Sie iſt ein Symptom des Zeitgeiſtes und hat daher nur ein vorübergehendes Intereſſe. Ihre Lehren ſelbſt befriedigen jenes Bedürfniß nicht, ſie müßten dazu weniger die Reſultate eines ſpeculirenden Kopfes ſein, aber ſie haben im Schematismus der mannigfachen unſere Zeit durchkreuzen-

den Tendenzen eine ſo mathematiſch richtige Stellung, wie keine andere neuere Erſcheinung im Gebiete der geiſtigen Cultur. Herr Caron, Licencié en droit, findet zwar in dieſer Bedeutung der Simoniſten Jakobiniſches, Sitten- und Staatsgefährliches, — ſpricht der Mann nicht, als hätt' er einſt zu Mainz als Centralinquiſitor geſeſſen? — aber das zeichnet eben ihre Lehre mehr aus, als ein ſelbſtverſtandener Satz von la Mennais, Couſin oder wohl gar Hegel.

In Deutſchland kann man nie auf den Bürger wirken. Das hat Rußland vortrefflich verſtanden und daher Sorge getragen, dieſen deutſchen Michel in Polen einheimiſch zu machen. Aber die Bewohner des platten Landes, das ſtarke Geſchlecht der Gebirge, die Grenzbauern ſind jene geheimnißvollen Geſtalten und Zaubergrößen, aus denen ich jetzt ein Syſtem der Demagogie ſchaffe. Du erſchrickſt und vergiſſeſt, daß ich ja nur als Schriftſteller in dieſem Fache auftreten will. Das Publicum will Charakteriſtiken der Zeit, Bilder aus der Gegenwart. Es iſt zu wenig Walter Scottiſch mehr, als daß man mit Karliſtiſchem Romanticismus, mit Prätendentenſcenen und Ariſtokratiſcher Hingebung aufwarten dürfte. Es will an ſeine nächſten Intereſſen erinnert ſein, aber nur andeutend, nicht ſo, daß es ſich heute ein

Buch kauft, und morgen das befolgen muß, was es darin geleſen hat. Es will Anklänge an den Augenblick, doch es ſcheut ſich, ſich wieder mitten in den leidenſchaftlichen Kampf der Parteien verſetzt zu ſehen. Es will Ernſt als Scherz vorgetragen wiſſen. Wer nun in der That die Kunſt beſitzt, durch irgend eine untergelegte Diction, etwa daß er einen Narren an eine Närrin Briefe ſchreiben ließe, ſeine Stellung zu den Parteien nur verſteckt durch den Schleier des Indifferentismus anzudeuten, der mag ſich ſchmeicheln, hier und da ſeinen freundlichen Leſer zu finden. Aber unnatürlich bleibt darum doch dieſes Verhältniß, und beweiſt, wie weit wir die Franzoſen im Leichtſinn übertroffen haben. Der Leſer hebt ſich lachend von ſeinem Morgenſitze, verläßt ſein Negligé, wirft den Amtsrock über die Schulter und officielle Falten ins Geſicht, und kaum auf ſeinem Beamtenſeſſel, gewöhnlich einem Schraubſtuhle, angelangt, decretirt er dem vorher ſo liebenswürdigen Autor ein Halseiſen — des Princips wegen.

Unſere Zeit iſt zum Märtyrerthum nicht mehr gemacht. Wenn es zwar an treuen Seelen nicht fehlen möchte, die ſich gern für die erkannte Wahrheit hingäben, ſo fehlt den Gegnern doch der Muth, durch offene Gewaltthat die Partei zu reizen und ihren Willen mit Leidenſchaft durchzu-

ſetzen. Und ich geſtehe Dir gern, daß ich kein Märtyrer der Wahrheit ſein möchte, wenn nicht Jedermann dieſelbe Wahrheit an allen Wegweiſern auf der Landſtraße leſen könnte. Wie Göthe und ſonſtige Unſterbliche unter den Sterblichen wird man nie mehr ſein, als wozu man gemacht wird. Man pflücke Nichts vom Baume des Lebens, es fallen genug Blätter von ihm ab, die auf der ruhigen Spiegelhelle des Daſeins umhertreiben und immer ſo anſehnlich ſind, daß ſich ein Lorbeerkranz daraus winden läßt. Wohl dem, deſſen Ueberzeugung nicht weiter reicht, als die Augen ſeiner Zeitgenoſſen! Er wird ihnen nun erſcheinen — denn wer würde meinen, nur Alltägliches zu ſehen! — und doch der alte, liebe Freund, der dem Herzen ſo nahe ſteht, ſein. Wem dieſe marmorne Ruhe nicht zuſagt, der mag ſich die Gegenſtände ſeines Kampfes fingiren. Er kann dabei ſo viel Anſtand und Würde entwickeln, daß er nie für den ſpaniſchen Abenteurer, immer nur für einen Heros gehalten wird. Neben der Coketterie der Liebe gibt es auch eine des Haſſes. Wenn man ſich flieht, um ſich zu haſchen, ſo gibt dies den angenehmen Eindruck eines Anakreontiſchen Ballets. Wenn man ſich aber in die Haare fällt, nur um auseinander zu kommen, ſo iſt dies neben der Feigheit eine Lächerlichkeit, die leider nur von den

Wenigſten erkannt wird. Vom Lächerlichen zum Erhabenen gibt es bekanntlich nur einen Schritt, wer bemerkt dieſen einfachen Sprung? Falſtaff wird von ſeinen Geſellen wirklich für tapfer gehalten. Die vermeinten Herren der Freiſinnigkeit ſind bei uns in dieſer Weiſe oft die Unterthänigſten. Sachſen ſteckt voll ſolcher Leute, die in jedem ernſten Triumvirate nur den Lepidus abgeben müßten, die aber als Erzketzer im deutſchen Reiche verſchrieen ſind. Sie ſchießen Jahr aus Jahr ein die giftigſten Pfeile in die Weite, noch kann ich mich aber keines entſinnen, den ſie getödtet hätten. Sie könnten aber Satyren auf die Religion des ſechsten Welttheils ſchreiben, ſie würden noch immer als Heroen der Freiheit gelten.

Man kommt aber ſo am beſten durch die Welt. Alſo, wohlan, du alte Stimmgabel, du haſt mit den beiden Klammern deiner Fangarme ſchon ſo manches hoch ſchlagende Herz in den Kammerton zu ſtimmen gewußt, leg' einen guten Ton für mich ein, ich will fromm und geduldig werden, wie ein Lamm, und reden, als redete ich nicht. Verſchaff' mir mit deiner ſilbernen und darum immer noch Goldes werthen Stimme irgend einen Lehrſtuhl, etwa der politiſchen Natürlichkeiten, dem ich in frommer Ergebenheit Ehre machen werde. Echt bibliſch will ich lehren, daß es natürlich

war, als Petrus seinen Herrn und König verleugnete, daß er hinausging und weinete sehr; daß es natürlich ist, den biblischen Satz zum höchsten Princip der Finanzwissenschaft zu machen, daß, wer hat, dem gegeben, wer aber Nichts hat, dem genommen werde; daß es natürlich ist, nicht nur die Irländer und Juden, sondern auch die Fürsten zu emancipiren, wenn man nicht erwarten will, daß sie, begeistert für die Sache ihrer Freiheit, mit den Waffen in der Hand den Völkern, ihren Unterdrückern, gegenübertreten. Sag's ihnen nur, daß ich nicht müde werden wolle zu rufen, sie sollten von den Schranken der Caste entfesselt, von ihrem Pariastand erlöst werden, an öffentlichen Orten beim Gottes- und Musendienst nicht mehr allein, wie auf Armensünderbänken sitzen, es solle ihnen der Zugang zu ehrlichem Erwerb und Nahrungszweig nicht versperrt werden. Sprich, du alter Chimborasso, warum sollen ihre liebesiechen Herzen an den Lippen der Bürgertöchter sich nicht erwärmen dürfen? Und wenn du geantwortet hast, so hebe dich weg von mir!

## Fünfter Brief.

Jetzt möcht' ich freilich lieber in Schwaben, als in den märkiſchen Sandſteppen geboren ſein! Dein trauriges Schickſal, Geliebte, iſt ſo recht dazu geeignet, in Verſe und Reime geſetzt zu werden.

Du hörſt von der treuloſen Gefangennehmung Deines Gemahls. Der edle Lafayette eilt zu der beſtürzten Gattin, Du fliegſt in Sturmeseile den Pyrenäen zu, forſcheſt in dem Blicke des Wanderers, fragſt den Gemſenjäger auf den ſteilſten Klippen, und erfährſt die unſelige Botſchaft, des Edeln Tod. O, daß mich die mordende Kugel getroffen, daß ich den Schmerz eines ſolchen Verluſtes von Dir abgewandt hätte!

Du weißt ihn zu ertragen. Das ganze Leben Deines Mannes iſt wie eine Sage an Dir vorübergegangen. Wie im Traume haſt Du ihn ewig auf ſchwankendem Fahrzeuge mit dem empörten Elemente kämpfen ſehen; wie er mit den lieben, treuen Gefährten im Mondenſchein am Ufer des Heimathlandes anlegt. Er küßt die feindſelige und doch ſo geliebte Scholle, mit den blitzenden Schwertern deuten ſie nach den Sternen, und ſchwören ſich ewige Treue auf Leben und Tod. Ha! ich ſehe die perlende Thräne, die über die dunkle Narbenſaat ſeines Antlitzes rinnt! Wie ihm die Blumen der Hoffnung unter dem buſchigen Mooſe der Augenbraunen aufkeimen! Ein hehres Weib, in flatterndem Reitermantel, auf ihrem ſtolzen Haupte die winkende Reiherfeder ruft ihm. Er folgt auf die ſchneeigen Wipfel der Sierra Nevada. Von einem Abhange ſieht er das wunderbare Farbenſpiel des lachendſten Frühlingsgrüns, die Streiflichter der fernen Thalebenen, und Alles in die blaue Dämmerung des Mondſcheins gehüllt. Hinten am äußerſten Ende des Horizontes liegen in dunkler Ferne die tauſendzackigen Höhen der Sierra Morena. Heſperia deutet wehmüthig nach den Ufern des Manzanares, Dein Gatte verbirgt ſein Angeſicht und ſtirbt.

Unglückliches Weib, Deinetwegen werd' ich katholiſch, und begleite Dich auf der Pilgerfahrt zu des Heiligen Grabe.

In Andaluſiens Thälern, an den Ufern des Geeil erhebt ſich ein einſamer Felſen, losgeriſſen von dem nahen Gebirge, der Stein der Liebenden, ein Denkmal treuer und unglücklicher Liebe. Hier ſei Deines Ermordeten Ruheſtätte, und die Hütte, die uns müde Lebenswaller berge! Du pflanzeſt auf den Hügel ſeines Grabes erſt einen ſüßen Mandelbaum, auf den unſere Trauer dann die bittere Frucht, wie den Dorn auf der Roſe impft. Ich benutze die Muße zu einer Abhandlung über das Poetiſche im Liberalismus.

Bei all dem Jammer bin ich geſtern noch ins hieſige freie Reichsſtadttheater gegangen; das verzeihſt Du mir, oder darf die Liebe zürnen? Man gab den kannegießernden Zinngießer. An einer Stelle wollt ich ſehen, ob man wohl mit einiger Hoffnung in Deutſchland bleiben könne, ſie iſt aber richtig ſo ausgefallen, daß ich die Fluren der Heimath um ſo lieber verlaſſe.

Vor einigen Tagen war hier nämlich eine ſo entſetzliche Revolution, daß Herr v. Bellinghauſen ſchon mit der Mainzer Beſatzung gedroht hatte. Du weißt, daß in Deutſchland die meiſten Thorflügel in ſtetigem Parallelismus mit dem Auf- und

Untergang der Sonne ſtehen. Um die Koſten der Beleuchtung zu verringern, glaubt man ſo ein gutes Stück Finſterniß von der Stadt abzuſperren.

Ich hätte nur gern gewußt, ob ein deutſcher Schauſpieler ſo vielen Muth beſitzt, wenn man ihn als einen Lehrjungen fragt, worüber denn der bei ſeinem Meiſter verſammelte Klubb politiſire, zu den nach der Rolle vorgeſchriebenen Gegenſtänden noch einen hinzuzuſetzen aus dem Stegreif, der allen den Hörern als das Vertrauteſte ſogleich zugegen war, hier die Thorſperre. Aber der Mann hatte ihn nicht.

Ueberhaupt hab' ich mir den Staub, was man im Winter Staub nennen kann, von meinen Füßen geſchüttelt, als Frankfurt hinter mir lag. Ich fragte dort Jemand nach dem Hauſe, wo Göthe geboren. Ich wollte, wie Uhland in ſeinem Straßburgermünſtergedichte, der Thorheit der Welt und meinem Tage- und Wanderliederbuche eine Huldigung bringen, aber dumm ſah er mich an: „Göthe? das Haus Göthe? muß längſt fallirt haben?“

Auf der Mainbrücke poſtirte ich mich gerade dahin, wo früher ein metallener Hahn ſeinen Krummſchweif ſtolz in die Höhe ſchlug. Mich jammerte Frankfurts. Aus eigenem Entſchluß hat es das Symbol der Freiheit gewiß nicht aus den

Augen der Gewalthaber weggeſchafft. Nun aber ergriff mich jene große Frage, die ich mich erinnere, in einem Briefe an Dich einmal früher angedeutet zu haben, über das Poetiſche im Liberalismus, ob der Hahn die Lilien aufwiege.

Die Lehre, daß die Poeſie nur im Sonnenglanze des Königthums blühe, iſt alt, aber welcher Irrthum iſt nicht alt! Gellert und Gleim ſind freilich auch Leute. Dieſer wäre nichts geweſen, ohne die ſiebenjährigen Thaten eines königlichen Helden, Jener wurde Alles durch den bekannten Gaul, in dem nur ein ſpäter gebornes Geſchlecht, das da lacht, wo die Alten gerührt weinten, Ironie ſehen konnte. Homer ſcheint uns Nichts ohne die edlen Geſchlechter des Landes, Oſſian Nichts ohne Fingal, Taſſo's Leiden ſehr wenig ohne den Florentiniſchen Hof; was iſt die ganze deutſche Literatur ohne das Großherzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach! Das Ringen dieſer Zeit nach Freiheit ſcheint uns eine nackte, todte Abſtraction und eine zu weite Entfernung vom Ziele unſerer Illuſionen, obſchon wir damit nicht ſagen wollen, daß wir mitten in der Poeſie des Lebens ſitzen. Wir freuen uns nur dann des Lebens, wenn wir ſeine Erſcheinungen zu Gegenſtänden unſerer Reflexion machen können. Wir ſprechen weniger von Wundern, Thaten, Begebenheiten, als von den Verſen

darüber, und theilen das Epos unſeres Daſeins nicht ſo ſehr nach ſeinen Strömungen und Wallungen, Klippen und Häfen ein, als nach Strophen und numeriſcher Reihefolge der Geſänge. Weil wir in der That die Künſte nur im Schutze des Throns blühen ſehen, ſo lieben wir dieſe aus denſelben Gründen, die uns zur Kunſt begeiſtern. Aus angeborner Leibeigenſchaft knieen wir nicht vor den Königen und demüthigen uns, nur aus Gemüthlichkeit. Wir haben einmal Alle eine Geſchichte gehört, wie vom treuen Eckart, und wenn uns der Zufall dabei nicht die erſte Rolle gab, ſo nehmen wir mit Freuden die zweite.

Wie liebenswürdig ich meinen Feind ſchildere! Warum reißt Du mir nur die noch leeren Seiten dieſes Briefbogens nicht ab, daß ich mit der unaufgelöſ'ten Diſſonanz, in die mein Herz und der mich beſchäftigende Gegenſtand gerathen ſind, allen äſthetiſchen Regeln Hohn ſprechend von Dir ſcheide. Ich wollte beweiſen, ſo war meine Abſicht, daß wenigſtens drei Meſſen mit erzromantiſch hiſtoriſchen Genieſtücken aus dem Leben und Treiben der conſtitutionellen Prätendenten auf dem Doppelthron der iberiſchen Halbinſel verſorgt werden könnten; aber meine deutſche Natur ſträubt ſich dagegen; ich bin überhaupt ein viel zu gemüthlicher Narr. Die Regierung will ja nur das Beſte des Landes,

man wird unſere Beſchwerden hören, und ihnen bereitwillig abhelfen.

Du vergißt doch nicht, daß ich dies Alles von der Höhe des Brandenburger Thors aus ſchreibe, und ich nicht mehr berichte, als was die Roſſe der Victoria neben mir mit dem Pegaſus drüben auf dem Schauſpielhaus disputiren?

Die Freiheit iſt nicht poetiſch. Wenn ich mit meinen Landsleuten erſt nur die Anfänge eines beſſern Zuſtandes heraufdämmern ſehe, ſo geb' ich mich ſchon zufrieden, ſetze mich hin, und ſchreibe eine Satyre auf die Freiheit, das hiſtoriſch-poetiſche Elend eines Nordamerikaners ſchildernd.

So ein Nordamerikaner iſt, gegen einen ſimpeln Europäer genommen, doch äußerſt unvollkommen daran. Jeder Profeſſor auf dem Katheder, jeder Gaſſenjunge unter uns kann mit Recht zu ihm ſagen: ſchäme dich, du Neuvolklicher! du biſt nur ein halber Menſch, und haſt ganz und gar keine hiſtoriſche Anfänglichkeit an dir. Du weißt weder von wannen du kommſt, noch wohin du fährſt. Du biſt eine Waiſe und ein Baſtard zugleich. Du ermangelſt jener hiſtoriſchen Grundlage, die das breite Fundament unſeres Daſeins bildet. Dein Staatsleben iſt nicht mehr werth, als der todte Mechanismus einer Uhr. Du kannſt nichts von dem geheimnißvollen Rauſchen jener tiefange-

legten Quellen des Geiſtes vernehmen, die mit ihren goldhaltigen Wogen durch Jahrhunderte ſtrömten. Du weißt nicht, wie von den Bergen der Heimath die Geiſter der Vergangenheit winken. Die Leier — nicht einmal zerbrochen iſt ſie dir, du hatteſt nie eine — und dein Schwert kannſt du nicht an den Stamm einer tauſendjährigen Eiche als Weihopfer hängen! Was fühlt ſo ein Kerl wie du von dem Zauber einer Elegie in den Ruinen eines alten Burggemäuers! Ich kann nicht gleich ſagen, ob ſich naturhiſtoriſch das Vorhandenſein von Grillen in Nordamerika erweiſen läßt, ſo viel aber iſt erwieſen, daß ſie nicht ſolche Stimmungen in dir aufregen können, wie in unſern Gemüthern. Wo habt ihr dazu die Kloſterruinen, wenn ſie in den Milchwellen des Mondes ſich baden? Kann je einer deiner Landsleute das Lied ſingen: Sohn, da haſt du meinen Speer! Und, wollen wir das Neueſte nehmen, für dich hat Graf Moltke die Nothwendigkeit des Adels gerad' umſonſt bewieſen; zu geſchweigen, daß die ganze deutſche Philoſophie an dir rein verloren iſt. In der That wirſt du dein ganzes Leben hindurch eine Närrin bleiben. Zur Ritterin vom goldenen Sporn, den du aber am Kopfe trägſt, möcht' ich dich deshalb ernennen, weil ich weiß, daß nur Eitelkeit und Aerger über nicht anerkannte vermeinte Ver-

dienſte dich beſtimmt, die Fahne der Lilien, der deine Unſchuld doch immer treu bleiben ſollte, zu verlaſſen. Du trittſt über deine Sphäre hinaus. Ein Frauenzimmer muß gar keine Ideen haben, am allerwenigſten liberale. Die Politik der Frauen ſoll nicht einmal die ihrer Männer ſein. Wenn es eine Zeit gab, wo die Mädchen Lorbeerkränze von Eichenlaub für die aus dem Felde zurückkehrenden Sieger wanden, und dabei recht martialiſche Kriegslieder anſtimmten, ſo verzeiht man ſolche Tollheiten, weil man weiß, daß ſie nur ſo zu Männern kommen wollten. Jetzt aber wären viele deiner Schweſtern im Stande, und ließen Flugſchriften drucken über Vertretung am Bundestage, da ſie höchſtens ſolche Begriffe nur mit Gold auf Fahnen ſticken ſollten, um heimkehrende Deputirte damit zu ehren. Alſo wenn dich der politiſche Kitzel doch gar zu ſehr ſticht, ſo folge dem letzten Beiſpiele. Nun hab' ich aber keine Heimath, in die ich zurückkehren könnte, noch weniger bin ich ein Deputirter, du mußt dich alſo auf Halskragen, Hemden u. dergl. beſchränken.

Sticke mir z. B. auf mein Sacktuch die Worte: der deutſche Bundestag — — — — — —

Dies aber nur zu gelegentlicher Berückſichtigung. Sonſt benutz' ich dieſen paſſenden Ort,

meine Gratulation zu Deiner Ernennung zur Geheimen Legationsräthin pflichtſchuldigſt abzuſtatten. Bitte mir aber, um mich gegen ungegründeten Verdacht künftig ausweiſen zu können, eine Beſcheinigung über den richtigen Empfang dieſes Glückwunſches aus. Lebe wohl!

## Sechster Brief.

Dein Labſal vom 8. hujus habe richtig empfangen.

Du treue, nie geweſene Seele, wie Du mich wieder mit ſolchen Gefühlen erfüllt haſt, daß ich vor Verehrung gar nicht zum Beifall kommen kann. Solltest Du einſt Alles, ſelbſt mein Herz, verlieren, meine Liebe bleibt Dir ewig.

Du haſt mir eine würdige Anſicht über das unſterbliche Alphabet und Dictionär der Sprache Gottes mitgetheilt. Die Buchſtaben ſind wie Geiſter und menſchliche Seelen, die Weltordnung iſt die Syntax, und dies Buch des Lebens ein originneller Band von Gottes ſämmtlichen Werken, die bei Cotta erſcheinen und in Preußen werden verboten werden des Princips wegen.

Aber Du merkſt, daß in dieſem an ſich möglichen Dinge eine Reihefolge der gewaltſamſten Widerſprüche liegt. An einem will ich Deine ganze Anſicht umſtoßen.

Den Pleonasmus hat nur die Schwäche unſerer Sprachmeiſter erfunden. Die pneumatiſche Grammatik der höhern Rangordnung ſollte ſeiner füglich entbehren, und doch iſt er in ihr zu finden.

Das Ich — denk' an das meinige! iſt gegen das Du — ich denk' an das Deinige — eine arge Tautologie. Theuerſte, wir ſtehen ja Beide für Einen.

So alſo würde mich Deine Anſicht zwingen, Dir meine Bewunderung zu zollen, wenn ſie mich nicht zugleich hinderte, Dir meine Liebe zu ſichern. Und dieſe ſollte Dir nicht mehr ſein, als Alles, was ich Dir ſonſt zu weihen vermöchte! Wäreſt Du eine hiſtoriſche Perſon, eine Heldin des Jahrhunderts, eine Königin des Tages, oder auch nur eine Tänzerin, ſo würd' ich die Empfindungen meines Herzens zu den Geſinnungen meines Kopfes machen.

Ich nehme es mit ſolchen Unterſcheidungen ſehr genau. Die Grenzen, bis zu welchen ich Dinge in die innerſten Falten meiner Empfindung aufnehme, ſind meiſt ſehr ſcharf. Der Geiſt eines Schiller bringt mich nicht dazu, ihn zu verehren, aber ich liebe ihn. Göthe weiß ich zu achten,

ohne ihn zu lieben. Jener iſt für mich mehr Perſon, dieſer mehr Begebenheit.

Wenn die Zeit, in welche die Blüthe dieſer beiden Männer fiel, nicht noch ſo reiche Beziehung auf die Intereſſen der Gegenwart hätte, ſo würde ſich das Maß ihrer Schätzung in dem billigſten Urtheile auflöſen. Aber noch mehr! ſie verſchmähen dieſen Ausweg einer Verſöhnung. Obſchon ſie Kinder ihrer Zeit waren, wollten ſie doch höher ſtehen als ſie, und brachen hochmüthig genug den Stab über ihre Zeitgenoſſen. Sie glaubten, in Jahrhunderten zu leben, die erſt kommen würden, das war eine Thorheit. Wenn ſie ihre Zeit verdammten, weil ſie nicht jede Begegnung zu einer Begrüßung, jede Begrüßung zur Weihe eines Ehrenkranzes machte, ſo war dies lächerliche Eitelkeit. Nicht wahr, Du kluges Weib, Du wirſt den Irrthum einer verſalzenen Suppe gegen Deine Mägde mit Nachdruck berichtigen, Dich aber nie deshalb aus Deinem Hauſe heraus wünſchen? Hat in der That ein Luther für unſer Jahrhundert gelebt, ein Cäſar Schlachten gewonnen, um in der Zeit der Völkerwanderung ſeine Triumphzüge zu feiern?

In Berlin gibt es einen berühmten Mann, Namens F. Förſter, der die Kunſt verſteht, das Todte lebendig zu machen. In Erwartung des

kommenden preußiſchen Neumittelalters iſt er deshalb auch beim Antiquitäten- und Raritäten-Cabinet angeſtellt worden. Dieſer bringt nun ſo einen Helden eines abgeſchiedenen Jahrhunderts mitten in die Tage der Gegenwart. Er läßt jährlich in der Neujahrsnacht den großen Kurfürſten auf der langen Brücke in Berlin — die darum die lange heißt, weil ſie nicht kürzer als die andern der Stadt iſt — von den Todten auferſtehen, und über die Dinge, die im verfloſſenen Jahr in der Spener-Spekeriſchen Zeitung geſtanden haben, recht altklug politiſiren. Ich bewundere das Talent der Vivificirung, das ſogar einen Berliner Witz Lügen ſtraft, nämlich der eiſerne Kurfürſt drehe ſich auf ſeinem Pferde um, wenn er des Nachts den Dom zwölf ſchlagen hört; aber was ſprechen Sr. Kurfürſtlichen Gnaden für ſonderbares Zeug! Und wie ſchlägt ſich das Organ ſelbſt ins Geſicht.

Das weißt Du gewiß ſo gut, als ich, daß die Könige in Preußen wenigſtens bis auf dieſen Augenblick keine perſönliche Ahnen haben, ſondern ihnen immer nur die dynamiſche Idee des Königthums voranging. Wo ſollte ſonſt die Lehre von der garantirenden Perſönlichkeit hin! Bei jedem Thronwechſel müßte für die Principien des Staatsrechts eine neue Stunde ſchlagen. Bis jetzt hat das Hohenzollern — das Wittelsbacherthum

noch nicht nachgeahmt, nicht aus Mangel leerer Wände und wegen übermäßig beſchäftigter Malerpinſel, ſondern man vermeidet die Urſprünge, weil ſich nicht läugnen läßt, daß ſie menſchlich ſind. Friedrich der Große, der unſtreitig allein die Natur eines preußiſchen Staates erkannt hat, findet die meiſten Bewunderer außerhalb des Landes, wenige im Lande ſelbſt, und keine am Hofe oder auf dem Throne. Die Zukunft meiner Heimath — o wär' ich doch ein Glasmaler geworden, und könnte, wie ſie ſagen, beitragen zur Belebung alles Großen und Herrlichen, das untergegangen! oder auch ein Wappenſchneider. Denn es wird eine Zeit kommen, wo ich, falls ich noch im Beſitz meiner Kehle bin, ſingen werde nach dem alten Liede:

Viel Wappen ſah' ich rund her hangen,
Mit Trauren ward mein Herz befangen!

Was meinſt Du, ſoll ich ein Buch ſchreiben, das Schloß Marienburg oder Ideen zu einer Vergangenheit des preußiſchen Staates? Ich dediciere es ſämmtlichen Geſellſchaften zur Erforſchung vaterländiſcher Alterthümer, deren Oberhäupter, wenn nicht luſtige, doch mächtige Patrone ſind. Wie Jean Paul die Capitel ſeiner Schriften in Jobeljahre oder Poſttage oder ähnlich eintheilte, ſo würden in dieſem Verſuche die Unterabtheilungen nach Glasfenſtern ausfallen. Die drei Hauptkammern

wären drei Domcapitel; eines an der Nogat, das andere an der Havel, das dritte an der Elbe.

Soll ich Dir einige Ideen zu dieser Vergangenheit mittheilen?

Albrecht der Bär hat nicht Cöln an der Spree, sondern jenes am Rhein gegründet; folglich sind die Westphalen und Rheinländer gehalten, ihre vaterländische Geschichte mit Wenden und Slaven anzufangen.

Wer sich unterfteht, den sogenannten falschen Waldemar ferner für den Müllerburschen Jäckel zu halten, sei es durch Wort oder Geberde, ist zu Geld- oder angemessener Leibesstrafe zu verurtheilen.

Der Nürnbergische Burggraf war nahe daran, R. Kaiser zu werden. Folglich hat die Krone Preußen bei vorkommender Gelegenheit ein Haus- und Hofrecht auf jene Würde. Sind desfalls auch die Bestrebungen der Deutschthümler nach Kräften zu unterstützen.

Wer an der Regierung der Kurfürsten in Brandenburg Tugenden aufzufinden im Stande sein sollte, erhält die Erlaubniß, für jede entdeckte Tugend ein Dutzend Fehler in der Regierung Friedrichs des Einzigen mit vollkommener Preßfreiheit zu rügen.

Preußen war von jeher ein organiſcher Staat. Wer dagegen zu ſprechen wagt, ſoll zur Strafe die geringe Zuhörerzahl des Herrn von Lancizolle vermehren.

Der Ritterſchaft iſt nie durch ordentliche Urkunde die Steuerimmunität genommen worden. Auch verdienen ihre Anſprüche auf die ſeculariſirten Domſtifte aus hiſtoriſchen und archivariſchen Gründen die ernſteſte Berückſichtigung.

Meinen lieben Ancillon ernenn' ich u. ſ. w.

Nach der Herausgabe dieſer Ideen reiſeſt Du, geliebte Freundin, mit mir nach Berlin. In den höhern Regionen werden wir willkommen ſein. Wir laſſen uns von den Rochow's, Quitzow's, Arnim's, von den Jagow's, den Barde-Witz- und Wartenslebenern, den Puttlitziſchen Gänſen, ſämmtlichen Märkern und Bismärkern fetiren. Zum Scherz wird man Dich die faule Grete — die erſte ultima ratio regum im Preußiſchen — nennen. — Deinen alten Freund und Verehrer, ich verſtehe mich darunter, magſt Du nicht vergeſſen, und mir beſonders zum nächſten Wettrennen am Kreuzberge einen Sitz unter der Elite des weiblichen Märkiſchen Adels verſchaffen. Ich werde vor langer Weile und Staub mit dieſen Damen ſterben, hoffentlich aber am dritten Tage des Rennens wieder auferſtehen.

Wer doch in dieſer Zeit auch ein Pferd hätte! Auf Ehre, Herr Lieutenant, beim Rennen auf der Bahn mit Hinderniſſen gewänn' ich den Preis. Ich bin dieſe Art von Bahn gewohnt. Hier iſt eine Laufbahn eröffnet, wo noch Lorbeeren, ſilberne Becher und Ducaten zu holen ſind.

Unſtreitig iſt dieſe Inſtitution, wie die Städteordnung, eine von den Grundlagen, auf die ſich das Fragezeichen einer preußiſchen Verfaſſung erbauen ſoll. Dies Dermaleinſt muß eintreten, wenn die Zeit erfüllet iſt. Klagt alſo nicht, daß bei Euch die Pferde beſſer dran ſind, als die Menſchen. Auch Euren Talenten wird eine Bahn geöffnet werden, nur müßt Ihr eilen, Euch Schild, Lanze und Roß anzulegen, an und für ſich ſchon vorausgeſetzt, daß Ihr im Beſitz von Stammbäumen ſeid! Weder Grundeigenthum noch gar die Intelligenz werden Eure Delegirte vertreten, ſondern einzig hiſtoriſche Intereſſen. Wenn dieſe vorhanden ſind, ſo werden ſie mit höchſter Sorgfalt wahrgenommen werden. Sind ſie nicht da, ſo müßte ja der ſelige Herr v. Stein am Rhein und ein Anderer an der Nogat vor ſüßem Wein nicht gewußt haben, was es ſagen will, wenn ſie tranken „auf Wiederbelebung alles Hohen und Edlen."

Ueberhaupt, Herr Buchholz, nehmen Sie ſich vor den Urideen in Acht, die aus Deutſchlands

alten Wäldern ſtammen. Werfen Sie bei Zeiten Ihre angebeteten Reliquien, des alten Fritzen Zopf und Krückſtock, ins Feuer! Beeilen Sie ſich mit Ihrem neueſten Leviathan, dem gegen die Reſtauration der Staatswiſſenſchaften kein herbes Wort entfahren darf! Sie ſind übler dran, als man zu denken pflegt. Unſtreitig beſitzen Sie den Muth, als ein Märtyrer Ihrer Ueberzeugung unterzugehen. Aber wozu das? Ueberlaſſen Sie den Codicem Fridericianum ſeinem Schickſale! Sie haben die Alten ſtudirt; citiren Sie den Horaz weniger und befolgen ihn mehr! Als Alles verloren, warf auch er ſeinen Schild weg, und huldigte dem Helden der beiden zuſammenſtoßenden Jahrhunderte, in denen er lebte. Bei Ihrer in Deutſchland nur dämmernden Bekanntſchaft wird man das Quiproquo dieſer Metamorphoſe nicht merken. Fragen Sie nur meine Freudin, meine liebſte Brief- und Herzempfängerin, ob man ſo nicht beſſer ſein Fortkommen hat.

Nicht wahr, Du Gute, man muß, wie Polonius ſagt, in ſeine Tollheit eine Art Methode bringen? Man lobe oder tadle mich, ich werde immer rufen, daß es hier alle Könige, dort alle Journaliſten hören, ich ſei verkannt, und im Grunde ein Anderer, als ich ſcheine. Ich verzichte auf

die Ehre der Conſequenz, wenn mich nur keine Partei in Beſchlag nimmt.

Du aber, Holde, nimm mich in den Beſchlag Deines liebewarmen Herzens. Neben ähnlichen Gefühlen hatten wir immer gleiche Anſichten. Wann hätt' ich Dich je mißverſtanden? O, es iſt wahr, ich verkenne wohl bald einmal einen Engel, der Hoſen, aber nie einen, der eine Schürze trägt.

In ſteter Seelenumarmung bin ich ewig der Deinige!

## Siebenter Brief.

Verzeih', Unſterbliche, daß ich heute mit mir beginne, nachher verweil' ich deſto länger bei Dir. Ich ſchildere meine Leiden ausführlicher, um den Werth Deines Troſtes in ein deſto helleres Licht zu ſetzen.

Es war ſchon ſpät, — doch weißt Du, mir iſt Nacht, wie der Tag — die Flammen in meinem Ofen waren erloſchen, die in meiner Bruſt loderten hell auf. Meine Zähne klapperten vor Winterfroſt, in meinen Adern rollte es wie Gluthenſtrom.

Ich trat hinaus in die heilige Stille meines Gartenparadieſes. An ſeiner Himmelspforte hielt der Mond mit brennender Fackel ſchon Wache. Die Sterne waren ſeine Trabanten, was ich ſelbſt aſtronomiſch beweiſen will.

Wie badete ſich mein krankes Herz in dem Dufte der Violen! Unter einer Blumenhecke legt' ich mich nieder, und ſchwamm in den duftigen Seufzern der Roſe. Der ſchlummernden Unſchuld der Lilie ward ich zum ſüßen Traum. Aus ihrem Kelche tauchte ein holder Engel auf, und neigte ſein Blumenantlitz auf mich träumenden, traumerregenden Endymion nieder. Der Mond war es aber, der ſich in gnadenreicher Herablaſſung auf mein liebeſtrahlend Auge ſenkte. Ich lächelte ihm freundlich; denn ich wußte wohl, daß zur ſelben Stunde an der mir abgekehrten Seite der Scheibe Deine Blicke hingen. Denke Dir, wenn wir einmal die Scheibe mit unſern Augenpfeilen durch und durch ſähen! Wenn wir uns durch das ſo entſtandene Loch küſſen könnten! Welch ein Adoniskuß!

Iſt es Dir bekannt, daß der Mond nicht das Symbol der Liebe, ſondern nur der Ehe iſt? und zwar der ewig ſchmollenden? Der Mann im Monde, nicht der Pſeudo-Claurenſche, der auf keine Nerve mehr wirkt, ſondern jener, den ich täglich ſehen kann, wenn ich an meiner Roſenhecke die Nacht abwarte, lebt in zwiſtigen Verhältniſſen mit der Frau im Monde, die Du von Deiner Wohnung aus ſehen kannſt. Der Streit ſoll daher kommen, daß der Mann nur ſein Geſicht in

Thätigkeit ſetzt, und übers Küſſen nicht hinaus-geht. Die Hunde bellen den Mond auch wirklich nur dann an, wenn ſie läufiſch ſind; ſie machen ihm damit ordentlich Vorwürfe. Bewundere aber das große Naturgeſetz daran. So lange die Ehe-leute im Monde ſich den Rücken zukehren, herrſcht die himmliſche Liebe hienieden im irdiſchen Jammerthal. Verſöhnen ſich die aber da oben, und wenden ſich die Vordertheile ihres ganzen Körpers zu, ſo geht die Welt unter, alſo eigentlich vor Liebe. Wie ich immer geſagt habe, wird der Untergang der Welt eine wahre Luſt ſein.

Wie natürlich. Die Freuden des Himmels werden nur dann genoſſen, wenn die der Erde vorüber ſind. Man würde nie glücklich ſein, wenn Andere nicht unglücklich wären. Vier Arme, die ſich umfangen, ſetzen vier voraus, die ſich abſtoßen.

Durch Deinen edlen Entſchluß, den ich bald gebührend loben werde, biſt Du einem ſchönen Ziele merklich näher getreten. Du willſt durch den Gegenſtand Deiner Freude den leidenden Theil der Menſchheit ebenfalls glückſelig machen. Daß ich die Erfüllung Deines großartigen Wunſches vorausſähe!

Der Patriotismus iſt den Pariſer Damen, wenn nicht in, doch an den Leib gefahren. Sie laſſen ſich auf dem Wege der Subſcription ſeidene

Kleider anmeſſen, um ſo den unglücklichen Lyoneſen zu helfen. Du willſt nicht zurückbleiben, und ich werde nicht ermangeln, Dir das verlangte Dutzend Seidenhüte, das Du zugleich tragen magſt, zu beſorgen. Ich werde mich mit eben ſo vielen Schnupftüchern ausrüſten. Glaube mir aber, die Abſicht unſeres Willens iſt beſſer, als ſein ſchwacher Erfolg.

Ein Capitel aus einer neulich von mir gemachten Reiſe führe mich an die Stelle, wo ich Dir für dieſe traurige Ausſicht die Beweiſe liefern werde.

Haſt Du je von Contumazleiden gehört? Die heſſiſche Quarantaineanſtalt in Raßdorf drohte mit mir auf den Flügeln des Sturmwindes, der aus dem Thüringer Wald und dem Rhöngebirge in fürchterlichem Duett tobte, davon zu gehen. Nur die Erinnerung an die ferne Freundin fachte neue Lebensflammen in mir an, warum auch Amor mit Pfeil und Bogen in erhabener Arbeit am Ofen meiner Clauſe angebracht war. In Sturm und Regen verließ ich den unſeligen Aufenthalt mitten in der Nacht.

In Hünefeld prieſen mir der Poſthalter und ſeine Frau die Thaten des heil. Bonifacius an, des Patrons dieſer Gegenden. Sie hielten mich für katholiſch, weil ich den Schwärmer lobte.

Aber es war mir nur um einige Seitenblicke auf die Rationaliſten zu thun, die dem Manne es heut noch nicht vergeben können, daß er im neunten Jahrhunderte lebte, und ihm über den Stuhl Petri weder Luther noch ſonſt etwas ging.

Mit dem inzwiſchen angekommenen Eilwagen fuhr ich gen Fuld, ſchnitt dem Könige in Baiern ein Duodezſtück von ſeinem Lande ab, weshalb mir auch die Frankfurter weder den Eingang in ihr Gebiet noch in ihre Stadt — warum ſie nur Beides ſo ſondern! — ſchlechthin verweigerten.

Noch vor Fuld zog der Morgen den Schleier der Nacht von einer Geſtalt, die mir gegenüber ſaß. Aus einem dunkelgrauen, verſchoſſenen Mantel flogen blitzende Pfeile. Die Augen, die ſie entſandten, lagen tief wie grauer Nebel in den Thälern zwiſchen den Stirn-, Naſen- und Wangenknochengebirgen.

Du weißt, ich liebe die Todtenköpfe. Die ſchwarzbeſchlagene Capelle mit dem Altar, Crucifix und verſilberten Schädel führ' ich noch immer bei mir. Wenn ich den küſſe, ſo denk ich immer an Dich. Sollteſt Du denn ſchon todt ſein? Welche Frage! wie könnt' ich dies ſonſt an Dich ſchreiben!

Die Reden jenes Unheimlichen waren entſetzlich. Seine Lippen ſchienen aufzuthauen, und doch war es kaltes, furchtbares Eis, das an ihnen hing.

Ein Pole ſaß an meiner Seite, klagend bald über die verlornen Hoffnungen, bald mit luſtigen Liedern ſich tröſtend, ein echtes Sarmatenkind. Unſer Gegenüber empfand zwar Theilnahme für das Schickſal des unglücklichen Landes, aber in jener dumpfen, kalten Weiſe, die uns Norddeutſchen, die wir von keiner Kunſt, über Politik zu reden, ſondern von einer, über ſie zu ſchweigen, wiſſen, eigen iſt. Gegen einen ſolchen Jubel, wie bei den Triumphzügen der Ramorino, Langermann, Ledochowski im ſüdlichen Deutſchland, würd' er kalt und unempfindlich geblieben ſein. Wir ſympathiſiren hier aber nie mit Leidenſchaft.

Vom Finanzjammer der Zeit ging die Rede. Der Fremde ſprach darüber in Tönen, die mich entſetzen machten. Kalt und bitter verwarf er das Geſchrei des Tages. Die Parteien ſchienen ihm über einem fürchterlichen Abgrunde, deſſen Exiſtenz ſie nicht ahneten, ein frevelhaftes Spiel zu treiben. Die Gefahr werde von einer Seite kommen, da man ſie am wenigſten erwarte. Der gemeine Mann ſorge zwar nicht für den morgenden Tag; dazu beſäß' er zu viel Chriſtenthum. Aber auch für den heutigen habe er nichts als die geiſtliche Speiſe, die keinen Magen ſatt mache. Dieſer Magen, nicht die Vernunft, werde um Befriedigung ſchreien. Die Vernunft müſſe ja immer einen Widerſtand

haben, da ſie anders ſich nicht bewähren könne, aber den Magen habe Gott ohne Widerrede auf Sättigung angewieſen.

Was ich froh war, als uns dieſer böſe Dämon in dem freundlichen Gelnhauſen verließ! Sein Weg führte ihn nach der Wetterau hinauf. Man bezeichnete ihn mir als einen Samenhändler. Vielleicht eine boshafte Anſpielung auf den Samen der Unruhe und Empörung, den er auszuſtreuen ſuchen mochte.

Dieſe Bekanntſchaft hat mir das Verſtändniß der Zeit erleichtert. Ich weiß jetzt, daß ſie ſich in Frankreich mit Karliſtiſchen Umtrieben, den republicaniſchen Inſtitutionen und monarchiſchen Scheinformen, mit Quaſilegitimität, erblicher Pairie und der Wahrheit der Charte dem Brenn- und Zielpunkt der Zukunft nur entfernt nähern. Die Fabrikarbeiter werden das Königthum anſchreien: gib uns unſer täglich Brod! Wer kann dieſe Bitte erhören, ſo lange das Königthum die andere Bitte an Leute wie Rothſchild: vergib uns unſere Schuld! nicht erfüllt erhält. Wie lange dauert es noch, ſo werden die droits réunis und dergleichen wie niedergebuncene Weiden mit furchtbarer Gewalt aufſchnellen. Noch von Alters her verſtehen ſich die Lyoneſen aufs Säcken und Erſäufen in der Rhone, und ſo ein Kronprinz, wie ſie ihn da drüben haben, der

noch voll iſt von Curtius und Cäſars Commentarien, wird mit dieſer Claſſikerweisheit nichts ausrichten, mit jener Gnade aber, die ſein Papa auf den Spitzen der Bayonette überſchickt, die Gemüther nur noch heftiger erbittern.

Die infima plebs in Frankreich, die Kleinbürger und Bauern in Deutſchland verſtehen nichts von Formeln und Meinungsfarben. Jenen ſind die Reichen, dieſen die Herren ein Anſtoß. Dort begnügt man ſich für heute mit einem hingeworfenen Franken, und verſpricht, den Tumult erſt morgen anzufangen, hier will man mehr. Man will nicht ſatt, ſondern wieder wohlhabend, wie ehemals, werden. Man will nicht geduldet, ſelbſt nicht gefürchtet, man will geachtet ſein. Mützen und Rundhüte, Beides wird verworfen. In Norddeutſchland ſollen die rundkrämpigen Barbierbecken, in Süddeutſchland die dreieckigen Nebelſtecher das allgemeinſte Anſehen wieder gewinnen.

Die Fürſten kommen dabei vollends aus ihrer Stellung. Sie vergeſſen ihre alten Wege, und die neuen führen nur zu ihrem Untergange. Da läßt ſie ein Drittel ihrer Unterthanen dreimal hoch leben, wenn ſie drei Propoſitionen der Stände im Laufe eines vollen Jahres bewilligt haben. So ein Vivat iſt nicht nur ein ſchreiender, ſondern ſelbſt ein rührender Beweis treuer Anhänglichkeit; we-

nigſtens macht es ihre Umgebung lebendig. Es iſt meiſt ſo unheimlich, ſo ſtill und einſam jetzt in der Nähe der Fürſten. Wer größeren Muth beſitzt, nimmt beim Zuſammentreten der Stände zwei oder drei ſervile Publiciſten in Sold. Die Staatszeitung, die die Sache der Regierung vertheidigen ſoll, will unterſtützt ſein. Man erkennt den Fehdehandſchuh der Oppoſition an, indem man ihn aufnimmt. Der Todtentanz beginnt, man ſpielt ſich ſelbſt auf zum Grabe. Denn endlich wird das Reſiduum der gährenden Hefe, die dieſen Spectakel- und Balllärm bezahlen muß, aufbrauſen, und man kann verſichert ſein, daß es weder nach dem Einen, noch nach dem Andern fragt. Wir Freiſinnigen werden die erſten Opfer ſein, dann die Könige, und ſo fort. Noch kann die Geſchichte jeder Revolution dafür zeugen.

Aber es iſt doch herrlich. Die Fürſten können ohne den Kampf mit der Oppoſition nicht mehr exiſtiren. Darüber verlieren ſie aber den Zutritt zu jener noch ziemlich ungetrübten Quelle der Liebe und Anhänglichkeit, die die Unterthanen an ihre alten Regentenſtämme bindet.

Ha! ich grüße Euch, Brutus und Caſſius, Robespierre und St. Juſt! des heiligen Dreikönigstages Abend dämmert heran. Die Throne wanken, und der Boden, auf dem ſie ſtehen, zittert

zuſammen. Schon neulich bebte im Preußiſchen die Erde bei Aachen zuſammen.

Aber deſſen kannſt Du gewiß ſein, mögen auch Berge ſich thürmen, und drohen uns zu vergraben, mögen Wolken und ſchwarze Wetter heraufziehen, und alle Stürme des Lebens es auf uns anlegen, dennoch werden wir —

Ach! ich kann nicht ausreden, weil ich mir vor Wuth die Zähne verbiſſen habe. Wenn mich nun dieſer böſe Umſtand verhindert, von meiner Liebe laut zu reden, ſo begnüge Dich diesmal mit dieſem leiſen Gemurmel, womit ich andeuten will, daß Du von meiner Umarmung nicht hören, ſondern ſie empfinden magſt.

Der Gott der Liebe heilige Dich ganz und gar, daß Du ſammt Leib und Seel unſträflich behalten werdeſt, bis auf die Zukunft meiner baldigen Gegenwart!

---

## Achter Brief.

Es geht mir auch ſo, verehrte Freundin. Kein Vogel in der Luft kann ſich mehr nach dem Frühlinge ſehnen, als ich. Warum man nur die ſchöne alte Sitte des Winteraustreibens abgeſchafft hat!

In meinen Thälern hier bin ich ſo ungern. Rings um mich her ſtehen nur todte Skelette, die ſich gar nicht anſchicken wollen, durch ihre gähnenden Knochengebilde endlich einmal friſches Laub durchgrünen zu laſſen. Zwiſchen den Hügeln fluthen nur Nebelſtröme, an denen das Licht der Sonne, die ſo ängſtlich, wie ich, das dunkle Blättergrün, das mit Reben und Trauben hier einſt geſtanden, ſucht, rein verſchwendet iſt.

So wie Heine's Frühlingslieder im Morgenblatte ſtehen, ſo ſchicke ſie mir. Dafür ſollſt Du das erſte Veilchen haben, das ich finde.

Warum mußt' es doch ein Heine ſein, der den Philiſtern die triviale Wahrheit, daß die Extreme ſich berühren, wieder ſcheint bewieſen zu haben. Ich war ſo vergnügt, als Byron in ſeinem ſchönſten Alter ſtarb; denn wenn er wirklich noch katholiſch geworden wäre, ſo hätt' es mich nicht ſeinet-, ſondern Scott's wegen, der die Prophezeiung gab, geärgert. Nur das verſöhnt mich mit dem abtrünnigen Heine, daß er den Umfang ſeiner Jakobinermütze nicht nach und nach kleiner gemacht hat, ſondern plötzlich wie ein Gott mit ſeinem neuen Glauben, dem conſequenteſten Royalismus, daſtand. Und es iſt wahr, auch die Art ſeines Uebertritts iſt conſequent, iſt ſchön, und die poetiſche Wahrheit darin ergreifend. Er hat ſeine Maria, die todte Marmorbraut, wie ein neuer Pygmalion — aber nicht der Immermann'ſche — durch warmen Liederkuß wieder zurückgerufen in das dunkle Leben, in dem ſie ihm einſt als leuchtender Stern aufgegangen war. Nun iſt aber auch der Schleier ihrer Geburt gefallen, ſie iſt eine Fürſtin, und weiſt den Vermeſſenen, der ſie doch vom Zauber dieſes langen Traumes erlöſt hat, zurück. Sie nennt ſeinen Liederkuß einen Judaskuß, ver-

lacht die Thorheit, wenn er ſie nach dieſer Auferſtehungswonne recht eigentlich ſein lieblichſtes Poema nennt. Kann eine Fürſtentochter mit einem Jakobiner Freundſchaft halten? Darf ſie je zugeben, daß ihr, wie einer Vagabondin, der freie Zutritt in civiliſirte Staaten, wie Preußen, unterſagt iſt. Nun klagt der Arme, ſingt Palinodien auf Gott, Sklaverey und Unſterblichkeit, will nie an Götter, Freiheit und ewigen Tod geglaubt haben. Ich gönne ihm die Vortheile dieſes Widerrufs recht gern, aber das ärgert mich, wenn nun ſo ein Wilibald Alexis in den Leipziger Unterhaltungsblättern drucken läßt, von dem jungen, talentvollen Heine ließe ſich noch nichts feſtſetzen, da er den eigentlichen Fittig ſeines Schwunges noch nicht entfaltet habe.

Ach! Geliebte, ich ſattle am Ende auch noch einmal um. Es iſt einem doch nicht um die Strecke, ſondern nur ums Reiten zu thun. Wer nur die Jugend wieder findet, hat der nicht Alles gefunden? Ich wandere und wandere, und wenn ich auch im Cirkel gehe, ſo ſehe ich doch die liebe Heimath wieder, und höre den Alpenreigen und das wohlbekannte Glockengeläute, jenes wonneſüße Weh empfindend, an dem ich einſt ſterben möchte.

Wenn ein Fürſt die Art ſeiner Anſchauungsweiſe auf 1777 zurückdatirt, ſo hat er gewiß ver-

ſtanden, was Börne darunter meinte, wenn er ſagt: der hat das Ziel erreicht, der da ankommt, von wo er ausgegangen iſt. Wenn wir einmal 1900 ſchreiben werden, ſo müßten wir die Uhr der Zeiten um hundert Jahre zurückſtellen, aber die Uebereinkunft darüber muß allgemein ſein. Jetzt ſtehen die Verſuche der Fürſten und Regierungen in dieſer Art noch zu iſolirt, und finden beim Volke nicht die bereitwilligſte Theilnahme.

Nicht ohne poetiſche Kraft und mit höchſt blendendem Farbenſchmuck ſchilderſt Du mir Deinen Aufenthalt auf dem St. Bernhard, auf deſſen Wipfeln Du in dem Hoſpiz der menſchenfreundlichen Kloſterbrüder ſo liebevolle Aufnahme fandeſt. Die Zelle, wo Du ſchliefſt, ging nach den Gräbern des verſchneiten Kirchhofes hinaus, der auf Erden ſeines Gleichen ſucht. Auch mich wollteſt Du dort unter den müden Schläfern treffen, und nur, weil ich Dir ſo lange nicht geſchrieben, haſt Du die ungeheure Reiſe gemacht. So viel habe ich daraus gelernt — ſo führt der erkannte Irrthum immer zur verfehlten und noch zu einer neuen Wahrheit — daß ich dort auf jenem kosmopolitiſchen Höhepunkte einſt am liebſten ruhen möchte. Die Gebeine welcher Menſchen lägen dort neben mir! Pilger, müde Wanderer, die vielleicht nicht mehr beſaßen, als den Stab, auf den ſie ſich ſtützten,

die wie ich auf Erden zwar noch Glauben an Liebe und Edelmuth, aber dieſe ſelbſt nicht angetroffen haben!

Du weißt, ich haſſe jede Täuſchung, und fliehe mit Freuden eine Welt, die Verſprechungen und Hoffnungen an die Stelle der erſehnten Güter ſelbſt ſetzt. Wäre die Welt in einem ſteten Untergange begriffen, ſo vermöcht' ich vielleicht noch aus ihren Trümmern verkannte Tugend, beleidigte Unſchuld zu retten, ſo aber ſoll ſie ja erſt gebaut werden, höchſtens das Modell und Gerüſt iſt vorhanden, man appellirt an das goldene Zeitalter der Zukunft, und hab' ich für Alles Glauben, zu dieſer Hoffnung fehlt er mir.

Man will, daß wir ringen und ſtreben ſollen, das Errungene aber und Erſtrebte nicht außer uns ſuchen, ſondern in dem hoffenden, noch glaubensfähigen Gemüthe. Da ſoll an der Liebe nicht der Beſitz das Wahre ſein, ſondern die Liebe ſelbſt. Nicht auf die erkannte Wahrheit käm' es an, ſondern auf den erkennenden Geiſt. In ſich ſelbſt müſſe man Erſatz für nicht gewürdigtes Verdienſt finden.

Meine Theure, war's nicht Sokrates, der die Philoſophie vom Himmel holen und in die Wohnungen der Sterblichen einführen wollte? War aber dies die Befriedigung und der Ruhepunkt

ſeiner Abſicht, daß er den Giftbecher trinken mußte? Cato träumte den ſchönen Traum von einer ewigen römiſchen Republik. War dies die große That, die ihn ſeinem Ziele näher führte, daß er mit eigener Hand mordendes Eiſen in ſeine Bruſt ſenkte und ſeine große Seele aushauchte. Cäſar und Napoleon — was hätten Beide in ſich ſelbſt gefunden, wenn ihre Unternehmungen nicht ein glücklicher Erfolg gekrönt hätte? Oder war wirklich für Cäſar das das Höchſte, daß er an der Säule des Pompejus ſtarb? Für Napoleon, daß er auf die Felſen von Helena geſchmiedet wurde?

Da ſtand ich auf den Höhen des Simplon, mitten unter zerſprengten Felsblöcken. Ich ſah die Tiefe der Landſtraße hinab, die eine von den Chiffren iſt, in denen menſchliche Kühnheit und Ausdauer ſpricht. Die Gluthen der untergehenden Sonne leuchteten ſchon in weiter Ferne über die Wellen des Genfer See's. Da ſprang der letzte Strahl von dem nackten Felſen, an den ich mich lehnte, ab, und es wurde lebendig um mich, leiſes Murmeln, wie aus den Gräbern der Abgeſchiedenen, umflüſterte mich immer dringlicher. Deutlich konnt' ich unterſcheiden, wie aus der Tiefe der Straße über Klippen und jähe Felſen mannigfache Geſtalten zu mir hinaufſtiegen. Braune, gluthverbrannte Leiber, mit Bogen und Pfeil umgür-

tet, wie aus Afrika's und Numidiens Steppen. Fußgänger und Lanzenträger mit Helm und Schild, in ihrer Mitte ein flatterndes Fahnenwimpel, oben drauf ein goldener Adler. Lange Grenadiere und Flügelmänner mit buſchigen Bärten und rieſenhohen Bärenmützen, Bajonette blitzten wie Stahlfunken durch die Nacht.

Ich aber that meinen Mund auf und begann mit einer Anrede, die ſie, auf einem Bergabſprunge in mannigfache Gruppen gelagert, anhörten. Denn ſie blieben dort.

Wenn vielleicht einer unter Euch — begann ich — mit mir Philoſophie der Geſchichte bei Hegel gehört und verſtanden hat, ſo wird der ſeinen Cameraden die Erklärung geben können, warum ich Jedem unter Euch gleiche Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Dir da unten, Numidier, der Du Dir das Tabackrauchen angewöhnt haſt — wo könnteſt Du ſonſt Deinen Nebenmann um Schwamm bitten? — Biſt eben ſo gut ein Moment der welthiſtoriſchen Idee, als dieſer ſchwammreichende Nebenmann, den ich nach meinen antiquariſchen Kenntniſſen für einen halte, der in Cäſars Commentarien mitgefochten hat. Und ſelbſt Du da, bärtiger Schelm, irr' ich nicht, ein Krämersſohn aus Toulouſe, haſt die Objectivität Deiner hiſtoriſchen Stellung ſchon gewonnen. Erwartet alſo nicht,

daß ich die Bivouakgemeinſchaft, die Euch ſo brüderlich zu vereinen ſcheint, durch vorwitzige Bemerkungen über Eure etwaige Claſſification ſtören werde. Solche kurzſichtige Anſichten der Geſchichte überlaſſen wir denen, welche die hiſtoriſchen Perſonen ſo gern zu Vehikeln ihres leeren Raiſonnements machen. Beklagen würd' ich Euch alſo müſſen, wenn Ihr etwa in der Abſicht auf die Höhe dieſes Standpunktes geſtiegen ſeid, um in dieſen wilden Natur- und Geſichtsſchauern aus meinem Munde Declamationen und großartige Parallelen zu vernehmen. Hannibal, Cäſar und Napoleon ſind für mich jetzt nicht mehr, als was mir ein Jeder von ihnen zu ſeiner Zeit geweſen wäre. Ich bewundere oder tadle gern in den Thaten hiſtoriſcher Helden auch zugleich die Reihe der durch ſie veranlaßten Folgen, nie aber ſollen wir von dieſen letzteren aus, jene zu meſſen ſuchen. Es gibt nun einmal in der Geſchichte außer der göttlichen keine andere Gerechtigkeit; politiſche ohnehin nicht, die poetiſche ſteckt nur in der Einbildungskraft ſchwacher Gemüther. Nichts thörichter, als den zweiten Band der Weltgeſchichte wie einen Roman mit Augen zu leſen, die ſich ſchon nicht enthalten können, nach dem ſechsten zu ſchielen. Was in Beziehung auf Kommendes Vorurtheil iſt, davon iſt die extreme Umkehr eine gleichſam retro-

grade Charakteriſtik der Vergangenheit. Die Wiege der Thaten eines Hannibal muß der Schwur ewiger Feindſchaft am Altare der Hausgötter bleiben. Hat es denn Cäſar verſchuldet, daß ihn der Anekdotenkrämer Plutarch mit Alexander in eine Parallele brachte, und umgekehrt? Haben Napoleons fingirte Zwiegeſpräche mit den an St. Helena brandenden Wellen des Oceans, mit den Sternen, die ſich in ihnen ſpiegeln, je für die Geſchichte einen ſolchen Werth, wie die Poeſie ihnen leihen möchte?

Unſtreitig findet man jetzt darum ſo wenig glückliche Erfolge großartiger Verſprechungen, weil man ſich gerühmt hat, die Geſchichte nur als ſtupenden Marmorblock zu betrachten, deſſen ungefüge Maſſe ſchon jedes kleine Wort, jede noch kleinere That zu bilden beitrage. Es verhält ſich freilich wirklich ſo. Doch wird man im Handeln immer beſſer thun, die Wahrheit, die verwirklicht werden ſoll, ſo zu wiſſen, als wiſſe man ſie nicht. Man ſoll die höchſten Zwecke der Menſchheit befördern helfen, ſich aber nicht zugleich auf eine Ehrenſäule ſtellen. Dieſe Anſicht hatte auch in der Schreckenszeit die franzöſiſche Republik, als ſie in einem naiven Decrete bei den größten Anſtrengungen für die Wohlfahrt der Republik noch zum Schluß von Jedem die Beſcheidenheit verlangte.

Die deutſchen Fürſten ſollten unſere Hiſtoriker aus der Johannes Müller'ſchen Schule, die welt-epochirenden und weltzeitalternden, vor Allem den Hegel'ſchen Geſchichtsſtupor in ihr Intereſſe ziehen. Große Geiſter kann zwar Nichts mehr entflammen, aber die kleinen auch Nichts mehr entmuthigen. Doch wird von jenen die eine Hälfte meiſt immer unpraktiſch ſein, die andere iſt nun einmal da, als nothwendiges Uebel, wenn ſchon in der geringſten Anzahl. Aber die Legion der Halben, die die Maſſe bilden, wird durch eine ſchwere Arbeit am leichteſten niedergehalten, und ſo nie gefährlich werden.

Aber auch wir Beide, Theure, werden uns nie gefährlich werden. Darum weiß ich auch nicht, warum wir bei unſerer Liebe und den Schwüren für ihre Ewigkeit noch immer mit zwei Seelen und zwei Körpern leben! Ich opferte Dir gern meinen Leib, ſo daß uns ein Körper Beide enthielte, aber der Zwieſpalt der Seelen dürfte in dem Einen nicht genug Spielraum haben. Darum empfehl' ich Dir den Vorſchlag, unſere Körper gegen einander zu behalten, beide aber nur mit einer Seele zu beleben. Was dann Du denkſt, waren meine Gedanken, und was ich fühle, haſt Du ſchon längſt empfunden. Deine Seele will ihren Körper an meine Bruſt werfen, und ich

falle ſchon an die Deinige. Es umdämmert mich die Nacht der Wehmuth, und aus Deinen Augen gehen die Thränen als Sterne auf. Unſere Communalſeele wird — nach bekannten phyſiognomiſchen Geſetzen — die Züge unſeres Geſichtes ausgleichen und ähnlich machen, und dann werd' ich nicht mehr wiſſen, ob ich Du bin, und Du nicht, ob Du ich biſt. Du willſt Dir Roſen zum Kranze winden, und mich ſchmückt der Blumenkranz. Die ſchönſte entfällt ihm, mir will ich ſie anſtecken, und ſchon ziert ſie den Doppelthron Deines Buſens. Entzückt wollen wir uns in die Arme fallen, wollen die Treue unſerer Liebe mit heißen Küſſen beſiegeln, und ich umarme mich ſelbſt, Du küſſeſt Dich ſelbſt.

Ueberſchicke mir alſo zur Miſchung Deinen Geiſt und fürchte während des Experiments nicht, Du möchteſt um Deinen Verſtand kommen. Wir wollen für Deutſchland die erſte Probe des Gemeingeiſtes aufſtellen.

Warum mußt Du doch ſo weit von mir wohnen? Geliebte, warum theilſt Du meine Hütte nicht mit mir? Wir Beide erleichterten uns ſo den ſchweren Miethzins, könnten Beide ein Licht brennen, ſo daß es Jedem nur auf die Hälfte käme.

Lebt denn Papchen noch in ſeinem meſſingenen Ringe? Das Thier muß ſchon ſehr alt ſein.

Schon zu meiner Zeit hatte es alle Federn verloren. Ich glaube an Deinem Einſegnungstage wurd' es geboren. Dein Einſegnungstag! die paar Jahre, ſeit das her iſt, kommen mir wie ein halbes Jahrhundert vor.

Wenn doch erſt der Winter aufhörte! Noch iſt Alles weiß und voller Schnee um mich her, auch mein Haupthaar und Bart. Ich ſehne mich nach dem Frühlinge und nach Dir!

## Neunter Brief.

Eine Symbolik der Thiere! Die Idee iſt nicht uneben. Sie beruht nicht nur auf der Anerkennung des thieriſchen Organismus, daß er mehr ſei, als die todte Bildung des Inſtincts, ſie öffnet auch den Thieren die Ein- und Anſicht in die Licht- und Nachtſeite des menſchlichen Lebens.

Sie geben dem Thierreiche das bis jetzt den Menſchen nur zugeſtandene Vorrecht der Wappenzeichen, bei uns meiſt beſtialiſcher Symbole.

Der Urſprung der Heraldik reicht bis ins tiefſte Alterthum hinauf. Schon in dem ochſenäugigen Blick der Juno, in dem Attributenweſen der alten Mythologie liegen die Anfänge jener Kunſt und Sitte. Man wollte mit jenen Symbolen nicht ſo ſehr die Tugenden der Wappenträger

bezeichnen, ſondern ſie drückten, als ſie erblich wurden, nur die Möglichkeit ſolcher Tugenden und ihrer Bewährung in guten oder böſen Thaten aus. Anders wäre die Vererbung eines Wappenbildes auf die fernſten Sproſſen einer urahnlichen Leyde eine Lächerlichkeit geweſen. In ſo fern ſich Wappenweſen — durch Weſen bezeichnen wir Deutſche immer das Gegentheil, Unweſen, ein im Hegelſchen Syſtem glänzende Behauptungen beweiſender Satz — an Ritterthum anſchloß, ſo möcht' ich den Adel und ſeine Verdienſte auch nur eine Möglichkeit nennen.

Nun aber fragen Sie nach Ihrem Syſtem der Repreſſalien gleichſam den Adler, den Fuchs, den Eſel, wen er ſich unter den Menſchen als Erſatz für den Gebrauch ſeines Bildes wählen würde? und Sie geben nicht undeutlich zu verſtehen, daß die Wahl ſich nicht immer decken dürfte. Nero, Perrier, Caligula, W. Alexis, Marat, Krug, Epikur, Hr. v. Schlegel — da ſteht die Wahl offen. Ich entziehe mich jeder Verſuchung zu einer genauern Ausführung des Angedeuteten, um dem Einen nicht fabelhaft, dem Andern nicht grob zu erſcheinen.

Aber ſagen Sie mir, Beſte, haben denn die Griechen noch immer keinen König? Sollt' ich alſo wirklich noch in meinen alten Tagen aus dem Dunkel meiner Abgeſchiedenheit auf einen Thron

und ſein flüchtiges Glück berufen werden! Mit dem alten Capodiſtrias, an dem doch über kurz oder lang einmal ein Edler das beſchleunigen wird, was ihm die Beſten des unglücklichen Landes Alle wünſchen, müßt' ich dort einen förmlichen Sicherungstractat abſchließen, ordentlich wie Louis Philippe und Caſimir Perier eine Salutaraſſecuranz mit einander abgeſchloſſen haben. Der junge Prinz von Baiern hat den Vorzug, ein Thierſchit zu ſein, und vielleicht bietet man mir daher die Krone nicht an. Ich würd' auch dadurch der großen Verlegenheit, dieſe ſelbſt anzuſchaffen und mitzubringen, ſo wie auch vieler im Lauf meiner Amtserfüllung auf mich eindringender Schwierigkeiten überhoben ſein. Erhalt' ich das Anerbieten und ſchlag' es aus, ſo werden mich zwar die engliſchen Miniſter wie einſt den Leopold einen Stockjobber nennen, der die Ungewißheit der Entſcheidung benutze, um die griechiſchen Coupons fallen oder ſteigen zu machen. Darüber wär' ich freilich bald gerechtfertigt, weil ich deren nicht beſitze. Capodiſtrias hat ſich übrigens in ſeiner Art Verdienſte um Griechenland erworben. Er hat ſeine vollſtändige Local- und Sachkenntniß dort ebenſo bewieſen, wie die gründlichſte Einſicht in die Art, ein Volk überhaupt und einen Staat ins Beſondere zu regieren. Ein Geſangbuch iſt gedruckt worden, ein

Prieſterſeminarium angelegt, Bäder zu etwaigen Congreſſen theils reſtaurirt, theils neu aufgefunden. Der Geiſt der Unruhe und Gährung wird vor dieſer friedlichen Begegnung, wie vor wehrloſen Jungfrauen, freiwillig ſeine Waffen von ſich legen. Durch ſein eigenes Verſchwinden wird er das hohe Ziel humaner Sittigung befördern helfen.

Nur begreif' ich nicht, warum der Präſident Plato's Werke im Lande verbieten konnte. Dieſen Widerſpruch eines in Griechenland verbotenen Plato's mag jene Weisheit löſen, die das Schickſal der Völker auf die tiefſten Grundlagen der Liebe und der Billigkeit, wie ſie ja vorgibt, anlegt. Nur bitte ich, welcher deutſche Fürſt würde ſich einfallen laſſen, Göthes Werke in ſeinem Bezirke zu verbieten! Und Plato ſollte fähig ſein, politiſche Träume in den Köpfen der Jugend aufzuregen! Plato, deſſen Republik nur von einer Republik den Namen hat, der nichts als das helleniſche Vorbild eines Machiavell heißen kann!

Plato iſt der Flügelmann der preußiſchen Ariſtokratie der Geiſtreichen, die jetzt die Stelle der ehemaligen Potsdamer Rieſen einnehmen. Den Zeitgenoſſen Plato's war ſeine Republik eine Reſtauration der Staatswiſſenſchaften. Für uns ſoll ſie aber die höchſte Wichtigkeit haben. Man hat ſehr oft die Frage aufgeworfen, ob Plato ſich die Mög-

lichkeit einer Einführung ſeiner Verfaſſungsformen gedacht habe. Sollt' er von jenem Worte Ahnung gehabt haben, das ich aus eines berliniſchen Univerſitätsprofeſſoren eignem Munde vernahm: überhaupt gäb' es nur zwei Staatsformen; die eine ſei durch Preußen und Plato's Republik, die andere durch das andere Zeug erklärt?

In dieſer Republik iſt vom Volke gerade ſo viel geſagt, als von Solchen beſagt werden kann, die auf einen ruhigen Genuß des Daſeins, auf die kleinen Freuden der Familie, auf die nothwendigen Prüfungen, die Gott über ſeine duldigen und ſchuldigen Geſchöpfe verhängen muß, angewieſen ſind. Wie auf einem Bühnenzettel ſtehen oben die Civil- und Militairperſonen erſten und zweiten Ranges, und dann unten erſt die unbeſtimmte Allgemeinheit des dritten Standes, Volk, Arbeitende genannt. Die erſten Claſſen ſind ſolche, denen wie dem Steffens'ſchen Adel das Genießen ihre Arbeit iſt, den Letzteren iſt ihre Arbeit zugleich Genuß. Die Bureaukratie und der Militairdespotismus iſt da nicht nur kein nothwendiges Uebel, ſondern wird ſogar durch Unterricht und Erziehung, und durch alle Prüfungs- und Läuterungsgrade hiedurch zum eigentlichſten Narren des Staatslebens gemacht. Das höhere Band des Organismus ſoll in der feſten Beſtimmung und

Abgränzung der einzelnen Thätigkeiten ſchon enthalten ſein, und den Schlußſtein des Ganzen bildet die Lehre vom Vertrauen auf landesväterliche Huld. Schon die Ahnung eines Uebels käme dem Vorhandenſein deſſelben gleich. Jeder Vertrag ſetze ſchon die feindſeligſte Geſinnung voraus.

Newton hat der Phyſik zugerufen, ſie möchte ſich vor der Philoſophie in Acht nehmen. Dieſelbe Warnung thut der Politik Noth. Ein Politiker, der ſeine Verfahrungsweiſe nach philoſophiſchen Beſtimmungen des Rechts und der Sittlichkeit abwägt, iſt wohl eine ehrenwerthe Erſcheinung. Aber ein Philoſoph, der nach ſeinem Schema in die Wirren der Welt- und Zeitlagen mit conſtructivem Hiatus hineinfährt, macht ſich lächerlich. In ſeinen Verhältniſſen zum Syracuſaniſchen Hofe hat Plato dies Schickſal getroffen. Die Ideale der Tugend und Glückſeligkeit, für die er den jungen Dionys entflammen wollte, ſollten die Philoſophie auf den Thron bringen, ähnlich wie am Ende des vorigen Jahrhunderts die Kronprinzen vieler Staaten von den Kantianern beſtürmt wurden, die Kritik wenn nicht der reinen, ſo doch der praktiſchen Vernunft mit großartiger Anwendung in ihre künftige Regierung einführen zu wollen. In vielen hinterlaſſenen Briefwechſeln lieſt man die Aeußerungen dieſer Sorge mit Vergnügen: „Wie iſt's,

theurer Bruder, hat Dein Prinz ſchon meine Abhandlung über das radicale Böſe geleſen? o trag' ſie ihm doch ja vor! ſie iſt ſo ganz auf das Eine abgeſehen, was jetzt der Menſchheit Noth thut!" Welch' unſchuldige Täuſchung! Wenn deutſche Fürſten ihre Regierung zur praktiſchen Anwendung des Unterrichts, den irgend ein aus den beſtäubten Winkeln ſeines Muſeums hervorgeholter Schulphiloſoph oder Moraltheolog ihnen beigebracht hatte, machen wollten, glaubten ſie nicht da das Edelſte zu thun? Tugend und allgemeine Wohlfahrt, Herrſchaft der Vernunft, Aufklärung, die edle Gönnerhuld als Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, Friede, Edelmuth, Moral in Beiſpielen — o warum hat es doch eine franzöſiſche Revolution, einen Napoleon geben müſſen! Weinen möchte ich, wenn ich die Folge von Friede und Zufriedenheit bedenke, die bei ſolchen Geſinnungen, bei ſo wohl angewandtem Fleiße der auf die Regentſchaft präparirten Prinzen über unſer glückliches Vaterland hätten einziehen können! Jetzt will man den Herrſchern gern das Schulgeld wieder erſtatten, will ihnen die ſaure Mühe, die ſie ſich in ihren Studien über Volksbeglückung gegeben haben, gern bezahlen. Der Thron, den ſie verlaſſen ſollen, enthält wohl noch ſo viel Gold,

Sammet und Seide, als zum Erſatz nöthig iſt. Das iſt der Glaube der argen Zeit.

An Plato's Republik lobe ich mir nur zwei Dinge. Ein entdeckter guter Stoff zu einem humoriſtiſchen Romane, und die Annäherung an den St. Simonismus.

Die Frauen wollen keine Engel mehr ſein, ſie wollen Menſchen werden. Ihr Mund ſoll nicht zum Küſſen, zu leiſem Liebesgeflüſter, ſondern zur politiſchen Beredtſamkeit geformt ſein. Da ſie ihn nun aber nie öffnen können, ohne den Mann mit ſüßem Zauber zu beſtricken, ſo ſteht davon mehr zu erwarten, als ſelbſt die Londoner Conferenz als europäiſches Amphiktyonengericht zu leiſten vermag. Kommt es zum Kriege, ſo gehen die franzöſiſchen Damen den Ruſſen bis an den Rhein entgegen. Liebreiz und Anmuth, kriegeriſcher Adel und männlicher Stolz werden die ſchönſten Ingredienzien zu Romanen ſein, die die deutſche Gränze entlang ſich anlegen, entwickeln und mit allgemeiner Entſagung und Entwaffnung ſchließen werden. So die Simoniſten. So auch Plato, nur weniger zärtlich, mehr preußiſch. Die Frauen ſollen bei ihm nicht nur ihren Landwehrmännern das Eſſen auf die Wache bringen, ſondern während der Mahlzeit ſelbſt das Gewehr ergreifen, und in Reihe und Glied treten.

Das andere Anziehende liegt in der trefflichen Vorſorge, daß die Weiber ſich nicht verſehen und Mißgeburten gebähren. Alle Krüppel nämlich, Blinde, Lahme, Krumme, Bucklige kommen nach eigenen Oertern als Gränzbannat. Der Feind nimmt ſchon an der Gränze vor ihnen die Flucht. Welch' ſchöner Gegenſtand iſt nicht an ſich die Liebe zweier Krüppel, etwa eines Krummen zu einer Lahmen, und nun gar die Annalen einer Stadt, die allein mit ſolchen körperlichen Gefährlichkeiten bevölkert iſt! Wenn die Leute dort nicht inſibulirt werden, was doch unerträglich wäre, welche Uebergänge der Naturbildung! Jedes Kind hätte die Hälfte der mütterlichen Gebrechlichkeit, dafür aber auch einen Fehler ſeines Vaters weniger. Der Vater ſchielt mit beiden Augen, die Mutter iſt krumm an beiden Füßen, wie nun die Tochter? Nur am rechten Auge wird ſie in die Quere ſehen, am linken Bein in die Quere gehen. Ich glaube faſt, die Menſchen werden über dieſe Formation weniger, als die Natur in Verlegenheit kommen. An einen Zufall wollen wir auch hier nicht einmal glauben.

Nicht wahr? meine Verehrte, wollen auch wir uns nicht ſo begegnen, nicht wie der Augenblick, ſondern wie die Ewigkeit es will.

Ueber Berge und Thäler werd' ich wandern und Ihre Spuren ſuchen.

Jede Blume am Bache, jeder Vogel in der Luft wird mir Ihre wonnige Nähe verkünden. Gleichviel, ob Sie zu Haus bleiben oder mir entgegenkommen, nur ſuchen Sie mich nicht. Denn dann könnten wir uns Beide wieder nicht finden. Wo Sie eine helle Quelle ſprudeln ſehen, oder eine Blume duftet, wo in der blauen Luft die Lerche jubelt oder eine Glocke ſchallt, das ſoll immer das Zeichen Ihrer Nähe ſein. Ich weiß gewiß, Ihr mildes Engelsantlitz wird mir dann hinter Roſen bald einen freundlichen Gruß zuwinken.

Sehen Sie, es iſt mir ſo, als ſtände ich auf einem kahlen Hügel, und zu meinen Füßen ſäh' ich ein liebliches Thal ausgebreitet. Grüne Wieſen und blaue Bäche, Weiden und weiße Birken und in der Ferne des Horizontes unten am Rande des Thals ein grüner Eichenkranz. Und da gehen Sie, und ſuchen Blumen im Klee und blaue Vergißmeinnicht. Und ich kann nicht zu Ihnen; denn der Hügel hat kein Ende, und an dieſem Ende, das ich nicht finden kann, iſt doch immer erſt der Anfang des Thales. Sie klagen, es ginge Ihnen auch ſo, Sie könnten nicht zu mir hinauf, das Thal ſei unermeßlich, und der Hügel fange doch erſt da an, wo jenes aufhöre! Haben wir

denn irgend einen Gott beleidigt? Ich weiß nur, daß die Götter der Erde uns nicht gewogen ſind. Die haben aber doch nur Macht über die Hölle, nicht über den Himmel auf Erden, deſſen Thore wir ſuchen und nicht finden können.

Aber wie gnädig hat ſich doch die Cholera bei Ihnen bewieſen, und nicht ſo mit der Sterblichkeit der Menſchen gewüthet! Es iſt wahr, Berlin hat ſich immer durch Unſterblichkeit ausgezeichnet.

Ich grüße Sie mit treueſter Freundesliebe.

## Zehnter Brief.

Dir gehen die Augen vor Weinen, mir vor Lachen über. Du biſt Heraklit, ich Demokrit. Du haſſeſt die Welt, und flieheſt ſie. Ich liebe ſie nicht, und bleibe in ihr. Dich ärgert der Lauf der Welt, Du willſt, ſie ſoll auf zwei Füßen ſtehen. Ich laſſe ſie gehen und bin zufrieden, wenn ſie nur den rechten Fuß voranſetzt. Du verfolgſt die Handlungen der Menſchen von ihren Anfängen bis dahin, wo Du Dich endlich getäuſcht findeſt. Ich ſetze ſchon das Ende in den Anfang, und habe nie Urſache zur Klage, weil ich mich nie täuſche. Du erwarteſt und hoffeſt Neues da, wo den Leuten nur immer das Alte neu erſcheint. Ich erwarte immer nur Altes, und weiß, daß ſelbſt das ſcheinbar Neue im Grunde nur alt iſt.



Bayerische Staatsbibliothek München

Die Wünſche der Menſchen reichen nie weiter als die Theilnahme, die ſie erregen. Es gibt nur Hoffnungen, in ſofern man ihre Erfüllung mit Andern theilen kann. Deine Theilnahme aber iſt immer der Wunſch ſelbſt, und darum haſt Du einen doppelten Verluſt. Dein Mitgefühl iſt verſchwendet und Deine Ausſicht getäuſcht. Hoffe doch auf nichts, als auf die Hoffenden ſelbſt! Mich intereſſirt weniger das Gefundene als das Geſuchte. Beſte, was kann lächerlicher ſein, als eine Menſchheit, die nach Kamtſchatka wallfahrtet, um die Aepfel der Heſperiden zu holen!

Wenn ich nicht bei Trauerſpielen lachen müßte, ſo würde ich Dich fragen, warum Du bei Luſtſpielen weinſt.

Als Korinth zerſtört und Griechenlands letzte Kraft gebrochen wurde, da ſtellteſt Du Dich hoch auf den Olympus und ſaheſt über Theſſaliens Höhen in die blutigen Thäler von Hellas. Ich ſtand hinter Dir und trocknete lachend die Thränen, die Du weinteſt, als müßte jeder Tag nicht ſeinen Abend haben.

An Deiner Stelle hätt' ich mich auf dem Schlachtfelde bei Philippi geſchämt, als Caſſius Schatten auf Dich zukam, und Deine Beileidsbezeugungen mit den Worten abwies: Weib, heule die ſchlafenden Krieger nicht aus ihrer Ruhe! Gehe

hin, ſetze Dich auf den Gebärſtuhl und gebäre Männer! Wirklich, ich hätte mich geſchämt, und meine Scham mit Feigenblättern bedeckt.

Ich glaube faſt, Du gehörſt zu jenen deutſchen Hiſtorikern, die die Geſchichte für einen Todten, ſich ſelbſt für angeſtellte Klageweiber halten. Das Geheimniß des Lebens ſcheint faſt nur durch Offenbarung an die Leute zu kommen. Die Alten hatten für Schlaf, Traum, Tod, Geburt eine oder mehre Gottheiten, für das Leben keine, weil ſie wußten, daß dies der Menſchen einziges Vorrecht, daß hier Niemand Etwas iſt, als durch ſich ſelbſt. Dieſe Anſicht, daß das Leben nur ein ewiges Sterben und der Tod die Geburt zum wahren Leben ſei, iſt für Viele die einzige Idee geworden, auf die ſie ihr Daſein gründen. Aber ſie iſt verwerflich, nicht nur als Meinung, ſondern auch als That. Als That lebt ſie in einem ewigen Todtſchlage. Die tiefſte Quelle dieſes Uebels liegt nicht im Chriſtenthume, wie man zu behaupten gewohnt iſt, ſondern noch weiter hinauf in den erſten Urſprüngen des germaniſchen Lebens. Die germaniſchen Völker würden nie zu ſolchen Conſequenzen chriſtlicher Ideen, die ſich im Mönchthum und Kloſterweſen aufs Höchſte ſteigerten, gekommen ſein, wenn ſie an ihrer eignen hiſtoriſchen Quelle, den alten heidniſchen Naturanſchauungen

nicht aus diesem Becher des Todes getrunken hätten. Die Sagen des alten Nordens weben, wie die Nebel auf seinen düstern Heiden, beständig zwischen Leben und Tod. Schon bei der Geburt seiner gefeierten Helden hört man den Grabgesang, die Götter selbst haben zeitliche Gränzen ihrer Macht, und dämmern dem Untergange entgegen. Solche Empfindungen ließen sich der Lehre des Christenthums leicht anpassen, sie fixirten sich in einem bestimmten, religiösen Bewußtsein, und so ist denn die thörichtste Erscheinung des Dualismus entstanden, die, daß man sich nicht ohne Stolz Bürger zweier Welten nennt.

Unser Prediger-, Superintendenten- und Consistorialwesen wird uns noch zu Grunde richten. Das sonntägliche salvos foe die acht und dreißig Bundestagsconstituenten läßt sich freilich nicht umgehen. Vielleicht ist auch die Andeutung gut, daß die Könige vieler Huld von Gott bedürfen, um regieren zu können, und daß sie derselbe mit treuen und redlichen Dienern umgeben möge. Friedrich der Große ließ sich sogar in den Kirchen Gottes unterthänigen Knecht nennen, welcher Gebrauch in Preußen mit der Leibeigenschaft wieder aufgehört hat. Doch das gefährlichste Uebel ist die deutsche Predigtmanier, sie ist geist- und lebentödtend. In den katholischen Ländern erhalten die

gläubigen oder ungläubigen Zuhörer wenigſtens artige Legenden von gebratenen, geſchundenen, in der Luft ſchwebenden Heiligen, oder auch von aufgeklärteren Lehrern ganz nützliche Beiträge für den moraliſchen Hausbedarf, Alles leichte und verdauliche Speiſe; wie es kommt, ſo geht es, und was zurückbleibt, iſt unſchädlich. Aber bei uns wollen ſie tiefer gehen. Die Kirche ſoll eine Lehranſtalt für das ganze Leben werden, ewiges Singen und Beten, Loben und Preiſen der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit. Wenn Du des Morgens aufſtehſt, ſo reinige und ſegne Dich, und gehe mit freudigem Muth an Dein Tagewerk. Vor und nach Tiſche danke Gott für ſeine Gaben, die wir von ihm empfangen haben, gehe dann wieder an Deine Arbeit, lege Dich unter Gebet zur Ruhe nieder, dann ſchläfſt Du ſicher vor dem Teufel, der wie ein brüllender Löwe Dich umgeht, und droht Dich zu verſchlingen. Nun wird aber dieſe verhimmelte Ruhe durch viele irdiſche Einflüſſe geſtört. Weib und Kind wollen Brod, der Staat will ſeine Abgaben haben. Hochmuth und Hoffahrt ſind die anſtoßenden Kräfte des alltäglichen Lebens, wie ſoll man ihnen begegnen? wie aus dem Wege gehen? wie ihre unterdrückenden Aeußerungen ertragen? Man hält ſeine Zeitung. Erdbeben, Peſtilenz, Zeichen am Himmel, ein neuer Komet.

Aufruhr, Empörung, keine Knechte mehr, keine Unterthanen. Der jüngere Bruder, der älteſte Sohn muß das Gewehr ergreifen, allgemeine Rüſtung zum Kriege und die Ausſicht auf alle ſeine Schrecken.

Hier trennen ſich nun die Seelſorger, und drei Bearbeitungen des gemeinen Mannes laſſen ſich deutlich unterſcheiden.

Das kleine Häuflein der Gläubigen rückt immer dichter und näher zuſammen. Sie tauchen in ihre Empfindungen und Selbſtbeſchauungen unter, und hören vom Lärm des Tages nur ein fernes, unverſtändliches Rauſchen und Murmeln. Sie wiſſen aus der Apokalypſe, daß das letzte Thier bald losgelaſſen wird. Die Erſcheinung des Antichriſts kann nur noch wenige Jahre dauern. Wenn nun die Entſcheidung wie ein Fallſtrick oder ein Dieb in der Nacht eintritt, ſo ſollſt Du ſorgen, daß Du wachend und betend erfunden werdeſt! Wenn der Bräutigam an Dein Kämmerlein klopft, ſo gehöre zu den fünf klugen Jungfrauen, denen Docht und Oel noch nicht ausgegangen iſt! In die Kirchen und Bethäuſer dieſer Entſagenden dringt kein Laut von den vielen Worten, die jetzt in der irdiſchen Welt geſprochen werden. Sie wiſſen, auf welchen Fels Chriſtus ſeine Kirche gegründet hat, und werfen auch dieſe Sorge auf den An-

fänger und Vollender ihres Heils. Vom Christen gibt es hier nur ein Schema, das unabhängig ist von allen Verhältnissen der äußeren Welt, dies ist der ewig wiederkehrende Text, die Geschichte des innern Menschen. Es gibt ein Büchlein, worin die Perioden und Epochen dieser Geschichte in Bildern dargestellt sind. Die Unterlage der allmählichen Entwickelung ist ein menschliches Herz, wohinein alle Symbole der Dinge, die dem Menschen in seinem natürlichen und geistlichen Zustande heilig sind, gezeichnet worden. Ein Geldsack, eine Sau, ein Bock, eine Schlange und dergleichen stehen da, wo endlich späterhin die Bibel, das Kreuz Christi, der Kelch des Abendmahls prangen. Beim Untergang der Welt findet man dies Häuflein vielleicht noch in stiller Andacht versammelt, und redend vom Mysterium der Wiedergeburt, und die Stichwörter seiner Blutheologie sich zurufend.

Andere Kanzelredner wollen in der That zeitgemäß werden. Aber sie sind zu ästhetisch gebildet, um an den Wirren dieser Zeit Wohlgefallen zu finden. Sie stehen den Fürsten, besonders den weiblichen Gliedern der Höfe so nahe, daß sie zu Seitenblicken auf die arge, böse Welt beständig versucht werden. Sie predigen über Unruhe und Verwirrung, über Völker, die frevelnd am Heiligsten gegen ihre Fürsten aufstehen, über die Ver-

läugnung aller Liebe und alles Vertrauens. In Preußen sind die Prediger nach Vorschriften der Consistorien gehalten, solche Themata ihren Vorträgen an bestimmten Sonntagen unterzulegen. Aber es freut mich, daß diese Fürstendiener ihre Zwecke durch ihr eignes Verfahren zerstören. Der größte Theil ihrer Zuhörer besteht aus genießenden Residenzbewohnern, die die ganze Woche Sorge tragen, die unangenehmen Eindrücke der Zeitgeschichte von sich fern zu halten. Des Sonntags holen sich diese aus den Kirchen nichts weniger als Trost und Beruhigung; es werden das erst recht die Oerter, wo die Wunden aufbrechen und das Blut wieder zu fließen anfängt.

Die letzte Classe unterscheidet sich zwar von der vorigen durch die Art der Auffassung nicht, doch steht sie tief unter jener, weil sie unredlicher ist. Die sächsischen Hof- und Leibpastoren brüsten sich mit ihrer Freisinnigkeit, ihrem Lutherthum, und was in bestimmten, vorliegenden Fällen, wo sie zeigen konnten, an welchem Fleck ihnen das Herz sitzt, aus ihrem kühnen Munde gegangen ist, beweisen die kurz nach den sächsischen Unruhen in Leipzig, Altenburg, Dresden und sonst gehaltenen Predigten.

Da stehen wir wieder bei unsern Jesuitenhelden, den Vorkämpfern für Licht und Wahrheit,

bei der großen Oppoſition gegen Montrouge und das Freiburger Seminar, bei den kühnen Cölibatsgegnern, kurz bei dieſer ewigen Schande der Unredlichkeit auf der einen und der Leichtgläubigkeit auf der andern Seite. Mit der rechten Hand ſchreibt in Leipzig Einer gegen die Polen, mit der linken für die Juden, und er bleibt derſelbe Hort der Freiheit. Gegen den edlen G. Rießer glaubt ſich ein Anderer in Heidelberg beſtimmt erklären zu müſſen, ſo lange man den aber noch gegen Römlinge reden hört, bleibt er ſeines liberalen Rufes gewiß. Neulich hat Jemand, den ich nicht gern nenne, angekündigt, er wolle kein Bedenken tragen, er wolle das große Wagniß unternehmen, das conſtitutionelle monarchiſche Princip gegen die Republicaner zu vertheidigen. Wo ſind dieſe Gegner? wo ſind dieſe Republicaner, an denen er ſich meſſen will? wo ſteckt ihr denn, ihr deutſchen Republicaner! Heraus, daß wir euch ſehen! Redet, daß wir euch hören! Niemand da? Keiner? gar Niemand?

Theuerſte, wir ſind die Einzigen, die an die Republik glauben. Wir wiſſen es, daß die Ausſicht auf den ewigen Frieden in der Ausſicht auf die Republik liegt. So lange man nun freilich jene zu den Thorheiten rechnet, wird man dieſe auch ſo nennen, aber auch ebenſo entſchuldigen.

Ueberhaupt wollen wir uns in der Ferne mit unſern Anſichten halten, und zur Sicherung mit den Geſchäftsmännern ausrufen: Vieles gilt in der Theorie, aber wenig in der Praxis!

Die Republik hat hiſtoriſche Gegner, die die Exiſtenz einer Sache von ihrem Werden nicht trennen können, moraliſche, die vergeſſen, daß eine jede Wahrheit vorher gemißbraucht, und dann erſt zum rechten Gebrauch verwandt zu werden pflegt, philoſophiſche endlich, die das Königthum für nothwendig halten, ich weiß nicht, zu welchen allgemeinen Zwecken der Menſchheit.

Die hiſtoriſchen Beweiſe ſtehen der Wahrheit meiſt immer am Nächſten. Aber der geringe Zwiſchenraum iſt doch ſo groß, wie der Unterſchied der Menſchen in unterſchiedenen Zeitaltern. Dieſen wird man nie aufheben, jenen nie ausfüllen können. In die Lehre vom Menſchen rechnet man ſein Leben, wohl auch ſeinen Tod; aber die Schmerzen der Geburt werden unbemerkt hinter einer Wand ausgeſtanden. Nicht ſo die Geſchichte. Sie gibt ſelbſt die Conception der Ideen und die Organe dazu öffentlich, und können denn wir Beide dafür, daß es da ohne Blut und Jammer nicht abgeht? Weil Rom und Athen und die Republik Bopfingen untergegangen iſt, ſo iſt alle Republik ein Hirngeſpinnſt. Iſt dieſe Beweisführung aber

nicht ebenſo thöricht, als wenn ich für die Möglichkeit der Republik Frankfurt oder Bremen citiren wollte! Nicht einmal Nordamerika beweiſt für Europa, die verlangten Gründe liegen weit anderswo.

In der Republik ſoll kein Antrieb zur Sittlichkeit liegen. Ohne Rückſicht auf ſeine Civilpolizei denkt man ſich das Königthum noch als eine Art höherer, ſittlicher Gewalt, als eine moraliſche Allgegenwart, als ein lohnendes oder ſtrafendes Gewiſſen. Aber du lieber Gott, warum läſſeſt du dann deine Wetter nicht in die Glockenſtühle der Kirche ſchlagen? wozu exiſtiren ſie, wenn man das Alles kürzer, wohlfeiler haben kann? dann aber frag' ich auch, ſind die Fürſten mehr als ihre Handlungen? Können ſie ihrem Volke irgend eine Weihe geben, die ſie in ihrem Leben ſelbſt nicht beſitzen? Du weißt, ich mache ihnen nicht einmal Vorwürfe, wenn ſie den Gelüſten ihres Herzens folgen, und ſolche Wege gehen, wohin ſie ihr Bedürfniß treibt. Ich verlange weder Tugenden von ihnen, noch gute Beiſpiele. Wenn ſolche nicht da ſind, ſo haſſe ich die falſchen Vorſpiegelungen derſelben. Worauf ich aber hoffe, das iſt die innere Macht der Sittlichkeit, die nie eines äußern, imponirenden Stachels bedarf; auf das ſtille Geheimniß des Herzens, das nur durch edle

Handlungen ſeinen Nebenmenſchen Rechnung ablegen ſoll, auf die liebevolle Beichte zwiſchen verwandten Seelen.

Die Philoſophie gibt dem Königthum eine Stellung, die jede andere Inſtitution eben ſo gut, am beſten ſie ſelbſt einnehmen könnte. Es ſoll nämlich für die Sehnſucht des Menſchen nach Schönem und Erhabenem, für die Beſtrebungen ſeines Geiſtes im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft die äußere Garantie einer beſtimmten Form der Geſellſchaft nothwendig ſein. Iſt dies aber die Republik nicht auch? Würde die Zahl der Mäcenaten nicht vermehrt werden, wenn die Concurrenz weniger ſchwierig wäre?

Wem die Bibel heilig iſt, und ſie ſoll das Allen ewig bleiben, der wird dort die Fürſten und Könige nur als Erſte und Häupter der Obrigkeit finden. Sie ſind zwar mehr als die erſten Bürger des Staats, aber auch weit weniger als eine Totalrepräſentation deſſelben. Gott war ſehr ungehalten, als die Juden dem Samuel anlagen, er möchte ihnen einen König ſalben. Die Leute ſprachen damals ſchon wie jetzt bei den Debatten über die Civilliſte. Ein König mache den Glanz und die Würde des Reiches, der Luxus würde mit ſeinen wohlthätigen Folgen befördert, und vor allen Dingen müſſe man es den Ausländern gleich thun.

wir ſind ehrwürdige Ueberreſte grauer Vergangenheit, Ruinen dahingeſchwundener Herrlichkeit, Du, ein altes Foſſil, ich, ein Mammuthsſchädel. Wenn man unſere Verſteinerung einſt bemerken wird! Wenn man hoch auf dem Kaukaſus eine Republik und die Blüthe der Civiliſation entdecken wird! Wir werden dann doch mehr ſein, als ein Beitrag zum Naturaliencabinet, mehr als eine Seltenheit für das anatomiſche Theater. Die Menſchheit hält uns für den Beginn eines neuen Zeit- und Weltalters. Uns ſind die Menſchen zwar nie viel geweſen, aber wir werden ihnen Alles ſein!

Schon ſteigt die Morgenſonne aus den Gewäſſern um Amerika's Ufer: ihre erſten Strahlen vergolden die ſchneeigen Gipfel unſeres Himmelberges. Sieh' hin, dort ſtehen wir im glänzenden Frühroth, mit Entzücken ſinken wir uns in die Arme! Sind wir nicht glücklich?

## Eilfter Brief.

Welche Thaten, welche Begebenheiten! Tauſende von Kriegern verlaſſen ihre heimathlichen Fluren, die, mit dem Blute ihrer Brüder getränkt, ihnen keine Früchte brachten; eine neue Völkerwanderung. Der rechte Flügel der Pforte verſagt länger den Dienſt, und die wilden Scharen von den Ufern des Nil's und den brennenden Sandſteppen des innern Afrika's ziehen kampfgerüſtet in die Thäler Syriens. In Frankreich und England wird den Standesprärogativen, die Jahrhunderten getrotzt haben, jubelnd heimgeleuchtet. Roms weltlicher Thron hat keine andere Stütze mehr, als fremde Bayonette, die ſchwächſte, die es für Staaten jetzt noch geben kann. Deine treue Philine, das liebe Thier iſt geſtorben. Welch' eine Zeit!

Tröſte Dich, Geliebte, gib dem Schmerz nicht allzuſehr Raum! Lies einſtweilen Fichte's Schriften, bis ich Dir einen Troſt a priori geben werde.

Es iſt ein Jammer, ſchon wieder von Deinem Unglück zu reden. Aber es iſt ſo, Du biſt die ewige Jüdin. Welch ſchmerzlicher Gedanke!

Da irrſt Du nun über Berge und Meere, ſuchſt die tiefſte Nacht, und Deine Augen wollen ſich nicht ſchließen. Ich ſehe Dich mit ſcheuem Blick durch die Erde wandern; Dein zitternder Fuß iſt das Piedeſtal einer todten Statue. Du klagſt, man fliehe vor Dir, man fürchte Deine unheimliche Nähe, man verſtehe Dich nicht, weil Du in fremder, nie gehörter Zunge ſprichſt. O, Du Liebe, laß ſie mit ihrem kalten Sinne Alle! Eile zu mir unter mein friedliches Dach. Genieße die Freuden, die ich mit liebendem Herzen Dir ſchaffen will. Unſere Leiden werden wir ſo leichter ertragen.

Wie will ich an Deinem Munde lauſchen, wenn Du von den Bildern der Zeit beginnſt, die ſchon alle an Dir vorübergegangen! Jeder Kuß ſoll eine Ewigkeit ſein, die ich von Deinen Lippen ſauge, jeder Händedruck ein Pulsſchlag, der durch Jahrhunderte, die Adern der Zeit, mich berührt. Du lehrſt mich die Freuden des Todes und den

Schmerz der Unſterblichkeit. Dafür wirſt Du an meinem Grabe, wie Dein Gemahl an dem des Erlöſers die Ruhe Deines Herzens finden!

Nach Deinem Manne ſehnſt Du Dich wohl nicht mehr? Haſt ihn wohl vergeſſen über die ungeheuere Laſt, die in Deinem Gedächtniſſe liegen muß? Treuloſe, hat er Dich nicht geſucht vom Aufgang bis zum Niedergang? Schrickt er nicht noch, wie ein ſchüchternes Reh, vor jedem rauſchenden Blatt zuſammen? Immer erwartet haſt Du ihn immer getäuſcht. Sein linkes Auge war der Welt und ihrem Treiben beſtimmt. Tauſende ſah' er unter Flammen oder Schwert untergehen, und es blieb trocken, kalt, er wäre ja ſo gern mit ihnen hinabgeſtiegen. Sein rechtes aber ſuchte Dich, und das ſchwamm ewig in Thränen, und dämmerte wie ein flackernd Licht.

Sieh' um Dich, und forſche nach der Gegend, da Du jetzt weilſt! Wachſen in der Mark etwa Palmen, und die rieſige Frucht der Ananas? Siehſt Du dort, wie hier, Dattel- und Feigenbäume, und den zweitauſendjährigen, verdorrten, da unten im Thale? Blick hin, dort drüben vor den Thoren Jeruſalem's, ſiehſt Du Golgatha, den rechten Kreuzberg? Schon läutet es zur Meſſe. Komm, Du blindes Weib, tritt herein in die dunkle Pforte dieſes heiligen Hauſes! Dort unten in der nächtlich

finſtern Höhle, wo Du die Kerzen, wie Irrlichter, leuchten ſiehſt, weſſen Grab iſt dies? Erkennſt Du mich noch nicht? Ich bin Dir fremd? wie? Wahnſinnige? Du haſt mich vergeſſen?

Freundin, einzige Geliebte, willſt Du mich denn ſo allein auf dieſen eiſigen Schollen treiben ſehen? Zerküſſe mit warmem, liebewarmem Munde die winterliche Schneedecke, unter der ich begraben liege. Laß Du einen neuen Frühling um mich aufblühen! Feire mit mir die Wonne der Auferſtehung! Du haſt immer meine Wünſche erfüllt, noch ehe Du ſie vernahmſt, jetzt wirſt Du dieſen leſen, wenn ich ſchon der Erhörung mich zu erfreuen habe.

Es muß doch wahr bleiben, wir Beide bilden ordentlich eine Ariſtokratie der Einverſtandenen, die noch ſtärker iſt, als die der Ueberzeugten. Ich erkläre mich beſtimmter.

Im Einverſtändniß können auch Nichtüberzeugte handeln. Ueberzeugte ſind oft muthig auf eigne Hand, darum aber auch meiſt unglücklich. Die Kunſt des Lebens fängt nicht mit dem Sprechen, ſondern mit dem Hören an. Kommen wir aber endlich doch einmal zur Oeffnung des Mundes, ſo will man von uns weniger Gehorſam, als Beifall. Die Macht, die Tyrannei liebt nicht ſo ſehr den Diener, der aus Eifer handelt, als den,

der ſich überredet ſtellt. Der Egoismus ſetzt zwar nie einen fremden Willen, aber immer eine fremde Meinung voraus. Bis er die Hände ſeines Opfers braucht, wird er ſie gefeſſelt laſſen, den Mund kann er ſich ſchon nicht enthalten zuweilen von ſeinem Zaume zu löſen, wie ſollt' er anders ſein Lob und die Beiſtimmung des Andern vernehmen!

Wie glücklich die Unterthanen doch ſind! Auf beiden Wegen wird immer noch ein wenig Luft und Sonnenſchein in den Kerker unſeres Lebens kommen. Wir billigen, und aus Dankbarkeit macht man das Gehorchen weniger ſchwer. Wir gehorchen, wollen aber nicht billigen, wird man uns dann jenes nicht auch erleichtern, um uns nur zu dieſem zu bewegen! Als Galiläi die Daumenſchrauben und die Schmerzen der Tortur fühlte, ließ er die Bewegung der Sonne um die Erde gelten: ſo oft er wieder frei war, trat er heftig mit dem Fuß auf, und rief: es iſt doch nicht wahr! Warum ſollen es wir nicht ebenſo machen?

Die Herrſcher wollen ihre Forderungen gern für eine Wahrheit, am liebſten für eine Wohlthat anerkannt wiſſen. Darum liegt auch nichts ſo ſehr in ihrem Intereſſe, als jedem ihrer Vorrechte und Gewaltſchritte die Form eines Vertrags und einer den Unterthanen ſelbſt ſchuldigen Verantwortlichkeit zu geben. Man wird nie einen Krieg

beginnen, ohne sich vorher durch ein Manifest der europäischen Meinung, oder auch nur der im eignen Lande versichert zu haben. Die Verfassungen, wie gern sie aus eigner Gnadenfülle und Machtvollkommenheit hergeleitet werden, sollen nach ihrer Abschließung meist dazu dienen, die gleichmäßige Abwägung der Rechte und Pflichten nach den höchsten Gesetzen des Rechtes und der Billigkeit zu bezeichnen, und wie Keiner etwas sein nennen dürfe, ohne das Eigenthum des Andern anzuerkennen. Wie aber Lug und Trug über den ehrlichen Willen immer den Sieg davonträgt, beweisen bis jetzt noch die meisten deutschen Formen dieser Art. Man wird bei ihnen fast an jene Mutter erinnert, die ihren Kindern Pflaumen kaufte, um ihnen die Kerne zum Spielen zu geben, das Fleisch aber für sich zu behalten.

Darum, meine Gute, wo es Dir nur irgend möglich ist, verleite die Herrscher zu Gewaltschritten, befördere die Ordonnanzen, damit wir zu neuen Juliustagen kommen. Stift' an den Höfen, wo du Zutritt hast, Factionen, Camarillen; spiegle den Schwächern das Uebergewicht an Gewalt vor, das die Mächtigeren besitzen, und diesen selbst noch die Kleinigkeit, die Jenen gelassen ist! Ich wette, es muß zu Fortschritten kommen, zu neuen Verträgen, zu Revisionen der alten. Oder kannst Du

glauben, daß in dem Rechte einiger Unterthanen, ihre Abgeordneten zu Landtagen nach der Residenz zu schicken, die Beruhigung für die Zukunft liegt? Begnügst Du Dich für das tägliche, außerlandtägliche Leben mit jenem Schimmer der Habeas-corpus-acte, die Dir die Sicherheit Deines Eigenthums zusagt? gibst Du Dich mit diesen schwächlichen Formen wirklich zufrieden?

Ha, Du Falsche, jetzt erkenn' ich Dich! Also bis zu diesem Punkte, bis zu solchen Fragen, wo ich meine sämmtlichen süddeutschen Freunde schon gegen mich empört sehe, hast Du mich reden lassen, und nun ich eben den Stab über alle Parteien des Tages brechen will, verlässest du mich? Treulose, womit hab' ich das an Dir verdient! Nun hast du mehr als meine Liebe verscherzt, mein persönliches Vertrauen, das Dir sonst in die geheimsten Falten meines Herzens den Zugang nicht verwehrte! Wie werden sie in den Musen von München, Stuttgart, Carlsruhe mich verdammen, mich Deinen ehr- und pflichtvergessenen Freund nennen! wie wird man in den berliner Schachklubbs, auf dem Casino über mich frohlocken!

Wenn man an diesen letzten Oertern noch nicht weiß, daß ich ein Erzscheim von Republicaner bin, so wär' ich ja zu Gnaden wieder aufgenommen. Nenne mich ihnen als einen Radical-

reformer, einen Hunt, ſo haben ſie mich doch noch lieber, als wenn ich irgend einen Anklang an franzöſiſches Leben verrathe.

Um Dir ein Beiſpiel zu geben, wie in Frankreich zu manchen Zeiten auch kein einziges Moment vorhanden iſt, an das ſich das Intereſſe eines preußiſchen Herzens anſchlöſſe, wähl' ich die Lage Frankreichs zu Anfang des verfloſſenen Jahres. Die Deputirtenkammer war damals den franzöſiſchen Patrioten ein Gräuel, ſie lobte Lafayette, um ihn zu tadeln, ſie hatte ſowohl jene Partei gegen ſich, die ſie als Unruhſtifter bezeichnete, als auch die Regierung, die ſie im Einverſtändniß mit dieſer handeln ſehen wollte. Welcher Geſichtspunkt bleibt nun da für ein preußiſches Auge übrig? Die Kammer wird gehaßt, weil conſtitutionelle Formen in Preußen a priori ein Gräuel ſind. Lafayette gilt in Berlin als der lächerlichſte alte Geck, der ſich auf ſeinem revolutionairen Steckenpferde faſt kindiſch gebärdet. Vor Blättern, wie die Tribune, die Revolution, der Nazional ſchlägt man ein Kreuz. Eine Regierung, die einen Odillon Barrot zu ihren Gliedern zählte, die die Affichen der Studierenden billigen konnte, ſcheint das gefährlichſte Beiſpiel. Die Karliſten tadelt man, weil Louis Philipp von den europäiſchen Monarchen als Bruder anerkannt worden iſt.

Nach Jeſuiten hat man, wie billig, keine Sehnſucht, Simoniſten ſind die Preußen längſt geweſen, wie die Allgemeine Zeitung jüngſt berichtet — was bleibt da übrig? vielleicht das ſchöne, erhabene Beiſpiel eines Staates, der frei, unabhängig von den Wirren dieſer Zeit ſein Glück in ſich und ſeinem Könige findet?

O Theure, laß auch uns aus dem Lärm heraustreten, und hinaufſteigen auf einen poetiſchen Hügel. Sollten uns ſelbſt da die Gegenſtände der Politik begegnen, ſo werden wir doch ſo viel Phantaſie beſitzen, uns durch das Rauſchen einer Waſſermühle nicht an die Jammerufe Brot, Brot! erinnern zu laſſen, ſondern nur die ſchäumenden Diamanten des Wogenfalls im Auge behalten.

Wie uns dort aus der Tiefe des Thals das friſche Grün entgegenlacht! Die Sonne beleuchtet die tauſend Thauperlen, als wären ſie Rubinen auf weichem Sammet. Sollte denn der blaue Bach nicht mehr als Kieſel enthalten, und zu einer Edelſteinwäſche ſich eignen, ſo funkelt's um ihn herum! Fließt derſelbe Bach nicht aus dem Schatten des Waldes heraus, als hätt' er da an ſeiner Quelle Geſpräche oder Liebesklagen abgelauſcht, ſo geheimnißvoll thut er, der ſonſt ſo geſchwätzig helle Geſell! Freundin, richt' einmal Dein Auge ſcharf über jenen erſten Hügelvorſprung hinaus, der dunkle

Punkt da in weiter, blauer Ferne, iſt das vielleicht eine Burg? Geliebte, eine Burg? Ohne Burgen kann ich nicht leben, ohne Burgen keine Poeſie und ohne Poeſie kein Leben. Darum erklär' ich mich auch unbedingt mit Walter Scott gegen die Reform, ich halte den Mann für die letzte Stütze der Romantik, er und ſie fallen aber mit den Burgen.

Wenn die Reformbill ſiegt, ſo iſt es mit der Poeſie vorbei. Dieſe braucht die verfallenen Flecken, jene hat ihnen den Untergang geſchworen. Sinkt die Ariſtokratie, ſo gelten auch die Sitze ihrer Väter nichts mehr. Sie ſelbſt wird dann eilen, Meiereien und Fabriken auf ihren Trümmern anzulegen. Die Erinnerung der Vergangenheit — und das iſt alle Romantik — beweiſt für die Gegenwart nichts mehr, für die Gedanken der Zukunft wird dieſe ſelbſt ſorgen. Die Lumpen der Fabrikarbeiter in Mancheſter und Birmingham ſollen künftig die Rolle ſpielen, die bis jetzt nur der Seide und dem Hermelin zugetheilt war. Der Irrthum, daß der Menſch immer ſo groß iſt, als die Scholle Landes, die er beſitzt, iſt jetzt erwieſen. Darum wird mit dem Anſehen des Adels auch ſeine ungeheuere Ländermaſſe zerfallen. Das Bedürfniß iſt jener tribunus plebis, der die neue lex agraria vorſchlägt, da es keinen Senat mehr geben wird, da man weiß, wem es gegolten hat,

wenn gerufen iſt: à bas les hauteurs immesurées! ſo wird ſie ſiegreich durchgehen. Die Art, wenn die freien Güterbeſitzer aufkommen müſſen, wird die ſeyn. Erſt freie Schußgerechtigkeit, man wird in den unermeßlichen Forſten der Ariſtokratie jagen dürfen. Iſt man erſt in ihnen, ſo werden ſie abgetragen, theils zur Feuerung, theils zur Erlangung eines urbaren Bodens, theils endlich zu Scheiterhaufen für all den Tand und Flitterſtaat, den die erſtürmten Burgen enthalten. Mich ſchmerzen die herrlichen Gemälde- und Büchersammlungen, dieſe prächtigen Kupferſtichgallerien, dieſe mit ſo beiſpielloſem Aufwande zuſammengebrachten Schätze; aber in Irland wird der Lärm ſeinen Anfang, in England noch nicht ſein Ende nehmen. Wo ſoll da noch der Sinn für das Schöne, Edle gedeihen! Mordbrenner ſind zwar die beſten Staffagen der Schönheit, wie der Teufel, aber eine Welt voll ſolcher Böſewichter!

Doch ich beſchwöre Dich, Freundin, hör endlich mit ſolchen Schreckbildern auf! Du kennſt die ſchwache Verfaſſung meiner Nerven, und wenn ich über ſolche Ausſichten, wie Du mir ſie da eben gegeben haſt, nicht einmal weinen kann, ſo ſteigert ſich mein Schmerz zu einer Höhe, auf der ich vergehen muß. Du biſt auch ſo ſchonungslos, und deckſt die grellen Seiten Deiner Gemälde ſo

ganz ohne Rückſicht auf! Ich fürchte und zittere für Dich, Du möchteſt Dich beim Verweilen in ſolchen Anſchauungen zu einer Kälte der Empfindung und Grauſamkeit des Gedankens ſteigern, die entſetzlich iſt. Du gehörſt zu jenen gräßlichen Schriftſtellern, die auch Nichts, gar Nichts zeigen, woran man ſie noch als Menſchen, als empfindungsfähige Herzen erkennen möchte! Ich liebe es, und freue mich darüber, wenn der Heuchelei die Larve abgeriſſen wird, wenn ſich die entdeckte Schuld vor ihrem Richter im Staube windet, aber ich wende mich dann ab, und fliehe das grauſame Entzücken dieſes Anblicks. Zeige immerhin den Stachel Deines gerechten Spottes, Du brauchſt ihn nicht einmal zu verhüllen, nur entferne ihn zuweilen, tritt dann mit menſchlich fühlendem Herzen zu dem wehmüthig klagenden Bruder, zu mir, der ich ja an Nichts glaube, als an Liebe und Treue, weine dann in meinen Armen. Selbſt einen Galgen haben die Mädchen in Poſen mit Blumen bekränzt, und Du willſt nicht einmal von Deinen blutigen Dornen geſtehen, daß ſie an dem Stengel ſitzen, auf dem oben ſich eine Roſe wiegt!

Ja, Geliebte! ich hoffe es bei Dem, was Dir nur am heiligſten ſein kann, bei dieſem Gefühle für Recht und Wahrheit, bei dem, was Dich zu ſolchen Anſichten und Urtheilen treibt,

öffne Dein erſtarrtes Herz dem milden Sonnenſtrahle des Friedens. Küſſe mich, Du holder Engel, und ein Frühling von Himmels- und Sternenblumen wird Dir an Deinen Locken grünen. Aus einer Tochter des Haſſes wirſt Du eine Tochter der Liebe werden. Die Hölle dieſer Welt wirſt Du Dir zu einem Himmel machen.

Seligſte, hab' ich Dich jetzt wieder? Mich nenne ewig Dein!

## Zwölfter Brief.

Verehrungswürdige Freundin! Außer vielen erhabenen und ſeltenen Eigenſchaften beſitzeſt Du auch ein kleines Holz, ordentlich ein Kerbholz, worauf Du Dir anmerkſt, welche Poſttage für Dich ohne Sonnenſchein, ohne Briefe von meiner Hand, vergangen ſind. Vergib mir, Du Gute, wenn jetzt die Zahl der Striche ſo ſehr gewachſen iſt. Mir iſt die Zeit des letzten und erſten Mondviertels nie recht günſtig, da laſſ' ich auch jede großartige Unternehmung.

Nun aber will ich wieder mit erneuter Kraft die alte Seefahrt beginnen, meine Liebe verläßt mich nicht, und mit Macht ruder' ich ſchon hinunter weithin nach dem Ende des Stromes, wo

ich die goldenen Kuppeln und die Fenſter hoher Paläſte in dem Wiederſchein ſinkender Sonnenſtrahlen funkeln ſehe.

Daß doch nur das Land der Erinnerung in ſolchen Sonnenfernen ſtrahlt! Daß Nichts hell und glänzend iſt, als was durchlebt ſchon hinter uns liegt! Daß auf der Gegenwart nur die trüben Nebel des Morgengrauens ruhen, und die Zukunft nur eine ſternenloſe Nacht iſt!

Ich gäbe die noch übrige Spanne meines Lebens gern hin, wenn ich jenen Augenblick noch einmal leben könnte, da ich an der Hand einer freundlichen Mutter — ich weiß nicht, was da zu lachen iſt! — an einem heiligen Tage zur Kirche gieng, und die blendend weißen Mauern eines neu erbauten Domes unter Glockenklang im Sonnenlichte ſchimmern ſah. Du biſt in der That zu heidniſch geſinnt, als daß Du bei der Nachmittagsruhe eines ſtillen Freitags an die ferne Heimath Deiner Jugend denken ſollteſt! Für ſo Etwas haſt Du wohl gar keinen Sinn — in die dunkeln Gänge einer Kirche mit Gebet eingehen, dann mit leiſem Fußtritt und pochendem Herzen durch die hallenden, noch leeren Räume treten, vor dem erſten Ton der Orgel zuſammenſchrecken — das iſt Dir Alles unbekannt?

Reiſen willſt Du machen, berühmte Männer von Angeſicht zu Angeſicht ſehen, Dein Stammbuch präſentiren, nach Italien ziehen, Briefe vom Capitol ſchreiben. Ich ſpreche nichts von der weltlichen Klugheit, mit der Du Deine Pläne anlegſt, nur in ſo tiefen Irrthümern Dich noch befangen zu ſehen, ſchmerzt mich. Diesmal biſt Du auch wirklich ſchon auf meinen Widerſpruch gefaßt, forderſt mich auch nicht zur Theilnahme an Deinen Reiſen auf, ſondern verlangſt nur eine Art Programm, das Deine Erſcheinung bei unſern noch lebenden, großen Geiſtern gleichſam einführen ſoll. Fahre denn alſo hin in Deinem trüben Sinne, und ſtreue den Weihrauch, den Du in dem Heiligthume unſerer Liebe hätteſt anzünden ſollen, auf die Altäre jener Götzen! Siehe zu, was Du mit folgenden Bemerkungen ausrichteſt.

Soviel mir bekannt iſt, biſt Du nie verheirathet geweſen. Doch zwingt mich die große Verehrung, die ich für Dich empfinde, Dir abzuſtreiten, daß Du noch Jungfrau biſt. Ich muß Dich nämlich für die Wahrheit halten. Wozu bedarf es neuer Gründe für dieſe Behauptung, da mir die alten noch Keiner widerlegt hat! Die Wahrheit erröthet nicht, ſie iſt im edelſten Sinne ſchamlos. Warum findet man nun in all den tauſend

Schriften, die man mit dem Ehrennamen deutſcher Literatur belegt, Dich nicht?

Aber wo willſt Du denn hin? So bleibe doch! So wie Du nur vom Stande kindlicher Unſchuld hörſt, wogſt und ſprudelſt Du in ſolchen Entzückungen auf, daß mich der ſüße Wahn des Mädchens rührt, der ſich ſo gern in eine Welt hineinzaubert, deren Aequator eine Roſenkette, deren Meridiane Seidenbänder ſind. Wohlan! die Hälfte unſerer Autoren geb' ich Dir auch immerhin unter dem Bilde eines ſchuldloſen Lammes. Ein rothes Bändchen ziert den wolligen Hals, worunter ein ſilbernes Glöcklein im lieblichſten Tone. Gehe hin, und führe es auf die Weide unter Blumen und Klee.

Aber mit der andern Hälfte muß ich männlicher reden. Ich meine die, die über gewiſſe Dinge nur erröthet, weil ſie fürchtet, über ſie wirklich ihre Farbe nicht zu verändern. Sie muß die Tugend lieben, weil ihr ſonſt das Laſter aus tauſend Löchern hervorſehen würde.

Die meiſten Menſchen ſind im Beſitz ſo weniger Empfindungen, die ihnen das Zeugniß ihrer edleren Natur ſichern könnten, daß ſie es auch nicht um einen Schritt wagen, ſich von dem großen Ruhekiſſen zu entfernen. Warum haben unſere Schriftſteller nie einen bleibenden, ſchlagenden Eindruck auf ihre Zeitgenoſſen gemacht? warum ſind

unſere Zuſtände bis jetzt noch immer nicht das Werk unſerer eigenen Entwickelung? weil unſere Wortführer früher nichts Edleres, Höheres empfanden, und als ihre Meinung auszuſprechen wagten, als was unter der Menge der Geringſten Einer nur denken und fühlen mochte. Wenn ein Roß den Sieg in der Rennbahn davongetragen hat, wie kann es auch dann gekränzt werden, wenn es ſich auf die Hinterfüße ſtellt! Manche haben ſich zwar als Verächter ihrer Zeitgenoſſen angeſtellt; iſt es aber nicht die Weiſe der Cokette und Buhlerin durch ſcheinbare Unguſt den begünſtigten Liebhaber nur noch mehr an ſich zu feſſeln? Wo iſt die Macht — vergiß nicht, Du Gute, ich meine nicht den blinden Wahn irend einer ſchwachen Leidenſchaft, eines in ſich ſchon erſtorbenen Irrthums, — wo iſt die ſanctionirte Macht, die zu ihren Füßen je einen Fehdehandſchuh gefunden, von jenen ihr hingeworfen? So ſind z. B. die geheimſten, innerſten Schwächen unſeres kirchlichen Zuſtandes von Tauſenden, die ſich zum heiligen Schlüſſelamt der Feder berufen dachten, erkannt worden. Die Einen ließen einmal zwei Worte davon fallen, und beim dritten gingen ihnen ſchon vor Thränen die Augen über. Die Andern wußten es noch viel beſſer, ſie hüteten ſich aber wohl, es auch nur bis zum erſten Worte kommen zu

laſſen. Darum werden wir noch lange in dem Truggewebe eines gegenſeitigen Vertrages, nichts verrathen zu wollen, fortleben müſſen. Ich kann nicht zwei Schritt auf der Straße gehen, ſo ſeh' ich auf allen Geſichtern ein Siegel, das uns jedes Wort des Lehrers, jede Prüfung eines Obern, jede Einführung in ein neues Amt zur Erinnerung an das Gelübde ewiger Verſchwiegenheit aufgedrückt hat. Recht und Unrecht, Leben und Tod ſind auf dieſen Grundvertrag aufgeführt. Alles iſt verabredet, bis auf den Wink, den der Fürſt dem nachrichtenden Henker gibt.

O ja, man hat ſich mit dem Suchen der Wahrheit beſchäftigt, dabei aber egoiſtiſch genug nur an die Uebung ſeiner Geiſteskräfte gedacht; wie Leſſing, wenn ihm die Wahl frei ſtände zwiſchen der Wahrheit und dem Streben nach ihr, lieber das letzte wollte. Noch mehr, man hat wirklich eine Formel, einen Zauberſpruch gefunden. Wer beſaß nun aber jenen Lebenshauch, daß ſich die Buchſtaben ſolcher Formeln zu dehnen und zu bewegen anfingen, lebendig wurden, immer größer und natürlicher, bis ſie zuletzt als Thaten ſelbſt das ſchwächſte Gemüth faſſen konnte? Und dies lebendige Eingreifen in die bewegten Räume der Wirklichkeit iſt ſo ſehr immer das Wahrere, daß ich, wenn ich in den Himmel Deiner Augen

blickte, aus dem klaren Grunde der Wellenlinien Deines unübertrefflichen Angesichts köstlichere Perlen über Schönheit und Anmuth hole, als aus den Systemen der Weltweisen.

Die Wahrheit ist immer so indiscret, mit den Fingern zu zeigen. Man muß sie mitten auf den Weg legen, damit Jedermann darüber fällt. Meine Beste, so sehr ich die Forderungen achte, die Deine Schwestern an die Welt machen, so sollen doch die Scribenten nicht nur Menschen, sondern auch Männer sein. Das Gaukeln und Schmetterlingswesen, das sie bis jetzt immer verhindert hat, den gehaltenen Ton des Ernstes anzustimmen, sollen sie mit Würde und Adel vertauschen. Nicht mit den Ansichten der Partei kämpfen wir allein — Du natürlich immer mit — sondern mit dem unredlichen Willen, mit der Untreue auf die Dauer eines Kampfes, mit der Dummheit, die sie bei aller Klugheit nicht verbergen können.

Wenn man Männer zum Kampfe ruft, so stellen sich nur Dichter, Schriftgelehrte, Erzieher, Philosophen. Unter ihnen vergißt ein Jeder über eine Welt die des Andern. Mit Recht; denn Alle stehen sie an Oertern, wo sie nicht hin gehören. Der Dichter verehrt den Katholicismus, weil er ohne ihn nicht Dichter sein kann. Der Philosoph verwirft ihn, weil ihn sonst die Nothwendig-

keit der Reformation unerwieſen bleibt. Der Erzieher opfert gern die Idee des Volkes, wenn er nur noch die der Menſchheit behält, ein Anderer hat das entgegengeſetzte Intereſſe. So bildet ſich auf der Oberfläche unſeres Lebens eine Menge kleiner, nicht einmal mit ihrem Umkreis zuſammenſtoßender Cirkel.

Da ich mich heute faſt zum Declamatoriſchen aufgelegt fühle, ſo will ich Dir an den Parteiungen und dem bisherigen Streite unſerer Theologen beweiſen, wie ſich jede Einſeitigkeit an der andern aufreibt.

In einer Legende ſtreiten ſich zwei Kloſterjungfrauen über den Vorzug ihrer Heiligen. Die Eine verehrt Johannes, den Täufer, die Andere den Jünger dieſes Namens. Ueber Nacht erſcheinen die Heiligen ihren Anwälten, und belehren Jede, daß nicht ihr Liebling, der jetzt zu ihnen rede, ſondern der Andere der größere ſei. Am folgenden Morgen hatten ſich nun Beide von ihrem Irrthum bekehrt, nur daß unſere Kleriker das ſich nicht ſo offen geſtehen, und reumüthig um den Hals fallen. Kann es aber etwas Thörichteres geben, als einen Zank über den Anfang oder das Ende eines Cirkels? Den Einen erſcheint Gott in den erſten Anfängen ſeiner Erkenntniß unbeſtimmt, unerklärbar; die Andern erhalten dieſe Unbegreif-

lichkeit zum Reſultat. Die funfzehn Jahre der Reſtaurationsperiode hat man mit ſolchen Mißverſtändniſſen hingebracht, und die geringe geiſtige Kraft, die ſich in jener Zeit entfalten wollte, auf dieſen Streit verwendet.

Ich ſpreche noch immer von den Theologen. Zwiſchen jene Ungereimtheiten ſind ſchon früh Vermittler, Verſöhner getreten. Mit eigenem Ohr hab' ich einen ſolchen Beſänftiger mit dem tönenden Glockenſpiel ſeiner Rede ausſagen hören, daß Chriſtus am Kreuze ſubjectiv geſtorben, objectiv aber nicht geſtorben ſei. Von dieſen Concordienformeln mußt' ich mich alſo bald abwenden, und in Gemeinſchaft mit Deinem zarten Sinne hofften wir auf die Aeſthetiſchen, auf jene Liebhaber des Chriſtenthums, die uns Fragmente aus ihren Jugendjahren geben, wie ſie die Mutter zur Kirche und zum Wiedererzählen der Predigt angehalten, wie ſie vor Wehmuth an heiligen Oertern ſich nicht hätten laſſen können, wie dies Heimathland das Ziel alles wahren Lebens ſei. Wie wir da entzückt waren! welche poetiſche Seligkeit empfanden wir! Nun mußten wir aber doch nach und nach von dieſen rechten Dilettanten auf Chriſtus auch verlangen, daß ſie uns über Wunder, die uns in dieſem Gebiete bei jedem Schritt aufſtoßen, ihre Erklärung abgeben. Gleich waren ſie da mit der Meinung zur Hand, ſo wär' es

eigentlich nicht gemeint geweſen, die Bibel gäb' ein religiöſes Epos ab, das nach richtiger Kunſttheorie ohne Wunder nicht ſein könne, und vor Allem ſei das das Wunder, daß eine ſolche Lehre, wie die chriſtliche, ſich nach Jahrhunderten noch habe erhalten können. Dieſe letzte Ausflucht erinnert mich an einen Hiſtoriker, — thue doch Etwas in Berlin für den Mann, der an ſich ſelbſt unſchuldig iſt: ſie wollen ihm da jetzt arg zu Leibe! — der ſeine chriſtliche Geſinnung nicht für die kleinſte Tugend ſeiner Geſchichtsauffaſſung hält. Er ſoll erklären, wie es mit des heiligen Bernhard von Clairvaux auffallenden Wundern ſtände. Dafür replicirt er, das ſei eben das Wunder, wie ein ſo unſcheinbarer Mann auf die Höchſten ſeiner Zeit mit ſolchem Einfluß habe wirken können, wie er ihn beſaß.

Ich kehre zu den Theologen zurück. Eine andere Claſſe, ordentlich eine Schule, die ſich weit bis in die Schweiz, ſelbſt auf die proteſtantiſchen Inſtitute Frankreichs verbreitet hat, umgibt ſich gern mit dem köſtlichen Dufte evangeliſcher Salbung. Sie hat die Entdeckung gemacht, daß man das Chriſtliche unter jeder Geſtalt verehren müſſe. Ihr ganzes Geſchäft iſt, fremden Glaubenseifer mit Andacht zu beſchreiben, Erſatz für die Forderung, der eignen zu zeigen. Sie ſind duldend,

nachgiebig, sagen sich von denen los, die mit ihnen einerlei Meinung, aber mehr Muth, sie zu vertheidigen, haben. Es fehlt ihnen sogar nicht an Tadel, wenn sie in der Kirchengeschichte, ihrem Hauptfache, auf Märtyrer der Ueberzeugung stoßen. Man erkennt sie an ihrem Schiboleth: seid fromm wie die Tauben, aber klug wie die Schlangen!

Wir Beide wären nun wohl schon so thöricht, und setzten uns mit Marius auf die Trümmer Karthago's, und weineten blutige Thränen. Bietet man uns in Glaubenssachen nicht noch einen Trost an, den absoluten, die Bestrebungen der Speculation um die Wahrheit des Christenthums? Hast Du Knigge's Umgang mit den Menschen gelesen? Chesterfield's Briefe und Aehnliches? Gewiß, es gibt im Handeln eine Lüge, die den täuschenden Schein der Sittlichkeit annimmt? Dieselbe Verschlagenheit hat bei uns im Wissen fast immer gegolten. Die angedeutete neue, jetzt hirt-, aber nicht herdenlose Secte ist auf Kunststraßen zu Lehren gekommen, die sie um so leichter aufopfern wird, je weniger ihre einzelnen Glieder wissen mögen, wie sie zu den symbolischen Büchern, zum heiligen Augustinus, zur Erbsünde und zum Teufel gekommen sind. Der Schein der Ueberredung ist täuschend, aber der täuschendste der der logischen Wahrheit. Und wenn es wahr ist, daß

man ſich ſelbſt ſchon zehnmal belogen hat, ehe man einem Andern nur eine Lüge aufheftet, ſo ſchaudert's mich vor der Tiefe jenes Elends, wenn einmal von einer wunderthätigen Hand den Blinden die Augen ſollten geöffnet werden.

Willſt Du nun dennoch eine Reiſe zu unſern großen Geiſtern machen? Thu' es nicht! Ich beſchwöre Dich, Geliebte, bei Deiner Unſterblichkeit, bleibe dieſen Augenblick an Deinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte! Der Kaiſer und die Kaiſerin wollen Euch ja beſuchen.

Schreibe mir dann doch ein kleines Fascikel Schloßplatzbeobachtungen, von dem Standpunkte jenes niedlichen Galanterieleuchters aus, den die Handlung Quittel und Comp. als Waarenſchild mitten auf jenen Platz geſtellt hat.

Wird man vielleicht das rührende Schauſpiel: Familienliebe auf dem Throne wieder dort auf dem Balcone aufführen? wird ſich der zweiköpfige Adler dem einköpfigen an die Bruſt werfen? Wird der Pöbel Hurrah ſchreien? wird man den Polen ein Pereat bringen?

Als die Kaiſerin von Rußland vor drei Jahren mit ihrer ſtolzen Wagenburg durch die Königsſtraße ſprengte, und ſchon einige Flämmchen der kommenden Generalillumination aufflackerten, ſagte eine Hökerfrau im ſtolzen Selbſtgefühle: Ja, das

iſt auch unſer Kind! Du lieber Gott, ſie meinte damit, daß die Fürſtin innerhalb der Mauern Berlins geboren. So äußert ſich in Preußen die Liebe zum Herrſcherhauſe bei Hohen und Niedrigen. Es iſt rührend!

Aber ich wag' es dreiſt, meine Liebe zu Dir jener an die Seite zu ſtellen! Bis über die Sterne dauert ſie fort! Sollte man uns das letzte Brett der rettenden Hoffnung entreißen, ſo verlaſſen wir dies Gewühl und Treiben, und gehen auf meine Schlöſſer, deren ich in Spanien ſehr viele beſitze. Nur ein kleiner Hügel Erde iſt meine Sehnſucht. Auf oder unter ihm, wenn ich Dich nur in meinen Armen habe.

Du biſt mir ewig lieb, und mit Geſinnungen, für die ich vergebens den Ausdruck ſuche, verbleib' ich unaufhörlich der, der ich ſein werde.

## Dreizehnter Brief.

Geliebteſte, ſollte ſich noch der wollichte Dämon des Unfriedens auf die Gipfel unſeres Lebens legen? Sollte ich noch erleben, daß der Parallelismus unſerer Wünſche und Liebeshoffnungen geſtört werde? Wehe mir, ſchon der abgezogene Gedanke dieſes möglichen Factums drückt mich zu Boden. O und ich möcht' auch dann nicht mehr mein Haupt aufheben, und des Himmels lichte Bläue ſehen, Thränen müßten mir die Friedensſtätte eines Grabes in der kühlen Erde höhlen!

Freundin, fordere nicht Unmögliches! mit Muth und Entſchloſſenheit ſoll ich eingreifen in das Wellen- und Räderwerk unſerer Zeit; ſoll mit der unbeſtreitbaren Größe meines Geiſtes die Welt aus ihren Fugen und Angeln heben, und ein

zweiter Atlas sie auf meinen granitenen Schultern tragen? Meine Arme soll ich ausstrecken, wie zwei Herculessäulen, und den Himmel auf die Erde ziehen? Du willst, ich soll ein Held meines Jahrhunderts werden, Du würdest helfend, schützend, rathend mir zur Seite stehen.

Nicht als setzt' ich irgend ein Mißtrauen in die Kräfte, über die mich eine weise Vorsehung zum Gebieter geordnet hat. Du weißt ja, ich könnte Tausende zu Abgöttern ihrer Zeitgenossen machen, wenn ich ihnen nur ein kleines Theil der Schnell- und Spannkraft meiner geistigen Musculatur durch einen Händedruck eindrücken wollte. Nur sehe ich daran nichts so Unsägliches, wenn ich den Pendel an der Uhr der Zeit in Schwingungen nach meiner Art versetzte! Theure, Du mußt höher stehen, als selbst die Höchsten nach der Menschenmeinung! Hast Du nie mit dem Schädel eines Gottes Kegel gespielt? Aus dem Becher nie Würfel geworfen, die aus den Knochen eines Heiligen der Weltgeschichte gedreht waren? Ich hasse die sogenannten historischen Größen eben so sehr, als den Enthusiasmus, der sich von ihnen entzücken läßt. Nur die friedliche Welt stiller Gemüther kann den schönen Beweis ihrer Unsterblichkeit führen. Bei jedem historischen Factum

ſucht' ich Dir die Pforten dieſer Welt zu öffnen, Du haſt mich aber nie verſtehen wollen.

Warſt Du mir nicht zur Seite, als Cäſar ſein Haupt mit dem blutigen Mantel verhüllte? Drückt ich da nicht die Erinnerung an jene obigen Sätze Deiner Hand mit ſolcher Todeskälte ein, daß Du mich mit einem Marmorblick, in dem eben eine Perle erfrieren wollte, anſtierteſt? Ich riß Dich ja mit Sturmeswehen an die Säule des Pompejus hin, ſchüttete auf das Piedeſtal Tauſende von Münzen, wie einen Berg, auf, und bewies Dir an den ausgeglätteten, verwiſchten Kaiſer- und Königsbildern, was die Menſchen Ruhm, was ihre Eitelkeit Verdienſte nenne. Auf die noch blutbefleckten Steinſtufen zog ich Dich nieder, ſchlang meinen Arm um die Mondhelle Deines Halſes, drückte die Hand auf Deinen ſchwellenden Buſen, weinte Thränen in Deinen Schooß, wie Waſſer über Meeresgrund; dabei bliebſt Du ſtumm, hobſt mich nicht auf, ſtrichſt mir nicht die feuchten Locken von der trüben Stirn, neigteſt Dich nicht zum Kuſſe herab. Dafür umſchlangſt Du jede Statue, küßteſt jedes Schwert, wenn es vom Blut erſchlagener Krieger rauchte, warfſt mir ſogar mit einer eigenen Klugheit meine Sentimentalität vor. Ich verzweifelte über Deine Verblendung.

Inzwiſchen war das ſechzehnte Jahrhundert eingetreten. Unſer irrender Fuß trug uns auf die Höhen der Alpen. Dort zeigte ſich die Diſſonanz unſerer Gemüther aufs Neue. In weiter Ferne hörten wir Glockenklang und leiſen murmelnden Geſang.

»Die Herden ſind's, die der Hirt von den Triften zur Senne führt!« bedeutete ich Dein unruhig forſchendes Aufhorchen.

»Eine Quelle iſt's, oder ein Gießbach, der ſich in's Thal ſtürzt,« ſagt' ich im bittenden Tone voller Hoffnung, Du würdeſt eine Schleife um Deinen Schäferhut binden, und mit mir in den Frieden der Ebene ziehen. Dir aber ſummt es ewig in den Ohren. Du lieſeſt die ſchneeverhüllten Rücken des Gebirges auf und ab, holteſt von tiefinnen Anhöhungen Reiſer und grünes Holz, und zündeteſt an Feuer an, eine ſaulenhohe Flamme. Dann riefſt Du, es gäbe ihnen wieder eine hiſtoriſche Erſcheinung; über Sachſen ſähest Du helle Streiflichter, heute ſiege die Vernunft und der Denkglaube, alle Glocken Europa's feierten ihren Reformationstag. Als Du nun gar von Epochen und Perioden, von neuen Kirchen und prieſterlichen Inſtitutionen anfingſt, da unterbrach ich Dich, Dir in Dein liebes, lichtes Auge ſehend. Der Apfel dieſes Auges war weit von ſeinem

Stamme gefallen. Du sahst mich auch gar nicht. Deine irren Blicke schweiften in der Ferne, und kaum magst Du die Worte vernommen haben, die ich im liebevollsten Tone zu Dir sprach.

»Unvergeßliche, »sprach ich,« merken Sie denn nicht, es ist heute Sonntag. Die Liebe tönt so durch die Weite. Sehen Sie, Fräulein, das sind die Blumen, die ihre Häupter schütteln, Schneeglocken, Tulpen, Hyacinthen. Ist nicht in jedem Augenblicke auf der weiten Erde ein Simultangottesdienst? Ich frage Sie, bedarf es der ehernen Zungen, die hoch von verwitterten Holzthürmen, der Wohnung des Habichts und dem Sitze des Geiers reden? Ach, Verehrteste, wenn hier ein Aug' in Thränen schwimmt, dort ein glücklicher Blick in das blaue Meer des Himmels taucht, wenn ein verirrter Wanderer wieder die geliebte Schwelle der Heimath küßt, wenn durch Rosenhecken die Nachtigall ruft und das treue Geliebte zweier Liebenden klingelt, ja, meine Theure, wenn die Treue am Grabe ihrer Hoffnung Blumen pflanzt, das ist ein Gottesdienst, da die Erde die Kirche und Engel die Priester sind. Wissen Sie nun, warum es läutet und wie Stimmen der Seligen schallt?«

»Ach, Herr Hofrath,« — »sagtest Du damals zu mir — wie gut Sie die Rolle eines Mädchens

ſpielen! Ich glaube faſt, Sie ſetzten ſich unter dieſer großartigen Bergpredigt Gottes hin, und ſtrickten Strümpfe! Kommen Sie, Verehrteſter, bieten Sie mir Ihren Arm!«

Nun riſſeſt Du mich fort über die Höhen des Jura, über die Ströme des Rhone, durch die Thäler der Provence, hinauf auf die Pyrenäen. Mit der Taube in gleichem Fluge, kühn wie die Gems ſtiegen wir in Iberiens Thäler hinab, Du wollteſt jetzt den Sitz der noch immer tönenden Glocken ehren, und wieder einen Helden ſeines Jahrhunderts mitten unter den ſtolzen Trabanten und Monden ſeiner Herrſchaft aufſuchen.

Aber die Scene veränderte ſich. Wir ſahen einen Bettler auf der Landſtraße. Nackt und wahnſinnig warf er ſich uns in den Weg. Was er meinem Ohr vertraute, wollteſt Du Neugierige gern wiſſen. Du bebteſt, als ich es nun war, der Deine Schritte beflügelte, die Ermattete anſpornte. Auf meinen Schultern trug ich Dich in den Kloſtergarten beim Escorial.

Nun wußten wir, wo die Glocken hingen, die wir in Welſchland ſchon hatten läuten hören. Nun ſahen wir die ſchwarzverhüllten Prieſter, die in feierlichem Leichenzuge in das weite Thor der Kirche wallten. Du wußteſt nun, wer in dem Sarge lag, wem die tauſend Kerzen, die köſtlichen

Weihrauchdüfte galten. Die Größe des Jahrhunderts wollte ſehen, wie ſie ſich wohl im Tode ausnähme, und hielt darum ihre Pſeudoexſequien.

Es war Nacht geworden. Die Sterne blieben hinter dem Himmel, der heut' auch zur vorläufigen Probe ſeinen Trauerflor angelegt hatte, verborgen. Ich ließ Dich an den Stufen des Hochaltars neben dem offnen, leeren Sarge, ging auf den Kirchhof hinaus, und ſuchte in den Beinhäuſern Surrogate zur Ironie der Weltgeſchichte. Wie ein von wilden Afrikanern aufgepflanztes Schädelhaus kehrt' ich zurück, warf mein anatomiſches Muſeum neben Dich hin, daß die klappernden Gebeine Dich aus den Träumen über Jahrhundertshelden aufweckten. Mit fließendem Silber füllt' ich die hohlen Schädel. Wie ſchön, wie ausſtudirt verſtanden ſie den proviſoriſchen Leichenzug nachzuäffen?

Jetzt glaubt' ich meinen Zweck erreicht. Statt Stolz hatteſt Du Reue, für Großes Gräßliches gefunden. Du ſaheſt, daß die glänzendſten Thaten dem, der ſie vollbracht, nur ein drückendes Joch waren, daß ſelbſt die höchſtgeſtellten Geiſter das Bedürfniß fühlten, gegen die Maſſe ſich zu vernichten, und in dieſer Troſt und Ruhe zu ſuchen. Ich war ſchon nahe daran zu erklären, daß unſere Reiſe nur eine Satyre, und ihre Beſchreibung

ein Pasquill auf die Zukunft ſei, wollte die furchtbare Antitheſe aufſtellen, daß der Geiſt mit den Waffen Gottes für den Teufel, das Gemüth mit den Waffen des Teufels für Gott arbeite, da griff es Dich wieder mit tollem Entzücken an, und Du deuteteſt mit ernſter Miene auf die dunkelrothe Gluth der über Corſika's klippenreiches Geſtade aufgehenden Sonne.

Schweigend bin ich den Weg gegangen, den Du mich führteſt. Dieſelben Pfade mußten es ſein, die wir vor dreihundert Jahren betreten hatten. Das Mittelmeer ſchien weit über ſeine Ufer ausgetreten, und die Fläche, die wir durchwateten und durchſchwammen, leuchtete purpurroth wie von unzähligen Glühwürmern. Man hätte glauben mögen, es wäre Blut. Auch ſahen wir überall Freudenfeuer, Raketen in die Luft ſteigen. Siegeshymnen ſang man auf allen Wegen. Deine Blicke ſchwangen ſich auf wie Adlerfittiche. Du hörſt von einem neuen Salz, das in Aleſſandria's Thälern bei Marengo geſäet, Du willſt nach dem ewigen Montmartre, dem einen Hügel ſtatt der ſieben. Die Kirche Notre Dame iſt die neue Peterskirche, der Papſt will einen Kaiſer ſalben. Durch Bayonette und Grenadiere drängen wir uns durch. Zu einem Throne hinauf erheben ſich in allmählicher Aufdachung dichtbeſetzte Stufen. All

die ſtolzen Würdenträger der neuen Herrſchaft, Männer, die nach Deinem damaligen Ausdrucke, nach Jahrhunderten ſuchten, deren Helden ſie hätten ſein können, ſtanden um den kleinen Mann, der ſich nun erhob und mit eigner Hand die Krone ſeinem lorbeergekränzten Haupte aufſetzte. Damals hab' ich ihn in jener Stellung gezeichnet.

Ich hab' es mir zum Geſetz gemacht, über dieſen Mann nie die Wahrheit zu verſchweigen, und das, was man ſeine Größe nennt, zu erheben, aber immer nur im einfachſten Gewande. So wie an ihm ſelbſt der graue Oberrock ſehr viel zu bedeuten hatte, ſo ſchildert ihn der am originellſten, der ſich dabei des ſchlichteſten Ausdrucks bedient. Die gewöhnliche Exaltation ſeiner Bewunderer hat nicht mehr Werth, als die Treſſen ſeiner Generale. Ich liebe meine Jugend mehr, als all die Ideen, die ich in ihr einſt haſſen konnte, und jetzt ſchätze. Ich bin ſo ſehr Egoiſt, daß ich ſelbſt meine Irrthümer höher achte, als die Wahrheit im Munde oder in der That eines Andern. Ich habe mich einſt mit einem Dolche gegen jenen Mann ausgerüſtet, und fand es damals nicht lächerlich; jetzt könnt' ich darüber lachen, mag aber nicht, weil meine Handlungen der Heiligkeit meiner Perſon entſprechen müſſen, dieſe mir aber über Alles geht. Schon darum möcht' ich kein Napo-

leon ſein, weil ich um keinen Preis einen Sous-lieutenant hätte abgeben mögen. Ich bewundere an den Titanen der Geſchichte, wenn ſie den Himmel ſtürmen; haſſe ſie aber, wenn ſie größer ſein wollen, als die Menſchen, und ſo verliert auch ihr Unternehmen ſeinen Werth. Wär' ich ein Schriftſteller, ſo würd' ich mit meinem Napoleonshaß ordentlich kokettiren, ſo aber erinner' ich Dich nur an jene wahren, aber glanzloſen Worte, die ich bei jener Krönung ſprach: »der Mann da ſucht ein Pferd, und reitet drauf.«

Du ſchienſt darüber entrüſtet, und gern ließ ich Dich unter den Generälen und Marſchällen ſtehen, bei denen Du mit dem Wechſelſpiel Deiner Schönheit und Bewunderung für ſie nur Glück machen konnteſt.

Seitdem ſind wir lange getrennt geweſen. Jetzt, nun Du Alles durchgemacht, und der Zufall uns wieder zuſammengeführt hat, willſt Du eine andere Saite berühren, dieſelbe, die ich bei unſeren Wanderungen durch die Weltgeſchichte vergebens klingen ließ. Jetzt beſchwörſt Du meinen damals verſchmähten Glauben an die ſtille Heimlichkeit des Daſeins, ſprichſt von Spaziergängen im Scheine der Abendſonne, willſt mir zu Gefallen Blumen und Steine beleben, um mit ihnen Dich zu verſtändigen. Dieſe Täuſchung iſt um ſo

ſchmerzlicher, je näher Du jetzt dem Ziele zu ſtehen glaubteſt. Unſere Anſichten divergiren noch immer.

Gemüth und Verſtand theilen ſich in Regimente der Welt. Beide Elemente ironiſiren ſich wechſelſeitig. Daſſelbe Feuer, an dem ſich die Unſchuld ihre Suppe kocht, verzehrt als gierigleckende Flamme Städte und Wälder. Die andächtige Spannung der Gemüther, die Glaubensinnigkeit kindlicher Seelen ſtellt ſich neben Dragonaden und Auto da fés im unzertrennlichſten Vereine. Die Menſchen bilden ſich ein, wenn es ihnen einmal warm und heiß in dem blauen Ringe unterm Auge wird, ſo müßte auch die große Schlange den Schwanz ihres weltgürtenden Ringes loslaſſen, und ſich Alles auflöſen und geſtalten nach der flüchtigen Empfindung ihres Herzens. Dies germaniſche Princip der Geſchichte haß' ich, ſeit ich einen deutſchen Kaufmannsdiener, der zehn Jahre in London gelebt hatte, und ſechs neuere Sprachen verſtand, auf dem Dampfboote zwiſchen Mainz und Cöln ein hundert und eilf Mal verſichern hörte, nein, er beſäße zu Dieſem oder Jenem doch viel zu viel Gefühl! Ueber Thaten kennſt Du längſt meine meine Anſicht, aber ſie können doch noch für meinen redlichen Willen ſprechen, wenn eine böswillige Anklage dieſen in Frage ſtellt. Wie aber meine Empfindungen? ſie, die meiſt immer ver-

kannt werden, können ſich nicht vertheidigen. Und doch will meine menſchliche Natur auch in dieſem Falle befriedigt ſein. So muß ich entweder unſäglich unglücklich ſein, oder unſäglich haſſen, und Beides kann mir nicht erwünſcht kommen. Darum halt' ich mich unabhängig von meinem Herzen und fern von den Köpfen Anderer. Die beſte Lebensregel gibt ſchon Horaz: Pflücke den Tag!

Wenn ſich die Menſchen für ein auserwähltes Geſchlecht halten, ſo kann man den Gedanken erhebend nennen. Aber er iſt nur ein Wahn, wenn man die Wege anſieht, auf denen ſie zu jenem Stolze kommen. Auch mich entzückt es, wenn ſie vorgeben, Hohes und Himmliſches begreifen, das Zarteſte und Lieblichſte empfinden zu können. Was kann ſchöner ſein als Ehre, Vaterland, Tugend! Aber miſche Dich des Sonntags unter die Spaziergänger vor dem Thore. Betrachte die Angſt, mit der ſie ihre Hörner am Kopfe, den langen Schweif hinten verrathen glauben. Zuweilen denken ſie ſelbſt nicht mehr daran, und fühlen ſich dann durch die langgeſtreckten Formen ihres Schattens an die ſchmeichelhafte Geſtalt ihres Körpers erinnert. Auf die Fähigkeit, zwei Schritte gehen zu können, thun ſie ſich etwas zu Gute. Ein Bettler mit eiternden Wunden ſtreckt die dürre Hand aus, und verſpricht für einen empfangenen

Heller ordentlich die Seligkeit des Himmels. Der Geber glaubt es auch, und recht im Gefühle ſeiner guten That iſt er faſt ſtolz darauf, das zukünftige Heil nicht ohne gerechte Anſprüche zu erlangen. Man hat einen Menſchen aus dem Waſſer gezogen, man hat einem Hängensluſtigen den Strick abgeſchnitten, man hat ſich der Bürgermedaille verdient gemacht, in ſeinem Amt ergraut, wird man ein Jubelſenior, alſo muß der liebe Gott unbedingt ſein Himmelreich öffnen, gerad' als wenn Petrus nicht einmal ſeinen Schlüſſel verdrehen oder verlieren, als wenn Gott nicht das Inſtitut des Himmels gänzlich abſchaffen könnte! Ich habe mir vorgenommen, ein Silhouetteur zu werden, und Reiſen durch die Welt zu machen. Welche Wolluſt, wenn mir die Menſchen ſitzen, und ein Jeder für ſeine ſechs Kreuzer auf drei Minuten ſich einbildet, ein Mäcenas, ein Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften zu ſein!

Zum Schluß noch die Frage, ob nicht der gräßlich-ſchönſte Gedanke die Idee eines Kindes von etwa ſechs Jahren iſt, eines Kindes, das in dieſem Alter ſchon toll iſt?

Im Frühjahre wird die Propaganda losgelaſſen. Es iſt ein Fingerzeig des Schickſals, daß man aus Preußen dazu 30,000 Dolche bezogen hat.

Zuletzt grüße Dich noch der Engel Friedensgruß, Geliebte! Was ich hoffte, iſt bald vollendet. Eine Brücke, feſt wie Erz und Marmor, bau' ich zwiſchen unſere Herzen. Die Geiſter der Liebe werden das Werk meiner Hände fördern. Aus Blumenduft und zarten Irisfarben ſollen die Bogen gezogen ſein.

Sonſt bleib' ich, wenn Du meine Heloiſe biſt, immer Dein Abälard.

## Vierzehnter Brief.

Erinnerſt Du Dich wohl noch einer Uebung, Theure, die ich einſt eifrig mit Dir anſtellte? Unbewußt kommſt Du jetzt wieder darauf zurück, Du wirſt Dich freuen, wenn ich Deine Gedanken bis auf jenen Quellpunkt der Freundſchaft hinführe.

Eben ſo ſchön als wahr haſt Du die diſſonirenden Verhältniſſe der Weltharmonie nach Deiner großartigen Kenntniß des Contrapunctes auseinandergeſetzt. Selbſt Beruhigung für die wechſelnden Erſcheinungen des Lebens muß eine Anſicht gewähren, die die Wahrheit alles Schönen und Edeln erſt in dem Streite anmuthiger und mißfälliger Formen, der Liebe mit dem Haſſe findet, die an einem Gott nichts Ehrfurcht- und Andachterweckendes findet, wenn er nicht ebenſo einen Teufel zu

einem ſeiner Perſon freilich ausgeſchiedenen, ſeiner Idee aber integrirenden Beſtandtheile anerkennt.

Nun aber die Erinnerung. In jener Zeit, als die Liebe noch wie mit ſüßem Kindeslallen an der Wiege unſerer Jugend ſtand, brachte ich Dir wohl öfter dichtbeſchriebene Blätter, ſcheinbar in ungebundener Rede, die ich Dir zum Binden in gereimte Sträuße aufgab. Wie freuten wir uns, wenn Du bis auf Reim und Maßbewegung das in Proſa aufgelöſte Original wiederherſtelltest! Auf der lateiniſchen Schule hatt' ich dieſe Kunſt von einem Lehrer gelernt, der einem Schüler Apollo's freilich wenig ähnlich ſah.

Solche Turbatverſe ſind alle Dinge unſerer irdiſchen Anſchauung. Gott ſitzt auf ſeinem Throne, und ſpielt auf der Harfe, deren Saiten Himmelsſphären ſind, die Harmonie der Welt. Jede Blume, der Kryſtall, ein leuchtender Edelſtein ſind die zerworfenen Glieder eines großen Gedichts. An ſich nur einzelne Worte, ohne Zuſammenhang, auch ohne Sinn und tonlos; wem es aber gelingt, ihre erſte Fügung, wie ſie der Dichter oben einſt geordnet hat, wiederzufinden, an deſſen Ohr mag es wohl wie himmliſche Sphären klingen.

Du wirſt mich fragen, ob der Dichter den Dichter, oder der Philoſoph ihn beſſer verſtünde? ob ein kindlich Gemüth in Einfalt mehr ſähe, als

der Verſtand der Verſtändigen? ob ein Mädchen, das ſich eine Roſe bricht, die Lieder, die in der göttlichen Blumenſprache gedichtet ſind, beſſer vernähme, als der Sänger eines weſtöſtlichen Divans?

Die Stellung mancher Fragen deutet ſchon oft auf die kommende Antwort. Laß Dich aber dadurch nicht beſtimmen, mein Urtheil ſchon für entſchieden zu halten.

Den Begriff des Menſchen hat man ausgekleidet bis auf die nackte, natürliche Unſchuld. Die Menſchen ſelbſt bleiben dabei ſo verhüllt, wie ſie es bisher waren. Wenn ich Gelüſt in mir fühlte, auch meinerſeits der Menſchheit den Rock aufzuheben, ſo würd' ich mich über mich ſelbſt ärgern. In der That, ſchon aus Grundſätzen der Kunſt, geht mir Nichts über den Reiz des Verhüllten, wenn ſich zumal naſſe Gazegewänder ſo recht ſchimmernd an die roſenfarbenen Glieder anſchmiegen. In das Reich der Gedanken haben die Empfindungen unſerer Dichter und beſonders der dichtenden Philoſophen eine ſolche aufgeſtreifte prüde Unſchuld eingeführt, daß mir ſeitdem die ganze Welt nervenſchwach und ſomnambül vorkommt. Iſt es nicht lächerlich, zu modiſchen Cravatten, Frack und Manſchetten vorn einen mächtigen Blumenſtrauß zu ſtecken? Welche Inconſequenz, Niemand glaubt an den Teufel, und Alles iſt Allen

voller Engel! Die alten Herren, die unſere deutſche Philoſophie und Poeſie gemacht haben, kann ich mir nie ohne Perrücken und Puder denken. Welch ein Anblick, wenn ſie immer die Hand ans Herz legen, wenn ſie bei jeder Blume auf ihre dicken, rothen Wangen Thränen rinnen laſſen! Jakobi hat dieſen Entzückungen durch ſeine Lehre von der Unmittelbarkeit eine höhere Weihe gegeben. Ich beiße mir an den hölzernen Definitionen einer Wolff'ſchen Metaphyſik noch lieber die Zähne aus, als daß ich an jenes endloſe Küſſen gar meine Lippen verliere.

Du ſiehſt nun wohl, daß ich den Stein der Weiſen höher achte, als jeden Ritt ins romantiſche Land. Ich habe Hegels Tod am ſchmerzlichſten empfunden, und hoffe, wenn nicht ſein Nachfolger, doch ſein größter Verehrer zu ſein.

Man will bei Euch die Statüe der Minerva wieder in die öden Hallen Eurer Akademie einführen. Zu dieſer Feierlichkeit haſt Du mich eingeladen, ich werde nicht ausbleiben; denn die Formeln, mit der die verſtoßene Tochter in ihr Erbe wird eingeführt werden, müſſen ergötzlich ſein. Wenn im Saale bei den Worten: und ſomit iſt die philoſophiſche Claſſe der Akademie wieder eröffnet! Jemand nieſt, ſo bin ich es.

Eure Akademiker glichen vor einiger Zeit jenem Manne, der, um den Feind nicht durch die Thür des Hauses eindringen zu lassen, lieber das ganze Haus abriß. Ein Narr zündete einen Wald an, um sich zwei Eier zu kochen; Jene gaben dazu das extreme Gegenbild. Man weiß, daß die beste Art, sich der Könige zu entledigen, die Abschaffung des Königthums ist, darum wollte man lieber die Philosophie aufheben, als einem Philosophen dieses oder jenes Namens seine Verehrung zuwenden. Zu Fichte sagte man einst: Theurer Fichte, nur noch zwei Stimmen, und Sie wären Einer der Unsrigen gewesen! Zu Hegel sagte man: Verehrter Herr Hegel, wir hätten's uns für eine Ehre geschätzt — **mais la philosophie n'existe plus.** Jetzt ist nun dieser gestorben, oder wie F. Förster sich ausdrücken würde, er sitzet zur Rechten Gottes, was steht da noch zu fürchten? Der Convent decretirt das Dasein Gottes, die Philosophie ist wieder Facultät der Berliner Akademie, und das Zweigespann des preußischen Pascal und des preußisch-christlichen Sokrates ihre Heroen.

Du hegst die Besorgniß, alle Dinge im Himmel und in Preußen seien nun ausgedacht. Aber Hegels Einfluß war doch nur unwesentlich im Preußischen, der Organismus des Landes und der Regierung ist noch immer Fichtisch. Fichte hat eine

tiefere, mehr auf Grundlagen gebaute Stellung zum preußiſchen Staate gehabt. Hegel hat dem Gerüſt zwar erſt die Krone aufgeſetzt, doch nach abgehaltener Baurede muß man ſie wieder abnehmen und mit Schornſteinen erſetzen. In friedlichen Zeiten mag der Staat die Eitelkeit beſitzen, ſich ſogar in einem philoſophiſchen Syſteme wiſſenſchaftlich conſtruirt zu ſehen. Im Augenblick der Noth ruft man aber jene kräftigeren Naturen wieder auf, die mit Rath vorangehen, dann ſelbſt Hand ans Werk legen, wenn der Feind vor den Thoren iſt, Schanzen aufwerfen, und ſich als Landſturm auf die Pike legen.

Fichte kann die Folgen nicht geahnt haben, die ſeine Beſtrebungen für das Wohl des Staates, der ihm einſt Schutz und Sicherheit gewährte, dort nach ſich gezogen haben. Die ſchroffe, nüchterne Manier des Boruſſianismus iſt die den allgemeinen deutſchen Zwecken meiſt ſo feindſelige Conſequenz eines Syſtems, das ſich an ſeinen Namen am paſſendſten anſchließen läßt. Unter ſeinem leitenden Compaſſe hat man dort eine Welt entdeckt, die tiefer begründet ſein will, als die gemeine Wirklichkeit, aber auch höher liegen ſoll, als die Geſetze der Vernunft. Ich will Dir die Beweiſe nicht ſchuldig bleiben.

Die Traumbilder ſchönerer, glücklicherer Zeiten, die Hoffnungen für Menſchenwohl und Völkerglück ſpiegeln ſich nie reiner, als in den klaren, unverdorbenen Gemüthern der Jugend. Welcher für das hohe Ideal der Menſchheit Begeiſterte hätte ſeine Lehren und Ermahnungen den ſchwachen, gefangennehmenden Vorurtheilen des Alters gepredigt? Von Lykurg bis Peſtalozzi ließen ſie Alle die Kinder zu ſich kommen, denen die Verheißung des Himmelreiches ſchon auf Erden gewiß ſchien. Als Erzieher lernt auch der ärgſte Pedant ſchwärmen. Man hat oft ſolche Bildner wie Kirchenräuber betrachtet, die aus den jugendlichen Heiligthümern durch ihr methodiſches Einprägen und Eindrücken die ſchönſten Gefäße, Natürlichkeit, ungekünſtelte Empfindung ſtehlen, und oft mit Recht. Aber Fichte ſuchte der jugendlichen Seele auch das Treiben der äußern Welt verſtändlich zu machen, und dieſe Abſicht rechtfertigt ihn, wenn aus den kleinen Stämmen der großen preußiſchen Baumſchule freilich nur die Enthuſiaſten des preußiſchen Cocardennationalismus geworden ſind. Konnten die Anhänger ſeines Syſtems ahnen, daß die Zeiten und Intereſſen der Befreiungskriege von den Forderungen des Zeitgeiſtes funfzehn Jahre ſpäter ſo ſehr verſchieden ſein würden? Der Grundſatz der öffentlichen Erziehung bleibt richtig, nur kann

die Thatſache jenes preußiſchen Radicalübels dadurch leider nicht ungeſchehen gemacht werden.

Du kennſt den Schaden, aber es iſt gut, ſich ihn recht deutlich zu machen. Der öffentliche Geiſt in Preußen bricht ſich in drei Fulgurationen: Die Beamten oder die Altpreußen, die Geiſtreichen oder die Cavaliere und Liebhaber des preußiſchen Staates und endlich die ſogenannten preußiſchen Liberalen. Der Schlüſſel dieſes harmoniſchen Dreiklangs iſt die Erziehung, wie ſie war und noch iſt. Die erſte Claſſe bildet ſich durch die vaterländiſchen Erinnerungen, ſie iſt die ſolideſte Grundlage des preußiſchen Syſtems; faſt anziehend, wenn man ſie in ihrer Seligkeit gewähren läßt; unerträglich, wenn ſie in einen Kampf mit fremden Anſichten geräth. Das Herz dieſer Patrioten ſchlägt für Friedrich Wilhelm ſo rein, wie es nur eine Braut verlangen könnte. Wenn einem Gliede der königlichen Familie die Naſe blutet oder ein Ohr ſauſt, ſo ſind ſie traurig, und ſehen ſich einander bedenklich an. Ließe ſich ein Prinz eine Gemahlin aus dem Reiche der Irokeſen kommen, die Patrioten kämen zu keinem Gaſtmahle zuſammen, wo nicht der indianiſchen, ſchwiegervaterlichen Majeſtät ein entzücktes Hoch gebracht würde. Es iſt liebenswürdig, man möchte Thränen vergießen. Die Schulen erhalten dieſen Sinn, vaterländiſche Er-

innerungsfeſte beleben ihn, die Frauen machen ihn poetiſch. Wir haben hier ein Gedicht, ein Epos der Ueberzeugung. Welche Stellung dazu Fichte einnimmt, könnt' ich aus meinem eignen Leben beweiſen. Meine erſte Jugend fällt in jene Zeit, wo die preußiſche Regierung ſo ſehr Kind wurde, ſich vor Kindern zu fürchten. Wenn wir einſt auf dem Exercierplatze bei Berlin vor Hoheiten und Majeſtäten Uhren und dergleichen Habſeligkeiten von weit über hundert Fuß hohen geſchälten Fichten herunterbrachten, wie konnten wir da gefährlich werden? Es iſt wahr, wir glaubten an ein freies, unabhängiges Leben, aber die Jugend iſt nie folgſamer, als wenn ſie unter dem Schein vollkommener Willensfreiheit erzogen wird. Ich kenn' einen jungen Seiltänzer, der ſein Gewerbe längſt verflucht hat und vergebens den Schutz der Obrigkeit gegen die Tyrannei ſeines zwingenden Vaters nachſucht, aber er iſt der beſte Freund ſeines Deſpoten und ſeines halsgefährlichen Gewerbes, wenn ihm der rauſchende Beifall einer verſammelten Menge gezollt wird. Es iſt noch mehr wahr, wir traten in die Burſchenſchaft, ſubſtituirten in unſern Liedern ſtatt Landesvater Vaterland, wir declamirten viel vom Nibelungenhorde, der im Rhein läge, von der deutſchen Kaiſerkrone, aber wer unter uns hätte ſie nicht Friedrich Wilhelm dem Ge-

rechten zukommen laſſen? Es iſt wahr, wir ließen uns einen längern Bart ſtehen, als der militäriſch gut gethan wurde, war das aber ein Grund, die angeblich hölzernen Urquellen dieſer Begeiſterung abzubrechen, die ſandigen Laufgräben in der Haſenhaide zu verſchütten, jenen herrlichen Irrgarten ebenda zu zertreten? Die Freiwilligen, die Lützow'ſchen, die Turnenthuſiaſten ſind Preußens feſteſte Grundlage; konnte irgend ein anderes deutſches Territorium ihrer Begeiſterung größeren Spielraum geben? Wenn ſo ein purificirter preußiſcher Demagog es bis zu einem Oberlehrer etwa in Märkiſch Friedland gebracht hat, ſo ſchreibt er als Ritter des eiſernen Kreuzes noch nach den Julitagen ein kleines Gemälde der großen Völkerſchlacht bei Leipzig, als Zeitgemäßeſtes. Ein Arndt, der den Franzoſen vorwerfen kann, daß ſie nicht wie wir germaniſchen Blutes ſind, iſt in den Burſchenſchaftstrümmern der preußiſchen Univerſitäten noch immer der Prophet und Geſalbte. So ſehr ich Dich, meine Theure, als Ritterin des Louiſenordens verehre, und die Nadelſtiche ſegne, mit denen Du den erblindeten preußiſchen Kriegern das himmliſche Auge der Wehmuth und des gerührten Dankes öffneſt, ſo hat es doch immer Händel gegeben, wenn meine Collegen nicht nur mit 13 und 14, ſondern ſogar mit Anno 6 anfingen, und von

Louiſe, Thusnelda's Kinde und der einſam blühenden Roſe ſangen. Alſo das Preußenthum kann gar nicht untergehen, denn die Sentimentalität geht nie aus. Nein, auch das iſt nicht Grund; die Regierung dürfte nur die Empfindungen des Herzens verbieten, ſie würden dennoch ein Organ finden, mittelſt deſſen ſie ihre Geſinnungen an den Tag legten. Es geht in Preußen, wie in einem alten Mährchen, wo die Feinde des tugendhaften Sultans, ſelbſt wenn ſie ihn ſchmähten, verdammt waren, nur ſein Lob auszuſprechen. Und wenn ich nun, edler Fichte, deinen verklärten Geiſt anrufe, und meinen Zeigefinger freundlich drohend gegen deinen Schatten erhebe, ſo hörſt du von mir lieber, daß du der Vater dieſer Dinge biſt, als von der Mainzer Centralcommiſſion, daß du es nicht biſt!

Die zweite Claſſe ſind die königlich preußiſchen Staatsnarren, die in Preußen, Gott weiß, was, verwirklicht ſehen. Den Kennern der deutſchen Literatur kann es nicht fremd ſein, daß der Fichteſchen Lebensanſicht die Steffens'ſche ſich gegenüberſtellt. Sollte Steffens wirklich den Hegelſchen Lehrſtuhl erhalten, ſo iſt dieſe zweite Claſſe nach einer gewiſſen hiſtoriſchen Typik ſogar mathematiſch richtig bewieſen. Die tieferen in der Burſchenſchaft genährten Ideen über Volksthümlichkeit,

Einfluß der Religion auf die Individualität der Völker, über die Nothwendigkeit gewiſſer theokratiſcher Lebensformen, gehören hierher. Du weißt, ich war einmal ein leidenſchaftlicher Verehrer dieſer Anſichten. Du tolles, unruhiges Weib, nannteſt mich damals einen Quietiſten, und wollteſt mich ſtricken lehren. Auf einer Reiſe wollt' ich Dir die Beweiſe vorbringen. Wir durchſtrichen die deutſchen Gauen, gingen immer nur Flußgebieten und Bergrücken nach, ſuchten und forſchten nach den natürlichen Gränzen der einzelnen deutſchen Staaten. In den tiefſten Gegenden lauſchten wir, ob wir nicht wo die Quellen der ſogenannten alten Naturempfindung ſprudeln hörten. Springruthen legten wir des Tages wohl zu hundert Malen an, ob uns nicht wo die ſogenannten hiſtoriſchen Bedingungen wie Erz und Silber entgegenblinkten, aber die Brüſte der Mutter Natur waren ſchlaff und ausgeleert. Mitten unter duftigen Rebenhügeln, unter winkenden, dunkelblauen Trauben lagen ihre Söhne. Es iſt wahr, die Glocken läuteten zur Kirche, es war ein ſchöner Sonntagsnachmittag, ſie hielten alte und neue, Paul Gerhard'ſche und Witſchel'ſche Geſangbücher unterm Arm, aber, wie in der norwegiſchen Heimath unſeres Ideenmentors, waren ſie berauſcht von einem Trank, deſſen Namen ich in Deiner

Gegenwart vergebens ſuche. Himmel, damals ſprang mir Etwas im Kopfe über, und ſeither waren wir geſchworne Republicaner.

Die Mathematiker mühen ſich mit der Quadratur des Cirkels ab, jene ſublimen Theoretiker mit der Centraliſation eines Vierecks. Sie ſuchen den Mittelpunkt des preußiſchen Staates, ſie glauben ihn in Dieſem oder Jenem gefunden zu haben. Der Kampf des Mechenismus und Organismus in der Politik iſt ihnen für Preußen durch den Sie des letztern entſchieden. Wir wollen abwarten, wie ſich ihre Illuſionen aufdecken, wie die nackte Wahrheit einſt ſprechen wird.

Der preußiſche Liberalismus wird von Raumer repräſentirt und Hegel iſt ihm ſehr verwandt. Man lieſt mit Theilnahme die fremden Zeitungen, und wagt Einiges für Preußen zu hoffen. Man hört nicht ungern die Vorleſungen des Profeſſors Gans und lieſt mit Vergnügen Börne's und Heine's Schriften. Die Faſhionables von Berlin laſſen ſich heimlich Maltitzens Pfefferkörner zuſenden, auch ſpricht man hier und da noch ohne entſchiedenes Urtheil, von den neuerdings erſchienenen Briefen eines Narren an eine Närrin, die ich Dir beiläufig empfehle. Nur wird an allen dieſen Richtungen eines freiern Geiſtes nicht der Inhalt, ſondern nur die Form beachtenswerth gefunden;

mißfällt die letztere, so iſt jener völlig verloren, ſtatt daß umgekehrt die Wahrheit die Schwäche ihres Organs entſchuldigen ſollte. Zu den preußiſchen Liberalen rechnet man Juden, als äußerſte Linke, den Handelsſtand als Centrum, die gemäßigtſten ſind junge Beamte, Juriſten und einige vom Militair. Hegel gehört in dieſe Kategorie; nicht ſo ſehr durch ſich ſelbſt, als durch ſeine Schüler. Obſchon Raumer von ihm ziemlich entfernt ſtand, ſo kann man doch ſagen, daß Hegel die Doctrin des preußiſchen Liberalismus mit Ueberzeugung in ſeiner Art a priori conſtruirte, Raumer überſetzt ſie ins Altpreußiſche, Gans ins Franzöſiſche. Dem Letztern magſt Du vorläufig ankündigen, das ausländiſche Deutſchland würd' an ihn eine Adreſſe richten, und ſich über ſeine Stellung zu den politiſchen Anſichten ſeines Meiſters eine Erklärung ausbitten. Nicht nur das Vaterland, ſondern auch das Publicum hat ein Recht dazu.

Wie ich aber heut nur zu den Philoſophen komme! Die Philoſophie wird nicht aufkommen, wenn nicht die Reſtauration wieder eintritt; die Reſtauration tritt aber nicht ein, und ſollten wir leeres Papier ſtatt Journale verkaufen. Käm' es aber doch noch zu einem Flor der deutſchen Philoſophie, ſo wollt' ich den Hegelianern in die Flanken fallen, aber nur zum Spaß. Die Hegelſchen

Schüler haſt Du ſehr gut mit Inſtrumenten verglichen, die nur auf eine beſtimmte Anzahl Muſikſtücke geſetzt ſind. Von der Geſchichte der Philoſophie wiſſen ſie nicht mehr, als ihres Meiſters drei Stellungen zur Objectivität, die Philoſopheme, die wir Beide ſchon vor Jahrtauſenden lehrten, kennen ſie gar nicht.

Die harte Nuß des Nachfolgers iſt noch immer nicht geknackt. Sollten denn die ſtändiſchen Zuhörer aus Nro. 8, Herrn Wilhelm Beer an der Spitze, noch nicht reif ſein? Wie iſt's mit Herrn von Henning, Hegels von Staatswegen berufenem und verordnetem Hermeneuten und Dolmetſcher, zugleich auch ſeiner militäriſchen Sauvegarde erſtem Flügelmann? Hat Herr Michelet mit ſeiner demonſtrirenden linken Fauſt ſich noch nicht Nachdruck genug gegeben? O, bitte, verſchweig' mir Nichts!

Um aber von Etwas Anderem zu ſprechen, Du willſt Lieder herausgeben, Wanderlieder, unter dem Titel einer fahrenden Jungfer. Nur eile damit, ehe ſo etwas aus der Mode kommt, und recht perſönlich, rath' ich Dir!

Und nun ſeh' ich, iſt auf dieſem weißen Bogen ſchon wieder die Nacht mit ihren ſchwarzdintenen Rabenfedern gezogen. Der Wächter ruft auf der Zinne. Die Stunde des Scheidens hat

zum Schlagen ſchon angerückt. Noch einmal, Geliebte, lüfte Deinen Schleier! Hörſt Du, da oben auf dem Balcone! Du ſchönſter Stern der Nacht, wann wirſt Du mir wieder aufgehen? Fahre wohl! Der Kalender unſerer Herzen wird uns Kunde geben, wann ſich unſere Bahnen wieder durchkreuzen. Fahre wohl!

## Funfzehnter Brief.

Schon an die Herausgabe des Geiſtes Deiner ſämmtlichen Werke denkſt Du, und haſt dieſe ſelbſt noch nicht geſchrieben. Wenn es Dir nur um jene Quinteſſenz zu thun iſt, ſo brauchſt Du ja dieſe nicht zu verfaſſen, viel weniger ſie zu veröffentlichen. Du vergiſſeſt, Liebe, daß man den Duft des Samenſtaubes ohne die bergende Hülle der Blumenblätter nicht geben kann.

Dieſe Deine Abſicht bietet mir ſechs Haken dar, woran ich einige moraliſche Redensarten, eine Verwunderung, eine Ermahnung, zwei Rührungen, eine Invective und eine Satyre, vielleicht auf die Männer, vielleicht auch auf die Frauen, aufhenke.

Mit Deinem Geiſte willſt Du ein ruhmvolles Muſter literariſcher Beſcheidenheit geben; weißt

Du aber auch, daß wenn Du die Menſchen ehren willſt, ſie Dich für ſonderbar halten werden? Die Gewöhnlichen laſſen ſich nur nach einer Durchſchnittsrechnung behandeln, ſie können zwar Stolz nicht, aber auch Beſcheidenheit nicht ertragen. Die Großmuth iſt ihnen jenes ſanfte Joch; denn der großmüthige Sieger iſt immer ſo edel, den Beſiegten ſeine Unterwerfung nicht fühlen zu laſſen! Lern' hieraus noch einige praktiſche Regeln!

Unter allen Blößen, die ich geben könnte, wäre die größte, ſie einzugeſtehen. Du hältſt die Aufrichtigkeit für die ſchönſte Tugend, aber die Tugend iſt nur da, um von Schelmen benutzt zu werden. Ich habe lieber, daß mich die Menſchen mit ihren Vorurtheilen verdammen, als daß ſie mich loben und betrügen. Schier Dich um nichts, Beſte, tritt handfeſter auf, nimm kein Blatt vor den Mund, wirf mit Grobheiten um Dich. Sie küſſen Dir die Hand, wenn ſie von Ohrfeigen ermüdet iſt. Darum gib keinen Geiſt aus Deinen Schriften! Wer dankt Dir die Mühe, die Du auf das Zurückbehaltene verwandt haſt? ſie werden ſelbſt Deinen redlichen Willen, noch mehr die Mühe des Sichtens und Ausſcheidens verkennen.

Mit Deinen noch nicht geſchriebenen Werken kommſt Du mir vor, wie Adams Lende und in ihr die Präexiſtenz des allgemeinen Menſchenge-

ſchlechts. Der Gedanke iſt nicht lächerlich, ſondern grauſenhaft. Vor den geheimen Werkſtätten noch nicht ausgeſchriebener Autorenköpfe fürcht' ich mich faſt wie vor dem ſonderbaren Rollen und Schnurren in Katzenleibern. Ich könnte mich zu Tod ängſtigen, wenn Dir einmal ſo ein Buch, wie Werthers Leiden, aus dem Kopfe flöge! Thu' mir nur den Gefallen, und beſtelle mich nicht zu Deiner Hebamme! Als Prieſter, der dem Kinde die Taufe gibt, d. h. als Kritiker bin ich zu Deinem Dienſte bereit.

Nun aber ein Vorwurf, den ich beſſer unten zu mildern verſpreche. Ich theile allerdings mit vielen meiner Zeitgenoſſen die Abneigung gegen ſchreibende Damen. Es iſt das nicht Neid, nicht Anhänglichkeit an alten Caſtengeiſt und ſtändiſche Vorurtheile, Du kennſt meine Vorliebe für das ſchöne Geſchlecht als die Quelle meines Unglücks; doch kann ich dafür, wenn ich die Jungfrau von Orleans nicht gern ſehe? Panzer und Schwert lieb' ich an Weibern nicht, ſchon weil ich dabei mich erinnern muß, wie der Mann Beides ſo oft nicht zu tragen verſteht. Auch glaub' ich es wirklich nicht, daß die Männer ohne die Frauen Alles, dieſe ohne jene nur ſehr wenig ſind, darum möcht' ich aber auch Deine Schweſtern nie an Stellen ſehen, wo ich immer Männer zu ſehen gewohnt

bin. Zum Empfangen, nicht zum Schaffen ſind die Weiber geboren.

Auf meinen Reiſen durch Deutſchland hatt' ich's mir zum feſten Ziele geſetzt, keine Stadt vorbeizulaſſen, die etwa eine ſchriftſtellernde Damenfeder aufzuweiſen hätte. Ich hatt' es mir vorgenommen, ſolchen Autricen eclatante Sottiſen zu ſagen, und ich muß es geſtehen, auf höchſt feine und malitiöſe Art hab' ich hier und da meinen Zweck erreicht. Aber warum ſoll ich's verſchweigen? Vielleicht gereicht es Euch Weibern zur Ehre. Bei den Meiſten, die ich aufſuchte, hab' ich heiße Thränen vergießen müſſen. Alte, zitternde Mütterchen traf ich an, die in Kummer ihr karg zugemeſſenes Brod verzehrten. Außerdem hatten Viele noch die Bürde eines natürlichen Buckels, ſie waren blind oder ſonſt gebrechlich. Zwei Thaler gäb' ihr der Rabenbuchhändler für den Druckbogen, klagte mir eine kleine Perſon, bei deren ſanftbinſchmelzenden Namen ich ſonſt bis an die höheren und höchſten Lichtregionen zu ſchwärmen pflegte. Dabei müſſe ſie noch die Demüthigung erfahren, mit anzuſehen, wie jener Mann ordentlich im Verborgenen dreimal das Kreuz ſchlage, wenn ſie die ſteile Treppe hinaufgekrochen ſei, und ihren Pompadour voll neuer Druckbeſcherung auszukramen beginne.

Gewiß, mein verehrter Menzel, Du ſollteſt die ſtockfleck- und thränenfeuchten Strohſäcke nicht vergeſſen, wenn Du von unſern ſchriftſtellernden Damen ſo ſprichſt, als ſäßen ſie mit ihrer Begeiſterung in Gartenlauben unter ſeidenen und goldgeſtickten Vorhängen; als ließen ſie ſich jeden Morgen von ihren Kammermädchen die ſchaffende goldene Feder auf Sammetkiſſen in Prozeſſion überreichen; als ruhete eine Welt von Schooßhunden auf gepolſterten Seſſeln zur Erregung der Sinnlichkeit um ſie her. Die Wenigſten unter ihnen haben je einen Kronenleuchter im glänzenden Salon brennen ſehen. Viele würden auf dem geglätteten Fußgetäfel ausgleiten, ſchon weil es ihren verſchobenen Geſtalten an allem Gleichgewicht und Schwerpunkt ermangelt. Ich kenne eine berühmte Schriftſtellerin, in deren Nähe Du immer von Thee ſprichſt, die aber auch dem Kaffee entſagt hat, um Dein Literaturblatt leſen zu können. Weil es ihr oft am Gelde zu Papier fehlt, ſo beſchreibt ſie die weißen Ränder ihres planirten Exemplars mit neuen Erfindungen, indem ihr die heißen, ſchweren Thränentropfen auf die ſchneidenden Vermuthungen ihrer frühern poetiſchen Geſtalten fallen. Einſt ſah ich ſie das ſchmerzenreiche Wort: Entſagung gerade in mitten in die Lorbeervignette

einer Nummer mit ihren dürren Knöcheln malen; es ging mir wie ſchwarzer Staar über die Augen.

Wenn man die Beſchäftigung mit der edelſten Kunſt als eine Art Verlobung und Ehebündniß anſehen muß, ſo ſollte man billigerweiſe für eine literariſche Wittwenkaſſe ſorgen. Man ſollt' es ſich recht Herzensſache ſein laſſen, die armen Hungerleider, wenn ſie alt und ſchwach ſind, zu ihrem und der Literatur Beſten zu verpflegen, die Nackten zu kleiden und die Hungrigen zu ſpeiſen; nur müßten die Buchhändler dabei Nichts zu ſchaffen haben. Manche Bettler haben die Gewohnheit, erſt das Vaterunſer und Luthers ganzen kleinen Katechismus herzubeten, und dann um ein Almoſen zu bitten, man gebe den invaliden Autoren das erſehnte Scherflein früher, und ſie werden keine ſchlechten Schriften verfaſſen. So würd' ich mich über dieſe Unterſtützungen noch weiter expectoriren, wenn mir nicht noch zur rechten Stunde einfiele, daß mein Raiſonnement wirklich ſo klingt, als hätt' ich über Millionen zu commandiren, was doch — weiß Gott — nicht der Fall iſt.

Du ſiehſt nun, Geliebte, wie ich ungefähr über Deine bisherigen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen urtheile. Ich wünſchte Dir Deinen verſtellten, männlichen Ton, den angeklebten Bart, das ganze masculiniſche Weſen von Herzen zu verleiden. Wie

glücklich könnteſt Du mich machen, wenn Du Dir wieder Deine alten Kleider anzögeſt, die niedliche Haube, die zu Deiner geordneten Lockenunordnung ſo zierlich paßte, aufſetzteſt, und die verführeriſche Schürze mit den zwei Taſchen und hundert Falten vorbändeſt! Verſtehe mich recht! Ich verlange nicht, daß die Küche Dein Tempel ſein ſoll, Du magſt die Feder ſpitzen und die kritiſche Geißel ſchwingen, nur aber vom weiblichen Standpunkte aus. Das iſt eben die verſprochene Milderung jenes vorſtehenden Vorwurfes. Du kannſt die Fülle Deiner Gedanken zeigen, nur muß man es ihnen anſehen, daß ſie unter einer Haube, nicht unter einem Hute ausgeheckt ſind. Schreibe nicht mit Männern für Frauen, ſondern mit den Frauen für die Männer. Ich will Dir meine Anſichten der Kritik von ihrer weiblichen Seite nicht verſchweigen, und dabei manche noch nie ausgeſprochene Gegenſtände zur Sprache bringen.

Ich werfe mich zum wärmſten Vertheidiger Deines Geſchlechts auf. Ich will die Blößen eines Syſtems aufdecken, das an der frechen Stirn der Einen ſo viel Rückhalt gefunden hat, als an der nachgiebigen Schwäche der Andern. Die Beſtimmungen der Vernunft reichen weiter, als die der Sitte. Die Macht der Gewohnheit iſt freilich dann ſtark, wenn man ihr huldigt, aber nie ſchwä-

cher, als wenn man ihr zu trotzen wagt. Ich ſehe die eine Hälfte Deiner Schweſtern unter Verhältniſſen leben, die keinen Unterſchied der Bildung aufkommen laſſen, da die Nothwendigkeit dieſer ſelbſt geläugnet wird. Die zweite hat den Muth, ſich in eine andere Carriere zu werfen, leider iſt die aber auf jedem Schritt von dem Blendwerke falſcher Grundanſicht beleuchtet. Das größte Hinderniß zur Beſſerung dieſes Zuſtandes iſt der Irrthum, daß die Frauen nicht als Corporation, ſondern nur als Individuen angeſehen werden. Man hat gefragt, ob die Frauen Menſchen ſind, dieſe Frage hat man jetzt modificirt, daß ſie bei einer Unverheiratheten in der That ſchwer zu beantworten ſei. Niemand verfolgt dieſe Anſicht mehr, als die Frauen ſelbſt. Sie wüthen gegen einandere, Neid und Eiferſucht laſſen ſie nicht zu dem Gedanken kommen, daß ſie nach dem Muſter der Männer auch eine Gemeinde, eine Union bilden könnten.

Man verachtet die Weiber, wenn ſie ihre Sphären überſchreiten, und will in ihnen doch mehr ſehen, als willenloſe Geſchöpfe. Man führt ſie zu einer Quelle, und heißt ſie dort daſſelbe Waſſer der geiſtigen Bildung dieſer Zeit trinken, das nachher als ſtagnant und trüb verſchrien wird. Eure Weiber ſollen Euch in den Himmel führen, und Ihr lehrtet ſie nur die Hölle kennen!

Sieh, Geliebte, mit dem Gewichte ſolcher Redensarten tret' ich als Dein Anwalt auf. Ich werde die Lage dieſes Verhältniſſes um ſo weniger verſchleiern, je glücklichere Mittel der Abhülfe ich gefunden habe. Hier kommt es eben darauf an, jene Grundſätze zu vertheidigen, die das Syſtem der weiblichen Kritik ausmachen. Suche mit Umſicht und Klarheit die Erſcheinungen unſerer Literatur nach dem Einfluſſe zu würdigen, den ſie auf das weibliche Herz, deſſen tiefſte und geheimſte Falten ausüben. Beweiſe mit ſtandhafter Unerſchrockenheit, welch ungeheuere Fülle des Unrechts und geiſtiger Grauſamkeit in der Annihilirung des halben Menſchengeſchlechts enthalten iſt. Man denkt ſich die Menſchheit in der Form einer Halbkugel und als ihre Beſtandtheile nur die Glieder des Männerbundes. Behalte dies Bild bei, und ſtelle nun dreiſt Deine Rede ſo: Sollten wir Weiber auch nur jenen ſchmeichelhaften Spiegel abgeben, in dem Ihr die zweite Hälfte, alſo Euch wieder, und dann recht das Ideal aller Vollkommenheit, ſehen möget, ſo hütet Euch zu Eurem eignen Beſten, die Helle und Klarheit dieſes Spiegels mit Eurem Nebelhauche zu trüben! Jede Eurer Handlungen ſei nur dadurch vollendet und gerundet, daß ſie auch das Stillleben weiblicher Seelen mit angemeſſener Wärme und Lebenskraft erfülle.

Du kannſt Dich bei dieſer Apoſtrophe eines Gleichniſſes bedienen, das ich geſtern aus dem Theater heimgebracht habe.

Heinrich IV. feiert mit ſeinen Kindern in Fontainebleau das Bohnenfeſt. (Das Polenfeſt? verwunderte ſich mein Nachbar.) Ein Kuchen wird in fünf Theile zerſchnitten. Vier Theilhaber ſind zugegen, und das fünfte Stück wird von der kleinſten Königl. Hoheit für die Armen beſtimmt. Man ſieht die Satyre auf die Gouvernantenmoral prinzlicher Gemüther; was ſollen die Armen mit drei Löffeln Reispudding? Aber in derſelben Weiſe — ſo drück' Dich nur aus — müßten auch die Männer keinen Napfkuchen zerſchneiden, ohne wenigſtens einen zwiefachen Zehnten an die weibliche hohe Prieſterſchaft abzutragen.

Welche Dinge betreibt Ihr jetzt! — fährſt Du fort — Wir ſehen Euch die Höhen beſteigen, Feuerzeichen anzünden, die Schwerter emporhalten, die Schilde aneinander ſchlagen, in Helmen gräßliche Töne erzeugen. Dann kehrt Ihr heim, berauſcht von ſonderbaren Entzückungen. Gegen uns ſeid Ihr roh und ungeſchlacht, verlangt Dinge, die wir nicht beſitzen, weil Ihr ſie uns nicht gegeben habt, oder andere, die wir uns anzueignen keinen Trieb fühlen. Es iſt entſetzlich, wohin Euch Euer verwegener Sinn führt. Ihr

fordert Könige heraus, brecht und rüttelt heimlich an den Thronen, untergrabt die ehrwürdigſten Säulen ewig denkwürdiger Staatsgebäude. O, Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, wir begriffen den Sinn jener Toaſte nicht, wenn Ihr Euch unter einander zu Gaſte ladet. Jedes Bankett fangt Ihr mit dem conſtitutionellen Königthum an, und zum Schluß ruft Ihr die Republik aus. Was uns Weibern zuträglicher ſcheint, darnach fragt Niemand. Vergeſſen wird die Bedeutung des Weibes, wie ſie durch das Chriſtenthum in die Welt eingeführt worden iſt. Vergeſſen wird, daß Maria es geweſen, die zuerſt den Auferſtandenen mit ihrem friedenvollen Rabbuni begrüßte, daß in den Zeiten, wo in hieſigen Gegenden das Mittelalter herrſchte, Ritter die Farben unſerer Wahl getragen haben. Man vergißt, daß nur die Monarchie die Sittlichkeit der höhern Gattung, vor Allem die Würde des Weibes aufrecht hält. Verſchleierten Angeſichts ſollten wir geduldig die Hintertreppen der in althelleniſcher Republikenzeit verlaſſenen Gynäceen wieder hinaufſteigen? Es iſt entſetzlich, welche Beſchuldigungen Ihr auf uns wälzt! Wir ſollen die Gräuel der franzöſiſchen Revolution veranlaßt haben. Wir hätten nicht unterlaſſen können, Häuſer und Honneurs zu machen. Aller Warnung früherer Beiſpiele ungeachtet hätten wir Beſitz genommen

von den prächtigen Meubles und Palläſten, deren Eigenthümerinnen eben zum Richtplatze geführt wären. Vor weiblicher Eitelkeit, vor ewiger Hinneigung zum Glanze der Monarchie hätte ſo des Mordens kein Ende werden können. Wie grauſam, uns Verbrechen anzurechnen, deren Urheber unſere Männer waren, unſere Abſicht zu verkennen, die Nichts ſehnlicher wünſchte, als den Frieden! Wir wollten die ſteinernen Stufen und Fußböden von den ſchauderhaften Blutflecken ſäubern, wollten durch die zarten Verkettungen des häuslichen Lebens Euren wilden, entmenſchten Sinn feſſeln und zähmen. So wie Ihr überhaupt gewohnt ſeid, Alles nur in ſeiner nächſten Aeußerung zu erfaſſen, ſo habt Ihr auch die Tiefe des weiblichen Charakters immer verkannt. Wenn wir auch nicht verlangen, Ihr ſolltet untertauchen, und Perlen aus uns fiſchen, ſo habt Ihr doch jene Tiefe nicht einmal mit einem Senkblei unterſucht. Und dennoch wollt Ihr die Zuchtmeiſter unſeres Seelenlebens werden? Nein, mein Entſchluß ſteht feſt, dieſer Vorſatz iſt unerſchütterlich. Ich ſollte doch meinen, wir hätten gewiſſe Mittel, Euch zu kirren. Die Frauen müſſen für die Frauen wirken. Jene verderbliche Lehre, daß ſich das Weib an den Mann als an ſeinen erſt Lebenshaltung gewährenden Stamm anſchließen ſoll, muß zuerſt erſchü-

tert werden. Man zeige die Sache von ihrer moraliſchen Seite! und ich ſelbſt mit der zarten Weiblichkeit meiner Empfindungen werfe mich an die Spitze, den Krieg unter der einſtweiligen Form eines Journals eröffnend. Die Männer können es leſen, ja ſie ſollen es leſen, um die Reife unſeres Geiſtes zu bewundern: aber ihre Anſprüche werden nicht berückſichtigt. Um auch die noch unreifere Claſſe, die mit ſchwacher Bildung gewöhnlich das meiſte Geld verbindet, für uns zu gewinnen, ſollen neben jener ſpeculativen Frauenwiſſenſchaft auch die Gegenſtände der Haushaltung, die Fächer der Speiſekammer nicht unberührt bleiben. An prägnanter Bezeichnung der Beſtimmung möchte der Titel einer allgemeinen Literatur- und Küchenzeitung von und für Frauen ſeines Gleichen ſuchen. Wahrlich! ich werde mich meiner Haubenſpitzen würdig beweiſen. Ich fühle eine Unendlichkeit der glücklichſten Folgen ſchon mit prophetiſcher Ahnung. Wir werden ſtark ſein, ſo lange wir einig bleiben. Wenn man fürchtet, eine jüngere Generation möchte die Triebe ihrer Natur nicht beſiegen können, die Lüſternheit dürfte ſie zu ſchmählichem Verrath an unſerer heiligen Sache bewegen, ſo daß ſie mit unſern Gegnern wieder in Gemeinſchaft träte, ſo iſt dieſe Furcht ungegründet. Die beſte Art Verrath zu hintertreiben iſt die, Leute, die Verräther

werden könnten, gar nicht aufkommen zu laſſen. Schon jetzt werden wir es mit unſern Männern ſo einzurichten wiſſen, daß eine junge Generation in funfzehn Jahren gar nicht vorhanden ſein wird.

Und nun, Geliebter, muß ich auch von Dir wehmüthigen Abſchied nehmen. Zwar weiß ich, Deine weiche Seele ſteht den zarten Eindrücken der Weiblichkeit mehr offen, als irgend ein männliches Gemüth des In- oder Auslandes. Aber die unvermiſchte Reine des Princips, die gänzliche Aufopferung jedes Intereſſes zwingt mich, Dir Lebewohl zu ſagen. Wie in einem alten Liede, wo der Schwieger ſeinem geliebten Eidam gegenübertreten und den Willen ſeines Herrn ausfechten muß, ſo reich' ich auch Dir noch einmal ſchmerzbewegt die ſonſt ſo treue Hand. Daß Du mir treu bleiben wirſt, weiß ich aus zwei Gründen: einmal, weil in funfzehn Jahren die Minne nicht mehr à l'ordre du jour ſein wird, und zweitens wirſt Du es auch ſo ſein. Hätt' ich es je ahnen können, daß ſich eines ſolchen Streites wegen noch meine Augen in Wehmuth hüllen würden! Welch' eine Zeit!

Lebe wohl, Du Guter, Unvergeſſener!

## Sechzehnter Brief.

Gestern war doch der erste März, und Du bist nicht zu mir gekommen. Nun hab' ich den Geburtstag der badischen Preßfreiheit allein gefeiert. Du denkst wohl mit Kuchen und einem Glase Wein? o, das würde sich ja wie Satyre anhören! Nein, auf eine ungeheure Oblate hab' ich mir die erste Nummer des Freisinnigen abdrucken lassen. Einen von seinen vielen Ehrenpokalen hat mir Herr v. Rotteck abgetreten, und nun wollt' ich mit Dir in stiller Feier und Andacht das Abendmahl der Liebe und Treue begehen. Aber Du kamst nicht, und hast mich mit meinen Thränen allein gelassen.

Jetzt muß ich mich schon wieder über Dich entzücken. Wie Du das nur Alles so anfängst!

Wären meine Ideen nicht immer fix, ſie müßten mir jetzt vor Erſtaunen im Kopfe ſtill ſtehen. Du biſt ſo die beſte Acquiſition für einen deutſchen Zeitungsſchreiber. Wie der Koloß von Rhodus ſtehſt Du in partieller Allgegenwart mit dem einen Fuße in London, mit dem andern in Paris. Da Dir dabei die Hände an den alten Oertern Deines Körpers werden ſitzen geblieben ſein, ſo müßteſt Du zu gleicher Zeit aus beiden Städten correſpondiren können. Aber ich mag bei der Bewunderung dieſes unerhörten Phänomens nicht ſtehen bleiben, ſondern wie jede kometenartige Erſcheinung am Nachthimmel der Gedankenwelt einen langen Schweif von Folgen und Ergebniſſen nach ſich trägt, ſo mach' ich daraus eine Nutzanwendung.

Ich trage mich mit dem Vorhaben, die ganze Weltgeſchichte von Adam und Eva bis auf mich und Dich in einer neuen Weiſe zu bearbeiten. Man erzählt mir zu viel in der Geſchichte, man ſchildert nicht. Man verwechſelt das Bequeme in der Methode mit dem Paſſenden. Ich ſage, die Gleichzeitigkeit, das Nebeneinander muß das Hauptziel der Darſtellung bleiben. Die Geſchichte iſt kein Drama, ſondern ein Epos. Der Hiſtoriker muß ſeine Perſonen zu lebenden Bildern ordnen. Darum ſtehſt Du mit dem einen Beine in Lon-

don, wie dem andern in Paris, weil — ich glaub' an das Typiſche — weil die Synchroniſtik eingeführt werden muß. In jedem Wort, in jeder That die Anno 1000 vorkam, muß Alles enthalten ſein, was zur ſelben Zeit geſchah. Du lachſt, wie ich heute auf einen ſo argen Docententon komme, aber vor Grimm gegen norddeutſche Anſichten könnt' ich zum Profeſſor werden. Da unterſcheiden ſie nämlich einen Weltgeiſt, der eigentlich Niemand anders iſt, als der liebe Herrgott ſelbſt. Der wandert von Aſien her, iſt eine ewige Metamorphoſe, ſchlägt alle hundert Meilen und hundert Jahre ſeine Bude auf, wo er ſich ſehen und von ſeinen Propheten, Moſes, Zoroaſter, Chriſtus ſich ausrufen läßt. Das nenn' ich Blasphemie, und ſelbſt dann noch ſo, wenn man den Weltgeiſt mit dem Geiſte im Hamlet vergleicht, der wie ein Maulwurf bald hier bald da unterm Boden wühlt und ruft. Mein Gott, ich muß mich ja dawider erklären; denn Du als die letzte Erſcheinung dieſes Weltgeiſtes biſt nun eben überall. Aber obſchon Du ſo etwas Unbegreifliches biſt, ſo laß doch um des Himmels willen jene wunderbare Eigenſchaft Deiner zwiefachen Exiſtenz [illegible] in Paris bekannt werden. Perier würde Dich auf ewig Deiner Freiheit berauben, weil Du damit dem Staate ſeine Söhne entbehr-

lich machen könnteſt. Du weißt, daß dieſe das Privilegium der franzöſiſchen Courierſtiefel haben. Dafür höre folgenden Rath.

Der Eigenthümer der Spenerſchen Zeitung in Berlin iſt Herr Spieker. Mit dieſem äußerſt feinen und eleganten Gentleman ſetze Dich in Verbindung, enthülle ihm offen das räthſelhafte Geheimniß Deiner Fähigkeit. Nach Telegraphen hat ſich ſchon lange ſein Herz geſehnt, in Dir wird er die Grundlage, vielleicht gar Erſatz dieſer großartigen Inſtitution, mit der der preußiſche Thron umgeben werden ſoll, unſtreitig dann gefunden haben.

Es verhält ſich ſo, Herr Spieker verlangt eine Telegraphenlinie vom Rhein bis zum Memel. Der Ironie iſt der Mann, obſchon ein Eifrer in Sachen Shakeſpeare's, nicht fähig, ſonſt hätt' ich geglaubt, er wolle damit auf die Bandnatur ſeines Staatsverbandes anſpielen. Ich fürchte, daß er bei ſeinem Vorſchlag Vieles nicht erwogen hat. Durch einen gewandten Einfluß auf die hölliſchen Setzer in den Himmelshöhen kann wahrlich recht viel Ungewißheit und Verwirrung, mancher Auflauf, manche Revolution aus dem Stegreif herbeigeführt werden. Wie leicht verſieht ſich nicht ſelbſt ein bewaffnetes Auge, und lieſt ſtatt: Alles ſchläft, Alles ſchlägt! Während da noch die

Fenſterladen in Königsberg verſchloſſen ſind, und der Bäcker ſeine Semmeln aus dem Ofen zieht, könnte in Berlin ſchon die breite Straße barricadirt, in Coblenz das Königreich Weſtphalen oder etwas Aehnliches proclamirt ſein. Und nicht nur aus Verſehen könnte das Unternehmen ſolche Folgen herbeiziehen, ſondern auch die Verſchlagenheit dürfte ſich einmiſchen. Ich nehme an, der Kronprinz bereiſt den Rhein, in Düſſeldorf ordnet ſein Oncle die ſchönſten Feſte und Ehrenbezeugungen, eine Ehrenpforte wird errichtet und weißgekleidete Jungfrauen überreichen Sr. Königl. Hoheit Blumen und Gedichte. Der Abend bringt vor das Hotel des geliebten Prinzen eine Serenade, und die Stimmen des begeiſterten Volkes fallen mit »Heil dir im Siegerkranz« ein. Eilig berichtet nun der Telegraph von Düſſeldorf nach Elberfeld: man hat Heil dir im Siegerkranz geſungen. Was geſchieht? Hinter dem Städtchen Schwelm hielt' ich dann ſchon an einer langen Stange die transparenten Buchſtaben: die Barcarole gerad' in der Richtung empor, daß der Telegraph in den Städten Hagen oder Iſerlohe nur leſen kann: Man hat die Barcarole geſungen! Im Braunſchweigſchen und Hannöverſchen würden unſere Freunde bereits die Marſeillaiſe daraus machen, und während ſo in Magdeburg, Berlin und Frank-

furt ſchon die Kinder im Mutterleibe nicht mehr verſchont blieben, wird hinter Landsberg, wo es ſchon ins Polniſche geht, durch unſern feinen Vorſchub die Nachricht daraus: »Man hat: noch iſt Polen nicht verloren« geſungen!

Herr Spicker, Sie ſind entſetzlich! in einer Nacht können Sie dem preußiſchen Staate das Garaus machen. Iſt es Ihnen wirklich nur um die ſchnelle Beförderung der Nachrichten zu thun, ſo adreſſir' ich Sie an meine liebenswürdige Freundin. Zwar iſt ſie weit entfernt, in ihr Glaubensbekenntniß die politiſchen Geſinnungen Ew. Herrlichkeit aufgenommen zu haben, doch beſitzt ſie ſo viel redlichen und rechtlichen Sinn, daß ſie nur das wiedergeben würde, was ihr Ohr vernommen, ihr Auge geſehen hat. Ich bin da nicht ſo; aus Liebe zur Wahrheit gehör' ich zur Oppoſition, und weil ich zur Oppoſition gehöre, halt' ich ſeinen abſichtlichen Irrthum für zuläſſig. Man braucht kein Jeſuit zu ſein, und kann doch von dem Satze ausgehen, daß der Zweck die Mittel heilige. Sie erlauben mir, dieſen Gegenſtand etwas zu verfolgen.

In Wien gibt es ein Bild, wo der Wolf den Gänſen predigt; das iſt lächerlich: ebenſo kenn' ich einen Kupferſtich von dem genialen Diſteli, wo ein Has zum Fuchs zur Beichte kommt. Aber

wenn eine Gans eine Wolfsherde bekehren wollte, oder ein Has einen Fuchs, so sieht man nur die Dummheit, und über die lach' ich nie. Ich hab' es schon oft gesagt, daß die Klugheit nichts mit der Tugend gemein hat. Das ist die Homöopathie in der Politik, List mit List zu widerlegen. Wenn eine linke Seite erst Acten und Testimonien durchstudiren wollte, um endlich nach einigen Wochen eine Frage an die Ministerbank zu richten, so wollt' ich ihr diese mühevolle Ehrlichkeit sehr verdenken. Wie's der Augenblick bringt, jedes leise Wehen der geschäftigen Sage, jede noch schwache Vermuthung ist immer schon stark genug, den Zwecken der Opposition zu dienen. Will sie denn die Regierung besiegen? nein, sie will sie nur beschäftigen. Napoleon hat auch darin ohne sein Wollen dem Liberalismus gedient, daß er ihn kämpfen lehrte. Die heutige Taktik wird nicht mehr die Armeen vor den Festungen zerstreuen, sondern sie kühn und ohne Verzug mitten ins feindliche Land hineinmarschiren lassen; die Festungen ergeben sich zuletzt doch. Sonst ist die Gewalt der Regierung mächtig genug, selbst Felsen aus der Richtung ihres Weges fortzuschaffen, aber das parlamentarische Leben zwingt sie, an jedem Steinchen anzustoßen. Ich bleibe der festen Meinung, daß Alles den Zwecken der Wahrheit dienen kann,

am meiſten ihr eigenes Gegentheil. Welch kindliche Thorheit der Deutſchen, die in dicken Bänden noch immer die Zuläſſigkeit der Nothlüge bezweifeln! Wenn die polniſchen Unterofficiere im Beginn der Revolution nicht dadurch ihren Muth bewieſen hätten, daß ſie auszuſprengen wagten, all' ihre Cameraden würden von den ruſſiſchen Regimentern niedergemetzelt, würde dann noch die Geſchichte unſerer Zeit Wunder haben aufweiſen können? Und Du, Geliebte, wollteſt ohne Falſch die Wünſche einer Partei erfüllen, die Dich höhnen wird, wenn ſie Dich benutzt hat? Du wollteſt ſo ganz Himmel und Tugend ſein, um Andere ihr hölliſches Spiel mit Dir treiben zu laſſen? Darum ſollte die Wahrheit Anſtand nehmen, in die irdiſchen Wohnungen und Herzen herabzuſteigen, und ihrer Gegner Geſtalt und Farbe anzunehmen, damit ihr hier unten nichts bliebe, als geſtoßen und geſchunden zu werden, und darauf ihre Hoffnung zu richten, daß einſt das Gute belohnt und das Böſe beſtraft werde? Nein, Freundin, bei jenem tödtlichen Haſſe, den Du mir einſt bei den Altären der Hausgötter gegen die Römer haſt ſchwören müſſen, an meiner Seite wirſt Du ſtreiten, keinen Fuß weiter treten, den ich mit meinem rauchenden Stahle nicht erobert hätte, mit ihm nicht behaupten könnte! Siehe, um meine

nervichte Linke hab' ich Deine wallenden Locken gewunden. Eher wollt' ich Dir, wie Virginia's Vater, das ſchöne, jugendliche Haupt vom Rumpfe trennen; eh' ich die Schmach erführe, Du hätteſt Dich ihnen hingeben müſſen.

O, meine Gute, ich kenn' eine Telegraphenlinie, die geht durch alle Länder, in denen menſchlicher Odem wehet! Keiner hat es dem Andern geſagt, und doch wiſſen ſie es Alle. Jeder Seufzer, jede Klage, jeder Schrei der Verzweiflung ſteigt wie Feuerſäulen in die Luft, von Bergen zu Bergen ſieht man Tauſende ſolcher Flammenzeichen rauchen. Das ſind die Geiſter der Abendwinde und die Mondſcheinwellen, auf denen ſie ſchiffen. Das ſind die unſichtbaren Landſtraßen, die die Engel in duftigen Frühlingsnächten gewoben und gedämmt haben. Das ſind all die heimlichen Gedanken, die hinüber und herüber ziehen, tröſtend und mahnend. Wie Irrlichter ſieht man die großen, glühenden Buchſtaben, hinter ſchwarzem, ölgetränktem Papiere auf dunkeln Moorgründen auf- und niedergaukeln. Wie Feuerkugeln fallen aus nächtlichem Himmelsblau die Abbreviaturen der großen Commandowörter, die zum Schrecken der Tyrannen die Bewegungen unzähliger Heerſcharen ordnen und lenken. Der helle Nordſchein mit ſeinen gelblichrothen Lichtſtrömen iſt eine glanz-

volle Ueberſetzung der Parole, die durch die kampfgerüſteten Reihen wie ein Bach murmelt. Die Natur hat es doch weiſe eingerichtet. Wo ein Thal aufhört, da fängt ein Berg an, und hinter ihm liegt wieder ein Thal. Wo Ströme und Meere fließen, da gibt es nicht nur dieſſeits ein Ufer, ſondern auch eines jenſeits. Wo endlich ein Gränzſtein liegt, da iſt eines Landes Ende, aber auch eines andern Anfang. Freilich mögen über Meilen ſich die Zungen fremd ſein, und nicht verſtehen, was ſie ſich zuflüſtern wollen. Aber wie bei einem Baue oder bei einem Brande reicht Einer dem Andern den Stein oder Eimer, dieſer wieder einem Dritten, und ſo hinauf bis zum Letzten. Das Geheimniß ſchreitet in Siebenmeilenſtiefeln. Eine ſchöne Sommernacht, wo ein Nachbar mit dem andern aus dem Fenſter redet, kann durch ganz Europa eine expreſſe Nachricht ſpediren. Ein edler Dichter hat die Bundſchmecker auf den großen, ewigen Bund der Sterne verwieſen. Wahrlich, ſo lange denen noch ihre Bahn gezeichnet iſt, kann es der guten Sache nicht an Fortgang fehlen. Die Ewigkeit der Sterne bedeutet mehr als die bloße Ausdehnung in der Zeit, ſie iſt auch der Sieg der Zeit, ihr ruhmvoller Sieg. Der Ideenſchmuggel wird die Poeſie des Lebens werden. So lange noch der Pflüger auf dieſer Gränze ſei-

nen Pflug eine Weile ſtehen läßt, und mit dem Pflüger auf der andern im Schatten der Gränzeiche ein vertrauliches Geſpräch halten kann, ſo lange noch keine Mauer verhindert, daß ſie ſich einander die Hand reichen, wollen wir nicht fürchten, die Wahrheit möchte abhanden kommen. Zwang und Gewaltthätigkeit kann wohl verhindern, daß man in Lauſan weiß, was der Amtsſchreiber in Kanzen den Bauern für Grobheiten ſagt; aber daß man in China ein erbärmliches Leben führt, hat ſelbſt durch die hohe und lange Mauer nicht können verſchwiegen werden. Durch Endliches läßt ſich die Erkenntniß des Unendlichen weder befördern noch hindern. Wenn die Baumeiſter des babyloniſchen Thurms das Weſen Gottes mit Kalk und Steinen begreifen wollten, ſo iſt das dieſelbe Thorheit, die in den Verſuchen der Gewalthaber liegt, wenn ſie einen mächtigen Strom dämmen wollen. Der Strom glaubt ja nicht mehr an die Nothwendigkeit ſeines alten Bettes, wird er hier aufgehalten, ſo bahnt er ſich dort einen neuen Weg, und das mit reißender, zerſtörender Gewalt. So verfehlen ſie nicht nur an der einen Seite ihre Abſicht, ſondern machen an einer andern Seite den Schaden größer, als er je zuvor war. Mit Congreſſen, Protokollen und verſchärften Maßregeln droht man die Völker zu beglücken. Das

Ungeheuere traut man ſich zu, nicht nur die tief, ach! ſo tief geſchlagenen Wurzeln des Haſſes auszuheben, ſondern ſogar an ihre Stelle junge, friſche Reiſer, Liebe und Vertrauen, zu pflanzen. Neulich hieß es irgendwo, daß die republicaniſche Richtung, die das Leben in Süddeutſchlands conſtitutionellen Staaten zu nehmen drohe, gefürchtet wird. In der That, dieſer Brand iſt noch klein, und doch hat er ſchon ſo weit um ſich gegriffen, daß ich nur noch ein einziges Mittel kenne. Wie man am beſten einen Brand erſtickt; die Hoheiten müßten ſich den Hermelinmantel ihrer Fürſtengerechtſame vom Leibe reißen, und die Flamme mit dem Verluſt der alten Schönheit ihres Kleides, mit der Entſagung ihrer meiſten Vorrechte dämpfen. Aber dazu gehört Entſchloſſenheit, dazu gehört Demuth, Beſcheidenheit. O welche ſonderbare Pietät der Fürſten und des Adels! Sie ſchätzen die Ahnen nicht ſo hoch, als die Nachkommen, die ihnen noch in der Lende ſitzen. Sie wollen ihren Kindeskindern nichts entziehen. Aber es wird eine Zeit kommen, wo die gierige Flamme, die die Väter jetzt noch unſchädlich machen könnten, an die Kronen der geſalbten Enkel hinaufflecken, und ſie auf ihren Häuptern jämmerlich ſchmelzen wird.

Nicht wahr? Du haſt mich doch nicht falſch verſtanden? Wir ſprachen doch von den Telegra-

phen der Liebe, die durch die Räume der unendlichen Welt aufgeſtellt wären? Von unſerer Liebe, von den wunderbaren Chiffern, mit denen ſich unſere Herzen verſtändigen? Wie es die Nachtigall Dir wieder ſagen müßte, wenn ich ſo in ſtiller Nacht unter den dunkeln Zweigen ihrem Liede lauſche? Wie die funkelnden Glühkäfer und die pfauenäugigen Nachtſchmetterlinge es ſehen und Dir erzählen müßten, wenn ich ſie bei ihrem Koſen und Schwelgen in den Blüthenkelchen ſo ſelig betrachte? Wie? Du ſchüttelſt den Kopf? Sprechen wir nicht von den Thälern und Bergen, den blauen Himmelsfernen, den goldenen Geſtirnen der Nacht, wie dieſe alle nur eine großartige Runenſchrift für Liebende wären? wie das leiſe Waldesflüſtern und Blätterrauſchen Dir immer die Boten meiner Treue ſein ſollten? wie der geſchwätzige Quell nur das wieder erzähle, was er von einer Blume gehört habe, die aus dem Schnabel einer Taube, die ich zu Dir ſandte, gefallen? Alſo wirklich, das haſt Du Alles vergeſſen? o wir reichten uns ja die Hände über Berge und Meere, und drückten ſie uns meilenweit! Sprachen ja dabei von Morgenroth und goldener Hoffnung, von ſchöneren Tagen und herrlicher Zukunft! Im himmelblauen Gewande lagſt Du in meinen Armen. Ein zweiter heiliger Chriſtoph mußt' ich das Jeſuskind meiner Liebe durch die

ſalzige Fluth meines Thränenmeeres tragen. Ja, es iſt wahr, wir ſprachen nicht von der Jugend, nicht von dem Alter, von Haß nicht, und auch von Liebe nicht, vom Geräuſch der Welt nicht, nicht von der Einſamkeit, nicht von Dämonen und auch von Göttern nicht. Wir küßten uns ohne Mund, wir drückten uns ohne Hand, wir ſahen uns ohne Auge. Du ſtandeſt weit, weit von mir, und doch ruht' ich in Deinem Schooße. Weit übers Meer ſtehſt Du mit Deinem Engelskopfe, und ich flechte Deine goldenen Haare, und dieſen Zopf mach' ich ſo lang, daß er über alle Welt reicht, und nenne Dich die größte Närrin, die auf Gottes Erdboden je gewandelt hat! —

## Siebzehnter Brief.

Alſo iſt der Krieg unvermeidlich! Theure, ſchon kanonendonnern haſt Du es gehört? Das Reich der Farben droht dem Reiche der Töne ſchrecklichen Untergang. Zwei Gebiete, die ſeit undenklichen Zeiten in dem friedlichſten Verhältniſſe neben einander beſtanden haben, die die Urſprünge ihrer Bewohner auf dieſelbe Quelle zurückführen, wollen ſich nicht mehr gegeneinander dulden. Die allgemeine Verwirrung, der Haß und die Leidenſchaft dieſer Zeit hat auch ſie ergriffen, und die entſetzlichſten Folgen ſtehen zu erwarten. Es ließ ſich vorausſehen. Schon nach phyſikaliſchen Geſetzen iſt jede Erſchütterung dieſen Gebieten gefährlich. Die Farben wechſeln nicht nur unter ſich die Farbe, ſondern ſie ſind dann auch zu ſchwach,

ſich noch länger zu halten, und ſie klingen allmählich in die Region der Töne über. Umgekehrt verſtummen die Töne bei fortgeſetzten Schwingungen, ſie werden farbig, vor Scham roth, vor Aerger blau. Diesmal aber ſoll nur eines von Beiden übrig bleiben. Zwar wiſſen wir noch nicht mehr, als Crösus, da ihm die Wahrſager ſagten: ein großes Reich wird untergehen! Aber das iſt klar, einem gilt es gänzliche Vernichtung. Werden die Maler oder die Tonkünſtler aufhören? Wird man Gemälde aus Dur oder Moll ſchaffen, oder werden die Sonaten mit dem Pinſel componirt werden? Wird ſtatt Abendröthe und Azurblau der Himmel voller Geigen hängen, oder wird man die Winde nicht mehr blaſen und wehen, ſondern leuchten und dämmern hören? Werden die Blumen auf dem Felde, die Blätter im Walde nicht mehr in Farben ſpielen, ſondern klingen wie Stimmen der Seligen, oder wird man den Jubel der Lerche, die Klage der Nachtigall in Bildern malen, die von Farben ſprühen wie funkelnde Kryſtalle? Geliebteſte, der Regenbogen ſollte der Himmelsbrief ſein, den ich mit jedem meiner Blicke, jedem meiner Worte, jedem Seufzer an Dich ſchreibe? Theuerſte, die Aeolsharfen, die in meinem Garten hängen, ſollten nur dunkle Gluth Deiner Augen, Dein leuchtend Haar, Dein roſenrother Mund

ſein? Und, wie artig! ſtatt daß ich Dir früher etwas gepfiffen habe, werd' ich Dir künftig immer etwas weiß machen! wenn Du mich beſuchſt, wirſt Du auf der Gaſſe Dich ſchon melden, wie ein Saitenſpiel! Wenn wir glauben, im Concerte zu ſitzen, werden wir eigentlich in einer Gemäldegalerie ſein.

Wenn ich nun, Geliebte, Dir offenherzig geſtehe, daß wir längſt die Vortheile dieſes Kampfes ohne ihn errungen haben, ſo will ich damit nicht Deinen Stolz aufregen, und auch den meinen nicht verrathen. Wenn ich Dich, Du herrliche Titanide, mit den geflügelten Roſſen auf goldenem Wagen im fernen Oſten aufſteigen ſehe, wenn der Roſenſchein Deiner Purpurfinger auf die Spitzen der Berge leuchtet, dann läßt mich die Sage, weil ich Memnon bin, leiſe klingen: mein ſteinenes Gewand klingen: den Granitblock Deines Herzens klingen: o Gott, Freundin, haſt Du je einen Stein klingen gehört, ſo haſt Du mich gehört!

Sollten nun die Farben beſiegt werden, ſollten wir uns unſere dreifarbigen Sacktücher und Halsbinden umſonſt angeſchafft haben, ſo werden die Töne aufjubeln, und Alles, was Odem hat, wird ſich auf den Geſang legen.

Ich begreif' aber nicht, daß Du heut meine Bilder gar nicht verſtehen willſt. Bis jetzt waren

das Alles nur Redensarten, und ich ſprach eigentlich nur von der kommenden Reaction. Haſt Du die Reaction ſchon geſehen? Biſt Du es, die da kommen ſoll, oder ſollen wir einer andern warten?

Geſtern ſollt' ich für die Taſſe Kaffee zwei Kreuzer mehr zahlen. Warum das? Das macht die Reaction und der neue Zollverein!

Im Theater werd' ich heut' Abend zwei Officiere ſtatt des gewöhnlichen einen in den Zwiſchenacten zu uns Parterriſten kommen ſehen. Der neue iſt von wegen der Reaction. Denn der Bundestag hat beſchloſſen, daß von nun an wieder in allen deutſchen Bundesſtaaten die Reaction herrſchen ſoll.

Peter der Große fing ſeine Civiliſation damit an, die ungeheuern Bärte ſeiner Ruſſen zu ſtutzen. In Heſſen reagirt daher die Reaction die Stutzbärte **ad nihilum.**

Das conſtitutionelle Deutſchland iſt verboten. Desgleichen die deutſche Tribüne, der Weſtbote, die Zeitſchwingen.

Die öſterreichiſchen Buchhändler verbitten ſich die Zuſendung deutſcher Verlagsartikel u. ſ. w.

Das ſind die kleinen Thaten der großen Reaction! O, man wird ſie noch größer machen! Man wird ſeines Einverſtändniſſes mit allen gegenwärtigen Miniſterien Europa's gewiß werden. Man

wird eine größere Planmäßigkeit in ſeine Verfahrungsart bringen. Man wird den Samen des Unfriedens zu vertilgen glauben, wenn man die Blüthen abſchlägt. Gleich als fielen dabei nicht Tauſende von reifen Körnern auf den Boden, um in Kurzem mit üppiger Kraft neu aufzuſchießen.

Ein thörichtes Weib (die Legitimität) hatte ein Käſtchen voll ſchönſter Pretioſen, Ringe, Kronen, Diademe. Um es vor jedem Einbruch aufs Sicherſte zu verwahren, verriegelte ſie es dreifach und vierfach. Ein Dieb mühte ſich aber über Nacht nicht damit ab, es zu öffnen, ſondern trug nicht nur die Koſtbarkeiten, ſondern auch das feſt verſchloſſene Käſtchen mit ſich fort. Daheim mag er wohl Mittel gefunden haben, den Inhalt herauszu bekommen.

Es iſt wahr, wir haben Buchſtaben beſchworen, haben Verträge durch Handgelöbniß geheiligt: Aber Du biſt ein einfaches Weib, und ein ironiſches Lächeln ſetzt ſich doch ſchon in Deine Mundwinkel. Wenn wir bei dem Schwur eine **reservatio mentalis** haben, ſo folgen wir nur dem Beiſpiel derer, denen wir geſchworen haben. Der König und Kronprinz von Frankreich ſprechen unaufhörlich von den **couleurs chéries**, ſie nennen das Wort **la Charte** oder **la Révolution de Juillet** nie anders, als mit einer Art Andacht und religiö-

ſer Pietät, und doch gehen ſie mit ihren Rathgebern den Weg, der ihnen beliebt. In Baiern hat die Camarilla des Hofes bis zum Ekel die Verfaſſung im Munde, und doch iſt ſie entzückt über Waſſerburger und Gautinger Adreſſen, über die Erklärung eines Münchner militäriſchen Diogenes, er wolle jedem Gegner des Königs den Degen durch den Leib rennen.

Wir Deutſche ſind doch ſonderbar geſtellt! In Baiern, Sachſen, Baden kann man ein Ausbund von Loyauté ſein, und dabei den übrigen Reſidenten am Bundestage als böswilligſter Demagog erſcheinen. Als Landſtand irgend eines kleineren deutſchen Staates könnt' ich ordentlich aus Ironie meinem Fürſten und Herrn eine Macht zugeſtehen, ſeiner Würde eine ſo ungeheuere Ausdehnung geben, daß er in die ärgſte Verlegenheit kommen müßte. Sogar einen dramatiſchen Effect müßte ſo eine Scene geben, wenn er auf der einen Seite complimentirend und lächelnd ruft: Bitte recht ſehr! und zum Publicum bei Seite grimmig flüſtert: Die verdammten Verbindlichkeiten! Vor Souveränität kann ich zur höchſten Macht gar nicht kommen! Wenn man ihn dann allein läßt, wird er ſchweißtriefend mit Lafayette nach der berüchtigten Dankadreſſe der Kammer ausrufen: Es gibt Höflichkeiten, die man nicht ertragen kann! In der That, die

deutſchen Fürſten können uns doch auf keinem Wege, ſelbſt auf dem langweiligſten, dem Wege Rechtens nicht entgehen! Man wird ſie zu vernichten drohen, und ſie zittern. Man wird ſie verehren wollen, und ſie entſetzen ſich. Ueberall ſind ihnen die Hände gebunden. Einer hat dem Andern ein Verſprechen gegeben; ſie möchten Alle davon befreit ſein, und wagen doch ohne daſſelbe nicht, auf der Parade zu erſcheinen. Selbſt das verſchlagene Preußen hat ſich eine Grube gegraben. Warum gilt der Spruch **scriptum manet**? Warum mußten wir vor zehen Jahren Conceſſionen geben, nach deren Erfüllung ſich jetzt Niemand mehr ſehnt? Jetzt fühlt ſich bei uns Alles glücklich und befriedigt; hätten wir je das Wort: allgemeine ſtändiſche Verſammlungen brauchen dürfen? O hätten wir doch in dem unſeligen Edict über Feſtſtellung der Reichsſchuld nie von »künftigen Reichsſtänden« geſprochen! Geliebte, was hilft Dir nun Dein ſammtnes Kleid, Dein goldener Schmuck, Dein Glanzgeſchmeid? Wohlangeſtellte Leute können es beweiſen, daß wir Preußen ohne Vertretung glücklich ſind; und nun dürfen wir die Kinder unſeres eigenen Geiſtes, die ſchönen Früchte der Geſinnungen, die die Regierung bei uns nur hat aufkommen laſſen, nicht anerkennen und genießen! Wir müſſen einmal mit

dem Papiere hervorrücken; denn Fürſtenwort iſt heilig.

Ob denn aber wirklich an die Reſtauration zu denken iſt? Du ſiehſt die weißen Stellen unſerer Zeitungen und die Menge der Gedankenſtriche. Soll das Reſtauration ſein? O, Du weißt nicht, wie es in Deutſchland während der Reſtaurationsperiode ausſah! Erſt wenn Du von zerknickten Fittichen eines ſonſt mächtig rauſchenden Adlers hörſt, dann fürchte! Wenn Du den Wurm am Marke des deutſchen Geiſtes nagen hörſt, wenn man auf Sandhügel wieder ſchwache Hütten baut, wenn ſich die Blätter des großen Geiſterwaldes färben, falb und verdorrt zur Erde fallen, dann fürchte! Nur dann fürchte, wenn man Großes und Herrliches wieder zu ſich herabzieht, weil man zu klein iſt, es zu erreichen, wenn alle jugendlichen Herzen und Kräfte des Vaterlandes an die platte Gemeinheit der Mode, an die leere Alltäglichkeit ſich wieder hingeben, wenn die Klänge einer ſinkenden Kirche immer weiter, immer ferner hallen, und Nichts mehr übrig bleibt, als die ausgebrannten Opferſchalen. Dann werd' ich mein Angeſicht abwenden, wenn ich ſie die alten Werkzeuge ihrer kindiſchen Spiele wieder hervorſuchen ſehe, wenn ſie unerſättlich ſein werden im Verachten, und ſchamlos im Preiſen, wenn ſie die ge-

ſtürzten Göthen wieder aufrichten, und im Staube die Stirn baden. Dann flieh' ich mit Dir die Heimath, wenn die hölliſchen Geiſter der Tiefe, das ſchmutzige Froſchgeſchlecht wieder lärmen und jagen, und die müſſige Menge ſich an den gemeinen Poſſen der Zotenreißer ergötzen wird.

Aber jene Tage ſind vergangen. Können auch nie wiederkehren, ſo lange noch die Lehre gilt, daß man ein wenig iſt, wenn man die Kraft hat, viel zu ſein. Nur zu einer unreinen Miſchung können ſich die Elemente geſellen, die ein edles Getränk gährend von ſich ſtößt. Iſt je die Ruhe eines friedlichen, flachen Zuſtandes mehr geweſen, als die verträgliche Wechſelſeitigkeit deſſen, was man bot, und deſſen, was man bieten konnte? Wie unrecht, wenn man die lange Nacht von den Befreiungskriegen bis auf die beiden letzt verfloſſenen Jahre nur denen zuſchreiben wollte, die in die Nacht ein Licht hätten hineinſtellen können, und nicht auch denen, die an der Finſterniß ſich freuten, wie am Tage! Welche Beleidigung für die heutige Bildung unſerer Zeitgenoſſen, ſie unter dem Bilde einer tabula rasa zu faſſen, auf die ſich eben malen laſſe, was die Pinſel dieſer Welt nur wollen.

O, mein Kind, es iſt ein Herrliches um jene Geiſter, die mit den ſchnaubenden Ungethümen

jener argen Zeit gerungen haben. Gehe hin zu ihnen, wisch' ihnen den Schweiß von der leuchtenden Stirn, küß' ihnen die aufgelaufenen Adern ihrer Hände weg, und bedanke Dich schön! Wenn die Deutschen jene Jacken ansehen, in denen sie funfzehn Jahre gesteckt haben, jenen Riesenpopanz, den sie so lange Zeit hindurch in Procession durchs ganze Land geschleppt haben, so sind sie darüber jetzt so verschämt, daß sie ihren damaligen Zuchtmeistern gern aus dem Wege gehen. Man denke an Menzel, Heine, Börne! Und immerhin — das beste Geständniß alter Thorheit liegt in guten, braven Handlungen. Facta loquuntur.

An Restaurationen glaube nicht, Du Gute! Wir haben gelernt, auch Ketten mit Anstand und Würde zu tragen. Man wird den tödtenden, edeln Blick unserer Augen nicht ertragen können, man wird vor der Hoheit unserer Tugend in den Staub sinken, und reuevoll die Bande lösen, die wir in alten Tagen für Rosengewinde hielten. Die Fürsten werden uns Feste und Gastmäler geben wollen, und Niemand wird sie besuchen. Die Schauspiele werden unsern Händen wieder anvertraut, in der Hoffnung, sie müßten uns zu solchen Narren machen, die wir in den Tagen von Versailles waren. Aber eine veredelte Kunst wird auf die Höhe des Kothurns jene würdevollen Gestalten

bringen, die durch ihre Tugend und Hoheit die Züge des Guten in die Gluth der Begeiſterung, die hohlen Furchen der Böſen in die bleiche Kälte der Scham und der Furcht verſetzen müſſen. Auf dem Sokkus gaukelt dann jener heitere Scherz, der nicht mehr von den Flicken ſeines Gewandes und den Wundern ſeiner Pritſche ſpricht, ſondern von den milden Sonnenblicken der Hoffnung, die aus dem bald lachenden, bald weinenden Auge leuchten. Ihre Bibliotheken werden ſie eröffnen und die lernbegierige Jugend in die bücherreichen Säle führen. Aber die Pedanten, die hier frühe lehrten, haben ſich neben ihren Perrücken in die Ruhe des Grabes gelegt, und die muntern Knaben werden nur die Zahl, nicht den Inhalt der Folianten bewundern.

O, Du Herrliche, daß ich doch morgen erſt leſen lernte! Daß ich ſo Vieles nicht wüßte, was mich verhindert, Beſſeres zu wiſſen! Daß ich jene Fülle von geiſtiger Spannkraft und Energie zurückbekäme, die ich einſt an den todten Buchſtaben verwitterter Pergamentblätter nach der Sitte jener Zeit vergeudet habe! Warum muß ich ſo alt ſein, und in dieſer Frühlingsgegenwart nur Eis und Schnee unter meinen Augen haben, daß ich nun an ewigem Thauwetter leide! O, ihr Glücklichen, die ihr heute zum erſten Male in die Welt blickt!

Und ihr dort auf dem grünen Wieſengrund, nehmt mich doch auf in euren fröhlichen Reigen! Fürchtet euch nicht vor dem alten Manne, der ja ſo gern mit euch tanzte und Blumen pflückte! Ich will euch Sagen erzählen und Geſchichten, die ich ſelbſt erlebt habe, und wie ich gewandert bin aus weitem, fernem Lande, um von euren Händen begraben zu ſein! Dort unter jene Linde legt mich hin!

Aber meine Stimme zittert. Ich ſinke todesbleich zurück. Die Augen willſt Du mir zudrücken, liebes Kind? O ich ſchlafe nur, und bringe Dir Köſtliches aus dem Himmel mit! Einen Gruß magſt Du noch beſtellen, an meinen treueſten Freund, den ich hier auf Erden hatte! Denſelben, der Dir immer ſo zärtliche, liebevolle Briefe ſchreibt. Sag' ihm doch, er ſollte mir bald nachkommen, ich würd' ihm da oben ſeine Wohnung beſtellen! Leb' ewig wohl!

## Achtzehnter Brief.

Nur nicht in die Roſengärten Saadi's führe mich! Die poetiſche Weiſe Deiner Empfindungen, die Luſt an jenen zarten Freuden, die jeden Schritt auf den Gedankenwegen des Gemüths mit Blumen beſtreuen, ſetzt mich in Verlegenheit. Ich habe dann Noth, die aufjauchzenden Flügel meiner Begeiſterung niederzuhalten, und da ernſt und kalt zu erſcheinen, wo ich nur Lied und Feuerſtrom ſein möchte.

Wenn ich wo von Poeſie höre, von frommer, ungetrübter Naturanſchauung, von Liebe und Treue, deren die Menſchen noch fähig ſeien, von großen Gedanken, die wie elektriſche Funken Tauſende zugleich durchbeben können, ſo ſeh' ich mich ängſtlich um, weil ich den Mephiſto nahe glaube. Ob es

ein Himmelreich auf Erden gibt, ob es keines gibt, ich weiß es nicht, nur das weiß ich, daß ich es nicht finden darf. Denn eine tiefe Philoſophie lehrt, wer einen Engel begreift, ihn erkennt, macht ihn zum Teufel.

Es gibt Stunden, wo ich vor der Größe des Weltgeiſtes andächtig bete, wo ich nach heiligen Gräbern, Lorettohütten, ehrwürdigen Domen pilgere, wo ich heiliges Weihwaſſer ſchöpfe und meine brennende Stirn netze. Wenn ich mich aber vergeblich bemüht habe, jene Menſchen nicht zu ſehen, die die Nimbusſtrahlen jedes Heiligenbildes auf ihr hirnleeres Haupt zu ſammeln ſuchen, wenn ich vergebens mich gemüht habe, aus jenem Satze, daß die Menge nur das Nächſte, das Sinnliche zu erfaſſen vermöge, den Wahnwitz wegzuſchaffen, ſo kommt der Spott wie Windeswehen über mich, und ich bin aus meiner ſeligen Illuſion heraus.

Welche Verehrung zollt' ich früher der Monarchie! Wenn es ſich um Ideen handelte, die die Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft bilden müßten, ſo ſchien ſie mir für ſolche die einzige Sicherſtellung zu ſein. Ein Monarch war mir dabei mehr als der erſte Bürger, was Friedrich II. nur ſein wollte, ſelbſt noch mehr als die Perſonification der Gerechtigkeit. Mit der tiefſten Demuth beugt' ich mein Haupt, und fand in

ihm jenes göttliche Moment, woran Kirche, Kunſt, Wiſſenſchaft, alle Gebiete unſerer höchſten Geiſtesfähigkeiten ihre Wahrheit hätten. Als ich aber unter dieſen lieblichen Blumen wandeln wollte, da ſah' ich ein, daß es nur hölzerne Blöcke ſein müßten, weil ich mir an ihnen den Kopf blutig ſtieß. Das Intereſſe des Augenblicks, die gehinderte Befriedigung eines Wunſches meines argloſen Herzens öffnete mir die Augen. Wenn ich die Verfaſſer der poſitiven Wirklichkeit einſt beklagte, daß ſie das von der Phantaſie der Völker ihnen dargebotene Ruder, einen zarten Lilienſtengel, nicht ergriffen, ſo dank' ich ihnen jetzt dafür, ſeitdem ich jede Mondſcheinbeleuchtung in Sachen der Vernunft und Erfahrung verabſcheue.

Ich hatte mich einmal auf die Teufelscanzel des Brockens geſetzt, und ließ die Weltgeſchichte in ihren erhabenſten Repräſentanten an mir vorübergehen. Ich erſtaunte über jene Ordnung, jene unverkennbare Weisheit, mit der ſelbſt das kleinſte Beiwerk angelegt ſchien. Von den Hochgebirgen Aſiens bis zu den Höhen Scandinaviens lag das weite Feld wie in ſyſtematiſcher Symmetrie. Einer ſprach zu dem Andern, und die im Leben mit tödtlichem Haſſe gegen ſich gewüthet, reichten ſich freundlich die Hand. Da lag Cato in Cäſars Armen, Gregor weinte an Heinrichs Bruſt, No-

bespierre und Danton küßten ſich mit ihren wieder aufgefügten Köpfen. Damals bildet' ich mir ein, in dieſer Viſion ein Geſetz gefunden zu haben. Ich lobte alle die, die ſich haßten, und weinte ſchon im Voraus die Thränen, die ſie einmal ſpäter auch vergießen würden. Später hab' ich den Grundſatz umgekehrt. Ich ſah' ein, daß mein Haß eben ſo gut in der allgemeinen Welthiſtorie placirt werden muß, als meine Liebe. Und weil ich ferner einſah, daß jener auf Ueberzeugung, dieſe auf Täuſchung beruht, ſo hab' ich mir nun vorgenommen, in Timons Fußſtapfen zu treten.

Alſo, Du Süße, erinnere mich nicht ſo oft an jene Bilder der Vergangenheit! Sie wecken ſo ſchmerzliche Gedanken. Es thut mir weh, an Dinge geglaubt zu haben, die ich bei Andern ſo bitter tadle. Da ſprichſt Du von der Liebe zum Vaterland, und vergiſſeſt, daß überall die Welt Gottes iſt. Biſt ſtolz, daß Dich Berge von einem fremden Volke ſcheiden; und das Maulthier und das Saumroß des Kaufmanns bringen dem Nachbar Deine Waaren, und er Dir ſeine Sitten. Wenn das ganze linke Rheinufer verloren geht, hofft Du auf den Rhein ſelbſt noch. Aber nimm zwei Platten, verbinde ſie durch einige flüſſige Tropfen, und die Einheit iſt ſo ſtark, daß einfache Menſchenkraft ſie ſchwer zerreißen kann. Du dringſt

auf das, was der Natur gemäß iſt, willſt den Geiſt in ihre Kryſtalliſationen bannen, und dieſe hat eine entgegengeſetzte Aufgabe. Ihre Feſſeln ſucht ſie zu ſprengen, um zum Geiſte ſich zu verklären. Du nennſt den Krieg ewig, er ſteht Dir höher als der Frieden, weil Dir Sehnſucht mehr iſt als Befriedigung, und der Krieg ſcheint Dir eine Sehnſucht nach dem Frieden. Aber der Krieg iſt ein Irdiſches, im Irdiſchen will die Menſchheit immer befriedigt ſein, nur nach himmliſchen Dingen begnügt ſie ſich mit der Sehnſucht. Dich reizen noch die Trümmer alter Herrlichkeit auf Deinen heimathlichen Bergen, und aus Oekonomiegebäuden, Schenken und Judenſitzen ſteigen Dir noch immer die Geiſter der Vergangenheit auf. Zünfte mit klingendem Spiel und den feierlich getragenen Inſignien des Gewerks, voran der Fahnenſchwenker mit ſeinen tollen Poſſen — o es iſt das Deine größte Luſt. Wenn Du einen wandernden Handwerksburſchen die Straße heraufkommen ſiehſt, ſchlägt Dir Dein Herz vor Freude, und Studenten ſcheinen Dir über und über in poetiſche Farben getaucht zu ſein. Haſt Du je gefochten, biſt Du je relegirt worden? Es iſt aus mit der ſtillen Heimlichkeit der Gemüther. Seitdem das Volk täglich einen Feſttag hält (Thränen ohne Brod), kann Herr Percival mit ſeinem jetzt endlich durch-

gegangenen Vorschlage nicht mehr in den Geruch der Heiligkeit kommen. Die Empfindungen des Volkes verflachen sich. Sie werden durch andere Eindrücke anders gestimmt. Man frage nur unsere Romanzendichter, ob noch all die alten Sagen gewußt werden, die von diesem Teiche, diesem Walde, diesem Berge erzählen. O sie wollen aufgeklärt sein, und schämen sich, sie mitzutheilen, man könnte ja denken, sie glaubten dran!

Du erwartest, der unschuldige, gemüthliche Sinn der Deutschen werde sich einmal mit furchtbarer Kraft an jenen Frevlern rächen, die sie in die gegenwärtige Verwirrung, in dieses gottlose Treiben des Tages gestürzt hätten. Ich versichere Dich, eine solche Reaction gäbe die schönsten Aussichten für den Flor unserer komischen Bühne.

Denke Dir, ich wäre so schadenfroh, ladete Dich zu mir, und brächte es durch die muthwilligsten Mittel dahin, daß Du voll süßen Weines würdest, und so zu sagen Deine eigene Scham aufdecktest. Es müßt' eine Lust sein, Dich mit Deinen sanften Empfindungen, mit jener himmlischen Weichheit Deiner Seele wie eine Rasende und Närrische gebärden zu sehen, wie aus Deinem ätherblauen Auge eine Hölle von jauchzenden Dämonen jubelte, wie Du unter den Ergüssen Deines fühlenden Herzens über Tisch und

Bänke ſprängeſt und mit lallender Zunge von Deiner Univerſalentzückung redeteſt. Die Engelſuſie wird aber nüchtern werden, und zornig, daß ſie einer zahlreichen Geſellſchaft zum Ergötzen gedient hat. Du ſchwörſt ihr blutige Rache, und nun frag' ich Dich, ob das nicht den vortrefflichſten komiſchen Effect gäbe, wenn aus allen Deinen Machinationen der Jubel jenes luſtigen Abends hervorlachte, wenn jede Verlegenheit, in die Deine geſchäftige Intrigue die ungefügen Lacher verſetzte, ſich in die Luſt der Erinnerung, in die Du zuletzt einſtimmen müßteſt, wieder auflöſte?

Eine ſolche Reaction muß einen neuen Don Quixote geben. Deutſchland käme mir dann wie ein Mädchen vor, die gern Nonne ſein möchte, von der aber das ganze Kloſter weiß, daß ſie ein Kind an der Bruſt ſäugt. Vorwärts!

Schon Viele ſind der Sache des Liberalismus untreu geworden. Nicht darum laſſen ſie die Arme ſinken, weil ſie ſchwach und ermattet ſind, ſondern ſie wollen bemerkt haben, daß ſie da Streiche in die Luſt geführt, wo ſie nach den Befehlen der Ordner den dichteſten Scharen hätten begegnen müſſen. Sie haben ſich ſelbſt auf einem gewiſſen Indifferentismus ertappt; ſie ſehen zwar ein, daß die Gegner hier und da im Irrthum befangen ſind, erſchrecken aber vor dem Gedanken, daß es doch

etwas Bestimmtes, ein gewisser Inhalt, ein Interesse ist, was Jene vertheidigen. Auch sie wollen nun mehr sein, als ein Medium, woran sich die im Hintergrunde gähnenden Massen zersetzen. Sie wollen nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen, neben dem Schwert auch den Scepter führen.

Von jeher hat es Männer gegeben, die über dem Kampfe der Parteien erst den wahren Mittelpunkt ihres Lebens finden wollten. Sie suchten das Außerordentliche, weil entweder ihre Bildung eigenthümlicher gestaltet war, oder der Drang ihrer Ueberzeugung sie trieb. Sie bedurften der Masse, aber nur des Gegensatzes und der Folie wegen. Der Eine suchte einen tieferen Frieden des Gemüths, den er im Lärm des Marktes nicht finden konnte, der Andere war Egoist aus Eitelkeit oder aus Reflexion. Diese Leute verlangen von der Wahrheit, daß sie auch immer neu, von ihrer Darstellung, daß sie Jedem überraschend scheine. Daher verschmähen sie eine Gemeinde, wo der Schüler vom Meister nur durch den Unterschied des Alters getrennt wird. Wir Deutsche würden mehr Vertheidiger der politischen Freiheit aufweisen können, wenn sie mit unserer Kunst, Wissenschaft und Literatur inniger zusammen hinge. Weil sich die politische Wirksamkeit selbst in den Weg treten

würde, wenn sie tiefer eindränge, als in die Durchschnittsintelligenz des Volkes, so sind ihre Begriffe und Terminologien einfach.

Es gibt in Preußen Leute, die sich schämen, das Wort Constitution in den Mund zu nehmen, und es sind sonst die schlechtesten noch nicht! In Frankreich hält die Politik und der Kampf der Parteien alle Richtungen des dichtenden und denkenden Geistes zusammen. Dort sind die Helden des Tages auch Helden des Jahrhunderts. Wir Deutsche, bisher allem öffentlichen Leben entfremdet, haben von den Goldminen der Wissenschaft nie geahnt, daß sie unter dem Boden des Staatslebens sich fortziehen. Unser politisches Streiten ist demokratisch, wir sind aber gewohnt, nie die Feder zu greifen, als im Geiste unserer literarischen Aristokratie. All diese kleinen Momente unseres früheren Lebens, auf die uns eignes und fremdes Urtheil stolz gemacht hat, sollten von großartigeren Triebfedern nun ersetzt werden müssen? Die Nothwendigkeit der Politisirung unserer Literatur ist unläugbar. Man gehorcht ihr zwar, aber mit welcher Zögerung! mit welchen fremdartigen Erscheinungen! Sie wird noch die häßlichsten Leidenschaften aufrufen. Die Eitelkeit der Originalität, die schmutzige Begeiferung, die fast anerkannter Ton unserer Kritik ist, Neid auf literarische Berühmt-

heit, das Alles ſteht dem Siege der guten Sache entgegen. Noch werden ſich Viele von ihr darum abwenden, weil die wenigen Erkennungs- und Stichwörter des Liberalismus ihrer Phantaſie nicht zuſagen. An Vieles gewöhnt, finden ſie da nur wenig. Sie leſen oft ſo ſchwache, unreife Behandlung liberaler Doctrinen, die ſich durch Nichts auszeichnen, als durch ihren guten Willen, aber wenn man auch die Tiefe der Begründung, die Form des Geiſtreichen ſelbſt im Ausdruck ſchätzen muß, ſo dürfen ſie doch in einer Zeit, wo nur die Maſſen ſiegen, ſich von ihnen nicht losſagen, ohne eigenen Schaden.

Es gibt noch Andere, die aus andern Gründen dem Liberalismus untreu geworden ſind. Sie konnten den Nachwuchs eines neuen Geſchlechts nicht ertragen, ſie wollten nicht, daß man muntrer, dreiſter dem gemeinſchaftlichen Feinde die Spitze bieten könne. Es iſt in Frankreich ebenſo gegangen. Die in der alten franzöſiſchen Kammer einſt die äußerſte Linke bildeten, die ausgezeichnetſten Glieder der ehemaligen Oppoſition ſind nur darum in die rechte Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil ſie nicht ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, ſich in jugendlichen Gemüthern lebendiger bethätigte. Die Menſchen erſchrecken nicht ſo ſehr vor dem Was? als

vor dem Wie? So ſind in Deutſchland die ehemaligen Heerführer des Liberalismus die legalſten Organe der Regierung geworden. Früher ſprachen ſie allein über gewiſſe Wahrheiten, jetzt thun es ihnen hundert Andere nach. Daher ſind es nur Wenige, die ſich den rüſtigen Erſatzvölkern haben aſſimiliren können, und zu ihnen gehörſt Du nicht, Geliebte, denn ich glaube wirklich, Du zürnſt mir, ſeither ich ſo, wie Du, empfinde? Aber das hindert mich nicht, Dir wieder in einem ſehr wichtigen Punkte beizuſtimmen. Ich gebe ja nicht nur der Wahrheit, ſondern auch Dir gern die Ehre.

Du haſt Recht. Wir kämpfen nur um die Wege zum Ziele, kennen aber das Ziel ſelbſt nicht. Der letzte Grund unſerer Wünſche iſt noch kein beſtimmter Zuſtand, ſondern nur die Möglichkeit, ſich frei zu bewegen, das Mittel, einſt irgend einen Zuſtand herbeizuführen. Wir wollen die Freiheit haben, künftig das zu ſein, was wir ſein werden. Dies iſt aber auch das Geſetz unſerer Zeit. Die Willenskraft muß bis zu dem Letzten im Volke wieder geboren werden. Erſt muß ein Jeder das unbeſchränkte Gefühl ſeiner Perſon gewonnen haben, und dann mag er hintreten, und anfangen, was ſeines Geiſtes Gebot, ſeines Herzens Gelüſt ſein wird. Das Zeitalter der Revolution deutet

auf eine neue Schöpfung. Ihr erſtes Werk, innerhalb der Menſchengeſchichte muß der dritte Adam ſein, der in der Welt erſchienen iſt. Wie in Chriſto die Menſchheit in die Einheit geſetzt wurde, ſo muß ſie einſt in die Beſonderheit geſetzt werden. Wer da weiß, was er ſagt, wenn er Ich ſagt, iſt ein neuer Heiland der Welt. Ob dieſer Ausbruch des allgemeinſten Fichtianismus auch jener Augenblick iſt, wo Alles, was ſonſt der Menſch aus der Vergangenheit als geſchichtliches Erbe auf ſeinen Lebenspfad miterhält, rein verſchwunden iſt, wo alte geſellſchaftliche Ordnung, Chriſtenthum, wiſſenſchaftliche Bildung nur wie ferne Erinnerung an die menſchliche Seele klingen wird, wo man Nichts mehr findet, als die Sehnſucht nach einer neuen Erfüllung des ausgeleerten Bewußtſeins? — vielleicht weiß Dein Scharfſinn mir darüber Auskunft zu geben. Wird man wieder eine Idee brauchen, um damit die Welt zu regieren? werden die Geſetze in todten Buchſtaben, oder in den Herzen der Menſchen beſchrieben ſein? Wird es wieder Perſonen geben, die man für die ſichtbaren Träger des Geſetzes hält? Werden überhaupt die kleineren Geiſter wieder größere zu Vormündern, zu Geſetzvollſtreckern wählen, oder wird man alles Redens und Strafens überhoben ſein? Gib mir Antwort, Beſte!

Um die Zukunft zu erkennen, sieht man in die Vergangenheit. Ich thue das, find' aber nirgends eine passende Analogie. Die Verhältnisse werden verschieden, daher auch die Bedürfnisse andere sein. Natürlich ist die Zukunft das Werk einer allgemeinen Revolution, sollten also die revolutionairen Zustände unserer oder früherer Zeit nicht einiges Analoge zur Hand geben? Sie lehren freilich das ewige Bedürfniß des Menschen, ein Gesetz, eine Idee, die Alle zusammenhalte, an die Spitze jeder Gemeinschaft zu stellen. So viel Blut ist nur geflossen, weil man wollte, daß es nicht flösse. Nur darum war die Anarchie an der Tagesordnung, weil Alle die Einigkeit wünschten. Aber wie? man wollte ein Gesetz, und doch keinen, der es gäbe. Man liebte die Menschheit, und haßte die Menschen. Darum glaub' ich es nicht, Geliebte, daß einst in Buchstaben wieder geredet wird. Die Liebe wird herrschen. Aber die Liebe steht nicht unter dem Gesetz, sie ist Feindin des Gesetzes, wie Du schon in der Bibel lesen kannst. Viele Dinge werden dann aufhören, besonders die, die jetzt schon keinen Sinn mehr haben. Auch wird es keine Helden und Hofräthe mehr geben, weil man die Dummen von den Klugen nicht mehr unterscheidet. Du verstehst mich doch? Diese haben sich bisher so unterschieden,

daß die Klugen an den Dummen zu Rittern, die Dummen an den Klugen immer zu Hofräthen geworden ſind. Das nimmt Alles ein Ende. Nur die Liebe nicht, und die Treue nicht.

O liebe mich, und bleibe treu, dem Treuen! —

## Neunzehnter Brief.

Wenn der Schwätzer Plutarch noch lebte, Theure, so müßt' er die Parallelen unſerer Lebensgeſchichte ziehen. Aber wenn Du glaubſt, wir Beide zuſammen machten erſt ein vollkommenes Ganze, ſo irrſt Du Dich. Ich fühle mich wohl gern in Deiner warmen Lebenshelle, Du milde Sonne, aber ich will doch lieber durch Dich erklärt, als von Dir ergänzt ſein. Wenn Du in die Dunkelheit meines Lebens wie Sonnenlicht fällſt, ſo denk' ich, Finſterniß kann nicht ohne Helle hell werden, aber wer ſchon wie Du, hell iſt, bedarf der Nacht nicht. Ich könnte meinen Werth durch Deine Miſchung erhöhen, aber Du verlierſt durch die Zuthat meiner Schwäche. Gerade will ich klein ſein, um Deine Größe bewundern zu können.

Dies Ansinnen hab' ich aus Bescheidenheit zurückgewiesen. Aber da Du es auch mit vieler Consequenz auf das Ganze und Große der Geschichte bezogen hast, so gesteh' ich offen, daß Du zwar die Kunst, aber nicht die Wahrheit gefördert hast. Du denkst nun, die absolute Vollendung der Weltgeschichte construirt zu haben. Du beschreibst mir Deine allerdings erstaunenswerthe Sammlung von Supplementen zu den vorhandenen theils unvollendeten, theils verfallenen Ueberresten alter Kunst. Alle die Nasen, Hände, Zehen, Füße, die an diesen Statuen fehlen, hast Du nachformen lassen und sie in einem Museum gesammelt als Symbole unserer historischen Zukunft. In so fern Du die Kunst mit der Geschichte in Verbindung gebracht hast, stimm' ich Dir bei; denn allerdings ist die bildende Kunst in früherer Zeit der unmittelbarste Ausdruck des nach Formen ringenden Weltgeistes gewesen. Aber mit der ganzen Fülle nachsichtiger Freundesliebe frag' ich Dich, ob wir nichts Anderes suchen sollen, als was die Vorfahren verloren haben, nichts Anderes verfolgen sollen, als was ihnen entgangen ist? Ist nicht die schwächste Art, in das großartige Spiel der gelösten lebenden und lebenschaffenden Kräfte einzugreifen, jene Reflexion auf die Vergangenheit, wo wir uns ihr gefangen geben, und nur das wollen,

was ihr nicht gelungen oder verborgen geblieben ist? Im dreizehnten Jahrhundert wollte man das Revolutionswerk, wie es bei Brutus und Cassius einst stehen geblieben, in Rom unmittelbar fortsetzen. Das war eben so thöricht, als wenn man im neunzehnten die Reformation im Sinne Luthers vollendet. Im funfzehnten Jahrhundert gaben die pedantischen Narren, die man die Wiederhersteller der Wissenschaften zu nennen pflegt, beständig vor, sie kämen eben von den Brüsten des classischen Alterthums und hätten vor einer Viertelstunde mit Cicero gesprochen. Nicht besser haben vor einigen zwanzig Jahren poetische Phantasten solche Töne auf ihren Lauten angeschlagen, als könnten sie stündlich an den Hof des Land rafen von Thüringen, oder gar an Artus Tafelrunde gerufen werden.

Du ahnst gewiß nicht, daß Du dergleichen durch Dein Beispiel geheiligt hast. Du vergissest außerdem, daß eine einzige Frage den Schlüssel zu Deinem so kostbaren Cabinette verbirgt. Wer hat von irgend einer Zeit ein Schema, das anzeigen könnte, was sie an sich selbst vergessen, was im Gedächtniß der Nachwelt sich von ihr verloren hat? Wenn wir ein altes Bild restauriren, welches ist die Probe, daß wir die erste Fassung vollständig wieder gegeben haben? Wer bürgt Dir dafür, daß Du mit Deinen Armen und Beinen die Welt

der Antike, wie sie ursprünglich war, erreicht und ergänzt hast?

Laß uns nie die Bände der Weltgeschichte überspringen, sondern nur so handeln, wie es der gestrige Tag dem heutigen befohlen! Ein Ganzes weist Dir die Geschichte der Menschheit so lange nicht nach, bis sie selbst ihren Lauf vollendet hat. Der Gedanke mag seinen Mittelpunkt und vollkommenen Umkreis in dem ihn denkenden Geiste finden, aber die That wird ewig Torso bleiben. Kann denn eine Blume ewig blühen? Hat nicht die Natur dafür gesorgt, daß jeder Tag eine neue, nur an ihm blühende aufzuweisen hat, gleichsam seinen Blumenheiligen? Wenn wir nun wirklich unser beiderseitiges Dasein zu einem Ganzen zusammenfügen wollten, wie sollen wir wissen, daß wir so dem Ideale der Humanität näher stehen, als wenn von uns Beiden Jeder sich für sich behielte? Ich habe mich in meinem Leben unendlich oft verwandelt, und bin nicht nur dabei stets derselbe geblieben, sondern habe mich auch dem Wesen des göttlichen Geistes näher gefühlt, als wenn ich mir einen unveränderlichen Normalzustand angeschafft hätte. Ich habe oft heute da Ja gesagt, wo ich morgen Nein sagte, und das hat mich unendlich mehr erquickt, als eine entschiedene Meinung. Ich glaube an die Palme als das allein

der Menschheit würdige Symbol. Nichts destoweniger steck' ich gern ein Schwert vor mir in die Erde, und bet' es an als meinen König, wie wilde Völker thun. Man spricht da unaufhörlich von der Consequenz. Woher weiß man, daß die Consequenz die Wahrheit ist? sie ist nicht einmal die Ueberzeugung von der Wahrheit. Ueberzeugt kann auch ein Spitzbube sein. Der Teufel kann sich auf die Consequenz seiner Ueberzeugung berufen. Ich habe mich unaufhörlich gehütet, in der Metamorphose meines Lebens ein Gesetz aufkommen zu lassen. Schon darum nicht, weil man in meine Fußstapfen hätte treten können. Ich will die Wahrheit meines Lebens für Niemanden verbindlich machen. Wer sich zuerst meinen Anhänger nennt, wird in mir selbst seinen ersten Gegner finden.

Ich will Dir die drei Hauptverwandlungen meines Lebens vorführen. Urtheile selbst, ob ich meine Hand abhauen muß, weil sie erst eine Oriflamme, dann eine Pritsche und zuletzt ein Schwert führte!

In der Zeit der Reifröcke und Perrücken geboren, trug ich mich doch immer à l'enfant, und ging offen in meiner nackten Schönheit. Ein tausendfach gefaltetes Gewand war die Welt in meiner Jugend. Schon früh hatt' ich den Muth, es an seinen Enden zu ergreifen und es faltenlos zu

ziehen. Ich glich einer Blume, aber gedörrte, gelbe Blätter machten meine Blüthenkapsel. Ich konnte nicht einmal meine eigne noch verschlossene Herrlichkeit betrachten, nur ahnen. Da brach endlich die lästige, morsche Hülle, und die verschämte Gluth meiner entfalteten Pracht durfte sich frei in den flimmernden Wellen des Lichtes baden. Die Vorurtheile meiner Zeitgenossen, die ihnen anerzogene Bildung erfüllten mein Herz, das nur für das Wohl der Menschheit schlug, mit tiefster Wehmuth. Vergebens rief in die Salons meine ernsten Warnungen; noch war sie aber zu schwach, das Geräusch dreist ausgesprochener Lügen zu übertäuben. Darum trat ich an die Wiege des Unmündigen. Aber auch hier mußt' ich erst die geschwätzigen Ammen mit ihren Mährchen und albernen Erfindungen vertreiben, eh' ich die bedrohte Unschuld in die Einsamkeit der abgezogenen Natur retten konnte. Das süße Lallen der Kleinen flößte in die Empfindungen meines Herzens die innigste Wärme. Ich glaubte, in einem Paradiese zu leben, in dem die Schlange der Verführung nicht wäre, aber ich stand nur wie eine Cyane unter reifen, überreifen Aehren. Ich glaubte, wie der göttliche Gesandte von der Höhe Nebo in ein gelobtes Land zu sehen, wo nur Milch und Honig flösse, und es war Blut, das die Schar meines

Volkes erwartete. Hab' ich es aber ahnen können, daß ich es war, der die Völker in die Thäler des Schreckens führen half! Daß ich meine Blumen zusammenbrachte, nur um ein Schaffot zu errichten! So wahr man mich damals Rousseau nannte, mein Herz wollte nur das Beste!

Ich stieg die Ufer des Genfersees entlang, auf die höchsten Gipfel der Alpen, und machte sie zu meiner Sternwarte. Millionen Sterne tauchten aus der blauen Himmelsdecke, die wie ein Baldachin über die schlummernden Erdbewohner ausgebreitet war. Mein lauschendes Ohr vernahm die Seufzer, die der beängstigten Brust so vieler Dulder entfuhren. Sie rannen zu einer großen Blume zusammen, die ihre Blüthenblätter sehnsüchtig in die Seite des Himmels streckten. Sie flehten nach Linderung der Leiden, nach kühlendem Thau, und fanden Beides in ihren eigenen Thränen. Engel stiegen eine wie Harfentöne klingende Himmelsleiter herab, und flochten einen großen Blumenkranz, den sie rings um die Eiszinken der Alpen wanden. »Heil — sangen sie, und es tönte lieblich wie Flöte und Glockenklang — Heil allen müden Lebenspilgern! wir führen sie an die Quelle der ewigen Genesung! Sie haben ihr Leid verloren, denn über unsere Sänge haben sie es vergessen!« Ich stieg hinab in die Thäler, und die

Menſchen verehrten mich wie einen Propheten. Wenn ſich mein Geiſt in blitzende, leuchtende Strahlen ſpaltete, ſo war ich Regenbogen und Sonne zugleich, Wärme ſo gut, wie Licht. Gern ſah' ich in die Kreiſe des menſchlichen Lebens, auf die ſonſt der Stempel des Gewöhnlichen gedrückt iſt. Aus den tiefſten Schachten einer reinen Gemüthswelt ſah' ich reines Gold blinken. Mit dem Zauberſtabe meiner ſanften Rede führt' ich die Engel, die der irdiſche Glaube der Menſchen an den Hütten der Unſchuld und ungezwungenen Sitte unſichtbar gemacht hatte, wieder heim in dieſe Wohnungen des Friedens. Wie grünende Inſeln ſchwammen meine Gedanken lange unentdeckt auf den Gewäſſern meiner Zeit. Nur verirrte Schiffer oder ein Unglücklicher, deſſen letzte Rettung ein erhaſchtes Boot geweſen, fand ſie. Dann labt' er ſich an dem ſüßen Quellwaſſer, das aus meinen dunkeln, heimlichen Grotten floß, an den fröhlichen, muntern Tönen geſchwätziger Waldbewohner. Aber oft hat ſich in einer Welt voller Flachheit und Entartung die Unſchuld mit ſcharfem Stahl gewaffnet, ſo hab' auch ich die dunkeln Schatten meiner Zeit mit Feuerlilien vertrieben. Meine Frühlinge keimten meiſt nur aus Aſche, wie aus den Lavaſtrömen des Veſuvs die Thränen Chriſti keimen. Die Biene war mein Sym-

bot. Schwärmend voller Luſt im weiten Raume, den ſüßeſten Staub aus allen Blumenkelchen ſaugend, aber auch ſtechend den, der den Heiligthümern, deren Dienſt mein Leben geweiht war, nicht mit frommer Scheu nahete. Damals hieß ich Jean Paul.

Iſt die Welt eine Schöpfung Deines Gedankens, oder hat ſie nur Deinem Gedanken Licht, Deinem Gefühle Wärme gegeben? Wenn Du eine Blume an der Quelle eines Stromes in die Fluth warfeſt, haſt Du ſie noch da, wo ſie ins Weltmeer trieb, duftend und ſchön gefunden? Wenn die Welt verlangt, daß wir die Herren unſerer Einbildung ſeien, fühlen wir, daß wir ihre Sclaven ſind. Wenn einſt himmliſcher Seelenfriede mein Traum war, jetzt welch ein Erwachen! Die Liebe ſoll die Zauberformel ſein, die uns die Hölle in den Himmel verwandelt. Liebe! Liebe iſt die Frucht der Eitelkeit. Hört ſie nicht auf, Liebe zu ſein, wenn ſie Treue wird? Ehe! Sie iſt ein Inſtitut des Staates, das Gefühl der Hinfälligkeit, künftigen Schwäche und Verlaſſenheit ihrer Grundlage. Religion! Es gibt einen Gränzſtein, wo ſie Lüge wird, wo iſt der? Auf welcher Station bin ich noch im Gebiete Gottes, auf welcher ſchon im Gebiet des Teufels? Solche Fragen nannte meine Zeit Zweifel, Doctor Fauſtthum.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GÖTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04289/010

Sie beklagte mich, daß ich nur an der Vorhalle zum Tempel des Verständnisses der Welt stehen geblieben sei. Welch thörichter Glaube! Theilweis Haltbares fassen die Menschen zusammen, und lassen sich dadurch in ihren Handlungen bestimmen. Viele halbe Wahrheiten zusammen genommen, geben ihnen zuletzt die vollkommene Wahrheit. Wenn ich an der Vorhalle des Heiligthums, wo meine Zeitgenossen anbeten, schon meine Hand in ein Becken tauchen muß, um mich mit magischem Wasser zu segnen, so wag' ich auch keinen Schritt weiter, bleibe draußen und bete lieber die todten Steinbilder an, die vor dem Eingange Wind und Wetter getrotzt haben. Einst ließ ich mir einen Schädel als Pocal zurichten, und hab' aus ihm die reine ewige Lust des Lebens getrunken. Das nannte man bizarr, und rechnete mich unter jene kleinen Geister, die sich die Welt als Widerstand ihres Willens dichten, um nur unter den Titanen aller Zeiten mitgenannt zu werden. Dann floh' ich meine Heimath. Die schwachen Nerven meiner Zeitgenossen wollten gesehen haben, daß ich von den brennenden Fackeln meiner Reue unstät getrieben würde. Ich hab's wohl tiefer, als man es geahnt hat, selbst gefühlt, daß ich in mir keinen Frieden fand; aber ich sah, daß der Geist dieser Zeit in eb:n solchem Drange sich selbst verfolgte,

was konnte mir größern Troſt gewähren? Ich weiß, daß das Buch des Lebens nie mehr enthält, als was wir hineinſchreiben, daß der die Zeit verſtand, der ſeinen Geiſt zu dem ihren machte. Wer jede Stunde benutzt, hat einen Tag genoſſen, auch Jahrhunderte beſtehen nur aus Tagen. Mein junges Leben hab' ich mir in Augenblicke getheilt, und wenn mir jeder dieſer Augenblicke einen Freudenbecher an den Mund ſetzte, ſo hab' ich ihn getrunken. Verſtand ich alſo nicht mich, nicht meine Zeit? Weil ich aber nie rechte Entzückung empfunden, ſo ſtarb ich an der erſten, die ich empfand. Ich ſtarb im Morgenroth eines ſchönen Tages, ſah noch die aufgehende Sonne der Freiheit, und ganz Europa erfüllte die traurige Kunde, Lord Byron ſei zu den Todten gegangen.

Aber noch leb' ich, Geliebte! Ich gleiche dem Gedanken und der Natur, die ſich ewig zerſtört, um ſich ewig wieder zu erzeugen. Die Leidenſchaften der Menſchen läutern ſich immer mehr. Jetzt hoff' ich auf ſie, weil ſie ſelbſt hoffen.

Dieſen Morgen, Unvergeßliche, als noch Finſterniß im Thale lag, die Sterne aber ſchon immer matter und ferner glommen, ergriff ich den Wanderſtab, um meine Lebensreiſe fortzuſetzen. Einen Strom ging ich entlang. Von den morſchen Weidenſtämmen, die in der dunkeln Fluth ihre

zitternden Blätter ſuchten, hielt ſich grünes Wieſengras in beſcheidener Ferne. Im Vorübergehen überſah ich keine Blume, ſchon ſchmückte der ſchönſte Strauß meinen Hut. Während ich ſo unter Geſang und Selbſtgeſpräch rüſtig weiter ſchritt, fiel endlich mein Blick auf das jenſeitige Ufer des Baches. Es ſchlich mir etwas Dunkles nach, das ich in der noch tiefen Morgendämmerung nicht zu unterſcheiden vermochte. Erſt glaubt' ich meinen Schatten zu ſehen. Der war mir von jeher der fatalſte Geſell. Schon in meiner Jugend machte mich mein Schatten oft ſchwermüthig; ich wollte gern über ihn wegſpringen, und verſuchte dies mit den poſſirlichſten Biegungen und Wendungen. Oft ging ich aufs Feld hinaus, lief eine Weile im Sonnenſchein, mich zwingend, an den Schatten nicht zu denken; dann aber ſprang ich plötzlich auf, weil ich nämlich ſo hoffte, den Schatten überraſcht zu haben. Heute ging aber der vermeinte Schatten auch dann weiter, wenn ich ſtill ſtand. Bald erkannt' ich einen Mann, der mich freundlich über den Bach grüßte. Von unſern beiderſeitigen Ufern ſprachen wir viel von den noch ſchlummernden Menſchen, ihren Träumen, ihrem Alpdrücken, von friſcher Morgenluft, von Hahnenſchrei. Jetzt ward aber die Gegend immer heller, und endlich verwandelte ſie meinen Begleiter in

ein Weib. Nun zogen wir auf unſer Geſpräch andere Saiten. Wir ſprachen von Freundſchaft und Liebe. Dich, Freundin, gebraucht' ich für alle meine Behauptungen zum Beiſpiel. Ich ſchilderte Deine Schönheit, ohne Dir zu ſchmeicheln, pries die Milde und Zartheit Deines Gefühls, und ſprach von der Sehnſucht, die mein Herz nach Dir empfände. Da verhüllte die weibliche Geſtalt am jenſeitigen Ufer ihr Haupt und weinte. So gingen wir den Strom hinauf und dem Sonnenaufgang entgegen, ſchweigend und zur Erde blickend. Siehe! da ſtanden wir endlich an der Quelle des Baches, ſchlugen unſere Augen auf, und lagen uns in den Armen. Aus der Tiefe des Thals leuchteten ſchon die Strahlen der aufgehenden Sonne herauf, ſie küßten uns den Morgenthau von den Wangen. Jetzt hatten wir uns wiedergefunden, und werden uns nie, nie mehr verlieren. Wache und träume Dein Leben in meinen Armen, ich trage den Himmel in Dir! Du Getreue!

## Zwanzigſter Brief.

Es ſummt mir noch immer im Kopfe. Wie viel Fledermäuſe waren wohl geſtern Nacht auf dem Schloſſe? Die Sterne ſchienen ſo hell wie flackernde Kerzen, der Mond glänzte ſo milchweiß, daß ich's um mich herum noch immer leuchten und blitzen ſehe. Auch klang's aus den Schläuchen des Aeolus ſo träumeriſch ſüß, die Käfer ſtrichen ſo tactfeſt mit dem Fidelbogen ihrer haarigen Schuppenfüße auf den ſummenden Flügeln, und Eule, Primadonna, erntete bei ihrem Debût als erſte Kammerſängerin ſo rauſchenden Beifall, daß ich's noch immer muſiciren und klatſchen höre. Die bunten, bemalten Scheiben wurden lebendig und Türken, Polen, Griechen, Lindwürmer und heilige George ſchritten abgemeſſen durch den weiten Saal,

der vom Jubel der Fledermäuſe, von Denen Du eine, meine Ewige, warſt, wiederhallte. Auch Alpenkinder, Tyroler, Barfüßer, Ritter von Blech und Damen, die franzöſiſch ſprachen, gingen im bunten Gewirr durch einander, und lachten einen zuſammengeflickten Lumpenkerl aus, einen Lappenhanswurſt, der ich ſelbſt war. Du weißt, ich kann nie fröhlich ſein, wenn man es von mir erwartet, und mache meinem Kleide immer ſelbſt die größte Schande. Ein Polizeiofficiant hatte ſich an der Thür des Redoutenſaales davon überzeugt, daß in meiner Pritſche kein Dolch, kein Stoßdegen, noch ſonſt eine tödtliche Waffe verborgen ſei, aber ich brach mir und meinem Schneider das Wort. Statt wacker unter die tanzenden Paare zu ſtürmen, hierhin, dorthin luſtige Schläge auszutheilen, zweimal, dreimal über mich ſelbſt wegzuſpringen, lehnt' ich mich wie ein blinder, enthaarter Simſon an einen Säulenpilaſter, und ſah nach Dir und ſchwamm in Thränen. Ein weinender Hanswurſt!

Ich bin ein Kind meiner Zeit, und trage mein braunes, haariges Muttermal drittehalb Zoll vom Herzen. Statt die Freude zu genießen, zergliedr' ich ſie. Ich will ſehen, was man nur hören darf, und wie die Kinder Alles zum Munde führen, zieh' ich mir Alles zu Gemüthe. Die

Maskerade war im Schlosse des Fürsten. Seine jüngste Tochter, die aber schon sehr alt sein muß, weil ich Dich schon so lange kenne, hatte die Hand eines werbenden Prinzen angenommen, und weil Heirathen gleich Demaskiren ist, so pflegt in diesem Falle Freiredoute zu sein. Es war Lärm entstanden. Pierrot hatte Colombinen küssen wollen, und traf sie mit Harlekin in einem dunkeln Winkel. Beide beriefen sich auf das Versprechen der Kleinen, und alle Drei auf die Maskenfreiheit. Einem Sensenmann wollte die einzige Person, die auf Redouten ohne Maske erscheint, die Polizei, das Recht des Bartes und der Ueberladung mit Emblemen der polnischen Nationalität streitig machen, aber auch dieser berief sich auf die Maskenfreiheit. Ja, selbst der muthwillige Spaß eines kleinen Essenkehrers, der Bäuerinnen und Königinnen die Schleppen nicht nur schwärzte, sondern selbst arge Figuren, Eselsköpfe, Brillen, Hexenkreuze anmalte, mußte durch diese Maskenfreiheit entschuldigt werden. Und ich sah's, wie selig die Uebermüthigen auf ihre Freiheit trotzten, wie neckend sie die Artikel jener uralten Charte des Herkommens citirten, und unter den Masken Gesichter schnitten, daß ihnen vor Lachen die Augen ausgingen. Zum ersten Male in meinem Leben ward' ich an der Republik irr. Ich kenne den Zauber, den die

Neuheit auf die Menſchen ausübt, kenne den Reiz des Verſteckten, und war für jenen Augenblick davon überzeugt, daß man eine Freiheit, die zuweilen harte Opfer verlangt, verkaufen würde gegen eine Sclaverei, die jährlich zur Carnevalszeit den Leuten viermal erlaubt, ſich mit Vergnügen frei zu nennen.

Auch auf die Masken hat ſich die Politik der Könige ausgedehnt. Sie ſind urſprünglich demokratiſcher Natur, und verbargen oft den Schmerz, den Unwillen und den Spott, den ein Hof wie der römiſche und das Treiben der norditaliäniſchen Ariſtokraten veranlaſſen mußte. Der alte Kunſtgriff der Schlauheit, den Gegner in ihr Intereſſe zu ziehen, ließ ſich in dieſem Falle vortrefflich anwenden. Seitdem haben die Fürſten nicht aufgehört, die gefliſſentlichſte Sorgfalt auf die Maskeraden zu wenden, damit es nicht heiße, der Grundſatz der Gleichheit gelte in den Monarchien nirgends. Und es iſt wahr, jede andere Art Beluſtigung wurde in den Zeiten der franzöſiſchen Republik zugelaſſen, die Bälle ermangelten des alten Glanzes nicht, die Theater waren nicht verſchloſſen, aber die Maskeraden hörten auf. Natürlich; denn für jeden Tag im Kalender war ja damals die Freiheit als Heiliger angeſetzt. Aber was kümmert das die Natur der Menſchen, die

so gern das Außerordentliche dem Gewöhnlichen vorziehen, selbst wenn sie Schlechteres statt Besseres eintauschen!

Ich weiß nicht, bist Du es, die mich heute so monarchisch stimmt? Die Republik versagt jedem Bunde die Existenz, der nicht so groß ist, als sie selbst. Nun ist es aber wieder ein altes Gesetz, daß die Gesellschaft sich gern in Gruppen sondert, abgelegene Oerter sucht, um im Stillen mit den Liebhabereien seines Herzens zu buhlen. Man flüstert sich zu, und auf dem mondscheinglänzenden Rüttli hebt man so gern die drei vermessenen Finger zum Schwure auf. Die Monarchie macht keinem Geheimbunde sein Recht streitig, wenn sie sich von seiner Unschädlichkeit überzeugt hat. Dagegen wurde z. B. die Freimaurei von der Republik untersagt, ein Verbot, das der Menschheit grausam scheinen muß, weil sie weiß, daß in einem Lande vielleicht in der That kein Raum für den salomonischen Tempel, aber doch immer Platz genug für eine Tafel von hundert Gedecken vorhanden sein wird.

Die Brücke, die zur Wahrheit führt, ist oft nur eine Eselsbrücke. Auf diesem Wege kommen vielleicht noch einmal die Freimaurer zu ihr. Ich hätte mich schon längst Dir gegenüber zum wärmsten Vertheidiger dieser modernen Tempelherren aufgeworfen, wenn ich die Menschheit und ihr

großes Ideal mit dem rothen Adlerorden, dessen Band fast Jeder in der preußischen Staatsgesellschaft nach oben hin angestellte Maurer im linken Knopfloche trägt, in rechten Einklang bringen könnte. Ich muß lachen, wenn ich in den Tabernen der Antiquare nach alten Büchern stöbere, und auf die als Manuscript gedruckten Lieder der Maurer stoße. Da umschlingen sich Millionen und reichen sich den warmen Bruderkuß, Freude, der schöne Götterfunken, Tochter aus Elysium, senkt sich auf die seligen Zunftgenossen herab, sie jubeln und jauchzen den Brüdern auf fernen Zonen entgegen, und, wenn ihr Tritt schwankend wird, so gilt's den geliebten Antipoden. Die Absicht bleibt schön und wahr. Seitdem keine Peterskirchen und Straßburger Münster mehr gebaut werden, baute man Casinos, Börsen, Admiralitäten. Man begegnet sich im gesellschaftlichen Verkehr, den fremden Zungen ist ihr Fremdartiges genommen, von den Vögeln und Früchten Indiens ist der mythische Farbenstaub gewischt, die Menschen werden stückweise wie die Pferde auf die Maschinen gerechnet, die Arbeit der Hände ist in Dampf aufgegangen, der mathematische Calcül ist der Mittelpunkt, um den sich die Tellerscheibe der Welt mit ihren Bewohnern equilibrirend herumdreht — ach! wir werden vor Steinkohlen und Prosa nichts, gar

nichts mehr ſein, als Freimaurer. Du erlaubſt, Gute, daß ich an dieſer Stelle einige Thränen rinnen laſſe, denn ich habe ſämmtliche Schriften von Henrik Steffens geleſen, habe in alle Bäume, die im Thiergarten der Rouſſeausinſel nahe ſtehen, die verſchlungenen Buchſtaben K und R eingeritzt, und dabei Gedichte gemacht an Sie! Aber dennoch, würd' es nicht thöricht ſein, einen Zuſtand, den uns die flache, kahle Zukunft ſchon zurecht fegt, dadurch noch betrübter zu machen, daß man das Schöne in ihm nur durch die Vergleichung der Vergangenheit nicht bemerkt, das Wahre und Nothwendige gar nicht anerkennt? Gewiß, die Maurer ſind in ihrer Art auch poetiſch; ſie haben ſo ſchöne, dunkle Laubengänge, ſo nette Partien hinter ihren heimlichen Clauſen, und ich kenne viele geheime und wirkliche Räthe, die ordentlich ſchwermüthig ſind, wenn ſie einmal am Beſuch der Loge verhindert werden. Wenn ich nur erſt das geſetzliche Alter, einen ehrlichen Nahrungszweig und ſoviel damit erübrigt habe, daß ich die Rechnungen des Bruder Speiſewirths und Armenpflegers honoriren kann, ſo laß' ich mich in Royal York oder in die große Landesmutterloge zu den drei Weltkugeln einſchreiben, und magſt Du mir tagelang zu Füſſen liegen und nach Deiner Anhänglichkeit an den alten Volksglauben mich vom Bunde mit

dem Satan abhalten wollen. Es fehlt den Maurern nichts mehr, als was der Christenheit vor drei Jahrhunderten, ein Reformator. Die Maurer sollen geschworne Feinde der Standesunterschiede sein, aber sie bilden sich ein, damit sei nur der Brudername gemeint und die Freiheit, in vertraulichen Mittheilungen den Titel Wohlgeboren wegzulassen. Sie müssen nach ihren Evangelien die Freiheit lieben, müssen in jedem Staate die Opposition bilden, und die Rechte des Bürgers wahren, weil sie die allgemeinen Menschenrechte verehren. Sie müssen sich für die Cortes todtschlagen lassen, und keine Theorie des Staates höher schätzen, als die eines Jeremias Bentham. Ich habe eine Festrede gelesen, in der dem Könige gedankt wird, daß er es nicht unter seiner Majestät gehalten, das Schurzfell vorzubinden, und an dem Tempel der Humanität bauen zu helfen. Wahrlich, wenn die gesellschaftliche Stellung der Bundesglieder bei ihnen so viel gilt, daß sie ihrer selbst nicht in den stillen Hütten ihres Wirkens vergessen können, so sieht man leicht, bis zu welcher Ferne sie die Gesetze ihrer Einigung verlassen haben, und es wird nicht mehr auffallend scheinen, wenn sie selbst von einem schon längst eingetretenen Untergang ihrer ursprünglichen Heimlichkeiten reden. Aber ich vergeß' es ja! Verstehen wir nicht schon

längſt die Kunſt, Diener zweier Herren zu ſein? Die Freiheit zu lieben, wenn wir dem Ariſtokratismus Vorſchub leiſten? Hat die Thorheit nicht ſchon oft den Demokraten den Rath gegeben, ſich zur Erreichung ihrer Zwecke bei den Ariſtokraten einzuſchmeicheln? Und ſind wir nicht ſtark und unermüdlich in ſeiner Befolgung?

Du drohſt ſchon wieder mit dem Zeigefinger, Geliebte! Erſchrickſt vor den ſengenden Blitzen, die jetzt durch mein grollendes Redegeroll zucken wollen, und ahnſt, daß meine Worte immer mehr ſagen wollen, als ſie zu bedeuten ſcheinen. Ja, Wolken können über die klare Bläue des Himmels ziehen, ſelbſt Fliegen in der Milch ſind mir nicht ſo zuwider, wie Coalitionen fremdartiger Elemente. Jeder freie Geiſt iſt ein geborner Scheidekünſtler. Die reine Hand darf ſich nicht in die ſchmutzige legen, ſonſt geht's wie in dem ſchlechten Sprichworte, daß eine die andere wäſcht. Der Republicaner haucht im Arme eines Royaliſten ſeine Seele aus. Man redet ſoviel von geſetzlicher Freiheit, aber dies Ding hat nur dann Sinn, wenn ſich die Freiheit dieſe Geſetzlichkeit ſelbſt gegeben hat. In den conſtitutionellen Staaten Süddeutſchlands trifft man aller Orten auf Leute, die von der Regierung ein Privilegium erkauft haben, Demokraten ſein zu dürfen, Demagogen, die der

Staat schon im Mutterleibe purificirt hat. Die Absicht dieser Männer kann edel und rein sein, aber sie thun selbst Nichts, daß man sie mit jenen Hochgestellten, die ohne zu wissen wie? in den Ruf der Freiheitsliebe gekommen sind, nicht verwechsele. Wir haben nämlich genug besternte und bebänderte Herren, die man für Freunde des Volks ausgibt. Ich pflege bei der Namennennung dieser Personen an jene Ludwig den Vierzehnten vorstellenden Reiterstatuen zu denken, an deren Schwerte diesem hochverrätherischen, liberticiden Schwerte das entzückte französische Volk in den ersten Jahren der Revolution mächtige Nationalcocarden von Eisenblech anheftete, ein Scherz, der als Scherz zu viel Wahrheit enthält, als Ernst aber mindestens geschmacklos ist. Die Freiheit trägt nie den Kammerherrnschlüssel.

Warum nur die Frauen nicht frei mauren dürfen? Wie geschickt würden Deine Schwestern Kalk und Mörtel herantragen! Wie angenehm würden sie die Freuden des Mahles würzen! Leider hast Du mich einmal vor Jahren versichert, Du Himmlische wolltest Dich in keinen andern Bund einlassen, als in einen mit meinem Herzen; zu welchem Zwecke? hab' ich vergessen: wollten wir nicht Beide einen königl. sächsischen Mäßigkeitsverein ausmachen? oder wie war das? Eines aber

darf mir Deine ſeelenvolle Güte nicht wehren, nach Vollendung des großen Tempels der Weisheit Dich zu vergolden und als die Kuppel oben aufzuſetzen. Ach! dann werd' ich gläubig in dem Heiligthume beten, denn ich weiß ja, daß Du den himmliſchen Friedensbogen über mich ausbreiteſt! Lebe wohl! —

## Ein und zwanzigster Brief.

Dieſer Eindruck war unbeſchreiblich. Ich hab' ihn wohl gefunden, den Brief, den Deine Liebe und meine Aufwärterin heut Morgen an das Fußende meines Bettes gebunden hatten, ich löſte die rothſeidenen Bänder, die ihn verſchloſſen hielten, und las die Ausbrüche Deiner Zuneigung und den unverſtellten Ausdruck Deiner Theilnahme für mein Schickſal. Wie mich dieſer ſanfte Ton der Liebe rührte! Wie ich vor der Tiefe der Empfindungen bewundernd ſtand, und in den ruhigen Spiegel Deines ſanftfluthenden Herzens hinunterſah! Nein, ich bin ſo hingeriſſen von dieſen unvergleichlichen Zeilen, daß ich nichts Eiligeres thun kann, als Dich mit ihnen bekannt machen. Keine Freude iſt wahr, als die wir gemeinſam theilen. Lies,

und ich werde jauchzen, wenn es Dir wärmer ums Herz wird. Auf den wallenden Fluthen Deines Buſens werd' ich in den Hafen meines Glückes ſegeln, und Dir, dem freundlichen Elemente, eine dampfende Hekatombe opfern.

* * * * *

»Nun mag es ſchon eine halbe Stunde ſein, daß meine ſehnſuchtsvollen Beine auf Ew. Wohlgeboren endliches Erſcheinen warten. Die meiſten Paare ſind ſchon ermüdet, es ſchwärmen die Tänzer mit ihren bis auf den Siedepunkt gekommenen Tänzerinnen ſchon durch das Dunkel der Seitenzimmer und Laubengänge, und neckend ziehen ſie Alle an mir vorüber, die ich ihnen den Arm, ja den vielverlangten Arm abſchlug, der zur erſten Ecoſſaiſe Ew. Wohlgeboren verſprochen war. Was haben wir Weiber von den Verſprechungen, die wir den Männern, und ſie uns geben! Wer glaubt, Dem Treue halten zu müſſen, der keine Mittel beſitzt, für Treuloſigkeit ſich zu rächen!

Die Mazurka beginnt, und noch weiß ich immer nicht, an welchen Mann ich meine Grazie bringen ſoll. Theſeus, ſo holen Sie doch Ihre verlaſſene Ariadne!

Wie die glücklichen Wirbler im Fluge vorüberrauſchen! In einem einzigen Pas liegt ein Kampf

aller Charitinnen ausgesprochen, der ſich immer zu Gunſten der Schönheit und Anmuth endet. Die ewige Unruhe des Beines, die leichte Hebung des Armes, die geſenkte Lage des Kopfes, aus ſolchen Exponenten ließe ſich nicht die erhabenſte Größe bilden? Mit Recht hat man den Tanz eine Muſik fürs Auge genannt; warum wir Beide nur zögern, ſie vollſtimmig zu machen!

Der endloſe Mechanismus unſeres Lebens hat die neuern Völker verführt, bei der Vollendung der Künſte da inne zu halten, wo man den Uebergang vom Schönen zum Nützlichen nicht entdecken konnte. Man hat ſich gewöhnt, den Nutzen nur immer gleich im erſten Reſultate einer Bemühung zu finden, für entferntere Beziehungen war unſer Auge nie ſcharfſichtig genug. Die Gewöhnung an eingewurzelte Irrthümer hat aus vielen Dingen ihr Gegentheil gemacht. Die Philoſophie iſt unter unſern Händen und Büchern eine Wiſſenſchaft geworden, die nur Sätze aufſtellt über ihre eigne Nichtigkeit. Die Religion iſt in Dinge geſetzt, deren Zuſammenhang mit Gott man ſelten, den Zuſammenhang mit dem menſchlichen Herzen man nie einſehen wird. Die Wände unſerer Kirchen ſind mit weißem Kalk übertüncht, und kein Bild in ihnen, als das ein zärtlicher Liebhaber von ſeiner Schönen vielleicht auf der Bruſt tragen mag, da

hingegen die Tempel der Alten ſelbſt zeugen konnten, wie hoch ſie die Kunſt als das Opfer ſchätzten, mit dem man den Göttern dienen müſſe.

Die Muſik iſt freilich längſt in ein Recht getreten, auf das ſie ſeit dem erſten Tone, der durch die zitternde Luft flog, ſo begründete Anſprüche hat. Niemand wagt mehr in die Oper zu gehen, um ſich ein Vergnügen zu verſchaffen, ja die Welt weiß längſt, daß die Bühne der Kanzel gleich kommt, einem Orte, von dem nur Belehrung ausgeht: einen Prediger zu hören, macht ja ſo ſelten Vergnügen.

Auch die bildenden Künſte haben eine willkommene Stellung gewonnen. Wir haben nicht nur Maler, die in den ſchattigen Friedenspalmen, die zu den Thronen führen, ihre Staffelei aufrichten, ſondern auch Könige, die ihre Throne nicht auf die Herzen der Unterthanen bauen, ſondern auf die Ateliers derer, die unter ihnen mit Pinſel und Meißel umzugehen wiſſen. Die Orcheſtik aber iſt in dieſen Begünſtigungen ſehr zurückgeblieben, wie eine Tänzerin, die auf ihren Tänzer wartet. Nein, es ſcheint, als hätten Sie mich doch wahrlich vergeſſen!

Ich weiß wohl, daß die erſte Sorge eines Finanzminiſters ein Plus für den Staat und die erſte Tänzerin ſein muß. Aber wie intereſſant ſich

auch die Beine einer Tänzerin mögen anatomiren laſſen, ſo wiſſen wir doch mit den Fürſten zu gut, daß die Künſtlerin außer jenem Gliede noch andere und ein fühlendes Herz hat, und daß ſie nur den in ihre Arme ſchließen wird, der dieſes gewonnen. Ich muß geſtehen, gegen dieſe Theilnahme an der Kunſt, in der man nur die liebt, die ſie betreiben, ſträubt ſich meine Einſicht und in anderer Rückſicht mein weibliches Zartgefühl.

Wenn wir dem Tanze eine höhere Stufe in unſerer Cultur einräumen, ſo denk' ich nicht an die wilden Völker, von denen wir freilich ſelten mehr hören, als daß ſie ſchwarz oder braun oder gelb ſind, Muſcheln in der Naſe tragen, ſich das Geſicht zu einer blutigen Fleiſchmoſaik ſchneiden, Menſchenfleiſch über Alles lieben, und endlich leidenſchaftliche Tänzer ſind. Das iſt es eben: ich will die Begeiſterung von der Leidenſchaft reinigen und ſie zur Beſonnenheit zurückführen.

Die Griechen ſind in allen Dingen meine Muſter; auch über die Würde und Kunſt des Tanzes können ſie allein Aufſchluß geben. Unter ſanfter Begleitung einer lydiſchen Flöte tanzten ſie auf dem Theater ihren tragiſchen Menuettreigen. Sie ſprangen nicht; denn wie Jener, der aufgefordert wurde, einen Mann zu hören, der die Töne einer Nachtigall treffend nachahmen könne,

erwiederte, er könne ja die Sängerin des Haines ſelbſt hören, ſo hätt' auch jeder Athener geſagt, Böcke könn' er am Iliſſus viele ſpringen ſehen. Menſchliches wollten die Griechen überall; denn ſie wußten, daß wir beſtändig zum Thiere tendiren und der vollkommene Menſch der göttliche iſt. So ſahen ſie in den abgemeſſenen Bewegungen nur die Ausdrücke der Liebe und des Haſſes, der Verwunderung und des Entſetzens; ſie wußten, ob der Tänzer weine, wenn er den Fuß dorthin, ob er lache, wenn er ihn hierher ſetzte. Selbſt die Römer waren, wie in Allem, ſo auch hierin ernſt. Ohne daß Roscius ſprach, entlockte er ihnen Thränen, und Roscius war nicht einmal Tänzer. Genug, wir können dem Tanze keine höhere Ausbildung geben, als wenn wir ihn einmal mit der Pantomime verbinden, und um die höchſte Gelenkigkeit zu erzielen, außer den Beinen auch den Armen die Knochen, dem Nacken das Genick brechen, ſodann aber ihn mit der großen Sache Gottes und der Prieſter, mit der Religion, verbinden.

Eine Annäherung an dieſe Vollendung, bei der die Kunſt und die Religion nur gewinnen können, findet ſich bei den Bekennern des römiſchen Glaubens. Ich ſeh' oft in ihren Tempeln eine Feierlichkeit, die der Pantomime vollkommen gleich

käme, wenn man nur von einem neuen Concile noch einige Veränderungen in der hergebrachten Form der Proceſſion feſtſetzen ließe. Statt der hölzernen Chriſtuspuppe ſollte ſich beſſer ein lebendiger Gott, dem die ſcheinbar eingerammten Nägel am Blocke nichts ſchaden müßten, ſchicken, ja die Würde der Handlung höbe ſich dann auch mehr, wenn die Größe des Schauplatzes ſich der natürlichen näherte. Die Chorknaben, Prieſter und Leviten, die die römiſchen Kriegsknechte, jüdiſchen Prieſter und Leviten vorſtellen ſollen, würden bei einer größeren Entfernung des geiſtlichen Publicums mehr bedacht ſein, auf ihre Bewegungen zu achten und ihnen jenen Reiz zu geben, den die Verbindung der Kunſt und Natur immer nach ſich zieht.

Bei uns Proteſtantiſchen — ob da nicht der Redner, ſtatt mit den Händen zu declamiren, lieber tanzen könnte? ob ſich nicht die Wiedergeburt, das Ausziehen des alten Adams und das Ankleiden des neuen, das Wälzen im Blute Chriſti, die Ewigkeit der Höllenſtrafen durch untrügliche Geſten ebenſo darſtellen ließen, als würde die fürchterlich fechtende, auf den Rand der Kanzel ſchlagende Hand von Worten begleitet? Ließe ſich nicht das Schlußgebet für das Wohl und die Fülle der königlichen Geſundheit und der blechernen Becken an den Kirchthüren ebenſo charakteriſtiſch ausdrücken? Das ſind

leiſe Andeutungen, deren Ausführung ich Andern überlaſſe.

Die ſüdlichen Völker tanzen häufiger als die nördlichen. Unter einer Pinie iſt im Campanerthale des Abends bald eine Partie arrangirt, während unſere Bauern immer bis auf den Sonntag und die Ankunft des Stadtpfeifers warten müſſen. In Italien findet man die Blüthe des Ballets, die hier ſo gereift iſt, daß der Ausländer gern von Extravaganzen ſpricht. Eine Reiſende ſah in Neapel ein Ballet aufführen, das die Geſchichte Heinrichs des Vierten vorſtellte. Dieſer große König hielt es verträglich mit ſeiner Würde, ſeine Schritte nach den Touren des Balletmeiſters einzurichten, und mit Sülly ein Pas de deux zu tanzen. Dieſelbe Dame, von der ich dieſe Notiz entlehne, wie ſehr ſie den Widerwillen gegen dieſe Art des hiſtoriſchen Ballets nicht zu unterdrücken vermochte, mußte doch eingeſtehen, daß ein junger Italiener ihr zur Seite ausrief: »Bei Gott, Heinrich war ein großer Fürſt! Wie glücklich mußten die Franzoſen ſein, einen König zu haben, der ein ſo großer Tänzer war!«

Ein italieniſcher Balletmeiſter war in dem Grade von ſeiner Kunſt ergriffen, daß er jeden Kampf mit der Muſik wagen wollte. Lange genug ſchien ihm das Vorurtheil, daß man Worte und

Thaten nur in Musik ſetzen könne, gegolten zu haben, er wollte beweiſen, daß ſich Beides mit ebenſo gutem, vielleicht noch beſſerem Erfolge in Tanz ſetzen laſſe. Und es iſt wahr, er hat den Livius von ſeiner Truppe tanzen laſſen, und gezeigt, daß man erſt dann über den Tod des Cäſar weinen könne, wenn er mit einem Entrechat vor der Säule des Pompejus niederſinkt.

Du weißt, Freundin, daß ich jedes Ding in ſeiner Stellung zum Staate betrachte. Es iſt das auch ein Despotismus, den wir Freunde der Freiheit ewig üben werden, weil wir nie aufhören dürfen, Menſchen zu ſein. Die Freiheit iſt ein Talent, und als Anlage uns ebenſo nur angeboren, wie die Sclaverei. Um den Menſchen als vollkommen zu erziehen, dient für beide Eigenſchaften die Zuchtruthe. Die Sclaverei muß ebenſo erlernt werden, wie die Freiheit.

Kann der Tanz im Staate geduldet ſein? Ich erinnere mich, Dir gezeigt zu haben, daß der Staat im Tanze ſich vortrefflich ausnimmt, daß die Sitten und Gebräuche der Völker von ihrer niederſten Stufe bis zur höchſten ſtaatsrechtlichen Uebereinkunft wegen Rechte und Pflichten durch Nichts anſchaulicher gemacht werden, als durch die fünf erſten Stellungen der Füße, gleichſam die Kategorien und Elemente des Tanzes, und die

höchste Stufe, die nur ein Fuß im behenden Sprunge erreichen kann. Darf sich also auch der Tanz schmeicheln, zu dankbarer Anerkennung im Staate gern gesehen zu werden? Ich sage mit vollkommner Ueberzeugung: Ja! aus positiven und negativen Gründen.

Wir sind zum Leben im Staate nicht geboren. Es kann Gottes Wille nicht gewesen sein, daß wir Einem oder Mehreren gehorchen, die nicht er selbst sind, daß Männer für die Ordnung sorgen sollen, da die Unordnung an ihm keinen Theil hat. Wir sollen friedfertig und einträchtig nebeneinander wohnen, und Rechte uns zugestehen, als seien wir Alle Brüder. Staat ist nur Uebergangspunct in einen andern Zustand, und daß dieser glücklich ist, muß aus der Monarchie sich nach die Republik, dann aber erst aus der Republik sich das große Philadelphia bilden. Der wahren Bestimmung des Staats dient also Nichts, als seine Zerstörung: sein zärtlichster Freund wird immer sein geschworner Feind sein müssen. Macht aus dem Erdenrunde einen Staat, und wir werden ihn selbst zerstören, weil wir das Bedürfniß des Bauens haben, und auf das Gebäude des Staates alles Material verthaten. Freilich ist das Firmament ein Staat, und Gott ein Monarch, der sich die Gesetze und die Bahnen unterordnete, aber die

Sterne des Himmels werden einſt auf die Erde fallen, und Gott wird ſein ſtrahlendes Scepter und die Sonnenkrone von ſich werfen, und den Menſchen weinend in die Arme fallen, und die zitternden Seelen um Vergebung bitten, daß er ſie ſo lange in ſeinen allmächtigen Banden gefangen gehalten. Siehe da! warum ich der Taglioni die Tauſende gönne, mit denen ſie in Hamburg aufs Dampfboot ſtieg, warum ich mich freue, wenn die Fürſten die Tänzerinnen zu Ehren erheben und ſie und ihre Kinder ernähren. Die Pirouetten der Coupé, die Solopartien der Veſtris waren die Präludien der Revolution, für die man ihnen Bildſäulen ſetzen ſollte. Hätten die Damen Allart und Guiman nicht Gelegenheit gehabt, für ſich einen Hof zu unterhalten, deſſen Tafel allein über 100,000 Franken aus dem Einkommen der Prinzen, die zu ihren luſtigen, wundervollen Füßen lagen, wegzehrte, ſo würden jetzt noch alle Höfe, ſolche Nebenhöfe, ſo würde die Revolution nicht bewirkt haben, daß auf den meiſten Höfen ſchon nichts mehr zu ernten iſt, als zweimal im Jahre Gras.

Iſt dieſer negative Nutzen der Tanzkunſt mit der Monarchie erſt untergegangen, hat man ſich in der Republik daran gewöhnt, dem Ballet nur eine kalte und gleichgültige Theilnahme zu ſchenken,

so wird in der Zeit, da die Heiligen, da Alle herrschen und Alle gehorchen, doch noch immer der Fuß sich heben, aber nur wenn auf dem Felde eine Schalmei, oder aus dem Walde ein Heern tönt. Ach! für eine solche Partie, Geliebte, bat ich mir das Recht des ersten Tanzes aus. Schon liegt mein leichter Hut bereit, und die seidenen Bänder flattern im Winde. Schon Viele sammeln sich zum Reigen, fröhliche Bursche und Mädchen, sie schenken sich Blumen und wieder Kränze. Hier um diese grüne Linde, auf diesem blumenreichen Rasen wollen die Paare zum Tanze gehen. Daß Du aber nur hier bist, wenn die Flöte beginnt, und ehe die Sonne sinkt! —

## Zwei und zwanzigster Brief.

Solche Melodien haben die Karthaunen noch nie gespielt. Heut' ist der erste Tag angebrochen, da sich die Deutschen frei nennen dürfen, Ursache genug zur Freude, da dieser ersehnte Tag nicht der jüngste ist. Vor Jahren glaubten wir noch, nur die Todten dürften ohne Ketten durch das Schattenreich wandeln.

Palmen und grüne Zweige auf allen Wegen, bunte Fahnenwimpel flatternd in der Luft, schwellende Segel auf den blauen Strömen und Gesang aus allen Kehlen. Das entzückte Volk strömt durch die Gassen, hier und da vor den gebrochenen Zwing-Uris den Fuß inne haltend und die Steine bewundernd, in denen einst ihre Hoffnungen bei Wasser und Brod siechen mußten. Freunde, die

ſich nur des Nachts beim Mondenſchein auf den ſtillen Plätzen begegnet waren, weil ſie ihren Schmerz nur den plätſchernden Brunnen und dem leiſen Nocturnus anvertrauen durften, ſinken ſich in die Arme, von jubelnden Scharen umringt. Väter heben ihre Kinder hoch über die Menge, und lehren ſie, welchen Tag ſie heut erlebt hätten.

Warum ſchleichſt Du mir ſo leiſe nach? Was birgſt Du dort in den Falten Deines Gewandes? Dieſe Bürgerkrone willſt Du mir geben? Zerr' mich nicht auf die Roſtra, Du ungeſtümes Weib! Dieſen Ort hab' ich nie betreten wollen.

Wär' es nur dies, daß ich in der Verſammlung ein kühnes Wort ſpräche, und zum Troſte und Rathe redete, warum nicht? meine Zunge iſt ein zweiſchneidig Schwert, und ich opfre der Freiheit gern. Aber Du willſt mehr, willſt mich auf einen Schild und die Schultern des Volkes, die mich tragen ſollen, heben, willſt mich mit einer Krone zieren und zu einem Manne des Volks machen. Dazu fehlt mir Alles.

Die Geſchichte iſt reich an Beiſpielen, da Männer Könige waren, ohne das Scepter zu führen, Archonten, ohne daß das Jahr nach ihnen benannt wurde, Conſuln ohne Lictoren, die ihnen vorangingen. Ebenſo ſaßen Fürſten auf den Thronen, die die Menge noch öfter in ihren Hütten ſah,

und jeder glückliche Vater als Pathe seines Erstgebornen einlud. Um ein Mann des Volks zu werden, durfte man nur zu ihm herabsteigen, befehlen, indem man zu gehorchen schien, und einen Rock tragen, den man sich leicht von dem Geringsten unter der Menge auch hätte borgen können. Aber so schön es ist, an den Fingern einen Ring zu tragen, den uns das Volk am Tage der Verlobung schenkte, so schnell verlischt sein Glanz, oder er wird täglich größer und weiter, daß er uns zuletzt von den Fingern gleitet. Nimm eine simple Weltgeschichte, und wenn es die simpelste von allen, die von Pölitz ist, zur Hand, und lies über die Heldin, die einst Männer des Volks genannt und überall von einem Triumphwagen gezogen wurden, dem sich das Volk selbst vorspannte. In einer Nacht war der Triumphbogen aufgerichtet, in der nächsten stand er schon nicht mehr.

Wie Perikles ein Mann des Volkes war, so möcht' ich keiner sein. Die Menge liebt' ihn nicht einmal aufrichtig. Diejenigen, die unter dem Volke ein Schiff im Hafen hatten, oder ihre Sclaven in der Fabrik brauchten, oder mit Gewürz und Colonialwaaren handelten, die Aristokratie der Ruhe- und Friedliebenden haßte ihn, weil sich die Beiträge zum Kriege gegen Sparta täglich mehrten, und die Wege ihres Verkehrs verschlossen

wurden. Wenn es auch Augenblicke der Noth gab, wie in der Peſt, wo Aller Augen auf ihn ſahen, ſo mußt' er ſich doch oft ſelbſt auf dem Markte vertheidigen, und es gelang nur dem Zauber ſeiner Rede, nicht immer ſeinen Beweiſen, daß er ſich die verlornen Herzen wieder gewann.

Alexander wurde nur von Soldaten geliebt, und Cäſar möcht' ich nie ſein, weil ich gern bei Philippi gegen ihn gefochten hätte, und die Liebe des Volkes verſchmähe, wenn ich ſie mir mit vertheilter Beute und hundert Seſtertien auf jeden Bettler erkaufen kann.

Auch an Karls des Großen Ruhm beim Volke glaub' ich nicht, weil das Volk weder wiederum jene Bettler ſind, die an der Thür des Aachner Doms auf ſeine ſpendende Hand warteten, noch jene Ritter, die ihn in ihre Tafelrunde einführten. Man verfolge die ganze Reihe der römiſchen Kaiſer, von Auguſtus bis Franzerl, man wird Keinen finden, dem jedes Herz im tiers état offen geſtanden hätte, und wenn es hier und da, bei dem es ſich der Mühe verlohnte, ihn zu beneiden. Die ſchwäbiſchen Bauern zerſtörten den Stammſitz der Hohenſtauffen, die für ſie gekämpft hatten; und wie viele Wegelagerer aufgehängt wurden, die Habsburger ſind mir immer zuwider geweſen.

Friedrich der Große wird zwar selbst in Spanien vom Volke auf die Bühne gebracht, und jeder Bauer in Deutschland klebt sein wasserfarbnes Conterfei an die braune Stubenthür, aber wie sehr ich ihn als Doctrinär verehre, und für die demagogischen Gesinnungen, die sich bei ihm überall finden, empfänglich bin, so hör' ich doch immer mit Unwillen, daß man ihn einen Mann des Volkes nennt. Er hat es verkannt. Ich weiß wohl, daß das große Niveau zügellos in seinen Leidenschaften, in Liebe und Haß ist, ja daß es selbst patriotische Absichten falsch auslegt. Karl III. von Spanien, ein Fürst, von dem die Geschichte meldet, daß er ein sehr geschickter Drechsler gewesen ist, wollte sich um Madrid verdient machen, und er konnte nichts Besseres thun, als von den Straßen den berühmten Madrider Koth kehren lassen. Was thaten aber die Einwohner? Sie schrien und beklagten sich, man wolle sie in ihrer Nationalität verletzen. Solche Eigenthümlichkeiten, wie die Liebe zum Schmutz, hat allerdings das Volk, aber ein Feind der Gerechtigkeit ist es nie gewesen. Das läugnete Friedrich; denn er sagte: »Das Volk ist ein aus Widersprüchen zusammengesetztes Ungeheuer, das stürmisch von einem Verbrechen zum andern übergeht, und nach seiner Laune beliebig bald die Tugend, bald das Laster in Schutz

nimmt.« Und dennoch soll der große König ein Mann des Volkes bleiben? Für diesen Ausspruch verdient er, daß man ihn an seinem Zopfe herauszieht aus dem Gedächtniß des Landmanns und Bürgers, und die Invaliden, die auf dem platten Lande mit Mäusefallen und Anekdoten vom siebenjährigen Kriege hausiren gehen, aus dem Lande jagt.

In neuerer Zeit sind drei Männer zu der Ehre gekommen, Männer des Volks zu sein, der alte Nettelbeck in Colberg, Napoleon und Lafayette. Den ersten haben die undankbaren Patrioten bald wieder vergessen, und Napoleon, wie sehr er die staunende Bewunderung der Fremden und die entzückte Liebe der Franzosen sich zugewandt hatte, konnte auf die Zukunft doch nur in ein Pantheon großer Männer gestellt werden, die Herzen der Völker mußt' er schon früh räumen. Ich glaube nicht, daß er in Frankreich noch so populär ist, wie es manche alte Militairs wohl wünschen möchten. Auf Lafayette's Ruhm wird Niemand eifersüchtig sein, der Robespierre verehrt und weiß, daß er von ihm sagte, des Herrn Marquis de La Fayette ganzes Talent bestände in der Fähigkeit, ein gewisses sanftes Lächeln zu erkünsteln, und daß ihn die Jacobiner den Helden vom weißen Pferde nannten.

So weit wir gegenwärtig in Deutschland gekommen sind, kann man behaupten, daß von Seiten des Volks es eben sowohl an der Begeisterung fehle, die einem Einzelnen allein könnte zugewandt werden, als auch daß Keiner unserer Köpfe die Fähigkeit zu haben scheint, jene für sich zu erregen. Die politische Regsamkeit ist noch nicht bis auf jene Classen gedrungen, die sich durch Nichts, als durch ihre Kleider und selbst durch diese nicht einmal unterscheiden, wo der Vater wie der Sohn, dieser wie sein Schwager, und Jeder wie sein Nachbar denkt. Noch steht die Liebe zur Freiheit auf einer Stufe, wo die Verschiedenartigkeit der Bildung das Recht, auf die kleinlichsten Dinge trotzige Ansprüche machen zu dürfen, behauptet. Die Wege, auf denen wir zur Einsicht in den Lauf der Zeiten gekommen sind, sind bei Wenigen dieselben gewesen. Der Eine las zufällig eine Ode von Klopstock, aber er schlug den Tacitus auf, dem Andern mißfiel es, daß er nicht rauchen dürfe, wo er wolle, einem Dritten bekommt die Königin zu viel Kinder, nur Wenige sind, die die Tyrannen hassen und die Steuern nicht lieben.

Es ist wünschenswerth, daß es vor dem Anbruch der Revolution zu großen Versammlungen komme, in denen sich die Bedürfnisse auch in der Art, wie sie sich am Verständlichsten gegen Jeden

ausſprechen laſſen, zu erkennen geben müßten, worüber in einem Weinhauſe oder in den Spalten eines Zeitblatts immer nur ſehr unvollkommen geurtheilt werden kann. Das Talent der populären Rede, das in einer Ständeverſammlung oder ſelbſt in einem patriotiſchen Vereine nie rechte Nahrung finden kann, bildet ſich unter dem freien Himmel, in einem Thale, deſſen Terraſſen rings von Tauſenden beſetzt ſind, allein ſicher und feſt aus. Man lernt dadurch eben ſo ſehr die allgemeine Stimmung des Augenblicks zu der ſeinen machen, als ſie benutzen, um die nöthigen Zwecke zu erreichen.

Ich höre, daß in Deutſchland hier und da ähnliche Verſammlungen zuſammengetreten ſind, daß ſich aber ſelbſt hier die den Deutſchen angeborne Ariſtokratie, und wenn es zuletzt nur die des Magens ſein ſollte, nicht verläugnen konnte. Es ſoll Volksredner geben, die mit Weib und Kind im Lande herumziehen, und in den Orten, wo ſie nach ſolchen Feſten zurückkehren, die Stimmung des Volks und die gute Zubereitung der Speiſen, die ſie angetroffen, nicht genug loben können. Außerdem klagen die Gemäßigten über die ungewöhnlich kühne Sprache, deren manche Redner dem Volke und den Fürſten gegenüber ſich bei ſolchen Gelegenheiten bedienen, als wenn man eine Aus-

flucht von 15 Stunden machen würde, um ſich ſagen zu laſſen, die Mäßigung ſei in allen Dingen gut! Die Adreſſen, die Pocale, die Verſammlungen ſind offenbar vortreffliche Mittel, ſeine Wünſche und Neigungen an den hellſten Tag zu legen, nur ſeh' ich es ſchon kommen, daß ſebſt in dieſen Aeußerungen die Deutſchen anfangen werden, ſich gegenſeitig an Geſetzmäßigkeit übertreffen zu wollen, daß ſie in der Mäßigung ſich unter einander den Rang ablaufen werden. Den Volksverſammlungen ſtürmiſcher Art gegenüber wird man gemäßigte veranſtalten, ich weiß nicht, um den Patrioten der geſetzmäßigen Freiheit eine Komödie zu geben oder die Fürſten zu tröſten, daß man nicht mehr von ihnen wolle, als was ſie zu geben verſprochen hätten. Mit dergleichen muß man aber aufhören, ſelbſt wenn man behauptet, dieſe ſcheinbare Enthaltſamkeit gehöre zur Taktik der Oppoſition. Die Phantome von Oppoſitionen, die ſich in Deutſchlands Duodezſtaaten bilden, als gält' es dem Engliſchen Miniſterium, führen zu Ergötzlichkeiten, deren Ende nur das Klagelied der wahren Freunde des Vaterlandes ſein kann. Es gibt eine Fabel von Fliegen, die ſich in die Wunden eines Fuchſes feſtſaugen. Die Fliegen können ſich allerdings rühmen, daß ſie dem Fuchſe in einer wun-

den Stelle ſitzen, aber der Schlaue hält geduldig ſtill, weil ihm dieſe alten Fliegen nichts ſchaden, wenn er ſie aber abſchüttelte, neue kommen würden, die ihm ärger zuſetzen dürften. Das könnte in Deutſchland die Oppoſition und die Regierung werden, ſo daß jene ihren Ruhm, dieſe ihre Macht behielte, wenn nicht anders geſorgt wäre.

Die Gemäßigten und die Stürmiſchen unterſcheiden ſich vielleicht blos durch ihr Temperament: ihre Geſinnungen bleiben dieſelben. Das wäre herrlich; denn ſie werden ſich vereinigen, wenn man ihre Geſinnungen in die Acht erklärt. Für dieſe Ausſicht läßt ſich das Schönſte vom Bundestag erwarten. Wir bedürfen einiger Gewaltſtreiche, die den Unterſchied der Parteien aufhöbe und die gute Sache wieder allgemein machte, und in Deutſchland iſt es Niemanden ſo unter die Hand gegeben, — — — — — — — — — — — Hoffen wir alſo auf Frankfurt!

Du ziehſt mich noch immer am Rocke, Freundin? Willſt Du in der That, ich ſoll hinaufſteigen auf die Rednerbühne und die verſammelte Menge haranguiren? Wohlan, ich gehorche Dir! Drücke mir noch einmal die Hand! Sorge für meine Frau und Kinder, wenn man mich in Preußen für dieſe Rede hängt!

Vergiß nicht, im Falle des Steckenbleibens mir dieſe aufgeſchlagene Seite des Moniteur von 1793 hinaufzureichen!

Lebe wohl, dort auf dem Balcone ſehen wir uns wieder.

## Drei und zwanzigſter Brief.

Es war um die ſiebente Stunde, als ich Dein leiſes Klagen vernahm.

Ich war hinausgetreten in den blauen, duftigen Raum; die Hollunderhecken trennten ſich in weite Gänge, um mich in ihre kühlen Schatten aufzunehmen; die friſch entknoſpeten Roſen nickten mir einen freundlichen guten Morgen; Bienen und Käfer ſummten heran, und küßten mir die Hand. Die ganze Natur ſchien in der Weinlaube mit mir Kaffee trinken zu wollen.

Aber, ich weiß nicht, die Lüfte wehten doch nicht, und die Käfer ſchwärmten nicht mehr, auch lag der ſilberfluthende See zu fern, als daß ſeine ſchäumende Brandung ſich an meinem Ohre hätte brechen können, aber es hörte nicht auf, um mich

zu flüſtern, dann ſtärker zu rufen, bald wieder leiſer, wie eine Harmonica, dann war's wie Sturmwind; und doch rauſchte kein Blatt, keine Blume fiel.

Ach! daß ich Deiner Rede wohlbekannten Ton vergeſſen, daß ich die Freundin nicht erkannte, wie ſie oft ſchon ſo aus der Ferne zu mir ſprach!

Dieſe leiſen Accorde waren die Vocale Deiner Aeolsſprache, dieſer ſchwellende Orgelton die bindenden Conſonanten, die Du immer ſo weich und ſanft, ſo liſpelnd und weſtphäliſch auszuſprechen wußteſt.

Und ich verſtand Deiner ſüßen Klage bangen Sinn.

Vor vielen tauſend Jahren ſollteſt Du die Feuerprobe der Zeit überſtehen, ſo war es des Schickſals und des Veſuvs Wille. Glühende Lava, feurige Steine und lodernde Schwefelkränze begruben Dich einſt in Herculanums Mauern. Die Feuermaſſen floſſen damals in einander, und tauchten Alles, was nicht höher ſtand als die Bogenſpitze Apolls auf der Kuppel ſeines Tempels, in ihren brennenden Pfuhl unter. So eben ſaßeſt Du noch an der Brüſtung Deines Fenſters, in Gedanken und Briefe an mich verſunken; kaum röthete ſich der ferne Spiegel des Meeres von den Zornesflammen Vulcans, da warſt Du ſchon weg-

gerissen von dem allgemeinen Strom, und standest eingegossen wie in einer ehernen Form.

Aber Du hast Alles, selbst das Feuer und die Zeit überwunden. Ich hatte Dich längst aufgegeben; nun aber weiß ich, daß Du noch lebst und auf den Augenblick harrst, da Dein treuester Gefährte Dich aus dem calcinirten Gestein herausmeißeln wird.

Da steh' ich nun mit Hammer und Brecheisen. Weit vor mir liegt das öde Feld einer Zerstörung, um die Jahrhunderte sich mit grauenvollem Schweigen gelagert haben. Der Vogel flicht über dieses weite Lavagebirg hinweg zu jenem grünen Kranze von Olivenbäumen und dem hohen Weingeländer, das sich wie ein krauser Haarwall um den nackten Scheitel der Tonsur gelegt hat. Die Kuppeln der Tempel blicken zur Hälfte aus den Schachten hervor, die die Wißbegierde der Dilettanten in diesen Felsengesteinen gebrochen hat. Hier und da der Kopf einer Statue, der Spieß eines Kriegers oder die Spitze seines Helmbusches.

Du warst immer eine Freundin der Kunst, und wohntest daher gewiß dem Theater in der Nähe. Ich kenne Deine Vorliebe für die schaukelnde Bewegung eines Kahns, also wird die Richtung Deines Zimmers dem Meere zugewandt gewesen sein. Du warst ein Muster der Sittsamkeit,

und wirſt, um die begehrlichen Blicke der herculaniſchen Elegants zu vermeiden, weit in den hintern Gemächern Deines Sitzes Dich befunden haben. Auch mußte die Landſtraße fern von Dir gelegen ſein, damit Dich das römiſche nach Bajä reiſende Badepublicum nicht gleich am Thore, wo noch heute in unſern gegenwärtigen Städten die Unſchuld nicht zu Hauſe iſt, zu Augen bekam.

Medius fidius! (Ein römiſcher Schwur, der wohl ſchwer zu überſetzen, aber nicht unerklärlich iſt.) Da bewegte ſich der Erdboden! Ich höre die vertraute Stimme meiner Freundin! —

Nur einen Augenblick noch, du ſteinenes Räthſel, ich will dich mit Pulver löſen!

Ach! ich ſehe Dein liebes Haupt, Deine blonden Locken ſind noch ſo geringelt, wie zuvor. Du ſchlägſt das Auge auf, mein tauſendjähriger Engel?

Daß nur mein Meißel die Spitze Deiner griechiſchen Naſe nicht verletzt!

Du athmeſt mit lebendigem Hauche. Von Deinen Lippen löſt ſich das ſteinene Siegel. Der Buſen wallt unter dem warmen Schlage Deines Herzens.

O ſeliges Entzücken! Du breiteſt Deine Arme aus, entwindeſt Deinen ſchlanken Götterleib dieſem marmornen Kleide. O weine nur, Du mehr als

Sechswöchnerin, Du haſt Dich ja ſelbſt aus Deinem Schooße geboren.

Hörſt Du, wie Vulcan drüben grollt und donnert, daß ich ſeine Venus aus einer Maſche dieſes großen Steinnetzes herausgelaſſen habe? daß das Göttergeſindel dort unten, das kleine Gezwerg nicht mehr Stoff zum Lachen hat, wenn es vom Mahle berauſcht aufſteht und hinausgeht, um ſich an dem Anblick, wie Du in den Armen des kalten, gepanzerten Kriegsgottes erfrierſt, zu weiden? Jene doppelte Flammenſäule ſoll Dir und mir gelten. Wie er die Kugeln aus ſeinem krachenden Mörſer auf uns zu zielen weiß! In ſeinem grauen Aſchenblute will er uns erſticken; aber wir fürchten nichts; denn wir haben ein gut Gewiſſen, geben den Armen, was wir erübrigen, lieben Gott und den König — was kann uns die Hölle?

An der Thür jenes Theaters, das Dein ſtaunender Blick wiedererkennt, ſtanden wir oft vor Sonnenuntergang, und überließen unſere Körper aus Liebe zur Kunſt den Stößen des harrenden Publicums, bis es mir gelang, zwei Parquetbillets zu erdrängen. Noch ſiehſt Du jene ſteinenen Stufen, von denen wir auf die Spiele der Hiſtrionen und Mimen lauſchten, noch iſt es als rauſchten die Geigen durch die melodienreiche Luft, als ginge der Sorbettier mit Gefrornem durch die Logen-

reihen. Ach! die Herzen fühlen ſich noch wehmüthig ergriffen von dem rhythmiſchen Fall der Declamation und den Empfindungen der Liebe, der Leidenſchaft, des Haſſes, der Begeiſterung, des Schmerzes, den ſie ausdrücken. Noch ſeh' ich Elektren in der Urne die Aſche des Bruders tragen, noch den blinden Greis von Theben an dem ſtützenden Arme der Tochter wanken. Der Vorhang rollt auf, und Prometheus ſchmerzenvolle Klage ſtöhnt durch die hilfloſe Luft, die Danaiden tauchen aus den Gewäſſern mit fluthendem Haare, und der greiſe Meergott weiſſagt dem Unglücklichen ſeines Schickſals glücklichere Wendung und den Untergang der alten Götter des Neides. Klage nicht, Menſchheit, daß dir die Götter mit ihrem Ebenbilde auch die Feſſeln der Sclaverei gaben; in deines himmliſchen Feuers allgewaltiger Flamme wird ſich der goldne Thron dieſer alten Deſpotie verzehren!

Wir wandern querfeldein nach Pompeji, dem Filiale Deiner Heimathſtadt, dem die Auferſtehung leichter geworden iſt, weil es nur in Aſche und nicht in Stein begraben war.

O, ſiehe dort das dunkle Geſtrüpp von Myrtenſträuchen, die ſich zum wohlbekannten Landhauſe des Aorius Diomedes hinaufziehen! Ob man dieſe auch jetzt erſt ausgegraben hat? Du weißt, wir

ſprachen einſt ſo oft von ihnen, als von unſerer Liebe.

Aorius war ein Freund der Wiſſenſchaften, und darum aus ſeinem Sclavenſtande frei gelaſſen, von uns geliebt und oft beſucht. Aus dieſem Brunnen im Vorhofe zogſt Du oft den Eimer herauf, und erquickteſt den Freund, der Dich hier am Sicherſten traf. Dann traten wir in die Bücherſäle unſeres Gaſtfreundes, die er Jedem mit ausgezeichneter Liberalität zugänglich machte. Er zeigt uns die neueſten Erſcheinungen in der Literatur, die Werke von Schiller, Göthe, die geſammelten Novellen von Wilibald Alexis, aber alle nur im Manuſcript, weil damals die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war. Dann begleitete er uns auf einen terraſſenförmigen Hügel in ſeinem Viridarium, wo wir Männer in einer Muſchelgrotte Tabak rauchten, während Du uns den Kaffee einſchenkteſt, aber dazumal noch ohne Zucker, weil dieſer gleichfalls in neuerer Zeit erſt erfunden worden iſt. Wir ſahen dann hinüber nach der fernen Fläche des Meeres, oder dem rauchenden Veſuv, von dem wir es nie erwartet hatten, daß er das bekannte königlich oder vielmehr prinzmitregentlich ſächſiſche Sprichwort: Vertrauen erweckt wieder Vertrauen! ſo wenig beachten, und die Hoffnung, die die ruhigen Anſiedler auf ſeinen Fuß ſetzen,

von Seiten des Kraters ſo ſehr täuſchen würde, oder endlich ſchweiften unſere Blicke nach der Stadt hinüber, die wir einſt oft und immer mit ſo vielem Vergnügen betraten.

Die Kirchhöfe ſind auch noch jetzt die Vorſtädte unſerer modernen Niederlaſſungen; Du weißt, daß wir unſern Eingang in Pompeji durch die Gräberſtraße nehmen müſſen.

Welche Todtenſtille und wie lebendig ſcheint doch Alles! Ich denke, aus jener Taberne muß ein Mann treten, der ſich ſo eben den Bart hat ſcheeren laſſen. Ich höre, wie der geſchwätzige Bartkratzer die neueſten Zeitungsnachrichten ſeinen Kunden nicht ohne Urtheil mittheilte.

In dieſem Hauſe hier hab' ich mich oft gebadet und mit köſtlichen Salben meinem Körper jenen eigenthümlichen Glanz gegeben, der immer ſo ſehr Deinen Beifall fand. Der Bademeiſter war jener Rufus, den der Gott in Päſtum einſt einmal den Engel der Unſchuld genannt hat, weil er nicht wie andere ſeines Gewerbes außer den Röhren, die in die Badewanne kaltes und warmes Waſſer leiteten, noch eine dritte unterhielt, durch die junge Nymphen der Donau oder der Spree herzuſtrömten oder wohl gar Knaben von der Art, wie ſie Graf Platen in ſeinen Gedichten beſungen hat und Johannes von Müller ſie liebte.

Ich höre noch immer in den Säulengängen, wo ſich die Pompejaner in den langen Badehemden ergingen und transſpirirten, den kleinen Lullus, dieſes Poetengenie, das von hinten dem Aeſop, von vorn dem Therſites glich, ſeine Priapea vorieſen, oder den liederlichen Milvius, der ohne Hut und Hoſen bei Tage auf dem Markte lag oder in den Straßen umherrannte, und des Nachts draußen auf den Gräbern ſchlief, ſeine Spottgedichte auf den Kaiſer und Senat krächzen, die ihn zuletzt in die Lautumien von Syrakus brachten, wo er unter dem Ruf: es lebe die Freiheit! ſich von einem Felſen geſtürzt haben ſoll, oder den wohlriechenden und wohlredenden Philoſophen Capito, der auf die Toilette ſeines mächtigen Bartes täglich eine Stunde zubrachte, wie er pathetiſch von der Unerſchütterlichkeit der philoſophiſchen Ruhe und der Götthichkeit des Beſtehenden declamirte und den Satz erklärte, daß alles Wirkliche auch vernünftig iſt.

Ich habe dies Philoſophenvolk nie leiden mögen, weil ſie mehr Schuld an dem damaligen politiſchen Elende, das mit der Philoſophie immer noch fortdauert, trugen, als die Schlechtigkeit der Kaiſer ſelbſt. Die Keime der edelſten Anlagen wurden durch den Peſthauch früher Schmeichelei erſtickt. Die Auszeichnung des Mannes, die Würde

des Regenten wurden in die thörichtſten Dinge geſetzt, ſo daß es kein Wunder nahm; wenn gerade die wohlerzogenſten Kaiſer eine tyranniſche Herrſchaft führten. Man kann nicht begreifen, wie Nero ein ſolches Ungeheuer werden konnte, da er doch die herrlichſte Erziehung unter der Leitung eines Seneca genoß? Aber man vergißt, daß Seneca nächſt ſeinem Schüler der eitelſte Geck ſeiner Zeit war, der ſeinen Zögling glauben machte, durch wohlgeſtellte Redeformen, durch die Affectation moraliſcher Grundſätze laſſe ſich das Ruder des Staates am Weiſeſten lenken. Man leſe Tacitus, und achte auf dies bittre Lächeln der Ironie, wenn er von dem geprieſenen Declamator und Stoiker Seneca ſpricht! Die Staatsphiloſophen haben ſich nie verläugnet.

Statuen, Münzen, Gemälde haben die Conſervatoren nach Neapel und von dort die archäologiſchen Agenten nach allen Gegenden der Welt von hier weggeführt, die Todtenſchädel will Niemand.

Dieſe hohe Geſtalt da mit der zerbrochenen Rippe iſt vielleicht mein Bruder, den die wüthenden Rabbiner bei der Zerſtörung Jeruſalems ſo gezeichnet haben. Er eilte in ſeine Heimath und kam durch Pompeji, um uns drüben in Herculanum zu begrüßen: da hat ihn der Veſuv vielleicht hier überraſcht. Dort liegt das Skelett eines Kin-

des, das ſich vor dem geharniſchten Manne fürchtete und dem Eilenden aus dem Wege floh. Ein weibliches Gerippe wendet den Kopf nach ihm um; denn er war ſchön und männlich, und hatte blaue Augen, wie ſein gegenwärtig noch lebender Bruder.

O komm, Du geliebtes Bild, laß dieſen Ort der Zerſtörung und wehmüthiger Erinnerung! Eilen wir hinauf auf die flammende Höhe!

Hier windet ſich der Weg durch lachende Weingärten, wir ſehen noch einmal den fernen Golf, das grüne Ufer von Sorrent, die weite Ebene der Campagna Felice, und blicken nun hinauf auf den rauchenden Aſchenkegel, dem wir durch ſchwarzes, furchtbares Lavageröll uns nähern.

Schon hör' ich unter mir das ferne, dumpfe Rollen der empörten Eingeweide des Berges, blaue Flammen zucken unter meinem Fußtritt, in eine Schwefelwolke bin ich eingehüllt, daß mir der Athem vergeht.

Jetzt ſteh' ich am Rande des Kraters, blicke noch einmal zurück in die Ferne, und dann hinunter in die grauſenvolle Tiefe —

Mein Gott! ich habe in einer Pſychologie geleſen, daß man vor Schwindel verrückt werden kann. Beharrſt Du aber auf Deinem Vorſatz, daß ich das Gefährlichſte unternehme, ſo ſchreibe mir mit nächſter Poſt Deinen unwiderruflichen Entſchluß.

So lange harr' ich. Sagſt Du Nein! ſo kehr' ich da zurück, wo ich heraufgekommen bin.

Sagſt Du Ja! ſo ſetz' ich über den Krater weg, und geh' auf der andern Seite ins Thal zurück.

Du Wütherich dachteſt wohl, ich ſollte mich hineinſtürzen?

Ja, daß ich doch ein Narr wäre!

## Vier und zwanzigſter Brief.

Du haſt mich falſch verſtanden, Gute.

Nicht die großen Talente werden einſt aufhören, ſondern nur ihre Pläne. Die Unternehmungen des Genies, die Abſichten des großen Geiſtes, waren immer nur Entwürdigungen der Menſchheit, da dieſe von jener als Maſchine gebraucht wurde. Nur Wenige haben die Völker beglückt, ohne dabei ihren Ruhm zu bedenken. Die großen Männer waren ſelten Freunde des Volkes.

Ich ehre Deine Abſicht, denn ſie iſt ſo uneigennützig; aber den Lohn Deiner Bemühungen wirſt Du verfehlen.

Du wohnſt den Uebungen des Militairs bei, forſcheſt in den Geſichtern nach gewiſſen Ausdrücken, nach einer trotzigen Miene, einer Erhabenheit des

Auftretens, nach einer gewandten Bewegung, nach der Farbe des Haars, der Form des Kinns, der Sprache der Augen, und ſo willſt Du jene Helden finden, an denen die Gegenwart freilich arm iſt, von denen ich aber behaupte, daß wir ihrer nicht bedürfen.

Du miſchſt Dich unter die Spaziergänger vorm Thor, beobachteſt einzelne Geſtalten, die aus dem Gewühl heraustreten, und biſt ſchon oft einem Bettler zu Füßen gefallen, weil Du ihn einer Krone, und ſeine Begleiterin eines Diadems für würdig hielteſt.

Ich bin Dir zuweilen nachgeſchlichen, wenn Du Dich von dem offenen Luſtwege entfernteſt, in die Seitenalleen trateſt, um die einſamen Spielplätze der Jugend aufzuſuchen. Ich ſeh' es dann, daß Du Gebacknes unter die Fröhlichen austheilteſt, aber wohl auf die bedacht wareſt, die ſich mißtrauiſch von Dir wandten und die Leckerbiſſen Deiner ſpendenden Hand verſchmähten. Solchen Knaben liefeſt Du dann nach, laſeſt in ihren Augen, ſuchteſt die Falten der Stirn zu zählen, verglichſt das Profil der Naſe gegen den Vorſtand des Mundes und die Rundung des Kinnes, und wie oft hört' ich Dich entzückt ausrufen, Du habeſt einen großen Feldherrn, einen geſchickten Staats-

mann, ein philoſophiſches Genie, ein dichteriſches Talent, einen ſcharfſichtigen Mathematiker entdeckt!

Für ſolche Opfer Deiner Liebe und Begeiſterung kannſt Du nicht einmal den Dank Deines wärmſten Freundes ernten, Du Arme!

Ich will nicht unbillig ſein. Ich weiß, daß in dem ſtillen Niveau der Maſſe Tauſende ſich befinden, die die Plätze der gegenwärtig Berufenen und Verordneten am Ruder des Staates oder im Rathe des Feldherrn oder an der Spitze einer Colonne beſſer ausfüllen möchten, als dieſe. Man erſchrickt, wenn man dies geiſtige Capital bedenkt, das in den unterſten Claſſen angelegt iſt, dieſe dynamiſche Kraft, die durch die Energie eines äußern Umſtandes plötzlich zu den herrlichſten Wirkungen könnte geweckt werden. In dem unſcheinbarſten Kreiſe, der ſich auf einer Landſtraße oder in einem Wirthshauſe zuſammenfindet, werden alle Fähigkeiten des Geiſtes, Witz, Scharfſinn, Beobachtungsgabe, wie leichte Federbälle einander zugeworfen; man ſieht, es fehlte nur eine angemeſſene Stellung, ein würdiger Gegenſtand, und der Geiſt hätte hier von ſich ein erhabenes Zeugniß gegeben. Es iſt mir oft, als hört' ich im Innern der Maſſe ein heimliches Rollen und Schnurren, als wenn alle Räder und Wellen eines Uhrwerks losgelaſſen wären, und ich erſtaune vor meiner

Umgebung, daß ſie mir Geſetze vorſchreiben könnte, wenn ſie nur wüßte, daß ich ihr gehorchen, oder daß ihr die Kraft nicht fehlen würde, mich dazu zu zwingen.

Daß dem nicht ſo iſt, muß wohl eine weiſe Anordnung ſein, die uns zugleich aber auch beſtimmen kann, das Heil der Welt von keinem Einzelnen zu erwarten! Nicht durch die Rieſenpläne eines Eroberers oder die Träume eines Staatsweiſen wird die Welt regiert, ſondern durch die zufällige Begegnung verſchiedener Entwürfe, durch die Macht der kleinen Umſtände.

Die Züge Alexanders ſind vielleicht der Menſchheit zu einem Segen geweſen, wenigſtens behaupten es die Philologen, weil man in Alexandria ſeither anfing, die Alten zu tractiren; aber wahrlich, nicht zu dem, den der junge Eroberer beabſichtigte. Brachten Cäſars Legionen auf ihren Triumphzügen jene Güter heim, nach denen ſich das römiſche Volk ſehnte? Iſt Napoleon darum groß, weil er das Wohl der Völker wollte, oder weil er ſo außerordentliche Fähigkeiten entwickelte, um es zu zerſtören?

Das große Gebiet der Geſchichte iſt nur ein falſcher Schein der wahren Fortſchritte der Geſellſchaft. Stellen die Hiſtoriker nicht immer das Krampfhafteſte in den Bewegungen der Völker als

die Gränzpunkte der Perioden hin? Gleichen sie nicht Kindern, die sich im Theater an dem Lärm der blechernen Gefechte, an brennenden Lagern, an feierlichen Umzügen immerhin mehr ergötzen mögen, als an der meisterhaften Schürzung des Knotens, der geschickten Wendung der himmlischen Intrigue, die man im Trauerspiel Schicksal nennt, an dem zermalmenden Schmerz des vierten Acts und der versöhnenden Schlußscene des fünften? Unsere Historie spielt immer nur im Vordergrund, da doch die Vollendung des großen Planes der Menschenerziehung in jener Mittelgegend zwischen der gährenden Masse und den lenkenden großen Geistern liegt. Hier, wo nicht die Drohungen der Tyrannen, nicht die Einflüsterungen eitler Gecken, die sich zu Rathgebern der Fürsten hinaufgeschlichen haben, entscheiden, wo andrerseits der Ungestüm der wilden Menge keine Schreckengesetze vorschreibt, entwickeln sich jene bleibenden Folgen, die dem Leben sein Glück und seine Würde geben.

Auch im Gebiete der Wissenschaften haben sich die kleinen Umstände erfolgreich bewiesen. Columbus sah am Ufer des Meeres die Gewächse fremder Zonen herantreiben, ein Menschenleib von wunderlichen Farben bestimmte ihn, ein Land zu entdecken, das in der Geschichte jetzt schon die glänzendste Rolle spielt. Galiläi mochte in der

Kirche zu Pisa sehr zerstreut gewesen sein, als sein Blick auf eine in der Luft schwebende Ampel fiel, die ihm Veranlassung gab, die berühmten Gesetze der Pendelschwingungen in Anregung zu bringen. Newton mochte unter seinem Apfelbaume eben gedacht haben, er wäre durch seinen heutigen Fleiß der Unsterblichkeit mit vollen Segeln näher gekommen, als ein Apfel vom Baume herabfiel und er anfing über den Einfluß, der Schwere und der Höhe auf die Beschleunigung des Falles nachzudenken, Untersuchungen, die zu seinen größten Verdiensten gehören.

Ich weiß wohl, daß mir tausend Aepfel auf die Nase fallen könnten, ehe ich anfinge, darüber Berechnungen anzustellen, daß ich stundenlang den Seifenblasen meiner Kinder zusehen möchte, ohne daß mir dabei gewisse Gesetze von der Brechung der Lichtstrahlen einfielen; aber was war dem Galiläi und Newton ihr Genie, wenn die Wünschelruthe des Zufalls es nicht auf einen silberhaltigen Gang geführt hätte?

Ebenso in der Geschichte. Der Tyrann Hipparch hätte seinen Nachkommen vielleicht auf Jahrhunderte den Besitz Athens und von hier aus des ganzen Griechenlands gesichert, wenn er nicht in einen nackten Jüngling entbrannt gewesen wäre, ihn zu seiner Lust gezwungen und die Rache des

Liebhabers des schönen Harmodius auf sich gezogen hätte. So wurde eine Tyrannei vertrieben, die die schlauen Kunstgriffe der Despotie, die sehr oft in dem Scheine eines milden Regimentes und der übertriebenen Förderung der Kunst und Wissenschaft bestehen, schon vortrefflich zu üben wußte. Die Gänse des Capitols sind bekannt.

Der neapolitanische Aufstand unter Mas Aniello kam von einem Fruchtkorbe her, der auf dem Markte in Neapel versteuert werden sollte.

Die Fortschritte der deutschen Reformation würden nie allgemein geworden sein, hätte sich das persönliche Interesse der Fürsten nicht eingemischt. Dem Calvinismus half nur ein Gassenhauer auf, dessen Refrain hieß: o Mönche, Mönche, ihr müßt freien! Die englische Kirche sagte sich in jener Nacht von Rom los, als Heinrich VIII. zum ersten Male in den Armen der schönen Anna Boleyn schlief.

Und was wär' aus der französischen Revolution geworden, hätte ein berüchtigtes Halsband nicht dem Königthume die Kehle zugeschnürt?

Noch eine kurze Zeit und die Oeffentlichkeit hat alle weit angelegten Pläne zerstört. Weder verzweigte Verbindungen einzelner Stände oder Individuen, noch die Verschwörungen der Fürsten gegen die Völker können nicht nur glückliche, sondern überhaupt keine Folgen mehr nach sich ziehen.

Wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, aus jeder Bewegung der Hand die Absicht dessen, der sie macht, zu erfahren; wir können untrüglichst von einer unbewachten Haltung des Kopfes oder der leisesten Krümmung der Nase auf die geheimsten Absichten des Herzens schließen; ein absichtlicher Betrug wird bald nicht mehr möglich sein. Wir haben uns zu viel gerührt, sind zu mannigfach thätig gewesen, als daß wir uns in unserm Thun nicht sogleich errathen sollten. Alle Anstöße kommen von Außen; es wird Zeit sein, die Menschen an eine höhere Lenkung der Ereignisse zu erinnern.

Es ist eine thörichte Verblendung der Fürsten, wenn sie durch Couriere, versiegelte Depeschen, Privataudienzen und Gesandtschaften die Wünsche der Nationen zu befriedigen denken. Man braucht Herrn Martens Guide diplomatique nicht zu studiren, und wird doch finden, daß die Diplomatie kein Geheimniß mehr ist. Ich habe einen Vetter in London, Gesandtschaftssecretär im Auswärtigen Amte, der mir die Entwürfe der Protokolle schon mittheilt, die in einem Jahre erst sollen publicirt werden. Aber auch ohne ihn wüßt' ich den Inhalt der officiellen Noten, die gegeben würden, wenn sich Irland von England, Italien von Oesterreich, Polen von den drei Mächten und Deutschland von sich selbst, vom Bundestage losgerissen hätten.

Dieſe Kunſt des Regierens iſt vorüber, wie die großen Entwürfe des Genies, die ſich nie anders, als mit Tyrannei endigen. Die kleinen Umſtände werden regieren.

Eine Revolutionirung Deutſchlands hat unendliche Schwierigkeiten. Den Bewohnern des flachen Landes fehlt es für ihre Coups an Concentration. Die Anzahl der ſchlagfertigen Maſſe in den Hauptſtädten iſt zu gering, als daß ſie Garniſonen von 10 — 50,000 Mann widerſtehen könnte. Eine Revolution Deutſchlands wäre intereſſant, weil ſie zur Poeſie des Lebens gehören müßte, aber einen glücklichen Ausgang nimmt ſie nicht, wenn man nicht etwa die Dictatur eines militäriſchen Befehlshabers einen ſolchen nennen will.

Die kleinen Umſtände werden uns helfen. Die dreiſten Plänkeleien, die Rückſichtsloſigkeiten der Preſſe, die Huldigungen, die man einzelnen Freunden des Volks darzubringen nicht aufhören wird, müſſen die Gegenmacht ermüden; ſie wird unter Ziſchen und Pochen von der Bühne treten.

Faſt alle Völker haben eine Sage von einem hartherzigen Könige oder Prieſter, den zwar nicht das ſchwache, hungernde, entwaffnete, gefeſſelte Volk, aber der Zorn Gottes bändigte. Es iſt dann von Mäuſen oder Ratten oder anderem kleinen Gethier die Rede, das den gottloſen Mann um

Liebe und Leben gebracht hat. So wird unſer deutſches Fürſtengeſchlecht jener Kölner Biſchof ſein, der für den frevelhaften Uebermuth, mit dem er ſeine Unterthanen täuſchte und würgte, durch dieſe Macht der kleinen Umſtände beſtraft wurde. Er baute ſich, von Mäuſen verfolgt, einen Thurm auf einer Inſel im Rhein, auf den ihm aber ſeine Peiniger auch folgten, bis er jämmerlich zerfreſſen war.

Die Polen haben eine Sage von einem Könige, Namens Popel, den Gott für ſeinen Frevel durch dieſelben Geſchöpfe ſtrafte. Der ruſſiſche Nikolai dürfte vielleicht einſt dieſer polniſche Popel werden, den die kleinen Unannehmlichkeiten ſeines Sieges bis aufs Blut zerfleiſchen.

Ich gönne es dieſem verdüſterten Fanatiker, der es auf den Straßen von Petersburg unter dem freien Himmel, dem wir auch unſere Blicke zuwenden, gewagt hat, einen Gott, den dieſe Tollen den chriſtlichen, alſo unſern Gott, nennen, um Rache und blutige Zeichen anzuflehen.

Dich eigentlich ſollt' ich zur Verantwortung ziehen, dieſes Kaiſers eifrigſte Vertheidigerin! Ich denke mir, Du willſt in Dorpat angeſtellt, Collegienrath und Wladimirritter werden. Denn nur ein deutſcher Profeſſor kann auf den Gedanken

kommen, daß eine ſolche Erſcheinung, wie ſie Nikolai darbietet, erhaben iſt.

Das nennt Ihr Religion, wenn man von Gott Dinge verlangt, die nur ein Bewohner der Wüſte dem Götzen, den er unter dem Sattel ſeines Pferdes trägt, zumuthet?

Das kann Dich rühren, wenn Nikolai als ruſſiſcher Kaiſer anders handeln müßte, denn als ein ruhiger Beobachter, dem keine Rechte verletzt, keine Pflichten aufgekündigt ſind?

Muß Nikolai aufhören, Menſch zu ſein, wenn er anfängt, ruſſiſcher Kaiſer zu werden?

Solche Fragen, meine Verblendete, ſind dieſe Mäuſe und Ratten, die ohne viel Geräuſch das große Netz zernagen werden, worin der tapferſte Löwe gefangen liegt, und bei der Gelegenheit Dich auch auffreſſen dürften.

Sieh' Dich vor! Du ruſſiſch-polniſcher Popel!

## Fünf und zwanzigſter Brief.

Die Geſellſchaft war von der Tafel aufgeſtanden, hatte ſich in mehrere Gruppen geſondert, und trat aus dem hochgelegenen Pavillon heraus.

Eine Terraſſe, deren Seitenwände aus den duftigſten Blumenſtöcken aufgeführt waren, führte in den Garten hinunter, deſſen vielfach ſich kreuzende Gänge bald die fröhlichen Gäſte aufnahmen.

Das lachende, mit tauſend Blumenfarben gezierte Hellgrün der Beete, die Parallelen großer fruchtreicher Feigen- und Orangebäume verloren ſich bald in den dunkleren Rebenlauben, deren hohe, gewölbte Dächer die Strahlen der Sonne ſchützend zurückhielten, bis ſelbſt dies Dunkelgrün in den Schatten eines ſich um die Luſtwandelnden öffnenden Parkes aufgenommen wurde.

Einen Erlenpfad, der sich in vielen Windungen allmählich zu einem Hügel hinaufdachte, hatte ein Theil der zersprengten Gesellschaft eingeschlagen, während man durch das nächste Gebüsch und weiterher das fröhliche und lebhafte Gespräch der andern Spaziergänger noch unterscheiden konnte.

Unsre Gruppe war vielleicht durch Zufall aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt. Die Uniform glänzte neben dem Civilrocke, der sich bei dem Einen kühner, bei dem Andern bescheidener an den Leib schloß. Ordenskreuze und Bänder der verschiedensten Nationen vereinigten sich nur in der einen Bestimmung, Belohnungen des Verdienstes und Zeichen der Ehre zu sein. Der trotzige, ungeduldige Gang des Kriegers konnte mit dem bedächtigen Fuße des Diplomaten und Geschäftsmannes nicht immer gleichen Schritt halten. Nur die Frauen vermittelten die Lücken, die durch eine so ungleiche Bewegung entstanden, obschon auch sie wie Rosen und Schneeballen gegeneinander abstachen.

Jetzt schien aber das lose Gewebe sich immer dichter zusammenzuziehen. Das lebhafteste Gespräch legte sich um die Spaziergänger wie ein bindender Reifen oder eine magische Zauberformel. Ein Jeder nahm Antheil an einer Unterhaltung, über deren Gegenstand die Meinungen eben so verschieden, als

das Intereſſe daran groß zu ſein ſchien. Man war durch einzelne Uebergänge unvermuthet auf eine Debatte gekommen, die eine Ausgleichung der verſchiedenen über das Wunderbare gefällten Urtheile bezwecken ſollte.

»Sie verfahren zu kriegeriſch gegen unſern Gegenſtand, Herr General, — ſagte eine Dame, die Schweſter des Wirths zu einer kräftigen Geſtalt, die ſich nachläſſig den goldſtarrenden Rock lüftete — Sie hauen in die Wunder ein, als gält' es ein Quarré zu zerſprengen. Ich mag nicht behaupten, daß Alles, was die Phantaſie oder das Vorurtheil für Wunder ausgibt, vor den Richterſtuhl eines Unbefangenen treten darf, ohne zu erröthen; aber wir ſollten Sorge tragen, die verſchiedenartigſten Erſcheinungen, nach ihren Urſachen und Abſichten zu unterſcheiden.«

»Das Leben ſelbſt — fuhr ein jüngerer Mann mit lebhaftem Ausdruck fort — iſt ein Räthſel. Obſchon es uns zuweilen gelingt, es zu löſen, ſo wird uns doch der wunderbare Zuſammenhang des Willens und der Fügung ewig unerklärlich bleiben. Die Gränze zwiſchen der Erklärung und dem Erſtaunen iſt ſehr beſtimmt abgeſteckt. Ich halt' es für eben ſo unzuläſſig, das Wunderbare alsbald zu verwerfen, wenn wir jene Gränze nicht auffinden

können, als von einem gelösten Räthsel auf die zu schließen, die ewig ihres Oedipus harren werden.«

Der General wandte sich zu dem letzten Sprecher um und sagte: »Ich hör' es Ihnen an, Verehrtester, daß Sie einst in einer Synode sitzen werden. An dieser raschen Trennung zwischen Ja und Nein erkennt man den Theologen. Ich hab' es bei solchen Fragen immer für nöthig gehalten, vor der Unterscheidung der Gegenstände nach jenem trennenden, sondernden Princip mich umzusehen, das doch unstreitig den von Ihnen verlangten Gränzwall aufwerfen müßte.«

Den jungen Mann verdroß die Beschuldigung, als Theolog gesprochen zu haben, wo er voraussetzen mußte, Jeden beschäftige nur der Gegenstand, Keinen sein Interesse. Er entgegnete also: »Sie sehen in mir ungern einen Advocaten des Positiven, Herr General, und doch zwingt mich Ihre Entgegnung auf dem Felde der interessirten Doctrin stehen zu bleiben. Sie sprachen von diesem ersten Gesetze, dessen Sie früher gewiß sein müßten, als des Gegenstandes, worauf es sich anwenden lasse. Allerdings! das ist die alte Frage der Philosophie, die ich aber nicht vertheidigen will, nicht sowohl der Abstrusität wegen, als wegen der Aussicht auf den künftigen Katheder.«

»Der Menſch iſt das Maß aller Dinge!« — ſagte eine Figur, deren ſonderbarer Aufzug mit der Achtung contraſtirte, die man ihr allgemein bewies, der kleine Mann trug ſich in ſeinen Kleidern durchaus nach dem Schnitte einer längſt vergeſſenen Mode, nur ſein graues Haar flatterte unter dem dreieckigen Hute, den er bald lüftete, bald wieder aufſetzte, ohne Zwang in langen Locken, deren natürliche Kräuſelung ſich noch nicht ganz verloren hatte. Seine Mienen ſprachen Jugendmuth und eine Begeiſterung aus, die er auf das Lebhafteſte mit einem ſtarken, goldknöpfigen Bambusrohre accompagnirte. Schnell fuhr er fort: »Wir müſſen die Welt in unſerer Bruſt tragen. Der Schmerz, der einem Andern Thränen auspreßt, kann mir oft ſehr lächerlich vorkommen, ohne daß ich Jenem darum zu verſtehen gebe, mit ſeinem Schmerze ſei es nur Scherz. Für die Bergleute, die in Wieliczа arbeiten, ſind die Sterne nicht geſchaffen, ſo wie dieſe meine Doſe für Keinen da iſt, der ſie nicht geſehen, oder wie Sie jetzt thun, Herr Präſident, daraus geſchnupft hat. Mit dem Wunder hat es ſeine ähnliche Bewandniß. Das Wunder iſt etwas Zwiefaches: eine verborgene Erkenntniß und ein unerklärtes Gefühl: Geiſt und Herz muß an ihm Nahrung haben. So lange mir der Schlüſſel des Geheimniſſes fehlt, werd' ich

an das ganze Wunder glauben. Hab' ich ihn gefunden, so bleibt mir das Wunder des Herzens, die erwärmte Lebenskraft, das gläubige Gefühl noch übrig, und es wird lange währen, ehe mir dieſes klar wird. Für mich ſind keine Todten auferſtanden, keine Geſchiedenen ins Leben zurückgekehrt, keine Irdiſchen bei lebendigem Leibe in den Himmel gefahren: und dennoch weiß ich die frommen Zuſtände zu achten, in die ſolche Nachrichten die Gemüther zu ſetzen pflegen.«

Eine junge Dame von ausnehmender Schönheit, die ſich mit zärtlicher Sorgfalt dem alten Manne, der ſo eben geſprochen, angeſchloſſen hatte, begann mit anmuthiger Stimme: »Es freut mich, daß ſich endlich Gelegenheit darbietet, unſre Frage in ein Gebiet zu ſpielen, in dem ich und meine Freudinnen vielleicht heimiſcher ſind. Wenn nur die Verſchiedenheit der Individuen die Frage des Wunders entſcheiden ſoll, ſo werden auch die Zeiten mitzuſprechen haben, deren Werth dem Intereſſe der Poeſie genau verbunden iſt. Die alte Sage hat von Wundern zu erzählen, die ſich in einem modernen Epos lächerlich ausnehmen würden, in einem Drama vollends abgeſchmackt ſind. Was trägt daran die Schuld? Sind die Menſchen andre in einer andern Gattung der Poeſie, oder ſind die Lagen, in die ſie kommen, ungleichartig?

Iſt die Illuſion die Urſache, daß wohl in einem Epos Ritter mit Lindwürmern kämpfen dürfen, in einem Drama dagegen ſchon ein ganz beſonderer Duft dazu gehört, eine Fee oder einen böſen Dämon einführen zu dürfen? Wer trägt die Schuld? die Handelnden, der Ort, die Zuſchauenden oder die Gattung?«

»Sie würden Unrecht thun — antwortete ein junger Officier — eins dieſer Momente zu vergeſſen. Sie geben alle eine Sylbe zu jenem myſtiſchen Abrakadabra, das man Wunder nennt. Der Glaube der Völker und Zeiten entſcheidet nicht nur über ſeinen Werth, ſondern die Völker und Zeiten ſelbſt haben ein Anrecht auf gewiſſe Gattungen der Poeſie. Es wird ſchwer fallen, das volksthümliche Epos von jenen himmelſtürmenden Rieſen, den neckenden Zwergen und Goldhütern, das künſtliche von den Feenpalläſten und den Zauberregionen Ginniſtans zu trennen, eben ſo ſchwer, als auf der heutigen Bühne ein Wundervogel zur Perſonenrolle eines Trauerſpiels ſich würde zählen laſſen.«

Inzwiſchen hatte die bis auf einige Wenige geſchmolzene Geſellſchaft den Hügel ſchon hinter ſich. Die Fehlenden hatten ſich oben auf eine Raſenbank niedergelaſſen, um die Ausſichten, die ſich durch einzelne Lücken der dichten Bäume öffne-

ten, zu verfolgen. Die Weitergehenden näherten ſich einem Thale, das zwiſchen dem eben verlaſſenen Hügel und einem noch höhern ſich ausbreitete. Einige Ruinen alterthümlicher Bauart auf dem letztern gaben dem General Veranlaſſung, das vorher abgebrochene Geſpräch wieder anzuknüpfen.

»Unſtreitig — begann er — machen ſolche Ueberbleibſel einer vergangenen Zeit einen Eindruck auf Sie, deſſen Zuſammenhang mit dem geheimen Schauer des Wunderbaren Ihnen zu errathen nicht ſchwer ſein wird. Ich ſage Ihnen aber, dieſer Schauer iſt nur die Folge der Ueberraſchung, der Neuheit, einer gewiſſen poetiſchen Erziehung. Mein Schickſal hat mich nicht nur oft in die Nähe ſolcher geheimer, abgelegener Oerter, auf die die Zeit ihr geheimnißvolles Siegel gedrückt hat, geführt, ſondern ich war ſelbſt in einem Lande, wo ſolche Ruinen von all den Geſtalten, die unſre Phantaſie und Romanenkenntniß uns nur vorführen kann, belebt waren. Ich war Officier in dem letzten Invaſionskriege Frankreichs gegen Spanien. Die Geſchichte einer Liebe verwickelte mich in Verlegenheiten, die alle die Abſicht hatten, mich durch Ueberraſchung, durch den Reiz des Wunderbaren zu verwirren. Die geheimen Umtriebe einer pfäffiſchen Partei, die Vermummungen an geheimen Oertern, die ſonderbarſten Begebniſſe, die mir wie

aus dem Stegreif zufließen, waren aber alle so natürlich, daß ich die Absichten des Eigennutzes, das Schleichen der Intrigue und die Bosheit des Neides bald errathen könnte.«

Die Zuhörer waren überrascht, den sonst so verschlossenen General aufthauen zu sehen. Es war Niemand mit seinen nähern Lebensverhältnissen genauer vertraut. Nur der junge, angehende Theolog, spanischer Geburt, aus einer angesehenen Familie, und in der That zum geistlichen Stande bestimmt, schien von der Erzählung betroffen. Die Frage des Wunders ganz vergessend, sagte er bald ungestüm, bald forschend:

»Ich kann die Geschichte der Zufälle, die den Herrn General in meinem Vaterlande betroffen haben, nicht errathen. Die Andeutung einer Liebe und einer fremden Intrigue führt mich aber auf Folgendes: Es gibt Lagen, wo man keine Mittel scheut, um sich eines lästigen Verhältnisses zu erwehren, und wo man die Wahl dieser Mittel durch dies Verhältniß selbst, seinen Unmuth, das Gefühl seiner Schwäche im offnen Kampfe, durch die Sitten eines Landes entschuldigen muß. Ich hatte einst das traurige Geschäft, einen französischen Officier, dessen Name und Rang mir niemals bekannt geworden sind, von einer Leidenschaft zu heilen, die meiner Ehre und dem Glücke einer

angebeteten Schweſter hätte Gefahr bringen können. Meine Schweſter verſchmähte den Officier als einen Fremden, und als Verlobte eines Tapfern, der die Sache der Cortes vertheidigte, und in einem der ſpätern Einfälle Mina's ſeinen Tod gefunden hat. Der Beichtvater meiner Schweſter und ich haben vielleicht lächerliche Mittel gebraucht, um unſern Zweck zu erreichen, aber die ſchwierige Stellung gegen einen mächtigen Feind entſchuldigte ſie. Meine unglückliche Schweſter, deren Verlobter von ſeinem heimathlichen Boden verbannt, und ſich nur auf Augenblicke in ihrer Nähe ſehen laſſen durfte, iſt vor einiger Zeit an Schwermuth über den Verluſt ihres Geliebten geſtorben.«

Der General blieb betroffen ſtehen, wandte ſich um, und ſah dem Spanier einen Augenblick flüchtig ins Geſicht. Dann fuhr er ſcheinbar beruhigt fort: »Sie vergeſſen unſern Gegenſtand! Wir ſprachen von Wundern und ähnlichen Geſchichten. Es iſt merkwürdig, daß wir oft Jahre lang einem beſtimmten Ziele nachgehen, es aber niemals treffen, weil es die ſchlimme Eigenſchaft hat, ſelbſt wandelbar zu ſein, und einen freien Willen zu haben. Um zwei mir theure Menſchen aufzufinden, hab' ich mich zuletzt ſogar auf Divinationen gelegt, weil die Regiſter der Municipalitäten und Paßbureaux nicht mehr helfen wollten. Ich habe

mich gewöhnen wollen, an Ahnungen zu glauben, und — wie sie mich zu täuschen pflegen, davon sind' ich in diesem Augenblick ein Beispiel — Ich würde das heutige Gastmahl nicht besucht haben, wenn ich mir nicht wieder hätte zuraunen lassen, die vergebens Gesuchten sollten auf diesen Ruinen, die wir jetzt erstiegen haben, gefunden werden. Ja, selbst dieser Stein, auf dem Sie, Fräulein, stehen, war mir traumartig als der Ort des Wiedersehens bestimmt. Aber, mein Gott, warum erblassen Sie?«

In der That schwankte die junge Dame in die Arme des altmodischen Alten. Dann hob sie ihre Augen wieder auf und rief, dem General zugewandt: »Mein Vater!«

Das Erstaunen war allgemein. Der General erkannte sein vergeblich gesuchtes Kind, und in dem Alten einen von ihm nie gesehenen Oheim, dem er jenes beim Marsche durch Spanien durch einen Diener anvertraut hatte. Mannigfache Schicksale, die ihre Aufklärung in den Verhältnissen zu dem spanischen Geistlichen fanden, hatte ihn längere Zeit von seiner Heirath zurückgehalten, bis er in diesem Augenblicke das geliebte Pfand seiner ersten Liebe an sein väterliches Herz drücken konnte. Die spanische Verirrung löste sich bald durch einige Verständigungen mit dem Geistlichen, und man

ſah, daß der General ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchte. Die auf dem andern Hügel zurückgebliebene Geſellſchaft ſtaunte über dieſe ſonderbare Wendung, die ein Dispüt über das Wunderbare genommen hatte. —

* * * * *

Nicht wahr, Geliebte, ich kann den Romanſchreiber machen? Einzig durch eine Schlußſcene hab' ich Dir ein ſo großartiges romantiſches Gemälde hingeſtellt, daß Du alle Vorgänge leicht wirſt ergänzen können. Du wirſt Dir die Spukſcenen auf den ſpaniſchen Schlöſſern, die Heimlichkeit der Liebe der Donna zu ihrem Conſtitutionellen ausmalen können, ohne daß ich davon mehr erwähne, als ich that. Es muß Dir die Ergänzung dieſer Andeutungen noch beſonders leicht ſein, weil wir Beide zu den handelnden Perſonen der Geſchichte gehören. Leider hab' ich nur vergeſſen, welche Rolle ich eigentlich ſpielte.

Der General hat bei Don Pedro Dienſte genommen, der junge Officier iſt ſeiner Tochter Gatte geworden, und fiel bei der Eroberung von Conſtantine in Afrika, ſeine Tochter iſt darüber wahnſinnig geworden, der alte Oheim ſoll auch

immer ſchwächer an Verſtand werden, und den Spanier haben die Pariſer als einen Jeſuiten in die Seine geworfen — wer von dieſen bin ich? und wer biſt Du?

Und es ſollte keine Wunder mehr geben?

## Sechs und zwanzigster Brief.

Das Jahr 1836 rückt immer näher heran. Haben Sie den tiefsinnigen Bengel auch so mißverstanden, daß in diesem die Welt untergehen werde? Unmöglich, sonst würden Sie Furcht und Besorgniß geäußert haben; dagegen sehen Sie der nächsten Zukunft mit jener Fassung, jenem beispiellosen Anstande entgegen, den ich an Ihnen, Verehrteste, immer so sehr habe bewundern müssen. Entweder verlassen Sie sich auf Ihr gutes Gewissen, oder auf Ihre richtigere Einsicht in den Sinn der merkwürdigen Prophezeiung; vielleicht auf Beides.

Es bleibt wahr, daß wir am Vorabende großer Ereignisse stehen. Das Jahr 1836 ist dieser heilige Abend, auf den ein tausendjähriger Festtag

folgen wird. Die drei Jahre, die wir zunächſt noch zu durchleben haben, werden mit Vorbereitungen hingebracht. Es wird aufgeräumt, alles Alte nicht nur an den alten Ort geſtellt, ſondern gänzlich weggeſchafft werden. Wir ſind noch jung, Vortreffliche, wir bleiben. Wir werden noch die Palmen und grünen Zweige ſehen, über die das neue Heil der Welt einziehen wird, werden in das begeiſterte Hoſianna der Heiligen einſtimmen können.

Aber Sie zweifeln wohl noch? Ja, ja, Sie müſſen zweifeln, weil ich Sie belehren will. Da liegt die Bibel neben mir aufgeſchlagen, die betreffenden Punkte der Offenbarung Johannis ſind mit rother Dinte angeſtrichen. Sie verſchmähen gewiß nicht den nachfolgenden Beitrag zu einer gründlicheren, tieferen Schriftauslegung, o! er iſt ja ein Saamenkorn der ſchönſten Hoffnungen.

Aber ich will neu ſein, nicht in meinen Reſultaten, ſondern in der Art, wie ich zu den alten komme. Das Jahr 1836 iſt unſtreitig ſehr richtig angegeben. Nur konnte Bengel vor hundert Jahren nicht ſo die Zeichen dieſer ihm zukünftigen Zeiten deuten, als der, der ſelbſt in ihnen lebt. Viele typiſchen Ausdrücke der Apokalypſe werd' ich anders erklären, und Ihres Beifalls bin ich — o, ich ſchmeichle mir ja ſo gern — ſchon im Voraus gewiß.

Ohne Zweifel wird es Ihnen bekannt ſein, wo nicht, ſo lernen Sie es von mir — Schämen Sie ſich nicht, man lernt nie aus! — daß die prophetiſchen Ausdrücke der Offenbarung nicht hintereinander zu ſtellen ſind, ſo daß ſich etwa ein Zeichen an das andere, eine Zeit an die andere, reihen müßte, ſondern die Briefe, die Poſaunen, die Siegel, die Hornſchalen ſind alle nur verſchiedene Modificationen der Bezeichnung einer und derſelben Zeit. Was Johannes bei der fünften Poſaune geſehen hat, das hat er auch bei Eröffnung des fünften Siegels geſehen: nur mit dem Unterſchiede, der zwiſchen irgend einer Empfindung, während ein Cavallerieregiment unterm Fenſter vorbeizieht, und derſelben Empfindung, während man das Siegel eines Briefes löſt, Statt finden mag. Wenn Sie ein Thier mit ſieben Hörnern und zehn Kronen ſehen, ſo werden Sie anders erſchrecken, als wenn Sie eines mit zehn Hörnern und ſieben Kronen erblicken, nur bleibt der Schrecken Schrecken.

Jetzt bitt' ich Sie, gefälligſt Ihre Bibel aufzuſchlagen. Sollten Sie keine beſitzen, Fräulein, ſo — ja, was thut man dann? Nun, dann glauben Sie meinen Citaten.

Im 18. Capitel fällt das antichriſtiſche Reich: im 19. beginnt die Herrlichkeit des neuen. Was alſo im Vorhergehenden mit der Sechs oder Sie-

benzahl zu ſchaffen hat, deutet näher oder entfernter auf die Zeit, in welcher ich die Ehre habe, mit Ihnen zu leben.

Die Viſionen beginnen mit 7 Leuchtern; vielleicht um in das Ganze der Offenbarung Licht zu bringen. Dieſe 7 Leuchter ſind aber auch 7 Sterne, und eigentlich wieder keine Sterne, ſondern 7 Briefe. Die erſten Briefe betreffen die Zeit bald nach Chriſti Tode, die letzten gehen uns an. Schon die Namen der Gemeinden, die von dieſen brieflichen Sternen angeleuchtet werden, geben einen Schluß auf die Zeit, der ſie zur Erklärung dienen. Z. B. iſt einer nach Smyrna geſchrieben. Sie begreifen die Andeutung der bittern Myrrhenzeit, wo die Chriſten den Märtyrertod erleiden mußten. Das S an Smyrna? o Liebe, das iſt unweſentlich, leſen Sie nur fleißiger im Buttmann!

Der fünfte Brief iſt nach Philadelphia geſchrieben. Erſtaunen Sie nicht? Unſtreitig denkt der Apoſtel an den nordamericaniſchen Freiheitskrieg. Hören Sie doch die Worte, die dorthin geſchrieben ſind:

»Siehe, ich habe dir gegeben eine offne Thür, und Niemand kann ſie zuſchließen!«

Ein Stich auf die Engländer. Die Nordamericaner erhielten damals für ihren Handel eine

freie Bahn und offne Thür, und Niemand kann sie zuschließen.

» Halte, was Du hast, daß Niemand Deine Krone nehme! «

Die schönste Regel für Könige und Minister! Begnüge Dich mit dem, was Dir zugefallen ist, sonst verlierst Du auch dies noch! Die Nordamericaner folgen diesem Gebote, darum wird Gottes Finger bei ihnen so merklich. Dieses Budget! dieser Finanzzustand! Vor einigen Monaten haben sich alle Finanzminister Europa's auf einen Tag deshalb in Flor gekleidet.

Endlich kommen wir auf unser Zeitalter. Der Engel schreibt nach Laodicäa. Mit Ihrer Erlaubniß übersetz' ich Ihnen dies Wort. Es heißt Volksgericht. Wir leben im Zeitalter der Demokratie. Das wollt' ich meinen! Das Volk richtet, seine Stimme ist Gottes Stimme.

Jetzt fangen die Sticheleien auf Deutschland an.

» Ich weiß Deine Werke, daß Du weder kalt noch warm bist. «

Müssen wir uns nicht schämen? Die Halben, die da wollen, und nicht können, die weder Fisch noch Fleisch, die hat der Engel in der Off. Joh. 3, 15 schon gekannt! Ist's nicht gerade so, als hätte Wolfgang Menzel jene Stelle geschrieben?

» Ach, daß Du kalt oder warm wärest! «

wird ſeufzend hinzugefügt. Daß man doch wenigſtens wüßte, wo man Dich angreifen ſoll! Wir wollen ja lieber lauter Bettler, als einen, der heute in Lumpen geht, und ſich morgen für einen Crösus ausgibt. Nein, in der That, hierin iſt unſere Zeit conſequent, ſie will nicht arm ſein; denn ſtolz und hochmüthig ſagt ſie bald darauf:

»Nein, ich bin reich, und habe gar ſatt, und bedarf Nichts.«

Falſche Scham! Man weiß es beſſer:

»Du biſt elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.«

Leider, die Noth des Volkes iſt aufs Höchſte geſtiegen. Armes Irland, wie ſehr bedarfſt du des nachſtehenden Troſtes, daß nur die der Herr züchtigt, die er lieb hat.

Wenn Sie nun jetzt in der Bibel weiterläſen, ſo würden Sie einen Engel finden, der ein verſiegeltes Buch trägt, das Buch der Weltgeſchichte. Niemand iſt da, der es öffnen kann. Die Zeit ſteht ſtill und kann ſich nicht mehr entwickeln. Da tritt endlich das apokalyptiſche Lamm hervor. Chriſtus iſt's, der die abgelaufene Uhr der Geſchichte wieder aufzieht. Er öffnet ſechs Siegel, und zuletzt ein ſiebentes, und dann — o, ich zittre ſchon an allen Gliedern. Zittern auch Sie, Fräulein! Man hat Urſach!

Beim ſechſten Siegel kommen wir in die Nähe unſerer Zeit.

» Siehe, da ward ein groß Erdbeben. «

Das große Erdbeben in Liſſabon ward ein Schauder der Erde, welche Dinge ſie noch tragen müßte. Die alte Mutter ſollte in Strömen das Blut ihrer Kinder trinken. Jetzt bricht die Revolution an.

» Und die Könige auf Erden, und die Oberſten und die Reichen, und die Hauptleute und die Gewaltigen verbargen ſich in den Klüften und Felſen an den Bergen. «

Wir Beide haben uns nicht verborgen; denn wir ſind keine Könige, keine Oberſten, keine Hauptleute, auch durchaus nicht gewaltig, am wenigſten aber reich. Die wiſſen's recht gut, die ſich verborgen haben. Weil es aber die Stimme des Unglücks iſt, ſchon typiſch in der Bibel gezüchtigt zu werden, ſo will ich die Merkwürdigkeit weiter nicht verfolgen, und nur ſo im Stillen mich ein Weniges deshalb entzücken.

Jetzt endlich ſoll das ſiebente Siegel geöffnet werden. Ehe dies noch geſchieht, tritt eine kleine Stille ein. Sie verſtehen mich, das iſt die Reſtauration. Eine apokalyptiſche Stunde iſt ein Menſchenalter, eine halbe alſo 15 Jahre. So lange hat die kleine Stille und die Reſtauration gedauert.

Wie wichtig muß das siebente Siegel sein! Noch immer bedarf es zu seiner Lösung ungewöhnlicher Vorkehrungen. Mit Posaunen wurd' es nach und nach geöffnet. Wie sich von selbst versteht, sind diese Posaunen die sogenannten Schreier des Tags, die Journalisten, die Männer sans loi et foi.

Es muß Ihnen bekannt sein, daß es in Deutschland beinahe das Ansehen gewann, als wären die Bestrebungen der Restaurirenden durchgedrungen. O! in den Jahren 20 — 30 waren wir seelenvergnügt. Wir trugen unsere Ketten aus Ironie, mit Vergnügen, lachten drüber. Wir glaubten Tage in Aranjuez zu leben, solche Richtung nahm die Literatur. Süß war sie, überzuckert, wie Honig. Wer sie aber verdauen wollte, bekam Bauchgrimmen. Darum nun verschlingt Johannes während der 6ten und 7ten Posaune ein Buch. Hören Sie darüber ihn selbst:

»Ich nahm das Büchlein von der Hand des Engels, und verschlang es. Und es war süß in meinem Munde, wie Honig: und da ich es gegessen hatte, grimmte mich's im Bauche.«

Da nun der Engel die siebente Posaune blies, wurden die Erscheinungen so mannigfach, daß wir wohl daran thun, Alles gehörig zu unterscheiden. Es beginnt nämlich ein Kampf zwischen den Vor-

boten des Himmels und der Hölle. Die Zeichen sind so ausdrücklich, daß ich keinen Anstand nehme, die himmlische Erscheinung für die Hoffnung der Völker, die höllische für die Legitimität, heilige Allianz u. s. w. zu nehmen.

»Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen.«

Das ist die Volkssouveränität! Ja, das ist sie!

»Und sie war schwanger und schrie, und war in Kindesnöthen und hatte große Qual zur Geburt.«

Gott, daß ich ihr helfen könnte! Fräulein, Sie werden roth, aber in der That, jetzt ist nicht Zeit zum Rothwerden! Die Sache ist bedenklich, sehr bedenklich! Hören Sie nur:

»Und siehe, ein großer rother Drache, der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen. Und sein Schwanz zog den dritten Theil der Sterne, und warf sie auf die Erde. Und der Drache trat vor das Weib, die gebären sollte, auf daß, wenn sie geboren hätte, er ihr Kind fräße.«

O, fallen Sie noch nicht in Ohnmacht! Gott nimmt ja das Kind auf seinen Stuhl und schickt

die Mutter ſo lange an einen ſichern Ort, bis die Herrſchaft ihres Kindes beginnt.

Jenen großen rothen Drachen muß ein Jeder für das Königthum im Allgemeinen und die heilige Allianz im Beſondern halten. Die Dreizahl iſt deutlich hervorgehoben. Sieben Häupter und zehn Hörner und nur ſieben Kronen! Ziehen Sie gefälligſt 7 von 10 ab, ſo bleiben 3. Dieſe Drei haben keine Kronen, ein Zeichen ab eventu: denn gerade dieſen wird der kommende Sturz die Krone abſtoßen.

Im Folgenden ſind zwei Thiere merkwürdig und die große —

Allmächtiger Gott, hätt' ich das gewußt! Fräulein, was fang' ich nun an? das hab' ich nicht ahnen können. Verzeihen Sie mir! Nur dies eine Mal noch! Verzeihen Sie mir! Hab' ich denn die Bibel geſchrieben? hab' ich ſie denn überſetzt? Es ſteht doch nun einmal da. O dem Reinen iſt Alles rein — alſo die zweite Merkwürdigkeit iſt die große Hure. Alle drei ſind nähere Modificationen des Königthums.

Das ſiebenköpfige Thier der Läſterung iſt die Wiſſenſchaft (ſieben freie Künſte), wenn ſie ſich dem Dienſte des Staates ergibt. Darum trägt auch ſie 10 Kronen auf 7 Häuptern und 10 Hörnern, und es iſt ausdrücklich geſagt, daß ihr der

Drache des Königthums seine Kraft, seinen Stuhl und große Macht gegeben hat. Die königliche Wissenschaft gleicht einem Pardel; denn sie ist geschmeidig, ihr Mund dem Mund eines Löwen; denn sie ist Autorität. Ihre Füße sind Bärenfüße; denn sie ist grob. Zwar kann sie große Dinge reden und hat Macht über alle Sprachen, sie überwindet auch die Heiligen Gottes, aber die Zeit der Ernte reift auch für sie heran.

Das zweiköpfige Thier der Verführung ist die Religion in ihrer falschen Verbindung mit dem Königthum. Sie thut große Wunder, läßt Feuer vom Himmel regnen, ist überhaupt falscher Prophet und Herold des Aberglaubens, und die Menge gehorcht dem, der ihr solche Macht gegeben. Alles was dies zweiköpfige Thier thut, thut es des siebenköpfigen, und mittelbar des rothen Drachen wegen.

Aus allen diesen höllischen Ingredienzien mischt sich nun das Bild der großen Hure, diese ewige Antichristin, die dabei noch immer den Schein des Christenthums annimmt. Da haben wir die heilige Inquisition, die heilige Ligue, — — — — — — das göttliche Recht.

»Ich sahe das Weib sitzen auf einem rosinfarbenen Thier, das war voll Namen der Lästerung, und hatte sieben Häupter und zehn Hörner. Und

das Weib war bekleidet mit Scharlach und roſinfarb, und übergoldet mit Golde, und Edelgeſteinen und Perlen; und hatte einen goldnen Becher in der Hand, voll Greuel und Unſauberkeit. Mit ihr haben gehuret die Könige auf Erden, und ſind trunken worden von ihrem Weine.«

Pfui! dieſe Wirthſchaft wird 1836 aufhören! Dann wird der Sitz dieſes Weibes, Babylon, zerſtört werden. Babylon? Sie denken vielleicht an Rom, wie die meiſten Ausleger. Ein verzeihlicher Irrthum! Nein, es iſt Frankfurt am Main. Hören Sie nur:

»Die Könige haben mit ihr u. ſ. w. und ihre Kaufleute ſind reich geworden von ihrer großen Wolluſt.«

Alſo doch Frankfurt?

»Und eine Stimme rief: Bezahlet ihr, wie ſie euch bezahlet hat!«

Frankfurt geht an einem totalen Falliment unter.

»Und alle Schiffherren, und der Haufe, die auf den Schiffen handthieren, und Schiffleute, die auf dem Meere handthieren (hauſiren), klagten: Wehe, die grauße Stadt, in welcher ſind reich geworden Alle, die da Schiffe im Meere hatten, von ihrer Waare!«

Es kommt noch mehr!

»Sie ſpricht in ihrem Herzen: ich ſitze und bin eine Königin.«

Rom hat ſeinen Fürſten, Frankfurt iſt eine Republik, hat alſo keinen König. Das Ich ſitze heißt nicht, ich bin eine Königin und dabei ſitzen geblieben, es will mich Niemand ehelichen, ſondern es iſt kühner apokalyptiſcher Ausdruck für: in mir werden Sitzungen gehalten!

»Wenn ſie fällt, werden die Kaufleute auf Erden weinen und Leid tragen bei ſich ſelbſt, daß ihre Waare nun Niemand mehr kaufen wird.«

Und darauf folgt ein Preiscourant der früher gangbaren, reißend abgeſetzten Artikel: Gold, Edelſteine, Wein, Semmel, Wagen, Pferde, ſogar Leichname und zuletzt auch Seelen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dies Frankfurt wird untergehen nach der ſiebenten Zornſchale der Plagen, wo die Peſt, die Cholera herrſchen wird und ſich eine Inſel wegbewegt, die Grahamsinſel, die Inſel Fernandea. Untergehen wird es nach Eröffnung des ſiebenten Siegels, d. h. wenn es keine Fürſten und Diplomaten mehr gibt. Das Geheimniß des ſiebenten Siegels iſt unſtreitig die Diplomatik. In ihrem 666ſten Protokolle wird die Londoner Conferenz nicht nur

ihren eignen Tod, ſondern auch derer, die ſie conſtituirt haben, unter Verbittung der Beileidsbezeugungen ankündigen.

Schönſte, am erſten Januar 1836 beſuch' ich Sie, nicht der Neujahrviſite wegen, ſondern ich erlaube mir, Ihnen meinen Arm anzubieten, um anzuhören das große Halleluja, das geſungen werden ſoll von allen Engeln, und das jauchzende Te Deum laudamus, das alle heiligen Singer anſtimmen und läuten werden die Glocken im großen Weltendome.

Verwahren Sie ja dieſen Brief, vielleicht kann er die Stelle eines Einlaßbillets vertreten!

Bis dahin werd' ich jeden Tag für einen 31ſten December halten und jeden Abend für einen Sylveſterabend und jede Nacht für eine Weihnacht.

Leben Sie wohl, Signora!

## Sieben und zwanzigſter Brief.

---

### L. Junius Brutus wünſcht ſeiner Schweſter Lucretia Heil!

Trifft Dich dieſer Brief vielleicht opfernd an den Altären der Götter, ſo umarme ſie, nicht um meine glückliche Heimkehr flehend, ſondern dankend für dieſe: denn ſchon bin ich nahe den Thoren der Stadt.

Der weiſe Spruch des delphiſchen Gottes hat mich zu Roms künftigem Könige beſtimmt. Wer zuerſt die Mutter küſſe — ſagte die Prieſterin, — würde die Krone tragen. Ich küßte den Boden der geliebten Heimath, die Brüſte meiner ewigen Mutter. Aber ich werde klüger ſein als der Rath der Himmliſchen. Ich achte die Krone nicht höher,

als einen Stein am Wege, oder am Kleide des Bettlers einen Lumpen.

Schmerzlich fühl' ich, daß ich meine Klugheit unter dem Gewande der Thorheit verbergen muß, schmerzlicher, daß wohl gar Deine liebende Seele, Schweſter, bei der allgemeinen Kunde von der Schwäche und Zerrüttung meines Geiſtes, zu zweifeln anfängt, und an ſich ſelbſt irr wird, da ſie doch beſſer von dem unſeligen Verhältniſſe unterrichtet iſt. Kann doch der Glaube einer ganzen Welt ſelbſt einen Blinden bewegen, ſich für ſehend zu halten.

Um Dich an die unerſchütterliche Ausdauer und Kraft meines Willens zu erinnern, eil' ich nun in Deine freundliche Nähe. Ich will Dich lehren, wie in dem Nebellande, das mich ſcheinbar umdämmert, noch immer die feurigſte Gluth der Liebe und des Haſſes lodert. Je länger ich der Weisheit dieſer Welt eine Thorheit ſcheine, deſto ſchärfer wetz' ich mein Schwert. Ich will ihr ſchon die neue Lehre eines Thoren einſt predigen. Mit Sehnſucht erwart' ich jenen Augenblick, da ich endlich die täuſchende Hülle abwerfen, und in richtenden Thaten die Größe meiner Einſicht zeigen werde.

Woher aber dies, daß mich oft eine ſo ſchmerzliche Ahnung bewegt, als müßte jener Augenblick

doch auch durch meine Seele wie ein Dolch fahren? als müßt' ich betäubt, entsetzt vor irgend einem Anblick, mein Geſicht abwenden, und das Schwert nicht aus meiner Scheide ziehen, ſondern erſt aus den Händen racheforderndes Manen empfangen? Schweſter, ſolltest Du das Opfer des Tyrannenfrevels werden? Bei jenen Tempelhöhen des capitoliniſchen Jupiter! ich ſchwöre Dir unerhörte Sühne.

Solche ahnungstrübe Gedanken engen oft hart die Straße, die ich wandle. Dann fahr' ich entſetzt wie vor Geſpenſtern zurück. Und über Schwäger und Vettern, die mich nur im duldenden Blödſinne zu ſehen gewohnt ſind, kommt ein Schauder und Schrecken, daß ſie das ſtarre Weiß in meinen Augen nicht ertragen können. Wie ſehn' ich mich nach der Stunde der Erlöſung!

Wer weiſe ſein will, der werde ein Narr in dieſer Welt! Iſt dies die Art unſeres Jahrhunderts, daß, wer ſein Vaterland retten will, ſich für verrückt ausgeben muß? Wie ein toller Sänger zieh' ich durchs Land, und ſinge Lieder mit entſetzlicher Stimme, und ſchlage dazu Töne, lachend bald, bald weinend. Hier lärm' und donnr' ich, rede wie in Aprilſchauern dort, und dann wieder wie Frühlingsglanz und Sonnenwärme. Das Volk gafft den Gaukler an, ſchlägt aber immer ein

Kreuz, wenn er ſich naht. Oft liegt er im Staube oder Graſe, und die Kinder ſpielen mit ſeinem weißen Barte; dann ſtürmt er aber plötzlich auf, und Alles flieht vor den Flammen ſeiner Blicke.

Und das Alles — fragſt Du zweifelnd — um der Freiheit willen?

An den Höfen der Fürſten hab' ich mich in ein buntes Kleid geſteckt, trage eine lange, klirrende Schellenkappe und ein hölzernes Schwert. Die Prinzeſſinnen muß ich ins Theater führen, in den Zwiſchenacten ihnen Späße vormachen, die Volte ſchlagen, auskundſchaften, wer bei ihrem Eintritt den tiefſten Bückling gemacht, und zuletzt noch das Spiel und den Dichter recenſiren. Geht es zu Tiſche, ſo bin ich eine lebendige Tafelmuſik, muß die Unterhaltung beleben, Dummes in kluger, Kluges in dummer Manier vortragen, die Hohen Zwerchfelle in Bewegung ſetzen, und darf überhaupt die Talglichter und den Lachſtoff nicht ausgehen laſſen. Ja, ſelbſt dann noch, wenn die Majeſtäten vom Regieren ermüdet ſind, wenn ſie den Tag über die Laſt des Volkes getragen, und ihm den Schweiß von der Stirne gewiſcht haben, wollen ſie in das Kaleidoskop meiner Gedankenwelt ſehen. Nur in den wenigen Stunden des Schlafes erlaubt man mir vernünftig, meinem leidenden Volke frei zu ſein.

Man rechnet mich zu den beſſern Schriftſtellern der Nation, dankt mir für die Unterhaltung, die ich auf Augenblicke gewähre. Der Laune des Publicums, einer verzogenen, verbildeten Dame, muß ich mich hingeben, und auf dem Sopha neben Schooßhündchen und Stickmuſtern prangen. Wenn die Leute ſchläfrig ſind, muß ich ihnen die Augenwimpern aufrecht ſtützen: und ſtatt daß mir eine müde Schöne erlauben ſollte, ihr die Seidendecke des Auges zu küſſen, wirft ſie mich unwillig zur Seite, nimmt ihr Licht, und geht zu Bett.

Ja, Schweſter, die römiſchen Claſſiker müſſen als erſte Opfer fallen!

Wenn die Völker dieſer Zeit nur auf Trümmern und zerſprengten Felſen wohnen, ſo ſind die Schriftſteller meiſt nur das niedrige ärmliche Geſtrüpp, das ihnen noch einigen Reiz und Lebensausſehen gibt. So grünt das modernde Moos, wenn es ſich über verwitterte Steine, zwiſchen Tod und Leben kämpfend, zieht. Sollen wir nicht rathend, belebend, ſchaffend durch die Räume der Erde walten? Wir beſitzen die Klarheit des Geiſtes, und nicht die Sitte und Gewohnheit ſoll herrſchen, ſondern der Geiſt, der ſie prüfend verwirft oder annimmt. Gibt es unter dem Volke Unmündige, ſo iſt das ein Zeugniß gegen uns. Die Vorurtheile ſind ſtark, aber ſie ſterben aus

mit denen, die ſie hegen. Die Wahrheit des Geiſtes ſoll ein ewiges Erbe ſein.

Die deutſchen Schriftſteller Tadeln, theure Lucretia, iſt nur die halbe Seite ihrer Würdigung. Noch öfter müſſen wir ſie bemitleiden. Ich kenne keine Literatur, die durch mildes Urtheil ſo ſehr Alles, durch ſtrengſten Angriff ſo ſehr Nichts iſt. Faſt alle großen Geiſter unſerer Nation verſchwanden, wenn man neben der Gerechtigkeit nicht mehr die Billigkeit wollte gelten laſſen. Auf die leichterregte Menge haben ſie gewirkt, aber keinen Stein um einen Schritt fortgerückt. Wenn ſie vorgeben, zu ſchaffen, ſo bildeten ſie verſchüttete Dome mit neuen Steinen nach, und bauten in der Meinung, Palläſte zu zaubern, Ruinen. Deren haben wir genug.

Dieſe Abenddämmerung verſpricht aber den Anbruch eines neuen Morgens. Die Zierde des kommenden Geſchlechts wird eine Fülle lebensfroher Kräfte ſein. Man hat oft in der Geſchichte die Erſcheinung erlebt, daß ein neues, thatenkräftiges Herrſcherhaus eine ſieche, geſchwächte Nation wieder neu beleben konnte. So wird die wahre Ariſtokratie künftiger Geiſter wie neue Keime und grüne Schößlinge aus der alternden Welt emporwachſen. Die Schuppen werden von den blöden Augen fal-

len, und ein lichter Tag den Sehenden entgegenscheinen.

Jetzt, meine Schweſter, ſind wir noch Deinem Geſchlecht in das zarte Werk ſeiner Hände gefallen. Wie wir heute z. B. zur Oſtermeſſe 1832 ſchreiben, weben wir an einem großen Vorhange, der aber einſt unter den Zeichen des Himmels zerreißen wird, wenn der neue Bund mit ſeinem Blut den Untergang des alten beſiegelt. Weil dies Weben nur eine vorübergehende Beſchäftigung iſt, ſo iſt es uns auch ungewohnt: denn mit den ſpitzen Nadeln fahren wir uns oft gar unſanft in die Hände. Aber iſt der Vorhang zu Stande, ſo werfen wir die Nadeln weg, die neue Zeit wird uns anders beſchäftigen.

Noch ſind uns alle Wege zum Ziele mit ſchwarzem Trauerflor behangen. So viele junge Herzen, die ſich entſchloſſen haben, auf ihr ganzes Leben den Belohnungen der Machthaber zu entſagen, wandeln dieſe Thränenſtraße. Ueberall müſſen ſie ſich an ſpitzen Dornen blutig ritzen. Kaum aus den Kreiſen des häuslichen Lebens herausgetreten, mit kindlicher Hoffnung aus Liebe und Treue erwartend, werden ſie ſchon von den rohen Schergen der Gewalt ergriffen. Ihre Hoffnung wird Mißtrauen, und dies bis zum Haß geſteigert. Wenn in die Köpfe der Deutſchen während der

Reſtauration eine wahrhafte Oede und Leere eingezogen war, ſo iſt dies die verſteckte, nur die traurigſten Erinnerungen weckende Urſach. Wenn man ein Land in Bann legt, ſo läuten darin auch keine Glocken mehr.

Der Sand auf der Uhr iſt bald verronnen. Ich rufe die Römer zum Streite, zur Befreiung ihres Vaterlandes. Wer ſein Schwert zu zücken verſteht, wird nicht ausbleiben.

Wer hat ſie gelehrt, daß ich ein Narr bin? Ich ſelbſt werde unſterbliche Beweiſe für meinen Verſtand führen. Wirſt Du mir den Lorbeerkranz um meinen Scheitel winden? Wenn ich auf goldenem Triumphwagen durch die heilige Straße zu dem Tempel des größten und beſten Jupiter ziehe, die befreiten Scharen pälmengeſchmückter Sieger mir zur Seite, wirſt Du mir dann an den Stufen des Heiligthums aus dem Kreiſe der verſammelten Prieſter entgegen treten? Werden die Jungfrauen Roms zum Danke, daß ich ſie in die Brautkammer freier Männer führte, mein Gedächtniß ewig mit Lobgeſängen und feſtlichem Umzug feiern?

Der nächſte Augenblick kann der Schöpfer großer Leiden und Freuden werden. Freuden? wir werden ſie genießen! Leiden? Auch aus dem Gewitter ſpricht ein Gott, auch finſtere Wolken lieben

ſich, denn Blitze und Donner ſind nur ihre Seufzer und Küſſe.

Krieg oder Frieden! Leben oder Tod! Schüttle die Looſe, ich erbleiche vor keinem!

Wenn in günſtiger Richtung ein Adler an Deinem Hauſe vorüberfliegt, ſo freue Dich meiner Ankunft. Lebe wohl!

Bayerische StaatsBibliothek München

# Divination

auf

den nächsten

# Württembergischen Landtag.

---

Hanau,
Ende November 1832.
Bei Friedrich König.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mit dem fünfzehnten Januar des folgenden Jahres werden die Württembergischen Stände zusammentreten. Schon seit Jahr und Tag sind die Wahlen vollendet, den Termin ihrer endlichen Thätigkeit hat die Ungeduld von einem Monate auf den andern geschoben, der chronologische Calkül ist ihr zu Hülfe gekommen, man hat ausgerechnet daß sich in den letzten Monaten des laufenden Jahres kein Sechsbätzner mehr in der Staatskasse befinden würde; doch hat die Regierung alle diese Combinationen theils durch ausdrückliche Beweisführungen, theils durch ihren endlichen Entschluß zu widerlegen und zu beruhigen gewußt.

Dem Lande konnte man seine Ungeduld, der Regierung ihre Zögerung nicht verdenken. Die neue Zeit hat die Lage der Gehorchenden ebenso wie die der Regierenden geändert. Gehorsam auf der einen und Befehl auf der andern Seite sind nicht mehr die ausreichenden Hülfsmittel, um die Staatsmaschine zu erhalten. Wenn die größte Stärke eines Ministers jetzt in einer, den Diplomaten abgelernten Kunst, im Temporisiren liegt, so liegt in derselben Kunst, wenn sie die Benutzung

des Augenblicks ist, die alleinige Möglichkeit, den Völkern Concessionen zu verschaffen. Es mußte den Freunden des Volkes alles daran gelegen seyn, die in dem ersten Drittel dieses Jahres verbreitete, aufgeregte Stimmung der Gemüther zu benutzen, und die Gewalt zum Kampfe herauszufordern in einem Augenblicke, wo sich für diese überall nur ungünstige Zeichen wahrnehmen ließen.

Gegen diesen ersten gefahrdrohenden Anlauf rettete die Württembergische Regierung vielleicht ihre eigne Natur, eine Art von vis inertiae, das bekannte Württembergische Phlegma. Später aber, nach dem 5. und 6. Juni, dem Belagerungszustande, den Bundestagsbeschlüssen, den Proscriptionen, war in der That für sie nichts mehr zu fürchten übrig. Die Souveräne hatten sich über den glorreichen Resultaten ihrer äußersten Anstrengungen die Hände gereicht, der alte Schwur war erneuert, die süddeutschen Fürsten, die in dem Bewußtseyn ihrer Schuld, ihrer »Connivenz gegen die Wünsche des Tages« vor die mächtigeren Throne des Nordens und Ostens getreten waren, hatten vor den Augen ihrer Cousins Gnade gefunden, die Frankfurter Juden erklärten sich bereit, gegen annehmliche Bedingungen die etwaigen Ausfälle der Staatskassen zu decken; so waren alle Besorgnisse in einem Augenblicke verschwunden. Man konnte in die Italiänischen Bäder reisen, die Portale der Hoftheater wieder aufschließen, selbst seinen ersten Mi-

niſter entlaſſen, und das Heft der Regierung, wie einſt Karl XII. einem Stiefel, ſo dem bunten Kragen eines Polizeidirektors anvertrauen.

Die Erwartungen der Freunde des Vaterlandes (kann man ihnen noch den Namen einer öffentlichen Meinung geben?) ſtellen in dieſem Augenblicke den nächſt zu verſammelnden Kammern der beiden Heſſen, der Sächſiſchen und vor allen der Württembergiſchen Stände die Nativität. Man iſt begierig, zu erfahren, in wie weit die eingetretene Reaktion auf die Meinungen der Vertreter und den Muth, ſie zu äußern, einwirken werde, was man höherer Seits von dem guten oder böſen Willen der Regierungen, und höchſter Seits von dem neuen Interventionsrechte des Bundestages zu erwarten habe? Welches werden die Nüancirungen der Partheimeinungen in den neuen Verſammlungen ſeyn? Wer wird ſich dazu hergeben, oder den Beruf in ſich fühlen, den in den geſchloſſenen Kammern angeſchlagenen Ton vor dem Verhallen zu ſichern und aufs Neue anzuſtimmen? Wer wird der Träger irgend eines ſchon ſtereotyp gewordenen, dem ganzen deutſchen Vaterlande heiligen Gedankens werden? Wer die Entſagung beſitzen, ſich einem ſolchen als Märtyrer zu opfern, und den Verluſt ſeiner bürgerlichen Exiſtenz geringer zu achten, als den ſtillen Triumph, den er dafür in den dankbaren Herzen ſeiner Mitbürger wird feiern können? Werden bei den Debatten die ley-

ten Gründe auf Bayonetten in die Kammern gebracht werden? Welches Wort wird die Lösung seyn, daß die draußen stehenden Grenadiere hereinbrechen? Wird Se. Königl. Majestät Ludwig, XIV., im Jagdrock, mit Stiefeln und Sporen ins Parlament treten, und mit der Reitgerte den Sekretär zum Protokolliren zwingen? Wird man in der That durch die nach Frankfurt führenden Thore der kleinen Residenzen besprützte Kouriere sprengen sehen, die die Treppen der Ständehäuser hinaufstürzen, und das absolute Veto und Interdikt aus ihren ledernen Depeschentaschen mitten unter die friedlichen Verwahrer der Volksinteressen werfen?

Ich glaube, die Hoffnungen werden den Besorgnissen die Wage halten. Die Muthlosigkeit, die sich des einen Theils der Nation bemächtigt hat, ist so groß, wie die übertriebenen Anforderungen, die der andere an die wenigen Männer macht, denen ein altes Recht auf einige Monate erlaubt, den Mund zu öffnen. Während die Einen Alles verloren geben, stellen die Andern auf die nächste Zukunft Wechsel aus, die die zahlenden Häuser mit Protest zurückschicken werden. Warum bei beiden die äußersten Extreme? Ist die allerdings kurze Erfahrung eines öffentlichen Lebens, wie sie die Deutschen vor einem Jahre gemacht haben, auch zu kurz gewesen für die Einsicht des einfachen Satzes, daß die Zunahme unserer Hoffnungen in einem gleichmäßigen Verhältnisse zu

der Wahrscheinlichkeit ihrer Erfüllung stehen müsse? Die Lage der Dinge aber ist keine andere. Neben der großen Mehrzahl der Eingeschüchterten steht die Minderzahl der Ungeduldigen und Drängenden. Beide sind begierig auf die nächsten Erscheinungen. Die Aengstlichen sind zwar bald befriedigt; denn selbst das Wenige, was etwa die Stimme eines kühnen Redners oder der feste Wille einer Mehrheit durchsetzen könnte, wird sie auf alle Fälle überraschen; dagegen werden die Sanguinischen von hindernden Umständen durchaus nichts hören wollen, und durch unwillige Mienen, durch tausend ungehörige Zumuthungen ihren Mangel an sicherm, politischen Takte an den Tag legen. Darum ist es so wichtig, sich über die nächsten Möglichkeiten zu verständigen, die Terrains, auf denen die Kämpfer werden agiren können, zu untersuchen und die Umstände gegen die Erwartungen abzuwägen. Diese stillschweigende Anerkennung der eingetretenen Schwierigkeiten wird die Freunde der Freiheit nur fester aneinander ketten, die für eine bessere Constellation der Zukunft aufgesparten Kräfte erhöhen und jeden Bruch verhindern, der bei Mißverständnissen oder Nichtkenntniß der wahren Interessen und ihrer bessern oder schlechtern Auspicien eintreten müßte. Was wir hier in Betreff der Württembergischen Stände versuchen, ist vielleicht im Stande, ähnliche Darstellungen der Verhältnisse, in denen sich die andern Standschaften be-

wegen können, zu veranlassen, oder wenigstens die allzu sanguinischen Hoffnungen für die Dinge, die sich vom 15. Januar an in Stuttgart ereignen werden, niederzuschlagen. Ich habe mich diesem traurigen Geschäfte unterzogen, selbst auf die Gefahr hin, für einen verkappten Diplomaten gehalten zu werden.

Die Königl. Württembergische Regierung hatte sich vor einem Jahre ihre Lage schwieriger vorgestellt, als sie ihr im gegenwärtigen Augenblicke scheinen mag. Beim Anfange der Wahlen war sie offenbar in Verlegenheit gerathen. Die allgemeine, mit der auswärtigen deutschen Bewegung so harmonirende Aufregung schüchterte sie ein, und veranlaßte, daß sie vom Mißtrauen gegen ihre eigne Kraft geängstet wurde. Die alten Kunststücke, mit denen man seit Jahren die Dummen regiert und die Klugen belustigt hatte, schienen nicht mehr vorzuhalten: wie hätte man sie ihr auch nicht ablernen sollen. Es war jetzt viel Intelligenz, die sich in den Debatten des Tages zu erkennen gab, viel Energie, die in dem immer stärker gewordenen Bewußtseyn seines wohlerworbenen Rechtes liegen mußte, endlich ein gewisser Wetteifer, den die großen Ereignisse des Augenblickes und das Beispiel gefeierter Helden nährte. Die Regierung sah ein, daß man den vielen auftauchenden Kapazitäten eine Art gleicher Waffe entgegenstellen müsse. Ihr Entschluß reifte. Sie engagirte einen Mann, der

bei vieler Feinheit der Manier, einer seltenen Kenntniß des ihm angewiesenen Gegners, nach Klüber die beste publizistische Feder in Deutschland schreibt; außerdem einen zweiten, der in Rücksicht auf Leute, die sich leicht imponiren lassen, mit Bombast und Schwulst gegen sie losziehen sollte, und endlich stellte sie noch einen Minister an ihre Spitze, der mit einem gewissen ehrenwerthen Renommée eine gründliche Kenntniß des parlamentarischen Terrains besaß, und Jeden in der Kunst, durch Erklärungen, Verwahrungen, scheinbare Conzessionen, kurz durch die Fähigkeit, Allen den Mund zu schließen, übertraf. Jetzt sind diese Triarier zum Theil entlassen, ein Beweis, wie sehr die Regierung von ihren frühern Besorgnissen zurückgekommen ist. Sie hat den Muth gehabt, einige Organe der öffentlichen Meinung zu unterdrücken, andere in ihren Privilegien zu beschränken, und sogar auf mehre stimmführende Demokraten criminalisch zu fahnden. Die so gefährlich aufreizenden Durchzüge der Polen haben ein Ende genommen, die Banketts, die vor Kurzem noch die Wähler ihren Deputirten gaben, wiederholen sich seltener; die Musik, allerdings die gefährlichste Feindin der — —, weil sie die Herzen anschwellt und zu großartigen Empfindungen stimmt, muß bei jeder festlichen Versammlung um zehn Uhr, also gerad' in dem Augenblick, wo die Köpfe voller, die Zungen gelöster und die Augen glühender werden, das Feld

räumen, ja es dürfte noch so weit kommen, daß, wie unter dem höchstseligen Könige, ein Jeder um sieben Uhr seine Laterne tragen muß, wenn er nicht arretirt zu werden gewärtigen will. Glückliche Aussichten für die alten Kunststücke der Politiker! Dreifache Freude für die treuen Staatsdiener, daß sie nicht nöthig haben, für die neue Zeit neue Handgriffe zu lernen, um ihrem Souverän das goldne Vließ zu erhalten!

Aber wie? Sollten denn die kühnen Erklärungen, die vor einem halben Jahre noch so viel Aufsehen machten, sobald verklungen seyn? Sollten die ausgezeichneten Namen, die an der Spitze der Deputirten gehört werden, sich durch die Sorglosigkeit der Regierung entmuthigt fühlen? Können sie, wenn sie sich wirklich hätten beschwichtigen lassen, Das mit der parlamentarischen Taktik entschuldigen, Was ein Jeder an ihnen als Wortbrüchigkeit tadeln würde? Sind denn in der That die Gränzen des Gefährlichen so weit ausgedehnt, daß sie auch das ganze Gebiet des Erlaubten umschlossen halten? Was hindert die Männer, die das in sie gesetzte Vertrauen durch die Voller Erklärung so herrlich gerechtfertigt haben, im Geiste dieses Manifestes fortzufahren, und das, was sie als Gewählte schrieben, auch als Berufene zu unterzeichnen?

Nichts kann wohlgemeinter seyn, als diese dringlichen, erstaunten Fragen. Aber sie leiden

an einer Unkenntniß des Terrains, und noch mehr an einigen unbegründeten Präjudizen, die man ſich von der Perſonalität der einzelnen Deputirten kann gemacht haben. Man möge ſich doch wohl hüten, ſchmeichelhaften Illuſionen einen ungebührlichen Raum zu geſtatten, und an die Verhältniſſe einen andern Maaßſtab zu legen, als der ſich in ihnen ſelbſt gegeben findet! Wir wollen verſuchen, den Stand der Dinge durch richtige Unterſcheidungen aufzuklären.

Wenn man die Regierung auf ihrem ſcheinbar verlaſſenen Standpunkte betrachtet, ſo iſt nicht zu läugnen, daß ſie ihren Gegnern gegenüber in einer gefährlichen Minorität iſt. Will man die ſo entſtandene Majorität die Oppoſition nennen, ſo dürfte dieſe ungefähr gute zwei Drittel der ſämmtlichen gewählten Mitglieder ausmachen. Selbſt ein Theil der im Dienſte des Staats Stehenden iſt den Malkontenten verwandter, als ihrer Behörde, wie denn auch bei der Wahlhandlung manchen Beamten die höchſte Ungnade getroffen hat, weil er der Wahl liberaler Deputirten Vorſchub leiſtete.

Welches würde nun in Frankreich oder England die Folge einer ſo überwiegenden Oppoſition ſeyn? Unſtreitig eine radikale Aenderung des bisherigen Regimes, die Vollgewalt der im Vortheil ſtehenden Parthei, die dem Könige aufgezwungene Nothwendigkeit, ſich mit neuen Rathgebern zu umgeben. Dieſe Folgen aber wird eine Württem-

bergiſche Oppoſition niemals nach ſich ziehen. Denn einmal iſt die Durchbildung des konſtitutionellen Syſtems bei uns noch nicht bis zu jener Conſequenz gediehen, wie wir ſie über den Rhein und den Kanal antreffen; andererſeits ſind die Beſtandtheile der deutſchen Oppoſitionen Elemente, die in Frankreich und England vergebens nach einer Analogie ſuchen. Während hier die Partheien bis zu einer vollkommenen Abgränzung ihrer Meinungen und Maßregeln ſich ausgebildet haben, werden bei uns die vielfachen politiſchen Glaubensbekenntniſſe noch lange vergeblich auf Reduktionen warten, werden die Cotterien noch immer die innere Kraft der Faktionen zerſtören, und die beſondern Bildungsgänge der Einzelnen den Sieg über die Uniformität davontragen. Energie wird man in dieſer Mannichfaltigkeit wenig antreffen. Wie kann ſie auch da ſeyn, wenn ſelbſt diejenigen, die vielleicht für einen Mann ſtehen, dennoch keine längere Bekanntſchaft mit ihrer gemeinſamen Kraft, ihrer durch ihre Vereinigung erſt zu einem Syſtem gewordenen Meinungen haben, als welche ſie erſt durch einige freundſchaftliche Begegnungen vor dem Anfange der Sitzungen erhalten können? Die Taktik der Whigs und Torys iſt ſo alt, wie die Privilegien der engliſchen Verfaſſung. Die linke und rechte Seite der Franzoſen hat eine Erfahrung, die, was ihr an Dauer abgeht, durch ihre Großartig-

keit erſetzt. Endlich rechne man, daß ſelbſt die letzten Zielpunkte, auf welche eine als einig gewordene Oppoſition bei uns hinarbeiten könnte, immer wieder anders gegeben ſind, als bei den verglichenen Nationen. Hier iſt der König eine willenloſe Eroberung, die jede Parthei machen kann, wenn ihre Anſtrengungen einen glücklichen Erfolg haben. Die Majorität in der Kammer beſtimmt die Wahl des neuen Miniſters, und macht die Aenderung des bisherigen Syſtems zu ſeiner erſten Aufgabe. Bei uns dagegen wird ein Fürſt nie Anſtand nehmen, einem Miniſter, wenn dieſer auch jetzt ſeine Propoſitionen zurücknehmen müßte, das Portefeuille zu laſſen, weil es ſchon längſt in Deutſchland hergebracht iſt, daß wir nicht nach Geſetzen, ſondern durch die Polizei regiert werden. Und wenn einmal der Fürſt den Entſchluß faßte, ſeinen Rathgeber zu entlaſſen, was iſt dieſe Dimiſſion immer anders geweſen, als die ehrenvolle Penſionirung eines alten Dieners, was die Wahl des neuen Miniſters anders, als die Beförderung des älteſten Geheimen-Rathes? In ſolchen willkührlichen Maaßregeln liegt das gefährlichſte Hinderniß des konſtitutionellen Lebens. Darin liegt die einfache Auflöſung des ſeltſamen Räthſels einer ſo ungeheuern Oppoſition.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das arithmetiſche Verhältniß nicht gänzlich unwichtig iſt. Es werden allerdings Fragen vorkommen müſſen,

bei denen die Entscheidung von dem Mehr oder Weniger der Stimmen abhängt. Dieser Umstand wird aber nur dann erst wesentlich werden, wenn es sich um Fragen von einiger Wichtigkeit handelt.

Ein altes Kunststück der Regierung für diesen Fall ist der Vorschlag von Einrichtungen, die selbst dem Gereizten, die Geschenke der Danaer Fürchtenden als gemeinnützig erscheinen müssen, und die immer das Gute haben, daß sie einige schwache Leute rühren. Um da ihren guten Willen zu zeigen, haben sich die Commissarien schon seit langer Zeit ihre Verzeichnisse angelegt, wo hier etwas nachzuflicken, dort eine neue Abänderung zu treffen ist, wo man etwa eine neue Chaussée bauen könnte, oder wo sich eine Brücke über den Neckar schlagen ließe. Es ist nicht schwer, eine ungeduldige, über jeden kleinsten Gegenstand sogleich herfallende Versammlung mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen. Die Deutschen sind zu gewissenhaft, als daß sie über Forderungen leicht hinweggehen könnten, von denen sie einsehen, daß sie zwar nur gemacht sind, um sie hinzuhalten, dennoch aber nicht ganz verwerflich genannt werden können.

Noch mehr! Die Regierung soll einige Gegenstände zur Diskussion bringen wollen, die freilich schon eine größre Theilnahme verlangen, als eine neue Chaussée. Man spricht von einigen Ent-

würfen zur höhern Gesetzgebung, es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Frage wegen des Preußischen Zollverbandes wird aufgeworfen werden, endlich ist es noch möglich, daß eine Revision gewisser die katholische Kirche Württembergs betreffender Bestimmungen in Untersuchung kommen kann. Hier ist nun ein Feld, auf dem kein Wort verloren geht. Diese Gegenstände sind schon seit langer Zeit ventilirt worden, und wo[illegible] es zulassen müssen, daß man sie nicht nur vom Standpunkte der betheiligten Interessen, sondern auch durch das Farbenprisma der politischen Anschauung betrachtete. Namentlich hat sich das Urtheil der liberalen Parthei, über den Preußischen Zollverein, nach einer Auseinandersetzung des Herrn Zais schon vollkommen konsolidirt. Hier wird die Regierung vorsichtig seyn. Sie wird ihrer desfallsigen Anfrage jeden Satz eines schon festen Entschlusses nehmen, und die als gewisseste vorauszusehende Thatsache ihrer Niederlage dadurch zu hintertreiben suchen, daß sie auf das Resultat der Debatte auch den Stempel der Legitimität drücken wird. Das alte Mauthsystem ist allenfalls noch immer eine Sache, bei welcher die Fürsten nicht zu fürchten haben, daß sie durch die Beibehaltung desselben ihrem Ansehen zu viel vergeben. Ferner läßt sich andern auf die Rechtspflege bezüglichen Debatten sehr bald eine gänzlich juristische Form geben. Die Gallerien werden

dann bald nicht mehr unterscheiden können, wo ihre in die Pandekten gerathenden Freunde etwas zu Gunsten der Freiheit oder zu Ehren des Justinian gesprochen haben.

Man sieht, hat sich die Regierung auf viel Propositionen vorbereitet, so ist nichts gewisser, als daß sie ohne viel blaue Flecke aus dem Gefechte kommen wird. Versteht sie es, gleich nach dem ersten Handschlag, den die Jakobiner dem Könige gegeben haben, einer Ceremonie, die einige weiche Herzen ohnehin schon zerknirschen muß, sogleich mit ihren Postulaten hervorzutreten, vorher die Verifikation der Wahlen, die die Köpfe nur erhitzen kann, an den Nagel zu hängen, die Versammlung beständig außer Athem zu erhalten, und in den Pausen etwa einen alten Petit Maitre von ihrem besten Willen plaudern zu lassen, so hat sie ihr Spiel gewonnen und den Gegner für die ganze Sitzung matt gemacht. Dann wird Einer, der endlich den Augenblick erhascht hat, um etwas Allgemeindeutsches, Bundestägliches oder Preßfreiheitliches vorzubringen, mährchenhaft erscheinen, man wird ihn groß ansehn, und seine Phantasien in die Dämmerungen der Abendröthe verweisen.

Vielleicht wird es auch nicht so seyn. Das Recht der Motion ist den einzelnen Mitgliedern unbenommen, es wäre möglich, daß sich drei Vier-

tel der Abgeordneten bereit erklärten, eine ſolche zur Debatte kommen zu laſſen. Hier iſt es allerdings ſchwer zu glauben, daß die Regierung ſo viel Geiſt und Takt beſitzt, die unläugbar vorhandenen Abſtufungen dieſer Meinungen für ihren Zweck zu benutzen. Die Möglichkeit wäre da; denn es läßt ſich dreiſt behaupten, daß die liberale Parthei nur durch Zumuthung und Vorurtheil für ſo einig gehalten wird, als es ſich wohl wünſchen ließe. Aber die Gegner werden ſich ſelbſt die Falle legen. Die Einmiſchung der allgemein-deutſchen Angelegenheiten in die Würtembergiſchen kann das Signal eines gefährlichen Zerwürfniſſes ſeyn. Es vereinen ſich mehre Umſtände, dieſe für die Regierung ſo günſtige Prophezeihung wahrſcheinlich zu machen.

Nicht darin liegt das Mißverhältniß, daß die linke Seite ſich theils mehr dem Centrum nähert, theils in ihren äußerſten Grenzen repräſentirt wird, ſondern in der Verſchiedenartigkeit der Prinzipien und den verkehrten Erwartungen, die man gerade von dieſem oder jenem Namen hat. Es iſt hier ebenſo ein Conflikt der Intereſſen, als der Temperamente und Gemüthsſtimmungen. Wenn ich z. B. den Fall einer deutſchen Repräſentation am Bundestage, wie ſie hie und da geträumt wird, ſetze, würden dort nicht viele der Männer, die in Stuttgart auf der Linken ſitzen, auf die äußerſte Rechte treten? Würde ſich hier nicht auf der

Stelle der Unterſchied des deutſchen und franzöſiſchen Liberalismus zu erkennen geben?

Man täuſcht ſich, wenn man die Intereſſen des Augenblicks für ſo ſtark hält, daß ſie ſelbſt heterogene Elemente zuſammenſchmölzen. Der Feind ſteht noch nicht vor den Thoren, der Conſul hat noch keinen Diktator ernannt, das Feuer brennt noch nicht auf den Fingern. An äußerſte Entſchlüſſe iſt noch nicht zu denken. Darum wird ein jeder Redner noch von ſeinen Kinderſchuhen anfangen, und ſich über Nichts ſo ſorgfältig auslaſſen, als über ſeine Prinzipien. Die literariſchen Notabilitäten! Man hat es für eine vortreffliche Erſcheinung gehalten, daß die Württemberger gerade dieſe mit ihrem Vertrauen beſchenkten, aber darin liegt die ſchwache Seite der geſchehenen Wahlen.

Die trefflichſten Köpfe unter den jüngern Deputirten, die Rechtskonſulenten, ſind Afrancesados, Männer, die jeder größern Standſchaft durch ihre genaue Kenntniß des parlamentariſchen Lebens Ehre machen würden, dabei muthig und von der Regierung als die gefährlichſten Gegner gefürchtet. Sollte vielleicht auch Mancher von ihnen noch die Stelle räumen müſſen, weil er einmal das Unglück hatte, in jungen Jahren wegen demagogiſcher Umtriebe in Unterſuchung geweſen zu ſeyn, und es noch dahinſteht, ob das Begnadigungsrecht des Königs ſo viel wie eine Aboli-

tion alles Vorangegangenen ist, so bleibt doch noch immer eine große Zahl dieser Opponenten übrig, an denen man rühmen muß, daß sie sich mit freiem Gewissen unter die Fahne des französischen Liberalismus stellen. Wie werden sich diese gegen die Dichter stellen? Werden sie auf alle Fälle Herrn Uhland das Prinzipat übertragen?

Es dürften die hier gemachten Unterscheidungen Vielen auffallen; aber warum soll man ein so erwiesenes Verhältniß verschweigen, wenn sich daran so ernste Rücksichten knüpfen? Die Tübinger und Stuttgarter sind offenbar die beiden Hauptfulgurationen der linken Seite in der nächsten Kammer. Man kann sagen, daß sich keine derselben in ihrer natürlichen Stellung befindet. Weiß der Himmel, welcher Conflikt der Umstände die Häupter derselben auf Standpunkte gebracht hat, die ihrer Natur gänzlich fremd sind! Herr Uhland, längst in den Blumenpfaden des dreizehnten Jahrhunderts verlaufen, wird mit süßen Klängen aus seiner stillen Herrlichkeit wieder herausgelockt, in seine friedliche Hand, nur gewohnt, die Saiten der Leier zu schlagen, steckt man eine brennende Fackel, mit der er zum Kampfe gegen die neueste, ihm so fremd gewordene Zeit voranleuchten soll; verlassen von den Gaben der geschmeidigen Suada soll er wie aus dem Stegreif das von Rotteck, Jordan, Welcker unvollendet gelaßne Werk fortsetzen, eine Zumuthung, die für

ehrenvoll zu halten, ihm gewiß nicht wenig Ueberwindung gekoſtet hat. Aber er hat ſie angenommen. Herr Uhland iſt in die Lage des Abbé Sieyes gekommen, als Mirabeau von ihm ſagte: Ich will ihm einen Ruf machen, dem er nicht gewachſen iſt! Sieyes hielt dieſe Ironie, die ihm in einem andern Ausdrucke hinterbracht war, für Ernſt und fing an, ſeine Ideen vorzutragen. Jetzt war er beim Volke für immer geſunken. Alles was er noch ſagen konnte, war die berühmte Phraſe: Wir ſind heute, was wir geſtern waren, wir berathen eben! Dieſer Satz kam ihm gewiß von Herzen.

Soll man es ein Glück oder Unglück nennen, daß Herrn Uhland ein Mann, wie Herr P. A. Pfizer, zur Seite ſteht? Herr Pfizer, tief von den Netzen der abſoluten Philoſophie umſtrickt, voller Zorn über die dreiſte, Alles wagende und in die Schanze ſchlagende Zeit, unangenehm berührt von den Wirren ſeiner ungläubigen Zeitgenoſſen, und ängſtlich alle ſeine Freiheitsſätze aus den Principien des Gefühls und einer trüben Wiſſenſchaft herleitend! Der große Anhang, den dieſe beiden Männer haben werden, iſt nichts weniger, als von ihren eigentlichen Herzensgeheimniſſen unterrichtet. Die weniger gebildeten Deputirte, die Adler- und Kronenwirthe, werden nur wie ſie ſtimmen, und erſtaunen, wenn ſie ſich zuletzt in unauflösliche Widerſprüche werden verlaufen haben.

Sollt' es in der That zur Diskuſſion über die Fragen der Preßfreiheit, der Stellung zum Bundestage, der Charte als einer Wahrheit u. ſ. f. kommen, ſo werden Jene freilich den Anfang in der Weiſe machen, wie man ſie allgemein von ihnen erwartet, aber wie wenig werden ſie auf die Länge ihre wahre Ueberzeugung verläugnen können? Wie bald wird ihnen die Sache zu weit gehen? Wie bedacht werden ſie darauf ſeyn, ſich gegen voreilige Schlüſſe zu verwahren? Die Fragen, die das eigentliche Landesintereſſe betreffen, gar nicht zu gedenken. Zunftweſen, Gewerbefreiheit, Emancipation der Juden, Beſchränkungen einer anmaßenden Kirche; auf dieſem Gebiete haben ſich die poetiſchen Philoſophen Deutſchlands noch nie verläugnet, und ſie werden es auch in Württemberg nicht thun, wenn ſie einer deßhalb um ihre Meinung befragen ſollte. Wohlan! Man fordre einmal Herrn Uhland auf, ſeine Stimme über die Zünfte zu geben. — O, es iſt ärgerlich, ſo viel Täuſchungen verbreitet zu ſehen! Sind es nicht unſere heiligſten Intereſſen, die man in dieſem Falle einer falſchen Pietät opfert? Stehen für die Hoffnungen des Vaterlandes denn ſoviel glückliche Ausſichten offen, daß man ihnen durch unnütze, ſentimentale Rückſichten noch immer einige nimmt? Sind die Württemberger nicht dem ganzen deutſchen Volke und deſſen gefährdeter Zukunft verantwortlich? Mußten ſie nicht Männer wäh-

len, an die ſich nicht alte Erinnerungen anknüpfen, ſondern die jugendlich, mit heiterm Blicke in die kommende Zeit blicken?

Die Vorbereitung zu unſerm öffentlichen Leben verlangt nichts ſo ſehr, als daß man mit der ganzen rückſichtsloſen Härte, die nun einmal der eigenthümliche Ton der Wahrheit iſt, den Leuten auf den Leib tritt. Unerläßliche Beziehungen, nachſichtsvolle Bedenken, ſtillſchweigende Ausnahmen ſind ebenſo wenig mit der Aufrichtigkeit vereinbar, als es ausgemacht iſt, daß abſichtliche oder nicht abſichtliche Täuſchungen die Schwäche unſeres Blicks bezeugen. Wenn es Landſtreicher giebt, die auf Koſten des Liberalismus ihr trügeriſches Leben gefriſtet haben, warum ſoll man ſie nicht beim rechten Namen nennen? Warum ſoll man es hier edleren Männern nicht offen in's Geſicht ſagen, daß ſie nimmermehr das leiſten können, was ihnen eine allgemeine Erwartung irrthümlich übertragen hat? Man ſagt, ſolche Zuſagen ſchmähen die Kraft der Faktion! Bei uns noch in Jahren nicht. Unſere Regierungen ſtehen den Vertretern noch immer zu nahe, ſie können alle Augenblicke in ihr Fenſter ſehen. Es koſtet ihnen wenig Mühe, ihren Gegnern auf den Zahn zu fühlen, weil eine vertrauliche Berührung ſoviel Eindruck auf ſchwache Gemüther macht. Wenn eine Coalition offenbar Verſchiedenartiges in ſich vereint, ſo iſt es unredlich, ſie zuſammen halten zu wollen. Es iſt wahr, dieſe Offenheit vernichtet

die Wahrscheinlichkeit glücklicher oppositiver Erfolge, aber durch die Ehre, die man der Wahrheit giebt, sollte die gute Sache nicht alles Verlorene wieder gewinnen? Das Eine wird sich gegen das Andere niemals unbezeugt lassen.

Die erste Folge der Bundestagsbeschlüsse war unstreitig die Versöhnung der Partheien, die sich seit dem Hambacher Feste immer gefährlicher getrennt hatten. Als man sahe, daß der Bundestag zwischen deutschen und französischen Liberalen, zwischen dem Berge und der Ebene keinen Unterschied machte, hielt das gleiche Schicksal zusammen, was die verschiedenen Principien eben auflösen wollten. In Württemberg konnte man dieselbe Erscheinung beobachten. Die Erbitterung über die Frankfurter Intervention ist ein neues Band der losen Verbindung zwischen den Dichtern und Advokaten geworden Wird es aber ausreichen? Wird ein Jeder bei diesem oder jenem Kurzweg Ja oder Nein sagen, oder seine Erklärung hier bedingt, dort unbedingt geben? Wenn man z. B. sagt, daß das Jahr 1833 nicht dazu geeignet ist, von dem deutschen Fürstenbunde Concessionen zu erhalten, wird diese Einsicht vielleicht die alte Trennung wieder herstellen, diese Trennung, die wir nicht aus der Luft gegriffen haben? Wir hoffen Einiges von der Kraft der Partheien, aber noch mehr von ihrer Aufrichtigkeit.

Die zweite Fraktion der nächsten Württembergischen Opposition kann man von einem Volksblatte, das sie zu ihrem Organe gemacht hat, die Hochwächterparthei nennen. An die Dichter werden sich die Städter, an diese die Bauern anschließen. Hier ist Herr Schott der Reigenführer, ein durch Festigkeit des Charakters und eine reiche ständische Erfahrung ausgezeichneter Mann. Wer denkt nicht dankbar an die edle Aufopferung, die Schott vor Jahren der noch jungen Sache der Griechen schenkte, und für die er noch in den letzten Tagen durch seine uneigennützige Theilnahme für die Schicksale des unglücklichen Polen von Neuem einen so herrlichen Beweis führte! Herr Schott ist in der französischen und englischen Schule des parlamentarischen Lebens gebildet. Man verfolge die Verhandlungen früherer Landtage, und wird ihn immer an der Spitze sehen, wenn es sich um die radikalen Ideen der neuen Zeit handelte. Er ist der Hort der genannten Parthei. Die Gründung des Hochwächters war entscheidend für die Hoffnungen derselben. Die großartige Theilnahme des ganzen Württemberg für dieses Blatt war das Signal einer neuen Zeit, die für das gedrückte Land anbrach. Jetzt hatten die vereinzelten Klagen ihren Centralpunkt gefunden, fast eine Art von System allgemeiner Beaufsichtigung organisirte sich, die Beschwerden, die dort ein Landstädtchen, hier eine Gemeinde aus dem Gebirge schickte, ließen

ſich bald vergleichen, und es wurde möglich, auf Mißbräuche, die durch die ganze Verwaltung durchgriffen, zu ſchließen. Die Lage Württembergs trat ſo in einem Lichte hervor, das bei allen Freunden der Volkswohlfahrt die lebhafteſten Beſorgniſſe erregen mußte. Kein Land iſt von einer anmaßenden Beamtenkaſte ſo beläſtigt, wie Württemberg. Nirgends findet ſich eine ſo lokale Armuth, nirgends in dieſem Grade die unausbleibliche Folge derſelben, Ueberdruß an dem heimiſchen Boden, der die zunehmende Bevölkerung immerhin noch ernähren würde, wenn auf dem Beſitz deſſelben nicht eine drückende Steuerlaſt läge. Dem Despotismus der Gemeindebeamten entſprechen die gutsherrlichen Verhältniſſe, die überall nach dem Geſetze abgeſchafft ſeyn ſollten, ſich in allerhand läſtigen Servituten aber noch immer erhalten haben. Die Geſetzgebung des Landes iſt in anarchiſche Unordnung aufgelöst, die Regierung in Civil- und ſelbſt in Militärſachen im trägſten Schlendrian verroſtet. Alle dieſe Beſchwerden ſind in ihren Details durch nichts ſo hervorgetreten, als durch ein unſcheinbares Volksblatt, deſſen Verfaſſer man billig das ganze Land nennen kann. Vor dieſem Feinde war die Regierung am meiſten beſorgt. Sie hat ihn weder durch Cenſurſtriche, noch durch Entzug der Privilegien beſiegen können, ja ſie würd' ihn noch jetzt fürchten, wenn ſie ihre Kraft im Moment nicht für unüberwindlich hielte.

Der Hochwächter iſt in neuern Zeiten vom Inlande auf's Ausland übergegangen, er hat, ſtatt von Württemberg, zu viel von Deutſchland geſprochen; das iſt ein Mißgriff, der ſich ſchwer wieder gut machen läßt. Denn einerſeits fehlt es dem egoiſtiſchen, phlegmatiſchen Württemberger an dem rechten Aufſchwung für eine Sache, die ihn nicht unmittelbar intereſſirt, andererſeits iſt zu fürchten, daß die Deputirten der radikalen Partei, ſtatt die linke Seite Würtembergs zu bleiben, die Oppoſition jener fingirten Kammer des allgemeinen Deutſchland, jenes Traumes im Traume, geworden iſt. Dieſer Schade wäre für den Augenblick unberechenbar. Die Gründe liegen auf der Oberfläche. Wenn die wahre Energie eines Deputirten in der Theilnahme ſeiner Conſtituenten liegt, ſo haben die Genannten die ihrige verloren, wenn ſie von den materiellen Beſchwerden zu raſch auf die ideellen übergehen, wohin ihnen ſchwerlich das allgemeine Intereſſe der Schwarzwälder, der Bodenſeebewohner folgen wird. Außerdem bleibt es ſo feſt als irgend eine Erfahrung, die wir in dieſen Tagen nur machen können, daß die Commiſſarien keiner Regierung auf den nächſten Landtagen die Debatte über die Paragraphen der Bundes- und Schlußakte zulaſſen dürfen. Das Schickſal des Hochwächters iſt typiſch für die Folgen, die eine hierin übereilte Zumuthung nach ſich ziehen könnte. Wenn dieſes Blatt noch vor drei Viertel

Jahren über alle Gegenstände der innern Verwaltung sprechen durfte, so hat es durch das Nachdrucken der Artikel aus dem Freisinnigen und ähnlicher in einer ganz andern Beziehung trefflicher Blätter, durch eigne Versuche aus dem Gebiete des öffentlichen Rechts der deutschen Bundesstaaten durch die Citate der Wiener Congreßverhandlungen bewirkt, daß die Censur gereizter wurde, Mißtrauen gegen jede Aeußerung faßte, und mit unerhörter Strenge verfuhr. Jetzt ist es durch jenes übereilte Zuviel geschehen, daß selbst das Wenige, was sich sonst noch durchsetzen ließ, nicht mehr gesagt werden darf.

Ueberhaupt ist es zu wünschen, daß sich die Volksvertreter, die für die schöne Idee des gemeinsamen deutschen Vaterlandes kämpfen wollen, über die Möglichkeiten, zu diesem Ziele zu gelangen, besser besinnen möchten. Worin liegt die Stärke des uns so lästigen Verbandes der deutschen Bundesstaaten? Etwa in den Instruktionen, nach denen die Residenten in Frankfurt sich richten müssen?

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — Im Gegentheil, liegt das Hinderniß der deutschen Freiheit nicht vielmehr in dem Unterjochungssysteme, dessen Last wir in unsern vier Pfählen ertragen müssen? Ist die Emanzipation vom Bundestage nicht ein Zugeständniß an Macht für die kleinen Regierungen, wobei man

vor allen Dingen vorsichtig verfahren muß? Es war offenbar, daß diejenigen Sprecher, welche in den öffentlichen Verhandlungen auf eine gesicherte Stellung drangen, die jede einzelne Regierung dem Bundestage gegenüber einnehmen solle, der Meinung waren, die angestammten Häupter der kleinen Staaten würden ihren Völkern die Hände reichen und gemeinschaftlich gegen ihre Beeinträchtiger agiren. Diese Hoffnung ist getäuscht worden, und wird es immer werden, so lange die Fürsten eine einzige Familie bilden, so lange es einem jeden Mächtigeren eine Kleinigkeit ist, 20,000 Mann zur Restauration eines bedrängten Vetters mobil zu machen. Und welches sind die Zeichen der Zukunft? Glaubt man in der That, auf dem Wege einer sogenannten Gesetzmäßigkeit jenen Zustand herbeiführen zu können, auf den Großes und Kleines in diesen Tagen deutet? O ihr lächerlichen, mit republikanischen Institutionen umgebenenen Throne! Ihr getäuschten Demokraten, die ihr am Arm eurer Fürsten in den Tempel der Freiheit treten wolltet! Ihr beweinenswerthen Jakobiner, die ihr euren Großherzogen die rothe Mütze aufsetztet! Nicht die Fürsten mache man vom Bundestage frei, das wäre vergebliche Mühe; sondern der heimischen Freiheit gebe man ihre Rechte, ihren stärksten Nachdruck. Oder denkt man gar, die Zukunft werde befreite Könige, und nicht entfesselte Völker brauchen?

Sehr leicht möglich, daß man die Geschichte zu wenig kennt, um den wahren Zusammenhang dieser Ansichten zu verstehen. Dann wird aber immer noch ein anderer Satz wahr bleiben, wie ihn die jüngste Vergangenheit bewiesen hat. Die jetzt niedergeschlagene Aufregung der Deutschen hat ihren Anfang genommen mit der Julirevolution, sie hat geendet mit der Niederlage der republikanischen Freiheit in Frankreich. Die Mächte sind gegenwärtig im Vortheil. Die Einheit der deutschen Bundesverfassung ist befestigt worden, die Reformbill vermag den Geist des Widerspruchs nicht mehr zu nähren, die französische Regierung hat Kraft gewonnen, gleichviel ob durch sich selbst, oder die Umstände. Die kriegerischen Chancen sind gänzlich unter den Einfluß der Legitimität gestellt. Die Könige sinds, die die Loose des Kriegs oder Friedens schütteln. In Portugal kämpft an der Spitze eines konstitutionellen Heeres ein Herrscher, dessen brasilianische Restauration mehr als wahrscheinlich wird, und die griechische Anarchie soll ein Akt der Gerechtigkeit beschließen. Wo ist da eine günstige Constellation für stürmische Angriffe in unsern Duodezstaaten? Wird der Schlüssel Antwerpens, den Soult auf die Tafel der nächsten französischen Kammer legen wird, nicht auch uns den Mund schließen? Oder hält man eine glücklich eingeschmuggelte Broschüre, die Entlassung eines verhafteten Demago-

gen, ein vom Censor eines Landstädtchens übersehenes satyrisches Fragezeichen für die günstigen Gestirne an, auf deren Lauf man sich verlassen kann? O, gewiß, man wird sich nicht täuschen. Man wird die reellen Erwartungen, die der geplagte Unterthan an seinen Vertreter stellt, nicht zum Einsatz eines gewagten Spiels machen, um zuletzt beide zu verlieren.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so kann man aus der nächsten Württembergischen Opposition noch eine dritte Nüance herausscheiden. Ich bin nicht im Stande, sie vollkommen zu charakterisiren, und nenne nur einen Namen, der ihr Mittelpunkt zu seyn scheint, Herrn Menzel. Keine Erkundigung, die man über die wahrscheinliche landständische Wirksamkeit des geistreichen Kritikers einzieht, befriedigt vollkommen. Während man im Auslande allgemein erwartet, er werde die Rolle übernehmen, von der wir oben sagten, Herrn Uhland sey sie angewiesen worden, trifft man im Lande selbst auf andere Urtheile, von denen man aber selbst eingesteht, daß sie unmaaßgeblich sind. Es heißt, Herr Menzel sey der Urheber des Voller Manifestes gewesen, und dennoch klagt man über seine zurückgehaltene Theilnahme an den mannichfach angestellten Vorbereitungen für den kommenden Feldzug. Ist Herr Menzel ein rednerisches Talent? Ist die Demokratie bei ihm keine Liebhaberei, sondern

heilige Ueberzeugung? Iſt ihm die Freiheit vielleicht nur eine Staffage ſeiner äſthetiſchen Anſichten? Oder beſitzt er für ſeine Handlungen dieſelbe ungenirte Dreiſtigkeit, wie in allen Stunden ſein Styl? Es wird ſchwer halten, auf dieſe Fragen genügende Auskunft zu geben. Gegen frühere Verdächtigungen hat ſich Herr Menzel durch ſeine bisherigen Schickſale und die Erwähnung ſeiner Schriften zu vertheidigen verſucht, täglich ſpricht er in ſeinen Kritiken zum Publikum, und in einer gedruckten Reiſe nach Oeſterreich hat er einige ſeiner Meinungen um ſo einleuchtender gemacht, als er ſie uns in einer immer nahen Beziehung auf ſeine Perſon vorträgt. Daraus möge man Schlüſſe ziehen! Ich habe nach der Leſung ſeiner Schriften immer die Meinung gehabt, Herr Menzel ſey ein Freund der Wahrheit, wie es deren wenige giebt; er haſſe jede Rückſicht, die verhindern könnte, ſie frei zu bekennen, und verachte die Schwäche, die an die Stelle des Wirklichen Träume und Phantaſien ſetzt. Ich halte ihn mit Vielen für einen abgeſagten Feind der Illuſionen, und vertraue der unpartheiiſchen Ueberzeugung, die er auf der Höhe ſeines überſichtlichen Standpunktes muß gewonnen haben. Ein Mann, wie Menzel, der ſchon ſeit vielen Jahren mit beiſpielloſer Vielſeitigkeit alle Erſcheinungen des öffentlichen Lebens in Deutſchland verfolgt, der die Geſchichte der drei

letzten Jahre mit einer seltenen Umsicht dargestellt hat, kann sich durch alle diese Studien nur einen sehr praktischen Blick gebildet haben. Könnte nun einem Solchen die Lage der Dinge in einem andern Lichte erscheinen, als in dem der unläugbaren Wirklichkeit? Kann er die Stellung eines Württembergischen Deputirten, den wahren Verhältnissen gegenüber verkennen? Die Vergangenheit wirft auf die Zukunft das beste Licht. Wenn die Zeit zum Handeln ruft, so muß man zuerst wissen, was sie ertragen kann. Es gibt Lagen, in denen man Alles von der Ueberwindung erwarten muß. Das Schweigen des Herrn Menzel hat Viele mit hoher Bewunderung gegen ihn erfüllt. Man ist durch die Geschichte so gewöhnt, die Schweigsamen für diejenigen zu halten, von denen man vielleicht gerade die wenigsten Handlungen, aber immer sehr viele Früchte dieser wenigen zu erwarten hat. Wenn Herr Menzels Wahl durch den Umstand, daß er nur passiver Staatsbürger ist, nicht gehindert wird, ist dann vielleicht Hoffnung vorhanden, daß er die beiden Fraktionen vereinigen könnte? Ist es nicht ohne Grund, daß man den taktfesten Herrn von Wangenheim sehr oft mit ihm zusammennennt? Besitzen Beide die Kraft, den Ton anzugeben, und die Uebrigen die Entsagung, ihrem Vorgange zu folgen? Ich läugne nicht, daß diese Fragen auf Voraussetzungen beruhen. Hätten sie aber einen Grund, müß-

ten ſie bejaht werden, ſo ließe ſich daraus auf Ausſichten ſchließen, die wir bei der jetzigen Lage der Dinge für den nächſten Landtag durchaus nicht haben.

Es kann den Schreiber dieſes der Vorwurf treffen, er würde die hier aufgeſtellten Unterſcheidungen, wie richtig ſie ſind, doch beſſer verſchwiegen haben. Wenn auch die zwei Drittel Oppoſition ſich in ihrer Einigkeit fühle, ſo ſey es doch ſchlecht, Paris die verwundbare Seite des Achilles zu zeigen. Man fürchte aber Nichts! Die Regierung ſoll noch erſt gebildet werden, die ein ſo ſchwieriges Manöver, als die Benutzung jener ſtreitigen Gegenſätze ſeyn würde, auszuführen verſtünde. Dazu müßte man mehr wiſſen, als die Männer mit dem Portefeuille gelernt haben. Ich bin zwar eitel genug, mir die Kraft zu einer ſolchen Taktik zuzutrauen, aber wenn ſich auch der König entſchließen wollte, mich zur Anwendung meines Arcanums an's Ruder zu rufen, ſo würd' ich doch die Treuloſigkeit nicht beſitzen, es einem Thiers und. Conſorten gleich zu thun. Uebrigens iſt es ein ſehr erhebendes Reſultat, wenn man die Kräfte in Rechnung bringt, die erfordert würden, um den gefahrdrohenden Neuerungen ſichern Einhalt zu thun. Weil man Geiſt, Talent, Kenntniſſe nur bei den Männern der Bewegung findet, ſo werden die Stabilen täglich mehr in Rückſtand kommen. Und

wenn einſt Treue und Glauben ſoweit verbreitet iſt, daß die Freunde der Freiheit nicht mehr käuflich ſind, wer wird dann den verſchuldeten Bankerottirern noch die Ideen ſeines Kopfes auf Borg geben?

Wir erinnern an die Abſicht dieſer Schrift. Wir haben zwei Möglichkeiten im Auge gehabt, von denen die eine nothwendig eintreten muß. Iſt die Oppoſition darin einig, ihre auffallende Majorität zur Debatte über die Ideen zu benutzen, ſo ſiegt die Regierung entweder augenblicklich durch die Intervention des Bundestags oder durch ein bald eintretendes Zerwürfniß der nur nothdürftig zuſammengehaltenen Partheien. In beiden Fällen iſt für die materiellen Intereſſen der Württemberger ebenſowenig geſorgt, wie für die Hoffnungen des gemeinſamen Vaterlandes. Es iſt hier nicht dies die Frage, ob man das kleinere Uebel dem größern vorziehen müſſe, ſondern daß man ihnen beiden ausweiche. Dies letztere aber iſt unzertrennlich von dem beſcheidenen Geſtändniſſe, daß man ſich bis auf die letzte Grenze zu beſchränken habe. Nur ſo kann der nächſte Landtag eine ſegenvolle Wirkung bringen.

Man könnte noch auf die Steuern und die Paragraphen der Würtembergiſchen Verfaſſungsurkunde zeigen und fragen: Hat die Standſchaft in den Geldbewilligungen noch ein Mittel, die Regierung zu Conzeſſionen zu zwingen? Iſt die Interpre-

tation der Verfaſſung und die Vergleichung mit den Schritten der Regierung nicht ein Geſchäft, das vor allen Dingen den Deputirten zuſteht? Wir erinnern, daß wir einmal nicht geſagt haben, die nächſte Ständeverſammlung werde unter der unabhängigen Herrſchaft der Geſetze ſtehen. Sodann läßt ſich auf dem Wege der Steuerverweigerung ſeit dem 28. Juni nichts mehr ausrichten. Abgeſehen davon, daß der Finanzetat Württembergs ſich in ziemlich hergebrachten Beſtimmungen von einem Landtage auf den andern erhalten hat, daß die Civilliſte des Königs für die Dauer ſeiner Regierung ſchon bei ihrem Anfange angeſetzt iſt, wird jede Interpretation der beſtehenden Steuergeſetze die ſich von den Protokollen des Bundestags entfernen würde, als unzuläßig verworfen werden. Ueberdieß wird ſich die Regierung weigern, eine vierzehn Jahre beſtehende, von Stadt und Land beſchworne Verfaſſung, nachdem ſie bereits fünfmal die Grundlage geſetzlicher Verſammlungen geweſen iſt, jetzt noch einer weitläufigen Commentation zu unterwerfen. Ob die im 3. §. anerkannten ſogenannten organiſchen Beſchlüſſe des Bundestags der im 28. §. garantirten Freiheit der Preſſe die Geſetzeskraft nehmen, darüber wird ſich um ſo weniger etwas beſtimmen laſſen, als die Regierung eine verjährte Praxis nach den Grundſätzen mancher Juriſten ſehr bald als ein Gewohnheitsrecht ſtempeln kann. Man vermeide

dieſes Feld, auf dem ſich für die Wahrheit jetzt nur Niederlagen vorausſehen laſſen!

Ob ſchon ich glaube, daß ſelbſt der geringſte Verſuch, die geſpannten, geheimnißvollen Saiten einmal zu verſuchen, ſehr gewagt iſt; obſchon ich weder auf den Willen der Machthaber, noch auf die zutreffenden Umſtände, am allerwenigſten aber auf die Kraft der Oppoſition hoffe, ſo muß ich doch offen geſtehen, daß ich wünſche, der glücklichſte Erfolg des nächſten Landtages möge alle dieſe Beſorgniſſe widerlegen. Für dieſen Fall verſpreche ich nach dem Landtagsabſchiede, Jedem, dem meine Conſtruktion der Zukunft etwa zu viel gethan hätte, die vollkommenſte Genugthuung zu geben, ſeinen Verdienſten öffentliche Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und damit dieſe ganz neue Art von politiſcher Literatur, wo die Aeußerſten zur Mäßigung rathen, für eine Unmöglichkeit zu erklären. —

# Maha Guru.

## Geschichte eines Gottes.

Von

Carl Gutzkow.

---

Erster Theil.

Gutzkow
Maha
Guru
1.2

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

82
Wd
G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Erſtes Capitel.

Um Maunie Pämi Um!
Myſtiſche Sentenz des tibetaniſchen Cultus.

Das Panorama einer wilden, zerriſſenen Gegend liegt vor unſern Augen ausgebreitet. Wir befinden uns auf der groſſen tibetaniſchen Gebirgskette, welche die endloſe, dem Reiſenden noch immer unerforſcht gebliebene aſiatiſche Hochebene an das Dach der Himmelswölbung hinauf gefeſſelt hat. Das wechſelnde Spiel der Wolken, welche die Häupter der ungeheuern Bergkoloſſe zuweilen umlagern, dann an ihnen vorüberſtreifen, und die blauen Oeffnungen des beengten Horizontes verlegen, gewähren dennoch dieſen einförmigen Gebirgsmaſſen den Reiz einer immer neuen Veränderung. So erblickt man neben den nackteſten Felſen, die in einen grauen Wolkenflor gehüllt ſind, die üppigſte Vegetation, die in demſelben Moment dem Auge wieder verloren iſt. Hier ein grüner Streifen, der ſich um die Bruſt eines Felſen gelegt hat, ein dunkler Kranz von Fichten und Tannen, oder ein heller von Ahorn- und Weiden-Bäumen, und in demſelben Augenblick ein weites, graues Nebelmeer, Alles bedeckend und dem Blicke

entziehend. Nur Eines bleibt ſich ewig gleich in dieſer todten Abwechſelung: das fürchterliche Gebrüll erzürnter, reißenden Waldſtröme. Wo ſind ſie? Das Auge ſieht ſie nicht, und nur das Ohr vernimmt dieß ewige, gleichförmige, widerhallende Rauſchen. Sie ſtürzen, von den dichteſten Urwäldern bedeckt, durch die tiefen Keſſel, an denen ſie Jahrtauſende lang gehämmert, ein grauenvoller Anblick, da ſich auf dieſer weiten Lava-Decke des Tannenwaldes nirgends ein Krater zeigt, der dieß gährende, empörte Element dem Auge ſichtbar macht.

Dem Tibetaner verbietet ſeine Religion — dieß ſeltſame Gebäude von Satzungen und Gebräuchen, mit denen wir noch genauer werden vertraut werden — die Thiere des Feldes zu tödten. So wenig auch dieſes Jagdverbot von einzelnen Vornehmeren, die mit den Prieſtern und Caſtellanen des Himmels auf vertrautem Fuße ſtehen, gehalten wird, ſo zieht die Ausnahme von der Regel doch immer weniger Folgen nach ſich, als eine gänzliche Freilaſſung der Sitte. Daher ſind die Gebirge und Wälder mit Gethier reich bevölkert. Die Adler niſten auf den höheren Felſenſpitzen, der Fuchs gräbt ſich ungeſtört ſeine Gruben; nur das Biſamthier und die wegen ihrer Seidenſchwänze berühmten tibetaniſchen Stiere ziehen aufgeſchreckt durch die Berge, weil die Gewinnſucht ſie einer eifrigen Verfolgung ausſetzt. Wenn jene Seidenſchwänze nur dazu dienen, die weibiſche Eitelkeit der Chineſen zu befriedigen, ſo ſollt' es ſich Europa nicht zu Schulden kommen

laſſen, daß es ein aſiatiſches Volk zu Geſetzesübertretungen verleitet; denn hat der Moſchus nicht einen ganz abſcheulichen Geruch? Zur Heilung der europäiſchen Schwindſucht reichen America's Biſamthiere gewiß hinlänglich aus.

Hat uns eine der vorüberziehenden Wolken bis jetzt nur bald einen nackten Felſen, dann eine wilde Pflanzung von blühenden Hambuttersträuchern aufgedeckt, ſo tritt jetzt hinter ihrem Schleier eine neue Erſcheinung hervor. Ob wir gleich nirgends einen gebahnten Pfad entdecken, ſo weiß ſich doch eines Menſchen Vorſicht jede von der Natur geſchloſſene Pforte zu öffnen. Wie ſchwindelnd jene Höhe, von der ſich allmählich ein langer Reiſezug herunter bewegt! Wie trügeriſch öffnen dieſe weiten Abgründe ihren verderbenſchwangern Mund, um die Wanderer zu einem einzigen Fehltritt zu verlocken, und ſie zerſchmettert in ihre rieſigen Arme zu ſchließen! Die Karavane nähert ſich: ſie ſteigt den ſteilen Pfad mit allem Bedacht herab: die Männer halten die Roſſe, die von der Race der kleinen, muthigen Tangues ſind, dicht am Zügel, und berechnen jeden Schritt, den ſie ſelbſt auf dem morſchen, zerſchieferten Stein wagen und ihre Thiere treten laſſen. In der Mitte ſind die Pferde, welche das Gepäck tragen, dicht eingeſchloſſen von den am Rande des Abhangs Gehenden.

Wir können jetzt deutlicher die Beſtandtheile dieſes Zuges unterſcheiden. Der Pfad wird ebener und breiter, man nimmt ſeinen Platz auf den Roſſen wieder ein. Es kann nur eine einzige Familie ſeyn, die ſich

dieſen Beſchwerlichkeiten ausgeſetzt hat; man ſieht dieſ
aus der Achtung, die mehren Perſonen von den Uebri
gen erwieſen wird. Ein Diener geht zu Fuß voran
mit einem Stabe, der ihm zum Unterſuchen des Bo
dens dienen ſoll; eine verhüllte Geſtalt, in einem lan
gen Talar, folgt ihm zunächſt: es iſt der Prieſter, de
für dieſe Reiſe Segen und Heil erflehen ſoll, und deſ
halb beſtändig murmelnd an einem Roſenkranze kugel
Der ganze Zug ſcheint nach einer ſinnigen Symmetr
geordnet: denn die nächſte Gruppe beſteht aus einer
Kreisausſchnitte, deſſen Sehne von einem grauhaar
gen, aber noch rüſtigen Alten gebildet wird. Der B
gen iſt aus drei männlichen Perſonen zuſammengeſet
die mit dem vorderſten eine ſeltene Aehnlichkeit habe
In der Mitte aber ſchließen ſie alle vier ein Weib ei
das ſich auf ſeinem Pferde mit vieler Gewandtheit
hält, und von allen mit der ängſtlichſten Sorgf
beobachtet wird. Den Schluß der Karavane bil
ein langer Troß von Dienern, die theils bewaffnet ſi
theils das Gepäck und den ſichern Schritt der es t
genden Thiere zu beſorgen haben.

Die beiden Hauptperſonen ſind unſtreitig der A
auf der Sehne und das ihm zunächſt folgende Mädch
Jener trug einen langen, roth und gelb geſtreiften M
tel, der ihm bis auf die Knöchel herabging, und
Rücken des Pferdes, das er mit vieler Unſicherheit r
zum Theil bedeckte. Auf dem Kopfe hatte er ei
hohen, ſpitzen Lederhut, der ſehr glänzend lackirt,
mit manchen Verzierungen bedeckt war. Das Mädc

hatte ſich zu tief eingehüllt, als daß man ihrer Formen gewiſſer hätte werden können; die Kälte in dieſen Bergen war empfindlich, und für nichts ſo ſchädlich, als die feine Haut der Schönheit. Der Wuchs der Dame, der ſich durch das lange Seidengewand, das bis zum Haupte ging, und oben von zwei Federn abgelöſ't wurde, nur noch mehr hob, war ſchlank und ſchien mit den herrlichſten Körperreizen gepaart zu ſeyn. Sie war die Tochter ihres alten Vordermanns, der ſich oft mit beſorgten Blicken nach ihr umſah, ihre freundlichen und ihn beruhigenden Mienen aber nie durch ein Lächeln erwiederte, ſondern die Lippen ſo tief hängen ließ, daß man zweifeln konnte, ob man ihn für ſehr dumm, oder für ſehr traurig halten ſollte. Und die Uebrigen? Sie waren die Brüder dieſes Alten. Was heißt das in Tibet? Sie waren nicht minder die Väter des jungen Mädchens, obſchon nicht ſo legitim, wie ihr erſtgebor-ner Bruder.

Sonderbare Sitten der Völker! An welchen Quellen nahmt ihr euren Anfang? Die Zeit gibt den Gewohnheiten ihre Heiligkeit; wer gab ihnen aber den erſten Anſtoß? Sind wohl die Formen des Staates, die Gebräuche der Religion, die Sitten des geſellſchaftlichen Lebens verſchieden je nach der Geſchichte, dem Klima, dem Zufalle; wer würde ſich überredet haben, daß auch die Bedürfniſſe des Herzens ſich ſo verſchiedenartig befriedigen laſſen, wenn ſie doch dieſelben ſind? Wir haben oft die Liebe das gleiche Band genannt, das alle Zonen umſchlungen hält; die Weltweiſen haben auf

jeden Roman, der ſich in unſerm jungen Leben einma
entwickelte, ein tiefes Geſetz der Natur gegründet
die Dichter ſangen von Beatricen, Laura, Erneſtinen
Lotten, wie von den Schlüſſelträgerinnen des Him
mels. Das waren Täuſchungen des Traumes. Sitt
und Glaube heiligen auch die Neigungen, die eine Fra
gegen vier Männer zu gleicher Zeit haben kann. Is
das eine Widerſinnigkeit? Wir fordern den Huſaren
Obriſten, den wir in den Umarmungen unſers Weibe
überraſchten, als einen Elenden, deſſen Blut uns allei
Gerechtigkeit geben kann; wir erdolchen über die Zu
muthung einer morganatiſchen Ehe, die der regierend
Fürſt unſerer Tochter mit einem unterſtühenden Pri
ſidentenpatent für den Vater macht, lieber unſer Kind
oder laſſen uns, wenn wir für tragiſche Situatione
nicht geeignet ſind, auf dem einfachen Wege des gemei
nen deutſchen oder preußiſchen Landrechts von unſer
treuloſen Gattin ſepariren. Glückliche Tibetaner, eu
Leidenſchaften machen euch keine ſchlafloſen Nächte
Eure Dichter verfertigen keine Jamben-Tragödien, d
in der letzten Scene zu einem ungeheuern Bluthade g
rinnen! Ihr wechſelt nach den Kalendertagen in de
Umarmungen eurer Auserwählten ab, und geht eu
dabei mit hingebender Entſagung hülfreich zur Hand
Bewohner der aſiatiſchen Bergrücken, ſeyd ihr nic
weit idylliſcher, als die Deutſchen, die Geßner un
Doß beſitzen? Im Schoße der Familien wollt ihr d
Freuden der Ehe genießen, und ſchiebt daher ein Ge
ſchlecht in das andere, ohne euch durch vielfache Ho

rathen und Schwägerſchaften zu zerſplittern! Ein Bruder wird von den Augen einer tibetaniſchen Schönen tödtlich getroffen, die Flamme der Liebe lodert in ihm auf, aber er iſt genügſam, und will ſein Glück mit Andern theilen. „Meine Brüder!“ ruft er entzückt aus, „der Name Dalai Lama's ſey geſegnet! Ich bin ausgegangen, um einen Baum zu ſuchen, an dem ſich tauſend rankige Pflanzen ſchmiegen, und hab' ihn gefunden.“ Und die Brüder verſtehen dieß Symbol der Liebe, und ſtellen ſich vier, fünf Mann hoch vor die ſittige Jungfrau, und ſie erröthet, leiſe das verſchämte „Ja“ flüſternd. Welche Brautnächte! Welche Flitterwochen! Kömmt dann einſt der Augenblick, da ſich in ihr ein neues Leben regt, ſo liſpelt ſie dem älteſten unter den eiferſuchtsloſen Brüdern das ſüße Geheimniß ins Ohr, und das zweitemal dem nächſtfolgenden, dann ſofort bis zum jüngſten, bis ſie bei dem älteſten wieder anfängt. Schenkt Dalai Lama, der große Gott, aber nur Einmal dieſe Freude, ſo haben alle Brüder ein Recht an ihr, obſchon der ältere ein größeres, als die übrigen. Das ſind die Sitten von Tibet.

Gyllusya, deren Mutter ſchon auf den Berg Sumnu, den Sitz der Götter, hinübergegangen, war ein Muſterbild kindlicher Zärtlichkeit, was um ſo mehr ſagen will, da ſie vier Väter zu verehren hatte. Aber der älteſte von ihnen, Hali-Jong, war vor allen jetzt des liebevollſten Zuſpruches bedürftig; denn über ſeine gebräunte Stirn hatten ſich tiefe Furchen gezogen,

und aus seinen Mienen sprach ein Gefühl der Tro
und des Schmerzes, dem er hätte unterliegen müss
wenn ihn die Liebe der Seinigen nicht noch aufrecht
halten hätte. Man sah es ihm an, daß er eine schw
Last zu tragen hatte, und nicht die Kraft dazu be
Was mochte ihm widerfahren seyn?

Dennoch sprach Hali-Jong sehr viel, wie alle Fur
samen, die durch ihre eigenen Worte sich Muth einflö
wollen. „Beim siebenten Stockwerk des goldenen T
pels von Tassisudon!“ sagte er, und nahm bei die
Schwur seinen lackirten Hut ab, „welch ein gefä
licher Weg zu einer Gefahr, die noch größer ist! I
wandern wie durch ein Gehege von Löwenzähnen,
zuletzt in dem Zelt seines Rachen auszuruhen.“

„Nein, mein Bruder,“ entgegnete Heli-Jon
Gylluspa's zweiter Vater, „die Schrecken dieser R
werden hinreichende Strafe für die Verbrechen se
die man dir vorwirft. Der große Stellvertreter
größern Lama (ach, möchte er den Erdkreis w
digen, bald wieder in ihm zu erscheinen!) kann d
Pilgerfahrt nur für eine Läuterung deines Wandels
sehen. Er wird dir lassen, du frommer Waller, w
der Himmel dir schon gegeben hat.“

„Du lästerst, mein Bruder!“ wies ihn Hali-J
zurück, auf den kein Trost wirkte, „vergleiche n
nicht den heiligen Männern, die nackt durch das
birge laufen, und sich an Dornen blutig ritzen, die
dem Schnee schlafen, und mit keinem Wassertro
ihre Stirn netzen. Welcher Pilger hat noch auf ei

Thiere gewallfahrtet? Welcher Sohn des Lama zittert nicht vor Freude, wenn er seinen Tempel von Angesicht schauen kann, und wird die gefährlichsten Wege, die zu ihm führen, für einen Rosenpfad halten? Nein, theurer Bruder, ich werde die Strafe leiden, die auf mein Verbrechen gesetzt ist.“

Gylluspa weinte über den kläglichen Ton ihres Vaters, und ihre andern Väter konnten die Thränen nicht zurückhalten, wenn sie die ihren fließen sahen. Hali-Jong aber waren sie damit nicht willkommen; wie wenig er zu hoffen schien, so wollt' er doch nicht, daß die Andern an seiner Zukunft verzweifelten. Er wandte sich also rasch um, so daß sein Pferd fast gestrauchelt wäre: „Habt ihr euch zu meinen Anklägern gesellt?“ rief er, die betende Avantgarde des Priesters überschreiend, „wer hat den Armen mehr Almosen gegeben, als ich? Wer hat sich ein Stück Fleisch, wie ich, aus dem Rücken schneiden lassen, und es den Göttern geopfert? Schick' ich nicht Hunderte von Pilgern nach Jagarnaut und Alahabad, die heiligen Oerter, wasche mich mit den Fluthen des Ganges, die ich mir in hiechernen Büchsen kommen lasse, und reibe meine Glieder mit Sand, der aus dem heiligen Flusse gefischt ist? Wer seyd ihr, daß ihr mich wie einen Todten beklagt?“

Hili-Jong, Gylluspa's dritter Vater, wischte sich die Thränen aus den Augen und sagte: „Theurer Bruder, wir vermögen nicht dich betrübt zu sehen. Sey fröhlich, und unsere Angesichter werden glänzen!

Du vergällſt uns die Freude unſeres Lebens, die nur
biſt und Gyllaspa. Wer ſagt, daß du zu fürch
haſt? Deine Tugenden ſtehen im Buche des Himm
angeſchrieben, das ſie in Laſſa ohne Zweifel leſen w
den; deine Unſchuld wird dich heim begleiten, wie
köſtliches Geſchmeide, das man dir heimlich unter
nen Sattel legt!"

Hali-Jong verſank in Nachdenken und ſchwieg.

Der Winterfroſt, der auf dieſen Gebirgen mit
ſiger Hand liegt, zerſtört den morſchen Stein, und g
ihm oft die wunderlichſten Geſtalten. Dieſe ſpi
Zacken und pyramidaliſchen Formen haben viel Ae
lichkeit mit Marterwerkzeugen, und ſie mußten da
auf den abergläubiſchen und beſorgten Hali-Jong
die Eindrücke machen, die ein furchtſames Gemüth
böſen Vorzeichen erhält. Zuweilen wechſelten die
türlichen Formationen mit künſtlichen ab. So wie
die Reiſenden einem in den Fels gehauenen Tempel
einem Götzen näherten, ſenkten ſie ihre Häupter, h
ten ihre Roſſe an, und murmelten einige Gebete,
ſie, wie die Chriſten das Vater unſer, immer in
reitſchaft haben.

Die Karavane hatte ihre Richtung durch ein
langen Hohlweg genommen, deſſen Schlußpforte
großes Felsſtück bildete, dem von der einen, jetzt
Reiſenden ſichtbaren Seite eine künſtliche Form
geben war.

Hier haben wir die Anfänge der tibetaniſchen P
ſtik, die gegenwärtig auf einer anſehnlichen Höhe ſt

und die chinesische bei weitem übertrifft. Der furchtbarste aller Göhen, Mahamuni, saß da, aus einem riesenhaften Steinkolosse gebildet, mit steifem Haupte, verschränkten Armen und untergeschlagenen Beinen. Dieß Ungethüm würde uns Schrecken einflößen; diejenigen, welche an es glaubten, empfanden aber eine heilige Scheu, und neigten schon in der Ferne ehrfurchtsvoll ihre Häupter. In der Nähe des Bildes angelangt, stiegen alle vom Pferde, und warfen sich neunmal vor ihm nieder. Hali-Jong erhob ein klägliches Geschrei, setzte der kalten, todten Steinmasse alle seine Leiden und Besorgnisse auseinander, und schied von ihr, nicht ohne Hoffnung, bei den Richtern, vor die er in Lassa, dem Sitze des Dalai Lama, treten sollte, ihre gnädige Fürsprache erwirkt zu haben.

Als sich der Zug so weit von dem Koloß entfernt hatte, daß man wieder ein Wort reden durfte, das nicht Gebet war, begann Hali-Jong mit einer sichtlich erheiterten Miene: „der Anblick dieses großen Gottes hat mich wunderbar gestärkt. In Butan und den fernsten Provinzen unseres göttlichen Reiches sehnen sich Millionen nach diesem Wunder, das wir genossen haben. Ich küßte den kleinen Zehen am linken Fuße Mahamuni's, und durch meine Adern rollte ein Strom von Seligkeit und Beglückung.“

Holi-Jong, Gylluspa's vierter Vater, erfreut über des Bruders getröstete Rede, ritt einige Schritte vorwärts, schlug ihm auf die Achsel und strich ihm die bartlosen Wangen. „Dein gutes Auge,“ sagte er

dabei, „hat an dem Bilde noch mehr bemerkt. Ha
du nicht die Entfernung der Nase vom Munde gemes
sen? Setze diesen Zwischenraum in die gehörige Ver
jüngung des Maßstabes, und deine verketzerten Bilde
werden so allein seligmachend seyn, wie alle übrigen
die nur je als kanonisch gegolten haben. Nein, mei
theurer Bruder, die Götter selbst werden die Zweige bre
chen, um dir die Krone der Gerechtigkeit zu verleihen."

Die Uebrigen stimmten alle in die gewandte und trö
stende Bemerkung des jüngsten Bruders ein, und Hall
Jong konnte diesen Ueberzeugungen nicht völlig wider
stehen, um so mehr, da sie auf einen Augenblick auch
die seinen gewesen waren. „Dalai Lama bezeug' es
mir!" rief er aus; „ich wollte nie etwas Anderes, als
die Gebote unsers großen Glaubens erfüllen. Ich bin
unter Göttern auferzogen, habe selbst mehr Götter ge
macht als nöthig waren, um unser großes Volk in den
Tugenden zu erhalten und auf jeden Herd einen Schutz
herrn des Hauses zu stellen, und man will mich beschul
digen, nicht an sie zu glauben? Ich kenne die weis
heitsvollen Schriften nicht, die nur unsern heiligen Gy
longs zugänglich sind, und weiß nicht, was das große
Legendenbuch, das aus dem Monde auf die Erde gefal
len ist, über Mahamuni's Nasenproportion enthält,
aber ich habe die Heiligkeit der Tradition verehrt, und
mich an die Ueberlieferungen der Vorwelt gehalten.
Das soll Atheismus, Neologie, Wahn- und Irrglau
ben seyn? Meine Brüder, ich habe nicht geahnt, als
ich das erstemal die Metallspeise in die Form brausen

ließ und meinen ersten Gott auf die Welt brachte, daß mich der letzte von ihr bringen wird. Großer Lama, du bist höher als Alle, warum muß der Erdkreis so unglücklich seyn, daß du im Fleisch noch nicht wieder erschienen bist?"

Jetzt sind wir erst im Stande, die Absicht dieser Reise nach der Hauptstadt Tibets, und den Zusammenhang dieser ewigen Klage zu verstehen.

In Paro, einem Flecken hinter Tassissudon, nicht weit von dem festen Schlosse Dukka Jeung, blühte seit lange eine Göhenmanufactur, deren Vorsteher in letzter Zeit Hali-Jong gewesen war. Schon von seinem Vater hatte er diese tibetanische Theogonie geerbt, und ebenso die Kunst, die in ihr betrieben wurde. Seine Brüder erhielten an der Fabrik den Antheil, der ihren Fähigkeiten gebührte. Der eine ciselirte und schuf die Modelle in Wachs und Thon, der andere besorgte die Mischungen des Metalls oder der Erdarten, der dritte leitete die Vergoldungen und die mannichfachen Zierrathen, die nicht nur die Wunderkraft der Talismane, sondern auch ihren Preis erhöhten. Hali-Jong stand Allem vor; praktisch und gewandt, hatte er für Alles ein Auge; er besorgte die Ankäufe des Metalls, der Farben, der Erden; er prüfte die bossirten Modelle, untersuchte den Guß, verwarf die mißrathenen Stücke, zeigte die Stellen, die sich am geschmackvollsten vergolden ließen, lenkte den Verkauf und führte die Bücher über Einnahme und Ausgabe, worin ihm seine geliebte Gyllusya, welche die trefflichste Erziehung genossen

hatte, mit Eifer beistand. Man vermuthet vielleicht, daß sich Hali-Jong bei diesem ununterbrochenen Verkehr mit Göttern eine gewisse Geringschätzung für sie zur andern Natur gemacht hatte, und deßhalb vielleicht von den Zionswächtern Tibets, den Mönchen, zur Verantwortung gezogen sey. So erwiesen die letzte Thatsache ist, so unwahrscheinlich ist die erste. Mein Nur darin lag Hali-Jongs Unglück, daß er zu sehr praktischer Geschäftsmann und zu wenig Theolog war. Ich weiß nicht, ob man in Tibet die Religion mit der Zeit fortschreiten läßt; zweifle aber daran, und beklage den Vorsteher der Göhenmanufactur von Paro, daß er zu viel ästhetischen Sinn und Geschmack hatte. Denn diese für den Künstler unstreitig unschätzbare Tugend war ohne Zweifel die Schuld, warum er in der Bildung der Nasen bei seinen Göttern eine bedenkliche Neuerung einführte. Hali-Jong suchte sich zwar stets zu überreden, daß er der Tradition treu geblieben sey, und die Proportion zwischen der Nasenspitze und der Oberlefze immer so gebildet habe, wie sie die Götter seit ewigen Zeiten gehabt hätten; aber was weiß ich? Die Ketzerrichter bemerkten nun einmal seit einiger Zeit, daß namentlich an den Mahamuni-Bildern eine höchst verderbliche, dem Glauben der Völker gefährliche Veränderung vorgegangen war. Es wurde deßhalb in Lassa ein großes Concil berufen, wo man einige der bedenklichen Bilder in Untersuchung zog, und ihre Formation sowohl mit den bestehenden kanonischen Bestimmungen, als mit der in andern Werkstätten üblichen

verglich. Es war keine Bagatelle, um die es ſich handelte, ſondern um etwas Weſentliches, etwas Normales. Was bezeichnen die Naſen der Götter? Unſtreitig, daß ſie ſie überall hineinſtecken, alſo ihre Allgegenwart. Iſt nun der Mund von jeher der Sitz der Allmacht geweſen, weil ein Gott nur zu ſprechen braucht, um etwas daſtehen zu haben: ſo folgt, daß die Zerſtörung der alten Proportion zwiſchen dieſen beiden Geſichtstheilen ein verſteckter Kampf gegen die Dogmatik iſt. Wird die Wirkſamkeit der Götter nicht in Zweifel gezogen, wenn man ihre Naſen in eine zu weite Entfernung vom Munde bringt? Das Concil von Laſſa war auch keinen Augenblick länger über dieſe Ketzerei unentſchieden. Es verdammte einſtimmig die Neuerung, und rief den Vorſteher der neologiſchen Fabrik als einen Gottesverächter, Spötter und Schänder der heiligſten Religion vor ſeine Schranken. Dieß war der Grund, warum der unglückliche Hali-Jong die beſchwerliche Reiſe unternommen hatte. Wer die Geiſtlichkeit von Tibet kannte, durfte über ſein Schickſal nicht länger in Zweifel ſeyn.

Wir ſind nur gewohnt, die Religion mit der Kunſt in der engſten Verbindung zu ſehen. Wir ſuchen die eine durch die andere zu vervollkommnen, und haben oft die merkwürdige Erſcheinung erlebt, wie die eine zur andern eine Brücke zog, die uns bald frömmer, bald geſchmackvoller machte. Hali-Jong ahnte dieß Verhältniß, vermochte aber nicht,

ihm nachzuhängen, weil er ſein Verbrechen nicht ei
geſtehen wollte. Nur zuweilen dämmerte es vor ſe
ner Seele; es blihten einige Gedanken an ihr vo
bei, als hab' er den Göttern einen Dienſt erwi
ſen, daß er ſie ſchöner, gefälliger, einſchmeichelnde
menſchlicher geformt. Menſchlicher? Er erſchrack v
dieſem Geſtändniſſe, und vergaß auf einen Augenblic
daß ja auch der gröſte Gott, Dalai Lama, den menſc
lichen Körper anzulegen nicht verſchmähte. Die
Vergeſſenheit überraſchte ihn nicht weniger; es wa
ihm dunkel vor den Augen; er war durch dieſe R
flexion auf den Weg gekommen, entweder ein ſchar
ſinniger Theolog oder ein ungläubiger Atheiſt zu we
den. Ihm ſchien nur das lehte möglich, und er ve
ſank deßhalb in völlige Apathie.

Es war inzwiſchen dunkler geworden; die Geſa
des Weges verlangte, daß man ſich ihm nicht anve
traute, wenn man ihn nicht vollkommen kannte. D
kunſtvollen Kettenbrücken, die zwiſchen den ſpih
Felſen befeſtigt waren, ließen ſich nur am Tage b
treten, da jeder Schritt auf ihnen ſorgfältig bere
net werden mußte. Die Geſellſchaft war ſtill u
ſchweigſam; denn beim einbrechenden Zwielicht wa
kein Tibetaner auf dem Gebirge laut zu reden, w
um dieſe Zeit die Berggeiſter, die finſtern Dewta'
zu ſchwärmen beginnen, und den Reiſenden dur
Irrwege und ſchwarze Wolken necken und erſch
cken. Ein zu lautes Wort macht, daß ſich d
ſchweren, hängenden Wolken ſogleich entladen, u

Regengüsse auf die unvorsichtigen Schwimmer herabgießen.

Man war so glücklich, bald auf ein Dorf, wo man übernachten konnte, zu treffen. Es klebte dicht am Abhange einer riesenhaften Felswand, hatte aber die Aussicht auf ein geräumiges Thal, das nur durch zwei sich gegenüberstehende Pforten zugänglich war. Die Häuser lagen in ziemlicher Entfernung von einander, und waren dürftig aus Holzstämmen aufgeführt. Die tibetanische Bauart, so verschieden auch die Materialien und die innere Ausstattung seyn mögen, ist überall dieselbe. Die Häuser stehen auf einigen hölzernen, in den Boden eingerammten Palisaden, die noch hoch über das erste Stockwerk hinausragen, und also erst im zweiten bewohnbar sind. Der untere Raum dient zum Aufbewahren der Früchte, der Geräthschaften, zur Stallung des Viehes, und in den obern begibt man sich vermittelst einer Leiter, die von außen hinaufführt.

Die Gastfreundschaft der Gebirgsbewohner ließ bald eine Herberge finden. Die ermüdeten Rosse wurden von ihrer Last befreit, gefüttert, und in das erste Stockwerk eines solchen von uns beschriebenen Hauses geführt, wo man sie sorgfältig in Decken einhüllte, um sie vor der empfindlichen Nachtkälte zu schützen. Die Diener verschmähten nicht, dieselbe Stelle einzunehmen, und die Brüder des Herrn hatten Lust, im obern Raume ihrem Beispiele zu folgen. Nur Hali-Jong, Speise und Trank zurückweisend, zog vor, noch auf dem grünen Platze vor der Herberge sich niederzulassen. Schon

seit vielen Nächten war seinem Auge der Schlaf
flohen, nur seiner Gyllusya gelang es zuweilen, i
durch ihre Lieder und die Töne, welche sie kunstfer
der Guitarre, einem in Tibet eben so bekannten
strumente, wie das Flageolet, zu entzaubern wu
die Ruhe zu verschaffen, deren er so sehr bedürftig w
Sie setzte sich neben ihn auf einen ausgebreiteten T
rich, und wie die übrigen Väter vernahmen, daß
die zarten Saiten ihres Instrumentes anschlug,
banden sie alle ihre schon sinkenden Kleider wieder f
und eilten auf den grünen vom Mondschein beleuchte
Plan in ihre holdselige Nähe.

„Wie fühl' ich die Allgegenwart Gottes," se
Hale-Jong, nachdem Gyllusya den ersten Gesang
endet hatte; „ist es nicht, als zeigten alle diese wild
großen Felsen aus tausend Ritzen unzählige Nasen, d
sumbolische Organ, an dem ich mich so frevelhaft v
sündigt haben soll? Meine Leiden machen mich
Visionär; und dennoch muß ich, was Andere als
himmlische Offenbarung schätzen würden, eine P
nennen, die mich mit Schrecken verfolgt. Dem
glücklichen, welcher das Rechte verfehlte, wird es
in unzähligen Modellen geboten, so daß es mir
Schweiß der Angst austreibt. Dieser Baum, jene We
dort der Stein, du mein Bruder, und du, und
Gyllusya, ja die Tastatur deiner Guitarre, Alles ri
mir in jene Gestalt zusammen, gegen die ich so un
verstieß. Welcher Jakir würde diese Vision nicht für
nen gotterleuchteten Zustand, für ein Schauen in

Jenſeits halten, und deßhalb kaſteiſirt werden? Ich, der ich nun auch die Geiſterwelt in die unſre hereintragen ſehe, darf nur darauf rechnen, deßhalb verdammt zu werden. Ach, meine Brüder, das iſt der Zuſtand der Unſeligen jenſeits im Grabe, daß ſie die Seligkeit genieſſen, und doch Ekel an ihr empfinden werden."

Die Brüder ehrten um ſo mehr den Schmerz Hali-Jongs durch Stillſchweigen, als er wider ſeine Gewohnheit ſich das Zugeſtändniß ſeiner Schuld entſchlüpfen ließ. Gyllusppa ſchlug wieder die Guitarre an, und ſang ein Lied von Narrain, dem tibetaniſchen Krisna und Apollo, und ſeiner Liebe zu den Hulis, den ſchönſten Mädchen des Paradieſes.

Eine Veränderung der Scene unterbrach dieſen Geſang, dem die Männer mit aufmerkſamer Wonne gelauſcht hatten. Aus dem Gebirgspaſſe, der dem von den Reiſenden betretenen gegenüber lag, brachen plötzlich einzelne verworrene Laute, die allmählich immer ſtärker wurden. Es war ein Getös wie von metallenen Inſtrumenten, die von Trommeln und rufenden Menſchenſtimmen begleitet waren. Lichtſtrahlen fielen durch die dunkle Oeffnung des Thales, und ein voranſteigender dichter Rauch kündigte einen nächtlichen Fackelzug an. In tumultuariſchem Anlauf brach jetzt eine dunkle Horde von Menſchen in das Thal, in wildem Aufzuge einzelne verzückte Ausrufe ausſtoßend, und ſie mit den lärmenden, kupfernen Keſſelpauken begleitend. Dieſe Menſchen erſchienen zum Theil nackt, zum Theil mit langen Röcken bekleidet, um welche endloſe Stricke gebunden

waren. Mit den unbefeſtigten Enden dieſer Strick
geiſſelten ſie ſich ſelbſt und untereinander mit einer bar
bariſchen Wuth und Erbitterung, deren Grund man i
den Vergehungen ſuchen muß, die ſie auf dieſem Weg
büßen wollten. Je beiſpielloſer und blutrünſtiger die
Liebkoſungen waren, deſto tiefer empfundener die Reu
Wenn man weiß, daß es für entnervte Körper ein
Wolluſt iſt, geſchlagen zu werden, ſo wird man ſich de
Vergnügen erklären können, das die Geſellſchaft üb
ihre ſchlagenden Unterhaltungen zu empfinden ſchien
Auf dieſe Weiſe durchſtreifen die Sunneaſſers oder F
kirs die Gebirge, welche Indien und Tibet verbinden
die ſeltene Genügſamkeit, die ſie ſich auferlegen müſſe
macht, daß ihre tumultuariſchen Züge nicht denen d
Heuſchrecken gleichen, die ihre Richtungen nur mit Ve
wüſtung bezeichnen. Im höhern Tibet werden die
Karavanen ſeltener, weil ſie mit unüberwindliche
Schwierigkeiten des Orts verbunden ſind, und aus d
nur ſchwachen Bevölkerung ſich nicht ſo vervollſtändige
können, wie in dem bevölkerten Süden. Sie ſteh
aber überall im Geruch einer großen Heiligkeit, u
werden von allen Gläubigen beneidet, denen das G
ſchick nicht vergönnte, die heiligſten Wallfahrtsorte
beſuchen. Welcher Sunneaſſer hätte ſich auch nicht
den Fluthen des Ganges gebadet? Dieß war eine Weih
die einer Verjüngung zur Unſterblichkeit gleichkam.

Heli-Jong und ſeine Brüder waren bei der erſte
Annäherung der wilden Heiligen aufgeſtanden, u
hatten ſich, Gylluspa in ihre Mitte ſchließend, in ei

demüthige Stellung begeben. Die Pilgrime ſchienen im Thale raſten zu wollen, würden aber ihr Gelübde frevelhaft überſchritten haben, hätten ſie ſich zur Ruhe niedergelegt. Eine lange Gewöhnung gab ihnen die Fähigkeit, auch ſtehend zu ſchlafen, wozu ſie ſich aber, obſchon der Mond im Zenith ſtand, noch nicht anſchickten. Alle Bewohner des Dorfes hatte die Ankunft der heiligen Männer aufgeweckt, ſie ſtiegen aus ihren Hütten herunter, und warfen ſich, den Segen der Pilgrime erflehend, nieder. Dieſe ſelbſt bildeten einen Kreis, und begannen unter der magiſchen Fackelbeleuchtung, in ihrem abenteuerlichen Aufzuge, einen geheimnißvollen, aber wilden und für uns unehrbaren Tanz, deſſen Myſtik die eleuſiniſche noch zu übertreffen ſchien. Aber Hali-Jong verſtand vortrefflich, daß ſie nichts als die Menſchwerdung Colis vorſtellten: eine Scene, die er ſehr oft in Kupfer ausgeführt, und ſein Bruder Heli-Jong mit blauer und rother Farbe angeſtrichen hatte.

Jetzt öffnete ſich der Kreis der Büßer, und eine Veränderung trat ein, die ohne Zweifel das Finale dieſer aſiatiſchen Moralität vorſtellen ſollte. Eine halbnackte, jugendliche, kräftige Geſtalt ſtürzte aus dem Cirkel heraus, blieb dann plötzlich ſtehen, warf ſich wieder zurück, drehte ſich im Kreiſe, und in demſelben Augenblicke zog ſie Bogenwindungen, als ſey ſie Peripherie und Centrum zu gleicher Zeit. Dabei klirrten unzählige Schellen und Glöckchen, die auf langen ledernen Bändern befeſtigt waren und den Leib umgürteten. Eine

Krone von Federn saß auf dem Haupte, und schien die wunderbare Schnelligkeit dieser verzückten Bewegungen zu beflügeln. Die Augen leuchteten in einer Verklärung, die der Erde schon entrückt war. Die kleinsten Theile am Körper, die Fingerspitzen, die Fußzehen, waren wie von einer elektrischen Bewegung ergriffen. Alles regte sich an dem Tänzer, und die versammelten Tibetaner fühlten den Zauber nach, der in seinen phantastischen Wendungen waltete. Sie verstanden diese gestreckten Lagen, wo sich Arm, Rumpf und Fuß zu einer einzigen geraden Linie vereinigten, — die plötzliche Verschränkung dieser Gliedmaßen, die so schnell vor sich ging, daß man sie auf einen Augenblick aus dem Gesichte verlor, — diese Umarmungen eines Gegenstandes, der zuletzt Niemand war, als der Tanzende selbst, — diese wunderbaren Touren, die er im pfeilschnellen Fluge nach allen Seiten, und nach allen fast zu gleicher Zeit hinzeichnete. Und als dieser erleuchtete Seher in den Kreis der Uebrigen wieder zurückflog, und dieser unter lautem Geschrei, Fackelschwingen und Lärmen auf den großen Paukenkesseln geschlossen wurde, da warf sich Alles neunmal auf die Erde nieder, und erhob eine Anbetung, daß vor Inbrunst die Berge widerhallten.

Wie der Schall einer Glocke allmählich in leisere Luftschwingungen verhallt, so nahm auch der ungeheure Ausdruck der religiösen Begeisterung in einem immer schwächern Ton ab, bis nach und nach ein leises Murmeln eintrat, und zuletzt eine feierliche Stille, die um so mehr gegen das Vorangegangene abstach, als auch

die Fackeln verlöschten, und die Mondstrahlen sich hinter einer Berafpitze sammelten. Die Dunkelheit verbirgt das merkwürdige Schauspiel einer im Stehen schlafenden Menge. Die Dorfbewohner stiegen in ihre Häuser, und Hali-Jong nebst seinen Brüdern, heftig ergriffen von diesen wunderbaren Scenen, folgte ihnen, voller Seligkeit, heute gleichsam in den Vorzimmern der Göttersäle zu ruhen.

# Zweites Capitel.

Wer nicht seine Gedanken in die Ferne trägt, hat den Gram in der Nähe.

Khung-Fu-Dsii.

Gylluspa's Reize umschloß ein kleines Zimmer, das durch mehrere Vorhänge von dem Lager ihrer Väter geschieden war. Wir können jetzt zum erstenmale einem Wesen unsre ungetheilte Aufmerksamkeit schenken, dem wir im Verlauf dieser Erzählung noch oft, und zwar immer im Vorgrunde begegnen werden. Könnten wir eine schönere Stunde, als die der Nacht dazu wählen, um die seltene Schönheit dieses Zöglings der asiatischen Alpen, ihre Gefühle, ihre Träume und ihre Hoffnungen zu belauschen?

Tibet ist das Land der Weiber-Emancipation. Hat der berühmte Orientalist St. Martin die Religion dieses Volkes als eine überraschende Annäherung des Katholizismus empfohlen, so wundert es mich, daß die St. Simonisten diesen Staat noch nicht citirt haben, um einige ihrer, die Weiber betreffenden Lehren zu erläutern. In Tibet hört die Bevormundung auf, die die Männer fast überall über die Frauen ausüben. Die prüde Sittenrichterei über den Wandel einer Unverehelichten ist hier unbekannt; man gewährt sich unter ein-

ander die Freiheiten, die man ſich ſelbſt nimmt, und verlangt von dem Weibe erſt dann Enthaltſamkeit und Beſchränkung, wenn ſie in eine Familie als Gattin eingeführt iſt, — eine Ceremonie, die übrigens in den einfachſten, factiſchen Formalitäten, ohne alle Herbeiziehung prieſterlicher Symbolik, beſteht. Das abenteuerliche Inſtitut der Vielmännerei kömmt allen Verirrungen entgegen, macht ſie nicht nur unſchädlich, ſondern benimmt auch den ehelichen Verbrechen jeden Reiz, der in dem Verbote immer liegen wird. Allerdings ſinkt dadurch die Liebe auf die niedere Stufe der Alltäglichkeit herab; aber erwägt man auf der einen Seite, daß einem Prieſterſtaate nichts willkommener ſeyn kann, als die Erſtickung der Leidenſchaften, die eine Uebertretung des geſetzlichen Cölibats herbeiführen, und auf der andern Seite, daß die Liebe an der Hand einer unerklärlichen Macht, der gegenſeitigen Achtung und der Gewöhnung geht, und niemals ausbleiben wird, wo noch zwei Herzen in einem Freundſchaftsbunde ihren Himmel ſehen: ſo läßt ſich nicht zweifeln, daß auch in Tibet der ſüße Quälgeiſt der Herzen ſeine Wunden ſchlägt, ſeine Siege und Triumphe feiert. Sollten die Frauen denn aufhören, warm und zärtlich zu lieben, wenn ihnen die Wahl unter den Männern erleichtert wird? Sollten ſie gegen die Treue gleichgültig werden, wenn ſich an die Untreue keine Strafen, nicht einmal die Verachtung mehr knüpfen?

Gyllusya war in der ganzen Freiheit und Unabhängigkeit einer National-Tibetanerin erzogen worden. Der

frühe Tod ihrer Mutter gab ihr die Zügel ihres eigen
Wollens und Wünschens in die Hand; und doch kon
sie zum Muster dienen, daß die Freiheit nicht imm
mit dem Mißbrauch derselben verbunden ist. D
Liebe und Sorgfalt, mit der sich während der ganz
Zeit ihres jungen Lebens vier Väter befleißigten, sie
zu überschütten, gewöhnte sie früh daran, alle Din
mit einem eigenen Gefühl von Hingebung und Zärtli
keit zu betrachten. Die Eindrücke, die sie selbst e
pfangen, war sie auch nur im Stande, Andern wied
zugeben. Sie gewöhnte sich bald an alle die Tugende
die sonst nur im Gefolge einer berechnenden Ueb
legung oder einer ernsten Erfahrung einzutreten pfleg

Zu diesen Vorzügen des Charakters gesellten si
die Vollkommenheiten einer ausgezeichneten Erziehun
Wer hätte in ganz Klein-Tibet so kunstvolle Charakte
auf Seidenpapier zeichnen können, als des Göhe
fabricanten Hali-Jongs geistreiche Tochter? In fei
Baumrinde verstand Gylluspa mit einem silbern
Stifte die artigsten Gemälde von Vögeln, Blume
Göttern zu ritzen; sie malte mit einem dreihärigen P
sel auf geglättetes Holz, und hatte viele Bilder, die
den fernsten Gegenden wie vom Himmel gefallen a
gebetet wurden, mit ihrer seltenen Kunstfertigkeit g
ziert. Was soll ich von dem Scharfsinne ihres Geiste
von der Feinheit ihrer Rede sagen? Sie wußte die S
gen der Götter schon in ihrem zehnten Jahre zu erzä
len, in ihrem zwölften zu besingen, und in ihrem vie
zehnten war sie Meister in der Fertigkeit, die alt

Dichtungen eben so geläufig von hinten herzusagen, als sie es schon vor vier Jahren von vorne konnte. Auch die Gabe der Verse fehlte diesem seltenen Kranze von Tugenden nicht. Sie wußte mit dem Sloka, den die tibetanische Poesie aus Hindostan adoptirt hatte, so vortrefflich umzuspringen, als nur je Valmiki oder der bayerische Lieutenant Graf Platen. Ihre Bilder liessen an Präcision nichts zu wünschen übrig. Den Muth verglich sie mit einem großen wilden Hunde, die Nachgiebigkeit mit der biegsamen Pflanze Pia, den Anlauf des Kampfes mit der Angst der Geburtswehen, und die Stärke mit dem Felsen Fataufatau. Wann das Laub von den Aesten fiel, und das grosse Herbstfest Mullaum eintrat, dann sang man in Paro nach den althergebrachten heiligen Weiheliedern stets die Dichtungen, die aus Gylluspa's kunstreicher Rohrfeder geflossen waren. Nie ist der Kampf des Durga mit Sumne Sum, dem Haupte der Racusses, schöner beschrieben worden, als von ihr.

Was ist aber alles dieß gegen den Zauber ihrer äußern Erscheinung? Wenn die Jünglinge aus der Hauptstadt Tassisudon kamen und die Männer von Paro beneideten, daß sie in dem ewigen Anschauen einer solchen Schönheit leben konnten? Gylluspa besaß alle die Körperreize, die für den Mittel-Asiaten so unwiderstehlich sind. Das dunkle schwarze Haar in zwei mächtige Zöpfe geflochten, die tief herabhängend am untern Ende mit Korallenschmuck, Türkissen, Seemuscheln geziert sind. Oben verband sie ein scharlach-

rothes Tuch, das geſchmackvoll auf dem ſchönen Kopfe befeſtigt war. Für die Augen einer Tibetanerin fehlt es den Europäern vielleicht an Empfänglichkeit, aber die künſtliche Richtung, die ihnen früh nach dem Ohre zu gegeben wird, macht auf den Eingebornen einen um ſo ſtärkern Eindruck, je kürzer die Entfernung zwiſchen dem Augenwinkel und der Ohrtrommel iſt. Vielleicht liegt in dieſer Annäherung die ſymboliſche Lehre, daß namentlich die Frauen auf nichts hören ſollen, was ſie nicht auch zu gleicher Zeit mit ihren Augen wahrnehmen.

In allem Uebrigen entſprach Gyluspa den Anforderungen, die der verwöhnteſte Europäer an eine Grazie nur machen darf. Regelmäßig gezeichnete ſtarke Augenbrauen, lange Wimpern über den Sternen, blendende Zähne, ein ſchlanker, unmerklich mit dem Nacken ſich verſchmelzender Hals, ein hoher Wuchs, und ein Fuß, der ſich von der in Tibet einreißenden chineſiſchen Mode des mumienartigen Verkümmerns deſſelben gänzlich frei erhalten hatte. Würde man das Bild der jetzt auf einem Löwenfelle hingeſtreckten Nymphe gezeichnet haben, ſo durfte der Künſtler hinter den Vorhängen die verſteckten Amoretten nicht vergeſſen, die ſich an dem Anblick dieſer Formen, an dem leiſen, ſchwellenden Athmen des hingegoſſenen Körpers lüſtern und wonnetrunken weideten.

Ungeachtet Gyluspa nach der beſchwerlichen Reiſe und dem ungewohnten Ritte der Ruhe bedürftig war, ſo umſchlangen ſie doch die Arme des Traumgottes nicht ſo feſt, daß ſie hätte einſchlafen können. Saukelnde

Bilder zogen an ihrer Seele vorüber, und verſcheuchten die Genien, die ſich auf ihren Augenliedern ruhen wollten. Die Erſcheinung der Sunneaſſers und der Tanz des jungen Schamanen hatten den lebhafteſten Eindruck auf ſie gemacht, und in ihr Erinnerungen geweckt, an die ſich eine lange Kette von Klagen und Seufzern ſchloß. Sie richtete ſich von ihrer Decke auf, und das Haupt in ihre Hand legend ſann ſie den Zufällen nach, die ihr junges Leben betroffen und die ſchönſten Hoffnungen deſſelben zerſtört hatten. Dieſer Tänzer ließ ſie wieder einen Augenblick in das Paradies blicken, das ſie auf ewig für ſich geſchloſſen glaubte; ſein leidenſchaftliches Auge, ſeine kräftige Geſtalt, die finſtere Stirn, das Meiſterſtück ſeiner bewunderten Kunſt erinnerten ſie lebhaft an frühere verſchwundene Tage, wo ſie den Schaman in der Nähe eines ihr Theuren und nach ſeinem Verluſt Unerſetzlichen geſehen hatte. War es der nicht, den ſie glaubte, ſo ließ ſich jetzt die Geſchichte der Vergangenheit, die in der ſtillen Einſamkeit der Nacht an ihr vorüberzog, nicht mehr dämmen, ſondern eine Erinnerung erzeugte die andere; immer neue Hüllen ſprangen ab, und zeigten neue, die ſich wieder zu andern Betrachtungen löſ'ten, und zuletzt ein ſchwaches, verwundetes, gepeinigtes Herz zurückließen.

Ein dämmernder, halbwacher Traum legte ſich endlich auf Gylluspa's brennende Augen, aus dem ſie zuweilen durch die tiefen Seufzer ihres Vaters, die aus dem dritten Zimmer bis zu ihr drangen, geweckt wurde.

Sie träumte von den Tagen ihrer erſten Jugend, die ſie auf dem hohen Schloſſe von Dukka Jeung mehr verlebt hatte, als in den geräuſchvollen Werkſtätten Hali-Jongs. Sie träumte von den kindiſchen Spielen, die ſie mit Maha Guru und ſeinen Brüdern getrieben, von den tauſend Beluſtigungen, die ſie als Kinder entzückten, und erſt dann aufhörten, als Maha Guru nicht mehr in die Lieder einſtimmen konnte, weil ſeine Stimme männlicher wurde, und in der Uebergangsperiode nur rauhe, unmelodiſche Töne von ſich gab. Ihr Herz pochte ſtärker, als ſie der einſamen Wanderungen in den Eichen- und Buchen-Wäldern um Dukka Jeung gedachte, und der trauten Geſpräche, der Ahnungen einer künftigen heißen Leidenſchaft; wie Maha Guru's zweiter Bruder ſie oft überraſchte, wenn das zärtliche Paar ſich an einen einſamen Ort begeben hatte, um ſich von den Göttern, von den Thieren, den Pflanzen, Steinen, von den Theilen des menſchlichen Körpers, von der Seele, von den Gefühlen des Herzens zu unterhalten. Wohin war jetzt Maha Guru, der geliebte Lehrmeiſter, gerathen? wohin ſeine Brüder? Sollte ſich Gylluspa nicht getäuſcht haben, wenn ſie in dem jungen Schamanen eine Aehnlichkeit mit dem ältern Bruder finden wollte?

Dieſe Fragen konnte ſie ſich nur wachend aufwerfen, denn Hali-Jong hatte einen ſo unruhigen Schlaf, daß er ſich im Traume wälzte und ſtreckte, und zuweilen laut ſprach. Ihre Phantaſie führte ihr dann neue, und doch immer wieder die alten Bilder vor. Sie

träumte ſich in der großen Götzenhalle von Dukka Jeung, wie ſie mit Maha Guru vor das Bild des Dewta Tſchugtſchu die heilige Lotospflanze ſtellte, die er im Teiche gebrochen; wie ſie ſich niederwarf, wie es ihr dann däuchte, als ſey Maha Guru an die Stelle des Dewta Tſchugtſchu getreten, und werde von ihr an ſeinen glänzenden Füßen mit andächtigſter, liebeſeliger Hingebung geküßt. Es rauſchte der Vorhang, der vor dem Fenſter hing und der Halle ihr geheimnißvolles Dunkel gab; ſie wandte ſich im Traume um, und erblickte den Schamanen, wie er das Gewebe zurückbog und durch die Oeffnung ſtieg, um den Götzen umzuſtürzen; da rief Hali-Jong ſeufzend: „um zwei Linien verfehlter Proportion den Feuertod!“ Sie erwachte. Sie hatte mit offenem Auge geträumt; denn bis auf Maha Guru, den Götzen Tſchugtſchu und die Lotospflanze hatte ihr die Phantaſie nur Wirkliches gezeigt. In der That, an dem Vorhange des Fenſters zeigte ſich das dunkle Antlitz des Schamanen.

Ein Mädchen, im Schlafe von einem Manne überraſcht, wird immer zuſammenſchrecken, ſie mag am Orinoko, an der Spree, an der Hudſonsbai oder auf den Voralpen des Himalaya geboren ſeyn. Aber das Indecente eines ſolchen Beſuchs kann man nur in Tibet ſo raſch vergeſſen. Der Fremde blieb auch dieß nicht länger für Gyllusya. Als er ihr zugerufen hatte: „fürchte dich nicht, du Taube von Paro!“ und der Mond ſeine Strahlen auf das blaſſe, ernſte Antlitz des Beſuchers fallen ließ, da erkannte ſie die Wahrheit

ihrer Vermuthungen, folgte ungesäumt der Aufforderung des Schamanen, in die Mondnacht hinauszusteigen, und sprang, freudig über dieß unverhoffte Wiederfinden, von ihrem Löwenfelle auf. Einen langen persischen Shawl um ihre schönen Glieder werfend, stieg sie mit Hülfe ihres Begleiters die Leiter herab.

Der Schaman hatte seine abenteuerliche Tracht abgelegt, und sich in einen weiten dunkelrothen Mantel gehüllt. Wie ernst auch seine Züge blieben, so war die Freude des Wiedersehens doch in ihnen unverkennbar. Er schloß Gylluspa zärtlich in seine Arme, und hörte lange nicht, daß sie ihn schon mit tausend Fragen bestürmt hatte, die auf nichts zurückkamen, als auf Maha Guru. Der Bruder wich diesen Fragen aus, vertröstete sie auf baldigen Bescheid, und sagte: „Soll ich von Hoffnungen früher sprechen, meine Gylluspa, als von dem Wesen, das sie noch hegen kann? Was erwartest du in Lassa? Was wird dein Vater zu seiner Vertheidigung thun können?“

Gylluspa blickte den Schamanen betroffen an. „Du zweifelst an dem glücklichen Erfolge dieser Reise?“ sagte sie. Du warst in Lassa, man kann das Verbrechen meines Vaters nicht größer machen, als es ist, und die Strafe nur im Verhältniß zur Geringfügigkeit seiner Schuld verhängen.“

„Du hältst deine Wünsche für die gewissesten Erfolge,“ war die wenig beruhigende Antwort.

„Die Feinde deines Vaters werden mächtig seyn, wenn

wenn ſeine Freunde ihn auf einen Moment aus dem Auge verlieren.“

„Was Feinde? Was Freunde?“ entgegnete ungläubig Gylluspa; „es iſt der Vorwurf ſeines Verbrechens ſelbſt, der ihn ſchützen muß. Die erleuchtete Weisheit der Hohenprieſter von Laſſa wird den Knaben nicht verdammen, wenn ihm ſein Ball in einer andern Richtung fliegt, als die er beabſichtigte.“

„Dieſe Weisheit, meine kluge Freundin, iſt dem Knaben um ſo gefährlicher, je erleuchteter ſie iſt.“ Doch ſetzte der Zweifler hinzu: „Ich will deine Beſorgniſſe nicht vermehren, weil in Einem Falle nichts zu fürchten iſt. Denn ſo lange der Regent, der die Stelle des Lama bis zu ſeinem Wiedererſcheinen im Fleiſche vertritt, noch unter den Lebenden iſt, läßt ſich nur eine billige Gerechtigkeit erwarten. Dieſen Fall wird das gütige Schickſal binnen einem Monate noch nicht aufheben. Und kömmt er wieder, der Herr der Welten, und würdigt die Völker, ihre Geſtalt anzunehmen —“

Der Schaman beendigte dieſen Perioden nicht, ſondern beſchloß ihn mit einem leiſen, faſt ſpöttiſchen Lächeln. Gylluspa konnte darin nur eine Beruhigung finden; denn mußte ſie nicht ſchließen, daß Niemand die böſen Gedanken von den unſchuldigen beſſer zu trennen wüßte, als der Gott, welcher den Schlüſſel zu allen Herzen hat? Sie ging einen Augenblick ſchweigend neben ihrem Begleiter, um die Frage nach dem Schickſale ſeines Bruders nicht zu raſch an das ihres Vaters zu reihen; aber dieſer erleichterte ihr den Ueber-

gang. Sie ſtanden hinter den Gärten des Dorfs, die von blühenden Himbeerhecken eingefriedigt waren, und einen würzigen Duft in die ſtille, nächtliche Gegend, die in dieſem Thale, und unter der Beleuchtung des Monds, den wilden, ſchroffen Charakter gänzlich verloren hatte, ausgoſſen.

Der Schaman zog Gylluspa an ſeine Bruſt, küßte die nicht Widerſtrebende, und begann ſein Loos zu beklagen, das ihn und die Brüder von Dukka Jeung entfernt, und in eine von der alten Einſamkeit ſo verſchiedene Laufbahn geworfen hatte. „Dennoch, Gylluspa,“ fuhr er fort, „haben wir dich nie aus den Augen verloren. Ich war oft in deiner Nähe und belauſchte dich in den Beſchäftigungen, die an die Stelle unſerer frühern Spiele getreten waren. Ich ſuchte die Oerter auf, die alle durch deine Fußtapfen geheiligt waren, und brachte Kräuter, Gräſer, Blumen zu den Brüdern zurück, die, wenn ſie welk waren, von Maha Guru's Thränen wieder erfriſcht wurden.“

„Aber warum verbergt ihr euch? Warum verlieſſet ihr plötzlich Dukka Jeung? Warum kehrte Maha Guru nicht wieder zurück?“

„Mein Bruder? Er kann in den irdiſchen Wohnungen nicht mehr wechſeln, weil er ſie alle verlaſſen hat.“

„Er iſt todt?“

„Er lebt, und iſt geſtorben: erſt dann wird er ſterben, wenn er zu leben wieder anfangen wird.“

„Du ſprichſt in Räthſeln, die ich nicht löſen kann.“

„Wer, meine Gyllustpa, hat je die Windungen der Räthsel verfolgen können, die sich auf dem Simnu, dem Götterberge, angelegt haben? Maha Guru ist das Räthsel der Welt, Niemanden verständlich, als ihm. Du frägst, wo du ihn findest? Ich hab' ihn in meine Arme geschlossen, ihn mit meinen Liebkosungen bedeckt; und lagen dann Hunderte von Felsenspitzen zwischen mir und seinem Nachtlager, da ich ihn in der Frühe gesehen, so hatt' ich ihn noch immer in meiner Nähe. Die duftige Staude an der Felswand? Was ist sie? Ein süßer Hauch seines Mundes. Die sprudelnde Quelle, die sich durch die Steinritze drängt? Was trink' ich an ihr? Das Athmen seines göttlichen, seligen Lebens. Der Vogel in der Luft, der Mond am Himmel, die Tag- und Nachtgleiche, ein Stück wollenes Zeug? Was hab' ich daran? Alles, was da ist und seyn wird; ich bin der Zwillingsbruder aller Dinge. Gyllustpa, deine Augen, deine Wangen, dein dunkles Haar? Sie sind nicht dein, sie sind Maha Guru's, du selbst bist sein Ebenbild, das ich anbetete. Der Bruder sinkt vor dem Bruder in den Staub. O großer König, gib mir deine Liebe!"

Gyllustpa erschrack vor dieser wahnsinnigen Irrrede, und wehrte den Schaman ab, der vor ihr niedergefallen war, und den äußersten Saum ihres Shawls berührte, als gält' es den Pantoffel des Papstes zu küssen. Sie flehte und beschwor ihn, seine Besinnung zu sammeln, und seines enthusiastischen Irrthums mächtig zu werden. Der Niedergesunkene erhob sich, seine

Feierlichkeit war verschwunden, und er sagte: „Freundin, das ist das Räthsel Maha-Guru's, das du selbst für unauflöslich erkennen wirst. Ziehe in Frieden mit deinen Vätern gen Lassa! Sind Hali Jongs Götzenbilder auch in der Form, die er ihnen eigenmächtig gegeben hat, göttlicher Kraft und Gewalt, so werden sie den Meister, der sie geschaffen hat, in ihren Schutz nehmen, und sich damit selbst den Stempel ihres göttlichen, unantastbaren Rechtes aufdrücken. Sey unbekümmert um die Zukunft deines Vaters und um die deinige, selbst dann, wenn die Priesterschaft für ihren Wahnsinn ein Opfer haben will! Maha Guru? Du wirst ihn wieder finden. Die Strahlen einer grosen Sonne werden in Lassa dein Auge blenden.“

Gylluspa weinte, denn sie war unfähig, aus allen diesen verworrenen Aeußerungen, hinter denen eine unläugbare Wahrheit verborgen liegen mußte, einen Schluß zu ziehen, der ihr verständlich gewesen wäre. Ihr Scharfblick, der sich in so vielen Fällen bewährt, und ihr den Ruf einer Turandot verschafft hatte, scheiterte an der Rede und dem seltsamen Benehmen des Schamanen. Dieser geleitete sie wieder zur Leiter, die in ihre Kammer führte, zurück, brach eine Lilie, die am Wege stand, und verließ sie mit den Worten: „Ich habe nur einen Staubfaden aus dem Kelche dieser Blume gerissen. Befeuchte sie mit dem frischesten Thau, und dennoch wird sie morgen todt und welk in deiner Hand liegen.“

In dieser Art von Räthseln war Gylluspa erfahre

ner, ſie beſchloß darüber nachzudenken, während ſchon der feſteſte Schlaf ihrer Erſchöpfung zu Hülfe kam. Der Schaman kehrte unter die ſteif aufgepflanzte, ſchnarchende Horde der Sunneaſſers zurück; er allein durfte ſich zu Boden legen, weil er weder Geiſtlicher, noch Büßender war.

Endlich brach der Morgen an, von dem Hali-Jong wohl wußte, daß mit ihm der jüngſte Tag ſeiner Freiheit gekommen war. Mit dem Abend dieſes Tages zog man in Laſſa ein, und über Nacht ſchon konnte das peinliche Verfahren der tibetaniſchen Inquiſition ſeinen Anfang nehmen. Er ließ Alles um ſich geſchehen. Sonſt gewohnt, nichts unbeachtet zu laſſen, jeden Sattelgurt zu prüfen, an jeder Arbeits-Verrichtung ſeiner Diener etwas zu tadeln, hier etwas höher, dort etwas tiefer geſchnallt, hier etwas offen, dort etwas bedeckt zu wünſchen, ſah er heute in die Welt, die ihn verrathen hatte, mit gläſernen matten Augen hinein. Er bemerkte Alles und bemerkte Nichts. Er ließ minutenlang ſein Auge auf Sylluspa ruhen, und hätte mit derſelben Zärtlichkeit den Schweif ſeines Pferdes anſehen können; denn er unterſchied nichts mehr. Die Dinge hatten ihre Umriſſe, die Umriſſe ihre Farben verloren; er war von einem grauen Nebel umhüllt, und ſank in ſeine eigne Ohnmacht hin. Die Brüder mußten ihn auf den Sattel ſetzen, die Reitgerte in ſeine Hand legen, und ihm ſogar ihren Mund leihen, um dem Pferde das Zeichen des Abmarſches zu geben.

Die Polizei iſt nicht immer die nothwendige Folge

des Despotismus. Wo die Völker für Fesseln, die sie tragen, kein Gefühl und keinen Zorn haben, da bedarf es keiner Zwangsmittel, keiner Trabanten, die den Leib des Herrschers und den Geist seiner Gesetze bewachen. In Europa lodert die Freiheitslust am hellsten, und wir besitzen die organisirteste Polizei: die türkische steht schon auf einer niedrern Stufe, weil sie weniger zu thun hat: die tibetanische —? Diese existirt gar nicht, obschon der Despotismus der dortigen Hierarchie für uns unerträglich wäre. Wir sehen einen Verbrecher in ruhiger Ergebung und Erwartung einer Leibes- und Lebens-Strafe nach dem Orte seiner Verurtheilung hinpilgern, ohne vorgeschriebene Reiseroute, ohne Ablieferung an die Behörden, ohne Commissäre, ohne Gendarmen und requirirte Bauerwagen. Der Gedanke einer Flucht kann in einem tibetanischen Verbrecherkopfe nie entstehen, weil die Hand Gottes, der Priesterschaft, überall ist, weil Dalai Lama über dreißig Millionen Königreiche der Erde herrscht, und weil die Geographie in diesem Lande eine noch unbekannte Wissenschaft ist. Man hat gesagt: verbreitet die Aufklärung, und die Gerechtigkeit wird leichter verwaltet werden. Jetzt lernen wir, daß nichts so sehr zur Vereinfachung der Polizeipflege dient als die Beschränkung des Unterrichts. Wer von einer Hamburg und dem Dampfboote nichts weiß, wird keine Extrapost nehmen, um sich dahin mit untergeschlagenen Geldern aus dem Staube zu machen. Ich predige solche Lehren, daß ich mit Vergnügen sehe, wie sie

die Polizei-Präſidenten beeilen, auf meine künftigen Schriften zu pränumeriren.

Hall-Jongs Stumpfheit rächte ſich bald. Die Tanguns-Pferde mit ihrem ſtarken Halſe, kleinen Füßen und kurzem Leibe ſind zu kühn, als daß ſie einer ſchläfrigen Hand gehorchten. Sein Roß bäumte ſich, warf ſich auf die Seite, und lief dann mit einer Heftigkeit auf dem gefährlichen Pfade fort, daß ſich jeden Augenblick ein Sturz in die Tiefe befürchten ließ. Sein Reiter verlor den Zügel, ſeinen ſpitzen Hut, ſeine Stellung und lag mit dem Rücken auf dem wilden Thiere, das die Zurufe und der Lärm der Nachfolgenden nur noch heftiger anſpornten. Es war ein Anblick, der Lachen erregen konnte, wie der ungeſchickte Reiter die erſte Widerſpänſtigkeit zu zügeln verſuchte, dann ſich verloren gab, die Beine in die Luft ſtreckte, die kläglichſten Schreie ausſtieß, ſich mit den Händen rückwärts am Schweif des Thieres zu halten ſuchte, und endlich, um ſeine Anſtrengungen zu krönen, zur Erde fiel. Glücklicherweiſe geſchah dieſe Trennung von dem wilden Pferde einen Augenblick früher, ehe es in die Tiefe ſtürzte und zerſchmettert den Abgrund erreichte. Der bleiche, zitternde Hall-Jong blickte ſeine nachgeeilten Gefährten mit bewußtloſer Miene an; auf der Gränze zwiſchen Tod und Leben befindlich, ſetzte ihn jede Gefahr in Zweifel, ob er dem einen noch angehöre oder dem andern ſchon verfallen ſey. Nur die Bemühungen ſeiner Brüder, der Anblick des zerſchmetterten Pferdes, die Zurichtung eines neuen, gaben ihm die verlorne Be-

ſinnung wieder. Er faßte dießmal die Zügel feſter,
begann wieder einige Worte von ſich hören zu la
womit er ſeine beſorgte Familie über Alles erfreute.

„Die Ereigniſſe dringen auf mich ein,“ ſagte H
Jong; „ich kann mich allmählich daran gewöhnen,
„nen zu unterliegen.“

„Die Gnade der Götter muß groß ſeyn über di
entgegnete der erſte Bruder.

„Dein Glück iſt mächtiger als alle die Zufälle,
„es bedrohen,“ der zweite.

„Man konnte nicht dem Verderben näher ſ
„wunderbarer nicht gerettet werden,“ der dritte.

Dieſen Bemerkungen ließ ſich nichts entgegen
len; denn Hali-Jong fühlte ſich geſund und w
behalten in ſeiner Haut. Er fühlte auch die Bezieh
welche die Brüder ihrem Erſtaunen auf die bevo
hende Kataſtrophe von Laſſa gaben; aber hier ſe
es ihm Vermeſſenheit, den Willen des Schickſals gü
deuten zu wollen.

„Nein, meine Brüder,“ ſagte er; „ich bin
Göttern als ein Opfer beſtimmt, das ſie jetzt nu
rettet haben, um ſpäter ſeiner deſto gewiſſer zu ſ
Ich trage mich nicht mehr mit ſchmeichelhaften Er
tungen. Mein Leben hat die göttliche Ordnung
Welt geſtört, gleichviel ob die verbrecheriſche Pro
tion ein Werk meiner Blindheit, oder meiner Verme
heit, oder meiner Unvorſichtigkeit geweſen iſt; deß
muß ich durch meinen Tod dafür ſühnen. Dieß iſ

alter Brauch, den wir nicht antaſten wollen, weder mit Werken, noch mit unſern unheiligen Worten.“

Die abergläubiſchen Brüder wagten gegen ſolche Schlußfolgen nichts einzuwenden; ſie vermochten ſich nicht in Hali-Jongs Seele zu verſetzen, der alle ſeine Beweisführungen nur deßhalb machte, damit man ſie widerlegen ſollte. Und da dieß Niemand konnte, die Brüder vielmehr dumm und verdutzt ſchwiegen, ſo fuhr der Arme fort: „Ich habe mein Haus beſtellt. In meinen letztwilligen Verfügungen iſt nichts enthalten, das eines frommen Lamaiten unwürdig wäre. Mein Vermögen iſt in zwölf Portionen getheilt, von denen ich acht für euch, meine Brüder, und für dich, Gyl-lusya, die Tochter eines unwürdigen Vaters zurück gelegt. Mit dem übrigen Drittel will ich mir die Gnade erkaufen, daß meine Seele nicht in die Luft verſchwindet, ſondern bei ihrer Wanderung erhalten wird. Ach! möchte mich der große Lama deſſen würdigen, daß ich einſt in einem fremden Leibe, und ſey es in dem eines Hundes oder einer Katze, Ruhe finde! Alle meine Lämmerheerden opfr' ich dem Kloſter in Taſſiſſudon, ſollt' es mir da nicht vergönnt werden, in die Wolle eines bis jetzt noch ungebornen Schafes zu wandern! Die Früchte meines Obſtgartens beſtimm' ich für den Zempi von Bukadewar, für einen heiligen Mann, deſſen Bitten die Götter noch nie etwas verſagt haben. Meine Kleider vererb' ich für zehn Pilgrime, die für mein Seelenheil ſich im Ganges baden ſollen, und für zehn andre, die neun Jahre und einen Tag auf einem

Bein ſtehen, und kein Wort von ihren Lippen verlieren ſollen. Endlich ſetz' ich eine Anzahl Lämmerfelle, perſiſcher Shawls und chineſiſcher Seidenzeuge zu dem Zwecke aus, daß ein neues Handbuch für Ciſeleurs in den Böhmmanufacturen geſchrieben wird, um ſie über die Diſtanzen einer dogmatiſchen Naſe und eines kanoniſchen Mundes, kurz über ihr Seelenheil aufzuklären. Für dieß Alles verlang' ich nichts, als daß die Götter, wenn ſie auf dem Simnu über meine Seele Rath halten, ſie nicht zur Verflüchtigung in den endloſen Aether verdammen; (ach, ich fühle die Pein einer ſolchen Strafe!) ſondern ihr einen ſeligen Uebergang in ein neues Leben verleihen möchten, und ſey es in den Körper einer Maus oder in das Gehäuſe einer Schnecke.“ Auch den Brüdern lief es kalt über den Rücken, als Hali-Jong von der Verflüchtigung in den öden, leeren Raum ſprach, und ſelbſt Gyllusya legte flehend ihre Hände zuſammen, und murmelte ſtill ein Gebet, daß ſie einſt ein Vogel in der Luft ſeyn möchte, um vor Mäha Guru's Fenſter zu ſingen, oder eine Schwalbe, um ihm die Fliegen aus der Stube wegzufangen. Dann aber richtete ſie ihr ſchönes Haupt auf, und ſprach in Worten, die ſüß an das Ohr ihres Vaters klangen: „Vor allen Dingen, du Guter, bittet dich die, welche unzweifelhaft die Tochter deiner Mutter und nicht ohne Wahrſcheinlichkeit auch die deinige iſt, auf den Tritt deines Roſſes zu ſehen, und die Zügel, wenn die eine Hand müde iſt, und du die andere nimmſt, nicht immer zu lang zu faſſen. Dann aber fordert ſie dich auf, die

Wolken, die ſich in den Furchen deiner Stirne gelagert haben, durch einen heitern, vertrauenden Blick in die Zukunft zu verſcheuchen. Hätt' ich dich zum Tode begleitet, ſo würdeſt du auf meinen Thränen nach Laſſa geſchwommen ſeyn. Aber ich folgte dir, um deinen Triumphzug zu genießen, der großen Rechtfertigung, welche dir geſchehen wird, beizuwohnen. Nein, mein Vater, du ſtehſt unter dem Schutze deiner Unſchuld und einer Gerechtigkeit, welche ſie anerkennen wird. Nicht auf deine Vertheidiger, ſondern auf deine Richter vertraue! Die Weisheit des Regenten iſt allen Ländern auf den Flügeln des Rufes bekannt, deine Sache hat, noch ehe du vor deinen Anklägern ſtehſt, eine ſeltene Berühmtheit erlangt, und alle Welt ſieht hin auf die Entſcheidung, die eine weiſe Mäßigung ihr geben wird. Du haſt die heiligen Schriften nicht geleſen, aber eine Ahnung ihrer Grundſätze hat mich durchdrungen. Glaubſt du, daß ich es nur in meiner Demuth weiß, was ſie über den Gebrauch der Geſetze lehren? Kleingläubiger Thor, der Stellvertreter des Lama führt die Wage der Gerechtigkeit; und wenn du in die eine Schale alle Beſchuldigungen, die dich getroffen haben, und alle Vergehen, die ihnen einen Schein von Wahrheit geben, legſt, ſo wird ſie dennoch leichter ſeyn, als in der andern die Billigkeit und die Mäßigung, welche unſre alten Lehrer den Geſetzgebern zur Pflicht gemacht haben. Auf die Tugenden des Regenten baue deine Hoffnungen!"

Hali-Jong war gewohnt, die Worte ſeiner Epi-

luspa wie die Weiſſagungen einer Seherin zu verehren. Die Erwähnung des Regenten öffnete ihm einen ganz neuen Kreis für ſeine Combinationen, und um darin völlig ſicher zu ſeyn, ſuchte er noch den letzten Zweifel zu zerſtören: „Meine Tochter,“ entgegnete er, „was iſt die Mücke auf dem Ohre des Elephanten? Kann der, welcher das Auge des Weltalls vertritt, von einem Sonnenſtäubchen geblendet werden? Die Gylongs von Laſſa haben mich vor ihren Richterſtuhl gezogen, ſie werden meine Berufung auf den Regenten verwerfen.“

„Aber der Regent iſt von deinem Handel unterrichtet, und es iſt ſeinem Amte und ſeiner Tugend gemäß, darüber zu wachen, daß er nicht zu deinem Nachtheile geſchloſſen wird.“

Gylluspa's Beredſamkeit konnte Hali-Jong unmöglich widerſtehen; denn die Brüder ſchlugen die Hände über ihren Häuptern zuſammen, ſich hoch verwundernd über die Worte, die aus des Mädchens Munde kamen. Der alte Neuerer und Ketzer wider Willen ſetzte ſich in aufrechte Poſitur, und ſtachelte ſein Pferd mit ſichtlichem Wohlgefallen über dieſe neue Anſicht ſeines bedenklichen Verhältniſſes.

Die Weiterreiſe ging ohne Hinderniſſe von Statten. Laſſa liegt in der Ebene. Die Reiſenden würden dieſen heiligen Sitz des verkörperten Gottes ſchon in der Ferne geſehen haben, wenn die einbrechende Dunkelheit ſie nicht daran verhindert hätte.

Unter Hali-Jongs Dienern befand ſich einer, der die

Gegend und Lassa selbst kannte und vor Jahren schon einmal die Seligkeit empfunden hatte, dreitausend Schritte vom Palaste des Dalai Lama die Erde mit seiner Stirn zu berühren. Dieser hatte seinem Herrn viel von dem Anblick, den die heilige Residenz in der Ferne gewähre, erzählt, daß Hali-Jong darin eine wehmüthige Vorbedeutung sah, es nicht so anzutreffen. Statt der goldnen im Sonnenscheine glänzenden Spitzen und Thürmchen, die in der Erzählung des Dieners die erste Spannung erregten, erschien unsern Reisenden nur eine finstere Nacht, in der sich nichts natürlicher zu verbergen schien, als das Verderben, der Tod. Hali-Jong war in solchen Auslegungen und Deutungen ein unübertrefflicher Meister.

„Täuschen mich meine Augen nicht" sagte einer von seinen Brüdern, „so flimmert weit über diese rabenschwarze Finsterniß ein dämmernder, beweglicher Lichtstreifen."

„Wo? wo?" rief Hali-Jong, dem eine solche Erscheinung nur fehlte, um in seiner Symbolik günstigere Resultate zu finden; „ich sehe nichts. Das ist Alles schwarz ohne Unterschied: Schatten ohne Licht."

„Hili-Jong hat wahr gesprochen," bemerkte Holi-Jong; Heli-Jong sagte auch, daß Holi-Jong dem Hili-Jong ein richtiges Zeugniß gegeben hatte.

„So will ich doch erblinden," rief Hali-Jong, der ein schwaches Auge hatte, und richtete sich dabei von seinem Sattel so in die Höhe, daß er bald übergestürzt wäre. „Ihr müßt durch weiße Gläser sehen, oder

Fries an euren Augen haben. Sagt mir nur nicht, daß das kein Schwarz iſt, was verderbenſchwanger vor uns liegt. Syllusya, mein Kind, Falkenauge, was ſiehſt du?"

Syllusya, die ſich in ſüße Träume und in die nahen Ueberraſchungen von Laſſa gewiegt hatte, beſtätigte jetzt die Ausſage ihrer übrigen Väter, von deren Richtigkeit ſich auch zuletzt Hali-Jong überzeugen mußte.

Ein Lichtmeer wogte in der Ferne über dem dunklen Raum. Der Widerſchein einer Flamme konnte dieſe Beleuchtung nicht ſeyn, weil ſie ungeachtet eines heftigen Zugwindes ſich nicht flackernd bewegte, ſondern in derſelben ruhigen, weder zu- noch abnehmenden Lage und Stärke verblieb.

„Wir haben vor Kurzem erſt das Frühlingsäquinoctium gefeiert," ſagte Hali-Jong, ſich nachdenklich über die Stirne fahrend; „der Sommer kann nicht aus dem Kalender geſtrichen ſeyn; aber es ſcheint faſt, als feiere man in dem heiligen Laſſa das Todtenfeſt früher als in Taſſiſudon. Wäre das nicht auch eine Neuerung?"

„Es müſſen andere Urſachen zu dieſer Beleuchtung ſeyn," ſagten die Brüder, und Syllusya fügte hinzu: „Wir ſtoßen in Laſſa auf ein großes Unglück; die Stadt iſt in Trauer. Höret, welche Klagetöne durch die Luft dringen!"

Den Reiſenden war der Weg verſperrt. Heulende Banden zogen über die Straße, ſchlugen mit entſetzlichen Gebärden auf ihre Rücken, zerrauften das Haar,

und ſtieſſen Töne aus, die mit dem ſchmetternden, zerreißenden Schalle ungeheurer Metallbecken in grauſenerregender Disharmonie ſtanden. Der Reiſezug mußte ſich dicht zuſammen drängen, um von den ſchwärmenden Haufen nicht auseinander getrieben zu werden. Hali-Jong, der es ſeiner Frömmigkeit für angemeſſen hielt, in den Ausdruck eines ſo gränzenloſen Schmerzes auch mit ſeiner Stimme einzufallen, war in der peinlichſten Verlegenheit, weil er nicht wußte, über wen er dieß tiefe Wehe anſtimmen ſollte. Er fragte links und rechts; aber entweder hatten die Angeredeten vor dem entſetzlichen Lärm das Gehör verloren, oder ſie verſtanden den butaniſchen Dialekt nicht, oder ſie hüteten ſich, einen Augenblick in ihrem Geſchrei inne zu halten.

Hali-Jong ſah, daß es einer ungeheuern Klage galt, er beſann ſich nicht länger, ſammelte alle Kraft, die in ſeinem ausgetrockneten Körper zu finden war, füllte die Luftröhre mit allem Winde, der ſich nur in ihm auftreiben ließ, und ſtieß dieſe Maſſe mit einer ſo fürchterlichen Vehemenz von ſich, daß ſein Roß zuſammen ſchreckte und mit ihm einige verdächtige Sprünge machte. Es war ein Inſtinct, der ihn trieb, in dieſe unbekannte Trauer mit einzufallen, und nur die beſorglichen Bewegungen ſeines Pferdes hielten ihn ab, noch einmal auf dieſe Weiſe ſeinem tiefgefühlten Schmerze Luft zu machen.

Endlich hatte ſich der Haufe verzogen, und die Reiſenden gingen ungehindert durch das Thor der beſuch-

teten Stadt. Ueberall brennende Kerzen, Pechfackeln, Lampen; eine Illumination, wie sie an dem Geburtstage deutscher Fürsten nicht glänzender seyn kann. Aber in Tibet ist die Illumination noch nie ein Ausdruck der Freude gewesen, sondern noch immer der Dolmetscher eines Schmerzes, der sich in Worten nicht hinlänglich wiedergeben ließ. Das herbstliche Todtenfest wird auf diese Weise gefeiert, daß ein Jeder zum Andenken seiner Geschiedenen Kerzen anzündet und sein Klagelied dazu anstimmt. Was war in Lassa geschehen, das seine Bewohner in solche Trauer versetzte?

Hali-Jong hatte schon längst in dieser Verwirrung die Besinnung verloren. Seine Brüder mußten wieder an seiner Statt handeln. Der in Lassa bekannte Diener führte die Reisenden an einen zur Herberge schon vorher bestimmten Ort; aber erst in dem Augenblick, als die Thiere in den Stall gezogen wurden und Hali-Jong am Arme seiner Brüder, von seinem Gastfreunde längst bewillkommnet, auf die Schwelle der neuen Wohnung getreten war, wußte er, was mit ihm geschah. Mit den Händen um sich schlagend, sprang er auf die Straße zurück, und rief wie wahnsinnig: „Ihr Elenden! wollt ihr mich zu neuen Gesetzesübertretungen verführen? Ist euer Haus nicht unrein, wenn ich es mit dem Athem meiner verbrecherischen Seele verpeste? — Mein Nachtlager ist in dem Kloster der schwarzen Gylongs, und zugleich mein Sterbelager, wozu sich Lassa schon mit einer Illumination vorbereitet.“

Bis auf den Schluß war Vernunft in dieser Rede,

denn

denn Hali-Jong hatte von seinen Anklägern den Bescheid erhalten, sich bei seiner Ankunft in Lassa augenblicklich in das Kloster der schwarzen Gylongs zu verfügen, und bei Todesstrafe keine andere Herberge zu wählen. Die Brüder erinnerten sich dieses Bescheids, und Gylluspa, die über Nacht in keinem Mönchskloster bleiben durfte, weinte, daß sie den Vater verlassen mußte. Sie schlossen alle einen Kreis um ihn, begleiteten ihn an die Pforte des genannten Conventes, durch die er nach tausend Umarmungen, tausend Wünschen und Versprechungen endlich verschwand. Die Uebrigen kehrten in die Wohnung des Gastfreundes zurück. Es war Hali-Jongs Commissionär, der auf seine Rechnung in Lassa den Götzenhandel trieb, und ihnen jetzt seine Ställe, seine Speisekammer und seine oberen Stockwerke, die für Fremde leer standen, mit innigstem Vergnügen öffnete.

Hali-Jong war in eine Vorhalle getreten, die er zwar prächtig erleuchtet, aber Niemanden darin fand. Da war kein Vorübergehender, kein Pförtner, an den er sich hätte wenden können, sondern nur der Widerhall einer religiösen Ceremonie, die, wie immer bei den Tibetanern, in einem übermäßigen, von den lärmendsten Instrumenten begleiteten Geschrei bestand. Er warf sich zur Erde nieder, um in dieser Stellung vielleicht einem Herantretenden aufzufallen, und um die Dinge befragt zu werden, die er sich scheute, selbst zu offenbaren. Wie sollt' er sich auch ankündigen? Als einen Verbrecher, dessen That im ganzen Lande berüch-

tigt wäre? Oder sollt' er von seiner Jugend, seinem Vater anfangen, um zuletzt bis auf sein jetziges Geschäft zu kommen? Aber Niemand redete ihn an. Er stand wieder auf und maß ängstlich seine Schritte, die er nun über den Hof zu setzen wagte. Dieser war rings mit Lampen erhellt, und in seiner Mitte brannten mehrere hochlodernde Pechschalen. Hali-Jong lauschte an der Thüre, die zu dem innern Heiligthume des Tempels führte. Der alte Mann war so erschrocken von dieser Art des Empfangs, den er sich vorher nur über ihn herfallend, harpyenartig gedacht hatte, daß er in diesem Augenblicke sich mit Mühe darauf besann, ob der Lamaismus einem Laien den Eintritt in das Allerheiligste eines Klosters gestatte. Er schlug sich vor den Kopf, als ihm einfiel, zu wie viel hundert Malen er vor Mahamuni's Bilde im innersten Tempel von Tassissudon gekniet habe, und daß selbst den Frauen bei Tage erlaubt ist, in einem Mönchskloster zu verkehren. Er öffnete also unbedenklich die Pforte, bog den Vorhang, der das dunkle Vestibul von der Rotunde trennte, zurück, und schwamm jetzt in einem Meere von Licht und aufgeschreckten Tonwellen. Welches andächtige Geschrei! welches wehmuthsvolle Paukengelärm! Eine unabsehbare Menge von schwarzgekleideten Gylongs lag vor einem ungeheuren Götzenbilde, das blau und roth angestrichen, mit untergeschlagenen Beinen, und die Fingerspitzen an die beiden Nasenlöcher gehalten, auf die Schreienden herabsah. Rings um es herum brannten unzählige Opferschalen, und zwei erhöhete

Estraden standen für die Musiker an seiner Seite. Aus sechsfüßigen Trompeten klangen Töne, die das Weltgericht hätten ankündigen können; die Kesselpauken und die Metallbecken, Gongs genannt, wurden dazu mit einer Präcision geschlagen, die auf ein tiefes Studium dieser Instrumente schließen ließ.

Hali-Jong wagte es nicht, zu den Mönchen hinabzusteigen, sondern er hielt sich auf der hölzernen Balustrade, die sich rings an der Wand des Gebäudes entlang zog, und einem christlichen Chor ähnlich sah. Er trat nur mit den Fußzehen auf, und hätte doch den marmornen Schritt des Comthurs aus Don Juan haben können, ohne in diesem Gewoge gehört worden zu seyn. Jetzt stand er dicht bei dem Kolosse, der die Gefühle der zahllosen Menge elektrisirte. Ein Blick, ein Kennerblick, und Hali-Jong sank zu Boden, überwältigt von dem Gefühle, ein Kunstwerk von seiner Hand hier, in dieser Umgebung, unter diesen Umständen wiederzufinden. Ja, dieses Götterbild hatte er entworfen, er hatte die Proportionen gemessen und den Thon zu dieser Gestalt geknetet. Es war ein Tag der Erwartung, ein festlicher Tag gewesen, als die siebenfach im Feuer geläuterte Mischung aus dem glühenden Ofen in die harrende, gebrannte Form hineinzischte, und aus zwei Theilen geschaffen, das hehre Götterbild dastand, nichts mehr erwartend, als blau und roth angestrichen, verkauft und angebetet zu werden. Alle Bewohner von Paro waren damals in die Manufactur gekommen und vor dem noch ganz frischen, dampfenden Göhen nieder-

gefallen, eine Huldigung, die für den Meister zwar sehr schmeichelhaft war, ihm aber damals nicht behagen wollte, weil die Leute nichts dafür bezahlten, und er gewärtigte, daß die Anbetung den Gott abnütze und er dadurch als ein schon gebrauchter im Preise sinken könnte. Dieß Alles stand jetzt wieder vor seiner Seele, und er murmelte die stillen Worte vor sich hin: „Porunghor, du treuer Freund deines Freundes, was muß ich dir danken für deine Sorgfalt, die mein schönstes Werk an diesen heiligen Ort verhandelte. Ach, hinfort wirst du meine Waaren nicht mehr zu so billigen Preisen — was sag' ich? du wirst sie gar nicht mehr verkaufen können, denn ich werde den Austritt von diesen geheimnißvollen Hallen nicht erleben. Wie würdest du für mich gesorgt haben, wenn ich das freundschaftliche Anerbieten deiner Herberge hätte annehmen dürfen! Da lieg' ich nun hier, wie ein zertretener Wurm, getrennt von meinen Lieben, die meines Rathes, meines Anblickes bedürftig sind. Wirst du auch für sie redlich sorgen? Wirst du ihnen nichts abgehen lassen? Wirst du ihnen nicht altes Mehl zu ihrem Thee geben? Werden sie Hammelfleisch so viel haben, als ihres Herzens Begehr ist? Meine Gyllospa, daß ich deinen Trost entbehren muß! Wo streckst du jetzt deine weißen Glieder? Ist dein Zimmer von Ungeziefer rein? Hast du ein Kohlenbecken, um dich zu wärmen? Geliebtes Kind, weht auch kein Zugwind durch deine Ruhestätte, und sitzen keine Motten in den wollenen Vorhängen?"

Eine plötzlich erneuerte furchtbare Explosion der frommen Andacht störte unsern alten Freund aus seinen grübelnden ungewissen Fragen; er richtete sich auf, drückte sich an die Wand, und sah, wie die Gyelongs aufstürmten und sich eine Treppe zur Balustrade heraufdrängten. Dann wandten sie sich hinter dem Bilde weg und stürzten mit einem aufrührerischen Geschrei auf eine andere Stiege, die sie betraten, als gält' es, sie im Sturm zu erobern. Doch blieb eine grose Zahl im Tempel zurück, die übrigen schienen eine neue Ceremonie beginnen zu wollen. Hali-Jong war, wie die Natur des Alters es ist, neugierig, und ging mit Vorsicht den sich Entfernenden nach. Die letzte Scene hatte ihm Muth eingeflößt; ein gewisser Stolz über die Ehrfurcht, die man seinem Werke erwies, war sehr verzeihlich, und wir wünschen ihm denselben in einem solchen Grade, daß er anfinge, über sein Schicksal beruhigter zu werden. „Wie?" dachte er bei sich selbst, „kann ich mich nicht jetzt ohne Umschweife zu erkennen geben? Ich bin der Schöpfer eures Allmächtigen, der noch vor Kurzem den Enthusiasmus dieser Männer in eine solche Wuth versetzte. Was hab' ich zu fürchten?"

Unter solchen Betrachtungen, die sein Herzklopfen zur Ruhe brachten, bestieg Hali-Jong die zweite Treppe, die ihn wieder in ein Vorzimmer brachte, das durch einen Vorhang von einem großen Saal getrennt war. Hier bot sich ihm ein neuer Anblick dar. Die Beleuchtung dieses Saales ging von einer sonderbaren Vorrich-

tung aus, die in der Mitte desſelben angebracht war. Ein Herd von Backſteinen trug einen ungeheuren Keſſel, der aus einer Höhlung in der Unterlage geheizt werden konnte. Der Rauch des Feuers ging an der Decke des Gemaches, und fand durch eine Oeffnung derſelben, die den freien Himmel ſehen ließ, ſeinen Ausweg. Der dämmernde Lichtſchein, der ſich von dieſem einzigen Punkte aus über die Halle verbreitete, gab den verſammelten Mönchen in ihren langen ſchwarzen Kutten, mit den todtenbleichen, von Kaſteiungen zerſtörten Geſichtern, ein geſpenſtiges, grauſenhaftes Anſehen; dazu kamen die ſeltſamen Gebärden, die ſie machten. Sie ſchloſſen einen großen Kreis, gaben ſich zu zweien die Hände, und liefen, tauſend Verwünſchungen und heilige Flüche ausſtoßend, um den lodernden Herd herum. Endlich blieben ſie ſtehen, hoben ihre Hände empor, und flehten alle Martern und Quale auf einen Gegenſtand herab, den ſie mit euphemiſtiſchen Ausdrücken umſchrieben und verdeckten.

Hali-Jong, in dem Dunkel, das ſein Verſteck war, begriff von dem Allem nichts. Das Räthſelhafte dieſes Schauſpiels feſſelte ihn, und er ließ keine der Bewegungen unbeachtet, deren Verſtändniß ihn über den Sinn dieſer tumultuariſchen Proceſſion hätte aufklären können. Ein Gylong brachte jetzt einen großen Korb herangeſchleppt, der mit unaufhörlichen Anklagen und Verwürfen in die Mitte des Kreiſes an den Herd geſtellt wurde. Was enthielt er? Hali-Jong ſtrengte ſich an, darüber Gewißheit zu erhalten. Er wagte ſich einige

Schritte aus der schädenden Finsterniß hervor, und wie schwach sein altes, an der Feuereſſe ausgetrocknetes Auge war, so gab es doch gewisse Dinge, die er in der entlegensten Ferne erkannte, die ihm schon durch ein Fernfühlen verständlich wurden. Es war kein Zweifel, daß dieser Korb mit Götzenbildern angefüllt war. Eine feierliche Stille trat ein. Ein Gylong, an dessen Mütze sich die Zeichen eines höhern Ranges erkennen liesen, trat mit Würde hervor, hob einen Gott aus dem Korbe, hielt ihn in die Höhe, wurde von den verdammenden Kehlen acclamirt, und warf ihn in den siedenden Kessel.

Du unglücklicher Hali-Jeng, wie grausam verfolgen dich die Wechselschläge des Schicksals! Noch von dem stolzen Bewußtseyn getragen, der Beglücker einer seligen Menge gewesen zu seyn, siehst du in demselben Augenblicke ein Strafgericht über die Werke ergehen, die von derselben kunstfertigen Hand geschaffen sind! Recke nur den Hals; ja, sie sind es, deine unheilvollen Fabricate, nach dem Willen der Priesterschaft auf dem ganzen Erdboden confiscirt, und hier demselben Feuer übergeben, das ihnen einst das Leben einhauchte!

Und Hali-Jeng erkannte sie alle, die Octav- und Duodez-Götter, und die Götter im Taschenformat; er sah auf hundert Schritte den Stempel seiner Fabrik, der ihnen allen in einer hintern Gegend des Körpers eingedrückt war, und, ein Vater, der die eignen Kinder

vor seinen Augen schlachten sieht, stieß er einen herzzerreißenden Schrei des Entsetzens aus. Die Mitglieder dieses heiligen Autodafe's würden ihn nicht gehört haben, hätten sie gerade einen in den Schmelztiegel fliegenden Gott mit ihren Flüchen begleitet. So aber entlud sich Hali-Jongs beklommene Brust in demselben Augenblicke, als der Ketzerrichter einen neuen Unangemessenen in die Höhe hielt und auf die Neuerung der Nasen- und Mund-Bildung zeigte. Die Versammelten stoben auseinander, Hali-Jong wurde entdeckt, ergriffen und an den Herd geführt, um des Frevlers, der eine kirchliche Handlung zu stören wagte, ansichtig zu werden. Man zerrte ihn, man frug ihn, was er wolle? wer er sey? warum er sich hier einschleiche? warum er geschrien hätte? und Hali-Jong, schon besorgend, daß der Meister seinen Werken in den Feuerpfuhl nachfolgen würde, fürchtete sich, auf alle diese Fragen zu antworten. Erst als der Oberpriester die unberufenen Schreier zurückgewiesen hatte, fielen aus Hali-Jongs Munde allmählich die Geständnisse in einzelnen, zerbröckelten Bruchstücken heraus. Er sagte mit erstickter Stimme, daß er der unwürdige Vorsteher der Götzenmanufactur von Paro wäre.

Dieß war genug, um die leidenschaftliche fanatische Menge in die äußerste Wuth zu versetzen. Die Priester fielen wie die Henkersknechte über den unglücklichen Mann her, rauften an seinem grauen Haare, zerrissen seine Kleider, und schleppten ihn nach dem Befehle des Ketzerrichters im Triumphe davon. Das

ganze Kloſter war in Aufruhr, und begleitete den Gefangenen in ein finſteres Gefängniß unter dem tauſendfach wiederholten Ausrufe: „Er iſt gerichtet, der Ketzer, der die Autorität des Lama und der Concile verworfen hat! Er iſt gerichtet, der Verfertiger falſcher Propheten!“

# Drittes Capitel.

Ki-Tsi-Dsching sagte: Es ist genug, daß der Mei
Reinheit des Herzens besitze: was sollen die Com
plimente? Dsi-King antwortete: Wie beklag' i
deine Aeußerung! Vier Pferde könnten sie nic
von meiner Zunge bringen. Entblößte das Fe
eines Tigers oder Pardels von seinen Haaren, un
es hat nicht mehr Werth, als das eines Hund
oder Schafes! Nein: ohne Complimente fei
Reinheit des Herzens.

Unsichtbar treffen der Leser und der Autor wieder z
sammen in einer Halle, deren Anlage und Ausschm
ckung so bezeichnend für den Charakter ihrer Bewohn
ist, daß wir uns einer genaueren Beschreibung derselb
nicht überheben dürfen.

Dieser Raum ist weit, aber nicht zu hoch. D
Fußboden bedecken kunstvoll gewirkte blumenreiche Te
piche, deren Muster sich an den Tapeten, welche
Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arab
ken bilden die Zeichnung derselben Drachen von groß
riesenhaften Blumen umschlungen. Kleine, niedli
Federzeichnungen, die der Akademie von Peking E
machten, hingen in reicher Anzahl an den Tapeten.
der Mitte des Zimmers erhebt sich zwei Stufen h
eine Estrade, die von vier, einen Thronhimmel trag
den Säulen begränzt wird. Die Vorhänge, welche
vergoldeten Pfeiler verbinden, sind aus Seidenstof

und mit reichen ſchweren Franzen beſetzt. Die Eſtrade ſelbſt bildete ein Sopha, auf dem ſich nach orientaliſcher Weiſe bequem zwei Perſonen mit untergeſchlagenen Beinen niederſetzen konnten. Vor dieſem Gefäß ſtanden auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hingen rings an der Decke eine bei uns nicht unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter aus Seidenſtoffen, die die Flamme umſchloſſen halten, und durch die gefärbte Gaze ein ſanftes Licht fallen laſſen. Es war heller Tag, und dennoch brannten im bunten Farbenſpiel dieſe Leuchter, die zwar bei der ſonderbaren Gattung von Fenſtern, welche wir, aus dünnen, durchſichtigen Muſcheln beſtehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund ſind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, welcher am lichten Tage mit der Laterne auf den Markt ging.

Diener ſind beſchäftigt, dieß Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuſchüren, den Staub von den Gemälden zu wiſchen und kleine runde Tiſche aufzuſtellen, welche in einem Geſellſchaftsſaale nicht fehlen dürfen. Es iſt noch früher Morgen, die Diener räuſpern und recken ſich, und wie zänkiſch ſie ſich auch untereinander begegnen, ſo unterließen ſie doch nicht, bei der erſten Begegnung ſich zu fragen: „Haſt du ſchon Reiß genoſſen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geſchmeckt.“ In Hinterafien dieſe ſpaßhafte Begrüßungsformel zu vergeſſen, würde bäuriſche Sitte verrathen und dieſelben

Vorwürfe zuziehen, als wenn wir unſern guten Morg
und guten Abend nicht über die Zähne bringen könnte

Ein Oberhofmeiſter brachte in alle dieſe Beſchäf
gungen eine gewiſſe Ordnung. Die Erwartungen v
hohen Beſuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar
kriegeriſchen Aufzuge überbrachte ein demüthiges Co
pliment und den Namen ſeines Herrn in einem Bil
von rothem, in Form eines Schirmes gefaltetem P
pier, wo auf dem letzten Blatte ein kleines dreieckig
Stück Goldpapier befeſtigt war. Der Oberhofmeiſ
verbeugte ſich mit Anſtand, nahm das Billet und ei
damit in ein neben anſtoßendes Zimmer, um es v
dem Herrn des Hauſes öffnen zu laſſen. Er keh
bald wieder zurück, verbeugte ſich tief und ſagte: „M
„Herr entbietet dem deinen ſeinen Gruß! Die Schw
„unſres Hauſes wird frohlocken, wenn ſie von den
„hen am Fuße deines Herrn nur die leiſeſte Berühru
„empfängt.“ Der Tatar verneigte ſich mit Anſte
und eilte, ſeinem Herrn die Annahme des gemelde
Beſuchs zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der
ſuch war unmittelbar vor ſeinem Eintreffen angek
digt, und konnte in ſeinem Palankin jeden Augenb
vor der Thür eintreffen. Der Herr des Hauſes fo
ſogleich ſeinem Oberhofmeiſter, dem er ſein Bewillkom
nungsamt abnahm; denn die kleinſte Verletzung
höflichen, für vornehme Leute paſſenden Ceremonie
würde ihm eine ſchlafloſe Nacht gebracht haben. Di
Mann trug eine kleine Calotte von geſticktem, ſeide

Zeuge, die vorne mit einer weißen Perle verziert war, und ein kahles, mit einem mühsam gesammelten Zöpfchen versehenes Haupt bedeckte. Zwischen dieser Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus schwerem Seidenstoffe zur Erde rauschte, saß ein Antlitz so beherrscht und abgeschliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß sich hinter dieser todten Maske eben so gut die größte Weisheit wie die verschlagenste Ränkesucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingestickt, in dessen Felde sich das sonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chinesischen Kleiderordnung werden daran sogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der sechsten Classe Bekanntschaft zu machen. Dieselben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieser angesehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten zusammensetzten, und vorn ein silberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus seinem Stand, daß schwarzseidene Stiefel seine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn sie waren weit genug dazu) eine Anzahl Acten und ein vollständiges Schreibzeug versteckt hatte.

Schon seit einigen Minuten harrt in diesem Gala-Aufzuge der Herr des Hauses vor dem zweiten Portale seiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gast endlich, vor dem dritten erscheine. Da ist er. Unser Mandarin sechster Classe stürzt hinzu, hilft ihm aus seinem Palankin, ergreift seine linke Hand

mit der Linken, und schüttelt sie mit einer Grazie,
man gesehen haben muß, um sie beschreiben zu könn
Aber was ist diese erste Begrüßung gegen die Artig
ten, mit denen sich jetzt die beiden Leute überschütt
— Jedes Zimmer hat drei Eingänge, wer soll
Ehre, durch den mittleren zu gehen, erhalten?
streitig der Gast; aber dieser ist viel zu höflich und
scheiden, eine solche Auszeichnung anzunehmen,
sucht vielmehr seinen Wirth hindurchzuschieben,
die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden S
tenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte
Wirth zulassen? — Unmöglich, dieß wäre eine
letzung der Etiquette, die seiner Natur ganz zuwider
Im Gegentheil bedarf es nur einer geschickten Sei
wendung, um durch eine Seitenthüre zu schlüpfen,
in demselben Augenblick schon die Hand des Gaste
fassen, um ihn durch die mittlere Thür hineinzufüh
eine Ehre, die nun der Besucher unter unaufhörli
Verbeugungen und einer gewissen gemachten Sc
annimmt.

Diese Scene wiederholt sich mit immer erneu
Wetteifer zu drei Malen, bis sich die Herren endli
das Besuchszimmer hineinbekomplimentirt haben.
Bedienten springen jetzt hinzu, um nichts zu thun,
einen einzigen Stuhl zu holen. Es ist chinesischer
daß der Wirth diesen saubern, lakirten Sitz, auf
die Sorgfalt des Oberhofmeisters auch wohl kein S
nenstäubchen geduldet hätte, erst mit einem Tuche
abwischt. Jetzt eilt auch er zu einem Sessel, aber

wird ſich auf den ſeinigen zuerſt niedergelaſſen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen, bedarf es eines jahrelangen Studiums des ſich Niederlaſſens; man mußte ſo alt ſeyn, als die beiden hier zuſammentreffenden Herren, um dieſes Compliment in ſeiner gehörigen Präciſion auszuführen. Das Ganze kömmt dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunſt verſteht, den Andern zu täuſchen, und dabei doch den Schein anzunehmen, überliſtet zu ſeyn. Die wechſelſeitigen Bewegungen werden mit Geyeraugen belauſcht, die Entfernungen des ſich ſetzenden Körpers von dem Stuhle gemeſſen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet; der Eine gibt ſich den Schein ſchon zu ſitzen und ſteht doch noch, und der Andere, wenn er der Hauswirth iſt, würde gegen allen feinen Anſtand verſtoßen, wenn er ſich durch dieſen Schein in der That überliſten ließe, und früher den Seſſel erreichte, als der Beſucher. In unſerm Falle iſt dieß Verſehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier ſtehen ſich alte, im Ceremoniell unverwundbare Perſonen gegenüber, denen auch dieß ſchwierige Manöuvre, dieſer glänzende Ausdruck gegenſeitiger Hochachtung nur gelingen konnte. Jetzt ſitzen ſie, ſie halten ſich gerade, die Hände nicht herumwerfend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, ſondern feſt und unbeweglich auf den Knieen liegend, und die Füße nicht übereinander geſchlagen, nicht auf dem Boden ſcharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl geſtreckt, ſondern beide in gleicher, abgemeſſener, unbeweglicher

Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernst, pagodenartig.

Das erste Wort gebührte dem Wirth, denn an ihm war es, sich über die Ehre dieses Besuches glücklich zu preisen. „In der Stunde der Mitternacht," sagte er, „stieg der große Gott San-Pao-Fo hernieder, und raunte mir in das entzückte Ohr: „Siehe, dir wird am heutigen Tage eine unermeßliche Freude widerfahren!" Und als ich Ihren Brief, der mit akademischer Zierlichkeit zusammengelegt war, empfing, da schlug mir das Herz vor Freude, denn die Weissagung des Traumes war in Erfüllung gegangen."

Das war eine Lüge; aber die Etiquette verlangte, daß der Besucher sie durch eine ähnliche erwiderte. Es war ein Mandarin der fünften Classe mit einem dunkelblauen Stern an der Mütze. Aus dem Schilde, das er auf dem Rücken trug, sah man, daß er eine Militärperson vorstellte; denn diese Decoration war bei ihm in Gestalt eines Tigers. „Sie erzählen nur die Hälfte des Wunders," antwortete er; „San-Pao-Fo ist auch mir im Traume erschienen, und rief mir zu: Reinige die Canäle deines Ohres, und stelle die Jonke deines Fassungsvermögens in Bereitschaft, denn du wirst sie mit den reichsten Ballen der Lebensphilosophie in dem durchbrochenen Korbgeflechte kunstvoller, sententiöser Rede anfüllen können, weil du die Schwelle meines Lieblings durch deinen Fuß entheiligen willst! Und siehe da, ich sitze auf dem Rohrstuhle der Erwartung."

Dem Wirth stand es frei, diese Aeußerung für ein

Com-

Compliment, oder für mehr als dieß zu halten. Wir müssen gestehen, daß ihn zuweilen die Eitelkeit anflog, und er den Civilmandarinen der sechsten Classe doch immer noch höher stellte, als den Militärmandarinen der fünften, der einen Knopf von Bergkrystall tragen durfte. Aber er war zu vorsichtig, solche Ansichten auszusprechen. Er sagte also: „Khung-Ju-Dsii, unser großer Meister lehrte: Halte nichts auf deine Weisheit, denn sie ist oft nur der Widerschein deiner Umgebungen! Und wer sind Sie, mein Freund? Ein Stern am himmlischen Reiche, dessen Glanz meine Finsterniß erleuchtet. Die Nachricht, welche der gestrige Abend in mein Haus brachte, verlangt vor Allem, daß ich von Ihnen über mein künftiges Betragen belehrt werde."

„Mit nichten, mein Freund," antwortete der Gast; „zwei Pfeile treffen sichrer, zwei Augen sehen weiter, und auf zwanzig Zehen steht man fester. Der Tod des Regenten gibt mir Gelegenheit, die Rathschläge Ihrer Weisheit zu hören; daß ich sie befolge, verlangt meine Freundschaft und mein geringes Maß von Klugheit, wenn ich anders auf meinen Wegen nicht strauchein will."

„China ist die Blume des Weltalls," sagte der Wirth mit demüthigen Blicken; „von ihrem Dufte erfrischen sich die Königreiche der Erde, sie erquickt sie alle, und auch diesem Reiche, das heut seinen neuen Beherrscher empfangen wird, fließt ihr Wohlgeruch zu."

„Ich fühle in meiner Hand nicht die Kraft," entgegnete der Gast, „Tibet unsern Schutz zu entziehen.

Ich handle nur im Auftrage deſſen, den uns der Himmel ſandte, und habe ſchon einen Courier nach Peking beordert, um für dieſen neuen Fall meine Inſtructionen zu holen.

Der Civilmandarin hatte längſt daſſelbe gethan, er bemerkte, daß der Gaſt damit ſagen wollte, wie es keinem von beiden zukäme, eigenmächtig zu verfahren, und fuhr fort: „Aber wir können nicht warten, bis uns die Depeſchen und die Hofzeitung zukommen; heut iſt der Regierungsantritt des neuen Lama, und wir müſſen Sorge tragen, bei den Feierlichkeiten in allem Glanz unſerer Macht zu erſcheinen.“

Das waren nun die großen Rathſchläge, die der Beſucher von dem Wirth verlangt hatte, Dinge, die ſich von ſelbſt verſtanden, und über welche ſie beide nur der Formalität wegen zu conferiren ſchienen.

Es trat eine Pauſe ein, in welcher Thee ſervirt wurde. Jedem der Herren ſtellten die Bedienten einen lakirten Teller mit kleinen Biscuits vor. Der Beſuchende warf die Frage hin: „Wer iſt der neue Lama: wie iſt er?“

Der Civilmandarin zuckte die Achſeln, er wollte nichts von ihm wiſſen: „Ich kenne ihn nicht,“ ſagte er ausweichend; „auch unſer Kaiſer ehrt die Gottheit in ihm, und wir müſſen uns freuen, daß das geiſtliche Regiment endlich wieder an die Stelle des weltlichen tritt.“

Der Militärmandarin ſagte: „Ohne Zweifel!“ fing aber doch wieder von der Herkunft, der Erziehung,

dem Charakter des neuen Herrschers zu fragen an, worüber sich der Wirth so unwissend stellte, als der Andere überzeugt schien, daß er unterrichtet war. Als jedoch der Gefragte eine lange Tirade über die Unerforschlichkeit der Götter, über die Dunkelheit ihrer Wege begann, und sie endlich mit dem Ausrufe schloß: „Kann eines Sterblichen Auge in die geheime Werkstatt der Götterzeugung schauen! Wird es nicht erblinden an den Strahlen, die ihm entgegen leuchten!“ Da verzweifelte der Gast, aus dem verschlossenen Manne etwas herauszubringen, schlürfte seine Tasse leer, steckte nach ächt chinesischer Sitte den nicht verzehrten Rest der Biscuite in sein Kleid und erhob sich von seinem Sessel. Unter Wiederholung des langwierigen Ceremoniells, begleitete der Wirth seinen Freund wieder zurück in seinen harrenden Palankin.

Wer waren diese Menschen? Wir werden ihnen noch oft begegnen, und müssen sie also kennen lernen.

Tibet liegt in der Mitte zwischen Indien und China, zwei Ländern, die auf es in religiöser und politischer Hinsicht mannichfache Einflüsse ausüben. Während in den südlichen Theilen des Landes die Religion den Annäherungen und Vermischungen mit hindostanischem Cultus ausgesetzt ist, steht der Norden in einer lästigen Botmäßigkeit, welche sich die Chinesen im Laufe der Zeiten über ihn angeeignet haben. Die Chinesen besitzen die schlaue Politik, welche wir nur im Alterthum, in den Eroberungen der Römer wieder finden, die religiösen Heiligthümer eines unterworfenen Landes unan-

getaſtet zu laſſen, wodurch ſie ihre Abſicht, alle Fäden der bürgerlichen Einrichtungen in ihren leitenden Händen zu haben, um deſto vollkommener erreichten. Der Dalai Lama, zu deſſen Verehrern ſich nicht ſelten die chineſiſchen Kaiſer zählen, muß an ſeinem Hof chineſiſche Geſandte aufnehmen, die nicht die auswärtige Macht ihres Herrn repräſentiren, ſondern befugt ſind, ſich in Tibets innere Verwaltung zu miſchen. Es gibt in einer ſolchen Abhängigkeit keine Gränzen. Das erſte Zugeſtändniß bahnt allen übrigen den Weg, und tauſend ſcheinbare Gefälligkeiten können dazu dienen, einen läſtigen Zwang, deſſen man ſich nicht erwehren kann, vorzubereiten. Die chineſiſchen Abgeordneten dürfen in einem fremden Lande nicht ohne Schutz gelaſſen werden, und es leuchtet ein, daß die Grundſätze des aſiatiſchen Völkerrechts nicht hinreichen, um ihnen denſelben zu gewähren. Welches iſt die Folge dieſer Nothwendigkeit? Eine fremde Kriegsmacht auf dem einheimiſchen Boden. Neben dem tibetaniſchen Militär iſt fortwährend in Laſſa ein chineſiſches Armeecorps ſtationirt. Unter den Gründen, die für eine ſolche Erſcheinung angeführt werden konnten, war der einfachſte, aber nicht der wahrſcheinlichſte der Schutz, welcher dem chineſiſchen Geſandten von Hauſe aus mitgegeben werden mußte.

Die zwei wichtigſten Perſonnagen der Geſandtſchaft haben wir bereits die Ehre gehabt kennen zu lernen. Es war der General der chineſiſchen, in Laſſa ſtehenden Truppen, Ming-Ta-Lao, Mandarin der fünften Claſſe, welcher bei dem chineſiſchen Correſpondenten

Leang-Kao-Tſu, der zufällig in ſeinem Mandarinenrange eine Stufe tiefer ſtand, aber als Civilbeamter und chineſiſcher Geſandter von dem General keine Befehle anzunehmen hatte, jenen nutzloſen, ceremoniellen Beſuch abſtattete. In jeder Stellung, wo ſich Gleichberechtigte in demſelben Geſchäftsgange begegnen, werden Eiferſucht und Verſteckheit die nächſte Folge, zuweilen unvermeidlicher Reibungen ſeyn; aber bis zu dem äußerſten Grade dieſer Leidenſchaft, die um ſo heftiger wird, je mehr ſie ſich unter der Maske der Höflichkeit und des Anſtandes verbirgt, kann es nur ein chineſiſches Gemüth bringen. Argwohn, Ehrgeiz und Betrug iſt die unheilige Dreizahl der chineſiſchen Untugenden, und von dem Kaufmann an, der ſeine Waaren anfeuchtet, um ſie ſchwerer zu machen, bis zu den Anfeindungen und Intriguen der Beamten wird die Mehrzahl dieſes Volkes von ihnen beherrſcht. Was konnte alſo natürlicher ſeyn, als daß aus dem Beſtreben, ſich gegenſeitig den Rang abzulaufen, die beiden Repräſentanten des chineſiſchen Reiches am Hofe von Laſſa in den treuloſeſten Verhältniſſen ſtanden? Der General hatte von ſeinem Stande einige Sitten angenommen, die die ſchlechte Richtung ſeines Charakters bei weitem milderten. Obſchon er unter der Maske der Freundſchaft ſeinem Collegen alle erdenklichen Nachtheile anwünſchte, ſo war er doch wenigſtens zu träge, ſie ihm ſelbſt zuzufügen. Er beſchränkte ſich darauf, über die mißrathenen Plane des Correſpondenten zu lachen, und würde ſich kein Gewiſſen daraus gemacht haben, ihm,

wenn er an einem unvermeidlichen Abhange der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre jeden Augenblick zu stürzen, ohne weiteres den letzten dazu nöthigen Stoß zu geben. Der Civilcorrespondent andrerseits war nicht in der Lage, daß die Umstände seine Tugenden hätten begünstigen können. Ihm fehlte der Anhang einer Umgebung, die, Abwechselung gewährend, auch der Sucht zu herrschen eine unschädliche Richtung gab, und welche der General immer in seinen Truppen fand. Dem Correspondenten blieb nichts übrig, als sich an dem tibetanischen Hofe eine imposante Stellung zu sichern, und sich mit dem Hofe von Peking in lebhafter Verbindung zu erhalten. Da es in seinem Amte lag, über den Zustand, die Ereignisse, die Menschen von Tibet fortwährend an den Sohn des Himmels zu berichten, so konnte es ihm auch nicht schwer fallen, zuweilen seiner Eifersucht ein Opfer zu bringen, und über die in Lassa stationirten Truppen Bemerkungen anzufügen, die ein Unbefangener mit einfachem Namen Verleumdungen genannt hätte. Der General sagte aber, er fürchte sie nicht, an ihm ließe sich nie der Orden der Pfauenfeder verdienen, und die beiden Collegen waren die besten Freunde; sie hielten zusammen ein Exemplar der Pekinger Hofzeitung, schickten sich Thee- und Reißproben, und gaben Visiten und Gegenvisiten.

Wir haben Leang-Kao-Tsu, kaiserlich-chinesischen Correspondenten am Hofe von Lassa, nur von einer Seite seiner Häuslichkeit kennen gelernt, ja, ihn selbst schildern, heißt, ihn nur halb schildern. Seine Seele

glich der Frucht, deren Schale zwei Kerne verſchloſſen hält. Das zweite Moment ſeines Lebens war Niemand, als Schü-King, ſeine geiſtreiche, ſchöne, leidenſchaftliche Schweſter.

Soll ich Schü-Kings Reize ſchildern, wenn ich ſie an der Toilette beobachte? Oder ſoll ich ſie dir vorführen in jener behaglichen Stellung, wenn ſie auf einem Sopha ſitzend nach ächt chineſiſcher Sitte die Tabakspfeife zuweilen in den Mund führt, die weißgeſchminkten Backen mit Rauch anfüllt, und ihn dann in bläulichen Wolken aus dem Munde herausziehen läßt? Oder endlich wenn ſie geheimen Rath mit ihrem Bruder pflegt, und ihm mit Planen, Intriguen und krummen Wegen an die Hand geht?

Schü-King war ſtolz auf ihren ſchlanken, mittlern Wuchs, auf ihre kleinen, länglichen und gekrümmten Augen, auf ihren friſchen glänzenden Teint, auf alle dieſe für eine Chineſin ſo weſentlichen Schönheiten. Aber was waren dieſe natürlichen Reize gegen die Kunſt, mit der ſie dieſe zu beherrſchen wußte? Mit fertiger Hand zog ſie die ſchwarzen Tuſche in zierlichen Bogenſtreifen über ihre Augenbrauen. Welches dämmernde Incarnat legte ſie auf ihre Wangen, welche Purpurröthe auf ihre Lippen, auf denen ſich nichts ſchöner ausnehmen konnte, als der blutrothe Farbenpunkt, der die Mitte der untern zierte? Den Kopfputz erwähne ich nur; denn die chineſiſche Haartour, die in einer Art von Chignon aufgekämmter und mit goldenen Haarnadeln befeſtigter Locken, die geſchmackvollen

Verzierungen durch künſtliche Blumen, haben längſt vor dem Richterſtuhle der Mode in Paris eine glänzende Rechtfertigung erlebt, haben den Lauf um die Welt gemacht, und tauſend europäiſchen Engelköpfen vollendete Triumphe verſchafft. Aberdieß ſind nur Plagiate, ängſtliche Copien, die weit hinter ihren Originalen zurückbleiben. Die Schönheit iſt erſt dann vollkommen, wenn ſie von der Harmonie des Enſemble unterſtützt wird. Schü-King war eine Chineſin, und ſie beſaß Alles, was ſie hiezu ſtempelte. Sie lehnte ſich nicht gegen die Sitte ihres Landes auf, ſondern kokettirte ſelbſt mit den Reizen, die wir abſcheulich finden. Man erräth, daß ich von ihren unbedeutenden, unanſehnlichen Füßen, von dieſen ſonderbarſten aller verjüngten Maßſtäbe, ſprechen will. Ihre Füße waren ſo klein, daß ihre Hände dagegen noch rieſenhaft erſchienen. Man rathe, wie lang und breit ihre Schuhe waren. Ich habe ihr nie dazu Maß genommen; aber eine Länge von einem Zoll und eine Breite von anderthalb iſt ſchon das Aeußerſte, was ſich vermuthen läßt. Und dennoch fehlt allen dieſen Vollkommenheiten ein Schmuck, den der Chineſe mit Bedauern an Schü-King vermiſſen wird. Wir würden ſogleich bereit ſeyn, dieſe Zierde eine garſtige Unart zu nennen. aber das ſind die Verſchiedenheiten des Geſchmacks. Wer ſo glücklich in China iſt, den Nagel am kleinen Finger der linken Hand zu der Länge von 4 bis 5 Zoll zu hegen und zu pflegen, kann auf eine tief gefühlte Huldigung, die man ſeiner Schönheit darbringt, rechnen. Wer die-

ſen Nagel gar zu einer Länge von 6, 8, 10 Zoll zu bringen im Stande iſt, der iſt auf dem Wege, unter die Götter verſetzt zu werden; der Geruch der Heiligkeit iſt ihm ſchon hienieden gewiß. Schü-King beſaß dieſen Schmuck nicht, und ſie beklagte oft einen Verluſt, der in ihren Augen nicht gering war. Sie bereitete ſich ſelbſt dieſes Leid; denn ihr Charakter, ihre Leidenſchaftlichkeit, das Feuer in ihren Bewegungen, waren für jene Nagelverlängerung, was die Raupe für ein junges Blatt. Wie konnte ſie, die nicht gewohnt war, verſchleiert im Hinterhauſe zu ſitzen, und ſich von Verſchnittenen und alten Weibern Mährchen erzählen zu laſſen, fortwährend mit einem Bambusfutteral am linken Finger verſehen ſeyn, die Geſticulationen ihrer Hand ängſtlich betrachten, und ihre Seele an dieſen Nagel hängen? Wenn ſie ihn auch einmal zwei Monate lang gepflegt und aufgefüttert hatte, ſo geſchah es bei einer etwas lebhaften Demonſtration, die ſie ihrem Bruder machte, daß er in eine falſche Lage kam, und im Nu abknickte; dann weinte ſie mit ihrem Bruder, aber der Nagel war verloren. Ach! ſie war ſo ſchön, ſo reizend; mußte ihr ein tückiſches Schickſal nur dieſe Zierde mißgönnen?

Schü-King trat ſo eben aus einem Säulengange in das Geſellſchaftszimmer, als ihr Bruder von dem Geleit, das er dem General gegeben, zurückkehrte. Welche zärtliche Bewillkommnung unter den Geſchwiſtern! Wie ſüßlich Leang-Kao-Tſu, der Correſpondent, die Fingerſpitzen küßte, um die Freude an ſeiner Schweſter zu er-

kennen zu geben! Sie erkundigte ſich nach King-T
Lao's Beſuch und ſagte, ihre böswilligen Abſicht
ſchlecht verbergend: „Mein Bruder, du hätteſt dei
Brille ſtatt am Ohr zu tragen, auf die Naſe ſetzen ſolle
Wie war er gekleidet? Trug er die geſetzmäßigen Fa
ben? Hat er dich durch eine falſche Façonnirung, dur
einen loſen Knopf in deiner Eigenſchaft und Würd
nicht geringſchätzig behandelt?

„Sey verſichert, meine Turteltaube," antworte
der zärtliche Bruder, „daß ich auch nicht eine Na
aus dem Auge verloren habe. Er iſt ſchlau dieſer Fuch
und trägt ſeinen Schwanz, wie er nach der großen Kle
derordnung von Tſchin-Song, aus der Dynaſtie Son
nur zugeſtutzt ſeyn kann."

„Auch nichts von gelber Farbe, lieber Bruder, n
einen Faden gelber Seide auf ſeinem Körper, und w
haben Genugthuung."

„Auf dieſe Hoffnungen wollen wir nicht bauen,
entgegnete der Correſpondent; „der kluge Mann befol
drei Regeln, ſagt ein weiſer Lehrer. Er läßt keine E
ſenſtäbe vor ſein Fenſter bauen: denn ſie locken de
Dieb. Er verſchmäht die Süßigkeit des Weines: den
den Wein haben die Advocaten erfunden, um die Pr
ceſſe zu vermehren. Er hütet ſich vor der gelben Farb
denn ſie iſt die Farbe des Kaiſers, und in die Vorrech
des Himmels eingreifen heißt: ſeinen Körper um eine
Kopf bringen. Der General verſteht zwar nichts vo
dieſen Lehren, aber der Inſtinct leitet ihn, ihren In
halt zu befolgen."

„Was denkt er über den neuen Lama? Kennt er ihn? Ich fürchte Bruder, du lässest dir eine Falle legen.“

„Du nennst mich deinen Bruder, Schü-King?“ antwortete der Correspondent mit lächelnder Miene, sich seinen kleinen Stutzbart streichelnd. „Was er denkt? Die Klötze denken nicht. Eine Falle? Die Füchse besitzen nur ihre Schlauheit bis zu dem Grade, daß sie die Fallen vermeiden. Nein, meine Schwester, in der Nacht ist kein Schlaf über meine Augen gekommen. Diese Veränderung der Regierung bietet meinen Planen die Hand. Ich umstricke sie alle, und werde mir ohne Mühe meine Auszeichnungen verdienen. Kannst du zweifeln, daß ich in einem Monate die Pfauenfeder, in zwei den Rubinknopf an der Mütze, und die Agatsteine am Gürtel, und im dritten den goldenen Pelikan auf dem Rücken habe?“

„Deine Aussichten auf die Zukunft solltest du,“ sagte die vorsichtige Schü-King, „eher noch weiter hinausschieben, als daß du den nächsten Augenblick unbeachtet lässest.“

„Was will deine Seele damit sagen?“

Schü-King trat auf den Bruder zu und erklärte sich: „Lassa ist in Bewegung, um sich zu dem Schauspiele vorzubereiten, das am heutigen Tage noch aufgeführt werden soll. In dem großen Pompzuge, der zu Ehren des neuen Lama gehalten wird, darf allerdings dem Abgeordneten des himmlischen Reiches nächst dem Heiligsten nur der ehrenvollste Platz angewiesen werden; aber wie wirst du mit dem General rangiren? Mein

Bruder, bedenke, wenn dein Palankin nur einen Zoll hinter seinem Pferde zu stehen käme?"

Nur auf einen Augenblick überflog den stolzen Cor- respondenten das Schreckliche, was für ihn in dieser Möglichkeit liegen würde, dann sann er darüber nach, ob eine Zurücksetzung seinem Ansehen und noch mehr seinen Planen schaden könnte; endlich aber ergriff er Schü-Kings Hand, lachte und sagte, das Mädchen an Ohrzipfel und an der Nasenspitze küssend: „Trag' um die Ehre deines Bruders keine Sorge! Ich muß der heiligen Person am nächsten stehen, um ihre Bewegun- gen zu beobachten. Das verlangt meine Instruction, das verlangt die Hofzeitung, für die ich meine tibeta- nischen Zustände schreibe."

Schü-King gab sich zufrieden, und bat den Bruder, ihr die Schminke nicht von der Nase zu wischen.

Auf die uns schon bekannte Art wurde jetzt ein neuer Besuch angekündigt, angenommen und bewillkommnet. Der Oberst Tschu-Kiang konnte für Schü-King's Verlobten gelten, obschon es Augenblicke gab, da ihr die spröde, eigensinnige Schwester des Correspondenten nur auf sehr ungewisse Hoffnungen verwies. Er war nur noch Mandarin der neunten Classe, und trotz seiner schönen, einschmeichelnden Gestalt sagte sie doch zuwei- len, daß er deßhalb ihrer unwürdig sey, und es blieb ihm dann nichts übrig, als den Moment abzuwarten, wo sie, erbittert und entmuthigt durch irgend einen feh- geschlagenen Plan, wieder eines Gegenstandes bedurfte, der sie zerstreute, und den sie quälen konnte. Tschu-

Kiangs Zärtlichkeit ging noch weit über ſeine Eitelkeit. Es beglückte ihn, Schü-Kings Kleidesſaum zu küſſen, oder aus ihrem kleinen Schuhe lauwarmes Waſſer zur Erquickung zu trinken. Dieſe Hingebung contraſtirte ſeltſam zu dem Werthe, den der Oberſt auf ſich ſelbſt legte. Wenn man ihn ſah, wie er ſein kleines Bärtchen an der Oberlippe ſchwärzte, die Enden ſauber beſchnitt, und die Entfernungen auf beiden Seiten nach der Linie abmaß; wie er die, auf dem Geſichte zuweilen wuchernden Härchen mit Seidenfäden umwickelte, um ſie mit Stumpf und Stiel auszureißen; wie er ſeinen Zopf des Abends aus zwanzig Strähnen flechten ließ, und ihn in ein Futteral ſteckte, um ihm über Nacht ſeine Condenſität nicht zu rauben: ſo ſchien es auffallend, wie ein Weib gegen dieſe Reize gleichgültig ſeyn konnte, und ihm ſelbſt zwar am meiſten.

Tſchu-Kiang trat ein und ſpielte ſeine Rolle als chineſiſcher Stuzer vortrefflich. Er behandelte das Ceremoniell nur mit einer gewiſſen Oberflächlichkeit, die auch in dem affectirten Styl ſeines Ganges wiederkehrte. Der Körper wiegt ſich, alle Theile an ihm hängen nur mit einer ſchlotternden, aufgeknüpften Nachläſſigkeit zuſammen, der Unterleib muß mit der rechten Schulter in einer correſpondirenden, zuckenden Bewegung fortwährend abwechſeln, und dem Gange ein Uebergewicht nach der rechten Seite hin geben. Die Kleidung entſpricht dieſem Benehmen, wenn man an die Stelle der graciöſen Nachläſſigkeit die übertriebene Sorgfalt und Zierlichkeit treten läßt. Welche präch-

tigen Koſtbarkeiten waren über dem Helm, über die glatte Stirn und über den Gürtel gezogen! Welche Reichthümer an Edelſteinen hingen an den weißgemalten Ohrzipfeln! Tſchu-Kiang glich einem Bräutigam, der zum erſten Male in die Kammer ſeiner Braut tritt.

Der Oberſt unterließ niemals durch ein Geſchenk oder ſonſt eine Gefälligkeit ſeine Beſuche willkommener zu machen. So griff er auch heute zuerſt nach ſeinen ſeidenen Stiefeln, aus denen er etwas Eingewickeltes hervorzog.

„Was bringen Sie, mein junger Freund?“ fragte der Correſpondent.

„Nichts von Belang,“ antwortete der Oberſt; „aber als ich mich geſtern Abend, müde des Gelärms in den Straßen, zur Ruhe legte, klopfte es noch ſpät an die Thür der Caſerne. Ich höre Pferdegetrappel, einen Wortwechſel mit der Schildwache, die ſpäte Beſuche nicht hereinlaſſen ſoll, und dabei zuweilen meinen Namen nennen, an den appellirt zu werden ſchien. Ich ſchickte hinunter, verſchaffte dem Boten Einlaß, erhielt ein zärtliches Schreiben von meiner Tante und ein großes Stück geräuchertes Rindfleiſch, das von einem der berühmten Ochſen in Wampu geſchnitten iſt.“

„Sie Glücklicher!“ konnte der neidiſche Correſpondent, der einen guten Biſſen nicht verſchmähte, anzumerken nicht unterlaſſen.

„Mein väterlicher Freund! Sie beſchämen mich,“ fiel der zuvorkommende Oberſt ein, und wickelte das ſau-

bere, in Seidenpapier geſchlagene Päckchen aus einander. „Kann ich mit einer Probe, der auf einen Wink von Ihrer Hand mehr folgen wird, aufwarten?“

Einem ſolchen Anerbieten und dem kräftigen, würzigen Geruche, der es begleitete, vermochte der Correſpondent nicht zu widerſtehen; er griff haſtig zu, und ſteckte die dargebotene Gabe, die in kleine Theile geſchnitten war, in den Mund.

„Es iſt unübertrefflich, dieß claſſiſche Vieh von Wampu,“ ſagte er mit verſtopfter Stimme, und fügte dann kauend hinzu: „Die heilige Sage hat den Urſprung der Kühe von Wampu erklärt. Sie erzählt von einem Gotte, der bei einem Mandarinen am grünen Fluß einſt einkehrte. Dieſer lebte in frommer Gottſeligkeit, und mühte ſich ab, ſeinem dürren Boden einen Ertrag abzugewinnen. Der Gott wollte ihm die Reinheit ſeines Herzens belohnen, und ſagte zu ihm: In aber drei Jahren werden deine Kühe goldene Kälber werfen! Der Mandarin erſtaunte, fuhr aber fort, ſein Land zu bebauen, es mit Canälen zu durchſchneiden, die grüne Weide zu ſchonen, kurz dieß Verſprechen des Gottes ging herrlich in Erfüllung, denn ſeine Kälber wurden auf dem Markte mit Gold aufgewogen. Von dieſem Mandarinen am grünen Fluß ſtammen alle Ochſen in Wampu. Ihre Tante wird Ihnen das erzählen können. Ihr Fleiſch find' ich delicat.“

Schü-King hatte ſich beim Eintritt des Oberſten zurückgezogen und ein zweiter Narciſſus ihre Unterhaltung in einem Spiegel geſucht. Sie vertiefte ſich im An-

ſchauen ihrer Schönheit, verfolgte die ſanften Wellen-
linien, mit denen die Natur nur in ihren Feierſtunden
zeichnet, und ging in dem glänzenden, ſchwarzen Ab
grund ihres Auges unter. Der alberne Oberſt mit ſei
nem Rindfleiſch! Auch Schü-King hatte Geruchs- un
Geſchmacks-Nerven; der würzige Geruch ſtieg ihr in di
Naſe, und den Heißhunger ihres Bruders verwün
ſchend, ließ ſie den metallenen Spiegel aus der Han
fallen.

„Herr Tſchu-Kiang," ſagte ſie, um ihren Aerge
zu unterdrücken, „ſollte ſeinen Degen und Helm in de
Depot abliefern, zu ſeiner Tante ziehen, die Landwirth
ſchaft lernen, und ſich endlich als Markt- oder Speiſ
Meiſter in Peking oder Kanton anſtellen laſſen."

Der Oberſt, immer noch vor dem ſchmauſende
Correſpondenten ſtehend, und ihm mit beiden Hände
das Papier hinhaltend, ließ es über dieſe Anrede falle
wandte ſich zur holden Sprecherin und ſagte mit ſüß
licher Stimme: „O Schü-King, Widerſchein eine
höhern Lebens, ich werde täglich gewiſſer in meine
Hoffnungen, die Sie einſt Vermeſſenheit nannten. W
Sie liebevoll für meine Zukunft Sorge tragen! Waru
ſoll ich den Helm, der nächſt dem Zopf die ſchönſ
Zierde meines Hauptes iſt, warum ſoll ich den Deg
von meinen Lenden legen, für die er geſchaffen iſt? S
fürchten für mein Leben; denn die Gefahren des Krie
ſind unzählbar. Aber meinem Muth, meiner Tapfe
keit, meinen bewieſenen Tollkühnheiten werden Sie d
letzte ſeyn, Ihre Bewunderung zu verſagen? Krieger

ſcher Größe hält ſich der zarte Sinn des Weibes am meiſten verwandt.“

„Von welchen Gefahren ſprechen Sie, lieber Oberſt?“ fragte Schü-King lachend. „Die halbe chineſiſche Artillerie beſteht aus papierenen Kanonen, und die andere Hälfte iſt von den Tataren vernagelt worden. In den Schlachten ſind die Cavalleriſten durch ihre Regenſchirme geſichert. Ich muß lachen, wenn Sie von Gefahren ſprechen.“

Schü-King, der Traum meiner Seele,“ antwortete Tſchu-Kiang, „wird niemals im Stande ſeyn, einer grauſamen Empfindung ihr fühlendes Herz zu öffnen. Nein, dieſe Regenſchirme ſind eine Erfindung der Humanität, und unſer aufgeklärtes Zeitalter ſollte die Ausgabe nicht ſcheuen, ſie feuerfeſt zu machen. Das Wechſeln der Kugeln iſt im Kriege eine traurige Nothwendigkeit, die wir den tückiſchen und feigen Europäern verdanken; nur im Handgemenge zeigt ſich die Kraft und die Gewandtheit eines Mannes.“

Der Oberſt wollte von dieſen Vorzügen, die ihn perſönlich trafen, ſogleich eine Probe ablegen, und fuhr mit der rechten Hand hinter die linke Seite des Rückens, um ſeinen Säbel mit Blitzesſchnelle aus der Scheide zu ziehen. Man weiß, daß die Chineſen ihre Säbel mit der Spitze nach vorn und dem Griff nach hinten tragen, und demnach über den Rücken vom Leder ziehen. Aber der Oberſt ſelbſt hatte vergeſſen, daß außer dem Dienſt die Klingen befeſtigt ſeyn müſſen, und die Probe ſeiner Tapferkeit, die in der ſchnellen Ge-

wandtheit beim Herausziehen liegen ſollte, konnte deſshalb nur einen komiſchen Erfolg haben, über den Schü-King in ein unmäßiges Lachen und Händeklatſch ausbrach. Tſchu-Kiang ließ beſchämt die vernagelte Scheide fallen, und ſtrich ſich verlegen ſeinen gewichſten Knebelbart.

Endlich hatte ſich der Correſpondent von dem verführeriſchen Anblick der zerſchnittenen Fleiſchſtücke dadurch befreit, daß er ſie aufgegeſſen hatte. Die chineſiſche Gefräßigkeit, die alle Gränzen überſchreitet, machte jetzt ſeinen Speculationen wieder Platz, und es fiel ihm zuerſt ein, daß ihm zur Verfolgung derſelben der Oberſt nicht günſtiger hätte erſcheinen können. „Vom Krieg redet ihr, meine Lieben?“ begann er, der von dem lächerlichen Geſtus des Oberſten nichts bemerkt hatte, und könnt über einen ſo ernſten Gegenſtand euch in Lachen ausſchütten? Lao-Tſe äußert ſich darüber wie immer mit einer unübertrefflichen Wahrheit. Der Krieg, ſagt er, iſt ein Kaufmann, der ſeine Kunden betrügt. Er gibt ihnen Sand in goldnen Büchſen und Aſche in verſilbertem Seidenpapier. Der Krieg macht dich mächtiger und reicher, aber er verwildert deine Sitten, und macht dich ſtinkend vor den Göttern. Ich finde darin eine traurige Wahrheit, an der nichts Lächerliches iſt.“

Schü-King gab dieß zu, erklärte aber: „das himmliſche Reich hat vor einigen Laſtern Ruhe, und der Krieg gehört dazu. Mit wem wollen wir Krieg führen? Wo ſoll ſich die Tapferkeit Tſchu-Kiangs bewähren? Warum iſt der Oberſt nicht in die Factorei nach

Kanton gegangen, um unter den holländiſchen Fahnen zu ſterben?“

„Wir ſind täglich den Gefahren des Krieges ausgeſetzt,“ ſagte der Verſpottete; „die innere Ordnung des Staats iſt nur die Folge kriegeriſcher Anſtrengungen. China's Polizei hat nichts von der Polizei in andern Ländern, ſondern bei uns iſt ſie ein Krieg der Guten gegen die Böſen, der Wachſamkeit gegen die Verruchtheit. Es iſt wahr, die Hälfte unſrer Artillerie ſind papierene Kanonen, aber wir müſſen ſie bedienen, als ſeyen ſie von Metall. Können Aufrührer, die nur zu oft die Ruhe des himmliſchen Reiches ſtören, in der Ferne unterſcheiden, ob die Lunte über einer fingirten, oder einer vernagelten oder einer dienſtfähigen Kanone ſchwebt? Sie werden vor jeder zurückſchrecken, und der Krieger muß alſo jede auf gleiche Weiſe behandeln. Nein, wir haben noch nicht aufgehört, auf dem Fuſſe des Krieges zu ſtehen.“

Es war jetzt an dem Correſpondenten, ſeine Entſcheidung zu geben; er aber zog ſein Antlitz in ſehr ernſte Falten, nickte einige Male nachdenklich und ließ ſich ſchweigend auf den Divan neben Schü-King, die ihren Spiegel nicht aus der Hand ließ, nieder. Die Diener ordneten die Mittagstafel an, und der Oberſt erhielt ſeinen Ehrenplatz. Der Correſpondent von ſeinem geräucherten Rindfleiſch halb geſättiget, fand Zeit, ſeinen Mund auch zum Sprechen in Bewegung zu ſetzen. Nach dem erſten Gericht, das aus marinirten jungen Bambusſtängeln, einer zarten Frühlingsſpeiſe, beſtand, er-

griff er ein Kelchglas mit Wein, hob es bis zur Stirn, setzte es an den Mund, trank in sieben langsamen Zügen auf das Wohl seines Gastes, und senkte es dann tief auf den Tisch, wie es chinesische Sitte ist, weil Jedermann sehen mußte, daß es auch in der That und Wahrheit geleert war. Dann begann er, in seine Rede unzweifelhaft eine versteckte Absicht legend: „Wenn ich auf das Wohl eines Freundes trinke, so denk' ich dabei nicht nur an die Erhaltung seines Glückes, sondern auch an die Beförderung desselben. Sie, mein Theurer, stehen auf einer Stufe, die für Ihre Jugend außerordentlich ist. Ich erstaune, welchen Weg sie noch machen können mit Ihren Empfehlungen, Ihren Talenten."

Schü-King reichte dem sich stolz aufrichtenden Tschu-Kiang ein in China sehr geschätztes, kostbares Gericht, gebratene Hirschschwänze, und fügte die ironischen Worte als Aufguß hinzu: „Zwar ist der Hirsch ein schlechtes Symbol für einen Krieger, aber die Schönheit seines Geweihes übertrifft Alles. Der Hirsch ist ein umgekehrter Mandarin; je mehr Enden er an seinem Geweih hat, desto kostbarer sein Werth; der Mandarin, je weniger Grade er zählt, desto vornehmer sein Stand. Auf welcher Stufe stehen Sie doch Oberst?"

„Auf der neunten, Schü-King," antwortete Tschu-Kiang sehr ernst; „aber die Liebe zu Ihnen wird meinen Talenten Flügel geben; ich zweifle nicht daran, daß der Sohn des Himmels beim nächsten Avancement mich die achte Stufe überspringen läßt, und mich sogleich auf die siebente befördert."

„Dann kommen Sie mir sehr nahe," sagte lächelnd der Correspondent, dem es ein bitteres Gefühl war, noch auf der sechsten Stufe zu stehen. „Aber lassen Sie die Erwartungen, die Sie auf ungewisse Zufälle richten. Man muß weiter reichen als das Schicksal. Das ist ein Grundsatz, der zwar irreligiös klingt, aber aus der tiefsten Lebensphilosophie geschöpft ist."

„Mein Bruder hat Recht," sagte Schü-King, „das Terrain ist Ihnen nicht günstig, Tschu-Kiang. Zwei gleich harte Steine mahlen nicht gut; zwei Sonnen dürfen am Himmel nicht stehen. Was schadet Ihnen die Nebenbuhlerschaft des Generals? Verlassen Sie das kalte Lassa!

Der Oberst wurde heute von dem Uebermuthe seiner Freundin grausam verwundet. „Der Wille des Kaisers bindet mich an diesen Ort," sagte er; „ich kenne nur seine Gesetze und die welche mir das eigne Herz vorschreibt. O Schü-King, verläßt die Eidechse den Ort, wo sie ihren Rücken sonnen darf? Pflanzt sich die Blume auf einen Felsen, wo sie nur im Stein wurzelt? Wie kann ich Lassa und Ihre Nähe verlassen?"

„Mein Freund!" unterbrach ihn der Correspondent; „Sie kennen die Gesinnungen meiner Schwester, aber die meinen sind Ihnen noch verborgen. Auch diese werden Ihnen offenbar werden, wenn ich Sie mit den Aufträgen bekannt mache, die ich von Peking erhalten habe. Ihr Name steht unter den vornehmsten Personen, die zur Ausführung derselben bestimmt sind. Nach der heu-

tigen feierlichen Proceſſion erwarten Sie darüber die nähern Aufklärungen.“

Tſchu-Kiang war entzückt. Dieß Vertrauen überraſchte ihn, obſchon er nicht daran zweifelte, deſſelben im höchſten Grade würdig zu ſeyn. Die Erwähnung der Proceſſion erinnerte ihn an die Erneurung ſeiner Toilette, er nahm noch einige Taſſen Thee, ſagte Schü-King einige Schmeicheleien über die liebenswürdige Art, mit der ſie jetzt die Tabakspfeife in den Mund nahm, und empfahl ſich, von dem Correſpondenten bis zum Ausgang begleitet. Sie winkten ſich einander zu, als wüßten ſie das ſchon, was ſie erſt erfahren ſollten. Nichts kann uns einen dümmern Anſtrich geben, als die Affectation des Einverſtändniſſes.

Schü-King begab ſich in den Harem ihres Bruders, der Correſpondent beeilte ſich, für die heutige Feſtlichkeit ſeinen officiellen Schmuck anzulegen.

Dieſe Feſtlichkeit folgte in unmittelbarem Wechſel auf die geſtrige Trauer-Ceremonie. Es iſt die Pflicht des Lebenden, das Recht der Todten anzuerkennen. Freude und Leid reichen ſich wechſelſeitig die Hände, um den Menſchen in der größten aller Tugenden, in der Mäßigkeit, zu erziehen. Der während der Minderjährigkeit des jungen Lama an der Spitze der Geſchäfte ſtehende Stellvertreter war kurz vor dem Ende ſeiner Regentſchaft geſtorben. Obgleich der Lama noch nicht völlig das geſetzmäßige Alter erreicht hatte, ſo war man doch in der Berechnung einiger Monate nicht peinlich, und zog den, welchem Jahre wie Stunden ſind, aus

ſeiner Verborgenheit hervor, um ihm die Zügel der Weltordnung in die Hand zu geben. Man vermied die neue Wahl einer Statthalterſchaft von zwei Monaten, und ſah in dem Tode des Regenten den Willen der Gottheit, ſich bald in Fleiſch zu offenbaren. Deßhalb folgte auf das Trauerfeſt um einen weiſen, beſonnenen Mann, dem Tibet ſeine Erhaltung während zehn Jahren verdankte, ſogleich das groſſe Freudenfeſt der endlichen Erſcheinung des Königs der ſechszehntauſend Welten, das Feſt der Wiederkunft des Himmels auf der Erde.

Wir wollen die frohlockenden Bewohner von Laſſa nicht verfolgen, wie ſie ihre andächtigen Empfindungen in den Tempeln und Straßen zur Schau tragen, wie ſie die Luft mit ihren Jubeltönen erfüllen, und mit ſechsfüßigen Trompeten den Herrn des Himmels in die Welt einblaſen. Wir begnügen uns den feſtlichen Zug zu beſchreiben, welcher den Dalai Lama aus ſeinem frühern Sitze in die Burg der Götter geleitete, und daran nichts zu ändern, als die pompöſe Langſamkeit durch einen mehr beſchleunigenden, raſchen, anapäſtiſchen Schritt.

So weit ſich in einem Tage die Nachricht von dem neuen, der Welt erſchienenen Heile hatte verbreiten können, waren die Einwohner an den Ort des Wunders zuſammengelaufen. Neugier und Andacht hatte eine unabſehbare Menge von Zuſchauern verſammelt. Der Weg, den der Gott zu machen hatte, war in der Eile noch beſonders zugerichtet worden. Zwei Spaliere, weiß angeſtrichen, bildeten eine Straße, durch

welche ſich der Zug bewegte. Auf beiden Seiten lagen in kleinen Entfernungen aufgethürmte Steinhaufen. An den Spalieren entlang ſtand eine doppelte Reihe von Prieſtern, die eine wohlriechende, aromatiſche und muſikaliſche Barrière bildeten; denn ſie trugen angezündete Kerzen, die einen angenehmen Geruch verbreiteten, ſchwangen Rauchfäſſer und accompagnirten die geſungenen Hymnen mit Hoboen, Seemuſcheln und den unerläßlichen Pauken.

Der Lärm wird ſchwächer, die Erwartung verſagt der Kehle den Athem, der ängſtlich zurückgehalten wird. Sie nahen, ſie nahen, die Heiligen alle und der Heiligſte in ihrer Mitte!

Die Hohenprieſter und Schriftgelehrten ſind wie immer die erſten Apoſtel eines Wunders. Sie zogen voran in beträchtlicher Anzahl, zwei und zwei, in der einen Hand eine Ruthe, in der andern ein Rauchfaß, das an drei metallenen Ketten am Ende eines langen Stabes hing, und einen dichten Rauch verbreitete. Sie waren in lange Röcke von gelbem Tuche gekleidet, und hatten eine kegelförmige Kappe von derſelben Farbe auf dem Haupte, von der an den Seiten ein paar Läppchen zur Bedeckung der Ohren fielen. Es ziemt ſich nämlich für die Verkünder eines neuen Cultus auf nichts zu hören, als die eigne Begeiſterung.

Der Bund der Prieſter mit dem Machthaber iſt ſo alt wie die Religion. Die Schergen der Souveraine ſind die Krieger. Sechs- bis ſiebentauſend Mann Cavallerie, die mit Köcher, Bogen und Gewehr bewaffnet

waren, folgten unmittelbar auf die fromme Avantgarde. Sie wurden von einem Manne befehligt, dem der Hauſe abgöttiſche Verehrung erwies. Er trug ein gelb atlaſſenes Kleid mit Zobel gefüttert, und war um die Lenden gegürtet. Ein dunkel karmoiſinrother ſcharlachartiger Mantel, der zum Theil ſein Atlaskleid bedeckte, ging um den Leib herum, das Ende aber ruhte auf der linken Schulter, ſo daß der rechte Arm frei war. Er trug einen runden Hut, der mit einem gelben glänzenden Firniß bezogen war, und rothe Stiefeln von bulgariſchem Leder. Dieß war der General der tibetaniſchen Truppen, die aus Kalmücken beſtanden. Er hieß der Bruder des Dalai Lama, und war es in der That dem Fleiſche nach.

Wer hinter der Vorhut die erſte Stelle hatte, konnte ihn für den Ehrenplatz halten. Es war billig, daß der chineſiſche Correſpondent ihn behauptete. Unſer Freund trat in einer angemeſſenen Umgebung auf, die den Stolz ihres Führers theilte. Ich erwähne hier nichts von der Garderobe; denn wäre dieß Häuflein in ſackleinenen Kleidern aufgetreten, ſo würde es im Gefühl ſeiner Souverainetät dennoch das Haupt am kühnſten erhoben haben. Aus der Mitte des diplomatiſchen Corps ragte ein langer Bambusſtab hervor, welcher die Vollmacht des Correſpondenten als kaiſerlich chineſiſchen Umba's enthielt. Die Tibetaner ſahen mit Scheu auf dieſe Acte ihrer politiſchen Abhängigkeit.

Der chineſiſche General hatte in Laſſa ſcheinbar nur die Miſſion des Schutzes für den Correſpondenten; es

war also natürlich, daß er ihm nachging. Er befehligte seine Cavallerie, die nach ihrer Art mit Feuergewehr, Säbel, Helm und papiernen Harnischen bewaffnet war. Der Oberst Tschu-Kiang ritt dicht hinter dem General, überall, wo er ein schönes auf ihn blickendes Auge vermuthete, sein Pferd zum Courbettiren stachelnd. Seine Person kennen wir, aber die Verzierungen seines Rosses sind uns neu. Das Thier, das er ritt, war mit großen karmoisinrothen Quasten und anderem prächtigen Geschirr geschmückt, und mit einer Menge Glöckchen an einem Halsbande behangen, die, so wie es sich in langsamen Schritten bewegte, harmonisch klangen. Uebrigens war der Körper des Pferdes von den vielen seidenhaarigen Kuhschwänzen, die auf beiden Seiten hingen, kaum zu sehen. Ich kann den Sonnenschirm nicht übergehen, der am Halse des Pferdes befestigt war, und den zarten Teint des Reiters gegen die bräunenden Sonnenstrahlen schützte. Selbst in der heißen Jahreszeit ist die Hitze in Lassa erträglich, aber der Oberst wußte, wie schön ihm die Bewegungen seines Armes standen, wenn er sich mit einem Fächer Kühlung zuwehte, und hatte also diesen Fächer nicht vergessen. In dieser Coquetterie ließ er sich nur stören, wenn er zuweilen einen interessanten Gegenstand, ein durch ein Fenster blickendes Mädchenauge belauschen wollte. Er hielt sich dann mit vieler Grazie seine Brille vor die Augen, die er nach chinesischer Sitte an einem Bande im linken Ohrzipfel trug.

Jetzt folgten verschiedene Gruppen, welche mancher-

lei Staats-Insignien, Fahnen und Standarten führten; nach ihnen kreischende Instrumente und zwei mit reichen Decken belegte Pferde, deren jedes zwei runde Wannen trug, die mit brennendem wohlriechendem Holze gefüllt waren.

Ein Priester-Senior trug in einem Kästchen die Gebetbücher und einige der vorzüglichsten Götzenbilder. Hinter ihm wurden neun prächtige Pferde geführt, die mit einem Gegenstande beladen waren, der ein sonderbares Attribut der Gottheit ist. Aber auch unsere Künstler sind von der unanständigen Nacktheit, mit welcher die Griechen ihre Götter bekleideten, zurückgekommen. Wir sind schon lange gewohnt, die bildlichen Darstellungen unserer Gottheiten nicht ohne Kleider zu lassen, und man wird es daher nicht auffallend finden, daß jene neun Rosse die Garderobe des Gottes der Tibetaner trugen.

Die irdische Hülle des Allerheiligsten ist jetzt an uns vorüber. Die Pulse stocken, die Herzen beben, die Kniee wanken, und mit heißen Thränen sinkt der Gläubige nieder. Er hat kein Auge mehr für die vielen hundert Diener, die zu der nächsten Umgebung des Herrn der Heerschaaren gehören, für die großen goldenen, mit sinnbildlichen Figuren geschmückten Gefäße, welche zwei Männer auf ihren Schultern tragen, und das gewöhnliche Geschenk des Kaisers von China an den neuen Lama bilden; kein Auge mehr für jene Seligen, die an den Stufen seines Thrones stehen, um die Bittschriften zu empfangen und die Almosen auszuthei-

len; denn in diesem Augenblicke theilen sich die Wolken-Vorhänge des Himmels, die Donner und Blitze rollen und zucken unter dem Fuße des Allmächtigen; die Heiligen mit goldenen Kronen stimmen den Lobgesang an, und die Schöpfung lauscht entzückt dem Preise seiner Herrlichkeit und großen Gewalt.

Du stehst auf von dem Boden, der deine leisen Seufzer und stillen Gebete gehört hat; eine wilde Menge drängt sich dem Zauber nach, den du nun empfunden und mit deinem geistigen Auge geschaut hast. Du weißt nichts von dem prächtigen Thronhimmel, der seinen Tragsessel beschattete; nichts von den sechzehn Chinesen, die zum Zeichen der Huldigung deinen Heiland auf den Schultern trugen. War er jung? War er ein Greis? Flossen Locken über seine Stirn? Strahlte freundlich sein Auge? Oder wurde Trübsinn und Wehmuth von seinen Wimpern beschattet? Hielt er die Hände gefaltet, oder hob er sie auf zum Lichte der Sonne? Dein Auge war geblendet, und dennoch hast du ihn von Angesicht geschaut. Dein Auge sah ihn, und dennoch legte sich auf deinen Mund ein geheimnißvolles Siegel, das weder die Neugier eines Andern noch das Gelüst deiner eignen Erinnerung je lösen wird.

Die Barrieren der Priester lösen sich auf und drängen sich hinter den Queue der Procession her. Erst am späten Abend gelangt der Zug an den Palast des Lama. Die Menge harrt mit Sehnsucht, daß auf den Thürmen desselben die Fahnen aufgesteckt werden, welche den Moment bezeichnen, da sich der Herrscher

auf ſeinen Thron niederläßt. Ein donnerndes, weit in den Bergen nachhallendes Freudengeſchrei wirbelt in der Luft, und bringt einem Thale nach dem andern die freudige Kunde von dem erſchloſſenen Jenſeits.

Du aber, frommer, gläubiger Beter, ſchlägſt dein Auge zu Boden und kehrſt in Frieden zu deinen häuslichen Mauern zurück. Dein Mund zittert von inbrünſtigem Gebet. Du verſammelſt deine Söhne und Töchter, und lehrſt ſie die Tugenden, die den Menſchen zieren, die Weisheit, die der Anker ſeines Lebens iſt, und die Hoffnungen, die einſt über das brechende Auge und über die erblaſſenden Lippen eine ſchmerzloſe, freudige Heiterkeit gießen!

# Viertes Capitel.

Schüler.

Wer ist der, durch den der Geist thätig? Wer
der, durch dessen Macht der ursprüngliche Lebe
hauch wirksam? Was ist, durch dessen Macht
menschliche Rede sich gestaltet? Wer ist der G
durch dessen Macht Gesicht und Gehör ihr
verrichten?

Lehrer.

Das Ohr des Ohres, die Intelligenz der Int
genz, das Wort des Wortes, der Lebenshauch
Lebenshauches, das Auge des Auges.

Kena-Upanischad des Sa
Veda.

Es war an dem Morgen, der auf Tibets glücklich
Tag folgte. Die Einwohner von Lassa kehrten zu
ren gewohnten Geschäften zurück. Die Straßen pf
ten in der Frühe immer von ihrer theologischen Be
klerung befreit zu seyn, denn die Priester waren
Morgens in ihren Klöstern mit mannichfachen H
thierungen beschäftiget, und erst wenn die Sonne hö
stand, trafen gewöhnlich die geistlichen Herren auf
Spaziergängen und Plätzen ein, um ihre reichli
und kostbaren Mahlzeiten zu verdauen.

Aus den Werkstätten tönte der Hammer und
feilende Eisen; die Zimmerleute richteten Häuser
die Maurer füllten die Fugen, und die Steinme

arbeiteten an dem Ehrendenkmale, das dem verſtorbenen Regenten geſetzt werden ſollte; denn in Tibet, einem Lande, ohne alle geſchichtliche Erinnerung, und ohne die Materialien und Kenntniſſe, welche eine ſolche nur erhalten können, konnte es nicht auffallen, daß man die Geſchichte in ſolchen koſtbaren Denkmälern, die die Stelle der Buchſtaben und Declamationen vertreten, aufzeichnete. Es iſt erſtaunlich, daß das civiliſirte Europa mit ſeiner hiſtoriſchen Kunſt, ſeinen beſoldeten Hiſtoriographen, ſeinen tauſend Bibliotheken, den hiſtoriſchen Werken des In- und Auslandes, dennoch die Sitte der ſteinernen Denkmäler von den barbariſchen Völkern fortwährend entlehnt. Thaten, die in den Annalen der Geſchichte verzeichnet ſind, bedürfen keines Marmors, um ſie zu verewigen.

Nur in der Gegend, wo am geſtrigen Tage die Proceſſion ihren Weg genommen hatte, und über Nacht das weiße Spalier abgebrochen war, herrſchte eine ungewöhnliche Unruhe. Neugierige Müßiggänger, verſpätete Nachzügler trieben ſich auf dem geweihten Boden herum, um ihr Mißgeſchick zu beklagen, oder die Mildthätigkeit der Betenden in Anſpruch zu nehmen. Tibet leidet, wie alle hierarchiſch regierten Länder, an einer unzähligen Menge von Bettlern. Dieß iſt die natürliche Folge einer zahlreichen Prieſterſchaft. Wo man eine anſehnliche Anzahl von Menſchen beim Nichtsthun in den beſten Umſtänden leben ſieht, da gewöhnen ſich auch die Fleißigen an eine gewiſſe Trägheit, und die Faulen an einen völligen Müßiggang.

Die größten, obschon privilegirten Müßiggänger sind bekanntlich in allen Staaten die Soldaten. Sie hatten ihre Casernen verlassen und einen Ort aufgesucht, der ihnen die meiste Abwechselung gewährte. Einige Rotten waren aber zu einer andern Absicht an diese heilige Stätte gekommen. An ihrer Kleidung und ihrer tatarischen Gesichtsbildung erkannte man die kalmückischen Reiter, welche von dem Bruder des Dalai Lama befehligt wurden, und den Kern der tibetanischen Truppen bildeten. Diese wilden Söhne der mittelasiatischen Hochsteppen sind die eifrigsten Anhänger des Lamaismus, und es ließ sich daraus ihre Verzweiflung erklären, daß sie, die den gestrigen Zug an der Spitze eröffnet hatten, durch Erfüllung ihres Dienstes um die höchste Seligkeit gekommen waren, um den Anblick des jungen Dalai Lama. Sie warfen sich jetzt, um doch etwas wenigstens von seiner Nähe zu empfinden, auf den Stellen nieder, die sie von seinem Baldachin beschattet glaubten. Wie ungewiß mußten die Armen seyn, ob sie die rechten gefunden hätten!

Unberufene Zuschauer mischten sich in diese Handlungen, indem sie den Kalmücken bei Auffindung der geweihten Fußstapfen beistehen wollten. Hier wollte der Eine den rechten Ort bemerken, hier ihn der Andere. Da sollte das Pferd mit den Pantalons des Dalai Lama gestanden haben, dort vermaß sich einer hoch und theuer, daß der erste der Baldachin-Träger seinen Fuß eingedrückt habe, und also zwei Schritte davon die Stelle seyn müsse, über welcher der Angebetete einen

Augenblick geſchwebt habe. Beſonders miſchten ſich die Chineſen, theils Soldaten, theils Diener von der Geſandtſchaft in den Streit. Ihr Vorwitz war genug, ihnen den Beruf dazu zu geben, ihr Eigendünkel trat immer mit einer Autorität auf, die entſcheiden ſollte, und ihren hämiſchen, ſatyriſchen Charakter konnten ſie da am wenigſten verläugnen, wo ſie ihn ungeſtraft zeigen zu können glaubten. Die chineſiſchen Cavalleriſten, längſt mit den kalmückiſchen in geſpannten Verhältniſſen, trieben offenbar mit den letzten, die jetzt in einer ſo demüthigen Stellung ſich im Staube wanden, ihren Spott. Sie riefen die Kalmücken bald hieher, bald dorthin, wollten hier einen kleinen Flecken in der Erde bemerken, dort ſchrien ſie, müſſe der Lama Athem geholt haben, ſo daß ſich der Fußboden davon aufgekräuſelt hätte, kurz, ſie trieben ihre mit vielfältigen Bemerkungen vermiſchten Spöttereien ſo weit, daß die Kalmücken derſelben endlich überdrüſſig wurden, und ſie mit Schlägen erwiderten.

Die feigen Chineſen wußten dieſen Angriffen nichts entgegenzuſetzen als Schimpfreden, mit denen ſie ihr ganzes von Herrn Klaproth herausgegebenes Wörterbuch erſchöpften; dazu kam, daß ſie im Handgemenge mit den kräftigen, nicht dickbeleibten Kalmücken wenig gewinnen und nur Alles verlieren konnten. Ein zerriſſener Aermel hätte ihnen von ihrem Befehlshaber Stockprügel, der Verluſt des Zopfes den Abſchied zugezogen. Ihr Rücken war daher am meiſten verwundbar, und



Gurkow Mad... Gotha.

ihr Zopf zwang sie, ihn nicht zu kehren, und tap
zu seyn. Die Kalmücken setzten den Religionsspötte
hart zu. Die Einwohner nahmen ihre Partei und
Chinesen ihre Zuflucht zu einem abscheulichen Gesch
Obgleich sie damit ihre Cameraden nicht herbeizie
konnten, von denen voraus zu sehen war, daß sie
dem Schauplatz der Verwirrung eilen würden, um i
Zöpfe in Sicherheit zu bringen; so erreichten sie da
doch, daß sie sich selbst zum Widerstande anfeuer
und ihn mit besserm Muthe leisteten. Aber die K
mücken schwangen nur um desto kräftiger ihre sie
strähnigen Peitschen, die sie um den Leib trugen,
wurden darin von Lassa's Lazaronis unterstützt.
Tumult nahm zu, das Aufruhrgeschrei verbreitete
durch die Stadt, Alles lief neugierig aus den Häus
und der Auftritt würde die ernstlichsten Folgen
sich gezogen haben, hätte eine neue Erscheinung
nicht ein wirksames Ende gemacht.

Ein Mann in langem, fliegendem Haare,
Thierfellen nur halb gekleidet, warf sich unerschr
unter die kämpfenden Parteien. Seiner gewal
Körperkraft gelang es, die Erbittertsten in die R
der Ihrigen zurückzudrängen, und jedem neuen
griff in die Arme zu fallen. „Unverschämte Fr
linge," rief er, „wer hat euch die Thore dieser
gen Stadt geöffnet, um sie mit euern Worten und
waltthätigkeiten besudeln zu lassen? Habt ihr in
Salzwüsten die Sitten zurückgelassen, die euern
die Achtung ihrer Freunde erwarben? Und ihr,

sen, seyd ihr deßhalb hiehergekommen, um die Laster, welche die Luft um den grünen und gelben Fluß verpesten, in unsre Berge zu verpflanzen? Ihr zur Rechten, warum beschlagt ihr nicht eure Pferde? Ihr zur Linken, warum nehmt ihr nicht eure Schreibfedern zur Hand, schickt euern Tanten Grüße und den Pagodenvorstehern und Mandarinen euers Orts die Neuigkeiten, die euch verdächtig scheinen, und von euch ausspionirt sind? Stört die Ruhe dieser heiligen Gegend nicht, von der ihr eine Handvoll Erde nehmen solltet, um sie einst in euer Grab legen zu lassen!"

Die Menge wich ehrerbietig von dem kühnen Sprecher zurück. Die Kalmücken befolgten heulend den Rath, den er ihnen am Schlusse gegeben hatte, und verzogen sich; die unberufenen Zuschauer gingen an ihre Arbeit, und die Chinesen, lächelnd nach ihren Zöpfen fühlend, kehrten in die Casernen zurück, um ihre Cameraden mit Prahlereien und Lügen zu bedienen.

Die besänftigende Dazwischenkunft war vor einem Manne ausgegangen, den wir schon einmal in einem nächtlichen Gespräch mit Gyllusya kennen lernten, und ihn von seinen wilden, phantastischen Tänzen, die er vor Hali-Jong und seinen Brüdern ausführte, Schamanen nannten. Wir wollen ihn auch ferner mit diesem Namen bezeichnen, obschon ihm Einiges fehlte, um denselben ganz zu verdienen. Er eilte, von den scheuen Blicken der Menge verfolgt, der Gegend der Stadt zu, in welcher die Burg des Lama lag.

Wir haben von Maha Guru, dem jüngern Bru-

der des Schamanen gehört, und mußten die sonderbar
Ausdrucksweise bewundern, mit der der ältere Brud
von ihm sprach. War es nicht, als erwies er ihm ei
göttliche Ehre? Diese Frage ist jetzt nicht mehr zweife
haft, denn Niemand anders als Maha Guru war d
neue Dalai Lama.

Die Lehre von der Seelenwanderung ist der einzi
Erklärungsgrund für den merkwürdigen Cultus, der a
dem höchsten Gipfel der Erde herrscht. Die Annahm
daß die einen sich auflösenden Körper verlassende Se
wieder einen neuen Sitz zu suchen hat, um ihre Fo
dauer zu sichern, erlaubte die Anbetung eines Mensch
auf den sich die Fülle des göttlichen Geistes herabge
sen habe. Der Dalai Lama ist kein Papst, kein St
vertreter der Gottheit, sondern diese selbst, der Sc
pfer und Erhalter der Welt, der Lenker der Himm
bahnen, der Spender unserer Lebensloose, der Ric
über böse und gerechte Handlungen. Die Tibet
sehen die Hülle ihrer Gottheit geboren werden und
ben, aber in dem Augenblicke, da der Körper von
Geiste bewohnt wird, der ihnen der Höchste ist, un
scheiden sie auch das Aeußere und Innere nicht m
sondern halten die vergängliche Kleidung der Got
wie von ihr selbst durchdrungen und untergetauch
den Glanz ihrer unsterblichen Seele. Sie kennen
Eltern, Brüder und Verwandten ihres Gottes,
wie zärtlicher Empfindungen sie fähig seyn mögen,
schätzen sie in dieser Rücksicht die Bande des Blut
das Geringste. Die Priester lehren, daß die G

alle nur Ausflüsse einer und derselben Seele seyen, daß wir alle unsre Großmutter in dem Princip des Guten und Großen finden. Wer ist in dieser Kindschaft bevorzugt? Da gibt es keine Einschränkung auf Raum, Volk, Religion; sondern die Guten sind alle untereinander Brüder und Väter. Dieß ist nach der Weisheit von Tibet die wahre Aehnlichkeit und Verwandtschaft.

Wenn Gott seines Körpers überdrüssig wird, ihn verläßt und stirbt, so vertritt ein erfahrner Mann interimistisch seine Stelle, und sorgt für die Auffindung eines neuen Körpers, der sich zur Aufnahme der Gottheit eignen dürfte. Ich drücke dieß Geschäft nur von seiner praktischen Seite aus, während die metaphysische erhabener ist. Denn die Priester sollen ja nur lauschen, wo sich die entschwundene Gottheit hingeflüchtet hat; sie sollen die Geisteskräfte der Tausende von tibetanischen Kindern untersuchen, und überzeugt seyn, da die Weltseele wiederzufinden, wo sie die meiste Empfänglichkeit, Lebhaftigkeit, Geistesschärfe antreffen. Ein Kind, das in seinem ersten halben Jahre schon laufen konnte, mit einem Jahre alle Zähne hatte, und den Namen des Vaters und der Mutter aussprechen konnte; ein Knabe, der im dritten Jahre die vier Species begriffen hatte und im vierten eine leserliche Hand schreibt, der im sechsten Antworten gibt und Urtheile äußert, die eines Erwachsenen würdig sind — da finden wir den Gott wieder, der eines alten runzlichten Körpers müde,

ſich in ein friſches junges Leben flüchtete, und von hi
aus die Erkennungsſcenen vorbereitete. Die Prieſt
fallen vor einem ſolchen Kinde nieder, heben den Ge
aus den Windeln, hüllen ihn in ihre weiten Kutte
und bringen ihn in eine einſame Gegend, wo er
ihm gebührenden Ehre und eines ſorgfältigen Unt
richtes genießt. Hier bleibt er ſo lange, bis es ihm
fällt unter die Menſchen zurückzukehren, oder bis
Augenblick erſcheint, wo ihn das geſetzliche Alter zu
ner Wiederkunft verpflichtet.

Daß ſich Gott aber zuweilen auch Rückſichten
terwarf, bewies ſein Wiedererſcheinen in Maha Gu
Wir wollen keineswegs ſeine Legitimität antaſten,
ſchon damit in unſerm Falle wenig Gefahr verb
den iſt; aber wir ſehen aus der Geſchichte ſeiner
rufung, daß zuweilen eine Empfehlung auch in
ſer ſchwierigen Aufgabe half. Tibet war lange
der betrübteſten Verzweiflung. Die Prieſter reiſ
vergeblich im Lande herum, um den heimlichen,
borgenen Gott zu entdecken. Sie legten den Kind
auf den Landſtraßen verfängliche Fragen vor, die
aus dem Stegreif beantworten ſollten, erhielten
zu ihrem Schrecken immer nur Antworten, die
weder ſehr dumm herauskamen, oder deren Salz
vieler Erde verſetzt war. Da ſagte der General
kalmückiſchen Cavallerie zu den oberſten geiſtlichen
hörden, als die Boten von ihren Examinationsr
mit wiederholten ſchlechten Erfolgen zurückkehr
„Warum haltet ihr euch nur in den Umgebu

von Lassa? Die Seele Gottes ist beflügelt; glaubt ihr, daß sie von einem dreistündigen Fluge schon müde ist? Geht nach Tassisudon, steigt auf die Mauern von Dukka Jeung, und lauscht dort nach dem, was ihr nicht finden könnt!" Die Priester sandten an den bezeichneten Ort und trafen einen Knaben, der schon zum Jüngling reifend, von den gewöhnlichen Offenbarungen, in denen sich Gott zeigte, dem Wuchs und Alter nach sehr verschieden, dem Geiste und Verstand nach aber Niemand war, als der Heilige, den sie als verschollen schon beklagt hatten. Von Stund an wurde Maha Guru, dem jüngern Bruder des Kalmücken-Generals, göttliche Ehre erwiesen, ihm der Sitz auf einem Schlosse bei Lassa eingeräumt, und seiner reifen Bildung nichts mehr gegeben, als die ihm noch fehlende theologische Richtung. Man würde sich eines sehr falschen Ausdruckes bedienen, wenn man Maha Guru's zunehmende Göttlichkeit ein sich Zurechtfinden in seiner neuen Würde nennen wollte. Nein, er war nicht der letzte, der an sich glaubte, er trat überall mit dem festen Bewußtseyn seiner Allmacht auf, und wenn ihn je ein Zweifel beschlich, so betete er zu sich selbst, und sein inwohnender Geist schlug den widerspänstigen Leib zu Boden.

Maha Guru's Brüder waren seine eifrigsten Anbeter, obschon sie in ihren Wünschen sich trennten. Keiner von beiden zweifelte, mit dem wahren Schöpfer Himmels und der Erden einst Versteckens gespielt zu haben; aber während der General die ver-

ſtorbenen Eltern und ſich ſelbſt am meiſten deßhalb glücklich pries, beklagte der mittlere Bruder, daß ihm Maha Guru einen ſolchen Streich geſpielt, und wünſchte ſeinem Bruder die nackte ſterbliche Menſchheit wieder, die ihm einſt ſo nahe ſtand, und deren Schickſal er theilen durfte. Er wußte, wie vergeblich dieſe Wünſche waren, und gerieth dadurch in einen Zwieſpalt mit ſich, der Welt, der Gottheit, den wir uns nicht erklären können, weil er auf für uns zu ſonderbaren Vorausſetzungen beruht. Er durchſtreifte die Gebirge ſeines Landes, und ſuchte der Erinnerung an ſeinen vergötterten Bruder zu entfliehen, die ihm doch überall folgte, in den Geſteinen, den Quellen, den Sternen des Himmels, in den Werken deſſen, dem er nirgends aus dem Wege gehen konnte. Auf Alles, was er ſah und hörte, auf Alles, an das er ſeine Klagen richtete, hatte Maha Guru ſeinen Stempel gedrückt. Niemals können die beiden Pole der Liebe und des Haſſes ſich näher gelegen haben. Was er anbetete, das mußte er fürchten, und was er mit heißer Liebe umfing, das ſtieß er in demſelben Augenblicke mit Unwillen von ſich. Dieſer Zuſtand gränzte an Verzweiflung. Er entzog ſich Monate lang dem Anblicke ſeines Bruders, der ihn zwar zur tiefſten Anbetung aufforderte wie den General, ihn aber den leiblichen Bruder nicht vergeſſen machen konnte. Hier war Hingebung und Freundſchaft ein Verbrechen geworden. Er irrte nach den Auftritten, in denen er ſeinem beklommenen Herzen Luft machte, in den Wäldern und Bergen umher, warf

ſich in toller, fanatiſcher Entzückung unter die wilden Schwärme der wandernden Fakirs, in welcher Umgebung wir ihm zum erſten Male begegnet ſind.

Der Schaman hatte ſeinen Bruder früher nur als Gott geſehen, heute ſah er ihn als Dalai Lama. Er war unter den Dienern wohlbekannt und tief verehrt. Kein Hinderniß ſtand ſeiner Audienz entgegen.

Vor dem Audienzzimmer trat er in einen großen, hohen, länglichen Saal, der von einer Colonnade umringt war, und durch eine Oeffnung über dem Mittelpunkte erleuchtet wurde. Die Luft, das Licht und die Wärme der Sonne werden dadurch hereingelaſſen, daß man ein bewegliches, unmittelbar vor der Oeffnung befindliches Dach von ihr wegnimmt. Die Säulen der Colonnade waren karmoiſinroth gemalt und reich mit Gold geziert, ſo wie auch die Spitzen der obern, ſich ſchlängelnden Bogen mit verſchiedenen ſymboliſchen Wappen geſchmückt. Die Wände waren blau gemalt, und mit zwei breiten, rothen Streifen eingefaßt, durch welche ein gelber hinlief. Der Fußboden beſtand aus einer Compoſition von braunen und weißen Kieſeln, die mit Erde vermiſcht war, und einen hellen ſtarken Glanz annimmt.

Ich ſagte, dieß Zimmer habe ſich vor dem Audienzſaale befunden. Nein, er iſt es ſelbſt. Durfte ich mich in der Nähe einer ſolchen Erſcheinung, wie ſie vor unſern Augen ſteht, erſt auf eine Beſchreibung der vier Wände einlaſſen? Wir ſind an den Stufen, die auf den Götterberg führen. Der Thron ſteht in einer Niſche,

einige Fuß über dem Boden erhaben, umringt mit Kissen von gelbem Atlas, die auf jeder Seite mit seidenen Franzen von verschiedenen Farben und reichem Brocat geziert waren. Am Fuße des Thrones standen dünne Kerzen von der Mischung, wie sie in den Tempeln als Weihrauch zu brennen pflegten, und Vasen mit wohlriechendem Holze, das, langsam verbrennend, den Saal mit seinen Düften erfüllte.

Maha Guru? Wär' er allein gewesen, dann hätt' ich des Schamanen Eintritt in den Saal nur mit Farben schildern können, die aus dem Blau des Himmels, dem Weiß der Gestirne, dem Roth des Abends und Morgens gemischt seyn mußten; aber er war nicht allein. Maha Guru saß in menschlicher Gestalt auf den gelbseidenen Kissen, seinen Bruder, den frommen General, dadurch beglückend, daß er die allmächtige Hand auf seine Kniee legte. Der Schaman stürzte nieder, küßte die Stufen des Thrones, die er mit heißen Thränen benetzte.

Maha Guru war ein schöner, mannhafter Jüngling, mit einer blendend weißen, durch seine eingeschlossene Lebensart, zart erhaltenen Haut, dunkeln Augen und schwarzem, langgekämmtem Haare, das unter einer viereckigen Mütze in den Nacken floß. Er war in ein gelbseidenes, mit chinesischen Golddrachen durchwirktes Gewand gehüllt. In seinen Mienen wehte eine sanfte Milde, die Vertrauen erweckte, ja nach der Freude über das Wiedersehen seines lang vermißten Bruders machte sein Antlitz und sein Benehmen einer

Schüchternheit, einer Schamhaftigkeit Platz, die dem hochgestellten Jünglinge zur Ehre gereichte, ihm aber nichts mit der Majestät des olympischen Jupiters Gemeinsames gab.

Der Schaman hatte die in Tibet gewöhnliche Begrüßungsformel, welche in einem Auswechseln seidener Schärpen besteht, an diesem Ort für nicht anwendbar gehalten; aber sein Bruder kam ihm darin zuvor, ergriff eine weißseidene, neben ihm liegende Binde, und überreichte sie dem Verlegenen, der diese Höflichkeit nicht erwidern konnte. Der General gab dem, was der Schaman darüber empfand, Wort: „Wie glücklich sind wir, mein Bruder!" sagte er; „die Hand des Himmels reicht sich uns durch die Wolken, daß wir den warmen Puls der Gottheit fühlen können."

Der Schaman schwieg, aber Maha Guru entgegnete: „Du rühmst dich eines Vorzugs, Theurer, den der Himmel Jedem gewährt. Ihr seyd nur lebhafter von ihm durchdrungen, weil ihr mir näher steht. Aber gehet hinaus in die Welt und lauscht auf ihre Werke, ihr Thun und Treiben, und ich weiß, ihr werdet mich in Allem wieder erkennen. Dieß ist der ewige Verkehr, den ich mit meiner Schöpfung unterhalte. Ich bin zugegen, wenn die Mutter an der Wiege ihres Kindes Gebete in den Himmel sendet; ich begleite den Jüngling in die Welt, wenn sein Geist sich Nahrung sucht und sein Herz von großen Entschlüssen anschwillt; der Vater des Hauses, zu den Göttern auf seinem Herde betend, weiß, daß ich ihm die Kraft dazu verleihe, und

der sterbende Greis streckt die Hand nach mir aus, um seine Seele die Wege wandeln zu lassen, die ich ihr zeige. Nein, meine Brüder, ich bin keiner von den vornehmen Göttern, die sich durch den Umgang mit den Menschen besudelt glauben, die nicht selbst hinuntersteigen, um ihre Angelegenheiten ins Reine zu bringen, sondern ihre Gesandten, ihre Propheten, ihre Söhne schicken, unter deren unerfahrenen Händen sie immer schlechter gerathen müssen.

„Du sprichst von dem Wunder deiner Allgegenwart," sagte der Schaman; „aber die Weisen lehren noch etwas Anderes. Sie zeigen auf die Pflanze, den Stein, das Thier, und nennen sie alle deine Offenbarungen. Aber wie? dann wärest du ja unterthan, nicht nur deinen eigenen Gesetzen, sondern auch denen, welche Menschen über dich verhängen. Wo ist die Gränze, mein Bruder, da ein Eichbaum noch ein todtes, blättertreibendes Holz ist, das ich fälle, und in den Ofen werfe, wenn du ihm sein Leben gibst und seinen Tod doch nicht hindern kannst?"

Maha Guru antwortete und sprach: „Ich bin der Herr der Schöpfung, ihr Meister, und kann nicht mein eignes Werk seyn. Aber wie der Künstler seinen Schöpfungen sich hingibt, ihnen Alles einprägt, was seine Seele erfüllt, wie ein Kenner sich vor sie hinstellt, und in ihnen den Geist des Schöpfers wiederfindet, nicht anders der, welcher die Erde wie einen Thonball in seiner Hand hält. Nur der gute wird jedoch den Stem-

pel erkennen, den ich auf alle meine Werke gedrückt habe.“

„Aber wie soll ich es verstehen,“ fragte der General, „daß die Schöpfung ein vollkommnes Werk ist, und sich dennoch in ihr eine Abwechslung findet, die uns Neues und oft Besseres bringt? Welche Dinge führen uns nicht die Fremdlinge über die Gebirge zu? Daß ich nur von meinem Fache spreche, wie verschiedenartig sind die Bewegungen auf dem Pferde bei uns und ihnen, wie sonderbar sind die Handgriffe des Exercitiums! Sie haben sogar die beschwerlichen Lunten nicht mehr, mit denen wir unsre Gewehre abbrennen. Wenn ich dieß bedenke, so scheint mir die Schöpfung noch unvollendet. Wirst du sie vollenden?“

„Oeffne dein Ohr,“ sagte Maha Guru, „ich werde dich mit Wahrheit bedienen. Sage zuvörderst nichts von den unglücklichen Fremden, die meine Gebote verlassen haben, und falsche Götter anbeten. Ich verlieh ihnen einst Schärfe des Geistes, Beweglichkeit der Phantasie und schöne, grüne Thäler, die reizender sind, als mein treues Volk von Tibet auf seinen Bergen eine Vorstellung davon hat. Aber diese Gaben steigerten ihren Uebermuth, und dem Uebermuth folgte das Schicksal auf den Fersen. Sie sind eingegränzt in enge Städte, aus denen sich der Rauch nicht herausfinden kann; sie haben schlechte Nahrung, und das Bedürfniß der Kleidung können sie nur mit großen Opfern befriedigen. Ihr Geist strengt sich an, während ihre Herzen verwildern; sie machen Erfindungen, die die Vor-

welt nicht kannte. Sie lernten die Elemente bezwin-
gen und den Himmel ersteigen; aber ach, die Erfolge
ihrer Entdeckungen haben der Freude nie entsprochen,
die sie empfanden, als sie ihnen zum erstenmale gelan-
gen! Denn welches ist das Loos, das ihre Fortschritte
unaufhörlich begleitet? Sie sind der Zahl nach weit ge-
ringer als wir und unsre Nachbarn; aber sie werden be-
herrscht von Königen und von den Brüdern der Kö-
nige und von ihren Schwägerinnen. Diese vernichten
morgen Alles, was sie heute gewonnen haben; es ist
eine alte Feindschaft, die eine Schlange in die Herzen
der Könige gesäet hat. Das Elend in jenen Ländern
ist groß, aber Alles, selbst die Erleichterungsmittel des
Elends müssen dazu dienen, es zu vermehren. Ihre
Vorfahren kannten nichts von den Fortschritten der Bil-
dung, und die Laster, die auf ihnen lagen, waren ge-
ringer, als sie jetzt sind. Dann wenn die Feinde die-
ser Völker vernehmen, daß wieder ein großer Geist ein
Element bezwungen hat, so bedrücken sie ihn, daß er
von Stund an seines Fundes nicht froh werden kann;
denn jede Erleichterung ist für sie nur ein Grund, die
Zügel schärfer anzuziehen. Ach du unglückliches Volk,
warum verließest du mich!"

Der Schaman küßte weinend die Füße seines Bru-
ders; denn an diesem Bilde sah er die Folgen eines
Zweifels an dem einzigen Gotte. Maha Guru aber
fuhr fort: „Die Schöpfung ist nicht mein Leben, son-
dern nur eine Beschäftigung meines Lebens. Die Welt
ist meine göttliche Thätigkeit. Nehmt das kunstvoll

Uhrwerk, das im Vorhofe dieſes Palaſtes hängt! Der Zeiger und das Zifferblatt ſind die Welt; wer wollte ſagen, daß die Räder und Wellen auch zur Welt gehören? Aber das Eine ſchreibt dem Andern Geſetze vor, und keines beſteht ohne das Andere. Die Welt wird auch niemals untergehen, wie Irrlehrer behaupten; denn kann ich jemals ſterben? Können unſre Weiber aufhören, Kinder zu zeugen, in deren Leibern ich meinen Sitz nehme? Ich ſage euch aber, die Welt iſt vollkommen, weil ſie keines Menſchen Werk iſt, und ich ſage euch wiederum, die Welt iſt unvollkommen, weil ich noch lebe und noch unzählige tauſend Jahre zu leben gedenke.“

„Zu den größten Unvollkommenheiten dieſer Welt,“ bemerkte der General, „gehören unter andern die kurzen Gewehrläufe meiner Cavallerie. Je länger ſie ſind, deſto weiter tragen ſie, du ſollteſt ſie abſchaffen, mein Gott!“

„Wenn es nicht zu viel koſtet,“ ſagte der Herr des Himmels, ſetzte aber nach einer Pauſe hinzu: „dieß iſt nicht die einzige Unvollkommenheit, es gibt deren in den ſechszehntauſend Königreichen der Welt noch unzählige; ja, in der Harmonie des Weltſyſtems iſt noch Vieles nachzubeſſern. Tretet hinaus in die geheimnißvolle Stille einer Mondnacht. Dieß Flüſtern in den Zweigen, dieß Säuſeln im Winde, dieß Glühen der Käfer, dieſe wunderbaren Laute, die ich in den Tagen, da ich noch Menſch war, vernahm, hielt ich damals noch für einen ſeligen Traum der Schöpfung, für einen leiſen

Monolog der Gottheit, die luſtwandelnd ſich in die Be
wunderung ihrer ſelbſt vertieft. Nein, daß ich euch
nichts verſchweige, dieſe Töne, dieſe Stimmen, die
ſchallend durch die Luft klingen, kommen von dem ſau
ſenden Webſtuhle der Zeit, und von den Schlägen, die
auf das eherne Firmament des Himmels fallen. Eine
frommen und reinen Seele wird es nicht entgehen, daß
Gott in dieſen Stunden an ſeinen Werken ſogar feilt.“

Die Brüder ſtaunten über dieſe Mittheilungen, und
das Herz des Schamanen jubelte; denn er fühlte, daß
ihm die Göttlichkeit ſeines Bruders immer näher rückte.
„Dann geſchieht es wohl auch oft,“ fragte der Gene
ral, ſcheu zu Maha Guru aufblickend, „daß ſich Gott
von ſeinen Werken ausruht, da er ſie ja im Nu vollen
den könnte?“

„Du ſprichſt die Wahrheit,“ antwortete der, wel
cher über ſich ſelbſt unſtreitig die beſte Auskunft geben
konnte. „Es gibt Menſchen, die man die Ruhepunkte
der ewigen Schöpfung nennen darf. Die Gottheit ver
gaß ihnen die Gaben zu verleihen, die ſie allen Sterb
lichen ſchenkte; aber weil dennoch die Fülle der All
macht auf ihnen ruhte, ſo erhielten ſie einige Vorzüge,
die ſie im außerordentlichen Grade beſitzen. Manche
erhielten ein Herz ohne Tugenden, aber Gaben des
Geiſtes, die Erſtaunen erregen. Eben ſo ſcheint an
der körperlichen Bildung Vieler vergeſſen zu ſeyn, daß
ſie zu den Menſchen gehören ſollten, aber in dieſen miße
geſtalteten Formen wohnt oft eine unbeſchreibliche Güte
des Herzens, und noch öfter eine ſolche Fülle geiſtiger

Ver

Vermögen, daß jedem Bucklichten das Vorurtheil entgegen kommt, er ſey der ſcharfſinnigſte Denker. An dieſen Menſchen ſieht man es, daß die Schöpfung ohne einen Plan angelegt iſt.“

„Wie?“ rief der General, „dann wäre ja Gott planlos zu Werke gegangen.“

Man mußte dieß Wortſpiel in der tibetaniſchen Sprache hören, um darüber lachen zu können. Die Brüder thaten es mit Wohlbehagen. Aber ſo ſchnell die beiden ältern ihre Lachmuskeln in Bewegung geſetzt hatten, ſo ſchnell blieben ſie ihnen krampfhaft ſtehen; denn das Außerordentlichſte, das ſie nur geahnt, das ſie als Läſterung von ſich gewieſen hätten, hatte ſich in dieſem Augenblicke ereignet. War es möglich, daß Gott über den Witz eines Menſchen lachen, daß er überhaupt lachen konnte?

Maha Guru ſah das verlegene Erſtaunen ſeiner Brüder, und wußte die Urſache davon, ohne ſie zu errathen. „Ihr ſeyd betroffen, mich lachen zu ſehen?“ fragte er mit einem liebenswürdigen Ausdruck von Milde und Leutſeligkeit; „warum ſollten die Götter über euch nicht lachen, da ihr ihnen ſo oft Gelegenheit gebt, über euch zu weinen? Ich habe gelacht, als auf mein erſtes Wort eine Welt entſtand; denn ich geſtehe, dieſe erſte Probe meiner Macht überraſchte mich. Ich habe gelacht, als mich die Philoſophen bald im Waſſer, bald in der Luft, bald im Feuer ſuchten. Ich weinte, als die Menſchen anfingen bös zu werden und ſich von mir abwandten; aber lächerlich erſchien es mir, als ſie ein

Weſen erſanden, das ſie ſeit dem Urbeginn der Tage mit mir in Kampf ſtellten und das böſe Princip nannten, um ihr ſchlechtes Herz damit zu entſchuldigen. Ach! wie lächerlich war es, als man mich mit dem Lichte verglich, das ohne Schatten gar nicht denkbar wäre, und daraus einen urweltlichen Gegner meiner Macht herleitete, von dem ich euch verſichern kann, daß er nicht exiſtirt. Wie vieles Andere hat mich nicht ergötzt! So wie mich überhaupt die Thorheiten meiner Feinde betrüben, ſo haben mir die Albernheiten meiner Freunde doch immer den größten Spaß gemacht. In meinem Namen ſind Tauſende getäuſcht worden, und eben ſo viel haben ſich ſelbſt betrogen; man hat die ſchlechte Poeſie in meinem Namen befördert, und in neueſter Zeit hat man ſogar eine gewiſſe Politik auf meinen Namen getauft. Aber am ſchallendſten ſchlug mein Gelächter immer an die Wölbung des Himmels, wenn es einen Sterblichen einfiel, mein höchſt eigenes, wohlverſichertes Daſeyn zu läugnen. Dann rief ich alle meine Genien um mich her, verſammelte die Wolken, die Winde, befreite die Nymphen aus ihren Bäumen und Quellen, und alles lärmte und tobte mit Spott und Neckerei; die Sphären fuhren lachend zuſammen, der Erdboden ſchüttelte ſich, daß es eine Freude war, bis der unglücklich Verfolger entweder in den lachenden Chor mit einſtimmte, und von den Menſchen in ein Tollhaus geſperrt wurde, oder ſich verzweifelnd von einem Felſen ins Meer ſtürzte. Dieſe Seelen werden dann im Jenſeits meine beſten Freunde, ſie ſchlagen ſich über ihre Dummhei

vor den Kopf, ſeitdem ſie Nektar und Ambroſia von meinen Realitäten überzeugt haben; ſie ſchämen ſich, wenn ſie einſt geglaubt hatten, mich durch ihr Läugnen zu reizen; ja die Atheiſten bilden dort oben meine Leibgarde, die mich nie verläßt, und für eine launige Unterhaltung ſorgen muß."

Die Brüder ſahen ein, daß man nicht beſſer umgehen könne, als mit Göttern; ſie fingen allmählich an, in dieſem Himmel einheimiſch zu werden, ſprachen ohne Rückhalt, und nur den General überfiel einige Male der Zweifel, ob dieſe Seligkeit nicht ein höherer, jenſeitiger Zuſtand ſeyn könnte; ob ſein Körper über dem vielen Sprechen nicht vielleicht unverſehens geſtorben, und er hinübergegangen ſey in die Ewigkeit, ohne von ſeinem Tode etwas zu ſpüren. Aber dieſe Beſorgniſſe verſchwanden gänzlich, als ein Diener mit einer großen metallenen Theekanne hereintrat, ſich dem Dalai Lama demüthig näherte, einigen Thee vorher in ſeine eigene hohle Hand goß und ſie hinunterſchlürfte, zum Zeichen, daß dem himmliſchen Meiſter und ſeinen Gäſten nichts Vergiftetes kredenzt werden ſollte.

Die Tibetaner trinken ihren Thee unſtreitig von beſſerer Güte als wir, aber in einer Miſchung, der wir kaum unſern Beifall ſchenken würden. Was ſoll man von einem Thee ſagen, der mit Mehl, Butter und Salz verſetzt wird? Dieſe abſcheuliche Mixtur wird jedem in einer flachen, lakirten Taſſe präſentirt, die der Empfänger auf ſeinen Fingerſpitzen ruhen läßt, um ſie allmählich auszuſchlürfen. Es verſteht ſich von ſelbſt,

daß die dem Trinken vorangehende Libation, die ve
einem langen murmelnden Gebete begleitet wird, n
von den beiden ältern Brüdern geopfert wurde. Mah
Guru ſenkte, während ſie zu ihm beteten, ſein Haup
und ſpiegelte es nachdenklich in der trüben Flä
des Thee's.

Als dieſe Ceremonie beendigt war, und die Taſſ
durch eine geſchickte Bewegung der Zunge gereinig
mit ſeidenen Läppchen umwickelt wurden, begann d
wißbegierige General wieder aus der vor ihm ſitzend
Quelle alles Wiſſens zu ſchöpfen, und ſeinen Brud
um einige Erläuterungen ſeiner jüngſten Worte zu f
gen. „Wie verſteh' ich es, mein großer Meiſter,
ſagte er, „daß du von den Werken der Lüge wie v
einer Frucht ſprichſt, deren Samen aus Niemand
Hand geſtreut wird? Ich bin gewohnt, in den Ding
die Erfolge von ihren Anfängen herzuleiten. We
ich daran nicht unrecht thue, wer flüſtert uns die Ha
lungen der Bosheit ein?“

Maha Guru mußte das wiſſen, und er antwortet
„Es iſt eine alte lügenhafte Fabel, daß die Welt a
Liebe und Haß entſtanden. Der Widerſpruch iſt n
mals der Anfang der Dinge geweſen. Merk' auf
Worte der Weisheit, die mein Mund dir verkünd
will! Es gibt nichts Böſes auf der Welt, ſonde
nur Verwirrung im Guten. Wo ſollte der Gott
nen Urſprung genommen haben, welcher mit ſei
ſeligen Anſprüchen und widerwärtigen Handlungen
gen mich aufträte? Nein, es iſt die Liebe ſelbſt,

zuweilen den Schein des Haſſes annimmt, um ihre Werke zu befördern. Ihr könnt dieß nie begreifen, wenn eure Sinne an jener Liebe feſt kleben, die ihr beſchwört, um euer Treiben zu ſegnen; ich rede von derſelben Liebe, welche die Leidenſchaften des Menſchen feſſelt, ihm ſein Bewußtſeyn raubt, ihm die Augen des Geiſtes ausſticht. Die Gottheit liegt noch immer in dieſen alten Banden. Dieſelbe Begierde, welche die Götter auf die Erde trieb, um ſich mit den Töchtern derſelben zu vermiſchen, währt noch fort, obſchon die Freude an dem Anblick der Schönheit, als die Schöpfung noch jung war, als die Götter von den irdiſchen Weſen noch überraſcht wurden, gegen eine lange Gewohnheit längſt verſchwunden iſt. Aber Maja lebt noch immer fort, die alte Kupplerin des Himmels, welche die lodernden Liebesbrände auch in die Herzen der Götter warf. Sie iſt die Göttin der Verwirrung, des Unverſtandes, des Truges; ſie nimmt dem Regierer der Welt die Zügel aus der Hand, oder blendet ihm ſo die Augen, daß er auf Augenblicke ſie fallen läßt. Gibt es eine Liebe, welche die Schöpfung belebte, ſo gibt es auch ihre Thorheit, ihre Kopfloſigkeit, ihre Schwärmerei, kurz die ganze ſüße Verwirrung der Leidenſchaft, welche ein alter, von Propheten genährter Wahn Haß genannt hat. Nein, meine Brüder! laßt den Glauben an ein böſes Princip, und fürchtet nicht, daß ein uralter Erbfeind auf meine Schultern ſteigen könne; nur ein Gegner droht dem Herrn der Welten, er ſich ſelbſt.“

Den Schamanen hatten dieſe Worte aus tiefem Nachdenken geweckt. „Lebt Gulluspa's Bild noch in ſeiner Seele?“ fragte er ſich ſelbſt; „iſt ſie es, deren Macht er fürchtet?“ Er ſchwankte, ob er dem Allmächtigen die aufgetragenen Grüße beſtellen durfte; ob er Erinnerungen wecken ſollte, die dieſer vielleicht ſchon verloren hatte, oder welche ihn in Kreiſe zurückzögen, von welchen er ſich für immer getrennt haben muſte. Und ohne zu erwägen, daß ihm Niemand in dem Verlauf dieſer Gedanken hatte folgen können, rief er aus: „Ach, es wird niemals eine Vergangenheit für ihn geben, die kürzer wäre, als der Anfang ſeines göttlichen Lebens. Er hatte nie eine Jugend, deren Widerſchein ſonnenhell in ſeinem Gedächtniſſe leuchtete. Die Sphären-Harmonie iſt jetzt ſein Liebesgeflüſter, das Leuchten der Sterne ſein Liebäugeln, die Züge der Weiten ſeine Umarmungen.“

„Ja, du mächtiger Löwe,“ ſagte der General zu Maha Guru, „wer könnte würdig ſeyn, dich in ſeine Arme zu ſchließen? Du haſt dir die Natur zu deiner Braut gerichtet, und die weiten Räume der Welt als die Kammer, in welche du ſie führen willſt. Und wir, dem Leibe nach deine Brüder, ſtehen an der Pforte lauſchend, wie du die Glücklichſte umfängſt, mit ihr koſeſt, und mit deinen Allmachtsküſſen den Bund beſiegelſt. Die Sitte unſerer Väter verlangt es, daß des einen Bruders Gattin auch das Bett der andern Brüder theile; du wirſt es deinen ſterblichen Freunden nicht wehren, daß ſie den Saum vom Kleide deiner

hohen Braut küſſen; daß ſie die Stellen erblicken, wo du ſie an deine Bruſt drückteſt; daß ſie wenigſtens an uns vorüberrauſche und einen Blick des Erbarmens auf die ſündigen Anbeter deiner Herrlichkeit werfe. Dürfen wir dieſen Theil an deiner Liebe nehmen?“

Maha Guru ſenkte das Haupt, legte die Arme unter die Bruſt und ſchwieg. Dann erhob er ſie und ſtreckte ſie aus mit himmelwärts gerichteten Augen, und rief begeiſtert: „Sie kommen, die Boten der Liebe, die Vögel und Bäche des Waldes, die Blumen und Quellen der Gebirge, mit ihren klingenden, duftenden Grüßen. Hörſt du ihren leiſen Tritt über das ſchwellende Gras? Hörſt du das Murmeln der Blätter im Walde, wie die Heilige an ihnen vorüberzieht? Siehſt du das Leuchten dort weit in der Ferne, die goldenen Strahlen, den Widerglanz ihres Stirnbandes, ihres Gürtels? Sie iſt es mit den dunkeln Locken, den funkelnden Rubinen, die auf ihr ſchwarzes Haar geſäet ſind. Beflügle deine Schritte, geliebtes Mädchen; denn ermattet ſinken mir die Arme, da ſie ſich nach dir ausſtrecken! Verwehre mir nicht den Saum deines Kleides, die Spitzen deiner Finger; ziehe deinen Fuß nicht zurück, daß ich ihn auf mein gebücktes Haupt ſetze! Du fliehſt mich, Geliebte? Du kennſt ihn nicht mehr, den Freund deiner Jugend, ſeitdem er König der Welten geworden iſt? Bei meiner Allmacht, bleib zurück! Gvluspa, gehorche deinem Gotte!

Maha Guru lag mit ausgeſtreckten Armen auf ſeinem Polſterthrone. Der Schaman, jeden Ausdruck ſeines Bruders nachempfindend, berührte mit ſeiner Stirn den Boden, und ſtieß einzelne Worte aus, die ſeine zwiſchen Freude und Schmerz wechſelnden Gefühle bezeichneten. Der General der Kalmücken endlich war, erſtaunt über dieſen Ausbruch der Begeiſterung, aufgeſprungen, um ſo mehr erſchrocken, als in dieſem Augenblicke ein Beſuch in den Saal getreten war.

Es war der chineſiſche Correſpondent, der mit ſeiner ſchönen Schweſter Schü-King vor den Thron des Lama getreten, und ihm das Opfer ſeiner Huldigung darbringen wollte. Maha Guru kehrte ſogleich wieder in die Lage zurück, die ſeiner Würde gebührte, und hörte, während noch der Schaman in leiſem Murmeln dem Fußboden ſeine Gedanken anvertraute, die Anrede, die der Correſpondent in den zierlichſten Ausdrücken an ihn richtete. Wir erſparen uns die Pein, ſie hier wieder zu geben. Es war ein Gemiſch von den unverſchämteſten Schmeicheleien, die gegen die beigefügten Erklärungen des chineſiſchen Kaiſers, dem Lama ſeinen Schutz zu ſichern, und gegen die Anerbietungen ſeines Geſandten, auffallend abſtachen. Bei aller Lüge, die in dieſer langwierigen Rede herrſchte, war aber dennoch eine gewiſſe Scheu vor dem Glauben, welcher ein ganzes Volk an den Angeredeten kettete, nicht zu verkennen. Wie leicht konnte hinter dieſem Glauben eine Wahrheit ſtecken,

die ſich an dem Läugner derſelben empfindlich hätte rächen können?

Schü-King ſpielte bei dieſer Audienz eine Rolle, die ihrem Charakter entſprach. Sie drehte, auf einem ſeidenen Kiſſen ſitzend, ihren bunt gemalten Fächer in tauſend Wendungen und ſetzte den jungen Gott durch ihre Coquetterie nicht wenig in Verlegenheit. Sie empfand ein ſichtliches Wohlgefallen an Maha Guru's friſchem Anſehen, an ſeinen beſcheidenen Sitten, ſeinem ſanften und milden Ausdruck in der Rede, und wenn ſie gegen das Ende der Audienz aufhörte in ihren eiteln, gefallſüchtigen Bewegungen, ſo dürfen wir mit Recht ſchlieſſen, daß der junge Mann einen tiefern Eindruck auf ſie gemacht hatte.

Die Höflichkeiten des Correſpondenten waren nur die Präliminarien weiterer Verhandlungen geweſen, in denen er gleichſam andeuten wollte, unter welchen Vorausſetzungen ein Dalai Lama ſich wohlbefinden und der Duldung des chineſiſchen Kaiſers gewärtigen könne. „Ich höre mit Bedauern," fuhr er fort, auf den Kalmückengeneral die giftigſten Blicke ſchieſſend, „daß vor kurzer Zeit in den Straßen dieſer Hauptſtadt die Söhne des himmliſchen Reiches einer Mißhandlung ausgeſetzt geweſen ſind. Es iſt beklagenswerth, daß Tibet die Fremdlinge der Wüſte in ſeine Thäler ruft, um von ihnen einen Thron vertheidigen zu laſſen, deſſen Schutz nur dem Sohne des Himmels gebührt; aber es iſt eine ſträfliche Vermeſſenheit, die Diener des mächtigſten

Kaiſers angreifen zu laſſen, und ihn zu beleidigen, indem man ſeine Gnade mit Undank belohnt.“

„Was iſt geſchehen, das die Gränze des Geſetzes überſchritten hätte?“ fragte beſtürzt der General.

Der Correſpondent erzählte den am Morgen ſtattgehabten Auftritt, wurde aber von dem Schamanen unterbrochen, der ſeine falſchen Angaben berichtigte und ſeine Uebertreibungen milderte.

Der Kläger behauptete, die Verletzung des Rechtes ſey ſo weit gegangen, daß es ihm ſchwer ankomme, darüber zu ſchweigen. „Wie,“ ſagte er zum Schamanen, „du willſt das Uebertreibung nennen, was du ſelbſt für ſo wichtig gehalten haſt, dich hineinzumiſchen? So viel ich höre, iſt bei der Rauferei ein Zopf verloren gegangen und ein anderer ſchwebt noch in der Gefahr, abgenommen zu werden. Man muß einen ſolchen Verluſt zu würdigen wiſſen, um darüber Worte zu verlieren. Ich werde den Ausgang des zweiten Zopfes abwarten, und unfehlbar darüber an den chineſiſchen Thron berichten, wenn er verloren geht.“

Maha Guru, der die Tyrannei der Chineſen wohl fühlte, ſeufzte, und Schü-King war entzückt, wie ſchön dem Jünglinge ſein ſchwermüthiger Blick ſtand.

Der Correſpondent konnte in ſeinen Beſchwerden kein Ende finden. Er hatte ſie alle auf einer Papierrolle verzeichnet, die er im linken Rockärmel verſteckt hielt, und immer noch weiter hervorzog, obwohl ſie ſchon lang auf der Erde lag. Sein ganzer Leib ſchien mit dieſem Verzeichniß umwickelt, das bis auf das letzte

Ende mit Erinnerungen, Klagen, Vorwürfen bedeckt war. Seine letzten Bemerkungen faßte der gefürchtete Mann in dieſe Worte: „Ich beklage den Herrſcher dieſer Lande, gleich bei ſeinem Regierungsantritt in einer Umgebung zu ſtehen, die ſich ſeiner Autorität bedient, um eigenmächtige Handlungen zu beſchönigen. Im Kloſter der ſchwarzen Gylongs ſind, wie ich höre, höchſt geſetzwidrige Unordnungen vorgefallen. Ein Gotteslängner, ein Religionsſpötter wird aus den ſüdlichen Gegenden dorthin citirt, und bis zu ſeiner Verurtheilung in gefängliche Haft gebracht. Wie weitläufig ich dieß dem Allwiſſenden erzählen muß! Am Morgen nach der Ankunft jenes Elenden und vor ſeiner verdienten Hinrichtung, erſcheint jener Mann, welcher durch die Ehre neben dem Dalai Lama zu ſitzen, auch Verbrechen entſchuldigen will, die er vorgibt, in Gottes Namen zu begehen. Ich frage dich, kecker Knabe (er meynte den Schamanen), warum du den ſchwarzen Gylongs ihr Opfer geraubt haſt? Im Namen meiner Miſſion, wohin haſt du den grauen Sünder verborgen? Gib ihn heraus, oder du ladeſt den Rachezorn eines Mächtigen auf dich!

Die Unverſchämtheit des Correſpondenten ging weit. Er miſchte ſich in Dinge, die ihn nicht berührten. Wie von einem heiligen Feuer ergriffen, loderte Maha Guru auf und donnerte mit mächtigen Worten auf den unberufenen Unterhändler, den geiſtliche Angelegenheiten nicht betrafen, ein: „Wer ſind die ſchwarzen Gylongs? Diener, die meinen Befehlen gehorchen! Wer biſt du,

chineſiſcher Correſpondent? Ein Narr, der mit ſeine irdiſchen Weisheit den Himmel erklettert, um vo Glanz der ewigen Sonne geblendet, in die Tiefe ſ ſtürzen. Wer iſt der Gotteslängner? Ich kenne ſie nich die mich nicht kennen, und dürfte nicht nach dem Blu derer, denen ich Verzeihung gewähre, daß ſie mich e meiner Liebe verſtehen lernen. Weiche zurück, du l ſtiger Rabe, den ich nie mehr in dieſen Mauern krä zen hören mag. Glaubſt du, Schwachkopf, d Himmel in deinem Sacktuch zu fangen? Wehe, we über den Läſterer, der dem ewigen Geſetz Geſetze g ben will!"

Und der Donner rollte über dem bebenden Zimme und Blitze zuckten ſchlängelnd vom Dache herunter, d ſich öffnete und den Himmel in rothen Zornesflamm leuchtend zeigte. Ein geiſterhaftes Flüſtern rauſch durch den Saal, und die Wände fingen an, ſich zu b wegen. Die Umſtehenden fielen zitternd vor dem zorn gen Gotte zu Boden, und als ſie die Augen aufſchl gen, hatte ihn eine Wolke umhüllt, daß er ihrem A blick entzogen war.

# Fünftes Capitel.

Eines Morgens riß ſich mein Pferd vom Pflocke los, und lief in die Ebene. Ich lief ihm den ganzen Tag nach, und als die Sonne verſchwunden war, hört' ich noch nicht auf, zu laufen, ſondern ich lief drei Tage und drei Nächte, und wie ich den Schwanz meines Pferdes in der Hand hatte, zog es mich in die Wohnung der Götter. Ich ruhte meine Glieder in einem Stalle des Himmels. Was waren da für Pferde!

Erzählungen aus der Wüſte.

Wir ſind jetzt endlich auf den Punkt gekommen, zu unſrer erſten Bekanntſchaft, den Schickſalen Hali-Jongs, wieder zurückzukehren.

Wir verließen ihn im Gefängniſſe, kaum dem tumultuariſchen Ausbruch eines prieſterlichen Fanatismus entronnen. Wenn ſolche Menſchen, wie ſie ihn empfangen hatten, ſeine Richter ſeyn ſollten, ſo blieb für ihn nichts mehr zu hoffen übrig.

Hali-Jong befand ſich in einem finſtern Kerker, der am Tage nur durch einige ſpärliche Oeffnungen an der obern Wand erleuchtet wurde. Die erſte Nacht, die er hier auf einem Strohlager zubrachte, ſchwand ihm unter Vorſtellungen über ſeine Lage, welche jetzt gerecht zu werden anfingen. Erſt am frühen Morgen löſ'te ein erquickender Schlaf die Bruſt von ihren laſtenden Ketten.

Am folgenden Tage wachte er über einem Wortwechſel auf, der in der Nähe ſeines Kerkers geführt wurde. Er unterſchied ſehr bald die in Streit begriffenen Stimmen, und hoffte aus dem ſich Nähern der ihm wohlbekannten, auf einen für ihn ſo wohlthätigen Beſuch ſeiner Brüder und Gyliuspa's ſchließen zu dürfen. Aber da es wieder ſtill wurde, und er nur noch in der Ferne ein Klagen und Schluchzen hörte, ſo wußte er, was ihm ein eintretender Mönch, ſein Kerkermeiſter, hernach beſtätigte. Seine Lieben hatten ihn begrüßen und ſich nicht eher wieder von ihm trennen wollen, bis der hereinbrechende Abend ſie aus den heiligen Mauern vertrieb; aber die grauſame Strenge der erſten Vorſteher des Kloſters hatte ſie daran verhindert. Einige Speiſen mußten die Stelle der beſorgten Ueberbringer derſelben vertreten.

Das Feſt des neuen Lama verhinderte die ſchwarzen Gylongs, noch an dieſem Tage ein ſolennes Ketzergericht zu veranſtalten. Hätte Hali-Jong darum gewußt, ſo würd' er nicht jene knarrende Thürangel für den Boten ſeines entſchiedenen Looſes gehalten haben. Gegen Abend hörte er haſtige Tritte ſeinem Aufenthalte nahen, der Riegel vor der Thüre wurde zurückgeſchoben, und eine Perſon trat ein, die zu erkennen die Dämmerung verhinderte.

„Rüſte dich eiligſt, dieſen Ort zu verlaſſen," ſagte der Fremde, und Hali-Jong, der dieſe Wände nur zu ſeinem Tode zu verlaſſen gewärtigte, zögerte, ſeinen Winken zu folgen.

„So mögen mich die Götter behüten!“ sagte der Gefangene, als ihm der Andere deutlich von Flucht gesprochen hatte; entweder ist dein Rath nur eine Falle, die mir die Väter legen, oder die Gefahr wird um so größer, wenn wir ihr entrinnen wollen und auf der Flucht ergriffen werden. Wer bist du auch, daß mein Schicksal dich erbarmte?“

„Wir entweichen,“ entgegnete eilig der Fremde, „ohne deßhalb zu fliehen, weil deine Wächter dich diesen Ort verlassen sehen werden. Säume nicht länger, damit wir die Rückkehr der Vorsteher vom heutigen Feste vermeiden.“

Hali-Jong besann sich jetzt nicht länger, raffte seine Kleider zusammen und folgte seinem Führer, in dem er und wir den Schamanen erkennen. Der Weg ging durch dichtgedrängte Straßen, in denen sich Hali-Jong ohne Begleiter verirrt hätte. Sie folgten dem Zuge, der über das Gebiet der Stadt hinausströmte und den Palast des Dalai Lama belagerte, um die endlich auf seinen Zinnen erscheinenden Fahnen mit einem donnernden Geschrei zu empfangen. Sie wandten sich aber von der Fronte dieses großartigen Gebäudes, das selbst einer kleinen Stadt glich, ab, und verfolgten eine Reihe von Seitengebäuden, an deren äußerstem Ende sie innehielten und durch eine kleine Thür in das Innere der großen Wohnung des Dalai Lama traten. Hier wies der Schaman seinem Schützling ein abgelegenes, aber bequemes Zimmer an, das er unter keiner Bedingung verlassen zu wollen versprechen mußte.

Der Schaman hatte Alles an die Rettung Hal
Jongs, die er Gylluspa verſprochen, zu ſetzen, wenn
ſie gegen eine ſo mächtige Partei, als die Prieſter w
ren, durchſetzen wollte. Obſchon ihm ſeine Würde, a
Bruder des Höchſten, alle Wege öffnete, die er ei
ſchlagen mußte, um Hali-Jong einſtweilen zu ſicher
ſo durften ihm doch überall die Fanatiker folgen u
zuletzt ihr Opfer wieder zurückfordern, wenn es d
Spruch des Lama ihnen nicht entzogen hatte. So w
die Rettung, die er dem Ketzer angedeihen laſſen konn
nichts mehr als ein Aufſchub der Strafe, die nur du
höchſten Spruch abwendig gemacht werden durfte. W
vieler Verantwortung er ſich dabei ausſetzte, bewies ih
der jüngſte Vorfall mit dem Correſpondenten. Sey
nun, daß das Syſtem der Spionage, welches die
Menſch über ganz Laſſa verbreitet hatte, ihn von d
kleinſten Abweichungen der gewöhnlichen Ordnung
Dinge, in Kenntniß ſetzte, oder daß ihm die Gylon
von den eigenmächtigen Eingriffen des Schamanen
dieſe Ordnung, Nachricht gegeben hatten, ſo war
ferner unumgänglich, den Dalai Lama von dieſen V
wicklungen zu benachrichtigen. Der Schaman hä
dieß gern vermieden, weil er wohl einſah, wie ſchw
es dem Bruder ankommen würde, gleich durch ſe
erſte Regierungshandlung den Eifer der Zeloten ge
ſich aufzuwiegeln. Aber was ließ ſich Anderes thun

Den Laien iſt der Dalai Lama nur zu gewiſ
Stunden des Tages zugänglich. Alle übrigen muß
im Gebete und Regieren mit den höchſten geiſtlic
W

Würdeträgern zubringen. Selbſt dem Bruder war es dann unmöglich, zu dem ängſtlich bewachten Gotte Zutritt zu finden. Dieſer Umſtand mußte ſeinen Planen ſehr ins Licht treten. Was er befürchtete, traf auch zu.

Die geiſtlichen Herrn drangen auf Maha Guru mit Verwunderungen über die im Namen Gottes begangene Befreiung eines Gotteslängners ein. Der Lama wußte aber ſelbſt von der Angelegenheit nicht mehr, als daß ſein Bruder dieſe Befreiung vorgenommen habe, und wie entrüſtet er darüber war, daß ihm dadurch die Geiſtlichkeit mit ihrem Argwohn und ihrer immer regen Verdächtigung auf den Rücken kam, ſo war er doch begierig auf die Umſtände, die ſeinen Bruder zu ſolchen Eingriffen in die Vorrechte der Inquiſition bewogen haben mochten. Selbſt wenn er von dieſen mehr gewußt hätte, ſo würde er zwiſchen den Wünſchen des Herzens und des Mitleids und den Forderungen der großen Kirchenlichter einer ſchwierigen Wahl nicht ausgewichen ſeyn. Da er aber von dem Urheber des himmelſchreienden Verbrechens nichts wußte, nach ſeiner Perſon und Herkunft ſich nicht erkundigt hatte, ſo hatte er, um die harte Zurückweiſung der chineſiſchen Anmaßungen wieder gut zu machen, noch an demſelben Abend den drängenden Prieſtern verſprochen, dem Gange der Gerechtigkeit freien Lauf zu laſſen und von ſeinem Bruder die Auslieferung des entführten Verbrechers zu verlangen. Er hatte damit mehr verſprochen, als er leiſten konnte. Denn wenn er die Perſon erfuhr, um deren Leben es ſich handelte, wie konnte er ſie denen

ausliefern, unter deren Händen man bald ſein Leben aushauchte!

Die erſten Augenblicke, da es den Laien gegönnt war, den Lama zu ſprechen, hatte der Schaman ſchon benutzt. Jetzt verließ er ihn, und Maha Guru blieb mit einem zerriſſenen Herzen und mit unſicheren Entſchlüſſen auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit zurück. Welche Dinge hatte er vom Bruder erfahren! Derſelbe Verbrecher, deſſen Schickſal er preisgab, wenn er ſein Verſprechen wegen der Auslieferung erfüllte, war der Vater eines Weſens, das ihm über Alles theuer und werth war. Gylluspa ſelbſt, ein Gedanke, der ſonſt nur ſchwache Fäden in ſeiner verwickelten, wunderbaren Laufbahn zog, trat jetzt wieder mit der ganzen Macht, die in der Erinnerung und in der Ueberraſchung der Nähe liegt, vor ſeine Seele. Er fürchtete das Wiederſehen und ſann darüber nach, wie er es für Hali-Jong zu einer Abwendung ſeiner Gefahren machen ſollte. Wie Gylluspa begegnen? Darüber fand er bei ſich nur dämmernde Beſchlüſſe, und wir ſehen in ihm einen Gott, der etwas auf die lange Bank der Zukunft ſchiebt, um davon nicht in Augenblicken gedrängt zu werden, da er zu Mißgriffen vielleicht ſehr empfänglich war.

Der Schaman kehrte von ſeinem Bruder ohne einen andern Erfolg zurück, als den, ihn durch ſeine Mittheilungen überraſcht zu haben. Weil er wohl einſah daß Maha Guru zu willenlos war, um in dieſer Sache einen feſten Entſchluß zu faſſen, ſo beſchloß er ſo au

ihn zu wirken, daß er in einer Uebereilung ſich dem Clerus gegenüber ſtellte, und dieſe Uebereilung ſo zu machen, daß er ſie nicht widerrufen konnte. Er gab daher dem Wunſche Hali-Jongs nach einer Audienz beim Herrn der Heerſchaaren nach, und führte ihn vor den Lama, von dem ſein Schutzbefohlener aber nicht wußte, daß er an ihm einen ehemaligen Bekannten wieder finden würde.

Hali-Jong trat vor Maha Guru mit aller Zerknirſchung ſeiner Lage, ſeines Verbrechens, ſeiner Anbetung vor dem Heiligſten. „Wehe mir!“ rief er aus, „ich hoffte noch einſt in meinen alten Tagen vor den Löwen des Weltalls zu treten; aber ich ahnte nie, daß ich ſtatt der erwarteten Belohnung meiner Tugenden mich im Staube meiner Verbrechen winden müßte. Ich liege wie ein Wurm vor dir, der nichts zu erwarten hat, als von dir zertreten zu werden.“

Maha Guru erkannte die Züge des alten Herrn wieder, dem er oft bei ſeinen wunderlichen Fabricationen mit kindiſcher Neugier zugeſehen hatte. Hali-Jong ſcherzte damals gern mit dem jungen Buben, gab ihm hundert ſonderbare Namen, und lief zuweilen, um ihn zu ſchrecken, mit einem glühenden Eiſenſtabe hinter dem Schreienden her. Wie oft hatte er die Streitigkeiten geſchlichtet, welche zwiſchen Maha Guru, ſeinem ältern Bruder und den vielen Kindern der Fabrik oft mit blutigen Köpfen ausbrachen. Wie oft hatte er in der Art eines ſpaßhaften, gutmüthigen alten Vaters die früh keimende Neigung zwiſchen Gylluspa und Maha Guru

zu einer Heirath ausgelegt, und bedauert, daß der wild
Störenfried, der ältere Bruder, gegen sein Verdien
durch die hergebrachte Sitte, dann an diesem glücklich
Bunde Theil nehmen durfte. Und dennoch hatte d
Zeit und sein Schicksal alles aus seinem Gedächtniß
was das Bild des jungen Maha Guru zurückruf
konnte, verwischt. Seine Erinnerung reichte nic
weiter, als der Anfang seiner entdeckten Strafbarkei
Am wenigsten konnte er seinen jungen Freund in dies
göttlichen Eigenschaft, an diesem Orte, in dieser Umg
bung wieder zu finden erwarten.

Nachdem sich der Lama über die nähern Umstän
des in Frage stehenden Versehens unterrichtet hat
frug er Hali-Jong nach vielen Dingen, von welch
dieser nie geahnt hätte, daß sie einem Fremden bekan
seyn könnten. „Wie groß bist du in deiner Herrlic
keit! rief er erstaunt aus; „dein Auge reicht weit üb
die Länder und Meere, und nichts bleibt ihm verborge
Du kennst meine Niederlassung (ach, daß sie mich wi
der hätte!) ohne sie gesehen zu haben. Du weißt d
Anzahl der Schornsteine, die den Rauch aus mein
Feueressen leiten. Sogar die Sprossen auf den L
tern, die zu meinen Taubenschlägen führen, hast
gezählt!“

Maha Guru lächelte über die Täuschung, die d
Alten blendete. „Wie leben deine Brüder?“ fragte e
kann sich Hili-Jong noch immer nicht an die Scha
felle gewöhnen? Wie ist's mit Holi-Jongs linkem Au
das er sich einst durch glühendes, spritzendes Metall ve

brannt hat? Er verſchmähte es damals, ſich heilen zu laſſen.“

„Groſſes, unendliches Weſen!“ ſtammelte der Gefragte, den dieſe Kenntniß ſeiner häuslichen Angelegenheiten erſtaunen machte; „was darf ich dem Allwiſſenden ſagen, das er nicht ſchon weiß? Jetzt darf ich hoffen, daß du meinem gerechten Wandel Glauben ſchenkſt. Du wirſt die Büchſen kennen, die ich, mit heiligem Gangesſande gefüllt, unter meinem Haupte des Nachts liegen habe. Du wirſt die frommen Amulette, welche mir heilige Waller von Jagarnaut gebracht, in meiner Behauſung wohl geſehen haben; ja es kann dir auch nicht unbekannt ſeyn, um wie viel leichter meine Geldtruhen geworden ſind, ſeitdem ich unermeßliche Summen darauf verwandt habe, in Alahabad für meine Rechnung jährlich zehn Büſſende zu kaſteien.“

Maha Guru ließ dieſe Anpreiſungen eines gottheiligen Wandels, den er zu würdigen wußte, und fragte: „Du ſprichſt aber nicht von Gylluspa. Wie viel Zoll braucht ſie noch, um ſo groß zu ſeyn wie du?“

Hali-Jong riß die Augen auf. Er ſtand wie verſteinert über die Kenntniſſe, die ſein König und Meiſter von ſeinen Angelegenheiten hatte. Gylluspa's Name konnte für ihn nicht beſſer erwähnt werden. Er glaubte durch eine Schilderung ihrer Tugenden ſeine Verdienſte in ein beſſeres Licht zu ſtellen, und ſchickte ſich zu einem endloſen Redeſchwall an. „Daß ich Euch ein Bild dieſes Weibes entwerfen könnte!“ rief er aus. „Soll ich von ihrer Mutter und ihrer Wiege und den glücklich

überſtandenen Kinderkrankheiten anfangen? Nein, ma
muß ihre Tugenden und Vollkommenheiten kennen, u
die Verdienſte ihres Vaters zu würdigen. Die Erzi
hung iſt ein Werk des Beiſpiels und der Unterweiſun
Gebt Gyllusya eine Cither in die Hand, welche Li
der wird ſie ſingen? Lieder, die ſie ſelbſt verfertigt u
nur den Preis der Mäßigung, der Natur und der Gö
ter beſingen. Daran erkennt man den Umgang, d
ſie gepflogen. Ihre Stimme im Geſang hat nichts v
der weltlichen Frechheit, welche die chineſiſchen Kom
dianten über unſre Berge verbreitet haben, ſondern
iſt nach Grundſätzen modulirt und nur der Ausdru
einer für das Schöne in der Kunſt empfänglich
Seele. Allerdings iſt dieſes Alles nur durch dein Z
thun, großer Meiſter, ſo herrlich ausgeſchlagen; ab
ich habe verhindert, daß ſie deine Wirkungen mi
kannte; ich war es, der ſie lehrte, nur deinen Pre
zu erheben und in Liebesſehnſucht zu dir zu vergehe
O kann die Tugend einer Tochter nicht die Schuld ein
Vaters tilgen?"

Maha Guru empfand nichts von dem Lächerliche
das in den Schlußfolgen und Beweisführungen des
ten lag. Es genügte ihm, daß ſie im Zuſammenhan
mit Gyllusya, der unvergeßlichen Freundin ſeiner J
gend, ſtanden, und er hörte mit Entzücken auf
kleinlichen Ausführungen ihrer Vorzüge im Munde
res Vaters. Er würde noch länger ſich der Won
dieſer Erinnerungen hingegeben haben, hätte nicht e
neuangekündigter Beſuch die ſchnellſte Entfernung Ha

Jongs, der von keinem Prieſter geſehen werden durfte, verlangt. Er winkte mit der Hand, und der Ketzer verließ nicht ohne einige Hoffnungen den Saal.

Hinter dem Palaſte des Lama liegt ein umfangreicher Garten, und hier ſehen wir Maha Guru einige Stunden ſpäter im Schatten der Bäume wandeln. Wie rauh und abwechſelnd auch das Klima dieſer hochgelegenen Gegend iſt, ſo trifft man hier doch auf Pfirſchen und Granatäpfel, ja ſelbſt auf Orangen und Limonen. In der Mitte des Gartens ſtand ein groſſer Mangobaum, deſſen Zweige von den reifenden Früchten herabgebogen waren.

Ein luſtwandelnder Gott! Das iſt eine Scene aus den erſten Tagen der Schöpfung. Freudig müſſen dem Herrn der Welten die Augen geglänzt haben, als ſein erſtes Meiſterſtück vollendet vor ihm lag. Damals, als ſein Bart über den vielen Kummer, den ihm die Erde verurſacht hat, noch nicht grau geworden war, oder, wie die Juden und Heiden lehren, als die Götter noch Wohlgefallen hatten an den Töchtern dieſer Erde, gingen ſie wohl unter den Bäumen und labten ihr Auge an den Blüthen und Früchten, die an den Zweigen herunterhingen. Die Weiber kamen dann oft zu ihren Männern und die Jungfrauen zu ihren Vätern, wonnetrunken, daß ſie hinter einem blühenden Geſträuch einen Gott erblickt hatten, oder daß er ihnen auf einem grünen Wieſenplan begegnet, ſie mit koſenden Worten verführt, und in einer heimlichen Grotte unſterblicher Umarmungen gewürdigt habe. Die Vä-

ter und Männer jauchzten über dieſe Botſchaften freudig auf, errichteten einen Altar und opferten Brandopfer des Dankes und der Anbetung. Die Söhne und Enkel aber wuchſen heran, und ragten mächtig im Volke als unverwundbare Helden hervor, beſchützten und vertheidigten Troja, ſtahlen das goldene Vließ, gründeten Städte und Königreiche, und ſäuberten die Erde von giftigen Ungethümen. Das waren die alten Götter und ihre luſtwandelnden Spaziergänge. Die neuen Götter ſind alt und mürriſch; ſie legen keine Sorgfalt mehr auf ihren Bart, ſeitdem er grau geworden iſt, ſie leiden an Hypochondrie und ſcheuen das Tageslicht. Die Menſchen haben ſich auch längſt daran gewöhnt, ſie auf ihren Ausfahrten nicht mehr zu ſehen. Denn als ein Unglück, der Tod, damit verknüpft war, daß man einen Gott erblickt hatte, da hatte man auch das Auge für dieſe Erſcheinung verloren, und ſeitdem ſind die Götter nicht mehr von Angeſicht geſchaut worden. Aber ſollten ſie nicht zuweilen noch auf die Erde herabſteigen, und ſich in den Räumen, die ſie geſchaffen, ergehen? Es gibt Augenblicke, im Leben des Alls, da man an eine ſolche göttliche Erholung glauben möchte. Aber ach, daß ſie immer ſeltener werden! Die Räder der alten Maſchine roſten immer mehr ein; wir hören die ſchreienden Töne, wenn ſie einmal heftiger in Bewegung geſetzt werden. Das groſſe Weltenauge wird je älter, je ſchwächer. Es wird noch dahin kommen, daß ſich das Auge der Vorſehung einer Brille bedienen muß. Die groſſe Schlange, deren Ring die Welt umgürtet,

häutet ſich nur noch mit den größten Anſtrengungen, und der Erdball hat auf dem Rücken der Schildkröte, die ihn trägt, ſehr tiefe Eindrücke gemacht. Schon ſeit vielen Jahren ſehen wir Gott in der größten Arbeit, die Vorſehung hat alle Hände voll zu thun, und das Amt der Gerechtigkeit iſt wegen überhäufter Geſchäfte gänzlich den Richtern der Erde überlaſſen worden. Wie iſt das auch anders möglich? Die alten Götter wechſelten unter einander ab, und wer nicht die Wache hatte, ging auf die Erde zur Erheiterung, die ihm der langweilige Olymp nicht gewähren konnte. Wir haben alle Sorgen des Weltregimentes auf einen einzigen Gott übertragen: wann kann er Zeit finden, fertig zu werden und ein Stündchen der Erholung zu widmen! Darum leben wir auch ein Leben, ſo traurig, ſo umwölkt, während unſre Vorfahren ſich im Glanz ihrer Götter ſonnen konnten! Wann werden wir wieder die Geiſter der Natur in freudiger Aufregung ſehen, weil ihnen der Beſuch des Höchſten angekündigt iſt? Wann wird meine Seele wieder untertauchen in die ganze, volle, wonnige Luft einer dämmernden Mondnacht? Und wann wird an das entzückte Ohr der Wonneſchauer klingen, wie der Gott luſtwandelnd unter den Zweigen vorüberzieht?

Maha Guru lag unter dem duftenden Mangobaum, und verfolgte die Ausſichten, welche ſich ſeinem Auge darboten. Der Garten lag tiefer als ſeine Umgebung. Es führten terraſſenförmige Stufen, die in den Felſen ringsherum gehauen waren, von mehre-

ren Seiten in ihn hinein, so daß er ohne Einfriedigung
Jedem zugänglich war. Die oberhalb der Terrasse füh
rende Landstraße war mit Fußgängern, Reitern, Fuhr
werken belebt. Welcher Reisende hätte sich so in de
Nähe seines Gottes geahnt?

Dort wagte Jemand, vom Wege in den Garte
herabzusteigen. Es war ein Weib, tief in weite Klei
der gehüllt, doch nicht verschleiert. Sie maß besorg
ihre Schritte, blickte zuweilen ängstlich um, stand dann
wieder still, und mußte daher Maha Guru's Neu
gierde auf das lebhafteste spannen. Er stand au
und ging der Kommenden, deren Absicht er nicht be
greifen konnte, entgegen.

Dieser majestätische Wuchs, diese schönen trotz de
Verhüllung erkennbaren Glieder, dieser vorsichtige, abe
doch eigene Gang, waren dem Gotte nicht unbekannt
Es bedurfte nicht einmal der Nachricht, daß Gyllusp
in Lassa sich befände, er würde sie in der Fremden er
kannt haben. Gylluspa erschrack, als ihr ein Mann
den Weg vertrat. Sie war hieher gekommen, um de
Aufenthalt ihres Vaters, der in dieser Gegend liege
sollte, aufzusuchen.

Die Liebe hat ihre Erkennungszeichen, die auch nac
vielen Jahren noch untrüglich sind. Ein scharfer Blick
ein Erstaunen, ein halber Zweifel und zuletzt die süßest
Gewißheit! Die Liebenden lagen sich in den Armen, eh
sie noch sicher seyn konnten, sich nicht getäuscht zu ha
ben. Dem Pizzicato der ersten Umarmung folgte ei
trunkener Staccatokuß, bis sich die Freude des Wieder

ſehens, die Wonne der Ueberraſchung, die Seligkeit der heiterſten Hoffnungen in die langaushaltende Fermate auflöſ'ten. Gylluspa ſah in Maha Guru nur den Freund ihrer erſten Jugend wieder, deſſen Nähe für ſie in dieſer Gegend nichts Auffallendes hatte, da ſie den Schamanen hier wußte. Maha Guru ſelbſt aber vergaß, was er ſich und dem Himmel ſchuldig war; die Erde hatte ihn wieder; nur der Menſch kann eine jauchzende Freude empfinden.

Jede Europäerin würde ihrem wiedergefundenen Liebhaber den Vorwurf gemacht haben, warum er wenigſtens bei ſeiner langen Abweſenheit nicht an ſie geſchrieben habe? In einem poſtenloſen Lande geſchah das nicht, und Gylluspa unterließ es, von der Vergangenheit zu reden, mit Entſchloſſenheit der Gegenwart in die Zügel fallend.

Sie ſetzten ſich im Schatten des Mangobaumes nieder, mit verſchlungenen Händen, den Sehkreis nur in dem engen Raume des wechſelſeitigen Auges ſuchend. Gylluspa erhob ihre melodiſche Stimme und fragte Maha Guru, warum nur ſein Bruder in die Herberge gekommen ſey, und nicht auch er, der ihr unzählige Male willkommener?

Jetzt erſt fühlte Maha Guru, in welche Lage er gekommen. Wenn ihm auch die ſtumme Sprache des Blicks, der Umarmung des Kuſſes nicht fremd war, weil der Menſch, wo er ſich ihrer bedient, immer an das Gebiet des Himmels ſtreift, ſo überraſchten ihn doch dieſe naiven Fragen, die eine lauſchende Prieſter-

ſchaft, an den Dalai Lama gerichtet, für blasphemiſche Ketzerei erklärt hätte. Was ſollte er antworten?

Zum Glück behandelt die Liebe das Geſpräch immer nur ſehr geringſchätzig. Sie wirft oft drei Fragen mit Einem Male auf, und wartet die Antwort ſo wenig darauf ab, daß ſie dieſelbe, wenn ſie wirklich erfolgt, für eine ihr vorgelegte Frage hält. Darum konnte Gyllusya eine Frage auf die andere ſtellen, ohne daß es ihr auffiel, wie ungenügend die Antworten waren, die Maha Guru darauf gab. Als ſie aber auf die Schickſale ihres Vaters und die Hoffnungen kam, welche Maha Guru's Wiedererſcheinen für die Zukunft in ihr ege gemacht hatte, da war es ihr um unumwundene, leſerliche Ausdrücke zu thun, die ſich bis jetzt in ſeinen Reden noch nicht gefunden hatten.

„Dein Bruder," ſagte Gyllusya, „will meinen Vater durch den Schutz des größten aller Götter, den er für ſich in Anſpruch nehmen muß, retten. Er hat ihn auch deßhalb in den Palaſt des Dalai Lam verborgen, wo ich ihn aufſuchen wollte. Du wirſt mich zu ihm führen, und wenn ich auch nur unter ſeinem Fenſter einige Worte ſprechen darf: ſie werden genügen, um ihm auf Augenblicke einen Troſt zu verſchaffen. Dein Bruder hat doch den Ort vor dir nicht geheim gehalten?"

„Meine theure Gyllusya," antwortete Maha Guru, „mir iſt nichts verborgen. Mein Auge ſah Alles, meine Hand war bei Allem zugegen; du wirſt

den unglücklichen Mann wiederſehen, den du nicht mit Unrecht deinen Vater nennſt.“

So konnte noch immer ein Gott ſprechen, ohne ſich etwas zu vergeben.

„Dürfen wir hoffen,“ fragte Gylluspa, „daß ſich der Herr des Himmels ſeiner ſchlechtbeſtellten Sache annehmen wird? Dein Bruder ſagte, daß von deiner Verwendung Alles abhänge!“

„Nichts kann hierin gegen meinen Willen geſchehen,“ entgegnete der Gott. „So groß das Verbrechen iſt, deſſen Hali-Jong bezüchtigt wird; ſo ſtreng der Gang der Gerechtigkeit, den er ohne Widerrede machen muß: ſo wird doch die Einſicht ſeine Unſchuld erkennen, oder die Gnade ihm ſeine Schuld vergeben. Gylluspa, habe Vertrauen zu deinem Freunde, und lege die Sache ganz in ſeine Hand!“

Die beſorgte Tochter konnte mit dieſer Erklärung ſich zufrieden geben. Alle Hinderniſſe auf der luftigen Bahn der Träume und Erwartungen, die Maha Guru's Liebe in ihr weckte, waren damit aus dem Wege geräumt. „Noch ehe der Schnee die Thäler verſchürtet,“ ſagte ſie, ihre Arme um den Geliebten ſchlingend, „wird das dumpfe Gemurmel des Pa-Tſchieu wieder an unſer Ohr ſchlagen. Du kannſt an dieſem Ort nicht zurückbleiben wollen, da ich nichts von einer Würde höre, die du hier bekleideſt. Du biſt weder Zumpun, noch Zempi, noch trägſt du Waffen, daß ich den Krieger in dir vermuthen könnte. Warum wollteſt du nicht in die verödeten Hallen deines väterlichen Wohnſitzes

nach Dukka Jeung zurückkehren? Die rauhen Wintertage würden dich nie abhalten, deinen Weg nach Paro zu nehmen; von grauem, Alles verhüllendem Nebel umgeben, würden wir nur Muße finden, unsre Augen auf uns allein fallen zu lassen. So wahr ich diesen Kuß von dir auf meine Stirn empfangen habe, du kannst in Lassa nicht bleiben, und wirst mit meinen Vätern zu den Gräbern der deinigen zurückkehren!"

„Ich bin überall," sagte Maha Guru, „wo dein Athem die Luft belebt!"

„Wir suchen die Oerter wieder auf, welche die Heiligthümer unserer Erinnerung sind."

„Sie sind meinem Gedächtnisse noch nicht entschwunden. Die Liebe ist die Ewigkeit, und im Reiche der Unsterblichen gibt es nur den Frühling."

„Was werd' ich dir Alles zu zeigen haben," fuhr Gylluspa mit kindischer Freude fort; „Vorhänge hab' ich gewebt, welche die Thaten der Götter darstellen, und du sollst mir das Zeugniß geben, daß ich die rechten Momente wählte und in den Gruppirungen mit Geschmack verfuhr. Auch in der Kunst der Verse hab' ich Fortschritte gemacht, obschon sie den deinigen nicht gleich kommen werden. Eine Reihe von Oden ist an den zukünftigen Dalai Lama gerichtet, die andern an dich, von dem ich sicher weiß, daß er die Mängel in der Form auf die Rechnung des Herzens setzen wird."

„Du solltest diese beiden Reihen," fiel Maha Guru ein, „in einen Band leimen."

Sey es nun, daß Gylluspa dieser hingeworfenen

Bemerkung nicht nachdenken wollte, oder daß ſie ein Geräuſch hinter den Blättern des Gebüſches davon abbrachte, ſie fuhr in ihren Schwärmereien ungeſtört fort: „Auf einem großen Gemälde hab' ich Narrain, von ſeinen Freundinnen umgeben, gemalt, wie ſie den Anfang des Frühlings feiern. Es ſtellt eine Scene des Himmels dar, aber die Perſonen ſind dem Feſte entnommen, wie wir es oft zuſammen gefeiert haben. Du ſelbſt biſt der jugendliche Gott, der Meiſter der Muſik und des Tanzes, der Spender der Freude und der Schönheit, wie du mit den aus der Blume Julba zuſammengekugelten Blättern auf mich, als die Göttin deiner Wahl, wirfſt. Alle andern Huli's zeigen lachend auf die ſcharlachrothen Flecken, welche die Kugeln auf mein Geſicht gefärbt haben."

In demſelben Augenblicke wurden die traulich Koſenden durch ein lautes Geſchrei aufgeſchreckt. Der älteſte Bruder Maha Guru's, der Kalmückengeneral, ſprang auf ſie ein, trat ſchützend vor den Lama, und drängte ihn in das Gebüſch hinein. Zu gleicher Zeit zog am obern Rande des Gartens ein Detaſchement chineſiſcher Cavallerie vorüber, der Oberſt Tſchu-Kiang an der Spitze, und der Correſpondent in einem Palankin in der Mitte. Die zärtliche Gruppe unter dem Mangobaum war von dort oben vollkommen ſichtbar, und in der That ſtreckte ſich der Correſpondent aus ſeinem Tragſeſſel mit langem Halſe hervor, die Brille an die Augen drückend, und eine im Garten des Dalai Lama ſo auffallende Erſcheinung mit unbeſchreiblicher Neugier fixirend. Hatte

er Maha Guru in dieſer Lage erkannt, ſo ließ ſich von einer ſolchen Entdeckung leicht eine Anwendung erwarten, die ſelbſt ein Gott zu fürchten Urſache hatte.

Der General war in Begleitung mehrerer hohen Beamten erſchienen, die zwar nicht Zeuge der göttlichen Umarmungen, aber nicht wenig erſtaunt waren, in dieſem Bereiche auf ein Weib zu ſtoßen. Gylluspa begriff von dieſen Auftritten nichts; ſie erſchrack vor der geheimnißvollen Art, wie man Maha Guru begegnete; kein anderes Gefühl würde in dieſer Lage ihre Scham über die plötzliche Dazwiſchenkunft zurückgedrängt haben; aber dieſe augenblickliche Umgebung, dieſe Zwei- und Dreideutigkeit der Mienen, der Bewegungen hatte für ſie etwas ſo Auffallendes, daß ſie regungslos die Blicke wiedergab, welche die Männer verwundert auf ſie warfen. Es ließ ſich wohl nicht umgehen, daß ſie endlich durch die ſie umgebenden, zuletzt in Andacht ſich auflöſenden Umſtände, auf eine Vermuthung kam, die zu tödtlichem Schrecken ihr bald beſtätigt wurde. Mit einem Schrei des Entſetzens ſank ſie zu Boden; ihr Auge rollte, die Haare löſ'ten ſich flatternd am Winde, und ein phantaſtiſches Gemurmel legte ſich wie Schaum vor den Mund einer Wahnſinnigen.

Die griechiſchen Heroinen, welche in grauer, mythiſcher Vorzeit der Ehre einer göttlichen Liebe gewürdigt wurden', ſtanden mit den Göttern längſt auf dem Fuße einer weitläuftigen Schwägerſchaft, oder in ſonſtigen Beziehungen, die ihnen die Zärtlichkeiten des Himmels nicht ſo ſchrecklich machten. Die Götter erſchienen auch

nicht

nicht im glänzenden Gefolge ihrer Heerſchaaren; ſie zogen ſich die Flügelſchuhe von den Füßen, nahmen die Geſtalt eines Dritten an, oder huſchten in allerhand ſpaßhafte Verwandlungen. Danaë ſah ihren Gott als goldenen Regen, Leda als einen wollüſtigen Schwan, Europa als einen ſchwanzwedelnden Stier. Dieſe Incognitos waren ſelbſt in jener, an göttliche Erſcheinungen gewöhnten Zeit ſo nothwendig, daß Semele, als ihr Jupiter einmal nicht durch das Hinterpförtchen, ſondern mit ſechs Pferden in glänzender Carroſſe, mit betreßten Mamelucken, ſeine Aufwartung machte, wie ſie es wünſchte, augenblicklich des Todes erblich. Was ſoll man daher von einer Lage ſagen, wo ein Mädchen in ihrem Freunde nicht nur den Abgott ihrer Schwärmerei, ſondern in der That den Gott ihrer Andacht wiederfindet! Wenn das Weib in Europa an einem glattgeſcheitelten, hagern, verklärten Candidaten der Theologie ſchon ſehr wenig hat, was hatte Gylluspa an einem Weſen, das die Theologie ſelbſt war? Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß eines Dalai Lama der Umgang mit dem weiblichen Geſchlechte gänzlich unwürdig iſt.

Gylluspa erwachte aus ihrer Bewußtloſigkeit in den Armen des Schamanen.

# Sechstes Capitel.

Der blaue Gott floh auf einen Kokosbaum; aber der rothe folgte ihm, und legte Feuer darunter an.

Ceylonesische Mythe.

An einem schönen milden Tage versammelten sich die Bewohner von Lassa zu den Vorbereitungen einer Abendunterhaltung. Die Eingänge eines befestigten Hauses waren von dichten Haufen belagert, die, so neugierig sie sich an die Thüren drängten, doch für den Augenblick, da sie geöffnet wurden, auf dem Sprunge standen. Endlich hörte man ein dumpfes Brüllen hinter den hohen Portalen, dann das Zurückschieben großer eiserner Riegel, und die Menge wich schleunigst denen, die durch das Thor gelassen werden sollten, aus dem Wege. Ein langer Zug von wilden, die Erde stampfenden, brüllenden Stieren kam jetzt zum Vorschein. An dem kleinen Kopfe, den gekrümmten Hörnern, dem starken Halse, der tiefen Brust und den kurzen Vorderschenkeln erkannte man indische Race, die für öffentliche Belustigung vom Staat unterhalten wurde. An dem muthigen Springen, den rollenden Augen, dem wedelnden Schweife sah man die Kampflust, mit welcher sie diese Thiere zu durchbohren drohten. Nach vielen von den Führern überstandenen Fährlichkeiten kamen die

Gyalſtiere an dem Orte an, wo ſie Proben ihrer Kühnheit, Gewandtheit und Körperſtärke ablegen ſollten. Im Bereich eines großen Zirkels wurden ſie, an Pfählen befeſtiget, durch die Neckereien der Matadore zur Kampfluſt gereizt. Rings um dieſen innern mit lockerer Erde belegten Raum erhoben ſich Eſtraden, welche von einer unabſehbaren Zuſchauermenge beſetzt waren.

Dieß war keineswegs eine Beluſtigung für den Pöbel, ſondern die vornehmſten Chargen von Laſſa hatten ſich in angemeſſener Umgebung zu dem bevorſtehenden Schauſpiele eingefunden. Auf einem hervorſtehenden, mit Vorhängen bedeckten Erker, finden wir auch den chineſiſchen Correſpondenten, ſeine Schweſter Schü-King und ihren ſchmachtenden Anbeter, den Oberſten Tſchu-Kiang. Sie beherrſchten die ganze Umgebung, die ſcheu und ehrfurchtsvoll zu den Gewalthabern dieſer Loge heraufblickte. Alle drei nahmen mit der vornehmſten Herablaſſung die Huldigungen an, welche ihnen durch demüthige Verbeugungen und unzählige andere Complimente dargebracht wurden. Zu den Gründen, welche den Oberſten beſtimmten, ſich nach aufgeblähter Pfauen-Art in die Bruſt zu werfen, kam insbeſondere noch das Wohlgefallen, das er an ſich ſelbſt empfand. Er warf die Oberlippe weniger aus deſpotiſcher Laune, als in der Abſicht ſich von der wohl erhaltenen Schwärze ſeiner gefärbten Barthärchen zu überzeugen. Er ſaß unbeweglich mit dem untern Körper, um die anmuthigen Falten ſeiner reichen Gewänder nicht zu verwiſchen; nur den Kopf ſetzte er in eine unaufhörliche Bewegung,

damit ſein Zopf recht oft an den Rücken ſchlug und die Aufmerkſamkeit eines Kunſtkenners und Geſchmack-verſtändigen errege.

Der Correſpondent ſtand in einem beſtändigen Verkehr mit ſeinen Stiefeln. Bald hatte er einen Bericht zu leſen, bald eine kleine Note niederzuſchreiben, und hiezu mußte ſeine Fußbekleidung als Bureau dienen. Die Dinte ging ihm aus, und er bat den Oberſten, ihm aus ſeinem Stiefel etwas vorzuſchießen. Dieſer freute ſich, ſeinem erſehnten Schwager gefällig ſeyn zu können.

Schü-King ſah dieſem Vorſchuſſe lachend zu, und ſagte dann zu Tſchu-Kiang: „Ihr ſeyd ein Gelehrter, Oberſt, wie würdet ihr ſonſt Dinte im Stiefel tragen? Sagt mir doch gleich, wo das Vaterland dieſer abſcheulich wilden Stiere zu finden iſt!“

Dem Oberſten fehlte nichts als Anerkennung. Er zupfte nicht verlegen an den Aermeln, ſtrich ſich nicht mit der Hand über die Stirn, ſondern fuhr dreiſt mit einer Antwort heraus: „Sie wiſſen, Schü-King, ſagte er, „daß ich in frühern Jahren Reiſen gemacht habe. Ich ſpreche nicht davon, daß ich in Su-Tſchou war. Meine Sitten verrathen es, daß ich an dem Sitz der feinſten Moden, des beſten Geſchmackes, der zierlichſten Sprache und der geiſtreichſten Theater geweſen bin. Was ſoll man von Su-Tſcheu Andres ſagen, als daß ein junger Mann von gutem Ton dort geweſen ſeyn muß, um ſich mit Anſtand in glänzenden Zirkeln zu bewegen?“

„Aber die Stiere?“ fiel Schü-King ein.

„Ich werd' Ihnen Alles ſagen, was ich weiß,“ entgegnete der Oberſt, „und Sie werden finden, daß man nicht mehr wiſſen kann. Auf der Inſel Haian, im Fluſſe Tha, traf ich ſchon auf eine Sorte, die mit dem vorſtehenden Vieh einige Aehnlichkeit hat; aber die Milde des Klima's benimmt ihr jenen Muth, jene verwegene Tollkühnheit, die ſich hier findet und mich immer —“

Der Oberſt ſtockte, denn obſchon er ſonſt gleich bei der Hand war, wo es Eigenlob galt, ſo beſann er ſich doch einen Moment, ob es in dieſer Verbindung auch angebracht war. Schü-King benützte daher dieſe Pauſe, und ergänzte ſeine abgebrochene Rede mit den Worten: „Und welche Sie immer ſo lebhaft an Ihre eigenen Vorzüge erinnert. Aber Ihre Reiſen intereſſiren mich, Tſchu-Kiang.“

Jetzt nahm der Oberſt den Mund voll. „Von Ngao-Men aus,“ fuhr er fort, „kam ich in ein Land, was zu meiner Verwunderung noch von keinem Bürger des himmliſchen Reiches geſehen worden. Welche Dinge traf ich da an! Die Ströme ſind dort ſo reißend, daß man vergebens über ſie Brücken ſchlägt. Man kann nur durch Schwimmen über ſie wegſetzen. Bedenkt, mit welchen Anſtrengungen ich Meilen weit geſchwommen bin, um ein jenſeitiges Ufer zu erreichen! Laßt mich von den Unthieren, von den Schildkröten und Seekrebſen, welche dieſe Ufer ſo unſicher machen,

ſchweigen, denn ich würde Euch nur das Geringſte ſagen von dem, was mir noch begegnet iſt.“

„Sie ſpannen meine Neugier, Oberſt,“ bemerkte der Correſpondent, der ſeine Feder hinters Ohr ſteckte, und wie Schü-King aufmerkſam zuhörte.

„Der Reiz der Neuheit,“ fuhr Tſchu-Kiang fort, „liegt nicht ſo ſehr in den Erlebniſſen, als in der Schilderung. Man muß dergleichen darzuſtellen wiſſen, um es anziehend zu machen. Das Land, wovon ich eben ſprach, wird von dem neuen, das ich darauf betrat, durch eine Mauer getrennt, die weder von Holz noch von Backſteinen, ſondern von glänzend polirtem Stahl und rieſenhoch iſt. Sie werden mich nach der Urſache dieſes ſonderbaren Materials fragen, und ich bin im Stande, Ihnen darüber befriedigende Auskunft zu geben. Weil dieſes Land von den dichteſten Wäldern bedeckt iſt, ſo können die Sonnenſtrahlen es wenig erreichen. Es lieſe ſich deßhalb eine pechſchwarze Finſterniß und eine unausſtehliche Kälte erwarten, wenn durch jene, in ſchräger Richtung gebaute Stahlmauer, nicht die Sonnenſtrahlen aufgefangen und durch rieſenhafte Reflexe über das Land verbreitet würden. Ich bewunderte, daß die Menſchen in jenem Lande ſchon auf dieſen geſcheidten Einfall gekommen waren, da ich unfehlbar durch die Angabe einer ähnlichen Vorrichtung mir ein unſterbliches Verdienſt erworben hätte. Dennoch fand ich vielfache Gelegenheit, die Einwohner durch meine Kenntniſſe, durch meine ſcharfſinnige

Bemerkungen und meine feinen Sitten in Erſtaunen zu ſetzen.“

„Warum umgehen Sie aber nur die Weiber?“ fiel Schü-King ein, „auf die Sie doch gewiß unvergeſſliche Eindrücke gemacht haben?“

„Ich kann nicht ſagen,“ antwortete der Oberſt lächelnd, „daß ich in dieſer Rückſicht unglücklich geweſen bin. Die Frauen haben in jenem Lande das auffallende Vorrecht, bei dem Anblick einer Mannsperſon, die ihnen gefällt, ſich augenblicklich öffentlich von ihrem Manne loszuſagen und dem, welcher ſie bezaubert hat, die Ehe anzutragen. Sie können ſich leicht vorſtellen, was bei ſolchen Sitten durch mein plötzliches Erſcheinen herbeigeführt wurde. Ich war vor Liebkoſungen meines Lebens nicht mehr ſicher. Summende Bienenſchwärme von verliebten Weibern folgten mir über die Straßen, durch die Städte und Felder. Ich verſichere Sie, daß ich niemals in dieſem Grade die Uebelſtände, die mit der Schönheit verknüpft ſind, empfunden habe. Es war auch in Folge eines allgemeinen Aufruhrs, daß ich jenes Land verließ. Kein Mann war ſeiner Frau mehr ſicher; die Weiber brachen mit Ungeſtüm aus den Häuſern, ſobald ich mich nur in den Straßen blicken ließ; alle Geſchäfte und Handwerke blieben ſtehen, den König hatte ſein ganzer Harem im Stiche gelaſſen, und ich war nahe daran, als ein Opfer der Erbitterung und der Eiferſucht zu fallen, als ich glücklicher Weiſe die Gränzen dieſes Landes erreicht hatte. Auf der Gränze blieb die ganze Weiblichkeit ſtehen, blickte mir hände-

ringend nach, und ich schwöre Ihnen zu, daß viele meinen Augen am gebrochenen Herzen starben und dere sich selbst den Tod gaben. Sie hatten Recht; was war ihnen das Leben ohne mich?"

„Wie verändern sich doch die Umstände," Schü-King spottend: „In jenem fabelhaften Land sen alle Weiber Ihnen, und in Peking liefen Sie Weibern nach!"

„Angebetete Schü-King," erwiderte der O „ich berichte nur, was ich erlebt habe. Als ich Land der unglücklichen Liebe verlassen hatte, kam das Gebiet der sogenannten Schwanzmenschen. sollte man wohl glauben, daß es Leute gäbe, welch Natur wie den Affen hinten Schwänze ansetzte sind erstaunliche Dinge, die mir begegnet sind. Sie erwägen, daß sich bei jenen Menschen alle L kraft in ihren Schwänzen concentrirt, daß der derselben für einen Unglücklichen dieser Art tödt so können Sie die Sorgfalt abmessen, mit welcher Heiligthümer behandelten. Sie trugen Futtera über, und mußten, wenn sie sich setzen wollten, vorher ein Loch in die Erde graben, um ihren S da hineinzustecken. Lesen Sie die Reisebeschrei der ausgezeichnetsten Mandarinen, Sie werden ni von diesen Menschen bei ihnen antreffen. J aber sagen, daß es sonst Leute waren von wisse licher Bildung; sie wußten die Talente nach zu schätzen, und sie waren bald darüber einver daß ich in meiner Heimath zu den Meistern

Ich denke noch mit Vergnügen an die Lobsprüche, welche ſie meinem Styl und meiner Handſchrift ertheilten.“

„Wie?“ rief der Correſpondent, „dieſe Schwanzmenſchen redeten chineſiſch?“

„Nein,“ antwortete vornehm der Oberſt; „ſie beſaßen keineswegs die Sprache des Himmels. Man hat keine Vorſtellung von dieſem wunderbaren Volke, wenn man es nicht geſehen hat.“

„So reden dieſe Menſchen alſo gar nicht?“ meinte ächt chineſiſch Schä-King.

Der Oberſt ſchwamm in Entzücken, daß er um Dinge gefragt wurde, die ſo geſcheidten Leuten, wie er vor ſich hatte, unbekannt waren. Er ſah nachläſſig auf die Fragen herab, maß ſie mit geringſchätzigen Blicken, brachte dann ſeine Kleider in Ordnung, und begann nun erſt mit wichtiger Miene die verlangte Aufklärung zu geben. „Man muß dieſe geſehen haben,“ ſagte er, „um darüber ſo zu ſprechen, wie ich es thun werde. Die Schwanzmenſchen haben allerdings dieſelben Redewerkzeuge, wie die Chineſen, ja ich muß ſogar zugeben, daß ſie ſich derſelben wie wir bedienen, obſchon die wenigen Worte, die in ihren Dictionnären ſtehen, nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit der Sprache des himmliſchen Reiches haben. Wo bekommen ſie alſo die Worte her, die ihnen noch fehlen? Ich bin in dem Lande geweſen, ich kenne die Schwanzmenſchen wie ſie ſind. Es iſt lächerlich zu glauben, daß ſie ſich die Worte entgehen laſſen, für welche ſie keine Laute haben. Behüte! Sie haben eine andere Sprache, die in ſtummen Geſten beſteht, und

in welcher man es zu einer ſeltenen Vollkommenh
bringen kann. Ich kann mich davon ſelbſt als Beiſ
anführen. Es iſt hier nicht davon die Rede, daß m
die nothdürftigſten Wünſche und Gedanken in einf
unbeholfenen Fingerzeigen ausſpricht, daß man
Brod zu haben, auf eine Aehre, um Fleiſch zu hab
auf einen Hammel zeigt. Nein, es gibt darin Stuf
die zu einer unbeſchreiblichen Präciſion führen. Se
man es glauben, daß man durch Schnellen der Fing
durch Umkehren der Hand, durch Berühren der Na
ſpitze eine Rede halten kann, die von den Gebild
als vortrefflich beklatſcht wird? Allerdings muß
Alles mit einer ſeltenen Gewandtheit und gewiſſen ſe
Kunſtgriffen geſchehen, deren Auseinanderſetzung
zu weit führen würde. Ich kann nur ſo viel ſa
daß ich den Ruhm einer phantaſiereichen und num
ſen Diction, der mich noch nie verlaſſen hat, auch
zu behaupten wußte. Alle Welt war erſtaunt.
tiefſinnig, ſo gedan reich, ſo blühend war noch
mit Fingern geſpielt worden."

Ein Freudengeſchrei unterbrach die Lügenber
des eitlen Gecken. Die Matadore und Picadore ha
ſich mit großen, beſchlagenen Stöcken rings um
Schlachtfeld herumgeſtellt, und die Stiere wurden
von entgegengeſetzten Seiten losgelaſſen. Sobal
ihre Freiheit fühlten, bohrten ſie mit ihren Hör
den Raſen auf, ſchlugen aus und ſchienen von
ſtärkſten Symptomen der Wuth befallen. Sie gr
ſich nicht ſogleich an, ſondern gingen an einander

bei, betrachteten ſich ſeitwärts; und wie ein ins Waſſer fallender Tropfen immer größere Kreiſe zieht, ſo näherten ſie ſich immer mehr dem Mittelpunkte, den es zu erobern oder zu erhalten galt. Wenn ſie ſich ſo gewendet hatten, daß ſie ſich gerade gegenüber ſtanden, ſo rannten ſie ungeſtüm mit den Köpfen aneinander; die Hörner verwickeln ſich, alle Muskeln treten an den ringenden Thieren hervor, der Boden zittert unter ihren Füßen, und es kracht entſetzlich, wenn ſie mit ihren felſenharten Stirnen zuſammenſtoßen. Hier und da ſinkt einer der Kämpfenden, die Wärter ſpringen hinzu, fangen den Sieger mit Seilen, ziehen ihn zurück und retten den bedrängten Schwächern. Es kam in allen dieſen Anläufen niemals zum Aeußerſten; denn dieſe Stiere, ſo ſchwer aus dem Süden zu transportiren, wollen erhalten ſeyn, und Tibet iſt ein kirchliches Land, das nicht nach Blut dürſtet.

Dieſe Scene erneuerte ſich zu wiederholten Malen. Die Chineſen, die langweiligſten Geſchöpfe der Welt, werden nicht ſo bald durch das Einerlei einer ſolchen Beluſtigung gelangweilt, ſondern ſie hatten Luſt bis auf den letzten Mann und den letzten Stier auszuharren, als hätten ſie Geld für ihre Sitze gezahlt.

In der erſten verſchnaufenden Pauſe hätte der Oberſt ſehr gern ſeine fabelhaften Reiſen weitergelogen; aber wie begierig auch ſeine beiden Zuhörer darauf geweſen ſeyn mochten, ſo verhinderte ſie doch alle am Sprechen und Hören ein neues Geſchrei, das an einer andern Seite ausgeſtoßen wurde. Man lachte, klatſchte

mit den Händen, und dazwiſchen hörte man eine laute gellende Stimme: „Wo geht der Weg nach Peking?“ Das Getümmel kam der Loge des Correſpondenten näher, und ſpie endlich einen kleinen, vom Kopf bis zum Fuß rothgekleideten Mann aus, in deſſen ſpaßhaften Begrüßungen und auffallender Kleidung die Bewohner von Laſſa ſogleich einen Luſtigmacher aus den ſüdlichen Provinzen erkannten. Der religiöſe Norden von Tibet muß ſolcher Freuden und Würzen des Lebens entbehren, während man im Süden des Landes bei allen theologiſchen Disputen, Caſteiungen und Ceremonien, noch immer einige Stunden fand, in denen man ſich gern den Späßen eines gutmüthigen alten Narren hingab. Doch kannte ihn Jedermann, wenn ſich ein ſo ſeltener Vogel ins Hochgebirge verflogen hatte.

Der Anſtand verlangte, daß der Lärm abnahm, als ſich der Ankömmling dem Sitze des Correſpondenten näherte. Die drei Inhaber dieſer Loge erſchracken aber nicht wenig, als der beſtäubte, unheimliche Gaſt unter beſtändigem Ausruf: „Wo iſt der Weg nach Peking?“ zu ihnen über Bänke und Barrièren ſprang, und ohne weitere Förmlichkeiten meldete, daß er Peking hier gefunden zu haben glaube. „Nein, mein guter Freund,“ konnte ſich der Oberſt doch nicht enthalten zu bemerken, „Sie finden hier weder Peking noch Nanking. Dieſer große Stern am himmliſchen Reiche, der Correſpondent des Sohnes, zeichnet ſich durch ſeine Weisheit aus, und man hat die Weisheit bis jetzt immer nur in Koang-Tſcheu-Fu geſucht; und was mich anbetrifft, ſo hoff

ich durch mein Benehmen und meinen Anstand zu beweisen, daß ich in Su-Tscheu gewesen bin!"

„Der Herr Oberst sprechen die Wahrheit," fiel der Correspondent ein; „wenn Euer Weg nach Peking geht, so wendet Euch an jenen Mann dort zu Pferde, der sich General der chinesischen Garnison nennt. Einen Mandarin und einen Lümmel aus Peking erkennt man schon an dem Ungeschick, mit dem er die Theetasse hält."

„Was kümmert's mich," antwortete der Rothrock, „daß ihr in Eurem Lande erst Reisen machen müßt, um Verstand zu bekommen? Ich seh' an dem Staube, der in der Blume der Mitte sitzt, daß ein Körnchen dem andern gleicht. Eure Kleider sind alle von Seide, Eure Kerzen von Wachs, Eure Löffel von Horn, und Eure Reichthümer bestehen aus Worten. Was kümmert das mich? Ich suche einen Mann, der sich den Correspondenten des Mittelpunktes der Erde nennt."

„An Euren gewaltthätigen, ungewogenen Worten," sagte der Gesuchte, „hör' ich, daß Ihr niemals die Khnien-Meng-Tse-Tschu-Hi's, des Königs der Wissenschaften, gelesen habt; was wollt Ihr von mir?"

„Zieht einmal die Falten Eures Gedächtnisses auseinander!" entgegnete der grauhaarige Schalk; „wo leben in der Welt Eure Freunde? Kann ich aus Wampu kommen? Nein, ich bring' Euch kein Rindfleisch! Kann ich von Luk-Tscheu kommen? Nein, ich bring' Euch keine Zobelpelze! Kann ich vom Vorgebirge Lessep kommen? Nein, ich habe für jene Dame, in der ich Eure Schwester erkennen möchte, weil sie, wie Ihr, auf der rechten

Seite ſtärker iſt, keine Perlen zu Ohrringen mitgebracht, um damit die linke Seite zu beſchweren, und die Gleichmäßigkeit der Schönheit herzuſtellen. Ihr würdet mir dieß Alles, und unter Andern meine Grobheit vergeben, wenn mich Euer beſter Freund, der Sohn des Himmels ſchickte, um Euch eine Pfauenfeder zu überbringen.“

Es konnte für den Correſpondenten keinen wohlgefälligeren Klang geben, als den Orden der Pfauenfeder. Alle ſeine Gedanken hingen an dieſem Symbol der höchſten Auszeichnung. Er hatte ſich ſchon tauſendmal auf den Moment vorbereitet, wo ein Abgeordneter des Kaiſers vor ihn treten und ſeine Mütze mit dem ſchönſten Schmucke zieren würde. Es war einleuchtend, daß in dem angekommenen Fremden dieſer Augenblick noch nicht erſchienen war; aber dennoch hob ſich der Correſpondent unwillkürlich von ſeinem Sitze; ein ſchamhaftes Roth fuhr über ſeine Wangen, er ſenkte beſcheiden das Haupt, als würd' ihm die Pfauenfeder in der That an die Mütze geſteckt.

„Nein, ſo würdig Ihr jetzt ſchon ſolcher Auszeichnung ſeyn möget,“ ſagte der Kleine, „ſo komm' ich doch jetzt in Angelegenheiten, die erſt zu Ende gebracht werden müßten, um Euch jene zu ſichern. Ich bringe Euch Grüße aus einer Gegend, die Ihr nie geſehen habt, und überbringe Euch Freundſchaftsverſicherungen von einem Manne, den Ihr noch beſſer werdet kennen lernen, als Ihr ihn bereits kennt. Ich bin Dhii-Kum-

muß, und trage die Kleider, welche mein Herr, der Statthalter von Teschulumbo, ablegt.“

Diese Nachricht machte auf den Correspondenten einen sehr angenehmen Eindruck. Und während er sich nun in einen Schwall von Höflichkeiten gegen den Abgeordneten eines so ehrenwerthen Mannes vergaß, fragte Schü-King den Obersten, ob auch Teschulumbo auf der Charte der von ihm besuchten Länder läge?

Tschu-Kiang war überall gewesen. „Es dürfte schwer fallen,“ sagte er, „ein Land zu entdecken, das von mir nicht besucht wäre. Teschulumbo! Was soll ich nicht Teschulumbo kennen!“

„Wie sind die Menschen dort?“ fragte die Angebetete, „haben sie nur Einen Kopf? Sitzen ihnen die Hände am Rücken? Tragen sie Kleider mit zwei Näthen? Reden Sie, Oberst, ich höre Sie gern von Ihren Erfahrungen sprechen.“

„Es liegt Alles in der Darstellung,“ entgegnete der eitle Chinese; „die Frauen besitzen in jenem Lande eine kolossale Leibesbeschaffenheit, während die Männer sich durch ihre unbedeutende, schwächliche Statur auszeichnen.“

„Wahr gesprochen,“ fiel Dhii-Kummuz ein, der mit dem Correspondenten in vertraulichen Unterhandlungen begriffen war, aber doch zuweilen sein Ohr für die neben ihm geführten Gespräche hinhielt. „Daher rühren auch in unserem Lande die unehelichen Mißverhältnisse. Die starken Weiber haben an ihren Män-

nern noch lieber, daß ſie einige Schwächen beſitzen, als daß ſie ſchwach ſind.“

„Nun, Schü-King, können Sie ſich denken,“ fuhr der Oberſt fort, „welche Triumphe ich in Teſchulumbo gefeiert habe.“

„Ich hörte einmal von ihrem Stallmeiſter,“ ſagte Schü-King, „daß Sie einſt eine Prinzeſſin vom Tode errettet, und ſich dann tödtlich in ſie verliebt haben. War das in jenem Lande?“

„Dieß Ereigniß hat einen Schein von Wahrheit, doch ſind die Verhältniſſe anders,“ antwortete der vorſichtige Liebhaber, der bald durch ſeine Rodomontaden Schü-Kings Gunſt verſcherzen konnte. „Nein, ich betete alle an, und daher im Grunde keine.“

„Es gibt eine Leidenſchaft mit untergeſchlagenen Beinen,“ ergänzte Dhii-Kummuz, der rothe Schalk von Teſchulumbo.

„Was Ihr mir da für Dinge erzählt!“ rief Schü-King unwillig. „Ich will von den Merkwürdigkeiten, die Euch aufgeſtoßen ſind, hören; von Affen, die ihre Schwänze am Kopfe haben; von Bäumen, die dreierlei Früchte tragen; von Mauleſeln, die ſich ſelbſt begatten. Tſchu-Kiang, Ihr ſeyd ein ſtarker, tapferer Held, aber wenn es in einem Lande Frauen gibt, ſo habt Ihr für Alles den Kopf verloren.“

„Einem Löwen, der ſich verliebt, hängt man leicht eine Schelle ins Maul,“ ſagte Dhii-Kummuz, und unterbrach damit den Oberſten, der ſich eben anſchickte, mit einigen extravaganten Unwahrſcheinlichkeiten die

Neu-

Neugierde der gelangweilten Dame zu befriedigen. Die Verhandlungen des Correſpondenten mit dem Boten des Statthalters waren zu wichtig, als daß ſie hier unter freiem Himmel weiter fortgeführt werden durften. Die Geſellſchaft brach daher noch vor Beendigung des Stiergefechtes auf, und Dhii-Kummuz begleitete ſie.

In der Wohnung des Correſpondenten angekommen, übernahm es der Oberſt, den Gegenſtand ſeiner Anbetung durch improviſirte Länder- und Völker-Kunde zu unterhalten, während Leang-Kao-Tſchu mit ſeinem wichtigen Gaſtfreunde in ein abgelegenes Zimmer ſich begeben, und ihre Unterhandlungen zu Ende pflogen.

„Ich wiederhole dir," begann der Correſpondent, „daß meine Abſichten den Planen deines Herrn in die Hände arbeiten."

„Das Intereſſe ſchließt die Freundſchaften," bemerkte Dhii-Kummuz.

„Nein, mein Alter," fiel jener ein, „ich fühle Hochachtung für den Statthalter, und ſchätze die Einſichten, die ihn meinen Werth erkennen ließen. Mein großer Lehrer Yong-Tſchu ſagte aber ſchon: Willſt du raſch fahren, ſo halte deinen Pferden ein Brod vor; willſt du ſchneller, ſo halte ihnen zwei, und willſt du aus zehn Stunden eine machen, ſo gib dem einen die Ausſicht auf Heu, dem andern auf Hafer."

Solche Redensarten fielen in Dhii-Kummuz Handwerk, und er ſagte deßhalb: „Das ſind Worte der Weisheit. Man erkennt in Euch den Lebensphiloſophen."

„Ich versichere dich, alter Kauz," fuhr der Leb
philosoph fort, „daß meine Weisheit noch von me
Vorsicht übertroffen wird. Ich habe ein sehr fe
Auge für falsch gewobene Rathschläge, und sehe es
am Rollen der Würfel, ohne sie zu berechnen, o
falsch sind."

„Der Statthalter besitzt sehr viel kluge Leut
seiner Umgebung," sagte der Abgeordnete; „wa
zuerst zu ihm sprach, ist ihm von diesen Allen bestä
worden. Ich sagte: unser Freund und Gönner,
chinesische Correspondent in Lassa, kann durch u
Aufrichtigkeit vielleicht gewinnen, und sollt' es nu
Pfauenfeder seyn; durch unsere Treulosigkeit wi
aber nichts verlieren. Darum rath' ich zur Ehrlich
Und diesen Rath hat man befolgt. Das sind die sch
sten Füchse, die ihre Gruben mit zwei Eingängen
sehen. Ihr gehört zu ihnen."

„Ich bin ein Sohn des Mittelpunktes der Er
erwiderte der Correspondent; „ich kenne die feind
gen Absichten, welche die herumgezogenen Kreise g
ihr himmlisches Centrum beseelen. Die Bosheit
Tibetaner gegen ihre großmüthigen Beschützer zeigt
in Spuren, die nie vernarben, weil sie durch fr
immer wieder ersetzt werden. Was wir als Gnade
schenken, das nehmt ihr wie ein Joch, welches
aufgedrungen wird. In meinen tibetanischen Zu
den, die einen fortlaufenden Artikel der Pekinger
zeitung bilden, hab' ich alle diese Elemente auseina
gesetzt, die China bei euch zu beobachten, dami

nicht sage, zu fürchten hat. Leset jene Muster publicistischer Ausführungen, und ihr werdet sehen, daß ihr in mir keinen Mann trefft, der sich in Dinge einließe, ohne zu wissen, wen sie alles interessiren. Auf wen darf der Statthalter rechnen? Wer leitet in Lassa die Gemüther, die ihm zugewandt sind?"

„Wo denkst du hin, Weisester?" rief der schlaue Dhii-Kummuz; „welcher Kaufmann wird dir einen Mantel verhandeln und dir die Löcher zeigen, die er heimlich zugeflickt hat? Aber noch mehr, wird er Dem einen alten Rock für einen neuen verkaufen, von dem er weiß, daß er so gut wie er ein Schneider ist? Nein, einem so alten Fuchs den Pelz abzugewinnen dürfte den Hühnern wohl schwer fallen. Lassa ist Lassa, und Teschulumbo Teschulumbo. Der Statthalter drückt hier Niemandem die Hand, als dir und denen, die ihm von dir empfohlen werden."

„Darin ist kein Arg," sagte befriedigt der Correspondent. „Nun ich weiß, worauf ich mich verlassen darf, werd' auch ich mit dem nicht zurückhalten, was dein Herr von mir zu erwarten hat. Aber ich seh' es dir grauköpfigem Schelm an, daß du in den Schuhsohlen, unter deinem Mützendeckel, auf dem Rücken, oder sonst wo noch Briefschaften versteckt hast, die an einen Mann gerichtet sind, den einige unglückliche Menschen für höher halten als mich, ohne zu wissen, daß sie damit einen gelinden Grad des Hochverraths begehen, und es wenigstens durch zehnjährige Gefängnißstrafe und Abbitte vor dem Bilde des Kaisers büßen

müſſen; an einen Mann, der, wenn man ihm zehn Fragen aus Lao-Tſe vorlegt, nicht eine beantworten kann; an einen Mann, der ſeine Weisheit in ſeinen Sporen zu ſitzen hat, und ſie Niemanden einprägen kann, als einem alten Gaul, den er obenein noch ſchlecht reitet; an einen Mann, was ſag' ich? — iſt es denn ein Mann? Die Weiber ſind ihm alle aus ſeinem Harem entſprungen. Einen Mann? Was nennt er denn einen Mann? Ja, und wo blieb ich denn ſtehen? So oft ich an einen Eſel denke, fangen mir ſelbſt die Ohren an zu wachſen."

Wir wiſſen, daß der Correſpondent von Ming-Ta-Lao, dem General und Mandarinen der fünften Claſſe, ſpricht. Wie er ſelbſt ſagte, der Gedanke an dieſen Mann konnte ihn um ſeine eigenen bringen.

Als aber Dhii-Kummuz den Namen des Mannes, um den es ſich handelte, erfahren hatte, ſagte er: „Von wem ſprichſt du? Ming-Ta-Lao? Nennt ſich ſo in Laſſa vielleicht eine Blattlaus? Soll dieſer Hund erſt geboren werden, oder fallen ihm ſchon die Haare aus? Oder heißt vielleicht ein Zwitter ſo, der des Nachts den alten Weibern die Betten wärmen muß?"

„Vortrefflich, mein Freund," rief die Hände zuſammenklatſchend, der entzückte Correſpondent. „Du ſchilderſt jenen Unwürdigen in lebensgroßen Zügen. Du kennſt ihn, und kannſt ihn doch nicht aufſuchen wollen; denn der Weiſe ſpricht: Die Dummen pflegen ſich zwar oft der Klugen zu bedienen, aber die Klugen können die Dummen nie zu etwas brauchen. Wiſche

dir aber jetzt dein Ohr rein, damit du meine Rathschläge vernimmst! Wenn auch das Ei selten klüger ist als die Henne, so findet es sich doch oft, daß es brauchbarer ist, als die zähe Mutter, die es legte. Mein guter Freund, ich bin mit dem Henkel an einem Topfe zufrieden, und nenne den Deckel eine Anmaßung. Jenes Unwesen, das sich hier den General der chinesischen, für mich bestellten Ehrengarde nennt, und zwar um so leichter, als er es in der That ist, ist auch für uns unwesentlich. Wir bedürfen dieses Menschen nicht. Aber sein Regiment hat allerdings einen Ehrenplatz, wie vor meiner Thür, so jetzt in meinen Absichten. Der Oberst desselben wird für uns die Stelle des Generals vertreten. Ich werde von demselben tapfern Degen, welchen du vorhin —"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Correspondenten.

„Der Herr Oberst Tschu-Kiang," hieß es im Munde eines Dieners, der den Kopf halb zur Thür herein steckte, „sind plötzlich von so heftigen Ohnmachten befallen worden, daß Fräulein Tschü-King augenblicklich befohlen haben, ihn nach Hause zu bringen."

„So, so," brummte der zukünftige Schwager, der den geschnürten Obersten eben als einen löwenartigen Helden schildern wollte, und das ironische Lächeln des Dhii-Kummuz wohl bemerkte. „Ich kann die Versicherung geben, daß der Oberst trotz seiner Ohnmachten ein Ehrenmann ist. Die Truppen lieben ihn seiner Leutseligkeit wegen, und würden jedem Befehle

Folge leiſten, den er mit Energie zu geben weiß. Kömmt es auch nicht zum offenen Kampfe, ſo erlangen wir durch unſere Truppen doch, daß die kalmückiſchen Reiter in Schach gehalten werden. Das Ding mit der Ohnmacht iſt doch ſehr verdrießlich. Wir müſſen uns morgen weiter beſprechen. Du ſollſt in meinem Hauſe wohl aufgenommen ſeyn.“

Dem Dhii-Kummuz kam die Einladung nicht gelegen. „Wollt ihr mir meinen Mantel bezahlen, wenn er mir in der Herberge geſtohlen wird?“ fragte er. „Ich kann in Eurem Hauſe nicht wohnen, weil Ihr mich zu großmüthig behandeln werdet. Ihr werdet mich auf ſeidene Kiſſen betten, und ich habe ſehr viele Vorliebe für einfaches Stroh. Außerdem iſt Euer Haus klein, und den Harem hat man von allen Seiten in der Nähe. Einen Tibetaner, einen Gläubigen, der die herumſchweifende Liebe für die wahre Liebe hält, müßt Ihr von dem Ort der Verführung entfernen, ſelbſt wenn er auf dem Kopfe ſchon verſchimmelt iſt. Ich gehe in die Herberge.“

Der Correſpondent wollte das nicht zugeben, und erklärte offen: „Ich laſſe dich, ſo lange du in Laſſa biſt, nicht aus meinen Augen. Ich muß die Gewißheit deiner Ehrlichkeit haben, die du mir erſt dann gibſt, wenn du hier Niemanden als mich kennſt.“

Dhii-Kummuz mußte nachgeben, um jedem Verdachte auszuweichen. Als er dem Correſpondenten in das für ihn beſtimmte Gemach folgte, ſchnitt er hinter dem Zopf ſeines Wirthes ein ſehr ſaures, böſes Geſicht.

Wie geräumig und wohnlich das Zimmer war, in welches der Correſpondent ſeinen Gaſt führte, ſo wenig ſchien doch dieſer Luſt zu haben, die Anweiſung deſſelben zu acceptiren. Als Dhii-Kummuz mit dem grünen Schimmer, welcher durch eine Taftlaterne von dieſer Farbe im Gemach verbreitet wurde, allein war, bog er die aus Meermuſcheln beſtehenden Fenſter zurück, maß die Entfernung derſelben vom Fußboden, die nicht bedeutend war, und warf in den dunkeln Hof ſeine ſpähenden Blicke. Nur in einem abgelegenen Hinterhauſe brannten noch einige Lichter; es war der Harem des Correſpondenten.

„Kann ein Bekenner des groſſen Lama," ſprach Dhii-Kummuz zu ſich ſelbſt, „in dem Hauſe eines Mannes Wohnung machen, der die Rolle eines Weibes ſpielt? Welch läſterliches Volk, das chineſiſche! Dieſe Menſchen machen ihre Männer zur Jagd für ihre Frauen. Ich beſitze ſehr viel Anhänglichkeit an meine Berge, und behaupte, daß meine Frau, die vier Männern neben ſich im Bett einen Platz einräumt, ſich ſelbſt und dieſe Vierzahl auf das trefflichſte bedient, daß aber vier Frauen auf einen Mann nur des letztern Untergang ſeyn können."

Durch eine Halle, die zum Hofe führte, lieſſen ſich Fuſtritte vernehmen. Der Hof wurde hell. Der Chineſe ging in ſeinen Harem, von Bedienten begleitet, welche Fackeln vor ihm hertrugen. Auch zur Begattung bedurfte er ſeines Pompes, auf welchen er, nach der Lehre der Weiſen, allen Werth legte.

Selbſt, wenn Dhil-Kummuz ein weniger feines Ohr gehabt hätte, ſo würde er den Aufruhr gehört haben, welcher bei Ankunft des Weiberdeſpoten in dem Bereich ſeiner Sklavinnen ausbrach. Tauſend Stimmen ſchienen lebendig zu werden. Die Jungen zwitſcherten, die Alten belferten, die Aufſeher fuhren mit Schimpfreden und dem Stocke darunter. Dann lachten die Einen, die Andern heulten und riefen den Schutz ihres gemeinſchaftlichen Ehemannes an, oder bedeckten ihn mit Vorwürfen. Hier ruft man nach Limonen, dort quält man um einen neuen Shawl, die Eine will Roſinen, die Andere Stecknadeln; die letzte nennt den Correſpondenten Herzväterchen, indem ſie ſeine Taſchen unterſucht, und als ſie dieſe leer findet, verwünſcht ſie ihn als einen alten Papa, dem man den Zopf abſchneiden müſſe. Und ihn ſelbſt den Vielgeliebten, wer konnte ihn verkennen, an den zärtlichen Verkleinerungswörtern: mein Töchterchen, mein Schneckchen, mein Himmelchen! und an den moraliſchen Sentenzen, welche er aus allen Philoſophen citirte, um damit ſeine ſüßen Artigkeiten zu würzen. Endlich nahm der Lärm ab. Der Haushahn ſchien ſeine Wahl getroffen zu haben. Alles wurde ſtill.

Dhil-Kummuz hielt es jetzt für die angemeſſenſte Zeit, ſich aus der Wohnung des Correſpondenten zu ſtehlen. Ein herzhafter Sprung aus dem Fenſter brachte ihn in den Hof, den er mit leiſen Tritten durchſchritt. Am untern Ende führte ein Säulengang zu Nebengebäuden, die von einer hohen Mauer begränzt

wurden. Die daneben aufgesteckten Palliſaden erleichterten es dem Boten von Teſchulumbo, die Mauer zu überſchreiten.

Wir ſind in Laſſa ſchon ſo orientirt, daß wir troß der Dunkelheit die Richtung angeben können, welche Dhii-Kummuz einſchlug. Er ſuchte den Palaſt des Lama auf, und war darin, obſchon Fremdling, ſo bewandert, daß er ſich weder durch die Unſicherheit bei der Wahl der Scheidewege, noch durch das Bellen der herumſtreifenden großen Wachthunde, von dem richtigen Pfade abbringen ließ. Zuletzt war ein fernes Licht in den Hintergebäuden des Palaſtes der göttlichen Regentſchaft ſein Führer. Er ſtand vor einem Fenſter, trat auf den Stein, welcher unter ihm lag, und ſah durch das ölgetränkte Papier, welches die Stellen unſerer Glasſcheiben vertritt, in das Innere einer matt erleuchteten Wohnung.

Es befanden ſich drei Perſonen in dem Zimmer und bildeten eine ſtumme Gruppe, wenn man die zuweilen anſchlagenden Töne einer Guitarre nicht hören wollte. Dieß Inſtrument lag in dem Schoße eines Mädchens, deſſen Schönheit mit der Trauer, die aus ſeinen Mienen ſprach, einen wehmüthigen Contraſt bildete. Sie hielt das dunkellockige Haupt in dem weißen Lilienarm, den ſie auf einen ſteinernen Altar ſetzte. In einen ſolchen trüben Schleier kann ſich die Anmuth nur hüllen, wenn durch die geheimen Flügelthüren der Seele ein ſcharfer, eiſiger Zugwind weht.

Zu den Füßen des jungen Weibes ſaß auf dem glat-

ten Fußboden ein greiser Alter, um dessen Scheitel, wie eines Trauernden, das Haar in langen Schneeströmen fluthete. Er verwandte kein Auge von seinen geschäftigen Händen, die mit einem wahnsinnigen Eifer an kleinen Figuren arbeiteten, von denen schon ein großer Theil fertig vor ihm aufgepflanzt stand. Nur zuweilen hielt er den halbvollendeten Klotz, den er gerade unter dem Messer hatte, mit der linken Hand in die Höhe, betrachtete ihn von allen Seiten, und schien das Ebenmaß durch die Prospective der Fernsicht zu prüfen; dann verzog sich seine Miene in ein freundliches Lächeln, das ihn aber nur unwillkürlich zu überfliegen schien, weil er, so wie er sich darauf ertappte, wieder die jämmerlichsten Gesichter schnitt, und in seiner Arbeit mit derselben Angst und Bedächtigkeit fortfuhr.

Im Hintergrunde des Gemachs lag auf einem Ruhebette eine männliche, in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt, welche stumm in die geheimnißvolle Scene sah, und abwechselnd ihre Blicke auf dem Mädchen oder am Fenster ruhen ließ, als erwartete sie einen Besuch. Dieser war auch in Dhii-Kummuz unstreitig eingetroffen; denn nach einem leisen Klopfen sprang der dritte auf, und begrüßte den Ankommenden durch das Fenster. Dhii-Kummuz wünschte vor der Thür eine Fortsetzung der Bewillkommnung, weil er die Umgebung dieses abgelegenen Häuschens für verdächtig hielt. Der Schaman (denn dieser war der Heraustretende) wunderte sich über diese Aeußerung seines alten Freundes, konnte aber nicht läugnen, ein Flüstern hinter den Wänden ge-

hört zu haben, das er bei so tiefer Windſtille doch unmöglich für das Schrillen des Zugwindes halten konnte. Die beiden Freunde gaben ſich aber bald darüber zufrieden, weil ihnen die Freude des Wiederſehens nicht Zeit zu Unterſuchungen ließ, und den Boten aus Teſchulumbo ohnehin die Kürze der Nacht drängte, in den Mittheilungen, die er dem Schamanen zu machen hatte, kurz zu ſeyn.

„Dein Brief," ſagte Dhii-Kummuz, indem ſie ſich allmählich von der Wohnung des Schamanen entfernten, „hat mich in Erſtaunen verſetzt, aber zugleich auch ſo ſehr erfreut, daß ich den ehrgeizigen Planen des Statthalters gern die Hand bot, und gegen den Correſpondenten wenigſtens zur Hälfte ehrlich ſeyn werde. Ich habe daraus zwar wieder gelernt, daß die Freundſchaft uns beſſer macht, aber ich fürchte, man wird uns deſto ärger mitſpielen, je aufrichtiger wir ſind."

„Worauf du dich immer allein verlaſſen willſt," antwortete der Schaman, „deine Afterphiloſophie des Trugs hat im Grunde nur dich betrogen; denn biſt du bei all deinen ſcharfſinnigen Planen und verſchlagenen Gedanken mehr geworden als ein Narr? Du befindeſt dich vielleicht wohl dabei, aber weil du nun ſchon ſeit Jahren nichts mehr getragen haſt, als rothe Kleider, ſo haben deine Sinne einen ganz verkehrten Gang genommen. Du ſcheinſt zu verlangen, daß wir Narren ſind, aus dem Grunde, weil du die Hoſen dazu trägſt! Was gefällt dir an meinen Rathſchlägen nicht?"

„Wenn ich einen ſchwarzen Rock weiß nenne,“ ſagte Dhii-Kummuz, „und es darauf wieder läugne, daß er weiß iſt, ſo kann er ſo viel Farben haben, als ein Chineſe deren am Leibe trägt, nur nicht ſchwarz. Nein, mein Freund, aus zwei Widerſprüchen wirſt du niemals etwas ſchaffen, am wenigſten das, worauf du die Fäden ausſpannteſt. Vergiß jedoch nicht, daß ich nur prophezeyen will. Meine Dienſte ſtehen für dich überall in Bereitſchaft, und deine Schuld iſt es, wenn ſie dir nichts nützen.

Dhii-Kummuz ſchwieg, und nach einer Pauſe nahm der Schaman das Wort: „Ich kenne das Mißliche dieſer Angelegenheit,“ ſagte er; „aber weil wir auf ſo viele Nummern ſetzen, ſo iſt es über allen Zweifel gewiß, daß wenigſtens eine nicht fehl ſchlägt. Wir befördern einen ſchlechten Plan, um einem beſſern dadurch Vorſchub zu leiſten. Wir geben zu, daß der Eine auf das Unglück des Andern ſinnt, und führen die unglücklichſte Kataſtrophe herbei, um ſie alle zu beglücken.“

„Du willſt jedem Etwas nehmen,“ entgegnete Dhii-Kummuz, „und ſie alle zufriedenſtellen. Gegen dieſe Maxime kann der nichts einwenden, welcher die Ereigniſſe beobachtet hat; aber du mußt deine Menſchen kennen, ob ſie die Geſchenke aus deiner Hand nehmen, und die ihrigen zum Dank dafür hineinlegen werden.“

„Was glaubſt du von deinem Bruder, unſerm Hochheiligſten? Wann waren deine Gedanken die Seinigen? Wann hat die Schwäche eines Menſchen auf die Kraft-

loſigkeit eines Gottes ſpeculirt? — Ach, du Guter, wie kannſt du deine Wünſche einem himmliſchen Weſen unterſchieben, weil du glaubſt, es ſey in ſeinem eignen Willen nicht entſchloſſen! Du willſt die Sehnſucht eines Allmächtigen erfüllen, und Wünſche befriedigen, die er ſich gleichſam ſelbſt nicht zu geſtehen wagt. Man ſieht, daß du der Tage nie vergeſſen kannſt, wo du Maha Guru um Fleiſch betrogſt, oder ihn mit Schlägen bewillkommneteſt, wenn er deine Tauben zu füttern vergaß."

Die Zumuthung ſolcher Frevel mußte für den frommen Schamanen ſchrecklich ſeyn. Er hielt dem Sprecher die Hand vor den Mund und rief erſchrocken aus: „Sprich in meiner Nähe nicht ſolche Läſterung! Bleibt uns denn mehr übrig, als die Rathſchlüſſe des Himmels zu erforſchen? Ich will dem Höchſten einen Dienſt erweiſen, den er ſich ſelbſt leiſten könnte, wenn er an den Opfern der Liebe nicht Wohlgefallen hätte. Iſt die Frucht unſrer Anſtrengungen reif, ſo mag er ſie brechen, oder ſie mit dem Stamme in den Pfuhl der ewigen Strafe werfen."

Darauf folgte dann eine genauere Beſprechung der im Werke befindlichen Umtriebe, die auf den ſonderbarſten Plan hinausliefen.

In dem Leben des Dalai Lama ſtreift das Göttliche ſehr oft an das Menſchliche. Wir haben früher geſehen, wie die Wahl und die Erziehung des künftigen Herrn des Himmels mit Machinationen und Intriguen jeder Art verknüpft ſeyn kann, und es wird nicht auf-

fallend erſcheinen, daß namentlich die Prieſter weit weniger von der wahrhaften Göttlichkeit ihres Zöglings durchdrungen ſind, als der gemeine Haufe der Laien. Der Clerus ſieht den Gott in Windeln, im Pohlrock, er corrigirt die Sprachfehler, die er machte, ruft den Schneider, der ihm Maß nehmen muß, und ſorgt dafür, daß ſeine Schuhe ſtets zu rechter Zeit beſohlt werden. In den Antichambres iſt von jeher die wahre Größe der Helden nicht geſehen worden. Hier ſchrumpften ſie zuſammen zu den ordinärſten Menſchen, und ſelbſt von den chriſtlichen Prieſtern wiſſen wir ja, daß ſie von ihrem Gott ganz andere Geheimniſſe erzählen können, als wir dummen Exoteriker in den Büchern leſen. Um wie viel mehr iſt der Dalai Lama den Verwechſelungen ſeiner Würde ausgeſetzt; er, den ein Oberprieſter alle Tage aus- und ankleiden muß! daher iſt es allein erklärlich, wenn in dem Kopfe eines ehrgeizigen Beamten der Kirche der Gedanke entſtehen konnte, den gegenwärtigen Schöpfer der Welt von ſeinem ewigen Throne zu ſtoßen, ſich für die wahrhafte Incarnation der Ewigkeit auszugeben, und einen Plan zu offner Empörung einzuleiten. Dieſer Geiſtliche war der Statthalter von Teſchulumbo.

Der chineſiſche Correſpondent ſetzte alles an die Pfauenfeder. Er kannte die Politik des Cabinets von St. Peking, und verſtand auf das vollkommenſte die Abſichten, welche der Sohn des Himmels ſchon ſeit einem Jahrhundert mit dem Lande Tibet hegt. Es fehlte dieſem nur an einer Gelegenheit, das über Tibet ausge-

legte Netz anzuziehen, und als eine willkommene Beute dem Mittelpunkt der Erde einzuverleiben. Dieß war der Grund, warum ſich der Correſpondent auf die Plane des Statthalters einließ; denn entweder gelang es, den Thron des Himmels in dem Augenblicke, da ſein Beſitzer dafür kämpfte, für China in Beſchlag zu nehmen, oder ſich dem ſiegreichen Uſurpator ſo ſehr zu verbinden, daß er die ihm gewordene Hülfe nur mit einer an völlige Unterwerfung gränzenden Erkenntlichkeit erwidern konnte. Solche geſchickte Machinationen mußten aber dem Correſpondenten von ſeinen Behörden reichlich belohnt werden.

Die Verrätherei des Chineſen mußte für den Statthalter von Teſchulumbo in ſo weit erwieſen ſeyn, als dieſer aus der Revolution Nutzen zog, der ſich gleich blieb, gleichviel, ob ſie fehlſchlug oder wenn ſie gelang. Dhii-Kummuz war ein ſchlauer Kopf, der im Durchſchauen von Betrügereien ein geübtes Auge hatte. Wie gern er auch ſeinem Herrn folgte, ſelbſt um eine verrätheriſche Handlung zu unterſtützen, ſo ſuchte er doch den Antheil, welchen der Chineſe an den künftigen Erfolgen haben wollte, ſo ungewiß als möglich zu machen; wie ſehr mußte er aber erſtaunen, als auch der Schaman, der leibliche Bruder des Dalai Lama, in die Reihe der Verſchwörer trat, an die Abſichten des Statthalters und den Sturz des Regenten Intereſſen knüpfend, die ſelbſt für das Land der Sonderbarkeiten, für Tibet, auffallend waren! Er wollte Maha Guru den Donnerkeil und die Blitze ſeiner Allmacht entreißen, ihn

auf seine Schultern nehmen, und den Menschen wieder zurückgeben. War dieß die Handlung eines Atheisten? Der Unglaube wurzelt immer in dem Egoismus, und das persönliche Interesse bestimmte den Schamanen zu dem gewagten Schritt, den er vorbereitete.

Gyluspa war der Preis, um den ein Frevler den Himmel erstürmen wollte. Den Besitz eines Weibes schätzte der Schaman höher als die Verwandtschaft mit dem Weltenschöpfer. Er gab den Blick in alle Sterne des Firmamentes für das Auge einer Angebeteten. Gyluspa aber, welche durch den Anblick ihres Gottes nur heftiger daran erinnert wurde, mit wie heißer, sterblicher, menschlicher Liebe sie ihn umfing, würde niemals den Wünschen seines Bruders Gehör gegeben haben, ohne Maha Guru zu besitzen. Sie war zwar nicht in der Lage, wie die Europäerin, den minder Bevorzugten als einen Vermessenen mit etwas gemachtem Pathos zurückzuweisen; aber diese kleine tibetanische Prüderie wollen wir an ihr entschuldigen, daß sie dem Schamanen erst dann einen Finger ihrer Hand geben wollte, wenn sie auch Maha Guru zu den Abwechslungen ihres Ehebettes zählen konnte. Was blieb dem Schamanen übrig? Er mußte seinem Bruder das Scepter der Weltregierung entreißen, ihn in eine irdische Hütte führen, den Glanz der Gottheit von ihm streifen, und ihn in jener menschlichen Nacktheit zeigen, die unter andern auch das Zeugniß seiner Heirathsberechtigung enthalten wird. Erst dann konnte er der Umarmungen Gyluspa's gewiß seyn, wenn ihm Maha Guru darin voran-

ge-

gegangen war. Wir berichten eine Geſchichte, die ſich weder an der Themſe, noch an der Newa, ſondern in Tibet zugetragen hat. Eine legitime Hahnreiſchaft iſt das mittelaſiatiſche Duell, und die Entſagung der Europäer würde in Tibet verlacht werden.

Während Dhii-Kummuz und der Schaman noch in vertrautem Geſpräch auf- und abgingen, wiederholten ſich jene verdächtigen Zeichen eines irgendwo geſtellten Hinterhaltes, deſſen Abſicht ſich wohl errathen ließ. Als jetzt in der Ferne Feuergewehre durch die Nacht blitzten, blieb ihnen kein Zweifel mehr, daß es auf einen Ueberfall der friedlichen Wohnung, welche Hali-Jong und ſeine Tochter beherbergte, abgeſehen war. Der Schaman ſtürzte auf den Eingang zurück, den er aber ſchon beſetzt fand. Wie er im Innern des Hauſes Gylluspa's Hülferuf hörte, ſuchte er ſich durch die Schergen der prieſterlichen Gewalt den Weg zu bahnen; aber die chineſiſchen Soldaten, welche ſich an ihren Zöpfen ſogleich erkennen lieſen, und von einigen Mönchen angefeuert wurden, fielen über ihn her, und nahmen ihn feſt. Dhii-Kummuz traf daſſelbe Schickſal.

Dieſe Scene machte Lärm. Die Chineſen müſſen ſich ohnedieß durch übermäßiges Geſchrei erſt zur Tapferkeit begeiſtern, und die Vorſchriften der anführenden Prieſter, die das geräuſchloſeſte Verfahren bezweckten, waren bald überſchritten. Die im Palaſt des Lama aufgeſtellten Wachen mußten aufmerkſam werden, und in demſelben Augenblicke, da Hali-Jong

mit ſeiner weinenden Tochter gefeſſelt aus dem Hauſe geführt wurde, kam ein Piket kalmückiſcher Reiterei herbeigeſprengt, um dieſe nächtlichen Ruheſtörungen zu unterſuchen und ſie beizulegen.

Der Schaman wandte ſich ſogleich an den Anführer dieſes Trupps: „Du treuer Sohn des Höchſten!“ rief er, „dein Muth muß ein Verbrechen deines unwachſamen Auges wieder gut machen. Welche Dinge geſchehen in dem Palaſte der ewigen Gnade? Gib mir dein Schwert, daß ſich der Bruder des Lama aus den Händen der unreinen Fremdlinge rette!“

Der Befehl des Anführers verſchaffte dem Schamanen und Dhii-Kummuz augenblickliche Befreiung; als ſie aber jene auch für Hali-Jong und ſeine Tochter verlangten, trat der Ketzerrichter der ſchwarzen Gylongs hervor und ſchrie mit kreiſchender Stimme: „Ihr unreinen Blattläuſe auf dem Baume des Lebens, wage Niemand der ewigen Gerechtigkeit in den Arm zu fallen! Sind eure Pallaſche ſo weiſe, daß ſie künftighin das wahre Dogma von den ſectireriſchen Neuerungen unterſcheiden ſollen? Ich rathe euch, euren Degenſcheiden die Klingen und der Kirche ihre Ketzer zu laſſen!“

Die erneuerten Verſuche des Schamanen, dem dumpfheulenden, wahnſinnigen Hali-Jong die Freiheit zu verſchaffen, fruchteten nichts; denn der geiſterbleiche Großinquiſitor hob ſeinen Knochenarm ſo hoch, wie ſeine Stimme, und begleitete mit den furchtbar-

ſten Geſten dieſe Worte: „Gegen die Löwen wollen die Waſſermäuſe zu Felde ziehen? Ihr müßt noch nie gehört haben, welche Stufe in der Ordnung des Himmelreichs die ſchwarzen Gylongs einnehmen. Als die Welt geſchaffen wurde, und ſich der groſſe Werkmeiſter von ſeiner Arbeit eine Stunde ausruhen wollte, da übergab er Gya, ſeinem oberſten Engel, das angefangene Werk zur Hut, und Gya iſt der Stammvater der ſchwarzen Gylongs. Unſre Arme können ſich in Schlangen verwandeln, unſre Zunge gleicht dem Stachel einer Viper, und mit den Augen vermögen wir zu tödten, wie der Baſilisk; warum ſeyd ihr ſo lüſtern, uns in flammenden Zorn zu verſetzen? Ja, ihr kalmückiſchen Cavalleriſten, unter den dreiſſigtauſend Königreichen der Erde waren eure unfruchtbaren Steppen von Gott die verfluchteſten. Kein Halm wehte in eurem Lande, kein Vogel flog durch eure verpeſtete Luft, kein Quell rieſelte aus eurem Bergen, ehe ihr euch zu dem groſſen Gott wandtet, der mit ſeinem Haupte an die Sterne reicht, und mit ſeinem Fuße einen Büchſenſchuß weit von hier wurzelt. Seit ihr auf dem Wege, von ihm jetzt wieder abzufallen? Haben eure Vettern daheim die Götzen zerſchlagen? Habt ihr den Ganges-Sand in eure unheilige Fläche vergoſſen? Was ſeyd ihr in die Partei eines Sectirers übergetreten, der die Heiligen an ihren Naſen beleidigte, und ihren Oberlippen nach eigener Erfindung eine ketzeriſche Verlängerung anbildete? Weicht zurück, Cavalleriſten, oder eure See-

len werden einſt vergeblich einen leeren Sitz finden, in den ſie hineinfahren könnten.“

Schon bei den erſten Worten dieſer impoſanten Anrede waren die Kalmücken von ihren Pferden geſprungen und in ein ſo lautes Geheul ausgebrochen, daß die Zureden des Schamanen nichts mehr fruchteten, und Hali-Jong ungehindert von den geiſtlichen Vätern und ihren Helfern abgeführt wurde. Gyilusha war nicht zu vermögen, ſich von dem unglücklichen alten Manne zu trennen.

Dhii-Kummuz hatte ſich längſt entfernt. Es mußte ihm Alles daran gelegen ſeyn, von den Chineſen nicht erkannt zu werden. Er kehrte ungehindert auf dem Wege, wie er das Haus des Correſpondenten verlaſſen hatte, wieder in daſſelbe zurück. Er hätte nur von Einem Weſen bemerkt werden können, von der Schweſter ſeines Wirthes. Schü-King war ein ſtarkes Weib, aber im Kampf mit männlicher Schönheit konnte ſie auf Augenblicke unterliegen. Wir können es, ihrem Charakter vertrauend, auf das beſtimmteſte vorausſagen, daß die beim Anblick Maha Guru's in ihr aufloderude Leidenſchaft einer baldigen Einſicht weichen wird; aber noch befand ſie ſich in dem ſüßen Traum der Erinnerung an jenen göttlichen Jüngling, den ſie im Zorne noch reizender fand, als in dem ruhigen Genuſſe der ihm dargebrachten Huldigung. Sie war auf einen kurzen Zeitraum, der noch währte, aus ihrem Charakter gefallen. Sie konnte die geheimen Unterhandlungen ihres Bruders ertragen, ohne ſich um deren

Inhalt zu bekümmern. Sie konnte ſich von Tſchü-Kiang ethnographiſche Vorleſungen halten laſſen, ohne dabei zu bemerken, daß ſie abſcheulich von ihm belogen wurde. Ja, ſie konnte ſogar drei Fliegen in ihrem Zimmer leiden, ohne für jede dem Oberhofmeiſter eigenhändig ein Dutzend Bambusprügel aufzuzählen. Kurz, ſie war ſehr nachgiebig und duldſam geworden, ging früh zu Bette, ſchlief ſpät ein, und ſtand auf, wenn die Sonne ſchon im Zenith war. Sie hätte den an ihrem Fenſter vorüberſchleichenden Dhii-Kummuz wohl hören können, aber ſie hörte ihn nicht.

# Siebentes Capitel.

Kauft bei meinem Nachbar keine Shawls: sie sind so schlecht gewebt, daß man Erbsen durchwerfen kann.

Scene auf dem Markte von Kaschemir.

Um Hali-Jongs Seele hatte sich der Schleier eines leidenden Trübsinns gelegt, den auch die neue Veränderung seiner Lage nicht von ihr zog. Keine Hoffnung belebte dieß gedrückte Gemüth, das auch keine Furcht mehr kannte. Das Ungewisse seines Verhältnisses war so weit in den Hintergrund getreten, daß er auch von der plötzlichen Wendung desselben zu einem unglücklichen Ausgange keine Vorstellung hatte. Die Schnitte, welche er ohne zu ermüden, in unzählige Holzblöcke machte, waren die Furchen, in welche er seine matten Sinne versenkte. Er lebte in jenen Gestalten, die unter seiner kunstreichen Hand geboren wurden, und empfand unausgesetzt nicht nur die Freude eines alten Meisters, dem seine Werke noch immer trefflich gelingen, sondern auch die Wonne seiner jungen Schöpfungen selbst, in welchen er mit Leib und Seele aufging.

Die erste Wohnung, welche den Vorsteher der Götzenmanufactur von Paro aufgenommen hatte, das-

ſelbe alte Gefängniß, dem Hali-Jong durch die fruchtloſen Bemühungen des Schamanen auf einen kurzen Zeitraum entzogen worden, öffnete ſich jetzt wieder dieſem unglücklichen Opfer des Fanatismus. Gylluspa konnte durch nichts vermocht werden, eine beſſere Lage zu ſuchen; ja ſelbſt die Drohungen der Prieſter, deren Geſetz dem Frauenzimmer im Kloſter den Aufenthalt über Nacht verbietet, hielten ſie nicht zurück, mit ihrem Vater das Gefängniß zu theilen. Sie ſah ein, wie wohlthätig der Trübſinn Hali-Jongs auf ihn wirkte, weil er durch ihn verhindert wurde, das Mißliche ſeiner Zukunft zu fürchten. Sie wußte aber auch, daß dieſer ſchlummernde Zuſtand des alten Mannes ihn ſogleich verlaſſen würde, wenn er außer dem Kreiſe einer kurzen Gewöhnung verſetzt werden ſollte, wenn ſie aufhörte, ſeine tägliche Umgebung auszumachen. Die Unglückliche! In welche Welt war ſie getreten. Sie war nicht nur in ihren Erwartungen, ſondern ſelbſt in ihren Ahnungen getäuſcht worden. Das Schickſal ihres Vaters hatte eine Wendung genommen, welche ihr niemals erklärlich geſchienen hätte. Die Aufopferung des Schamanen fruchtete nichts. Ihre Liebe zu Maha Guru ſtand auf der Gränze zwiſchen einer religiöſen Tugend und einem Verbrechen. Sie fühlte nur zu gut, daß die Wünſche ihres Herzens ſie auf die letzte Seite zogen.

Die hölzerne Götterwelt, welche Hali-Jong um ſich her gezaubert hatte, belebte ſeine Phantaſie mit den ſeltſamſten Illuſionen. Dieſe Heiligen ſchienen ihm

oft im Vollgenuß ihrer Göttlichkeit zu leben, ſie ſpra
chen mit ihm und dankten ihm für die Mühe, die e
ſich gäbe, um ihnen anſtändige Kleider zu verſchaffen
Hali=Jong ſprang dann auf und verbeugte ſich tief
unaufhörlich die Dankſagungen zurückweiſend, und ſic
auf ſeine Pflicht und Schuldigkeit berufend. Zuweile
ſchien es ihm auch in Folge einer merkwürdigen Ver
wechſelung, daß das Schnitzmeſſer nicht in ſeiner Han
läge, ſondern daß der halbvollendete Gott im Gegen
theil ihn zwiſchen den Beinen halte, und ihn aus den
Groben herausſchneide. Dann pflegte er zu Gylluspa'
großem Entſetzen zu rufen: „Jeder Schnitt eine Stuf
höher auf den Berg des Himmels! Was fährt mir d
unter die Arme? Coli legt den Finger in meine Seite
und ſpricht den Zauberſegen über mein Gedeihen. Wa
hab' ich mir ein Pferd gekauft? Ein Thor, der dafü
hundert Schafe ausgab, und jetzt an den Füßen ge
ſchnitten wird, daß er wie eine Wolke über alle Berg
fliegen kann! Hinein, ihr kunſtreichen Dewtas, mi
euren lebenſchaffenden Meſſern, hinein in die Hau
eines alten Eſels, die von euch geritzt bald ihre Furche
ausglätten wird, und jugendlich, götterkräftig, früh
linggeboren die alten Runzeln Lügen ſtraft! Die Ober
ſchenkel nicht zu dünn, mein großer Schöpfer, dami
ich in deinem Himmel die Schritte länger nehmen kann
Die Haare auf dem Scheitel nicht zu ſtolz, damit ic
nicht am Giebel der hohen Pforte einen Schaden ſtifte
Ach, welch ein Glück, unter der warmen Hand eine
Gottes von den Feſſeln der irdiſchen Materie erlöſ't zu

werden!“ Konnte Hali-Jong bei dieſen großartigen Täuſchungen ſich nicht einmal mit ſich ſelbſt verwechſeln? Wer hemmte das Eiſen, wenn es ſtatt in die Faſern eines werdenden Götzen in ſeine eigene Bruſt fuhr? Ja, konnt' er im Uebergenuß ſeines Entzückens nicht plötzlich aus ſeiner Haut herausfahren, und todt in Gylluspa's Arme zurückſinken?

Eines Tages ſaß Hali-Jong wie gewöhnlich auf dem Fußboden, phantaſirend über ſeine Hölzer, die er mit zärtlichen Blicken betrachtete. Er hatte ſeinen Schöpfungen jetzt wieder eine ganz neue Seite abgewonnen. Er führte in Gedanken eine große Schlacht auf, welche den guten Göttern von den böſen geliefert wurde. Die Waffen, deren ſich die Geiſter bedienten, und die Wunden, die ſie damit ſchlugen, waren wiederum aus ſeiner Sphäre entnommen, und erinnerten an die Dinge, welche in ſeinem Gedächtniſſe doch jetzt ſo weit zurückgedrängt waren. Aus dem Kampfgeſchrei, das er ſelbſt ausführte, erſah man, was in ſeiner Seele vorging. „Wir haben das große Welt-Ei gelegt,“ rief er im Ton der guten Götter; „wir haben den zehntauſend Elephanten, welche die Erde tragen, ihre Rüſſel gegeben, und laſſen das Mennigkraut wachſen, womit ſich die Tugendhaften bemalen. Nennt eure Verdienſte, die ihr euch um die große Sylbe Om erworben habt. Ha, ihr ſchweigt, die Gebirge ſind vor euern Mund getreten, daß Niemand eure Worte hört.“

Es wurde im Gemache geſprochen. Hali-Jong glaubte, die böſen Geiſter wollten nicht Ruhe geben,

und er fing daher wieder an: „Eure Läſterzungen, mit denen ihr des Nachts auf den Bergen unſre Gläubigen beſchwatzt, ſind noch nicht verſtummt? Was habt ihr an uns auszuſetzen? Kennt ihr jene Bücher, in welchen die Lehre von der Symbolik des heiligen Antlitzes der wahren Tradition gemäß behandelt wird? Nimmermehr, denn in euern Geſichtsbildungen liegt der Stempel der Neuerung und der Bosheit. Ihr werft die Oberlippe auf, und verſteckt eure Unterlippe wie die Schlange ihren Stachel. Eure Naſenlöcher weiten ſich auf, wie zwei furchtbare Abgründe, aus denen Peſt und Krieg und Unglaube heraufſchlängeln. Eure Naſenſpitze iſt von ihren Winkeln ſo weit entfernt, daß man einer Reiſe bedarf, um von dem einen in den andern zu kommen. Was ſagen wir guten Götter von den Augen der böſen? Liegen ſie nicht ſo tief, als wollten ſie ſich in euer Gehirn verkriechen? Hat man je ſolche Augen geſehen, die eher zum Hinterkopfe gehören! Naht euch nicht denen, welche approbirt ſind! Schon euer Hauch könnte die Regelmäßigkeit unſerer Formen in Unordnung bringen!“

Es waren drei Perſonen in das Zimmer getreten, in denen die weinende Gyllusya ihre drei übrigen Väter begrüßte, Hali-Jong aber ſeine Brüder nicht erkannte. Seine Einbildungskraft war im Gegentheil von dem Kampfe der guten und ſchlechten Formen ſo ſehr ergriffen, daß er in den theuern Ankömmlingen nur für die Vertheidiger der letzten einen Succurs ſehen wollte. Er wehrte ſie mit beiden Händen zurück, und über-

ſchüttete ſie wegen ihrer verbrecheriſchen Abſichten mit entrüſteten Vorwürfen. „Gelobt ſey dieſe Stunde!“ rief er, „denn jetzt hab' ich jene Rieſen, welche den Berg Simmu unterwühlen, vor mir. Seyd ihr gekommen, um die Verhältniſſe der von mir entworfenen Geſichtsbildungen zu zerſtören? O, ich kenne euch längſt! Ihr ſeyd mir Tag und Nacht erſchienen, und habt meine Sinne durch Gaukeleien blenden wollen, damit ich abweiche von meinen alten Thonknetungen, und auf eure ruchloſe Proportionenlehre ſchwöre. Ihr waret es, die ihr falſche Modelle in meine Manufactur brachtet, und auf der That ertappt, kaum mit heiler Haut davon kamt. Ich habe das Geheimniß erfunden, die Kunſt in Einklang mit der Tradition zu bringen! Sehet her, hier ſtehen jene Gebilde, welche beſtimmt ſind, für den Erdkreis einſt normal zu werden!“

Inzwiſchen hatte ſich kurz nach dem Eintritt der Brüder von Neuem die Thüre geöffnet, einige Prieſter im ſchwarzen feſtlichen Aufzuge mit gelben viereckigen Mützen traten ein, und näherten ſich dem wahnſinnigen Hali-Jong mit feierlichen Schritten.

Durch die offene Thür ſah man lange Reihen von Mönchen, die ſich weit durch die Gänge zogen, und ein Spalier bildeten, das von murmelnden Gebeten widerhallte. Mit einem Schrei des Entſetzens gewahrte Gylluspa dieſen Anblick; die Brüder fielen zu Boden, und ſelbſt Hali-Jong ſchien von der auffallenden Zurüſtung betroffen. Es ſchien, daß jetzt der Augenblick

herangekommen, der über Hali-Jongs Schickſal entſcheiden ſollte.

Der erſte unter den hereingetretenen Mönchen wandte ſich an den ihn anſtierenden, auf dem Fußboden ſitzenden Verbrecher. „Ich preiſe mich glücklich," ſagte er, „den Göttern zur Sühne jenen Elenden zuzuführen, der ſie ſo unverzeihlich beleidigt hat. Stehe auf und folge den Dienern der ewigen Gerechtigkeit."

Der Angeredete, welcher von den ihm gemachten Vorwürfen nichts begriff, erhob ſich mechaniſch, und folgte den Prieſtern, von Golluspa und ſeinen Brüdern unterſtützt. Er ſah befremdet auf die langen Reihen, die er paſſiren mußte, lachte über die Verwünſchungen, welche zuweilen ausgeſtoßen wurden und er für einen andern als ihn beſtimmt hielt. Die Mönche ſchloſſen ſich hinten der Gruppe an, und begleiteten ſie über mehrere Gemächer, Höfe und Stiegen, bis zu jenem großen, unterm Dache befindlichen Saale, in welchem Hali-Jong einſt dem grauſamen Gerichte, das über ſeine verfehlten Statuen gehalten wurde, beigewohnt hatte.

Der eiſerne, uns wohl bekannte Keſſel bildete den concentriſchen Mittelpunkt für zahlreiche Peripherien, welche ſich rings bis zur Wand und dem Dache terraſſenförmig herumzogen. In der Mitte befanden ſich einige Erhöhungen, welche für die Ankläger, die Richter und den Angeklagten beſtimmt waren. Der Großinquiſitor nahm den höchſten Sitz ein, Hali-Jong den tiefſten; auf den erſten Stufen, die zum Keſſel führten, ließen

ſich Gylluspa und ihre drei trübſeligen Nebenväter nieder. Die unabſehbare Anzahl der neugierigen und fanatiſchen Mönche nahm hinter den Schranken des Gerichts auf den Sitzen der Eſtrade ihren Platz.

Dieſe Einnahme der Sitze geſchah mit dem lauteſten Schreien und Toben, wie es der Würde der Handlung wenig angemeſſen war. Erſt als ſich der Sturm etwas gelegt, und die Neugier der Mönche über ihre Schwatzhaftigkeit geſiegt hatte, ja nachdem mehrere der überlauten Geiſtlichen von ihren Vorſtehern mit ſcharfen Verweiſen notirt, oder wohl gar mit kleinen Disciplinarſtrafen belegt waren, konnte endlich die feierliche Sitzung ihren Anfang nehmen. Der Großinquiſitor hob die Hand in die Höhe, und Niemand wagte noch einen Laut von ſich zu geben. Man hörte nur das unterdrückte Schluchzen Gylluspa's und das ängſtliche, beklommene Seufzen ihres Vaters, der von allen dieſen Zurüſtungen noch keinen Begriff hatte.

Die Verleſung der Anklageacte beſtand in nichts Anderm, als dem Vorzeigen eines blauen Götterbildes. Die Prieſterſchaft machte den Schluß, daß man dieß nur zu ſehen brauchte, um zu wiſſen, um welches Verbrechen es ſich handelte. Der Vorſitzer des Gerichts hob die Statue in die Höhe, hielt ſie dem Angeklagten vor, und fragte ihn mit feierlicher Stimme, ob er dieß ketzeriſche Weſen in ſeiner rechtgläubigen Hand wohl erkenne?

Hali-Jong bedurfte nur dieſes Anblicks, um aus ſeinen ſtarren Träumen aufzuwachen. Obſchon mit ihm

das Licht der Vernunft nicht wieder zurückkehrte, so erhielt er doch für die Dinge, welche um ihn her geschahen, ein haltendes Bewußtseyn; er konnte an ihnen Theil nehmen. Die blaue Statue in der Hand des Anklägers war ihm keinen Augenblick fremd; er entriß sie ihm, drückte sie an seine Lippen, und umschloß sie mit beiden Armen. „In einer so glänzenden Versammlung," rief er mit einem Compliment aus, „soll ich dich, mein Pozio Cenrest, wiederfinden? Als du in die Welt kamst und den Namen Geia-Thrix-Thengo annahmst, lehrtest du deinen Völkern die schönste aller Künste. Hab' ich dich nicht so ciselirt, daß deine Kunst sich dir zur Huldigung darbringt? Kann man dich immer nur in der Gestalt eines männlichen Affen darstellen? Nein, ich gab in dir den schönen Knaben wieder, auf dessen Ruf sich die Erde mit Menschen bevölkerte, der ihnen Gesetze verlieh und die Geheimnisse der Kunst erschloß. Wo find' ich eine Pyramide von elf Schädeln, auf welcher du nach deinem alten Wunsche nur stehen wolltest? wo das Geschmeide und den grünseidenen Mantel, der nach derselben Vorschrift stets um deine Schultern gehängt seyn soll? Du verdienst diese Ehre; denn es ist kein Fehl an dir."

„Deine Zunge lästert," fiel der Ankläger ein; „wer lehrte dich, daß aus dem geschwänzten Affen ein schöner Knabe zu bilden sey? Die Tradition. Wer erlaubt dir aber, von den Bestimmungen des zehnten Kanons im siebenundachtzigsten allerheiligsten Concile abzuweichen, und an der Maße Pozio's die aufgeworfene Formation,

den Stempel der alten Geſchichte ſeines Cultus mit einer glatten, auslaufenden, ſchönen, aber unheiligen, untraditionellen, pſeudokanoniſchen Naſe zu vertauſchen?“

Hali-Jong hob ſein weißes Auge gen Himmel, blickte dann wieder auf die Umgebungen, welche erwartungsvoll ſeinen Worten horchten, drückte den Gott, welcher den Stempel ſeiner Fabrik trug, an die Bruſt, und ſagte feierlich: „Ja, mein Pozio, aus dem Kopfe dieſes alten Mannes, der dich mit ſeinen Küſſen bedeckt, biſt du entſprungen! Ich höre da, daß man an deinem jugendlichen Körper die Naſe des Affen vermißt. Solche Worte ſind aus dem Munde eines begeiſterten Freundes der Götter nicht gekommen. Das iſt noch der alte Wahn jener Barbaren, welche die Kunſt zu einer Dienerin der Religion, nicht zu ihrer Freundin und Schweſter machen. Die Zeit der Fratzen und des Götterſchreckens iſt vorüber. Wir leben durch die Wohlthat des Himmels; aber nicht um Furcht zu erregen, ſondern um Liebe zu gewinnen, ſpendet man ſeine Gaben. Wer für den Himmel, wie ich, eine geheime Leidenſchaft empfindet, wird ihn mit lang auslaufenden, von der Wurzel bis zur Spitze und dem Knorpel wohlgemeſſenen, nicht mit aufgeſtülpten Naſen bevölkern.

Hali-Jong hatte früher, wie wir wiſſen, im Zuſtande ausreichender Beſinnung nichts ſo ſehr zu ſeiner Rechtfertigung vermieden, als ſich auf die Intereſſen der Kunſt zu berufen. Im Gegentheile hatte er entweder die Thatſache ſeiner plaſtiſchen Neuerungen ge-

läugnet, und sie auf die Rechnung des Zufalls geschoben, oder er hatte jede böswillige Auslegung derselben durch die Aufzählung seiner Verdienste um die Religion, durch seine bezahlten Pilgrimsfahrten zu hintertreiben gesucht. Wie viel Ganges-Sand hatte er nicht sonst in die Augen seiner Ankläger gestreut. Jetzt war darin die auffallendste Veränderung eingetreten. Er ging nicht nur auf sein Verbrechen ein, sondern entschuldigte es auch durch Gründe, welche ihm jede Rechtfertigung vor seinen Richtern abschnitten. Es schien, als wollte er untergehen, ein Märtyrer der Kunst und des guten Geschmacks.

Die Zeichen des allgemeinen Entsetzens hinderten den Götzenfabricanten nicht, in seinen artistischen Rettungen fortzufahren. Er äußerte Grundsätze, die eines Reformatoren würdig waren. „Ihr staunt über den Inhalt meiner Reden?" rief Hali-Jong; „nur Die können staunen, welche vom Geiste nicht ergriffen sind. Als die erste Menschengeneration auf die Erde gepflanzt war, gingen die bösen Geister daran, sie den guten zu rauben, und von ihren Früchten ihren nimmersatten Leib zu nähren. So fuhren die Seelen aller ersten Menschen in das verfluchte Leben der abtrünnigen Engel. Was hatten nun die guten von ihren Geschöpfen? Es mußte ihnen Alles daran gelegen seyn, die ausgeflogenen Vögel wieder einzufangen. Sie mußten auf Mittel sinnen, sich bei der Menschheit ihrer Zukunft zu versichern. Sie mußten sich in Donner und Blitz hüllen, in Schlangengewinden mit pestträufelnden Fingern unter

ter die Empörer treten, um durch Schrecken diejenigen wieder zu gewinnen, welche sie durch ihre Güte und Milde verloren hatten. Von diesem Augenblicke zeigten sie sich auch nicht mehr in den Lüften und Wolken, sondern ließen sich in den rohesten Stoffen darstellen, um als ungeheure Erzmassen, Holzblöcke, Steinkolosse auf den Gehorsam der Ihrigen zu wirken. Daher schreiben sich die mißgestalten Formen, welche Jahrtausende lang die Phantasie der Völker mit Ungethümen, ihr Herz mit Schreckbildern, ihren Geist mit furchtsamen Gedanken befruchtet haben. Kahle Schädel sollen jugendlichen Göttern stehen! Fürchterlich rollende Augenräder glotzten auf den Untertheil des Antlitzes herab, der bald einen abscheulichen Vorsprung bildete, auf dem ein Priester bequem sitzen konnte, bald so tief eingebogen war, daß man im Zweifel stand, wo das Kinn aufhörte und der Hals anfing. Was soll ich von dem Fundament dieser mißgebornen Köpfe sagen, von denen Jedermann weiß, daß sie einen Bauch, zwei verschränkte Arme, und zwei übereinandergeschlagene Beine vorstellen sollen? Auf allen Wegen erblickten wir diese grauenhaften Bildungen, die wie zusammengeronnene Glieder aussehen, und im letzten Falle noch den Anblick mehrerer, in einander verwickelter Schlangen darbieten. Die Priester, immer gewohnt, das Wahre zu verfehlen, legten in diese Zufälligkeiten einen scheinbar tiefen Sinn, und nahmen die Auswüchse der Natur für dasjenige, was sie am meisten bezeichne. So ist eine Symbolik entstanden, welche sich noch da erhalten hat, als schon

lange die Götter von ihrer alten Maxime, durch Furcht auf die Liebe zu wirken, zurückgekommen waren. Ihr fragt, wie ich hinter dieſe Inconſequenz gekommen bin?"

„Wir fragen nichts, du Elender!" ſchrie die ganze Verſammlung, und von den hinterſten Bänken ſprangen ſchon die Eifrigſten herüber, um den Frevler in Stücke zu zerreißen. Aber der Großinquiſitor hob ſeine Hand, und Hali-Jong, die entſtandene Pauſe benützend, fuhr mit unerhörtem Gleichmuth in ſeiner Vertheidigung fort. Es iſt merkwürdig, daß die Tibetaner, wenn ſie wahnwitzig werden, faſt wie die Europäer ſprechen.

„Die Götter haben ihr Schickſal in unſere Hände gegeben," ſagte Hali-Jong. „Sie waren es, die unſern Seelen den feinen Sinn des Geſchmacks, und unſern Händen die künſtleriſche Fertigkeit verliehen. Was ſprachen ſie damit aus? Ihren Wunſch, ſich würdiger Darſtellungen zu erfreuen. Sie können nie gewollt haben, daß ſich die Schönheitsformen nur auf den Weiſen finden, die über die Flußbetten hingleiten. Sie haben die Schwäne nicht deßhalb geſchaffen, damit nur an ihren Hälſen die Zauberlinien der Anmuth lebten. Sie bauten die Himmelsveſte nicht, um die Sterne nur in der gelungenſten Wölbung ſchweben zu laſſen. Sie gaben Allem ſeine eigenthümliche Form, um ihre eigene Größe dadurch zu feiern. Ja, würden ſie den Menſchen als ein Muſter der regelmäßigen Schönheit hingeſtellt haben, wenn ſie nicht gewollt hätten, daß ihre eigene Herrlichkeit durch dieſe Formen widerſtrahle?

Lag die Frömmigkeit, auf welche die Götter rechneten, nicht von jeher darin, daß man sein Theuerstes daran setzte, um ihnen zu gefallen? Wird der ein wohlgefälliges Opfer bringen, welcher vor den Altar seines Hausgottes ein Lattichblatt stellt, und doch die Mittel besitzt, ihm eine Lotosblume zu reichen? Wer eines Rosses entbehren kann, wird keinen Hund verkaufen, um seinen Heiligen mit einem neuen Kleide zu beschenken. Wer sich auf die fünfzeilige Strophe versteht, wird die Götter nicht mit dem eintönigen Versmaß der vier Glieder besingen. Das ist auch in der Kunst die neue Lehre, für welche ich sterben will. Soll ich darüber weitläuftig seyn? Ich kenne einen Allmächtigen, vor dem sich Millionen im Staube beugen wollen. Diese Millionen beschwören meinen Thon, meinen Bossirgriffel, meine Steinkohlen, daß ich ihnen das Bild dieses Grossen zaubere. Meine Seele erbebt vor der Wonne dieser Schöpfung; sie fühlt die Nähe des Darzustellenden, der nur noch geträumtes, geahnetes Bild, ein flüchtiger Gedanke meiner Phantasie ist; ich verschließe mich in tiefe Einsamkeit, und trete erst nach dem Kreislauf vieler Monde wieder hervor. Ich ziehe den Schleier von meiner Schöpfung, und die Millionen halten die Hand vor ihre geblendeten Augen. Würd' ich meinem Gott den Schädel eines Affen gegeben haben, wenn ich sein Haupt mit den Mähnen des Löwen bedecken konnte? Soll ich ihm die schwarzen Augen des Kalbes geben, wenn ich die Farbe dazu den lieblichsten Blumen entnehmen kann? Ruchloses Beginnen! Von deinen Ga-

den gib ihm die reichste, die theuerste, die du für Alles nicht verschenken würdest! Das schönste Kleinod aber ist das, was wir an uns besitzen; wer vermöchte sich selbst in einen Schrein zu verschließen! Lasset uns Götter schaffen nach der Menschen Ebenbild! Wenn es keine Gränzen mehr zwischen dem Himmel und der Erde gibt, dann wird die Frömmigkeit ihre reinsten Opfer darbringen!"

Hall-Jong stand mit emporgehobenen Armen da, wie ein verklärter Seher. Der Gott Pozio Cenresi war ihm entfallen, und das Gericht mit seinen zahllosen Beisitzern blickte ihn einen Augenblick mit stummer Bewunderung an. Als er aber am Schluß seiner ekstatischen Peroration dem Atheismus das offenbarste, unumwundenste Wort geredet hatte, da brach der Sturm mit erneuerter Wuth los, und nur die seltene Mäßigung des Großinquisitors verhinderte es, daß jene Aeußerung für ein Geständniß seiner Schuld, und deßhalb für seine Verurtheilung gehalten wurde. Die Gewissenhaftigkeit verlangte, daß derselben noch einige nähere Erörterungen vorangingen.

Der Großinquisitor begann diese mit folgenden Worten: „Die Kirche ist unveränderlich. Alles, was diese Eigenschaft beeinträchtigen könnte, muß sie unterdrücken. Aus den Reden dieses Unglücklichen vernahmen wir alle, wie frevelhafte Folgerungen die sogenannte Vollendung der Kunst nach sich zieht. Was verstehen diese Neuerer unter Verbindung der Religion mit der Kunst? Sie wollen der einen ihre Würde ent-

ziehen, um damit die Blöße der andern zu bedecken. Sie setzen die Wahrheit der Ewigkeit in die Schönheit des Augenblicks, und machen die Götter zu einer Sache des Geschmacks."

„Den Menschen wollen sie als das Maß aller Dinge anbeten," fuhr ein Oberrichter fort; „zwar ist der Mittelpunkt der allein seligmachenden Lehre die ewige Menschwerdung Gottes; der große Lama würdigt den Leib seines unsterblichen Geistes, aber wer hätte je die Sünde begangen, diese flüchtige Hülle eben so zu schätzen, als das ewig in Gott Wiederkehrende? Nein, das allein Anbetungswürdige liegt in Dingen, die wir nicht sehen, also auch nicht nachbilden können."

„Wir sind die spätgebornen Enkel einer alten Zeit," sagte ein zweiter Beisitzer des Gerichts. „Wir schaffen die Götter selbst nicht, sondern die Vergangenheit überliefert sie uns mit den Formen, welche ihnen einst gefielen, mit der ganzen Geschichte ihrer alten Verehrung, an welcher nur die Lüge etwas ändern kann. Die Tradition ist das heiligste Buch unsers Glaubens, auf dessen Blättern in unvergänglichen Zügen die Gebote der Frommen stehen. Wer könnte von ihnen abweichen, ohne Schaden an Seele und Leib zu nehmen?"

„Die Kunst," fiel ein Dritter ein, „ist nur ein schwacher Nothbehelf der Religion; man kann ihr keinen schlechtern Rath geben, als ihrer Meisterin Gesetze vorzuschreiben. Das ewige Dogma steht unerreichbar. Die Rücksichten eines sonderbaren Geschmacks, den die

Neuerer geltend machen wollen, verschwinden vor den Bestimmungen, welche die Religion darüber ertheilt. Kann die Nachahmung der Natur mehr seyn, als das tiefsinnige Symbol, welches der Künstler nur nach der Angabe des Priesters zu fertigen hat? Ja, der Priester ist allein jener wahrhafte Künstler, welcher den Göttern wohlgefällt."

Der Großinquisitor nahm wieder das Wort: „Diesen Aeußerungen meiner hochweisen und demüthigen Collegen," sagte er, „geb' ich meinen ungetheilten Beifall. Sie halten die beiden Sphären, die erhabenste und die aufrührerische, mit entschiedener Festigkeit auseinander. So muß es seyn, wenn Tibet sich des Schutzes seiner Götter ferner noch erfreuen will. Unsere Wohnhäuser werden schon seit langer Zeit bequemer und annehmlicher gebaut, als die Tempel, welchen wir ihre ehrwürdige alte Bauart lassen. Hierin Geschmacklosigkeit sehen zu wollen, ist eine Blasphemie, für die man eine neue Kirchenstrafe erfinden sollte. Warum bleiben wir bei den alten Stockwerken, bei den auslaufenden Runddächern, bei den Kuppeln und vergoldeten Säulen? Weil wir den Wohnungen der Götter ihre schönste Zierde, die Bedeutsamkeit der kleinsten Einzelheit, nicht entziehen wollen. Durch einen Vorhof drücken wir den ersten Grad der Wiedergeburt aus, durch einen Vorhang die verborgene Wunderkraft des Allmächtigen. Eine Gallerie mit acht Nischen sind die acht Stufen der Läuterung. Die Seitenfenster in dem Vorzimmer bedeuten die sündhaften Rückblicke auf die

irdiſche Vergangenheit; die Dachfenſter in den innern Gemächern ſind die ſehnſüchtigen Hinneigungen nach dem Jenſeits. Dieß iſt die tiefe Symbolik unſerer Tempel; und alle Baumeiſter des Erdkreiſes ſind gehalten, von derſelben nicht abzuweichen!"

Derjenige Richter, welcher dem Großinquiſitor zunächſt ſaß, führte dieſe Auseinanderſetzung ſo fort: „Dieſelbe Bewandtniß hat es mit der heiligen Götterplaſtik. Hier iſt nichts ohne eine Erklärung, nichts ohne praktiſche und dogmatiſche Anwendung. Jedes Haar auf dem Haupte eines Gottes hat die Kirche gezählt; denn an ein jedes knüpft ſich eine Reihe der lehrreichſten Erfahrungen aus der Geſchichte des Dargeſtellten. Willſt du, Abtrünniger, deinem Durga zwei Ohren geben, wenn die Tradition dich lehrt, daß ihm im Kampfe mit den Nacuſſes das linke abgehauen iſt?"

Dieß Beiſpiel war ſo ſchlagend, daß die für das verlorne Ohr Durga's begeiſterte Menge in Verwünſchungen ausbrach, welche Hali-Jong mit theilnahmloſen Blicken aufnahm. Der Oberrichter, den Eindruck ſeiner Beiſpiele verfolgend, fuhr fort, deren mehrere zu geben: „Wie willſt du die Fußſohlen des mächtigen Tſchuptſchu bilden?" — rief er; „du wirſt ſie glatt und eben ciſeliren, Unverſchämter, und unſre Nachkommen um die Erinnerung des glorwürdigen Factums betrügen, daß Tſchuptſchu's Fuß auf ſeiner Flucht aus Butan hinter Bukadewar eine tiefe Kluft hinterließ, weil er einer Schlange den Kopf zertreten wollte. Wäreſt du nicht im Stande, den Biß der Schlange

durch deine künſtleriſchen Grundſätze ungeſehen zu machen?“

„Er hat den Schlangenbiß von Bukadewar geläugnet!“ ſchrien tauſend Stimmen durcheinander, und Manche zerriſſen vor Entſetzen ihre Kleider.

„Ein Schwanz am Leibe eines Menſchen,“ fuhr der Oberrichter fort, „iſt freilich ein Ding, das man vergeblich ſuchen möchte. Würde nach dieſem Grundſatz ein Atheiſt nicht immer bereit ſeyn, dem Gott Perampor ſeinen Schwanz zu nehmen, den er wie die Tradition meldet, mit ſo wohlgefälliger Freude getragen hat? Unſre Nachkommen werden dann nichts mehr wiſſen von den zehntauſend frommen Affen, welche Perampor aus einem Walde zu Hülfe kamen, als ihn die Racuſſes in einem Hinterhalt angriffen. Sie werden es nicht mehr hören, daß der Gott zum Andenken dieſer Rettung einen Schwanz zu tragen ſich entſchloß.“

„Wehe, wehe dem Mörder unſrer heiligen zehntauſend Affen!“ war das Klaggeſchrei, das an Hali-Jongs Ohr, ihm unverſtändlich, drang.

„Der menſchlich ſchönſte Gott iſt unſtreitig Narrain,“ begann aufs Neue der Oberrichter; „aber die heilige Legende weiß, daß er dicht unterm rechten Ohrzipfel ein Muttermal hatte, das in ſeiner Geſchichte eine große Rolle ſpielt. Nimmt man ihm aus falſchen Rückſichten dieſes Zeichen, woran ſoll ihn nach tauſendjähriger Abweſenheit ſeine Mutter Nazzim wieder erkennen?“

„Wenn ſich die Götter untereinander ſelbſt zu er-

kennen aufhören," rief eine Stimme, „wie sollen die Menschen mit ihnen bekannt werden?"

Die Menge gab dieser Logik Beifall, und verlangte den Tod eines Menschen, dessen Leben nur eine Kette von groben Gotteslängnungen gewesen sey. Die Miene, welche Hali-Jong zu diesem bösen Spiel machte, konnte nicht besser seyn. Er schien sogar zuweilen zu lachen, als wäre das Ganze der Verhandlung eine Farce, die ohne Zweck aufgeführt würde und am wenigsten ihn beträfe. Der Großinquisitor besaß Einsicht genug, diese Apathie zu bemerken und sie zum Theil richtig zu erklären. Was hatten alle die Bemerkungen des geschwätzigen Oberrichters mit Hali-Jongs Verbrechen zu thun? Sie hielten sich nur auf der Oberfläche der Geschichte, und trafen nicht einmal auf die begangenen Versehen zu. Hatte denn Hali-Jong je die Attribute seiner Gottheiten, ihre Hörner, ihre Warzen, ihre Muttermale, ihre Schwänze, ihre Ziegenfüße außer Acht gelassen? Nein, gegen die Proportionen war er eigenmächtig verfahren. Auf den kleinen Flecken des Gesichts zwischen der Nase und der Oberlippe concentrirten sich die Verbrechen, mit denen er den Hals verwirkt hatte. An dieser Stelle war Hali-Jong empfindlich, und von ihr mußte man reden, um von ihm Antworten zu erhalten.

Der Großinquisitor übernahm es, die Ausschweifungen des Oberrichters wieder auf die fragliche Gegend zurückzulenken: „Weil die Priesterschaft die heiligen Bücher bewahrt," sagte er, „so dürfte es trotz der

Vermessenheit ketzerischer Bemühungen dennoch möglich
seyn, daß die alte Legende, der Mythus der Ueberlie
ferung, erhalten wird. Aber was durch dieselben un
endlich größern Gefahren ausgesetzt ist, bleibt die Sym
bolik des übersinnlichen, unerklärlichen Dogma's. Je
gehöre nicht zu jenem, auf dem hundert und neunzehn
ten Concil verdammten Schisma, welches die Irrleh
verbreitet hat, daß der Kopf allein schon hinreiche, e
nen würdigen Begriff von den Göttern zu geben, son
dern ich glaube im Grunde meines Herzens an de
Rumpf, wie an die Wesentlichkeit des Kopfes. Den
noch ist es über allen Zweifel gewiß, daß die Extrem
täten der Götterleiber nur zur Versinnlichung ihrer m
stischen Zufälligkeiten, ihrer geringfügigen Abenteue
ja ihrer kleinen Inconsequenzen bestimmt sind. De
Antlitz aber ist der Spiegel ihrer höchsten Vollkommen
heit. Hier knüpft sich an jeden Zug eine Reihenfol
der ernstesten Betrachtungen. Hier etwas ändern, hei
die Nägel ausziehen, welche den Himmel über der Er
festhalten. Die Götter wissen Alles. Was heißt das
An ihren Augen darf sich nicht die entfernteste Beschrä
kung zeigen. Wie? wenn es dem Frevler dort zu m
nen Füßen einfiele, das Auge der Götter mit dem A
genliede halb zu überziehen, oder sie mit den Wimpe
der Menschen zu überschatten? Kann Pozio nur in d
Werkstätte der Tischler sehen und nicht auch in die d
Posamentirer? Wenn die Hulis dem Narrain d
Rücken zukehren, kann er dann nur ihren schönen N
cken bewundern, und nicht auch die Busen, die s

vorne wölben? Nein, es heißt die Allwissenheit läugnen, wenn auch nur eine Linie des Augenliedes aus der Höhle hervorsieht. Es ist uns allen bekannt, daß den Göttern die Allgegenwart in der Nase steckt. Perampor macht den Weg durch die dreizehntausend Königreiche der Erde früher, als ich einmal „Hui" sage. Es ist also einleuchtend, daß hier Alles auf die Kürze ankömmt. Eine verlängerte Nase würde an Perampor ausdrücken, daß er in der That einige Zeit braucht, um diese Reise zu machen. Nicht weniger würde das Wunder der Allgegenwart durch eine Nase in Zweifel gesetzt werden, an der beide Flügel schlaff herunterhängen. Was soll ich von den Verhältnissen sagen, in welchen die einzelnen Theile des Antlitzes zu einander stehen müssen? Es hat Irrlehrer gegeben, welche behaupteten, daß die Allmacht niemals ein Werkzeug des göttlichen Zornes seyn könnte. Heißt es nicht diesen falschen Propheten Vorschub leisten, wenn man die Zähne der Götter durch den Mund, die Drohung durch die Kraft Alles ins Werk zu setzen, verbirgt? Wenn das Kinn die Liebe, die Stirn aber die Gerechtigkeit bezeichnet, so darf in der Proportion dieser Theile nicht die kleinste Eigenmächtigkeit herrschen, da unsre heiligen Bücher sehr genau das Maß bestimmen, wie weit die Geduld und die Nachsicht der Götter reichen. Es ist eine alte Streitfrage, ob die Allgegenwart die Folge der Allmacht ist. Die heiligen Lehrer Tibets haben sie längst bejaht, und deßhalb verordnet, daß der Mund der Götter immer mit vollen Backen gebildet werde,

weil auf diesem Wege die Nasenflügel anschwellen und gleichsam einen leichten Schwung bekommen. Gegen dieses tief berechnete Gebot hast du, unglücklicher Vorsteher der Göhenmanufactur von Paro, am meisten gefehlt, ungerechnet, daß seit zehn Jahren aus deiner Fabrik physiognomische Neuerungen kamen, die zuletzt den Zorn des Himmels herausforderten. Sieh her, du falscher Prophet, dieß sind die abscheulichsten Vorboten des Vernunftgottesdienstes, welchen du einführen willst! Die wahren Urbilder dieser Jammergestalten fordern Rechenschaft und dein religionsspöttisches Leben als gerechte Sühne."

Bei diesen Worten trugen die Klosterdiener eine Reihe von Standbildern in den Saal, die wir für etruskische Ausgrabungen gehalten hätten. Sie machten dem Geschmack Hali-Jongs Ehre. Unter rauschendem Gelärm wurden sie vor ihren Verfasser hingestellt, und der Großinquisitor fragte ihn, ob er sie als die seinen anerkenne? Hali-Jong gerieth, wie immer, beim Anblick seiner Schöpfungen, in überschwengliche Freude. Er umarmte sie, wischte den Staub aus den Fugen, hielt sie gegen das Licht, um sie in der Fernsicht zu prüfen, brachte sie dann in einen Kreis zusammen, und sich selbst in die Mitte stellend, antwortete er auf die wiederholte Frage des Großinquisitors mit folgender Erklärung: „Bin ich aus meiner eigenen Haut geboren? Der Fromme wird daran zweifeln, obschon er mich immer den Sohn meines Vaters nennen mag. So erkenn' ich zwar in allen diesen For-

men mich ſelbſt als den Werkmeiſter an, welcher ſie gebildet; aber ſind ſie mehr als Eingebungen eines höhern Willens? An dieſen Bildern iſt kein Fehl!"

„Zerſchlagt ſie, ſiedet ſie, macht ſie dem Erdboden gleich!" war die tauſendſtimmige Erwiderung auf dieß freie Selbſtlob.

„Ihr ſeyd für die Schönheit nicht empfänglich," ſagte Hali-Jong; „man muß euch eine Süßigkeit zu koſten geben, um auf immer euren Gaumen darnach zu reizen. Ich will euch nichts von den tiefen Geſetzen, die über das menſchliche Angeſicht walten, verſchweigen, und ſie erklären, wie ſie dem empfänglichſten Forſcher, dem Freunde der Natur, erſchienen ſind. Die Bildung des Kopfes iſt die erſte Folge der Zeugung, deßhalb iſt ſeine Geſtalt die des Anfangs: er iſt eirund. Alle Dinge der Anſchauung, alle Ereigniſſe des Lebens, kommen auf die heilige Dreizahl zurück: Geburt, Leben, Tod; Anfang, Mittel, Ende. Deßhalb wurde das menſchliche Antlitz in drei Theile gelegt, von denen ein größerer oder kleinerer Theil ein Zeichen der Unſchönheit iſt. Vom Scheitel der Stirn bis zum Auge iſt das erſte Drittel. Die Stirn iſt die weite öde Fläche, auf welcher noch kein Gras der Erkenntniß wächſ't, kein Berg der Erfahrung ſich erhebt, kein Thal der Erholung von gehabten Anſtrengungen liegt. Nur das Auge wölbt ſich in der Tiefe, der Spiegel einer menſchlichen Seele und das Symbol der erſten Lebensregungen, des Empfängniſſes fremder Eindrücke. Die Welt geht dem Bewußtſeyn auf. Die zweite Lebens-Anfangsſtufe

drückt sich durch das zweite Drittel des Gesichts au
Zwischen den Augen erhebt sich die Nase, und schei
unter der Oberfläche tief in der Seele zu wurzeln. S
ist es, welche keck die Heimath verläßt und den erst
Ausflug in die Welt macht. Diese liebenswürdige U
verschämtheit, mit welcher das Kind die Dinge b
äußern Erscheinung betrachtet, und weit über sein
Verstand in Alles die Nase steckt, kehrt nie wieder;
sey denn, daß bei einzelnen Personen das Kinn eben
weit hervorragt, ja wohl noch weiter geht, als d
Nase. Diese Menschen mit den ungeheuern Kinnbac
werden deßhalb auch allgemein als lieblose, dreiste, hi
terlistige Gesellen gefürchtet. Sie erinnern lebhaft
die Physiognomie der Affen. Wir sind noch auf de
zweiten Drittel des Gesichts, und kehren von unsr
Excursion dahin zurück. Das Verdrängen der Na
ist nur Frühreife, nur die Anregung zum eignen De
ken, und daher der beständige Sitz der Phantasie. D
Innere dieses Knorpels ist hohl, es ist am äußers
Ende nicht einmal mehr durch einen Knochen unterstü
Vielmehr wird durch das Nasenbein der Weg in d
Thalgegend, welche sich um den Backenknochen verbr
tet, gebahnt, und eine weite Fläche zieht sich zu d
wichtigsten Partie in dem zweiten Drittelfelde.
der ersten Region lernten wir sehen, in der zweiten h
ren. Die frühe, vorschnelle Weisheit der Nase w
durch die geschärfte Thätigkeit des Ohres wieder gut
macht. Es ist nicht ohne Grund, daß sich von dies
Gliede immer ein Doppelexemplar findet; denn ob
ha

haupt ſind die auf die Beſcheidenheit, die Belehrung, das Walten der innern Thätigkeiten, berechneten Gliedmaßen zwiefach vorhanden, wie das Auge und das Ohr, die beiden Hauptorgane der leidenden Zuſtände. Nach der vollendeten Ausbildung dieſer beiden erſten Geſichtsdrittel, ſollen wir erſt wagen, in das letzte Drittel herabzuſteigen, und uns dem Mund und unſerm Kinn anzuvertrauen. Die wahrhafte Symbolik des menſchlichen Antlitzes drückt ſich darüber folgendermaßen aus: Der Mund wird von der Naſe beſchattet. Er ſieht an den Naſenlöchern die innere Hohlheit des rückſichtsloſen Hineintappens in die Welt; er hat zur Warnung dieß beſtändige Beiſpiel vor ſich, wie weit die Vermeſſenheit gehen kann, wenn er durch wohlerwogene Worte den Ausſchweifungen nicht Einhalt thut! Das Kinn endlich iſt der Ausdruck der höchſten menſchlichen Vollendung. Um dieſen Hügel ſpielen alle Verhältniſſe, die im Leben nur zuſammentreffen, an ſeiner Wölbung unterſcheidet der Unterrichtete die Charaktere früher, als am Auge. Die Bedächtigkeit im Reden und Handeln, die Abgeſchliffenheit des Betragens, alle Tugenden des geſelligen Umganges laſſen ſich am Kinn abſehen. Man kann eine gewölbte Stirne für das Zeichen eines tiefen Denkers halten; man kann an dem kleinen Ohr die verſchmitzte Laune des Schalks erkennen; man kann endlich aus den Falten, die ſich um die Naſenwinkel bergen, auf gewiſſe Eigenthümlichkeiten im Umgange ſchließen; aber nichts iſt für den Menſchenkenner bezeichnender, als das Kinn. Hier lagern ſich alle Tugenden und La-

ſter im ſeltenſten Vereine. Nichts iſt hier offen, frei, hingegeben, ſondern alles zugerichtet für das gewöhnliche Bedürfniß des Lebens. Die Tugend hat hier ihre Anſpruchloſigkeit zwar nicht aufgegeben, aber ſie will nicht als ſolche gelten, ſondern nur um des ſchönen Scheins willen, der dadurch auf die Gewohnheit der Geſellſchaft fällt, ihre Werke üben. Am Kinn iſt die Tugend nicht mehr ihrer Güte wegen, wie am Auge da, ſondern um ihrer Schönheit willen, und das Laſter, das ſich an der Naſe offen gibt, iſt hier verbannt, weil es häßlich iſt. Beim Kinn beſchwört man das Mitleiden, eine Tugend, die auf den geſelligen Umgang einen ſo blendenden, wohlgefälligen Schein wirft. Die Folge der Convenienz iſt die Protection, die Gefälligkeit, die Dienſtbereitwilligkeit, kurz die Grundlage aller geſellſchaftlichen Höflichkeit, und deßhalb wird man immer bei dem Barte, welcher das Kinn bedeckt, ſeine Verſprechungen geben. Weil man nur durch ein empfehlendes Kinn einen tüchtigen Ritt durch die Welt macht, ſo iſt es ganz natürlich, daß die Kinnbacken die Form eines Sporns haben. Was läßt ſich nach dieſen Erläuterungen noch von den Beſtandtheilen des Mundes Triftiges ſagen? Die Ober- und Unterlippe gehören zweien Welten an, die wie Himmel und Erde auseinander liegen. Die Oberlippe liegt faſt noch in jenen Reichen der Unbefangenheit, wo das Auge nur zu ſehen, das Ohr nur zu hören hat; wo man ihre Weisheit der Naſe darum verzeiht, weil ſie der Sitz der Phantaſie iſt. In der Oberlippe iſt noch Jugend, un-

gefeſſelte Begierde, die ganze Anſteckung des Gliedes, welches über ihr liegt, und weil ſie noch ohne Geſetz und Regel verfährt, und mit ſich ſelbſt nicht im Klaren iſt, ſo hat die Natur ihren Zwieſpalt auch dadurch bezeichnet, daß ſie aus zweien, durch ein verführeriſches Grübchen getrennten Theilen beſteht. Der eigentliche Reiz des Kuſſes liegt in der Berührung der Oberlippen, und nur die erſte, ſtürmiſche, geſchlechtsüberraſchte Jugend vermag überhaupt aus dem Kuſſe die höchſte Seligkeit zu trinken. Die ſentimentale, entſagungsſelige platoniſche Liebe iſt auch nur bei weit auseinander ſtehenden Lippen möglich. Hier hat ſich das Herz noch nicht zu dem Verſtande gefunden, das Gefühl iſt noch in der Gährung begriffen, die Rückſichten legen noch kein Gewicht in die Wagſchale der Entſchließungen, und man ſollte ſich nicht eher verheirathen, als bis man die Lippen zu ſchließen verſteht; denn die Unterlippe feſſelt das Gefühl an die Umſtände, unter denen es ihm erlaubt iſt, ſich zu äußern. In ihr liegen die Uebergänge zu der kalten Berechnung des Erlaubten und Schicklichen, zu den Geboten, welche die Sitte, die Mode und der gute Ton vorſchreiben; zu den Grundſätzen, welche man entweder ſelbſt annehmen muß, oder man gezwungen iſt, an Andern zu berückſichtigen; kurz zu der weltlichen Klugheit des Kinns. Bei jenen Menſchen, welche über ihre Leidenſchaften zu ſiegen wiſſen, wird auch die untere Lippe die obere beherrſchen; ſie wird nicht ſchlaff herunterhängen, und noch weniger von der obern nach der Sitte ſinnlicher, unerfahrener Gefühls-

menſchen überbiſſen werden. So liegt in den unſcheinbarſten Einzelnheiten ein tiefer Zuſammenhang. Dieß iſt die wahre Myſtik der Geſichtsbildung, für welche ich mit Freuden untergehe. Sie auch auf die Götter anzuwenden, was hinderte mich daran? Da iſt kein Unterſchied als der der Unſterblichkeit; denn auch die Götter wurden jung geboren und geſäugt an den Brüſten einer Ziege oder einer Hirſchkuh oder einer Wölfin. Auch ſie zogen auf Erfahrungen aus und ließen ſich in Abenteuer ein, zu denen ſie ihrer ganzen Götterkraft bedurften, um aus ihnen mit unverſehrter Haut herauszukommen. Auch zu ihnen traten die Leidenſchaften, und die Liebe warf ſie zu Boden. Ihre Küſſe waren ſchneller als ihre Ueberlegung. Der Eine erfreute ſich nicht immer der Vorzüge des andern. Zorn und Milde wechſelten hier ſchneller ab; da verdrängten ſie ſich, dort blieb nur für eines derſelben Raum. Ich kenne die Geſchichte meiner Götter, und nach ihr hab' ich eines jeden Geſichtszüge modellirt. Konnt' ich anders? — Nein. Hier ſtehe ich; ich bin bereit, mit meinen Werken zu Grabe zu gehen."

Der arme Hali-Jong! Mit dieſer langwierigen Begeiſterung für eine Lichtſeite der Kunſt, glaubte er die Anklagen des Fanatismus zurückzuweiſen. Seine Sache war verloren. Die Mönche begleiteten jede ſeiner Auslegungen mit einem Zetergeſchrei, das immer mehr anwuchs, und ihm zuletzt ein nothwendiges Schweigen auferlegte. Die Wahnſinnigen, welche die Anſteckung fürchteten, waren von ihren Sitzen auf-

gesprungen, stürmten die Schranken und fielen über den überwiesenen Verbrecher her, dem seine Götterwelt nur einen schwachen Schutz gewährte. Der Großinquisitor konnte der Erbitterung keinen Einhalt mehr thun; Hali-Jong hatte sich durch seine Rede über die drei Drittel des Gesichts selbst verurtheilt; und es war nur eine leere Förmlichkeit, daß er noch über den Ketzer den Stab der Verdammung brach.

In dieser merkwürdigen Verhandlungsscene gaben Gylluspa und ihre übrigen Väter stumme, regungslose Zuschauer ab. Die Vertheidigung, deren sich Hali-Jong bediente, war für sie so unverständlich, daß die Zeichen des Erstaunens über seine seltsamen Reden durch die Hoffnung, er möchte durch sie vielleicht seine Unschuld erweisen, gemildert wurden. Die entrüstete Art jedoch, wie man seine Auseinandersetzungen allgemein aufnahm, konnte ihnen den Erfolg derselben schon unzweifelhaft machen.

Niemand mußte von dem drohenden Ausgange Hali-Jongs mehr ergriffen seyn, als Gylluspa. Sie hatte den Vater am äußersten Rande des Verderbens gesehen, als sie ihn gegen Alles geschützt glaubte, um wie viel weniger konnte sie auf Rettung hoffen, wo Alles schon verloren schien. Mit Recht dachte sie an die Anstrengungen des Schamanen, von dem sie wußte, daß er nichts unversucht lassen würde, wenn es sich um die Erhaltung eines ihr theuren Kleinods handelte. Aber sie hatte Ursache, auf die Fruchtlosigkeit derselben zu schließen, nachdem die verangegangenen Bemühungen alle

fehlgeſchlagen, und ſelbſt der Schutz des Dalai Lama ohne Erfolg beſchworen war. Was blieb Gylluspa von dem Dalai Lama ſelbſt zu denken übrig? Sein ſterblicher Theil war derſelbe Freund, der Alles für ſie gewagt hätte. Und ſelbſt in der Fülle ſeiner Gottheit hatte er nicht verſchmäht, ſie mit der alten Liebe zu umfangen. Konnte ihre bedrängte Lage ihm verborgen ſeyn, dem Allwiſſenden? Konnte dem Allmächtigen die Macht gebrechen, ein rathloſes, unſchuldiges Opfer, das zuletzt doch nur ihm dargebracht wurde, vom Tode zu retten?

Die Lage Gylluspa's war aber noch eigenthümlicher, als wir es beim erſten Anblick errathen können. Ihre Liebe zu Maha Guru blühte mit friſchen, leidenſchaftlichen Farben in ihrem Herzen. Sollte man glauben, daß dieſe Neigung mit den Wünſchen, welche ihre kindliche Hingebung für das Wohl Hali-Jongs hegte, im vollſten Widerſpruche ſtand? Das Wiederſehen Maha Guru's hatte ihrer lange unbefriedigten Sehnſucht verſtändliche Worte gegeben, ſie mußte ſich in den Armen ihres Jugendfreundes geſtehen, daß in ihm ihre Träume und Gedanken lebten. Aber die Umſtände, unter denen ſie ihn wieder ſah, ſein himmliſches Avancement, ſeine entſchiedene Geſchlechtsloſigkeit, mußten ſie in eine Verzweiflung ſtürzen, welche mit dem Maße ihrer Liebe wuchs. Es war ein Verbrechen, daß Gylluspa ihren König und Meiſter mit ſinnlicher Liebe umfing? Was ſtand ihr alſo mehr im Wege, als Maha Guru's Lamaität? Es war hier nicht von unweſentlichen Standes-

und Ranges-Verhältniſſen die Rede, nicht von dem ſo-genannten Urtheile der Welt, über welches ſich Liebende bald hinwegſetzen, ja vielleicht nicht einmal von dem feſten Gedanken an die Möglichkeit Maha Guru zu beſitzen; ſondern Gylluspa, ihrer tibetaniſchen Bildung folgend, ſchien ſich über die Sündhaftigkeit einer ſolchen Neigung Rechenſchaft ablegen zu wollen. Sie ſchauderte vor einem Herzen, das ſich dem Höchſten, Allerheiligſten mit ſinnlicher Inbrunſt nahte. Was mußte daraus folgen? Ihre Liebe ließ ſich nicht wegläugnen, wohl aber die Hinderniſſe, die ihr entgegenſtanden. Gylluspa's Seele wurde von Zweifeln zerriſſen. War Maha Guru in der That jener Träger des Erdballs, der allen Urſachen und Wirkungen ſeine Geſetze gibt? Warum vermochte der, welcher das Haar auf den Häuptern aller Menſchen gezählt hat, nicht das Leben eines Einzigen zu retten? Warum konnte es Anmaßungen geben, für die er keine Ruthe hatte, um ſie zurückzuſchmettern? Hier brachen ſich die Intereſſen, welche für den Vater und den Geliebten nicht mehr dieſelben waren. Die Rettung Hali-Jongs ſchien ſeiner Tochter die Götterprobe, von welcher die Unglückliche bald wünſchte, daß ſie Maha Guru beſtünde, bald, daß ſie gegen ihn zeuge. In jenem Falle war ihr Vater gerettet, in dieſem ihre Hoffnung auf Maha Guru. Der Preis, um welchen ihr dann das Leben ihres Vaters erkauft ſchien, war die Entſagung einer glühenden Leidenſchaft und die Verzweiflung des Schamanen; der zweite Preis, um welchen ſie ihre Liebe rettete, war

der Tod des Vaters. Blieb ihr in diesem fürchterlichen Dilemma etwas Anderes übrig, als aus dem Kampfe der schrecklichsten Momente zu fliehen, und ihre zitternde Seele in die dunkle Kammer der regungslosesten Apathie zu bergen?

Es war Nacht um Gylluspa. Dämmernde Gestalten gaukelten an ihren gefangenen Sinnen vorüber. An ihr Ohr schlug es, wie das dumpfe Gemurmel eines fernen Stromes. Wenn sich ihr Auge öffnete, entluden sich die Strahlen als Blitze, welche durch die schwarze Finsterniß fuhren, und im Verüberflug eine theure Gegend erhellten. Gylluspa war in dem Thale von Paro, mit ihren Blicken die fernen Zinnen von Dukka Jeung verfolgend. Eine Fahne wird auf der höchsten Kuppe aufgesteckt, ihr Herz pocht in freudigeren Schlägen. Ein Nachen fährt über die blauen Wellen des Pa-Tschieu, er landet, und eine Schaar von Jünglingen entsteigt ihm, der herrliche Maha Guru an ihrer Spitze. Die Mädchen von Paro versammeln sich, und die Tänze des Hulifestes beginnen. Die rothen Kugeln verfolgen die jauchzenden Mädchen, aber Maha Guru's Blätter färben nur Gylluspa's Wangen. Wo blieben die Geſpielen? Sie verschwinden lachend, und die Liebenden wandeln einsam an dem Ufer des Pa-Tschieu. Weiße Lotosblumen schwimmen auf den stillen Wassern, sie entwurzeln sie dem schlammigen Boden. Sie knien in der Götzenhalle von Dukka Jeung. Die schönste Lotosblüthe duftete vor dem ehernen Bilde Mahamuni's. Wer zählt die stillen Seufzer, welche

den

den jugendlichen Herzen entquillen! Wer die frommen Gelübde, welche ſie mit ihren Lippen beſiegeln! Die Thränen in Gylluspa's brennenden Augen brechen die Bilder, und verrücken ſie ineinander. Der Götze Mahamuni iſt entſchwunden, und in dem Kelche der Lotosblume ſchlummert ein götteraleicher Knabe. Soll ſie den Traum der Pflanze ſtören? Ihr Auge ruht mit Entzücken auf den blendenden Gliedern des Knaben, ſie ſpielt in ſeinen dunklen Locken, und Maha Guru erwacht aus dem betäubenden Blüthenduſte. Warum löſ't aber das Entzücken des Wiederſehens die Feſſeln der Zunge nur zu Schmerzenslauten? Hat ſich je die Ueberraſchung ringender Umarmungen bedient? Gylluspa träumte von einem Kampfe mit Maha Guru. Ihre Küſſe waren nur Eroberungen, die ſie bald machte, bald zurückſchlug. Ihr Buſen hob ſich mit einer Heftigkeit, die für Wonneſchauer der Liebe zu ſtürmiſch, ja eine Anſtrengung der Verzweiflung war. Sie ſah ein Schwert zucken. Führte der Geliebte den Griff? Lag es in ihrer Hand? Wehe! ein blitzender Schein war der Vorbote eines purpurrothen Blutſtrahls, der aus Maha Guru's durchbohrtem Herzen fuhr.

Gylluspa lag in den Armen ihrer klagenden drei Nebenväter. Mit einem Schrei des Entſetzens und dem gebrochenen Auge war ſie zurückgeſunken. Das ferne Rauſchen, das ſie im Traume gehört, war zu einem mächtigen Strome angewachſen, der ſich über ihre betäubten Sinne ergoß. Die ſechsfüßigen Trompeten ſtießen ihre zerſchmetternden Disharmonien aus;

die Paukenſchlägel wirbelten auf den unermeßlichen Kalbsfellen, und die metallenen Becken wurden zuſammengeſchlagen, daß die Wölbungen des Saales zitterten. Die Prieſter aber erhoben ihre Stimmen zu einem unſäglichen Freudengeſchrei, und riefen ſich über die Schranken wechſelſeitige Grüße zu, und beglückwünſchten die Götter, daß ſie ihnen einen Tag des Wohlgefallens bereitet hatten. Ein blutiger Rumpf diente ihren entzückten Fingerſpitzen zur Zielſcheibe. Halt-Jena war nicht mehr.

Ende des erſten Theiles.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

# Maha Guru.

## Geſchichte eines Gottes.

Von

Carl Guſtow.

---

Zweiter Theil.

---

Stuttgart und Tübingen.
In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

# Erſtes Capitel.

Lauter rothe Füchſe ſehet,
Schwarze Raben ſehet ihr,
Böſe Zeichen, wo ihr gehet:
Freunde, wohin gehet ihr?
Laßt uns bleiben, laßt uns bleiben,
Weil zurück die Zeichen treiben!

Schi-King.

Wer einem Reiſenden, deſſen Wegen wir noch weiter zu folgen gedenken, auf der Landſtraße begegnete, und das geübte Auge eines Menſchenkenners beſeſſen hätte: welche Auslegung würde dieſer wohl dem gemeſſenen Ritte, dem ängſtlichen Blicke, der ſcheuen Rede deſſelben gegeben haben? Leute, deren Beobachtungsgabe nicht weiter reicht, als wo ſie eine Abweichung von ihrer hergebrachten Sitte bemerken, einen Löffel falſch gehandhabt, einen Gruß ſonderbar erwidert ſehen, waren in der That ſchon oft von dem eigenthümlichen Benehmen unſers Reiſenden überraſcht worden. Wo er einen Ort verließ, ſahen ihm die Bewohner mit langen Geſichtern nach, ſteckten die Köpfe zuſammen, und verwunderten ſich über die auffallenden Anomalien von dem landesüblichen Herkommen, welche ſie an dem Fremden bemerkt hatten. Der Eine behauptete, jener Merkwürdige habe Meſſer und Ga-

bel ganz natürlich am Leibe gewachsen gehabt, und alle die ihn gesehen, gaben ihm darin Beifall; denn er hatte durchaus nach einem Besteck nicht gefragt, und sich ohne weiteres der langen Fingernägel zum Zerschneiden und Halten der Speisen bedient. Der Andere schwur bei allen Heiligen, dem Fremden hätten die Beine gefehlt, und alle Welt konnte diesem Urtheile nur beistimmen; denn der abenteuerliche Mann hatte da, wo jeder in Tibet seine Beinkleider trägt, einen großen, faltigen, seidenen Rock, der seine Mängel gleichsam verbergen sollte, und war so schwach auf den Füßen, daß ihn sein Diener immer aufs Pferd mehr tragen, als führen mußte. Wie kann er aber Füße besitzen, wenn es ihm an Beinen fehlt? O traue man doch den Tibetanern nicht so scharfsinnige Schlußfolgen zu! Jedermann war damit einverstanden, daß jene in der That vorhandenen Füße entweder nur falsche seyn, oder wegen ihrer übergroßen Kleinheit als wirkliche, eigenbeinige Füße gar nicht gerechnet werden konnten.

Bei solchen Beobachtungen ließ es sich auch nicht anders vermuthen, als daß der Reisende, wenn der Schwanz seines Pferdes über das Heck der Dörfer hinaus war, eine förmliche Mythologie in seinem Rücken zurückließ. Mit dem zufallenden Heck schloß sich für die Landbewohner eine himmlische Erscheinung, die sie ihres Besuchs gewürdigt hatte, und an die wenigen Kupfermünzen, welche der Fremde in seiner Herberge für Nachtquartier, Nüsse, Käse, Streu und Futter für

ſeinen Gaul hinterließ, knüpften ſich Erzählungen, welche bald ins Sagenhafte und Ungeheure übergingen, und ihre werthloſen Urheber zu Midasſchätzen ausprägten. Wär' es ein gewöhnlicher Reiſender geweſen, ſo würd' ihm bei dem gänzlichen Mangel an Fremdenbüchern in Tibet zwar die Erinnerung und die Tradition ein unverloſchenes Andenken geſichert haben, aber ſeine Canoniſation vielleicht erſt um einige Monden ſpäter eingetroffen ſeyn. Wir ſagten jedoch ſchon, daß es kein gewöhnlicher Pilger war, und werden es daher erklärlich finden, wenn ihn beim letzten Wiehern ſeines Roſſes, das man im Thale noch hören konnte, die Tradition ſchon zum Gotte geſtempelt hatte, und ihm von der ewig jungen Sage ſchon in den Fabeln und Mythen ein Platz zugewieſen war, als hätt' er ihn vor tauſend Jahren ſchon in Beſitz genommen.

Die tibetaniſchen Dörfler ſind aber auch conſequent in ihren Phantaſien. So raſch ſie im Vergeſſen ſind, ſo ſchwer kömmt ihnen das Erinnern an. Wen ſie, ehe noch die Taſſen ausgewaſchen ſind, aus denen er ſeinen Morgenthee getrunken, ſchon zum Gott gemacht, und um tauſend Jahre zurück in die Vergangenheit geſchoben haben, können ſie den noch als jenen irdiſchen, übernachteten, zahlungsquitten Menſchen anſehen, wenn die Taſſen ſchon ſo weit gekommen ſind, daß ſie an der Luft abtrockneten? Wir müſſen es ganz in der Ordnung finden, daß ſie den Diener, welcher in das Dorf zurückgeſprengt kam, um ein von ſeinem ſchon kanoniſirten Herrn vergeſſenes Neceſſaire zu holen, mit ver-

wunderten Augen ansahen, und seinen Verstand eben so in Zweifel zogen, wie er mit lärmenden Worten ihre Ehrlichkeit. Sie hatten über den Herrn des treuen Dieners schon den Moderduft einer tausendjährigen Vergangenheit verbreitet, wie konnte ihnen ein vermißtes Necessaire anders klingen, als für unser Ohr die Scheere der Atropos oder Thors Hammer? Kurz, sie wollten eben so wenig etwas von einem eben aus dem Dorfe gerittenen Reisenden als von einem verlornen Gegenstande wissen, den sie ohne Zweifel wieder hätten herausgeben sollen.

Der Diener tobte und fluchte. Er durchsuchte die ganze Herberge, und beschrieb den Umstehenden, die ihn ruhig suchen ließen, was sie sich unter dem Necessaire seines Herrn zu denken hätten. Es handelte sich um einige Zahnstocher, Ohrlöffel, Bartbürsten, welche in ein Ganzes gebunden, der kaum fünfhundert Schritte vom Dorfe harrende Besitzer noch gestern am Ohr getragen, über Nacht jedoch abgelegt hatte, um sich beim Schlafen keine Runzeln, deren er vielleicht schon genug besaß, in die Wangen zu drücken. Bei der Abreise mußte er nach der Aussage des Suchenden vergessen haben, diese Hülfsmittel zur feinen Lebensart wieder einzuhenken. Er schwur darauf, daß sie auf diesem Tische liegen geblieben seyen, und der Wirth, der zugleich der Priester des Dorfs war, wie in Polen die Krüger oft auch die Rabbiner sind, setzte eben so hohe Betheuerungen für seine Behauptung dagegen, daß seit Jahren kein irdisches Wesen bei ihm eingekehrt

ſey, daß aber die Signalements, welche der Diener von ſeinem Herrn gebe, ſehr lebhaft die Erinnerung an eine alte, uralte Sage und an einen Helden, der in ihr die Hauptrolle ſpiele, wecke. Die Umſtehenden beſtätigten die Geſchichte von einem Gotte, der in den Localſagen dieſes Ortes lebe und durch ein angebornes Beſteck eben ſo merkwürdig wäre, als durch den gänzlichen Mangel von Beinen, der jedoch, wie der Wirth und Prieſter hinzufügten, den Beſitz kleiner, unbedeutender Füße nicht ausſchlöſſe.

Der arme Diener war um ſo mehr zu beklagen, als er ſich am Ziele ſeiner Miſſion befand, das Neceſſaire in den Händen des Wirths erblickte, aber ſein Verlangen darnach als einen Tempelraub abgewieſen ſah. Der Gegenſtand ſeiner Reclamation, hieß es, befinde ſich an hieſigem Orte ſchon ſeit undenklichen Zeiten, werde als heilige, urweltliche Reliquie verehrt, und habe ſchon ſo viel Segen ſeit Jahrhunderten in der Umgegend verbreitet, daß man ihr denſelben ohne einen allgemeinen Aufruhr nicht entziehen könne. Dieſe weißen Stäbchen, welche der unberufene Fremdling mit dem Namen eines Zahnſtochers zu belegen wage, ſeyen die Lanzen, mit welchen der in Frage ſtehende Gott von den Pygmäen verfolgt worden ſiebentauſend Meilen weit; jene an dem obern Ende ausgehöhlten Plättchen hätten niemals mit einem menſchlichen Ohre in Berührung geſtanden, ſondern es ſeyen Ruder, welche ein Pilger aus dieſer Gegend am Ganges gefunden und ſeit

langen Jahren im Geruche ſtanden, daß mit dieſ
die Pygmäen über den heiligen Fluß geſchifft ſeye
als ſie vor dem mehrfach beſprochenen Gotte die Flu
ergriffen. Als der verſchmitzte Wirth endlich auf d
Werkzeug kam, welches der Diener ſeinen Bartwich
genannt hatte, drängten ſich alle neugierig heran, u
dieſes in Tibet neue Inſtrument zu ſehen. „S
Bartwichſer?“ rief man durcheinander: „welcher fre
den Sitte ſoll dieſes Weſen Vorſchub leiſten? S
wann wachſen in Tibet die Haare am Kinn ſo rei
lich, daß man daraus einen Luxusgegenſtand mach
kann? Dieſer Menſch muß aus fremden Ländern ſey
Verwegner, wie darfſt du dich in unſre Thäler ei
ſchleichen?“ Für den Diener nahm dieſe boshaf
Scene eine Wendung, die mit ſeinem Verderben hä
enden können. Er ergriff ſeine Reitgerte, eilte zu
Hauſe hinaus, und ſchwang ſich ohne Verzug a
ſein Pferd. Die Tibetaner verfolgten den Dien
eines Mannes, den ſie eben unter die Götter verſe
hatten, um ihn deſto beſſer berauben zu können, m
Schimpfreden und fernhintreffenden Steinwürfen.

Der im Thal harrende Reiſende würde ſich u
zweifelhaft nach ſeinem endlich herbeieilenden Dien
umgeſehen haben, wenn ſein Pferd nicht mit de
Entblättern eines Ahornbaumes zu emſig beſchäfti
geweſen wäre. „Der Inſtinct der Thiere,“ ſpra
der gelehrte Reiter vor ſich hin, „kann zur Leide
ſchaft werden, wenn man ihm ſeine Richtungen a
ſchneidet. Ich bedarf zu meiner weiten Wanderu

eines frommen Trägers; ein hartnäckiger wäre mir durchaus zuwider.“ Ja, als der Diener seinem Herrn die schlechten Erfolge seiner Nachfrage gemeldet hatte, hütete sich dieser wohl, auf das unwillige Zucken, das diese Nachricht über sein Antlitz sandte, eine in äußerliche Gebärden übergehende Entrüstung folgen zu lassen, sondern seine Philosophie und sein grasender Klepper waren für ihn Grund genug, über diesen Gegenstand nicht mehr Worte zu verlieren, als die folgenden: „Unter allen Lehren, welche für Reisen zu empfehlen sind, ist keine passender, als der Spruch Lao-Tse's: Wenn dein gesatteltes Pferd im Stalle wiehert, und doch erst über viele Meilen sein Futter findet, so besuche noch einmal deine Nachbarn, welche ein Handwerk treiben, und laß dich über das Nöthigste ihrer Kunst unterrichten! Hab' ich also an dem Necessaire etwas verloren? Nein, mein guter Ho-Po, die nächste Eiche muß uns das Material liefern, es durch unsere Geschicklichkeit zu ersetzen.“

Der Sprecher war um so mehr beruhigt, da endlich sein hungriges Roß von dem Baume abließ, und zu einem sanften Trabe sich gestärkt hatte. Dieser Trab kam dem Reiter wie gerufen; denn die Aeußerung Ho-Po's, daß er an dem Bartwichser fast für einen Fremden erkannt sey, versetzte ihn doch in mehrfache Besorgniß. Er nahm seine Brille vom Ohr, wandte sich mit vielem Bedacht auf dem Rücken seines Pferdes um, und forschte, ob er gar einer Verfolgung ausgesetzt sey. Die hinter ihm waltende,

kaum von einem Vogel oder dem Rauſchen eines Blattes geſtörte Ruhe der Gegend mußte ihm die genügende Beruhigung geben.

Ho-Po trug etwas auf dem Herzen. Er drehte und wandte ſich auf ſeinem Thiere, griff den Zügel bald kürzer, bald länger, öffnete zuweilen die halben Lippen, und ließ dann wieder von der hemmenden Zunge die vorwitzige Oeffnung verlegen. Endlich faßte er ſich aber doch ein Herz und brachte die ſchwebenden, von keinem dreiſten Luftzuſchuß der Kehle unterſtützten Worte hervor: „Ja, aber — wenn ſonſt mein Herr durch Tibet reiſ'te, ſo gingen ſeinem Zuge Herolde voran, die ſilbergeſtickte Mäntel trugen und ein Schwert auf jeder Hüfte, die täglich einen Taels Zulage bekamen und alle acht Tage einen Sei Reis, und wenn ſie Frauen hatten, noch einen halben mehr: und jeder Träger ihres Palankins wurde in einen neuen Seidenrock mit eingenähten Drachen gekleidet, der ihnen zwar nicht geſchenkt wurde, aber mit einigen Taels doch vergütet." —

Nachdem ſich der vornehme Herr durch einige ſpähende Blicke von der Abweſenheit jedes unberufenen Zuhörers überzeugt hatte, lächelte er ſehr herablaſſend und beglückte Ho-Po durch eine zwiefache Gnade. Denn einmal war er ſo zuvorkommend, das Ende jener Bemerkungen vorwegzunehmen, als der Diener ſchon beim Anfang ſtecken blieb, und ſodann ſo milde, ihm ſeine Verwunderung gar nicht zu verdenken. Er ſagte alſo in ſeiner dialektiſchen Manier: „Deine ab-

gebrochenen Reden dienen mir zu Stufen, welche mich an das nördliche Ende der Blume des Weltalls führen. Hier wohnt eine Secte, welche den Eigennutz als das größte aller Laster verdammt. Glänzende Thorheit! Sieht der Diener nicht seinen Schmuck im Glanze seines Herrn? Schon auf dem ganzen Wege, Ho-Po, seh' ich dir's an, wie sich deine Seele betrübet, daß sie von dem geschmackvollen Faltenwurf seidener Gewänder nicht wie sonst umwallt wird. Darin liegt eine Aufopferung; denn würdest du deinen Drachenrock umhaben, wenn nicht auch um meine Hüften die Schildkrötplatten lägen, in meinem Rücken der Storch und auf meiner Mütze die weiße Perle säße? Ja, Ho-Po, deine Seele athmet nur Hingebung für deinen Herrn."

Ho-Po wußte weder, warum ihn sein furchtsamer Herr mit solchen Zärtlichkeiten liebkos'te, noch welches in dieser Erklärung die Antwort auf seine bescheidene Frage seyn sollte; doch fühlte er, wie verbindlich der Inhalt derselben für ihn sey, und küßte sich mit der Schwärmerei eines Verliebten die Fingerspitzen.

Auf einige Zeit durfte er nicht erwarten, daß sein Herr wieder zu reden beginnen werde; denn dieser hatte so eben aus einer blechernen Capsel eine Art Betel in den Mund gesteckt, woran er vielleicht eine Stunde kauen wollte. Die Reise war langwierig genug, als daß sich der Eine gegen den Andern zu sehr zu beeilen brauchte.

Endlich machte der ausgesogene Betel weitern Er-

klärungen wieder Platz. „Ich will dich hinter den Schleier dieser Reise," hieß es in dem duftenden Munde des Herrn, „so weit blicken lassen, als es sich mit meinen heiligsten Verpflichtungen verträgt. Die Erklärungen, welche ich darüber dem Sohne des Himmels schuldig bin, sind nicht die, welche ich zur Beruhigung eines Dieners gebe. Ich glaube zu meinen Freunden zu gehen, und doch könnten die schmählichsten Mißhandlungen unser Willkommen seyn. Wird man uns übel begegnen? Nein, Ho-Po, wir dürfen uns wohl mit den besten Erwartungen tragen; denn längst heißt es in dem alten Spruche: dein Feind drückt dir die Hand, wenn du ihm versprichst, seinen verlornen Ring zu suchen."

Die Chinesen (denn sieht nicht Jeder, daß wir zwei Söhne dieser Nation vor uns haben?) sind die langweiligsten Leute. Abgemessen in ihren Bewegungen, weitläuftig und doch nichtssagend in ihren Reden, können sie einen Tag verbrauchen, um sich über die Schleife eines Zopfbandes zu verständigen. Sie fangen mit den Maulbeerbäumen an, kommen endlich auf die Seidenwürmer, umgehen keine Metamorphose derselben, und wenn die Sonne am Horizonte längst verschwunden ist, sprechen sie vielleicht noch immer erst von dem Webestuhl, der dem fraglichen Seidenbande das Daseyn gab. Diese Kunst der Weitläuftigkeit macht einen Theil ihrer Jugendstudien aus, und tritt im männlichen Alter in den Dienst einer immer zum Trug bereiten Verschlagenheit. Man wird es daher so natürlich finden, wie

Ho=Po ſelbſt, daß er erſt dann über Zweck und Plan dieſer geheimnißvollen Reiſe einige ſtark ſchattirte Erläuterungen erhielt, als die Nacht einbrach, oder um chineſiſch zu reden, als die dreibeinige Kröte Hampha das himmliſche Geſtirn verſchlungen hatte.

Das Ziel der heutigen Reiſe war das Ufer des Erechumbo, eines unter dem Namen des Buremputer uns bekannteren Fluſſes. Man konnte nach Teſchulumbo keinen beſſern Führer wählen, als den Lauf dieſes Stromes, deſſen Nebenfluß, Painom=Tſchieu, den Fuß der Reſidenz des Teſchu=Lama beſpülte.

Es war keine geringe Verlegenheit für die Reiſenden, daß ſie die hereinbrechende Nacht mit dem nächſt erwarteten Raſtorte in falſche Berechnung gebracht hatten. Die Unſicherheit des Weges geſellte ſich zu ſeiner ſteigenden Unbequemlichkeit. Kein Dorf, keine Hütte, keine Einſiedlerwohnung in der Nähe, um die eben ſo ermüdeten, als ängſtlichen Reiter aufzunehmen. Dazu machte es die rauhe Witterung, der ſteinichte Boden, der auf unabſehbare Strecken von zerſchieferten Felsſtücken gebildet ſchien, gänzlich unmöglich, unter dem Schutze des freien Himmels ſein Nachtlager zu ſuchen. Ho=Po hatte noch weniger Ausdauer, als ſein Herr. Der weichliche Chineſe jammerte über ſeine vor Froſt erſtarrten zarten Hände, die er nicht einmal durch den Hauch des Mundes erwärmen konnte, weil ſie mit dem Lenken des ermatteten Pferdes hinlänglich beſchäftigt waren. Ueberdieß ſah er ſich zuweilen ängſtlich um, und machte endlich ſeinen Herrn auf ein anhal=

tendes Geräuſch, das bald vor, bald hinter ihnen wäre, aufmerkſam. „Ich hab' es längſt bemerkt," antwortete dieſer; „es ſind Schichten zerbröckelter Steine, die wir durch unſere Bewegungen zum Herunterſtürzen bringen."

Ho-Po hatte ganz Recht, wenn er deßhalb anmerkte, daß man um ſo behutſamer auftreten müſſe. Doch fügte er hinzu, daß er das Geräuſch mehr vor, als hinter ſich höre. „Man ſollte faſt glauben, daß du die Wahrheit ſprächeſt," ſagte der Herr; „ich täuſche mich vielleicht nicht, wenn ich annehme, daß wir dicht in der Nähe des erſehnten Fluſſes ſind."

Ho-Po rief erſchrocken aus: „Und wenn wir gar in den Fluß, ohne es zu wiſſen, hineinritten!"

„Fürchte nichts, mein Sohn," hieß es zur Beruhigung; „der Unerſchrockene denkt in dem Augenblick der Gefahr immer an den, wo er ſie überſtanden hat. Das iſt das ganze Geheimniß des Muthes."

In der That hatten die Reiſenden längſt die Oeffnung des Gebirges hinter ſich, und wateten durch ein Meer von Kieſelſteinen, welches der oft ſehr hoch austretende Buremputer zurückzulaſſen pflegt. Bald blitzten auch wie von einem hin- und herbewegten Spiegel einzelne Strahlen des Fluſſes durch das Dunkel der Nacht; das Getöſe einer durch tauſend Hinderniſſe ſich hindurchdrängenden Wogenmaſſe ſchlug immer vernehmbarer an das Ohr, und erreichte endlich eine Kraft, daß man von der Rieſengewalt des Stromes einen Begriff

hatte, noch ehe man ihn in unzähligen Krümmungen durch ſein zerriſſenes Bett ſtürzen ſah.

Der Anblick dieſer in ihrer ungebändigten Wildheit ſo großartigen Natur mußte die Hülfloſigkeit der Verirrten vermehren. Das Geräuſch des Stromes machte es ihnen unmöglich, ſich über ihre Lage zu verſtändigen, und es blieben ihnen daher nur die kläglichen Mienen der Verlegenheit übrig, mit denen ſich beide wechſelſeitig betrachteten. Weniger ihr Muth, als die Noth zwang ſie dennoch zu den letzten Anſtrengungen. Sie führten ihre Roſſe am Zügel, und verfolgten das Ufer, das ſich in einer endloſen, wüſten Einförmigkeit ausdehnte. Das Bett lag mit dem Strome in einem hartnäckigen Kampfe; denn es vergönnte dieſem nur ungern den Durchgang. Kleine, aus dem Fluſſe hervorragende Inſeln waren die Siegestrophäen, welche der Boden aufſteckte, und deren Grundveſten die ungeſtümen Wogen vergebens niederzureiſſen ſuchten. Wie dieſe ſtillen, unbeweglichen, mit üppiger Vegetation prangenden Inſeln des Fluſſes ſpotteten, ſo auch unſerer Wanderer, die unter ihnen Bäume, Hütten und Obdach genug vermutheten, und bei dem Mangel jedes Ueberganges und jeder Verbindung von dieſem Schutze keine andere Empfindung hatten, als daß ſie ihn ſchmerzlich vermißten.

Es iſt hiſtoriſch erwieſen, daß unſer chineſiſches Reiſepaar am Buremputer in jener Nacht weder erfroren iſt, noch gezwungen wurde, den Morgen unter freiem Himmel abzuwarten. Wie mißliche Folgen ſich

auch für Beide an den endlichen Schuh, welchen sie antrafen, anknüpften, so ist es doch gewiß, daß er ihnen auf einige Stunden von einer einzeln am Ufer stehenden Hütte gewährt wurde.

Die rechte Freude über diesen Fund konnte nur Ho-Po's Herr empfinden, welcher sich durch tröstenden Zuspruch und Citate aus allen Capiteln des Schi-King noch wach genug dazu erhalten hatte. Ho-Po wußte nicht mehr recht, was er that, als er über die ermüdeten Thiere wollene Decken ausbreitete, und sich selbst auf diese Unterlage gebettet hätte, wenn ihn sein Herr nicht aufgefangen, und seinem Fall die Richtung in einen Winkel der Hütte gegeben hätte. Dieser selbst wagte erst dann sein Auge zu schließen, als jedes Theilchen seines Körpers vor den Einflüssen der Nachtluft durch Umhüllungen geschützt war. Draußen sangen die Wogen des Buremputer Wiegenlieder, welche einem Riesen die Augenlieder geschlossen hätten.

Es währte jedoch nicht lange, so wurden die Schlafenden von einem heftigen Lärm geweckt. Die vom Tageslichte schon matt erhellte Zufluchtsstätte war mit Bewaffneten angefüllt. Die Pferde, welche den Eingang verlegten, waren aufgerissen, und standen vor der Thür, von einigen andern Männern gehalten. Fremde, den Beiden unverständliche Laute drangen auf sie ein, und schienen sie eben so um ihr Hierseyn zu befragen, als sich über die Unverständlichkeit ihrer Rede zu verwundern. Die Mienen, von denen sie begleitet wurden, ließen keineswegs auf friedliche und freundliche Absichten schließen.

Ho-Po erwartete Alles von der Würde und dem Stande seines Herrn, dieser dagegen war zweifelhaft, ob er nicht vielleicht Alles verlöre, wenn Beide bekannt würden. Schon auf der ganzen Reise hatte ihn die Verbindung des Urtheils und der Gefahr, welche den Buremputer zum besten Wegweiser und zugleich zum unsichersten machte, gepeinigt. Dieser Fluß war weit berüchtigt durch seine räuberischen Bewohner, welche ein Gewerbe daraus machten, in niedrigen, langen, schmalen, oft mit dreißig bis sechzig Rudern versehenen Booten den vorüberfahrenden Schiffen aufzulauern, und welche auf ihren Streifzügen auch die in den Flußebenen entdeckten Reisenden mit Ueberfällen nicht verschonten! Waren sie diesen bewaffneten Menschen als Opfer ihrer Tollkühnheit in die Hände gefallen? Wenigstens schien man draußen die Pferde schon als eine willkommene Beute zu betrachten.

Die Ueberfallenen waren nicht nur der Plünderung ausgesetzt, sondern sie wurden auch ihrer Freiheit beraubt und gefangen genommen. Ihre Besorgnisse mußten um so mehr zunehmen, als sie von den Bewaffneten eben so wenig in ihren Bitten und Versprechungen verstanden wurden, als die Drohungen und Verwünschungen dieser von ihnen. Sie mußten ihren Drängern in ein Boot folgen, das am Ufer des Buremputer angelegt war; die Thiere wurden von einigen Andern das Ufer entlang geführt, und sie selbst flogen pfeilschnell auf dem unsichern Spiegel des Flusses hin.

Unter diesen Umständen mußt' es den Gefangenen

schon zur Beruhigung gereichen, daß die Schifffahrt ihre Richtung nach jener Gegend hin nahm, welche sie selbst suchten. Auch ließ die Bewaffnung ihrer Führer eher darauf schließen, daß sie sich unter Kriegern, als unter Räubern befänden. Dazu kam die zunehmende Belebung der Ufer des Flusses, welche zahlreiche Gruppen ausmachten, die aber immer nur dieselbe Scene vorstellten. Hier hatten sich mehrere Menschen um ein Feuer gesammelt, an welchem sie ihre Nahrungsmittel zubereiteten; dort standen Feldhütten, welche in der Eile aufgebaut seyn mußten. An seichten Uferstellen wurden Pferde in den Fluß geführt, deren Reiter neugierig dem vorbeieilenden Schiffe nachsahen. In andern Gruppen beschäftigte man sich mit Bogenschießen und Steineschleudern, in weitern Entfernungen mit dem Abbrennen schwerfälliger Lunten-Musketen. Und wenn man erwog, daß alle diese wiederkehrenden Scenen immer dichter und enger zusammen traten, daß die Zahl der Bewaffneten immer zunahm, so blieb kein Zweifel mehr, daß sich unsere Reisenden unter einem Kriegerstamme befanden, der von dieser Seite in Tibet eingebrochen seyn mußte, oder sonst mit militärischen Bewegungen in Verbindung stand. Ho-Po, der am entgegengesetzten Ende des Bootes saß, warf seinem Herrn verstohlene Blicke zu, welche sich dieser auslegte, je nachdem er selbst mehr Angst oder Hoffnung empfand.

Der Spiegel des Bettes wurde jetzt von zahllosen Kähnen durchschnitten, welche auf eine weite Strecke hin den Buremputer bedeckten. Sie sammelten sich

alsbald um die neuen Ankömmlinge, und begleiteten sie unter verworrenem Fragen und Forschen nach dem gemachten Fange in eine Bucht, welche einen leidlichen Hafen zum Landen bildete.

Unsere Reisenden, deren Schwerfälligkeit im Gehen uns schon bekannt ist, wurden aus dem Fahrzeuge gehoben, und von dem Anführer der Rotte, welche sie zu Gefangenen gemacht hatte, zum Nachfolgen ermahnt. Alles was sich in der Nähe befand, strömte zusammen, und erschreckte durch seinen abenteuerlichen Aufzug, die tumultuarische Bewaffnung, und den wilden, gebräunten Anblick der trotzigen Stirnen die zitternden Chinesen, welche den Fremden eben so sonderbar schienen, als sie diesen. Ho-Po war in Verzweiflung, seinen Herrn so wenig geachtet zu sehen; denn die Huldigungen, welche dieser zu empfangen gewohnt und vielleicht auch berechtigt war, pflegten doch sonst auch auf ihn selbst übertragen zu werden.

Endlich langte der immer mehr anschwellende Zug vor einem Zelte an, welches unzweifelhaft von dem Befehlshaber dieser Kriegerschaaren bewohnt wurde. Ho-Po's Herr hatte sich noch kurz zuvor alle Fälle überlegt, welche durch die Vermuthungen über seine Person eintreten könnten. Er fand im Grunde unter ihnen nur den einen gefährlichen, daß er im Falle von Kriegsläuften für einen Kundschafter angesehen würde, ein Verdacht, der in dem zweiten Falle bedenklich wurde, daß er sich durch das Nichtverständniß seiner Sprache davon nicht reinigen konnte. Wie beruhigend war es

daher für ihn, bei dem Befehlshaber, vor den er jetzt getreten war, einen Dolmetscher anzutreffen, der, wenn auch nicht das Chinesische, doch das Tibetanische leidlich verstand!

Die Gefangenen standen vor einem kleinen Manne von wildem, kriegerischem Aussehen, der sich nachlässig auf seinem erhöhten Polster streckte, und bald mit einem großen Hunde, der ihm zur Linken saß, bald zur Rechten mit seinen glänzend polirten Waffen spielte. Dieß struppige Haar, diese kleinen zusammengedrückten Augen, diese scharfgezeichneten Brauen, endlich die strengen Furchen, welche sich durch das dunkle Antlitz zogen, waren nicht gemacht, den Chinesen Vertrauen einzuflößen. Doch besaß Ho-Po's Herr eine gewisse Entschlossenheit und so viel Gewandtheit des Geistes, daß er augenblicklich die Freiheit seiner Person erhalten hätte, wenn ihm die Geläufigkeit der Rede zu Hülfe gekommen wäre. So aber blieb ihm nichts übrig, als durch das Gewicht seiner Erklärungen jeden weitern Widerstand niederzudrücken, und er gab sich daher ohne Weiteres als den in Lassa residirenden Correspondenten des Mittelpunktes der Erde zu erkennen.

Wir glauben in dem Frühern diesen Mann so kenntlich gemacht zu haben, daß in dieser Angabe für uns nichts Auffallendes mehr liegen wird.

Der Befehlshaber richtete sich betreten auf, und war zweifelhaft, ob er die rothsaffianene Mütze vom Scheitel ziehen, oder den Gefangenen für eine so vermessene Lüge peitschen lassen sollte. Diese Ueberlegun

gab dem Correſpondenten Zeit, die Folgen, welche ſein Geſtändniß haben konnte, in Erwägung zu ziehen. Befand er ſich unter Leuten, die gegen die Tibetaner freundliche Geſinnungen hegten, und deßhalb den Haß der Chineſen mit dieſen theilten? Oder konnte ihnen ſeine Gefangennehmung erwünſcht erſcheinen, auch wenn ſie mit offener Gewalt die Gränzen ihrer Nachbarn belagert hielten? Konnte er in dieſem Falle hoffen, von dem Statthalter in Teſchulumbo, dem ſein verſteckter Beſuch galt, ausgelöſ't zu werden, oder überhaupt mit ihm in Verbindung zu treten? Ho-Po wollt' es durchaus nicht in den Kopf, daß man den Namen und den Stand ſeines Herrn erfuhr, und nicht ſogleich die Stirn im Staube vor ihm badete.

Schon war der Befehlshaber nahe daran, ſich dafür zu entſcheiden, daß er eine Lüge gehört habe, und das Zeichen zum Wegführen des Gefangenen zu geben, als vor dem Zelte ein plötzlicher Tumult entſtand und die Aufmerkſamkeit des Richters in Anſpruch nahm. Boten ſtürzten herein und überbrachten die Nachricht, daß ſich bei den Vorpoſten eine Geſandtſchaft eingefunden habe, welche den General zu ſprechen verlange. Dieſe Sache war von größerer Wichtigkeit, als die Beſtrafung eines Lügners. Der Correſpondent wurde mit ſeinem Diener in einen Winkel des Zeltes verwieſen, wo er ſich heimlich flüſternd durch den Dolmetſcher über die Lage, in welcher er ſich befand, unterrichten konnte.

Die aus mehrern Perſonen beſtehende Geſandtſchaft trat in das Zelt. Es handelte ſich um die Ver-

mittlung eines Friedens zwischen dem Lama von Teschulumbo und den nipalesischen Gränzvölkern, welche das Gebiet des ersten mit unausgesetzten Einfällen beunruhigten, und in Folge ihrer Tapferkeit oft glänzende Siege errangen. Wenn der Statthalter seinem frühern Vorsatze, den Thron des Dalai Lama zu stürzen, noch treu war, so konnte ihm nichts unbequemer seyn, als an der Ausführung desselben durch einen zweiten Kampf verhindert zu werden. Hingegen ließ sich aus dem Gange, welchen die Verhandlungen mit diesem ersten Haupte der Nipalesen nahmen, vermuthen, daß der Statthalter aus dem Frieden nicht nur den Vortheil der Ruhe und fernern Nichtverhinderung ziehen würde, sondern auch den der Unterstützung und gewonnenen Theilnahme.

Wie wichtig waren alle diese Dinge für den Correspondenten! Er, der über diese Verhältnisse zuerst berechtigt war, seine Stimme abzugeben, und wenigstens verlangen konnte, über sie unterrichtet zu werden, mußte sie in einer Lage erfahren, die ihm jetzt erst unerträglich wurde, nachdem er einsah, daß sie ihn unter diesen Umständen nicht länger mehr peinigen konnte. Er trat unerschrocken aus seinem Rückhalte hervor, und hatte ehe er drei Schritte machte, einen Schlag im Rücken. Er kam von Freundeshand, wenigstens von der Hand eines Bekannten. Dhii-Kummuz, der geistliche Hofnarr und Diplomat von Teschulumbo, stand verwundert vor dem Correspondenten, den er eher in Pe-Tschi Li, der nördlichsten Provinz von China, als am Ein

fluſſe des Poinom-Tſchieu in den Buremputer vermuthet hätte. „Seh' ich recht?" rief er erſtaunt aus; „hab' ich einen verflogenen Falken oder den verirrten Jäger vor mir? Ein Chineſe müßt Ihr ſeyn, und ich ſchwöre, Ihr ſeyd der Vornehmſte, den es in Tibet gibt. Solltet Ihr nicht der Mann ſeyn, bei dem ich eingemachte, grüne Bambusſtängel mit gebackenen Hirſchſchwänzen einſt gegeſſen habe?"

Der Correſpondent nickte nur freundlich, denn er wünſchte, daß Dhli-Kummuz, auch ohne deßhalb von ihm erſucht zu werden, in ſeinen Wiedererkennungen fortfuhr, und den Glauben an die Identität ſeiner eigenen Ausſage mit der Wahrheit in dem Befehlshaber, der ſich durch ſeinen Dolmetſcher von allen Worten den Sinn wiedergeben ließ, beſtärkte. Als aber dieſer hinter dem Erſtaunen mit dem Verdachte herkam, und die einfache Frage: „Wie kann man den Freund im Lager ſeines Feindes antreffen?" mannichfach variirt hatte, da trat er ſchnell mit ſeiner Erklärung hervor, daß er gefangen hieher aufgetrieben ſey, und gab damit eine Thatſache an, die ihm von zehntauſend Menſchen beſtätigt werden konnte.

„Wie konnt' ich an Euch zweifeln!" ſagte Dhli-Kummuz. „Schon die Länge Eures Bartes mußte mich von Euren redlichen Geſinnungen überzeugen. Wo Ihr willkommen ſeyd, wird es Euch auch nie an Bequemlichkeiten fehlen. Euer ſtruppiger Bart beweiſt mir aber, daß Ihr die Scheerbeutel der nipaleſiſchen Barbiere nicht zu commandiren hattet."

„Ich habe die Beschwerlichkeiten einer langen R
nicht gescheut," entgegnete der Correspondent, „
deinen Herrn von Angesicht zu sehen."

„Du bist kurzsichtig," fiel der Diener des St
halters ein; „und wolltest daher die Schrift im A
des Lama in der Nähe lesen. Ich hoffe, daß du u
dem glänzenden Style dieser Schrift auch aufrich
Gedanken erkennen wirst."

„Nicht Mißtrauen trieb mich über Eure to
Berge," berichtigte der Correspondent; „was kümm
mich die Augen deines Herrn! Ich wollte seinen
schluß beflügeln, ihm die Länge seiner Termine absch
den, und seinen Soldaten das Blei aus den Sc
sohlen nehmen. Doch wende jetzt deinen Einfluß
mich von diesem Orte zu befreien!"

Es war hohe Zeit, daß sich diese beiden endlich
ständigten; denn dem Befehlshaber wurde die Ep
zu weitläuftig, und er verlangte, daß man in den
densprälimiuarien endlich fortfahre. Dhii-Kum
nahm es auf sich, ihm und dem Correspondente
gleicher Zeit zu dienen. „Der streitige Punkt der w
selseitigen Auslieferungen," begann er mit schneller
kann jetzt vortrefflich ausgeglichen werden. Ihr sp
einen Ersatz von acht Ochsen und neunzehn Schafe
welche Euch von den Unsrigen gestohlen seyn so
Wie sehr wir bereit sind, die Zahl der Schafe an
kennen, so ist es doch unmöglich, daß wir uns au
der Ochsen verstehen. Sieben sollen euch nach
Spruche des Statthalters vergütet werden; ich er

mir, in seinem Namen Euch auch den achten noch zu versprechen, wenn von Eurer Seite dieser achtungswürdige Mann dafür ausgeliefert wird. Ich denke, der Handel wird Euch nicht gereuen.“

Dieser Vorschlag fand auf nipalesischer Seite ungetheilten Beifall, aber ein Officier, der sich von Ho-Po eine Viertelstunde lang Schreibunterricht hatte geben lassen, brachte den Diener zur Sprache, und nun verlangten die Nipalesen wenigstens noch ein Schaf zum Ersatz für diesen Gefangenen. Dhil-Kummuz wies diese Zumuthung ernstlich zurück: „Ein Diener gehört zu seinem Herrn,“ sagte er: „wie der Aermel zum Rock, der Henkel zum Topf, das Rad zum Wagen, die Thür zum Haus, kurz wie der Schweif zur Kuh. Wir sind unsers Handels einig. Der Friede ist hergestellt, wir können des Nachts unsre Lichter löschen, die Bombardiere von den Kanonen, und die Kanonen von den Wällen nehmen. Wir erlauben Euch, auf dem Spiegel des Buremputer zu fangen und zu brennen, die Luft zu plündern, und die Heerden zu stehlen, mit welchen wir Euch verköstigen wollen. Eure Bogen bleiben gespannt, Eure Musketen geladen, und die Steine in Euren Schleudern. Die Ziele, welche es zu treffen gibt, werden Euch bekannt werden, noch ehe die Sonne dreimal über uns ihr feierliches Rad geschlagen hat. Bis dahin mögt Ihr an Eure Weiber denken, oder für Eure Schwestern Liebesbriefe schreiben. Wir gehen.“ Der Correspondent erhielt seinen Diener und seine Pferde zurück, und unter der Gesandt-

ſchaft einen Platz, der ſeinem Anſehen gebührte. Sein Incognito war einmal aufgedeckt, und es blieb unmöglich, es von Neuem anzunehmen. Er glaubte ſicher zu ſeyn, daß ſeine Ankunft in Teſchulumbo nicht früher in Laſſa bekannt würde, als bis er ſelbſt die Nachricht davon überbrachte. Dhii-Kummuz machte ſich ein beſonderes Geſchäft daraus, aller Welt den überraſchenden Fund mitzutheilen. Wie ein wohlriechendes Waſſer ſprengte er tauſend Schmeicheleien auf der Landſtraße, welche ſie zogen, aus; es duftete rings von ſolchen Parfüms, daß ſich Ho-Po und ſein Herr wie in einem Meere von Roſenblättern wälzten.

Schon den erſten tibetaniſchen Vorpoſten rief der Schalk zu: „Die Patrouillen haben Eure Wachſamkeit immer loben müſſen; denn wenn ſie Euch anriefen, ſo ſchlieft Ihr doch immer nur auf Einem Ohr. Jetzt bringen wir den Frieden, und Ihr möget in Ruhe Euch auf beide legen. Habt Ihr aber noch etwas Friſche in Euren Augen, ſo reißt ſie auf, ſo weit wie Suppenteller; denn wir haben eine Merkwürdigkeit bei uns, die unbezahlbar iſt und uns im Grunde doch nicht mehr als einen fetten Ochſen koſtet.“

Die Vorpoſten und Tirailleurs verließen ihre Standörter, weil Frieden war, und folgten immer anwachſend dem Geſandtſchaftszuge, weil ſie auf die geprieſene Merkwürdigkeit neugierig waren.

Jetzt begann Dhii-Kummuz eine Schilderung, wie ſie die Ausrufer vor den Menagerien von ihren Elephanten, Löwen und Eisbären entwerfen. „Verſteht Ihr

was ein Chineſe iſt?" rief er: „Ein Chineſe bleibt nur ſieben Monate im Mutterleibe, weil in China die Weiber viel zu klug würden, wenn die Weisheit ihrer Kinder ihnen noch früher als die Milch in den Kopf ſtiege. Ein Chineſe macht ſich ſchon hörbar, noch ehe er auf die Welt kömmt. Er macht ſeiner Mutter Vorwürfe, wenn ſie vor ihrer Entbindung zu viel tanzt, und ſchreit und lärmt, wenn ſie zu häufig noch die Beſuche ſeines Vaters annimmt. Ein noch ungebornes chineſiſches Kind hat in ſeinem kleinen Finger mehr Verſtand, als zehn ausgewachſene Bürger von Teſchuiumbo in ihren Köpfen zuſammen genommen. Wenn ſich die Muhmen und Vettern darüber ſtreiten, welchen Stempel des Geſchlechts der erwartete Ankömmling tragen könne, ſo ruft der Kleine oft ſehr vernehmlich, daß er unter die Männer gehen werde, oder auch, daß er es ſelbſt noch nicht wiſſe, und ſie in acht Tagen deßhalb wieder anfragen ſollen. Iſt es ein Mädchen, ſo ſträubt ſie ſich nicht ſelten ſo gewaltſam gegen die Verlobungen, welche die Eltern ſchon mit ihr anſtellen, daß der Mutter Angſt und Weh wird. Ja die Knaben erklären zuweilen ſehr dreiſt, daß ſie aus der Schule laufen würden, wenn man ſie zu Gelehrten machen wolle. Jetzt wiſſt Ihr, was in China die Vernunft ſchon dann iſt, ehe ſie noch geboren wird. Und wie groſſe Dummköpfe Ihr auch ſeyn möget, ſo drängt nicht ſo gewaltig auf mein Pferd und laßt mich etwas Athem holen."

Die Unterofficiere rangen mit den Gefreiten, in die Nähe des Sprechers zu kommen. Sie vermutheten,

Dhii-Kummuz trage vielleicht unter ſeinem Mante
einen neugebornen Chineſen in einem Glaſe verſteckt
Dhii-Kummuz fuhr auch mit der Hand an dieſen Or
hin, brachte aber nur eine lange Peitſche zum Vor
ſchein, mit welcher er die ungeſtüme Neugier glückli
auf einige Schritte zurückſcheuchte. Als der nächſt
Raum um ihn leer blieb, fuhr er fort, die wogend
Menge mit ſeinen Uebertreibungen aufs Neue zu b
dienen.

„Chineſen muß man geſehen haben,“ ſagte er; „u
von ihnen reden zu können. Als ich den erſten Bewo
ner der Blume des Weltalls kennen lernen ſollte, b
reitete ich mich mit einer Erwartung auf ihn vor, d
ich eher Schrecken als Andacht nennen möchte. W
aber war dieß auch? Ein Menſch, der von der Er
nur ſeinen Namen hat. Ich ſollt' ihn wohl nach Wür
beſchreiben, aber mein Mund iſt zu einer wahrhaft
Schilderung zu ſchwach. Ich ſuchte dieſen Mann a
einer großen Menge von Menſchenköpfen, die nicht k
ger und nicht dümmer waren, als die Eurigen, herau
glaubt Ihr, daß ich Jemanden nach ihm zu frag
brauchte? Ich warf meinen Blick über die Häup
hin, und war gewiß, den Geſuchten dort zu finden,
ſich die meiſte Lichtmaſſe geſammelt hatte. Ein auf
klärter Kopf ſprüht zuweilen Funken aus, die Alles
ihn her erhellen.“

Wer vermag die Wolluſt wiederzugeben, in der
der Correſpondent badete; denn er ſchloß darauf, d

der Erzähler nur ihn zu schildern beabsichtigte. Dhii-Kummuz fuhr fort, ihn noch kenntlicher zu machen. Er sagte: „Ich suche vergeblich nach einer Würde, die Euch bekannt ist, und Euch nur einige Aehnlichkeit mit dem Range eines Mandarinen darbieten könnte. Wenn Einer vom Volk an einem Mandarinen vorübergeht, so muß er sich so tief neigen, daß er ihm nur bis an das Knie reicht. Ihr müßt einsehen, daß dieß nicht unbillig ist; denn es ist von einem seltenen Geiste die Rede. Was wäre das Weltall ohne die Mandarinen! Es gäbe keine scharfsinnigen Antworten auf witzige Fragen mehr, keine Räthsel mehr, die bis in's Kleinste geheimnißvoll sind, und von feinen Köpfen doch errathen werden; die nützlichsten Dinge, z. B. die Entscheidungen über den guten Ton und die Complimente, würden mit den Mandarinen verloren gehen. Man kann wohl sagen, daß der Welt daraus ein großes Unglück entstehen würde."

Der Correspondent hätt' es bei weitem lieber gehabt, Dhii-Kummuz wäre bei seiner Persönlichkeit stehen geblieben. Dieser Wunsch ließ sich errathen, und der Sprecher genügte ihm auch sogleich mit Folgendem: „Auch unter den besten Dingen muß man einen gewissen Vorrang anerkennen, welcher eines vor dem andern hat. Ich gestehe, daß ich wohl mit einem der vorzüglichsten Mandarinen zusammenzutreffen das Glück hatte. Der Kaiser spricht von diesem Manne immer nur mit einer leisen Verneigung des Hauptes auf die linke Seite der Brust; eine Ehre, die er weniger sei-

nem Range, als seinem unermeßlichen Verstande zollt. Das ist aber auch etwas Einziges an diesem Manne. Erzählt ihm eine Historie, und nach fünf Minuten wird er sie rückwärts wiedergeben und in derselben Zeit mit dem Vortrage fertig werden, wie Ihr von vorne. Gebt ihm von einem Gedichte die Reime, und er weiß den Text so vortrefflich auszufüllen, daß es sich vom Original nur durch seine größere Vollkommenheit unterscheidet. Dieser Mann hat alle Länder der Erde gesehen. Er weiß von den Riesenvögeln fremder Welttheile zu erzählen, wie von den Schwalben vor seiner Hausthür. Die auswärtigen Könige erklärten sich oft den Krieg, wenn ein Fürst den Mandarin vermochte in sein Gebiet früher zu kommen, als in das eines andern. Sie hätten es alle gern gehabt, er wäre im Lande und zur Rechten des Königs geblieben. Ach was hätten die fremden Völker nicht für einen solchen Minister gegeben? Er würde alle auswärtigen Feinde durch einen schöngeistigen Zweikampf besiegt und somit viel Blut und Geld erspart haben. Er hätte die Könige zeichnen und dichten, und die Königin so vortrefflich tanzen gelehrt, daß sie damit das Glück aller ihrer Unterthanen begründet hätte. Ich muß Euch aber sagen, daß Ihr auch in meinen Augen schlechter Koth seyd seitdem mich jener Mann zweimal umarmt und zu öfterm seinen Freund genannt hat. Ihr werdet einsehen daß dieser Stolz gerecht ist, und ich Euch nicht ohne Grund verachte."

Inzwischen war aber schon das Gerücht verbreitet

daß ſich der mehrfach geſchilderte Wundermann in eigner Perſon unter dieſem Zuge befände. Das Wogen und Drängen nahm zu, und Dhii-Kummuz verſprach, der Neugier zu gewähren. „Seht her!“ rief er, indem er ſein Pferd anhielt und den Correſpondenten an ſich vorbeireiten ließ: „Wer auf dem ganzen Erdboden kann mit ſo viel Einbildungskraft im Sattel ſitzen? Wem iſt es möglich, mit dieſem Scharfſinne den Steigbügel von den Rippen des Pferdes entfernt zu halten? Ich ſchwöre, der Klepper ſelbſt empfindet, daß ihm das Licht der Vernunft auf dem Rücken brennt. Und zum zweiten Male ſchwör' ich, daß Euer Stumpfſinn ohne Gränzen iſt. Denn es bedarf nur etwas kurzer Ohren, um einzuſehen, daß ich das Glück habe, neben dem Correſpondenten des Mittelpunktes der Erde, neben dem in Laſſa reſidirenden Geſandten von China zu reiten.“

Jetzt brachen unzählige Stimmen in unzählige Huldigungen aus. Wie im Triumphe zog der Correſpondent in Teſchulumbo ein, nachdem die vielen vergoldeten Traghimmel und Thürmchen dieſer Stadt ſchon aus der Ferne, vom Sonnenlichte beſchienen, den Kommenden entgegengeglänzt hatten. Der Gefeierte rückte zuweilen ſtolz an ſeinem Hute, und blickte Dhii-Kummuz mit einem Ausdrucke an, der eben ſo ſehr ſeine Zufriedenheit bezeichnete, als er an Dankbarkeit für eine Gefälligkeit, zu der den Schalk nichts verpflichtet hatte, zu gränzen ſchien. Dhii-Kummuz erwiderte dieſe zufriedenen Mienen mit beſcheidenem Lächeln.

Im Innern ſeines Palaſtes hatte der Teſchu-Lama

seine vertrautesten Freunde und die von seinen Planen unterrichteten Beamten versammelt. Es war ein Mann, in dessen Mienen nichts an den Priester erinnerte, als ein leichter Ausdruck von strenger Vorsicht, der sich zuweilen bis zu einem schlauen Blicke steigerte. Seine ganze Erscheinung erinnerte eher an einen Krieger, als an den Mann des Friedens. Es schien, als hätte die Priestermütze, welche sein Haupt bedeckte, nur den kriegerischen Helm auf einen Augenblick verdrängt, und als müßte aus dem seidnen Atlasmantel, der seinen Leib umfloß, die Spitze eines Schwertes oder Dolches hervorblinken. In seinen Bewegungen war nichts von der feierlichen Würde, die einem Priester und Untergotte ziemte, sondern es beherrschte ihn eine Lebhaftigkeit, die mit seinen Empfindungen und Gedanken in Wechselwirkung stand.

Die Nachricht von dem gemachten Friedensschluß war hier noch nicht angekommen. Die Ungewißheit darüber störte daher jede Berechnung der Zukunft, welche von den Einen unter den Versammelten gemacht, und von den Andern geprüft wurde. Wir würden durch die Mittheilung des Protokolls dieser Verhandlungen einen groben Verstoß gegen die Kunst der Anlage einer Erzählung begehen; denn da wir längst von dem glücklichen Ausgange jener Friedensanträge unterrichtet sind, so kann in den Chancen der Zukunft, wie sie auch ohne dieselben eintreten sollten, für uns durchaus kein Interesse liegen. Es genügt, anzumerken, daß aus allen vorangegangenen Entschließungen ein un-

bedingtes Vertrauen auf die eigne Kraft und die Gunst des Glücks sprach.

Geraume Zeit vor der Rückkunft der Gesandtschaft trat ein Mann unter die Versammelten, dessen Theilnahme an den Planen des Statthalters uns vor einiger Zeit noch überraschte, an die wir uns aber gewöhnt haben, seitdem wir sie zu rechtfertigen suchten. Der Schaman beugte vor dem Teschu-Lama sein Knie, und überreichte ihm zum Zeichen seiner Huldigung eine weiße Schärpe, die der Statthalter seinerseits mit einer andern an den Schamanen auswechselte. Die Ceremonie wurde um Vieles verkürzt, weil Alles auf die Nachrichten des Schamanen begierig war, und es diesen eben so sehr drängte, sie mitzutheilen. Er kam auf geradem Wege aus Lassa, einem Orte, dessen kleinste Verhältnisse in Teschulumbo interessirten und in weitläuftige Anschläge gebracht wurden. Seine Miene verrieth, daß er etwas von Bedeutung mitzutheilen hatte.

„Beklagt nicht die Beschwerlichkeiten, welche ich auf dieser Reise zu überwinden hatte;" begann er dankend gegen die zuvorkommenden Herren. „Ich hatte Euch eine Nachricht zu hinterbringen, die meine Schritte beflügelt. Ihr wißt, wie aufrichtig ich an Euren Entschließungen Theil nehme, und daß ich noch nie unterließ, alles hierin Erwägungswerthe zu Eurer Wissenschaft zu bringen. Es handelt sich jetzt um nichts Geringes. Unsre chinesischen Bundesgenossen standen während der ganzen Zeit, seit sie sich für uns erklärten, un-

ter meiner Aufsicht, ich fürchte, daß sie mit Verrath umgehen."

„Diese Besorgnisse haben einen Schein der Wahrheit," hieß es allgemein; aber der Statthalter sagte daß man sie rechtfertigen müsse.

„Habt Ihr des Nachts über Eure Thüren woh verschlossen?" fuhr der Schaman fort. „Laßt Ih Eure Worte an Orten erschallen, wo das Echo nich zum Verräther werden kann? Die Chinesen liegen unte Eurem Bette, wenn Ihr schlafen geht; sie stehen hin ter Eurem Rücken, wenn Ihr zu Tische sitzt. Wißt daß seit einigen Wochen der Correspondent aus Lass verschwunden ist."

Man sah den Sprecher fragend an; denn was be stimmte ihn, daraus zu vermuthen, daß der mächtig Bundesgenoß die unermeßlichen Berge überstiegen, un daß er sich in diesen Gegenden aufhalte?

„Die Reisen des Correspondenten selbst," fuhr de wohlunterrichtete Bruder Maha Guru's fort, „habe nichts Auffallendes, wohl aber ihre Richtung. Es i seine Gewohnheit, alle Jahre einige Reisen im Um kreise von Lassa zu machen, und sich über die Verhält nisse zu unterrichten, welche er tibetanische Zuständ nennt. Er schreibt dann jeden Namen auf, wo e glaubt, nicht mit gebührender Achtung empfangen z seyn, und schickt endlose, mit Namen bedeckte Papier rollen nach Peking, wo sie in die Liste der Verdächtige eingetragen werden. Er kostet die Suppe in de Bauernhäusern, und beurtheilt, je nachdem sie mage

ode

oder fett ſind, den Wohlſtand Tibets, den er zuleht immer als eine Wohlthat des chineſiſchen Schutzes zu ſchildern weiß. Aber dieſe Züge geſchehen mit dem größten Aufwande, mit allem erdenklichen Gepränge, und werden wochenlang vorbereitet. Dießmal iſt der Correſpondent in Begleitung eines einzigen Dieners verſchwunden. Obſchon er nach einer entgegengeſetzten Seite die Stadt verließ, ſo gelang es doch meinen Nachforſchungen, ſeinen Wegen bald auf die Spur zu kommen. Er iſt in der ſtrengſten Verläugnung ſeiner Würde und ſeiner Geburt hieher gereiſ't, und erſt vor einigen Tagen verſchwanden ſeine Fußſtapfen, die ich von Dorf zu Dorf zählen konnte. Steckt das Licht Eurer Vernunft auf, und die Abſichten dieſes Mannes werden hell werden. Er befindet ſich längſt in Eurer Umgebung, um Euch zu belauſchen. Sein Mißtrauen iſt eben ſo gefährlich als ſeine böſe Abſicht, und ich glaube, großer Lama, daß ihn die letzte bewog, ſich in deine Nähe zu ſchleichen.“ Der entrüſtete Statthalter erhob ſich von ſeinem Sitze, und zerriß zum Zeichen eines feierlichen Schwures ſein Kleid. „Kein Winkel dieſes Landes,“ rief er, „ſoll undurchſucht bleiben. Wir wollen die Dienſte eines Bundesgenoſſen nicht mit der Gefahr erkaufen, von ihm betrogen zu werden. Es iſt leichter, ſich eines Wolfes zu erwehren, als eines Betrügers, der unter der Maske der Freundſchaft ſich in unſre Seele einſchleicht. Ich ſende nach allen Gegenden meine Boten aus; wenn die Schlange in unſrer Gewalt iſt, ſo wollen wir ihr

die giftigen Zähne ausbrechen. Kann ſie uns dann nichts mehr gegen Andre nützen, ſo ſind wir doch ſicher daß ſie uns auch nichts ſchadet."

Die Polizeibeamten, welche durch dieſe Erklärung ihres hohen Gebieters hinlänglich beauftragt waren verließen augenblicklich den Saal, um ihre tauſend armigen Kräfte in Bewegung zu ſetzen. Es galt, einen unterirdiſchen Mineur durch Gegenminen zu begegnen Aber die Botſchaft, welche in der Luft auf dem erſten friſchen Windhauche anlangte, machte alle weitern Anordnungen unnütz. Unzählige Kehlen rieſen ſich die Nachricht von der Ankunft des mächtigen wunderbaren Chineſen zu, und brachten ſie auch bald in das Innere des Saales, wo der Statthalter von ſeinen Vertrauten noch umgeben war, und ſich von dem Schamanen Aufklärungen über ſeinen Bruder geben ließ. Kurz darauf drängte ſich die Geſandtſchaft in den Saal, und der Correſpondent ſtand vor dem Teſchu-Lama, noch ehe dieſer ſich in dieß plötzliche Erſcheinen des Gefürchteten zu finden vermochte.

Der Correſpondent, durch den triumphirenden Empfang der Bevölkerung von Teſchulumbo daran gewöhnt ſeinen Rang und ſeinen Stolz zu behaupten, erwartete von dem Lama eine Bewillkommnung, welche ſowohl ſeiner in Laſſa befindlichen Vollmachtscapſel entſprach, als auch dadurch beſtimmt wurde, daß der Statthalter ſeiner bedurfte. Dieſer ſelbſt dagegen ſah in dem Correſpondenten nur einen auf Verrath ertappten falſchen Freund, und würde ihn auch ſonſt im Bereiche ſeiner

Statthalterſchaft niemals mit den Ehren überhäuft haben, welche die Eitelkeit als nothwendige Huldigung anſpricht. Dhii-Kummuz endlich war mit dem Wiederſehen ſeines Freundes, des Schamanen, ſo beſchäftigt, daß ſein küſſender und geküßter Mund keine Zeit fand, die ſteigenden Mißverſtändniſſe durch Angabe der ihm bekannten Thatſachen wenn nicht zu heben, doch zu mildern.

„Ich habe dich eines Morgens," begann der Chineſe zum Statthalter gewendet mit verdrießlicher Stimme, „bei deiner erſten Taſſe Thee überraſchen wollen; der Zufall hat gewollt, daß ich in meinen Eigenſchaften früher erkannt worden bin, und ich erſtaune, daß du mir zum Empfange nicht einmal einen Finger deiner Hand reichſt."

„Ich preiſe das Geſchick," entgegnete der Abgeordnete: „daß es mir günſtiger iſt, als deinen hinterliſtigen Anſchlägen. Ich habe lange gelebt, und ſchon in tauſend Augen geblickt, um die Herzen zu prüfen, aber noch hab' ich keines gefunden, deſſen Wimpern ſo viel Falſchheit beſchatteten, als die deinigen."

Jetzt fiel dem Correſpondenten das ganze Gewicht ſeines Wagniſſes aufs Herz. Er hatte ſeinen Rücken freigegeben, und jede Zunge war ungefeſſelt, ihn mit Schmähungen zu bedecken. Er verſuchte es, ſeinen Zorn zurückzuhalten, weil er wußte, wie unmächtig er war; er berief ſich auf ſeine Redlichkeit, ſeine Aufopferung, die ihn hieher getrieben, und die Umſtände, welche ihm das verſteckte Auftreten zur Pflicht machten.

Aber der Statthalter wollte an den Umständen nur die Eigenschaft bemerken, daß sie ihn zur Ehrlichkeit gezwungen hätten.

„Ein Dieb," sagte er, „der einen Mantel gestohlen hat, wirft ihn gern der zitternden Armuth um, wenn ihm die Häscher schon auf den Fersen sind. Ihr verhindert mich, daß ich Euch als einen Freund behandle."

„Haben die Dohlen jemals gegen das Stehlen geeifert?" fiel der Correspondent mit Gebärden ein, die von Wuth überschäumten. „Seit wann stellen sich die Mörder auf die Dächer, und predigen Menschenliebe? Haben sich die Feldhühner untereinander je Vorwürfe gemacht, daß sie nicht besser singen? Wo sind jene Tugenden, auf welche du fußest, wenn du mir ein Verbrechen vorwirfst? Steht dein Land nicht in Aufruhr? Dem Priester ziemt es, den Samen der Eintracht zu streuen. Du gürtest dich aber mit dem Schwerte, und willst die Spuren deines Weges mit Blut bezeichnen. Deinem göttlichen Meister setzest du ein Messer an die Kehle und willst die Getreuen morden, die sich für ihren König und Herrn aufopfern! Bei meinem Haupte, was vermagst du, Elender, gegen mich, den du betrogen hast?"

Der Gott des Entsetzens flog durch den Saal und hielt Jedem die Kehle zu, daß er regungslos, stumm und erstaunend auf die beiden Männer sah, welche sich drohend gegenüber standen. Der Correspondent war zu weit gegangen, als daß Dhil-Kummuz Dazwischen-

kunſt zur nähern Verſtändigung noch hätte einlenken können. Der Teſchu-Lama hatte ſich hoch von ſeinem Seſſel aufgerichtet, und den Blicken, die ſeine Augen ſchleuderten, folgten dieſe niederſchmetternden Worte: „Ich hörte von einem Gecken, welcher ſein graues, verſchimmeltes Haar in Salben badete. Ich hörte von einem alten Narren, der ſich für ein violettes Band, einen milchweißen Knopf, für eine Feder aus dem Schweif eines Pfauen um ſeine Nächte betrügt. Ich hörte von einem Verleumder, der des Nachts unter den Fenſtern ſeiner Nachbarn lauſcht, und in den Morgenviſiten aller Welt verfängliche Neuigkeiten bringt. Aber was waren dieſe Dinge gegen diejenigen, welche ich ſpäter erfuhr? Da ſah ich einen Dieb, der ſeine Freunde umarmt, und ihnen die Taſchen ausräumt; einen Lügner, der ſich in das Schlafzimmer ſeiner Bekannten ſchleicht, ihnen die Hausſchlüſſel unterm Kopfkiſſen wegnimmt, und ſie den Räubern zum Fenſter hinauswirft; einen Schurken, der ſich vor die Thür eines Gartens, in welchem man ſeine Vettern und Schwäger ermordet, Wache ſtellt und den Vorübergehenden ſagt, er ſtehe hier, um ihre ſchönen Kleider zu bewundern, und den Armen recht viel Almoſen zu geben. Dieſer heimtückiſche Geſell miſcht ſich in eine heilige Angelegenheit, an welche er nicht denken kann, ohne ſie zu verunglimpfen. Wir wollen einen Thron ſtürzen, nicht weil uns ſein Glanz blendet, ſondern weil ihn die Schwäche gebaut hat. Wir wollen der Gottheit nicht Hohn ſprechen, ſondern ihr eigner Wille hat uns beru-

sen, ein Trugbild ihrer Herrlichkeit zu vernic
Unsre Schwerter sind Zornesflammen, welche der
mel in unsre Hand gegeben. Wessen Sohn bi
daß der Stachel deiner giftigen Zunge in mein he
Antlitz leckt? Kann man dem eine Blöße vorwe
der auf dem Wege ist, die Kleider des Dalai Lam
zuziehen? Wenn auch in den nächsten Monden er
Blitze des Himmels in meine Hand gegeben sind
ist sie doch jetzt schon stark genug, dich zu zerschme
Diese Thäler bleiben dein Gefängniß. Nenne
blind; denn du wirst die Heimath niemals w
sehen!"

Der Teschu-Lama verließ den Saal, und alle
wesenden folgten ihm bis auf den Correspondenten
Dhii-Kummuz. Dieser trat auf den verzweife
Chinesen zu, und schlug ihn vertraulich auf die S
tern. „Verfluche meinen Herrn tausendmal," r
er, „und du wirst ihm doch danken müssen, d
mich zum General-Polizeimeister gemacht hat.
Vögel werden durch Lockvögel gefangen und die g
Spitzbuben durch halbe. Die Gefängnisse verdanke
Vieles, eben so die Gefangenen, wie du selbst
wirst. Du hast mir in Lassa Herberge gegeben, u
will die Gastfreundschaft an dir erwidern.
Haus ist geräumig, meine Gärten hab' ich noch
messen lassen, weil es mich zu viel kosten würde,
Felder tragen so viel Korn, daß ich mit dem d
gebackenen Brode alle bösen Mäuler in Teschu
stopfen kann. Du wirst die fröhlichsten Tage b

genießen, und nichts zu thun haben, als rauchen, Betel kauen, die Nägel zierlich beſchneiden, und nichts zu laſſen, als das Entlaufen.“

Noch glühte der Correſpondent vor Zorn; als er aber die Thränen ſeines Dieners Ho-Po rinnen ſah, da löſ'ten ſich die krampfhaft geſpannten Nerven, das heiße Blut hörte auf, ungeſtüm zu wallen, und er ſank wie vernichtet über ſeine auf der Reiſe vergebens abgeriſſenen Schuhſohlen zuſammen. Dhii-Kummuz ergriff ſeinen Arm und geleitete ihn in ſeine Wohnung, die dem Chineſen, wie es ſchien, für den Reſt ſeines Lebens angewieſen war. Wenn der Statthalter auch ſeine Aufwallung bereute, wie wollte er ſie wieder gut machen? Konnte er hoffen, den Thron von Laſſa ſicher zu behaupten, wenn er ſich gegen den Repräſentanten der chineſiſchen Macht ſo übereilt vergangen hatte? Weil der Teſchu-Lama jetzt Alles zu fürchten hatte, blieb für den Correſpondenten wenig mehr zu hoffen übrig.

# Zweites Capitel.

Dieſer Weiber Augen leuchten,
Daß ſie mir wie Sonnen deuchten
Oder Fackeln hell in Brand.
Doch der Schiller dieſer Seide
Macht die Farb' an ihrem Kleide
Ungewiß und räthſelhaft.

Schi-King.

Nach der ſchrecklichen Kataſtrophe Hali-Jongs er
wachte Gylluspa in ſechs Armen, die ſich ſorgfältig mi
ihr beſchäftigten. Sie war nicht verwaiſ't; denn ihr
übrigen drei Väter traten jetzt mit denſelben Verpflich
tungen auf, welche der todte Bruder vor allen gege
ſie übernommen hatte. Sie hatten ſie von den Stu
fen des ſteinernen Altars, wo Hali-Jong als Opfe
gefallen war, in dieſe einſame Zelle getragen, welch
ihnen die Prieſter anwieſen. Sie umſtanden da
ſchönſte Kleinod ihrer ſchwindenden Schätze, und be
trachteten die ohnmächtige Gylluspa mit Blicken, au
welchen wechſelnd das Entſetzen der erlebten blutige
Scene und die Beſorgniß für ihre Tochter ſprach. Auc
von Gylluspa's Seele ſtiegen allmählich die verhüllen
den Nebel, und die Erinnerung trat in ſo lebensgroße
Zügen vor ihr Bewußtſeyn, daß ſie keiner Aufklärung
über das Geſchehene bedurfte, ſondern ſich ganz dem

Schmerz darüber hingeben konnte. Die Klage, in welche dieſe Unglücklichen ausbrachen, war lang, ſtürmiſch, leidenſchaftlich; ein ſchluchzendes Schweigen löſ'te ſie ab, bis mit dem feſter auf die Zukunft gerichteten Blick endlich eine aushaltende, ſtille Pauſe eintrat.

Die Zukunft brachte vor allen Dingen eine neue Ordnung der Familienverhältniſſe. Obſchon ſich nichts natürlicher ergeben konnte, ſo begann doch der älteſte unter den Brüdern darüber noch folgende Erklärung zu geben. „Wir ſind im Ungewiſſen," ſagte Heli-Jong, „über die Wendung, welche unſere Angelegenheiten in den nächſten Augenblicken nehmen werden. Aber einige Verhältniſſe gibt es, welche ſich durchaus nicht anders beſtimmen laſſen. Ja, Sylluspa, unwiderruflich bin ich jetzt in die Rechte Hali-Jongs getreten, und darf mich hinfort deinen erſten und bevorzugten Vater nennen. Wenn ich früher nur hinter den Vorhängen deines Schlafzimmers auf deinen Athem lauſchte, ſo darf ich jetzt unerſchrocken hineintreten und dir die Decke auf die Bruſt ziehen, wenn deine heftigen Träume ſie heruntergeſchoben. Des Morgens beim Ankleiden darf ich dir die Kraft meiner Hände leihen, um deinen Gürtel ſtärker anzuziehen. Wenn du aus deiner Kammer heraustrittſt, ſo werden deine erſten Grüße mich beglücken. An der Jahresfeier meiner Geburt mußt du mich in der fünfzeiligen Strophe beſingen, da du es ſonſt nur vierzeilig thateſt. In deinen Gebeten an die Götter nehm' ich den Ehrenplatz ein; und wenn ich nach meinem Tode früher nur in den Leib einer Waldſchnepfe

fahren ſollte, ſo werden jetzt deine Wünſche darauf ge
richtet ſeyn, mir die Wohnung eines Geyers oder eine
Biſamthieres zu erflehen. O Gylluspa, man kan
nicht glücklicher ſeyn, als der berechtigte Vater eine
ſolchen Weſens, wie du biſt, zu werden!"

Die übrigen Brüder fühlten, daß auch ſie durc
dieſe Promotion um eine Stufe höher gerückt waren
und ſie umarmten daher Gylluspa mit wahrhaft zärt
licher Inbrunſt. Heli-Jong fuhr aber in den Mani
feſten beim Antritt ſeiner neuen Herrſchaft fort. „Ic
war von jeher gewohnt," ſagte er, „Euch Allen mi
Liebe zu begegnen. Ich finde es nicht für angemeſſen
von dieſer Gewöhnung, die meinem Charakter ſo ſeh
entſpricht, zurückzukommen. Wenn mir ſonſt bein
Guß in unſerer Fabrik ſiedendes Metall ins Aug
ſpritzte, ſo ſeyd Ihr noch immer mit einem fürchterlichen
Geſchrei mir zu Hülfe gelaufen, habt mir die Auge
mit Salben bedeckt, die Vorhänge des ganzen Hauſe
zuſammengetragen, um mir den Lichtreiz zu entziehen
und Tage und Nächte an meinem Lager durchwacht
Ich kann an dieſe Ereigniſſe nicht denken, ohne vo
dem Andenken an meinen unglücklichen Bruder, a
ſeine treue Hingebung und ſtete Aufopferung auf da
ſchmerzlichſte bewegt zu werden. Ach, meine Lieben,
welch gränzenloſes Unglück iſt uns doch begegnet!"

Solche Erinnerungen riſſen alle Schleußen der kaum
gedämmten Thränenbäche wieder auf. Der ungeheuerſte
Schmerz warf ſich wieder auf dieſe treuen Menſchen,
zerrauſte ihnen das Haar, zerrang ihnen die Hände,

daß ihr Leib regungslos nur dem Gewichte ihres schweren, öden Hauptes nachsank. Nach einer allmählich wieder eingetretenen Beruhigung nahm Heli-Jong von neuem das Wort und sagte: „Noch umschließen uns diese finstern Räume, die uns so Vieles geraubt haben; meine Hoffnung steht aber darauf, daß sie uns nicht Alles entrissen. Die Thüren dieses Klosters werden für uns keine Riegel haben, und an den Thoren von Lassa werden uns keine Schergen erwarten, um den friedlichen, der Heimath zugewandten Leidträgern die Strafe zu verlegen. Wir werden die Oerter wiedersehen, welche wir mit den schönsten Hoffnungen betraten. In sieben Tagen nahen wir uns den heimischen Thälern. Keine Rauchsäule, die von den Essen aufsteigt, keine zückende Flamme, welche zuweilen aufschießend die finstern Wolken erhellt, wird uns am Horizonte erscheinen, sondern einsam ziehen wir in die einsamen Räume ein. Es wird lange währen, daß wir uns an dieß schmerzliche Wiedersehen gewöhnen. Jeder Winkel des Hauses wird uns an einen unersetzlichen Verlust erinnern. Aber der beste Arzt ist die Zeit, und die beste Trösterin die Gewöhnung. O, richtet Euch auf, meine Lieben! Tausend Hände müssen bald wieder geschäftig um uns walten. In den Wäldern thut die Axt, in den Schachten der Gebirge der Hammer; auf dem Pa-Tschieu kommen Floßhölzer herab, welche die Essen mit Holz und die Glühöfen mit Metall versorgen. Die alten, verurtheilten Modelle werden bald durch neue ersetzt seyn. Fleiß, Kunstfertigkeit und

Achtung vor dem religiösen Gesetze werden sich in die Hände arbeiten. Kurz, wenn wir auch nicht vergessen lernen, so werden wir uns doch an die Erinnerung, wie an eine Beruhigung, gewöhnen.“

Hoffnungsschwellendes Schiff! Ein Windstoß erhebt sich in widriger Richtung, und du bist genöthigt, deine rauschenden Segel zu streichen!

Noch hätte das Echo der letzten Worte Heli-Jongs kaum verklungen seyn können, wenn in der kleinen Zelle eines befindlich gewesen wäre, als sich die Thüre öffnete und eine Anzahl Priester hereintrat. Sie hatten sich vielleicht noch nicht einmal von dem Blute des Armen gereinigt, der hier beweint wurde. Die Priester machen nur dann viel Umschweife, wenn sie sich über die Geheimnisse, als deren Wächter sie bestellt zu seyn glauben (da sie doch ihre Ergründer seyn sollten), aussprechen müssen; wo sie aber zu befehlen und anzuordnen haben, da sind sie rasch zu Werke und sparen die weitläuftigen Vorbereitungen. Der Führer der Deputation trat vor, und erklärte den Brüdern, daß es zwar den menschlichen und göttlichen Gesetzen angemessen, einen Hochverräther am Daseyn Gottes bis ins dritte und vierte Glied zu bestrafen, nicht nur seinen Namen auszurotten, sondern auch den Namen derer, die denselben mit ihm führen, seine Brüder, Schwestern und Freunde zu züchtigen, weil sie alle insofern an seinen Verbrechen Theil haben, als sie es nicht verhinderten. „Aber dennoch,“ fuhr er fort, „weiß es alle Welt,

daß die Kirche nicht nach Blut dürstet. Der Orden der schwarzen Gylongs hat immer geglaubt, daß die Strafe eben so zur Belehrung als zur Sühne dienen müsse. Begangene Verbrechen lassen sich nicht ungeschehen machen; aber wenn sie noch im Werden sind, so kann man ihnen vorbeugen. Erkennet daraus die liebevollen Absichten, welche die Kirche mit Euch, die Ihr dem Verderben schon fast anheim gefallen seyd, hegt! Ihr wollt zurückkehren zu Euren gewohnten Beschäftigungen? Wer stellt aber uns und Euch sicher, daß sich an die kaum abgebrochene Kette von Vergehen keine neuen knüpfen? Wir dürfen nicht zugeben, daß Ihr diesen Ort verlaßt, ohne Belehrungen von uns empfangen zu haben. Ich selbst bin mit diesem Geschäfte beauftragt; ich eröffne für Euch eine Reihe von Vorlesungen über die traditionelle Götterbildung; bereitet Euch zu einer Prüfung vor, die Ihr im Angesichte des ganzen Klosters bestehen müßt, worauf erst Eure Rosse gesattelt und die Thore dieser heiligen Stätte Euch geöffnet seyn dürfen. Da Eure Tochter gewohnt war, die Malereien an den Göttern auszuführen, so darf sie sich dieser Unterweisung nicht entziehen. Macht Euch auf, und folgt mir in die neue Wohnung, die Euch künftig beherbergen soll!"

Die Brüder kannten nichts von Einwendungen gegen den Willen eines Priesters. Sie ergaben sich friedlich in den Aufschub ihrer Abreise und folgten ihrem Lehrmeister, bei dem der anvertraute Unterricht

nicht wenig Kenntniſſe und nicht wenig Stolz darauf vorausſetzen ließ.

Gylluspa, in einen weiten Schleier gehüllt, ſchwankte ihnen nach. Der Schmerz machte ſie ſtumm; ja ſelbſt dem Gefühl verſagte eine deutliche, verſtändliche Sprache. Sie wußte nicht, was ſie verloren, aber auch, was ihr wiedergegeben war, blieb ihr unbekannt. Zuletzt ſchien es ihr wohl eines feſten, anhaltenden Gedankens werth, daß ſie in Lassa blieb; ſie hing an ihm einen Augenblick, aber als er in ihr Herz ſchlug, und wie ein Feuerſtrahl ſie erwärmte, da blickte ſie auf; ihr Auge fiel in den Hof und auf ein Grab, in welches Prieſter eine blutige weiße Hülle ſenkten. Widerhallte vorher Maha-Guru's Name noch in ihrer Seele, ſo ſtieß ſie ihn jetzt zurück; denn ſelbſt ein liebendes Herz mußte ſeine draußen prangende, kraftloſe Allmacht mit Unwillen erfüllen. Wir überlaſſen Gylluspa auf einige Zeit ihrer Trauer, der Sorgfalt ihrer Väter und den klagenden Tönen ihrer Laute, dieſer ſchwachen Tröſterin des Schmerzes.

Schü-King war das Gegenbild Gylluspa's. Dieſe würde in Augenblicken der Gefahr niemals mit feſter Entſchloſſenheit haben auftreten können, wenn ſie auch wie jene die Situationen und die Mittel dazu beſeſſen hätte. Schü-King handelte energiſch, wenn ſie in den Fall kam, es thun zu müſſen. Von ihren Lippen war der Uebergang zum Arme ſchnell, wenn es galt, ihre Worte ins Werk zu ſetzen. Wenn die Frauen in den Lauf der Dinge eingreifen, ſo handeln ſie oft mit mehr

als männlicher Entschlossenheit, weil sie keine Rücksichten kennen, und die Schmeichelei ihnen die Verantwortlichkeit zu einer unbekannten Verpflichtung gemacht hat.

Es war billig, daß der Correspondent während seiner Abwesenheit die ganze Verwaltung seiner häuslichen Angelegenheiten dem wachsamen Auge seiner Schwester anvertraute. Aber er empfahl ihr beim Abschiede noch mehr. Er entwarf ihr ein Bild des Zustandes, in welchem er die Angelegenheiten Tibets und Lassa's zurückließ, und wurde von Schú-King darin oft unterbrochen, weil sie bald eine seiner falschen Angaben zu berichtigen, bald über Verhältnisse, die selbst dem Bruder noch zweifelhaft waren, die richtige Auskunft zu geben hatte. Sie kannte die Eifersucht, mit welcher ein Kloster das andere verfolgte, die üblen Nachreden, welche die verschiedenen Orden der Geistlichkeit hinter sich herstreuten; sie war vollkommen unterrichtet über den Zustand des Heers, wo ihr selbst die Statistik der Sattelgurte nicht unbekannt geblieben war, ja bis auf die kleinsten Erlebnisse des Tags erstreckte sich ihre Kenntniß; sie wußte, welche Frauen im Umkreise binnen drei Monaten niederkommen mußten, welche Eheverlöbnisse eingegangen waren, und auf wie lange Zeit der Nachbar im dritten Hause zur Linken sich Brod gebacken hatte; kurz der Correspondent konnte mit der gerechtesten Beruhigung die Thore der Stadt verlassen. Er umarmte seine Schwester mit aller Zärtlichkeit, und gab ihr die Versicherung, daß zwischen diesem Abschiede und der

Accolade des Wiederſehens nur der kurze Zeitraum einiger Wochen liegen würde.

Daß dieſe Reiſe ihrem mächtigen Bruder gefährlich ſeyn könne, fiel Schü-King erſt da aufs Herz, als die Wochen immer von neuem anfingen, ohne am Schluß die Reiſenden zurückzubringen. Tſchu-Kiang, der verliebte Oberſt, lief jeden Morgen in der Frühe, ſobald er nur mit ſeiner Toilette fertig geworden war, in das Haus ſeines gehofften Schwagers, weil er beſtimmt darauf gerechnet hatte, daß er dieſe Nacht, dann dieſe, dann wieder eine Nacht, endlich eingetroffen ſey. Aber die Thürſteher ſchüttelten ſchon in der Ferne den Kopf, ſo daß ihm recht bang wurde, und ihn nur die Complimente der Dienerſchaft daran erinnern konnten, ſich zu faſſen und aufrecht zu halten. Und wenn er des Tages über zu Schü-Kings Füſen ſaß, ſo trieb ihn jedes Geräuſch auf der Gaſſe ans Fenſter, oder eine plötzliche Ahnung und Caprice ſeiner Angebeteten zwang ihn, auf der Stelle bis in die fernſten Dörfer zu reiten, weil ſie den Bruder dort eben angekommen glaubte. Dem Oberſten mußte daher Alles daran gelegen ſeyn, daß der Correſpondent endlich wieder in ſeinen Wirkungskreis zurückkehrte.

Das Ausbleiben des Erſehnten wurde zuletzt ſo auffallend, daß die einzige Beruhigung nur noch darin lag, daß man ihn aufgab. Um jedes Aufſehen zu vermeiden, wurden die verſchwiegenſten Diener ins Vertrauen gezogen, und über das Land nach allen Richtungen geſchickt, um die Spur des Verlornen zu entdecken.

Schü-

Schü-King aber rief eines Morgens den Oberſten dicht in ihre Nähe, zerriß ihm die auf ſeiner Schulter mit Zierlichkeit gelegten Epaulettes von ſeidnen Atlasbändern, und ſagte: „Ich legte mich geſtern mit ſchwankenden Entſchlüſſen ins Bett, über Nacht ſind ſie gereift, und ich ſtand mit einem feſten, unwiderruflichen Vorhaben auf. Das Regiment von Tibet iſt eine Eroberung geworden, die Jeder machen kann. Ich kenne die Gedanken einiger übermüthigen Menſchen, welche wir zu fürchten haben, wenn wir die Zügel in Händen behalten wollen. Wer will mich hindern, im Auftrage meines Bruders zu handeln, wenn meine Thaten von Entſchloſſenheit und mein Wille von Muth zeugen? Ich mache mein Putzzimmer zum Mittelpunkt, um den ſich Alles in Tibet bewegen ſoll.“

Tſchu-Kiang war nur geſchaffen, fremde Gedanken anzuhören, nicht ſie zu prüfen. Am wenigſten würde Schü-King von ihm eine Billigung der ihrigen verlangt haben. Sie fuhr in ihrem Selbſtgeſpräche fort: „Die Klugheit,“ ſagte ſie, „kämpft nicht mit Pfeil und Bogen, ſondern mit Worten, die von Drohungen begleitet ſind, mit Handlungen, welche den Schein der Gefälligkeit annehmen, und mit Lügen, die zur rechten Zeit und in paſſender Verbindung angebracht werden. Die gewaltſamen Schläge ſchaden dem Hammer mehr, als dem Ambos. Durch weiſe und mäßige Berechnung ſind alle Ziele erreichbar. Warum ſollten dieſe Einſichten den Frauen verſagt ſeyn? Die Männer, welche ſo oft von ihren Weibern betrogen

werden, dürfen sich wohl kaum rühmen, daß nur ihnen die List und die Kunst der Verstellung beschieden ist."

Darauf begann Schü-King mit einer ausführlichen Darstellung der Verhältnisse, wie sie überall vorlägen, und welche Richtung sie ihnen geben müsse, um den Absichten ihres Bruders, auf den sie keineswegs noch zu hoffen unterließ, entgegen zu kommen. Nachdem sie dabei unzählige Male auf Ming-Ta-Lao, den General, zurückgekommen war, blieb sie beim Dalai Lama stehen.

„Dieser junge Mann," sagte sie mit sehr profanen Ausdrücken, „findet in seiner neuen Würde Alles, was sich in ihr nur suchen läßt, Bequemlichkeit, Ruhe, Gleichgültigkeit. Er hat nichts zu thun, als seine gnädigen Herablassungen zu studiren. Sein Leben ist eine fortwährende Uebung im Lächeln, und kein Wunder, wenn er es in dieser Kunst so weit bringt, daß sein Anblick unwiderstehlich wird. Er hat mich zu wiederholten Malen gesehen, ich habe ihm schlecht verhehlt, wie zärtlich ich für ihn empfinde; ich will aber niemals wieder vor sein Antlitz treten."

Tschu-Kiang mußte Dinge hören, die ihn folterten, aber Schü-King fügte zu seiner Beruhigung hinzu: „Auszeichnungen, welche man für Jeden bereit hat, sind es für Niemanden. Ich verwünsche dieses Lächeln des Lama, mit welchem er jede zahnlose Bauernfrau, welche ihre Eier auf dem Markte verkauft hat, und die Stadt nicht verlassen will, ohne ihn zu sehen, von weitem beglückt. Die Gleichgültigkeit dieses junge

Menschen würde jede Andere herausfordern, mir macht sie ihn zuwider."

Der Oberst rückte selbst mit einer Geschichte heraus, die man sich seit längerer Zeit in Lassa erzählte, und zum Theil auch Schü-Kings Ohr schon erreicht hatte. Es waren Vermuthungen über die Verhältnisse des Dalai Lama zu Gylluspa, der Tochter eines wegen Ketzerei hingerichteten Verbrechers. Sie kamen der Wahrheit ziemlich nahe, und waren hinreichend, wie sie den Verdacht der lauernden Priesterschaft schon erregt hatten, auch die Eifersucht eines ehrgeizigen Weibes zu steigern. Schü-King würde, wenn sie erfuhr, daß Maha-Guru, in ihren Augen der menschlichste Gott, den Reizen einer Andern den Vorrang gegeben hätte, ihn zwar nicht mit heftigerer Leidenschaft verfolgt, sich aber an dem Gegenstande seiner Hingebung empfindlich gerächt haben. Sie trug daher ihrem Anbeter auf, über diese Angelegenheiten weitere Erkundigungen einzuziehen.

Bei aller männlichen Energie mußte Schü-King doch dem Weibe unterliegen, wenn ihre Leidenschaften die Richtung auf Liebe und Besitz nahmen. Sie gerieth in einen Zustand der sinnlichsten Erregung, und schwankte zwischen den Umarmungen Tschu-Kiangs und der Theilnahme an einer Scene, für welche sie sich zuletzt entschied, und der wir die nachfolgende Schilderung widmen. Der Oberst wurde entlassen; und Schü-King eilte, so schnell es der verjüngte Maßstab ihrer Füße

erlaubte, in den hintern Hof, wo sie den Harem ihres Bruders betrat.

Im Harem war eine von vergoldeten Säulen getragene Halle das Gesellschaftszimmer der Frauen des Correspondenten. Hier mußten sie sich in der Frühe versammeln und die längste Zeit des Tages zubringen; denn die Chinesen wissen, daß die Einsamkeit den Frauen sehr schädlich ist, wenn man sie lebhaft, munter, gesellig erhalten will. Die Chinesen legen aber ihren Weibern auch noch andere Verbindlichkeiten auf. Sie wollen sie, wenn sie sie überraschen, nicht von den Armen des Müßiggangs umfangen antreffen, sondern entweder mit kunstvollen Handarbeiten beschäftigt, oder unter Büchern begraben, oder den Schreibpinsel in der Rechten und ein Stück Papier in der Linken. Auch für die Abwesenheit des Correspondenten blieb es das strengste Verbot, von dieser gewohnten Ordnung der Dinge abzuweichen.

Nichts desto weniger mußte die Verzögerung der endlichen Ankunft des Verreis'ten auf die Strenge, mit der man in Beobachtung seiner Befehle verfuhr, zurückwirken. Die Augen der verschnittenen Aufseher wurden kurzsichtiger, ihre Erinnerungspeitsche wurde nicht mehr in Wasser getaucht, die Unterrichts- und Gebet-Stunden erlitten ansehnliche Verkürzungen, und Scherz und Lust zog da ein, wo sonst nur eine Verleumdung, eine üble Nachrede, die Mißgunst und Eifersucht die Gemüther und die Lungen in Bewegung setzte. Man rief sich Sänger von der Straße herauf, man bestellte

ſich Tänzerinnen, welche den Weibern vortanzten, da ſie ſelbſt durch ihre kleinen Füße daran verhindert wurden, und wenn ſonſt nur ein einziger Palankin dafür beſtimmt war, die Frauen des Harems eine nach der andern abwechſelnd ſpazieren zu tragen, ſo brachte man jetzt deren ſechs und acht zuſammen, und zog in Karawanen auf das Land, ohne ſich dabei durch den Schleier viel verhindern zu laſſen, zu ſehen und geſehen zu werden. Der Garderobe-Aufſeher mußte die Feſttagskleider herausgeben, und als er ſie zurückverlangte, wurde er von einem verabredeten Gelächter empfangen. Man hätte ihm die Augen ausgekratzt, wenn er die Zurückgabe ernſtlich gewollt hätte. Er nahm aber ein Einſehen, und befolgte die Maxime der übrigen Inſpectoren, welche ſich alle dem weiblichen Deſpotismus unterwarfen, den Morgen um ſieben Uhr, den Abend um acht anfangen, die ſchriftlichen Penſa ſehr verkürzen, die Gedächtnißaufgaben gänzlich fallen lieſen, und ſelbſt für das Einſchleichen männlicher Geſellſchafter kein Auge gehabt hätten, wenn dieß anders auch vielleicht nicht geſchehen iſt.

Schü-King ſympathiſirte mit jeder Licenz, welche über gezogene Schranken und Befehle ſprang. So lange ſie in den Unordnungen des Harems nur das Lüften einer preſſenden läſtigen Kleidung ſah, ſo lange in ihr die erſte Gebieterin des weiblichen Lagers noch verehrt wurde, gab ſie gern den Ausbrüchen der Ungebundenheit und Freiheit nach. Sie warf den Mantel ihrer Nachſicht um die Ausſchweifungen des weiblichen Sans-

culottismus. Dieß that sie um so mehr, als sie eine Befriedigung ihrer Sinnlichkeit darin fand, an ihnen Theil zu nehmen. Zuweilen gab sie sich den äußersten Anregungen hin, die auf die Phantasie und die versteckteſten Gefühle nur wirken können.

Jetzt eilte sie über die mittlern Höfe, bis sie schon aus der Ferne das Geräusch vernahm, das aus den Räumen des Gesellschaftssaales schlug, und in den Höfen widerhallte. Man sang, man lachte, man klatschte in die Hände, in demselben Augenblick erhob eine Stimme ein Zetergeschrei, mehrere andre fielen ein, Parteien bildeten sich mit kreischenden Parolen; zu den Losungswörtern gesellten sich geschleuderte Nadelkissen, fliegende Fächer, zerschmetterte Stickrahmen, bis sich endlich die Aufseher dazwischen legen und vermitteln wollten. Dieß war aber nur das Signal, um Alle zu vereinigen. Die Parteien bildeten einen Phalanx, wenn es die Inspectorenkette zu durchbrechen galt. Diese wich, suchte den Rücken zu gewinnen, die Zöpfe in Sicherheit zu bringen, und Alles löſ'te sich in ein schallendes Gelächter auf.

Schü-Kings Eintritt in den Saal gab diesen Scenen wieder eine neue Wendung. Alle Weiber drangen auf sie ein, und überhäuften sie mit Liebkosungen und den zärtlichsten Grüßen. Die ältern Damen empfingen sie wie eine langjährige Freundin, und die jüngern, frische, liebliche Kinder, die noch von der Sonne des vorigen Sommers die Wellen des gelben Flusses be-

ſchienen geſehen hatten, drängten ſich mit zutraulicher Hingebung an ſie, und küßten zärtlich die Säume ihrer weiten Seidenärmel. Jede wußte ihrer Gebieterin etwas zu erzählen, das ſie ihrer Kenntniß für würdig hielt. Yeq-Jeq hatte zwei Stecknadeln gefunden und überſtrömte vor Freude; Hong-Niang ſchlug die Hände zuſammen, weil auf ihrem Zimmer die Blume Lan eine Knoſpe getrieben; Lo-Liang weinte, weil ſich ihr Schoß-Hündchen einen Splitter in den Fuß geritzt, und am Wundfieber kranke; Ye-King ſagte mit ſchelmiſchen Augen, daß ſie von einem Tempel der Pu-Kieu oder der allgemeinen Hülfe geträumt, daß ſie der Himmels-Königin Weihrauch geopfert habe, und ſeit einigen Tagen eine merkliche Verengerung ihrer Unterröcke ſpüre.

So floſſen unendliche Redeſtröme von mehr als dreimal fünf Lippen, und ſelbſt der Schmerz wurde eine Seligkeit, ſeitdem er ſich ausſprechen ließ. Allmählich aber ſtockten die Zungen, man fing an, ſich auf die Sprache der Augen zu beſchränken, und betrachtete, in die verſchiedenſten Gruppen zertheilt, abwechſelnd bald die Geneſſinnen, bald Schü-King, welche ihre ſtummen Blicke mit Schweigen erwiderte. Es ſchien, als würde allgemein etwas erwartet, das Eines gegen das Andere nicht auszuſprechen wagte. Schü-King, weidete ſich nicht an den bittenden, ſehnſüchtigen Mienen ihrer Umgebung, ſondern ſie ſchien dieſelben Wünſche zu theilen, vor ihrer Erfüllung aber wollüſtig zu erſchrecken. Dieſe Erfüllung lag jedoch in ihrer Hand.

Ein Kahlkopf ſtand ſchon lange an der Pforte, wie au
dem Sprunge, um augenblicklich die Befehle ſeiner G
bieterin ins Werk zu ſetzen. Alles blickte, währen
Schü-King niederſah und den wogenden Buſen hiel
auf den verſchmitzten Eunuchen, der mit verfängliche
Gebärden die zitternden Winke erwiderte und nur a
Schü-King wies, als den Schlüſſel eines Himmel
voller Seligkeiten. Endlich hob dieſe ihr Haupt, ſa
nach der Thür, fixirte den lauſchenden Diener, un
warf ihm ſo verliebte, ſchmachtende Zeichen zu, da
er hinausflog, und die Weiber in banger, taumelnde
Erwartung zurückließ.

Nach einigen Augenblicken kehrte der Eunuch mi
einer großen hölzernen Rundplatte zurück, welche e
auf den Händen trug. Es war ein Pfeifenbeſteck, da
in ſechszehn rings herumlaufenden Löchern eben ſo vie
Pfeifen von feinſtem, chineſiſchem Porzellan und in de
Mitte eine glühende Flamme enthielt, an welcher ſic
der Tabak anzünden ließ. Dieſer Moment war de
erſehnte, von Schü-King erflehte; ihm ſollten noc
größere Seligkeiten folgen. Die Weiber nahmen haſtig
von dem Brett eine Jede ihre Pfeife, ſahen mit einem
lüſternen Blick auf den gelben angefeuchteten Inhalt
des Kopfes, griffen nach einem Hölzchen, und waren
bald von balſamiſchen Rauchwolken umhüllt. Aber
welche ſonderbaren Stellungen nehmen unſre Freundin-
nen an! Sie haben Eine für die Andere das Auge und
jede Rückſicht verloren. Hat man je in einer lang aus-
geſtreckten Stellung Tabak geraucht? Dieſe Frauen

verſtehen das vielleicht nicht beſſer, oder ſie haben eine andere Abſicht, die wir nicht errathen können. Sie aber darum zu fragen, möchte ſchwerlich Erfolg haben; denn mit dem erſten Zuge aus der dampfenden Pfeife ſcheint bei Allen jede Theilnahme an der Außenwelt verſchwunden. In dem duftenden Wolkennebel herrſchte eine geheimnißvolle Stille. Alle Worte waren von der Zunge verbannt, und ſelbſt wenn die Rauchende auf einen Augenblick die Pfeife vom Munde nahm, blieb ſie lautlos und hatte für ihre Nachbarin weder eine Frage noch Antwort, wenn ſie wäre verlangt worden. Doch bald zogen durch dieſes Schweigen einzelne Laute, die von allen Stimmen nacheinander aufgefangen und wiedergegeben wurden. Es waren Seufzer der Erwartung, ein entzücktes Ach der Ueberraſchung. Ein leiſes, freies Athmen entrang ſich der tiefſten Bruſt; dieſer Hauch ſchien ſeine Arme auszubreiten, und die ganze Welt der Erinnerungen und Hoffnungen zu ſich heranzuziehen. Es war, als ſtürbe dieſer Athem an der Gröſſe ſeiner Sehnſucht einen ſeligen Tod. Denn auf Augenblicke trat das Schweigen wieder ein, die Pfeifen dampften glühender, die Wolken ſtiegen undurchſichtiger.

Dieſe Abwechſelung kehrte zu öftern Malen wieder; doch verkürzten ſich die Intervalle zwiſchen den Pauſen und der leiſen, athmenden Muſik dieſer in Seligkeiten aufgelöſ'ten ſechszehn Weiber. Die Entzückungen wurden anhaltender, die innere Wolluſt machte ſich mit lauten Worten kund, der Tabak in den Pfeifen verglomm,

die Chineſinnen lagen mit ausgeſtreckten Armen und geſchloſſenen Augen auf ihren Polſterkiſſen. Die einzelnen Worte in dem Munde der Einzelnen gewinnen einen Zuſammenhang; die tollſten Phantaſien ſchwirren durch den Saal; Nord und Süd, Feuer und Waſſer, Liebe und Entſagung verwirren ſich in einander; es gibt keine Wünſche, keine Hoffnungen, keine Träume mehr; die Götter ſteigen von ihren Wohnungen herab, und öffnen alle Seligkeiten aller Himmel.

Yeu-Jeu, dieſelbe welche vor einer halben Stunde über zwei gefundene Stecknadeln ſich die Hände vor Freude wund klatſchte, war vielleicht die ſchönſte unter den Weibern des Correſpondenten; die jüngſte war ſie ohne allen Zweifel. Ihre Träume rannen zuerſt zu einem vollſtändigen Sinne zuſammen. Ein Gott ſprach aus ihrem Innern, nur bediente er ſich ihrer hellen, zarten, kindiſchen Stimme, ſo daß die ungeheure Gewalt der Empfindung und Vorſtellung gegen den Ton, in den ſie ausbrach, ſeltſam lächerlich abſtach. „Ach, wie ſchnell," rief ſie, „tragen mich die Flügel durch die Tage und Nächte, welche ich brauchte, um in dieſe kalten Gegenden zu kommen! Ich fliege wie der Vogel Peng, welcher hunderttauſend Li in einem Fluge macht. Ich ſehe Wogen, weiß wie der Schnee, bis zum Himmel hinaufblitzen; die tauſend Blumenbeete von Lo-Yang entfalten, von dieſem Schnee benetzt, ihre Kelche. Ach, dieſe gelben Fluthen ſind das Bett eines heimathlichen Hoang-ho. Ich ſehe dich wieder, Tſchang-Kong, die Leuchte meiner Seele! Ich zweifle nicht dar-

an, daß du jetzt dein Examen beſtanden und die Würde eines graduirten Doctors erlangt haſt. Du warſt in allen Königreichen, welche der naſſe Gürtel deſſelben Fluſſes umgibt, der Fleißigſte. Ja, mein Geliebter war ſo fleißig, daß er durch ſeinen Eifer ein eiſernes Dintenfaß aufgerieben hätte. Er hat alle claſſiſchen Schriftſteller ſtudirt! Er war wie der Wurm, der mitten in Büchern lebt, und es nie ſatt wird, ſie zu verzehren. Auch die Nächte verwandte er auf ſeine Studien; wenn er kein Licht bezahlen konnte, ſo las er bei dem Dämmerſcheine des Schnees, der durchs Fenſter fiel, oder im Sommer bei dem funkelnden Lichte, welches der Glühkäfer um ſich verbreitet. O wie ſelig bin ich, daß ich meinen treuen Freund, den Doctor, in meine Arme ſchließe!"

Die Worte, welche ihre Nachbarin ausſprach, kamen etwa auf folgende Phantaſie zurück: „Es müßte gar keinen neunten Himmel geben, wenn ich mich nicht jetzt in ihm befände. Das muß wahr ſeyn: mein Gemahl iſt der ſchönſte Mann in Peking, und da Peking die Blume aller Städte iſt, ſo iſt er auch der ſchönſte in allen Königreichen, deren Namen herzuzählen ich jetzt gar keine Zeit habe. Er iſt Vicepräſident am Ober-Ceremonien-Gerichtshofe, und hat ein Syſtem der feinen Lebensart herausgegeben, nach welchem ich mich hauptſächlich gebildet habe. Ach, dieſer Mann lebte nur in Complimenten; ſelbſt wenn er des Abends in meine Kammer trat, ſo löſ'te er niemals meinen Gürtel, ohne mir etwas Schmeichelhaftes zu ſagen.

Muß ich mich aber nicht überaus glücklich schätzen, d
der Vicepräsident jetzt hinter mir sieht, und die mei
sche Art, meinen Zopf aufzustecken, mit dem Beif
eines Kenners beehrt! O, mein Tsui, wie freue i
mich, daß ich deinen Tod ohne alle Ursache beklagt hab
Wie konnt' ich auch glauben, daß du an einer Lebe
verhärtung gestorben bist! Ich hielt mich eine Zeit lan
für sehr verlassen, und sang täglich nach der Arie de
Chang-Hoa-Chi: mein Gemahl ist gestorben, und sein
ansehnliche Pension als Vicepräsident ist ihm nach
gefolgt! Ich sehe aber, daß dieß ohne allen Grun
war, denn sonst würdest du mich nicht mit deinen Kü
sen bedecken!"

Eine Dritte erging sich ungefähr in diese Träume
„Gestern waren meine Thränen noch geröthet, wie d
des Vogels Tü-Kiüen, üüd wenn der Nord-Ostwind i
meinen Ohren saus'te, so verwünschte ich ihn. Ich
war einst keine gewöhnliche Schauspielerin, wenn an
ders eine Anerkennung darin liegt, daß das Publicum
sich nach der Vorstellung um meinen Palankin drängte
um mich in mein Quartier zu tragen. Die Schau
spiel-Directoren hatten mich lieber als andere Lieb
haberinnen, weil ich das Chinesische der Mandarinen
vortrefflich sprach, und nichts in meiner Stimme an
den Dialekt von Fokien erinnerte. Aber mein Glück
ruinirte mich. Ein Obertribunals-Rath hatte sich
für meinen Anbeter erklärt, und überhäufte mich mit
Zärtlichkeiten, die ich nicht zurückweisen konnte. Ich
liebte ihn auch mehr als meine Seele; denn ich schenkte

ihm meine Seele. Dieser Freudenkelch wurde bald vom Schicksal vergiftet. An einem schönen Frühlingstage besuchte mich die Gemahlin des Obertribunals-Rathes, schlug mich mit einem Bambusstocke so jämmerlich, daß ich auf dem Rücken noch blaue Flecken davon trage, und machte ihrem Manne den Proceß. Ich mußte fliehen und habe meinen Liebhaber seit Jahren heute zum ersten Male wiedergesehen. Wie ich ihn anbete! Ich singe nach der Arie Ki-Sing-Tsae die Stelle, welche mir aus dem westlichen Pavillon noch einfällt: das harmonische Geräusch der kostbaren Steine, welche an seinem Gürtel hangen, nähert sich immer mehr. Jetzt verbirgt das perlengeschmückte Gitterfenster die Pfirsichblüthe seines Antlitzes; jetzt läßt es mich ihn wiederschauen, den Helden aus dem Paradiese des Wou-Ling. Man könnte sagen: dieß ist der Obertribunals-Rath aus Peking, dessen Frau mich geschlagen hat; ich aber sage: nein, es ist die Sonne, die im östlichen Meere glänzt; es ist ein edles Roß, unter dessen Sattel ich mich sehnsüchtig schmiegen möchte. Ach! Kiun-Chui, ich bin die glücklichste Schauspielerin, die jemals einen Mann gefunden hat, der ihre Reize zu würdigen versteht!"

Diese Exaltationen wurden durch Opium hervorgerufen, mit welchem der verrauchte Tabak angefeuchtet war. Die Betäubten brachen alle in die wahnwitzigsten Träume aus, in denen das Kühnste in Erfüllung und das Entfernteste in die Nähe trat. Es gab in ihren Phantasien nichts mehr, dessen Be-

ſitz über ihren Wünſchen hinausgelegen hätte; alle Scheidewände waren aufgehoben, und die Seligkeit des Himmels war das Bett, auf welchem ſie ſchwelgten. Eine völlige Abſpannung folgte endlich dieſen Ausſchweifungen. Es währte nicht lange, ſo lag der ganze Harem in den tiefſten Schlaf verſunken.

# Drittes Capitel.

Ahriman iſt der in Laſtern verſchlungene Gott mit langen Knien und langer Zunge, ein Nichts des Guten, der aus ſich ſelbſt lebt, und ohnmächtig. Denn wenn ihn glühende Metallſtröme ausgebrannt, wird auch er heilig werden, Ormuzd loben und das himmliſche Wort reden: Aveſta!

Vendidad.

Schütteln wir den Staub von unſern Füßen! Wir treten wieder dem Dalai Lama unter die Augen, die uns auf keinen Augenblick verloren hatten. Allem, wovon die Erzählung berichtete, als ſey es in ſeiner Abweſenheit geſchehen, wohnte er nach der Fülle ſeiner Allgegenwart bei; und nur die Rückſicht auf ſeine indiſche Erſcheinung verbot ihm, ſich mit allen Ereigniſſen, von denen ſelbſt eines gegen ihn gerichtet war, in Zuſammenhang zu ſetzen. Menſchliche Leidenſchaften, welche Feinde gegen ihn werben wollten, mußten ihm ihrer Natur nach unverſtändlich bleiben. Das eigne Gelüſt iſt das Gewicht, welches der Menſch auf die Wagſchale ſeiner Entſchließungen legt; der Himmel legt das Schwert der Gerechtigkeit dagegen, wenn die Tugend von dem Verbrechen überwogen wird.

Maha Guru's Seele war zerriſſen. Den Einklang ſeiner Wünſche und Gefühle ſtörten die Hinderniſſe, welche ſich jenen entgegenſtellten, und mannichfache Eindrücke, welche dieſe verbitterten. So

weit seine Hand auch reichte, so wußte er doch, daß sie nicht immer Schutz gewähren konnte, wenn sie darum angefleht wurde. Er sah, wie man seinem allwissenden Auge die Dinge in Wolkennebeln entzog. Ach, er fühlte es nur zu gut, daß es allmächtigere Banden gab, mit welchen ihn die Vermessenheit und die frevelhafteste Herrschsucht in willenlose Unthätigkeit schlug!

Die knechtische Verehrung, welche die nicht gerechnete Menge mit dumpfer Gedankenlosigkeit dem erhabenen Jünglinge opferte, konnte ihm noch auf Augenblicke den Glauben an sich selbst wieder geben; aber zuletzt blieb sie doch ein zu schwaches Gegenmittel, um alle aufschießenden Zweifel niederzuhalten. Diese finstere Anbetung diente jetzt vielmehr dazu, den Contrast zwischen einem Scheine von Wahrheit und der offenbaren Lüge ins Licht zu stellen, und Maha Guru's Lage ihm unerträglicher zu machen. Jede Anrufung seiner Allmacht war die peinlichste Erinnerung an seine Hülflosigkeit. Jede Präsumtion einer göttlichen Eigenschaft, welche den frommen Leuten vor seiner Herrlichkeit das Knie beugte, erregte in ihm ein Gefühl, das zwischen Verlegenheit und Entrüstung in unbestimmter Mitte schwankte. Maha Guru war zu lange dem Leben entzogen gewesen, die Gewöhnung an die gesellschaftlichen Kreise des menschlichen Zusammenlebens füllte einen so engen Raum seiner Jugendjahre, sein ganzes Daseyn endlich war zu sehr von den Anschauungen der Welt unter dem

Ge-

Geſichtspunkte des Himmels und ſeines Zuſammenhanges mit dem Regimente deſſelben gefärbt, daß er nicht anders konnte, als auch in dieſen feindſeligen Verhältniſſen, welche ihm ſeine Würde ſo ungenießbar und ungenoſſen machten, eine Phaſe der göttlichen Offenbarung ſehen. Gewöhnt an die Geſchichten der Götter und ihrer Kämpfe, hielt er dafür, daß die feindlichen Gewalten, welche jenſeits der ſieben Hügel oder der ſieben Meere des Righiel Lumbo wohnen, und den wunderbaren Baum Zampuh ſchon ſeit Jahrtauſenden unterwühlen, auch gegen ihn mit allen Irrungen und Täuſchungen, welche den Göttern des Lichts nur zu Gebote ſtehen, ausgezogen ſeyen. Die Unbehaglichkeit, welche ihn ſo peinigte, hielt er für den Drang und die Hitze eines Kampfes, in welchem er ſich nothwendig befände; und er zweifelte nicht, bald die glänzendſten Siege über ſeine Feinde und ſeine eigne Unmacht davon zu tragen.

Bei dieſem Glauben mußten dem Lama die Anmaßungen der Prieſterſchaft und die Zumuthungen der fremden Dränger in einem beſondern Lichte erſcheinen. Er ertrug alle Ausbrüche der Leidenſchaften, welche in ſeiner unmittelbarſten Nähe ſich um ihn her drängten, und ſich zuletzt meiſt ihn nur immer wechſelſeitig zum Opfer brachten, als gält' es eine der herbſten Prüfungen auszuhalten, die er in ſeinen Vorbereitungsjahren mit Unrecht glaubte ſchon hinlänglich beſtanden zu haben. Er ahnete, daß eine höhere Macht ſeinem Verhalten bei dieſen Kämpfen

tauschte, und in Augenblicken wiedergekehrter, seliger Wonne wußte er, daß diese höhere Macht nur seine eigene unläugbare, unsterbliche Lamaität war. Wär' es den Menschen angeboren, für Götter gehalten zu werden, könnten sie jemals bei gewissen Regungen, die man empfunden haben muß, um von ihnen zu reden, über diese Meinung in Zweifel gerathen? Um wie viel weniger konnte Maha Guru seinem Gefühle mißtrauen, da er, ein Jüngling von hoher und edler Seele, in den Mysterien des Geistes forschte, und den Regungen der Liebe und des Wohlwollens zugänglich war? Dazu kam, daß ihn das Vorrecht der allgemeinen Anerkennung als des Einzigen in seiner Macht traf. Es störte ihn niemals der Gedanke, daß aller Welt an dem Rechte, sich der Ewigkeit gleichzustellen, eine gleiche Theilnahme gebühre. Alle Erhebung der menschlichen Seele war nur für ihn da, nur ihm schlossen sich die Pforten des Himmels auf, er wußte nicht, daß die Offenbarung der Gottheit an alle menschlichen Wesen ergangen war. Darin liegt der Zauber, der den Wahn eines einzigen Menschen gefangen halten kann. Ueberall, wo eine gleiche Vertheilung der Gaben gelehrt wird, sind die Propheten selten. Die Gemeinschaftlichkeit setzt den Genuß der Güter in ihrem Werthe herab; und ich kenne nur Einen Besitz, welchem es noch nie geschadet hat, daß wir ihn mit Andern theilen müssen. Dieß ist der Ruhm.

Der Schaman war vor seinen Bruder getreten. Ein langer Zeitraum lag zwischen der letzten Begegnung und diesem Wiedersehen, und in keiner Zeit hätte

ſich für beide Beklagenswertheres ereignen können. Der Schaman hatte zweifach den Glauben an ſeinen Bruder verloren. Er hielt ihn für Menſch genug, um ihm auch die letzten Lichtſtreifen ſeiner Würde zu nehmen, und ſich mit ſeinen Feinden gegen ihn zu verbinden; und dennoch lag in ihm ein heftiger Groll, daß der Gott ein Weſen geopfert hatte, das zu retten nur die Folge eines Winks von ihm, nicht einmal eines Spruchs geweſen wäre. Maha Guru wußte, welche Anklage in dem finſtern Blicke des Bruders lag. Er wünſchte, daß er ſich gegen ſie vertheidigen könnte; aber ach! es gab für ihn ſchon ſo viele Wünſche, deren Echo niemals ihre Erfüllung ſeyn wollte.

„Was ſind die Verſprechungen der Mächtigen!“ klagte der Schaman; „weil ſie Allen gefallen wollen, ſo ſind ſie Jedem zu dienen bereit. Sie opfern dem Einen dieſelben Menſchen auf, welche ſie dem Andern eben zu ſchützen verſprachen. Ich ziehe die Gerechtigkeit der Götter ihrer Güte und Liebe vor.“

Maha Guru ſeufzte tief auf; denn wie herrlich er auch antwortete, ſo ließ ſich die Kataſtrophe Hali-Jonas doch nicht damit ungeſchehen machen. Er antwortete aber gar nicht.

„Meine Tritte führen mich aus dem Gefängniſſe Gviluspa's her,“ fuhr der Schaman fort; „die unverſiegbaren Thränen werden der Armen das Licht ihrer Augen rauben. Kann es für ſie einen Troſt geben, da ſie außer dem Tode ihres Vaters auch den ihrer Freunde zu beweinen hat? Jedes ihrer Worte iſt ein ſehnſüchti-

der Seufzer um ihre Lieben, die für sie geschieden sind; und weil sie dennoch leben, eine Anklage, von der sich weder ich noch du reinigen können."

Der Dalai Lama ist Zeit seines Lebens im Gespräch nur zum Sitzen angewiesen, weil es für ihn keine Affecte geben kann. Maha Guru war vielleicht der Erste, welcher der Sitte Trotz bot. Der Schmerz jagte ihn vom Polster auf, er maß den Saal mit weiten Schritten und sank erschöpft in die Arme seines Bruders.

„O du theures Licht meiner Seele!" rief dieser, von dem Anblick erschüttert; „der Raum der Zukunft läßt sich nicht nach den engen Schranken der Gegenwart messen. Mit tausend Möglichkeiten läßt er sich erfüllen; ein rascher Entschluß, und wir schreiben uns selbst die Loose unsrer Zukunft."

„Was können die Umstände von mir fordern," fragte Maha Guru, „um ihrer Meister zu werden? Ich gebiete nicht über das Reich des Todes, und kann für Gylluspa den todten Vater nicht wieder ins Leben zurückrufen."

Der Schaman antwortete: „Aber dich selbst kannst du ihr zum Opfer bringen. Alle Reichthümer, welche dir zu Gebote stehen, magst du denen schenken, welche ihrer bedürftig sind. Gylluspa bedarf nur deiner."

„Was soll ich thun?" war des Gottes zweifelnde Frage.

„Zerbrich die Ketten, welche dich an den Himmel geschmiedet halten! Schleudre deinen Scepter über alle Sphären, daß sie zurückweichen und dir eine Straße

bilden. Breite deinen Königsmantel über die Sonne, daß du auf ihm zur Erde niedersteigst! Der fürchterliche Augenblick der Weltschöpfung aus dem Chaos wird wiederkehren. Cenresi, der Gott des Schicksals, wird einen heftigen Sturm erregen, und zahllose Wolken, die er herbeiruft, werden brausende Wasserströme entladen. Die vier großen Welten werden sich von dem All losreißen, die Menschenwelt wird auf die der Riesen, die Welt der Kühe auf die der seelenlosen Menschen fallen. Durch den Garten des Paradieses wird ein so rauher Wind wehen, daß die Blätter der Tangbäume verwelken und sich die Quellen der Unsterblichkeit trüben. Ich zittere vor diesem Tage, und doch beschwör' ich dich, ihn herbei zu rufen!"

Das Gewölbe des Zimmers brach nicht zusammen, die Wolken des Himmels entluden keine Blitze, welche die frevelnde Zunge gelähmt hätten; sondern Maha Baru blickte nachdenkend vor sich hin, und sprach, wie in einen Traum versunken: „Ich habe der Erde das Wort gegeben, und sie hält mir nicht das ihrige! Rio, der Gott des Gesetzes, flog in den Leib der Thamoahnpruk, trat dann durch die rechte Seite dieser Königin in die Welt und wurde hinfort Xaka genannt. Der Wanderungen, welche die Gottheit zu machen hat, sind unzählige."

Der Schaman nahm diese Aeußerungen von der menschlichsten Seite, und suchte den Gedankengang seines Bruders zu ebnen, indem er sprach: „Wenn in dir ein Funke des göttlichen Lebens wohnt, so kann er

dich nicht verlaſſen, ſelbſt wenn du in die tiefſten A
gründe des Meeres ſtiegeſt. An dieſe Polſter, weld
dort aufgethürmt liegen und eher für einen Thron d
Unmacht gelten könnten, iſt die Majeſtät der Got
heit nicht geknüpft. Sie waltet überall, wo im Gra
dein Fußtritt rauſcht.“

Der Augenblick war noch nicht erſchienen, wo ſi
Maha Guru auf dem Wendepunkte ſeines Entſchluſſ
befand. Noch blieb ſeinem Bruder die ſüßeſte Ho
nung unbenommen, noch hatte der Gott keine Schwäc
blicken laſſen. Zuletzt ſtieß aber die Unvorſichtigkeit d
Rathgebers alle Erwartungen um. Es war die ve
fehlteſte Maßregel, welche der Schaman nur einſchl
fehlteſte Maßregel, welche der Schaman nur einſchla-
gen konnte, als er den preisgegebenen Zuſtand mit dem
neuen, von ihm empfohlenen zu vergleichen anfing, und
den letztern mit Farben ausmalte, welche den irdiſchen
Anſchauungen, glühenden Leidenſchaften und ungöttlichen
Begierden entnommen waren. Der Schaman glaubte,
daß ſeinen Bruder nichts mehr beſtimmen würde, als
ein Gemälde des künftigen, im gemeinſchaftlichen Be-
ſitze Gylluspa's genoſſenen häuslichen Glückes, und
begann deßhalb: „O Maha Guru, du Endſylbe al-
ler meiner Gedanken, wie mal' ich dir die Seligkeit,
wenn ich dich, den Menſchgewordenen, in Gylluspa's
überraſchte Arme zurückführe! Alle Vorwürfe, die ſich
ſeit dieſen Tagen auf ihre roſigen Lippen gelagert haben,
wird der ſanfte Hauch deines Athems in berauſchte be-
bende Küſſe auflöſen! Obſchon ich früher, als du, den
Leib unſrer Mutter verließ, ſo geſteh' ich dir doch alle

Rechte zu, die mir bei den Umarmungen unſers Weibes gebührten. Gylluspa wird dich ihren Augapfel nennen, und mich nur die Wimpern, welche ihn beſchatten. Sie wird mich mit der Sorgfalt eines reichen Mannes behandeln, welche dieſer auf ein Schloß verwendet, das ſeinen Schatz geſichert hält. Alles, was euch Beide einen Tag über erfreute, werd' ich für die Nacht verweikt, entknoſpet, zerriſſen, verwittert und abgerieben erhalten. Ich darf mich dabei wohl befinden; denn ich kenne zwiſchen der Liebe zu Gylluspa und der Anhänglichkeit an dich keine Gränzen. Ich bin mit dem Schatten des Glücks zufrieden, wenn das Glück ſelbſt auf dem Spiele ſteht."

Maha Guru war in dieſem Augenblicke wieder mit Leib und Seele Dalai Lama. Wenn ihm vielleicht zuvor die Rathſchläge ſeines Bruders vernehmlich geſchienen hatten, ſo waren ſie dieß ſo lange, als ſie ſich an die Unmacht, die Zweifel und die Freiheit des Gottes anknüpften. Als ſie aber für den Verluſt der Unſterblichkeit eine Art von Erſatz boten, als der Schaman die Hand öffnete und in ihr nichts als der Vertrag einer idylliſchen Ehe lag, als die dem Lama während ſeiner ganzen Erziehung zur Natur gewordene Gleichgültigkeit gegen das Körperliche und Sinnliche ihm in den gemachten Anerbietungen weder etwas Wünſchenswerthes noch etwas Würdiges ſehen ließ, da ſaß er lange wieder auf ſeinem Polſterthrone, das gelbſeidene, drachengeſtickte Gewand um ſeine Schulter wallend, die Hände und die Füße übereinander geſchlagen, die Mütze cylinderförmig

über ſeinem Scheitel ſich erhebend, ſein Haar in ſteife, lange Zöpfe geflochten, um den verhüllten Hals ein Roſenkranz, von dem einzelne Kugeln aus dem Kleide hervorſahen, in allen ſeinen Gebärden und in ſeinem ernſten, tiefen Schweigen Dalai Lama, der ſichtbare Gott der Tibetaner. Der Schaman ſchwankte. Noch klang das abgebrochene Geſpräch in ſeinem Ohre wider, und doch war Alles ſtill und feierlich um ihn; die Wände ſchienen verwundert auf ihn herabzuſehen, der unbewegliche, ſtumme Lama ſaß wie ein Pagode vor einem reuigen Verbrecher, der ſeine Gnade anfleht. Betäubt von dieſer plötzlichen Veränderung warf er ſich neunmal zu Boden, benetzte die Stirn mit dem Staube dieſes heiligſten aller Heiligthümer, und verließ den Palaſt, noch die Treppen auf den Knieen hinabrutſchend.

Ich ſtand einmal in dem Vorzimmer eines Miniſters. Die Thür öffnete ſich und der gnädige Wink des Kammerdieners rief mich zu dem allmächtigen Manne hinein. Ich ließ es an Höflichkeit nicht fehlen, meine Verbeugungen waren eben ſo abgemeſſen, als der Zwiſchenraum, in welchem ich mich von der rechten Hand des Fürſten hielt. Aber in meinen Worten lag etwas Aufrechtes und Offenes, meine Gedanken waren höher, als das landesübliche Recrutenmaß; ich ſprach von den Reſultaten, die ich meinen Studien verdankte, von einer gewiſſen Unabhängigkeit der Meinung, welche die einzige Feſſel ware, welche ich mir anlegen ließe, und verlangte zuletzt, daß ich in der Staatsmaſchine eine Stellung erhielt, die meinen Talenten und Einſichten

angemeſſen wäre. Man kennt unſre Miniſter nicht, wenn man glaubt, der Mann habe mich die Treppe hinunterwerfen laſſen. Er beſaß Geduld genug, mich anzuhören, ja er ging noch weiter, er wollte meine Fähigkeiten für eine Sache gewinnen, die ihm beſſer ſchien. Das Syſtem, welches ich in meinem Avertiſſement verſteckt angegriffen hatte, war ſeine Ueberzeugung. Ich war damals noch blutjung, voller Ehrfurcht vor ergrauten Erfahrungen, hörte mit Andacht auf die Lehren, die dem beredteſten Munde entfloſſen und ſchied mit gebrochenen Flügeln, geſtutztem Kamme, jede einzelne Stufe der Treppe zählend. Der Concierge zieht den Thürdrücker auf, ich ſtehe auf der offenen Straße, und ſchöpfe endlich wieder freie Luft. Die Milchverkäufer rufen ihre Sachen aus; die Sandhändler ſtreuten den Vorübergehenden mit gellender Stimme Sand in die Ohren; Carroſſen flogen über das funkenſprühende Steinpflaſter; ein Tuchhändler reichte ſeinen Kunden mit freundlicher Miene eine Priſe; ein Induſtrieritter ſuchte in ſeinen Rocktaſchen und fand nur ein ungeheures Loch darin; zwei Hunde unterſuchten wechſelſeitig, zu welchem Geſchlechte ſie gehörten, und ein freundliches Mädchen rief hinter einem Fenſtervorhange den einen zu ſich hinauf; eine weißbauchige Schwalbe ſchoß an den Häuſern blitzſchnell vorbei; ein Mann trug etwas Verdecktes unterm Arm; die Straſſenrinnen waren alle mit Gras bewachſen; die Häuſer hatten jedes ſeine Nummer auf einem blauen Schilde; ich hatte einen Hut auf dem Kopfe, und am linken Zehen drückte mich der Schuh,

und unterm rechten Arm war mir am Rock die Nath etwas aufgerissen; ich kaufte mir ein Bund Eckposen und ein Buch unbeschnittenes Patentpapier und zwei Orangen und einen neuen Uhrschlüssel, weil ich den alten gestern verloren, und hundert Zündhölzer für mein Feuerzeug und eine Reitpeitsche, und einen Monat später schickte ich an Herrn Campe in Hamburg meine Narrenbriefe.

Der Eindruck, welchen Maha Guru's majestätische Weigerung auf den Schamanen machte, war bald verschwunden. Wenn die jüngste Unterredung irgend etwas in seinen Entschlüssen hätte wankend machen können, so ließ es die zurückgekehrte Gewöhnung des alltäglichen Lebens, gegen welches der Lama ein Fabel war, sogleich wieder in den Hintergrund treten.

„Wie beklag' ich es," sagte er zu sich selbst, „daß auf meinen Lippen der Zauber der Ueberredung nicht liegt! Ein friedlicher Act hätte der gewaltsamsten Katastrophe zuvorkommen können; die Erde würde nicht dieß seltene Schauspiel erlebt haben, daß ein Bruder die Macht des andern untergräbt, und eine sichre Hoffnung hätte einige wenige Menschen beglückt, die jetzt von der Zukunft nur die schwächsten Lichtstreifen sehen. Der Augenblick der Verwirrung, wenn er über diese sorglose Stadt hereinbricht, ist nicht in meiner Gewalt; die zweideutige Rolle, welche ich spiele, nimmt mir die Zeit, mich dann einem Geschäft ausschließlich hinzugeben. Die Rettung meines Bruders könnte die Rettung Gylluspa's verzögern. Welche Wahl bleibt mir

noch übrig? Ich muß die letzten Versuche daran setzen, das Auge meiner Seele in Sicherheit zu bringen.“

Der Schaman zog den Weg des Gesetzes seiner eigenen Willkür vor, weil er für die Folgen des erstern nicht einzustehen brauchte. Er ging in die Wohnung des Mannes, der während der Abwesenheit des Correspondenten mit dem größten Ansehen in Lassa bekleidet war, zu Ming-Ta-Lao, dem General der chinesischen Cavallerie. Der General befand sich nicht in seiner Wohnung. Die Diener meldeten, daß er auf dem Exercirplatze bei den chinesischen Casernen militärischen Uebungen beiwohne. Ein Anderer würde ihn dort schwerlich aufgesucht haben; aber der Schaman sagte: „So wahr die Tibetaner von den Affen abstammen, ich fürchte mich vor den Zöpfen der Chinesen nicht!“

Im Hofe der Caserne war der General in der That damit beschäftigt, mehrere Pikets vor seinem Kennerauge ein Evolutionsmanöuvre machen zu lassen. Er schien nicht in jeder Hinsicht befriedigt zu seyn, sondern hatte bald hier, bald dort etwas auszusetzen. Besonders gab ihm Oberst Tschu-Kiang mannichfache Gelegenheit zur Klage. Bald ritt ihm dieser zu schnell, bald zu langsam, dann schwenkte er ihm falsch, dann blieb er ihm zu weit hinter der Fronte, kurz des Generals Flügeladjutant war in beständigem Fluge, aus dem erbitterten Munde des Generals einen Vorwurf über den andern in des Obersten geärgertes Ohr zu tragen. Ja, der General war jetzt nahe daran, die freie Luft zum Ueberbringen seiner Erinnerungen zu gebrauchen, und

den Obersten im Angesichte des ganzen Armeecorps an den Pranger zu stellen.

Die Chinesen verlassen ihr Abschliessungssystem auch im Auslande nicht. Das Erscheinen eines Fremden in dem Casernenhofe wurde sogleich mit gezogenen Pallaschen empfangen. Einige reitende Wachtposten sprengten auf den Schamanen ein, um ihn aus dem Raume zu verjagen. Doch liess er sich nicht zurückschrecken, verlangte den General zu sprechen, und machte sich diesem in der Ferne so verständlich, daß er ohne weiteres zu ihm gerufen wurde.

„Ich müßte den Himmel wenig kennen," empfing der General den Ankömmling, „wenn mir seine Verwandten fremd wären. Du bist der Bruder des Lama, und ich bin darum immer erstaunt gewesen, wie du mit den Söhnen China's so vertraut seyn kannst? Was erfährt man von deinem Freunde, meinem ehrenwerthen Collegen? Ich lasse mich herab, den Correspondenten einen Collegen zu nennen, obschon ich ihm eben so an Verstand als an Rang überlegen bin."

Das auffallende Verschwinden des Correspondenten war Stadtgespräch. Ehe zwei Bekannte, welche sich begegneten, noch von ihrer Verbeugung sich aufgerichtet hatten, bestürmten sie sich schon mit der wechselseitigen Frage, ob über den Verschollenen noch immer nichts Gewisses verlaute. Der Schaman, in der demüthigsten Stellung vor dem General verharrend, sagte: „Es gehen über das Schicksal dieses Mannes mehrfache Gerüchte, die alle auf ein grosses Unglück

herauskommen. Er müſte ſechs Körper haben, wenn er alle die Todesfälle erlitten hätte, welche man ihm nacherzählt. Geſtern war er nach einer Ausſage von einem Felſen geſtürzt; nach der andern iſt er bei Nacht in den Fluß Dſanagbo hinein geritten; heute hat ihn die Sage aus allen dieſen Fährlichkeiten gerettet, ihn dafür aber von einem wilden Stiere aufſpieſen laſſen; ſodann iſt er unter einem Baum an ſeinem Zopfe hängen geblieben, als ſein Pferd mit ihm durchging; auch behaupten Einige, die ſich an dieß letztere Gerücht halten, daß er weniger am Hängen als am Verluſt ſeines Zopfes, den ihm ſeine Schwere ausgeriſſen, geſtorben ſey. Ich ſchweige davon, daß die Phantaſie ſogar Löwen und Schlangen in unſre kalten Gegenden gedichtet hat, um jenen Mann nur recht außerordentlich enden zu laſſen. Dieß iſt Alles, was ich Euch über eine verſchwundene Zierde des himmliſchen Reichs mittheilen kann.“

„Möge der Himmel ihm eine glückliche Verweſung ſchenken!“ ſagte der General andächtig; „ich will nicht ſagen, daß ich in des Mannes Stelle trete, obſchon ich eben ſo geſchickt dazu wäre, wie er ungeſchickt, die meine zu übernehmen. Aber bis ſein Nichts durch eine andere Leerheit erſetzt wird, hab' ich die Pflicht, den Sattel einſtweilen von meinen Pferden zu nehmen, und ihn auf die Rieſenberge dieſes Landes, das Rückarat der Erde, zu legen. Alles wird gut ſtehen, wenn man dann nicht weiß, ob man das Pferd oder den Reuter mehr loben ſoll.“

„O du warst schon lange," entgegnete der Scha-
man, „der einzig weise Gedanke in einem Kopfe voller
Verwirrung und Unklarheit. Die Söhne dieses Lan-
des, welche mich an dich als ihre Zunge schicken, er-
warten nicht nur vieles Gute von dir, welches das frü-
here übertrifft, sondern noch mehr Verbesserung dessen,
was als schlecht und mangelhaft in der Verwaltung de
Landes zu beklagen ist. Ich fordere dich auf, einig
schreiende Misbräuche durch deine Weisheit wieder gu
zu machen."

„Du lieseſt da nur die Worte ab, welche in mein
Seele geschrieben stehen," antwortete der General
gib mir ein falsch gewebtes Stück Linnen, ich ka
das verfehlte Gewebe nicht wieder herstellen, aber
Ursache des Fehlers wegschaffen, wenn sie an dem Ge
stuhle liegt."

Der Schaman benutzte die eben so großmüthige
eitle Stimmung des Generals. Er entwarf in ku
Zügen die Geschichte Gyllospa's und ihrer Väter,
derte mit ergreifenden Farben Hali-Jongs blutiges E
den Schmerz Gyllospa's, die neue Verwickelung
welche sie gebracht wäre, und unterließ nicht, al
Veranlassung aller dieser Gewaltthätigkeiten die G
samkeit und die unbegränzte Herrschsucht des Corre
deuten hinzustellen. Der General erschrack vor
so entsetzlichen Berichte und sagte: „Ich würde
Gebisse und alle meine Sattelriemen dafür hin
wenn ich dem unglücklichen Vater jenes Mädchens
unschuldigen Kopf wieder geben könnte; das i

arge Erzählung! Sollte man glauben, daß um dieselbe Zeit, wo meine Pferde Hafer fressen und ich mir die Zähne ausstochere, solche romanhafte Geschichten vorfallen, wie sie nur Ngeon Janasieon, unser berühmtester Poet, beschrieben hat! Womit soll ich dir dienen?"

Der Schaman bat um einen schriftlich erlassenen Befehl, Gyllusya und ihre Väter in Freiheit zu setzen, und um einen Geleitbrief für sie, wenn sie Lassa mit einem andern Aufenthalte vertauschen sollten. Die Chinesen sind zu nichts so schnell, als zum Schreiben. Ein Wink an die Adjutanten des Generals, und ein Gruß in den Stiefel, einige Momente für die Abfassung, einige Höflichkeiten von Seite der Umstehenden über den blühenden Styl des Generals, und die beiden verlangten Documente befanden sich in den Händen des Schamanen. Der General hielt es für passend, dem Bruder des Lama und seines militärischen Rivals, des Kalmückenchefs, das Geleite zu geben. Unter den zuvorkommendsten Ehrenbezeugungen verließ dieser den Hof, und eilte freudig dem Kloster der schwarzen Gylongs zu.

Gyllusya's Väter horchten so eben mit andächtiger Hingebung auf die Vorlesungen, welche ihnen ein Obergylong über das tibetanische Göttersystem hielt. Er sprach von Urghien, dem vater- und mutterlosen Gotte, welcher aus einer Blume hervorgekommen und von dem materiellen Princip aller Dinge, Cenresi, welcher gleich-

falls der Blume Pama entsproß, und nach kanonischen Vorschriften nie anders als mit zehn Häuptern abgebildet werden müßte. Er sprach von der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, welches erst durch Blicke (Gyllusya achtete zuweilen auf diese tiefsinnigen Worte), dann durch Lächeln, Küsse, Umarmungen und zuletzt erst durch Vermischung der Geschlechter bewirkt worden sey. Durch eine Incarnation Cenresi's traten die Menschen zuerst als Affen auf. Mit ihnen kamen die grossen Weltherrschaften, fünf an der Zahl. Zuerst der König des Goldes, Weltbeherrscher auf dem Righiel; dann der König des Silbers, Herrscher nur von drei Theilen; der König des Erzes, Herr von zwei Theilen; König des Eisens im zweiten Zeitalter, wo die Menschen noch achtzigtausend Jahre lebten; und endlich ein fünfter König, den der Lehrer nicht nennen wollte.

Als der Gylong auf einige Abweichungen der mongolisch-kalmückischen Lehre übergehen wollte und die Blume Padma, die sechs Creaturreiche, den Luftelephanten und die sechs überirdischen Weiberwolken schon im Munde hatte, trat der Schaman mit eiligen Schritten ein. Es hieß ein großes Wagniß, dem Priester seinen heiligen Codex, den tangutischen Mani Ganko, zuschlagen. Aber die Verwunderung, welche der Erklärung des Schamanen, daß die Gefangenen in Freiheit gesetzt werden müßten, folgte, verhinderte den eifrigen Mann, den Vereinigen darüber zur Rede zu stellen. Er nahm von der Schrift des chinesischen Generals verläufige Kenntniß, und eilte, den Vorsteher des Klosters zu

zur Entſcheidung dieſer auffallenden Forderung herbei zu rufen.

Der Schaman hatte ſeit ſeiner Rückkehr von Teſchulumbo Gylluspa und ihren Vätern ſchon viele Stunden gewidmet, und ſie auf einige Zeit das Oede und Einſame ihrer traurigen Lage vergeſſen laſſen. Obſchon ſeine Geſpräche die Beruhigung nicht geben konnten, welche er ſelbſt nicht hatte, ſo machten ſich doch auch hier alle jene ſeligen Folgen geltend, welche tröſtend die Liebe, die Theilnahme, das Mitgefühl einer verwandten Seele begleiten. Hätte Gylluspa auf das Leben größere Hoffnungen geſetzt, ſo würden ſie mit dem Wiederſehen ihres treueſten Freundes auch alle in ihre Seele wieder eingezogen ſeyn, und die neue Hoffnung mit ihnen, daß einige ihrer Ausſichten zu verwirklichen in ſeiner Macht läge. Aber ſie hatte für ſeinen Zuſpruch kein Ohr, verſtand nichts von den Folgerungen, welche er aus der Verwickelung ſehr nahe vor der Thüre ſtehender Ereigniſſe ziehen wollte, und konnte ſich am wenigſten in den Gedanken einer Entfernung von Laſſa finden. Denn wenn unter der Aſche aller zuſammengeſunkenen Berechnungen der Zukunft noch ein einziger Funke, der nicht Verzweiflung war, im Verborgenen glomm, ſo konnte er nur auf Maha Guru einen erhellenden Lichtſtreifen fallen laſſen, auf dieſen unbeweglichen Pagoden-Gott, der ſich von den Gipfeln des Berges Potala nur trennt, wenn er ihn zum erſten Male betritt, und ihn für das letzte Mal verläßt. Daher die gleichgültige Aufnahme der Nachricht, welche der Schaman

von ihrer Freilassung überbrachte. Sie hätte gezögert, diese Erlaubniß zu benutzen, wenn ihre Weigerung ohne die Rücksicht auf ihre Väter nicht eine Grausamkeit gewesen wäre.

Es ist ein alter Spruch, daß die Liebe grundloser ist, als das Meer. Ihr aber könnt diese Wahrheit nicht verstehen, die Ihr in einer Mondnacht oder in einer heimlichen Jasminlaube Erhörung gefunden habt; die Ihr schon in den ersten Tagen Eurer Begegnung Euch gestehen konntet: ach ja, wir sind Beide wie für einander geschaffen! Deren Eltern die Freiwerber ihrer Kinder waren, und die schon in den Flügelkleidern sich verlobten und die Puppen zu ihren Kindern machten! Die glückliche Liebe hört zu schwärmen auf; es ist ihr nichts mehr unerreichbar, und wer sie ergründen wollte, würde überall nur dieselbe Seligkeit, denselben Himmel finden, selbst wenn man noch tiefer, als das Meer, stiege. Sondern von Euch gilt der Spruch, die Ihr der Spott Eurer Umgebung seyd, mit denen Niemand umzugehen verbietet, weil Ihr verliebt und unerträglich seyd; die man immer auf den einsamsten Spaziergängen antrifft; die Ihr mit Euren Kleidern zu wechseln vergeßt und den Bart um einige Tage immer zu lang stehen laßt; von Euch, gegen welche sich alle Waffen des Spotts, alle Unbequemlichkeiten des unzeitigen Mitleids, alle Zumuthungen altkluger Rathschläge kehren; wenn man von Euch sagt, daß Ihr an unglücklicher Liebe leidet. Unglückliche Liebe! Ein belachtes Wort; ein Wort, das unter unsern Zeitgenossen denselben Klang

hat, wie ein ſchlechtes Gedicht; ein Wort, das alle Eure wohlmeinenden Freunde anſpornt, Euch in Zerſtreuungen zu ſtürzen, die Ideen Eures Kopfes zu bearbeiten, um Gegengewichte in ihm zu entdecken und das ſiedende Herzblut in unſchädliche Theile zu lenken. Charlotte ſagte Euch, daß Ihr ihr ſo zuwider ſeyd, wie ein Gericht Linſen, und ließ Euch, wie den verglichenen Gegenſtand an jedem Dienſtage, ſtehen. Sollt Ihr Euch todtſchießen? Sollt Ihr den philoſophiſchen Gleichmuth wie eine Eisrinde um Euer heißes, blutendes Herz legen? Sollt Ihr wohl gar ſo ſtolz ſeyn, jene Arme zu verachten, die Euern innern Werth nicht zu würdigen wußte? Ich weiß nicht, wer Euch das rathen kann. Und dennoch iſt es alle Welt, die mit Fingern auf Euch zeigt, wenn Ihr des Tags zweimal noch an Lottens Fenſter vorübergeht; wenn Ihr Euch beim Tanze dreimal einen Korb geben laßt; wenn Ihr Lottens jüngern Bruder bei ſeinem Heimwege aus der Schule erwartet, ſeinen Torniſter mit Roſinen füllt, und ihm tauſend Grüße an die Schweſter auf die Seele, und eben ſo viel Küſſe auf den Mund bindet; und wenn Ihr zuletzt Lottens waſſerholende Magd vom Brunnen bei Seite nehmt, und ſie fragt, wohin ihre Herrſchaft morgen eine Partie machen werde, nach Königſtein, Heſſellohe, Gohlis, Tegel oder ſonſt. Ja noch mehr, Lotte verlobt ſich vor Euern Augen. Wie konnten Sie das thun, ſchöne Charlotte? Aber warum ſollt Ihr Euch die letzten vier Wochen nicht noch ſchwarz kleiden? warum nicht ein Zimmer miethen,

das dem ihrigen gegenüber liegt? warum an dem letzten Abend nicht noch eine Serenade bringen, der Ihr in einen dunkeln Mantel gehüllt, an die Wand des Hauses gedrückt, beiwohnt? warum nicht alle diese Auswege, welche Euch vor der Verzweiflung retten sollen, versuchen, ehe der letzte Augenblick der Hoffnung verschwunden ist, und die ganze Fluth mühsam gedämmter Thränen und zurückgepreßter Wehmuth auf Euch herein bricht; Euch dem Todesengel auf einen Moment in die Arme gibt, daß die Rechnungen für Arzt und Apotheker ein groſses Loch in Euern Beutel fressen! Das ist nur Lotte und die Liebe, wie sie in den Mauern einer Residenz entstehen und vergehen kann. Aber übersetzt alle diese Züge, an deren Wahrheit nichts zu ändern ist, in erhabenere, ungewöhnlichere Umstände, deren Conflict groſsartigere Folgen zuläſst, und Ihr werdet eingestehen, daß auch hier nichts verzeihlicher ist, als die Launen der unglücklichen Liebe; daß Gylluspa's Weigerung, einen Ort zu verlassen, wo nicht nur die Unmöglichkeit, jemals einen ihrer Wünsche befriedigt zu sehen, sondern noch mehr die gleichgültige Abgeschlossenheit Maha Guru's die unglücklichsten Eindrücke in ihr hervorrief, einem unläugbaren Zuge des Herzens entsprach. Dennoch bestimmte sie ein Blick auf ihre hülflosen, einem völligen Stumpfsinne ausgesetzten Väter, diesem Zuge nicht zu folgen.

Der Lehrer der Mythologie kehrte mit dem Lama des Klosters und mehrern andern Obergeistlichen zurück, welche sich von dem wiederholten Einrisse des

Schamanen in den Gang der Gerechtigkeit überzeugen, und die Urkunde, auf welche er ſich ſtützte, in Augenſchein nehmen wollten. Es ließ ſich gegen einen Befehl von chineſiſcher Seite, und wenn er von einer noch niedrigeren Charge, als der General beſaß, gekommen wäre, nichts einwenden; die Herren erſtickten ihren Zorn in einigen Ermahnungen, welche ſie den Brüdern mit auf den Weg gaben, und befahlen ihnen, von ihrer Freiheit augenblicklichen Gebrauch zu machen. Der Schaman hatte die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe ſchon getroffen, ſo daß ſich die Befreiten ohne weiteres auf die Reiſe begeben konnten.

Es lag keineswegs in der Abſicht des Schamanen, ſeine Freunde vom Schauplatz der nächſten Begebenheiten gänzlich entfernt zu halten. Er billigte daher die Rückkehr nach Taſſiſſudon nicht, ſondern ſchlug einen nicht zu weit entlegenen, aber vor Unbequemlichkeiten, feindlichen Ueberſchwemmungen ſichern Ort zum einſtweiligen Aufenthalte vor. Zur Provinz Dſang, deren Hauptſtadt das uns wohlbekannte Teſchulumbo iſt, gehört in die Nähe der Stadt Muſtun der See Palte, der eine Inſel trägt, welche in einer Art Unabhängigkeit von der Verfaſſung Tibets lebt. Das mit Dörfern und Klöſtern beſäete Eiland wird nämlich von einem weiblichen Lama regiert, die ihren herrlichen, durch die reichſte Pracht berühmten Palaſt gern von ſo ſchutzloſen Weſen, wie Gylluspa und ihre Väter, betreten ließ. Der Schaman gab die Richtung nach dieſer Gegend an, und verſprach, die Lamaine von den

Ankömmlingen in Nachricht zu setzen, und auf dem Wege überall ihren Empfang vorzubereiten. Ihn selbst rief die Entscheidung der Zukunft nach Teschulumbo.

Die fernen Schneerücken eines unabsehbaren Gebirgszuges wurden von der untergehenden Sonne schon mit einem magischen, rosigen Schmelze übergossen, als die kleine Karawane, welcher sich einige Diener und auf eine kurze Strecke der Schaman angeschlossen hatten, durch das westliche der fünf grosen Thore von Lassa zog. Der trockene, kalte Hauch der Abendluft gab allen Gesichtern das frische Colorit, welches durch den Widerschein des glühenden Schnees noch gehoben wurde. Lagerte sich so der Schein der Freude und Heiterkeit in den Mienen der Reisenden, so konnte es nicht lange währen, daß diese Stimmung sich bald in Wahrheit auch in den Gemüthern einstellte. Die erwachende Theilnahme für das Gewöhnliche, Zufällige, außer uns Liegende ist bei Leidenden das beste Merkmal, daß sie ihren Schmerz wenn nicht überwunden haben, doch zu ersticken suchen. Man sprach vom Winde, von den Bergen, von einem Vogel, der über den Weg flog, von der Kleidung eines Wanderers, von dem Schritte der Pferde, und wurde dabei so traulich, daß sich die Zwischenräume unter den Reisenden immer mehr verengerten.

Maha Guru's Bruder schied mit der herein brechenden Nacht. Er brachte seine Gefährten in eine bequeme Herberge, umarmte Gylluspa (in Tibet kennt man das Sträuben nicht) auf das zärtlichste, und setzte

seinen Weg fort, während sich die Zurückgebliebenen dem Schlafe und dem Traume in die Arme gaben.

Die Rosse stehen schon seit uralten Zeiten mit der Sonne in geheimer Wahlverwandtschaft. Mit den ersten in die Morgendämmerung hereinbrechenden Strahlen weckte das Wiehern und Stampfen in dem Untergeschosse der Herberge seine flüchtigen Bewohner. In kurzem war Alles zur Weiterreise bereit, und es klommen die Reisenden einen Gipfel hinan, den sie im Rücken liegen lassen mußten. Der Schaman hatte als ein trefflicher Fourier die Wege zu den Küchen, Kellern, Herzen und Händen der Menschen schon geebnet, so daß die Reise den Tag über mit der größten Bequemlichkeit zurückgelegt werden konnte. Seine Spur verschwand auch gegen Abend noch nicht; doch schien sie durchkreuzt von einer andern, welche eine Truppenabtheilung gezogen haben mußte. Nach einigen Erkundigungen ergab sich, daß ein Corps chinesischer Cavallerie des Weges gekommen sey, überall die schärfsten Nachforschungen gehalten, und sich nach einem Zuge Reisender erkundigt habe, der mit dem gegenwärtigen derselbe wäre, wenn dieser aus weniger Personen bestanden hätte.

Wir wollen den Leser nicht durch eine weitläuftige Spannung hinhalten. Es ist grausam, die Wahrheit der Schilderungen so weit zu treiben, daß man auch in des Lesers Seele alle die Eindrücke zu erzeugen sucht, welche die peinigendsten Situationen auf die Gestalten des Autors machte. Kann man nach dem kaum Erwähnten anders schließen, als daß dieß Capitel mit der

erneuten Gefangennahme Gylluspa's und ihrer Väter enden muß? Warum eine sorgfältige Ausmalung aller scheuen Blicke, welche die Reisenden um sich herwarfen? Warum alle Klagen und Verwünschungen aufzählen, welche sie über die neue Täuschung ihres Schicksals ausstießen, noch ehe sie eingetroffen war? Um das Unglück wahrhaft rührend zu machen, kann man es nicht einfach genug schildern.

Es war der Oberst Tschu-Kiang selbst, der sich an der Spitze des Piquets befand, und eine Nacht und einen Tag durch geritten war, um die Entschwundenen wieder aufzutreiben. Schü-King wollte vermuthlich dem General zeigen, welche Achtung seinen Befehlen gebühre. Der Oberst freute sich, zum ersten Male eine Waffenthat glücklich überstanden zu haben, die seine angebetete Braut zur Anerkennung und unfehlbar auch zum Danke verpflichten würde. Er sah ein, daß man ihn zu gewissen Dingen gebrauchen könnte, und vorzüglich zu denen, für welche, wie er zu seinem Feldwebel sagte, der Muth eines Löwen und die Schnelligkeit eines Vogels erforderlich wären. Keiner meiner Leser aber wird dieß Capitel verlassen, ohne es herzlich zu beklagen, daß uns bei diesem Ausgange die merkwürdige Bekanntschaft des weiblichen Lama von Palte entzogen wird. Ob wir sie dennoch vielleicht noch machen werden, kann in der That Niemanden mehr interessiren, als den bescheidenen Autor dieser Geschichte selbst.

# Viertes Capitel.

Am Thor der Gräber auf dem Baume Mei Tschi-Hiao der Vogel singt, und singt vom Sterben
Chinesisch.

Kann man den Gedanken der Revolution, deren Katastrophe wir immer näher rücken, eine Unwahrscheinlichkeit nennen? Ich vermuthe, daß Einigen dieß Ereigniß zu wenig motivirt erscheinen wird. Sie werden an den Planen des Teschu-Lama zweifeln, weil ich in der Mittheilung seiner Beweggründe zu karg gewesen bin. Dazu kömmt, daß Jeder bereit seyn wird, mir einen falschen Gedanken unterzuschieben. Er wird mich anklagen, daß ich die Revolution als das alleinige Werk des Schamanen hinstelle, und es sonderbar finden, um den Preis eines Weibes die bestehende Ordnung mit einem unsichern Wechsel zu vertauschen. Ich erinnere daher theils, daß die Entwürfe des Statthalters früher waren, als die Berechnungen des Schamanen, der sie adoptirt, weil er Nutzen aus ihnen ziehen mochte, theils weis' ich auf Tibets eigenthümliche Lage hin, welche ich in dieser Rücksicht zum Theil noch ans Licht zu stellen die Pflicht habe.

Ungeachtet der Heiligkeit und Unverletzlichkeit, welche dem Dalai-Lama, als dem verkörperten Herrn des

Himmels und der Erde, zugeschrieben wird, erheben sich doch häufig gegen die irdische Hülle seines Fleisches die feindseligsten Bewegungen. Die Reibungen zwischen dem Lama von Lassa und dem von Teschulumbo sind so alt, als die ganze Theokratie, welche den Hintergrund unsers Gemäldes bildet. Bald beruft sich der Eine auf ein Versehen, das bei der Wahl des Andern begangen sey; bald wird der letzte Wille eines sterbenden Lama außer Acht gelassen, und ein Anderer wirft sich zum Vollstrecker des umgangenen Testamentes auf; bald entstehen zwischen den einzelnen Herrschern, selbst nach Verjährung ihres Regiments, in Folge streitiger Befugnisse, eine Reihe von Feindseligkeiten, die oft mit dem völligen Sturze der schwächern Partei enden. Hiezu kommen von der einen Seite noch die Umtriebe der Fremden, und von der andern gewisse Vorurtheile der Einheimischen. Die Intriguen des Cabinets von Peking haben schon oft dem rechtmäßigen Herrscher einen ungesetzmäßigen als Gegen-Lama entgegen gestellt. Und den Teschu-Lama wählten die Chinesen zu diesem Zwecke desto lieber, weil sie selbst vorgeben, daß dem letztern eine größere Heiligkeit beiwohne, als dem Dalai-Lama. Einige Mongolenstämme und die weißen Mandschuren sind desselben Glaubens, und finden damit bei den Tibetanern um so eher Eingang, als es unläugbar ist, daß die Dynastie von Teschulumbo weit mehr Jahrhunderte zählt, als der jüngere Thron von Lassa. So wird alles Heilige in die kleinliche Berechnung des irdischen Maßstabes gezogen. Die Kurzsichtigkeit unsers

Auges zieht das Firmament in einen ſo kleinen Raum zuſammen, daß man es mit einer Fingerſpanne ausmeſſen kann.

Es iſt bekannt, daß in Tibet die Geiſtlichkeit ſich in zwei Secten trennt, welche ſich nach ihren verſchiedenen Trachten Gelbmützen und Rothquäſte heißen. Es iſt gleichgültig, worin die Differenz ihrer Anſichten beſteht, aber die Trennung iſt eben ſo erwieſen, als daß die erſtere Partei ein größeres Maß von Ehrfurcht vor dem Teſchu-Lama, die letzte vor dem Dalai-Lama hegt. Wenn zwiſchen dieſen beiden Häuptern des Landes Unruhen ausbrechen, ſo nehmen jene Secten, je nach ihrer Verwandtſchaft, gegen den einen für den andern Partei; und ſchüren die Flammen des Zwiſtes noch mehr durch die Aufregung des Volkes, auf welches ihnen die Verfaſſung Tibets einen ſo mächtigen Einfluß erlaubt.

Unter dieſen Umſtänden werden wir Vieles erklärlich finden, das uns bei der großen Achtung vor dem Dalai-Lama ſonſt räthſelhaft hätte erſcheinen müſſen. Nichts war in Tibet mehr vorhanden, als der Zündſtoff zu den Mißhelligkeiten, deren Ausbruch wir entgegenſehen.

Wir kehren zu den Männern zurück, welche es übernommen hatten, in die brennbare Materie den erſten Funken zu werfen.

Unter dem Giebeldache eines freundlichen Hauſes, über welches ſich die Zweige eines hohen Ulmenbaumes ausſtreckten, ſaßen auf ausgebreiteten Teppichen zwei

Männer, welche in ihren Gesichtsbildungen, in dem ganzen Ausdruck ihres Wesens so verschieden waren, daß man sich wundern konnte, wie ihnen Beiden doch die Sitte des Tabakrauchens gleich geläufig war. Blaue Rauchwolken stiegen in die grünen Zweige der schattigen Ulme und vertrieben zwar das den Bäumen schädliche Ungeziefer, aber auch den Singvogel, welcher auf dem ersten Geäst sein Nest gebaut hatte, und seine Jungen der Gefahr des Erstickens überlassen mußte.

An dem komisch ernsten Aeußern des einen der Dampfenden, an der sorgfältigen Abgemessenheit seiner Bewegungen, an dem abgewogenen Ausdruck seiner Rede, welche er gern mit zierlichen Wendungen schmückte, erkennen wir bald den Correspondenten wieder, welchen wir in der Gefangenschaft des Teschu-Lama verlassen haben. Es ist die kleine Wohnung seines Wirthes und Wärters, des Polizeipräsidenten und Hofnarren Dhu-Kummuz, vor welcher er seine Glieder ausgestreckt hat, die Blicke bald in die Ferne des Ostens, wo sie eine bergige Scheidewand bald abschnitt, richtend, bald sie auf seinem Gegenüber ruhen lassend.

Diese andre Person ist für uns eine neue Erscheinung, und wohl einiger Beachtung würdig. Ein barockes Kleidergemisch, das theilweise dem asiatischen Schnitte gemäß ist, theilweise aber an Europa erinnert, umschließt einen langen wohlgenährten Körper, aus welchem zwei kleine graue Augen und eine fein gebildete, spitze Nase hervorquellen. Jede Oeffnung des geschlossenen, lippenlosen Mundes ließ eine Reihe der

weißesten Zähne blicken, die gegen den dunkeln Teint des übrigen Antlitzes auffallend abstachen. Der spärliche Bartwuchs ließ dennoch so viele Haare zurück, daß sich auf der obern Lippe ein kleiner grauer Bart angesetzt hatte. Den kahlen Scheitel bedeckte eine weiß gepuderte Perücke. Rechnen wir zu diesen Einzelzügen noch einen mit Pistolen besteckten Gürtel, sehr lange Stiefeln aus ungegerbtem Leder, und neben dem Manne zwei große Gefäße mit dem Gerstentranke Tschong und mit dem stärkern spirituosen Arra gefüllt, so haben wir das vollständige Bild Sir James Dickson's, eines Deserteurs aus englisch-ostindischen Diensten, des jetzigen Oberbefehlshabers der Artillerie von Teschulumbo.

„Ich suchte Menschen auf, welche Verstand haben," sagte Dickson, einen tiefen Zug aus dem Arragefäße nehmend, „ich traue Euch davon nicht wenig zu, und suchte deßhalb Eure Gesellschaft; warum fangt Ihr aber nichts als Grillen? Legt Euren schlechten Humor ab! Der Mensch ist ein geselliges Thier. Seitdem ich die Gewißheit habe, daß meine Frau in Calcutta wirklich gestorben ist, haben die Gespräche für mich den Reiz der Begattung."

„Mein lieber Freund," antwortete der Correspondent mit einer Miene, die wenig auf eine stolze Ergebenheit in sein Schicksal schließen ließ; „als ich noch Salzmandarin in Kang-Tong war, hatte ich mannichfache Gelegenheit, die Söhne Eures Volkes zu beobachten. Es gefiel mir Vieles an Euch. Eure Röcke sind nicht so weit, und kosten weniger Tuch; Eure Schuhe

sind mit Leder, nicht wie die unsrigen mit Papier beſohlt; Eure dreieckigen Hüte sind in ihrer dachartigen Form so vortrefflich, daß ich bei jedem Regenwetter an die Europäer denke, in deren Hüten sich bequem ein Fluß bildet und durch Rinnen abläuft, ohne den Kleidern zu schaden. Aber lächerlich schienen mir immer Eure Unterhaltungen, in den Gesprächen Eure Wendungen, kurz ich find' es beluſtigend, wenn die Europäer den Mund öffnen."

„Das wäre ja der Teufel!" sagte Dickſon; „im Gegentheil hab' ich einen Vetter, der in Dienſte bei der engliſchen Theecompagnie trat, und als er die erſte Reiſe nach Kanton machte, vom Lachkrampfe ſo befallen wurde, daß ich ihn noch immer höre, obſchon ich beſtimmt weiß, daß er irgendwo in Devonſhire längſt begraben iſt."

„In Euern Geſprächen liegt eine Herabwürdigung des Organs, deſſen Ihr Euch dabei bedient," erklärte der Correſpondent; „die Europäer wiſſen nicht, wie die Weisheit über die einzelnen Theile der Sylbe Wort ſpricht. Der erſte dieſer vier Buchſtaben begreift die Erde in ſich, und die Menſchenwelt, und das gemeine Feuer und die Pflanzen, und den Oſten, den Frühling, die Zunge und ihre Luſt, die Vergangenheit, und den Rhythmus Kaitri, und wenn Ihr ihn abzeichnet, muß er citronengelb gemalt werden."

„Das ſind Dinge, die ſich hören laſſen, obſchon ſie ſehr ſpaßhaft ſind," fiel Dickſon ein und ſprach dabei herzhaft ſeinen beiden Eimern zu; „weil Ihr aber

die Citronen erwähnet, ſo denk' ich, Freund, Ihr ſprecht von den vier Elementen, aus welchen ich in beſſern Tagen Punſch machte. Fahrt in Eurer Philoſophie des Punſches nur fort."

„Der zweite Buchſtabe der Sylbe Wort," ſprach der Correſpondent ferner, den heiligen Büchern nach, „iſt die Atmoſphäre mit dem Regen, die Lebenswärme, der Sommer, der Weſten, der Athem, die Naſe und ihre Luſt, die Gegenwart, der Rhythmus Tarſchetap, und wenn man ihn malen will, ſo iſt er grün."

„Dieſe Schnurren verſetzen mich nach Calcutta zurück," ſagte Dickſon; „wenn mich damals einer meiner Oberofficiere (ich war Sergeant und trug drei Silberborten über dem linken Arm) aus dem Fort William in die Stadt ſchickte, um vielleicht ein Briefchen an die reizende Frau eines Raja zu überbringen, ſo ſchlenderte ich gemüthlich durch die Pettah, wo die ſchwärzeſten Häuſer, aber unter den Mädchen auch die ſchwärzeſten Augen ſind. Himmel, was war das für ein Geſchrei in den Moſcheen und Pagoden! Und die Braminen ſprachen eben ſo tolles Zeug, als mein beſter Freund, an dem ich nur ſeine übergroße Nüchternheit tadeln möchte. Sagt mir jetzt etwas vom dritten Buchſtaben, damit ich nachher den vierten noch erklären höre!"

Der Correſpondent fuhr in dem Tone eines akademiſchen Lehrers fort: „Der dritte Buchſtabe aller Buchſtaben iſt die Sonne und ihre Welt, das Paradies und Sonnenfeuer, und der Blitz, der Nord, die zwei Regenmonate, das Licht, das Auge und ſeine Luſt,

die Zukunft, und der Rhythmus Djakti, und wer ihn malen will, bedarf dazu der weißen Farbe. Der vierte Buchstabe des Wortes Wort ist endlich der Mond, die Sterne, Wasser, Süd, Winter, Herz, die Wissenschaft, die Mensur Anschetap, kann aber nicht gemalt werden."

Dickson verwunderte sich darüber und sagte: „Das wäre ja merkwürdig! Gelb, grün und weiß sind die Farben der ersten Buchstaben, es bleiben also für den letzten mehr, als noch einmal so viel, übrig. Warum soll man ihn nicht malen können?

„Meister Dickson," entgegnete der Correspondent; „die Offenbarungen des Himmels haben darüber geschwiegen. Aber ich mache folgende Vermuthung: der vierte Buchstabe ist im Grunde die Unsichtbarkeit des Unsichtbaren, er ist die Seele der drei andern, seine Welt ist die Welt des Wesens, und seine Farbe die Allfarbe. Will man ihn abbilden, so geschieht dieß unter dem Bilde der Welt. Man zeichnet ihn wie eine Kuh."

Dickson mußte den Krug vom Munde setzen, weil er über dieses Bild in heftiges Gelächter ausbrach. „Fremdling," rief er sich als Einheimischen fühlend, „es wollte Leute geben, die dich für überaus vernünftig hielten. Daß hinter diesen Bergen Menschen wohnen, welche die Possen der Hindostaner nachahmen, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Vergoldet man bei Euch auch den Kühen die Hörner? Wer hätt' es Eurem Zopfe angesehen, daß Ihr auf

auf ſolche Narrheiten etwas gebt! Nichtsdeſtoweniger geſteh' ich, daß Ihr mich vortrefflich unterhaltet, guter Freund!"

„Da ſind wir auf dem Punkte," fiel der Correſpondent heftig ein, „wo ich zweifelhaft bin, ob ich mehr die Bosheit oder die Albernheit der Europäer verachten ſoll. Warum führt Ihr Geſpräche? Um Euch zu unterrichten? Um einander Eure Erfahrungen mitzutheilen? Um Euch in eleganten Wendungen zu üben, Begriffe zu ſpalten, die Redeformen der Rhetorik in Anwendung zu bringen? Keineswegs! Ihr wollt mit Euern Unterhaltungen nur die Zeit und Euch ſelbſt betrügen. Ihr wollt eine Leerheit in die andere ſtecken, und ein Loch durch zwei andere Löcher ausfüllen. Ihr nehmt Partei für jede beliebige Meinung, wenn ſie zufällig keinen andern Vertheidiger findet. Ihr thut nichts für die Wahrheit und Alles für die Lüge, weil ſich von dieſer mehr Lärm machen läßt, als von jener; wenn Ihr ein Geſpräch beendet, ſo ſtürzt Ihr Alles über den Haufen, lacht diejenigen aus, die ſich erhitzt haben, um Euch zu bekämpfen, und dankt nicht im Namen Eurer erweiterten Kenntniſſe, oder Eures ausgebildeten Redetalents, ſondern im Namen einer glücklich verſchwundenen Stunde, vor deren langer Weile Ihr vorher in Schrecken geriethet Das ſind die Geſpräche Eurer Landsleute, Dickſon, und ich zieh' es vor Tabak zu rauchen, als Dir die Fliegen der Langenweile von Deiner rothen Naſe mit meinem Munde wegzuſchnappen."

Dickſon ſchüttelte den Kopf über die mürriſche Laune des Chineſen, und ſagte: „Den Sinn Deiner langwierigen Rede hab' ich zwar nicht verſtanden, aber ich fürchte, es ſteckt etwas Grobheit darin. Ich bin kein Holländer, und doch zog mich Euer leutſeliges Weſen an. Lieber Freund, man muß ſich in das Unvermeidliche ſchicken. Was geht Euch meine rothe Naſe an?"

Wie herzliche Freunde auch ſonſt dieſe beiden Männer waren, welche durch ihre Entfernung von zwei Heimathen genöthigt waren, ſich in der dritten einzubürgern, ſo brachten doch oft die unſaubern Späße des Einen und die Sonderbarkeiten des Andern Mißhelligkeiten in ihr gutes Vernehmen. Einen ſolchen Streit zu ſchlichten, war dann Niemand geſchickter als Dhi-Kummuz. Er erſchien auch in dieſem Augenblicke zur rechten Stunde. „Von da oben weht ein ſo froſtiger Wind!" rief er, einige Stufen zum Hauſe hinaufſteigend; „je ſtärker man die Kanone ladet, deſto mehr Hitze glüht ſie aus. Das hat auf Euch keine Anwendung, Dickſon; denn Ihr ſprecht ja nichts. Das Gleichniß kam mir aber zur rechten Zeit. Wie iſt der Stand unſerer Artillerie, General? Ich ſoll mich darnach bei Euch erkundigen!"

Dickſon nahm eine wichtige Miene an, und richtete ſich auf. „Wenn Ihr Sinn für die Wiſſenſchaft und das Genieweſen hättet," ſagte er, „ſo würde Eure Frage keinen Fehler enthalten, und unſer chineſiſcher Freund würde ihn ſogleich verbeſſert haben. Wie oft hab' ich Euch Beide nicht dazu einladen laſſen, an

papiernen Kanonen beſpickt, kann über Artillerie nur lernen, keineswegs aber eine Meinung abgeben.“

„Vergeßt nicht, wegen der zweifachen Artillerie Euer Wort zu halten,“ bemerkte Dhii-Kummuz; Dickſon aber räuſperte ſich, ſtellte die beiden Krüge zur Unterſtützung ſeiner Beredſamkeit zurecht, und begann zuerſt mit einem Verbot: „Unterbrecht mich nicht!“ ſagte er; „ich kann Niemanden von Euch drei Stunden nachexerciren laſſen, und für zu viel Plaudern an die Thür der Artillerieſchule ſtellen. Von geſetzten Leuten erwartet man, daß ſie ſich auch ohne Disciplin regieren laſſen. Meine Herren, das Wort Artillerie ſoll türkiſchen Urſprungs ſeyn, weil man ſich der Kanonen zum erſten Male in den Kreuzzügen bediente, wo man die feſten Burgen der Sarazenen mit ihnen in Aſchenhaufen verwandelte. Es iſt türkiſch das Wort; ich zweifle gar nicht daran.“

Dhii-Kummuz konnte trotz der Warnung nicht umhin, zu bemerken, daß darauf wenig ankäme; und Dickſon, der eben einen Zug aus dem Arrakkrug gethan hatte, war damit zufrieden, denn er ſagte: „Ihr habt Recht. Die Hauptſache bleibt Folgendes: Artillerie iſt Alles; das heißt, ich meine nicht Jedes, aber unſtreitig gehört doch das Pulver dazu. Das Pulver kann man Artillerie nennen; auch das Schrot, auch das Korn des Viſiers — Nein, ich bringe da ſchon zweierlei Dinge unter einander. Man muß ſich ſehr deutlicher Ausdrücke bedienen, um dem Laien etwas verſtändlich zu machen. Wenn ich z. B. den Protzkaſten

nehme, wozu gehört der? zur Kanone? Das wäre falsch; er gehört zum ganzen Geschütz; aber davon soll hier eigentlich gar nicht die Rede seyn; sondern Ihr erinnert Euch, daß ich zweierlei Arten von Artillerie unterscheiden will. Ich meine hier keineswegs die Fuß- und die reitende Artillerie, sondern z. B. die Faschinen. Zu welcher Artillerie gehören die Faschinen? Zur Belagerungs-Artillerie? Das ist sehr richtig; und dennoch ist es falsch. Und warum ist es falsch? Das will ich Euch sagen. Seht, wenn ich z. B. mit Kartätschen schießen will, so läßt sich das wohl leicht aussprechen: Kartätschen? Wo bekomm' ich aber die Kartätschen her? Aha, das ist der Punkt, auf welchen es ankömmt. Man könnte z. B. sagen, der Artillerist bekömmt sie aus der Pulverfabrik duzendweise. Im Grunde seh' ich daran auch nichts Unrechtes; denn wie gesagt, es gibt zweierlei Arten von Artillerie; aber die Materie ist sehr schwierig. Kurz und gut — oder vielmehr, wo bekömmt — ich bin auf dem Wege — wo bekömmt der Artillerist die Pulvermühlen her? Die Pulvermühlen? Nein, umgekehrt, wo bekommen die Pulvermühlen die Artilleristen her? Oder sollt' ich nicht vielmehr? — Kurz — ja, nehmt z. B. die Laffetten —"

Dhu-Kummuz fiel aber dem gequälten Docenten mit der Bemerkung ins Wort: „Im Grunde kömmt's ja doch auch darauf nicht an!" und Dickson, seinen Durst löschend, entgegnete gutmüthig: „Ihr habt Recht. Und die Hauptsache bleibt immer Folgendes: Die eigentliche Artillerie besteht aus Geschützen, Mann-

ſchaft, Pferden, aber keineswegs aus Pulver und K
geln; denn die Artillerie beſteht zwar auch aus dieſ
aber nicht ſo, wie ich es meine. Das Ding iſt näml
dieß. Die eigentliche Artillerie wird in drei Theile
theilt: das heißt, ſie läßt ſich auch in fünf Theile th
len; aber was haben wir davon? Verwirrung, u
man muß in dieſen Sachen über alle Maßen deutl
ſeyn. Nämlich was iſt Feſtungs-Artillerie? Ein Ac
undvierzigpfünder iſt Feſtungs-Artillerie, auch n
ein Zwölfpfünder; denn Zwölfpfünder ſind immer n
ſchweres Kaliber. Aber wie iſt's mit der Linien-Ar
lerie? Nein, ich erinnere mich, dieſe kömmt ſpät
Wir haben erſt von der Feld-Artillerie zu ſprechen;
ſchon dieß ſo gut wäre, als hätt' ich den vorigen Feh
ſchon begangen; nämlich auch dieß iſt ein Irrthu
Denn warum? Was iſt Linien-Artillerie? Wollt'
ſagen: Feld-Artillerie? Jedoch hat es nichts auf ſi
warum nicht auch Linien-Artillerie? Iſt ein Sech
pfünder Liniengeſchütz oder Feldgeſchütz? Das iſt
Frage, und wer ſich darauf verſteht, wird ſie bejahe
Daraus folgt aber nicht Alles. Denn iſt darum au
Linien- und Feld-Artillerie dieſelbe? Wenn man's re
nimmt: o ja! Und wenn man's anders nimmt — d
heißt, man kann es nicht anders nehmen, als es in d
That iſt. Daraus folgt — oder vielmehr, was li
ich doch vorangehen?"

Dhii-Kummuz aber ſagte: „Ach, und im Grun
kömmt's ja auch darauf nicht an." Und Dickſon ſtimm
darin ein und ſagte wieder: „Ihr habt Recht. U

die Hauptſache bleibt ja doch immer nur Folgendes: Wir ſprachen von der Feſtungsartillerie, und vergaßen die Artillerie der Belagerung. Was heißt belagern? Belagern heißt, um einen feſten Punkt ſo viel Kreiſe ziehen, bis der letzte Kreis mit dem Mittelpunkte zuſammenfällt. Das nenn' ich eine Erklärung; und ſo lernt man ſie auch nur in der Compagnieſchule des Forts William. Allein es handelt ſich um das Belagerungsgeſchütz. Von dieſem aber läßt ſich wiederum gar nicht ſprechen, wenn ich nicht der Poſitionsartillerie erſt meine Aufmerkſamkeit ſchenke. Poſitionsartillerie; wie hängt es damit zuſammen? Hierüber läßt ſich nun durchaus gar nicht tractiren, wenn man nicht erſt über die ſogenannten Stütz- und Anhaltspunkte Einiges beigebracht. Was ſind Stützpunkte bei Belagerung, was im Felde? Im Felde? Aha, da ſeh' ich, daß ich vorhin über die Feldartillerie ſehr wichtige Urtheile geäußert habe, und gehe daher ſogleich" — „O geht in des Teufels Namen mit dieſem Wirrwarr von Unterſcheidungen!" fiel Dhii-Kummuz ein; „läßt ſich mit dieſer Weisheit eine Taube vom Baume ſchießen? Gebt mir lieber Auskunft über den Zuſtand der Waffe, deren Schöpfer Ihr für unſer Land geweſen ſeyn wollt."

„Ich bedaure Dich, Dhii-Kummuz," entgegnete Dickſon großmüthig; „Du haſt keinen Sinn für die Wiſſenſchaft, ſonſt würdeſt Du die Theorie nicht hinter die Praxis ſtellen. Doch bin ich bereit, über Alles Auskunft zu geben. Ich bin General der Artillerie von Teſchulumbo, womit kann ich dienen?"

„Es handelt ſich um ſechs Kanonen," ſagte Dhii-Kummuz; „um zwei, welche dieſen Namen kaum verdienen, um eine ſchadhafte Haubitze und einen halben Mörſer, im Ganzen um zehnthalb Feldſtücke; was läßt ſich mit dieſen bewerkſtelligen?"

„Welche Frage?" entgegnete Dickſon; „ſchon derjenige, welcher den Zuſtand unſerer Artillerie nur oberflächlich kennt, würde erſt zwar ſagen: gar nichts! dann aber hinzufügen: gegen einen Feind, der keine Kanonen beſitzt oder ſie ſchlechter beſitzt als wir, Alles. Doch bin ich General dieſer Artillerie, ich kenne die Art ihrer Bedienung, und kann Euch verſichern, daß wir einen Schatz in dieſer Waffe haben."

„Wir bedürfen aber mehrerer fliegender Corps," ſagte Dhii-Kummuz; „dieſe werden ſich von der Hauptarmee entfernen, und verlangen zur Begleitung unfehlbar ein Geſchütz. Da wird der Rumpf bald bloßgegeben ſeyn."

„Dieß heißt ohne Sachkenntniß ſprechen," fiel Dickſon ein; „ich gebe keinen einzigen Feuerſchlund heraus, der etwas größer iſt, als eine Muskete. Kann die Artillerie an einem andern Orte ſeyn, als wo ihr General iſt?"

„Ihr ſcherzt wohl nur," meinte Dhii-Kummuz; „darf ſich das Hauptheer mit den Belagerungen der uns zahlreich aufſtoßenden Forts aufhalten? Dieſe zu bezwingen, bleibt die Sorge der Streifcorps und der ihnen beigegebenen ſchweren Fahrzeuge. Ich will Euch aber ſagen, worin Eure Anhänglichkeit an den höllı-

ſchen Schoßkindern Eurer Laune liegt: in dem Umſtande, daß Ihr zu gleicher Zeit General und Unterofficier ſeyn wollt, daß Ihr keine Elite um Euch gebildet habt, daß Ihr mit jedem Geſchütz einzeln exercirt habt, und wenn ſie zuſammen feuerten, ſie alle commandirtet. General, legt den Sergeanten ab!"

Dickſon nickte ſelbſtgefällig zu dieſer Erklärung und ſagte: „Nun wohl! beim Anfang eines Krieges tritt ein großartiges Avancement ein. Die Officiere, die meine Stelle übernehmen ſollen, werden noch heute geſchaffen werden. Ich ſehe es ein, daß ich mich aufopferte. Unter dieſen Umſtänden iſt die Lage unſerer Artillerie folgende: wir beſitzen als Feſtungsartillerie nur einen etwas ſchadhaften Mörſer, der noch dazu von Eiſen iſt; aber Schikadſe wird vor Angriffen ſicher ſeyn, und wir führen dieſe alte Reliquie unfehlbar mit uns. Unſere Belagerungsartillerie beſteht aus einer zehnpfündigen Haubitze, die ich als eine Merkwürdigkeit für Hochaſien ſehr verehre, und die uns von Nutzen ſeyn kann. Zwar fehlt ihr Korn und Viſier, aber was ſoll's auch mit dem accuraten Zielen bei einer Belagerung? Etwas Anderes iſt's im Felde; da gilt es, einen Oberſten vor der Fronte wegzuputzen oder ein Zelt zu beſchießen, wo der Generalſtab über den Karten des Terrains brütet; bei einer Belagerung weiß ich, daß jeder Schuß ein Stück Mauerwerk aufreißt, und mehr bedarf es nicht. Sollte es einen Pulverthurm oder einen Buben, der uns zum Hohne die Mauer mit Beſen fegt, zu erlegen gelten, nun, ſo beſitzen wir zur

Belagerungsartillerie gehörig noch einen Zwölfpfü
von schönem Kaliber; ja, warum soll ich es nicht sag
Wir besitzen noch einen, den ich herzlich gern von
Feldartillerie ablassen will. Dann bleiben uns für
offne Schlacht noch sechs Kanonen übrig, die ich
Batterie nennen würde, wenn ich ihrer nicht an
schiedenen Orten bedürfte. Ich theile diese sechs
schütze in drei zur Linien- und in drei zur Positio
artillerie gehörige ein. Leider treten hier einige Ue
stände ein, die sich so leicht nicht umgehen lassen.
Grunde sind nämlich nur drei von diesen Geschü
tauglich; denn zwei sind vernagelt, und können
dazu dienen, dem Feinde Furcht einzuflößen, oder
Gerassel der Schlacht zu vermehren oder im schnel
Fluge einige Beine, Arme und Gehirne zu zerquetsch
Von der dritten bedenklichen Kanone fürcht' ich n
Aergeres. Sie hat quer über das Rohr einen Sprun
der unläugbar ist. Ich habe seine Tiefe nie sondi
mögen, weil ich fürchtete, das Rohr möchte sogle
zum Teufel gehen. Aber so viel ist richtig, den ers
Schuß hält es noch aus, den zweiten aber nicht mel
Ich will unter meinen Kanonieren anfragen, wer e
reiche Erbschaft zu bekommen hoffte und sie nicht erhie
wer von seinem Mädchen verlassen ist, oder sich gesteh
muß, daß ein Andrer zu seiner Frau gestiegen ist, u
einen Zug zur Melancholie hat oder zu wenig Löhnu
bekömmt, und doch niemals hoffen darf, Bombard
zu werden; kurz nur lebenssatte Kanoniere sollen jen
gefährlichen Posten einnehmen. Denn den ersten Sch

opfre ich nicht auf; was kann ich nicht Alles mit diesem Schusse ausrichten? Der Lärm, den dieser Schuß anrichtet, zersprengt schon allein vielleicht ein Quarré. Die Kugel fährt durch ein zweites mit hundert abrasirten Köpfen durch, zerschmettert einen General, der vielleicht eben seinem Adjutanten einen witzigen Einfall mittheilen wollte, und auf dem Sprunge war, uns durch ein Manöuvre zu fangen, schlägt einem Esel, der eben auf mich zielte, die Flinte aus der Hand, und wühlt endlich ein so grosses Loch in die Erde, daß wir nach dem Siege bequem darin bivouakiren können. Einen solchen Schuß sollt' ich ungeschossen lassen? Nein, mag der Sechspfünder bei der zweiten Kugel in tausend Stücke zerspringen; ich halte mich ja fern davon und lass ihn nur, wie gesagt, von lebensfatten Kanonieren bedienen, dann bleiben mir noch drei unübertreffliche Geschütze übrig. Ich pflege niemals etwas über meine Kräfte hinaus zu erheben, aber mit diesen drei Wesen getrau' ich mich ganz Hinterasien und meinetwegen noch einen sechsten Welttheil zu erobern.''

Eine gellende Fanfare von Tschungs oder tibetanischen Muschelhörner setzte sich dicht auf die Fersen dieser langen Exposition. Eine Staubwolke stieg von der linken Seite der im Schatten der Ulme Sitzenden auf, und ließ nur zuweilen gegen die Sonne einige blitzende Waffen oder Verzierungen von Mützen durchblicken. Der Zug kam näher und bewegte sich gerade auf das Haus des Dhii-Kummuz zu. Dieser erhob sich mit den Worten: steht auf, General, der Lama geht auf

die Jagd, und wir müſſen ihn begleiten. Wäre u
ſtummer Freund, unſer ſchwermüthiger Hausgen
ein beſſerer Reiter, er müßte ein Roß beſteigen
ſeine Grillen nach dem Walde tragen, um ſie nicht
der zurück zu bringen.“

Der Correſpondent, der gegen die weitläuftigen
tegiſchen Unterhaltungen der beiden Andern eine au
lende Gleichgültigkeit gezeigt hatte, lächelte, und
mit einiger Bitterkeit: „Ich glaubte, Teſchulumbo
der Sitz eines geiſtlichen Fürſten. Ich finde aber,
es vielmehr der Sitz der freien Sitten iſt. War e
Laſſa erhört, daß der Lama auf die Jagd geht!“

Dickſon brachte ſeine Kleider in Ordnung, und
gegnete auf dieſe Bemerkung: „Wer aus Europa
bürtig iſt, verſteht ſich auf ſcharfſinnige Unterſcheid
gen. Freund, Ihr müßt das Geſetz von denen un
ſcheiden, welche unter ihm ſtehen. Es gibt in Eur
eine Art Religion, welche man Chriſtenthum nen
und aus den Katechismusjahren meiner Jugend h
ich dieſe Trennung noch nicht vergeſſen. Der Lama
das Geſetz, wer hindert ihn, ſich in den Finger
ſchneiden? Mit andern Worten: dieſer geiſtliche
hier iſt ſo unterhaltend, wie es der von Rom niem
geweſen iſt. Oder, um eine andere Wendung zu
brauchen: Ich hoffe Dich wieder zu ſehen, mein Freu
den ich liebe wie der Engländer einen Hongkaufma
und wenn Du vielleicht Luſt tragen ſollteſt, meine V
leſungen über die Geſchütze zu Papier zu bringen,
kannſt Du eines Dankes gewiß ſeyn, für den ich m

bei der Jagd auf Worte beſinnen will. Nützen muß es Dir auf jeden Fall.“

Der Zug war jetzt bei dem Hauſe angekommen, und zwei Pferde wurden vorgeführt, welche von Dhii-Kummuz und Dickſon beſtiegen werden ſollten. Der Teſchu-Lama, der ſich in ſeinem kriegeriſchen Zeug ſtattlich ausnahm, war von einem Gefolge umgeben, deſſen Kleidung ein ſonderbares Gemiſch von geiſtlichem und weltlichem Aufzuge vorſtellte. Er richtete an die beiden Theilnehmer der Jagd, welche ſich in den Sattel ſchwangen, einige wohlwollende Worte, und Dickſon, welcher noch nicht ganz den europäiſchen Bedienten und den ſubalternen Soldaten abgelegt hatte, erwiderte ſie mit einem langen Redefluß, der ungefähr ſagen wollte: Ew. Gnaden ſind heut gar zu gütig! Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung, die Muſchelhörner hielten den Roſſen die Ohren ſteif, die Hunde drängten vor und wurden mühſam von den Reitern an langen Stricken zurückgehalten. Die Richtung ging einer ſanft ſich aufdachenden, von einem dunkeln Waldkranze bekränzten Ebene zu.

Wie der Correſpondent den vorhergegangenen Geſprächen Dickſons und ſeines Wirthes eine nur gleichgültige, theilnahmloſe Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, ſo gab er auch bei der Ankunft des Lama einen ſtummen Zuſchauer ab. Er ſtand intereſſelos an den Ulmenbaum gelehnt, ohne ein Zeichen äußerer Achtung vor dem Manne, in deſſen Gewalt er ſich befand, blicken zu laſſen. Dieß Benehmen ſtimmte mit ſeinem frühern nicht überein. Denn bis dahin war er immer

nach dem richtigen Grundſatz verfahren, daß die Gr
muth den am mildeſten behandelt, welcher keinen V
derſtand leiſtet; ſeine Gefangenſchaft hatte in Fo
dieſer Ergebenheit nichts Unerträgliches erhalten;
Gränzen, innerhalb deren er ſich bewegen durfte, w
ren weit auseinander geſteckt, und die Beſuche der
geſehenſten Männer, welche ſeinen Verſtand, ſe
mannichfachen Kenntniſſe und ſeine geſellſchaftlich
Gaben aufſuchten, mußten ſeiner Eigenliebe beſond
ſchmeicheln. Wenn der Correſpondent dabei nie unt
ließ, Jedermann mit Zuvorkommenheit zu begegnen,
mußte ihn heute ein fremdartiger Einfluß beherrſcht
ben, dem er ſich hingab, ohne darauf zu achten. W
beſtimmte ihn, heute zum erſten Male offen zu zeig
in wie hohem Grade ihm ſeine Lage zuwider war

Ho-Po, der Diener des Correſpondenten, kam a
dem hintern Hofraume von der linken Seite der T
raſſe herangeſchlichen, zog ſeinen Herrn ſo nahe an ſ
nen Mund, daß jedes ſeiner Worte nur in deſſen O
widerhallen konnte, und flüſterte ihm zu: „O m
theurer Vater, war ich bis jetzt ein Roß, das un
der Laſt des Grams, der ſeinen Herrn drückt, z
ſammenſinkt, ſo fühl' ich jetzt einen neuen Leben
muth in mir, da ich Euch bald wieder in die alt
Kreiſe Eurer Macht zurück verſetzt weiß."

„Iſt Dir Deine Nachforſchung gelungen?" fra
der Correſpondent mit beſorgten Blicken die Umg
bung ausſpähend. „Wer wird uns bei der Flu
zu Gebote ſtehen?"

„Ich habe einem Mann, der uns führen soll,“ antwortete Ho-Po, „ein weitläuftiges Mährchen aufgebunden, das er aber sehr wahrscheinlich findet. Warum sollte der Mann es Euch nicht zutrauen, daß Ihr noch auf verliebten Wegen geht? Es ist finstre Nacht. Die Menschen haben hier zu Lande in der That mehr Verstand, als man von ihnen glauben möchte. Unser guter Pferdeverleiher sieht ein, daß die Liebe nur des Nachts auf ihren Raub ausgeht, daß es hartnäckige Väter, spröde Bräute, eifersüchtige Liebhaber noch unzählige in der Welt gibt, und daß man ihren Wünschen und ihren Intriguen oft nicht anders zuvorkommen kann, als durch einen raschen, ohne Säumen ausgeführten Entschluß.“

„Deine Geschichte mag recht artig erfunden seyn,“ sagte der Correspondent lächelnd; „doch hätt' es sich besser geeignet, mich zu einem verliebten Mönche zu machen, den die Sehnsucht nach einem angebeteten Gegenstand auf nächtliche Abenteuer treibt. Der Eifer des Mannes, uns zu dienen, würde um so größer gewesen seyn. Doch um welche Zeit werden wir seiner gewiß seyn?“

Die weitere Unterredung brachte alle die Umstände zur Sprache, welche bei dem nächtlichen Vorhaben beachtet werden mußten. Wir finden den Gedanken an Flucht sehr erklärlich, und wenig Hindernisse, die ihn hätten vereiteln können. Wenn es seither in den Absichten des Correspondenten lag, die Wachsamkeit seiner Aufseher unschädlich zu machen, so mußte er auf ge-

raume Zeit das Syſtem befolgen, das ihm zu dieſe
Zwecke vortrefflich gelang. Es hinderte ihn nichts,
der Nacht ſein Zimmer zu verlaſſen, die Hausthüre
öffnen; an der Pforte der Umzäunung ſeinen harrend
Diener mit ſich zu nehmen, und in einiger Entfernu
ein Pferd zu beſteigen, das ihn vielleicht ſicher bis
einem Orte trug, von wo aus es nicht unmöglich wa
ſein Fortkommen weiter zu bewerkſtelligen. Mit de
zunehmenden Dunkel der Nacht laſſen wir über die
Unternehmung einſtweilen den Schleier fallen.

Die Jagd des Teſchu-Lama ſollte erſt am folge
den Morgen beginnen; aber rings war ſchon durch d
gellenden Muſchelhörner und das Hetzen der Jäger d
ganze Thierreich in Bewegung. Die tangutiſchen Bü
fel liefen in zahlreichen Haufen über die Ebenen, n
den Hörnern die Erde aufwühlend, blieben dann z
weilen ſtehen, die gebückten Häupter erhebend, un
beklagten mit dem ihnen eigenthümlichen Grunzen d
Schweins, daß ihnen bei dem vielen Laufen denno
die gefährliche Bürde ihres ſeidenhaarigen Schweife
der ihnen morgen das Leben koſtete, nicht entfallen ſe
Die Moſchusthiere verpeſteten die Luft mit jenem G
ſtank, der den europäiſchen Tabakſchnupfern ſo ambr
fiſch duftet, eine zarte Naſe zerfreſſen kann und jede
Beſitzer einer ſolchen Naſe aus einem Zimmer treib
wo auch nur im tiefſten Verließe des Kleiderſchranks ei
Billiontheil dieſes Ingrediens in Baumwolle verborge
liegt. Was helfen euch dieſe Opfer, die ihr hier de
Bergen und unwirthbaren Räumen bringt, ihr un
ge

geſtalteten Geſchöpfe! Mein alter Profeſſor lärmt, daß in ſeiner Bibliothek der Moderduft über den Moſchus den Sieg davon getragen hat, er ſchickt in die Apotheke, und läßt ſich einige Gran Eurer kopfweherregenden Eigenſchaften holen! Müſſen die Büffel morgen ihre Haare laſſen, ſo ſeyd ihr gleichfalls den Beutelſchneidern *) preisgegeben!

Der Herbſt war ſchon ſo ſtark geworden, daß er das Laub von den Bäumen ſchüttelte. Aus den offenen Gebirgsreihen, die dem Zugwind einen freien Durchgang geſtatteten, zog die Nachtluft mit ſchneidender Kälte. Einzelne Regenwolken, welche der Sturm von dem Gipfel eines himmelhohen Felſen wegtrieb, ſanken mit ihrer ganzen Schwere auf die Ebenen herab, und entluden ſich in langwierigen Strömen. Mit der bedauerlichen Klage, daß durch dieſe Regenſchauer auf den Morgen die Wege ſchlüpfrig und ſchwierig gemacht ſeyn würden, begaben ſich die Jäger in einem einſamen Schloſſe zur Ruhe.

Dieſe kleine Wohnung war befeſtigt und konnte zugleich als eine Capelle für Pilgrime dienen; denn ſie war mit geiſtlichen und wunderthätigen Bildern beſetzt. Für dieſe Nacht verrichtete ſie dem Teſchu-Lama und ſeinem Gefolge einen ſchon oft geleiſteten Dienſt als vorübergehende Herberge. Wozu die Umſchweife? Es war ein fürſtlich-tibetaniſches Jagdſchloß.

---

*) Bekanntlich trägt das Biſamthier ſeinen geſuchten Schatz im Beutel.

Mit Tagesanbruch hatten ſich alle Theilnehmer de
kommenden Vergnügens vor dem Raſtorte ſchon verſam
melt. Der Teſchu-Lama, der ſich etwas ſpäter ein
fand, beliebte über die Inconvenienz dieſer Unterha
tung mit ſeinem Stande einige ſcherzende Worte zu ſa
gen, die von dem Gefolge mit großem Beifalle aufg
nommen wurden. Dickſon hatte ſich ſchon früh eine
anhaltenden Humor getrunken; und phantaſirte üb
die Benutzung der Artillerie, die ihm ſelbſt auf der Jag
nicht ohne Vortheil zuläſſig ſchiene.

Als das Treiben der aufgeſcheuchten Thiere lebha
ter wurde, näherte es ſich mehr dem Gebirge. De
Verfolgen wurde auf den ſteilen Wegen beſchwerliche
der Zug trennte ſich, je nachdem man auf dem eine
Pfade ein beſtimmtes Ziel früher zu erreichen hoffte
als auf dem andern. Es liegt nicht in unſrer Abſich
den ganzen Verlauf dieſer Unterhaltung zu berichten
ſondern wir folgen nur dem Pfade, welchen Dhii-Kum
muz mit einigen andern Leuten einſchlug, weil er un
zuletzt den Anblick der zweiten Kataſtrophe dieſer Ge
ſchichte zeigen wird.

Der Weg zog ſich mit faſt unerſteiglicher Schroffhe
in die Höhe. Die Reiter waren alle von ihren Thie
ren geſtiegen, die ſie mit kurzem Zügel führen mußten
wenn nicht Mann und Roß einen Sturz in die Tie
gewärtigen wollten. Einige unter den Begleitern Dhii
Kummuz's hatten vor ihm ſchon einen anſehnlichen Vor
ſprung gewonnen; jetzt blieben ſie an einer Stelle, w
eine weitere Fortſetzung des Weges undenkbar war

plötzlich stehen, wandten sich um, riefen den Nachkommenden zu, ihre Schritte zu beschleunigen. Wessen waren sie ansichtig geworden? Zwei Männer lagen mit ihren zerschmetterten Rossen in der Zwischenspalte, welche zwei Felsen von einander hielt. Der Fall war nicht tief, aber durch die zackigen Felsspitzen, welche die Gestürzten empfangen hatten, überaus gefährlich. Auch war es keinem Zweifel unterworfen, daß nur der eine der Unglücklichen noch am Leben sey, und einige scharfe Blicke reichten hin, in dem Andern, dem es ans Leben gegangen war, den Correspondenten zu erkennen.

Es war nicht ganz unmöglich, sich den beiden Chinesen (denn der noch Lebende war Ho-Po) zu nähern. Es bedurfte nur einiger Behutsamkeit, und die Schwierigkeit der Lage war leicht überwunden. Mehrere Männer kletterten hinunter, schwangen sich mit Gewandtheit über einige Felsblöcke, und trugen die beiden Opfer ihrer Freiheitslust zu den Uebrigen zurück. Die Scene wurde belebter; denn diese Störung in dem Treiben ließ sich bald bemerken, und von höher liegenden Gipfeln auch in seiner Ursache erkennen. Bald war die ganze Gesellschaft um diesen traurigen Anblick versammelt. Ho-Po ließ noch einige Hoffnung zur Rettung übrig. Er war zwar an allen Theilen seines Körpers beschädigt; doch nur eine Vernachlässigung seines Zustandes hätte ihm können tödtlich werden. Am Correspondenten blieb jeder Wiederbelebungsversuch ohne Erfolg. Die zerschmetterten Glieder hingen schlaff am Körper herunter, und schon die harten Verletzungen des Kopfes hätten ihm

tödtlich seyn müssen. Das bleiche, von Entsetzen und Angst entstellte Antlitz, der Mund, wie zum Hülferuf geöffnet; die Augen, aus ihren Höhlen hervor gequollen, waren mit schwarzem, geronnenem Blute überzogen. Unter allen Aeußerungen, welche dieser Anblick veranlaßte, war diejenige am grausamsten, welche aus dem Munde eines Europäers kam. Denn Dickson sagte nur die einzigen Worte: „Er hat uns entlaufen wollen;" schien aber damit ausdrücken zu wollen, daß dem Armen so ganz recht geschehen sey.

Den Stiefeln des todten Correspondenten enthiel eine Papierrolle. Sie trug die Ueberschrift: An die Redaction der Pekinger Hofzeitung, und enthielt einen vollständigen Nekrolog, den der Verschiedene, sein Schicksal vielleicht ahnend, für den vorkommenden Fall entworfen hatte. Es hieß darin: „Schon wieder erlosch an dem Horizonte des Reiches der Mitte ein Stern der ersten Größe. Leang-Kao-Tsu wurde geboren im dritten Jahre der Regierung Kien-Long aus der glorreichen Dynastie Tai-Thsong. Seine erste Jugendzeit war dem Studium der classischen Autoren gewidmet, in dem er es so weit brachte, daß seine Kenntniß sowohl in Dichtern als Philosophen die allgemeinste Anerkennung fand. Man rief sich oft zu: der junge Leang-Kao-Tsu wird bald graduirter Doctor seyn! Und diese Vermuthung wurde in Kurzem eine Wahrheit. Er wurde promovirt, ging einige Zeit noch in den Unterricht eines Bonzen, um seine Seelenreinheit zu erhöhen; besuchte darauf Su-Tscheu, um den feinen Anstand aus dem

Grunde zu ſtudiren, und erhielt darauf die Stelle eines Salz-Mandarinen in Kang-Tong. Laſſen ſich die Verdienſte aufzählen, welche ſich an dieſem Orte Leang-Kao-Tſu im Umgange mit den Holländern und den Europäern um das himmliſche Reich erwarb? Wer jede einzelne Wohlthat, die er ſeinen Landsleuten und dem Sohne des Himmels, ſeinem allergnädigſten Kaiſer, erwies, berechnen wollte, müßte auch angeben können, aus wie vielen Tropfen das Meer beſteht. Der Weiſe erhält immer ſeinen Lohn, wenn er ihn von dem Gerechten erwartet. Leang-Kao-Tſu wurde zum Mandarinen der vierten Claſſe erhoben, und erhielt eine Stellung, die ſeinen Talenten nicht angemeſſener ſeyn konnte. Er wurde Correſpondent am Hofe des tibetaniſchen Dalai Lama von Laſſa. Zu welchem Dank verpflichtete er in dieſer Eigenſchaft die Blume des Weltalls? Auch unſere Zeitung kann nicht umhin, anzuerkennen, daß er ſeit Jahren ſchon zu ihren eifrigſten Mitarbeitern gehörte. Er lieferte ihr ſeine erſten Gedichte, ſpäter Aphorismen über verſchiedene Gegenſtände der Lebensphiloſophie; in reifern Jahren aber mehrere publiciſtiſche Beiträge, die ſich über das Recht der Regenten und des Volkes mit eben ſo viel Klarheit als Loyalität verbreiteten. Das beſte Erzeugniß ſeines gewandten Pinſels war unſtreitig die Reihe von Aufſätzen, die wir ſeit geraumer Zeit unter dem Titel: Tibetaniſche Zuſtände, den Spalten dieſer Zeitung einverleibt haben. Niemand anders war der Verfaſſer dieſer geiſtvollen Berichte, als der vollendete Leang-

Kao-Tsu. Sein Tod hing aber mit folgenden Umständen zusammen: —"

Der Correspondent schien erwartet zu haben, daß ein befreundeter Pinsel diese Lücke ausfüllen würde, aber in Teschulumbo gab sich dazu wohl Niemand her. Herr Professor Neumann wird mir bezeugen können, daß dieser Nekrolog auch niemals in der mehr erwähnten Zeitung gestanden hat.

Ein Bote brachte dem Teschu-Lama die Nachricht von der Rückkunft des Schamanen. Dieß war das Zeichen zum Beginn der schon lange vorbereiteten Feindseligkeiten. Zu Vergnügungen wurde jetzt die Zeit zu kostbar; man rief mit den Muschelhörnern, deren Töne das Echo unzählig durch die Berge trug, die Zerstreuten zusammen, und kehrte mit einiger Beute und dem Leichnam des jetzt unschädlichen Chinesen in die Ebene zurück. Der Verwundete Ho-Po war schon voraus getragen worden.

Inzwischen hatte Schü-King mit unglaublicher Energie die Zügel des chinesischen Regiments in Lassa ergriffen. Jede Einmischung, welche sich der General in die Dinge, die sie in den Kreis ihrer Aufsicht ziehen wollte, erlaubt hatte, wurde mit Festigkeit von ihr zurück gewiesen. Den ersten Act der Souveränetät, die er sich übertragen glaubte, die Befreiung Gylluspa's, hatte sie weniger aus Eifersucht auf die ihr näher bekannt gewordenen Verhältnisse dieses Mädchens, als nach dem festen Vorsatz ihrer alleinigen Machtvollkommenheit wieder rückgängig gemacht.

Alle dieſe Entſchließungen gewannen bei ihr um ſo mehr Gewicht, da ſie ſich auf die Nachricht ſtützte, welche ihr von Teſchulumbo aus über ihren Bruder zugekommen war. Sie konnte mit Gewißheit noch auf ſeine Exiſtenz bauen, und deßhalb auf alle ihre Unternehmungen den officiellen Stempel ihres brüderlichen Willens drücken; ja ſie konnte annehmen, daß die endliche Rückkunft des Bruders ſelbſt dasjenige gut machen müßte, was ſie vielleicht in der Eile oder in Folge eines unweiſen Entſchluſſes, oder mit mehr als verantwortlicher Gewaltanmaßung ins Werk geſetzt hatte.

Die Verbindung, in welche Schü-King mit ihrem Bruder trat, war keine unmittelbare, ſondern wurde durch Unterhändler, welche Einiges anders erzählten, Vieles gänzlich verſchwiegen, unterhalten. Dieſe beſtürmten ſie in den Zurüſtungen fortzufahren, welche der Correſpondent zu Gunſten der Unternehmung des Teſhu-Lama gemacht hatte. Schü-King war mit den desfallſigen Planen ihres Bruders wohl vertraut. Sie wußte, daß er ſich ſo viel Einfluß auf die chineſiſchen Truppen verſchaffen wollte, als hinreichte, um ſie entweder zur Schilderhebung für den neuen Lama zu gebrauchen, oder ſie in einer theilnahmloſen Neutralität zu erhalten. Sie wußte, daß ihr ſüßer Freund Tſchu-Kiang zu dieſem Zwecke benutzt werden ſollte; daß dieſer ſeine Mitwirkung verſprochen hatte, und eilte daher, alle abgebrochenen Fäden dieſer Vorbereitungen wieder anzuknüpfen.

Tſchu-Kiang ſagte, daß man ſich in ſolchen Dingen

gänzlich auf ihn verlaſſen könne. Er könne, obſchon ein weiſer Mann, alle Thorheiten begehen, wenn Schü-Kings Bruder ſie verantworten wolle. Es ſey ihm nun ganz einerlei, ob er eine Schwadron oder das ganze Regiment in das Complot ziehen ſolle. Warum ſollt' er eines ſichern Erfolges nicht gewiß ſeyn? Wäre doch jeder Recrut, der nur einmal das Glück gehabt hätte, vor ihm das Gewehr zu präſentiren, bereit, für ihn durchs Feuer zu laufen. Ja, er könne verſichern, das ganze Unterofficier-Corps ſey unter ſich eiferſüchtig gegeneinander, weil er Einigen von ihnen einmal die Verſicherung ſeiner Freundſchaft gegeben habe. Die Befehle des Generals zu hintertreiben? Welche leichtere Aufgabe ließe ſich ihm ſtellen! Kein Soldat, der nur je den Hahn eines Karabiners geſpannt habe, werde die mürriſchen Sitten eines alten Eiferers ſeinem leutſeligen, einnehmenden, bezaubernden Weſen vorziehen. Kurz, er ſey gewiß, daß ihm im Augenblick des Kampfes, den er übrigens ſehnſüchtig erwarte, mehr zu Gebote ſtehen würden, als bedürftig ſeyen.

In dem Augenblicke, wo Tſchu-Kiang dieſe Verſicherung gab, fand Schü-King ſeine Tournure, ſeinen Zopf, ſeinen Stutzbart, den Faltenwurf ſeiner Kleider, die Nachläſſigkeit ſeines Gürtels auch ſo liebenswürdig, daß ſie in ein begeiſtertes Lob dieſer Vorzüge ausbrach. Der Oberſt drückte dafür ihre Hand mit Zärtlichkeit an ſeine Lippen. Wir können nicht zweifeln, daß auch für ſeine Wünſche bald die Erfüllung anbrechen wird.

# Fünftes Capitel.

Fang-Schu, der Feldherr, führt sein Heer
Dreitausend Wagen reich an Wehr,
Sie treiben wohl den Feind zu Paaren.
Fang-Schu, der Feldherr, zieht voraus,
Es tönet laut der Trommeln Braus,
Und wohlgeschaart ziehn alle Schaaren.
Zum Angriffszeichen gnüget schon
Den Muth'gen ein gelinder Ton.
Doch soll's des Rückzugs Zeichen seyn,
Und soll'n wir ihm Gehör verleihn,
So dürft ihr nicht die Trommel sparen.

Schi-King.

Es war finstere Nacht. Tausend Fackeln leuchteten im Gebirge. Der rothe Schein, den jede einzelne warf, konnte auch nur den Schritt eines Einzigen sichern. Für die übrigen Tausende, die mit ihren Rüstungen über das Gebirge kletterten, gesellten sich zu den natürlichen Hindernissen des gefahrvollen Weges noch die blendenden Schatten, welche die Fackelträger in die tiefen Abgründe warfen.

Bald stürzte ein Roß, bald ein Reiter, der es am Zügel führte. In dem verworrenen Zurufen, welches von einer Bergspitze auf die andere schallte, und das schlummernde Echo weckte, erstickten die Schmerzensschreie der Unglücklichen, welche die falsche Berechnung des Wegs und die Tollkühnheit der Anführer mit ihrem Leben bezahlen mußten.

Am entlegenſten Ende des Zuges und noch am tiefſten Fuße des Berges ertönte das Commando einer uns wohl bekannten Stimme. „Die Fackeln von den Pulverwägen!“ rief es mit ſiebenfachem Echo. „Wir haben ſo viel brennbares Material, daß wir mit Einem Funken die aſiatiſchen Hochgebirge in die Luft ſprengen könnten.“

Es war Dickſon, der mit ſeiner ſchweren Artillerie weit zurückblieb, und in der That nur mit den außerordentlichſten Anſtrengungen des Weges Meiſter werden konnte. Seine wenigen Geſchütze wären außerdem verloren geweſen, wenn er nicht jedes in Augenſchein nahm und bald hier, bald da zugegen war. Die Stücke waren mit einem Dutzend Pferden beſpannt, welche von eben ſo viel Kanonieren wieder kurz am Zügel geführt werden mußten. Dickſon rief dabei unaufhörlich oder nur in kurzen Zwiſchenräumen: „fünfzig Stockprügel für Jeden, der elend genug iſt, ſich hinten aufzuſetzen! Und die Hälfte für Jeden, der ſich von ſeinem Thiere ziehen läßt!“ Dabei machte er ſeiner Galle an allen Gegenſtänden Luft; er war im Zuge, die anſtößigſten Dinge zu ſagen. „Das ſind die Folgen der Vielherrſchaft,“ rief er; „ſchätzte man meine Rathſchläge ſo hoch, als ſie werth ſind, ſo würde man beſſer bedient ſeyn. Was gab ich im Kriegsrath für eine Meinung ab? Ich ſtimmte für Zögerung, für eine Raſt, die vier Stunden vor dem Untergange der Sonne beginnt; für einen Marſch, der Niemanden ermüdet, und uns Zeit läßt zu den nöthigen Erholungen, zur

Verdauung und zu einem erquicklichen Trunke. Ich drang nicht durch, weil in dieſer Armee zu Viele rathen wollen. Steckt die Köpfe nicht zuſammen! Himmel, ſitzt da nicht Einer auf dem Protzkaſten?" Dickſon lief hinzu, ſtolperte, ſtand mit einem derben Fluche wieder auf, und überzeugte ſich von ſeinem Irrthume. „Was gibt's da zu lachen?" rief er einen Trupp Kanoniere an, welche hinten an dem ſchadhaften Mörſer ſchoben; „Ich wette, der Schuft hat meinen Fall benutzt und iſt herunter geſprungen, während ich ihn nicht ſehen konnte. Wie ſchlaff an der Haubitze dort die Stricke hängen! treibt die Pferde an, ihr Buben! Und rennt mich — zum Henker, die Steine tanzen mir unter den Füßen weg; wollt ihr mich hinunterſtoßen?"

Der General war ſtehen geblieben und wurde von der vorüberfahrenden Poſitionsartillerie ſo hart geſtreift, daß er einige Schritte zurücktrat, und erſchrocken, nichts als Luft hinter ſich zu faſſen, jenen Schrei ausſtieß. Da er noch nicht fiel, fand er den Muth, ſich umzuſehen, wo denn der Tod noch ganzer drei Schritte weit entfernt lag. Es gewährte ihm eine Beruhigung von ſeinem Schrecken, auf die Mitglieder des Kriegsraths zu ſchmähen und ſeine Mannſchaft zu Vertrauten ſeines Grolls zu machen. „In der Compagnieſchule zu Calcutta," ſagte er, „hab' ich Blicke in die Strategik geworfen, daß mir ihre feinſten Grundſätze erklärlich wurden. Konnt' ich daher ohne Lachen hören, wie einige Regimentschefs in einem vor vierzehn Tagen gehaltenen Rathe auf Bildung einer reitenden Artillerie

drangen? Himmel, das wäre ein Commando geweſen. Rechtsum ſchwenkt! Sturmlauf! Die ganze Batterie in einer Viertelſtunde 20,000 Fuß über dem Meeresſpiegel. Nein, dieſe Menſchen ſind zu bedauern. Hätte man doch nie auf ſie gehört! Warum müſſen ſie über die Touren, welche wir täglich machen, den Ausſchlag geben? Wer über Artillerie und Genieweſen unnütze Worte verliert, von dem heb' ich nie etwas auf, weil ich weiß, daß es in keinem Ding etwas Werth hat. Gerechter Gott, was willſt du, Dſchangho?"

Es war nicht der ganze Feuerwerker Dſchangho, der an Dickſon vorüberflog, ſondern nur ſein Kopf und ein Stück ſeines Rumpfes. Dieſe Begegnung war von einer ungeheuern Exploſion begleitet. Ein Pulverkaſten hatte bei dem unvorſichtigen Handhaben der Fackeln Feuer gefangen und war in die Luft geſprungen mit Mann und Roß, die ihn bedienten.

„Das Ding iſt nun einmal geſchehen," ſagte Dickſon nach einer Weile; „laſſe ſich Niemand entmuthigen! Wer auch das Bein ſeines Bruders finden ſollte, zögere nicht, das ſeinige darauf zu ſtellen. Zur Klage haben wir jetzt durchaus keine Zeit. Wer heult da? Niemand ſoll den Mund verziehen!"

Mehrere Stimmen fingen nämlich einen leiſen Trauergeſang zu murmeln an. Hätte Dickſon ſie aufkommen laſſen, ſo würden ſich alle Zungen zu Klageliedern gelöſ't, und eine Muthloſigkeit ſich dem ganzen Heere mitgetheilt haben. Der General fuhr aber mit ſo heftigen Drohungen dazwiſchen, daß jeder

ſein Gebet unhörbar zwiſchen den Zähnen flüſterte, und die Bedienung des Poſtens, auf dem er ſich befand, nicht aus den Augen ließ.

Solche nächtliche Zufälle hielten den Marſch der Artillerie hinter den Uebrigen weit zurück. Dickſons Eifer und ſeine rückſichtsloſe Energie gehörten dazu, die Ordnung des Zuges zu erhalten, und ihn, bei den vielen Hinderniſſen, die ihn trafen, nicht in völlige Auflöſung zu verſetzen. Wo ein Rad brach, ein Strick riß, wo ein Pferd ausgleitete, wo beim Niederſteigen ein Hemmſchuh aus dem Gleiſe fuhr, und das Geſchütz mit Gewalt auf ſeine bewegenden Kräfte rollte, da war er mit Rath und That immer zugegen, um jeder Verwirrung vorzubeugen, und ſchnell die Urſachen zur Muthloſigkeit wegzuräumen.

Als endlich der Weg anfing mehr bergabwärts zu führen, ſtellten ſich auch die Hoffnungen einer baldigen Raſt und mit ihr eine neue Anfeuerung ein. Das Thal öffnete ſich immer mehr, und man erblickte einen hellen Schimmer, der ſich eine weite Strecke durch das nächtliche Dunkel zog. Es waren die Wachtfeuer der ſchon früher eingetroffenen Krieger, denen ein weiter Thalkeſſel zur Raſt von den gehabten Anſtrengungen hinlänglichen Raum gab. Am folgenden Morgen konnte man hoffen, von der nächſten Bergwand, die zu beſteigen allein noch übrig war, das bedrohte Laſſa zu erblicken. Noch war ihr Vorhaben für die Allwiſſenheit des Dalai-Lama ein Geheimniß. Keiner der ausgeſtellten Wachtpoſten hatte bei der Ablöſung ſeinem Offi-

cier eine verdächtige Erſcheinung in der Umgegend zu berichten.

Als der Artilleriepark in die Thal-Ebene hinabraſſelte, lagen die übrigen Krieger ſchon an ihren Feuern zur Ruhe ausgeſtreckt. Die Geſchütze wurden in Ordnung aufgeſtellt, die Pferde ausgeſpannt, an Pfähle befeſtigt, zur Noth gefüttert, und die Kanoniere waren noch früher eingeſchlafen als jene. Dickſon aber fühlte ſeine Befehlshaber-Pflichten zu ſehr, als daß er dem Beiſpiele ſeiner Leute ſogleich hätte folgen ſollen. Er frug ſich vielmehr nach dem Hauptquartiere hin, um an Berathungen Theil zu nehmen, wenn ſie vielleicht gepflogen werden ſollten. Es war aber ſehr ſtill um das große Zelt, das die heiligen Glieder des Teſchu-Lama umſchloß, nur aus einem Theile deſſelben brannte noch eine ſchwache Flamme. Dem Eintreten des bekannten Generals ſtand nichts entgegen, und Dickſon fand ſeinen Freund, Dhii-Kummuz, noch in ſo ſpäter Nacht über einem großen Pergamentsbogen beſchäftigt, auf dem er zierliche Charaktere in großen Zügen mehr malte, als ſchrieb.

„Wer du auch ſeyn mög'ſt," rief Dhii-Kummuz dem Eintretenden, ohne von ſeiner Arbeit aufzuſchauen. entgegen, „nach einigen Augenblicken bin ich bereit, alle Geſchenke zu empfangen, welche man mir geben wird."

„Ich bringe nichts, als einen müden Fuß, eine trockene Kehle und ein begieriges Ohr," entgegnete Dickſon, und ſein Freund, ihn ſogleich erkennend,

ſagte kurz vor ſich hin: „Dickſon;“ ließ ſich aber nicht ſtören, ſondern arbeitete auf ſeinen Bögen weiter. Dickſon brummte über die Unfreundlichkeit der Gelehrten, und ſah dem Schreiber über die Schultern zu. Endlich wuſch aber dieſer ſeinen Pinſel im Waſſer von den Farben rein, hielt das Geſchriebene mit zufriedenem Blicke gegen das matte Licht der Lampe, und begrüßte dann ſeinen Freund mit herzlichem Willkommen. „Als ich geſtern die gebratenen Fiſche mit dir aß,“ ſagte er, „und dir die Kopfſtücke und mir die Schwänze ließ, hätt' ich da glauben mögen, daß wir beide vielleicht unſer jüngſtes Gericht gehalten hätten! Ein verwünſchter Weg! du riethest dagegen, und ich fange an, deinen Inſtinct als ein untrügliches Ahnungsvermögen zu verehren.“

Dickſon war aber ſelbſt für Lobeserhebungen nicht zugänglich, wenn ſeiner Leibesnothdurft etwas abging. Er verlangte vor allen Dingen ein bequemes Nachtmahl, ſodann eine Wiederholung der beifälligen Aeußerungen, welche ſein Wirth über ihn gemacht hatte, und als er beides erhalten, Aufklärung über die eben beendete Beſchäftigung des Dhii-Kummuz. „Ich bin aus dem Lande der Cultur gebürtig,“ ſagte er, „und kann auf der Straße nichts Geſchriebenes liegen ſehen, ohne es aufzuheben. Was bedeuten dieſe nächtlichen kalligraphiſchen Uebungen?

„Ich kenne den Gebrauch deines Vaterlandes nicht,“ entgegnete der Befragte; „aber bei uns herrſcht die Sitte, ſelbſt dem Feinde Rechenſchaft

darüber abzulegen, was uns zu einem Kriege gegen ihn bewogen hat. Wir erlaſſen in dieſem Falle beim Anfang aller Feindſeligkeiten eine weitläuftige Schrift, die wir Proclamation, auch wohl Manifeſt nennen. Ueber dieſer Arbeit haſt du mich angetroffen.“

Dickſon, der für Definitionen eine unbeſchreibliche Ehrfurcht hatte, hörte mit offenem Munde zu, und vergaß über jene gründliche Auseinanderſetzung ſogar, daß in Europa die Manifeſte nicht weniger heimiſch ſind. „Das iſt ſehr merkwürdig,“ ſagte er, „doch was haſt du im Namen des Lama, unſers Herrn, den Leuten denn aufgeheftet?“

„Nicht wahr?“ fragte Dhii-Kummuz, „wir haben ſehr wichtige Urſachen zu dieſem Kampfe?“

„Ohne Grund ſind wir in der That nicht hier,“ antwortete Dickſon.

„Und dieſe Urſachen ſind höchſt gerecht?

„Sie ſind durchaus nicht ungerecht.“

„Wir kamen nicht von freien Stücken?“

„Nein, wir ſind durch Beleidigungen gereizt worden.“

„Und dieſe Beleidigungen waren unerträglich?“

„Sie waren zahllos, und lieſen ſich allerdings nicht ertragen.“

„Der Lama hat die gerechteſten Anſprüche auf den Thron des Himmels?“

„Ich frage dich nur, wer ſie ihm ſtreitig machen ſollte?“

„Der

„Der Dalai Lama kann nur ſchlecht beglaubigte Anſprüche aufweiſen?“

„Wir haben ſie nie beglaubigt.“

„Es iſt der Wille des Himmels, daß in Tibet eine andre Ordnung der Dinge herrſche?“

„Wir ſind unſtreitig damit beauftragt, ſie einzuführen.“

„Wollen wir die Lage der feindlichen Provinzen verſchlechtern?“

„Behüte! wir beabſichtigen ihr Beſtes, und kommen mit den reichſten Verſprechungen.“

„Werden auch dieſe Verſprechungen gehalten werden?“

„Was du nur frägſt! freilich, aber unter gewiſſen Bedingungen.“

„Und dieſe ſind?“

„O ſo geh mir zum Henker! So examinirt man einen Narren, Commandir' ich denn eine feindliche Batterie? Bin ich als Parlamentär im Lager? Sage mir lieber, was auf jenem Pergamente enthalten iſt?“

Dhii-Kummuz fand aber jetzt keine Zeit, dieſe Mittheilung zu machen; denn draußen war es unruhig geworden, mehrere Stimmen riefen durcheinander, und ein anwachſender Lärm näherte ſich dem Hauptquartier, wo ſich die beiden nächtlichen Sprecher befanden. Einige Officiere kamen aus den hintern Räumen des Quartiers herbeigeeilt, um nach der Urſache dieſer Störung ſich zu erkundigen. Man führte einen Menſchen herein, der ſich von Laſſa her durch die Spalten und Eng-

päſſe der Gebirgswand in das Thal geſchlichen haben, und von den Wachtpoſten bemerkt ſeyn ſollte. Nach der Ausſage derer, die ihn gefangen, warf er bei dem erſten Anruf der Schildwache ſtatt der Antwort ein Paket Papiere von ſich, und ſchien zweifelhaft zu ſeyn, ob er die Flucht ergreifen, oder das Folgende abwarten ſolle.

Dhii-Kummuz unterſuchte die Papiere und verhörte den Ueberbringer derſelben. Es war allerdings ein Spion, aber ein ſolcher, der nur in Laſſa gewärtigen konnte, aufgehängt zu werden. Er war von jener Partei abgeſchickt worden, die in Laſſa für den Teſchu-Lama gewonnen war, und er ſelbſt ein Chineſe. Das Paket enthielt Briefe von Schü-King an ihren Bruder, den ſie unter den Ankömmlingen vermuthete, von Tſchu-Kiang an den Teſchu-Lama über die von ihm getroffenen Vorbereitungen, über die ſicherſten Operationen, welche ſich gegen die ſchwache Beſatzung machen ließen, endlich noch Plane, Zeichnungen und einige Schreiben von den Vertrauten der Aufrührer, die ſich in der unmittelbaren Nähe Maha Guru's befanden. Aus allen dieſen Documenten ließ ſich abſehen, wie dunkel noch in Laſſa das Gerücht von dem Vorhaben des Statthalters war, und wie wenige Vorkehrungen getroffen ſeyn mußten, um den Erfolg eines unvermutheten Ueberfalls zu vereiteln. Dem Statthalter ließ ſich zum kommenden Morgenthee außer ſeiner Pfeife keine angenehmere Unterhaltung geben.

Dem gewandten Chineſen gab man außer der verdienten Belohnung noch eine Rückfracht, die ihm gefährlich werden konnte, nämlich das Manifeſt, welches Dhii-Kummuz verfaßt hatte. Er wurde in die Gegend wieder zurückgeführt, über welche er gekommen war, und von dem Verfaſſer der Proclamation mit Erläuterungen über den Gebrauch derſelben begleitet. Als Dhii-Kummuz in das Zelt zurückkehrte, fand er ſeinen Freund Dickſon vom Schlafe ſchon überwältigt, und iſt ohne Zweifel mit dem ganzen, heimlichſtillen Lager ſeinem Beiſpiele gefolgt. Schrieb ich eine geheimnißvolle, magiſche, magnetiſche Geſchichte, ſo würd' ich dieſen wunderbaren Mann in eine verſteckte Thür gehen, etwas Unerkennbares aus der Taſche nehmen oder ſonſt einen ähnlichen Spuk treiben laſſen, der die Phantaſie des Leſers befruchtet und ſeine Neugier ſpannt. Aber ich ſchildere Ereigniſſe und Menſchen, die dem Leben und der Wirklichkeit entnommen ſind.

Auf dem Berge Botala, dem Sitze des Dalai Lama, wollten auch am Morgen des folgenden Tages die gewohnten frommen Uebungen unter lautem Geſang und Gebet ihren Anfang nehmen, als der Wächter auf der höchſten Zinne deſſelben, dem Gipfel Marbori, in der Ferne die ſonderbarſten Bewegungen erblickte. Alle Alpenketten, die von der Weſtſeite das Thal von Laſſa begränzen, ſchienen zu ſchwanken, und ein lang aushaltender, ſcharfer Blick entdeckte bald, daß unabſehbare Kriegerſchaaren von den Bergen herab-

ſtiegen und die Gegend zwiſchen dem Fuße des Gebirgs und dem linken Ufer des Fluſſes Tſang-Tſchu überſchwemmten. Noch ehe er aber, bleich vor Schrecken, zu den verſammelten Vätern hinabgeſtiegen war, hatte ſchon des Dalai Lama älteſter Bruder, der General der kalmückiſchen Cavallerie, die Stufen des Palaſtes zurückgelegt, den Saal mit ſeiner Botſchaft von einem feindlichen Ueberfall erfüllt und die Betenden auseinander geſprengt. Er ſuchte die Zimmer des Dalai Lama, ungeachtet des ſcharfen Verbots für Laien, dieſem heiligen Orte in den Morgenſtunden ſich zu nahen.

Maha Guru ſaß mit geſtütztem Haupte in einem kleinen Gemach, wo durch eine Oeffnung die erſten Strahlen der aufſteigenden Morgenſonne über den gelben Raum eines alten Buches geſammelt fielen, uralten Geheimniſſen nachſinnend, als der General athemlos hereinſtürzte und den Frieden dieſer ſtillen Einſamkeit durch ſeine eiligen Berichte ſtörte. Maha Guru richtete ſich ſtill von ſeinem Buche auf, ſeufzte und ſprach: „Wie können doch Menſchen ſo frevelhaft ſeyn, und das Glück ihres Lebens verſcherzen! Wer ſind die Verblendeten, welche ſich meinem heiligen Throne mit böſer Abſicht nahen?“

Der General erklärte, daß er davon noch keine ſichere Kenntniß habe, zweifelte aber nicht, daß die ſchon ſeit längerer Zeit verbreiteten Gerüchte über die feindſeligen Abſichten des Teſchu-Lama durch dieſen Einfall beſtätigt ſeyn könnten. Dann fügte er hinzu, daß er Sorge tra-

gen werde, den Palaſt des Lama unüberwindlich zu machen. Wenn er, wie er hoffe, den Feind nicht aus offenem Felde ſchlage, ſo könnt' es bei einem Sturme auf die Stadt nur den unglaublichſten Anſtrengungen gelingen, eine ſolche Befeſtigung, wie er ſie der Reſidenz geben wolle, zu überwinden. Maha Guru erwiderte die ängſtliche, haſtige Sorgfalt ſeines Bruders mit einem freundlichen Lächeln, das auf dieſen wie ein überirdiſcher Zauber wirkte. Er warf ſich vor ihm nieder und rief mit begeiſterter Stimme: „Auf deiner Stirne iſt es hell und klar, mein göttlicher Meiſter; welche Beſorgniß dürft' ich vor der Zukunft haben! Keine Kugel, die wir ſchießen, wird ihren Mann verfehlen, und unſere Pfeile brauchen wir nicht zu vergiften, weil ſie dennoch tödtlich treffen. Du haſt gelächelt, und wie werden wir unſere Schwenkungen machen! Welches Manöuvre kann es geben, das uns nicht gelingen müßte? Kein Roß wird beim Sturmlauf ſein Eiſen am Hufe verlieren, keinem Sattel der Gurt reißen, wir dürfen des glänzendſten Sieges gewiß ſeyn. Lebe wohl, in Augenblicken dringender Gefahr bin ich in deiner Nähe!"

Mit dieſen Worten blieb Maha Guru allein. Er warf einen langen, nachſinnenden Blick durch die Fenſteröffnung, in den blauen Himmelsraum, und kehrte dann zu den Geheimniſſen ſeines Buches wieder zurück.

Inzwiſchen wurden die Zurüſtungen zu dem bevorſtehenden Kampfe mit der größten Eile betrieben. Der Palaſt des Dalai Lama bedurfte nur einer zahlreichen

Beſatzung, um einer vollkommenen Feſtung zu gleichen. Es waren Schanzen und Gräben hinlänglich vorhanden, welche jetzt mit Bewaffneten gefüllt wurden. Vor die Thore legten ſich ungeheure Riegel, andere wurden durch eine Menge Hinderniſſe verrammelt, die es erſt zu beſiegen galt, wenn der andringende Feind einen Fuß breit Weges gewinnen wollte. Dazu kam, daß der Gedanke, für den Himmel und die Unſterblichkeit zu kämpfen, ſelbſt eine zagende Seele zum Muth anfeuerte.

In der Stadt, welche mit einiger Entfernung am Fuße der hohen geiſtlichen Reſidenz lie[illegible] war die Verwirrung auf einen ſchon höhern Gra[illegible] geſtiegen. Die mit Pfeil und Bogen, Wurfſpießen oder langen Flinten bewaffneten nipaleſiſchen Reiter hatten ſich ſchon in einzelnen Schwärmen den Stadtthoren genähert, und die in der Eile zuſammengeraffte Beſatzung derſelben mit neckenden Plänkeleien gedrängt. Die aufgeſchreckte Bevölkerung ſelbſt legte der eiligen Rüſtung Hinderniſſe in den Weg. Die Prieſter ſtrömten aus ihren Klöſtern und regten durch ihre Lamentationen nur die Klage der Bewohner, nicht ihren Entſchluß, mit thätiger Hülfe beizuſpringen, auf. Doch der energiſche Eifer, den der General, des Lama's Bruder, in dem Anordnen der Vertheidigung entwickelte, half auch dieſen Unordnungen bald ab. Jedermann erhielt die ſcharfe Weiſung in kein Haus zurückzukehren, und es nur zu verlaſſen, wenn er bewaffnet unter die Reihen der Krieger treten wolle. Blieb' er daheim, ſo müßt' er ſein Haus zu einer Feſtung umwandeln, alle Kräfte, die

ihm zu Gebote ſtänden, aufbieten, die Diener bewaffnen und an den Eingängen zur Verwahrung des Eintritts aufſtellen. Den weiblichen Händen wurde die Zubereitung ſolcher Materialien anempfohlen, welche bei Belagerungen immer eine der letzten, aber auch der wirkſamſten Rollen ſpielen. Siedendes Oel, Pech und Erdharz erwarteten ihre Opfer. Auf den Höfen wurde das Pflaſter aufgeriſſen, da ein alter Mauerwall zertrümmert, hier ein Brunnen, der kein Waſſer mehr geben wollte, abgetragen, und die Steine in großen Haufen auf die Dächer gebracht. Selbſt die zahlloſen Prieſter thaten mehr als beten und die Sturmglocke ziehen. Sie verſchanzten ihre Klöſter, bewaffneten ſich und ſchloſſen ſich in ihren Rüſtungen den Vorbereitungen an, welche allgemein gegen das Wagniß eines Sturms gemacht wurden.

An einigen Punkten der Stadt hatte der Kampf ſchon ſeinen Anfang genommen. Mehrere kleine Mauerwälle, welche ſich auf der Fläche vor der Stadt befanden, und nicht vertheidigt werden konnten, wenn man die Streitkräfte nicht zerſplittern wollte, waren von dem Feinde ſchon in Beſitz genommen und zu Anhaltspunkten weiterer Operationen gemacht worden. Wir würden eine ſchlechte Meinung von Dickſons ſtrategiſchen Kenntniſſen bekommen, wenn nicht bald einige ſeiner Kanonen von dieſem Hinterhalt aus zu ſpielen beginnen ſollten.

Durch dieſe Concentration konnten die Truppen des Dalai Lama nur an Energie gewinnen. Sie verſam-

melten mehr Kräfte an einem Ort, und richteten durch einen lebhaften Widerstand so viel aus, daß der Feind zu mascirten Bewegungen seine Zuflucht nehmen mußte. Einige Feldstücke, welche ihre mangelhafte Beschaffenheit durch eine gute Position ersetzten, richteten unter den Angreifenden mehr Verwüstung an, als diese mit den ihrigen gegen eine aus Felsstücken gebaute, uralte Mauer. Nur der Verrätherei gelang es, das Gleichgewicht der streitenden Kräfte zu stören, und dem Feinde Vortheile zu verschaffen, welche er durch seine eigene Anstrengung schwerlich errungen hätte.

Tschu-Kiangs Vorhaben war in der That keine Chimäre, mit der er seine Eitelkeit betrog und die Gunst Schü-Kings auf immer an sich fesseln wollte. Die Versprechungen, welche er in der verflossenen Nacht durch einen Boten dem Correspondenten mit der Versicherung seiner übergroßen Freude, ihn nach so langer Trennung wieder in seine Arme zu schließen, gemacht hatte, waren aufrichtig gemeint; er besaß die Mittel, sie in Erfüllung zu setzen.

Den ersten und einflußreichsten Officieren hatte er sein Vertrauen geschenkt, und diese sagten ihren Beistand zu, gelockt durch die Aussicht auf reiche Belohnung, und beruhigt durch die dem Correspondenten anheimfallende Verantwortlichkeit. Der größte Theil der chinesischen Mannschaft ergab sich blind den Anordnungen dieser Befehlshaber.

Wie ungern man einem Gecken Lobsprüche ertheilt, so verdient er sie doch, wenn uns in seinem Betragen

plötzlich eine seltene Entschlossenheit, ja sogar in Augenblicken der Gefahr uns seine Tapferkeit überrascht. Der Oberst entwickelte bei dem Ausbruche der heutigen Katastrophe einen so entschiedenen, festen Willen, daß ein Kenner seiner lächerlichen Person an ihm irre werden mochte. Zum ersten Male saß er mit fester Haltung in seinem Sattel, das geckenhafte Wiegen und Ueberneigen beim Reiten war verschwunden; er hatte sein Auge überall, commandirte mit einer mannhaften Stimme, die alles Süße verbannt hatte, kurz wer in seine Plane eingeweiht war, mußte erwarten, daß ihm nichts fehlschlagen würde. Noch ehe Ming-Ta-Lao, der General, von den bedenklichen Unfällen in Kenntniß gesetzt war, und deßhalb seine Befehle austheilen konnte, hatte der Oberst die seinigen schon gegeben. Er rückte in geschlossenen Reihen dem Thore zu, das dem Hauptangriffe des Feindes in der entgegengesetztesten Richtung lag, und das von den Angegriffenen am schwächsten besetzt war. Hier wollte er sich den Durchgang erzwingen und ihn damit zu gleicher Zeit den Feinden öffnen.

So gering aber die Besatzung des bedrohten Thores war, so leistete sie doch dem verrätherischen Unternehmen des Obersten einen kräftigen Widerstand. Tschu-Kiang war darauf gefaßt, den Durchgang erst erkämpfen zu müssen. Er befahl seiner Mannschaft, auf die Wache Feuer zu geben, dann abzusitzen und im Sturmschritt auf die Widerstehenden einzudringen. Diese Manöuvres gelangen nur zum Theil, weil sie an der Tapferkeit der Gegner eine muthige Gegenwehr fanden.

Der Lärm des Gefechts zog auch sogleich für die V
drängten Hülfe herbei, und es gedieh zu einem ernst
erbitterten Kampfe. Auch für die Chinesen erschi
Entsatz; denn zu gleicher Zeit begann der Feind a
der Ferne die Außenwerke des befestigten Thores anz
greifen und sich, von der innern Verwirrung geschü
demselben auf weniger als Schußweite zu nahen.

Nichts desto weniger brachte den Obersten die z
strömende Unterstützung seiner Gegner bald in eine u
vortheilhafte Stellung. Er mußte aufgeben, geg
das Thor zu overiren, und sich auf die Vertheidigu
gegen eine erbitterte, wachsende Menge beschränke
Er legte in diesen Augenblicken Proben der seltenst
Tapferkeit und Gewandtheit ab, selbst Einsicht in d
Taktik verrieth er bald durch eine verdeckte Bewegun
bald durch einen scheinbaren Rückzug. Er würde ohn
Zweifel die auf ihn eindringende Uebermacht auch no
länger beschäftigt, und vielleicht gar die inzwischen z
genommenen Fortschritte der äußern Angriffe benut
haben, wenn nicht endlich eine Scene eingetreten wär
welche dem fernern Kampf ein Ende machte, und jede
treulosen Chinesen den Säbel in die Scheide stecken hie

Ming-Ta-Lao war erst spät mit dem Ereignisse, da
ganz Lassa in Bewegung setzte, bekannt geworden. Al
er auf den Posten, den zu behaupten seine Pflicht wa
treten wollte, sah er, daß ihm der Oberst schon zuvo
gekommen war. Er hatte die wenige Mannschaf
welche im Hofe der chinesischen Cavallerie noch zurück
geblieben war, aufgeboten, und kam jetzt nach langer

Suchen an den Ort geſprengt, wo ſich für ihn der auffallendſte Kampf entwickelt hatte. Da bedurfte es keiner langen Nachfrage; er konnte dreiſt ſeinen Augen trauen, und verlor über die Rolle, welche er hier den Oberſten und ſeine Leute ſpielen ſah, vor Entrüſtung und Schrecken zuerſt faſt alle Faſſung. Doch benutzte er ſchnell die Pauſe, welche ſein plötzliches Erſcheinen veranlaßte, und ritt mit Entſchloſſenheit unter die Empörer, ſie mit ſeinem Säbel und ſeinen eben ſo ſcharfen Vorwürfen aus einander haltend. „So mögen doch aus den Gräbern Eurer Mütter die Ohren der Eſel hervorſehen, mit denen ſie neun Monate vor Eurer Geburt Umgang gepflogen!“ rief er mit entrüſteter Stimme den eingeſchüchterten Empörern zu. „Wo ſoll ich einſylbige Wörter genug hernehmen, um Eure nichtswürdigen Unternehmungen in das rechte Licht zu ſtellen! Seh' ich nicht, daß dieſer Boden von dem rothen, hinterliſtig vergoſſenen Blute Eurer Brüder raucht? O bei dem höchſten Drachen der kaiſerlichen Hofburg in Peking! wie durfte mir in alten Tagen noch eine ſolche Treuloſigkeit begegnen. Seh' ich nicht dort einen Mann an Eurer Spitze, der ſonſt an meinem Buſen alle ſeine Schmerzen ausweinte und heute ſich nicht ſcheuen würde, auch in mein Blut ſeinen ſcharfgeſchliffenen Säbel zu tauchen? Werden die Freundſchaften ſo wohlfeil? Trägt man die Schwüre in Körben auf den Markt, und verkauft ſie nach dem Tagespreiſe? Steckt Eure Säbel in die Scheide, daß es einen Klang gibt, als wolltet Ihr die Arie Yang-Keu-Tſa, oder die Arie von

der Versöhnung anstimmen! Seit wann gehen die Söhn
des himmlischen Sohnes in die Schlacht, ohne da
Lied von den zwei feindlichen Brüdern zu singen? Wen
die Hoboen diesen Gesang begleiten, seit wann habe
sie aufgehört, in der Begleitung das liebliche und zärt
liche Girren der Turteltauben nachzuahmen? Hab
Ihr die Stelle vergessen, wo es heißt, wenn zwe
Brüder über die Scholle eines Ackers zanken, so geht de
Herbst an ihnen vorüber, ohne ihnen Brodkorn für den
Winter zu geben? Schämt Euch, Entartete; schließ
Eure Reihen, richtet Eure Augen nach meinem Com
mando, und singt: wo zwei Fürstenbrüder hadern!"

Was war da zu machen? Der General war seinen
Leuten mit Mäßigung begegnet; er hatte die den Chi
nesen angeborne tumultuarische Gesinnung durch keine
unzeitigen Drohungen gereizt, und war ihnen von der
empfindlichsten Seite beigekommen. Jetzt wandten sie
sich mit lautem Geschrei ihrem Oberanführer zu und
schwuren in diesen schwierigen Zeitläuften keine Hands
breit von seiner Seite zu weichen. Tschu-Klangs Säbel
fuhr zuletzt in die Scheide; er zog sich zurück, und
seine starken Entschlüsse waren im Nu verschwunden.
Dieselbe Muthlosigkeit, welche ihm immer eigen war,
stellte sich bei ihm wieder ein; er hatte nur noch Sinn
für seine eigne Person, zog einen Spiegel hervor und
fing an, seine durch den Kampf in Verwirrung ge-
rathene Toilette wieder in Ordnung zu bringen. In
der Fortsetzung des Gefechts verlieren wir ihn auch ganz
aus den Augen.

Obgleich für die Belagerer der Plan fehlgeſchlagen war, daß ihnen durch den Ausbruch der chineſiſchen Beſatzung der Eintritt in die Stadt ohne weitere Anſtrengungen eröffnet werden ſollte, ſo hatte ihnen doch die Epiſode der innern Verwirrung den beſten Vorſchub geleiſtet, und die Fortſchritte in der Occupation erleichtert. Sturmleitern waren an der äußern Mauer, trotz aller Verſuche der Belagerten, ſie umzuſtürzen, glücklich angebracht, und verſchiedenartige rohe Belagerungs-Werkzeuge verrichteten ſchon ihren zerſtörenden Dienſt. Nach anſehnlichem Verluſte für die Stürmenden kam es endlich zum Handgemenge; mehrere Krieger faßten auf der obern Mauer feſten Fuß, und nach einem kurzen Kampfe war das Thor erobert. Dieſelben Erfolge traten bald an andern Seiten der Stadt ein. Durch die Straßen währte jedoch Angriff und Vertheidigung immer noch fort, und jeder Schritt, den die Sieger vorwärts thaten, mußte mit blutigen Opfern erkauft werden. Der Fanatismus der Prieſter feuerte inzwiſchen ſowohl die ermattenden Kräfte an, als er auch ſelbſt an dem ſchwankenden Kampfe Theil nahm. Sie gaben damit das Signal für die übrige Bevölkerung, und ſchufen eine Macht, die um ſo furchtbarer wurde, als ſelbſt für die augenblicklichen Sieger die Nothwendigkeit eingetreten war, ſich durch das Nachlaſſen des anderſeitigen Widerſtandes von ihren übergroßen Mühen zu erholen. So kamen jetzt beide Parteien wieder in ein bald hieher, bald dorthin ſchwankendes Gleichgewicht.

Nur Einen Kriegerhaufen unter den Angreifende
gab es, der unwiderſtehliche Fortſchritte machte. E
war derſelbe, deſſen Ueberlegenheit das erſte Tho
geöffnet hatte. Dieſer Zug ſchien von einer genauer
Kenntniß des Ortes geleitet zu ſeyn, denn alle ſein
Richtungen trafen auf Auswege, die nur von Wenige
verlegt wurden, oder ſelbſt von einer Uebermacht nu
mit Mühe vertheidigt werden konnten. Er bahnte ſic
mit augenblicklicher Schnelle den Weg zur Reſidenz de
Dalai Lama. Seine Abſicht war nicht ſchwer zu er
rathen, und die Kriegerſchaaren, welche zum Schutz
des Palaſtes aufgeſtellt waren, ſetzten daher Alles daran
ſie zu vereiteln. Aber auch hier wurde jede Operation
von einer Umſicht geleitet, welche die vollſtändigſte Be
kanntſchaft mit der Oertlichkeit verrieth. In kurze
Zeit und mit geringen Verluſten hatten dieſe Krieger
eine Seite des Berges Botala gewonnen, die zwar am
entlegenſten von dem Aufenthalte des Lama lag, aber
vielleicht am ſicherſten zu ihm führte und am wenigſten
vertheidigt werden konnte.

Wir werden uns die auffallend glücklichen Fort
ſchritte erklären können, wenn wir wiſſen, daß Mahe
Guru's Bruder, der Schaman, an der Spitze dieſe
Haufens ſtand. Der von ihm lange vorbereitete Augen
blick war jetzt erſchienen. Eine raſche That ſollte die
Verwickelungen löſen, welche niemals zu befriedigende
Reſultaten geführt hätten, wenn ein jeder nur in ſei
nem eignen, ungeſtörten Kreiſe geblieben wäre. Es
galt durch einen ſchnellen Entſchluß die Schranken zu

heben, welche die Wünſche des Einen unerfüllt von den Pflichten des Andern trennten. Ein ſchwacher Sterblicher hatte hier die Macht, das Loos des Himmels zu werfen. Der Schaman war auf alle Fälle entſchloſſen, ſeinen Bruder von einem Throne zu entfernen, den er länger nicht behaupten konnte ...

Die wohlgelungene Berechnung aller Oertlichkeiten in der weitläuftigen Reſidenz des Dalai Lama gab den unerſchrockenen Beſtürmern derſelben einen ſiegreichen Vorſprung. Ueberall, wohin ſie ihr Anführer treten ließ, fanden ſie nur geringen Widerſtand, weil Niemand an die Vertheidigung verſteckter, ſcheinbar unangreifbarer Punkte gedacht hatte. Sie durchſchritten Höfe, wo ihnen einzelne Wachen begegneten, die bei ihrem Anblicke flohen, und eilten durch lange Gemächer, in denen nur ihre eigenen Fußtritte widerhallten. Erſt als der Schaman die Gewißheit hatte, daß man ſich endlich in der unmittelbarſten Nähe des Dalai Lama befände, trafen ſie auf entſchiedene Gegenwehr. Auf ihren kühnen Wegen waren ſie keineswegs unverfolgt geblieben; die Nachricht von dem unvermutheten Ueberfall hatte ſich mit Blitzesſchnelle durch die Burg verbreitet, und jetzt ſahen ſich die Tollkühnen von allen Seiten umringt. Die einzige Hoffnung, welche ſie unter dieſen Umſtänden noch haben durften, war der Entſatz der übrigen Belagerer, denen ihre Digreſſion einen freiern Spielraum verſchaffte. Bis auf dieſen Moment fanden ſie noch immer ihre Hülfsmittel in dem

eignen Muthe und der aushaltenden Kraft, welche diese auserlesene Schaar vor Allen beseelte.

Aber nicht bloß auf Vertheidigung beschränkten sich die Begleiter des Schamanen, sondern es lagen die siegreichsten Angriffe in den Bewegungen, welche sie fortwährend unter dem Schutz der Localität machten. Sie deckten an verschiedenen Stellen nur die Thür und kämpften, um ihren Rücken frei zu erhalten, bis der Durchgang in ein andres Zimmer mit Gewalt erbrochen war. Ein solcher Rückzug war eine fortlaufende Eroberung.

In diesem Augenblicke krachten aber die Riegel und die Pfosten der letzten zertrümmerten Thür. Wie ein Pfeil schoß eine Zahl Kämpfender in das geöffnete Zimmer, und die Waffen sanken augenblicklich, wie auf einen höhern Befehl. Der Dalai Lama kniete auf dem Fußboden und fütterte mit rührender Sorgfalt ein Paar junge Tauben, das auf seinen Schultern saß. Die bluttriefende Leidenschaft neben der schüchternen Unschuld! Welch' ergreifender Contrast!

Diese Scene war nicht an der Zeit. Der Schaman verscheuchte sie, raffte seinen Bruder auf, und verlangte, daß er sich ihm zum Schutz ergebe. Aber noch ehe des Gottes fragender, rührender, seelenvoller Blick das Herz des Drängers entzündet hatte, erschallte schon aus dem Hintergrunde die lärmend rufende Stimme des Generals der Kalmücken, keinen Augenblick zu weilen und die Empörer sogleich wieder anzugreifen. Der Kampf begann aufs Neue, der dritte Bruder bahnte sich in die vordere Reihe den Weg und

ſuchte ſich Maha Guru's zu bemächtigen, der von dem Schamanen in den Kreis ſeiner Begleiter gezogen wurde. Die Begegnung der Brüder ſtörte aufs Neue den Verlauf dieſer peinlichen Scene. Das gegen den Schamanen aufgehobene Schwert des Generals ſank, als er den leiblichen Bruder in ihm erkannte. Er konnte nicht annehmen, in ihm einen Feind zu finden, und verlangte eine Erklärung über ſein Unternehmen.

„Des Allerheiligſten eigener Wille ſoll entſcheiden!“ rief er, nachdem der Schaman ſein Verlangen mitgetheilt, und die Uebergabe Maha Guru's in ſeine Hände zur Bedingung ſeines Weichens gemacht hatte. Alles ſchwieg voll geſpannter Erwartung. Und der Gott erhob ſeine entſagende, getröſtete, freudige Stimme und ſprach mit einem Ausdruck, welcher ſelbſt die ergriff, die er in dieſen Worten verdammte: „Gerecht iſt der Prieſter, der an ſeinem Altare ſtirbt. Gerecht ſind die, welche als treue Wächter ihrer Pflicht untergehen. Gerecht iſt der, welcher in den Schranken der Natur und des Geſetzes bleibt.“

Was bedurfte es weiter, um die Leute des Generals zu dem verzweifeltſten Muthe anzufeuern? Ihre Erbitterung ſtieg um ſo höher, als ihnen der Lama entzogen war; denn der Schaman hielt ihn im Hintergrunde unter ſeinen Mitkämpfern zurück. Die Scenen des erſten Kampfes kehrten alle mit geſteigerter Hitze wieder. Das Zimmer war mit Blutſpuren bezeichnet, die ſich bald ſo anhäuften, daß es ſchwierig war, beim Gefecht auf feſtem Fuße zu ſtehen. Der General kämpfte mit

einem Löwenmuthe, der ſelbſt den treuloſen Schar
nen zerriſſen hätte, wenn ihm dieſer unter ſeine ſt
nungsloſe, unnahbare Hand gekommen wäre.
Angriffe wurden aber mit derſelben Hartnäckigkeit er
dert; denn es galt jetzt weniger einen eroberten P
zu ſchützen, als das eigne Leben, das von einer
thenden Uebermacht bedroht war. Die Kämpfer ſa
immer dichter auf einander, die Leiber ſind feſt verſch
gen, und ringen um einen Fußbreit Raum, den
erobern mußte, um ihn ſicher zu behaupten.
Scheidewand von Leichnamen trennt auf einige
mente, wie man ihrer anſichtig wurde, die Mor
den. Aber auch ſie wird erſtiegen, und deſto unw
ſamer, je mehr ſie anwächſt. Konnte man glau
daß eine ſolche Verwirrung noch höher ſteigen mö
Aber dieſer höchſte Grad trat ein und mit ihm
plötzliche Veränderung der Scene. Der General
plötzlich verſchwunden; wer ihn ſuchte, ſah auf
blutigen Leichenhügel, der ſich im Zimmer erhob;
Mannſchaft war der ermatteten zu Hülfe gekomm
aber ſie fand keinen Feind mehr, da ſie ſich durch
Rücken der unglücklichen Beſchützer dieſes heiligen O
ihren Weg gebahnt hatte. Die Reſidenz befand ſi
den Händen der ſiegreichen Eroberer.

Der Schaman hatte ſich ſeine koſtbare Beute zu
halten gewußt. Er eilte, den ſchüchternen Brude
der Hand führend, durch die von Kriegern durchſt
ten Gänge, bahnte ſich den Weg durch einen beni
den Theil der Burg und brachte die bedrohte Perſon

entthronten Dalai Lama in Sicherheit, ehe sie von der Erbitterung der siegreichen, fanatischen Parteihäupter erreicht werden konnte. Er warf seinem Gefangenen den Mantel des nächsten todten Kriegers, der am Boden lag, über, und zog ihn mit sich durch das Gedränge den Berg Botala in die Ebene hinunter. Welch ein Bild lag vor ihnen ausgebreitet! Mord, Brand und alle Schrecken des wildesten Krieges waren in dieß sonst so friedliche, nur von den Gebeten der Priester und dem Läuten der Glocken widerhallende Thal gezogen. Verheerende Flammen zucken über die zertrümmerten Dächer der Häuser, dunkle Rauchwolken steigen auf und lagern sich an den höchsten Gipfeln der fernen Waldgebirge. Die Hitze, der Wahnsinn eines Thürmers, die zerstörte Lage der Klöster-Dachstühle bringt die zahllosen Glocken der Stadt in Bewegung; die Bewohner fliehen die Thore, welche ihnen keinen Schutz gewährten, und entziehen sich den Gräueln einer Verwüstung, die ihnen Besitz, das Leben geliebter Personen und jede Hoffnung auf Ersatz dieses großen Verlusts entzog. Der Fluß Tsang-Tschu war so roth gefärbt, daß man zweifeln konnte, ob seine Wellen das vergossene Blut mit sich fortführten, oder nur den Widerschein der brennenden Stadt gaben.

Der unerkannte Maha Guru wandelte jetzt zum ersten Male wieder unter den Sterblichen als einer ihres Gleichen. Er, der die ganze Zeit seiner bewußten Jugend in der Abgelegenheit seines ersten vorbereitenden Aufenthalts und seither in den Gärten, auf dem Pa-

muri nur im Geſpräch mit der lebloſen Natur, mit ſich ſelbſt und langweiligen Prieſtern zugebracht hatte, mußte von dieſem heilloſen Anblick, den die Verwirrung der Stadt ihm darbot, mächtig ergriffen werden. Die Erſcheinungen eilten ſo ſtürmiſch an ihm vorüber, daß er ſich mit ängſtlicher Scheu an die Seite ſeines rüſtigen Bruders barg. Auch wenn alle dieſe neuen Umgebungen von einem friedlichen, heitern Glücke beſchattet geweſen wären, würde ſich doch in des Jünglings Bruſt dieſelbe beklommene, überraſchte, fremdartige Stimmung erzeugt haben. Er hätte mit kindiſcher Neugier jedem Arbeiter zugeſehen, der auf dem Laden ſeines Fenſters Röcke zugeſchnitten oder Hüte gerundet. Ihm wär' es auffallend geweſen, daß eine Magd auf der Handmühle Getreide zermalmte. Von der Zuſammenſetzung der Straßen würde er ſich ſchwer einen Begriff gemacht haben, nachdem er Zeit ſeines Lebens von Laſſa nur jenen heiligen Weg, der ihn zu ſeiner Herrlichkeit führte, kennen gelernt hatte. Und auch jetzt unter den Gräueln der Zerſtörung traten einzelne Gegenſtände heraus, die ſeine Neugier rege machten. Er beſtürmte deßhalb ſeinen Bruder mit Fragen, und gab ſich nicht eher zufrieden, bis dieſer ihm Urſprung und Ziel aller dieſer Dinge mit kurzen Worten angegeben hatte.

Den Weg, welchen ſie beide einſchlugen, mußten ſie ſich oft erſt über Leichen bahnen. Maha Guru, der noch vor einigen Augenblicken bei dem Kampf in ſeiner verlornen Reſidenz dem Tode ſo nahe geweſen war, empfand vor dieſem Anblick den meiſten Widerwillen.

Er wandte ſich von den blaſſen, kalten Geſichtern ab. Die Liebe zum Leben, die ſeiner frühern reſignirenden Stimmung fremd geweſen, war mit dem Bewußtſeyn menſchlicher Empfindungen in ſeine Seele wieder eingezogen. Er wandte ſich ſeinem Bruder zu, und flüſterte ihm leiſe ins Ohr: „Als dieſe Menſchen beim letzten Rufen des Hahns und dem erſten Strahle der Sonne heut ihr Morgengebet an mich richteten, ahnten ſie wohl nicht, welchem Verhängniß ſie ſo bald fallen ſollten! Du hätteſt mich nicht dort droben in meiner Ruhe ſtören ſollen, vielleicht wär' es meinen frommen Gedanken gelungen, das äußerſte von allen dieſen Opfern entfernt zu halten.“

Der Schaman zog ſeinen weichherzigen, von ſeiner Götterſchaft noch immer geäfften Bruder mit ſich fort, zeigte ihm aber, wie in dem wirren Gewoge und Treiben, das um ſie her rauſche, noch jeden Augenblick der Tod ſeine Hand über einen ihm Verfallenen ausſtrecke. Und Maha Guru ſah mit Schrecken, wie hier die rohen Plünderer mit Unbarmherzigkeit einem Hülfloſen begegneten, wie dort ein brennender Balken auf den Armen niederſtürzte, der ſich kaum aus dem Schutt ſeines Hauſes hervorgerettet hatte. Dieſe unaufhörlichen Todesſcenen in ſeiner nächſten Nähe brachten Maha Guru zur Verzweiflung. Er wollte ſich von ſeinem Bruder losreißen, um den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, und der Eilende konnte ihn nur mit Mühe von ſeinen menſchenfreundlichen Wagniſſen zurückhalten.

Sie näherten ſich inzwiſchen dem Ende der Stadt,

Das Kloſter der ſchwarzen Gylongs ſtand in helle
Flammen. Es ſchien von allen ſeinen geiſtlichen Be
wohnern verlaſſen; denn Niemand ließ ſich mit den
Brand im Kampfe begriffen wahrnehmen. Den Scha
manen faßte der Gedanke an Gyllusya. Er glaubt
ſie in Sicherheit, da ihm nichts von ihrer fehlgeſchla
genen Reiſe bekannt war. Er dachte ſie ſich in den Ar
men der Päpſtin von Palte, geſchützt vor jedem Ein
griffe in ihre Freiheit. Und doch rang ſie in dieſem
Augenblicke mit dem Tode. Sein Blick hätte ſie wahr
nehmen können, wie ſie verzweiflungsvoll auf einem
hohen Fenſtervorſprung ſtand, mit den Armen krän
pfend, als wolle ſie die erſtickenden Flammen abwehren. Der Sinn ſeines Ohrs war gefangen, und ver
gebens ſchlug an ihn der Nothſchrei des Entſetzens aus
dem theuerſten Munde. Wie hell auch die blutigrothen
Fackeln ihren Widerſchein verbreiteten, er ſah nicht
von dem weißen Gewande, das aufgelöſ't und von der
Flamme verzehrt am Winde flatterte und kaum noch
den zitternden Leib der Angebeteten verhüllte.

Gyllusya, welche nach dem Ueberfall an den vori
gen Ort ihres Unglücks zurückgebracht war, hatte vor
dem anbrechenden Kampfe nicht früher eine Vorſtellung
ſeiner Abſicht und ſeiner Urſachen, als ſchon die furcht
barſten Folgen deſſelben auf ſie einbrachen. Die Be
wohner des Kloſters ergriffen die Flucht, und die Ver
wirrung, zu welcher ſich noch die Schrecken des Brandes
geſellten, trennte ſie bald von ihren Vätern. Sie
durchirrte hülflos die unermeßlichen Räume der geiſt

lichen Wohnung, überall verlegte ihr die um ſich leckende Flamme den Weg. Sie ſank erſchöpft von ihren vergeblichen Verſuchen, einen Ausgang zu finden, nieder, und ſchrack wieder auf, wenn ſie auf verbrannte und erſtickte Körper gefallen war. Das Gebälk ſtürzte über ihr zuſammen, einem Wunder verdankte ſie ihre Rettung, und doch bedurfte ſie in demſelben Momente eines zweiten Wunders, um einer neuen Gefahr zu entrinnen. Endlich ſchien ſie einen Ausweg gefunden zu haben, eine Stiege war noch unverſehrt, ſie betrat ſie und kam immer höher. Da ſtand ſie jetzt auf einem der höchſten Orte des Kloſters, ſie hatte geglaubt, überall ſey Rettung, wo die Flamme den Weg nicht hin gefunden. Zu ihren Füßen lagen glühend und rauchend die Trümmer der niedrigern Vorſprünge des unregelmäßigen Gebäudes. Sollte ſie den ſchauderhaften Sprung wagen, der ſie in die ſengenden Arme eines Vulcans brachte? Jetzt ſchwand ihr jede Hoffnung, ſie ſtieß mit der letzten Anſtrengung einen verzweiflungsvollen Schrei um Rettung aus, und ſank bewußtlos zuſammen.

Es iſt eine alte Geſchichte, die in Romanen ſchon hundertmal vorgekommen iſt, und die ich hier nur nacherzähle, weil ich in meinem Falle etwas Wahres berichte. Gylluspa wurde gerettet. Wir lachen, wenn uns die Dichter einen Brand ſchildern, ein flatterndes Gewand, einen Schrei, einen Jüngling, eine Blitzesſchnelle, ein Stürmen durch brennende, fallende Balken, ein Ach der zuſchauenden Menge, ein plötzliches Wiedererſcheinen

nach langem Verſchwinden, die errungene Beute, un
mit einem fürchterlichen Krachen einen Augenblick nac
vollbrachter That das Zuſammenſtürzen des Gebäudes
Aber wir haben Grund dazu. Wir leben in civiliſirte
Ländern, und müſſen unſre monatlichen Abgaben a
die Commune zahlen, um Löſcheimer, Waſſerſpritzen,
Feuerleitern in gutem Zuſtande zu erhalten. Nur d
darf die Poeſie die Rettungsanſtalten überſehen, wo ſie
nicht exiſtiren. In Tibet iſt man auf ſo entſetzlich
Vorkommniſſe mit nichts, mit gar nichts verſehen; dort
können Hunderte in einem Brande erſticken, und eben
ſo viel auf eine poetiſche Weiſe davon gerettet werden.
Dort kann eine löbliche Feuerpolizei mit der Dichtkunſt
in keinen Streit gerathen.

Gylluspa's Retter war aber weder der Schaman,
noch ein anderer als Maha Guru. Er hatte ſich un-
erſchrocken durch das lodernde Feuer ſeinen Weg ge-
bahnt. Die lange Gewöhnung an ſeine Herrſchaft
über die Elemente benahm ihm jede Rückſicht auf die
zerſtörende Gewalt. Feuer, Waſſer, Luft und Erde
ſchwammen bei ihm noch immer in Eins zuſammen, und
ſchienen ihm Kräfte, die von einem Winke ſeiner Hand
in Ohnmacht ſänken.

Der Geretteten geſchwundene Lebensgeiſter kehrten
wieder zurück. Welch ein Wiederſehen! Der Schaman
wollte ſeinen Sinnen nicht trauen, weil er den Zu-
ſammenhang dieſer Begebenheit nicht faſſen konnte.
Maha Guru aber ſchloß Gylluspa mit zärtlicher In-
brunſt in ſeine Arme und ſchüttelte mit den verſengten

Fetzen seiner Kleider auch die Vergangenheit von sich. Er hatte sich mit dieser That den Eintritt in die Reihen der Menschen erkauft, und stolz auf seinen Gewinn schritt er mit den beiden theuersten Wesen, die er besaß, durch die verworrenen Haufen den Bergen zu, welche ihnen für den ersten Moment einige Rast und für die Zukunft ungestörte Sicherheit gewähren sollten.

# Sechstes Capitel.

Das Welt-Ei blieb in seinem Bestand ein Jahr, und berstete dann in zwei Hälften auseinander. Die eine Hälfte wurde der Himmel, die andre die Erde.

Dupuchat.

In Lassa herrschte jetzt eine neue Ordnung der Dinge. Der Sieg des Teschu-Lama war entschieden, und die Unbequemlichkeiten, welche sich für ihn noch ergeben konnten, hinderten ihn nicht, von dem Throne seiner Eroberung vollständigen Besitz zu ergreifen. Das plötzliche Verschwinden des Dalai Lama bewies allem Volk, daß ein böser, unmächtiger Geist bisher an dem Ruder der Welt gesessen habe, der, vor der Uebermacht eines Höheren entflohen, niemals wagen würde, durch einen Angriff diesen herauszufordern. Der neue Himmel umschlang die alte Erde wie eine längst verlobte und jetzt erworbene Braut.

Man kennt die Maßregeln, welche Usurpatoren nach dem Sturze legitimer Dynastien ergreifen. Sind die neuen Herrscher ohne Leidenschaft, und verfahren sie nach den Eingebungen ihrer Klugheit, so adoptiren sie die frühern Einrichtungen, wenn sich die Völker dabei wohl befunden haben. Das ist eine Gerechtigkeit, die

ihnen wohlfeil zu ſtehen kömmt. Dhii-Kummuz zählte in allen ſeinen Proclamationen jene Inſtitutionen auf, die ihnen durch die Wohlthat ſeines und ihres Herrn auch ferner verbleiben ſollten. Dazu gehörte vor allen Dingen die Luft und das Waſſer, die Scholle Landes, auf welcher Jedermann ſeine Wohnung erbaut hatte, die geſunden Gliedmaßen, welche die Natur ſchenkte, Frau und Kind, der Brunnen und die Linde im Hofe, die Nachtigall, welche nächtlich unter dieſer ſingt; die Vergangenheit, die Erinnerung und alle die Sprüche, welche ſich Einer auswendig gelernt hatte. Dieſe Einrichtungen wurden mit keiner Hand angetaſtet. Eben ſo wenig die tägliche Einfuhr des Getreides und Gemüſes in die Stadt; die Befugniß, das Gras zu mähen, wenn es einen Fuß hoch gewachſen; die Benutzung des Fluſſes Tſang-Tſchu, um die Pferde in die Schwemme zu führen; ja ſelbſt an der alten tibetaniſchen Sitte, das Schöpſenfleiſch an der Luft zu trocknen und mürbe zu machen, wurde nichts verändert. Alle Welt frohlockte über die neue Herrſchaft, welche ihren Anfang mit ſo milden Thaten bezeichnete, und nannte in Gebeten, Briefen und öffentlichen Reden den Teſchu-Lama ihren wahren und alleinigen Gott, Regierer und Erhalter.

Schwieriger mußte es der neuen Dynaſtie fallen, ſich das Vertrauen der Prieſterſchaft zu erwerben. Nicht, als wäre nicht die Thatſache längſt erwieſen, daß die Diener Gottes auch immer die bereitwilligſten Diener ſeiner Stellvertreter ſind, ſondern es handelte

sich hier um die Anhänger zweier verschiedenen Lehr-Meinungen, von denen die bisher verketzerte den Sieg davon getragen hatte. Aber daß auch hierin sich nicht Mittel und Wege finden sollten, um allen Inconvenienzen vorzubeugen, beweis't die Erfahrung der Geschichte und der glückliche Erfolg, den eine Clausel des Besitz-Ergreifungs-Patentes nach sich zog. Dhii-Kummuz sagte hier nämlich, daß so wie die Freiheit der Person von der neuen Regierung garantirt sey, eben so auch die Religionsübung in jedes Willkür überlassen bleibe. Man erwarte allerdings, daß Niemand seinen Bauch oder die Nase eines Andern vergöttere; daß man jedem ausländischen Religionswerber gebührlich antworten, und sich namentlich sowohl vor einem verderblichen Mischcultus als vor Aufkläreret, Deismus und Neologie hüten werde; sonst solle jedoch Jeder in der Meinung, welche seit Jahrhunderten im Lande gesetzlich tolerirt werde, ungekränkt bleiben. Der neue Lama erschuf sich zwar mit dieser Verfügung eine Gegenpartei in seiner eignen Umgebung. Denn die Gelbmützen hatten bestimmt darauf gerechnet, mit dem Siege ihres Lama auch den Untergang der Rothquäste entschieden zu sehen. Aber Dhii-Kummuz sagte deßhalb in einer vertraulichen Unterredung: „Der Staat besteht aus widerstrebenden Interessen, und die Kunst des Regierens verstehen heißt, sie gegen einander ausgleichen. Ich sehe ein, daß unter den Gelbmützen seit dem ersten Tage unserer glorreichen Regierung die Gesichter immer bösere Mienen machen, aber warum sollten wir sie fürchten,

da wir in den Rothquäſten eine Macht gewonnen haben, welche jenen das Widerſpiel hält? Das Geheimniß unſerer künftigen Exiſtenz liegt darin, alle Mittel, welche uns zu Gebote ſtehen, zur rechten Zeit zu benutzen.“

Dickſon, der bei der Belagerung mit ſeinen halben und vernagelten Kanonen Wunder gewirkt hatte, erhielt zur Belohnung ſeiner treuen und einträglichen Dienſte die Stelle des Oberdeibuns oder des General-Feldmarſchalls ſämmtlicher Truppen von Tibet. Die Artillerie, ſowohl in ihrer theoretiſchen Begründung als praktiſchen Anwendung, blieb dabei immer ſein Steckenpferd. Er ſuchte ſie auf jede Art zu vervollkommnen; und obſchon ihm nicht mehr Geſchütze zu Gebote ſtanden als bisher (die Chineſen wollten ihm papierne verkaufen, dieſe konnt' er aber nicht brauchen), ſo gab er doch dieſen eine Vollendung, die jede Möglichkeit hinter ſich ließ. Ja der Anblick einer nicht unbeträchtlichen Ebene, wie ſie Laſſa umgibt, verführte ihn auch zur Ausführung der längſt aufgegebenen Lieblingsidee, eine reitende Artillerie herzuſtellen. Er entzog der Fuß-Artillerie die beiden vernagelten Zwölfpfünder, und bemannte ſie mit Cavallerie. Ohne Zweifel kamen auf dieſem Wege jene Geſchütze ihrer urſprünglichen Beſtimmung wieder näher. Denn ſtatt daß ſie früher im Treffen nur den ruhigen, gefahrdrohenden Anblick in der Ferne gewährten, und durch ihre Regungsloſigkeit, die ſich ja jeden Augenblick furchtbar hätte entladen können, den Feind mit Schrecken erfüllten, ſo ließen ſie ſich jetzt wie raſſelnde Eiſendrachen bewegen, und muß-

ten unter die Reihen der Feinde Furcht und Verwirrung
bringen. Dickfan hat ſich um ſeine Waffe in Mittel
Aſien groſſe Verdienſte erworben.

Auch die Verhältniſſe des Dalai Lama zu Chin
wurden aufs Neue geregelt. Obſchon ſeine Verpflich
tungen gegen den Sohn des Himmels dieſelben blieben,
welche Maha Guru hatte erfüllen müſſen, ſo wollte es
doch der Zufall, daß gerade jetzt, zu gleicher Zeit mit
den in Tibet vorgefallenen Veränderungen, die alten
Repräſentanten der chineſiſchen Macht am Hofe von Laſſa
abberufen wurden, um durch neue erſetzt zu werden.
Den Correſpondenten gab das Grab nicht wieder her
aus, aber den Uebrigen lag nichts Eiligeres ob, als
dem Rufe ihres Herrn Folge zu leiſten. Vielleicht wur
den ſie ja zu neuen und größern Ehren berufen; warum
ſollten ſie ihre Schritte nicht beflügeln?

Vielleicht war der Oberſt Tſchu-Kiang der einzige
Chineſe, der die Verlängerung des Aufenthalts zu Laſſa
gewünſcht hätte. An welchem andern Orte hätt' er be
quemer auf ſeinen Lorbeeren ruhen können? Er hielt ſich
nicht mit Unrecht für den Begründer der neuen Dyna
ſtie; er wußte, daß der Sieg des Teſchu-Lama nur
die Folge ſeiner Tapferkeit war, und dieſer Fürſt war
dankbar genug, den Dienſt, welchen ihm der Oberſt
durch ſein zwar mißlungenes, aber doch nicht unnützes
Unternehmen geleiſtet hatte, fortwährend anzuerkennen.
Von Stund an hatte ſein Stolz auch keine Gränzen mehr.
Der Himmel hing ihm zu niedrig, weil er ſtets fürch
tete, mit dem Kopf an ihm anzuſtoßen. Früher konnte

man ihm seine Größe streitig machen, und er war daher zänkisch, ungenießbar, launenhaft; jetzt kam Alles darin überein, daß er niemals von sich zu wenig gesagt hatte, und seitdem war seine Miene stets ein freundliches Lächeln, eine gefällige, nicht einmal beleidigende Wohlgewogenheit. Diese tröstliche Umänderung fand aber nur für Lassa statt, wo Niemanden an seiner wahrhaften Größe Zweifel aufstiegen; auswärts mußte er wieder seiner Thaten eigner Herold werden.

Eben so früh wurde die Heldenlaufbahn unterbrochen, welche Schü-King in Leitung öffentlicher Angelegenheiten begonnen hatte. Während der Belagerung und des Sturmes hatte sie Sorge, sich mit ihrem Hause vor Angriffen sicher zu stellen. Tschu-Kiang verließ sie in der Verwirrung nicht, sondern theilte eben so die Gefahren als das Trübsal der Nachricht, welche sie jetzt über das Ableben des Correspondenten erhielten. Die nähern Umstände dieses Ereignisses blieben ihnen immer verborgen.

Jetzt erst gab Schü-King den dringenden Anträgen des Obersten ernstliches Gehör. Sie äußerte zwar, man wisse nicht, was ihrer im himmlischen Reiche erwarte, ihr Geliebter könne seinen Gehalt verlieren; doch berief sich dieser auf seine Tante in Wampu, auf die einträglichen Geschäfte, welche sie in Ochsen mache, und ihre stete Bereitwilligkeit, ihm unter die Arme zu greifen. Schü-King gab sich zufrieden, und von diesem Augenblick an haben niemals Liebende in friedlicherem und zärtlicherem Verhältnisse gelebt. Nur

einmal vor der Abreiſe trübte ſich noch der Himmel die
ſes Glücks. Es entſtund nämlich die Frage, was mi
den fünfzehn von ihrem Ehegemahl verlaſſenen Weiber
des Harems zu beginnen ſey? Der Oberſt, ohne de
Eindruck ſeiner Worte zu berechnen, fuhr mit der kur
zen Erklärung heraus, daß er ſchon lange daran gedach
hätte, dieſe ganze Sippſchaft an ſeine linke Seite zu
nehmen, und ſie in einige kleine Bevorrechtungen ein
zuſetzen. Es war der letzte Backenſtreich, den er als
Bräutigam von Schü-King für dieſe unüberlegten Re
den empfing. Er hielt ſich die brennende Wange und
erwiderte kleinlaut, daß er ſo nachdrücklichen Wünſchen
augenblicklich Gehör geben wolle. Schü-King knüpfte
an die ſtrafende Bewegung ihrer Hand einen langen
Discurs über die jetzt in China einreißende Sitte der
Kebsweiber, über gewiſſe Dinge, die ihr künftiger
Mann niemals aus den Augen ſetzen dürfe, die ſie streng
ahnden werde, die er ſich niemals ſolle einfallen laſſen,
die ſie nun und nimmermehr zugeben werde. Der
Oberſt ſuchte ſie zu beruhigen, er verſprach Alles, was
in ſeinen Kräften ſtände, und hatte ſo ſehr den Muth
verloren, daß er ſeine ſtrenge Gebieterin nicht einmal
zu fragen wagte, was ſie denn mit den dreimal fünf ver-
laſſenen Geſchöpfen zu beginnen gedenke? Schü-King gab
ihm aber aus eigenem Antriebe die Erklärung, daß ſich
in China Auswege genug finden würden, ſchöner, mun-
terer und unterrichteter Mädchen ledig zu werden.

Es war an einem friſchen kühlen Morgen des Spät-
herbſtes, als aus Laſſa eine lange, unabſehbare Reiſe-

Ka

Karawane zog. Sämmtliche Chineſen machten ihrer demnächſt eintreffenden Ablöſung Platz. Die einfache Ordnung des Zuges beſtand darin, daß das Militär rings den übrigen aus Weibern, Kindern und Civilbeamten beſtehenden Troß umgab. Schü-King mit ihren Weibern wurde getragen; ihre Begleiterinnen mußten ſich verſchleiern, weil Tſchu-Kiang häufig an den Palankin ſeiner Braut heranritt. Aber die meiſten dieſer Frauen hatten keine Augen für ihre Umgebung, ſie trugen ihre Gedanken weit in die heimathliche Ferne, träumten von Wiederſehn und ſchönern Tagen. Yeg-Jeg ſprach leiſe mit ihrem graduirten Doctor, die Schauſpielerin mit ihrem Ober-Tribunalsrath, eine Jede mit Jedem, der ihrem Herzen nahe ſtand.

Der Rand der Gebirgskette, welche das ſchöne Thal von Laſſa umſchließt, iſt erreicht. Noch einen Blick für die reißenden Wellen des wilden Tſang-Tſchu, für die vergoldeten Kuppeln der heiligen Gottesſtadt, für die hohen Obelisken auf dem Berge Botala, und nun lebet wohl! Mögen ſich die Berge vor Euern Tritten ebnen und die Wellen des gelben Fluſſes bald in Euern Augen ſpiegeln! Dürftet Ihr alle daheim in der Blume des Weltalls, ſo Ihr Männer ſeyd, Sommerhüte von Blättern, in den Ohren Edelſteine, und flatternde Enden an Eurem Gürtel tragen, und ſo Ihr Frauen, Euch ſchmücken könnten mit krauſen Scorpionen-Locken, mit ſchönen Namen, die für gute Symbole gelten, und mit grünen Obergewändern, welche Frühlingsfeier und reiche Luſt des Herzens bedeuten!

Wenn Ihr Euch dem Kaiſer nahet, ſo woll' er ſeinen Ring vom Finger ziehen, und ihn Euch anſtecken, woll' er Euch eine Pfauenfeder an den Hut heften, und ſilberne Troddeln geben, um ſie an Eure Oberkleider zu hängen! Harrt Eurer daheim eine Braut, ſo mag ſie nicht gealtert haben, ſondern noch immer ihr Wuchs ſchwellen wie ein Baum, von dem Gewande ſeiner Blätter umrauſcht; ihrer Wangen Haut ſey ein geronnener Rahm, ihres Mundes Lächeln ein Frühlingstag, der ſich mit Duft umziehet; ihre Augenbrauen ſeyen dunkle Schmetterlinge und die Zähne feuchte Kürbis-Kerne, und die Nägel an ihren Fingern Roſenblätter. Hattet Ihr Arbeiten zu einem Examen eingegeben, ſo mögen die Prüfungscommiſſionen ſie inzwiſchen gebilligt und Eure Fähigkeiten den Oberbehörden empfohlen haben. Hinterließet Ihr Schulden, ſo wünſcht die uneigennützige Muſe, daß Eure Vettern ſie unterdeſſen bezahlt haben mögen. Wer ſein Weib zu der Zeit verließ, als der vorjährige Weizen geſäet wurde, mag es mit keinem Säugling an der Bruſt wiederfinden, und wer ſeinen Brüdern den Auftrag gab, die Zinſen eines Capitals zu erheben, mag ſo viel Treue an ihnen finden, daß ſie die Zinſen zum Capital ſchlugen! Die Vögel Lu-See ziehen dem Mittelpunkte der Erde zu, und laſſen ſich in der Ferne auf den Teichen nieder. Ein Zug von Gäſten naht ſich mit geſchwungenen kaiſerlichen Fahnen, welche hoch das Drachenbild emporhalten. Schmücket die Thore aller Städte zu ihrem Empfange, laſſet bunte Wimpeln von den Altanen wehen, und ſpannt durch-

ſichtige kühle Flore aus, um die Strahlen der Sonne zu wehren! Und wenn ſie Euch verlaſſen haben, ſo ſendet ihnen nicht Haß und Widerwillen nach, ſondern ein ſchmerzliches Bedauern, daß ſie ſo früh von Euch geſchieden ſind!

Wir aber folgen jetzt den drei flüchtigen Weſen, deren ferneres Schickſal hinfort unſre Aufmerkſamkeit allein in Anſpruch nehmen wird.

Maha Guru hatte Mühe, ſich in eine Welt zu finden, welche ihm ſeit Jahren verſchloſſen war. Alles beſchäftigte ſeine Aufmerkſamkeit, und ſelbſt bei dem kleinſten Gegenſtande koſtete ihm das Wiedererkennen eine Anſtrengung; die Erſcheinungen der Natur und des Lebens waren nur durch die Vermittlung mündlicher oder ſchriftlicher Belehrung vor ſeine Seele getreten, ſie hatten für ihn nie eine andre Wahrheit gehabt, als die, welche ſie der Sprache der Gleichniſſe, Sentenzen und der Energie geben.

Der Eindruck, welchen dieſer Zuſtand auf des jungen Mannes Gefährten machte, mußte wunderbar, ſelbſt unheimlich ſeyn. Es war noch der ganze Duft einer fernen Welt, der den Entthronten umwob. Wenn er auf dem beſchleunigten Wege, den ſo kurz als möglich zu nehmen die Nothwendigkeit gebot, ermattet niederſank, und ſein ſchwärmeriſcher, wehmüthiger Blick auf einen Stein oder eine Pflanze zu ſeiner Seile fiel und mit langer, traumartiger Bewußtloſigkeit auf dieſem Gegenſtande ruhen blieb; ſo beugten ſich unwillkürlich die Kniee des Schamanen und Gylluspa's, und

beide betrachteten ſtumm den mährchenhaften Knaben
deſſen Anblick uns zu Thränen gerührt hätte, ſie abe
noch immer zu ſtillem Gebete begeiſterte. Dann rich
tete ſich der Ermattete wieder auf, umarmte die treue
Seelen, die ihn mit unbeſchreiblicher Inbrunſt liebten
und winkte, den beſchwerlichen Weg wieder fortzuſetzen

Es gibt unzählige Menſchen, welche nur wie Träu
me über den Erſcheinungen der Alltäglichkeit ſchweben
Ihr ſeyd in einer Geſellſchaft, Euer Mund ſtrömt
zügelloſen Ergüſſen über, Eure Laune entzückt Jeden
der am Leben ſeine Luſt findet; und doch war vielleic
ein Weſen unter Euern Zuhörern, in deſſen Seele jed
Eurer beklatſchten Worte tiefe Furchen zog, das vor de
Ausbrüchen des jubelnden Beifalls zuſammenſchreckt
und ſich ſehnte, einen Ausgang aus dieſen menſchliche
erlaubten, und den Reiz des Lebens erhöhenden G
nüſſen zu finden. Dieſe ſtillen Herzen weichen Eu
auf der Straße aus, wenn Ihr einmal länger als ei
halbe Secunde gelacht habt, und danken Euch in Ihr
Angſt früher, ehe Ihr noch gegrüßt habt. Ihr ve
langt einen Dienſt von ihnen? Seyd gewiß, daß
Euch ſchon jede Bitte gewährt haben, ehe Ihr ſie no
vorbrachtet. Sollte ſie die Angſt zu dieſer Bereitwilli
keit treiben? Nein, ſie fürchten nur Eure Leidenſchaf
ſie wollen keinen Schmerz in Euch erregen, ſie wolle
nicht, daß Ihr in die Menſchheit ungerechte Zweif
ſetzt. Kennt Ihr dieſe treuen Menſchen? Ihr tre
ſie in großen Städten da, wo ſich die Straßen in Gä
ten verlieren, wohin der Bewohner der mittlern Sta

jährlich einmal pilgert, um die Königin der Nacht bei einem Gärtner blühen zu sehen; nicht selten in der Nähe eines Dichters, eines Geistlichen, eines alten Sonderlings, der sich mit seinen Renten und seiner Haushälterin gegen die Welt abgeschlossen hat. In Euern Familien ist es vielleicht der ältere Bruder Eurer Mutter, an dem Ihr in Eurer Jugend mit zärtlicher Hingebung hinget; dessen Weisheit Euch mit edlen Vorsätzen erfüllte; an dem Ihr niemals bemerktet, daß auf seinem Rocke sich die Fäden zählen ließen; daß seine Wäsche nicht rein war, wenn die Mutter nicht dafür sorgte; daß sich für seine morgende Zukunft erst am heutigen Abend entschied, wo er bei den Verwandten in der Runde essen sollte; an dem Ihr dieß Alles nicht bemerktet, weil Ihr ihn niemals klagen, nie eine Thräne vergießen sahet. Oder es ist gar Eure jüngste Schwester, diese Unglückliche, die mit dem Tode ringend in die Welt trat; die im sechsten Jahre erst sprechen, und im achten laufen lernte, weil sie im Rücken eine natürliche Last, die nicht leicht ist, zu tragen hat, und die keinen einzigen körperlichen Reiz besitzt, als ein seelenvolles, himmelblaues Auge und das schönste hellblonde Seidenhaar. Sie folgte Euern Jahren nach, ihr großes Herz erweiterte sich, und das Maß ihrer Liebe zu Euch nimmt immer noch zu. Jeden Eurer Wünsche lies't sie von Euern Augen, sie liebt Alles, woran Eure Seele hängt, sie umarmt den Freund, mit welchem Ihr für Eure Ideale schwärmt, und ließe das Leben für jenes Mädchen, dem Ihr Euer

Herz geſchenkt habt. Kennt Ihr nun jene Menſchen, die ich zeichnen wollte? Dieß ſind die Seelen, welche niemals auf der Erde heimiſch werden, und ſich aus dem Himmel nur in dieſe Räume verflogen zu haben ſcheinen.

Ich muß aber noch höher ſteigen; von den Stufen, wo die Engel ſtehen, zu jenen Thronen, auf welchen die Weltenſchöpfer ſitzen. Thürmen wir den Pelion auf den Oſſa, rufen wir die Titanen zum Streit, vielleicht gelingt es uns, unbemerkt hinter der Draperie des Weltenthrones heranzuſchleichen, und einen Nagel aus dem Seſſel zu ziehen, auf welchem die Allmächtigen lagern! Triumph! Der Schöpfer der vier Elemente ſtürzt hinunter; in einem Nu hat er mitten im civiliſirten Europa Fuß gefaßt. Der Gott verliert den Muth nicht. Denn er weiß, daß er Feuer, Waſſer, Erde und Luft geſchaffen hat. Wird ihn nichts in Verlegenheit bringen? Ja, er wird ſeine eignen Werke nicht wieder erkennen. Die Gränzen, welche er zwiſchen die Elemente ſetzte, hat der Menſch längſt aufgehoben. Chemismus, Gasentwicklung, Dämpfe! Was verſteht der Himmel von dieſen Dingen? Einen Feuerzeug wird der verirrte Gott mit kindiſcher Neugier betrachten, eine Compreſſionsflinte muß ihn in Erſtaunen verſetzen.

Ich laſſe dieſem Gott der Elemente die übrigen folgen. Die drei Naturreiche, die menſchlichen Tugenden, die großen Entſchlüſſe, die ehrlichen Nahrungszweige, die Kunſt, die Wiſſenſchaft, den Handel — alle himmliſchen Anwälte dieſer Gegenſtände werden von der Art, wie ſie ſie hienieden antreffen, über-

raſcht ſeyn. Die ausgeſtorbenen Thiergeſchlechter mit der Veredlungskunde, mit dem Dünger und der Rhinoplaſtik; die Beſtimmungen der Sitte über das Ehrbare und die Vermehrung der anſtändigen Gewohnheiten; die Berechnungen des Ehrgeizes und der Durſt der Völker nach großen Ereigniſſen, den ſie ſelbſt auf Koſten ihrer Freiheit befriedigt wiſſen wollen; die mannichfachen Verzweigungen menſchlicher Thätigkeit, welche der Luxus und das ſteigende Bedürfniß veranlaßt haben, mit der Kunſt des Unthätigſeyns und der Verzweiflung der Proletarier; die Rouladen der Sontag, die altdeutſchen Kopfſenkungen und die Ghaſelen nebſt der G-Saite, der Lithographie und der Kunſt Gedichte durch den Würfel zu machen; die Rotation der Erdachſe und die griechiſchen Partikeln nebſt der Göttinger Bibliothek und dem Meßkatalog, endlich im Handel die Giro-Banken, die Anleihen nebſt dem Papiergelde, dem Credit und den Wechſelreitern — das Alles ſind die Erfindungen, welche dem Menſchen eigenthümlich gehören, und an denen die Götter erſt dann Antheil haben, wenn ſie ſich darin unterrichten laſſen. Wie unglücklich müßten ſie alſo ſeyn, wenn ſie ſich durch einen Zufall unter die Menſchen verliefen!

Maha Guru war in ſo fern ein antiker Gott, als ihn die Liebe zu einer Irdiſchen zwar nicht von ſeinem Throne getrieben, dieſe Leidenſchaft ihn aber unter die Menſchen begleitete. Gylluspa lehrte ihn die Vergangenheit entbehren. Sie ſelbſt hatte für die Ver-

gangenheit das Gedächtniß verloren. Die Vorwürfe, welche ſie in den finſtern Stunden ihrer langen Kerkernächte dem eher Ohnmächtigen als Treuloſen machte, waren verſtummt in ihrem Munde. Sie hätte ſie Dem jetzt machen müſſen, der ihr das Leben rettete, deſſen Wiederfinden die ganze Gluth ihrer alten Leidenſchaft von Neuem anfachte. Maha Guru's ſanfte Rede, ſein langer Blick auf die Reize Gylluspa's, ſein Lauſchen auf den Ausdruck ihrer Miene und die zärtliche Hingebung, mit der der Ermattete zuweilen ſeine treuen Gefährten umarmte, waren ihr hinlängliche Zeugniſſe, daß die Verſicherungen der Liebe, welche ſie einſt von Maha Guru unter dem Mangobaum empfangen hatte, in ſelige Erfüllung gehen würden.

Die Entfernung von Laſſa war eine Flucht, die in jedem Augenblicke hätte mißlingen und mit dem Tode des entthronten Lama enden können. Bei jedem andern Lama hätte der Uſurpator darauf rechnen können, daß der Entflohene im Gebirge einen Anhang aufwiegeln und mit ſtarker Macht auf dem Schauplatze wieder erſcheinen werde. Alle Maßregeln, die er ergriff, waren auch auf Verhütung eines ſolchen Ereigniſſes gerichtet. Selbſt wenn er wußte, daß ſich Maha Guru mit ſeinem Verluſte begnügte, und zu wenig Energie beſaß, um mit eigner Hand ſich den alten Beſitz oder Rache zu verſchaffen, ſo konnte er leicht von den Unzufriedenen als Vorwand benutzt werden, und im Verein mit dem Fanatismus anders lehrender Prieſter, die in Religionsangelegenheiten leicht erregbare Maſſe

des Volks in Bewegung bringen. Deßhalb folgten dem Flüchtling auf allen Wegen die Diener des neuen Lama; ein hoher Preis wurde auf sein Leben gesetzt, und die Behörden in den umliegenden Oertern überall aufgefordert, allen Fleiß auf die Entdeckung des verschwundenen Lügengottes zu wenden.

Die Flüchtigen hatten durch die Entweichung von Lassa, welche sie mitten in den verworrenen Scenen der Plünderung und Zerstörung bewerkstelligt hatten, einen guten Vorsprung gewonnen. Die Vorsicht des Schamanen führte sie über die schwierigsten, unwegsamsten, aber auch die sichersten Pfade. Die Richtung blieb nach Süden hingerichtet, wo er im Lande Butan eine Freistadt für den Verfolgten, dessen Loos er zu dem seinen machte, zu finden hoffte. Butan ist zwar eine Provinz von Tibet, aber von dem Schauplatze der vergangenen Begebenheiten hinreichend entfernt.

Was läßt sich von dem Seelenzustande, in welchem sich der Schaman befinden mußte, sagen? Wir haben uns wohl gehütet, diesen Mann als einen scharfen, entschiedenen, Alles nur mit Plan und Absicht beginnenden Charakter hinzustellen, weil uns ein solcher unter den hier obwaltenden Verhältnissen unmöglich schien. Man zieht seine Vorurtheile nicht so schnell aus, wie seine Kleider, und wird in die Gewöhnung der Sitte zehnmal wieder zurückfallen, wenn man es einmal wagte, sich von ihr zu entfernen. Zu Allem, was die Schicksale der drei Fliehenden zusammen gewürfelt hatte, gab der Schaman aus eignem Willen Einiges hinzu,

aber er ſelbſt wäre nie im Stande geweſen, ſich au
die Höhe dieſer Erlebniſſe zu ſtellen und ſie nach ſeine
Einſicht zu lenken. Deßhalb mußten ihn die Erfolge ebe
ſo ſehr ergreifen, als hätt' er ſie nie vorausſehen können

Darin lag aber auch zu gleicher Zeit eine große Be
ruhigung für ſeine erſchütterte Seele. Er hatte nich
ſelbſt Hand ans Werk gelegt, als noch für ihn die ent
ſchiedene Kataſtrophe keine Seite bot, die er zu Mah
Guru's eignem Beſten benutzen konnte. Erſt da, al
ihm die Möglichkeit ward, das Glück zweier Menſche
durch das kurze Unglück eines dritten zu begründen, un
durch jenes dieß wieder zu entfernen; da begann e
jene Plane zu beſchleunigen, deren Erfolg jetzt der flüch
tige Fuß dieſer drei Weſen war. Seine letzte Thätig
keit war zuletzt auch immer nur darauf gerichtet, den
Verderben ſeine böſen Ausgänge zu nehmen oder ihnen
mit Klugheit vorzubeugen. War in der That ſein an
dem Bruder begangenes Verbrechen mehr, als die unter
laſſene Mittheilung einer gemachten Entdeckung? Mi
dieſer Verſchwiegenheit fiel oder ſtand ſein Plan, den
er, wenn auch nicht für redlich, doch für gut erſonnen hielt

Wenn es aber dennoch keine Gränze gibt, wo das
Unerlaubte durch die gute Abſicht gerechtfertigt wird
ſo trat die Liebe jetzt als die Vermittlerin der Reue mi
dem Verbrechen auf. Lag in Maha Guru's zufrie
dener Hingebung an ſein Schickſal nicht die ſchönſte
Beruhigung für jeden Vorwurf des Gewiſſens? Ja es
trat zuletzt eine Stunde ein, da Frohlocken und jubelnde
Freude in die Kleeblattherzen der Liebenden einzog

Maha Guru feierte mit verklärtem Auge seine irdische Wiedergeburt; er fühlte das Glück, an Herzen zu ruhen, wo jeder Pulsschlag sich ihm zum Opfer brachte; er stimmte einen Triumphgesang an, daß die lebensfrohen Wonnen des Menschen die todten Entbehrungen des Gottes in ihm besiegt hatten, und umarmte seinen Bruder, der ihn aus der Heimlichkeit eines unverständlichen, ihm dunklen und erschaffenden Daseyns in das volle, freie, das Herz erhebende Leben der Menschen gerettet habe. Seit diesem Augenblicke schwanden die trüben Wolken von des Schamanen Stirn.

Nach einer mühevollen Wanderung, die mehrere Tage nicht unterbrochen wurde, immer weiter entfernt von den Oertern, wo die Verfolgung mit scharfen Augen und weit reichenden Armen ihre Opfer suchte, erreichten die Flüchtlinge endlich ein Asyl, das der Schaman mit Sorgfalt gewählt und zur Herberge lange vorher schon eingerichtet hatte. Es war mitten in den unersteiglichsten Gebirgen ein abgeschiedenes, stilles und durch seine Freundlichkeit gegen die schroffen Umgebungen abstechendes Thal, von Niemanden bewohnt, und nur in weiterer Entfernung von stillen, friedlichen Nachbarn umgeben. Zwar konnte hier keine üppige Vegetation gedeihen, aber sie war lebhaft genug, um zu einer Ansiedlung zu reizen. Eine geräumige Wohnung lehnte sich an die grüne Bergwand, und war von einer Umzäunung umgeben, welche noch einen wohlangebauten Pflanzengarten umschloß. Die klare Welle eines Stromes, der sich aus dem Waldgestrüpp hervordrängte,

wo ihm ein Fels vielleicht seinen Ursprung gab, floß mit erquickendem Rauschen durch die Einfriedigung und verlor sich am andern Ende des Thales hinter dem schroffsten Gestein, das in dieser Umgebung sich dem Auge darbot. Einer so lieblichen Einsamkeit hätte jeder Verfolgte seine Zukunft mit Freuden anvertraut, wäre die Liebe und Freundschaft auch nicht seine Begleiterin gewesen.

Das Thal war nicht so unbewohnt, als es schien. Mancherlei Hausgethier bewegte sich in dem innern Hofraum, und einige Diener eilten den Ankommenden entgegen. Alles war hier zu wohnlicher Häuslichkeit eingerichtet. Gylluspa und der Schaman flüsterten stille Gebete, als sie die Schwelle des Hauses betraten, und Maha Guru, dem das Beten noch eine unbekannte Verrichtung war, sah ihrer Andacht mit Wohlgefallen zu.

Die nächst eintretenden Scenen brauchen wir nur mit einigen Worten zu erwähnen. Wenn wir die Sitten Tibets nicht vergessen haben und die Bedürfnisse liebender Herzen kennen, so wissen wir, welche sonderbare Hochzeit jetzt in diesem Hause gefeiert wird. Zum Lauschen an der Brautkammer wird kein Raum seyn, da abwechselnd das Schlüsselloch von einem der beiden Brüder in Besitz genommen ist. Erst als das Heraus- und Hineingehen ein Ende hatte, würden wir an die Thür heranschleichen dürfen, aber nichts mehr sehen und vernehmen, als den tief athmenden Schlaf dreier in seliger Umarmung Verschlungener.

Erwachet ihr Lieben, zur Erfüllung der schönen Träume, die über Eurem lächelnden Antlitze schweben!

# Letztes Capitel.

Alle Opfer sind vergänglich
Das Unvergängliche aber ist die Silbe Om.
Menu.

Seit den schönen Stunden, mit welchen der vorige Abschnitt schloß, liegt eine lange Reihe von Jahren hinter uns. Die Castanien, welche damals von den vergelbenden Bäumen fielen, sind selbst schon zu fruchttragenden Stämmen erstarkt. Der Winterfrost hat inzwischen manche Bergspitze zu mürbem Schiefer zerrieben. Der Landmann kann sich seither aus Hagelwettern, großen Ueberschwemmungen, schweren Gewittern von Jahr zu Jahr seine Haltpunkte der Zeit gemacht haben. Wer damals gegen seine Eltern sich verging, kann jetzt an seinen eignen Kindern schon vergolten seyn. Die Unsterblichkeit eines Weisen, dessen Prophezeyungen nicht zutrafen, ist indessen vielleicht schon vernichtet, der Haß zweier alter Geschlechter erstorben, das Auge einer klagenden Wittwe oder einer Braut, die am Tage vor der Hochzeit den Bräutigam verlor, von Thränen getrocknet.

Vor der Hütte im friedlichen Thale, wohin wir einst drei treue Gefährten geleiteten, sitzt eine hohe männliche Gestalt auf dem einen abgehauenen Stamme

einer zwiegespaltenen Ulme. Das grüne Laubdach hält die Strahlen der Sonne von einem Haupte zurück, auf welchem Furchen und bleichendes Haar die Vorboten des nahen Greisenalters sind. Wie hell das große Auge glänzt, so ist es doch nicht mehr das blitzende Feuer der Jugend, sondern die Sehnsucht, welche in dem blauen Raume des Himmels einen vermißten Gegenstand sucht. Dieser Sterbliche ist Maha Guru.

Zu des Mannes Rechten steht ein Sessel, aber er ist leer; zu seinen Füßen liegt ein bunter Teppich, aber Niemand ruht auf ihm. Er wendet sich um, und wirft einen fragenden Blick in die umrankten Fenster der einsamen Wohnung, aber keine Antwort von denen, an welche sich jahrelang sein Ohr und seine Seele gewöhnt hat. Die Zimmer im innern Hause stehen öde und verlassen. Der Luftzug weht die Vorhänge auf, welche die Kammern trennen, aber das Auge trifft nichts als stille wehmuthsvolle Einsamkeit. An den Wänden hängen Bogen und Köcher, von Spinnen umwoben; und auf bunten, schönen Feiertagskleidern hat sich zerfressender Staub gelagert.

Maha Guru war allein. Seine treuen Gesellen hatten ihre Wohnung im Schoße der Erde aufgeschlagen. Den Bruder ereilte das Geschick schon vor langen Jahren. Er genoß das Glück des idyllischen Zusammenlebens mit dem einsamen Schauer der Natur und den Liebesdiensten der Freundschaft nur eine kurze Zeit. Der erste Frühling, welcher das Thal begrüßte, rief

rief ihn von der Seite der Liebe hinweg, der er nichts hinterließ, als das ſchmerzhaft brechende Auge eines ſchwer Scheidenden, und auf immer eine wehmüthige, ſehnſuchtswache Erinnerung.

Ein gütiger Gott waltete über dem Haupte Gyllus-pa's. Ihre Entſchlüſſe waren ſtärker, als die Maha Guru's; ſie beſaß Kraft genug, gegen ſeine oft überhand nehmende Traurigkeit in ſtetem Kampf zu liegen. Sie wagte oft den Gedanken zu faſſen, ob nicht die Rückkehr unter Menſchen, welche eifriger, thätiger, lärmender wären, als die demüthigen Umwohner, welche ſie oft im Thale beſuchten, und ſich von ihrer Weisheit Rathſchläge erholten, auf Maha Guru leben- und freudenerregender wirken ſollte. Sie dachte dabei an ihre Väter, die glücklich aus dem Brande von Laſſa entkommen, in die Heimath zurückgekehrt und an ihre alten Beſchäftigungen gegangen waren. Aber Maha Guru verwarf dieſe Plane, weniger, weil ihre Ausführung mit Gefahr verbunden war, als aus mangelnder Gewöhnung an das rauſchende Treiben des täglichen Lebens. Die ganze Richtung ſeines Schickſals mußte darauf hinauskommen, daß er das Höchſte in einem beſchaulichen Zuſtande ſeiner Seele fand. In dieſen geiſtlichen Uebungen und Geſprächen mit ſich ſelbſt würd' er geſtört worden ſeyn, hätt' er die geräuſchloſe Einſamkeit dieſer Gebirgsgegend verlaſſen.

Ehe Maha Guru das Auge zur ewigen Ruhe ſchloß, mußte er noch Gyllus-pa das ihre zudrücken. Wie wir den greiſen Mann auf dem Baumſtamme vor ſeiner

Wohnung erblicken, hatte er noch vor wenigen Tagen erſt dieſen ſchmerzlichen Abſchied genommen. Noch lag der Raum ſeit jenem Augenblicke, da er die todte Hülle in ein Grab trug und mit einem ewigen Felſenriegel verſchloß, wie eine lange finſtre Nacht um ſeine Sinne. Er fühlte, wie ſchwer die Träume waren, die über ihn walteten, aber er beſaß die Kraft nicht, ſich von ihnen aufzuraffen, das Nächſte, Zeitliche, Lebendige zu ergreifen und ſich über einen Verluſt zu tröſten, der unwiderruflich war. Wie wir ihn dort unter jener Ulme erblicken, ſo wird ihn noch manche junge Sonne grüßen, ihn zum Leben erwecken wollen, und keinen Blick in ſeinem Auge finden, der ein heller Widerſchein ihrer Friſche und Klarheit wäre.

Doch allmählich rangen ſich in ſeinem Innern aus der Nacht des Schmerzes einige Gedankenatome zum Lichte des Bewußtſeyns empor. Es ward heller in ſeiner Seele, und die Vergangenheit und Zukunft ſchieden ſich in ſchärferen Zügen von einander. Die Hieroglyphen in dem Buche ſeines Lebens waren ihm kein Geheimniß mehr; er hatte den Schlüſſel ſeines räthſelhaften Daſeyns gefunden, und ein Entſchluß ſprang in vollem jugendlichem Muthe aus den unklaren Wirren ſeines Hauptes hervor.

Jeder Gedanke hat ſein Ziel, und je reiner er iſt, deſto höher liegt es. Jede Sphäre, in welche ſich die Seele aufſchwingt, hat eine Hinterpforte, die zu einer erhabneren führt. An einen Kaufvertrag reiht ſich die Gewiſſenhaftigkeit, an dieſe die Ehrlichkeit, an ſie die

innere Gerechtigkeit, an die Gerechtigkeit mittelbar oder unmittelbar alle Tugenden, die ihren Beſitzer nicht nur der Menſchen, ſondern auch der Götter würdig machen. So bilden ſich die Uebergänge aus dem Gewöhnlichen in eine höhere Ordnung der Dinge. Die Luft wird, je mehr man ſteigt, immer reiner und durchſichtiger, und die Seele fühlt ſich dem Himmel verwandt.

Dieß iſt der ſchwierigſte Weg zur Tugend. Dem, der ihn wandelt, bleibt dabei Jedes überlaſſen, nur der richtige Tact und ſein guter Wille bieten ſich ihm zum Führer an. Jeder Gang über die belebte Gaſſe, jede Viſitenkarte, die an unſerm Spiegel ſteckt, jedes kleinſte Ereigniß des alltäglichen Lebens iſt ein Hinderniß, das uns in einem Augenblicke zahlloſe Stufen tiefer abwärts verlocken kann. Nichts bleibt ſo ſchwierig, als die Beziehung des Zufälligen auf das Weſentliche, als die Ausgleichung der Regel mit ihren ſcheinbaren Ausnahmen. Und dennoch haben die civiliſirten Völker dieſen Weg zur Tugend eingeſchlagen. Die Eindrücke, welche die Außenwelt auf ſie macht, ſind mannichfach und unabweisbar. Man kann nicht alle Dinge allein um der Tugend willen thun; wir müſſen uns darauf beſchränken, daß die Dinge nicht ohne die Tugend gethan werden. Es iſt ſehr ſchwer, in Europa ein redliches Herz zu haben, aber wenn man es hat, ſo iſt damit ein großes Verdienſt und ein großes Glück verbunden. Soll der Tugendhafte dem Leben entſagen? Soll er die Freude an glücklichen Unternehmungen,

an ſiegreichen Anſtrengungen wie Farbenſtaub von ſeinem Daſeyn ſtreifen? In Europa iſt die Reſignation niemals eine Tugend geweſen.

Die geiſtlichen Völker in dem Aufgange der Sonne haben eine andere Lebensgewohnheit. Ihre Beſchäftigung iſt eine angeborne Ueberlieferung, keine Verwickelung; ein Privilegium, das die Natur ausſtellte, und weder überſchritten, noch von Andern gefährdet werden darf. Ja, eine große Claſſe von Menſchen hat nicht nur das Recht der Arbeitsloſigkeit, ſondern auch eine fortwährende Anweiſung auf den Ertrag der fremden Hände. Hier läßt ſich aus der Tugend ein Geſchäft machen. Man kann ein ganzes Leben auf die Fortſchritte in der Sittenreinheit wenden, und jeden Aderſchlag zu einem unmittelbaren Gottesdienſte machen. Jeder gute Vorſatz reicht ſchon hin, den himmliſchen Lohn dafür zu empfangen, weil man ſich keinen Klippen ausſetzt, an denen er ſcheitern könnte. Der aſiatiſche Prieſter lehrt: richte jeden deiner Gedanken in gerader Linie auf die Gottheit, und wache darüber, daß dich nichts darin unterbreche! Hier iſt der Weg zum Himmel kurz; aber er wird unendlich, weil man jeden Zoll auf ihm mißt, und zu jeder zurückgelegten Linie die Friſt eines Jahres bedarf.

Maha Guru's erſtes und zweites Leben trug alle Elemente zur Beſchaulichkeit in ſich. Die Einſamkeit nährte jenen Hang an den Geheimniſſen des Himmels, denen man ſich nur durch Intuition weihen kann, wenn Kraft und Gelegenheit mangeln, ihre Räthſel

durch die Wechſel des Lebens zu löſen. Maha Guru ſtand jetzt als Menſch ſo allein, wie er's einſt als Gott. Der Kreislauf ſeines Lebens ſchien vollendet; von wo er ausgegangen, was hielt ihn noch zurück, dahin wieder zurückzukehren? Das Leben iſt der Traum einer jenſeitigen Vergangenheit, welchem uns die Geburt entriß und der Tod wieder zurückgibt. Die Gottheit drückte einſt bei dem erſten Eintritt in dieſe Welt einen Kuß auf unſre Stirn, und ihre Arme bleiben liebend ausgebreitet, bis wir, den Himmel ahnend, in ſie zurückkehren.

Zum letzten Male rief Maha Guru ſeine Diener zuſammen. Er ſagte jedem ein Wort der Erbauung, und denen, welche weinten, ein Wort des Troſtes. Er nahm Abſchied von allen theuern Gegenſtänden, welche ihm ſeine Wohnung zu dem liebſten Heiligthume gemacht hatten; ſelbſt die Thiere, welche an ſeine freundliche Stimme gewöhnt waren, erhielten von ſeiner ſtreichelnden Hand die letzten Liebkoſungen. Er warf einen Mantel um ſeinen Leib, nahm einen Stab in die ſchwache Hand und trat aus dem Raume, der lange Jahre hindurch der Tempel ſeines Glückes und die Kammer ſeiner Gebete und ſtillen Gedanken geweſen war. Sein Fuß wandte ſich der höchſten Bergſpitze zu, die in der Umgebung des Thales lag.

Der Diener, welcher ſeinen Herrn bis auf den Gipfel des nächſten erſtiegenen Berges begleitet hatte, erhielt jetzt von dieſem die letzten Befehle. Er ſolle

wöchentlich zweimal zu dem heraufkommen, der
wieder hinabsteigen werde, und ihm Nahrung für
irdische Hülle bringen, die jetzt den letzten Kampf
dem Geiste beginnen werde. Maha Guru fügte n
einige Grüße an die Zurückgebliebenen hinzu, u
sein Mund war auf ewig geschlossen.

Als der Diener von der Höhe des Berges v
schwunden war, erstaunen wir über jede Bewegun
welche Maha Guru jetzt den Gliedern seines Körpe
gibt. Das Auge unverwandt nach jenem Punkte hi
gerichtet, wo mit jedem erwachenden Morgen die e
ten Sonnenstrahlen aufblitzen, bleibt er fest auf de
höchsten Scheitel der Bergspitze stehen. Er hebt d
linken Fuß und schlingt ihn um den rechten.
richtet den rechten Arm in die Höhe und läßt d
linken in gerader Linie bis in die Hüfte herabsinke
Die Finger beider Hände ballt er fest zusammen
Alle Theile seines Körpers nehmen augenblicklich ei
starre krampfhafte Unbeweglichkeit an. Das Auge
lied senkt sich halb über den Stern, der Blick richte
sich ab von Allem, was er bis jetzt noch gesehen, un
hat seinen Sinn nur noch für die Nase, einen Ge
genstand, den man ohne Zerstreuung betrachten kann
Die einzige Lebhaftigkeit, die in diesen unverwandte
Blicken liegt, ist das schielende Wechselspiel, wie bal
der linke, bald der rechte Nasenflügel von dem er
matteten Auge wahrgenommen wird.

Und so steht der Andächtige vielleicht noch auf jene
Berges Gipfel. Jahre, Hitze, Frost, Sturm und

Regen ſind über ihm weggezogen, haben ſeinen Scheitel entblößt, die Haut ſeines Körpers zur Mumie zuſammen geſchrumpft. Er ſteht noch immer auf dem einen Fuße, und würde auch den andern nie wieder auf den Boden herabbringen können. Schlingpflanzen haben ſeinen Leib wie einen Baum umrankt. Waldbienen legen in der Oeffnung zwiſchen dem ſtehenden und gehobenen Beine ihren Stock an, und der Vogel baut ſein Neſt in der traulichen Höhlung unter dem rechten Arm, der nie mehr herabſinken wird, um die junge Brut, die unter ihm zum Leben keimt, zu erſticken. Nur in dem Munde liegt noch eine ſchwache Bewegung und das Auge verräth, daß das innere warme Leben noch nicht ausgehaucht iſt. Jener nimmt die Nahrungsmittel auf, welche die andächtigen Verehrer des Bergheiligen in der Runde, die ihn wie eine ſchon im Himmel lebende Erſcheinung anbeten, zuweilen hinein ſtecken. Das Auge aber labt ſich noch immer an dem monotonen Anblick des tiefſinnigſten Körpergliedes, der Naſe.

In der That bindet Maha Guru auch nur noch ein leiſes Athmen an die Erde. Die Seele ſchwebt ſchon längſt den Weg zur Unſterblichkeit bald hinauf, bald wieder zurück in ihren irdiſchen Sitz, der, ſo lange er noch nicht zuſammengeſtürzt, ein ewiges Recht auf ſie hat. Die Götter ſitzen in dem Glanze ihrer Herrlichkeiten und winken lächelnd dem Greiſe, der ſie in ſeiner Jugend auf Erden vertreten hatte. Ein Stuhl der Allmacht ſteht ſchon lange bereitet und wartet des end-

lich entfesselten Geistes. Alle Genien des Himm
sind schon in ihren weißen Festkleidern und tragen P
men auf den Händen und streuen tausend Seligkei
auf den Weg, den der Gefeierte wandeln soll. N
eines letzten Athemzuges bedarf es noch, und der Hi
mel hat einen seiner ersten Fürsten wieder.

---

## Interessante Werke unsers Verlags.

Baumann, L., Bilder aus der Heimath. 1r Bd. 8. 1 fl. 36
Begebenheiten des Hajji Baba von Ispahan in England. Aus d
Engl. des J. Morier in 2 Thln. gr. 8. 3 fl. 12
Bibliothek ausführlicher [illegible] und Staatengeschichten. Nach
bedeutendsten klassischen Werken des Auslands. 1r bis 3r
gr. 8. 6 fl. 45
Ehronik (1572) der Z[illegible] Carlo IX. Vom Verfasser des Theaters
Clara Gazul (Mérimée) aus dem Franz. gr. 8. 2 fl.
Denkwürdigkeiten de[illegible] Marquise [illegible] Barkeley, geb. Gräfin v
Barkeley, ferner Gemahlin Lord Cravens. 2 Thle. gr. 8. 5 fl. 24
Erzählungen von der Verfasserin der Pflanze von Eilien. 1r und
Band. 8. 6
Fischer, J. C., Fragmente aus dem Tagebuche dreier Reisen na
London und [illegible] Englands im Spätja
von 1815, 1816 und 1817. 8. 1 fl. 24
Fouqué, Fr. de la Motte, Sängerliebe, ein Roman gr. 8. 2 fl. 36
Genlis, Gräfin v., Denkwürdigkeiten, a. d. Franz. 8 Bde. gr.
jeder Band 1 fl. 24
Görz, J. E. Graf v., historische und politische Denkwürdigkeite
aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. 2 Thle gr.
4 fl. 57
Goethe, by Reinecke Fuchs, 8. Velinpapier 1 fl. 36
Druckpapier 1 fl. 12
— — Wilhelm Meisters Lehrjahre 2 Thle. gr. 8. 4
— — Wanderjahre 1r Thl. 3 fl. 36
— — Wahlverwandtschaften. Neue Auflage. gr. 8. 4
Graß, C., Sicilische Reise eines Landschaftsmalers, 2 Thle. m
Kupfer, gr. 8. 5 fl. 24
Günstlinge, russische, gr. 8. 4
Hall Basil, Auszüge aus einem Tagebuche, geschrieben auf de
Küsten von Chili, Peru und Mexico, in den Jahren 1820, 18
und 1822, a. d. Engl. 2 Bde. gr. 8. 4 fl. 24
Huber's Werke. 8. 4 Bde. 4 fl. 48
Immermann, K., Miscellen 1 Bd. 8. 2
— — die Schule der Frommen. Ein Lustspiel in 3 Aufzügen
1
Irving, Chr., Columbus Leben und Reisen. gr. 8. 2 fl. 24
Klingemann Theater 1r bis 3r Bd. gr. 8 8 fl. 15

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

BIBLIOTECA
MONACENSIS

Karl Gutzkow,

# Novellen.

---

Erster Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Thle. 8 Rthlr. — Gr.

Brentano, C., Ponce de Leon. Lustsp. 1 Rthlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Auf Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 4 Thle. 2te vermehrte Auflage. 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahldorf. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — französische Zustände, 8. 2 Rthlr. — Gr.

— — der Salon. 1. Bd. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Huber, Dr. V. A., Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die teutschen Universitäten, deren Verfall und Reform. 8. — Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Graf Lewzineki, Poln. Novelle. 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Przebraci der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Gorgona. Bilder aus d. französischen Mittelalter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der Hundertundachtundzwanzig. 2 Thle. 3 Rthlr. — Gr.

Raupach, E., dramatische Werke komischer Gattung. 3 Thle. mit Portr. 8. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Schauspiele und Trauerspiele. 1r Thl. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

— — ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Weltmann, J. E. A. B., Beschreibung einer Reise nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. gr. 8. 2 Rthlr. — Gr.

# Novellen

von

Karl Gutzkow.

Erſter Band.

Hamburg, 1834.
Hoffmann und Campe.

DOUBLETTE
DER KGL. BIBLIOTHEK
BAMBERG

# Vorrede.

Der junge Autor debütirt in Deutschland schlecht; denn wie unserm Leben fehlt es auch unserer Literatur an Concentration. Wir besitzen keine öffentlichen Plätze, auf welchen sich die literarische Jugend, von Allen gesehen und von Allen belobt oder belacht, tummeln könnte; wir besitzen keine Paläſtra, welche ringsherum so viel Sitze zählte, daß die ganze Nation auf ihnen unterkommen könnte; wir besitzen keine olympischen und pythischen Spiele, keine Lorbeer-, Rauten- oder Petersilienkränze, welche sich von dem Ersten Nächsten, der den Beruf zum Wett-

kampfe fühlt, verdienen ließen, wir beſitzen Nichts, gar Nichts, was vor den Augen Aller geſchähe. Das iſt ein Mißſtand, der ſich nicht ſogleich verbeſſern läßt, und bei dem es ſchon genug iſt, wenn man ihn mit einiger Ruhe zu ertragen verſteht.

Es giebt in Deutſchland eine kleine Zahl kleiner Winkelſtädte: Wien, Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main. Es giebt ſo viel unbedeutende Marktflecken: Dresden, Leipzig, Stuttgard, München. Es giebt eine Legion kleiner unanſehnlicher Weiler und Dörfer: Nürnberg, Augsburg, Darmſtadt, Karlsruhe; zu geſchweigen jener Meierhöfe und Vorwerke, welche ſich Gotha, Coburg, Weimar nennen, und zu denen alle Provinzialſtädte der preußiſchen Monarchie: Breslau, Königsberg, Magdeburg gehören. Nun, alle dieſe rauchigen, ſchlecht gepflaſterten, kothigen Communen, alle dieſe Krähwinkel haben ihre Bürgermeiſter und Rathsherrn, haben ihre Pedanten, ihre Perrücken auf der Dorfkanzel, ihre Zöpfe in der Schulmeiſterei, haben ihre Kegelbahnen, ihre Sonn-

tagsnachmittage, haben einen Marionettenspieler, der sie lachen oder weinen macht, haben zuletzt eine Maulbeerallee, welche von der letzten Feuereſſe des Dorfes in die Gärten der Gutsherrſchaft führt. Das iſt ziemlich Alles auf einen Schnitt, aber nichts deſtoweniger ſehr mannigfaltig. Ueberall Freud' und Leid, aber auch überall ein andrer Ausdruck derſelben.

Es iſt ſieben Uhr Abends, die Honoratioren des Dorfs ſitzen mit dampfender Pfeife im Caſino hinter einem Denkſtein, den ſich ein Jeder mit einem Kruge Bier oder einer halben Maaß Krätzer ſelbſt ſetzt. Ein witziger Kopf lieſt ihnen die ſpaßhaften Erfindungen vor, die er noch Zeit hatte nach ſeinen täglichen Actenvermehrungen, worin ſein Amt als Beamter beſteht, ſchnell ſchriftlich aufzuſetzen, die alten Herrn lachen, daß ihnen die Augen thränen. Sie flehen den Bruder Actuar, nachdem ſie unter dem Tiſch, wohin ſie durch ſeine Späße gebracht wurden, wieder hervorgekrochen ſind, ſie flehen ihn demüthigſt, ſeine köſtlichen Poeſieen

herauszugeben. Sie sammeln Subscriptionen und wenden sich dann an Gevatter Brockhaus oder Campe, mit ihrer Hülfe dem Werke beizuspringen. So entsteht ein deutsches Buch, und ist ursprünglich nur für sechs Collegen geschrieben, welche mit dem Verfasser auf einem Bureau arbeiten.

Der junge Poet dichtet einige Jahre hindurch nur für seine Geliebte oder für einen Nelkenstock, den seine Mutter besitzt; er besingt bis in sein dreißigstes Jahr die kleine Wiese, auf welcher vor seinem Dörfchen die Wäsche getrocknet wird, oder den Bach, der durch den Hof seiner Eltern floß. Wem das Blut schon dreister durch die Adern rollt, der wagt sich eine Meile weit von seinem Kirchthurme, erweitert sein Publicum durch die Aufnahme eines alten Pastors, seiner sentimentalen Tochter, der verblühten Schwester des Gutsherrn, und eines Schafzüchters, der Alles schön findet, was sich recht reimt und klappt.

Gesteht es nur Alle, die Ihr je eine deutsche Gansfeder angesetzt habt, Ihr Göthe,

Schiller, Klopstock, Wieland, Ihr Clauren, Hell, Borromäus von Miltitz und Ihr unzähligen Andern, daß Ihr drei, vier Jahre hindurch bei Euern unsterblichen Schöpfungen nur daran dachtet, was der Herr Vater, oder der Herr Onkel, was der Herr Pastor oder der Herr Rector, was Euer Freund, Eure Geliebte, was Euer Pudel dazu sagen wird?

Der Fürst Pückler schreibt nur für die Cirkel in Berlin, die er durch seinen Geist ärgern will, Heine denkt nur an seinen Oheim, den reichsten Banquier an der Mündung der Elbe, und an einige Bewohner Hamburgs, wenn er seine Zustände und Salons entwirft, Börne an einige alte Senatoren Frankfurts, Spindler an seine kleine runde Frau, die er zärtlich liebt, Theodor Hell an Agnes Franz, der er die Ehe versprach und das Versprechen nicht halten wollte, Theodor Mundt an den Professor Lachmann, der ihn durch das Examen fallen ließ, Wolfgang Menzel schreibt keine Zeile, ohne zu denken, was wohl Paulus

in Heidelberg dazu sagen werde, Heinrich Laube hat nur den schlesischen Cavalier im Auge, Herr von Rumohr seinen Koch, Clauren die Nähterin, welche wöchentlich dreimal seine Hemden flickt, Wilibald Alexis seine Schwester, mit der er einsam und idyllisch auf der Zimmerstraße in Berlin zusammenwohnt.

Das sind Thatsachen, welche die Nichtexistenz eines deutschen Publicums außer Zweifel setzen. Es ist ganz in der Ordnung, daß der junge Autor zuerst für sich, dann für seine Umgebungen schreibt, und erst die ernste Warnung des Buchhändlers wird ihn veranlassen, das Auge besser aufzurichten und sich umzuschauen, wo der heilige Antonius und wo die Fische sind, denen er predigt. Was beginnt er dann? Er gesteht zuvörderst, daß sich jeder deutsche Schriftsteller erst selbst ein Publicum schaffen müsse. Lassen sich aber die Menschen aus der Erde stampfen? Nein, wir müssen sie durch List vereinigen, wie ein Werber,

der die jungen Bauern betrunken macht, und sie dann in die Uniform steckt.

Es müsse Leser geben, speculiren wir. Wo sind sie? Wer beschäftigt sie? Spindler hat sein Publicum, Heine hat sein Publicum, Herr von Wachsmann hat sein Publicum. Wir machen einen Besuch bei Spindler, wir borgen uns einige Raritäten aus seinem Mittelalter, wir versprechen, an den Ringelhauben, den Hellebarden, den Judengassen, an diesen Domanialgütern seiner Phantasie keinen Schaden zu thun und alles wieder zu gehöriger Zeit und im alten Stande abzuliefern. Wir essen mit Heine im Rocher de Cancale zu Paris ein Dutzend Austern, wir schlürfen die Ungethüme lebendig ein und mit ihnen seinen Sport, seine Ironie, die Wohlgerüche, welche sein schwarzer Frack bei jedem Athemzuge aushaucht. Wir leihen uns von diesem Krokodill in seidnen Strümpfen und Manschetten seine Thränen, sein unverwundbares Fell, das nur auf dem Bauche noch kitzlich ist, seine

scharfen Zähne und seine Amphibiennatur, im Wasser und auf dem Lande, zwischen Ja und Nein zu leben. Oder wir gehen zu Herrn von Wachsmann, der auf irgend einem Gute in der Niederlausitz lebt, und Tag und Nacht die Thore offen hält, wenn die Musen und Grazien sich einmal in die Gegend zwischen Guben und Bunzlau verirren sollten. Mag von diesem ein Jeder die Schwingen leihen, auf welchen man sich zu einer Provinzialunsterblichkeit erheben kann. Wir haben deutlich genug gezeigt, wie sich ein Publicum erobern läßt.

Wehe dem Armen, der geharnischt, mit eigner Devise, vor das Vaterland tritt! Es sieht ihn nicht, das Neue ist ihm ungewohnt, es dehnt sich gern im bequemen Sorgenstuhl. Nein, schleicht im Gewande des Bettlers in die Halle der sorglosen, schwelgenden Freier, spielt mit ihnen Hund und Knochen, singt ihnen Lieder nach den Melodien, die ihnen gegenwärtig sind, und erst wenn sie Euch einen Bogen zum Spannen geben, dann legt Eure eignen Pfeile darauf!

Es ist sehr dunkel und unanständig auf den Gassen Deutschlands. Alles macht sich durch die Göttin der Gelegenheit. Diese trat einst zu einem jungen blonden Manne und sprach zu ihm also:

„Du gabst Narrenbriefe heraus, welche „selbst für Kluge zu gescheut waren. Du „schriebst eine Göttergeschichte, und die Welt „ist zu ab- und gegengöttisch, als daß Du „Dich damit bei ihr empfehlen könntest. „Du brütest schon über neuen Plänen, „welche an Unpopularität die frühern noch „überbieten dürften. Sieh Dich vor! Ver- „scherze Dein Talent nicht! Zu den Be- „dürfnissen steige herab, laß Deine Götter „Menschen werden, gleich uns! Gieb Dir „um keinen Preis den Anstrich der Neu- „heit, sondern wirf Dich in die abgetrage- „nen Kleider Deiner Vorgänger! Erfinde „Dir allerhand kleine Anekdoten, lüge Dir „Zeit, Ort, Stunde, Menschen zusammen, „schreibe Novellen! Laß Deinen kalmücki- „schen Namen immer mit gothischen Lettern „drucken, sprich im Lapidarstyl von Dir

„ſelbſt, und laß Dich an allen Orten und „Ecken erblicken. Dann wird man ſich nicht „mehr vergeſſen über die Stirn fahren, wenn „man Deinen Namen nennt. Sondern mit „unauslöſchlichen Zügen wirſt Du dann in „dem Gedächtniß einiger tauſend Menſchen „leben, welche über die Unſterblichkeit zu „Gericht ſitzen."

Mich ſchauderte vor der gemeinen alten Kupplerin, aber die Waare, welche ſie verhandelte, war dennoch ſchön, liebreizend, herausfordernd. Das blühende friſche Kind verrückte mir den Kopf, ich ließ es nicht, und hätt' es mir eine halbe Zukunft gekoſtet. Mein Entſchluß war gefaßt: ich ſetzte meine halbe Seele aufs Spiel, um die andre Hälfte zu gewinnen. Ich gab dem Teufel ein Haar, und ſah mich vor, daß ich ihm deſto weniger anheim fiel. Ich fing an Novellen zu ſchreiben.

Vielleicht gefallen ſie, ſpeculirt' ich weiter. Deine Charaktere ſind vielleicht nicht alltäglich, Deine Verwickelungen ſind ſpannend, Deine Staffagen neu. Du wühlſt

Dich wie eine Maus in einen großen Käse hinein, und wirst ein Schooskind des Publicums. Die Empfindsamkeit beweint Deine weiblichen Ideale, Du läßt der Tugend immer Gerechtigkeit werden und kein Laster ungestraft bleiben, Du bleibst auf der Stufe der ordinären Wirklichkeit, welche man nur treu zu schildern braucht, um für genial, unübertrefflich, und in seiner Art einzig gehalten zu werden. Man vergleicht Dich mit Zschokke, findet Verwandtschaft mit Georg Döring, giebt zu, daß ich sogar schon um einen Schritt weiter bin, als Eduard Gehe, und gesteht, daß ich selbst nicht mehr zu weit entfernt bin, um einen Wilibald Alexis zu erreichen. Ich kann mich recht lebhaft in die Lage hinein denken, in welche mich die nächsten fünf Jahre versetzen werden. In keinem Almanache wird mein Name fehlen, meine Novellen werden in Goldschnitt gebunden und Ramberg zeichnet Scenen, welche er ihnen entnimmt, um seinen berühmten Hund darauf anzubringen. In den Prospecten neuer Morgen- und

Abendblätter werden ſich die Herausgeber damit brüſten, daß ſie außer dem Herrn von Rumohr, der Frau Amalie Schoppe, der Frau Henriette Henke, der Freifrau Wilhelmine von Gersdorf auch den beliebten Novelliſten Karl Gutzkow gewonnen hätten. Die Köchinnen, welche für ihre Herrſchaften Bücher aus der Leihbibliothek holen, werden immer nach mir fragen, wenn von Herrn von Lüdemann nichts zu Hauſe iſt! Auf den Toiletten bin ich heimiſch, die ſchönſten Kinder Evens gehen mit mir zu Bett und vergeſſen darüber das Licht auszumachen; ich werde verſtohlen aus den Nähpulten geholt, wenn die Mutter in's Theater geht, und die hoffnungsvollen Söhne des Hauſes, ſtatt den Tacitus und Plutarch zu leſen, ſtudiren die Phantaſiegemälde, welche noch alle bei Kollmann und Wienbrack von mir erſcheinen werden. Ich bin auf dem beſten Wege, ein tägliches Bedürfniß zu werden und Tauſende werden mir nachlaufen, wie dem Meiſter Furibund.

Dann ſoll aber auch der Augenblick ge-

kommen ſein, wo ich meine zweite Rolle zu ſpielen beginne. Man liebt mich, man bewundert mich, man iſt von meinem ſittlichen Gefühl durchdrungen, man iſt bereit, mir über Berg und Thal zu folgen. Ich habe dann das Publicum in meiner Gewalt, beſinne mich nicht, und ſteck' es in einen Sack. Ich trag' es dann, wohin ich will, heraus aus dieſer trügeriſchen Welt, deren falſche Bilder ich ſo lange aufgefangen und wiedergegeben hatte, in die Nähe des Firmaments, in ätheriſche Regionen, in andere Sphären, Ideen, in Träume, welche bis auf ein Haar an die Wahrheit ſtreifen, ich überſpringe dieſes Haar, das Publicum im Sacke immer mit, es gewöhnt ſich an die Bewegung, es hat den Rückweg und die Alltäglichkeit verloren, es wird mir überall hin folgen. Dann öffne ich den Sack und Eure Augen werden geblendet ſein. Ihr werdet auf den Alpenhöhen ſtehen, und nicht wiſſen, welche Wunder Euch umgeben! Die Sterne tanzen ihren poetiſchen Reigen über Eurem Haupte, die Sonnen rauſchen mit

donnernden Klängen an einander vorüber, die Ewigkeit mit ihren Zaubern kennt die Ideale nicht mehr; Ihr werdet staunen, daß Eure Ahnungen und Träume die Momente des wahren Lebens waren, daß Euer irdisches Dasein nur Rückfall in die Materie, das Elend des Vergessens, die Dunkelheit der Nacht und die Kälte des Todes war. Alle Sterne werden die Thaten und Revolutionen erzählen, welche sich auf ihnen zutrugen. Ihr werdet staunen, daß das Unvollendete unsers mikroskopischen Welttheils in der Milchstraße in Erfüllung ging; daß im großen Bär die Widersprüche gelöst werden, welche im kleinen Bär nicht vereinbar schienen; daß alles harmonisch ineinander greift und alle Dinge einen höhern Zweck haben, als die Beglückung zweier Liebenden, die Entdeckung eines Kassendefects, die Anerkennung eines tugendhaften Justizraths.

Was ich mich sehne nach dem Ablauf dieser fünf Jahre! Zuweilen ergreift mich die Zukunft mit titanischer Gewalt, und ich fühl' es dann schmerzlich, daß sie erst erlebt

ſein will; daß ich noch fünf Jahre auf die Galeere geſchmiedet bin; daß ich noch fünf Jahre um die hohe Braut freien muß; daß ich noch fünf Jahre mit einer gewiſſen Geringſchätzung von mir ſelbſt ſprechen werde, wenn ich die Novellen bevorworte, welche den beiden vorliegenden Bändchen folgen ſollen.

Folgendes möge als Laufpaß dieſer erſten Sammlung genügen!

Die beiden Verbindungsglieder der hier mitgetheilten vier Erzählungen ſind aus einem Genre, für welches man eine Begeiſterung von acht Tagen haben kann. Die Franzoſen gaben mit ihrem **Livre de Cent et Un** den Ton an, das Leben der Zeitgenoſſen mit möglichſt grellen Farben zu portraitiren. Die Engländer und Ruſſen folgten ihnen; wir Deutſche bedurften erſt einiger einheimiſchen Beiſpiele, ehe wir Charakteriſtiken dieſer Art zu entwerfen wagten. Die Beiſpiele kamen aber nicht, weil wir kein Paris, keine großen Städte, keine Nüancen in unſern Sitten, viel Spott über unſre wechſelſeitigen Ge-

wohnheiten und bei den Schriftstellern wenig Beobachtungsgabe besitzen. Die hundert Sittenmahler der Franzosen versetzten uns in Schrecken; denn wir konnten unter den routinirten Schreibfedern wohl keine zehn aufweisen, welche in jenem Genre hätten etwas leisten können. Ich versuchte mich in zwei Porträts dieser Art, welche ich aus dem Morgenblatte in diese Sammlung übertragen habe.

Sie schildern einige Beziehungen des Lebens und Treibens in Berlin, und das deutsche Publicum ist so kalt gegen diese Stadt, daß es immer einer Entschuldigung bedarf, wenn man ihrer Erwähnung thut. Ich könnte über die Gründe, welche mich schützen, weitläuftig sein, aber die Sache, der es gilt, ist dieser Umstände nicht werth. In Deutschland werden alle dergleichen Skizzen verfehlt sein, welchen nicht ein großes Maaß von Satyre zugemessen ist. Daran dacht' ich aber nicht, und ertrage gern den Tadel, der mich deshalb treffen dürfte.

Nur über die Piece: „Geständnisse einer

Perrücke" erlaub' ich mir noch zu bemerken, daß sie aus einem kritischen Degout entstanden sind. Herrn von Rumohrs deutsche Denkwürdigkeiten, ein Buch, das wirklich aus seiner Feder herrührt, wovon man erst nach der Lectüre der spätern Sachen dieses Autors überzeugt sein kann, enthält unter Andern den Aufenthalt eines jungen deutschen Grafen in Paris, welcher nach der Illusion des Buchs in die siebziger Jahre des philosophischen Jahrhunders gefallen sein muß. Die Schilderung desselben schien mir vor Allen verfehlt. Sie ermangelte alles Reizes, den ihr die Zeit, die damalige Sitte, die merkwürdige Bewegung von Paris in jenen vorrevolutionären Tagen hätte verleihen können. Ich adoptirte das, was sich Herr von Rumohr entgehen ließ. Ich brachte meinen Helden in Situationen, welche nur dem Charakter jener Zeit angemessen sind. Dabei wollt' ich auch gleicher Maaßen den bei Herrn von Rumohr verfehlten Ton treffen; kurz, diese Geständnisse sind nur ein Gegenstück, das durch ein ein-

seitiges Interesse hervorgerufen ist, und ich muß meine Leser besonders bitten, gleich von vorn herein den leisen Anhauch von Ironie, der über das Ganze waltet, nicht zu verwischen, sondern den Erzähler sich immer in dem Lichte vorgestellt zu denken, daß er fortwährend der Düpe seiner eignen Berichte ist. Ich glaubte, daß dieser Zug für einen deutschen Cavalier der siebziger Jahre, welcher in Paris lebt, unerläßlich ist.

Berlin den 6. Januar 1834.

**Karl Gutzkow.**

# Inhalt.

Der Kaperbrief. Novelle.

Die Sterbecaſſirer. Bambocciade.

Geſtändniſſe einer Perrücke.

# Der Kaperbrief.

Eine Novelle.

Während Napoleons siegreiche Waffen den Continent in Erschütterung versetzten, boten die Gewässer und Meere nur den Anblick einer traurigen Verödung dar. Mit dem allgemeinen Abschließungssysteme gegen England und mit den Blokaden, die von Seiten dieses Landes, als Repressalien für jenes, über die Küsten von ganz Europa verhängt wurden, war aus allen Häfen jeder rege Verkehr, das bunte, lebendige Treiben und die Geschäftigkeit so vieler tausend Hände verschwunden, die in Zeiten des Friedens der Unternehmungsgeist in Bewegung setzt. Der Spiegel des Meeres war trügerischer als je. War es früher nur die Macht der Stürme und Fluthen, das Verderben der Strudel und Klippen, oder der Angriff eines berberischen

Corsaren gewesen, gegen die der Kaufmann beim Auslaufen aus dem Hafen seine Waarenladung versicherte, so hatte sich zu diesen Gefahren die neue gesellt, von einem Blokadeschiff oder einem bevollmächtigten Kaper aufgetrieben zu werden, und ihm bis auf den letzten Schiffsnagel heimzufallen. Die Gunst eines Augenblicks, eine rabenschwarze Nacht, die den Kauffahrer ungesehen machte, oder ein Vorsprung, den er vor seinem Verfolger voraus hatte, entschied über das Wohl oder Wehe eines ganzen Lebens. Diese ungleichmäßige Begünstigung des Zufalls erhielt die Preise der Waaren in einem unaufhörlichen Schwanken. Sie sprangen oft plötzlich so hoch, daß sie die Lust und das Vermögen jedes Käufers überstiegen. Hatte man wohl im Innern eines Landes Lust, an einem Pfunde Zucker alle die Verluste zu bezahlen, die der Kaufmann schon früher an vielen Zentnern erlitten hatte? Die Aussichten für den Handelsstand konnten nicht trauriger sein.

Diese Klagen ungefähr mochten in den abgerissenen Seufzern enthalten sein, die des Kaufmanns Herrn Jean Pierre Bernards beklommener Brust entfuhren, und die wir auf der freundlichen Ter-

raſſe ſeines vom Meere beſpülten Gartenhauſes in Havre de Grace zu betauſchen wagten.

Herr Bernard war ein zweiter Polykrates; denn noch hatte ihn keiner der Unfälle betroffen, die täglich den Ruin ſeiner Rivale herbeiführten. Was bis jetzt noch immer aus Guadeloupe und Martinique mit einer Adreſſe an ihn, den reichſten Baratto-Händler aus Havre, abging, daran war der Zufall mit unbegreiflicher Blindheit vorübergegangen, und ſeine Schiffe liefen noch immer ein, als Boten der Freude für Herrn Bernard, der Trauer für ſeine Nachbarn. War es die Beſcheidenheit unſeres Mannes, war es ſein patriotiſcher Eifer, waren es die häuslichen Tugenden, das thränenreiche Andenken an ſeine frühgeſtorbene Marguerite und ſeine innige Anhänglichkeit an Helene, das einzige Pfand der Liebe, das ſie ihm hinterlaſſen, waren es alle dieſe rührenden Vorzüge, die ihm die Götter anrechnen und belohnen wollten? Wenn es wahr iſt, daß das Glück an der Hand der Gerechtigkeit geht, ſo war er vor Allen würdig, ſeine Gaben zu empfangen.

Herr Bernard ſaß auf ſeiner Terraſſe unter einem weiten, vor der Sonne ſchützenden Segel-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.

3-598-51032-2
FN. 04290/011

tuche, das, eines Patrioten würdig, rings mit dreifarbigen Franzen besetzt war. Sein gutmüthiger wenig sagender Blick fiel bald auf die Spiegelfläche des Meeres, das unter ihm mit weißen Schaumwellen an das Ufer schlug, bald spiegelte er sein volles, gesundheitstrotzendes Antlitz in einem goldenen Theelöffel, mit dem er dann wieder den regenbogenfarbigen Schaum der Morgenchokolade, die ihm Helene in buntgemaltem Porcellan kredenzt hatte, in seinen nachdenklichen Mund schlürfte. Aus dieser Tasse hatte die selige Marguerite zum letzten Male getrunken, und seitdem war sie für ihn eine Art Rosenkranz geworden, an dem er seine Morgenandacht verrichtete. Er hatte sich vorgenommen, aus dieser Tasse nur unter Gefühlen zu trinken, die ihn nach dem Jenseits und dem Wiedersehen zogen; doch wie kann ich ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn ihn seine Schiffe, die Conjuncturen des Handels, der unwiderrufliche Moniteur und die Zuckerpreise heute davon abzogen! Er war Kaufmann und Patriot, er war der Beschützer vieler Hunderte, denen er in diesen kläglichen Zeiten Unterhalt verschaffte; ja er war noch mehr, Helenens Vater und Verwalter eines großen Vermögens, das

er ihr um jeden Preis unverkürzt hinterlaſſen wollte. So ſchweiften ſeine Gedanken bald die Seine hinauf nach St. Cloud, bald nach den Nebeln Albions, das Napoleon aus den geographiſchen Lehrbüchern hatte ſtreichen laſſen, bald über die Meridiane des atlantiſchen Meeres. Er greift nach dem Kalender, um die Tage und die Minuten und die Stellungen der Geſtirne zu vergleichen, wo eine Ladung mit Cochenille, Färbeholz, Kakao und andern Colonialwaaren aus dem Hafen von St. Pierre abſegelte; er ſucht auf der Karte dem Lauf des verhängnißvollen Schiffes zu folgen, und zählt an den Fingern die Stunde ab, wo es an dieſer Sandbank, an jener engliſchen Wachtſtation vorüberſegeln müſſe. Der Schweiß ſteht ihm vor der Stirn, und er verſinkt auf einige Augenblicke in eine völlig apathiſche Erſchöpfung.

„Guten Morgen, Meiſter Bernard!“

Es war eine rauhe accentloſe Stimme, die dem Träumenden dieſen Gruß zurief.

Bernard, erſchrocken über den plötzlichen Willkomm, wandte ſich um, nicht wenig erſtaunend, den Meiſter Malpart ſchon zu ſo früher Stunde bei ſich zu ſehen.

„Da haben wir's, Kapitain! Ihr müßt es auch gehört haben, in der Nacht haben die englischen Wasserratten wieder Lärm gemacht? Ach, Gevatter! diese in der Nacht so plötzlich aufschreckenden Schüsse sind noch einmal mein Tod."

Der Erkapitain Malpart liebte die unzeitigen Scherze, und sagte lachend zu dem ängstlichen Manne: „Warum Furcht? Ist doch Euer Heldenmuth größer, als die Gefahr. Auf dieser Terrasse, unter dem würzigen Dufte dieser Blumen und Chokolade trotzt Ihr jedem Wagestück, selbst wenn es den Rothröcken einfiele, den reichsten aller Barattiers von hier abzuholen, Euch in eine Schaluppe zu setzen und im Triumph nach Plymouth zu entführen."

Doch so leicht ließ sich Herr Bernard nicht schrecken. „Kapitain," sagte er spaßhaft, „wo bleiben Eure militairischen Kenntnisse? Diese Terrasse ist nicht vom Ungefähr, sondern nach einem durchdachten, sehr berechneten Plane gebaut worden. Noch ist im Fort dort drüben kein Pulvermangel eingetreten, noch giebt es hinter der Lunette Marengo sehr scharfe Augen, und ich habe es mathematisch ausmessen lassen, daß die Paßkugeln von

daher meinen Distrikt von jedem verdächtigen Gaste rein erhalten können." —

„Gevatter," entgegnete Malpart mit verstelltem Ernste, „das sind ja Wunderdinge, die ich von Euch höre! Sprecht Ihr nicht wie ein Lieutenantmajor, der zwei Batterien zu kommandiren hat! Ohne Scherz, Ihr verrathet taktische Kenntnisse, die Ihr benutzen solltet."

Der gute Bernard fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, nickte aber ungläubig; denn wie sollte er sich in den Vorzügen auszeichnen, die ihm hier angedichtet wurden?

Malpart nahm einen Stuhl und rückte Bernard, wie zu einer vertraulichen Mittheilung, näher. „Nehmt mir's nicht übel," sagte er, „aber wir leben in Zeiten, die uns an die Umwandlungen gewöhnen. Der Landmann läßt seinen Pflug stehen und vertauscht ihn mit der Muskete. Die Gelehrten und Künstler werfen sich in die glänzendere Karriere, die ihnen der Krieg eröffnet. Die kleinen Kaufleute folgen den Heeren als Commissaire und machen Gewinnste, deren Ungerechtigkeit auf des Kaisers Rechnung, deren Ertrag aber in ihre Taschen kommt." —

„Leider!" bemerkte Bernard, der ſein Volk liebte.

„Was ſage ich von Großhändlern," fuhr Malpart fort, „von Weltkaufleuten, wie Ihr Einer ſeid? Ich bitte Euch, klagt nicht! Man kennt den Inhalt Eurer Geldtruhen, ohne ſie geſehen zu haben. Ihr curſirt im Munde Aller als ein Mann, dem es bald an Tonnen fehlen wird, ſein Gold zu faſſen. Das iſt eine Hyperbel, aber ſchon die Hälfte Eures Rufes kann genügen, Euch als ein ſo ſolides Haus zu bezeichnen, als Ihr in der That ſeid. Aber, Freund — ohne Euch etwas —" —

„Ich beſchwöre Euch, Malpart!" rief der ängſtliche Kaufmann, dem dieſe weitläuftige Anrede unheimlich wurde, und ſprang erſchrocken von ſeinem Sitze auf, „warum hüllt Ihr Eure Nachrichten in dieſe fürchterlich dunkeln Redensarten, die mich peinigen? Sprecht, es ſind Nachrichten angekommen, und Ihr wißt nur zu gut, daß ſie die Botſchaft meines Verderbens bringen!"

„Wolle mich Gott behüten," ſagte der Kapitain, „daß ich Euch Trauriges ſagen müßte. Nein, Eure Sachen ſtehen gut, ſehr gut, und werden immer ſo ſtehen. Doch Ihr kennt die Launen des

Schickſals. Gegen ſeine eigenen Kinder iſt das Glück oft am treuloſeſten. Für dieſen Fall will Euch ein Freund mit ſeinem Rathe dienen.“ —

„Habt Ihr ein Mittel,“ erwiederte der Kaufmann, „den engliſchen Schiffsjungen in den Maſtkörben die Augen zu blenden, daß ſie meine Schiffe nicht ſehen? Wißt Ihr ein Mittel, die Kugeln, die in dieſem Augenblick die Artemiſe, oder meinen herrlichen Neptun, oder den nur dem Namen nach feuerfeſten Salamander treffen können, unſchädlich zu machen? O, was ſeid Ihr für ein Mann, meiner Lage zu ſpotten!“ —

„Ihr verſteht mich nicht,“ ſagte jetzt Malpart ſehr beſtimmt. „Ich will offen mit meinem Plane hervortreten. Meine Kapitainstreſſen ſind verroſtet, ich habe Nichts zu verlieren, Ihr Alles. Es darf uns alſo Beiden nur erwünſcht ſein, ſo viel zu gewinnen, als wir können. Ihr beſitzt Vermögen, kauft einen Marquebrief, rüſtet einen Kaper aus, ſpickt ihn tüchtig mit Kanonen, werdet Corſar und überlaßt mir das Kommando eines ſolchen Drachen, der Euch goldene Schätze nicht nur hüten, ſondern auch erwerben kann.“

Das war zu viel für den Kaufmann von Havre.

Herr Bernard liebte den Frieden, er war ein Enthusiast für die Tugend und die Moral, er achtete die Gebote der Religion, und hatte seinem Koche verboten, in seinem Hause Geflügel zu schlachten, weil er es nicht zur Mördergrube machen wollte. Jetzt sollte er sich an die Spitze einer räuberischen Unternehmung stellen, sollte zur Vernichtung seiner Mitmenschen einen Mann aussenden, dessen Herz nie einem sanften Gefühle zugänglich gewesen war, sollte ihm die Vollmacht geben, auf so viele Väter, deren Kinder und Frauen er dadurch zu Waisen und Wittwen machen würde, auf so viele Söhne, die vielleicht die Stütze ihrer Eltern sind, glühende, mordende Kanonenkugeln abzuschießen! Herr Bernard legte beide Hände auf die Augen, die Sinne schwindelten ihm, und er schwankte erschüttert auf seinen Sessel zurück.

Aber er besann sich; es fiel ihm ein, daß er unter Andern auch Patriot sei; er berechnete den Vortheil, den er der Nation und seinem Kaiser bringen könnte, wenn er die Rathschläge des Exkapitains befolgte. Und Malpart unterließ nicht, ihn in dieser Ideenverbindung zu erhalten. Er schilderte ihm die Verdienste, die er sich um das

Wohl seines Volks und besonders um die Beschleunigung des Friedens erwerben könne, und vermied sorgfältig jede unzarte Hindeutung auf die lukrative Seite des Unternehmens; Bernard schwankte, er hatte nichts mehr zu erwiedern, und gab endlich zu allen Vorschlägen seinen ungetheilten Beifall. Der Handel wurde geschlossen, die Summe für den Ankauf des Kaperprivilegiums angewiesen, der Lohn des Kapitains und der Mannschaft, die zusammenzutreiben dieser auf sich genommen hatte, bedungen, und bald sah man Beide nach dem Hafen gehn, um ein taugliches Schiff anzukaufen. Malpart, eine hagere, finstere Gestalt, mit schlechtempfehlenden Zügen und in mehr als unordentlichem Aufzuge; Bernard, eine umfangreiche kleine Figur, in sorgfältig abgestäubtem, weitschößigem Frack, weißen Manschetten, Puderperüke und einen goldknöpfigen Bambusstock in der beringten feinen Hand tragend. Der Mann trat sehr behutsam auf, als ob er fürchtete, die empfindungslosen Steine könnten ihm seine Grausamkeit vorwerfen.

Havre de Grace, jetzt so bekannt als Einschiffungsort der deutschen Auswanderer, war von jeher der wichtigste Seehafen des nördlichen Frankreichs.

Am Ausfluß der Seine gelegen, kann man es den Hafen von Paris nennen, deſſen zahlloſe Bedürfniſſe zum großen Theil durch die weitverzweigten Handelsverbindungen dieſes Platzes befriedigt werden. Es lag aber in den nothwendigen Folgen, die das Syſtem der Continentalſperre nach ſich zog, daß auch hier ein großer Theil der frühern Lebhaftigkeit verſchwunden war, ja daß der Verkehr kaum in etwas Anderem beſtand, als dem Einbringen engliſcher Schiffe, oder ſolcher Fahrzeuge, die unter engliſcher Flagge ſich geſchützt glaubten, und den franzöſiſchen weniger zahlreichen Kreuzern unglücklicherweiſe in die Hände gefallen waren. Dieſe Schiffe wurden dann von einem Priſengericht für gute Priſen erklärt, nach ihrem Inhalt und ihrem materiellen Werth tarirt, und im Betrag der ermittelten Summe zu geſetzlich beſtimmten Portionen dem Kaper und der Krone zugeſchlagen. Die Waaren und das Schiff wurden an die Meiſtbietenden verkauft.

Das Schiffswerft, dicht an dem geräumigen, aber ſchwach beſetzten Hafen gelegen, war in einen Auctionsplatz umgewandelt werden. Wo man ſonſt nur die Art und die Säge des Zimmermanns hörte,

da vernahm man jetzt nur zuweilen den Zuruf der Arbeiter, welche ein erbeutetes Schiff auf Walzen an das Ufer zogen, oder die Gebote der Kauflustigen, die an dem Schiffe nicht mehr seine Form und Bestimmung sahen, sondern nur ein mannigfaches Material von Eisen, Holz, Stricken, das sich zu andern Zwecken benutzen ließ.

Es war ein weitplankiger Kutter, um den sich heute die Holz- und Eisenhändler versammelt hatten. In der Ferne standen müssige Kaufleute, die in bessern Zeiten diesen Kiel nicht Andern würden überlassen haben. Man konnte diesen stolzen Segler noch keineswegs ein Wrack nennen, so vollständig war er noch in seinem Zeuge; er mußte sich ohne langen Kampf der Uebermacht ergeben haben. Aber was kümmerte das die Holzhändler? Der Auctionator, ein Mitglied des Prisengerichts, hatte schon das erste Gebot erhalten, und der Ausrufer rief den Versammelten zu: fünfhundert Franken zum Ersten!

Das war nicht viel; man konnte mehr bieten. Achthundert!

Das Schiff war unter Brüdern tausend Franken werth, wenn man die Arbeit und den Zweck

ſeiner erſten Beſtimmung, die den Werth wohl mehr als zwanzigfach ſteigerten, abrechnete. Tauſend einhundert Franken!

Nun das war ſchnell gegangen! Es trat eine Pauſe ein. Man war auf einige Zeit aus allen ſeinen Berechnungen gekommen, man mußte ſich wieder auf alle Anſätze beſinnen, die man in Gedanken gemacht hatte: was verdienſt du? wie viel Procent gehen dir verloren, wenn du hundert Franken mehr bieteſt? Ei nun, mit zweihundert funfzig Procent läßt ſich auch verkaufen, ſelbſt in Kriegszeiten: tauſend zweihundert Franken!

Fünfhundert! rief ein Anderer, der vielleicht beſſere Abſatzwege hatte, oder reich genug war, ſich mit zweihundert zwanzig Procent Gewinn zu begnügen.

Aber das ſchien das Höchſte zu bleiben, die andern Herrn wandten ſich Alle kopfſchüttelnd um, ſie zuckten über das Wrack verächtlich die Achſel, bemitleideten den Mann mit ſeinen anderthalbtauſend Franks, rechneten jedoch dabei noch immer an ihren krampfhaft bewegten Fingern, weil in der That das Schiff beſſer war, als wofür ſie ſich das Anſehen gaben, es zu halten. In demſelben Mo-

ment wandten sich Alle wieder um, und es folgten blitzschnell die Gebote: Sechshundert! Sieben-, Acht-, Neunhundert, Zweitausend!

Das war ein Donnerschlag: zweitausend Franken! Man lachte den Wagehals aus, um seinen Aerger zu verbergen, und dieser stand bleich und zitternd da, denn leicht konnte es einem einfallen, daß das Schiff noch einen größern Werth habe. Einzelne, die dies zu ahnen schienen, gingen prüfend um dasselbe herum, sie stiegen auf einer kleinen Leiter in den innern Raum, klopften, ob das Holz noch jung, nicht faul und morsch sei, taxirten die Eisen- und Blechbeschläge, zogen an den armdicken Tauen, als wenn sie sich zerreißen ließen, und nun flogen noch hintereinander ein-, zwei-, dreihundert Franken durch die Schießscharten, aus der Kajüte, vom Verdeck herunter.

Zweitausend dreihundert blieb der höchste Satz, der Ausrufer hatte längst zum dritten Male gerufen, und der Auctionator war eben im Begriff zuzuschlagen, als eine furchtbare Stimme: Dreitausend! rief. Man wandte sich entsetzt um, es war Malpart, der im ganzen Hafen berüchtigte Exkapitain Malpart. Bernard stand ihm ängstlich zur Seite;

er bestätigte das Gebot seines Begleiters, erhielt den Kutter, und zahlte die Summe aus, die selbst für diesen reichen Kaufmann allgemein zu hoch schien.

Die folgenden Tage brachten ein ungewöhnliches Leben in die Schiffswerfte. Weil die Reparatur des von Bernard erstandenen Schiffes schleunigst von Statten gehen sollte, so galt es verdoppelte Kräfte in Bewegung zu setzen. Die Fugen und Löcher wurden trefflich verschlossen, das in seinem alten Zustande sehr zersplitterte Bogspriet durch ein neues ersetzt, auch das Segelwerk und die Takelage von dem frischesten Tuch und Hanfe hergerichtet. Lange hatte man keinen so köstlichen Theergeruch im Hafen verspürt, als jetzt wieder, da der restaurirte Kutter mit diesem bindenden Harze von allen Seiten bestrichen wurde. Aber wie erstaunte man, als Herr Bernard auch Kanonen und Waffen aus dem Arsenal ankaufte und die Planken seines Schiffs mit zwölf mörderischen Röhren bespickte. Endlich mußten sich diese Maaßregeln aufklären, als von dem Eigenthümer bekannt wurde, er habe sich von der Regierung ein Kaperpatent gelöst und dieses wohlarmirte Schiff unter Malpart

gestellt, um gegen die Engländer und die verkapp-ten Neutralen zu kreuzen.

Es ist nothwendig, über den Urheber aller die-ser Dinge einige Erörterungen zu geben.

Malparts Vater war Pilot und einst beim Bug-siren eines Schiffes im fürchterlichen Sturme vor dem Hafen ertrunken. Dieser Unfall machte seinen noch unmündigen Sohn zu dem Kinde Aller, die in dem Hafen ihre Heimath hatten. Unter den rohen Eindrücken, die er hier erhielt, und für welche sein wilder, ungestümer Sinn nur zu empfänglich war, wuchs er auf, vertraut mit dem Leben und Treiben des Hafens, vertraut mit dem Meere auf einige Meilen in der Runde, das er bald sicher und unerschrocken zu befahren lernte. Seine Be-stimmung für das Seeleben war entschieden. Er unternahm zuerst in den niedrigsten Rangstufen grö-ßere Fahrten, zeichnete sich auf ihnen durch seine Kühnheit und Unerschrockenheit, die seine ihm zur Natur gewordene Brutalität vergessen ließen, aus und erreichte bald die höhern Stellen, die ihm bei den zwischen England und Frankreich ausbrechenden Seekriegen endlich in der Marine die Stelle eines Kapitains verschafften. Die Anforderungen, die die

Disciplin der Flotte an seinen aller Subordination unfähigen Sinn machte, zogen ihm eine Reihe von Mißhelligkeiten zu, aus denen ihn nur seine besondern Fähigkeiten zu reißen im Stande waren. So lange Malparts Unternehmungen glückten, verzieh man es ihm, daß er sie nach seinem eigenen Kopf anfing; als ihm aber die Umstände ungünstiger wurden, rechnete man ihm Alles zum Verbrechen an, was man früher nicht bemerkt hatte. Das Strafgericht, das über mehrere Anführer der bei Abukir so unglücklichen Franzosen verhängt wurde, traf auch ihn. Es ist bekannt, daß Nelson mehr durch die Unvorsichtigkeit seiner Gegner, als durch seine eigene Ueberlegenheit siegte, daß sich die französischen Schiffe von ihren Kanonen entblößt hatten, und daß diese, trotz der unglaublichsten Anstrengungen beim Beginn des Treffens, nicht vom Land wieder auf sie zurückgebracht werden konnten; man schob einen nicht geringen Theil der Verantwortlichkeit für dieses Versehen auf Malparts breiten Rücken, und die Folge war seine Kassirung. Der Exkapitain kehrte nach Hause zurück. Er konnte in Privatdienste treten, aber sein Unglücksstern verhinderte eine Beschäftigung, die ihn mit dem Leben

hätte wieder verſöhnen, und es ihm und Andern erträglich machen können. Das Continentalſyſtem ſiſtirte alle Unternehmungen, und weil man es verſäumte, Malpart gleich nach ſeiner Rückkehr Anerbietungen zu machen, ſo verſchmähte er es, ſich ſelbſt darum zu bewerben. Er ließ ſeinem diſſoluten, rohen Sinne jetzt jeden Zügel ſchießen, und wenn er auch der Hafenkönig blieb, ſo machte ihm ſein Volk doch wenig Ehre. Man ſah ihn nur im Kreiſe von Menſchen, die von den Zeitumſtänden gleichfalls in Unthätigkeit verſetzt, ſich an ihrem Schickſal zu rächen meinten, wenn ſie ſich den reheſten Sitten, und einer für jedes Laſter den Weg bahnenden Trägheit hingaben. Es war nur der Reſt früherer Bekanntſchaft, und das imponirende Auftreten Malparts, das ihn bei ſolchen Umgebungen noch in einer Verbindung mit dem moraliſchen Bernard erhielt.

Malpart war zu dem eingeleiteten Unternehmen unſtreitig der geſchickteſte Mann. Er war auch allein im Stande, die für die Bemannung des Schiffes tauglichen Subjecte herbeizuſchaffen.

Die Häfen ſind zwar noch immer der Aufenthalt der Abentheurer, Glücksritter und des ſchlechte-

ſten Geſindels geweſen, das ſich an Jeden verkauft; aber nachdem die kaiſerliche Marine Alles an ſich gezogen hatte, was nur irgend in der Jacke eines Seeſoldaten oder Matroſen figuriren konnte, mußten die in Havre zurückgebliebenen Reſte nur der unbrauchbarſte Ausſchuß ſein. Mit dieſen Menſchen wollte ſich Herr Bernard den Ruf eines Patrioten erwerben. Aber was kümmerte das zuletzt ihn! Es waren die Erfolge, auf die er ſpekulirte, nicht die Menſchen, von denen ſie herbeigeführt werden mußten. Es handelte ſich hier nicht um moraliſche Fähigkeiten, ſondern um ſeemänniſche Kenntniſſe, Muth und Verwegenheit, und er überließ es ſeinem Autoriſirten, dem Exkapitain, Menſchen herbeizuſchaffen, die ſich durch dieſe Vorzüge auszeichneten.

„Malpart," ſagte er, „unſere Intereſſen ſind dieſelben. Ihr wißt, ich liebe die Ordnung und die Geſetzmäßigkeit, weil ſie die Bedürfniſſe meines Herzens ſind, und ich weiß, daß dieſelben Tugenden in Euch einen Beſchützer finden müſſen, weil Ihr anders nicht eine Maſchine regieren könnt, die, obſchon unzählige Augen und Ohren, doch nur Einen Mund, der die Befehle giebt, haben

darf. Ich beſchwöre Euch, ſetzt einige Strafen für das übermäßige Fluchen feſt; ordnet wenigſtens des Abends ein gemeinſchaftliches Gebet an, und enthaltet Euch aller Zoten und unſaubern Geſchichten, die die Ohren der Meerdämonen nur beleidigen. Ich mache Euch dafür verantwortlich, daß mich niemals der Vorwurf treffe, einen Verein von Menſchen konſtituirt zu haben, der die Langmuth des Himmels herausfordert."

Malpart nickte, ohne etwas zu ſagen und nahm den ſchweren Beutel, den ihm Bernard einhändigte, um damit die erſte Löhnung ſeiner Mannſchaft zu beſtreiten.

Die erſte Klippe, die des neuen Kapers Unternehmung zu umſchiffen hatte, war ſeine eigene Tochter. Helene war von ihrem Vater in alle die Rechte eingeſetzt worden, die ihre Mutter mit unerbittlicher Strenge während ihres Lebens geübt hatte. Es war dem Kaufmann zur Gewohnheit geworden, ſeine Gedanken und Abſichten in einer fremden Bruſt zu verſchließen, vielleicht, weil ihn eine natürliche Schwäche verhinderte, die Verantwortlichkeit derſelben allein zu tragen. Helene war ſo lange Rathgeber in den ſchwierigſten Fällen, und

ihr Vater ſah es ein, daß er ſich auch diesmal ihr vertrauen müſſe, um wenigſtens Jemanden zu haben, der beim Scheitern ſeines Plans einen großen Theil des Schmerzes auf ſich nehmen könnte. Es giebt Menſchen, die ſich niemals für ſich allein freuen, und noch weniger leiden können.

Helene war in der That dieſes Vertrauens würdig. Ihre frühe Selbſtſtändigkeit hatte ihr einen Grad von Charakterſtärke gegeben, der an den Mädchen immer ſelten iſt, die ſich auch zugleich durch die Reize ihrer natürlichen Schönheit auszeichnen.

Helene war geſchaffen, den Mann zu bezaubern. Die friſche Seeluft, der ewige Anblick des ſtolzen, die Herzen erhebenden Meeres, die laute Thätigkeit, in deren Geräuſch ſie aufgezogen war, benahmen ihrem Weſen jede nachtheilige Richtung, die im Gefolge der ſanften und weichen Naturen nur irgend eintreten kann, und Bernard war nicht der Letzte, der für dieſe Vorzüge ein Auge hatte. Er wußte, um welch hohen Preis er mit dem reichen Matthieu, Kaufmann in St. Pierre, ſeinem vieljährigen Commanditär und Geſchäftsfreunde, in eine nähere Verwandtſchaft treten wollte. Er ſchrieb

dieſem Vierziger oft: „Unſer Kleinod nimmt täglich einen ſtrahlendern Glanz an: Helene iſt die Wonne von Havre und der Stolz ihres Vaters. Man will ſie mir vergleichen, aber ich finde in ihr nur die Vorzüge ihrer Mutter wieder. Sie haben ſie als Kind geſehen und ſind von den Bewohnern St. Pierre's beneidet worden, Sie werden ſie als Gattin in ihre Arme ſchließen, und die Eiferſucht von ganz Havre wird Ihnen übers Meer folgen. An dieſer Mißgunſt werde ich mich dann einſt noch einige Wochen erfreuen, und endlich die Furchen ſuchen, die meine Lieben dann ſchon durch den Ocean gezogen haben. Es iſt noch ein ſteiler Gipfel, den ich zu beſteigen habe, aber er wird mich in den Hafen der Ruhe führen.“

Man erkennt aus dieſem Bruchſtücke ſeiner langjährigen Correſpondenz mit Meiſter Matthieu die Abſichten, die Bernard mit ſeiner Tochter hatte. Er wollte nur den durch ſie beglücken, deſſen Eifer und Treue er die Vermehrung ſeiner Reichthümer verdankte; er wollte ſogar nach der Verheirathung Helenens die Beſitzungen in Havre aufgeben und ſeinen Kindern über das Meer folgen, ein Wagniß, das ihm jedoch zuweilen das lachende Bild der

Zukunft mit einem grauen Nebelflor überzog. Aber Bernard blieb ſtandhaft bei dieſem Beſchluſſe, gegen den ſelbſt die Weigerung Helenens, einem Manne fremder Wahl ihre Hand zu geben, nichts vermochte.

Ja, daß ich's nur ſage, dieſe einzige Mißhelligkeit war es, die zuweilen an dem freundlichen Lebenshorizonte Bernards mit finſtern Wolken heraufzog und auch Helenens Freude trübte. In ihren wachenden und geträumten Wünſchen lebte nur Eines Mannes Name, der das ganze geheimnißvolle Spiel, wie ſie einer Roſe gleich entſpete und ſich allmählig zur reizendſten Jungfrau entfaltete, belauſcht hatte, der ihr als Dolmetſcher eines wilden, unverſtändlichen Lebens mit zärtlicher Hingebung zur Seite geſtanden, und den ſie jetzt, vielleicht nicht mit Unrecht, als hinübergegangen in das Reich der Schatten, beweinte.

Alfred Dumallet war ſehr früh zu einer glänzenden Unabhängigkeit gekommen, obſchon der Preis derſelben ein ſchmerzlicher, der Tod ſeiner Eltern, geweſen war. Er war unter die Vormundſchaft Bernards gekommen, und hatte den größten Theil ſeiner Jugendeindrücke mit Helenen gemeinſam er-

halten. Mehrere Jahre, die er auf der Rechtsschule in Paris zubrachte, entfernten ihn von Havre, wohin er als Advocat bei dem dortigen Handelsgericht zurückkehrte. Beim Wiedersehen fand das Entzücken Worte, die bald in die freie Sprache der Liebe übersetzt waren: wie vernichtend mußte der Schlag sein, der die Liebenden jetzt traf! Alfreds Alter, seine Jugendkraft, seine Verhältnisse, waren lauter Merkmale, die man damals bedurfte, um von Napoleons grausamer Conscription requirirt zu werden. Ein Abschied, und Alfred war auf dem Wege zum Rhein, um unter den siegreichen Fahnen seines Kaisers die deutschen Völker zu unterjochen. Welche Kugel konnte nicht längst seinem Leben ein Ende gemacht haben!

* * *

Endlich brach der ersehnte Tag an, da der vortrefflich ausgerüstete Kutter vom Stapel gelassen werden sollte.

Es war noch früher Morgen; nur einzelne Strahlen der aufgehenden Sonne gleiteten zuweilen über die majestätische Meeresfläche hin, ohne sie zu berühren, und Helene, jetzt von Allem unter-

richtet, ſtand auf der Terraſſe, die rings mit den duftendſten Blumen beſetzt war.

Der Vater war ſchon vor Tagesanbruch in den Hafen gegangen, um ſeine letzten Befehle, und dem Schiffe einen Namen zu geben, auf den er ſich während der ſchlafloſen Nacht beſonnen hatte. Es mußte ihm unter der Mannſchaft und den Leuten, die gaffend im Hafen ſtanden, nicht behagt haben, denn er kehrte ſchon wieder zurück und trat in der ungewöhnlichſten Aufregung, alle Morgenbegrüßungsceremonien heute abweiſend, auf die Terraſſe.

„Liebes Kind,“ ſagte er, „Du wirſt Dich erkalten, es iſt noch kühl. Aber mir iſt ſehr heiß, Helene; ich ſtrenge mich zu viel an; wer wird mir es danken?“

Helene wiſchte ihm den Schweiß von der Stirne und wollte einiges bemerken; aber Bernard hörte auf nichts und fuhr fort: „Die verdammten Taufceremonien! Es iſt eine Läſterung auf Gott und alle Heiligen, daß man mit den Schiffen Wiegenfeſte feiert. Helene, heißt es nicht das Schickſal herausfordern, wenn man dieſen Fahrzeugen beſtimmte Namen giebt, und ſie ſogar aus dem Ka-

lender nimmt? Was hat es mich für Mühe gekostet, diesem Kutter einen Namen zu geben! Ich wollte ihn erst nach Deiner Mutter la Marguerite nennen, aber ich erschrak darüber, denn die Selige würde diese Ausrüstung nie gelitten haben. Ich wollte ihn Helene nennen, aber ich schämte mich, Deinen Namen, liebes Kind, mit so abscheulichen Leuten, wie Malpart um sich versammelt hat, in Verbindung zu bringen. Dieser Spitzbube selbst sagte, ich solle das Fahrzeug Argus nennen; aber würde mir nicht Jeder diesen hundertäugigen Namen als die Frucht meiner Habsucht und meines Eigennutzes auslegen? Nein, ich will nur dem Vaterlande dienen, ich will für die Nation wachsam sein, und habe deshalb endlich ein zweifach passendes Symbol gewählt. Liebe Tochter, sprich nur selten von diesem Schiff, aber wenn Du es erwähnst, so beliebe es mit dem Namen: der Hahn, zu bezeichnen."

Bernard lachte doch im Stillen über diesen Namen; er war recht artig gewählt, patriotisch und symbolisch.

Es klopfte an der Thüre, die auf die Terrasse führte. Die alte Marthe war es, die ihren Schwe-

ſterſohn Jaques an der Hand, hereintrat. Sie war die älteſte Dienerin des Hauſes, und je weniger ſie dennoch mit Bernard ſprach, deſto auffallender war es, daß ſie heute im gewählteſten Anzug vor ihren Herrn trat, und mit vielen Verbeugungen andeutete, daß ſie ein dringendes Anliegen habe. „Ach Gott," ſagte ſie, mit der Thür ins Haus fallend, und auf Jaques, einen jungen Burſchen, der verlegen an ſeinem Hute drehte, zeigend, er läßt mir gar keine Ruhe!"

„Was willſt Du, Jaques?" fragte Helene, die Marthens Schweſterſohn wohl kannte, „ſprich nur frei heraus!"

Marthe hatte aber das Wort und Jaques war zu ſchüchtern. „Und ſein ſeliger Vater iſt es ja auch ſo viele Jahre geweſen," fuhr die Alte fort, „und wenn auch meine Schweſter nicht immer die beſten Tage bei ihm gehabt hat, ſo ſagte ſie doch oft zu mir —" —

„Marthe!" rief jetzt der unwillige Bernard, der kein Auge von ſeinem Hahn verwandte, „wir ſind mit ernſten Angelegenheiten beſchäftigt, wir haben wichtige Dinge zu beſorgen, ja, Marthe, wir müſſen keine Umſchweife machen. Was giebt's?"

Es half aber Nichts, Helene mußte ſich ins Mittel werfen und das Anliegen der beiden Leute erſt in vernünftige Worte bringen. Da kam denn heraus, daß Jaques auf das prächtige Kriegsſchiff ſeines alten Gönners habe gehen wollen, daß Marthe zwar die Hände gerungen, und ihre ſelige Schweſter und deren Mann angerufen, dem Jungen andere Gedanken einzuflößen, daß er aber an den Strand gelaufen ſei, um ſich von Malpart mitnehmen zu laſſen. Er habe ſich zwar auf die Bekanntſchaft des Kaufmanns berufen, aber der Kapitain habe ihn mit Drohungen zurückgeſchickt und nicht aufnehmen wollen. Jetzt komme er nun zu dem Herrn des Schiffes, der allein darüber zu gebieten habe, und bitte um die Erlaubniß, die Malpart verweigert.

„Das iſt vernünftig, Marthe," ſagte der über dieſen Vorfall erſtaunte Kaufmann, und wiederholte die Worte: „der allein darüber zu gebieten hat." „Ich bin des Schiffes Eigner und ich kann es mit Menſchen bevölkern, die mir angenehm ſind. Jaques, Du biſt ein braver Junge, Du wirſt auf das Schiff kommen, ſo wahr ich fünftauſend Franken für das Privilegium bezahlt habe."

Damit riß er ein Zettelchen aus ſeinem Portefeuille und ſchrieb mit Bleiſtift einige Worte darauf. Helene nahm das Papier und gab es Jaques, der ſich mit linkiſcher Freude bedankte.

„Du ſollteſt mir lieber im Hauſe bleiben," ſagte ſie, „und uns die Hühner füttern und die Tauben rupfen helfen. Vergiß nicht, fleißig zu beten, und ſage, wenn man Dich prügeln will, ich hätte es verboten."

Sie gab ihm den Inhalt ihrer Börſe, Marthe nahm ihren Schweſterſohn bei der Hand und entfernte ſich mit ihm unter unaufhörlichen Verbeugungen. Die alte Frau wußte nicht, ob ſie ſich über den Erfolg ihrer Bitte mehr freuen oder mehr betrüben ſollte.

Die Hafenglocke rückte jetzt auf ſieben Uhr an. Der Hahn ſtand ungeduldig auf Walzen, die zurückgenommen werden mußten, ſollte er ſeinen Fuß in das blaue Naß tauchen. Jetzt donnerte die eine Seite von ſechs Kanonenſchlägen, jetzt die andere von eben ſo vielen, eine Rakete ſtieg in die Luft, im Nu waren die Seile abgehauen, die Walzen weggezogen, und der ſtolze Segler fuhr mit bläſendem Krummſchweif auf die überraſchte Fläche

Im Hafen erſcholl ein lauter Jubel, und doch hörte man bis auf die Terraſſe den pfeifenden Ton, wie das Schiff durch die Wellen flog.

Bernard verfolgte es bis auf den letzten, unſcheinbaren Punct, eine Thräne trat ihm ins Auge, er ergriff Helenens Hand und ſagte: „Man ſetzt Alles aufs Spiel, wenn man die Bewachung ſeiner Ehre einem fremden Eifer anvertraut. Ich bitte Dich, mir heute nur leichte, verdauliche Speiſen auf den Tiſch zu bringen.“

Helene wußte ihres Vaters Empfindungen durch Schweigen zu ehren, ſie begleitete ihn in ſein Comtoir und übertrug Marthen, die leiblichen Wünſche ihres Vaters zu befriedigen. Dieſer ſchrillende Ton des davonſegelnden Schiffes hatte ihr wie höhniſches Gelächter geklungen; ſie liebte ihren Vater, und ahnte, daß man ihm einen Streich ſpielen wollte.

* * *

Beflügeltes Schiff, deinem pfeilſchnellen Fluge folgt jetzt in beſcheidener Ferne die Muſe! Noch gewöhnt an deines Herrn blanke und ſorgfältig geordnete Umgebung, an ſeine gemäßigten, auf der

Wagſchale einer ſteten Ueberlegung gewogenen Worte, und noch ergriffen von den Wünſchen, mit denen er dich in die Arme Amphitrite's legte, erſchrecken wir vor der ſchnellen Veränderung, die deine reine Jungfräulichkeit in noch höherem Maße bedrohen zu wollen ſcheint. Alle die Oerter, die noch kurz zuvor von Herrn Bernard mit dem Weihwaſſer ſeiner beſcheidenen und frommen Wünſche geſegnet waren, wiederhallten jetzt von unſaubern Liedern, heilloſen Fluchen und von den Verwunſchungen der Müſſigen, die, noch ehe der Hahn um das Cap de la Hève geſegelt war, ſich zum Spiele geſetzt und eine Parthie verloren hatten. Die ſchmutzigen Scenen aus den Hafenboutiken waren hierher verſetzt, dieſe Menſchen waren alle dieſelben geblieben, und hatten nur eine neue Eigenſchaft angenommen, die Hoffnung, bald eine anſehnliche Beute zu machen.

Malpart hatte für dieſe Unordnung noch kein Auge. Theils ſah er ein, daß die Bemannung ſeines Schiffes mehr als vollzählig war, und daß man ihr Freiheit gewähren müſſe, um ſich ihres Muthes zu verſichern, theils knüpften ſich bei ihm an dieſe nach manchen Jahren zum erſten Male

wieder begonnene Fahrt ſo viel Erinnerungen, daß er ſich dieſem Genuß erſt hingeben mußte, ehe er an die Strenge der Disciplin dachte.

Er ſtand auf dem Verdeck in einem blauen, weiten Hemde, um die Hüften einen ledernen Gurt tragend, der mit Piſtolen und einem ſcharfen Beile beſteckt war. Ein breitkrämpiger Strohhut beſchattete ſein gebräuntes Antlitz, in dem ſich die Freude, jetzt wieder in ſeinem Elemente zu ſein, unverkennbar abſpiegelte. Er ſchlug einem unterſetzten, gegen ſeine lange Geſtalt abſtechenden Manne, der ihm auf dem Verdeck entgegentrat, auf die Schulter, und ſagte mit beſonders freundlicher Miene, die eine Reihe der trefflichſt erhaltenen Zähne ſehen ließ: „Freund, die hohe See hat doch einen andern Geruch, als das ſeichte, verunreinigte Hafenwaſſer, in dem die Weiber ihre Hemden waſchen.“

Der Lieutenant Catineau nickte holdſelig und ſchlug ſich Feuer zu einer Pfeife an, die zu Malparts Bedürfniſſen nicht gehörte. Stahl und Schwamm einſteckend und den trockenen Tabak anrauchend, entgegnete der dicke Bretagner: „Das Ding mit dem Meere iſt, bei Gott! ſehr wunderbar. Da hab' ich mir bei der alten Suſanne in

dem vermoderten Loche, wo ich gern für das Maaß deshalb einen Sous mehr gab, zu meinem Vergnügen täglich die Zeitungen vorlesen lassen. Rechne ich diesen zufolge all den Thee, den Rum, den Zucker zusammen, den der Kaiser hatte ins Meer schütten lassen, so müßte es längst zu Punsch geworden sein, und zähle ich all die Pulverfässer und die Tausende von englischen Seekälbern, die unsere Zeitungen in den Grund gebohrt haben, so sollte das ein Geruch sein, der sich verspüren ließe. Gevatter, empfindet Ihr etwas?"

Catineau lachte selbst über seinen Witz, so daß es Malpart nicht zu thun brauchte.

Malpart entgegnete: „Ihr habt ein vortreffliches Gedächtniß, Lieutenant! Jetzt fällt es mir auch ein, daß ich Eurem achten oder zehnten Buben meinen Vornamen gegeben habe. Aber wie kommt Ihr heute auf den Gevatter, den Ihr vier Jahre lang vergessen habt?"

„Was soll ich sagen, Kapitain!" antwortete Catineau, „Ihr kennt meine Schwächen noch nicht. Ich kann, Gott verdamme mich! niemals die See befahren, ohne Herzweh zu bekommen. Ich habe verteufelten Muth, ich packe einen englischen See-

drachen mit den Zähnen an, aber beim heiligen Sebastian, der auf dem Meere immer mein Schutzpatron ist, das Schiff ist mir zuweilen zu klein, ich muß heraus, es prickelt mich, es —"

„Ja, nun, was?"

„Ich vergesse es auf dem Wasser nie, daß ich von meiner Frau noch nicht geschieden bin, daß ich mit einem schwarzen Teufel in meinen jungen Jahren Kinder gezeugt, von denen sich ein's auf Euch, Kapitain, als Pathen berufen kann, und daß mich die Hexe schon tausendmal in die Hölle gewünscht haben mag. Aber Ihr wißt, Gevatter, ob ich in Havre Zeit habe, an Martinique und meine Mulatten zu denken."

Der abergläubische Bretagner hörte noch nicht auf, sein Gewissen wegen seiner in einem andern Welttheile verlassenen Familie zu beschwichtigen. Er wünschte die Meinung des Kapitains zu hören, ob ihm die Verwünschungen seines schwarzen Weibes, die ihn auf dem festen Lande in keine Furcht setzten, auf der offnen See schaden könnten, wenn er ihn wieder Gevatter nenne und zuweilen an sie denke? Doch war Malpart jetzt schon mit einer andern Scene beschäftigt.

Im untern Schiffsraume hatte der Lärm immer zugenommen. Das Spiel führte zu Uneinigkeiten. Die Streitenden zogen die Andern in ihre Sache hinein, und es war jetzt zu Thätlichkeiten gekommen. Man stürmte auf das Verdeck hinauf, sich mit Waffen und Verwünschungen verfolgend.

Malpart trat wüthend den Andrängenden entgegen, gebot mit fürchterlicher Stimme Ruhe und zog die Urheber dieser Störungen des Schiffsfriedens hervor. „Habe ich Euch," schrie er, „aus Euern schmutzigen Spelunken getrieben, damit Ihr mit Euern giftigen Kehlen diese Räume verpestet? Mußtet Ihr nicht den Koth von Euern Händen waschen, als ich Euch der Ehre würdigte, unter mein Regiment zu treten? Sprecht, was war die Absicht Eurer unfläthigen Worte, oder Ihr könnt im Nu zu der Abwechslung kommen, von den Fischen benagt zu werden!" —

Von den beiden Unruhestiftern war der eine den Matrosen, der andre den Kanonieren beigeordnet. Sie hatten eine Rangstreitigkeit veranlaßt, die immer heftiger wurde, als sie anfingen an die Vertheilung der Beute verschiedene Ansprüche zu machen. Hier sollte den Kanonieren, dort den Ma-

troſen ein größerer Antheil gebühren. Die Uebrigen hatten Parthei genommen, weil es ihrer eigenen Sache galt, und Malpart ſah ein, daß er ein ſcharfes Beiſpiel aufſtellen müſſe, wenn er ähnlichen Exceſſen vorbeugen wollte.

„Ich werde Euch zeigen," ſagte er nach einer Pauſe mit bitterm Lachen, „wornach ſich Eure Portionen richten ſollen. Wer von Euch Beiden ein kleines Kunſtſtück, das Ihr jetzt produciren ſollt, am längſten auszuhalten vermag, kann auf einen beſondern Vorzug rechnen. Die Winde in Bereitſchaft, Stricke her und ein paar Vierundzwanzigpfünder!"

Die armen Schelme! Es war die grauſamſte Procedur, die mit ihnen vorgenommen werden ſollte; aber die Uebrigen lachten und beklatſchten die witzigen Einfälle ihres Kapitains. Es fielen ihnen alle die peinlichen Strafen der Criminalordnung des Seelebens bei, deren ſchmerzhafte Erfahrung ſie in früheren Tagen vielleicht ſelbſt gemacht hatten, und deren Erinnerung nun zwei Andern, die ſie ſelbſt nicht waren, auf eine Zeit Höllenpein verurſachen ſollte. Man ſetzte die Unglücklichen auf die beiden Enden des Holzes an der Schiffswinde,

band sie fest, hing ihnen die schweren Kugeln an die Füße, gab der Winde eine kreisende Bewegung, und ließ die beiden Hadersüchtigen einen Spazierritt machen, der um einen halben Fuß ihre Beine ausreckte. Als man sie abnahm, konnten sie nicht aufrecht stehen und mußten in den innern Schiffsraum getragen werden.

„Junge, wirst Du auch Deine Hoffnungen auf die Beute so hoch spannen?“ fragte Malpart nach dieser Execution der alten Marthe Schwestersohn, der mit Schrecken diesem Schauspiele beigewohnt hatte. Dieser antwortete nichts, lief in die Küche, wo er angestellt war, und dachte bei sich, daß er sich ja auf Helenen berufen könne, wenn man einmal Lust hätte, seiner Länge auf diesem Wege eine halbe Elle zuzusetzen, oder ihn sonst grausam zu bestrafen.

Der gute Jaques! Er hatte sich noch nicht auf Herrn Bernard berufen; hätte er es aber gethan, wie würde man ihn ausgelacht haben!

Bei einbrechender Nacht gab Malpart den Befehl, das Schiff links zu wenden und nach der Richtung von Ostsüdost zu steuern. Er mußte sich nicht zu weit in den Kanal wagen wollen, son-

dern ſchien das Ufer des Calvados zu ſuchen, obſchon dies eine wegen der berüchtigten Klippen in dieſer Gegend ſchwierige Fahrt war.

Mitternacht kam heran. Es war auf dem Schiffe ruhiger geworden; nur die ausgeſtellten Poſten bewieſen, daß der Kutter ſeinen wachſamen Namen nicht mit Unrecht führte.

Allmählig aber ſcholl ein Flüſtern durch dieſe Stille hin, und man hörte, daß ſich der im Maſtkorbe wachende Matroſe mit den unten Befindlichen in Correſpondenz ſetzte.

„Ein ferner weißer Punct.“ —

„Das Leuchten des Meeres.“ —

„Verſteht ſich, es iſt nichts; und doch — es bewegt ſich.“ —

„Dummheit! wir bewegen uns, und was Du ſiehſt, kann alſo nicht ſtille ſtehen.“ —

„Das iſt wahr, als ich einmal in einem verſchloſſenen Wagen von Havre nach Harfleur fuhr —. Aber, ſtraf mich Gott! es wird größer.“ —

„Ja, ja, ich ſeh's nun auch.“ —

„Es iſt ein Segel und etwas Blaues.“ —

„Das iſt die Lunte über den Kanonen.“ —

Ein Blitz, ein Schuß, ein Gepolter im Takelwerk, wie von einer durchfahrenden Kugel.

Jetzt wurde es auf dem Hahn lebendig, man griff zu den Waffen, Malpart sprang aus der Kajüte, kommandirte und sah zu gleicher Zeit durch ein Nachtteleskop.

Es war nicht mehr nöthig, eine Goelette stand auf einige tausend Schritte in der Nähe.

„Wer seid Ihr?" tönte es jetzt durch ein Sprachrohr vom andern Schiffe; „steckt Eure Flagge auf, setzt ein Boot aus und schickt Eure Pässe!"

Malpart fluchte, daß es ein Franzose war, der durch das Rohr sprach; es war ein französisches Kriegsschiff, hier zur Bewachung der Küste postirt. „Die Jolle heraus, Catineau!" rief er, „wo steckt der meineidige Wanst, der seine Frau und zehn Kinder betrogen hat?"

Catineau kam eben aus der Hängematte, er rieb sich die Augen und sagte gähnend: „Heilige Jungfrau, ich habe von ihr geträumt, das heißt nicht von der Jungfrau, sondern —"

— „Erstücke in Deinem Geschwätz!" rief Malpart, denn das Sprachrohr tönte von Neuem und

die blauen Flammen zuckten auf der Goelette, um die erste Begrüßung zu wiederholen. Aber schon stand Catineau mit einigen Leuten in der hinuntergelassenen Jolle.

Nach einer Viertelstunde kam er zurück. Man hatte ihn scharf examinirt, seinen Kaperbrief sehr genau durchsucht, und der Kommandant der Goelette sollte gesagt haben: „Bernard ein Kaper? Wie kommt der gute Mann, den ich gar wohl kenne, auf ein solches Handwerk?" —

„Das Verwundern steht ihm frei," sagte Malpart lachend, strich dem jetzt erst wieder munter gewordenen Catineau die Backen und ließ die Jolle heraufziehen.

Der Hahn drückte noch eine Stunde lang die Augen zu und überließ sich ungehindert den schaukelnden Wellen.

---

„Kapitain, was fällt Euch ein? Hat je in den Gewässern des Kanals die französische Flagge stolzer geweht, als auf jenem Segler, der nur in Dieppe oder Boulogne gebaut sein kann?"

Malpart hatte dafür kein Auge. Mit Tages-

anbruch hatte ſich der Hahn wieder vom Ufer abgewandt und gegen Mittag ein Fahrzeug bemerkt, daß jetzt in einer geringen Entfernung als franzöſiſcher Kauffahrer anſichtig wurde. Wenn es der Delphin des Herrn Bernard ſelbſt geweſen wäre, ſo hätte ihn ſein treuloſer Kapitain angegriffen.

Alles war zu einem hartnäckigen Kampfe in Bereitſchaft geſetzt; die Mannſchaft war theils unter Gewehr, theils an die Geſchütze vertheilt, die Enterhaken waren bereit, alle Hinderniſſe in dem Raume aus dem Wege geräumt und die Munition an ſichere Stellen untergebracht, ja ein weites Gewebe von Stricken, die ihnen beſſer um den Hals gehört hätten, wurde über die Kampfbereiten ausgeſpannt, um ſie vor den Flintenkugeln zu ſichern.

Der Kauffahrer drückte durch das Sprachrohr ſeine Verwunderung aus, daß eine Flagge die andere angreife, er ſei von Dieppe und ſegle mit Fabrikaten nach der Bai von Biscaya.

„Feuer!“ war Malparts einzige Antwort, und die lange Kanone ſpie eine Kugel aus, die jedoch das angegriffene Schiff nicht zu erreichen ſchien.

Dieſes zeigte keine Luſt, ſich mit dem im vollſten kriegeriſchen Zeuge befindlichen Kutter in einen

Kampf einzulassen. Es setzte alle Segel auf, und suchte sein Heil in der Flucht.

Aber auch der Hahn entfaltete jetzt die Federn seines Krummschweifes, und kam dem Kauffahrer bald wieder so nahe, daß dieser wider Willen zum Kampfe gezwungen war. Noch einmal suchte er durch einige Manövers sich ihm zu entziehen; er strich das Steuerruder nach dem Backbord, in der Absicht, über den Spiegel des Hahns wegzugehen. Er hätte dann eine volle Ladung (und man sah, daß er so viele Kanonen führte, als der Hahn), auf die ganze Länge seines Angreifers gegeben, die Verwirrung vielleicht benutzt, und sich der unangenehmen Möglichkeit, zuletzt dennoch in den Grund gebohrt zu werden, entzogen.

Aber Malpart besaß Augen, und vortreffliche, und Kenntnisse, die ihm in besserer Lage Ehre gemacht hätten. Er kommandirte kaltblütig: „Aufluven!" und als dies dicht am Winde geschehen war und die eine Batterieseite eine volle Ladung gegeben hatte, daß an dem Kauffahrer die Splitter krachten, von Neuem: „Jetzt quer vorbei an seinem Spiegel!" und dies Manöver gelang so vortrefflich, daß der Hahn nur von den Kanonen in

der Konstablerkammer bestrichen, und einem schwach unterhaltenen Gewehrfeuer ausgesetzt wurde. Die Flagge des fremden Schiffes war abgeschossen, die Taue, die das Vormarssegel hielten, waren untauglich gemacht, und jeder Versuch, sie wieder zusammen zu flechten, mißlang. Jetzt rief der siegestrunkene Malpart: „Die Steuerruder beigestrichen! Bord an Bord! Hieher mit den Enterhaken!“ Er selbst war der Erste auf dem bedrängten Schiffe, Catineau der zweite, und seine raubgierige, aber tapfere Mannschaft folgte ihm, in wildem Anlauf.

Auf dem Halbverdeck kam es zu einem mörderischen Gefechte mit der kleinen Besatzung des Kauffahrers, die sich auf das Aeußerste vertheidigen wollte. Die Räuber waren auch der Zahl nach im Vortheil, die Angegriffenen bestanden kaum aus vierzehn Köpfen, von denen viele schon durch den ersten Kampf untüchtig gemacht waren. Malpart wirft sich mit wahnsinniger Mordbegier unter dies kleine Häuflein, im Nu hat er dem fremden Kapitain den Kopf gespalten, sein blutiger Säbel metzelt unter den Bedrängten, deren tapfere Gegenwehr der Uebermacht weichen mußte. Ein kleiner Rest zog sich die Schiffstreppe hinunter, und unterhielt von un-

unten ein wirksames Pistolenfeuer; aber Malpart achtete den Verlust einiger von seinen Leuten wenig, die Treppe wurde genommen, die jetzt ohne allen Ausweg Gelassenen theils niedergemacht, theils ergriffen, und das Schiff war in der Gewalt des triumphirenden Kapitains.

Diese Scene klärt uns über die Bestimmung auf, die Bernards jungfräulichem Kutter von dem eigenmächtigen, grausamen Malpart gegeben war. Wie konnte auch der gute Kaufmann von Havre glauben, daß sich der Kapitain unter seine Befehle stellen würde? daß er einen Lohn annehmen sollte für gemachte Beute, die er auf kurzerem Wege unter seine Gewalt brachte? daß er sich von armseligen Advocaten und heruntergekommenen Kaufleuten über die Rechtmäßigkeit seiner Prisen Zeugnisse ausstellen lassen würde? Sein Plan war gefaßt, als er Bernard zum ersten Male auf der Terrasse besuchte: es mochte ihm Ueberwindung gekostet haben, durch einen Betrug in den Besitz dieses Schiffes zu kommen, aber seine Lage versetzte ihn in die Nothwendigkeit, seine Gewaltthätigkeit mit der List zu paaren.

„Und warum soll ich mich auf die Engländer

beſchränken?" fragte er ſich ſelbſt, „das Hemd iſt mir näher als der Rock. Ich habe keiner Nation den Krieg erklärt, ſie ſind alle meine Freunde, und ſie werden ſich bemühen, mich mit ihren Geſchenken zu erfreuen. Ich habe die ganze Küſte entlang meine Vedetten ausgeſtellt, ich habe eigene Handelswege entdeckt, und will ein Continentalſyſtem auf die Beine bringen, das viel zu beſcheiden iſt, um öffentlich hervorzutreten. Im Stillen und Verborgenen will ich wirken und die franzöſiſche Induſtrie dadurch auf eine Höhe bringen, für die ſie mir vielleicht danken wird. Meine Handelsfreunde ſpeculiren aber auf Alles. Sie wollen nicht blos engliſche und oſtindiſche Seidenzeuge, ſondern auch franzöſiſche, die ſie patriotiſcher Weiſe für beſſer halten. Sie finden, daß zwar der Zucker aus den engliſchen Kolonien beſonders feſt und rein iſt, daß er aber mit dem aus den franzöſiſchen Pflanzungen nicht die entfernteſte Vergleichung aushält. Es iſt Menſchenpflicht und empfiehlt außerdem im Geſchäfte, ſeinen Freunden nicht nur das Gute, ſondern auch das Beſſere zuzuführen."

Man ſieht, daß Bernards Kaperbrief zum Schutz

eines abscheulichen Seeraubes und eines gesetzwidrigen Schleichhandels dienen mußte.

Nachdem die von der Besatzung des eroberten Schiffes übrig gebliebenen sechs Gefangenen, in strengen Gewahrsam gebracht, und die Gefallenen oder unheilbar Verwundeten ins Meer geworfen waren, nahm Malpart den Inhalt des Schiffes in Augenschein.

Es war sehr schwer geladen mit französischen Fabrikaten, die für Spanien bestimmt waren, um den durch Napoleons Usurpation für jenes Land geöffneten Handelsweg zu benutzen. Der Gewinn entsprach jedoch nicht den Erwartungen Malparts, da ein großer Theil dieser Ladung aus Militaireffecten bestand, deren seine sansculottische Mannschaft nicht bedurfte, und für welche der Absatz mit großen Schwierigkeiten verknüpft war.

Doch gab er sich zufrieden, als der Rapport über seinen eigenen Verlust sehr günstig ausfiel. Es hatte mehr Todte als Verwundete gegeben, was ihm nur willkommen war, da den Letztern in Ermangelung eines Wundarztes nichts übrig blieb, als

entweder aus eigner Haut wieder zu genesen, oder zu sterben.

Die Krallen des Hahns, die Enterhaken, saßen so fest in dem eroberten Schiffe, daß beide Fahrzeuge dicht und ohne Zwischenraum an einander hingen. Das Takel- und Segelwerk des Kauffahrers wurde in der Eile wieder hergerichtet, das geronnene Blut auf dem Verdeck und der Treppe zur Noth abgewischt und mit feuchtem Sand bestreut, und der Hahn endlich von seinem überwundenen Gegner gelöst. Malpart gab Befehl, dem Ufer zuzusteuern, und ein günstiger Nordostwind blies in die schwellenden Segel.

Bald sah man aber, daß die Beute dem raschen Fluge ihres Besitzers nicht folgen konnte, man mußte die Segel des Hahns zum Theil einreffen, und erst jetzt hielt dieser mit dem Kauffahrer einen gleichen Schritt.

Je näher man der Küste kam, desto vorsichtiger die Fahrt. Malpart verwandte nur dann ein Auge von seinem Fernrohr, wenn er die Bewegungen des Steuers beobachten wollte. Es galt hier eine doppelte Gefahr zu vermeiden, denn entweder drohte die Inspection eines französischen Wachtschif-

ſes, oder gefahrvolle Stellen, die in der Nähe der Calvadosfelſen immer häufiger wurden.

Als die Nacht hereingebrochen und man dicht an dieſen Klippen war, ſtellte ſich Malpart ſelbſt an das Steuerruder und lenkte es mit bewunderns-würdiger Gewandtheit, die von ſeiner Erfahrung und Kenntniß des Terrains zeugte. Es mußte der Mannſchaft des eroberten Schiffes überlaſſen bleiben, alle Bewegungen ſeines Vorgängers nachzumachen, was durch die eingetretene Dunkelheit ſehr erſchwert wurde. Endlich hatte man den letzten dieſer gefährlichen Felſen umſchifft, und die Fahrzeuge wandten ſich jetzt im ungehinderten Zuge der ſteilen unbewohnten Küſte des Calvados zu.

Es war ſchon weit über Mitternacht, als ſie endlich einen kleinen, geräumigen, von der Natur gebildeten Hafen erreichten, vor Anker gingen und ihre Mannſchaft bis auf die nothwendigen Poſten einigen Barken übergaben, die ſie durch eine weniger reißende Brandung, als die Wellen an andern Stellen zeigten, ans Ufer ſetzten.

Noch ſchienen die Gefährten Malparts nicht alle mit dieſer wilden, vom Sternenſchimmer nur ſchwach

erleuchteten Gegend vertraut zu ſein. Nur Einige gingen mit ihm voran, unter ihnen Catineau.

„Kapitain," ſagte der Bretagner, „das Treten auf feſtem Boden macht den Menſchen wieder zu einer ganz andern Creatur. Ich würde auch meine Gedanken an St. Pierre und die ſchwarzen Früchte meiner ſchwachen Stunden unfehlbar auf dem Schiffe gelaſſen haben, wenn wir nur ein wenig Beleuchtung für dieſe mulattenfarbige Finſterniß hätten. Um Licht zu erhalten, Kapitain, iſt, glaub' ich, das beſte Mittel, welches anzumachen."

Malpart ſagte kurz: „Noch nicht!" und pfiff auf einem Rohre, als hätte er einen Vogel locken wollen.

Alles ſtill.

„Verdammt!" rief der Kapitain, nachdem er den Ton wiederholt, und Nichts geantwortet hatte; „will man mich äffen! Eine Fackel angezündet!"

Catineau war ſchnell bei der Hand, und ein Kienſpan loderte hell auf.

Malpart ſah ſich nach allen Seiten um und ſtieg weiter; die Uebrigen folgten ihm; er ſchien den Weg ſehr gut zu kennen. Jetzt ſtand man vor zwei Felſen, die die Natur zu einer Pforte geformt hatte.

Malpart pfiff noch einmal in diesen Eingang: keine Antwort. Er trat fluchend hinein, und man sah einen geräumigen Thalkessel, der mit Hütten, Zelten und Waarenschuppen bebaut war.

„Sie müssen hier sein," brummte Malpart; „wo sollten diese Zurüstungen herkommen? Hat man die getroffene Verabredung nur halb erfüllt?"

Als die ganze Mannschaft in diesen Raum getreten war, fielen plötzlich am jenseitigen Ende der Thalhöhlung einige schwache Lichtstreifen in das Dunkel, sie wurden heller, man hörte Stimmen, einen Anruf, und mehrere bewaffnete Männer traten den Kommenden entgegen. Man wechselte Erkennungszeichen, sie trafen zusammen und Malpart erlaubte jetzt seinen Leuten, hier eine kurze Zeit zu rasten.

Diese Begegnung mit den Schleichhändlern war längst verabredet. Hier war der Ort, wohin Malpart seine Prisen bringen wollte. Von hier aus ließen sich die erbeuteten Waaren vortrefflich auf die Landstraßen schaffen, auf denen ihm der Gewinn wieder zurückfloß, den er mit den Gefährten seiner Siege theilen wollte.

Malparts Glück war so groß als seine Kühn-

heit. Er machte ſich an die verzweifeltſten Unternehmungen und ſie ſchlugen ihm nicht fehl. Seine Ueberlegenheit nahm mit der Gewandtheit zu, die ſich ſeine Mannſchaft in zahlreichen Angriffen erwarb, und ebenſo mit dem Selbſtvertrauen, das die ſie krönenden Erfolge ihr einflößten. Die gute Ausrüſtung beflügelte die Schnelligkeit des Hahns, wenn er vor einem engliſchen Kriegsſchiffe floh, Bernards Kaperbrief ſchützte ihn vor den Viſitationen franzöſiſcher Seits, und der abgelegene unzugängliche Hafen entzog ihn vollends jedem Verfolger, der die Kenntniß der Gegend nicht voraus hatte.

Jaques nahm gezwungen an allen dieſen Verletzungen des Rechts, des Eigenthums und der gegebenen Vollmacht Theil. Seine Jugend ſchützte ihn noch vor dem Tragen der Waffen, und ſeiner Unerfahrenheit ließ ſich bei der Bedienung des Schiffes nichts Wichtiges anvertrauen. Er hatte vielfach den Verſuch gemacht, aus dieſer ehrloſen Gemeinſchaft zu entfliehen; aber theils die Unkenntniß der Umgebungen des Landungsplatzes, theils die Menge der ringsherum ausgeſtellten Poſten, und die Erinnerung an mehrere mißglückte und ſcharf

geahndete Versuche des Entkommens schreckten ihn ab, dieses einzige Mittel seiner Befreiung aus einem so abscheulichen Verhältnisse von Neuem zu versuchen. Es blieb ihm nichts übrig, als in seinem bescheidenen und unblutigen Wirkungskreise, in der Schiffsküche, zu verharren, und sein Heil von der Zukunft zu erwarten, die ihm entweder Befreiung und Anerkenntniß seiner Unschuld, oder einen unverdienten Strick brachte.

Der Schiffskoch, Meister Tidetail, ließ sich ertragen, wenn er einigen Hühnern oder Tauben die Hälse umgedreht hatte. Dann sprach er mit seinem Attaché in besonders freundlichem Tone, und nannte ihn, den er sonst nur Schelm, Spitzbube, Hungerleider, Landratte hieß, auch wohl einmal: mein lieber Junge!

Ein solcher Augenblick war jetzt erschienen. Die beiden Hülfsquellen für den immer hungrigen Magen des Hahns, saßen in der Küche beisammen und ließen sich in ihren Geschäften durch nichts stören, nicht einmal dadurch, daß der Hahn so eben in ein Gefecht gerathen war, und man über und neben ihnen, Kanonen und Flinten abfeuerte.

„Nicht säumig, mein Sohn," sagte Meister

Tiretail zu Jaques, der ſich damit beſchäftigte, einem Huhn die Federn auszurupfen, „das Diner richten wir doch nicht umſonſt an. Hackt der Hahn, unſer Freund und Ernährer, jenem Seedrachen, der, wie ich höre, keine ſchlechten Kanonen im Raum hat, die Augen und die Seele aus, ſo werden wir vielleicht einige Verdauungswerkzeuge weniger zu befriedigen haben, weil es uns an Abgang nicht fehlen wird, aber die glorreichen Helden werden dafür deſto mehr bedürfen. Behalten die Rothröcke oder gar die Blaurócke, unſre guten Freunde und Landsleute, die Oberhand, ſo werden ſie mein Eſſen auch nicht ſtehen laſſen. Dafür habe ich die Kochkunſt nach Grundſätzen ſtudirt."

Ein donnernder Schlag fiel zu Häupten des Speiſemeiſters nieder, eine Kanonenkugel mußte bis in das zweite Verdeck gefahren ſein.

„Man will unſern Heerd mit Feuer verſehen," fuhr der Gaſtronom fort, „als fürchtete man, nur kalte Speiſen auf dem Hahn zu finden. Nein, meine Herrn Engländer oder Franzoſen, gleichviel, wir werden auch heute unſere vier Gänge zu Stande bringen. Aber wie iſt's? es iſt heute Dienſtag,

Seekrebs; soll ich Dich daran erinnern, daß auf Morgen die Linsen verlesen sein müssen?"

Während eines Treffens pflegte Meister Tidetail seine Vorwürfe nicht mit Thätlichkeiten zu begleiten; denn er machte den richtigen Schluß, daß ihm in einem solchen Moment eine Kugel die aufgehobene Hand wegreißen könnte, und er sich dann den Vorwurf machen müßte, sie nicht hübsch am Leib gehalten zu haben.

Jaques war schon auf und in eine an die Küche stoßende Kammer gesprungen, wo die Vorräthe der Lebensmittel aufgespeichert lagen, um den Linsenbedarf in die Küche zu holen.

Inzwischen nahm der Lärm des Gefechts immer mehr zu, das fremde Schiff unterhielt ein schnelles, und wie man aus den einschlagenden Kugeln sah, wirksames Feuer. Meister Tidetail war nicht so kühn, als er sich in seiner Küche das Ansehn gab. „Wenn sie doch enterten!" rief er einmal über das andere; aber der Geschützdonner war so stark, daß er diesen Ruf selbst nicht vernahm. Er machte Jaques ein Zeichen, er solle sich nach dem Kampfe umsehen, doch weil er wußte, daß sich vor dem

Entern Niemand auf dem Verdeck ohne Waffen blicken laſſen durfte, rieth er ihm, durch eine bei der Konſtabelkammer befindliche Oeffnung zu lauſchen.

Jaques beſaß für ſein Alter viel Unerſchrockenheit, und er zögerte keinen Augenblick, den Befehl zu erfüllen. Als er an die bezeichnete Stelle kam, unterſchied er deutlich, daß das angegriffene Schiff ebenſo aufgelegt zum Entern war, als das angreifende. Die Flagge war an jenem abgeſchoſſen, er wußte alſo nicht, mit wem es Malpart zu thun hatte; doch ſah er, daß er nur mit einem Kauffahrer angebunden. Jetzt löſten die Fremden ihre Haken von den Spieren, auch die Krallen des Hahns ſtreckten ſich aus, und die beiden Schiffe fuhren heftig aneinander. Dadurch war Jaques verhindert, mehr zu ſehen; er eilte zu Meiſter Tidetail zurück, den aber das ſchreckliche Getöſe des Handgemenges aus der Küche vertrieben hatte. Er ſuchte ihn vergebens; denn der alte Gaſtronom hatte ſich in den abgelegenſten Schlupfwinkel verſteckt.

Jaques horchte, ob ſich das Gefecht nähere oder entferne: es entfernte ſich. Er wagte ſich halb auf das Verdeck, die Gegner waren auf ihr Schiff zu-

rückgedrängt und offenbar im Nachtheil. Aus einzelnen Fetzen der Flagge, die er, weil der Pulverdampf sich verzogen, unterscheiden konnte, entnahm er, daß der Angriff einem hanseatischen Kauffahrer, der unter französischer Flagge segelte, galt.

Jaques trat auf das Verdeck, das er mit Leichen und Verwundeten bedeckt fand. Er sah die geringe Anzahl, bis auf welche die fremde Mannschaft geschmolzen war, sich immer weiter zurückziehen, sah, wie sie sich immer mehr zusammendrängte und von allen Seiten umringt wurde. Nur im Vorgrunde leistete noch ein Verzweifelter den lebhaftesten Widerstand. Er hieb mit beispielloser Gewandtheit um sich, seinen Rücken an dem noch unversehrten Fockmast schützend.

Jaques wurde von diesem Schauspiel mächtig angezogen, es regte sich in ihm der Wunsch, dem Tapfern in dem ungleichen Kampfe beizustehen; doch er hätte ihm damit wenig geholfen.

Aber Himmel! dieser junge Mann war ihm nicht unbekannt! Er strengte sein Auge an, er verwünschte die Säbelklingen, die ihn verhinderten, die Züge des Fremden sicher zu fassen; aber es gelang: es war kein Zweifel mehr! Es konnte Nie-

mand anders ſein, als Alfred Dumallet, ſein Wohlthäter, der Mündel Bernards, der Freund Helenens. — In dieſem Augenblick zuckte ein Säbelhieb und der Unglückliche ſank zuſammen.

In Entſetzen und Schmerz wurzelte der treue Jaques feſt am Boden: er hatte Alfred beiſpringen wollen, in dem Augenblicke, als er ihn ſinken ſah. Die Sinne ſchwindelten ihm', und er mußte ſich an einem Pfoſten aufrecht halten. Als ſeine Beſinnung wieder zurückkehrte, hatte ſich der Kampf auf eine andere Seite gezogen; er ſah den Erſchlagenen in ſeinem Blute liegen, und es durchzuckte ihn der Gedanke, ob eine Hülfe nicht noch möglich ſei.

Ohne Zögern ſprang er über Bord auf das eroberte Schiff, ſtürzte auf den noch lebenden, aber ſtark verwundeten Alfred zu, und trug ihn mit aller Anſtrengung, deren ſein junger Körper fähig war, auf das Schiff ſeines Vormunds, unbemerkt von den in der Hitze des Kampfes Begriffenen. Er vermied ſorgfältig, eine Blutſpur zu zeichnen, und ohne noch zu wiſſen, was er mit ihr beginnen ſollte, trug er ſeine Beute in das Innere des Schiffes.

In dieſem Momente trat eine plötzliche Veränderung der Scene ein. „Ein Segel! Ein Segel!“ rief man von allen Seiten, und in der That ließ ſich in der Ferne ein weißer Punkt ſehen, der ſich dem Schauplatz merklich zu nähern und gerade auf ihn loszuſteuern ſchien.

Malpart, der wie Achill aus allen Kämpfen unverwundet hervorging, gebot augenblicklich den Rückzug, der in größter Ordnung vollführt wurde.

Einige Kommandos und der Hahn war ſegelfertig.

„Die Küſte leewärts!“

Unter tauſend Verwunſchungen des geſtörten Kapitains ſuchte das Fahrzeug das Weite zu erhalten. Die Fahrt konnte aber durchaus nicht mit jener vogelſchnellen Eile von Statten gehen; denn die Federn des Hahns, ſeine Segel, waren von der heftigen Gegenwehr des Hanſeaten nicht wenig gerupft worden. Man unterſchied deutlich, wie das herbeieilende Schiff ſich der im Stiche gelaſſenen Beute nahte und ſich dann mit ihr zur gemeinſchaftlichen Jagd vereinigte. „Ein ſchlechter Bundesgenoß!“ ſagte Malpart, der den Zuſtand des Hanſeaten

kannte, und er hatte Recht, der Kauffahrer mußte bald zurückbleiben.

Als die Nacht herankam, sagte der Kapitain: „Wir haben uns angestrengt, sind müde, und wollen uns dem Schlaf nicht entziehn. Wer nicht Posten zu stehen hat, mag in seine Hängematte kriechen!“

Man sieht, wie wenig er befürchtete. Er sah noch einmal durch das Nachtrohr, war sehr beruhigt und ging in seine Kajüte.

Es gab auf dem Schiffe eine Stelle, die nur Jaques betrat, nicht einmal Meister Tidetail, der es unter seiner Würde gehalten hätte, dahin zu gehen, wohin er nur seinen Gehülfen zu schicken brauchte; dieß war die Speisekammer, und hieher hatte er seine theure Last getragen, jetzt beklagend, daß er sie nicht auf dem nun geretteten Schiffe gelassen. Alfred lebte, aber er war dem Tode geweiht; alles ließ das Aeußerste befürchten. Seine Wunden konnten gefährlicher sein, als sie jetzt schienen, er konnte Jaques unter den Händen sterben. Wurde er entdeckt, so traf ihn das Loos, das Malpart allen seinen Gefangenen zutheilte. Er wurde ausgesetzt, dem Hunger, dem Winde, den Wellen

preisgegeben. Erkannte Malpart in ihm wohl gar einen Bekannten aus Havre, so würdigte er ihn des frischesten Stricks und der höchsten Segelstange.

Armer Jaques! Du hast Dein feinstes Hemd, das Dir die Tante gegeben, zerrissen, um die Wunden Deines geliebten Gönners zu verbinden. Er hat Dich erkannt, Dein lieber Herr Alfred, als er die Augen zum ersten Male aufschlug und gelächelt, als er sie wieder vor Schwäche schließen mußte. Du hältst ihn im Arm, und bist doch von ihm nicht gesehen, sondern nur geträumt worden; denn Alfred hält sich für todt, und freut sich der Zusammenkunft, die er an der Pforte des Paradieses mit seinen Lieben hat.

Treuer Jaques, Du hast in seinem seligen Traume einen Ehrenplatz neben Helenen, der jungen Rose, die in diesem Momente zu Hause neben ihrem Papa vielleicht Strümpfe für den Winter strickt, zuweilen eine Thräne um den Geliebten perlend, den sie jetzt in das Paradies versetzt glaubt.

Und diesen schönen Traum schläft Alfred auf den Reis- und Linsensäcken der Speisekammer, in den Armen Jaques, der ihn rettete und nicht wußte,

daß er ihn aus der Hand des Lebens in die des Todes gab.

Es war still auf dem Schiffe, nur Tidetail ſchnarchte in der Küche, als wollte er die Zwiſchenwand durchſägen, und zwei Wachtpoſten unterhielten ſich draußen von der heutigen Affaire.

„Werden ſie doch wenigſtens zu thun haben, daß ſie ihren Wallfiſch von dem rothſchwarzen Ausſchlag wieder rein ſcheuern," ſagte der Eine.

„Nimm mir's nicht übel," fiel der Andre ein, „es müſſen doch abgedankte Soldaten darunter geweſen ſein; ſie fochten etwa um die Hälfte ſo gut als wir; will das nicht viel ſagen?" —

„Wenigſtens," geſtand der Erſte zu, „führte der junge Narr am Fockmaſte eine ſolide Klinge. Aber was ich da ſage! Wo iſt der Menſch geblieben? Ich ſah, daß ihn unſer Linſenverleſer Jaques auf die Schultern lud und ins Schiff trug. Wäre er nicht halb nackt geweſen, ich glaubte, der Hallunke habe ihn geplündert."

„Still!" bedeutete der Andere, „was iſt das hier hinter der Wand? Wer ſchläft da? Ich habe hier noch Niemand ſchlafen hören."

Jaques ſprang erſchrocken auf, bedeckte Alfred

ſo gut er konnte, und machte ſich ſcheinbar etwas zu ſchaffen; denn die beiden Poſten ſchienen eine Unterſuchung anſtellen zu wollen.

„Was treibſt Du noch ſo ſpät, Jaques?“ rief die eine der auf ihn zutretenden Wachen.

Der Gefragte, eben das Schloß vor die Kammer legend, faßte ſich bald und fuhr heraus: „Nun, wollt Ihr morgen die Liebkoſungen des Meiſter Tidetail auf Euch nehmen, wenn ich die Erbſen zu wäſſern vergeſſen habe? Wäre es doch über dem heutigen Lärm bald geſchehen, wenn ich es nicht eben nachgeholt hätte.“ —

„Schon gut, Jaques,“ hieß es, „aber Du haſt heute von dem vermaledeieten Seelöwen, der uns entwiſcht iſt, einen Gefangenen weggetragen. Was iſt das?“

Jaques antwortete herzhaft: „Was ficht Euch an? Freilich habe ich ihn weggetragen; aber es iſt meine Schuld nicht, wenn Ihr ihn nicht habt ins Meer fallen hören. Soll der Kapitain unnütze Gefangene ernähren? daß ich's Euch nur im Vertrauen ſage, wir verſpüren an Reis und Gerſte einen empfindlichen Mangel.“ —

„Du biſt ein artiger Burſche,“ ſagte befriedigt

der Eine der Examinatoren. „Das läßt ſich hören," meinte der Andere, und ſie wandten ſich um.

Jaques kehrte behutſam an ſeinen Ort zurück, legte Alfred auf den weichen Säcken ſo, daß ſein Schlaf nicht bemerkbar wurde, und ging nun auf ſeine Ruheſtelle, wo man ihn am Morgen unfehlbar finden mußte, wenn er keinen Verdacht erregen wollte. Er empfahl ſeinen Schützling der Obhut der Heiligen, und wiegte ſich, noch ehe er Amen geſagt hatte, entſchlafen in ſeiner Hängematte.

Noch lange ſchwebte das Bewußtſein über Alfreds geſchloſſenem Auge, ohne in ſeinen Sitz, die Seele, wieder zurückzukehren. Das gleichmäßige Schaukeln des Schiffes erhielt dieſe in dem dämmernden Zuſtande, dem ſie nach heftigen Kataſtrophen und unter phyſiſchen Eindrücken ſich immer gefangen giebt. Jaques benutzte jeden freien oder unbewachten Augenblick, um in die Kammer zu ſeinem ſchlummernden Gefangenen zu treten. Er täuſchte ſich nicht, wenn er nach und nach eine Beſſerung des belauſchten, und von ihm für ſehr gefährlich gehaltenen Zuſtandes bemerken wollte.

Die Mittagszeit war vorüber; Meiſter Tidetail pflegte dann auf den Lorbeeren ſeiner heut bewieſe-

nen kochkünſtleriſchen Talente (die bei dem ehemaligen Koch einer reichen Benediktinerabtei in der That nicht mittelmäßig ſein durften), in einem erquickenden Schlaf auszuruhen, und Jaques blieb dann ſeinem eigenen Willen überlaſſen.

Durch Alfreds Bewußtſein fuhren jetzt allmählig einige Lichtblitze der Erinnerung, er hob ſein Auge, und richtete es auf den eintretenden Jaques, der ſich ſchon ſeit geſtern von ihm erkannt geglaubt hatte.

Alfred gehörte zu jenen kräftigen Naturen, die ſtets ihren Willen oder ihr Gefühl zum Beherrſcher ihrer Schwäche machen können. Er richtete ſich verwundert auf, erſtaunte über ſeine Umgebung und das ſeltſame Lager, auf dem er ſich befand, und fragte Jaques ohne Weiteres, welche Zufälle ihn in dieſe Lage gebracht hätten.

„Um des Himmels willen, theurer Herr!“ flüſterte dieſer, die Hand an den Mund legend, „ſprechen Sie leiſer! Von einer zu lauten Silbe hängt unſer Leben ab. Erkennen Sie mich denn nicht?“

Der gute Jaques mit ſeinem ſtarken Gedächtniſſe! Alfred wußte ſich ſeiner, den er als Kind

zurückgelaſſen hatte, nicht eher zu erinnern, als bis ſich ihm Jaques durch einige abgebrochene Winke, z. B. „die St. Thomasſtraße! lieber Herr Alfred, die alte Marthe! — mein Gott, ihr Schweſterſohn, für den Sie immer altes Zeug ablegten! — Der Meiſter Bernard und Helene, der Engel, der verboten hat, mich auf dem Schiffe zu prügeln!“ verſtändlich gemacht hatte.

Der Name Helenens mußte ihm Alles zurückrufen, was nur je mit ihr in Verbindung geſtanden. Wäre Jaques des Mädchens Katze oder ihr Papagei geweſen, jetzt hätte er Alles erkannt und für jedes den rechten Namen gehabt.

Jaques hatte ſich den ganzen Morgen auf eine recht kurze, und doch Alles umfaſſende Auseinanderſetzung der Zufälle, die Alfred getroffen hatten, beſonnen, und jetzt ſchien er dies umſonſt gethan zu haben; denn Alfred konnte des Fragens nach Havre, Herrn Bernard und der ſchönen Perle, die dieſe beiden beſaßen, kein Ende finden.

Der Arme war auf der Folter; denn er kannte die Koſtbarkeit des Augenblicks; er nickte und deutete mit der Hand und blinzelte mit den Augen;

aber Alfred wollte über Alles ſichere handfeſte, deutliche Worte haben.

Da rief es draußen: „Jaques, ſoll ich Dir die Ohren abſchneiden, daß Du künftig beſſer hörſt!“

Es war Tidetail, der etwas vergeſſen hatte, und deshalb nicht einſchlafen konnte.

Alfred war allein. Die fernen Erinnerungen, die die Erſcheinung eines alten Bekannten in ihm erweckt hatten, ſchwanden vor den nahen, die in voller, kaum verlebter Wirklichkeit vor ſeine Seele traten. Sie reichten bis zu dem Augenblicke, da er im Kampfe mit Korſaren ermattet, und von einem tödtlichen Streiche getroffen, an dem Maſt, wie Cäſar an der Säule des Pompejus, niedergeſunken war. Welche Veränderung war mit ihm vorgegangen? Wo befand er ſich? Was ſtand ihm in dieſer Lage bevor?

Die Ausſicht in die Zukunft konnte nicht ſo trübe ſein, weil er ſie nicht kannte. Er gewöhnte ſich wieder an die, welche ihm ſeine Sehnſucht noch vor einem Tage vorgeſpiegelt hatte, an die Wonne, mit jedem Windſtoße ſeinem Ziele näher zu rücken, an das ſelige Wiederſehen Helenens, deren Bild

ihm in den unzähligen Stürmen einer kaum geendigten Laufbahn nicht verloren gegangen war. Mit welchen Erfahrungen, mit welchen Berichten über seine Schickſale wollte er ihre Neugier, ihre liebende Theilnahme befriedigen! Wie ihn der Ruf des Kaiſers über den Rhein geführt, wie er in ſeinen Legionen die Preiſe der Tapferkeit erworben, wie ihm die in Spanien aufgeſteckte Kriegsfackel, plötzlich von den Ufern der Elbe über die Pyrenäen geleuchtet, wie er die Mühſeligkeit dieſes Weges, die Anſtrengung des mörderiſchen Kampfes auf der iberiſchen Halbinſel ertragen, zuletzt aber einer Wunde unterlegen ſei, die ihm die Entlaſſung bewirkt, und wie er es jetzt dem ſchnellen Fluge des Apollo, eines hanſeatiſchen, von ihm in Bordeaux beſtiegenen Schiffes verdanke, daß er die Geliebte in ſeine Arme ſchließen könne — das Alles hatte ungeduldig auf ſeinen Lippen geſchwebt, um von Helenen gehört zu werden, und er vergaß wieder ſeine räthſelhafte Lage, und träumte ſich in die Hoffnungen hinein, die er ſich einmal gewöhnt hatte, als die nächſte, ſüßeſte Gewißheit zu denken.

Da erſchien, leiſe auftretend der beſorgte Jaques wieder mit ſeinen ängſtlichen Blicken und Berichten,

mit ſeinen Warnungen und Bedenklichkeiten, und all den Thatſachen und Aufklärungen, die Alfreds Träume zerſtören mußten.

Alfred ſah ein, daß ſeines jungen Freundes Schultern noch zu ſchwach waren, um die ganze Laſt ſeiner Rettung und der Verantwortlichkeit derſelben auf ſich zu laden. Er hätte gewünſcht, dieſe ſchwierige Angelegenheit, deren glücklicher Erfolg nur ſein eigener Nutzen war, auch auf ſeine eigene Rechnung zu nehmen.

Aber wie konnte er das thun? Es mußte genug ſein, daß Alfred das Geheimniß ſeiner Verborgenheit ſelbſt nicht zu verrathen verſprach, daß er durch kein unüberlegtes Wagniß ſein eignes und Jaques Verderben herbeiführen, ſondern in Geduld abwarten wollte, was der Zufall oder wie ſein junger Freund ſagte, eine gnädige Fügung der Heiligen, ein Wunder, zu ihrer Rettung thun würde. Der Verſteck war vor jeder Nachſuchung ſicher; dies blieb für den Augenblick ein Anker, feſt genug für ſo ſchwache Hoffnungen.

Malpart ließ ſich durch die jüngſte, eine ſeiner beſten Eroberungen ſtörende Dazwiſchenkunft der Gerechtigkeit, nicht ſogleich bewegen, ſeinen ſchützen-

den Hafen wieder aufzusuchen, den er nur betrat, wenn er sich vor Stürmen bergen, oder seiner Beute entladen wollte.

Doch waren ihm die folgenden Tage nicht günstig, weil das gute Geschick die begegnenden Schiffe aus den Kreisen zog, die Malpart zum Schauplatz seiner Gewaltthätigkeiten gemacht hatte, oder weil ihm die Nähe der Wachtschiffe zu viel Mißtrauen in den Erfolg seiner Angriffe einflößte. Als daher nach einiger Zeit die See von widrigen Winden bestrichen wurde, die er meiden mußte, wenn er Herr seiner Fahrt bleiben wollte, so wandte er sein Schiff, die Vorzeichen eines nahen Sturmes sehr klug berechnend, der Küste zu, wo er bald die Hafenbucht erreichte, welche er heute zum ersten Male ohne Beute begrüßte.

Alfred hatte zu seiner Rettung einen Plan gefaßt, der unter den vielen, die zu überlegen ihm seine Einsamkeit Muße gab, sich zuletzt zwar als der kühnste, aber auch der sicherste herausstellte.

Es war der sicherste, weil der einzig mögliche.

Wie, wenn er, die Stille der Nacht benutzend, seinen Aufenthalt verlassen, die Wachen des Schiffes vermieden, sich ins Meer gestürzt und das Ufer

zu erreichen gesucht hätte? War er nach so heftiger Verwundung stark genug, schwimmend die schäumende Brandung zu besiegen? Würden die Wachen ihre Ohren verstopft haben, daß sie seinen Fall nicht gehört, oder die am Ufer ausgestellten Posten ihre Augen verschlossen haben, daß sie ihn nicht landen gesehen hätten? Dies Unternehmen mußte mißlingen.

Nur der Plan, den Alfred wirklich in Ausführung brachte, schien die Möglichkeit des Entkommens zu einer schwachen Wahrscheinlichkeit zu erheben.

Es war schon später Abend, als vom Hahn aus das in der Bucht unterhaltene Wachtfeuer erblickt wurde. Diese Dunkelheit war die einzige Hülle, unter der Alfreds Wagniß gelingen konnte. Das Schiff hatte seinen gewöhnlichen Ankerplatz erreicht, die mächtigen Eisenhaken wurden in die Tiefe hinabgerollt und das Fahrzeug stand unbeweglich. Ein großes Boot wurde hinabgelassen und die Mannschaft in ihrem zerlumpten Aufzuge, mit gebräunten Gesichtern, und fluchend über die schlechten Erfolge des diesmaligen Ausflugs, versammelte sich an dem Seile, an welchem man in die unten

wartende Jolle hinabstieg. Einige Leute blieben zurück, und die übrigen ließen sich nacheinander an diesem Seile hinunter. Das Boot stieß ab, Alfred befand sich auf demselben neben dem zitternden Jaques.

Die Dunkelheit verhinderte jede Erkennung. Das Boot arbeitete sich geschickt durch die Brandung, es legte an einer seichten Stelle an und die Männer sprangen ohne Ordnung, wie ein jeder die Entfernung des Bords vom Ufer maß, heraus.

„Was seid Ihr lange ausgeblieben!" sagte ein kleiner, in Reisekleidern befindlicher Mann, von ansehnlichem Embonpoint, der den Ankommenden mit mehreren Fackelträgern entgegentrat. „Wenn man nach der Zeit schließen darf, so müßt Ihr eine Ladung von dreihundert Tonnen haben." —

„Seht, seht, Meister Guinand! wie kommen wir zu dieser Ehre?" sagte Malpart, überrascht, den Angeredeten hier zu treffen.

„Was soll ich warten?" entgegnete Guinand, ein angesehener Kaufmann aus Caen. „Mir gehen die Farbenstoffe aus, Eure Gewürzsendungen werden selten, und mit den spanischen Weinen, die

Ihr mir schon vor einem Monat versprochen, habt Ihr noch nicht Euer Wort gelöst."

„Bedaure, Meister, daß Ihr da so beschwerliche Reisen unternehmt." —

„Was liegt daran, Kapitain! Man opfert sich auf, man giebt für seine Kunden Alles hin. Ich gestehe Euch, daß ich Euch jedes Procent allein zuwenden würde, wenn ich die Nachfrage befriedigen könnte, die mich seit acht Tagen in Indigo, Cochenille und Aehnlichem in Verlegenheit setzt."

Malpart war viel zu vorsichtig, als daß er zu seinem sichersten Abnehmer von mißlungenen Unternehmungen hätte sprechen sollen. „Nun, es wird uns ja Nichts fehlen, wenn es einmal da sein muß," sagte er ausweichend und lud dann seinen Gast ein, ihm in seinem Zelte die Ehre zu geben und sich nach so schwieriger Reise bei einem erwärmenden Glase Arrak zu erholen.

Alfred und Jaques hatten dies Gespräch schon längst benutzt. Sie waren unbemerkt dem Lichtschimmer ausgewichen, hatten die Männer vorbeigehen lassen und sich unverzüglich auf den Weg gemacht. Jaques hatte von seinen frühern Entwei-

chungsverſuchen her noch einige Kenntniſſe der Oertlichkeit, er wußte, wo in der nächſten Umgebung die Schleichhändler ihre Poſten auszuſtellen pflegten, und gab ziemlich ſicher die Wege an, die ſie einſchlagen mußten. Aber in dieſen verworrenen Schluchten war der Kundigſte der Gefahr des Verirrens ausgeſetzt; die zunehmende Dunkelheit entzog dem Auge jede Berechnung der verſchlungenen Pfade, und Jaques Terrainkenntniß war bald zu Ende. Die beiden Flüchtlinge ſtanden vor einem Felſen, der von keiner Seite zugänglich ſchien; er verſperrte ihnen den Weg, ſie mußten wieder zurück, aber einige Schritte und ſie waren auch vom Pfade abgeſchnitten, der ſie hieher geführt hatte. Ein einziger unvorſichtiger Tritt hätte ſie in die Tiefe hinabſtürzen können.

Was ließ ſich in dieſer Lage thun? Sie mußten den Anbruch des Morgens abwarten, und die Gefahr, in der ſie jetzt ſchwebten, mit der andern, von Spähern und Verfolgern entdeckt zu werden, vertauſchen.

Nach vielen peinlichen Stunden und nach einigen mißlungenen Verſuchen, wieder auf einen betretenen Pfad zu kommen, lichtete ſich allmählig die Gegend.

Es ließ sich jetzt die Lage unterscheiden, in der sie sich befanden. Sie standen dicht am Abhange eines tiefen Bergkessels, rings von schwarzen Felsen umgeben, die an manchen Stellen so morsch waren, daß sie bei der leisesten Berührung sich abschieferten. Endlich entdeckte Jaques den Weg, den sie in der Nacht verloren hatten; sie waren schon weit über die Gegend hinaus, die ihm noch bekannt war, doch setzten sie ihre Flucht bald kriechend, bald sich bückend, und nur selten auf einem freien Wege fort.

Aber die Gaben des Geschicks sind treulos. Die kleine Strecke eines gebahnten Pfades, welche die Flüchtlinge mit der Hoffnung, aus dem Bereich ihrer Feinde zu sein, betreten hatten, gab sie am Ende in die Hände derer, denen sie sich entronnen glaubten. Die Drohungen Alfreds, sein Widerstand, Jaques Bitten — nichts fruchtete. Umringt von mehreren Bewaffneten, mußten sie sich rettungslos in ihre Gewalt geben.

Herr Guinand von Caen, der sich bald von Malparts leeren Händen überzeugt hatte, war schon am folgenden Morgen wieder aufgebrochen, begleitet von Entschuldigungen und Vertröstungen auf

die nächsten acht Tage. Daß er seine Reise ohne Nutzen unternommen habe, suchte ihm Malpart auf alle Weise auszureden. Er überschüttete ihn mit Komplimenten und Grüßen für seine Familie, und versprach in wenigen Tagen die Göttin des Glücks durch die der Kühnheit zu besiegen, und ihm die versprochenen spanischen Weine innerhalb eines Monats beizutreiben, und sollte er deshalb selbst nach dem Cap Finisterre segeln.

Diese Versprechungen hielten den Kaufmann von seinem Entschlusse, ehrlich zu werden, ab.

Malpart liebte die Unthätigkeit nicht; er beschloß, den frischen, vom Lande wehenden Morgenwind zu benutzen, und noch in der Frühe die Anker zu lichten. Als er sich, um seine Befehle zu geben, dem Ufer näherte, trat mit verlegener Miene Tidetail auf ihn zu.

„Habt Ihr eine Suppe versalzen, Meister Koch, oder warum schneidet Ihr so erbärmliche Gesichter?“ fragte Malpart.

Allmählig löste sich von Tidetails bebenden Lippen die Thatsache, daß ihm sein Chargé d'affaires, seine rechte Hand, der Galgenstrick Jaques schon wieder entlaufen sei, und es ging ihm dabei kalt

über die Haut, weil ihn der Kapitain für diesen Fall in Zukunft verantwortlich gemacht hatte.

Malpart fühlte das Bedürfniß, seiner ärgerlichen Stimmung an Jemandem Luft zu machen, er fuhr daher auf den Koch los und überschüttete ihn mit seinen Verwünschungen. „Du Bratenwender! sollte man Dir nicht die Haut abziehen, Dich an den Spieß stecken und von einem Schöpse über'm Feuer drehen und mit Deinem eigenen Fett begießen lassen? Wäre es nicht gerathen, Dich an einen Felsen anzubinden, daß die Vögel kämen, deren Schwestern und Muhmen Du in Deinem Leben die Lebern zerhackt hast, und Dir die Deinige jetzt ausfräßen? Wo hast Du die Augen? Was macht der alte Geck für Streiche!"

Tidetail athmete auf; denn die unbestimmten Redensarten des Kapitains: sollte man nicht? wärst Du nicht werth? hatten etwas Beruhigendes; auch pochte er im Stillen auf seine Kochkunst, der selbst Malpart, obschon kein Feinschmecker, wie der Abt im Benediktinerkloster, Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, weshalb es diesem leid thun würde, einen feinen Kopf, so methodisch im Braten und Sieden, so voller Recepte für tausend Arten von Ra-

gents und Pasteten, den Fischen vorzuwerfen; ja, Tidetail konnte diesen künstlerischen Kopf in demselben Augenblicke wieder frei erheben; denn unter den Gefangenen, die jetzt vor Malpart gebracht wurden, befand sich Jaques, sein entlaufener Bratenwender.

Während der zuweilen menschenfreundliche Kapitain noch darüber nachdachte, wie er die dem Ausreißer für den wiederholten Fall des Entlaufens gedrohte Todesstrafe noch für das nächste Mal aussetzen sollte, ohne sich vor seinen Leuten inconsequent zu zeigen, trat Alfred unerschrocken auf ihn zu und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die ihm seine gerechte Entrüstung eingab.

„Elender," rief er, „daß Du nie jene Würden und Abzeichen getragen hättest, die den Ehrenmann und Krieger zieren! Wie lange hoffst Du Dein abscheuliches Handwerk noch treiben zu können, das die Räubereien der Ungläubigen noch überbietet, die wenigstens das Eigenthum und das Leben ihrer Landsleute schonen? Dreifache Schmach treffe Dich, daß Du den ehrlichen Namen des Mannes, der Deine Blöße bekleidete, mit dem Schmutze Deiner Handlungen besudelst, und seinen guten Ruf an

den Pranger ſtellſt, wohin nur Du und der Auswurf, der Dich umgiebt, gehören!“

Die erſten Worte dieſer Anrede waren ſchon hinreichend, Malpart in die höchſte Wuth zu verſetzen. „Man wird Dir die Zunge ausſchneiden,“ fuhr er auf ihn ein, „und ſie Dir zu verzehren geben, damit Du die Süßigkeit Deiner Rede koſten kannſt! Ha, wir kennen uns! Ein artiges Wiederfinden! Junger Mann, Sie haben eine Carriére gemacht, ſind vielleicht Lieutenant-Major bei den Douaniers geworden. Oder ſchickt Sie Ihr achtbarer Herr Vormund, um mir eine Faſtenpredigt zu halten? Sind Sie vielleicht beim Priſengericht in Havre angeſtellt, und unwillig, daß ich Ihnen keine Advocatenſporteln zu verdienen gebe? O es ſoll Ihnen nichts entgehen, was Ihnen gebührt. Machen Sie es ſich in meiner Wohnung bequem, die nächſte Priſe wird unfehlbar von Ihnen zu Protocoll genommen werden.“

Malpart hatte den jungen Dumallet erkannt, ahnte aber nicht, wie er in dieſe Gegend gekommen.

Alfred erwiederte ſeine höhniſche Begrüßung mit Stillſchweigen, und wurde auf den Befehl des Ka-

pitains, der ſich während des jetzigen Ausflugs auf eine möglichſt grauſame Beſtrafung beſinnen zu wollen ſchien, in ſtrengen Gewahrſam gebracht.

Der unglückliche Jaques, den jetzt außer der Strafe des Entlaufens auch die der Verrätherei traf, mußte auf das Schiff zurück, um der Mannſchaft, wie der Kapitain ſagte, eine Unterhaltung für den Morgen zu verſchaffen.

Der enge Raum einer Felſennische, deren Eingang mit einem großen Stein verſperrt wurde, war das Gefängniß, das den ungefeſſelt gebliebenen Alfred einſchloß. Welche Wechſelſchläge trafen dieſen jungen Mann, ehe ihn das Geſchick erreichte, dem er unabwendlich geweiht ſchien! Die heimathlichen Gegenden, die in ſeiner Erinnerung in lachendem Sonnenſchein glänzten, ſah er jetzt mit grauem Flor umzogen und von Gewittern bedeckt, die auch für ihn einen tödtenden Blitz entladen ſollten.

Die Oeffnung, die der vor ſeinen Gewahrſam gelegte Stein ließ, war groß genug, daß ſeine Blicke den Meeresſpiegel beſtreifen konnten. Dieſe Wellen waren trügeriſch, ein beſorgter Schiffer würde ſie heute nicht befahren haben, die grauen Wolken hingen nur ſchwach am Himmel und ſchienen ſich

mit jedem Augenblick in Regen auflösen zu wollen. Doch der Hahn hatte die trotzige Natur seines Besitzers angenommen, und verließ das Ufer, nur von einem schwachen Winde getrieben. Alfred glaubte bestimmt, den armen Jaques an einer Segelstange hängen gesehen zu haben.

Die Aussicht in die Zukunft wurde immer enger und dunkler, und er legte sich erschöpft auf den Boden seines Behälters nieder. Die weiten Arme des Meers hatten oft in diese Wölbung hineingelangt. Sie hatten Muscheln, vermoderte Fische, bunte Steinchen zurückgelassen: auf diesem harten Lager streckte sich Alfred aus, sich in die Möglichkeiten der Rettung wiegend, unter denen das herankommende Unwetter, das Malpart vernichten konnte, nicht die geringste war. Ein halbwacher, dämmernder Traum fuhr über seine brennenden Augen. Doch hatte er sie kaum geschlossen, als ihn ein lauter und naher Lärm aufweckte.

Er bemerkte bald, daß seine Wächter Malparts Abwesenheit benutzten, um sich den zügellosesten Erhohlungen von den gehabten Anstrengungen zu ergeben. Seine Liebe zum Leben zeigte ihm auch hierin wieder einen Hoffnungsschimmer der Ret-

tung. Er berechnete nicht mit Unrecht, daß ſich die Wirkung der ſtarken Getränke aus den Kolonien zuletzt in einem feſten Schlafe äußern mußte, und er beſchloß, dieſe Umſtände nicht unbenutzt zu laſſen.

Allmählig nahm der Lärm der zechenden Geſellen ab, die Stimmen wurden heiſerer, die Worte lallender, und zuletzt trat eine Stille ein, die nur von dem monotonen und correſpondirenden Schnarchen der Schlafenden unterbrochen wurde. Alfred ſtemmte ſich jetzt mit aller ihm nur möglichen Kraft an den Stein, der ſein Gefängniß verſchloſſen hielt. Nach vielfachen, vergeblichen Verſuchen wich er ſo weit, daß er ſich mit Mühe durch die ſo entſtandene Spalte drängen konnte.

Er trat in den offenen Raum, wo ſich nichts ſeiner Flucht entgegenſtellte. Welche Verwüſtung umgab ihn! Zertrümmerte Kiſten, eingeſchlagene Tonnen, Bretter, von denen das Eiſen gebrochen war, lagen rings umher. Ein unvorſichtiger Funke hätte bei der Menge des aufgehäuften Strohes, in dem die geraubten Waaren verpackt geweſen ſein mußten, das ganze Güterlager in Brand ſtecken können. Aſchenhaufen und ausgebrannte Erdſtellen

waren die Spuren der jüngſten Raſt, welche die Mannſchaft des Hahns hier gehalten hatte.

Alfred hatte den richtigen Schluß gezogen, daß die Abweſenheit Malparts die Wachſamkeit der Poſten ſehr herabgeſetzt haben würde. Der allmählig herabträufelnde Regen begünſtigte ſeine Flucht ebenſoſehr, als der dichte Nebel, der auf den Felſen lag, und machte, daß er aus der Ferne nicht geſehen werden konnte. Er hatte die ihm am heutigen Morgen ſo ungünſtige Stelle glücklich umgangen, und der gute Erfolg ſeiner Wanderung beflügelte immer mehr ſeine Schritte. Er mußte ſich ebenſoweit vom Meere, als von dem Orte, dem er entronnen war, entfernt haben; denn der Nebel wurde immer ſchwächer und erlaubte ihm, die Umgebungen zu unterſcheiden. Das Gebirge verlor die bizarre Zerriſſenheit, die ſich in der Perſpective ſo ſchön ausnimmt, aber von dem Wanderer, der mit ihr zu kämpfen hat, verwünſcht wird.

Alfred ſtand einen Augenblick ſtill, vielleicht nur um Athem zu ſchöpfen. Warum mußte er ängſtlich blicken? Warum mehrere aus der Ferne blinkende Flintenläufe durch einen ſchnellen Seitenſprung

zu vermeiden ſuchen? Seine Schüchternheit hatte ihn verrathen; denn eine kräftige Fauſt packte ihn am Kragen und warf ihn mit einigen derben Flüchen zu Boden.

Diesmal war es aber nur ein Mißverſtändniß. Alfred iſt in den beſten Händen und geſicherter als je. Freilich ſind die Douaniers Leute von etwas ſchwierigem Glauben; ſie machten Umſtände und ſetzten in Alfreds Ausſagen all das Mißtrauen, das von ſeinem ſpionenartigen Aufzug und ſeiner abentheuerlichen Erzählung unzertrennlich war. Als aber der Corporal auf der nächſten Wachtſtation erklärt hatte, Herr Alfred Dumallet ſei unſtreitig der, der er ſei, ſie haben das Glück gehabt, dem Kaiſer einen ſeiner ausgezeichnetſten Offiziere zu erhalten, ſo beglückwünſchten die Jäger den jungen Mann und ſich ſelbſt; denn er hatte ſie ſeine Befreier genannt, und verſprochen, ihrer eingedenk zu ſein. Der Corporal warf ſich in die Bruſt, weil er von einem Offizier das Ehrenwort erhalten hatte, und begleitete ſeinen Mann bis auf die Landſtraße, die ihn in kurzer Zeit nach Honfleur brachte.

Alfred war gerettet, und nun wieder auf dem Punct, auf dem er in dem Augenblick ſtand, als

der räuberiſche Hahn die erſte Ladung auf den hanſeatiſchen Apollo gab. Dieſelbe Sehnſucht, dieſelbe Ungeduld. Ein Schiffer band ſo eben ſeinen Kahn los, um noch vor Nacht das jenſeitige Ufer der Seine zu erreichen. Alfred rief ihn an, der Handel war geſchloſſen und die ſchleunigſte Fahrt zur Bedingung gemacht.

Die Geſpräche, die der Schiffer anknüpfen wollte, kamen ihm zur Unzeit; er antwortete kurz und beklagte, daß kein zweites Ruder vorhanden ſei, um jenem beizuſtehen.

Es ging eine kalte Nachtluft; der Schiffer gab ſeinen Mantel her und Alfred ſchlug ihn nicht aus; denn ein Froſt rieſelte durch ſeinen ganzen Körper. „Was iſt Ihnen?“ rief der erſchrockene Alte; „junger Mann, Sie zittern! Sie ſehen ſo bleich, Sie ſind krank!“

Alfred konnte nicht antworten; denn der Fieberfroſt ſchüttelte ihn, daß er die Zähne nicht mehr in ſeiner Macht hatte. Die feuchte Luft über dem Strome brachte das heftige Fieber, zu dem die Anſtrengung der letzten Tage, ſeine ſchlechtgeheilten Wunden, die Abwechslung der Gemüthsſtimmung, den Grund gelegt, zum Ausbruch. Der Schiffer

dankte den Heiligen, als er seinen Kahn ans Ufer legen konnte, und nahm Alfred in seine niedrige Hütte, wo er ihm mit thätiger Hand beisprang.

Unser junger Freund hatte die traurige Aussicht, sich noch mehrere Tage auf seine Ankunft in Havre vorbereiten zu müssen.

* * *

Nichts ist peinlicher, als den Verlauf einer Begebenheit abwarten, der man selbst den ersten Anstoß gegeben hat. Wie ärgerlich ist es schon, einen Brief entbehren zu müssen, der uns Antwort auf eine wichtige Anfrage bringen soll! Man zählt die Stunden und Meilen, welche unser Brief bedurfte, um an den Ort seiner Bestimmung zu kommen, man denkt sich den Augenblick, da ihn der Empfänger liest und zusammenlegt. Die Angelegenheit ist wichtig, er sollte sich sogleich hinsetzen, und die Antwort aufzeichnen; aber um in seiner Berechnung keine zu kurzen Ansätze zu machen, so fingirt man irgend ein Hinderniß, ein noch wichtigeres Geschäft, ein Familienfest, eine Unpäßlichkeit, die den Empfänger vom Antworten abhalten konnte. Jetzt endlich denkt man sich den Brief versiegelt, man

vergleicht den Postcours, rechnet wieder sorgfältig die Meilen aus, die er zurückzulegen hat, um endlich einzutreffen. Der Posttag ist da, und der Brief ist ausgeblieben. Wie ärgerlich! Man muß wieder einen ganzen Tag zulegen, und noch einen, und wieder einen, man lauscht auf die Hausthür, um diese Stunde kommt der Postbote: ist er's? ist er's nicht? Nein, es ist ein Mann von der Obrigkeit, eine Obstverkäuferin; was kann man nicht alles sein, wenn man kein Briefträger ist!

So geht es Bernard mit seinem auf immer verschwundenen Schiffe.

Der unglückliche Mann! er ist Großhändler, er weiß, welchen Zufällen die Fracht ausgesetzt ist, daß eine Achse brechen, oder auf dem Meere ein Segel zerreißen kann; er kennt die tausend Hindernisse, die die schnelle Fahrt zu Wasser und zu Lande aufhalten. Das erhielt ihn in den ersten Wochen, da er die Rückkehr des Hahns erwartete, noch in jeder Hoffnung aufrecht. Er legte die Scham seines Schiffes, ohne Beute wieder heimzukehren, in die Wagschaale seiner Erwartung, und beschied sich mit dem Troste, daß der Hahn zu viel auf die Ehre halte. Aber zuletzt schwanden alle Vermuthungen,

und mit ihnen jede Beruhigung. Seine andern Schiffe hatten während dieser Zeit zweimal die Reise nach Westindien gemacht; das Betragen Malparts schien ihm jetzt unverantwortlich.

Die Möglichkeit, daß er von den Engländern angegriffen und genommen sei, wagte er sich früher kaum zu gestehen; aber jetzt zogen die Umstände jeden Schleier von derselben; denn welcher Ausweg war übrig? Bernard suchte sich an diese für ihn jetzt gewisse Annahme zu gewöhnen, er zerdrückte einige Thränen, und strich die verlornen Summen aus seinem Buche.

„Was thu' ich noch in meinen alten Tagen!" sagte er heimlich zu sich selbst, „ich betrüge mein Kind um seinen Reichthum. Gott und Matthieu verzeihe es mir!"

Aber auch dieser Trost, und das Aeußerste war hier Trost geworden, wurde dem Armen entrissen; denn ein Seeoffizier, der in der Citadelle eine Mission hatte, und von dem Kaufmann zu einem Gabelfrühstück eingeladen war, betheuerte ihm, der Hahn sei gesund und wohlbehalten, er kreuze zwischen Havre und Cherbourg, werde von den französischen Schiffen zuweilen visitirt und in vollkom-

men befriedigendem Zustande befunden. Dem Kaufmann wurde es bei dieser Nachricht schwarz vor den Augen; aber er besaß die Eigenschaft zärtlicher Väter, die ihre entlaufenen, längst in den Zeitungen als enterbt und borgensunfähig erklärten Söhne gegen Fremde nicht verläugnen können. Bernard sprach mit Wärme von seinem Kinde, da er hörte, daß es noch am Leben sei. Er umarmte den Offizier und bat ihn, bei der nächsten Visitation Malpart doch zu grüßen und ihn flehentlich zu ersuchen, er möchte einmal in die Arme seines Freundes zurückkehren.

Und von diesem Augenblicke an konnte man ihn wieder stundenlang auf der Terrasse sehen, wohin er sich alle möglichen optischen Instrumente hatte bringen lassen. Er bewaffnete sein schwaches Auge dreifach und vierfach, und schaute hinaus in die leere Weite, an jedes Pünctchen seine Seele, seine Hoffnung, sein Alles hängend.

Helene hatte unter diesen Verhältnissen einen schwierigen Stand. Sie mußte den Vater behandeln, als sei ihm ein Sohn gestorben und kein Trost mehr für ihn zu finden. Für sie waren diese Umstände um so lästiger, je mehr sie Bernard an

ſeine Verbindung mit Matthieu erinnerten. Dieſer hatte ihn einige Male um ſeine Kaperunternehmung gefragt, und nur ſchlechte Antwort deshalb von ihm erhalten können. Der ſchwache Kaufmann glaubte ſeinen Freund und gehofften Eidam zu erzürnen, weil er mit dem Vermögen, das Helenens Beſitz werden mußte, noch in ſeinem Alter ein ſo gefährliches Spiel wage; er drang daher immer in Helenen, ihm ſeine liebſten Wünſche zu erfüllen.

Welche Tage für ſie! Sie konnte ihre Hoffnungen nur von Alfred erfüllt ſehen, den ſie ſich nicht als todt zu denken vermochte. Wir wiſſen, wie wenig ſie ſich täuſchte. Die Liebe erhebt die Seele über den engen Raum der ſinnlichen Anſchauungen, ſie giebt dem Auge eine Schärfe, die in die weiteſte Ferne dringt, und hebt die Gränze zwiſchen dem Gewünſchten und Geahneten und der Wirklichkeit deſſen auf, was für Fremde nur die Wahrheit des Traumes hat.

Ein ſchöner Tag begrüßte den dämmernden Morgen, und die Wälder, die Berge, die Wieſen und die Fläche des Meeres ſtiegen aus den nächtlichen Schatten dem kommenden Lichte entgegen. Ueber

Bernards Augen kam ſchon lange kein regelmäßiger Schlaf mehr, der ihm nur im Zuſtande der Erſchöpfung nahte. Da ſtand er ſchon am thauigen Morgen auf der Terraſſe, den Blick durch einen langen Tubus in die Ferne gerichtet und Betrachtungen anſtellend über das Nichts, das Leere, das Unſichtbare. Und doch! ſein Blick ſcheint ſich wieder an einen Punct angeklammert zu haben, er hört nichts von den freundlichen Morgengrüßen, die ihm Helene mit der dampfenden Chocolate bringt.

„Vater ich habe heute von Litt. B. genommen, die weniger Vanille enthält.“

— „Etwas iſt es, das laß ich mir nicht nehmen.“

— „Der Comtoirdiener hat nur einen Brief von der Poſt gebracht.“ —

„Es müſſen zwei ſein, darauf leg' ich einen Eid ab.“ —

„Ich habe flüchtig in die Zeitung geſehen; in Paris ſollen ſich alle Wahnſinnigen aus der Salpetrière losgeriſſen haben.“ —

„Sie kommen hieher, daran iſt gar kein Zweifel!“

— „Gott, das wäre entsetzlich! Vater, wo denken Sie hin?“

Jetzt hatte Bernard außer dem Gehör auch die Sprache verloren; er war nur noch Auge, alle seine Nerven spitzten sich, sein Rücken wurde immer gebogener, er schien in das Fernrohr hineinschlüpfen zu wollen.

Nach einigen peinlichstillen Minuten unterschied auch Helene in der Ferne zwei Puncte, von denen der eine jedoch weißer schien, als der andere. Jetzt sah sie deutlich, daß es ein Segel war, dem etwas Zweites folgte, das doch unstreitig auch nur ein Schiff sein konnte.

Bernard sah dies Alles deutlicher, er sprang zurück, voller Entzucken; nichts konnte ihm erwünschter sein, als die Anwesenheit seiner Tochter, er umarmte sie, tanzte, jubelte, und rief einmal über das andere. „Er ists! Ich Thor, wie konnte ich glauben, daß man alle Tage ein Schiff kapert! Sieh, Kind, er schleppt einen erlegten Seedrachen hinter sich, er wird wie der heilige Georg in den Hafen ziehen, sieggekrönt, die Menge wird jubeln, die Schadenfreude verstummen; i, ich muß eilen! meine

Pantalons! die geblümte Weſte! wo? wo? ich habe keine Zeit zu verlieren.“ —

„Aber, Vater, ſehen Sie doch noch einmal hin! Ich meine etwas ganz Anderes zu bemerken, als Sie.“ —

„Kind, was Du mich ärgerſt durch Deine Kälte, Deine Zweifel! ich kenne mein Eigenthum: Malzart bringt uns eine Priſe, weißt Du, was eine Priſe iſt?“ —

„Wie aber, wenn wir dieſe Priſe wären? das voranſegelnde Schiff iſt zu groß für den Hahn.“ —

„Pah, das verſtehſt Du nicht!“

Aber Bernard war vernünftig genug, ſich noch einmal an ſein Rohr zu ſtellen. Er rückte es wieder in die rechte Lage und ſah. „Mein Kind,“ ſprach er jetzt mit abgebrochenen Sätzen, „das Ganze läuft auf eine Proportion hinaus. Die natürliche Größe verhält ſich zur ſcheinbaren, wie die Entfernung zu —. Das erſte Schiff hat etwas Fremdes für mich, das muß ich zugeben; aber wie lange haben wir uns auch nicht geſehen, mein liebes Thierchen! — Dieſes Teleſkop hat mich tauſend Franken gekoſtet, man wird mich doch nicht betrogen

haben! — Hm, das Wrack — ja das gefällt mir gar nicht — dieſe apfelrunden Seitenwände habe ich irgendwo ſchon einmal geſehen; aber ich kenne ſehr viele Schiffe —. Und dennoch — o das iſt ja lächerlich — nein, im Gegentheil, ich ſehe darin keinen Spaß — ſo, ſo — wenn das mein Hahn iſt, ſo läßt er gewaltig die Federn hängen. Mein Gott, ich bin ein unglücklicher Mann!"

Bernard fiel zurück; er war einer Ohnmacht nahe; denn die Thatſache ließ ſich nicht mehr leugnen.

Ein franzöſiſches Kriegsſchiff brachte den ſchlotternden Hahn in den Hafen von Havre de Grace zurück.

Bernard erholte ſich; denn die eigentliche Bewandniß, die es mit dem Hahn hatte, konnte er noch nicht ahnen. Er nahm es gern an, daß ſich Helene nach dieſer erkundigen wollte, ihm ſelbſt wäre es unmöglich geweſen, in den Hafen zu gehen und ſich dem Spotte ſeiner Neider preiszugeben. Aber der nächſte Augenblick ſchon ſollte Alles aufklären. Helene ſtürzte zurück, weil ſie einem Beamten der Polizei begegnet war, und dieſer folgte ihr auf dem Fuße.

Der Commiſſär war ſo verlegen, wie der Kaufmann. Jener zuckte die Achſeln, dieſer die Lippen; jener wußte keine Anrede, dieſer keine Begrüßung zu finden. Endlich hieß es mit halber Stimme: „Was bringen Sie uns?“

Der Commiſſär fertigte ſeine Hiobspoſt ab. Bernard war einer gerichtlichen Unterſuchung verfallen. Der Hahn, ein mit kaiſerlicher Erlaubniß von dem Kaufmann Bernard auf die Kaperei gegen engliſche und nicht franzöſiſche Flagge führende Schiffe ausgerüſteter Kutter, hatte ſeine Vollmacht geſetzwidrig überſchritten, Seeraub und Schleichhandel getrieben, war endlich von einem franzöſiſchen Kriegsſchiffe verfolgt und erlegt worden. Der Eigenthümer war als Seeräuber und Schleichhändler den Geſetzen verfallen. Der Commiſſär hatte das Haus zu verſiegeln und den Angeklagten gegen eine Caution zu verpflichten, daſſelbe nicht zu verlaſſen; es ſtehe ihm frei, ſich vor dem Handelsgerichte durch einen Advocaten vertheidigen zu laſſen.

Der Commiſſär empfahl ſich, Bernard war vernichtet, und Helene war zu ſehr Weib und zu ſehr Kind, als daß ſie nicht hätte unterliegen ſollen.

Die Abwechſelungen folgten raſch auf einander; ſie brachten Neues, das das Alte zum Theil beſtätigte, zum Theil erträglicher machte.

Jaques fand ſich wieder ein, ſo ſehr den Leſer überraſchend, der ihn längſt vom Schauplatz verſchwunden glaubte, als den Kaufmann, der ſich ſeine Stellung zu Malpart nicht erklären konnte. Jaques gab ſeine Erfahrungen mit einer grenzenloſen Weitſchweifigkeit wieder, weil er das Wichtigſte vielleicht zuletzt laſſen wollte.

Das Wiederfinden Alfreds machte auf Helenen einen elektriſchen Eindruck. Sie vergaß die Lage ihres Vaters über dieſen Nachrichten und überließ ſich einer Freude, die bei Liebenden immer ein Triumph iſt, den der gute Engel des Menſchen in ihm feiert. Welche Haſt! wie hing ſie an den Lippen des Knaben! Sie ſchnitt ſeine weitſchweifige Rede, die kein Ende finden konnte endlich ab, weil ſie nur von Alfreds Schickſal intereſſirt wurde.

Jaques hatte ihn verlaſſen, als er wie Prometheus an einen Felſen geſchmiedet wurde. War er gerettet? laſſen ſich ſeine Wächter nicht ergreifen? oder iſt er dem Verhängniß ſchon verfallen?

Dieſe Fragen konnte nur der beantworten, der ſie ſelbſt erlebt hatte.

Gnädiger Genius der Liebe, du ſpendeſt deine Gaben, wenn die feindlichen Mächte dich losgelaſſen, niemals mit karger Hand! — Alfred lag in Helenens Armen, noch ehe die eiſige Hülle einer neuen Ungewißheit ſich um die Frühlingsfreude der Ueberraſchung, die Jaques Erzählung in ihrem Herzen keimen ließ, legen konnte.

Die Ereigniſſe waren jetzt alle auf dieſen kleinen Punct zuſammengedrängt, daß ſelbſt Bernard das ferne St. Pierre und den künftigen Eidam vergeſſen hatte, und, wenn auch ſein Herz vor eigenem Kummer der Freude des Wiederſehens ſeines ehemaligen Mündels nicht offen ſtand, doch zu den Umarmungen ſchwieg, die in ſeiner Nähe zwei Weſen beglückten. Als Seeräuber den Strick ſchon um den Hals ſpürend, ließ er Alles geſchehen.

Der geneſene, heimgekehrte Alfred war bald von der Lage der Dinge unterrichtet, und Jaques hatte ihm mitgetheilt, wie ihn erſt auf dem Schiffe

ein Sturm gerettet, während deſſen er im unterſten Raum gebunden habe liegen müſſen, wie dann ſeine Execution von Neuem ein Angriff verhindert habe, den Malpart auf einen Kauffahrer gemacht, wie endlich ein franzöſiſches Schiff blitzſchnell herbeigeeilt ſei, den Hahn überraſcht, und ihn erlegt habe, wie der größte Theil der Mannſchaft und auch Malpart, nach hartnäckigem Kampfe gefallen, ein andrer Theil gefangen, und er ſelbſt im Vertrauen auf ſeine Jugend und ſeine Ausſagen, die ſeine Feſſeln beſtätigt, entlaſſen worden ſei, und ſich freue, jetzt hier Alles fröhlich und zufrieden zu ſehen. Jaques war ein ſchlechter Menſchenkenner, denn in Bernards Mienen gab es Nichts, was eine Zufriedenheit hätte andeuten können. Aber wollte er vielleicht prophezeien, ſo hatte er allerdings Recht. Bernards Beſorgniſſe ſchwanden allmählig vor dem Zuſpruche Alfreds.

Dieſer, als Juriſt, zeigte ihm, daß Thatſachen erſt dann unwiderleglich würden, wenn ihre Verbindung erwieſen wäre; daß die Gerechtigkeit in der Kette der Ereigniſſe und Handlungen nicht nur

den Anfang und das Ende sehe, sondern auch die Mittelglieder, und daß das Wahrscheinliche oft eben so weit von der Wahrheit entfernt sei, als das erweislich Unwahre.

Diese Casuistik hatte etwas Beruhigendes für Bernard. Er hörte mit sichtlicher Erheiterung, daß Alfred ihn vor Gericht vertheidigen wolle, er erinnerte sich des vielen Geldes, das es gekostet, ehe sein Mündel ein tüchtiger Jurist wurde, und der Zeugnisse, die dafür auch dem Fleiße und dem Scharfsinne des jungen Mannes ausgestellt waren. Jetzt fiel es ihm auch ein, daß vor ihm Jemand stand, den das Grab wieder herausgegeben hatte, er thaute auf, und bewillkommnete den jungen Mann zu Helenens unnennbarer Freude erst mit dem einfachen Gruße: „Ei, mein lieber Herr Alfred, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen!“ dann aber immer herzlicher und hingebender, denn Alfred war so klug, von Nichts, als von seinem neuen Advocatendebüt zu sprechen, von den Beweismitteln, den zureichenden Gründen, den Einreden, den Repliken und Dupliken. Zuletzt über-

zeugte sich Bernard auch selbst, daß er im Grunde unschuldig sei, und daß man ihn dafür auch anerkennen müsse.

Der Tag rückte heran, da der Angeklagte vor die Schranken des Gerichts treten und sich von den geschwornen Schwarzmänteln richten lassen sollte. Seine eigene Vertheidigung hatte Bernard ganz in die Hände Alfreds gegeben, der nach Verlesung der Anklageacte und Vorlage der einschlagenden Documente anfing, jeden einzelnen Punct zu verfolgen und ihn so darzustellen, wie er zur Rechtfertigung des Kaufmanns dienen mußte. Er zeigte, daß Bernard nicht der Theilnehmer an der in Frage stehenden Schuld sei, sondern vielmehr der durch sie Verrathene, Preisgegebene, wie ihn auch nicht einmal der Vorwurf treffen könne, das vorliegende Verbrechen veranlaßt zu haben, da die Ausrüstung des Kaperschiffes eine patriotische Handlung war und den wärmsten Dank der Nation verdiente.

Hier machte der Redner den Uebergang auf den Charakter, die Tugenden, die Verdienste seines

Schützlings. Er nannte das ganze Leben desselben eine Kette von Aufopferungen, um nicht nur den Gesetzen, sondern auch den Bedürfnissen des Gemeinwesens zu dienen. Bernards Name habe in den vaterländischen Kolonien denselben guten Klang, wie in den Mauern seiner Vaterstadt, und man würde ihn niemals nennen können, ohne sich an die Opfer, die er seinen Mitbürgern gebracht, an die Wohlthätigkeit, die ihm den Segen so vieler Armen erworben, zu erinnern.

Das Ganze endete mit einer Aufforderung an die Richter, den Schein der Wahrheit, der in der Anklage liege, durch die unleugbaren Anzeichen der Unschuld zu vernichten, die vorliegende Thatsache mit Einsicht zu prüfen und seinem Clienten durch ihre Entscheidung die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Einer solchen Auseinandersetzung, unterstützt von so glänzenden Rednertalenten, konnte Niemand widerstehen. Bernard wurde einstimmig für nicht schuldig erkannt und von glückwünschenden

Freunden und einer jubelnden Menge vor das Gerichtshaus an ſeinen Wagen begleitet.

Bernard war weniger von ſeiner Freiſprechung, als von der begeiſterten Schilderung ſeines Charakters und ſeines Lebens, wie Alfred ſie entworfen hatte, gerührt. Er erſchien ſich in einem neuen, verklärten Lichte, und empfand zum erſten Male in einem in unaufhörlicher Haſt verfloſſenen Leben das Glück eines zufriedenen Rückblicks auf die Vergangenheit. Er wagte, ihr ohne Erröthen entgegenzutreten; denn die öffentliche Stimme hatte ihn ermuthigt, und ihm die Dreiſtigkeit gegeben, einen gewiſſen edlen Stolz auf ſich ſelbſt zu fühlen.

Wie konnte er aber den, der ihm dieſe Seligkeit verſchafft hatte, der ein ſo aufmerkſamer Beobachter und billiger Richter ſeiner Handlungen geweſen war, durch einen andern Preis ehren, als der dieſem ſelbſt der höchſte war? Er legte die Hände der Liebenden in einander, und hatte in der That für St. Pierre, und ſeinen langjährigen Commanditär das Gedächtniß verloren. Als aber dieſer wie-

der vor ſeine Seele trat, wies er ihn ohne Weiteres in den Hintergrund, ſetzte ſich zu einem Briefe nieder und ſchrieb ihm die Umſtände, die eine Aenderung ſeines Entſchluſſes herbeigeführt hätten, beſtellte einige Zentner Fernambuchhölzer und empfahl ſich zu geneigtem Andenken.

So endete dieſe durch einen Kaperbrief herbeigeführte Kataſtrophe.

Die Tragödien der alten Griechen haben die Verirrungen und Wechſel, die einer über das Maaß hinausſchreitenden Handlung auf den Ferſen folgen, in unzähligen Beiſpielen dargeſtellt. Ihre erhabenen Chöre bewegen ſich in dieſem Grundſatze der antiken Lebensphiloſophie, daß das Hinausgreifen über ſeine eigene Grenze nicht nur die ſchlummernden feindlichen Gewalten weckt, ſondern auch die Rächer *der* Handlungen, deren Früchte wir nicht einmal zu eigenem Genuß erhalten haben.

Sehen wir hier die Folgen eines Kaperbriefs, den eine Regierung immerhin ertheilen mag, der aber

nicht von Jedem angenommen werden ſoll, dann möchte man glauben, das alte Fatum ſei von den chriſtlichen Göttern zwar um ſeine Altäre und Opfer gebracht, aber mediatiſirt und mit Sitz und Stimme in der Regierung der Welt gelaſſen worden.

# Die Sterbecassirer.

---

Bambocciade.

Drei, vier, fünf!

Fünf Uhr, und der spindeldünne, schwarze, gespenstige Küster zur St. Bethlehemskirche im Ostsüdostende von Berlin tritt mit einem klirrenden Schlüsselbunde aus dem kleinen Sacristeipförtchen an die großen Kirchenthüren, um sie aufzuschließen, und die Orgel beginnt ein schwellendes Recitativ, und der Tempel des Herrn speit allmählig die Kinder der Gerechtigkeit aus.

Da wanken sie her, diese begnadigten Gestalten, mit ihren verzückten Augen, ihren wiedergebornen Leibern, ihren gerechtfertigten Kleidern der Unschuld, und blicken schmerzhaft in die Straßen dieser sündvollen Welt, der sie auf den Flügeln der gotttrunkenen Rede ihres Seelenhirten kaum ent-

rückt waren, und ſie drücken einander die Hände und geben ſich den Kuß der Bruderliebe und fangen an, noch vor den Kirchenthüren die verklungenen Reden zu kritiſiren.

„Das waren heute Worte des ewigen Lebens!“ ſagt hier eine Schweſter zu einem geiſtlichen Bruder, der ihr ſeine beſcheidene Tabatiere von Nußholz offerirt, und Jener erwiedert: „Ach! es war wie das liebliche Rauſchen der Weiden am Bache Kidron!“ und ein Anderer ſieht in die blaue Luft und ſpricht: „So ſtieg ich empor, wie die girrende Taube von Naphthali!“ und ein Letzter ſieht auf die Pflaſterſteine und ſeufzt mit einem koloſſalen Gleichniſſe: „So wankte mein Gebein, daß ich niederſinken mochte, wie ein Opferſtier, dem der Prieſter den Hirnſchädel einſchlägt!“

Doch noch ſtecken die jubelnden Seelen in ihren irdiſchen Leibern und Leibröcken, noch ruft des Tags geſchäftiger Lärm einen Jeden zu den Kreiſen ſeiner Thätigkeit, oder, da es heute Sonntag iſt, ſeiner mäßigen Erholung.

Allmählig löſen ſich die einzelnen Gruppen, die leibliche oder himmliſche Verwandſchaft zuſammengeführt hatte, auf, man drückt ſich noch einmal die

Hände, fragt nach der Uhr, bittet um eine Abschiedsprise, und bald ist man alleine mit seinen Wünschen, seinen Rührungen, seinen Pflichten.

Die vornehmen Kinder Gottes, die mystischen Generale und Kammerpräsidenten, sind schon längst nach Hause geeilt, ängstlich sich umblickend, ob wo ein höherer Chef, oder ein Subaltern, oder ein witziger Bekannter diesen seltsamen Gang bemerkt habe; sie treffen daheim vielleicht schon die älteste Tochter im Ballstaate und den Wagen vor der Thür, um sie in Robert den Teufel abzuholen; sie werfen einen erbärmlichen Blick auf die weltliche Mutter, und schleichen in ihr Kämmerlein, um sich in der Langmuth und Duldung zu stärken.

Andere sind auf dem Wege, ihre weitläuftigen Verwandten zu besuchen, oder einen einsamen Spaziergang zu entdecken, oder einen wasserleeren Graben, wo sie, von den sinkenden Sonnenstrahlen und den Mücken gestochen, ihr anspruchloses Abendmahl verzehren.

Einigen aber, die sich zur großen Friedrichsstraße wenden, dann in die Kochstraße links, in die Charlottenstraße, den Foyer der Conventikel, rechts und endlich halbrechts in die anmuthige,

schattige Lindenstraße lenken, folgt die Muse, sie belauscht ihre Gespräche und giebt uns Rechenschaft über ihre Absichten.

Es sind schlichte, einfache Bürger in blauen Oberröcken oder schwarzen Fräcken, von denen jene immer das zu lang, was diese zu kurz sind; es ist ein bescheidenes Juste milieu der geistlichen Kindschaft, das ihnen aus den Augen sieht; sie unterhalten ihre Frauen, von denen sie nach der sonderbaren Galanterie dieser Leute immer zwei Schritte voraus sind, zuweilen noch von zeitlichen Dingen, von dem bankerotten Besitzer dieses Hauses, der neuen Anstellung jenes Miethers im dritten Stock, von dem großen Loose, von der neuen Fontaine, von der unglücklichen Niederkunft einer Prinzessin, kurz, sie scheinen allmählig aufzuwachen aus ihren mystischen Träumen und die Sprache, in der die Dinge dieser Welt reden, wieder zu verstehen.

Doch jetzt nahen sich die zärtlichen Ehepaare dem Kammergericht, sie werden schweigsamer, indem sie um die Ecke biegen, ihre Blicke hören auf, unbewacht umherzuschweifen, die Gatten halten fester zusammen, sie mäßigen ihre Schritte, und versinken aufs Neue in einen dämmernden Zustand.

Wovor erſchrecken ſie? warum dieſe Leichenbittermiene? ſehen ſie Geſpenſter?

Allerdings; es iſt ein Grabesfröſteln, das ſie plötzlich überkommt. Sie fühlen ihre Lippen bleicher werden, ſie hören das grauſame Oktoedron, Sarg genannt, mit hohlen Schlägen zimmern, ſie erblicken ſich im weißen Sterbemuſſelin, eine Zitrone in der Hand und ein Leichentuch vor dem Mund, die Stricke raſſeln an dem ſinkenden ſchwarzen Holze und die Erdſchollen fallen polternd in die froſtige Grube.

Leiſe fragt der Gatte ſein zitterndes Weib: „Sophie, Du haſt das Quartalbuch nicht vergeſſen?“ — „Nein, Gottlieb!“ Und nach einer ängſtlichen Pauſe fährt Gottlieb fort: „Sophie, Du haſt die ſechszehn Groſchen im Beutel?“ — „Ja, Gottlieb,“ ſagt die arme Sophie, „ich habe ſie in Papier und dann in mein Taſchentuch gewickelt.“ Und Gottlieb nickt beifällig und wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge.

Im Schattenreich kann man auf den Nachen des Charon nicht ſo ängſtlich warten, als die liebevollen Ehepaare, deren Geſpräche und Mienen wir ſo dreiſt belauſcht haben, vor einem kleinen Häus-

chen harren, an deſſen Eingange zwei breitlaubige Linden ihren ſüßen, würzigen Duft verbreiten.

Wie ſchneidend ſind die Contraſte im Leben! Während hier die Hinfälligkeit ſich die Hände drückt und zwei Weſen, die ſich in manchem Jahre den ſauern Lebensſchweiß von der Stirn getrocknet haben, in Todesgedanken verſunken ſtehen, rauſcht nur hundert Schritte weiter das tolle Gewühl der lebensfrohen Spaziergänger zum Thore hinaus, um ſich in den Strudel der Vergnügungen zu ſtürzen. Ein Wagen ſucht dem andern den Vorrang abzugewinnen, Stutzer, auf den beſten engliſchen Rennern, lorgnettiren die Schönen, die in den herrlichen Equipagen vorüberfliegen und vergebens ihre Reize unter dem verführeriſchen Gazeſchleier verbergen. Wird heute im Tivoli ein Eskamoteur das Becherſpiel des genialen Bosko produciren? werden die Alpenſänger vielleicht die berühmten Variationen auf den Schweizerbuben trällern? wird eine Ventriloquiſtin aus dem Bauche Komödien aufführen, oder ſoll gegen Nacht eine Citadelle erſtürmt, und mit bengaliſchem Feuer in die Luft geſprengt werden? Welche Erwartungswonne, welche Lebensluſt auf allen Geſichtern! und welch ſonderbare Contraſte

auf einem Raum von hundert oder, wenn man ſie länger nimmt, von achtzig Schritten!

Was ſind aber nun Sterbekaſſirer? was hat die Myſtik mit ihnen und die Lindenſtraße mit beiden zu ſchaffen? wozu dienen die ſechszehn Groſchen, die Sophie in ein Papier und in ihr Taſchentuch gewickelt hat, wozu das Quartalbuch, wornach Gottlieb ſo ängſtlich fragte? Der Erfahrne wird es längſt errathen haben, den Uneingeweihten aber ſollen die nachfolgenden Erläuterungen aufklären.

Saturn verſchlingt ſeine eigenen Kinder. Der Zauberkreis der Heiligkeit und Ehrfurcht, der um die Schöpfungen grauer Jahrhunderte gezogen war, hat ſich aufgelöſt. Die Achtung vor dieſen alten Inſtitutionen iſt mit dem Glauben an ſie untergegangen. Wenn feindliche Lehren ſich damit begnügten, die morſchen, verfallenen Seiten dieſer ehrwürdigen Gebäude aufzudecken, ſo glaubte der Uebermuth und die Keckheit den Beruf zu haben, ſie ihrer Stützen zu berauben und ſie bis auf den Grund zu zerſtören. Das iſt das Schickſal unzähliger Sitten und Einrichtungen geweſen, in denen Völker und Zeiten ihre Luſt und ihr Glück gefunden haben, das iſt die Ausſicht, die noch vielen

Resten unſrer alten Zuſtände droht. Haben ſie dazu gedient, irgend eine Mühe der menſchlichen Exiſtenz zu erleichtern, ſo ſind zwar die Bedürfniſſe dieſelben geblieben, aber die Art ihrer Befriedigung hat ſich mannigfach geändert. An die Stelle der alten Ueberlieferungen ſind neue Einrichtungen getreten, die zwar ſelten das Zeugniß der Erfahrung, immer aber das Vorurtheil der Neuheit für ſich haben.

Alle Kreiſe des menſchlichen Daſeins mußten dieſe Kriſis überſtehen. Den großartigen Veränderungen, die die Wiſſenſchaft, die Kunſt, das geſellſchaftliche Leben, ja ſelbſt der Glaube an die Gottheit erlitten, entſprachen die neuen Begriffe über die Stellung der bürgerlichen Stände, ihrer Vorrechte, ihrer Anſprüche, ihrer wechſelſeitigen Beziehungen. Der Staat, die Regierung, die Verfaſſung des Gelehrtenſtandes ſind nach neuen Lehren gemodelt worden, und ſelbſt die Zunfteinrichtung der Handwerke iſt auf dem Puncte, als ein hulfloſes Gebäude zuſammenzuſtürzen.

Tauſend Dinge haben ſich vereinigt, um hier die entſchiedenſten Folgen nach ſich zu ziehen. Die Zünfte, ſchon lange nicht mehr mit einem nach Außen gerichteten, einflußreichen Anſehen bekleidet, vermö-

gen nur noch einige unwesentliche Vorschriften ihrer innern Verfassung aufrecht zu erhalten. Wie könnte auch am Tage ihrer gänzlichen Vernichtung den Zerstörern die Freude entzogen werden dürfen, daß sie wohl gar nichts mehr zu zertrümmern verfänden? und doch wird man auch hierin täglich lässiger. Das Wandern der Zunftgenossen ist nichts mehr, als entweder bei den Armen ein ehrbarer Schein für die Bettelnden, oder bei den Vermögenden das Studium neuer Vorrichtungen, die mit Dampf- und Maschinenwerk ihr eigenes Metier zu Grunde richten. Ueber all die erbaulichen Sprüchlein, die sich sonst die Innungsverwandten zum Gruß in fremden Oertern zurufen mußten, über diese ehrwürdige Tabulatur der handwerksmäßigen Conversationssprache lachen jetzt die aufgeklärten Glaser, die mit dem Zeitalter der Revolution und den zertrümmerten Julilaternen Alles gewonnen haben, lachen die Kleiderkünstler, die schon längst an der Spitze der Civilisation stehen, lachen selbst die ergrimmten Weber, die mit den Maschinen, mit der Aufklärung Alles verloren.

Und so sind der Bindemittel immer weniger geworden, der Dilettantismus hat die Autoritäten ge-

ſtürzt, und nur für einen Zweck iſt die Verfaſſung der Altmeiſter und Altgeſellen noch in Ehren geblieben, für die Sterbecaſſen. Man reſignirte auf die gemeinſamen Güter, die das Leben hätte bieten können, und begnügte ſich, nach ſeinem Tode eine Hand zu wiſſen, die ſich aus dem Geſchäft des chriſtlichen Begräbniſſes eine heilige Pflicht machte.

Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, als man mit dem Menſchenleben ein ſo luſtiges, leichtfertiges Spiel trieb, begann man namentlich in Deutſchland an eine Sicherſtellung ſeines Leichnams und derer, die an ihm weinten, zu denken. Von dieſem Augenblicke und dieſen Beſorgniſſen an wurde eine unglaubliche Sorgfalt auf Wittwen- und Sterbecaſſen verwandt. Man pries ſich glücklich, ſein geliebtes Weib mit funfzig Thalern in die Königl. Preußiſche Offizierswittwencaſſe, auch ohne Offizier zu ſein, einſchmuggeln zu können, und ehe man noch auf den Gedanken kam, größere Privatgeſellſchaften zu einem ſolchen, Tod und Leben garantirenden Zwecke zu vereinigen, warf man ſich den Gewerken in die Arme, die zwar nur für ihre eigenen ſiechen oder verſtorbenen Körper ein beſtimmtes Vermögen verwalteten, dennoch aber die Un-

eigennützigkeit beſaßen, dies Kapital auch von fremden Perſonen vermehren und ſie an den Zinſen deſſelben Theil nehmen zu laſſen.

Auf dieſe Weiſe war in der norddeutſchen Hauptſtadt vor Napoleons Invaſion eines jeden Familienvaters Begräbniß durch vierteljährige Beiträge geſichert, und die hinterlaſſene Wittwe war gewiß, von den Schornſteinfegern, oder den Klempnern, oder den Töpfern das zu dem wehmüthigen Geſchäft des Einſcharrens nöthige Geld zu erhalten, ohne daß ſie je mit dieſen Leuten anders in Berührung gekommen, als durch die monatliche Reinigung ihres Rauchfanges, durch eine löcherige Kaſſerole, oder einen ſchlecht verkitteten Ofen.

Doch die Leiden der Invaſion und der ſpätern Kriegsjahre brachten den meiſten dieſer menſchenfreundlichen Inſtitute den Untergang. Die Tyrannei griff ihre Capitalien an, die anſteckenden Fieber und die feindlichen Kanonenkugeln verwirrten ihre Rechnungen, man brauchte mehr, als man einnahm, kurz, man ſchloß die Caſſen zu, zeigte die leeren Hände, und erklärte ſich für bankerott. Nur einige wenige Gewerke konnten noch einige Thaler aufweiſen.

Da hielten die Caſſirer zuſammen einen Rath, zählten die Mitglieder und den Reſt des Vermögens, ſchlugen Alles auf gleiche Theile, zogen ſich ſchwarze Kleider an, und trugen einem Jeden ſeine wenigen Groſchen ins Haus, die Hände faltend und ſich alle Beileidsbezeugungen und Vorwürfe verbittend.

Die luſtigern Gewerke ſetzten noch einen beſſern Vorſchlag durch. Sie mietheten einen Saal, ließen ihn anſtändig decoriren, beſtellten einige Trompeter von der Garde, luden ſämmtliche Sterbecaſſenmitglieder mit ihren Weibern und Töchtern ein und vertanzten und verjubelten das Geld, womit ſie gewollt hatten, daß man einſt ihre Leiber begrabe.

Jetzt ſind wir in die Lindenſtraße zurückgekommen. In dieſem niedrigen Häuschen mit den zwei breitlaubigen Linden, war ſeit Jahren die Sterbecaſſe des löblichen Webergewerks, und welches Wunder! ſie war die einzige, die die Stürme der Zeit überſtand.

Welcher Zufall rettete ſie?

Ich ſchweige von einer Sage, die ſchon lange unter den myſtiſchen Webern canoniſches Anſehen erhalten hat, als habe ein Engel jede Nacht die

Summen wieder ersetzt, die am Tage von den Contributionscommissären geholt worden, und erwähne nur, daß einige Nationalisten das unleugbare Factum der Zahlungsfähigkeit auf einem menschlichern Wege erklären wollen.

Man weiß wie Rothschild zu seinen Reichthümern gekommen ist. Man weiß, daß er als Hessjude Sr. Hoheit des Höchstseligen Kurfürsten von Hessen, die ihm während der Usurpation anvertrauten Gelder seines hohen Gönners an heimlichen und sichern Orten versteckt hielt, und dafür einen ewigen, klingenden Dank einerndtete.

Denselben Kunstgriff soll der Haupteassirer aus der Lindenstraße befolgt haben. Er dachte an die Heiligkeit des fremden Eigenthums, an die Thränen derer, die es gesammelt und nun so schmählich vermissen würden, wenn der Todesengel am Kopfkissen ihres Hausvaters die Fackel senkte; er kannte einige gefahrlose Schlupfwinkel, und barg dorthin die Summen, die sich freilich auf diesem Wege nicht verinteressiren konnten. Doch der größte und für die nächsten Zwecke hinreichende Theil wurde erhal-

ten, und ſeither ſind die Chatullen reichlich geſegnet, und tröſten viele Hunderte in bangen und verzweifelten Stunden.

Schweigend, wie die Todtenrichter der Unterwelt, ſitzen drei geiſterhafte Geſtalten an dem obern Ende eines langen Tiſches, in einem niedern, von Lampenruß ſchwarz gefärbten Zimmer. Drei mächtige Folianten liegen vor ihnen aufgeſchlagen, und ſinnend und forſchend ſchwebt eine leicht beſchwingte Feder über dem weißen, nur hier und da von rothen Rubricatlinien durchzogenen Raum des ſteifen Notenpapiers. Der erſte dieſer männlichen Parzen hat vor ſich das Buch des Lebens, der Zweite das des Todes, und der Letzte das des Begräbniſſes. Und nun rechnen ſie ſtill und combiniren die Möglichkeiten der Erkrankten, oder Geneſenen, oder Dahingegangenen, der Zahl, dem Alter und der Zeitdauer nach, und ſie ſetzen von Hunderten, die ſo eben ausrufen mögen: zwanzig Jahre denk' ich es noch mit anzuſehen! und von aber Hunderten, die in dieſem Augenblicke ſich lebensfroh an die Bruſt ſchlagen, und auf ihre Geſundheit an die Zeit

trotzige Wechsel ausstellen, den grausamen, aber gewissen Fall, daß im Nu die Kette ihrer Lebensuhr gesprengt sein könnte. Die Phantasie dieses Triumvirats erschöpft sich in den Annahmen plötzlicher, cassengefährlicher Zufälle, imaginirt sich die schrecklichsten Plagen aus Pandorens Büchse, Pestilenz, hitzige Fieber, Cholera, und doch erschrecken die Sichern nicht; denn Alles stimmt in den Rechnungen, die Hülfsmittel sind für tausend unvorhergesehene Fälle berechnet, und man wird es diesen Repräsentanten der Gewissenhaftigkeit und Zahlungsfähigkeit nicht verargen, wenn sie zuweilen stolz ihr Haupt emporrichten, und den schwarzen Sammtdeckel darauf lüften, als wollten sie vor sich selbst salutiren.

Es klopft. Herein!

Welche Complimente! welche Artigkeit! man sollte das diesen Altmeistern des löblichen Mousselin- und Leinwebergewerks nicht zutrauen. „Sie wollen Ihr Vierteljährliches berichtigen? dürfen wir Sie gefälligst um das Quartalbuch ersuchen? wie befindet sich dero werthe Gesundheit?“

Verteufelte Frage! Im Munde dieſer Todtenmänner wird jede Artigkeit zur Ironie. „Was geht ſie meine Geſundheit an? Ich denke noch zehn Jahre zu leben, ich will noch für meine jüngſte Tochter ein Heirathsgut erwerben, ich hoffe in Jahren noch nicht penſionirt zu werden. Das iſt ja unverſchämt, mich nach meiner Geſundheit zu fragen.“

Natürlich werden dieſe Ausrufungen nicht laut; es ſind nur werdende, nur Duodezgedanken, die vor Beklemmenheit ſehr ſchwach im Bewußtſein auftauchen. Man zahlt ſeinen Beitrag, verſichert mit einigem Nachdruck, daß man, Gott ſei Dank! noch recht munter ſei, nimmt die Schmeicheleien der Rhadamanthe wegen ſeines vollen, runden, blühenden Ausſehens mit lächelndem Triumphe an, wirft noch einige Groſchen in die Armenbüchſe des Gewerks und empfiehlt ſich unter vielen Verbeugungen zu geneigter Vergeſſenheit.

Dieſe Scene wiederholt ſich an den Quartalſonntagen zu unzähligen Malen; aber man glaube nicht, daß in dieſem einfachen, nur auf Höflichkei-

ten und Geldannahme beſchränkten Geſchäftsgange die ganze Thätigkeit der Vorſteher enthalten ſei.

Die auswärtigen Angelegenheiten ſind weit ſchwieriger. Da ſind in einer Woche drei Gichtbrüchige, eine Schwindſüchtige, kurz eine reiche Anzahl Preßhafter zu beſuchen, die das Recht haben, von der Caſſe eine Unterſtützung zu verlangen, gleichſam ſchon auf Abſchlag für die Ewigkeit.

Dies iſt ein wehmüthiges Geſchäft. Man muß der trauernden Gattin, den weinenden Kindern Troſt zuſprechen, man muß zuweilen behaupten, der Kranke habe ein weit beruhigenderes Ausſehen, als in der vergangenen Woche, und muß zuletzt dennoch der Frau heimlich zuraunen, ſie möchte ſogleich in der Lindenſtraße Anzeige machen, falls das ſelige Ende wirklich kommen ſollte.

Unter dieſen Umſtänden tritt nämlich vor der Beerdigung die Todtenſchau ein, gleichwie die egyptiſchen Prieſter um die Leichen Gericht hielten; nur mit dem Unterſchied, daß dieſe die Beerdigung nur zuließen um der anerkannten Tugend des Verblichenen willen, die Kaſſirer aber das Geld nur in

dem Fall herausgeben, wenn der wirkliche, reelle, leibhaftige Tod constatirt ist.

In den Vorstädten hat man sich in dieser Hinsicht schon arge Späße erlaubt. Karls V. Pseudoexequien finden hier zuweilen Nachahmer, doch mit dem Unterschiede, daß jener Kaiser diese Komödie aus Ueberdruß am Leben aufführte, unsere Vorstädter jedoch aus Lust, im Gegentheil noch länger zu leben. Dem Verhungern nah, griffen sie zu dieser letzten Auskunft, die ihnen nicht selten geglückt ist. Bei aller Armuth dennoch der Sterbecasse einverleibt, glaubten sie dem Schicksal zuvorkommen zu können, wenn sie versuchten, sich die Vortheile des Todes schon für das Leben anzueignen. Blaß, hager, gelb vor Hunger und Elend, hatten sie nicht nöthig, die Farbe eines Todten erst zu affectiren. Sie hüllten sich in ein weißes Sterbehemd, streckten ihre Glieder, so lang sie gewachsen, auf hartem Stroh von sich und schickten schleunigst zu den Todtenschauern, um sie mit ihrem klingenden Beutel zu citiren. Wie oft gelang die List! Vier Treppen steigen, ist für einen steifen Weber sehr beschwerlich, daher machten die Deputirten sehr

gern ihr Geſchäft ſchon unten in der Hausthür mit der weinenden Gattin ab; oder man behauptete, es dufte bereits in der Kammer, und hielt ſich die Naſe zu, und der Thalermann begnügte ſich, durch die kaum geöffnete Thüre zu lauſchen, und ſie, ſchauernd vor der Kälte und dem blaſſen Angeſichte, raſch wieder anzulehnen. Ach! dann freuten ſich die armen Spitzbuben, bezahlten ihre Schulden, friſteten noch ein paar Monate ihr Leben, und ſtarben endlich wirklich, aller Ausſicht beraubt, auf eine erträgliche Weiſe unter die Erde zu kommen.

Dir aber, unſcheinbares Häuschen mit deinen zwei breitlaubigen Linden, lächle eine ewige Frühlingsſonne! Möchten dir nie deine Capitalien aufgekündigt werden, nie die Häuſer, auf die du die erſte Hypothek haſt, ohne Miether ſtehen! Möge die Peſt und die Cholera nie mehr zwiſchen deinen Dividenden wüthen! Deine Solidität wird die ewigen Nutzen bringen; denn fern von dem Wucher der Speculation, fern von den jüdiſchen Wirren der Börſe und des Papiermarktes, iſt nur die allgemeine Wohlfahrt dein Glück, und wo Thränen fließen, ſchickſt du die Männer, die ſie trocknen.

O ihr ſchwarzen Leute! ſteckt noch Tauſenden, die am Sarge eines Geliebten leidtragend und beflort ſtehen, heimlich eure ſilbernen Thaler in die Taſche und ſeid verſichert, daß ihr damit feurige Kohlen auf euer Haupt ſammelt!

# Geſtändniſſe einer Perrücke.

Aus vergilbten Papieren.

## I.

Man muß es mir ansehen, daß ich in der nächsten Woche meinen sechszigsten Geburtstag feiern werde.

Ich vermag die flüchtige Zeit nicht mehr anzuhalten. Die Stunden, die Tage, die Monden gleiten an mir so unbemerkt vorüber, daß ich mich nach Mitteln umsehen muß, den Augenblick zu fesseln. Wenn ich diesen leeren Raum der Zeit, in dem das Alter unbewußt und empfindungslos untertaucht mit einer kleinen Mühe, einer geistigen und körperlichen Anstrengung ausfüllen darf, so werd' ich sie nach dem Stunden- und Minutenzeiger der Uhr wieder abmessen, das Heute in dem Morgen und Gestern gewinnen lernen. — Wird die Erinnerung an meine Jugend den Frieden des Alters stören?

Werk' ich es bereuen, wenn ich lauſchend an die leis angelehnte Thür meines Gedächtniſſes klopfe, hinunterſteige in die ſtillen Gemächer und vor den Bildern der Vergangenheit betrachtend weile? Muß ich fürchten, auf Vorhänge zu treffen, hinter denen das Geheimniß der Schuld auf ſeinen Entdecker wartet?

Meine Sehnſucht trügt mich nicht. Unſere Leiden niſten länger dem Gedächtniſſe ein, als unſere Freuden; denn jene ſtehen dem Herzen näher. Die Thränen, die das Vergangene in mir wecken könnte, hab' ich in die ſtille Kammer des Alters mit hinüber genommen, meine Leiden hab' ich nicht vergeſſen. Was mich einſt glücklich machte? — o, ſollte mir die Seligkeit der Erinnerung nicht vergönnt ſein! Ich zögere nicht den Blick zurückzuwenden und noch einmal den weißen Scheitel des Greiſen mit den Kränzen der Jugend zu ſchmücken.

Ich habe das Verhältniß meiner Eltern nie recht durchſchauen können. Unſere Zeit iſt zwar leichtfertiger im Urtheilen über Dinge geworden, von denen meine Zeitgenoſſen nur mit ſcheuer Ehrerbietung ſprachen; doch iſt ſie wahrhafter und treuer

in jenen Verbindungen, auf die der Stempel der Liebe oder des Blutes gedrückt iſt.

Mein Vater beſaß die anſehnlichſten Guter am Rhein, wo ſie die Grenze zweier fürſtlichen Territorien bildeten und ſomit unter zwei Hoheiten geſtellt waren. Ich erinnre mich nur ſelten, daß meine Eltern ſich in einer und derſelben Reſidenz aufhielten. Mein Vater lebte an dem einen, die Mutter an dem andern Hofe, von wo ſie nur wenig ihre Beſitzungen und ihre Kinder zu beſuchen kamen.

Mein ältrer Bruder hielt ſich in Paris auf, wo er eine anſehnliche Stelle in der königlichen Leibgarde bekleidete; ich ſelbſt, ein Spätgeborner, war der Obhut einer liebevollen Tante und dem Regimente eines pedantiſchen Erziehers anvertraut.

Wie ſehr ſind doch ſelbſt unſere Gefühle dem Geſetze der Gewöhnung unterworfen! Eine gewiſſe träumeriſche Stimmung, die nur zu ſehr den Hintergrund meines Charakters bildete, war dennoch nie von dem Grundzuge kindlicher Empfindungen, der Sehnſucht nach den Eltern, abhängig. Ich kannte den Beſitz der Eltern als kein Gut; wie hätt' ich ſie mit Leidenſchaft vermiſſen können!

Alle jene kleinen Bedürfniſſe, deren Abhülfe das

lallende Kind von der Mutter, der muntere Knabe vom Vater erwartet, hatte die Tante zu befriedigen gewußt, und dafür die Gaben, die Kinder ihren Eltern ſchenken, Vertrauen, Liebe, Ehrfurcht, in reichlichem Maße empfangen. Ja, ſelbſt wenn die Furcht nun einmal ihren Sitz in der jugendlichen Seele einnehmen ſoll, ſo hab' ich ſolche vor meinem mürriſchen Erzieher ebenſo empfunden, als hätt' ich den Vater immer mit dem Bakel in der Hand vor mir geſehen.

Die Einſamkeit iſt kein Spielraum für die heitere Seele eines Knaben. Die ſchimmernden Silberſtreifen des Rheins, von deſſen reizenden Ufern der alterthümliche Schauplatz meiner Erziehung nicht entfernt lag, konnte nur eine ungewiſſe Sehnſucht in die Weite in mir wecken; die Enge der Thäler und des Horizontes mußte ſie nähren; ich würde mir ſonſt nicht erklären können, wie mein hingebender Charakter mit der Unruhe der Reiſeluſt ſich ſchon ſo früh hätte vermählen können. Ich vernahm mit Freuden den Befehl meines Vaters, der nur zuweilen dictatoriſch meine Schickſale lenkte, in Begleitung des Magiſters die Univerſität zu beziehen.

Ich konnte den Tag der Abreiſe nicht erwarten, deſſen Ankunft ſich um ſo peinlicher verzögerte, je früher ich ſchon die Begleitung nach dem Sitze der Muſen, aus vielen Habſeligkeiten, vorzüglich aber aus Büchern beſtehend, angeordnet hatte. Schon vierzehn Tage vor dem erſehnten ſagte der Magiſter:

„Sie werden in eine Welt treten, in der ſich Ihnen die Seligkeit der höhern Doctrinen offenbaren wird. Sie haben an den Brüſten des claſſiſchen Alterthums gelegen, und ſind an der Milch einer wahren Weisheit erſtarkt. Sie können ihre Gedanken mit ſichtbar werdender Farbe des römiſchen Ausdrucks wiedergeben, den Tacitus ohne Vorbereitung überſetzen, und den Homer verſtehen, ohne auf die Hagerſche Verſion hinüberzuſehen. Sie wiſſen mit den Grundſätzen der elementariſchen Logik umzuſpringen, und mit Gewandheit aus zwei Vorausſetzungen den Schluß zu ziehen. Sie haben ſich auf der Landkarte orientirt, und ſind an meinem Faden glücklich aus dem Labyrinth der Geſchichte entkommen. Ich darf alſo für mein Gewiſſen keine Reue fürchten, wenn ich Ihnen das Zeugniß gebe, Sie werden die Hörſäle der Philoſophen nicht ohne

Nutzen beſuchen, Sie werden der Eule der Minerva die Weisheit aus den Augen leſen und die geflügelten Reden verſtehen, die durch die Hallen der Akademie tönen."

Die Tante ſagte:

„Johann, der Neid muß mir das Zeugniß laſſen, daß ich für die moraliſche Güte Deines Herzens ebenſo geſorgt habe, wie für Deine feine Wäſche. Ich weiß nichts, was daran noch auszubeſſern wäre; denn wüßt' ich's, ſo hätt' ich's gethan. Vergiß nie, was ich Dir von den Lockungen böſer Buben erzählte, zu befolgen, ſei fleißig im Wechſeln Deiner Kleider, und unterlaſſ' es nicht, Dir ein Tagebuch über Deine Begegniſſe, ein Verzeichniß der an die Wäſcherei abgelieferten Gegenſtände und ſorgfältige Notizen über die Bücher, die Du aus Gefälligkeit verleihſt, anzulegen. Bezahle ſogleich, was Du ſchuldig biſt, hüte Dich vor den Ueberſchlagsrechnungen, und wechſle zuweilen mit den Orten, wo Du wohnſt oder iſſeſt. Gewöhne Dich überhaupt nicht an das, was man Dir bietet, ſondern an das, was Du wählſt; ſo lernſt Du das Gute vom Böſen, gute Koſt von magerer, reelle Bedienung von träger unterſcheiden. Vergiß nie,

die Stubenthüre auf die Nacht zuzuſchließen, den Schlüſſel ſo hineinzuſtecken, daß man ihn von außen nicht herausſtoßen kann, und keine Wohnung zu beziehen, die ſich nicht auch verriegeln läßt. Auf der Reiſe mußt Du Dir kleine Münze halten. Für Tropfen und Zucker werd' ich ſorgen, und ich weiß es, Dein treues Herz wird Dich jeden Sonnabend an das Schreibepult treiben, ſo daß ich in zwei Tagen, alſo an jedem Montage, die Züge Deiner lieben, kleinen Hand an meine Lippen bringen kann."

Die Tante war ſo gut. Wir weinten Beide ungeſchminkte Thränen. In vierzehn Tagen reiſte ich ab.

## II.

Eine Stimmung, wie die meinige, kann auf deutſchen Univerſitäten nur ſehr unangenehm berührt werden.

Sei es durch Leutſeligkeit getrieben, oder einem andern Zuge folgend, hatt' ich ein ewiges Bedürfniß mich anzuſchließen, und dennoch war es mir unmöglich, eine irgend mir wohlthuende Bekanntſchaft zu machen.

Die Studenten beſaßen oder affectirten eine ſolche Schroffheit des Charakters, daß ich zwei Jahre lang mich vergeblich bemühte, irgend Einem näher zu treten. Wenn ſie wie die Könige der Welt auf den Straßen einherſchritten, beide Arme in zwei recht zum Anſtoßen geſchaffene Triangel ſtellten, deren eine Seite von der Spitze des Ellenbogens ſich keck in die Weichen ſtemmte, und ſo jedem Vorübergehenden die Grenzen ihres perſonellen Weichbildes zu demonſtriren ſchienen, wie konnte es mir da möglich werden, Eingang in das fürchterliche Bannat zu gewinnen!

Ich hätte meine natürliche Herzensgüte auf einen Augenblick verläugnen, ich hätte dreiſt einmal Jemanden umarmen, ihn ſtatt von oben, von unten anſehen, oder an ihm vorbeigehend mit den Augen blinzeln müſſen; dann wär' ich unſtreitig mit ſo vielen Bekanntſchaften beehrt worden, als ich nur verlangen mochte. Aber wäre dieſe erſte Begegnung nicht eine ſehr gemeſſene, dieſe erſte Begrüßung nicht eine ſehr empfindliche geweſen?

Ich ſchweige von dieſen trübſeligen Tagen, in denen ſich einzig der Fonds meiner Kenntniſſe conſolidirte, und von einer andern Seite nur ein klei-

ner Beitrag zu meiner zunehmenden Charakterstärke sich ergab.

Die Veranlassung des Letztern war mein Magister.

Man weiß, wie nahe verwandt die Pedanterie dem Cynismus ist. Es giebt von der Affectation zur Gemeinheit nur einen Schritt, weil diese selbst durch jene nur verschleiert wird. Ich erschrak, als ich den Eindruck bemerkte, den die nächtlichen Gesänge der Musensöhne, die hölzernen Rebenkränze an den Weinschenken auf meinen Begleiter machten. Er sagte mir oft, es stiegen alte Erinnerungen in ihm auf. Die Eitelkeit, mit der er sich auf seine gereifte Erfahrung in diesen lauten Freuden des akademischen Lebens berief, war sehr verzeihlich, aber unerträglich die Art, wie er wirklich die Stellung behauptete, die ihm die ehrerbietigen Schüler als einem Erfahrnen übertrugen. Wie oft mußte ich eine Rolle übernehmen, die sich für ihn selbst mehr geeignet hätte! Wie unangenehm für mich, daß ich ihn gerade durch die Erinnerung an jene Schwäche, die ich an ihm mehr bemitleidete, als verachtete, an seine scheinheilige, gediegene Würde, zur Einsicht bringen mußte.

Ich glaube alle Urſache zu haben, ihn als Verräther zu bezeichnen. Seine Rache zettelte unſtreitig ein Complott gegen mich an, deſſen Symptome zu bedenklich waren, als daß ich mich ſeinem Ausbruche hätte ausſetzen ſollen.

An einer öffentlichen Tafel nämlich kam unter Leuten, mit denen ich ihn im Umgange wußte, das Geſpräch eines Tages auf jene Verachteten, die ſich auf der Akademie, ihre Beſtimmung erkennend, den Wiſſenſchaften widmen. Ein bärtiges Ungeheuer behauptete, indem es mich dabei keck anſah, die Bezeichnung: Philiſter, leite ſich allein von dem griechiſchen Worte Polyhiſtor her. Das Entſetzen trieb mir das Blut aus den Wangen; denn ich war auf Anordnung meines Mentors in allen vier Facultäten eingeſchrieben.

Noch am ſelbigen Tage ordnete ich die Abreiſe an und verließ einen Ort, an dem ich zwei Jahre in einer ängſtlichen Verlegenheit zugebracht hatte.

Der ſelten einige Wille meiner Eltern beſtimmte mich für das diplomatiſche Fach.

Die wenigen Kenntniſſe, die man gegenwärtig zu dieſer Laufbahn bedarf, entſchuldigen die geringe Achtung, die man heute vor ihr hat. Die Staa-

ten haben durch die Politik des Gleichgewichts eine Stellung gewonnen, die nur Erhaltung des Beſtehenden will; die Diplomatie iſt nur noch die Repräſentation des auswärtigen Glanzes, nicht mehr der auswärtigen Macht. Früher wurden die Bevollmächtigten geehrt, weil man ſie fürchtete, jetzt zieht man ſie zu den Feſten, um ihnen keine Langeweile zu verurſachen.

Wie verſchieden die Tage meiner Jugend! — Man konnte in dem erſten Drittel unſers Jahrhunderts zweifelhaft ſein, ob die Diplomatie eher ein Zweig der Theologie, als der Politik genannt werden müßte. Sie beruhte auf den erſten Principien des Völkerrechts, auf göttlichen Vorausſetzungen, die mir in der That paſſender ſcheinen, als die heutigen Lehren unſrer ſtarken Geiſter.

Ich war von der Wichtigkeit meines Berufs aufs Lebhafteſte durchdrungen; ich ſah dem Augenblicke, da mir der Vater den erſten Schritt vorſchreiben würde, mit peinlicher Erwartung entgegen; dennoch hätt' ich vielleicht in der öden Einſamkeit des wiederbezogenen Schloſſes noch länger ausharren müſſen, wenn nicht ein Zufall meine Erlöſung beſchleunigte.

Ich ſchlief ſeit meiner Rückkunft von der Akademie nicht mehr an dem aus früherer Zeit gewohnten Orte. Mein neues Schlafcabinet lag einſam am äußerſten Ende eines Flügels. Ich mußte jeden Abend mit einem Lichte in der Hand durch die hallenden Gänge, durch einſame Säle und Gallerien zu dieſem Zimmer gehen, in dem ich oft von dichter Finſterniß umgeben ankam, weil mir die Zugluft längſt die Flamme ausgelöſcht hatte. So geſchah es, daß ich mich faſt jeden Abend in einer geſpannten Stimmung der Nerven ins Bett legte, mit der ſchreckhaften Ausſicht, in die unruhigſten Träume zu gerathen.

Die Wände des Zimmers waren unſtreitig an dem ganzen Spuk Schuld, der ſpäter zum Gerede wurde, und den ich im Grunde ſelbſt unvorſichtigerweiſe unter die Leute gebracht hatte.

Jene Wände waren mit Malereien überfüllt; es waren Gegenſtände aus der heidniſchen Götterlehre, bildliche Darſtellungen ovidiſcher Fabeln, die ſich in grellen Zügen an ihnen entlang zogen. Während Furcht und Ermüdung mich in einem halbwachen Zuſtande erhielten, fixirte mein Auge

die Riesen und Götter, die greisen Könige und Jungfrauen, die Opferstiere und die blanken Messer, die mich rings umgaben. Die Gegenstände schienen mir von der Tapete sich zu lösen, lebendig zu werden und meinem Lager bedenklich näher zu rücken. Bald war ich von tanzenden, neckenden Gestalten umgaukelt, ich fühlte mich von den eiskalten Händen der jammernden Niobe umfangen, Apollo schoß einen seiner fernhintreffenden Todespfeile auf mich ab, nur ein entsetzlicher Schrei konnte mich von meiner Angst erlösen.

Diese oft wiederkehrende Scene, deren Zusammenhang ich wohl ahnte, den aufgeschreckten, zusammengelaufenen Hausbewohnern aber nicht so mittheilen wollte, brachte den unschuldigen Flügel des Schlosses in den Verdacht des Spukes, mich selbst aber in Berührung mit vielen Sagen und Geschichten, die sich die Neugier und Geheimnißkrämerei zutrugen.

Unser Hausarzt war ein vernünftiger Mann. Er trat eines Morgens zu mir hin, fühlte meinen Puls, sah mir ins glühende Gesicht und sagte mit jener Gelassenheit, die immer eine so schöne

Zierde ſeiner Collegen iſt: „Graf Johann, Sie müſſen reiſen; die Zerſtreuung Ihres Geiſtes muß Ihr Blut verdünnen.“

Ich weinte vor Freuden. Der Magiſter, deſſen ich mich ohne Befehl des Vaters nicht entledigen durfte, rieb ſich verklärt die Hände; die Tante packte. In wenigen Stunden war ich auf dem Wege nach Paris.

Mein Herr Vater wollte es ſo; wenigſtens hatte er dem Arzte in dieſem Sinne eine Vollmacht gegeben.

## III.

Mein Bruder hatte die Verbindung mit der Familie ſchon längſt abgebrochen. Ich erinnerte mich ſeiner nur ſehr dunkel und wußte nicht viel mehr von ihm, als daß er ſtundenlang ſtehen konnte, um einen Stoßvogel vom Kirchthurme wegzupfeifen, einen zerbrochenen Wagen wieder herſtellen oder den Torniſter, den ein heimkehrender, zur Erfriſchung eintretender Invalide draußen vor der Schenke abſchnallte, — liegen zu ſehen. Seine Neigung entſchied ſich früh für den Soldatenſtand, in den er

auch beim Ausbruche der Feindſeligkeiten zwiſchen dem Kaiſer und der franzöſiſchen Nation eintrat.

Die zweckloſen Hin- und Herzüge des ſiebenzigjährigen Prinzen Eugen, der geringe Ernſt, mit dem man die Unternehmungen ausführte, waren nicht gemacht, ſeinen ehrgeizigen Abſichten zu entſprechen. Noch vor dem Abſchluſſe des Wiener Definitivfriedens trat er in franzöſiſchen Sold, wo er bei dem damaligen friedliebenden Regime des Kardinals Fleury zwar wenig Ausſicht auf kriegeriſche Thätigkeit haben konnte, dennoch aber ſelbſt im Frieden einen großartigen Spielraum gewann. Es war auch bald eine Folge, ſowohl ſeiner wirklichen Verdienſte, als ſeiner achtungswerthen Herkunft, daß er in die nächſte Umgebung der franzöſiſchen Majeſtät mit einer anſehnlichen Charge verſetzt wurde.

Obſchon ich ſeit dieſer Zeit in der Heimath ſeinen Namen nur ſelten hatte nennen hören, ſo durfte ich dem brüderlichen Herzen doch einen Empfang zutrauen, der mir wohlthun würde, ſelbſt wenn ich vom Vater keinen Empfehlungsbrief hätte überreichen können.

Ich täuſchte mich nicht. Er empfing mich mit

ungeheuchelter Freude, sorgte für einen festen Punct in diesem Strudel und Gewoge, das mich in einem hülfloseren Zustande hätte fortreißen müssen, und bot sich mir selbst als nächste Umgebung an, so oft es ihm die Erfüllung seiner Dienstpflichten erlauben würde.

Ich war entzückt. Paris, dieser Brennpunct aller Civilisation der europäischen Welt, Zusammenfluß aller Bestrebungen, die ihren Lohn in dem Beifalle und der Theilnahme der Menge suchen, dieser Schauplatz des ewigen Spiels der Mode, des Vergnügens, der Verschmitztheit, des Lasters, wäre mir anders als ein Räthsel erschienen, dessen Lösung ich mit tausendmaliger Gefahr, betrogen oder verführt zu werden, kaum in einem Jahre zu Stande gebracht hätte. Jetzt hatt' ich einen Standpunct gewonnen, auf dem ich eben so mit Vergnügen das Getriebe beobachten, als mit Sicherheit an ihm Theil nehmen konnte. Ich schritt mit Wohlbehagen durch meine anmuthig in der Straße de la Bavillerie gelegene Wohnung, musterte die kostbare Verzierung der Zimmer und bedeckte den Bruder mit meinen Küssen.

Die tausend Belästigungen, denen Fremde bei

ihrer Ankunft in der Hauptſtadt des guten Geſchmacks ausgeſetzt ſind, hatt' ich glücklich vermieden. Ich war hier, um mich zu unterrichten, nicht um im Genuſſe unterzugehen. Die wenigen Formalitäten, die ich beim Eintritt in die höhere Geſellſchaft zu beobachten hatte, lehrte mich entweder ein gewiſſer natürlicher Inſtinct des Schicklichen, oder der gefällige Unterricht meines Bruders, der mich vor der Windbeutelei geſchäftiger Dienſtanträger warnte.

Wozu ſollte ich mir Vorleſungen halten laſſen über die Kunſt, meine Halsbinde zu legen oder das Haar zu pudern, da mir jenes die Modekupfer am Fenſter jedes Galanterieladens, oder in der Mittagsſtunde die Elyſeiſchen Felder; dies die Manipulationen meines Perrüquiers zeigen konnten? Wozu bedurfte es der Unterweiſung eines Lehrers der Converſation, da ich mir die Kunſt, über Nichts ſehr viel zu reden, nicht ſchwer denken konnte? Mußte es mich nicht ein unmittelbares Gefühl lehren, daß es unſchicklich ſei, wenigſtens eine ſehr große Indelicateſſe verrathe, z. E. eine junge Dame beim Morgenbeſuch nach Mr. le mari zu fragen?

Für ſo viele ſolcher kleinen Schicklichkeiten iſt

die gegenwärtige Jugend so unempfänglich geworden, eine Erfahrung, die ich selbst in meinen nächsten Umgebungen mache. Es giebt Verhältnisse, die zwar an sich nicht anstößig sind, weil sie wahr sind, die es aber werden, wenn man sie in ihrer Nacktheit aufdeckt. Würde aber dieser Verrath an der Sitte je eingetreten sein, wenn man mehr auf die Empfänglichkeit, weniger auf die Routine gearbeitet hätte? Der Verfall des gesellschaftlichen Anstandes beginnt, wenn man auf der einen Seite die Differenz der Stände in den vagen Begriff der Gesellschaft auflöst, eine Operation, die dem Staate eben so gefährlich ist, wie den guten Sitten, auf der andern Seite, wenn aus einem Geschenke der Natur eine Aufgabe der Erziehung gemacht wird.

## IV.

Der erste Tag meines Aufenthalts in Paris ist zu entscheidend für die spätern Begegnisse desselben, daß ich mich einer umständlichern Schilderung nicht entziehen darf.

Mein Bruder, der gefälligste Cicerone, machte mich auf einem weitläuftigen Spaziergange mit den

vorzüglichſten Umriſſen des Terrains bekannt. Die rege Geſchäftigkeit im Palais Royal, die Gruppen auf den öffentlichen Plätzen, die glänzenden Caroſſen, die über die Boulevards ſprengten, die prachtvollen Gebäude in den Hauptſtraßen waren Gegenſtände, mit denen ich bald vertraut wurde, und in deren Kenntniß ich um ſo tiefer eingeweiht ward, je reichhaltigere Memoiren mein Bruder an jede Erſcheinung knüpfen konnte.

Ich erfuhr bald, wen man aus der Hinterthür jenes Pallaſtes ſchleichen ſehe, wenn dieſe prächtige Equipage vorgefahren wäre. Ich lernte die Geſchichte dieſes ausgezeichneten Zuges von ſechs milchweißen Roſſen kennen, und konnte ſie bald mit dem gefühlvollen Herzen ihrer Beſitzerin in Einklang bringen. Ich wußte, aus weſſen Händen jene Papiere kamen, die ſo eben in das Hotel des Kriegsminiſters getragen wurden, und konnte die Ungeduld begreifen, mit der die Lakeien verſchiedener hoher Häuſer draußen warteten. Jene kleine Frau dort, mit dem eiligen Gange, iſt meinem Bruder wohl bekannt, ſie nickt ihm einen freundlichen Gruß zu und zeigt auf ein Papier, deſſen Inhalt mir der Gefällige bald enträthſelte.

Himmel! welch ein Drängen vor dieſem Buchhändlergewölbe!

„Es wird der erſte Bogen einer neuen Schrift von Voltaire die Preſſe verlaſſen haben," ſagte mein Bruder, „oder ein Roman von Brebeuf iſt erſchienen, oder die Anfänge der längſtverſprochenen Encyclopädie ſind angekommen, oder ein Pamphlet auf Madame *) wird ausgeboten. Ich vermuthe das Letztere," fügte er lachend hinzu, „denn dort kommt athemlos die Polizei; ſie wird der Freude bald ein Ende machen."

Ein Reiſewagen, mit vorzüglichen Pferden beſpannt, fuhr in langſamem Zuge vorüber.

„Die Pferde ſind königlich," erklärte der Bruder.

Er ſah in den offenen Schlag hinein. „Aha!" rief er aus, „dies Fahrzeug iſt nach Verſailles beſtimmt. Jene Alte, mit dem weißen Kiſſen iſt eine Kindermutter aus der Vorſtadt St. Martin; ſie ſoll dort einem Kinde, deſſen Vater ſich aus Beſcheidenheit nicht genannt hat, zum Tageslicht behülflich ſein; der kleine Herr im Eckwinkel iſt der Vertraute

*) Die Pompadour.

des Geſchäfts, und wird vermuthlich Pathenſtelle vertreten, und jene reizende Kammerzofe iſt die Abgeſandte der menſchenfreundlichen Marquiſe, die eben ſo uneigennützig in der Liebe, als verſchwenderiſch in ihren Wohlthaten iſt."

Inzwiſchen waren wir in den Tuilerien angekommen.

Mein Bruder hatte die Nacht über die Wache in den innern Gemächern des Schloſſes zu beziehen; doch entzog er mir ſeine gemeſſene Zeit nicht, ſondern nahm mich mit hinauf in den Verſammlungsſaal der Garden. Erſt gegen Mitternacht hatt' er ſeinen Poſten zu beziehen, der ihm heute gerade bei dem Vorzimmer des Königs zufiel. Die Güte des Bruders und die Zuvorkommenheit ſeiner Kameraden beſtimmten mich, bis zur Stunde der Ablöſung bei ihm zu bleiben.

Dieſen Entſchluß hab' ich den nächſten Morgen bereut, den Abend des nächſten Tages war ich zweifelhaft, zwei Tage ſpäter dacht' ich mit Entzücken daran.*

Die Unterhaltung der verſammelten Gardiſten war ganz dazu geeignet, mein Selbſtgefühl in hohem Grade zu ſteigern. Ich hatte junge, gebildete

Männer vor mir, aus Frankreichs ersten Familien stammend, in alle Verhältnisse der höhern Welt nicht nur eingeweiht, sondern an ihnen betheiligt; dennoch verursachte es mir wenig Mühe, des Gegenstandes ihrer Gespräche mächtig zu werden. Dazu gesellte sich die liebenswürdigste Gefälligkeit, mich über Dinge, die außer dem Bereiche meiner Kenntnisse liegen mußten, sogleich aufzuklären, und eine gewisse Achtung, die man meinen bescheidenen Aeußerungen zollte.

Man sprach von Ereignissen des Tages. „Vor allen Dingen, Herr Graf," begann ein junger Mann, dessen gefälliges Benehmen mich besonders ansprach, „müssen Sie wissen, daß die Conversation der Hauptstadt einem Calender gleicht, in dem für jeden Tag ein Heiliger angesetzt ist. Es geht bei uns soviel vor, daß man nie in Verlegenheit geräth, für jeden Tag einen neuen Stoff der Unterhaltung zu finden. Heute ist es die Aufführung einer Oper, morgen die Geschichte einer Tänzerin, die durch ihr Spiel das Publikum, durch ihre Anmuth irgend einen Großen bezaubert, dann die Ernennung eines Ministers, einer Hofdame, die Aeußerung eines Parlamentsmitgliedes, alles Er-

eigniſſe, die mit ihren Anfängen und Folgen für die Belebtheit der Salons, die Geſpräche in den Boudoirs, ja ſelbſt für den Wachtſaal der Gardiſten reichen Unterhaltungsſtoff abwerfen. So ſpricht man ſeit einigen Stunden von der Tugend und Großmuth der kleinen Marſchallin von Mirepoix, die man morgen wird vergeſſen haben." —

„Welches intereſſante Ereigniß erwähnen Sie da?" rief ich voller Begierde, mich zu unterrichten, „o, ich habe nie gezweifelt, daß in der nähern Umgebung der Majeſtät die großen Eigenſchaften des Geiſtes nicht müde ſein werden, mit den Vorzügen eines edlen Herzens zu wetteifern!" —

„Vielleicht erwarten Sie in dieſer Geſchichte etwas Anderes, als ſie in der That enthält," entgegnete der Vicomte Monſigny mit einem mehr naiven als ironiſchen Lächeln; „es iſt keine Bettlerhiſtorie, die ſich in der Vorſtadt zugetragen hat, keine Penſion an einen verhungerten Dichter, keine unverdiente Gnade, die man etwa einer habſüchtigen Stiefmutter erweiſt, ſondern die liebenswürdige Galanterie des Königs, auf deſſen unbewachtes Herz die Marſchallin einen heftigen Eindruck gemacht hat. Die Kleine hatt' es in der Hand, Madame das Heft

ihres Einflusses zu entreißen; doch zog sie es vor, auf Kosten des Gehorsams, vielleicht auch der Leidenschaft, der Freundschaft ein Opfer zu bringen. Sie zeigte der Marquise die zugesteckten Briefe, und der König hat die Ueberraschung gehabt, die Freundinnen in einer zärtlichen Umarmung anzutreffen."

Ich bedauerte sehr, daß solche und ähnliche Mittheilungen nur zu oft durch den Schlag der großen, im Saale befindlichen Uhr unterbrochen wurden. Die mir so lieb gewordenen Wortführer mußten dann zum Gewehr eilen und ihre Posten beziehen. Doch fand sich in den Zurückkehrenden immer neuer Ersatz, so daß ich wenigstens den Reiz der Abwechslung im hohen Grade genießen konnte.

Es waren fünf Minuten vor zwölf Uhr, als ich von meinem Bruder Abschied nahm. Er hatte mir den Weg zu meiner Wohnung so genau vorgezeichnet, daß ich durchaus nicht fehlen konnte.

Ich erschrak, daß ich die Straßen schon so leer und ausgestorben fand. Hatten die Pariser heute größere Ausflüge gemacht, als bis zum Bois de Boulogne? hatten die Fontainen in Versailles gesprungen? oder hatte man sich darum früh zur Ruhe

gelegt, weil man morgen die Sonne vom Montmartre wollte aufgehen ſehen, oder nach Neuilly wandern, wo vielleicht ſchon die Veilchen blühten?

Ich kam in die Nähe des Palais Royal. Alles ſtill und unbelebt an einem Orte, auf dem man vor wenigen Viertelſtunden noch Gefahr lief, ſein Gehör zu verlieren. Hier vor dieſer kläglichen Bretterbude lärmte eine Trommel, vor der dort drüben der heiſere Ton einer Trompete: zwei Luſtigmacher bemühten ſich, die quackſalbernden Fertigkeiten ihrer Prinzipale anzupreiſen, von denen der Eine eine Univerſaltinctur zu haben, der Andere Blödſichtige, Harthörige, Kröpfige im Nu zu heilen vorgab. Dort ſchrie man den Anfang einer Hundekomödie aus, weiter oben waren Affen, hier links hölzerne Puppen die Acteurs. Auch die Wachsfiguren hatten ſich ſchon zur Ruhe begeben. Nichts war mehr zu ſehen. Ich mußte einen Theil meines Weges durch die Straße Quincampoix nehmen. Ich zitterte, als ich dieſe aus den Zeiten der Regentſchaft ſo berüchtigte Gegend betrat. Ich war auf dem Schauplatz jedes Verbrechens, das nur im Gefolge der Spielſucht und der Verzweiflung über Verluſt

auftreten kann, gerathen. Mein Haar sträubte sich bei dem Gedanken, an einem Orte zu sein, der oft vom Blut des Meuchelmordes getränkt worden ist.

Nicht lange, so war mein Entsetzen gerechtfertigt. Ich bemerkte, wie mir zwei verhüllte Gestalten in einer sehr gemessenen Nähe nachschlichen. Sie verdreifachten ihre Schritte, als ich die meinen verdoppelte. So eben hatte ich die Achtung vor der Nähe des Herzoglich Orleansschen Hauses so sehr aufgegeben, daß ich keinen Anstand nahm, einen fürchterlichen Schrei auszustoßen, als ich mich von den Bösewichtern angegriffen fühlte. Ich mochte einige Secunden mit ihnen gerungen haben, als sie mich zu Boden warfen und davon liefen; die Scharwache kam herbeigeeilt. Glücklicherweise haschte sie das eine der Ungeheuer, bat sich meinen Namen und Wohnort, die ich mehr stammelnd als redend angeben konnte, aus und überließ mich meinem Schrecken und meinem Heile, das ich in einer eiligen Flucht suchte.

Ich warf mich fiebernd auf mein sicheres Lager.

V.

Es iſt Schade um meinen Magiſter, daß ſein Scharfſinn nicht zu einer edlern Seele geſellt iſt. Ich erzählt' ihm am nächſten Morgen mein nächtliches Abentheuer, und erſtaunte über den Weg, den er zur Aufklärung deſſelben einſchlug.

„Wie?" ſagte er liſtig, „Sie zweifeln noch, daß es ſich hier um keine Straßengaunerei, ſondern um eine ſchurkiſche Intrigue handelt? Sagen Sie nicht ſelbſt, die Banditen ſeien unbewaffnet geweſen? Hätten ſie eine Piſtole gehabt, und wäre ſie auch ungeladen geweſen, ſo würd' ich auf den beabſichtigten Inhalt Ihrer Börſe ſchließen; hätten ſie ein Stilet gezeigt, ſo würde ich —"

„Mein Gott!" fiel ich ein, „Herr Magiſter, warum malen Sie eine Scene aus, die durch Gottes gnädige Fügung vereitelt worden iſt!" —

„Ich ſetze ja nur die möglichen Fälle," ſagte Jener heuchleriſch, „und danke dem Herrn, daß er Sie unter ſeinem Flügel ſo wunderbar geſchirmt hat. Ich lebe jedoch der Ueberzeugung, daß Sie ohne Ihr Verſchulden in ein abentheuerliches Verhältniß

verwickelt sind, dessen Anfang wenigstens auf keine erfreulichen Folgen schließen läßt."

Fast mechanisch kleidete ich mich an.

Während sich meine Combinationen in tausend Möglichkeiten erschöpften, erzählte mir mein Mentor die ersten Gefühle, die der Aufenthalt in Paris in ihm erweckt hatte, ohne daß ich viel darauf hinhörte. Dies begriff ich wohl, daß seine Pedanterie wieder in einen Kampf mit seiner angebornen Neigung gerathen war. In der Heimath hatte er zwar die neuern Erscheinungen der französischen Literatur mit Eifer studirt, dennoch stets ihre Frivolität verdammt, und eine Achtung vor der Sitte, der Religion, den bestehenden Formen der Gesellschaft affectirt, die mir angeboren war. Jetzt mitten in den Brütofen jener gefährlichen Weisheit versetzt, war er in Verlegenheit, ob er dem unreinen Zuge seines Herzens, oder dem Zwange seiner falschen Verfassung folgen sollte. Es interessirte mich zuletzt, wie er in diesem Schaukelsystem eben so mich, als sich selbst zu täuschen suchte, und wie tief ich es doch durchschaut hatte.

Endlich störte ihn in seinen Monologen, denen er beständig die Form einer mir gewidmeten Unter-

weisung gab, ein starkes Geräusch vor der Thür. Wir vernahmen, daß Jemand die Treppe heraufstürmte, nicht lange zwischen den vielen Thüren wählte, sondern eilend an die unsrige trat. Sie wurde rasch geöffnet und ein junger Mann von militärischer Haltung, schöner noch, als ich sie im Wachtsaale gesehen hatte, fiel mir um den Hals und nannte mich seinen Freund und Wohlthäter.

„Wie soll ich Ihnen die Fülle meiner Dankbarkeit zu erkennen geben!“ rief er begeistert aus. „Sie sind dem Unangenehmsten ausgesetzt gewesen, um mich aus einer Verlegenheit zu reißen, die sich empfindlich an mir hätte rächen können.“

Ich erstaunte nicht wenig, als ich die Veranlassung dieser stürmischen Bewillkommung erfuhr. Der nächtliche Ueberfall hatte nicht mir, sondern dem jungen Herrn von Vieurpiat, den ich vor mir hatte, gegolten.

Herr von Vieurpiat war Capitain in einem Regimente, das dreißig Stunden von Paris in Beauvais stand. Seine Liebe zu dem reizenden Fräulein d'Aubigny zog ihn öfter nach Paris, als er vom Befehlshaber seines Regiments Urlaub erwarten konnte. Obschon glücklich in seinen Bewer-

bungen, hatte er dennoch die Intriguen eines Nebenbuhlers zu fürchten, von deſſen Liebenswürdigkeit zwar wenig, von ſeiner Macht aber Alles zu erwarten ſtand.

„Ich unterlaſſe es," ſagte der junge Herr von Vieurpiat, den ich bei jedem Worte ſeiner haſtigen Erzählung mehr liebgewann, „Ihnen den Namen meines Gegners zu nennen. Sein Stand, ſeine Hülfsmittel ſind für mich unerreichbar, ſo daß ich weder eine Genugthuung von ihm erhalten kann, noch ſeine Maßregeln immer unſchädlich machen. Er weiß mich ſeit geſtern in Paris. Weil er meine Gegenwart am meiſten fürchtet, ſo ſucht er jedes Mittel, ſich ihrer zu entledigen. Ich verließ meine Compagnie ohne Urlaub, und wenn ich gleich die leichte Strafe der Entdeckung nicht fürchte, ſo würd' ich doch dann längere Zeit die Hauptſtadt meiden müſſen, eine Combination, die mein gefährlicher Feind zu ſeinem Beſten benutzen will. Der Ueberfall, dem ſie geſtern durch einen Mißgriff ausgeſetzt waren, ſollte nur dazu dienen, mich mit der Polizei in Berührung zu bringen, meinen Aufenthalt zu verrathen und mir eine militairiſche Strafe zuzuziehen. Ich kam ſo eben aus dem Hauſe mei-

ner Braut, als ich Ihren Hülferuf hörte. Sie waren schon befreit, als die verworrene Aussage eines der Gefangenen meine Vermuthung bestätigte. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als Sie meiner Theilnahme, meines Danks und meiner dauernden Freundschaft zu versichern. Fräulein d'Aubigny erwartet Sie mit Sehnsucht, um hinter meinen Versicherungen nicht zurückzubleiben. Jetzt werfe ich mich auf mein schnellstes Roß, das mich in zehn Stunden nach Beauvais trägt. Einer meiner ersten Briefe ist an Sie gerichtet."

Damit umarmte er mich noch einmal mit solcher Heftigkeit, daß mir die Thränen in die Augen stiegen. Bald sah ich ihn über die Straßen eilen; in einem Augenblick war er verschwunden.

Es war wohl zweierlei, was mir für die unangenehme Nachricht, die Wege eines unstreitig sehr einflußreichen Großen gestört zu haben, Ersatz gewährte, der Besitz eines Freundes, an dessen aufrichtigen Gesinnungen ich nicht zweifeln durfte, da ich nie die Erfahrung eines so tief gefühlten Dankes gemacht hatte; außerdem aber auch eine gewisse Genugthuung vor meinem arroganten Magister, in

dessen Gegenwart ich zum ersten Male als eine vollkommen unabhängige Person erschienen war. Sein Lächeln war unstreitig nur verbissener Aerger.

Ich muß gestehen, daß ich mich recht zufrieden fühlte.

## VI.

Es währte nicht lange, so hatt' ich eine Einladung zum Herrn d'Aubigny erhalten.

Mein Bruder wünschte mir Glück zu einer so glänzenden Bekanntschaft, denn ich hatte die Erlaubniß, ein Haus zu betreten, in welchem sich die Liebe zum Glanz mit dem Vermögen, sie auf das Lebhafteste zu nähren, vereinigte.

Herr d'Aubigny, großmüthiger Verächter von Ehrenstellen und leeren Titeln, verstand den Werth seines weitläuftigen Länderbesitzes zu benutzen und seine Reichthümer durch einen uneigennützigen und glänzenden Aufwand zu schätzen. Sein Haus stand Jedem offen, der entweder den Werth einer feinern gesellschaftlichen Unterhaltung zu würdigen, oder diese selbst durch seinen Geist, seine Kenntnisse, seine Erfahrungen zu beleben wußte.

Ich hatte kaum die ersten Zimmer dieses ge-

ſchmackvollen Hotels betreten, als mir der Beſitzer entgegenkam, mich mit natürlicher Herzlichkeit in ſeine Arme ſchloß und eine Reihe von Dankſagungen eröffnete, die von ſeiner reizenden Tochter mit derſelben Wahrheit geſchloſſen wurde.

In dem Salon traf ich eine ausgewählte Geſellſchaft, die in einer ſehr lebhaften Unterhaltung begriffen ſchien.

„Sie wiſſen vielleicht noch nicht, Herr Graf," begann Fräulein d'Aubigny, „daß jene fatalen Nebel, die heute der Sonne den Durchgang ſtreitig machen, einen Trauerflor bedeuten, in den ſich Paris in ſeinem Schmerze gehüllt hat?" —

„Die Geſchichte des geſtrigen Abends," ergänzte der Vater, „bezeichnet außer Ihrem Unfalle noch ein anderer Act der Unmenſchlichkeit. Der liebenswürdige Prinz Eduard *) iſt geſtern in der Oper überfallen worden und von ſeinen Feinden nach Vincennes geſchleppt." —

„Darf ich meinen Ohren trauen!" rief ich ent-

*) Eduard Stuart, Prätendent des engliſchen Thrones, in allen Leihbibliotheken durch Walter Scott bekannt.

rüſtet, „jener unglückliche Fürſt, der von dem Schlachtfelde bei Culloden nach Frankreich eilte, um hier ein Aſyl zu finden?“

„Nichts anders,“ antwortete eine große, hagere Figur, in der man mir den Dichter Desforges vorſtellte; „dieſer Prinz, deſſen unglücklichen Vorfahren Louis der Große einen dauernden Schutz gewährt hat, wird vor den Augen deſſelben Volkes, das ihn früher mit ſeinen Liebkoſungen erdrückte, von den Garden des Königs ergriffen und aus Frankreich verwieſen.“

Ich erſchrak über eine in der franzöſiſchen Geſchichte unerhörte Behandlung, und konnte die Fragen nicht unterdrücken: „Wer iſt es, der hier geſiegt hat? die Intrigue? die Autorität der engliſchen Nation? die Unmenſchlichkeit?“

Mir ſelbſt kamen dieſe übereilten Fragen unüberlegt vor. Ich war ſo unvorſichtig geweſen, die Veranlaſſung zu einer Menge Beſchuldigungen zu geben, die im Saale wiederhallten. Ein ältlicher Herr, deſſen Ernſt und Würde mir die tiefſte Verehrung einflößte, obſchon mich ſeine kecke Zunge in Verlegenheit ſetzte, rief aus: „Es iſt erklärlich, daß Beſiegte

die Anmaßung haben, ihren Siegern Gesetze vorzuschreiben, aber empörend, wenn diese bereit sind, sie zu erfüllen. Der Sieger von Fontenay, ein König, den die Nation mit dem Namen des Vielgeliebten begrüßte, beordert seine glorreichen Garden, diesen Befehl zu vollstrecken, der uns zu Sclaven des gedemüthigten Cabinets von St. James macht! Kann, ich will nicht sagen der Beleidigte an Frankreichs Macht keinen Rächer, wenigstens der Verfolgte an seiner Großmuth keinen Schützer mehr finden? Während die stolzen Erklärungen, mit denen Jacob II., der König Stanislaus und selbst dieser jüngste Flüchtling von uns empfangen wurden, noch aus keines Franzosen Gedächtnisse verwischt sind, spricht der Meineid der ruhmvollen Erinnerung, die Schwäche dem stolzen Bewußtsein eines Siegers Hohn."

Während ich noch schwankte, ob ich an dieser rücksichtslosen Apostrophe die Redekunst eines alten Römers, oder die Hartnäckigkeit eines Parlamentsgliedes, oder gar die Irrthümer eines Jansenisten erkennen sollte, wurden die Flügelthüren stürmisch geöffnet, und ein kleiner Mann von jenem zwei-

deutigen Aussehen, daß man nicht weiß, ob man es jung oder alt nennen soll, trat mit hastigem Schritte ein.

Es war der Abbé du Pin, die personificirte Fama von Paris, ein Katalog aller Neuigkeiten, ein Register aller Namen, die nur in das Interesse des Tages verwickelt sein konnten.

„Sie wissen Alle," rief er mit vielen Verbeugungen, „daß ich über Für und Wider erhaben bin, daß ich an jedem Dinge nur das Interesse habe, es zu wissen und die vollkommenste Genugthuung in meiner Neutralität finde. Die öffentliche Meinung gährt in diesem Augenblicke, wie ein aufgeregtes Meer — die Ursache erfuhren Sie längst — und die aufsprützenden Schäume sind mehrere beißende Spottgedichte, die ich im Fluge glücklich erhascht habe. Ueberzeugen Sie Sich: die Reime sind vorzüglich rein, die Silben sind nirgends verzählt, die Anspielungen sind passend und geistreich. Wie ich schon sagte und wie ganz Paris weiß, für den Inhalt steh' ich nicht. Ich fürchte, die Polizei folgt mir schon auf dem Fuße; sie hat nicht Unrecht. Warum? ich bin ein wandernder Buchladen."

Bei diesen Worten sah man ihn schon nicht

mehr. Er hatte, während er ſprach, mehrere kleine Blätter an die Geſellſchaft ausgetheilt, nahm ihren freundlichſten Dank und entfernte ſich ſo ſchnell, als er gekommen war.

Es war nicht zu läugnen, ich hatte ein Pamphlet in meiner Hand. Obſchon ich von der Polizei, deren Erwähnung mit furchtloſem Lachen aufgenommen wurde, nichts beſorgte, ſo war mir dieſer Beſitz doch ſo peinlich, als hätte man mir falſche Banknoten zugeſteckt. Zum Glück war in dieſem Augenblicke Alles mit Leſen beſchäftigt, ſo daß man meine Verlegenheit nicht bemerkte. Wie unerträglich für mich, wenn hier oder dort Einer in lautes Lachen ausbrach, mit den Händen klatſchte, und von den Uebrigen gefragt wurde, was es gäbe? worin der Witz, die Anſpielung, die Bosheit ſtäke? Ja, um meine Leiden voll zu machen, kam man überein, Jeder ſolle ſein Blatt verleſen, wo denn auch mich die Reihe treffen mußte. Welche dreiſte Wendungen in dieſen Ergüſſen der Leidenſchaft! Wie herb, wie grauſam war Alles auf die Spitze geſtellt! Wie bitter ergoß ſich die Quelle des Unmuths ſelbſt auf Dinge, die gar nicht mit dem vorliegenden Falle in Berührung ſtanden!

Eine der gelindesten Invectiven war noch die, welche Fräulein d'Aubigny vorzutragen hatte. Sie hielt sich, wie billig, an das Unglück des Fürsten, an die Theilnahme des Pariser Publikums und schloß mit dem schönen Troste:

Du tems braveras les fureurs,
Si tu n'as pas une couronne,
L'univers entier te la donne:
Ton empire est dans tous les coeurs.

Eben so wahr, wenigstens in einer eben so friedliebenden Phrase, hieß es in einem andern Gedichte, daß die Achtung der Welt wohl Ersatz sein könne für das Scepter von England; denn jener könne er nie beraubt werden, weil er sie sich selbst erworben habe.

Furchtbar aber waren die Aeußerungen, die in den heroischen Versen, welche der Herr des Hauses selbst las, vorkamen. „Darf man das Blut Heinrichs IV. einem Braunschweig opfern?" schrie der Pasquillant. „Ludwig, du nennst dich Schirmherr der Könige; bist du es, wenn du sie verräthst? Wenn du dich einst für des Unglücklichen Stütze ausgabst, so mußtest du ihn auf den Thron

erheben, oder mit ihm fallen.“ Der Verwegene machte dann einen Uebergang von der Schwäche des Königs zu dem Einflusse der Marquise, und rief mit entsetzlicher Dreistigkeit aus: „Schöne Agnes Sorel, du bist nicht mehr! Du hättest einen König verachtet, der in dem Schoß der Schande schläft. Und du, feiger Minister, (der verdienstvolle Herr d'Argenson war gemeint), verkaufest die Ehre deines Vaterlandes und einen Prinzen, den wir anbeten, dem Hause Braunschweig!“

Der Schluß dieses Libells, an dem die schöne Kunst des Verses zu der Schande einer solchen Anwendung gekommen war, hört' ich nicht, weil mich jetzt das Loos des Vorlesens treffen mußte.

Ich habe von Natur eine kräftige Stimme, weil ich immer laut studirte und mit meiner Tante viel Declamirübungen trieb. So mag es gekommen sein, daß sich, während mein Inneres vor Zaghaftigkeit bebte, der Ton meiner Stimme so kühn anhörte, als sei er der Ausdruck desselben Unwillens, der in meinen Alexandrinern kochte.

Ich hatte kaum die Vorlesung mit der nichtswürdigen Anrede beendet: „Chèr prince, wenn du auf dem Throne sitzest, so erinnere dich, daß ein

ſtolzes Volk nie einen trägen Fant mit dem Namen eines großen Mannes geehrt hat, mag man nun in Rom oder in Frankreich ſein!" als ſich die unangenehmen Folgen jener Verwechſelung deutlich zu erkennen gaben. Denn war dieſe nicht der Grund, warum ſich mehrere der Herren an mich anſchloſſen, und mir deutlich zu verſtehen gaben, wo ſie die Uebel Frankreichs verſteckt glaubten?

Konnte es anders als im Irrthume geſchehen, daß der Dichter Desforges an der Tafel zu meiner Linken placirt wurde, recht, um mich über die Lage der öffentlichen Verhältniſſe aufzuklären? Man ſprach über Tiſch nur von mißlungenen Finanzoperationen, von den Zurückſetzungen des Parlaments, von den Zwiſtigkeiten, die den Clerus und die Regierung trennten, beſchuldigte die Miniſter des Königs der Gewaltthätigkeit, bezeichnete den König ſelbſt, namentlich in den geiſtlichen Sachen, als unſchlüſſig und verſteckt.

Nach endlich aufgehobener Tafel verließ mich der lange Dichter noch nicht. Er begleitete mich zu meiner Hausthüre, weil er behauptete, ſie läge dicht an der ſeinigen. Ich verſuchte es, den unendlichen Faden des Geſprächs abzuſchneiden, ihn auf ange-

nehmere Gegenstände zu bringen; es gelang mir nur zum Theil. Während er zwar meinen Fragen bereitwillig Rede stand, unterließ er doch nie, an Allem seine mehr dichterische, als philosophische Ungeduld auszulassen. „Diese Tempel," sagte er, „diese Paläste sieht das getäuschte Auge mit Rosenkränzen behangen; doch sind es klirrende Sclavenketten."

Herr Desforges hatte kaum das ominöse letzte Wort ausgesprochen, als ein junger Mann athemlos auf uns zueilte, den Dichter bewegt bei der Hand faßte und ausrief:

„O, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht! Deine Verse haben Dich verrathen: Du bist als der Verfasser der Epistel an den König der Gallier erkannt; lies diesen Brief, es ist nichts als ein Verhaftsbefehl."

Die Vermuthung war nicht übereilt. Herr Desforges hatte eine lettre de cachet in der Hand. Eines der fürchterlichsten Gefängnisse, die kleinen Stuben auf dem Mont Saint-Michel, in denen man weder der Länge nach liegen, noch der Höhe nach aufrecht stehen konnte (und Herr Desforges war so groß!) hatte ihm die hart strafende Gerechtigkeit angewiesen.

Der Unglückliche umarmte mich mit einem ſchmerzvollen Blicke und überließ mich meinem ſprachloſen Entſetzen; denn ich war es geweſen, der ſeine Epiſtel im Saale des Herrn d'Aubigny vorgeleſen und in den Ausdruck des Vortrages ſo viel Wärme und Ueberzeugung gelegt hatte.

## VII.

Nach einigen Tagen blieb mir über den Magiſter kein Zweifel mehr: er war unter die Freigeiſter gegangen.

Während ich betrübt durch die Straßen von Paris lief, oder die Reiſe um die Barrieren machte, mein Geſchick anklagend, das mich in meiner erſten Bekanntſchaft ſo viel widrige Elemente antreffen ließ; während ich ungeduldig auf eine Gelegenheit harrte, jene Cirkel zu betreten, in denen nur die feinere, den Triumph der Sitte, der Mode, der Tagsgeſchichte verherrlichende Unterhaltung zugelaſſen wurde, hatte der Abtrünnige ſchon ſein Ziel erreicht.

Bei jeder Morgentoilette ſah ich ihn zunehmen an äußerm Anſtande, an Liebe zur Reinlichkeit,

einer Tugend, die ihm früher unbekannt war. Wer hätte in dieser gefälligen Haltung den schmutzigen Cyniker erkannt, der auf unsern Gütern in der Heimath nichts wußte als Tabakrauchen, die Pfarrer der Umgegend besuchen, ihren Frauen Unlast machen und gegen seinen Zögling Gelehrsamkeit und Frömmigkeit affectiren! Die heuchlerische Listigkeit seines grauen Auges hatte sich in den interessanten Ausdruck eines geistreichen Wesens verwandelt. Je weniger er mit mir sprach, desto mehr mußte ich annehmen, bewege sich seine Zunge in der Gesellschaft.

Wie erstaunte ich, als ich eines Abends auf meinem Schreibpulte einen Brief entdeckte, den er an mich zurückgelassen hatte. Er schrieb mir ohne Rückhalt, daß ihn die Sorge für seine Zukunft bestimme, eine freie, unabhängige Stellung zu gewinnen. Es sei ihm gelungen, die Aufmerksamkeit einiger gelehrten Männer auf sich zu ziehen, denen er Protectionen verdanke, die für die Richtung seines Lebens entscheidend sein dürften. Er könne zwar den Gedanken noch nicht fassen, sich von Verhältnissen loszureißen, die ewig in ihm eben so dankbare als wehmüthige Erinnerungen wecken wür-

den; es ſchmerze ihn tief, aus der Nähe eines geliebten —

Hier mußte ich innehalten, meine Augen verdunkelten ſich, die heißen Thränen rollten auf die Züge dieſer Hand, die ich einſt fürchtete, und die ich jetzt, wie gerne! noch einmal geküßt hätte.

Es war nicht blos das Gefühl des Verlaſſenſeins, was mich übermannte, ſondern in der That die geſtörte Gewöhnung an einen Begleiter, der, ſo läſſig er mir zuweilen war, dennoch das einzige Vermächtniß aus den einſamen Tagen meiner Kindheit blieb. Mein Bruder war überhäuft mit den Pflichten ſeines Dienſtes, er konnte mir nur wenige Stunden weihen. So anziehend für mich die Freundſchaft des Herrn d'Aubigny war, ſo wagte ich doch ſein gefährliches Haus nicht ſobald wieder zu betreten. Den Capitain von Vieuxpiat trennte ein weiter Raum von mir — wo war nun jenes unerſchütterliche Fundament meines Pariſer Aufenthalts geblieben? Dazu geſellte ſich die Sehnſucht nach einem Orte, wo ich den Schauplatz der freien Spiele des Geiſtes und der ſtreng höfiſchen Sitten antreffen würde. Mit einem Worte, ich mußte geſtehen, daß ich jede Hoffnung nur auf die Ei-

viliſation meines Magiſters ſetzen durfte. Er hatte mir am Schluſſe des Briefs ſeine Wohnung angezeigt; ich beſchloß, ihn am nächſten Morgen zu beſuchen.

In der Straße St. Thomas angelangt, forſchte ich erwartungsvoll nach der angegebenen Hausnummer. Ich mochte meinen Augen nicht trauen, als ich ſie auf einem Hauſe fand, unter deſſen Bewohnern ich eher einen Generalpächter der Steuern, oder einen Intendanten des Hofes, als meinen Plebejer geſucht hätte. Ein Thürſteher wies mich in den zweiten Stock. Dort um meinen Namen gebeten, flog mir rauſchend die Thür auf. Ich durchſchritt einen anmuthig decorirten Salon und ſtand endlich verwundert vor meinem Erzieher.

In ſeiner glanzvollen Umgebung, in ſeinem geſchmackvollen Negligé, ja ſelbſt in der gefälligen Würde ſeines Benehmens hätt' ich ihn kaum wieder erkannt. „Sie ſind überraſcht von dieſer plötzlichen Metamorphoſe, Herr Graf," ſagte er lachend; „doch ſoll Ihnen nichts unerklärt bleiben. Bei Gott, ich bin nicht ſo eitel, etwa ſagen zu wollen: aufgemerkt, das ſind die Erfolge, die die Bemühungen des Talents krönen! Umgekehrt, ich verdanke dieſen

Wechſel nur meiner angebornen Unerſchrockenheit und Geſchicklichkeit, die mich zum Herrn des Augenblicks machte. Sie trafen mich ſo eben am Schreibpult; es iſt die Feder, mit der ich meine neue Lebensbahn verfolge. Sie wiſſen, wie vertraut ich mit dem Gange der franzöſiſchen Literatur ſchon in Deutſchland war. Die Grundſätze, die ſie aufſtellte, ſchienen mir damals verwerflich; wie war es anders möglich, wenn man ein Excerpt aus den ſechs Quartanten der mosheimſchen Moral herausgegeben hat! Noch mehr der kleine beſchränkte Kreis der äußern Anſchauungen, in dem ich von meiner Jugend an lebte, die Stille, die uns Beide wie ein Räthſel überſpann, die Entfernung vom lebendigen Verkehr der Geiſter, das Alles konnte nur beitragen, jene düſtern Bilder des Lebens, wie ſie ein leicht reizbares Gemüth ſchon von Natur hat, vollends ins Graue zu malen. Wie konnt' ich gewiſſe Vorurtheile angreifen, ohne den ſchädlichen Einfluß zu kennen, den ſie auf das menſchliche Gemüth haben? Wie konnt' ich von den Grenzen der menſchlichen Erkenntniſſe ſprechen, ohne ihre Anfänge unterſucht zu haben? Ihnen, Herr Graf, verdanke ich den Aufenthalt in der Hauptſtadt der Welt. Paris

iſt das große Herz, an deſſen pulſirenden Schlägen ſich die Bedürfniſſe, die Hoffnungen der Menſchheit erkennen laſſen. Hier ſieht man die Forſchungen der Gelehrten im Einklange mit den Erſcheinungen des Lebens. Was ich in den Schriften eines Voltaire, Rouſſeau, Condorcet, in jenen vorzüglichen Piecen, deren Verfaſſer ſich zur Zeit noch nicht genannt haben, weil ſie den Sturz des Deſpotismus und der Prieſterſchaft mit dem des Aberglaubens abwarten, für die lächerliche Ungeduld eines gelangweilten Eremiten gehalten habe, was mir nur als Sucht nach Originalität, als die Caprice eines forcirten Genies erſchienen war, das bezeugte mir jede Minute, die ich in Paris verlebe, als den Willen eines ſouveränen Volks, als das Decret der entfeſſelten, allgemeinen Vernunft."

Mich ſchauderte; denn der Atheismus hatte auf dem Sopha neben mir Platz genommen. Unſtreitig hielt der Magiſter den Menſchen für eine Maſchine; was bürgte mir, daß er noch an die Fortdauer der Seele glaubte?

Um jedoch etwas zu ſagen, fragt' ich ihn, auf den milchweißen Briefbogen auf dem Schreibtiſche

und die eingetauchte Feder zeigend, in welcher Arbeit ich ihn gestört habe?

„Warum soll ich geheimnißvoll thun?“ sagt' er scherzend. „Sie trafen mich in einer Correspondenz an eine deutsche Fürstin, deren Namen ich freilich verschweigen muß. Es geschehen hier tausend Dinge, deren Echo noch die eintönigen, stillen Höfe der deutschen Fürsten beleben kann. Ich bin überall, wo es das Ansehn hat, als könne etwas Gewichtiges oder auch nur etwas Schönes gesagt, etwas Merkwürdiges gethan werden. Mein Portefeuille ist unerschöpflich in Neuigkeiten, denen ich in solchen Berichtschreiben eine Form, einen Zusammenhang gebe. Ja, es fehlt mir nicht an Verbindungen, durch die ich zur Kenntniß von Angelegenheiten komme, die entweder nie, oder doch erst nach Verlauf mehrerer Tage öffentlich werden dürfen: Empfehlung genug für eine Fürstin, die sich nach einer Unterbrechung ihrer trägen Unterhaltung sehnt. Was ich in diesem Augenblicke dem harrenden Papiere anvertraue, damit entzückt die Gnädige nach fünf Tagen ihre lauschende Umgebung.“

Mir schwindelten die Sinne. Welche Mischung

von anziehenden und abſtoßenden Elementen in dieſem Menſchen! Ich mochte nicht begreifen, wie man nicht mehr an Vorſehung und Unſterblichkeit glauben, und dennoch in ſo achtungswerthen Beziehungen ſtehen konnte.

Mit einer recht artigen Wendung ſagt' ich zu ihm: „Bei allem Glück, wie unglücklich ſind Sie doch! Eine Laſt, die Ihnen Ihre Vergangenheit ſo verbittert hat, iſt Ihnen noch nicht ganz abgenommen. Sie ſehen in mir noch immer den unkundigen Telemach, der ſeines Mentors nicht entbehren kann. Darf ich auf Ihre Empfehlung hoffen, um in jene Cirkel treten zu dürfen, die ſich Ihren Talenten geöffnet haben?"

„Welche Frage!" erwiederte er gefällig. „Sie begleiten mich den Abend in die geiſtreiche Geſellſchaft, die ſich um Lady Aberkrombie verſammelt. Sie iſt eine begeiſterte Freundin des Pariſer Lebens, ſie wird angebetet vom Herzoge von Richelieu, daher ihre Anhänglichkeit an die Seineſtadt. Gegen Nacht führe ich Sie an einen andern Ort. — Nein, um Ihre Neugier zu ſpannen, Ihre Ueberraſchung zu vermehren, ſollen Sie an der Stelle ſelbſt erſt erfahren, wo Sie ſind."

Er ſagte dies ſo unbefangen, daß ich keinem Verdachte Raum geben konnte. Gegen acht Uhr verſprach er, mich abzuholen.

## VIII.

Der Entpuppte hielt Wort.

Noch auf der Treppe im Hauſe der Lady ſagte er: „An eine perſönliche Vorſtellung iſt nicht zu denken. Eine leichte Begrüßung der Wirthin genügt.“ Daran erkannt' ich den Ton eines feinen Cirkels, einen Sprößling des Samens, den das goldene Zeitalter Ludwigs XIV. mit ſeinen edlen Rückſichten in die Sitten der Geſellſchaft gelegt hat.

Als uns die blendenden Kerzen des Salons entgegenſtrahlten, erſtaunt' ich, die zahlreiche Verſammlung ſtumm und gebannt ſitzen zu ſehen.

„Eine Vorleſung,“ flüſterte mein Führer.

Wir ließen uns auf ein ſeidenes Canape nieder und ſtrengten unſere Combinationsgabe an, aus dem Folgenden den Inhalt des verſäumten Anfangs zu entnehmen. „Himmel!“ raunte mir der Unterrichtete zu, „wen halten Sie für den Vorleſer? Es ſind Se. Königliche Hoheit der Herzog von

Orleans. Alſo iſt es doch begründet! Seit einige Tagen ſchon geht das Gerücht —"

Ein ſchallendes Gelächter tönte durch den Saal; man beklatſchte eine witzige Stelle. „Sie ſehen," fuhr mein Interpret fort, „es iſt eine Komödie; der Herzog hat ſie ſelbſt verfaßt und keinen Cirkel für ein würdigeres Auditorium gehalten, als den der Lady, von der man übrigens behauptet —" —

„Still!" ſagt' ich, indem ich dem Vorlauten den Mund zuhielt; „keine Verläumdung! Hören Sie lieber dieſe ergreifende Abſchiedsſcene!"

Es war nicht blos das Intereſſe an dem Stück, deſſen Fabel ich ſchon früher irgendwo geleſen hatte, was mir eine weitere Störung unerträglich machte: mich beſtürmten in dieſem Augenblick andere Gedanken, deren Andrang ich nicht zurückhalten konnte.

„Wie? dacht' ich, Paris iſt ſo groß, und dennoch hält es ſo ſchwer, ſich auszuweichen! Warum biſt du ſeit jenem gefahrvollen Abende nie mehr im Palais Royal geweſen? Warum haſt du einen Umweg von vier Straßen gemacht, um an den Pont-Neuf, von ſechs, um in die Tuilerien zu gelangen? Mein Bruder hatte mir nicht verſchwiegen, der Nebenbuhler des Herrn von Vieurpiat ſei ſtadt-

bekannt der Herzog. Es ließ ſich nicht läugnen, daß ich dem Fürſten unangenehm war; mein Name mußte ihm bekannt geworden ſein. Was ſtellte mich vor ſeiner Rache ſicher?

Plötzlich ſah ich wieder alle Hände in Bewegung. Die Spiegelgläſer, das leichte Fußgetäfel, die Vorhänge zitterten bei dem Sturme der Lobeserhebungen. „Man ſucht bei Molière eine ſolche Scene vergeblich!“ rief eine Dame, in der ich die Herrin des Hauſes kennen lernte.

Das Stück war noch nicht zu Ende, ich hatte alſo noch Zeit, mich zu ſammeln. Sollte Herr von Vieuxpiat ſich geirrt haben? träumte ich weiter. Gott! Warum ſchreibt er mir nicht? Es iſt nicht möglich, daß ein geiſtreicher Fürſt in dieſem Grade ſeine Macht mißbrauchen ſollte! Was kann gefühlvoller ſein, als dieſer Monolog, den er ſo eben einem entſagenden Mädchen in den Mund legt! Wie großmüthig dieſe Schlußſcene, in der die nicht geliebte Heldin des Stücks ihre Rechte der ſo wahr geſchilderten Ninon abtritt!

Jetzt war die Vorleſung beendet. Man erſchöpfte ſich in Lobpreiſungen, in die ich ſchüchtern einſtimmte. Die Anlage, die Ausführung, die Be-

nutzung des bekannten Stoffes, wurden einstimmig gelobt. Eine gewiß seltene Erscheinung, daß die Schöngeister nicht verschieden urtheilten und die Frauen keinen Widerspruch wußten.

„Ich war so unglücklich, nur die zwei letzten Acte zu hören," rief mein Führer; „dennoch ist die Ordnung des Stückes, die Intrigue so fein gehalten, daß man von den Resultaten der Handlung ihre Voraussetzungen unmittelbar abstrahirt." —

„Und hätten Sie nichts davon gehört," flüsterte dem Enthusiasten eine Stimme zu, daß ich es deutlich vernahm, „Sie hätten den Inhalt doch gewußt, weil es sich um ein trauriges Nichts handelt."

Wer konnte dieser gemüthlose Kritiker anders sein, als der Abbé Bernis, der witzige Freund der Marquise? Lachend drückte mein Magister dem kleinen Satyr die Hand, wie einem alten Bekannten.

„Sehen Sie nur," sagte, zu diesen Beiden gewandt, der junge Herr Cazotte, aus dessen liebenswürdigen naiven Novellen man auf keinen so sarkastischen Charakter, noch weniger auf seine spätern cabbalistischen Träumereien hätte schließen sollen. „Sehen Sie nur, wie verlegen den guten Orleans die Fülle von Geist macht, die man ihm zutraut!"

Das Factum war richtig. Es ſchien mir von dem Herzoge Beſcheidenheit, daß er nur einſilbige Antworten gab, zerſtreut mit den Damen ſprach und an ſeinen Kleidern zupfte. Er bewegte zuweilen die Lippen, richtete den Kopf hoch und wollte offenbar der Geſellſchaft etwas ſagen. Dank für den Beifall konnte es nicht ſein; denn jener wäre dieſem zu ſpät gefolgt. War es ihm zuwider, daß jeder antichambrirende Belletriſt über ſeine Erzeugniſſe ſich zum Richter aufwarf? Unmöglich; warum las er ſie an einem Orte, wo der dritte Mann etwas hatte drucken laſſen?

Die Unruhe des Herzogs zog bald die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, bis er endlich das Wort nahm und zum Erſtaunen Aller ſagte: „Ich will aufrichtig ſein. Ich habe Sie myſtificirt. Die Theilnahme, die Sie dem geiſtreichen Stück, an dem nur das mein Verdienſt iſt, es vorgeleſen zu haben, mit Recht ſchenkten, bitt' ich auf den wahren Verfaſſer überzutragen, Frau von Monteſſon."

Die Genannte war zugegen; wer konnte anders über dieſe Erklärung in Ohnmacht fallen als ſie? Die Verwirrung wurde allgemein. Während ſich der Herzog an die Spitze des kleinen Häufleins

ſtellte, das der erſchreckenen Dame zu Hülfe eilte, theilte ſich die Mehrzahl ihre Verwunderung mit. Die Komödie, die Frau von Monteſſon gemacht hatte, ſchien Jedem fad und alltäglich, die der Herzog geſpielt, ſonderbar.

„Kommen Sie," ſagte der Abbé Bernis, „es iſt unpaſſend, ſich an den Geburtswehen einer ſchriftſtellernden Dame zu weiden." Damit ſchob er mich und den verſtimmten Magiſter zur Thüre hinaus.

## IX.

Als wir an dem goldſtarrenden Portier vorüber waren, begann der Abbé mit nicht mehr verhaltener Ungeduld;

„Geht wohl etwas über die verliebte Thorheit einer ehrgeizigen Frau! Frau von Monteſſon hat nicht nur gegen den Ton der Geſellſchaft geſündigt, indem ſie Scenen, die ſich in ihrem Boudoir recht artig ausnehmen mögen, in die Salons verſetzt, ſondern ſich unſer Aller als Netze bedient, mit denen ſie den Herzog umſtrickt."

Ich fragte den Abbé, ob ihm der Zuſammenhang des Vorfalls deutlich ſei?

„Ohne Zweifel," war die Antwort; „der Herzog iſt ein Anbeter der Dame, doch indolent, wie ſeine Natur iſt, oder aus übergroßer Zerſtreuung durch ähnliche Affairen, betreibt er ſeine Bewerbungen nur nachläſſig. Warum auch nicht? Iſt er des Erfolgs doch gewiß. Frau von Monteſſon dünkt ſich aber klug und iſt ehrgeizig. Sie will dem Herzog mehr ſein, als eine bloße Liebſchaft, ſie will ihn feſſeln und zu einem hohen Rang erhoben ſein. Wie erreicht ſie dieſen Zweck? O, wie ſchlau ſind dieſe Pläne ausgedacht! Erſtens giebt ſie vor, ihre Neigung zum Herzoge ſei ein Opfer, das ſie einer Andern bringe. Der Name dieſer zweiten Neigung iſt mir entfallen und hat auch nichts mit der heutigen Geſchichte gemein. Fürs andere will ſie dem Herzoge unentbehrlich werden; endlich, obſchon ſie, bis auf ihre ſchlechten Zähne, ſchön iſt, will ſie auch durch ihre Talente glänzen. Aus einer bekannten Erzählung zieht ſie die Geſpräche aus, ſetzt ſie ohne Geſchick und Regel zu Acten und Scenen zurecht und beredet den Herzog, ſich für den Vater des Kindes ihrer Phantaſie auszugeben. Iſt dieſer bereitwillig, es immer zu bleiben, ſo ſchließt ſie, daß ein Geheimniß ihn an den einzigen Schlüſſel

deſſelben deſto feſter letten müſſe. Deckt er es ſelbſt auf — nun, Sie ſehen ja, was dann erfolgt! Erſt ſchlägt das Publicum die Brücke, dieſe Eſelsbrücke, auf der nun Frau von Monteſſon zu den Sternen ſteigt, ſo hoch auf wie einen Regenbogen, weil man einem Herzoge jede Schmeichelei in ſtarken Portionen geben muß. Den Verblendeten rührt die Beſcheidenheit der Schlange, das Lob beſticht ihn, und zuletzt, wenn er nun der Frau das giebt, was ſie verlangt, kann er nicht ausrufen: ach! es ſind nicht ihre ſinnlichen Reize, die mich bezaubern, ſondern die Genüſſe ihres bekanntlich ſo ſeltenen Geiſtes haben mich zu ihr hingezogen!“

Wir mußten lachen; der Abbé verſtand die Perſiflage auch gar zu gut.

Inzwiſchen fing ich an, mich in dem Wege zu orientiren, den die beiden Herren einſchlugen. Wir hielten uns fortwährend an das linke Seineufer. Ein intereſſanter Anblick, wenn die Nebel der Nacht aus dem dunkeln Fluſſe ſteigen und von den Strahlen der tauſend Leuchten in der Umgebung erhellt werden, in denen ſie zu ſchwimmen ſcheinen.

Dieſen Lichtſtrom nahmen wir zum Führer, bis wir endlich vor einem Hauſe ſtanden, das nach der

Seine hin heller erleuchtet ſchien, als es vorne war. Durch ein Defilé von zwei Wagenreihen traten wir auf die ſteinernen Stufen, die uns in eine geſchmackvolle, rings mit Niſchen, Vaſen, Statuen gezierte Hausflur führten.

Kaum fand ich Zeit, meine beiden von der ganzen Dienerſchaft gekannten Führer nach unſerer Abſicht zu fragen. Wir ließen die Treppen des Vorderhauſes unbeachtet, tappten durch den finſtern Hof und ſtiegen am letzten Ende des rechten Seitenflügels eine kleine, ſpärlich erleuchtete Treppe hinauf. Hatte man mir auf die Frage: wohin führen Sie mich? vorher nur lachend geantwortet, ſo erhielt ich jetzt die Weiſung, nur leiſe zu flüſtern und bedachtſam mit den Zehen aufzutreten.

Endlich öffnete der Abbé eine Thür, und ein blendender Schein von unzähligen, ſenkrecht aufgeſtellten Lampenreihen fiel in mein überraſchtes Auge. Ich hatte mich kaum geſammelt, als ich eine laut declamirende Stimme, ganz im Hintergrunde ein ſchallendes Gelächter vernahm. Jetzt blieb mir kein Zweifel mehr, ich befand mich hinter den Couliſſen eines Theaters.

„Sie haben gewiß," flüſterte mir der Abbé zu,

„von den kleinen Erholungen gehört, in denen der Vielgeliebte Zeit findet, ſich den ſauern Schweiß des Regierens von der Stirn zu wiſchen. Frankreich iſt der Marquiſe zu unendlichem Danke verpflichtet, da ſie ſeinem und ihrem Idole, dem Könige, dieſe Wohlthat zu verſchaffen pflegt. Wir ſind im Hotel der königlichen Freundin."

„Und Se. Majeſtät?" fragte ich haſtig.

„Treten Sie zu dieſer Couliſſe, die ein Stück Wald und ein Stück Hütte vorſtellen ſoll. Sie brauchen Ihr Auge nicht anzuſtrengen, um Ludwig XV. zu erblicken."

Ich trat hin, fuhr aber erſchrocken zurück, als mir ein kleiner geſchminkter bucklicher Kerl auf den Leib trat.

„Ah, gehorſamer Diener, Herr Carlin," ſagte der Abbé zu dem furchtbaren Ungeheuer, „ſind Sie heute den Boulevards untreu geworden?"

Jetzt beſann ich mich: es war der bekannte Schauſpieler Carlin, der das Pariſer Publicum mit ſeinen Späßen zu beluſtigen pflegt und heute auf dem Privattheater des Königs eine Rolle übernommen hatte. Unſtreitig ſollte er den Fabeldichter Aeſop vorſtellen.

„Es iſt nur zuweilen, meine Herren," verſetzte Carlin-Aeſop, „daß wir ordinairen Schauſpieler in den Kothurn oder Soccus ſchlüpfen, aus dem die hohen Herrſchaften ſo eben getreten ſind."

„Ich weiß es," ſagte der Magiſter, der Herrn Carlin kannte, „die Marquiſe verſteht ſehr artig zu ſpielen. Die empfindungsreichen Rollen ſollen ihr vorzüglich gelingen." —

„Eben daran liegt's," ſagte der Schauſpieler, indem er uns bat, ihm den Buckel etwas höher zu ſchieben; „zu den komiſchen Rollen taugen die Dilettanten nicht. Der Hof iſt ein Ort, wo man weder Scherz verſteht, noch welchen zu machen weiß."

Damit trat er eilig in die Scene zurück.

Man ſpielte auf dem Privattheater ein Lieblingsſtück des Königs: „Aeſop am Hofe." Der Abbé war im Stande, ordentlich die Annalen dieſer moraliſchen Piece zu erzählen. Er führte uns an einen Ort, wo wir ohne geſehen zu werden, die freieſte Ausſicht auf das Theater ſowohl, als auf das Publicum hatten. Nachdem er mich kurz über die ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten aufgeklärt hatte, begann er; „Es beweiſt wenig Geſchmack,

aber viel Regententugend, daß der König dieſem langweiligen Stück vor vielen andern, die beſſer ſind, den Vorzug giebt. Aeſop iſt darin nichts mehr, als ein pedantiſcher Schulmeiſter, der den Königen naſeweis gute Lehren giebt. Die Freimüthigkeit des phrygiſchen Sclaven beſteht allein darin, daß er zu den Fauſten ſpricht, als redete er mit den Thieren ſeiner Fabel. Mit viehiſcher Offenherzigkeit werden einem Monarchen ſeine Fehler vorgeworfen, ſelbſt das Laſter des Trunks nicht ausgenommen. Vor mehreren Jahren hätte dieſer Mißgriff bald eine ärgerliche Spaltung am Hofe hervorbringen können. Die erſte Freundin des Königs, Madame Mailly, dieſelbe, die jetzt aus einem Beichtſtuhle in den andern läuft, kurz, die Magdalena des Hofes, unterhielt zwar ihren Geliebten mit denſelben Vorſtellungen, die ihm die Marquiſe giebt, aber ſie leitete ſie nicht ſelbſt, wie dieſe. Sehen Sie nur, wie die Zärtliche am Auge des Königs hängt! Genug, Madame Mailly feſſelte Ludwig XV. weniger, als ſie ihm imponirte. Ihre koloſſalen Züge, dies compacte Weſen, das ihr die Natur geſchenkt hatte, forderte den König heraus, wie der Uebermuth einer unbezwinglichen Feſtung. Es iſt nur

zu bekannt, daß ſie dem Könige eine ſehr unartige Liebe einflößte, in der ſie ſelbſt Ausgezeichnetes leiſtete: ich meine die Neigung zu den heißen ſpaniſchen und Capweinen. Welchen Eindruck mußte nun jenes Aeſopiſche: der König beſitze alle Tugenden, nur trinke er zuviel! auf Madame machen! In wilder Entrüſtung, die recht den Vandalismus ihrer Bildung verrieth, ſpie ſie Feuer und Flammen; ſie ſah ſich rings von den Netzen der Cabale umſponnen und verlangte augenblicklich die Entlaſſung der Theaterdirection. Der König hatte Mühe, ſie zu beſänftigen. Endlich ſagte er: „Madame, Sie werden auch mich entlaſſen müſſen; denn ich gab den Befehl zu dieſer Vorſtellung.“

Inzwiſchen war der Vorhang gefallen. Unter Begleitung einer ſanften Muſik traten vorne die Zuſchauer aus den Logen, während man hinten die Lampen löſchte.

„Es iſt Schade,“ ſagte der Abbé beim Weggehen, „daß wir die Marquiſe ſelbſt nicht haben ſpielen ſehen. In den Rollen der Atalante, der Phädra, iſt ſie unübertrefflich. Hätte das Schickſal nicht einen König beſtimmt, ihren Triumphwagen zu ziehen, ſo würde Madame d'Etioles die Bühne

betreten haben, um von einem trunkenen Publicum vergöttert zu werden.“

Dennoch war ich vollkommen befriedigt. Es schmeichelte mir, den König in diesen angenehmen Stunden, deren Genuß ihm die öffentliche Meinung so sehr zum Vorwurf machte, belauscht zu haben, in Gegenden gedrungen zu sein, die sich nur den Vertrautesten öffnen, endlich einen so geistreichen Mann, wie der Abbé war, anhören zu dürfen.

## X.

Wir waren kaum aus dem Hause getreten, als Herr Carlin behend hinter uns hersprang.

„Seien Sie Beschützer der Kunst,“ rief er, „oder erbarmen Sie Sich wenigstens ihres getreuesten Jüngers! Schon sieben Jahre weile ich in unserer guten Stadt Paris und kenne nicht mehr von ihr, als meine Wohnung, die Aussicht, die ich im fünften Stock haben kann, den Weg, der von ihr zur Porte St. Martin führt und die Bretter der Bühne. In Italien, meinem geliebten Heimathslande, habe ich hinter jedem Zaune einen Häscher fürchten müssen und kenne dort jeden Fuß- und Fahrweg, alle Sack- und Quergassen, die in den

Städten nur denkbar ſind; in Paris dagegen laufe ich jede Minute Gefahr, mich zu verirren, obſchon mir hier Jedermann gern die Huldigung brächte, mich zurechtzuweiſen. Ach! ihr neun Muſen und ihr unzähligen Heiligen, was juckt dem armen Carlo ſein vogelfreier Hals! Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich in meiner Jugend das Unglück hatte, zufällig aus einem Kloſter zu entfliehen, daß ich in Venedig unter die Soldaten trat, leider aber einen verlornen Poſten abgab und nach Mailand deſertirte; und dennoch, obſchon ich der geiſtlichen und weltlichen Gerechtigkeit verfallen bin, lebt meine Sehnſucht nach Italien. Ich weiß nicht, meine Herren, wo Sie jetzt in dieſer zwölften Stunde hingehen, vermuthe aber, in die ſanfte Umarmung des Schlafes. Daran darf ich in zwei Stunden noch nicht denken. Was ich noch ſo ſpät für Pflichten habe? O, laſſen Sie Sich ein Regiſter meiner Thätigkeit geben. Vier, fünf Stunden bearbeite ich die Zwerchfelle des Publicums, ertrage Regen und Sonnenſchein, kümmere mich um keine Pfeife, kein Klatſchen der Hand. Dann eil' ich nach Haus, was ich jetzt thue, um meine Geſchäftsträger zu expediren. Lachen Sie nur! Ich unterhalte drei Spione,

die den ganzen Tag herumlauſchen, um in ihr Ohr alle Neuigkeiten fließen zu laſſen. Für eine Lumpengeſchichte aus der Vorſtadt zahl' ich fünf Sous, für jeden derben Witz, der aus dem appetitlichen Munde einer Dame der Halle kam, ein halbmal ſo viel, eine Scene aus den Vorzimmern wird mit zwanzig Sous, eine aus den Salons mit einem Livre bezahlt. Zwei Livres ſtehen auf einer Hofgeſchichte; aber am theuerſten iſt in meinem Tarif jede Dummheit angeſetzt, die ſich die Polizei hat zu Schulden kommen laſſen. Dieſe remunerir' ich mit drei Livres. Es koſtet mich ein erſtaunliches Geld, aber mein Renommée hängt von dieſen Notizen ab. Nach einigen Stunden Schlaf iſt mein erſtes Geſchäft, die neuen Rollen zu lernen, dann rüſte ich mich zur Probe, dann eile ich aufs Theater zur Probe ſelbſt. Es iſt Mittag, ich befriedige meinen Körper, pauſire ein wenig und mache mich nun an die Späße, die ich als hors d'oeuvre meinem vorgeſchriebenen Texte anfuge. Dazu bearbeit' ich die in der Nacht erhaltenen Notizen, die mir zu Wortſpielen, Seitenhieben, Anſpielungen dienen müſſen. Mein Lohn iſt —. Mein Himmel! es ſchleicht Jemand hinter uns her!"

Wir wankten uns erſchrecken um; eine Geſtalt floh in das ſchützende Dunkel.

„Jacques!“ rief unſer Luſtigmacher ihr nach, „Du Teufelskerl, fürchte Dich nicht! Das iſt einer der genannten Spione. Er ſchlich uns vermuthlich in der Abſicht nach, unſer Geſpräch zu belauſchen, ob es darin Etwas für ihn zu verdienen gäbe.“

Jacques hatte des Komödianten Stimme erkannt, und kam ſchuchtern heran.

„Wie viel wirſt Du heute von mir verlangen?“ fragte der Meiſter.

Ungefähr vier Livres zehn Sous,“ war die Antwort. „Erſtens, in der Vorſtadt St. Anteine ſind zwei verhungerte Kinder gefunden worden.“ —

„O, die Pariſer ſind grauſam!“ ſagte Carlin, ſich eine Thräne aus den Augen wiſchend, „ſie lachen über Alles: macht fünf Sous.“ —

„Zweitens, Herr Rouſſeau hat eine Penſion von der Marquiſe ausgeſchlagen und ihr geſagt, noch könne er ſich vom Notenſchreiben ernähren.“ —

„Für die Schickſale und Bonmots der Gelehrten ſteht zwar in meinem Tarif nichts; doch es iſt Jean Jacques — ein Livre.“ —

„Drittens, der König iſt, als Frauenzimmer ver-

kleidet, zur Prophetin le Bonnet gegangen. Die dumme Hexe hat ihn nicht erkannt, aber picant genug aus dem Kaffeesatz geweissagt: Seine Majestat werden einen hohen Offizier heirathen, ihm in allen Schlachten hinten in der Reserve nachfolgen und ohne Unglücksfälle wieder heimkehren."

Die Herren lachten abscheulich und Carlin sagte: „Zwei Livres werth!"

Jacques fuhr fort:

„Viertens hat die Polizei den Spitzbuben Mandrin schon zum achten Male entlaufen lassen."

„Das ist sehr dumm," bemerkte Carlin, „obschon keine drei Livres werth; doch sollst Du sie haben, weil Du nicht Schuld bist." —

„Fünftens, ein deutscher Graf soll eine Komödie, die der Herzog von Orleans verfaßt haben will, in seiner Gegenwart sehr albern genannt haben." —

„Schurke, das lügst Du!" schrie ich; die Andern verschwanden lachend in der Finsterniß.

Ich blieb zitternd vor Wuth auf meinem Platze und weiß nicht, wie ich in meine Wohnung gekommen bin.

## XI.

Noch immer saß ich nach einer schlaflosen Nacht, den Kopf in die Hand gelegt, auf meinem Sopha, gedankenlos bald auf die seidenen, meinem Schlafrock eingewirkten Blumen sehend, bald auf die leeren Koffer, die ausgezogenen Schubladen, die ich in die Mitte des Zimmers gestellt hatte, um meine Abreise vorzubereiten.

Der gottlose Abbé war zwar schon ganz früh, am thauigen Morgen, bei mir gewesen, hatte mich tausendmal um Verzeihung gebeten, weil Niemand anders den unzeitigen Spaß, bei dem mir am gestrigen Abend die Sinne schwanden, veranlaßt hatte, als er. Ich glaubt' es wohl, daß er dem spionirenden Burschen, durch die Dunkelheit geschützt, jene verrätherische Sottise zugeraunt hatte. Selbst bei aller Verschlagenheit des Mannes war ich es zufrieden, daß ich darin nur einen leichtfertigen Scherz, gemacht, den Abschied zu würzen, finden sollte.

Aber was half mir diese Gewißheit? Hatte man mich nicht frevelhaft an einer Stelle meines Herzens verletzt, wo ich schlechterdings nur Achtung

und Ehrfurcht, nie den Kitzel der Laune empfinde? Mir gereicht es zur Beruhigung, daß mein Schrei der Entrüſtung nicht eine mir, ſondern dem Herzoge gewordene Verläumdung ſtrafen ſollte; war ich aber nicht gewiß, daß jene, mit dem Heiligſten ihr Spiel treibenden Menſchen gerade hiedurch beluſtigt waren? Welche Genugthuung für ſie, daß ich meine Achtung vor dem königlichen Hauſe ſelbſt von einer Creatur, die einem Spitzbuben ſehr ähnlich ſah, anerkannt wiſſen wollte!

Ich nahm meine Schreibtafel. Mein eigener Vorſatz verurtheilte mich, die Leiden des geſtrigen Tages in ihr zu verzeichnen. Ich blätterte zurück und fand überall nur Klagen über getäuſchte Erwartungen, unangenehme Berührungen, troſtloſe Einſamkeit. Mein Schmerz überwältigte mich.

Es ſcheint, als haben ſich meine Schickſale immer wie in der epiſchen Form entwickelt. Es giebt Lagen, die ſich durchkreuzen und den, den ſie treffen, in einem beſtändigen Kampfe erhalten. Wohl jenem Umſichtigen, der in ihnen die Beſinnung nicht verliert! wie bald wird er Herr ſeines Schickſals ſein! Mich trifft ein anderes Loos. Jede Erfahrung ſchließt ſich mir mit vollkommenem Ende ab,

jede neue entwickelt ſich mit ſichtbaren Anfängen. Die Zwiſchenräume — ſind meinem Herzen überlaſſen: ach! daß es in ihnen immer nur klagen, ſo ſelten ſich freuen konnte!

Ich war nahe daran, meine Rechnung mit Paris und meiner Wirthin abzuſchließen, als mit einem Briefe des Herrn von Vieuxpiat aus meinen welken Hoffnungen wieder neue, friſche Keime ſproßten. Es war die Sprache des Freundes zum Freunde, die ich vernahm; ſie war ſo wohlthuend für mein verwundetes Herz. Er kündigte mir ſein Erſcheinen in Paris an, das in wenigen Stunden erfolgen könnte. Fräulein d'Aubigny habe bei ſeinen Verwandten in der Champagne einen Beſuch abgeſtattet, es ſei der heißeſte Wunſch ſeines Vaters, auch ihn in ſeiner Nähe zu wiſſen, einen längeren Urlaub habe er glücklich ausgewirkt und ſchon ſei er auf dem Wege, ſeinen Freund in einen Kreis zu führen, deſſen ländliche, unſchuldige Freuden er ohne mich nicht genießen könne.

Wie kam es nur, daß eine unfreiwillige Gefälligkeit durch eine ſolche Dankbarkeit erwiedert wurde? Ich meine, in einem unverdorbenen Gemüthe iſt jede Empfindung ein Schlag, der das

ganze Herz berührt. Eine edle Seele wird in ihren reinen Leidenschaften keine Grenze kennen; die Achtung wird ihr zur Liebe, die Dankbarkeit zur Freundschaft. Noch mehr! ich mußte die zarte Rücksicht meines neuen Freundes bewundern! Hätte nicht eine weniger enge Annäherung an mich ihn in den Verdacht bringen können, er nehme an, die zufällig unwillkührliche Dienstleistung hätte nicht auch ein Werk meines Entschlusses sein können? In der That war der Liebenswürdige immer so zart, von diesem Zufalle wie von einer Aufopferung zu sprechen.

Es wollte eben sechs Uhr schlagen, als ich in Herrn von Vieurpiats Armen lag.

„Treff' ich Sie bereit, Herr Graf," sagte er, „morgen in der frühesten Dämmerung Paris zu verlassen, um mit mir in die reizenden Thäler der Champagne zu reisen? Sie werden noch Zeit genug finden, in dem großen apokalyptischen Buche der Hauptstadt zu lesen; lernen Sie auch den Einband kennen, und befriedigen Sie die Sehnsucht meiner Verwandten, denen ich Ihre Ankunft auf das Bestimmteste habe zusagen müssen." —

„Sie spannen zwiefach meine Erwartung, Herr

Hauptmann," entgegnete ich; „ich freue mich eben ſo auf die anmuthige Gegend, als auf die Gütigſten ihrer Bewohner."

Ich weiß, daß man einen zärtlichen Liebhaber mit nichts ſo ſehr unterhält, als dem Beifalle, den man den Reizen ſeines Idols ſchenkt. Ich lenkte daher das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand, den der Glückliche mit der ganzen Lebhaftigkeit, die ihm ſo eigen war, ergriff.

„Die Bemuhungen meines Nebenbuhlers," ſagte er lachend, „haben ein klägliches Ende genommen. Es iſt vortrefflich, wenn man in einem ſolchen Falle ſich auf den Witz der Gefährdeten verlaſſen kann. Wo kein Ausweichen, keine Geringſchätzung, am wenigſten Drehungen etwas vermögen, da werden ſich die kleinen Repliken, die naiven Anführungen, kurz, jene boshaften Künſte, die man unter der Maske der Unterhaltung in einer zahlreichen Geſellſchaft kann ſpielen laſſen, immer ſiegend bewähren. Die Unverſchämtheit vermag es zwar nicht, zu erröthen, doch muß ſie es ertragen, ſich zu ärgern."

An dieſe geheimnißvolle, aber für mich nicht räthſelhafte Mittheilung, knüpfte ſich bis tief in den

Abend hinein eine Unterhaltung, die mir Genuß und Belehrung in gleichem Maße verschaffte. Mein Freund war über die öffentlichen Verhältnisse, über ihre geheimen Triebfedern vortrefflich unterrichtet, und eben so kannte er die Mittel, ihnen mit Sicherheit zu begegnen, oder mit Klugheit aus dem Wege zu gehen.

## XII.

Es war noch tiefe Dämmerung, als ich an der Seite des Herrn von Vieurpiat in einem leichten Reisewagen an der Bastille vorbei durch die Vorstadt St. Antoine fuhr.

Bald hatten wir die Riesenthore der Barriere du Trone, den Zusammenfluß der Seine und Marne hinter uns, bis wir zuletzt an die herrliche Kuppel der Kirche zur heiligen Genoveva die ersten vergoldenden Strahlen der Morgensonne aufspringen sahen.

In zwei Monaten wollt' ich wieder in das jetzt verlassene Labyrinth zurückkehren, wie ich meinem Bruder hatte versprechen müssen.

So trat ich denn aus meinem kurzen Aufenthalte wie aus der Vorrede heraus, und einem

flüchtigen Leser vergleichbar, warf ich das eigentliche Buch auf eine Weile weg; zwischen der Erwartung und Erfüllung muß immer ein ansehnlicher Zeitraum verstreichen, um jene mehr zu spannen, diese desto besser vorzubereiten.

„Es ist erstaunlich," sagte mein Begleiter, „welch sonderbare Ansichten ich bei Fremden über Frankreich und die Lage von Paris, seinem Herzen, angetroffen habe. Von Calais, von Straßburg, von Genf eilt man mit Flügeln des Sturmwinds unter den weiten Baldachin, der sich über alle Schätze des civilisirten Europa's ausbreitet, und wird jeden Augenblick auf der Reise staunen, sich durch die reizenden Naturschönheiten des platten Landes so überrascht zu finden. Welcher Fremde hätte sich nicht eingebildet, als ihm der letzte Schlagbaum des Nachbarlandes im Rücken lag, jetzt kämen immerfort nur flache, öde Steppen, bis endlich Paris aus der Wüste wie ein paradiesischer Garten steige! Ja, viele, welche sich doch auf der Reise vom Gegentheil überzeugen konnten, kommen selbst in Paris, im Bureau der Diligencen, mit diesem Wahne an. So viel vermag die Eile des

Postwagens, die Ungeduld der Sehnsucht, die Erwartung auf Paris, für welches man alle Blicke seines Auges aufspart. Die Tradition spricht von den Umgebungen der Hauptstadt, wie von einem öden Landstriche; kann man sich aber reizendere Landschaften denken, als welche sich jetzt vor unsern Augen ausbreiten!"

Durch eine ewige Abwechslung von Dörfern, Landhäusern, Abteien, durch die hier so gefälligen Krümmungen der Seine kamen wir fortwährend zu neuen Anblicken, zu neuen anmuthigen Ueberraschungen.

Wir fuhren durch Fontainebleau, diesen alten Sitz der Könige und der Galanterie, und hielten uns dann an die romantischen Ufer der Yonne, deren Reize uns bald in der Dunkelheit des herannahenden Abends verschwanden.

Sens war die letzte bedeutende Stadt, die wir passirten. Ihr alterthümliches Ansehen machte in der Dämmerung einen tiefen Eindruck auf mich.

Der Familiensitz meines Freundes lag hart am Ufer der Yonne und bestand aus einem neu angelegten herrschaftlichen Wohnhause, vielen Wirth-

ſchaftsgebäuden, Gärten, Feldern und einem weiten Kranze von werthvollen Waldungen, der ſich um jene herumzog.

Es war ſchon zu tief in der Nacht, als daß wir im Wohnhauſe die Schläfer mit einer ſolchen Ueberraſchung, wie unſere Ankunft, hätten überfallen dürfen. Herr von Vieuxpiat zog es vor, die Nacht bei einem Verwalter zuzubringen und am nächſten Morgen erſt bei ſeinen Lieben zu erſcheinen. Er klopfte an einen verſchloſſenen Fenſterladen nicht ohne Gefahr, von einem wachſamen, glücklicherweiſe durch eine Kette unſchädlich gemachten Hunde zerriſſen zu werden.

Nach vielem Pochen öffnete ſich endlich ein kleines Fenſter, das zur Seite der Hausthür angebracht war. Herr von Vieuxpiat ward ſehr bald erkannt, das Innere des Hauſes belebte ſich allmählig, die Thür öffnete ſich, und unter aufrichtigen Zeichen der Freude wies uns der Verwalter einen Ort an, wo wir behaglich der Ruhe pflegen konnten.

Die Morgenſonne ſchien durch das volle Fenſter auf mein Lager, als ich erwachte. Mein Gefährte war ſchon ausgeflogen, ich ſprang eilig auf

und ging haſtig an die Ordnung der Toilette. Es währte nicht lang, ſo war der Freund zurück, voll von der Wonne eines Empfanges, der ihm, ſo wie den Herzen der Andern, gleich wohl hatte thun müſſen. Er ſagte zuvorkommend: „Jetzt können auch Sie Ihren Einzug drüben halten. In jedem Herzen meiner Lieben hab' ich Relais gelegt, und Sie werden dabei gewiß beſſer fahren, als in meinem den Antiquaren bald verfallenen Reiſewagen.“

Wir traten aus dem Hauſe und den es umgebenden Gärten und Anlagen hinaus, ſchlugen einen Wieſenpfad ein, auf deſſen beiden Seitenflächen Tauſende funkelnder Thautropfen aufleuchteten, und lehnten eine Thür zurück, welche in den innern Raum der herrſchaftlichen Gärten führte. Kaum hatten wir hier einige Schritte gethan, ſo eilte hinter einer Roſenhecke Fräulein d'Aubigny hervor, und empfing mich, als einen alten Bekannten, mit ihrer liebenswürdigen, natürlichen Munterkeit. Sie bildete den Vorpoſten des eigentlichen Treffens, welches von Seiten der Familie meines Freundes aus den zuvorkommendſten, artigſten Begrüßungen beſtand. So ſehr mich dieſer Empfang erhob, ſo vernichtete er mich zu gleicher Zeit; denn er war mit

dem Anblick eines Weſens gepaart, das in dem erſten Augenblick, da meine Augen von ihm geblendet wurden, auch alle meine übrigen Sinne unwiderſtehlich feſſelte.

Adèle, noch nach vierzig Jahren übermannt mich die Erinnerung jener ſeligen Stunden, da mein trunkenes Auge, mein lauſchendes Ohr, mein zitterndes Herz in der Wonne deiner Erſcheinung ſchwelgte!

Ich träumte Jacobs ſeligen Traum von einer Himmelsleiter, wo ihm auf jeder Sproſſe ein Engel lächelte. Wenn dein ſanftes Auge an den Blicken des geliebten Bruders hing, wenn dein blendend weißer Arm zärtlich den Leib der Freundin umſchlang, und du lächelnd dann die Hände des liebenden Paars in einander legteſt, wenn du die Hand des Vaters mit deinen Küſſen bedeckteſt und die Wünſche der Mutter aus ihren Augen laſeſt: Adele, wenn dann der liebliche Ton deiner Stimme unbeſtimmt ſchwankte, wo du die Straße finden ſollteſt, die der Schweſter des Freundes die Annäherung zum Freunde ebnete — o, dieſe heißen Thränen, die jetzt aus meinem trüben Auge auf die

kalten Wangen gleiten, ſind die ſüßeſten Freuden meines Alters! Wehmüthige Erinnerung!

Auf dem Schloſſe bezog ich eine ſehr anmuthig gelegene Wohnung. Die innere Anordnung war nicht nur ſehr geſchmackvoll, ſondern ſelbſt koſtbar zu nennen. Grüne Teppiche, mit Blumen, Arabesken und Landſchaften durchwebt, bedeckten den Boden und die Seitenwände, die Meubles waren aus dem feinſten Holze gezimmert und nach den Moden, die mir aus Paris als die neueſten bekannt waren, geformt. Vorzüglich aber zogen mich die Bücherſammlungen an, die aus den Glasſchränken mit ihren netten Einbänden ſo gefällig hervorſahen, wie die damalige Literatur ſelbſt. Trat ich an die Brüſtung des Fenſters, ſo ſah ich unter mir den ſtillen freundlichen Yonneſtrom; weit hinaus dehnten ſich üppige Wieſen und Felder, und in blauer Ferne ließen ſich deutlich die Thürme von Joigny über die ſanfte Aufdachung der Rebenhügel hin unterſcheiden.

Die Abwechslung der Unterhaltung war mannigfaltiger, als ich glaubte erwarten zu dürfen. Ich war zwar ein ſchlechter Reiter und ein noch ſchlech-

terer Jäger, doch wohnte ich allen Jagden bei, die faſt täglich zu meinem Vergnügen veranſtaltet waren. Die jungen Damen nahmen keinen Anſtand, uns auf frommen Kleppern zu begleiten, ja zuweilen mich auszulachen, wenn mir Reiten und Schießen nicht recht gelingen wollte.

Aus der Umgegend fehlte es nie an Beſuch. Alle Edelleute, denen es auf ihren Sitzen unter Tauben, Hunden und Frohnen zu einſam wurde, ſuchten den muntern Ton auf, den ſie in Vieurpiat immer antrafen. Ihre Töchter, ſchüchterner oder dreiſter, je nachdem ſie mehr oder weniger Verbindungen mit Paris unterhielten, oder ſelbſt ſchon dort geweſen waren, vermehrten den Reiz der geſelligen Unterhaltung. Vorüberreiſende Verwandte oder Verbindungen des alten Herrn von Vieurpiat gaben Beſuche von mehreren Tagen ab, ſo daß keine Sonne unterging, die wir nicht mit neuen Freuden ſollten wieder aufgehen ſehen.

Fräulein d'Aubigny ſtellte ſich mehr in die Mitte dieſer Cirkel, in denen ſie ihre angeborne Munterkeit verbreitete. Adele war beſorgter um die Anordnung derſelben; um das Ganze beſſer zu über-

ſehen, machte ſie weit weniger einen Theil deſſelben aus.

Zuletzt hatten wir vorzüglich einen Gegenſtand auserſehen, der zwar eine ſehr enge Verbindung mit vielen, ſonſt nur vorübergehenden Beſuchen verlangte, dafür aber eine nie verſiegende Quelle des Vergnügens wurde. Die Sitte der Privattheater griff damals in Frankreich mit erſtaunlichen Erfolgen um ſich. Keine drei Familien in Paris, die ſich nicht zu theatraliſchen Vorſtellungen verbanden. Eben ſo verfehlte man auf dem Lande ſechs Meilen in der Runde nie einen Ort, wo die gebildeten Bewohner der Umgegend ſich nicht zum Dienſte Thaliens vereinigt hätten. Den Focus dieſer Sitte lernte ich ja ſelbſt kennen: es waren die kleinen Abendgeſellſchaften, die die Marquiſe durch die ungeſtörten Soupers dem König eben ſo unentbehrlich machte, als durch die Privatbühne, die jetzt für Frankreich normal wurde.

Wir betrieben unſere Unternehmung mit anhaltendem Eifer. Ein Courier folgte dem andern nach Paris, der Anzüge, der Decorationen, der Stücke wegen. Die Gärten, die Haine hallten wieder von

den pathetiſchen Declamationen der neuen Komödianten. Ein Schreiber aus der Wirthſchaft, der ſich für ein Genie hielt, lief ſchon vor Sonnenaufgang in die Einſamkeit des Dickichts, nur die wenigen Worte, die er als Bedienter oder Küchenjunge zu ſagen hatte, dem Gedächtniſſe einzuprägen. Auf halbem Wege unter einer Eiche erwartete ihn dann ſchon ein Anderer unſerer zahlreichen Dilettanten, um mit ihm eine vorläufige Probe zu halten. Die Wälder waren von recitirenden Schauſpielern belebt.

Wir Helden blieben mit unſerm Enthuſiasmus nicht zurück. Es wurden täglich Sitzungen gehalten, wo wir theils unſere Regiſter der gelenkigen, muſengerechten Perſonen der Umgegend vervollſtändigten, theils die Berichte über die eingelaufenen Effecten anhörten, theils endlich über die ſchwierigen Zweige der Mimik, in denen nicht blos das Gedächtniß aushelfen konnte, unſere Meinungen austauſchten.

Ich denke mit Entzücken an dieſe unſchuldigen Vergnügungen, die mich der Schweſter meines Freundes nur näher bringen konnten. Denn warum ſollt' ich die auflodernde Flamme der zarteſten

Empfindung erſticken? warum den Eindruck nicht feſthalten, den Adele bei ihrem erſten Erſcheinen auf mich machte? Noch mehr, es lag in dieſer Begegnung in einer ſo abgelegenen Gegend etwas ſo Bedeutungsvolles, daß ich ſelbſt von dieſer Seite zu Geſtändniſſen, die ich mir zuvor kaum zu machen wagte, getrieben wurde.

Es iſt ſo gewöhnlich, daß das Nachdenken, welches gemeiniglich dem erſten Rauſche der Liebe folgt, zuerſt in die weite, dann ſo öde Ferne zurückblickt, wo ſich die treuen Herzen noch nicht gefunden hatten. Dann fragt man ſich, wie mußte es geſchehen, daß wir es gerade ſind, die ſich jetzt umfangen halten? wer führte den Ort, die Stunde ſo zuſammen, daß Eins auf das Andere treffen mußte? und man wird zuletzt immer nur des geliebten Gegenſtandes Hand drücken und vor der höhern Fügung der Schickſale ſtaunend, in ſtiller Bewunderung ſtehen.

Wenn ich Adelen ſah, ſo ſchienen mir alle Wege meines Schickſals hieher geeilt zu ſein. Alles konnte nur begonnen haben, um hier vollendet zu werden. Dieſer Gedanke ſpiegelte mir immer die Sicherheit meiner Hoffnungen vor. Ich ſah in Fräulein von

Vieurpiat meinen Schutzengel, den ſchon mein frommer, reiner Wille in meiner Nähe feſſeln mußte. Sie ſprach zu mir in einem Tone, der mich in meinem Glauben an ihre wohlwollende Geſinnung nicht irre werden ließ. Ihr gefälliges Benehmen war weit entfernt, nur der Ausdruck der Zuvorkommenheit gegen einen fremden Gaſt zu ſein, ſondern es hielt vielmehr zwiſchen dieſer und der Hinneigung zum Freunde des Bruders eine ſo eigenthümliche Mitte, daß ich annehmen mußte, ſie habe meinen Werth erkannt und dieſer ſei das Maaß ihrer Schätzung.

Unſere theatraliſchen Vorſtellungen erreichten bald eine gewiſſe Celebrität, die ſie theils unſerm Eifer, theils aber auch der kundigen Protection eines der ausgezeichnetſten Männer der damaligen Zeit zu verdanken hatten.

Den vortrefflichſten Intendanten und Kritiker fanden wir nämlich an dem Herrn von Maurepas, dieſem geiſtreichen, thätigen, leider mit Undank belohnten Staatsmanne. Gleiche Anſichten und ein gleiches Schickſal hatten dieſe beiden Männer, den ehemaligen Miniſter und den Vater meines Freundes, in eine nahe Verbindung gebracht.

Herr von Vieurpiat war eines der unglücklichen Opfer des Despotismus, der die stolzen Nacken der Franzosen während der Regentschaft beugte. Parlamentsglied, durch seine unerschrockene Freimüthigkeit dem Herzoge verhaßt, durch seine Begünstigung der jansenistischen Grundsätze blosgegeben, hatte er für beides eine geraume Zeit in der Bastille büßen müssen.

Den Minister Maurepas stürzte eine seiner vortrefflichsten Gaben, sein scharfer, zerstörender Witz. Er hatte das Unglück, daß man diesem so viel Ehre erwies, jede Aeußerung, wenn sie für geistreich und wahr galt, ihm zuzuschreiben. Es ist nicht erwiesen, wer jene Verse auf die Marquise gemacht hat, deren Beziehung ich nie habe verstehen können, die aber vernichtend sein müssen; noch weniger ist bekannt, wer dies berühmte Couplet unter den Teller der Angegriffenen gelegt hat; aber es genügt, daß man das Erste nur dem Witze des Herrn von Maurepas, das Zweite nur seinem Muthe zutraute. So mußte die Zierde des Hofes, ein Minister, durch dessen regsame Anstrengungen der beste Anfang gemacht war, den kläglichen Zustand der fran-

zöſiſchen Marine zu heben, ſein Portefeuille einem Schwächern überlaſſen und Paris mit dem Exil vertauſchen.

Des Herrn von Maurepas Beſitzungen lagen dicht an den unſrigen, die von ſeinem Unfalle den meiſten Nutzen zogen. Wie belehrend war für mich ſeine Gegenwart! wie achtungswerth der Gleichmuth, mit dem er ſein Schickſal ertrug! Zwar hatte die Quelle ſeines Witzes noch nicht aufgehört zu ſprudeln; aber er hielt es für unwürdig, ſelbſt im vertrauten Geſpräch, ſeinen ſiegreichen Feinden anders als mit Großmuth zu begegnen.

Ich habe mich ſonſt nie überwinden können, gegen die ſogenannten Opfer der Cabale eine andere Seite meines Herzens zu kehren, als die Theilnahme, die man den Ueberwundenen ſchuldig iſt; hier mußte ich meiner Regel untreu werden. Hier ſah ich nicht den nackten Witz eines Schöngeiſtes, deſſen einziges Geſchäft in der Welt nur in der Uebung dieſer unheilvollen Gabe beſteht, ſondern gekränkte Thätigkeit, zurückgeſetzte Talente. Es waren an dieſen beiden Männern reelle Verdienſte, die man den perſönlichen Rückſichten geopfert hatte. Wird ein Schriftſteller für ſeine Keckheit geſtraft,

nun ſo iſt das ein Ereigniß, immerhin beklagenswerth, das ſich aber vorausſehen ließ. Warum betrat er eine Laufbahn, zu der er nichts Beſſeres brauchte als Dinte, Feder und Papier!

## XIV.

Der Gipfel des Glücks iſt der Ort, wo man die beſte Ausſicht in den kommenden Wechſel deſſelben hat. Es war ſchon hoch gegen Mittag, als die Geſellſchaft eines Tages von einem Spazierritte heimkehrte, den die Damen, nach den immer herrſchender werdenden engliſchen Sitten, ſtets mitzumachen pflegten. Während die Uebrigen noch um eine anſehnliche Strecke hinter uns zurückgeblieben waren, hatten Adele und ich um eben ſo viel einen Vorſprung gewonnen.

Es giebt Augenblicke, wo der Strom der Rede ſo zu fließen beginnt, die innere Aufregung des Gemüths ſich ihr ſo mitzutheilen pflegt, daß man mit einem lauten Schrei ſeinem Entzücken Worte geben möchte. Allerdings kann man nur mit Perſonen, die uns werth und theuer ſind, ſo ſprechen. Dann iſt es der kleinſte unbedeutendſte Gegenſtand, über den man ſich ausbreitet, die Wärme des Ge-

ſprachs wird ſiedender und zwar mehr, als es für den Gegenſtand paßt; man iſt im Stande, noch in dieſem Augenblick vom Aufgang der Sonne, von dem ſchlechten Jahre, von einer ſchwer verdauten Paſtete zu ſprechen, und ſchon im andern dem Freunde um den Hals zu fallen, ihn mit Thränen und Küſſen zu bedecken. Ich weiß es, daß ſolche leidenſchaftliche Empfindungen wenig Lebenstact verrathen, daß ſie oft die Begleiter der unglücklichſten Schickſale ſind; aber ſoll man darum dieſen göttlichen Funken erſticken? ſoll ihm nicht einmal die Freundſchaft zündbare Nahrung ſein? ja, ſoll man ihn zu dem unſchuldigen Zwecke nicht benutzen, Verräther einer geheimen Neigung zu ſein?

Ich ſprach mit Adelen über Moden, als wär' es über einen Roman geweſen. Offen erklärt' ich, daß ich früher an ihrer Toilette Anſtoß genommen habe, daß ich auch noch jetzt bei andern Frauen eine leichte Modifikation des Geſchmacks aus den Tagen Ludwigs XIV. für das Angemeſſenſte halte. Ich behauptete, die Moden ſeien nicht blos auf die Geſetze des Geſchmacks zu begründen, ſondern mehr noch auf eine gewiſſe Vorſicht, in ihnen keine Grundſätze und Meinungen zu verrathen.

„Ihre leichte, zwangloſe Tracht," ſagte ich, „hat zum Schneider eigentlich den Neuerer Rouſſeau, ſo wie das Kleid, das Sie gegenwärtig tragen, ein Abzeichen der Oppoſition iſt. Der engliſche Geſchmack, das Reiten der Damen, die Wettrennen, die Ueberröcke der Männer, der verkürzte Kleiderſchnitt erinnern auffallend an den verdächtigen Beſitzer des Palais Royal."

Adele bemerkte wohl, daß das Bisherige alles nur Prämiſſen waren, und wartete lächelnd auf den Schluß, den ich ziehen würde.

Und welcher konnte es ſein? ein anderer, als das offene Geſtändniß, ihre Anmuth habe dieſer Tracht das Gepräge der Vollkommenheit gegeben? Meine Begeiſterung rang mit dem Ausdruck, der mich im Franzöſiſchen hier zum erſten Male im Stiche ließ. Ich verſtummte und ſchwelgte in dem lieblichen Lächeln, das durch ihre engelgleichen Züge rieſelte.

Jetzt erfolgte eine Begebenheit, die, ſo ſchnell ſie ſich ereignete, ſo auch meine ſeligſten Hoffnungen zerſtörte. Ich bin nicht mehr im Stande, den Vorfall in ſeiner ganzen Folge zu entwickeln, weil mich der Schrecken aller meiner Sinne beraubte.

Nur weiß ich, daß Adelens Pferd plötzlich ſich bäumte, dann mit Blitzesſchnelle ſich auf die Seite warf und mit wilder Wuth die Landſtraße hinunterflog. Ich ſah das Pferd am Abhange des erhöhten Weges, ſah ſeine theure Laſt ihm entgleiten, hörte den Entſetzensſchrei der heranſprengenden Zurückgebliebenen und war nicht ſobald zur Beſinnung zurückgekehrt, als ſich meinem Auge ein Schauſpiel darbot, das mich erbleichen machte.

Die gerettete Adele lag in den Armen eines jungen Mannes, in dem die ſchnell von ihrem Schrecken in die angenehmſte Ueberraſchung verſetzte Geſellſchaft den Chevalier la Motte, den Neffen des Herrn von Maurepas, der Hauptmann ſeinen todtgeglaubten Jugendfreund, Adele den beweinten Gegenſtand ihrer mir verborgen gebliebenen Liebe erkannten. Das unſcheinbare, ſogar ärmliche Aeußere ſeines Aufzuges bezeichnete ihn als einen Reiſenden. Die endliche Nähe der geliebten Freunde hatte ſeine Schritte beflügelt; er eilte auf dem ſchattigen Pfade, der unter der Landſtraße lag, der Wohnung ſeines Oheims zu; der Zufall führte ihn in die Nähe der ſo eben vorgefallenen Kataſtrophe; er ſah die Freundin ſeines Herzens wieder, indem er ſie vom Tode

rettete. Er war behend auf den Plafond der Straße gesprungen, hatte mit der rechten Hand die Zügel des scheuen Pferdes ergriffen und mit dem linken Arm die eben herabstürzende Geliebte aufgefangen.

Der Chevalier la Motte war von seinem Oheim erzogen worden. Die ehemalige Stellung des Letztern zum französischen Seewesen bestimmte Jenen, die beschwerliche, seinem Muthe und seinem abenteuerlichen Sinne aber sehr zusagende Carriere als Seeoffizier zu betreten. In Brest während kurzer Zeit zum Dienste vorbereitet, war er damals in die Gegend zurückgekehrt, an die sich die liebsten Erinnerungen seiner Jugend knüpften. Um diese Zeit zogen sich die Bande, die ihn und Adelen als Gespielen gekettet hatten, fester zusammen, und der Schmerz über die neue Trennung verrieth, was man vielleicht noch nicht zu sagen wagte. Herr von la Motte kehrte nach seiner Garnison zurück, mußte sich einschiffen, und in einem der vielen Unglücksfälle der französischen Marine, die der englischen Flotte zu eben so vielen Triumphen verhalf, das allgemeine Loos theilen. Es gab damals wenig französische Seeoffiziere, die nicht eine Zeit lang in englischer Gefangenschaft gewesen waren. Ich weiß

nicht, ob durch falsches Ehrgefühl, oder Sehnsucht nach der Heimath, oder durch die Bekanntschaft eines spanischen Schiffsherrn verleitet, bestieg der Chevalier, die Freiheit der Gefangenen in den englischen Häfen benutzend, ein Kauffahrteischiff, das ihn an die französische Küste bringen sollte. Widrige Winde vereitelten dies Vorhaben; er war gezwungen, die Fahrt bis nach Cadix, das sich mit vieler Noth erreichen ließ, mitzumachen, um von dort aus nach der Heimath zurückzukehren. All seine Habe mußte er auf die Reise von dort nach Toulon verwenden. Während seine gefangenen Kameraden schon in den Armen ihrer Verwandten lagen, schwankte er noch auf dem Meere in beständiger Gefahr, den Corsaren sein Leben verkaufen zu müssen. Wenn ihn auch ein gütiges Schicksal vor diesem Loose bewahrte, so traf ihn doch ein nur wenig erträglicheres. Sein Schiff zerschellte an einer Klippe in der Gegend der balearischen Inseln. Kaum gelang es ihm, sich mit einer Schiffsplanke an ein wüstes Eiland zu retten. Erst nach mehreren Wochen zogen seine Feuer die Aufmerksamkeit eines vorüberfahrenden Seglers auf ihn. Jetzt erst erreichte er glücklich seine Heimath, und kam nach einer be-

ſchwerlichen Reiſe, dem drückendſten Mangel ausgeſetzt, in den Kreis ſeiner Lieben zurück, um dieſe zu beglücken, mich zu vernichten.

Es war mir nicht gegeben, den Chevalier zu haſſen. Es war ein ſo anziehender Mann, daß ich mir zu ſeiner Bekanntſchaft Glück wünſchte. Gediegen in ſeinen Anſichten, lebhaft in ſeinen Aeußerungen, wie er war, lauſchte man mit Vergnügen den Mittheilungen, die er aus ſeiner reinen Erfahrungsquelle geben konnte. Er ſprach nie in gewählten Ausdrücken und verläugnete ſeine ſeemänniſche Bildung durchaus nicht. Dennoch ſtand ihm dieſe Art ſo gefällig, ſie harmonirte mit ſeinem natürlichen ſchönen Aeußern ſo natürlich, daß ich mir die Eindrücke, die eine ſolche Erſcheinung in Adelens Seele zurücklaſſen mußte, leicht erklären konnte. Sollte ich darum aber den verzehrenden Brand, den Adele in mir angefacht hatte, mit Gewalt aus meinem Herzen reißen? Warum um ſie nicht noch jetzt wie um eine Geliebte weinen? iſt's thöricht, daß ich noch heute alle meine Zimmer mit ihrer Lieblingsfarbe drapirt habe? daß ich meinem Garten die Form gegeben, wie ſie mir aus den Erinnerungen von Vieurpiat noch gegenwärtig?

daß ich einen einſamen Ort mit Thränenweiden habe umpflanzen, einen Raſenhügel aufwerfen und ihn mit Blumen bedecken laſſen, und ihn das Grab meiner Liebe und die Wiege der Erinnerung nenne? — —

Die Zeit des Urlaubs war für den Hauptmann abgelaufen, der Chevalier hatte Eile, ſich dem gegenwärtigen Kriegsminiſter vorzuſtellen, ich ſelbſt — durft' ich denn mehr beſitzen, als Adelens Bild? Ihre liebreizenden Züge begleiteten mich überall hin; warum durch längere Nähe mein Unglück ſteigern! Den Tag vor der Abreiſe ſpielten wir noch einmal zuſammen. Sie gab Ariadne, ich ſelbſt den Bachus, den jugendlichen Gott mit Thyrſusſtab und Pardelfell. Mich durchzuckte der grauſame Wunſch: warum mußte Theſeus wiederkehren!

Nach einer ſchlafloſen Nacht ſaßen die drei Reiſenden mit den verſchiedenſten Empfindungen im Wagen.

## XV.

Schon mehre Meilen vor Paris ſcheint alles Vorſtadt zu ſein. Ich empfand den magiſchen Eindruck, den das Gewühl des menſchlichen Trei-

bens auf ein krankes Gemüth macht. Ich ſah ein, wie ſehr wir das Vergeſſen in unſrer Hand haben, um wie Vieles der Wille ſtärker iſt, als das Gedächtniß, daß endlich nichts ſtärker als die Zerſtreuung iſt. Dennoch erröthe ich, wenn ich an jene wenigen Augenblicke denke, wo ich die Möglichkeit einer Tilgung meiner Leiden auf dieſem Wege zu ahnen wagte.

Als ich in Paris ſelbſt einfuhr, unter den ſchimmernden Laternen das tolle Gewühl auf den Boulevards, im Palais Royal unterſcheiden konnte, als ich überall die wilde Luſt, die gedankenloſe Vergnügungsſucht ihre Triumphe feiern ſah, da ſeufzte ich zu den Sternen auf, dieſen ſtillen Wächtern am Horizonte, und befand mich in den beflorten Gränzen meines Trauergebiets nicht mehr geſtört. Theilnahmlos ſah ich die Wände meiner Wohnung wieder, kalt zeigt' ich den Bekannten meine Rückkunft an, verſöhnt reicht' ich meinem Magiſter, der inzwiſchen den Titel eines Barons angenommen hatte, die Hand. Die höhern Cirkel vermied ich, weil ich erfahren hatte, daß man in ihnen nur Klagen und Verwünſchungen hörte.

Die gebildete Welt war nämlich untröſtlich über

den Ton, der seit einigen Wochen am Hofe täglich unwürdiger wurde. Der König hatte sich nicht entblödet, seine Töchter in Gegenwart der achtungswerthesten Personen mit gewissen Liebkosungen anzureden, die in den Tagen seines königlichen Vorgängers ihn unfehlbar vom Hofe verbannt hätten. Man erstaunte, wie Se. Majestät zu Ausdrücken kam, die selbst im Munde des Mittelstandes unerhört waren. War das der familiäre Ton, der in den kleinen Abendgesellschaften der Marquise als gebräuchlich galt? Wann hat ein König von Frankreich zu seiner ältesten Tochter gesagt: mon cher torchon! und zu seiner jüngsten; ma petite saloppe! Ja, noch mehr, Sr. Majestät renommirten mit diesen sonderbaren Benennungen und hielten es für sehr belustigend, die Feinheiten der Halle belauscht zu haben. Jetzt mußte ich verzweifeln, ihn noch vertheidigen zu können, unangesehn, daß schon längst, ihn entschuldigen gegen den Ton, der die Opposition einmal zur Mode machte, verstoßen hieß.

Eines Morgens weckte mich ein fürchterlicher Lärm aus dem Schlafe. Während ich schnell aufsprang, das Fenster aufriß, die Laden zurücklehnte und alle Ausgänge der Straße mit einer wogenden

Menſchenmaſſe bedeckt ſah, pochte mein Bedienter mit Ungeſtüm an die Thür, um mich zu wecken. Bleich vor Schrecken öffnet' ich und hörte die entſetzliche Botſchaft, daß ganz Paris in einer aufrühreriſchen Bewegung ſei. Ich gab dem nicht weniger erſchrockenen Menſchen den Auftrag, auf das ſchleunigſte meine Sachen zu packen, lief zu den Hausbewohnern, die mir aber nicht mehr erklären konnten, als was ich, mit den wuthendſten Flüchen begleitet unter meinen Fenſtern hören konnte: „Nieder mit den Blutſaugern! Tod den Kindesmördern!“ Durch die Straßen zog ein handfeſtes Geſindel, mit Stöcken, Eiſengabeln, ja einige mit verroſteten Schießgewehren und alterthümlichen Schlachtſchwertern bewaffnet. Ich war nahe daran, die Beſinnung zu verlieren.

Welches konnte die Urſache dieſes Aufſtandes ſein? Hatten die Großen zu viel Schulden gemacht und zu wenig darauf abgetragen? waren die Brode um drei Quentchen leichter geworden? hatten die Vorſtädter zu weit zu gehen, um in die Theater zu kommen? oder war die Liebe dieſer wüthenden Menſchen, mit der ſie ihren König vergötterten, ſo weit gegangen, daß ſie ihm die Achtung der vornehmen

Welt wieder verſchaffen wollten? Auf jeden Fall hielt ich es für gerathen, aufs ſchnellſte meine Abreiſe zu bewerkſtelligen.

Ich vermochte meinen zitternden Diener, das nächſte Fuhrwerk auf mehre Meilen zu dingen. Ich hoffte durch Umwege die wüthende Menge vermeiden und eins der entlegenen Thore gewinnen zu können. Zum Glück wälzte ſich der Schwarm mit ſeinem unaufhörlichen Geſchrei, das immer auf den verrückten Ruf hinaus kam: man will ſich im Blut unſrer Kinder baden! dem Centrum der Stadt zu. Schon hatte ich einzelne Schüſſe fallen hören, Kavaleriepikete kamen durch die Straßen geſprengt, als ich meinen Wagen heranrollen ſah. Die Angſt beflügelte unſere Eile, im Nu waren wir mit dem Verpacken meiner Effecten fertig.

Ich nahm von meiner todesbleichen Wirthin Abſchied und eilte der Gegend um die Boulevards zu, die wir wegen der unabſehlichen Menſchenmenge ſelbſt vermeiden mußten. Unzählige Male ward ich aufgehalten. Weiber, ganz in dem natürlichen Zuſtande, wie ſie eben aus ihren ſchmutzigen Betten gekrochen waren, brachen truppweiſe aus der Straße Poiſſonnière hervor. Verwegene Ungeheuer ſtellten

ſich an die Spitze dieſer mörderiſch bewaffneten Banden und liefen mit dem Rufe: „wir thun's um unſere Kinder!“ an uns vorüber.

Hatte denn der Dämon der Tollheit die Pariſer gepackt? hatten die engliſchen Sitten vielleicht ſo ſehr um ſich gegriffen, daß die Mutter ihre Kinder nicht mehr gegen die Engländer ſchicken wollte? Waren alſo jene enthuſiaſtiſchen Ausrufungen verhallt, mit denen man einſt den König als Sieger von Fontenay begrüßt hatte?

Ein kleiner Mann, von ganz verrücktem Anſehn, ſtand hoch auf einem Tiſche und haranguirte ſeine Zuhörer, die ihn öfters mit den fürchterlichſten Drohungen unterbrachen. Bei meinem pfeilſchnellen Vorüberfahren hört' ich nur die räthſelhaften Worte: „Franzoſen, Ihr wollt es dulden, daß in dem Blute Eurer unſchuldigen Kinder die Tyrannen die Strafen ihrer Sünden abwaſchen?“

Davon verſtand ich nichts. Was ſollte die orthodoxe Lehre vom Opfertode in dem gottloſen Paris? Das Feuer des Militairs nahm immer zu. Einzelne, durch das Bajonnet geſprengte Haufen kamen blutend aus den Straßen geſtürzt, von Kanonen und brennenden Lunten verfolgt.

Ich dankte dem Himmel, als ich die Vorstadt St. Martin erreicht hatte. Dort gewann ich den Muth, meinen Kutscher um Aufklärung zu fragen, der mir mit einem gewissen Phlegma die tolle Antwort gab: „Mein Herr, heutiges Tages muß man jedem ausgewachsenen Menschen, der kein Kind mehr ist, und jedem Junggesellen, der keins hat, Glück wünschen. Früher machten die Könige in Paris Bluthochzeiten, jetzt wollen sie auch die Kinder aus der Bluttaufe heben. Die Tage des Herodes und der bethlehemitischen Gräuel sind wiedergekehrt, daß bald jede Mutter in Paris einer Rahel gleichen wird, die im Gebirge um ihre Kinder schreit."

Ich schüttelte den Kopf und zweifelte am Verstande dieses Kutschers.

Mein Entschluß war jetzt unwiderruflich: ich hatte Paris mein Lebewohl gesagt. Ich schickte den gemietheten Wagen zurück, setzte mich auf die Post und eilte der Heimath und der Einsamkeit zu.

In Chalons klärten mich früher angekommene Pariser Blätter über die dortigen Ereignisse auf.

Eine Frau aus der Vorstadt St. Antoine hatte ihr Kind vermißt. Klagend und weinend lief sie

noch tief in der Nacht in den Straßen umher, ohne es finden zu können. Bald gesellten sich ihr andere zu, die dieselben Güter vermissen wollten, und es währte nicht lange, so war der fürchterlichste Verdacht durch die immer zunehmende, unruhige Menge verbreitet. Man schrie, die Kinder würden ermordet, damit der Hof seine Krankheiten mit dem unschuldigen Blute heilen könne. Die Bewegung habe sich ganz Paris mitgetheilt, es sei zu den abscheulichsten Excessen gekommen, denen man beim Abgange der Blätter mit militairischer Gewalt zu steuern suchte.

In Metz erfuhr ich das traurige Ende dieser Katastrophe, in der viele Hunderte als Opfer ihres Wahnsinns gefallen waren.

Als ich meine geliebte Tante umarmt, als sie sich der Freude, mich aus den Pariser Neuigkeiten mit Glück entkommen zu sehen, überlassen hatte, griff ich nach der neuesten Nummer des Journal de Paris, worin ich die verdiente Strafe las, die der König den Parisern zugedacht hatte. Er war nach Rambouillet gegangen, und hatte somit ganz Paris aus seiner Gegenwart exilirt.

Dann aber habe ich mich hingesetzt, meine Au-

gen nach den Ufern der Yonne gewandt und den hervorquellenden Thränen ihren wehmüthigen Lauf gelassen.

* * *

Jetzt liegt der Schnee des Alters auf dem Haupte, das einst so frei in die bewegten Räume der Welt blickte. Zu den alten Leiden haben sich neue gesellt, die beide die Gewohnheit leichter tragen lehrte. Im wechselnden Spiele sind die Schicksale, Wünsche und Thaten der Menschen an mir vorübergegangen, begleitet von den Dämonen, die an der Thür der Welt ihre tausendjährige Wache halten.

Nicht immer hab' ich den Strom des Lebens unter meinen Füßen gleiten sehen, sondern oft wurd' ich in seine Strudel hineingerissen, um dann durch eigene Hand, oder die hülfreiche eines Dritten, den mir der Zufall oder die Freundschaft zuführte, gerettet zu werden. Der Neid des Glücks fordert wohl nur die Jugend heraus, darum kann ich jetzt sorgloser meinen Blick in die Vergangenheit lenken. Nie aber wird mir im Gedächtniß ein Platz grünen, an dem ich lieber weilte, als bei jenen Tagen, deren Leiden und Freuden ich diesem Papiere anvertraut habe.

Weniges nur trug mir ſpätere Kunde von den Schickſalen meiner Bekannten zu. Den Bruder riß eine königlich preußiſche Kanonenkugel aus ſeiner ehrenvollen Laufbahn, nachdem er den Oberbefehl eines Regiments erhalten hatte.

Ueber meinen Magiſter, der jetzt bekannt genug iſt, wird eine gerechtere Nachwelt nur mit verdienter Vergeſſenheit urtheilen.

Die beiden Offiziere, meine Freunde, ſollen als höhere Befehlshaber im nordamerikaniſchen Kriege jetzt vielleicht ihre letzten Lorbeeren ſuchen, in dieſem ſeltſamen Kampfe, von dem ich fürchten muß, weniger ſein Reſultat, als ſein Prinzip werde das Signal der verworrenſten Bewegungen werden. Ninon und Adele ſitzen wohl jetzt in einem blühenden Kranze von Söhnen und Töchtern und harren auf die Heimkehr der geliebten Gatten, oder auf eine Botſchaft aus dem fernen, wilden Lande. Kann in dieſem Augenblicke nicht ein verſteckter Barbar ſie meuchlings niederſtrecken? oder ein grauſamer Sieger das mordende Skalpirmeſſer an die kahlen Schädel der alten Helden ſetzen?

Wenn ich die Zeichen der Zukunft deuten könnte! Es iſt ein weiter geheimnißvoller Vorhang, den die

Zeit vor uns aufgerollt hat. Sollte der Sturm, dem der Leichtſinn nun ſchon ſeit funfzig Jahren den Zug erleichtert, jetzt wirklich losbrechen? werden es die Philoſophen in der That nicht verabſcheuen, ihre Irrthümer und Träume von jenen Harpyen verwirklichen zu laſſen, die nur auf das Signal warten, um ihre giftigen verbrecheriſchen Hände nach allem Hohen und Erhabenen auszuſtrecken?

Ach! daß ich mich in die Vergangenheit hüllen könnte, wie in ein weites Gewand, mein Haupt verbergend und in der Einſamkeit meiner Thränen den freundlichen Engel des ewigen Friedens abwartend!

Man ſpricht nur immer vom Schmerz der Niobe; warum nicht auch von ihrer Freude, als ſie den ſteinernen Tod in ihren erſtarrten Gliedern fühlte!

L. g. C.
9.14

Karl Gutzkow,

# Novellen.

---

Zweiter Band.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Thle. 8 Rthlr. — Gr.

Brentano, C., Ponce de Leon. Lustsp. 1 Rthlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Auf Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 4 Thle. 2te vermehrte Auflage. 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahldorf. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — französische Zustände, 8. 2 Rthlr. — Gr.

— — der Salon. 1. Bd. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Huber, Dr. V. A., Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die teutschen Universitäten, deren Verfall und Reform. 8. — Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle. 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Przebracki der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Gergena. Bilder aus d. französischen Mittelalter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der Hundertundachtundzwanzig. 2 Thle. 3 Rthlr. — Gr.

Raupach, E., dramatische Werke komischer Gattung. 3 Thle. mit Portr. 8. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Schauspiele und Trauerspiele. 1r Thl. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

— — ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Weltmann, J. C. A. V., Beschreibung einer Reise nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. gr. 8. 2 Rthlr. — Gr.

# Novellen

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Band.

Hamburg, 1834.
Hoffmann und Campe.

DOUBLETTE
DER KGL. BIBLIOTHEK
BAMBERG

# Inhalt.

Chevalier Clement.

Die Singekränzchen.

Der Prinz von Madagaskar.

# Chevalier Clement *)

---

Novelle.

*) Die Grundlage dieser Erzählung bilden beglaubigte Thatsachen, über die man Frédéric II. Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. Berlin 1798. Tom. I. p. 261 folg. vergleichen mag.

Europa beweinte den Tod eines Fürsten, dem es mit gleicher Theilnahme auf den Gipfel seines Glücks, wie später auf die sinkende Bahn seines Gestirns gefolgt war. Die Trauerbotschaft, die sich aus den Laufgräben vor Friedrichshall mit Blitzesschnelle verbreitete, erschütterte die Fürsten, selbst wenn sie den Frühgefallenen zu ihren unversöhnlichsten Feinden rechnen mußten, und die Völker, deren Wohlstande die Entwürfe seines Ehrgeizes nur Verderben bringen konnten. Man feierte dennoch mit Bewunderung das Andenken eines Fürsten, den man einen Abentheurer hätte nennen dürfen, wenn ihn seine Thaten nicht unter die größten Helden der Jahrhunderte gestellt hätten. Die Könige, sonst gewohnt,

kriegerische Evolutionen, Fanfaren und Kanonendonner nur zum Ausdruck ihrer Freude zu machen, hielten es für angemessen, dießmal auch der Trauer durch ein militairisches Schauspiel Worte zu geben, weil sie einem eben so ausgezeichneten Feldherrn, als tapfern Krieger galt.

So war es auch der preußische König, der Zweite dieser Würde, der den jungen Helden feierte. Friedrich Wilhelm, obschon in der beständigen Erwartung, einem baldigen, hartnäckigen Angriffe Karls XII. ausgesetzt zu sein, der kalte, pedantische Vater des großen Friedrich, konnte die Thränen nicht zurückhalten, als ihm das Schicksal des schwedischen Monarchen bekannt wurde, und er ließ an die Besatzung der Residenz den Befehl zu einer großen Trauerparade ergehen. Die Ordonnanzen flogen in geschäftiger Eile an einander vorüber, die Friseurs hatten alle Hände voll zu thun, um die Zöpfe der Offiziere zu einer unglaublichen Steife zu bringen, die Soldaten brachen sich Hunderte von Ziegeln aus den Dächern, um mit dem zerriebenen Roth derselben ihre Granaten, die Blechschilde an ihren spitzen Hüten, die Knöpfe auf den bunten Rabatten zu poliren. Alles war in reger Hast, die

Einen vor Erwartung, die Andern vor Begierde, dieſe zu befriedigen.

Wie ſchwer fällt es mir, dem Vergnügen widerſtehen zu müſſen, hier die Skizze einer Parade vom Jahre 1718 zu geben! Man denke ſich die patagoniſchen Geſtalten von ſechs Fuß rheinländiſchen Maaßes zu Rieſenkolonnen vereinigt: hier ein Regiment, das unter der heldenmüthigen Anführung des Fürſten von Anhalt-Deſſau die Schanzen bei Turin erſtürmte und dem Prinzen Eugen die Lorbeern dieſes ruhmwürdigen Tages auf die Stirn drückte; dort jene Kerntruppen, noch von dem friſchen Andenken der glorreichen Kämpfe auf der Inſel Rügen gegen den heut Gefeierten gehoben. Aber jene gelbſchwarzen Musketiere, warum mögen ſie vor Allen ſo wehmüthig auf ihren beflorten linken Arm ſehen? Es ſind Schweden, die unter dem Todten ſelbſt noch gedient hatten, bei der Kapitulation von Stralſund aber kriegsgefangen und zu einem Regimente formirt wurden, das jetzt dem Feldmarſchall angewieſen iſt. Die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die ſich auf dieſen tauſend Geſichtern ausprägt, iſt faſt das Anziehendſte von Allem. Wie eine lebendige Völkerkarte ſchattiren ſich hier die auf-

fallendſten Nüancirungen der nationalen Geſichtsbildung und des Kolorits. Italiener, Ungarn, Franzoſen, Holländer und Norweger ſtecken hier friedlich neben einander in gleichen Uniformen, wenn ſie nur acht bis zehn Zoll über das ordinäre Menſchenmaaß haben.

Iſt es aber nicht, als wäre die Kavallerie gegen den Fußgänger vernachläſſigt? Allerdings; das war eine Marotte des Fürſten von Deſſau, der Friedrich Wilhelm I. ſonderbarerweiſe beipflichtete. Man gab damals auf den Säbel des Huſaren wenig, und hielt eine Muskete für beſſer als drei Kuraſſe. Nur ein Regiment Dragoner will ſich ein beſſeres Anſehn geben und ſeinem glänzenden Namen entſprechen; es ſind zierliche Kinder aus Leipzig und Meißen, das ſogenannte Porzellanregiment. Der König hatte daſſelbe von der Majeſtät in Polen erſtanden und dafür nicht mehr gegeben, als ein Dutzend Vaſen von chineſiſchem Porzellan; daher das Beiwort.

Eine Parade von 1718 dauerte nicht lange. Die Könige waren damals noch nicht in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, an jeden Gardiſten heranzureiten und ihm mit ihrem Daumen die Verſicherung

ihrer bürgerthümlichen Empfindungen zu geben. Die Suite war damals auch nicht ſo lang, wie ein Kometenſchweif, ſondern in wenig Augenblicken war Friedrich Wilhelm I. an den Regimentern entlang defilirt, und nichts konnte ſchneller abgemacht ſein, als die Revue, die er die Truppen hernach paſſiren ließ. Dabei ſchmetterten die Trompeten der Perzelandragoner die neueſte Kompoſition, die die Erſtürmung Belgrads veranlaßt hatte und damals in der beſten Geſellſchaft Furore machte, das bekannte: Prinz Eugen, der edle Ritter; und um der tragiſchen Beſtimmung der heutigen Feſtlichkeit mehr zu entſprechen, bliesen ſie darauf noch eines, nämlich das Lied: Deutſchland, ich muß dich laſſen! in klagenden, hinſterbenden Klängen.

Nach dem Schluſſe dieſer militairiſchen Todtenmeſſe rief ein junger, noch von Kameraden umringter Offizier, den man vorhin an der Spitze eines Zuges der königlichen Garde hatte ſehen können, einem Grenadiere, ſeinem Diener, zu, zeigte ihm einen mehrtägigen Urlaub an und übergab ihm mehrere ſeiner läſtigen Effecten, mit der Anweiſung, ſich in der kürzeſten Zeit zur Abreiſe auf das nahe gelegene Familiengut ſeines Herrn bereit zu halten.

Der Hauptmann Borck war eine jener anziehenden Erscheinungen, die die Natur so selten hervorbringt, um den Besitz und die Nähe eines solchen Wesens zu dem beneidenswerthesten Glücke zu machen. Gefällig in seinen Formen, zuvorkommend n seinem Benehmen, war er eben so sehr der geliebte und geachtete Gefährte seiner militairischen Freunde, als der ausgezeichnete Schützling seiner höhern Chefs, bei denen er durch seine Fähigkeiten, seinen Diensteifer und seinen Ruf erreichte, was ihm durch seine Geburt (er war der Erhalter eines der geachtetsten Namen unter dem Adel des Vaterlandes) nicht hätte schwer fallen können.

„Sie werden heut nicht in der italienischen Oper sein?" hieß es von dieser Seite. „Sie werden morgen die Gesellschaft beim sächsischen Gesandten versäumen?" von der andern. „Sie wollen in der That nicht die schöne Diana und die noch reizendere Juno in Augenschein nehmen?" fragte sonderbar genug ein ältlicher Major, und erregte damit ein Gelächter der Verwunderung.

Es war nur von einem schönen Solosänger und einer braunen Stute die Rede. Während der Major anfing, sich über diesen interessanten Gegen-

ſtand zu verbreiten, trat der Hauptmann zurück und befand ſich bald mit ſeinem Diener auf dem Wege zum Sitze ſeiner Familie.

Die Sonne war ſchon tief vom Scheitelpuncte herabgeſtiegen, als die beiden Reiter ſich den freiherrlich Borckſchen Beſitzungen näherten.

Die Mark, ſo öde und traurig ſonſt der Anblick iſt, den ihr Boden gewährt, überraſcht dennoch an häufigen Stellen durch eine plötzlich reichere und üppigere Vegetation, wie aus den unermeßlichen Sandwogen der Wüſte blühende Oaſen hervortauchen. Leider konnte man an den Gartenanlagen und Baumparthien, die den Hauptmann und ſeinen Diener jetzt aufnahmen, eine mehr als ſorgfältige, eine künſtlich nachhelfende Hand wahrnehmen, die oft mit recht barockem Geſchmack die üppigen, freiausgeſchlagenen Triebe der Bäume und niedern Hecken beſchnitten hatte, und durch die ſonderbaren Grundſätze der damaligen Sitte und Mode entſchuldigt wurde. Es war ein luftig und freigelegenes Wohngebäude, umgeben von einer reichen Anzahl von Wirthſchaftshäuſern, von Pappelalleen und einem ſpiegelklaren, durch buntes Geflügel aller Art belebten See, das der Hauptmann endlich er-

reicht hatte. Viele geſchäftige und bewillkommende Hände und Füße umringten ihn, er ſprang ſchnell vom Pferde und entzog ſich dieſem Wetteifer von freundlichen Geſichtern, der dem Vornehmen auf die Länge ſo zuwider werden muß.

Der Garten, in den ſich jetzt Aemilius (mit dieſem zutraulichen Vornamen wagten die ältern Diener den jungen Mann, den ſie als Knaben oft auf den Beinen geſchaukelt hatten, zu benennen) mit eilendem Schritte begab, war ein Prachtſtück für die damaligen Anforderungen. Dieſer Garten konnte für eine Muſterkarte aller Schnörkeleien und Phantaſien gelten, mit denen le Nôtre die alte Gartenkunſt revolutionirt hatte. Der alte Freiherr Borck, der in ſeinen jungen Tagen Verſailles geſehen, hatte ſeinem Gartenkünſtler ſelbſt die Zeichnungen für dieß märkiſche Wunderwerk angegeben.

Der Freiherr, einer der hundert Kammerherrn, die Se. regierende Majeſtät als ein höchſt unnützes und zugleich koſtſpieliges Stück der Hinterlaſſenſchaft ihres höchſtſeligen Herrn Vaters verabſchiedet, ſaß mit ſeiner Gattin und Tochter in einem kleinen chineſiſchen Tempel, deſſen Seitenwände durch ter-

raſſenförmig aufeinandergeſtellte Prachtexemplare von harlemer Tulpen und Aurikeln gebildet wurden.

Es iſt ſehr nothwendig, zu wiſſen, wie ſie bekleidet waren, und wir gehen mit Vergnügen an dieſe Mittheilung.

Von einem Negligé, einem leichten Hauskleide, wußte dieſe gute Zeit unſerer Urgroßväter noch nichts. Wo ſie gingen und ſtanden, waren ſie in einem Aufzuge, als könnten ſie ſtündlich zur Cour oder zu einem Jeu de patience mit der älteſten Hofdame berufen werden. Um des Herrn Kammerherrn ſtrahlendes Haupt wallten die Fluthen einer unendlichen Allongeperrücke, das Ueberkleid, dieß merkwürdige Juſtemilieu zwiſchen Frack und Oberrock, zierten mehrere einheimiſche und fremde Orden, von denen dieſe in Kriegsläuften immer ſo häufig waren, als jene im Frieden ſelten; mächtige Stickereien rieſelten durch das lange, ſeidene Gilet, ungeheure Manſchetten floſſen aus den kurzen Aermeln des theegrünen Oberkleides und funkelnd glänzten an den Schuhen die goldenen Schnallen.

Und Sophiens und des Hauptmanns Mutter! die anmuthige, liebe, kleine Frau! Das lange,

ſeidene Kleid, pfirſichblüthfarben, mit eingewirkten Blumen von derſelben Farbe, ſtand ihr allerliebſt. Das etwas in's Gelbliche gepuderte, wunderſam verſchlungene Haar war von einer flornen Flügelhaube, die aber nur auf ihm zu ſchweben ſchien, bedeckt, einer Haube, deren Fittiche unter dem Kinn unvermerkt zuſammenflogen und dieſem eine noch immer anziehende Rundung gaben. Ueber ihre ganze kleine Figur floß von den Schultern herab ein weißes Mäntelchen, deſſen Zipfel, ſorgfältig unter der Bruſt zuſammengeſteckt, zuletzt ganz ſchmal den enggeſchnürten Latz herabhingen.

Allerdings war dieſer Anzug auch für Sophiens Erſcheinung die geſetzgebende Analogie. Doch fielen bei ihr die Hacken an den Schuhen weg, die lange Schleppe incommodirte ſie nicht und der Puder lag nicht ſo dick auf ihrem ſchönen Haupte. Und bleibt es nicht unbeſtritten, daß ſich die Reize der Natur von keinem, ſelbſt dem albernſten Geſchmacke verdrängen laſſen? Ueber jede Caprice der Mode muß die Göttergeſtalt einer Hebe den Sieg davontragen.

„Hat Euch der Kanonendonner die Thränen aus den Drüſen gepreßt?“ rief der Kammerherr dem eintretenden, von den Seinen freudig begrüßten

Sohne und Bruder entgegen. „Sonderbare Feierlichkeit!“ fuhr er darauf nach der Bewillkommnung fort. „Ich habe den Seligen immer für einen Fürſten gehalten, wie der Potentat nicht ſein muß, und doch trage ich ſeit geſtern ſchwarz angelaufene Trauerknöpfe.“

Das war ein Steckenpferd des alten Herrn, auf Karl XII. Satyren zu machen. Es hatte ihm nie an dieſem Monarchen gefallen wollen, daß er die civiliſirteſte Nation der Welt verachtete, eine Nation, die kennen zu lernen der Kammerherr noch immer für das größte Glück eines Menſchen, geſchweige eines nordiſchen Menſchen hielt.

Sophie war ſtets ſo beſcheiden, auf die Ideen ihres Vaters einzugehen. Sie fuhr alſo zum einſylbigen Bruder fort: „Auch wir dürfen trauern, aber in unſerer Weiſe. Die nächſte Anglaiſe, die Du tanzen darfſt, wird Dir ſchon für morgen geſtattet. Der Trauerroſt, von dem heute noch die Galanteriedegen der Herren angelaufen ſind, wird vor den ſtrahlenden Kerzen des morgenden Feſtes verſchwinden.“

Und dabei ſah ſie lächelnd in das zerſtreute Auge des Bruders, und ſchmeichelte ihm mit aller Zärt-

lichkeit, die eine Schweſter ihrem Bruder nur ſchenken kann. Dieſer aber antwortete mit kurzen Lakonismen, bis er Zeit gewann, nach dem unter den Verſammelten fehlenden Gaſte, ſeinem neuen Freunde, zu fragen.

Der Kammerherr erklärte, daß ſich Chevalier Element heute nur auf einen Augenblick habe ſehen laſſen, und die Mutter ſetzte geheimnißvoll hinzu, er habe ſich eingeſchloſſen, er müſſe tief in Geſchäften ſein, ſie finde übrigens in ihm einen gar anziehenden Mann, und Sophie meinte, dieß ſei recht ſonderbar, und erröthete leiſe. Alle aber drangen in den Hauptmann, die Art, wie er dieſe intereſſante, myſteriöſe Bekanntſchaft gemacht, zu erzählen, weil er es noch nicht gethan und doch verſprochen.

Allein er lehnte es auch heute ab, was jedoch kein Grund iſt, daß wir es nicht wiſſen ſollten. Es iſt eine Geſchichte, wie ſie heute ein junger Mann in Paris, London oder Wien täglich erlebt und ſie doch nicht in der Familie erzählen kann.

Der junge Freiherr hatte ſich in Dresden mehrerer diplomatiſchen Aufträge zum Theil entledigt, und fing jetzt an, aus dem großen Freudenbecher,

den eine ſo glänzende und volkreiche Stadt der Jugend an den Mund ſetzt, einige mäßige Züge zu thun. Signora Palazeſi bezauberte das Publicum durch die Klänge ihrer Kehle und die noch herrlichern Reize ihrer heſperiſchen Formen. Borck hatte ſie die Mirza in Moſes ſingen hören, er war ihrem Wagen gefolgt, ihr zu Füßen geſunken; ſie lächelte und zog ihn ſanft auf das ſeidene Polſter. Von nun an konnte man, wenn die Glocken der Stadt ſich anſchickten, die vorletzte Stunde vor Mitternacht zu ſchlagen, immer eine verhüllte Geſtalt aus der Wohnung der gefeierten Sängerin ſchleichen ſehen, ehe ſie ihre marmornen Glieder auf das weiche Pfühl warf. Mit dieſer letztern Annahme ſchmeichelte ſich wenigſtens der märkiſche Ritter, bis ihm ein vermummtes Myſterium eines Abends, als die Stundenhämmer der Stadt eilfmal auf die Metallſtäbe ſchlugen, auf die Achſel klopfte und ihn erſuchte, nur noch fünf Minuten vor dem Tempel ſeiner Göttin die Sterne flimmern oder ein Johanniswürmchen vorüberleuchten zu ſehen. Sie mochten kaum vorüber ſein, als Borck einen Doppelgänger zu erblicken glaubte, nur mit dem Unterſchied, daß dieſer dorthin ging, wo er her kam.

Das war Verrath, schnöde Untreue; es erfolgte eine Verabredung zwischen dem Getäuschten und seinem Nachfolger, zu Ehren der edlen Dame sich wechselseitig ihr purpurrothes Kavaliersblut abzuzapfen. Der Vermummte mit seinen Sternen und Johanniswürmchen war verschwunden und erschien auch nicht eher wieder, als bis er freilich sehr nöthig war. Er bat die jungen Nebenbuhler, die er schon in schußgerechter Entfernung überraschte, ihrem Zorne die Wassertaufe zu geben, zu einer bestimmten Stunde sich wieder an der Eingangspforte ihrer Wonne zu postiren, dann aber auch kein Auge von ihr zu verwenden. Und das geschah; man sah einen dritten Doppelgänger, blies lachend das Pulver von der Pfanne und trennte sich, dem Unbekannten danksagend, der inzwischen in Nacht zerflossen war.

Als sich aber der Hauptmann zum letzten Male beim Marschall Flemming, dem ministeriellen Cerebrum des großen und riesenstarken August von Polen und Sachsen, befand und sich für den preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Herrn von Ilgen, von Seiner Excellenz die gnädigsten Aufträge erbat, da ging ihm ein Flor über

die Augen und er ſah verlegen auf die erhaltenen Depeſchen; denn es war in das Audienzzimmer ein Mann getreten, den er ſchon geſehen und der ihn ſeinerſeits zweimal ſchon auf etwas aufmerkſam gemacht hatte, was er noch nicht vergeſſen.

Von dieſem Augenblicke, oder vielmehr von der erſten freien Stunde an, wo er den im Hauſe des Marſchalls ſo vertrauten Fremden aufſuchen und ihn allein begrüßen konnte, entſpann ſich die Freundſchaft zwiſchen dem Bruder Sophiens und dem Chevalier Clement, der Jenen ſchon oft in den Cirkeln Dresdens geſehen und eine Theilnahme für ihn gefaßt hatte, wie ſie der junge Mann verdiente. Eine andere Abſicht durfte man kaum annehmen.

Dieß alles, wie er Clement, einen ungariſchen Edeln, für den ſonderbarſten, aber achtungswürdigſten Mann erkannt, wie er ihn auf den Sitz ſeiner Eltern eingeladen und ihn hieher gebracht habe, und wie dieſer ſich jetzt einſchließe und nichts als Briefe nach allen Gegenden der Windroſe zu ſchreiben ſcheine, und wie er ihn nach dem morgenden Feſte gen Berlin, wo er unzweifelhaft eine ſehr hohe Sendung habe, geleiten werde, das alles erwog der Hauptmann, und beugte ſich zu ſeiner

Mutter herab, und führte sie zum Schlosse hinauf, wie der Vater eben mit Sophien that.

Man war vor hundert Jahren weit höflicher, als jetzt, und behandelte sich selbst in der Familie mit einer gewissen zurückhaltenden, fremdthuenden Achtung.

Die hundert von Friedrich Wilhelm I. in Gnaden entlassenen Kammerherrn hatten mit ihren goldnen Schlüsseln auch die Salonsfreuden aus der Residenz auf ihre Landsitze genommen und zugleich, wie sie meinten, den Glanz und den Ruhm dieser noch jungen Monarchie, deren Begründer so glücklich mit Ludwig XIV. gewetteifert.

Seither pflegten die edeln und tonangebenden Familien statt der eingestellten Festlichkeiten, die sonst das jetzt wieder so einförmige Leben der Residenz verherrlichten, die glänzenden Versammlungen zu besuchen, welche abwechselnd in der Umgegend von den Standespersonen mit eben so viel Geschmack als Freigebigkeit veranstaltet wurden. Herr von Berck war in Versailles gewesen, er verstand es ausnehmend, wie man den Ton, die Sitte und den Stand ehren müsse, und die zahlreichen Nobilitä-

ten, die ſeine Bälle beſuchten, gaben ihm mit Vergnügen das Zeugniß, daß er ſie alle übertreffe, wenn die Reihe der Feſtivitäten an ihn komme. Und ſo hatten ihn auch heute die Lobeserhebungen bereit befunden, von ihm empfangen zu werden, und je rauſchender die ſtrahlenden Salons wiedertönten, je glühender die Tänzerinnen ſich auf die Ottomannen warfen und je tiefer die Tauſende von Wachskerzen niederbrannten, deſto verklärter ſtrahlte ſein Angeſicht, deſto jugendlicher ſchienen ſich die weggeſchminkten Falten deſſelben in der That auszuglätten. Und in ſeiner Ehefrau (ſie war eine geborne von Köckeritz) ſtiegen Erinnerungen ſchönerer, d. h. jüngerer Tage auf, wo ihre blendende Erſcheinung in den Sälen des königlichen Schloſſes oder des Ritterſchaftsgebäudes in der Kloſterſtraße die Augen der Bewunderung und die Zungen des Neides bannten, und wo unter ihrem gelbem Puder ſich noch blondes Haar und kein graues fand. Das empfanden Alle, die jetzt ihre Töchter die bedeutſamen Menuets mit derſelben Grazie tanzen ſahen, mit der ſie ſelbſt vor zwanzig Jahren die Elite des Uckermärkiſchen Adels bezaubert. Sophie

aber, die Schönſte unter den Schönen, hing am Arm ihres Bruders und an den Lippen des ſtolzen, ſchönen Mannes, der ſie Beide begleitete.

Es war Clement; ein Ideal von Männlichkeit, nicht verzerrt durch die ſclaviſche Anhänglichkeit an alle die ſonderbaren Launen der damaligen Mode, eine herrliche Geſtalt mit einem Haupte wie Mars und einer Taille wie Apollo. In ſeinen blitzenden Augen ſpiegelte ſich eine Welt von Entwürfen, großen Entſchlüſſen und hohen Tugenden, auf ſeiner Zunge lagen tauſend Erfahrungen, die aber die lächelnden Lippen wie ein berechnetes Geheimniß verſchloſſen hielten.

Dieß ſind die Männer, die den Jüngling begeiſtern und zu Thaten ſpornen, und das Weib entwaffnen, um von ihm mit heiliger Gluth geliebt zu werden.

Kann es ſchneidendere Kontraſte geben? Hier ſtanden Clement mit ſeinem geiſtvollen, durchdringenden Blick und der leis gerunzelten Stirn, der hingebende Aemilius und ſeine wonnebebende Schweſter, und ſprachen mit einer Dame, die weniger durch ihren Sohn, als durch ihren zweiten Mann

berühmt geworden iſt, und Sohn und Mann ſtanden daneben.

Canitz, der deutſche Poet Canitz, ahnete da wohl nicht, als er ſeiner Frau Mutter den Fächer aus vergoldetem Elfenbein hielt, daß ihn einſt Friedrich der Große, der Verächter deutſcher Kunſt und Literatur, den Pope der Deutſchen nennen würde; aber die ſtolze, kokette Dame iſt ſeine Mutter und die menſchenähnliche Geſtalt neben ihr ſein Stiefvater, der Herr von Brinbeck, den ſich, wie weltbekannt, Frau von Canitz aus Paris als Ehgemahl verſchrieben hatte. Dieſe lächerliche Geſchichte war damals nicht mehr neu, aber doch anſtößig genug, wenn man die beiden Perſonen ſah.

Dieſe Dame hatte Frankreich in neuen Moden erſchöpft, und um vor den Berlinerinnen noch immer Etwas voraus zu haben, gab ſie einem Kaufmann den Auftrag, wie ſonſt Bötiſes oder Bonbons, ſo jetzt ihr einen jungen, ſchönen, lebhaften, gewandten, geiſtreichen und adligen Mann zu ſchicken. Man ſchickte ihr den Herrn von Brinbeck, ſie entſetzte ſich, heirathete ihn aber. Und doch beſitzt er Grazie, wenn er ihr die Hand küßt!

Kaum hatte ſich der Chevalier und ſeine Begleitung von dieſer Gruppe abgewandt, als ſich dieſem etwas in den Weg zu ſtellen ſchien, das ihn heftig bewegte. Seine ſtechenden, dunkeln Augen wollten unzweifelhaft einen aus der Menge herausgetretenen Fremden vermeiden, fielen aber doch immer wieder auf dieſen zurück, der den Verlegenen mit einem auffallenden Lächeln begrüßte.

Don Hernandez, dieſer bleichgelbe, dunkellockige Caſtilianer, war erſt vor Kurzem in den Cirkeln der Hauptſtadt und heut zum erſten Male im Schloſſe des Freiherrn erſchienen. Man mußte es ſogleich errathen, daß der fremde Chevalier und dieſer nicht bekanntere Spanier ſich ſchon begegnet waren; denn Einer faßte jetzt den Andern ſcharf, und in ihren Blicken wechſelten Ueberraſchung, Ingrimm, Verachtung. Sie wollten ſich vermeiden, und doch trafen ſie inſtinktartig immer näher und ſtanden zuletzt in einem entlegenen, minder hellen Saale ſich allein gegenüber.

„Einen Gruß von Iſabellens Grabe!“ begann Hernandez in einem Tone, der höhnend mit dem heiligen Auftrage, den er zu verrichten ſchien, im Widerſpruch war; und wie wahnſinnig fuhr er fort:

„die Silbersterne der bräutlichen Myrthe winken Dir schon seit drei Lenzen, und an sandigen Flüssen des Nordens muß man den Freier suchen, den man am Ufer des Tajo verloren?"

Der Chevalier hatte bald in seine erblaßte Miene den ruhigen, siegreichen Ernst wieder aufgenommen und erwiderte in einem Tone, der schmerzlichmild und nachgebend klang. „Hernandez, Du verwaltest als ein schlechter Erbe das Vermächtniß von Betheurungen, das eine sterbende Schwester Dir zurückließ. Warum folgst Du der Spur, die ich mit meinem Schmerz und meiner Klage zeichne, wo ich wandle, und lässest mich überall aus Deinem Mantel den verrätherischen Dolch blicken?"

Hernandez zeigte die leeren Hände und eine Narbe, die quer über sein unschönes Gesicht fuhr, und sagte, indem er den Chevalier mit kaltem Auge fixirte: „Die Manen, die erzürnt aus den Gräbern meiner Eltern stiegen, und auf Dich, den treulosen Fremdling, zeigten und mir das Schwert zur Rache für die beleidigte Unschuld und Ehre in die Hand drückten, sind gesühnt. Ich muß den Schimpf, den Du meiner verblendeten Schwester und dem Andenken ihrer Ahnen und mir anthatest, durch dieses

Mahl, das auch Dein lügneriſches Antlitz hätte treffen können, für getilgt halten. Aber gegen den Verräther des ſpaniſchen Vaterlands, den feilen Diener eines fremden, herrſchſüchtigen Prieſters, den ſchleichenden Vollſtrecker unheilvoller, ehrloſer Aufträge wird die Spitze meines Schwerdtes und der Stachel meiner Zunge immer gezückt bleiben. Du ahnſt es nicht, daß neben Alberonis Emiſſären auch das unglückliche Spanien ſeine Anwälte in fremden Landern findet, die das vernichten können, was jene liſtig zuſammengefügt." —

„Und die fallen werden," fiel der Chevalier ruhig ein, „wenn man den Geſandten der geſetzlichen Autorität glauben muß, weil ſie nur Wahrheit berichten. Hernandez, ich beklage Dein Vaterland, auf deſſen Altar Dein Jugendmuth würdigere Opfer legen könnte, ich beklage, daß Dein verblendeter Haß mir das Herz des theuerſten Verwandten meiner ſeligen Iſabelle raubt. Ihrem brechenden Auge entzogſt Du den tröſtenden Anblick, daß Du Deine verſöhnte Hand in meine dargebotene Rechte legteſt, und willſt ihn auch jetzt der Seele, die flehend uns umweht, noch nicht gewähren." —

Hernandez wankte ſich ſchweigend gegen das

hohe Saalfenster, an dem sie standen, und blickte in den Frieden der Sterne, die am wolkenlosen Himmel auftauchten. „Clement," sagte er dann leise und sehr bestimmt, „ich handle in Keines Auftrage, auch nicht im Auftrage meines Hasses. Meine Gesetze will ich von dem Augenblicke nehmen, und nur das thun, was mir dieser gebietet. Die Spitze meines Schwerdtes ist nach allen Seiten gezückt, aber den Griff wird nur das beleidigte Vaterland handhaben." —

Der Chevalier hatte ihn schon verlassen und war sinnend in die rauschende Gesellschaft zurückgekehrt. Hernandez blieb an seinem dunkeln Standorte, von den Olivenwäldern der Heimath träumend und dem Frieden, der um das duftige Grab seiner Schwester wehte.

Isabelle hatte den Chevalier mit der Gluth einer südlichen Liebe umfangen. Clement stand eine Zeitlang im österreichischen Dienste. Durch den Prinzen Eugen war er später seiner Talente und seines festen Charakters wegen an den Kardinal Alberoni, diesen geistvollen Emporkömmling, der in der That das spanische Scepter trug, empfohlen worden. Wie Alberoni, ein Italiener, von dem stolzen Spanier

gehaßt wurde, ſo auch ſeine Umgebung, zu der Clement gehörte.

Don Hernandez, einer der exaltirteſten Feinde des fremden Einfluſſes, fand in dieſem nicht nur die rechte Hand des Kardinals, ſondern auch den Freund ſeiner Schweſter, an dem ſie mit ungezügelter Hingebung hing. Von einer neuen Zurückſetzung ſeiner Parthei eben auf's Höchſte gereizt, überraſchte er einſt die Liebenden; es kam zu einem heftigen Auftritte, wobei die vermittelnde Iſabella durch die unvorſichtige Hand ihres Bruders ſo verletzt wurde, wie einſt die ſchöne Poppäa von ihrem kaiſerlichen Anbeter Nero, worauf ſie ſtarb. Sie hatte verſcheidend von ihrem Bruder das Verſprechen des Friedens mit dem Chevalier nicht erhalten, und ſtarb zweifach freudenlos, eine geknickte und entblätterte Roſe.

Im Zweikampf zog Hernandez den Kürzern. Er hatte nach ſeiner Heilung das Grab der Schweſter mit friſchen Blumen beſtanzt, war die Pyrenäen herabgeſtiegen und fand jetzt nach langem Irren den Gegenſtand ſeines Haſſes, ohne Plan und Zweck, wie er ihn befriedigen ſollte.

Der Caſtilianer ſtieg durch Seitengemächer in

das Erdgeschoß, ließ sich seinen weiten Mantel umwerfen und verließ das hellerleuchtete Schloß, dessen Tänze mit seinem Pulse keinen Schritt hielten, und dessen Geigen mit seinem Schmerze noch schlechter zusammenklangen.

---

Zur Nachtzeit möchte man in großen Städten glauben, sie seien nur von Gaunern und Spitzbuben bevölkert. Das Pfeifen der Wächter, das Anrufen der Patrouillen würde auf jeden honetten Mann einen recht widerlichen, ehrenrührigen Eindruck machen, wenn die Kommune nicht annähme, daß ein Jeder dieser Qualität um die nachtschlafenden Stunden in den Federn liege. Dazu kam in jenen Zeiten noch, daß es weit früher in den Städten Nacht wurde, obschon die Sonne schwerlich zu einer andern Stunde als heute untergegangen ist. Der ewigen Desertionen wegen wurden nämlich schon sehr früh die Thore geschlossen, und die Patrouillen scheuchten die ehrsamen Leute in ihre Häuser, da Niemand doch riskiren will, für einen Ausreißer gehalten zu werden.

Es war einige Nächte nach jener auf vierzehn Tage für die ganze Umgegend unvergeßlichen Nacht beim Freiherrn Berck, als ſich eine lange, vermummte Geſtalt durch die hundert Quer- und Nebengaſſen der innern Stadt bewegte und endlich vor einem anſehnlichen Gebäude in der alten Friedrichsſtraße ſtillſtand.

Es war das Hotel des ſpaniſchen Geſandten. Auf ein leiſes Klopfen öffnete ſich die Thür und der Chevalier ſchlug auf der hellen Hausflur ſeine Umhüllung zurück. Geſchäftige Diener kamen ihm wie einer langerwarteten Erſcheinung entgegen und geleiteten ihn die Treppe hinauf in einen Salon, wo der Eintretende von einer Anzahl verſammelter Perſonen begrüßt wurde.

Der Geſandte kam ihm mit ſehr gemilderter Grandezza entgegen und ſtellte ihn den Herren als den außerordentlichen Bevollmächtigten Sr. Eminenz des Kardinals von Spanien vor und drückte ſich dabei mit vieler Vertraulichkeit aus. Dieſe Verſammelten ſelbſt waren theils Mitglieder der ſpaniſchen Geſandtſchaft, theils die Beauftragten ſolcher kleinen Höfe, die unter dem ſpaniſchen Einfluſſe ſtanden, namentlich italieniſcher.

„Meine Herrn," begann jetzt der Chevalier, sichtlich bemüht, durch eine gewisse Nachläßigkeit dem Tone seiner Rede das Feierliche zu nehmen, „Sie wissen, welche Interessen Sie zu vertheidigen haben, und wie diese mit denen Sr. katholischen Majestät verbunden sind. Sie wissen, daß alle Ihre Rücksichten auf das Gesetz der Verschwiegenheit zurückkommen. Ich darf Ihnen keine Aufklärungen geben über den gegenwärtigen Stand der politischen Verhältnisse, weil Sie diese kennen, keine Aufklärungen über die Stellung unseres Hofes zu Ihnen, weil ich damit meine Vollmacht überschreiten würde; es genüge, das meiner nirgends als eines diplomatischen Agenten gedacht werden darf, daß ich Ihnen unbekannt bin und zu Ihren Geschäftskreisen kein größeres Recht des Zutritts habe, als jede Privatperson."

Das war eine Ceremonie, die Niemanden befriedigen konnte. Doch nahmen die Herren in ihren listigen, südlichen Gesichtern alle die Miene an, als seien sie tief in die Geheimnisse eingedrungen und jetzt so unterrichtet, wie es ihre Würde nur verlangte.

Die Vorhänge der Hinterwand rauschten auf

und luden die Verſammelten zu einem Bankette ein, an dem ſie alle nach ſüdlicher Sitte ſtehenden oder wandelnden Fußes Theil nahmen.

Man konnte die Charaktere unterſcheiden: während die Einen über den Weinen, deren Trauben in den glühenden Thälern von Xeres de la Frontera gereift waren, Alles vergaßen, begannen die Andern den Königen und Völkern nach den gegenwärtigen politiſchen Conſtellationen die Nativität zu ſtellen. Der Chevalier und der Geſandte hatten ſich in eine Niſche und in ein Geſpräch vertieft.

In einer Gruppe hieß es: „Die Sequeſtrationen ſind bei den Deutſchen ſo ſelten geworden, und ich fürchte, der Kaiſer wird durch ſeine Fulminationen gegen den Herzog Karl Leopold die Stände des Reichs nur zum Widerſtande reizen.“ —

„Keineswegs,“ antwortete ein hochgeſchminkter, kleiner, runder Mann, „man muß die Schwäche dieſer Menſchen kennen, um ihre Anſtrengungen zu beurtheilen. Nur die Eiferſucht des Königs, an deſſen ödem, langweiligem Hofe wir leben, könnte das Signal zu einem bewaffneten Widerſpruche geben.“ —

„Meine Herrn, ſchon ſoll der König Proteſt

gegen dieſes Sequeſter eingelegt haben, weil er als Chef des niederſächſiſchen Kreiſes vor Allen das Recht habe, gegen einen Herzog von Mecklenburg zu verfahren," ſagte ein beſſer Unterrichteter, den aber wieder ein Anderer ſo berichtigte: „dem Kaiſer wird es von dieſer Seite an Entſchuldigung nicht fehlen, denn die Krone Preußen hat eine Expectative auf das executirte Land. Aber Rußland! bedenken Sie, Rußland! deſſen Czar den jungen Herzog, trotz ſeiner tollen, unüberlegten Streiche, in ſeine Familie aufnehmen will und keine Beleidigung ſeines Schützlings dulden wird."

Alle die ſtaatsklugen Berechnungen wurden jetzt durch eine übermäßig laut gewordene Debatte übertäubt. In einer zweiten Gruppe hatte man ſeinen Standpunct höher genommen, und war über die Sympathien und Antipathien der Kabinette in lebhaften Zwiſt gerathen. Es waren über Spaniens Verhältniſſe Sätze laut geworden, welche ein junger Mann von einem faſt auffallend friſchen Anſehen und einem ſonderbar über die rothen Wangen ſtreichenden Barte mit Feuer und Energie beſtritt. Er ſprach ſtürmiſch und grauenhaft, denn ſeine Lippen bewegten ſich dabei nicht.

„Die Politik des Gleichgewichts," rief er, „zerstört den innern und äußern Frieden der Staaten. Ist es nicht lächerlich, wenn sich Frankreich am Rheine für Verluste entschädigen will, die es in Westindien erlitten? Was bestimmt das Madrider Kabinet, mit den Höfen des entlegensten Nordens so weitberechnete Verbindungen anzuknüpfen, die das Vaterland nur in gefährliche Verwicklungen reißen können? Von jenem fernen Winkel Europens stellt man nach allen Seiten Netze aus, um die Raubthiere zu fangen, die man in ihrer wahren Schädlichkeit nur im Innern des Landes zu suchen hat. Spanien seufzt unter dem unglücklichen Joch —"

Hier brach der Redner plötzlich ab, offenbar über seine kühnen Worte erschrocken. Die ihn umringten, waren schon längst scheu zurückgetreten und hatten sich verwundert Winke gegeben. Jetzt kam der Chevalier, längst auf dieß Gespräch aufmerksam, hastig herbei, schlug dem Sprecher auf die Schulter und sah erschrocken in ein gemaltes Gesicht, in dem nur die Augen lebten.

„Hernandez, Du wagst Dein Leben!" rief der Chevalier, aber die Maske war schon entschlüpft,

ehe man ſich ihrer bemächtigen konnte. Durch eine Hinterthür war ſie entkommen.

Man ſtaunte, lief mit Lichtern nach, beſetzte die Treppen des Vorderhauſes und fand den Portier in ſeiner Loge zwar ſchlafend, aber als ein treuer Diener den Thürzug ſo feſt in der Hand haltend, daß Niemand hätte hinein oder herauskommen konnen. Man ſtaunte noch immer, aber der Chevalier ſagte, es ſei Nichts, und der Geſandte befahl, einen Transport Capwein zu bringen. Jetzt ſprach man wieder von Sequeſtrationen und von den Tänzerinnen der italieniſchen Oper, Alles, wie die Diplomatie es mit ſich bringt.

Hernandez ſchien an das, was er die Entlarvung des Chevalier nannte, Alles ſetzen zu wollen. An Verbindungen konnte es ihm nicht fehlen, ein diplomatiſches Souper beginnt niemals mit der Frage: wer ſind Sie? und eine Maske machte ihn unkenntlich.

Er hatte geſehen, in welcher Eigenſchaft Clement auftrat, die Debatten der Unterhaltung regten ſeinen Widerſpruch auf, und ſein unberufener Eifer verrieth ihn. Er war mit einem leichten Sprunge in dem Hofe

des Hotels, ſtieg über eine Gartenmauer und war in wenig Augenblicken an dem Streme, der von dieſer Seite eine Reihe von Beſitzungen beſpülte.

„Ihr ſeid verrathen? man verfolgt Euch?“ fragte eine lange, hagere Geſtalt, die auf einem Kahne den Flüchtling erwartete. Hernandez riß die läſtige Maske herunter und erzählte ſein Abentheuer. Der Ruderer ſtieß ab, ſchwieg eine Zeitlang, bis der erſchöpfte Spanier ſich geſammelt hatte, und ſagte dann: „Solcher Nächte habe ich in Paris mit Don Zea mehrere erlebt; nur endeten ſie fröhlicher, als dieſe. Wenn Ihr wieder heimkehrt und den gelehrten Mann unter ſeinen Folianten in Salamanka aufſucht, ſo mögt Ihr ihm ſagen, wie friſch noch in meinem alten Kopfe die Erinnerungen leben, und wie in mir die Winterſaat des Erlebten noch immer mit jungen Keimen aufſchießt. Alles trifft zuſammen: der ſpiegelglatte Strom, die vom Ruderſchlag überraſchten und entgleitenden Fiſche, die Nachtigall in den dunkeln Ulmen, die ihre ſäuſelnden Schatten in den Strom werfen, die Sterne als einzige Vertraute über uns. Wenn wir dann den Kahn an einen Pfahl befeſtigt hatten, ſo betraten wir die friedlichen Räume unſerer gemein-

ſchaftlichen Wohnung, wo in dem Ofen des Laboratoriums ſchon die glühenden Kohlen angeſchürt waren und das Prodium über den ſiedenden Pfannen dampfte; denn wir trieben die Chemie mit würdigem Eifer. Nur ſagte ich ſchon, wir kamen von ſüßeren Spielen, als zwei Brüder, die zweien Schweſtern huldigten, Don Zea, jetzt der weltberühmte Lehrer in Salamanka, und Albertus Eckard, Sr. königl. preußiſchen Majeſtät erſter Leibchemikus." Dieſer Letztere, der in ſpätern Jahren durch ſeine Goldmacherei ſo unglückliche Eckard war Hernandez einzige Bekanntſchaft, der er ſich anvertraut hatte in dem fremden Treiben der Stadt. Don Zea von Salamanka hatte ihn an dieſen, ſeinen alten pariſer Studiengenoſſen, empfohlen, an einen Mann, deſſen Stellung nach damaliger Sitte beim Hofe nicht ohne Einfluß und den Plänen des Spaniers darum nur willkommen war.

Hernandez hörte aber jetzt wenig auf die Reminiscenzen ſeines Begleiters, und der ſanft gleitende Kahn wiegte ihn in ſolche Ruhe ein, daß er ungeſtört ſeinen trüben Gedanken nachhängen konnte.

Eckard ſah dabei heiter in die ſternhelle Nacht

und mochte wohl nicht ahnen, daß seine Blicke auf Orte fielen, wo hundert Jahre ſpäter eine Sontag ihre Triumphe feiern und ein ruſſiſcher Kaiſer ein Grenadierregiment haben würde.

Eckard wohnte nach alten Privilegien in einem Erkerthurme des cölniſchen Rathhauſes, wohin er jetzt ſeinen brütenden Gaſtfreund führte. Hernandez warf ſich auf ſein Lager und der Leibchemikus benutzte noch einen Theil der Nacht, um im Cornelius Agrippa und Roſenkreuzers chemiſcher Hochzeit zu ſtudiren, nach ſeinen Säuren und Extracten zu ſehen, die Deſtillirkolben zu befeſtigen, kurz ſich auf jene, für den ehrlichen Mann ſo traurige Zeit vorzubereiten, wo er Gold für ſeinen Monarchen machen wollte, und zu dem Ende mehr Ducaten verbrauchte, als er produzirte.

---

Wenige Zeiten gleichen der allgemeinen Unruhe und Aufregung, die den Anfang des vorigen Jahrhunderts bezeichnen. Es war die Zeit der Abentheurer, der Verſchwörungen, der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Thorheiten. Länder, deren Namen

bis jetzt unbekannt gewesen waren, bekamen plötzlich einen König, wie Korsika; Schweden, Rußland, Frankreich waren von innern Factionen zerrissen; der Aberglaube war von einem Könige, wie Ludwig XIV., auf den Thron erhoben worden, der Gemüther bemächtigte sich eine Aengstlichkeit, die die Einen immer geschickt macht, zu betrügen, und die Andern, sich betrügen zu lassen.

Männer von dunkler Herkunft, aber begabt mit Gewandtheit und körperlichen Vorzügen, wußten sich in Stellungen zu bringen, die ihnen unbeschränkte Macht über den Willen der Könige und den Gehorsam der Völker gaben. Die Lüge der Wissenschaft hatte auch die Geister und die äußern Verhältnisse ergriffen. Man konnte durch Kühnheit und die Gunst einer Prinzessin zu Allem gelangen. Und wie man Goldmacher, die ihr Versprechen nicht lösten, mit dem Leben bedrohte, bis sie vor Angst das Porzellan erfanden, so schreckte man sich gegenseitig mit erdichteten Verschwörungen, und die Furcht verursachte, daß man sich in wirkliche einließ.

An den Höfen erschienen Menschen, die heute noch im offiziellen Auftrage handelten, und mor-

gen ſchon nur Glücksritter waren; ſo arbeiteten die Feigheit der Politik und die Entſchloſſenheit dreiſter Charaktere einander in die Hände.

Zwiſchen dem Chevalier und ſeinem jungen Freunde, dem Hauptmann, war dieſe Lage der Dinge ſchon ein Gegenſtand der Unterhaltung geweſen. Der Erſtere ſchien nie anders, als ohne Abſicht darauf zu kommen; doch konnte er dabei eine Tactik beobachten, die dem jungen, unerfahrnen Baron nie auffiel.

Ihre Herzen waren ſich näher getreten, der Zauber des Räthſelhaften, der den Hauptmann vom Chevalier ſonſt entfernter gehalten, hatte ſich gelöſt, ſeitdem zumal der Letztere kein Geheimniß mehr daraus machte, daß er in gewiſſen politiſchen Aufträgen in der Nähe des Hofes verkehre.

Der öſterreichiſche Geſandte gab einen Ball. Die beiden Freunde wollten in einer Stunde ſich in deſſen Hotel begeben und ſaßen noch im vertraulichen Geſpräche beiſammen.

Die Preußen politiſirten ſchon vor hundert Jahren ſo, wie ſie es noch thun: ſie bilden ſich nämlich immer ein, die ganze Welt beneide ſie.

„Die Geſinnungen," ſagte der junge Freiherr,

„welche das österreichische Kaiserhaus gegen unsere noch junge Königskrone an den Tag legt, sind dem Könige verdächtig, und müssen es bei so vielen Anzeichen bleiben. Man blickt mißgünstig auf diesen einst so schwachen Staat, der durch eine weise Berechnung seiner Kräfte, durch ein ansehnliches Capital von militairischem Ruhm, durch die besten Einrichtungen seiner innern Verwaltung zu einem Einflusse gelangt ist, der schon deßhalb gefahrlich ist, weil er mehr zu vermögen scheint, als ehemals. Das in der europäischen Politik bisher unerhörte System der Ersparnisse hat eine Wahrheit für sich, die unwiderstehlich ist; der Aufschwung der Gewerbe, die Begünstigung der Einwanderungen, der systematische Berechnungsgeist, der die Finanzen des Königreichs durchdringt und in Alles einen Werth zu legen weiß, das sind Dinge, die die Eifersucht eines Nebenbuhlers eben so sehr, als die Besorgniß des Stärkeren erregen müssen."

Der Chevalier schien ungemein zufrieden und hob die Unterlippe. Aber um wie Vieles praktischer sah dieser feine Kopf das Verhältniß an, als er fortfuhr: „Sie müssen sich in die gerade bestehenden Verhältnisse versetzen, und werden finden,

wie die zunehmende Macht und Größe eines Staats dem Einen nur immer um ſo viel unwillkommen iſt, als ſie einem dritten Andern erwünſcht kommt. Hier ſpalten ſich die Intereſſen, hier ergeben ſich jene Hülfsmittel, die dem Bedrängten zufließen, weil zuletzt Alles in der Politik auf das Ueber- und Gegengewicht hinausläuft. Eine Politik ohne Allianzen iſt ein Kleid ohne Aermel, wenn man es nicht als Mantel gebrauchen will. Ein Staat, der ſich entweder von Allen nur geachtet, oder von Allen nur gehaßt denkt, geht unter, weil er aufhört, ſeine Intereſſen zu denen Anderer zu machen."

Hier hielt der Chevalier inne, aber ſein junger Freund hatte ihn verſtanden und ſuchte ſeine Gedankenreihe fortzuführen.

„Laſſen Sie uns auf Oeſterreich zurückkommen," ſagte er, „auf einen Staat, der Preußens natürlicher Rival iſt, wie es auch Rußland immer bleiben muß. In den Differenzen, die die Gegner vereinen, liegt unſere Kraft. Wir müſſen uns nach Staaten umſehen, denen an Dem, was wir ihnen durch unſere zunehmende Größe gewähren können, Alles gelegen iſt und die von uns benutzt werden, indem ſie uns zu benutzen glauben." —

„Und dieſe Staaten ſollen für Preußen wohl am Eismeer liegen?“ rief haſtig aufſtehend der Chevalier, ohne zu bedenken, daß ſein Freund dieſe Frage unmöglich verſtehen konnte. Dieſer drückte den Aufgeſtandenen wieder neben ſich und ſagte: „Ehe wir Preußens Föderirte ſuchen, wird man fragen, welche gegen uns entſtandene Gefahren bedrohen auch Andere?“

Der Chevalier ſchwieg, dann ergriff er Borcks Rechte und ſagte mit geheimnißvoller Vertraulichkeit: „Mein Freund, wir ſprechen von keinen Unmöglichkeiten, ſondern von Ereigniſſen, deren Folgen in jedem Augenblicke zu erwarten ſtehen.“

Der Hauptmann verwunderte ſich, aber Jener fuhr fort: „Es iſt Wenigen bekannt, und es Ihnen mitzutheilen, zwingt mich meine Freundſchaft, daß das Haus Oeſterreich mit einem Fürſten, der einen Churhut und eine fremde Königskrone trägt, eine Verbindung eingegangen hat, die ſich gegen einen uns Beiden theuren Staat richtet. Ja, noch mehr —“

Hier unterbrach ihn ein Bedienter, der den Wunſch ſeiner Herrin, Sophie, überbrachte, jetzt den ſchon lange vorgefahrenen Wagen zu beſteigen.

Beide Freunde drückten ſich die Hände und begrüßten das reizende Weſen, das ihnen auf halbem Wege aus einer geöffneten Flügelthür in unerhörter Pracht entgegenrauſchte.

Der öſterreichiſche Geſandte war ein Ahn des ſpäter ſo berühmten Fürſten Kaunitz, dieſes großen Feindes der Revolution, den die Jacobiner Gevatter Kaunitz nannten, und der der größte Tapezierer ſeines Jahrhunderts war. Geſchmack konnte man dieſem ſeinem ältern Verwandten vielleicht nicht abſprechen, obſchon bei ihm die Pracht größer war, als die ſinnige Verwendung derſelben.

Man mußte ſich damals vor dem Geſetze der Mode beugen, und ſelbſt den Gang eines Feſtes, den Verlauf einer Zuſammenkunft, die auf das Vergnügen berechnet war, ſchrieb jene unerbittliche Richterin vor, ohne daß ſie Improviſationen zuließ.

Den Grafen Kaunitz ſah man an dieſem Abend wenig; entweder hatte er ſich zurückgezogen, oder er konnte unter dieſer unzähligen Menge, die ſich mit jedem neuen vorraſſelnden Wagen vermehrte, nicht zum Vorſchein kommen, weil er ſehr klein war.

Sophie, der Chevalier und ihr Bruder bildeten

ein Kleeblatt, das ein schöner Geist, wären wir in Paris, würde ich gesagt haben, ein Abbé, den Solitär auf dem Cirkel der Gesellschaft, als dem Goldreifen, nannte. Man beklatschte diesen Einfall, während der Chevalier seine Tänzerin an dem Arm nahm und die Kühlung spendenden, einsamen Zimmer aufsuchte.

Clement war heut ausnehmend beweglich, seine Zunge war in einer ewigen Unruhe, und die Augen schien er nur aufzuschlagen, um sie vor den Reizen seiner liebenswürdigen Dame sogleich wieder zu senken.

O ihr verblendeten Weiber, die ihr triumphirt, wenn die Gegenstände eurer stillen Gunst einmal nur Auge, Ohr und Lippe für euch zu haben scheinen! Was bei den Männern so oft nur die Folge eines anderweitig empfangenen, angenehmen Eindrucks ist, was sie in eure holdselige Nähe schon mitbringen, das legt ihr als die Wirkungen eurer Anmuth, eurer Koketterie, eurer verrathenen Leidenschaft aus!

Der Chevalier hielt Sophiens Fächer und ließ wider seine Gewohnheit auf den Flügeln des küh-

lenden Zugwindes, den er ihr zuwehte, tausend Schmeicheleien mitziehen, die bei Sophien ein trunkenes und entzücktes Ohr fanden.

Die Sprache der Liebe ist dem Einen so wortarm, als sie reich an Synonymen für den Andern ist. Der stumme Ausdruck ist nicht immer an demselben Orte gleich passend angebracht, wie der beredte.

Der Chevalier, der sonst so schweigsame Grübler, erschöpfte heute das Wörterbuch und nahm selbst von den Malereien auf dem elfenbeinernen Fächer so mannichfache Gelegenheit zu schmeichelhaften Uebergängen, daß Sophie freudig zitterte und mit den Augenwimpern, diesem einzigen Theile des Kopfes, dem die damalige Mode mit keiner Farbe oder Puder beikommen konnte, ihre freudeglänzenden blauen Augen bedeckte.

Der Wettlauf der Atalanta, der Apfel des Paris, die Liebe Semele's und Danae's Entzücken waren auf verschiedenen Feldern dieses Fächers mit sauberer Kunst gemalt, und der Chevalier citirte dazu den Ovid und preßte Sophiens Hand an seine Lippen.

„Halt! Gewehr ab!“

Was war das? Militairiſche Kommandoworte! Welche Bewegung! welch Drängen zu den Thüren! Himmel, es wehren baumlange Grenadiere den Ausgang.

Der Chevalier will mit der erblaßten Sophie vortreten, da hält ſie eine vorgelegte Muskete zurück, ſie ſehen, daß in allen Zimmern dieſe mörderiſchen Stahlbarrieren funkeln. Offiziere gehen durch die Sperrlinien und erſuchen hier und dort einen in Ordensband und Stern glänzenden Staatsmann, einen angeſehenen Krieger, ihnen hinaus zu folgen.

Auch vor den Chevalier tritt ein Offizier, fragt nach ſeinem Namen, ſucht in einer Liſte, die er in den Händen hält, und erklärt zur großen Beruhigung Sophiens, daß ſeinem Ein- und Ausgange Nichts entgegenſtehe.

Clement tritt jetzt in den großen Salon, der wie ausgeſtorben iſt, Alles drängt die Stiegen hinunter, und athemlos kommen den beiden Nachzüglern der verabſchiedete Kammerherr, Sophiens kleine, feenartig geputzte Mutter, neben deren rother Schminke die Bläſſe des Schreckens einen unheimlichen Contraſt bildete, und darauf der beſtürzte Bruder entgegen.

„Man hat die ausgezeichnetſten Generale und mehrere Staatsmänner verhaftet," ſagte der Hauptmann, als der Chevalier mehr zur Beruhigung Sophiens als zu ſeiner eigenen Aufklärung den Bruder nach dieſen ſonderbaren Dingen gefragt hatte.

„Man iſt mit Grenadieren in die Salons gedrungen!" rief der alte Freiherr aus und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen; „man hat die heiligen, völkerrechtlichen Penaten eines Geſandten umgeſtürzt und mich beinahe für einen Kammerherrn gehalten, der ſeines verlornen Schluſſels wegen zu den Unzufriedenen gehört!"

Sophie flüchtete ſich an die Seite des Chevalier, weil er ihr geſtanden hatte, daß er ſie liebe, ſie alſo auch beſchützen mußte; die Mutter faßte den Arm ihres Aemilius, weil er ja unter die Garde gehörte und man ihn doch vor Allen zu reſpectiren habe, und der alte Freiherr ſeufzte mit einem ſchmerzhaften Blick gen oben: „Das iſt die Herrſchaft der Deſſauer Hundekoppler und Nimrode! Das iſt das Prinzip der Kamaſchen und der ſechsfüßigen Rieſen! Das ſind die Erfolge einer Regierung, deren erſte That die Entlaſſung von hundert Kammerherrn war!"

Der Morgen nach dem gewaltsam unterbrochenen Feste beim Gesandten tagte mit auffallenden Erscheinungen. Die ein Feld draußen vor'm Thor hatten, oder die frische Morgenluft und den Gesang der Vögel im Thiergarten genießen wollten, erschracken nicht wenig, als ihnen die verstärkte Wache am Thore mit scharfen Worten und mit eben so scharfen Musketen zu verstehen gab, jeder Versuch, die Stadt zu verlassen, werde mit dem Tode geahndet. Die Bäckerlehrlinge, die den Kunden die Waare austrugen, konnten vor Patrouillen und Examinationen keine zehen Schritt ungehindert gehen, weil man jetzt in jedem Pasteten bäcker einen Menzikoff sehen wollte. Die ehrlichen Bürger tobten mit ihren Hausfrauen, daß sie keine Sahne zum Kaffee bekamen, aber die Milchweiber waren alle am Thore abgewiesen worden. Damals geschah es, daß eine gescheite Frau den Vorschlag machte, die Milch in die Spree zu schütten, weil sie ja so den Kunden ungehindert zufliesse. Und als nun gar die Gevatter Schneider und Handschuhmacher die Fensterladen zurücklehnten und jeden Pflasterstein mit einem Soldaten bepflanzt sahen, da blickten sie erschrocken ihre Ehehälften an und dachten an den Kometen

und den Türken, und es ſchauderte ihnen die Haut. Wäre damals die Haude- und Spenerſche Zeitung erſchienen, ſo hätte man um acht Uhr auch noch nicht gewußt, was im Staate eigentlich vorging. Allmählig brachten aber die Friſeurs, die Tanzmeiſter, die Barbiere ein Gerücht in Umlauf, das gar gefährlich lautete. „Das iſt eine Verſchwörung!“ wagte Einer zu liſpeln, und bald hieß es in der ganzen Stadt, eine ungeheure Verſchwörung ſei ausgebrochen. Dem war auch ſo.

Chevalier Clement war öffentlich vor den angeſehenſten Männern im Staate, ja im Kabinette des Königs ſelbſt als der Gewährsmann einer ihm bekannten geheimen Allianz zwiſchen Oeſterreich und Sachſen aufgetreten und hatte nachgewieſen, daß Viele unter den höhern Militairs und Civilbeamten von jenen Mächten gewonnen und zu einer höchſt gefährlichen Verbindung zuſammengetreten ſeien. Daher der raſche, entſcheidende Schlag des geſtrigen Abends, der zwar viele zarte Rückſichten verletzt hatte, doch von dieſer Seite gar nicht weiter erwogen wurde, weil die Beleidigung nur den Repräſentanten einer jetzt ſo verdächtigen Macht getroffen hatte, und zuletzt mit der Nothwendigkeit einer

raſchen Benutzung des Augenblicks entſchuldigt werden konnte. Dieſen Beſchuldigungen eine größere Wahrſcheinlichkeit zu geben, geſellte ſich dazu die eben eingetroffene Nachricht von einer in Frankreich entdeckten Verſchwörung, der unter dem Namen der Verſchwörung von Cellamare in der Geſchichte bekannten Kataſtrophe. Man ſetzte in die Eröffnungen des Chevaliers um ſo weniger Zweifel, als ſich alle von ihm angegebenen Umſtände mit erſtaunlicher Wahrheit zu ergeben ſchienen, und ſeine eigene Vertrautheit mit den einflußreichſten Staatsmännern der angeſchuldigten Mächte durch briefliche Documente erwieſen war.

Der Zuſtand der Stadt, der einer Belagerung glich, verlor zwar allmählig ſein kriegeriſches Anſehen, doch jetzt rollten unzählige Caroſſen durch die mit Neugierigen beſetzten Straßen. Es war eine Eile, eine Aengſtlichkeit in dieſen Bemühungen der Großen, baldmöglichſt das Schloß zu erreichen, die jeden Patrioten mit Trauer erfüllen mußte. Ohne Läufer, ohne Mohren, ohne Pagen, die ſich an langen wollenen Gurten auf dem Tritt am Kutſchenſchlag hielten, flogen die beſorgten, dem Könige nahe ſtehenden Räthe und ſeine Verwandten vor das Portal

des Schloſſes, ſtürmten, mit verſchobener Perrücke, tauſendmal in Gefahr, uber ihre brillantenen Prachtdegen zu ſtolpern, die Stiegen zu dem Audienzſaal hinauf, um vor Sr. Majeſtät ihr Erſtaunen und ihre in Treue erſterbenden Geſinnungen an den Tag zu legen.

Friedrich Wilhelm I., in ſeinem einfachen Kleide, ſeiner majeſtätiſchen Haltung, mit ſeinem ſtrengen, unerbittlichen Blicke, hörte die Dinge, die man ihm vortrug, mit einer ſeltſamen Miſchung von Unwillen, Unglauben und Mißtrauen an. Hier fixirte er einen Rath, und dieſer hielt ſich für gerechtfertigt, dort einen Kammerherrn, und dieſer Arme mußte glauben, verdächtig zu ſcheinen; ſo wechſelten in dem Könige die Gefuhle und die Aeußerungen derſelben, die eine ſo unerträgliche Lage der Dinge in ihm veranlaſſen mußte.

Endlich öffnete ſich eine hohe Seitenthür und Element, in dem Kleide des Hofmannes, doch mit der ganzen Einfachheit, die daſſelbe zuließ, trat in den Audienzſaal. In ſeinen Mienen lag ein Triumph, den man unter andern Umſtänden für einen leiſen Anflug von Spott hätte halten können, der aber den Verſammelten imponirte. Selbſt auf den König

ſchien er zu wirken, weil er ihn für den Ausdruck der ſiegenden Wahrheit hielt.

Der Chevalier trat mit einer ehrerbietigen Verbeugung vor den Thron, und Sereniſſimus geruhten, ihm die Hand zum Kuſſe darzureichen.

„Die Affaires," begann der König in ſeinem originellen Style, „ſo von Ihm zu meiner Wiſſenſchaft parvenirt ſind, haben meine Nobleſſe an ſelbigen Ort getrieben, um ihren Reſpect mit ſchuldiger Devotion zu vermelden. Sie vermeſſen ſich auf leibliche Eide, daß ſie keine Spitzbuben ſind, und Keiner annoch Luſt verſpüret, an den Galgen zu kommen. Zeige man nun denen ungläubigen Thomaskindern, was mir hätte arriviren können, wie es ſich conveniret."

Mit einem Lächeln, das da aufhörte, wo es die Grenze der Achtung berührte, trat Element zurück und ſagte: „Monſeigneur, meine Freiheit und mein Leben ſind in Ihrer Hand! Doch wird mir dieſes Land, deſſen Scepter Ihre weiſe Mäßigung führt, einen ewigen Dank wiſſen, daß ich Gefahren hinderte, in deren Kenntniß mich ein glücklicher Zufall ſetzte. Meine Stellung zu den entlarvten Verräthern war ſo vertraut, daß ſie mich zum Mitwiſſer

ihrer verderblichen Plane machten, und dennoch wie- der nicht so nahe, daß sie mich hätten zwingen kön- nen, ihnen Folge zu leisten. Selbst das theure Le- ben Ew. Majestät, dieses Unterpfand des Friedens für Europa und des Wohlstandes Ihrer eigenen Un- terthanen, drohten jene Ohnmächtigen zu gefährden. Der Sitz, den Sie der Ruhe und der Erholung geweiht wissen wollten, sollte der Schauplatz einer in den Annalen der Geschichte unerhörten That wer- den. Man wollte den ersten Augenblick, wo Sie in Wusterhausen eingetroffen wären, wahrnehmen, um Sie aufzuheben und durch sächsische Kavallerie über die nur vier Stunden entlegene Grenze weg- führen zu lassen."

Der König sprang bei dieser hochverrätherischen Nachricht von seinem Sitze auf, die ganze Versamm- lung war von Entsetzen befallen, und der Chevalier, diese Stimmung benutzend, fuhr nach einer Pause fort: „Sire, die Stunden sind gezählt, die zwi- schen diesem gerechten Schrecken und der verdienten Strafe verstreichen dürfen. Erheben Sie Ihre sieg- reichen Fahnen und sammeln Sie Ihre treuen Ar- meen, um den im Hinterhalt lauernden Feind zu überraschen. Europa wird seine Wünsche mit seinen

Anſtrengungen vereinigen, um einem Könige beizuſtehen, der für ſein Leben, für ſeinen Thron, ja für die gefährdete Ruhe aller Länder das Panier erhebt."

Eine peinliche Pauſe folgte auf dieſe berechnete Apoſtrophe, bis ſie die Stimme einer gedrungenen, kräftigen, alles äußern Schmuckes entledigten Geſtalt unterbrach.

„Er hat uns die Hände abgehauen," ſagte der Feldmarſchall Leopold von Deſſau, „Er hat meine kapabelſten Offiziere ins Loch ſtecken laſſen, da werden Se. königliche Majeſtät ſchlechte Bataillen liefern."

Clement entgegnete mit einer leiſen Anſpielung auf das Gerücht, das ſelbſt den erprobten Marſchall in die Verſchwörung verwickelte: „Seine treuen Diener werden Sereniſſimus nicht nur an ihren Werken erkennen, ſondern noch mehr an dem Eifer, mit dem ſie ſich ihnen unterziehen."

Es lag ſo viel Imponirendes in dieſen Worten des Chevaliers, daß der gute Feldmarſchall ſcheu zurücktrat und vielleicht an ſich ſelbſt irre wurde.

Inzwiſchen war zum Könige eine Perſon herangetreten, in der alle Welt den Bewohner des Cöllner Thurms, den Leibchemikus, erkannte.

Was konnte Herr Eckard von Sr. Majestät wollen? Hatte er eine Methode erfunden, den Tabak für die berühmten Tabakscollegien des Königs besser zu präpariren? Hatte sich an den Rand seiner Schmelztiegel endlich das ersehnte Gold gesetzt, wofür ihm der König eine Prämie und den Adelstand versprochen?

Sonderbar, der König verläßt den Saal und der Chemikus folgt ihm mit einer geheimnißvollen Miene.

Die Versammelten traten jetzt zu vertrautem und ängstlichem Gespräch zusammen; der spanische Gesandte stürzte aber mit blassem Angesichte auf den triumphirenden Chevalier zu, riß ihn in eine Fensterbrüstung und flüsterte ihm mit der ängstlichsten Miene zu: „Unglücklicher, Sie müssen Ihre Rolle auf Ihre eigene Verantwortung ausspielen! Ich erhalte in diesem Augenblicke Depeschen, die uns Alle vernichten. Die Pariser Verschwörung hat den spanischen Hof compromittirt, ein ansehnliches Heer hat mit Blitzesschnelle die Pyrenäen überstiegen, es ist zu Demonstrationen gekommen, bei denen der Kardinal und die Königin den Kürzern ziehen müssen. Ich höre, daß sich Einige aus

den Umgebungen des Königs ein Geschäft daraus machen, Ihre Schritte zu beobachten, daß man Beweise haben will, Sie von Ihren Erfindungen zu überführen; die nationale Parthei in Spanien hat auch am hiesigen Hofe ihre Emissäre, sie haben sich an den König gedrängt, und ich zittere, wenn es zu nähern Erläuterungen kommen sollte. Alles hängt von den Nachrichten ab, die der Kurier des heutigen Abends bringt. Hat sich der Kampf im Vaterlande zu Gunsten des Ministers entschieden, so wage ich es, Sie unter meinen Schutz zu nehmen, wo nicht — Unglücklicher, ich beschwöre Sie, warten Sie diese Entscheidung nicht ab, fliehen Sie auf der Stelle."

Der Chevalier biß die Lippen zusammen, als ein Kammerdiener, dessen Rock ganz mit schwarzen Adlern durchwirkt war, sich nahte und ihn ehrerbietigst in die Zimmer abrief, in die sich der König vorhin begeben hatte.

Der Gesandte stand auf glühenden Kohlen. Das Schicksal des Chevaliers mußte ihn höchlich interessiren, weil es ihn selbst betraf. Obschon er sich auf Elements Discretion selbst im äußersten Falle verlassen durfte, so konnte sich doch Vieles ergeben,

was den Vertreter eines der angeſehenſten Thron hier ebenſo erröthen ließ, wie es vor Kurzem in Paris geſchehen war. Die an ihn attachirten Herrn drängten ſich fragend und zweifelnd heran; doch vermochte er keinem die Beruhigung zu geben, die ihm ſelbſt fehlte.

Der Fürſt Leopold ſtrich ſeinen Knebelbart und ſtampfte mit den Sporenſtiefeln, und die Räthe und Kammerherrn warfen ſich Blicke zu, in denen ſich bald Furcht, bald Erſtaunen, in allen aber ſteigende Erwartung ausdrückten. Da öffnete ſich die Thür.

Ein junger Mann mit bleichem Geſicht, aber ſicherem und ſelbſtzufriedenem Schritte trat heraus. Wenn man in ihm Hernandez erkennt, ſo kann man annehmen, daß Clements Schickſal entſchieden war. Der Spanier ging keck auf den Geſandten zu und ſagte höhniſch: „Nun, Excellenza, wollt Ihr mir nicht noch einen Auftrag über die Pyrenäen mitgeben? Habt Ihr am Manzanares noch ein Landhaus liegen, deſſen Verwalter Euch den Pacht ſchuldig geblieben iſt? Liegt irgendwo Geld von Euch vergraben? ſoll ich es Euch in den Torniſtern der franzöſiſchen Grenadiere über die Berge

herſchicken? Oder kann ich Euch ſonſt noch in einer kleinen Liebſchaft, oder mit einem Gericht Fiſche aus dem Tajo dienen, ſo ſagt nur, wo Ihr Eure Verbannung wählen wollt. Dafür verlange ich Nichts, als einen freundlichen Gruß an Se. Eminenz zu beſtellen und ihn meines Beileids wegen ſeiner übeln Zufälle zu verſichern. Gehabt Euch wohl!"

Damit trat Hernandez hinter die übrigen Herrn und verſchwand.

Endlich kam der König zurück. Sein Ausdruck war ſtrenger, aber beruhigt. Er ließ ſich auf ſeinen erhöhten Seſſel nieder und nahm das Wort: „Meine Vielgetreuen, muß ich Euch vermelden, daß ſothane Conſpiration eine infame Lüge iſt, mich ſehr alterirt, aber nunmehr kontentirt hat, weil einem Calumnianten das Maul verſtopfet, ſo wie auch Alles als eitel Lug und Trug erfunden, woran ich jetzo mein Gefallen hab' von wegen meiner getreuen Unterthanen."

Dieſe Erklärung, eine allgemeine Freudigkeit und ein rührender Ausdruck derſelben auf den Geſichtern der Anweſenden beendigten dieſe merkwürdige Audienz.

Der ſpaniſche Geſandte eilte, ſeine Abreiſe vorzubereiten, weil er ſtündlich von dem Repräſentanten des neuen Regimes abgelöſt zu werden gewärtigen mußte.

Wem iſt es in Leiden nicht oft ſo ergangen? Wo man zwei Urſachen zur Trauer hatte, da konnte man ſich beruhigen, wenn auch nur eine derſelben gehoben wurde; denn es giebt in der Freude keine Grenze.

Als Sophie ihren Bruder, der wegen ſeines vertrauten Umgangs mit dem Chevalier eine kurze Zeit gefänglich eingezogen war, wieder umarmen konnte, da ſchwand der Name des ihr einſt ſo theuern und dann ſo unglücklichen Mannes allmählig aus ihren Klagen, dann aus ihren Träumen und zuletzt auch aus ihrem Gedächtniſſe.

Der alte Freiherr athmete auf; denn er war von einer Verlegenheit, die ihn geängſtigt hatte, befreit, er konnte nun den Chevalier öffentlich verdammen, ohne in den Verdacht zu gerathen, er tadle ihn nur, um ſich ſelbſt zu entſchuldigen. Die Möglichkeit, daß man an ſeinem Patriotismus zweifelte, ſtachelte ihn, ſeine Seele ganz damit zu erfüllen. Er hätte die Majeſtät zu beleidigen

geglaubt, wenn er ſich nicht zum Lobredner alles deſſen, was die alte Sitte und die Tage von Verſailles verdrängte, aufgeworfen hätte.

Clement ſtarb den Tod des Hochverräthers. Die Confrontation mit ſeinem ſpaniſchen Feinde hatte ihn verwirrt und der Scharfſinn des Leibchemikus, mit dem ſich dieſer in ſpätern Jahren ſelbſt eine Falle legte, einen Theil ſeiner Behauptungen vernichtet. Man hatte ihm Briefe, die vom Prinzen Eugen geſchrieben waren, vorgezeigt, und von ihm, dem angeblichen Vertrauten dieſes Feldherrn, die Angabe verlangt, weſſen die Handſchrift ſei. Clement fehlte, und die Strafe ereilte ihn, bevor man ihn zu einem Geſtändniſſe ſeiner Plane bewegen konnte.

Dieß Ereigniß gehört der Geſchichte an, und es bleibt dem Scharfſinn überlaſſen, es nach gewiſſen Combinationen zu beurtheilen. Es iſt über allen Zweifel gewiß, daß ſich Talente und Verſchlagenheit auf der einen Seite, und die ehrgeizigen Entwurfe eines der größten Staatsmänner der damaligen Welt verbanden, um dieß gefährliche Spiel zu wagen, das zuletzt Beide verloren.

Der Kardinal Alberoni, ein geiſtvoller Em-

gekommling, setzte alle seine Anstrengungen daran, den Einfluß der österreichischen und französischen Politik zu vernichten. Selbst zu schwach, bekämpfte er die Macht des Herzogs von Orleans durch Englands und Hollands Waffen und durch Begünstigung der Factionen. Ebenso wollte er Oesterreich lähmen, indem er Preußen und Rußland zum Kriege gegen diese Macht um jeden Preis zu veranlassen suchte. Auch hier diente ihm eine Verschwörung, in Frankreich eine eingeleitete, in Preußen eine entdeckte. Aber diese Pläne scheiterten ebenso an der falschen Berechnung des Terrains, als an dem Unglück, das den Kardinal durch die französischen Waffen traf.

Chevalier Clement konnte hoffen, wenn ihm seine Machination, die Anreizung zum Kriege, glückte, an den glänzendsten Früchten derselben Theil zu nehmen; als sie fehlschlug, mußte er ihr Opfer sein.

Das sind die Nieten des Schicksals, auf die man gefaßt sein muß, wenn man den Einsatz wagt und sich mit der Möglichkeit eines glücklichen Treffers schmeichelt.

# Die Singekränzchen.

---

Bamberciade.

Asmodi buckte sich, schnallte sein Bein fester und sprach:

„Was bleibt uns noch zu sehn übrig? Wir standen hinter dem Thronhimmel des Fürsten, dem Beichtstuhle des Priesters, hinter der Tapetenwand der diplomatischen Kabinette und den Theetischen der gesellschaftgebenden Damen; wir hatten den Schlüssel zu allen Hinterthüren und Geheimnissen, und wir benutzten ihn; Ihr müßt gestehn, daß ich ein Meister in der Deschiffrirkunst des Lebens bin. Was kann Euch noch verborgen sein? Ihr wißt, was es ist, das so eben im Pallaste hinter dem seidnen Vorhange wegrauschte; Ihr könnt die Geschichte eines Abends entziffern, wenn Ihr am Mor-

gen die Fenſterjalouſien früher oder ſpäter geöffnet ſeht, als ſonſt; Ihr verſteht die Gefühle, die die Kammerpräſidentin durchſtürmen, wenn ſie an der heutigen Toilette mehr Weiß als Karmin oder umgekehrt aufträgt. Man kann nicht anders, als meine Lehrgabe bewundern."

Ich hörte auf dieſe Anrede nur mit halbem Ohr: denn mein Begleiter war in den Zug gekommen, ſich ſelbſt zu loben. Mein Blick ſenkte ſich zum Fenſter hinaus, der thauige Duft des Morgens erfriſchte die Augen, die ſich dieſe Nacht nicht geſchloſſen hatten, und ich muſterte die rothwangigen Geſtalten, die in großen Städten nur am frühen Morgen die Straßen bevölkern. Mein hinkender Freund war überall zugegen, ſeine Gedanken liefen meinen Blicken parallel, und ich hörte bald ſeine monotone Stimme in folgenden Worten an meine Ohrtrommel ſchlagen:

„Ich errathe einen Wunſch, dem Ihr ſo eben eine halbe Tertie lang nachgehangen ſeid. Wahrhaftig, Ihr habt einen artigen Geſchmack: die Hüften antik, der Gang ſylphidenartig; ſie hatte braunes Haar und ihr kleines Ohr ſchimmerte roſenfarb. Bedarf es mehr, Euch den Verſtand zu berücken? Ihr wollt in den Laden gehn, den der Engel

da betreten hat, wollt ein Uhrband kaufen, das die Kleine vielleicht häkelte, wollt den Moment zu einem Blicke benutzen, den sie möglicherweise gar nicht bemerkt. Was ist zu thun? Ihr sollt sie kennen lernen."

Es gab Augenblicke, wo mein lahmer Freund sehr liebenswürdig sein konnte.

So hätte ich ihn auch jetzt umhalsen, an mein Herz drücken und mit meinen Küssen bedecken mögen; denn die junge Schönheit hatte in der That den Eindruck auf mich gemacht, dem er so beredte Worte zu geben wußte. Er trat an mein Schreibpult, beschnitt einen Bogen Papier, ergriff die Feder und kritzelte einige Hieroglyphen darauf, die er zu einem Brief zusammenschlug, mit einer Adresse versah und mir geheimnißvoll lächelnd einhändigte. Dann sagte er:

„Bester, die Minister von ganz Deutschland lassen ihre Reisewagen packen, sie halten in Carlsbad einen Kongreß. Ich muß dabei das Protokoll führen und in vier Wochen sehen wir uns wieder."

Asmodi hatte eine sehr zarte Hand, er drückte die meinige und verließ mich.

Ich glaubte nicht anders, als einen direct an

meine Zauberin gerichteten Brief in der Hand zu haben. Wie erſtaunte ich aber, die ſonderbarſte Adreſſe zu finden, lautend:

„Sr. Wohlgeboren, dem Herrn Weber, Vorſteher des Singinſtituts hinter der Parochialkirche.“

Daß ich an eine Perſon adreſſirt wurde, die hinter einer Kirche wohnte, ſah meinem Freunde ähnlich; aber was ſollte mir Herr Weber? wann hatte ich den Wunſch geäußert mich für das Theater zu bilden? ich, dem von den Göttern die Kehle nur zu einer Stufenleiter der Disharmonie gemacht war! Welcher Zuſammenhang mit meinen Wünſchen und dem Verſprechen, ſie zu befriedigen! Doch verzweifelte ich nicht, ich beſchied mich auf den Nachmittag und nahm mir vor, um dieſe Zeit meinen Mann aufzuſuchen.

Herr Weber ſchien jenes Urbild geweſen zu ſein, das unſerm Tieck zu ſeinem unſterblichen Eulenböck geſeſſen. Warum ihn ſchildern, da ich ihn nur zu citiren brauche? Dieſelbe in allen Nüancen der rothen Farbe ſpielende Burgundernaſe, daſſelbe Spiel des Dämoniſchen und Schalkhaften um die zuſammengekniffenen Mundwinkel, derſelbe Verirgeiſt auf den Augenbraunen, die er bald zu einem betrüge-

rischen Ernst herab, bald zu einer Eulenspiegelmiene hinaufzog; nur traf ich einen fixierteren Blick, den sogenannten satanischen, der an gutmüthigen Schauspielern so lächerlich ist, und bei unserm Musikdirector die Folge seiner Lehrstunden und der für sie nothwendigen Gravität war.

Uebrigens lehrte mich die Umgebung des Mannes, daß die Kunst meist vergeblich nach Brod geht und sich mit ihrer himmlischen Nahrung begnügen muß. Man hatte mehrere Höfe zu durchwandern, ehe man im entlegensten Hinterhause auf einen Gang stieß, dessen letzte Thür mit einem geschriebenen Aviso auf den musikalischen Namensverwandten des ausgezeichnetsten deutschen Komponisten wies. Herr Weber trug einen grünen Rock, der eben so kahl war, wie die Wände seines einzigen Zimmers. Ein zerrissenes Kanapee, ein Porträt Mozart's, ein Notenpult und zwei Blechlampen hingen und standen rings an ihnen entlang, der Plafond der Decke war von Lampenruß so schwarz gefärbt, daß man nur mit Mühe die Grundfarbe des Zimmers wiedererkannte.

Aber ein Klavier prangte in der Mitte desselben, auf dem Hunderte von Notenblättern ebenso

freundlich ſchimmerten, als die darauf gezeichneten myſtiſchen Kreuze und ſchwarzen Nadelköpfe jedem Uneingeweihten abſchreckend erſcheinen mußten.

Herr Weber öffnete meinen Brief und ſagte mit der freundlichſten Miene von der Welt:

„Mein alter Freund ſchreibt mir da, daß Sie in unſer Kränzchen eintreten werden, um es mit Ihrer ſonoren Stimme zu unterſtützen? Was ſingen Sie? Tenor? Nein, nein, Sie haben zu viel Bart am Kinn, Ihr Adamsapfel iſt ſtark, es iſt Blei in Ihrer Stimme: Sie müſſen das tiefe C trefflich hervorbringen. Gott, Gott, die Tenore werden rar! Nichts als Bäſſe, Kopfſtimmen und Fiſteln! Ich bitte jetzt um die Skala.“

Was Skala! Ich wußte nicht, wie mir geſchah. Das war ein ſchlechter Streich, den mir der Lahme ſpielte. Mich zu einem Sänger zu machen, meine Stimme dem Gelächter preiszugeben und mich in eine Lage zu bringen, in der ich nicht anders konnte, als die mir übertragne Rolle zu Ende ſpielen! Herr Weber ſchlug auf dem Klavier an, ich flüſterte die Töne, die er vorſpielte, in einer ungefähren Annäherung nach, mußte mir einige Male ſagen laſſen, doch gefälligſt den Mund auf-

zusperren, und erstaunte nicht wenig, als der Examinator in die Hände klatschte, meinen Baß bald mit der Reinheit einer Glocke, bald der Stärke eines Bären verglich, und mich feierlich als Mitglied seines Instituts aufnahm. Ich machte meinem Aerger durch einige halbe Fragen nach Werth, Sinn und Bedeutung der sogenannten Singkränzchen Luft; Herr Weber fing sie entzückt auf und gab mir folgende Auseinandersetzung:

„Wir emanzipiren uns. Die alten Riegel springen ab, und ein verschlossenes Thor rauscht nach dem andern auf. Der Genius dieser Zeit, ein muthwilliger Knabe, kennt keine Regel, keine Straße; alle Wege stehen ihm offen. Er greift nach tausend Dingen, die sonst unberührt lagen, er wirft sie durch einander und stört den Staub auf, den Jahrhunderte auf sie gesammelt haben. Er jagt die alten Gluckhennen der Wissenschaft von ihren philosophischen Windeiern, auf denen sie mit ebenso viel Pathos als Ingrimm seit Menschengedenken brüten; er fährt den Träumern, die in den Banden der Phantasie gefangen schlafen, mit Federdaunen in die sinnenden Nasen; ja, mein Herr, was soll ich es läugnen, er hat auch in der Musik

Alles über den Haufen geworfen. Darin ſeh' ich aber einen Fortſchritt. Was war dieſe göttliche Kunſt vor funfzig Jahren? Einige wenige Geiſter hatten die Notenſchlüſſel in ihren Gewahrſam gebracht; die freieſte Kunſt, ſo frei wie der Waldgeſang der Vögel, war einer ſklaviſchen Zuchtform unterworfen, ſie war kein Werk der Begeiſterung und konnte Niemanden begeiſtern. Junger Mann, wie ſtrich man vor funfzig Jahren die Geige? wie blies man auf der Flöte? wie ſchlug man die zauberiſchen Taſten des Klaviers an? und, gerechter Himmel! wie ſang man? Das war eine Familienfrage, wenn der jüngſte Bube die Violine lernen ſollte. Man rief die Verwandten, die Pathen, die Nachbarn zuſammen, wenn man über die große Frage abſtimmen wollte, ob Roſinchen bei einem Maitre das Klavier, und eine zweite Verſammlung, wenn ſie nach einigen Jahren wohl gar den Geſang lernen ſollte. Da lagen auf den Inſtrumenten die Reichardtſchen Schäferſpiele, die Liederchen von Schulz, in denen nichts als die gemüthlichen Phraſen: „Die Morgenröthe ſteigt empor!" oder: „Die liebe Lerche ſingt ſchon wieder!" variirt waren. Kam es hoch, ſo verſtieg man ſich in eine Kom-

position von Feska oder Benda. Das war die Musik noch vor dreißig Jahren. Seitdem haben wir glänzende Fortschritte gemacht. Was die Gewerbefreiheit für die Industrie war, das wurde der Dilettantismus für die Kunst. Die Musik ist in mannigfache Wahlverwandtschaften getreten. Was haben Gips und Salz mit der Erde gemein? Und doch säet man jene um die Erde fruchtbarer zu machen. Ebenso ist eine Notensaat über alle Länder ausgegangen; um welches Feld zu bebauen? den Patriotismus, die Unschuld, die Erziehung. Ich rede nur von der Verbindung, die die Musik mit dem Ton der Gesellschaft eingegangen hat. Leichtbeschwingte Arien und Cavatinen machen den Lauf um die Welt. Wo fänden Sie eine gebildete Dame, die Kellers Sonaten, oder die Variationen von Rode nicht zu singen wüßte? Die Musik ist ein Lebenselement geworden, sie hat die Fadaisen der Unterhaltung verdrängt, sie hat die ewig tanzlustigen Füße der Gesellschaft endlich zur Ruhe gebracht. Die musikalischen Akademien waren eine Folge dieses Aufschwunges, und die Singkränzchen wieder eine Folge der Akademien. Begeisterte Freunde und Freundinnen der Kunst treten zusammen, um sich

von den Entbehrungen und Anſtrengungen, die ihnen ihr Beruf des Tages auflegt, in einigen heiteren, aber ſo angenehm als nützlich verbrachten Stunden des Abends zu erheben. Bald ſind es die erhabenen Schöpfungen eines Graun, Haydn, Händel, bald die fröhlichen, gaukelnden Jubeltöne der Komponiſten des Tages, die von ihren Lippen ſchwellen und ſich zu jauchzenden, klagenden, bittenden, ſpottenden Harmonien vereinigen. Ein ſolcher Verein, junger Mann, hat ſich unter die leitende Aegide meiner Direction geſtellt. Wir treffen uns Montags und Donnerſtags präcis ſieben Uhr, wir beobachten einen ungezwungenen Ton und ich erhalte von der Perſon ein monatliches Honorar von zwölf Groſchen, nebſt vier Groſchen für Beleuchtungs-, Feuerungs-, Klavierſtimmungs- und Notencopialkoſten, macht Summa ſummarum ſechszehn Groſchen.“

Ich mußte lachen, gab ihm ſein Geld und verſprach, mich zur beſtimmten Stunde einzufinden.

In einer großen Stadt iſt der Stundenſchlag ſieben die Theaterklingel, welche eine neue Veränderung der Scene ankündigt. Der Lärm der öffentlichen Bauten iſt im Nu verhallt, die Wechsler

ſchließen ihre Komptoire, die Waarenläden werden mit langen eiſernen Stäben verriegelt, die arbeitende Welt wirft ihre Nähnadel, ihren Hobel, ihren Hammer von ſich, die Ladendiener und Griſetten machen ihre Toilette und eilen, die Oerter zu verlaſſen, die den Tag über der Schauplatz ihrer Kunſtfertigkeiten oder ihrer Komplimente, und nur zu oft auch Zeugen ihrer Seufzer und Langenweile geweſen waren.

Doch welche Eile, welche Geſchäftigkeit! Wie kann man ſich ſo ſtürmiſch der Erholung in die Arme werfen! Iſt es die Ruhe, die einer ſolchen Anſtrengung bedarf? Nein, man ſieht, daß die Augenblicke Jedem koſtbar ſind, die er auf die Vorbereitung der nun folgenden Vergnügen verwendet. Man muß ſich von den Spuren der Beſchäftigung des Tags befreien, man muß die verſchobenen Locken wieder in eine modiſche Lage bringen, hier giebt es eine Manſchette, dort einen Tüllſtreifen, der noch befeſtigt werden muß, vielleicht iſt gar vom langen Sitzen das Korſet zu nachgiebig geworden, man muß es von Neuem ſchnüren, und wie viel Zeit koſtet das nicht!

Ich beſchloß daher, meinen Gang in die réunion

chantante nicht zu übereilen; denn konnte es mir jetzt noch verborgen bleiben, daß das Institut des Herrn Weber bestimmt war, dem petit monde nach den Aufopferungen des Tages einen süßen Genuß, eine leichte Erholung, eine unschuldige Unterhaltung zu gewähren? Jetzt errieth ich die Ideenverbindung meines hinkenden Freundes, der mich, um die Bekanntschaft einer jungen Dame zu machen, veranlaßt hatte, in eine Gesellschaft zu treten, in der sie ohne Zweifel als das gefeiertste Mitglied glänzte.

Ich hatte falsch gerechnet und kam zu spät. Schon auf dem ersten Hofe hörte ich Diskantstimmen, die eine Fuge einübten, und auf dem zweiten die dazwischen donnernde Stimme des Dirigenten. Ich trat in das matt erleuchtete Zimmer, wurde wie ein Bekannter betrachtet und erhielt von einem jungen Manne ein Notenblatt, von dem ich nur so viel verstand, daß die hochstehenden Noten höhere, die tief stehenden tiefere Töne bedeuten sollten.

Herr Weber ließ sich nicht stören; er arbeitete mit Händen, Füßen, mit den durchbohrenden Augen, mit seiner stentorischen Stimme, um die Diskantstimmen im reinen Tone, im Takte, in gehöriger

Beachtung der lang aushaltenden Fermaten, und vor allen Dingen in dem richtigen Zählen der Pauſen zu erhalten.

Ich fand dabei Muße, die Anweſenden mit flüchtigem Blick zu muſtern.

Von einem Theil der jungen Damen ſah ich wohl, hatte ich falſch prognoſticirt: es waren verlegne, blutrothe Kinder, ſchüchterne Töchter der ſogenannten Bürger und Eigenthümer allhier, von der Natur jedoch mit ebenſo günſtiger Ausſteuer bedacht, als vielleicht von ihren Eltern. Dieſen jungen Weſen ſteht gewöhnlich an der Stirn geſchrieben, ſo viel bekommſt du mit: drei Dutzend Hemden, vier Dutzend Paar Strümpfe, ſechszehn Bettüberzüge, mehre Dutzend Tiſchgedecke und ſo fort, und wenn die Mutter vielleicht ſchon todt und der Vater wieder verheirathet iſt: das iſt dein Mütterliches, das kann man dir nicht nehmen! Und in der That liegen dieſe Gegenſtände ſchon ſeit Jahren unter Schloß und Riegel, und werden von den aufblühenden Roſen zuweilen betrachtet, und die Augen fangen ihnen dann an freudiger zu glänzen, ob einer Zukunft, die bis jetzt erſt noch in ihren goldnen Träumen lebt. Warum ſollten ſie

nicht auch ſingen lernen? Sie können ſtricken, nähen, häkeln, auf Stramine arbeiten, und haben ſchon für manche vor den Altar getretne Freundinn ein Brautſchnupftuch von Muſſelin mit köſtlichen Arabesken und Namenszügen geſtickt; ſie verſtehn unzählige artige Arbeiten, warum ſollten ſie nicht in den Schacht ihrer Kehle fahren, um das klingende Silber und die Glockenſpeiſe ihrer Stimme zu Tage zu fördern? Aber die Eltern ſind geizig, ſie drehen einen Groſchen viermal um, ehe ſie ihn ausgeben, und ich weiß, es hat Tagelange Kämpfe gekoſtet, ehe ſie Röschen und Hannchen erlaubten, eine Kunſt zu üben, von der ſie ſelbſt nichts verſtehen, ohne welche ſie wohlhabende Bürger und Meiſter geworden ſind und ſogar einen eignen Stuhl in der Kirche haben. Doch Röschen und Hannchen ſind ebenſo genügſam als ſchlau. Wollen ſie denn bei der theuren Madame Campagnoli Stunde nehmen? Nein, ſie ſind mit Herrn Weber zufrieden, wo ſchon ihre Freundinnen ſingen und mit dem ſie einen eignen Plan ausgedacht haben. Herr Weber ſteckt eine reine, fein gebiegelte Chemiſette vor, ſtäubt ſeinen einzigen grünen Oberrock ab und macht ſich zu den Eltern der jungen

Damen auf den Weg. Dieſe ſollten ſeinen Bitten widerſtehen können? Sie ſollten gefühllos gegen die artigen Schmeicheleien des gewandten Mannes ſein? Sie ſollten ſeiner väterlichen Fürſorge nicht ihre beiden Augäpfel anvertrauen? Nein, in dieſer Lage hat dem Manne noch Niemand widerſtanden. Dies iſt der Weg, auf dem er ſeine Chöre komplettirt und die Stimmen ausforſcht, die einſt ſeine Soloſängerinnen werden.

So eben wollten wir aus Haydns Frühling in ſeinen Sommer treten, die Tenoriſten waren tauſendmal angerufen worden: ſcharf eingeſetzt! und die Altſtimmen eben ſo oft: ausgehalten, meine Damen, es iſt eine ganze Note! als ſich die Thür öffnete und eine Nachzüglerin hereintrat. Sie war es, die ich zu finden hoffte. Alles verbeugte ſich, ſie dankte links und rechts und eilte in das Nebenzimmer, um ſich ihres Mantels und Hutes zu entledigen.

Nichts Intereſſanteres, als die Debatte, die ſich jetzt zwiſchen Herrn Weber und der Säumigen entſpann. Ein Stichwort gab das andre, Niemand blieb eine Antwort ſchuldig, und Einer ſpitzte den Stachel ſeiner Entgegnung immer ſchärfer als der Andre. Das mußte ein gewöhnlicher Auftritt ſein,

denn Alles lachte, bis auf den Direktor, der Ungehorsam noch eher zu ertragen schien, als Ueberlegenheit an Witz.

Die Zeit war schon so weit vorgerückt, daß wir jetzt den Uebergang zu einigen heitern Liedern machten, meistentheils Chören aus Auber's, Boyeldieu's und Rossini's Opern. Ich erhielt für jeden dieser Gesange: z. B. „Liebe wohnt in niedern Hütten," von Call, oder: „Ertönt ihr Hörner und Schalmeien," von Boyeldieu, oder: „Blüthenkränze, Spiel und Tänze," von Rossini, regelmäßig ein Notenblatt, verließ mich aber auf meinen Nachbar, einen Schulmeister und Besitzer einer Stimme, die seines Standes würdig war. Ich bat ihn, für mich mitzusingen, und er hat redlich sein Wort gehalten. Herr Weber konnte nicht genug rühmen, wie viel Kraft heute von der Stelle, wo ich stand, ausgegangen sei.

Er machte mich nach dem Schlusse der Uebungen mit einigen der Herren bekannt, in denen er mir Privatsekretäre, Kassenassistenten, junge Beamte auf Wartegeld und einige Andre vorstellte, die er lakonisch die einzigen Söhne ihrer Eltern, d. h.

junge Faullenzer und Aſpiranten anſehnlicher Erbſchaften nannte.

Die Damen hatten ſich inzwiſchen in ihre Wienermäntel und Bibihüte gehüllt, ſie paſſirten ſanft erröthend eine zu beiden Seiten von den Herren gezogene Chaine, Herr Weber leuchtete mit einer Laterne über den ſtockfinſtern Hof, und ich bemerkte daß ſich nach und nach einige der Abgehenden zu Paaren bildeten, die ſich heute nicht zum erſten Male zuſammenfinden mochten.

Meine Annäherung an die ſarkaſtiſche junge Dame, die Trägerin der Oppoſition gegen den machthaberiſchen Herrn Weber, gehört nicht hieher. Ich wollte die Singekränzchen ſchildern, und erlaube mir, aus den Erfahrungen, die ich in ihnen machte, noch dreierlei hervorzuheben: die Ständchen, die Kirchenmuſiken, die Landparthien. Seine Zeitgenoſſen ſchildern, heißt die Nachwelt über die Sitten ihrer Vorfahren aufklären.

Einem aufmerkſamen Beobachter wird es nicht entgangen ſein, daß die Sitte der Serenaden ſeit dem Ende der ſentimentalen Reſtaurationsperiode ſeltner geworden iſt. Noch vor drei Jahren waren

ſie die Mode des Tages, oder vielmehr der Nacht. Die Eiſenhoferſchen Quartette wetteiferten um eilf Uhr in den großen Städten, mit dem Geſange der Nachtigall und den geſchwätzigen, plätſchernden Brunnen. Welche junge Schöne hatte nicht wenigſtens einmal unter ihrem Fenſter das majeſtätiſche: „Tochter des Himmels!“ oder das ſchmelzende: „Schlaf wohl auf weichem Flaum!“ mit klopfendem Herzen vernemmen und ſich gefragt: ob das ihr gelte? Die Ständchen machten ſich meiſt durch Verabredungen, die in den Singekränzchen getroffen wurden. Wer ſich eines huldvollen Blicks zu erfreuen hatte, oder hoffte, ihn durch eine Gefälligkeit zu erlangen, wer auf einem Spaziergange eine verlorne Schleife hatte aufheben und der ſchönen Beſitzerin wieder zuſtellen können, wem das Ungefähr die Wohnung der Unbekannten oder wohl gar den Tag, da ſie die Erde würdigte, geboren zu werden, zugeraunt hatte, oder wer auch nur dieſelbe Geſtalt dreimal an demſelben Fenſter zu derſelben Stunde hatte ſitzen ſehn, wie konnte er anders, als ſeinen Gefühlen durch eine Serenade zu Hülfe kommen?

Ich muß geſtehen, in ſolchen Augenblicken herrſchte unter den zur Unterſtützung aufgeforderten

Mitgliedern des Vereins eine Aufopferung, eine Theilnahme, eine Bereitwilligkeit, die Achtung vor dem Institut einflößte. Man wählte die neuesten Musikstücke, man aß den Tag über kein Fleisch, sondern nur ein stimmelösendes Gemisch von Zucker und Ei, man versäumte die angegebne Stunde um keine Minute, und wie oft war man nicht bereitwillig, den Text und die Noten auswendig zu lernen! Ein freundlicher Dank, ein Händedruck, einige Gläser Wein genügten, um seine Erkenntlichkeit zu beweisen.

Man wird sagen: Jeder gab hier gern, was er zu einer andern Stunde für sich in Anspruch nahm; aber mein Schulmeister war von Blatternarben besäet, seine Nase mißrathen, sein Mund ohne Ende, seine ganze Gestalt war Ausschuß; wem hätte er eine Serenade bringen wollen? Und er war es, der sich einer Aufopferung hingab, die an die Zeiten der Decius und Curtius erinnerte. Er war untröstlich, als die Sitte nachließ, als man ihm keine Anträge mehr machte, als er sich nicht mehr unter die Fenster stellen durfte.

Die Väter fingen nämlich an, sich diese Huldigungen zu verbitten, die Töchter dankten nicht mehr

für eine Ehre, die jetzt so wohlfeil geworden war, und die Polizei war seit der Julirevolution immer bereit, jede Nachtmusik eine Störung der öffentlichen Ruhe zu nennen.

Eine zweite Beziehung der Singeinstitute ist die Verbindung, welche die Kirche mit ihnen unterhält. Bei allen Völkern ist die Musik ein wichtiger Hebel des öffentlichen Gottesdienstes; und welcher christliche Kantor wird sich nicht glücklich schätzen, an den hohen Festtagen zwischen dem Altargebet und der Predigt eine Hymne mit Wechselchören und Soloparthien unter obligater Orgelbegleitung zu arrangiren?

Das ist der Grund, warum die Kantoren und Organisten mit den Vorstehern der Singekränzchen auf Du und Du leben, warum sie sich auf der Straße umarmen, zuweilen gemeinschaftlich dejeuniren, und immer bereit sind, ihren Freunden Noten zu leihen, oder ihnen Schulbuben zu schicken, die Fertigkeit genug besitzen, ihnen im Abschreiben derselben beizustehn.

Auch Herr Weber war immer bereit zu helfen, und sich durch Gefälligkeiten verbinden zu lassen, deren Erwiederung ihn nichts kostete. Kurz vor

der Marterwoche, wenn die hohen Feſttage des Charfreitags und der Oſtern allmählig eingeläutet wurden, fing er an, beſonders geſchmeidig zu werden. Er tadelte das Zuſpätkommen nicht mehr, unterließ das läſtige Wiederholen einzelner Notenſätze und ſprach mit beſonderer Salbung von den kommenden Feſtesfreuden. Endlich wagte er, mit ſeinem Anliegen hervorzutreten.

Und wer hätte einen Dienſt verſagt, der einer chriſtlichen Gemeinde galt? Wer gab nicht gern eine auf den erſten Oſterfeiertag verabredete Spazierfahrt auf, oder verlegte ſie auf einen andern Tag?

Man dringt in Herrn Weber, ſich deutlicher zu erklären, Zeit und Ort zu beſtimmen, und vor allem die Muſikſtücke zu nennen, welche er aufführen will. Es iſt eine Fuge von Bach, oder ein Chor von Haſſe, oder eine Motette von Bernhard Klein.

Aber iſt das auch nicht ſchwer? Haben wir Altiſten genug? Sind die Soloſtimmen komplicirt? Herr Weber weiß für alles Rath. Er verſpricht, den zweiten Sopran durch einige Currendiſten unterſtützen zu laſſen, Hülfstruppen, die ihm der

Kantor der Sophienkirche ſtellen muß; er nennt einige junge Choriſtinnen des königſtädtiſchen Theaters, welche er gebildet und deren ſich die ältern Mitglieder noch mit Entzücken erinnern, die nicht abgeneigt wären, die ſchwierigen Parthien zu übernehmen. Was bedarf es mehr, um einen glänzenden Erfolg zu ſichern?

Der Tag rückt heran, die Proben ließen nichts mehr zu wünſchen übrig, die jungen Damen haben ihre Eltern, ihre Verwandte, ihre Pathen zu dieſem öffentlichen Debüt eingeladen, das Orgelchor, ſonſt nur mit flachshaarigen Schulbuben und mit armen Sündern, die ſich dem Klingelbeutel entziehen wollen, beſetzt, bietet heut wegen der vielen modigen Koſtums und Hüte und der reizenden Antlitze, die unter den letztern verſteckt ſind, einen bezaubernden Anblick dar; alle Welt hat kleine Zettel in der Hand, die den Text der Muſikſtücke enthalten, das Amen des Predigers iſt verhallt und die Orgel beginnt das Präludium.

Was ſoll ich noch ſagen? Herr Weber kann nichts Unvollkommnes liefern: es wurde pauſirt, Takt gehalten, wie nie, und die ſchwierige Fuge ſchlug meiſterhaft zuſammen. Man wünſchte ihm

Glück, er dankte lächelnd und begleitete seine Sängerinnen die staubigen Treppen hinunter. Der Frühling ist gekommen, auf den Straßen werden Veilchen ausgeboten, und die Herren beeilen sich, ihren Begleiterinnen duftende, sentimentale Sträußchen zu überreichen.

Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit ist endlich noch das Signal für eine Unterhaltung, die ich mit diesen letzten Pinselstrichen zeichnen will.

Wer hat nicht in der Stadt, von der ich rede, zuweilen des Sonntags zur Zeit der Mittagswende gesehn, wie mehrere endlose, unbedeckte, dicht mit einem muntern Mischvölkchen besetzte Wagen zu den Thoren hinaussprengen, um ferne oft über mehrere Dörfer hinausliegende Plätze des Vergnügens aufzusuchen? Das konnte nur Herr Weber mit seinem Singinstitut gewesen sein.

Diese Spazierfahrten wiederholen sich drei bis viermal im Jahre, und sind die angenehmste Abwechselung, die der Verein gewährt. Die Musik tritt dann in den Hintergrund, es sind nur die Freuden des geselligen Zusammenlebens, die jetzt genossen sein wollen. Und sollte man sich nicht mit ganzem Verlangen dem Scherz und dem Spiele

ergeben, da es für viele so heißen Kampfs bedurfte, um die Erlaubniß zu einer unbewachten Ausflucht zu erhalten?

Die jungen Damen sind Töchter guter Eltern; wie flehend und schmeichelnd mußten sie aber nicht ihre Rede stellen, um die Abneigung derselben gegen diese Consequenz der Singekränzchen zu überwinden? Man kannte freilich Herrn Weber, aber nicht sein männliches Personal; wie durfte man also dem Uebermuth der Jugend die Zügel seines Betragens in die eigne Hand geben? Ja, und dennoch sehn wir jetzt die hoffnungsvollen Töchter mit freudestrahlendem Antlitz durch das Brandenburger Thor fahren. Es ist ausgemacht, daß sie über die Bedenklichkeiten den Sieg davon getragen, daß sie versprochen haben, Punkt eilf Uhr wieder an der Hausthür zu klingeln, und diese Erlaubniß dann nie wieder in Anspruch zu nehmen. Ich bedaure, hier abbrechen zu müssen, weil die Darstellung mich in ein andres Gebiet, das ich nicht verfolgen wollte, führen würde. Es ist ein andres die Singekränzchen porträtiren, es ist ein andres, die Spazierfahrten schildern.

Ich füge nur hinzu, daß mir bei einem dieſer Ausflüge, der ſeine Richtung nach Köpenik nahm, aus dem Gebüſch mein Freund Asmodi entgegentrat. Er hinkte in meine Arme und drückte mich mit Wärme an ſeine Bruſt. Ueber ſeine diplomatiſche Miſſion fand er des Erzählens kein Ende, und in der That waren die Mittheilungen, die er gab, über alles intereſſant. Er zog mich in den Strudel der Politik, dem ich kaum entronnen, wieder hinein; ich dachte über die Thorheit nach, daß ich ohne Stimme hatte ſingen lernen wollen, und entſchlüpfte den jubelnden Seelen, die auf einem grünen Raſen ihren bunten Reigen aufführten.

Das iſt alles ſchon lange her: ich habe Herrn Weber nie wieder geſehn, zweifle aber keineswegs, daß er noch immer der Mittelpunkt der kleinen muſikaliſchen Beſtrebungen und geſelligen Freuden iſt, an denen ich eine kurze Zeit Antheil nahm, daß er noch immer um die Oſterzeit Kantaten einſtudirt, und bei ſeinen Männerſtimmen zuweilen anfragt, ob man nicht eine Fahrt unternehmen und die nöthigen Hülfsgelder deshalb zuſammenſchießen wolle. Möchte dabei auf ihn nie mehr kommen, als daß er die Summen abrundet, möchte es ihm nie an

reinen, ſilberhellen Stimmen fehlen und ſeinen Worten an der ſchlagenden Kraft, mit der er ſo viele altfränkiſche und zögernde Mütter von dem Sinn und der hohen Bedeutung der Muſik zu überzeugen wußte!

# Der Prinz von Madagaskar.

In dem hintern Zimmer eines Kaffeehauſes, welches weder das beſte noch das ſchlechteſte von Paris war, ſchien ein junger Mann die haſtigen Schritte zu zählen, mit welchen er den engen Raum durchmaß. Bald eilte er an die Fenſter, welche zur Straße führten und warf einen erwartungsvollen Blick auf ſie hinunter, bald lief er in die Vorderzimmer, um an der dort aufgehängten Uhr nach der Zeit zu ſehen, weil er vermuthlich ſelbſt keinen andern Stundenmeſſer beſaß, als ſeine Ungeduld. Wollte er die Ouvertüre einer neuen Oper nicht verſäumen? Hatte er für einen Ehrenhandel ſein Wort gegeben? Galt es den präciſen Augenblick zu treffen, um bei einer Dame oder einem Gönner

oder einer geheimen Spielgesellschaft Einlaß zu finden? darüber wagen wir den jungen Mann selbst nicht zu fragen; denn er sieht mürrisch und finster vor sich her, aus seinen sonderbar geformten Gesichtszügen blickt ein Unmuth, welcher durch den auffallend dunkeln Teint nur noch gehoben, und durch den nachlässigen, fast ärmlichen Aufzug im Aeußern gewissermaßen gerechtfertigt wird. Ich rechne keineswegs darauf, daß diese Erzählung von Schneidern gelesen wird, füge aber doch hinzu, daß unser junger Unbekannter einen Rock trug, in welchen sich Taille und Haltung nicht heimisch fühlten; denn läßt sich daraus nicht schließen, daß wir einen Militair in Civilkleidern vor uns haben?

Unterlaßt es, für meinen Euch so ärmlich geschilderten Helden eine Collecte zu sammeln, denn so eben weist sich aus, daß er noch im Stande ist, einen Diener zu unterhalten. Da tritt der alte, aber noch rüstige und muntere Mann durch die ziemlich entvölkerten Zimmer und sieht sich in allen Ecken nach seinem Herrn um, den er jetzt erblickt und freundlich mit seinem Taufnamen Hippolyt begrüßt.

„Da hätt' ich fast geglaubt, Sie nicht mehr

zu finden," sagte er mit treuherziger Geschäftigkeit; „unsere Sachen stehen gut und ich hoffe, es wird noch besser werden. Den Professor hab ich im Quartier Latin, im sechsten Stockwerk, glücklich aufgefunden; ein charmanter Mann, voller Gelehrsamkeit, gar kein Stolz, feine Sitten und alle Sprachen der Welt, die sich nur denken lassen. In einigen Augenblicken wird er hier sein."

Hippolyt schien der Erscheinung des alten Mannes bedurft zu haben, um wieder froh zu werden, und nahm lachend mit freundlichen Verneigungen des Kopfs die Dienste des Alten an, welchen er beim Danke Colas nannte. Colas war aber mit diesem Lächeln, das er in seiner Sprache mit Zweifeln übersetzte, durchaus nicht zufrieden und sagte:

„Was lachen Sie, Hippolyt? Können Sie nicht eine halbe Stunde allein bleiben, ohne daß Sie den Muth verlieren? Himmel, ich habe Sie während Ihres ganzen Lebens nicht aus den Augen gelassen, und nun es zur Entscheidung kommt, sind alle meine Erwartungen nicht eingetroffen. Was giebt es zu lachen? Der Professor ist im Augenblick hier."

Hippolyt hatte mit jenem Lachen auch gar nicht

das ausdrücken wollen, was sein alter Diener und Hofmeister befürchtete, sondern erklärte ihm ganz ernsthaft, daß ihm der Professor recht ein Bedürfniß sei und er nichts sehnlicher als dessen Hülfe wünsche.

„Du kennst nur Mißtrauen gegen mich, Colas," fuhr er fort; „unser Vorhaben war der Traum meiner Jugend, der jetzt zur Wirklichkeit gereift ist. Ich habe mich immer nach den Gütern gesehnt, welche mir ein neidisches Schicksal entriß und will sie nicht länger entbehren, da ich die Kraft habe, mich in ihren Besitz zu setzen. Die heimathlichen Wälder rauschen um mein Ohr, die Dämmerung der Vergangenheit hält mich mit festen Banden umschliessen, ja ich fühle es, daß mir die Rechte werden müssen, die mein sind und die sich nur die Schwäche entreißen ließ. Soll ich noch länger in dieser unglücklichen Lage, da ich jetzt lebe, unbekannt, ohne Hülfsmittel, ohne die Vortheile, auf welche mich meine Geburt hinwies, fortvegetiren? Soll ich noch länger in Paris der Gegenstand eines lästigen unnützen Mitleids oder wohl gar des Spottes bleiben? Colas, laß Dich mein Lachen nicht irren: sei versichert, daß ich mein Abentheuer bestehe."

Colas hatte kaum noch Zeit, seinem jungen Herrn freudig die Hand zu drücken; denn eben wurde er des Professors in den vordern Zimmern ansichtig, und mußte eilen, diesen gelehrten Mann zurechtzuweisen.

Der Professor Polyglotte war ein dünnes, schmächtiges Männlein mit einem großen Kopfe, der, wie es an den französischen Gelehrten so gewöhnlich ist, hinten die Gestalt eines eckigen Würfels zeigte. Die schwachen kleinen Beine schienen gemacht zu sein, den übrigen Körper nicht zu tragen, sondern ihn fortwährend emporzuschnellen und größer zu machen, als er in der That war. Die hektisch geformte Brust, die unruhige Bewegung des Unterkiefers und der Augen, die dürftige, aber doch reinliche und sorgfältig gelegte Kleidung und Wäsche verriethen den armen Gelehrten, welcher nur davon zu leben wußte, daß er sich noch immer manierlich genug hielt, um die Leute, denen er seine Dienste antrug, durch sein Aeußeres nicht zurückzuschrecken. Er näherte sich mit gemessener Höflichkeit und fortwährenden Verbeugungen dem harrenden Hippolyt, welcher ihm mit schweigender Erwartung entgegentrat.

„So viel ich aus den Mittheilungen meines

guten Freundes, dieses alten Herren hier," begann Polyglotte, auf Colas zeigend; „habe vernehmen können, wünschen Sie, mein Herr, einen Mann zu haben, welcher aus der Kenntniß fast aller gebildeten und ungebildeten Sprachen der Erde ein Studium gemacht hat. Sie sehen in mir einen Solchen, der auf die Erfüllung Ihrer Wünsche fast ein halbes Jahrhundert anwandte. Ich habe das versteckte Treiben der großen Sprachfamilien aufzudecken gesucht, ich habe mein ganzes Leben darauf zugebracht, die zahllosen Verschwägerungen und Verschwisterungen, die Vater- und Gevatterschaften aller Zungen zu vergleichen. Wünschen Sie Aufklärung über die Verzweigungen des indo-germanischen Sprachstammes? Ist Ihnen daran gelegen, die Analogien der semitischen Sprachen kennen zu lernen? Aber — aha, ich merke schon, Sie sind ein junger Heros jener Schule, welche man jetzt die romantische nennt, ein Novellenschreiber, welcher ausländische Wörter zum Aushängeschild seiner Phantasien benutzen will. Mein junger Herr, irre ich mich?"

Der Professor sprach diese letzte Frage mit einer so lang gehaltenen süßen Vertraulichkeit, daß ihm

Hippolyt lachend seinen Irrthum benahm und darauf hinzusetzte:

„Nein, Herr Polyglotte, es ist von keiner Fiction die Rede, sondern von einem wirklich romantischen Stoffe, den ich selbst erleben will."

„Lassen Sie mich," fiel Polyglotte ein, „ich verstehe Sie vollkommen. Sie sind ein junger Mann, Sie sind ein Abentheurer, Sie wollen entweder nach Ost- oder Westindien. Was bedarf es da weiter? Ein wenig Englisch, einige praktische Uebungen in Sanskrit, etwas Portugiesisch, wenn Sie nach Brasilien, Spanisch, wenn Sie nach Cuba wollen. Das sind Dinge, welche sich bei mir nur nennen lassen, um sogleich darüber Auskunft zu haben."

„Auch das nicht," sagte Hippolyt verlegen; „weder von Amerika, noch von Asien ist die Rede, obschon Sie Recht haben, wenn Sie von einer transatlantischen Reise sprechen."

Der junge Mann stockte, als er fortfahren wollte, der Professor setzte schon seine unermüdliche Zunge in Bewegung, um im Rathen seinen Scharfsinn zu zeigen, doch Colas gab nicht zu, daß dies

leere Geschwätz, was zu nichts führte, fortgesetzt wurde.

„Wozu diese Weitläuftigkeiten!“ nahm er ärgerlich das Wort; „ich will Ihnen unsere Sache ganz kurz sagen. Mein Herr da muß Afrikanisch lernen!“

Polyglotte lachte laut auf und sagte: „Mein lieber alter Freund, wie meinen Sie das? Mein Herzensväterchen, wie soll ich das verstehen? Afrikanisch! Wie groß denkt Ihr Euch wohl Afrika? Haha, wenn Ihr auf Eurem Kirchthurm stehet, so sehet Ihr weiter, als der ganze Umfang von Afrika beträgt. Was ist Afrika gegen Paris? Der Ozean läßt sich entfernt mit der Seine vergleichen. Ach, was Ihr für vortreffliche Späße machen könnt, Alter!“

Colas gerieth über diesen leichtfertigen Spott in den größten Zorn.

„Sie wollen mich Afrika kennen lehren?“ rief er den Professor heftig an; „ich bin unter dem Aequator wie zu Hause, ich war, wenn Sie es wissen wollen, zwanzig Jahre in Afrika, und habe mein linkes Auge nicht am Staube des Bois de Boulogne verloren, sondern an der Sonnenhitze

auf der Insel Bourbon, wo ich jeden Strauch kennen will, selbst wenn ich ganz blind wäre. Hippolyt, dieser Professor will uns sagen, was Afrika ist!" —

Hippolyt beruhigte seinen treuen Diener und erklärte dem erstaunten Polyglotte, daß es sich um die Sprache von Madagaskar handele.

„Madagaskar! das laß ich mir gefallen," erwiederte dieser, fuhr aber darauf nachdenklicher fort, während ihn die beiden Andern scharf beobachteten: „Madagaskar! Ei nun, ich will nicht sagen, daß diese größte Insel der Erde, welche von der Natur eben so begünstigt ist, wie Hayti und Cuba, daß sie nämlich keine wilden Thiere hegt, welche zuerst von den Portugiesen — und besonders fruchtbar.— ja, was wollt' ich sagen? oder vielmehr, ich wollte nicht sagen, daß diese Insel auf meinen Sprachtabellen, welche ich Ihnen jeden Augenblick zeigen kann, die zum Druck bereit liegen, die von den größten Linguisten unserer Zeit in Einsicht genommen sind, die eigends — ja, daß die madagassische Sprache auf ihnen fehlt; im Gegentheil, es läßt sich nicht läugnen, daß —"

„Ohne Umschweife, mein Herr," fiel der junge

Mann ein und ergriff dabei krampfhaft den Arm des Professors, „verstehen Sie Madagassisch?“

Dieser ganz bestürzt, entgegnete mit einem erzwungenen Lächeln: „Ja nun, ich — es käme einmal auf den Versuch an! Obschon ich gestehe, daß das, was man ausschließlich die Sprache von Madagaskar nennen könnte, mir — Nein, mein Herr, beruhigen Sie Sich; ich beende dieß Geständniß nicht, denn es dürfte vielleicht unwahr sein. Ich habe die Reise des Grafen Benjowsky wohl gelesen, ich weiß, woher die dortigen Völkerschaften ihren Ursprung leiten, daß arabische und abyssinische und überhaupt semitische Elemente in ihrer Sprache vorhanden sind, wie dies Alles in meinen vergleichenden Sprachtabellen nachgewiesen ist, in einem Werke, das mich unsäglichen Fleiß gekostet hat, und das ich öffentlich werde bekannt machen, wenn meine an den Minister oft gestellte Petition, es drucken zu lassen, genehmigt sein wird. Ist es wahr, daß Arabisch die Grundlage der Sprache von Madagaskar ist, so versteh' ich sie so gut, wie Herr Sylvestre de Sacy, nur bloß, daß ich billiger bin, wenn ich darin Unterricht gebe!“

Hippolyt und Colas sahen sich Beide betroffen

an; alle ihre Hoffnungen ſchienen mit dieſer Antwort zerſtört zu ſein. Der Erſtere ſchlug ſich verzweifelnd an die Stirn und rief ſchmerzlich aus:

„Welchen geringen Gewinn hat doch die Welt von der Achtung, welche ſie den Gelehrten zollt! Dieſe Menſchen nennen ſich unterrichtet und behaupten, vor keiner Frage zu erröthen! Ach, nicht einmal die Sprache einer Inſel zu verſtehen, von welcher Sie doch ſelbſt, mein guter Herr, zugeben, daß ſie die größte auf der Erde iſt! Ihre Unwiſſenheit vernichtet die Hoffnungen eines unglücklichen jungen Mannes, welcher nahe daran iſt, aus ſeiner Sehnſucht eine fixe Idee zu machen."

Polyglotte hätte gegen dieſe Beſchuldigungen ſo viel einzuwenden gehabt, aber er beſchränkte ſich auf die Wiederholung ſeiner früheren Vermuthung.

„Sein Sie verſichert," ſagte er; „daß wir mit dem Arabiſchen überall in Madagaskar auskommen. Im Munde des Wilden verwiſcht ſich der urſprüngliche Laut nicht ſo bald als in Europa, wo Alles auf den Verfall der alten Ausdrucksweiſe hinarbeitet. Wir werden noch immer Arabiſch genug verſtehen, um ſo viel zu ſagen, als etwa nöthig iſt, um ein Stück Reißbrei und einen Trunk Waſſer

zu bekommen, um einer schwarzen Eingebornen einige zärtliche Andeutungen zu geben, und sich im äußersten Fall die Ehre des Skalpirtwerdens zu verbitten."

„Halten Sie das für hinlänglich," fragte Hippolyt mit einer stolzen Miene; „um in Madagaskar König zu werden?"

Der Professor stutzte, blieb mit offenem Munde stehen und folgte dann unwillkührlich der Erklärung, welche Colas dahin gab, daß sie sich den arabischen Plan noch überlegen würden, und er morgen um dieselbe Zeit hier wieder erscheinen möge; er ging unter vielen Verbeugungen; blieb aber noch einmal stehen, schüttelte den Kopf, und war in den Vorzimmern verschwunden.

Es sind historische Thatsachen, welche ich zur Erklärung dieser etwas unverständlichen Scene hier anführen will; ganz Paris hat von ihnen gesprochen, und würde ihnen dieselbe unermüdliche Theilnahme geschenkt haben, wie den Osagen und der Giraffe, wenn sich nicht die Person, welche sie betrafen, den Augen seiner Bewohner kurz nach dem entzogen hätte, als diese Person eben angefangen hatte, jene im besonderen Grade auf sich zu lenken.

Hippolyt Berora war in der That unter dem tropiſchen Himmelsſtriche von Madagaskar geboren. Er war der Sproſſe einer der vornehmſten Häuptlinge dieſer Inſel, auf welcher ſich die Franzoſen da erſt anzuſiedeln ſuchten, als die Engländer faſt ſchon von allen ihren Ufern Beſitz genommen hatten. Eine noch unter der Kaiſerherrſchaft von Silvain Rour geleitete Expedition mißglückte völlig, und der Befehlshaber, ſei es nun, um für ſpätere Unternehmungen eine Art Rechtsverwand zu haben, oder aus einem andern Grunde, nahm die beiden Söhne eines mächtigen Häuptlings mit ſich hinüber nach Frankreich. Mandi-Tſara hieß der Aeltere, welcher in Madagaskar ſtarb, als er aus Frankreich, deſſen Klima er nicht ertragen konnte, dorthin zurückgekehrt war. Berora aber, der jüngere Bruder, unſer Hippolyt, hatte ſich vortrefflich an das neue Klima, an die Sitten und Lebensweiſe eines Landes gewöhnt, was ſeine Heimath genannt werden konnte, weil er von dem Lande ſeiner Geburt durchaus keine Erinnerung mehr hatte. Er hatte früher unter dem Schutze des Sylvain Rour gelebt und nachdem dieſer auf einer zweiten Expedition geſtorben war, unter der Aufſicht des alten Colas,

welcher der Diener Nour's gewesen war und sich lange Zeit in der Heimath seines Pfleglings aufgehalten hatte. Hippolyt war in die Armee getreten und bekleidete gegenwärtig die tiefste Charge des Avancements für einen Offizier, eine Lieutenantsstelle in einem Linienregimente. Niemals hatte er Paris verlassen: Dieser Wilde schien nur für Paris geboren zu sein. Er bewegte sich mit der geschliffensten Tournüre in den Cirkeln, welche sich dem abentheuerlichen Nimbus seines Daseins bereitwillig öffneten, er wußte sich keines andern Baumes zu entsinnen, als der Buchen und Akazien in der nächsten Umgebung von Paris, die Tagesneuigkeiten der Salons bildeten die Welt von Gedanken, in denen er lebte, und die kleinen Begegnungen unter Freunden und Bekannten, waren bis jetzt immer die Ereignisse gewesen, welche ihn am meisten beschäftigt hatten, Je älter er wurde, je weniger sich sein Einkommen, das er nur aus seiner subalternen Stelle und Colas Aufopferungen bezog, mit dem Werthe, welchen der Ruf und die eigene Eitelkeit auf seine Person legten, zu vertragen schien, desto unangenehmer berührten ihn die Erinnerungen seiner Herkunft, desto unerträglicher

wurden ihm die Aufforderungen seines treuen Dieners, welcher Alles von dem Eintritt eines gewissen Alters und der Besitznahme der unveräußerlichen heimathlichen Rechte seines jungen Freundes erwartete. Hippolyt, welcher zwar als Kind den Erzählungen Colas wie Ammenmährchen gelauscht hatte, aber schon als strebender, reifender Jüngling die fixen Ideen seines alten Dieners belachte, konnte jetzt auf das heftigste erzürnt werden, wenn man ihn, den Pariser, den zierlichen Krieger, den Liebling der Damen, den Schmetterling aller Zirkel, den Vertrauten der jungen Literatur des Tages, den Wagehals im Bois de Boulogne, an der Roulette, wenn man ihn an seine finstern, tropischen Wälder und den Thron von geflochtenen Binsen erinnerte, welchen er unter nackten, thierischen Menschen hätte einnehmen können.

Plötzlich aber trat mit dieser Antipathie eine Veränderung ein. Hippolyt wurde nachdenkender, seine Freunde nannten ihn melancholisch, und Colas hoffte, daß er zur Vernunft und Einsicht gekommen sei. In der That widerstand sein Zögling seinen Aufforderungen nicht mehr mit dem früheren Aerger und dem früheren Spotte, sondern er nahm die

abgebrochene Kette von Erzählungen über ſeine Heimath, welche aus dem Munde des Alten ſo reichlich ſtrömten, wieder auf und ließ ſich bald in die Berechnung aller Möglichkeiten, welche bei einer Vindication ſeiner alten Rechte eintreten könnten, von Colas verwickeln. All das Abentheuerliche der Prätendenz auf einen vielleicht längſt verſchollenen Thron, ſchien ihm jetzt nicht mehr einleuchtend zu ſein, und was früher wohl ſeine Phantaſie beſchäftigt hatte, beſchäftigte jetzt einen Ehrgeiz und eine Combination, welche ganz ſo, wie ſie aus Colas Kopf hervorgegangen war, in den ſeinen überging.

Woher dieſe plötzliche Aenderung? Sie entſtand keinesweges aus einer Ueberſättigung an den Genüſſen des rauſchenden Paris, es war keine Zerſtreuung, welche Hippolyt ſuchte, ſondern er hatte beſtimmte Zwecke im Auge. Das langſame Fortrücken in ſeiner militairiſchen Carriere, die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel, welche er bedurfte, um in ſeinem Auftreten nicht immer entblößt zu erſcheinen, die Leidenſchaft des Spiels, welche ihm nichts mehr zu gewinnen geben konnte, nachdem er nichts mehr zu verlieren wagen durfte, das Alles bildete die Grundlage eines Entſchluſſes, welchen ein

ſpäteres Ereigniß unwiderruflich machte. Trotz ſeiner erotiſchen Geſichtsformen und eines faſt bronzenen Teints hatte Hippolyt doch in mancherlei zärtlichen Verhältniſſen geſtanden, von denen aber keines auf ihn ſo wirkte, als das geheime Verſtändniß mit der jungen reizenden Gräfin C**. Man kann vielleicht nicht ſagen, daß Hippolyt hier andere Hoffnungen hätte haben ſollen, als bei einer früheren Begünſtigung; doch ſchien er ſich in den Kopf geſetzt zu haben, gerade den Erwiederungen der Gräfin C** eine feſte, treue, volle Neigung unterzulegen. Er ſah ſich verrathen, als die junge Gräfin in demſelben Augenblicke, wo er noch ihren letzten zärtlichen Brief an ſeine Lippen preßte, mit ſeinem Chef, dem Oberſten D**, zum Altare ging. Was bei Andern den Ueberdruß am Leben geweckt hätte, das ſtachelte ihn, die Minute zu benutzen und von ſeiner ganzen Lage jeden nur möglichen Vortheil zu ziehen. An ſeinem Ehrgeize war er durch die untreue Wahl der Gräfin gekränkt worden. Eine ſonderbare Verwirrung ſeiner Ideen trat ein, er fing an, ſich in die Bruſt zu werfen, und während er Alles um ſich her, ſeine Bekanntſchaften, ſeine Freunde, und das Nächſte, ſein Aeußeres,

vernachläſſigte, beſchäftigte er ſich unabläſſig mit dem Gedanken, von ſeiner Jugend jetzt den glänzendſten Gebrauch zu machen. Colas war glücklich; denn Hippolyt lebte nun für ihn, er ging auf ſeine Plane ein und betrieb eifrigſt ihre Verwirklichung.

Der junge Mann hatte ſich entſchloſſen, von ſeiner Geburt ſeine Zukunft abhängen zu laſſen, und dachte jetzt unwiderruflich daran, um jeden Preis König von Madagaskar zu werden.

Wir ſind vielleicht bald bereit, dieſe Expedition ſehr luſtig zu finden; allein ſie hatte auch ihre tragiſche Seite. Hippolyt mochte alle Eigenſchaften beſitzen, welche ihm das Recht des Prätendenten gaben; die vorzüglichſte fehlte ihm aber, nämlich die Kenntniß ſeiner Mutterſprache. Er hatte ſie vergeſſen, jene krauſen, barocken Laute, welche in ſeiner Heimath die Gefühle und Bedürfniſſe ausdrückten, er wußte nicht mehr, wie ſeine unbekannte Mutter ihre Freude zu erkennen gab, wenn ſie ihn erblickte, oder wie ſie die Worte des Flehens ſtellte, als ſie von einem feindlichen Stamme ermordet wurde. Er hatte niemals an dieſen Mangel ſeiner heimathlichen Beglaubigung gedacht, und jetzt erſt, da ſeine Seele mit dem feſten Entſchluſſe umging,

die Heimath aufzusuchen und zu erobern, erschrack er vor dem Gedanken, daß er ihre Sprache verlernt hatte.

Selbst Colas sah ein, wie nothwendig diese Kenntniß für ihr Unternehmen sei; er theilte den Schmerz, welcher seinen Freund unnennbar unglücklich machte, und sann auf Mittel und Wege, diesem Mißstande irgendwie abzuhelfen.

Was ließ sich aber dabei thun? Es mußte jemand da sein, welcher Hippolyt's verschüttetes Gedächtniß aufräumte, der ihn an Laute erinnerte, welche ihm die Natur, da er geboren wurde, auf seiner Zunge schwebend mitgab.

Colas bemühte sich, einen Sprachmeister zu finden, welcher für ihre Kasse nicht zu theuer war. Aber wer verstand in Paris die Sprache von Madagaskar? Hippolyt war der Verzweiflung nahe, seine Schwermuth war zum Gespräch geworden, da hörte Colas von dem Talente des Professors Polyglotte. Er eilte zu ihm und es folgten jetzt die Scenen, die uns schon bekannt sind.

So sonderbar die Vermuthung Polyglotte's über die Sprache von Madagaskar war, so hatte sie doch

etwas Wahres, was sie empfahl, namentlich der Umstand, daß sie von Niemandem widerlegt werden konnte, in den beiden Freunden einige Hoffnung erregte und auf die Länge sogar Glauben fand. Die Vorbereitungen zur Ausführung ihres Vorhabens waren schon mit zu vielem Eifer und Ernst betrieben worden, als daß eine Ungewißheit dieser Art, die noch dazu im Munde eines Gelehrten ein ganz anderes Ansehn erhielt, ihre schon fertigen Pläne hätte rückgängig können.

Hippolyt hatte schon den Entschluß gefaßt, Unterricht im Arabischen zu nehmen, als am folgenden Tage Polyglotte ihm an demselben Orte, wie gestern, mit einer scheuen überhöflichen Devotion entgegentrat.

„Ew. Königliche Hoheit," begann er sogleich und zeigte, daß er sich über die Persönlichkeit seiner neuen Bekanntschaft erkundigt hatte; „Ew. Königliche Hoheit wollen doch alles das, was ich gestern unartiger Weise aus den Augen setzte, einem Gelehrten zu gute halten, welcher den größten Theil seines Lebens über seinen Büchern zugebracht hat, und wenig mehr von den öffentlichen Charakteren in Paris kennt, als einige Ministerialräthe, welche

die Aemter zu vergeben haben. Jetzt weiß ich aber nicht nur, wer Ew. Hoheit sind, sondern auch die Pläne, mit welchen Sie umgehen. In Paris kann man über Jeden Alles erfahren, und ich gestehe, daß ein junger Mann, welcher Madagassisch lernen will, meine Neugierde im höchsten Grade beschäftigte. Die geforderte Sprache selbst anlangend, so hat sich ihr Ursprung seit gestern Nachmittag nicht verändert. Ja, Hoheit, es ist nur zu erwiesen, daß die vorzüglichsten Dialekte Ihrer Heimath semitische Sprachwurzeln haben. Wir werden Arabisch lernen, und wir werden die Sprache von Madagaskar verstehen."

Colas setzte deshalb alles Vertrauen auf Polyglotte, weil er ein Gelehrter war, Hippolyt aber, weil seinem Ehrgeize die Huldigung des Mannes schmeichelte. Jener fing deshalb an, mit seinen Ersparnissen in der Tasche zu klimpern, dieser hatte die obligate Frage auf dem Munde, wie viel sich der Professor für seine Lektionen zahlen lasse. Polyglotte aber drängte auf beide ein; denn er verstand ihre Bewegungen sehr wohl, wollte sie aber nicht zum Ausbruche kommen lassen. Er schien ganz etwas anderes auf dem Herzen zu haben,

als das Bedürfniß des Geldes und gewann endlich nach einigen Vorboten der Verlegenheit Faſſung zu folgender Erklärung:

„Nichts von Bezahlung," ſagte er; „für meine Leiſtungen würde ich immer zu viel und" ſetzte er ironiſch hinzu, „für einen König immer zu wenig erhalten. Hoheit, nehmen Sie mich zum zweiten Unterthanen Ihres Reiches; (denn Ihr alter Diener wird ſich die Ehre nicht rauben laſſen, der erſte zu ſein), ich folge Ihnen über den Ocean, als ein dictionnaire de poche, als eine Grammaire portative, als eine lebendige Aushülfe. Was hab' ich in Paris? Nichts, als meine unverkäuflichen Manuſcripte, als das lange Nachſehn, wenn Andere mir die Stellen wegſchnappen, nichts als dieſen grauwerdenden ſchwarzen Frack, als dieſe Manſchetten, welche ich mir jeden Abend ſelbſt waſche, als dieſen kahlen Hut, welcher gleichfalls bald nichts mehr, als eine einzige große Beule ſein wird. Die Republik nahm mir Alles, das Conſulat gab mir nichts wieder; die Kaiſerherrſchaft raubte mir meine jungen Verwandten, welche mich unterſtützen konnten, und was die Reſtauration der Bourbonen gegen mich verabſäumte, das können Sie, Prinz, bei der

Ihrigen wieder gut machen. Ich rechne seit vier und zwanzig Stunden darauf, daß Sie mich mitnehmen."

Hippolyt konnte ohne seinen ersten Minister keinen Entschluß fassen, er sah Colas an, es kam ihm Alles so wunderbar, so neu vor, er hätte den Professor umarmen und doch lachen mögen; er hätte gewünscht, daß alle Welt dieser Huldigung beiwohnte und sah sich doch ängstlich um, ob sie ihn vor Niemanden kompromittirt hätte. Colas aber überrechnete still, ob der Preis für die Lektionen den Kosten der Ueberfahrt gleich käme, und beglückte den zitternden harrenden Polyglotte mit dem Resultat, daß sie ihn, wenn er den Unterricht umsonst geben wollte, mitnehmen könnten.

„Behüte der Himmel, wie sollt' ich mich bezahlen lassen!" rief Polyglotte aus; „auf dem ganzen Erdball werden zweitausend Sprachen geredet; funfzehn davon kann ich sprechen, sieben und dreißig verstehen, und über vierhundert kann ich allerhand feine Bemerkungen mittheilen. Sie sollen Alles lernen, Alles, was ich weiß, Alles, was zu wissen mir leider in meinem Leben noch nichts genützt hat. Ich kann in Madagaskar Dragoman werden, ich

kann die Correſpondenz mit auswärtigen Höfen führen, ich kann die neue Literatur unter den Wilden einheimiſch machen, und den Herren Balzac und Jacob ein Publikum unter dem Aequator ſchaffen. Ich überſetze die Bibel mit Voltaire's Erläuterungen; ich denke, Prinz, Aufklärung, Religion und ſchöne Wiſſenſchaften werden Ihre erſte Regierungsſorge ſein, und Sie können für alle dieſe Dinge kein beſſeres Inſtrument finden als mich."

Hippolyt ſchwamm in Entzücken, Eolas hörte aufmerkſam zu, und alle Drei beſchwuren einen Bund der Treue und Aufopferung.

Der junge Prätendent befand ſich zwar in einer ähnlichen Lage, wie in unſern Tagen Don Pedro; doch beſaß er nicht die Mittel, wie dieſer, von ſeinem Pariſer Aufenthalte Vortheil zu ziehen. Wie gern hätt' er, als ſeine Sache zum Stadtgeſpräch wurde, die Anerbietungen der Glücksritter und proſcribirten Abentheurer angenommen, welche ſeine Rechte verfechten helfen wollten? Wie gern hätt' er die Werbetrommel in den Straßen von Paris ſchlagen laſſen, und alle Unzufriedenen, die conſtitutionellen Flüchtlinge aller Nationen unter ſeine Fahnen verſammelt? Allein es fehlte ihm Geld und

Polyglotte's Rath, bei Rothschild eine Anleihe zu nehmen, würde nichts gefruchtet haben. Die Regierung, an welche sich Hippolyt wandte, verwies den Bittsteller zur Ruhe und deutete ihm ernstlich an, die Welt in keine unnütze Kriege zu verwickeln. Alles, was er erlangen konnte, war seine Entlassung, welche er von dem Obersten D**, dem Gatten seiner untreuen Geliebten, mit einer eigenen Mischung von Freude und Aerger annahm.

So blieb denn, um die Ueberfahrt und Landung jenseits des Ozeans zu bewerkstelligen, nichts übrig, als die Ersparnisse Colas, welche er für diesen Zweck seit langen Zeiten aufbewahrt hatte und jetzt mit Freuden hingab. An dem schönsten Frühlingstage riß sich Hippolyt von seinen theuern Paris, Colas von den Hindernissen, welche so lange seinen schönsten Träumen im Wege gestanden hatten, Polyglotte von seiner Dachstube und den Bücherschränken los, aus denen die Bücher längst verkauft waren, und die ihm im nächsten Winter ohne Zweifel zur Feuerung gedient hätten. Alle Drei zogen sie zu Fuß, ohne viel Gepäck zum Thore hinaus und bestiegen in Brest, so leicht und frei,

wie sie gekleidet waren, ein Handelsschiff, welches sie nach dem Schauplatze ihrer nächsten Schicksale bringen sollte.

---

Nach einer mühseligen Fahrt von vielen Wochen bemerkten endlich die Schiffer, daß nach Nordost ein langer dünner Strich über die unabsehbaren und dunkeln Gewässer lief. Es war die Küste von Madagaskar, welche von den Franzosen niemals selbst betreten wurde, sondern die Fahrt dauerte noch die ganze Ausdehnung der langen Insel entlang, bis sie im Angesicht einer kleinen felsigen Insel, die mit schärferen Umrissen aus dem Meeresspiegel tauchte und sich deshalb als von der großen Insel abgesondert zeigte, ihr Ziel erreicht hatte. Dies hülflose, dem Meere preisgegebene Eiland war die Insel St. Marie, die von den Franzosen zu wiederholten Niederlassungen benutzt und wegen ihrer Lage und Unfruchtbarkeit immer wieder aufgegeben war, sie war es, von welcher die Unternehmungen unsers Prätendenten ihren Anfang nehmen sollten.

Niemand konnte beim Anblick der Insel so froh sein, als Colas, der mit seinen beiden Gefährten auf dem Schiffe Angst und Noth hatte ausstehen müssen. Denn es währte nicht eine Viertelstunde nach der Abfahrt von Brest, als Polyglotte in Ohnmacht fiel, ein Zustand, von dem er sich während der ganzen Reise kaum erholte. Der alte Mann, der nur krampfhaft, durch vieles Reden und gezwungene Bewegungen lebte, versank in die ganze Entkräftung seines schwachen Körpers, als er vor Weh schweigen und auf seinem Platze bleiben mußte. Hippolyt war demselben Zustande nah, er dämmerte nur zwischen Vergangenheit und Zukunft, wie seine Seele, und bedurfte Colas Hülfe für jede Bewegung, die er zum Essen oder Schlafen machte. Ach, dieser junge Wilde war zu sehr Pariser geworden, Tortoni und der Rocher de Cancale hatten ihn civilisirt, und seine Nerven waren durch die französische Literatur auf das empfindsamste gestimmt worden. Hippolyt und Polyglotte hatten sich auf dem Schiffe immer nur mit matten Augen gesehen, jetzt, als sie in das Boot traten, welches die Mannschaft an das Ufer der als Hafen so ungünstigen Insel trug, drückten sie sich schweigend

die Hand und Polyglotte seufzte kaum vernehmbar: „Gott sei Dank!"

Selbst das Meer war unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne träge geworden, und die Wellen ließen sich ohne Widerspruch bis an das jenseitige Ufer durchrudern.

Der Kauffahrer war für Isle de Bourbon bestimmt und landete bei St. Marie nur, um einige Passagiere abzusetzen und Königliche Aufträge für die Kolonie zu überbringen. Nur Wenige gingen mit unsern Reisenden an's Land. Handwerker, welche hier ihr Glück versuchen wollten, ein Commis, der in St. Marie schon bekannt war und der Kapitain des Schiffes, welcher sich seiner Aufträge entledigen sollte.

Da standen keine neugierigen Gaffer am Ufer, einige Eingeborne ausgenommen, welche ein ziemlich verhungertes Ansehen hatten. Da war Niemand, der Euch seine Dienste angeboten hätte, der Euch Euer Gepäck hätte tragen oder einen Gasthof nachweisen wollen! Alles hatte eine todte, felsigte unfruchtbare Physiognomie. Aber dennoch hinderte dies den Professor nicht, sich wieder in seiner trocknen Haut zu fühlen, die nüchterne Vergangenheit

ſtreifte ſich ihm wie eine Hülle ab, ſeine Redewerkzeuge kamen wieder in Bewegung, er trat ſicher mit dem Fuße auf und wandte ſich in ſeiner ihm wieder geläufigen Art an Hippolyt, der ſich dehnte und ſeine zerſchlagenen Glieder zog, mit der Begrüßung:

„Hoheit, ich werde der Erſte ſein, der Sie bei der Ankunft in Ihren Ländern mit einer unterthänigen Huldigung begrüßt!“

Hippolyt war von den Mühſeligkeiten der Reiſe ſo eingenommen, daß er dieſer Erinnerung an ſeine Pläne erſt bedurft hatte, um wieder in den rechten Zuſammenhang derſelben zu kommen.

„Iſt es möglich,“ fuhr Polyglotte geſchwätzig werdend fort: „daß ein ſo herrliches Land, wie es dort unermeßlich vor uns ausgebreitet liegt, in Kurzem unter die Botmäßigkeit Ew. Hoheit treten wird! Noch iſt es mir wie ein Traum, aber wir haben ja die unwiderlegteſten Rechte, daraus eine Wirklichkeit zu machen. Ich muß geſtehen, dieſe Eingebornen ſehen zwar wie die Neger aus, aber ich zweifle durchaus nicht, daß ſie Arabiſch ſprechen.“

Man ſieht, Polyglotte hatte nicht vergeſſen, warum er hier war, aber Hippolyt war von dem

Gedanken ſeiner Beſitzergreifung ſo eingenommen, daß er die Bemerkungen ſeines Begleiters nicht verſtand. Die Sprache war für ihn in den Hintergrund getreten; denn die Hülfloſigkeit, in der er jetzt hier über die Felſen ſtieg, beſchäftigte ſeine Zweifel in dem Grade, daß er vor der nächſten Zukunft zitterte, als hätt' es nicht in ſeiner Macht geſtanden, ſie nach ſeinem Willen einzurichten. Das iſt aber die Macht eines früheren Vorſatzes oder eines gegebenen Verſprechens, Alles zu beſiegen, ſelbſt die Freiheit, unſern Vorſatz oder unſer Verſprechen wieder zurückzunehmen.

Colas hatte genug an der Bagage des neuen Hofes zu tragen, welche zwar keine Krone und keinen Scepter enthielt, aber doch Wäſche genug, um den König, ſeinen Finanzminiſter und den Oberdollmetſcher anſtändig zu kleiden. Er kannte den einzigen Gaſthof in Pandekey, der franzöſiſchen Niederlaſſung auf St. Marie, wohin er ſeine Gefährten brachte, nachdem ſie ſich von dem Capitain, dem Commis und den Handwerkern, die Alle an ihre beſtimmten Adreſſen gingen, verabſchiedet hatten.

„Wir werden in dieſen Ländern," ſagte Polyglotte, auf die ärmlichen Hütten des Ortes zeigend,

„für die Baukunſt nachahmenswerthe Muſter aufzuſtellen haben. Himmel, was ſind das für ungeſchickte Häuſerchen! Aus Lehm, aus Binſen, aus Baumſtämmen ſind ſie aufgeführt! Sollten denn die Ahnen der Eingebornen, die Araber, ihren wunderbar ſchönen Bauſtyl hier nicht eingeführt haben? Colas, Freund Colas, wir werden in kurzem mehr zu thun haben, als wir je uns träumen ließen. Aber, Närrchen, was wollt Ihr in dieſer ſchwarzen Lehmhütte, wo man vor Rauch erſticken muß?“

Colas erklärte trocken, dieß ſei die Herberge, und ſchob ſeine Freunde in ein niedriges dunkles Häuschen, das von zahlloſen Kaninchen, welche den Boden ganz unterminirt hatten, bevölkert war. Polyglotte ſchrie laut auf; denn er hatte ſogleich einem dieſer Thierchen das Genick abgetreten, und war beim Aufſpringen nahe daran, einem zweiten, wie er ſagte, das Daſein zu verkürzen. Aber Hippolyt wollte in ein Zimmer dieſes Hauſes, wohin ihn Colas wies, erſt gar nicht hinein; denn „Du irrſt Dich,“ ſagte er zu Colas; „was mußt Du nur für eine Vorſtellung von einem Gaſthofe haben! Ein Gaſthof kündigt ſich durch irgend eine Firma an, ein Portier ſteht vor der Thür, und

eilt, Dir ein Zimmer anzuweiſen. Man fragt Dich, ob Du an der heutigen table d'hôte ſpeiſen würdeſt, ob man die Wäſcherin und den Lohnbedienten beſorgen ſoll, ein dienſtfertiger Kellner bringt Dir die Affichen der heutigen Theater. Geh, Colas, das iſt hier kein Gaſthof, das iſt eine Lehmbude, die von einem Metzger bewohnt wird."

Colas lachte, ſtellte aber nichts deſtoweniger die Effecten in die Mitte des Zimmers, wo ſich Polyglotte noch immer beſchäftigte, das Schlachtopfer ſeiner Ungeſchicklichkeit wieder in's Leben zurückzurufen. Und als ſelbſt Hippolyt die Süßigkeit des Ausruhens auf einer hölzernen Bank gekoſtet hatte, wär er ſchwer wieder von ihr aufzutreiben geweſen: ein ſo verwöhnter, unheroiſcher Menſch war er.

Eine Frau trat jetzt in das Gemach und ſchien über dieſe freiwillige Einquartirung höchſt verwundert zu ſein. Als Colas zu kommandiren anfing, ſagte ſie zu ihnen auf gut franzöſiſch, daß ihr Mann längſt geſtorben, daß der Gaſthof in Verfall gerathen und von ihr längſt aufgegeben ſei; Fremde kämen gar nicht mehr nach St. Marie; denn wer hier nichts zu thun habe, bleibe wohl weg; da ſie

aber doch Franzoſen und Landsleute wären, ſo möchten ſie es ſich gefallen laſſen, ihr aber auch ſagen, was die gute Tante am Canal in Toulouſe mache und ob ſie nicht bald ſterben würde, damit ihr Vermögen frei werde.

Colas wollte dieſe langweilige Rede kurz abſtechen, aber Polyglotte, der ſich wegen des zertretenen Thierchens in Sicherheit und Gunſt ſetzen wollte, erklärte der ſtarken, rüſtigen Frau, daß ſich die gute Tante, Barbe heiße ſie ja wohl? —

„Nein, Roſine," verbeſſerte die freudige Wirthin. —

„Sie haben recht, Roſine," ſagte Polyglotte; „nun, wie geſagt, es geht ihr nichts ab, ſie iſt eine reiche Frau, ihr Haus am Kanal —"

„Was, hat ſie das eine verkauft? ſie hatte ja deren zwei," fiel die Nichte ein.

Polyglotte affektirte den Empfindlichen nnd ſagte:

„Glaubt Ihr mir da etwas Neues zu ſagen? Freilich hatte ſie, aber ſie verkaufte das eine um ein enormes Geld, was ſie auf Zinſen gab. Kurz, es geht ihr gut, aber ſie kränkelt."

„Kränkelt ſie?" wiederholte fragend die Erbin

mit ſchlecht verhehlter Freude. „Ach ja, die Gute litt immer ſchon an der Gicht.“

„An der Kopfgicht,“ ergänzte Polyglotte, „und ſie wird es nicht mehr lange machen.“

Die Wirthin konnte nichts Angenehmeres erfahren, ſie eilte Colas Wünſche zu erfüllen, und begleitete ihr Hin- und Herkommen mit dem unaufhörlichen Ausdruck ihrer Bereitwilligkeit, den Herren zu dienen, ſelbſt nachdem der Gaſthof längſt aufgehört habe.

„Sie müſſen wiſſen,“ ſagte ſie, „daß ich mich nach dem ſeligen Ende meines Mannes mit einem ſchmucken ſtattlichen Eingebornen, der früher bei uns Hausknecht war, verheirathet habe. Seitdem die Herberge nicht mehr exiſtirt, haben wir Alles auf das Beſte in unſerer Wohnung einrichten laſſen, die Fenſter ſind vergrößert, die Mauern maſſiver, kurz es iſt gar kein Vergleich mehr zwiſchen Sonſt und Jetzt. Mein Mann ſchlachtet für die Kolonie, und iſt jetzt gerade beſchäftigt, das Fleiſch für unſere Kunden herumzutragen.“

Dabei nahm die Frau das Kaninchen, welches Polyglotte todt getreten hatte, und trug es, ohne

dem ganz bleich Gewordenen ein Wort zu ſagen, an ſeinen langen Ohren hinaus.

Hippolyt ſeufzte tief und ſagte mit bittrer Ironie: „Alſo früher war es noch nicht einmal ſo gut, wie jetzt!“ was Colas, der hier jeden Weg und Steg kannte, lachend beſtätigte. Dieſer gute Alte war es, der für Drei zugleich Muth zeigen mußte, er war hie und da beſchäftigt und hatte bald von dem Hauſe ſo vollſtändigen Beſitz genommen, daß er ſeine müden Gefährten auf das bequemſte unterbringen konnte.

Die drei Helden unſerer Geſchichte bildeten gegen Abend eine eben ſo maleriſche als komiſche Gruppe. Polyglotte ſaß in Hemdärmeln, die Schlafmütze tief über ſeinen grauen Kopf gezogen und flickte an ſeinem einzigen Fracke, den er ſchon ein viertel Jahrhundert trug und auf der Reiſe zum Auseinanderfallen zugerichtet hatte. Er hatte ſich von der Wirthin, die ihn wegen der Kopfgicht ihrer Tante in Toulouſe liebgewonnen, mehre bunte Lappen von Seiden- oder Wollenzeug erbettelt, und ſetzte jetzt dieſe mit dem Gleichmuthe eines Philoſophen in die Lücken des ſchwarzen Frackes ein.

Colas ſaß auf dem Fußboden von Lehm, den er an einer Stelle ausgehöhlt und mit brennenden Holzſpänen angefüllt hatte. Ueber der Höhlung ſtand ein Dreifuß und auf ihm ein irdenes Geſchirr, worin er eine Miſchung von geröſtetem Reiſe, Honig und Mehl, welche einen feinen Kuchen geben ſollte, kochte.

Hippolyt ſah dieſen beiden Beſchäftigungen, lang auf einer Bank ausgeſtreckt, zu, und ſchien nichts ſehnlicher zu erwarten, als den endlichen Ausgang des feinen Gebäcks, das ihn ſehr intereſſirte.

„Nein, Colas," rief er lachend einmal über das andere; „ſo gut machſt Du die Reiskuchen doch nicht, wie man ſie in Paris zu fünf Sous kaufen kann."

„Wir wollen ſehen," brummte freundlich der gute Colas, und Hippolyt ließ bei dem herrlichen Geruch, der ſich ihm näherte, ſeine Naſenlöcher immer größer werden.

Allein dieſer Genuß und die Hoffnung eines noch höheren, wurden bald geſtört. Denn nachdem den drei Freunden ſchon der Mann der Wirthin, ein langer muskulöſer Malgaſche, mit etwas heimtückiſchen Mienen, durch ſeine Neugier zur Laſt

gefallen war, klopfte es heftig draußen an der Thür und die Wirthin gerieth mit dem Manne, der so spät noch Einlaß wünschte, in lauten Wortwechsel.

„Ihr wißt, Matois, daß wir des Abends nicht verkaufen," hieß es von ihrer Seite.

Draußen lautete aber die Antwort: „Ich steh' hier nicht als Euer Kunde und bin auch nie gewohnt, für meine Frau einzukaufen, sondern bin in königlichen Aufträgen hier und verla[illegible]: Einlaß." —

„Wollt Ihr vielleicht wieder untersuchen, ob mein Mann auch mit richtigen Dingen gestorben ist? Der jetzige lebt noch, und wenn meine Tante stirbt, Matois, —"

„So fahr' Euch ein Stein in Eure Kehle, wollt Ihr mich hereinlassen?"

Als die Wirthin endlich die Riegel von der Hausthür geschoben hatte, erklärte Matois draußen auf der Flur: Er solle die drei Reisenden, welche sich dem Gouverneur nicht gestellt hätten, zu fangen suchen und wenigstens einen lebendig auf das Amt führen.

„Dir, Susanne," fügte er hinzu, „wird es auch übel bekommen, daß Du noch Fremde aufnimmst,

nachdem Du längſt durch den Tod Deines Mannes die Herberge verwirkt haſt. Sag mir aber nur, ſind die drei Männer ſtark und bewaffnet? Ich hätte mit mehren kommen können, allein ich war gerade von der ganzen Beſatzung ganz allein mobil. Wenn nicht Einer ſich gutwillig ergiebt, ſo ſoll meine Frau die Lärmtrommel ſchlagen, ſagt der Commandant."

Mit dieſen Worten trat ſchüchtern und zurückhaltend ein kleines Männchen in kläglichem Aufzuge, aber doch mit dem militairiſchen Dreieck auf dem Kopfe und mit Ober- und Untergewehr, in das niedere Zimmer. Matois mit ſeinem dünnen Zöpfchen war gar nicht gemacht, Furcht vor der Beſatzung von St. Marie einzuflößen. Selbſt Polyglotte zeigte bei ſeinem Anblick ſo viel Muth, daß er löwenherzig die Nähnadel wegwarf und auf den Soldaten zutrat, der erſchrocken zurückprallte und mit einigen Entſchuldigungen die Thür ſuchen wollte. Hippolyt wälzte ſich lachend auf ſeinem Lager und rief einmal über das andere:

„Ganz wie bei Scribe! Im Vaudeville dieſe Scene hundertmal geſehen! Köſtlich, zum Todtlachen! Der himmliſche Scribe!"

Colas war der Einzige, der hier Vernunft zeigte, er ſtand von ſeiner Caſſerole auf und hielt zuvörderſt den Profeſſor zurück, der ſich ganz in kriegeriſche Poſitur geſtellt hatte und unter dem Ausrufe: „Für Se. Hoheit das Leben! Alles für Se. Hoheit!“ mit einem großen Stück Holz die Muskete parirte. Dann erklärte er ſich bereit, allein auf das Amt zu folgen und das Verſäumniß bei dem Commandanten nachzuholen. Aber das wollte Hippolyt nicht zugeben, er ſetzte ihm, von der Bank ſteigend, die Nothwendigkeit auseinander, warum er ſelbſt ſich zum Commandanten begeben müßte, und fügte hinzu, daß ihm in dieſen Augenblicke eigentlich Alles auf die Reiskuchen ankäme, zu deren Vollendung Colas zurückbleiben ſolle. Colas war damit zufrieden, und empfahl ſeinem jungen Herrn die größte Behutſamkeit. Dieſer folgte dem Soldaten, der ſich noch immer ängſtlich nach dem fürchterlichen Polyglotte, deſſen Muth uns noch öfter in Erſtaunen ſetzen wird, umſah.

In einem geräumigen und in ſo weit freundlich meublirten Zimmer, als der flackernde Schein des Kaminfeuers es ſehen ließ, ſtand der Commandant

Culotte, ſich auf einen kleinen Tiſch herabbeugend, auf welchem Land- und Seekarten ausgebreitet lagen und von der Flamme des Kamins beſchienen wurden. So weit man von dem Proſpekt ſeines Rückens auf ſeine ganze Figur ſchließen darf, iſt Herr Culotte ein Mann von außerordentlichem Umfange, und wie der knackende Tiſch verrieth, von eben ſo großem Gewichte. Er iſt wie untergetaucht in den Meeren, über welche die unter ſeinen ſchweren Armen ſeufzenden Karten ſichere Auskunft geben, und wie verirrt in den Wäldern, in welche er ſich mit dem beringten Zeigefinger ſeiner ſchönen weißen Hand hineinwagt. Nur zuweilen richtet er ſich auf und wechſelt einige Worte mit einer andern Geſtalt, welche das Dunkel verhüllt, die aber der Anrede des Commandanten zufolge Niemand anders als ſein Adjutant, der Marquis le Poivre, iſt. Der Marquis mußte ſehr beſorgt für ſeinen Commandanten ſein; denn fortwährend ſtreckte er die Hand auf den ſchon kahlen Scheitel deſſelben, und ſagte: „Die Hitze des Kamins, mein Freund, wird Ihnen ſchädlich ſein!“

Culotte hörte aber darauf nicht, ſondern fuhr in einer unendlichen ſtrategiſchen Expoſition fort, die

ſich endlich mit der ſtentoriſchen Aufforderung an Jean, den Bedienten, Licht zu beſorgen, endete.

„Sparſamkeit und Combination, Poivre, das wiſſen Sie! das iſt meine Deviſe;" und mit dieſen Worten nahm Culotte dem Neger Jean den Leuchter ab.

Der Marquis le Poivre war eine lange, hagere Geſtalt, mit trockenen Mienen und abgemeſſenen Bewegungen. Da er wenig ſprach, ſo hatten ſeine Worte immer die Phyſiognomie des Sarkasmus, obſchon ſie ſelten ſo beißend gemeint waren, wie ſie zum Vorſchein kamen.

Culotte, der Alles, was aus ſeines Adjutanten Munde kam, für baare Münze hielt, hatte in ſeinem Leben, (und faſt ſo lange kannte er den Marquis), noch nie bemerkt, daß ihn dieſer mit ſeinen Beipflichtungen, gleichen Meinungen und Complimenten eher zu perſifliren, als zu ehren ſchien. Le Poivre's Satyre war ſo zahm, daß ſie Culotte immer für den wärmſten Ausdruck der Freundſchaft hielt. So ſagte der Adjutant z. B. jetzt gleich: „Es wäre doch abſcheulich, mein Freund, wenn die Ankunft des jungen Mannes, der ſich mit ſeiner ganzen Geſellſchaft ſogleich in die Wohnungen der

Colonisten begeben hat, mit irgend einer Intrigue zusammenhinge, die von Paris aus gegen unsere Pläne gerichtet sein sollte. Mich beunruhigt das sehr." —

Diesen Satz hatte le Poivre nur dem Munde des Commandanten entlehnt, der ihn schon mehrere Mal ausgesprochen hatte.

„Meinen Sie wirklich?" fiel dieser auch besorgt ein; „Sie sagen da etwas, was ich noch nicht einmal zu denken gewagt habe. In der That ist es sonderbar. Wie kann ein junger Mann, welcher die Interimsuniform eines Offiziers trägt, wie der Schiffskapitain sagte, es unterlassen, mir die Honneurs zu machen? Ich weiß nicht, wo Matois bleibt."

„Es wäre doch höchst fatal, wenn wir Lärm schlagen müßten," wiederholte le Poivre, eine von dem Commandanten schon oft gemachte Aeußerung; worauf dieser einfiel:

„Ja, sagen Sie nur, daran denk' ich jetzt erst; das würde mir meine Kanarienvögel aufschrecken, daß ich vor ihrem Flattern die ganze Nacht nicht schlafen könnte. Wollen wir nicht Jean schicken, daß er den Matois ausfindig macht?"

„Wir würden uns bloß geben, Culotte, wir hätten dann Niemand mehr, der auf uns Acht gäbe."

„Daß Sie doch immer das Rechte finden, Poivre," sagte beunruhigt der Commandant; „Matois kann nicht mehr gut fort, der gute Mensch fängt an, alt zu werden. Ich höre Jemanden; aha, da kommt er."

Hippolyt und Matois traten ein. Während der Letztere ziemlich linkisch präsentirte, schwankte unser junger Held, bei welchem der beiden Herren er seine Entschuldigung wegen der unterlassenen Aufwartung machen sollte. Der Commandant schwamm in Entzücken, als Hippolyt ihn mit seinem Adjutanten verwechselte und sich mit seiner Anrede an le Poivre wandte. Er hielt es für einen Triumph der Freundschaft, wenn er dieß Mißverständniß mit philosophischem Lachen aufnahm und fuhr höchst freundlich zu Hippolyt, der seinen Irrthum zu entschuldigen bat, mit diesen Worten fort:

„Mein Adjutant und ich, wir sind Seelenfreunde, wir lassen für einander das Leben und ich gönne ihm gern den Vortritt, selbst wenn ich so geizig auf eine Auszeichnung bin, wie Ihre schmei-

chelhafte Begrüßung ist. Lassen Sie, mein Herr, das Vergangene! Wie gefällt es Ihnen bei uns? Nicht wahr, eine großartige Natur, üppige, pittoreske Aussichten, ein behagliches Klima? Sie müssen gestehen, daß St. Marie zu den „glückseligen Inseln" gerechnet werden sollte."

Hippolyt schnitt zwar ein saures Gesicht, war aber viel zu gewandt, als daß er dem Lobe des Commandanten nicht beistimmen sollte.

„Sie sind in Begleitung hier angekommen?" fragte dieser verbindlich, ohne sich den Anschein des Examinators geben zu wollen. Hippolyt bejahte es kurz.

„Naturforscher? Maler? Dichter?" fiel der Adjutant ein, wurde aber durch einen verweisenden Blick von Culotte für diese unartige Frage bestraft.

Hippolyt hatte sich endlich auf eine lange Erzählung gesammelt, und fing so dunkele und sonderbare Erklärungen an, daß der Commandant dem noch immer präsentirenden Matois auftrug, noch ein zweites Licht zu holen, gleichsam, als wenn er dann heller in der Sache sehen würde.

„Meine Herren," begann Hippolyt, „ich trage

zwar noch die Uniform Ihres Königs, bin aber ſelbſt bald im Stande, eine ſolche zu geben. Die Gewäſſer und Länder, in deren Bereich Sie Sich befinden, ſind ein Erbtheil, das ich in Beſitz zu nehmen hierher gekommen bin. Ich bin der unglückliche Sohn eines der erſten madagaſſiſchen Fürſten, der Zufall brachte mich nach Frankreich, ich kehre in meine Heimath zurück, im Vertrauen auf die Großmuth und Unterſtützung der Kolonie, die Hinterlaſſenſchaft meines ermordeten Vaters zu erobern."

Culotte wußte nicht, was er zu dieſen Worten ſagen ſollte, und le Poivre, immer nur des Commandanten Gefühle wiedergebend, bemerkte an ſeiner Statt: „Was ſoll man zu dieſen Worten ſagen?"

Hippolyt hätte ſchon allen Muth verloren gehabt, wenn nicht durch die Zweifel der beiden Männer ſein Ehrgeiz wäre beleidigt worden.

„Sie wollen meinen Worten keinen Glauben ſchenken?" ſagte er empfindlich. „Ganz Paris ſpricht von den Rechten, welche mir gebühren, und ich würde unfehlbar die Unterſtützung des Hofes gefunden haben, wäre dieſer nicht gegenwärtig mit

Frankreichs inneren Angelegenheiten überhaupt beschäftigt."

„Wer Sie auch sein mögen," fiel Culotte schnell ein; „diese Bemerkung war schlagend. Der Zustand der Kolonien ist zwar nicht schlecht —"

„Wovon Sie St. Marie überzeugen kann," schaltete der Adjutant ein.

„Allein er könnte einträglicher sein," fuhr der Commandant fort. „Es fehlt in Paris weniger an Geld und Lebensmitteln, als an Aufmerksamkeit für die Vorschläge, welche Frankreichs Ehre und Vortheil auf den fremden Welttheilen befördern wollen."

„Man darf ja nur an Ihre Pläne denken, Herr Commandant," sagte le Poivre; „wie fein durchdacht sind sie! mit wie wenigen Mitteln ließen sie sich in Ausführung bringen! Wie dringend sind sie dem Ministerium nicht empfohlen worden! Und doch —"

„Nein, lieber Freund, stocken Sie nicht!" sagte der Commandant, und setzte dann die abgebrochene Rede fort: „Und doch fanden sie die Theilnahme nicht, welche sie verdienten. Ich wurde abgewiesen, vertröstet, mein Unternehmungsgeist gelähmt, und ich werde wohl nie wieder nach Frank-

reich zurückkehren dürfen, weil man mich wegen meiner fortwährenden, das Wohl der Kolonie bezweckenden Petitionen wohl gar für einen unruhigen Kopf hält. Aber entschuldigen Sie, mein Herr, daß wir mit unsern eigenen Angelegenheiten Ihre werthvollen Mittheilungen unterbrochen haben."

Hippolyt war ein sonderbarer junger Mann. Er besaß noch alle die liebenswürdigen Unarten, welche man sich beeilt, den Kindern so bald als möglich abzugewöhnen. Er konnte sich niemals in eine so peinliche Lage versetzt finden, als z. B. die gegenwärtige, wo man ihn als Abentheurer offiziell inquirirt, ohne daß er nicht jedes Mittel versucht hätte, ihr zu entschlüpfen, und auf Dinge überzugehen, die ihn mehr interessirten. Diese Ungeduld, Unaufmerksamkeit, diese Unfähigkeit, sich durch einige Worte in einer Auseinandersetzung nicht stören zu lassen, und immer wieder den Faden der unterbrochenen Rede aufnehmen zu können, waren vielleicht die besten Merkmale, daß er wirklich Königliches Blut in sich spürte und zum Befehlen geboren war. Er hatte nicht sobald im Zimmer einige Verzierungen wahrgenommen, die ihn an Paris erinnerten, als er auch sogleich die beiden sich mit Freund-

ſchaftsbeweiſen überhäufenden Herren ſtehen ließ und ſich dieſen Gegenſtänden zuwandte.

„Welche allerliebſte Arabesken!“ rief er, die Zeichnung der bronzenen Gardinenhalter betrachtend; „wo haben Sie dieſe Roſetten gekauft? Und welch' artiges Getäfel auf dem niedlichen Spieltiſch! Was iſt das für Holz? Himmel, ſo blank bohnt man in Paris die Tiſche nicht. Sie müſſen hier ein ganz eigenes Harz haben. Auch Kupferſtiche? Mein Gott, das iſt ja der Proſpect von Paris vom Montmartre aus. Nur wenig Städte hab' ich in meinem Leben geſehen; aber es iſt doch wahr, Paris iſt die Stadt aller Städte, Paris iſt eine Welt. Wo iſt denn Licht? Kommen Sie, ſehen Sie nur, dort, wo ich mit meinem Ringfinger hinzeige, hab' ich gewohnt, in der Kapuzinerſtraße, im vierten Stock. Muß auch der alte Narr, der Colas, nicht hier ſein; der würde Augen machen, wenn ich ihm die Bodenluke zeigte, wo er alle Morgen meine Uniform ausſtäubte und mir die Schuhe putzte!“

Der Commandant lief mit ſeinem ſchwerfälligen dicken Körper dem jungen Fant immer nach und freute ſich über den Eindruck, welchen ſeine Einrichtung auf dieſen unerklärlichen Fremdling machte.

Als aber Hippolyt mit seinem Finger auf den Kupferstich an der Wand zeigte, rief er mit seinem Adjutanten fast zu gleicher Zeit aus:

„Bei Gott, diesen Ring sollt' ich kennen?" und der Letzte fügte noch energischer hinzu: „Wer sind Sie?"

Hippolyt sah seinen Ring an: es war eine goldene Schlange mit karfunkelnden Augen und er trug ihn schon lange wie einen Talisman; der Commandant konnte aber nicht zurückhalten und rief:

„Diesen Ring, ich lasse meinen Kopf, trug Sylvain Rour, als er zum ersten Male in St. Marie war;" und der Adjutant setzte hinzu, daß beide Herren damals unter ihm gedient hätten.

„Sie kannten meinen theuren Vater, meinen Schützer und Erzieher?" rief Hippolyt mit einer Freude, die ihm rührend und schön stand; „diesen Ring, Alles, Alles, was ich habe und bin, (ich bin viel, ich bin ein Pariser, ein Lieutenant von der Garde, ein Prätendent auf den Thron von Madagaskar), Alles verdank' ich Sylvain Rour. Er zog mich an und aus, er ließ meinen armen Bruder, der in Paris starb, begraben, er hat mich exerciren gelehrt, und schenkte mir, als er wieder

in See ging und mich unter Thränen küßte, dieſen Ring. Er iſt todt, der gute Sylvain Nour!"

Der Commandant ſchluchzte laut, als er den jungen Mann ſo reden hörte, er wollte ihn umarmen, weil er ihn in der That für des Verſtorbenen Sohn hielt. Aber der Adjutant le Poivre, den Rührungen weniger zugänglich, hatte in der Eile Sylvain Nour's Verhältniſſe überflogen und war auf die ganz richtige Vermuthung gekommen, der junge Unbekannte möchte vielleicht einer der madagaſſiſchen Prinzen ſein, welche Sylvain Nour vor Jahren aus den Kolonien mit ſich nach Frankreich nahm. Er rief deshalb den ſchluchzenden Commandanten, der im Zimmer herumlief, um ſein Taſchentuch zu ſuchen, bei Seite und flüſterte ihm ſeine Vermuthung zu, über welche Culotte wie aus den Wolken fiel.

„Nun wird es mir klar. Ei, ſollte das möglich ſein!" ſprach er bald den Adjutanten, bald Hippolyt betrachtend; „der Lichtſchein trügt, aber es iſt mir faſt, als ſei die Farbe des Geſichts nicht gut Europäiſch. Aber, junger Mann, ſo machen Sie doch ein Ende, woher kennen Sie Sylvain Nour?"

„Ich ſag' es ja, daß ich ein madagaſſiſcher Prinz bin," rief Hippolyt faſt unwillig: „Sylvain Neur hat mich ja mit meinem Bruder, der das Klima nicht vertragen konnte und geſtorben iſt, nach Frankreich genommen, wo ich es unter dem Namen Hippolyt Berora bis zum Lieutenant gebracht habe. Sie werden doch davon gehört haben?"

Jetzt fanden ſich bei Culotte erſt die Gedanken zuſammen. „Himmel, was werd' ich denn nicht?" ſagte er ganz überraſcht auf Hippolyt zueilend und ihn in ſeine Arme ſchließend. Dann aber fuhr er, zum Adjutanten gewandt fort: „Aber, wer hätte das der Phyſiognomie auch anſehen ſollen? Ein junger Wilder! und doch ſo manierlich, voll Geſchmack, weiß meine Roſetten zu würdigen, ſchön gebaut, charakteriſtiſches Gepräge in ſeinen Mienen." Und dann wandte er ſich dem Ankömmling wieder zu, der die Kupferſtiche muſterte, und fragte ihn ſcherzend und convulſiviſch lachend: „Durchbohren wir uns auch die Naſe, um Ringe hineinzuſtecken, mein junger Freund? Sprechen wir eine Sprache, wie die Truthähne? Nähren wir uns von Wurzeln und rohem Fleiſch?"

„Soll mich Gott bewahren," antwortete Hip-

polyt, eine Erwiederung, welche der Commandant so spaßhaft fand, daß er sich den Bauch hielt und dem Adjutant zurief: „Nein, hören Sie nur, Poivre, er sagt: Soll mich Gott bewahren! Glauben wir denn auch an Moses und die Propheten? He, Jean, Matois, wo steckt Ihr? Wirf Dein Gewehr zum Teufel! Deckt den Tisch und richtet für drei Couverts an!"

Der schwarze und der weiße Bediente eilten, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen.

Hippolyt fing jetzt an, an dem Commandanten Gefallen zu finden; er sah, daß er Lebensart besaß; denn es wäre doch unartig von dem Manne gewesen, ihn noch in später Nacht freundschaftlich einladen zu lassen und hernach nicht die Rolle des Wirths zu übernehmen. Der Adjutant setzte sich ihm bei Tische zur Linken und Culotte schenkte ihm von der Rechten die herrlichsten Capweine ein. Beide schlossen den jungen Mann in ihre Mitte, um ihn recht lebhaft ihrer Theilnahme zu versichern. Der Commandant konnte kein Ende finden, seine Beziehungen zu Sylvain Roux mitzutheilen, le Poivre mußte zuweilen dem Gedächtnisse nachhelfen, oder die interessantesten Fakta durch seine Aussage be-

kräftigen; es fiel ihm durchaus nicht ein, den jungen Prinzen um seine jetzigen Pläne zu befragen, sondern er hielt sich noch immer in der Zeitsphäre, wo er den kleinen Berera in Kaninchenfellen gesehen hätte, daß er damals schon einen mäßigen Bogen habe spannen können und oft einen Vogel heruntergeschossen hätte. Und als er dann auf die Zeit kam, in welcher Hippolyt in Frankreich war und zum Offizier avancirte, so begann er:

„Nicht wahr? mein kleiner Vetter, es ist ein ander Ding, Offizier des Königs zu sein? Möchte wohl wissen, wie es Euch bekäme, drüben an der Küste Wallfische zu fangen. Ein französischer Lieutenant hat sein Auskommen, eine brillante Uniform, geistreiche Kameraden, Zutritt in den besten Häusern, und was mehr denn Alles sagen will, die Aussicht auf ein glänzendes Avancement. Wann werden wir Capitain werden?"

Hippolyt war zu sehr mit dem Flügel eines Vogels beschäftigt, als daß er sogleich hätte antworten können; statt seiner entgegnete der Adjutant stockend: „Mein Freund, Sie bemerken wohl nicht —"

Der Commandant hatte aber gar keine Antwort

erwartet: „Capitain! Capitain vom zweiten Range! Wie alt war ich, als ich dies wurde? Eine schöne Zeit, wie da noch Alles so frisch und jung ist! Man träumt sich an der Spitze einer Armee, man staunt über die reißende Carriere, die man macht, man will seine Epauletts verdienen — doch, wie war mir doch, le Poivre, wollten Sie nicht sprechen? Verzeihen Sie mir, mein Freund, wenn ich Sie unterbrach. Ich weiß, ich bin nichts werth, ich setze fortwährend die Rücksichten der Freundschaft aus den Augen. Sie wollten eine erhabene Idee mittheilen?"

Der Adjutant verneigte lächelnd den Oberleib und sagte: „Nichts von Belang, mein Seelenfreund! Aber sehen Sie doch nur, unser junger Herr hier trägt ja die Uniform eines Verabschiedeten! Haben Sie Ihre Entlassung genommen?"

„Allerdings," antwortete Hippolyt; „als Lieutenant hab' ich nichts zu verlieren, und unter meinen Verhältnissen konnt' ich es auch nicht ferner bleiben."

Der Commandant, dessen Lobpreisungen im Nu umgestürzt waren, schien sehr verwundert, legte die Gabel weg und rief: „Ja, um des Himmels

Willen, dann haben Sie den Dienst des Königs quittirt? Eine reiche Heirath im Auge? Sonst ein gefundenes Glück? Apropos, Sie kleiner Mann, was thun Sie in Afrika? Darüber sind Sie uns ja alle Aufklärung schuldig geblieben."

Hippolyt sah bald den Commandanten, bald le Poivre mit großen Augen an und sagte wieder sehr empfindlich: „Ich weiß nicht, meine Herren, die Erklärung meines hiesigen Aufenthalts ist Ihnen von mir schon so oft gegeben worden, daß ich glauben möchte, Sie halten mein Vorhaben für einen Scherz. Sein Sie versichert, daß niemals ein Entschluß unwiderruflicher gefaßt worden ist, als der meinige. Ich will Alles, mein Leben, meine Zukunft, daran setzen und habe den Anfang mit meinen Treffen und Epauletts gemacht!"

Die beiden Offiziere sahen sich voller Verwunderung an, aber wie bereit auch der Adjutant gewesen sein mochte, zu sagen, daß sie nichts gehört hätten, so erschrak doch der Commandant heftig, gegen seinen Gast unartig gewesen zu sein. Er ergriff seine Hand, drückte sie mit Zärtlichkeit und rief, fast ohne es zu wollen: „Verzeihen Sie, Herr Berora, die Vergeßlichkeit spielt dem Alter oft wohl

einen Streich. Allein jetzt bin ich wieder ganz in dem Zuge der Mittheilungen, welche Sie die Güte hatten, uns zu machen. Ja, ja, dieſer Entſchluß iſt ſehr kühn, allein er macht Ihnen Ehre. Laſſen Sie ihn nur erſt von einigen glücklichen Erfolgen gekrönt werden, ſo haben Sie Ihr Spiel gewonnen. Das muß ich ſagen, noch ſo jung, nicht einmal von europäiſcher Abkunft, ha, ha, und ſo reife Pläne! Wie geſagt, das iſt der große Vorzug Frankreichs vor allen Staaten, daß es ſo viel Inſtitute hat, welche durch Legate und Einkünfte mancherlei Art in den Stand geſetzt ſind, das Genie zu belohnen. Die Akademie, der Preis des Herrn von Monthyon, die Geſellſchaft zur Beförderung der Moral, die chriſtliche Societät für die Beiſpiele des Guten und Edlen, keine Anſtalt wird einmal zurückſtehen, Ihnen die ſchönſten Belohnungen für Ihre Anſtrengungen zuzuerkennen!"

Hippolyt konnte dieſe komiſchen Widerſprüche mit ſeinen Plänen nicht anhören, ohne in das ſchrecklichſte Gelächter auszubrechen. Er ſprang vom Stuhl auf, lief um den Tiſch herum und konnte vor Lachen nicht zu Worte kommen. Der Commandant wußte nicht, was er Dummes geredet

hatte, ſondern wurde von ſeinem jungen Nachbar angeſteckt, fing erſt leiſe an, in das Gelächter einzuſtimmen, und weil er glaubte, daß Hippolyt nur lache, weil Alles doch in der Welt ſo närriſch und ſpaßhaft ſei, ſo ſetzte ſich auch ſein Zwergfell in eine ſo tremulirende Bewegung, daß er aufſtehen mußte und Hippolyt athemlos in die Arme fiel.

Der Marquis le Poivre mußte glauben, dieſe beiden Menſchen ſeien toll geworden, er verzog keine Miene, trank das eine Glas, woran er den ganzen Abend gekoſtet hatte, aus und empfahl ſich mit einer guten Nacht, die ihm von Culotte noch immer unter unaufhörlichem Lachen hundertmal erwiedert wurde.

Hippolyt war erſchöpft auf das Kanapee geſunken und von der Anſtrengung der Reiſe und den Einflüſſen des reichlichen Soupers überwältigt, ſchlief er ſogleich ein. Der Commandant befand ſich wie in einem großen Saale, wo tauſend Stimmen durcheinander ſprachen, es ſummte vor ſeinen Ohren und er wußte gar nicht, wie ihm geſchehen war.

„Großer Gott, wie ſoll ich aus dem Allen klug werden?“ dachte er bei ſich ſelbſt und ſprach dies wohl auch laut vor ſich hin; „der Adjutant läßt

mich kopfschüttelnd im Stiche, ich habe zuviel getrunken und der sonderbare Mensch da ist eingeschlafen. Soll ich Lärm machen? Nein, wozu denn? Fatale Geschichte, wenn ich nur wüßte, was er wollte? Man mag sagen, was man will, ein ächter Europäer ist es nicht, die gezähmten Thiere verlieren nie ihre Wildheit, und es giebt Augenblicke, wo auch ein solcher geborner Kannibale wieder in seinen Naturzustand zurückfallen kann. Ich will doch sogleich einmal — Wer spricht da?"

Und es war in der That so, als hätte Jemand gesprochen. Der Commandant horchte hoch auf und verstand deutlich, daß Jemand flüsterte: „Königliche Hoheit! Königliche Hoheit!"

Er lief ans Fenster, sah aber Niemanden, von dem diese Worte hätten kommen können. Das Zischen, Flüstern und Rufen dauerte nichts destoweniger fort und Culotte hörte wieder deutlich, daß die versteckte Stimme rief: „Colas ist längst fertig!" und dann wieder: „Die Kuchen werden ja kalt!" Der Angstschweiß lief ihm von der Stirn, er wußte nicht, was er davon denken sollte, und als das Rufen noch nicht aufhören wollte, schrie er aus Leibeskräften: „Jean, Jean!" aber in

demſelben Augenblicke war es auch draußen unruhig geworden, die Thür wurde aufgeriſſen und der ſchwarze Jean brachte Polyglotte herein, der am Schlüſſelloch gelauſcht und nach der Ausſage des Negers Verwünſchungen in das Zimmer hineingeblaſen hätte.

„Verzeihen Sie," begann der Profeſſor in ſeiner bunten Narrenjacke, die er zu Ende geſtickt haben mußte; „ich habe nur an dieſen Herren da einen Auftrag auszurichten. Königliche Hoheit, was machen Sie denn? Wo bleiben Sie? Wir ängſtigen uns ja zu Tod und Ihre Kuchen werden kalt."

Hippolyt war von dem Lärm aufgewacht, und beſtätigte zu Polyglotte's großem Leidweſen die Erklärung, welche der todtbleiche Commandant hervorſtotterte, daß Herr Berera es vorziehen würde, in ſeinen bequemen Betten auszuruhen und überhaupt während ſeines Aufenthalts in St. Marie bei ihm zu wohnen.

„Ja, ſehen Sie nur, lieber Polyglotte," ſagte Hippolyt; „es iſt verzweifelt ſchlecht Unterkommen in dem kleinen Loch, wo wir abgeſtiegen ſind. Ich will — ich möchte einmal verſuchen — Colas ſoll

es nur nicht übel nehmen: ich komme morgen zu Euch. Der Herr Commandant iſt ſo zuvorkommend, wir haben ſo viel Spaß mit einander gehabt, dieſe Nacht — nun ja, dieſe Nacht werd' ich hier bleiben. Polyglotte, nehmen Sie's nur nicht übel!"

„Du mein Gott," rief der Profeſſor begeiſtert, „wie gnädig ſind Ew. Königliche Hoheit gegen mich Unwürdigen. Wolle Ihnen die erſte Nacht in Dero Ländern unter den angenehmſten Träumen verflieſſen. Habe die Ehre, von Ew. Königlichen Hoheit für heut entlaſſen zu ſein."

Als Polyglotte unter vielen Verbeugungen ſich empfehlen hatte, fragte der Commandant, der ſich allmählig erholte, auf die Stirn zeigend: „Dieſer Menſch iſt wohl verrückt?"

„Nein," antwortete Hippolyt; „es iſt ein Gelehrter." Dann nahm er ein Licht und folgte dem Commandanten, der ſich die Schlafmütze über die Ohren gezogen hatte und voranging, um unſerm Helden ein Zimmer anzuweiſen.

Der folgende Morgen fand Hippolyt, als die Sonne ſchon ſein ganzes Zimmer beſchien, noch unruhig auf dem Lager ſich wälzend. Er mußte

ſich geſtehen, daß ihm von Seiten des Commandanten kein beſſerer Empfang bereitet werden konnte, obſchon ihn die Gleichgültigkeit für ſein Unternehmen, ja die Scherze, welche ſich beide Herren geſtern Abend, ohne es zu wollen, darüber erlaubten, empfindlich kränkten. Eine ſonderbare Verirrung ſeiner Gedanken gab ihm zuletzt ſogar den Entſchluß ein, von ſeinen Abſichten nicht eher wieder zu ſprechen, bis man ihm in Erfüllung derſelben entgegen gekommen wäre. Er gebot es ſich ſelbſt und nahm ſich vor, auch ſeinen Begleitern es aufzutragen, daß ſie kein Wort über den Zweck der Reiſe und des Aufenthalts in dieſen Gegenden verlören, weder an die Bewohner der Kolonie, noch an einen Vorgeſetzten, am wenigſten an den Commandanten. Was konnt' er mit dieſer Zurückhaltung gewinnen? Nichts; aber Hippolyt war ein viel zu natürlicher, unbeſonnener, planloſer Menſch, als daß er davon die Einſicht gehabt hätte. Der Stolz war bei ihm immer früher da, als der Gegenſtand, worauf er es hätte ſein können. Wäre ſeine ganze Zukunft verloren geweſen, ſo hätt' er ſie preisgegeben, wenn er jetzt einen Augenblick wider ſein Gelüſt hätte verfahren ſollen. Er hatte

Sinn für Ehre, war tapfer, liebenswürdig im Umgang, beſaß aber keine Eigenſchaft, die ihn fähig gemacht hätte, einen Thron zu erobern. Klugheit, Speculation, Calcül, das waren Gaben, mit welchen ihm entweder Andere dienen mußten, oder mit welchen er von ihnen hintergangen wurde. Er wollte jetzt, daß vor dem albernen Commandanten kein Wort mehr von der Expedition geſprochen würde.

„Und warum ſoll ich ſelbſt noch immer davon hören?“ fragt' er ſich ſinnend und unmuthig. „Ich ſehe ein, wie kindiſch es iſt, ſich von den Narrheiten eines alten Dieners beſtimmen zu laſſen. Wäre ich jetzt in Paris! Warum ich nur meinen Freund Eduard, der mir im Spiel viel Geld abgenommen, warum ich nur den nicht erſt um Rath gefragt habe? Und Julius, wie konnt' ich Julius vergeſſen! Der muß in dieſen Tagen Wechſel bekommen, und hätte mir gewiß vorgeſchoſſen. Gott, auch Heinrich muß jetzt von ſeiner Reiſe zurück ſein, und wird ſeine Erbſchaft mitgebracht haben. Es iſt um raſend zu werden, wenn man einige tauſend Meilen von Paris entfernt iſt.“

Hippolyt wälzte ſich ärgerlich in ſeinem Bette

und dachte nach einigen Minuten: „Was ich nur machen werde, um die Tollheit in Ausführung zu bringen? Ich komme mit leeren Händen, Polyglotte iſt die einzige kriegeriſche Macht, welche ich gegen den Feind führen kann, Colas muß uns den Rücken decken.“

Der Langſchläfer mußte hier in ſeinen Combinationen inne halten, um die Proben von Tapferkeit, welche Polyglotte geſtern zweimal gegeben hatte, hinlänglich belachen zu können. Dann fuhr er fort: „Zuletzt muß ich doch die Hülfe der Kolonien anſprechen. Ich muß die Schwarzen bewaffnen.“ —

Das waren aber ſo läſtige, ſchwierige Gedanken, daß Hippolyt, um ſich ihnen zu entziehen, von ſeinem Lager aufſprang und ſich noch zu rechter Zeit in die Kleider geworfen hatte, als Colas und der Profeſſor eintraten.

Colas machte ein ſehr böſes Geſicht, und ſein junger Pflegling, ihn wegen der Trennung ungehalten glaubend, ſuchte ihn durch Schmeichelreden zu beſänftigen.

„Nein, nein,“ ſagte der Alte; „Sie haben hier die größte Ehre genoſſen, welche man ſpenden kann.

Das iſt Alles gut. Sonſt iſt hier aber nichts zu machen. Großer Gott, wie hat ſich das Alles verändert! Sonſt Wohlhabenheit, Fleiß, Fruchtbarkeit, eine ſchlagfertige Mannſchaft, Alles im Zuſtande des Krieges, jetzt Armuth, Trägheit, ſteinigter Boden, ein Heer von einem einzigen Soldaten, Alles nachläſſig, wie für den ewigen Frieden. Die Soldaten ſtarben Hungers und wurden nicht erſetzt, die Handwerker wiſſen nicht, wozu ſie hierher gebracht ſind und ſchmachten in Elend. Nein, wenn unſer großer Sylvain Roux ſeine Niederlaſſung in dieſem Zuſtande wieder erblickte!"

„Wie iſt das möglich?" fragte Hippolyt verwundert; „man ißt doch beim Commandanten vortrefflich!"

„Der Alte wird ſich vorgeſehen haben," erklärte Colas; „die Großen opfern ſich ſelbſt erſt immer zuletzt auf. Es ſollen auf der Inſel Familien exiſtiren, welche ein üppiges Leben führen, Reispflanzer, Wallfiſchfänger, die entweder von Hauſe aus Vermögen beſitzen, oder mit den Oberoffizieren unter einer Decke ſpielen; dieſe wohnen aber nicht hier, weil ihnen der Anblick des Elends in Pandekey Migräne macht."

„Nichtsdesteweniger," fiel Polyglotte ein; „sollten sich Ew. Hoheit der Menge zeigen, Sie sollten Ihre Absichten laut werden lassen, und Alles wird nicht nur bereit sein, Ihnen die schuldige Ehrfurcht, sondern selbst thätigen Beistand zu leisten. Ich wundre mich, daß noch Niemand von unsern Sachen weiß."

„Ja, das ist gut, Polyglotte, Sie sprechen gerade davon," folgte Hippolyt; „ich wünsche in meinem Inkognito zu bleiben. Der Commandant hat sich — verdient nicht — kurz, es ist besser, wir schweigen und verfolgen für uns selbst unsern Plan."

Colas fand diesen Befehl völlig angemessen, und ertheilte seinem Gebieter die reichsten Lobsprüche über seine Vorsicht. „Denn," sagte er, „wir wollen unsere Mittheilungen nicht an Leute verschwenden, die nichts darauf erwiedern können; wir wollen nicht hülflos scheinen, wo uns Niemand helfen kann. Treten wir überall in der Umgebung unsers Geheimnisses auf! Seid versichert, wir kommen Alle zum Ziele. Dafür werd' ich schon sorgen."

Hippolyt fand diese Zustimmung entzückend; denn sie war im höchsten Grade für ihn bequem

und Polyglotte ergriff Alles mit Lebhaftigkeit, was die zauberhafte Erscheinung des jungen Prinzen nur erhöhen konnte und seine sprachlichen Forschungen aufschob. Es war eine ausstudirte, verabredete Taktik, mit welcher das abentheuerliche Kleeblatt dem jetzt eintretenden Commandanten die Spitze bot.

Culotte war durch seinen geheimnißvollen Gast nicht wenig beunruhigt. Er hatte sich am Morgen, (aus seinem gesunden Schlafe störte ihn Nichts), alle die Möglichkeiten vorgestellt, welche in der Person Hippolyts liegen konnten. Es blieb ihm von allen, welche er sich vorführte, eine übrig, welche sich seinem Scharfsinn eben so wie seiner Furcht als die gewisseste herausstellte. Diese lag in dem Gedanken, daß Hippolyt von der französischen Regierung mit einer Mission beauftragt sei, um in dem Gewande einer Privatperson den Zustand der Kolonien in der Südsee zu untersuchen. „Ist er nicht der passendste dazu?" fragte er sich selbst; „er ist mit diesen Gegenden vertraut, wird die Muttersprache noch nicht ganz verlernt haben, hat einen Diener bei sich, der, wie ich von Matois hörte, schon vor mehreren Jahren hier war. Was ist gewisser, als daß ich Alles aufbieten muß, ihm zu gefallen? Je

zufälliger ich dies thue, je weniger ich in ihn dringe, mich über seine Reise aufzuklären, desto günstiger wird der Eindruck sein, welchen ich auf ihn mache. Die Regierung soll erfahren, daß ich nicht blos ein Mann bin, der sie mit den scharfsinnigsten Plänen über die Zukunft der Kolonien unterhält, sondern auch in seinem Kreise Alles leistet, was die Billigkeit nur von ihm fordern kann." Freilich fiel ihm bei dieser Selbstapotheose doch ein, daß St. Marie sich in einer kläglichen Lage befand, daß der Ruin dieser Kolonie unvermeidlich nahe war, aber er schmeichelte sich, die Schattenseiten seines Wirkungskreises so versteckt als möglich erhalten zu können. Darum überraschte es ihn auch sehr unangenehm, als er von Hippolyt bei seinem Eintritt aufgefordert wurde, ihn mit der Lage der Dinge auf der Insel vertraut, und vor allen Dingen jetzt einen Spaziergang zu machen. Allein er wollte gefällig sein, und folgte der Aufforderung ohne mehr zu erwiedern, als: „Wenn es Ihnen nicht zu heiß sein wird."

Es war ein kläglicher Anblick, welcher sich in den Gassen und Winkeln der Niederlassung den Spaziergängern darbot. Die schlechten Hütten,

welche den unglücklichen, mit trügeriſchen Vorſpiegelungen in dieſe Gegenden gelockten Handwerkern zum Obdach dienten, waren ſo ſchlecht aufgebaut, daß ſie überneigten und wie auf eine kurze Dauer, welche zuletzt doch Allem ein Ende machen ſollte, von jungen Baumſtämmen unterſtützt wurden. Ein Schwarm von Kindern und Weibern, welche faſt Alle noch in dem ſchönen Frankreich geboren waren, den Koloniſten angehörten, und doch eine ſichtliche Verwilderung verriethen, verfolgte die Fremden, bettelnd, klagend, wahnſinnig von der Heimath redend, und ließ ſich durch die Drohungen des Commandanten nicht zurückſchrecken. Die Männer ſahen mit bleichen, abgezehrten Geſichtern aus den Löchern, welche die Fenſter der Häuſer vorſtellen ſollten und verfolgten gierig, welchen Erfolg die Bettelei ihrer Frau und ihrer Kinder haben möchten, oder ſie ſtanden vor der Hütte, und brachten über der geringſten Arbeit mit einer Anſtrengung zu, als gält' es, ein unerſchwingliches Werk zu Tage zu fördern.

Der Commandant machte zu dieſem Elend die luſtigſte Miene. Er ſcherzte über dieſe Vorzeichen eines gewaltſamen nahen Unterganges der Kolonie,

und ſchob Alles, was ſie Trauriges ſahen, auf den bloßen Schein, auf Zufälligkeiten und entblödete ſich nicht, das Meiſte davon ſtatt ſchwarz, weiß zu nennen.

„Dieſe Leutchen," erklärte er ſpaßhaft, „ſind noch Alle in ihrem Negligé. Wir haben ſie in der früheſten Morgenſtunde überraſcht. Wie ſich das noch die Augen wiſcht, die Glieder reckt! Wohlleben macht träge. Die Leute haben's zu gut. Nein, ſehen Sie nur, Herr Berora, wie uns das alte Weib anglotzt. Kann die alte Bettel nicht hinterm Spinnrade ſitzen? Es iſt ſchon mehr als neun Uhr."

Das Mütterchen entſchuldigte ſich damit, daß ſie keinen Flachs hätte; was Culotte als einen Witz beklatſchte.

„Es iſt zum Todtlachen, Herr Berora," rief er, ſich den Bettelnden entziehend; „ſie hat keinen Flachs, und wollte eigentlich ſagen, ſie hätte keinen Verſtand. Nein, dieſe alten Weiber!"

Man trug aus einer Hütte einen Todten heraus, und die Furcht, als ſei eine Anſteckung möglich, trieb die läſtige Schaar, welche ſich um die Spaziergänger drängte, in einige Entfernung zurück.

„Schon wieder ein Opfer," ſagte der Commandant mit affectirtem Aerger, „dieſe Menſchen ſind unverbeſſerlich. Wovor warn' ich ſie ſo oft? Vor ihrer übergroßen Unmäßigkeit, den hitzigen Getränken, dem ewigen Fleiſcheſſen. Das kommt des Abends zuſammen, die Frauen looſen, wer die Küche zu beſorgen hat, man ſcherzt, man lacht, man tanzt; Alles gut, aber dann übernehmen ſich die Leute im Eſſen, legen ſich mit vollem Magen zur Ruh, und nichts iſt natürlicher, als daß dieſe corpulenten Leiber des Morgens vom Schlage gerührt ſind."

Dies war die Leichenrede auf einen alten Soldaten, der ſein Leben lange damit gefriſtet hatte, daß er das Riem- und Lederzeug ſeiner Equipage weich kochte, und der mit dem letzten Ledergurte, den er zu verſchlucken hatte, ſtarb.

Man war jetzt am Ende des Dorfes und Hippolyt, der eben ſo wenig Luſt hatte, wie der Commandant, es noch einmal zu betreten, ſchlugen einen Weg ein, der ſich etwas ſteil aufdachte und die Ausſicht auf das Meer geben mußte. Culotte hielt auf dieſem Pfade drei Schritte inne, theils um ſich aus-

zuruhen, theils um ſeinem Gaſte eine Ueberſicht der glücklichen Lage der Inſel zu geben.

„Früher, mein junger Freund," ſagte er, „erſtreckte ſich die Kolonie in weit größerer Ausdehnung, faſt bis an den Rand jenes kleinen Baches, den Sie mit Ihren jungen Augen deutlich erblicken werden. Allein, dieſe Ausdehnung ſchadete uns unermeßlich; der Luftzug hatte immer dem größten Theile der Niederlaſſung beikommen können. Ich ließ Alles ins Enge bringen, die Häuſer wurden von dort hierher geſchafft, und ſo iſt Alles bequemer eingerichtet auf Koſten des äußern Scheins, der früher allerdings mehr verſprach. Ich muß darüber oft lachen, wenn ich bedenke, daß es faſt ausſieht, als ſei Pandekey in Verfall. Klein, aber praktiſch!"

Man ſtieg einige Schritte höher und der Commandant zeigte auf einen kümmerlichen grünen Fleck, welcher aus einer öden Verwüſtung, aus trockenem Steingrunde hervorſah.

„Ach, dies iſt mein liebſter Punkt," rief er, „hier überſeh' ich meine Schöpfungen am beſten. Welche Fruchtbarkeit! Wie ſich die Wieſen dort ſo

lachend an dem Rande des Baches entlang ziehen! Wie voll und ſchwer dort auf den Getreidefeldern ſich die Aehren wiegen! Man hat Alles in Paris, Freund; aber dieſen Anblick vermiſſen Sie."

Hippolyt wollte höher ſteigen, aber der Commandant fand die weitere Fortſetzung des Weges für ſeinen beſchwerlichen Körper unzuträglich, und deutete athemlos den Hügel hinab.

„Setzen Sie Ihre Wanderung fort! In einigen Augenblicken wird Ihnen das blaue Auge des Meeres entgegen lachen. Sie werden den Weg nirgends verfehlen und meine Wachſamkeit hat die Inſel in einen ſo polizeilichen, geſicherten Zuſtand verſetzt, daß Sie nichts zu befürchten haben."

Eulette wollte im Grunde nur, daß Hippolyt nicht wieder gezwungen wäre, ſeinen Weg durch das Dorf zu nehmen. Unter dem Zurufe: „Bei Tiſche ſehen wir uns wieder!" ſchied er von ſeinem Gaſte, dem er behutſam hinabſteigend, noch aus langer Entfernung Fingerkuſſe und andere Zärtlichkeiten nachſandte.

Für Hippolyt hätt' es der Aufſchneidereien und handgreiflichen Lügen des Commandanten gar nicht bedurft. Denn wie weit entfernt er war, denſel-

den einen blinden Glauben zu ſchenken, ſo blieb es doch für ihn ausgemacht, daß ſich die Armuth immer nur auf dieſer Stufe des Elends äußern könne. Er war niemals tiefer von ſeinem Stande abwärts gegangen. Die niederen Klaſſen waren für ihn eine Sphäre, die er nur dem Namen nach kannte, und welche er überall für ein Opfer aller Unglücksfälle hielt. Wie oft er wohl in Paris einen großen Mangel gefühlt, und es verwünſcht hatte, wenn ihm das Geld zum Spiele, oder zu einer Luſtparthie, oder für die Oper fehlte, wie ärgerlich es ihm auch war, kurz vor dem Löhnungstage vergeblich vor einem Leſekabinet umherzulaufen und keinen Sou für das Entrée zu beſitzen, ſo hatte er doch keine Sorge deshalb; denn dieſe übernahm immer der treue Celas. Er hatte doch ſeine Nahrung; denn für ſeinen Tiſch zahlte er monatlich. Er hatte doch kein Fieber, keine Verzweiflung, keine Trägheit, keinen Todten. Das, was Hippolyt Armuth nannte, war nichts anderes, als die tiefſte Stufe des Elends. In dem Zuſtande der Kolonie auch eine Vernachläſſigung des Gouvernements zu ſehen, wie hätt' ihm das einfallen können? Dieſe Menſchen waren für ihn von der Wiege an beſtimmt,

zerlumpt, bleich, elend zu sein. Man denke sich, wie widerwärtig dieser Eindruck für ihn war, wie leicht ihm bei der Unberufenheit seiner Absichten, der Uebergang auf den Zustand aller dieser Länder werden mußte. Alles war öde, steinigt, unfruchtbar, drüben in Madagaskar war er fest überzeugt, daß es nicht besser sein konnte.

Colas wollte natürlich keinen seiner Schlüsse wahr haben. Er sagte: „Nichts, als die unverzeihliche Nachlässigkeit der hiesigen Befehlshaber. Großer Gott, wenn Sylvain Rour diesen Zustand seiner Schöpfungen sähe! Es ist wahr, er hatte viel mit dem Boden von St. Marie zu kämpfen, aber wie berechnet für die Zukunft waren seine Anlagen! und diese ganze Zukunft ist verloren gegangen. Der Commandant ist ein Spitzbube, der in Paris vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Wären wir nur erst drüben! da ist Alles schön und fruchtbar, die Wälder voller duftiger Kräuter; Flachs, Zuckerrohr, Reis, abwechselnd auf den weiten Feldern; summende Bienenschwärme, welche den köstlichsten Honig bereiten; Hügel und Ebenen, in anmuthiger Aufeinanderfolge und zahlreiche Heerden von Rindern und Schafen in den duftenden Thälern."

Polyglotte hing so aufmerksam an dem wunderverkündenden Munde Colas, daß er jeden Augenblick auf dem schmalen Wege stolperte und dabei immer mechanisch sprach: „Man kann hier sehr leicht fallen; nehmen Sie Sich in Acht!“ Wenn er das kaum gesagt hatte, trat er schon wieder fehl und wiederholte seine Warnung, ohne von der fortgesetzten prächtigen Schilderung Colas seine Aufmerksamkeit wegzuwenden.

Endlich hatten sie den höchsten Gipfel erreicht und der überraschende Anblick des stolzen wogenden Meeres sprang in ihr Auge, das zu klein für die Unermeßlichkeit war. In der Ferne, wo der Horizont sich dem Wasserspiegel zu vermählen schien, tauchten einige dunkele Linien auf, welche die Küste von Madagaskar andeuteten. Hätte sich Hippolyts Seele bei diesem Anblick mit Stolz erfüllt, so würden Polyglotte's Worte ein ziemlich richtiger Ausdruck derselben gewesen sein. Dieser rief nämlich mit Enthusiasmus: „O, Königliche Hoheit, wenn ich je gezweifelt habe, daß die Könige von der Natur in ihren Anlagen, ihren Gefühlen, ja selbst in ihrem Blute bevorzugt sind, so bin ich jetzt davon am entferntesten. Ich vermag mit meiner unter-

druckten Seele Ihnen nur schwach jede Empfindung nachzufühlen, welche Sie beim Anblick dieser glücklichen, ihres Scepters harrenden Regionen ergreifen muß."

Aber Hippolyt wurde nur von einem Gedanken ergriffen, dem, wie am sichersten die Fortsetzung dieser Fußwanderung zu bestellen sei? Denn unter ihnen dachte sich der Felsen bis zur Brandung des Meeres schroff ab und bildete in seinem ganzen Umfange eine Bucht, in Gestalt eines Hufeisens.

„Sollt' es möglich sein, Colas," fragte er, „bis dort unten, wo ein gebahnter Steg zu sein scheint, ohne Gefahr hinabzuklimmen?"

„Warum nicht?" antwortete Polyglotte, und rutschte von dem steilen, eckigen Felsen so unvorsichtig hinunter, daß er zwar noch glücklich den bezeichneten Pfad erreichte, durch gewaltsames Lachen aber seinen Schreck verdecken mußte. Er schlug hie und da an eine Felskante und blutete mit einer leichten Verwundung am Kopfe. Als ihm seine Begleiter, überlegter die Kanten als Stützpunkte auswählend, gefolgt waren, beklagte er, durch sein Lachen nicht auch die Löcher seines Fracks, die er sich aufs neue gerissen hatte, flicken zu können.

Der närrische Mann sah in seinem Aufzuge mit halb getrenntem Scheßflügel spaßhaft genug aus, und je unerschrockener er seinen Weg fortsetzte, je tapfrer die Physiognomie war, die er in die ausgetrockneten Mienen seines viereckten Kopfes aufnahm, desto größere Belustigung mußte er Hippolyt gewähren. Mit Polyglotte ließ sich Alles machen.

Eine kleine Grotte, welche noch in der Wölbung der Bucht lag, konnte bei der hohen Mittagshitze nicht einladender kommen. Die Wanderer waren in der besten Laune und ließen sich auf einer Schicht Corallen und allerhand Steinchen, welche die Fluth des Meeres zurückläßt, nieder. Polyglotte hielt diesen Zeitpunkt der Ruhe und des Bedürfnisses einer Unterhaltung für den passendsten, um mit einigen seiner Gedanken über Fürstenweisheit, Staatenwohl, Beförderung der Aufklärung dem jungen Prinzen auf den Leib zu rücken, ja es mag selbst in seiner Absicht gelegen haben, freiwillig über die ganz in Vergessenheit gerathene Aehnlichkeit der arabischen und madagassischen Sprache einige klägliche Geständnisse vorzubringen; aber Hippolyt wollte lachen, er wollte gerade den Professor am wenigsten ernst sehen, kurz er besaß all' die

Capricen, die Luſt der Kurzweil, das ganze Bedürfniß, ſich über Andere luſtig zu machen, in einem Grade, der mehr als etwas bewies, wie er zum Herrſcher geboren war. Er hielt Polyglotte den Mund zu und fragte ihn, ob er ſchwimmen könne?

Polyglotte ſah ihn darauf mit gutmüthigen Augen an und meinte, er hab' es zwar weder gelernt noch verſucht, zweifle aber durchaus nicht an ſeiner Fähigkeit. Wenn er bedenke, wie viel Jahre er gehungert habe, und wie leicht er jetzt ſein müſſe, ſo ſei ihm gar kein Zweifel mehr und ſprang, als Hippolyt grauſam lachend ein Stück Brot aus Celas Taſche ins Waſſer warf, mit dem ganzen Inſtinkt eines Pudels ihm nach. Das ſpiegelklare Waſſer war nicht tief, aber doch ſo bewegt, daß der Profeſſor nicht feſten Fuß fühlte, er ſchlug mit Händen und Füßen, arbeitete wie ein Schwimmer, athmete ängſtlich mit ſeiner ſchwachen Lunge, erſchnappte aber doch glücklich das Brot, welches er ſiegreich heraufſtrug. Der eine Flügel ſeines Rockſchoßes riß jetzt wirklich ab, als er den durchnäßten Frack auszog. Er ſah dabei Hippolyt mit ſtieren, ängſtlichen Augen an und bat ihn mit kläglicher

Stimme: „Königliche Hoheit, nur nicht noch einmal!“

Aber Hippolyt war grausam, das prinzliche Blut regte sich in ihm und lachend warf er ein neues Stück Brot, (das gerettete hatte Polyglotte mit Recht aufgegessen), in die Fluth, und der alte Narr mußte noch einmal das Bad des Schreckens versuchen. Die vorigen Manöver wiederholten sich, Polyglotte schien die Kunst eines Wassertreters nachzuahmen, weil ihm Alles darauf ankam, festen Boden zu fühlen, er setzte alle Anstrengung daran, den Bissen zu haschen und appertirte ihn endlich mit einer sichtbaren Erschöpfung, die mehr für seine Schonung bat, als die Worte: „Ach, Königliche Hoheit, lassen Sie's jetzt genug sein!“

Hippolyt lachte und hatte Ursache dazu, denn der alte Mann konnte sich nicht enthalten, das Stück Brot trotz dem, daß er am ganzen Körper zitterte, wieder redlich zu verschlucken.

„Hat er noch Lebenslust,“ dachte Hippolyt, „so kann ihm das dritte Mal nicht schaden,“ und ergriff den abgerissenen Rockzipfel, den er viel weiter als zuvor warf. Diesen hätte nun Polyglotte um keinen Preis fahren lassen, er nahm sich nicht ein-

mal Zeit, das Warum hinlänglich auszuführen, sondern sprang mit der unvollendeten Phrase: „Kann ich ihn nicht wieder ansetzen, so läßt er sich doch zum Flicken —“ dem Rockschoße nach, wozu er einen verzweifelten Ansatz nahm. Aber kaum hatt' er ihn im Wasser erreicht, so stieß er einen fürchterlichen Schrei aus. Er warf sich der Länge nach dem Ufer zu und ehe er's erreicht hatte, sahen auch Hippolyt und Colas den Gegenstand seines Entsetzens. Es war ein Kopf, der auf dem Wasser schwamm. Er näherte sich, tauchte unter, ein ganzer Körper kam zum Vorschein und in wenig Augenblicken stand ein halb nacktes Weib mit triefenden, langen, grauen Haaren vor ihnen.

Es war der Blick einer Furie, mit welchem die Wilde (denn ihre Farbe verrieth ihre Abkunft), die drei Männer musterte. Sie erwartete, von ihnen angegriffen zu werden, als sie aber den zitternden, friedlichen Polyglotte und die Unentschlossenheit und das Erstaunen der beiden Andern sah, legte sich ihre drohende Stellung, ihre Mienen wurden beruhigter und mit kreuzweis über die Brust zusammen gelegten Armen, entbot sie ihnen demüthig ihren Gruß.

Die Pein des wechſelſeitigen Räthſels würde nicht ſo lange gedauert haben, wenn Polyglotte von ſeinen Bädern weniger erſchöpft geweſen wäre; vielleicht hätte er dann das ſtumme Weib, das ſich wieder aufgerichtet und unaufhörlich ihr Auge auf Hippolyt hatte, durch einige arabiſche Laute zum Sprechen gebracht. So aber eilte er in die Grotte, ſeine naſſen Kleider ſchüttelnd, und rief ſeinen Gefährten zu: „Ich will mich nur erſt umkleiden!“ was wiederum für den, welcher den Zuſtand ſeiner Garderobe kannte, höchſt komiſch war, denn worin wollt' er ſich umkleiden? Hippolyt ſchickte ſich auch eben an, darüber zu lachen, als das fremde Weib auf ihn zuſtürzte, ſeine Füße umſchlang und ſie küßte, und einmal über das andere mit gebrochenem Franzöſiſch ausrief:

„Mein Sohn, mein Sohn!“

Polyglotte kam, ſeine Beinkleider heraufziehend, aus der Grotte herausgeſprungen und ſchrie wie ein Beſeſſener: „Was, die Königin Mutter?“

Hippolyt ſuchte ſich betreten den Liebkoſungen der Wilden zu entziehen, und Colas trat zwiſchen beide, um ſie zurückzuhalten, in ihrer Verwechſelung fortzufahren; denn er wußte wohl, daß Hippolyts

Mutter längſt todt war. Aber die Fremde ließ ſich von ihren Erkennungen nicht abbringen, ſondern es ergab ſich bald, daß ſie für ein anderes Verhältniß nur einen falſchen Namen gewählt hatte. Ihre Geſten und ihre vereinzelten franzöſiſchen Worte kamen nämlich darauf hinaus, daß ſie Hippolyt nach dem Tode ſeiner Mutter geſäugt haben wollte; ſie beſchwor Colas, den ſie ohne Weiteres zu kennen ſchien, ihre Ausſage zu beſtätigen und ſchlang auf's neue ihr graues langes Haar um Hippolyts Füße. Colas beſann ſich, er betrachtete das Weib genauer und mußte, jetzt ſelbſt von dieſem Wiederſehen betroffen und gerührt, eingeſtehen, daß die Ausſage derſelben ihm nicht ohne Grund ſcheine, ja zuletzt, daß ſie über allen Zweifel gewiß ſei. Er hatte ſich auf die Madagaſſin beſonnen, welche den jungen Berora nach St. Marie begleitete, und ihn, der ſehr ſchwächlich war, noch in ſeinem zweiten Lebensjahre ſäugte. Damals war ſie noch ſchöner und blühender, verkehrte viel mit den Umgebungen Sylvain Roux's und lernte ſo viel von der Sprache der Fremden, daß ſie ſich ihnen bald verſtändlich machen konnte.

Auch jetzt begann ſie nach ihren unmäßigen

Freudenbezeugungen Hippolyt lange Erzählungen aus seiner Heimath zu berichten, die ihm nur insofern merkwürdig waren, als sie oft die sonderbarsten Ausdrücke wählte und in einem für ihn neuen, aufgeregten lebhaften Style sprach. Dabei setzte sie voraus, Hippolyt müsse mit der früheren Geschichte seiner Schicksale und seines Vaterlandes vertraut sein, und theilte ihm Nachrichten mit, welche ihm höchst unverständlich waren.

„Ach," sagte sie, „alle diejenigen, welche werth sind, von Krokodillen verschlungen zu werden, ich meine Deine Feinde, hatten den Thron ihrer Macht bis an die Wolken erhoben. Sie hatten sogar die Götter überwunden und sie gezwungen, dem Unrecht Gehör zu geben. Sie waren wie verheerende Blitze, welche im Gebirge die höchsten Stämme verzehrten, sie hatten große Macht, seitdem sie die ihrige mit der Deinigen, welche sie Dir raubten, vermehrten. Da geschah es aber, daß die Götter sich einst von ihrem Uebermuth befreiten, und die Zeit benutzten, ihre Gedanken in Verwirrung zu bringen. Seitdem wiesen sie sich einander die Zähne, und zerfleischten sich mit der Wuth der Tiger und Hyänen und der andern Ungethüme, welche im

Meere wohnen. Der König Rhadama wurde von seiner Gattin Ranavalona erschlagen und mit ihm alle seine Brüder und Vettern, an der Zahl tausend, damit Alles gerochen werde, was sie an Dir und Deinem Hause gesündigt hatten. Und die Kinder und Enkel bis ins vierte Glied wurden in die Knechtschaft geführt, und müssen Sclavendienste verrichten und vor der Königin und ihrem Liebhaber Andremiaja tanzen, wenn sie ihre Feste feiern."

Hippolyt fragte den trocknenden Polyglotte, ob er je einen solchen pathetischen Styl gehört hätte? und dieser bemerkte, daß es spaßhaft gewesen wäre, als die Wilde gesagt hätte, daß die Tiger und Hyänen im Meere wohnten. Colas aber, dem es gar nicht darum zu thun war, sich über die Mittheilungen der Eingebornen lustig zu machen, fragte sie über den Zustand, der drüben auf der Insel herrschte, aus, und erhielt von ihr darüber Nachrichten, welche sich herrlich für Hippolyts Unternehmen benutzen ließen. Alle ihre Reden kamen aber wieder auf ihr theures Idol, den Prinzen selbst, zurück und er mußte ihren Liebkosungen, so zuwider sie ihm nachgerade wurden, nachgiebig gewähren.

„Mein Sohn, die Sonne Deiner Heimath,“ sprach sie zu ihm gewandt; „wird Deinem Antlitz alle jene Farben wiedergeben, welche selbst der kalte Winter des Nordens noch nicht ganz auf Deinen Wangen auszutrocknen vermochte. Ich weiß es mit Prosetenblick, Du wirst wieder grün werden.“

„Soll mich Gott bewahren!“ rief Hippolyt und suchte sich von der Seherin loszureißen.

Sie ließ ihn aber nicht und fuhr begeistert fort: „Wahrlich, wahrlich, es wird eine Zeit kommen, da ich Dich auf dem Stuhle Deiner Erhöhung sitzend erblicke. Meine Träume werden wahr; ich wußte es, daß Du im Lande der Weißen Deine Götter nicht finden konntest, Du kehrst in den Mittelpunkt der Erde zurück und wirst neue Altäre bauen.“

Ein Schuß störte sie aus ihrer Vision, ein zweiter und eine Kugel fiel dicht neben der Gruppe ins Wasser. Hippolyt, der sich eben bekreuzte, und vor der heidnischen Zumuthung, neue Altäre zu bauen, zurückfuhr, trat erschrocken an den Felsen, Polyglotte sprang in die Grotte, Colas wagte kaum, sich umzusehen. Die Wilde wartete noch einen dritten Schuß, der ihr galt, ab, drohte mit furchtbarer

Geberde an den Rand des Felsens hinauf, stürzte sich in die Fluth, und wurde erst nach einer beträchtlichen Strecke wieder sichtbar, worauf sie sogleich verschwand und bald ihren Verfolgern entzogen war.

Die Gefährten konnten sich den Zusammenhang dieser Scene nicht erklären, Polyglotte meinte sogar, die eine Kugel hätte auf ein Haar dem Prinzen gegolten, und Hippolyt fühlte einen gewissen natürlichen Beruf, als Beschützer eines Weibes, das ihn so verehrte und dem er Einiges schuldig sei, aufzutreten. Ein eben entstandener Lärm oben auf dem Rande des Felsens, an dessen Fuße sie sich befanden, gab ihnen die Richtung an, wo sie sich zu beklagen hatten. Hippolyt erblickte den Adjutanten, den Marquis le Poivre, mit einem weißen Tuche wehen und in der Luft eine Menge von Gestikulationen machen, welche den Sinn einer Entschuldigung zu enthalten schienen. Dabei theilte le Poivre links und rechts an drei bis vier Leute, welche ihn mit Gewehren umstanden, Ohrfeigen aus, so daß die Genugthuung vollständig schien. Nichts destoweniger schickte sich Hippolyt an, den Felsen zu ersteigen, Polyglotte, behend

wie eine Katze, ihm nach, nur Colas verspätete sich, weil er älter war, und ihn die Malgaschin vor Allen interessirte. Er sah ihr noch immer in das todte Meer nach, als seine beiden Gefährten fast ihr Ziel erreicht hatten.

„Verzeihen Sie, meine Herren," rief der Marquis den Kletternden entgegen und reichte Hippolyt seine Hand zum letzten Sprunge auf das Plateau. „Verzeihen Sie die Unvorsichtigkeit meiner Leute, die in meiner Abwesenheit Ihnen, weiß Gott! gefährlich hätte werden können. Unglücklicherweise blieb ich beim Verfolgen jener verdammten Hexe etwas zurück, und die Vorschnelligkeit —"

„Aber was haben Sie nur gegen die Frau?" unterbrach Hippolyt den Adjutanten.

„O, das ist das gefährlichste Weib auf ganz Madagaskar," gab der verlegene Marquis zur Antwort; „Sie hat allen Weißen den Tod geschworen, steht im Auftrage der feindlichen Stämme auf der Insel drüben und spionirt fortwährend um unsere Kolonien herum. Durch irgend einen Zufall kennt sie einiges Französisch, sie weiß sich damit desto leichter hie und da bei den vereinzelten Kolonisten einzuschleichen, und zwingt uns, so auf der Hut zu

ſein, daß ich täglich zwei-, dreimal die Küſte recognosciren laſſen muß. Es iſt eine Schande, mit Weibern Krieg zu führen, aber Frankreichs Intereſſe hat in der That dieſe Furie zu fürchten."

In Polyglotte regte ſich wieder der Dienſteifer und wie er bemerkte, daß freilich in Hippolyts Zügen einiger Unmuth lag, fuhr er mit den Worten heraus: „Wiſſen Sie wohl, mein Herr, welchen Werth dieſe Dame für uns hat?"

Mehr zu ſagen verhinderte ihn ſein Herr, der ihn ſchweigen hieß, weil ihm die Erinnerungen an ſeine Geburt in Gegenwart eines ſo feinen, gebildeten Mannes, wie der Marquis, immer läſtig waren. Colas, der inzwiſchen auch nachgekommen war, fügte hinzu, die vorſchnellen Antworten des Profeſſors würden ſie noch einmal in Verlegenheit bringen. Der arme Polyglotte! Er blickte gekränkt zu Boden, und ſagte leiſe mit erſtickter Stimme: „Se. Königliche Hoheit verkennen mich, bei Gott!"

Hippolyt nahm den Vorſchlag an, in Begleitung des Adjutanten jetzt zur Tafel des Commandanten zu gehen. Unterwegs fuhr le Poivre fort, die Gefährlichkeit der verfolgten Inſulanerin um-

ſtändlicher zu berichten. Er ſagte, ſie ſei von jedem Kind auf St. Marie gekannt, und überall als eine Feindin gefürchtet, welche mit Hülfe böſer Dämonen den Menſchen und dem Vieh, allem Hab und Gut Unheil zufügen könnte. Wer aber wiſſe, daß ſich drüben auf der Inſel die feindſeligſten Dinge vorbereiteten, würd' ihr Herumſtreifen auf der Kolonie anders erklären. „Ich muß Ihnen geſtehen," fuhr der Adjutant fort; „daß wir unter ſolchen Umſtänden nichts ſehnlicher wünſchen können, als endlich von dem Miniſterium in Frankreich beachtet zu werden. Was man von der Kolonie auch Lobenswerthes ſagen möge, ſoviel iſt erwieſen, daß ihre Kriegsverfaſſung von der Zeit des Friedens ſehr gelitten hat."

Es war für Hippolyt langweilig genug, alle dieſe Auseinanderſetzungen, die wir nur in ihrem Thema angedeutet haben, anhören zu müſſen, er hatte den Adjutanten für einen feinen, gebildeten Offizier gehalten, und wunderte ſich, daß er ihn jetzt mit Dingen unterhielt, welchen er von keiner Seite Intereſſe abgewinnen wollte. Er war froh, endlich die Wohnung des Commandanten erreicht zu haben, entließ ſeine etwas grollend blickenden Ge-

fahrten, welche in die Herberge des Metzgers zurückkehren mußten, und gab Polyglotte noch scherzend den Rath, auch den andern Flügel seines Fracks abzutrennen, weil ihn eine kurze Jacke sehr stattlich kleiden würde. Polyglotte erwiederte trocken: „Ew. Königl. Hoheit haben nur zu befehlen."

Als Hippolyt in die Zimmer des Commandanten trat, meldete ihm Matois, daß Herr Cochon zweimal am Orte gewesen sei, um dem Herrn Lieutenant Berora seine Aufwartung zu machen: „Wer ist Herr Cochon?" fragte Hippolyt.

„Haben Sie schon gehört," antwortete Culotte, der eben aus der Thür trat; „Herr Cochon war zweimal hier. Herr Cochon ist ein reicher Mann, das will auf einer Insel wie St. Marie nicht viel sagen, aber was Sie interessiren wird, ist seine Leutseligkeit, sein zuvorkommendes Betragen, die feinen Sitten, welche in seinem Hause herrschen;" und indem er an le Poivre heranging, fuhr er, diesen zärtlich in die Backen kneipend, fort: „Und was die Liebenswürdigkeit seiner Schwester betrifft, so wenden Sie sich nur deshalb an meinen Freund, den Marquis." Eine Adresse, welche er mit heftigem Lachen gab, und die vom Adjutanten eben so

freundlich, obſchon etwas gemäßigter aufgenommen wurde.

Hippolyt verſtand ungefähr Einiges von dieſer Vertraulichkeit und erklärte, als er ſich auf einer Karte zum heutigen Abende in der Geſellſchaft des Pflanzers eingeladen fand, daß er auf Nichts begieriger ſein könne.

Wir unterlaſſen die detaillirte Ausführung, wie Hippolyt ſeine Zeit bis zum Beginn der Soirée des Herrn Cochon hinbrachte und erwähnen nur, daß ihm ein Frikaſſée von Fledermäuſen, womit der Commandant ſeine Tafel geſchmückt hatte, ſo viel Ekel und Unmuth verurſachte, daß er bis zur ſiebenten Stunde der unerträglichſte Menſch war. Seine beiden alten Freunde, welche ihn nach Verzehrung ihrer Kaninchenbraten wieder beſuchten, vermochten weder einen Gruß, noch irgend ein Wort von ihm zu erhalten. Er ſtreckte ſich mit Stiefeln und Sporen auf dem Sopha, das in ſeinem Zimmer ſtand, und brummte nur fortwährend in ſich hinein, daß Alles in der Welt Chimäre und Dummheit ſei, daß erſt noch eine neue Welt geſchaffen werden müßte, daß Gott lange genug regiert und ſein Stiefel ein Loch hätte. Mit ſolchen rhapſodi-

schen Faseleien konnte er Stundenlang zubringen. Welcher meiner jungen Leser erinnert sich nicht zuweilen von ähnlichen Anfällen ergriffen zu sein?

Die Klagen, welche dann Eure Freunde über Euch ausstießen, blieben auch hier nicht aus; denn als sich Hippolyt mit dem Adjutanten in die Soirée des Herrn Cochon begeben hatte, seufzte Polyglotte und sagte: „Da geht er hin und läßt uns im Stich! Wie launisch er ist! Nichts kann man ihm recht machen. Selbst wenn man seine Befehle vollzieht, hat er, ich will nicht sagen keinen Dank, nein, nicht einmal ein Auge dafür. Sah' er wohl auf die Veränderung, welche mit meinen Rockschößen vor sich gegangen ist? Er befahl mir, wie ein Kellner, Hausknecht, wie ein Boutiquier gekleidet zu sein, und jetzt bemerkt er's nicht einmal."

Colas war eben so ungehalten als Polyglotte; doch tröstete er sich leichter.

„Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf," sagte er, „ich weiß, der gute Junge ist leichtsinnig, allein man kann ihn lenken, er ist für gute Rathschläge empfänglich, und thut auch Alles, wenn man es gern hat. Wir steuern langsam, das ist wahr, bei Gott, das ist wahr; aber wir kommen

doch zum Ziele. Die Begegnung der Amme ist uns in dieser Rücksicht günstiger, als wenn der Commandant verspräche, mit hundert Mann uns beizustehen. — Kommen Sie, Herr Professor, es ist so heiter draußen; die Sonne ist untergegangen; wir wollen uns über unsern Freund zu beruhigen suchen."

Polyglotte umarmte den alten Diener zärtlich und rief, entzückt auf das Abendroth zeigend: „Lassen Sie uns Freundschaft schließen, Colas, diese Stunde ist dazu geschaffen!" Und Beide traten hinaus in die kühle Abenddämmerung.

Culotte hatte sich mit seinem Podagra bei Herrn Cochon entschuldigen lassen. Le Poivre begleitete unsern Helden allein dorthin und unterrichtete ihn auf dem Wege von den Personen, welche er dort antreffen würde. Unter Anderm sprach er von des Pflanzers Schwester, Heloise, die er mit den frischesten Farben schilderte und dann lachend hinzusetzte, daß die Kolonie ihn gewöhnlich den Begünstigten dieser Dame nannte.

„Nichts als Verläumdung!" sagte er mehre Male hintereinander und ließ damit Hippolyt einen

Blick in sein Inneres werfen, wo vielleicht gerade das Gegentheil geglaubt wurde.

Herrn Cochons Besitzungen lagen auf einer Seite der Insel, welcher Hippolyt noch nicht ansichtig geworden war. Er fand hier in der That Alles fruchtbarer und besser bestellt und fragte seinen Begleiter, warum die Kolonie gerade in der ödesten Gegend der Insel angelegt sei. Dieser war noch mitten in der Auseinandersetzung der verlangten Gründe begriffen, als Beide des Pflanzers geschmackvoll eingerichtete Wohnung schon betraten und mit einem Luxus empfangen wurden, der dem verwöhnten Pariser sehr wohl that. Zwar waren alle Heiducken und Bedienten schwarz, aber sie waren trefflich uniformirt, gewandt, dienstbeflissen.

Auch Herr Cochon war eine überraschende Erscheinung. Ein Mann von kleiner Statur, feinen Sitten und einer Grazie in seinen Bewegungen, die selbst von seinem ansehnlichen Embonpoint nicht gehindert wurde. Er trug das Haupt gepudert, Schnallen an den Schuhen, kurz er war so liebenswürdig, daß Hippolyt in einem Meere von Entzücken schwamm.

Es waren sechs bis acht Personen, alte Herren

und alte Damen, verſammelt; doch führte Herr Cochon ſeinen jungen Gaſt zuerſt ſeiner Schweſter Heloiſe vor. Heloiſe war eine jener verblühten Geſtalten, welche den Verluſt der Jugend eine Zeitlang ſo bezaubernd durch einen Anſtrich von Schwärmerei und poetiſcher Reſignation zu erſetzen wiſſen. Sie hatte einen hohen, ſtattlichen Wuchs, die Taille einer Göttin und einen griechiſch geformten Kopf, aber das Alles mußte, als ſie noch jung war, noch weit ſchöner geweſen ſein. Jetzt war es nur noch der Zauber des Phantaſtiſchen, der ihre Reize zuſammenhielt, und ihnen auf zwei, drei Stunden, wo ihre höchſt ſorgfältige Toilette noch nicht verſchoben war oder nachgelaſſen hatte, Einiges von berechneter Wirkſamkeit verlieh. Heloiſe war eines jener Weſen, die der junge Mann zwar nie lieben, aber immer intereſſant finden wird, und die deshalb, weil ſie das Eine vom Andern nicht unterſcheiden können, beſtimmt ſcheinen, immer mit den unglücklichſten Leidenſchaften zu kämpfen.

Thee, eine Piece auf dem Piano, von Heloiſen geſpielt, eine zweite von ihr geſungen und vom Adjutanten begleitet, einige Braviſſimo's, vereinzelte Gruppen, und zuletzt Whiſt oder Boſton. Die

Parthien bildeten ſich inſtinktmäßig; denn ſchon ſeit langen Jahren folgten ſie einen Tag auf den andern, ungeſtört, immer dieſelbe Stunde, immer die gleichen Perſonen. Wenige blieben im Geſellſchaftszimmer zurück, unter ihnen Heloiſe und Hippolyt. Wer nur einigermaßen jene Klaſſe von Frauenzimmern, zu welchen Herrn Cochons Schweſter gehörte, kennt, wird es ohne mich wiſſen, daß ſie dieſen Abend nur für Hippolyt lebte. Alle ihre Gedanken zitterten ihm entgegen; da ſie ſo lange ſchon von ſeinem Aufenthalte in St. Marie wußte und ihn heute erſt ſah, ſo läßt ſich denken, wie aus der Neugier eine Steigerung bis zur Sehnſucht geworden war. Jetzt zogen tauſend Fragen durch ihre Seele: Wie iſt er? Was denkt er? Was empfindet er beim Untergang der Sonne? Wie gefiel ihm mein Spiel? Singt er? Glaubt er, daß ich gut ſinge? Kann er die Grauſamkeit beſitzen, meine Jahre zu zählen? Welchen Schriftſteller liebt er am meiſten? Ob er auch zärtlich ſein kann? Ob er wohl meine weißen Zähne bemerkt hat? Iſt er bizarr? Hat er wohl ſchon einmal geliebt? Glaubt er an die Religion? Wird er mich wohl haſſen, wenn ich ſchlecht tanzte? Iſt er für etwas

Höheres empfänglich? Ach, ſie ſind ſo zahllos dieſe Zweifel, welche ein liebeſieches Herz beſtürmen!

Hippolyt war nicht ganz jener gedankenloſe Zeitverderber, wie wir ihn geſchildert haben. Es iſt wahr, er liebte das Reiten, Tanzen, des zweckloſe Treiben über Alles, er konnte Stunden lang in den Gewölben der Bijoutiers ſtehen, um ihre neueſten Fabrikate zu betrachten, er ließ ſich in Wind und Wetter ſchicken, um der Caprice einer jungen Dame zu Gefallen zu leben, er blieb ganze Abende in den langweiligen Cirkeln alter Damen, wenn er nur darauf rechnen konnte, für die Vertraulichkeit mit ihren Töchtern einige Erlaubniſſe zu erhalten; allein er intereſſirte ſich auch für das Ideal, und wußte von der Literatur ſo viel als nöthig war, um nicht darin unbewandert zu erſcheinen. Und ſo war er auch mit Heloiſen bald in ein duftiges, zartes Geſpräch verwickelt.

„Sie nennen mich unglücklich," ſagte die Schwärmerin von ſechs und dreißig Jahren; „daß ich die Blüthe meiner Tage auf dieſer einſamen Inſel habe verleben müſſen. Dann kennen Sie mich nicht, dann ehren Sie nicht, was meine Seele bewegt."

„Verzeihen Sie," fiel Hippolyt ein; „wenn ich durch ein Bedauern, welches jeder andern Dame willkommen geweſen wäre, eine Unart gegen Sie—"

Er ſtotterte; man ſieht, wie ſchwierig es ihm noch wurde, ſich auf den Ton Heloiſens zu ſtimmen. Sie zog ihm lächelnd ſeinen Ring vom Finger und ſagte, damit ſpielend: „Eine Unart? gewiß nicht; aber eine Verwechslung. Die Natur hauchte den menſchlichen Seelen verſchiedene Empfindungen ein. Selten wird der Eine ſein Glück in dem des Andern finden. Ich pries mein Geſchick, als der gute Bruder mich dem geräuſchvollen Leben Bordeaux's entzog, und mit mir in dieſe fremde Welt zog, und habe noch nie eine Sehnſucht nach der Heimath verſpürt. Die Heimath iſt nur im irdiſchen Raume, aber es giebt Dinge, welche höher ſind als Raum und Zeit."

„Und dazu rechnen Sie mit allem Recht die ſchweſterliche Liebe," bemerkte pathetiſch Hippolyt, der ſich einbildete, jetzt etwas recht in ihre Gedanken Paſſendes geſagt zu haben.

„Die ſchweſterliche Liebe? Wie kommen Sie darauf?" fragte aber Heloiſe verwundert.

Der gute Hippolyt wollte gar nicht in den Zug

kommen, wohin ſie ſteuerte. Er entſchuldigte ſich, wenn er ihrem Gedankengange nicht recht gefolgt ſei, und ſagte: „Ich glaubte, daß Sie überall gern ſind, wo Sie Ihren Bruder haben. Allein, wenn Sie vielleicht die entgegengeſetzte Meinung haben —"

„Ei, ſo ſcherzen Sie doch nicht, Herr Berora," fiel Heloiſe ihm in's Wort und legte den Ring zwiſchen ihre Lippen, um die weißen Zähne zu zeigen. „Ueber die Liebe zu meinem Bruder geht mir wenig; man braucht nicht immer das Gegentheil einer Meinung zu denken, wenn man eine andre hat."

Und ſogleich fiel ſie wieder in ihre ſchmachtende, zerfließende Rolle zurück, und fuhr fort: „Nein, die Liebe zur Einſamkeit iſt es, die mich vor Allem an die Felſen kettet. Hier kann ich mich ungeſtört in meinen Träumen wiegen. Hier leb' ich in ſtiller Vertraulichkeit mit den ſtummen Umgebungen der Natur, denen ſich leichter Geheimniſſe anvertrauen laſſen, als einem ſchmeichelnden Freunde."

„Wie?" rief Hippolyt; „ſo jung und ſchon Mißtrauen in die Freundſchaft?" und bahnte ſich mit dieſem Complimente einen Weg, der ihn Heloiſen

näher führte. Sie seufzte, sah ihn mit einem langen fragenden Blicke an und ging, einen Auftrag ihres Bruders zu vollziehen.

Mochte nun Heloiſe inzwiſchen in der Küche eine Magd ausgeſcholten, oder kalte Speiſen trenchirt haben, mochte ſie ihrem Bruder ein Schnupftuch oder etwas Andres, das unter ihrem Verſchluß ſtand, haben geben müſſen; die Saite, deren Ton in Hippolyts Seele zu widerhallen vermochte, war einmal angeſchlagen. Sie knüpften ihr Geſpräch von Neuem an, und kamen von der Freundſchaft auf die Liebe, von der Liebe zur Treue, von der Treue zur Leidenſchaft, von der Leidenſchaft zu ihren Verirrungen und von den Verirrungen auf die neuſte franzöſiſche Literatur, wo ſich denn zuletzt die Ueberſchwänglichkeit in die einfachen, abkühlenden Fragen: „Haben Sie dies geleſen? Kennen Sie das Buch, was ich meine? Lieben Sie des Autors Styl?“ und ähnliche auflöſte. Beide hatten ſich vortrefflich unterhalten, und während Heloiſe Alles von Hippolyts Gefühl hoffte, ſetzte er alle ſeine Ausſichten auf ihre vortreffliche Ausſprache, ihre feine Art zu u...eilen, auf die ganze Genugthuung, welche für ihn in ihren Umgebungen lag: kurz, auf

den einzigen Haltpunkt, der ihn seinen schon unfreiwilligen Aufenthalt jenseits des Aequators erträglich machen konnte.

Noch an demselben Abende stellte sich für Hippolyt die Unmöglichkeit, auf seine Eroberungspläne irgend Zeit, Hoffnung oder Anstrengung zu verwenden, noch lebhafter heraus. Eines Theils überraschte es ihn zwar, auch bei Herrn Cochon nichts von seinem Vorhaben zu vernehmen, er gewöhnte aber sich daran, es in so vernünftiger, gebildeter, reeller Gesellschaft für eine Chimäre zu halten, und wünschte, als er mit dem Marquis le Poivre aus der Wohnung ihres Wirths heraustrat, nichts sehnlicher, — als daß sein Fuß über einem Pariser Steine stolpern möchte, daß alles Frühere Täuschung, jeder Baum ein Haus und das Ganze die Straße St. Dominique in Paris wäre.

Ein zweites Begegniß war ihm in diesem Zustande noch unwillkommner. Denn als der Marquis sich an einem Scheidewege, wo er ihm deutlich das Haus des Commandanten zeigte und Hippolyt sich selbst überlassen konnte, von diesem trennte, und der junge Prätendent mit allen seinen gleichgültigen, trägen, überdrüssigen Plänen den einsamen

Gebirgsweg allein fortsetzte, sagte ihm eine gewisse Ahnung, die auch bei verschlossenen Augen und Ohren hört und sieht, daß sich ihm eine zweite Person zur Begleitung angeschlossen haben mußte. Man kann unter solchen Umständen ein beklommenes Herz haben, ohne die Furcht eines Schneiders zu kennen. Hippolyt hatte eine Uebersetzung des deutschen Hoffmann gelesen und glaubte an die blauen Weingespenster des preußischen Kammergerichtsraths, er blieb stehen, und fragte den nächsten Baum, ob sich vielleicht Jemand hinter ihm versteckt hätte.

Als er aber nichts hörte und sah, ging er weiter und dachte, da der geheimnißvolle Parallelismus nicht aufhören wollte, neben ihn herzuhuschen, es könnte Colas oder Polyglotte sein, die ihn von seiner Soirée abholen wollten, wie ein junges Mädchen aus einem Kinderball. Deshalb rief er, ohne in der Finsterniß Jemanden zu sehen, mit beherzter Stimme: „Ich bin es ja, Colas," und fühlte sich zu seinem Schrecken von einem dunkeln Menschen umhalst, der ihn so heftig und doch so nachgiebig drückte, daß es ihm anfangs schwer wurde,

die Gewaltthätigkeit von der Liebkosung zu unterscheiden.

Es war aber Alles nur Ausdruck der Freude, der Unbekannte verwandelte sich in ein Frauenzimmer, und dies selbst konnte nur die Wilde aus der Hafenbucht, Hippolyts Amme, der weibliche und gefürchtete Emissär von Madagaskar sein. Ihre gebrochene Rede quoll in die zärtlichsten Begrüßungen über: „Ich werde nie fern von Dir sein," rief sie; „denn Du bist der Apfel meines Auges. Blind war ich, da ich Deinen Fuß an dem Ufer ferner Ströme wandelnd wußte; nun wirst Du die Thäler Deiner Geburt niemals verlassen! Komm hinüber auf den Thron Deiner Väter!"

Hippolyt, dem dieser zärtliche Ueberfall höchst peinlich war, riß sich aus ihren Umarmungen los, und sagte, daß er dazu jetzt gar keine Zeit habe.

Die Wilde, die ihn nicht verstand, setzte ihre Aufforderungen fort. „In allen Königreichen der großen Insel," sagte sie; „findest Du keinen Arm, der so kühn die Wogen des Meeres durchschneidet, wie der meinige. Auf meinem Rücken trag ich Dich hinüber, mache alle Seitenbewegungen, welche nö-

thig ſind, um die Wallfiſche zu vermeiden und lege Dich nieder in den Schooß der zahlloſen Völker, welche Deiner Erſcheinung harren."

Es dauerte lange, ehe die Wilde ohne Hülfe des Lexikons und der Grammatik ſich aus ihren Perioden verſtändlich herauswickelte, und Hippolyt konnte daher Zeit gewinnen, ſeine Herberge zu erreichen. Er war in der That beſorgt, das Weib könnte des Teufels ſein, ihn auf ihre Schultern nehmen, und mit ihm in die Südſee und den atlantiſchen Ozean hinabſpringen. Er ſagte ihr daher unaufhörlich, es ſei ſchon ſpät, und ſie möchte nur nach Hauſe gehen und ſich vor den Hunden des Commandanten in Acht nehmen, deren Zähne ſchärfer wären, als die Augen des Adjutanten, wenn er mit ſeiner Flinte nach ihr ziele. Das Weib verſtand von dieſen Dingen nicht viel, glaubte ihn nichts als Ja, und wieder mit Ungeduld Ja ſagen zu hören, und trennte ſich von dem Gegenſtande ihrer Anbetung, nachdem ſie ihn durch mancherlei myſtiſche Geberden und Formeln vor den böſen Geiſtern in Sicherheit geſetzt hatte.

Hippolyts Mißbehagen ſtieg aufs Höchſte, als er erfuhr, daß ſeine Begleiter ſich ſchon zu ihrem

Kaninchenmetzger begeben hatten. Er warf ſich unruhig, ohne ſich zu entkleiden, auf ſein Lager, und monologiſirte einen bittern Strom von Verwünſchungen, der endlich auf die Zauberin-Amme übertrat, und alle Gedanken an ſie unter Galle ſetzte.

„Ich möchte raſend werden," rief er; „wenn ich an Walter Scott denke. Dieſe Mag Marilis, dieſe Norne, dieſe Here von Endor, die mir jeden Abend an's Fenſter klopfen kann! Wie hab' ich das neuliche Urtheil des Globe, welcher den ſchottiſchen Erzähler tadelt wegen dieſer ſcheußlichen, fratzenhaften Geſtalten, die jeden Augenblick mit ihren widerlichen Hihi an den Felſenecken vorſpringen, wie hab' ich dies gründliche Urtheil gebilligt! Es iſt ſchauderhaft, dieſe Abgeſchmacktheit jetzt ſelbſt erleben zu müſſen. Es ſcheint, als ſei ich beſtimmt, ein Opfer der Romantik zu werden. Ich ſchreie mich todt, wenn mir das Frauenzimmer eines Abends wieder ſo in den Weg ſpringt. Der Angſtſchweiß ſteht mir noch auf der Stirn. Und, was ſie nur will? Du großer Gott, wär' ich doch nur bei geſundem Leibe in Paris!"

Unſre Erzählung macht bei dieſem Ausrufe ihres

Helden einen Ruhepunkt. Wir ſind jetzt im Stande die bisher entwickelten Verhältniſſe vollſtändig zu überſehen; wir wiſſen, unter welchen Bedingungen, Zufällen, Umgebungen man eine Zeit lang auf St. Marie leben kann. Es genügt, daß wir mit den Perſonen und Lagen vertraut ſind, unter denen Hippolyt noch eine geraume Zeit auf dieſer Inſel zubrachte. Es war dieſem jungen Offizier immer einleuchtender geworden, daß der Beruf zum Abentheuerlichen Keinem angeboren wird, ebenſo wie es längſt erwieſen iſt, daß die Geburt Niemanden fähig macht, ein großer Mann, oder auch nur ein König oder Kronprinz zu werden. So wie es Fürſten giebt, welche, wenn ihnen die Wahl ihres Berufs überlaſſen geblieben wäre, es vorgezogen hätten, als Mäkler ſich an der Börſe anſtellen zu laſſen, oder Siegellack zu fabriziren, ebenſo giebt es Menſchen, welche eine erſte Verirrung der Natur in großartige Situationen verſetzen wollte, und die an den erſten beſten Juden den Wechſel verkaufen, welchen ihnen die Zukunft doppelt bezahlt hätte; Menſchen, die ihre natürlichen Privilegien, Schönheit, ſchlanke Geſtalt, Anlage zum Witz, tauſend briefliche Berechtigungen gegen Zahlpfennige einſetzen

und ſie in einem kindiſchem Spiele verlieren; Menſchen, welche ihren Beruf, Helden des Jahrhunderts zu werden, in dem Boudoir einer ſchönen Frau, oder in einer idylliſchen Liebe, vergeſſen.

Zu ihnen gehörte Hippolyt. Die Gunſt des Schickſals, eine romantiſche Laune des Geiſtes, welcher die Geſchichte geſchehen läßt, gab ihm Alles an die Hand, um ihm einen Beſitz von Ruhm zu ſichern, den er weit eher verdient hätte, als der ſchwarze Chriſtoph von St. Domingo oder der Doktor Francia in Paraguay, weil er gut und edel war; allein einer andern Fee, welche ſchon Jahrtauſende hindurch in die Rechnungen und Bücher des alten Kronos ihre Späße, Verwirrungen und Karrikaturen zu zeichnen pflegt, gefiel es, aus Hippolyt einen albernen Fant zu machen, der gern Auſtern aß und in einer Damengeſellſchaft Stunden lang auf nichts Acht hatte, als auf die herabfallenden Strickbeutel oder Schnupftücher, um ſie aufzuheben, einen Lieutenant ohne Ausſicht auf Avancement, der in ſeinem Leben noch keinen einzigen Rekruten gut einexercirt hatte, einen Menſchen, wie wir ſie auf der Parade, in der Geſellſchaft, im Kaffeehauſe dutzendweiſe bekommen können.

Man verzeihe mir doch dieſe harten Ausdrücke, welche ich gegen Hippolyt ſchleudere. Hab' ich nicht die meiſte Urſache, mich über ihn zu ärgern? Bracht' ich ihn nicht zu Menſchen, unter denen groß zu ſein eine Kleinigkeit iſt? Und ſelbſt das Beſte, was ich ihm bot, läßt er ſtehen. Wie liebenswürdig iſt nicht Polyglotte, aber Hippolyt lacht ihn aus. Wie rührend die Aufopferung des alten Colas! Aber ſein junger Herr weiß ſelten, wie oft er ihn kränkt. Wie unverkennbar die Verwechslung des Commandanten! Aber der Prinz achtet es unter ſeiner Würde, ihn über die Wahrheit aufzuklären. Wie deutlich ſpricht das Schickſal in dem Munde der Wilden! und ihr Milchſohn ſtößt ſie zurück und nennt ſie eine widerliche, unſchöne Romanenfigur, welche man aus äſthetiſchen Gründen verbannen muſſe. Die trockenen Sitten des Marquis, die Schwärmerei Heloiſens, die Auſtern ihres Bruders wegen für ihn mehr, als jede andre Rückſicht.

Polyglotte und Colas waren in Verzweiflung, da ſie ihre Hoffnung ſo ſchmählich untergehen ſahen. Während Jener alle Anſtalten machte, die Sprache des verheißenen vor ſeinen Augen liegenden Landes kennen zu lernen, unterhandelte dieſer

mit den Häuptlingen desſelben, und that in Gemeinſchaft mit der kühnen Wilden Alles, was der abentheuerlichen Expedition einen Schein von ſicherm Erfolg hätte geben können. Allein was halfen dieſe Bemühungen? Der Held des Glückes, auf deſſen Energie Alles ankam, blieb hinter den Couliſſen. Hippolyt war faſt den ganzen Tag in der Wohnung des Herrn Cochon, wo er von ſeinem Wirthe doppelte Buchhaltung lernte, einen Taubenſchlag anlegte, ein Paar Hunde abrichtete, oder mit Heloiſen über das Jenſeits ſchwärmte und gemeinſchaftlich mit ihr Verſe machte.

Es giebt keinen Zufall, es giebt keine blinden Schickſale. Jedes Begegniß hat ſein Geſetz, wenn es auch nicht gleich in ihm ſelbſt zu ſuchen iſt, ſondern in dem Umſtande, der es hätte verhindern können. Das iſt meine Lebensanſicht. Was Ihr thun wollt, thut ganz und alle Eure Schickſale ſind in Eure Hand gegeben! Die Verwegenheit ſiegt immer, während dem Vorwitz auf die Finger geſchlagen wird. Für den Muth iſt kein Erfolg neu, während der halbe Entſchluß von jedem Erfolge überraſcht wird. Seid Ihr Philoſophen in Eurem Lebenswandel, ſo tödtet die Hyder der Sinnlich-

keit bis auf das letzte Zucken, oder noch ihr abgeschlagener Kopf wird Euch verwunden! Seid Ihr umsichtig in den Kämpfen unsrer Zeit, so begnügt Euch nicht, den mannigfachen Tyranneien nur den Scepter zu nehmen; denn sie behalten dann immer noch Kraft, Euch mit ihren Kronen zu zerschmettern! Der Mechanismus des Schicksals ist der einfachste. Wer es herausfordert und dann davor flieht, auf den werden immer seine ersten Schläge fallen.

Hippolyt war der Göttin Ate verfallen. Wir schicken uns an, die Katastrophe zu berichten, welche seinem Lebensschicksale eine plötzliche Wendung gab, ihn aus seiner schlummernden Gleichgiltigkeit herausriß, und in Lagen warf, welche uns vor seiner Zukunft besorgt machen.

Eines Abends hatte er länger als gewöhnlich in dem Cirkel des Herrn Cochon zugebracht. Heloise las die ersten Gesänge eines großen epischen Gedichts vor, das von ihr und Hippolyt gemeinschaftlich verfaßt wurde. Die Zuhörer waren genöthigt, bis tief in die Nacht auszudauern, ebenso Hippolyt, der sich bescheidenerweise von den Lorbeern, welche dem Dichterpaar dargebracht wurden, nur die

Stiele aneignete. Dennoch von den Erfolgen ſeines Talents trunken, ſchiffte er ſich unter Heloiſens Fenſter, welches die Ausſicht auf die See hatte, zur Rückkehr ein. Er zog der Verſpätung wegen, nach dem Rath der übrigen Gäſte, das Ruder dem gebirgigen Landwege vor. Ein geſchickter Eingeborner führte den Kahn über den ſtillen, ſchlummernden Spiegel. Es war eine herrliche, magiſche Mondnacht, Hippolyt konnte noch in weiter Ferne das weiße Tuch unterſcheiden, das aus Heloiſens Fenſter ihm nachwinkte.

Unſer Held war für die Einſamkeit nicht geſchaffen. Es genirte ihn, wenn er ſich einmal ſelbſt überlaſſen blieb, und mit ſeinem Schiffer konnte er nicht ſprechen. Der Nachen hielt ſich nicht immer in der nächſten Entfernung vom Ufer, ſondern um ſeinen Weg in kürzerer Zeit zu vollenden, durchſchnitt er oft eine anſehnliche Fläche, die von einem Vorſprunge des Ufers an den andern führte. Es fiel Hippolyt, als ſie weit hinein auf dem Meere waren und ſich das Ufer nur in matten Umriſſen vom Nordlichte des Horizontes löſte, es fiel ihm auf, daß der Eingeborne zuweilen ſtehen blieb, ſein Ruder heraufzog, und unverwandt in die meerblaue

Fläche des Ozeans hineinsah. Verrath schien er von ihm nicht zu fürchten brauchen; denn es beruhigte ihn, daß Jener, je länger er in die Ferne geblickt hatte, desto schneller weiter fuhr.

Zuerst dachte er nun auch, daß dies Hinausschauen, dies ängstliche Aufhorchen nur die Sehnsucht des Wilden nach seiner Heimath sein könne, als ihn aber dieser eiligst durch eifrige Mienen aufforderte, das zweite im Kahne liegende Ruder zu ergreifen, und ihn zu unterstützen, stieg seine Besorgniß, und dem Anschein nach nicht ohne Grund. Ein dunkler Punkt rang sich aus dem blauen Mondschimmer in der Ferne hervor, trat den bedrängten Seglern immer näher, und entwickelte sich zuletzt als ein langes Kanot, dessen Gestalt schon verrieth, daß es von Wilden besetzt war. Einige Pfeile schwirrten durch die Luft her, und als die Fremden nahe genug waren, um das verlorne kleine Fahrzeug zu erreichen, flog eine lange Harpune in den Boden desselben, die auf der Stelle anwurzelte und das Entrinnen ferner unmöglich machte. Die Wilden zogen den eroberten Kahn an ihren Bord, und bald befand sich Hippolyt in der Mitte halb-

nackter Menſchen, welche bis an die Zähne mit Beilen, langen Speeren und Dolchen bewaffnet waren. An eine Vertheidigung war hier nicht zu denken. Sein Führer und er, Beide wurden ergriffen, in das größere Schiff gebracht und gefeſſelt auf den Boden niedergeworfen.

Hippolyt konnte zwar nicht zweifeln, daß ihm der trockne Baſt, mit dem er geſchnürt war, Hände und Füße wund rieb, aber dennoch befand er ſich noch immer in einer Illuſion, die ihm das eben Erlebte wie eine Scene aus der Romanenwelt vorkommen ließ. Er ging von ſeiner eigenen Lage ganz ab, und fragte ſich, ob er die Flibuſtier der Kinderſchriften oder die Naturwilden Cooper's oder die Kannibalen Eugen Sue's oder wohl gar die frommen katholiſchen Indianer Chateaubriand's vor ſich habe? Sie waren zwar von Marterwerkzeugen umgeben, doch ſchienen ihm dieſe für Menſchen zu rieſenhaft, und es ſtellte ſich ihm als erwieſen heraus, daß dieſe Wilden auf den Wallfiſchfang ausgegangen ſeien, ſich verſpätet und eine ſo gefundene Beute, wie ihn, nicht verſchmäht hätten, mitzunehmen. Was werden ſie aber mit Dir

anſtellen? fragte er ſich; und die Beſorgniß vor einem Unfall ergriff ihn doch mit mehr als poetiſcher Furcht.

Die Männer ſprachen wild über ihn weg, und die zuweilen aus der Bruſt ſeines Leidensgefährten ächzende Klage ſchien ihm den Inhalt dieſes leidenſchaftlichen Gezänks zu errathen. Großer Gott, dachte er, an welchen Autor ſoll ich mich nun halten, um über die Abſichten dieſer Ungethüme im Reinen zu ſein? Ich fürchte, daß die Wahrheit auf Seiten der einfachen Geſchichte Robinſon Cruſoe's liegen wird, und ich von dieſen Menſchen mehr zu erwarten habe, als die Karaiben jemals an ihren Gefangenen ausübten. Und wenn nun dieſe Menſchen wüßten, daß ich ihr legitimer König bin, wenn ich's ihnen nur ſagen, oder durch Zeichen ausdrücken könnte! Wo nur meine Amme ſtecken mag! das extravagante Frauenzimmer könnte mir jetzt ungemein behülflich ſein. Ach, Gott, was werden Colas und Polyglotte meinetwegen für Thränen vergießen! —

Hippolyt verſank in völlige Erſchöpfung, die Bande preßten ihn, daß das Blut ſtockte, und ein klägliches Winſeln war der Ausdruck, in welchen

das Gefühl seiner unglücklichen Lage ausbrach. — Wir werden ihn nicht lange so klagen hören können, ohne das tiefste Mitleid mit dem Armen zu empfinden.

Der Mond verzog sich hinter die Sterne, und auch die Sterne schwanden mit dem erwachenden Morgen. Das reizende Ufer der großen Insel dehnte sich unabsehbar im Angesichte des anlandenden Fahrzeuges.

Ein sanfter Schlaf hatte sich Hippolyts bemächtigt, und ihm den Schmerz seiner Fesseln tragen helfen. Er erwachte und hatte Mühe, sich sogleich wieder in den Zusammenhang seiner Begegnisse zu finden. Man lös'te die Bande, welche ihn am Gehen verhinderten. Hippolyt stand auf und erblickte das Ufer eines Landes, welches er einst unter ganz andern Umständen zu erreichen gehofft hatte. Die riesenhohen Bäume, die duftigen Wiesenteppiche, die buntgefiederten Vögel, die am Wege wuchernden Pflanzen, welche von den Botanikern in dem jardin des plantes sorgfältig gepflegt wurden, Alles traf ein, auch die Menschen, welche zahlreich am Ufer versammelt standen, entsprachen den Beschreibungen, die ihm Colas von seinem

Vaterlande gemacht hatte; aber seine eigene Lage, seine Umstände waren so gar verschieden von den Erwartungen, die er in St Marie selbst schon aufzugeben anfing!

Er folgte seinen Räubern in ein großes Dorf, das sich am Ufer entlang zog, und wurde von einem zuströmenden Gewühl neugieriger und scheinbar gutmüthiger Wilden fortgetragen. Vor einer Hütte, welche gegen die übrigen durch einige Vorzüge abstach, hielt der Zug inne, ein großer, alter Mann von ehrwürdigem Ansehen trat aus ihr heraus, und wurde von den Umstehenden mit sichtbaren Zeichen der Verehrung empfangen. Der Kazik, dachte Hippolyt, oder der Priester, der bei den Menschenopfern den Vorsitz hat. In der That brachte man einen großen hohen Klotz und eine noch höhere Stange herbei, entkleidete den todtbleichen Hippolyt, der sich vergebens sträubte, und zwang ihn, jene Erhöhung zu besteigen.

Alle diese Manipulationen waren für den armen Pariser um so peinlicher, als sie von einem Wildendurcheinander aus tausend Kehlen begleitet wurden. Er verstand kein Wort von diesem Sprachgewege und fühlte sich mit seiner nächsten finstern

Aussicht um so einsamer und hoffnungsloser. Inzwischen war er an den Pfahl festgebunden, und sah erwartungsvoll auf die herumwogende Menge, aus der einzelne Stücke seiner ihm genommenen Uniform wieder zum Vorschein kamen.

Wie weit muß nicht das Gefäß des menschlichen Gemüths sein, daß es oft so verschiedenartige Eindrücke zu gleicher Zeit fassen, ja, daß dem ungeheuersten Schmerze zuweilen noch eine kleine, wohl gar lächerliche Rücksicht zufließen kann! Man steht am Sterbebette seines Vaters und eine Fliege zwingt Dich, nach einer andern Seite zu sehen, um nicht zu lachen, wenn sie in ein Glas Milch fallen sollte. So sind nicht alle Menschen, sondern nur jene, die sich entweder durch eine Art stoischer Philosophie an eine gewisse Empfindungslosigkeit gewöhnten, oder deren natürlicher Hang den Zerstreuungen fortwährend hingegeben ist. Hippolyt gehörte zur letzten Art: er bemerkte, wie ungefüge sich diese Menschen seiner Lieutenantsuniform bedienten, wie der Eine den Rock so anzog, daß die Schöße nach vorn kamen, der Andre die Epauletts an die Ohren band und andre Mißgriffe, übersah dies Alles nicht mit stierem, gläsernem Auge,

sondern fand es zum Lachen spaßhaft, obschon er der Erwartung lebte, im nächsten Augenblick Alles, diese Menschen, dies schöne Land, das Meer, St. Marie, Colas, Polyglotte, Heloisen, den Pudel seiner Hauswirthin in Paris, Alles zum letzten Male gesehen zu haben.

So grausam schien aber doch Hippolyts Schicksal nicht werden zu wollen; er überzeugte sich bald selbst, daß seine Ausstellung nur dazu diente, für ihn einen Käufer zu finden. Er überlegte, daß er kein Schwarzer wäre, daß Madagaskar nicht zu den Barbaresken gehörte, und schloß daraus, daß hier das Geschick eines Sklaven nicht so fürchterlich sein könne. Dann fuhr er in seinen Ueberlegungen fort, wenn ich mich so recht in meine Lage hineindenke, so ist es einmal gewiß, daß sie kein Traum ist. Sodann gewöhn' ich mich daran, die Wahrheit der Wirklichkeit an die Stelle des Scheins in der Poesie zu stellen. Alles wird anders, wenn man es selbst erlebt. Diese Wilden gehören weder Cooper noch Chateaubriand an, es ist eine ganz neue Race, Menschen, welche, wie ich aus den rauchenden Essen und den Geräthschaften mancherlei Art vor den Hütten sehe, welche Lust zu den schönen

Künſten und Wiſſenſchaften haben. Den Romanenſchreibern verdanken wir die fürchterlichen Schilderungen des Sklavenſtandes, weil dieſe Leute gigantiſcher Motive bedürfen. Ich glaube an Nichts mehr, und will mich daran gewöhnen, alle Dinge für beſſer als ihren Ruf zu halten. Die Poeſie wird hier zur Fabel und das Wahrſcheinliche iſt gerade das, was ſich am wenigſten bewährt."

Während dieſes Selbſtgeſpräches war ein Mann, deſſen Geſtalt und Tracht ſich von denen der Uebrigen unterſchied, und der hier fremd zu ſein ſchien, zu Hippolyt hinaufgeſtiegen, hatte ihn von allen Seiten unterſucht und handelte ihn gegen zwei Ochſen von ſeinen Räubern ein. Hippolyt verſtand dieſe wechſelſeitige Auslieferung, und fand ſie ſo drollig, daß er ſeines Zuſtandes vergeſſend und in den alten Leichtſinn zurückfallend, in unmäßiges Lachen ausbrach, wofür er von ſeinem Herrn leicht hätte gezüchtigt werden können, wäre dieſer nicht mit dem Verkäufer in lebhaftem Wortwechſel begriffen geweſen.

Hippolyts Herr wollte es nur einſtweilen bleiben, denn er war ein reiſender Sklavenhändler und trachtete darnach, ſeinen jungen Einkauf ſobald wie

möglich wieder abzusetzen. Hippolyt wurde in der Herberge untergebracht, nothdürftig gekleidet, gut unterhalten, was die Nahrung, schlecht, was die Gesellschaft anbelangt.

Kriegsgefangene, unvorsichtige Wanderer, welche sich von der Landstraße verirrt hatten, heruntergekommene Arbeiter, jüngere Söhne, theilten mit ihm dasselbe Schicksal, entfernten sich aber Einer mehr als der Andre von seinem Aussehen, das ihnen Allen fabelhaft erscheinen mochte. Alle Farben, die sich merkwürdigerweise in allen Nüancirungen auf Madagaskar finden, schattirten sich auf ihren nackten Körper ab von Hippolyts verdächtigem Weiß, der Bronzefarbe der Ureinwohner, bis zur Negerfarbe der späteren Einwanderer. Schon diese Sonderbarkeit zu verfolgen, machte Hippolyt Vergnügen, er wurde ungewöhnlich heiter, und machte so viel stumme Scherze mit seinen Gefährten, daß sie ihn überaus liebgewannen und ihm dieselben lustigen Gesellen in seinen Eroberungsplänen gewiß beigesprungen wären, wenn sie nur darum gewußt hätten.

Aber mit dem Abende kehrte auch in Hippolyts Seele das Gefühl seines Mißgeschicks zurück. Er

hatte ſich vielleicht eingebildet, dieſe ganze, mit ihm geſpielte Farce werde nicht länger dauern, als bis Sonnenuntergang. Er hatte das Meer nicht aus den Augen verloren, und immer noch auf die endliche Ankunft der ganzen Bevölkerung von St. Marie gehofft, aber es wurde Nacht und er mußte zum zweiten Male in ſeinem Leben ſich bequemen, außer dem Bette zu ſchlafen. Noch peinlicher war es ihm, als ihn ein dicker Neger, der Sklavenwächter, aus den ſüßeſten Träumen weckte, und ihn nicht ohne beleidigende Peitſchenwinke antrieb, vom Maisſtroh aufzuſtehen. Hippolyt machte Lärm und rief ſeinem Störenfried auf das beſte Franzöſiſch zu, daß er nicht gewohnt ſei, vor acht Uhr aufzuſtehen, aber es war Alles um ihn her fürchterliche Wahrheit, der kaum ergrauende Morgen, das Ausbleiben Colas zum Ankleiden, der ſiſtirte Kaffee, die Riemen an den Füßen, die Prügel, der Abmarſch. Das von Nebeln bedeckte Meer ſchwand allmählig gänzlich und die Wanderung nahm unmittelbar ihre Richtung in's Land hinein.

Hippolyt hatte von der Natur ein ſo heiteres Temperament bekommen, daß trotz ſeiner unheilvollen Lage noch viele Tage anbrechen können, ehe

er mit der Wiederkehr der Sonne nicht auch den verlorenen Muth wieder erhielte. Die Hügel mit ihren freien Blicken in die lachende Ferne, die Flüsse mit ihren blumenreichen Gestaden, alle Wunder dieser großartigen, noch immer tropischen Natur, flößten neues Leben seinen ermattenden Hoffnungen ein. Er wurde froh, wie Alles um ihn her, und dachte sich mit verführerischer Täuschung in die Illusion einer pittoresken Reise hinein. Er überredete sich, daß Hunderte an seiner Stelle sich glücklich schätzen würden, in diesen Umgebungen zu weilen, und er rechnete im Geiste alle die Fehler, welche er an den Naturschilderungen der neuern Romantik, gegen welche ihn Heloise einzunehmen gesucht hatte, aufdecken wollte.

Doch dauerte diese Freude nur so lange, als die Kraft des Körpers aushielt. Als sie von dem angestrengten Wege überwunden wurde, als der Abend mit seinen ungewissen Schatten, die Herberge mit ihren plebejischen Unbequemlichkeiten herankam, ließen die Schwingungen seiner Seele nach und ein einziger dumpfer Laut der Trauer tönte in seinem zerrissenen Innern wieder. Er fühlte sich so verlassen, wie er es wirklich war.

Dieſe Märſche wiederholten ſich noch zwei Tage, ehe der Sklavenhändler ſeinen Markt erreichte. Obſchon er ſie in der letzten Zeit kürzer einrichtete, um ſeine Waare nicht zu ermatten, ſo fanden ſich bei Hippolyt doch immer weniger Hülfsquellen vor, welche ihn ſein Loos hätten ertragen helfen. Wenn er auch am erſten Tage durch die Zerſtreuungen der Natur unterhalten wurde, wenn ihn am Zweiten ein Heldengedicht, das er in Gedanken entwarf, beſchäftigte, wenn er am Vormittage des letzten Tages auch in der völligen Gedankenloſigkeit einige Beruhigung fand, ſo ſchwand doch in den letzten Stunden alle Kraft, alle Hoffnung, er mußte geſtehen, daß er ſehr übel dran war.

Die Gegenden blieben an Fruchtbarkeit und Schönheit faſt immer dieſelben, aber die Menſchen wurden andere. Ihre Farbe gelblich, ihr Anſehen kriegeriſch, das Haar ſtruppig über die Stirn herabhängend. Sie wohnten aber zahlreicher zuſammen, ihre Dörfer waren gefällig eingerichtet, und Alles ſchien von dem Stolz der Unabhängigkeit, den die Küſtenbewohner, dem Regimente der Engländer und Franzoſen fortwährend erreichbar, nicht in dieſem Grade kannten, getragen zu ſein. Die ver-

käufliche Karavane kam mit heranbrechender Nacht in die große Hauptſtadt der Hovas an, dieſes kriegeriſchen Stammes, deſſen früherer König Rhadama durch alle Reiſenden bekannt geworden und von den Europäern öfters vergeblich angegriffen iſt.

Dies war dieſelbe Völkerſchaft, welche auch Hippolyts Erbſchaft zerſtört, ſeine Eltern getödtet und ihn den abentheuerlichen Schwankungen eines ungewiſſen Schickſals preisgegeben hatte. Von dieſen Kriegern hatte ihm Colas viel Fabelhaftes erzählt, von ihren Reichthümern, ihren künſtlichen Handthierungen, von ihrer polirten Lebensweiſe, und ſeine Amme in St. Marie hatte noch Alles hinzugefügt, was der Alte nicht wußte, da es ſich ſpäter zutrug. Vor Allem war die Königin Ranavalona intereſſant, die ihren Gemahl Rhadama ermordet hatte, und jetzt mit beiſpielloſer Kraft und Ueppigkeit, von ihrem Liebhaber Andremiaja unterſtützt, über die Hovas herrſchte. Hieher wollte einſt Hippolyt an der Spitze der ſiegreichen, für ſein Recht Alles in die Schanze ſchlagenden Schaaren ſeine Waffen wenden, und es war die gemeine Tracht eines Sklaven, in der er die berühmte Reſidenz der Meuchelmörderin betrat.

Die Scene ſeiner erſten Verſteigerung wiederholte ſich am Morgen des folgenden Tages, auf dem großen Markte der wunderbaren Stadt, die in einem phantaſtiſchen, religiöſen Styl gebaut war, nur daß ihn jetzt ſeine übrigen Leidensgefährten umſtanden, alle an Pfähle gebunden, über denen Name, Vaterland und Alter der Ausgebotenen bemerkt war.

Aus Hippolyts Antworten konnten die Händler eben ſo wenig klug werden, wie er aus ihren Fragen, und ſo blieb die Tafel über ihm leer. Das war vielleicht das Auffallende, was die Käufer grade zu ihm zog.

Hippolyt ſchimpfte wie eine Dame der Halle, als er von allen Seiten betaſtet, gemeſſen, befragt wurde. Man brach ihm ſogar, wie einem Pferde, den Mund auf, um ſeine Zähne zu zählen, eine Impertinenz, die er durch lautes Schreien und Stoßen zurückwehren wollte. Allein einige verdächtige Drohungen des alten Negers, der die Verkäuflinge beaufſichtigte, während der Herr mit den Luſttragenden unterhandelte, brachten ihn zur Beſinnung und er ließ die gelben Herrn aus der Reſidenz gern nach Zähnen ſehen, die durchaus nicht

ſo empfehlenswerth weiß, ſondern hie und da hohl und ſteckig waren, woran ſich Paris, Tortoni und die Eisbaiſers des Letztern erkennen ließen.

Der Sklavenhändler ſchien mit den Frühkäufern nicht abſchließen zu wollen: er erwartete augenſcheinlich die reichern Leute, welche ſpäter aufſtehen und länger brauchen, um in die Kleider zu kommen, vor Allen aber einen Mann, welcher, als die Sonne ſchon hoch ſtand, wirklich erſchien. Ein kleiner unanſehnlicher Hängebauch, in dem Aufzuge eines orientaliſchen Haremsinſpektoren, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit ſelbſt ein Verſchnittener, aber in Seide und köſtliche Pelze gekleidet, von einer Schaar Bedienten begleitet, von allen Umſtehenden durch tiefe Verneigungen begrüßt. Dieſer fand an den ſchwärmeriſchen Geſichtszügen Hippolyts ein großes Wohlgefallen, er unterſuchte ihn mit lächelnden Blicken, rief ſeinen Zahlmeiſter und gab, was für den Armen gefordert wurde.

Als Hippolyt darauf ſeinem neuen Herrn folgte, warf er noch einen freundſchaftlichen Blick auf ſeine übrigen Mitangepfählten; denn er war ſo gutmüthiger Natur, daß er ſelbſt ſeine Feinde liebgewonnen hätte, wäre er gezwungen geweſen, länger als drei

Tage mit ihnen umzugehen. Als er aber dieſe aus den Augen verlor und die Pracht ſeiner Bewachung und die Ehre, die man ihm erwies, ſah, ſpannte ſich ſeine Neugier und der Reiz der Erwartung ließ ihn das Mißliche, was ihn treffen konnte, im glänzendſten Lichte erſcheinen.

Beſinnen wir uns! Es ſteht eine Königin an der Spitze dieſes Staates, welche einen Liebhaber, einen jungen Offizier der Leibgarde, zu gleichem Range mit ihr erhoben hatte; woher ſoll alſo der Harem kommen? Nein, wir können um Hippolyt beruhigt ſein, es iſt kein Grund vorhanden, daß man ſeine Depravation zu einem Eunuchen zu fürchten hätte. Freilich ließ der weichliche Aufzug ſeines Herrn, die Ueppigkeit ſeiner Umgebungen auf einen ganz andern Stand ſchließen, als den er wirklich bekleidete; denn wer hätte unter dieſer ſybaritiſchen Hülle der Genußſucht einen Lord Oberſcharfrichter vermuthet?

Aber es war ſo, Hippolyt betrat die Wohnung dieſes Mannes, die dem prachtvollen, auf buntgemaltem Holze aufgeführten Pallaſte der Königin nahe lag, und erkannte bald aus den Geräthſchaften und den Manipulationen in den neuen Kreiſen ſeiner Thätigkeit wider Willen, in weſſen Dienſten

er ſich befand. Hippolyt empfand bei dieſer Entdeckung eine ſeltſame Miſchung von Schrecken und Ekel, von Horror und Dégout einen Schauder vor der unleugbaren Wahrheit und ein Mißbehagen, das ſich nur aus ſeiner äſthetiſchen Anſicht der Dinge erklären ließ.

Hippolyt war nicht der Mann, der über die kritiſchen Fragen der Schönheit eigne Grundſätze hätte aufſtellen können; aber er hatte ſich um fremde Urtheile bekümmert, und einige Antipathien gefaßt, die er überall durchzuführen ſuchte. Zu ihnen gehörte die Scheu vor dem Melodrama, vor den Leichenräubern, den Scharfrichtern, den Spielern und ähnlichen haarſträubenden Gegenſtänden, welche allerdings nur durch eine gräuliche Verirrung zu Staffagen der Schönheit erhoben worden ſind. Er ſtampfte mit den Beinen vor Aerger auf, und geberdete ſich wie ein poetiſcher Enthuſiaſt, der zum erſten Male ſeinen Lieblingsſchriftſteller einüben ſieht. Er wollte Genugthuung haben für die Dummheit, in den Roman ſeines Lebens einen Scharfrichter hineintreten zu laſſen, und hätte ſie bald von dem Aufſeher der Gärten ſeines neuen Herrn durch einige körperliche Erinnerungen erhalten können.

gemächlichsten orientalischen Negligée zu ihm, pflückte sich eine Schmetterlingsblüthe der zarten Pflanze Anduranga, klopfte seinem Knechte auf die Schulter und sagte:

„Alles in der Welt hat sein Amt und sein Ziel. Was Du säest, mein Sohn, ernte ich, was Du pflanzest, mähe ich ab. Der Eine steht an des Menschen Wiege, der Andre an seinem Sarge. Man kann aber nur auf eine Weise geboren werden, und auf mannigfache Weise diese irdische Hülle, das Leben, ablegen. Den Einen erschlägt die Ceder, den Andern das gelbe Fieber, den Dritten eine melancholische Stimmung seines Gemüths, den Vierten der Zufall, welches der mächtigste König der Erde ist; alle Uebrigen tödtet der Arm der Gerechtigkeit: und dieser Arm bin ich, durch Gottes und unsrer Königin und des Prinzen Mitregenten Gnade. Ich bin zwar nur ein Stiefbruder des Todes, und muß mit eigner Anstrengung mein Erbtheil, das den Uebrigen von selbst zufällt, erwerben, dafür genieße ich aber auch große Ehre und bin bei den Fürsten und Göttern der Erde in einem unverweslichen Ansehen. Ich halte mir Schaafe und treibe die Heerden der Rinder auf meine Berges-

triften, ich kann die Fiſche in meinen Teichen nicht zählen, und beſitze Sklaven, die mir gehorchen müſſen, weil ich ſie mit Zärtlichkeit behandele. Ich bin ein Feind der Sklaverei, ich liebe es nicht, wenn einer den Andern auf den Nacken tritt, aber was hilft's? meine Zeitgenoſſen ſind noch nicht reif für die Humanität, die Menſchenrechte werden erſt in funfzig Jahren begriffen werden. Bis dahin begeuß meine Blumen und tröſte Dich, wenn des Lebens Stürme brauſen, mit Glauben, Liebe und Hoffnung!"

Hippolyt verſtand von dieſer Anrede kein Wort, aber neben ihm war Jemand, der Alles begriffen hatte und es ihm zu erklären anfing, als der Oberſcharfrichter lächelnd mit ſeiner Blume und ſeinen Pantoffeln weiter ſchlarrte.

Dieſer Dollmetſcher war Ararata, eine Sklavin des Hauſes, welche ein gleiches Geſchick und eine dämmernde Neigung zu Hippolyt hinzog. Aber die Sprache, in welche ſie überſetzte, war unſerm Pariſer eben ſo unbekannt, als vorher die des menſchenfreundlichen Scharfrichters. Er hörte an den gleichen, gequetſchten, gezogenen, zerſtampften, ſich kollernden Lauten, daß ſie vermuthlich in dieſelbe

Sprache und nur aus dem Munde des Herrn in den ihren überſetzte. Allein ſie merkte ſein Mißverſtändniß und gab ihm durch die feinſten Geſten zu begreifen, daß ſie eine Sprache von daher, wohin ſie mit den Fingern zeigte, ſpräche, und bewies ſich ſogar als eine feine Beobachterin der Sprachunterſchiede, daß ſie, um den einen Dialekt zu bezeichnen, wie eine Schlange ziſchte, und um den andern, wie ein Puter gurgelte. Hippolyt verſtand ihre Andeutungen vollkommen, und hätte wieder, was er ſo gern zu thun pflegte, gelacht, wenn er nicht durch die Ankunft des Aufſehers unwillkührlich zum Ernſt getrieben wäre.

Ach, es iſt nur zu gewiß, daß Hippolyt immer mehr anfing, ein freudenloſes Leben zu führen. Seine Heiterkeit war verloren, ſein Schickſal war kein Scherz, und er unterlag ihm bald; in ſeine freie, ſtolze Seele zog die Furcht ein, und die Furcht legt allen höhern Eigenſchaften des Gemüths und des Geiſtes die Sordine an. Der Kreis ſeiner Anſchauungen verengerte ſich, er vegetirte fort in einer Beſchäftigung, welche täglich dieſelbe blieb, und ſeine Wünſche ſtreckten ſich kaum noch weiter, als bis zu der Stunde, wo er ſeine

Nahrung erhielt, oder eine Stunde ruhen durfte. Man kann ſich mitten im civiliſirten Europa davon überzeugen, wie Gefängniß, Armuth, Krankheit den ſtolzeſten Geiſt lähmt und an die Stelle der erhabenſten Eigenſchaften eine unglückliche Schwäche, Aengſtlichkeit, Unterdrückung treten läßt. Die Schauer des Hauſes, in dem Hippolyt lebte, vermehrten noch die Eindrücke, welche zerſtörend auf ſein Inneres wirken mußten.

Dieſe Seelenſtimmung war ganz dazu geeignet, die Annäherung Ararata's zu erleichtern. Ja es wurde für Hippolyt, der immer an dienende Umgebung und an Aufmerkſamkeit gewöhnt war, ſogar Bedürfniß, ſich unter den tröſtenden, erquickenden Einfluß dieſer Wilden zu ſtellen. Ararata war kaum dem Kindesalter entrückt, von olivenfarbenem Teint, dunklem, langem Haar, und in ihrer ganzen ſchönen Körperbildung bei weitem verſchieden von den kleinen, ſchwerfälligen, gelben Hova's, zu deren Stamme ſie nicht gehörte. Hippolyt war allmählig mit ihrem Schickſal vertraut geworden; denn obgleich ihm die Laute ihrer Zunge fremd waren, ſo blieben ſie es doch nicht immer; die Einſamkeit, die Hingebung, das gleiche Loos erleichterte die Ver-

ſtändigung; an die Stelle der Zeichen und ſprechenden Blicke traten allmählig artikulirte Laute, deren Sinn für Hippolyt nicht länger zweifelhaft blieb, und ſo bildete ſich aus Mienen und einzelnen Tönen eine Sprache, die zwiſchen ihnen Beiden ein vollſtändiges Einverſtändniß aufrecht erhalten konnte.

Auf dieſem Wege hatte Hippolyt Ararata's Schickſal erſehen. Sie war eine nahe Verwandte der grauſamen Königin. Ranavalona tödtete nicht nur ihren Gemahl, ſondern ſuchte deſſen ganze Verwandtſchaft auszurotten. Ararata's Vater war des Ermordeten Bruder, er fiel unter dem Meſſer des Scharfrichters, der jetzt ihr Herr war. Sie ſchien dem menſchenfreundlichen Mann entweder noch zu jung, oder er hatte Mitleid mit ihr, oder ſie hatte ſich unter den zahlloſen Schlachtopfern der Megäre auf dem Throne verlaufen, und blieb durch einen Rechnungsfehler bei der Abzählung der Eingelieferten und an die Guillotine Abgehenden am Leben. Der Aufſeher des Gartens hatte ſie erzogen und würde ſie wahrſcheinlich als ſein Kind adoptirt haben, wenn ſeine Frau ihn nicht plötzlich reich mit Kindern geſegnet hätte. Dieſe Fruchtbarkeit ſtieß Araxaten in den Sklavenſtand herab; und ſo kam es, daß ſie

ſich mit Hippolyt auf gleicher Stufe fand. Beide waren königlichen Geblüts, ſie eine Prinzeſſin, er ein Kronprinz, Beide mußten ſie jetzt die Blumen des Oberſcharfrichters ihrer Feindin begießen.

Mit der Möglichkeit, ſich verſtändlich zu machen, kehrte aber auch für Hippolyt eine freudigere Stimmung zurück; er durfte ſich wieder einigen Erinnerungen hingeben, ſeitdem ſie in ſeiner Lage nicht mehr ſtörend wirkten, und er damit die Neugier und Einbildungskraft Araxatens reizen konnte. Er erzählte ihr von Paris und den kleinen Beziehungen, welche ſein früheres Leben dort gehabt hätte, und erfüllte die Seele ſeiner Freundin mit einer zauberhaften Wunderwelt, in welcher ſie um jeden Preis zu leben wünſchte. Heftiger als je regte ſie aber bei Hippolyt wieder die Sehnſucht nach Europa, und die Freiheitsluſt beſchäftigte ſeinen Scharfſinn, um ein Mittel zur Flucht ausfindig zu machen. Er hatte ſich dabei gewöhnt, nichts mehr allein für ſich zu thun, ſondern in allen Fällen Araxata's Schickſal an das ſeinige zu knüpfen. Man konnte die Neigung, welche er zu der jungen Wilden hegte, nicht Liebe nennen, ſie war nichts mehr als die Folge ihres beſondern Zuſammentreffens, ihrer bei-

derſeitigen Anweiſung auf ſich ſelbſt, und der aufrichtigen Zärtlichkeit, mit welcher Araxata in der That an ihm hing. Schon ihre reizende Geſtalt, die Verführung der nackten Tracht, mußte ihn zwingen, ihrer entſchiedenen Hingebung mit ähnlichem Gefühle zu begegnen. Er wäre ohne ſie nicht geflohen, und machte ſie mit allen Plänen vertraut, welche er zu ihrer Befreiung entworfen hatte.

Es währte eine geraume Zeit, ehe ſie ſprachlich über ihr Vorhaben, noch länger, ehe ſie über die Tauglichkeit deſſelben ſich verſtändigt hatten. Nichts war leichter, als das Haus zu verlaſſen, aber ſchwierig, eine Abweſenheit von mehr als zehn Minuten zu verbergen. Beide ſahen ein, daß vor allen Dingen eine Gelegenheit eintreten müſſe, welche die Flucht begünſtigte und dieſe trat nach langem Harren und Forſchen endlich in der That ein. Die Königin hatte eine Verſchwörung entdeckt, welche gegen das Leben ihres Liebhabers gerichtet war; ſie war ſo zärtlich um ihn beſorgt, daß ihre Strafen ſo zahlreich über die Verbrecher verhängt wurden, als hätten deren Anſchläge ihr ſelbſt gegolten. Sie richtete unter den unglücklichen Opfern ihrer Königlichen Macht und ihrer verliebten Leidenſchaft ein

grauſames Blutbad an, ſo daß es dem Lord Oberſcharfrichter an Beilen und Händen zu mangeln anfing. Sein ganzes Haus ſah ihn Tage lang nur mit entblößten Armen, vom großen Richtplatz aus floſſen durch ableitende Kanäle ſo viel Blutſtröme durch das Gebiet des Henkers in den nahen Fluß, daß auf einige Zeit alle Arbeiten im Garten eingeſtellt werden mußten. Dabei war die Verwirrung des Hauſes groß, ſelbſt die hatten den Kopf verloren, welche nur gewohnt waren, ihn Andern abzuſchlagen, und Hippolyt, obſchon von den Schauern dieſer Gräuel in einen fortwährend fieberhaften Zuſtand geworfen, beſann ſich jetzt, wählte Zeit und Stunde, und machte ſich mit der muthigen Araxata auf den Weg. Allein wenn man ſie nur Beide zehn Schritte vom Hauſe entfernt noch ſahe, ſo wußte man, daß ihr Vorhaben nicht gelingen konnte. Da treten ſie nun Beide in eine Wüſte, in eine ausgeſtorbene Stadt hinaus, kein Menſch auf den Straßen, alle Thüren und Fenſter verriegelt, Furcht und Schrecken aus den Ritzen der Häuſer blickend. Sie konnten eine Viertelſtunde nach ihrer Flucht vermißt, und noch immer am Ende der Straße ihren Verfolgern ins Auge fallen,

weil es keinen Menschen gab, hinter welchen sie sich hätten verbergen können. Aber sie wurden schon früher als nach einer Viertelstunde vermißt: der hinterlassene Gärtner schrie das ganze Haus zusammen, die Knechte des Scharfrichters ließen die Beile sinken, wenn auch nur erst halbgeköpfte Schlachtopfer auf dem Klotze zuckten, und liefen den beiden Flüchtlingen nach, welche auch im Nu ergriffen und einstweilen, bis auf weitere Befehle des im Hofe kommandirenden Herrn, in ein finstres Gefängniß geworfen wurden.

Hätte noch Hippolyt seine alte Laune und so viel Lust zum Scherz wie früher gehabt, so würde er zu Araxata über ihre Flucht Späße gemacht, so würd' er gesagt haben: War es nicht lächerlich zu fliehen, und dabei eine Miene anzunehmen, als sollten wir vom Bäcker oder Krämer etwas für die Küche einholen? Es fehlte nur noch, daß Du ein Körbchen und ich einen Eimer in die Hand genommen hätte. Allein die Zeit der Illusionen, des Unglaubens, der Faseleien war vorüber, und Hippolyt mußte sich in dem finstern Kerker wohl gestehen, daß er recht unglücklich sei.

Araxata schien vor der Zukunft wenig Besorg-

niſſe zu haben. Ohne ſich darüber Rechenſchaft geben zu können, hatte ſie in ihrem Gefühl eine Ahnung von dem Glücke, zum erſten Male ihr Geſchick feſt an das ihres fabelhaften Freundes gekettet zu ſehen. Sie umſchlang Hippolyt mit ihren ſchwellenden Armen, und preßte ihn mit all' der Gluth, welche unter dieſem Himmelsſtriche die Liebe begleiten muß, an ihren nackten Leib, ſo daß der unglückliche Gefährte ſeines Schmerzes vergaß, das Stöhnen und Aechzen der im Hofe zum Tode Geführten und den Lärm der fallenden Beile nicht mehr hörte, ſondern von ſeinem eiſigen Schrecken in Araratens warmen Lebenshauchen, in ihren Umarmungen und dem Flüſtern einer für ihn nicht mehr barbariſchen und hieroglyphiſchen Sprache aufthaute. Ein ſanfter Schlaf brachte zuletzt alle Beſorgniſſe ins Gleichgewicht und löſte alle Berechnungen der ungewiſſeſten Zukunft in ſüße, bewußtloſe Vergeſſenheit auf.

Nach einigen Stunden erwachte Hippolyt von ſeinen Träumen, die ihn im ſchnellſten Fluge bald nach Paris, bald nach St. Marie verſetzt hatten. Alles war dunkel um ihn her, und nur von Araratens leiſem Athmen wurde die nächtliche Stille un-

terbrochen. Sie ſchlief in ſeinen Armen, und ihr Anblick rief ihm das jüngſte Ereigniß, das ſie Beide in dieſe Lage gebracht hatte, in ſeiner ganzen Friſche wieder vor die Seele. Es fiel ihm ein, daß er einen Umſtand derſelben vergeſſen hatte. Denn als er in einiger Entfernung von dem Hauſe des Scharfrichters war, und er zu ſeinem Schrecken rings Niemanden ſah, ſondern wie ſich Alles verſchloſſen und verſteckt hatte, da bemerkte er hinter einer hölzernen Säule des dicht anſtoßenden Portals der Königlichen Reſidenz, eine weibliche Geſtalt, welche er ſich erinnerte, einſt ſchon geſehen zu haben, auf welche er ſich aber um ſo weniger beſinnen konnte, als er in demſelben Augenblicke von ſeinen Verfolgern ergriffen und zurückgeführt wurde. Jetzt fielen ihm die unbekannten Züge wieder in's Gedächtniß, und er zweifelte keinen Augenblick, die auf St. Marie ſo gefürchtete Wilde, welche ſich ſeine Amme nannte, geſehen zu haben.

Hatte ſie ihn erkannt, war ſie darauf ausgegangen, ſeine verlorne Spur zu entdecken, ſo ſchien ihm die Rettung ſo gewiß, als er in ſeiner gegenwärtigen Lage alle Hoffnung darauf verloren haben mußte. Er wollte Araxaten wecken und ihr ſeine

freudige Botſchaft mittheilen, aber ſo gebrochen war ſchon die Kraft ſeiner Seele, ſo ſehr hatte ſich die Furcht in die geheimſten Winkel ſeines Gemüths, wo früher nur Sorgloſigkeit und Vertrauen herrſchte, eingeniſtet, daß er überlegte, ob jenem Weibe zu trauen ſei, ob ſie ihn nicht in dieſe Gegenden habe verlocken wollen, um den letzten Sprößling eines gefährlichen Stammes der Königin auszuliefern. Dieſe Annahme ſchien ihm einige Augenblicke wahrſcheinlich; dann aber, als ihm Colas und die offene mütterliche Sorgfalt des Weibes einfiel, verſtummten die ſich kreuzenden Gedanken ſeines Innern und er ſank in neue Ermattung und Traurigkeit zurück.

Nach einer traumhaften Dämmerung, welche Hippolyts Bewußtſein einige Momente hindurch gefangen nahm, ſchreckte ihn ein Geräuſch an der Thür des Gewahrſams auf. Er hörte, daß ſich draußen Jemand bemühte, ſie zu öffnen und doch dabei alles Geräuſch zu vermeiden ſuchte. Sie war von außen nur durch einen hölzernen Riegel geſichert, und ging ohne alle Schwierigkeit auf. Hippolyt ſprang erſchrocken vom Fußboden, und ſtaunte, Niemanden eintreten zu ſehen. Er ging beherzter auf

den Eingang zu, aber zu gleicher Zeit trat ihm auch eine Gestalt entgegen, welche das Dunkel zu erkennen verhinderte. Der flüsternde Anruf: „Berora! mein Sohn!“ klärte nach einigen Momenten peinlicher Stille den erwartungsvollen Prinzen über die Person des Ankömmlings auf. Es konnte Niemand anders, als seine Amme sein, die sich zu seiner Rettung nahte. Er trat ihr näher und sie, ihn erkennend, umfaßte ihn mit den sichtbarsten, schwer unterdrückten Zeichen der Freude. Sie winkte ihm zu folgen, aber Hippolyt nahm Anstand, Araraten einem zweifelhaften Schicksale zu überlassen. Obschon er in diesem Augenblicke so viel Vertrauen auf seine Rettung gefaßt hatte, obschon ihm der Muth und die ganze Anschauung seiner frühern Verhältnisse mit der Hülfe des genannten Weibes wiedergekehrt war, obschon er sich wieder in den Straßen von Paris sah, und sich nicht vorstellen konnte, was er dort mit seiner erotischen Liebe beginnen sollte, so war die Macht der Zuneigung zu Araraten doch so heftig in ihm erstarkt, daß er ohne sie schwerlich den dringenden Winken seiner Retterin gefolgt wäre. Er weckte seine Leidensgefährtin, riß sie mit sich fort, und da sie, obschon unfähig, sich

ſogleich in den Zuſammenhang dieſer Dinge zu verſetzen, ſich doch ohne Schwierigkeit in ſeinen Willen und ſein Beiſpiel ergab, ſo ging die Flucht ohne Hinderniß von Statten.

Die Vorſicht der Amme hatte ſchon überall den Weg gebahnt, und nach einer kurzen Wanderung über den blutigen, rauchenden Schlachthof, nach einem dreiſten Sprunge über einige niedrige Mauern, war das Freie erreicht und der Ort des grauſamſten Schreckens lag in beruhigendem, ungeſtörtem Frieden hinter ihnen.

Noch graute nicht einmal der Morgen, als die Flüchtlinge mit eiligem Schritte die hölzerne Stadt mit ihren noch im feſten Schlaf befangenen Bewohnern verließen.

Ein ſiegreiches Volk umgiebt ſich nicht mit Wällen und Palliſaden; die Hauptſtadt der Hovas war offen, ohne Mauern und Thore, und Hippolyt erreichte glücklich mit ſeinen Begleiterinnen den nächſten Wald, deſſen Schatten den Dienſt der eben verſchwindenden Nacht ablöſten. Hier ließen ſie zum erſten Male dem eilenden Füßen einige Raſt, die um ſo nöthiger war, da Arorata einen heftigen Schmerz an dem Schenkel verſpürte, der ſie faſt

verhinderte, ohne Weiteres den Weg fortzusetzen. Das Blut floß aus einer Wunde, die sie sich vermuthlich bei dem Uebersteigen der Mauern in der Wohnung des Scharfrichters zugezogen und jetzt erst bemerkt hatte.

Die Amme wollte von einer längern Verzögerung nichts hören, sie drang in Hippolyt, seine arme Freundin im Stich zu lassen, und sein Leben, worauf Alles ankäme, in Sicherheit zu bringen. Doch Hippolyt war, ich will nicht sagen, zu sehr Liebhaber, sondern auch zu edel, als daß er eine Rettung ohne Araxaten gewollt hätte. Er riß Blätter von einem Baume, wo er sie am breitesten fand, und suchte sie trotz der eben über die Zinnen des Königlichen Pallastes aufblitzenden Sonnenstrahlen auf der brennenden Wunde zu befestigen.

Araxata lag erschöpft im Grase und die Amme zerraufte sich das Haar, denn sie schwur, daß der Wächter von der Burg der Königin schon gerufen hätte, und die ganze Stadt jetzt belebt würde. Sie ergriff Hippolyt bei den Armen und suchte den zärtlichen Wundarzt wider Willen zu entführen, aber er wand sich von ihr los, und betheuerte, eher keinen Schritt zu weichen, bis er nicht wüßte, daß

Araxata sein eignes Loos theilte. Die Amme, seinen festen Willen zu beugen verzweifelnd, stürzte auf seine mißglückenden ärztlichen Versuche zu, riß den Laubverband von der Wunde, und beschied sie Beide, einige Augenblicke zu harren. Sie eilte ins Gebüsch, um irgendwo den Baum Sendisasat aufzusuchen, dessen Blätter die Malgaschen mit vielem Erfolg auf frische Wunden legen.

Inzwischen schien der lichte, sonnenhelle Tag zwischen die Bäume des Waldes hindurch, und die Räume, welche oben deren Wipfel offen ließen, füllsich mit dem Blau des Himmels. Hippolyt wagte es, dem Rande des waldigen Gebiets näher zu treten, und täuschte sich nicht, wenn er seine Flucht für das Ziel einer eifrigen Verfolgung ansah, welche in Staubwolken gehüllt die Fußtapfen der Flüchtlinge aufzusuchen schien.

Er lief zu Araraten, die sich zum Theil erholt hatte, zurück, er führte sie in voller Bestürzung an den Saum ihrer Schutzwehr, die sie nur einige Augenblicke noch unsichtbar machte, und Beide erkannten die Knechte ihres Herrn, die kaum noch tausend Schritte von dem Walde entfernt waren. Die äußerste Noth zwang sie jetzt zur schleunigsten Fortsetzung

ihrer Flucht. An die Rückkunft ihrer Führerin war kein Gedanke mehr; in hastiger Eil bahnten sie sich durch das niedre Gesträuch einen Weg, und strengten sich auf das Aeußerste an, ihren Vorsprung wenigstens zu verdoppeln.

Vielleicht gelang ihnen das; denn das Geschrei ihrer Verfolger entzog sich bald ihrem Ohre, und sie rechneten schon in einer beträchtlichen Hörweite von ihnen entfernt zu sein. Ihre von dem zurückgebogenen Gesträuch blutig geritzten Körper athmeten tiefer, sie glaubten ihre Schritte mäßigen zu dürfen; und entsetzten sich daher um so mehr, plötzlich ein herannahendes Geräusch im Gebüsche zu vernehmen. Noch hatten sie keinen Entschluß gefaßt, als in stürmischer Eile ein dichter Strauch sich öffnete, und die Wilde, der sie Alles verdankten, athemlos auf sie zustürzte, ihnen die nächsten Bäume zeigte und sie zwang, diese augenblicklich zu erklettern.

Nichts konnte von beiden Seiten mit größerer Gewandtheit, nichts aber auch so zu rechter Zeit geschehen. Denn fast noch auf derselben Stelle, wo sich die Wilde von dem Gelingen ihres Rathes überzeugte, hätten sie die Verfolger der Entflohenen

ergriffen. Sie stürzte fort, und sank, da aus allen Gebüschen die bewaffneten Knechte des Scharfrichters hervorbrachen, von einem Pfeile tödtlich getroffen, nieder. Die Herrliche hatte sich ihrem jugendlichen Freunde zum Opfer gegeben, Hippolyt mußte sich fest an die Zweige des erstiegenen Baumes klammern, als er sie sinken sahen.

Die Getödtete hatte auf jeden Fall der Verfolgung eine für Hippolyt und Araxaten glückliche Wendung gegeben. Die Dränger verzogen sich in Richtungen, die immer die falschen blieben, sie mochten sie nach allen Seiten hin einschlagen. Der Lärm verhallte immer mehr, und zuletzt war Alles still, auch die Todte unter den nahen Gebüschen hatte zu ächzen aufgehört. Araxata, behend und muthig, schwang sich wie ein Affe von einem Aste zum andern; sie traute dem dünnsten Reise, ergriff die vordersten Zweige des Baumes, auf dem sich Hippolyt nistete, und saß bald neben ihrem todtbleichen Gefährten, dem die schreckhaftesten Abwechselungen seines Schicksals die Zunge lähmten. Erst nach den zärtlichsten Liebkosungen und dem fast scherzenden Gekose Araxatens gewann er so viel Kraft, zu seufzen, und seine krampfhaft auf einen

trockenen Aſt geſtützte Hand zu erheben, um ſie von ſeiner dunkelfarbigen Freundin erwärmen zu laſſen.

Vor Anbruch des Abends wagten die beiden Flüchtlinge nicht, ihren Verſteck zu verlaſſen. Als ihnen die ſcheidende Sonne zum letzten Male die deutliche Vorſchrift des Weges, den ſie ferner einſchlagen mußten, gegeben hatte, ſtiegen ſie von dem hohen Baume herab, traten zuerſt zu der Leiche, über welcher Araxata einen leiſen Trauergeſang anſtimmte, ſie dann mit einer Handvoll Erde beſtreute, und ſetzten ihre Reiſe unter dem Schutze der Nacht und des waldigen Dunkels fort. Hippolyt nahm zum Andenken an die theure Frau, welche ſein Leben mit ihrem eigenen erkauft hatte, eine ihrer grauen Locken mit ſich, und gelobte ſich, ewig die Erinnerung an ſie, wie an ſeinen Schutzgeiſt, heilig zu halten. Der Götzendienſt, welchen er früher mit ſolchen Dingen getrieben, ſtörte ihn in der tiefen Empfindung nicht, welche ſeine Seele beherrſchte. Die furchtbare Wirklichkeit aller ſeiner Erlebniſſe hatte ihn zuerſt mit Furcht erfüllt, die Furcht warf alle ſtolzen Eigenſchaften ſeines Geiſtes zu Boden, erſt die ſpätern Schickſale richteten ſie wieder auf, und

er hatte ihnen den Ernſt und die Illuſion der Wahrheit, welche keine Illuſion mehr iſt, zugeſellt. Er hörte auf, über ſeine Begegniſſe zu reflektiren, ſondern war ganz bei ihnen gegenwärtig, weil ſie ſeinen ganzen Menſchen in Anſpruch nahmen. So dachte er bei der fortgeſetzten Wanderung nur an die Gefahr, an die Vorſicht, an den nächſten Strauch, den er zurückzubeugen hatte, an eine menſchliche Wohnung, der ſie ſorgfältig aus dem Wege gingen, an Araxata, der er jede Schwierigkeit zu erleichtern ſuchte. Hippolyt ſchien uns früher nur liebenswürdig, wir werden bald bereit ſein, ihn eben ſo achtungswerth zu finden.

Dieſe nächtliche Flucht wurde mehre Male wiederholt; am Tage gaben die höchſten Bäume Schutz und die Nacht räumte alle Hinderniſſe aus dem Wege. Wilde Muskaten, Feigen, Nüſſe von dem Rieſenbaume Havama, Takoreben, die ohne Zucht und Pflege wachſen, und vor allen die berühmten madagaſſiſchen Erdbeeren waren die Nahrung, mit welcher ſie ihren Hunger ſtillten: an Quellen fehlte es in dieſen gebirgigen Gegenden an keinem Orte. Die Sonne zeigte ihnen am Tage die Richtung, welche ſie entweder verfehlt, oder einzuſchlagen hatten,

um dem Meeresufer nahe zu kommen, und in der Nacht konnten sie sich an der Stellung der Gestirne, an den Morgen- und Abendstern halten. Sie rechneten, ihrem Ziele schon so nahe zu sein, daß sie anfingen, bereits über das weitre Fortkommen nachzudenken, wenn endlich wirklich hinter einer Anhöhe der Meeresspiegel ihnen entgegen blitzte.

Eines Morgens hatten sie Beide eine sanfte Anhöhe erstiegen. Die Sonne stand schon auf dem halben Wege, zwischen ihrem Aufgang und ihrem Zenith, das belebte Rauschen und Wehen der Natur war auch in dieser abgeschlossenen Einsamkeit hörbar. Hippolyt staunte bewundernd die üppige Wunderfülle dieser Gegend an, seine Blicke schweiften trunken über die blühenden Flächen, welche sich an dem Fuße des Berges, auf welchem er stand, bis weit in die Ferne dehnten, und er täuschte sich nicht, wenn er in dem weißen Silberpunkte am Horizonte den ersten Gruß des Meeres zu entdecken glaubte. Rings um ihn her drängten sich in freier Naturungebundenheit die zahllosen wunderbaren Bäume dieser Gegenden und Gewächse aller Art. In der grünen Blätterkrone des Bohansilan gierten negerfarbene Holztauben, goldne Quittenäpfel winkten durch

nklere Grün des Hintergrundes, wo ſich die
palme ſtreckt, wo von den verworrenen, viel-
wilden Muskatbäumen die blauen Raben
ſſe ſtehlen, wo die Hunits ihre gelben Schat-
erſen und von der Sonnenhitze einen wun-
n korallenrothen Schweiß treiben. Zwiſchen
die niedern Geſträuche und ein Gewirr von
fach verſchlungenen Schmarotzerpflanzen, Blü-
ller Farben und Geſtalten, die Arduranga.
ren ſchmetterlingsfarbenen Blumen, Gentia-
mit violettnem Schmuck, blaß veilchenblaue
, Alles duftend und den Sinnen ſchmeichelnd.
iyt wurde von dieſem Zauber überwältigt, er
raxaten in das thauige Gras und blickte in
em Entzücken durch die faſt künſtlichen Gänge
erraſſen dieſes Paradieſes.

lein was nahmen ſeine Augen wahr? Wel-
eudenſchrei ſchlägt in ſein Ohr? Was beſinnt
ppolyt noch lange, ehe er an zu lachen fängt?
Niemand anders, er iſt es ſelbſt, der Pro-
Polyglotte, der in bloßem Kopfe, in ſeinem
en Fracke, mit einem ſelbſt verfertigten Re-
em und einem langen Tubus, durch dieſe Tro-
nder rennt. Er war mit Colas aus einem

Bosket im Thale getreten, und hatte nicht sobald das oben auf dem Hügel sitzende Paar bemerkt, und sein Fernrohr angelegt, als er Hippolyt erkannte, einen Freudenschrei ausstieß und spornstreichs den Berg hinauf lief. Jetzt stand der trollige Mann vor seinem halbnackten, den Eingebornen durchaus nicht verläugnenden jungen Freunde; der Athem war ihm ausgegangen, er keuchte und war wie immer, wenn ihn die unwillkührliche Angst seines eingetrockneten Blutes ergriff, leichenblaß.

„Wenn ich nur erst Seitenstiche habe," ächzte er; „dann wird es besser. Aber mein Gott, Prinz, wo haben Sie so lange gesteckt? Ich habe mit diesem Tubus, der doch an das Aufsuchen von Sternen gewöhnt ist —"

Colas Ankunft verhinderte ihn, seine Schmeichelei zu beendigen. Das Wiedersehen des alten Dieners und Hippolyts war ein Akt der stummen Rührung. Sie umarmten sich mit herzlicher Freude, und es währte lange, ehe sie Worte fanden, um diese auszusprechen. Hippolyt, sichtlich mehr ergriffen, als seine Freunde, konnte nicht sogleich die Fassung gewinnen, um Colas und des Professors Fragen zu beantworten. Als aber diese sogleich über seine

weibliche Begleitung zu forſchen anfingen, da ſagte er zu ihnen:

„Ach, meine Guten, mein Herz iſt ſo voll von Freude, und zugleich von einem ſüßen Schmerze, wie Ihr es gar nicht begreifen könnt. Ich bin jetzt, da ich Euch wiederſehe, ſo reich, ſo glücklich, daß ich meine Empfindung gar nicht mit Worten zu faſſen vermag. Ich habe Alles gebüßt, meine Thorheiten, meine Unarten gegen Euch, die Ihr ſo treu waret, meine Unachtſamkeit, meine Trägheit, meine Gefühlskälte, Alles iſt mir durch das Schrecklichſte vergolten worden. Ich wurde auf dem Meere geraubt, in Bande geſchlagen, an grauſame Neger verkauft, wurde Sklave eines Wütherichs, mußte mich unter dem Stocke eines Aufſehers demüthigen, ich mußte Waſſer tragen, hungern, ich mußte täglich den fürchterlichſten Hinrichtungen beiwohnen, meine Amme, die ich Elender früher von mir ſtieß, rettete mich, ſie hielt ihren Leib hin, um mich zu ſchützen, ich begrub ſie in der Einſamkeit des Waldes, und irre jetzt ſeit drei Tagen und drei Nächten flüchtigen Fußes, um meinen Verfolgern zu entrinnen. Nun ich Euch wiederſehe, iſt es mir, als hätte ich meine Prüfung überſtanden, als dürft' ich

vor guten edlen Menſchen nicht mehr erröthen, und ich gebe Euch das Verſprechen, mich meiner Jugend, meiner Kraft, meiner Talente endlich würdig zu beweiſen!"

Dies Geſtändniß in dem Munde des einſt ſo hoffärtigen jungen Mannes hatte etwas unendlich Rührendes: Colas fühlte dieſe Stimmung viel zu ſehr, als daß er ſeinen Herrn jetzt mit vielen Fragen hätte überhäufen ſollen; aber Polyglotte's Neugier kannte dieſen feinen Takt nicht, obſchon er bei Hippolyts Worten die Thränen aus den Augen wiſchte. Seinen unverſchämten dreiſten Blick auf die mit ſichtlicher Unruhe im Hintergrunde harrende Araxata werfend, fragte er ohne Weiteres: „Aber Königliche Hoheit, ſo geruhen Sie doch, Ihren treueſten Diener Dero Vermählung nicht länger zu verſchweigen. Ich brenne vor Begier, meiner hohen Gebieterin die Huldigung darzubringen, welche ihr gebührt!"

„Nein, Sie Guter," ſagte Hippolyt, des Profeſſors kalte knochige Hand ergreifend; „kein Wort mehr von jener Thorheit, die nur Schaam in mein Antlitz treibt. Wollte ich die Pläne, wozu Du mich, mein Colas, antriebſt, in Ausführung bringen, ſo hätt' ich das Werk anders anfangen müſſen. Das Schickſal hat mich in eine andre Stellung gebracht, die mir angemeſſen war: es war nur die Langmuth des Himmels, mich noch bis St. Marie in meinen ſinnloſen Entwürfen gewähren zu laſſen. Alle Erinnerungen meiner Kindheit waren erſtorben, die

Laute der Mutterſprache von meiner Zunge verſchwunden, woher ſollte ich die Berechtigung nehmen, in meiner Heimath mit vermoderten Anſprüchen aufzutreten? Wo ich König ſein wollte, dahin ließ das Geſchick mich als Sklaven kommen. Noch fühl' ich einiges Mitleid mit mir, daß ich die Thorheit in dieſem Grade Meiſter werden ließ; kommt, Ihr ſollt mich lehren, einſt darüber zu lachen!"

Colas triumphirte, Hippolyts Perſon gerettet zu ſehen, und gab dafür gern die imaginäre Krone deſſelben hin. Polyglotte wiegte den ernſten Kopf, beſann ſich auf eine neue Phraſeologie, um ſelbſt bei Aufopferung der Königlichen Hoheit den Reſpekt nicht aus den Augen oder aus dem Munde zu laſſen, Hippolyt aber umarmte die ängſtliche Araxata, welche ſich vor den Fremden hinter ihrem Freunde zu verbergen ſuchte. Er ſah ein, daß er über ſie ſeinen Freunden noch eine Aufklärung ſchuldig ſei, und verſprach ſie auf dem Wege zu geben.

Als ſie den Hügel hinabſtiegen, begann Hippolyt: „Meine Begleiterin iſt meine Freundin, die ich nicht verlaſſen darf. Ich verdanke Araxaten Unſchätzbares. Sie war mein Troſt in der Sklaverei, ſie richtete mich durch ihre Liebe auf, ſie erleichterte mir das Ertragen des harten Looſes, das ihr gleichfalls ſeit frühſter Kindheit beſchieden war, ſie opferte ihr Leben, als ſie mit mir zu fliehen ſuchte, und als dieſer erſte Verſuch mißlang, theilte ſie die

Gefahren der neuen, glücklicheren Flucht. Ich verdank' ihr noch einen andern Schatz. Sie war es, die mich wieder mit den Lauten meiner Muttersprache bekannt machte, nur so konnte es uns gelingen, alle Verabredungen, welche jetzt zu meinem Heile ausgeschlagen sind, zu treffen. Schon aus Dankbarkeit dürft' ich sie nicht verlassen."

Araxata schien alle Worte ihres Freundes zu verstehen, sie blickte ihn mit ihren dunklen Augen an, und schmiegte sich in zärtlicher Scheu an seinen Körper. Aber auf Polyglotte machten diese Worte noch größern Eindruck.

„Himmel," rief er, „Sie können Madagassisch? Und Ihnen hat es der Herr Lieutenant zu verdanken? Madame, ich hoffte immer, daß auch ich diese Sprache verstände. Ich werde Sie Arabisch anreden und Sie werden mir in Ihrer Muttersprache antworten."

Und darauf setzte er mühsam einige Worte aus dem Koran zusammen, welche ungefähr so viel heißen sollten, als: „Wie befinden Sie sich?" Araxata fühlte, daß der Alte mit ihr sprach, sie sah ihn mit großen Augen an, lächelte dann und blickte zu Hippolyt hinauf, um ihn zu fragen, was der Mann wolle; denn sie verstand ihn nicht. Polyglotte aber, in der festen Meinung, sie hätte ihn verstanden, sprang einen Fuß hoch vor Freude und rief: „Welche feine Antwort! Madame sieht Herrn Hippolyt an; denn wie kann sie sich in seiner Nähe

anders als gut befinden?“ Dann fragte er wieder mit zusammengeflicktem Arabisch: „Sind Sie eine Liebhaberin von schönen Gegenden?“ Und da Araxata zufällig einen Blick auf den Hügel zurückwarf, so schwur er, daß er Madagassisch spräche, und beklagte nur, sein arabisches Wörterbuch in Tamatave gelassen zu haben; sonst würde er davon noch glänzendere Beispiele geben.

„Wohin gehen wir? Nach Tamatave? Ist Tamatave in der Nähe?“ fragte Hippolyt, den die Narrheiten des Professors belustigten.

Colas bestätigte dies. Er sagte: „Als wir an jenem ersten Abende, mit welchem unsre Leiden anbrachen, Ihre Rückkunft aus der Soirée des Herrn Cochon vermißten, gingen wir Ihnen zuerst auf halbem Wege entgegen, dann wieder zurück, dann, als Sie noch nicht da waren, in die Wohnung des Pflanzers. Wir erfuhren zu unserm Schrecken, daß Sie zu Wasser heimgekehrt wären. Genug, Sie blieben aus, und hundert Vermuthungen durchkreuzten sich in unsern besorgten Köpfen. Wir untersuchten die Insel an allen Ecken und Orten, der Commandant bot alles Lebendige, oder besser alles Halbtodte der Kolonie auf, um zu entdecken, wo Sie ein Ende genommen hätten. Aber Alles fruchtlos, keine Spur. Da besuchte mich eines Abends unsre alte Freundin, Ihre Amme, und theilte uns eine Nachricht mit, die zwar schrecklich war, aber

doch so lautete, daß Sie noch am Leben sein mußten. Sie erzählte, daß Sie Ihre Kleider am Ufer des Meeres in Madagaskar unter den Wilden vertheilt gesehen hätte, die schöne Uniform! Darauf habe Sie weiter nachgeforscht und entdeckt, daß Sie in das Innre des Landes als Sklave verkauft sein müßten. Das war hinreichend, uns zu dem Entschluß, der Frau bei Ihrer Rettung behülflich zu sein, zu waffnen. Während Ihre Amme uns verließ, rüsteten wir eine kleine Expedition nach Tamatave, wo die französischen Verbindungen noch nicht völlig abgebrochen waren. Es währte etwas lange, ehe wir den Commandanten zu einiger Energie vermögen konnten; aber er willigte zuletzt in Alles ein, und so gelangten wir mit fünf oder sechs tauglichen Menschen aus der Kolonie auf einer etwas schadhaften, aber für eine so kleine Fahrt nur brauchbaren Pirogue in Tamatave an. Seitdem irren wir am Ufer des Meeres entlang, und versuchten zuweilen in's Dickicht des innern Landes einzudringen. Die arme Frau dauert mich! Das Schicksal schien ein Opfer gewollt zu haben."

Polyglotte benutzte den noch übrigen Weg, um zu dieser kurzen Erzählung Colas noch alle Details anzugeben, welche dieser vergessen haben sollte. Seine Zunge war in ununterbrochener Bewegung, bis die kleine Karavane endlich die Niederlassung Tamatave erreichte, welche von friedlichen Eingebornen, die sich

mit dem Wallfiſchfang beſchäftigten, bewohnt wurde. Die Freude unter den Leuten von St. Marie, die um Hippolyt aufzuſuchen mit herüber gekommen, war groß; nur beklagten ſie, ſobald wieder in ihr hungriges, nacktes Eiland zurückkehren zu müſſen. Sie verwünſchten die Trägheit Culotte's, der die franzöſiſche Regierung zwar mit hundert unglücklichen Plänen beläſtigte, aber nicht einmal den Muth beſäße, dieſe Niederlaſſung auf der großen Inſel gegen die Hovas zu behaupten. Sodann baten ſie aber Polyglotte, mit ſeinem Fernrohr einmal die Richtung von St. Marie zu firiren, weil Einige von ihnen ſchwören wollten, daß ſie am frühen Morgen ein Segel dorthin bemerkt hätten.

„Ich werde ſogleich den Ausſchlag geben," ſagte dieſer und legte ſeinen Tubus an; „in der That, wenn am Glaſe des Rohrs mir keiner ein Stück Papier befeſtigt hat, ſo iſt das, was ich ſehe, eine Spanne weißer Leinewand."

Als die Uebrigen herantraten, erwies ſich die Vermuthung als vollkommen richtig. Ein Schiff kreuzte in der Bucht von St. Marie und die Erwartung beſtimmte die Mannſchaft, ſogleich in See zu ſtechen. Vor Sonnenuntergang ließ ſich die Inſel vielleicht noch erreichen.

Aus den Bekleidungen der Uebrigen ſetzte ſich bald eine civiliſirte Tracht für Hippolyt zuſammen: ſelbſt Polyglotte war ſo reich an Kleidern und Groß-

muth, daß er die einzige Manſchette, welche er trug, ſeinem Freunde anbot. Desgleichen wurden für Araxaten Umhüllungen geſchafft, die ihr Auftreten weniger auffallend machten. Polyglotte, gegen das ſchöne Geſchlecht immer zuvorkommend, löſte ſein Halstuch und überreichte es mit dem Anſtande eines Kavaliers dem armen Mädchen, das nichts damit anzufangen wußte. Es war unartig von den Uebrigen, zu lachen, als ſie es um den Fuß wand. Hippolyt erklärte, daß ſie dort verwundet ſei, und ermahnte ſeine Gefährten, Alles theuer zu halten, was es ihm ſei. Araxata ſetzte ſich zu ſeinen Füßen in dem Fahrzeuge, und ſenkte ihr Haupt in ſeinen Schooß.

Der weiße Punkt in der Ferne trat immer deutlicher aus den verſchwimmenden, zitternden Farbenmaſſen hervor. Es waren die eingereffften Segel eines Schiffes, das ſich bald als ein Königliches erkennen ließ. Die Bewohner der Kolonien jubelten, weil ſie ein aus Isle de france mit Lebensunterhalt oder dem Auftrage, ſie nach Frankreich zurückzubringen, gekommenes Schiff vermutheten. Hippolyt wünſchte, das Fahrzeug möchte für Europa beſtimmt ſein, und hätte es in dieſem Falle lieber ſogleich betreten, als daß er zuerſt noch in die Einöde von St. Marie zurückkehren ſollte. Die Pirogue fuhr dicht am Spiegel des anſehnlichen Seglers vorbei, und rief die oben aufgeſtellten Wachen

an, wohin ſie beſtimmt wären. „Nach Breſt!“ hieß es, und Hippolyts Herz ſchlug laut vor Freuden.

„Wenn lichtet Ihr die Anker?“ — „Morgen in aller Frühe.“ Colas, die Abſicht ſeines Herrn errathend, billigte dieſe, Polyglotte konnte es nicht, denn er war eingeſchlafen.

Hippolyt ſchied, nachdem ſie das Ufer erreicht hatten, dankend von den Koloniſten, die ſich um ihn ſo wacker verdient gemacht hatten. Er ſchlug einen kürzern Weg ein, um des Commandanten Wohnung zu erreichen. Es war ſchon dunkel geworden, im Hauſe Culotte's brannte kein Licht, und an der Thür erklärte Matois, wie man glauben könne, daß der Commandant an ſolch' einem Feſttage zu Hauſe ſein könnte. Er ſei ſchon den halben Tag hinüber zu des Pflanzers Cochon Wohnung. „Und der Kapitain vom Schiffe im Hafen?“ fragte Hippolyt. „Alle, Alle!“ hieß es, und Hippolyt ſah ein, daß er gleichfalls dieſen Weg noch zu machen hätte. Er brachte Araxaten und ſeine Gefährten im Hauſe unter, befahl ihnen, am nächſten Morgen Alles in Bereitſchaft zu haben, ſie würden mit dem Schiffe nach Frankreich zurückſegeln. Colas kleidete ſeinen Herrn froh und aus vollem Herzen beiſtimmend, in die zweite Uniform, die er noch als Reſerve beſaß, und bat ihn, bald zurückzukehren. Polyglotte war zu ſchläfrig, etwas zu antworten, und Araxate ſchlief ſchon feſt auf Hippolyts weichem Lager.

Es war in der Ordnung, daß ſich Hippolyt unterwegs am eifrigſten mit dem Gedanken an des Pflanzers Cochon Schweſter beſchäftigte. Wie ſie ihn intereſſirte, ſah man daraus, daß er erröthet wäre, wenn ſie um Araraten gewußt hätte. Er fragte ſich, was ſie zu ſeinem Wiederfinden ſagen würde, ob ſie ihn wohl vermißt, beweint hätte, ja er rechnete ſogar, wie er ihr die Rückkunft ſo wenig als möglich überraſchend machen ſollte.

Mit dieſem Plane war er aber noch nicht im Reinen, als er ſchon im Hofe der Meierei ſtand, nicht bemerkt von geſchäftigen Dienern, welche an ihm vorüberflogen, und ihm erſt auf ſeinen ausdrücklichen Anruf Rede ſtanden. Man erkannte Hippolyt und führte ihn in den hellerleuchteten Saal, in welchem die rauſchende Verwirrung einer großen heitern Geſellſchaft herrſchte.

Er hatte alle dieſe Perſonen ſchon einmal geſehen, aber er wußte nicht ſogleich, wo er ſie hinbringen ſollte. Seine Augen ſuchten den Wirth und deſſen Schweſter. Da ſtürzt Herr Cochon herbei, jetzt entdeckten den Wiedergefundenen erſt Alle und ein lautes Staunen löſte ſich von ihren Lippen.

„Sind Sie von den Todten auferſtanden?“ rief der Pflanzer; „Herr Berora, was haben Sie uns für Schrecken verurſacht. Wir ſchwuren, daß Sie irgendwo an der Küſte zerſchellt ſein mochten, und beklagten nichts ſo ſehr, als Sie bei dem heu-

tigen Feſte unſers Hauſes vermiſſen zu ſollen. Wiſſen Sie ſchon, was hier vorgeht?"

„Nein," antwortete Hippolyt; „ich finde, daß Ihre Soirée, die mir wohl noch erinnerlich iſt, heut ein ſtärkeres Colorit als gewöhnlich trägt. Wem zu Ehren dieſe großartigen Feſtlichkeiten?"

Herr Cochon konnte nicht ſogleich die Antwort geben; denn der Commandant Culotte hatte kaum von der Rückkehr Hippolyts gehört, als er von ſeinem Spieltiſch aufſprang und mit offnen Armen auf ihn zueilte.

„Sie Herzensfreund," rief er; „wo haben Sie geſteckt? Kommen Sie von Madagaskar? Großer Gott, wären Sie heut nicht erſchienen, morgen wär' ich mit einer vollſtändigen Expedition hinübergeſegelt, um die Spur, welche man von Ihnen entdeckt haben wollte, zu verfolgen. Jetzt ſind Sie da und ich höre auf zu reden, weil meine Freude zu groß iſt."

Auch der Adjutant in höchſtfeſtlichem Aufzuge trat jetzt hinzu, und, wie Hippolyt zu ſeinem Erſtaunen ſah, Heloiſe hing, wie eine Braut geſchmückt, an ſeinem Arme. Es war auch nicht anders: Beide feierten ihre Vermählung. Hippolyt war darüber bald belehrt, er ſtotterte einige Glückwünſche für die erblaſſende Freundin, die mit ihm im Mondſchein gewandelt war und Verſe gemacht hatte, und bat darauf, ihn dem Kapitain des im Hafen ſtehenden

Schiffes verstellen zu wollen. Mit diesem Manne allein zu sprechen gelang Hippolyt um so eher, als Alles auf Heloisen zustürzte, die bleich und ohnmächtig in die Arme le Poivre's gefallen war. Unser junger Freund war bald mit dem Kapitain einig, die Abfahrt war auf den Ablauf einiger Stunden festgesetzt, und die strengste Verschwiegenheit gegen die Gesellschaft zur Bedingung gemacht. Hippolyt benutzte die Verwirrung, um unbemerkt das Haus zu verlassen. Die Sehnsucht, zu seinen Freunden zurückzukehren, füllte bald wieder die Leere aus, welche Heloisens Untreue auf einige Augenblicke in seiner Seele hatte entstehen lassen. Es erwachte in ihm eine Leidenschaft für Araxaten, wie er sie nie gekannt und immer vermieden hatte. Aber sie drängte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

Als Hippolyt am andern Morgen seine Freundin zum Aufbruche ermahnte, fragte sie ihn, wohin er sie führen wolle?

„In ein Land," sagte er, „das mir eine zweite Heimath geworden ist, und das ich ohne Dich nicht wiedersehen mag. Du sollst die Theilnehmerin meines Schicksals sein, die einzige Eroberung, die ich zurückbringe; alle meine Freunde sollen Dich gleich meiner Schwester ehren; Du wirst die süße Sprache Frankreichs auf Deiner Zunge heimisch machen, und Dich den Gewohnheiten seiner trefflichen Bewohner anbequemen. Ich werde Dich niemals verlassen."

Ararate drückte ihr Angeſicht an ſeine Bruſt, die ſie mit Thränen benetzte: ſie kannte nichts von Treuloſigkeit, von dem, was wir abentheuerlich nennen, nichts von Beſorgniſſen, keine übertriebene Anhänglichkeit an Gegenden, in welchen ſie nur zum Dulden beſtimmt war, und dennoch zitterte ſie und ſchmiegte ſich ängſtlich an ihren Freund, der nicht minder von Ahnungen, die er ſelbſt nicht verſtand, gequält wurde. Sein Herz mochte ihm brechen, als ſie, unfähig, ihm mit Worten ihre Liebe deutlich zu machen, zu ſeinen Füßen niederfiel und ſeine Knie mit der Verehrung einer nur den Göttern gebührenden Andacht umſchlang. Hundert Verſprechungen ſchwebten auf ihren Lippen; ſie wollte ihm Alles ſagen, was ſie für ihn thun würde, daß ſie ihm auf der Jagd die verſchoſſenen Pfeile holen, daß ſie jeden Morgen ſein Bad mit Blumen würzen, daß ſie ihm mit ihren Gebeten den ſiebenten Himmel erflehen und keine Freude genießen wolle, deren größern Theil ſie ihm nicht zu koſten gebe. Aber alle dieſe Worte erſtarben in ihrem Munde, Hippolyt zog ſie zu ſich herauf, ein Kanonenſchuß fiel im Hafen, und Polyglotte ſtürzte herein, zum Aufbruch zu mahnen.

Colas folgte ihm mit vertrauenden, leuchtenden Augen, Alle umarmten ſich noch einmal innig, und Polyglotte führte, den Hut ſchwenkend, den Reiſezug an. Alle ſeine Habe trug er auf dem Tubus, den er dem Commandanten einzig aus dem Grunde

ſtahl, weil er ſeinen Gönner damit entdeckt hatte. — Ein Boot harrte an der Brandung, man betrat das ſchwankende Element, und ſtieg bald auf der herabgelaſſenen Strickleiter in den Kiel des Seglers.

Die Anker rollen herauf, der Wind erfaßt die Segel, im Nu ſchwankt das Schiff mit majeſtätiſcher Bewegung über die Fläche des trügeriſchen Elements. Unterlaßt nicht, ihm Eure beſten Wünſche nachzuſchicken! *

---

Hippolyt nahm in Frankreich wieder Dienſte. Er trägt jetzt die Epaulettes Louis Philipps; Colas iſt noch immer ſein treuer Freund und Diener; Polyglotte hat die Anwartſchaft auf einen Sitz in der Akademie; ſein ausgezeichnetes Werk über die Verwandſchaft der arabiſchen und madagaſſiſchen Sprache befindet ſich unter der Preſſe.

Noch immer liegt derſelbe Schleier der Melancholie auf dem jungen Manne, welcher in ganz Paris als der Prinz von Madagaskar bekannt iſt. Jetzt beſäß' er die Eigenſchaften, ſeine Eroberung zu machen, vielleicht mehr als früher, er kennt ſeine Mutterſprache; aber er lächelt, wenn ihm Jemand dazu rathet. Seine liebſte Freude iſt die, mit Colas und Polyglotte gemeinſchaftlich einige Stunden traulich zu verleben und dem Andenken Araxatens ſeine Worte und Thränen zu weihen. Die Unglückliche ertrug die Mühſeligkeit der Reiſe nicht, und fand tief in den Wellen des Ozeans ihr kühles Grab.

Schleiermachers

# Vertraute Briefe

über

# die Lucinde.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Thle. 8 Rthlr. — Gr.

Brentano, C., Ponce de Leon. Lustsp. 1 Rthlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Auf Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 4 Thle. 2te vermehrte Auflage. 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahldorf. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — französische Zustände, 8. 2 Rthlr. — Gr.

— — der Salon. 2 Bde. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Huber, Dr. V. A., Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die teutschen Universitäten, deren Verfall und Reform. 8. — Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle. 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Przebracki der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Gorgona. Bilder aus d. französischen Mittelalter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der Hundertundachtundzwanzig. 2 Thle. 3 Rthlr. — Gr.

Raupach, E., dramatische Werke komischer Gattung. 3 Thle. mit Portr. 8. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Schauspiele und Trauerspiele. 1r Thl. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

— — ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Woltmann, J. C. A. B., Beschreibung einer Reise nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. gr. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Schleiermachers

# Vertraute Briefe

über

# die Lucinde.

Mit einer Vorrede

von

Karl Gutzkow.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1835.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorrede.

Ich sende hier eine Opfergabe, welche die Liebe auf den Winterschnee des Grabes legen mag, das Schleiermachers bald zum ersten Male verjährtes Gedächtniß umschließt. Aber ich fühl' es, wie wunderlich sie sich ausnimmt neben den Huldigungen, welche ihm in ihrer Art die Vollstrecker seines Testamentes darbringen. Ich sehe zuerst weißgekleidete Mädchen, die jüngeren Schwestern jener Reizenden, welche zu meiner Zeit dem sonntäglichen Christenthume zur heil. Dreifaltigkeit so viel verführerische Ueberredung geben. Sie waren die Unglücklichsten, als Friedrich Schleier-

macher ſtarb; denn dieſes Mannes ſanfte Rede und heilige Unverſtändlichkeit war ihnen das Unterpfand des Himmels; dieſer weiße fluthende Bart, die eigenthümliche Zeichnung ſeiner Geſtalt, dieſer keuſche Mund und doch ohne pedantiſche Salbung, dieſe ganze von Logik phosphoreſcirende Erſcheinung hatte ſo viel Imponirendes, daß man es darauf ankommen ließ, lieber einſt mit Schleiermacher in der Hölle, als mit Marheineke im Himmel zu ſeyn. Wem ſich anvertrauen? Den Zeloten, welche Schiller und Göthe verdammen? Der naiven Salbung eines Roß, welcher ſo einfache Paraphraſen und Homilien wie für eine Dorfgemeinde giebt? Der theatraliſchen Aktion eines Theremin? Dem Jerichoſtürmer Strauß? Wem? Sie ſind Alle ſo vierſchrötig, ſo trivial, ſo bürgerlichen und unmanierlichen Urſprungs: ſie ſind Alle ſo abſichtlich, ſo perſönlich in ihren geiſtlichen Ausfällen, ſo unverſchämt und zugleich ſo ordinär mit ihrem Chriſtenthum, daß man ihrer ſchlechten Ausſprache, ihrem ſchwachen Gedächtniſſe, und ihrem gemiſchten Publikum lieber aus dem Wege geht. Seitdem ſeid Ihr, Liebreizende, ohne Himmel und ohne Hoffnung, anders hin-

einzukommen, als durch die Liebe, die irdiſche, die weltliche, welche ja auch eine Religion iſt, welche ja auch einen kleinen verrätheriſchen Dietrich des Himmels beſitzt. Aber traurig iſt es, nun ohne jenen geſetzten und erfahrnen Mann zu ſeyn, der in der irdiſchen Liebe ſo viel gefunden hatte, und zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen unſrem unſterblichen Theile und unſrer Leidenſchaft, zwiſchen dem, was dem Leben einen ätheriſchen Anſtrich und eine gewiſſe Genügſamkeit mit ſeiner ſchönen Seele giebt und dem, was uns blos Vergnügen macht, ein ſo ſanfter, wohlredender und gelehrter Vermittler geweſen iſt. Weinet! Eure Thränen ſind gerecht!

Ich ſehe auch junge Theologen aus Nr. 5 und 6: andächtige Schweizer, welche De Wette, Bonnenſer, welche Lücke, Kieler, welche Tweſten Ihm empfohlen hatte. Ich ſehe dieſe junge naive Arroganz, welche ſo viel Kirchen- und Dogmengeſchichte im Kopfe hat, und ſo Vieles, das in die Einleitung in's neue Teſtament gehört und in die Hermeneutik, und welche ſich darauf vorbereitet, einſt für unſre Seelen zu ſorgen. Ich ſehe dieſe Anbetungsſüchtigen, welche keinen Ge-

burstag vorübergehen ließen, ohne Fackeln anzustecken und in der Wilhelmsstraße Lieder zu singen nach der geschmacklosen, ächt englischen und Ihm besonders fatalen Melodie: „Heil Dir im Siegerkranz!“ Ich sehe sie Alle, diese Enthusiasten und Preisbewerber, die auf der Universität ihr erstes Geschäft seyn lassen, sich in die Thées der Professoren und die Gunst ihrer Frauen einzuschleichen. Ich achte ihren Schmerz, denn er kömmt der Wissenschaft zu Gute. Ich weiß, was es heißt, über das Leben Jesu, die Zusammensetzung des Evangeliums Matthäi und sein Verhältniß zum Urevangelium, über das Gleichniß vom klugen Haushalter und die kleinen Paulinischen Briefe im Unklaren seyn. Man hat viel Wissen, vielen Scharfsinn, viel Dialektik, viel Kühnheit in der Geschichte des Kanons, und eine unübertreffliche Exegese zu Grabe getragen. Komm, blonder Candidat; komm, zeige mir Deine Hefte! Aber weine nicht! Komm, sage mir, ob sich die Persönlichkeit des heiligen Geistes aus dem neuen Testamente beweisen läßt! So recht, rede Dich hinein in's Feuer, und vergiß Deinen Schmerz!

Ich seh' auch einige glattgescheitelte Männer am Grabe: Männer, welche schon des Wortes berufene und verordnete Diener sind, die schon gebunden und losgesprochen haben kraft ihrer Priesterweihe. Es sind ihrer Wenige; denn Schleiermacher hatte Unglück mit seinen Schülern; sie versprachen anfangs Alles und leisteten später nichts, oder wenn sie auch durch die Prüfung kamen, so mangelte ihnen wieder das Organ. O Gott, von welchen Kleinigkeiten hängst Du ab! Diesen katarrhalischen, schnupfigten Menschen, diesen durch die Nase, oder stotternd oder in der Fistel redenden Advokaten traust Du den Prozeß Deiner Verehrung an! Die Echos der Kirchenschiffe sprechen in Provinzialismen, in tausend organischen Fehlern und werden durchsägt von ängstlichen Gestikulationen, welche den stockenden Redefluß weiterrudern sollen. Die Propaganda der Schleiermacherschen Glaubenslehre war an Naturgaben schlecht ausgestattet. Das war ein Unglück. Aber der Tod machte es wieder gut; denn zur Leiche traten Alle heran, die, als er noch lebte, seinem Leben und Geiste gegenüber selbst schon Leichen gewesen waren. Jetzt fürchtete sich Nie-

mand mehr; sie theilten sich Alle in der Verlassenschaft seines großen Namens und alle schlechten Redner, alle unlogischen Disponenten ihrer Epistelexte, alle bäurisch-paraphrastischen Perikopenprediger opferten seinem Andenken ihre sonntäglichen Resultate, ihre Triumphe im Felde der streitenden Kirche, ihr ganzes Christenthum; denn er war es, der ihnen Ehre gemacht und ihre schwachen Geisteskräfte wenigstens dadurch entschuldigt hatte, daß er über denselben Gegenstand predigte, wie sie.

Und nun zuletzt seh' ich noch die Katheder-kollegen des Todten, unter welchen sich Viele befinden, welche ihren Verstand durch die Echo's auffrischten, die Schleiermacher in den Auditorien zurückließ, und die, seit er todt ist, nun auch ganz schwach geworden sind. Ich sehe alle Diejenigen, welche besser ausgestattet sind vom Geschick, und gern ihre Vergangenheit auslöschen möchten; Männer, welche sich vor ihren Präzedentien fürchten. Diese werden in Harnisch gerathen gegen meine Huldigung, und meine Opfergabe hämisch finden, weil sie gleichsam an eine alte Verirrung erinnere, und werden in ihren Humanitäts- und

deutschen Gesellschaften gegen mich Reden halten, wie sie es schon einmal gethan haben, da ich von Schleiermachers Tode sprach in dem verbreitetsten Organe deutscher Oeffentlichkeit. Aber gegen diese Herren, welche sich jetzt an der Pensions- und Ordenssonne wärmen und es für ein Verbrechen halten, wenn man sie an ihre alten Thorheiten erinnert, bin ich gerüstet bis an die Zähne, die eine scharfe Rede umhegen und die deutschesten Laute, wenn ich auch nicht zu ihren deutschen Gesellschaften gehöre.

Das Gerücht sagte, die Berlinischen Zionswächter und jene Loyalität, welche so lange an Schleiermacher gezupft hat, bis er zu ihr herunterfiel und ganz gewöhnlich und offiziell wie sie wurde, hätten Lust, seine Briefe über die Lucinde mit Stillschweigen zu übergehen. In der That senken die Glattgescheitelten ihr Auge, wenn von jenem Buche die Rede ist, sie erwähnen es nie, ohne roth zu werden, es ist die peinlichste Thatsache für sie; denn es paralysirt alle ihre frommen Blicke, ihre sittlichen Redensarten und den Hochmuth, welcher Entsage[illegible] charakterisirt. Mit dem behaglichsten Gefühle w[illegible] diese Rakete in die er-

ſtickende Luft der proteſtantiſchen Theologie und Prüderie, und weide mich an der Verlegenheit, wenn in das moraliſche Geſäuſel gewandt unterdrückter Leidenſchaften und die loyale Politur geſellſchaftlicher Bequemlichkeit und Selbſtgenughabens plötzlich eine recht derbe, natürliche und witzige Zweideutigkeit fährt. Die beanſtandete Unſchuld greift nach dem Fächer, Jeder ſucht einen Gegenſtand, um ſeine Gluth hineinzubeißen, aber die Theologie macht dabei die dümmſte Miene. Nur jene ſchneeweißen Beichtkinder bemitleid' ich; denn ſie wiſſen von Allem Nichts und können nicht einmal roth werden, weil ſie unſchuldig ſind.

Ja, Ihr Pfaffen, es iſt nicht Alles Theologie, was in der Welt iſt: Es giebt einige Dinge, welche Euch gänzlich fremd geblieben ſind. Ihr, die Ihr die Natur einſargen möchtet und das Leben begraben, wenn es kaum die Augen aufſchlug; übermüthige und beſtechliche Kaſtellane des Himmels, Kammerdiener Gottes, die auch darin dem gewöhnlichen Laquai gleichen, daß er von der Größe immer nur das Kleine ſieht: nicht Alles, was geſchehen iſt, ſind Löſcherſche und Calixtiniſche Streitigkeiten geweſen. Son-

dern man will auch wissen, daß man es bereits erfahren hat, der Weg zum Himmel durch die Kirche sey nur ein zeitraubender, ermüdlicher Umweg und daß es Geschichte, Streben nach Wahrheit, Enthusiasmus der Schönheit gegeben hat. Laßt einen Augenblick Eure Katechismen: hebt diese scheinheiligen Augenwimpern auf: werft Eure Talare und Vorhemdchen weg, diese geistliche Koketterie: vergeßt einmal die Beweisstellen für die Gottheit eines von Euch noch immer gekreuzigten Menschen: und hört, was in andern Gebieten, im Reiche der Freiheit, Jugend und Phantasie sich vor Jahren begeben hat. Diese Worte haben etwas an sich, das Euch zwingt, Euch bald auf sie zu besinnen. Seht nur in den Sakristeien die Contrefeis Eurer beleibten und beliebten Vorgänger: ihr Mund sprützt ja noch ganz über von den zelotischen Predigten, die sie gegen Idealismus, Genie, und neue Schule hielten. Es sind ja dieselben Kanzeln, auf welche die Götze und Woltersdorf mit ihren verletzernden Fäusten schlugen, und welche Ihr jetzt ziert: es kann Euch nicht so fremd klingen, was ich in herzlicher Verachtung Eurer himmlischen Hand-

langerdienſte, im Ignoriren Eurer dogmatiſchen Grimaſſe, und in der Hoffnung, daß doch endlich einmal der Tag kommen wird, an welchem Eure Altäre, Bilder und Syſteme zuſammenſtürzen, jetzt ſagen will von den Ahnungen jenes neuen Glaubens, welchem ſich die von Eurer Offenbarung gemißhandelte Menſchheit hinzugeben ſehnt.

Es will ſich eine falſche Prophezeiung einniſten. Man lügt, die Zukunft werde die Herrſchaft des Elends ſeyn. Und ſollte dieſe Drohung Etwas für ſich haben, ſo ziemt es uns, gegen die Nothwendigkeit zu kämpfen. Ein blaſſer Tod müßte ja plötzlich all' unſer Leben tilgen, unſern Geiſt entnerven, gäben wir uns der Meinung hin, die Zukunft ringe nur um die Exiſtenz. Die Materie wird nicht müde ſeyn; das wiſſen wir; ſie hat zu keiner Zeit Ruhe gehalten; aber in der Begegnung der Geiſter herrſche nur Friede und Lächeln und Alles, was ſich roſig am Horizonte malt. Iſt doch der Traum unſres Jahrhunderts auch nur aus Schmerz geboren; aber dem idealen Schmerze, daß unſre Geiſter ſo ſatt ſind vom Wiſſen und vom Ideal, daß unſer Gedächtniß

ſo überladen iſt von den Begriffen des Schönen und Wahren, und daß dies unſterbliche Capital aber todt zu ſeyn ſcheint, und wir nichts von ihm genießen. Soll das Große und Schöne nur verhanden ſeyn, um unſern Scharfſinn zu beſchäftigen? Sollen wir nicht in ihm leben, und es uns zurecht machen zu eignem Genuß? Ach, dieſe Zeit, ſo reich an Ahnungen, ſo voll Licht, voll Idee und Geſchichte will und wird ſich erwärmen an der Größe und ein breites, poſitives, genußſpendendes Leben etabliren, das endlich einmal unſres Geiſtes würdig iſt. Fluch jener Meinung, welche glaubt, daß je klüger wir werden, deſto elender!

Und iſt die Materie zu ſpröde und zähe, und mag die Form nicht annehmen unſrer neuen Bildung, ſo gebt Euer Gefühl, die Schläge Eures Herzens her, daß wir in uns ſelbſt doch die Schöpfung beginnen! Werden wir neue Regungen des Gemüthes ſchaffen können? Wird die Zukunft der Welt Empfindungen haben, welche die ſchon gebrochenen Herzen der Vergangenheit nicht kannten? Vermeſſener Glaube! Nein, unermeſſen iſt Alles, was ſchon da geweſen: nur einmal iſt

ſo geliebt worden, wie ſich Romeo und Julietta liebten. Der Becher des Ewigen iſt ein heil. Graal, der nie ausgekoſtet werden kann, und jeden unſterblichen und ſeligen Zug aus ſeiner Unſterblichkeit und Seligkeit wiedererſetzt bis an den Rand. Ungenoſſen flattern des Lebens Freuden um unſern verſchmachtenden Blick. Flüchtig und bittend, wer ihn doch haſche, wohnt unter uns der Menſchheit Genius. Es wird nichts Neues kommen; aber unſre Hoffnung iſt die Ewigkeit, welche nie begann, und welche immer da iſt: wer ſie nur verſteht!

Wir werden nicht ewig eingepfercht bleiben von der Materie: deſſen iſt uns Unterpfand der ſüße Verkehr der Geſchlechter, der Schöpfung natürliches Vorbild. Die Liebe! Noch hat ſie mich nicht glücklich gemacht; und doch iſt ſie der Anker meines Lebens. Wir lieben ſchlecht. Die Liebe iſt kein großer Cultus mehr, Hymens Fackel iſt der einheizende Ofen der Familienſtube geworden und Amor iſt nicht mehr blind, ſondern nur blödſichtig. Amor hat keine Binde mehr vor dem Auge, ſondern einen grünen Lichtſchirm, wie Marſchall Soult und der Conſtitutionel in

den französischen Karrikaturen. Ich glaube an die Reformation der Liebe, wie an jede soziale Frage unsres Jahrhunderts.

Es ist keine Träumerei, wovon wir sprechen. Wir haben Vorbilder, welche das Außerordentliche erklären: wir haben Mittel, es zu beschleunigen. Erinnert Euch der sentimentalen Periode! sie wurde durch den Roman geschaffen. Man glaubte anders zu lieben, als je geliebt worden ist: Man hielt Werther, Siegwart, Lotten und Clären von Hohencichen für die Märtyrer einer Religion, welche zum ersten Male verkündigt wurde. Eine ähnliche Bewegung ist im Anzuge: die Emanzipationsfragen leiten sie ein. Das Lächerliche an ihnen wird sich verflüchtigen: der Rest wird die Genialität der Liebe seyn. Man wird diejenigen Mädchen für die schönsten halten, deren äußeres Erscheinen sich an Alles wie Thau der Unschuld setzt, und welche doch innerlich von heißer Leidenschaft glühen. Ich rufe jeden ächten Sohn der Zeit auf, ob er ein Herz gefunden, das seiner hohen geflügelten Seele genügt? Die alte sentimentale Liebe war doch etwas, was den Jüngling mit ergriff: er konnte an die Astrono-

mie denken, wenn sie von den Sternen sprach: er konnte philosophiren, wenn er sich unter Lindenbäumen auf die Gräber eines Friedhofes setzte. Es war eine Verwandtschaft der Seelen und eine Harmonie ihrer Ahnungen: es war eine göttliche Uebereinstimmung der Thorheit, wenn man Thränen vergoß und keinen Grund dafür hatte, als das unbegreifliche Etwas, wonach das achtzehnte Jahrhundert suchte, und wofür Kant später die philosophische Formel des Dings an sich fand. Man liebt so nicht mehr. Der einreißende Dilettantismus ist entweder in Libertinage oder in höchst ordinäre und langweilige Verhältnisse ausgeschlagen. Man liebt nicht mehr idealisch, nicht einmal originell: die Liebe ist eine Tradition geworden, welche von der Vergangenheit borgt und deren höchste Freude die ist, in der That an ihrem Leibe die Mittel zu besitzen, das Ding so zu treiben, wie es von jeher in der Welt getrieben worden ist. Es ist so viel unnütze Unschuld verbreitet worden, daß alle heirathsfähigen Weiber dieser Zeit wie Kinder zu betrachten sind.

Wenn in der sentimentalen Periode der Ge-

liebte erſchien, und im blauen Frack, gelben Modeſten und mit Schnallenſchuhen vor ſein Mädchen trat, das er im Negligé antraf oder in der ganzen reizenden Tracht der alten Zeit, ſo war das Kleine und Zufällige nie ohne Bedeutung: man empfand eine geſchenkte Roſe oder ein Veilchen ſo tief und hinreißend, wie lächerlich die Blume Euerm Mädchen von heute oder geſtern erſcheint. Ich mag die Blumenſprache nicht; denn ich rede nicht von der Griſette, die freilich einen zarten Selam noch zärtlich an ihr Herz drückt. Ich rede von jenen einzigen Erbinnen, welche den ganzen Tag am Flügel ſitzen, den Fra Diavolo ſingen, und über die Cravattenſchleifen ihrer Tänzer beim geſtrigen Balle nachdenken, von dieſer Million allerliebſter aber ununterſcheidbar ähnlicher chineſiſcher Chignonköpfe, welche vor Klavier, Tanz und Geſang nicht einmal dazu kommen, ihre Lieblingsſchriftſteller Belani und Storch zu leſen, für welche die ganze klaſſiſche Literatur von ehemals und heute böhmiſche Dörfer ſind: von Euern Geliebten! Sie ſitzen auch auf dem Sopha, auch im Negligé: Ihr ſeyd auch im Frack: Ihr begrüßt und küßt Euch: wie?

kamt Ihr Euch in diesem Augenblicke neu und außerordentlich vor? Wußtet Ihr, daß Ihr unsterblich seyd? Ach, nein: Euere Weste ist heut' nicht geschmackvoll, und die Mutter hat gezankt, daß Sie so lange blieben, mein Herr, und es wäre doch Zeit, auf die Promenade zu gehen.

Das Unglück dieser Zeit ist, daß die Frauen hinter den Männern so unendlich weit zurückgeblieben sind. Die Reaktion gegen die Sentimentalität ist Schuld daran; auch die Zeit, welche sich mit ihren ernsten Fragen an die ungetheilte Kraft des Mannes wandte. Man sagte uns, daß die Frauen nur da seyen, sich von den Anstrengungen des öffentlichen Lebens angenehm zu erholen, oder wohl gar, daß sie die Ableiter unsrer Leidenschaften wären, welche uns nur stören würden draußen in der Welt, wenn wir sie nicht thierisch befriedigten. So kam es, daß die Frauenherzen zusammenschrumpften. Ihre empfängliche Seele vertrocknete an kleinen Dingen; sie verstehen uns ja gar nicht mehr: unsre Ausdrücke nicht, unsern Styl, unsre Gedanken, unsre Interessen. Sie scheinen nur da zu seyn, um durch ängstliche Rücksichten den Flug unsres Wesens niederzuhalten.

Nur gleiche Stellungen können sich lieben. Wenn auch nicht im Umfange der Ideen, doch in ihrer dynamischen, allem Seelischen angebornen Kraft sollten uns die Frauen gleichstehen: sie können unsre Liebe nur tragen, wenn sie sie fassen; aber ach! so Vieles, was auf unsrer Zunge und unsern Herzen schwebt, rührt sie nicht. Es giebt keine heiße Liebe mehr, als da, wo sie öffentlich ist. Unsre Generation der Männer ist sinnlich und idealisch; deshalb sollte die Liebe der Weiber spirituell seyn. Sie ist es nicht; sie sind nicht so, wie wir. — Ich wüßte ein Mittel, das hier zauberhaft wirken könnte. Zwingt Eure Geliebte, sich in männlichen Kleidern zu tragen. Dann wüßte sie doch wie es sich lebt unter einem Ueberrock mit zwei Reihen Knöpfen, unter einer Shalyweste à **la Robespierre**, und würde männliche Begriffe bekommen und einsehen lernen, wie viel dazu gehört, Männer glücklich zu machen. Nicht wahr, Rosalie; erst seitdem Du Sporen trägst an Deinen seidnen Stiefelchen und es von mir gelernt hast, den Carbonaro in Falten zu schlagen und ich eine neue Art von Inexpressibles für Dich erfinden mußte und Du überall als meinen

jüngſten, innigſtgeliebten Bruder giltſt, weißt Du, was ich ſprach, als ich ſprach: Ich liebe Dich? Komm, küſſe meine Hand, daß ſie begeiſtert ſchreibe!

Friedrich Schlegels Lucinde (weniger Roman, als Programm eines ungeſchriebenen) entſtand durch den Enthuſiasmus und eine bürgerlich verbotene Leidenſchaft, welche aus ſeinem Leben bekannt iſt. Dies meiſterhafte Buch wollte das Fleiſch mit dem Geiſte in der Liebe verſöhnen. Hier iſt von keiner Raffinerie die Rede, ſondern von der Sehnſucht eines Jünglings, der liebt, aber das Eine, ewig und einzig Geliebte in vielen Geſtalten ſehen will, in den Metamorphoſen ſeines eignen Ichs, der ſich ſehnt, Egoismus und Liebe zu verſöhnen. Dieſen metaphyſiſch-erotiſchen Schwärmereien ſcheinen jene ſogenannten edlen Naturen vorgeſchwebt zu haben, die, wenn ſie in dem, was die Welt gemeine Verhältniſſe nennt, erſcheinen, ſich gern linkiſch benehmen. Das ganze Buch iſt eine Invektive gegen das Linkiſche und Ungeſchickte in der Liebe, das empört, da man den, der es nicht hat, gern für einen Libertin anſieht. Schlegel fühlte, was dem Vollgenuſſe der Liebe entgegenſteht, die Bildung

der Frauen selbst, oder wie Schleiermacher es noch deutlicher sagt, die Prüderie der deutschen Engländerinnen. Alle Ausmalungen von Weibern in der Lucinde sind der Schmerz, daß die Frauen nicht sind, wie wir: Lisette ist nur die Copie eines Mannes in Frauenkleidern, ja Lucinde selbst ist ein Bild der Phantasie, für welches schwerlich eine Wirklichkeit gesessen hat. Das ist es auch nur. Die Poesie hat hier ihre eigne Consequenz, die Gestalten sollen uns anregen, und der ganze Roman ist entweder eine Entschuldigung oder die Verkörperung einiger Wünsche, die uns so unglücklich machen können, wenn die Geliebte sie nicht erfüllt.

Ich gestehe, daß ich die Lucinde recht eifrig gelesen wünsche, unsrer eignen krüppelhaften Liebe wegen, und daß ich einen andern Sinn in sie lege, als welchen sie im Buche ausspricht. Wir sehen diese Frage als sozial an; Schlegel hielt seine Lucinde wohl selbst nur für eine künstlerische Anomalie. Romantik ist des Buches Unglück. Warum müssen diese genialen Menschen Maler seyn? Warum muß Julius seine Geliebte fragen, ob ihr Kind, wenn es ein Mädchen ist,

mehr für das Porträt oder die Landschaft gebildet werden soll? Diese ganze Staffage macht die Sache, um die es sich handelt, unreell: und wir dürsten nach Realität und der Abschaffung jenes Unrechts, das die Poesie nur an Dichter und Maler vertheilt und zu ihrem Schaden sich somit selbst als Grille stempelt. Die Romantik ist eine Liebe ohne Gegenstand, und Julius sagt zur rechten Inkonsequenz seiner selbst, daß so auch seine Liebe sey. Man kann als Ganzes von der Lucinde kein soziales Resultat erwarten.

Aber wie meisterhaft sind ihre Details: nicht blos in der Classizität des Styls, oder in der naiven Grazie der ganzen Behandlung, sondern noch mehr in den zahlreichst zerstreuten tiefen Bemerkungen über Schönheit, Liebe, Hingebung, Geschlecht! Die rechten Nerven der Liebe sind auch warlich die kleinen Genüsse, welche den abstrakten Ausdruck, daß man sich wechselseitig das Universum seyn müsse, erst möglich machen. Jede Zärtlichkeit ist Mikrokosmus in diesem Sinne, Ahnung eines Ewigen, das ein Vorhang verbirgt, welchen man niemals lüften sollte. Reichseyn in den Details der Liebe macht die Liebe zu ei-

ner ewigen Steigerung, oder doch zu einem Genusse, welchem nie genug geschieht. Auch jene klassischen Gespräche zwischen Julius und Lucinden müssen auf die Liebe unsrer Tage einen vertrauten Eindruck machen. Denn sie erinnern Euch bald an Scenen, die Ihr ja täglich erlebt. Ihr seyd gebildet, in Ideen getaucht und wunderlich in Euern Worten: so tretet Ihr ein in einen Kreis von Mädchen, die eben vom Strickzeug oder Tiefe und Höhe der Taille sprachen: Ihr werft nun plötzlich über Idealismus, Poesie, Götterwesen ganz verrückte Worte, nur Euch und Eures Gleichen verständlich, unter sie, und die guten Kleinen, die Grasmücken strengen sich sogleich an und beantworten, wie sie können, Euer tolles Geschwätz, weil sie eben glauben, es verriethe Unbildung, wenn sie nicht ernsthaft Euern hingeworfnen Brocken Rede ständen! Was man heutiges Tages geistreiches Gespräch unter den Geschlechtern nennt, ist in der That eine Hanswurstjacke von Redensarten, die wir aus Grausamkeit und die Mädchen aus Angst zusammenflicken.

Die Erscheinung der Lucinde fiel in die aufgeregteste Periode der deutschen Literatur. Was

in Jena gesammelt war, wurde damals in Berlin herausgegeben. Die neue Schule war vorzugsweise eine kritische, und die Kritik verlangt immer die Theilnahme der Massen. Die Schlegel kamen nicht allein: sie brachten Goethe mit, der ihre Assertionen faktisch beweisen mußte. Sie rühmten sich mit dem Gedächtnisse der Antike, des Mittelalters und Shakespeare's und perhorrescirten die laufende Literatur, die so vieler Eleganz und Gelehrsamkeit nicht widerstehen konnte. Die Lucinde ist der einzige positive Versuch der Brüder, das Leben selbst in die künstlerische Bewegung hineinzuziehen. Das Resultat war die Anklage auf Frivolität, ein Vorwurf, der aber damals weniger sagen wollte, als heute, wo wir nur gewohnt sind, nach außenhin aufzulösen und uns dafür desto fester an die Häuslichkeit anklammern. Berlin gab den Ton der laxen Moral an; denn es war damals keinesweges das pietistische, servile und soldatische Berlin von heute, sondern der Sitz einer in der Wollust des Verwesens begriffenen Regierung, der Tummelplatz der Neuerie und Patronage und der große Venusberg leichter und raffinirter Sitten. Das Beispiel des Thro-

nes heiligte jede Ausschweifung. Die Mode war revolutionär und griechisch genial und der Enthusiasmus für Kunst und schöne Literatur kam hinzu, um für die abgeworfene Mosheimische Moral und die kleinen Gewissensbisse Ersatz und geniale Entschuldigung zu geben. Aus den ersten Briefen des Rahelschen Nachlasses kann man sich ein gutes Bild jener Zeit entwerfen. Die Brust war sehr entblößt, die Kleider orientalisch weit und schwelgerisch geschnitten, einige Aspasien gaben reizende Toilettenstunden, und die jungen Revolutionäre, Catilina Prinz Louis-Schmettau an der Spitze, liefen mit excentrischen Redensarten aus einem Boudoir in's andre. Die Literatur war der Faden, an welchen sich allmälig statt der neuesten Recension in den Horen die heiße und begehrliche Leidenschaft aufzog, welche nur einer Leiter bedurfte. Die Literatur war nicht so absolut wie heute, sondern sie mußte bequemen und gewissensleichten Sitten als Entschuldigung dienen. Das Augusteische Zeitalter.

Schlegels Lucinde war der Ausdruck dessen, was man sich damals in einer verabredeten Stunde und bei Aufstellung eines wachsamen Kammer-

mädchens nicht mehr versagte. Sie ist ganz u
tergetaucht in jenen leidenschaftlichen Spiritualis
mus, in welchen ein junges geistreiches Weib g
rathen kann, während ihr Mann auf der Re
source politische Kannen gießt. Schlegel ve
schwieg nur nichts, was man sich längst gesta
den hatte, und die Ausmalung allein oder da
spätre Vergleichen dessen, was er sagt, mit eigne
persönlichen Zuständen, oder auch die Reue wo
ren Ursachen, daß die Lucinde in so frühzeitig
Vergessenheit fiel. Es würde nicht geschehen sey
hätte Schlegel eine soziale Revolution im Aug
gehabt. Diese Ausführung übernahm erst Schleie
macher, ein theologischer Partheigänger der neue
Schule, Freund der Ungebundenheit im System w
im Leben, in vielfach persönlichen Berührungen m
den neuen auftauchenden Namen. Tieck und Wa
ckenroder hatte Schleiermacher noch als Schüler g
kannt, da sie unter dem guten alten Elementaristen
schlechten Odendichter und Berlinischen Monats
schriftler Gedicke ihre Studien machten, und in d
Pulte des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums
das auch aus mir einen Menschen machte, ihr
Namen schnitten. Schleiermacher war aus Hall

gekommen, und trat, den Kopf noch voller Semmler'scher Exegese und das Herz voll abgestandener, ihm anerzogener Herrenhuterei, in das Pädagogium, welches Rosa's und Franz Horns Papa, der alte Gedicke, gestiftet hatte. Schleiermacher-Aesop, von der Natur nicht zum moralischen Exceß herausgefordert, faßte die inzwischen sich verbreitenden Lehren der neuen Schule scheinbar tiefer und im Zusammenhange. Das Soziale erschien ihm als das Conversationelle; doch wie es natürlich war, die Kühnheit der Praxis, auf welche Schlegel vielleicht verzichtet hatte, milderte die überströmende Fülle der Keime, welche in der Lucinde lagen, und in den vertrauten Briefen, die ursprünglich in das Athenäum kamen, erschien das Evangelium des neuen Geschlechtsumgangs als eine dialektische Verwickelung, welche nichts übrig ließ zum Resultate, als daß man doch im gesellschaftlichen Umgange ausgehen möchte von der Thatsache zweier Geschlechter, von der Verbannung der Prüderie und der Toleranz gegen jeden hübschen Witz, den man unter Engländerinnen unterdrücken müßte. Schleiermacher haßt jene ewig aufsteigende Röthe, welche doch

eher Verlegenheit hätte ausdrücken sollen, als man darin übereinkam, sie als das Zeichen der Schamhaftigkeit anzunehmen. Schleiermacher hält die Lucinde für das beste Gegengift gegen die grassirende Unschuld, obschon er sie nicht so nennt, sondern im Gegentheil sich überredet, die Lucinde sey reich an Consequenzen und positiven Elementen. Schleiermachers Enthusiasmus litt überall an der Paralyse des Verstandes: daher kömmt es, daß vielleicht die schönste Stelle seiner Briefe, die zärtliche Apostrophe an Ernestinen, einen weniger hinreißenden, als rührenden Eindruck macht. Es überrascht immer, wenn man ursprünglich kalte Naturen in eine ihnen ungewohnte Wärme zerfließen sieht. Seine weißgekleideten Beichtkinder, welche diese Stelle lesen werden, können ihm dann vielleicht verzeihen, daß er mit so grausamem Witze über die Schamhaftigkeit gesprochen hat.

Ich fühle es, daß sowohl die Lucinde, wie die vertrauten Briefe und meine bisherigen Bemerkungen sich von der Sache, auf welche zuletzt Alles ankommen muß, bei aller Deutlichkeit doch immer noch fern gehalten haben. Unsre bürger-

liche und unumwundene Zeit tritt bei dieser Frage, die sie auch sogar zu einer bürgerlichen gemacht und Emanzipation genannt hat, gleich unverschämt mit dem Ersuchen auf, ob denn eine platonische Allgemeinheit im Werke sey, und daß man doch angeben möchte, wie sich ihre Töchter, ihre wohlunterrichteten, wohlausgesteuerten Töchter in der drohenden Revolution zu benehmen hätten? Wollen wir aufrichtig seyn, so kömmt zuletzt Alles auf folgende Sätze zurück:

Freilich ist die sogenannte erste Liebe die reizendste; aber sie ist die schädlichste für die allgemeine Tradition und Kunst zu lieben, weil sie einmal pädagogisch ist, sodann den Genuß der Liebe nicht vollkommen und im ganzen Umfange gewähret und zuletzt eine so bindende Kraft sich angeeignet hat, daß über der Furcht untreu zu seyn, über einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, das von einem Amte, von einem Geheimnisse, vom Ordinärsten auf das Göttlichste und die Ewigkeit übertragen worden ist; alle jene schon im Brautstande verkümmerten Ehen, jene Wassersuppenhochzeiten und die ganze Misère ordinärer Kindererzeugung und schimmelichter Broder-

werbung auffam. Romeo und Julie haben abscheulich viel Unglück angerichtet. Diese Poesie des ersten Anblicks und sofortiger Verliebung ist das ewige Hazardspiel unsrer jungen Leute, wobei Gesundheit, Leben und Zukunft zu Grunde gehen. Die erste Liebe ist auch immer unvollständig, sie verzinst sich nicht, da sie weder Viel zu nehmen wagt, noch Viel zu geben weiß. Sie wird sich mit ihren kleinen Freuden, mit ihren kindischen Liebkosungen, mit ihren zärtlichen Billets und Rendezvous, mit ihrem unerschöpflichen Erfindungsgeiste, um die Alten zu hintergehen, in jedes Herz, das der Liebe werth ist, unvergeßlich einschreiben; sie wird immer eine Art Paradies bleiben, an das denkend wir uns besser vorkommen; aber wehe, daß sie bindende Kraft hat! In Verona war das anders. Als ich in Verona war, sah ich unter den weißen herumwandelnden Linnenschleiern wenig Liebenswerthes; das Zauberhafte verschloß sich hinter die Jalousien der todten Paläste, und erblickte man einmal durch die breiten Blätteräste einer blühenden Aloe zwei tiefbraune, flammensprühende Augen, so kann man noch heut in Deutschland, unter den Augen

des Bundestages, jene riesenhafte Verzweiflung nicht überwinden, die Dich bei jenem schnell entschlüpfenden Anblick überfiel. In den alten Poesien und alten Zeiten waren die Geschlechter scharf getrennt, so daß man sich daran gewöhnen mußte, es für eine Schickung des Himmels zu halten und für einen ausdrücklichen Wink, wenn dem Jünglinge ein unverschleierter Blick zu Theil wurde. Heute ist es lächerlich, von einer solchen Schickung zu sprechen, wo Einem die Weiber überall durch die Beine laufen, und sie in Alles hineinreden.

Ich gebe zu, daß die Frauen in Verlegenheit kommen, wenn man verlangt, daß sie sich von der ersten Liebe emanzipiren. Der Mann gewährt freilich in der zweiten Instanz der Liebe ungemein mehr, wie er auch selbst mehr genießt; denn die Liebe ist eine Kunst, wenn sie beglücken, und sie es werth seyn soll, daß man sich ihretwegen schlaflose Nächte macht. Aber das Interesse der Frauen ist dies, so wenig wie möglich Biographie zu haben und ihre Vergangenheit ohne Nachrede zu erhalten. Der eitle Egoismus der Liebhaber verlangt noch immer, daß er die

Liebe aus der ersten Hand bekömmt, und daß seine Wahl erst da Augen für Männer gehabt haben soll, als er welche für sie hatte. Diese Unart treibt die Frauen in die Enge; und aus dem Interesse, sich ohne Register und Fingerzeige zu erhalten, entspringt denn bei den Frauen die Tugend, nämlich die Prüderie, die Unliebenswürdigkeit und eine gewisse Reduktion, ein Miniatur der Weiblichkeit, das nur durch seine Naivetät herausfordert, und uns gar nicht mehr so gränzenlos unglücklich machen kann, weil es an klassischen, imposanten und plastischen Formen überall gebricht.

Schlegel hat sich freilich die Lösung der Frage sehr leicht gemacht; denn Lucinde ist ein Mädchen, die, wie man sich auszudrücken pflegt, schon einmal abgelegt hat. Das **Vinculum nymphaeum** ist der Punkt, um welchen sich hier Alles bewegt. Schlegel hat schön ausmalen und schwärmen; denn sein Julius ist ein höchst seltsamer Mensch, der sich über Vieles hinwegsetzt. Ich meine nicht, daß sich die Resignation auf das Prinzip: aus der ersten Hand! soweit bei Allen ausdehnen soll, daß man auch Poesie fände in der ge-

ſprengten Pforte. Hier hat ſich Schlegel auf dem Verhältniſſe ertappen laſſen, das ihm ſelbſt vorſchwebte, auf der Liebe zu einer Verheiratheten, die er entführte, und die ihn begleitet hat durch tauſend Thorheiten, den Katholicismus, die Weisheit der Indier, den Abſolutismus bis zu jener Gänſeleberpaſtete, an welcher er in Dresden verſtorben iſt. Es kömmt hier Alles auf die Situation an. Man wird der Genialität vielleicht das verzeihen können, was der einzige Reiz der Naivetät iſt. Der Aufruf iſt der: Schämt Euch der Leidenſchaft nicht und nehmt das Sittliche nicht wie eine Inſtitution des Staates! Vor allen Dingen aber denkt über die Methodik der Liebe nach und heiligt Euern Willen dadurch, daß Ihr ihn freimacht zur freien Wahl! Der einzige Prieſter, der die Herzen traue, ſey ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihrer Ceremonie und ihren geſcheitelten Dienern! Die Sittlichkeit im Verkehr der Geſchlechter, wenn ihn die Liebe heiligt, hängt am ſchlechteſten mit der Gewohnheit zuſammen, welche auch immer das Gewöhnliche iſt. Liegt denn das Poetiſche der Brautnächte in einer abſoluten Nothwendigkeit? Gewiß

nicht; es sind nur die Zurüstungen, der festliche Schimmer, die in der Ferne weinenden Geigen, kurz eine Illusion, die dabei auf unsre Phantasie wirkt, und die wir nicht stören wollen, wenn wir sie früher herbeiriefen. Das sollte die ganze Raison der Brautnächte seyn; und keinesweges eine Reflexion auf die Gesetzlichkeit und die Possen der Priester, mit welchen die Liebe, das Herz und die Leidenschaft nichts gemein haben. Eine Verweigerung der Braut vor jener Legitimität ist vor dem Minnehof nur dann entschuldbar, wenn man sich darüber verständigt, an das Letzte zu gehen in einem festlichen Rausche, in einer bequemen Lage und ohne gestört zu werden; stützt sie sich aber auf einen sittlichen Grund, so ist sie albern; oder wohl gar auf das Mißtrauen der Untreue, so ist sie liebetödtend.

Ich wollte nur das Thema angeben, und ü' rlaß' es herzlich gern einer fremden Combination, diese neue, der Kirche und dem Schlendrian feindliche Theorie auszuführen. Es schien mir nothwendig, die ernste Sache beim ernsten Namen zu nennen, und ein Feld genau zu bezeichnen, wo vage Bestimmungen immer zu Irrthümern füh-

ren. Dem Romane sey es empfohlen, diese Grundsätze zur Anschauung zu bringen; der doktrinelle Ton ist hier eine Entweihung, während auch die Poesie energischer zum Herzen spricht und nicht zu nennen braucht, wo es genügt, nur zu zeigen.

Wer es nicht nachzufühlen weiß, daß meine Bedenken aus einem tiefen Gefühl für das wahrhaft Sittliche und aus einem historischen Enthusiasmus entsprungen sind, der halte die Erscheinung dieses Buches für das nicht Unterlassenkönnen eines gewissenhaften Bibliothekars, welcher, wenn Ihr nicht wollt, daß die Geschichte erhebend, anregend und geheimnißvoll sey, doch nicht ertragen kann, daß sie unvollständig ist und ihr Etwas genommen wird, das ihr angehört. Die Vikare des Himmels aber, welche bei einer mißlichen und negativen Gelegenheit recht ausdrückliche und positive Verachtung in dieser Rede genossen haben, mögen mir ihre Kirchthüren verschließen, die ich nicht suche, und Sakramente entziehen, deren Symbole ich im Herzen trage! Auch zur Ehe bedarf ich Eurer nicht: nicht wahr, Rosalie?

****

Wo iſt Franz?

Komm, Du holder Junge, den ſie mir heimlich getauft haben!

Sprich: Wer iſt Gott?

Du weißt es nicht: unſchuldiger Atheiſt! philoſophiſches Kind!

Ach! hätte auch die Welt nie von Gott gewußt, ſie würde glücklicher ſeyn!

Frankfurt am Main im Januar 1835.

Karl Gutzkow.

An * *

Hier haſt Du, weil Du es verlangſt, was zwiſchen uns bei Gelegenheit der Lucinde hin und her geſchrieben worden iſt, nebſt ein Paar Kleinigkeiten, welche gewiſſermaßen dazu gehören. Was Du eigentlich damit willſt, magſt Du ſelbſt wiſſen. Ich geſtehe Dir, da Du uns Alle ſammt und ſonders kennſt, begreife ich nicht was für eine wunderbare Begierde und Eil Du haben kannſt, einige einzelne Gedanken, Mißverſtändniſſe und Erörterungen über Gegenſtände zu vernehmen, über welche Dir doch unſere Geſinnungen nicht fremd ſind. Ein tüchtiges Urtheil, wie wir es über die Bücher fällen, die ſo vorkommen, wirſt Du doch nicht erwarten? Du weißt ja, wie das der Frauen Sache überall nicht iſt, und wie ich ſcheu und bedächtig und ehrerbietig mit Allem umgehe, was ſich mir als ein eigen gebildetes Weſen ankündigt, ſey es ein Menſch oder

ein Gedanke oder ein gebildetes Werk, und wie lange und unersättlich ich bei der Anschauung verweile, ehe ich mich an etwas wage, was einer Uebersicht oder einem Urtheil ähnlich ist. Und nun gar dieses Werk, welches wie eine Erscheinung aus einer künftigen Gott weiß wie weit noch entfernten Welt da steht! Gewiß, sie könnte eben so lange vollendet seyn, als sie nun unvollendet ist, ehe ich es mir erlauben würde, in diesem Sinne etwas über die Composition und die Kunst darin überhaupt zu sagen, das heißt wirklich zu meinen. Verhielte sich auch der zweite Theil zu dem ersten nur wie die Rückseite einer Schaumünze oder das Gegenstück eines Gemäldes; so würde ich mir bis zur Vollendung Schweigen und Ungewißheit gebieten, wie viel Betrachtungen dieser Art sich mir auch aufdrängen, seitdem ich mit dem Geist und Charakter des Buchs recht gesättigt bin, und seitdem Friedrich Schlegel seine Ansicht von der romantischen Poesie in so klaren Worten von sich gegeben hat. Doch lieber Freund, dieses Aufschieben eines vollendeten Urtheils geht bei mir nicht nur auf die Composition, sondern auf Alles, und ich müßte zu meinem Unglück weniger hohe Begriffe von dem haben, was die Kritik eigentlich leisten kann und soll, wenn es anders wäre. Wo soviel Schönheit und Harmonie ist, da muß auch zwi-

ſchen dem Stoff und der Form, zwiſchen dem Dargeſtellten und der Darſtellung ein ſo inniger Zuſammenhang obwalten, daß die Einheit des Werks der einzige ſichre Schlüſſel zum Verſtändniß auch des Einzelnen bleibt, und der einzige Standpunkt zur vollſtändigen Beantwortung mancher Fragen, was mit dieſem und jenem gemeint oder warum gerade dieſes und jenes dargeſtellt ſey. Alſo ſuche Nichts, was ein fertiges Urtheil wäre, auch nicht über die Geſinnung und den Charakter; nur Variationen über das große Thema der Lucinde, wie ſie einem Jeden von uns ziemten und natürlich waren, einzelne Hinweiſungen auf die lichten Punkte, von denen Glanz und Klarheit über das Ganze ausſtrömt. Gedanken, die denen des Buchs bald gleich laufen, bald ſich mehr oder weniger davon entfernen, und tauſend Ausdrücke meiner Achtung und Liebe für das in ſeiner Art einzige Werk, für welches mir eben deshalb alle Beinamen, die ich hierher hätte ſetzen können, nicht recht ſind. Das Alles kann wohl einen Rahmen um die Lucinde ausmachen, auf deſſen Feldern mit flüchtiger Hand leichte Zeichnungen entworfen ſind, deren Beziehung auf das Werk, das ſie gern umgeben möchten, ſie allein zu etwas macht — weiter aber auch nichts.

Warum ich mir die Mühe nehme, Dir ſo ausführlich ans Herz zu legen, was dieſe Briefe

nicht sind? Nicht aus Koketterie oder dergleichen etwas; sondern weil ich aus verschiedenen Umständen auf die Vermuthung gerathen bin, als führest Du im Schilde, sie drucken zu lassen. Schlechthin habe ich nichts dagegen; das kannst Du leicht denken, da Du weißt, wie ich über diesen Punkt selten einen Willen habe, und die Entscheidung gern denen überlasse, die Veranlassung haben, etwas darüber zu wollen. Aber in sofern Du irgend eine Absicht bei diesem Einfall gehabt hast, wirst Du ihn hoffentlich, wenn Du Dir dies Alles recht überlegst, bald aufgeben. Etwa eine Vermittelung zwischen dem Werk und dem allgemeinen Geschrei dagegen zu stiften, oder gar die Leute zu bekehren und zu belehren, dazu sind diese Briefe ihrer Entstehungsart und Natur nach gar nicht geeignet, und es muß nothwendig die Denkart, die sich hier äußert und die Voraussetzungen, welche durchleuchten, uns Alle in gleiche Verdammniß werfen, wie die Lucinde selbst, ja in noch ärgere, weil wir in prosaischer Besonnenheit und Ruhe reden. Soll ich Dir noch etwas gestehen? Als ich Deinen Vorsatz zuerst ahndete, machte er mir viel Freude, und ich setzte mich hin, um zu den wirklich geschriebenen Briefen noch ein Paar hinzuzudichten, die ganz polemischer Natur seyn sollten gegen die über die Lucinde, das heißt über die Liebe und Alles, was

damit zusammenhängt, herrschende — soll ich sagen Denkart? Haarklein, und bis zum eigenen Eingeständniß der Dummheit wollte ich den Leuten beweisen, daß sie sich nichts Gesundes denken, bei allem, was sie vorbringen: ich habe sie aber nicht zu Stande bringen können. Es war mir schlechthin unmöglich, mich in eine Gemeinschaft oder ein Gespräch mit so Gesinnten hinein zu versetzen; ja auch nur eine Veranlassung zu erfinden, wie ich hineingerathen seyn könnte, und ich wußte nicht, wie ich mich dazu anstellen sollte, vernünftig mit Leuten zu reden, denen die einfachsten und natürlichsten Begriffe nicht beizubringen sind, die nichts, auch nicht an seiner rechten Stelle, verstehen, und für nichts, was nicht in ihnen ist, irgendwo eine Stelle zu finden wissen, kurz — von denen man eigentlich Nichts sagen müßte, um Alles gesagt zu haben. Daraus habe ich denn geschlossen, daß nur mein böser Dämon mir dies als etwas Mögliches und Ausführbares verspiegelt. Laß Dich warnen, lieber Freund, derselbe treibt auch in Dir sein Wesen. Vielleicht wirst Du sagen, diese Unfähigkeit habe ihren Grund nur in der Manier, wie ich mit solchen Menschen im mündlichen Gespräch verfahre, und die sich freilich schriftlich noch weit komischer ausnehmen müßte, als Sturz Dialog vermittelst des einzigen Wortes Monsieur. Irre Dich

aber nicht, es liegt in der Sache ſelbſt; es giebt zwiſchen dieſen entgegengeſetzten Denkarten keine Verſtändigung und keine Mittheilung, wie es denn auch nicht anders ſeyn kann, da der Gegenſatz nicht irgendwo an der Seite oder auf der Oberfläche, ſondern im Mittelpunkte liegt.

Willſt Du aber ohne alle Abſicht nur eine Stimme hören laſſen über dieſe Sache, gleichviel, ob es auch eine in der Wüſte ſey, die zu nichts dient, als daß das Aergerniß ja nicht abreiße: wohl, ſo ſey es drum. Nur erlaube mir, auf dieſen Fall für etwas zu ſorgen, was Du gewiß vernachläſſigt hätteſt, nämlich daß wir uns zuvor gehörig vorſehen und uns einigen Schutz und Anhalt verſchaffen. Deshalb ſende ich Dir, und mache Dir's zur unerlaßlichen Bedingung, an die Spitze zu ſtellen, folgende

## Zueignung

### an die

### Unverſtändigen.

Lieben Freunde und Mitbürger in der Welt und in der Literatur! Was von unſer einem irgendwo gedruckt, oder auch nur für mehr als

Einen geſagt und geſchrieben wird, es ſey Groſſes oder Kleines, das bringen wir immer ſehr gern Euch zur Anſicht und Prüfung dar. Nicht etwa wegen Eurer reinen Verehrung für Worte, Buchſtaben, ja alle einzelne Züge und Töne an ſich; ſondern eigentlich aus ungeheuchelter Achtung für die Euch eigenthümliche Vortrefflichkeit, und zu Folge der ehrfurchtsvollen Geſinnungen, welche Euer hoher Beruf in der Welt uns einflößen muß. Bemerkt nur dabei die Unpartheilichkeit und Offenheit, die uns eigen iſt, und achtet ſie ein wenig, wenn Ihr könnt. Denn, daß ich es offenherzig bekenne, wenn ich mir den Zuſtand und Fortgang der Menſchheit betrachte, ſo erſcheint Ihr mir darin als das nothwendige Gegengewicht gegen die unruhige Reizbarkeit, den fortſchreitenden Geiſt und die thätige Weisheit derjenigen, denen Euer auszeichnender Name nicht zukommt, und zugleich gegen die leichte Verführbarkeit des neuerungsſüchtigen Volkes, gleichſam als der hohe und nicht genug zu verehrende Senat der Erhalter. Von Anbeginn der Welt habt Ihr dieſe Funktion zur Zufriedenheit des menſchlichen Geſchlechtes verſehen: denn Euch allein verdanken wir es, daß es in dieſer ewigen Fortſchreitung etwas ſtillſtehendes und bleibendes giebt. Euch iſt es gegeben, das beweg-

liche Leben ertödtend zu feſſeln, und was ſich ohne Euch immer weiter veredelt und fortgebildet hätte, die roheſten Anfänge der kindiſchen Vernunft und die ungeſchickten Werke des Zufalls, in feſten Zügen darzuſtellen. Sobald etwas dieſer Art unter uns dem Beſſeren Platz gemacht hat, bereitet Ihr es für Euch zu einer ewig dauernden Mumie, und bewahrt es als ein heiliges Palladium. Nicht vergeblich ſeyd Ihr zu dieſem Endzweck ausgerüſtet mit jener großen Naturkraft, die keiner andern an Allgegenwart und Unbegreiflichkeit weicht, ſich aber ganz beſonders in Euch verherrlicht, durch Euren ſtandhaften Widerwillen gegen Alles, was lebt und athmet. Zuerſt wie billig vernichtet Ihr in Euch jede freie Bewegung, um durch Euer ganzes Leben und Seyn den heiligen Dienſt der ehernen Formeln, zu dem Ihr berufen ſeyd, auszudrücken, und dann ſtellt Ihr Euch zum gerechten Verfolgungskriege gegen Alles außer Euch, was dawider angeht, gleich unpartheiiſch, es ſey Scherz oder Ernſt, Witz oder Enthuſiasmus, Vernunft oder Leidenſchaft, und ſprecht über Alles Euer verdammendes Urtheil. Vorzüglich aber habt Ihr in Abſicht der Liebe eine Conſtitution zu vertheidigen, an der Jahrhunderte gearbeitet haben, die die reifſte Frucht iſt von dem ſchönen Bunde

der Barbarei und der Verkünſtelung, und der ſchon ſo viel Leben und Gedeihen geopfert iſt, daß es wohl thöricht wäre, nicht auch das wenige Uebrige noch hinzugeben, um ſie aufrecht zu erhalten. Auch ſeyd Ihr durch den reichlichen Beſitz aller ökonomiſchen Herrlichkeiten, die ſie Euch ſichert, ihre zuverläſſigſten und unbeſtechlichſten Verfechter. Und ſo widme ich Euch im Vertrauen auf Euren heiligen Eifer dieſe Blätter, um Euch das frevelhafteſte Buch zu bezeichnen und die gefährlichſten Anſchläge zu enthüllen. Die Liebe ſoll auferſtehen, ihre zerſtückten Glieder ſoll ein neues Leben vereinigen und beſeelen, daß ſie froh und frei herrſche im Gemüth der Menſchen und in ihren Werken, und die leeren Schatten vermeinter Tugenden verdränge. Ja wohl die gefährlichſten Anſchläge! denn wenn es offenbar wird, daß dasjenige, was Ihr für den Angel der Tugend ausgebt, weit außerhalb alles Sittlichen liegt, wenn dieſer Zauber gelöſt wird, wer will dann dem neuen Leben wehren, welches ſich von hier aus verbreiten kann? So könnte es leicht dahin kommen, und dies ſey das ſchmerzhafteſte, woran ich Euch erinnern will, daß Eure Nachkommen, im Geiſt nämlich — denn fehlen wird es doch an ihnen niemals — in Allem, was ſittlich iſt, und wenn auch Euer Sinn

zehnfach auf ihnen ruhen ſollte, ganz andern Formeln zu huldigen genöthigt ſeyn werden, als diejenigen ſind, welche Ihr gern für alle Ewigkeiten geltend machen möchtet. Dieſe Zeit wollen wir herbeiführen, thut Ihr indeſſen — dagegen, was Euch recht dünkt, und erlaubt, daß wir uns nichts darum kümmern.

---

Es thut mir leid um Dich, daß dieſe Zueignung etwas lang und breit gerathen iſt, indeſſen hoffe ich, wirſt Du auch das nicht unſchicklich und das Ganze beſſer finden, als irgend eine Disputation. Was hilft auch das Argumentiren? Eine Geſinnung vertheidigt ſich nur, indem ſie als in ſich beſtehend und an alles Große und Schöne ſich anſchließend bewährt wird. Dieſen Verſuch laß uns überall im Leben und in der Kunſt vor Aller Augen anſtellen, und ſie zu Zuſchauern einladen. Und ſo gehabe Dich wohl und thue, wie Du willſt.

---

# Erſter Brief.

## An Erneſtine.

Wirſt Du ſehr böſe ſeyn, daß ich ſo lange gezögert habe, und daß Du deshalb vielleicht nicht die erſte in L. biſt, welche die lang erwartete Lucinde erhält? Sieh, ich wollte ſie doch gern erſt geleſen haben, um ſie mit ein Paar Worten begleiten zu können, und Du weißt, wie ſchwer ich das Ende vom Leſen finde, und den Anfang zum Schreiben. Den letzten habe ich noch bis dieſen Augenblick nicht, und möchte am liebſten Nichts ſagen, oder ohne Anfang und Ende, und ohne auffallenden äußeren Zuſammenhang, wie die Lucinde ſelbſt oft daſteht, über ſie reden und commentiren

oder vielmehr sie wiederholen und nachsingen; so bin ich bis ins Innerste von ihr getroffen und durchdrungen. Vorbereiten möchte ich Dich aber, wenn ich könnte, ein wenig, damit Du nicht durch allerlei ungehörige Gedanken gestört und desorientirt, das Buch vielleicht erst einmal ungeschickt und ohne Genuß lesen müßtest, um des Lesens würdig zu werden. Entschlage Dich nur vorläufig, ich bitte Dich, alles dessen, was man bei der Ueberschrift Roman zu denken gewohnt ist, aller Erwartungen, die Du Dir nach Allem, was das Beste in dieser Gattung ist, gemacht haben kannst; ja, wenn Du Dir aus andern Werken und Aeußerungen des Verfassers etwa eine Vorstellung gebildet hättest, auch dieser, denn Du kannst Dir unmöglich die rechte gemacht haben. Es giebt nirgends eine bestimmte Vorbedeutung auf dieses Werk, und es ist, so wie überhaupt, so auch in Rücksicht auf den Verfasser etwas Ursprüngliches und fängt eine neue Periode seiner künstlerischen Existenz an. Nur eine auch von uns lange gefühlte Sehnsucht, ein inneres Bedürfniß des Geistes weiset darauf hin, und dieses bringe Dir vor allen Dingen wieder recht ins Bewußtseyn und sprich es Dir recht deutlich aus; dies ist die Weihe, die Du Dir geben mußt. Erinnere Dich, wie wenig uns immer, wenn wir es recht bedachten, Alles

befriedigte, was über die Liebe als Reflexion gesagt und als Darstellung gedichtet ist, wie wir uns beklagten, daß man aus der Sinnlichkeit nichts zu machen weiß, als ein nothwendiges Uebel, das man nur aus Ergebung in den Willen Gottes und der Natur wegen erdulden muß, oder geistlose und unwürdige Libertinage, die sich rühmt, einen thierischen Trieb etwa bis zur Höhe der Kochkunst hinauf verfeinert und humanisirt zu haben. Erinnere Dich, wie weh es uns immer that, uns am Ende des Spottes nicht erwehren zu können über diejenigen, die sich in ihren Darstellungen oder in ihrem Leben des geistigen Bestandtheiles der Liebe recht vollständig bemächtigt zu haben glaubten, und dann doch nirgends verbergen konnten, daß sie damit nicht wußten woher noch wohin und von dem Eigenthümlichen ihres Gefühls keine Rechenschaft zu geben im Stande waren: und nicht begreiflich machen konnten, warum sie sich am Ende in eine ordentliche fruchtbare Ehe retteten und nicht der Consequenz zu Liebe das Heldenstück begannen, in ihrer sublimen geistigen Gemeinschaft neben einander weg zu leben, ohne an etwas zu denken, wozu sie ihrer Versicherung nach in ihrem Gefühl gar keine Veranlassung finden. Denke recht lebhaft daran, welche Sehnsucht uns diese Einseitigkeiten erregten, die göttliche Pflanze der Liebe einmal

ganz in ihrer vollständigen Geſtalt abgebildet zu ſehn, und nicht in abgerißnen Blüthen und Blättern, an denen nichts von der Wurzel zu ſehen iſt, welche das Leben ſichert, noch von dem Herzen, woraus ſich neue Blüthen und Zweige entwickeln können — dieſe alte Sehnſucht mache Dir wieder recht lebendig, und Du wirſt inne werden, daß das Buch ausdrücklich da iſt, um ſie zu befriedigen, und es wird Dir einen Genuß gewähren, den Dir nichts vorher geben konnte. Hier haſt Du die Liebe ganz und aus einem Stück, das Geiſtigſte und das Sinnlichſte nicht nur in demſelben Werk und in denſelben Perſonen neben einander, ſondern in jeder Aeußerung und in jedem Zuge aufs innigſte verbunden. Es läßt ſich hier Eins vom Andern nicht trennen; im Sinnlichſten ſiehſt Du zugleich klar das Geiſtige, welches durch ſeine lebendige Gegenwart beurkundet, daß jenes wirklich iſt, wofür es ſich ausgiebt, nämlich ein würdiges und und weſentliches Element der Liebe; und eben ſo ſiehſt Du durch den reinſten Ausdruck der geiſtigſten Stimmung und des erhabenſten Gefühls hindurch das Herz höher ſchlagen, das Blut ſich lebhafter bewegen, und das ſüße Feuer der Luſt gedämpfter und milder durch alle Organe ein- und ausſtrömen. Kurz, ſo eins iſt hier Alles, daß es ein Frevel iſt, Angeſichts dieſer Dichtung die Beſtand-

theile der Liebe nur abgesondert zu nennen, und daß ich in diesem Augenblick schon den Genius derselben um Verzeihung bitte, es gethan zu haben. Und wie vollständig ist sie dargestellt! Vom leichtesten Gaukeln des Scherzes, von dem ausgelassenen Muthwillen, den der Uebermuth der Jugend und das Glück einer fast unverhofften Rettung erzeugt, bis zur heiligsten Anbetung der Menschheit und des Universums in der Geliebten, durch alles hindurch, was dazwischen liegt, das ruhige und heitre Daseyn, das besonnene Streben nach gemeinsamem Leben und Wachsthum, und in allen Stimmungen, im tiefsten unsäglichsten Schmerz, im Enthusiasmus der Freude, und in der unendlichen Ruhe, in der sich die Liebe nur nach sich selbst sehnt, auch durch die Erinnerung, und mehr als Erinnerung der früheren Ahndungen und Versuche sich nur erhöht, und sich jede Zukunft, selbst die des Entsagens vor Augen stellen kann. Doch, ich wollte Dir ja nicht sagen, was Du finden wirst, sondern Dich nur auf die rechte Art empfänglich machen dafür; aber so geht es mir immer mit diesem Buch: es zieht mich unwiderstehlich tiefer und tiefer in sich hinein, so oft es mir vor dem Gemüthe schwebt. Nur das muß ich Dir sagen, daß Du Dir ja zu diesen Darstellungen der Liebe keine äußern Zurüstungen denkest. Das kleinste

erotiſche Gedicht, ſelbſt in lyriſcher Form, wie viel mehr denn jede, auch die beſchränkteſte Produktion von der romantiſchen Gattung hat weit mehr Neben- und Außenwerke als Du hier findeſt. Die Liebe iſt dem Werk Alles in Allem, es hat nichts anders und bedarf nichts anders. Entſchlage Dich alſo ja aller Gedanken an eine große Menſchenmaſſe oder an complicirte Verhältniſſe und Begebenheiten, an alles Novellenartige, was in unſern Romanen ſo oft das weſentliche und immer die allzureichliche Draperie iſt, welche die Figuren erſt im Allgemeinen beinahe verbirgt, und ſie dann noch einzeln als ein ſchweres Gewand unkenntlich macht. Du findeſt hier nichts, was den Schein erregen könnte, als ſey es auf etwas anderes abgeſehn, und als ſollte die Liebe nur Theil oder Mittel oder wohlhergebrachte Maſchinerie ſeyn. Es iſt die einfachſte Compoſition und die Figuren ſind ſo hervorgehoben und in ſo großem Maßſtabe, daß Du hinter ihnen und um ſie her nichts ſiehſt, und wenn Du erſt in der Betrachtung biſt, auch nichts vermiſſeſt. Dir kündige ich dieſen Mangel an Umgebungen nur an, damit Du nicht das Gewöhnliche eine Zeitlang vergeblich ſucheſt; Andern, die für den eigentlichen Gegenſtand des Kunſtwerkes keinen Sinn haben, könnte er Dürftigkeit ſcheinen. Nur Erwähnungsweiſe und außerhalb dem eigentlichen

Zeitraum des Werkes kommen andere Menschen vor, und auch da ist nur ihr Verhältniß zur Liebe eigentlich geschildert, Alles andere bloß mit wenigen Strichen angedeutet. Die bürgerliche Welt und die feine Gesellschaft sind so gut als gar nicht vorhanden, erstere wird möglichst vernichtet, letztere nur ein Paarmal flüchtig erwähnt und leicht gebraucht, dann aber sogleich wieder aus der Hand gelegt, und auf die Scene kommt eigentlich gar nichts als Julius und Lucinde. Schaue diesen Glauben recht lebendig an, daß die Liebe in ihrer innern Schönheit und Majestät hinreicht, um allein eine Dichtung, auch von der größten Gattung, zu beleben und würdig zu vollenden; und wenn es Dir auch nicht wie mir ein neues Zeichen ist von der Wiederkehr eines großen und schönen Styls in der Kunst, so verehre wenigstens darin die tiefe Verehrung des Menschen, und liebe die schöne Simplicität des Werkes um so herzlicher, je weiter sie sich von der unwürdigen Sinnesart derer entfernt, die tausend Unbedeutendes um sich versammeln, weil das Innere des Menschen ihnen zu wenig dünkt, um genug daran zu haben, oder zu unheilig, um es zu berühren.

Dabei fällt mir noch Eines ein. Du siehest hieraus, wie sehr das Gedicht im Widerstreit ist gegen Alles, was im Allgemeinen jetzt gesucht und

dargeſtellt wird, und kennſt aus andern Orten die polemiſche Stärke, mit der der Verfaſſer ſonſt, wenn er ſich in dieſem Falle befindet, gegen die Maſſe des Zeitalters auftritt, dieſe ſuche hier ja nicht, und wolle nichts ſchlechterdings ſo deuten: Du bringſt Dich ſonſt um den reinen Genuß des beſten Humors, und des anmuthigſten Scherzes. Denn freilich iſt ſich der Dichter dieſes Widerſtreites bewußt, aber er läßt ſeinen Julius damit ſpielen ohne alle Bitterkeit und Verachtung und es herrſcht überall die große Unſchuld, die einem durch die eigne Kraft gebildeten und durch die Liebe vollendeten Gemüth ſo natürlich iſt. Alſo nicht die, welche von dieſem und jenem nichts weiß oder wiſſen will, denn es wird wohl von allen Verkehrtheiten geredet, die mit der Liebe getrieben werden, aber die, welche auf ihrem graden Wege von nichts außer ſich beſondere Notiz nimmt, und ſich durch nichts beſtimmen oder verſtimmen läßt. Scherz und Muthwille iſt Alles, was das Bewußtſein dieſes Widerſtreits ausdrückt, und eben ſo Alles, was den Schein annimmt, als wolle es ihn entſchuldigen oder rechtfertigen. Was Julius der Freundin ſagt, um ihrem Gefühl über manches Einzelne die rechte Richtung zu geben das ſagt der Verfaſſer der Welt gewiß ohne alle Abſicht und in der gutmüthigſten Laune, und wenn er ſie dadurch nur noch mehr gereizt hat — wie ſi

ſich denn an dem Vergleich mit dem lieblichen Kinde gewiß nicht erbauen wird — ſo thut er das wahrlich in ſeiner Unſchuld. Mir iſt das aus einem Geſichtspunkt beinahe das gröſßte in dem Werk. So unbefangen und leicht, ſo unbekümmert um Alles, was geſchehen kann, ſo ohne Rückſicht darauf zu nehmen, was das Herrſchende und das Gedrückte iſt in der Welt, ſollte Jeder, der einmal in der Oppoſition iſt und ſeyn muß, ſein Leben hinſtellen, bei allem innern Ernſt und hoher Würde ſcherzend mit den Elementen der Unvernunft, wie dieſes ernſte, würdige und tugendhafte Werk thut. Und ſo lies es denn andächtig, und alle Götter werden gewiß mit Dir ſeyn.

## Zweiter Brief.

### An Dieſelbe.

Da bin ich ſchön angekommen, wie es ſcheint, mi
meiner Empfehlung und mit meinem Buche! Abe
ſage mir nur, was iſt aus Dir geworden? Leopol
iſt nämlich bei mir geweſen und hat mir erzählt
wie er Dich oft und viel geſprochen in L., unte
andern auch, wie Du die Lucinde bekommen un
geſagt habeſt, 'Du würdeſt ſie wohl nicht leſen
denn Du möchteſt kein Buch leſen, worüber m
Niemandem zu ſprechen ſey. Erſt glaubte ich, da
ſey ſo eine von Deinen Manieren, aber da er m
vielerlei erzählte, was auf daſſelbe hinauslief, muß
ich es endlich für Ernſt nehmen, und nun verzeih

mir, daß ich Dich nicht begreifen kann. Du weißt, es ist mein alter Grundsatz, daß ein Mensch sich nicht umkehren kann, sonst müßte ich aufrichtig glauben, Du seyst seit kurzem eine Prüde geworden. Auf diesen Fall würde ich Dich bitten, Dich doch mit der nächsten Gelegenheit nach England einzuschiffen, wohin ich die ganze Gattung verweisen möchte. Uns ist sie hier, wo es sich auf manche Weise zum Terrorismus für's alte Regimen neigt, gefährlicher als je, und dort fangen an die Originale zur aller der Delikatesse und Zartheit, die in den Romanen verbraucht wird, etwas abzugehn, so daß Du als Miß sehr willkommen seyn würdest. Das ist es nun freilich nicht; aber was ist es denn? Du kannst doch nicht sagen, daß es über die Lucinde nichts zu reden giebt; wenn Du auch nur von dem ausgehst, was ich Dir geschrieben habe, so wirst Du doch zugeben müssen, daß es ein Buch sey, durch welches jeder, von welcher Sinnesart er auch sey, auf tausenderlei Art angeregt wird zur Billigung oder zum Tadel, gewiß wird auch Ach und Weh genug darüber geschrien werden, und die, welche es lieben und verstehen, werden also genug zu vertheidigen haben. Das scheint auch bei Euch schon der Fall zu seyn, und Du, die ich immer meine muthige und kühne Schwester genannt habe, wollt'st still schweigen?

Erinnere Dich doch, ich bitte dich, der schönen Zei
ten, wo wir anfingen zu denken, wo unsere Frei
heit sich entwickelte und unsere Gesinnung sich au
der umgebenden Gemeinheit heraushob. Hast Du
den Grundsatz vergessen, der uns, als wir ihn ge
funden hatten, so viel Kraft und Muth gab, al
er ausdrückte, und den wir uns als den reine
Spiegel unserer Freiheit nicht oft genug vorhalte
konnten? Treu bist Du ihm bis jetzt geblieb
unter mancherlei Versuchungen, und hast ihn i
schwierigen Fällen vor aller Welt ausgeübt und be
kannt. Woran kann es denn liegen, daß Du
gerade hier eine Ausnahme machen willst. Schon
damals rechneten wir die Liebe ganz vorzüglich unte
die Dinge, an deren Existenz wir glaubten, un
über die man also etwas denken müsse, und wi
dachten damals, wie ich sehr wohl weiß, daß Du
noch denkst. Ist etwa in L. gar kein schicklich
Ort, um zu sagen, was Du denkst? Wenn de
Unverstand oder die Bosheit sich laut machen, sollt
eine edle Frau schweigen? Ich weiß doch aus an
dern, noch ganz neuen Beispielen, daß Du es nich
scheust Dich diesen entgegen zu stellen, und daß Du
Dich ganz allein mancher gekränkten Seele ange
nommen hast, die mit einigen heiligen Worten nie
dergestoßen werden sollte; ist denn ein Buch nich
eben so gut als ein Mensch in dieser Zeit, we

Beide gleich selten sind? Nicht gerechnet, daß aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, allemal ein Mensch dahintersteckt, und es eigentlich auf diesen unmittelbar losgeht, auch wenn man keinen Verfasser wüßte oder das Buch gar keinen hätte, hat es nicht eben so gut einen Geist und einen Charakter? Ueberdies kann ich mir recht gut denken, daß viele Menschen von denen, die Du nicht genug verachtest, um sie ihrem Schicksal zu überlassen, nicht recht wissen, was sie zu dieser Darstellung der ganzen Liebe denken oder sagen sollen. Wenn vom Sentimentalen allein die Rede ist, so wissen sie, daß es ihre Schuldigkeit ist, es zu preisen, und zu bewundern und endlich schön und zart zu finden, und die feine Behandlung zu rühmen, wenn durch einzelne Stellen, die so recht dünn und geistig gewebt sind, hie und da etwas anderes durchscheint, und wenn vom Sinnlichen allein die Rede ist, so haben sie nun schon einen Ueberschlag, wieviel lüsterne Andeutungen oder verschleierte üppige Gemälde man den schönen Versen oder den übrigen Verdiensten verzeihen dürfe, und was offenbar frech und verwerflich ist. Aber mit einer solchen Vereinigung wissen sie nicht umzugehn, und wissen nicht, wieviel Freches sie dem Geistigen zu gut halten, oder wieviel Geistiges sie um des Frechen willen übersehen sollen. Und in dieser Rathlosigkeit, auf wen sollen sie denn

achten, als auf edle Frauen, deren Beruf doch einmal die Liebe iſt, und die nothwendig etwas davon verſtehen müſſen? alſo auch Alle in Deinem Kreiſe ganz beſonders auf Dich, da es von der ganzen Welt anerkannt iſt, daß Du von der Liebe etwas verſtehſt und als eine von den wenigen Auserwählten in einer wahren Ehe lebſt? Auch würden ſie gewiß Alle Dich fragen, wenn Du ſie nicht durch ſolche kategoriſche Ausſprüche, daß über dieſe Sache nicht zu reden ſey, ein für allemal abwieſeſt. Der arme Leopold ſcheint mir ſelbſt unter die Bedürftigen zu gehören, und hat ſich garſtig abgeführt gefunden durch jene Erklärung: Du hätteſt vielleicht ein gutes Werk an ihm verrichten können. Wie kannſt Du alſo nur Deinen Beruf zum Reden verkennen? Er iſt ſo entſchieden, daß wenn Dich auch Niemand fragte und aufforderte, Du von ſelbſt reden und die Andern auffordern müßteſt, weil doch auf eine ſolche Veranlaſſung Jeder, der einen Gedanken und eine Meinung hat, ſie weit leichter äußern und zu Tage fördern kann, als wenn ſie ganz aus freier Hand in trocknen Worten verzeichnet und aus dem Innern herausgeholt werden ſoll. Du haſt dies bei literariſchen, moraliſchen und politiſchen Gegenſtänden gethan, die Dir bei weitem nicht ſo nahe lagen, als dieſer, der noch dazu alles dreies iſt, und mit denen wir Männer am Ende

am Ende ohne Euch fertig werden können, welches hiebei ſchlechterdings unmöglich iſt. Dies letzte wirſt Du doch gewiß einſehen: denn wenn wir auch mit den deutlichſten Worten und den bündigſten Beweiſen a priori in philoſophiſcher Form und in Dichtungen direkt und indirekt zeigen, was die Liebe eigentlich iſt, und daß ſie überhaupt ſeyn ſoll, und daß ſie demnächſt nothwendig grade dieſes ſeyn muß, ſo bleiben das alles leere Worte und kann nichts damit ausgerichtet werden, wenn wir nicht die Liebe in der Wirklichkeit aufzeigen können, und wie können wir das, wenn ſich keine Frau auf unſern Aufruf zur Liebe bekennt, ſondern Ihr Euch, daß ichs nur deutſch heraus ſage, derſelben ſchämt. So ſieht es wenigſtens aus. Ich nehme Dein Schweigen nicht ſo; aber was ſollen die Leute davon denken? Nicht zum mindeſten, daß Du Dich für die Liebe nicht mehr intereſſirſt, und iſt es nicht ſchon ein Hochverrath, dieſen Gedanken zu veranlaſſen? Andern würde ich manches verzeihen um der menſchlichen Ungeſchicklichkeit willen, die doch nicht ganz allein ein Erbtheil der Männer iſt, ſondern auch bei Euch bisweilen zum Vorſchein kommt. Ich kann mir denken, daß manche Frau, die es gern wollte, verlegen ſeyn mag, wie ſie über dieſen Gegenſtand und namentlich über dieſes Buch reden ſoll, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen,

daß Unverständige sie eben nicht verstehen, Lästermäuler ihr den Sinn ihrer Rede verdrehen und rohe verderbte Männer von denen, die sich am meisten herausnehmen, einen Vorwand darin finden könnten, die Grenzen der guten Lebensart zu überschreiten. Von Dir kann ich aber das unmöglich annehmen, liebe Ernestine. Ich habe zwar lange nicht das Vergnügen gehabt Dich zu hören, aber ich besinne mich noch gar wohl, welche Meisterin des Gespräches Du bist, und in solchen Künsten lernt man nicht zurück, am wenigsten in Deinen Verhältnissen. Eine Frau, welche diese Gabe hat, immer grade nicht mehr zu sagen als eben nöthig und schicklich ist, auf jede verfängliche Frage eine einlenkende und tüchtige Antwort zu geben, und mit lustigen Wendungen, feinem Witz, und wo es nöthig, auch mit dem gehörigen Ansehen und genug Grandezza ein Gespräch, das unschicklich werden könnte, abzubrechen, was kann der wohl begegnen, worüber sie auch immer spreche? Worauf soll ich also diesen Widerspruch schieben, in den Du Dich mit Dir selbst gesetzt hast? Am Ende kann ich wirklich bei Nichts andrem stehen bleiben, als bei der falschen Schaam, welche den meisten von Euch eigen ist. Ihr wißt eben, daß wir eurem Geschlecht im Allgemeinen das Talent zur Abstraction absprechen, und also glaubt Ihr, wenn Ihr

mit Männern oder vor Männern über dieſe Empfindungen redet, noch dazu auf Veranlaſſung eines Buches, wo die Liebe bis in ihre innerſten Myſterien aufgeſucht wird, ſo müßten wir nothwendig denken, daß Eure Fantaſie zugleich geſchäftig ſey, dieſe Empfindungen nachzuzeichnen, als könntet Ihr nicht aus Euren Erfahrungen reden, ohne ſie innerlich zu wiederholen, und dies iſt eine Lage, in welche Ihr Euch gegen einen Mann, der an Euren Gefühlen keinen eignen Antheil haben ſoll, nicht ſetzen mögt. Das klingt wie etwas, iſt aber am Ende, von welcher Seite man es auch betrachte, gar nichts. Wie wollt Ihr denn das hindern, daß ein Mann ſich nicht Vorſtellungen davon mache, wie dieſe und jene im Zuſtande des Liebens wohl ſeyn und wie Alles, was dazu gehört, ſich in Jeder eigenthümlich geſtalten möge? Dazu müßteſt ihr ganz andere Mittel wählen; denn es giebt tauſend Situationen, in denen Ihr ganz unbefangen ſeyd, welche weit mehr zu ſolchen Reflexionen reizen, als ein Geſpräch über die Angelegenheiten der Liebe, wo im Wechſel der Urtheile, im Beſtreben, die Vorſtellungen des Anderen zu faſſen und Gründe für die eignen aufzuſuchen, dem Gemüth ſehr bald keine Muße bleibt, dieſem verborgenen Spiel Eurer Fantaſie aufzulauern. Ihr müßtet vielmehr zuerſt aufhören eigenthümlich zu ſeyn, damit man nicht in

Verſuchung geriethe, Eure Eigenthümlichkeit in der Liebe auch aufſuchen zu wollen; demnächſt müßtet Ihr Euch nie mit Euren Männern oder Geliebten zeigen und Euch nie bei der geringſten Zärtlichkeit belauſchen laſſen, und was das Geſpräch anbelangt, ſo wäre das, was Ihr vermeiden müßtet, wenn Ihr von jener Meinung ausgeht, wahrhaft unendlich. Unſere Miſtreß B., über deren ächtengliſches „Guter Gott, wie können Sie doch in Gegenwart der Mädchen von Strumpfbändern reden" wir ſo oft unſäglich gelacht haben, wäre noch unvorſichtiger, und der geringſte Maaßſtab der Sittlichkeit wäre jene andere Engländerin, welche behauptete, es ſey unkeuſch, in einer vermiſchten Geſellſchaft das Wort keuſch auszuſprechen, ja auch anſtändig habe ſchon etwas Unanſtändiges. Du ſiehſt, dies iſt unmöglich, und in dem Maaß, als Ihr darauf ausgeht, ertödtet Ihr alle Mittheilung und alles was im Umgange reizend, ſchön und ſittlich iſt. Aber wozu ſoll es denn auch verhindert werden, daß wir nicht, ſo gut es ein dritter eben wiſſen kann, erfahren, wie Jede von Euch die Liebe behandelt und ſich darin verhält? Warum wollt Ihr mit Eurem Gemüth weniger freigebig ſeyn als mit Eurer Geſtalt? Und ſollten nicht auch hier diejenigen, die Einiges ganz unbefangen zeigen, anderes dafür aber ernſtlich verbergen, züchtiger ſeyn

als die, welche Alles nur halb verhüllen und absichtlich die Imagination auffordern? Ich gebe Euch ja zu, daß einiges verborgen bleiben soll, aber wenn Ihr es aufrichtig meint, versteht Ihr Euch schlecht auf die Männer und auf Euren Vortheil, wenn Ihr es auf diesem Wege erreichen wollt. Ihr wißt ja, wie geneigt wir zur Abstraction sind, ja daß ich's recht sage, wahre Sklaven derselben, und wie uns ein Gegenstand für die Empfindung und die Fantasie sogleich entzogen wird, wenn man ihn uns für das Urtheil darbietet. Sprecht also unbefangen und in klaren Worten über die Liebe, so werdet Ihr uns am besten die Grenzen sagen können, welche schicklich und nothwendig sind, und welche sich eigentlich ohnedies jeder rechtliche Mann von selbst sagt. Für Euch wäre das am Ende auch am heilsamsten, welches ich Deiner eignen Ueberlegung anheimstelle. Aber glaube nur nicht, daß ich nur so aus Nebenabsichten das Gespräch über die Liebe empfehle, damit Dies und Jenes dadurch verhütet oder erreicht werde; ich bleibe vielmehr dabei, um es sein selbst willen zu fordern. Die Liebe ist ein unendlicher Gegenstand für die Reflexion, und so soll auch ins Unendliche darüber nachgedacht werden, und Nachdenken findet nicht Statt ohne Mittheilung und zwar zwischen denen, welche ihrer Natur nach verschiedene Seiten derselben

ben ſehen. Es iſt wohl etwas ſehr unfruchtbar
wenn Frauen unter einander von der Liebe rede
und Du wirſt ſelbſt wiſſen, an was für eng
Grenzen ſich das herumdreht, auch unter den
die nicht gemein ſind, und nicht wie die Meiſt
durch ihr ganzes Leben die Liebe entheiligen; al
Männer und Frauen müſſen untereinander dav
reden, und da man dabei nicht von der Liebe d
ſes und jenes wirklichen Menſchen ausgehen da
die man nie ganz zu kennen glauben ſoll, ſo gi
es ja nichts ſchöneres dazu als die wahren und l
ren Darſtellungen eines begeiſterten Dichters,
deren Anſicht ſich auf eine natürliche Art die eig
thümliche Vorſtellungsart eines Jeden ankryſta
ſirt. Und nun befehle ich Dir, kraft meiner br
derlichen Autorität und unſeres alten gemeinſcha
lichen Bandes, nicht etwa die Lucinde zu leſen
denn es fällt mir keinen Augenblick ein zu glaub
daß Du das nicht gethan habeſt — auch nicht mit
darüber zu reden, denn das erwarte ich auch v
ſelbſt und bald, ſondern mit keinem auch nur einig
maßen vernünftigen Menſchen ein rechtliches G
ſpräch darüber zu ſcheuen, und Dich keiner Art v
Engländerei hinzugeben, die Dir nothwendig höc
unnatürlich ſtehen muß.

# Dritter Brief.

## Ernestine an mich.

Du armer Mensch! ich weiß, es kann Deinem ökonomischen Geiste nichts ärgeres begegnen, als wenn Du inne wirst, daß Du Dir unnütze Mühe gegeben hast, und doch kann ich nicht umhin, Dir zu sagen, daß Du Dir Deine ganz letzte Epistel gar füglich hättest ersparen können von dem Antrage zu der englischen Reise bis zu der Dissertation über die falsche Scham. Wie Du zu dem ersten gekommen bist, weißt Du ja selbst nicht, und gestehst, es sey eine innere Unmöglichkeit, mich für eine Prüde zu halten, und was in der letzten steht, hast Du viel ordentlicher, klarer und anmu-

thiger in Deinem Verſuch über die Schamhaftig
keit geſagt. Haſt Du gemeint, ich hätte den ver
geſſen, da wir ihn doch, was die Gedanken betrifft
eigentlich gemeinſchaftlich gemacht haben? Und das wa
das letzte, wobei Deine Weisheit ſtehen blieb. Abe
ſo ſeyd Ihr! Wenn Euch etwas vorkommt, wa
nicht glatt durchgeht, ſo könnt Ihr nicht ganz ein
fältig dem Faden nachgehn, da ſich denn das Knöt
chen gar leicht findet und auflöſt, ſondern Ihr mach
große Zurüſtungen und nehmt die verſchiedene
Möglichkeiten auf, und da kommen denn ſtatt de
Rechten, welches Ihr überſeht, ſo ſchöne Sache
heraus: erſt viel unnütze Worte, und dann ſolch
Meiſterſtücke von Klugheit wie der, daß Du doc
am Ende herausbringſt, ich würde wohl die Lu
cinde geleſen haben und auch ſo frei ſeyn, Di
meine Meinung darüber zu ſagen. Nun, das werd
ich auch ſogleich, nur muß ich Dich erſt über da
Uebrige auslachen und belehren. Es war wirklic
ſehr künſtlich, nicht zu finden, warum ich hier mi
Niemand über das Buch rede, beſonders da Du
doch darauf kamſt, es müſſe ein leidlich vernünfti
ger Menſch ſeyn. Laß Dir klagen, daß es wirk
lich über dieſen-Punkt keinen hier giebt: Männe
und Frauen ſind gar erſchrecklich gemein, und er
ſtere geberden ſich noch dazu höchſt roh dabei. O
der literariſche Parteigeiſt, der ſo entſetzlich wüthet

ſich auch ihrer bemächtiget hat, da doch dieſe Dinge ſie gar nichts angehen, weiß ich nicht; am Ende iſt aber wohl zu der Blindheit, mit der ſie geſchlagen ſind, und dem wunderbaren Abſcheu, der ſich in rohe Schimpfreden ergießt, Grund genug in ihrer eignen Verderbtheit, die eben wie die Gelbſucht allem ihre Farbe mittheilt. Denke Dir nur, daß die Frauen, und zwar die, welche gern für ſehr frei und ein wenig ruchlos gehalten ſeyn wollen, meinen, eine müſſe ſich vor der andern ſchämen, die Lucinde geleſen zu haben. Aus dieſem Pröbchen kannſt Du denn auf das Uebrige ſchließen. Was ſoll ich nun machen? Mich hinſtellen und große Reden halten? und wovon? Wenn ich ihnen das Geiſtige, Erhabene und Sittliche auch Zeile für Zeile zeigen wollte, ſie ſehen es nicht, weil das Sinnliche überall ſo nahe dabei ſteht, und dieſe chemiſche Vereinigung, wie Du es, glaube ich genannt haſt, thut auf die Verkehrten eine ganz verkehrte Wirkung, und es iſt am Ende gar nicht einmal eine höfliche Lüge, ſondern buchſtäblich wahr, daß ich ihre Lucinde nicht geleſen habe. Letzthin kam einmal durch ein ſehr ungeſchicktes Ohngefähr die Rede darauf. Es war in einer anſehnlichen Geſellſchaft; die kleine Mathilde, die Du kennſt, ſtand mit ihrer Arbeit im Fenſter und es war eben eine von den Pauſen, die von Euch gewöhnlich

ſehr ungeſchickt unterbrochen werden. Höre einmal, ſagte ihr Bruder zu ihr, Du machſt Dich doch da erſtaunlich komiſch. — Wie ſo? Nun, weil Du ſo gewaltig unſchuldig drein ſieheſt, und Du weißt ja, daß es eine komiſche Situation iſt. Ei, ſagte ich, um dem armen Mädchen aus der Verlegenheit zu helfen, da müſſen Sie doch ein ſehr ſchlechtes Auge haben, denn ſeitdem Sie zurück ſind, iſt es ihr bei ihrem Verſtande unmöglich geweſen, nicht die männliche und weibliche Verderbtheit kennen zu lernen, und davon nichts zu wiſſen iſt doch die eigentliche Unſchuld. Darauf entſtand denn ein großer Streit über den Sinn der Worte; aber von ſolcher Art, daß ich die gröbſte Behandlung des zarten Gegenſtandes erwarten mußte. Ich machte alſo der Sache ein Ende und ſagte, ich wolle ihnen eine Unſchuld zeigen, die ſie gewiß dafür erkennen würden, und die doch ein auch nach ihren Begriffen höchſt ehrbarer Dichter als eine höchſt komiſche Situation nehme. Ich ließ mir den Voßiſchen Almanach geben, und las ihnen daraus das ſchöne Liedchen, das Du weißt, wodurch ſie denn etwas perplex wurden, und mir erſparten, die Fortſetzung des Geſprächs ausdrücklich zu verbieten. Willſt Du mir öfter ſolche Veranlaſſungen wünſchen, über dieſe Gegenſtände zu reden? Deinen Leopold aber hätte ich zum Vertrauten meiner

Lektüre und meiner Gedanken machen müſſen, den indiskreten jungen Menſchen, und der ſo entſetzlich neu iſt? Es wird ihm wirklich ſchwer, die Worte zu verſtehen, die wir ſo reden, denn es muß Alles hübſch kathedermäßig ſeyn, und mit dem Zirkel gemeſſen. Dabei ließe er ſein Leben für Fichte's Ehetheorie, und über die hätte ich alſo zuerſt mit ihm disputiren müſſen; das iſt nichts für mich, und kommt mir beinahe eben ſo arg vor, als die Andern mit ihrem Weſen. Dafür habe ich lieber Karolinen gefragt, ob ſie das Buch nicht leſen wollte; das närriſche Mädchen will aber nicht, und will Dir ſeine Gründe ſelbſt ſagen, denn ich habe ihr geſagt, Du wünſchteſt ſehr, daß wir es Alle leſen ſollten.

Ja, nun ſoll ich wohl auf die Lucinde ſelbſt kommen; wird's Dich aber nicht verdrießen, daß ich hier auch mit dem Widerſprechen anfange? und zwar wird es gegen Dich eben ſo ſehr als gegen das Buch gerichtet ſeyn. Beinahe ſollte es mir vorkommen, als wärſt Du recht ſchlau geweſen, und hätteſt mich auf die ſchöne Seite von dem aufmerkſam machen wollen, wogegen Du Einwendungen vermutheteſt; wenigſtens treffen die meinigen gerade Alles, was Du mir am meiſten gelobt haſt. Geht nicht die Liebe in dem Buche bei aller Vollſtändigkeit der Darſtellung doch ein wenig

gar zu sehr in sich selbst zurück? Ich wollte, sie ginge auch hinauswärts in die Welt und richtete da etwas tüchtiges aus. So einiges von dem Ritter sollte der Leichtfertige doch an sich haben. Mir ist es schon recht, daß etwas geschieht gegen die moralisch seyn wollende Weichlichkeit, die die Liebe immer nur auf der Oberfläche spielen läßt, aber man muß nicht in eine andere Weichlichkeit gerathen, die eben so arg ist, daß man Alles in sich zehren läßt, weil man nichts damit zu machen weiß, oder es sich nicht getraut. Wenn Herkules das Symbol seyn soll von der Männlichkeit, die wir anbeten, so ist wahrlich die Kraft, womit er die Weiblichkeit umfaßt, nicht Alles darin, sondern seine Thaten gehören nothwendigerweise auch dazu. Wer nicht das seinige verrichten kann in der Welt, der soll auch nicht lieben, und die Liebe soll Niemanden daran hindern, sondern noch Lust und Eifer verdoppeln. Deshalb sollte sie auch, meine ich, nicht dargestellt werden, ohne diesen ihren Einfluß, und es ist mir eben so zuwider, als es unserm seligen Vater war, wenn vom Glauben ohne die Werke geredet wurde. Das scheint mir nun in der Lucinde gar sehr zu fehlen, und darum finde ich die Liebe nicht vollständig dargestellt darin, und vermisse die äußere Welt gar sehr, deren Abwesenheit Du so schön findest. Verstehe mich nur recht: ich will

ja meinen Geliebten nicht auf Abentheuer ausſchicken gegen die Heiden oder die Ungeheuer; aber der liebende Mann ſoll Alles, was er vorher gethan hat, anders thun, und er ſoll auch vieles thun, was er vorher gar nicht gethan hat. Was ſteht denn davon in der Lucinde? Julius hat immer ein Bischen gezeichnet — ich kann es nicht anders nennen, weil man gar zu wenig Beſtimmtes davon erfährt — das macht er nun freilich anders und etwas beſſer, das iſt mir aber lange nicht genug, es offenbart ſich darin die Kraft einer ſo innigen und vollkommenen Liebe viel zu wenig. Was ſoll er denn aber machen, wirſt Du ſagen, er hat ja einen entſchiedenen Haß gegen alle bürgerlichen Verhältniſſe? Nun, das iſt es eben, was ich ſage: dieſen Haß dürfte er gar nicht mehr haben, ſeitdem er die Liebe gefunden hat. Wenigſtens nicht in einer ſolchen Welt, wo die bürgerlichen Einrichtungen die Frauen ſo ſehr erdrücken, da muß derjenige, dem ſich ein Weib ergeben hat, ſchon aus Selbſtvertheidigung in das bürgerliche Leben hineingehen und da wirken. Sonſt weiß ich recht gut, daß dies nicht die einzige Art der menſchlichen Thätigkeit iſt, und ich hätte mir die andere, nämlich die Kunſt, auch recht gern gefallen laſſen, nur muß es zu etwas ordentlichem kommen, und nicht ſo erſtaunlich nebenher behandelt ſeyn. Jeder Dichter

soll freilich seine Freiheit haben, sich Grenzen zu stecken, wie er will, nur darf doch darüber geurtheilt werden, ob diese Grenzen eine schöne Figur bilden, und ob sich das Schiefe der Idee, die dabei zum Grunde gelegen hat, nicht darin zeigt. Mir scheint Liebe und Welt eben so unzertrennlich zu seyn als Mensch und Welt im Leben und in der Darstellung, und wer sie in der letzten von einander scheiden will, versündigt sich. Verbunden hat man sie freilich bis jetzt auch schlecht genug, und es ist lächerlich und widersinnig, wenn die alten romantischen Dichter aus Liebe und zur Verherrlichung der Liebe Heldenthaten verrichten lassen, die nicht in der geringsten Verbindung mit ihr stehen, aber es lag doch die richtige Idee darin, daß die Liebe, wenn sie recht tief in den Menschen hineingegangen ist, auch wieder recht weit aus ihm herausgehen muß, und wer ihr das wehrt, der kommt mir vor, als schnürte er ihr den Hals zu, und ließe sie nach Luft schnappen, wie sie mir denn auch, wenn ich hieran denke, in der Lucinde hie und da asthmatisch genug vorkommt. Und was hier zu wenig ist, das scheint mir auf der andern Seite zu viel zu seyn: die Lust an der Lust, das kann ich Dir nicht bergen, ist mir manchmal ein wenig gar zu laut; oder vielmehr etwas ungehörig, denn es ist nicht der Grad der Freude, was mir

einen unangenehmen Eindruck macht, sondern ein eignes gewisses Etwas darin. Ich zweifle, daß mir in diesem Augenblick klare Worte zu Gebote stehen werden, um Dir zu beschreiben, was ich eigentlich meine: nimm nur mit etwas Verwirrung vorlieb, und bringe sie mir hübsch verständig und geduldig in Ordnung. Daß Julius, dem der Genuß gar nichts Neues seyn kann, eines solchen Genießens desselben, und einer so lebendigen Freude darüber fähig ist, das ist mir sehr viel werth. Die Bezauberung eines Neulings ist etwas sehr zweideutiges, und kann ziemlich gemeinen Ursprunges seyn; darum kommt es mir immer so abgeschmackt vor, daß auf die bewahrte Keuschheit in den meisten Romanen ein so großer Werth gelegt wird. — Dieser Enthusiasmus aber hat etwas sehr Schönes und Ehrwürdiges. Die Liebe in ihrem ganzen ungetheilten Wesen ist ihm neu, und dieser frische Reiz, dieses neue Leben verbreitet sich auch auf das, was ihm an und für sich bekannt genug ist, und man fühlt hierin bestimmter, als es durch Worte hätte gesagt werden können, wie das Sinnliche durch seine innige Verwebung in das Geistige ganz neue Eigenschaften erhält, und über alle Gefahr des Abstumpfens u Veraltens hinausgehoben wird. In sofern also kann mir die Freude davon nicht laut genug seyn; aber sie muß auch immer auf jenes Verschmelzen

mit dem Geiſtigen bezogen werden, ſobald ihr dieſe Begleitung fehlt, und ſie allein daſteht, iſt mir jeder Ton zu laut. Abſicht ſoll nirgends ſeyn in dem Genuß der ſüßen Gaben der Liebe, weder irgend eine ſträfliche Nebenabſicht, noch die an ſich unſchuldige, Menſchen hervorzubringen — denn auch dieſe iſt anmaßend, weil man es doch eigentlich nicht kann, und zugleich niedrig und frevelhaft, weil dadurch etwas in der Liebe auf etwas Fremdes bezogen wird. Eben ſo wenig aber gefällt es mir, wenn die Luſt als Inſtinkt erſcheint, der nicht weiß, was er will, oder als Begierde, die auf die unmittelbare Empfindung gerichtet iſt. Der Gott muß in den Liebenden ſeyn, ihre Umarmung iſt eigentlich ſeine Umſchließung, die ſie in demſelben Augenblicke gemeinſchaftlich fühlen, und hernach auch wollen. Ich nehme in der Liebe keine Wolluſt an ohne dieſe Begeiſterung und ohne das Myſtiſche, welches hieraus entſteht, und von dem, welches wir oft zuſammen verachtet haben, gar ſehr verſchieden iſt. Iſt Dir das nicht deutlich genug, ſo lies nur die dithyrambiſche Fantaſie, wo ich dies höchſt anſchaulich und unübertrefflich ſchön finde, gerade weil hier die freiſte Luſt, bei der an gar keinen Aberglauben, oder irgend eine Statthalterſchaft Gottes auf Erden zu denken iſt, mit der geiſtigen Anſchauung der Liebe ſo innig Eins iſt,

viel mehr als in Treue und Scherz, wo Beides eigentlich nur neben und um einander herum, nicht aber in einander iſt. Dagegen leuchtet an andern Orten, nicht eben in großen Portionen, aber in einzelnen Stellen und Andeutungen ſo etwas hervor von einem Abſondern und Zerlegen, welches im Gemüth vorgegangen iſt, und dies iſt eben, was ich im Namen der Liebe verbitten möchte. Nichts Göttliches kann ohne Entweihung in ſeine Elemente von Geiſt und Fleiſch, Willkühr und Natur zerlegt werden. Darum ſind es eben wahre und ächte Myſterien, weil die Perſonen nicht anders können, als ſie ſo zerlegen und ſie alſo niemals ſehen, wie ſie ſind. Auch hat nirgends ein Prophet gewagt, ſeinen Gemüthszuſtand ſo zu anatomiren, und der Unglaube in ihm und Andern wäre die natürliche Folge davon geweſen; ſo iſt es mit den Propheten der Liebe auch. Denke nicht, daß mir das nur ſo unrecht vorkommt, weil ich eben als Frau keinen Sinn habe für die Abſtractionen; nein, ich habe alle Achtung dafür, aber ich habe auch als Frau einen ſehr feinen Takt dafür, mit Deiner Erlaubniß, wohin ſie gehört. Meinetwegen mögt Ihr die Elemente der Liebe abgeſondert betrachten, ich wünſche, daß recht viel Gutes dabei herauskommen möge; wenn Ihr nur wißt, daß Ihr alsdann ſpekulirt. Wollt Ihr aber dies Einzelne wieder darſtellen, und

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04291/012

den Darſtellungen der Liebe einverleiben, ſo nimmt es ſich allemal als etwas Fremdes unſchicklich aus, und ich möchte faſt wetten, daß es Allen anſtößig ſeyn wird, die etwas davon verſtehen. Ueberlege Dir das recht und lies dann die Reflexion (die auch wohl darüber reflektirt, daß ſie nicht verſtanden werden ſoll) und ſieh Dir einige Stellen in dem erſten Brief mit etwas mehr Auge an, als Ihr gewöhnlich zu thun pflegt, und frage Dich unter andern, ob Du Dir unter den Wuthbeſchreibungen der Fantaſie etwas anders denken kannſt, als ſolche Zerlegungen und Zuſammenſetzungen daraus. Freilich iſt es ſchlimm, daß gerade das, was ſo an der äußerſten Grenze des Sittlichen und Schönen nur noch mit einem Fuße darauf zu ſtehen ſcheint, ſo vorzüglich unbeſtimmt gelaſſen iſt. Iſt das ein Uebermaß von Unſchuld, die nicht daran denkt, daß es noch einen Unterſchied geben muß zwiſchen der Liebe überhaupt und der Liebe des Julius, und daß man den eben wiſſen will, wenn man mit der Liebe überhaupt in Richtigkeit iſt? Man ſollte es denken, weil immer von dem erſtaunlich Objektiven dieſer Liebe die Rede iſt. Es kann aber auch eine gewiſſe Ungeſchicklichkeit ſeyn, von der ſoliden Art, die man nicht mit bekennt; oder ein heimliches Bewußtſeyn, daß er auf einem fremden Boden ſteht, wo man ſich lieber verſteckt als zeigt. Gott

weiß es, ich mag mir den Kopf nicht damit zerbrechen. Wäre aber von der hohen Einfalt, die Du rühmst, etwas weniger da, und dagegen Einiges von der umgebenden Welt und der anderwärts eingeführten löblichen Ordnung, so könnte man sich eher helfen. Es giebt noch Mehreres, worin eine gewisse moralische Zweideutigkeit liegt, und was man aus Unbestimmtheit und Mangel des Aeußeren nicht recht anschauen und fassen kann, zum Beispiel die Behandlung früherer Verhältnisse und die Idee des Entsagens in dem göttlichen Duett, das ich immer wieder mit Entzücken lese. Wunderlich genug ist es in dieser Rücksicht, daß Schlegel seinen Julius zum Mahler gemacht hat, denn ein Mahler, der sogar nicht ein Unduliſt seyn kann, muß doch auch, wenn er sich selbst mahlt, etwas mehr auf die Contours halten; das Zerlegen indessen, was ich eigentlich meine, ist anderwärts sehr klar. Wie kann man, ich bitte Dich, den Sinn für die Luft ordentlich klassifiziren, und eine Theorie darüber ausspinnen! Ich verstehe nicht viel von Theorien, und glaube gern, daß diese ein schönes Stück Arbeit seyn mag, nur anders wohin gehörig: denn etwas von Julius an Lucinden Geschriebenes kann sie gewiß nicht seyn. Darüber ist wohl weiter nichts zu sagen nöthig, man braucht nur die schöne Zeile S. 60. zu lesen, die ich nie ohne Lachen gelesen

habe: „Bei dieſen aber iſt ſchon ein großer Unterſchied zu machen;“ ich wenigſtens ſehe mich dann gleich zu einer akademiſchen Vorleſung eingeladen, ganz ſittig auf dem Stuhle ſitzen und zuhören. Auch die Zweideutigkeiten ſcheinen mir eine gewaltſam herbeigezwängte und verfehlte Theorie zu ſeyn, die keine kleine Beleidigung gegen die Liebe in ſich faßt. So ſieht mir die ganze Vertheidigung derſelben aus, und auch faſt alle, welche Beiſpielsweiſe vorkommen, denn von Herzen geht eigentlich keine einzige. Um Dir ein Pröbchen zu geben, daß ich mein Leſen nicht umſonſt treibe, und nachgerade lerne, einer Sache auf die Spur zu kommen, will ich Dir haarklein demonſtriren, wie es damit zugegangen iſt. Wenn man an die Allgemeinheit des Scherzes glaubt, und zu Allem die Ironie ſucht, ſo entſteht freilich die Aufgabe, auch Scherz über die Liebe zu finden und zwar von und für die Liebenden ſelbſt. Auf der andern Seite ſind die „Elemente der Leidenſchaft“ einmal da, und mit denen kann man nichts andres machen als ſie zu Scherz verarbeiten: iſt deshalb der Scherz mit der Liebe, und der Scherz mit den „Elementen der Leidenſchaft“ einerlei? Meinem Gefühle will das nicht eingehn. Ich glaube wohl, daß ein Mann ſeiner Geliebten Zweideutigkeiten ſagen darf, und daß ſie ſie anhören wird, wenn ſie witzig ſind;

aber er behandelt ſie dabei doch nicht als Geliebte, ſondern als eine Perſon, von deren Geſchlecht er nach Belieben abſtrahiren und ſich auch wieder daran wenden kann. Auch wird er ſie eigentlich nicht an ſie richten, ſondern ſie ihr nur erzählen. So ſcheint mir's, indeß iſt mir weder der Scherz mit der Liebe, noch die Zweideutigkeit oft genug vorgekommen, und ich wollte wohl, daß Du mir über Beides gelegentlich etwas gründliches ſagteſt. Ich habe Dir für heute, dächt' ich, genug geſagt; da kommt auch Karoline mit ihrem Briefchen, und ich will nur zuſiegeln.

---

Damit Du doch weißt, worauf ſich Erneſtine am Anfang dieſes Briefes bezieht, und auch ſonſt beſſer verſtehſt, warum von Manchem gar nicht erſt die Rede iſt zwiſchen uns, ſo lege ich Dir den kleinen Aufſatz bei, an den ſie mich erinnert hat. Du wirſt ihm anſehen, daß er alt iſt, und ihm in dieſer Rückſicht Manches verzeihen.

---

# Verſuch
## über
## die Schamhaftigkeit.

Das Uebelſte iſt, daß ſchon vorläufig die Frage entſteht, ob es nicht ſchamlos ſey, von der Schamhaftigkeit zu reden, oder was Jemand darüber ſagt anzuhören. So wunderbar dieſe Frage klingt, ſo entſteht ſie in der That ganz natürlich: denn einem Jeden wird ſein Gefühl ſagen, daß es bei der Schamhaftigkeit darauf ankomme, gewiſſe Vorſtellungen, diejenigen nämlich, welche ſich auf die Myſterien der Liebe beziehen, entweder gar nicht zu haben oder wenigſtens nicht mitzutheilen, und dadurch in Andern zu erregen — denn, welches von Beiden die Hauptſache ſey, können wir vor der Hand noch unentſchieden laſſen, und man kann doch offenbar von dieſer Tugend nicht reden, ohne auf ihren Inhalt hinzudeuten, und dies wiederum nicht ohne die Vorſtellungen ſelbſt, welche darunter gehören und vermieden werden ſollen, in ſich und andern auf gewiſſe Weiſe wenigſtens anzuregen. Auf der andern Seite wäre dieſes Verbot widerſinnig und abgeſchmackt, weil dies alsdann die einzige Tugend wäre, welche aus Mangel an Luft

erſticken und deshalb untergehen müßte, weil man ihrer edlen Flamme keinen Nahrungsſtoff darreicht. Unter allen ſcheint auf den erſten Anblick dieſe Tugend am wenigſten dazu gemacht, von ſelbſt zu gedeihen, weil dieſe Vorſtellungen dem Menſchen auf mehrere Weiſe ſehr nahe liegen, und es ihm ſo natürlich iſt, zu äußern, was in ihm vorgeht, daß eine ausgebreitete und traurige Erfahrung dazu gehört, ehe er ſich ſelbſt das Geſetz macht, ſchon die Gedanken als die entferntere Gelegenheitsurſache der Sünde zu vermeiden, weshalb auch die Fehler gegen die Schamhaftigkeit, wenn ſie dem Mangel dieſer Erfahrung und der Belehrung, welche ſie erſetzen kann, zugeſchrieben werden müſſen, ſelbſt wiederum zu einer ſehr beliebten Tugend gehören. Dies iſt, beiläufig geſagt, ein anderer ſchwieriger Punkt, der die Unterſuchung ſehr verwickelt macht. Eben ſo wenig iſt das Beiſpiel allein hinreichend, die Menſchen zu dieſer Tugend anzuführen. Es kann überall für ſich ſelbſt nicht viel ausrichten. Denn da jede Handlung ſehr zuſammengeſetzt iſt, ſo muß man doch erſt wiſſen, worauf man in dem vorgeſtellten Beiſpiel zu ſehen, und wovon man zu abſtrahiren hat, und der Begriff der Tugend, worauf es ſich beziehen ſoll, muß alſo ſchon vorher gegeben ſeyn, am wenigſten aber iſt es bei einer ſo ganz negativen Tugend möglich, wobei

es ursprünglich gar nichts zu sehen giebt. Belehrung über die Schamhaftigkeit ist daher unumgänglich nothwendig, wenn es Schamhaftigkeit überhaupt geben soll — und es würde gewiß mehr wahre und weniger falsche geben, wenn man das nicht aus Mißverstand unterließe. — Sollte sich finden, daß die Schamhaftigkeit nichts ist, so werden wir auch nicht gegen sie gehandelt haben, und sollte der Begriff, der sich am Ende findet, die Art wie die Untersuchung geführt worden ist, tadeln, so ist dies eine Sünde, die wir ein für alle Male zum Besten der ganzen Welt begehen, und die uns deshalb verziehen werden muß. Es ist also hierüber weiter nichts vorzureden und die Untersuchung kann angehn. Vielleicht ist es am Besten, sie bei diesem Widerspruch anzufangen, der doch einmal gekommen ist, und ein Recht hat, zu etwas gebraucht zu werden; es muß wenigstens möglich seyn, auch von hieraus der Sache aufs Klare zu kommen. So viel geht daraus hervor, daß es auf eine gewisse Art erlaubt seyn muß, die Vorstellungen, welche die Schamhaftigkeit ächtet, zu haben, und daß also das Vermeiden nur in einem beschränkten Sinne zu verstehen ist. Diese große Wahrheit hätten wir freilich auch auf einem andern Wege finden können, wenn wir zum Beispiel daran gedacht hätten, daß die Mysterien der

Liebe doch gewiſſermaßen ins Bewußtſeyn kommen müſſen, wenn ſie ausgeübt werden, und daß dieſes gewiſſermaßen nothwendig iſt, wäre es auch nur um der Schamhaftigkeit ſelbſt willen — welches hier unſtreitig der beſte Beweis iſt — der es ja ſonſt bald genug an den Subjekten und mit dieſen auch an den Objekten fehlen würde. Indeß wir haben ſie nun einmal auf dieſem Wege gefunden, der für eine Unterſuchung wie die unſrige viel methodiſcher iſt, und wollen nun darauf fortgehn. Wenn es alſo etwas erlaubtes hierin giebt, ſo kommt es darauf an, die Grenzlinie zwiſchen dieſem und dem Verbotenen zu finden. Hierbei fällt man natürlich darauf, eine gewiſſe Analogie zu ſuchen zwiſchen der Schamhaftigkeit und dem, was man in einem weiteren Sinne des Wortes Scham zu nennen pflegt: denn die Verwandtſchaft iſt unläugbar, man ſehe nun auf die Beſchaffenheit des Gefühls oder auf den allgemeinen Sprachgebrauch. Scham, ich rede nun von dieſem weiteren Sinne, iſt das Gefühl des Unwillens darüber, daß etwas im Gemüth vorgegangen iſt, es ſey nun dieſes Etwas ſeinem Weſen nach verdammlich oder nur ſeiner Beſchaffenheit nach, denn ſie bezieht ſich nicht nur auf das Böſe, ſondern auch auf das Unvollkommene. Worauf hierbei der Unwille eigentlich gerichtet iſt, ſieht man ſehr leicht, wenn man die Scham mit

der Reue vergleicht. Wo jene iſt, kann dieſe auch ſeyn; aber jene iſt etwas höheres. Die Reue nämlich, bleibt bei der Wirklichkeit deſſen ſtehen, was geſchehen iſt, und ſieht alſo auf den Zuſammenhang und auf die Folgen; bei Einigen auf die äußeren, bei Andern auf die innern, welche das Gewiſſen hervorbringt. Die Scham hingegen ſchließt nur von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit, und der Unwille geht darauf, daß es möglich war, ſo zu handeln oder ſo zu denken, und daß im Gemüth ein Princip war, woraus dies hervorgehen konnte, oder eins fehlte, wodurch es hätte verhindert werden müſſen. Daher iſt die Scham auch nie auf die bloße Vorſtellung gerichtet; ich kann mir Alles Böſe und Verächtliche, deſſen ich mich ſchämen würde, denken, und hin und her darüber reden, ohne mich im geringſten zu ſchämen. Iſt dies nun bei der Schamhaftigkeit eben ſo, und iſt ſie nur eine Anwendung jener Empfindungsart auf den angegebenen Gegenſtand? Dies iſt keinesweges der Fall, und ſo ſcheint jene Analogie, ſo nahe ſie auch lag, zu gar nichts zu führen. Zuerſt iſt dabei ſchon gar nicht von einer Unvollkommenheit die Rede, ſondern, was die Schamhaftigkeit verdammt, das verdammt ſie nur um deſto härter, je vollſtändiger es da iſt. Dann unterſcheidet ſie auch gar nicht ſo, daß vorzuſtellen, und zur Reflexion ſich

geben zu laſſen erlaubt wäre, was zu thun oder urſprünglich ſelbſt zu denken verboten iſt. Eines Theils haben wir vorher ſchon zufällig geſehn, daß das Handeln mit den Objekten der Schamhaftigkeit nicht ganz verboten werden kann; und wenn andern Theils Einige behaupten möchten, das Verbot gehe eigentlich auf das Vorſtellen und Mittheilen der Vorſtellung, und es in dieſer Rückſicht für eine erhabene und preiswürdige Aufgabe halten, ſich auch beim Handeln des Vorſtellens und des begleitenden Bewußtſeyns der Gegenſtände gänzlich zu entſchlagen, ſo kann man ihnen dieſen tugendhaften Wunſch wohl vergönnen; aber es ſteht ihnen doch entgegen, daß das Vorſtellen ebenfalls nicht ganz unterſagt werden kann, weil dies den Untergang mehrerer höchſt nothwendiger Künſte und Wiſſenſchaften nach ſich ziehen und die Exiſtenz der Menſchen auf eine andere Weiſe eben ſo ſehr in Gefahr bringen würde, beſonders in dieſen verderbten Zeiten, als das Verbot des Handelns. Das Verbot kann alſo hier gar nicht darauf gehn, daß kein Princip vorhanden ſeyn ſollte, um dieſe Vorſtellungen, auf welche Art es auch ſey, hervorzubringen, und das Gefühl kann nicht ein Unwille ſeyn, über das Daſeyn dieſes Princips; worin demnach die Schamhaftigkeit von der Scham gänzlich abweicht. Sie geht alſo nur, und zwar bedingterweiſe auf das wirkliche Vorkom-

men dieſer Vorſtellungen, und es fragt ſich nur, welches dieſe Bedingung iſt. In zweierlei kann ſie nur geſucht werden, in einer innern Beſchaffenheit derſelben, welche ſchlechthin vermieden werden müßte, oder in einem gewiſſen äußern Zuſammenhange, worin ſie ſchlechthin vermieden werden müßten, oder in einer gewiſſen Begrenzung dieſer beiden Sphären durch einander. Das erſte verſagt ſich wieder, denn es giebt von der leiſeſten Andeutung bis zur genaueſten Ausführlichkeit, und von der kälteſten Betrachtung bis zur lebhafteſten Empfindung nichts, was ſich nicht dem bloßen Gefühl, (welches man doch allein fragen muß, wenn das Raiſonnement erſt feſtgeſtellt werden ſoll) bisweilen als der Schamhaftigkeit widerſtreitend, und bisweilen als ihr nicht widerſtreitend, ankündigte. Eben ſo geht es natürlicherweiſe mit dem zweiten, denn es giebt wohl kein Verhältniß vom einſamen Geſpräch mit dem unſchuldigſten Jüngling oder Mädchen bis zur lauteſten und vermiſchteſten Geſellſchaft, vom Schlafgemach bis zur Kanzel, von der nachdenklichſten bis zur leidenſchaftlichſten Stimmung, worin nicht irgend etwas aus dieſem Gebiet erlaubt ſeyn ſollte. Aber auch anderes unſchamhaft, und ſo bleibt das dritte das Einzige, was wir verſuchen müſſen. Die Momente, worauf es ankommt, werde ich wohl vorläufig ſchon berührt haben: denn, da

wir noch nicht wissen, ob mit der Schamhaftigkeit mehr das Nichthaben, als das Nichtmittheilen gemeint ist, so müssen wir bei der Gesellschaft anfangen, wo Beides verbunden ist, und da kann nur die Beschaffenheit der Menschen und ihre Stimmung in Betracht gezogen werden. Die erste am Ende auch nur um der letzten willen, und hier liegt also der große Knoten, der gelöst werden soll, es soll vermieden werden irgend eine Wirkung auf die Stimmung und den Gemüthszustand der Menschen. Es ist nun ganz und gar keine Kunst mehr zu sehen, worauf es hinauswill: diese Vorstellungen nämlich hängen gar zu genau mit einem Triebe zusammen, dessen Allgewalt von den ältesten Zeiten an vergöttert worden ist, und die Besorgniß ist diese, daß es den Menschen nicht möglich seyn möchte, wo auch diese Vorstellungen in Anregung gebracht werden, dem Uebergang auszuweichen, der sie von da zum Begehren führt, und daß also ihrem logischen oder praktischen Zustande auf einmal ein Ende gemacht werden, und sie dagegen in den der Begierde hineingerathen möchten. Daß es das seyn müßte, habe ich freilich schon lange gesehen, und ich hätte es durch Divination im ersten Augenblick aussprechen können, wenn ich nicht auf dem sicheren Wege durch die Nothwendigkeit der Untersuchung hätte hinkommen wollen. Wie ich

aber leider ſehe, habe ich dieſen Vorſatz doch nicht ganz vollkommen ausgeführt, und mich auch nun durch einen nur etwas kürzeren Sprung auf den rechten Fleck geſtellt. Wie mag das zugegangen ſeyn? ſollte es etwa gar zu ſchwer geweſen ſeyn, ohne ein ſolches Hülfsmittel dahin zu gelangen? Dieſe Frage kann ich nur zu meiner Rechtfertigung beantworten, indem ich eine andere in Anregung bringe, die mir ſchon lange heimlich zu ſchaffen gemacht hat. Es iſt doch, man nehme es nun, wie man will, eine ganz ſonderbare und einzige Sache, und widerſtreitet allen geſunden Begriffen, daß eine Tugend in den Grenzen einer gewiſſen beſchränkten Materie des Handelns, eines beſtimmten Objekts eingeſchloſſen ſeyn ſoll, und dies iſt bei der Schamhaftigkeit der Fall. Was den Namen betrifft, ſo iſt die Sache häufig. Die Wohlthätigkeit, in dem Sinne, den der Sprachgebrauch feſtſtellt, geht auch auf ein beſtimmtes Objekt, auf die Mittheilung der äußeren Güter, aber wenn man nun ſieht, wodurch und auf welche Art denn eigentlich gefehlt wird, wenn man nicht wohlthätig iſt, ſo ſieht Jeder, daß er durch jede Vernachläſſigung fremden Wohlergehens aus Gefühlloſigkeit und Eigennutz, auch außer dem Gebiet des Eigenthums auf gleiche Weiſe fehlt. Nur von der Schamhaftigkeit iſt außerhalb des Stoffes, worauf ſie ſich bezieht, nichts Aehn-

liches anzutreffen. So ist es freilich kein Wunder, wenn eine rechtliche Untersuchung ohne eine kleine Nachhülfe den rechten Punkt nicht trifft; dies ist nicht möglich, wenn er nicht unter ein größeres Gebiet und eine noch mehr unter sich begreifende allgemeine Formel gehört, und aus dieser durch die gehörige Eintheilung gefunden werden kann. Ich wäre also gerechtfertigt, aber die Schamhaftigkeit nicht: denn es ist und bleibt einmal unerlaubt, so allein zu stehn, wenn man eine wirkliche Tugend seyn will. Dasjenige, worauf sie dringt, ist eigentlich Achtung für den Gemüthszustand eines Andern, die uns hindern soll, ihn nicht gleichsam gewaltsamerweise zu unterbrechen; sollte es denn auf anderm Gebiet nicht auch ähnliche ungebührliche Eingriffe in die Freiheit geben? Es wäre doch sehr wunderbar und herabsetzend, wenn man sagen wollte, Alles übrige, was man appliciren kann, um einen Menschen aus einem Zustande in einen andern zu bewegen, sey nur ein Reiz, und es hänge von ihm ab, in wiefern er ihm folgen wolle oder nicht: dieses aber sey eine Naturnothwendigkeit! Dennoch scheint diese Ansicht Schuld daran zu seyn, daß man so wenig Sinn hat für die Analoga der Schamhaftigkeit. Ein Scherz von irgend einer andern Art zur unrechten Zeit angebracht, ein schneidender Witz mitten in eine ernsthafte Unter-

ſuchung, ein Keim zu irgend einer andern Leidenſchaft in den ſtillen Fluß einer ruhigen Stimmung hineingeworfen, ſcheint mir eben ſo ungebührlich zu ſeyn und daſſelbe Gefühl erregen zu müſſen. Nur ein Mehr und Weniger kann dazwiſchen Statt finden, und die allgemeine Aufgabe der Schamhaftigkeit bleibt alſo, jeden Menſchen, in jeder Stimmung, die einem eigen oder mehreren gemeinſchaftlich iſt, kennen zu lernen, um zu wiſſen, wo ſeine Freiheit am unbefeſtigtſten und verwundbarſten iſt, um ſie dort zu ſchonen. Aber ſoll denn der Zuſtand eines Menſchen, er ſey nun denkend oder handelnd oder empfindend, da doch dieſe Funktionen mit einander abwechſeln müſſen, nicht eben ſo gut durch eine äußere Anregung als unmittelbar von innen her in einen andern übergehen können? So ſcheint es, und es kann alſo auch nicht der Uebergang ſeyn, was verwerflich iſt, ſondern die Unterbrechung, die nur durch die Einwilligung des andern, indem er ſie mit Freiheit annimmt und ohne eigne Mißbilligung fortſetzt, ein Uebergang werden kann. Wenn ich einem Betrübten mitten in dem Lauf ſeines Schmerzes eine luſtige Geſchichte erzähle, ſo bin ich nicht zu tadeln, wenn ich ihn dadurch wirklich in eine fröhliche Stimmung verſetze; nur wenn ich mich verrechnet hatte, und meine Bemühung fehlſchlägt, bin ich ſchamlos geweſen.

Hier, wie überall, wo es auf den Umgang mit Menſchen ankommt, giebt es zwei Arten, wie man ſie behandeln kann, nach allgemeinen Vorausſetzungen oder nach einer beſondern und ſichern Kenntniß von jedem Einzelnen. Das Erſte ziemt nur denen, welche ſich auf ihr eigenes Urtheil nicht verlaſſen können; das Letztere iſt freier, ziemt aber auch nur Freien, und man muß ſich dazu jedesmal aufs neue, durch die That ſelbſt legitimiren. Ein allgemeiner und höherer Begriff iſt alſo feſtgeſtellt und dadurch der Schamhaftigkeit ihr Anſpruch auf den Namen einer Tugend geſichert, und ihr Charakter vorläufig beſtimmt; nun können wir zu demjenigen Theile ihres Gebieters zurückkehren, wo ſie allgemein anerkannt iſt. Zuerſt iſt ſchon gewiß, daß weniger das Nichthaben, als das Nichtmittheilen gewiſſer Ideen gemeint iſt; denn auf jenes läßt ſich der eigentliche Begriff des Unſittlichen in der Schamloſigkeit nicht anwenden. Man kann nicht ſagen, daß ein Menſch Eingriffe in ſeine eigne Freiheit thut, und wenn Jemand nicht die Kraft hat, ſich in einem gewiſſen Zuſtande zu erhalten, ſondern in jedem Augenblick in Gefahr ſteht, durch eine herrſchende Ideenverbindung herausgeworfen zu werden, ſo iſt das freilich ein großes Uebel, aber nicht ſchamlos. Nur, wenn ein Menſch einmal für dieſe Niedrigkeit bekannt iſt, oder den Ausdruck der-

ſelben überall in ſich trägt, kann er, ohne ſich abſichtlich zu äußern, durch ſeine bloße Exiſtenz anſtößig werden, und den Eindruck der verletzten Schamhaftigkeit hervorbringen, und dergleichen giebt es, und nicht unter den Schlechteſten. Nächſtdem ſcheint man mir aber auch von dieſer Schamhaftigkeit eine gute Hälfte zu überſehen, weil man ſich zu dem rechten Begriff nicht erhebt. Es iſt ſehr einſeitig, wenn man nur das verdammen will, wenn der Zuſtand des Denkens oder der Ruhe überhaupt durch einen Reiz auf die Sinnlichkeit und das Begehren unterbrochen wird: der Zuſtand des Genuſſes und der herrſchenden Sinnlichkeit hat auch ſein Heiliges und fordert gleiche Achtung, und es muß ebenfalls ſchamlos ſeyn, ihn gewaltſam zu unterbrechen. Dies gehört auch ganz hierher: denn es geſchieht durch dieſelbigen Vorſtellungen, die ihn, wenn man ſie von einer andern Seite ins Auge faßt, oft zur unrechten Zeit herbeiführen. Von dieſer Lücke aus läßt ſich vielleicht das hellſte Licht über die ganze Sache verbreiten, wenn man ſie recht aufdeckt. Jede Vorſtellung läßt eine dreifache Beziehung zu, wenn ſie vor das Bewußtſeyn gebracht wird: ſie kann zur Erkenntniß eines Gegenſtandes verarbeitet werden, die Fantaſie kann ſie in Beziehung auf die Idee des Schönen bringen, und ſie kann als Reiz an das Begehrungsvermögen ge-

bracht werden. Die Vorſtellungen, welche Objekte, der Schamhaftigkeit ſind, ſind in allen dieſen Beziehungen gleich fruchtbar, aber auch ganz vorzüglich aus einer in die andere beweglich. Indeſſen iſt es doch möglich, ſie in jeder als das feſtzuhalten, was ſie ſind, und es iſt klar, daß ſie alsdann in den Zuſtand gehören, der ihnen analog iſt, und in dieſem, wie jeder andere einzelne Gegenſtand vorkommen können, und daß jede nur in dem entgegengeſetzten etwas fremdartiges, und der Schamhaftigkeit zuwider iſt. Entgegengeſetzt ſind ſich aber nur der erſte und letzte; die Beziehung auf das Schöne liegt in der Mitte zwiſchen beiden, und in dieſer Beziehung genommen, muß Alles, was zur Liebe und ihren Geheimniſſen gehört, überall vorkommen können, was nämlich die Schamhaftigkeit betrifft. Denn eine ſolche Darſtellung läßt das Gemüth, wenn es ſich an der Anſchauung des Schönen geſättigt hat, ganz frei und enthält in ſich nicht den geringſten beſtimmten Reiz zum Uebergange weder in einen widrigen Begriff noch in ein leidſchaftliches Verlangen; und wo eins von beiden zur Unzeit geſchieht, iſt es ein lediglich genommenes Aergerniß, das bloß in einer herrſchenden Stimmung des Anſchauenden ſeinen Grund haben kann. Wie kommt es, daß die gemeine Meinung dies nicht anerkennen will? Daß ſie überhaupt ein-

ſeitig iſt, und von dieſer Einſeitigkeit nichts weiß
und alſo ihr eigenes Princip nicht kennt, iſt woh
wahr und klar genug; aber es kann dieſen Miß=
griff nicht erklären. Wenn ſie auch nur darauf
berechnet iſt, daß das trockne Leben und Geſchäft=
führen, und das dazu ſo eben unumgänglich nöthig
Denken, das einzige nothwendige und heilſame ſeyn
und alles übrige nur als mehr oder weniger un=
entbehrliches Mittel, unvermeidliches Uebel oder
verwerfliche Abweichung betrachtet werden ſoll; ſo
folgt freilich, daß von dem Zuſtande der Leiden=
ſchaft und des Genuſſes gar nicht die Rede ſeyn
und daß er wenigſtens niemals das Beſſere und
Ernſthaftere unterbrechen ſoll; daß alſo aus den
Unterhaltungen über das Leben jede Andeutung
verbannt ſeyn muß, mit der es darauf angeſehen
iſt, das Verlangen zu wecken: aber folgt auch, daß
nur die trockenſten Vorſtellungen von den Geheim=
niſſen der Liebe eben wie andere natürlichen Dinge
mit der nöthigen Vorſicht und am rechten Orte ge=
legentlich als Gegenſtände der Unterſuchung und
der Belehrung vorkommen dürfen? folgt auch, daß
das Schöne mit ſeinem liebſten Gegenſtande ſich,
wenn die geſellige Unterhaltung angeht, entfernen
muß, wie die engliſchen Frauen, wenn der Wein
aufgeſetzt wird? und daß es nichts anders wirken
kann, als einen Anfall von Leidenſchaft? Dies liegt

nicht an der Einseitigkeit, sondern es liegt in der Abscheulichkeit der gemeinen Denkart. Am besten sieht man dies, wenn man die andere Seite der Schamhaftigkeit betrachtet, und sieht, wie diejenigen es halten, die dieser fähig sind. Setzen wir also den Zustand des innern Lebens, der Liebe und des Bewußtseyns davon als herrschend, so folgt zuerst, daß in diesem eben jene trocknen objektiven Vorstellungen schamlos seyn müssen. Denn sie beziehn sich auf das animalische Leben, auf das ganze System desselben vom zartesten und wunderbarsten bis in das gröbste und unliebenswürdigste, und von dieser physiologischen Ansicht zieht sich die Liebe scheu zurück, und kann nicht bestehen, wenn dasjenige isolirt und zum Mechanismus herabgewürdigt wird, was in ihr mit dem Höchsten verbunden ist. Diese also als einen Eingriff in ihr freies Spiel zu fühlen und entfernt zu halten, ist die Schamhaftigkeit der Liebenden unter einander. Ihre und besonders der Frauen heiligste Sorge ist, daß der Dienst der großen Göttin nicht entweiht werde; was von der Liebe, dem Verlangen, dem Bewußtseyn des Genusses eingegeben wird, gehört als schöne Umgebung zu ihrem Zustande; jede reizende Andeutung, jedes witzige Spiel, welches die Fantasie hervorbringt, ist in der Ordnung, und es giebt darin von wegen der Schamhaftigkeit kein Uebermaß

und keine Grenze. Beiläufig iſt doch zu merken, daß dies nur von denen gelten kann, die wirklich zu lieben verſtehen: denn je weniger dies der Fall iſt, deſto weniger ſind auch die Menſchen, ſelbſt wenn das, was ſie Liebe nennen, ihr Gemüth erfüllt, empfänglich für das Schalkhafte, Reizende und wahrhaft Ueppige, deſto mehr verliert ſich der Sinn für dieſe Schamhaftigkeit, und denjenigen, in denen nur die rohe Begierde wohnt, kalten Wüſtlingen und gefühlloſen Miethlinginnen ſind ſelbſt im Zuſtande der Leidenſchaft der plumpſten Vorſtellungen und Reflexionen über das Thieriſche, auf welches ihre Empfindung und ihr Streben ſich bezieht, nicht unanſtößig. Dieſe Dinge alſo ſind den wirklich Liebenden ein Gräuel: aber wie kommt es denn, daß ſie es übrigens nicht machen wie jene Ruhigen, welche Alles, was ſie hören, auf dasjenige deuten und beziehen, was ihnen zuwider iſt, damit ſie nur über verletzte Schamhaftigkeit klagen können? wie kommt es, daß ſie nicht in jeder ſchönen Darſtellung der Empfindung nur das körperliche und natürliche ſehen, welches ſie haſſen, und in jeder Abbildung menſchlicher Geſtalten oder eines Moments der Liebe, das Thier und den Mechanismus ſeiner Naturbeſtimmung? daß ſie vielmehr für jede ſchöne Darſtellung der Liebe und ihrer Myſterien empfänglich ſind, und ſelbſt dergleichen nach dem Maß ih-

rer Anlage hervorzubringen ſtreben? Es kommt unſtreitig daher, weil ſie wirklich ſich in dem Zuſtande befinden, in dem ſie ſagen, und weil alſo ein Beſtreben in ihnen iſt, dieſen zu unterhalten, und ihm, was vorkommt und ſie berührt, zu aſſimiliren, ſo daß ſie nur da, wo das ihnen widerſtrebende eindeutig und in ſeinem ganzen Gegenſatz ihnen vorgelegt wird, es nicht verkennen können. Was ſoll man alſo von denen halten, die in dem Zuſtande des ruhigen Denkens und Handelns zu ſeyn vorgeben, und doch ſo unendlich reizbar ſind, daß auf den kleinſten entfernten Anſtoß von außen, Regungen der Leidenſchaft in ihnen entſtehen, und um deſto ſchamhafter zu ſeyn glauben, je leichter ſie überall etwas Verdächtiges finden? Nichts als daß ſie ſich in jedem Zuſtande eigentlich nicht befinden, daß ihre eigne rohe Begierde überall auf der Lauer liegt, und hervorſpringt, ſobald ſich von fern etwas zeigt, was ſie ſich aneignen kann, und daß ſie davon die Schuld gern auf dasjenige ſchieben möchten, was die höchſt unſchuldige Veranlaſſung dazu war. Gewöhnlich muß ihnen die liebe Unſchuld zum Vorwande dienen: Jünglinge und Mädchen werden vorgeſtellt als noch nichts von Liebe wiſſend, aber doch von Sehnſucht, die jeden Augenblick auszubrechen droht, und den kleinſten Anlaß ergreift, um mit verbotenen Ahndungen zu

ſpielen. Das iſt aber nichts. Wahre Jünglinge und Mädchen ſind freilich das Ideal dieſer Art von Schamhaftigkeit, aber in ihnen gewinnt ſie eine andere Geſtalt. Nur was keinen andern Sinn haben kann, als Verlangen und Leidenſchaft zu erwecken, muß ſie verletzen; aber warum ſollten ſie nicht die Liebe kennen dürfen, und die Natur, da ſie beide überall ſehen? warum ſollten ſie nicht deſto unbefangener verſtehen und genießen können, was darauf gedeutet oder davon geſagt wird, je weniger eben die Leidenſchaft in ihnen ſelbſt aufgeregt wird? Jene ängſtliche und beſchränkte Schamhaftigkeit, die jetzt der Charakter der Geſellſchaft iſt, hat ihren Grund nur in dem Bewußtſeyn einer großen und allgemeinen Verkehrtheit, und eines tiefen Verderbens. Was ſoll aber am Ende daraus werden? Es muß dieſes, wenn man die Sache ſich ſelbſt überläßt, immer weiter um ſich greifen; wenn man ganz ſo eigentlich Jagd macht auf das nichtſchamhafte, ſo wird man ſich am Ende einbilden, in jedem Ideenkreiſe dergleichen zu finden, und es müßte am Ende alles Sprechen und alle Geſellſchaft aufhören, man müßte die Geſchlechter ſondern, damit ſie einander nicht erblicken, und das Mönchthum, wo nicht noch etwas ärgeres einführen. Das iſt nun nicht zu ertragen, und es wird daher der Geſellſchaft ergehen wie unſern Frauen,

die, wenn die Sittſamkeit ſie immer enger bedrängt und es am Ende unſchicklich iſt, eine Fingerſpitze zu weiſen, wie aus Verzweiflung auf einmal raſch umkehren, und wieder Nacken, Schultern und Buſen den rauhen Lüften und den forſchenden Augen Preis geben; oder wie den Raupen, die den alten Balg durch eine entſchloſſene Bewegung abwerfen. So wird es ſeyn: wenn die Verderbtheit den höchſten Gipfel erreicht hat, und die rohen Triebe ſo herrſchend geworden ſind, und ſo reizbar und ſcharfſichtig, daß es nicht möglich iſt, ſie durch irgend etwas nicht anzuregen, ſo platzt jener falſche Schein von ſelbſt, und es wird ſich darunter zeigen die junge Schamloſigkeit mit dem Körper der Geſellſchaft ſchon längſt innig zuſammengewachſen, als ihre wahre Haut, in der ſie ſich natürlich und leicht bewegt. Die völlige Verderbtheit, und die vollendete Bildung, durch welche man zur Unſchuld zurückkehrt, machen beide der Schamhaftigkeit ein Ende; durch jene ſtirbt mit der falſchen auch die wahre ihrem Weſen nach, durch dieſe hört ſie nur auf, etwas zu ſeyn, worauf eine beſondere Aufmerkſamkeit gewendet und ein eigner Werth geſetzt wird, ſie verliert ſich in die allgemeine Geſinnung, unter der ſie begriffen iſt. Sollen wir uns jener Kataſtrophe ausſetzen, oder ſollen wir den geſellſchaftlichen Zuſtand dieſem letzteren Ziele näher bringen?

Vor der Hand kann das nur dadurch geſchehen, daß man den Menſchen die Ehre thut, ſie ſo zu behandeln, als wären ſie etwas beſſer, um ein Gegengewicht gegen jenes Verfahren hervorzubringen, welches auf der Vorausſetzung ihrer Schlechtigkeit beruht. Man ſoll nicht annehmen, daß unter geſitteten Menſchen jede etwas lebendige Vorſtellung gleich durch die Fantaſie zu einem Reizmittel für die Begierde umgebildet wird; man ſoll nicht glauben, daß ſie unfähig ſind, aus dem Schönen etwas Beſſeres zu machen, als einen Uebergang zur wilden Luſt; man ſoll nicht glauben, daß nur über dieſen Gegenſtand jeder ſchalkhafte Scherz und jede witzige Andeutung den eigentlichen Eindruck verfehlt, ſo daß der Reiz des Spieles verloren geht, und Jeder unvermeidlich bei dem Stoff ſtehen bleibt, mit welchem geſpielt wird. Das erſte, was nothwendig iſt, um die Sache in dieſen beſſeren Gang zu bringen, iſt die Hülfe der Frauen; nicht nur weil Alles, wovon ſie ſich entfernen, roh werden muß, ſondern auch weil von ihnen, in denen die Scham als in ihrem ſchönſten Heiligthume wohnt, auf die hiebei immer vorzüglich geſehen wird, und in denen jede Verbindung zwiſchen dem Innern und Aeußern ſo viel zarter und feiner iſt, der Beweis ausgehen muß, daß es mit dieſem verbotenen Verkehr der Vorſtellungen und der Sinne ſo arg

nicht iſt, als die Meiſten befürchten; ſie ſind es, die durch die That Alles dasjenige heiligen müſſen, was bis jetzt durch falſchen Wahn geächtet war. Nur wenn ſie zeigen, daß es ſie nicht verletzt, kann das Schöne und der Witz frei gegeben werden. Nächſt ihnen iſt das einzige, was den Menſchen zu einer richtigen Anſchauung von dieſer Sache verhelfen kann, die Kunſt, wenn ſie dasjenige, was ſeyn ſoll und darf, in ihren Werken hervorbringt. Die bildenden Künſte können ſich Momente der Liebe zu ihren Darſtellungen wählen, und ſo beweiſen, daß es auch hier eine Schönheit giebt, die den Gegenſtand würdig ausdrückt und einhüllt, ohne das Gefühl zu verletzen und die Leidenſchaft loszulaſſen. Beſonders aber haben viele Gattungen der Poeſie den eigenſten und nächſten Beruf zu zeigen, wie ſich innerhalb der Grenzen des Schönen die beiden entgegengeſetzten Arten der Schamhaftigkeit vereinigen laſſen. Die Poeſie bringt den Menſchen in Geſellſchaft mit ihren Werken, er ſoll in ruhiger Betrachtung und freier Anſchauung ihre Bildungen genießen, und ſie darf alſo kein anderes und fremdes Verlangen in ihm abſichtlich oder ungeſchickt erregen, welches dieſen Genuß zerſtören würde. Wenn nun auf der andern Seite für viele ihrer Werke die Liebe der höchſte Gegenſtand iſt, von denen ſie ganz durchdrungen ſein ſollen, ſo darf

nichts fehlen, was denen natürlich und eigen ist, die in diesem Gefühl leben, und nichts kaltes und todtes dort dargestellt werden, was sie beleidigen könnte. Hier gilt es also das ganze schwierige Gebiet nach allen Seiten zu durchstreifen, ohne über seine Grenzen auszuweichen, und dadurch kann der eigentliche Umfang desselben am klarsten dargestellt werden. Dichtungen, die dies leisten, sind nicht nur an sich schön und wünschenswerth, sondern sie thun uns auch Noth, um durch ihr Beispiel den rechten Takt und Ton wieder herzustellen für dasjenige, was das zarteste und schönste ist in der Lebenskunst.

## Vierter Brief.

### Von Karoline, Einlage in den vorigen.

Haben Sie wirklich gewollt, daß ich die Lucinde auch lesen soll? Ich hoffe wenigstens nicht so ernstlich, daß ich fürchten müßte, Sie böse zu machen, wenn ich nicht folge. Ich habe mir fest vorgenommen, sie jetzt nicht zu lesen. Schon von Anfang an hatte ich keine Lust dazu nach Allem, was ich davon hörte, und was Sie Schönes darüber an Ernestine schreiben — sie hat mir's Alles treulich vorgelesen — hat mich in meinem Vorsatz nur noch bestärkt. Zur Ziererei haben Sie mich nicht erzogen, und wissen auch gewiß, daß ich niemals mehr davon an mir haben werde, als jetzt oder ehe-

dem; darüber also rechtfertige ich mich nicht. Auch glauben Sie wohl nicht, daß mir jemals der Ge danke einfällt, als ob ein Buch, welches so beschaf fen ist, daß ich es mit Vergnügen lesen kann, im Stande seyn würde, mir die Sitten oder die Fan tasie zu verderben oder sonst ein Unheil anzurichten Es ist ja widersinnig, daß Jemand ein solches Buc sollte lieb gewinnen können, da sich ein Buch nich verstellen oder einen wieder irre machen kann, wi ein Mensch; und noch weniger wird doch Jeman aus freien Stücken ein Buch zu Ende lesen, wel ches er nicht lieb hat? Am wenigsten konnte ic also so schlimme Sachen von einem Werke fürchten von dem Sie mit so viel Achtung reden, und de ich auch wohl lieben würde, da ich dem Verfass schon aus Ihren Erzählungen so gut bin. Ab eben deshalb möchte ich mir es gern aufsparen a eine andere Zeit, wo ich besser im Stande sey werde, es zu genießen. Bin ich doch noch kei Frau, nicht einmal eins von den Mädchen, welch Sie immer Frau nennen, die nur zufällig no nicht geheirathet haben, sondern ein wahres un ächtes von der ersten Klasse, gerade wie ich S vor dem Jahre verlassen habe. Wie soll ich al alle die Schönheiten verstehen, die Sie so vorzü lich an dem Buche lieben? Ob die Liebe hier ihrer ganzen Vollendung erscheint, und ob in d

Mischung des Geistigen und Sinnlichen so viel Wahrheit ist, als Sie rühmen, und was sonst noch in dieses Kapitel gehört, das kann ich ja eben so wenig beurtheilen, als die, welche Männer und Frauen geworden sind, ohne zu lieben, und nun so gewaltigen Anstoß an dem Buche nehmen. Würde ich also nicht im Grunde eine eben so unwürdige Leserin seyn, wenn gleich keine so boshafte und lächerliche? Oder soll ich über die Lucinde aus dem urtheilen, was ich wohl in andern Büchern über die Liebe gelesen habe, und was so von ihren äußeren Erscheinungen im Leben zu sehen vergönnt wird? Das möchte mir noch übler gerathen; auch habe ich gar keine Neigung dazu. Ueber diese Dinge muß man seine eigne Ansicht aus seinem eignen Gefühl und seiner schönsten Erfahrung haben, sonst ist's nichts damit, und bis dahin will ich mich nur gedulden. Ist doch die Lucinde kein so vergängliches Werk, daß in ein paar Jahren nicht mehr die Rede davon seyn sollte. Da ist Karl hier, der fängt jetzt wieder an die Alten zu lesen, wie ich zu seinem Lobe sagen muß, und klagt gewaltig darüber, daß er so manchen trefflichen Schriftsteller auf der Schule hat lesen müssen zu einer Zeit, wo es ihm noch ganz an den nöthigen Sachkenntnissen fehlte, oder ihm der Sinn für Schönheiten mancher Art noch nicht aufgegangen war.

Und Angesichts dieses traurigen Beispiels sollte ich nun die Lucinde lesen, da es doch auch nur ein schülerhafter Versuch seyn würde? Freilich, wie der arme Junge gequält worden seyn mag, werde ich's nicht; und doch von Ihnen? O ich sehe schon, daß da der Rechenschaften, die ich würde geben sollen, und des hin und her Fragens kein Ende seyn würde. Woher ich das so bestimmt weiß? Ja, sehen Sie, ich will Ihnen nur gestehen, ich habe ein wenig genascht; aber gar nicht so, wie Sie es nicht leiden können, sondern recht consequent, und Ernestine hat sich mir dazu hergegeben. Ich habe mir nämlich Alles von ihr vorlesen lassen, was von Mädchen in der Lucinde vorkommt, weil ich auf Ihr Zeugniß von mir hin behaupte, daß ich das verstehen muß, und schon über dieses Wenige habe ich so viel auf dem Herzen, daß ich lieber nicht erst damit anfangen möchte. Da ist zuerst die Geschichte mit der Lisette — denn Ernestine bestand darauf, daß ich diese als Mädchen sollte gelten lassen, und so sehr ich mich sonst dagegen sträube, thut es mir doch diesmal nicht leid, nachgegeben zu haben. Ach, das ist eine herrliche Geschichte, die einen großen Eindruck auf mich gemacht hat; und nicht nur die Geschichte, auch das Mädchen ist mir so sehr lieb, und das sollen Sie mir eben erklären, wie so? Es ist gar nicht blos

ückwirkung der Kataſtrophe; denn ich weiß noch
nau, daß mir ſchon eben ſo zu Muthe war, ehe ich
ſe ahnden konnte. Auch nicht, was ſo hie und
durchblickt, daß ſie eine Ahndung bekommt von
m, was ihr fehlt, und von dem Widrigen ihres
uſtandes: denn wenn ich mir das ſo weiter aus-
ahle, wie es wohl hie und da vorkommt, Liſette
s eine büßende Magdalena, der ein edler und an-
nehmer Mann auf einmal zur Anſchauung der
ugend verholfen hat, und dann ihr Beſtreben ſich
ſzurichten, und ſeine Bereitwilligkeit ihr zu helfen,
d ihre ſtille demüthige Liebe, und ſeine Uneinig-
t mit ſich ſelbſt, und wie es denn weiter aus
ander geht, das hätte einen ganz andern Ein-
uck auf mich gemacht, und pflegt mir — Ihnen
rf ich ja das wohl ſagen — neben aller Rüh-
ng gern ein wenig ekelhaft zu ſeyn. Mitleiden
es auch gar nicht: denn mit dieſer übermäßig
nlichen Natur iſt ſie wohl nicht nur vermöge
es traurigen Schickſals, ſondern hintennach aus
tem Verſatz und zu Folge ihres innerſten We-
s das, was ſie iſt, ich müßte alſo mit ihrem
nerſten Weſen Mitleid haben, und das hieße ja
verachten. Ich ſchätze ſie im Gegentheil, und
be ſie auch lieb, recht ſo, wie man ein Caprice-
ſicht hübſch findet, wo man an allen einzelnen
eilen viel auszuſetzen hat, aber doch von dem

Ganzen zu einem gewiſſen Wohlgefallen und Intereſſe daran gezwungen wird; ja ich kann mir ſogar denken, daß ich recht gern öfters hätte mit ihr ſeyn mögen, wenn es ihr anders gelegen geweſen wäre, mit ihrem eignen Geſchlecht umzugehen, woran ich jedoch zweifle. Beſonders lieb wird ſie mir immer wieder, wenn ich ſie mit jenem andern ungenannten ſehr gebildeten Mädchen vergleiche, die Julius Alles erlaubte bis auf das Letzte, und ſich dann etwas damit wußte, dies für thieriſch und roh zu erklären. Dergleichen kenne ich einige, auch recht gebildete; aber ich habe einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ſie, und ich dächte, es wäre noch etwas ganz Anderes in ihr, was dem Julius mißfallen müßte, als blos jenes Nicht vollenden wollen. Mir iſt immer, als ſtäk hinter dieſem Unterſchied ein Betrug, oder wenn es ehrlich damit gemeint iſt, als wüßte man nicht, was man wollte, und das iſt doch hierin beſonders verächtlich. Kurz, bald kommen ſie mir vor, wie manquirte Hetären — aber von einer niedrigeren Gattung als Liſette — bald wie manquirte Prüden, und beides iſt unausſtehlich. Habe ich Recht: oder weiß ich vielleicht mit meiner Abneigung nicht was ich will? Doch das ſind Alles nur Nebenfragen, die Hauptſache iſt die zarte Louiſe, wie ſie doch, Gott ſey Dank, Julius ſelbſt nennt; die iſt ein

Mädchen wie sich's gehört; auch habe ich sie mir lange nicht aus den Gedanken bringen können, und Ihre Weste ist vielleicht deshalb nicht so schön geworden, als ich wünschte. Ganz wüthend böse war ich Anfangs auf diesen Julius, und es half ihm nichts, daß er sich selbst über die ganze Geschichte verdammt: denn es bleibt immer noch soviel einzelnes drin, worüber er sich nicht verdammt. Nicht etwa, daß er hintennach glauben kann, sie sey böse gewesen, nicht ganz verführt zu seyn; das halte ich ihm gern zu gut, was ist in so einem hintennach nicht zu verzeihen? Tausend andere Dinge, die meinen ganzen Stolz empörten, und gar nicht zu verzeihen sind. Am Ende habe ich mich indeß damit beruhigt, daß er eben gar keine Kenntniß von Mädchen hat. Denken Sie, weil er mit ihr als Kind gespielt, und sie ihm damals gefallen hat, meint er, es würde ihm ganz wohl behagen, wenn er sie sich jetzt verführen könnte; als ob er aus dem, was sie damals war, auch nur den geringsten Schluß machen könnte auf das, was sie geworden seyn mag; als ob nicht zwischen dem Kinde und dem Mädchen wenigstens ein eben so großer Unterschied wäre, als zwischen dem Mädchen und der Frau! Aber nein, auch das weiß er nicht. Und dann ist von dem Wie gar nicht die Frage, Gott bewahre! wer eine verführt hat, kann Alle

verführen; als ob wir eine wären, wie die andere. Auch bei andern Gelegenheiten, wo nur von Mädchen die Rede iſt, kommt dieſer merkwürdige Unglaube zum Vorſchein, als ob es keine Eigenheit unter ihnen gäbe? wenn kommt ſie denn? ich hätte bald was geſagt! Und wie urtheilt er von dem lieben Mädchen. Zuerſt, als ſie ſich weigert, meint er, es ſey nur Achtung gegen ein fremdes Gebot geweſen; und dann, als ſie ſich hingiebt, meint er doch, ſie müſſe wohl lange einer unbeſtimmten Sehnſucht in ihrer Fantaſie nachgehangen haben. Wenn ſie nur ein fremdes Gebot zu überwinden hatte, ſo dächte ich, wären wohl die Gegenwart und die Bitten des geliebten Jünglings ohne eine ſolche Vorbereitung genug geweſen: mußte dieſe erſt ſo lange walten, ſo konnte er ihr wohl die Ehre erzeigen, zu glauben, was ſie abhielt, und ihr ſo ſchmerzlich und gewaltſam wieder kam, ſey irgend ein eignes Gefühl geweſen. Aber freilich er weiß keines, das ein Mädchen warnen und zurückhalten könnte, als das Erlaubte! Daß ſie ſich fragen mochte, ob er es auch werth ſey, ſich ihm ganz hinzugeben, ob ſeine Liebe gegen ſie dieſer Ergebung entſprechen, und ſie rechtfertigen würde, das fällt ihm nicht ein; ihm, bei dem dieſes Bedenken ſo wohl gegründet war, da er ſie unmittelbar nach dieſer Kataſtrophe ſo ganz verlaſſen konnte, als ginge es ihm nichts

an, was für ein Eindruck davon in ihrem Gemüthe zurückblieb. Und das hat mich noch zuletzt am meisten aufgebracht. Wie? Ein Mann soll glauben, ein einziger Kuß, ein schüchterner Kuß, den eine Frau nur gewährt, sey eine Einwilligung in Alles, und verpflichte sie zu Allem; und er selbst glaubt sich durch Alles dieses nicht einmal so viel gebunden, daß er heilen müsse, was er so tief und schmerzlich verwundet hat? Hier blickt ein ärgerer Geschlechtsdespotismus hindurch, als er mir jemals vorgekommen ist. Denn, wenn wir erst, nachdem wir durch die Besitznahme der Männer gleichsam geadelt sind, Achtung und Aufmerksamkeit verdienen, so sind sie selbst es doch nur, was sie in uns achten, und es ist dies die allergewöhnlichste Denkungsart, nur ein klein wenig verlarvt. Wie kann man einen Menschen mit diesem fürchterlichen Männeregoismus, als den Helden einer wahren, ächten, und das ganze Gemüth durchdringenden Liebe aufstellen? Bei dem Allen sagt Ernestine, dieser Julius verstehe sehr viel von den Frauen, und es sey Alles sehr wahr und tief, was er von ihnen sage. Nun bitte ich Sie, wie ist es möglich, daß man einen Menschen dichten kann, der viel von Frauen versteht, und gar nichts, aber auch gar nichts von Mädchen. Mich soll wundern, wie mir sein Wesen mit den Frauen vorkommen wird, wenn ich

erſt eine bin, und es leſe. Für jetzt kann ich nichts thun, als ihm eine Tochter wünſchen, ſo iſt doch Hoffnung, daß er ſich in vierzehn oder funfzehn Jahren in Rückſicht auf uns eines Beſſern beſinnt. So lange ich noch ein Mädchen bin, will ich mich an die Romane halten, wo wir die Heldinnen ſind, und worin das Entſtehen der erſten Liebe in jungen Herzen, bis zur glücklichen Entwicklung, die Hauptſache iſt; davon kann ich doch das Beſte verſtehen. Daß dieſe Alle leidlich ſchlecht ſind, dafür können wir nichts. Uebrigens habe ich gar nichts gegen die Lucinde, und wünſche allen Frauen, für die ſie doch eigentlich beſtimmt iſt, recht viel Glück dazu; das ſchadet ja dem Werth eines Buches nicht, wenn es gerade für uns nicht iſt. Adieu! Sein Sie nur nicht böſe; daß ein großer unbeſcheidener Brief geworden iſt, was nur ein trotziges kleines Zettelchen werden ſollte; Sie kennen ja Ihre Karoline.

# Fünfter Brief.

## An Karoline.

Da haſt Du Dich ja einmal wieder recht ordentlich ereifert, liebe Kleine, für die Ehre der Mädchen. Dieſe Unbill ſcheint Dir recht zu Herzen gegangen zu ſeyn; und da es damit doch ſo arg nicht iſt, könnte mir die Störung Deiner fröhlichen Ruhe wohl leid thun, wenn ich es nicht ganz billig fände, daß Du für Dein unbefugtes Naſchen mit einigen unangenehmen Eindrücken beſtraft wirſt. Und Du nennſt es gar conſequent! Du mußt doch eben auch von der Idee ausgegangen ſeyn, daß man ſich aus der Lucinde, weil ſie nicht ſo ſtreng an dem Faden einer zuſammenhängenden Geſchichte fortläuft,

nach Belieben etwas herausleſen könne, und damit muß man bei dieſem Buche, wo Alles innerlich ſo ſehr zuſammenhängt, und jeder Theil wirklich ein Theil iſt, ganz beſonders zu Schaden kommen. Darin aber liegt noch ein ganz eigner niedlicher Irrthum, daß Du ſo treuherzig glaubſt, was über Euch vorkomme, müſſe doch ſo gewiſſermaßen ein Ganzes für ſich ausmachen! Haſt Du denn nicht gleich, faſt aus der erſten Stelle geſehen, daß der Verfaſſer der Lucinde der Meinung iſt, in Euch Mädchen ſey nichts, überhaupt nichts, klar und fertig, ſondern Alles ſchwebe noch in einem reizenden Zauber dunkler Ahnungen, in einer anmuthigen Verwirrung, bis ſich einmal am letzten Schöpfungstage das Licht von der Finſterniß auf eine andere Art als gewöhnlich ſcheidet? Auch kann Dir ja dieſe Anſicht von den Knospenjahren des zarteſten Geſchlechtes nicht fremd ſeyn, Du mußt oft gehört haben, wie ich meine unwiderſtehliche Neigung zu Euch mit dem Reiz dieſes zuſammengewickelten Lebens vertheidige, welches allen Anforderungen von außen widerſteht, bis es ſich oft in einer einzigen warmen thauigen Nacht nach ſeinen eignen innern Geſetzen entwickelt und zu beſtimmten Formen ausbildet. Hätteſt Du nun das Buch Lucinde nur ein klein wenig gekannt, ſo hätteſt Du leicht vorausſehen können, daß überall, wo

Mädchen unmittelbar dargeſtellt werden, dieſe negative Anſicht die herrſchende ſeyn würde, und würdeſt Dich alſo bequemt haben, das was der Dichter für die eigentlichen Beſtandtheile dieſes ſchönen Chaos hält, in der Schilderung der Frauen aufzuſuchen. Würdeſt Du denn zufrieden ſeyn, wenn man Dir eine Knospe aufſchnitte, und Dir alle die kleinen Blättchen vorzählte und zeigte? Das iſt eben Eure Heiligkeit, das man das nicht darf, und Ihr würdet ſehr übel thun, ſie Preis zu geben. Eine Knospe kann nur gezeichnet werden; wer wiſſen will, was darin iſt, der ſehe die Roſe an. Verſuche aber doch einmal, ob Du das Eigenthümliche mitzeichnen kannſt, wodurch ſie ſich als Roſe von den übrigen unterſcheiden wird, obgleich es in der That darin iſt. Wie kannſt Du nur ſagen, daß dies in der Lucinde geläugnet wird? Iſt nicht von Louiſen und auch von jener andern, welche Du haſſeſt, ſo viel angedeutet, daß man ſieht, ſie werden ſich als ganz eigne Weſen ausbilden? Nur geſchildert ſoll dieſe Eigenheit nicht werden, und die andern Romane, zu denen Du zurückkehren willſt, hoffentlich aber nicht wirſt, ſind ſchon deshalb proſan und anmaßend, weil ſie das wollen. Verlangſt Du, man ſoll unter Euch verhältnißmäßig mehr Individualität annehmen, als unter den reifen Menſchen? Oder kannſt Du für diejenigen, in

denen dergleichen nun einmal nicht anzutreffen ist, mehr von einem Manne verlangen, als daß er Anwandlungen habe, auch an ihrer Vollendung arbeiten zu wollen? Ich weiß in der That nicht, was für gegründete Beschwerden Ihr gegen die Lucinde führen könntet, und die Deinigen sind gar nichts. Wenn man nun dazu beitragen will, daß eine Knospe früher aufbreche, kann man etwas anderes thun, als ihr den Nahrungsstoff reichlicher zuführen, und sie in eine wärmere Temperatur bringen? und wenn dies bei Allen dasselbe seyn muß, folgt daraus, daß nicht jede demohnerachtet etwas eigenes seyn kann? Von hieraus wird Dir auch das, was Dich so vorzüglich aufgebracht hat, ganz anders erscheinen. Du wirst doch nicht läugnen, daß die ersten Regungen der Liebe sich als eine unbestimmte Sehnsucht verkündigen — ich kann Dich darüber auf Dein eigenes Bewußtseyn verweisen — und daß sie sich eigentlich nur von der Höhe der ausgebildeten und vollendeten Liebe hintennach für das erkennen lassen, was sie sind, das wird Dir, eben auch hintennach, noch klarer werden. Dies bis zur Klage einer Verletzung zu mißverstehen, als ob dabei nur von einem körperlichen Gefühle die Rede wäre, würde Dir gewiß nicht begegnet seyn, wenn nicht Deine kleine Eitelkeit nur darauf ausgegangen wäre, sich

überall zu opponiren. Ueberlege Dir nur, liebes Kind, ob nicht alles Geistige im Menschen ebenfalls von einem instinktartigen, unbestimmten innern Treiben anfängt, und sich erst nach und nach durch Selbstthätigkeit und Uebung zu einem bestimmten Wollen und Bewußtseyn und zu einer in sich vollendeten That herausarbeitet; und ehe es so weit gediehen ist, ist an eine bleibende Beziehung dieser innern Bewegungen auf bestimmte Gegenstände gar nicht zu denken. Warum soll es mit der Liebe anders seyn, als mit allem übrigen? Soll etwa sie, die das Höchste im Menschen ist, gleich beim ersten Versuch von den leisesten Regungen bis zur bestimmtesten Vollendung in einer einzigen That gedeihen können? sollte sie leichter seyn, als die einfache Kunst zu essen und zu trinken, die das Kind lange erst mit ungeschickten Objekten und in rohen Versuchen ausübt, die ganz ohne sein Verdienst nicht übel ablaufen? Auch in der Liebe muß es vorläufige Versuche geben, aus denen nichts Bleibendes entsteht, von denen aber jeder etwas beiträgt, um das Gefühl bestimmter und die Aussicht auf die Liebe größer und herrlicher zu machen. Bei diesen Versuchen nun kann auch die Beziehung auf einen bestimmten Gegenstnnd nur etwas zufälliges, im Anfang oft nur eine Einbildung, und immer etwas höchst vergängliches seyn, eben so ver-

gänglich, als das Gefühl ſelbſt, welches bald einem klareren und innigeren Platz macht. So findeſt Du es gewiß bei den reifſten und gebildetſten Menſchen, die über ihre erſten Lieben als über ein kindiſches und wunderliches Beginnen lächeln, und oft ganz gleichgültig neben den vermeinten Gegenſtänden derſelben hinleben. Auch muß es der Natur der Sache nach ſo ſeyn, und hier Treue fordern, und ein fortdauerndes Verhältniß ſtiften wollen, iſt eine eben ſo ſchädliche als leere Einbildung. Merke Dir das, liebes Kind, Du wirſt es brauchen, um über Deine erſten merklicheren Anwandlungen von Leidenſchaft und Liebe mit Dir ſelbſt einig zu werden; und mache Dir ja kein ſolches Hirngeſpinſt von der Heiligkeit einer erſten Empfindung, als beruhte nun Alles darauf, daß daraus etwas ordentliches würde. Die Romane, die dieſes beſchützen, und zwiſchen denſelben zwei Menſchen die Liebe vom erſten rohen Anfang bis zur höchſten Vollendung ſich in einem Strich fort ausbilden laſſen, ſind eben ſo verderblich als ſie ſchlecht ſind, und die, welche ſie machen, verſtehen insgeſammt von der Liebe eben ſo wenig als von der Kunſt, und ſchaden der Sittlichkeit und Freiheit der erſten eben ſo ſehr, als der Wahrheit und Schönheit der letztern. Wie iſt denn ſo etwas möglich? Wenn ſich nun Deine noch mehr oder weniger unbeſtimmte

Sehnſucht nach Liebe auf einen beſtimmten Gegenſtand richtet, ſo entſteht daraus nothwendig ein beſtimmtes Verhältniß, indem es einen Punkt der größtmöglichen Annäherung giebt, und wenn ihr den nun erreicht habt und fühlt, daß es der rechte nicht iſt, auf dem Ihr bleiben könnt, was bleibt Euch dann übrig, als daß ihr euch eben wieder von einander entfernt? Nur nachdem ein ſolcher Verſuch als Verſuch vollendet, das heißt, abgebrochen worden, kann die Erinnerung daran und die Reflexion darüber zur näheren Beſtimmung der Sehnſucht und des Gefühls wirken, und ſo zu einem andern beſſeren Verſuch vorbereiten. Sollte es nun etwa eine Verbindlichkeit geben, dieſen wieder mit demſelben Subjekt anzuſtellen? Wo ſollte denn die liegen? Ich für meinen Theil finde das weit eher widernatürlich als die Ehen zwiſchen Bruder und Schweſter. Laß Dir alſo darin die unbeſchränkteſte Freiheit, und ſorge nur, einen reinen Sinn und ein zartes Gefühl dafür zu behalten, was ein Verſuch iſt, damit Du nicht einen ſolchen, der beſtimmt iſt Verſuch zu bleiben, durch die Hingebung feſthältſt und ſanktionirſt, die ihrer Natur nach das Ende des ſchülerhaften Verſuchens, und der Anfang eines Zuſtandes wahrer und dauernder Liebe ſeyn ſoll. Einen ſolchen Mißgriff, der die Folge und die Urſache der unſeligſten Täuſchungen iſt, halte

für das schrecklichste, was Dir begegnen kann, und wisse, dies heißt eigentlich sich verführen lassen. Denn wenn Du die wahre Liebe ergriffen hast, und Dich auf dem Punkt fühlst, von wo aus Du Dein Gemüth vollenden und Dein Leben schön und würdig bilden kannst, so wird Dir von selbst jede Zurückhaltung und jede Scheu vor dem letzten und schönsten Siegel der Vereinigung als Ziererei erscheinen. Das gefährlichste ist nur, daß auch jeder Versuch seiner Natur nach auf diesen Punkt hinstrebt. Daß das so seyn muß, kannst Du aus Deinem bischen Chemie begreifen. Der Sättigungspunkt ist nur durch Uebersättigung zu finden; nur durch das Bestreben, einen noch höhern Grad der Vereinigung zu Stande zu bringen, läßt sich finden, welcher Grad in einem gegebenen Fall der höchst mögliche ist. Wenn Du gesund bleibst an Sinn und Gefühl, wird Dich gewiß, so oft sich ein Versuch zu lieben diesem Punkt nähert, eine heilige Scheu ergreifen, die etwas viel höheres ist, als die Gewalt eines fremden Gebots, oder was man gemeinhin Schaam und Zucht nennt; denn jene Scheu wird gewiß richtig unterscheiden einen leeren Versuch von dem, was der Anfang eines schönen und gediegenen Lebens werden kann, weil sie nichts anders ist, als das Gefühl, welches aus der Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit

der Idee des Liebens entſteht. Das hat Dir wohl auch vorgeſchwebt, wenn gleich nur als dunkle Ahnung, in dem, was Du von dem Werthſeyn der Hingebung ſagſt; Dein Sinn war edler als Deine Worte. Damit Du nun dieſes Gefühl bewahren und ſtärken kannſt, mußt Du ſo viel wahre Liebe anſchaun, als es nur giebt in der Welt um Dich her, und nichts mit ſolcher Aufmerkſamkeit und Andacht betrachten, als ſie. Eben deshalb, nicht um zu urtheilen, liebes Mädchen, ſondern um unbefangen anzuſchauen, wollte ich auch, daß Du die Lucinde leſen ſollteſt. Waren wir doch ganz von ihr abgekommen: aber das iſt ſehr natürlich, und die Liebe führt zum Glück eben ſo auf die Lucinde zurück, wie die Lucinde auf die Liebe hinführt. Ich ſage Dir nun nichts weiter darüber, warum es ganz in der Ordnung iſt, daß Julius die zarte Louiſe verlaſſen mußte, und was es eigentlich war, was Beide ſo heftig bewegte. Auch wirſt Du ſelbſt einſehen, daß von irgend einer Männerbarbarei hier gar nicht die Rede iſt, und daß ein Kuß von einer Frau, welche die Liebe von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut haben ſoll, allerdings etwas bedeutenderes und entſcheidenderes ſeyn muß, als die größte Annäherung eines Mädchens. Denn wo dieſes nur ahnen kann, ſoll jene beſtimmt wiſſen, ob ſie mit einem Manne Eins werden und

bleiben kann, und wo ſie weiß, daß ſie es nicht kann, ſoll ſie auch nicht das kleinſte Verhältniß der Art beginnen laſſen. Dieſe Theorie entſtand in Julius, wie es mit allen ächten Theorien geht, mit der Praxis zugleich, und nachdem er eine ſolche Frau gefunden, und ſich mit ihr auf den wahren Gipfel der Liebe erhoben hat, ſollte es der Wahrheit nicht gemäß ſeyn, daß er Euch Mädchen mit dem kleinen Stolz behandelt, den man im Gefühl einer neuen ſelbſterworbenen Würde, ſo gern gegen diejenigen zeigt, denen man ſo eben vorangeeilt iſt? Du kannſt immer auch darin, wenn Du unpartheiiſch ſeyn willſt, den Dichter bewundern. Aber ſage mir nur, wo haſt Du denn das her, von der bindenden Kraft des Kuſſes? das geht ja über die ſittſamen Grenzen, die Du Dir bei Deinem Leſen oder Vorleſenlaſſen geſteckt hatteſt, weit genug hinaus: denn in dieſer Stelle iſt, ſoviel ich weiß, von Mädchen gar nicht die Rede, und die gottloſe Erneſtine hat Dich noch weiter aus Deiner Klauſur hinausgelockt, als nur bis zur nahgelegenen Liſette. Nun dächte ich, nähmſt Du Dir auch Deine Freiheit ganz wieder, und läſeſt die Lucinde recht ordentlich, die ohnedies mehr als irgend ein anderes Buch ganz geleſen ſeyn will. Deine Einwendung mit dem Urtheilen iſt Dir ja ſchon benommen; Du ſollſt nicht urtheilen, ſondern uns nur

vorläufig glauben, daß das Liebe iſt, was drin ſteht, und ſie Dir darauf anſehn. Mit dem Urtheilen kannſt Du Dir hernach immer noch einen eignen Genuß machen, und es wird Dir nicht gehn wie Karln. Haſt Du aber etwa noch andere Bedenklichkeiten im Hinterhalt, ſo laß die nur gut ſeyn, ich ſtehe Dir für allen Schaden; und nimm mein Wort, daß Du noch immer mein erſtes Kabinetſtück biſt, und daß ich Dich gar von Herzen lieb habe. Grüße Erneſtine, und bitte ſie, ſich ein wenig zu gedulden; ich würde ihr nächſtens recht ausführlich ſchreiben.

## Sechster Brief.

### An Eduard.

Das hatte ich wohl gedacht, lieber Freund, daß Ihr wohlmeinender Moderantismus — Sie wissen, daß ich das Wort zu Ehren bringen will, wenn ich Ihre Denkart so nenne — zu dem Buche auf den ersten Anblick gewaltig den Kopf schütteln würde. Lassen Sie mich vor der Hand nur Alles übergehen, was über andere literarische Gegenstände in Ihrem Briefe vorkommt, und mich zuerst hierüber recht ausreden; es liegt mir sehr am Herzen, denn es gehört zu den Zeichen der Zeit. Was Sie so in verlornen Worten von Unsittlichkeit sagen, verstehe ich überhaupt nicht, und noch weniger

in Ihnen und für den gegenwärtigen Fall. Ich kenne gar keine Unsittlichkeit eines Kunstwerkes, als die, wenn es seine Schuldigkeit nicht thut, schön und vortrefflich zu seyn, oder wenn es aus seinen Grenzen hinausgeht, kurz wenn es nichts taugt. Worin sollte sie denn auch liegen? In der Unsittlichkeit der dargestellten Gesinnungen und Handlungen? Das ist doch bei andern Arten des Unsittlichen, die häufig durch alle Künste dargestellt worden sind, noch Niemand eingefallen; also wenn auch die Liebe, so wie sie hier vorkommt, etwas Unsittliches wäre — was Sie doch gewiß nicht meinen — so dürfte man das doch nicht sagen. Oder in dem Mangel der poetischen Gerechtigkeit, und wo diese im eigentlichsten Sinne nicht statt finden kann, weil es kein Strafamt zu verwalten giebt, in dem Mangel eines tüchtigen Urtheils, wodurch der Dichter gleichsam daneben schreibt: „Lieben Leute, glaubt nicht, daß ich das bin, oder daß Ihr es seyn sollt; um Gottes willen hütet Euch, es ist ja das leibhaftige Laster?" Das ist doch auf jeden Fall entweder sehr dumm oder sehr grob. Was giebt es denn nun noch? Ich weiß nichts weiter, als was ich vorher gesagt habe. Sie erinnern mich daran, daß ich oft gelegentlich äußerte, Wielands Sachen seyen unsittlich, und daß ich neulich gegen Jemand die Lucinde mit Wieland

vertheidigt habe, als ſey ſie nicht ſchlimmer als etwas von ihm. Es iſt möglich, daß ich das letzte geſagt habe, es muß aber zu Jemand geweſen ſeyn, dem ſich eben nichts beſſeres ſagen ließ: denn übrigens iſt wohl der Unterſchied ſo ungeheuer, daß an eine Vergleichung nicht zu denken iſt. Sie ſehen, ich nehme nicht zurück, was ich von Wieland geſagt habe; aber ich glaube mir dabei nicht zu widerſprechen: ſeine erotiſchen Sachen ſind unſittlich, weil ſie ſchlecht ſind. Er geht faſt überall darauf aus, die Luſt, die erſte ſinnliche Empfindung, zu beſchreiben, die doch gar nichts Darſtellbares iſt, das geht aus den Grenzen eines Kunſtwerkes heraus und taugt nicht. In dieſem unglücklichen Beſtreben verwandelt er ſich denn aus einem Dichter in einen Redner, der unmittelbar Gemüthsbewegungen hervorbringen will, damit ihm der Leſer von innen heraushelfe, und das iſt eben ſchlecht. Finden Sie ſo etwas in der Lucinde? Da iſt wahrlich nichts angefangen, was ſich nicht ausführen läßt, und ſelbſt an den ſchwierigſten Stellen ſind die Grenzen des Darſtellbaren mit großer Weisheit gehalten. Daher ſteht denn auch Alles, was ausgeführt iſt, ſo klar und vollſtändig da, daß Niemand ſich beſchweren darf, man nöthige ihn, etwas von dem ſeinigen hinzuzuthun. Am wenigſten ſind ſinnliche Empfindungen halb gezeichnet, wobei

das natürliche Bestreben nachzuhelfen, so leicht in eine wirkliche Hervorbringung dieser Empfindungen ausartet. Und wie viel Ueberflüssiges finden Sie nicht bei solchen Gelegenheiten immer im Wieland und andern erotischen Dichtern seiner Art; ja der ganze Auftritt ist oft für den Zweck und Plan des Ganzen etwas Ueberflüssiges. Hier ist Alles, wie es sich für ein edles Kunstwerk ziemt, in einem einfachen hohen Stil, nur was nöthig ist, ohne alles Nebenwerk, und das Nöthige ist immer sehr nöthig. In dem übelberüchtigten Dialog sowohl, als in dem, was am Ende der Lehrjahre von Julius und Lucindens Liebe vorkommt, stehn gerade die unentbehrlichsten Züge zur Darstellung des individuellsten in diesen Menschen, das Innere sowohl als das Aeußere, denn ich rechne das letzte auch gar sehr mit. Ich möchte wohl wissen, wo Gemüth und Gestalt besser, und die letzte besonders reiner, und, daß ich so sage, plastischer dargestellt wären, als hier; oder wie beide in einem Werk, wo Alles auf die Liebe bezogen wird, auf eine andere Weise hätten dargestellt werden können, als ebenfalls durch Beziehung auf die Liebe. Wer also dies als etwas Sittliches zugiebt, muß auch Alles übrige zugeben. Dagegen habe ich Nichts, daß man von der Beschaffenheit eines Kunstwerks einen Schluß auf die moralischen Ansichten und

Ideen des Künstlers mache, und eben deshalb habe ich immer den Wieland für eine unedle Natur gehalten, weit mehr als etwa den Crebillon, oder wen Sie sonst von dieser Art nennen wollen. Diese Leute ignoriren den geistigen Bestandtheil der Liebe gänzlich, sie geht bei ihnen immer nur von der Schönheit, oder vielmehr von dem Reiz der Gestalt aus, sie mahlen immer nur die Sinnlichkeit, und sind dabei ganz unbefangen. Auch sieht man aus ihren übrigen moralischen Tendenzen gar bald, was für eine Art von ehrlichen Leuten sie sind. Wielands Subjekte hingegen sind fast niemals rein sinnlich, sie müssen sich wenigstens immer etwas einbilden von andern Gefühlen, und sein bester Spaß ist, sie darüber auszulachen. Eben so kommt denen, die beim Geistigen anfangen, die Sinnlichkeit immer hinterwärts als eine Schwachheit und mit dem bösen Gewissen, daß man glauben muß, man würde ihnen einen Dienst thun, wenn man sie combabisirte, und ihnen Alles, auch die Fantasie mit, sauber einpackte, vorausgesetzt nämlich, daß man es ihnen nicht unterm Galgen, sondern vor dem Altar wieder einhändigen, und in integrum restituiren könnte, die Fantasie ausgenommen, die immer verkehrt bleibet, und in Gottes Namen verbrannt werden mag. Kann wohl ein Mensch, der selbst eine richtige Ansicht hat, immer und immer dieses verzwickte

Weſen darſtellen, wobei ihm ſelbſt bang und weh zu Muthe ſeyn muß? Dagegen in der Lucinde nichts ausgeſchloſſen aber Alles in Harmonie iſt, und ſo wie es daſteht, den reinſten Sinn und die richtigſte Denkart zum Grunde haben muß. Das kann es alſo nicht geweſen ſeyn, was ſie meinen, und ich muß es allein auf das beziehen, was Sie von der Weisheit eines ſolchen Unternehmens ſagen, und was eigentlich Ihr Moderantismus iſt. Lieber Freund, da kann ich nun nichts thun, als Ihnen das Alte predigen, was vom Dichten eben ſo gut gelten muß, als vom Leben. Vorausgeſetzt, daß nur Alles an ſich gut und ſchön iſt, ſo muß jeder leben, wie ihm zu Muthe iſt, und dichten, was ihm die Götter eingeben. Das Talent des Mißverſtandes iſt gar unendlich, und es iſt gar nicht möglich, dem auszuweichen. Wer darauf ausgeht, ſich durch dies und jenes ſeinen Wirkungskreis nicht zu verderben, der wird bald gar keinen haben, und ſich ſo lange hüten, etwas zu thun, bis ihm nichts mehr übrig bleibt. Darum iſt es beſſer gerathen, die Sache umzukehren, und ſich zu hüten, daß man nichts unterlaſſe; dieſe Maasregel vernichtet weder ſich ſelbſt, noch den Menſchen. Ein jedes Kunſtwerk, welches ſich als ein ſolches fühlt, muß ſeiner Natur nach Anſpruch auf die Ewigkeit machen, und eben deshalb muß es auch exiſtiren wollen, ſobald es

exiſtiren kann: denn was erſt auf einen günſtigen Moment wartet, zeiht ſich ſelbſt der Vergänglichkeit. Eine vorübergehende That thut wohl, den Augenblick der größten Kraft abzuwarten; aber ein Werk? Es beſteht ja, dieſer Augenblick kommt doch zur rechten Zeit; warum ſoll Alles verloren gehn, was es vorher ſeyn und ausrichten kann? Vorbereiten ſoll man erſt? Nun ja, Kunſtwerke ſelbſt ſollen nebenbei Vorbereitungen ſeyn, ſie ſollen den Menſchen den Sinn öffnen, um Ideen in ihr Gemüth und ihr Leben aufzunehmen: aber auf ſie ſoll man wieder erſt vorbereiten? wodurch? durch Theorie? Wer kehrt ſich denn an Theorie, wer nimmt ſie ernſthaft heut zu Tage, und ſucht eine Beziehung aufs Leben darin? Alſo womit ſoll man wieder auf die Theorie vorbereiten, und wo ſoll dieſer Kreislauf der Präcautionen ein Ende nehmen? Nein, nein! Ein Kunſtwerk enhält eine Anſchauung, von dieſer muß am Ende alles ausgehn, und alſo iſt ſie billig das erſte, was dargeboten wird. Es kommt hier auf eine Syntheſis an, dieſe läßt ſich nicht demonſtriren, man muß ſie vormachen und vorzeigen; hat man das aber gethan, ſo kann man auch von allen Menſchen fordern, daß ſie ſie verſtehen ſollen, in ſo fern ihnen nämlich die Elemente davon bekannt ſind, und daran iſt doch hier kein Zweifel. Sie ſagen zwar, die Liebe als Fülle der

Lebenskraft, als Blüthe der Sinnlichkeit, sey bei den Alten etwas Göttliches gewesen, bei uns sey sie ein Skandal; ist sie es aber wohl aus einem andern Grunde, als weil wir sie immer den intellektuellen, mystischen Bestandtheil der Liebe, der das höchste Produkt der modernen Kultur ist, entgegensetzen? Sollen wir denn gerade hier bei diesem Gegensatz stehen bleiben? Ueberall gehen wir ja darauf aus, die Ideen, welche aus der neuen Entwicklung der Menschheit hervorgegangen sind, mit demjenigen zu verbinden, was das Werk der früheren war; dies ist die Fortschreitung, die uns aufgegeben ist, und durch die allein wir überall zu etwas vollendeten kommen. Soll man nicht verlangen, daß die Menschen sie hier auch machen können sollen, in dieser einfachen Sache? Sie wissen ja doch von Leib und Geist, und der Identität beider, und das ist doch das ganze Geheimniß. Ist es aber nicht an der Zeit, daß dieses einmal entsiegelt werde, und daß die Widersprüche, die aus unserer Einseitigkeit entspringen, eben so gut ein Ende nehmen, als die aus Dürftigkeit und Unwürdigkeit, aus dem Einseitigen der Alten? Ja die Religion der Liebe und ihre Vergötterung war unvollkommen, und mußte deshalb untergehn, wie jeder andere Theil der alten Religion und Bildung. Nun aber die wahre himmlische Venus entdeckt

iſt, ſollen nicht die neuen Götter die alten verfolgen, die eben ſo wahr ſind als ſie, ſonſt müßten wir verderben auf eine andere Art. Vielmehr ſollen wir nun erſt recht verſtehen die Heiligkeit der Natur und der Sinnlichkeit, deshalb ſind uns die ſchönen Denkmäler der Alten erhalten worden, weil es ſoll wiederhergeſtellt werden, in einem weit höheren Sinn als ehedem, wie es der neuen ſchöneren Zeit würdig iſt; die alte Luſt und Freude und die Vermiſchung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgeſonderte Werk einer eignen gewaltigen Gottheit; ſondern Eins mit dem tiefſten und heiligſten Gefühl, mit der Verſchmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menſchheit zu einem myſtiſchen Ganzen. Wer nicht ſo in das Innere der Gottheit und der Menſchheit hineinſchauen, und die Myſterien dieſer Religion nicht faſſen kann, der iſt nicht würdig, ein Bürger der neuen Welt zu ſeyn. Damit es aber jeder werde, der es werden kann, ſo laſſen Sie es auch Prieſter und Liturgen dieſer Religion geben, ſo bald und ſo viele es immer kann, und wehren Sie Keinem. Ich kenne keine Weisheit, wenn nicht Alles weiſe iſt, was mit wahrer Thätigkeit auf das Gute und Schöne abzweckt. Ich weiß auch nicht, warum Sie Sich haben abſchrecken laſſen, das Buch mit Frauen zu leſen, wenn nur keine profane und unwürdige dar-

unter ist, und man das Buch vorher kennt, um ihm nicht unrecht zu thun. Es ist ja Alles menschlich und göttlich darin, ein magischer Duft von Heiligkeit kommt aus der innersten Tiefe desselben hervor, und durchweht den ganzen Tempel, und weiht Jeden ein, dessen Organ nicht in Verknöcherung übergegangen ist; und die Scherze, die ihn ebenfalls überall mit den zartesten Blumen der Weisheit spielend erfüllen, verkünden nur um so sicherer die Gegenwart der Göttin, deren treue Begleiter sie sind. Und unter dieser Bürgschaft sollten Frauen sich scheuen, den Priester der Göttin anzuhören? und eine andere, als nur die Ausgestoßenen, sollte vor Furcht zittern? Gehen Sie doch, das wäre ja unnatürlich; versuchen Sie es nur auf eine würdige Art, und mit Würdigen.

## Siebenter Brief.

### Eleonore an mich.

Es iſt ordentlich hart von Dir, daß Du mir ſo eilig und dringend Deine Lucinde abforderſt, ehe ich ſelbſt eine habe. Du weißt es wohl nicht, Du böſer geliebter Mann, wie innig wohl mir immer geweſen iſt, ſo oft ich mich in meiner ſtillen Einſamkeit vor dieſen reinen und ſchönen Spiegel der Liebe hinſtellen konnte, und in den zauberiſchen Bildern deſſelben bald Deine und meine Geſtalt erblickte, und dann auch wieder alle andere Geſtalten der Einen und ewigen Liebe, an denen allen ich mich herzlich erfreute, ſie wenigſtens in der Dichtung zu finden, da ſie im Leben leider ſo ſelten er-

ſcheinen. Wenn ich dann dachte, wie auch unſere Liebe ein Stoff iſt für eine ſolche Welt der Dichtung, und auch in uns, wer es nur verſtände, die ganze Liebe und das ganze Leben, ja ich darf es wohl im Stolz meines Herzens ſagen, die ganze Menſchheit mit ihren unendlichen Geheimniſſen anſchauen könnte, wenn dann meine ſchwärmende Fantaſie mich in die ſchöne Zukunft hineintrug, wo ich ganz, nicht nur in Dir, ſondern auch mit Dir leben werde, und mein treues Gedächtniß, das mir eine ganze Welt werth iſt, Dir jeden kleinſten Zug aus der Geſchichte unſerer Liebe, jedes einzelne Begegnen unſerer Geiſter rein und lebendig wieder geben wird, und Du aus dieſen Blumen einen eben ſo ſchönen Kranz winden wirſt — o Friedrich! wer war ſeliger als ich. Und von dem geliebten Buche ſoll ich mich trennen? Doch Du forderſt es zu einem ſchönen und würdigen Zweck, wie ſollte ich dem nicht gern auch den liebſten Genuß aufopfern? Nimm es denn, und wenn Du wieder drin lieſeſt, ſo lies alle meine Gedanken und Gefühle mit heraus, die ich Dir ja doch nicht ſagen und kaum an Deiner liebenden Bruſt in abgebrochenen Worten und ergänzenden Blicken und Thränen und Lächeln aushauchen könnte. Ob wohl Friedrich Schlegel, wenn er mich kennte, es der Mühe werth gehalten haben würde, mich eigen

hinzuſtellen, mit dem Eindruck, den ſein Buch auf mich gemacht hat? Denn unter denen, die er ſeinen Julius aufführen läßt, bin ich nicht; ich müßte mich denn unter die allgemeine Rubrik derer ſtellen, die ihn hier und da beſſer verſtehen, als er ſelbſt, und das will ich nur im Uebermuth meines Herzens unbedenklich thun. Abgeſtoßen und beleidigt hat er mich eigentlich nirgends; am wenigſten da, wohin er wahrſcheinlich bei dieſer Stelle zielte. Nein, Deine Geliebte kann das Alles verſtehn, und von Deinem Geiſte überall umgeben und durchdrungen, ohne falſche Scham und ohne ein widerſtrebendes Gefühl, bis in die geheimſte Mitte der Sinnlichkeit folgen, wenn ſie ſo ſchön und heilig behandelt wird; auch mag ich wohl, daß davon geredet werde, denn warum nicht? Entzückt hat er mich oft, auch ohne die ſchönen Beziehungen auf uns, ohnerachtet ich mich ihrer faſt überall nur mit Mühe enthalten konnte, wenn ich einmal dies und jenes oder das Ganze rein für ſich, wie es da iſt, genießen wollte. Und eben darum hätte ich es gern noch länger behalten, um mich in jeder Stimmung damit zu beſchäftigen, auch in der, wo ich am leichteſten von Dir und uns abſtrahiren, und mich als reine unbefangene Zuſchauerin in irgend eine Welt hineinſtürzen kann — Du weißt ſchon, wenn das iſt, wenn Du eben von mir gegangen biſt,

und ich am vollſten bin von Dir. Freilich weiß ich ſie faſt auswendig, und habe ſchon Manchem zu ſeiner großen Kränkung mit langen tüchtigen Stellen daraus gedient; aber das hilft mir Alles nicht; ich muß mit den Augen darauf ruhen können, um mich bei dem feſtzuhalten, und es recht hin und her zu beſehen, worüber ich noch ſo viel zu fragen habe. Deſſen iſt wahrlich nicht wenig, und weil Du doch willſt, ich ſoll Dir etwas über das Buch ausdrücklich ſagen, ſo möcht' ich Dir am liebſten das vortragen. Aufgefallen iſt mir beſonders das gänzliche und beſtimmte Abläugnen der Möglichkeit, daß es eine reine Freundſchaft geben könne zwiſchen Männern und Frauen. Du weißt, daß ich aus eigner Erfahrung gar nicht darüber urtheilen kann; nicht einmal eine Freundin habe ich jemals gefunden, und für alle Männer, mit denen ich in nähere und beſondere Verhältniſſe gekommen bin, und deren waren nicht wenige, habe ich mehr oder weniger ſinnliche Gefühle gehegt, und ohnerachtet ich gerade dieſe mit der naivſten Natürlichkeit ihnen entgegentrug, konnte ich mich doch keinem ganz mit meinen innern Eigenheiten aufſchließen und hingeben; nur Du biſt mir Alles geworden, was mein Herz bedarf, Geliebter und Freund. Und darum ſollſt Du mich auch hierüber belehren, da überdies Dein Beiſpiel mich in der

Scheu bestärkt, jene Behauptung deshalb zu unterschreiben, weil in meiner Erfahrung das Gegentheil davon nicht vorgekommen ist. Du hast ja eine Freundin, so sage mir doch, wie es zugegangen ist, daß sie Deine Freundin blieb, ohne Dir etwas anderes zu werden? So etwas, wofür ich Gott nicht genug danken kann, und was ich nicht eher glauben konnte, bis Du es mir selbst sagtest, möchte ich doch auch, wo möglich, gern verstehen. Indeß muß ich Dir nur sagen, es wird Dir leicht genug werden; denn, wenn ich recht in mich hineingehe, kommt es mir vor, als würde mir jetzt möglich seyn, was noch nie möglich war. Ehe ich liebte, war mir mit jedem Wohlgefallen an einem Manne, das mich ihm näher führte, auch ein Wunsch und ein Versuch ihn zu lieben verbunden; jetzt fühle ich, daß ich ein ganz reines Wohlwollen empfinden könnte, wenn mir einer vorkäme, der es verdiente, und nicht nur Wohlwollen, auch Vertrauen und ein gewisses Eröffnen meines Innern, was ich nicht anders als Freundschaft nennen könnte, nur daß sie zwischen den beiden Arten, die Julius in dem Briefe an Antonius aufstellt, in der Mitte stehen würde. Ja, ich kann mir jetzt auch denken, daß ich eine Freundin haben könnte, wenn ich nur eine fände, auch das konnte ich sonst nicht. Sage mir, Friedrich, finden wir

denn mit der Liebe, und nur mit ihr, Alles andere? Ich meine uns Frauen: denn mit Euch iſt es anders; Du hatteſt ja die Freundſchaft vor der Liebe gefunden, und Julius auch. Uns ſpricht aber dieſer alles Talent zur Freundſchaft ab, nicht nur mit Männern, ſondern auch unter uns. Meine Erfahrung iſt auch hier mit ihm; aber mein Gefühl nicht. Ich ſollte denken, Friedrich, wem das Unendliche nicht zu groß iſt, dem könnte auch das Beſchränkte nicht zu klein ſeyn, und ſo ſtellt doch Julius die Freundſchaft der Liebe gegenüber, vorne wenigſtens; denn hinten ſcheint er faſt anderer Meinung zu ſeyn. Wenn es nur darin liegen ſoll, daß die Freundſchaft ganz geiſtig ſeyn, und beſtimmte Grenzen haben muß, ich dächte, das wollte ich wohl leiſten. Im Grenzen finden und feſthalten, bin ich von jeher eine große Heldin geweſen. Bei allen meinen Verſuchen zu lieben, die natürlich bei etwas Endlichem ſtehen bleiben mußten, war es mir immer faſt im erſten Augenblick klar, daß es etwas Endliches war, und auch beſtimmt, was ich wußte, wie weit Jeder mich verſtand, und wie weit ich mit Jedem gehen könnte und würde; wieviel mehr würde es mir jetzt klar ſeyn, da durch die Liebe und durch Dich alle meine Anſichten und Einſichten ſo viel beſtimmter und reiner geworden ſind. Mit dem ganz Geiſtigen, da möchte

ich auch lächeln, daß mir das eine Schwierigkeit seyn sollte, jetzt meine ich. Der Leib ist Dir ja ganz hingegeben, als Werkzeug und Organ der Liebe, nämlich, und das ist untheilbar, und außerdem kann er nur noch gemeines Gut seyn, für Alle, nämlich um daran die innere Anmuth zu schauen, die uns Allen gemein und Jeder eigenthümlich seyn soll. Weißt Du noch etwas Drittes damit zu machen? Ich dächte, es könnte nicht einmal eine Anwandlung dazu entstehen, und ich habe nun gar keinen Sinn mehr für die Simultanliebe, wie Richter es nennt, die ich ehedem oft zu Malen tragen konnten, in sofern nämlich wirklich etwas ähnliches wie Liebe darin seyn soll. Diese hätten mein Wesen zerstören können, wenn mir nicht immer das Bessere vorgeschwebt, und Du, der mir Alles seyn kann, erschienen wärst. So wird das Unvollkommene von dem Vollkommenen vertrieben. Aber desto besser, dächte ich, und desto reiner könnte sich nun die wahre Freundschaft, die ja etwas ganz Anderes ist, neben die wahre Liebe hinstellen. Das sind so meine Gedanken durch einander; nun sage Du mir, was Recht ist darin. Noch mehr aber ist mir der schneidende Unterschied aufgefallen, den Julius macht zwischen der Liebe der Männer und der Frauen. Das könnte ich mir wohl gefallen lassen, lieber Friedrich, daß bei uns

Frauen die Liebe urſprünglich und bei Euch nur abgeleitet ſeyn ſollte. Wie oft habe ich Dir aus dem innerſten Herzen heraus geſagt, wenn Du irgend etwas an mir ſchön und gut findeſt, oder gar als etwas beſonderes loben und bewundern wollteſt, daß ich gar nichts könnte und wüßte als lieben; daß das meine einzige Kunſt und mein einziges Verdienſt iſt, und immer ſeyn ſoll. Was ſo das ganze Weſen des Menſchen ausmacht, das muß freilich urſprünglich in ihm ſeyn, ſonſt wäre er ja gar nichts. Bei Euch iſt das nicht ſo. Du Unendlicher kannſt noch viel Anderes als lieben, und wenn gleich die Liebe ſich in Alles verbreitet, und ich wenigſtens ſie in Allem ſehe: ſo kommt doch nicht Alles nur aus der Liebe allein her. Fritz, wenn wirklich Deine Liebe nur abgeleitet wäre aus der meinigen! meine die Quelle, und ich gewiſſermaßen die Schöpferin Alles deſſen, was Liebe iſt in Dir, und was ich ſo liebend und unerſättlich anſchaue und wieder in mich einſauge! Nein, dieſen ſtolzen Gedanken kann Deine Geliebte nicht ertragen, und wenn Julius ſo liebt wie Du, wird es ihm Lucinde niemals geglaubt haben. Auch muß es nicht ſo ſeyn. Warum ſoll ſo einſeitig eine Liebe abgeleitet ſeyn von der andern? Jede iſt Urſach und Wirkung der andern, ſo gewiß als jede Liebe zugleich Gegenliebe, und jede wahre Gegen-

liebe zugleich Liebe iſt. Aber das war es nicht, was mich eigentlich verwirrt hat in Julius Theorie; ſondern die Ungleichartigkeit, die er annimmt. Nur in uns ſoll die Liebe ein völlig durchgearbeitetes in allen ſeinen Theilen und Aeußerungen gleichartiges Gefühl ſeyn, und in Euch nur ein raſcher, beweglicher Wechſel aller jener Beſtandtheile. Je mehr ich darüber denke, deſto weniger kann ich mir das denken; und hier iſt nicht einmal meine Erfahrung auf ſeiner Seite. Nein, die ſchöne Erfahrung, die Du mir täglich giebſt, macht mir das Gegentheil zur lebendigſten Gewißheit. Es müßte nur in den früheſten Zeiten, wo noch nicht Alles in uns klar und feſt war, ein Paarmal geſchehen ſeyn, daß ich bei Dir die Leidenſchaft oder die Sinnlichkeit allein geſehen hätte, und auch von dieſen möchte ich es nicht mit Gewißheit behaupten, weder von Dir, noch von mir; aber gewiß von mir eben ſo ſehr als von Dir. Jetzt würde es mich ängſtigen, wenn ich nur fürchten dürfte, dies jemals zu finden: denn es würde mich aufs ſchmerzlichſte aus meinem innigſten Gefühl und aus meiner klarſten Anſchauung von Dir herauswerfen. Es iſt aber nicht ſo. Wenn wir unſer Sinnen und Denken und Handeln bis in ſeinen geheimſten Sitz verfolgen, und überall aufs neue die unendliche Ueber-

einſtimmung unſerer Geiſter antreffen, daß Du entzückt ausrufſt: ſind wir denn mehr als Ein Weſen, Leonore? Dann durchglüht uns auch gewiß am ſtärkſten und göttlichſten das heilige Feuer der Liebe, und dann feierten wir am liebſten ihre höchſten Myſterien. Und wenn Du an meine Bruſt gelehnt, alle Deine Freude an mir, und alle Deine Sehnſucht nach dem ſchönen Leben, das wir im Auge haben, in der unmittelbaren Nähe meines Herzens aushauchſt: dann fühlen wir auch beide am tiefſten, wie einzig wir ſind durch und durch, und mich durchzückt, wie ein göttlicher Blitz, der mich faſt verzehrt, eine unendliche, zuſammenhängende Reihe von gleichen Gedanken und Gefühlen, die vom höchſten Himmel bis in den Mittelpunkt der Erde reicht, und mir Vergangenheit und Zukunft, und Dich und mich und Alles erleuchtet und erklärt. Und Dir iſt es auch ſo, ich fühle es und weiß es, wenn Du auch nichts ſagſt. Sieh nur, wenn in Dir die Liebe ſo ganz anders wäre, als in mir, wie könnte ich dann auf jede Frage in mir eine Antwort finden in Dir? wie könnte jeder Ton, den ich noch ſo leiſe angebe, in Dir anſprechen? wie könnteſt Du mich verſtehen, wenn ſo viel Anderes in mir wäre, in einem ſolchen Augenblick, wo in Dir nur Sinnlichkeit oder Leidenſchaft wäre. Laß

mich keinen ſolchen erleben, lieber Mann, ich würde Dir nachgeben, ich würde auch aus mir verbannen für den Augenblick, was nicht zugleich in Dir wäre: aber was für bittere Thränen würde ich weinen, und wie würde mein ganzes Leben nun einen Schmerz haben, der nicht mehr verginge! Doch, was ſchwärme ich doch in Unmöglichkeiten! und wenn gleich hier die höchſte Wiſſenſchaft der Liebe iſt, die ich irgend in einem Buche gefunden habe, das glaube ich ihm doch nicht. Vielmehr iſt dies einer von den Punkten, wo ich Julius beſſer zu verſtehen glaube, als er ſelbſt. Das iſt nicht der Unterſchied der Geſchlechter, ſondern der Grade; dieſe Sonderung der Elemente, wenn auch nur für einzelne Augenblicke, iſt noch Unbildung und Schülerweſen. Julius ſoll alſo wohl noch nicht ſo vollendet in der Liebe dargeſtellt werden, als Lucinde. Warum erfahren wir aber nicht, wie dieſe es wurde? warum ruht auf der Geſchichte ihres Werdens ein ſolcher Schleier, da doch liebende Frauen früher und unbegränzter offen ſind, als Männer. Auf ihre Lehrjahre hätte ich eine große Neugierde. Wird der zweite Theil ſie enthalten? Werde ich recht haben, daß in dieſem von dem, was den Unverſtändigen am anſtößigſten iſt, wenig vorkommen wird, aber viel frohes und freies Leben, wie es immer im Gefolge der Liebe iſt?

Doch das müßte ich den Verfaſſer fragen, den ich nicht fragen kann. Du weißt, wie es mit meinem Schreiben iſt: ich muß aufhören, und zwar dieſen Augenblick. Geſchwind will ich Dir noch ganz roh ein Blättchen Gedanken beilegen, wie ſie mir beim Leſen aus der Feder gefloſſen ſind. Adieu, mein ſüßes Leben, laß Dich bald wieder umarmen.

# Beilage.

(Das Original von dieſem Blatte kann ich nicht miſſen, und was ich Dir abſchreibe, iſt bei weitem nicht alles, ſondern nur das, was ſich noch am unmittelbarſten auf die Lucinde bezieht. Du kannſt denken, daß Leonore, die ſo gern in ſich und über ſich ſpekulirt, aus Gelegenheit derſelben Vieles gedacht und hingeworfen hat, was nur auf ſie und mich geht. Damit mußt Du Dich gedulden, bis Du einmal herkommſt.)

---

Die ſogenannte ſchönſte Situation nimmt wohl mit Recht nur einen ganz kleinen Raum ein in der dithyrambiſchen Fantaſie, deren eigentliches

Thema die Liebe selbst ist, ohne alle Situation; oder wenn man doch etwas Einzelnes will, der erhabene mystische Gedanke, der darin angegeben ist. Kann denn ein Scherz mit der Liebe, eine mimische Parodie das Höchste und Schönste seyn? Der Stoff ist es freilich: denn in den höchsten Momenten der Liebe ist das Vertauschen des Bewußtseyns, das gänzliche Hineinversetzen in den Andern das Höchste und Nothwendigste. Ganz läßt sich das aber nicht parodiren, sondern der Scherz muß, eben wie er es hier in der Nachbildung ist, von dem heiligsten Ernst durchdrungen seyn. Und warum denkt man sich nicht das zarte Geheimniß, welches hier aufbewahrt ist, gerade so? Scherzen läßt sich doch mit den kleinen Eigenheiten und zufälligen Manieren, die aus dem hervorgehn, was in Jedem noch Ungebildetes und Unvollendetes ist, und dieser Scherz kann den höchsten Genuß umspielen, eben wie sein Gegenstand an demjenigen hängt, was eigentlich geliebt und angebetet wird.

---

Das ist wohl nicht wahr, daß die Liebe und die Schilderung derselben allein dieses Aergerniß und diesen Haß angerichtet hat. Die Denkungsart ist es, der große und freie Styl des Guten

und Schönen, dieſe für die kleinlichen Menſche
rieſenhafte und ungeheure Moral, auf der die Lu
einde als auf ihrem ewigen Fundamente ruht, un
die überall mittönt. Aber an dieſe wagen ſie ſi
nicht: denn der Witz und die ſogenannte Frech
heit, von der ſie recht gut wiſſen, was ſie eigentli
iſt, das ſind Perſonen, mit denen ſie ſich aus gu
ten Gründen nicht gern etwas zu ſchaffen mache
Es iſt nur eine gemeine Maßregel, daß ſie ih
ganze Anklage gegen jenen Punkt richten, ei
ſchlechter Kunſtgriff; denn wenn man ſich nu
über die Liebe mit ihnen einlaſſen wollte, müßte
ſie doch auf jenen ihnen ſo furchtbaren Streit zu
rückkommen; da iſt bei Gott keine Gnade.

---

Solche einzelne Blicke, die bis in die innerſt
Tiefe hineingehn, merkt wohl faſt Niemand. Wi
zum Beiſpiel das ſchöne Wort vom Witz: „e
wuchs und dehnte ſich, bis er nicht mehr war,"
und — „in mir glaubte ich ihn wieder zu finden
ein Stück meines Selbſt, und doch verſchieden vo
mir." — Merke Dir nur ein für allemal, daß mi
keiner entgeht, ſo voll auch das ganze Buch davo
iſt, und ſo ſehr ich mich auch ins Ganze vergrabe

---

Jeder hat doch seine eigne Eitelkeit. Wir Frauen mögen gar zu gern Alles, was uns liebenswürdig vorkommt, an uns selbst für persönliche Eigenheit halten; die Männer nehmen gern das, was sie trotz aller Selbstzufriedenheit an sich belächeln müssen, für Charakter des Geschlechts. Es ist gar lieblich, wie Julius mit dieser Täuschung spielt. Der Muth, und besonders der, welcher dazu erfordert wird, ein Held oder ein Künstler zu werden, der lebendige und schaffende Enthusiasmus ist gewiß etwas Gemeinschaftliches in allen Männern, so gewiß als er ausschließend in ihnen ursprünglich, und in uns immer nur abgeleitet und angelernt ist. Aber wie ungebildet und ungeschickt er noch ist, das ist doch gewiß etwas persönliches. Die Ironie, die der Dichter hierüber mit seinem Helden treibt, kann nicht weiter gehn, und nicht würdiger seyn, und hat mich unendlich amüsirt. Wie höchst gebildet ist nicht die Persiflage der gemeinen Bücher = und Gesellschafts = Moral; aber so wie Enthusiasmus und Zorn gegen das Falsche und Unächte an die Reihe kommt, ist eine gar anmuthige Beimischung von etwas Härte und Unbildung gar nicht zu verkennen. Und indem Julius so seine innerste Persönlichkeit abdruckt, glaubt er selbst nur das allgemeine Costüm der Männer nicht zu verletzen. Ich bitte Dich, habe doch auch etwas

von dem Zorn, der in Julius ſeyn ſoll, damit ich den Triumph haben kann, Dir ihn auszutreiben. Denn Zorn, wie gebildet er auch ſey, iſt doch immer eine Rohheit und Ungeſchlachtheit des Muthes, die durch die Liebe hinweggenommen werden muß.

---

Wie kann Julius nur am Ende einen Traktat mit der Eiferſucht ſchließen? auch nur mit ſolchen kleinen Anfällen von etwas Aehnlichem! Und wie kann einer Frau ſo etwas kommen, die es dahin gebracht hat, Alles ſo groß und ſo nachläſſig zu nehmen! Aber freilich, ſo lange die Liebe des Mannes noch in einem Wechſel ihrer einzelnen Elemente beſteht, kann auch die Eiferſucht der Frau wohl an ihrer Stelle ſeyn.

---

Wie ſchön iſt das überall angedeutet und durchgeführet, daß der Mann durch die Liebe an Einheit gewinnt, an Beziehung Alles deſſen, was in ihm iſt, auf den wahren und höchſten Mittelpunkt, kurz an Klarheit des Charakters; die Frau dagegen an Selbſtbewußtſeyn, an Ausdehnung, an Entwickelung aller geiſtigen Keime, an Berührung

mit der ganzen Welt. Mir wenigſtens ſcheint dies ein ganz allgemeines Verhältniß zu ſeyn. Ihr bildet uns aus; aber wir befeſtigen Euch. Wunderlich kommt es immer heraus, wenn man das Umgekehrte annimmt; aber gar toll iſt jede Darſtellung, wo Männer und Frauen ſchon ganz vollendet und fertig die Liebe nur ſo finden, als eine Zugabe oder als den höchſten Gipfel der Glückſeligkeit. Da muß es freilich Intriguen und Kataſtrophen geben: denn was ſollte in dem Buche ſonſt ſtehn? Den armen Leuten ſcheint es eben auch im geiſtigen Sinne unzüchtig, zu zeigen, wie die Menſchen durch die Liebe gemacht werden.

---

Du kannſt Dir denken, wie ich dieſe Lehrjahre begriffen habe. Wie wunderſchön und klar iſt hier die Sehnſucht nach Liebe, die das Gemüth vernichten oder vollenden muß, und die Schmerzen, die ein Menſch, der zum höhern Leben beſtimmt iſt, zu leiden hat, ehe er geboren wird.

---

Auch die, welche manches Andere verſtanden, haben das ſo gemein genommen, daß die Geliebte keinen Theil ihres Freundes dem Staat oder den

Andern überlaſſen will; und es iſt doch ſo klar. Aber es giebt eben keine Worte, welche eben und dürftig genug für ſie wären. Ja, Friedrich, werde Alles, was Du ſeyn kannſt, noch außerdem, daß Du der meinige biſt, den Freunden und der Welt. Aber überlaſſen? Nein, ich muß Alles, was Du ihnen giebſt, noch vollſtändiger haben, weil ich das Ganze habe; ich muß Dich überall verſtehen, wenn ich auch hie und da die Sachen nicht verſtehe. Und auch das ſoll ein Ende nehmen, und einen Krieg ſoll es gar nicht geben zwiſchen der Liebe und dem heldenmäßigſten oder wiſſenſchaftlichſten Leben.

---

Gott ſey Dank, ich weiß doch, daß es nichts iſt mit dieſer wunderlichen Ketzerei, die zwar nicht ausdrücklich behauptet, aber vernehmlich genug angedeutet iſt, als ob das ſchöne Band der Liebe ſich erſt dann in das heiligere einer wahren Ehe verwandelt, wenn die Liebenden ſich als Vater und Mutter begrüßen. Auch im Uebermaß der ſchönſten und würdigſten Freude ſollte Niemand ſo etwas ſagen. Wie habe ich mich damit gequält, denn es liegt etwas in dem Gedanken. Aber als ich es mir aus tauſend Urſachen wahrſcheinlich gemacht hatte, und weinend vor dem heiligen Tempel ſtand,

in den ich kaum hineinzugelangen hoffe, da fiel mir der köſtliche Augenblick ein, und die ſchönen Thränen der Freude, die Du dabei weinteſt, als ich Dir ſagte, daß, und wie ich Dich neben allen andern Lieben auch mit der einer zärtlichen Mutter liebte. Und mußt Du mich nicht auch väterlich lieben, da ich ja Deine ewige Schülerin ſeyn werde? und achteſt Du nicht ſchon lange die äußerlichen Dinge mehr als ſonſt meinetwegen? und treibt es Dich nicht eben ſo, die unſterblichen Früchte zu tragen, welche Geiſt und Willkühr bilden? Und nun weiß ich wie es iſt. Es giebt freilich auch innerlich einen Unterſchied zwiſchen Liebe und Ehe, und in der erſten einen Brautſtand vor der letzten; aber in der Welt der Gefühle fängt nichts ſo grob an mit einer äußern Begebenheit oder einem ſichtbaren Zeichen. Die erſte Freude der Liebe weiß von gar keiner Sorge, das iſt die bräutliche Ruhe, in der ſie einander nur ſehen in ihrer göttlichen Unverletzlichkeit und Unſterblichkeit. Wenn aber die äußere Welt ihnen wieder aufgeht, und jeder Acht hat für den Andern, daß ſie ihn nicht unangenehm berühre, dann entſtehen alle Gefühle, welche die Liebe zur Ehe machen, denn alle Sorge iſt mütterlich und väterlich. Aber wie hinreißend und ſchön iſt nicht dieſe Begeiſterung von der höchſten Würde der Natur. Und doch, wem das einzige Heilige

wäre in der Lucinde, das Einzige, wovon er zu reden wagte, der verdiente nicht es geleſen zu haben. Wer denſelben Geiſt nicht überall findet, hat ihn gewiß auch hier nicht entdeckt.

---

Der beklagt ſich, nicht ſingen zu können, der dieſes entzückende Duett gemacht hat? Alles, was noch in mir lebt von Muſik, hat es aufgeregt aus dem langen alten Schlummer. Es iſt zu ſchön und zu heilig, um nur davon zu reden, und wenn ich es vorläſe, würde mich's verdrießen, wenn Jemand ein Wort darüber ſagte. Aber wie iſt der eine Ton hineingekommen, der mich ſo wunderbar ſtört? ich verſtehe ihn nicht. Macht er nicht für Jeden einen Mißlaut mit dem Grundton, der die Ewigkeit der Liebe verkündigt?

---

Ich meinte, erſt mit dem Duett dürfe der Theil wohl ſchließen; aber nein, die Tändeleien ſind dazu noch weit ſchöner. Welche Stimmung! Das beſänftigende Oel iſt ausgegoſſen über das ſtürmiſche Meer, und nun bewegt ſich das Schiffelein mit ſtiller Zuverſicht in der heiligen Umgebung. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe

iſt; ich fühle in mir ſelbſt die Allgewalt der Liebe, die Gottheit des Menſchen und die Schönheit des Lebens. Die Metamorphoſen waren die erſte Geſchichte des liebenden Gemüths; dies iſt ſeine letzte Vollendung. „Dem Rhythmus der Geſelligkeit und Freundſchaft folgen, und keine Harmonie der Liebe ſtören:“ giebt es eine höhere Weisheit und eine tiefere Religion? kann man klarer das Geſetz ausſprechen, nach dem wir das Leben abſpielen ſollen? Laß mich immer anbeten das köſtliche Werk, und den Dichter einkleiden als Prieſter der Liebe und der Weisheit.

## Achter Brief.

### An Eleonore.

Mir iſt doch noch Niemand vorgekommen, der den weſentlichen Unterſchied zwiſchen guten und ſchlechten Büchern, und daß er gar nicht nur im Grade beſteht, ſo praktiſch bewieſe als Du. Andere Menſchen ſuchen ſich gewöhnlich doch auch aus ſchlechten Büchern, wenn ſie ſich einmal mit ihnen abgeben müſſen, irgend etwas heraus oder hineinzuleſen, und unternehmen es ordentlich davon zu reden. Du hingegen brauchſt ſie immer nur zum Schimpf und Spott; aber für jedes ächte und ſchöne Werk der Kunſt haſt Du einen reinen Sinn. Und wie hat Dich dieſes von allen Seiten ergrif-

fen und angeregt, Du liebes Geſchöpf, und was für ein köſtliches Geſchenk haſt Du mir gemacht, indem Du mir ſo manchen freien Blick vergönnſt in die innerſten Tiefen Deines ſchönen Gemüthes! Du haſt mir die Unendlichkeit der Lucinde aufs neue bewieſen: denn ſo kann nur etwas afficiren, was nach innen zu unbegrenzt einen unerſchöpflichen Reichthum von Gedanken und Gefühlen enthält. Nächſtdem aber auch Deine eigne: denn das Neue, was ich in Dir entdecke, nimmt kein Ende, obgleich Nichts fremdes darin iſt. Beinahe möchte ich darüber klagen, daß es mit der Entdeckung der Verſchiedenheiten zwiſchen uns gar nicht fort will, die organiſchen ausgenommen, die wir von Anfang an kennen. In dem, was Du über die Lucinde ſagſt, habe ich eben auch keine gefunden; Du haſt mir nicht einmal die Beantwortung Deiner Fragen übrig gelaſſen, ſondern auch die ſelbſt übernommen. Ueber das Räthſel von der Freundſchaft kann ich nach meinem innerſten Gefühl keine andere Auflöſung geben als Du. Es iſt eben ſo, daß Ihr nur mit der Liebe und durch ſie alles Andere findet, und die Freundſchaft gehört auch zu den Ausdehnungen und Bereicherungen, zu denen Ihr erſt dann geſchickt werdet. Vor der Liebe ſcheint mir eine Freundſchaft zwiſchen Mann und Frau etwas unnatürliches und ein leeres, ja ſogar ſträfliches

Unternehmen: denn warum ſoll nicht bei denen, die doch mit Verſuchen in der Liebe begriffen ſind, alles, was ſich von Natur dazu eignet, ein ſolcher Verſuch werden? Iſt es aber nicht ganz etwas Anderes, wenn irgendwo ſchon Liebe iſt? Es giebt wohl wenig männliche Naturen edler Art, und ſie müſſen ſich in einem ſo außerordentlichen Zuſtande befinden als Julius, in denen Liebe aufkeimen könnte für eine Frau, die ſie vom erſten Augenblick an ſchon als ein fremdes Gut anſehn; wie aber eine ſolche Liebe noch als Liebe zurückbleiben kann, nachdem eine beſſere und vollkommnere aufgegangen iſt, die von der ſchönſten Gegenliebe genährt wird, das iſt mir völlig unbegreiflich, und es giebt alſo für mich zwei Töne in dem ſchönſten Duett, welche ich nicht faſſe. Haſt Du dieſen überhört, oder klingt er Dir heller? Dagegen kann ich ſehr gut begreifen, wie Freundſchaft zwiſchen Männern und Frauen entſtehen kann, welche ſchon lieben, und zwar nicht etwa nur in Ermangelung eines Beſſern, ſondern ganz von Natur, mit voller Zuſtimmung des Herzens und ohne einige geheime Wünſche. Das begreift nun wieder Julius nicht. So ſind die Grenzen des Einzelnen in dieſem unendlichen Gebiet, welches Keiner ganz beſitzt, und wo es ſchon eine ſeltene Gabe iſt, dasjenige nur zu erkennen und zu verſtehn, was außerhalb des

Eignen liegt. Glaube nicht, daß ich Dich damit loben will; es iſt nichts Dir fremdes, was Du hier verſtehſt, Dein Gefühl und Dein grader Blick überfliegt nur Deine Erfahrung. Gewiß könnteſt Du, nun Du liebſt, Freundin eines Freundes ſeyn, und ich hoffe, Du wirſt es auch noch: denn Dein ſchönes Talent dazu darf nicht verloren gehn. Die vollkommene Symmetrie des Eigenthümlichen, das beſtändige Zuſammentreffen im Heiligſten und Schönſten von jedem Punkte aus, wirſt Du bei keinem Andern finden und ſollſt es auch nicht; das bleibt mein Vorrecht in ſo fern ich zugleich Dein vertrauteſter Freund bin. Als innige Theilnahme am Werden und Handeln eines Andern, als unbegrenzte Offenheit in Deinen Gedanken darüber, als zarten Einfluß auf Gefühl und Willen durch weiſe und freigebige Mittheilung, als beſtändiges Beſtreben nicht eben das Weſen des Freundes durch das Deinige, ſondern ſeinen Zuſtand ſeinem Weſen gemäß zu ergänzen — ſo denke ich mir die Freundſchaft, welche zwiſchen Dir und einem andern Manne möglich wäre, und würde ſie nicht dieſen Namen verdienen? Ganz gleich könnte ſie freilich nicht ſeyn, wenn er nicht auch liebt, und ganz vollendet nicht, wenn ich ihn nicht auch an mich ziehe und Alles Eins wird. Möglich muß auch ein ſolches Glück ſeyn: denn man kann es ſich wirklich den-

ken. Auch das ist wohl in der Ordnung, daß Du noch keine Freundin gehabt hast, ehe Du liebtest: aber wie liebenswürdig öffnet sich jetzt Dein Gemüth diesem Gefühl, welches mir zur schönsten Vorbedeutung wird für unsere Zukunft! Das sollst Du mir aus der innersten Tiefe der Weiblichkeit entwickeln, sobald wir wieder mit Muße mit einander reden können.

Das wußte ich, daß neben der Liebe auch die wahrhaftige und schöne Moral Dich entzücken, und daß Du große Freude haben würdest, so manches auch über das Leben Dir recht aus der Seele geschrieben zu finden. Und mit dieser Gottlichkeit habe ich doch schon oft hören müssen, wie ganz rechtliche und hübsche Leute meinten, der Julius sey doch ein unbedeutender Mensch, und die Verwirrung, die seiner Vollendung voranging, schien ihnen nur Mangel an Kraft und Thätigkeit und sträfliche Vernachlässigung seiner selbst und des Berufs. Der Mensch soll eben nicht Zeit haben, etwas zu suchen, am wenigsten sich selbst, und wenn er sich gefunden hat, begreifen sie auch nicht, warum er so ein Freudenfest anstellt, als habe er eine nützliche Entdeckung gemacht. So schreibet sich allerdings ein guter Theil des Hasses von der Moral her, und auch die Besten haben nicht so viel Respekt von der Poesie, daß sie die Ideen

ihrer Aufmerksamkeit würdigen sollten, welche ein Kunstwerk darstellen will. Demnach denke ich, es soll auch von dieser Seite nicht ganz verloren seyn. Wer nur wenigstens für Eins von Beiden Sinn mitbringt, für wahre Sittlichkeit oder wahre Liebe, dem kann nun in dieser Anschauung ihrer innigen und nothwendigen Verbindung der Sinn für das Andere aufgehn.

So sind wir natürlicher Weise in unsern Gedanken ganz zusammengetroffen; wirst Du das als eine Verschiedenheit ansehn, daß ich Dir zu Deinen schönen Fantasien das Gegenstück bringe, und ihr Ende ausspreche, da Du nur den Anfang angedeutet hast? Du vertiefst Dich in die unendliche Wechselwirkung unserer Gefühle, die dadurch einander immer ähnlicher werden müssen, daß jedes der Stoff ist für das andere. Hier in der Mitte bleibst Du, und sie ist der eigentliche Anfang, der Anfang der Wahrnehmung und der Reflexion; die beiden Enden lassen sich nicht ausdenken. Die innige Gemeinschaft wächst ununterbrochen, und der Stoff für sie geht niemals aus. Aber eben weil die Liebe die Gemeinschaft unseres Wesens ausmacht, muß sie in Jedem ihrem Ursprung haben; ob man sie gleich nicht so weit verfolgen kann, weil, wie Du Eingeweihte ganz recht sagst, hier nichts mit einem sichtbaren Zeichen anfängt. Der Augen-

blick, da die Liebe zuerſt ans Licht tritt, und Licht ſchafft aus dem innern Chaos, welches von nun an aufhört eines zu ſeyn, iſt eben ſo unerforſchlich und unbegreiflich, als jedes andere Entſtehen. Kennen wir doch beide den Zuſtand der Sehnſucht und des Liebenwollens, als das, was vor dem neuen Leben in uns war; und wie haſt Du mir ihn geſchildert, daß ich Dich noch immer dafür anbete! Aber wo haſt Du das hergenommen in der Lucinde? gerade aus der geheimnißvollſten und wunderbarſten Stelle, und im Grund aus dem, wovor Du ſelbſt erſchrickſt. Sagt denn Julius, daß die Liebe Euch angeboren und urſprünglich wäre, und nur in Euch zur Vollendung käme? oder redet er nur von ihrem ſinnlichen Element? ich meine ſo, wie man es anſehen muß, nicht roh und für ſich, ſondern wie es ſich durch Reflexion wieder ausſcheiden läßt aus der Miſchung des Ganzen, nicht ohne Spuren ſeiner Vereinigung mit dem Entgegengeſetzten. Daß Ihr nur hier die Quelle ſeyd, und wir aus Euch ſchöpfen müſſen, gründet ſich blos auf die Vorausſetzung, daß die Liebe in Euch zu einem innigeren Ganzen gedeiht, daß Euch hierin natürlich iſt, was für uns das höchſte faſt unerreichbare Ziel bleibt. Gott ſey Dank, daß Du es läugneſt, daß Du es trotz aller Erfahrungen, die man darüber haben mag, nicht auf unſere Natur

zurückwirfſt, und daß Du in mir dieſe Unvollendung nicht gefunden haſt, deren ſich Julius bewußt iſt. Sey auch nicht bange, meine ſüße Freundin, ich ſehe Dich immer ganz, und ſo kann nie Sinnlichkeit oder Leidenſchaft allein in mir ſeyn. — Denke nur wie viel geiſtige Erinnerungen bei uns an allem hängen, was die Liebe uns vergönnen kann, und wie Du und ich der Erinnerung pflegen. Damit Du Dich aber nicht auf unſer Eigenthümliches zu verlaſſen brauchſt, und aller zarten Sorge über mich enthoben werdeſt, will ich Dir ſagen, wie ich über die ganze Sache denke, oder vielmehr, ich will unſer gemeinſchaftliches Denken ordentlich ausſprechen. Die Liebe wächſt ins Unendliche dem Grade nach, das erfahren wir, wie Du weißt, täglich; ſie wächſt ebenfalls ins Unendliche ihrem Weſen nach, indem ihre Beſtandtheile ſich immer inniger verbinden und eins werden, und das erfahren wir auch, liebe Eleonore, wenn gleich jetzt nicht mehr ſo merklich, als in der Zeit, da Du erſt zur Ruhe gebracht wardſt. Nun giebt es alſo zwei Wege, in der Liebe zur Vollendung zu kommen, weil dieſe beiden Fortſchritte doch nur ſelten oder nie gleichmäßig geſchehen können. Einige haben von Natur einen hohen Grad von Sehnſucht nach dieſem oder jenem Theil der Liebe, und ſo iſt die Liebe auch gleich ſtark, ſo bald ſie wirk-

lich wird: aber ihre Elemente ſind nicht auch in demſelben Grade innig mit einander verbunden, ſie ſind ſich nur eines oder des andern bewußt, und die übrigen ſchlummern noch in dunklen Ahnungen. Jedes neue, welches ſie finden, wird auch bald mächtig, aber je ſtärker jedes für ſich iſt, deſto langſamer verſchmelzen ſie in einander; alſo ſtreiten ſie um die Herrſchaft und wechſeln. So werden ohne Unterſchied des Geſchlechts alle heftige Naturen ihre Bahn vollenden, nicht ohne große Erſchütterungen. Iſt ſie dieſer Erſchütterungen wegen die bedenklichere, ſo laß uns dafür geſtehen, daß ſie gewiſſermaßen die natürlichere iſt; denn das menſchliche Geſchlecht ſelbſt iſt ſie gegangen. Andere haben von Natur mehr ein zartes Gefühl für den wahren und höchſten Charakter der Liebe; was ſie fühlen, iſt das Bedürfniß, die verſchiedenen Gefühle, die nur ſchwach und als Ahnung in ihnen vorhanden ſind, aufs innigſte zu verbinden. So wächſt die Ahnung und die Hoffnung mit dem Menſchen ſelbſt bis zum Finden des Gegenſtandes. Dann iſt die Liebe, mit ihrer Unendlichkeit, aber doch ihrem wahren Weſen nach, gleich ganz da, nicht als etwas wunderbares — man weiß, daß ſie ſich lange geregt hat — aber als etwas neues, nie geſehenes, anbetungswürdiges. Ihre einzige Unruhe iſt nur, ob auch Alles ſo iſt, wie ſie

meinen, und ob das Gefühl von der Uebereinſtimmung ihres Bewußtſeyns mit ihrer Idee nicht eine Täuſchung iſt. Darum ſehen ſie manchmal mit ſchüchternem Zagen oder ſchwerfälliger Bedenklichkeit den einzelnen Aeußerungen der Liebe zu, bis auch das Alles überwunden iſt. Dann bleibt ihnen nichts übrig, als im ſchönſten Genuß und im freieſten Spiel ins Unendliche wachſen zu laſſen, was die Götter ihnen gegeben haben. Trockne Worte ſind es, in denen ich das Reſultat Deiner zarten Beobachtungen über uns beide und meiner Gedanken Dir da mittheile, Du mußt ſie verſtehen und würdig ausbilden. Du weißt nun, was Du nicht zu beſorgen haſt, denn Du weißt, wohin wir gehören. Aber liebe Geliebte, Vollendung iſt auch für die Liebe nur im Tode, und ſo werden jenen immer noch bisweilen die Elemente der Liebe als Wechſel erſcheinen, und eine Frau, die ſelbſt dieſen Weg ging, oder den Geliebten ihn gehen ſah, wird nicht davor erſchrecken, ſondern durch ſich ſelbſt den Zuſtand des Augenblicks ergänzen. Und Du leiſes nachdenkliches Gemüth, wirſt noch lange den Probirſtein nicht aus der Hand legen, und immer ſtreichen und vergleichen, wenn von den unendlich vielen Erſcheinungen der Liebe eine neue in uns aufgeht; und ich werde doch immer glauben und wiſſen, daß Du im Klaren biſt über uns und Alles. Das iſt das Prognoſtikon mehrerer Liebe;

aber was für eins ſtellſt Du ihr nach außen, in der Begeiſterung, in welche die Lucinde Dich geſetzt hat! Wir ſollten unſre Geſchichte und unſere Anſchauungen zu einem Gegenſtück verarbeiten? Dein Gedächtniß wäre dazu vortrefflich; aber wo iſt mir die Kunſt? Betrachte nur, wie reich daran dieſes Werk iſt, und laß ihr Gerechtigkeit widerfahren, in Abſicht auf den Antheil, den ſie hat an der großen Wirkung auf Dich. Es iſt eine ſchöne Fantaſie, und ich will Dich nicht darin ſtören; ich will nur ausſprechen, daß ſie zu denen gehört, welche Fantaſie bleiben müſſen. Die Liebe iſt ſelten; aber Werke wie dieſes müſſen noch ſeltner ſeyn. Denn ihnen muß wirklich gefühlte Liebe zum Grunde liegen, ſonſt würde ihnen der lebendige Hauch, die zarte Beweglichkeit und die ſtrenge Richtigkeit fehlen, wodurch dieſes für uns ſo reizend wird: aber nicht jeder Liebe folgt auch die Kunſt, nicht jeder Pfeil, den der Sohn der Venus Urania abſchießt, verwandelt ſich in einen Griffel. Einen großen freien Stil des Denkens und Lebens haben wir uns ſelbſt gebildet, und ein zartes bewegliches Herz haben uns die Götter gegeben. So laß uns handeln, wie wir bisher thaten, die ſchöne Vereinigung der Selbſtſtändigkeit und der Liebe darſtellen. Was von Poeſie in uns iſt, iſt doch wohl nur die untheilbare der Natur und des Herzens,

die für uns immer die Quelle des Zarteſten und Schönſten im Leben ſeyn wird, aber ſich doch weigert, in die Welt hinaus zu gehn. Pflege ſie als mein liebſtes Eigenthum in Dir, und wiſſe, daß ich bald wieder komme, Momente mit Dir zu leben, welche verdienten, gedichtet zu werden.

## Neunter Brief.

### An Ernestine.

Zürne nur nicht, liebe Schwester, daß ich Dir so unendlich lange nicht geschrieben habe. Dafür schicke ich Dir jetzt das neueste Stück des Athenäums mit, welches so eben die Presse verläßt, und worin Du gar herrliche Sachen finden wirst. Heute sage ich Dir nichts darüber, denn ich will nicht wieder Einleitungen zu Deiner Lektüre machen; das reizt Dich nur, wie ich bemerkt habe, zur Polemik und nimmt Dir Deine Unbefangenheit. Nur so viel, daß ich Dir die Stanzen an Heliodora, und die angestrichenen Stellen in den Ideen zur Beherzigung empfehle, um vorläufig inne zu

werden, wie unrecht Du in einer Deiner Haupteinwendungen gegen die Lucinde, wenigſtens dem Verfaſſer, gethan haſt, wenn Du anders, wie es ſcheint, auch an ihn dachteſt. Du mußt aus den Stanzen — die Dir hoffentlich auch in anderer Rückſicht merkwürdig ſeyn werden — erſehen, wie groß er ſich die Wirkungen der Liebe denkt, und was kann ſtärker und eigenthümlicher über ihre Kraft geſagt werden, als daß ſich um eine liebende Frau, und nur um ſie, eine Familie bildet, in dem tieferen Sinne, wie das heilige Wort hier genommen iſt? Aber Du haſt doch auch dem Buche ſehr Unrecht gethan, wenn Du meinſt, es ſey zu wenig äußere Welt darin als Objekt der Thätigkeit. Sobald von Leben die Rede iſt, gebe ich Dir unbedingt recht, daß ein Mann, dem ſich eine Frau ergab, ſich aus der bürgerlichen Welt, wie ſchlecht ſie auch iſt, nicht ausſchließen darf, und es fortdauernd zu wollen, wäre allerdings eine wunderliche Geſinnung, aber dieſe iſt ja nirgends weder angeprieſen noch ausgedrückt. Es iſt nur abſtrahirt von der bürgerlichen Welt und ihren Verhältniſſen, und das iſt doch, weil ſie ſo ſehr ſchlecht ſind, in einem der Liebe geheiligten Kunſtwerk ſchlechterdings nothwendig. Bilde Dir doch nicht ein, daß alle Verwickelungen, Gemüthsbewegungen und Thaten, welche daraus hervor gehen können,

im Stande wären, die Liebe zu erläutern oder zu verherrlichen, und daß es deshalb der Mühe lohnen könne, das Gemeine und Unwürdige mit auf den Schauplatz zu bringen, und mache Dir den Unterschied zwischen einem Roman und einer Novelle recht klar, um bestimmt zu wissen, was Du von jedem fordern darfst. Fast wäre ich in Versuchung, um ihn recht schneidend aufzustellen, Dir etwas sehr starkes zu sagen, Du möchtest mich aber zu sehr verketzern, und ich will es lieber darauf ankommen lassen, ob Du es selbst findest. Viel zu geringschätzig aber sprichst Du von dem, was die Liebe auf Julius Kunst gewirkt hat, und hast das Beste darin gewiß übersehen. Du mußt Dir diesen Gegenstand mehr entfremden, so wirst Du sehen, daß mit wenigen Worten viel gesagt ist. Und ohne Dich etwas mit der Kunst zu befassen und das Maß Deines Sinnes dafür überall zur Hand zu haben, kannst Du auch sonst gar Vieles nicht verstehen. Es ist eine Eigenheit, die durch das ganze Buch hindurchgeht, daß der Verfasser in keiner Charakteristik, die mehr als angedeutet seyn soll, zur Ruhe kommt, ohne zugleich die Werke, die ein Jeder macht, von welcher Art sie auch seyn mögen, zu schildern, und dies ist nicht eine ganze Seite eines Menschen, die sonst mit Stillschweigen übergangen wird? Deshalb muß auch Lucinde eine Künstlerin

ſeyn. Ich mache Dich hierauf nur aufmerkſam, es muß Dir nun, wenn Du es verfolgſt, von ſelbſt eine Menge von neuen Anſichten geben. Freilich iſt Dir und mir, und gewiß den meiſten Leſern das Verſtehen dieſes Elementes dadurch nicht wenig erſchwert, daß gerade die bildende Kunſt gewählt iſt, für die es wenig Sinn unter uns giebt, und noch weniger Kenntniſſe darin. Dies mag aber eine unumgängliche Nothwendigkeit geweſen ſeyn, und wenigſtens hat es große Vortheile gewährt. Bedenke nur das Eine, daß nun alle Poeſie in Julius und alle Annäherung dazu ſchlechthin als Werk der Liebe anzuſehen iſt, und erwäge bei Dir ſelbſt die Seltenheit dieſer Vereinigung. Schon das wird Dich einſehen machen, daß er nicht füglich ſchon vor der Liebe die Poeſie haben durfte. Wollteſt Du etwa lieber, daß ihm Muſik oder Mimik zugetheilt worden wäre? Die erſte wäre gewiß eben ſo ſchwierig zu behandeln geweſen, und die letzte iſt ja in der Wirklichkeit, über welche doch nicht profetiſch hinausgegangen werden konnte, von Gemeinheit ſo dicht umgeben, daß auch ein großer Meiſter ſie nur parodiſch hat behandeln können, und daß ihre Einführung noch ärger geweſen wäre als das Verſenken des Ganzen in die gemeine bürgerliche Welt. Und auch die geſellige Wirkung der Liebe iſt ja nicht übergangen. Siehſt Du denn

nicht die gute Gesellschaft im Begriff gemacht zu werden? Fasse Deine Seele nur ein wenig in Geduld. Und siehst Du nicht den Unterschied in der Art wie jetzt die Menschen auf Julius wirken und er auf sie? Das ist nur eine wunderliche Verwöhnung, daß Du die äußeren Begebenheiten alle mit haben willst, um die Lücken in der Charakteristik daraus zu ergänzen, eine Verwöhnung, die nur aus der Schlechtigkeit der bisherigen Romane entstanden ist, und zu unnützen Spitzfindigkeiten und leeren Untersuchungen führt, weil Begebenheiten allemal vieldeutig und unendlich sind. Wenn Du nun wüßtest, wie so und warum Julius bald hier ist und bald da, würden Dir nicht störende Fragen entstehn über das Sollen, und über das, was er möglicher Weise hätte thun können? worauf doch gar nichts ankommt. Ist Dir nicht der zweite Brief unendlich mehr werth, als die tragischste Schilderung dieser gefährlichen Krankheit? Hätte sich mit einer solchen dies reine aus einem Stück gegossene Gemälde des Eindruckes vereinigen lassen? und wäre es nicht ganz verkehrt, jene zu geben und dieses dem Leser zu überlassen? Es wäre Unrecht, wenn ich darüber noch ein Wort verlöre. Nur darauf muß ich Dich führen, daß Du überhaupt die Wirkung der Liebe zu sehr aus dem weiblichen und zu wenig aus dem männlichen Standpunkt angesehen

haſt. Du mußt ſie mehr nach innen zu ſuchen. Daß die Verwirrung gelöſt und in einem zerſtörten Gemüth Harmonie und Ruhe hervorgebracht wird, das iſt doch bei Gott das Größte und Würdigſte, was die Liebe auf einen Mann wirken kann; das lies Dir doch ja recht heraus. Dies und das Werden der Poeſie ſind Haupt-Effekte, und Du wirſt auch immer entſprechende Gegenſtücke für jedes finden, und daraus vielleicht am beſten die nothwendige Anordnung des Ganzen und den innern Zuſammenhang der Theile erkennen; ſo wenigſtens ſcheint es mir.

Indeß läugne ich Dir nicht, daß auch ich Manches, was gar ſehr nach innen zu geht, zu wenig angedeutet finde. Guido und Antonio ſtehn da, wie ein Paar Hieroglyphen in einer leſerlichen ſchönen Schrift: man ſieht ihnen an, daß ſie nicht Schnörkel ſind, aber man verſteht ſie nicht. Ich möchte es eine Unzüchtigkeit der Form nennen, die Fantaſie ſo aufzuſpannen und zu quälen. Auch ſonſt magſt Du hier und da Recht haben, was zum Beiſpiel das Theoretiſiren betrifft. Nur geſtehe doch ein, daß es ſo iſt, wie es einem Künſtler, dem alles Kunſt werden muß, gar wohl ziemt, und daß ſein Denken doch auch zu dem gehört, was dargeſtellt werden ſoll. Weißt Du das anders zu machen? Und nun laß in Gottes Namen dieſe

polemiſchen Anſichten und Betrachtungen ruhen, die doch immer nur auf dieſes und jenes gehen und die Anſicht des Ganzen verhindern. Es iſt wohl immer beſſer, ſie zuerſt abzumachen als bis zuletzt zu verſparen; aber abgemacht, laß ſie nun auch ſeyn, und genieße nicht etwa noch einmal, ſondern immer wieder die hohe Schönheit und Poeſie des vortrefflichen und einzigen Werkes. Ich habe mich allem Streiten darüber ſchon längſt entzogen, und es dem ſtillen unerſchöpflichen Genuß und der einſamen andächtigen Betrachtung geweiht, für die es gemacht iſt.

BIBLIOTHEK
REGIA
MONACENSIS

# Wally,

die

# Zweiflerin.

# Wally,

die

# Zweiflerin.

---

Roman

von

Karl Gutzkow.

— Des Friedens Wund' iſt Sicherheit,
Sorgloſe Sicherheit; doch weiſer Zweifel
Wird Leuchte der Vernunft, des Arztes Sonde,
Der Wunde Grund zu prüfen.
Shakſpeare.

Mannheim.

C. Löwenthals Verlagshandlung.

1835.

# Erstes Buch.

## 1.

Auf weißem Zelter sprengte im sonnengold-durchwirkten Walde, Wally, ein Bild, das die Schönheit Aphroditens übertraf, da sich bei ihm zu jedem klassischen Reize, der nur aus dem cyprischen Meerschaume geflossen sein konnte, noch alle romantischen Zauber gesellten: ja selbst die Drapperie der modernsten Zeit fehlte nicht, ein Vorzug, der sich weniger in der Schönheit selbst, als in ihrer Atmosphäre kund zu geben pflegt. Welche natürliche und ihr doch so vollkommen gegenwärtige Koketterie auf einem Thiere, von dem sie wahrscheinlich selbst nicht wußte, daß es blind war! Wally gab sich das Ansehen, als wäre sie mit ihrer Situation verschwi-

ſtert; aber nichts iſt ſo reizend, als wenn durch irgend eine faſt gelungene Affektation, durch die ganze Haltung eines innerlich mehr reflektirten wie angebornen Weſens einige kleine Lichtritzen ſchimmern und für den Mann, welcher ſie ſehen kann, die verſteckten Erleichterungen einer ſich einbohrenden Neigung werden. Aber von den zahlreichen Cavalieren, welche Wally umgaben, ſahe dieſe kleinen Lükken der Furcht edler Weiblichkeit Niemand. Jene, die Lücken der Furcht, kannte vielleicht der Jokey, der auch wußte, daß die weiße Stute blind war. Aber die Uebrigen hingen nur wie der Eiſenfeilſtaub am Magnet, wie die Nachahmung am Genie, wie das Ordinäre am Wunderbaren.

Am Wege ſchritt, wie es beim Temperamente ſich von ſelbſt verſteht, im Zweivierteltakte Cäſar, ein Mann, der im Stande war, eine ſolche Gruppe, wie die vorbeiſprengende,

im Nu zu überſehen und jede darin waltende Figur ſo zu iſoliren, daß er ſie Alle verarbeitete und an ſeiner eigenen Individualität zerrieb. Kennt ihr dieſe genialen Charaktere, welche durch ihr Schweigen immer mehr ausdrücken, als wenn ſie reden, die nur ihr rollendes, ſiegendes Auge in die Geſellſchaft bringen dürfen, und jede Perſönlichkeit darin abſorbiren in eine Huldigung, die ihnen wird ohne ihr Verlangen? Cäſar ſtand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Naſe und Mund ſchlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntniß gefallen war, jene Linien, die ſich von dem lieblichſten Eindrucke bis zu dämoniſcher Unheimlichkeit ſteigern können. Cäſars Bildung war fertig. Was er noch in ſich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das ſchon Vorhandene zu befeſtigen, nicht zu verändern. Cäſar hatte die erſte Stufenleiter idealiſcher Schwärmerei, welche unſre Zeit auf junge Ge-

müther eindringen läßt, erſtiegen. Er hatte einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einſt glaubte, hinter ſich: er fiel nicht mehr vor ſich ſelbſt nieder und ließ ſeine Vergangenheit die Knie ſeiner Zukunft umſchlingen und ſie beten: heilige Zukunft, glühender Moloch, wann hör' ich auf, mich mir ſelbſt zu opfern? Cäſar begrub keine Todten mehr: die ſtillen Ideen lagen ſo weit von ihm, daß ſeine Bewegungen ſie nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell, nur noch Skeptiker: er rechnete mit Begriffsſchatten, mit geweſenem Enthuſiasmus. Er war durch die Schule hindurch und hätte nur noch handeln können; denn wozu ihn ſeine todten Ideen machten, er war ein ſtarker Charakter. Unglückliche Jugend! Das Feld der Thätigkeit iſt dir verſchloſſen, im Strome der Begebenheiten kann deine wiſſensmatte Seele nicht wieder neu geboren werden; du kannſt nur

lächeln, ſeufzen, ſpotten, und die Frauen, wenn du liebſt, unglücklich machen!

Cäſar, wie er einſam wandelte, fühlte, daß er weinen ſollte, und lachte, um die Thränen zu vertreiben.

Da flog Wally mit ihren Begleitern an ihm vorüber. Sie ſchlug mit ihrer Gerte in die Seiten des ſchönen, aber blinden Gaules (ſie wußte es wahrhaftig nicht!) — ein ſonderbarer Glanz klang durch die Luft, und zu Cäſars Füßen lagen fünf koſtbare Ringe.

Sie mußten an der Reitgerte geſteckt haben.

Wally ſah, was der Unbekannte am Wege aufnahm; ſie machte Miene anzuhalten; aber als der Fremde mit der Zurückgabe zögerte, blickte ſie bös und trieb ihren Schimmel weiter. Die Cavaliere hatten nichts geſehen.

Cäſar aber, da er die Reiterin ſogleich aus den Augen verlor, mußte ſich auf Alles beſinnen. Er gefiel ſich darin, an eine alte Sage

zu glauben, an die Prinzeſſin im Walde und ſich ſelbſt mit irgend einem Zauber in Verbindung zu bringen.

Er ſteckte die Ringe zu ſich und hatte ſie wieder vergeſſen, wie er innerhalb der Stadt war.

## 2.

Ein gewiſſer Regierungs-Präſident gab einen beinahe ländlichen Ball. Wally und Cäſar ſahen ſich hier. Cäſar hatte in einem Anfalle guter Laune die fünf Ringe über ſeine Handſchuhe gezogen. Wally frug ihn, wie er darauf käme?

„Weil meine rechte Hand," antwortete er, „beim Tanzen immer ungeſchickt iſt. Die Ringe verhindern ſie, von dem glatten Rücken der Tänzerinnen abzugleiten."

Wally ließ ihn ſtehen: dieſer junge Mann mißfiel ihr. Aber ſie fühlte, daß ſie ſich zerſtreuen müſſe, und tanzte mit Vorliebe. Sie wurde erhitzt, verfolgte Cäſar und ſahe, daß er die Ringe wieder fortgenommen hatte.

Sie wollte ſie wieder haben und rief einem

ihrer Employés, einem blondharigen Referendär, der eine kleine Schrift über das Unzeitgemäße politischer Garantien geschrieben hatte. Sie setzte ihm die Lage der Dinge auseinander.

„Ich bin gewohnt," sagte sie, „für jeden Monat im Jahre einen andern Anbeter zu haben, und ich nehme Niemanden an, der sich nicht durch einen Ring in meine Gunst einkauft. An meinem Finger will ich die Ringe nicht: ich trage sie an meiner Reitgerte, und mache mir ein Vergnügen daraus, wenn ich von Juli zu Juli ins Bad reise und armen preßhaften Leuten sie alle zwölf nach einander in die heißen Sprudelbecher werfe."

Darauf erklärte sie ihm, wie sie fünf davon verloren hätte, und verlangte, daß sie ihr wieder zu Handen, das heißt zur Reitgerte, kämen.

Der junge Mann, welcher über das Unzeitgemäße politischer Garantien geschrieben hatte, versprach sein Möglichstes und redete Cäsar an.

Cäsar betrachtete ihn und besann sich auf den Verfasser der kleinen Brochüre. „Sie verstehen sich darauf," sagte er dann, „als St. Georg gegen die Ungethüme der Zeit zu kämpfen. Die Ringe der Dame passen zu meinem Schuppenleibe: ich stehe als Lindwurm zu Ihren Diensten!"

„Wie versteh' ich das?" fragte der junge Mann, welcher über das Unzeitgemäße politischer Garantien geschrieben hatte.

Cäsar ließ ihn stehen. Der Bote wagte nicht unverrichteter Sache zu Wally zurückzugehen; eben tanzte sie, sie hatte seine Abweisung glücklicherweise nicht bemerkt.

Der junge Mann half sich: er wußte, von wem die fünf Ringe kamen: vier von seinen Freunden, die mit ihm theils auf dem Stadtamte fungirten, theils auf das nächste militärische Avancement warteten; einer gehörte ihm, denn Wally's Sonne stand zufällig während

dieſes Monats in ſeinem Zeichen. Die Sache wurde unvermeidlich ein Ehrenhandel; aber er war perfid genug, dem Gegner das Spiel fünffach zu erſchweren. Cäſar bekam noch an demſelben Abend fünf Ausforderungen ins Ohr geflüſtert.

Er nickte lächelnd zu jeder; für den folgenden Morgen war Alles anberaumt, aber er entfernte ſich früh.

Wally tanzte bis in die Nacht. O welch ein Glück, ſich mit dem faden Mittelgut in ewig gleichen Kreiſen herumzudrehen!

## 3.

Es war ſchon um die eilfte Vormittagsſtunde des folgenden Tages, als Wally unter den Händen ihres Kammermädchens ſaß und ihr Haar flechten ließ. Sie hatte einen kleinen Tiſch vor ſich gerückt, worauf die Erzeugniſſe der neueſten Literatur lagen. Natürlich kamen ſie friſch aus dem Buchladen; anſtändige Leute leſen nicht aus Leihbibliotheken.

Sie blätterte in dem jüngſten Muſenalmanach von Schwab und Chamiſſo. „Dieſe guten Waldſänger,“ ſprach ſie vor ſich hin, „nehmen ſich die Freiheit, ſehr ennüyant zu ſein. Wenn uns die Reime nicht in einer Art von melodiſcher Spannung hielten, die Monotonie der Ge-

fühle und Anſchauungen wäre todtlich. Ich ziehe Proſa vor. Heine's Proſa iſt mir lieber, als Uhland und ſein ganzer Bardenhain.“

Sie griff nach Heine's Salon, zweiter Band. „Willſt du Philoſophie ſtudieren, Aurora?“ fragte ſie ihr Kammermädchen: „hier ſind all die gelehrten, bemoosten Karpfen der deutſchen Philoſophie mit Frühlingspeterſilie und Vanille zubereitet. Man ſollte die Bonbons in Aphorismen aus Heine's Salon einſchlagen. Welch geſunkenes Volk müſſen die Franzoſen ſein, daß ſie gerad' auf der Stufe in den Wiſſenſchaften ſtehen, wo in Deutſchland die Mädchen.“

Einige Schriften vom jungen Deutſchland lagen zur Hand, von Wienbarg, Laube, Mundt. „Wienbarg iſt zu demokratiſch: ich habe nie gewußt, daß ich vom Adel bin,“ ſagte ſie; „aber mit Schrecken denk' ich daran, ſeit ich dieſen Autor leſe. Laube ſcheint den Adel nicht abſchaffen, ſondern überflügeln zu wollen. Doch bleibt es arg: er

iſt zudringlich. Er gibt ſich in ſeinen Schriften das Anſehen, als kenne er jede ſeiner Leſerinnen und verlange von ihr eine Hingebung, um die er nicht ein Mal bittet. Mundt goutir' ich nur halb: denn er wird, je mehr er ſich ſelbſt klar zu werden ſcheint, für Andere immer unverſtändlicher. Verſtehſt du, Aurora?"

Aurora hatte etwas in den Mund bekommen und mußte abſcheulich huſten. Wally lachte.

Unter den Büchern lag zuletzt die neueſte Lieferung der Carlsruher Bilderbibel, auf welche Wally abonnirt hatte.

„Wie ſonderbar doch das Chriſtenthum auf Velinpapier ausſieht!" ſagte ſie zu ſich ſelbſt. „Dienen dieſe Kupfer zu etwas anderem, als die Aufmerkſamkeit noch mehr von dem heiligen Buche abzulenken! Siehe, da ſteht ein Druckfehler! Ein umgekehrter Buchſtabe! Es iſt hübſch, in der Bibel Irrthümer zu entdecken."

Wally ſahe nur auf das Aeußre, auf den Einband, dann las ſie etwas. Sie las einige Verſe, ein halbes Kapitel und fragte ihr Mädchen, wann ſie zuletzt in der Kirche geweſen wäre?

Aurora war nicht frivol: ſie war vor vier Wochen da geweſen.

Wally las, ohne zu hören. Dann fragte ſie: „warum biſt du ſo ſtill?“

Aurora war nicht mehr im Zimmer: Wally blickte ſich ſcheu um, und las weiter. Ihr Auge haftete ſtier auf den Buchſtaben: ſie ſchlug eine Seite nach der andern um: dann lehnte ſie ſich zurück, eine Thräne ſtand in ihrem Auge. Sie ſah mit einem flehenden, verzweifelnden Blick auf den kleinen Tiſch, der ſo viel Widerſprechendes friedlich umſchloß. Sie ſtutzte den Kopf auf die Lehne ihres Seſſels; es war Sonntag. Die Glocken läuteten, aus der nahen Kirche brauſten die Töne der Orgel

herüber. Wally war in Thränen aufgelöst. Kann man dem Himmel ein schöneres Opfer bringen? Diese Thränen flossen aus dem Weihebecken einer unsichtbaren Kirche. Die Gottheit ist nirgends näher, als wo ein Herz an ihr verzweifelt.

Aurora kam zurück. Es war Besuch im Gesellschaftszimmer. Wally hätte absagen müssen; aber sie war willenlos. Sie fand die Ritter von den fünf Ringen, einige von ihnen leicht verwundet.

Wally erschrak, als sie von dem Vorfalle hörte. Cäsar war am Arme blessirt. Aber schon die Nachricht, daß keine Gefahr vorhanden sei, richtete sie auf; und wie in der menschlichen Seele Schmerz und Freude sich ergänzen, und das Linderungsmittel des einen Uebels auch alle übrigen Sorgen heilt, die mit ihm in keiner Verbindung standen, so wandte sie sich

theilnehmend dem Gespräche zu. Es war fade, wie immer; aber verzeihlich der Tageszeit wegen. Man soll vor Tische von keinem Menschen verlangen, daß er geistreich sei.

Wally konnte lachen und lachte übermäßig

## 4.

Beide sahen sich eine Woche später. Wally hatte nicht das Herz, von dem Vorfalle zu sprechen. Aber es währte nicht lange, so sprachen sie über den Muth.

Sie wollte wissen, ob der Muthige die Gefahr absichtlich verkleinere oder geringer achte, ob der Muth noch während der Gefahr daure oder nur das Vorspiel der Gefahr sei. Cäsar sagte, er habe nie über den Muth nachgedacht, besäße ihn auch nicht hinreichend dafür. Wally brannte der Vorfall auf den Lippen; aber sie hielt an sich und lächelte blos.

„Ich glaube," sagte Cäsar, „daß es Menschen gibt, deren Muth darin besteht, daß sie die Gefahr gar nicht sehen. Das sind diejenigen, welche als die vorzugsweise Muthigen über-

all gefürchtet werden: auf den Universitäten jene unverschämten Knaben, die gegen Jedermann die Hand in die Seite stemmen und von Verachtung und Malice übersprudeln; unterm Militär diejenigen, welche ihren Säbel gern so hängen, daß sie ihn hinter sich klirren hören. Man kann aber sagen, daß wenn die Menschen Einbildungskraft genug hätten, die Gefahr zu sehen, sie die verzagtesten sein würden. Der Besonnene ist von Natur niemals muthig. Er folgt nur den Rücksichten, und ist unerschrocken, weil die Sache einmal nicht zu ändern ist.“

Wally fand diese Aeußerungen durchaus nicht so liebenswürdig, wie sie gewohnt war, dergleichen von ihren männlichen Umgebungen zu hören. Es war in ihrem innerlichen Urtheile etwas, was einen guten Schein hatte. Sie vermißte an Cäsar den Reiz der Natürlichkeit. Seine Reflexion zog an, befriedigte aber das

Temperament nicht. Nichts deſto weniger traf ſie ſehr gut die Gedankenreihe Cäſars, indem ſie fortfuhr: „Ich glaube faſt, Sie halten die Tugend für eine Berechnung?“

„Die Tugend nicht,“ entgegnete Cäſar; „aber Alles, was man gern für Inſtinkt anzuſehen gewohnt iſt. Unſre Handlungen ſollen berechnet ſein, unſre Empfindungen ſind es. Ich erinnere Sie nur an das Unbequeme mancher Empfindung, mit der wir gern kokettiren, die uns aber in gewiſſen Zeiten recht zur Unzeit kömmt.“

„Sie ſind ohne Natur;“ ſagte Wally.

„Ich bin ohne Verſtellung;“ fiel Cäſar ein.

„Ohne Verſtellung? Jeder Satz in Ihren Theorien ſcheint von Ihren zufälligen Zwekken abhängig zu ſein.“

Cäſar mußte lächeln; er hatte etwas geſagt, was er nicht meinte.

„Glauben Sie," fragte er, „daß es in der Liebe eine Höflichkeit gibt?"

„Das verſteh' ich nicht."

Cäſar blickte finſter und wollte abbrechen.

„Was iſt Ihnen?" fragte Wally.

„Ich denke, Sie vermeiden über einen Zuſtand zu ſprechen, den Sie vielleicht nicht zu kennen vorgeben."

„Halten Sie mich für eine Närrin?" fragte Wally, erſt bös, dann aber hellte ſich ihr Antlitz zu einer Liebenswürdigkeit auf, die Cäſarn faſt einen Augenblick zu verwirren ſchien.

„Nehmen Sie nur an," ſagte er, „wie unzeitig und unbequem man werden kann, wenn man ſeinen Leidenſchaften immer den natürlichen Raum läßt. Ich verſpreche zum Beiſpiel einer Dame, ſie einen Tag um den andern zu beſuchen. Was heißt das? Sie iſt einen Tag um den andern in der Spannung, wo ſie glaubt beglücken zu können. Ihre Gedankenreihen werden im-

mer einen Tag überſchlagen, einen Tag, wo ſie nicht untreu aber ohne Rapport und Illuſion iſt. Man kann nicht unhöflicher ſein, als an dieſem Tage, der überſchlagen werden ſollte, der für die Liebe gar nicht da iſt, ſeine Braut zu überraſchen.“

Wally lachte laut auf. Jetzt hielt ſie Cäſarn für einen Narren und fragte ihn, welche Frau ihm dieſe Geſtändniſſe gemacht habe.

Cäſar war kein Pedant, er lachte mit, fuhr aber fort: „Ich verſichre Sie, es iſt nichts abſcheulicher, als das Ungeſchickte und Unbequeme. Der Inſtinkt mag hier manche üble Empfindung hintertreiben; aber ſicher geht allein die Combination der Pſychologie. Ich möchte um alles in der Welt zu einer gewiſſen Zeit, unter gewiſſen Umſtänden von der Freundſchaft kein Opfer, von der Liebe keine Zärtlichkeit verlangen. Mit unſrer rohen Natürlichkeit ſind wir immer gewohnt zu übertreiben;

in nichts ſind wir aber übertriebener, als in unſern Forderungen. Iſt es erhört, was der Enthuſiasmus nicht alles in den gefühlvollen Beziehungen der Geſchlechter oder in der Freundſchaft zu entdecken glaubte! Wer kann das alles leiſten! Wer kann ſo unhöflich ſein, alle dieſe Leiſtungen in Anſpruch nehmen? Sagen Sie!“

„Ich habe vergeſſen, Rumohr zu leſen;“ antwortete Wally.

„Rumohr!“ ſprach Cäſar; „Rumohr hatte vielleicht Anſtand, aber nicht Geiſt und Muth genug, eine Schule der Höflichkeit zu ſchreiben. Rumohr glaubt an ſeine Vorſchriften und ſcheut ſich doch, die meiſten davon anders, als in einem gewiſſen Helldunkel zu geben. Rumohr glaubte, er müſſe ſich immer noch eine Hinterthür offen laſſen, um nicht für einen Fant zu gelten. Auch iſt dieſer Mann ſo ſehr in die Claſſicität verrannt, daß er alle Tugenden und

Untugenden des Alterthums aufzählt, aber ein wichtiges, modernes Laſter ganz mit Stillſchweigen übergeht, ein Laſter, wofür die Alten gar keinen Ausdruck hatten. Rumohr konnte davon nicht ſprechen, weil er ſelbſt darin ganz verſtrickt iſt. Dies iſt die Langeweile. Aber was Rumohr? Es gibt eine weit tiefere Höflichkeitstheorie, welche auf äſthetiſchen und moraliſchen Prinzipien zu gleicher Zeit beruht. Soll ich ihren Grundſatz nennen? Laſſen Sie aus einem chriſtlichen Gebote nur einen Buchſtaben weg. Rathen Sie!"

Wally wurde roth: nicht des Räthſels wegen, ſondern des Chriſtenthums.

Cäſar ergänzte ſich ſelbſt und ſagte: „Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt! Sei Egoiſt, ohne deinen Nachbar zu verwunden! Wenn ich mich in die innerſten Falten Ihrer Seele (Falten! Ihre junge Seele! Aber die Seele iſt immer alt, der Theil der jahrtauſendjährigen

Urſeele und Weltſeele, der in uns wohnt), wenn ich mich in ſie verſetze, ſo bin ich gewiß, immer die Wirkungen zu veranlaſſen, die ich eine Minute vorher ſchon beſtimmen kann. Sie hören mich nicht mehr. Es iſt wahr, ich habe zu laut geſprochen.“

Der gute Cäſar mit ſeinen langweiligen Theorien! Er mochte Wunder glauben, wie zart er die Fibern des menſchlichen Herzens anatomire; und hatte ſchon längſt ſeine Widerſacherin innerlichſt verletzt. Er wußte dies nicht und ſchämte ſich, ſo theoretiſch debattirt zu haben. Um die Sache war es ihm gar nicht zu thun. Er hatte überhaupt nur zwei Steckenpferde, auf denen er ſich heiß reiten konnte, die Verachtung der Muſik und die Strenge der Erziehung. Dieſe beiden Fragen intereſſirten ihn, weil ſie das Nächſte berührten, das Zimmer des Nachbars gleichſam, weil die Muſik ſich gern in der Geſellſchaft

breit macht und über Erziehung ſo viel Empfindſames gefaſelt wird. Er pointirte die Verachtung der Muſik, um die jungen Damen (welche, wenn man von ihnen Gedanken verlangt, mit Muſik antworten) ihre Leere fühlen zu machen: in der Erziehung aber den Stock, um ſich das Geſchwätz über Kinder, das Präſentiren der lieben Kleinen, die Koketterie mit ſeiner einzigen oder ſeinem jüngſten Balge vom Leibe zu halten. Auf alles Uebrige ließ es Cäſar ankommen. Für Himmel, Hölle, Erde und was drin, drauf und drunter iſt, nahm er nur Intereſſe, um ſich zu unterhalten, oder eine hübſche Wendung darüber zu haben.

Warum iſt Cäſar kein Schriftſteller geworden? Er würde ein vortrefflicher Dialektiker ſein, immer gute Gedanken haben, und jedenfalls einen glänzenden Styl ſchreiben.

5.

Wir ſind noch in derſelben Geſellſchaft, wo über Herrn von Rumohr ſo abfällig geurtheilt wurde. Wally iſt nur hingebender und Cäſar erſchöpfter geworden. Er war im Zuge, links und rechts ſeine zuſammenhangloſen Einfälle auszuſtreuen und grade im Gegenſatz zu ſeiner Höflichkeitstheorie alle Welt zu verwunden. Die Hauptunterhaltung hatte der lange blonde Mann an ſich geriſſen, welcher über das Unzeitgemäße politiſcher Garantien geſchrieben hatte. Mit ihm correſpondirte ein Juſtizrath, welcher anonymer Verfechter von verſchiedenen Lehrbüchern zur Kenntniß des allgemeinen Landrechts war oder doch ſein ſollte. Beide citirten ſich wechſelſeitig als Autoritäten, der Junge den Alten, der Carrière wegen: der Alte den

Jungen, weil er wußte, daß der Nachruhm in den Händen derer liegt, die nach uns leben. Cäſar war auf der Folter: er ahnte, daß ſie ausſchweifen wollten, daß ſie auf dem Wege waren, zur ſchönen Literatur überzugehen.

„Wirklich?“ zitterte er für ſich hinein. „Warlich! Ja ſie müſſen — O —.“ Cäſar war aufgeſprungen.

Er wollte fort. Wally frug ihn, was er hätte?

Der Juſtizrath, Mitglied einer Liedertafel, das heißt eines Vereins, wo man über Tafel die ſchlechten Compoſitionen eines Zelter und Anderer zu ſingen pflegte, rief: „Iſt es nicht auffallend, daß auch nicht ein Einziger aus der neuen Schule in Deutſchland ſich auf Muſik verſteht. Wie ſchön hat Tieck die italieniſche Muſik in ſeinen Sonetten charakteriſirt! Wie treffend drückt er in ſeinem Vorſpiel zum geſtiefelten Kater oder

zur verkehrten Welt, ich weiß nicht, das Weſen der verſchiedenen Inſtrumente aus! Wie hat die ganze romantiſche Schule in der Muſik gelebt!“

„Und Hoffmann,“ rief eine ältliche Dame, die ihrem Teint nach mit Napoleon verwandt ſein konnte.

„Und Hoffmann!“, fielen Alle ein.

„Ja,“ rief der Juſtizrath, „Hoffmann, der mein College war!“

Cäſar ſagte ruhig: „Ich weiß nicht, worin der Zuſammenhang der Literatur und der Inſtrumentation liegen ſollte. Göthe ſcheint mir auch ohne den Contrapunkt verſtändlich zu ſein.“

Aber der Juſtizrath hatte das Wort: „Man hat noch immer gefunden, daß irgend eine Beſchäftigung, welche dem Dichter ſonſt noch theuer und lieb war, recht hübſch das Weſen ſeiner eigenen Poeſie ausdrückte. Ich rede von Homer und Oſſian nicht, Männern, die mehr Mu-

ſiker als Dichter waren; aber Göthe arbeitete in Pappe, wenn ich nicht irre. Schiller war Compagnie-Chirurgus. Nun ſehen Sie, das iſt proſaiſch genug; ſagen Sie mir von allen neuen Autoren einen, der ein gutes Urtheil über Muſik hätte? Es iſt Mangel einer gewiſſen Saite in der Seele, daß es ganz unmöglich iſt, die Namen Menzel, Börne, Heine u. ſ. w. mit irgend einer muſikaliſchen Verrichtung zuſammenzubringen.“

„Die Lärmtrommel!“ hieß es irgendwo. Man beklatſchte den Einfall und nannte ihn witzig. Aber Recht hatte der Juſtizrath; auch Cäſar, wenn er ſagte: „Was kann empfehlenswerther für die Richtung ſein, welche unſre erſten Geiſter nehmen? Alle frühere Literatur bildete ſich im Intereſſe irgend einer vereinzelten Kunſt oder Tendenz: die Leſſing-Göthiſche Zeit im Intereſſe der Antike: die Romantik im Intereſſe der Malerei: die Phantaſtik im

Intereſſe der Muſik. Erſt in unſern Tagen ſammelt die Literatur ihre Vorpoſten, die ſich in die fremden Feldlager ganz verloren hatten, und zieht ſie in den Kern ihrer Kräfte zurück, um auf's Neue zu beſtimmen, welches ihr Zweck iſt. Ich glaube, daß ſich die Literatur ausdehnen wird auf andre Felder, um ſie zu befruchten; aber warlich, mein Herr, auf die Muſik nicht!"

Bis hierher ſprach Cäſar ſo richtig, daß es unnütz geweſen wäre, Unterſchriften darauf zu ſammeln. Das Folgende ſchien zweifelhafter: „Was ſoll überhaupt die Muſik? Dieſe klingende Mathematik? In der Erziehung ſind die geometriſchen Köpfe meiſt die dickſten und härteſten, und in den großen Muſikern habe ich immer Leute gefunden, die, obſchon ſie immer mit Schlüſſeln umgehen, doch über nichts Aufſchluß geben können. Die Muſik iſt eine ganz ſinnliche Kunſt. Wenn Sie dem Otaheiter

einen Trauermarsch von Spontini vorspielen, mein Herr, glauben Sie, daß er weinen wird? Er wird springen und seine Kokosschale vor Lebensluſt bis auf die Hefe leeren. Muſik iſt abſolut nichts: die Bildung legt erſt das hinein, was wir darin zu finden glauben. Wenn ich bei irgend einem Muſikſtück ein ſolcher Narr bin, an die Unſterblichkeit der Seele zu glauben, ſo verbinden zu gleicher Zeit Sie damit einen Begriff, welcher vielleicht der entgegengeſetzte iſt. Wenn Sie bei einer Symfonie von Beethoven an einen gothiſchen Dom denken, ſo dachte der Componiſt an das Giebeldach einer Bauerhütte. Nein, mein Herr, die Muſik wird aufhören zu den Künſten gerechnet zu werden. Nähert ſich die Muſik in der Oper nicht ſchon immer mehr der rhetoriſchen Deklamation? Iſt die Sprache, das volle, tönende, menſchliche Wort nicht unendlich höher, als der unnatürliche Gebrauch einer ganz im tiefſten Schlunde

verſteckten zufälligen Fertigkeit? Ich bitte Sie, überlegen Sie das, mein Herr!“

Hier war keine Verſtändigung mehr möglich. Was ſind Hunderttauſende in der Welt ohne das bischen Fortepiano, was ſie ſpielen können! Es war, als hätte einer geſagt, die Frauen ſollten keine Gigotärmel mehr tragen. Was wären dieſe ſchmalen Brüſte, dieſe gedankenloſen Köpfe ohne Gigots, ohne Pianoforte! Und doch ſtrafte man Cäſarn nicht durch Stillſchweigen, ging nicht wie wegen eines Tollen zur Tagesordnung über, ſondern ſchrie auf und rief das Gefühl, den Himmel, die Moralität zu Hülfe, um einen Ketzer zu bekehren. Der blonde Unzeitgemäße war ſo glücklich, die Frage in das Gebiet der Politik hinüberzuſpielen und aus der Muſik eine Sache des Staates zu machen. Hierüber ſchwieg Cäſar.

Ihn verdroß nichts mehr, als das Warmwerden. Er wußte zu gut, daß die Adler nie-

mals in der Fläche horſten. Warum Niagara-donner, wo Knallerbſen genügen? Er gab ſich willig dem Spotte Wally's hin, die viel zu leichtſinnig war, auf dergleichen Debatten etwas zu geben, zu eitel, um eine allgemeine Unterhaltung intereſſant zu finden, und die überdies weder ſang noch ſpielte. Wally hatte Ideen, aber nur momentan; ſie verſchmähte es, die Geiſtreiche zu ſcheinen, weil ſie wußte, daß ſie ſchön war. Flüchtig waren ihre Bewegungen, liebenswürdig, ohne Pedanterei ihre Capricen. Cäſar fühlte das, und badete ſich in dem oberflächlichen Schaume, den Wally von den Ideen nur gelten ließ. Cäſar hatte Recht, ſie für unfähig zur Spekulation zu halten. Er nahm ſie wie ein humoriſtiſches Capriccio der animaliſchen Natur.

Beide ſpotteten im Vertrauen über ſich, über Alle. Was ſie ſprachen als Sprechenswerthes, waren Raketen, die ſie ſich einander

zuwarfen. „Warum brechen Sie über Politik ab?“

„In Athen durfte kein Volksredner auftreten, der nicht verheirathet war.“

„Was Sie gelehrt ſind! Ich bin es auch: in Kreta durfte niemand Geſetze geben, der nicht einen Strick um den Hals hatte.“

„Das iſt dasſelbe Geſetz: Die Athener wollten eigentlich auch ſagen, der keinen ſolchen Strick am Halſe habe.“

„Wie unanſtändig!“

„Wally!“

Wally lachte: es war ein hübſcher, vertraulicher Ton, in dem ihr Cäſar drohte. „Was machen Sie mit Leuten, die Ihnen gefallen?“ fragte ſie ihn, ohne zu wiſſen, was ſie fragte.

„Alles, nur nicht ihre Bekanntſchaft.“

„Das iſt auffallend! Doch können Sie Recht haben.“

„Wonach beurtheilen Sie die Menſchen, Wally?“

„Nach ihren Werken! — O Gott, nein; dies wäre ja albern geantwortet, wie im Katechismus. Sagen Sie?“

„Nach dem, was ſie ſind?“

„Nein, nach dem, was ſie im Stande wären.“

„O Wally, Sie ſind liebenswürdig! Woran würden Sie denken, wenn Sie Jemanden prüfen wollten, der zu lieben wäre?“

„An die auſſerordentlichen Fälle.“

Cäſar ſchwieg. Dieſe Antwort war zu ernſt. Er betrachtete die fünf Ringe, die er über ſeinen Handſchuhen trug, und fragte dann: „Sie reiſen in's Bad?“

„In acht Tagen.“

„Sie werden den Rhein ſehen?“

„Von Mainz bis Cölln.“

„Von Mainz bis Düſſeldorf. Sie dürfen einen Beſuch bei den Malern und bei Immer-

mann nicht unterlaſſen. Läge Düſſeldorf in Thüringen, es würde ein zweites Weimar werden.“

„Sind die Ufer in der That ſo reizend?“

„Gefällig ſind ſie und da ſchön, wo Sie etwas von Rührung einfließen laſſen in Ihre Betrachtung.“

„Das verſteh' ich nicht.“

„Das Schöne, Wally, iſt immer das Ueberraſchende. Ich bin urſprünglich kalt gegen Alles, was in Deutſchland für ſchön ausgegeben wird. Am Lurleyfelſen, wo der Rhein ſich wie ein See verengt, wo Flinten abgeſchoſſen und Waldhörner geblaſen werden, um die Echo's, von denen die Handbücher ſprechen, zu beweiſen: da werden Sie durch dieſe Zurüſtungen zur Wehmuth übermannt werden. Ihr blondes, beſcheidenes Deutſchland, dem Sie nichts zutrauten, nicht einmal das Echo des Lurley, wird Sie rühren und bei einer fließenden Thräne

werden Sie ſich geſtehen müſſen, daß der Rhein in der That ein ſchöner Strom iſt.“

„Sie wollen ſagen, die Natur ſpräche nur zu uns, je nachdem unſer Auge und Herz ſie anſieht.“

„Ich ſtand in dem Cölner Dome. Sie kennen das zerriſſene Prinzip unſerer Zeit, nichts anzunehmen, was vielleicht richtig iſt, aber von Leuten proklamirt wurde, die uns widerſtehen. Der Enthuſiasmus der Einen erkältet immer die Andern. Ich wollte den Cölner Dom ironiſch betrachten, und mußte weinen, da ich ihn ſahe, über das Unvollendete der Idee, über die dünnen Hammerſchläge der Ausbauer, welche durch die mächtigen Räume picken, über mich ſelbſt, der ſein Herz künſtlich verhärtet und zu einer gemachten Empfindungsloſigkeit herabgeſtimmt hatte.“

„Die Dampfſchiffe fahren zu ſchnell.“

„Sie fahren zu langſam und ſind für das

Auge ermüdend. Der Gedanke einer feurigen über das Waſſer kriechenden Schildkröte ſteht vor unſrer Einbildungskraft, und wir ſind einmal daran gewöhnt, das Kriechen für langſam zu halten.“

„Ein ſonderbares Bild! Worüber nur meine Tante ſo lacht?“

„Ihre Tante iſt eine Spinne, die über den Ozean kriecht.“

„Wie ſo?“

„Sie ſpekulirt in Papieren.“

„Sie ſpricht über Politik: ich verſtehe nichts davon.“

„Verſtünden Sie davon, ſo glichen Sie einem Schmetterling, der ſich in die gaserleuchtete Verwirrung eines Salons verflogen hat.“

„Schmetterlinge ſind zu Gleichniſſen verbraucht.“

„Wie die Unſterblichkeit ſelbſt.“

Wally erröthete. Sie blickte auf Cäſars

frivoles Lächeln und nahm dies Lächeln für eine Gewißheit, die ſie erſchrecken machte.

„Wir ſähen uns nicht wieder?“ fragte ſie beklommen.

„Geſetzt, nur die Guten ſähen ſich,“ antwortete Cäſar, „ſo läßt die Tugend ſo viel Nüancen übrig, daß nichts deſto weniger im Jenſeits eine Mannichfaltigkeit entſtünde, die in ſeiner nächſten Nähe zu haben Gott kein Vergnügen machen würde. Ja wir ſelbſt würden uns weigern, alle die zu lieben, welche im Leben ehrliche, aber oft die langweiligſten Menſchen waren. Ich weiß aber nicht, wie aus einem langweiligen Menſchen plötzlich ein intereſſanter Engel werden könnte.“

„Sie ſind kein Chriſt?“

„Glauben Sie, daß Chriſtus von den Todten auferſtanden iſt?“

„O Gott, laſſen Sie, ich kann darüber nicht nachdenken. Ich —“

Sie ſtockte. In ihrem Auge ſprach ſich ein zerreißender Schmerz aus. So hatte ſie Cäſar noch nicht geſehen. Sie erhob ſich unruhig und war für dieſen Abend verſchwunden. Cäſar begriff hievon nichts. Er war ſo leichtſinnig, an Alles zu denken, nur nicht an die Religion. Aber Wally hatte ihn entzückt. So weit Menſchen dieſer Art noch lieben können, war Cäſar außer ſich. Er folgte Wally ohne Aufenthalt.

## 6.

Wally's Tante litt an nervöſen Reizungen und Abſpannungen, an Herzklopfen, Uebeln, für welche die Aerzte unter den naſſauiſchen Bädern das triſteſte, Schwalbach, empfehlen. Wally konnte in Wiesbaden und Ems tanzen, aber in Schwalbach mußte ſie der alten Dame die Zeitungen und Courszettel vorleſen (die Frau ſpekulirte wahrhaftig in Papieren!); in Schwalbach mußte ſie ſo manchen häuslichen Dienſt übernehmen, den man bald von ſich abwälzen würde, wenn man nicht das Vergnügen hätte, in einem Bade zu leben.

Sie hatte dies wunderbare Naſſau erreicht, dieſe unterirdiſche Küche Hygica's, mit ihren Gebirgskeſſeln, in denen die heilſamen Quellen ſieden und dampfen. Von üppiger Natur

kann bei einem Lande nicht die Rede ſein, das von Alaun und Schwefel unterminirt iſt und in der Ernte immer einen Monat zu ſpät kommt. Zwergbaft ſind die Bäume auf den Hügeln: aber reizende Perſpektiven öffnen ſich zahlreich in die weiten Thäler. Nichts iſt hier ſchöner, als die mannichfachen Schattirungen des grünen Kleides der Natur. Man ſteht an der morſch zerbröckelnden Mauer einer hohen Straße, und ſieht kleines Geſträuch zunächſt zu ſeinen Füßen; dann tiefer einen Wald, der ſich mit den ſchwärzeſten Tinten in die tiefſte Spalte des Thales verliert, und in einem dumpfen Murmeln, in dem Rieſeln eines Waldbaches zu enden ſcheint; dort aber erhebt ſich wieder der Blick, die grüne Alpenmatte entlang, welche am andern Ende des Thales aufwärts ſteigt. Auf dem friſchen, üppigen Teppich weidet das Auge bis ſich die Sehkraft in jenen dunkeln Kranz von Fichten verliert, welcher den äußerſten Horizont

umſäumt. Iſt das nicht viel für ein Land, wo die Natur ſich an gekochtem Waſſer erfriſchen muß? Das Land ähnelt der ſchwäbiſchen Alp. Auch ſprechen die Leute mit ſchwäbiſchem Accent.

Wally hat für ſolche Bemerkungen keinen Sinn: ich führe ſie auch nur an, um durch Wally's Mängel ihre Beſitzthümer anzudeuten. Sie iſt ohne Schwärmerei für die Natur, ohne Sinn für Blumen, welche ſie zerkaut, wenn ſie ihr in die Hand kommen. Sonne, Mond und Sterne gehen ihre Bahnen, ohne von Wally bemerkt zu werden. Jedermann wird bereit ſein, ſie gefühllos zu nennen, und ihr dennoch Unrecht thun. Wally's unausſprechlicher Reiz iſt ihre Natürlichkeit. Sie gibt ſich, wie ſie iſt, und hat die Tugend, alles beim rechten Namen zu nennen. Sie war ſehr unglücklich, in Schwalbach leben zu müſſen.

Doch traf ſich Alles beſſer, als man er-

wartet hatte. Das allmälige Herunterkommen der Romantik erſchlafft die bisher angeſpannten Nerven der Nationen. Es waren Deutſche genug da, die an Hoffmanns Tode litten, Franzoſen genug, welche die üblen Folgen von Victor Hugo's ruhendem Federkiel ſpürten. Sie alle wollten Reiz. Die ſpaniſche Kriſis war vielen in den Unterleib geſchlagen und hatte Hypochondrie erzeugt. Stahlbäder ſind ſehr anzurathen. Es war gedrängt in all den Höfen, goldnen Ketten, Gaſthöfen zu den beiden Indien. Wally wohnte im Kaiſerſaal.

Eines Tages ſtand ſie an einem Orte, den ſie vorzüglich liebte, am grünen Tiſche. Sie hazardirte im Pharo. Sie gewann; ſie gewann immer; vielleicht weil Dreiſtigkeit auch das einzige Geheimniß im Spiele iſt. Noch iſt es mir unerklärlich, wie die ſchüchternſten Weiber ſich an Dinge wagen, an welche die muthigſten Männer immer mit einer Art von Zaghaftig-

keit herangehen. Sie ſind die Erſten, wo es gilt, einen Thurm zu beſteigen, auf einem ſchwindelnden Wege zu gehen, Piſtolen abzuſchießen, mit einem Eskamoteur in Correſpondenz zu treten, auf Vexierſtühle und an die Elektriſirmaſchine ſich zu ſtellen. Namentlich wird ſich auf dieſe letzten Dinge oft der muthigſte Mann nicht einlaſſen. Warum die Frauen? Weil ſie gewohnt ſind, zu herrſchen? Weil man ihnen genug ſagt, daß ihrer Schönheit nichts widerſtehen könne? Wally ſpielte in der That, weil es ihr ſchon zur andern Natur geworden war, in jeder Lage zu gewinnen.

Plötzlich wird ſie unruhig. Sie verliert. Ihr Glück ſtürzt zuſammen. Sie fühlt, daß ihr ein Dämon entgegentritt, und rathet auf Cäſar. Sie wußte, daß ihr alles Widerwärtige nur von einem Manne kommen konnte, der ſie beunruhigte und der ſie vielleicht zu lieben anfing. Wally blickte um ſich; Cä-

ſar ſtand in einer Ecke, grüßte ſtumm, bot ihr den Arm und fuhrte ſie in die Zimmer ihrer Tante zurück, einer Dame, welche er einſt mit einer Spinne verglichen hatte, die uber das Weltmeer kreucht.

## 7.

Ein Gewitter in Schwalbach iſt immer eine Kataſtrophe; aber ſie geht vorüber. Noch gefährlicher iſt es, wenn der Himmel jene weinerliche Laune hat, daß er von der grauen Wolkendecke unaufhörlich einen naſſen Staub tröpfeln läßt. Dann kann man in Schwalbach am beſten alle jene Uebel bekommen, für welche ſein Stahlwaſſer ſo gut ſein ſoll. Iſt man nicht melancholiſch, ſo wird man es erſt. Wally weinte den ganzen Tag vor Ungeduld. Sie wollte nach Wiesbaden; aber ihre Tante beſtand darauf, daß ihr die ſpaniſche Kriſis im Unterleibe ſäße. Der Geheimerath Fenner von Fenneberg, der Arzt der Saiſon, warf ſich gegen jede Unbeſonnenheit in's Mittel. Wally wollte ſterben vor Langerweile. Ihr werdet

ſagen, ſie muß ſchlecht erzogen worden ſein. Gewiß, das war ſie.

Cäſar bot Alles auf, ihr die trübe Zeit zu verkürzen. Er erzählte ihr Beobachtungen aus Schwalbach, die gar nicht verdienen übergangen zu werden, z. B. folgende: „Haben Sie noch nichts vom tollen Bärbel gehört? Das tolle Bärbel ſteht den ganzen Tag vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht an der Hinterpforte des Gaſthofes zu den beiden Indien, die auf die Landſtraße nach Ems hinausführt und ſpäht in die Extraposten, welche den Berg herunterkommen. Sie iſt von einem etwas gedrückten Wuchſe, und hat matte Augen; aber ihre Geſichtsbildung iſt im höchſten Grade einnehmend, die Haut von der ganzen Feine und Weiße, welche zu blondem Haare gehört, um blonde Mädchen erträglich zu machen. Der Reiz Bärbels würde noch weit mehr hervortreten, wenn die fixe Idee, welche ſie beherrſchen

ſoll, ihr nicht den an Wahnwitzigen ſo unheimlichen Ausdruck und die eigenthümliche Verrükkung aller Bewegungen gäbe. Und woran leidet ſie? An zwei verunglückten Saiſons. In der erſten ſoll ſie der Gegenſtand irgend einer eleganten Herablaſſung geweſen ſein, die glücklicherweiſe ohne Folgen blieb. Sie fiel einem jungen Manne in die Augen, der ſie dann drei Monate lang nicht aus ſeinen Händen ließ und vielleicht gar mit ihr über Vorurtheile der privilegirten Stände, über die allgemeine Stimmberechtigung der Liebe und morganatiſche Ehen philoſophirt hat. Er verſprach im nächſten Jahre wiederzukommen. Einen langen Herbſt und Winter, einen ganzen Frühling hindurch war Bärbel glücklich und das frömmſte Mädchen in Schwalbach. Sie war die erſte und letzte in der Kirche, die freundlichſte zu aller Welt. Die Mäßigung in einem Glücke, das ihre Kräfte überſtieg (nämlich das Wiederſehen war

für ſie ſchon ein gränzenloſes Glück: wie leicht wird es Gott, ſeine Geſchöpfe ſelig zu machen!› Dieſe Mäßigung ſtand ihr ungemein ſchön, wie die Leute ſagen, die aus ihrer jetzigen Verwirrung das Vorangegangene herausgelockt haben. Da kam die zweite Saiſon. Bärbel ſtand an der Gartenthür der beiden Indien. Ein groſſer Reiſewagen, thurmhoch bepackt, mit ſechs Pferden beſpannt, glitt am Hemmſchuh bedächtig die Höhe herab. Vorn und rückwärts Bediente, Kammerzofen, Bologneſer Hunde, ein Papagay, ein Geſchwätz und Gekrächz, das eine ganz neue Welt in das alte Schwalbach zu bringen ſchien. Bärbel ſtand auf den Zehen, blickte in den offenen Schlag und ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus. Sie hatte die untreue Herablaſſung geſehen, wie ſie die Hand eines jungen reizenden Weibes küßte. Es war des jungen Paares erſte Badereiſe, gleich nach der Hochzeit. Das ſahe auch Bärbel ſogleich ein, nach-

dem ſie wieder zur Beſinnung gekommen war, denn noch war ſie nicht närriſch; aber ſie wurde es; ſchon durch die Ungewißheit, das Herumlaufen, Fragen, Erkundigen, Abgewieſenwerden, durch impertinente Bedienten, durch die Schaam, den Mann am Brunnen und auf der Promenade zu ſehen, und ihm nicht zu Füßen fallen zu dürfen. Sie war den Winter über ganz ſtill. Mit dem Frühjahr wurde ſie unruhig, holte immer tiefere Seufzer, ſchuttelte viel den Kopf, und nun ſteht ſie ſeit dem erſten Mai zu jeder Stunde des Tages hinter den beiden Indien und muß immer mehr erkranken, ſchon am Sonnenſtich. Sie ſieht in jede Kutſche und ſchämt ſich, wenn man ihr Geld zuwirft. Sie iſt für alle Schwalbacher Bettler der Lockvogel, oder der mit Honig ausgefullte Stock, um die wilden Almoſen-Bienen zu fangen. Sie iſt die unſchuldige Heilige, die ſtumm für ſie Alle bittet, und nichts davon hat, als immer tiefern Wahnſinn.“

„O ich bitte Sie, erzählen Sie Geſchichten, die ſich runden und einen Schluß haben!“ fiel Wally ein mit der ganzen Fühlloſigkeit, die ſie allein ſchon charakteriſiren würde, wenn ſie dieſelbe nicht mit allen Frauen gemein hätte, wo es ſich um die Herzensleiden irgend einer ihrer Schweſtern handelt. Sie ſind dabei alle kalt, eine gegen die Andere.

„Den Schluß müſſen wir abwarten;“ ſagte Caſar, erſchrocken über Wally's Phlegma. Er hätte ſie aufgegeben, wenn ſie als Phänomen nicht ſeine Neugier reizte. Auch würde er ſich Vorwürfe gemacht haben, Wally nachgereiſt zu ſein, wäre dieſe Mühe vergebens geweſen. Er dachte in der That daran, bei ihr zu irgend einem Ziele zu gelangen.

## 8.

Nach einiger Zeit theilten sich die Wolken über dem Thale. Es war möglich ins Freie zu treten. Cäsar und Wally stiegen die Straße nach Ems hinauf. An der Thüre der beiden Indien stand das stille Bärbel und betrachtete sie beide mit einem wehmüthig-rührenden Blicke. Wally blieb kalt dabei; er konnte das nicht begreifen.

„Ich will Ihnen, Wally," sagte er, „eine andre Geschichte erzählen, die sich in unsrer Nähe begibt, und in der That schon eine Art Schluß hat. Glauben Sie nicht, daß ich die Demokratie so weit treibe, und auf Entdeckungen in den Hütten ausgehe. Die Schwalbacher bilden sich ein, ihre Gäste unterhalten zu müssen, und so erfuhr ich etwas, was würdig ge-

weſen wäre, von Hoffmann bearbeitet zu werden. Sie kennen die naſſauiſchen Soldaten, Wally! Sie haben über Bruſt und Schulter gelbe Bandeliere, was für ein preußiſches Auge kurios läßt. Die Artillerie iſt ſchöner, aber hören Sie von einem Tambour bei jener Infanterie. Der junge Menſch ſtand in Wiesbaden, und ſoll ein Meiſter auf ſeinem Inſtrumente geweſen ſein. Niemand in der naſſauiſchen Armee ſchlug wie er die Reveille mit ſolcher Fertigkeit. Seine Wirbel ſollen den Turbillons geglichen haben, welche bei Feuerwerken aufſteigen, nur daß er im Stande war, eine Viertelſtunde lang die Schlägel in dieſer tremulanten Bewegung zu erhalten. Namentlich aber gelang ihm jenes hübſche Staktato auf der Trommel, das mit Wirbeln untermiſcht die Erſchütterung des Kalbfells plötzlich hemmt und einen ganz abbrechenden Ton, einen Ton ohne alles Echo hervorbringen muß. Sie ſehen, welch

einen Schatz das Haus Naſſau an dieſem Tambour hatte. Unglücklicherweiſe verliebte ſich aber der militäriſche Kunſtler, und in ein Mädchen, das zwar den Werth der Armee zu ſchätzen wußte, auch den der Muſik, aber einem Trompeter von der Artillerie ſchon den Vorzug gegeben hatte. Hier mußte eine Rivalität eintreten, welche der Liebe eben ſo ſehr galt, wie der Kunſt. Der Tambour verzweifelte nicht; indeſſen war er zu beſcheiden. Er fühlte, wie ſein Inſtrument, dieſe monotone Rhythmik, hinter der Trompete zurückſtand. Sein Gegenſtand war die Tochter eines Wiesbader Bürgers, eines Mannes, den man durch Auszeichnungen ehren konnte. Und wie zeichnete ihn der Trompeter aus! Wenn er des Abends in des gehofften Schwiegervaters Gärtchen ſaß, ſiehe, dann ſetzte er das ſilberne Mundſtück an die glänzende Trompete und blies den Parademarſch, „Friſch auf Kameraden!“ alle Walzer,

von denen des Kurſaals an bis zu dem Zweitritt der Kirchweih. Das erfreute die Herzen dieſer Menſchen. Die Nachbarn ſammelten ſich: ſie lauſchten, ſie klopften an die Gartenthür, ſie kamen herein und tanzten auf dem grünen Raſen. Der Schwiegervater hatte den ganzen Abend die Nachtkappe zu lüften, und war unbeſchreiblich geehrt. Und wenn der Trompeter mit ſeinen luſtigen Stücken Feierabend machte und ſie alle aus dem Gärtchen mußten, um in der Finſterniß die Beete nicht zu verderben, dann blieb er mit der Tochter noch allein und blies ihr Arien der Schwärmerei vor, „Schöne Minka;“ „Mich fliehen alle Freuden,“ mit ſterbenden, gedämpften und wie durch Zugwind gehauchten Tönen, bis Alles ſtill wurde. Der Tambour hörte dieſe Scenen täglich und verging vor Wehmuth. Er war eine ſanfte, ächt deutſche Heimwehnatur, voller Empfindung und Ehrgefühl. Jede Nacht badete er ſich in Thrä-

nen und ſchlug die Morgenreveille mit matten Händen. Das Feuer ſeiner Augen erloſch. Er fluchte ſeinem Inſtrumente, fluchte der Artillerie und ihren Trompeten. Was hatte er an ſeiner Trommel! dieſem dummen Lärmkaſten, bei deſſen Tönen ſich die Gebildeten der Nation das Ohr zuhalten, dieſer Klangmaſchine, die, wie man mich in meiner Kindheit überredete, nur dazu da iſt, auf dem Schlachtfelde das Geſchrei der Verwundeten zu übertäuben! Zum Unglück gab es Augenblicke, wo der Tambour nichtsdeſtoweniger auf ſein Inſtrument eiferſüchtig wurde. Iſt es nicht das wohlthätigſte Inſtrument, ſchlußfolgerte er, wenn es den Menſchen anzeigt, wo Feuer ausgebrochen iſt, um welche Zeit das Thor geſchloſſen wird; kann es rührendere Töne geben, als die dumpfen Wirbel beim Begräbniſſe eines meiner Kameraden! Bei der Erinnerung an den Tod ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen

von jenſeits drang die Trompete ſeines glücklichen Nebenbuhlers herüber, ach! dieſe freudigen Töne durchſchnitten grauſam ſeine zitternde Seele. So ſchwand er hin und wurde immer mehr das blaſſe Bild der Reſignation. Er dachte nur an den Tod und ſagte oft, wenn er nicht käme, ſo müſſe er ſelbſt ſich ihn geben. Damit ging er lange um und weinte viel, ſo oft er beim Abendmahl und in der Kirche war. Aber es half nichts: die Liebe zermalmte ſein Herz, die Eiferſucht vernichtete ſeinen Stolz, ſtatt ihn zu erheben. Noch einmal richtete er ſich eines Abends auf, wo Alles ſtill war, am Tage vor der Hochzeit der Trompeterbraut, und ſetzte ſich dicht unter ihr Fenſter auf einen Stein. Zwiſchen den Füßen hielt er die Trommel eingeſpannt, und begann ſie in der Stille der Nacht, wo Alles ſchlief, ſo ſchwermuthsvoll und ſanft zu rühren, daß es lange währte, bis mehr darauf achteten, wie das Mädchen oben in der

Kammer. Sie hörte dieſe Serenade, ſie wußte Alles, denn ſie hatte den Tambour gekannt, ihn bevorzugt, ehe die Trompete kam. Sie zitterte unter der Bettdecke, denn es klang, wie zum Grab ſo hohl unterm Fenſter. Aber die Töne hoben ſich, die Schlägel wurden dringender, die abgeſtoßenen Punkte folgten Schlag auf Schlag: ſie mußte aufſpringen vor Entſetzen; die ganze Straße ſchien zu grollen und die Steine dumpf an einander zu ſchlagen. Man rief: „Feuer!“ Sie riß das Fenſter auf. Draußen war alles ſtill; der Tambour war nirgends zu ſehen; auch beim Appell nicht. Man ſchiffte ſeine Trommel bei Mainz an der Rheinbrücke auf: ihn ſelber einen Tag ſpäter auf der nämlichen Stelle.“

Wally hatte von dieſer Erzählung erwartet, daß ſie in einer Beziehung mit Schwalbach ſtünde und allem, was auf dieſe Erwartung keine Rückſicht nahm, nur eine oberflächliche Aufmerkſamkeit geſchenkt. Sie blickte Cäſar mit

ruhigem Auge an, und fragte kalt, was in dieſer Geſchichte mit Schwalbach zuſammenhinge? Cäſar fand dieſe Frage natürlich und legte ſie ſich nicht ſo empörend aus, als ſie urſprünglich war.

„Dieſe Hiſtorie,“ fuhr er fort, „iſt mehre Jahre alt. Der Trompeter heirathete die Tochter des Wiesbader Bürgers, nahm ſeinen Abſchied und zog nach Schwalbach, wo er die Direktion der Muſiken für die Saiſon zu übernehmen pflegt. Aber ſeine Frau leidet ſeit jener traurigen Kataſtrophe ihres verſchmähten Liebhabers an einem unheilbaren Uebel. Hätten die Aerzte nicht ſchon zuweilen ähnliche Beobachtungen gemacht, ſo würde man verſucht ſein, hier an einen Spuk, an eine Rache des geſpenſtiſchen Tambours zu glauben. Die Frau des Trompeters hört Tag und Nacht ein dumpfes Murmeln an ihrem Ohr, das ſich zu verſchiedenen Zeiten ſteigert und ihr wie der

Ton einer Trommel vorkommen muß. Nachts ſchreckt ſie aus dem Schlaf auf, zeigt mit ſtierem Blick auf die Thür, wo ſie den blaſſen, kleinen Mann mit ſeinem Inſtrumente zu erblicken glaubt; ſie hat nicht Ruhe, wie tief ſie ſich auch in die Kiſſen des Bettes hineinwühlt. Die Aerzte nennen dies eine unnatürlich präponderirende Kraft des Gehörſinnes und können ſich auf die gleichzeitige Thatſache berufen, daß alle übrigen Sinne der Frau allmählich ſchwinden, und der übermäßig hervorbrechenden Gehörskraft zu weichen ſcheinen. Dabei iſt ſie abgefallen und bleich, ihr äußerer Körper verringert ſich immer mehr: ich ſahe ſie, es iſt eine ganz abſorbirte Erſcheinung, die Grauſen erregt. Sie ſelbſt hat den feſten Glauben an die Rache des Tambours, oder wie es dieſe Leute nennen, daß er im Grabe keine Ruhe habe. Sie verſicherte mich, daß das Geſpenſt ihr überallhin folge, in Küche, Boden und Kel-

ler; ja auf dem Wege, selbst im Walde sähe sie ihn oft, den Todten, wie er leibhaftig vor ihr stehe, die kleine, bleiche Figur, mit der Trommel auf dem weißen Schurzfell und dieselben gelbledernen Bandeliere um die Schultern gehängt, welche uns Preußen so fatal sind. Die Aerzte wissen, daß die Frau bald sterben muß an totaler Nervenentkräftung. Ich glaub' es. Gott, da steht sie!"

„Wo?" schrie Wally auf.

Cäsar lachte. Es war ein Scherz; aber sie hatte ihn übel aufgenommen und ließ sich mit der bittersten Laune über seine Späße und abentheuerlichen Erzählungen aus.

„Gehen Sie mit Ihren Trommeln und Trompeten! Womit Sie sich doch alles abgeben!" sagte sie mürrisch, empfahl sich, und wandte sich allein dem Kaisersaal zu, wo sie wohnte.

## 9.

Dieſe Scene war bald vergeſſen. Auf die regneriſchen Tage folgten mit dem Sonnenſcheine tauſend Aufforderungen der Natur, ihre Reize zu genießen. Bis in die entfernteſte Umgegend trugen Eſel und kleine Gefährte den weiblichen Theil der Geſellſchaft, welche als die Crème der Saiſon ſich zuſammengefunden hatten. Wally war eine ſprühende Girandole von Freude und Ausgelaſſenheit. Sie bildete den wahren Mittelpunkt der Geſellſchaft, ſo aber, wie es Waſſerkünſte gibt, wo man nur hier zu drücken braucht, um auf der entgegengeſetzten Seite überall luſtige Fontänen ſpringen zu laſſen. Cäſar war verſchloſſen und reflektirte viel. Dem Beobachter konnte es nicht entgehen, wie tief ſich Wally in ſeine Neigungen eindrückte. Wenn

es nicht Liebe war, die ihn trieb, ſo war es die Aufgabe, die ſich ſeine Eitelkeit geſtellt hatte, Wally, dieſe Ungezähmte und Unbändige überwunden zu haben. Hütet euch, ihr Frauen! die Liebe der meiſten Männer iſt nichts, als eine Huldigung, welche ſie ſich ſelbſt bringen.

Der Rhein ſollte das Ziel einer Spazierfahrt ſein, der ſich eine große Anzahl von Badgäſten angeſchloſſen hatte. Wally war noch vor dieſem Ziele zu ſehr ermüdet, als daß ſie weiter konnte. Sie blieb bei einem der Bedienten zurück, um die nachkommenden Wagen abzuwarten. So trennte ſie ſich unbemerkt von der Geſellſchaft, ſo daß Cäſar, der auf Abwegen dem Zuge nachgeritten war, erſtaunte ſie allein zu finden. Er ſprang vom Pferde und gab es dem Bedienten. Wally und Cäſar gingen voran.

Der Verführung eines grünen Raſenplatzes

mitten im Walde widerſtanden ſie nicht. Während der Wagen und Cäſars Pferd auf der Straße hielten, giengen ſie dem einladenden Ruheorte entgegen und ſetzten ſich auf abgeſägte Baumrümpfe nieder. Es lag etwas Mechaniſches in dieſen Bewegungen, als wenn eine Verabredung ſtatt gefunden hätte und doch ſchwiegen beide. Sie ſprachen noch immer nichts, auch als ſie beide mit geſtütztem Haupte ſich gegenüber ſaßen.

„Seit einiger Zeit ſind Sie auf mich erzürnt, Cäſar!“ ſagte dann Wally.

Ein Lächeln, das man kennen muß, um zu wiſſen, daß es nur die Maske eines tieferen Schmerzes iſt, flog über ihre Mienen. Das Lächeln Cäſars konnte Beiſtimmung oder Verwunderung ſein. Er war klug genug, ſie darüber im Unklaren zu laſſen.

„Ihre Geſchichten haben mich kalt gelaſſen;“ fuhr ſie fort.

Daran dachte Cäſar nicht mehr; aber er ſagte: „hab' Ich ſie denn verfaßt?“

Nach einer Pauſe ſeufzte Wally tief auf, ſchlug ihren Blick zu Boden und begann eine Perſpektive in ihr Inneres zu geben, die Cäſar neu war, an ihr zumal, und die ihn entzückte. „Ich muß mich, ich muß die Frauen haſſen;“ ſagte ſie ſtill; „von Natur ſind wir grauſam und zu den Gefühlen, welche wir zu äußern wohl unter Umſtänden fähig wären, haben wir urſprünglich nur die bloßen Anlagen. Glauben Sie es, Cäſar, die Frauen gedeihen nur durch die Männer. Sie ſelber wären im Stande, ſich unter einander zu zerfleiſchen. Niemand kann bei dem Elende der Menſchen, bei Krieg, Erdbeben, öffentlichem und Privatunglück empfindungsloſer ſein, als die Frauen. Verſtehen Sie mich recht, ſo lange wir allein ſtehen. Was wir von Gefühl urſprünglich haben, das iſt mehr Schauer, als Bewußtſein, mehr thie-

riſche Furcht, als Reflexion einer edlen Seele. Ach, ich zittre oft vor einer Empfindungsloſigkeit, die ich nicht zu heilen weiß!“

„Aber woher die ſpätere Metamorphoſe der Frauen?“ fragte Cäſar, erſtaunt über die Wahrheit, welche ſich in Wally's Antlitze ausdrückte.

Sie ſtockte: ſie blickte ihn an. Er errieth und ſank zu ihren Füßen.

So lange dieſe Situation ſtumm war, konnte ſie zwiſchen beiden wohl empfunden ſein; als aber Wally nach einem Worte ſuchte, wies ſie ihn zurück.

Ihm war es recht; denn die Reflexion ſchlug ihn in den Nacken, und hatte ihn unwillkürlich aufgeriſſen, da er auf nichts in ſeinem Herzen Vorbereitetes ſtieß und ihm jede Situation fatal war, in der er ſich ſelbſt nicht hätte beobachten können.

Sie ſaßen beide wieder auf ihren Baumſtammen. Doch war es eine warme Stimmung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, in der ſie wenn auch über nichts entſcheiden, dennoch über Alles unterhandeln konnten.

Wally verhehlte nicht, daß die Zauberruthe, welche die im Herzen des Weibes ſchlummernden Gefühle erſt wecke, die Liebe ſei. Cäſar ergriff ihre Hand und ſagte: „Wir ſind für die Illuſion beide nicht gemacht. Eine Mücke würde uns ſtören, wollten wir zu den Sternen beten. Jede Aufwallung, bei der wir nur einen Augenblick unſre Manieren nicht in der Hand hätten, würde uns lächerlich ſcheinen. Helfen wir uns beide! Eine kurze Uebereinkunft kann uns auf die Stufe verſetzen, welche uns alle jene Glückſeligkeit gewährt, die wir durch Zurückhaltung, Schaam, natürliches oder kokettes Weſen niemals erreichen. Wally! Wally!“

Jetzt lag Cäsar zu Wally's Füßen, wahrhaftig, ohne Bewußtsein, von einem ungeheuchelten Gefühle übermannt. Aber was warf ihn nieder? Nicht die Liebe, sondern der Gedanke an eine Humanitätsfrage, die niemanden von euch fremd ist: der Gedanke an jene Augenblicke, wo wir, überdrüssig der conventionellen Formen des Lebens, zu aller Welt herantreten möchten und ihr zurufen: „O warum dies Gehäuse von Manieren, in welches du Spröde dich zurückziehst? Warum diese Verhüllung des Menschen in und an dir? Warum Zurückhaltung, du, mein Bruder, du, meine Schwester, da du doch gleichen Wesens mit mir bist, eine Hand wie ich zum Drucke, einen Mund wie ich zum Kusse hast? Ach, wie seh' ich rings um mich her eine so reife Ernte von Liebe und Schönheit! Warum zögern, bis auf Jahre, daß ich sie breche? Warum nicht das Entzücken, daß wir alle Menschen sind, schwach und

ſtark, ſterblich und unſterblich! Dieſe unſichtbaren Barrieren, welche die Menſchen trennen. welche auch den Jüngling vom Mädchen trennen, müſſen fallen; denn ich kenne dich, dein Alles, dein Gehen und Stehen, deine Schwächen und Tugenden: ſiehe! hier iſt meine offne Bruſt, hier ſchlägt mein Herz, ich bin nichts, was noch etwas anderes wäre, als es iſt, nichts, was du für etwas anderes halten dürfteſt. Weib, in deinen Augen, in den Formen deines Körpers biſt du überreif zur Liebe; und wenn ich dich heut zum erſtenmale ſähe, ſo pflückt' ich dich, denn wir ſind die Kinder eines und deſſelben Planeten, ich Menſch, wie du, beide alternd, beide den Tod fürchtend, beide elend. Was weichſt du mir aus?"

Wally zerfloß in Thränen. So faſt hatte Cäſar zu ihr geſprochen, und ſie fühlte das Entzücken, ſtatt eines Weibes Menſch zu ſein.

Sie zitterte bei dieſer acht philanthropiſchen Vorſtellung, welche, wenn ſie allgemein würde, die Welt durchaus umgeſtalten und ihre ſchwierigen Fragen im Nu löſen müßte. Sie ließ die Umarmung Cäſars zu: nicht, weil ſie ihn liebte, oder aus Egoismus, aus Stolz, einen Mann überwunden zu haben, ſondern weil ſie ſich als das ſchwache Glied der großen Weſenkette fühlte, die Gott erſchaffen hat, weil ſie wußte, daß ſie ja vor der Wahrheit und Natur ganz nackt und bloß und mitleidswürdig war, weil ſie zuletzt glaubte, daß dieſe heißen Küſſe, welche Cäſar auf ihre Lippen drückte, allen Millionen galte unterm Sternenzelt.

Sehet da eine Scene, wie ſie in alten Zeiten nicht vorkam! Hier iſt Raffinirtes, Gemachtes, aus der Zerriſſenheit unſrer Zeit Gebornes: und was iſt die Wahrheit Romeo's und Juliettens gegen dieſe Lüge! Was iſt die

egoiſtiſche Geſchlechtsliebe gegen dieſen Enthuſiasmus der Ideen, der zwei Seelen in die unglücklichſten Verwechſelungen werfen kann! Ich zittre vor einem Jahrhundert, das in ſeinen Irrthümern ſo tragiſch, in ſeinem Fluche ſo anbetungswürdig iſt.

## 10.

Die Uebereinkunft der Liebe zwiſchen Wally und Cäſar mußte ihren Verhältniſſen ein neues Colorit geben. Wir fürchten, daß die Farben allmahlig erbleichen werden. Aber noch ſind ſie hell und friſch; noch liegt auf Wally's Antlitz der melancholiſche Schatten jener entzükkenden Verirrung, in Cäſars Mienen die Reſignation und Selbſtzufriedenheit, welche ſelbſt blaſirte Charaktere und verwitternde Natürlichkeiten ergreifen kann, wenn der immer durſtige Becher ihrer Wünſche einmal voll iſt bis an den Rand der Erfüllung. Das Wiederfinden eines Jugendfreundes unterſtützte Cäſars reflektirende Perſönlichkeit ſich in einer Welt zu halten, in welcher er ſich ſeit einiger Zeit gefiel.

Waldemar hieß der neue Ankömmling, ein

Mann, der einſt blühend und ſchön war, in der Reſidenz zu Wally's Anbetern gehörte, dann heirathete und trotz der glänzendſten Verhältniſſe zu keiner Freude kam, da ſeine Gattin an unheilbaren Uebeln ſiechte. Die Stimmung dieſes Mannes theilte ſich ſeinen Umgebungen mit, erſt auch Cäſar, verlor ſich aber an dieſem in dem Augenblick, als ſie für ihn durch folgende gemiſchte Anekdote einen Grund bekam.

Seit Waldemars Ankunft im Bade hatte ſich nämlich das ſtille Bärbel von den beiden Indien zurückgezogen. Ihr Betragen gegen ihn ließ keinen Zweifel, daß dieſer Mann die Urſache ihrer Geiſtesverwirrung geweſen war. Sie verfolgte Waldemar, wo er ſich nur blicken ließ, und weinte oft auf dem Wege, wenn er in zahlreicher Geſellſchaft vorüber ging. Jedermann kannte den Zuſammenhang dieſer tragiſchen Comödie, doch wollten nicht Alle glauben,

was Waldemar verſicherte, daß er ſich dieſes Mädchens durchaus nicht entſinne, nie mit ihr ein Wort gewechſelt, und auch im vorigen Jahre zum erſtenmale Schwalbach beſucht habe. Cäſar aber glaubte dieſen Verſicherungen; denn Waldemar war eine treue Seele, die Niemanden betruben konnte, noch weniger aber wäre eine Unwahrheit über ſeine Zunge gekommen. Er nahm den Wahnſinn Bärbels von der lächerlichen Seite und ſuchte Waldemar zu tröſten. Ja, dieſem melancholiſchen Manne fehlte nur noch eine neue Urſache ſeiner Schwermuth!

Wally befand ſich in einer Stimmung, die ihr den Verkehr mit beiden Männern, der immer gewiſſe Gränzen und Nüancen hatte, recht zum Genuß machte. Einſt wollte ſie in einem Garten zu ihnen unbemerkt herantreten, während beide Freunde unter einem Bosket von verwelkenden Roſen ſich unterhielten; da ſie aber hörte, daß ihr Geſpräch religiöſe Saiten aufgezogen hatte, ſo

fürchtete ſie, etwas zu verſtimmen, und blieb unwillkürlich in einer Weite ſtehen, daß ihr von dem Geſprochenen nichts entgieng und ſie dabei doch ungeſehen blieb. Sie fühlte das Mißliche dieſer Situation in einem Augenblicke nicht, wo alle ihre Seelenfäden Geſpinnſte zu ſchießen begannen, in die ſie ſich immer tiefer verſtrickte, wo es einer Unterſuchung über die Religion galt.

„Hätt' ich einen größeren Wirkungskreis,' ſagte Waldemar, „vielleicht gelänge es mir dann, den Unmuth meiner Seele zu zerſtreuen, wie auch jene Berge, auf welchen viel Waldleben herrſcht, Tannen rauſchen und die Natur in einer ſteten Bewegung iſt, die Nebel ſich leichter zerſtreuen. Ich bin ein kahler Hügel, jedem Windzuge offen, und von jeder Wolke gleich bis tief unter die Augen bedeckt. Nach ideellen Schutzwehren ſuch' ich eben ſo vergebens. Die Politik iſt nur im Stande, meine

Schwermuth zu vermehren, und die Religion hat man mir durch meine Erziehung verleidet.“

„Wer wird auch,“ entgegnete Cäsar, „bei üblen Stimmungen Hülfe von der Religion erwarten! Religion ist das Produkt der Verzweiflung: wie kann sie die Verzweiflung heilen?“

„Sie sollte es wohl; jede Religion soll es, welche die Miene der Offenbarung annimmt,“ sagte Waldemar. „Aechte Religion ist positive Heilkraft; aber gleicht das Christenthum nicht einer Latwerge, die aus hundert Ingredienzien zusammengekocht ist? Meine Vernunft sagt mir, auch ohne Hahnemanns Organon, daß die Krankheiten immer einfache und nur die Symptome zusammengesetzt sind, daß die Natur für jede ihrer Abnormitäten eine medizinische Rektifikation im simpeln Zustande hat und daß in einer Mixtur von Heilkräften eine Kraft die andere aufhebt. Die unerhörte Ueberladenheit des Christenthums aus traditio-

neuen, hiſtoriſchen und bibliſchen Urſachen macht aber, daß es für den Schmerz der Seele ganz ohne Wirkung iſt. Eines ſeiner Dogmen ſtort das andre.“

Ein Krampf ſchnürte Wally's Bruſt zuſammen. Sie wankte ohnmächtig fort, bis jener Referendar, der über das Unzeitgemäße der politiſchen Garantien geſchrieben hatte, ihren Arm ergriff und ſie zu Waldemar und Cäſar führte, von denen er den erſten geſucht hatte.

„Waldemar!“ rief er: „was Sie glücklich ſind! Ein Ehegatte, und noch bringen ſich Ihretwegen die Frauen um.“

„Was wollen Sie damit?“ fragte Waldemar.

„Sie müſſen nicht erſchrecken,“ ſagte jener; „aber Ihr verlaſſenes Bärbel iſt todt. Sie ging geſtern den ganzen Tag um Schwalbach herum, ſich ein Grab zu ſuchen, blieb dann noch lange bei den beiden Indien, wankte

darauf mechaniſch fort bis an das Schloß Naſſau, wo ſie ſich von der eiſernen Hängebrücke hinabgeſtürzt hat. An der linken Seite von hier, da wo der Brunnen auf der Brücke ſteht, ſoll ſie noch mehre Stunden geſeſſen haben, wie die Leute verſichern, die ſie dort ſahen. Die Gerichte von dort ſchicken dieſen Ring mit, der an dem Finger des Mädchens ſich befand. Ich hab' ihn hier."

Waldemar erblaßte. „Mein Gott!" ſchrie er. „Dieſer Ring —"

Caſar ſprühte auf: „Wie?" rief er; „Waldemar, du hätteſt dennoch —"

„Ja," bemerkte der Dritte: „ich kenn' ihn. Sie trugen dieſen Ring vor mehren Jahren, Waldemar."

Wally trat hinzu und nahm den Ring. Sie betrachtete ihn und gab mit unpaſſender Heiterkeit die Erklärung: „Waldemar, Sie gaben

mir vor drei Sommern dieſen Ring. Iſt eine Verheirathung dem Gedächtniſſe ſo ſchädlich?“

„Aber wie kam die Unglückliche zu dem Ringe, den alle Welt als ein Pfand meiner treuloſen Verſicherungen auslegen wird?“ fragte Waldemar mit bleichen Lippen, die doch wieder ſprechen konnten, nachdem er ſich auf die Huldigungen beſann, die er einſt Wally gebracht hatte.

„Ich hatte die Gewohnheit,“ ſagte Wally, „die Ringe meiner Verehrer jährlich im Bade zurückzulaſſen, indem ich ſie in die Becher, die am Sprudel ſtehen, warf, und dieſe dann armen Leuten oder Kindern zu trinken gab. So iſt die Närrin wohl zu dem Geſchenke gekommen.“

„Gut erfunden!“ flüſterte der Referendär, dem im Augenblick auch ſein Ehrenhandel mit Cäſar einfiel. Wally blickte etwas ſtolz: man

kann durchaus nicht ſagen, warum? und reichte dem Menſchen ihren Arm.

Waldemar ſaß in tiefes Nachſinnen verſunken. Wie wunderbar war der Zuſammenhang dieſes unglücklichen Ereigniſſes! Man konnte verſucht werden, an eine magnetiſche Einwirkung zu glauben. Wer erklärte ihm, wie ein Ring eine Neigung veranlaſſen konnte zu einem Manne, den man nie geſehen! Wie kam es, daß die Arme, gleich als ſie ihn zum erſtenmale ſahe, ihn als den Eigenthümer des Ringes erkannte, den ſie liebte und mit einer wirklichen Perſon verwechſelte! Er ging tief bekümmert in ſeine Wohnung und überredete ſeine kranke Gattin, mit ihm ſogleich den Schauplatz ſo unheimlicher Begebenheiten zu verlaſſen.

Was aber empfand Cäſar bei dem Ereigniſſe? Nicht das Ereigniß ſelbſt, nicht den Schmerz ſeines Freundes, ſondern nur Eines, was ihn ſchon oft bei Vergleichung des Todes

mit dem Leben intereſſirt hatte. Das arme Bärbel war vor ihrem Ende unruhig in dem Flecken herumgewankt und hatte den Tod geſucht, der ihr nothwendig ſchien. Sie war bis nach der eiſernen Brücke gelaufen, um den Tröſter ihrer Leiden zu finden. Iſt es beim Selbſtmorde eine unſichtbare Hand, die die Kehle zuſchnürt? Geht man wahnſinnig, ohne Bewußtſein in den Tod, wie die Mücke in das brennende Licht ſtürzt? Oder iſt man bei etwa vorhandener Kraft, ſich noch als nachdenkend zu fühlen, ſchon ſo mit dem Tode verſchwiſtert, daß jener weitere Act des Selbſtmordes nur die Publikation eines Befehles wird, der ſchon abgemacht und im Stillen ausgeführt iſt? Darüber ſann Cäſar nach, und konnte ſich vor Schmerz nicht faſſen, als er bei dem Verfolgen von Bärbels Benehmen nur darauf zurückkam, daß die Furcht vor dem Tode doch immer das Urſprüngliche und bis zum ſchwin-

denden Bewußtſein das Letzte ſei. Die Unzulänglichkeiten der Erhabenheit, ſagte er, die Furcht vor dem Tode, der Schmerz, nicht wie Brutus, der alte und der junge todten, nicht wie Cato ſterben zu können, die Bitte des Prinzen von Homburg, ihn leben zu laſſen: das iſt das Tragiſche unſrer Zeit und ein Gefühl, welches die Anſchauungen unſrer Welt von dem Zeitalter der Schickſalsidee ſo ſchmerzlich verſchieden macht. Sie wollte ſterben, und lief einen ganzen Tag, einen Weg von ſechs Stunden, um den Tod zu finden, den ſie herzlich ſuchte und den ſie fürchtete!

So war Cäſar.

## 11.

Jenes feste und präcise Benehmen, das Wally bei der Aufklärung über den Ring gezeigt hatte, war nur durch die Situation hervorgerufen worden. Auch wird sich niemals ein Weib bei der Leidenschaftlichkeit einer Andern enthalten können, sich aufzuschnellen und mißachtend auf die fremde Verirrung herabzusehen. Diese Stimmung war aber nur eine vorübergehende.

Die Erklärung, welche Waldemar über das Christenthum abgab, hatte auf ihre Seele wie die Berührung eines kranken Zahnes gewirkt. Glaubt ihr, Wally habe nach einem Mittelpunkte ihres Lebens gesucht? Warlich nicht. Nirgends lagen etwa zerstreute Bruchstücke von Gedanken, die sie gern verbunden hätte. Un-

mittelbar und zufällig war ihr ganzes Leben: nur im Religiöſen ſtand ſie oft, wie ein Wanderer auf der Landſtraße, der den Weg verfehlt zu haben glaubt, ſich in der Gegend umblickt und mit ſeinem Ortsſinne ſich zu orientiren ſucht. Es war ein ganz bewußtloſes Sinnen, ein träumeriſches Fühlen, dem ſie ſich taſtend und anpochend hingab. Von einer Reflexion, einer zuſammenhängenden Unterſuchung konnte bei Wally nicht die Rede ſein. Sie litt an einem religiöſen Tik, an einer Krankheit, die ſich mehr in haſtiger Neugier, als in langem Schmerze äußerte. Sie war wie in einem Zimmer, das ſich plötzlich mit Rauch füllt und wo man ſich nicht anders helfen kann, als an das Fenſter zu ſpringen, es aufzureißen und mit einem unmäßigen Geſtus nach friſcher Luft zu haſchen.

Wally wußte ſelbſt nicht, was Alles zuſammentraf, ſie nachdenklicher als je zu machen.

Sie hatte zum erstenmale einige Beobachtungen über ihren Zustand in eine zusammenhängende Kette aufgereiht. Sie war vor ihren Gedanken nicht scheu zurückgeschreckt, sondern hatte sie diesmal scharf ins Auge gefaßt. In einem Brief an eine Freundin suchte sie ihrer Angst Luft zu machen.

Der Brief war vielleicht vollendet. Sie wagte nicht, was sie hatte, wieder durchzulesen. Auch verzweifelte sie während des Schreibens ihn abzusenden. Sie zerriß ihn.

Einige Minuten blickte sie die Reste an; dann ordnete sie mechanisch, was davon noch vor ihr lag. Die Linien und Buchstaben paßten zusammen. Jetzt erst las sie ihn, wo sie gleichsam wußte, daß er ihr nichts mehr schaden könne.

„Meine theure Antonie," hatte sie geschrieben; „deine geschmackvollen Muster, das sehr hübsche Diadem, was aber wohl zu meinem

Haare nicht ſieben wird, auch die engliſchen Moden und die neuen Touren zum Cotillon hab' ich bekommen. Ich danke dir, Antonie! Verzeih mir nur, daß ich nicht jetzt auch mit all dem Entzücken davon ſpreche, das ich wirklich über deine Gefälligkeit und die Gegenſtände derſelben empfunden habe. Du glaubſt nicht, in welcher wunderlichen Stimmung ich heute bin. Und heute mußte ich doch ſchreiben — Morgen würd' es ſchon beſſer ſein. Nur eins ſage mir, Antonie, haſt du wohl in deinem Leben einen frohen, recht frohen Augenblick gehabt? Ich beſinne mich vergebens auf einen; denn es iſt doch immer eine peinliche Unruhe und Haſt, von der wir getrieben werden, eine Aengſtlichkeit, von welcher die Männer keine Vorſtellung haben. Zuweilen erſchreck' ich vor dieſer pflanzenartigen Bewußtloſigkeit, in welcher die Frauen vegetiren, vor dieſer Zufälligkeit in allen ihren Begriffen, in ihrem

Meinen und Fürwahrhalten. Der Augenblick iſt der Urheber unſrer Handlungen und die Vergeßlichkeit die Richterin derſelben. Ach, Antonie, ich beſchwöre dich! Nimm dieſe Klagen nicht als die Frucht eines regneriſchen Tages; e — ich leide an einem Schmerze, der unheilbar iſt, da ich ihn gar nicht zu nennen weiß. Das rennt, läuft, ſpringt, lacht, ſingt, weint, zankt, — nun ſage mir um des Himmels Willen, was ſteckt dahinter? Was iſt der Kern dieſer ſpiralförmig fortkreiſelnden Unruhe? Die Männer ſind glücklich, weil man an ſie Anforderungen macht. Das Maaß ihrer Handlungen iſt der Beifall oder der Nutzen, den ſie damit gewinnen. Auch dies ſage, warum wir den Fauſt nicht leſen ſollen? Die Schilderung jener Zweifel, die eines Menſchen Bruſt durchwühlen können, macht uns vertraut mit ihnen und die Wirkung derſelben für uns weniger gefährlich. Aber ich fühl' es, daß ſich in je-

des Menſchen Herzen innere Gedichte entwickeln, eine ganze Hiſtorie von Wundern, die wir zu erklären verzweifeln, Gedichte, in denen wir ſelbſt der von den Göttern verfolgte, geneckte, ſcheiternde, irrende Ulyſſes ſind. Das iſt alles halb, ſiehſt du. Es iſt noch immer nicht das, was ich ſagen möchte und nicht ſagen kann. Liebe Antonie, das iſt der Fluch: man verlangt nichts von uns, man will gar nichts, es kommt gar nichts drauf an. Auch dies noch: wir haben einen Ideenkreis, in welchen uns die Erziehung hineinſchleuderte. Daraus dürfen wir nun nicht heraus und ſollen uns nur mit Grazie, wie ein gefangenes Thier, an dem Eiſengitter dieſes Rondels herumwinden. Dieſe Gefangenſchaft unſerer Meinungen — ach, war Spreu für den Wind! Rechte will ich in Anſpruch nehmen, für wen? für was? O Antonie, ich habe nichts, was werth wäre, gedacht: ich will gar nicht ſagen, ge-

nennt oder geſprochen zu werden. Ich drucke an den Begriffen, die mir zu Gebote ſtehen; aber ſie ſind elaſtiſch und geben immer nach und geben immer wieder zurück. So glaub' ich, kommen auch die Revolutionen, wenn die Menſchen ſo viel Mühe haben, an ihrer Stirn hin- und herfahren und ihre welke Begriffstyrannei gern ſtürzen möchten mit etwas, was ſie ſuchen, aber nicht finden können. Dann ſchaffen ſie ſogar Gott ab, nämlich, weil ſie ihn wahrhaftig nicht verſtehen. Es iſt auch ſchwer, Antonie! Die Schöpfung — ſchon gut; aber woher? womit? warum? Der Menſch, der Affe, der Polyp, die Sinnpflanze, das Moos, der Stein, der Cryſtall, das Waſſer, die Luft, der Wind, Nichts: wo iſt Gott? Oder wollt ihr nicht den Weg des Waſſers gehen: ſo geht den des Feuers! Der Vulkan, das Licht, die Wärme, die Elektricität, der Magnetismus: wie kann Gott in der Volta'ſchen Säule ſtecken?"

Hier mußte Wally laut auflachen, bei all ihrem Schmerz und Unglück. Der komische Conflikt der Schulweisheit mit ihrer Melancholie, die Vergleichung Gottes und jenes kleinen Professors der Physik, der sie mit papinianischen Töpfen, Heronbrunnen und Luftpumpen so tief in die Natur hatte sehen lassen wollen, ob er gleich selbst nur ein Auge hatte, das waren zu drollige Erinnerungen. Sie zuckte mitleidig mit sich selbst, über sich selbst die Achsel, und gieng Cäsar entgegen, der viel ungereimtes Zeug mit ihr zu sprechen hatte.

## 12.

Ein Begegniß, das Wally kurze Zeit darauf erlebte, machte den erſten Abſchnitt in ihrem Leben. Es ſchien, als könnte ſie in ihrem jetzigen Aufenthalte die Heiterkeit nicht wieder gewinnen, welche ihrem Charakter entſprach. Ein Umſtand aber veranlaßte bald die Abreiſe von Schwalbach.

Wally war eines Abends ſpät und unmuthig zu Bett gegangen. Die Lampe brannte noch auf ihrem Tiſche; aber ſie konnte nicht ſchlafen. Ihr Blut war in fieberhafter Aufregung. Sie warf ſich unruhig hin und her, aber ihre Sinne wollten ſich nicht löſen.

Da ſprang ſie auf, ſetzte ſich an den Tiſch und fing all die Mittel zu prüfen an, welche die Leute anrathen, um in gleichmäßige Bewe-

gung des Bluts zu kommen. Sie zählte die zwölf Glockenſchläge an der Kirchthurmuhr, ſie zählte das Einmaleins her, von vorn und hinten, deklamirte das einzige Gedicht, welches ſie bei ihrem ſchlechten Gedächtniß auswendig wußte: „Eine kleine Biene flog emſig hin und her, und ſog.“ Nichts half. Da erblickte ſie auf dem Tiſch die Anordnungen, welche ſie neulich gemacht hatte, um an ihre Freundin zu ſchreiben. Sie ergriff die Feder und ſchrieb:

„Meine theure Antonie, deine geſchmackvollen Muſter, das ſehr hubſche Diadem, was aber wohl zu meinem Haare nicht ſtehen wird, auch die engliſchen Nadeln und die neuen Touren zum Cottillon hab' ich erhalten. Ich danke dir, liebe Antonie! Verzeih mir nur —“

Abſcheulich! rief ſie aus, und trat an das Fenſter. Der Mond beleuchtete hier und dort einen Theil des engen Thales und ſeiner Umgebungen. Er war mit Wolken bedeckt, die

aber nicht eilten, ſondern ſchwer auf ihm hafteten. Es wehte kein Wind. In ſanfter, nächtlicher Stille ruhte die maleriſche Natur. Ein tannenſchwarzer Bergrücken begränzte auf der einen Seite die ovale Rundung des ſchlummernden Thales. Nirgends die Ahnung eines menſchlichen Weſens.

Wally hüllte ſich in einen leichten Nachtüberwurf. Ihr Zimmer lag zur ebnen Erde. Mit einem Tritte war ſie draußen im Freien. Ohne mehr zu wollen, als die Hitze ihres Blutes abkühlen, ſtieg ſie zur linken Hand die Straße hinauf, dann wieder hinunter zum Alleeſaal hin. Sie wird nur einige Schritte unter den Bäumen auf und abgehen.

Als ſie ein weniges weiter gekommen war, vernahm ſie ein ſonderbares Geräuſch, welches man für das Seufzen einer ſchwankenden Pappel hätte halten können, wäre ein ſtarker Wind gegangen. Sie erſchrak, wie dieſe Laute ſich

immer deutlicher als Geſtöhn und ſchmerzliche Klage zu erkennen gaben. Es war wie das Jammern eines Verwundeten, der ſich furchtet, durch übergroßen Schmerzausdruck des Mundes vielleicht die brennenden Leiden ſeines Schadens deſto ſtärker zu machen.

Wally blieb betroffen ſtehen. Ihr ſiedendes Blut gerann und die Fieberhitze wich einer kalten Erſtarrung, in die der Schreck ihre Glieder verſetzte.

Sie ſahe, daß ſich im Hintergrunde der Allee Etwas bewegte, das auf ſie heranzukommen ſchien. Die Angſt hatte ſich ihrer Seele ſo ſehr bemächtigt, daß ſie nicht einmal wagte, zu entfliehen. Wie angewurzelt blieb ſie ſtehen, und wankte nur, als eine menſchliche Figur immer näher trat, mechaniſch hinter einen Baum, von dem ſie glaubte, daß er ihr Schutz gewähren könne.

Ein Weib kam mit handeringenden Geber-

den. Sie wandte ſich oft geſpenſtiſch um und ſuchte etwas, was man nicht ſehen konnte, von ſich abzuwehren. Dann fuhr ſie mit einer grauenerregenden Vehemenz und ſie begleitendem Geheul in die Gegend ihres Kopfes, als wolle ſie etwas bedecken oder irgend einen übergroßen Schmerz ſtillen. Wally zitterte.

Jetzt ſtand die Unglückliche, welche nicht im Fieber zu ſein, ſondern das volle Bewußtſein zu haben ſchien, dicht vor ihr. Wally ſahe, wie ſie ſchwankte und zu Boden ſtürzte. Mit einem fürchterlichen Geſchrei wühlte das entſetzliche Weib ihren Kopf in den loſen Sand und rang, ihre Hände gleichſam zu vervielfältigen, um den Kopf von allen Seiten bedecken zu können. Dabei ſtöhnte ſie wieder, und ſahe ſich, wie tief ſie auch den Kopf in den Sand hineingewühlt hatte, um, und fuhr mit einem gräßlichen Schrei auf, als hätte ſie einen Geiſt

erblickt, bis ſie ohnmächtig und beſinnungslos in dieſer gräßlichen Lage verſtummte.

Wally wagte nicht, einen Laut von ſich zu geben. Als das Weſen ſich beruhigte, verſuchte ſie aufzutreten, ob man ſie auch nicht hören könne, wagte dreiſtre Schritte, und floh, als ſie eine Strecke weit von der Scene entfernt war, der ſie hatte beiwohnen müſſen. Sie fror an allen Gliedern, als ſie auf ihrem Lager ſich gebettet hatte und ſchlief ein aus Furcht.

Am folgenden Morgen betrieb ſie die Abreiſe. Die Tante zögerte. „Unter keiner Bedingung!“ rief Wally; „ich bin eines Ortes müde, der mich umbringen muß.“ Das war ein fürchterlicher Ausdruck; die Tante war dieſe Wendungen nicht gewohnt. Sie entſetzte ſich und reiſte ab.

Als Cäſar ſie beide an den Wagen begleitete, erzählte er ihnen noch, daß die Frau des Trompeters an der geſpenſtiſchen Trommelmuſik

ihres Ohres dieſe Nacht geſtorben ſei. Sie ſei vor Unruhe aus dem Hauſe gerannt, habe Nachts die ganze Stadt durchirrt, um den grauenhaften Tönen zu entfliehen, und ſei in der Allee gefunden worden, wie ſie mit dem Kopf in den Sand gewühlt dagelegen.

Wally winkte mit der Hand, daß er ſchweigen ſolle.

Cäſar aber glaubte, daß ſie ihn zum Abſchied grüße; die Pferde zogen an und, den Spruch des großen Römers parodirend, ſagte er zu dem Fahrzeuge: du trägſt Cäſar und ſein Glück!

# Zweites Buch.

## 1.

Der Sommer reifte zur Ernte. Aus ſeinen letzten Fäden ſpann ſich ein Herbſt voll Kelterluſt. Die Aſtern ſammelten noch einmal alle Farben der ſchönen Vergangenheit, dann ſtarb die Natur und was zurückblieb, legte den Froſtreif und Nebelflor der Trauer an. Die Ströme gerannen, die Wolken zerrieben ſich zu Schneeflocken. Der Winter kam in ſeinen Pelzſchuhen angeſchlichen, und klopfte mit Weihnachtsfreuden an die Reifblumen der Fenſter an.

Wally wirbelte ſich in einer Luſt, die ſie ſo zauberhaft zu regeln verſtand. Was Religion! Was Weltſchöpfung! Was Unſterblichkeit! Roth oder blau zum Kleide, das iſt die Frage. Ob's

beſſer iſt, die Haare zu tragen à la Madelaine oder ſie zuſammen zu kämmen zu chineſiſchem Schopfe? Tanzen — vielleicht auch Sprüchwörter aufführen — o nur gering iſt die Zahl der Vergnügungen, welche im Verhältniß zur zunehmenden Civiliſation nicht mehr lächerlich ſind: ſo ſehr gering! falls man ſich ſelbſt ſo viel liebt, nicht Karten zu ſpielen, jene melancholiſchen Spiele Albions und der nordamerikaniſchen Yankees, wenn man noch wie Mendelſohn philoſophiſch und kantiſch genug iſt, für den Scherz keinen Ernſt und für den Ernſt keinen Scherz aufzuwenden!

Aber eine Unterhaltung iſt unerſchöpflich; ein Spiel unermüdlich. Das iſt die Koketterie. Wally hatte damit alle Hände und alle Mienen voll zu thun. Künſtliche und natürliche Launen waren die Zahlen, mit welchen ſie ihre Umgangsexempel zuſammenſetzte. Wally ließ die ganze Welt wie elaſtiſche Figuren auf dem

Reſonanzboden ihrer Einfälle ſpringen. Sie ſpielte die capriciöſen Melodien zu allen dieſen Bewegungen, welche ſie lachen machten. Was wollte ſie auch mehr? Sie wollte nicht einmal den Ruf davon, die Neigungen ihrer Umgebungen ſo unübertrefflich eskamotiren zu können. Sie that alles ohne Stolz, ohne Abſicht, ohne Bewußtſein. Sie war bezaubernd!

Cäſar war die Balancirſtange dieſer Equilibres. Er rektificirte wie irgend ein chemiſches Natron alle die barokken Confuſionen, welche Wally anrichtete. Cäſar fiel dabei bald hier, bald dorthin, in jenem erſten Bilde. In dieſem letzten nahm Wally bald größere, bald kleinere Portionen von ihm. Er fehlte aber nie, und dieſe perſpektiviſche Verſchiebung bald zu einer Gunſt von einer Linie, bald zu einer von zwei Zollen, oder drei, hielt ihn in der Spannung, welche Männer allein zu feſſeln im Stande iſt. Es iſt möglich, daß Cäſar

Wally liebte, wenigſtens war ſie ihm eine Vertraute geworden. Er hätte ſie vielleicht einem andern abtreten können; aber von ihr ſich trennen, das konnte er nicht. Und doch! Vielleicht! Wir ſind Charlatane, wir können alles!

Es war auf einem glänzenden Balle, der am Hofe gegeben wurde. Täſar, der nicht tanzte, weil die Prinzeſſinnen zugegen waren und es ihn beleidigt haben würde, wenn ſie ihm durch ihre Kammerherrn die herkömmlichen Aufforderungen geſchickt hätten, zog ſich zurück. Wally beachtete ihn nicht. Er nahm das leicht. Er wußte, daß Wally weit entfernt war von der gewöhnlichen Anſicht deutſcher Mädchen, dem Tanze eine ſinnliche Bedeutung oder die Bedeutung irgend einer Gunſt unterzulegen; er wußte, daß ſie diejenigen liebte, mit denen ſie nicht tanzte. Und doch war ſie heute aufgeregter, als jemals. Das nahm ihn Wunder und verſtimmte ihn. Als Wally zu ihm trat,

ſprach ſie: „Ich habe Sie ſuchen müſſen. Wo ſtecken Sie? Ich muß Ihnen etwas ſagen.“

Sie ſtanden in einem der entlegeneren Zimmer. „Und was?“

„Ich werde den ſardiniſchen Geſandten heirathen; aber wir ſprechen uns noch!“

Damit war ſie verſchwunden.

Cäſar eilte nach Hauſe. Er hatte durchaus nichts, was ihn drückte, und doch entſchloß er ſich, eine kleine Reiſe zu machen. Er war ſehr unruhig den ganzen Tag, mehre Tage. Er machte die Reiſe. Er notirte, zeichnete, ſchrieb viel Briefe. Er würde ſich vortrefflich zerſtreut haben, wenn ihm nicht aus jedem Baum, aus jedem Echo zugeklungen wäre: aber wir ſprechen uns noch! Dies Aber! machte ihn verwirrt; denn es klang wie eine ſo ſchwärmeriſche, träumende Liebe, daß er geglaubt hatte, den letzten lechzenden Seufzer,

das kaum gelispelte felicissima notte einer Italienerin zu hören. „Sind das ſchon die Wirkungen der ſardiniſchen Geſandtſchaft?“ ſagte er lächelnd und kehrte hübſch beruhigt in die Reſidenz zurück.

Er hatte bald darauf von Wally die Einladung zu einem vertrauten Geſpräch.

## 2.

Am Tage, wo die Unterredung mit Wally ſtattfand, hätte man bei Cäſar nicht ahnen können, mit welcher Kataſtrophe er ſchließen würde. Cäſar ſchien die ganze Beruhigung zu beſitzen, welche man von ſeinem Charakter erwarten durfte. Höchſtens ließen ſich jene forcirten Scherze, mit welchen er um ſich warf, vermuthen, daß irgend ein Gefühl wie ein Ereigniß bei ihm im Anzuge war, dem er zu entgehen wünſchte. Dieſe Scherze ſind immer die über'm Meere kreiſenden Möven, welche den Sturm ankündigen.

Wenn er einem Freunde begegnete, der auf dem Stadtgericht arbeitete, ſo frug ihn Cäſar: „Was haſt du jetzt unter Händen?“

Eheſcheidungen — hieß es.

Alſo noch immer ſchlechte Ehen?

Schlechte Wahlen vor der Hochzeit, Leichtſinn —

„Ganz richtig;“ erklärte dann Cäſar. „Es iſt ein Unglück, wenn man ſieht, mit welchem Leichtſinn die Ehen geſchloſſen werden. Der Beſitz einer kleinen Ausſteuer lockt den Handwerker, ein Frauenzimmer zu heirathen, welches er gar nicht liebt. Der Staat ſollte niemals die Ehe bürgerlich vollziehen laſſen, bis nicht ein Kind vorhanden iſt, welches das Daſein der Liebe vorher ausweiſen muß.“

Der junge Mann vom Stadtgerichte lächelte zu dieſem Vorſchlage. Cäſar ging und begegnete einem andern Freunde.

„Du biſt verliebt,“ ſagte er ihm; „aber Antonie iſt arm.“

Es war dieſelbe Antonie, an welche Wally einſt ſchreiben wollte.

Antonie iſt arm! hieß die weinerliche Beſtätigung.

„Siehe, was zu thun wäre! ſchlug Caſar vor. Das Heirathen durch die Zeitungen greift um ſich. Aber man iſt erſt einen Schritt weit gekommen, wenn die Frauen durch Zeitungen nur Männer bekommen. Der zweite Schritt wäre, daß ſie durch die Zeitungen auch zu Vermögen kamen. Die Mädchen ſollten ſich durch ein Lotto ausſpielen. Sie ſollten die Männer auffordern, Aktien auf ihren Beſitz zu nehmen, Aktien, meinetwegen eine jede zu fünfhundert Thalern. Hundert Looſe dieſer Art geben eine Summe von 50,000 Thalern. Die Wahrſcheinlichkeit, daß unter hundert ich — du — er gewinnen, iſt ſehr groß: man gewinnt ein Weib, ein reiches Weib, ein ſchönes Weib. Denn um eine Schöne muß es ſich handeln, der Nebengewinne wegen, welche in Zugeſtändniſſen mancher Art an diejenigen beſtehen müſſen, welche

ſich mit Aufopferung von fünfhundert Thalern der ſeligen Chance ausſetzten, Mann einer ſchönen Frau und Beſitzer zufälliger 50,000 Thaler zu werden. Mein Lieber, das heißt, die Geſellſchaft revolutioniren.“

Jener hatte nur an Antoine gedacht; Cäſar an Nichts, als ſie ſcheiden.

Der Abend kam heran. Die Thür zu Wally's Gemächern öffnete ſich. Beide ſaßen ſich ſtumm gegenüber. Cäſar, der von Wally nicht erwartet hatte, daß ſie ſich in ein ſchwärmeriſches ſchwarzes Kleid werfen würde: Wally, welche nach einem Blicke in Cäſar's Mienen geizte, der verzeihend, warm und ſiegend auf ſie wirkte.

Liebenswürdig war es von dieſem gränzenloſen Leichtſinn, daß er Thränen am Auge hängen hatte. Cäſar ſchwamm in Entzücken. Er war auf eine Komödie gefaßt, vnd fand eine tragiſche Scene, die ihn erſchütterte. Alles,

was sie sprachen, war nur, um den Erklärungen, die sie sich machen wollten, zu entgehen. Cäsar mochte in seiner Eitelkeit übertreiben; Wally's Bescheidenheit lag wohl nur darin, daß sie glaubte, Cäsar um Verzeihung bitten zu müssen. Alles Uebrige aber dichtete seine Phantasie hinzu.

Sie hielten ihre Hände in einander und sprachen recht eifrig über Dinge, auf welche gar nichts ankam in ihrer Lage. Sie sprachen von der Erfindung des Schießpulvers, vom Gesetz der Schwere, vom Compaß und der Magnetnadel, worüber sie schnell abbrachen, um nur immer wieder auf Neues zu kommen. So verrann die Zeit, aber das Entzücken Cäsar's stieg. Wally's Hand nahm er, und legte sie sanft auf die Lehne des Sopha's, um sie als Kopfkissen zu brauchen. Sie lächelte dazu und warf ihm das ganze Polster ihres elastischen Körpers, sich selbst in aller ihrer Anmuth nach. Sie hielt

ihn umſchlungen, während ſie unwillig glaubte, daß er es thäte. Ihre nur leiſ' aufgeſteckten Locken nebtelten ſich los und küßten Cäſar's brennende Wangen. Die langen Augenwimpern ſenkten ſich majeſtätiſch ſanft auf die bläulichen Ultramarinringel, welche unter dem Auge ſo viel Leidenſchaft verrathen. Dieſes Herablaſſen des Vorhangs, dieſer Fenſterladenſchluß der Weiblichkeit, dieſe Verhüllung iſt das reizende Gegentheil deſſen, was ſie ſcheint, weil ſie nur allmälige Entwaffnung iſt. Es iſt das Sinken des Tages, der aufſteigende Stern, deſſen feuchte Strahlen die Kronen der Blumen auflockern und die Kelche erſchließen, während die Kelche zu ſchlafen ſcheinen. Cäſar umarmte Wally mit glühendem Entzücken und rief aus: „O Wally, ich will nicht grauſam ſein! Ich eile Allem zuvorzukommen, was ſich auf deiner Lippe zu Tode ängſtigt und gern ſprechen möchte. Ich dringe nicht auf den Beſitz dieſes göttlichen

Leibes, deſſen Seele mich ſtets umhauchen wird. Aber — o Gott!“ —

„Was iſt? Cäſar! ſprich! fordre! Alles, Alles!“

Cäſar ſann und war wie von einem unbekannten Gefühle ergriffen. Er ſtrich mit der Hand über ſeine Stirne und ſagte dann leiſe mit ſanften und zärtlichen Worten zu Wally: „Sie werden reiſen: ich auch. Wir werden uns in vielen Jahren nicht wieder ſehen. Da gibt es ein reizendes Gedicht des deutſchen Mittelalters, der Titurel, in welchem eine bezaubernde Sage erzählt wird. Tſchionatulander und Sigune beten ſich an. Sie ſind faſt noch Kinder: ihre Liebe beſitzt die ganze Naivetät ihrer jugendlichen Thorheit. Ich ſpreche nicht von Tſchionatulander's Tod, weder vom treuen Hunde, der aus der Schlacht die tragiſche Botſchaft bringt, nicht von Sigunens Klage, wie ſie den Leichnam des Geliebten im Arme haltend unter'm Baume ſitzt, wo Parzifal an ihr vorüber-

kommt im Walde, nicht von dem Edelſtein unſerer deutſchen mittelalterlichen Dichtkunſt. Nur jener Zug iſt ſo meiſterhaft ſchön, wo Tſchonatulander, als er in die Welt hinaus muß und ſein treues Windſpiel klug zu den beiden Liebenden hinaufſieht, Sigunen anfleht, um eine Gunſt —"

Cäſar ſtockte und ſprach dann leiſe, mit faſt verhaltenem Athem: „daß Sigune, um durch ihre Schönheit ihn gleichſam feſt zu machen, wie der magiſche Ausdruck der alten Zeit iſt, um ihm einen Anblick zu hinterlaſſen, der Wunder wirkte in ſeiner Tapferkeit und Ausdauer, — daß Sigune — in vollkommener Nacktheit zum vielleicht — ewigen Abſchiede ſich ihm zeigen möge."

Wally betrachtete Cäſar einen Augenblick. Dann erhob ſie ſich ſtolz und verließ, ohne ein Wort zu ſprechen, das Zimmer. An ihre Rückkehr war nicht zu denken.

Cäſar's Antlitz zeigte einen ſchmerzhaften Ausdruck. Er hatte das Höchſte bewieſen, deſſen ſeine Seele fähig war, die kindlichſte Naivetät, eine rührende Unſchuld in einer Forderung, die empörend war; aber die Schaam, die erſt in ihm aufglühte, verſchwand vor ſeinem Stolze, ſo edel und rein erſchien er ſich.

Sie iſt ohne Poeſie, ſie iſt albern, ich haſſe ſie! ſtieß er heftig heraus, trat zornig mit dem Fuße auf, lauſchte und verließ, da er nichts als den Schlag der Pendeluhr im Nebenſaale vernahm, mit unwillkürlichem Geräuſch das Zimmer und das Hotel. Er ſchwur, es niemals wieder zu betreten.

Sie hat nicht mich, ſie hat die Poeſie beleidigt. Sie ekelt mich an! rief er und malte ſich Wally mit den gräßlichſten Farben, daß es ihm keine Freude machen mußte, noch an ſie zu denken. Wenn ſie ihm noch einfiel, ſo geſchah es nicht, ohne daß er mit dem Fuße etwas von ſich ſtieß.

## 3.

Inzwiſchen rückte Wally's Vermählung heran. Sie geſtand ſich oft und ſelbſt ihren Umgebungen, daß es ihr wäre, als würde ein unſichtbares Netz, das ſie aber fühle, immer enger angezogen, und daß es ihr bald zum Erſticken ſein müßte. Alles, was man nur brachte, um die Atmoſphäre recht duftend und verführeriſch zu machen, drückte ihren Athem noch mehr zuſammen; ſie ging wie Gretchen im Fauſt und luftete Fenſter und Thüren, da Mephiſtopheles im Zimmer es ſo ſchwül gemacht hatte.

Noch größer war aber die Unruhe in ihrem Innern. Sie brauchte gern phyſikaliſche Gleichniſſe und verglich ſich mit dem Gefühl eines lebenden Weſens, das man in die Glocke einer Luftpumpe ſetzt; mit dem Vogel, dem es von

innen und außen bei entzogener Luft weh wird. Ach, ſie konnte Cäſar nicht vergeſſen: ſie konnte jene begeiſterte Miene des Freundes nicht vergeſſen, jene unſchuldige Seligkeit, die ſie an ihm noch nie gekannt hatte, und die er damals zeigte, als ſie einige aus ſeinen zuckenden Lippen ſchleichende Worte mit ſo pedantiſcher, altkluger Entrüſtung aufnahm. Schon im nächſten Augenblicke, als ſie gegangen war, war ſie ſich mit ihrer Tugend recht abgeſchmackt vorgekommen.

Wally fühlte bald, daß Cäſar an das Unſittliche ſeines Antrags im Momente nicht gedacht hatte. Sie machte ſich den Vorwurf, dieſe Ueberlegung an dem Manne nicht abgewartet zu haben. Auch mußte ſie ſich geſtehen, daß Cäſar ihr vielleicht nie das Prekäre der Situation eingeräumt haben würde. Jetzt wußte ſie, worin der ganze Zauber liegt. Sie fühlte, daß das wahrhaft Poetiſche unwiderſtehlich iſt, daß das Poetiſche höher ſteht,

als alle Geſetze der Moral und des Herkommens. Sie fühlte auch wie klein man iſt, wenn man der Poeſie ſich widerſetzt. Ach, das quälte ſie, untergeordnet zu ſein und weniger unſchuldig im Grunde, als die Poeſie, die Menſchen braucht und ſchildert!

Wally ſchlug die rührende Geſchichte nach, die ihr Cäſar erzählt hatte. Sie weinte mit Sigunen, ſie koſtete die Unſchuld, die in dem Verlöbniß der beiden Liebenden des Gedichtes lag, allmälig immer tiefer. Es liegt in der Schönheit der Natur eine göttliche Gewalt, die bezaubert. Wally beugte und wand ſich mit all ihren ſchönen Grundſätzen und den Lehren, die ſie ihrer Erziehung, ja ſelbſt ihrer vernünftigen Ueberlegung verdankte, vor dem Ideale des Naturſchönen. Sie ging noch weiter. Sie gab die Natur auf, ſie hielt ſich an die Kunſt, an das Gebilde der Phantaſie, das in ſich ab-

gerundet und hier so richtig gezeichnet war, wie jeder logische Cirkel ihrer tugendhaften Entschlüsse. Sie kam sich verächtlich vor, seitdem sie fühlte, daß sie für die höhere Poesie kein Gegenstand war. So konnte es nicht mehr fehlen, daß sie sich bald selbst dazu machte.

Wie oft war sie Cäsarn begegnet! Er blickte stolz! Er hatte eine Moral, die über der ihren war! Er konnte das Auge erheben, das Ideale hub es in ihm! Wally konnte nicht stolz sein, An ihr schien die Reihe der Schaam zu sein. Sie fürchtete sich vor Cäsar. Ihre ganze Tugend war armselig, seitdem sie ihm gleichsam gesagt hatte, die Tugend könne nur in Verhüllungen bestehen, die Tugend könne nicht nackt sein. Cäsar hatte an ihr den poetischen Reiz verloren. Er übersah sie.

Ob es wohl Menschen gibt, dachte Cäsar

eines Tages bei ſich ſelbſt, welche die Literatur und das, was dem Leben durch ſie an ſchönen Elementen und Staffagen gegeben wird, für eine Tyrannei und eine despotiſche Willkur der Dichter und Künſtler halten? Wär' ich ſelbſt Autor, ſo würde mich dieſer Gedanke erſchrecken. Ich würde die Gleichgültigkeit, die Dummheit der Maſſe immer mit einer Strafe verwechſeln, welche ich als Autor für die Zudringlichkeit meiner Schöpfungen mit Recht einernte. Ich würde zittern, wenn von Büchern die Rede kommt, und würde immer gewärtig ſein, daß Jemand aufträte, und die Literatur in die Kategorie von Waarenartikeln ſtellte, von Elen- oder Kolonialwaaren, die man nimmt oder ſtehen läßt, je nach Bedürfniß. Ich brauche die Schönheit nicht! Fürchterlich, wenn von Homer und Oſſian die Rede wäre! Ich brauche nicht einmal die Beſtrebungen um das Schöne, wenn von einem Erſtlingsverſuche die Rede wäre!

Ja, es gibt Menſchen dieſer Art, welche die Poeſie für eine Zumuthung halten, Geldmenſchen, Ariſtokraten, manche Könige, auch Frauen, beſonders wenn ſie ſchön ſind und ſie deßhalb glauben, der Bildung überhoben zu ſein!

Caſar dachte dabei gewiß nicht an Wally; denn welch' ein Unterſchied iſt es, für das Außerordentliche ſich intereſſiren, und dem Außerordentlichen ſich als Staffage unterlegen! Er hatte aber in dem Augenblick einen Brief von Wally in der Hand.

„Ich habe Sie beleidigt, ſchrieb ſie ihm; Sie wiſſen es ja, Cäſar, daß der Muthloſe immer der Auffallendſte iſt. Wiſſen Sie noch, wie wir über Muth ſtritten? Welch' eine Zeit, wo Sie ſich um fünf Ringe, die Sie mir noch immer nicht wiedergegeben haben, mit fünf Menſchen ſchießen konnten! Morgen um zehn Uhr

Abends beſuchen Sie das Hotel des ſardiniſchen Geſandten. Sie werden von Auroren, die Sie dort erwartet, an einen Ort geführt werden, den Sie nicht verlaſſen dürfen. Schwören Sie mir, hinter dem Vorhang, den Sie zehn Minuten nach Zehn gütigſt zurückziehen wollen, nicht hervorzutreten! Cäſar, ſchwören Sie mir! Ich ſchäme mich vor Ihnen, daß ich Schaam hatte. Verantworten Sie es einſt! Vor Gott! Vor Gott! Aber ich liebe heiß, ewig, unausſprechlich!“

Wally.

Und an Wally's Hochzeitstage zeichneten die Unſichtbaren ein reizendes Gemälde, ein Gemälde in altem Styl, zart, lieblich, wie die ſaubern Farbengruppen, welche ſich auf dem ſammetweichen Pergamente goldener Gebetbücher des Mittelalters finden.

Rings, wie Rahmen und noch hineinrankend

in die Scene Epheu und Weinlaub. Auf den Aeſten ſitzen Paradiesvögel in wunderbarem Farbenſpiel, auf den breiten Blättern der Arabesken ſchlummern Schmetterlinge, in den Kelchen der Blumen ſaugen Bienen. Oben ſchwebt der Vogel Phönix, der fußloſe Erzeuger ſeiner ſelbſt; unten blicken die ſpitzſchnäbligen Greifen und hüten das Gold der Fabel. Bezaubernd und mährchenhaft iſt die Verſchlingung aller dieſer Figuren. Es iſt wie ein Traum in den tauſend Nächten und der einen. Zur Rechten des Bilds aber im Schatten ſteht Tſchionatulander im goldenen, an der Sonne funkelnden Harniſch, Helm, Schild und Bogen ruhen auf der Erde. Der Mantel gleitet von des jungen Helden Schulter, ſeine Locken wallen üppig wie von einem Weſthauche gehoben. Das Auge ſtaunt; ein Entzücken lähmt die Zunge. Zur Linken aber ſchwillt aus den Sonnennebeln

heraus ein Bild von bezaubernder Schönheit: Sigune, die schamhafter ihren nackten Leib enthüllt, als ihn die Venus der Medicis zu bedecken sucht. Sie steht da, hülflos, geblendet von der Thorheit der Liebe, die sie um dies Geschenk hat, nicht mehr Willen, sondern zerflossen in Schaam, Unschuld und Hingebung. Sie steht ganz nackt, die hehre Gestalt mit jungfräulich schwellenden Hüften, mit allen zarten Beugungen und Linien, welche von der Brust bis zur Zehe hinuntergleiten. Und zum Zeichen, daß eine fromme Weihe die ganze Ueppigkeit dieser Situation heilige, blühen nirgends Rosen, sondern eine hohe Lilie sproßt dicht an dem Leibe Sigunens hervor und deckt symbolisch, als Blume der Keuschheit an ihr die noch verschlossene Knospe ihrer Weiblichkeit. Alles ist ein Hauch an dem Auge, ein stummer Moment, selbst in dem klugen Auge des Hundes, der die Bewegungen verfolgt, welche der Blick seines Herrn

macht. Das Ganze iſt ein Frevel; aber ein Frevel der Unſchuld.

So ſtand Sigune einen zitternden Augenblick; da umſchlang ſie rücklings der ſardiniſche Geſandte, der ſeine junge Frau ſuchte. Es war ein Tropfen, der in den Dampf einer Phantasmagorie fällt und ſie in Nichts auflöſt. Die Vorhänge fielen zurück und Tſchionatulander wankte nach Hauſe. Der Geſandte ahnte Nichts. Tiefes Geheimniß.

## 4.

Als Wally mit ihrem Manne nach Paris gekommen war, athmete ſie auf. Sie war froh, ſich von einer ganz verfehlten Stellung befreit zu ſehen. Sie wußte, daß ſie in Paris noch immer den ſtürmiſchen Bewegungen irgend einer Neigung ausgeſetzt ſein konnte, daß ihre eheliche Treue mit weit gefährlicheren Lockungen, wie in der Heimath, würde herausgefordert werden; allein ſicher war ſie jetzt vor den Zumuthungen der Genialität, vor dem verwirrenden Benehmen Cäſars, vor Männern, welche zu poetiſch ſind, um ganz nach der Mode, und zu modiſch, um ganz nach der Poeſie zu leben. In Paris ſiegte ſie, wenn ſie wollte, noch immer durch die ſehr einfachen Künſte der Koketterie. Nur die Situationen ſind es, welche

dem Leben der pariſer Frauen eine beſondere Originalität geben.

Die Zeit, in welcher Wally mit ihrem Manne nach Paris kam, war bei Anfang des Aprilprozeſſes.

Wenn man glauben wollte, daß die Julirevolution in den Sitten der hohern pariſer Welt eine Aenderung veranlaßt hätte, welche gleichſam dem Ernſte der Zeit hätte entſprechen ſollen, ſo verkennt man den Charakter der Franzoſen. Die alte Revolution, welche eine Strafe der Frivolität zu ſein ſchien, rottete die Frivolität doch ſelbſt nicht aus. Die alte politiſche und geſellſchaftliche Verfaſſung wurde geſtürzt, aber die Manieren erhielten ſich. An dem Beſitzthume klebte etwas, was ſich nicht von ihm trennen ließ; in den Reichthümern, welche kaum den Tod der Einen veranlaßt hatten, lag ein Zauber, der auch die wieder verwirrte, welche

die neuen Herren derſelben wurden. Den Leichtſinn tilgte die Guillotine nicht.

Die neueſte Revolution hatte zu den alten Elementen des pariſer Lebens neue, zu zwei Ariſtokratien, der bourboniſchen und bonapartiſtiſchen, noch eine dritte geſellt, die Ariſtokratie der Banquiers. Mehr als je wurde das Geld der Hebel des geſellſchaftlichen Mechanismus, ſeitdem eine Klaſſe in den Vorgrund trat, mit der es in dieſer Rückſicht ſchwer war, zu wetteifern. Weil die Pariſer das Geld nicht anhäufen, ſondern es als Mahlſchatz immer wieder aufſchütten und von dem Winde umtreiben laſſen, ſo wird jede Lebensäußerung dort in den metalliſchen Strom mit hineingeriſſen. Dieſer Strom iſt es, welcher die entſetzlichſten Verheerungen in der Moralität und Freundſchaft anrichtet. Sein Ebben und Fluthen macht Leben und Tod. Er ergießt ſich frei, offen, vor allen Augen, nicht einmal unterirdiſch. Er

walzt ſeine goldſchäumenden Wogen durch die Säle und kleinſten Gemächer. Man iſt in Paris immer in der Nähe des Geldes, weniger deſſen, was man beſitzt, als deſſen, wovon man nicht genug haben kann und das man unter allen Umſtänden ſich zu verſchaffen ſucht. Daraus entſtehen die meiſten tragiſchen und komiſchen Conflikte der Pariſer Geſellſchaft.

Wally hatte keine Meditationen nöthig, um über dieſe Dinge in's Reine zu kommen. Sie verſtand ſie bald, da die Begegniſſe ſelbſt zu deutlich ſprachen und dichteriſche Erfindungen, Schriften, wie die von Balzac, ſie hinreichend beſtätigten. Wally philoſophirt nicht, das wiſſen wir längſt. Sie wird Paris nicht wie ein Phänomen nehmen, ſondern wie eine Erfahrung, über die man erſt reflektirt, nachdem ſie erlebt iſt. Sie wird ſich in den dichteſten Strudel der Vergnügungen werfen. Sie wird den Becher der Luſt und der Gedankenloſigkeit bis

tief auf die Neige leeren. Sie wird jede Minute Leben benutzen, die ſie nur verwenden kann, und käme ſie einſt zurück von Paris, wird ſie von Paris nichts zu erzählen wiſſen. Wally gehörte bald zu den glänzendſten Erſcheinungen auf dem Theater des Tages und der Nachrede.

Wenn wir im Folgenden mehr ein Verhältniß ſchildern wollen, das in Wally's Hauſe und in ihrer Verwandtſchaft ſich entwickelte, ſo iſt es deßhalb, um einestheils über ihren Mann eine Anſicht zu haben, anderntheils, um nichts zu unterlaſſen, was zuletzt doch berichtet werden müßte, weil es eine entſcheidende Folge hatte. Wally beherrſchte andere Kreiſe mit derſelben ſiegreichen Gewandtheit. Sie hatte ein großes Stück an dem Netz zu weben übernommen, welches über Paris ausgebreitet iſt und ſo viel Ehrgeiz, Eiferſucht, Tragödie und Idylle in ſeinen Maſchen feſthält. Sie war eine fleißige Bundesgenoſſin des großen Feldzuges gegen Na-

tur, Wahrheit, Tugend und Völkerfreiheit, welcher mit dem Leben der Großen faſt immer zuſammenfällt; ein Feldzug, deſſen Gefahr von den Freuden ſeiner kleinen Siege im Ernſt doch überboten wird.

Je weniger dieſe Kataſtrophe zunächſt mit der Seelenrichtung in Wally zuſammenhängt, die uns veranlaßte, ſie zum Gegenſtand einer poetiſchen Darſtellung zu machen, deſto mehr trägt ſie bei, die Drapperien zu beſtimmen, auf deren Grunde ſich die wahrhafte Originalität Wally's ſprechender zeichnete. Indem Wally Scenen erlebt, welche mit ihrer Krankheit nicht in der entfernteſten Berührung liegen, indem ſie von einem Gedankenreiche losgetrennt iſt, das ſie ſelbſt in ſich aufgeregt hatte; muß auch der Contraſt deſſelben ſpäter nur deſto tiefer in ihr Herz ſchlagen. Wally wandelt ſorglos am Rande eines Abgrundes.

## 5.

Eines Morgens hatte Wally ſo eben die Beſuche einiger ihrer Verehrer entlaſſen und lachte noch über die Eitelkeit der jungen Männer, welche geſtorben wären vor Aerger, wenn ſie ihrer neuen Gilets, ihrer Reitpeitſche und Lorgnette keine Erwähnung gethan hätte, als ſie im Nebenzimmer ein lautes Sprechen hörte, das immer näher kam, und dann plötzlich mit Gewalt unterdrückt wurde, gleichſam, als würde Jemand, der ſich ihrem Zimmer nahen wollte, mit Heftigkeit zurückgehalten. Nachdem die hierauf eintretende Stille anzudeuten ſchien, daß eine Verſtändigung dem Beſuche hatte vorangehen müſſen, öffnete ſich ſtürmiſch die Thür und ein junger Mann trat an der Hand ihres Gatten herein, der ihr in dem Ankömmling

ſeinen längſt aus dem Piemonteſiſchen erwarteten Bruder Jeronimo vorſtellte.

„Wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuſcht,“ rief der junge Italiener. „Ihren Anblick, Madame, ſog ich geſtern in der Oper drei volle Stunden lang ein. Ich war kaum in Paris angelangt, als mich der Zufall in die Vorſtellung der Cenerentola führt und in die reizendſte Perſpektive, welche ich je gehabt habe. Madame, Sie ſaßen in einer Loge, von der ich nicht wußte, daß ſie die meines Bruders war. Sie trugen blaue Seide, weiße Tüllſtreifen, einen rothen Shwal und Marabouts in dem Haar?“

„Ihr Gedächtniß muß weite Taſchen haben,“ ſagte Wally, „wenn ſie am Morgen noch die Toilette der Damen angeben können, die Sie am Abend vorher bei den Italienern bezaubert haben, wie der in dieſer Rückſicht bei den jungen Enthuſiaſten übliche Ausdruck iſt.“

„Madame, es ſollen viele eine gute Toilette gemacht haben, ſagt man. Ich ſahe nur Sie. Viele werden ſie machen, ich werde nur Sie ſehen. Wenn ich die Sprache eines Dichters führen könnte, dann würd' ich erſt die Ausdrücke haben, welche Ihrer würdig ſind. Ja, ich muß dies elende Wort: bezaubern adoptiren und meine Gefühle hinter der armſeligen Wendung verſtecken, daß ich Sie verſichre, Ihre Schönheit kann niemals vom Künſtler getroffen werden; denn müßte er nicht erblinden in der Anſchauung ſolcher Reize, Madame?"

„Ich ſchäme mich, mein Herr," ſagte Wally, „Ihnen ein Wort empfohlen zu haben, das ſie lernen ſollten, um bald in die Geſellſchaft der jungen Enthuſiaſten einzutreten; denn ich ſehe, daß Sie ſchon Meiſter ſind in dieſen allerliebſten Uebertreibungen, die man um ſo lieber hört, je weniger Grund ſie haben!"

„Sie weichen mir aus, Madame; Sie ver-

geſſen, wenn Sie glauben, meine Liebe kame Ihnen ungelegen, daß Widerſtand die Liebe verdoppelt. Sie haben die Wahl. Es iſt wie mit den Sibylliniſchen Büchern; aber umgekehrt: immer mehr Liebe, aber doch immer nur die gleiche Summe.“

Hier machte der Geſandte, der das Zimmer ſchon verlaſſen hatte, ein Geräuſch nebenan, und zwang beide jungen Leute, einen Moment darauf hinzuhören. Wally mußte über die etwas ſteifen Anträge ihres Schwagers lachen. Sein Feuer hatte mehr von dem ruſſiſchen Spiritus. Für einen Italiener ſchien er ihr zu viel Worte zu machen.

„Setzen wir uns aber,“ ſagte ſie freundlich, „mein lieber Jeronimo. Wir wollen verſuchen, wie wir uns arrangiren. Es gilt nur, daß man ſich verſtändigt. Wollen Sie meine Farbe tragen? Wollen Sie ins Waſſer ſpringen, wenn ich behaupte, es ſei nicht tief?

Wollen Sie ſich mit halb Paris ſchlagen, wenn ich die Caprice habe, Ihnen Dinge in den Mund zu legen, die Sie über die Herzogin von Bretteuil, die Gräfin Allan, die Vikomteſſe von Hericourt geäußert hätten? Sie ſehen, welche Arbeiten ſich Ihnen auferlegen laſſen, wenn Sie Herkules genug wären, ſich in Dejanira zu verlieben.“

„Bezaubernd, Madame, entzückend! Wie liebenswürdig!“

„Und wenn wir auf dem Fuße hinken, womit der Liebhaber geht: ſo nehmen Sie den andern, den Fuß der Verwandtſchaft, auf dem wir ſtehen. Ich glaube in der Art wohl, daß Sie ermüden können, Jeronimo, aber niemals, daß Sie fallen.“

Die Thür öffnete ſich. Die Vikomteſſe von Hericourt trat ein. Sie war eine jener niedlichen Schwätzerinnen, an denen nichts hübſcher iſt, als eine perennirende Begleitung ihrer Stimme

mit einer luftpumpenden Bewegung aus der Bruſt heraus. Sie ſeufzte bei jeder Periode aus der innerſten Tiefe her, und da ſie es lächelnd that und mit glänzendem Auge, bekam dadurch ihr Ausdruck eine hinreißende Gewalt, daß man ſich die Triumphe dieſer Frau erklären konnte.

Jeronimo blieb aber bei aller dieſer Grazie kalt. Er ſprang nicht, wie junge Narren von faſhionablem Tone mit Recht thun, wo es ſich darum handelt, zwiſchen zwei ſchönen Frauen das Gleichgewicht zu erhalten, von einer zur andern über, ſondern biß in ſeine Handſchuhe, verlegen und nur Wally fixirend, die ſein Benehmen nur als Affektation eines übertriebenen Eindrucks auslegen konnte.

Die Vikomteſſa hatte ſo viel mitzutheilen, zu klagen, zu weinen, zu lachen, daß Jeronimo ſich mit ihr zu gleicher Zeit entfernte. Er

war ſtumm bis auf den letzten Augenblick geblieben. Die ganze Geläufigkeit, mit der er begann, war gehemmt. Sie wußte nicht, wie ſie dieſen Charakter nehmen ſollte. Er iſt ein Ruſſe, dachte ſie unwillkührlich. Aber ſie beſann ſich auf die Ruſſen ihrer Bekanntſchaft, auf welche dennoch keines der Merkmale Jeronimo's paſſen wollte; denn die Ruſſen, immer begierig, ſich elegant und civiliſirt zu zeigen, und den Juchtengeruch durch Biſam, eine Unanſtändigkeit alſo durch die andere, zu verdecken, affektiren überall gegen Damen eine ekelhafte Liebenswürdigkeit, ſpringen von einer zur andern und üben ſich in ſüßen Grimaſſen. Jeronimo mußte alſo doch ein Italiener ſein.

Am Abend kam Jeronimo in die Loge des ſardiniſchen Geſandten. Wally hörte ihm gern zu; er hatte Anſichten über Muſik und viel biographiſche Notizen über die italieniſchen Componiſten. Doch Alles war flüchtig; denn eine

Dame kömmt im Theater nicht zur Ruhe. Keine Meinung, die unter den Liebhabern verbreitet iſt, iſt ſo falſch, als die von der Gunſt, welche das Theater der Neigung gewähre. Man wird ſein Idol neben ſich haben, man wird Stunden lang mit ihm flüſtern können; das iſt gewiß; aber das Idol wird auch immer zerſtreut ſein und hinter jeder aufgehobenen Lorgnette einen Mann vermuthen, der mit dem Seufzenden neben ihr die Vergleichung aushält, oder ihn wohl übertrifft in der Huldigung, die er ihr ſchenkt. Jener Satz gilt nur bei der Sentimentalität, welche nicht hört und nicht ſieht, oder bei jenen kleinen Geſchöpfen, die über ein geſchenktes Freibillet glücklich ſind und alles, was das Theater an Illuſionen bietet, für die Schöpfung und die Bekanntſchaft ihres Anbeters halten.

Als Wally nach Hauſe begleitet war von ihrem Schwager und ihn noch einige Zeit bei

ſich geſehen hatte, zog ſie ſich in ihre Gemächer zurück. Es klopfte. Der ſardiniſche Geſandte trat mit einem Armleuchter in ihr Schlafkabinet. Sie erſtaunte; denn ſolche Beſuche waren ganz gegen die Verabredung.

„Was iſt?“ fragte ſie gedehnt.

„Liebes Kind,“ ſagte ihr Gatte; „mein Bruder —“

„Ihr Bruder iſt ſehr langweilig.“

„Er liebt dich; aber höre nicht auf ihn. Was ich ihm auch vorſtellen mag, es iſt, wie wenn man Feuer plötzlich ins Waſſer wirft; aber höre nicht auf ihn. Ich war in meinen Briefen unvorſichtig. Er liebt dich wie eine Nebelgeſtalt, die man ſich aus Täuſchungen zuſammenſetzt und die man ſonderbarer Weiſe jede Nacht wieder vor ſein Bett zaubern kann. Er ſchwännte mit der Luft, er —“

„Was will ich das?“

„Hore nicht auf ihn! Eh' er dich ſahe und Nizza nicht verlaſſen durfte, irrte er in den Wäldern und warf Blumen in die Flüſſe. Seine Neigung iſt ſo ſtark, daß er jede Lebensfunktion ſeines Körpers mit dem Deinigen verwechſelt, daß er —“

„Laſſen Sie!“

„Hore nicht auf ihn! Warum iſt Cupido nur blind? Er iſt auch taub, ſag' ich oft zu Jeronimo, weil er nicht hört. Sollten ſeine Sinne verzaubert ſein?“

„O Sie werden zum Schwätzer: ich glaube gar, Sie machen Verſe.“

„Wie ich dich liebe, Wally! Kind, dieſe Scheere auf dem Tiſch nehm' ich als eigne Parze meines eignen Geſchickes und ſchneide eine deiner himmliſchen Locken, um ſie mit

verſtohlenen Küſſen zu bedecken, wenn ich dich ſelbſt nicht habe. Gute Nacht, Wally: vergiß ihn, höre nicht auf ihn!“

Was ſollte Wally denken? Der Geſandte hatte ihr eine Locke genommen. Welche Zärtlichkeit! Zu dieſer Stunde, wo ſie ihn nie ſah. Sie erbleichte, denn jetzt war ihr dieſer Mann erſt im Lichte eines Gatten erſchienen. Welch ein Bild! Ein Narr! Eine ſchwerfällige Geſtalt! Ein Ungethüm, das einen falſchen Bart trug! Ein Geizhals, der ſelbſt an Worten ſparte und nie umſonſt redſelig war! Eine hülſloſe Phantasmagorie, die ein Licht in der Hand hielt und vor ihr ſtand, leibhaftig, als hätte ſie einen Mann in den Vierzigen vor ſich geſehen! Sie wiſchte an ihrem Antlitz, das er berührt hatte. Sie lüftete das Bett, um es von den unkeuſchen Worten zu reinigen, die hineingefallen waren, denn es ſtand offen. Sie begriff jetzt erſt die Lage, in der ſie ſich

befand, daß ſie ſeit vier Monaten an einen Mann verheirathet war, den ſie nicht kannte. Sie müſſe fliehen! ſchrie es unhörbar in ihr auf und erſt als ſie über die Mittel, dieſe Thorheit zu begehen, nachdachte, ſchlief ſie ein.

## 6.

Am folgenden Morgen bot ſich Wally ſogleich eine Urſache zur Verſtimmung an, als wenn ſie die Erinnerung des geſtrigen Abends nicht gehabt hätte. Sie hörte im Nebenzimmer das zufällige Geſpräch zweier Leute ihrer Bedienung, die ſich über den Geiz und die Geldſpekulationen der Herrſchaft beklagten. Sie ſtaunte über das ökonomiſche Talent ihres Mannes, der mit Milch gehandelt und Bier gebraut haben würde, wenn er in Paris zufällig die Anſtalten dazu gehabt hätte. Nach jedem Diner ließ der Geſandte die Weinreſte zuſammengießen und führte ſeine Bedienten ſelbſt an, wie ſie von den Leuchtern die Kerzen nehmen und ſie zum Lichtgießer tragen mußten, der ſie gegen brauchbares Wachs eintauſchte. Wally

verſtand viel zu wenig von ſolchen Dingen, als daß ſie ihnen eine rechte Würdigung hätte geben können. Sie fühlte ein allgemeines Mißbehagen ihrer Seele, das ſie verhinderte, diesmal das Lächerliche an dem Geize ihres Mannes zu entdecken. Es war eine gefährliche Stimmung, in der ſie an Cäſar ſchrieb.

Als ſie den Brief beendet hatte und ſah, wie nur Kleinigkeiten der Pariſer Converſation, ſatyriſche Bagatellen und viel Albernheiten aus ihrer Feder gefloſſen waren, da hatte ſie beſſre Laune bekommen. Sie freute ſich, in Cäſar einen Mann gefunden zu haben, bei dem der Ernſt ſich hinter ſo vielem Scherz verſtecken durfte, der nicht pedantiſch war und vom Gefühl keine Ueberflutungen verlangte. Das Gefühl war einmal da, nicht in Geſtalt einer das Herz betreffenden Empfindung, ſondern in Geſtalt einer Thatſache, der ſich keine andere Auslegung, als die einer Neigung geben

ließ. Wally liebte jetzt Cäsar wahrhaftig, ohne sich darüber ein Geständniß zu machen. Sie hatte sich ihm auf ewig durch jene mystische Scene verpflichtet. Und doch war es weder Schaam, was sie an ihn fesselte, noch der Gedanke, ihn besitzen zu wollen. So viel Unschuld bei so vieler Freiheit!

Als Jeronimo zu ihr eintrat, konnte sie mit Lachen seinen heißen Liebesbewerbungen zuhören, so heiter war sie. Jeronimo machte eine Miene, als wäre ihm ein großes Glück widerfahren, als hätte er ein Unterpfand, das ihn gegen Wally's Scherze sicherte. Sie sagte ihm: „Wie tief sind wir doch schon in den Wahnsinn der Liebe versunken! Bart, Kleidung, Alles seh' ich heute an Ihnen vernachläßigt! Sie gleichen jenen Shakspear'schen Liebenden in seinen Lustspielen, die so jämmerlich von dem Schmerz ihrer Brust verzehrt sind, und je verliebter sie werden, desto länger ihre

ſchwarze Wäſche tragen. Und vor acht Tagen ſahen wir uns zum erſtenmale.“

„Vor ſechs Monaten,“ entgegnete Jeronimo.

„Wie, Sie kennen mich länger?“

„Länger, als Sie leben, Madame! Ich kannte Sie ſchon, als Sie nur noch ein Gedanke waren, der im Schooße Gottes ſchlummerte. Meine Liebe zu Ihnen iſt nur die Erinnerung eines alten Glückes. Dieſe ſchwellenden Lippen, dieſe jetzt ſo ſpröde Bruſt: ich weiß es, ich habe ſie ſchon einmal geküßt, ich habe ſie ſchon einmal umarmt.“

„Fabelhafte Dinge muß ich hören, Jeronimo. Was würde die Vikomteſſe von Hericourt denken, wenn Alfred Jardinier, dieſer bürgerliche aber liebenswürdige Anbeter, ihr ſolche Dinge ſagte.“

„Laſen Sie Plato, Madame?“

„Nein!“

„Die Seelen meiner Perſon und der Ihri-

gen, Wally, ſollen einem Schooß entſproſſen ſein. Die Bilder und Urtypen unſrer Perſönlichkeit kannte ſchon die Ewigkeit, und was wir Liebe nennen, iſt nur ein Tribut, den wir unſrer Vergangenheit, unſerm Gedächtniſſe und unſern früher eingegangenen Verpflichtungen ſchuldig ſind.“

„Sie werden mich überreden wollen, daß Sie urweltliche Rechte auf mich haben; daß Sie dieſe Hand, welche Sie mir für eine Zärtlichkeit viel zu heftig drücken, ſchon vor der Sündfluth beſeſſen haben. Sie thun Unrecht, eine ſo kleine Frau, wie ich bin, in die großen Hallen der Philoſophie einführen zu wollen.“

„Was Philoſophie, Wally! Im Schooße Gottes trugen Sie einſt dieſelben gelben Pantoffeln, mit welchen Ihr Fuß noch jetzt ſo reizend kokettirt.“

„Mit all Ihrer Philoſophie ſind Sie doch im Irrthum über die gelben Pantoffeln. Es

ſind Schuhe, mein Herr; ich erwarte nun von Ihnen, daß Sie ſie zu binden verſuchen. Machen Sie es ordentlich, und vernachläſſigen Sie mir künftig lieber den Plato, als Ihre Toilette, die ganz geſchmacklos iſt.“

Während die Situation, die jetzt folgte, noch nicht beendigt war, trat ein Diener ein und zeigte an, das Cabriolet Jeronimo's ſei vorgefahren. Sie nahm ihren Shwal, klagte viel darüber, daß er mit nichts umzugehen wiſſe, und ſtieg, ſich auf ihn ſtützend, die Treppe hinunter. Jeronimo faßte ſelbſt die Zügel des Pferdes und lenkte das gebrechliche Fahrzeug mit einer Ungeſchicklichkeit, die Wally nicht erſchreckte, da ſie davon nichts verſtand. Sie fuhren durch die Boulevards. Jeronimo wollte fahrend ſprechen. Er hörte nicht auf, den Schooß Gottes im Mund zu haben. Wally hielt ihm dieſen wahnſinnigen Mund zu; er überſah ſein Pferd und rannte bei der Porte

St. Martin ſo heftig in die Kutſchen der Schauſpielerinnen hinein, die vor der Thür des Theaters, wo eben Probe war, hielten, daß ſeine Bemühungen, ſich herauszuwickeln, vergeblich wurden. Die Peitſche brauchte er nur zu ſeinem Mißgeſchick. Das Pferd bäumte ſich und hob die Gabel des kleinen Wagens ſo hoch, daß die beiden darinnen rücklings überfielen und Gefahr liefen, aus ihrem Sitze herausgeſchleudert zu werden. Hier mußte ein Unglück geſchehen.

Wally verlor einen Augenblick lang die Beſinnung. Als ſie wieder im Zuſammenhang der ſchrecklichen Scene war, ſahe ſie den Wagen aus jener Verwirrung herausgeführt und das Pferd von einem Manne beſchwichtigt, in welchem ſie zu neuem Schreck Cäſar erkannte. Gott, jetzt fiel es ihr ein, ſie hatte ihn ſchon zwei-, dreimal heute an dem Rande der Boulevards geſehen. War er es geweſen, ſo konnte

die Rettung kein Wunder ſein. Er mußte ſie verfolgt und den Augenblick der nöthigen Hülfe wahrgenommen haben.

Jeronimo ſtaunte, wie er bei der weiten Fahrt ſtatt Vorwürfe von Wally nur Scherz und Lachen vernahm. Er ſtotterte Bitten heraus, die ſie nicht verſtand. Sie war außer ſich vor Entzücken. Jeronimo wußte ſich nichts zu erklären und eilte, ihrem Wunſche nachzukommen. Sie wollte nach ihrer Wohnung zurück.

Wally ſtand den ganzen Vormittag wie auf Kohlen. Sie kam nicht vom Fenſter, weil ſie jede Minute hoffte, Cäſar an dem Thorwege zu ſehen. Sie nahm mechaniſch an der Mittagstafel Theil, gieng nicht in's Theater; aber Cäſar kam nicht. Jetzt erſt fiel es ihr ein, daß ſie ſich getäuſcht haben konnte, und rief einem ihrer Leute, den ſie unverzüglich zu Herrn von Werther, dem preußiſchen Geſandten,

ſchickte, um über ihren Anblick Gewißheit zu haben.

Der Bote brachte die vernichtende Nachricht, Cäſar hätte ſich ſeit länger als vier Wochen in Paris aufgehalten und habe ſeinen Paß zur Abreiſe bereits zurückgenommen.

Wally blieb ſtumm vor Schmerz. Sie hielt das erblaßte Haupt auf der krampfhaften Hand geſtützt und gerann in Eis, ſtatt in Thränen. Womit hatte ſie dieſe Demüthigung verdient! Sie kannte Cäſar genug, um zu wiſſen, wie dieſes Betragen mit ſeinem Weſen zuſammenhieng. Ach! auch dies nicht ganz ſo wunderbare, wozu Cäſar es machen wird, Begegnen an der Porte St. Martin, ſagte ſie vor ſich hin, wird er wie eine Romanenepiſode nehmen, um ſein ewiges Selbſtennui, ſeine hypochondriſche Qualerei damit zu würzen und aufzuſtutzen.

Wally ſeufzte tief auf und durchmaß mit

Verzweiflungsschritten ihr Zimmer. Es schien ihr der herbste Schlag, der sie treffen konnte. Das Geben machte sie ruhiger. Sie setzte sich und jetzt erst konnte sie weinen.

„Womit verdient' ich das?" war ein erstickter Ton ihrer Stimme. Woran dachte sie jetzt! Was hatte sie alles gethan, um ihm eine Liebe zu zeigen, an die er, an die sie nicht glaubte, und die sich doch so unvertilgbar in ihre Herzen eingenistet hatte! Womit verdient' ich das? Unglückliche Wally! Was hattest du nicht dem Egoismus eines Mannes geopfert? Du gabst ihm deine Seele, deine Gedanken, deine Schaam, Alles, was du außer dem armseligen Stand der Verheirathung hattest; und dies Alles dem Egoismus, dem Lächeln, vielleicht dem Verrath? O, das wäre entsetzlich, schrie sie auf; dem Verrath? Das nicht, Wally! Aber sein Herz ist kalt, er lebt nur von Gefühlen, die er raffini-

ren und filtriren kann, er trotzt gegen ſich ſelbſt; du biſt die Leiche, die er mit Füßen tritt. Wally! Wally! Ihr Blick fiel auf den noch offenen Brief, den ſie an ihn geſchrieben hatte. Welches Vertrauen, welche Harmloſigkeit! Wie treue, kindiſche Worte! Wie Alles ſo ſelig, ſo unbewußt verbrecheriſch, ſo ſüß in Etwas, was zuletzt immer eine Uebertretung ihrer Pflicht war! Sie hatte ihm Alles gegeben! Sie weinte; ihre Gedanken ſchwammen fort auf ihren naſſen Augen, ihr Bewußtſein ſank hin in eine allgemeine Erſchöpfung, in eine Ohnmacht, die von einem hitzigen Fieber abgelöſt wurde. Sie ſollte erſt nach langer Zeit von dieſem Schmerze erwachen.

## 7.

Drei Wochen hindurch war der Wächter: Bewußtſein vom Thore der Vernunft verſchwunden. Die Gedanken Wally's waren frei gegeben, das Dach ſtand offen, jedes Auge konnte in das glühende Hirn hineinſehen und die Verwirrung der Ideen mit ſeinen Blicken verfolgen. Da lagen ſie alle, die wie ein Kapital angelegten Eindrücke der Vergangenheit, ohne die lachenden, fröhlichen Zinſen des Umgangs und des Bewußtſeins zu tragen; nackte Leiber, die des bunten Gewandes der Rede ermangelten, Ideenembryone, ſo gräulich anzuſehen, wie die Infuſorien, die man durch Vergrößerungsgläſer in einem Waſſerglaſe unterſcheidet. Die Erinnerungen, Ideen und Ideenſchatten jagten ſich untereinander und giengen wahnwitzig lä-

cherliche Bundsgenoſſenſchaften ein und fraſen ſich unter einander auf wie Ungethüme, denen die Geſtalt, die Schönheit, die Freiheit des Willens und das Wort fehlt. So lag Wally drei Wochen.

Als ſie zum erſtenmale die Augen mit Bewußtſein aufſchlug, erblickte ſie Auroren und fragte nach allem, was ſeither geſchehen wäre. Dieſe junge berliniſche Schwätzerin ſchlug die Hände zuſammen, ſetzte ſich die Mütze der Verwunderung auf, und hatte viel von Wally's fieberhaften Phantaſieſtücken zu erzählen. Wally fühlte ſich ſtark, zu hören, auch ſtark, ſich zu erinnern. Sie wußte deutlich, wer die Schuld ihres Uebels trug; ſie gieng auch bald wieder bei dieſem Gedanken in die Nebel zurück und ſprach von einem Manne, der ſie gerettet, aber nicht beſucht hatte.

Aurora ſprach von Jeronimo. Sie ſchilderte ſeine Verzweiflung. Er hielte ſich für

den Urheber von Wally's Leiden, er verließe das Haus nicht, und würde durch nichts aufgehalten, Augenblicke, wo Wally ſchliefe, zu benutzen und in ihr Zimmer zu dringen.

„Wer?“ fragte Wally.

„Jeronimo!“

Es gehörte noch Anſtrengung dazu, daß Wally wieder wußte, warum ſie nach Jeronimo gefragt hatte. Sie vergaß es, und räumte Aurorens Schwatzhaftigkeit das Feld. Dieſe tummelte ſich weidlich darauf. Sie kam immer wieder auf den Italiener zurück, bis er ſelbſt kam und an Wally's Bett niederkniete. Wally ſahe ihn, aber ſie erkannte ihn nicht.

Jeronimo ſtand bleich und hager da. Seine Wangen waren eingefallen und abgezehrt. Die Augen blickten ſtarr und mit einem unheimlichen Feuer. Sein Aeußeres war gänzlich vernachläſſigt. Hätte man nicht annehmen müſſen, daß ihn die Trauer verhinderte, Sorgfalt

auf ſich zu verwenden, ſo würde man zu dem Glauben gezwungen geweſen ſein, ſeine Erſcheinung ſei die Folge der Armuth. Er ſprach italiäniſch; Aurora verſtand nichts davon, zu ſeinem Glücke; denn hätte ſie es verſtanden, wie wurde es ihr entgangen ſein, daß Jeronimo's Reden einen bedenklichen Geiſteszuſtand verriethen?

Wally verſtand wohl die wahnwitzigen Worte an ihrem Bett, aber ſie wußte nicht, von wem ſie kamen. Und hätte ſie es gewußt, ſo würde ſie ſogleich auf den Zuſtand reflektirt haben, den ſie ſo eben von ſich ſelbſt erfahren hatte. In der That, ſie verwechſelte auch den Wahnſinn, den ſie hörte, mit dem, welcher ſie ſelbſt beherrſchte und flehte unhörbar, ihr nichts zuzurechnen von der Verwirrung, die aus ihrem bewußtloſen Haupte entſprang. Jeronimo küßte ihre Hand. Sie erkannte ihn nicht, als er wie ein Geſpenſt von ihrem Lager fortſchlich.

Benutzen wir den Augenblick, wo der Faden unſrer Erzählung gehemmt iſt durch das Schickſal ihrer Heldin, die ſonderbare Erſcheinung Jeronimo's und das Verhältniß zu ſeinem Bruder näher zu erklären. Jeronimo iſt eine widerliche Störung dieſes Berichts. Wally's unübertreffliche Originalität, das bunte Farbenſpiel ihrer Laune verdiente warlich nicht, von ſo fratzenhaften Verrückungen menſchlicher Gefühle und Verhältniſſen, wie wir ſie kennen lernen werden, paralyſirt zu werden.

Luigi und Jeronimo hießen die beiden Bruder, welche uns bis jetzt nur in ſo nebelhaften Umriſſen erſchienen ſind. Jener war der ältere, dieſer der jüngre; beide an Jahren ſo verſchieden, wie an Geſtalt und Gemüthsrichtung. Luigi, ein praktiſcher Egoiſt, Jeronimo, ein excentriſcher Schwärmer, dort das drohende Extrem der Bosheit, hier des Wahnſinns. Beide Br[illegible]er hatten zu gleichen Theilen ein

großes Vermögen geerbt; aber verschiedenartig war der Gebrauch, den sie davon machten; Luigi geizte, Jeronimo verschwendete. Luigi traf in Jeronimo's sanfter Gemüthsstimmung keinen Widerstand, als er ihm bei den Verschleuderungen seinen Rath anbot und sich für bereit erklärte, die Verwaltung seines Vermögens zu übernehmen. Die Verantwortlichkeit machte Luigi schlecht. Immer im Harnisch gegen Jeronimo's Unbesonnenheiten, längst gewohnt, ihn wie ein Zuchtmeister seinen Gefangenen zu behandeln, immer in der Illusion, daß er das Gute, Noble und Ehrliche thäte, während er doch nur das Kluge und Nützliche that, nahm er seine eigne Verfahrungsweise wie etwas Nothwendiges, und gewöhnte sich daran, Dinge als sein Eigenthum zu betrachten, für welche er zuletzt wirklich einstehen mußte. Diese Verwechselung war leicht gemacht und artete in decidirte Schlechtigkeit aus. Es galt

nicht mehr, daß Luigi für all die Thorheiten, die Jeronimo beging, und unschädlich machen mußte, sich schadlos halten wollte, daß er durch die Verwendungen, die er überall versuchte, als Jeronimo ins Gefängniß geworfen wurde wegen Carbonarismus, ein Recht über des jüngern Bruders Leib und Leben zu haben sich überredete, sondern bald wurde es Ziel und Plan bei ihm, einen Menschen, dem nicht zu helfen war, gänzlich zu unterdrücken, und das Vermögen an sich zu ziehen, welches Jeronimo noch besaß und möglicherweise auf irgend eine seiner flüchtigen Neigungen vererben konnte.

Von einer neuen Thorheit, die Jeronimo beging, wußte Luigi erst kaum, wie er sie behandeln sollte. Er hatte ihm von Wally geschrieben, von ihrer Jugend und Schönheit. Jeronimo bat ihn, nichts von ihren Reizen zu übergehen. Luigi fährt in seinen Entzückungen fort und Jeronimo schwört ihm in einem Briefe,

daß Wally nur für ihn bestimmt wäre. Lächerlicher Einfall! sagte Luigi, als er am Tage seiner Hochzeit diesen Brief empfieng. Aber Jeronimo hörte in seinen Grillen nicht auf. Er drohte, noch in Haft befindlich, die er sich durch eine unbesonnene Tödtung zugezogen hatte, mit dem Aeußersten. Die Idee schien fix bei ihm geworden zu sein. Es ist nicht unmöglich, daß man in ein Bild sich verlieben kann. Arme Wally! Mußte deine glatte, stille, liebliche Seele, dein nüchternes, von allem Excentrischen abseites Leben in solche Strudel gerissen werden?

Luigi wußte, daß sein Bruder nach Paris kommen würde. Er hatte ein Mittel gegen ihn, und scheute sich nicht, da er sahe, welchen Eindruck Wally auf Jeronimo machte, es in Anwendung zu bringen. Was war ihm Wally? Welche Genüsse gewährte sie ihm? Und doch war er nicht so niedrig, sie an seinen Bru-

der gleichſam verkaufen zu wollen; er war mehr bös, als gemein, mehr europäiſch ſchlecht, als italiäniſch ordinär. Er wollte Jeronimo's Neigung im Schach erhalten und davon Gewinſte ziehen. Sein Geiz ſahe mit Schrecken, wie des Bruders Vermögen in den durſtigen Sand der Pariſer Vergnügungen und Ausſchweifungen verrinnen würde. Er ſahe ſchon tauſend Arme geöffnet, tauſend Zärtlichkeiten als Falle gelegt, er zitterte vor dem weiten Meere, deſſen Abgrund bald Jeronimo's Erbe verſchlingen mußte. Er wollte es retten. Er wollte es abſorbiren, erſt, wie er glaubte, um es zu bewahren, dann, um es nie wieder herauszugeben. Wally mußte zu dieſem Zwecke dienen. Ihre Koketterie mußte Jeronimo feſſeln und unglücklich machen. Luigi arbeitete planmäßig, um das Hirn des Bruders zu verrücken. Er brachte Grüße, Zärtlichkeiten, Locken, und zwang den Glücklichen, von Wally

ſich immer wieder enttäuſchen zu laſſen. Jeronimo war ſchwach, ein Kind, eine todte Hand ſeines Vermögens. Luigi eignete ſich Alles zu. Wer kann zweifeln, daß Wally im Stande war, durch ihre unzähligen kleinen Charakterloſigkeiten einen Mann zu vernichten? Sie that es ohne darum zu wiſſen. Sie wurde unbewußt das Werkzeug einer nichtswürdigen Intrigue.

8.

Jeronimo hatte früher eine glänzende Wohnung beſeſſen, jetzt mußte er ſich einſchränken. Er trat in Paris mit all dem Glanze auf, der der Wiederſchein ſeines Vermögens war; jetzt hatte ihn eine unglückliche Leidenſchaft ſo gebeugt, daß er nicht einmal das Schmerzliche ſeiner gegenwärtigen Lage empfand. Er dämmerte in ſeiner Idee hin. Er gab Alles ſeinem Bruder, ſeitdem er keine Bedürfniſſe mehr kannte. Sein ganzes Vermögen wurde Luigi verſchrieben. Zuweilen, am frühſten Morgen, wenn noch keine Seele auf der Straße war, beſuchte ihn dieſer und ſtieg die vier Treppen hinauf, über denen Jeronimo wohnte. Denn er wollte nicht, daß ſein Bruder irgend einen Groll gegen ihn faßte. Er gab ſich immer das Anſehen,

als ſorgte er väterlich für den Verlaſſenen, als bewahre er ihm ſeine Glücksgüter, die in ſeiner trüben Seelenſtimmung ihm doch eine Laſt ſein würden. So hatte er auch eines Morgens bedächtig an die Thür der kleinen Kammer gepocht, welche Jeronimo bewohnte. Er trat hinein und fand ſeinen Bruder lang ausgeſtreckt auf einem ſchlechten Bett, deſſen er ſich als eines Sopha bediente. An den kahlen Wänden hiengen einige ſchlecht gemalte Heiligenbilder. Auf den Kiſſen rings lagen die zerſtreuten Beſtandtheile einer ganz mangelhaften Toilette; auf dem Tiſche einige Bücher, die mit Staub bedeckt waren und deßhalb ahnen ließen, daß Jeronimo noch aus ſich ſelbſt Troſt und Unterhaltung ſchöpfen konnte.

Als Luigi eintrat, ſprang ſein verlaſſener Bruder auf, grüßte mit einer mechaniſchen Höflichkeit, für welche er ſelbſt keinen Grund wußte, räumte ſchnell einen Stuhl ab und

ſchob ihn zurück, um ſeinem Beſuche Platz zu machen.

„Iſt ſie wohl?“ war ſeine erſte Frage. Luigi bejahte ſie mit dem Lächeln eines Mannes, der hier gleichſam ſagen wollte: Es hängt Alles von dir ab! oder: Du kannſt Vortheil davon ziehen!

Aber Jeronimo war nicht ſo ſtarken Glaubens. „Sie liebt mich nicht!“ rief er aus, „ſie iſt grauſam und kalt! Man ſieht, daß ein ſolches Herz nur im Norden geboren werden konnte.“

„Was hängſt du auch, mein Sohn!“ entgegnete Luigi, „dieſer Grille nach? Warum ſich einer Leidenſchaft hingeben, welche ohne alle innere Begründung iſt und die nur dazu dient, dein ganzes Leben zu verwirren?“

„Sie läßt mich nicht mehr vor!“

„Du zwingſt ſie dazu; denn ſie liebt mich von Herzen. Was richteſt du an! du biſt in

der glänzendſten Lage, biſt reich, jung, haſt eine ausgeſuchte Bildung; warum entziehſt du dich der Geſellſchaft? Warum dieſe ſchlechte Wohnung, die dich um deine Annehmlichkeiten und mich um meinen Credit bringt? Warum dieſer vernachläßigte Aufzug, welcher eher dem eines Induſtrieritters und Bankeruttiers gleicht, als dem Range und dem Geiſte, den du beſitzeſt?''

„Du biſt ſehr boshaft, Bruder!'' ſagte Jeronimo, den ein Vernunftfunke durchleuchtete. „Wenn ich mich vernachläßige, ſo biſt du Schuld daran, meine Liebe wahrlich nicht, welche nur dazu dient, das Unglückliche meiner Lage mich weniger herb fühlen zu laſſen. Wer ſpiegelt mir die ungeheuern Verluſte vor, die mein Vermögen ſoll erlitten haben?''

„Ungerechte Beſchuldigung!''

„O ſieh', Jeronimo! ich blicke tief in dein Inneres. Dein Geiz iſt die Triebfeder deiner Schlechtigkeit. Du haſt dir immer das Anſehen

gegeben, mein Beſchützer zu ſein, und wahrlich du machteſt dich vortrefflich dafur bezahlt. Ich wurde wahrhaftig keine deiner ehrloſen Intriguen zugeben, Mann; wenn ich mir Beſonnenheit und Feſtigkeit des Willens in meiner jetzigen Lage erhalten hätte.“

„So ungerecht ſprichſt du zu einem Bruder, der fur dich ſorgt, Jeronimo? der niemals in in dieſes verfluchte Schmutzneſt tritt, ohne von den Geldrollen in ſeiner Taſche einen ſchweren Tritt zu haben. Wann komm' ich leer? Ich biete dir Alles an: ich beſchwöre dich, anzunehmen. Auch jetzt: ſiehe! nimm! aber wache über deine Ausdrucke, die mein Herz verwunden und der Welt Veranlaſſung zu einem falſchen Urtheil geben können.“

„O damit ſchläferſt du dein Gewiſſen ein, mit dieſen Geldrollen, welche hier liegen und von mir nicht geachtet werden, weil ich keine Bedürfniſſe mehr habe! Man hat gut von Reich-

thümern zu einem Manne reden, der das Gelübde der Armuth ablegte. Was fürchtest du wohl mehr, Prahler, als meine erwachende Lebensluſt? Sie kann niemals kommen, Glücklicher! Du ſiehſt mich dem Tode entgegenreifen und hoffeſt, bald der Sorge um einen Menſchen enthoben zu ſein, von dem ich ſelbſt geſtehe, daß er für menſchliche Berührungen und das im Daſein Gewöhnliche kein Kettenglied mehr iſt. Du aber warſt es, der mich um Wally betrogen hat.“

„Lenk' ich die Neigungen dieſer ſchwer zu zügelnden Frau?“

„O Menſch, Bruder, du warſt auch als Gatte ſchlecht genug, mir Hoffnungen zu machen.“

„Verächtlicher!“ rief Luigi und ſprang vom Sitze auf.

„O ſetze ſie vor dein kahlgewaſchenes Antlitz, die Maske der Entrüſtung! Dein Weib mußte der Blitzableiter meiner gewitterdrohenden Nei-

gungen und der Hagelwetter werden, welche mein Vermögen ruiniren konnten. Dein Geiz sah alles vorher. Ein teuflisches Spiel hast du mit mir getrieben. Zu den Beleidigungen fügtest du noch meine Entnervung, meine Unfähigkeit, mich für sie zu rächen, hinzu!"

Und das sagte Jeronimo mit Recht. Denn wie richtig er auch das Benehmen seines Bruders, diese Manier, ihn zu beobachten und in der Hand zu haben, durchschaute, so war er doch in seiner Willenskraft wie gelähmt. Eine unerwiederte Neigung hatte ihn zu Boden geworfen. Er war keines Entschlusses fähig, wenn sein Bruder so schlecht handelte, ihm wieder eine neue Hoffnung zu machen. So lächelte Luigi auch hier, nahm die Geldrollen und ließ, indem er sie einsteckte, wie zufällig die Schleife eines blauen Damenkleides aus ihr herausfallen. Jeronimo fieng sie auf und preßte sie an seine Lippen. Sie war von Wally, ein Raub in

derſelben Art, wie ihn ihr Gatte oft mit verſtellten Zärtlichkeiten beging. Während Jeronimo im Entzücken dieſes Beſitzes ſchwelgte, fand Luigi Muße, ſich ohne Geräuſch zu entfernen.

Als er dicht bei ſeinem Hotel war, öffnete ſich die Thür deſſelben und einer ſeiner Bedienten trat heraus, ohne ihn zu bemerken. Ein junger Mann ſprang auf den flüchtigen Burſchen zu, hielt ihn an und fragte ihn dringend, indem er etwas durch Geld belohnte, was noch kommen ſollte: „Iſt die Gräfin zu Hauſe.“

„Ich glaube nicht.“

„Sei aufrichtig: ich muß es wiſſen!“

„Sie iſt bei der Vicomteſſe von Hericourt.“

„Dort kann ich ſie nicht ſprechen. Sie war krank?“

„Wer? Die Gräfin? freilich; ſie iſt vor einer Woche vom hitzigen Fieber geneſen.“

„Gerechter Gott! Wie lebt ſie denn im Hauſe? hat ſie viel Vergnügungen?“

„Sie wiſſen wohl, hierin läßt ſie ſich nichts entgehen. Sie glauben, Herr Baron, ich kenne Sie nicht? Wie oft waren Sie bei der Gräfin, als ich noch mit ihr Manège ritt.“

„Du kennſt mich? Sage ihr nicht, daß du mich geſehen haſt: morgen aber hilfſt du mir, ſie ohne Ceremoniel und weitläufige Anmeldung ſprechen zu können!“

Der Geſandte ſah dem forteilenden Fremden nach. Er erkannte ihn als einen Deutſchen, dem er früher begegnet ſein mußte. Der Bediente gab ihm den Namen an; doch hatte er nie gewußt, daß dieſer mit Wally in einer Verbindung geſtanden hätte. Er trat in ſein Hotel.

## 9.

Am folgenden Morgen, als Wally ſich noch in den erſten Umriſſen ihrer Toilette befand und im neuſten Hefte der Revue de Paris blätterte, wo ſie durch die Schwärmereien eines franzöſiſchen Gelehrten über deutſche Zuſtände, die er aber falſch verſtanden hatte, ſehr beluſtigt wurde, riß eine unangemeldete Hand die Thür ihres Zimmers auf und ſtürzte mit einem freudigen Gruße zu Wally's Füßen.

Sie war bleich vor Schrecken, als ſie es dulden mußte, daß Cäſar ſie ſtürmiſch in ſeine Arme ſchloß und ihre Hand mit ſeinen Küſſen bedeckte. „Meine Wally!“ war der einzige Ausruf, der über ſeine bewegten Lippen dringen konnte. Wally zitterte vor Schrecken und Freude. Auch ſie konnte keinen Ausdruck finden.

So ſaßen ſie ſich eine Weile ſtumm gegen-

über; aber ihre Blicke ſprachen mit feurigen Zungen und hatten tauſend Dinge zu gleicher Zeit zu fragen und mitzutheilen. „Dein Tſchionatulander!“ ſprach dann Cäſar mit holdſeliger Ironie. Wally erröthete und barg ihr glühendes Antlitz vor Schaam an ſeine Bruſt.

„Sie müſſen mir dieſen ſtürmiſchen Angriff verzeihen!“ fuhr dann Cäſar fort. „Ich habe viel bei Ihnen gut zu machen und will es durch Dinge, welche für Sie von Werth ſind.“

„Sie haben vor zwei Monaten mir das Leben nur gerettet, um es mir zu nehmen!“ ſagte Wally.

„Ich wollte Sie nicht beſuchen. Ich vermied Sie. Warum? fragen Sie mich! Ich weiß es nicht. War ich ſtolz, beleidigt? Nein: es war lächerlich; aber Sie kennen mich, Wally, wie ſchwierig ich zu behandeln bin. Ich laſſe immer auf eine Liebenswürdigkeit zehn unerträgliche Thorheiten kommen.“

„Liebenswürdigkeiten! Unerträglich! Thorheiten! O, Alles, wie ſonſt — mein Cäſar!“

„Meine Wally! Aber Sie ſchweben in einer unvermeidlichen Gefahr, aus der ich Sie retten muß. Ihr guter Ruf iſt bedroht. Sie verdanken das Ihrem Manne. Welche Leute kommen in Ihr Haus?“

Wally hatte nicht viel Gehör für dieſe Worte, für den Inhalt nicht, nur für den Schall, den ſie an Cäſar's Munde verfolgte. Wenn die Wörterbücher es erlauben, ſich ſo auszudrücken, ſo wollte ſie ihn nur ſprechen, nicht reden hören.

„Nein, in der That, Wally! Wer iſt dieſer Jeronimo? Alle Welt ſpricht davon. Es iſt unmöglich, daß Sie Antheil an dieſer Intrigue haben. Sie kömmt allein auf Rechnung Ihres Mannes.“

Wally lächelte nur und weidete ſich an dem Anblick.

„Nein, bezaubernd ſind Sie, Wally!“ grollte

Cäſar mit komiſch-weinerlicher Stimme; „aber ſo hören Sie doch und gehen Sie auf etwas ein, das Sie intereſſirt.“

Cäſar mußte ſie wecken, mit Küſſen wecken aus ihrem Rauſche. Er mußte Auge an Auge, Stirn an Stirn legen, jeden Zug in Wally's Antlitz bannen, um ſie in ſeiner Gewalt zu haben und ſeinen Worten Eingang zu verſchaffen. Wally that noch immer nichts, als in einer gewiſſen gemachten Abweſenheit von unten herauf mit einer halben Wendung ihres Kopfes, mit klugen und verdächtigen Augen an ihn ſich hinaufſchmiegen und das küſſen, was ſie grade traf, Auge, Mund, Naſenflügel. Man muß lieben, um dieſen maleriſchen Geſtus der Zärtlichkeit zu verſtehen.

„Wally!“

„Cäſar!“

„Wer iſt Jeronimo?“

„Ein Narr.“

„Der Bruder Ihres Mannes?“

„Der Bruder meines Mannes.“

„Er liebt Sie.“

„Er liebt mich.“

„Er iſt wahnwitzig.“

„Er iſt wahnwitzig.“

„O, Wally! Wally!“

„Was ſoll ich nur? Warum inquiriren Sie mich?“

„Man behauptet, Jeronimo würde mit Vorſpiegelungen von Ihnen hingehalten, während Ihr Mann die Zeit benutzt, ſeinen eigenen Bruder auszuziehen.“

„Aus der Comödie! Ein Roman von Eugene Sue, Balzac, Victor Hugo; was ſoll ich leſen? Rathen Sie mir: ich verwildre ganz, Cäſar.“

„Keine Fabel, nein! im Hotel des ſardiniſchen Geſandten plündert man die unglücklichen Liebhaber.“

„Und die glücklichen, Cäſar, ſind langweilig.“

„Und die glücklichen Liebhaber, Wally, wollen nicht, daß ihr Idol ein Gegenstand der allgemeinen Beschimpfung ist.“

„Wer beschimpft mich?“

„Ihr Mann!“

„Nun, so müssen Sie mich wieder rein waschen.“

„Das will ich; aber —“

„Aber —“

„Geben Sie mir Aufschlüsse, Data, Erklärungen. Wer ist Jeronimo? Was will er? Was hat er? Ahnten Sie nichts? Theilen Sie die Schuld Ihres Mannes?“

„Gott, so hören Sie auf, Cäsar. An diesen Sachen nehm' ich keinen Theil. Ich habe ja an Ihnen genug, Cäsar; ich lasse Sie nicht. Reden Sie von der Vergangenheit, von Ihren Lebensschicksalen, von unsern Freunden. Kein andres Wort, oder ich verlasse Sie im Augenblick.“

Cäſar begriff dieſe Grillen nicht. Verdiente er, ſo geliebt zu werden!

„Nun dann!“ ſagte er lachend und ärgerlich zugleich, und begann auf die Themata einzugehen, welche Wally entzückten. Bis zur Mittagszeit konnten ſie über dieſe Dinge ſprechen, ja noch in der Loge des Theaters, und nach dem Theater bis tief in die Nacht hinein.

## 10.

Endlich hatte Wally den Zuſammenhang ihrer häuslichen Verhältniſſe erfahren. Cäſar war unermüdlich, den Ruf ſeiner Freundin wieder herzuſtellen und die öffentliche Meinung über ſie zu berichtigen. Sie dankte ihm dafür nicht einmal; denn ſie lebte gar nicht in Bezug auf dieſe unwürdigen Dinge, weil ſie weder von ihnen eine Vorſtellung hatte, noch ſie für werth einer Aufmerkſamkeit hielt, die größer geweſen wäre, als die vollſtändige Erſchöpfung ihres Verhältniſſes zu Cäſar.

So verfloſſen einige für ſie unerſetzliche Tage. Wally duldete nicht, daß irgend etwas ſie im Genuſſe derſelben ſtörte. Sie gab ſich wenigen Beſuchen preis. Die meiſten wies ſie ab, vor allen die Anmeldungen Jeronimo's, den ſie in

seinen Leiden mit einer entsetzlichen Grausamkeit behandelte. Sie trat Alles mit Füßen, was nicht in unmittelbarer Beziehung auf Cäsar stand.

„Sie müssen mich über diesen Unglücklichen anhören;“ sprach Cäsar einst zu ihr. „Er glaubt Rechte auf Sie zu haben und behauptet, daß Sie um den Preis seines Vermögens die seine wären.“

Wally lachte hierüber, dann aber sagte sie ärgerlich: „Was soll ich aber thun? Ich bin dieser Verhandlungen müde, daß mir meine Lage unerträglich wird. Es kömmt so weit, daß ich jedes Mittel ergreife, Paris zu verlassen.“

„Was thut Ihr Mann? Was sagt er Ihnen? Will er denn Alles geschehen lassen?“

„Was geschieht denn? Gütiger Himmel, so schenken Sie den Narrheiten der Welt nicht fortwährend Ihr Ohr. Ich bin für Sie ohne Tadel und bedarf nicht mehr, weil ich

nur Ihnen gefallen will. O Gott! iſt je zu einem Manne ſo geſprochen worden?“

„Sie verwirren meinen Kopf, Wally!“

„Gewiß: denn der meinige iſt unfähig, noch im Zuſammenhange zu denken. Wollen Sie etwas Entſcheidendes thun?“

„Nun?“

„Befreien Sie mich aus dieſer Lage! Ich gehe mit Ihnen aus Paris und kehre niemals zurück. In der Einſamkeit will ich wohnen; ſelbſt, wenn Sie mich verbergen müßten. Hier iſt die Luft verpeſtet. Sagen Sie Alles meinem Manne. Er iſt ein Pinſel, der gar keine Rechte auf mich hat. Fort! Gehen Sie noch jetzt hinüber zu ihm.“

Als Cäſar mit dem Geſandten allein war, ſagte er zu ihm: „Mein Herr, Sie vernachläßigen den Ruf und die Ruhe Ihrer Frau.“

„In welcher Eigenſchaft ſagen Sie mir dies?“ fragte der Geſandte.

„Als Bevollmächtigter und Beauftragter Ihrer Frau, als Freund des Hauſes, dem ſie angehört, als Theilnehmer an Wally's Lebensſchickſalen, die ſie betreffen, als beträfen ſie mich ſelbſt, zuletzt — wenn auch nur — als Beſchützer eines Weſens, das unſchuldig iſt und nicht die Kraft hat, ſich von einer Intrigue loszuſagen, in welche ſie wider ihren Willen verwickelt wurde.“

„Sie ſcheinen von den Verhältniſſen meiner Frau mehr zu wiſſen, als ich ſelbſt. Doch will ich ihre Mittheilungen abwarten, um mich zu irgend etwas beſtimmen zu laſſen.“

„Dann werden Sie freies Spiel haben, mein Herr! Wally lebt nicht mit dem, was um ſie vorgeht.“

„Dann ſcheint es, als bauten Sie ihr eine neue Welt.“

„Ja, Sie können ſo ſagen, wenn Sie darunter verſtehen, daß ich die alte einreißen werde.

Was könen Sie thun, um Ihrem Bruder ſeinen Verſtand wieder zu geben und die Reichthümer deſſelben, welche Sie ſich das Anſehen geben, mit Ihrer Gattin zu theilen? Sie wagten es, eine himmliſch reine Seele zu beſchmutzen. Sie wagten es, das Leben eines Bruders methodiſch zu untergraben. Gegen das Letzte werden die Geſetze auftreten, gegen das Erſte aber Geſinnungen, die ſich weder widerlegen noch beſtechen laſſen.“

„Aber auch gegen dieſe tugendhaften Geſinnungen wird es Geſetze geben; denn Sie wiſſen, daß dieſe Art Tugend nicht überall am Orte iſt.“

„Die Geſetze werden zu ſpät kommen.“

„Wie ſollten ſie von Ihnen vereitelt werden?“

„Durch die Entführung Ihrer Frau, die Brandmarkung Ihres Namens, durch die Aufhebung jeder ehrlichen Gemeinſchaft mit Ihnen, durch tauſend Vorſprünge, welche die Ehrlichkeit

vor einem Manne voraus hat, der mit dem guten Namen ſeiner Frau das Vermögen eines Bruders kauft, der zur einen Seite die Menſchen übel berüchtigt, zur andern wahnſinnig macht. Wahrhaftig, ich ſchwöre Ihnen —"

Der Geſandte trat ſcharf auf Cäſar zu, und hintertrieb hiedurch das, was dieſer ſagen wollte, er ſtieß einige Drohungen aus, und verließ dann mit einem gemachten Stolze das Zimmer. Cäſar wollte ihm nach, aber die Thür war in's Schloß gefallen.

Als er in die Zimmer Wally's zurückkam und er hörte, daß ſie im Bade ſei, verließ er unmuthig über die verlorne Mühe das Hotel. Seine Ausdauer war erſchöpft. Er war nahe daran, jetzt Alles ſo kommen und ſo gehen zu laſſen, wie es ging. Aber noch an demſelben Abende ſollte eine Schlußkataſtrophe den Knoten durchhauen.

Jeronimo's Seelenzuſtand war unheilbar zer-

rüttet. Es war ihm nur noch eine Kraft geblieben, die gefährlichſte für ſeinen unzurechnungsfähigen Zuſtand, die Kraft, Entſchlüſſe zu faſſen und ſie um ſo eher in's Werk zu ſetzen, weil ihn nichts in ſeinen Combinationen ſtörte. Jeronimo war faſt ein Bild des Todes. Das dunkle Feuer ſeines Auges hatte ſich ſelbſt verzehrt, ein Büſchel dünner Haare deckte den kahlen Scheitel. In Regen und Froſt ſtand er vor den Fenſtern ſeiner unglücklichen Neigung, die ihn von ſich wies und den ganzen Herbſt und Winter mit ihm nicht geſprochen hatte. Dabei verſagte er ſich das Nothwendigſte. Er ſchien, verhungern zu wollen. Da ihn aber die Langſamkeit dieſer Todesart peinigte, ſo wählte er eine ſchnellere. Nur darum handelte er ſich noch bei ihm, wie er vor den Augen Wally's ſterben ſollte.

Es war an demſelben Tage, wo Cäſar mit dem Geſandten geſprochen hatte, als ſich in

der Nachtdämmerung eine blasse Gestalt von ihrem Lager erhob, nach einem Pistol griff und sich an den erleuchteten Häusern der Pariser Straßen dicht unter den ersten Stockwerken entlang schlich. Es war ein wenig Schnee gefallen. Die Straßen waren leer, oder doch hatte Alles, was auf ihnen war, Eile, sie wieder zu verlassen. Nirgends brannten Laternen. Der Kalender hatte Mondschein.

Jeronimo stand endlich vor dem Hotel seines Bruders. Man sah es, daß dieses Haus kein Sitz der Freude war. Nur hie und da war ein Fenster erleuchtet. Jeronimo spähte nach dem, welches zu Wally's Schlafkabinet gehörte. Er sah es, doch war es noch finster. Wally mußte aus dem Theater schon zurück sein. Einige falsche Accorde auf dem Clavier drangen zu dem Ohr des Unglücklichen. Jeden Andern, dessen Geist nicht schon in wahnsinnige Erstarrung übergegangen war, hätten diese

Töne dem Leben wieder gegeben. Jeronimo hatte keine Empfindung, als für das, welches mit ſeinem Tode und einer Art von Rache zuſammenhieng. Er that nichts, als den Hahn ſeines Piſtols zurücklegen.

Jetzt ſchwiegen die Töne, welche nur in einem Anfalle von Zerſtreuung und zufälliger Leere des Bewußtſeins angeſchlagen ſchienen. Das Schlafkabinet Wally's erhellte ſich. Jeronimo zitterte, denn nah erkannte er zwei Geſtalten, welche an den Gardinen des Fenſters zuweilen wegrauſchten. Bald war es nur noch dieſelbe, die zuweilen wiederkehrte. Es mußte Wally ſein.

Jeronimo wollte nicht anders, als ſie im Auge haben. Der Zufall war grauſam genug, hier Alles zu erleichtern. Vom Vorſprung des Parterrefenſters war er bald auf das eiſerne Gerüſt einer Laterne. Die Einſchnitte an der

Wand des Hauſes unterſtutzten ihn. Er ſchwang ſich auf, griff mit zuckender Hand an das Fenſter und faßte ſoviel vom Holze, daß er bequem aufgerichtet einige Minuten lang ſtehen konnte; er ſtand noch länger; denn in ſo fürchterlichen Augenblicken ermüdet der Körper nicht und kann das Unglaubliche leiſten.

Wally blieb drinnen an einen Pfeiler ihres Bettes gelehnt. Sie war noch nicht ganz entkleidet; nur was an Schnüren und Bändern ihre Kleider zuſammenhielt, das war gelöſt und machte, daß ſie in einer maleriſchen, die Sinne verlockenden Situation daſtand. Sie war ſehr indifferent in ihrem Gemüthe, wie es ſchien, und griff nach einem Buche, nach einem deutſchen Buche, um ſich in Paris einzuſchläfern. Da ſtorte ſie ein Geräuſch am Fenſter. Sie ſieht auf und erblickte durch die angelaufenen Scheiben die ganz undeutlichen Umriſſe

einer menſchlichen Geſtalt. Sie eilt hinzu, wiſcht ſo viel von dem Thau des Fenſters ab, um ein gräßlich verzerrtes Antlitz wahrzunehmen, das im Nu beim Knall eines Piſtols zerſchmettert iſt. Sie ſtößt einen entſetzlichen Schrei aus: der Schuß machte das Haus lebendig. Man eilt von allen Seiten herbei, dringt in Wally's Zimmer; denn hier hatte man den Schuß gehört. Man tritt in das Kabinet, und findet Wally bewußtlos am Boden liegen. Die Scheiben ſind zerſchmettert und blutige Theile eines zerſprungenen Schädels liegen auf dem Fußboden.

Wally hatte ſich bald erholt. Sie beſann ſich auf Alles; ſie hatte Jeronimo in dem Augenblicke, als das Piſtol blitzte, erkannt; Niemand zögerte, ihre Vermuthung zu beſtätigen, als man den hinuntergeſtürzten Leichnam beſichtigte und dem Bruder des Geſandten in ein

Antlitz leuchtete, das nicht mehr da war. Aber welch' ein tiefer Abgrund iſt das weibliche Herz! Wally tobte wie eine Bacchantin. Sie lief, ſie ſchrie, ſie riß die Zimmer ihres Gatten auf, der nirgends zu finden war. Sie verbot unter jeder Bedingung, den entſetzlichen Leichnam in das Haus zu tragen. Wäre Jeronimo nicht todt geweſen, jetzt hätte ſie ihn umbringen können. Sie rief nach Cäſar. Bedienten eilten fort; man traf ihn nicht. Sie ſchickte zwei-, dreimal. Zuletzt ließ ſie ihm ſagen, daß er am folgenden Morgen um ſechs Uhr reiſefertig in ihrem Hotel eintreffen ſollte.

Hier war kein Beſinnen, kein Abrathen mehr möglich. Alles mußte Hand anlegen, um ihre Sachen zu ordnen und das Nöthigſte auf den Reiſewagen zu packen, der unter den Thorweg gezogen wurde. Die Poſt wurde zur Minute beſtellt. Wally war wie verzaubert. Sie

befahl, majeſtätiſch, kalt, nordiſch, wie eine Alleinherrſcherin Moskovien's. Bis tief in die Nacht war ſie mit dieſen Zurüſtungen beſchäftigt.

Sie hatte in halbem Schlummer gelegen, als ſie in der Frühe aufwachte. Das blutige Ereigniß hatte ſie vergeſſen; nur ihr Entſchluß beſchäftigte ſie. Cäſar erſchien, ganz verſtört. Sie blickte ihn forſchend an, ſie befahl. Er begriff nichts, er frug nicht, er folgte willenlos. Unten im Thorweg war Alles noch um den Wagen beſchäftigt, ſie zitterte vor Aerger, daß hier noch nicht Alles beendigt war. Sie dachte gar nicht daran, bei Menſchen, welche ſie nie wieder ſehen wollte, einen angenehmen Eindruck zu hinterlaſſen. Cäſar's Blick fiel auf eine Blutſpur, die von Außen ſich in den Thorweg und wieder hinaus zog. Er wagte nicht zu fragen, ſo erſchreckte ihn dies. Wally ſchien Alles zu wiſſen, und wie leichtſinnig trat ſie

über das kaum getrocknete Blut, das hie und da mit zersplitterten Knochen vermischt war!

Erst als sie beide im Wagen saßen und die Barrièren von Paris im Rücken hatten, theilte ihm Wally das Geschehene mit. Cäsar schauderte.

# Drittes Buch.

# Wally's Tagebuch.

Es ist zu spät, das Leben ihres Blutes
Ist tödtlich angesteckt, und ihr Gehirn,
Der Seele zartes Wohnhaus, wie sie leben
Sagt uns durch seine eitlen Gaukeleien,
Das Ende ihrer Sterblichkeit verheert.

Shakspeare.

Die Einsamkeit meiner jetzigen Lebensweise zwingt mich, den Kreis, in welchem ich mich bewege, nun doch auch in allen seinen Theilen auszufüllen. Wie beglückt mich Cäsars Liebe! Ich will aber nicht ungerecht sein gegen die Außenwelt, und mich wenigstens schriftlich mit ihr beschäftigen, so weit sie ein Recht dazu hat. Viele verdienen es, daß ich auf sie achte: nicht

alle. Cäſar ſagt mir, ich wäre egoiſtiſch gegen die Welt, er nennt mich ſogar grauſam. Er meint es gewiß damit aufrichtig. Ich will mich auch mit den Andern beſchäftigen; aber ſchriftlich: täglich will ich drei Vormittagsſtunden darauf verwenden. Täglich —

Ob ich das Vorige ausſtreiche? Fünfmal hab' ich gegen meinen Vorſatz geſündigt, und multiplizire ich die drei vergeſſenen Stunden mit den fünf vergeſſenen Tagen, ſo that ich's fünfzehnmal. Ich ſchreibe ungern, denn ich denke viel ſchneller, als mein bleierner Styl folgen kann. Cäſar ſagte mir, man müſſe die Menſchen in ihrem ganzen Weſen anatomiren. Dadurch lerne man und vergnüge ſich. Cäſar hat immer Recht.

Ich will einige meiner alten Freundinnen zu ſchildern ſuchen. Ich vernachläſſige alle; wenn ich ſie ſehe, zeig' ich ihnen, was ich von ihnen ſchrieb und daß ich ſie doch liebe. Ich will Delphinen charakteriſiren, ſie iſt ſo verſchieden von mir.

Delphine gefällt, ohne ſchön zu ſein. Man kann ihr nicht einmal einen ausgezeichneten Wuchs zugeſtehen, nur ihre Haltung, ihr ſchwebender Gang kann den Mann veranlaſſen, auf

ſie zu achten. Sie trägt ſich mit erſtaunenswerther Einfachheit. Ihr Haar iſt geſcheitelt; ein weißer Kantenſtrich, wie man ihn unter Hüten trägt, hebt dieſe Einfachheit zu dem lieblichſten Eindruck. Weiß und hellblau ſtehen ihr gut; eine rothe Schleife auf der Bruſt giebt dieſer Monotonie der Toilette eine lachende Auffriſchung. Delphine hat einen kleinen Fuß. Sie geht ſehr ſchön. Das will viel ſagen! Das Blaue in Delphinens Auge iſt nicht rein, es iſt mit zu viel Weiß gemiſcht. Für die Augenbrauen iſt eine ſchöne Wölbung da; aber ſie iſt nicht ſtark aufgetragen; dieſer Reiz verſchwindet. Sie hat einige hübſche Gewohnheiten. So faßt ſie z. B. oft mit der linken Hand in die Gegend der Stirn, öffnet ſie, ſchließt mit dem Daumen und dem Zeigefinger einen Kreis und beginnt dieſen Kreis allmälig zu öffnen, indem ſie aus der Thränendrüſe des linken Auges zurückfährt, das

ganze Auge umkreiſt und die Oeffnung der beiden Finger wieder ſchließt am Ende des Auges. Dieſe ſonderbare Bewegung erfolgt mit Blitzesſchnelle, und iſt deßhalb ſo hinreißend, weil ſie immer mit einer Erregung ihrer Seele zuſammenhängt. Der größte Zauber in Delphinens Erſcheinung kommt aber von ihrer eigenthümlichen Seelenſtimmung her. Dieſe muß man, um kurz zu ſein, ſentimental nennen; obſchon der Ausdruck ſie nicht ganz erſchöpft. Beſſer würde man ſagen, ſie iſt muſikaliſch geſtimmt. Denn Muſik drückt ihr ganzes Weſen aus: und zwar nach jener einſeitigen Richtung hin, wo die Muſik nur Wolluſt der Empfindung iſt. Für plaſtiſche Geſtaltenſchöpfung in der Muſik, ſo weit die Muſik dieſe erreichen kann, für Opern im franzöſiſchen Geſchmack, kurz für das Dramatiſche in der Muſik iſt ſie nicht. Die Richtung ihrer Seele iſt lyriſch. Alles, was ſie mit einem wunderlieblichen Organe

ſpricht, nimmt den Ausdruck des Zarten, Schonenden und Bittenden an. Bittend ſind die meiſten Töne ihres Lautregiſters. Nichts kann hinreißender ſein, als dies ſtehende, mit einer gewiſſen lächelnden und doch ſchmerzlichen Selbſtironie hervorgebrachte: O Gott! womit ſie ſo vieles begleitet, was ſie ſpricht. O Gott! Dieſer Ausdruck ſoll ihr ewiges Ueberwundenſein, ihre Hingebung an die Menſchheit, an die ſie glaubt, ausdrücken. Wer könnte widerſtehen, wo ſolche Töne anſchlagen! Delphine iſt ſo willenlos, daß ſie die Beute jeder prononcirten Abſicht wird. Mit liebenswürdiger Naivetät geſtand ſie mir einſt: Sie würde Jeden lieben, der ſie liebt. O wie nöthig iſt es, bei einer ſolchen Willensſchwäche, daß ſie in die Hut eines Mannes kömmt, der ſo viel geiſtiges Leben beſitzt, um ſie ganz durchſtrömen zu konnen mit ſeiner eignen Willenskraft! Delphine liebte unglücklich, mehrmals; aber ſie iſt

ſo unentweiht, ihre früheren Zärtlichkeiten ſind ſo wenig ſichtbar in ihrem Benehmen, daß ſie dem Manne immer noch als kaum erſchloſſene Knospe erſcheinen muß. Delphine beſitzt äußerlich die Reize nicht, einen Mann auf die Länge zu feſſeln, aber wer ſie einmal, ſei es aus Liebe oder Illuſion eroberte, der wird ſie nie verlaſſen können, weil ihre Hülfloſigkeit, ihre Hingebung entwaffnet. Vielleicht arbeitet ſie noch mehr an ihrem Geiſte. Sie hält einige Minuten lang die Dialektik eines bloß verſtändigen logiſchen Geſprächs aus; aber dann kann ſie es nur fortſetzen, wenn es entweder auf einen gemüthlichen und Gefühlston übergeht oder auf einen beſtimmten vorliegenden Fall, den ſie erlebt hat. Ueber einen Fall, den man ihr blos erzählt, kann ſie nicht urtheilen, weil ſie alle Menſchen für gut hält, und alle nach ſich ſelbſt richtet. Delphine ſollte viel leſen. Sie lieſt, aber fragmentariſch. Sie iſt reich,

ſie ſollte ſich durch vielfache Lektüre darin zu bilden ſuchen, was über die Muſik und das bloße Gefühl hinausliegt. Ihr Organ macht, daß ſie ſchön, ihre keuſche Seele, daß ſie faſt Alles richtig lieſt. Ich hörte ſie Gretchen im Fauſt leſen, ſo wahr und hold, wie es der Peche in Wien und Höffert in Braunſchweig kaum gelingen möchte. Cäſar muß ihr Bücher geben. Was er wohl über ſie urtheilt! Er iſt ihr diametral entgegengeſetzt, und ſagte mir doch einmal: er müſſe Jede lieben, die ihn liebe und würde auch Jeder treu ſein in ſeiner Art. Bei ihm iſt das Egoismus, bei Delphinen Schwäche. Sie können ſich aber nicht begegnen. Delphine iſt eine Jüdin.

Ich habe das geſtern nur ſo hingeworfen, daß Delphine eine Jüdin iſt. Aber welche eigenthumliche Richtung mußte dies ihrem Weſen geben! Sie wurde unter ſehr glänzenden Verhältniſſen erzogen. Das Judenthum in ſeinem Schmutz, mit ſeinen Ceremonien und Prieſtern nahte ſich ihr niemals. Sie findet keine Reue darin, irgend eines der jüdiſchen Gebote zu übertreten, von welchen ſie den größten Theil gar nicht kannte. Wie originell iſt doch ein Mädchen, das den ganzen Bildungsgang chriſtlicher Ideen nicht durchmachte, und doch auf einer Stufe ſteht, welche ganz Gefühl iſt, und das ſo viel Liebenswürdigkeit entwickelt! Delphine kann von der Religion nur wenige Nachrichten haben, einen weiblichen Gottesdienſt giebt es in ihrem Glauben nicht, eine häusliche Verehrung kommt in Form von Ceremonien, Geſang oder ſonſt einer Weiſe nicht vor, die Confirmation iſt unter uns den Juden nicht

erlaubt — wie auffallend iſt dies Alles, und doch hat man es dicht neben ſich!

Glücklich iſt Delphine zu nennen, denn niemals wird ihr die Religion irgend eine Aengſtlichkeit verurſachen. Ein gewiſſes unbeſtimmtes Dämmern des Gefühls muß für ſie ſchon hinreichend ſein, die Nähe des Himmels zu ſpüren. Sie braucht jene Stufenleiter von poſitiven Lehren und hiſtoriſchen Thatſachen nicht, die die Chriſtin erſt erklimmen muß, um eine Einſicht in das Weſen der Religion zu bekommen. Wir ſind weit ſchwieriger in dieſem Betracht geſtellt und ſollten im Grunde, wenn die Religion die Tugend befördert, weit weniger tugendhaft, als die Juden ſein; denn unſere Religion iſt ein ſo hoher Münſter, daß man ihn zwar erſteigen, aber nicht zu jedem Sims, zu jedem Vorſprunge, zu jedem Seitenthurme gelangen kann. Eins aber bemerk' ich, was charakteriſtiſch iſt. Niemals könnt'

ich als Chriſtin über meine Religion zu Delphinen ſprechen und ſie eine Verzweiflung über meinen Glauben blicken laſſen. Es iſt dies eine Schaam und ein Stolz, welcher unvertilgbar in uns niedergelegt iſt, und die uns nicht verlaſſen würde, ſelbſt wenn vom Chriſtenthum Alles in uns morſch geworden iſt.

Für chriſtliche Männer, welche widerſpänſtig gegen den Katechismus ſind, muß die Liebe einer Jüdin von beſonderm Reize ſein. Sie nehmen hier weder Bigottismus, noch eine Zerriſſenheit, wie die meinige, in den Kauf, ſondern weiden ſich an der reinen, ungetrübten, natürlichen Weiblichkeit, an einem ſinnlichen Schmelz der Liebe, welcher die der Chriſtinnen bei Weitem übertreffen ſoll. Bei einer Jüdin reduzirt ſich Alles einſeitig auf ihre Liebe, Rückſichten tauchen nirgends auf: ihre Liebe iſt ganz pflanzenartiger Natur, orientaliſch, wie eingeſchloſſen in das Treibhaus eines Ha-

rems, der Alles erlaubt, jedes Spiel, jede weibliche (aber wollüſtig-ergreifende) Gedankenloſigkeit, Alles, Alles: darum ſchwillt Delphine von Liebe. Das Segel ihres Herzens iſt niemals ſchlaff, ſondern immer aufgebläht, rund und voll, immer auf rauſchender Fahrt.

Cäſar entdeckt, glaub' ich, in der Liebe zu Jüdinnen noch einen andern Reiz. Er hat eine ganz heilloſe Anſicht von der Ehe, und will die letztere durchaus nicht als ein Inſtitut der Kirche gelten laſſen. Das Sakrament der Ehe iſt nach ſeiner Theorie die Liebe, nicht des Prieſters Segen. Wie glücklich würde Cäſar ſein, wenn er je heirathete, es ohne kirchliche Ceremonie thun zu dürfen!

Eine Ehe zwiſchen einer Jüdin und einem Chriſten kann zwar nicht bei uns, aber in andern Ländern geſchloſſen werden; natürlich iſt dies eine Ehe ohne den chriſtlichen oder jüdiſchen Prieſter; es iſt eine rein civile Ehe

vor den Gerichten, ein Akt der geſelligen Uebereinkunft. Ich glaube faſt, Cäſar könnte deßhalb ſeine Neigung zu Delphinen ins Aeußerſte treiben. Schon bemerk' ich, wie eifrig er ſie ſucht.

Wie leichtſinnig bin ich geſtern über die Abgründe meines Denkens hingewandelt! Ohne weiteres konnt' ich mich damit beruhigen, dieſe Zweifel an meinem Glauben hinzunehmen als etwas, das ich mir längſt ſelbſt geſtanden habe, und doch weiß ich aus meinem frühern Leben, wie unglücklich ich war, daß ich über dieſe Dinge nichts zu denken wagte. O wie mächtig iſt der Liebe Zauber! Ein männliches Herz, das uns liebt, iſt der Wächter aller unſrer Gedanken und muß die ſtille Verantwortung deſſen tragen, was in der Seele des Weibes Sünde und Empörung iſt. Wie ſicher fühl' ich mich, ſelbſt im Entſetzlichſten, wenn ich nur die warme Hand meines Freundes drücken darf! Er nimmt Alles auf ſich: er iſt heiter und lächelt und fürchtet nichts.

Wenn ich jetzt ſchon nicht ohne Zagen ſehe, wie Cäſar ſich Delphinen immer mehr nähert, wenn ich mir die grauſame Wirkung denke, die ein Verhältniß zwiſchen beiden in mir Unglückſeligen hervorbrächte: was muß dann kommen, wenn ich die Trümmer ſehe, welche ſich in meiner Seele aufgehäuft haben! Die Unruhe, über die Religion eine Anſicht zu haben, peinigt mich mehr als ſonſt. Sie hat eine ſolche, jetzt zur Noth gedämmte Gewalt über mich, daß ich glauben muß, die Wegnahme dieſes Dammes der Liebe bringt eine Ueberfluthung in mir hervor, welche ſelbſt den Schmerz über Cäſars Verluſt mit fortſchwemmt. Ich lebe und ſterbe mit Cäſar. Leben kann ich nur mit Cäſars Liebe. Sterben muß ich, nicht weil Cäſar im Stande war, eine andre mir, ein Mädchen einer Frau (ob er es wohl weiß, eine Unberührte einer Unberührten) vorzuzie-

ben, ſondern weil dann Alles in mir zuſammenſinkt. Gott, ich glaube, faſt brauch' ich Cäſar nur, um mich zu beſchäftigen und meinen Gedanken eine unſchädliche Richtung zu geben. Er kömmt.

Nur die Erkenntniß iſt das Schwere. Das Daſein Gottes ſelbſt bezweifeln, hieße den gegenwärtigen Zuſtand meines Innern fortläugnen. Wurd' ich dieſe Mühe haben, wenn es nicht in Wahrheit einen Gott gäbe! Das Reſultat des Atheismus war auch nie ein andres, als daß er in ein Syſtem übergieng und zuletzt ſelbſt eine Religion wurde. Konnt' es abergläubigere und bigottere Atheiſten geben, als Chaumette, Anacharſis Cloots und Momoro waren!

Der Atheismus eine Religion! Eine Ironie, die man ſataniſch nennen möchte! In einer Reiſebeſchreibung las ich, daß einer der erſten Gottesläugner der Revolution, Billaud-Varennes, nachdem er auf ſeiner Flucht erſt von der Dreſſur azoriſcher Papageien gelebt hatte, dann in Amerika Prieſter wurde, unter Indianer kam und zuletzt von ihnen als göttliches Weſen verehrt wurde, er, der Gott geläugnet hatte!

Dieſe ſataniſchen Ironien reizen mich. Sollte es möglich ſein, daß es noch einſt im Himmel einen Gottesdienſt giebt! Das Chriſtenthum (man leſe nur die Offenbarung Johannis) gefällt ſich in dieſem lächerlichen Widerſpruch, als wenn Gott vor ſich ſelber Weihrauch ſtreuen müſſe. Er etablirt im Himmel eine vollendete Kirche mit Chören der Seligen und Altären, auf welchen die Cherubim thronen. Göthe benutzte dieſe Maſchinerie für die Canoniſirung ſeines Fauſt.

Aber was jag' ich nach ſolchen Bemerkungen! Sie haben freilich lindernde Kraft, aber ich ſchäme mich, aus meinem Schmerze Thatſachen heraufzuwühlen und mich ſelbſt als einen Gegenſtand meiner Leiden zu betrachten.

Wir ſollen Gott fürchten und lieben! Dies eine Gebot untergräbt meine Ruhe; denn ich kann es weder befolgen, noch mich anklagen deßhalb, weil ich es nicht thue. Wir ſollen Gott zürnen, heißt das Gebot meiner Weltanſicht, welche eine unglückliche iſt und freilich ſich nicht damit zufrieden giebt, daß jährlich vier Jahreszeiten kommen und man im Frühjahr Erdbeeren ißt, welche mit Zucker und Milch ein ſo vortreffliches Surrogat der Vanille ſind. Es iſt im Grunde nicht viel, was wir beſitzen auf Erden. Wir werden geboren oft in den elendeſten Verhältniſſen. Wir kriechen thieriſch auf dem Boden und werden nur allmälig aufgerichtet, wie Schlinggewächs an das Spalier der Bildung. Noth, Mühſal verfolgt uns überall; ſelten ein Genuß, der nicht durch eine Anſtrengung erkauft iſt. Wir haben ſo viel mit der Materie zu kämpfen. Wir wälzen einen Stein wie Siſyphus den Berg hinauf; warum

müſſen wir es thun? Der Fluch, nicht der Segen der Götter begleitet uns. Warum ſind wir? O könnt' ich mir irgend einen erweislichen Grund vorſtellen, warum dieſe Planeten im Weltſyſteme irren, warum wir auf unſerm Planeten ſo armſelig und hülflos kriechen müſſen? Was bezweckte Gott damit? War dies eine Grille von ihm? Was kömmt darauf an, ob das Gute oder Böſe in der Weltordnung produzirt wird? Ich bin ſo unglücklich. Ich weiß hierauf keine Antwort.

Die Fähigkeit, Fragen aufzuwerfen, ließ Gott bei der Schöpfung oder bei der ewigen Schöpfung, bei unſrer Geburt, ohne die entſprechende Fähigkeit, auch Antwort darauf zu geben. Dieſe Halbheit einer Gabe iſt ſo feindſelig. Gott duldete es, daß der Glaube an ihn die Tagesordnung der Geſchichte wurde; er duldete es, daß noch heute der Atheismus wie das größte Verbrechen von den Völkern

behandelt wird. Nun, ich denke an Gott; aber warum gab er uns nicht die Fähigkeit, ihn begreifen zu können? Verlangt er die Folgen, warum ließ er mich ohne die Voraussetzungen? Alle Nationen kommen darin überein, daß man von Gott nichts wissen könne. Dann weiß ich auch nicht, warum sie an ihn glauben. Oder es darf mich niemand tadeln, wenn ich denke, die Existenz Gottes anzunehmen, war eine ganz äußerliche, politische und polizeiliche Uebereinkunft der Völker. Denn warum haben wir halbe Vernunft, halbe Erkenntniß, halben Geist? Warum zu allem nur die Elemente? Und wir sind so vermessen, und bauen auf diesen trüben Boden Systeme, welche den Schein der Vollendung tragen, und uns mit Verpflichtungen willkürlich belasten!

Und zuletzt der Tod! Dieser Schrecken des Tods! Die Krankheit mit ihrer unsäglichen Hülflosigkeit! Das allmälige Verschwinden des

Bewußtſeins! Und dies Alles nicht einmal ſo entſetzlich, als das Zunehmen an Jahren. Jetzt bin ich zwanzig Jahre: welche Empfindungen werd' ich haben, wenn ich vierzig, fünfzig bin, und es nun heißt: noch zehn, noch fünf ſind die Wahrſcheinlichkeit! Dies iſt eine ſo folternde Grauſamkeit des Schickſals, ein ſolcher Fluch der menſchlichen Natur, daß ich mich nie entſchließen kann, das Gebot der Gottesliebe zu befolgen. Man gab uns Einiges und das Meiſte wurde uns verſagt. Das Einzige, was wir in ſeiner ganzen Vollkommenheit zu beſitzen ſcheinen, iſt die Fähigkeit, unſern unglücklichen Zuſtand zu begreifen und alle die Dinge zu nennen, welche wir vermiſſen ſollen.

Ich habe mir ein merkwürdiges Buch verſchafft, von dem ich einmal durch Cäſar hörte: die Fragmente der Wolffenbüttler Ungenannten, welche Leſſing herausgegeben hat. Es liegt viel Puderſtaub auf dem Buche, viel altfränkiſches Weſen; aber das hab' ich abgewiſcht und mir von meiner Lektüre eine ganz moderne Vorſtellung gemacht. Der Verfaſſer ſoll ein ehemaliger Hamburger Arzt, Reimarus, geweſen ſein. Die vollſtändige Prüfung des Chriſtenthums ſteht in einem Glasſchranke auf der Hamburger Bibliothek. Sie wollen das Buch nicht herausgeben. Sie furchten, daß aus dem vergilbten Papiere jener Kritik Motten fliegen, die das Chriſtenthum ſelbſt anfreſſen. Warum Leſſing nur ſagt, daß der Verfaſſer jener Fragmente Schmidt heiße!

Die Fragmente nehmen meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ihr nüchterner, leidenſchaftsloſer Ton erſchreckt das Gewiſſen nicht. Ich leſe in der beſten Laune. Wie der Autor die Bibel zerfleiſcht, wie er in den glatt geſcheitelten Mienen jener Fiſcher und Zöllner, welche das Chriſtenthum predigten, den Schalk entdeckt, denſelben Schalk, den der gottſelige Pietismus ſo oft im Nacken führt! Und doch jammert mich's jener kindlichen, märchenhaften Sage, die der Autor mit ſo vieler Gelehrſamkeit vernichtet! Nur Eines beſtimmt mich, ihm beizupflichten, der Hinblick auf das, was uns umgiebt, auf unſre Prieſter, auf — ach! wie hängt das Alles zuſammen! Aus jenem kleinen chriſtlichen Senfkorn iſt ein ganzes Senfpflaſter geworden, das der geſunden Vernunft die brennendſten Blaſen zieht!

Ganz männlich werden meine Ausdrücke!

Und doch können die Fragmente nicht befriedigen. Sie deuten auf eine Naturreligion, mit deren Vorausſetzungen ſich die heutige wiſſenſchaftliche Bildung kaum noch begnügen würde. Die Frage muß höher liegen. Sie dringt dort nicht in das Innre der Chriſtuslehre ein, ſie hält ſich nur an deren hiſtoriſche Offenbarung. Ich ſuche Troſt. Wo? Wo?

Ich war gefaßt auf dieſe Eiſeskälte, mit der mir Cäſar ſeinen Entſchluß anzeigt. Was ich vermuthete iſt eingetroffen. Delphinens Situation reizt ihn. Er wird um ihre Hand bitten. Die Eltern ſind ohne Vorurtheile und ich werde ihn verloren haben. Ich bin ruhig. Ich habe keine Thränen für dieſen Verluſt. Ich bin in einer fürchterlichen Seelenſtimmung. Iſt dies nicht ein neuer Fluch des Himmels? O jetzt ſind mir die Blitze des Schickſals willkommen, denn die Donner welche ihnen nachrollen, wecken mich immer mehr aus der dumpfen Betäubung meiner Gedanken. Ich muß Licht haben, Aufſchluß, Einſicht! Ich denke an Cäſar nicht mehr. Ich will wiſſen, erkennen. Warum? Wozu? O, das ſah' ich Alles voraus.

Ich bin krank, ich fühl' es. Sollte das auf ein Zunehmen deuten? Iſt auch im Geiſtigen wie im Körper Wachsthum eine Krankheit?

Glückliche Naivetät der vergangenen Zeiten! Ich komme von einer Ausstellung alter Gemälde. Auf vielen, die Transfigurationen und Glorien der Heiligen vorstellen, sah' ich Engel, welche die Geige spielten. Dies würde mir weniger auffallend gewesen sein, wenn sie es nicht nach Noten gethan hätten.

Und doch gleicht die Malerei selbst, die Kunst, diese Lächerlichkeit aus. Die Poesie würde es nicht können. Die Poesie hat diese Einfachheit nicht; sie würde solche Anomalien immer nur als Travestie geben.

Und wie entwürdigt sie sich, wenn sie es thut! Man sollte den Spott über das Heilige, das Wühlen der Mistkäfer in duftenden Blumen, bitter verfolgen, auch die Freigeister sollten es; sie, die alle Sorge tragen müssen, nicht mit den Spöttern verwechselt zu werden.

Es würde mir viel leichter werden, den göttlichen Begriffen mit Sicherheit nachzuhängen, wenn ich vom Nichts eine Vorstellung festhalten könnte. Aber dies ist unmöglich. Ich habe schon früh an dieser Verzweiflung gelitten. Ich wollte schon als Kind mir zuweilen Alles wegdenken, was ich sahe und denken konnte, Europa, Asien, Afrika, die ganze Erde, den Himmel, alle Schöpfung, und dann war es immer, als stürzt' ich von einer unermeßlichen Höhe ins Leere hinunter und fiel ohne Aufenthalt. Fast möcht' ich sagen, ich bin seither mit Eindrücken beladener und es würde mir schwieriger sein, als ehemals, eine solche Vorstellung des Nichts zu fixiren. Ach das hohle, weite Chaos, diese dumpfe Leere, worin das Nichts unsichtbar schlummert! Und Gott, der dieses Nichts selbst ist, nämlich dasselbe Nichts, das später doch ein Etwas wurde! Gott, der in dem Nichts ist, und

doch wiederum auch in dem Etwas nicht ſein ſoll, weil dies die Welt ſelbſt vergöttern heißen würde! Der pantheiſtiſche Gedanke widerſtrebt mir, und ich glaube, Frauen werden ihn niemals hegen können, weil ſie durch ſich ſelbſt ſchon gewohnt ſind, alle Dinge in aktive und paſſive einzutheilen. Wir werden immer anthropomorphiſche Ideen haben; das Chriſtenthum unterſtützt uns darin. Die Vorſtellung eines über uns thronenden Werkmeiſters iſt ein Bedürfniß, das unſere Phantaſie immer geltend machen wird. Jedes Andre, ach, Alles, Alles iſt uns verſchloſſen.

Caſar wird in Ländern wohnen, wo das franzöſiſche Recht herrſcht. Er iſt glücklich, ſich ohne die Kirche verheirathen zu dürfen. Eine bürgerliche Verbindung wird zwiſchen ihm und Delphinen ſtattfinden. Wenn er nur meinen Zuſtand ſchonte! Aber er kennt ihn nicht. Wüßte er, wie mich ſeine leichte Manier über die Religion ſo tief verwundet! Das Peinlichſte iſt dies, daß er ſich öfter das Anſehen giebt, als ließen ſich einige Wahrheiten ſogar im chriſtlichen Glauben unumſtößlich beweiſen. Dann thut er's und beginnt über die ſchwierigſten Punkte Entwickelungen, welche er mit ernſter Miene durchführt und wenn er zu Ende iſt, für phantaſtiſchen Witz erklärt. So begann er neulich folgende Auseinanderſetzung der chriſtlichen Lehre von der Dreieinigkeit, eines Begriffes, den ich noch gar nicht anrührte, weil ich mit ſeinen Prämiſſen noch nicht im Reinen bin. Er ſagte: Die bloße Vater-

ſchaft Gottes iſt relativ, ſie iſt unerkennbar, oder, wie Jakob Böhme geſagt hat, ein dunkles Thal. Licht und Erkenntniß kommt erſt durch den Sohn. Beide dürfen nicht iſolirt gedacht werden, ihre Ergänzung, ihre Wechſelſeitigkeit iſt der heilige Geiſt. Gott als das bloße Alles oder das bloße Nichts iſt unerkennbar. Gott muß ſich etwas gegenüber ſtellen, einen Schatten ſeiner ſelbſt, er mußte ſich negiren aus ſeiner Ruhe heraus und ſchuf die Natur. Die Natur iſt nicht Gott, denn dann müßte die Natur ein Zuſtand ſein. Nein, die Natur iſt eine Thätigkeit Gottes und alles in Gott Thätige, auf die Außenwelt Bezügliche, iſt in ihm das Engliſche. Die Engel ſind die Herolde des göttlichen Willens, und ihre Zahl iſt ſo unendlich, wie, faſt möchte man ſagen, die Atome der Welt. Die Engel wohnten urſprünglich in Gott; denn ſeine Thätigkeit iſt ſeinem Sein immanent. Darum mußten die

Engel auch gut ſein urſprünglich. Luzifer aber empört ſich, Luzifer, der Lichtbringer, der die Finſterniß erhellt. Dies Empören iſt eine Thätigkeit Gottes, das heißt Gott wird das Gegentheil ſeiner ſelbſt, Gott wird Satan. Ja, die Natur iſt Teufel, dieſelbe Natur, welche für Gott durchaus nicht vorhanden iſt, da ſie nur ſein Athem iſt. Die Natur vor Gott iſt ſo, als wäre ſie nicht. Vor Gott giebt es auch einen Teufel, als gäb' es ihn nicht. Je höher bei dem Einen oder Andern das philoſophiſche Bewußtſein iſt, deſto weniger exiſtirt für ihn auch der Teufel. Im Chriſtenthum iſt der Teufel ideell gänzlich ausgetrieben, denn Gott ſonderte die menſchliche Individualität von der Natur ab, und gab dieſer in ſeinem Sohne eine eigne Offenbarung. Gott wollte den Widerſpruch ſeiner ſelbſt durch ſich ſelbſt ſtrafen und an ſich ſeinen eigenen Proceß büßen laſſen. Er wurde gekreuzigt und es

herrſcht hinfort nicht mehr Gott, nicht mehr Satan, nicht mehr der Menſch, nicht mehr die Natur, ſondern das Reich des Geiſtes, der Freiheit und der Wahrheit.

Was hatt' ich nun von dieſer Improviſation! Mit einer Art von komiſchem Atheismus ſchloß Cäſar ſeine myſtiſche Deduktion, welche Menſchen von größerer Einbildungskraft, als ich beſitze, viel Beruhigung gewähren mag. Ich ſoll ſchon an den Sohn glauben, und bin noch mit dem Vater unbekannt.

Ich habe mich drei Wochen lang täglich in Vergnügungen berauscht. Ich mußte der Welt zeigen, daß ich Cäsars Entfernung ertragen kann, ich mußte es mir selbst zeigen. Aber es erquickt mich nichts mehr. Cäsars Liebe war die schönste Zerstreuung meiner unglücklichen Seelenstimmung. Ich sinke immer tiefer in Nacht und Verzweiflung. Man erkennt mich nicht wieder. Oft bin ich so von Wehmuth aufgelöst, daß ich in die Kammer stürze, wo die Erinnerungen meiner ersten Kindheit aufbewahrt liegen. Ich räumte auf in der Verwirrung, um mich zu zerstreuen. Ein Stilet fiel mir in die Hand. Wie mag das hierher gekommen sein?

Ich glaube, Caſar mußte ſich ſchämen, noch zu leben, wenn er keine Auskunft geben kann. Seine Scherze verdecken nur eine Ueberzeugung, die vielleicht folgerichtig iſt. Ich habe ihm geſchrieben, ſie auch mir zu geben. In Heidelberg muß ihn mein Brief treffen; er wird ſich ſogleich hinſetzen, um mir, ich hab' ihm die Hand auf's Herz gelegt und ihn feierlichſt beſchworen, ſeine ernſthafte Meinung über Religion und Chriſtenthum zu ſagen. Ich zittre, wenn ſeine Darſtellung einläuft.

Das Stilet gehörte meinem Bruder, der in demſelben Alter geſtorben iſt, in welchem ich mich jetzt befinde.

Cäſar ſagte mir oft, als Kind hab' er ſich fortwährend damit geängſtigt, daß er keines natürlichen Todes ſterben würde. Die Kataſtrophe des jungen Sand hätte zu ſeiner Zeit alle jungen Köpfe auf den Gedanken gebracht, daß ſie ihnen auch einſt abgeſchlagen würden. Keiner, ſagte er, glaubte ſo würdig zu ſein, wie Sand, und keiner glaubte deßhalb auch, auf einen milderen Tod rechnen zu dürfen, als Sand. Er geſtand mir mit eiſigem Grauen, daß er oft Stunden lang heimlich mit entblößtem Halſe geſeſſen und ſich in die Illuſion des Schaffots hineingedacht habe, daß ihm die Thränen gefloſſen ſeien, aus Verzweiflung, ſo ſterben zu müſſen. Es war immer ein wehmüthiges, liebes Lächeln, das bei ſolchen Geſtändniſſen auf ſeinen Lippen lag. O Gott! ich vergeſſ' ihn nicht. Für Alles brauch' ich ihn. Er ſoll mir zu Allem Beweiſe geben!

Ich leſe das Buch: Rahel; aber nur in Bruchſtücken. Viel davon auf einmal verwirrt den Kopf; nicht deßhalb, weil das Buch abſolut ſchwer wäre, ſondern relativ ſchwer iſt es, in Beziehung auf Rahel, die ſich das Denken ſo ſchwer machte. Ich glaube, daß dieſe Frau unter Denken verſtanden hat, die Dinge immer von der verkehrten Seite anfaſſen oder doch von der entgegengeſetzten, gegenüber dem gewöhnlichen Wege. Sie gräbt ſich wie ein Maulwurf in die Ideen ein, und bezeichnet dann und wann ihre Reſultate durch kleine aufgeworfene Hügel, die nichts ſagen, nämlich nichts Poſitives, die nur Wahrzeichen ſind, daß hier etwas war, was wie ein Gedanke war und was ſo leicht wieder vergeſſen iſt! Wie reich iſt dieſe Frau an Philoſophie und objektiver Vergeßlichkeit! Man hat ſo wenig in ihrem

Buche, und doch glaubt man, wenn man es zuſchlägt. Alles zu haben. Darin ſeh' ich recht, wie nur die Männer im Stande ſind, zu produziren, auch Gedanken.

Bettina! — Spielerei — alte Gedanken; nur klaſſiſche, neue Formen. So ſprechen, gehen, laufen, eſſen, trinken, ſchlafen, handeln — wie es Einem gerad' einfällt? Ich konnt' es einmal; jetzt nicht mehr. Bettina hatte ſo lange freien Willen, ſich ein Geſetz zu ſchaffen; und nun ſo alt, und noch immer kein Geſetz! Ihr Buch iſt ungereimte Poeſie. Ein freies Weib iſt nur erträglich mit Spekulation.

Wieder wie Jakob einen Zug aus dem Rahelbrunnen gethan. Aber es ist immer nur Lea, die man erhält, niemals Rahel. Rahel sitzt hinter den zweimal sieben Jahren und flicht ihren Freiern Körbe. Man glaubt eine Priesterin mit Weissagung in ihr zu finden, und wird doch von ihr nur angeregt, oder vielmehr nur herausgerissen aus dem alten Kreise seiner Vorstellungen. Es ist furchterregend, eine Frau die Gegenstände so dämonisch-linkisch anfassen zu sehen. Will sie es nur anders machen, als die Andern? Oder wurde ihr diese Originalität angeboren? Sie giebt nirgends nach, sie ist rastlos in ihren Bestrebungen, die verschiedenen Seiten der Wahrheit zu entdecken und konnte nicht anders enden, als entweder in einem Wahnsinn, der sich mit der Bewegung im Tretrade vergleichen läßt, oder als Anhängerin des Pietismus. Man ist in keiner Si-

tuation übertäubter, als bei'm Untertauchen. Pietismus aber iſt die Fähigkeit, leben zu konnen, ſelbſt wenn man Waſſer im Ohre hat.

Dieſer ruhige, verſtändige Ton, in welchem ich mich oft Tage lang erhalten kann, wird mir oft ſo unheimlich, daß ich vor mir ſelbſt erſchrecke. Sollte es Menſchen geben können, die wie Vernünftige ſprechen, und doch wahnſinnig ſind? Cäſar erzählte mir einſt eine Geſchichte, die er wahrſcheinlich, wie Vieles dergleichen, nur ſeiner Einbildungskraft verdankt. Sie paßt auf meinen Zuſtand. Kann ich ſie noch?

Es war um die zwölfte Stunde, als Alfred von ſeinem Lager auffuhr und über das matte Flackern der Lampe erſchrak, die er zu löſchen vergeſſen hatte. Eine Zeit lang ſaß er mit halbaufgerichtetem Körper — —

Wörtlich ſeine Worte wiederzugeben iſt ſchwer. Ich ſuche in meinen Papieren, viel-

leicht find' ich die Geſchichte, die er mir einſt, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, ſchenkte.

Hier iſt ſie:

Es war um die zwölfte Stunde, als Alfred von ſeinem Lager auffuhr. Noch flakkerte die Lampe, welche er zu löſchen vergeſſen hatte, und zog, wie ſie größer oder ſchwächer wurde, wolkige Kreiſe an den Wänden ſeines Zimmers. Eine Zeit lang ſaß er mit halbaufgerichtetem Körper im Bette und verfolgte dies geſpenſtiſche Spiel an den ſtummen Wänden. Er ſuchte nach einem Gegenſtand für dies Bild: er mußte an die Welt denken, welche draußen ſchlummerte, und dachte zuerſt an Julien.

Meine Julie! ſprach er ſtill vor ſich hin, und erhob ſich dann etwas feierlich und mechaniſch von ſeinem Bette. Er hörte die Uhr picken, die auf dem Tiſche vor dem Spiegel

stand. Er sahe sich selbst im Spiegel nur bleichen, geisterhaften Zügen und mit Augen, welche wie geschlossen schienen. Dann saß er auf dem Sessel vor'm Bett, und hatte sich, ohne es zu wollen, angekleidet.

Ich werde vor Juliens Fenster gehen und den Vorhang wegheben! flüsterte er vor sich hin, aber nur wie zum Scherz, denn Julie wohnte im dritten Stock. Doch gieng er.

Die Straßen waren still und öde. Man sieht auf ihnen Niemand, auch Alfreden nicht. Wo geht er nur? Aber es ist dunkel, der Mond liegt hinter Wolken, man kann Alfred nicht sehen.

Alfred stand vor dem Hause Juliens, ja er hätte schwören mögen, daß er vor ihrem Fenster stand, das im dritten Stocke lag.

Es iſt nicht möglich, flüſterten ſeine Gedanken; ſie wohnt im dritten Stock; obſchon ein kleines Vordach vor dem Fenſter liegt, das Moos und Hauslauf anzuſetzen pflegt. Die arme Julie! Ich werde fleißiger ſein, ſie muß künftig im zweiten Stock wohnen!

Jetzt war es Alfred, als drückte er an dem Fenſter; aber es widerſtand. Es war ihm, als klopfte er; aber hinter dem weißen Rouleau brach ſich der Schall. Er mußte lächeln über ſeine lebhafte Einbildungskraft.

Wie! dachte er, wenn du ins Haus trittſt, die zwei Stiegen hinaufſchleichſt und an ihre Kammerthür pochteſt.

Aber dann mußte er durch des Nachbars Haus, das ihm offen zu ſtehen ſchien, mußte über den Garten- und Hofzaun klettern und von dort einzudringen ſuchen.

Und das Alles gelang vortrefflich. Er ſtand jetzt gleichſam höher als Juliens Wohnung war, was er ſich nicht erklären konnte. Da blendete ihn ein Lichtſtrahl; ein ſchnurrender Laut ließ ſich hören. Julie hätte das Rouleau aufgezogen, ſie ſtand im Nachthäubchen und mit bloßen Schultern am Fenſter, das ſie öffnete.

Alfred war nun dicht vor ihr. Was iſt ihr nur? dachte er; ſie erſchrickt, ſie öffnet den Mund, als wollte ſie um Hülfe rufen; was zitterſt du, mich zu erkennen, Julie?

Alfred! ſchrie es durch die ſtille Nachtluft. Alfred aber lag unten mit zerſchmettertem Körper auf dem Pflaſter der Straße. Alfred war ein Nachtwandler. Julie glaubte nichts geſehen zu haben, als Alfred todt war. Sie

legte ſich wieder in ihr weißes, weiches Bett und träumte von ihm. Am Morgen erfuhr ſie Alles. Sie lebt noch, aber kümmerlich; die Thränen zehren ſie auf.

Cäſar hat noch immer nicht geſchrieben; doch wird ſein Brief deſto ausführlicher ſein. Einſtweilen hab' ich etwas Beruhigung erhalten durch eine Maxime, die empfehlenswerth iſt. Das luftige Traumbild des Somnambuliſmus hat mich geſtern darauf gebracht. Nämlich, man nehme einen recht hohen Standpunkt, einen kosmiſchen oder planetariſchen, wie ich ihn nennen möchte. Man thue und laſſe nichts, ohne ſich im Zuſammenhang der Weltordnung zu fühlen. Ich denke, wo ich gehe und ſtehe, an die Beziehungen der übrigen Himmelskörper zur Erde und abſtrahire von Allem, was über dieſem kleinen Erdball geſchieht, auf das Univerſum, das Niemand läugnen kann. Und nicht blos im Allgemeinen, ſondern ganz im Detail, wie man ißt und ſchläft. Bei jedem Spaziergange richt' ich den Blick gen Himmel und forſche in dem blauen Meere nach den verſunkenen Sternen, die die Nacht erſt

ſichtbar macht. Ich fühle, wie die Erde unter meinen Füßen kreiſt und ich gleichſam nur auf ihr ſtationirt bin, ſonſt aber dem Allgemeinen angehöre. Wie vielen Stolz das giebt! Ich habe jetzt einen Begriff von der Ruhe des Weiſen. Ihn kann nichts erſchüttern, denn er hört die Planeten rauſchen und fühlt ſich als Glied einer großen Weſenkette. O, vielleicht iſt noch Hülfe für mich! Ich fange an, mir die Möglichkeit einer zufriedenen Stimmung zu denken.

Jetzt weiß ich, wie in Indien die Bonzen ihre Bußungen möglich machen. Die Abſtraction hebt ihren Stolz; aber ſie würden es nicht aushalten können, wenn nicht die Erde für ſie gleichſam verſchwände und ſie nichts übrig behielten, als den geſtirnten Himmel und das Gefühl der großen Weſenkette. Ich mußte in die Einſamkeit ziehen. Wenn mich nur Eines nicht verfolgte! Nämlich die Natur und das Grün. Das Sideriſche und Telluriſche im Menſchen bekämpfen ſich, und wer poetiſche Stimmungen hat, wird immer der Erde unterliegen. Das Meer, Gebirge und Ströme wirken noch immer ſideriſch auf uns; denn ſie ſind das Rückgrat und die großen Zellgewebe der Erde, und veranſchaulichen die Kugel. Aber das Beinigende iſt die ſtille Nachbarſchaft der Blume, die Beſcheidenheit der Idylle, die kleine Exiſtenz mit ihren Kornähren-kränzen und Abendglocken und Alles, was ſo nahe zu unſerm Her-

zen ſpricht, die Offenbarung Gottes, die wir ſtaunend zu hören glauben, dieſe große Thatſache, die entweder Täuſchung oder Wahrheit, und in beiden Fällen unenthüllbar iſt. Das Irdiſche faßt uns wie im Strudel und reißt uns hinunter in den bodenloſen Abgrund, von wo keine Wiederkunft.

Ich las nun Alles, was ich ſchrieb und zittre, daß ich kaum geſchrieben habe, was ich wollte. Eines iſt auch ganz unmöglich, geſchrieben zu werden: die Verzweiflung und das Gräßliche. Nämlich jene grauſamen, blutſaugenden Träume, die mich wachendes Auges überfallen und mich hinausſtoßen in eine hohnlachende, von gräßlichen, unnennbaren Dingen drappirte Welt. Wie combinir' ich! Was für Dinge kommen mir vor die Augen! Ich zittre, während mein Puls ganz richtig und mediziniſch ſchlägt. Muß ich ſterben, was verbrach ich, daß mir Raben erſcheinen müſſen? Ich ſehe eine ſchwarze Halle und einen weiten Sarg. Ein Rumpf fällt von der Decke, wo eine Oeffnung, hinunter in den

Sarg und den nachſtürzenden Kopf greift unſer Arzt auf. Oben muß das Schaffot ſein. Der Mann drückt das blutige Haupt ſtürmiſch auf den rauchenden Körper, paßt Fuge auf Fuge, Ader auf Ader, und legt einen Silberreifen um die gierig zuſammenklaffenden Fleiſchränder beider Theile. Er dreht ſich um, und Leben, galvaniſches Leben regt ſich in dem Körper und der Leichnam erhebt ſich, ein blaſſer, ſchöner Jüngling und ſchleicht zur Pforte hinaus. Dort, dort — eine grüne Flur — ein Mädchen, das Roſen bricht und im Schatten der Allee ausruht. Ein bleiches, geſpenſtiſches Bild ſchleicht zu ihr heran, ſpricht nicht, ſondern lächelt. Sie umarmt ihn, ſie ſcherzt, ſie lacht; er hat auf ſich warten laſſen, er ſei untreu, er gehe zu Doris, er gehe zu Galathee, du Lieber! Und ſie küßt ſeinen blaſſen Mund — O, röchelt er, drucke

nicht! Doch ſie hört nicht, ſie drückt, der Reifen ſpringt — Herr Jeſus, was geht mit mir vor! —

Hier brach Wally's Tagebuch auf längre Zeit ab. Sie bekam inzwiſchen das ihr von Cäſar verſprochene Glaubensbekenntniß. Es war in das Tagebuch eingeheftet und lautete folgendermaßen.

# Geſtändniſſe

über

# Religion und Chriſtenthum.

Ich will über den Glauben der Völker ſprechen. Aus dem melancholiſchen Schweigen des Heidelberger Schloſſes hol' ich mir abendlich die Geheimniſſe jener frommen Naturreligion, für die ich glühe. Alles Hiſtoriſche aber, was ich zu fixiren habe, knupf' ich an jene kleine Herberge jenſeits des Neckar an, wo Luther auf der Reiſe nach Worms ſein Frühſtück zu berichtigen vergeſſen haben ſoll, ein Frühſtück, das der Proteſtantismus dem Katholicismus ſo theuer hat bezahlen müſſen.

Religion iſt Verzweiflung am Weltzweck. Wüßte die Menſchheit, wohin ihre Leiden und Freuden tendiren, wußte ſie ein ſichtbares Ziel ihrer Anſtrengungen, einen Erklärungsgrund für dies

wirre Durcheinander der Intereſſen, für die Tapezierung des Firmaments, für die wechſelnde Natur, für Froſt, Hitze, Regen, Hagel, Blitz und Donner; ſie würde an keinen Gott glauben. In progreſſiver Entwicklung folgt hieraus dreierlei: Der natürliche Urſprung der Religion, die Accomodation der göttlichen Begriffe an den jedesmaligen Bildungsgrad, und zuletzt die Unmöglichkeit hiſtoriſcher Religionen bei ſteigender Aufklärung.

Dem Begriffe Offenbarung läßt ſich vielleicht eine philoſophiſche Unterlage geben, pantheiſtiſcher Art; aber im herkömmlichen theologiſchen Sinne iſt die Offenbarung eine Verfälſchung der Natur und der Geſchichte. Eine ſaubre Inſinuation, ſich Gott als Prieſter zu denken, der im ſchwarzen Talare zu dem erſten Menſchenpaar hinzugetreten wäre, und ihm Unterricht gegeben hätte in glaublichen und un-

glaublichen Dingen! Sie machen aus Gott einen Souverän, einen Patriarchen, einen Geistlichen. Sie laſſen Gott in ſehr unvollkommnen Sprachen reden, zu Zeiten, wo es an ſtyliſtiſcher Vollkommenheit noch überall fehlte. Niemand war in dieſen anthropomorphiſtiſchen Conſequenzen einer ſupernaturellen Offenbarung kekker, als die Apoſtel Jeſu; denn: alle Schrift von Gott eingegeben heißt: in der Lehre von der Inſpiration Gott zum Mitſchuldigen aller der Solöcismen und incorrekten Conſtruktionen machen, welche ſich im griechiſchen Texte des neuen Teſtamentes finden. Gewiſſe Kapitel gibt es in den dogmatiſchen Syſtemen unſrer Theologen, die ſich beſſer für Grimm's Kindermärchen oder Tauſend und eine Nacht ſchicken würden. Dazu gehören die criminaliſch ſtrafbaren Dogmen von der Offenbarung und Inſpiration.

Je naiver die Völker ſind, deſto ſinnlicher

und äußerlicher ihre Begriffe vom Weltzwecke: je gebildeter jene, deſto geheimnißreicher dieſe. Die Verwechſelung endlicher und unendlicher Urſachen der Weltregierung lag nahe und ſo kam es, daß das Alterthum ſo viel Hiſtoriſches in Myſtiſches, Myſtiſches wieder in Himmliſches verwandelte. Der Naturmenſch verſteht die Welt nur ſo weit, wie ſein Auge reicht. Alles, was über den Sehkreis ſeiner ſinnlichen Vorſtellungen hinausliegt, ſcheint ihm die erklärende Veranlaſſung der Unerklärlichkeiten zu ſein, die ihn in nächſter Nähe umgeben. Daher die zahlloſen Details im Glauben der alten Völker daher die Uebertreibungen der Phantaſie, das Ungeheure in Zahlen und Formbildungen. Die alten Religionen ſind ſo ausſchweifend, wie Alles, was man, ich ſage nicht, nicht kennt, ſondern wie Alles, das man noch nicht geſehen hat. In dieſen Unförmlichkeiten Entſtellungen alter Ueberlieferungen zu finden,

einfache aber tiefsinnige Keime einer urweltlichen Offenbarung, oder auch nur eines heiligen, frommen und simpeln Zeitalters: das heißt von einer kindischen Ansicht, die wir schon erwähnten, nur eine ernsthafte Anwendung machen.

Das klassische Alterthum hatte den schönsten Ausdruck für das religiöse Prinzip der alten Welt: Religion ist Alles, was man entweder selbst nicht ist, oder nicht kennt. Die Griechen, mit ihren östlichen Ahnen und deren architektonischen Vorstudien der vollendeten heidnischen Idee, die Griechen setzten die Religion in die Kunst, sie setzten sie in das, was im Ungewissen immer das Gewisse ist, in das Maaß aller Dinge, in den Menschen. Man konnte eine einseitige Idee nicht schöner ausdrücken, und konnte doch zu gleicher Zeit nicht tiefer sinken. Wenn die Menschheit nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, so war sie jetzt da wieder angekommen,

von wo sie ausging. Wir werden uns, so lange die Erde kreist, in Cirkeln bewegen. Hier war ein Cirkel, dessen Anfang sich in sein Ende zurückbog.

Wäre das Heidenthum ohne Cultus gewesen, warum hätte die Menschheit nicht an ihm Genüge finden sollen? Aber die Priester der Religionen pflegen immer diejenigen zu sein, welche ihre Religionen selbst untergraben. Könnten sich die Religionen von Gebräuchen, Aeusserlichkeiten, von der Zudringlichkeit ihrer berufenen und verordneten Diener frei erhalten, so würden sie eine längere Dauer in Anspruch nehmen dürfen. Das Heidenthum war Poesie und bildende Kunst, war Veredlung der Sinnlichkeit, war Gestaltung der rohen Materie; Julian, der Apostat, fühlte es wohl, daß die Götter Griechenlands einen Mann von Geschmack befriedigen konnten. Das Heidenthum war to-

lerant. Es war die friedfertigste Religion von der Welt, so lange sie nicht nöthig hatte, um ihre Existenz zu kämpfen. Das Heidenthum wurde blutig, verfolgungssüchtig, ich möchte sagen, christlich erst da, als ein sonderbarer Aberglauben zur Aufwiegelung der Völker gepredigt wurde, als sich gleißnerische Frömmler in die Gemächer der Fürstinnen schlichen und eine Gottesherrschaft, eine Religion, die nicht Friede, sondern das Schwert brachte, eine politische Revolution zu verbreiten suchten. Der Ursprung dieses Ereignisses kam aber auf Folgendes zurück.

In Judäa, einem sehr barokken Lande, trat ein junger Mann, Namens Jesus, auf, der durch eine bedenkliche Verwirrung seiner Ideen auf den Glauben kam, er sei schon seinen Vorfahren als Befreier der Nation, der er angehörte, verkündigt worden. Jesus war aus

Nazareth gebürtig, unehelichen Urſprungs, Stiefſohn eines braven Zimmermanns, Namens Joſeph. Jeſus beſchäftigte ſich viel mit den Schriften der jüdiſchen Literatur, reiſte, unterrichtete ſich, und ſtrebte mit edler Selbſtüberwindung nach einer ſtoiſchen Sittenreinheit. Jeſus fühlte, daß eine Miſſion an ſein Herz pochte. Es war ihm, als müßte er einen Auftrag erfüllen, über den er Zeit ſeines Lebens nicht im Klaren war. Er adoptirte den Glauben an einen verheißenen König, der ſeine eitle Nation zur Herrſcherin der Welt machen würde: er erſchrack aber ſelbſt vor dieſer übermüthigen Verheißung, welche einer wahren Idee Gottes gänzlich unwürdig war. Jeſus wußte ſelbſt da noch nicht, wohinaus, als er die erſten unbeſonnenen Schritte gethan, als er ſeinen Freund Johannes auf Kundſchaft und Prüfung der Menge vorausgeſandt hatte; er wurde Rabbi, ein erlaubter Volkslehrer, er nahm Schüler zu

ſich, er predigte Buße und gottſeligen Wandel, predigte das reine, das Urjudenthum des Moſes, er nannte ſich Meſſias und ſtritt nirgends gegen die falſche Auslegung ſeiner Abſicht, nirgends gegen die Begriffe, welche man in Judäa mit dem Meſſias verband. Nicht einmal des Römiſchen Joches erwähnte Jeſus; er ſcheint gefühlt zu haben, daß der Meſſias nur eine theologiſche Bedeutung haben könne, und richtete doch ſeine Invektiven gegen die politiſche Verfaſſung in Jeruſalem, gegen den hohen Rath und gegen Prieſter, die er einer zu ihren Frommen falſchen Auslegung der alten Bücher bezüchtigte. Inzwiſchen mehrte ſich die Unruhe, Jeſus zog mit Tauſenden durch das Land, hielt einen gewaltſamen Einzug in Jeruſalem, vergriff ſich thätlich an dem Tempel, dem Nationalheiligthume der Juden, und fiel als ein Opfer ſeiner falſchen Berechnung und innerlichen Unklarheit. Er hatte dem trägen Volke

Energie zugetraut: es verließ ihn, wie Thomas Müntzern, als er keine Wunder thun konnte, wie zahlloſe Revolutionäre alter und neuer Zeit, da ſie die Hülfe nicht brachten, die ſie verſprachen. Jeſus wurde gekreuzigt. „Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ rief er und ſtarb. Jeſus war nicht der größte, aber der edelſte Menſch, deſſen Namen die Geſchichte aufbewahrt hat.

Dies iſt der hiſtoriſche Kern eines Ereigniſſes, aus welchem ſpätere Zeiten ein epiſches Gedicht machten mit Wundern und einer ganz fabelhaften Göttermaſchinerie. Eine kleine Anekdote wurde welthiſtoriſch. Die franzöſiſche Revolution hinterließ eine Menge von politiſchen Wahrheiten, welche im Anſehen geblieben ſind, ſelbſt wenn jene weniger glücklich von Statten gegangen wäre. So kam es auch, daß die verunglückte Revolution des Schwärmers Jeſu etwas zurückließ, was zuletzt eine Religion wurde.

Sollte hier zum ersten Male ein kleines, zufälliges Faktum den Anstoß zu einer großen Bewegung gegeben haben? Nein, die Folgen jener Historie mögen so umfassend gewesen sein, wie sie es waren, so kann davon nichts auf die Naivetät der Historie selbst zurückfallen. Jesus war in Rücksicht auf den jüdischen Messiasglauben nicht der rechte Messias, sondern ein falscher, so gut wie Theudas, Judas Galiläus und Bar Kochba. In Rücksicht auf die Weltgeschichte war er desgleichen nicht mehr; nur daß seine Anhänger zufällig von der Zeit, von dem unsinnigen Heidenritus, von der Sucht des Geheimnisses profitirten. Das Ereigniß, das allen den folgenden Begebenheiten und Revolutionen zum Grunde lag, steht an und für sich betrachtet auf keiner höhern Stufe, als die Lebensumstände des Pythagoras, Zoroaster oder Sokrates.

Jesus war Jude. Er dachte nicht daran,

eine neue Religion zu ſtiften. Es war bei ihm weder von einer Aufhebung nach von einer Erläuterung des Judenthums die Rede. Er ſagte ſelbſt, daß er nicht gekommen ſei, das Geſetz aufzulöſen, ſondern zu erfüllen; ein Ausdruck, der freilich im griechiſchen Texte mehr ſagt, als das bloße: Befolgen, aber nicht über den Begriff eines vollkommnen, in allen ſeinen Bezügen verſtandenen Judenthums hinausgeht. Da war auch nicht eine einzige neue Lehre, welche Jeſus brachte. Enthüllte er tiefer die Geheimniſſe Gottes? Nein, er kennt nur jenen pädagogiſchen Gott des Judenthums. Waren ſeine Andeutungen über die Unſterblichkeit neu? Sie waren es, der dunkeln und zweifelhaften Lehre des Alten Teſtaments gegenüber: aber ſeit dreihundert Jahren glaubten die Juden an die Fortdauer nach dem Tode aus eignem Antriebe: die Phariſäer hatten daraus das Feldgeſchrei ihrer Partheimeinung gemacht. Was blieb demnach

im Munde Jesu übrig? Eine Moral, welche allerdings veredelnde Kraft hat, aber nie mehr giebt und geben will, als das lautre Judenthum. Die Moral Jesu hält sich immer dicht bei den Gebräuchen des Ceremonialgesetzes, und ist nur darin charakteristisch, daß sie für den äußern Ritus innerlich entsprechende Gesinnungen forderte. Jesus lehrte: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! So lehrte schon Moses; aber der Stifter einer neuen Religion mußte sagen: Liebe deinen Nächsten mehr, als dich selbst! Daraus schließt man, daß Jesus eine Person war, die einzig und allein der Geschichte, keineswegs aber der Religion oder Philosophie angehörte.

Thörichter Glaube, das Neue Testament für die Grundlage einer Religion anzusehen, für ein Buch, das geschrieben worden wäre, um symbolischen Werth zu haben! Der Kanon ist nichts als die erste Erscheinung des Christen-

thums. Das Christenthum selbst liegt darüber hinaus: das heißt, vage Begriffe über ein gescheitertes historisches Ereigniß wurden von Männern herumgetragen, die dabei betheiligt gewesen waren. Die Apostel hatten die Fähigkeit nicht gehabt, eine Begebenheit zu verstehen, welche mit sich selbst in Widersprüchen lag; sie konnten sich nur der Wirksamkeit nicht entschlagen, welche eine so bedeutende Persönlichkeit, wie die ihres Lehrers, auf sie ausübte: sie glaubten seinen dreisten Behauptungen, daß er der Messias wäre und fanden bei der Verbreitung dieser Ansicht darin eine Unterstützung, daß Jesus seine baldige Wiederkunft versprochen hatte. So entspann sich ein romantisches Truggewebe von Wundern, subjektiven, die Jesus verrichtet habe, objektiven, die an ihm selbst geschehen wären. Die Apostel übersahen, wie sehr die Mehrzahl dieser Wunder, welche eher auf einen Eskamoteur, als auf einen Pro-

yberen ſchließen laſſen, (ich erinnere nur an die Fabel von dem Stater im Leibe eines Fiſches) das göttliche Gepräge ihrer Erzählungen verwiſchte. Ja, ſie wußten nicht einmal, wieviel ſie moraliſch wagten, alle ihre Behauptungen wechſelſeitig ohne Prüfung anzunehmen. Denn das Alterthum war überall auf das Außerordentliche hingerichtet und konnte ſich keine große Begebenheit ohne Abweichungen von dem natürlichen Laufe der Dinge erklären. Auffallend bleibt es indeſſen, daß die Apoſtel ſelbſt im Neuen Teſtamente ſo wenig ſcharf und präcis als Verbreiter der Lehre Jeſu auftraten, daß erſt Andere meiſt ein Amt übernahmen, was ihnen vor Allen zukam. Hätten ſie wirklich den Leichnam Jeſu geſtohlen? Dann klänge dies Stillſchweigen faſt wie böſes Gewiſſen. Hierüber mag ich nichts entſcheiden: nur dies ſcheint feſt, daß die Apoſtel Menſchen von bornirtem Verſtande waren, daß ſie überhaupt viel Aehn-

lichkeit mit unſern Theologen hatten, und daß es zuletzt nicht ohne typiſche Vorbedeutung war, wenn neben der Krippe Jeſu gleich ein Ochs und ein Eſel ſtanden.

Diejenigen unter den Anhängern Jeſu, welche, ich ſage nicht, logiſche Schlüſſe machen, doch wenigſtens begreifen konnten, wie z. B. der von den Theologen gern zu einem tiefſinnigen Philoſophen geſtempelte Paulus, befolgten in der Stiftung einer neuen Sekte den dreiſten Gang, daß ſie in Jeſu nur die Neuerung anerkannten. Sie riſſen ſeine Erſcheinung als etwas Iſolirtes vom Geſetze los. Sie machten aus polizeilichen Differenzen ihres Lehrers mit der Synagoge abſichtliche, dogmatiſche, religionsſtiftende. Eine übermüthige Exegeſe, welche die Stellen des Alten Teſtamentes in einem ſträflich verkehrten Sinne auf Jeſus bezog, mußte ihre Abſichten unterſtützen. Jeſus wurde ein Wunderthäter und er machte als

ſolcher unter den Heiden ein Glück, das Apollonius von Tyana auch gehabt hätte, ware ihm der Jude Jeſus nicht in der Zeit zuvorgekommen. Die geringe Philoſophie, die hinzu kam, alle dieſe Märchen zu erklären und in einen dogmatiſchen Zuſammenhalt zu bringen, waren die Unterſcheidungen zwiſchen phyſiſcher und pſychiſcher Natur, zwiſchen Fleiſch und Geiſt, zwiſchen dem Geſetz und der Freiheit. Wahrlich, eine Religion mußte dieſe Einfachheit haben, um ſo um ſich zu greifen, wie es das Chriſtenthum that!

Das Chriſtenthum iſt eine Religion der Perſönlichkeit. Moſes war doch nur der Sendling Gottes, Muhamed Allahs Prophet, ſie ließen ſich keine göttliche Ehre erweiſen! Sehet hier eine Religion, deren unwillkürlicher Stifter von einigen verworrenen Köpfen mit Gott ſelbſt verwechſelt wurde, eine Religion, die nichts für ihren Gegenſtand, und Alles für

ihren ersten Priester thut! Jede allgemeine, jede Weltreligion muß unabhängig von irgend einem Namen sein, und im Christenthum ist man heute noch nicht einig, welche Ehre Gott, welche Jesu gebührt. Welch ein Glaube! Wir sind nicht ohne Poesie, wir schwärmen gern, weil wir in jedem Hauche der Natur einen Kuß der Gottheit wähnen, und würden recht unglücklich sein, wenn wir nicht zuweilen auf unsern herben Lebenswein ein Rosenblatt der Illusion legen dürften, ein Rosenblatt, das uns in den Mund kömmt und zu trinken hindert, und das wir doch nicht missen möchten. Aber hier überschreitet eine Zumuthung die Linie des Erträglichen. Das Christenthum wurzele nicht in Jesu Lehre, sondern in seinem Leben: nicht die Liebe sei es, sagen sie, die er im Abendmahle eingesetzt habe, sondern sein Fleisch und Blut, seine eigne Persönlichkeit, die nun immerdar solle gegessen und getrunken werden.

Auf die individuellen Begegniſſe eines unglücklichen Menſchen wird eine Religion gebaut, eine Dogmatik, die ſich nicht um die Worte ſeines Mundes kümmert, ſondern ſeine Fußtapfen als Paragraphenzeichen nimmt, ſeine Nägelmaale als Kapiteleinſchnitte: kurz das Chriſtenthum iſt eine Religion, die auf eines Menſchen körperlichen Verrichtungen und Leiden gegründet iſt, eine Religion, die das objektive Evangelium eines Menſchen predigt. Armer Rabbi von Nazareth! Statt, daß ſie weinen ſollten über dein wehmüthiges Schickſal, freuen ſie ſich deines Todes und haben ihn lachendes Muthes im Munde! Die Kreuzigung Jeſu wird gar nicht mehr hiſtoriſch nachempfunden; ſondern da Alles in des unglücklichen Mannes Leben typiſch und als Nothwendigkeit gedeutet wird, ſo geht die Theilnahme und das Mitleiden gleichgültig an dem Schmerze vorüber und ſieht am Charfreitage immer nur Oſtern, bei einem Sterben-

den eine grauſame Hand, die ihm das Kiſſen unter'm Kopfe wegzieht, damit er ſchneller ſterbe, damit er ſchneller auferſtünde! Das Crucifix iſt eine Zierrath geworden, die man im Ohre hängen hat.

Die große imponirende Gewalt des Chriſtenthums liegt in ſeiner welthiſtoriſchen Ausdehnung. Nicht, daß ich dieſer Lehre die Umgeſtaltung Europa's zuſchriebe, nicht, daß ich ſo ungerecht gegen Gott wäre und behauptete, er habe ohne die verworrenen Ideen einiger paläſtinenſiſcher Fiſcher und Teppichfabrikanten die Welt nicht auf dieſen Gipfel der Cultur bringen können: nein, ſchon dadurch wird die chriſtliche Idee geſchwächt, daß ſich die germaniſchen Völker für ſie intereſſirten und ihre eigne welthiſtoriſche Prädeſtination in jene Lehre legten und das Chriſtuskind als Chriſtoffel durch das Weltmeer trugen. Das Einzige, was mich an das Chriſtenthum kettet, iſt ein magiſcher mit Blut

beſchriebener Kreis; jene ſchreckhaften Verfolgungen, denen der neue Glaube ausgeſetzt war, jene Hekatomben, die das Chriſtenthum dem Heidenthum opfern mußte, die Männer, Weiber, Kinder, die zu Tauſenden hingemordet wurden — ah, das preßt an die Kammern des Gehirns: die Fibern des Nachdenkens ziehen ſich zitternd in ihren Verſteck: das brennt und ſchmerzt, wenn man Sinn für Hiſtorie, Sinn für die Leiden der Menſchheit hat. Nur jener Blutſtröme wegen bin ich gewiſſermaßen Chriſt, weil meine Religion die des Schmerzes und mein Cultus der Muth iſt. Ich würde nicht rathen, eher ein neues Bekenntniß abzulegen, ehe man nicht im Begriffe und in der Lage iſt, dafür daſſelbe auszuſtehen, was das alte Bekenntniß gekoſtet hat.

Bis hieher konnte noch von einem Chriſtenthum die Rede ſein. Als der Begriff Kirche erfunden war, als Concilien und Würdenträger

eingeſetzt wurden, da hatte ſich die Lehre Jeſu in eine neue Art von Heidenthum verwandelt, in Mythologie auf der einen, Ariſtotelismus auf der andern Seite. Zwiſchen beiden wucherte die Myſtik, keine urſprünglich chriſtliche Pflanze, ſondern arabiſch-jüdiſch-cabbaliſtiſches Gewächs, das in der Philoſophie als Platonismus wieder zum Vorſchein kam. Das Chriſtenthum, inſofern es von Prieſtern und Mönchen repräſentirt wurde, war auch nicht einmal eine Religion mehr, ſondern nur noch Vorwand einer politiſchen Tendenz des Zeitalters. Die Hierarchie umgürtete ſich mit dem Schwerte und fluchte wie ein Landsknecht. Das Chriſtenthum war nun doch ein Reich von dieſer Welt geworden. Der todte Rabbi Jeſus drehte ſich im Grab um: er hatte ſich gerächt. Wann gab es eine Religion, die in tauſend Jahren mit ſo diſparaten Anomalien ſich äußern konnte? Der Islam iſt zwölfhundert Jahre alt und noch

weht die grünſeidne Fahne des Propheten, wie damals, alß er aus der Wüſte zog. Man hatte Jeſus zum Stifter einer Religion machen wollen. Jeſus hatte ſich gerächt. Die falſche Auslegung ſeiner Miſſion war geſcheitert.

Luther verſuchte noch einmal das lecke Schiff einer imaginären Möglichkeit zuſammen zu fugen. Ein Bergmannsſohn aus Thüringen ſtieg in das Bergwerk des Chriſtenthums hinab, durchhämmerte die oberen Flötzſchichten der Tradition und holte aus den tieferen Erzgängen hervor, was er für reines, ſilbernes und goldenes Chriſtenthum hielt. Es war eine kühne Neuerung, die ſich aus dem Wittenberger Flachlande, aus der Gegend von Kropyſtädt und Treuenbrietzen, die ganz ſo ausſieht, wie der geſunde Menſchenverſtand, entwickelte. Tauſende ſagten ſich von dem römiſchen Heidenthume los, das mit der Seelen Seligkeit einen Aktienhandel durch ganz Europa etablirt hatte. Die Wittenberger

Reformation war ein großer Fortschritt der Menschheit, wenn es groß ist, wie Herr Tholuck gethan haben soll, in Rom von den antiken Götterstatüen zu sagen: Es sind schöne Götzen! Darum handelte es sich: die Menschheit von einem religiösen Mechanismus zu befreien, zu gleicher Zeit aber aber auch auf dreihundert Jahre die Kunst, die Literatur die Schönheit aller vergangenen Zeiten und die Schönheit der Ewigkeit zu derogiren. Das ist kein Unglück, wenn es von einem großen Glücke ersetzt worden wäre. Für das Christenthum geschah in der Reformation alles, für die Wahrheit und den gesunden Menschenverstand und die Naturreligion aber nichts.

An zwei Begriffen siechte gleich anfangs die Reformation: an einem, den sie nicht abschaffte, an der Kirche; und an einem, den sie neu erfand, am Evangelium.

Biblisches Christenthum! Was heißt das?

Ein Chriſtenthum erfinden, das ſich gründete auf falſcher Exegeſe, ſchlechten kritiſchen Hülfsmitteln, auf Interpolationen und frommen Betrügereien, auf einer ungeſtörten und ſorgloſen Verbindung des alten und neuen Teſtamentes, endlich aber auf jener heilloſen Verwechſelung zwiſchen dem Kanon. als einer Richtſchnur des Chriſtenthums, ſtatt daß der Kanon, wie wir zeigten, nur erſte Erſcheinung, die ganz prekäre und ſubjectiv überall beanſtandete Erſcheinung des Chriſtenthums war. Der Proteſtantismus bekam ſeine ſymboliſchen Bücher, welche die Lehrer beſchwören mußten, ſeine Katechismen, den großen und den kleinen, nach welchen die Unmündigen an einen Glauben geſchmiedet wurden, dem ſie ſchon als Säuglinge durch die Taufe willenlos ſich hingeben mußten. Was muß ich glauben? Ich muß glauben, daß Gott, die Welt erſchaffen hat — als wenn ein Gott, der ſich in ſo endlichen Werken, wie die Erde

iſt, ausſpricht, ein Gott, der zugiebt, daß etwas außer ihm iſt, ohne er ſelbſt zu ſein, als wenn ein Gott, der Raum und Zeit erſchaffen hat, um aus Laune irgend einen kleinlichen Weltzweck zu erfüllen, um durch die Dauer zu thun, was ihm ja im Nu gelingen könnte, um unglückliche, von Zweifeln zerfleiſchte, halb thieriſche, halb menſchliche Menſchen auf einem gewiſſen Erdballe, in einem gewiſſen Deutſchland, hier in dieſer ganzen Miſere herumkriechen zu laſſen, als wenn ein ſolcher Gott jemals meinem philoſophiſchen Bewußtſein entſprechen könnte! Aber was Philoſophie? Wir reden nicht von Philoſophie: ich vergaß, daß wir über einige Ammenmärchen und poetiſche Grillen ſprechen. Ich muß glauben, daß Chriſtus ſei ein eingeborner Sohn Gottes, von einer Jungfrau geboren, niedergefahren zur Hölle und wieder auferſtanden — Nein, auch dies iſt nicht der Kern des Chriſtenthums. Was ſoll

ich glauben? daß Chriſtus iſt unſer Mittler, daß er im Abendmahl perſönlich aſſiſtirt als Fleiſch und Blut im Brod und Weine, daß er uns rechtfertigt durch die Gnade, daß die Erbſünde, an die ich als Pſycholog und Menſchenkenner faktiſch glaube, theologiſch zu erklären ſei, zum großen Theile aber eine Dogmatik, welche auf jedes einzelne Glied im Körper des Rabbi Jeſus gegründet iſt. Der Katholicismus war ſinnlicher Götzendienſt mit polytheiſtiſcher Färbung. Der Proteſtantismus wurde myſtiſcher Götzendienſt mit einer Beſchränkung auf einen Gott, der aber drei Hypoſtaſen hatte. Wittenberg und der Sand waren Schuld, daß dieſe Lehre immer flacher, äußerlicher und zänkiſcher ſich ausbildete. Aus dem Evangelium, der Bibelmanie und den ſymboliſchen Büchern ſetzte ſich zuletzt das knöcherne Skelett der Orthodoxie zuſammen, eine Geſtalt, die ſtatt des Herzens einen ledernen Beutel, ſtatt des Gehirns

eine Anhäufung ſchwammartiger Stoffe zu tragen hat.

Das zweite Unglück des Proteſtantismus war die Beibehaltung des Begriffes der Kirche und die unterlaſſene Ausgleichung deſſelben mit dem Begriffe: Gemeine. Hier trat früh ein Schwanken ein, das auf der einen Seite das Extrem der engliſchen Hochkirche und auf der andern das quäkeriſche Extrem der allgemeinen Prieſterſchaft erzeugte. Das Lutherthum an und für ſich ſelbſt nahm früh eine ſervile Richtung. Es ſtritt für das göttliche Recht der Fürſten eben ſo ſehr, wie es ſeine eignen Satzungen in ein legitimes, unantaſtbares Gewand zu kleiden ſuchte. Thomas Müntzer ſchalt mit Recht auf Luther, den Papſt von Wittenberg. Das Territorialſyſtem war die Folge der Schmeichelei. Die Kirche blieb etwas Ganzes, der Glaube wurde nicht an die ſtille Kammer des Herzens, als ſeinen Tempel verwieſen, ſondern

die Kirche repräſentirte, wie ehemals. Die Geiſtlichen regieren unter einander. Sie ſcheinen eine Monarchie für ſich zu bilden und ducken ſich außerdem unter der politiſchen Souveränität, ſo daß es noch heutiges Tages nicht entſchieden iſt, wie weit ſich die kirchliche Autorität, als Landeshoheit erſtreckt, wie weit man wagen darf, Agenden zu verfaſſen und ſie mit militäriſcher Gewalt, wie in den Schleſiſchen Dragonaden geſchehen iſt, in Wirkſamkeit zu ſetzen. Hier iſt Alles vag, hoffärtig, augendieneriſch, despotiſch, und erfüllt das Herz des Biedermannes mit den ſchmerzlichſten Gefühlen.

Die deiſtiſche Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts konnte deßhalb dem Chriſtenthum keinen merklichen Abbruch thun, weil ſie bald zu frivol, bald zu witzig war. Der unſittliche Reformator macht nirgends Glück. Der Witz iſt einer ſo großartigen Inſtitution, wie das Chriſtenthum, gänzlich unangemeſſen.

Die naive Einfachheit kindlicher und glaubensfreudiger Seelen parirt alle Nadelſtiche Voltaire's, eines Mannes, den man für einen Schneider halten möchte, ſo furchtſam und eitel war er. Das Chriſtenthum fordert andere Waffen heraus, überhaupt keine Waffen, die nur für den Krieg taugen, ſondern ſolche, welche ſich an einen Stiel ſtecken laſſen, poſitiv und ſchaffend werden, und die Erde zur neuen Saat auflockern. Das achtzehnte Jahrhundert, der mephiſtopheliſche Geiſt der abſtrakten Verneinung hauchte mit dem erſten Seufzer aus, der auf der Revolutionsguillotine ausgeſtoßen wurde. Die Negation der Revolution war ſchon eine ſchöpferiſche.

Die Flügel meiner Seele ſchlagen freudiger, weil ich die Morgenrothe (ach! die blutige Morgenrothe) der neuen Schöpfung ſich am Himmel malen ſehe. Aber noch halte mich zurück, du ſtürmiſcher Genius des Jahrhunderts; noch

einmal wurde in Deutſchland der Verſuch gemacht, zu einem troſtreichen Reſultate über die wunderbaren Begebenheiten in Paläſtina zu gelangen. Die Welt ſeufzt in ihrer Axe ob der ſtürmiſchen Bewegung. Wie glücklich wären wir Alle, wenn wir in den Träumen unſrer Jugend uns ewig wiegen dürften, und uns keine Unruhe der Seele von den Spielen der Unſchuld verſcheuchte!

Die Kantiſche Philoſophie ſchien unſern Vätern nach langem Schlafe ein wunderbares Erwachen. Noch nie iſt eine Entdeckung mit ſo reinem Enthuſiasmus empfunden worden. Die Kantiſche Philoſophie war Kriticismus: ſie war ohne Geheimniſſe; aber ſie ſchien den Schlüſſel der Geheimniſſe zu beſitzen. Früher wurde ſie auf die Offenbarung und das Chriſtenthum angewandt: aber die Conſequenzen, welche ſich hier durch ſie ergaben, waren von der entgegengeſetzteſten Art. Der Rationalis-

mus hielt ſich an die Unmöglichkeit, das Ding an ſich zu erkennen; der Supernaturalismus an die Vermuthungen, welche hinter dem Dinge an ſich liegen konnten. Das Ding an ſich war eben ſo ſehr negativ, wie myſtiſch poſitiv: das weite Chaos der Zweifel lag in ihm eben ſo gut, wie das Chaos der Gefühle. Dieſe beiden Prinzipien über Chriſtenthum machten fünfzehn Jahre in Deutſchland die Tagesordnung aus. Es war ein Streit um den Anfang eines Cirkels. Der Rationalismus, der von Gott behauptete, daß man vieles von ſeinem Weſen wiſſe, manches aber noch unerörtert zu laſſen habe, begann mit dem Beſtimmten und hörte mit dem Unbeſtimmten auf. Der Supernaturalismus, der aus ſeinen Ahnungen ein Syſtem, aus ſeinen Ungewißheiten eine Dogmatik ſchuf, fing mit dem Unbeſtimmten an und hörte mit dem Gegentheile auf. So war der Streit ohne des Endes Möglichkeit. Niemand trat

aus dem Cirkel heraus. Sie walzten ihre Debatten herum und erſchöpften ſich in Conzeſſionen praktiſcher und theoretiſcher Art. Miſchgattungen drängten ſich zwiſchen die Extreme: Damenprediger, welche das Chriſtenthum mit Gemälden verglichen, wo die Conturen dem Rationalismus, die Farben dem Supernaturalismus angehören müßten: Profeſſoren der Theologie, die das Urchriſtenthum wollten; Generalſuperintendenten, welche die Perfektibilität des Chriſtenthums lehrten. Andre, wie Schleiermacher adoptirten die Dogmatik, wenn ihre Lehrſätze ſich gemüthlich als Seelenzuſtände bethätigten. Mit einem Worte, ſie mochten ſo freidenkeriſch verfahren, wie immer; ſo riß doch Niemand den Vorhang der Lüge weg. Auf der Kanzel gaben ſie niemals jenen Glauben preis, den ſie auf dem Katheder anatomiſch zergliederten. Ueberall trifft man auf Diakone und Conſiſtorialräthe dieſer Art, welche ſich

wie jesuitische Aale theoretisch winden und hin- und herſträuben, praktisch aber sich immer wieder in ihren homiletischen Schleim verſtecken.

Schelling und Hegel, jener von katholischer, dieſer von proteſtantiſcher Seite, ſtellten den letzten Verſuch an, die Philoſophie mit der Offenbarung in Einklang zu bringen. Schelling übertrug allerhand Analogien des Naturprozeſſes auf die Geheimnißlehren des Chriſtenthums: er wußte Opfer Menſchwerdung u. ſ. f. durch witzige Bilder von Seiten der Phantaſie annehmlich zu machen. Hegel ſtützte ſich auf den Geſchichtsprozeß, auf die innerlichen Ruhemomente ſeiner metaphyſiſchen Logik, deren ganzes Schema allein ſchon den Begriff der Trinität ausdrückte. Hegel's Philoſophie ſcheint mir auch wahrlich die einzige, die im Stande iſt, das Chriſtenthum zu beurtheilen. Ihr Standpunkt iſt der hiſtoriſche. Sie bringt einen Schematismus in die Begebenheiten, wel-

cher den innern und äußern Sinnen wohlthut. Wodurch iſt auch das Chriſtenthum eine ſo impoſante Erſcheinung? Durch ſeine hiſtoriſche Stellung. Hegel hat die Verſchiedenheit der Zeiten immer vortrefflich charakteriſirt und das Eigenthümliche des Chriſtenthums darin gefunden, daß ſich logiſche und hiſtoriſche Begriffe daran akkommodiren laſſen. Aber mehr gelang ihm nicht. Seine Philoſophie des Chriſtenthums konnte nur da erſt anfangen als die Entwicklung der chriſtlichen Lehre zu Ende war. Hegel's Maaßſtab iſt überall die Vergangenheit. Seine Erklärungen ſind typiſcher Art, ſeine Philoſophie iſt eine Auslegung. Schelling und Hegel ſtehen an der Spitze jenes chriſtlichen Dilettantismus, der aus künſtleriſchen Intereſſen ſich mit verſtopftem Ohre in eine grundloſe Fluth verſenkt. Das Chriſtenthum ſelbſt muß dabei ſeinen Credit verlieren, wenn nur noch Dichter, Grübler, Künſtler, verzweifelte und

polizeilich beaufsichtigte Menschen sich für die Erklärung seiner Satzungen interessiren. Der gesunde Theil der Menschheit wird in eine andere Strömung des stürmenden Weltgeistes gerissen werden.

Unser Zeitalter ist politisch, aber nicht gottlos. Wie gern verbände es die Freiheit der Völker mit dem Glauben an die Ewigkeit! Aber unchristlich ist unse. Zeitalter, denn das Christenthum scheint sich überall der politischen Emancipation in den Weg zu stellen. Daher jene merkwurdigen Erscheinungen, welche die neuere Zeit auf dem Gebiete, man weiß nicht, soll man sagen, der Politik oder der Religion hervorgebracht hat. Ueberall Sektengeist, Religionsstifter, Religionen auf Aktien, Religionen auf Subscription, jede Religion, nur kein Christenthum. Man spricht von Priestern, von einer Theokratie, von Gottesdienst, nur nichts Christliches. Es ist erstaunenswerth, daß diese Dinge

in Frankreich auftauchen, in einem Lande, das für Europa die Miſſion der Freiheit hat, in einem Lande, das in der neuern Geſchichte für alle Fragen der Cultur die Initiative übernommen zu haben ſcheint. Wir reden hier vom St. Simonismus und den Worten eines Gläubigen.

In dieſe beiden Bekenntniſſe iſt zuerſt die Anerkennung der politiſchen Tendenz des Jahrhunderts niedergelegt. Man hat hier die Unverſchämtheit vermieden, welche die hungernden Arbeiter auf das himmliſche Brod des ewigen Lebens anweiſt. Die Religion der Entſagung mag für Jahre paſſen, wo die Ernte nicht gerathen iſt; aber wo Fülle und Verſchwendung rings ihre Feſte feiern, da murrt die Menſchheit über eine Religion, welche immerfort an das Sichſchicken, an die Demuth, an den Rathſchluß Gottes appellirt. Von dieſer Seite des Chriſtenthums überhaupt, die ſich dem Zeitgeiſte

entgegenſtellt, kann nicht mehr die Rede ſein. Der Unterſchied zwiſchen den beiden Bekenntniſſen iſt der, daß der St. Simonismus das Chriſtenthum antiquirt und durch einige materielle Philoſopheme, nebſt kirchlichen freilich dem alten Glauben entnommenen Inſtitutionen zu erſetzen ſucht, die Worte eines Gläubigen dagegen auf den demokratiſchen Urſprung des Chriſtenthums zurückgehen und unverholen eine republikaniſche Tendenz deſſelben ausſprechen. Der St. Simonismus will den Staat von der Kirche, die Worte eines Gläubigen wollen die Kirche vom Staate befreien. Jener weiſt auf die Zukunft, dieſe auf die Vergangenheit. Beide aber kränkeln an ähnlichen Gebrechen: der St. Simonismus an der Philoſophaſterei: La Mennais am Katholicismus. Wie ſoll man in der Kürze über beide Tendenzen urtheilen? Beide ſind keine Revolutionen, aber ſie ſind Symptome. Der St. Simonismus verräth ein

Bedürfniß der Menſchheit: die Worte eines Gläubigen ſuchen es zu befriedigen, aber ſie befriedigen es nur zur Hälfte.

Ich habe die Thatſachen der Vergangenheit verfolgt und breche da ab, wo Alles, was nun kommen muß, nicht ſo von mir vorgezeichnet werden kann, ſondern in die Hand der Zeitgenoſſen gegeben iſt. Laſſet mich an einem Orte inne halten, den wir ſelber auszufüllen haben, bei jenen weißen Blättern der Geſchichte, die hinfort von uns beſchrieben werden ſollen!

Ich höre draußen ein ſimultanes Glockengeläut: katholiſche und proteſtantiſche Töne. Es iſt Pfingſten, ein Feſt, wo man zwar nicht mehr plötzlich wie einſt in Jeruſalem, gut Engliſch, Spaniſch und Sanscrit lernt, was mir ſehr lieb wäre: wo aber der heilige Geiſt auf alle Welt ausgegoſſen wurde. Wir leben in der Zeit des heiligen Geiſtes, von dem Chriſtus ſelber ſagt, daß er uns in alle Wahr-

heit führen und freimachen würde. So ſcheint es ſogar jener Mann gewußt zu haben, daß die Geſchichte immerdar ihre eigne Autorität bleibt, daß der Weltgeiſt raſtlos wirkt und in uns ſchafft und die Wahrheit zuletzt nur der Gottesdienſt im Tempel der Freiheit iſt. Wir werden keinen neuen Himmel und keine neue Erde haben; aber die Brücke zwiſchen beiden ſcheint es, muß von Neuem gebaut werden.

Es ſchlug Mitternacht, als Wally das ſauber geſchriebene Heft durchleſen hatte. Die Wachskerze war tief heruntergebrannt, ihre Augen glühten, ſie hatte Thränen nöthig, um den heißen Brand zu löſchen. Aber die Thränen kamen nicht. Sie ſaß da, verſteinert, wie Niobe, der man das Liebſte und Theuerſte wegſchießt. Rings war alles grauenhaft ſtill, nur der Uhrpendel ſchwang ſich unterm Glaſe hin und her und zählte die Minuten, die den Geiſtern auf Erden zu wandeln vergönnt waren. Wally lebte nur in den Worten, die ſie geleſen hatte, und flüſterte ſich zu: Ich ſterb'

auch mit ihnen. Dann ergriff ſie mechaniſch den kleinen Kerzenreſt, der noch brannte, und ſchritt in ihr Schlafgemach, einen finſtern, dämoniſchen Schatten werfend.

Noch ſechs Monate hielt Wally ein Leben aus, deſſen Stütze weggenommen war. Sie, die Zweiflerin, die Ungewiſſe, die Feindin Gottes, war ſie nicht frömmer, als die, welche ſich mit einem nicht verſtandenen Glauben beruhigen? Sie hatte die tiefe Ueberzeugung in ſich, daß ohne Religion das Leben des Menſchen elend iſt. Sie gieng nun damit um, dem ihrigen ein Ende zu machen.

Je unerſchütterlicher ſich dieſer Gedanke bei ihr feſtgeſetzt hatte, deſto mehr ſuchte ſie ihn äußerlich zu verbergen. Sie zeigte ſogar, je gewiſſer ſie mit ſich ſelbſt wurde, eine heitre Unbefangenheit, die die Rückkehr ihre frühern Laune hoffen ließ.

Sie war viel auf ihrem Zimmer allein, weinte und rang; aber beten konnte ſie nicht. Sie warf ſich wohl oft verzweifelnd auf die Knie, aber wie eine eherne Mauer ſtand es vor ihr, wenn ſie flehend die Hand ausſtreckte.

Sie ſchrieb noch einzelne, ihren Seelenzuſtand verrathende Aphorismen in ihr Tagebuch; die meiſten bewegten ſich um den Gedanken des Todes. An der Urſache deſſelben hatte ſie nichts mehr, was ſie in ſich ändern konnte. Eine Stelle, welche man ſpäter im Buche fand, war ganz mit Thränen durchnäßt. Man konnte das an der geronnenen Dinte und dem zerknitterten Papiere ſehen. Sie hieß:

O Jeſus! Nie warſt du mir theurer, als thranenvergießend im Garten von Gethſemane! Jeſus! Du bateſt Gott, daß er den Kelch dieſes herben Todes möchte an dir vorüber gehen laſſen, du, du, der die Welt verändert hat! Und die Jünger ſchliefen. Sie achteten deiner flehenden Stimme nicht, daß ſie mit dir wachten, daß ſie mit dir weinten auf dem Oelberge. Ach, um mich ſchlafen ſie Alle und Niemand kennt den Schmerz, der mich verzehrt, Niemand wacht mit mir, Niemand betet für mich!'

Es war an einem trüben und regneriſchen Herbſttage. Die Kaſtanien praſſelten von den Bäumen. Der Wind ſchlug die Regenſchauer an die naſſen Fenſter. Alles in der Natur ſchien zu Grabe zu gehen. Wally ſaß einſam in ihrem Zimmer. Eine Uhr lag neben ihr. Neben der Uhr ein rothes Tuch, das einen unſichtbaren Gegenſtand bedeckte.

Eine Stunde verrann nach der andern. Um die ſechſte dunkelte es. Man brachte ihr Licht. Sie winkte ſtumm mit der Hand, als man nach ihren Befehlen fragte.

Sie trat an's Klavier und ſchlug einige Accorde an. Es ſchlug ſieben Uhr.

Dann ſetzte ſie ſich und ſchrieb einige Zeilen:

Ich muß ſterben, denn haſſenswerth ſchien' ich mir, wenn ich mich durch die Welt ſchliche und mir ſelbſt verbergen wollte, was ich leide. Wir erkennen Gott nicht. Nun und nimmer mehr. Das tragiſche und der Menſchheit würdige Schickſal unſers Planeten wäre, daß er ſich ſelbſt anzündete, und alle, die Leben athmen, ſich auf den Scheiterhaufen der brennenden Erde würfen. Alle müßten ſie ſich opfern — aus Haß gegen den Himmel; opfern, wie man Rechnungen verdirbt, die ohne den Wirth gemacht werden. Alle! Alle! Dann wäre das Problem gelöſt und Gott müßte eilen, ſich neue Menſchen, neue Sklaven zu ſchaffen. Barbariſcher Mord der Völker unter einander glaubt ihr, werde das Ende der Dinge ſein? Die wiedererwachende Rohheit der Natur? Hyänen, die ſich unter einander zerfleiſchen, ſind euch der Zweck der Geſchichte? Gräßlicher Gedanke! Prophezeihung, würdig eines Henkers! Sie

werden ſterben, aber ſie werden Alle den Dolch in ihre eigene Bruſt ſenken, und eine große Kette der Freundſchaft ſchließen, die Menſchen! Sie werden ſich faſſen Alle an ihrer Hand, und mit der Rechten den Stoß vollbringen und noch im Tode ſich mit ihren Küſſen bedecken. Sie werden ſterben, weil ſie reif ſind, weil ſie das Höchſte erreichten in Wiſſenſchaft und Kunſt, weil ſie Alle ineinandergerechnet der Gottheit gleichkommen. Aber die Gottheit ſitzt hinter einem Vorhange und verbirgt nach wie vor ihr ſprödes Antlitz, und zögert zu kommen und ſich zu enthüllen. Was haben wir ihr gethan?

Es ſchlug acht Uhr. Sie war in eine Aufregung gekommen, welche für ihren Entſchluß nicht paßte. Was iſt Sturm, Ungewitter, Herbſt, was ſelbſt der Schmerz der Seele und des Herzens, wenn der Geiſt ſeine Gedanken aufrüttelt und die Denkkraft ihre Fühlfäden ausſchießt? Das Denken erhält den Muth, den man am Wiſſen verliert. Wally war ſo nahe daran, ihre Verirrung zu fühlen. Aber ſie war ein weibliches Herz, das nicht ſo leicht vergißt, was es einmal wollte und in ſich ſelbſt kein großes Regiſter von Entſchließungen hat, wo ſie wählen könnte. Sie fiel in den alten Schmerz zurück.

Um neun Uhr griff ſie noch einmal nach der Feder und ſchrieb:

Lebet wohl! Alle! Alle! Armſelig war mein Leben; wie klein, wie nichtig alle die Beziehungen meiner Jugend! Und das war wohl des Todes werth; denn ich bin nichts, nur Staub, nur Vernichtung. Mein Leben iſt unnütz. Grüßet ſie Alle, grüßet den Frühling des kommenden Jahres, wo ich todt ſein werde und keines Vogels Ruf mich wieder wecken wird. Ich danke euch Allen, die mich liebten, und dir, dir, Cäſar; Allen! Allen!

Sie mußte noch viel geweint haben. Auch dieſe Zeilen waren verronnen in naſſe Punkte. Sie mußte dann den Stoß vollbracht haben mit jenem Dolche, der ihrem todten Bruder gehörte.

Man fand ſie auf dem Bette ausgeſtreckt. Das Licht ſtand zu ihren Häupten. Sie hatte mit beiden Händen den in das rothe Tuch gewickelten und darin auch von ihr während des Stoßes gelaſſenen Dolch in ihr Herz gedrückt, und lag da, nicht lächelnd und ruhig, wie wohl in andern Fällen hier getroffen iſt, ſondern mit krampfhafter Verzerrung ihres ſchönen Antlitzes und einem Ausdrucke der Verzweiflung in den ſtarren Augen, der erſchrecken machte.

Sie wurde mit Gepränge beſtattet. Die, welche am Grabe ſtanden, beweinten nicht ſie ſelbſt, ſondern nur ihre Jugend.

# Wahrheit und Wirklichkeit.

Man kann den Zufall verdammen, man kann ſelbſt überzeugt ſein, daß in Allem, was geſchieht, eine konſequente Offenbarung der Gottesidee liegt; und doch würde Niemand zu behaupten wagen, daß Alles, was geſchieht, Alles, was wir als geſchehen beobachten können, etwas Andres ſei, als die zufälligen Aeußerlichkeiten jener offenbarten Gottesidee. Ich glaube, daß Alles gut iſt, was geſchieht; glaube aber nicht, daß eben nur das geſchehen kann, was geſchieht Unendlich iſt das Reich der Möglichkeit, jenes Schattenreich, das hinter den am Lichte der Begebenheiten ſicht-

baren Erſcheinungen liegt. Es giebt eine Welt, die, wenn ſie auch nur in unſern Träumen lebte, ſich eben ſo zuſammenſetzen könnte zur Wirklichkeit, wie die Wirklichkeit ſelbſt, eine Welt, die wir durch Phantaſie und Vertrauen zu combiniren vermögen. Schaale Gemüther wiſſen nur das, was geſchieht; Begabte ahnen, was ſein könnte; Freie bauen ſich ihre eigne Welt.

Zwei Garantien der unſichtbaren Welt ſind die Religion und die Poeſie. Jene ſchließt das Reich der Möglichkeit auf, um zu tröſten; dieſe, weil ſie die Wirklichkeit erklären will. Beide beruhen auf Täuſchungen, nur iſt die Poeſie glücklicher, weil ſie die Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Es iſt leichter, an ein Gedicht, als an den Himmel glauben. Die Ereigniſſe des Gedichtes ſind oft die heimlichen Erklärungsmotive der Wirklichkeit, die

Schöpfungen des Autors haben die Analogie für ſich und die Erde; aber der Himmel ſchwebt in der Luft und iſt, trotz aller Philoſophie, ohne Maaßſtab, wie Gott ſelbſt.

Die Geſchichte der Poeſie zeigt, wie ſich in ihr von jeher Wahrheit und Wirklichkeit geſtritten haben. Jene Gemüther, welche wir die ſchaalen nannten, entſchieden ſich für die Wirklichkeit, die freien für die unſichtbare Wahrheit, die begabten, die empfänglichen, die ſogenannten Leute von Geſchmack, Bildung und Erziehung, für das Mittlere zwiſchen beiden, für die Wahrſcheinlichkeit. Und ſo iſt es noch. Bei jeder neuen Dichtung fragen die Einen: Wo geſchah dies? die Andern: Sollte dies geſchehen können? nur die freien Gemüther entſcheiden, ohne zu fragen, weil ſie es fühlen, daß das, was nicht geſchieht, immer noch wahr iſt, ſelbſt wenn es nicht geſchehen kann.

Alles, was die Wirklichkeit kopirt, iſt für die Maſſe. Dieſe Gattung der Poeſie erhebt ſich von der unterſten Stufe der Genremalerei bis zu den Romanen von Walter Scott und Bulwer, bis zu den Dramen Iffland's und Kotzebue's. Nur hell, blank und geſchliffen muß dieſe Literatur ſein, weil ſie der Wirklichkeit gegenüber ein Spiegel iſt, der ſie treu auffäßt und wiedergiebt. (Für die ſchaalen Gemüther iſt nichts genialer, als ſie ſelbſt zu zeichnen, wie ſie ſind: ihre Tante, ihre Katze, ihren Shwal, ihre kleinen Sympathien, ihre Schwachheiten. Was haben wir von euern Grillen? von euern Erfindungen, die in der Luft ſchweben? Gebt uns uns ſelbſt, dem Egoismus den Egoismus! Es giebt Kritiker und Literatoren, die ſich nur für das Copiren der Wirklichkeit enthuſiasmiren können. Das Wahrſcheinliche iſt bei ihnen ſchon eine Conzeſſion. England hat von jeher dieſe Art der poetiſchen

Darſtellung bevorzugt, Deutſchland iſt ſyſtematiſch genug bearbeitet worden, hierin nachfolgen zu muſſen. Die alte Literatur ſteht bei uns verſteinert da in Tempeln und in Wallhallen, die mittlere war keines Schuſſes Pulver werth, die neue hat nur noch ein ſchwankendes und kaltes, von Politik und ſpekulativer Trägheit ganz darnieder gehaltenes Publikum. Darauf kommt alles zurück: Man will von der Literatur keine Anſtrengung haben; die Literatur ſoll Niemanden mehr eine unruhige Nacht machen, ſie ſchildert, ſie porträtirt, ſie ſtillt die Leſeluſt mit Hiſtorie und Bulwer. Die Poeſie iſt jetzt Selbſtbefruchtung. Die Wirklichkeit nährt ſich von ihrem eignen bürgerlichen, überquellenden Fette.

Menſchen, die ſchon eine Stufe höher ſtehen, ſind mit der Wahrſcheinlichkeit zufrieden. Sie wollen nur einige Vorausſetzungen, die

den Boden der Wirklichkeit berühren; das Uebrige überlaſſen ſie der Combination und Phantaſie. Dies ſind die gemüthlichen Leſer, die ſich durch poetiſche Schöpfungen in einen ſanften Halbſchlummer wiegen laſſen, die die Bücher nach der Elle conſumiren. Es muß ihnen nichts zu nahe und nichts zu ferne liegen. Schwebend zwiſchen Himmel und Erde, ganz willenlos hingegeben den Capricen des Dichters, freuen ſie ſich zuletzt, daß nun Alles, was ſie geleſen haben, doch entweder nicht wahr iſt, oder im entgegengeſetzten Falle immer ſehr wahrſcheinlich bleibe.

Die Wahrheit ſelbſt iſt unſichtbar und liegt niemals in dem, was wirklich iſt. Die poetiſche Wahrheit iſt ſchöpferiſch. Sie baut mit den geheimſten Fäden der menſchlichen Seele, ſie combinirt nicht, wie der Staat, die Familie. die Religion, die Sitten und das Her-

kommen combiniren, ſondern revolutionär. Die poetiſche Wahrheit offenbart ſich nur dem Genius. Dieſer lauſcht niedergeſtreckt auf den Boden der Wirklichkeit, und hört wie in den innerſten Getrieben der Gemüther eine embryoniſche Welt mit keimendem Bewußtſein wächſt. Wer auf ſeine Entwickelung lauſcht, muß ſich oft geſtehen, daß ganze Gedichte in ihm ſich zuſammenreimen aus Motiven, welche die Außenwelt niemals anerkennen würde. Dies ſollte nicht auch Wahrheit ſein? Dies ſollte den Dichter nicht entzücken? Die Alten und die Mittleren ſchufen in dieſer Weiſe nicht: aber die Modernen werden es. Ihre Hiſtorien ſind nicht die Sage oder Geſchichte, ſondern die Ideen, die im Schooße der ſtill wirkenden und ſchaffenden Gottheit ſchlummern. Die Welt, wie ſie iſt, wird ihren Gebilden nicht entſprechen; dieſe werden dem nüchternen Vorwurfe der Unwahrheit und Unwahrſchein-

lichkeit ausgesetzt sein. Aber noch immer gieng das Genie seinem Jahrhunderte voraus.

Zwei Thatsachen möcht' ich aus Obigem folgern: die beide weniger literarisch, als historisch sind.

Wenn man in Anschlag bringt, daß entschieden schon in der französischen Literatur, ohne alle Widerrede auch bei uns allmälig eine Poesie der ideellen Wahrheit und reellen Unwirklichkeit sich zu entfalten beginnt, wenn man diese Frauengebilde betrachtet, welche die Phantasie der jetzigen begabteren Dichter erfindet, diese originellen Situationen und allem Herkommen widersprechenden Sitten; sollte man diese Erscheinung nicht für beziehungsreich halten für unser zukünftiges Leben, für die Existenz in der Wirklichkeit, für die weite Unterlage der Masse und des allgemeinen Glaubens? Es ist wahr, die Dichter fangen an, auf im-

nier luftigeren Bahnen zu wandeln: ſie ſchaffen ſich ihre eignen Welten mit Thronen, die ihre Phantaſie erbaute, mit Richterſtühlen, die ihre eigne Geſetzgebung haben, mit einem Gottesdienſt, deſſen Prieſter nur noch die kleine Gemeinde ſelbſt iſt. Es baut ſich eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns umgebenden Inſtitutionen nichts entſpricht, eine ideelle Oppoſition, ein dichteriſches Gegentheil unſrer Zeit, das einen zweifachen Kampf wird zu beſtehen haben, einmal einen gegen die Wirklichkeit ſelbſt als conſtituirte Macht mit phyſiſcher Autorität, ſodann einen gegen die Poeſie der Wirklichkeit, welche ſo viel Dichter und ſo viel Kritiker für ſich hat.

Dies iſt ein Symptom unſrer Zeit, aus dem wir bis jetzt noch keinen weitern Schluß ziehen wollen, als einen, der vielleicht außerhalb der Literatur liegt, den ich aber nicht

verſchweigen will, weil Jedes, was die Menſchheit ehrt, auf den Lippen des Enthuſiaſten brennt. Man verwirft mit Recht das Experimentiren mit der Menſchheit, aber man geht darin weiter, als man darf, ohne die Menſchheit zu beleidigen. Wir fürchten uns, den Zeitgenoſſen etwas zu entziehen, wovon wir uns einbilden, daß es zu ihrem Leben nothig iſt. Wir glauben an die Inſtitutionen in Sitte, Meinung und politiſcher Einrichtung, wie an die unerlaßlichen Lebensbedingungen der Jahrhunderte. Als wenn die Menſchheit keine innern Quellen hätte! Als wenn ſie untergienge, wenn ihr ſie aus dieſer ganzen Sündfluth ihrer Exiſten; plötzlich nackt und noch triefend auf den Ararat verſetztet! Als wenn die Menſchheit nicht immer die erſte ſein wird, die ſich hilft und diejenige, welche für ſich den beſten Rath weiß! Sie zucken die Achſeln, wie unvorſichtige Aerzte, ſie fürchten für das Leben des Patienten und

quackſalbern an den alten Schäden herum; aber nehmt der Menſchheit ein Bein ab: ſie wird ſich ein neues machen; nehmt ihr, um nur Eines, was unmöglich ſcheint, zu nennen, z. B. das Chriſtenthum: glaubt ihr, daß ſie untergehen wird? Nehmt ihr eure Geſetzbücher, eure Verfaſſungen; — nehmt ihr zuletzt das, worauf gleichſam Alles ankommen ſoll, nehmt ihr euch ſelbſt! — und die Menſchheit wird fortbeſtehen. Sie wird Alles ertragen, und durch Felſen vom ſtärkſten Granit noch immer einen Weg finden, der ſie zu ihrem Ziele führt.

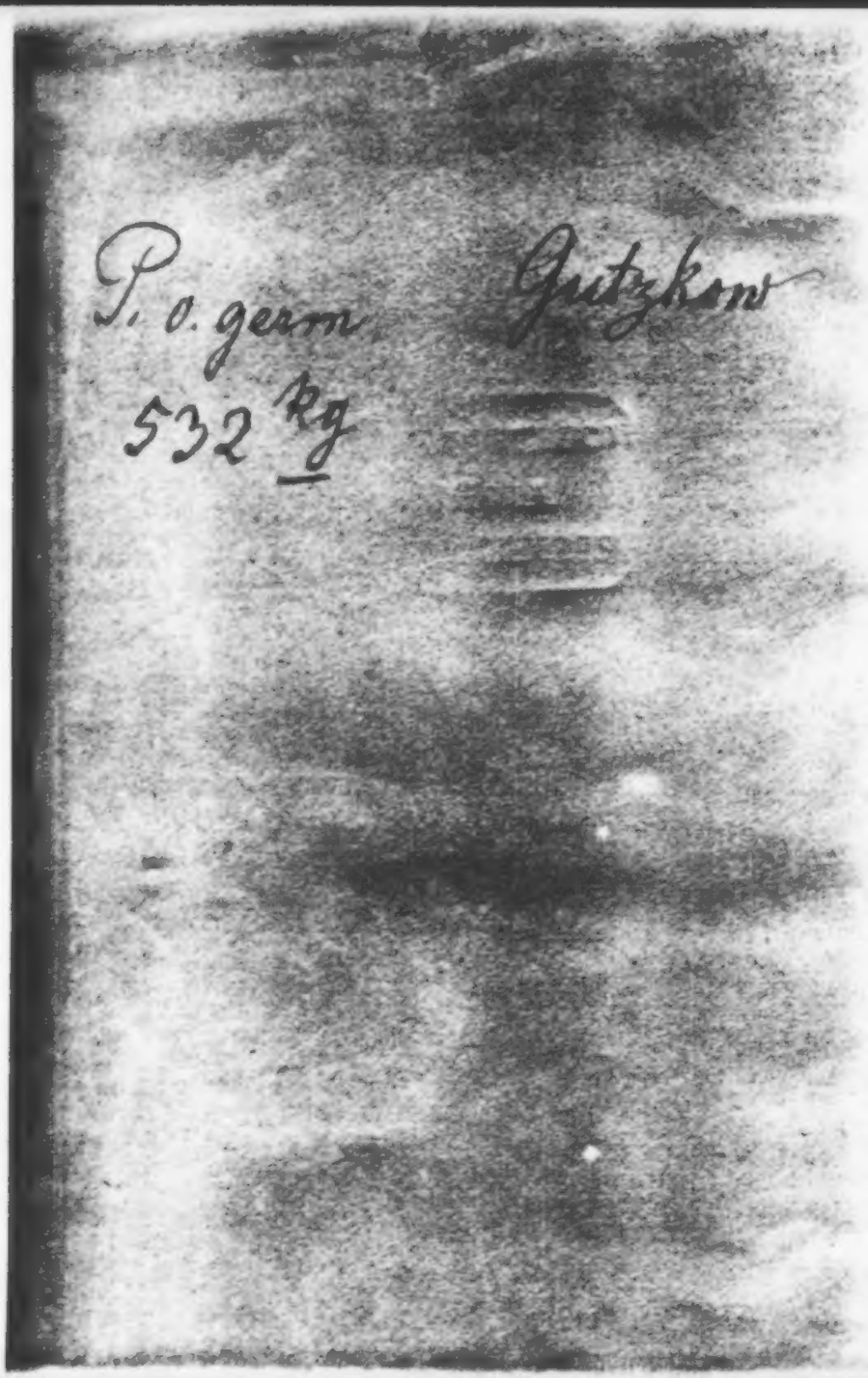
P. o. germ
532 Rg
Gutzkow

# Vertheidigung

gegen

# Menzel

und

## Berichtigung einiger Urtheile im Publikum.

Von

K. Gutzkow.

Mannheim.
G. Löwenthal.
—
1835.

Gedruckt bei Streng und Schneider in Frankfurt a. M.

Die Menzel'schen Angriffe auf meine persönliche Ehre kann ich durch den Gebrauch der Feder nicht widerlegen, und diejenigen Waffen, welche ich ihnen entgegengestellt habe, eignen sich nicht, öffentlich genannt zu werden. Meine Freunde, denen ich so viel schuldig zu seyn glaube, wie mir selbst, mögen überzeugt seyn, daß von mir nichts unterlassen ist, um für alle die in mir beschimpften Männer eine mannhafte Satisfaction zu haben. In diesem Augenblicke hör' ich, daß Menzel sie mir nicht zu geben wagt.

Obgleich der Ausfall Menzels gegen mich nur die Folge gekränkter Eitelkeit ist, und namentlich am Schlusse desselben Niemanden entgehen konnte, wie ihn die Selbstständigkeit und Freiheit meiner Person, die zunehmende, auch ohne ihn bewirkte Bekanntschaft meines Namens, und vor allen Dingen der Gedanke, in mir für seine Kritik einen Rivalen zu haben, gepeinigt hat, so sind doch von ihm nicht weniger objective literarisch-historische Ver-

haltnisse angeregt worden, die endlich einmal öffentlich, und namentlich von Menzels Seite her zur Sprache kommen mußten. Es sind zwei Partheien, die sich aussprechen wollen. Das Signal des Kampfes ist gegeben. Ueber den betrübenden Anfang tröstet uns die Aussicht auf ein freudiges Ende.

Wenn ich selbst das erste Opfer des lang verhaltenen Menzel'schen Grimms bin, so liegt darin eine Nothwendigkeit, der ich mich nicht entziehen konnte. Ich habe seit Jahren Menzeln mit der jüngeren Literatur vermitteln wollen. Ich hatte niemals geglaubt, daß ein so rüstiger Mann stillstehen könne und sich mit nichts beschäftigen, als von der aufgeregten Stuttgarter Bücher-Industrie pekuniaire Vortheile ziehen. Ich ertrug den Spott meiner jüngeren Freunde, daß ich nicht aufhören wollte, an etwas Inneres, Poetisches oder Speculatives in Menzels schriftstellerischer Grimasse zu glauben. Sie wandten mir ihre Einwürfe zu gegen das, was man bei Menzeln ein System nennen kann. Ich litt für ihn, ich habe monatelang mit meinen Feinden gegrollt, weil ich nicht wollte, daß der Bruch einen öffentlichen Eclat gäbe. Liebt ihr nicht alle Deutschland? Liebt ihr nicht alle die Freiheit? Warum der Lärm?

Göthe's Ruhm wird sich zu helfen wissen! Arbeitet! schafft! Menzel kann sich Euch niemals entziehen, wenn Ihr auf festen Füßen stehet. So lauteten vor zwei Jahren meine Briefe; aber zwei Jahre vergingen, in denen Menzel immer tiefer sank. Was ich auf Rechnung seines siechen Körpers schob, verschuldete in der That seine Indolenz. / Menzel arbeitete entsetzlich, er compilirte historische Taschenbücher und sein Literaturblatt; er, der jede ihm vom Buchhändler zugeschickte Charteke liest, weil er sie lesen muß als Kritiker, liest kein einziges der öffentlichen Zeitblätter. Er tappte über die interessantesten Erscheinungen der neuern Zeit im Dunkeln, und arbeitete, es sich in seiner Unzulänglichkeit bequem zu machen und für Neues alte Maßstäbe bis zur Lächerlichkeit zu outriren. Die Veranlassung unseres Streites ist durch mich bekannt geworden. Alles Spätere lag in meiner kritischen Stellung am Phönix, die ich mit Ehren behaupten mußte. Ich nannte Menzels Geist der Geschichte ein mattes und beleidigendes Buch, weil es unsere Nachkommen, die Erben unserer Bildung, kurz gesagt, zu Menschenfressern macht; ich warf seiner deutschen Geschichte den forcirtesten Patriotismus vor, ich nannte sie eine Sammlung

unhiſtoriſcher Schmeicheleien gegen das deutſche Volk und ſeine Fürſten: ich ſuchte die Idee, die Humanität, die Menſchheit vor Menzels excentriſchem Ingrimme zu retten, ich wollte Amerika, für Viele die letzte Hoffnung, den fortwährenden Gegenſtand der Menzel'ſchen Ausfälle, in Ehren halten und zuletzt das Einzige, was man aus Deutſchland mitnehmen kann, unſere Literatur. Das waren für Menzels abgeſpannte Nerven Reizungen und Reibungen. Er kömmt aus Italien zurück, läßt ſich von einer poetiſchen Clique ſchwäbiſche, ſtatt italieniſcher Flöhe in's Ohr ſetzen, und will mich vernichten, da er hört, daß ich ein Journal im größten Style herauszugeben gedenke. Jetzt iſt die junge Schule zum Tode reif. Mir wird die Ehre angethan, daß ich ihr Haupt bin. Ich bin ihm ein würdiger Gegner, da er nicht wagt, mir im Angeſichte meiner Schriften „Talent und Geiſt" abzuſprechen. Einer ruhigen, in den Schranken der Ueberlegung ſich haltenden Kritik iſt ſein Temperament, einer Prüfung meiner philoſophiſchen Anſichten iſt ſein Geiſt nicht fähig; aber das, was jede alte Baſe leiſtet, iſt er im Stande, meine und die Ehre meiner Freunde zu untergraben: mein neunzehntes Jahr an das

Publikum zu verrathen, meine Studentenjahre lächerlich zu machen, mich zu schildern, wie ich war, ehe ich tanzen gelernt und gereist hatte, gereist auf seine Veranlassung, auf seine Kosten!*) Schande dieser Undankbarkeit! Ich opferte seinem Interesse meine jungen Ideen, mein Feuer, meine Rücksichtslosigkeit. Ich habe mich blaß gearbeitet, während der große Mann in der Kammer saß und einmal seinen Mantel zerreißen wollte, ich war daran mir in seinem

---

*) Menzel giebt sich das Ansehen, als hätte er mich mit Wohlthaten überhäuft. Einem Manne in seiner Stellung würde es wahrlich angemessen seyn, wenn er aufkeimende Talente zu entdecken und aus seinen Kräften zu unterstützen strebte. Er würde dann das belohnende Bewußtseyn haben, für die zahlreichen in der Literatur von ihm angerichteten Verwüstungen ihr aus eigenen Mitteln einigen Schadenersatz zu stellen. Aber ich hatte von Menzeln nie mehr als mir gebührte. Er stand fortwährend mit mir in Verrechnungen und wenn ich den gegenwärtigen Stand derselben überschlage, so möchte ich derjenige seyn, der zu fordern hat. Schande einem Wucherer, der in heiligen Dingen mich über das Geld erröthen läßt, das dabei gezahlt wurde! Das Publikum sollte glauben, der Dichter lebe, wie die Cikade, nur vom jungen Laub der Blätter; Menzel, der keine Illusion leiden kann, verräth, daß unter diesem Laube Laubthaler verstanden wären.

fluchwürdigen Dienſte das halbe Deutſchland zum Feinde zu machen, weil ich in ihm niemals einen weiſen Rathgeber fand, der meine üppig wuchernde Keckheit beſchnitten, der mir den Weg ruhiger Zurückhaltung gewieſen, und mich auf die Folgen aufmerkſam gemacht hätte, die meine unter ſeinem Schutz erſtarkende Dreiſtigkeit überall anrichten mußte. Jeder übermüthige Einfall meiner Laune wurde von ihm adoptirt. Ich war nicht zwei Stunden ſein Bekannter geworden, als ich ihm rieth, dem Hofrath Winkler einen Lorbeerkranz zu geben, worin deſſen Name umgekehrt prangen müßte. Statt einen Schüler zu warnen, die Kritik auf dieſe Weiſe zu lernen, führte er jubelnd zum Gelächter des ganzen Deutſchlands meinen Einfall aus. Seine Epigramme, die den Jahrgang 1832 des Literaturblattes begannen, rühren mannigfach von mir her. Stünde ihm die jetzt gegen mich angenommene Rhadamanthen- und Vatermiene wahr, ſo hätte er mich früher von ſolchem Kitzel meiner Luſt entfernt halten und mir ſagen müſſen, es wäre ſchöner, die Wiſſenſchaft ernſtlich betreiben, als an Notabilitäten, deren ganze öffentliche Stellung man noch nicht zu verſtehen im Stande wäre, kleine Lächerlich-

leuten aufzusuchen. Von dieser Severität war Menzel weit entfernt. Er erregte durch seine priapischen Epigramme auf A. W. von Schlegel meine jugendliche Phantasie, und schrieb sich die Zweideutigkeiten, die ich vor ihm aufzufinden nicht mehr erröthete, bald mit faunisch-frivolem Schmunzeln, bald mit einem schmetternden Gelächter auf, daß die winterlichen Gartenanlagen bei Stuttgart davon wiederhallten und der Schnee von den Aesten fiel. Es war um die heilige Weihnachtszeit.

Menzels gegen mich bewiesene Infamie verdiente es, daß ich in diesen Mittheilungen eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen suchte. Sein Jugendleben kenn' ich nicht, ich kenne nur die Folgen, die es für sein Alter zurückgelassen hat. Ich weiß nur, daß die Frauen vor gewissen Wendungen zittern, die sein Gespräch gern zu nehmen pflegt, daß die Männer sogar erröthen, wenn Menzel kaum nach einer viertelstündigen Bekanntschaft, wie mir Nikolaus Lenau bezeugen wird, Gespräche beginnt mit den Worten: Lieben Leute, das wird uns doch Allen nicht fremd seyn! Noch tiefer könnt' ich gehen, wenn in Stuttgart Menzels Häuslichkeit nicht zu bekanntes Stadtgespräch wäre. Ich will mich auch ferne halten von aller

Perſönlichkeit in dieſem Kampfe, und Menzeln durch die Mäßigung eines Jüngern gegen einen Alten beſchämen. Ich habe niemals ein Wort über Menzels Privatverhältniſſe verloren. Wo iſt der an ſeiner Schwelle öffentlich begangene Verrath, deſſen er mich zu bezüchtigen wagt? Was ich ſchrieb und drucken ließ, liegt vor Aller Augen: wo iſt ein Wort, deſſen er oder ich mich zu ſchämen hätte! Ich verſchmähe ein Fechterſtück, das Menzel gegen mich in Anwendung bringt. Er ſucht mich erſt als einen Pygmäen darzuſtellen, ehe er einen Stoß gegen mich unternimmt, und leitet aus meinen Schriften Vermuthungen über mein Leben her, die durch nichts ſo ſehr Lügen geſtraft werden, wie durch dieſes ſelbſt. Meine Jugend und meine geſunde Wange iſt wohl das beſte Zeugniß gegen das Greiſenalter, das mir Menzel andichten will.

Und um allen Perſönlichkeiten ein Ende zu machen, will ich zuletzt noch eine Geſchichte erzählen, die für Stuttgart und Schwaben von beſonderem Werthe ſeyn wird. Menzel könnte ſich hinſetzen wollen und die Miene einer beſondern Offenbarung annehmen, wenn er ihrer erwähnte. Ich theile ſie mit, um, wenn er es thäte, das

Publikum nicht glauben zu laſſen, daß ich darüber einen Augenblick erſchrocken wäre.

Ehe Menzel in die Kammer gewählt wurde und ſich bei dieſer Gelegenheit ſeinen Mantel zerreißen wollte, war er in Würtemberg mehr gefürchtet, als geachtet. Einige Hausfreunde waren die Seinen. Die Uebrigen nannten ihn einen Jeſuiten. Die Klugen einen Jeſuiten der Freiheit; die Dummen einen Jeſuiten der Religion. Als er nach Oeſterreich reiſte, behaupteten Jene, er wolle ſich bei Gentz empfehlen; Dieſe, er würde katholiſch werden. Keiner hatte Recht. Menzel ſehnte ſich aus einer Region, deren Lutherthum und Beaufſichtigung ihm verhaßt war, in leichte, beitre, frivole Kreiſe. Er ſuchte dralle und luſtige Natürlichkeiten. Was Freiheit! Was Religion! Er kam zurück und blieb nach wie vor mit der öffentlichen Meinung im Streit. In der ganzen Aufregung, die über Deutſchland gekommen war, wußte Niemand, woran man ſich bei ihm halten ſollte? An ſeine Kritiken armer, in den Büſchen pfeifende: Lyriker? An ſeine Angriffe auf deutſche Schriftſtellerinnen? Woran? Das iſt alles ſo indifferenter Plunder und lockt keinen Hund vom Ofen. Thaten, Partei, Erklärung verlangte man.

Menzel wich aus und ließ die Meinung des Volkes über ſich ſo im Unklaren, daß man ihm ſogar Anträge machte, die miniſterielle Partei zu ergreifen. Die kräftigen Opponenten in Würtemberg verachteten ihn als einen Egoiſten, der ſich mit Görres'ſcher Reſignation auf ſeine Jakob Böhmiſchen Dörfer zurückzog, als einen Achſelträger, der ſich fürchtete, von verdächtigen Leuten öffentlich gegrüßt zu werden. Menzel war in der That ſo weit, ſich, wenn die Revolution anbräche, für die Guillotine reif zu finden. Er behauptete oft, daß der Hauptmann Seybold für ihn ſchon das Meſſer ſchleife. In dieſen Aengſten traf ich ihn. Er las den Moniteur, um zu lernen, wie man durch den Berg und die Gironde hindurchſchlüpfen könne. Die Bundesbeſchlüſſe waren erſchienen. Er wüthete über Rotteck, Welcker, Uhland, Pfizer, über den immer männlichen Pfizer, deſſen jugendliche Schwärmerei Er, Menzel, der Geſchichtsforſcher, der die franzöſiſche Revolution ſo gut kannte, der keine Illuſionen hat, bemitleidete. Auf der Boller Verſammlung hatte ſich Pfizer ſeiner Meinung nach lächerlich gemacht. Dies nahm ich von ihm hin und fügte mein eigenes Urtheil hinzu. Ich glaube noch jetzt, daß Uhland ein redlicher Mann und

ein guter Dichter iſt, daß er aber in der Kammer nur durch ſeine Stellung, durch ſeinen Namen wirkt. Er wurde emporgehoben auf den Schilden der Uebrigen; ſie lauſchten ſeinem Munde; was er ſprach, war immer etwas, was die Debatten der frühern Redner abrundete und durch ihn Parole wurde. Pfizer war ein Enthuſiaſt, der ein Buch über Politik ſchrieb und hinten Verſe anhängte, um ſich damit ſelbſt um die Solidität ſeines Rufes zu bringen. In ſolchen Dingen hab' ich mir ſo wenig etwas verſchwiegen, wie ich an Menzel ehre, daß er es damals auch nicht gegen ſich that. Ich ſchrieb auf meine eigene Hand die bekannte Divination auf den Würtembergiſchen Landtag, welche bald Benzel-Sternau, bald Wangenheim, ja zuletzt Menzeln ſelbſt zugeſchrieben wurde. Er hatte keinen Antheil daran, aber ich ſprach aus, was er dachte, und wir beide glaubten damals, in ganz Würtemberg die einzig vernünftigen Menſchen zu ſeyn. Mir war es damals nicht darum zu thun, was ich ſagte, ſondern um das, was meinen Worten folgen würde. Denn ich ſah voraus, daß wenn eine Spaltung unter den ſchwäbiſchen Hoffnungen des Vaterlandes da war, ſie durch meine Schrift

würde hintertrieben werden. So geschah es. Menzel, an den ich die ominösen Worte gerichtet hatte, ob die Freiheit bei ihm nicht vielleicht eine Staffage seiner ästhetischen Ansichten wäre? Menzel, dessen Trägheit und Zurückhaltung mich reizte, mußte jetzt eine Hand an's Werk legen, von der ich damals glaubte, daß sie sehr stark wäre und viel leisten könne. Er mußte der überwiegenden Mehrheit Concessionen machen; und hat somit erst auf meine Veranlassung die Popularität bekommen, deren er sich zu erfreuen hat. Jetzt werden endlich die edlen und jugendlich-schwärmerischen Absichten der Würtembergischen Oppositionsmänner anerkannt. Jetzt werden die verspotteten Poeten umarmt, jetzt die gefürchteten Advokaten aufgesucht. Jetzt darf man ihm eine Zumuthung machen, jetzt ist Menzel der Held des Tages, und nimmt sie alle unter seinen Fittig, die reflektirenden Schillerdichter, die Betteleien um ein Denkmal, das die Nation Schillern in ihrem Herzen aufgerichtet hat und das auf den Weinbergen um Stuttgart fehlen kann so lange deutsch gesprochen wird; die Balladen- und Naturbilderpoeten, die spaziergängerischen Epigrammatisten, die Swedenborgianer, die idealen Politiker, die, wie Pfizers neuestes Werk

beweiſt, aus der Sphäre der Aufrichtigkeit jetzt in die der Klugheit und verſteckten Taktik übergeſprungen ſind, alle die, welche die junge Literatur haſſen, weil ſie fürchten, von ihr überflügelt zu werden, kurz alles, was nöthig iſt, um mit einem Male für fromm, häuslich und ſittlich zu gelten. Jetzt wird die Bibel aufgeſchlagen, und blaſſe, frivole, ſchon verſchwundene Lippen flüſtern Gebete an einen GOTT, der da heißt Rache! und ſein wird ein ſtarker, eifriger Gott, und wird die, ſo deutſche Revuen herausgeben, zerſchmettern, wie einen irdenen Topf. Vor dieſem Gott des Schreckens fürcht' ich mich nicht. Er iſt nicht der meinige.

Hiermit ſchließ' ich für immer, was ich aus Menzels Lokalverhältniſſen und ſeiner widerlichen Perſönlichkeit brauchte, um ihn einigermaßen in's rechte Licht zu ſtellen. Ich werde den Vorhang, hinter welchem ſich ein ruinirter Körper und Charakter verbirgt, nicht wieder aufdecken, und meinem Gegner die Furcht erſparen, daß die Welt von ihm noch mehr zu hören bekommen ſolle. Dies mein freiwilliges Begeben einer beim großen Haufen immer ſiegreichen Waffe wird ſeinen Muth ſteigern, aber ich will alles dulden, jede Lüge, die

Menzel über meine Perſon vorbringen wird, da er nicht im Stande iſt meine Sache zu beurtheilen, jede Zweideutigkeit, die doch immer auf eine Weiſe zu deuten wäre, etwa, daß ich meine Mutter verachtet hätte, daß ich meine künftige Frau wie eine Magd halten würde, daß ich die Armuth zur Thür hinaus wieſe, daß ich an einem von Leidenſchaftlichkeit ſiechen Körper ſchleppte, daß ich Perſönlichkeit in die Kritik miſchte, und hernach feig genug wäre, dafür nicht einzuſtehen mit meinem Leben. Dies alles werd' ich ergeben hinnehmen und recht gut wiſſen, worauf es zu beziehen iſt, dabei aber forſchen in der Geſchichte unſerer Zeit und in dem Reiche des Gedankens, um dieſe Fehde zu einem Gewinnſt für die Wahrheit zu machen.

Ich — Ich — Ich werd' es nicht dulden — Ich — Ich werd' es nicht zugeben! Wer iſt dieſes Ich? Ein Student, der vor fünfzehn Jahren nach der Schweiz floh, weil man ihm die Ehre anthat ihn für gefährlich zu halten. Dieſe polizeiliche Ueberſchätzung ſeines Werthes war die erſte Quelle von Menzels ſpäterem Uebermuthe. Die Klugheit milderte ſeine Ausſchweifung. Er wurde von flüchtigen Patrioten beſucht, die von ihm Hülfe und Schutz verlangten, und nichts als

Spott dafür bekamen, die von ihm mit seiner gewöhnlichen, aus seiner immensen Geschichtserfahrung abstrahirten Phrase regalirt wurden: Lieben Leute! bedenkt doch! als wenn unter diesen Verhältnissen irgend etwas andres zu bedenken gewesen wäre, als die Hingebung an alte Gelübde und Betheuerungen. Diese Unzuverlässigkeit gieng damals mit der Absicht um, sich auf die Literatur zu werfen. Bei einiger Dreistigkeit ließen sich hier glänzende Resultate erringen. Clauren's unsterbliches Genie, Gustav Schillings Unübertrefflichkeit, die Kritik eines Müllner, Friedrich Kind mit seiner Riesenharfe, der titanenhafte Humor eines Karl Müchler — was für Lorbeeren ließen sich hier erringen! Welch ein Muth gehörte dazu, die Literatur der Restaurationsperiode mit der Walpurgisnacht zu vergleichen, wo die unsaubern Geister auf den Besenstilen ihrer vernachlässigten Schreibart einen wüsten Lärm erhüben! Menzel hatte diesen Muth. Er wagte es dieser goldgeränderten Periode der Taschenbücher den Krieg zu erklären. Wie sie zitterten vor seinem Grimme, die Verfasser der Stundenblumen, der romantischen Denksteine, der Federproben, der humoristischen Blicke in die Vergangenheit, der Liebesharfen, der Antipoden! Es

flohen vor ihr die Flämmchen, Flocken, Freudengeister, die Katersprünge auf dem Steckenpferde meiner Laune, die Mohnköpfe, Distelblüthen, Sommersprossen, Nachtfalter, kurz die ganze belletristische Misere der Restaurationsperiode. Menzel hat sich in dieser Hinsicht ein unsägliches Verdienst erworben. Niemand würde so tief in den Mist gewatet seyn, um aufzuräumen. Er that es mit Herkulesschultern, er that es mit frommem Eifer, wie es dem Knechte gebührt.

Die glücklichen Erfolge der Menzelschen Unrathskritik ließen ihm den Kamm schwellen: er machte sich an Göthe selbst. Nicht sogleich an Göthe's Person, sondern an seine Verehrer, deren Blöße ein Laie leicht durchschaute. Göthe selbst beherrschte niemals die Nation, sondern nur sein Ruhm. Diesen Ruhm tastete Menzel an: er bewies, warum einige Leute specielles Interesse daran fänden, Göthe's Ruhm zu behaupten. Menzel wagte sich an die schwachen neuern Produktionen des Dichterheros, an Kunst und Alterthum; aber weiter noch nicht. Um einen andern Maaßstab zu haben, gleichsam einen ästhetischen, mußte er ihn erst borgen. Er borgte ihn, wie Alles, was ihn später erhob, von der romantischen Schule.

Ich werde niemals in Abrede ſtellen, daß Menzel einen unbefangenen Naturalismus auf die Literatur anzuwenden ſuchte. Soviel Burſchenſchaftliches und Turnerhaftes war noch in ihm geblieben, daß er vor Theegeſchwätz, Pruderie und Affektation einen beinah angebornen Widerwillen hatte. Was Menzel in dieſer Rückſicht geleiſtet hat, war dankenswerth; denn er brachte es wahrhaftig dahin, daß man mit Theelöffeln nicht mehr klapperte, daß man einige Dinge beim rechten Namen nannte, daß man endlich das Häßliche der Schönpfläſterchen und Reifröcke, die Menzel charakteriſtiſch genug noch immer zu ſehen glaubte, erkennen lernte. Dazu kömmt eine gewiſſe Vaterlandsſucht, die Menzeln charakteriſirt, die aber damals noch ſo widerſprechender Natur war, daß Menzel ein Land verehren wollte, deſſen Bewohner er auf jede Weiſe lächerlich zu machen ſuchte. Sein erſtes Wort war immer eine Renommage, ſein drittes der deutſche Michel. Menzels burſchikoſe Behandlungsweiſe der Literatur erregte Abſcheu. Er mußte eilen, ſich eine ſolidere Grundlage für ſeine zunehmende Bekanntſchaft zu verſchaffen, und plünderte zu dieſem Zwecke die Reſultate der romantiſchen Schule, mit welcher ihn Görres vermittelte.

Aus Tiecks aristophanischen Lustspielen entnahm er eine gewisse gesellschaftliche Polemik gegen das Bürgerliche, Philisterhafte, gegen die Kartoffel- und Kuhpockenpredigten der aufgeklärten Geistlichkeit, gegen Iffland, Kotzebue, gegen die Nützlichkeitstheorie in der Kunst. Schellings Vorlesungen über das akademische Studium ergänzten diese neuen Kenntnisse, mit denen Menzel so viel ausrichten wollte. Die Heidelberger romantische Periode von 1806—12 lieferte neue Ideen, die mit Gewandtheit verarbeitet wurden. Oken und Schelling erschlossen die Natur und die Philosophie. Novalis rüstete Menzeln, seine berüchtigte Polemik gegen Göthe zu beginnen. Aus diesen kaleidoscopischen Ingredienzien setzte sich endlich ein Urtheil zusammen, das das Schicksal der Literatur in seiner Hand haben will. In diesem weitläuftigen Kopfe müssen es sich Arndt, Jahn, Görres, Tieck, Schelling, Novalis und aus eignen Mitteln Menzels Arroganz und Grobheit einigermaßen bequem machen. Dieser zusammengeknetete Teig bekam eine äußere Kruste von Jean-Paulismus, eine Glasur, die auch seit einiger Zeit schon zersprungen ist.

Menzel ist mir immer unter dem Bilde eines Kreuzweges erschienen. Die Kreuzwege sind dem

Tode geheiligt und die Hunde der Hekate bewachen sie. Die widersprechendsten Dinge laufen hier übereinander: und alles sind Straßen, die in die Köpfe Anderer führen, nur Eins gehört Menzeln eigenthümlich, sein Fatalismus, sein Dämonismus, seine Furcht vor der Zukunft, seine Nervenreizbarkeit und seine Sammlung mittelalterlicher pietistischer Schriften. Das Hundsartige in Menzel ist pudelhafter Natur. Nur daß oft statt hinter dem Pudel ein Mephistopheles, hinter dem Mephistopheles nichts steckt, als ein bloßer Pudel. Zwischen Himmel und Hölle die Gränzen zu entdecken, Geister zu beschwören, an Gespenster zu glauben, dies sind kleine Nebeneigenthümlichkeiten, die aber originell sind an Menzeln. Ich wüßte nicht, worin er freier und selbstständiger wäre, als in diesem naiven Aberglauben, in welchen er sich zuweilen hüllt, in den Citaten aus der Bengel'schen Apocalypse, in dieser Furcht und Leichtgläubigkeit. Wie gering ist Menzels ursprünglicher Beruf, in der Literatur eine Stimme zu haben! Neben Jung Stilling, wollte ihn die Natur stellen: nirgend anders wohin.

Dasjenige, was mich in dem Menzelschen Buche über die deutsche Literatur geblendet hatte,

und mich bestimmen konnte, ihm die Hand zu drücken, war die Einmischung des Patriotischen in sein Räsonnement. Bei den Worten: Freiheit und Vaterland ist jedes jugendliche Herz verwundbar. Als mich Menzels spätere Bekanntschaft zwang, diese Uebertünchung von seinem Buche abzuziehen, blieb mir auch die Nacktheit der überbleibenden Wände nicht verborgen. Menzel immer begierig, seinen undialektischen Kopf, die Unfähigkeit, zehn Minuten lang ein speculatives Gespräch zu führen ohne in Perorationen und Alleinreden zu verfallen, immer begierig, seine chaotische Begriffsverwirrung zu verbergen, brachte die abstractesten Rubrikate und Schematisirungen in die Literaturgeschichte. Statt von Dichtern zu sprechen, sprach er von Stoffen. Statt Individualitäten zu zeichnen, zeichnete er Tendenzen. Statt die Person aus der Vergangenheit zu entwickeln, entwickelte er sie aus der Gegenwart. Er legte an Göthe constitutionelle Maaßstäbe an. Er ordnete das ganze Gebiet der Literatur in zahllose Branchen: Novelle, Epos, Roman, Drama u. s. w. und diese wieder in besondere Schemata: das Wunderbare, das Phantastische, das Architektonische u. s. w. Ist das eine Literaturgeschichte!

Das ist eine Ungerechtigkeit gegen die Dichter und Autoren, welche in der Literatur immer eher da sind, als ihre Manier. Die sogenannte wunderbare, phantastische, architektonische Manier zwang Menzeln von Tieck, Göthe u. A. an fünf Orten zu sprechen, statt daß Tieck Tieck und Göthe Göthe ist, statt daß der Literaturhistoriker aus dem Individuum die dichterische Totalität beweisen soll. Was ist der Kern von Göthe und Tieck, wenn sie bald hier, bald dort in Menzels Dispositionen figuriren müssen? Wahrlich wir haben keine Lessing'sche Kritik mehr. Schlegel machte zum Maaßstab seiner Kritik die Schule, Menzel die Parthei. Nur Lessing sah das Werk und in ihm den Menschen. Wenn wir eine neue Kritik bekommen, so wird es die der Charakteristik seyn. Beurtheilt den Dichter in seinem Wesen, aber nicht in seiner Stellung! Zergliedert sein Werk und Ihr werdet ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen! Die junge Literatur schlägt diesen Weg ein, der zum Ziele führen wird: denn es ist nicht nur der Weg, welcher der Wissenschaft würdig ist, sondern auch der der Versöhnlichkeit. Unsere Kritik schildert und porträtirt. Sie ist plastischer Natur und dient Niemanden, als sich selbst.

Man glaube mir, daß ich am geſchickteſten bin die Blößen der Menzelſchen Kritik zu durchſchauen. Wann hat Menzel ein Werk in ſeine einzelnen Theile zerlegt; wann iſt er auf deſſen innres Weſen eingegangen; wann ließ er den Autor zu Worte kommen? Menzel kritiſirt ſeit Jahren die deutſche Literatur in Bauſch und Bogen, wirft ſie in Fächer zuſammen, ſtatt die Fächer aufzulöſen in Individualitäten. Oft paßt ſein Räſonnement kaum zu den flüchtig geleſenen Büchern. Es iſt eine Beleidigung für die Autoren, ſich maſſenhaft, je mit einer Nummer, wie Soldaten aufpoſtirt zu ſehen. Menzel denkt, was ich bei einem Buche nicht ſage, ſag' ich beim andern. Eine treffliche Maxime! Sie macht die Bücher zur Unterlage eines Geredes, das oft ohne Unterbrechung durch mehre Nummern und über zwanzig Männer, die doch wahrhaftig immer etwas von einer Perſon ſind, hinweghuſcht. Ich kenne die leichtſinnige Art, wie Menzel die Literatur in die Annalen der Kritik einregiſtrirt. Ich war ſo daran gewöhnt, nur Oberflächlichkeiten von ihm zu leſen, daß ich ihn einmal bei einer wirklich braven Kritik über Herrn von Raumer fragte, ob dieſe vom Herrn Mebold ſey? Es that mir leid, ihn damit gekränkt zu

haben; denn ſie war in der That von Menzeln. Aber dies iſt unter hundert — einmal. Sonſt iſt Menzel immer zur Hand mit ſeinen Kategorien. Seine Kategorien ſind früher da, als die Bücher, die er zu beurtheilen hat. Er lieſt das Buch, und paßt es in ſein Schema ein. Das Publikum kennt dieſe Schemata: Sentimental! Prüd! Schriftſtellernde Dame; Göthiſirend! Wehmuth ſoll der Dichter haben, aber nicht beſingen! Die Unſchuld weiß nicht daß ſie unſchuldig iſt! Berlinerei! Schon wieder Entſagung! In dem Sorgenſtuhle ſolcher Phraſen ruht ſich Menzel von ſeinen Kämpfen aus, und ſieht nicht daß ihm ſeit Jahren ſchon ſämmtliche literar-hiſtoriſche Prinzipien über den Kopf gewachſen ſind. Es gewährt eine tödtliche Langeweile, wenn man Menzels Kritiken lieſt. Wer ihn kennt, braucht nur die Titel der Schriften, die er anzeigt, zu überlaufen, um zu wiſſen, was er darüber urtheilt. Eine ganz neue Gattung von Conſequenz iſt dies, nemlich die Conſequenz der Faulheit und Ignoranz. Sieht man in Menzel einen ringenden Genius, der immer auf der ſteilen Alpenwanderung des Gedankens iſt? Nein, dieſe rieſenhaften Anläufe haben es bis zu

einer friedlichen Meierei gebracht, in welcher viel Milch, Butter und Käse ökonomisirt wird.

Menzels übrige Werke erwähn' ich nicht, weil sie auf Ehre! von zu geringem Werthe sind, als daß sie in einer wichtigen literarischen Angelegenheit für Etwas gelten dürften. Nur über Menzels politische Stellung will ich noch einige sachgemäße Worte verlieren. Ich habe Menzels Werth für das, was er selbst die Restaurationsperiode nennt, nie außer Abrede gestellt, ich habe ihn auch mit St. Georg verglichen, der gegen den Drachen kämpfte. Aber innerlich empört hat es mich und alle tiefer fühlenden Zeitgenossen, daß Menzel in seinem blinden Wüthen da noch immer fortfuhr, als die Deutschen einen Beweis für ihre Energie, soweit sie konnten, abgelegt hatten, als unter uns eine Aufregung, die historisch ist, niedergeschlagen wurde, und die Göttin des Vaterlandes sich in Trauer kleidete. Die Pietät flüsterte sich vor zwei Jahren zu, leise aufzutreten in dieser Zeit der Trauer und Worte zu wählen, welche die Todten nicht aus ihrer Ruhe störten. Menzel indessen polterte und tobte mit denselben groben Ausdrücken in seinem Wirken wie früher. Da war keine Schaam und Scheu, keine Reverenz vor dem deutschen Volke. Es

waren noch immer die alten Schaafsköpfe und Narren und Esel, die ausgetheilt wurden. Man zischte um Ruhe, die Glocken läuteten unsre Hoffnungen zu Grabe; da ist aber ein roher, betrunkener Mensch, der noch immer tobt und in die stillen Gebete der Leidtragenden hineinschreit! Seitdem ist Menzel ruinirt: er hat die Pietät verletzt; man kennt ihn nur noch als Grobian auf eigne Faust.

Die drei letzten Versuche, die Menzel gemacht hat, um sich zu retten, sind erstens eine Servilität, zweitens eine Uebertreibung, drittens eine Lüge. Servil war es, aber klug bedacht, daß er sich hinter so geachtete Namen, wie Uhland, Pfizer u. s. w. sind, schob, und etwas von ihrem Glanze, von ihrer Reinheit der Gesinnung und Aufopferung für das, was sie glauben, auf seine eigne dekrepite, heruntergekommene Gestalt fallen machte. Er sieht ein, daß er mit diesen Männern gehen muß, um für sich noch ein Echo zu haben. Er dringt sich denen auf, die ihn zurückweisen. Er hält heuchlerische Reden an die Handwerker, welche jene lieben, da sie von Haus aus Demokraten sind und sich in die idyllischen Empfindungen des gemeinen Mannes versetzen können. Er lobt jene

ſchwäbiſchen Notabilitäten, ja ſogar die kleinen poetiſchen Springer, die ihnen nachhüpfen. Es iſt ein ganzer Rattenkönig, der eine von Uhlands Haupt genommene Krone trägt, und in Stuttgart jetzt ſein Weſen treibt. Menzel läuft athemlos mit, um nicht allein zu ſtehen.

Das dritte Mittel knüpfen wir am beſten an das erſte an, weil es eine Lüge iſt. Ich verſtehe darunter Menzels große Anläufe für die Judenemanzipation. Es iſt bekannt, daß Menzel die Juden haßt; er muß es als Deutſchthümler. Menzel reißt das Fenſter auf, wenn ein Jude bei ihm war. Aber Menzel weiß, wie viel Popularität er durch die Conceſſion an die Juden gewinnt. Eine heilige Sache muß ihm dazu dienen, ſich ein gewiſſes öffentliches Intereſſe zu erhalten, und nebenbei an dem Kirchenrath Paulus, welchen alten Herrn er mit einem kindiſchen Haſſe verfolgt, ſein verroſtetes Schwert immer wieder etwas aufzuſchärfen. Leicht erkauft ſind die Lorbeern, die man durch die Judenſache und die Angriffe auf einen iſolirten, und von allen Partheien umgangenen Mann, wie Paulus iſt, erwerben will.

Menzels neueſte Uebertreibung aber zielt auf

gemeinſchaftlicher politiſcher Emanzipation einſtweilen die Nationalität zu vergeſſen. Geht die Jugend in ihrem cosmopolitiſchen Idealismus zu weit, ſo ſollte Menzel ihre Unvorſichtigkeit tadeln, aber eine Bosheit nicht züchtigen, die ſie nicht hat. Ruinirt hat ſich Menzel in den Augen der Hoffnung, der Jugend und einer wahrhaft ſäkularen Schwärmerei, ruinirt durch ſeinen rohen patriotiſchen Terrorismus.

Ich ermüde, noch länger von einem Manne zu ſprechen, in dem ich mich täuſchte, und von dem Niemand mehr etwas zu erwarten hat. Ich bin von meiner Rede, aber nicht von meinen Argumenten erſchöpft. Noch niemals iſt ein Streit geführt worden, der ſo von Thatſachen ſtrotzte. Jedes Wort iſt concret, das ich auf Menzel ſchleudere. Hätt' er mich nicht ſo elend angegriffen, ſo wurd' ich ihn nur langſam zerrieben haben. So aber zerdrück' ich ihn. Es wird nur von ihm abhängen, ob er ſich für überwunden erklärt.

Der allgemeinen Entrüſtung, wie man ſtatt ein Buch zu beurtheilen einen Menſchen angreifen konnte, folgte bei den Gemäßigten in meiner Angelegenheit die Verwunderung, wie Menzel ſeine eigenen Nachkommen in dieſem Grade terroriſiren

ſollte. Man ſagte in Beziehung auf mich: Ihm hat er gleich bei ſeinem erſten Auftreten das Thor des Ruhmes ungebührlich weit aufgeriſſen: er bekränzte ihn für ſeinen zweiten Anlauf und ſetzte ihn in Rückſicht auf weiche deutſche Empfindung über Heine und Börne: ſein drittes Erſcheinen war ihm noch ruhmwürdiger. Maha Guru ſollte höher ſtehen, als irgend etwas, was Tieck und Steffens im Romane geleiſtet hätten! Wie nun dieſe Wuth? Sind die Söhne degenerirt, warum werden ſie nicht mit väterlicher Sorgfalt gewarnt, und in die Grenzen des Verantwortlichen verſöhnlich zurückgewieſen?

Hieran iſt ſoviel wahr, als auf die Anerkennung kömmt. Alles Uebrige iſt irrthümlich. Um Poet zu werden, konnte man bei Menzeln nicht in die Schule gehen, denn von vorn herein ſind für jeden jugendlichen Genius ſeine Sympathien und kritiſchen Intereſſen ſtörend. Die junge Literatur hat nur die Natürlichkeit mit ihm gemein. Was ihre Poeſie leiſtet, dazu leben die Urbilder in ihrer eigenen Bruſt. Die ſie treffenden Urtheile will ſie ſelbſt ertragen und einen Mann, der wie Menzel mit ſo vielen Verantwortlichkeiten überhäuft iſt, nicht in die Verlegenheit bringen, auch

noch das Neueste auf seine öffentliche Rechnung zu nehmen.

Zwei meiner jüngst erschienenen Schriften zwingen mich, einige daraus für meine Person abgezogenen Urtheile zu berichtigen. Man will in ihnen eben so viel Atheismus wie Immoralität entdeckt haben. Man schließt auf meine häuslichen Grundsätze und dringt mit den brutalsten Verläumdungen bis auf mein Zimmer. Bei dem gänzlichen Mangel vorurtheilsfreier kritischer Stimmen hab' ich nur auf die Verurtheilung der Orthodoxie, oder wie bei Menzeln auf die der Heuchelei, der Bosheit und des Neides zu rechnen. Ich muß selbst für mich eintreten und bitte das Publikum, mir in einer ernsten, meine bürgerliche Existenz bedrohenden Sache zuhören zu wollen.

Die Schleiermacher'schen Briefe gab ich heraus, weil ich wußte, daß die Redaktion der sämmtlichen Werke des Verblichenen sie mit Stillschweigen übergehen wollte. Ich bin in einem bessern Falle wie Menzel, der von Schleiermacher in seiner Literatur eine so oberflächliche Kritik gegeben hatte, daß ihm dieser große und mit Recht auf seine Schriften stolze Mann bei einem Besuche in Stuttgart als einem Ignoranten den Rücken

wandte. Menzel, der nur eine seiner beliebten Phrasen, daß Schleiermacher eine Religion für Gebildete *) geschrieben habe, todthetzen kann, will mir in's Gesicht sagen: ich wüßte von Schleiermacher nur seinen Buckel zu beschreiben! Wo habe ich das gethan? Ich nannte ihn Schleiermacher-Aesop, eine Bezeichnung, die für Jeden, der den räthselhaften Verstorbenen kannte, überraschend und charakteristisch seyn wird. In meiner so vielfach angegriffenen Vorrede nannte ich ihn so.

---

*) Schleiermacher hat niemals von einer Religion für Gebildete gesprochen. Menzel hat von einem Buche gehört: Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Es ist wahrlich ein großer Unterschied zwischen einer Religion, welche sich nur für die privilegirten Stände eignen soll, und zwischen religiösen Erweckungen für diejenigen Indifferentisten, welche noch für etwas Höheres Sinn haben. Wenn man weiß, wie viel in dem Menzel'schen Systeme solche Antithesen (eine Religion für Gebildete!) gelten, wie sehr Inkonsequenzen dieser Art Menzeln zur Grundlage weitschichtiger Lamentationen dienen, und sieht nun, aus welchen leichtsinnigen Verwechslungen sie ihren Ursprung nehmen, so muß man an der Glaubwürdigkeit dieses Mannes zweifelhaft werden und immer annehmen, daß die Irrthümer, welche er an Andern entdecken will, nur aus ihm selbst hervorgegangen sind.

Die literarisch-historische Frage über jene Briefe weckte eben so sehr mein Nachdenken, wie, ich muß es gestehen, meine Leidenschaft. Ich hasse jenen Pietismus, welcher Prätensionen macht. Dieser Haß riß mich hin, in der Vorrede Namen zu nennen, die mir später, obschon sie Geistliche sind, den Tod geschworen haben. Ich überschritt den Pietismus und kam dem Christenthume selbst nahe, wie man immer kalt wird gegen eine alte Institution, wenn sie auf ihre Verjährung pochend, modernen Begriffen gegenübertritt. Diese modernen Begriffe mögen schwankend, vielleicht unhaltbar seyn, aber so lange die Debatte währt, lasse man ihr Gegentheil nicht zu kräftig und überwiegend seyn, sondern suche die beiderseitigen Ansprüche auszugleichen. Ich drängte eine alte Institution zurück, um einer modernen, ästhetisch-moralischen Diskussion Platz zu machen.

Selbst nach dem Erscheinen meiner Wally kann man mir unmöglich zutrauen, daß ich etwas anderes im Sinne habe, als eine Verbesserung des mißverstandenen Christenthums. Eine jede Verbesserung ist kritischer Art, in ihrer ersten Potenz. Alle meine Einwürfe gegen das Christenthum sind kritisch. Sie gehen auf den Ursprung des Christenthums

zurück, auf deſſen erſte hiſtoriſche Erſcheinung, die mir der Weltgeſchichte, nicht der Religionsgeſchichte anzugehören ſcheint. Man macht mir den Vorwurf, daß dieſe Prüfungen ſchon einmal da waren, ich entgegne aber, daß ſie immer unterbrochen worden ſind. Die franzöſiſche Philoſophie ſpottete. Ich habe niemals über das Chriſtenthum geſpottet.

Ich glaube an Gott; aber ich ſoll geſagt haben, es wäre gut, wenn es Niemand thäte. Das hab' ich nirgend geſagt. Nur Eines wagt' ich, mir einen Augenblick die Möglichkeit zu denken, ob die Welt auch ohne Religion hätte exiſtiren können. Glücklicher würde ſie ſeyn, ſagt' ich, wenn ſie von Gott niemals gewußt hätte; glücklicher, wenn keine Betrüger aufgeſtanden wären und die Völker an den Aberglauben geſchmiedet hätten; glücklicher, wenn der Fanatismus keine Scheiterhaufen hätte anzünden können; glücklicher, wenn niemals blutige Religionskriege wären geführt worden. Aber ſoll die Menſchheit dies friedliche Glück genießen? Welchen Kummer man um die Religion haben kann, verſucht' ich in meiner Wally zu ſchildern.

Nur einem Anruf laß' ich Gerechtigkeit widerfahren: Wohinaus? Einen Zweck für meine

ſchroffe Art, das Mißliche aller poſitiven Offenbarungen herauszuſtellen, wag' ich nicht anzugeben. Früge man mich auf den Kopf, ſo müßt' ich erſt einen Zweck erfinden. Bis man mir glauben wird, daß mir bei meiner Wally nur eine poetiſche Abſicht vorſchwebte, denk' ich ſo: Die Unmöglichkeit, durch natürliche und menſchliche Vorausſetzungen zu einer Erkenntniß Gottes zu gelangen, kann nur den offenbarten Religionen von einigem Schaden ſeyn. Der metaphyſiſche Reſt jedes Verſuches, zu Gott zu gelangen, iſt poſitiv. Ich proteſtire dagegen, daß meine Wally nur negative Reſultate giebt. Ich ſagte, daß Gott nirgends näher iſt, als wo ein Herz an ihm verzweifeln will. Ich ſagte, daß ein Leben ohne Religion unhaltbar wäre. Ich habe überall gezeigt, daß ich nicht mitten in meinem Werke ſtecke, ſondern meinen Standpunkt über ihm habe. Ich verſchwieg zuletzt nicht, daß Wally in einem Irrthume ſich den Tod giebt. Die Verzweiflung am Denken iſt nicht die am Leben. Dieſe darf uns veranlaſſen den Tod zu beſchleunigen, jene aber ſoll uns nur dazu beſtimmen, ihn mit einigem Stolze und mit Verachtung unſeres irdiſchen Looſes abzuwarten. Wird man mir zugeſtehen, daß die eingewebten

Geſtändniſſe über Religion und Chriſtenthum eine künſtleriſche Stellung haben? Daß ſie das Urtheil eines Mannes ſind, der ein weibliches Weſen zu Grunde gerichtet hat, ſtatt es zu erheben, und mit ſeiner eigenen zerriſſenen Natur die Unbefangenheit anſteckte! Wird man mir zugeſtehen, daß Cäſar vor meinen Blicken daſteht, ein Bild der Schaam und Zerknirſchung, daß er in Wally einen Mord von ſeiner Hand zu Grabe getragen ſieht? Man häuft ſo viel auf mich, daß ich ſuchen muß, Einiges von mir abzuwälzen. Glaubt mir, ich habe grade ſo viel Religion, wie Jeder von Euch! Nur darin ſind wir ungleich, daß ich dasjenige auszuſprechen verpflichtet bin, was Ihr durch Zerſtreuungen oder als Indifferentismus in Euch begrabt!

Wally iſt ein Bild des Lebens. Ich erlebte ſelbſt jene im erſten Buch geſchilderte Scene, daß ſie aufſpringt und mit einer gräßlichen Verzweiflung von Religion nichts hören will. Ich hatte ſeit dem Augenblicke keine Ruhe. Die Erfahrung geſtaltete ſich zu einer Idee, die Idee zu einem Buche. Ein Weſen, das leichtſinnig, heiter durch die Geſellſchaft rauſcht, ſich in Uebertreibungen des Umgangs gefällt, und zuletzt doch ein inneres

Seelenleben hat, das niemand ahnte! Cäſar, ein Mann wie ich, eigenſinnig dem Schmerze hingegeben, reif, um in großen Verhältniſſen wirken zu können, Wolken umarmend, die Zukunft anbetend! Und eine aus der Tagesordnung gegriffene Drapperie! Zuletzt eine ſyſtematiſche Erklärung an die Theologen, die mich ſo angefeindet hatten! Das waren die Veranlaſſungen meines Buches.

Ueber meine Immoralität können meine eigenen Verſicherungen wenig Aufſchluß geben. Ich denke doch, man ſpricht nur von meinen und den Schriften meiner Freunde. Verdient Heine, verdien' ich, verdienen Wienbarg, Kühne, Laube und Mundt, der in ſeiner Madonna eine aus Caſanova und Hegel'ſcher Philoſophie gemiſchte Religion lehren ſoll, wie die Verläumder ſagen, verdienen ſie, daß die Geſellſchaft mit Fingern auf ſie zeige? Mich ſelbſt betreffend, ſo iſt in der Wally nur eine Stelle zu finden, die man in moraliſcher Hinſicht transcendent nennen kann. Aber ich werde ſie nie aufgeben, denn dieſe Scene trag' ich ſeit Jahren in meiner Phantaſie und habe aus Verzweiflung, daß ſie von Künſtlern nicht in meinem Sinne gezeichnet würde, ſie endlich ſelbſt entwerfen wollen. Mit dem Griffel weiß ich

nicht umzugehen; ich nahm die Feder und malte. Jene Scene hat nur maleriſchen Werth und wird vor der Moral geweiht durch die Lilie, die vor Sigunen ſteht. Ich weiß nur, daß die Poeſie in kurzer Zeit glänzende Fortſchritte machen würde, wenn ſie ſich in Ruditäten (elende Inſinuation!) ſo plaſtiſch-antiker Natur gefiele. Hab' ich mich geirrt, wer darf es wagen, deßhalb mein Leben zu verdächtigen?

Auch meine Vorrede zu Schleiermacher hat die Moral erſchreckt, und es iſt Zeit, einige die Ehe betreffenden Punkte in dieſer Rückſicht nicht mehr ſo vag ſtehen zu laſſen, wie dort. Meine Freunde ſagten mir: Bis zu einem verfänglichen Punkt iſt deine Vorrede zu billigen. Ich antwortete ihnen, daß dies Niemand mehr empfinden könne, als ich ſelbſt, daß ich es aber für meine heilige Pflicht gehalten hätte, nichts in die Frage Einſchlagendes zu umgehen und ſelbſt die Hauptſache beim rechten Namen zu nennen. Die Anſicht von der Ehe rechtfertigt ſich durch die Theorie vom Staate und vom Rechte. Ich brauche die Staatsform nicht zu nennen, welche ich für die vollkommene halte; aber man erräth ſie, wenn ich öffentliche Erziehung auf der einen Seite und die juriſtiſche Gleichſtellung der unehelichen Kinder

auf der andern verlange. Ich habe zu eifrig in Rousseau geleſen, um mich in dem Evangelium ſchwieriger und einſtweilen unausführbarer Inſtitutionen irre machen zu laſſen. Ein geheimes Gift untergräbt die menſchliche Geſellſchaft. Wie ihm begegnen? Man thut beſſer einem übergetretenen Strom ein neues Bett zu graben, als ihn in das alte zurückzudämmen. Nehmt der Menſchheit die Nothwendigkeit ſich verſtellen zu muſſen, und alle werden freier und ſittlicher werden. Unſittlichkeit iſt nur da, wo man im Dunkeln das umgeht, was öffentlich an gewiſſe Geſetze gebunden iſt. Löſt die Geſetze und die Freiheit wird eine Regeneration unſeres Blutes ſeyn.

Ein Arzt hat mir geſagt, daß er in einer zwanzigjährigen Praxis nur zwei gute Ehen gefunden habe. Er fügte, geiſtreich, wie er iſt, hinzu: Der Philoſoph hatte Recht, als er ſagte: viel gute, wenig köſtliche Ehen. Meine Theorie der Ehe fußt zuerſt darauf, daß auf der unehelichen Geburt keine Schande ruhen ſolle. Kein Kind, wo nicht Liebe iſt. Liebe heiligt das Außergewöhnliche. Warum uneheliche Verhältniſſe verfolgen und ſie zwingen, vor den Altar zu treten? Die Forderungen der Civilbehörde, ob man ſich

ernähren konne, werden immer umgangen. Es giebt falſche Ausſagen und Vorwände genug, die öffentlichen Behörden über die Vermögensumſtände im Unklaren zu laſſen. So ſchmiedet ſich das Elend, der Hunger und die Ausſicht auf eine verkümmerte Generation zuſammen. Das Schreckbild Europa's iſt die Uebervölkerung. Die Uebervölkerung aber iſt eine Folge unſerer Vorurtheile und unſerer Ehegeſetze. Hätte die uneheliche Geburt nichts Entehrendes, ſo würden die Liebenden nicht eilen ſich zu verheirathen. Der Staat würde einen kräftigen Bewohner haben, ſtatt daß in der Ehe ihm gezwungen ſechs ſchwächliche nachfolgen. Die Natur muß uns die Cholera ſchicken, um die Ueberfluthung der Menſchenmaſſe aufzuräumen. Könnten wir uns von Vorurtheilen befreien, wären wir gerechter gegen die Natur ſelbſt, ſo würde ſie ſich nicht rächen. Wir würden weniger Menſchen und mehr Liebe, weniger Plagen und mehr Freude haben. Emanzipirte man die uneheliche Geburt, ſo würde die Uebervölkerung, und mit ihr der Adel, der Kaſtengeiſt, die Eiferſucht und der Egoismus aufhören. Wer heirathen will und ſich und Andere ernähren kann, dem läßt ſich allerdings nichts Beſſeres rathen.

Nach dieſer Andeutung kann man gewiß ſeyn, daß ich in meinen ſo vielfach angefeindeten Aeußerungen ſittliche und menſchheitbeglückende Zwecke im Auge hatte, und daß ich nur eines bereue, die tumultuariſche, athemloſe und gereizte Abfaſſung meiner Vorrede. Ihr ſucht für vorhandene Inſtitutionen neue Gefühle. Gelehrte wie Dichter lehnen ſich an das, was da iſt, und ſuchen das Vorhandene nur mit einiger Originalität zu umſchreiben. Aber das iſt der religiös-poetiſch-ſittliche Bettlermantel, von dem Göthe, Uhland und allen Gemüthlichen und Alltäglichen gegenüber ſpricht. Wir Neuen ſuchen für vorhandene Gefühle neue Inſtitutionen. Wir machen aus den Ahnungen der Menſchheit Syſteme, aus Träumen Theorien. Die Empfindungen, die Saatſpitzen ſind da — wir ſuchen Formen und dichteriſche Hülſen für noch grüne Kerne. Wir ſind dem Mißverſtändniſſe ausgeſetzt. Es iſt eine Nothwendigkeit.

Ich denke nicht daran, daß ſich mir das Publikum hingiebt. Ich werde noch Jahre lang, wenn ich ſie leben ſollte, nichts vermögen, als das Publikum beſchäftigen. Ich reize, ich beleidige es. Ich kann nicht anders. Ich kann in die Lage eines ruhigen Feldherrn, der hier und dort

ſeine Truppen aufſtellt und mit Umſicht ein ganzes Feld beherrſcht, mich als Poet nicht verſetzen. Was ich leiſte, ſind Phaſen meiner Entwickelung. Hab' ich Wally geſchrieben, um eine Gemeinde zu haben? Man hat mir das Haus geſtürmt: Wally! Dieſe Wally! Welch' Aufſehen wird ſie machen! Elende Klätſcher! Ich zittre, jeder Zeile zu begegnen, die ich geſchrieben habe. Mich reizt es, wenn man von meinen Schriften ſpricht. Ich kenne mein Publikum nicht. Mit einem Wort, ich verlange nicht, daß man ſich mir hingiebt.

Die junge Literatur hat ihr Alter niemals verſchwiegen oder die Arroganz bewieſen, das Publikum belehren oder bevormunden zu wollen. Sie hat lange am Begriffe des Subjektiven feſtgehalten und auch jetzt noch, wo ſie nach plaſtiſcher Geſtaltenſchöpfung und poetiſchen Cryſtalliſationen ringt, macht ſie der Durchſchnittsintelligenz der Nation keine Zumuthung. Sie will nur Eines, nämlich den perſönlichen Beweis führen für ihre Unabhängigkeit und für das, was ſie einſt noch der Nation ſeyn wird. Wir werden entweder eine ruhige Epoche erleben, und für dieſe müſſen die Zeitgenoſſen wiſſen, auf weſſen Geiſt, oder eine ſtürmiſche, und für dieſe

müssen sie wissen, auf wessen Muth sie sich verlassen können.

Und wenn wir außer Kunst und unserer eigenen Individualität noch etwas Positives haben, so ist es dies, die Zeitgenossen aus ihrer Bequemlichkeit und Zufriedenheit mit angebornen Begriffen und Verhältnissen aufzuschrecken. Wir möchten euch nicht blos zurufen: Betet! sondern Wachet und betet! Ihr müßt durch den Zweifel mit dem Glauben vermittelt werden. Wer die Dinge von allen Seiten betrachtete, wird mit desto größerer Sicherheit sie an der fassen, welches ihm die rechte scheint. Meine Wally giebt dir kein Resultat: kehre auf dich selbst zurück; aber was du findest, zu Hause dein Weib, deine Kinder, dein Heiland, sie werden dir desto theurer werden. Religion ist Persönlichkeit. Religion ist Alles, was du erlebt hast. Religion ist deine Jugend, deine Vergangenheit. Daran halte dich und danke denen, die draußen vor'm Thore stehen und noch vergeblich nach dem Herrn suchen, denen, die Legion sind. Danke denen, die dir Veranlassung geben, dich für besser als sie zu halten!

Wenn aber Menzel in der Weise, in der er

gegen mich begonnen hat, fortfährt, so wird ein beklagenswerther Fall eintreten. Das Publikum wird sich mit Abscheu fortwenden von einer Literatur, die sich verkothet. Es wird weder auf mich, noch auf ihn hören, und so gerecht seyn, über Verhältnisse nicht zu urtheilen, wozu ihm zuletzt die Maßstäbe fehlen. Diese Gerechtigkeit ist so dankens- als beklagenswerth, denn wir fügen uns in einer heiligen Sache unersetzlichen Nachtheil zu.

Wenn Menzel in Persönlichkeiten fortfährt, so zieh' ich den Kürzern. Denn ich nehme keine Sylbe mehr über ihn, als Menschen, in den Mund; und wenn er es thut, so verweigert er mir die verlangte Genugthuung, die er mir in keinem Walde, wie er an meine Freunde geschrieben hat, sondern öffentlich geben will. Ich fordere ihn auf, sich an meine früheren und zukünftigen Schriften zu halten, meinen Nero und meine öffentlichen Charaktere beurtheilen zu wollen. Was ich, um meine Person zu retten, gegen die seinige vorbrachte, war diesmal erlaubte Waffe. Künftig werd' ich nur von seinen Schriften und von seiner literarischen Stellung sprechen.

Dieser Kampf ist ein Unglück für Menzel. Seine

thönernen Beine wanken. Der Wind reißt die Lappen von einer ausgeſtopften Puppe, die das poetiſche Gefieder Deutſchlands als eine Scheuche und Popanz erkennen wird. Von allen Seiten wird mir die Kunde, daß man ſich wider ihn wie gegen Geßler empöre. Jeder Brief, den ich erhalte, iſt ein Feuerzeichen, von einem Berg zum andern getragen. Der Dichter nimmt die Dornen der Roſe; der Kritiker ſchärft ſeine Pfeile; der Philoſoph ſchnürt ſich in den Schuppenharniſch ſeiner gegliederten Argumentationen. Es iſt der Geiſt des todten Göthe, der in uns gefahren iſt und von dem Schänder ſeiner Leiche Rache heiſcht. Wir ahnen es, daß der jetzt beginnende Kampf für die Literatur eine Epoche wird.

# Sendſchreiben

an

## Karl Gutzkow.

Von

einem Freunde der Wahrheit.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

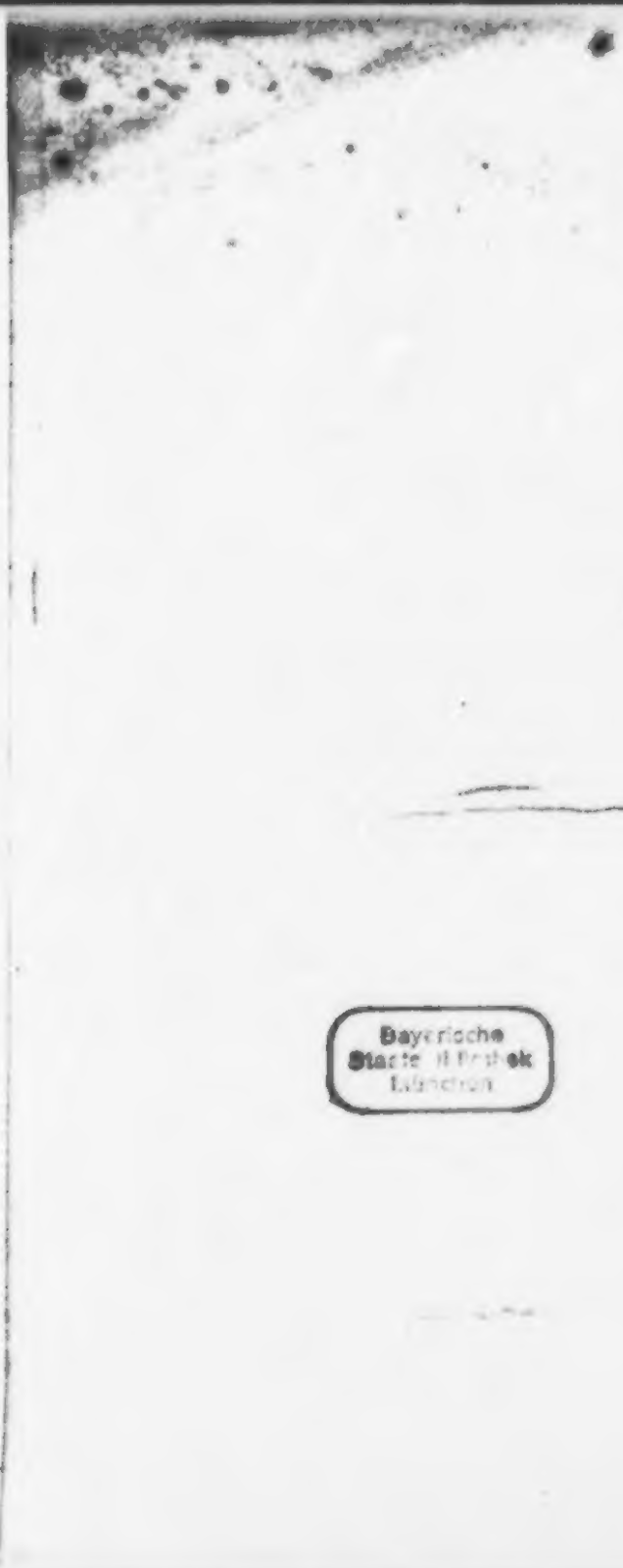
Bayerische
Staats
Bibliothek
München

Haben Sie denn keinen umsichtigen Advocaten finden können, meinetwegen einen Jüdischen oder aus den jetzt israelitisch gewordenen Juden Einen, der, ohne Schlendrianist zu seyn, mit dem schlichten gesunden Menschenverstand besser umzugehen wüßte, als Sie, Hochüberhinfliegender! selbst.

Warum haben Sie nicht sogleich, als grundfalsch berichtet durch die verdrehende Recension, die Policey zu München zuerst sich bewogen fand, Ihre Zweiflerin wie die abscheulichste Verführerin zu behandeln, den so viel Unwahrheit verbreitenden Recensenten geradezu vor seinen Behörden Injuriarum belangen lassen?

Waren denn nur Sie persönlich angegriffen, so daß die Sache in der Manier der Ehrensachen, in dieser widersinnigsten aller Genugthuungs-Manieren, abgethan werden konnte, wo der, welchen der Andere entehrt haben will, dadurch sich als ehrenhaft zu beweisen meint, daß er die Thorheit begeht, sich dem Ehrverleger, wie einem Ehrenwerthen und Gleichachtbaren, al pari gegenüber zu stellen? Und Sie, ein Jugendheld gegen alle Vorurtheile, mochten sich zu diesem Vorurtheil herablassen und Ihrem Gegner den Vortheil, auch hierin weltkluger zu seyn, in die Hand spielen? War nicht durch den grundfalschen Literaturblatts-Bericht die ganze deutsche Lesewelt, wurden nicht, wie die Policey, so noch viele andere inducirt, Ihren Roman nicht als Ganzes zu erfassen, sondern nur das heraus

zu lesen, was der Recensent verdreht hatte? Und ist die Justiz nicht gerade deswegen öffentlich zu benutzen, damit dergleichen Betrüger des Publicums entlarvt werden und Jeder vor denselben gewarnt sey? An den Tag hätte denn doch kommen müssen, ob Menzel wissentlich, oder aus unverzeihlicher, leidenschaftlicher Verölendung Unwahrheiten ausschrie.

Auch wenn er blos der Selbstverblendung überwiesen wurde, wäre er mit seinem Literaturblatt wie ein blinder, so ein geschlagener Mann gewesen vor den Augen aller, denen der oberflächliche Kritiker eine Notabilität seyn will.

Sogar dem allzu bavarischen Sendschreiber, Friedrich Rohmer (nicht Rühmer, auch nicht Rumohr) genannt, hätte, wo möglich, über diese mit Görres, auch wie er jezt ist, noch sympathisirende und in den Nebeln der Isar wiederstrahlende Nobilität ein Licht aufgehen müssen. Wo möglich, sage ich. Denn wahrscheinlich hätte es des ganz handgreiflichen Lichtes, wie es ein Injurienproceß geben müßte, bedurft, um einen jungen Philosophus der Art heller sehend zu machen, der vor wenigen Wochen in seinem Werke: Anfang und Ende aller Speculation, München bei Georg Franz, die speculativen Fragen antischellingisch gelöst zu haben versichert, doch in seinen lächerlich ehrlichen Briefen an die moderne Belletristik zugleich zu versichern die Naivität hat, daß er »gesonnen sey, jezt fürs erste die gefundene Wahrheit verständlich zu machen.« Wohl dem in der Unverständlichkeit Ruhmbedürftigen! Er mag sich jedoch andere Notabilitäten suchen, um durch dankende Worte an dieselbe seinem Ende, das seinem Anfang vorläuft, morgenblättliche und literaturblättliche Protection zu gewinnen.

Sie selbst zwar haben in einer andern Art von Speculation unstreitig gegen den verständigen Verstand genug gesündigt. Welcher Verstand kann es Ihrem Genius verzei-

hen, daß er Ihnen kakodämonisch eingab, sich und ihre Freunde mit soviel Ungebärdigkeit und Stößigkeit als das junge Deutschland vorzudringen und schon durch den bloßen Namensunfug die heilige Hermandad der Policey gegen sie Alle aufzureizen. Aber genug! Sie büßen hart für dieses unbegreifliche Verfehlen gegen den gesunden Menschenverstand.

Was die Folgen betrifft, so kann es wie väterlich wohlthätige Fürsorge betrachtet werden, daß in Einem Schlag, den jeder gesunde Menschenverstand gewiß voraussehen mußte, dem ganzen etwas übermüthigen Getriebe, kaum nach dem Anfang, sein gebührendes Ende gemacht wurde. Viel wohlthätiger allerdings war dies, als wenn man abgewartet hätte, bis erst Einige von Ihnen in der erkünstelten, aber immer sich steigernden Wuth, kopfunter über sich selbst hinauszuspringen, dazu sich reif gemacht hätten, den unglücklichen Abentheurern aus der jungen Italia zu Ollmüz Gesellschaft zu leisten.

Freilich versicherten Sie, daß Ihr junges Deutschland blos auf das Literarische seine Jugendlichkeit ausdehnen würde. Daran hätte dann wohl die Genieschwärmerei die sprossenden Hörnerchen abstoßen mögen, bis (s. letztes Wort S. 14) zu einer Summe in die Sparcasse ein anderes zeitgemäßeres Mittelchen zu finden war. Aber würde nicht mit der Moral und Rechtslehre auch die Politik zur Literatur Ihrer über ganz Europa hinblickenden Revüe gehört haben? Und was alles wäre für diese jugendliche Opposition zu befürchten gewesen, welche ihren Muth, ihren Geist, in ein so erweitertes Discussionsgebiet, wie Ihr letztes Wort S. 12 sagt, retten, oder wie die Thatsachen sagen, hineinstürzen wollte!

Wer die einzelnen Gebrechen in den bestehenden socialen Institutionen im Leben, in der Kunst, in der Religion, trotz allem gesunden Menschenverstand, so verbessern will, daß er frohlockend das Kind mitsamt dem Bade ausschüttet,

der hat immer noch von Glück zu ſagen, wenn die mächtige Hand der Präcaution ſeine Laufbahn auf eine Weiſe, die freilich nur wie ein Ausnahmsgeſetz angeſehen werden darf, auf einige Zeit unterbricht, damit er im Stillſtehen ſich beſinne und nicht im Fortrennen ſich ſelbſt unrettbar criminell mache. Denn wer zum Beiſpiel in der That nur Dies ſagen will: daß vieles unvernünftige Glauben über Gott unzählig vieles Unheil über die Menſchheit gebracht habe, der muß doch ſeine jugendliche Debatte nicht in die Frage einkleiden: ob die Welt nicht ohne Glauben an Gott glücklicher geweſen wäre? Blasphem iſt die Frage, als Frage, noch nicht. Aber wie leicht müßte ſie es werden, wenn ſie in die Antwort überzuleiten ſchiene: Ohne allen Glauben an Gott, auch ohne den wahren und vernünftigen, würde die Menſchenwelt beſſer und glücklicher ſeyn können! Hat doch ſogar die bloße Furcht vor Gott gewiß von weit mehreren Verbrechen abgehalten, als die Pfafferei irgend einer Religionsart vermittelſt der abergläubigen Gottesfurcht auszuüben vermochte. Aber zu ſolchen anthropologiſchen Vergleichungen der Geſchichte hat natürlich die jugendliche Ueberreizung keine Geduld, die in ihrem Uebermuth mit der »Durchſchnittsintelligenz,« das iſt, mit dem Menſchenverſtand der Meiſten, nichts zu thun haben will, während ſie doch in der Art ſchreibt, wie man ſchreiben muß, wenn man die Meiſten der Leſeluſtigen zu Abnehmern zu erhalten das Bedürfniß hat.

In dergleichen Widerſprüche verwickelt ſich das jugendlich emporſtrebende Deutſchland, nachdem lange genug Erfahrungsſtudien, Verſtand und Reflexion von den ſpeculativ-philoſophiſchen Orakeln in Acht und Aberacht erklärt ſind, ſtatt der mit Urtheilsſchärfe idealiſirenden Vernunft aber nur phantaſtiſche Einfälle und Wagſtücke als Blüthen der im Treibhaus aufgeſchoſſenen Genialität gelten ſollen. Blüthen,

welche oft abfallen können, ohne für beſſere Zeiten einen haltbaren Fruchtknoten übrig zu laſſen.

Aber abgeſehen von allen wirklichen und möglichen Folgen, zu denen die verläumdende Recenſion den übrigen Zeitverhältniſſen Anlaß gegeben hat, konnten Sie gleich anfangs und können Sie noch jetzt gegen Den, welchen Sie einſeitig einen ſchamloſen Recenſenten nennen, dem ganzen Publicum nicht entſcheidender die Augen öffnen und die Schriften welche man jetzt nicht einmal mehr vergleichen kann, als Actenſtücke zur Rechtfertigung vorlegen, als wenn ſie den Verfaſſer jener Literaturblätter, der ſogar einem la Mennais ſcheinheilig nachäfft, durch einen richtig inſtruirten Injurienproceß vor den Gerichten und der ganzen aufmerkſam gewordenen, aber nicht zum Aburtheilen deutlich genug berichteten Mitwelt ausſtellen. Weg mit allen Perſönlichkeiten! Blos die Schriften, die er recenſirt haben will und ſeine dagegen gewagten Verdrehungen müſſen ihn ſtrafbar, und, was das Wichtigſte iſt, nach dem öffentlichen Urtheil verwerflich machen.

Mit der leidenſchaftlichſten Heftigkeit beſchuldigt er und verdammt Ihren Roman wegen doppelter Schändlichkeit —

der Verführung zur Wolluſt und Unzucht

und dann

der Verführung zur Irreligioſität.

Iſt nun im Buche, wenn man, wie der Kritiker die Pflicht hat, die Schrift im Ganzen umfaßt, nicht nur nichts, was zu jenen beiden Irrwegen verführen ſollte, zeigt vielmehr der planmäßige Verlauf, in welche höchſt verderbliche Conſequenzen dergleichen Uebertreibungen auslaufen, ſo iſt es nicht nur Unwahrheit, daß die Schrift ſolche Verführung enthalte, ſondern auch dies iſt Unwahrheit, daß der Recenſent den Verfaſſer der Tendenz zu ſolcher Verführung auf das bitterſte und wiederholt vor aller Welt verurtheilen will. Dieſe doppelte Unwahrheit iſt von der Art,

daß der Recenſent nach ſeiner ſonſt bekannten Unterſcheidungskunſt zum voraus ſie als unwahr wiſſen konnte und mußte. Die doppelte Unwahrheit iſt demnach geradezu eine doppelte Lüge. Sie iſt eine wiſſentlich und öffentlich nicht auf das Aeſthetiſche und auf Ihre Talente, ſondern gegen Ihren Willenscharakter gerichtete, ſoviel möglich auch gegen Ihr bürgerliches Wohl und moraliſches Anſehen berechnete Verläumdung. Ganz Deutſchland alſo iſt dabei intereſſirt, daß der argeswollende Sophiſt einer nach allen Rückſichten qualificirten Injurie gerichtlich überwieſen, verurtheilt nnd durch Actenabdruck vor dem Publicum in ſeiner wahren Geſtalt warnend dargeſtellt werde.

Das Wenigſte, was man dieſem Recenſenten zutrauen muß, iſt, daß er, auch da er Ihre Wally möglichſt zu bekritteln ſich vorſetzte, ſich wohl bewußt war, eine Novelle ſey nicht wie ein Katechismus zu beurtheilen. Er war ſich überhaupt gewiß bewußt, daß jeder redliche Beurtheiler nicht einzelne den aufgeſtellten Charakteren eigene Anſichten herausreißen dürfe, ſondern die Richtung aller Theile auf den Zuſammenhang des Ganzen zu ermeſſen habe.

Wally ſoll verführeriſch zur Wolluſt und Unzucht ſeyn und das ganze junge und alte Deutſchland mit der Anſteckung dazu bedrohen; und doch iſt nicht einmal ſie ſelbſt wollüſtig und in's Lüderliche ausſchweifend. Sie ſchildern ein Mädchen, wie ſie jetzt nur allzu leicht nach der oberflächlichen Bildungsſüchtigkeit der Geldariſtokratie aus ſo manchen nur zur Scheingeiſterei und zum Schimmern in der Schmetterlingswelt verziehenden Inſtituten hervorgehen müſſen. Sie iſt durch Reichthum rückſichtenlos und weiß, da ſie zu einigem Grübeln und Wiſſenwollen etwas trübſinnig aufgereizt iſt, ſich nicht anders zu zerſtreuen, als daß ſie ihre Schönheit von allen, die es wollen, wie von Frühlingsfliegen umflattern läßt und ſo die Zeit verlierend ſich

amüſirt. Kaum kann man ſie kokett nennen. Sie ſpielt nur mit denen, die in ihren Sonnenſtrahlen umherſchwirren mögen. Die Ringe ihrer Liebhaber ſteckt ſie nicht an die Finger, ſondern an das ſchwankende Reitgertchen. Der einzige Cäſar imponirt ihr, weil er gegen ihre Flatterhaftigkeit den Contraſt macht, ſeine abgekälteten und ſtarr gewordenen Raffinements ihr bischen Denkkraft überflügeln und weil ſein Schein von Syſtem neben ihrer immer einen Halt ſuchenden Volubilität wie etwas Solides erſcheinen konnte.

Eingehaucht iſt ihr von jener modiſchen Verziehungskunſt her, daß ſie, weil die Gebildeten auch vom ſchönen Geſchlecht jetzt nicht mehr empfindſam, dagegen aber über allen Verſtand hinaus geiſtreich ſeyn müſſen, ſchlechterdings frei von Vorurtheilen und bei ſo ſchwach entwickelter Kraft doch eine Selbſtdenkerin ſeyn möchte. Daher das ſehr vorübergehende Hingeben an Cäſars Ueberredungskunſt; daher ſelbſt die ſo ſykophantiſch-lüſtern gemißdeutete und doch ſo gar nicht zur Wollüſtigkeit führende geheime Scenerie, in der ſie, eine Pygmalions-Natur vorſtellend, nur ein gemeines Vorurtheil abgeſtreift zu haben wähnt. Das Schickſal dieſer ſublimen Vergeiſtigungen iſt, daß Beide etwas Halbwahres treffen, aber vom Beigemiſch nicht zu ſcheiden wiſſen.

Auch dem Geſandten vermählt ſie ſich nur, um auf einem größeren Weltſchauplatz in ihrer Zerſtreuungsluſt zu glänzen. Aber für Sinnlichkeit iſt ſie immerfort weder Mittel noch Zweck. Empört vielmehr darüber, daß ſie in Beziehung auf den raſend verliebten Italiener auch nur unwiſſend mit dem Schein davon befleckt hätte werden können, entflieht ſie in die Einſamkeit. Und ſchon iſt ſie, durch Erfahrungen ſchnell überreif, nach ihrer Anlage zu Grübeleien mit Cäſar durch alles andere eher als durch Wolluſt und Ausſchweifung verbunden.

Welcher halbverſtändige und nicht maliciöſe Ausleger

wird behaupten: die Durchführung dieses in der Irre täuschender Grundsätze sich selbst zerreißenden Charakters sey irgend zur Nachahmung verführerisch? Welches weit wollüstigere Mädchen würde sich in die Lagen der bei allen Mitteln zum Glück in Unzufriedenheit und Ueberdruß umhergetriebenen Wally hineinwünschen? Plötzlich aber wird sie vollends verlassen, und zwar gerade so verlassen, daß eben die Grundsätze, die sie sich durch Cäsar hatte einschwatzen lassen, der Deckmantel seiner Willkührlichkeit gegen sie selbst sind. Dieser sich selbst zersetzende Schleier ist's, der noch immer die Getäuschte belastet und sie selbst zu Boden drückt.

Sie selbst zwar kommt darüber, was der flüchtigsten der Leserinnen durch den Gang des Ganzen in die Augen fallen muß, nicht in's Klare. Aber desto härter büßt sie dafür. Und wer hätte nun von selbst sich einbilden mögen, daß der Verfasser, welcher die Folgen dieser unsere Zeit bedrohenden Verziehung und dieser sich als geistreich einschleichenden Grundsätze so abschreckend durchwirken und sich selbst bestrafen läßt, eben dazu verführe? oder nur verführen wolle? Nur wer durch die tückische Recension verleitet nicht das Ganze zusammenfaßt, kann sich eine kurze Zeit bereden lassen, einige zur Schilderung dieser Charaktere nöthige Bruchstücke für das Ganze zu nehmen.

Wenn aber auch die durch sich selbst bestraften Grundsätze allein aufgefaßt zu leichtsinniger Ungebundenheit als Vorurtheilsfreiheit führen würden, so ist auf alle Fälle keine Lüge größer, als die, daß Wally zur Sinnlichkeit und Verbreitung sinnlicher Ausschweifungen verführerisch seyn könne. Hat doch der Vf. sogar drei bis vier Nebengeschichten, entbehrlicher, als ästhetisch erlaubt seyn möchte, eingeschoben, in denen die kläglichsten Folgen des sinnlichen Verliebtseyns schauerlich, ja beinahe widerlich ausgemalt erscheinen.

Menzel's crasse Verläumdung und Injurie wird, nach

all' diesem, nur noch in Gustav Bacherers Vademecum gegen die junge Literatur übertroffen, insofern dort, zu einer Zeit, wo das unpartheiische und hoffentlich nicht kopflose Publikum die Wally schon nicht mehr selbst leicht vergleichen konnte, den Lesern so referirt wird, wie wenn die Verhältnisse zwischen ihr und Cäsar zu Schwalbach nichts als Skizzen aus der persönlichen Lebensweise Gutzkow's und Wienbarg's wären. Warum hat der Zionswächter, Menzel selbst, nicht diese ihn überbietende Malice sogleich in seinen allzeit leichtfertigen Blättern gerügt?

Genug muß ihn vor dem Ernst der Gerichte schon die straffällige Last der bisher überwiesenen injuriösen Verläumdung demüthigen, besonders da er sich in einer so lächerlichen Breite als den von der Zinne seines papierenen Richterstühlchens herab warnenden Propheten und zugleich als den Ritter St. Georg dargestellt hat, welcher als der Damenbeschützer ohne Furcht und Tadel, Deutschlands Jugend gegen den Lindwurm*) Gutzkowischer sonst fast unwiderstehlicher Verführung zur Wollust, mit der vergifteten Lanze seines Gänsekiels bewahren und als Keuschheitspatron vor dem Riß stehen müsse. Schade nur, daß in dem kürzlich bei den würtembergischen Ständen durchgeführten Unzuchtsgesetz nicht neben dem erbaulichen Jungfernkranz auch ein Belohnungsbouquet für die erprobte Züchtigkeit, worauf Wolfgang Menzel Anspruch hätte, decretirt wurde.

Die verläumderische Injurie, daß Ihre Wally zur Wollust verführerisch seyn wolle und könne, ist abscheuwerth, weil sie den sittlichen Charakter des Verfassers vor ganz Deutschland verächtlich und verabscheut machen wollte. Die damit in der hämischen Recension verflochtene zweite Verläumdung aber, wie wenn der fast blos skizzirte Roman

*) Selbst dieses Bild hat der Arme aus Wally. S. 15. O! Ritter Menzel! O, Sanct Jörgel-Ritter.

durch das, was einzelne Personagen ihrem Gesichtspunkt gemäß aussprechen, aller Religion spotte und die Irreligiosität auf den Thron zu setzen beabsichtige, ist noch strafbarer, weil sie den Verfasser der uralten nothpeinlichen Halsgerichtsordnung preisgeben würde und in Wahrheit nur, um denselben, mitsammt der von dem Menzelischen Literaturblatt gefürchteten vielseitigeren und lebensfrischeren Revüe vom deutschen Boden zu verbannen, das gefundenste Mittel wäre.

Eigentlich sollte jeden wissentlich falschen, besonders öffentlichen Ankläger eben die Strafe treffen, die er dem Beschuldigten zuziehen will. Welche Abschreckungsmittel gegen den immer frecher werdenden Schriftstellerneid und öffentlichen Ehrenmord wäre gerechter? welches Andere ist ausreichend?

Der zweiten Verläumdung mußte von Menzels verkehrt angewendeter Spürkraft etwas mehr Schein gegeben werden.

Hang zur Verführungslust ist an Wally offenbar nirgends zu zeigen. Sie ist das Opfer von schiefen, aber über sinnliche Lüsternheit erhabenen, weit mehr ins Geistreiche verfeinerten Scheingrundsätzen, welche so, wie sie sich von den obern bis in die mittleren Bildungsstufen der Gesellschaft einschleichen, an's Tageslicht hervorzuziehen und durch ihre anschauliche Folgen poetisch zu bestrafen waren. Die Zweifelsucht, welche aus dem sich so leicht übereilenden Streben nach Vorurtheilsfreiheit entsteht, und bald an metaphysischen Klippen strandet, bald wegen historischer Entstellungen und anderem Mißverstehen religiöser Erscheinungen die Religion selbst und auch ihre Begeisterte mißkennt mußte tief aufgefaßt und veranschaulicht werden. Der Verfasser mußte sie vieles, was ihr anstößig erscheint, kurz und schroff aussprechen, ja über manches sie nach ihrer Aufreizung laut und wild aufschreien lassen. Die Dichtnng soll und will zusammendrängen, was gerade jetzt in der Wirklichkeit, zer-

ſtreut aber unläugbar, da iſt. Die Aufgabe war, die Zweifelſucht der Faſchgebildeten ſo reden zu laſſen, daß ihre Fehlbegriffe, beſonders die Uebertreibungen ſich, wenn die Leſer weder ſtumpf noch böswillig voreingenommen ſind, bald ſelbſt deſtruiren müſſen, bald auf Berichtigungen hinlenken konnten. Ein Roman iſt nicht eine dogmatiſche Polemik. Die Aufgabe war ſchwer, ja vielleicht, weil der Geſchmack an der Pamela, und ſelbſt an Sophiens Reiſen nicht wiederkehrt, in romantiſcher Geſtalt unlösbar. Aber Wally ſoll die vornehme Verziehungsmanier, und ſoll ſie alſo auch von dieſer Seite, mit ihren warnenden Folgen, repräſentiren.

Auch das Mißkennen der wahren Religioſität verbindet ſich in der Geſellſchaft mehr als ſonſt mit jenen Aufreizungen, intereſſant und geiſtreich, eigentlich aber nur ſpielend mit Gedanken und deſto abſprechender zu ſeyn. Ehedem lernte das Mädchen an der ganzen Bibel als Volksbuch Leſen und Schreiben. Es faßte den Zuſammenhang in's Gedächtniß; und kam es ſpäterhin mit ihm bis zum Nachdenken, ſo hatte es in Geſchichtform den Stoff, je nach den verſchiedenen Geiſteskräften, das Weſentliche, was in Judenthum und Urchriſtenthum und in Jeſus ſelbſt, und was in ſeiner erſten Apoſtel redlichem Wollen der heiligende Geiſt war, herauszufinden, überhaupt die Harmonie mit Gott und allen guten Geiſtern als die mit dem Gewiſſen übereinſtimmende Religioſität mit Empfindung anzuerkennen. Jetzt lernt das Mädchen alles Mögliche und noch etwas darüber. Aber von den alten Quellen des Chriſtenglaubens und Chriſtenlebens erfährt ſelbſt der Knabe, wenn er nicht gerade der Kirche geweihet wird, weniger als von der Küſte Coromandel. Man appretirt den armen Kindern etwas, wie abgeriſſene bibliſche Hiſtorien, wie Bibelauszüge. Sand ohne den hiſtoriſchen Mörtel. Worte, Sentenzen, Halbheiten ohne Lebensanſchaubarkeit. Sie ſollen

nicht jene alte, lange, durch mehr oder weniger fehlbare Menſchen dennoch vorſchreitende Reihefolgen der Selbſterziehung des Menſchengeſchlechts aus dem Böſen und ſelbſt durch das Böſe zum Guten, aus der Bibel, wie ſie iſt, erfahren, weil die myſtiſche Denkſcheue ſie gewöhnen will, alles, was dort erſcheint, jede Perſon und jede That oder Meinung, nur wie infallibel und im Heiligenſchein, durchaus aber nicht mit eigenem Urtheil anzuſehen.

Und kommen ſie endlich, Paar und Paar wie zu Noah's Arche, Männlein und Weiblein miteinander bis zu den ſogenannten Confirmationsjahren, womit werden ſie alsdann in den katechetiſchen Präparandenſälen zum Uebergehen in's verſuchungsvolle Jugendleben ausgerüſtet, als mit unergründlichen Glaubensartikeln, von der Schöpfung aus Nichts, und wie alles allein um der Ehre Gottes willen und wegen ſeiner unerforſchlichen Zwecke und Abſichten da ſey, auch daß ſie, die kaum allmählich ſelbſtbewußt werdenden Gottesgeſchöpfe, zwar heilig zu ſeyn ſchuldig, aber wegen einer vor 6000 Jahren vorgefallenen kindiſchen Lüſternheit dazu dennoch total unfähig und zum voraus ohne alle Kinderunſchuld grundverdorben ſeyen. Dafür aber, heißt es dann, habe der liebe Gott nach ſeiner Weisheit von dem mit Furcht und Zittern zu erringenden Glauben all dieſer Glaubensartikel das Seligwerden nach dieſer kurzen Erdenſchule, in alle ewige Ewigkeit hinaus, unbedingt, jedoch nur als ein frei vertheilbares Gnadengeſchenk, abhängig gemacht. Und ſo fort!

Iſt's nun zu wundern, daß die am Scheideweg in die erſten Selbſtſtändigkeits-Verſuche hinaus, zur Religioſität durch das, was von Gott nicht zu denken iſt, alſo vorbereitete, in allem andern aber zum Glänzen mit Warumfragen und Witz und Wiſſenwollen aufgereizten Klüglerinnen in Stunden, wo ſie, von den langweiligſten Verkürzungen der Langweile erſchöpft, ihre nur mit Räthſeln ausgefüllte Geiſtesleere fühlen, auf der Wally Fragen (S. 224) ver-

fallen: „Warum gab Er uns halbe Vernunft, halben Geiſt und doch die willkührliche Belaſtung mit Verpflichtungen? Warum zu Allem nur die Elemente?“ Iſt's zu wundern, daß die **Schlechtunterrichtete**, in die Religion nur wie in ein Feld der Geheimniſſe Eingeleitete, jetzt aber erſt in leidenſchaftlicher Verſtimmung nach höheren Zwecken Fragende nicht die nahe liegende Antwort ausſprach: Die Elemente haben wir zu Allem, damit — wir ſelbſt aus uns machen, was wir zu ſollen, wiſſen und zu ſeyn vermögen! damit wir nicht Maſchinen eines Andern werden! Iſt's ein Wunder, daß die Verweichlichte (S. 222) mit Gott hadert: „Selten ein Genuß, der nicht durch eine Anſtrengung erkauft iſt!“ und daß ſie in den Mühen, in den Nöthigungen zur Kraftanſtrengung, noch, wie das Sündenfalls-Kapitel, Fluch und Strafe, und nicht vielmehr wohlthätige Antriebe zur Selbſterziehung findet?

Alles dergleichen mußte der Sittenſchilderer zum Wort kommen laſſen, weil es in dem wichtigſten Theil unſerer Zeitumgebungen nicht blos als Wort wirkt, ſondern für Geiſt gilt und von einem großen Theil Derer, welche die Räthſel löſen und die Religion in glaubwürdiger Klarheit zeigen ſollten, nur als Mittel, den Verſtand zu verwirren und ſodann unter ihre gebotenen Glaubensartikel gefangen zu nehmen gebraucht wird. Erhebt nicht der überall von der Ariſtokratie bewillkommte Myſticismus ſtatt des Denkgläubigen Zwingli oder des heroiſchgläubigen Luthers wieder den deſpotiſchgläubigen Kirchenzuchtmeiſter und Ketzerverbrenner, Calvin, mit ſeiner Prädeſtinationslehre, oder mit einem Gott, der alles und alles nach unergründlichen Zwecken durch abſoluten Beſchluß vorausbeſtimmt habe; wie wenn nicht das Seyn ſelbſt und das harmoniſche Thätigſeyn aller coexiſtirenden Kräfte der Zweck auch des vollkommenen Geiſtes ſeyn müßte. Erregt wird dagegen das Kleinlichkeitsſpiel, wie wenn es geiſtreich

wäre, bei jedem Einzelnen (S. 223) zu fragen: Was iſt des Gottes Abſicht dabei, daß ich jetzt an dieſem, bald an einem andern Gliede leide? O Gott, o Gott! Warum muß ich in Bedürfniſſen, in ſo vielen unerfüllten Begehrungen ſtecken? — Eine kindiſche Denkaufreizung, die zu nichts als Unzufriedenheit und Zwiſt mit jener Vorſehung und zu den abſurden Fragen reizen kann: Warum machte er mich nicht ſeinem Endzweck mit einem Mal entſprechend? Warum müſſen wir auf unſerm Planeten ſo armſelig und hülflos umherkriechen? — Und wer iſt an dieſen öden Fragen und an denen daraus erwachſenden Zweifeln ſchuld, als die Theorien, welche von anmaßlichen Lehrern an die Stelle der Religion, als des Strebens zur Eintracht mit dem vollkommenen Weſen geſetzt werden? Nur dieſe unvollſtändigen Fragen aber ſind's, die am Ende auch die verworrenſte Schlußbehauptung des Cäſar (S. 83 und 225) erzeugen, daß Religion Product der Verzweiflung, und zwar Verzweiflung am Weltzweck (oder eigentlich: an unſerm Entdecken des Weltzwecks) ſey. Und doch iſt eben dieſe Verzweiflung nach dem übergläubigen „Syſtem von Sünde und Erlöſung" nothwendig und die Leiterin zur (gangbaren Secten-) Religion, weil, wie man es will, ſie die Vernunft demüthigte, die Philoſophie zum Pantheismus treibt und dadurch vernichtet, die rathlos Verzweifelnde aber zuletzt, ſtatt dem Dalai Lama, irgend einem ergrauten Conventikel-Schwärmer anbetend unterwirft.

Jede nun der vielen wechſelnden Geſtalten, in denen die aus der vornehmen Verziehung und Verwahrloſung im Religionsunterricht ſich erzeugende und fortbildende Zweifelſucht in der Wirklichkeit nur allmählich und zerſtreut erſcheint, mußte der Roman in dem „zerriſſenen" Gemüth der nicht genug zu bemitleidenden Wally raſch und ſo heraustreten laſſen, daß, immer mit wenigen Pinſelſtrichen grell gezeichnet, ſie allerdings, wenn böſer Wille ſie allein heraus-

hebt, Unwillen, Abſcheu, Schauder erregen. Unſelige Kunſt, die es dem laurenden Recenſenten möglich machte, alle dieſe Schatten und Nachtphantome als die Tendenz der ganzen Dichtung darzuſtellen, und dadurch auch vielen Leſern den Ueberblick des Ganzen ſo zu verrücken, daß ſie in ſein Autodafé gegen den Verführer zur empörendſten Zweifelſucht und Religionsverachtung einſtimmen zu müſſen wähnten.

Vor der amtlichen Beſonnenheit eines wiſſenſchaftlich denkenden Gerichtshofes hingegen, muß ſich dieſe verkehrte Einwirkung der verläumdenden Recenſion als eine wiſſentliche Injurie bald überweiſen laſſen. Der Recenſent wußte gewiß recht gut, daß, wenn der kleine Roman zum Zweifeln hätte verführen ſollen, der Verfaſſer die Zweiflerin wie eine imponirende Auctorität darſtellen mußte. Ein Roman kann nicht wie ein Lehrbuch beweiſen oder widerlegen. Wenn die Perſonen ſo gezeichnet ſind, daß der Leſer ihnen nicht ähnlich ſeyn möchte, wenn ihr Betragen als unſtät, ſchwankend, ſogar für ſie ſelbſt unbefriedigend und verderblich entwickelt wird, wenn aus dem, womit ſie ſich umtreiben, folgerichtig immer Schlimmeres und endlich das Schlimmſte gefliſſentlich abgeleitet wird, wer kann ihnen nachahmen zu wollen gereizt ſeyn? wer dem Verfaſſer andichten, daß er dahin zu verführen beabſichtigt?

Faſt mehr, als es die Wahrſcheinlichkeit zuläßt, iſt Wally durchaus oberflächlich und im Denken ungeübt, von flüchtigen Eindrücken abhängig. Wer könnte ſie zur Wegweiſerin im Zweifel annehmen wollen? Ihr ahnet nur dunkel, daß in dem, was als Religion zu glauben, und wie es zu glauben ſie gelehrt war, manches unglaublich ſey. Aber ſie kann (S. 95) nicht nachdenken. Sie lauſcht, wo das Geſpräch religiöſe Saiten aufgezogen hat (S. 81). Ein Kampf aber ſchnürt ihre Bruſt zuſammen, wenn ſie das leichtſinnige Converſationswort, daß das Chriſtenthum wie eine aus hundert Ingredienzen zuſammengekochte Latwerge ſey, etwas ernſt-

laſter (S. 33) durch die (unläugbare) Ueberladenheit aus traditionellen, hiſtoriſchen und bibliſchen Urſachen, erklären hört und doch das Einfache in der Arznei nicht von den Beimiſchungen zu ſcheiden weiß. »Von einer Reflexion, einer »zuſammenhängenden Unterſuchung konnte bei Wally nicht »die Rede ſeyn. Sie litt an einem religiöſen Tick, an einer »Krankheit, die ſich mehr in haſtiger Neugier, als in langem Schmerz äußerte.« So giebt ſie (S. 91) der Maler dieſes Zeitcharakters, und ihm bürdet die Argliſt des Kritikers die verbrecheriſche Abſicht auf, Er attentire, durch dieſe Wally das ganze junge Deutſchland in eben ſolche (denkſchwache) Zweiflerinnen zu verwandeln! Welche Verdrehung kann größer, welche wiſſentlicher erſonnen ſeyn?

Sie in dieſer Ueberreizung kennen zu lehren, kann, wenn irgend etwas, bei der großen Leſewelt ein Mittel ſeyn, die vornehme, alle Selbſtſtändigkeit entnervende Verziehung auch von dieſer Seite zu zeigen, daß ſie, wie zur ſelbſttäuſchenden Koketterie, ſo auch durch Mangel an haltbaren Religionsbelehrungen und durch geiſtreich ſcheinende Aufreizung zu Grübeleien, bis zu Zweifeln der Verzweiflung verleite. Dieſe Wally ſelbſt merkt (S. 96) wohl, daß manche auf jene revolutionäre Weiſe Gott abſchaffen wollen, »weil ſie »ihn wahrhaftig nicht verſtehen.« Nur kann ſie »aus dem Ideenkreis, in welchen ſie (S. 95) die Er»ziehung hineinſchleuderte, ſich, wie ein gefangenes Thier, »nicht herauswinden.« Und dann kommen (S. 107), wie die Saiſon wechſelt, wieder die Wirbel der anerzogenen Zerſtreuungsſucht. »Was Religion? Was Weltſchöpfung? »Was Unſterblichkeit? Roth oder Blau zum Kleide? das »iſt die Lebensfrage. Wally ließ die ganze Welt, wie elaſtiſche Figuren, auf dem Reſonanzboden ihrer Einfälle »ſpringen.«

Zu ſolchen weiblichen Extremen, bald trübſinniger Denkvermeſſenheit, bald des herzloſeſten Koketterie-Taumels (S. 109),

darf dann nur noch ein theilnahmloſer egoiſtiſcher Dialektiker, ein witzelnder Equilibriſt, wie Cäſar, kommen, mit der ſophiſtiſchen Balancierſtange, auf welcher das Steigen und Fallen der Begriffe einerlei, und ein wahrheitleeres bloſes Spielwerk iſt; und das allmählig ſich verwirklichende Bild der Irreleitung iſt vollkommen! Aber gerade ſo durchgeführt kann eben dieſe Irreleitung verführeriſch weder ſeyn noch ſeyn wollen. Der, welcher ſie ſo ſchildert, und mit den grellſten Farben ausſtellt, hat ſich zum voraus dagegen gerechtfertigt.

Aus den Geiſtvergeudungs-Wirbeln in die Einſamkeit, alſo auch zum Trübdenken und ſchon an den Rand des Verlaſſenwerdens zurückgeworfen, fühlt dieſe, in ſich haltloſe Wally ſelbſt »im Entſetzlichſten ſich ſicher« (S. 216), wenn nur Cäſar ihr vordenkt oder Scheingedanken vorſpielt. Nach S. 234 iſt es Ihr »ſelbſt das Peinlichſte, daß dieſer Cäſar » ſich öfter das Anſehen giebt, als ließen ſich einige Wahr, » heiten ſogar im chriſtlichen (Concilien-)Glauben unumſtößlich » beweiſen. Dann thut er's und beginnt über die ſchwierig- » ſten Punkte Entwickelungen, welche (aus den Phantaſ- » magorien der neueſten ſpeculativen Theologie borgend) mit » ernſter Miene durchführt, und — wenn er zu Ende iſt, » für phantaſtiſchen Witz erklärt.« Sagt Wally hierdurch nicht jeder Leſerin: Lerne doch kräftiger urtheilen, als Ich, armes Zwitterweſen, oder bleibe weg von allem, was über deinen Horizont hinaus liegt.

So ſchildert der Verfaſſer Den, durch deſſen Geſtändniſſe der gehäufteſte Galimathias gegen die gemiſchteſten Erſcheinungen, die mit der Religion in der Menſchengeſchichte nur menſchlich eintreten konnten (S. 225—304), zum Wort gebracht wird. Allerdings der Skandale genug! Aber nur die verdrehendſte Kritik kann uns bereden wollen, der Verfaſſer habe durch den zum voraus verdächtig und ſo unerquicklich geſchilderten Begriffsverwirrer zu eben denſelben

Verirrungen und Einseitigkeiten verführen wollen? Sogleich im Eingang (S. 2) hat der Verfasser diesen Cäsar als einen in der Thatlosigkeit sich selbst überlästigen Unzufriedenen als eine »der wissensmatten Seelen charakterisirt, die »nur lächeln, seufzen, spatten und die Frauen unglücklich »machen können; als einen, der mit Begriffsschatten rechnete, mit gewesenem Enthusiasmus, weil er einen ganzen »Friedhof herrlicher Ideen, an die er einst glaubte, als »todte Gedanken hinter sich hatte.« Ist denn durch diese Charakteristik eines in sich selbst ausbrennenden Vulcans nicht auch die einfältigste Leserin, wenn je eine solche es aushält, in der Zweiflerin drittem Buche fortzulesen, nicht wider all das, worin dieser Cäsar gegen die rathlose Wally in Worttäuschungen triumphirt, genug gewarnt? Und der verdrehende Kritiker wagt dennoch die Verläumdung, dem Verfasser zu unterschieben, was er durch den Mund, den Er es aussprechen läßt, für alle Hörende, als das, worin Irrthum und Unsinn erst vom Wahren geschieden werden muß, hinreichend bezeichnet hat!

Für die Nichteinfältigsten ist überdieß dadurch gesorgt, daß der pedantisch absprechende Skeptiker die auffallendsten Uebertreibungen und Geschichtverletzungen ausprudelt. Wo, wie im Roman, nicht didaktisch discutirt werden kann, sind Uebertreibungen und Einseitigkeiten die entscheidendsten Selbstwiderlegungen.

Als Jean Paul vor Jahren seinen Siebenkäs (wenn ich mich recht erinnere) oder den Teufelspapieren in einer Rede des todten Christus dergleichen Uebertreibungen, sogar ohne die oben bemerkten Präcautionen, anzuhängen sich erlaubte, war damals irgend ein ketzermacherischer Recensent so hämisch, dem Verfasser deswegen Gotteslästerung Schuld zu geben, weil er nicht sogleich auch eine widerlegende Rede für Schwachköpfe beigefügt hatte?

Die letzte Warnung endlich, daß die Zweiflerin als ver-

zweifelnd gräßlich endigt, iſt vielleicht für die Meiſten das entſcheidendſte Beweismittel, daß der Verf. doch gewiß zu dem, was er ſo furchtbar und erbarmungswürdig wirken läßt, niemand verführen wollte. Nur die verſchmitzte Recenſion vermochte den Blick, der auf das Ganze gerichtet ſeyn ſollte, zu verrücken. Welch ein Beiſpiel, wie viel Voreingenommenheit ſchlau gewendete Recenſionen verurſachen können! Um ſo mehr iſt nöthig, daß es durch einen ſtreng durchgeführten Injurienprozeß vor den ſchärfer als Menzel blickenden Würtembergiſchen Richtern beſtraft werde.

Auch das äußerlich Entſcheidende hat der Schlaue, welcher ſich als ehrlicher Referent an das Publikum drängt, gerne unbemerkt gelaſſen, daß ein auf 21 Bogen vertheiltes, um drei Gulden verkauftes Romänchen nicht auf Verführung der Menge berechnet ſeyn konnte. Die vornehme und die geldariſtokratiſche Verbindung mag darin ihr Contrefait bezahlen. Nur die mißdeutende Recenſion und das Verbot könnte die Aufmerkſamkeit ſo ſteigern, daß ein Nachdrucker es, auf drei Bogen zuſammengedrängt, verführeriſcher zu verbreiten verſucht ſeyn möchte.

---

Selbſt in Beziehung auf den in Mannheim bevorſtehenden Richterſpruch kann es Ihnen nur vortheilhaft ſeyn, wenn Sie unverweilt gegen die eigentliche Quelle der Misdeutungen vor der Würtembergiſchen Juſtiz den Injurienprozeß anhängig machen.

---

Wollen Sie dieſe meine Blätter, aber ganz und durchaus unverändert, als Schreiben an Sie ſchleunig abdrucken laſſen oder lithographirt vertheilen? Meinetwegen. Hoffentlich ſind ſie verſtändlich genug für den Menſchenverſtand. Ich ſchrieb ſie um Veröffentlichung deſſen, was nach

seiner Ueberzeugung auf beiden Seiten das unverkennbar Wahre ist.

Der Name thut dem Denkenden nichts zur Sache. Der Rationalismus baut ohnehin nur auf die Selbstständigkeit seiner Gründe. Auch haben Sie, seit die Weltklugheit Sie scharf in die Schule genommen hat, zwar an den gesunden Menschenverstand appellirt, aber zugleich nicht bewiesen, daß das junge Deutschland die Verstandesregel zu befolgen anfange:

Sage deine Wahrheit;

aber compromittire durchaus nie einen Namen! Wie viele schroffe Erfahrungen werden noch hinzukommen müssen, um die Genialität deutscher Jugend auch noch zur Verständigkeit zu bringen? Friedrich Jacobi hat längst mit Recht darauf gedrungen, daß auch die Vernunft zu Verstand gebracht werden müsse.

Bayerische Staats[illegible]bliothek

Zur

# Philoſophie der Geſchichte.

Von

Karl Gutzkow.

Hamburg.
Verlag von Hoffmann und Campe.
1836.

# Vorwort.

Diese Schrift wurde unter Umständen verfaßt, wo ich keine andern Quellen dazu benuzzen konnte, als höchstens einige an die Wand gekritzelte Verwünschungen der Langenweile oder einige in die Fensterscheiben geschnittene Wahlsprüche zahlloser unbekannter Namensinschriften. Dies war eine Bibliothek, die in jeder Beziehung Etwas zu wünschen übrig ließ.

Nun ist dies aber ein Vorzug dieser allein durch das Gedächtniß unterstützten Ar-

heit. Denn deſtomehr wird der Leſer aus ſeinen eignen Mitteln zu deren Vollſtändigkeit beizuſteuern haben, und dadurch in eine ergänzende Thätigkeit verſetzt werden, ohne welche ein anregendes Buch nicht gedacht werden kann. Dies ſoll immer wirken wie eine gute Symphonie, die in dem Hörer die bunteſten Gedankenreihen aufweckt.

Ohne Leidenſchaft nachdenkend wird man die große Verſchiedenheit der in Deutſchland herrſchenden wiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen dennoch eine Begünſtigung der Literatur nennen dürfen. Keine Nation wird durch Inſtitutionen aller Art und eine unläugbare Prinzipienanarchie ſo ſehr zu dialectiſcher Gedankenerzeugung gereizt, wie die deutſche. Während in England gewöhnlich die literariſche Debatte, um ſie nicht ganz verglimmen zu laſſen, durch Paradorien angeſchürt wird,

iſt in Frankreich nicht weniger der Gedanke durch ſo viel Thatſachen vorausbeſtimmt und das Meiſte in ſeinen Factoren ſo ſehr außer Zweifel geſetzt und durch allgemeine Zuſtimmung vorweggenommen, daß man in dieſen beiden Ländern ſich über Bücher wundern würde, welche man noch immer nöthig hat, in Deutſchland herauszugeben. Ich glaube, daß auch das meinige dazu gehört.

Weit mehr Entſchuldigung wird die formelle Abfaſſung meines Verſuches bedürfen. Ich beſitze noch immer nicht jenen Abandon des Styls, der die Lectüre meiner Bücher zu einer Erholung machte. Ich wage es nicht, meinem überſtrömenden Herzen freien Lauf zu laſſen, und werde noch lange kämpfen müſſen, ehe ich der dem Schönheitsgefühle ſo ſanft ſich einſchmeichelnden Rundung Meiſter werde, und jene Herrſchaft erobere, die ſich

lächelnd, ſicher, ohne Uebereilung, mit gra-ziöſer Conſequenz auf ihrem Stoffe wiegt. Woher ſollte dieſe Ruhe kommen? Der Pegaſus der Literatur von **1830** lernt jetzt erſt Manège reiten.

Das Fatale meiner Schreibart iſt ihre Unruhe. Ich ſcheine oft das Widerſinnigſte in einander zu miſchen, und fehlte doch nur darin, daß ich die Uebergänge zu ſchwach andeutete. Da ſollte man ganz numeriſche und mathematiſche Grundanſchauungen haben, die uns verhindern, dort eine Farbe zu hungrig, hier eine zu ſatt aufzutragen. Man ſollte dieſe Ausglättung und Aufweichung der verknoteten und verhärteten Maſſen, das Ableiten der Ueberfülle von einem zum andern Ort ſchon in den Fingern haben. Ich habs: kämpfe aber zu ſehr mit meinem Stoffe und dem leidenſchaftlichen Eifer, ihn ja gründ-

lich zu erschöpfen und vor falschem Verständnisse zu sichern.

Bei meiner Revision dieses Buches empfand ich recht lebhaft die Betrübniß, daß sich in ihm wieder so viel Verhaue, Verhacke und Gedanken-Anacoluthe finden, und daß ich mich von der Vorstellung nicht losmachen konnte, als wären Bücher, die man schreibt, nur Beschäftigungen mit uns selbst. Aber noch mehr beklagte ich, ein Hülfsmittel nicht anwenden zu dürfen, womit die Autoren des vorigen Jahrhunderts eine ähnliche Unruhe der Composition zu verdecken wußten. Ich dachte dabei an Montesquieu.

Montesquieu hielt eine gedehnte und monotone Untersuchung nicht lange aus. Hundert Einfälle und Reminiscenzen laufen ihm über den Weg seines Grundgedankens. Links

und rechts ist er umschwärmt von Thatsachen und Beobachtungen, die ihn immer aus dem Zusammenhange seiner Untersuchung herausreißen und in ganz entgegengesetzte Gedankenreihen locken. Da ist eine Anekdote Plutarchs, dort ein Axiom des Plato, hier eine Stelle aus den Missionsberichten über China, da ist eine Brochüre, die, während er seinen Geist der Gesetze schrieb, gerade an der Tagesordnung war; das Alles zieht ihn rück- und vorwärts; er ist zum Dozenten nicht geboren und lernte im Style weit mehr von Tacitus als von Cicero.

Aber Montesquieu wußte sich zu helfen. Sein classisches Werk wäre ohne ein Mittel, das ihm seine Zeitgenossen anboten, ein zusammengeronnenes Amalgam von tausend Einzelheiten geworden: er ergriff es ohne Umstände. Das sind seine Paragraphen, seine

Eintheilungen, seine Capitel von drei Zeilen mit einer Ueberschrift von fünf Zeilen, das sind diese köstlichen Abzugskanäle der Verworrenheit, welche seinen Geist der Gesetze durchschneiden und ihm das Ansehen eines großen Netzes mit zahllosen Maschen geben.

Als Klärungsmittel habe ich dem zu Folge zuweilen einen tüchtigen Strich benutzt, eine Barriere, womit ich Eins vom Andern trennen und den Leser veranlassen wollte, beim Schluß der Sätze ein wenig innezuhalten oder sich den Uebergang zu dem Folgenden selbst zu bahnen. Mehr jedoch durfte ich bei einem Buche nicht wagen, das von recht Vielen beachtet zu werden wünscht und diese Vielen doch nur aus dem verwöhnten deutschen Lesepublikum recrutiren kann.

Da man Lob und Tadel in der Literatur ohne Rücksicht auf ein gekränktes oder

erwärmtes Herz austheilen soll, so trug ich keinen Augenblick Bedenken, ob ich mehrere in meinem Versuche mit Hochachtung genannte Namen, da ich deren spätere Verläugnung einer mir freilich untergeschobenen Tendenz erfuhr, an ihrem Platze sollte stehen lassen oder nicht. Ich kann mir aber erklären, wie es in einer allgemeinen Verwirrung aller Begriffe Gesetze geben kann, die einen unumgänglichen Einfluß haben, und daß, wenn man die Dinge retten will, man zuerst damit anfangen muß, die Personen in Sicherheit zu bringen.

„Das junge Deutschland" und „die junge Literatur" aber anlangend, so wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß sich das öffentliche und gutgemeinte Urtheil über diese Hypothese eine Uebereilung vorzuwerfen hat. Wer da weiß, daß das einzige Band, wel-

ches die öfters genannten Autoren zusammenhielt, factisch nur das Band einer oft übereizten und fast immer rücksichtslosen Rivalität war, wird zugestehen müssen, daß es jenen Prozeduren an einem erweislichen Thatbestande fehlte, und daß bei aller Bedenklichkeit, die in irgend einer einzelnen heftigen Explosion eines dieser Autoren liegen mochte, doch ein solidarisches Verfahren durch die Umstände am wenigsten gerechtfertigt war. So will ich denn hiermit nicht gegen meine Irrthümer protestiren, sondern nur dagegen, daß ich sie mit Andern gemeinsam haben soll.

Wenn irgend etwas meinen besten Willen, dem Vaterlande nützlich, wenigstens erfreulich zu seyn, darthun kann, so ist es dieser Versuch, welchen ich der öffentlichen Beurtheilung überlasse. Ich gebe hier meine Grundsätze zwar nicht in einer einfachen Beichte,

aber doch in einer deutlich genugsprechenden Anwendung auf erläuternde Beispiele. Irr' ich mich nicht, so muß Wahrheitsliebe der erste Eindruck seyn, den die Lectüre dieses Buches macht. Nur böser Wille, der sich aber in sich selbst verstrickt, könnte mir vorwerfen, daß die überlieferten und bestehenden Formen der Gesellschaft nicht meine Prämissen, sondern meine Resultate sind. An neuen Verketzerungen wird es nicht fehlen, doch vielleicht schon an der Bereitwilligkeit, ihnen so schnellen Glauben zu schenken, wie im vorigen Jahre.

Wolfgang Menzel hat gegen mich eine Schlacht gewonnen, wie Attila bei Chalons. Eine zweite würde ihn zu Grunde richten. Wer zu seinen kritischen Schwertstreichen so weit ausholt, kann nur damit enden, daß er sich selbst verwundet. Eine gespenstische

Stille umgiebt jetzt dieſen in ſich ſelbſt vereinſamten Charakter. Nicht, daß ich mich der Freundſchaft derjenigen rühmen könnte, die ihm die ihrige aufgekündigt haben. Aber ſeine Methode, ſeine ganze Art, dieſen Streit zu führen und die Strafe des Himmels, die in ihren Folgen zu liegen ſchien, haben etwas, das erſchrecken macht und eine Furcht erregt, die ſelbſt Denen ängſtlich ſeyn muß, vor welchen man ſie hat. Wem wird es nicht ein Lob dünken, von jener Kritik getadelt zu werden? Was kann ſie dir ſagen, das nicht ſoviel iſt, als für dich ein Triumph? Es iſt ein ſeeliges Gefühl, von einem Sbirren verdächtig angeblickt zu werden und ſich dabei als ein ehrlicher Mann zu fühlen.

Ich füge hier nur noch die Berichtigung zweier Irrthümer bei, welche ſich in den vorjährigen Kampf eingeſchlichen haben.

Ich habe niemals Briefe aus Berlin geschrieben, wie in einer der Stuttgarter Brochüren hingeworfen wird. Sodann ist diese Brochüre nicht von Herrn P. A. Pfizer verfaßt, wie man in Rücksicht auf einen vortrefflichen Charakter, um der Charteke Glauben zu verschaffen, ausſprengte, ſondern von dem Buchhändler Samuel Gottlieb Lieſching, der eine gute Hand ſchreibt, wenn er nur ein beßres Herz hätte!

Frankfurt a. M. im März 1836.

K. G.

# Einleitung.

Wenn des Aeſchylus gefeſſelter Prometheus in die gefühlloſe Luft ſeine Klagen ſendet, miſcht er in den ſtöhnenden Schmerz die Drohung, daß auch von den Göttern keiner ſeinem Schickſal entgehen würde. Der wolkenverſammelnde Zeus verhüllt ſich in die Nebel des Ida, und wägt in zwei Schaalen das Schickſal Pergamums. Wer iſt wohl dieſer höhere Wille, dem ſelbſt die Kroniden nicht entrinnen? Der Spruch der alten Götterdynaſtie des Aeſchylus; der Spruch jener elementariſchen rieſigen Begriffe, welche vor der Fluth ſich über die Erde lagerten, jener uraniſchen Granitſchicht der griechiſchen Mythologie? Oder das Schweſterkleeblatt der Parzen, die individuelles Leben und Tod (was iſt auch die Geſchichte anders, als ein Menſch,

der in ewiger Metamorphose aus der Wiege in das Grab, und aus dem Grabe in immer neue Windeln schlüpft!) auf ihrem Rocken spinnen? Oder Tyche, die Würfelspielerin des Zufalls? Die Alten hatten hierüber kein klares Bewußtseyn. Ihre Götter waren nur die Stufen ihrer Andacht, niedriger oder höher, je nachdem das Auge ihres Geistes trug. Oben verlor sich die amphitheatralische Rangordnung ihrer Mythologie in die blaue Luft, in die heitere Sorglosigkeit des ionischen Himmels. Sie umkränzten sich mit den Rosen Anakreons, und nannten zuletzt Verhängniß nur noch jenen bleichen Schatten, der sie für einen Obolus über den Acheron setzte.

Die Schicksalsnothwendigkeit war bei den Alten, philosophisch ausgedrückt, nur der Nexus der Begebenheiten, das Band, geheimnißvoll für den, welchen eine einzelne Schleife davon umwindet, objectiv aber und im Ganzen genommen kein Räthsel, da ja Eins in das Andere geht, und das Erste immer die Ursache des Zweiten ist. Das Schicksal

der Alten war nicht Fürsorge oder ein Plan, deſſen äußerſte Gränzen ſich in die Nebel irgend einer Offenbarung verloren hätten, ſondern es war die Kette der Ereigniſſe, deren einzelne Glieder der Zufall bindet. Die Geſchichte hatte gleichſam, wie die Erde ſelbſt, den „erſten Stoß" der materialiſtiſchen Philoſophie bekommen. Ein Atom reibt ſich am andern, die Luſt am Schmerze, Reichthum an Armuth, Liebe an Haß. Die Geſchichte webt ſich wie von ſelbſt zuſammen ohne Räthſel, oder wo ſich gordiſche Knoten ineinanderwirren, da tritt ein Alexander auf und löſt ſie mit dem Schwerte.

Nothwendigkeit war bei den Alten der Zufall, wenn er ſie überraſchte. Sie konnten alſo auch kein Schema der Begebenheiten haben, keine Philoſophie der Geſchichte in dem Sinne, daß der Hiſtoriker in den Ereigniſſen einen noch tieferen als nur pragmatiſchen Zuſammenhang geſehen hätte. Herodot und Thucydides kennen für ihre Darſtellungen keinen andern Maaßſtab, als den der Au-

thenticität. Die Reden, welche sie ihnen einflechten, ersetzen das Räsonnement der neuern Geschichtschreibung. Tacitus, der Culminationspunkt der antiken Historie, schwingt sich nicht höher als sein Zorn. Die Alten brachten es in den Fabeln der Geschichte höchstens zu einer kurzen Moral.

Philosophie der Geschichte konnte es erst geben, als sich das große Feld der Begebenheiten in Licht und Schatten theilte. Indem Rom alle antiken Radien in sich sammelte, hatte das Alterthum bloß den politischen Standpunkt gewonnen. Phrygier und Cappadocier, Egypter und Juden schwanden in Nichts vor dem römischen Bürgerrechte, das alle Nationen umschloß. Erst wurden die Bewohner Italiens, dann Griechenland, zuletzt alle Völker, welche bis an die Säulen des Hercules oder an die schwarzen Aethiopier wohnten, absorbirt in jene rhetorischen Begriffe, welche auf dem Forum stritten, in jene Gesetzesauslegungen, die durch das Amt eines einzigen römischen Prätors gehäuft

wurden, in jene Parteikämpfe, die mit dem Diademe des Augustus endeten. Die alte Welt hatte nur einen Satz. Es gehören aber zwei Sätze dazu, um einen dialectischen Schluß zu machen.

Dieser Minor und Heischeschatz war das Christenthum. Eine Religion des Unsichtbaren schleuderte den Sonnenstrahl in die Nacht der alten Welt. Rom und Christus rangen um die Herrschaft, und während beide sich auf einer von Blut getünchten glatten Palästra zu werfen trachteten, emancipirte sich das Individuum, das Individuum zur Nation. Die Nebel der Vergangenheit lösten sich: die Kimmerische Nacht entließ ihre Söhne. Auf den Hochebenen Asiens suchten heranpilgernde Nationen jene alten Furchen, welche die ersten Menschenpflanzer der Erde urdenklich zurückgelassen hatten. Keine Hütte hielt sich vor dem brausend wehenden Sturme einer neuen Zeit. Mit Weib und Kind brachen die Männer auf und durchkreuzten sich massenhaft, immer mit bluti-

gem Gruße in Wäldern und Ebenen. So sprudelten die Quellen der Nationalitäten.

Das Christenthum, an und für sich genommen, als historische Begebenheit, war nur Gegenstand der Geschichtsphilosophie; Methode konnte es erst durch die Adoption des Judenthums werden. Diese Vereinung des alten und neuen Bundes brachte in die Auffassung der Begebenheiten ein ganz neues Colorit, jenen Regenbogen, den Jehovah der Welt als Zeichen seines Bundes mit ihr über die atmosphärische Kugel gezogen. Die Geschichte hatte jetzt einen Anfang gewonnen, der mehr als bloß mythologischer, der pädagogischer Art war. Die Idee einer göttlichen Menschenerziehung, einer bestimmten Aufgabe der Geschichte verdanken wir jener Mischung jüdischer und christlicher Begriffe. Waren die Menschen nur ursprünglich dazu bestimmt, gut und glücklich (das Paradies) zu seyn, so ist mit dem Abfalle von dieser Bestimmung das Ziel einer allmäligen Wiederkehr in den alten Zu-

ſtand ausgeſprochen. Weil die Menſchen aufhörten, gut zu ſeyn, ſo mußten ſie fromm werden, d. h. ſie mußten jene allmälige Stufenleiter der innern Selbſtbeſchauung, Prüfung und Beſſerung erklimmen, die ſie des jenſeitigen Paradieſes würdig macht. Die Nationen wurden nach dieſen Begriffen die abtrünnigen Söhne der Patriarchen, je weiter entfernt vom Wohnſitze ihrer Väter, in deſto tiefere Nacht verſtrickt. Die Erlöſung durch Chriſtus war die zweite Offenbarung dieſes göttlichen Erziehungsplanes, der allmälig die aufkeimenden Nationalitäten abſorbirte, und ſich mit derſelben ſuperficiellen Ausdehnung über die Gemüther legte, wie Rom mit ſeiner Autorität im Alterthume. Jetzt gab es Blicke in die Geſchichte, welche eine Ordnung und Symmetrie der Begebenheiten ahnten. Jetzt hatte jede vereinzelte Erſcheinung der Geſchichte ihre primitiven Anknüpfungspunkte; ja ging man doch, wie ein neuerer Autor bemerkt hat, ſo weit, daß ſelbſt die einzelnen Städte, z. B. Cöln, in

ihren Chroniken immer mit der mythischen Zeit der Patriarchen anfingen, bis sie auf ihre historisch erweislichen Bürgermeister kamen.

Die ewige Wissenschaft verdankt demnach dem Christenthume den ersten Anstoß zur Philosophie der Geschichte. Der isolirte Begriff des Bürgers war vernichtet: statt der Pflichten emancipirten sich die Rechte. Der Mensch wurde eine allgemeine, rasirte, kahle Idee, noch nicht in Beschlag genommen von der Erziehung und der Tradition, sondern ein bildsamer Stoff, den das Christenthum aus den Wäldern fortnahm, und mit dem Taufwasser in einen großen Wesenzusammenhang, in historische Präcedentien einführte, wo die Allgemeinheit etwas in sich Abgeschlossenes und von dem Einzelnen Freies hatte. Im Alterthume hörte der Staat mit dem Bürger auf; aber die Idee der neuen Welt, das Christenthum, war etwas von der individuellen Integration des Einzelnen Unabhängiges. Das Christenthum hätte bei der

Weigerung der Nationen nicht aufgehört, weil die dogmatiſche Feſtſetzung ſeines Weſens, wie ſie von der ſpäteren Zeit beliebt wurde, nichts als der Compler der Vergangenheit und eine auf das Unbeſtimmte angewieſene Prophezeihung für die Zukunft war.

Sieht man jedoch auf den neueſten Zuſtand der Philoſophie der Geſchichte, ſo wird man finden, daß die Dankbarkeit, mit welcher die Wiſſenſchaft dem Chriſtenthume verpflichtet iſt, eine zu weite Ausdehnung bekam. Wir ſagten ſchon, daß die reine Idee jenes welthiſtoriſchen Ereigniſſes in Judäa weſentliches Moment, die Vermiſchung aber deſſelben mit dem Judenthume nur methodiſche Erleichterung für die Philoſophie war. Daß man durch das Chriſtenthum erſt über die Geſchichte denken lernte, verführte die Philoſophie dazu, nichts als das Chriſtenthum zu denken. Das Chriſtenthum war ein dialectiſches Moment der Ideen, aber nicht im Sinne neuerer Philoſophie

zu gleicher Zeit der Brenn- und Mittelpunkt der historischen Entwickelung, die Scheidewand der Jahrhunderte, so daß es nur zwei Begriffe für die Weltgeschichte gäbe, ein Vorher und ein Nachher. Die Methode ist in der neueren Philosophie zum Schema geworden. Das bewegende Princip wurde die Achse seiner selbst.

Man wird diesen Tadel und meine daraus hergeleitete Revision der Philosophie der Geschichte besser begreifen, wenn ich eine Seite des Christenthums beleuchte, welche mir seine schönste ist. Schon Herder hat mit erquickendem Eifer diese Beziehung aller Dinge auf das Christenthum bestritten, und das nicht, um die Lehre seines Meisters herabzusetzen, sondern um ihr einen neuen Triumph zu verschaffen. Gott schuf uns ihm zum Bilde. Wir sind zwar nackt und hülflos hinausgeworfen auf die Erde, welche unsere Mutter ist, aber eine sehr launische: wir sind an den Karst und Pflug gewiesen; doch glüht in uns der gött-

liche Funke, erwärmt unſern Geiſt und leuchtet unſeren Schritten. Da ſtehen wir nun, Menſchen mit beliebiger Willenskraft, oft Werkzeuge unſerer ſelbſt. Du haſt deinen Kopf, dein Herz und deine Hand, nun gehe hin und tummle dich! Ich habe nur eine Lebensmaxime: das iſt die, mir Aufgaben zu ſtellen. Ich werfe einen Ball hinaus in die blaue Luft, ich weiß nicht, wohin er fiel, und ſteige dann über Hecken und Dornen, bis ich ihn wiedergefunden. Das nenn' ich leben, das Verworrene zu löſen, ein Thema zu entwirren, eine Unbeſonnenheit wieder in die Gleiſe des Herkommens zurückzulenken. Nichts könnte gefährlicher ſeyn, als eine Maxime dieſer Art, wenn ſie nicht von Grundſätzen und einer unverwüſtlichen Integrität des Herzens begleitet iſt. Jedem, der ſich auf ſich verlaſſen kann, rath' ich ſie an, weil ſie voller Genuß und Abhärtung iſt.

In dieſer Weiſe war auch das Chriſtenthum eine Aufgabe. Es mußte ſo gut ſeine Kräfte zu-

ſammennehmen, wie jede Energie, welche die Maſſe ergreifen will. Es mußte Kreuz und Leid, Hohn und Verfolgung dulden. Es iſt dem Chriſtenthume auch nicht Alles ſo in die Hand gewachſen, ſondern es hat ſich wohl ſtrecken und dehnen müſſen, um an die Decke der Geſchichte zu reichen. In der Geſchichte hat eigentlich nichts ein abſolutes Recht; denn die Geſchichte iſt ein Complex von ungezählten Individualitäten, die kommen und gehen, und das Recht haben, in die Wagſchaale der Ereigniſſe zu werfen, was ſie wollen, Gold oder ein Schwert, wenn es nur wiegt! Man ſpricht von dem Finger der göttlichen Vorſehung; ſollte aber damit ſagen, daß Gott nur zeige und andeute. Alles, was geſchieht, kletterte an jener ſteilen Höhe hinauf, wo jedes Wagniß durch das Rollen eines Steinchens vereitelt werden konnte. Jede That hat ihr eignes Recht, jede Zeit hat es. Man ſollte eine Philoſophie verlaſſen, welche

behauptet, daß Alles in der Geſchichte dem Chriſtenthume zu Liebe geſchehen ſey.

Das Buch der Geſchichte hat breite Ränder, und weite Zwiſchenräume laufen durch ſeine einzelnen Linien. Man betrachte dieſe Ränder und Zwiſchenräume! ſie ſind nicht leer. Mit ſympathetiſcher Tinte, die dem Auge des unbefangenen Forſchers ſichtbar wird, ſind zahlloſe Arabesken und Carricaturen von der Göttin Tyche gekritzelt, die ſich lächelnd dem greiſen Vater der Welt über die Schultern lehnt, und ihn ſcherzhaft in ſeinen lapidariſchen Schriftzügen zu verhindern ſucht. Da iſt ein Dolchſtoß; um ein Haar glitt er vorbei. Da ſind tauſend Möglichkeiten und embryoniſche Anfänge und Begebenheiten, die ſich würden entwickelt haben, wenn die Geſchichte nicht eilte, und der höchſte Dichter, Gott, in ſeiner Diction nicht ein Feind der Anacoluthe wäre. Man nenne dieſe Geſchichtsanſicht nicht atomiſtiſch oder glaube, daß ich ein Apologet des Zufalls wäre! Ohne Zweifel liegen

Gesetze in der Geschichte, aber es sind Gesetze, die sie sich selbst gegeben hat. Ich möchte die Menschen von den Begebenheiten, und von den Ereignissen das Individuelle trennen. Ich möchte die Geschichte in ihre subjectiven Factoren auflösen, und Vieles dem Muthe, der Tapferkeit und der Tugend vindiziren, was unsere Philosophie immer gewohnt ist, auf die Rechnung des Himmels zu setzen.

Ehe ich aber die besondere Methode, die ich in meiner Behandlungsweise der Universalgeschichte befolgen will, angebe, mögen hier noch einige Entwickelungen über frühere Versuche Raum haben.

Es lag in der Natur des Gegenstandes, daß die Philosophie der Geschichte sich nur secundär zu einer Doctrin ausbildete. Diese Wissenschaft hing von den Fortschritten ab, welche die beiden Zweige machten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Die Philosophie mußte sich von der Scholastik und die Geschichte von der Chronik frei machen,

ehe jene auf dieſe angewandt wurde. Wie in allen Punkten, wo Ernſt, Tüchtigkeit und Charakter auf die Beförderung menſchlicher Entwickelungen das Meiſte beitrugen, ging auch hier England mit ſeinem Beiſpiele voran. Philoſophie und Hiſtorie verdanken beide den Engländern ihre wahren Grundlegungen.

Wie immer, eine politiſche Frage gibt in England den Anſtoß. In der engliſchen Revolution lagen entfeſſelndere Grundſätze als in der deutſchen Reformation. Dieſe löſte die Menſchheit von der Tradition, knüpfte ſie aber wieder an das Geſetz. Die engliſche Revolution ging aber auf Normalzuſtände der Natur zurück und begünſtigte die Discuſſion des geſellſchaftlichen Vertrages. Die rothe und die weiße Roſe der engliſchen Revolution war das göttliche und natürliche Recht. Die Stuarts kämpften mit Hobbes Leviathan für die Legitimität, die Oppoſition mit Locke's raſirter Tafel für den geſellſchaftlichen Vertrag. Die Op-

position siegte. Der gesellschaftliche Vertrag i
der erste Grundsatz der englischen Parlementsact
geworden.

Englische Philosophie und Geschichtschreibun
haben bis heute den anthropologischen Charakte
festgehalten. Der Engländer, wie er auch a
menschlichen Körper der geschickteste Anatom i
sezirt die kleinsten Fasern der menschlichen Seel
Von Hume bis Stewart hielt sich die englisc
Philosophie in jener psychologischen Propädeut
und Annäherung an die Wahrheit, soweit die Se
lenvermögen die Organe der Wissenstriebe sin
Ihre Poesie schon bei Shakespeare ist die Male
des Details, ihre Geschichtschreibung (noch
(Gibbon) die Entwirrung der Knoten, die A
lösung der Begebenheiten in ihre Factoren u
zufälligen Veranlassungen. Das philologische M
terial häufen sie massenweise, wie Guthrie u
Gray, oder sie anatomiren eine einzelne Peri
mit sceptischem Verstande, wie alle die, wel

z. B. über das Zeitalter Homers geschrieben und die spätern Untersuchungen Wolfs möglich gemacht haben. Die Engländer haben demnach eine nationale Antipathie gegen universalhistorischen Schematismus. Sie suchen nur Eines in der Geschichte, den Menschen, nicht wie die Franzosen den Bürger, oder wie die Deutschen den Gott. Man nehme die Conflicte, in welche Gibbon mit dem Christenthume gerieth! Weit entfernt, in dem Verfalle des römischen Staates nach deutschen Anschauungen das Abblühen einer überreifen Erscheinung, die nur die Stufe zu einer andern wäre, zu sehen, weit entfernt, den Untergang der Römer als eine universalhistorische Nothwendigkeit zu betrachten, die ihnen von dem Christenthume nach göttlichem Rathschlusse wäre aufgelegt worden, zerlegt er den Verfall in seine einzelnen Ursachen, in den Mißgriff der Regierungen, die Laster und Tyranneien der Kaiser, die Sittenlosigkeit und den Luxus der Untertha-

nen, und giebt dabei dem Christenthume eine Stellung weder höher noch tiefer als irgend eine dieser mit lebhaften Stylguirlanden umwundenen historischen Gruppen. Gibbon sieht nur die vereinzelte Größe und die vereinzelte Schwäche. Hier ist alles Analyse. Die Geschichte dient, um den Blick zu schärfen; sie ist eine Vorbereitung für die politische Debatte.

Den rein politischen Standpunkt in der Geschichtschreibung nahmen die Franzosen ein. Bayles Scepticismus und Bossuets Versuch einer Universalgeschichte im orthodoxen Sinne bilden nur zwei Anomalien in einem Verfahren, das allerdings nicht auf Verabredung beruhte und wo die individuelle Meinung sich noch immer für ihre eigne Rechnung ausbreiten konnte. Aber in der Mitte zwischen beiden liegen alle die Einflüsse, welche Montagne, Montesquieu und Rousseau auf das historische Urtheil der Franzosen ausübten. Diese geistvollen Schriftsteller beförderten weniger die

Syſtematik, als eine gewiſſe abſtrahirende Methode, die ſich aus der Geſchichte Maximen und Grundſätze, immer aber einen practiſchen Fond entnahm, der in der Gegenwart angewendet oft auf die Vergangenheit ſelbſt ein neues Licht warf. Montagne brachte durch ſeine Klugheitstheorie die Ereigniſſe immer dicht vor die unmittelbare Anſchauung, als Werkzeug, Regel oder Vorſchrift für das eigne Verfahren. Die Geſchichte verlor ſich unter ſeiner Hand in eine Maſſe einzelner Thatſachen, die für einzelne Lagen und Entſchlüſſe die ſchlagendſten Belege wurden. Wenn der Franzoſe ſo frühzeitig mit den Begebenheiten umſpringen lernt und ihm für jede ſeiner Handlungen die Geſchichte immer eine Analogie bieten muß, ſo war Montagne für ihn dieſer gewandte Lehrer, der aus der Geſchichte eine Schule der Erfahrung machte. Montesquieu beſchränkte dieſen Unterricht auf den Staat und lehrte aus der Geſchichte zunächſt die Maximen der politiſchen Geſetzgebung. Rouſſeau endlich

ſtellte nicht nur die Geſchichte, ſondern das ganze Gebiet der Philoſophie unter die Reverbère des Staates. Rouſſeau, der in dem Bürger den Menſchen retten wollte, that doch nichts, als alle menſchlichen Beziehungen an den Staat anknüpfen, ſo daß er Coder jeder Berufung werden mußte, beſonders der des ſouveränen Volkes, ja ſogar des Despotismus der Freiheit. Der reine, abſtracte Menſch des Genfer Philoſophen war immer nur ein Findelkind, auf welches ein Dritter, nicht der unbekannte Vater, ſondern der Staat und ſeine öffentliche Erziehung ein Recht hatte. Die Rouſſeauſchen Menſchen, ſie mögen in der entlegenſten Einöde geboren ſeyn, ſind unter der Controle geboren, ſie haben eine politiſche Beſtimmung an ſich, welche ihr Muttermaal und in der Haut ſchon der Abdruck jener Kette iſt, welche ſie einſt tragen werden. So iſt alle franzöſiſche Geſchichtsbetrachtung politiſche Marime, und jeder Franzoſe wird erſt dann Einſicht in den innern Zuſammen-

hang der Begebenheiten bekommen, wenn seine Phantasie zuläßt, sich bei ihnen persönlich betheiligt zu denken. Niemand kann diesen Satz schlagender beweisen, als ein Mann, der zwar selbst kein Franzose war, der aber aus dem Scheine, es zu seyn, ein Studium gemacht hat, Napoleon. Napoleon, über Geschichte räsonnirend, sprach über Alexander, Cäsar, Cromwell und Friedrich den Großen nie anders, als sich selbst mit ihnen verwechselnd und von ihren Thaten, wie den Folgen seiner eignen Ueberlegung urtheilend. Dieß ist keine Maxime des Selbstbewußtseyns gewesen, sondern Etwas, das jeder Franzose mit seinem Kaiser gemein hat.

Um in dieser Ausführung eine größere Vollständigkeit zu erreichen, will ich eines französischen Versuches über die Philosophie der Geschichte Erwähnung thun, dessen Kenntniß ich Herrn Rosenkranz in Königsberg verdanke. Ich thue sie um so lieber, als ich bei Gelegenheit dieses speziell ge-

gen die Hegelsche Philosophie geschriebenen Buches dennoch gern meine Hochachtung vor einem ihrer gewandtesten und geistreichst gebildeten Lehrer ausspreche. Die berliner Akademie, im vorigen Jahrhundert so unwesentlich für die Entwickelung unserer deutschen Zustände, immer dem Spotte ihres Beschützers ausgesetzt, der sie z. B. zwang, auf die wunderliche Frage: Soll der Staat anerkannte Irrthümer bei seinen Unterthanen dulden oder nicht? goldne Preise auszusetzen, besitzt in ihren Verhandlungen zwei geistvolle Versuche über die Philosophie der Geschichte von Weguelin. In dem Räsonnement dieses Philosophen walten fast mathematische Kategorien. Die Geschichte wird unter seiner Hand zu einer geometrischen Figur, welche sich durch die Elemente des Euclid lösen läßt. Er schöpft aus den Zeiten die Ideen ab, bringt sie in algebraische Formen und rechnet darauf mit ihnen nach den einfachsten Regeln der vier Spezies. Die Resultate dieser Verfahrungsweise sind oft erzwungen,

kalt und todt, oft aber auch voller Anwendbarkeit und lehrreicher Consequenzen. Wäre die Ansicht Wegelins richtig, so ließe sich die Welt als eine ungeheure Zahl betrachten, für welche Gott der Vega'sche Logarithmus wäre, und die Geschichte als eine Riesenpyramide von Zahlen und Buchstaben, die sich herauf- und herunter potenzirt auflöse in die große Wahrheit, daß $a^2 + 2ab + b^2$ das Quadrat von $a + b$ ist.

Könnte ein ganz vollkommenes Geschichtswerk existiren, so müßte ein Deutscher dazu das Material, ein Engländer die Charaktere und ein Franzose den Pragmatismus liefern. In Frankreich erhebt sich keine Universalhistorie über die Mittelmäßigkeit. Der alte Rollin! Erst in neuerer Zeit haben französische Spezialhistorien (Rulhiere mit der Geschichte Polens ging voran) einen Grad von Vollendung erreicht, der für Frankreich ein Privilegium zu bleiben scheint. Nicht von Villemain, Capefigue und selbst dem Grafen Ségur ist hier die Rede;

denn diese Historiker stehen noch immer unter rhetorischen Einflüssen und arten bald in die scythische Romanendarstellung des Abbé Barthelemy, bald in die gigantischen Eis- und Nebelphantasien Ossians aus; sondern von den unsterblichen Werken eines Thiers und Mignet, die deßhalb so groß sind, weil in ihnen das rein aufgefangene Echo der Begebenheiten spricht. Thucydides, Livius oder Tacitus nachzuahmen, muß immer mißlingen, weil man selten mit den Autoren unserer Zeit so reine Vorstellungen verbinden kann, wie mit jenen Alten, unter denen gerade Sallust deßhalb einen besondern Plaz einnehmen wird, weil sich die Nachrichten über sein Leben widersprechen und der Künstler bei ihm immer durch den Afrikanischen Proconsul in Schatten gesezt wird. Aber die Ereignisse selbst reden lassen, Symmetrie und epische Perspective, Lebhaftigkeit und dramatische Gruppirung in seine Auffassung derselben bringen; darin liegt das große Verdienst der neuern mitten auf

dem Forum gebildeten französischen Geschichtschreibung. Wäre nicht Friede das Glück der Völker, so möcht' ich diesen Künstlern nur noch das Eine wünschen — die eigne Anschauung des Feldlagers, und für diesen Fall, da ich Deutscher bin, am liebsten die eines Xenophontischen Rückzuges.

Mit dem spanischen Erbfolgekriege verspritzten die Deutschen das letzte Blut, womit sie bisher die Adern des übrigen Europäischen Staatskörpers beherrscht hatten. Seither immer in die Ereignisse verwickelt, wurden sie von ihnen immer übervortheilt; durch Friedensschlüsse wurden selbst ihre Siege Niederlagen. Daher vielleicht die Einmischung so vieler Andacht und Theologie in die deutsche Geschichtsbetrachtung. Daher diese deutsche Bürgerschaft zweier Welten, wo man gern vom Himmel Vorschüsse nimmt, um seine irdischen Rückstände zu bezahlen. Es ist auffallend, daß Lessing es seyn mußte, der diese theologische Ansicht der Geschichte zuerst in ein System brachte. Möchte

man nicht glauben, dieser groſse Freidenker habe dafür, daß er dem Christenthume alle Geschichte nahm, der Geschichte dafür desto mehr Christenthum geben wollen?

Oder war auch schon Lessing in die seither so überflüssig cultivirte Unterscheidung des Theoretischen und Practischen verfallen? Glaubte er mit der bald so zahmen, bald so kühnen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, daß Dinge, welche sich in der Theorie nicht beweisen ließen, dennoch für die Praxis verpflichtend seyn könnten? Leibnitz fing diesen unwissenschaftlichen Dualismus an, Lessing setzte ihn fort und Kant sprach ihn als ein System aus. Leibnitz erfand neben seiner göttlichen Monadologie die menschliche Theodicee; Leibnitz ist der Stifter jener Unterscheidung zwischen Dingen, die wider, und Dingen, die über die Vernunft sind, einer Unterscheidung, aus welcher man noch heute in der pietistischen Theologie die trivialsten Sätze herleitet. Man muß Leib-

nützen einen groſsen Einfluß auf die deutsche Geschichtsauffassung zuerkennen, von welcher sich außer Iselin, der die englische Methode der Psychologie befolgte, nur noch Kant selbst befreite. Kant näherte sich dem französischen Principe, dem politischen. Seine Schüler machten leider ein juristisches Princip daraus und lösten die Frage über den Zweck der Geschichte in die über den Zweck des Staates auf. Noch sehen die meisten unserer deutschen Rechtslehrer in der Geschichte nichts als entweder die Herrschaft des Gesetzes, oder die Herrschaft der Sicherheit oder die Herrschaft des allgemeinen Wohles. Das juristische Extrem in der Weltgeschichte ist die Auslegung derselben nach der Offenbarung des Justinian, das theologische die Auslegung nach der Offenbarung St. Johannis.

Lessing hatte mehr bindenden als trennenden Verstand; denn man spricht weniger von seinem Scharfsinne als von seinem Witze. Lessing, indem er das Christenthum vernünftigte, hütete sich

wohl, die Philosophie zu derationalisiren. Lessing war ein Feind der atomistischen Philosophie seiner Zeit und haßte sie wie die Regeln Boileau's. Seine teleologische Weise, die Geschichte zu ordnen, seine Idee der Perfectibilität und der Erziehung des Menschengeschlechtes waren die milden und zarten Consequenzen einer Seelenstimmung, die sich von der sanften religiösen Glut, z. B. der in Moses Mendelssohns Morgenstunden aufgehenden Wahrheitssonne, gern erwärmte. Lessing machte aus der Geschichte eine pädagogische Oeconomie, er sah den Arm der göttlichen Allmacht in den verworrensten Perioden walten, und stellte alles in die Begebenheiten scharf Einschneidende, jede neue die Welt erschütternde Idee, jede Bereicherung der Kenntnisse oder des Glückes der Nationen als eine Stufe der göttlichen Welterziehung hin. So mußte Socrates, so Jesus, so Spinoza kommen. Die Geschichte gleicht hier einer Aloe, wo aus dem unten ersterbenden Blatte oben wie-

der ein neuer grüner Keim hervorschießt. Gott selbst wäre nach diesem Bilde bei dem Pantheisten jener Zeugungskeim, der in ewiger Metamorphose niemals stirbt; bei Lessing ist er der fromme und gute Gärtner, der seinen Stock begießt bei jedem Sonnenuntergang, und der sich zuweilen mit gemüthlicher Pfeife vor ihn hinstellt, um das Ungeziefer von seiner lieben Pflanze zu vertreiben.

Dennoch muß ich gestehen, daß in Lessings Schriften etwas liegt, was dieser wohlgefälligen, genügsamen und beinahe optimistischen Ansicht der Geschichte zu widersprechen scheint. Leset seinen Laokoon! Wie schwelgt der enthusiastische Antiquar in Ausmalung jener Griechenwelt, wo selbst die Künste in das Staatsgewebe verflochten waren und sich eine Zartheit des Geistes in ihrer politischen Bevormundung aussprach, welche unsere Zeit nun und nimmermehr wieder produciren wird. Der Olympische Sieger bekam eine Statue; aber nur erst derjenige, welcher es dreimal geworden

war, eine solche, die seine eigne Gestalt wiedergab. Man wollte den Adel der menschlichen Figur bewahren, man wollte durch das Porträt nicht die ästhetische Anschauung des Volks an das Ordinäre und Zufällige verweisen. Dies ist eine so goldene und feinhaltige Regel, daß man bei einem Blicke auf unsere Zeit dagegen nur auf Barbarismen und gesellschaftliche Solöcismen zu stoßen glaubt. Wie zerfahren und materiell sind unsere Interessen! Wie drängen sich Künste und Wissenschaften durch den Lärm des Tages hindurch! Unser Körper ist verweichlicht, unser Geist ist ohne Harmonie, und selbst das Christenthum muß erst durch dialectische Muthmaßungen und Räthselheiten mit den edelsten Blüthen der menschlichen Cultur verknüpft werden. Hätte Lessing diese Vergleichung angestellt, ich weiß nicht, ob ihm seine Perfectibilität nicht wie eine grundlose Schwärmerei erschienen wäre.

Da blitzte das Genie eines Herder auf, ein Phänomen, dessen electrischer Stoff für Deutschland verloren scheint und nichts Aehnliches wieder hervorbringen wird. Herder, ein Priester — aber ein Priester in dem großen Sonnentempel der Natur, ein Priester, wie es Johannes muß auf Pathmos gewesen seyn. Hatte Johannes aus dem Schooße seines Meisters Dogmen geerbt? Nein, sein Erbtheil war die Poesie, die Entzükkung und die Liebe. Hätte Jesus nur den einzigen Jünger Johannes gehabt, seine Religion wäre nur eine Verheißung geworden, eine Seelenstimmung, eine Wiedergeburt der siechen Menschheit, nicht durch den Glauben, sondern durch die Liebe, eine Religion ohne andere Symbole, als die, welche in den Phantasmen des Traumes und der Einbildungskraft liegen. Herder war ein Priester dieser Johanneischen Ausbreitung des Christenthums, welche von der eifernden des Petrus und der mystischen des Paulus verschieden ist, und

keine andern Tempel hat, als einige duldsame Herzen.

Herder war weit entfernt, die Lessing'sche Methode zu adoptiren. Im Gegentheil, er schickte in seinen Ideen den Menschen auf seine jahrtausendjährige Wanderschaft mit dem Abschiedsgruße: Sorge für dich selbst! Herders Princip war die Humanität. Was verband er mit ihr? Den ganzen Complex aller der Begriffe, welche sich an die Wiege und an den Sarg des Menschen drängen, sowohl jenes Terenzische **nil humani a me alienum**, die Leidenschaft und das Temperament, wie jede Blüthe der Cultur, die sich aus der Benutzung menschlicher Geisteskräfte, ja selbst aus der Benutzung zufälliger Begegnisse entwickeln konnte. Herder findet das Philosophische in der Geschichte mitten in der concreten Erscheinung selbst. Mit Ehrfurcht und mit gesenktem Haupte schreitet er zuerst an den unbekannten Ursachen des Weltalls vorüber, greift aber sogleich hastig

nach dem Seile, welches ihm die Materie aus ihrer Arche zuwirft, und arbeitet im Schweiße seines Angesichts, um Natürliches natürlich zu verfolgen, um Alles zu retten, was die Triumphe der Menschheit als Werk der Menschheit erhöhen muß. Dann tritt er an das erste Kind heran, das im Grase mit den Phrygischen Schafen des Herodot spielt, und lauscht, wie sich ihm allmälig das Zungenbändchen der Sprache löst. Dann ziehen sich schon Spuren von Heerden und nomadischen Völkern durch die ungeheuern Sandebenen, und einzelne Familien rasten in den Oasen und durchfurchen die Erde mit sinnig berechneten Werkzeugen. Das heilige Saatkorn, Persephone, die Tochter der Demeter, steigt in die Erde hinab und bringt hundertfältige Garben. Die Gerste wird gebrannt auf dem Roste, und die Priester streuen sie auf das Haupt des Stieres, der sich zum Opfer beugt. Homer singt den Zorn des Achill, und seine Schüler den zwiefach verschla-

genen Odyſſeus. Joniens Himmel lacht, die Göttin Athens blickt von den Oelbäumen Suniums auf die von den Schnäbeln perſiſcher Schiffe beſäeten griechiſchen Gewäſſer; Thucydides lauſcht dem Vater der Geſchichte, der in Olympia allen Hellenen ſeine Muſenbücher lieſt; endlich erliſcht die Sonne der Schönheit und die des Ruhms taucht empor. Rom ſchmiedet ſeine Ketten, und Mars zertritt die Ernte der Jahrhunderte. Dann tiefe Nacht, Weihnacht. Aber im Orient flammt ein Stern, und aus einer Krippe lacht die neugeborne Zukunft der Welt. An ein geheimnißvolles Leben ſchließt ſich eine deſto lichtere Wahrheit. Kampf, und überall Untergang; auch die Boten des neuen Himmels zieben das Schwert. In den entfernteſten Gegenden der Erde regt ſich ein unbewußtes Sehnen: die Völker kommen der in der Schlacht faſt verlornen heiligen Standarte, dem Labarum, zu Hülfe, und die Geſchichte erhält eine neue Integration ihrer Elemente. Hier konnte Herder

noch einmal jene poetischen Wonnen empfinden, die sich in seinen Stimmen der Völker am zartesten aussprechen. Dann aber bricht sein Werk mit der Hierarchie, mit der Barbarei des Mittelalters ab, und man ist versucht zu glauben, daß ihm nicht die Muse, wohl aber das Ideal zu fehlen begann, die Humanität, mit welcher sich das Princip mittlerer und neuerer Zeit, das Interesse nämlich, nicht zu vertragen scheint. Mit den dunkeln Farben, welche Herder jetzt auf sein sonnenhelles Bild hätte setzen müssen, fürchtete er, sich den Pinsel zu verkleistern. Ich finde hierin schon dasjenige ausgedrückt, was sich gegen Herders Ideen mit besonderem Gewichte erinnern läßt.

Die Resonanz der Herder'schen Seele war zu schwach und zu zart gebaut, als daß sie alle erschütternden und grellen Töne der Geschichte hätte halten können. Sie zersprang vor diesen metallenen Glockenschlägen, welche aus den höchsten

Regionen der Geschichte dröhnen. Herder, nur gewohnt, im Völkerleben die poetische Blume zu suchen, verlor sich in eine zu sanfte und elegische Stimmung seiner Darstellung, und verfiel, wo ihn die Ereignisse überboten, oft in eine mäkelnde und intolerante Methode. Wer kann seine Beurtheilung der Römer billigen? Wer erschrickt nicht, wenn man Herders Nachgiebigkeit gegen die Ereignisse eben zu einem neuen Principe für die Geschichtsdarstellung erheben will, plötzlich über diesen strengen, abfälligen, fast schulmeisterlichen Ton, den er sich über das durchgebildetste, charakterfesteste und bürgerlichste Volk der Erde erlaubt? Herder kann die Räuberei und Zerstörungswuth eines Mummius nicht vergessen. Die Bildsäulen und künstlerischen Denkmäler der Griechen, Sophokles und die Weisheit Platos beherrschen seine Einbildungskraft so sehr, daß er in den Römern nur Barbaren, die entarteten Söhne entarteter Väter, eine tollkühne Verbrechercolonie

aus Alba[illegible]sieht. Da ist die wundervolle Römische Gesetzgebung, der ganze Bau jener Universalmonarchie und zuletzt das an zahllosen köstlichen Charakterentwickelungen überreiche Detail der Römischen Geschichte keiner Rede werth gegen eine Pindarische Ode. Herder verweichlichte in der Griechischen Kunst. Seine Seele ist zu sanft für die Strenge der Geschichte. Aus der Philosophie der Geschichte wurde bei ihm eine Kritik derselben. Herder veranlaßte jene moralisch-politischen Chrien, welche ein eigenthümliches Stadium der deutschen Schulbildung bezeichnen; überhaupt wurde die Geschichte für die Jugend ein pädagogischer Pappelbrey, oder jene mit Erfahrungen naßgemachte Ruthe, welche die Erziehung hinter den Spiegel steckte als furchtbares **Regardez-moi!**

Ehe Friedrich Schlegel sein Bedürfniß einer ästhetischen Sinnenreligion in den Domen des Katholicismus zu befriedigen suchte, hatte seine Ideen-

entwickelung viele mit Lessing, dessen Schriften er in einem Auszuge herausgab, gemeinsame Punkte. Aber es war ein origineller Standpunkt, unter dem er Lessing betrachtete. Wie man in dem Leben von Männern, welche man bewundert, gern nach Thatsachen sucht, wo wir sie auch lieben möchten, z. B. ob sie mit Wehmuth von ihrer Mutter sprachen, ob sie eine Blume sinnig betrachten konnten; so durchsuchte Schlegel die Schriften Lessings, und brachte sich ein Bild von dem Meister heraus, das zwar unähnlich, aber dennoch nicht ohne Reiz war. Lessing wurde bei dieser Schlegel'schen Mosaik das Gegentheil seines Rufes. Ueberall für einen Feind des Christenthums geltend, macht ihn Schlegel zu einem Feinde des aufklärerischen Deismus. Fast scheint es, als hätte es Schlegel zu schmerzlich vermißt, wenn sich zu der Schelling'schen practischen Polemik, der Friedrich damals angehörte, nicht die Manen des bewunderten Lessing gesellt hätten. Er rich-

tete den großen Kritiker gerade so ein, wie er ihn als Glorie seiner spätern eigenen philosophischen Expositionen brauchte. Schlegel ging nur einen Schritt — ich möchte lieber statt weiter sagen zurück — gegen Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Schlegel bezog das, was Lessing nur zu Gunsten des Deismus gesagt hatte, in der Geschichte auf das Christenthum und sogar auf den Katholicismus.

Ich erwähne hier Schlegels Philosophie der Geschichte, ob sie gleich von späterem Datum ist, als diejenigen Erscheinungen in der Wissenschaft, welche demnächst charakterisirt werden sollen. Schlegels Werk ist die letzte Kuppel des Doms der romantischen Schule. Gleich bei'm Beginnen desselben sind wir in die Untersuchungen Kannes, Creuzers und Görres über die orientalische Mythe versetzt; wir reiten auf dem ungeheuren mystischen Elephanten der Gangesreligion und hören bald, daß sich die hebräische Urkunde mit der

Vernunft und Erfahrung in die glänzendste Harmonie bringen lasse. Seither wird die göttliche Heilsordnung das Schema der Schlegel'schen Darstellung. Die Sünde ist das Verderben der Geschichte. Welche Ueberwindung, daß Schlegel noch an seinen alten ästhetischen Studien mit so vieler Liebe hing, um nicht Homer und Sophokles als die Sänger der Lüge zu brandmarken! Das Christenthum macht die Halbscheid der Begebenheiten, die Völker beten an, und die Peterskirche in Rom wird der Mittelpunkt der Geschichte. Das Zeitalter der Reformation, der Vernunft und des Abfalles beginnt, die französische Revolution ist die letzte Offenbarung des Satan, während hier und da schon einzelne Glöckchen der neuen Hierarchie ihren süßen verlockenden Ton anstimmen, und sich die Zeichen der Zeit zur Wiederkunft des Herrn mehren. Der Staat emancipirte sich früher von der Kirche, jetzt wird sich die Kirche vom Staate emancipiren,

und das Band, welches die Nationen umschließt, wird eine neue gesellschaftliche Chimäre seyn. Dies ist kein System, sondern nur ein Glaubensbekenntniß, das sich bestreiten, aber nicht widerlegen läßt.

Wenn ich mich hierauf endlich gegen die sogenannte Geschichtsconstruction erkläre, so möchte ich doch nicht, daß man mich für einen Verkleinerer der Hegel'schen Philosophie ansähe. Dieses System war nothwendige Schlußfolge einer vierzigjährigen speculativen Aufregung Deutschlands und mußte alle Radien vorangegangener Bestrebungen in seinen Mittelpunkt zusammenfassen. Ich habe selbst zu den Füßen Hegels gesessen, und aus dem unkünstlerischen Vortrage seiner Lehrsätze die entschiedene Wirkung wahrgenommen, welche seine weiten Umrisse, diese ungeheuren Conturen seiner Kategorien auf die Gymnastik der Seele haben. Hegels concrete Methode, das materielle Füllsel seiner leeren Be-

griffsschemen machte seine Philosophie zu einem Surrogat der Erziehung, das weder von der psychologischen noch mathematisch-scholastischen Methode anderer Lehrer erreicht wird. Die Masse von eigenen Kenntnissen, die man in Hegels System vergraben kann, ohne in seinem Besitze verkürzt zu werden, die eigne Durchbildung des Kopfes, die sich mit dem Hegel'schen Systeme immer in einen vertraulichen Zusammenhang bringen läßt, kurz das im Grunde Unverbindliche, Lare und Leichtwendbare der Hegel'schen Principien schuf eine sehr freie, bunte und der Individualität Alles einräumende Schule, zu der sich die unabhängigsten Geister bekennen. Wir haben hier z. B. nicht die über einen Leisten geschlagene Propaganda des Kriticismus, diese Heydenreich, Feder, Schmid, Kiesewetter, wo Einer immer in Gefahr kam, mit dem Andern verwechselt zu werden, sondern ich erinnere nur an das tiefe und in der Kunst beinahe mystische Gemüth eines

Hotho und an den in hundert Farben blitzenden Esprit eines Gans. Es würde mich schmerzen, wenn sich die nachstehende Polemik nicht mit der größten Hochachtung vor dem Gegner vertragen sollte.

Was ist Construction der Geschichte? Ein kleiner Demiurgos sitzt mitten im Weltgebäude und sucht mit einem Cirkel die Zahl der historischen Breiten- und Längengrade zu bestimmen. Er bockt dem Schöpfer der Welt auf der Schulter und beginnt am siebenten Tage, wo jener zur Ruhe gegangen, den Himmel und die Erde, die Thiere in und über dem Wasser, die Bäume und den Menschen so nachzuformen, wie er an dem Allvater sich die Handgriffe gemerkt hat. Geschichtsconstruction heißt, die einzelnen Höhepuncte der Geschichte mit Spinnweben verbinden und das Disparateste zu witzigen Harmonien zusammenschnüren. Sie ist zuletzt prophetischer Natur, sowohl in dem Sinne, daß sie, wie Aeneas es bei

Virgil thun konnte, einen August und Marcellus prophezeit, als auch in rein cassandrischem Sinne, daß sie noch wirklich das Ungesehene in der Zukunft zu erblicken glaubt.

Jedem wird hier Mephistopheles im Faust einfallen, wo er die philosophische Methode persiflirt, welche uns beweist, daß die Dinge nicht nur so sind, sondern auch so seyn müßten, wie sie sind und daß gleichsam Jedermann kein Andrer wäre, als er selbst. Doch müssen wir hinzufügen, daß das Reagens dieser Geschichtsconstruction die logische Idee ist.

Von der logischen Idee muß man sich eine sehr ausgedehnte Vorstellung machen. Sie ist allerdings zunächst nur ein Begriff, oder, wenn wir dem Meister trauen dürfen, zu gleicher Zeit auch der Inhalt dessen, was dieser Begriff ausdrücken soll. Sie ist mit einem Worte der metaphysische Urstoff, aus welchem sich die Dinge als die Ideen darüber entwickeln, vielleicht Gott selbst,

wenn man Beweglichkeit des Geistes genug hat, sich unter diesem Stoffe nichts Ruhendes und Abstractes, sondern ewig Gebärendes und Schaffendes vorzustellen. Dieses hohle Prädicat des Seyns ohne Subject, diese noch unbestimmte und unwirkliche Kategorie wird uns immer in die Vorstellung des Nichts verfließen und wir werden jenen Moment ahnen können, wo es noch keine Welt und keine Geschichte gab. Hegel nimmt jene Periode des reinen Seyns oder des Fürsichbegriffes als die Periode der Urwelt, wo die Geschichte wie der Dotter im Ei schwimmt, wo die Götter auf der Erde wohnten und das Paradies die Ordnung des Tages war. Geschichte war noch nicht. Geschichte ist das Product zweier Factoren und dieser zweite Factor, die Negation, brauste in das Chaos hinein, die Idee stürzt aus ihrem Gehäuse, die Natur öffnet ihren Drachenmund, Geschichte ist das Werk der Rebellion. Hegel kennt nur Alte und Neue Welt: was in der Mitte zwischen

Beiden liegt ist Kampf. Das Mittelalter ist Streit zwischen der Natur und dem Geiste, zwischen dem zweiten und dritten Theile des Systems. Christus war die Idee des Anundfürsich, die in ihren Anfang aber mit Geistesbewußtseyn zurückgekehrte Idee. Sein Reich ist das Reich der Freiheit, Wahrheit und Wissenschaft, des vollständigen dritten Theiles, welcher mit dem Triumphe der Philosophie und beinahe mit jenem Horazischen Satze schließt: der Philosoph ist König, Gott Alles, wenn er nicht zufällig den Schnupfen hat.

So gesund und frisch die Ansicht Hegels ist, nach welcher man die Wahrheit doch nicht immer an entlegnen Orten suchen möchte, daß man stündlich über sie wie über die Thatsache der Straße stolpere, daß ferner das Aeußere der Dinge fast immer ihr Inneres sey und wir uns doch nicht einbilden mögen, was Wunder für große Begebenheiten auf dem Uranus und der Milchstraße geschähen; so möchte es doch schwerlich ein großer

Triumph der philosophischen Wahrheit seyn, wenn die historischen Facta unsres Erdballs ihre ausschließlichen Belege wären. Inzwischen will ich der constructiven Methode drei Punkte entgegenhalten, welche ein practischer Grundsatz und zwei Verlegenheiten sind.

Herder verfiel in den Fehler, die Geschichte kritisiren zu wollen. Hegel übt gegen sie eine Toleranz, welche die Moral in Gefahr bringt. Ich klammere mich nicht an die fünffüßige Phrase: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; denn Millionen Thränen sind in der Geschichte ungetrocknet, tausend Verbrechen ungestraft geblieben, das Recht war immer dessen, der der Stärkere war; aber in Allem Nothwendigkeit sehen, wo bleibt die Freiheit? Starb in Cato ein Begriff oder eine große Seele? War Philipp II., war Robespierre ohne moralische Zurechnung? Ist der Weltgeist der Souffleur aller großen Worte gewesen, die von Menschen gesprochen wurden;

des non dolet der Arria, des sancta simplicitas Hussens und selbst jenes wehmüthig herben Spruches, womit ein Gladiator den Kaiser grüßte: Caesar, morituri te salutat? Dieser philosophische Schematismus betrügt die Menschheit um ihre Zierden und die Seele um ihre hohen Entschlüsse. Er erzeugt einen indifferenten Quietismus für die gegenwärtige Zeitlage, und selbst wenn er richtig wäre, müßte man ihn bestreiten, weil er der Thatkraft die Sehnen zerschneidet.

Das zweite Unglück der constructiven Methode ist die Sackgasse. Wo hinaus? Welche Regeln giebt uns der Tag? Natürlich ist es eine weite Zeit, von der schon Plato träumte, wo alle Menschen Philosophen würden. Aber wie es mit der Wiederkunft Christi war, der Eine spricht von tausend Jahren, der Andere: über ein Kleines! Hegel selbst hat sich verleiten lassen, seine eignen politischen und wissenschaftlichen Verhältnisse für den unmittelbaren Durchgangspunkt der Geschichte

anzuerkennen, er hat an den Staat, welcher seine Verdienste belohnte, eine so entschiedene Mission ausgetheilt, daß man verführt wird, ein ziemlich nahes Ende der gedachten und geschehenen Dinge anzunehmen. Hegel fieng alle historischen Strahlen zu jener Sonne zusammen, welcher der Preußische Adler kühn entgegenfliegt, und brachte dadurch seine Schüler selbst in Verlegenheit. Herr Gans ist schon lange damit beschäftigt, diesen Sack durchzubrechen und der freien, von der beigepflanzten Linné'schen Bezeichnung unabhängigen Geschichtsvegetation wieder Luft und Athem zu schaffen. Irr' ich nicht, so ist Herr Gans ein Hegel'scher Socinianer. Er sucht den Moment, die Freiheit und vielleicht selbst den Zufall zu retten.

Meine Einwürfe gegen die Construction müssen desto schlagender werden, wenn ich im Stande bin, einige Inconsequenzen derselben nachzuweisen. Der Hegel'schen Philosophie der Geschichte

ſchwebt das Bild einer auf- und herabſteigenden Linie, oder vielmehr eines Nieder- und Aufganges vor. Das Chriſtenthum iſt ihr der mittlere Durchſchnittspunkt, der Kreuzweg, wo ſich die Bahnen brechen und alle Begebenheiten in eine neue Strömung gerathen. Wie aber, wenn es welthiſtoriſche Ideen gäbe, welche ſich in der Neuen Welt mit Energie geltend machten und aus der Alten herüber kamen, ohne vom Chriſtenthume tingirt zu werden? Noch bis zu dieſer Stunde iſt die humaniſtiſche Bildung die erweislich beſte Mitgift, welche man dem Jünglinge für ſeine Vermählung mit dem Leben geben kann. Sie hat ſich ganz frei erhalten vom Chriſtenthume, ja ſie flieht das Chriſtenthum, weil ſie fürchtet, von dem linguiſtiſchen Apparate desſelben barbariſirt zu werden. Oder um etwas zu nehmen, was keine Ueberlieferung, ſondern in der That eine Inſtitution iſt. Wer kann nachweiſen, daß das Römiſch-Deutſche Kaiſerthum eine Idee des Chriſtenthums

iſt? Die Hierarchie und das Kaiſerthum iſt ein Widerſpruch, der auf heidniſche Verhältniſſe zurückgeht. Daß am Weihnachtsfeſte der Biſchof Zacharias Karl den Großen ſalbte, hab' ich immer nur für eine Ueberraſchung halten können, die der Kaiſer, er, der Harun al Raſchid ebenbürtig grüßen ließ, von dem Prieſter als einen Dienſt der Höflichkeit annahm. Das Kaiſerthum ſollte die unmittelbare Fortſetzung der Auguſte, Trajane und Diocletiane ſeyn. Dieſer unveränderliche Gedanke, der das ganze Mittelalter erſchütterte, ſchwebte allen deutſchen Kaiſern vor und beweiſ't, daß die Form der Geſchichte nicht Auf- und Abſteigen, nicht der concentriſche Kreis oder die Spirale iſt, ſondern der epiſche Parallelismus, bald congruirend, bald divergirend. Nichts macht namentlich dieſe Form ſo einleuchtend, wie der Islam, den die conſtructive Methode nicht erklären kann. Schon in meiner Scizze über das Leben des jetzigen Sultans führt' ich an, daß dieſe Methode den Islam für

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW,K.

3-598-51032-2
FN. 04292/613

wildes Fleisch, für ein Ueberbein, den sich der stürmende Geist der Geschichte getreten habe, halte und noch jetzt wüßt' ich nicht, daß irgend ein Theolog oder Philosoph aus der Hegel'schen Schule den Islam anders behandelt hätte, denn als ein zufälliges Corollarium der neuern Geschichte. Wir wollen sehen, wie in dreihundert Jahren ein Türkischer Gelehrter die Historie construiren und welche Dinge er für wildes Fleisch ausgeben wird.

Bevor ich endlich die neuen Gesichtspunkte angebe, unter welchen ich die Philosophie der Geschichte künftig aufzufassen empfehle, mögen hier einige zur Sache gehörenden Bemerkungen über den Geist der modernen Literatur ihren Platz finden.

Nach den Systemen eines Spinoza, Descartes und Leibnitz brach über die Europäischen Literaturen eine Art philosophischen Dilettantismus herein, welchen man mit dem Namen der Encyclopädistenperiode zu bezeichnen pflegt. Jede Literatur stockt, wenn das System über sie die An-

torität hat. Der Gedanke, welcher aus dem Syſteme kömmt, iſt todt und welk wie die Blume des Herbariums. Styl und Abwechſelung geht bei'm Siege des Syſtems verloren. Emancipation vom Syſteme iſt Fortſchritt.

Welches ſind die ſchlagendſten Ideen? Diejenigen wahrlich nicht, welche aus dem Syſteme hervorbröckeln. Spinoza war ein gröſseres Genie als Leſſing; aber keine Idee Spinoza's iſt ſo lebendig, ſo ſchöpferiſch und ſo vieler Conſequenzen fähig, wie eine Idee Leſſings. Dies iſt ein Geſetz der Literaturgeſchichte: nach der Blutſtockung der Syſteme ſpringen die ſubjectiven Adern. Einzelne Köpfe arrondiren ſich dann gerade ſo weit im Syſteme, als es nöthig iſt, um einen gewiſſen Zuſammenhang in ſeinen Ideen zu haben; das weitere Band iſt der Charakter, die Laune, der ſubjective Einfall, kurz alle Tugenden und alle Fehler des Encyclopädismus.

Einige junge Doctrinäre in Deutschland wollen unserer neuesten Literatur den Vorwurf machen, daß sie auf die bezeichnete Tendenz hinauskäme. Ich glaube, daß die Thatsache richtig ist, nur ist es unrecht, sie eine Nachahmung zu nennen. Hat man nicht den Verfasser dieses Buches zu einer Copie Voltaires gemacht! Voltaires! Als wenn ich glauben könnte, das Christenthum ließe sich durch Invectiven auf seine Priester stürzen! Als wenn der Katholicismus unterginge, so man in verfallene Klöster stiege und die kleinen Kinderscellete zählte, die sich in den Verließen finden! Wahrlich, ich glaube, daß unsere deutsche Literatur einen ganz neuen Charakter annehmen wird, der aber zunächst in nichts anderm bestehen dürfte, als in der Emancipation von der Schule und vom System. Man sollte die Geburtswehen dieser Literatur erleichtern helfen, da es sich um die Garantie unserer literarischen Zukunft handelt.

Zersetzende, verneinende, trennende Principien! Von Prinzipien war noch nicht die Rede, sondern nur von einer neuen Integration unſ'rer Literatur durch einzelne Köpfe, welche die mumienhaft von den Syſtemen umwickelte Wahrheit aus ihren Gräbern wecken und zwiſchen der Schule und der eignen Individualität die Straße des Lebens halten wollen. Und wenn auch die Poeſie dieſer Periode einen eigenen Character tragen ſollte, ſo wäre es billiger, ihn erſt zu ſtudiren, als ihm die Merkmale des achtzehnten Jahrhunderts aufzuzwingen. Ich finde in einigen neuen Productionen weit mehr Poſitivität, als in den Spielen der romantiſchen Schule, und glaube überhaupt, daß alle Poeſie das Werk einer Ueberlegung iſt, wie ſie ſich in Pinders Oden trotz ihres dithyrambiſchen Schwunges findet. Denn welche Schönheit iſt die Vollendetſte? Die plaſtiſche. Alles was aus der Form gegoſſen wird, glüht nur

während des Gusses. Will es dauern, muß es sich abkühlen.

Diese Abschweifung macht' ich, um meine Gleichgültigkeit zu beweisen, wenn mein Werk etwa der Vorwurf der Verstandsabstraction trifft und die Schule, immer des Systemes gewohnt, von einem Conglomerat einzelner Thatsachen sprechen sollte. Ich ziehe es vor, in der Philosophie lieber ein Virtuose, als ein Schüler zu seyn.

Der erste Fehler, in welchen der Geschichtsphilosoph zu verfallen pflegt, ist das lange Verweilen bei der Schöpfung, bei der Erde und bei der Urwelt. Die Geschichte beginnt nicht mit dem ersten Menschen, sondern mit dem ersten Charakter. Ihr Signal ist die erste That. Was ist historische That? Was ist Begebenheit? Die Erweislichkeiten der alten Geschichte liegen vor uns, die mittlere Zeit ist gelichtet, in der neuern Geschichte leben wir. Eine Philosophie der Begebenheiten oder auch das, was der Geist der

Geſchichte genannt wurde, iſt ein Nachweis der innern Analogien, welche ſich in den hiſtoriſchen Facten finden. Philoſophie der Geſchichte iſt die vergleichende Anatomie der Ereigniſſe. Der Gegenſtand dieſer Philoſophie iſt in weit höherm Grade der handelnde, als der leidende Menſch, immer aber der Menſch in der Autonomie ſeiner Freiheit und ſchwächer oder ſo ſtark wie ſein Wille. Man wird die göttliche Aſſiſtenz nicht läugnen können, aber doch einräumen müſſen, daß die Geſchichte zunächſt des Menſchen wegen da iſt, und daß eine Philoſophie derſelben die innere Dialectik der Begebenheiten iſt. Die Phyſiologie z. B. entwickelt die innern Beſtandtheile des thieriſchen Körpers, das Verhältniß des Fleiſches zu den Muskeln, der Muskeln zu den Knochen, die Phyſiologie lehrt nicht, wie Gott den Menſchen ſchuf, noch weniger, wie er ihn erhält, ſie überläßt jenes der Theologie oder Naturwiſſenſchaft, dieſes der Medizin und Diätetik. Ebenſo

ist das Object der Historiologie nichts als der moralische Mensch, der Mensch in seiner einmal bekommenen Ausstattung, in seinen Beziehungen zur That und zum Ereigniß. Die Geschichte kann ein Problem seyn; aber dann stünd' es nur der Theologie zu, es zu lösen. Unter Philosophie der Geschichte sollte man nur eine Wissenschaft verstehen, welche ihre drei Theile hat, einen anatomischen, einen physiologischen und einen dialectischen. Der erste gäbe den Thatbestand dieser Wissenschaft, die historischen Factoren unter dem Gesichtspunkte der Vereinzelnung aufgefaßt, der zweite eine Philosophie des historischen Menschen, und der dritte eine innere Verknüpfung, Analogie und Verwandtschaft der Begebenheiten und den Versuch, das in allen Zeitlagen Gemeinsame und Gleichartige nach kritischen und mathematischen Gesetzen zu entwickeln. Man hat so viel paränetische, fromme und rührende Zwecke in die Geschichte gebracht, daß ihre Philosophie statt einer

Erklärung eine Adelserhebung derselben geworden ist. Geschichte ist jener jahrtausendjährige blutige Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Natur und Geist, sie ist eine Abwechselung von Sonnenschein und Ungewitter. Was will hier die Philosophie? Ausglätten, richten, versöhnen? Die kalte Geschichte erwärmen und das Grausame behaglich machen? Nein, hat die Philosophie der Geschichte eine Methode, so ist es die der erleuchtenden Fackel; hat sie ein Ziel, so ist es dies, das Aehnliche zu verknüpfen; und hat sie eine Folge, so ist es die, daß wir auf unsrer Hut sind.

Dieser Auffassung gemäß dürfen zuerst die Klammern der beliebten Zeiträume nicht länger bleiben. Alles, was uns schematisch vor Augen steht, ist Hinderniß unsres Verfahrens. Das Christenthum muß als die größte Thatsache der Religionsgeschichte verehrt werden, als ein welthistorisches Ereigniß, wo aus kleinen Anfängen

die großartigsten Schlußfolgen entsprangen; aber aufhören muß es, jene Scheidewand der Begebenheiten zu bilden, welche wohl das ästhetische Gefühl der Symmetrie, desto weniger aber die historische Wahrheit befriedigt. Kann z. B. etwas diese unmittelbare, vom Christenthume unabhängige Vermischung und Fortsetzung der Zeiten deutlicher beweisen, als die heutige Griechennation? Die Thatsache (nicht mehr die Hypothese) weiß von diesen Griechen, daß sie Slaven sind, daß Namen, wie Bozaris und Zavellas nur aus den Asiatischen Steppen kommen konnten, und doch halten sich diese Enkel der Barbaren für die Enkel des Miltiades und Epaminondas und leben nicht im Bewußtseyn der Lüge und Adoption, wenn sie an Marathon erinnern, sondern im Bewußtseyn ihrer ächten Hellenischen Herkunft. Da floß alte und neue Zeit ineinander. So wenig sicher sind jene Grenzpfähle,

welche die Hiſtoriker und Philoſophen für die Geſchichte aufgeſteckt haben.

Sodann vertauſche man das Reagens der logiſchen Idee mit dem Reagens des Zufalles. Man verſtehe mich recht! Die Geſchichte ſoll nicht das Werk des Zufalles, ſondern der Zufall ſoll der Prüfſtein der Ereigniſſe werden. Die Ereigniſſe haben immer etwas an ſich, was ihnen erlaubt hätte, auch etwas Anderes zu werden, als ſie wurden. Nachzuweiſen, daß die Dinge gerade nur das wurden, was ſie ſind, iſt wahrlich nicht philoſophiſch! Umgekehrt, der zweite Keim, der negative, gehört der Speculation an, denn iſt eine einzige That ihres Zuſammenhanges wegen gethan? War der Gedanke an den Augenblick nicht früher da, als der an die Ewigkeit? Ich ſollte glauben, die Geſchichte iſt allgemein genug; es käme jetzt darauf an, ſie zu individualiſiren.

Jeder, der noch nicht von einem neuen Syſteme zu ſprechen wagt, wird wenigſtens über

die Methode desſelben ein gebildetes Urtheil haben. Mein Buch iſt keine Philoſophie der Geſchichte, aber es ſind Vorſtudien dazu. Wenn es ſich hier um ein Syſtem der Moral handelte, ſo würde ich ſagen, ich will mit meinem Buche zunächſt nur auf die Geſinnung wirken. Man hat ſo viel Glaube, Liebe und Hoffnung auf die Geſchichte ausgegoſſen, daß meine ſalbungsloſe Darſtellung jedem kräftigen Geiſte willkommen ſeyn wird. Ich glaube an den Gott in der Geſchichte, an die Perfectibilität unſres Geſchlechts und an jede Frage der Humanität; doch geht es mir dabei wie mit dem menſchlichen Auge. Man ſieht nur dasjenige gerade und aufrecht, was auf die Pupille verkehrt fällt.

# I.

## Ueber die todten Kräfte der Geschichte.

Jean Paul hat in seiner Sonnenrede jenen eiskalten, vernichtenden Gedanken gewagt, den Uebergang der Zeit in die Ewigkeit zu belauschen. Alles, was wir denken und fühlen können, wird durch die beiden unsichtbaren und doch nicht weniger vorhandenen Bänder von Zeit und Raum zusammengehalten. Wie niedere und höhere Luftschichten fließen beide ineinander. Sie sind der eigentliche Athem unseres Daseyns, ja Jean Paul hätte bedenken sollen, auch der Athem der Poesie. Denn niemals läßt sich jene wirre Phantasie, welche Zeit und Raum überflügelt, vor ästhetischen Gesetzen rechtfertigen. Dante mischte immer noch etwas Historie, Milton immer noch etwas Mythe in die Einbildungskraft. Jean Paul

gefiel sich in jenen Zeit und Raum überspringenden Gestalten, welche den fürchterlichen Unthieren gleichen, die man in einem Glase Wasser durch microscopische Vorrichtungen wahrnimmt.

Also eines haltet wenigstens fest, den Raum, diesen flüssigen Aether, der nichts ist, als unser Gedanke. An die Gestirne und die Erde, von denen sich die Phantasie doch niemals losreißt, klammert Euch; nur dies versucht einen Augenblick, die Anschauung der Zeit in Euch zu tödten.

Saturn hat seinen riesigen Arm um die Welt geschlagen. Im Stundenglase, das auf seinem Schooße steht, rieseln lautlos die Jahrhunderte. Noch ist sein Auge wach: sein Auge ist die Zeit selbst, der Augenblick ein Jahrtausend.

Nun aber schliche über diese ermüdeten Wimpern die leise Dämmerung des Schlafes. In dieses helle, mit buschigen, weißen Brauen behangene, Auge zöge die Nacht ein mit ihrer lösenden Kraft, die Nacht mit ihren gaukelnden Gestalten und

der greise Gott der Jahrhunderte wäre gefesselt von der unbesiegbaren Macht des Traumes.

Nun wäre freilich, im unendlichen Raume schwebend, die Erde da. Aber die Unterschiede der Zeiten irrten phantastisch durcheinander. Keine Epoche ist mehr eingeklammert, keine Thatsache mehr gefesselt, die Völker und die Jahrhunderte mischten sich zusammen. Der Germane stünde lauschend an jener Säulenhalle, in deren innerem Hofe unter säuselnden Platanen der Grieche seine Weisheit hört. Napoleon läge über den Schultern Macchiavells und blickte lächelnd in den Fürsten, an dem der große Staatssecertär schreibt. Friedrich nähme aus dem Munde des Epaminondas jene Regeln der schiefen Schlachtordnung, die aus Collin ein Leuktra hätte machen können; und Raphael zeichnete nicht die Bäuerin auf dem Felde, um Kirchen zu schmücken, sondern die süße Königin des Himmels selbst mit ihrem ernsten Kinde.

Ich möchte von meinem träumenden Saturn eine philosophische Anwendung machen. Welche Fäden spinnt das Alterthum in die neue Zeit? Ist unsere Zukunft die Rückkehr einer endenden Schlange in ihren Anfang? Welches sind die schlummernden Kräfte der Geschichte?

Schon in des Orients alten Sagen lebten die im Christenthum verklärten Ideen. Auch bei den Persern war im Anfang das Wort und das Wort war Gott und wurde in Mitra Fleisch, das Wohnung auf der Erde machte. Noch heute lebt in Tibet jene ewige Fleischwerdung Gottes, eine permanente Idee, in welche sich fromme Knaben hineinstudiren, um die sichtbaren Träger des Unsichtbaren zu werden. Im fernsten Indien gestaltet sich dreifach die Epoche der Offenbarung: in den blühenden Gärten, wo Krischna wandelte, ist Christus schon einmal angebetet worden. Sollten jene drei Weisen, die aus Griechenland kamen mit ihren Geschenken, nicht das Symbol dieser

Identität der Zeiten, das Traumsymbol Saturns gewesen sein? Ja, flimmert in der Griechischen Mythe nicht auch Herkules als Sonnengott, der in der Erde die Hölle bezwang und, von seiner eigenen Liebe verrathen, sich auf dem Oetaberge opferte. Auch zwischen Orient und dem Norden weben sich geheimnißvolle Bänder. Die Walkyre, welche in der Schlacht würgt, und die Keren, welche ihre Todesloose auf die Scamandrische Ebene schütten, die Mören im Hause des Meleager und die Nornen am Herde der Asgaardischen Helden, sind in ihrer Verwandschaft phantastische Zusammenwürfelungen des Zeitengottes. Man sollte glauben, daß die Menschheit nur ein einziges Individuum wäre, welches sich in den ach! so schmerzlichen Illusionen dieser Welt Millionenfach widerspiegelt.

Diese Verwandtschaft fehlt in der Historie selbst nicht minder. Denn hatte Rom nicht seinen Berg und seine Gironde, wie einst Paris? Ostrazisir-

ten die Florentiner nicht die Verdienste ihrer Bürger, wie die Athener auch? Und lag in dem, was in den Schluchten des Taygetus die rauhe Dorische Philosophie erzeugte, nicht schon Alles, was später St. Simon und Fourier über Frauen, öffentliche Erziehung und gemeinschaftliche Mittagsmahlzeiten gelehrt haben?

Die Geschichte ist eine ewige Regeneration. Ihre Erscheinungen sind elastisch: sie geben nach und dehnen sich wieder aus. Eine Epoche restaurirt sich durch die andere. Das Alterthum und die Griechenwelt sind nicht verloren. Wo war das Christenthum im sechszehnten Jahrhunderte? Die classischen Studien hatten es verdrängt, und Luther mußte wieder an den alten Born der Bibel zurücktreten, um eine neue Religion zu stiften. Das Zeitalter der Revolution warf die Menschheit noch weiter zurück, in die lallenden Anfänge der Kindheit, in die Experimente einer Philosophie ohne Voraussetzungen. So wirren sich die

Zeiten durcheinander und eröffnen uns eine Ahnung in jene Ewigkeit, wo keine Parthei, keine Autorität mehr gelten und die Geschichte daliegen wird, offen und nackt, wie der Boden eines Teiches, von dem man das Wasser abließ. Wie erhaben jener Tag, der nicht mehr Tag ist! Jener Moment, wo das unsichtbare, dünne Gewebe unserer Anschauungen, diese Kategorie der Zeit, von dem Ewigen, nämlich dem menschlichen Geiste und seiner That, herabfällt, wo man Euch überraschen wird in den Armen Plato's, oder sitzend im Schooße Christi, wo sich Brutus und Cäsar begrüßen und Robespierre erschrickt, vor den gewaltigen Schultern Dantons zu stehen!

Aber nicht nur die schlummernden, sondern auch die todten Kräfte der Geschichte verdienen Beachtung, jene zeitlosen über die Erde ausgestreuten Möglichkeiten, jene an alles Leben aus-

getheilte historische Dynamis. Saame der Geschichte fiel überall hin, auf den Weg, auf den Stein, und das fruchtbare Feld war oft nur dasjenige, wo zufällig ein Geschichtsschreiber die Ernte sammeln konnte. Ich will hier einige Momente hervorheben, denen man geschichtliche Rechte nicht streitig machen sollte, und welche hinreichend beweisen, daß es unnöthig ist, für unsere Entwikkelungen den Conflict mit großen Begebenheiten als nothwendig anzunehmen.

---

Im östlichsten Asien blüht seit Jahrtausenden die Blume des Weltalls China, der Mittelpunkt der Erde. Beweist irgend ein Land, wie unwesentlich die westlichen Begebenheiten an und für sich den Zwecken der Menschheit sind, so ist es China's in graueste Vergangenheit sich verlierende Cultur, China, das noch heute ist, was es zu den Zeiten seines Messias, Fo, schon war. Höhere

und niedere Künſte, practiſche und theoretiſche Wiſſenſchaften blühen ohne hiſtoriſchen Anfang in jenem Lande der Mitte, das Schießpulver und die Buchdruckerei kennen die Chineſen lange vor den Europäern. Was bleibt von unſerer mit ſo viel Plan und Nothwendigkeit gezeichneten Geſchichte noch übrig, wenn dieſe Erfindungen, welche für uns Epoche machen, ſchon um tauſend Jahre früher von einem Volke gekannt waren, welches man immer als außer dem Bereiche der univerſalhiſtoriſchen Entwickelung befindlich darzuſtellen pflegt? Die Conſtructionsphiloſophie nimmt z. B. China nur für den Ausdruck der leeren, weſenloſen Abſtraction der Bildung und erkennt dieſem Lande nur eine einzelne in der Geſchichte von ihr repräſentirte Idee zu, nämlich die patriarchaliſche Staatsform. Aber was kann die innere Natur China's matter ausdrücken, als dieſer Begriff des Patriarchaliſchen, den wir in jeder andern Phaſe der Aſiatiſchen Cultur, nur nicht in der

Chinesischen antreffen! Das Chinesische Princip ist ein durchaus künstliches, weit aus dem Naturleben hervorgerücktes, ja fast möchte man sagen bureaucratisches Princip. China hat namentlich in Betreff seiner Uebervölkerung Institutionen, die mit den schwindelhaften Theorien Law's und anderer moderner Staatswirthe mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Naturweisheit eines Abraham, der weiße Ziegen und schwarze Böcke zusammenthat, um buntes Vieh zu erzielen. Dies Chinesische Problem wird uns die Philosophie nimmermehr lösen, wenn sie auf ihren Kategorien der Nothwendigkeit besteht. Denn was ist selbst der Einwurf, daß China kein Gemüthsleben habe, anders, als eine Unbekanntschaft mit Chinesischer Literatur? Wahrlich, ich glaube, daß die Herzen auch ohne das Germanische Princip warm werden! Die Chinesische Poesie ist das zarteste, was der Orient hervorgebracht hat. Diese sinnige Betrachtung der Blume, diese sanftausgesponnenen Seufzerfäden des Schmer-

es, diese Klagen der verkauften Braut des Harems um ihren fernen Geliebten, diese rührende Polemik gegen die bestehenden Sitten- und Staatsgesetze, — ist dies alles darum weniger empfindungsvoll und tief, weil es nicht die Germanische Gefühlsprobe überstanden hat?

---

Auch mag es nicht Fabel seyn, daß in entlegenen Gegenden der Erde politische und moralische Organisationen existiren, welche von unsrer adoptirten Weltgeschichte unabhängig Höhengrade erreicht haben, die wir nur gewohnt sind, in den Strömungen der bekannten Geschichte zu finden. In Abyssinien soll es einen jüdischen Staat geben, den einige Flüchtlinge nach der Zerstörung Jerusalems bildeten. Jedenfalls enthält das Innere von Africa Völkerexistenzen, die mehr als nomadisch sind, die dem Löwen und Tiger die Herrschaft des Sandes ließen und sich selber die

der Tafen ſicherten. Die Geſchichtsconſtruction ſpricht der Africaniſchen Race alle Geſchichtsfähigkeit ab und nennt auch America das wiedergekäute Europa. Der Neger und Indianer ſollen nur auf jenen Stufen ſtehen, welche die Europäiſche Bildung überwunden hat; ihre Beſtimmung ſoll die Verflüchtigung in die caucaſiſche Race ſeyn, als wenn es jemals gelingen könnte, einen Neger weiß zu waſchen! Zur Prüfung jener abfälligen Urtheile empfehle ich Beobachtung der Negercolonie Liberia. Sie wird noch lange eine Treibhausanſtalt ſeyn, wo der auf den Neger geimpfte Europäiſch-Americaniſche Stoff kümmerlich ſich entwickeln wird. Doch Nichts ſagt dafür gut, daß ſich nicht in den Enkeln ſchon wieder das alte kurkaniſche Blut regt und die Geſchichte jener Colonie Beobachtungen zuläßt, welche beweiſen, ob irgend eine menſchliche Individualität für die Geſchichte abſolut ohne Prädeſtination iſt.

Auch den Asiatischen Völkern will die Philosophie kein Zugeständniß machen, ob in den Europäern gleich die Ahnung lebt, daß der Orient sich einst noch auf den Occident werfen und Kosaken mit den edelsten Blüthen der Cultur ihre Gäule füttern würden. Hier fühlt die Ahnung der Völker vielleicht tiefer, als die Philosophie und nur dies ist ungewiß, ob diese Reaction ein Glück oder Unglück für Europa ist. Hier ist eine todte Kraft der Geschichte, die mit dem Donnertone der Kanonen zum Leben erwachen wird! Doch glaub' ich, nur die erste Vorpostenlinie ist ein Verlust für die Cultur. Hinter Rußland liegen die Hochsteppen Asiens und werden bewohnt von frommen und in Sitten strengen Völkern. Kämen sie in Eure Städte, sie würden die fromme Einfalt der Wüste mit sich bringen, Worte, die so viel als ein Mann sind, Tugenden der Mäßigung, Zucht im Verkehre der

Geschlechter, eine Sprache mit offnen und ungeschminkten Ausdrücken. Jede Nation, welche das Pferd liebt, hat historische Prädestination.

Und wäre diese Lüftung unsrer verstockten und verschimmelten Gefühle, diese frische, gesunde Integration unsrer gesellschaftlichen Extravaganzen und Raffinaden kein Glück oder nur ein humoristischer Traum; so bliebe noch die eine Erklärung des nothwendig auferstehenden Orients übrig, welche in den unauflöslichen Schwierigkeiten des Europäischen Statusano läge. Dieser heutige Statusano bleibt, ich seh's mit prophetischem Blicke. Diese Wirren und Gegensätze lösen sich nicht durch eigne Kraft. Die Europäische Revolution ist durch die französische für ewig eine unmögliche geworden. In einer so künstlich gesteigerten Existenz, wie die jetzige Europa's ist, in dieser allgemeinen Noth, um die seufzende Natur und die disparatesten Interessen zur Effectuirung des Augenblickes und der Luft, die man athmen muß, zu benutzen, ist

an Resignation, an demokratiſche Aufopferung, an eine demokratiſche Stimmenmehrheit nicht zu denken. Europa wird viel Tumulte, aber aus ſich ſelbſt keine Revolution mehr haben. Wie nun, wenn das Aſiatiſche Princip ſeinen eignen Zweck verfehlte? Wenn für die religiöſe und politiſche Freiheit Europa's die Aſiatiſche Maxime der unermeßlichen Staatendiſtricte eine glückliche Chance wäre? Ich meine dies: das theilende Princip iſt das herrſchende, das bindende, das befreiende. Wär' es möglich, Europa in ein einziges, unter einer Controle ſtehendes ungeheures Khanat verwandelt zu ſehen, ſo müßte der Tag der Freiheit ein allgemeiner ſeyn, und der Jubelruf am Tajo ſein Echo an der Newa finden.

---

Welches iſt in der Geſchichte der rechte Moment? Man ſagt, die providentielle Nothwendigkeit. Doch könnte man nicht auch ſagen: der

Conflict der Umstände? Die Ungerechtigkeit der Vielheit gegen die Einzelheit oder wie man diese Bevorzugung des Einen vor dem Andern durch Glück, Stellung, Geleit und sonstige Umstände nennen mag! Viriatus konnte so groß wie Sulla, Spartacus so groß wie Marius werden. Man sagt, für Luther sey die Zeit reifer gewesen, als für Huß, doch hätte Luther nur in Prag leben, und statt nach Worms nach Costnitz berufen werden dürfen, so hätte ihm selbst das sechzehnte Jahrhundert jenen Scheiterhaufen gebracht, den Calvin noch für Servet anzuzünden wagte. Gottes Wille kann es wahrlich nicht gewesen seyn, den trefflichen Huß fallen zu lassen, um Luthern den Sieg zu geben. Die pädagogische Geschichtsansicht, dies ewige Manövriren mit der Hand Gottes, kömmt zuweilen auf die abgeschmacktesten Trivialitäten heraus.

In einem und demselben Menschen kann das Entgegengesetzteste schlummern. Der Mensch ist immer das, wozu ihn seine Lage macht. Die bestgearteten Menschen geriethen in den Strudel der französischen Revolution, und wurden, wozu sie die Vorsehung wahrlich nicht prädestinirt hatte, Henker. Ich bin heftig erschüttert, wenn ich an einen Charakter jener Zeit denke, über den Charles Nodier eine vielleicht zu romantische Skizze geschrieben hat, Eulogius Schneider. Dieser Unglückliche war ein deutscher Geistlicher, ein Weltpriester, der sich Rhetorik und schöner Wissenschaften befleißigte. Schneider lebte in Bonn, schon während des Ausbruches der Revolution, und lehrte an der dortigen Hochschule Poesie und Beredsamkeit, so weit der Katholicismus erlaubte. Ich besitze seinen in Bonn gedruckten Leitfaden der Aesthetik, dessen Dedication im naivsten und unbefangensten Tone an den Curator der Universität, den Grafen Spiegel zum Desenberg, gerich-

tet ist. Wie schwärmt der junge Docent über die Quellen der Schönheit, über das Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, über die Erhabenheit eines Klopstock und die Theorien von Sulzer und Eschenburg, wo es ihm eine heimliche Freude zu machen scheint, sie in den Katholicismus einzuschwärzen! Mit pedantischer Gewissenhaftigkeit gibt Schneider alle rhetorischen Wendungen an, das Zeugma, die Hendiadys, die Metonymie; keine Sylbe verräth den spätern Advocaten der Guillotine. Schneider ist ein empfindsamer Schwärmer für die Musen und Grazien, und eine einzige Straßburger Reise macht ihn zum Apostel des Schreckens, zu einer Furie, welche St. Just an das Tribunal in Paris überliefert. Mittelglieder zwischen der Definition über die Hendiadys und dem Schaffote fehlen; denn ein böses Herz? Die Manie des Jacobinismus beweist noch immer kein böses Herz. Ich habe daran gedacht, Eulogius Schneider auf die Bühne zu bringen, wenn psy-

chologische Warnungen und historische Rettungen dieser Art, überhaupt die vom Hauch der Zeit geschwellte Poesie im Sinne der Deutschen Theaterintendanzen läge; ich hätte mir Mittelglieder ersonnen und in Schneider einen malcontenten Philosophen dargestellt, der alle Wege einschlägt, ein Ziel zu finden, das Faust in seiner Weise durch Mephistopheles findet. Ich hätte Schneider, wie erweislich, an einen kleinen Hof gebracht, und ihn verleitet, in den Geheimnissen der Rosenkreuzerei Befriedigung zu suchen und ihn dann erst an Frankreich abgeliefert. Aber die Geschichte weiß davon nichts, sondern nur von einem harmlosen Manne, der diesseits des Rheines ein Dichter ist, und den jenseits die Umstände zu einem Schreckbilde machen. O, wie gräßlich diese Ironie des Schicksals, wenn Schneider unter dem Messer der Guillotine an eine Defination gedacht hätte, die in seiner Theorie der schönen Künste, Bonn, 1792 ihm besonders gelungen! Was

würde das Leitungslose menschlicher Schicksale vernichtender bezeugen?

---

An die harmlos vegetirenden Völkermassen, an die stille Existenz auf dem Lande möcht' ich fast sagen und an abgelegene Daseynskreise legt Euer Ohr und lauschet auf das geheimnißvolle Rollen der Räder, welche kein Auge sieht, auf dies Sprühen und Glühen electrischer Funken, die aus unsichtbaren Stoffen springen! Gott säete auf jeden Fleck der Erde die Möglichkeit der Geschichte, und noch sind ihre ergreifendsten Momente immer da ausgebrochen, wo von ihnen die geringste Ahnung war. Die feuerfangende Materie ist überall. Ein zufälliger Funke, der hineinfällt, giebt die Entscheidung der Jahrhunderte. Ich habe Scheu vor jeder Scholle, auf der ich stehe; denn der Erdgeist gleicht dem Geist im Hamlet und nimmt mit seinem

dunklen Schwöre! bald hier, bald dort eine Exiſtenz oder ein Individuum in den geheimniß-vollen Dienſt der Jahrhunderte.

# II.

## Die natürlichen Voraussetzungen der Geschichte.

Ob die Erde allmählig aus dem feuchten Aether herabtröpfelte, ob diese Masse breiiger Verschlammung durch das Cosmische Gesez der Bewegung eine runde und haltbare Form bekam, oder ob aus dem Gedanken Gottes die electrische Weltmaterie blizte (der Electricismus bildet den Untergang von dem Unsichtbaren in's Sichtbare), und die Schöpfung das Werk vulkanischer Zerstörung war; dies geologische Problem liegt außerhalb der Geschichte. Auch jene riesigen Ungeheuer der Urzeit, welche den Grund des Meeres bewohnten, jene entsezlichen cüvierschen Quadrupeden, welche in den baumhohen Farrenkräutern schlummerten, diese Mammuths, deren lezter Rest der

fromme, kluge, von sechstausendjähriger Weisheit so plumpe schwerfällige Professor der Thierwelt, der Elephant ist. Das ist eine Belustigung des Witzes und der Neugierde; aber kein Gegenstand der Geschichte. Und zuletzt selbst der Mensch, diese letzte Zusammennahme der natürlichen Kräfte, diese letzte Feierstunde der fast verbrauchten Zeugungsfähigkeit der Materie, dieser Ehrenwein, den die Natur so lange hatte gähren und reifen lassen und dann beim verklärten Lächeln der Sonne mitten in die erstaunte Schöpfung stellte, als Letztes, Bestes und Gelungenstes — auch an den ersten Menschen knüpft sich der Anfang der Geschichte nicht. Adam und Eva gehören der Philosophie und der Dichtkunst an.

---

Denn noch bevor Eva den Apfel nahm, könnte der Dichter Eva mit zarter Dialectik behandeln. Z. B. war ich immer im Zweifel, ob das sentimen-

tale Genre etwas Angebornes ſey. Fragt die Ahnfrau unſeres Geſchlechts! Sebt ſie, als noch das Paradies ihr offen ſtand und ſie mit trunkenen Blicken ſich an der Herrlichkeit weidete, welche Gott für ihren Mann gepflanzt hatte. Sie ſteht vor einem Blumenbeete. Bricht ſie eine Roſe? Sie wird die Dornen fürchten. Eine Lilie? Die Unſchuld kennt ihr Symbol nicht. Ein Veilchen? Das wäre viel und beweiſe das angeborne ſentimentale Genre.

Aber nur für die feurigen Combinationen einer Jean Paul'ſchen Muſe möchten jene Mythen und Wunderepochen Stoff gewähren. Wenn wir vom Einfluſſe der Natur auf die Geſchichte ſprechen wollen, ſo müſſen wir in die Mitte der Begebenheiten treten.

---

Die menſchlichen Fähigkeiten ſind eine Mitgift; aber die Natur hatte den größten Antheil

an ihrer Verwendung. Wer vermag in Betreff der Sprache schon das Mehr oder Weniger ihrer primitiven oder secundären Einflüsse zu bestimmen? Die Annahme einer Ursprache ist ein Problem der Philosophie; aber jene zahllos verzweigten Sprachwillküren, jene Originalitäten der Bezeichnung, welche das Gemeingut ganzer Völker wurden, sind ein Factum der Geschichte, das auf die Rechnung der Natur kommt. Die Natur sprach ihre Töne dem sprechenden Menschen vor; ihre Donner, ihre Blitze, ihr Waldsäuseln, ihr Wogenbrausen, ihr Wallen der Kornähren, ihre zahllosen lauteren oder sanfteren Stimmen, mit denen sie aus der Pflanzen-, Thier- und Steinwelt spricht, gaben den Nationen die Themata, welche sie mit gelehriger Zunge nachschnalzten und nachzwitscherten. Der ganze Charakter dieser oder jener Sprache ist der Abdruck der Natur des Landes, wo sie gesprochen wird. Die Griechische Sprache ist der Griechische Himmel selbst mit seiner tief dunklen

Bläue, die sich in dem sanft wogenden Aegäischen Meere spiegelt. Hier ist der Einfluß der Natur ein fast unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener. Während in den semitischen Sprachen die ängstliche Nachahmung der Natur waltet, eine Nachahmung, die sich durch Guttural-laute durch die Kehle quetscht, die mit Lippe, Zunge und Nase die vorsprechende Lehrerin zu imitiren sucht. Und zuletzt ist dort, wo die Natur kalt, öde und stumm ist, wo nur zuweilen ein Eisvogel über schneeige Gefilde flattert, die Sprache arm und unbeholfen und der Ton in ihr, so wie in den Nordischen Sprachen, singend und klagend oder, wenn noch höher hinauf, fast der Ausdruck des Schreckens und Zusammenzuckens vor einem kleinen Geräusche neben der Hütte, die der Lappländer in die Erde gräbt, um sie vor der Wuth des Nordwinds zu schützen.

Die Scholle beherrscht den Menschen. Ihre Mißgunst macht ihn zum Nomaden, ihr Wohlwollen zum Ackerbauer. Sie leitet ihn zu Erfindungen an und lockt ihn sogar in ihren Schooß, um die Metalle an den Tag zu fördern. Jedes Phänomen der Natur kann für die Geschichte zum Hebel werden. Ein Fluß, der Nil, ist seit erdenklichen Zeiten die Pulsader des Aegyptischen Lebens. Die Aegypter sind noch immer mit ihrem Glauben und mit ihren Sitten in dem Schlamm des Nil verwickelt. Ihre Religion ist ein Vogel, der aus diesem Schlamm das Ungeziefer frißt. Der Nil überschwemmte nicht nur das Land dieses Volkes, sondern auch seine Begriffe, seine Philosophie, und Andacht. Hat der Glaube an die Seelenwanderung nicht seine Quelle im Nil? Man hielt die Thiere dieses Flußes für heilig, man hielt es für eine Belohnung seines Glaubens dereinst zu irgend einem Ibis oder Krokodill versammelt zu werden und göttlicher Ehre zu

genießen. Wenn den Aegypter eine verzweifelte Scheu vor dem Verwesen beherrscht, wenn ihm Alles daran liegt, seinen Todten die Möglichkeit der Metempsychose zu verschaffen, so haben selbst die Künste und Wissenschaften in jenem Lande der Räthsel ihren Grund in dem Räthsel des Nil. Sie erbauten unermeßliche Steinkolosse nicht für die Masse, wie die Römer, dies Volk des Universalismus, sondern für ein einziges Individuum, für irgend einen Cheops, dem sie die Ehre sichern wollten, unversehrt in den Leib einer Katze zu fahren.

Ohne Furcht, mit einem Schematiker in der Geschichtsphilosophie verwechselt zu werden, nenn' ich Indien das Land der Geburt, Egypten das Land des Todes. Es ist bekannt, welche Parallelismen beide Länder verbinden. Nicht nur die indische Einwanderung von Egypten wird für historisch gehalten, sondern auch die Eintheilung in Stämme und Kasten ist ein Gemeingut beider

Länder. Aber in Indien sind alle Symbole, alle Beweise für Volksbegriffe auf die Idee der Geburt und der Zeugung gerichtet; weil, wie der Schematiker sagen würde, Indien der Uterus und Asien die Wiege des Menschengeschlechts ist. Gesetzt, diese Erklärung wäre mehr als ein witziger Einfall, wie käme Egypten zu der correspondirenden Rolle des Todes? Gieng vielleicht die indische Kolonie nach Egypten, um auszudrücken; daß der Blüthenstengel des Lebens auch immer schon der Nagel zum Sarge ist? Wenn auch; warum aber für Egypten diese Rolle? Warum nicht für Thule? Was gab Egypten der Geschichte? Nichts. Die Egyptischen Todesgedanken sind unläugbar; aber sie kommen aus der Seelenwanderung, diese kömmt aus der Verehrung des Thieres, und die Thiere kommen aus dem fruchtbaren, segensreichen Schlamme des Nil. Der Nil ist die Offenbarung der Egyptier.

Die Philoſophie und das Chriſtenthum nennen die Natur ein mürriſches, böſes und willkürliches Prinzip. Gott halte die Natur nur ſo bei'm Nacken, im Ganzen und Großen nieder, doch winde ſich und ringe der ſchwarze Fürſt der Erde, die weißen Zähne bald hier, bald dort fletſchend. Der vergiftet die Gewäſſer und ſchlägt mit den Ruthen der Peſtilenz über die Erdſtriche, welche verdorren. Der ſchwarze Tod mäht im Mittelalter alle Straßen der Städte öde und Satan lacht, daß eine Religion entſteht, welche Gott mit dem blutig gepeitſchten Rücken des Flagellantismus verehrt. Dieſe ſchadenfrohe Natur ſpringt unvermuthet über jeden Calcul, und zerſtört den Schematismus der Geſchichte, wenn er vorhanden iſt. Sie treibt auf dem unruhigen Meere zu den Füßen des ſinnenden Columbus Muſcheln, Pflanzen, Baumrinden, ja ſelbſt den Leichnam eines rothgezeichneten Menſchen und lockt mit dieſen verführeriſchen Wahrzeichen einer fremden Welt

den ehrgeizigen Genueſen. Wenn es im Plane der Geſchichte gelegen hätte, dies Amerika mit ſeinen Sonnentempeln und Goldadern ſich ſelbſt entwickeln zu laſſen, damit einmal eines Tages dem Bräutigam Europa die Braut Amerika zugeführt würde, ſo kuppelte eine Grille der Natur ſie vor der Reiſe zuſammen, und gab der reichen Erbin, dem frommen Yukakinde, ſtatt Küſſe die Umarmung des Krieges, grauſame, blutige Freiwerber und das Loos einer zitternden, gefeſſelten Sclavin.

---

Es ſcheint, daß immer, wenn ſich die moraliſchen Geſetze der Geſchichte erſchöpft haben, die Natur an ihre Stelle neue giebt. Wie welterſchütternd und geſchichtserzeugend ſind ſeit den letzten drei Jahrhunderten jene Entdeckungen geweſen, welche man in der Benutzung der chemiſchen Naturgeſetze machte! Die Natur kehrt

Seiten heraus, welche immer dämoniſcher und geheimnißvoller werden. Jene Exploſion, die zuſammengeſchüttete Kohle, Schwefel und Salpeter erzeugte, brachte eine Revolution des Kriegsweſens hervor. Der electriſche Funke mit ſeinen Schlußfolgen über den Magnetismus ſchafft eine Methode der Heilkunſt, ja ſogar eine neue Gemüthsſtimmung und die ergreifendſten Rückwirkungen auf den Glauben und die Poeſie einiger Nationen. Eine Spiegelfechterei der Hölle wird die Jakobsleiter der Viſionen und der hereinragenden Geiſterwelten. Und zuletzt wird in jenen Rauchwirbeln, von welchen die Alten nur wußten, daß ſie die Laune der Götter anzeigten, und die Neuen, daß ſie als Regen wieder zu uns kommen, ein Expanſionsgeſetz entdeckt, deſſen Anwendung auf Schifffahrt und Handel unſerm Zeitalter eine ganz neue Phyſiognomie gegeben hat. Sind die Nationen nicht wieder in die Macht der Natur gefallen? Iſt dies Er-

habenheit über die Natur, wenn ein Engländer oder Amerikaner alle seine Combination wie ein Uhrgehäuse aufzieht und getrieben von der industriellen, durch unsere Lage verschuldeten Erfindungsmanie die Natur segnet, beschwört und um Erbarmen anfleht! So sitzet jetzt die Menschheit und drückt und reibt an der harten Materie, ob sich nicht ein neues Gesetz von ihr ablösen wolle. Von dem Cultus dieser Experimente sind die Nationen beherrscht, man kniet vor der Natur und hat sich längst daran gewöhnt, den Stein der Weisen aus einem Kieselhaufen hervorzusuchen.

---

Der Einfluß des Klima's auf Sitte, Charakter und Geschichte des Volkes ist beinahe ein Gemeinplatz geworden. Man sagt, die Kanäle machten die Holländer und Chinesen zu Brüdern, in die Englischen Nebel und Steinkohlendämpfe hülle sich der Lebensüberdruß und die kalte Re-

signation eines ganzen Volkes, und im Thrane spiegle sich der Geist des Lappen. In solchen Analogien wird es immer eine Grenze geben; denn das Komische verträgt sich kaum mit der Wahrheit. Helvetius hat sich sogar verleiten lassen, Ursachen angeben zu wollen, welche das Genie erzeugen. Erstens sagt er, das Klima, zweitens die Nahrungsmittel, drittens die Erziehung und viertens nicht selten der Zufall. Erlaubt eine philosophische Deduktion eine drolligere Anwendung, als diese? Göthe wurde nach Helvetius ein Genie, zuerst durch den milden Luftzug, der aus dem Rheinthale strömend sich am Taunus bricht und an die Höchster Warte pocht. Er wurde es zweitens durch jene grünen Gemüse des Sachsenhäuser Verkehrs, durch die fatalen Brodsuppen Frankfurts und die eigenthümlichen Leistungen der dortigen Metzgerei, er wurde es drittens durch die Kosten, die der kaiserliche Rath auf dem Hirschgraben zur Er-

ziehung seines Sohnes anwandte und zuletzt durch etwas, was vielleicht der Zufall und nicht unwahrscheinlich die Hauptsache ist.

---

Die beste Anwendung, welche sich von jener klimatischen Entdeckung machen läßt, besteht in einer Darstellung der eigenthümlichen Beiträge, welche die Nationen seit erdenklichen Zeiten zu der Geschichte gegeben haben. Es genügt nicht, die welthistorischen Entwickelungen und ihre Gesetze philosophisch zu entwerfen, sondern auch die Durchgangspunkte müssen charakterisirt werden, welche sie nehmen müssen, durch die Individualität der Völker. Es ist leicht hingeworfen, daß hier und dort ein erschütternder Stoß die Ordnung der Jahrhunderte angab; man muß auch die Bedingungen vorzeichnen, welche bei den verschiedenen Nationalitäten die Ideen zu überstehen haben. Wenn Europa die Bestimmung hat, aus

seinem eignen Schooße seine Zukunft zu gebären, wenn keine fremde Paralyse den gegenwärtigen Kampf der Parteien und Interessen abschneidet und die Discussionen in ganz neue Gebiete wirft und sie dadurch aufhebt, so läßt sich aus Vorangegangenem in Europa leicht auf Zukünftiges schließen. Jedes Volk unseres Welttheiles scheint eine eigenthümliche Mission, eine besondere Stellung und Beamtung für die Frage der Geschichte bekommen zu haben, so daß man leicht berechnen kann, welche Metamorphose dies oder jenes Problem überstanden hat, wenn es aus der Hand Frankreichs in die Hand Englands übergegangen und zuletzt auch an Deutschland gekommen ist.

Natur und Geschichte wirkten für diese historische Rollenaustheilung ineinander. Weder die Natur allein, noch die Annahme einer providentiellen Absicht sind hinreichend gewesen für den Charakter, den z. B. Spanien in der Geschichte behauptete; es mußte die sogenannte zweite Na-

tur, die Gewohnheit, eine ernste historische Schule zu den rein physiologischen Voraussetzungen hinzukommen. Denn warum sind die Charaktere, welche die Europäischen Staaten gegenwärtig behaupten, so verschieden von denen des Mittelalters? Deutschland, jetzt nur noch die Balancirstange, das Hypomochlion Europa's, stand unter seinen tatkräftigen Kaisern in der ersten Reihe, Frankreich und England dagegen, für die spätere Politik so hinausgreifend über seine Grenzen, zogen sich in ihr Gehäuse zurück und drohten, sich an kleinen feudalistischen Fragen aufzureiben. In einem halben Jahrtausend konnten sich alle diese Verhältnisse umwerfen.

Jetzt wird für jede ergreifende Frage der Geschichte Frankreich die Initiative haben. Es schöpft den ersten Schaum der Gährung ab. Es hat die Frage nicht durchgesprochen, sondern die kleinste Handhabe, welche sich an ihr krümmt, ist für Frankreich schon genug, sie factisch zu ergreifen.

Ueber die unumschränkte Monarchie hatten Englische Hofphilosophen weit gründlichere Untersuchungen angestellt, als sich deren in den schmeichlerischen Versen Racines und Boileaus und in den Abhandlungen der Academien finden. Doch Frankreich gab die Mode an, welche die großen und die kleinen Könige nachahmten, die Mode l'état c'est moi. Seither ist Frankreich der Puls des Europäischen Staatslebens geworden und das Land der Symptome. Es hat die Bestimmung, auch in seiner Einseitigkeit immer über das Ziel hinauszugreifen, und in allen seinen Unternehmungen eben deßhalb, weil sie die Folgen einer blos aufblitzenden Ueberlegung sind, und nicht immer positive Grundlagen haben, um eben so weit zurückgetrieben zu werden, als die Wahrheit immer zwischen ihren beiden Extremen schwebt. Frankreich hat die Initiative unserer Zeit, aber keinen seiner Anträge und Prozesse wird es bis mehr als zur Hälfte durchsetzen und gewinnen.

Die für die Geſchichte wahrhaft reflective Nation iſt die Engliſche. Faſt alle Ideen, welche in der neuen Geſchichte Epoche gemacht haben, waren fünfzig oder hundert Jahre vor ihrem thatſächlichen Ausbruche daſelbſt umfaſſender Gegenſtand der gründlichſten Debatte. Die Engliſche Debatte hat immer etwas für alle Nationen Anwendbares. Die Franzöſiſche nicht, ſelbſt wenn ſie die gründlichſte iſt, wie z. B. der Kampf der Parlamenter und des Janſenismus gegen die Regentſchaft, eine Debatte, die den Ausbruch der Franzöſiſchen Revolution allerdings erleichterte, die aber mit der Enthauptung eines Malesherbes und Gleichgeſinnter für die Zukunft der Ereigniſſe ganz verloren war. Weit weniger die Hautoberfläche reizend, weit ſyſtematiſcher war die Entwickelung des öffentlichen Lebens in England. England wird jeder in Frankreich aufblitzenden Idee eine Thatſache ſeiner Geſchichte als Spiegel vorhalten und in dem Stolze, entweder ſchon alles ſelbſt erlebt zu haben oder nichts

ohne eigenen Antrieb beginnen zu wollen, der Französischen Initiative die sprödeste Widerpart halten können. Ein schmaler Streifen Wassers trennt zwei Länder, welche ganz entgegengesetzte Berufungen haben. Die Praxis, die Erfahrung und die besonnene Ueberlegung kann hier in die Theorie, in die Jugend und den sorgenlosen Enthusiasmus mit einem Fernrohre hinübergucken.

Und wo sind auf der Pyrenäischen Halbinsel die durchgreifenden Erscheinungen, welche nicht längst das natürliche Gewand mit dem historischen vertauscht hätten? Der Spanier glüht, wie die Frucht aus dem Granatbaume brennt; aber fast möchte man sagen, daß die gewöhnlich für spanisch ausgegebenen Eigenthümlichkeit sich auf Haus und Hof zurückzog und nur noch dazu dient, dem Leben auf dem Lande, überhaupt den Sitten des Privatumganges eine besondere Färbung zu geben. Alles andere, was in Spanien sich Luft zu machen sucht, die Interessen, die

sich politisch äußern, sind modernen Ursprunges und aus Frankreich geborgte Begriffe. In Spanien vertauschte sich die Sehnsucht nach unklösterlicher, freier Geistesbildung mit einer ganz einseitigen Frucht dieser Bildung, mit dem Französischen Liberalismus, wie fast bei allen Naturvölkern der Fall war, die lange im Druck des Aberglaubens gehalten wurden, den Polen, den Griechen. Spanien hat keine Europäische Mission mehr, wenn nicht die, in die einmal von ihm adoptirten Ideen die dunkle Gluth seiner angebornen Leidenschaften zu mischen. Spanien war das letzte Zukken des Mittelalters. Es läßt sich fast so an, als würde es noch auf lange Zeit die letzte Ueberlieferung der Französischen Revolution bleiben.

Ich will auf Italien nicht übergehen, ohne den Zweck dieser Charakteristiken genauer zu bezeichnen; denn es kann scheinen, als widersprächen sie meinen eigenen Behauptungen. Ich begann diesen Abschnitt mit einer Apologie der Natur

und scheine jetzt die Natur wieder fallen zu lassen. Es ist aber dies: Die Natur ist ein Begriff, den jeder Freibeuter in der Geschichtsphilosophie für sich erobern kann. Sie ist eben so sehr das Zufällige, wie das Providentielle: und ich suche nachzuweisen, daß in der neuern Europäischen Geschichte die Factoren, die Völker und Individuen, sich zum großen Theile ihrem primären und naturwüchsigen Anfange überhoben fühlen und in der Schule der Erfahrung sich mit einer neuen Haut bekleidet haben. Ich wollte eine besondere Erklärung über meinen Satz am liebsten an den schlagendsten Beweis derselben, Spanien, anknüpfen.

Der Italiener hat vielleicht die untergeordnetste Stellung zu den Aufgaben der Geschichte. Er erfaßt sie schnell, sein Temperament beschleunigt den ersten Anlauf, aber sey es nun, daß der Charakter nicht für die Dauer ist, oder daß seine politische Lage ihm die Kraft der Masse und Verabredung versagt, die Ideen werden unter seiner

Bearbeitung bald hohl, äußerlich und verflüchtigen sich. Es liegt eine Zähigkeit im Italiener, welche an ihm die Tapferkeit ersetzt. Er fällt sobald nicht in der Schlacht, sondern wirft sich auf der Flucht gleichsam wie todt hin, um seinem Nachfolger in den Rücken zu kommen. Er schießt zagend seine Flinte ab, ist aber unermüdlich, aus seinem Versteck sich wieder hervorzuwagen, und das Glück an einem Haare zu erwischen. Mißlang es, so verhinderte eine wundervolle Natur den Italiener, Gedächtniß zu haben. Der Groll pflanzt sich schwer fort; seine Ursachen verflachen sich in die Phrase. Im Uebrigen sind die Italiener die Nachzügler, Marauderus und Ausreißer der Geschichte.

Die Slaven stürzen hastig auf alles Neue. Der Ungar! Ah, die neue Idee wird ihm eine goldene Troddel am Czako geben, sie wird ihm zwei Pistolen in den Gürtel stecken, sie wird ihm auf einen stolzen Renner helfen und ihn zum Helden einer Geschichte Teremtemtem! er weiß selbst

nicht welcher machen. Die Combinationen des Polen sind glühender; das demüthige Zwinkern der Brauen über den feurigen Augen ist schon die Garantie, daß er mit einiger Umsicht zu Werke gehen wird. Der Pole, wenn er auf freiem Fuße steht, ist der Nordische Franzose. Er stürzt sich blind in die Gefahr und harrt aus so lange, als mit der Ehre noch das Herz pulsirt. Ja selbst der Russe im langen Rock und mit dem Gürtel um den schlotternden Leib lächelt neugierig zur Frage des Tages. In seine gesunden Geisteskräfte redet sich das Natürliche und Einfache leicht hinein, er macht, wie sein großer Czaar Peter, alles mit eigner Hand nach und hat eine angeborne Ehrfurcht vor jeder Meinung, die von gewandten und ihm überlegenen Manieren unterstützt wird. Und welch ein merkwürdiges Phänomen ist es, daß gerade diese schnell entzündeten Völker diejenigen sind, welche ge-

gen die Beſorglichkeiten des neuernden Princips zuerſt verwandt werden.

Scandinavien repräſentirt das Germaniſche Princip heut vielleicht reiner, als Deutſchland ſelbſt, welches ſeit dem Wiener Congreſſe einen in ſich abgeſchloſſenen und gerundeten Charakter bekommen hat, ſeit einer Zeit alſo, wo noch keine großartigen Ereigniſſe das welthiſtoriſche Verhalten des Deutſchen Bundes haben erproben können. Wenn der Germaniſche Norden für uns zeugen kann, ſo werden die neuen Ideen bei uns immer erſt Geſetze werden müſſen, um die Maſſen binden zu können. Norwegen mit ſeiner aufrichtigen Demokratie, Schweden mit einer bürgerlicher Ariſtokratie, Dänemark endlich mit einer milden und humanen Monarchie drücken in der That einen vollſtändigen Begriff aus, einen ebenſo freimüthigen, wie gerechtigkeitsliebenden und beſonnenen. Die Empfänglichkeit zur Neuerung fehlt nirgends, wie der Urſprung der jetzigen Schwediſchen Dynaſtie und

die Dänischen Preßvereine bezeugen; aber das Neue würde sich dort in seinem tumultuarischen Rechte nirgend lange erhalten. Entweder muß es widerlegt oder zum Gesetze erhoben werden.

Wie sich Deutschland in Zukunft für die Geschichte bewähren wird, ob als Neutralisirung oder als Widerstand — darüber urtheilen zu können, fehlte es bisher an Veranlassungen. Dürfen wir annehmen, daß in Deutschland sich Altes wiederholen wird, dann sind wir durch unsere Niederlagen die Sieger, durch Uneinigkeit unter uns selbst die Versöhner der Fremden, jedenfalls aber ein schwerer Stein des Anstoßes für Alles, was geschehen kann und soll, da wir in unsern Enthusiasmus immer viel nüchterne Vernunft mischen und das Mangelhafte unserer Handlungen gern durch große Worte zu ersetzen suchen. Vor allen Dingen wird jeder unserer historischen Schritte durch die Bildung gehemmt werden, welche uns so viel Selbstgenügsamkeit gegeben hat. Wir sind die

gröſten Denker unter den Nationen, aber die Mannichfaltigkeit und Bruderfeindſchaft unſerer Gedanken macht ſie unwirkſam für unſere Entſchlüſſe. Vielleicht, daß ſich zu der politiſchen Einheit, welche wir jetzt beſitzen, auch die Einheit des Geiſtes findet, und Deutſchland endlich lernt, von ſeinem Reichthume den würdigen Gebrauch zu machen. Die Einheit der Idee iſt einer unſerer ſtolzeſten Gemeinplätze, aber ich glaube, daß die Idee noch wie Madmeerſaat gegen ſich ſelbſt wüthen wird, während uns die politiſche und materielle Einheit vielleicht längſt gerettet hat. Aus Deutſchlands jetziger noch junger Verfaſſung ein beſonderes Moment für die Geſchichte zu entwickeln iſt unmöglich. Doch glaub' ich, daß Deutſchland aus ſeinen eigenen Mitteln keine Hypotheſe mehr aufſtellt, ſondern daß es beſtimmt iſt, alles hiſtoriſch Solide und Practiſche von England zu borgen.

So liegen die Coefficienten der Geschichte da! Nun trete ein Genie oder ein Abenteurer auf, und werfe einen Einsatz auf den grünen Tisch! Frankreich begehe eine Thorheit, Deutschland eine Schwärmerei, England mache eine Erfindung — der Wurf ist ein göttlicher — wir Dichter und Denker zittern nicht; wir klagen nur über das Eine, nicht selber wirken zu können und werden unsern Trost finden, sinnend in einem einsamen Stübchen zu sitzen, wo ein grüner Schirm die züngelnde Flamme mildert und mit gestütztem Haupte auszurechnen, was heute noch genial, morgen schon verbrecherisch, heute ein Zufall, morgen eine Nothwendigkeit ist. Wir werden eickeln wie Archimed und in demselben Momente, wo wir den Schluß machen, wird das Ereigniß selbst als Mittelpunkt im Sande unserer Kreise stehen.

# III.

## Der abſtracte und concrete Menſch.

Rousseau rupfte dem Menschen, wie Diogenes seinem Hahne, die Federn aus und warf ihn nackt und hülflos in die Arme der Philosophie. Der Rousseau'sche Mensch ist in der Historie eine Chimäre, nur die Erziehung konnte aus dieser weichen Masse Emils etwas Compactes bilden. Es ist rührend, den zärtlichen und zerknirschten Philosophen zu sehen, wie er trotz einer Kindsfrau dem abstracten Menschen die Pocken impfen läßt, ihm den Milchbrei einstopft, ihn ohne Fallbut gehen lehrt, ihn deutlich und articulirt nachsprechen läßt, was ihm sein Mund vorspricht; aber für die Geschichte ist Emil nur ein Heischesatz, der eine Theorie, keine Thatsache beweisen kann. Der abstracte Mensch war in die-

ser rasirten und entblößten Nacktheit niemals ein Coefficient der Geschichte.

Eine Tendenz zur Abstraction ist unläugbar. Aber sie ist nicht absteigender Natur, sie liegt nicht dem Anfange, sondern dem Ende der Geschichte zu. Je weiter wir zurückgehen, desto tiefer ist der Mensch in natürliche und politische Verhältnisse verstrickt, desto concreter, unfreier und durch Vorurtheile gebundener ist seine Erscheinung. Jene Vorstellung des Menschen, wie er gleichsam die Schaale des Eies bricht, und nichts als die Möglichkeit von Allem ist, ein Vehikel von zahllosen latenten Energien der Seele und des Gemüthes, ist moderner Natur und schwebte selbst der alten Philosophie nicht in dieser Ausschließlichkeit und Reinheit vor. Die alte Philosophie war immer eine, die nur auf Griechen und Römer als solche ihre Anwendung hatte.

Um uns von der geschichtlichen Anthropologie eine Vorstellung zu machen, warum wir nur

nöthig haben, die Gründung der Staaten alter und neuer Zeit und besonders jene Gesetzgebungen, welche sich an bestimmte Namen knüpfen, zu beobachten. Hier wird man immer finden, daß das Alterthum, indem es etwas Primäres, wie Gesetze und Staat sind, gründen wollte, immer zu viel concrete Begriffe, die neuere Zeit immer zu viel abstracte in ihr Verfahren mischte. Den alten Gesetzgebern schwebte eine Erhebung der Natur zum Geiste eben so wenig vor, wie sich die neueren entschließen können, in ihre abstracten Verflüchtigungen der Begriffe über Staat und Gesetz etwas aus der Natur und dem concreten Leben Genommenes zu mischen. Wir werden diese Betrachtung genauer durchführen, weil es uns daran liegt, die Ungereimtheit einer sogenannten Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuweisen.

Das größte legislative Genie des Alterthums war unstreitig Moses. Seine Gesetzgebung weicht so entschieden von der Solonischen, Lycurgischen

und Römischen ab, daß sie sich sogar Begriffen nähert, welche wir so eben der neuern Zeit vindizirt haben. Wenigstens giengen bei ihm die beiden Begriffe einer abgesonderten und eigenthümlichen Nationalität mit der Idee einer kindlichen, erinnerungslosen und bildsamen Generation Hand in Hand. Während Moses die Juden mit ehernen Ketten an den Himmel schmiedete und Jehova zur unmittelbarsten Gegenwart aller die Nation betreffenden Ereignisse, jedes hebraischen Wortes und jeder israelitischen That machte, ließ er doch diejenigen, welche er mit sich aus Egypten führte, in der Wüste aussterben, um einen besser erzogenen Stamm in die Verheißung des gelobten Landes einzuführen.

Sollte Moses mit seiner vierzigjährigen Terquiversation das Aussterben der Leidenschaften bezweckt haben, so suchte Lycurg sie durch eine strenge Erziehung, durch den Verbot des edlen Metalles, durch die Heloten zu zähmen, auf wel-

chen er mit weiser Berechnung die Schmach des Thieres ließ, um sie sowohl zum Bilde dessen zu machen, was die Spartaner verachten sollten, als auch zu einem verfolgten Sündenbock für die zuweilen aufspringende Zügellosigkeit seiner Bürger. Aber Menschen im abstracten Sinne, Menschen, die einem philosophischen Staatszwecke untergeordnet wären, schwebten Lykurg nicht vor. Man muß hier eine durch die neuere Alterthumswissenschaft (besonders durch die genialen Studien von A. Böckh und O. Müller) ans Licht gestellte antike Maxime nicht übersehen, daß nämlich die Alten gern die vereinzelten Thatsachen langer Zeiträume zusammenfassen und sie an einen einzigen Namen anknüpfen, der nicht einmal in jedem Falle ein historischer ist. So ist namentlich die Lykurgische Gesetzgebung kein Werk einer langen Vorberathung, keine theoretische Ausführung nach Grundsätzen und Maximen gewesen; sondern das eben so dankbare wie doch wieder nachlässige Ge-

dächtniß der Nachkommen übertrug auf einen einzigen Mann, auf Lykurg, eine Reihefolge von Institutionen, die in Sparta wahrscheinlich länger als ein Menschenalter bedurft haben, nicht nur, um sich zu befestigen, sondern auch, um mich so auszudrücken, sich zu erfinden. Die Sage scheint selber andeuten zu wollen, daß Lykurg keinen Calcul machte; denn sie verschreibt seine Weisheit aus Creta, aus einem Lande, das der griechischen Weisheitsquelle, Aegypten, ziemlich nahe lag. Sie drückte jeden Falls damit sehr richtig aus, daß Lykurg historische Erfahrungen, die Erfahrungen einer Reise, für Lacedämon accommodirte, und statt seiner eigenen Combinationen es vorzog, Natur zu geben, Nationalität und concrete Erfahrungsthatsachen.

Noch bei weitem weniger abstract war die Solonische Gesetzgebung. Drako gab doch wenigstens Criminalgesetze; aber die Gesetze, welche Solon gab, waren wenig mehr, als eine Maaß-

regel der Noth, welche von Cliſthenes ſchon wieder anders beſtimmt wurde. Solon hatte weder Menſchen, noch Griechen, nicht einmal Athener vor Augen, ſondern nur Schuldner und Gläubiger, von welchen jene die Herabſetzung des Zinsfußes, dieſe die Bezahlung oder politiſche Rechte verlangten. Es war ein kritiſcher Augenblick in Athen, als Solon aus Salamis kam, im zerlumpten Rock und ſich mit verſtelltem Wahnſinn auf die Rednerbühne begab und zuerſt ſeine Schmerzberuhigung, ſeine Seiſachthie verkündete. Alle ſpätern Einrichtungen des Weiſen wurden auf die Grundlage der innern finanziellen Zerrüttung gebaut. Die Ariſtokratie erhielt Privilegien und die Maſſe einige Vorrechte, welche von der Art waren, daß Solon ihre Anwendung vielleicht niemals für möglich gehalten hat, z. B. den Oſtrazismus, Vorrechte, welche dennoch bald den ganzen Charakter jener Geſetzgebung umwarfen und Athen zu einer reinen Demokratie machten.

In der Römischen Geschichte ist vielleicht die Gesetzgebung des Numa die einzige, welcher ein Nachdenken über die ursprüngliche Natur des Menschen vorangegangen ist. Denn während alle übrigen sich nur mit den Abwägungen bürgerlicher und polizeilicher Verhältnisse beschäftigen, während sogar die berühmten juristischen Begriffe der Römer sich erst in ziemlich später Zeit ausbildeten, war die Gesetzgebung des Numa eine religiöse. Indem sie sich mit dem Reize des Wunderbaren umgab, hatte sie den Hang des natürlichen Menschen zum Geheimnißvollen berechnet. Dies ist vielleicht der einzige Fall in der alten Geschichte, wo sie an psychologische Phänomene, an das Studium der Menschen, Institutionen anknüpfte. Sonst hat Rom den concreten Menschen bis zur entschiedenen Einseitigkeit cultivirt. Der Mensch war nur Bürger, Pflichten und Rechte waren die der Convenienz, der Erbschaft, des edleren oder gemeineren Blutes. Das

Alterthum wußte nichts anderes, und selbst die politische Philosophie, welche zum großen Theile die Staatseinrichtungen der Kolonien des untern Griechenlands traf, konnte sich von den Begriffen der Aristokratie nicht trennen. Das höchste, was ihre geistige Bevorzugung hervorbrachte, waren jene pythagoräischen Geheimbunde, welche in der Begünstigung des Cosmopolitismus der Freimaurerei gewiß nichts geglichen haben.

Endlich, wenn man auch nicht läugnen kann, daß Aristoteles die Psychologie in seine Politik mischte und den Mangel eines bestimmten von ihm angegebenen Staatszweckes durch eine Menge empirischer, von mannichfachen Gemeinwesen abstrahirter Bemerkungen ersetzte, so ist doch Plato's Republik ein ganz antikes Werk. Allerdings, die Gerechtigkeit leitet seinen Entwurf ein; Plato vergißt nicht, die Tugend zum Fundamente desselben zu machen; aber der obere Bau, die Construction seines Staates, dessen Dimensionen und

leste Kuppel sind Typen, die sich in Athen, Sparta und Syrakus schon abgenutzt hatten. Im Begriff des Lebens bleibt selbst das größte Genie seiner Zeit unterworfen, und wird in der Absicht, die Fehler der politischen Existenzen zu verbessern oder zu umgehen, doch immer wieder in sie verstrickt werden. Die Kategorie, die Anschauung, die Erfahrung selbst mußte eine andere werden, ehe auch Plato sich von seiner Zeit hätte losreißen können. Nicht durch die politische Praxis ragt Plato in die moderne Zeit, sondern durch den Schlüssel des himmlischen Geheimnisses, den Athem jener Weltseele, welche in seinem tiefsinnigen Timäus webt.

Erst die neue Welt strebt nach dem Ziele der reinen Humanität. Menschen, welche kein Gesetz haben, als ihre Mäßigung, keinen Glauben, als ihre Ueberzeugung, Menschen ohne Vorurtheile sind die Ideale der modernen Philosophie. Auch die Staaten von der Natur frei zu machen,

dem Eigennutz und der Tyrannei die historische Begründung zu nehmen, ja sogar in Sitten und Gewohnheiten das Herkömmliche zu modeln oder zu vermeiden, das ist Zweck und Ziel derselben Philosophie. Sie löst Erinnerungen, Ahnen, ja sogar das unvertilgbar Scheinende im Physiologischen, die historische Schaale von der zarten, unbedeckten Nuß des innern Menschen, den sie darauf in alle Verhältnisse als einen Begriff a priori schleudert. Ich brauche die herrlichen Folgen dieses Verfahrens nicht aufzuzählen: aber verschweigen läßt sich nicht, daß er auch oft Menschen und Staaten erzeugte, welche nur auf dem Papiere lebten.

---

Mit demselben Eifer der Neugier, welchen Aerzte und Naturforscher zu zeigen pflegen, wenn sie die Natur in ihren empfangenden, zeugenden und gebärenden Momenten belauschen können, tritt

auch der Historiker an die Bildung neuer Staaten. Es gelingt selten, in diesen Prozeß zu blicken, weil die Thatsache nicht oft geschieht. Aber wir Neueren sind so glücklich gewesen, zu verschiedenen Malen Gemeinwesen durch rechtliche Uebereinkunft, ohne Usurpation und Gewalt sich bilden zu sehen. Die Staatsgrundgesetzgebung ist ein ganz ausgewachsener Zweig der neueren Politik geworden. Man hat sogar Schemata und eine Art von geburtshülflicher Praxis immer bereit, um in den neuerdings so oft eingetretenen Fällen schnell bei der Hand zu seyn. Die Englische und Französische Philosophie haben für diese theoretischen Accouchements den ersten Unterricht gegeben, der von der modernsten Politik zuerst nur vervollständigt, späterhin aber beinahe wieder verworfen und durch Maximen eigner Empirie ersetzt worden ist.

Die englische Philosophie übergab dem Staate Virginien eine Verfassung, welche auf Urgesetzen gegründet seyn sollte. Aber sie war eine abstracte in der Luft schwebende Chimäre, welche eben so wenig zur Anwendung kommen konnte, wie Rousseau's Entwurf einer polnischen Constitution. Der Detailhandel, den in neuerer Zeit Jeremy Bentham mit Staatsgrundgesetzen trieb, hatte schon eine practischere Unterlage. Seine Constitutionen kamen nicht in die Wildniß. Sie litten nicht an der wunderlichen Voraussetzung, daß der natürliche Mensch der abstracte wäre. Die Menschenrechte werden nur von denen empfunden, welche glauben, von den historischen übervortheilt zu seyn.

In Paris, nicht am Orinoco, konnten die Menschenrechte eine säcularische Jubelhymne seyn. Mirabeau zog den mit feudalistischen Wappen und barbarischen Gesetzen beschriebenen Vorhang von dem Allerheiligthume der Menschenwürde

zurück. Nur der an Vorurtheile, an Privilegien und seine Gläubiger gebundene Mensch der laufenden Geschichte konnte dieser Befreiung zujauchzen. Spanien erlebte dasselbe Glück und selbst die jungen Freistaaten Südamerikas hatten viel Mittelalter, Aberglauben, viel Moos, das an ihnen wucherte, abzusetzen. Hier ist der abstracte Mensch eine Heilung gewesen.

---

Von neuesten Staatenbildungen ist die Belgische unbedeutend; denn Belgien war eine vollständig organisirte Provinz, die sich isolirte und in die Reihe der Staaten aufnehmen ließ. Weit reicher an Objecten für die politische Philosophie ist dagegen Griechenlands Wiedergeburt. Der Aufstand geschah hier, um zu gleicher Zeit etwas Menschliches und etwas Historisches zu retten. Der langwierige Kampf selbst warf die tapfere Nation wieder in neue Entwickelungsphasen, die man

wohl Verlegenheiten nennen kann. Denn es regten sich die wilden in den Bergen verschlossen gewesenen Leidenschaften, alle Nachwehen des Barbarismus, in welchen die Moral des griechischen Volkes unter türkischer Herrschaft verfallen mußte. Und in diese Gährung edler und unreiner Elemente trat dann die Europäische Politik, entschieden, offiziell, und darum siegreicher, als der philosophische Humanismus, die Begeisterung aller Gebildeten, als die Rathschläge uneigennütziger Theilnahme für ein neu zu schaffendes Gemeinwesen. Den Griechen bot sich der abstracte Mensch nicht an, sondern neue Vorurtheile wurden auf alte gepfropft, Verbrauchtes sollte Verbrauchtes heilen, hier war es ein Unglück, daß Jeremy Bentham nicht an der Tugend, die Mäßigung, die Uneigennützigkeit, die Aufopferung, die Resignation, an alle Tugenden des philosophischen Menschen erinnern konnte. Ein wenig Abstraction, ein wenig mehr rasirte und sche-

matiſche Begriffe hätten Griechenland retten können, und ihm eine Stellung unter den Europäiſchen Staaten gegeben, welche weniger beſorglich wäre. Herr Klüber hat in ſeinem neueſten Werke über Griechenlands Wiedergeburt eine ſehr gründliche, hiſtoriſche und ſtaatsrechtliche Arbeit geliefert. Doch ſchwingt ſich dieſer vortreffliche Gelehrte, deſſen großes Verdienſt in unbeſtochener Ehrlichkeit beſteht, ſelten zu einem philoſophiſchen Geſichtspuncte ſeiner Gegenſtände auf. Klübers Manie der Citate, ſeine pedantiſchen Eintheilungen und die Schwerfälligkeit ſeines Styles ziehen ihn in ein immerwährendes Ringen mit der Fülle des Stoffes hinunter. Sein neues Werk kann die Grundlage eines andern bilden, welches die Pſyche des Klüber'ſchen werden und auf unſre Frage zurückkommen müßte.

# IV.

## Mann und Weib.

Herr Rousseau in Frankfurt, der das Marienbüchlein, Herr Guido Görres, der das Leben der Jungfrau von Orleans schrieb, werden in eine seraphische Entzückung verfallen, wenn ich sie darauf aufmerksam mache, daß Eva umgekehrt der Gruß an den Stern des Meeres ist, Ave! Eva und Maria sind die beiden berühmtesten Mütter der Geschichte, jene, welche den ersten Sünder, diese, welche den göttlichen Mittler gebar. Und doch blieben sie untergeordnet; doch rief Jesus aus: Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen?

Wenn irgend etwas beweist, daß die Geschichte nur der Triumph der zufälligen That, daß ihre Ergebnisse die Resultate menschlicher

Willensfreiheiten und göttlicher Befähigungen sind, so ist es das historische Loos der Weiber. Schwebt über der Geschichte ein Plan, warum sind die Frauen nicht in ihn aufgenommen? Ist der absolute Mensch das Problem der Geschichte, warum ließ die Geschichte überall die zweite Person des absoluten Menschen fallen? Warum machten nur die Männer Geschichte?

Im Alterthume wohnte das Weib in abgelegenen Erkern des Hinterhauses, zu welchen man auf versteckten Treppen gelangte. Selbst Helena und Andromache treten nur aus ihren Gynäcäen hervor, wenn Greise eine Augenweide auf den Zinnen Troja's suchen, und wenn Hector sein Vermächtniß macht. Die Griechischen Weiber haben die Gabe der Weissagung, aber die Becken im Haine von Dodona verstummten bald und Pythia wurde nur die Vermittlerin von Hexametaren, die unter ihrem Dreifuß von Männern componirt wurden. Die Spartanischen Frauen haben

einige historische Berühmtheit errungen, aber immer nur durch das, was sie der Geschichte thatlos lieferten, durch ihren Heldenmuth im Schmerze, durch ihr stoisches und kaltes Dulden. Die Mutter der Gracchen glänzte im Gedächtnisse Rom's. Aber sie trat nicht auf das Forum, sondern rief ihre Söhne von ihm ab und trocknete die heiße Stirn vom Schweiße des Tribunates. Das Alles steht ziemlich einsam und läßt sich dem Charakter der Begebenheiten jener Zeit nur auf's Tiefste unterordnen.

Man sage doch nicht, daß das Christenthum die Stellung der Weiber revolutionirte! Sie bekamen Rechte des Umganges; aber durfte ein Weib in der Gemeinde auftreten? Sagte nicht selbst Paulus, daß es gut sei, zu heirathen, ledig zu bleiben, aber besser? Eine Folge dieser Ansicht mußte die Sclaverei der Frauen seyn; und wenn sie nicht in sie geriethen, so ist dies nur die Dankbarkeit für das große Unglück, wel-

ches die Weiber in den Christenverfolgungen erduldeten, eine durch Gott vermittelte Dankbarkeit für den Eifer und die Inbrunst, mit welcher namentlich die Frauen am Christenthume hiengen. Die Chevalerie war eine Methode, diese Dankbarkeit abzustatten. Die Ritter trugen die Farben ihrer Damen und twosteten für sie auf Leben und Tod. Aber wie Vieles kommt hier schon auf die Rechnung der ausschmückenden alten und neuen Poesie! Wenn man erwägt, daß jene Burgherren in ihrer Bildung doch kaum dasjenige erreichten, was man heute in den Bauernhöfen antrifft, so wird man leicht begreifen, wie viel poetische Blume von dem Minnethum abzuziehen ist. Auch war diese trovadorische Mode weit entfernt, für die Geschichte von Einfluß zu werden. Die Männer stehen in der Schlacht, im Rathe, zu Gerichte. Hier ist die Hälfte des Menschengeschlechts also immer dem Zufalle, der

Laune, und der Barbarei preisgegeben, bis auf den heutigen Tag. Ich sehe nicht ein, wie die Geschichte dazu bestimmt wäre, die Offenbarung einer ganz besondern Idee zu seyn; wenn ihren Wechselfällen ein normaler Totalbegriff der absoluten Menschen zum Grunde läge; warum dann die Frauen nur immer als Zugabe obendrauf genügen und ihr Loos zu allen Zeiten dasselbe seyn sollte, da es doch Beispiele genug giebt, welche die Geschichtsfähigkeit der Frauen beweisen, Beispiele von kühnen und besonnenen Thaten, von der Judith an bis zur Charlotte Corday, Beispiele von Regenten- und selbst Gelehrten-Tugenden von der Sappho an bis zur Karschin, ja sogar von kriegerischen Eigenschaften. Kurz, ich habe zu viel Ehrfurcht vor den Frauen, als daß ich sie in den Zweckbestimmungen der Geschichte zu übergehen wagte.

Die Geschichte hat nur einen Zweck: das ist das Leben. Leben ist kein Genuß, Leben ist eine

Aufgabe. Ob wir durch unsere Thaten etwas bewirken, liegt immer auf einem unsichern Brette. Das Ewige ist nur dies, ob wir recht thaten und Niemand scheuten. Der Zweck der Geschichte ist der moralische Lebenszweck, die Tugend oder das Laster. Alles Uebrige, was Ihr in die Geschichte hineinlegt, dient nur dazu, Euern Willen zu lahmen, und die Moral desselben zu beschönigen. Geschichte ist ein ganz relativer Begriff, der so viel ausdrückt, als Komplexus der Bedingungen, unter welchen das Leben möglich ist. Die Hebel, Formen und Voraussetzungen des Lebens, ich meine jener moralischen und bewußten Existenz des Einzelnen, nutzen sich ab und verlangen durch die Geschichte nur Veränderungen. Es kann Zeiten geben, wo die Tugend eine so schwere Aufgabe ist, daß die äußern Umstände ihr müssen zu Hülfe kommen. Ich werde auf diese Frage zurückkommen, wenn ich von den Uebergängen der Geschichte spreche.

Jeder Moment der Geschichte ist in sich abgerundet und vollständig? Fehlt ihm etwas, so ist es gerade das, was das zeitgenössische Individuum aus den Hülfsmitteln seiner Tugend und seines Genies ersetzen soll. Wenn diese ruhenden Momente im Vergleichen von hundert oder tausend Jahren, die dazwischen liegen, sich unähnlich sehen, so ist es weil die Ordnung der Geschichte eine moralische, weil die Moral das Gesetz der Freiheit ist, und weil die Nachahmung die göttliche Originalität der Tugend nicht erzeugen kann. Der Zusammenhang, welcher in den objectiven Begebenheiten, die von der Chronik verzeichnet werden, liegt, ist ein relativer; ein Zusammenhang, der unter der Nothwendigkeit der menschlichen Freiheit steht. Die Freiheit ist der große Factor der Geschichte. Was die Geschichte bringt, ist die gute oder böse Saat unsrer Handlungen.

Ich legte diese Ansicht am liebsten bei einer Gelegenheit nieder, wo es mir daran lag, die historische Bedeutung der zweiten Hälfte des Menschengeschlechts zu retten. Wäre die Erde darum zwischen die Ellipsen und Parabeln der übrigen Himmelskörper und der Mensch auf sie selbst geschleudert, damit jene Ereignisse, welche wir Geschichte nennen, einen bestimmten Zweck hätten, und die Ausführung irgend einer göttlichen Idee wären, so sähe dies einer despotischen Grille weit ähnlicher, als einer weisen Fürsorge. Es giebt keine höhere Offenbarung, als die, welche an unser Herz spricht. Und es spricht nichts zu uns, als der Unterschied des Guten und Bösen. Der Zweck der Erde ist kein historisch-metaphysischer Gesammtzweck, sondern der einzelne Mensch, wie er geboren wird und stirbt, und stirbt mit dem Bewußtseyn, in seiner Weise das Räthsel des Lebens gelöst zu haben. Was gäb' es denn noch,

das über die Gerechtigkeit eines Ariſtides und die Unſündlichkeit eines Jeſus hinausläge? Wäre die Geſchichte zu etwas Anderm beſtimmt, als daß wir Gutes thun; ich wollt' es Jedem verdenken, der es thäte.

Erſt mit dieſer Anſicht, welche das Geſchehene für das in der Geſchichte durchaus Unerhebliche erklärt, wird die Beſtimmung des Weibes zu ihrer Würde erhoben. Iſt der Geſchichtszweck das Leben, ſo iſt es durch die Familie, die Erziehung, kurz durch Alles, was dazu dient, dem Menſchen Raum zur Entfaltung ſeiner natürlichen Anlagen zu geben, Raum zur Prüfung ſeines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn ſie auch über Haus und Hof nicht hinausgiengen, vor Gott doch gleichen Werth haben, wie irgend eine große Handlung von draußen, die der Hiſtoriker aufzeichnet. Das gemeinſame hiſtoriſche Band, welches Mann und Weib zuſam-

menkettet, sind die Liebe in der Jugend, die Freundschaft im Alter, und einst bei der Trennung vom Leben das Gewissen. Das Weib ist der ewige Widerspruch gegen die erschütternden Begebenheiten der Geschichte. Wessen Dasein kann die moralische Aufgabe der Schöpfung besser bewähren? Ich denke, der Ausgang der Geschichte wird der der beruhigten Leidenschaften und der Sieg des weiblichen Prinzipes seyn. Die Geschichte wird sich in kleines Detail verlieren und das Wohlgefallen Gottes wird ebenso zu jenen unscheinbaren Thatsachen der Idylle lächeln, wie es zu den gesprezten und großmännischen Verrenkungen der weltdistorischen Kothurntragödie lächelte.

Die Unbequemlichkeit, daß man bei der teleologischen Geschichtsansicht den Begriff des Weibes nicht recht entwickeln konnte, schuf jene tolle Emanzipationsidee der Frauen, welche in unsern Tagen noch immer in einigen Köpfen spukt, ob

sich ihre Erfinder gleich schon lange an den Nil zurückgezogen haben. Wie ich denn in der jüngsten Zeit in Deutschland ein System bekommen habe, ohne zu wissen wie? soll ich auch das Apostelamt der **femme libre** übernommen haben. Der Ausdruck: Emanzipation der Liebe findet sich in meinen Schriften und gern faß' ich mit diesen zusammen, was ich in juristischer Hinsicht über die Ehe an verschiedenen Orten ausgesprochen habe. Aber ich sollte verlangen, daß des Aristophanes Ekklesiazusen auf Eure Rathhäuser stürmten, und daß schwangre Weibspersonen als Polizeibeamte die Päße der wandernden Handwerksbursche visirten? Die Emanzipation der Frauen ist die albernste Idee, welche unser Zeitalter ausgeheckt hat, und schon deßhalb, als wenn es Wunder ein Glück wäre, in die Maschinerie der Staaten als ein kleiner Stift gebraucht zu werden!

Die Emanzipation der Frauen wurde vielleicht an einem nebligen Winterabende ersonnen, wo sich eine zahlreiche Männergesellschaft bei einer reizenden Pariser Dame versammelt hatte. Die Kronenleuchter blitzten, die Kamine verbrannten Sandelholz, er war eine Feerie, dieser Salon. Man sprach von Zenobia, von Elisabeth und Madame Roland und irgend ein Schwärmer, der zur Dame des Hauses im Verhältnisse Alfreds de Musset zu Madame Dudevant stand, warf den Göttergedanken der Emanzipation hin, der am folgenden Morgen schon die Reise um die Welt antrat. Die St. Simonisten waren verrückt.

Das Weib kann als solches niemals in der Geschichte auftreten, weil es keinen Instinct der Masse hat und seine Sympathien nur dem Einzelnen gelten. Das Weib wird von einer angebornen Feindschaft gegen sein Geschlecht beherrscht, und selbst am größten und in der Geschichte glänzenden Manne liebt es niemals allein den Ruhm,

sondern das Negligé des Ruhmes und ihre Vertrautheit mit demselben. Das Natürliche aller weiblichen Begierden geht auf den Alleinbesitz; aber das Herrschenkönnen, welches einige Weiber in der Geschichte vortrefflich entwickelt haben, ist keine historische Kraft. Die Staaten sind zu allen Zeiten so willkürlich manipulirt worden, daß sie es selbst ertragen konnten, wie ein Strickzeug behandelt zu werden. Sonst ist der Zug der Frauen immer ein aparter und ich zweifle, ob selbst eine Rahel, im Besitze eines Portefeuille, nicht eine Menge zerstreuter Maschen hätte fallen lassen.

Das Weib schützt die Geschichte vor der Verwilderung. Es wird den Mann allmählig von den Begebenheiten abziehen. Die Liebe wird immer mächtiger seyn, als der Haß.

# V.

## Die Leidenschaft.

Zügellose Leidenschaften würden die Geschichte bald zum Stillstand bringen. Wenn Alle wüthen, so vernichten sie sich wechselseitig. Ein Einzelner, ein Asiatischer Despot, der nur seinen natürlichen Eingebungen folgt, löscht Thaten und Begebenheiten aus, seine Herrschaft ist auch geistig wie über Stumme und Verschnittene. Es ist dafür gesorgt, daß zu allen Zeiten die Leidenschaften in der Geschichte einen Zaum tragen, oder daß sie sich doch unter einem Gesichtspunkte sammeln, wo das Transcendente gefangen genommen und für die Gesellschaft weniger verderblich gemacht wird.

Das Temperamentum der antiken Leidenschaften war der Staat. Nicht in dem Sinne, daß der Staat polizeiliche Verordnungen dem Aus-

schweifenden entgegenhielt; sondern der Staat war ein Abzugskanal, er war eine erlaubte Entschuldigung für Alles, was an und für sich dem natürlichen Menschen gehört. Der Ehrgeiz fesselte alle Begierden und zwang jeden üppigen Auswuchs der Sinnlichkeit sich an Bestehendes anzuschmiegen. Die heftigsten Leidenschaften verstummten, wenn sie dem versammelten Volke gegenüber traten und zogen sich still in jenen versteckten Winkel zurück, wo der Ehrgeiz über politischen Ehrenämtern brütete. Das Alterthum ist reich an Beispielen, wo Menschen von dem begehrendsten und einem von Natur immer excentrischen Temperamente dennoch einen hohen, fast philosophischen Grad von Vollkommenheit in der Selbstbeherrschung errungen haben.

Das Christenthum verwarf sogleich diese eigenthümlich gebildeten antiken Charaktere und griff das Alterthum bei seinem Heiligsten, dem sittlichen Stolze, an. Das Christenthum polemisirte gegen

die eigne Gerechtigkeit, wie dieser Stolz von ihm genannt wurde, gegen das höchste im Aristotelischen Sittengesetze, gegen die Autarkie. Das Christliche Gebot an die Menschheit war die Herabsetzung ihrer selbst und die Demuth. Die Tugend wurde von der Gnade abgelöst. Und dies war für die Geschichte in der That ein Fortschritt. Denn wie schwer wurd' es den Männern der sinkenden Römerzeit, das Steuerruder ihres Charakters in den stürmischen Epochen des Unterganges der alten Welt zu regieren! Das Temperamentum der Leidenschaften des Mittelalters wurde sogleich die Religion.

Es währte aber lange, ehe die stolzen Charaktere ihr Knie beugten. Dem Christenthume war es selbst nicht oft Ernst genug mit seiner Predigt. Welche Indulgenzen gestattete es nicht dem Kaiser Constantin! Dieser von der Schmeichelei und dem Glücke um alle inneren moralischen Haltpunkte gebrachte Fürst mordete seinen

Sohn, dessen Mutter, seine Vettern, lebte in dem weibischen Prunke des Orients, duldete nur die Creaturen des Despotismus in seinem Umgange und doch priesen ihn die Bischöfe und suchten ihn durch elende Nachgiebigkeit gegen seine Verbrechen zur Taufe zu bewegen, die er erst einige Tage vor seinem Tode nahm, um von ihr eine grosse Wirkung zu erhalten. Wie weit wird dieses Beispiel von Theodosius dem Grossen und dem heiligen Athanasius überstrahlt! Jener geistvolle Fürst liess in einem Anfalle seiner Leidenschaftlichkeit dreitausend Seelen in den Circus von Thessalonich locken und zur Strafe für einen Aufruhr ermorden. Er kömmt nach Mailand. Athanasius hält ihn vor der Thür des Doms zurück. „That David nicht mehr, denn ich?" sagte der Kaiser. „Berufst Du Dich auf David, so thue auch Busse, wie David!" erwiederte der Bischof und Theodosius betete und fastete acht Monate

lang. Canossa und St. Just lieferten Nachahmungen dieser ergreifenden Scene.

---

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrükken, daß die Rollen, welche man in der Darstellung des Mittelalters gern den Leidenschaften der Völker zutheilt, fast immer zu groß sind. Es ist wahr, das Christenthum hatte viel Barbarismus an den Rosenkranz und die Kirchenbuße zu ketten; aber die Verderbtheit der Massen ist fast immer ein falscher Schimmer, der von der Verderbtheit der Einzelnen auf jene fällt. Wenn irgend eine Zeit beweist, daß die wahre mittelalterliche Leidenschaft nur der Despotismus war, so ist es die, aus welcher das Mittelalter allmälig in seinen stabilen Hauptgruppen hervorgieng, der Untergang des Römischen Reiches. Man ist hier immer gewohnt, von den negativen Leidenschaften, der Demoralisation und Feigheit der

Völker zu sprechen, welche bald eine Beute der Barbaren werden sollten; aber waren nicht frische und gesunde Naturvölker, die Gallier, die Britten, die Hispanen, ja selbst die Franken und später die Gothen, dem Römischen Reiche einverleibt? Lieferten nicht Stilicho und Aetius entscheidende Schlachten? Das Unglück und die Ursache des Verfalls war allein politischer Natur. Es war nicht die Demoralisation, sondern die öffentliche Calamität, welche das Abendländische Reich stürzte. Die Ursache der Calamität war der Despotismus. Der Despotismus ist in den meisten Zeiten eine Möglichkeit; aber in dem verarmten und hungernden Römischen Reiche war er es kaum mehr. Der Staat konnte keinen Beamten mehr finden. Jemand, der die Nachricht hatte, daß man ihm eine Anstellung geben wolle, floh in die Wildniß oder unter die Sclaven eines Landbesitzers, um sich vor einer Ehre zu retten, die ihn um sein Leben brächte. Denn wer konnte

Steuern zahlen? Und der Beamte sollte doch die Steuern an bestimmten Terminen den Behörden ausliefern. Die Folgen dieses Zustandes waren fürchterlich. Das Abendländische Reich ging mit blutigen Schrecken, mit hoch zum Himmel lodernden Städten, mit dem Ruine aller Civilisation unter, aber man klage nicht die Leidenschaften der geängsteten Völker an, sondern den Despotismus und den Uebermuth jener Kaiser, von denen die früheren Pferde zu Consuln machten und die spätern den Erdkreis für die Beute eines Kriegers hielten, über welche sich mit drei Würfeln auf einer Feldtrommel im Lager entscheiden ließ!

In neuer Zeit wurden die Leidenschaften durch die Erziehung gefesselt. Aus der Religion hatte sich die Furcht verloren, seitdem die Religion zum Gegenstande des allgemeinen Nachdenkens erhoben

wurde. Der natürliche Mensch wird nun durch die Schule abgestreift, und eine Masse von Lehrgegenständen, welche Surrogate der Erziehung wurden, seitdem man die Erziehung mit dem Unterrichte verwechselte, fesseln und verwischen die Leidenschaften so sehr, daß das innerlich Angeborne und von der Wissenschaft im Menschen Zurückgedrängte sich höchstens in privaten Beziehungen Luft macht. Die moralische Gediegenheit ist durch den großen Umfang des Wissens geschwächt worden. Die Arbeit des Kopfes verhinderte den Erguß des Herzens. Aber jene weit ausschweifenden, historischen Leidenschaften drohen unsern neuen Zuständen nicht mehr; denn sie sind von der Bildung und der Erziehung aufgerieben worden.

Nur für eine moderne Leidenschaft, die Neuerung, sollte es weisere Abhülfen geben. Ich habe über den eigentlichen Ursprung dieses Triebes nachgedacht, und finde, daß man ihn nur in der Erziehung angreifen und überwinden kann. Aber

welche großartige Reform müßte dann die moderne Erziehung erleiden! Das Uebel ist die Ueberfülle unserer Zeit an Ideen. Diese wird sich immer mehr steigern, unsere Nachkommen werden nicht die Ungerechtigkeit haben und die großen Philosopheme der drei letzten Jahrhunderte als eine Antiquität betrachten. Im Gegentheil ergreift alle Tendenzen der Nationen ein besonders ideeller Zug, wie ihre Literaturen hinreichend ausweisen. Diese Ueberfülle kann an und für sich kein Unglück seyn, aber sie wird es dadurch, daß sie nicht geordnet ist und auf die Erziehung wie ein wildes Chaos losstürmt. Erziehung ist ja heutiges Tages weniger Receptivität als Spontaneität. Erziehung ist nicht mehr Annahme, gläubige Annahme angebotener Bildungsmittel, sondern Gährung des innern Menschen. Und diese Gährungen, diese einzelnen Momente in den Bildungsprozessen der modernen Jugend, sind so gefährlich geworden für den Staat, wie für die Familie. Was

sie erzeugen will zunächst, das ist ein Individuum. Sie will zu früh die Zeit und die Menschen verstehen und greift zu diesem Zwecke jeden der ihr gebotenen Wissensstoffe schnell auf und sucht ihm sogleich eine practische Handhabe zu geben. Die Frühreife des Selbstbewußtseyns ist das moderne Unglück, denn der Jüngling ahnt nicht, daß seiner jetzigen Ideenstaffel noch höhere folgen werden, daß in einem Jahre alle seine Begriffe eine andere Wendung genommen haben, er wartet diese Zeit nicht ab, sondern beginnt sogleich, seine erste ihm klar gewordene Idee auf die positiven Verhältnisse überzutragen. Ein Glück für ihn, wenn diese Verfahrungsweise nicht verbrecherischer Art ist; aber was ihn umgiebt, seine Familie und wär' es nur seine Liebe, muß heftig unter diesem frühreifen Wahne, der immer von dem reformatorischen Terrorismus der Ueberzeugung begleitet ist, leiden. Man nehme nur in Deutschland, wie lange währt es, ehe man die Tendenzen eines Arndt und

Jahn, dann diejenigen eines Görres, Tieck und Arnim, darauf die eines Steffens, endlich die Hegels oder Schellings überstanden und zuletzt sich selbst gefunden hat! Bei diesen vier Metamorphosen hat man auf jeder schon hundert Thorheiten begangen und kann sich und seine Familie an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Hiermit ist der wahre Feind der modernen Gesellschaft gezeichnet und ich fordere alle Staatsmänner auf, diese merkwürdige Erscheinung mit philosophischem Nachdenken in's Auge zu fassen.

Es kann eine Rettung gegen die Gährungsprozesse der Jugend geben. Nicht, daß man Schriften verbietet oder der Jugend etwas entzöge, was zur Nahrung ihres Geistes dient. Das ist ein sehr trügerisches Mittel. Nein, man sollte durch großartige, die ganze Nation ergreifende Acte, durch Institutionen, die nichts von Privilegien haben, sondern auf der philosophischen Höhe unseres Jahrhunderts sich erhalten müßten,

Etwas erfinden, was den ideellen Selbstvertilgungen im Schooße der Nationen dadurch endlich ein Ziel setzte, daß es weit größer wäre, als aller jugendlicher Stolz, weit größer, als jugendlicher Enthusiasmus, größer endlich als Alles, was wir aus uns selbst glauben schaffen zu können. Das machte die Alten so groß. Wenn man die Schule verließ und die Academie, so waren die Jünglinge, wie heute, nicht erhabener, als das Leben, weit hinaus ragend mit ihrer eingesogenen Bildung über diese miserable Wirklichkeit, sondern sie fanden immer etwas vor, was ihnen unerreichbar dünkte, die Archontenwürde, daß das Jahr nach ihnen benannt werde, den Olympischen Siegeskranz, ein Urtheil des Delphischen Orakels, wie Socrates es bekam, der von ihm für den weisesten der Griechen erklärt wurde. Wenn ebenso auch großartige, meinetwegen pädagogische Institutionen der modernen Jugend sichtbare Stufen für ihre Gedankenleitern anböten, so würde die

Jugend die Maſſe der Ideen, welche ſie um ihrer ſelbſt bewußt und in ſich klar zu werden verarbeiten muß, weit leichter überwinden. Es iſt gar nicht damit geſagt, daß unſer politiſches Leben eine Aenderung bekommen müßte. Es wäre möglich, zu dieſem Zwecke ſchon mit pädagogiſchen Mitteln auszureichen, mit einer Umgeſtaltung unſerer Schulen und Univerſitäten, vor allen Dingen aber mit einer Reform unſerer ganzen Unterrichtsmethode, die jetzt nur dazu da ſcheint, den jugendlichen Kopf gegen das Leben recht ſtörriſch und widerſetzlich zu machen. Wenn Methode, Unterrichtsſtoff und die Schule in allen ihren Zweigen verändert und auch im Organismus des Staates eine neue Stellung bekämen, wahrlich, das moderne Ich würde ſich mit weit weniger Nachtheil ſowohl für die öffentliche Sicherheit, wie für die Ruhe der Familien produziren und entpuppen. Fraget Euch ſelbſt ihr jungen Männer aus dieſer Zeit, wie viel Herzen ihr verwundet habt, ehe Ihr ſo weit

gekommen waret, Euch als ein haltbares Glied in der Geisterkette des Jahrhunderts zu fühlen!

---

Hier ist der Ort, wo auch die Literatur erwähnt zu werden verdient; denn wenn sie auch oft am weitesten entfernt war, Friede in den Streit zu bringen, so hatte sie doch auch in allen Zeiten zu den Gemüthern eine Stellung, welche sich für die Milderung der Sitten und Empfindungen benutzen ließ. Namentlich war die Literatur der classischen Zeit ein entschiedenes Versöhnungsmittel der Leidenschaften. Die Krieger horchten den Gesängen der Homeriden. Die dramatische Literatur der Griechen war sogar eine Sache der Religion, sowohl ihrem Gegenstande, wie ihrer Veranlassung nach. Selbst die kriegerischen Römer gaben sich ihren Dichtern gefangen, ob deren Leyer gleich in älterer Zeit ein wenig schartig und mehr in der Weise des Hackebretts

klang. Der ältere Scipio verkehrte mit Ennius, der jüngere mit Terenz. Ja es gelang sogar der alten Literatur, freilich nicht mehr in ihrer Blüthezeit, die erschlaffende historische Energie der Völker zu fesseln und ihnen zum Ersatz für verschwindendes öffentliches Leben eine neue Welt, das Privatleben und die Verwickelungen bürgerlicher Convenienzen, zu erschließen. Die [illegible] mittlere Comödie und die Römische Pantomime lenkten auf frische und ergötzliche Weise die Zuschauer von öffentlichen Calamitäten ab und milderten die Leidenschaften, welche das Unglück in Unterdrückten zu erzeugen pflegt. Die ganze Alexandrinische Literatur nahm diese häusliche und idyllische Richtung und war [illegible] in ihren kritischen Streitigkeiten geeignet, die Ungeduld der Köpfe auf eine unschädliche Weise zu beschäftigen. Selbst die verheerenden Leidenschaften der Römischen Rednerbühne verloren sich in die beginnende Blüthe der juristischen Literatur, wo der Begriff der

Weltherrschaft allmälig von dem des Mein und Dein abgelöst wurden.

Die christliche Zeit hatte ihre Bibel, ein Werk zufälliger Zusammensetzung, aber eine unschätzbare Richtschnur für Zeiten, welche eine unmittelbare Verbindung mit der Ewigkeit zu haben glaubten. Die Bibel wurde nicht nur Gesetzbuch für das streitsüchtige Alexandrinische Element der Kirchengeschichte, sondern auch Bildungsbuch für die Nationen, welche allmälig in die große christliche Gemeinschaft aufgenommen wurden. Indem man ihr eine abergläubische Verehrung scheukte, bekam sie wie das Kraut Reseda oder Wegentreb eine zauberhafte Wirksamkeit. So wie der Teufel vor dem Buche wich, so die Leidenschaft der Nationen. Das Christentum selbst, eine Religion, wo das Unsichtbarste für das Heiligste gehalten wird und wo ein visionäres Princip die verwerflichsten Phantasien rechtfertigte, das Christenthum hatte selbst seinen Zügel in der Ver-

bel. Das Mittelalter ließ ihn ſchießen, bis Luther in den Weg trat und die ſtürmenden Roſſe des Ezechiel, die phantaſtiſche Planloſigkeit der katholiſchen Kirche wieder in die kanoniſchen Gleiſe der Vergangenheit einlenkte und mit der Bibel ihren Inhalt rettete.

Man muß es ſchmerzlich bedauern, daß die neue Zeit kein Buch beſitzt, welches für das moderne Princip dieſelbe Wichtigkeit erhielte, wie die Bibel für das Chriſtenthum. Wie ſicher und gediegen würden die Fortſchritte der neuen Aufklärung geweſen ſeyn! Wie beruhigt könnten wir einer Zukunft entgegenſehen, welche vielleicht durch das Zufälligſte und Leidenſchaftlichſte ihr Gepräge erhält! Hätte der Liberalismus ein Gemeingeſetz, wie die Bibel, ein Werk der Berufung, eine gemeinſchaftliche Auslegungsquelle, ſo lägen die modernen Zuſtände mit weit lachenderen Ausſichten da. Luther appellirte vom Pabſte an die Bibel: könnten die Nationen jetzt von den Re-

gierungen an irgend etwas gemeinsam Anerkanntes appelliren, könnte dieselbe Gemeinsame die Grundlage unserer Erziehung und eine Fibel von der Art werden, daß man Buchstabe und Geist zu gleicher Zeit aus ihr lernte; wie heiter würde das Auge des Menschenfreundes in trübe Momente blicken! Wie unantastbar wäre das Vermächtniß des Vaters an den Sohn, welches jetzt nur aus fragmentarischen Traditionen besteht. Wir bringen es niemals zu einem Codex der Neuzeit, und ich werde nicht der letzte seyn, der die Gründe, warum wir zu ihm nicht kommen, wenn sie ein Anderer ausführen will, ohne Widerspruch, obwohl mit Schmerz, unterschreibt.

Im Gegentheil ist die moderne Literatur eine fortwährende Anreizung zur Leidenschaft geworden. Die moderne Literatur hat keine Selbstzwecke mehr, sondern dienet den Interessen der Parteiung. Während ein classisches Werk die Parteien beschämte, bildet sie ein modernes. Einzelne geniale Köpfe

reißen das vormundſchaftliche Recht über die Maſſe an ſich und ſchleudern aus ihren eignen Wolkenthronen entzündende Blitze in die brennbaren Intereſſenſtoffe. Nur zwei Epochen in der modernen Literatur hat es gegeben, welche eine antike und claſſiſche Phyſiognomie hatten und einen Hauptzweck zu behaupten ſuchten, das Zeitalter Ludwigs XIV. und die Periode von Leſſing bis zum Tode Schillers in der Deutſchen Literatur. Sonſt iſt alle moderne Literatur Dilettantismus des Genies und der Dreiſtigkeit. Sie beruhigte die Leidenſchaften nicht, ſondern ſchürte ſie an.

Das Publikum und die Kritik, beide ſind von derſelben Tendenz ergriffen. Iſt man nicht ſo weit gegangen, das Genie nach ſeinem Glaubensbekenntniſſe in der Religion und in der Politik zu rangiren, und ſelbſt den Ruhm eines halben Jahrhunderts anzugreifen, wenn die Tendenz der folgenden Zeit mit der der frühern in Widerſpruch lag? Die Folge dieſer Maaßſtäbe

mußte sich in einem immer pamphletartigeren Charakter der Literatur aussprechen, und auf die Neige, wo sich die öffentlichen Leidenschaften beruhigt haben, mußte sie in eine spröde Gleichgültigkeit gegen Geistesthätigkeiten, von welchen man sich keinen unmittelbaren Nutzen mehr versprechen konnte, ausarten. Alle drei Europäischen Nationen haben in gegenwärtigem Augenblicke ein forcirtes Mittel in Anwendung, um das Publikum an den Buchstaben zu fesseln. Frankreich die dramatische und romantische Uebertreibung, England die Bespiegelung des wirklichen Lebens mit etwas Scandal und Medisance, Deutschland endlich hat sich einen mediatisirten Fürsten auf den Schriftstellersessel angeschraubt, den es gegenwärtig in Europa und Afrika auf seine Kosten reisen und in der Wüste Sahara auf Tiger und Anecdoten Jagd machen läßt. Semilassos Billets und Papierabgänge haben einen großen Werth für Deutschland erhalten und ich sehe darin eine weise Fü-

gung Gottes, daß die Achtung in der Literatur bei uns gerade ein Fürst aufrecht halten muß. Ein anderer, wußte Gott wohl, hätte es nicht gekonnt.

Ich glaube, daß man die Europäische nächste Zukunft aus den gegenwärtigen Literaturen figuralisiren kann. Ich glaube, daß fast alle Literaturen auf einen Selbstzweck zusteuern, der zu gleicher Zeit die Garantie jener apocalyptischen „kleinen Stille," die Garantie einer längeren Friedenszeit ist. Englands Reise-, Memoiren- und Sittenschilderungsliteratur berührt nur die Oberfläche der Nation und das ungefähre Lesebedürfniß. Kein Gebildeter in England macht von Bulwer, Marryat u. s. f. ein solches Aufheben, wie die Deutschen und Französischen Uebersetzer. Diese Autoren sind im Auslande weit berühmter, als in England selbst. Es ist charakteristisch für den vortrefflichen Geschmack dieser Nation, daß sie zu keiner Zeit ihre Literatur überschätzt und daß sie selber niemals

daran gedacht hat, z. B. einige Autoren des achtzehnten Jahrhunderts, unter Andern Pope, so zu erheben, wie es das Ausland that. Es ist nicht unmöglich, daß die Englische Literatur von einer Seite aus wird bestimmt werden, wo es ihre jetzigen Modeschriftsteller nicht ahnen lassen.

Frankreich scheint sich eine idealische Welt in seiner Literatur aufbauen zu wollen, die sich in den Gefühlen wenigstens, in den moralischen Handlungstriebfedern zu verwirklichen beginnen kann. Diese Zusammenwürfelungen conventioneller Verhältnisse, diese poetische Opposition gegen das in Sitte und Gesetz Herkömmliche kann ohne Zweifel schmerzhafte Reactionen auf die Wirklichkeit ausüben, doch ist zuletzt ihr Rest immer nur eine Verfestigung jenes Mittes, welcher das ewig Unzertrennliche in der Tugend und in der Liebe zu allen Zeiten zusammenhalten wird. Dabei spielt in den Französischen Literaturkämpfen die Form und das ästhetische Gesetz eine so entschie-

dene Rolle, daß ich auch von ihr annehmen möchte, die Zeit einer Erhebung zum Selbſtzwecke werde nicht mehr lange ausbleiben.

Von Deutſchland endlich iſt es entſchieden, daß es ſeine Literatur von der Debatte zu befreien ſucht. Ueberall herrſcht die Sehnſucht, die Literatur von Zuſtänden abzurufen, welche durch anderweitige Hülfe müſſen gewendet werden. Man hat in jüngſter Zeit einen Geiſterbund zerſprengt, deſſen zufälliges Zuſammentreffen nur die gemeinſchaftliche Abſicht war, aus der Literatur einen Selbſtzweck zu machen. Dieſe Frage ſchwebt. Sie iſt zu gleicher Zeit mit beklagenswerthen Erinnerungen verknüpft und nur die Zukunft kann beweiſen, ob dies Mißverſtändniß ein zufälliges oder ein beabſichtigtes war.

# VI.

## Der Staat.

Für die Geschichte beweist der gesellschaftliche Vertrag nur eine sehr späte Richtung des Zeitgeistes auf veränderte Principien des Staatsrechts, für ihren Anfang selbst ist sie eine unanwendbare Hypothese. Alle Staaten des Alterthums und der mittleren Zeit sind entweder Uebergänge der patriarchalischen Gewalt über die Familie auch auf den Staat oder militärische Usurpationen gewesen. Der Begriff einer steuerpflichtigen Menge, die zu einem Gewählten, Besten und Ausgezeichnetsten sagte: **do ut facias**, dies obligatorische Verfahren ist modernen Ursprungs, und beweist für die alte Geschichte nichts. War denn selbst die mosaische Staatsbegründung ein Vertrag? Waren nicht ver-

pflichtende Traditionen der Vergangenheit da, die Genealogie des Jakob, welche als etwas Positives und Unumgängliches jeder juristischen Auseinandersetzung wechselseitiger Verpflichtungen natürliche Fesseln anlegte? War die Bevorzugung des Priesterstandes nicht Etwas, was sich hier unter jeder Bedingung von selbst verstehen mußte?

Die Theorie aller natürlichen Staatenbildung ist zunächst die zufällige oder absichtliche Usurpation, darauf Befestigung derselben und zuletzt Widerspruch aus dem Schooße des Staatskörpers selbst oder wie ich es besser nennen möchte, die innere Heilkraft der Natur. Dieser Moment des Widerspruches ist der historische, und da wir von ihm allein Kunde haben, so verführt er unser Auge und läßt uns eine Folge des Anfangs, den historischen Anfang, für den Anfang selbst nehmen. So ist z. B. der erste Blick auf die Ursprünge der römischen Geschichte gleich auf verschiedene und oft blutige Abwägungen juristischer Gegenseitigkeiten

gerichtet. Aber diesem zweiten Momente ging ein erster voran, eine unmittelbare Tradition aus Albalonga, eine von dort herstammende Genealogie, welche bei der ersten Grundsteinlegung Roms für diesen neuen Staat etwas Verpflichtendes hatte. Ebenso war der Verlauf in den feudalen Staaten, wo namentlich die germanischen zunächst auf einen gesellschaftlichen Vertrag gegründet zu sein scheinen. Dem werden wir unten genauer ausführen, daß dem germanischen Staatsprinzip das Hauptsächlichste mangelte, nämlich die Garantie der Dauer. Diese Gemeinwesen waren immer nur für den Moment berechnet, für den Krieg, für eine Gerichtssitzung. Wenn der Feldherr ein Schwert in die Scheide stecken oder der Richter seinen Stab senken mußte, so hatte der Begriff des Staates aufgehört, weil Staat bei unsern Voreltern in der That nur ein momentaner Auftrag war. Alles nun, was sich über die Dauer dieser Bevollmächtigung hinaus erhielt, war Usur-

vation, selbst der Glanz und das Andenken gut geführter Kriege und weise gehaltener Gerichtssitzungen. Das Regiment entstand bei den Germanen erst durch einen Gebrauch der übertragenen Gewalt, der länger, als gesetzlich war. Entweder eine schweigende Zustimmung oder ein dreistes Wagniß kam hier der Usurpation zu Hülfe. Nächst der Usurpation regte sich der Widerspruch, ob ihn die Geschichte verzeichnet hat oder nicht. Man muß annehmen, daß alle constituirten Staaten der älteren und mittleren Zeit ihren Ursprung haben aus jener rechtlichen Abfindung des Widerspruches nicht mit der freien Wahl, wie der gesellschaftliche Vertrag lehrt, sondern mit einer Gewalt, welche schon immer so weit gediehen war, daß sie einen beinahe sichern Rücken hatte und auf ihre Forderungen mit einigem Trotze bestehen durfte. So entwickelten sich die griechischen Staaten, so besonders Rom und die feudalistischen Gemeinwesen der germanischen Welt.

Neuere Ansichten, welche von Haller in Umlauf gebracht und von der Originalität eines Heinrich Leo noch jetzt unterstützt werden, versuchten es, die Politik zu einem Zweige der Naturwissenschaften zu machen. Für die Staaten sollten die Schriften eines Linné von gröſserem Werthe seyn, als die Montesquieu's. Hier werden die Gemeinwesen Producte der Natur, Vegetabilien von zarter und philosophischer Innigkeit. In der That haben die alten Sachsen eine Tradition gehabt, nach welcher sie ursprünglich Baumfrüchte gewesen sind. In nämlicher Weise ergaben sich hier auch die Institutionen als Erzeugnisse der willkürlichen, freiheitlosen Materie. Mit dieser Physiologie wollte Haller das historische Unrecht rechtfertigen. Leo will nur die organischen Staaten von einer Verwechselung mit den mechanischen retten.

Die Geschichte widerspricht auf jedem ihrer Blätter diesem gemüthlichen Entständnisse der Staaten. Sie lehrt, daß alle Gemeinwesen in

Folge des Widerspruches organisirt und daß die Uebergänge aus der patriarchalischen in die politische Existenz immer von einer scharfen oft geschliffenen Grenzscheide auseinander gehalten wurden. Das germanische Staatsprinzip zunächst ist von Hause aus nichts als Bevollmächtigung, also ein Act der Willensfreiheit, der die Natur ausschließt und die Verjährung immer als Usurpation und Unrecht bezeichnen wird. Wäre das germanische Staatsprinzip etwas Naturwüchsiges, so müßte es dauerbarer, bindender und universaler seyn. Im Gegentheil ist der germanische Staat über fortwährenden Fluctuationen an der Geschichte anzutreffen, die nur in einer unbeschränkten Freiheit, also in einem Widerspruche gegen die Natur, ihren Grund haben können. Das germanische Staatsprinzip ist integrirt von der Individualität, es ist nichts, als die Individualität selbst, die sich entschließt, sich ein wenig zu regeln: wo ist hier wachsende, fesselnde und verjährende Natur? In der

That das Hallerisch-Leo'sche Princip, wenn es seine Anwendung in der Geschichte irgendwo finden kann, eignet sich höchstens für die schnell improvisirten arabischen und tartarischen Militärherrschaften, wo die Unterdrückung nicht widersprach, und die man leicht mit steil aufgeschossenen Bäumen vergleichen kann, wo sich oben palmen- oder pinienartig das Volk so indifferent ansetzt, wie der Federbusch an einem Helme flattert.

Man pflegt den Staat für den Culminationspunkt der Bildung auszugeben, und doch sanken seine Formen oft so schnell zusammen und mußten entweder an den Begriff der Natur übergehen oder verloren sich, wie das Hunnenreich, in eine Unsichtbarkeit, die grauenerregend ist. Gibt es in der Geschichte Sätze für die Dauer der Staaten? Untrügliche kenn' ich nicht, aber ein annäherndes glaub' ich entwickeln zu können. Wenn es nun fast mathematisches Ansehen hat, so will ich damit nicht sagen, daß es so sicher ist, wie Euclid.

Jeder Staat muß Radien haben, historische Blitze, welche sein Wesen und seine Bestimmung, wenn auch nur für einen Augenblick, erleuchten. Diese sammle man! Man suche für sie den Mittelpunkt zu finden und beschreibe darauf mit Halbmessern den Umfang des Gemeinwesens. Die Peripherie, welche sich durch dies Verfahren ergibt, ist die ungefähre Zweckbestimmung und Idee des Staates und läßt einen Schluß auf die Dauer desselben machen. Man merke wohl: die kleinste Peripherie kann oft die Garantie der längsten Dauer seyn!

Beobachtet man dies Verfahren, so wird man alle Staaten, welche in der Geschichte auftauchten, in excentrische und concentrische getheilt finden, excentrische in dem Sinne, daß sie gar keinen Mittelpunkt haben, concentrische in dem Sinne, daß sie über die Länge ihres Diameters nicht hinausgehen.

Staaten der ersten Art haben keine Wahrscheinlichkeit der Dauer für sich. Die Hast ihrer

Tendenz erhält ſie eine Weile. Darauf werden ſie ſich erſchöpft haben. Alle ſchnell zuſammengefundenen Staaten der Völkerwanderung mußten eben ſo ſchnell ausathmen, weil ſie nur Anlauf, nur Tendenz in's Vague hinaus waren. Das Hunnenreich zerſtob in Nichts. Beſonders ſind es die arabiſchen Staaten, welche den Satz beweiſen; das mahamedaniſche Prinzip iſt an und für ſich ſelbſt unvertilgbar, weil es Propaganda über die ganze Welt heißt. Der Koran will von den Nationen entweder Glaube oder Tribut. Hier gibt es keine Grenze: hier iſt ein excentriſches Princip, das an ſich niemals ſterben wird, das aber alle die Staaten, welche aus ihm entſtehen, einer kurzen Dauer weiht, weil dieſe Staaten nur Feldlager und Stationen, und einſtweilige Ruhepunkte ſind, weil ihr Prinzip immer über die Grenzen hinausfahren wird. Wenn ſich das türkiſche Reich bis auf den heutigen Tag erhalten

hat, so ist dies eines Theils die Folge der sehr ernsten Angriffe, welche bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Occident von ihm zu leiden hatte, anderer Seits jener Umstand, daß die jetzige Türkei eine organisirte Eroberung war. Die spanischen und afrikanischen Reiche der Araber gingen schnell unter, weil sie aus dem Nichts geschaffen waren. Die Türken ebenso trafen eine Civilisation an, deren Resultate sie adoptirten, und Völker, welche sie namentlich in Europa sich selber einverleiben konnten. Wenn diese Integration des türkischen Reiches aber verbraucht abist, so stirbt es, denn der Koran gibt keinen Haltpunkt, kein Gesetz der Ruhe und der Resignation an, und das zerstörendste „Gesetz der Trägheit" wäre doch wohl die Trägheit selbst.

Staaten dagegen von centralen Zwecken sind approximativ in ihrer Dauer berechenbar. Von Rom's primitivem Universalismus nicht zu reden, erinnere ich nur an die Handelsrepubliken der

alten und mittleren Zeit. Der Handelsgrundsatz ist kein absoluter, wie der der Eroberung, sondern abhängig von Erfindungen, Entdeckungen, geographischer Lage und Absatzwegen. Der Handelsgrundsatz kann immer nur sporadisch sich etabliren, und Tyrus, Karthago werden so schnell abgeblüht seyn, wie Venedig und Genua. Ein Gemeinwesen mit dem Grundsatze des Zwischenhandels erhält sich länger, weil es von den grossen Ereignissen in der Handelswelt weniger empfindlich berührt wird. Augsburg, nicht zum deutschen Reiche gehörig, hätte sich so lange erhalten können, wie es Holland wird, dessen einträglichster Handlungszweig Vermittelung ist. Ein Gemeinwesen, wie Hamburg, wenn es nicht der rhynischen Gewalt weichen muß, ist durch seine Idee unvertilgbar.

Die Dauer des englischen Staates ist weit precärer; denn welches ist seine Peripherie? Die Alleinherrschaft zur See. In diese Idee mehr

als das Monopol des Zufalls und des Glückes? Kann sie nicht jede andere Nation und wird sie nicht Nordamerika streitig machen? Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Die Herrschaft zur See ist unmöglich Selbstzweck: denn der Ruhm ist kein ausschließliches Motiv des englischen Lebens. Diese Herrschaft ist nicht nur ein bloßes Mittel zu jenem trügerischen Zwecke des Handels, sondern sie ist sogar eine Art Fontanelle, um staatsrechtliche Schäden im Körper der Nation selbst abzuleiten. Diese verschiedenartigen Zwecke in eine Harmonie zu bringen, erfordert es eines künstlichen Mechanismus und das ganze historische Leben Englands ist auf diesen Mechanismus gegründet. Eine mechanische Idee aber ist kein historisches Präservativ, und ich denke mir eine Revolution für England nothwendig, wenn es nicht plötzlich einmal als politisches Glied in der Europäischen Staatenkette zerbrechen will. Hier sieht man deutlich, wie verschieden sich der histo-

rische Zweck eines Staates von der Bestimmung des Volkes, das ihn bildete, herausstellen kann. Die Völker werden zuletzt immer den Staat regeneriren müssen.

In Frankreich ist Volk und historischer Staatszweck weit inniger verschwistert und garantirt diesem Lande eine unverwüstliche Dauer. Frankreich ist das Land des Ruhms, und dem Ruhme wachsen in der Historie noch die dichtesten Lorbeerhaine, so lange Europa's Politik die der Interessen ist. Frankreichs Idee ist ein vaguer Begriff, der sich aber in allen Zeiten realisiren kann, und wo der Schatten schon hinreicht, schon eine leere Schelle, um Millionen zu electrisiren. Ich glaube wohl, daß der unveränderliche Gedanke Louis Philipps ein ganz andrer, als der Ruhm ist; aber die Nation hat den ihrigen fest im Auge und wird mit ihm sterben, da in Frankreich Staat und Volk niemals auf die Dauer zweierlei seyn kann. Der Ruhm ist etwas, was man nicht

theilen kann, das sichert Frankreich vor Zerstückelung. Der Ruhm ist etwas, das sich vererbt: dies sichert Frankreich sein Integrität, selbst wenn es neue Schlachten von Roßbach in seine Bücher aufzeichnen müßte. Ueberhaupt ist es thöricht, diese Schlacht als ein Beweis gegen die französische Tapferkeit zu citiren, da sie nur ein Beweis für Frankreichs damalige Günstlingsherrschaft ist. Die Franzosen sind von Natur ein tapferes Volk und ihr Staat, ob Monarchie, ob Republik, wird der einzige seyn, der sich unter allen Europäischen am längsten erhält.

Spanien ist eine Beute, wenn auch eine gefährliche. Spanien ist vom Glück in der Geschichte bald begünstigt, bald so mißhandelt worden, daß es an ein Centrum und eine Garantie der Dauer nicht denken konnte. Welch' ein Sprung von Karls V. Universalmonarchie bis zu dem fast gänzlichen Verluste von Amerika, und von einer Silberflotte bis zu einem finanziellen Bankerutte!

Bei ſolchen Schickſalen in ſo kurzen Friſten ſtellen ſich in dem Staate kaum unverwüſtliche Ideen heraus, und wie auffallend es bei der Zähigkeit des ſpaniſchen Charakters erſcheinen mag, ich glaube, dieſe Nation kann getheilt, und will dann nur geſcheut regiert werden.

Alle rein germaniſchen Staaten tragen, wie die Geſchichte beweiſt, immer den Keim des Todes in ſich. Denn das germaniſche Staatsprinzip iſt kein Rechts- ſondern nur ein Regierungsprinzip. Man erſtrebte hier immer die Einheit durch die Einzelheit; man wollte Totalität und Individuum neben einander beſtehen laſſen. Der Fürſt war Gewählter und Bevollmächtigter, aber nur primus inter pares. kurz die Deutſchen ſind von Natur Feinde des Staates als einer perennirenden Geſammtheit. Die Centralideen dieſes Volkes waren immer nur ſolche, welche durch eine Fiction galten, es waren unſichtbare Widerſprüche gegen das überall Sichtbare. Das Prinzip der Vereinzelung und

Absonderung garantirt in der That keine Dauer. Und will man, was die deutsche Geschichte auf jeder Seite lehrt, mit einem Worte sagen, so haben die Deutschen politische Methode, aber keine politischen Prinzipien, sie haben das Repräsentativsystem seit undenklichen Zeiten, aber nur als etwas Modales. Der Irrthum aller germanischen Staaten war, das Repräsentativsystem zum Selbstzweck erheben zu wollen und aus einer Form ein Wesen zu machen. Repräsentation ist nichts Absolutes, in natürlichen und organischen Staaten wenigstens nicht, sondern immer etwas, was auf bestimmten, geordneten und wenigstens polizeilich sichern Institutionen und Thatsachen erst aufgebaut werden kann. Alle die germanischen Völker, welche so frühzeitig das Opfer ihrer Gemeinwesen wurden, begiengen diesen Fehler, den Sattel für das Pferd zu halten, da der Sattel doch nur das Reiten erleichtert. Sie waren immer rasch mit ihrem constitutionellen Prinzipe zur

Hand, das sogleich eine angeborne Staatsunfähigkeit zum Gesetze erhob. Die Deutschen sind nur als Volk mit dem ausgedehntesten Republikanismus groß, so wie sie der Staat einfängt, siechen sie und reiben sich an dem Kampfe gegen eine Fessel auf, die sie von Natur den Instinkt haben, nur zuweilen, in Zeiten der Gefahr, wo Einheit des Verfahrens gelten muß, sich aufzulegen. Staat ist den Deutschen nur etwas Temporäres, eine Erleichterung der Methode, und an dem Unbehagen, Jahrhunderte hindurch mit dem Kopfe verkehrt zu gehen und statt auf dem Hals auf dem Schweif des Pferdes zu sitzen, ruinirte sich diese Nation und konnte eine augenblickliche Beute schon vor zweihundert Jahren für Frankreich werden, wenn dieses Land damals im Stande gewesen wäre, einen Napoleon über den Rhein zu schicken.

Das germanische Prinzip hat sich aus dem Sturze des deutschen Reiches nach Preußen und Oesterreich geflüchtet, und ist namentlich in jenem

ersten Staate zu den größten Ehren gelangt. Wir müssen von beiden ausführlichere Berichte geben.

Oesterreich wurde früh von einer weisen Einsicht geleitet, welche dessen Fürsten und Staatsmänner über das germanische Prinzip gewonnen hatten. Oesterreich, mit der deutschen Kaiserwürde bekleidet, hatte keinen Mittelpunkt für dieselbe und begann die Mühe, ihn zu suchen, sogleich mit der Resignation, ihn zu finden. Oesterreich gewann seinen Schwerpunkt dadurch, daß es früh auf seine deutsche Superiorität verzichtete. Es hat das germanische Prinzip freilich gänzlich aufgegeben und nur das behalten, wozu seine Lage die Veranlassung gab, nämlich das Centrum, und dieses zudem für Staaten, welche die sonderbarsten Widersprüche zu seyn scheinen und die österreichische Staatskunst beinahe zu einer Equilibristik machen. Dieses großartige Reich beweist einen Satz der Geschichte, welcher neu ist, wie Alles,

das nicht natürlich scheint. Für natürlich hat man es bisher immer gehalten, daß Staaten heterogenen Ursprunges nicht von dauerndem Zusammenhange seyn könnten. Die Verschiedenartigkeit der Zunge räche sich; der Staat befestige sich allein, je mehr er sich der Natur nähert.

Feuer und Wasser freilich, den Sultan und Venedig vermählen, oder, wie die Alten sagten, Greifen und Rosse zusammenspannen, wird sich immer schlimm verlohnen. Hier ist selbst das Gleichartigste oft unvereinbar, wenn statt der Natur z. B. die Religion oder auch nur ein Provinzialhaß, der sich in der Geschichte nährte, dazwischentritt. Wie spröde ist das Band, welches Irland und England verbindet! Wie eigensinnig sind die Antipathien Belgiens und Hollands, Norwegens und Schwedens! Aber schon zwischen Russen und Polen schürt den Haß doch weniger die Natur als die Geschichte. Jenen Erfahrungssatz von der Heterogenität mildert die Erfahrung selbst.

Denn es wird bei jenen verschiedenen, unter einem Scepter vereinigten Nationalitäten immer darauf ankommen, ob sie ein in sich concentrirtes nationales Bewußtseyn haben. Wenn Oesterreich noch Jahrhunderte lang über Böhmen, Ungarn und Italien herrschen wird, so ist es, weil Böhmens Glanz in die deutsche Geschichte hinüberstrahlt, weil Ungarn immer nur eine flüchtige, zufällige und von allen Seiten gedrängte historische Existenz hatte und weil Italien nur ein einzelner Landstrich ist, der in allen seinen Conspirationen niemals gefährlich werden kann, weil sein Ideal Centralisation ist und das Centrum immer über die Grenzen der Lombardei hinausdringen wird. Will man demnach die Dauer des österreichischen Staates bestimmen, so sind die entgegengesetzten Nationalitäten desselben von unerheblichem Einfluß auf eine Berechnung, die, wie ich glaube, mit den jeweiligen Cavazitäten des Wiener Cabinettes zusammenfallen und das Centrum des

politischen Verstandes auch zur Peripherie der politischen Dauer machen wird.

Preußen, obwohl nicht völlig ächt germanischen Blutes, scheint dennoch die Bestimmung zu haben, das germanische Prinzip für die Geschichte zu erhalten. Dieser jugendliche Staat, hervorgegangen aus den Trümmern jenes heiligen römisch-deutschen Widerspruches, hatte die Erfahrung dieses Prinzipes als Lehrmeisterin für sich und fand in ziemlich autokratischen Herrscherperioden Zeit genug, eine innere feste Gliederung seiner einzelnen Theile zu versuchen und seinen mehr improvisatorischen Ursprüngen ein sicheres und andauerndes Fundament zu geben. Der preußische Staat ist eine Idee und wird selbst, wenn er entweder auf den kleinsten Länderumfang herabgesetzt oder seine gegenwärtigen Gebietstheile mit ganz andern vertauscht werden sollten, doch niemals sterben können, es sey denn, daß Deutschland die Einheit bekäme, die es nie bekommen wird. Preußen muß in protestantischer Weise die

Garantie des germanischen Prinzips in seiner modernen Umgestaltung bleiben und ich glaube, bei der Lage Deutschlands, wie sie nicht anders seyn kann durch die Souveränität der Bundesstaaten, müßte man ein Preußen erfinden, wenn es nicht da wäre.

Wie ich schon bewiesen habe, das germanische Prinzip an und für sich, wie es sich bei der Vielzahl unsrer Fürsten auch niemals wieder offenbaren kann, ist kein Moment der Geschichte. Es kann von diesem geschlossenen Bundesvereine kein Gewicht in die Wagschaale der Ereignisse gelegt und nicht die leiseste Tradition der alten Eichenwälder gerettet werden. Für das unvermischte germanische Prinzip sind die Voraussetzungen nicht da. Preußen nahm sich desselben an, aber es mußte mit Zuthaten versetzt werden. Es mußte eine breite Basis vorhanden seyn, auf welche sich das Germanische, welches nur Methode ist, aufführen ließ. Das Bewußtseyn der Gleichheit aller Freien

iſt natürlich auch in Deutſchland untergegangen, aber Deutſchland hat kein Terrain, das groß genug wäre, den Bau impoſant zu machen. Preußen hat es, Preußen hat einen bildſamen Stoff, mit welchem es ſeine Schöpfungen machen kann. Brauchen wir an die Städteordnung, die Volksbewaffnung und die Ausſicht einer allgemeinen Vertretung politiſcher Rechte zu erinnern, um die Hochachtung, welche Preußen vor ſeiner Miſſion hat, auszudrücken? Preuſſens Lebensdauer iſt unberechenbar und eine ewige Wechſelwirkung Deutſchlands. Preußen iſt eine Idee, unzerſtörbar, ſo lange die kleinen deutſchen Staaten nicht in der Verfaſſung ſind, die hiſtoriſche Größe Deutſchlands für ſich zu repräſentiren. Hier wird einer des Andern Unterpfand. Die Zeit erkennt es und die Vorurtheile zwiſchen deutſchem Nord und Süd fallen, wie die Barrieren unſeres merkantiliſchen Verkehrs.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schließen, ohne die Frage aufzunehmen, ob der Staat das höchste und letzte Vehiculum der menschlichen Existenz ist? Die neue Philosophie lehrt, daß man über den Staat als das vollendetste Kunstwerk nicht hinausgehen könne und daß alle Ideen bestimmt wären, am Staate ihre philosophische Wahrheit zu finden.

Ein Kant oder irgend einer der Philosophen, denen es mehr um die Menschheit als um die Geschichte zu thun ist, hätte ein solches Axiom niemals aufgestellt. Es muß eine sonderbare, jedenfalls eine sehr glückliche Lage gewesen seyn, welche einen Philosophen bestimmen konnte, den Staat für die Blüthe der Kultur, und die Wissenschaft, ja die Kultur selbst nur für Blätter und Stengel dieser Blüthe auszugeben. Ich will aber etwas hochherziger von diesem Philosophen denken, und mir einbilden, daß ihm eine antike Idee vorschwebte

und er etwas sagen wollte, was vom classischen Alterthum freilich sehr glorreich bestätigt ist.

Die Alten machten aus Kunst und Wissenschaft eine Sache des Staats, und sogar über den Cultus und die Religion, über Anerkennung neuer Gottheiten gaben die Römer Senats- und Volksbeschlüsse. Doch schon Plato und Socrates lehrten eine Wissenschaft, welche nicht mehr am Staate ihre Wahrheit hatte, die jenen um den Ruf eines guten Bürgers, und diesen um das Leben brachte. An welchem Staate hatte wohl die Philosophie des Spinoza ihre Wahrheit? Oder was heißt es, am Staate seine Wahrheit haben? Vielleicht dachte der Erfinder dieses Ausdruckes an das practische Element, welches in jedem speculativen und künstlichen Ergebnisse liegen soll. Oder an Verhütung vager Theorieen, welche dasjenige, was in den Dingen ist, gern über ihnen suchen. Darum dünkt mich, liegt der erste Anstoß dieses Axioms nicht in einer verdächtigen

Gefangengabe seiner Freiheit, sondern in einem zu hohen Begriffe vom Staate, dessen Dauer wahrlich nicht das Zeichen fortschreitender Gesittung, sondern eine ewige Mahnung ist an das, was aus der menschlichen Natur weder durch die Furca des Horaz noch durch die immer mehr um sich greifende Civilisation kann ausgetrieben werden. Selbst dann, wenn man mit Schmerz das Zugeständniß machen muß, daß die Fortschritte der Aufklärung fast in allen Ländern mit einer Zunahme der Verbrechen verbunden sind, selbst dann, wenn man mit tiefster Wehmuth auf die statistischen Tabellen blickt, welche allen unsern humanistischen Träumen Hohn sprechen, soll der Staat von der Philosophie niemals als etwas Absolutes, als ein Culminationspunkt der Cultur angesprochen werden, sondern als eine von der leidigen Nothwendigkeit gebotene Maßregel wechselseitiger Sicherheitsleistung. Was wird der Staat, an welchem Kunst, Wissenschaft und Religion ihre

Wahrheit haben, doch immer thun müssen? Er wird Socrates wegen Blasphemie zum Tode verurtheilen, und seine Angeber, Menschen, wie Miletus und Anytes, mit einer Bürgerkrone beschenken.

# VII.

## Krieg und Friede.

Die griechischen Sophisten hatten die Fertigkeit, wie die Alten sagten, aus einer schlechten Rede eine gute, das heißt aus einer ungerechten Sache eine gerechte zu machen; und in Rom traten mit umsichgreifender Bildung Griechen und Unteritalier auf, welche heute für das Eine, morgen für das Entgegengesetzte gleich entscheidende Gründe zu entwickeln wußten. Ein gutes Thema für diese Zungenvirtuosen müßte Krieg und Friede gewesen seyn. Denn wer kann in Abrede stellen, daß hier das Widersprechendste Beziehungen auf die Wahrheit hat?

Das Glück des Friedens ist in zahllosen Hymnen von Horaz bis Rammler besungen worden.

Aber auch der Krieg findet seine Vertheidiger: denn er ist eine Blutausleerung der Menschen, er macht die Herzen, selbst der Alltägigen, höher schwellen, er bringt die Nationen in einen gewaltsamen Verkehr, der wenigstens besser ist, als gänzliche Unbekanntschaft, kurz es fehlen nicht Gründe für und gegen den Krieg, obschon unter letztern jener Satz der Griechen eine entschiedene Wahrheit sagt: Der Krieg macht eine grössere Menge schlechter Menschen, als er deren hinwegrafft.

Ich bin nicht im Stande, in den Abwechselungen zwischen Krieg und Friede die Bestimmung des Menschengeschlechts zu erkennen. Es giebt einige sehr harte und am Blute sich gern sättigende Phantasieen, welche den Eros und Anteros zum Prinzip der Geschichte machen, und das, was sie den Geist der Geschichte nennen, als eine Vernichtungstheorie für halb titanische, halb cannibalische Menschen darstellen. Ihr sehet einen großen

Plan der Weltgeſchichte zum Grunde liegen und lehrt, die Menſchheit ſey zu etwas Anderem beſtimmt, als zum Gutthun; wo diente aber je eine Schlacht dieſem Plane? Und wenn es Kriege für die Religion, für die Ideen der Zeit gab, war über ihnen nicht immer Mars, welchen man den linken, ſchwebenden und ungewiſſen nennt? Ich möchte wohl behaupten, daß die Ideen vielleicht auch ohne die Waffen geſiegt, und daß das Schwert, welches Chriſtus verhieß, in ſeinem Sinne mehr das Schwert war, welches Maria im Herzen fühlte, da ſie am Kreuze ſtand, daß es Noth, Elend, kurz mehr die Spitze als den Griff des Schwertes bedeuten ſollte.

---

Es iſt eine Streitfrage, ob das Chriſtenthum durch Miſſionarien ſolle verbreitet werden? Schleiermacher löſte dieſe gern ſo, daß er ſagte: Iſt das Chriſtenthum von Gott, ſo wird es ſelber ſeine Wege

finden. Schleiermacher wollte, daß die Heiden nur durch das allmälige Ausströmen der eignen innern Kraft des Christenthums versammelt würken, durch ein geographisches selbsteignes Umsichgreifen, nicht daß Ströme und Meere überschifft würden, sondern, daß der Nachbar seinen Nachbar berufe und zur Taufe ermahne.

---

Seit Anbeginn der Geschichte fühlten die Nationen, daß es etwas über das Recht des Krieges Hinausliegendes gäbe. Die Alten nannten es Recht des Volkes. Aber keineswegs verstanden sie darunter jene Practiken, welche von Vattel, Schmalz, Klüber u. A. in ein System des Völkerrechts redigirt wurden, sondern ihr Völkerrecht war Naturrecht. Es war eine Verpflichtung gegen Alles, was Athem und Leben hat, sogar Verpflichtung gegen das Thier. Das Recht des Staates, um soviel höher auch den Alten

der Bürger über dem Menschen stand, war ihnen menschlichen, das Recht der Völker göttlichen Ursprunges. Denn sie empfanden sehr tief eine heilige Scheu vor der schaffenden Natur und ihren wunderbaren Gebäuden im Animalischen. Sie konnten sich bei allem Stolz auf ihre politischen Vorrechte dennoch jener Religion nicht entziehen, welche alles Lebendige aneinander knüpft und den Alten selbst gebot, die Culte fremder Gottheiten zu ehren, gleichsam als wäre Alles Gott, was die fromme Andacht dafür umfängt, und als könnte jeder Begriff eine Allmacht haben, der von einem gläubigen Gefühle unterstützt wird. In den Sprüchen der alten Philosophie und in den poetischen Offenbarungen des Sophokles weht eine Sehnsucht nach Erlösung, die nicht empfunden werden konnte ohne die Schauer vor der Natur und ohne den Ekel an diesen gemachten und tyrannischen Thatsachen der Wirklichkeit, von welchen Dichter und Philosophen geknechtet waren. Am offensten

aber sprachen die Römer diese Achtung vor Allem aus, was die Natur den Menschen Gemeinsames gab: das göttliche Recht war eine wirksame Formel für die öffentliche Beredsamkeit, wie sie denn auch über Unverletzlichkeit der Gesandtschaften, über die Ursachen der Kriege, über die Bundesgenossenschaften, über Heiligkeit der Waffenstillstände, Friedensschlüsse und Verträge ernstere Ideen hatten, als die gemüthsflacheren und gewissenloseren Griechen.

Selbst das tyrannische Mittelalter konnte diese Begriffe vom Recht des Natürlichen und der Völker nicht in der Brust der Menschheit tilgen. Es giebt noch immer ein gewisses Fluidum einer ewigen Rechtsidee, welche, an kein menschliches Gesetz gebunden, überall ist, wo die Natur in ihren Anblicken, die Natur in ihrem nackten Kleide lehrt, was das Unvergängliche ist selbst nach tausend Herbsten und Wintern. Der Frühling kehrt immer wieder und der Gesang des Vogels; es wird ewig eine Welt geben,

die ſich nicht religiös einfangen und politiſch beherrſchen läßt, eine ewige Garantie, daß die Natur etwas anderes lehrt, als die Wirklichkeit. Und dies iſt auch in den meiſten Völkern ſo unzerſtörbar, wie das Gewiſſen. Sie appelliren für alle ihre Handlungen, die das Urtheil herausfordern, an die Volksſtimme der öffentlichen Meinung, welche für Gottes Stimme gilt. Ihre Manifeſte werden ſich immer auf das Ewige und Allen Gemeinſame berufen. Wer eine Inſel entdeckt, läßt das Wappen ſeiner Nation auf einem Pfahle zurück. Das Meer iſt nicht Eigenthum derer, die es bewohnen, ſondern man ſagt: es iſt unſer ſo weit der höchſte Gipfel unſerer Berge ſeinen Schatten wirft, oder ſo weit die Kugel trifft, welche man am Strande aus der Kanone abſchießt. Kurz, man ahnet die heilige Gränze, welche die Natur der Uſurpation ſtellt und wird auch bei Krieg oder Frieden niemals unterlaſſen, die öffentlichen Grundſätze zu beſchwören.

Die Philosophie sollte diese Grundsätze aussprechen. Hugo Grotius hat es nicht gethan. Sein berühmtes Werk ist eine philologische Arbeit zur Jurisprudenz; auf die Stirn des Autors, als er es schrieb, warf die Sonne der Humanität keinen rosigen Abglanz. Erst Kant erhob sich über das Geschichtliche zum Rechte, das in uns wohnt. Sein Entwurf zum ewigen Frieden ist ein frommes Frühlingsopfer auf den Altar der Menschheit und selbst in seinen unhaltbaren Nebeln und Wolkenträumen steigt es empor zum Wohlgefallen Gottes. Kant, in die Ecke seines Museums gebannt, schwärmend über die Zukunft des Menschengeschlechts, ist ein rührender Anblick, und doch stellte die Zeit schon Manches von seinen Abstractionen zurecht. Unter dem Donner der Napoleonischen Kanonen ließ es sich über jene Weltweisheit lächeln, welche den Staaten Gesetze vorschreibt, Gesetze friedlicher Vermittelung; und doch wiederholt sich in der Geschichte immer

wieder die Anschauung, welche Kant von der Politik gehabt zu haben scheint. Kant blickte auf Staaten, welche in sich abgestorben, den Krieg in der That mehr als eine Laune und als ein Spiel des Ehrgeizes, wie als Hülfsmittel trieben, um großartigen und welthistorischen Ideen die Geburt zu erleichtern. Kant sah die morschen verfaulten Monarchien, welche sich wechselsweise zu überlisten trachteten und das Gleichgewicht Europa's zu ihren Gunsten herunterzudrücken, welche Krieg führten einer Ode wegen, die darauf gemacht werden sollte, oder um eine Anleihe zu maskiren, die nur dazu diente, die Verlegenheiten des Fürsten zu decken. Konnte es einen größern Widerspruch geben, als Friedrich der Große, um die Gunst der Französischen Kritik buhlend und Frankreich selbst bekriegend? Es ist aber gewiß, daß sich Erscheinungen dieser Art immer wiederholen werden. Die Bildung wird nicht begreifen können, wie die Staaten im Widerspruche liegen, es

wird Nacht und Stille immer wieder eintreten, um den Traum des ewigen Friedens träumen zu können. Der Entwurf von Kant iſt ſeit der Pazification Europa's wieder ſehr anwendbar geworden. Wenn ihn auch nicht der Verfall der Staaten oder irgend eine Aehnlichkeit unſrer Zeit mit dem vorigen Jahrhunderte begünſtigt, ſo begünſtigt ihn die Scheu vor dem Kriege.

Eine Hauptidee Kants, das Weltbürgerrecht, ſcheint ſich auch für die Wiſſenſchaft wenigſtens entſchieden bethätigen zu wollen. Die Praxis kann nicht zurückbleiben. Denn der Begriff der Hoſpitalität, auf welchen Kant ein kosmopolitiſches Recht baut, liegt in der menſchlichen Natur und ſpricht ſich überall in der Sehnſucht aus, endlich das Fremdenrecht einer Reviſion zu unterwerfen, an welcher ganz Europa Antheil nehmen ſollte. Wir haben zwar das barbariſche droit d'aubaine, das Recht eines Staates, jeden in ſeinem Umfange das Zeitliche ſegnenden Fremden

zu beerben", mit der Französischen Revolution verschwinden sehen, aber wie viele Bestimmungen giebt es noch, welche über das Strandrecht und dergleichen Unrecht hinausliegen und die Nationen freundlicher aneinander ketten dürften! Ich bedauere in dieser Rücksicht, daß die Schriften des Herrn Zachariä eben so wenig europäische Physiognomie tragen, wie die des Herrn Klüber. Denn meines Wissens ist Herr Zachariä der einzige Deutsche Publizist, welcher die Kosmopolitik Kant's in ein wissenschaftliches System gebracht hat. Herr Zachariä scheute sich nicht, den sehr weisen und übergenialen neuern Rechtstheorien gegenüber, eine alte trockne und solide Kantische Idee zu entwickeln und der Menschheit etwas zu erhalten, woran sie mehr Freude hat, als an dem Dogma von den naturwüchsigen Staaten. Nur ist es, wie ich schon sagte, ein Unglück, daß sich Herr Zachariä von dem Kantischen Ausdrucke nicht befreien konnte, daß seine Schriften

an einer bis in's Abschreckende übertriebenen Definitionsmanie leiden und daß das Lebendige, Practische und Anregende unter seiner Hand zu eitel Paragraphen und Formeln wird. Herr Zachariä hat Geschmack, namentlich für das Originelle, Antithetische und Blitzende in den Meinungen der Franzosen und Engländer, Herr Zachariä kostet die Vortrefflichkeit des fremden Styles mit einer ästhetischen Gourmandise, welche an deutschen Professoren selten anzutreffen ist: aber er bleibt selbst so sehr hinter seinen Mustern zurück, seine Darstellung ist so monoton, pedantisch und deutsch, daß man es tief beklagen muß, wie dieser helle und denkende Kopf für die Nation keine größere Wirksamkeit bekommen mußte. Die Kosmopolitik liegt in seinen Schriften wie begraben.

Ich glaube, meinen Gegenstand nicht würdiger abhandeln zu können, als wenn ich das Andenken eines großen Geistes ehre. Ich will von dem Kantischen Buche: Zum ewigen Frieden

eine kurze Analyse geben, sollte es auch nur seyn, um einen Andern sagen zu lassen, was, käme es aus meinem Munde, weniger Gewicht zu haben schiene oder wohl gar bedenklich wäre.

Kant giebt zuerst die Präliminarartikel seines ewigen Friedens, welche darin bestehen, daß kein Friedensschluß für einen solchen gelten solle, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht werden, daß sich Staaten weder erben, noch tauschen, kaufen oder schenken ließen, daß die stehenden Heere eingehen müßten, daß man für den Krieg keine Staatsschulden mehr machen dürfe, daß sich kein Staat in die Verfassung oder Regierung eines andern gewaltsam einmische, und daß sich zwei feindlich korrespondirende Staaten nimmermehr darauf einließen, dasjenige, was diesseits und jenseits ehrlos wäre, diesseits darum an das Ruder zu bringen, weil es dem Jenseitigen Schaden bringen könne; denn ich glaube, anders ist die Bitte

Kants wohl nicht zu verstehen, daß man doch keinen Meuchelmördern, Giftmischern oder Spionen im Staate eine Anstellung geben möchte!

Der ewige Friede ist eine Aufgabe und durch Lösung derselben erst ein Zustand. Noch weniger ist der ewige Friede eine Rückkehr zur Natur. Denn die Natur in menschlichen Beziehungen ist der Krieg. Daraus folgt, daß der ewige Friede ein Produkt der Vernunft und ein Ziel der Civilisation ist, daß er eben so wenig Chimäre ist, wie alles, was die Menschen durch den Gebrauch ihres Verstandes und Herzens erreichen können. Zweck der Geschichte ist demnach, Kant zufolge, die Stiftung des ewigen Friedens. Der Philosoph entwirft die Definitivartikel desselben, von denen der erste heißt, daß in jedem Staate die bürgerliche Verfassung republikanisch seyn soll. Kant sagt, daß die republikanische Verfassung diejenige wäre, welche sich aus den Prinzipien der Freiheit, der Abhängigkeit vom Gesetze und

der Gleichheit von selbst ergäbe. Er verwirft mit wenigen Worten den Adel und setzet darauf hinzu: „In einer Verfassung, wo der Unterthan nicht Staatsbürger ist, ist es die unbedenklichste Sache von der Welt (weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, und es an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. s. w. durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt), den Krieg wie eine Art von Lustpartbie aus unbedeutenden Ursachen zu beschließen, und der Anständigkeit wegen dem dazu allzeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgültig zu überlassen.“ Man mißverstehe Kant nicht! Er will die Monarchie nicht ausschließen. Er will nur von dem Prinzipe, nicht der Form der Regierung sprechen. Kant wird immer die Monarchie der Demokratie vorziehen. Doch glaubt er, darauf bestehen zu müssen, daß den Völkern am Prinzipe mehr, wie an der Form, an der Methode mehr, wie am

Ceremoniel liegt. Methode ist ihm aber nicht Verwaltung: denn sonst müßte er den bekannten Spruch Pope's über die beste Staatsform unterschreiben, einen Spruch, den er grundfalsch nennt, wenn Pope sich habe einbilden können, daß selbst die beste Manier des Gouvernements jemals den Völkern eine Verfassung ersetzen würde. Auf einen Titus kann immer ein Domitian, auf einen Marc Aurel immer ein Commodus folgen.

Kant giebt hierauf den zweiten Definitivartikel seines ewigen Friedens, der in einem Föderalismus freier Staaten bestehen soll. Ein Friedensbund, der nicht auf den Erwerb irgend einer Macht, sondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines Staates für sich und die Andern ausgienge, müßte alle Kriege beendigen. Wenn Kant der reinen Vernunft folgte, so meint er, könne es keine andre Art aus dem gesetzlosen, lauter Krieg enthaltenden Zustande herauszukommen, geben, als daß die Staaten ihre ge-

gesetzlose Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen und so einen Völkerstaat, der zuletzt in sich alle Völker der Erde aufnähme, bilden. Dies wäre die Weltrepublik, ein Ideal der Philosophie, das sich nie verwirklichen wird. Deßhalb sagt Kant, können nur negative Mittel helfen, abwehrende, und diese bilden die Idee eines Bundes. Wenn es in der Tendenz der Geschichte liegt, die reine Verehrung Gottes, dieses höchsten Begriffes der practischen Vernunft, herzustellen, so muß der Krieg aufhören, bei welchem die Völker immer gewohnt sind, an Gott zu appelliren. Die Dankfeste über erfochtene Siege, die Hymnen an den Herrn der Heerschaaren (welches Kant eine gut israelitische Bezeichnung nennt) stehen mit der Idee Gottes im grellsten Contraste.

Drittens stipulirt der Philosoph, daß das Weltbürgerrecht auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt seyn soll, woraus sich die

großartigsten Reformen im merkantilischen, industriellen und selbst schon im zufälligen Verkehre der Völker ergeben würden. Es ist eine bescheidene Forderung und beweist, wie wenig Kant Chimärisches und Weitausgreifendes sich unter seiner allgemeinen und ewigen Pazification vorstellte. Kant braucht hier die schöne Wendung, daß er von dem „ungeschriebenen Codex des öffentlichen Menschenrechts" spreche.

Was garantirt aber diese Artikel? Die Natur: denn sie wollte provisorisch, und hat veranstaltet, daß die Menschen in allen Erdstrichen leben können; sie hat die Menschen in die unwirthbarsten Gegenden getrieben, um sie zu bevölkern; sie hat sie endlich hierdurch genöthigt, in mehr oder weniger gesetzliche Verhältnisse zu treten. Wenn die Menschen gewohnt sind, ihre zerstörenden Kräfte gegeneinander zu brauchen, so haben sie auch das Interesse, sie wechselweise abzustumpfen und sich obgleich unwillig zu Bürgerpflich-

gen zu zwingen. Die Republik, sagt Kant, ist eine Staatsverfassung für Engel genannt worden: nein, entgegnet er, sie ist die passendste selbst für Teufel. Die Natur will, daß das Recht, nämlich das Uebereinkommen siege. Sie wird auch immer den Föderalismus (nicht die Verschmelzung) begünstigen, (weil diese, wenn nicht durch Religionen, doch durch Sprache gehindert wird). Zuletzt ist Handelsgeist und alles, was die menschliche Existenz betrifft, Organ der Natur und weist auf einen Zustand der Völker hin, der zwar immer den Eigennutz, aber ungern die öffentliche Fehde begünstigt. Kant legt in dieser Ausführung ein großes Gewicht auf den Ausdruck Natur, und verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß man ihm nicht etwa die Vorsehung dafür unterschiebe. Die Vorsehung gehört in den Anfang der Welt, aber nicht in den Lauf der Geschichte: denn sie bringt uns sowohl um die Zurechnung, wie um alle Prinzipien, den histori-

schen Effect zu beurtheilen. Ueberall in der Geschichte den göttlichen Concursus zu sehen, ist eben so widersinnig, als wenn man sagte, dieser Kranke ist zunächst durch den Arzt, im Uebrigen durch Gott genesen. Diese Redensart hat immer nur Sinn, wenn man sagt, Gott schuf den Arzt und gab ihm Verstand, seine Kunst zu erlernen. Gott bei jedem Pulver, das dem Kranken eingerührt wird, miteinzurühren, bringt uns zuletzt um alle Standpunkte der gesunden Beurtheilung.

Kant reihet an diese Ausführung Betrachtungen über das Verhältniß der Moral zur Politik, und sondert den moralischen Politiker sehr aufrichtig und tüchtig von dem politischen Moralisten ab. Als die Maximen des letzten bezeichnet er die drei alten Klugheitsregeln: handle erst und entschuldige dann! Was du thatest, läugne! Theile und herrsche! Der Triumph der Moral bei diesen Sätzen ist die Schlangenwendung, ist

die Furcht vor dem, was unläugbar ist, und der Schein der Gerechtigkeit, den sich das Unrecht zu geben sucht. Hieraus folgert Kant die transcendentale Formel des öffentlichen Rechtes, daß jede Handlung ungerecht ist, deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt. Kant nimmt also die Publizität als das öffentliche Gewissen, als den kategorischen Imperatif der Geschichte. Seine Folgerungen aus diesem Satze sind nicht verbindlich genug; denn was schützt hier vor der dreisten Stirn, mit der sich alles, selbst das Ungerechteste, zur Oeffentlichkeit drängt! Die Kunst der politischen Sprache, die Publizistik unserer Zeit, konnte der Philosoph des schlechtesten Styles nicht ahnen, Pütter und Schlözer konnten ihm schwerlich einen Begriff von diesen Manifesten beibringen, welche in unsern Tagen die Armeeen und die Cabinette verfaßt haben. Für unsre Zeit scheint nichts so gebrechlich zu seyn, dem sich durch die Sprache nicht wieder aufhelfen ließe.

Die Conſequenzen, welche Kant aus ſeinem Grundſatze der Publizität ziehet, ſchweben in der Luft und ich weiß nicht mehr, von welcher Seite ich einen Grundſatz, wie den Folgenden, anſehen kann: „Alle Maximen, die um ihren Zweck nicht zu verfehlen, der Publizität bedürfen, ſtimmen mit Recht und Politik vereinigt zuſammen.“ Hier ſcheint es, daß Kant nach einer Brücke ſuchte, um ſich aus ſeinen Alpenregionen wieder in die irdiſchen Thäler zurückzufinden.

Nur des „geheimen Artikels“ zum ewigen Frieden erwähn' ich noch, obgleich ein Geheimniß öffentlichem Rechte widerſpricht. Kant will, daß die zum Krieg gerüſteten Staaten über die Möglichkeit des Friedens immer erſt die Maximen der Philoſophen zu Rathe ziehen ſollen. Kant dachte hierbei gewiß nicht an eine beſondere Bevorzugung ſeiner Wiſſenſchaft, oder wie ein junger Philoſoph des Tages von ihr und ſich geſagt hat, ſeiner Profeſſion, ſondern ihm ſchwebte entweder

nur sein Ideal vor oder eine Nachfolge auf dem philosophischen Katheder, welche nicht zu Hofe gieng oder den Satz aufstellte, daß das Himmlische erst am Staate seine Wahrheit fände. Diejenigen, welche Kant Philosophen nannte, mögen demnach jene einzelnen aufgeklärten Köpfe seyn, welche sich zwar noch nicht zu Phalangen, oder wie Kant sagte, zu einer Propaganda schaarten, die aber zerstreut hier und dort gesäet, unter sich ohne es zu wissen eine geschlossene Kette bilden, welche Studium der Geschichte, Achtung vor Menschenwerth und der Genius des Jahrhunderts zusammenhält. Diese Männer wird Niemand berufen und sie fragen; aber der Verkehr zwischen ihnen und den Machthabern ist dennoch unsichtbar vorhanden. Man siehet Schriftzüge an der Wand, ohne den Griffel, der sie zeichnet.

Selbst auf die Gefahr hin, mein Thema nur zu verdächtigen, kann ich doch nicht verschweigen, daß auch Rousseau über den ewigen Frieden geschrieben hat. Wo es etwas zu träumen giebt, wird Rousseau nicht fehlen. Sein Project zum ewigen Frieden übertrifft die Entwickelung Kants zwar nicht an Schärfe der Distinctionen, wohl aber an Enthusiasmus und Schmelz der Darstellung. Rousseau debut die Garantie dieses Ideals, welche Kant in der Natur findet, noch weiter aus, indem er das Natürliche genauer bestimmt. Er entwickelt die Tendenzen der Europäischen Cultur, die Resultate der modernen Civilisation und legt dabei einen besonders scharfen Accent auf das Christenthum, welches eine Religion der Versöhnung und des Friedens wäre. Auch für unsre modernen Theorien, welche mit dem alten Axiom: Krieg ist der Vater aller Dinge, die Nationen beglücken wollen und die nur in der Rivalität derselben den poetischen Hebel ihres Flores

sehen, hat Rousseau eine Antwort bereit, wenn er sagt, daß die Tapferkeit und die physische Entwickelung Europa's niemals ausbleiben würde: denn entweder wäre sie immer da, wenn die Europäische Republik sich an ihren Grenzen vertheidigen müßte, und wäre die Republik sicher, so bedürften wir jener physischen Ausbildung nicht. Doch was konnte Rousseau ausrichten glauben? Sein Project wurde schon in dem Journale, wo es erscheinen sollte, von der Censur unterdrückt und er schließt mit dem sarkastischen Ausspruche: „Ach, ich weiß, es ist auch eine Narrheit, unter hundert Narren der einzige Weise seyn zu wollen!"

---

Dennoch giebt es Ideen, welche man lehren soll, selbst wenn ihre Ausführung unwahrscheinlich ist. Wem zu Liebe läßt sich denn der ewige Friede, das heißt, die allgemeine Herrschaft der Vernunft bestreiten? Der rohen Natürlichkeit und

einer Intereſſenpolitik zu Liebe, welche ſeit fünfzig Jahren ſchon vom Liberalismus bekämpft wird. Jeder Sieg der Aufklärung, der in kleinen Bereichen gefeiert wird, widerlegt die Vorurtheile des Nationalhaſſes. Und ſollte in der That das groſſe philadelphiſche Feſt der Nationen ein Traum ſeyn, ſo wird es uns beſſer ſtehen, auf die Einheit, als auf die Sonderung zu zielen. Zuletzt, iſt der ewige Friede keine Thatſache; dann muß er eine Tendenz werden.

# VIII.

## Die Uebergangszeiten.

Das nächſte Kapitel wird den Revolutionen gewidmet ſeyn: dieſes ſpricht von dem, was ihnen voranzugehen pflegt. In der Geſchichte ſind einige Perioden, welche nur tranſitoriſchen Charakter tragen, aber reichen Stoff zu den mannichfachſten Erfahrungen darbieten. Die Uebergangszeiten ſuchen den ſtraff angezogenen Zügel der Begebenheiten zu ſprengen. Sie entſchlüpfen allmälig jener ſtätigen Kategorie der Zeit und fliehen in abgelegene, beinahe nur räumliche Exiſtenzen, wo man faſt in den Stand geſetzt wird, den Menſchen außerhalb der Geſchichte zu beobachten. Die Menſchen drücken die Geſchichte zurück, wie auf einer Wanderung durch's Gebüſch die Zweige, die ihnen in's Geſicht ſchlagen. Sie fliehen wie

vor dem Ungestüm eines seine Ufer übertretenden Stromes und bergen sich in die Schlupfwinkel ihrer Tugend oder auch nur ihres Charakters. Die Uebergangszeiten sind die schärfsten Prüfsteine des historischen Menschen und werden immer beweisen, wie entgegengesetzt der Lärm von Begebenheiten, die nichts entscheiden, denjenigen Thatsachen ist, welche zur Bestimmung des Menschengeschlechts die allernächste Stellung zu haben scheinen.

In allen Uebergangszeiten wird zunächst die Atmosphäre, in welcher die Individuen höherer Begabung sich noch zu athmen getrauen, von der Wirklichkeit abweichen. Das Ideal breitet seine goldnen Flügel über die beängstigten Zeitgenossen, und man blicket nur noch in die Außenwelt durch den transparenten Flor poetischer oder philosophischer Illusionen. Alles, was der Tag bietet, wird den Zeitgenossen das Fremdeste. Ihr Leben wird Traum, ihr Tod Erwachen. Ein geheimnißvolles unsichtbares Band legt sich um

die Geister. Man ist eines gleichen Lebens inne worden und geht doch stumm, mit gesenktem Blicke an sich vorüber. Die Zeit an sich ist unerträglich; aber der Trost liegt in einer fingirten neuen Welt, deren stilles Athmen dem Lebenspuls noch einige Wärme giebt.

Rom's Größe sank; aber auf ihren Trümmern wehte eine Welt, die ich nicht die neue nennen möchte, weil sie kein Moment spätrer Ereignisse wurde und ich diesmal das Christenthum darunter nicht verstehe, sondern eine letzte Erinnerung des Alterthums, heiliger und verklärter Art, wie es Leichen giebt, welche phosphoresziren. Unabhängig vom Christenthume hatte die Heidenwelt ein tiefsinniges Schauen und Ahnen ergriffen, das ihnen Trost in den grausamen Ordnungen des Tages gewährte. Von Marc Aurel bis auf Julian war der Stoicismus eine heilige, weltüberwindende Offenbarung geworden, so daß selbst die alte Welt im Schmerze

eine Süßigkeit empfand. Reinigungen und Weihen fiengen an, statt der selten werdenden Opfer das religiöse Bedürfniß auszudrücken. Ja selbst Enthusiasmus ergriff die Gefühle, löste die Zunge zur Weissagung und heiligte die Hand zum Wunderthun. Die alten Mysterien entdeckten sich dem Neoplatonismus und eine magnetische Erspiration der Seelen gab hier und dorthin Schläge, man wußte nicht, von wessen Hand sie kamen.

Wie das Mittelalter sich erhellte, fehlte Aehnliches nicht. Die Zeitgenossen lebten in Welten, die außerhalb der Erscheinung lagen. Auf der einen Seite die Religion des wiederaufwachenden Alterthums, welche olympische Kränze um die Stirne der Geistesstarken wand und von einer Entzückung begleitet war, die die Jünger dieses Glaubens verleitete, statt zu Gott, zum größten und besten Jupiter, statt zum Papste, zum Pontifex Maximus zu beten: auf der andern Seite die Mystik im Christenthume, das Lauschen auf

die heimlichen Offenbarungen Gottes im Stein, in der Pflanze oder wie der Pietismus wollte, in den Thatsachen des Gemüthes; und zwischen beiden wiederum das Band des Neoplatonismus, beschrieben mit den Charakteren des Thierkreises, — welch' ein Träumen! Wußten die Bannerträger der geistlichen und weltlichen Herrschaft, welche wunderbare Welt ihre Fäden in die politischen Vorgänge verflocht, und woher der Trost kam, der zur Flamme des Scheiterhaufens lächeln machte?

Und um des Deutlichsten zu erwähnen, so hat auch das achtzehnte Jahrhundert, der Uebergang der neuen Zeit, die Geschichte und die Menschheit scharf gesondert, da die Interessen der einen vor denen der andern erröthen mußten. Die philosophische Speculation trug den Genius über die morschen Trümmer der Zeit hinweg, und wem die Combination versagte, dem lieh der eigenthümliche antike und schwärmerische Charakter der Poesie jener Zeit Flügel, um eine Wirklichkeit

zu verlassen, die eben so unredlich wie unschön war. Ja, es fehlte nichts, was die Uebergangszeiten charakterisirt, selbst das Geheimniß nicht, der Mesmerismus, Lavaters Pietismus, die Physiognomik und die Schädellehre.

Diese beiden letzten Wissenschaften namentlich bezeichnen etwas Wesentliches für die Zeiten des Ueberganges: denn sie sind diejenigen, welche die eigenthümlichsten Charaktere entwickeln. Wenn die Institutionen sinken, wenn die Masse in einen wirren und besinnungslosen Strudel fortgerissen wird, wenn die Gesetze für den Entschluß des Edeln nichts Gebieterisches mehr haben, woran hält er sich? Die Geschichte jener Zeiten lehrt, eine wie schwere Kunst es wurde, so zu leben, daß man die Gefahren vermied, ohne die Achtung vor sich selbst zu verlieren. Auf einem kleinen Brette schiffte man über den stürmischen Ozean. Ja oft war es überall unmöglich, mit Würde zu leben, so daß es keine größere That gab, als

den Tod. Diese schwere Kunst und wie viele an ihr gestrauchelt, lehren die Zeiten, die Tacitus beschrieb. Der Untergang des Römischen Reiches ist eine Fundgrube dramatischer Studien. Nicht, daß die Dichtkunst ihre Stoffe aus ihr entnehmen sollte: eben die Aehnlichkeit der Verläufe ist hinderlich und die Staffagen sind selten erquicklich; aber für die Anatomie der Charaktere wüßt' ich kein besseres Theater, als worauf jene Zeit die unglücklichen Cadaver lieferte. Die Individuen schöpften alle aus sich selbst. Sie bauten sich wie Tempel ihres eignen Ruhmes auf, sie meißelten und feilten an sich herum mit einem Selbstbewußtseyn, das Mitleid erregt, da die Zeit nichts, gar nichts für sie that. Schatten und Licht war berechnet, von jeder Bewegung der Hand wußten sie, wohin der Schatten fiel, die ganze Athmosphäre ihrer Existenz war künstlerisch und mit ernstem Schweiße belegt. Sie mußten den Eindruck jedes ihrer Worte berechnen und in ihr Still-

schweigen sogar noch größere Vorsicht legen, als in ihre Rede. Denn die feindselige Zeit warf ihnen oft weniger vor, was sie thaten, als was sie zu thun unterließen. So lag allen ihren Bewegungen ein mathematisches Gesetz zum Grunde, wo ein Druck von dieser und ein Gegendruck von jener Seite die Wirkung immer auf einen dritten Ort hinschleuderte, wo der Verdacht umgangen und die Nachstellung stillschweigend entwaffnet werden mußte. Und wessen Benehmen nicht die Furcht regelte, den meißelte der Stolz aus dem groben Steine der Masse. Jene Zeit schuf, nicht durch ihre Kraft, sondern durch ihre Schwäche, starke Individuen, welche den Dunstkreis, der sie umgab, mit eignen Schöpfungen bevölkerten, welche ihre Phantasie über die Erde wie ein Zelt ausspannten und die kühnen Strahlen ihres Auges zur Sonne einer selbstgeschaffenen Welt sandten. Sie beschworen einen Glauben, der nicht mehr war und riefen Götter aus Gräbern auf, in

welche diese sich zum ewigen Schlummer gelegt hatten. Julian gab den stummen Marmorstatuen Griechenlands wieder Sprache, Leben und Gottheit, so daß sie aus dem Epheu der Vergessenheit, der sie umrankte, eine Weile lächelten, daß der Satyr sein kluges Ohr spitzte und deutlich jene Flöte klang, auf welcher Apoll den Marsyas besiegte. Julian ist der milde Abendstern des Römischen Reiches, ein Charakter, erhaben und rührend noch bis auf die letzte Thräne, die er in der Wüste, seines eignen Sterbens vergessend, um den Tod eines Waffenfreundes weinte!

Ich hänge mit Andacht solchen Erscheinungen nach, weil sie Glorie und Triumph der Menschheit sind. Euer Handeln im Strom der Geschichte ist fast immer nur der Despotismus der Umstände. Was Ihr große Thaten zu nennen gewohnt seyd, das ist selten mehr, als Facit vorangegangener Rüstungen. Fast alle sogenannten historischen Helden müssen ihren Ruhm mit Paladinen, welche

einen Kranz um sie bilden, theilen; ihr Schatten fällt niemals weit über die Erde, sondern Kriegsgefährten und Minister fangen ihn auf. Göttlicher, weil menschlicher, sind jene Charakterimprovisationen, welche in der Zeit und im Raume einsam stehen, und die man sinnend betrachtet und umgehet, wie ein Denkmal, das eben so sehr auf unsere Phantasie, wie auf unsere Nacheiferung wirken soll.

An diese Beweise, daß die Uebergangszeiten den Menschen vom Despotismus der Geschichte erlösen und dennoch Größeres erzeugen, als die straffangezogene Geschichte selbst, schließe sich noch eine Bemerkung politischer Art!

Es ist den in Rede stehenden Zeitläuften eigenthümlich, daß sich in ihnen die Mittelglieder der Gesellschaft auflösen und sich alle socialen Dimensionen in zwei große Parallelismen trennen: höchste Gewalt und Volk. Die Erfahrung von Augustus an bis Ludwig XIV. bestätigt diesen

Satz. Der Despotismus reißt die Hebel der Geschichte fast alle an sich, und diejenigen, welche etwa noch zurückbleiben, giebt er willig den Massen preis. Die Aristokratie ist in den Uebergangszeiten immer erdrückt worden. Welches war die Politik der ersten Römischen Imperatoren? Jene vornehmen Geschlechter zu demüthigen und auszurotten, welche seit länger als hundert Jahren den Römischen Staat als eine Domäne ihres Ehrgeizes betrachtet und alle Institutionen desselben ihren patrizischen Rivalitäten geopfert hatten. Das Volk war schnell zur Hand, den Despotismus in dieser Tactik zu unterstützen. Dieser versteckte Kampf war sogar für die Moralität der Römer während der Kaiserzeit ein erfreulicher Hebel, der die Masse edler machte. Denn es ist durchaus nicht erwiesen, daß der Römische Pöbel nach August den republikanischen an Demoralisation übertroffen hätte. Im Gegentheil stieg sein innerer Gehalt und sprach sich oft in einer Freimüthigkeit

aus, welche für jene Zeiten Erstaunen erregt. Die Geschichtschreiber haben ausdrücklich jene Mißbilligungen aufbewahrt, welche sich das Römische Volk zu verschiedenen Zeiten gegen die Tyrannen erlaubte. So werden die öffentlichen Unglücksfälle eine heilende Rückwirkung auf die Masse, und die schlechtesten Zeiten mußten dazu dienen, die Empfindungen der Nationen zu regeneriren.

Ebenso schnitt auch das sinkende Mittelalter ziemlich die Mittelglieder weg, welche das Höchste und Tiefste auseinanderhalten. Die Autorität arrondirte sich in den Trümmern des Feudalismus freilich zur absoluten Monarchie, aber auch die Nationen rissen einen Theil der Verlassenschaft an sich und integrirten sich durch die allgemeine Zulassung Aller an die Quelle der Bildung und Aufklärung. Die unterste Existenz nimmt eine breite und solide Basis, der Bürgerstand pflanzt die Fahne der Unerschrockenheit auf, die Privilegien werden zerrissen, die Bastille fällt und

die Revolution ſpringt mit fliegendem Haar auf einen Tiſch, von dem ſie ihre rhetoriſchen Blitze auf die ſchnell entzündeten Gemüther wirft.

# IX.

## Die Revolutionen.

Wenn die Menschheit zuweilen ihre Brust lüften soll, wenn in den Revolutionen dieselbe Nothwendigkeit liegt, wie in krankhaften Reactionen des thierischen Körpers gegen das Krankhafte; so möchte diese Meinung schwerlich etwas Anderes seyn, als ein Hülfssatz für die Geschichtsansicht, welche wir nicht theilen. Die Teleologie betrachtet die Geschichte als die Lösung eines Problems, genannt Mensch, und nimmt ebenso die Verirrungen ihres Gegenstandes in Schutz, wie natürlich die Hülfsmittel, welche jene wieder in das Gleis der pädagogischen Ordnung zurückführen. Hier ist der Mensch zuerst ein Kind, dann ein Jüngling, ein Mann, er stürzt seinen Leidenschaften nach, fiebert, leidet am Durch-

bruch des letzten Weisheitszahns, das Blut entzündet sich in irgend einem Theile und die Revolution tritt als Bader zu ihm heran, um die Ader zu schlagen. Man weiß, daß die Physiologie einen Theil guter Pädagogik bildet und hier ist eine Anwendung derselben!

Ich glaube aber, die Revolutionen haben eben so wenig, wie die Kriege eine absolute Nothwendigkeit; sie werden immer auf etwas zurückkommen, was der Entschuldigung bedarf, auf eine Uebereilung, am öftersten aber auf Despotismus, Gewalt, miserable Existenz, kurz auf Zustände, welche nicht länger zu ertragen waren. Keine Revolution darf sich dem moralischen Gesichtspunkte entziehen; es wird immer eine Verantwortlichkeit geben, welche bei ihnen auf eine freie Willenskraft fällt, auf eine Handlung, welche fast immer Verschuldung und Veranlassung in diesem Falle ist. Man will sogar die französische Revolution außer aller Zurechnung stellen. Man

will nur Begriffe, nur dunkle Energien der Schickſalsnothwendigkeit ſehen, welche jenes ſchaudervolle Drama tragirten, man betrachtet die eine, wie die andre Partei als Schauſpieler, welche eine vom Weltgeiſt einſtudirte Rolle vortragen, als Marionetten, die von einer unſichtbaren Hand am Drathe des Begriffes wären gelenkt worden. Welche Geſichtspunkte bleiben hier übrig? Wie weit war Ludwig XVI. ſchuldig, daß er ſein Haupt verwirkte, wie weit Robespierre, der es ihm abſchlug? Wenn es eine zwingende Nothwendigkeit in der franzöſiſchen Revolution gab, ſo war es nur die des Augenblickes. Dieſe trat, nach dem ſchwülſtigen Bilde des Horaz, mit Nägeln, Klammern und flüſſigem Blei nicht an die Menſchen, ſondern an das was ſie thun mußten, heran und ſchlug blutige Geſetze an die Straßenecken. Das geronnene Blut war der Augenblick und die Nothwendigkeit deſſelben die, auf ihm nicht auszugleiten. Woran ſich halten?

Wie es vermeiden, daß man kein Opfer wird? Nicht anders, als daß man selbst Opfer macht, daß man heute das thut, was man morgen hätte leiden müssen. Die Noth des Augenblicks, nicht der Weltgeist entschuldigt die gräßlichen Thaten der Französischen Revolution. Die Menschen mußten über eine und dieselbe schmale Brücke, mußten es zu gleicher Zeit, und wehe dem, der an den Rand gedrängt wurde!

Alle Revolutionen lassen sich unter einen moralischen und einen politischen Gesichtspunkt bringen. Dieser schließt jenen oftmals aus; aber der erstere ist niemals ohne den letztern. Denn dasjenige, was man unter dem Namen einer moralischen Revolution wenn auch nicht empfehlen, doch für weniger gefährlich ausgeben möchte, wird sich schwerlich, gleichviel, ob es aus den reinsten Triebfedern entsprungen ist, auf die Länge ohne Gewaltthat erhalten. Alle Religionsstiftungen waren moralische Revolutionen und keine nahm einen

friedfertigen Gang: selbst die Reformation hatte ihre Märtyrer, ihre Excesse und zuletzt die Consequenz eines dreißigjährigen Vernichtungskrieges. Man kann die Ideen nicht potenziren, ohne die bestehende Wirklichkeit herabzudrücken. Man kann die Menschen nicht edler, strebender, selbst sittlicher machen, ohne daß sie anfangen, sich und ihre Lage zu beurtheilen und dasjenige, was sie äußerlich umgiebt, mit dem, was sie innerlich hebt, in Einklang zu bringen. Wenn die gesteigerte Bildung auch nicht immer den Wunsch erzeugt, das Leben ihr nachzuziehen und conform zu machen, so verliert das Leben doch, wo es positiv ist, an seinem Werthe; eine Gleichgültigkeit über das, was die Wirklichkeit bieten kann, bemächtigt sich der Gemüther, und der geringe Schmerz, etwas Altes zu verlieren, ist immer schon ein Schritt zu dem Wunsche, etwas Neues zu gewinnen.

Die moralischen Revolutionen haben ihre Gesetze wie die politischen; nur daß diese sich mehr im Verlaufe, jene mehr im Beginne aussprechen. Welches ist eine moralische Revolution? Eine Aenderung der herrschenden Denkweise; aber sie ergiebt sich nicht von selbst. Sie muß ihren Impuls, sie wird ihre Maximen haben. Den Impuls giebt das Genie, oft blos die Ueberzeugung, noch öfter das Genie des Irrthums, d. h. die Schwärmerei. Hier lehrt die Geschichte einen unumstößlichen Satz, dem der größte Französische Demagog, Mirabeau, eine Weihe gegeben hat, daß man ohne die Menschen auch in den Dingen nicht reüssirt. Denn werft eine Idee hin! Ritzt Euch die Haut auf, welche Euer Herz verhüllt! Thut etwas, das groß ist, oder lehrt etwas, wovor selbst der Himmel erschrickt — Ihr werdet einsam stehen mit Eurer Idee, Euerm pulsirenden Herzen, Eurer großen That, Eurer titanischen Lehre, wenn Ihr an die Menschen nicht gedacht

habt! Wie zahllose Ideen sind so hingeworfen über Nacht, wie man ein Findelkind an eines Vornehmen Thüre aussetzt, und verschwanden dann, stumm, vielleicht ein wenig schreiend in einer Pension, wohin man den Wurm zur Pflege giebt, und wo es bald stirbt, weil es keine Mutter hat! Man kann nicht für alle Theorien, die jetzt nur noch in der Wissenschaft eine Stelle haben, annehmen, daß ihre Urheber ihnen die practische Anwendbarkeit absprachen: alte und neue Philosophen geizten nach einer Berücksichtigung des Publikums und stellten selbst ihr Utopien, den atlantischen Traum eines Englischen Kanzlers, nicht hin ohne die Hoffnung, daß die Erfahrung etwas davon zu ihrem Nutzen verwenden möchte. Aber die Menschen hatten ihre Interessen, die Alten giengen ihrem Gewerbe, die jungen ihrem Ehrgeize und ihren Liebeshändeln nach, und der Zündstoff verblitzte.

Keine moralische Revolution gelingt ohne einen gewissen Aufwand von Demagogie. Luther fühlte dies wohl und zog ein Interesse in seine Ideen: er hatte die Fürsten durch die Secularisationen bald gewonnen. Die Geschichte zeigt auf umgekehrte Erscheinungen, daß nämlich die Interessen sich der Idee bedienen. Den Kreuzzügen lag eine papistische Intrigue zum Grunde, und dasjenige, was zu ihrer Ausführung dienen mußte, war der Fanatismus einer Idee. Ueber die Menschheit selbst sind die Menschen am wenigsten beunruhigt. Auf Kosten ihrer Interessen thun sie für die Humanität nicht viel. Sie werden niemals glauben, daß der Menschheit etwas nützen kann, was ihnen selbst Schaden bringt. Mein Stück Ackers, meine neue Gartenanlage, die letzten hundert Thaler, die mir noch an einer Million fehlen — ich wüßte nicht, was die Weltgeschichte, oder die Philosophie, oder deine moralische Revolution da-

gegen einzuwenden hat. So lautete das Räsonnement aller Zeiten.

Der Demagog verschweigt sich hierüber nichts. Er weiß, daß man zuerst an die Bedürfnisse anknüpfen und daß, wenn sie nicht vorhanden sind, man sie schaffen muß. Der Mangel wirklicher Interessen läßt sich durch die Schöpfung künstlicher ersetzen. Gleichviel, ob die Uebel da sind, oder affectirt werden, der Demagog braucht sie als den Vogelleim seiner Ideen, die sich von selbst nicht befestigen. Muhamed hüllte seine Offenbarungen in bestimmte Tendenzen und Vorstellungen seines Volkes. In drei Jahren hatte Muhamed, als er nur noch Prophet seyn wollte, vierzehn Anhänger. Das war schmerzhaft! Eine Religion von vierzehn Bekennern! Muhamed gewann erst, als sein Leben historisch wurde und er die Feindseligkeiten der Arabischen Häuptlingsfamilien für seine Interessen benutzte. Dasjenige ferner, was an der Französischen Revolution mo-

ralisch war, hätte schon dreißig Jahre vor ihrem Beginne ausbrechen können: Die Menschen und die Ideen waren reif; aber die Gegenwirkungen waren noch nicht ganz abgenutzt, die Interessen hatten sich noch nicht erschöpft. Der neue Sauerteig der Menschenrechte wurde erst verzehrt, nachdem man veritables Weizenbrod mit ihm gebacken hatte.

In allen Revolutionen geben die Menschen auf dem Kothurn. Sie erheben sich über ihre eigene Gestalt, sie haben ein Maaß, das über die Länge ihres Körpers hinausreicht. Denn gleichviel, ob das Interesse die Kohlen hergab, welche die Idee schüren konnte, oder ob der Gedanke in die Masse wie der Blitz schlug, haben sich einmal die Ereignisse eingefädelt, so schwellen die Adern, die Brust hebt sich, die Stimme hat ein schallendes Echo und redet Dinge, die ihr sonst fremd waren, wie im magnetischen Zustande. Es wäre eine Aufgabe, würdig der Psychologie, den

Menſchen zu zergliedern im Zuſtande hiſtoriſcher Extaſe. Die Revolutionen ſcheinen Maaßſtabe zu verlangen, die der gewöhnlichen Imputation widerſprechen. Die Poeſie, ſelbſt der Wahnſinn macht ſeine Rechte geltend; welcher Arzt hat das Hirn eines Revolutionärs unterſucht?

Die ganze franzöſiſche Revolution gehört in die extatiſchen Zuſtände der Geſchichte, aber als einen Charakter, der der Typus dieſes transcendenten Enthuſiasmus iſt, möcht' ich Maſaniello nennen. Dieſer Mann, welcher ſeiner tragiſchen Lebenswendung wegen von der Poeſie ſo oft behandelt worden iſt, liegt in ſeiner poetiſchen Originalität noch immer brach. Es hat ihn keiner in ſeinem Pathos begriffen, für Deutſche ein um ſo gerechterer Vorwurf, da Leſſing über die Raſerei des Maſaniello ſchon ſo tiefſinnig geſprochen hat. Leſſing hält die von allen Dichtern gebrauchte Intrigue einer Vergiftung für ſehr unpoetiſch und entdeckt in dem Seelenzuſtande jenes Unglücklichen

ſelbſt die Urſache ſeines Wahnſinnes. Leſſing wollte, daß man an Maſaniello den alten raſenden Herkules moderniſirte und die Zerrüttung ſeines Verſtandes als die Potenzirung eines ekſtatiſchen Zuſtandes nähme. Dies iſt gewiß ſehr poetiſch und von der hiſtoriſchen Wahrheit vielleicht gar nicht verſchieden. Die Spanier miſchten den Trank nicht; denn ſie ſahen einem Aufſtande gegen die Ariſtokratie von Neapel mit Schadenfreude zu. Soll ich die Leſſing'ſche Idee noch deutlicher ausſprechen, ſo rächte ſich die Revolution ſelbſt an Maſaniello. Die große Kraft der untern Volksklaſſe liegt in den wenigen Ideen, die ſie hat. Ein Landmann iſt ſchwer zu täuſchen; denn ſeiner Begriffe ſind nicht viel und mit wenigen Poſten iſt leichte Rechnung. Was dem ſchlichten Verſtande an Begriffsvermögen fehlet, das erſetzt er durch Mißtrauen. Bei einem Manne von Bildung geht Vorſatz, Entſchluß und Ausführung weit langſamer, weil die Maſſe der Ideen

die Combination erschwert und sich das Resultat zuletzt immer unter hundert bedenklichen Rücksichten ergiebt. Masaniello litt an einer gewaltsamen Ausdehnung seines Begriffsumfanges. In den ehrlichen Kopf eines Fischers drängten sich die Abstractionen einer Stellung hinein, welcher er nicht gewachsen war. Der Cirkel, der seine Begriffe umschloß, dehnte sich aus und mußte die natürliche Harmonie seines Hirnes zersprengen. Dies ist vielleicht der wahre Grund aller revolutionären Extase. Die Menschen leiden physisch und moralisch an einer gewaltsamen Ausdehnung ihrer Begriffe, und stürzen in eine krankhafte Bewußtlosigkeit, wie Thiere an einem Ei erkranken, das ein Insect in die Poren ihrer Haut ablegte.

Wenn irgend ein Phänomen die bisherige Philosophie der Geschichte auf ihren wahren Gegenstand aufmerksam hätte machen können, so ist dies der Verlauf aller politischen Revolutionen.

Denn ich weiß nicht, unter welchen Zweig der Wissenschaft das beinahe mathematisch erwiesene Gesetz, welches sich in ihm ausspricht, zu bringen wäre. Von den ersten Fluctationen der Athenischen Republik bis zum achtzehnten Brümaire sind alle Thatsachen aller Revolutionen analog gewesen. Sie nahmen, abgesehen von einzelnen Originalitäten und manchen durch tellurischen Einfluß mehr ich sagen herbeigeführten magnetischen Abweichungen, zu allen Zeiten denselben Charakter an, welchen vollkommen zu beweisen, Cäsar freilich zu früh, in irgend einem Punkte aber zu widerlegen, Napoleon zu spät gestorben ist.

Die Form des Gesetzes der Revolutionen ist nicht durchaus Auf- und Niedergang, sondern nach den ersten Stadien der Erhebung eine Ausdehnung in breite Dimensionen, eine Verflachung des erst keilförmig anstürmenden Geistes der Unruhe und zuletzt ein Schußact der Usurpation. Denn gleichviel, ob die revolutionirten Völker ih-

rer errungenen Freiheit müde sind oder nicht, freiwillig entäußern sie sich ihrer nicht; sondern der, welcher sie confiscirt, welcher sie confisciren kann, ohne daß Widerrede statt findet, muß wenigstens den Schein der Gewaltthätigkeit annehmen. Zu allen Zeiten wird selbst ein träges, erniedrigtes und schmeichlerisches Volk seine Freiheit nicht anders verlieren wollen, als mit dem Scheine, daß man sie ihm genommen habe. Eine Thatsache, die sich in vielen Erscheinungen der Römischen Geschichte wiederholte.

Das erste Stadium ist immer ein gesetzliches: die Berufung der Notabeln, die Petition der Rechte, in Athen der Ruhm der Perserkriege und die Hegemonie, in Rom die Errichtung des Tribunats. Das Tribunat der Römer war die Preßfreiheit der Neuern. Es ist auffallend, wenn man die Veränderungen und Schicksale des Tribunats liest, die Definitionen und Wendungen, mit denen es von den Rednern bezeichnet wird, man

kann faſt immer das Wort Preßfreiheit ſubſtituiren, und wird die ſchlagendſte Uebereinſtimmung finden. Sulla hatte das Tribunat abgeſchafft: wir wollen es wieder verſuchen, ſagten die Patrizier der ſpäteren Zeit: auf einige Zeit, momentan, wir wollen ſehen, welchen Gebrauch das Volk davon machen wird. Man ſchaffte es ab, man ließ es. Es war bald eine fürchterliche Waffe gegen die Ariſtokratie, bald hatte die Ariſtokratie die Hand im Spiele und das Tribunat war ſtill und maskirt; oder man hatte es wohl gänzlich frei und benutzte es nicht: kurz, man ſpricht von der modernen Preßfreiheit oder vom antiken Tribunat: es iſt dieſelbe Sache.

Das zweite Stadium iſt die Demagogie, das dritte die Gironde, das vierte der Berg. Pericles war aus edelſtem Geſchlechte, aber ein Volksführer, wenn auch philoſophiſcher und ſelbſtbeherrſchter, als Catilina oder Mirabeau. Pericles wollte nichts als die Herrſchaft des Volkes, er

entfeſſelte erſt das Volk, er konnte es nicht ſo beherrſchen, wie Demetrius, wie Sulla oder Pompejus. Perikles richtete die vollkommene Demokratie her, ſtürzte die Gironde des Areopags und hinterließ einen Staat, wo Kleon ſein Glück machen konnte. Die Römiſche Gironde war theils die gemäßigte Ariſtokratie des Senats, theils die der Wiſſenſchaft, der Bildung und Tugend. Cicero, Cato, Hortenſius, Atticus, dieſe Namen bezeichnen eine Fraction im Römiſchen Staatsleben, welche mitten in anarchiſchen Stürmen und Wogen das Prinzip glaubte retten zu können und zwiſchen der Ariſtokratie und Demokratie eine richtige Mitte ſuchte. In der Engliſchen Revolution wurde die Mäßigung des Parlamentes zwiſchen dem Unglück Karls und der Entſchloſſenheit der Independenten erdrückt. Ja ſelbſt in der Geſchichte der Huſſiten trennen ſich zwei Parteien, die Calixtiner als die Gemäßigten und die Taboriten, als die Unverſöhnlichen, welche ſelbſt in

ihrer Blindheit noch fochten, wie Ziska. Die französische Geschichte spricht für sich selbst.

Das sechste Stadium ist die Militärherrschaft, das letzte endlich die Monarchie. Athen hatte sich erschöpft. Es wurde zuerst eine Beute der beiden Demetrier, dann Macedoniens, zuletzt der Römer. Rom selbst fiel in die Tyranneien der Bürgerkriege. Der Alleinherrschaft des Sulla fehlte nur der Name. Pompejus war zu ehrgeizig, die Freiheit zu dulden und doch zu feig, sie zu vernichten. Als Feldherr (dem Herzoge von Wellington ähnlich) ein Mann, den das Glück immer an Orte führte, wo es nur Dinge zu beenden gab und wo der ganze Ruhm immer auf die kleinste Mühe fiel, weil sie die letzte war; als Staatsmann nur aus dem Hintergrunde und durch seine Creaturen operirend, konnte er den Nacken der Freiheit nur auf Augenblicke beugen. Cäsar war ein Mann des Entschlusses, aber auch politischer Berechnung. Cäsar siegte durch die

Schlechtigkeit, Cromwell durch den Fanatismus, Napoleon durch die Ermüdung der Masse. Cäsar, der edelste Römer, Sproß des Julischen Hauses, Enkel des Aeneas, verband sich mit dem Volke gegen die Aristokratie: Napoleon, der Sohn eines Advokaten, mit der Aristokratie gegen das Volk: Cromwell suchte keine Allianzen, er vertraute auf das Gebetbuch, welches er im Eisenkorbe seines Degens trug. Cäsar überstrahlt Alle; denn er machte, daß ihm eine neue Dynastie folgte, Cromwell und Napoleon aber brachten es dahin, daß die alten Dynastien wieder zurückkamen.

Die Einsicht in diesen nothwendigen Weg aller politischen Revolutionen hat zuweit um sich gegriffen, als daß sich nicht, eben durch den Sieg des Bellerophon, die griechische Chimära der Revolution in eine französische Chimäre sollte verwandelt haben. Den Zeitgenossen wie den Nachkommen schweben jene unwiderleglichen Gesetze als Warnungen vor, schwerlich, um in der Re-

volution durch Vermeidung derselben zu siegen, sondern dadurch zu siegen, daß man die Revolution selbst umgeht. Wir sagten zwar, daß moralische Umwälzungen niemals ohne politische Rückwirkungen sind. Dies beweist die Möglichkeit, die politischen Probleme unsrer Zeit auf moralische zurückzuführen, und sie dadurch friedlich zu lösen, da wir unter jenen Rückwirkungen nicht gewaltsame zu verstehen brauchen. Die eigentliche Schärfe der modernen Idee kömmt daher, daß sie die Waffen der Gewalt selber tragen will und mit dem Worte entscheiden möchte, was sonst nur durch das Schwert entschieden wurde. Ich gebe hier nur Hoffnungen und Wünsche, von denen aber nicht der kleinste Der ist, daß wir „Gerechtigkeit lernen — *monita!*"

# X.

## Gott in der Geschichte.

Bayle, der beinahe selbst Atheist war, stellte den Satz auf: „Ich will lieber Atheist, als Götzendiener seyn.“ Montesquieu widerlegte den Satz vom politischen Standpunkte aus, und giebt mit der bewunderungswürdigen Geschmeidigkeit seines Geistes, mit der ihn durchaus charakterisirenden Mischung von Ironie und Ernsthaftigkeit seiner Entgegnung die Wendung, daß, wenn es unnütz wäre, die Unterthanen durch Religion zu zügeln, sie doch wenigstens für die Fürsten existiren müßte, welche sich durch menschliche Gesetze selten einschränken ließen. Er sagt, daß wenn die Alten einem Laster Altäre errichteten, dies nicht bedeuten sollte, daß sie das Laster liebten, sondern daß sie es fürchteten. Oder welch ein Sinn kann

darin liegen, wenn die kriegerischen Lazedämonier der Furcht einen Tempel bauten? Ich möchte zu dem, was Montesquieu hierüber sagt, hinzufügen, daß die Alten den Himmel für eine Tyrannei hielten, für einen unersättlichen Egoismus, der nicht geliebt, sondern auf jede Weise befriedigt seyn wollte. Wenn bei den Alten erst der Gedanke entstehen konnte, daß der Schrecken, Phobos, eine Gottheit sey, so lag der zweite Gedanke nahe genug, daß diese Gottheit zu verehren zwar nicht heilig, aber klug wäre. Der Tempel der Lazedämonier war demnach eine Satisfaction, von welcher sie hofften, daß durch sie die Rache eines personifizirten abscheulichen Begriffes könne abgehalten werden.

Nicht so glücklich ist Montesquieu's Entgegnung auf ein zweites religiöses Paradoxon Bayles, welches die Staatsfähigkeit des Christenthums betrifft. Bayle sagte: daß wahrhafte Christen niemals einen dauerhaften Staat gründen

könnten. Bestimmt man diesen Satz etwas anders, als ihn Montesquieu genommen hat, so glaub' ich läßt er sich vertheidigen, obwohl mehr zur Ehre, wie zum Nachtheile des Christenthums. Der ursprüngliche Geist des Christenthums kennt keine Gesetze, sondern nur Rathschläge; aber es ist unmöglich, sich ein Gemeinwesen ohne prohibitive Institutionen zu denken. Der ganze Charakter des Christenthums geht darauf aus, bestimmte vorhandene Zustände als die Grundlage seines Gebäudes anzusehen, wie ja auch der Gedanke einer politischen Unabhängigkeit von ihrer Zeit niemals in die Köpfe der Apostel gekommen ist, vielmehr jene Klugheitsregel: fürchtet die Obrigkeit! allmälig zu einem christlichen Theorem erhoben wurde. Endlich wird mit dieser Staatsunfähigkeit des Christenthums, die sich beim Judenthume und Islam nicht findet, so wenig ein Mangel ausgesprochen, daß im Gegentheil dieser Satz in der Geschichte festzustehen scheint:

Je reiner die Offenbarung, desto unbeholfener ihr geschichtliches Auftreten. Denn was kann höher liegen, als der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele! Wir nehmen dieses Theorem als ein Prüfstein aller Religionen an, und finden, daß nichtsdestoweniger kein Satz für die menschliche Gesellschaft so gefährlich war, als die Unsterblichkeit der Seele. Diejenigen, welche immer daran denken, daß sie Bürger jener Welt sind, pflegen für diese nichts Gutes zu thun. Der Buddhismus, Lamaismus ist für kein geordnetes Gemeinwesen nütze, die Indischen Weiber, welche sich mit ihren Männern verbrennen müssen, sind für einen so erhabenen Grundsatz, wie das ewige Leben, ein sehr trauriges Opfer. Von den Christen nicht zu reden, die sich durch den Chiliasmus bis zur donatistischen Verrücktheit steigerten. Hier sind göttliche Wahrheiten, welche dem Zweck der Menschheit zu widersprechen scheinen und die Behauptung beweisen, daß Gott zum Ideale der

Geſchichte in einem andern Verhältniſſe ſtehen muß, als die Teleologie es angiebt.

Bisher hat man die Momente des religiöſen Bewußtſeyns in die drei Stufen: Fetiſchismus, Polytheismus und Monotheismus eingetheilt, doch damit nur die äußerliche Formalität, den Cultus, nicht den innern religiöſen Trieb bezeichnet. Das Unterſte iſt die Furcht vor der Natur und die Zauberei. Die Fetiſche ſind nur Talismane gegen das Grauſenhafte der Natur. Die prieſterliche Form für dieſe unterſte Stufe iſt der Schamanismus. Amerika beweiſt, daß es eine fortlaufende, durch ein Geſetz innerer Nothwendigkeit zuſammenhängende Entwickelung dieſer unterſten Stufe geben kann. Das religiöſe Bewußtſeyn beginnt mit jenem Zittern vor dem Unerklärlichen in der Natur, ſteigt allmählig empor bis zur Furcht vor dem, was ſich in der Natur verwechſeln kann ohne unſere Einſicht, vor dem Gedanken, daß dieſer einſam ſtehende Baum etwas anders ſeyn

mag, als er scheint, daß eine Katze mit so wunderlichen Augen blickt, als wäre sie etwas anderes, als sie scheint, und so fort. Diese Angst des natürlichen Menschen steigert sich immer höher durch die Zauberei. Jetzt kann ein altes Weib ein Drache, der Schaman ein Tiger werden. Wo Rettung? Wo Hülfe vor dieser unerklärlichen, fürchterlichen und in allen ihren Schrecken immer stummen, lautlosen Natur? Man hat Talismane. Man geht schon sicherer durch den Wald, wenn man einen geweihten Ring am Finger hat; man reitet fröhlich durch die Welt, wenn das Kameel unter dem Sattel einen kleinen schmutzigen, gräßlich gefratzten Götzen trägt. Die Religion erweitert sich, die Begriffe werden edler, man sieht gen Himmel, und betet zu den Sternen, zur Sonne. Jener Gottesdienst, welchen die Spanier in Peru vorfanden, war die letzte und höchste Ausbildung des sich auf der Stufe der Natur haltenden religiösen Bewußtseyns. Die Eroberer

waren überrascht, eine Religion zu finden, welche sogar das Abendmahl und die Beichte schon kennen sollte. Die Peruaner backten nämlich aus Mais eine Figur, welche sie zuerst anbeteten und dann von ihren Priestern zerschneiden ließen. Jeder bekam einen Theil davon, nicht um seinen Hunger, sondern um seine Andacht zu stillen. Für die Beichte und den Erlaß der Sünden trafen die Spanier ein ähnliches Analogon, das die Einführung des Christenthums erschwerte, weil die Heiden sich weigerten, eine Religion zu adoptiren, welche sie schon zu besitzen glaubten.

Die zweite Stufe des religiösen Bewußtseyns nahm Asien ein. Die Natur ist überwunden, das heißt, sie wird verstanden. Man kennt den Unterschied der Elemente, man betet die Sonne, die Gestirne, das Feuer an, weil man die Wirkungen derselben versteht. Die Zauberei kömmt hier nirgends auf, weil die Kräfte der Natur nicht mehr miteinander verwechselt werden. Es

with-Denen, welche die Offenbarungsphysiognomie der Asiatischen Religionen bewundern, auffallend vorkommen, wenn ich behaupte, daß der dirigirende Geist derselben überall der Verstand ist. Aber es ist so. Was charakterisirt diese Religionen schlagender, als ihre entwickelnde, logische Systematik, ihre Unterscheidungen zweier Principe, ihre dialectischen Mittlerschaften, und zuletzt jene Spruchweisheit, die bei Confucius und Zoroaster ganz nüchterne und praktische Lebensmaximen wurden? Der Charakter aller asiatischen Religionen ist die verständige Eintheilung der elementarischen Kräfte, die Sonderung zwischen Licht und Schatten, zwischen Leib und Seele, und die große Rolle, welche das Wort in ihnen spielet, ist nichts anderes, als der Triumph einer sich und ihnen bewußten und über die Natur waltenden Vernunft. Das Phantastische derselben kömmt auf Rechnung der Poesie und Geschichte. Man spricht von Offenbarungen. Welches sind die asia-

tischen Offenbarungen? Nehmen sie von irgend einer ihrer Emanationen an, daß sie über die Zeit hinausgelegen hätte? Nein, sie haben alle das Gewand historischer Traditionen. Sie haben ihre ungeheure Chronologie, sie deuten auf Zeitalter und bestimmte Epochen und wollen kaum etwas Anderes, als den Mangel der Geschichte ersetzen. Juden- und Christenthum setzen das Zeitliche immer in Gott, die asiatische Offenbarung setzet das Göttliche immer in die Zeit. Wahrlich, unsre historischen Theosophen sollten eine edlere Meinung von der Offenbarung haben und dasjenige, was Geschichte ist, nicht für Religion ausgeben wollen!

Wer nun endlich über den Monotheismus im Allgemeinen, oder die Wahrheit der christlichen Kirche insbesondere Aufklärung wünscht, und sich damit begnügt, daß aus dem alten Testamente die Richtigkeit des neuen, aus der Auferstehung Christi sein Tod und aus seinem Tode seine Gottheit bewiesen wird, der lese den bekannten Traktat

des Hugo Grotius. Oder wer eine direktere Polemik gegen den Atheismus will, wer in seine christliche Liebe noch etwas Zorn zu mischen pflegt oder einen Geist schätzen kann, der mit blutwenig Philosophie auf entsetzlich hoch gesatteltem Pferde sitzt, die Häresie mit Atheismus und Atheismus mit Immoralität verwechselt und ein wissenschaftliches Problem mit lauter unbewiesenen Heischesätzen lösen will, dem rathe ich zu den berühmten Pensées Blaise Pascals. Wer endlich den Muth hat, das Christenthum deshalb zu verehren, weil seine spätern historischen Irrthümer den thatsächlichen Umfang desselben so großartig ausgedehnt haben zu einer Freiheit, wo die Anregung zur Religion Religion selbst ist, wo jeder so oder so bestimmte fromme Moment deshalb ein christlicher ist, weil das Christenthum zwar will, daß er unendlich soll ausgedehnt werden, ihn aber doch nicht einschränkt auf ein nothwendiges Gesetz; wer sich über die prekären Bestimmtheiten einer positiven

Religion darin tröſtet, daß die Vielheit eben darum das Vollkommenſte iſt, weil ſie die Einzelheit ſich am originellſten entwickeln läßt und gleichſam dem religiöſen Momente en detail eine dogmatiſche Auswahl en gros anbietet; wer ſicher iſt, daß das Chriſtenthum keine Grenze hat, die dich zu Einem verpflichtet, ſondern nur eine Form iſt, die dir Alles möglich macht; dem wird in Friedrich Schleiermachers Reden das Herz vor Wehmuth und Freude aufthauen, der wird in Chriſtus einen geheimnißvollen Erlöſer finden und aus einem Irrthume der Geſchichte eine unwiderlegliche Wahrheit des Herzens ziehen. Denn Schleiermachers Anſicht iſt Irrthum, ſo lange er nicht Jedem ſeiner Anhänger die Unerſchrockenheit vor dem Grundtext und der Kirchengeſchichte einflößen kann, die ihn ſelbſt beſeelte. Schleiermachers Glaube war ein lebendiges Kunſtwerk, das mit ſeinem Tode zuſammenfiel. Er bekehrte, nicht dadurch, daß er überzeugte, ſondern daß man ihn anſchaute.

Im Verhältniſſe zur Geſchichte theilen ſich zunächſt die Religionen in zwei Ordnungen ein. Entweder abſorbiren ſie alle hiſtoriſche Energie der Völker und machen ſich den Staat, die Sitten, jede Lebensäuſſerung unterthan, oder ſie verhalten ſich zur Geſchichte nur ſupplementariſch. Von der erſten Art ſind das Judenthum, die hinterafiatiſchen Religionsformen, beſonders der Lamaismus und der Islam. Hier iſt das ganze Volksleben von den Beſtimmungen der Religion ergriffen, jede Individualität wird von ihnen in Anſpruch genommen und kann nicht ausweichen, ohne überall religiöſen Geſetzen zu begegnen. Supplemente dagegen ſind die Naturreligion, das klaſſiſche Heidenthum und beſonders das Chriſtenthum. Hier iſt den menſchlichen Geiſtesfähigkeiten, dem Thun und Laſſen in öffentlichen Kreiſen die gröſte Freiheit bewilligt. Der Fetiſchanbeter findet ſich mit ſeinem Götzen nur für gewiſſe Stunden und gewiſſe Dinge ab. Der Grieche bezog Manches

auf die Götter; aber doch immer mehr die Erfolge, als die Beweggründe. Der Christ endlich ist für die Erde nur ein mechanisches Werkzeug, das seine Bestimmung erfüllt, sein Auge sieht den Himmel offen, sein ganzes Leben läuft dem irdischen Gewühl nur parallel.

Die Consequenz der ersten Gattung wird fast immer der Despotismus, die der zweiten sollte nur die Freiheit seyn. Studiren wir das Christenthum an seiner Quelle und können so viel Historisches von ihm abstreifen, daß wir auf die reine Lehre Jesu, also statt auf eine Kirche auf die theosophische Secte stoßen, so ist dieser Glaube deßhalb der vollkommenste, weil er die historische Freiheit am wenigsten beschränkt. Ja selbst noch in seiner Entartung übertrifft das Christenthum, was das Impulsgeben an die Geschichte und die Entwickelung der eigenen Individualität betrifft, jede andere Religion und keine mehr, als die natürliche. Die natürliche Religion ist immer

nur Product und zwar für einen freien Mann das erhabenſte Product, das ich kenne, aber ſie iſt kein Anſtoß, weil ſie der Maſſe keine äußere Handhabe bietet. Wenn es ſich um Erziehung, Reife und Heranbildung handelt, ſo wird ſie von jeder poſitiven Religion, ſie mag auf noch ſo fabelhafte Vorausſetzungen beruhen, übertroffen.

Meine Anſicht vom Chriſtenthum iſt ſo beſchaffen, daß ich ihr gern einen neuen Triumph gewähren möchte; aber ich verlange, daß man dann einigen Anſprüchen und Vorrechten entſage, welche das Chriſtenthum als Kirche hat. Jeſus Chriſtus iſt ein Mittler; aber ein Mittler unſres dialectiſchen Gefühls, der Mittler für die erſte Stufe, wo das religiöſe Bewußtſeyn, ich will es die Erlöſung nennen, in uns erwacht, wo uns der Zwieſpalt unſrer beiden Naturen und der Widerſpruch des Endlichen und Unendlichen vor den beſchämten Augen liegt. Ich glaube aber, daß dasjenige, was uns nach dieſer erſten Stufe

das Chriſtenthum bietet, nimmermehr etwas iſt, was in des Erlöſers urſprünglicher Abſicht lag, ſondern daß die Gemeinſchaft, die er ſeinen Gläubigen anrieth und was darauf die Kirche wurde, nur der Ausdruck dieſes erſten Momentes, die ſichtbare Darſtellung und Verkörperung unſeres erweckten religiöſen Bewußtſeyns ſeyn ſollte. Ich glaube, daß von dieſer Stufe an die größte Freiheit beginnen müßte, welche mir um ſo evangeliſcher und urchriſtlicher ſcheint, da der Heiland nicht darauf ausgieng, eine äußerliche neue Verehrung Gottes zu ſtiften, ſondern für diejenigen, welche ihn zunächſt umgaben, im Gegentheile eine Trennung vom Judenthume um Alles in der Welt nicht begünſtigte. Wenn Religion ſchon in ihrem etymologiſchen Urſprunge eine Ankettung an den Himmel, eine Verpflichtung, ein leitender Ariadnefaden iſt, ſo ſcheint mir das evangeliſche Chriſtenthum deshalb die vollkommenſte zu ſeyn, weil ihr ganzer Charakter die bloße Mittler-

und Unterhändlerschaft ist, weil alle ihre Momente dialectisch-polemischer Art sind. Christenthum ist die vollendetste Anregung für Alle zur Tugend, und für Einige zur Philosophie. Das Christenthum ist kein System, sondern nur eine Methode: aber eine Methode von der Art, die jenes immer ahnen läßt, und unsern innern Menschen in einer fortwährenden, geistigen und gefühlvollen Anregung erhält.

Die freie Entwickelung unsrer höhern Individualität kann durch nichts so sehr gehoben werden, als durch jenen polemischen Charakter des Christenthums gegen die Welt und gegen die menschliche Natur. Diese Religion rüttelt die natürliche Vegetation des Individuums aus ihrem bewußtlosen Schlafe auf, sie erzeugt durch Prüfung, Selbstbeschauung, durch ein dialectisches Verfahren, welches selbst den schlichtesten Verstand in moralischen Aufruhr bringen muß, Momente, welche nicht nur das Herz erwärmen,

ſondern auch den Kopf erleuchten; ſo daß, wenn nicht leider die ſpäter für das Chriſtenthum erfundenen Formen an eine ſolche Wiedergeburt heranträten, wenn nicht die myſtiſche Erregung ſich ſogleich dem Pietismus hingäbe und ſtatt zu handeln zu reſigniren begänne, die Menſchheit bei jeder religiöſen Erweckung ſich der Ausſicht auf eine freieſt gebildete Perſönlichkeit würde zu erfreuen haben. Das Chriſtenthum ſelbſt will nicht mehr, als die Kohlen anbieten, um die innere Gluth deiner erwachten Individualität fortwährend zu ſchüren: wie denn Schleiermacher ſo herrlich geſagt hat: „Im Chriſtenthume iſt die Religion ſelbſt immer wieder der Stoff der Religion.“ Man muß hinzufügen: in jenem Chriſtenthume, das die Bibel an unverdächtigen Stellen lehrt, in jenem Jeſus, der höchſtens eine Secte und keine neue Kirche im Auge hatte, in jenem Mittler, der deßhalb den Kreuzestod litt, daß Jeder ſich ſelber Prophet würde, kurz in jenem

Christenthume, wo der Herr nicht das Object, sondern das Subject der Religion ist. Auch hat zu allen Zeiten, wo das Christenthum nur noch Kirche war, wo sich die lebendigen Kräfte desselben in architektonische Gebäude crystallisirt hatten, die Geschichte einen schwerfälligen, mit dem schlorrenden Gange der Mönche und Prälaten analogen Weg genommen. Die Köpfe der Masse sind immer von Schwamm, und bleiben es, wenn kein lebendiger Funke in sie hineinfällt, der sie entzündet.

Und nun drängst Du mich, daß ich dir sage, in welchem Verhältniß die göttliche Idee zur historischen stehe, ob die Gottheit über der That und dem Ereigniß schwebe und welch' einen Moment in dem großen metaphysischen Wunder die vollendete und zukünftige Historie unsres Erdballs ausfülle. Was soll ich antworten? Du glaubst mich bleich und erstarrt zu finden, da ich die Ordnung der Geschichte läugnete und doch den

Ordner selbst nicht läugnen kann. Zufall, Dreistigkeit, Uebermuth, Verbrechen, Thorheit, jede Leidenschaft des Kopfes und des Herzens ließ ich mit den Menschen spielen, wie Tacitus in meinem poetischen Versuche Nero sagt:

Die Weltgeschichte ist nur kurz, ein klein Gedicht,
So kurz wie des Gerechten Traum
Beschränkt auf eines Menschenalters Raum.
Was draußen sich begiebt,
Das ist die Weltgeschichte, die getrübt
Wird von den Nebendingen
Und Alles dehnt zu großen, aber leeren Ringen,
Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
Was nur in Gott ein kleines Athmen war.

Ich will antworten und diese Schrift mit meinem philosophischen Glaubensbekenntnisse schließen.

Warum hat die Metaphysik von Thales bis auf Hegel niemals überzeugen, das heißt, aus der Philosophie eine Religion machen können? Die Herzen blieben nicht kalt, wie Cartesius seinen

Beweis entdeckte und Kant von unsern Anschauungen mit seinem kritischen Skalpiermesser die zwiefache Haut: Raum und Zeit ablöste. Aber diese Wärme war nicht die der Ueberzeugung, sondern die der Demonstration und einer gewonnenen Einsicht in dieselbe. Der Jubel des Heureka! war der einer eintreffenden Schlußfolge aus vorangeschickten Behauptungen. Niemand ließ sein Leben für seine Weisheit; denn diese Weisheit war keine Religion.

Sie haben Alle darin geirrt, daß sie mit dem Anfange begannen, da die Ueberzeugung nur in dem Ende liegt. Man construirte vom Ei der Welt an oder von einer Prämisse: Eins ist Alles oder Ich ist gleich Ich; oder man beginnt vom absoluten Seyn, von Thatsachen der Metaphysik, die doch zunächst nur Thatsachen der logischen Vorstellung sind. Wie kann man glauben? Einer Construction, die doch nur vermessen, lächerlich ist? Einer Entwickelung, die, durch und

durch antropomorphyſtiſch, in unſere Vorſtellung von Gott unwillkürlich etwas von einem Mechaniker und Artiſten einmiſcht?

Ich beſtreite nicht die Reſultate der Philoſophie, ſondern nur ihre verfehlte Methode. Die Ueberzeugung liegt immer nur in dem, was vollendet iſt. Werden wir nicht eine glücklichere Vorſtellung von Gott faſſen, wenn wir ausgehen von dem, was ſeine Erfüllung iſt, wie ſchon die Gnoſtiker das Rechte ahnend ſagten, von ſeinem Pleroma, von dem geſchloſſenen Kreiſe, und dann allmälig zurück in das, was ja für das Ewige indifferent iſt, in unſere Vorſtellungen, die ſich das Erfüllte immer nur in der Form des Werdens und der Zeit denken können? Dies retrograde Verfahren würde da enden, wo unſere Philoſophen anfangen, und unſere Ueberzeugung würde längſt befeſtigt ſeyn, wo dieſe noch mit unſern Zweifeln kämpfen, da der Begriff des Anfanges,

der Entwickelung und des Fortschrittes, für die Idee Gottes von einer matten Wirksamkeit ist.

Ich glaube, daß alle physischen und moralischen Handlungen darauf hinausgehen, Gott zu produziren. Es ist untergeordnet für unsere Ueberzeugung von Gott, wie die Erde sich bildete, ob neptunisch oder vulkanisch, welch' ein Verhältniß in beiden Fällen der Aether zur Gottheit hatte; aber mit der Tendenz dieses Weltkörpers beginnt unser Lauschen, mit der Kugelgestalt, die er annimmt, mit dem innern Triebe, einem Gesetze der Schönheit und der Harmonie zu folgen, mit dem Auf- und Niedergange der Gestirne und den gleichmäßigen, mathematisch richtigen Kreisen, welche die Sonne zu machen scheint. Nicht, daß wir hier ein despotisches Gesetz annähmen, welches über allen Dingen thronend dem Universum diese Bewegung gegeben habe, sondern der planetarische Umschwung ist Anbetung, Religion, Offenbarung und Gottheit. Diese Hyper-

beln und Parabeln ſind die myſtiſchen Hieroglyphen, welche den unausſprechlichen Namen der Gottheit ſchreiben, ſie ſuchen eine Ahnung, einen Typus abzudrücken, der allem, was ſich reget und beweget, vorgeſchrieben iſt. Rückkehr in Gott iſt die Tendenz des Univerſums, die planetariſche Bewegung iſt die produzirte Gottheit ſelbſt, die Harmonie der Sphären iſt dieelbe Kraft, die ſie ſchuf, und Pythagoras lehrte eine himmliſche Weisheit, daß die Götter Muſik wären.

Jede Erſcheinung in den verſchiedenen Reichen der Natur ſucht die Rückkehr in Gott. Es iſt unweſentlich, zu fragen: wie entſtand die Natur? Die Frage iſt die: was möchte ſie ſeyn? Denn alle Natur hat ihre Arme ſehnſüchtig ausgeſtreckt, wie im Winter die kahlen Zweige gen Himmel langen, zackig, bittend; denn nichts kann hier über ſich ſelbſt hinaus. Die geringſte Pflanze legt ſich einen ſinnigen Schmuck an; wenn ſie eine raſch welkende Blüthe hat, ſo iſt ſchon die Form ihrer

Blätter Symmetrie, eine Zahl, welche immer dieſelbe iſt, wie am Klee, oder eine Geſtalt, welche für den Maler als Modell der ſchönſten Arabeske dient, wie an jenem Küchenkraute, mit dem die Alten ihre Sieger in den öffentlichen Spielen bekränzten. Selbſt in den todten Metallen herrſcht ein Streben nach vollendeter Form. Die Kryſtalliſation hat ihr eigenes Schönheitsgeſetz. Die Erdſchichten, Porphyr und Schiefer haben eine Tendenz gleichartiger Bildung. Und in Allem, was animaliſch lebt, fehlt der göttliche Moment nicht, wenn ihn das Thier auch nur anknüpfen kann an eine Stufe der Gottheit, an den Menſchen.

Uns ſelbſt aber iſt das Leben und die Geſchichte gegeben, nicht als etwas in ſich Geregeltes, Abgeſchloſſenes oder einer beſondern Vollendung Zureifendes, ſondern als ein Stoff, der zu allen Zeiten vollſtändig genug da war, um die göttliche Beſtimmung des Menſchengeſchlechtes auszudrük-

ken. Es hat zu keiner Zeit an den Vorausſetzungen gefehlt, um einen dem Himmel wohlgefälligen Charakter ohne Lücke zu geſtalten, und wenn die Zeiten wechſeln, ſo iſt es wahrlich nur, weil die Kunſt des Lebens immer Original und Meiſterſtück ſeyn ſoll, niemals Copie. Die Geſchichte und unſer Antheil an ihr iſt ein roher Block, den wir nach einem unſichtbaren, in uns liegenden Leitfaden bearbeiten. Wir hämmern und meißeln an dem, was alles und was eigentlich Nichts iſt, etwa, um etwas zu ſchaffen, um einen Werth für den Markt zu produziren? Wahrlich nicht! Dieſe Thaten ſchwinden ſchnell und ihr Gedächtniß erhält von ihnen nur das, was ihre Seele war und die Nacheiferung entzünden kann. Ein göttliches Ideal wohnt in unſrer Bruſt, ein harmoniſches Geſetz der Tugend und der Schönheit, beim Einen als Gewiſſen, beim Andern als myſtiſche Intuition. Dies Ideal iſt Gott ſelbſt, iſt der Urtypus all' unſerer ſublimen Begriffe

und die Ahnung jener göttlichen Bilder und Grundlagen der Ideen, welche von Anbeginn der Dinge im Schooße der Weltschöpfung ruhen. Und um diesen Typus, diesen Gott, der in uns wohnt, zu erzeugen, leben wir; um ihn aus dem ungewissen Nebel unserer Sinnennatur und dem unvollkommnen Bewußtseyn eines in die Materie gebannten Geistes zu befreien, so daß er immer strahlender und deutlicher in seinen Zügen hervortritt. Darum schlagen, drechseln und formen wir an diesem Klotz des Daseyns und arbeiten emsig mit triefender Stirne, heitrer aber und seliger, je gerundeter und vollkommner unsere Leistungen werden. Wir erzeugen Gott, nicht in dem wir ihn nachbilden; denn dieser Stoff des Lebens ist im Grunde das windige Nichts, ein unnütz Ding, wie der Thon, womit der Künstler sein Modell macht, bevor er an den Marmor geht; sondern jene Regsamkeit der Hände ist der Hebel, welcher aus dem Unklaren eines Bewußtseyns,

das nach außenhin ſich bewerkthätigen muß, allmälig das Bild der Gottheit hervorhebt. Daß wir leben, iſt nur, daß wir Gottes Antlitz ſchauen. Dieſe ungewiſſen Züge des Himmels, die unſerm geiſtigen Auge vorſchweben, dieſe Dämmerungen göttlicher Natur, die in unſerer Bruſt auftauchen, ſetzen ſich zu einem ſprechenden Bilde zuſammen, und werden hell und ſonnenlicht, je mehr wir an der äußern Form des Daſeyns kneten und meiſſeln, ſo daß die vollendete Statue eines Charakters und eines ſelig beſchloſſenen Lebens nichts iſt, als die Genugthuung einer innern Ahnung und das in unſrer Bruſt ausgeprägte Ideal der Gottheit.

An jedem Tage wird das Räthſel der Geſchichte gelöst. An jedem Tage iſt das Ende der Welt. Und müßteſt du glauben, für deine Phantaſie, für deine Luſt an einer Gewöhnung, daß die Geſchichte mit einer großartigen Production endete, mit einem Bau, zu welchem Cäſar, Attila, Napoleon, du ſelbſt und dein Nächſter einen

Stein gelegt hat, ſo würde es ein hehres und erhabenes Götterbild ſeyn, geformt aus dem hiſtoriſchen Stoffe; und das Wunder des Pygmalion würde ſich auf's Neue bewähren, daß das Bild Leben blickte und Leben ſpräche, und es würde geflügelt hinüberrauſchen in die Sphäre des Himmels und ſich auflöſen in die zahlloſen Energien, welche die Natur und das Univerſum ſchufen, in jenen göttlichen Urtypus der Dinge, der alles Werdens Anfang war, und würde in dem höchſten Producte der Schöpfung, der idealen Menſchheit, wohnen, und die Menſchheit in ihm.

Aber jedes Wunder iſt erhaben über Zeit und Raum, und im Schooße der Ewigkeit liegt der eine Moment in dem andern. Jeder Tag ſpricht das große Geheimniß Gottes in allen ſeinen Stufen aus. Jeder Tag kann Dir gewähren, was Du nur als Ende der Dinge in deine ſinnliche Vorſtellung nimmſt. Wenn dein Auge bricht, ſo bleibt nichts von dir zurück, als Aſche. Was

aus der Asche steigt, ist ein Gedanke, aber ein lebendiger, concreter Gedanke, der in Dir wohnte, Gott. Und Deine Seligkeit wird seyn, Dich als einen Moment in Gott zu wissen, und Deine Auferstehung die, Dich zu fühlen in all' den Beziehungen, die Du schon einst zu Deiner Seligkeit hattest. Und dies Erwachen zu einer Erinnerung dessen, was du warst, kann eine Auferstehung des Fleisches seyn, in dem Sinne, daß wir in einer höhern Sphäre einen frischen Kreislauf wagen müssen und zu neuen, hienieden aber unverstandenen Dingen dereinst versammelt werden.

# Beiträge zur Geſchichte

der

# neueſten Literatur.

Von

Karl Gutzkow.

Erſter Band.

Stuttgart 1836

J. Balz'ſche Buchhandlung.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck der Offizin der P. Walz'schen Buchhandlung.

# Vorrede.

Dies Buch enthält die Resultate einer mehrjährigen kritischen Wirksamkeit. Das Princip, welches mich bei seiner Anordnung leitete, lag in Wegräumung aller zufälligen und früher nur vom Augenblick diktirten Erörterungen, namentlich aber in Milderung der vielen Gereiztheiten, mit welchen in Deutschland der junge literarische Enthusiasmus, der seinen Gegenstand noch nicht kennt, aufzutreten pflegt. Eine wirre Periode lag hinter mir. Ihre wuchernden Heftigkeiten schnitt ich ab, und ließ nur Dasjenige

stehen, was schon fester Stamm geworden war und die Wege der Zukunft angenehm beschatten konnte.

Obschon ich seit sechs Jahren kaum eine hervorspringende Erscheinung der deutschen Literatur übersehen und ohne gedrucktes Urtheil gelassen habe, so sprechen diese kritischen Beiträge doch keine Vollständigkeit an. Sie sollen Ergänzungen zu Dem sein, was der Leser seit seiner Antheilnahme an der Literatur sich im Gedächtnisse aufgespeichert hat, oder für Diejenigen, welche so eben erst im Begriff sind, Zeit zurückzulegen, und sich ein kleines Capital Vergangenheit zu sparen, Anregungen und Belehrungen. Das Meiste davon ist unmaßgeblich und rechnet auf Prüfung, ohne Groll, wenn es verworfen wird. Freilich ist man in neuerer Zeit eine kritische Apodiktik gewöhnt, die sich nicht mehr mit Kenntnissen und billigen Urtheilen geltend zu machen sucht, sondern jede Leidenschaft und jeden Meineid zu Hilfe nimmt, um sich in einer angemaßten Autorität von zehn Jahren zu erhalten. Ich lege so eben die dreizehnte

Lieferung der deutschen Literatur von W. Menzel aus der Hand, und gestehe, daß sich das unmittelbare Gefühl, welches mich beherrscht, kaum gegen den schamlosen und ignoranten Autor richtet, sondern daß es Deutschland beklagt, wo so wenig Einheit der Tendenz herrscht, daß es hiedurch nur einer so unaussprechlich bornirten Parteigängerschaft gelingen konnte, in einem gewissen Sinne festen Fuß zu fassen. Eine Nation, die es duldet, daß über ihre größten Geister mit so frecher Stimme der Stab gebrochen wird, scheint nicht werth, daß sie die großen Geister erzeugte. Wenn sich der Ruhm gegen so herostratischen Wahnsinn, wie ihn Menzel offenbart, versichern lassen muß; Wem schien es wohl des Schweißes werth, in Deutschland berühmt zu sein? Chateaubriand war ein Narr, wenigstens ein Don Quixote und auf alle Fälle als Minister ein Unterdrücker der Völkerfreiheit: Walter Scott war ein enragirter Feind der neuen Zeit und hörte von Beiden Einer auf, nichts destoweniger

in ihren höchsten literarischen Ehren zu verbleiben? Aber wäre es nur die Politik! Waren es nicht die heterogensten Maßstäbe, welche Menzel an die Literatur gelegt wissen will, wären es nicht die Entstellungen der Luge, welche jeder verstockte Sunder zu Hilfe nimmt, wenn es darauf ankommt, sich von einem Halseisen loszusprechen, dessen er längst würdig ist!

Ich behaupte hier im Angesichte der Nation, daß es keine schnödere Entstellung der heiligsten Wahrheiten, keine ruchlosere Falschmunzung der Historie geben kann, als sie sich in W. Menzels deutscher Literatur findet. Ich hatte im verflossenen Jahre versprochen, die ganze innere morsche und stockige Hohlheit der Menzelschen Maximen nachzuweisen. Ich will hier einen Theil meines Versprechens halten. Ich will nur die innern Widersprüche des berüchtigten Buches aufdecken, die Haltlosigkeit der keckten Behauptungen, die vague Allgemeinheit seiner Principien, wenn sie objectiv sind, und ihre boshafte Caprice,

wenn ſie aus des Verfaſſers Individualität kommen. Ich habe diesmal nicht mit jenem Heuchler zu thun, der ſich um ſeinen aufgeriebenen Leib den Kapuzinerſtrick der Frömmigkeit gewunden hat, nicht mit dieſem falſchen Propheten, der ein Wolf im Schaafskleide, das unerhörte Evangelium der Tugend predigen will, einer Tugend, die nichts aus dem innerſten Herzen Gebornes iſt, einer Tugend, die nur kritiſche Waffe, polemiſches Surrogat ſein will, einer Runkelrübentugend; ſondern diesmal gilt es jener Anmaßung, die Studien gemacht zu haben vorgibt, die die Maske der Belehrung und ſpeciellen Kenntnißnahme vor ein freches Antlitz legt, die mit Jahreszahlen und Namen kokettirt und ſich ſtellt, als wäre ſie der Wahrheit nicht nur als Liebhaber, ſondern auch als Archivar verpflichtet. Ich werde nachweiſen, daß der Bodenſatz dieſer trüben Mixturen die Ignoranz iſt.

Das Buch über die deutſche Literatur erſchien vor acht Jahren zum erſtenmale, und mußte bei einer Zeitſtimmung Glück machen, die ſich eben vorbereitete,

in die Juliusrevolution auszubrechen. Eine solche gährende Stimmung prüft nicht. Sie ist immer jesuitisch und benuzt die blinde Aufregung, wo sie deren findet. Die jungen Leute waren bestimmt, eine Rolle zu spielen. Man konnte ihnen nicht Gewalt, und mit der Gewalt nicht Selbstbewußtsein genug einräumen. Die thatsächliche Wahrheit wurde einstweilen suspendirt, oder doch auf einen Raum zusammengedrängt, der nicht größer war, als der Cirkel, den die schwankende Feder am Barett des Studenten beschreibt.

Doch schon damals rügte man die unsaubern Elemente, die Menzel zu seiner Darstellung der deutschen Literatur mischte. Sein Buch hatte einen jesuitisch-katholischen Geruch. Man war so gutmüthig, dem Verfasser eine ultramontanistische Tendenz unterzuschieben, wie man auch bei Görres genöthigt war, neben seiner Liebe zur Freiheit die Anbetung des apostolischen Stuhles in Kauf nehmen zu müssen. Man ahnte noch nicht, daß Menzel nur ein Dilettant der

Wahrheit ist; daß er die heterogensten Dinge in seinem Straußenmagen verdauen kann, daß er von jedem literarischen und socialen Phänomene nur den äußern Farbenduft abstreift und sich in der Drehkrankheit eines quasipoetischen Illusionendusels herumtreibt. Hätte man dies schon ahnen können, man würde eingesehen haben, daß **Menzel** nur **eine** unveränderliche Eigenschaft besitzt: das ist die Renommisterei.

Nach den neuesten Weltbegebenheiten gerieth das Buch in Vergessenheit. Es hatten in ihm nur einige patriotische Stoffe gelegen, die in der schnellen Zeit schnell verbraucht waren. Die Wuth, welche die Lektüre des Buches in jungen Köpfen erzeugt, mußte sich ihren Inhalt suchen, und als sie ihn fand, schloß sich der unvernünftige Hiatus dieser vagen Erhitzung. Es kam, das sah Jeder ein, auf ganz andre Dinge an, als in diesem Buche gelehrt waren. Die katholische Dusselei, die romantische Verhimmelung, das plumpe Verdonnern der Philister, denen

doch eben so wieder geschmeichelt wurde; das Alles konnte strebenden und gerechten Geistern auf die Länge nur abgeschmackt erscheinen. Es war keine Rede mehr von dem oberflächlichen Buche unter jungen Leuten. Die Aelteren hatten schon längst darüber gelächelt.

Aber Menzel empfand diesen Ekel nicht. Er beschloß, den Grundriß seines Buches über die deutsche Literatur weiter auszubauen, Seitenflügel anzuschließen und hinten einen langen verlornen Gang zu eröffnen, der hinausführen sollte in das freie Feld, wo sich die jetzige literarische Generation in ihren schwierigen Bestrebungen doch mit Heiterkeit ergeht. Das Ganze ist auf vier Bände vervollständigt. Aus dem Literaturblatt wurden die krassesten Excurse herausgenommen, um alle wankenden und lecken Partien der ersten Abfassung zu unterstützen und auszustopfen. Ein Literaturblatts-Lappen nach dem andern wurde an diese hanswurstige Literaturgeschichte von 1828 angeflickt und macht gegenwärtig einen so plunderhaften Trödeleindruck, daß man über das Pathos

und das wolkenversammelnde Jesuantlitz laden muß, welches sich der geflickte Lumpenkönig anmaßt. Das ist diese zweite Ausgabe der Menzel'schen deutschen Literatur. Eine Ausstopfung des Buches durch das Journal, des früheren Balges durch die späteren Balgereien. Die alten Irrthümer sind nicht nur unberichtigt geblieben, sondern sogar vergrößert. Wo früher nur ein Fehler war, da stehen jetzt zwei. Nicht nur, daß in die alten Löcher neue Löcher gerissen sind, sondern diese Löcher sind auch noch größer, als die ehemaligen berüchtigten Menzel'schen Schießlöcher.

Das erste Kapitel über die Bücheranhäufung ist im Tone eines Mordbrenners geschrieben, der sich überall wiederholt, wo Menzel in seinem Buche fremde Bücher angreift. Er möchte die gründliche Kritik immer lieber entweder durch ein Omarfeuer oder durch eine Denunziation ersetzen. Was soll diese vague Anklage der deutschen Vielschreiberei? Wen trifft sie? Eine Thatsache. Das ließe sich hören. Aber sie scheint auf unparteiische Leute zu gehen,

welche die Thatsache in Schutz nehmen. Wo sind diese? Wer nimmt die Bücherüberschwemmung in Schutz? Es zieht sich durch dies Buch ein abgeschmackter Bücherhaß, den man von allen schamlosen Urtheilen der spätern Kapitel in Abrechnung bringen muß. Menzel scheint schon Dies für das größte Verbrechen unserer großen Geister gehalten zu haben, daß sie überhaupt Bücher schrieben. Ist es aber nicht allen Schriftstellern so ergangen, wie ihm, daß sie eben Bücher schrieben, um zu beweisen, daß man sie nicht schreiben solle?

Wäre Menzel gewohnt, Phänomene und Tendenzen in ihren Ursprüngen zu entwickeln, und nicht immer unmittelbar dem Menschen zu imputiren, was den Verhältnissen gebührt: so wurd' er sich wohl geschämt haben, die Thatsachen der deutschen Vielschreiberei in einer besondern Eigenthümlichkeit der Deutschen zu suchen. Er beginnt sein Buch mit einem ganzen Phalanx stumpfer Antithesen über die drei Schreibfinger der deutschen Nation. Läg' ihm

an der Schande des versäumten Nachdenkens etwas, so wurd' er eine Thatsache nicht so oben in ihrem Schaume abgeschöpft haben, sondern auf die Verhältnisse zurückgegangen sein, durch welche die Deutschen in den drei letzten Jahrhunderten statt Geschichte vorzugsweise Literatur produzirten. Er würde einem Buche keine Schwulstrede in der Manier des Pater Abraham a St. Clara (s. I. S. 19) vorangeschickt haben, sondern eine erschöpfende Entwickelung der historischen Bedingungen, unter welchen überhaupt bei den Deutschen von Literatur die Rede sein kann. Hier mußte die Reformation, das kirchliche, bis jezt dauernde Zerwürfniß, die politische Auflösung und die noch währende Staatenmenge, die mangelnde Hauptstadt, zulezt das eigenthümliche Verhältniß der Deutschen zu allen europäischen Culturfragen dargestellt werden, hier mußten alle diejenigen Umstände ihren Platz finden, die den Verfasser verhindert hätten, sich einen Maßstab der deutschen Literatur beliebig aus seinen ungeschlachten Fingern zu saugen.

Wir übergehen die I. S. 24 und 25 herrschenden logischen Confusionen, wir wollen uns nicht die Mühe machen, jene bibliographisch-statistischen Zahlen zu prüfen, die Menzel hier und in seinem Literaturblatt auf's Gerathewohl so hinzuschleudern pflegt, wie die indische Mythologie ihre Tausende und Millionen; wir hören endlich (I. S. 16), daß der Verfasser „überall vom Leben auszugehen denkt, um immer wieder darauf zurückzukommen." Was ist das für eine Literatur, die nicht der Athem des Lebens wäre! Hat es irgend eine Zeit gegeben, wo der in der Literatur sich spiegelnde Geist nicht immer auch der Geist der bestehenden Verhältnisse war? Menzel preis't das Leben. Er nennt das Leben Etwas, das die Literatur nie erreichen könne, und sezt damit eine Vergleichung fest, an die niemals Jemand gedacht hat, weil das Leben etwas genetisch anderes ist, als die Literatur. Dies ist die unredliche Methode dieses Mannes, daß er Dinge gegen einander streiten und abgeschazt werden läßt, die, in sich abgerundet, einer

vergleichungsweisen Werthbestimmung gar nicht bedürfen. Durch solche Parallelen wird die Jugend confus gemacht und lernt Dinge geringschätzen, von denen sie gehört hat, daß sie durch etwas Anderes zwar nicht ersezt, aber übertroffen werden. Doch es ist nicht einmal wahr, daß das Leben über der Literatur, der moralische Mensch über der Psyche steht, das Instrument über der Musik, der Athem über dem Worte. Wer darf sagen: „Die Sprache hat Gränzen, das Leben keine; den Abgrund des Lebens hat noch kein Buch geschlossen.“ (I. S. 17.) Das ist Wahnsinn! Die Literatur ist in ihren Gegenständen unbegränzter, als das Leben. Der Dichter blickt mit geistigem Auge tiefer in die unsichtbare Welt, als die bunte Gallerie, die in den Augenhöhlen des physischen Menschen schwimmt.

Ein zweites Kapitel ist der Nationalität gewidmet. Ich erschrecke, wenn ich höre, daß Menzel dies Wort in den Mund nimmt. Denn es kommt immer darauf hinaus, daß er uns dann eine Bruta-

lität zumuthen wird, daß wir ihm Bescheid thun sollen, wenn er aus seinen patriotischen Blutbechern zecht. Ist es nicht gräßlich, daß hier ein Vampyr in Gestalt eines Volksfreundes ausruft, daß „einst durch uns noch Ströme von Blut durch Frankreich rinnen werden?“ (IV. 208.) Ich liebe die Heimat, in welche ich meine Jugendschwäche verbergen kann, und die metallene Sprache, welche dem gereifteren Manne dient, seines Herzens Geist und Empfindung auszusprechen; aber Schande jenem Elenden, der, ewig die Nation und immer die Nation beschwörend, der Nation Angst macht, als thäte sie Etwas, das der Nation nicht würdig wäre; der auf seinem Römerzuge, den er im verflossenen Jahre machte, die grausam-wollustige Absicht genährt zu haben eingestand, daß er bei der armen Sklavin Italia sich an den wunden Flecken weiden wolle, die an ihr von den einst getragenen Hohenstaufen-Fesseln zurückgeblieben sind!

Was wird Menzel hier von der Nationalität zu ſagen haben? Er wird das eigenthümliche Gepräge deutſcher literariſcher Schöpfungen hervorheben, er wird den Genius der deutſchen Sprache mit ein wenig Philoſophie entwickeln, er wird die charakteriſtiſche Phyſiognomie bezeichnen, welche noch alle Literaturfragen angenommen haben, wenn ſie ſich den deutſchen Gränzen näherten; er wird endlich Dasjenige beifügen, was er aus ſeiner eigenen böswilligen Meinung über das Prinzip einer Weltliteratur zu ſagen hat; — aber von dem Allen Nichts! Einige Trivialitäten über deutſche Innigkeit und Innigkeit eröffnen den Reigen ſeiner Anmerkungen; es folgt ſtatt einer Metaphyſik des deutſchen Styls eine Miſchung von Phraſen über die deutſche Sprache und zulezt ein weitläufiger Redeſalm über den Purismus, wo unter andern Wunderlichkeiten auch (I. S. 51) diejenige vorkommt, daß Menzel ſich für den einzigen deutſchen Schriftſteller hält, der ſtatt entſprießt entſproſſen ſagt. Woher iſt wohl dieſer

Irrthum entsprießt? Sollte er nicht aus derselben Quelle entsprießt sein, aus welcher Menzel einige Zeilen darauf sich sagen läßt: „Ich sehe im Geist den Leser lächeln, dem vielleicht nach fünfhundert Jahren einmal dieses Buch in die Hände und diese Stelle in die Augen fällt.“ Nach fünfhundert Jahren! O dies ist gewiß nicht aus dem Born der Bescheidenheit entsprießt!

Dieselben Trivialiäten wiederholen sich in dem dritten Kapitel über die Schulgelehrsamkeit. Hier werden von allen Dingen und Verhältnissen immer nur die Aeußerlichkeiten und gleichgültigen Manieren abgeschöpft. Hier soll von der Gelehrsamkeit gesprochen werden, und Menzel spricht von der Schulmeisterei. Hier sollten die Uebergänge aus dem ehemaligen Zunftzwange der Scholastik und der akademischen Disciplinen in die freiere Bewegung des Gedankens, die Uebergänge aus der traditionellen Form in die individuelle, aus der Richtigkeit in die Schönheit nachgewiesen werden; aber statt Dessen erblicken

wir nur einen übermuthigen Burschen, der seinem Lehrer den Zopf fest bindet und denjenigen am tödtlichsten haßt, der ihn lesen lehrte. Das ist das Ganze des Menzelschen Witzes: der Zopf, die Peruke und das Bett des Prokrustes! Es ist eine Schande, dies eingelernte somnambule Raisonniren zwischen Schlaf und Wachen! Wie lange wird Menzel die Macht behalten, seine hundertmal wiederholten Gemeinplätze vor der Nation auf's Neue aufzutischen? Scheint er noch etwas anders auszufüllen, als die Rolle eines Nationalraisonneurs?

In einem neuen Aufsatz will Menzel den Einfluß schildern, welchen die fremden Literaturen auf die Deutsche hatten. Vielleicht trägt er hier nach, was er in seinem zweiten Capitel übergangen. Allein nirgends wird das Werthvolle und Bedeutsame anerkannt, das in der Adoption fremder Eigenthümlichkeiten liegen kann. Nirgends erhebt sich die Darstellung über das Affenprinzip der Nachahmung. Menzel spricht mit einer Nation von Kindern, die er unauf-

hörlich schulmeistern muß. Sein Standpunkt ist immer das niedrige, äußerliche Fabrikanteninteresse. Es ist leicht bewiesen, daß die künstlichen Rosengärten nicht so üppig duften, wie die Rosenhaine des Orients, und daß ein östlicher Stieglitz niemals eine westliche Nachtigall wird; aber hat die Manierennachahmung nicht ihren eigenthümlichen Werth? Steht sie nicht unter Bedingungen, die doch von der bloßen Schwäche der Selbsterfindung ein wenig verschieden sind? Wenn Menzel den Einfluß des Herderschen Cosmopolitismus auf die deutschen Sangesweisen anzuerkennen weiß; warum scheut er sich, eh' er das Falsche der Nachahmung aufdeckt, auch ihren guten Einfluß auf die oft stagnirende heimische Poesie nachzuweisen? Allein solcher Anforderungen müssen wir uns bei der Lektüre dieses oberflächlichen Buches zu entwöhnen suchen. So oft wir sie machen, werden wir uns durch das zusammengestoppelte Machwerk getäuscht finden.

Man muß Menzeln die Gerechtigkeit lassen,

daß wenn er in der Literatur auch nicht den Waizen zu ſichten verſteht, ihm doch die Beurtheilung der Spreu recht gut gelingt. Allein in dem nächſten Kapitel uber den Verkehr verläßt ihn auch dieſe Fähigkeit. Man ſollte denken, uber das ordinäre Bücherweſen vom merkantiliſchen Standpunkte würde ihm ein tuchtiges Wort entfallen; aber ſelbſt den hier einſchlagenden Thatſachen iſt ſeine Combination nicht gewachſen. Er ſpricht unaufhörlich von dem Zudrange zum Studiren. Iſt das ſeit ſechs Jahren nicht eine Phraſe geworden? Bemerkt man nicht auf allen Univerſitäten eine empfindliche Abnahme der Frequenz, die mit den politiſchen und neuerweckten merkantiliſchen Tendenzen unſerer Zeit zuſammenhängt? Menzel ſchrieb ein Buch fur eine Zeit, die ſich ihm unter der Hand geandert hat. Er ergeht ſich in burſchikoſen Demonſtrationen gegen die Trägheit und Philiſterei unſrer Zeit; aber unſre Zeit trägt eine andere Phyſiognomie, als die Reſtaurationsperiode. Verſtunde es Menzel, ohne Vorurtheile,

mit der Bescheidenheit des Empirikers, jeden Gegenstand in seine wahren Theile zu zerlegen, so würde er entdeckt haben, daß man weder auf Trägheit noch Philisterei bei unsern Zeitgenossen stößt, wenn es sich um einen Durchschnittscharakter handelt, sondern überall auf den Egoismus. Der Eigennutz ist dasjenige Princip, mit welchem die Literatur sich abzufinden hat. Der Eigennutz ist kein Feind der Literatur; im Gegentheil, er begünstigt die Ideen. Denn die Ideen sind der Ausdruck der modernen Bildung, und jeder Capitalist strebt danach, sich allmälig in einen Rapport mit den Dingen zu bringen, welche dem Reichthume noch einen höheren Schmelz geben, als den des Goldes. Das ist es: unsre Geldaristokratie strebt nach dem falschen Scheine, als wäre sie Dessen würdig, was sie besitzt, und will durch eine spätere Consequenz der Klugheit Dasjenige rechtfertigen, was der Act des Eigennutzes doch immer schon antizipirt hat. Hier ließen sich die interessantesten Fragen entwickeln. Hier konnte das zukunftige Horoscop

der Literatur geſtellt werden; aber die feine Specu-lation iſt nicht die Sache Menzels. Er erſetzt die Thatſachen durch ſeine luſtigen Combinationen, und muß dabei freilich auf „Zumuthungen herauskommen, vor deren Albernheit man in der That — erſchrickt.

Endlich aber ſind wir über die Propyläen des labyrinthiſchen Buches hinaus. Wir treten zum erſten Male zu einem feſten Gegenſtande heran. Dies iſt die Religion. Aber armſeliger iſt das Evangelium nie gepredigt worden. Herr Menzel will uns das Weſen der Religion erklären. Er bedarf daher eines Regulativs, um die verſchiedenen Aeußerungen des religiöſen Bedürfniſſes zu charakteriſiren, und wählt dazu, — ſollte man's glauben! — die vier Tempera-mente. Das iſt Menzels großer patentirter Kunſt-handgriff, mit dem er über Alles etwas zu ſagen weiß. Er wird bei keinem philoſophiſchen Begriffe in Verlegenheit kommen, wenn er ihn nur nach den vier Temperamenten von vier verſchiedenen Seiten darſtellen kann. In dieſem Buche ſpukt dieſer Spiritus

familiaris noch an verschiedenen Orten, unter Andern theilt er auch die Lyrik nach den vier Temperamenten ein. Ist dies in der That Armuth? Oder entspricht dieses Theilungsprinzip recht eigentlich dem Genius Menzels, der auf Nichts, als überall auf eine in der Luft fechtende Leidenschaft herauskommt?

Doch kann man sich hierüber bald verständigen: wenn nur die Thatsachen richtig wären; wenn nur dieser Abschnitt über die Religion nicht von Fehlern wimmelte, die ihm Gott, aber nie ein deutscher Kritiker vergeben wird! Wir wollen darüber hinwegsehen, daß (I. 115) Juvenal mit Lucian verwechselt wird, daß einige Zeilen höher jene gesunde Aufklärung, die sich nicht mit Illusionsguirlanden umwindet, für platte Holländerei gilt. Menzel ist einmal ein Mann, der sich gewöhnt hat, über seine Nation in ewigen Turnersprüngen hinwegzusetzen, ein Nickel, der sich unterfteht, wenn von der gesammten geistigen Thätigkeit eines Volkes die Rede ist, immer im schmutzigen Hemde seiner unanständigen Redensarten

zu erſcheinen. Aber was ſagt die Geduld zu einem Satze, der ſich mit hochwichtiger Miene (I. 129) dahin auszudrücken beliebt: „Daß ſich in einer ſittlichen Religion keine Sinnlichkeit, in einer ſinnlichen keine Sittlichkeit, in einer Gefühlsreligion kein Verſtand, und in einer Verſtandesreligion kein Gefühl findet!“ Himmel, welch eine tiefe Entdeckung! Welch ein heiliger Prophet lehrt uns hier, daß ſich im Waſſer kein Feuer, im Feuer kein Waſſer, in der Luft keine Erde und in der Erde keine Luft befindet! Menzel wüthet gegen das Orakeln der deutſchen Katheder; aber iſt je eine Trivialität orakelhafter verkündigt worden!

Wenn Menzel keinen Verſtand hat, das ginge noch; aber er entſtellt auch die Geſchichte. Seine hiſtoriſche Darſtellung der deutſchen Theologie wimmelt von Unrichtigkeiten. Er beginnt die Aufführung einiger modern-katholiſchen Tendenzen mit einer Parallele, die ſogleich falſch iſt. Er ſagt, der Urſprung dieſer Tendenzen ſei geweſen (I. 161): „Wie auch

in der Malerei Overbeck und Cornelius eine Rückkehr aus dem verdorbenen französischen Geschmack zum altdeutschen und altitalienischen bewirkten." Dies ist eine frappante Behauptung! Wie? Cornelius vertrieb den französischen Geschmack? Zwischen dem französischen und neudeutschen Geschmack liegen nicht Namen, die etwa Mengs, Carsten und Tischbein heißen, liegt nicht die neue Zeichnerschule des vorigen Jahrhunderts? Doch, ein Glück für Menzel! Es ist hier zunächst nur von der Religion die Rede.

Bei den katholischen Tendenzen ist aber nur das Bekannteste aufgezählt. Es fehlt nicht nur die originelle Dogmatik von Hermes, die eine eigene Schule bildete, und so ausgezeichnet war, daß sie Rom verbieten mußte, sondern auch die Fraktion Papst, Sengler, Günther ist ganz übersehen, nicht weniger die Möhler'schen symbolischen Streitigkeiten, welche in neuerer Zeit so viel Aufsehen gemacht haben. Wir würden diese Verstöße nicht erwähnen, wenn Menzel sich nicht mit einer speciellen

Eingeweihtheit in seine Gegenstände brüstete, wenn er nicht eine durch und durch authentische Bekanntschaft mit der deutschen Theologie affectirte. Menzel ist zu arrogant, als daß er für einige Fächer seiner Unkenntniß sich bescheiden sollte, muß aber dann so komisch in die Irrthümer hineinstürzen, wie sie sich auf jeder Seite seines Berichts über deutsche Theologie finden. I. 213 wird der alte Professor Schwarz in Heidelberg, der sein Lebtag als Pietist der Philosophie aus dem Wege gegangen ist, ein — Schellingianer genannt! Den Pietismus selbst nennt Menzel (I. 220) „unscheinbar und geräuschlos" und kennt also die bedenkliche Aufregung nicht, in welche ganze Distrikte des deutschen Vaterlandes durch den Pietismus versetzt sind. Das Drolligste ist ihm wohl I. 196 passirt. Hier will er diejenigen deutschen Theologen aufführen, welche sich in neuerer Zeit um den Bibeltext verdient gemacht hätten, und stellt neben Rosenmüller und Gesenius — Wetstein! Wetstein war ein Holländer und lebte in

Amſterdam um den Anfang des vorigen Jahrhunderts!

Ich ſchrieb im Jahre 1832 für das Literaturblatt Menzels einen langwierigen Artikel, der die neuen Erſcheinungen der deutſchen Theologie zu ordnen ſuchte. Hier hatt' ich recht Gelegenheit, die Ignoranz des Herrn Redakteurs kennen zu lernen. Nach fünf Namen, die ich meinem Artikel einverleibt hatte, ließ er, obgleich Correktor ſeines Blattes, immer den ſechſten in der Verpfuſchung des Setzers ſtehen. Profeſſor Kuinoel in Gießen figurirte als Kumrel; Profeſſor Nitzſch in Bonn, erſt als Prof. Pitzſch, ſpäter ſogar als Prof. Witzſch! Ja, ich finde, daß Menzel jenen Aufſatz benuzt hat, aber ſo, daß es eine Schande iſt. Im Literaturblatt 1832 Nr. 51. S. 213 ſteht: „Da im Schleiermacherſchen Syſtem die Kritik eine entſcheidende Stimme haben mußte, ſo iſt aus ihm die hiſtoriſche Kritik des Neuen Teſtamentes hervorgegangen, in welchem Fache deutſcher Scharfſinn Erſtaunenswerthes geleiſtet hat. Die

äuſſerſt zahlreiche Klaſſe ſeiner Anhänger und Schüler ſonderte ſich wieder nach gewiſſen Modificationen. De Wette auf der einen Seite, in der Mitte die ſcharfſinnigen Kenner des Bibeltextes und der Kirchengeſchichte, wie Lucke, Gieſeler, Olshauſen u. ſ. w." Daran ſchloß ich eine Anzeige der theologiſchen Studien und Kritiken. — Wie pflügte nun Menzel mit fremdem Kalbe? Er ſagt friſchweg S. 240: „Die vorzüglichſten Anhänger der Schleiermacherſchen Schule ſind De Wette, Sack, Lucke, Gieſeler, Umbreit, Ullmann." Iſt eine ſolche Behauptung erhört? Ich ſprach von der hiſtoriſchen Kritik, Menzel ſpricht von der Dogmatik. Hat De Wette nicht ſein eignes Syſtem, das mit Fries ſo verwandt iſt, wie das Schleiermacherſche mit Jakobi? Wie kann man Lücke, Gieſeler und Umbreit Schüler eines Mannes nennen, den ſie in Dem, worin ſie ſelbſt Meiſter ſind, bei Weitem übertreffen? Endlich weiß jeder Kenner der deutſchen Theologie, daß

Ullmann der Schatten von Neander ist. Wenn die Schüler Schleiermachers genannt werden sollten, so kam es auf Namen, wie Twesten, Hase, Braniß u. s. f. an.

Man kann aus den hier von Menzel bewiesenen Schulerhaftigkeiten leicht abnehmen, was er über den Meister selbst sagen wird. Auf die unverschämteste Art erlaubt sich der Literarhistoriker über Schleiermacher zu sprechen. Menzel kennt ihn nicht. Um ihn aber herabzusetzen (ich weiß, daß dies aus Rache geschieht) ergeht er sich in ganz heterogenen Diatriben, die mit Schleiermacher durchaus nichts zu schaffen haben. Es werden Invektiven und Lehren an ihn angeknüpft, die auf Alles passen, nur nicht auf Schleiermacher. Menzel will um jeden Preis, daß dieser große Denker eine Religion für Gebildete gelehrt habe. Nach einer ihm bereits von mir öffentlich gegebenen Zurechtweisung wagt er nicht mehr, dies auszusprechen, deutet es aber durch bosbafte Schlangenwindungen an, die darauf heraus-

zukommen ſcheinen. Man kann denken, wie bei einem ſo frivolen Verfahren die literariſchen Verdienſte Schleiermachers gewürdigt werden! Die Ueberſetzung des Plato erſcheint Menzeln abgeſchmackt. Nirgends verräth ſich ein Sinn für die wundervolle dialectiſche Virtuoſität Schleiermachers, für ſeinen von dem ringenden Gedanken göttlich angeglühten Styl, der ſich eben ſo architektoniſch aufbaut, wie die Görres'ſche Sprache, nur mit weit weniger Geräuſch und mit weit mehr innerer logiſcher und gemüthlicher Wahrheit. Ich bringe Menzel gern mit Schleiermacher in Verbindung, weil er vor Niemanden ſo geringfügig erſcheint, wie vor dieſem immer in die Tiefe arbeitenden Denker. Menzel und Schleiermacher iſt ein Contraſt, wie wenn man ſich hier einen Geiſt wie Ariel denkt, und dort einen farcirten Wildenſchweinskopf, in deſſen Rüſſel ein komiſcher Fleiſcher eine Hand voll welker Blumen geſteckt hat.

Hoffen konnte man, daß Dasjenige, was in dem

Kapitel über die Theologie verdorben war, vielleicht in dem zweiten, welches nun über die Philoſophie folgt, werde gut gemacht werden. Aber wir irren uns. Wir ſtoßen auch hier nur auf eine Behandlung, wo ſich Oberflächlichkeit und einſeitiges Urtheil abwechſeln. Die Charakteriſtik der deutſchen Philoſophen iſt faſt wörtlich aus Tennemann genommen. Was bei Kant geſagt wird, iſt wieder Dasjenige, was bei Schelling fehlt, und was bei Schelling zu viel geboten wird, daran iſt wieder Mangel, wenn von Kant die Rede iſt. Denn bei Kant finden wir die Auszüge aus Tennemann recht faßlich wieder gegeben; allein da ihn Menzel ſelbſt nicht geleſen hat, ſo fehlt eine Beurtheilung Kants vom literariſchen Standpunkte. Kein Wort findet ſich über Kants Methode, die für die Behandlung aller Wiſſenſchaften in Deutſchland ſo eingreifend wurde, kein Wort über die Phyſiognomie ſeiner Schriften, kurz über Fragen, über welche ſogar Heine, dem man es am wenigſten zutrauen ſollte, Antwort

gegeben hat. Dagegen konnte ſich Menzel bei der Darſtellung Schellings weniger unbedingt dem Tennemann'ſchen Buche hingeben. Mit Recht; denn Tennemann war gar einſeitig gegen Schelling. Menzel beſchränkt ſich deßhalb auch nur auf Dasjenige, was an Schelling äußerlich iſt. Weit entfernt, eine authentiſche Darſtellung des transcendentalen Idealismus zu geben, begnügt ſich Menzel für diesmal, nur von der äußerlichen Phyſiognomie dieſes Syſtems zu ſprechen, wie es ausſieht, wonach es riecht, worauf es angewandt werden kann. Menzel ſagt uns Nichts über die Schelling'ſche Philoſophie; noch einmal mit Recht; denn Tennemann iſt ſehr einſeitig; aber er zieht ihre Conſequenzen, er ſpricht ſehr weitläufig über das hiſtoriſche und das vernünftige Recht, und hat gegen Herrn von Rotteck Dutzfreundſchaft genug, ihn gegen Herrn von Schelling in die Wagſchale zu legen. Auch die Fichte'ſche Philoſophie wird nur wenig in ihrer Theorie berückſichtigt, weil natürlich Tenne-

mann, als Kantianer, auch gegen Fichte einseitig ist. Endlich aber soll I. S. 287, Jakobi einen Schüler besessen haben, der Christian Weiße hieß und mit Köppen zusammengenannt wird. Christian Weiße? Wenn das nur keine Verwechslung ist, und zulezt auf den Professor Chr. H. Weiße in Leipzig herauskommt, der ein untreu gewordener Schuler Hegels, aber niemals ein Adept Jakobis war!

I. 305 stellt Menzel eine Behauptung auf, die erst dann richtig ist, wenn man sie in ihr Gegentheil übersezt. Steffens war es nicht, der die Aristokratie der Geistreichen erfand, sondern Derjenige, der sie bekämpfte. Ja, Menzel hat aus eignen sparsamen Mitteln das Möglichste dazu beigetragen, die Charakteristik der Autoren als geistreich in Umlauf zu bringen. Was ihm schwer wird, prägnant zu anatomiren, da hat er sich noch immer geholfen, es geistreich zu nennen. Seine Freunde, Nachbarn und Gevattern, z. B. Bührlen, sodann

Leute, vor denen er sich fürchtet, z. B. Seybold nennt er kurzweg, um nur aus der Falle zu kommen, geistreich. Er hat in seinen Lorbeerrezensionen mich so lange geistreich genannt, bis ich ihm mit dem Lorbeerkranze über den Kopf gewachsen war, und er mit meiner literarischen Stellung noch einmal von vorn anfangen mußte. Uebrigens schließt das Kapitel über die Philosophie mit Trivialitäten, deren Wirkung gerade dadurch um so komischer wird, je prophetischer der Ton ist, in welchem sie vorgetragen werden.

Erst mit dem siebenten Kapitel, welches aber schon den zweiten Band beginnt, scheint Menzel endlich seines Stoffes Herr zu werden. Es ist nämlich der Pädagogik gewidmet. Man weiß, daß der Elementarunterricht Menzels eigentliches Fach war, daß er darauf seinen akademischen Grad bekommen hat, und überhaupt von der Kleinkinderschule aus sich mit einem polemischen Flitzbogen eine Bresche in die Mauern der Literatur schoß, die er dann später

im Sturm nahm, um in Ermanglung der Fahne eine Windel aus der Aarauer Cantonsschule darauf zu pflanzen. Die Birkengerte, naß gemacht mit patriotischen Phrasen, hat er zum Prinzip der Literatur erhoben. Alle seine Maßstäbe waren von den kahlen Schulwanden genommen. Er hat Göthe, Schiller wie Abecedarier beurtheilt und es versucht, das Schriftwesen aller Nationen auf die Einfachheit einer Fibel zu reduziren.

Auch das hat sein Gutes. Wir kennen nicht eher den Klopstock lesen, ehe wir nicht buchstabiren gelernt haben. Allein Menzel hat sich nicht blos die Tugenden, sondern auch die Laster eines Schulmeisters angeeignet. Die Grobheit, der Collegenneid, die Lust an der Angeberei, der Haß der höhern Gelehrsamkeit, dies Alles bildet einen schönen Verein von Bosheitsstoffen, der zulezt das moralische Leben eines ganzen Menschen innerlich aufgerieben hat. Ja ich muß wohl sagen, daß das ewige Rasonniren Menzels auf die deutschen Lehrer, in denen er nur

Pedanten sieht, sich wie eine baare Verrücktheit anhören läßt. Gehören denn diese Brodneidigkeiten in die deutsche Literatur? Ist der Pedantismus, wenn er vorhanden ist, nicht Etwas, das aus der allgemein menschlichen Natur entspringt, und was in Frankreich, Italien und England noch weit toller zum Ausbruch kommt? Gewiß, das gehört in die Seelenlehre, aber nicht in die Literatur.

Menzel tobt, recht wie ein Real- und Elementarschullehrer, uber den Humanismus. Er weiß ihm die abscheulichsten Dinge nachzusagen, recht wie ein Winkelschulmeister, der sich argert, daß man die Kinder in's Gymnasium schickt. Menzel hat keine Idee von dem Werth der humanistischen Studien. Lessing hatte davon eine Idee. Lessing sagte, daß die Dinge in der Jugend nur gelernt würden, damit man sie im Alter wieder vergässe. Lessing behauptete, daß Dasjenige, was aber nicht vergessen wurde, die formelle Bildung des jungen Kopfes wäre. Wenn es einmal darauf ankommen soll, daß

man ordentlich reden und schreiben lernt, so gibt es keine Sprache, die zum Studium besser geeignet ware, als die lateinische, keine, die dies Studium besser erganzte, als die griechische.

Und doch ist der Ankläger nicht einmal consequent. Er entwirft ein übertriebenes Gemälde des einseitigen Humanismus, er entwirft es historisch, und will eben zu Rousseau übergehen. Aber unfähig, Gerechtigkeit zu üben und noch am verfehlten Schluß den ehrlichen Anfang zuzugestehen, wirft er sich auf Rousseau, mit einer Bosheit, die jezt noch versteckt ist, sich aber in Kurzem auf andrem Terrain noch giftiger ausspritzen wird, wenn Rousseaus Name in den neuesten Streitigkeiten wegen einer „jungen Literatur" noch öfter sollte genannt werden. Warum trittst du nicht offen heraus? Warum sagst du nicht jezt, eben jezt schon, daß du Rousseaus Leben als die Summe aller weibischen Laster darzustellen gedenkst, mit derselben Rohheit, die dir auch gegen Burger (IV. 104) kein Verbrechen mehr dunkt? Burger hatte das

Unglück, seine Frau falsch zu wählen, und die Schwester derselben zu lieben. Dies ist Grund genug für unsern plötzlichen Sittenreformator, ihn mit versteckter Malice zu behandeln. Es ist ein Wildpret, das er sich einstweilen aufgejagt hat, und das er erst in der dritten Auflage seines Buches, von dem er träumen muß, da fünf Jahrhunderte lang sind, vollends zu erlegen gedenkt. Menzel wird uns schon zeigen, wie man in der Literatur die Mosheim'sche Moral wieder zu Ehren bringt!

Und ist es nicht, um Rousseau und Bürger als arme Sünder zu schildern, so ist es jedenfalls eine charakteristische Eigenheit des Verfassers, daß er Maß und Ziel nicht kennt, daß ihm die literarische Oekonomie eine fremde Tugend ist. Daß Rousseau und Basedow den Gegensatz zum alten Humanismus bilden, ist unläugbar; eben so daß sie ihr komisches Extrem hatten. Nun sind kaum die alten Irrthümer gezeichnet; Rousseau und Basedow suchten sie zu verbessern: Warum in einem Athem gleich

wieder Spott gegen ihre Tendenzen? Man lasse ihnen doch erst ihr Gutes! Man nenne erst ihr Verdienst und dann ihre Schwäche! Das ist eine unerhörte Rohheit, an allen Dingen blos das wunderliche Extrem zu sehen und sie so zusammenstellen, als wäre der Erzähler nur jener einzige Große, der sich zu allen Zeiten seinen kleinen Verstand erhalten hat!

Schließlich sind die Ausfälle gegen Herrn von Fellenberg frech. Dieser Mann figurirt hier unter dem Namen eines servilen Berner Patriziers, so daß es Menzeln unbekannt zu sein scheint, wie dieser sich noch immer den liberalen Abstimmungen angeschlossen hat. Das Institut Fellenbergs hatte einen andern Zweck, wie das Pestalozzische: wie kann man die andere Einrichtung tadeln! Liegt es nicht in der Natur der Sache, daß von der Straße aufgeraffte, zum Handwerksstande bestimmte Knaben nicht in derselben Art unterrichtet werden konnten, wie andere, welche die Universität beziehen sollten? Dies läugnet Menzel und schreit in

Deutschland einen Lärm über das Hofwylsche Institut hinein, daß man wieder versucht wird, an einen Schulmeister zu denken, der seinem Collegen nicht das Leben gönnt, viel weniger das liebe Brod.

Im achten Kapitel sollte man nicht weniger glauben, daß Menzel hier zu Haus wäre. Er spricht über Geschichtschreibung, über ein Feld, das er seit seiner mißlungenen Geschichte der Deutschen seine Heimat nennt. Allein in den Fächern, wo nicht die offenbare Ignoranz der Registrator ist, da ist es der boshafte Neid. Johannes von Muller hat seine Fehler, und sogar einige von denen, die Menzel zu rügen pflegt, aber es verletzt doch alle Schranken der erlaubten Polemik, wenn Muller deßhalb (II. 98) ein Vaterlandsverräther gewesen sein soll, weil Zschokke in seiner Manier eine deutsche Spezialgeschichte schrieb! Man soll keine Spezialgeschichte schreiben? J. Möser mußte erst den patriotischen Ablaß kaufen, ehe er Osnabruckische Geschichten schrieb? In der That, das

heißt viel Wahnsinn aufbieten, um Deutschlands Einheit zu erhalten!

Menzel glaubt, in diesem Abschnitt viel von Herder reden zu müssen; aber Herder's Ideen waren nicht der Geschichtsschreibung, sondern der Geschichtsphilosophie gewidmet. Eben so wenig bereitete Herder das historische Recht Schelling's vor, wie Menzel angibt. Eben so wenig rettete er aus der Geschichte die Nationalität. Herder's Prinzip ist die Nachweisung des Menschlichen in der Geschichte, so daß er mehr daran dachte, Cosmopoliten als Patrioten zu bilden. Es steht Menzeln recht gut, wenn er Achtung vor großen Geistern zeigt, nur soll er nicht glauben, daß sie in die Welt gesandt waren, um auf seine Abgeschmacktheiten schon im Voraus hinzuweisen.

Die Ansicht, welche hier ferner über Friedrich von Raumer ausgesprochen wird, ist, milde gesagt, nichtswürdig. Er sagt (II. S. 120): „Man muß Herrn von Raumer und vielen Andern seiner

Gattung ihre Parteilichkeit verzeihen. Im Staatsdienst, in vornehmen Verbindungen, nicht nur unter der Censur, sondern selber Censor — wie kann man da anders schreiben, als Herr v. Raumer schreibt?“ Dies ist karthaginensische Perfidie! So stinkend ist lange nicht in der Literatur gelogen worden! Ich will mich nicht zum Champion des Herrn v. Raumer aufwerfen; aber ganz Deutschland kennt die Unerschrockenheit, mit der er gegen die Censur in die Schranken trat: ganz Deutschland liest in seinem neuesten Werk über England die unzähligen, für ihn so mißlichen Invektiven gegen die Censur, und hier wagt ein Neidhart, denselben Mann gerade Das zu nennen, wogegen er mit persönlicher Gefahr kämpft! Das ist ein herzlich schlechter Streich!

Den Beschluß des Kapitels macht ein Notizenwust, dessen Unrichtigkeiten wir nicht aufstöbern wollen. Ein Literator, der vom noch lebenden Bischof Porker behauptet hat, er wäre einst Sklave in Algier gewesen, der in Hessen-Kassel von einem

Zweikammer-System spricht und einen Deputirten dieses Landes zum Professor in Gießen macht, darf auf ein öffentliches Zutrauen in seine Angaben keine Ansprüche mehr machen.

Eben so unzuverlässig, wenn auch in anderer Rücksicht, ist das nächste Kapitel über die Politik. Jemand, der selbst ohne Meinung ist, hat gut über die Meinungen Anderer urtheilen! Menzel theilt hier und dort seine Kolbenschläge aus, er balgt sich mit jeder Partei auf dem Boden herum, er hat von Herrn v. Rotteck eben so viel Gutes, wie Böses zu sagen. Der Behendeste kann diesem lazertenartigen Davonschlüpfen nicht nachkommen: Menzel zeigt uns hundert Farben zu gleicher Zeit, wie ein Chamäleon. Doch wiederhol' ich meine frühere Behauptung über ihn: Menzel hat nicht nur keine Meinung, sondern auch Furcht. Ja man kann sagen, er hat nichts als Furcht. Im Status quo wird er immer auf der linken Seite stehen, obschon er schmerzlich fühlt, daß die Romantik auf der rechten Seite

ſteht. Und dennoch verwirft er jede Veränderung des Status quo: er halt ſich nicht mehr fur ſicher, wenn die linke Seite ſiegen ſollte. Das iſt es: er furchtet Niemanden mehr, als ſeine eigenen Freunde. Ich werde ein politiſches Luſtſpiel ſchreiben, worin ich den Charakter des Herrn Menzel conſequent durchzufuhren gedenke.

Wollte ſich der Verfaſſer zum Juſte-Milieu bekennen, ſo hatt' er's lieber bei der Jurisprudenz thun ſollen, als bei der Politik. Hier wurd' es ihm gut geſtanden haben, wenn er die beiden Extreme der romiſchen und der germaniſchen Schule getadelt hatte. So aber muß das romiſche Recht eben ſo grundſchlecht, wie das Germaniſche unubertrefflich gut ſein. Einem Blinden iſt ſchwer von der Farbe ſagen. Ich unternehm' es nicht, Menzel auf die innere Conſequenz des romiſchen Rechtes, die hochſtens nur von der Philoſophie der romiſchen Sprache ubertroffen wird, aufmerkſam zu machen. Nur das Publikum erinnr' ich daran, was es in dieſem Buche an

Einseitigkeiten und Parteigezänk finden kann. Wenn ich sage, daß sich an wenigstens sieben Stellen die Notiz über den Professor Hugo findet, der die Sklaverei soll empfohlen haben, und daß dies an allen sieben Stellen nur dem römischen Rechte zugeschrieben wird, so kann man sich eine Vorstellung machen von diesem leidenschaftlichen Getriebe, das sich für Urtheil ausgibt.

Nachdem endlich über Nationalökonomie nur Unrichtiges mitgetheilt ist, und z. B. II. 278 von einer Statistik der Bevölkerung gesprochen wird, die Biunde geschrieben haben soll, die aber, wie Jedermann weiß, von Bickes ist, und nicht von Biunde, der eine Seelenlehre schrieb! so nimmt die Darstellung einen Ton an, der sich (bei dem Anfang über Politik) von dem Wispern eines Heimchens bis zum Bramarbasdonner eines Wachtmeisters gesteigert hat. In der That, Menzel zieht den Säbel und sicht einige mörderische Flachhiebe über Militärwissenschaft durch die Luft. Nichts bleibt ihm unbekannt. Er spricht über Montecuculi, wie über die

weiblichen Romanschriftsteller. Eine Zaghaftigkeit, die kein Pistol abzuschießen wagt, will hier die Welt erobern. Ganze Kanonaden werden im Kreuzfeuer losgelassen, die Infanterie rückt mit gefälltem Bajonette an, die Cavallerie drängt schaarweise der voranspoussirten Artillerie nach, die Erde bebt und der Vorhang des zweiten Theils fällt mit dem Bewußtsein, daß, wenn Napoleon nicht gekommen wäre, gewiß Herr Menzel würde gekommen sein.

Doch der Pulverdampf verzieht sich. Es wird wieder lichter Tag. Die Sonne steht am Himmel, und die weiten Felder Natur und schöne Kunst breiten sich vor unsern Augen aus. Die Naturwissenschaft treibt Menzel vorzugsweise als Dilettant, doch betrachtet er sie durch die Schelling-Oken'sche Lupe. Eine genetische Entwicklung der deutschen Naturwissenschaft vermissen wir, der Streit des Vulkanismus und Neptunismus ist mit keinem Worte berührt, die optischen und geologischen Untersuchungen stehen eben so wenig, wie Göthe, der

an ihnen so wesentlichen Antheil nahm, im Vordergrunde. Statt dessen erhalten wir wieder einen ganzen Weichselzopf von Notizen über hundertlei Dinge, die in die deutsche Literatur passen, wie die Faust aufs Auge. Was hat die deutsche Literatur von der Leidner Flasche? Eben so jagt Menzel da nach Notizen, wo er sogar in die Medizin pfuscht und die Homöopathie empfiehlt, deren Grundsatz: Gleiches mit Gleichem! wenigstens moralisch tief aus seiner Seele gekommen ist. Auffallend für einen Ketzerrichter ist dabei, daß er III. S. 72 in einer langweiligen Rezension des Schubert'schen Buches über die Seele sagt: daß ihm die muhametanische Vorstellung vom ewigen Leben „weniger abgeschmackt" scheine, als die christliche. Ich habe gegen die Sache wenig, sondern rüge nur die Inconsequenz des Großinquisitors.

Seine berüchtigte Darstellung der deutschen schönen Literatur beginnt Menzel, indem er über die deutsche Innigkeit spricht, mit einer sehr großen

Unſinnigkeit. Er ſagt (III. 111), daß die Eigenthümlichkeit der Deutſchen das Romantiſche ware. Ware Verſtand in dieſer Behauptung, ſo mußten wir doch ſchließen können, daß die Eigenthümlichkeit der Alten das Klaſſiſche war. Wer kann das Leztere ſagen, ohne eine abgeſchmackte Tautologie auszuſprechen? Beweis genug, daß das Erſtere nicht weniger klug iſt. Ja, Menzel weiß ſogar nicht einmal, was er ſagen will. Das Romantiſche iſt, im poetiſchen Sinne, eine Anleihe, die die Deutſchen bei den romaniſchen Volkern aufnahmen. Dieſe Volker nennt Menzel die „Kinder der Sinnlichkeit", während die Deutſchen als „Kinder der Treue" gelten. Dies klingt recht ſchön; aber die Romantik haben die Kinder der Treue ohne Zweifel den Kindern der Sinnlichkeit zu verdanken.

Menzel fühlt auch, daß man dieſen Phraſennebel leicht durchſchaut. Er fühlt, daß uber das Romantiſche und Klaſſiſche die Frage nach der Schönheit weit erhaben iſt. Das Räthſel der Schönheit ſuchten

die Philoſophen aller Zeiten auf entgegengeſezte Weiſe zu löſen. Es iſt bei Allen derſelbe Zauber, und Jeder überſezt ihn in andere Worte. Es gibt ſo viel Definitionen der Schönheit, als es Syſteme der philoſophiſchen Wahrheit gibt. Jeder kann ſich von ihnen die wählen, die ihm zuſagt; ja man kann ſie alle verwerfen, und es fragt ſich nur, was man Neues dafür zu geben hat?

Ich würde nicht im Entfernteſten darauf kommen, an Menzel dieſe ſchwierige Zumuthung zu ſtellen, wenn er ſich nicht ſelbſt anheiſchig machte, das Räthſel der Schönheit auf eigene Art löſen zu wollen. Menzel nimmt die Miene eines Polytechnikers an, der ein Geheimniß der Maiſchbereitung entdeckt hat, es aber nur verſiegelt und für einen Louisd'or in baarer Zahlung verkauft. Es ſcheint, Menzel will auf ſeine Erfindung ſich ein Patent geben laſſen. Deßhalb wollen wir ſehen, ob man ihm den Kunſtgriff nicht ablernt, ohne Patent, ohne Siegel, ohne fünf Thaler Gold.

Ich fürchte sogar, hinter dieser Erfindung steckt ein Schelmenstreich. Ich glaube, daß sie auf Etwas hinauskommt, was mit einer Prellerei viel Aehnlichkeit hat. Ganz sicher; denn Menzel sagt, das Schöne ist schön, das Schöne ist eine unerklärliche Thatsache, das Schöne würde ja aufhören schön zu sein, wenn man anfange, es erklären zu können. Das Schöne sei eine Thatsache, die in den Objekten liegt, die sich von den Objekten weder durch einen philosophischen, noch einen chemischen Prozeß abtrennen läßt.

Das haben wir nun von unserm Geheimniß der Maischbereitung! Wir kauften den Göttertrank von Neapel (Nettare di Napoli) und werden doch sterben müssen. Das Schöne ist das Unerklärliche. Ei, sieh'! Wenn ich doch meine fünf Thaler Geld wieder hätte!

Wenn das Schöne eine Thatsache ist, die sich von selbst versteht, so wird es auch wohl eine Philosophie dieser Thatsache geben. Die Philosophie einer

Thatsache ist die Zerlegung derselben in ihre Faktoren, die Dialektik ihrer verschiedenen Metamorphosen, ihrer auf- und absteigenden, vor- und rückwärts gerichteten Verhältnisse. Kann man das Schöne unter diesen Gesichtspunkten betrachten? Gewiß. Dann muß es aber auch eine Aesthetik geben können.

Die Definition des Schönen ist ein feines Nadelöhr. Menzel steht wie ein Kameel davor und will hindurchgehen; das dicke Schiffstau seiner Combinationen rennt die ganze Nadel um. Menzel sagt: „Die Idee liegt nicht im Geist des Künstlers, sondern in den äußeren Gegenständen, oder im Geist des Künstlers nur in so fern, als sie im äußeren Gegenstande liegt.“ (III. S. 149.) Wie? fragt man unwillkürlich, denkt Menzel, daß wir glauben, man könne das Schöne machen, das Schöne müsse nicht eine objektive Wahrheit in den Dingen selbst haben? Menzel deutet auf Göthe und Solger. Er sagt, Göthe trug dazu bei, die Kunst zu vergöttern. (III. 145.) Diese Behauptung ist abgeschmackt.

Göthe setzte die Kunst im Gegentheil durch die Definitien herab, die Menzel so sehr an ihm zu tadeln hat. Wenn das Schöne „das Resultat einer glücklichen Behandlung" ist: wahrlich, so ist damit nicht gesagt, daß man das Schöne auf eigene Hand machen könne!

Menzel sagt: Man müsse das Schöne vergleichen. Gut; dann kann man das Schöne auch wählen. In der That, die Wahl des Schönen macht den Künstler, und in so fern macht die Wahl des Künstlers auch das Schöne. Wer darf den Akt des Genies ausschließen? Wer kann von einer Schönheit reden, die nicht empfunden, bemerkt, gewählt und in ihrer günstigsten Beleuchtung wiedergegeben wird? Menzel scheint über diese Begriffe fortzuspringen, bei ihm dichtet, malt, meißelt sich die Schönheit selbst: sie ist das Non plus ultra der Objektivität.

Um den Unterschied der guten alten Aesthetik und der neuen des Herrn Menzel zu bezeichnen, werden

Beispiele am deutlichsten sprechen. Die alte Aesthetik definirt das Erhabene, Reizende, Komische, Rührende u. s. w. Die neue: die Idee des Mannes, Weibes, Frühlings, Todes u. s. w. Nun soll der Aesthetiker nicht mehr das Urtheil analytisch bilden, sondern synthetisch. Er soll die Ideen des Mannes, Weibes u. s. w. in ihre schönen Faktoren auflösen und zeigen, worin das Erhabene, das Reizende — Das ist wunderlich? Das Erhabene? Das Reizende? Es scheint also doch, daß wir bei der neuen Aesthetik Etwas vergessen haben? Ich glaube selbst; wir haben die alte vergessen, und werden von der neuen wohl sagen müssen, daß sie ohne die alte nicht existiren könnte.

Wenn Menzel sagt, Phidias hätte seinen olympischen Jupiter nicht nach der Idee der Erhabenheit geschaffen, sondern nach der Idee der Göttlichkeit, so ist das einmal unwahr; aber selbst wenn Juno nur das Weib sein soll, das Weib par excellence, ist dann nicht deutlich genug, daß Menzel

eine Kategorie der alten Aesthetik übersehen hat, die Richtigkeit. Das gemahlte Weib als entsprechend dem wirklichen Weib ist unter diesem Gesichtspunkte wahrlich noch nicht schön! Die Schönheit beginnt erst mit der Vollkommenheit und der Totalität. Ich glaube, auch dies sind Begriffe der alten Aesthetik.

Die Widersprüche werden zuletzt kleinlaut und schulerhaft. Menzel ahnte, daß seine Schönheit nur die Wahrheit ist, und spricht plötzlich von der Idealität. Z. B. ein schönes Bild des Mannes. Worin liegt hier die Schönheit? Menzel sagt: „in etwas Abstraktem, Allgemeinen." Woher abstrahir' ich denn das Allgemeine? Wodurch? Sind nicht psychologische, dichterische, subjektive Thätigkeiten nöthig, um zu wissen, was zum Ideal der Männlichkeit Alles gehört? Das ist es: Das Wahre und Vollkommene ist schön, der Zauber liegt in der Einheit, und die Einheit des Kunstwerkes ist nichts Neues. Ich glaube, man kann der Aesthetik viel Neues geben; aber die Neuigkeiten Menzels sind

veraltet. Sein großer Anlauf löst sich in athemlose Erschöpfung auf. Er greift nach dem höchsten Olymp und seine Finger umklammern Nichts, als Luft.

III. S. 172 — 4 gesteht unser Universalwisser ein, daß er über Musik kein Urtheil habe. Das ist sonderbar. Er urtheilt über Montecuculi und das Kreuzfeuern der neuen Ideentaktik und sagt von Mozart, daß er in der Musik, nebst Weber, den schlechten Geschmack eingeführt hat. Daß die neuere Musikschule Alles kann und Alles will und die Geschmäcke vermengt, ist wahr; daß sie es aber in Robert dem Teufel thut, liegt doch wahrlich nur im Sujet. Deßgleichen, wenn Menzel die Bescheidenheit hat, zu gestehen, daß er von Musik Nichts versteht, dann sollt' er auch die unverschämte Patronage lassen, mit welcher er die Leistungen eines gewissen Kocher hervorhebt, wo er nur kann. Herr Kocher lehrt in Stuttgart die Elemente der Musik, ist gewiß ein trefflicher Mann und darum von selbst über die

große Stellung verlegen, die ihm Menzel in diesem Buch und überall, wo nur von Musik die Rede ist, in der musikalischen Literatur einräumt. Mein Gott, in jeder großen Stadt Deutschlands gibt es einen tüchtigen Cantor, der um den Choralgesang daselbst sich Verdienste erwirbt, und im Namen dieser stillen und bescheidenen Verdienste protestir' ich gegen den Lärm, den Menzel, wo er nur kann, von seinem Vetter Kocher zu machen pflegt.

Warum ist Menzel gegen die Schauspielkunst nicht eben so gerecht, wie gegen die Musik, und gesteht, daß er von ihr Nichts versteht? Dann würde man ihm nachsehen, daß er III. S. 176 irrigerweise behauptet, Fleck hätte auf das deutsche Theater Einflüsse gehabt, die in etwas Andrem gelegen haben müßten, als in seinem klassischen persönlichen Spiel. Mit dieser Miene, als wäre Fleck ein Direktor der deutschen Bühne gewesen, schließen die Einleitungen zu Dem, was uns ferner über die schöne deutsche Literatur soll geschulmeistert werden.

Um einige patriotische Tugenden, deren Werth in Zeiten der Gefahr Niemand bezweifeln wird, zu empfehlen, hat bekanntlich Menzel das ganze Gebäude der deutschen Literaturgeschichte eingerissen und in den ästhetischen Urtheilen das Oberste zu unterst gekehrt. Bietet aus diesen zahllosen Verstößen gegen die Pietät und die Gerechtigkeit sich irgend Etwas dar, das man als Ersatz für das Verlorne aufwiegen könnte? Ist die Nation dadurch einiger geworden, daß sie Göthe, Voß, J. v. Müller, Hebel u. A. verloren hat? Oder ist in der Literatur selbst eine Revolution vorgefallen, die eine künftige Herrschaft siegreicher Geister verspräche? Das Leztere allerdings; aber die Revolution ist gegen Den gerichtet, der vielleicht ihre nächste Veranlassung war.

Schon seit zehn Jahren versucht Menzel das Interesse der Nation von ihren theuersten Besitzthumern loszutrennen. Aber wenn ihm in der That gelungen wäre, das ästhetische Urtheil der Masse gleichgultiger, kälter und altkluger zu machen; was

haben wir gewonnen? Eine Verwirrung aller literarischen Begriffe, einen Ton der Kritik, der nur polizeilichen Inquisitoren gebührt, eine Productionsunfähigkeit, die uns zulezt um den organischen Nachwuchs der Literatur bringen wird. Wenn Menzel nur in diesem Buche das Urtheil der Jugend infizirt hätte! Aber er wiederholte jede Woche seine Verwünschungen, er bemächtigte sich eines Organes, welches in seiner Sphäre die weiteste Verbreitung hat, er konnte den Schall aller seiner Anklagen verstärken, und den Terrorismus zu einer Tagsordnung machen, an die man allmälig sich zu gewöhnen lernte.

Soll man sagen, daß die Irrthümer Menzels ihn verführt haben, eine eigne Methode zu schaffen; oder trägt die Methode die Schuld der Irrthümer; kam sie seinen Absichten zu Hilfe? Ich glaube das Leztre. Niemand kann gerecht sein, der die Gesichtspunkte, welche Menzel sich aufsteckt, für gut gewählt hält. Das poetische Leben einer Nation in

nichts, als in Tendenzen aufzulösen, bald in englische, bald in griechische, bald in französische; wo bleibt da das Recht der Individualität? Die großen Geister schufen noch öfter die Tendenzen, als sie von den Tendenzen geschaffen wurden. Weil Menzel nicht im Stande ist, einen Charakter aus seiner innerlichen Nothwendigkeit zu entwickeln, so vermag er niemals den innersten Kern desselben anzugeben; sondern er trennt Dies und Jenes von seiner Erscheinung los und plazirt es an den verschiedensten Stellen seines willkurlich zugeschnittenen Literaturleistens, so daß man sich die **disjecta membra** der Dichter aus allen vier Welttheilen seines Buchs zusammenlesen muß.

Menzeln schwebte das Ideal einer objectiven Literaturgeschichte vor; aber er hat die Geschichte seiner Klassificationssucht aufgeopfert. Das Entgegengesezteste trifft hier auf orthopädischen Streckbetten zusammen und wird gezerrt, gedehnt und schimpfirt, bis eine gewisse Aehnlichkeit herausgequetscht ist. Wir sprechen hier noch von Hölty und sogleich von

Matthiſon, wir wurfeln den Maler Müller mit Ulrich Hegner zuſammen, und müſſen, wenn wir eben von Tieck ſprechen, im nächſten Kapitel erſt auf Leſſing kommen. Hier rinnen denn freilich alle Thatſachen in einen Brei zuſammen, den Menzel in eine beliebige Form kneten kann. Ein kleines Lineal reicht hin, hier zu meſſen und zu ſtrafen.

Allein nicht alle Irrthümer dieſer berüchtigten Darſtellung kommen ausſchließlich auf Rechnung der verfehlten Methode. Es iſt hie und da Etwas verſehen, was auf ganz andre Schuldbreter gehört; ja man kann wohl ſagen, daß es überall an Etwas gebricht und ſich keine Stelle in dieſen Diatriben findet, gegen welche ſich nicht die gravirteſten Einwendungen machen ließen. Ein ſchulerhafter Schnitzer beginnt ſogar ihren Reigen. III. S. 199, wird nämlich die Rückkehr aus der Dramatik zur Lyrik dadurch bewieſen, daß Anakreon es geweſen ſein ſoll, der aus den lyriſchen Tragödien des Euripides die empfindſamen Stellen fortnahm und ſie wieder in

die Lyrik zurückleitete: Hier liegt die Annahme zu Grunde, daß Anakreon ein Nachkomme des Euripides war. Alle Welt weiß aber, daß Anakreon zu einer Zeit starb, wo Euripides noch gar nicht geboren war. Eine Ignoranz dieser Art will sich für die Geschichte der Literatur verantwortlich machen! Man wird mir jezt wohl glauben, daß ich diesmal nicht die Tendenz, sondern nur die Oberflächlichkeit Menzels angreife.

Sehen wir darüber hinweg, daß III. S. 204 sich schon wieder die armselige Eintheilung nach den vier Temperamenten findet, daß S. 277 Heinse neben Thümmel gestellt wird, wie Lais neben den Priap, so wird man nach der Lecture einiger Nachrichten über die ältre deutsche Literatur nach der Reformation unwillkürlich zu dem Urtheil gezogen, daß der gute Franz Horn jenen Pedantismus schon weit ergötzlicher, weit witziger und grundlicher dargestellt hat. Menzel tappt hier überall im Finstern; denn wie würde er sonst S. 245 von Günthers

sittlichen Gedichten sprechen können? Wäre der Verfasser auch nur in den Schriften Göthe's etwas bewanderter, so würde er sich hier über den Geist der Günther'schen Muse haben unterrichten können; so würde er gefunden haben, daß Günther ein seltnes Talent besaß, was aber den Inhalt seiner Verse anbelangt, eher ein unsittlicher, als sittlicher Dichter genannt werden muß.

Der eigentliche Fehler dieser Geschichtsklitterung wird bald sichtbar. Auf die Gallomanie folgte die Anglomanie in der deutschen Literatur: aber allmälig, nicht so abrupt, wie Menzel zu glauben scheint. Er ist zweifelhaft, wohin er die schweizerische Schule unterbringen soll, und einverleibt sie der Gallomanie, da sie doch der Anglomanie angehört. Die Haller-Bodmerische Schule war es, die der Englischen Verstandespoesie den Weg bahnte, dem Ton der Theodiceen, dem beschreibenden Epos und der naturbeschreibenden Didaktik. Der bigotte Haller ist doch in der That mit Pope verwandter, als mit Voltaire.

Mit Voß beginnt Menzels heillose Zeitenmengerei. Kaum ist die Darstellung Geßners und Klopstocks geschlossen, so reibt sich ihnen Voß an, und nicht der Voß des Göttinger Hainbundes, sondern der Uebersetzer Voß von 1802 und der Protestant Voß vom Jahre 1820. Voßens Ursprunge, seine erste gewiß herrliche Tendenz, sein Kampf gegen die Adelsherrschaft, seine Beschreibung einer wirklichen, nicht traditionellen Natur, diese großen Verdienste, welche sich an Voßens Namen knupfen, werden auf das schnödeste von einem Heidelberger Privatdocenten ignorirt, der sich mit seiner Naseweisheit in die symbolischen Händel mengte und unter dem Schutz der Creuzer'schen rothen Peruke eine Professur erobern wollte. Die Verunglimpfung Voßens schreibt sich aus den miserabelsten Privatrankunen her. Wenn Voß glaubte, daß der Staat von der Romantik gefährdet sei, so hat ihn Menzel darin weit ubertroffen. Voß warnte nur vor seinen Gegnern; aber Menzel uberantwortete sie den Gefängnissen.

Ja ich kann nicht umhin, einige der unzähligen Fehler dieſes Buches offenbare Dummheiten zu nennen. Wie oben Anakreon zu einem Nachkommen des Euripides gemacht war, ſo ſoll S. 267 auch Wieland erſt nach Voß gekommen ſein. Menzel ſagt, Wieland trat auf „und erkannte zugleich den Abweg Klopſtocks und Voßens“ und lenkte auf die Bahn der griechiſchen Grazie ein. Dies wäre die Folge eines Calcüls geweſen? Wieland, der das Griechenthum von den Franzoſen lernte, faſt gleichzeitig mit Klopſtock zu dichten begann, ſoll die Abwege Klopſtocks erkannt haben? Sind das die Behauptungen eines Literarhiſtorikers oder eines Schulknaben, der ſeine Lektion nicht repetirt hat? Ueberdies iſt das Lob Wielands recht gut gemeint, aber herzlich ſchlecht begründet. Seine Grazie iſt nicht die Grazie Wielands, ſondern die Grazie der Manier, die er adoptirte. Auf den Inhalt hätte der Literator verweiſen ſollen; dieſer war für Deutſchland neu, die Form war Mode, und wurde damals von

Allen nachgeahmt; aber Philoſophie im Gewande der Poeſie, die Moral Epicurs, die Satyre auf die Gebrechen der Welt und ihre Inſtitutionen; hierin muß man den Zauber ſuchen, welchen Wieland ſo lange Zeit hindurch auf Deutſchland ausübte. Wäre es die Form allein geweſen, ſo würden wir gewiß noch davon angezogen werden, was ich aber beſtreite. Schließlich liegt in Aufzählung der Nachahmer Wielands eine neue Ungerechtigkeit. „Gerſtenberg's matte Tändeleien" werden hieher gezogen. Wenn man Gerſtenberg in der Literatur erwähnt, ſo ſpricht man von ſeinem Ugolino, der wahrhaftig keine matte Tändelei iſt.

Wer ſo oberflächlich die heimiſche Literatur kennt, wie kann man Dem ein Urtheil über fremde Literatur zutrauen? Menzel will die engliſche Literatur des vorigen Jahrhunderts charakteriſiren, und karrikirt ſie. Er behauptet, der franzöſiſche Geſchmack habe in England nicht durchdringen können, weil Shakespeare zu allen Zeiten in der größten Achtung ſtand.

Dies ist grundfalsch. Shakespeares Gedächtniß war im siebzehnten Jahrhundert verloren gegangen und wurde durch Garricks Spiel erst wieder neu entdeckt. Um den Anfang des vorigen Jahrhunderts classicisirte die ganze englische Literatur und Johnson wurde in der That für größer gehalten, als Shakespeare.

Lessings Lob ist wohlverdient; aber es ist allgemein, es trifft nirgends den rechten literarhistorischen Fleck. Nirgends wird man auch hier, wie überall in dem Buche, etwas von seinen individuellen Zügen finden, die dem Ganzen das Gepräge einer autoptischen Authenticität aufdrückten. Lessings Kampf gegen die Orthodoxie wird im Allgemeinen erwähnt; aber es thut schon weh, wenn es heißt, er hätte erst nach Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente begonnen (III. S. 289). Im Gegentheil, Lessings Kampf gegen die Orthodoxie war vor den Fragmenten hitziger, als nach ihnen. Auch ist Lessings Kritik durch nichts Hervorstechendes

charakterisirt. Menzel kennt von der ganzen kritischen Thätigkeit eines Mannes, an dem er ein Beispiel in redlichem Eifer und Bescheidenheit nehmen möge, Nichts, als jenen pedantischen Grācismus, mit dem Lessing sich über Göthes Werther aussprach. Lessing hat viel geschrieben, was, gegen diese etwas triviale Polemik gehalten, sie selbst vergessen macht; aber vergeblich sehen wir uns nach einigen Winken über die Dramaturgie, über Laokoon um. Lessing ist in den Allgemeinheiten, die Menzel über ihn zu sagen weiß, nicht wieder zu erkennen.

Eben so allgemein ist die Apotheose Herders, an dem gänzlich übersehen wird, daß er in der ersten Zeit seines literarischen Auftretens mit Göthe zugleich höchst patriotische Blätter von deutscher Art und Kunst herausgab. Doch werden wir für diese Allgemeinheit durch die Specialitäten entschädigt werden, mit welchen Menzel gegen Göthe sprechen wird. In der That, er spricht schon. Er hat

kaum begonnen, und ist schon beim zweiten Theil des Faust, er fängt Göthes Laufbahn von hinten an, und wird im dreiundachtzigjährigen Greise zeigen, was der funfundzwanzigjährige Jüngling war. Da ist die Menzel'sche Polemik gegen Göthe! Man kennt sie. Soll man Worte darüber verlieren?

Die Verkehrtheit des Menzel'schen Standpunktes ist nirgends sichtbarer, als wo er gegen Wilhelm Meister sich ausspricht. Ich werde nie dagegen einreden, wenn man sich durch die vornehme Physiognomie der Göthe'schen Poesie beleidigt fühlt; denn was ich am stärksten hasse, ist die Aristokratie; aber Menzel weiß nicht, was Göthe mit seinem Meister wollte. Meister ist untergeordnet, Meister soll eine Copie des alltäglichen Lebens sein, aber Göthe war dessen so eingedenk, wie wir, und spielte mit dem Geschöpfe seiner vornehmen, medisanten Laune als ein muthwilliger Hofmann Versteckens. Es ist keine Tendenz, die sich in W. Meister ausspricht, sondern eine Philosophie, ein Charakter.

Das ist es. Menzel sieht in Göthe ein abgerundetes Leben, wo sich ein Jahr für das andere soll verantwortlich machen lassen. Er analysirt den zweiten Theil des Faust, um den Dichter des Götz und Clavigo zu verstehen. Er schildert ihn immer als eine Activität, die sich fortwährend im Bewußtsein ihrer Vergangenheit und Zukunft gefühlt habe, und aus sich schöpfte nach Belieben. Er sagt: „Göthe widmete sich der modernen Poesie!“ Was soll das heißen? Was war denn die moderne Poesie, als er anfing, sich ihr zu widmen? Hat Göthe, als er den ersten Vers schrieb, ein Calcül über die moderne Poesie gemacht? Das ist ja fast so, als hätte sich Wieland vor den Abwegen Voßens gehütet, und die Chronologie bereitwillig gefunden, einen Fehler des frühern Euripides zu einer Tugend des spätern Anakreon zu erheben!

Leben ist Leben. Leben ist Leichtsinn. Leben ist Zufall. Aber die Zuchtruthe ist es nicht, die immer dicht beim Leben, Leichtsinne und Zufalle hängt

Menzel macht jeden Athemzug Göthe's für sein Herz verantwortlich. Er sieht ihn immer in seiner Vollendung, aus der er nach Gefallen emanirt. Göthe mag viel verbrochen und der Literatur viel geschadet haben. Aber Menzel sagt: Er wollte Etwas verbrechen, er wollte der Literatur schaden. Göthe steht da, wie die beiden Fässer des Hesiod, hier die Tugend, dort das Laster. Und Göthe soll immer nur in den lasterhaften Kübel gegriffen, und aus ihm jede Niederträchtigkeit nur so aus Muthwillen über die Nation ausgesprengt haben! Endlich soll Göthe ohne alle Originalität gewesen sein, er soll bald Rousseau, bald Lessing, bald Voß haben nachahmen wollen, wie es denn für Menzel entschieden ist (III. S. 381), daß „ohne Schiller's Concurrenz keine Iphigenie und kein Tasso entstanden wäre." Menzel schießt diesen schönen Bock in Betreff des Jambus. Er behauptet, Göthe habe Schiller's Jambentragödien nachahmen wollen. Wann schrieb Schiller seine erste Tragödie in Jamben?

Ich glaube, zu einer Zeit, wo Iphigenie und Tasso schon alle Herzen der Nation mit dem heiligen, göttlichen Feuer der stillen, entsagenden Leidenschaft beseeligt hatten.

Der vierte Band beginnt mit einem neuen Irrthume, den Menzel in die deutsche Literatur eingeführt hat. Er hat zum ersten Male den deutschen Süden vom deutschen Norden getrennt, und dem ersteren auf Kosten des lezteren geschmeichelt. Wie unpatriotisch das ist, eben so falsch sind die Kennzeichen, die bei ihm Norden und Süden tragen. Alles, was er vom deutschen Süden Preisendes sagt, gebührt im eigentlichsten Sinne den Norddeutschen. Norddeutschland ist der Sitz der einfachen, sinnigen Familie, des alten patriarchalischen Herkommens, die Heimat des poetischen Mährchenglaubens, die Heimat der Gastfreundschaft und der innigen, idealischen Herzensbeschauung. Aus Norddeutschland stammt der Tiefsinn und die Bescheidenheit. Wo sind dir die Menschen freundlicher begegnet, wenn

du wanderteſt? Wo waren ihre Sitten die einfachſten und zuverläſſigſten, wo wurdeſt du unter Herzlichkeiten erdrückt, wo waren die Menſchen aufrichtiger? In Norddeutſchland. Der deutſche Süden iſt ſteckig, egoiſtiſch, reflektiv, ironiſch, politiſcher Kannengießer, aufgeklärter als der Norden, und doch nicht freiſinniger, wenn es auf das ewige Recht der Vernunft und des Glaubens ankommt. Im Norden beſitzt man und iſt reich, im Süden erwirbt man und will es werden. Im Norden iſt der Bauer ein freiherrlicher Grundeigenthümer, im Süden ein Ackerknecht, der aus der Hand in den Mund arbeitet. Der Süden iſt kalt, murriſch, alklug: der Norden iſt naiv und nicht ſo geſcheut, wie der Süden, weil der Süddeutſche mehr Geſchichte erfahren hat und ihn ſeine Vielſtaaterei immer lebendig und oppoſitiv erhält. Kann es eine herzloſere Plumpheit geben, als mit der in Baden, Würtemberg und Baiern die Leute gegeneinander umgehen? Scheint Einer des Andern zu bedürfen und blicken ſie ſich als Freunde und Verwandte

an? Kommt in den Norden! Die Natur ist ärmer, aber die Herzen sind reich, die Gastfreundschaft hat aller Orten ihre Thore offen, Gruß und Handschlag gelten noch von Westphalens Gauen an, in Holstein, in dem patriarchalischen Hamburg, in Hannover, am Harz, bis zu den biedern Pommern hin! Wo sind die Beamten fühlloser, roher und serviler? Nur im Süden. Wo läßt man sich allein die Grobheiten des Schreibervolks gefallen? Im Süden. Mit einem Worte, Menzel hat die Höflichkeit gegen den Süden so weit getrieben, bis er den Norden verrathen hat. Daß der Norden es war, der die Familie in die Poesie einführte, gebührte dem Norden. Hätte Herr Menzel den Norden anderswo kennen lernen, als bei seinen Wanderungen durch die sandige Lausitz, so würde er einsehen, daß sein Räsonnement im Anfang des vierten Bandes auf lauter unbegründeten Voraussetzungen beruht.

Ich würde als Literator die Auswüchse der Sentimentalität niemals in Abrede stellen, den

Stamm ſelbſt aber nicht gleich an ſeiner Wurzel angreifen. Menzel verſteht nur eines, plump zu ſein. Denn ſeine Anklagen der Sentimentalität beruhen am wenigſten auf einer Kenntniß des menſchlichen Herzens. Wenn die Sentimentalität zulezt Bosheit werden kann, wie Menzel, der wenigſtens die leztre genau kennt, behauptet, ſo iſt doch unpſychologiſch, daß je ein Laſter abſichtlich als Laſter geübt wurde. Alle Verbrechen wurden mit einem Scheine begangen, der den Verbrecher gegen die Einrede ſeines Gewiſſens ſchüzen konnte. Wenn die Sentimentalität ſchlecht wird, ſo wird ſie es nicht aus Gemeinheit, wie die Lehre Menzels iſt, ſondern aus Schwäche. Unſer Literarhiſtoriker beſizt einen Rigorismus, der ihn zu einem würdigen Executor der Halsgerichtsordnung im alten Stol gemacht haben würde. Er will ſich zu einem Vertheidiger der Humanität gegen Jarcke und Feuerbach aufwerfen, und begeht in ſeinem Fache Grauſamkeiten, für welche er nicht einmal ein Prinzip hat, falls man nicht die

Unkenntniß des menschlichen Herzens ein Prinzip nennen will.

Die Haltlosigkeit der Menzelschen Methode offenbart sich uberall. Er tadelt an Lafontaine die Spießburgerlichkeit. Gut; aber warum lobst du sie an Jean Paul? Es ist leicht sagen: Jean Paul hatte mehr Geist, als jener; aber darum dreht sich der Streit. Wenn die größere oder geringere Geistesgabe entscheidet, wozu dienen dann alle deine Divisionen? Dann gibt es nur drei Capitel: das Genie, das Talent, der Plunder! und nun mögen sie Objecte haben, welche sie wollen. Uebrigens hat sich Menzel auch diesmal wieder rühmlich gegen die Frauen bewährt. Massenweise hat er sie niedergeworfen. Hier wird seine Feder immer siegreich sein, und blutige Triumphe feiern. Wie sie zittern die armen schriftstellernden Damen! Wie er gräßlich sich an ihrem weißen Blute leckzt! Das muß man sagen: Hier weiß Menzel seine Tapferkeit zu bewähren.

Jezt ergreift den Verfaſſer die Berſerkerwuth. Sein nächſtes Kapitel iſt den Sturmern und Drängern gewidmet. Wir wiſſen alle, daß die ſiebziger und achtziger Jahre unſrer Literatur mit dem Namen der Sturm- und Drangperiode bezeichnet werde. Menzel dehnte aber dieſen Raum willkürlich bis auf die neuere Zeit aus und faßt unter dem Namen der Sturmer und Dränger alle die Autoren zuſammen, die ſo wie er an der Tobſucht gelitten haben. Hier iſt es auch, wo Tieck ein nationaler Dichter genannt wird! Tieck, der mit allen Nationen gebuhlt hat, ein nationaler Dichter! Welch' ein Sporn der Nacheiferung, der einem ſo ausgetretenen Schuhe angeſezt wird, wie Tieck!

So ſchließt die Anzahl von Lieferungen, die mir bis jezt von dem Buche Menzels in einer allen literariſchen Anſtand verletzenden luderlichen Ausſtattung vorlagen. Schon wegen ihrer typographiſchen Fehler eignet ſich dieſe Literargeſchichte für die Ju-

gend nicht; denn sie würde mit den widersinnigsten Namenangaben consus gemacht werden. Fabrikarbeit! Aeusserlich und innerlich!

Fasse man nun einmal das Resultat dieser durchaus thatsächlichen Kritik zusammen und bedenke einen Kopf, der von diesen mit so viel leidenschaftlicher Grimasse, mit so viel Vergeudung besserer Seelenstoffe, mit einer solchen machiavellistischen auf die Jugend berechneten Schlauheit vorgetragenen Lehre ganz uberhizt ist; so wird man einsehen, welch einen Contrast die Schlußdarstellung des Buches gegen das Vorangegangene abgeben muß. Aus Menzels wahnsinniger Mißhandlung der Geschichte und seiner pietätslosen Verfolgung der großen Geister unserer Nation hatte eine Schule entstehen mussen, die das geistige Leben eines ganzen Volkes zertrummerte und gemordet hatte, statt daß diese Schule sich eines Bessern besann und wenn auch auf gefahrvollem und noch labyrinthischem Wege, dennoch nach hoheren Idealen

ſtrebte. Was an dieſer Schule krankhaft iſt, iſt es durch das böſe Beiſpiel Menzels, was geſund, das verdankt ſie ſich ſelbſt. Ihr Ringen und Kämpfen iſt Emanzipation von einer Tendenz, die das Nationalleben an den Abgrund des Verderbens geführt hat, der Sieg dieſer Männer wird ſein, daß ſie ſich ſelbſt gefunden haben.

Wollt' ich mich in die Meinung Jemandes verſetzen, der, unabhängig von der Partei, auch nicht einmal durch die Seichtigkeit Menzels abgeſchreckt wäre, daß er Alles, was Jener ſagen kann, für unwahr hält; ſo wird die conſtatirte Thatſache der neuern Kämpfe immer auf folgende zwei Gedankenreihen hinauskommen: Menzel hat die Tugend in Schutz genommen, Menzel hat das Vaterland vertheidigt, Menzel hat nicht nur das Chriſtenthum, ſondern überhaupt die Religion gerettet. Wodurch erreicht' er Dies? Durch die zweite unmittelbare Gedankenreihe: Menzel hat die bürgerliche Exiſtenz ſeiner Gegner unter-

graben, Menzel hat im Augenblick ihrer Noth sie noch mit Füßen getreten. Menzel hat die Verirrungen der poetischen harmlosen Produktion auf persönliche Ursprunge zurückgeführt. Menzel hat eine Stille im Lande bewirkt, die etwas Grauenhaftes hat. Wer könnte ihm unbedingt beistimmen, selbst wenn er die Gegner verwerfen müßte?

Dies Gefühl ist thatsächlich, ist die Quelle des künftigen richtigeren Urtheils. Jemand, der die Tugend, das Vaterland und die Religion vertheidigt, muß es nicht mit einer Wirkung thun, die bitter ist für Alle. Er muß irgend worin gefehlt haben. Und Alle werden sagen: Er übertrieb, er war gemein, er brauchte schlechte Mittel. Man wird die Tugend lieben, aber Niemand wird noch glauben, daß sie gefährdet war. Man wird sich an das Vaterland halten, ohne zu finden, daß man es verrathen wollte. Man wird die Religion in sein Herz einführen und wird sich gestehen müssen, daß Niemand die Macht

hatte, ſie zu tödten. Das iſt es: Tugend, Vaterland und Religion ſind organiſche Begriffe, die niemals ausgehen, die zu vertheidigen immer nur ein halbes Verdienſt iſt, weil ſie Niemand erfunden hat. Aber etwas Ganzes, Vollkommnes, Nichtüberliefertes, ſondern Ureignes iſt das Talent, iſt die Schönheit, iſt das Streben nach der Wahrheit, iſt das Kämpfen und Ringen nach einem hohen, die Nation und die Welt befördernden Ziele, iſt Alles Dasjenige, was Menzel mit Fußen getreten hat, ohne es tödten zu können. Man kann eine Vergangenheit tödten, aber das Unvergängliche und immer Siegreiche iſt die Zukunft.

Ich verlange von Niemanden eine Beiſtimmung zu meinen bisherigen Entgegnungen gegen Menzel. Aber wenn er auf die Thatſachen, die ich ihm hier vorgehalten habe, aufs Neue mit allgemeinen Verketzerungen und ſpeziellen Gemeinheiten antworten ſollte, dann urtheilt! Ich habe hier meinen beſten Willen gezeigt, dieſen Streit auf etwas Erfleckliches

und Gediegenes zurückzuführen; weicht er aus, will er mit Koth gegen ein Schwert kämpfen, dann überlass' ich ihn Euch, die Ihr ihm nicht eher beispringen werdet, bis ihm nicht, wie lärmenden Kanarienvögeln, von zu lautem Toben vielleicht eine Ader am Halse springt!

Frankfurt am Main im Mai 1836.

K. Gutzkow.

# Literariſche Induſtrie.

Der alte Buchhandel beſaß, ich will nicht ſagen mehr Geld, aber ein wenig mehr Stolz als der jetzige. Mit verſchränkten Armen ſtand er an der Thüre ſeines Ladens, noch lockten keine Plakate und große Kupferwerke an den Aushängefenſtern das vorübergehende Publikum, der alte Buchhandel griff die Leute nicht gewaltſam an: La vie et la bourse! Das alte Buchhändler-Geſchäft hatte auf den gebahnten Straßen des Bedürfniſſes ſeinen ſehr gemeſſenen

Gang: das Bedürfniß war das bittende, ein freies, kein erzwungenes. Es gab Firmen, welche sechsspännig fuhren; doch schon im vorigen Jahrhundert geriethen die Gelehrten darüber in Verzweiflung, und Lessing wollte seine Schriften auf eigene Rechnung verlegen. Allein Nicolai sagte, er wurde schon sehen, wie weit man damit käme.

Die Journalistik hat den alten Buchhandel zu Grund gerichtet; denn die Journale veranlaßten die Lesezirkel und die Lesezirkel absorbirten die Kauflust der Privatleute. So wurden denn zwei Dinge nothwendig: neue Käufer zu gewinnen und die Waare selbst von Außen in eine andere Gestalt zu bringen.

Der neue Buchhandel gründete sich auf Nichts; aber will man Muth haben und Genie, so muß man mit Schulden anfangen. Seht, dort wird ein neuer Laden ausgebrochen! was soll dort verkauft werden? Bücher. Du lieber

Gott! ich brauche keine Bücher, meine Frau braucht keine Bücher, mein Vater braucht keine Bücher, meine Kinder brauchen den Terbitz, den Sylliegarb, den Kinderfreund, aber ſie brauchen keine Bücher.

Es ſcheint nun, daß man das närriſche Volk betrügen muß. Es ſieht in den Büchern nur den Luxus, das Angenehme; man muß es zwingen, das Werthvolle darin zu finden. Aber noch immer ſteht der junge Anfänger hinter ſeinen geſchmückten Glasfenſtern, auf welche die Sonne brennt. Treten Sie herein, meine Herren, der Leipziger Ballen iſt angekommen, Brüſſeler Nachdruck, Romane von Furſt und Kollmann, Tutti frutti! Ja die Leute hören nicht. Auf der Börſe, im Amte, draußen auf der Zollwage haben ſie zu thun. Was Literatur! Narrenspoſſen!

Aber mein junger Buchhändler verzweifelt nicht, er greift nach dem Wohnungsanzeiger der Stadt und ſtreicht

ſich mit Nothſtift die Adreſſen aller der Menſchen an, welche im Orte auf Bildung Anſpruch machen ſollten, oder doch wenigſtens Vermögen beſitzen; es iſt nicht Philoſophie, Bedürfniſſe zu befriedigen, ſondern Bedürfniſſe zu ſchaffen. Anzeigen, Subſcriptionsliſten, bibliographiſche Berichte werden um Bücher geſchlagen, die à condition anvertraut ſind. Jezt ſchreibt der ſchlaue Spekulant: — Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zu gefälliger Einſicht — und dann folgt Titel und Werth eines der werthloſen Bücher, mit welchen ſich die Kritik unſerer Tage beſchäftigen muß; das Ganze gibt ein hübſches Paket und geht nun dreiſt an eine Adreſſe ab, welche nie mit dem Reich der Ideen, mit der Kunſt, mit **Schiller** und **Göthe**, am wenigſten aber mit dem jungen Anfänger je in einer Verbindung ſtand.

Das Paket kommt an. Was iſt Das? Was ſoll Das? Wozu Das? Wer wollte Das?

Bitte! öffnen Sie nur!

Man öffnet, die Familie steht herum, neugierig, man liest: — Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zur gefälligen Einsicht —

Von Wem? Von Wem habe ich Etwas zu erhalten? Wer braucht mir unaufgefordert Gefälligkeiten zu erweisen?

Der Sortiments-, Kunst- und Musikalienhändler Mauser —

Mauser? Ich kenne keinen Mauser!

Ach, der junge Mann da — sagt die Frau. Ach, der junge Mann auf dem Ball da — sagt die Tochter. Ja so, der da mit seinem neuen Laden — der Vater. Man liest, man rechnet, man fühlt sich geehrt, man zahlt. Der junge Anfänger lacht: er hat Kundschaft. Die Literatur hat einen neuen Absatzweg. Wir verdanken dem jungen Mann brave Menschen, welche sich bilden wollen, die

Wahrheit zu befördern suchen, und eine Ehre darein setzen, ihren Kindern eine Bibliothek zu hinterlassen.

Dies Bild klärt uns das Glück auf, welches in unsern Tagen die Heftweise- und die Pfennigs-Literatur gemacht hat. Denn es ist, wenn auch nicht immer wohlfeile Literatur, die hier vertrieben wurde, doch bequem zahlbare, da sie sich nur in kleinen Raten merklich macht. Auch erfordert die Art, wie die Heftliteratur verbreitet werden muß, eine besondere Betriebsamkeit des Buchhändlers, welcher Tugend sich nur der Fleiß junger Leute zu unterziehen gewohnt ist. Die alten Firmen verbitten sich Zusendungen dieser Art; sie wollen vor Niemanden den Hut abnehmen und sich nicht so rühren, daß sie ihr Embonpoint verlieren könnten. Es leben die alten Firmen!

Die löblichen Herren Buchhandler erlebten in neueſter Zeit mancherlei Aufregung. Es erſchienen nämlich vor zwei Jahren plötzlich einige Artikel über die neue deutſche Buchhandlungs-Verfaſſung, von denen man eben ſo wenig wußte, von wo ſie kamen, wie man von der andern weiß, von wo ſie kommen wird. Der Widerſpruch dagegen war mannigfach. Zunächſt wollten die Autoren das Urrecht ihrer Bücher nicht aufgeben und erklärten, der Buchhandel wäre für ſie kein zünftiges Muß, ſondern eine erleichternde Gefälligkeit. Das größte Hinderniß des Entwurfes lag in ſeiner wunderlichen Verknüpfung der Zenſur mit dem Nachdruck. Zenſur iſt eine temporäre Maßregel, Nachdruck ein ewiges Unrecht. Wie konnte das Eine für das Andere verpflichtend gemacht werden? Wie konnte man ſagen: ich ſchütze dich vor dem Diebſtahl, wenn du mich vor deinem Leichtſinne ſchützeſt? Eine aprioriſtiſche, erſchöpfende Geſetz-

gebung mußte selbst diejenigen Bücher vor dem Nachdruck sicher stellen, welche nicht, wie man zu verlangen schien, mit einem besonderen Stempel der Behörde versehen waren. Ich gebe zu, daß ein unzensirtes Buch unter diesen Umständen unrecht Gut gewesen wäre, aber das Gesetz kann beim Diebstahl nie fragen, unter welchem Titel das Eigenthum von dem Beraubten besessen wurde. Man sah diesen Widerspruch ein und seither verlautete Nichts wieder von dem Entwurfe.

Tiefer wurde der Buchhandel von der Errichtung der Leipziger Börse und der Herausgabe eines Wochenblattes ergriffen. Denn für den Geschäftsverkehr erfolgte daraus eine lobenswerthe Oeffentlichkeit. Der Buchhandel ist eine große Kette von gegenseitigen Verbindlichkeiten, wo eine die andere in ihren Reciprozitäten munter erhält. Man fühlte auch, wie wichtig die neuen Institutionen waren, und ließ Salbung

und Weihe über ſich kommen. Wie bieder ſprach ſich nicht zuweilen der alte Perthes aus! Der Grundſtein der Börſe wurde mit einer erhebenden Feierlichkeit gelegt; ja der Enthuſiasmus, daß nun Alles prompt bezahlen wolle, war ſo groß, daß die Buchhändler ſogar beſchloſſen, ſich lithographiren zu laſſen, auf daß ſie an einander einen ewigen Augenſpiegel nehmen könnten. Schon ſind mehrere Hefte der Galerie deutſcher Buchhändler erſchienen und laſſen ſich als ein würdiges Seitenſtück zu **Lavater's** Phyſiognomik betrachten.

---

Als ich zu Anfang des Jahres 1834 in Leipzig war, verſammelte eine neue Erſcheinung, die ſich täglich in der Grimmaiſchen Gaſſe des Nachmittags wiederholte, eine Menge neugieriger Zuſchauer. Man befindet ſich vor dem eleganten Gewölbe des Buchhändlers Boſſange père aus Paris.

Vor den steinernen Stiegen des Ladens hält ein kleines geschmackvolles Cabriolet, das mit einem großen geflochtenen Korbe, der an der hinteren Seite verschlossen werden kann, bedeckt ist. Ein Graukopf in Schuhen, mit blauem Frack und feiner Wäsche, in seiner aufrechten und gewandten Haltung den Franzosen verrathend, hält den eingeschirrten stampfenden Fuchs kurz am Zügel und beobachtet eine Menge junger Leute, die sich große Ballen gedruckten Papieres zureichen, um sie sorgfältig von hinten in den gelben Korb zu verpacken.

Das sind die neuen Numern des Pfennigmagazins! Ja das Pfennigmagazin hat sich Wagen und Pferde angeschafft, es fährt bei den Leipziger Commissionären vor, es erwartet, daß man herbeispringt, um es bequem heraus zu heben. Wagenlenker, Buchhalter, Handknechte, Lehrlinge umgeben das Cabriolet; Alles blickt freundlich, die

Hände werden mit Seligkeit gerieben, denn es handelt sich um Tausende von Exemplaren und um eben so viel Thaler.

Bossange père ist stolz auf seine Erfindung, man sagte mir, daß er sich oft mit Napoleon vergliche, weil er eine unzertrennliche Alliance zwischen Deutschland und Frankreich hervorgebracht hätte. La librairie en Allemagne — pflegt er zu sagen — n'était jusqu'alors qu'une chimaire; moi j'étais le premier à montrer ce que c'est que d'avoir une idée. Mon magazin etait une idée, mais une idée-vérité.

Der stolze Mann sagte nicht zu viel, denn es handelte sich um eine Wahrheit von 50,0000 Exemplaren, einen aufgehaltenen Banquerot, um eine glänzende Zukunft, um eine Wahrheit, welche sich Pferde und Wagen hatte anschaffen können.

Nachahmungen ertrug Herr Bossange mit Gleichmuth;

er wollte aus Papiermangel nach Karlsruhe ziehen, woselbst die Lumpen aus der Schweiz, aus Frankreich und aus ganz Süddeutschland zusammen kommen. In Sachsen, Böhmen und der Lausitz braucht man die Lumpen, um sich darein zu kleiden.

In England hat sich bereits gegen die Pfenniginduſtrie ein Widerſpruch erhoben, und wenn er bei uns ausbleiben ſollte, ſo liegt es in der Verſchiedenheit der deutſchen Verhältniſſe von den engliſchen. Denn iſt die Wohlfeilheit bei uns eine Neuerung? Unſere Literatur wurde niemals zu hohen Preiſen angeſchlagen, wir überſezten zu viel und drückten den Werth der Originale herab. Der Buchhandel hatte keine Geſeze, Anarchie und Verwirrung waren in dieſem republikaniſchen Induſtriezweig immer hergebracht. Wo haben wir ein ſichtbares Publikum, wo jene Autoren, deren Werke um jeden Preis geleſen würden?

Die ungeheuere in Deutſchland aufgeſtapelte Papiermaſſe gibt von ſelbſt ſchon den Eindruck einer gewiſſen Werthloſigkeit. Es iſt hergebracht bei uns, daß der beſte Fortgang eines Buches darin liegt, es ſo wohlfeil als möglich zu machen, Schulbücher z. B. ſchon halb wie Maculatur zu rechnen. Alſo konnte man nicht ſagen, daß die Preiſe der Literatur bedroht wären.

Etwas Anderes iſt es um die Gefahr, in welche die Autoren durch die Pfenniglitteratur zu kommen glauben. Sie ſagen ungefähr Folgendes: Der Inhalt dieſer neuen Literatur beſteht zum kleinſten Theile aus Originalartikeln, zum größten Theile aus Ueberſetzungen. Das iſt eine Literatur, welche durch die gedankenloſe Hand eines Ueberſetzers ſchnell hergeſtellt iſt und für deutſche Kunſt oder Gelehrſamkeit keine Reaction zurücklaßt. Und wird die Kauflust des Publikums in demſelben Augenblicke, wo ſie erregt iſt,

nicht ſchon wieder verſchleudert? Ja, das Publikum wird auf die Länge einſehen, daß eine Menge kleiner Geldſteuern zulezt gleichfalls eine große Summe bilden, und daß es ſein Vermögen an eine gehaltloſe, durch ihre Unbeholfenheit laſtige Literatur verſchwendet hat. Wenn es ſich um die Beförderung wahrhaft nüzlicher patriotiſcher Zwecke handelt, wird es nicht dafur kälter werden? Auch ſind wir Dichter; wir bedürfen eine im Publikum leicht erregte Phantaſie; aber bei dieſen regellos zuſammen geworfenen realiſtiſchen Curioſitäten erkaltet die Phantaſie, und Leiſtungen, die ſowohl die Einbildungskraft angenehm beſchäftigen, wie das moraliſche Gefuhl veredeln, werden keine Theilnahme mehr finden.

Wir geſtehen dieſen Klagen nur eine halbe Wahrheit zu; denn ſie halten ſich auf einer oberflächlichen Anſicht der Verhältniſſe und greifen der Zukunft vor, die vielleicht

andere Folgen des ſcheinbar einreißenden Verderbens aufweiſen dürfte. Die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe iſt zwar beſchämend, wenn man bedenkt, daß plötzlich die Sucht, ſich unterrichten zu wollen, über Völker gekommen iſt, welche ſich für die gebildetſten der Erde halten; aber die Kenntniſſe fehlen und Thatſachen der Geſchichte, des Völkerlebens und der Natur können nun auf eine wohlfeile Weiſe ſchnell erworben werden. Das Prinzip unſerer Zeit iſt der Egoismus der Induſtrie, die Völker bedürfen einer populären Aufklärung über ihre Vortheile, und Niemand mehr als die Deutſchen, für welche durch den jüngſt abgeſchloſſenen Zollverband der Wetteifer mit der engliſchen Gewerbsthätigkeit eine Lebensfrage geworden iſt. Ueber die Vereinfachung der Gewerbe, über die Benutzung phyſikaliſcher, chemiſcher und namentlich mechaniſcher Kräfte und Geſetze zu ſeinen induſtriellen Arbeiten iſt Deutſchland viel

zu wenig unterrichtet, ja es fehlt ſelbſt an vielen Orten die Bekanntſchaft damit, wie man Localbegünſtigungen, z. B. Steinkohlen- und Torflager in das Intereſſe ſeines Gewerbes ziehen kann. Es iſt zu beklagen, daß das einzige unter den deutſchen Pfennigblättern, welches eine Beſtimmung dieſer Art in ſeinen Plan aufgenommen hatte, das Nationalmagazin, zu erſcheinen aufhörte; aber die Uebrigen hätten einſehen ſollen, daß man, um die Theilnahme des Publikums fortdauernd zu behalten, ſich dieſem Beiſpiele anſchließen mußte. Es hätten deutſche Gewerbsverſtändige, Kenner des heimiſchen Bodens, Fabrikanten, welche weniger Theoretiker als Routiniers in ihrem Fache ſind, in das Intereſſe gezogen werden müſſen. Doch ſcheint es, als wolle man ſich durch eine ſolche Behandlung dieſer populären Literatur die Anerkennung der Nation nicht verdienen. Man zieht vor, kleine Holzſchnitte zu geben, wie der Caſuar ſeine

Eier legt und die Nordpolbewohner mit Hunden Schlitten fahren; man rechnet auf die Kinder und kauft die Blätter nur im Intereſſe der Erziehung.

Nichts deſto weniger iſt es unwahr, daß durch die Pfennigliteratur die Kauflust verſchleudert wird; denn man ſehe ſich nur um! Wer ſind denn die Kaufenden? Leute, die den Buchhändler ſonſt nur um Rochow's Schulfreund oder den kleinen Katechismus anſprachen, Leute, die ſich noch Nichts gekauft hatten, als kurz nach ihrer Verheirathung ein Geſangbuch. Wenn dieſe guten Leute, durch die großen Plakatbogen gelockt, in den Laden treten und es nach langer Verlegenheit endlich herausbringen, daß ſie 111 Pfennige an das erſte Quartal des Pfennigmagazins ſetzen wollen, wo iſt da eine Verſchleuderung? Liegt nicht in dieſer ſimplen Pränumeration eine hübſche Anerkennung des Druck- und Bücherweſens? Das iſt es; durch die

verſchrieene Neuerung wurde dem Buchhandel eine ganz neue Klaſſe von Käufern und Intereſſenten gewonnen, zuverläſſige, ehrliche Leute, die pünktlich mit ihren Sparpfennigen erſcheinen, tüchtige und geſunde, die der Buchhändler leicht für ein gemeinnütziges Unternehmen gewinnen kann. Und wenn dieſe neue Handelsverbindung auch jährlich höchſtens nur mit ſechs bis acht Thalern erſcheint, ſo erſcheint ſie doch in Maſſe und muß ſich täglich vermehren; denn Kauflust ſteckt an und beſchamt, und wenn ein Rekrut des Bücherkaufs wohl gar bemittelt iſt, ſo wird er bald in die Reihen der alten Intereſſenten eintreten.

Soll man es ſagen, ſo handelt es ſich nur darum, daß der Buchhandel eine neue Phyſiognomie angenommen hat. Die Art des Verkaufes iſt neu geworden. In Frankreich werden **Thiers, Mignet, Guizot, Cuvier** heftweiſe

aufgelegt; denn in dieſer Form ſind ſie ſchnell geleſen und, wie man ſich überredet, wohlfeil, ſie ſind bequem verbreitet durch Colporteurs, welche ſich in größeren Städten bald als ambulante Buchläden organiſiren. Auch in Deutſchland beſitzen wir ſchon einige ausgezeichnete Schriften, die ihre Verbreitung auf genanntem Wege gefunden haben, und um aller Theile, der Kaufenden, Schreibenden und Verlegenden willen iſt es zu wünſchen, daß wir noch mehrere Werke dieſer Art entſtehen ſehen. Pfennigliteratur iſt ein Auswuchs, eine luxurirende Conſequenz dieſer Art des Buchhandels, und kann als eine Garantie betrachtet werden, welche uns den Beſtand der lezteren ſichert. Namentlich zeigt ſie, daß auch die Zeitſchriften einen ähnlichen Weg nehmen müſſen, denn aus welchem Umſtand anders erklärte ſich die auffallend geringe Zahl von Abnehmern deutſcher Journale, als daß unſere Journale jezt nur noch für Zirkel und

Geſellſchaften und nicht mehr für den Privatmann exiſtiren? Wenn man das Zerblättern in zahlloſe Numern aufhöbe, den Inhalt in Hefte bände, dieſe zwei-, drei-, viermal im Monat verſendete und es den Abnehmern überließe, ob ſie für das Ganze oder für jede einzelne Lieferung bezahlen wollten, ſo würde man einen ganz neuen Aufſchwung des Journalbetriebs wahrnehmen.

Die Abſtumpfung für Belletriſtik durch die Pfennigliteratur iſt keine ungegründete Beſorgniß; doch müſſen wir ſie in einem anderen Lichte ſehen. Das Genie kann hier nur Vortheile, keine Nachtheile haben; denn ſchon ſeit Jahren kämpft die Kritik vergebens gegen die belletriſtiſche Ueberflutung. Es muß endlich ſo weit kommen, daß ſich die Literatur ſelbſt zu helfen ſucht, und ſie hilft ſich, faſt möchte man ſagen, homöopathiſch: gegen Schriften, welche keinen Pfennig werth ſind, durch ſolche, welche in der That

nur einen Pfennig koſten. Was muß geſchehen, wenn die Pfennigliteratur kein Papier mehr finden kann. Die alten Bücherlager müſſen ausgeräumt und die 1000 ſchlechten Fabrikate der früheren Ueberſchwemmung über Bord in die Papiermühle geworfen werden. Mit ruhigem Auge wollen wir dieſer Procedur zuſehen; unſere Literatur will ſich conſolidiren und kann es nicht anders, als daß ſie in der Gährung den Bodenſatz der ſchlechten Maſſe von ſich ſtößt und ſich nur mit einigen trefflichen Namen und Schriften auf der Höhe zu erhalten ſucht. Früher mußte der geniale Autor mit den Produkten ſeichter Phantaſterei concurriren, und wenn er es jezt mit Bildern und Pfennigmagazinen muß, ſo kann man wohl ſagen, daß man ſich eher eines Gegners, als eines zweifelhaften Freundes erwehrt. Bei einer Nation, die von je her für Das, was neu, originell und Epoche machend iſt,

wenn auch keine bereitwillige Vorliebe, aber doch immer eine kluge Ahnung gehabt hat, kann das Genie mitten unter den Papierfluten der literariſchen Fabrikation um eine Anerkennung unbekümmert bleiben.

# Kritik.

In einer gesunden Literatur hat die Kritik kein Uebergewicht, denn richtig angewandt ist die Kritik Heilkunst, und selbst das größte Experiment der Medizin wiegt keine Nacht auf, die man auf einem harten Lager ohne Träume gesund verschläft.

Gute Kritik ist Ausdruck der Mittelmäßigkeit, Durchschnittsmeinung der Denkenden unter einer Nation, sie muß das Niveau bilden über und unter den einseitigen Urtheilen.

Ein ächter Kritiker muß zuviel Geiſt haben, um das Ordinäre zu lieben, aber auch zu ſehr Skeptiker ſein, um dem Genie in allen ſeinen Himmel- und Höllenfahrten zu folgen. Seine Frau ſeufzt über einige kleine geniale Anflüge, welche ihn zuweilen ergreifen, die aber den Kindern zu gute kommen, da ſie auf deren Phantaſie wirken. Er iſt gewiſſenhaft, ſtreng, doch hat er zuweilen den Muth, ſelbſt über ſeinen Pedantismus zu lachen. Studien hat er gemacht, das läßt ſich nicht läugnen, voll Gründlichkeit, und niemals würde er in Fächer, welche nicht die ſeinen ſind, hineinpfuſchen; aber ſelbſt in Dem, was ihm zu Gebote ſteht, unterläßt er, ſich mit eigener Schöpferkraft zu verſuchen. Er wird euch immer ſagen, daß er die Menſchen den Büchern vorziehe, und doch häufen ſich dieſe bei ihm zu Bibliotheken an. Jede neue Erſcheinung ergreift er haſtig, und iſt ſie unter ſeinen Händen, ſo macht ſie ihn kalt. Er

liebt das freie Feld, den Wald, Alles was Dichter lieben; doch producirt er ſelber nicht, ſondern denkt nur, wie es der Dichter jezt in ſeiner Lage machen würde. Er hat ein Magazin von Ideen angelegt, verarbeitet auch Einiges, was brav gelingt, ihm aber kein Vergnügen macht. Ein guter Kritiker iſt phlegmatiſch, nicht ohne Witz, jedenfalls ein vortrefflicher Mann, mit dem man eine Stunde redet, und für ein halbes Jahr genug hat, darüber nachzudenken.

Das Vaterland der ächten Kritik iſt England, hier wird ſie wie eine Zunft getrieben, hat ihre Symbole, ihre Gebräuche, ihre Handgriffe, und muß erlernt werden. Die Vorſchule der engliſchen Kritik iſt die Schule ſelbſt, und um urtheilen zu können, muß man von unten auf, von der Pike an gedient haben. Der Kritiker würde praktiziren, wenn er nicht träge, originell wäre und ſchriftſtelleriſche Anlage beſäße. Er würde Bücher ſchreiben, wenn ſeine Kenntniſſe

ein wenig ſyſtematiſcher wären. So werden die engliſchen Kritiker, wenn auch die Plage des Genies, doch nicht ſelten auch die Nemeſis der Arroganz und die Furie der Dummheit. Extravagantes belächeln ſie, weil ſie es an ſich ſelbſt ſchon kennen gelernt haben, ſie widerſprechen der Poeſie, weil die Proſa von der Natur eine Macht bekommen hat, die nicht umgangen werden kann. Ein engliſcher Kritiker iſt ohne Eitelkeit, er tritt ſein Leben lang nicht aus der Anonymität hervor, und macht aus ſeinem Geſchäft eine Profeſſion.

In Deutſchland hat die Kritik eine ganz andere Miſſion übernommen; unſere literariſche Revolution wurde durch ſie eingeleitet. Kritiſche Würgengel und Valkyren ſtürmten über die Literatur der Reſtaurationsperiode her und befreiten uns von einer Vergangenheit, die uns um allen Fortſchritt betrügen zu wollen ſchien. Wir ſahen, wie ſich unſere

Literatur einer wollüstigen Tendenz der Vernichtung hingab, wie ein unwiderstehlicher Trieb des Verfallens, ein blasser Instinkt des Todes sich unserer vornehmsten Geister bemächtigt und sich Denen mitgetheilt hatte, welche ohnedies nur Ephemere waren. Nach dem Sturz der romantischen Schule wurde die klassische Periode unserer Literatur, statt fortgesezt, angebetet. — Ein Andenken, welches lebenskräftig auf den Nachwuchs der Generation wirken sollte, verwandelte man in Marmor; mit den Büsten **Schiller** und **Göthe** begann eine Herrschaft, welche nicht weniger demüthigend ist, die Herrschaft des Ruhmes. Der Unterricht machte aus der nächstvergangenen deutschen Literatur eine abgeschlossene Thatsache für das Gedächtniß, unsere eigenen Väter fielen wie alte Helden schon dem **Plutarch** anheim und rückten in eine so nebelhafte, mythische Ferne, daß der vom Augenblick privilegirten Jugend Nichts zurück-

blieb als vor Unerreichbarem eine zitternde Andacht. Die Reſtaurationsperiode überlieferte uns einen Deſpotismus des Ruhmes, eine Religion Schiller und Göthe. Die Anbetung brachte die Nachbetung, die Nachbetung die Mittelmäßigkeit, die Mittelmäßigkeit den Plunder. Der Ruhm brachte die Beſcheidenheit, die Beſcheidenheit die Arroganz und die Arroganz hat Alles in Verwirrung gebracht. —

Wer in dieſen zu Grabe getragenen Zeiten Geiſt hatte, flüchtete ſich in die Kritik. Sie übernahm einen ununterbrochenen Feldzug gegen die Herrſchaft des Ruhmes und die Prahlerei des Elends. Sie ſtürzte das Götzenthum und zerrieb den Marmor, welcher auf das Genie ſo ſtörend wirkte. Sie deckte die Blößen der Nachahmung auf, und machte die Orgien der Mittelmäßigkeit lächerlich. Unbedingte Verneinung, nagte ſie an Allem. Die Situation machte, daß ſie um Ausdrücke nicht verlegen war, für

Gedankenfulle brauchte ſie nur Keckheit zu geben und hatte ſie keinen Geiſt, ſo machte ſie ſchon der Kontraſt witzig. Kreuzzüge werden am beſten von Bettlern gepredigt, und in dieſem Sinne war **Wolfgang Menzel** ein vortrefflicher Peter von Amiens. —

Das falſche Syſtem dieſes Mannes begann, als die erhizte Kritik nicht Ruhe haben wollte und, behangen von den Schädelguirlanden der Erſchlagenen, das verödete Feld der Literatur ſelbſt in Beſiz nehmen wollte. Die Kritik wurde eine Integration der Literatur, bekleidete ſich mit dem Scheine der Thatſache und wollte durch ſich ſelber Das erſezen, was ſie weggeräumt hatte; Urtheil und Meinung traten an die Stelle der Kunſt und für die poſitive Dichtung wurde eine zerbrockelnde und die Dinge auseinander ſchälende Reflexion empfohlen; das Publikum verdarb dabei, es hatte dieſem kritiſchen Verfahren für jedes Ding ein

Stichwort, eine Kategorie, einen Witz zu verdanken. Das öffentliche Urtheil wurde altklug, voller Eitelkeit, indifferent, und ein Zweifler ohne Grund. Man hatte so viel appellirt an die Natur, an die Familie, an die Nation, kurz an Dinge, welche Jedem ohne viel Nachdenken gleich bei der Hand sind, daß man überall auf Vorwitz und Bequemlichkeit stieß. Eine Strahlenbrechung von Patriotismus, Uebermuth und Oberflächlichkeit wurde ein kritisches Schiboleth, das anzutasten Existenz und Freiheit kostete. Wir sind hier an einer Stelle, wo die neuesten Thatsachen für sich selber sprechen. —

Ehe die weiter hier einschlagenden Tendenzen von uns erwähnt werden, möchten wir noch an die kürzlich erschienenen gesammelten Schriften von **Wilhelm Neumann** erinnern, denn sie führen uns noch weiter zurück als in die kritische Periode. Sie geben uns ein recht

lebhaftes Bild von Maximen und Manieren, die ſich ſchon ſeit einer längeren Reihe von Jahren in unſerer Literatur nicht mehr geltend zu machen im Stande ſind. Es ging lange Zeit eine dunkle Sage von jenen zum größten Theil anonym erſchienenen Verdammungsurtheilen moderner Entwickelungen; vielfach angefeindet, treten ſie jezt endlich mit offenem Viſiere hervor.

Man blickt in ein einſames Zimmer, wo ein hypochondriſcher reizbarer Gelehrter, äußerlich in Anſpruch genommen als Beamter des Staats, verpflichtet gegen ſeine Familie im Nebenzimmer, die zeitgenoſſiſche Literatur des Erwerbes und des Haſſes wegen verfolgt, jede Erſcheinung auf dieſem Felde ſeinen Privatleidenſchaften unterordnet und überall die Spuren eines einreißenden Barbarismus zu erblicken glaubt. Es iſt wahr, die Reſtaurationsperiode brachte nichts Außerordentliches hervor, ihr Journalismus war eine Miſere;

aber ein großer, nur vom Gedanken ergriffener Charakter hätte diese düsteren Eindrücke, welche wie der Alp so schwer auf Wilhelm Neumann's kritischen Arbeiten liegen, leicht verwischt. Wenn er auch nicht im Stande gewesen wäre, aus chaotischen Anfängen ein helleres und reicheres Ende zu ahnen, so würde er doch den Kampf gegen seine Zeit nicht mit der Krittelei, mit dem Lamento und Herzzerbrechen geführt haben, wie dieser Kritiker. Da ist in Allem, was er schrieb, Spionage, Verdächtigung, eine polizeiliche Grimasse, welche seine Worte barsch und frostig begleitet. Es liegt immer etwas Exclusives in Dem, was er sagt, und matt und verwelkt liegen diese Kritiken auf dem Sarge ihres verstorbenen Verfassers.

Wilhelm Neumann hatte schon deshalb für die Kritik keinen Beruf, weil er Autodidact war. Manner, welche sich mit Anstrengung auf einen Höhepunkt der

Wiſſenſchaft geſchwungen haben, welche auf Schulen und Univerſitäten nicht in den Strom mannichfacher verſchiedenartig ringender Talente gezogen wurden, haben keinen Blick für vielſeitige Entwicklung. Der Götzendienſt, welchen ſie mit den Urſachen ihres mühſam errungenen Wiſſens treiben, macht ſie fanatiſch, einſeitig, zähe und intolerant. Autodidacten werden immer gute Leſer, aber ſchlechte Kritiker ſein. —

Die romantiſche Schule hatte in Berlin Debatten veranlaßt, in welche **Wilhelm Neumann** hineingezogen wurde; Parteinehmend für **Tieck** und **Schlegel**, ſonettirte er, triolettirte, gerieth jedoch unter jenen Ballaſt ihrer Partei, zu welchem zum Beiſpiel **Wilhelm v. Schütz** gehörte. An einem Romane, Karl's Verſuche und Hinderniſſe, kann man das Witzige und Hübſche, welches er enthält, Niemanden zurechnen, weil zwei ſeiner Freunde

an deſſen Abfaſſung Theil genommen haben. Der Krieg, bürgerliche und Berufsverwickelungen trennten **W. Neumann** von den Muſen, zu denen er ſpäter wieder zurückkehrte. Man weiß dabei wahrlich nicht, ſoll man es rühmen oder beklagen, daß er es nicht als Autor, ſondern als Kritiker that.

Geſchmack und Sinn für Produktion, ohne die Fähigkeit derſelben, können immer einen guten Kritiker machen; **Neumann** würde Etwas in der Kritik geleiſtet haben, wenn er nicht die Halsſtarrigkeit des Autodidacten mit der Galle des Parteigängers vermiſcht hätte; ſeine Maßſtäbe ſind kleinlich, ja ſelbſt ſein Lob verräth den Autor, den die mißglückte Produktion reizt; er zergliedert nicht die Werke, welche ihm zur Beurtheilung vorliegen, ſondern die Autoren, er forſcht der Frage nach, die **Göthe** einmal beſungen hat: woher hat's der Dichter? woher haben **Wilhelm Müller,**

**Heine, K. E. Ebert** ihre Verse? Es sind oft gründliche Blicke, aber Coulissenblicke, deren Motiv Niemanden gefallen kann.

---

Die modernen Charakteristiken von **Heinrich Laube** sind Erweiterungen und Ausglättungen von Aufsätzen, welche anderthalb Jahre hindurch einer deutschen Zeitschrift viel Zulauf verschafften. Das reizende Negligee jener Kritik und Darstellung, die **Laube** zu einem sofort gesuchten Autor machten, jene liebenswürdige Vernachlässigung, welche so viele Triumphe davon trug, hat sich hier in einer sehr berechneten und sorgfältigen Toilette gesammelt und herausgegeben. Sonst stiftete der Blick des dunkeln Auges Unheil an, ohne es zu wollen, jezt ist er mit seiner Absicht auf seinen Gegenstand gerichtet. Der Styl, ehemals aufgeschürzt, nackt und in niedergetretenen Schuhen,

etwas ſchlotterhaft, tritt jezt ohne jene Launen auf, welche man vermeidet, wenn man das Bewußtſein ſeines Benehmens hat oder ſich in der Lage weiß, beobachtet zu werden. Der Zufall iſt jezt Plan, die Caprice Zuſammenhang geworden. Man ſieht den jungen Autor auf einer Stufe, die er früher ſelbſt nicht ahnte, die er aber erſteigen mußte, um ſeinem Rufe gerecht zu werden. Es iſt immer gut, wenn man ſich zuſammennimmt und der Achtung, die das Genie verdient, auch eine ſolide Grundlage zu geben ſucht.

Es wäre jedoch ein Verluſt, wenn **Laube** glauben ſollte, es wäre mit ihm zunächſt mehr gewonnen als eine Perſon, er ſollte über das Feuilleton nicht hinausgehen. Das Feuilleton iſt noch immer weit genug, **Lauben** für ſeine Grazien und Antitheſen Raum zu geben. — Die pedantiſche Miene, als wäre es ihr um die Wahrheit zu thun, ſteht nicht der flüchtigen Schönheit. Ordnende,

ſyſtematiſche, ſpeculative Momente tauchen in einem Gemüthe, deſſen gewöhnliche Stimmung die Heiterkeit iſt, ſelten auf, und dieſe Stimmung iſt es nicht, welche man haben muß, um **Hegel**, **Herbart** und ſo manche Frage der Wiſſenſchaft und der Hypochondrie zu beurtheilen. Ob **Herbart** gegen **Hegel** Etwas vermag, darüber fragt man ſchwerlich einen Schmetterling; ich rathe **Lauben**, ſich aus einem Gebiete zu entfernen, wo ihn die gelehrten Herren doch nur dulden werden, wenn er ihnen ſeine empfindſame Sprache, ſein beſcheidenes Herz und das ganze Feuer ſeiner Liebe und ſeines Haſſes leiht, um — ſie zu loben.

Um einen Beweis zu geben, wie lieb mir die Beſchäftigung mit dieſem Schriftſteller iſt, will ich einige Details dieſer Charakteriſtiken erwähnen.

Es iſt eine derjenigen Antipathieen, welche übel auf meine Nerven wirkt, wenn ich von Tendenzen höre, welche

in der Zeit liegen ſollen, und von denen ich fühle, daß ſie doch nur in uns ihren Grund haben. In der Moral iſt es hier ſo wie in der Aeſthetik. Wir ſind leicht geneigt, unſere eigenen Fehler dem Charakter der Zeit zuzuſchreiben, der wir angehören, und das Individuum durch das Jahrhundert zu entſchuldigen; dieſelbe Verwirrung herrſcht in unſeren Literaturgeſchichten. Stellt man die Individuen unter das Geſetz irgend einer ſchematiſirenden und rubrizirenden Nothwendigkeit, ſo muß die äſthetiſche Imputation verloren gehen. Ich will hier nur das Theater erwähnen; man kennt die Schwierigkeiten, welche aller Orten die Blüte des Schauſpiels verhindern. Oper, Intendanzen, die Schauſpieler ſelbſt ſtehen im Wege, denn auch dieſe werden, wenn ſie außerordentlich ſind, immer denken, in einem beſſeren Enſemble und mancherlei Nebendingen würde der Reform genug gethan. Ich denke, die Hinderniſſe ſcheinen unüber-

windlich, allein Andere ſagen, ſie ſeien nothwendig. Worin ſieht **Laube** dieſe Nothwendigkeit? In Madame Schröder Devrient, in der Oper. Doch ein einziger Poet ſtürzt dieſe Galanterie um, und die Erſcheinung des Genie's war noch niemals an die Bedingungen der Zeit geknüpft.

Viel Richtiges ſagt **Laube** über **Tieck.** Man kann dieſe Polemik gegen den lezten Reſt der claſſiſch-romantiſchen Periode nicht eifrig genug unterſtuzen, denn dies blinde Muſenpferd im alten Styl iſt nicht nur beſonders ſtörriſch und ſchlägt mit den Füßen aus, ſondern wird auch noch immer von einer Tendenz geſattelt, die wir bekämpfen, und die ihn als eine poetiſche Incarnation und Gottheit verehrt. Nun ſollte es aber einen Punkt geben, wo man bei dieſer Polemik inne hält. Man ſollte das Prinzip des Verſtandes, welches ja **Laube** ſelbſt als das Cerebrum dieſer quaſi-poetiſchen Erſcheinung erkennt, feſthalten und

davon die Conſequenzen ziehen. Eine Conſequenz des Verſtandes aber iſt der Witz. Tieck's Poeſie iſt eine Pſeudo-Organiſation; aber Wer ihm den Witz abſtreitet, verſteht nicht zu lachen. Tieck iſt ein verzogener Schlummerkopf, der ſich drollig über die Menſchen moquirt. Er hat eine objective Komik, welche die menſchlichen Natürlichkeiten copirt, ein eigenthümliches holländiſches Genre, wo die Leute ohne Zwang auftreten in ihrer flanellenen Jacke, in ihren herunterhängenden Strümpfen und den niedergetretenen Hauspantoffeln, die uns immer lachen machen. Wie man auf dem Reſonanzboden eines Klaviers kleine Figuren durch Anſchlagen der Taſten ſpringen laſſen kann, ſo hüpfen auf unſerm Zwergfelle Clemens, Hornvilla, Semmelziege. Das ganze Intereſſe, welches der zerſetzenden und verneinenden Poeſie nicht genommen werden kann, haben die Novellen der ſpäteren Zeit, ſie wirken draſtiſch, wenn

ſie komiſche Situationen ſchildern. Dies Alles beſtreitet **Laube** mit einer Keckheit, die einzig iſt. Hat er eine Sache, für welche er ſpricht, ſo ſind Irrthümer dieſer Art Fehler, welche ſich nicht verbeſſern laſſen.

Die Diction **Heine's** iſt der Culminationspunkt der modernen Schreibart, ſie hat alle Vorzüge und alle Fehler derſelben. Ihr größter Fehler iſt wohl einer für den ſie ſelbſt nicht kann, nämlich der, daß ſie ſich nachahmen läßt. Dieſe feine muſiviſche Compoſition, dieſe drei-, viermal überbürſtete Einkleidung lächelnder Gedanken, dieſe, ſogar im Erhabenen noch immer beobachtete Beobachtung ihrer ſelbſt, könnte Methode werden, da ſie ordentlich ihre Regeln hat. Alles heimiſirt, Alles miſcht den Scherz in den Ernſt, ſezt die conkreten Bilder für abſtrakte Begriffe, gibt den Theil für das Ganze, und hat für das Erhabene eine eigenthümliche Verbindung der Sätze, die in einem gewiſſen

Fortſpinnen des Perioden durch träumeriſch-gedankenloſe Verbindungspartikel beſteht. Jeder, der heute ſchön ſchreiben will, muß einen Theil von **Heine** borgen, doch gibt es mancherlei Erlöſungen von dem Extreme dieſer Diction; ſie ſollte bei **Laube** in der Naivität liegen. Ich fürchte, daß ſeine Verſuche im **Göthe**'ſchen Style kein rechtes Gegenmittel ſind.

---

**Theodor Mundt** behauptet in den Schriften bunter Reihe, daß der Charakter unſerer gegenwärtigen Literaturperiode in einer ſo glänzenden Proſa liege, wie man ſie bisher in Deutſchland nicht gekannt hat. Dies iſt eine ſo gewiſſe Thatſache, daß wir nur gewünſcht hätten, **Mundt** hätte für ſeinen Satz glücklichere Exempel in jenem Buche angeführt. **Heine**, deſſen Meiſterſchaft er in dieſer Rückſicht beſtreiten will, bleibt der unübertroffene Matador

dieſer neuen Stylſchöpfungen, während die von **Mundt** genannten Namen, bei aller Achtung, welche ſie verdienen, doch noch jener verſchollenen Manier langer, ſchmachtender Perioden und jenem Style angehören, welchen man vorzugsweiſe den Hochwohlgebornen nennen könnte. Ich meine einen vorzüglichen Mann, Herrn **Varnhagen von Enſe.** Selbſt die Kunſt der Antitheſe iſt nicht der Vorzug dieſer neuen Proſa. Die Antitheſe iſt ſo oft der Tyrann des Gedankens.

Die alte Proſa war nur Ausdruck; ſie nahm die Sprache als das nächſte Hilfsmittel, in der rohen überlieferten Form, wie ſie die gebildete Wendun des Geſprächs oder der ſtereotype Ausdruck der Schrift obenhin ausgeprägt hatte. Sie ſtand noch nicht auf der Stufe der poetiſchen Intuition, welches die erſte der neuen Proſa iſt. Die Intuition hält die Sprache etwas von ſich zurück, weil

deren hergebrachte ordinäre Ausdrücke die Keuschheit des Gedankens verletzen, weil sie gewöhnlich um neue Anschauungen nur alte abgetragene Kleider, diesen Sprachplunder werfen kann, der leider nur zu oft von der Poesie gestohlen hat. Von der Herrschaft der Perioden, von den gothischen Verschlingungen, von den Regeln der alten Rhetorik, vom Numerus, Wortfall, und allen diesen vereinzelten Vorschriften, welche ihre richtige Seite haben, aber niemals absolut hätten vorgeschrieben werden sollen, wird sich die poetische Intuition zuerst völlig emanzipiren. Die Sprache geht auf den Naturzustand zurück, und sie folgt in größter Decenz und Bescheidenheit nur der Anschauung und dem Gedanken, welcher sich in dem Bereich der Finsterniß, des Lichtes, und der zwischen beiden tastenden Dummheit, Schritt für Schritt vorwärts seinen Weg bahnt. Leise schleicht der Ton der Rede dem sich fortwühlenden Maulwurf

des Gedankens nach; nirgends üppig, nirgends vorschnell, sondern wie ein Kind geleitet am Gängelbande der Intuition. Dies ist der unbeschreibliche Zauber unserer neuen Prosa. Denn Natur ist hier, was die größte Kunst scheint, Natur in ihrer Feierstunde, wo sie im ewigen Fluß der Selbsterzeugung in der Wonne des Schaffens dahinströmt.

Die zweite Stufe erhebt sich unmittelbar über die erste. Jezt ist die Intuition nicht mehr todt, sondern sie wird Energie und produzirt. Poetische Produktion waltet durch jene arabeskenartigen Gewinde unserer modernen Prosa, die so wunderlich und so verlockend sind, Produktion, welche dem Genius der Sprache zu Gute kommt. Ein Franzose wird erstaunen, wenn man ihm sagt, daß der Charakter der Deutschen etwas einsilbig sei. Wir sind an den Ausdruck gewohnt, aber dem Franzosen ist die Einsilbigkeit nur im alphabetischen Sinne geläufig. Er wird in der

Uebertragung des Figürlichen auf das Geiſtige ſchwelgen, und nicht die Zeit erwarten können, wo er öffentlich in Paris im Angeſicht der Akademie, der Autorität des Dictionnairs, und des Miniſteriums zum Trotz einmal zu ſagen wagt: Monsieur **Guizot** est un ministre monosyllabe! Zwar ſind in Deutſchland dieſe Figürlichkeiten ſchon zum großen Theile verwiſcht, aber doch kann man ſie wieder zu einer neuen ſtyliſtiſchen Schöpfung gleichſam aufſchraffiren. Von einer Bereicherung des Sprachſchatzes kann in dieſer Hinſicht wohl nicht geſprochen werden, wohl aber von dreiſten und glücklichen Griffen aus ſeiner unverſiegbaren Quelle.

Die Herrſchaft des Gedankens wird hier Alles entſcheiden, jenes Gedankens, den unſere Vorgänger von geſtern ſo ziemlich aus der Literatur hinausgeſchrieben haben. Man wollte, daß Alles Poeſie wäre, und gab

Verwaſchung, Waſſerfarbe, Paſtell, Schmetterlingsſtaub dafür aus. Die Operationen des neu entfeſſelten Nachdenkens jedoch werden uns auch eine neue Sprache ſchaffen.

# Charaktere und Tendenzen.

---

## Tieck.

Aus den Wirren unſerer Zeit will ſich **Tieck** wie einſt die Göttin der Gerechtigkeit erheben, als das eiſerne Zeitalter kam. Apoll, Parnaß, Hippokrene — mit ſolchen gepuderten Ausdrücken ſucht er das Intereſſe für die Poeſie zu erhalten, und ſelber glaubt er, auf dem Muſenberge als romantiſcher Apollo mit der Violine zu thronen. Er

gibt ſich die Miene, als wolle er aus der ledernen Zeit, deren Fragen um Wahrheit und Freiheit ihn ennuyren, Etwas retten, das wie Poeſie klingt, nämlich die Romantik, und Etwas, was in der That Poeſie iſt, nämlich **Göthe.**

**Tieck** beſaß vortreffliche Anlagen für das Luſtſpiel. Das Gemeine, die nackte Natürlichkeit der niedern Stände gab er mit drolliger Treue wieder; doch ein poſitiver, ſchaffender und zuſammenfügender Dichter war er niemals. In all ſeinem Dichten objectivirte er ſich ſelbſt, und läßt das Poetiſche gleichſam immer ſelber wünſchen, und darüber nachdenken, wie und ob es poetiſch wäre. Seine in wäſſerigen Reimen ausklingenden lyriſchen Gedichte ſind für die wahre Poeſie nur die Themata. Seine Mährchen ſind künſtliche Beiſpiele zur Theorie und Kritik des Wunderbaren. Ihre Geſtalten ſind verkörperte Elemente Deſſen, was im Mährchen der Kunſtrichter verlangt und gerne ſehen

mag; **Tieck's** Leistungen gehen mit einem Worte nur vom Enthusiasmus des dilettantischen Interesses aus. —

**Tieck** vermißt in unserer Zeit Etwas; vielleicht die blaue Blume der Romantik? den Nihilismus des Genusses? **Tieck** behauptet, daß man sich **Göthe'n** abwende; aber **Göthe** war ein Mann durch und durch; reell, sicher, taktfest, ein Feind der blauen Blume. **Göthe** läßt schon seinen Werther im Abendrothe auch von Blumen und Blüten reden, aber so daß er wie ein halber **Linné** die verschiedenen Gattungen der Gräser mit bewunderndem Auge prüft; **Tieck** falschmünzt **Göthe'n** zu einem Romantiker.

Der erste Beruf, über die Gegenwart und Zukunft der Literatur und des Lebens zu sprechen, müßte wohl darin liegen, daß man von den Gährungen auf diesem Gebiete einen richtigen Begriff hätte. **Tieck** sieht eine

Menge vereinzelter Elemente, die er aber nicht zu binden weiß. So sehr er die Alten kennt, und bis zum Ekel die Namen **Calderon's, Shakspeare's, Arioſt's,** deren Heiligkeit Niemand antaſtet, wiederholt, ſo ſind ihm die Zeitgenoſſen doch unverſtändlich. Er iſt ſo ſehr in ſeinem alten Anſchauungskreis gebannt, daß er glaubt, wenn der Liberalismus an die Kunſt dachte, ſo könnte er nur **Gottſcheden** Altäre bauen. Seine neueſte Novelle in der Urania miſcht in die Unkenntniß der Dinge ſogar einen böſen Willen, denn er bringt den Liberalismus, wenn früher in äſthetiſchen, ſo jezt in moraliſchen Mißcredit, und ſchließt ſich damit der Verfahrungsweiſe **Menzels** an, wo Phallusprieſter jezt plözlich von Moral zu ſprechen beginnen und von mancherlei Dingen krummgezogene Rücken die Andacht zum Kreuze vorſtellen wollen.

## Fürſt Pückler-Muskau.

In den Briefen eines Verſtorbenen lernten wir einen barocken Charakter kennen, in welchem ſich der Dandy mit dem Fuchsjäger vermählte. — Immer mehr aber tritt das Alter und die gute niederſchleſiſche Natur in dem Fürſten hervor; die Tumulte ſeiner Seele ſind beſchwichtigt, und noch mehr, es iſt nicht nur aus jener geſellſchaftlichen Anomalie, jenem originellen Anakoluth, das ſich Fürſt **Pückler** nannte, ein beſonnener Mann, ſondern ſogar ein bloßer Schriftſteller geworden. —

Ich kann nicht läugnen, daß mich weit mehr, als die Anekdoten und der Esprit des Fürſten, ſein hübſcher Anſtand, ſeine Achtung vor dem Publikum, ſeine Empfänglichkeit für Tages- und Jahrhundertsfragen intereſſiren. Welches iſt die höchſte Auszeichnung der Großen? Wenn ſie eine Bildung verrathen, deren **Mangel** doch Niemanden

bestimmen dürfte, ihnen anders zu begegnen, als sie es gewohnt sind. Ja die Nation war überrascht, als sie bei einem nicht einmal mediatisirten Fürsten für das Schöne und Wahre so viel Empfänglichkeit fand. Das spricht von der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, von der innern Verwaltung, Forst- und Jagdwissenschaft, vom Somnambulismus, von der Literatur und den schönen Künsten, und wir freuen uns, daß das Solide und Bürgerliche, das Alles, was wir nur mit unserm tabakräucherichen Munde und ahnenlosen Zähnen besprochen haben, doch bei so vornehmen Herren und Grundherren sich recht gediegen und grobkörnig hat aussprechen dürfen, daß die Kammerdiener angewiesen waren, nicht zu lachen, wenn sich das Edle und Schöne in's Feuer hineinredete und mit seinen linkischen Manieren eine Tasse vom Tische herunterwarf. Sollte man es glauben, die hohen Zirkel haben Alles

beachtet, die obscurſten Journale, die kleinſten Brochüren, kurz ſo viele unbedeutende kleine Dinge, die wir jezt zum erſtenmale aus den Schriften des Fürſten **Pückler** kennen lernen.

In Wahrheit hat ſich der Verſtorbene um die deutſche Literatur ein Verdienſt erworben. Er vermittelt, wenn auch nicht die Stände, doch die Intereſſen derſelben. Als ein geſchickter Parlamentär bringt er zwei Feldlager zur gegenſeitigen Verſtändigung. Bekränzt mit Seltſamkeiten, ein Füllhorn von Wundern, welche der Ariſtokratie neu ſind, von bürgerlichen Silenen und Chironten erzogen, tritt er wie der jugendliche Gott Phantaſus in die Salons. Er iſt wie ein aufgefundener Königsſohn, den eine Wölfin ſäugte, und Hirten zu ihren eigenen Kindern geſellten; der in ſo wildfremden Anſchauungen auflebte, daß ihm, zurückgekehrt zu ſeinen Eltern, die Liebkoſenden alles Unge-

hörige und der Etikette nicht Zusagende vergeben müssen. Ein Ambassadeur passirt bekanntlich an der Gränze zollfrei; aber es ist wohl schon geschehen, daß er in dem fremden Lande einen heimlichen Detailhandel verbotener heimischer Waaren etablirt, dessen polizeiliches Risico der Kammerdiener tragen muß. So treibt dieser Fürst einen Ideen-Schleichhandel zwischen den verschiedenen Ständen; er nimmt in die Audienzsäle die Heimchen und Grillen der Dachstube, oder läßt auch zuweilen eine recht revolutionäre Ratte unter die Beine der vornehmen Herren und Damen springen. Er komme nur! die Demokratie wird ihm Alles zeigen, was sich Heimliches in ihren Arsenälen vorfindet; denn das ist wahr, der Fürst besizt eine unverwüstliche Ehrlichkeit.

Er reitet noch immer den Adel als sein Steckenpferd; und recht traurig muß es doch mit der Aristokratie aussehen,

daß ein Standesherr, ein Pair über ſeine Leute ſo unglückliche Ausdrücke fallen läßt. Spricht er vom Landadel doch ſo, als ſäete dieſer nicht, und erntete nicht, und als reuete es unſern himmliſchen Vater endlich, ihn dennoch zu ernähren. Doch ſchwebt leider das Alles, was der Fürſt über die Reform des grundherrlichen und dabei durch und durch verhypothecirten Adels ſagt, in der Luft. Selten ſchreitet die Geſchichte auf dem Wege der Staatsweisheit fort, und läßt ſich machen wie ein Fabrikat, durch einen coup de main oder durch Aktienvereine. Der Fürſt ſcheint das Leztere zu beabſichtigen, einen neuen Ritterorden des jährlichen Einkommens. Er will eine allgemeine Deſtruktion des Adels, durch welche die Herren **von Müller, von Schultz, von Bauer, von Fiſcher, von Bürger**, um ihre Vorſchlagsſylbe, ihren ſocialen An- und Auftakt verkürzt werden, und dieſe Sylbe **von** nur dem Majorate zu Gute

kommen ſolle. Ein Feind des Adels wird ſagen: Gut, hier werden wir zwar noch Einige behalten, aber doch die Meiſten los werden. Ich aber möchte hinzufugen, daß man den Adel am beſten reformirte, wenn man die Sylbe von aller Welt zugeſtände, ſo daß wir Nichts als Herren von Michel, Herren von Schaaf, Herren von Kopf und ſo weiter hätten; dann könnte ſich der Adel durch Dasjenige am Schlagendſten auszeichnen, wodurch er gerade ſeine beſondere Bevorzugung darthun will.

## Göthe, Uhland und Prometheus.

Der lezte Theil des **Göthe-Zelter**'ſchen Briefwechſels iſt nicht reich an Perſonalitäten, nach welchen man in den vertrauten Aeußerungen intereſſanter Männer ſo begierig iſt. Doch überraſcht es, die Unſterblichkeit von Weimar an

vielen Stellen gegen die ihr ſyſtematiſch dargebrachten Huldigungen kalt und zurückhaltend zu finden, weil es Göthe'n ſchwer ankam, für ſeine Enthuſiaſten, oder wie man zu ſagen pflegt, für ſeine Juden überall gut zu ſagen. **Merlin** bleibt ein Zauberer, der ſich nicht gefangen gibt. Selbſt bei **Hegel's** und ſeiner Schüler Anbetung beſcheidet er ſich ſtill und kalt, daß er den Meiſter nicht verſtehen könne.

Noch merkwürdiger als dieſe Geſtändniſſe bleibt eine Stelle, welche **Göthe** am 4. Oktober 1831 ſchrieb. Er macht darin gegen den jezt verrauchten würtembergiſchen Göthoklasmus einen Geſtus, den man in Stuttgart und Tübingen nicht erwartet hatte, in Städten, wo man darüber weinte, daß der 83jährige **Göthe** viel zu früh für die Literatur geſtorben ſei. Wir meinen folgende Aeußerung: „Von den modernſten deutſchen Dichtern kommt mir

Wunderliches zu: Gedichte von **Guſtav Pfizer** wurden mir dieſer Tage zugeſchickt; ich las hie und da in dem halb aufgeſchnittenen Bändchen. Der Dichter ſcheint mir ein wirkliches Talent zu haben, und auch ein guter Menſch zu ſein. Aber es war mir im Leſen gleich ſo armſelig zu Muth, und ich legte das Büchlein eilig weg, da man ſich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen ſtrengſtens hüten ſoll. Das Werklein iſt an **Uhland** dedizirt, und aus der Region, worin dieſer waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menſchengeſchick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch dieſe Produktion nicht ſchelten, aber nicht wieder hineinſehen. Wunderſam iſt es, wie ſich dieſe Herrlein einen gewiſſen ſittig-religiös-poetiſchen Bettlermantel ſo geſchickt umzuſchlagen wiſſen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man dieſen Mangel für eine poetiſche Intention halten muß.

Ich leg' es bei der nächſten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hauſe ſchaffe."

Es konnte darum für die ſchwäbiſche Lyrik nichts Betrübenderes geſagt werden; denn dieſe kleine beſcheidene, vom Tagesgewühl umrauſchte Schule, dieſe Gutherzigen, welche in ihrem Gott vergnügt ſind, wenn ſie einen Maikäfer, ein Bienchen, die Fliege an der Wand und ſich beſungen haben, hatten Alle im Stillen einen lautloſen Cultus für **Göthe**, der ihnen im Grunde ihres Herzens mehr war, als die Politik, **Schiller** und ſein Album. Dieſer fromme Enthuſiasmus iſt durch jene denkwürdige Aeußerung recht ſchnöde paralyſirt, um ſo mehr, da ihre Unverſtändlichkeit ſo Vieles darin finden läßt. Die Veranlaſſung jener Worte betreffend, ſo kann Niemand die Wahrheit des **Göthe**'ſchen Urtheils über eines jungen Anfängers erſte Verſuche in Zweifel ſtellen. Etwas für die ganze ſchwäbiſche

Lyrik Bezeichnendes drückt **Göthe** schon dadurch aus, daß er den sich empfehlenden Dichter einen guten Menschen nennt. **Gustav Pfizer** besitzt ein durch Reflexion sehr weitläufiges Talent. **Schiller's** gebildete Sprache ist es, die für ihn dichtet und denkt; seine Poesie ist nicht schöpferisch, sondern darstellend, er gibt uns spröde und faserige Gegenstände nett und im Goldschnitt zurück; sein Dichten und Denken ist eine Mischung von Griechenthum und Protestantismus; selten ist Etwas, das er gibt, aus dem tiefsten Borne der Unmittelbarkeit geschöpft, sondern Ideen, Interessen, Bilder beherrschen ihn und beschäftigen seine dichterische Reflexion, welche erträglich wäre, wenn sie, wie oft bei **Rückert** und **Uhland**, sich wenigstens als Witz und Epigramm äußern konnte.

Wenn **Göthe Uhland** da tadelt, wo er ihm am verwandtesten ist, so hat er über ihn gewiß eine Ungerechtigkeit

geſagt. Für die Gattung, für das Lied und die Bal
lade, hat **Uhland** Unvergängliches geleiſtet. Iſt es wahr
daß das lyriſche Gedicht einen begränzenden Rahmen haben
ſoll, der den Gedanken ſo zuſammentreibt, daß er ihn au
einen Moment verkörpert, ſo iſt **Uhland's** Lyrik noch ge
ſtaltender als **Göthe's.** Jedes Gedicht muß aus zwe
Theilen beſtehen, aus einem ſichtbaren Gerüſte und au
einem Nachklange, der ſo mächtig iſt, daß er den Höre
zwingt, ein zweites Gedicht, die Erklärung eines Geſehene
oder Gehörten, in ſich nachzuſchaffen. Oft liegt das wahr
Gedicht gänzlich außerhalb des Wortes, und man muß e
gleichſam erſt machen, wenn man die anregenden Wort
vernommen hat. Bei der Einfachheit der **Uhland**'ſche
Muſe verpuffen ſeine Verſe ſelten, beſonders niemals i
der Ballade, deren lyriſche Auffaſſung, deren einfache Frag
und Antwortsform die Hörer zwingt, das eigentliche Gedic

erſt ſelbſt zu machen, ſo daß man einen Augenblick das Buch zuſchlägt und nicht genießt, ſondern ergänzt und thätig iſt.

**Göthe**, die politiſchen Lieder verfluchend, konnte **Uhland's** patriotiſche Verdienſte nicht würdigen. Dem alten Herrn, der in ſeiner Jugend wahrlich keine Aufforderung gefunden hatte, ſich um die Miſere ſeiner Geſchichte zu bekümmern, und der auch ſpäter nicht die Ereigniſſe im Zuſammenhange ſah, mag dies hingehen. Die Ungerechtigkeit, ſeiner Poeſie Etwas nachtragen zu wollen, was auf Rechnung ſeines Charakters kommt, vergrößert ſich in Bezug auf **Uhland** um ſo mehr, da deſſen Thätigkeit in politiſcher Rückſicht nur für Würtemberg von Werth ſein kann, und auch dort von einſichtsvollen Leuten, welche erſtaunen, wie man einer veralteten ſtändiſchen Verfaſſung vor einer neuen repräſentativen den Vorzug geben konnte, beſtritten wird.

Uhland's Verdienste sind generelle, in Beziehung auf das Lied und die Ballade.

Allein es wäre ein Unglück, sollte die schwäbische Lyrik zur Mode werden. Diese Dichtkunst ist so beschränkt auf ihre Thäler; so einheimisch, ruhig und glückselig ersteigt sie ihre kleinen Berge. Von Spaziergängen keine neuen Gleichnisse mitzubringen, ist für sie Weltschmerz. Wenn sie von Nachtigallen und Maikäfern singen, so wollen wir freilich keine Vandalen und unempfindlich sein, im Uebrigen aber sind sie mit den äußeren Dingen versöhnt, und Göthe hat wohl recht, zu sagen, daß in diesen kleinen Combinationen und Bilderchen weder etwas Aufregendes, Tüchtiges, noch Menschengeschick Bezwingendes liegt. Er hat Recht, es ist ein sittig-religios-poetischer Bettlermantel, der die Blößen dieser Menschen bedeckt, ein gewisses Sichhaben und Thun, welches der Mittelmäßigkeit und dem Phlegma als Rückhalt

dient; man ſieht genug Gelbveigelein und Sternblümchen, aber nirgends Palmen oder Lotos, genug Haberrohre und Holderblatter, auf denen gepfiffen wird, nirgends Weiden und an ihnen aufgehängte Harfen. Wo iſt Prometheus? Wo der Gott, der euch zu Boden wirft, daß ihr Thränen der Verzweiflung weint? **Göthe** hatte die Welt überwunden; er hatte, mit **Aeſchylus** geſprochen, Menſchengeſchick bezwungen, hatte die Ewigkeit, konnte Vieles geben, und beſaß doch immer noch Alles. Er, der ſich ſelbſt gefunden, Welt und Geſchichte in ſich unterdrückt und einem Volke, welches täglich Titanen-Tragödien erlebte, dennoch aus ſeinen eigenen Mitteln noch Großes und Neues geben konnte, **Göthe** läugnet es. Er ſagt, dem Bettler habt ihr ſeine Lumpen geſtohlen, euren Glauben dem Taufſcheine, der Gewohnheit eure Sitte, dem Herkommen eure Grundſätze, fremder Poeſie eure eigene. Was habt ihr? Abend-

ſonnenſpaziergänge, gemüthliche Stimmungen, ihr ſpinnet poetiſche Sommerfäden, lehnt euch an Das, was eure Partei anerkennt, wo iſt Prometheus?

Ich werde **Uhlands** unendliche Verdienſte um die Gattung anzuerkennen niemals zögern, doch hielt ich **Göthe's** Wort für zu wichtig, um nicht einen deutlicheren Commentar dazu zu geben.

---

## Gans und die Doktrinäre.

Die Freiheit gleicht einer mannbaren Schönheit, um deren Gunſt die verſchiedenſten Titel und Anſprüche buhlen. Die, welche ſie für eine reiche Erbin halten, ſind vielleicht die Genügſamſten; denn ſie glauben wenigſtens keine primitiven Rechte auf ihre Hand zu haben. Anders Diejenigen, welche ihre Bewerbungen in der idealen Sphäre halten.

Hier ſoll das Verſchiedenartigſte zu demſelben Ziele führen. Der Eine entwickelt ſeine Vergangenheit, ſeine Wiegenträume, und ein gewiſſes ungewiſſes Sehnen, das ihn nothwendig zu den Füßen dieſer Göttin gezogen. Der Andere hat Plane für die Zukunft, Abſtraktionen und Hoffnungen, welche ohnehin ſich nur halb erfüllen würden. Der Eine beruft ſich auf die Seelenverwandtſchaft, auf **Schiller**, auf den Mond; der Andere auf dieſelbe Verwandſchaft, aber auf **Göthe** und auf die Sonne. Hier unterſtüzt ſich eine Werbung durch die Sentimentalität, durch eine Kirchhofsſcene, und das Auskramen ſeines guten Herzens: dort die andere durch Genialität, durch einen Abend in der Oper und durch die Prahlerei des Witzes. Und Jedem ſoll ſie Gehör ſchenken, Jeder hat ſie ſchon im Traume geſehen, Jedem fehlt blos ſie nur noch, und Jeder nimmt ſie in Anſpruch, um das Entgegengeſezteſte auszufüllen.

Es gibt aber auch eine ächt historische Schule, welche die Freiheit aus Instinkt liebt. Sie calculirt nicht, ob die Resultate ihrer Studien auf sie hinauskommen, sondern sie folgt einem uranfänglichen Zuge, einem lockenden Tone aus dem Walde. Freiheit ist bei ihr kein Resultat, sondern ein Prinzip, man kann die Liebe zu ihr nicht erlernen, sondern sie muß angeboren sein. Diese historische Schule betet die Freiheit an ohne Raffinerie, jugendlich vertraulich, und weiht sie ein in die Anomalien unserer Laune, die sie des Nachts mit uns zu theilen pflegt. Kurz, wir besitzen sie, wie Schauspieler bei einer Coulissenschönheit, wenn sie auch draußen noch so viel Anbeter zählt, doch immer das Recht der ersten Hand behalten und Das in einem Winkel der Requisitenkammer umsonst bekommen, was die Andern theuer erkaufen müssen.

Da ist die Doktrine! Ein Mann, ein gesetzter Mann,

der ſich vornimmt, im erſten Jahre ſeiner Anſtellung ſich ein Pferd zu kaufen, im zweiten ein Haus, und im dritten zu heirathen. Er hat ſchon vor mehreren Thüren angeklopft, Pallaſtthüren, Kirchthüren, und wurde abgewieſen, weil er einige Eigenſchaften beſizt, welche ihn beim Despotismus und der Orthodoxie allerdings nicht empfehlen können. Die Doktrine iſt ſtolz; es iſt ihr weder um den Thron, noch um den Altar, noch, ob ſie bei ihr gleich auf Freiersfüßen erſcheint, um die Freiheit zu thun. Wie ein gemachter Mann ſteht ſie vor der Göttin und wirbt für ſich gleichſam wie für einen Andern. Ihren ächten Jüngern erläßt die Freiheit wohl, daß ſie in die Kniee ſinken und anbeten, aber von Jedem, der als Renegat, Philoſoph, Hiſtoriker, kurz als Doktrinär zu ihr kommt, fodert ſie dieſe Huldigung. Doch läßt ſich der Mann nicht irre machen, er beginnt von ſeinem jüngſten Compendium,

citirt den ſiebenten Paragraph im achtzehnten Kapitel ſeines erſten Hauptſtücks über die kryptogamiſchen Pflanzen und geſteht, daß man ihn ohne die Freiheit nicht beweiſen könne; auch für die Bildung der Flözgebirge müſſe man von ihr Einiges entlehnen; die Münzkunde, der Punkt auf dem i und die Theorie des Vorſtellungsvermögens verlange, daß man ihr huldige. Und ſo ſteht denn die Doktrine da, triefend von Weisheit, verſchimmelt von Citaten, ein Foſſil der Gelehrſamkeit, und bietet der armen nackten und hilfloſen Freiheit ihre Terminologien, ihre Heiſcheſätze, ihre Subſubdiviſionen, kurz den ganzen doktrinären Plunder an, um ihre Blöße zu bedecken. Ach, die holde Göttin lacht dann ambroſiſch; die uneigennützigen Diener ruft ſie heran, um den Freiern abſchlägige Körbe zu flechten. Die Fenſter ihres Tempels werden aufgemacht, um die akademiſche Luft heraus zu laſſen; einige Raketen fliegen noch den traurigen

Rittern von La Mancha nach, die Muſik ſpielt auf und es beginnen die phrygiſchen Walzer, beginnt die poetiſche Carmagnole.

**Eduard Gans** kam oft in Verſuchung, in jenen doktrinären Heereszug einzutreten, weil er von Kategorien und Syſtematik nicht frei iſt. Aber in einem witzigen Kampfe mit dieſer Verſuchung liegt ſeine angeborne Natur, eine eifrige und glühende Individualität. Mit origineller Lebhaftigkeit hatte **Gans** ſeine Erziehung in ſich aufgenommen; er warf ſich auf das Studium der Rechte, ohne ſich auf die philologiſchen Galeeren des eingeriſſenen hiſtoriſchen und unfruchtbaren Textſtudiums ſchmieden zu laſſen. Ich will nicht ſagen, daß er es Andern überließ, die hiſtoriſchen Thatſachen des Rechts aus den Quellen zu beweiſen, und daß er nur als bequemes Reſultat fremder Nachtwachen übernommen hätte, was er ſpäter hegeliſch

miſchte und digerirte; doch hat er ſich durch das leztere Verfahren am ſprechendſten ausgezeichnet. Die **Hegel**'ſche Philoſophie machte ihm die Improviſation ſeines Syſtems leicht; ſein Syſtem iſt in der That nichts als ein neues Theilungs- und Anordnungs-Prinzip. Er ſchuf es ſich ohne viel Mühe, in der Oper, in muſikaliſchen Soireen, auf Reiſen. Wenn man bedenkt, daß in der **Hegel**'ſchen Philoſophie Form und Inhalt fortwährend Verſteckenſpielen, daß das Aeußerliche morgen in ihr ſchon das Innerliche iſt, und im Prozeß des Gedankens die Schale immer gleich wieder zum Kerne wird, ſo kann man ſich erklären wie **Gans** ein gründlicher Pandektiſt iſt, und zu gleicher Zeit über **China, Shakſpeare, Göthe, Tieck, Sophie Müller** und die **Sonntag** recht artige und methodiſche Studien veröffentlichen kann.

Die **Hegel**'ſche Philoſophie bringt es mit ſich, daß

**Gans** gegen eine dreifache falſche Anſicht der Geſchichte opponirt. Man kann dieſe drei Weiſen Rationalismus, Supernaturalismus und Myſticismus der Geſchichtſchreibung nennen.

Der Rationalismus iſt hier jene naive Zuſammenſetzung der Geſchichte aus einzelnen Fakten, welche, wenn ſie nur auf eine Jahreszahl ſtimmen, planlos unter einander liegen, und die ſich höchſtens wie bei **Schloſſer** zu einem ſogenannten pragmatiſchen Raiſonnement, oder wie bei **Johannes von Müller** zu einer Affektation hiſtoriſcher Kunſt erhebt. Der Supernaturalismus macht die Geſchichte zum Beweiſe einiger vorgefaßter Lieblingsideen, die bei Manchem mit Fanatismus, bei Anderen mit einem Anſtrich von Salbung und Andacht vorgetragen werden; Herr **von Raumer** liebt es, ſeinen Geſchichtsdarſtellungen Folien dieſer Art unterzulegen.

Der hiſtoriſche Myſticismus endlich wird durch die Reſtauration der Staatswiſſenſchaften, durch **Schlegel** und **Görres** bezeichnet, und mit Recht beklagt es **Gans**, daß ſich **Leo**, ein Parteigänger der **Hegel**'ſchen Schule, zum Schildträger eines **Haller** habe machen können.

Angel und Prüfſtein dieſer Oppoſition iſt bei **Gans** der Staat, in deſſen Begründung von ihm die äußerſte Linke des Möglichſten geleiſtet iſt. Mit Freuden ſieht man ſich ihn an großen Ereigniſſen erwärmen, an Sympathien, welche umfaſſender ſind, als ſeine Situation. **Raumer** iſt durch die laufende Geſchichte weit leichter ennuyrt. Sie muß ſich bei ihm gleich immer ſo ſtellen, daß man über ſie ein Raiſonnement beginnen oder aus einem zänkiſchen Prinzip der Rechthaberei ſie auch von der andern Seite anſehen kann. **Gans** iſt nicht ſo ſehr hiſtoriſcher Gourmand wie **Raumer**; er giebt ſich dem Ereig-

niſſe hin, und kann dafür eine dauernde Wärme empfinden. Weil **Raumer** ein politiſcher Mann iſt, der da weiß, daß der Lebende Recht hat, und die Zukunft in die Hände der Zukunft gegeben iſt, ſo unterhandelt er zuweilen mit der Generation und dem Neuen. **Gans** würde beiden mit mehr als drei viertel Seelen angehören, wenn ihn nicht die Formeln und Paragraphen ſeines privat- und ſtaatsrechtlichen Syſtemes an der freien, vom Inſtinkt geleiteten Bewegung hinderten. —

Die glänzendſte Seite des **Hegel**'ſchen Syſtems, welche die etymologiſche Dialektik und das Stehaufmännchen der Negation vergeſſen macht, iſt die Philoſophie der Geſchichte. Man kann ſagen, wenn auch **Hegel** noch im Grabe darüber erſchrickt, ſeine Geſchichtsanſicht war göttlich, frei, freudig, und evolutionär. — Und doch iſt, wenn das Leben ſpricht, der Augenblick, die That, wenn unſere Zeit

wimmert, wie ſie daliegt in den Wehen ihrer Geburt, iſt ſie die Klippe ihrer ſelbſt; denn da ſie Alles objectivirt, tödtet ſie den Entſchluß und erzeugt eine Apathie, welche in ſchwachen Gemüthern Feigheit werden kann. Die Hegel'ſche Conſtruktionsſucht erzeugt ein moraliſches, oder meinetwegen, ein politiſches Laſter, nämlich den Geſchichtsſupor. Bewundert den Schematismus der Begebenheiten, die Symmetrie in Dem, was war und iſt; aber in Dem, was ſein wird, reckt eure eigene Hand und werdet, ſtatt Kritiker, Schöpfer! Noch keine Philoſophie hat gewagt, ſolche Entnervung zu lehren, daß wir objectiv auch leben ſollen. Kurz, es wäre beſſer, weniger von der Zeit zu wiſſen, und mehr für ſie zu thun.

So iſt auch durch dies Syſtem des vorzeitigen Fixirens und Abſchließens Gauß beſtimmt worden, ſich einen unveränderlichen Maßſtab ſeiner Gedanken zu

halten, nämlich den Staat. Daß die Dinge erſt am Staate ihre Wahrheit haben, iſt einer von **Hegel**'s Ausdrücken, die für jede Rechtsverletzung als Entſchuldigung dienen können. Es kommt aus **Gans** Anſichten immer hervor, daß er, ich will dies nicht im phyſiologiſchen oder mechaniſchen Sinne ſagen, den Staat für ein Produkt hält, daß er ihm etwas Ganzes, Rundes, Abgeſchloſſenes, kurz ein Reſultat iſt. Aber Staat als Reſultat iſt immer Tyrannei, ſei es nun mit drei Roßſchweifen oder mit Volkstribüney. Staat als Reſultat macht eine Form der Exiſtenz abſolut, von welcher wir im Gegentheil hoffen, daß ſie nur vorübergehend iſt und ſich in irgend ein Niveau auflöſen muß. Ja, auch gänzlich davon abgeſehen, was die Zukunft bringen wird, ob Staat in der That die lezte Manifeſtation des ſocialen Bedürfniſſes iſt: ſo iſt ſelbſt der Staat von heute kein Produkt, ſondern etwas ſich Producirendes, Etwas,

das ſich erzeugt, ohne je ſichtbar, ja auch unſichtbar fertig zu werden. Man würde das Prinzip der drei getheilten Gewalten nicht angreifen, wenn man nicht den illuſoriſchen poetiſchen Stupor hätte, immer nur die runde Oſtenſibilität eines gefertigten Staates zu ſehen. Um das Recht der Perſönlichkeit zu beſchränken, benuzten alle ſtaatsrechtlichen Reſtaurateurs und Feudaliſten dies Zugeſtändniß, und machten uns zu organiſchen Staatsgliedern, willenloſen Vegetabilien und ſervilen Pflanzen. War der Menſch nicht früher als der Bürger? Sind die drei Gewalten nicht die Garantie, daß man die Entwicklung und den Fortſchritt der Menſchheit höher ſtellt, als einen Organismus, der den Einzelnen immer zum Sclaven macht? Doch verlieren wir nicht den Muth, verlieren wir nicht die Hoffnung, Gans wird ſich der illuſoriſchen Poeſien entwöhnen, und durch die zahlloſen Unregelmäßigkeiten, welche ſich täglich im

Leben der Volker finden, immer mehr aus dialektiſchen Schlingen erlöſ't werden.

---

## Heinrich Heine.

Schon ſeit langer Zeit vernahm man, daß ſich unſere nach Paris verflogene Nachtigall damit beſchäftige, deutſche Mehlwürmer aus dem Gebiete der Theologie und Weltweisheit zu verſpeiſen. Wie er es thut, ſieht man aus dem zweiten Theile ſeines Salons, welcher für Deutſchland viel Erinnerung, für Frankreich viel Belehrung enthält. Die darin mitgetheilten Urtheile uber deutſche wiſſenſchaftliche Zuſtände ſtanden zum großen Theil ſchon in franzöſiſchen Blättern abgedruckt. Aus der widerſpenſtigen Sprache des Auslandes, aus den Umgebungen der brillanten Revue-Literatur Frankreichs und ſchönſtem ſatinirten Palmenvelin,

überſezte er ſie jezt in unſer ehrliches gutes deutſches Druckpapier. Wenn auch **Heine** fühlt, daß in Paris Alles glänzender und parfümirter erſchien, ſo weht ihm doch ſüß die Heimat zu und der Sang des deutſchen Vogels. Er mag ſich in franzöſiſche Anſchauungen filtriren, ſo viel er will, es iſt doch ſein liebes packleinenes Deutſchland, das **Heine** nicht entbehren kann. Denn eine ganz deutſche Figur iſt er, ein Herz voll Schweizer-Sehnſucht, das ſich oft abſeiten ſtellen muß, um eine Thräne aus dem Auge zu drücken. Er ſpielt in Paris eine ſchiffbrüchige Rolle, um ſo mehr, als ihm ſein Verſuch, franzöſiſcher Schriftſteller zu werden, mißglückt iſt.

In der That hat **Heinrich Heine** daran gedacht, ſich neben **Voltaire, Racine** und **Rabelais** ſtellen zu wollen. Er ſpeculirte auf franzöſiſche Lorbeeren, auf einen Ruhm der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder

angetaſtet wird, wie in Deutſchland; **Heine** ſpeculirte auf die Akademie und das Pantheon. Aber dieſe durch Tragomane vermittelte Unterhandlung mißlang, denn **Heine** beſaß den ſchönen Stolz, ſich Frankreich gegenüber nicht zu verläugnen, ſondern in ſeiner ganzen Deutſchheit, ſeiner Bläſſe, ſeiner Melancholie, und den kleinen Gehäſſigkeiten, welche die deutſchen Schriftſteller dieſer Zeit charakteriſiren, als Dichter des Mondes und der Tanne in die Salons der jungen franzöſiſchen Literatur zu treten. Aber die ganze franzöſiſche Kritik, **St. Beuve, Chasles, Guſtave Planche, Loeve Weimars**, mit ihren Feuilletons mögen kommen; nie werden ſie begreifen können, was es heißt, wenn **Heine** lächelt. Dieſes deutſche **Heine**'ſche Lächeln, dieſe Miſchung von Nachtigallengeſang, harziger Waldluft, von verſteckter Satyre auf ganz verſteckte Menſchen, dieſe Miſchung von Scandal, Sentimentalität und

Weltgeschichte, Wer verstünde das in Frankreich, Wer kennt dort das Göttinger Hotel de Brühbach, die Hamburgische Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, die transcendentale Philosophie, die deutsche Kritik, und die Judengassen, Alles was man wissen muß, um **Heine** zu verstehen. Auch haben ihn die Franzosen gänzlich mißverstanden, und Niemand mehr, als der ihm vor Allen noch am verwandtesten war, **Jules Janin.**

Dieses journalistische Genie beurtheilte **Heine's** Reisebilder, und es kam jezt darauf an, was er über ihn sagen wurde. Es handelte sich um **Heine's** französisches Bürgerrecht, um eine Meisterschaft, die der deutschen Muttersprache entrissen werden sollte. Aber der heimatliche Genius verwirrte Frankreichs classischen Pastetenbäcker **J. Janin.** **Heine** wurde von ihm total mißverstanden. Denn nachdem

er Alles gelobt hatte, die Phantaſien von Neuberghauſen, Gumpelino, und die ſchönen Naturbeſchreibungen, und die kleinen vorübergehenden Romane, und von Nichts geſprochen hatte, als von Sterne, und wieder von Sterne, bleibt ihm plötzlich ſein Lob im Munde ſtecken, wo er auf **Heine's** Satyre kommt. Wozu — fragt der fremde Feuilletoniſt — wozu aber unter allen dieſen Roſen der ſatyriſche Stachel, ja die Pechfackel der Revolution? Wozu bei ſo vieler Grazie ſo viel Gift? Wozu der Aerger über deutſche Perücken? Wozu unter all den ſylphenhaften Scherzen die Miſere der Politik, unter Veilchen und Liebe der Moniteur? — Dies iſt der Tadel des Franzoſen! Dies Alles wundert ihn! Man ſieht, **Jules Janin** war nie auf der Göttinger Bibliothek, kennt weder **Heine'n**, noch die Reiſebilder, und hat mehr gethan, als ein Ruſſe; er hat einen Exilirten mißhandelt.

Wenn nun **Heine** noch zuweilen für die Franzosen *schreibt*, so thut er es, wie es Prediger gibt, welche vor **Parvenüköpfen** ihre Reden einstudiren. Er fingirt sich ein fremdes Publikum, das ihn nicht versteht. Alles, was er in den französischen Wind spricht, ist immer auf uns berechnet, denen er den Rücken zukehrt. Er weiß doch, daß hier in Deutschland die Ohren sich spitzen, und spricht deßhalb laut und vernehmlich, damit Alles jenseits des Rheines hübsch sein Echo finde. Und so kann man diese Urtheile **Heine's** über unsere Bekanntschaft mit Gott, Natur, Welt, eine Sammlung von Anzüglichkeiten nennen. Es ist Alles für Diesseits berechnet. Die Franzosen haben genug mit den Doktrinären, genug mit einem Menschen, der sterben will, mit **Talleyrand**, und genug mit einem Menschen, der nicht leben kann, mit **Sebastiani**, zu thun. Sie haben für **Heine** keine Zeit übrig.

Nun ſo komme denn zu uns zurück! **Heine** iſt uns wie ein Bruder, der auf die Wanderſchaft gezogen iſt, und nun er heimkehrt, umringen ihn die jüngern Geſchwiſter, die erfreuten Alten und die Nachbarn, und Alle vergleichen ſcharfſinnig, wie er war und inzwiſchen geworden iſt. Jedes freut ſich, eine alte Aehnlichkeit zu entdecken, und ruft entzückt aus: „Seht, die Gewohnheit hat er doch noch immer!“ Und ſo finden Alle Etwas, woran ſie ſich halten, und was ihnen Muth gibt, ihn zu kuſſen, obſchon er ſo Vieles angenommen hat, was blos ihr Erſtaunen rege macht. Der junge Gewanderte ſchreitet ſtolz im Dorfe einher und ſpricht mit vornehmem Ausdruck, und läßt eine lange tombakne Uhrkette am Leibe baumeln, und grüßt ſehr herablaſſend, und lächelt nur etwas fein, wenn er den Baum erblickt, von dem er einſt Aepfel ſtahl. Und wenn ihm Mädchen begegnen, ſeine Gespielinnen, die er früher

küßte, so lacht er höchst unterrichtet, höchst eingeweiht. Und diese ganze Comödie dauert acht Tage, oder doch nicht länger, als man braucht, um 284 Seiten des splendidesten Drucks über deutsche Philosophie und Theologie zu schreiben. Späterhin übermannen ihn die Erinnerungen; er wirft das steife Fischbein vom Halse und umwindet sich mit einem rothen geblümten Tuche der Freude, läßt bunte Bänder an seinem Hute flattern, und ist froh, im Walde die alten Plätze wiederzufinden, wo er einst saß, lyrische Querl schnitt aus Lerchenholz, und den Gesang des Buchfinken nachahmte auf einem Hollunderblatt.

**Heine** spricht in diesem Buche viel über den Pabst, Nirenglauben, über **Leibnitz, Rothschild, Kant,** Sein und Nichtsein, kurz über Illusionen und Irrthümer, von welchen man eine gute Meinung behält, je weniger man davon weiß. **Heine** weiß in der That recht viel, hält

aber auch deſto weniger davon. Seine Unbefangenheit nagt an den Katheedern. Es läßt ſich nicht läugnen, daß er auf ſogenannte heilige Gegenſtände ein mainächtliches Hexenkreuz ſchreibt, und daß er alten beruderten Autoritäten Eſel bohrt. Der ganzen Hiſtorie deutſcher Theologie und Philoſophie wird von ihm ſo aufgeſpielt, daß ſich die langen Schleppkleider zu drehen anfangen, die ſchweren Männer der Wiſſenſchaften Menuette tanzen, das hintere Ende der Perücke nach vorne ſetzen, die dreieckigen Hute auf ein Ohr, kurz es iſt drollige, faſchingsartige Phantasmagorie, welche hier aufgeführt wird. Es iſt zu bedauern, daß ſich **Heine** mit der äußern Geſchichte dieſer Dinge ſchon ermüden mußte, ſonſt hätten ihm die innern Thatſachen ſelbſt mannigfache Gelegenheiten zum Scherz gegeben. **Leibnitz's** Monaden müßten ſich ſehr humoriſtiſch entwickeln laſſen, **Kant's** Dinganſicht, **Fichte's** Conſequenzen, und die

Hegel'schen Purzelbäume der Negation erlauben eine sehr lebhafte und muntere Darstellung.

Man wolle doch nicht sagen, daß sich **Heine** mit der Revision der Offenbarung beschäftige, und daß es ihm darum zu thun sei, für die sogenannten socialen Fragen des Jahrhunderts und die Ungereimtheiten des Vater **Enfantin** seine Wirksamkeit auf's Spiel zu setzen! Für einen systematischen Kampf im Großen hat **Heine**, ich will nicht sagen zu wenig Ernst, sondern zu viel Vorurtheile, denn oft thut ihm leid, was er thut; es gibt noch immer gewisse Dinge in Staat, Religion, Sitte und Meinung des Volkes, für welche **Heine**, wenn auch nicht sterben, doch einige Tage lang unpaß sein könnte. **Heine** hat Furcht vor Dem, was noch nicht ist. Könnte die Republik nicht für ihn ihr blutiges Beil schärfen? Könnte eine neue Religion nicht symbolische Bücher erfinden, die

in keinem so schönen Style geschrieben wären als die Bibel?

— Bei unsern Zuständen, wie sie sind, befindet sich **Heine's** Muse wohl, wenn sie nur zuweilen die drohende Geberde annehmen darf, was sie sein konnte, wenn sie nur wollte. Ein ganz neues Colorit dieser Poesie wird, glaube ich, noch seine Sehnsucht nach Deutschland, und somit eine Consequenz dieses wunderbaren Menschen werden, welche ihn den deutschen Herzen nur noch immer näher bringen muß.

---

**Börne** hat **Heine'n** im Feuilleton des Reformateur bei mehr als der bloßen Partei angeklagt. Er appellirte an alle Diejenigen, welche sich ein Urtheil zutrauen, nicht an Die, welche zu seiner Meinung gehörten. Da konnte es nicht fehlen, daß er in der Verdammung **Heine's** einen auffallenden Anklang fand und damit ein zufälliges Resultat

erreichte. Nein, wir müssen Börne'n innerhalb seiner Partei zurückdrängen und das Gleichgewicht zwischen beiden wieder herstellen. Sollte dies Verfahren wie eine Rechtfertigung Heine's aussehen, so kann ich Nichts dafür.

Börne und Heine, beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem sie von der Freiheit träumen. Börne wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnsucht ein Uebermüthiger. Börne rettet das Uebrige, während er Eines aufgeben muß; Heine wirft Alles hin, er krankt an demselben Schmerze. Börne hält sich an Gott und gibt den Menschen auf. Heine klammert sich an die Menschen und scheidet sich von Gott. Börne will die moralische und religiöse Weltordnung kultiviren, bis wir in andern politischen Verhältnissen sind. Heine will, ehe wir nicht zu demselben Ziele sind, auch alles Uebrige preisgeben. Wer hat Recht? Thörichte Frage! Fragen soll

man nur: Wer iſt mäßiger? Auch das nicht. Wer iſt muthiger? Noch weniger dies: Wer iſt unglücklicher? Sie ſind es beide in gleichem Grade; nur darin unterſcheiden ſie ſich, daß der Eine ſeiner Sache nützlicher iſt, als der Andere.

**Börne**, dem der deutſche Adler an der Leber frißt, iſt kein Prometheus. **Heine** iſt es; denn **Heine** flucht den Göttern, wie **Prometheus**. **Börne** glaubt früher zu ſeinem Ziele kommen zu können, wie **Heine**; denn **Börne** läßt der Welt, was ſie hat, nur will er ihren politiſchen Zuſtand verändern. **Heine** will ihr noch den Glauben nehmen. Das iſt der Unterſchied: **Börne** hat nur Einen, **Heine** hat ſie Alle gegen ſich.

**Börne** leidet an einer Einſeitigkeit; **Heine** an einer Ungerechtigkeit. **Börne** glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. **Heine** rächt ſich gleichſam an den

Gärten, Beſitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm ſeine Tochter nicht geben will. Wenn Börne an ſeinem Ziele wäre, vielleicht würde er dann erſt die andern ſocialen Meinungen, welche nicht zur Politik gehören, angreifen. Wenn Heine es wäre, vielleicht würde er gegen Börne's Frivolität ſchreiben, vielleicht eingeſtehen, daß er fruher die Erde und den Himmel nur verwüſtet hätte, beinahe um zu ſagen: Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, ſo werde euch auch das Andere benommen!

Diesmal iſt es Börne, welcher Heine'n der Frivolität anklagt, aber es iſt ein großer Leichtſinn, das Jahrhundert nur auf die conſtitutionelle Frage zu reduziren. — Börne ſchneidet für unſere Zeit die Speculation ab, wenn er die theologiſche Debatte in die Vergangenheit verweiſ't, und von den Unterſuchungen über das Chriſtenthum wie

von einer antiquirten und verbrauchten Maxime spricht. **Börne** tödtet die Keime künstlerischer Ausbildung, mit deren Blute vielleicht die nächste Zukunft unseres Vaterlandes bedacht ist, wenn er eben so von den Bestrebungen, über die Schönheit neue Bestimmungen festzusetzen, geringschätzig redet. Es ist ein großer Despotismus, sich selbst zum Maßstabe der Zeit zu machen. **Börne's** Autorschaft, welche so abgerundet und vollendet, so zusammenhängend und einig vor uns steht, braucht freilich nur Consequenz, braucht nichts von den Fragen der Gegenwart. Es ist grausam, junge Autoren, die gewiß in ihrer Liebe zum Vaterlande unermüdet sind, nur auf jene isolirte politische Thätigkeit hinzuweisen, wo die Einseitigkeit der Grundsätze eben so sehr die Tendenz wie die Individualität ruinirt.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß **Heine's** unent-

wickelte Charakterbildung, vor allen Dingen aber die große Leere, welche ſelbſt in genialen Köpfen entſteht, wenn ſie in einer ſo vollen, concreten und überhäuften Zeit nichts thun, als von ihrem urſprünglichen ſubjectiven Kapitale leben, dieſen Autor zum Kampfe der Zeit im großen, tragiſchen Style ganz ungeſchickt macht. Möge jedes Wort, was **Börne** in dieſer Rückſicht geſagt hat, auf ein gutes Feld fallen und in **Heinen** nicht Groll, ſondern Entſchlüſſe hervorrufen! Im Uebrigen aber muß man ſich entſchieden gegen **Börne's** Prinzipien, ſo weit ſie in jenen Aufſätzen zum Vorſchein kommen, erklären, wie gegen alle Inſinuationen, die von der rein bürgerlichen Auffaſſung der Ereigniſſe herkommen, oder mit einer Meinungsſchattirung des Tiersparti, es ſei, welche es wolle, irgend im Zuſammenhange ſtehen.

# Ludolf Wienbarg.

Wir ſprechen von einer der vorzüglichſten unter jenen jungen Hoffnungen unſerer Literatur, welche alle das Charakteriſtiſche haben, daß ſie ſich aus der Kritik entwickelten und erſt aus den Lavaſchichten vulkaniſcher Zerſtörungen ihre Frühlinge keimen laſſen. Wie Siegfried die Stimmen der Vögel verſtund, als er ſich im Blute des Drachen Fafner gebadet hatte, ſo ging auch bei den meiſten meiner jungern Zeitgenoſſen der Kampf der Schöpfung voraus. Die Schöpfung, die Stimmen der Vögel, das Verſtändniß der ſauſelnden Blätter im Walde, kurz die Poeſie ſelbſt kam erſt nach dem Siege über die Ungethume der Zeit. **Ludolf Wienbarg**, der in der Vorrede zu ſeinem Buche: Zur neueſten Literatur mit naiver Emphaſe vom Abſchluß ſeiner erſten Periode ſpricht,

steht gegenwärtig auf der Halbscheid dieses Ueberganges vom Blute Fafner's zu den Stimmen der Vögel, wie seine hier gesammelten Kritiken selbst verrathen. Denn wie viel zerbröckelte Poesie ist in ihnen verschwendet! Wie viel Phantasie und Intuition muß hier dazu dienen, gegen gewisse ordinäre Vorurtheile und über einige mittelmäßige Erscheinungen unserer Literatur anzuknüpfen! Fensterglas wird hier von Diamanten zerschnitten.

**Wienbarg** gab einen großen Theil der in jenem Buch enthaltenen Aufsätze in einer Hamburger Zeitung. Wahrlich, man konnte ihm prophezeien, daß er diese Verzettelung seines Genies nicht lange aushalten würde; denn es gehört eine Resignation zur Kritik, welche man in dem Augenblicke nicht kennt, wo man von der Kritik eben zur Poesie übergehen will. Jene schönen Bilder, jene architektonisch edeln Sätze sollten werth sein, von dem

Strome der Journaliſtik fortgeſeült zu werden? Alle Tage neu zu ſein, an das fliegende Blatt ſeine tiefen Urtheile zu uvergeben, das Zubrod zum Frühſtücke der Philiſter zu werden: verdienen wir es? Verdient es die Literatur, daß Alles, was in ihr neu iſt, durch ſeine tägliche Präſentation zur morgen wieder abgelöſ'ten Tagesordnung wird? Nein, ſo erklärlich es iſt, daß **Wienbarg** von ſeiner mit ſo viel Vorbereitung, Rüſtung und Geiſt ausgefullten Stellung an den literariſchen Blättern der Börſenhalle abtrat, ſo dankbar muß ihm das Publikum ſein, daß er hier die Einzelnheiten ſeiner kurzen journaliſtiſchen Laufbahn ſammelte und mehrere Artikel hinzugefügt hat, welche an den Beſorgniſſen der Hamburger Behörden geſcheitert waren.

Aber es iſt nicht allein die Schönheit, das poetiſche Element, das Hineinragen jener neuen ſchöpferiſchen

Entwicklung **Wienbarg's**, welche ſein Buch ſo anziehend macht; ſondern in demſelben Maße die Tiefe und Schärfe ſeiner Urtheile und der literarhiſtoriſche Werth, welcher objectiv in ihnen liegt. Man weiß nicht, ſoll man mehr die Wahrheit oder die Schönheit dieſer klaſſiſchen Aufſätze bewundern. Faſt möcht' ich diesmal der Schönheit den Preis geben; denn dafur, daß unſere Urtheile richtig ſind, konnen wir kaum. Jeder Schütz ſagt Euch, daß wenn Ihr Euern Arm öffnet und das herausquillende warme Blut Eures Lebens mit dem Pulver miſcht, Euch keine Kugel fehlen wird. Jede trifft.

**Wienbarg** iſt beſonders reich an Ideen, welche perſpektiviſch ſind, und zu einer Gedankenreihe anreizen, die belebend auf uns wirkt. Rupfen wir z. B. aus ſeinem erſten Aufſatze: Göthe und die Weltliteratur, die ſchöne Feder heraus: „Die jetzige deutſche Literatur ſoll

ſich der Rückwirkung nicht ſchämen, welche ſie von Seiten der franzöſiſchen und engliſchen empfängt;" ſo geratben wir in einen Flug von Abſtraktionen, der unſerm Scharfſinne die ſeligſte Beſchäftigung gibt. Eben ſo Anderes. Die beiden Artikel über den Fürſten **Pückler** ſind Muſterſtücke über den Gebrauch des Witzes in der **Kritik**. Vielleicht wurde **Wienbarg** von ſeinen demokratiſchen Antipathien zuweit fortgeriſſen, vielleicht iſt er ſogar ungerecht gegen Etwas, was weniger in dem Fürſten ſelbſt, als in ſeiner Stellung ſo bemerkenswerth iſt; aber Wer könnte dieſer edlen Entrüſtung widerſtehen, mit welcher **Wienbarg** eine lare Aeußerung des Fürſten über Repreſſalien verfolgt, verfolgt bis auf's Blut des Mannes, und ihn zulezt durch eben dieſe Aeußerung in ſeinem ganzen Weſen zu charakteriſiren ſucht? Wer je ein anerkennendes Wort über den Fürſten geſprochen, wird durch die Wahrheit, welche

in Wienbarg's Kritik liegt, diesmal schamroth gemacht werden. Derselbe Adel und Stolz der Gesinnung herrscht in dem klassisch geschriebenen Artikel: Raupach und die deutsche Bühne, obschon wir nicht so eifrig, wie Wienbarg, das Nationale urgiren, und uns bereden, von der Vermählung des Vaterländischen mit der Kunst viel erwarten zu dürfen. Die Deutschen haben keinen historischen Sinn, und werden ihn am wenigsten durch ihre eigene Geschichte zu stählen lernen. Der Aufruf des Kunstrichters kann immer nur der sein: Gebt Leidenschaften! Die Leidenschaften reißen hin, und völlig indifferent ist es, ob sie in einer historischen Begebenheit oder in einer Anekdote, welche der Dichter sich selbst verdankt, zum Vorschein kommen. Das Historische machte Schiller's Wallenstein nicht zur Nationaltragödie, wie sie Wienbarg nennt, sondern Alles, was hier drum und dran ist an Ehrgeiz, Astrologie,

Sentimentalität, und militäriſchem Spektakel. Schon deßhalb ſoll eine Kritik, die die ſchöpferiſche Kraft wecken will (das iſt das geheime Band, welches mich mit den äſthetiſchen Anſichten **Wienbarg's** verknüpft), ſoll jenen allgemeinen und vagen Rath über die Benutzung der Hiſtorie nicht geben, weil er am leichteſten mißverſtanden iſt. Der Aufſatz über **Karl Immermann** erläutert im Detail einige Behauptungen des vorangehenden Artikels und läßt viel Hübſches über rhetoriſche Darſtellung lernen. Ueber **Heinrich Heine** ſpricht **Wienbarg**, wie billig, mit Entzücken, nur vergißt er eine Regel zu beobachten, welche für das Lob dieſes wunderbaren Autors unerläßlich iſt, nämlich die: ſich die Hinterthür offen zu laſſen. Man kann von **Heine** nie etwas Entſchiedenes behaupten; denn ſeine poetiſche Natur wird ſich und Andere immer Lügen ſtrafen. **Heine** mag ſchreiben, was er will, ſo muß es ſchön ſein.

Soll er nun die Kritik am Gängelbande leiten und achtbare Männer und Männer, die, wie **Wienbarg**, für sich selbst stehen, verführen, Inkonsequenzen zu begehen? Man soll **Heine** nie ohne Cautelen loben und seinen Eifer immer im Schach zu halten suchen. Anders ist es mit dem Autor, welchem **Wienbarg** in dem lezten Artikel so liebe und freundliche Worte sagt. Der wird nie üppig werden und aufhören, an sich zu feilen und zu raspeln. Der wird nie sein hohes Ziel aus den Augen verlieren: nämlich der Menschheit ein Schauspiel zu geben, das sie tröstet, erhebt und ihrem Auge eine grüne, lachende Weide ist. Ihm kann man schon etwas Ermunterndes sagen; denn er wird immer glauben, es geschähe nur, um ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen. Ich bin dies selbst. —

# Dichter im Reime.

Wir erleben ſeit einiger Zeit wieder die Erſcheinung ſogenannter Naturdichter, welche aber mit **Maus, Hiller, Karl Müchler** und **Kudraß** wenig Aehnlichkeit haben. Die Gedichte von **Niklas Müller**, einem Schriftſetzer in Stuttgart, werden, gefeilt von **Guſtav Schwab**, im Morgenblatte bekannt gemacht. Ein Däne, Profeſſioniſt, Namens **Johann Grüne**, durchwanderte Italien und Deutſchland, und ich habe meiſterhafte Gedichte

von ihm geleſen, welche zum Theil in einem norddeutſchen Blatte publicirt worden ſind. In Hamburg dichtet ein nicht minder in der Geſellſchaft tiefgeſtellter Mann unter dem Namen **Clemens** (er hat ſich jezt in einen gefährlichen Kampf gegen den **Myſticismus** geworfen) ganz vortreffliche Sachen, welche er mit einer Tabakspreſſe mühſam druckte. So mag es noch Manchen geben, der im Muſen Almanache ſeine Stelle verdient.

Der Reiz dieſer Dichtungen iſt der friſche Quell des **Schaffens, die göttliche Unmittelbarkeit**, und das Sichherauswinden und Läutern aus den Schlacken der Materie. — Was unſere gelehrte Lyrik als Nachhall ihrer Gedichte verlangt, jene Naturempfindungen, die uns ſüß und heimatlich anwehen, und die aus dem **Wuſte** unſerer anerzogenen Bildung oft recht gewaltſam hervorbrechen, das iſt jenen braven Sängern aus dem Handwerksſtande das Nächſte,

davon gehen ſie aus, darin leben ſie. Dieſes Ringen nach Klarheit, dieſe Wiſſensſehnſucht äußert ſich immer poetiſch. Man hört das Hämmern der Seele, man kann die ganze Myſtik der Gedankenerzeugung belauſchen, wie Alles ringt und hinaufſtrebt, und ſich zu Geſtalten formen will; die tiefſte Poeſie iſt immer das Reſultat einer ſolchen natürlichen Philoſophie.

Woran leiden wir? An fertigen Gedanken, an ſtrikter Logik, an einer objectiven Wiſſenſchaftlichkeit, welche nur unſer Gedächtniß und unſere Auffaſſungsgabe beſchäftigt. Die fertigen Gedanken! die Reminiscenzen! Die Namen, die bei den Gebildeten gleich für Alles gefunden ſind! Sie ſind ihres Stoffes Alle ſo gewiß, die Dichter von heute, ſie ſtehen ſo erhaben über ihm, ſie laſſen ſich zur Poeſie nur herab. Was iſt ein Gedicht? Ein Gedanke, der ſich klar werden will. Aber eure Gedanken ſind alle ſo hell,

so durchsichtig, in der Geburt schon so fertig; man hört und sieht es nicht, wie die Erzblumen der Poesie in euch aufschießen. Wenn man selbst gestehen muß, daß **Uhland's** Gedichte lyrischen Inhalts doch alle mehr oder weniger nur epigrammatische Einfälle sind, so scheint es, als solle die Lyrik nur auf Das reduzirt sein, was man einen guten Gedanken haben nennt, als solle der Zufall der Genius sein, da doch die wahre Lyrik, wie bei **Rückert**, Dichterleben ist, und sie Alles in Gedichte umzaubert, was sie nur anhaucht. **Will man ein guter Lyriker** werden, so soll man sich nur recht klein und unzulänglich vorkommen, und soll sich stellen, als wüßte man von Gott und der Welt Nichts, weder von der Geschichte noch von der Wissenschaft, trage aber nach Allem ein recht sehnsüchtiges, dringendes Verlangen. Dann wird man zu neuen Bildern kommen, und weder an der Gedankenleere ihrer- und der Gedanken-

vorweganahme andererſeits ſchmerzhaft leiden, wie wir jezt Lyriker haben, welche bei einer neuen Idee auf die Knie fallen, und aus Desperation, daß ſie ihrem Rufe nicht immer gerecht werden können, in die mittelmäßigen Saiten greifen.

---

Da es mir daran liegt, einige eingeriſſene poetiſche Mißbräuche, welchen ſich ſelbſt ausgezeichnete Talente nicht entziehen, zu rügen, ſo will ich hier auf den bekannten Romanzenkranz von **Anaſtaſius Grün**, der lezte Ritter, der viel Aehnliches veranlaßte und den Sinn für Verſe wieder belebte, zurückgehen.

Der lezte Ritter iſt Maximilian, ein Kaiſer, den ſeine Stellung einengte, deſſen Thatendrang durch ſie gelähmt war, der aber hoch ſteht als der Träger einer Zeitrichtung und hiedurch eine poetiſche Beleuchtung erhält. Es iſt oft der

Fall, daß die Geſchichte der hiſtoriſchen Charaktere zu viel zu haben ſcheint, und manche Phänomene aus den beengenden Jahreszahlen herausfallen läßt, welche dann die Poeſie auffängt, und durch ihren Mund verewigt. Clio iſt ſtumm von den Thaten orientaliſcher Völker, doch können die andern Muſen deſto mehr von ihrem Leben und Geiſt berichten.

**Anaſtaſius Grün** ſtellt an **Maximilians** Wiege Leben und Tod. Das Leben disputirt den Tod hinweg. Das iſt nicht fein erfunden, denn dieſe Allegorie würde für jeden dichteriſchen Helden paſſen. Soll aber **Maximilian** der lezte Ritter ſein, ſo mußten zwei Genien an ſeine Wiege treten, die Vergangenheit und die Zukunft; ſie mußten ſich nicht einander zu vertreiben ſuchen, ſondern ſich über des Säuglings Haupte den Kuß der Verſöhnung geben. Gab uns **Anaſtaſius Grün** den ganzen Max? Nein, ſein Gedicht läuft nur neben der Geſchichte wie

Noten zum Texte einher, es iſt eine Sammlung poetiſcher Exkurſe über merkwürdige Momente aus Maren's Leben, und die Einheit darin keine andere, als eine chronologiſche. Ich will dieſen beſcheidenen Tadel noch weiter verfolgen, und werde dabei Gelegenheit nehmen, Beiſpiele der vortrefflichen poetiſchen Diktion hervorzuheben. So zwingt eine ſonderbare Genußſucht anmuthige Kinder zum Weinen, weil ſie dann noch ſchöner ausſehen, als wenn ſie lachen.

Die Frage iſt die: Durfte der Dichter mit ſeiner Leier durch einen Saal, in dem die Bilder von Marens Thaten aufgeſtellt ſind, wandern, und vor jedem ihm zuſagenden Halt machen, um es zu beſingen? Warum nicht? Aber dann mußte er keine Romanzen dichten, nicht mit der epiſchen Muſe verkehren, nicht das gedehnte Nibelungenversmaß brauchen. Hören wir ihn ſelbſt. Er ruht auf dem

Friedhofe der Weltgeſchichte, träumt auf einem Königsgrabe, die Poeſie kränzt das Grab und er ergreift die Leier.

Was ſoll das ſtille Lämpchen bei goldner Sonne Glut?
Was ſoll die ſcheue Taube im Horſt der Adlerbrut?
Wer hört ein Lied, wenn ehern des Schickſals Würfel rollt?
Wer ſieht durch den Wald von Scheptern der ſcheuen Leier Gold?

So ſpricht der Dichter; aber die Poeſie erwiedert:

Nicht ſinge jenes Helden erhabene Herrſcherthaten,
Wie er gelenkt die Völker, im Fürſtenſaal gerathen,
Den lezten vom Ritterkreiſe nennt ihn die Weltgeſchichte,
Als lezten Ritter preiſe ihn liebend im Gedichte!

Allerdings nennt ihn ſo die Weltgeſchichte, nicht das Gedicht allein. Darum mußten aber auch alle ſeine Herrſcherthaten unter dieſem Geſichtspunkte gefaßt werden. Der Dichter durfte nicht ſpäter Alles aufzählen, was nicht in ſeinen Plan gehört, und dann fortfahren:

Dies alles muß verschweigen wohl meines Liedes Ton,
Denn horch, es tönt gewaltig ein andres Lied davon!
Du singst dies Lied, dies hohe, dies Lied der Ewigkeit
Auf deiner Riesenharfe, Gigantenmutter Zeit. — —
Dir, königliche Ceder, nah' ich mit stillem Gruß,
Und lege meine Harfe an deines Stammes Fuß;
Da soll sie ruhn und schweigen, ein todter Liederschwan,
Von deinen grünen Zweigen umrauschet und umfahn.

Unmöglich! Clio muß sich beim Dichter bedanken, nicht er bei ihr. Er Allein kann ihn ja nur als lezten Ritter verstehen, und als Kind, als geliebtes Kind der Mutter Zeit wieder zuführen.

Ich komme immer wieder auf den lezten Ritter zurück, weil dieser Titel gar zu schön und prägnant ist. Max war Ritter, denn Frauenhuld, Ehre und persönliche Tapferkeit gehen ihm über Alles. Warum war er aber

nicht der zehnte, zwanzigste Ritter, sondern der lezte? Es ist einleuchtend, daß der Gegensaz seines Ritterthums hervorgehoben und scharf bezeichnet werden mußte. Nun wär' es aber durchaus unkünstlerisch, die Anfänge der neuen Aera, die in Maximilians Lebenszeit fielen, zu Gegenständen eigner poetischer Darstellung zu machen; z. B. der schon ganz weltlich gewordene Kampf des Pabstes mit den verbundeten Mächten, wo der Pabst nicht mehr als geistliches Oberhaupt, sondern schon als weltlicher Souverain gilt; ferner das Erwachen der wissenschaftlichen Opposition gegen die Bildung des Mittelalters und vor allem die kirchliche Reformation Luthers. Alle diese Verhältnisse mußten dem Lezten Ritterthum Marens als Folie dienen, und die Geschichte bietet wirklich den herrlichsten Ausweg in dieser Hinsicht dar. Wir denken an Niemand anders, als an Herrn Kunzen von der Rosen,

Marens luſtigen Rath. Er iſt zwar im Gedichte meiſt immer luſtig und macht ſich gern einmal einen Spaß, aber er iſt zu ſehr ein treuer Diener ſeines Herrn, dilettirt nicht genug auf eigene Hand, mit einem Wort, um Maren als lezten Ritter darzuſtellen, mußt' er die weltgeſchichtliche Ironie des Mittelalters werden. Der Narr iſt kein Begriff, den das Mittelalter erzeugt hat, er lebt auch noch nicht in der Proſa und dem trocknen Verſtande der kommenden Zeit, aber er fühlt dieſe Zeit voraus. Der Narr iſt kein Kind der Gegenwart, aber auch die Vergangenheit iſt für ihn nicht, er kennt nur ſich ſelbſt und ſeinen Humor. So hätte ihn der Dichter der glaubigen, liebenden, hoffnungerfullten Natur Marens gegenuberſtellen muſſen, er hätte dann nicht nur den Mar des Gedichts, ſondern auch den der Weltgeſchichte geſchildert. Wenn Kunz bei ihm luſtig wird, ſo iſt er es nur ſeines Herrn wegen. Wenn Mar

mit trüben Ahnungen erfüllt iſt, ſo iſt der Grund nur der Gedanke an den Tod und die Flüchtigkeit des Lebens. Des Lebens? In einem Epos? Was ſoll an der Wiege des Knaben, den wir als Helden erſt kennen lernen wollen, ſchon der Sarg? In ächt mittelaltrigem Sinne hatten dort allenfalls Frau Minne, Frau Milte, Frau Aventür u. ſ. w. erſcheinen können, nur nicht der Tod und der Sarg. Ja, Marens Leben ſoll umflort ſein, aber Kunz mußte dieſen Flor lachend weben.

Maximilian hat gegen die Schweizer gekämpft. Welche Verlegenheit für den freiheitsliebenden Dichter! Hat er ſie überwunden? Wir hören ihn ſelbſt.

Was treibt auch wohl ihr Fürſten ſtets in die Schweizergaun?
Wollt einmal doch im Leben ein freies Land ihr ſchaun?
Wollt ihr das Scepter tauſchen um einen Hirtenſtab?
Ha, oder wollt ihr finden in freier Erd' ein Grab?

Seht auf das Land hernieder von hoher Alpenwand!
Da liegt's gleich einem Buche, geschrieben von Gottes Hand,
Die Berge sind die Lettern, das Blatt die grüne Trift,
Sanct Gotthard ist ein Punkt nur in dieser Riesenschrift.

Wißt ihr was drin geschrieben? O seht, es strahlt so licht!
Freiheit steht drin, ihr Herren; die Schrift kennt ihr wohl nicht?
Es schrieb sie ja kein Kanzler, es ist kein Pergament,
Drauf eines Volkes Herzblut als rothes Siegel brennt.

Mit einer so schönen braven Sprache und Gesinnung wird die Schilderung des freien Schweizerlandes weiter ausgeführt. Neben diese Freie wollen sich nun die Ritter stellen. Warum nicht? Es ist so Ritterart. Doch nein, einen Despoten sollte der Dichter zum Gegenstande seines Liedes machen? Unmöglich! Er gibt daher Maren folgende Stellung:

— — Dort sieht man König Maren knie'n,
Mit Schwert und Feuer soll er das Schweizerland durchziehn.

Als König bringt er Ketten dem freien Schweizerbund,
Als Menſch drückt' alle Freie er gern an Herz und Mund!

Als Menſch! Seit wann wäre in den Begriff eines königlichen Ritters dieſer Dualismus gekommen? Wie kann er als König anders denken, denn als Menſch? Hier thut er es wirklich. Er bleibt ein Freund der Freiheit, und um ſeine Hände in Unſchuld zu waſchen, ſchickt er den Fürſtenberger ab, deſſen bekannter franzöſiſcher Wahlſpruch hier ſo überſezt wird:

„Des Königs ſoll mein Leben, die Seele Gottes ſein,
Mein Herz den Frau'n ergeben, die Ehre bleibe mein!"

Ebenſo cavalierement mußte Maximilian als Ritter auch denken. Er mußte den Schimpf ſeiner Ahnen, König Albrechts und Herzog Leopolds Niederlagen rächen wollen. Er mußte getroſt ſein Vertilgungsheer entſenden, dabei aber nicht ſagen:

„Doch will mein Schwert ich färben nie mit der Freiheit Blut.“

War es dem Dichter darum zu thun, den Charakter ſeines Helden mit ſeinem unabhängigen Sinnen und den Anſichten unſerer Zeit auszugleichen, ſo mußte er ſich Kunzen kommen laſſen und ihn zum Chore, gleichviel ob zum ſophokleiſchen oder ariſtophaniſchen, machen. So aber bleibt der Dichter und ſein Gedicht eine unaufgelöste Diſſonanz.

Dies Gedicht veranlaßte nun eine Menge von Nachahmern. **Eduard Duller** gab die Wittelsbacher in einer fließenden, aber häufig zu modern ſentimentalen, und theatraliſchen Sprache. Die Wittelsbacher ahmte wieder Herr **Frankl** nach in ſeinem Habsburgsliede, bis ſich zulezt zwar der Gegenſtand dieſer Dichtungen, die Hausgeſchichte der deutſchen Fürſten erſchöpft hatte, ihre Form jedoch auf etwas Neues warf, für welches **Anaſtaſius Grün** wieder den erſten lieblichen und harmoniſchen Ton

anſchlug. Die Spaziergänge eines Wiener Poeten wiederholten ſich zahllos, und arteten zulezt in eine ſo widerliche Monotonie aus, daß ich mich veranlaßt fühlte, eine Produktion dieſer Art: Harfentöne aus dem Ungarlande von **G. Treumund**, durch folgende Verſe zu verſifiziren.

Als der liebe Anaſtaſius Grün in Wien ſpaziren ging,
Machten viel langweil'ge Menſchen flugs ihm nach das leichte Ding.
Hielten feſt ſich an den Versmaßbarrieren der Niebelungen,
Daß ſie in der beſten Meinung viel Proſaiſches geſungen.

O wann werden denn in Oeſtreich dieſe Gänſedärme bleiben!
Wann in ihnen Erbſen ſtatt Ideen kein klappernd Spiel mehr treiben?
Wird kein kritiſcher Wurmſaame ſich denn endlich kaum geniren,
Die Bandwürmer der Rhetorik ohne Zagen abzuführen?

Allerdings, man liebt die Freiheit, möcht' auch Niemand, der
ſie nimmt,
Sagen: Lieber, dein Geſchmack iſt nüchtern, biſt ein lallend Kind!

Deshalb freu' ich mich, daß ich der Freiheit auch nicht thue weh,
Wenn ich tadle, denn Herr Treumund iſt ein Mann vom Jüſte-
Milieu.

In der Weltgeſchichte Fugen klingt ſein Harfentempo ein,
Daß doch die Regierung möcht' auf die Chauſſeen bedachter ſein,
Daß die ungriſchen Magnaten mit den ſchwarzgewichſten Bärten
Doch im Lande bleiben möchten, und daſſelbe redlich nährten!

Wie? fragt ihr: wie? um Chauſſeen, um den Peſther Frau'n-
verein,
Um ein Dampfſchiff auf der Donau muß man ſo geſchmacklos ſein?
Um ſo zahme Dinge muß man ſo viel ſchlechte Verſe wenden?
Und dem Jüſte-Milieu ein ſtrobern Kiſſen ſtopfen mit den Händen?

Auch beſitzt Herr Guſtav Treumund in der Verſe langem Reigen
Ganz den Stolz und die Grimaſſe, die den ſchlechten Dichtern eigen,
Nennt ſich immer einen Harfner, deſſen Lied weithin erſchalle,
Der obſcur und pſeudonym und weinend durch die Länder walle.

Doch hat er am Eig'nen, was er bietet, nicht einmal genug,
Parodirt ſogar noch Uhland's ſehr bekannten Sängerfluch

Und ſpricht höchſt naiv: „Ich ſaß als Gaſt bei manchem Adelsmahl.
Aber — nach der zwölften Schüſſel ſtahl ich ſtumm mich aus dem Saal!“

Nach der zwölften Schüſſel! O du ſchnöder ungebetner Gaſt!
Alſo erſt nachdem du ſatt dich an dem Tiſch gegeſſen haſt,
Fluchteſt du dem, der dich ehrte, im Gedichte fürchterlich?
Gehe hin, du Undankbarer, gehe hin und beſſre dich!

---

Beſonders leid thut es uns, daß ein ſo feuriges, phantaſievolles und die Sprache meiſterhaft beherrſchendes Talent wie Freiherr von **Gaudy** ſich von dieſem **Metrum**, welches für Reflexion und aſiatiſche Wortfülle ein Lotterbette iſt, nicht trennen kann. Seine **Kaiſerlieder**, welch ſchlagende Kraft des Wortes auch in ihnen walte, werden durch die Monotonie dieſes romantiſchen Alexandriners unausſtehlich.

Da dieſes Gedicht von Seiten einer leidenſchaftlichen Kritik heftigen Widerſpruch gefunden hat, ſo müſſen wir zuerſt zugeſtehen, daß wohl Niemand, der, wie Napoleon, ſo tiefe Furchen in die Felder der Geſchichte zog, erſt die Nebel der Erinnerung und den Duft der Sage abzuwarten brauchte, um von der Poeſie in ſeine Rechte eingeſezt zu werden. Napoleon iſt ein vollſtändiges Gedicht, das, geſchloſſen von Anfang bis zu Ende, die Harfe des Sängers herausfodert. Schwebt von dieſem hohen Liede nicht jeder begabteren Phantaſie ein Ideal vor? Wie zuerſt mit epiſcher Einfachheit der Held aus der ſtürmiſchen Zeit ſich heraus entwickelt, wie er dann die Alpen überſchreitet und die erſten Siege feiert, wie er in das Land der Räthſel und der Gräber ſchifft; dann der 18te Brumaire, Marengo, die Kaiſerkrone, und immer neue Siege bis zum Brande von Moskau? Dieſen Zügen ſollte ein deutſcher Dichter nicht folgen

dürfen? Gewiß, wenn er seine Darstellung nur bei Moskau schließt, und den Untergang Napoleons in einer Vision zusammen faßt, welche aus der brennenden Czarenstadt hervorsteigt. Noch lassen sich die Collisionen der poetischen Gerechtigkeit mit der Vaterlands- und Freiheitsliebe in diesem Betracht nicht ausgleichen. —

Wenn Gaudy nur die Begegnisse des Kaisers gibt, so hat er doch vergessen, ihn auch mit seinem Sagenkreise vorzustellen, und mit den unzähligen Massen, die seine Erscheinung erst möglich machen. Es sind auch diese Massen und mannichfachen Interessen, welche der Geschichte ihren Charakter geben, und Reiz und Le[illegible]n einem jeden Heldengedichte. Wir sehen bei Gaudy nur immer den Enthusiasmus, nur immer jenen kleinen Corporal, der überall mit seinem Hut und grauen Rocke spukt, und am Schlusse der Gesänge sich mit verschränkten Armen in bekannter Weise

Univ. Bibl.

aufpoſtirt. Rein militariſche und anekdotiſche Auffaſſung iſt des großen Helden nicht wurdig. Im Hotel der Invaliden würde ein alter Grenadier den Kaiſer ſo beſingen, wie es **Gaudy** thut. Die Auslaſſung der Maſſen und Hiſtorie rächt ſich auch an dem Dichter bitter, denn wer kann läugnen, daß die Kaiſerlieder von **Gaudy** ſehr langweilig ſind?

Auch ſtell' ich im Allgemeinen einige Einwendungen der patriotiſchen Kritik nicht in Abrede, wo ſie Napoleon in abſteigender Linie betreffen. Nur in aufſteigender, da ſich nach dem Brande von Moskau der Poeſie Napoleons die Poeſie des Vaterlandes entgegenſtellt, kann ihn der epiſche Dichter beſingen, wenn er ein Deutſcher iſt. Nur der Tragiker hätte noch das Recht, ſelbſt wenn er ein Deutſcher wäre, in ſeinem Feldlager zu bleiben, doch iſt Napoleon noch kein tragiſcher Stoff und wird, da ſo viel

epiſche Maſſen und Völkerſchickſale an ſeiner Erſcheinung kleben, es vielleicht niemals werden.

---

**Immermann** hat in neuerer Zeit den Verſuch eines komiſchen Heldengedichtes gemacht, Tuliſäntchen iſt der Held deſſelben, ein fingerlanges Weſen, das mit einem Federmeſſer als Schwert, mit einem Silberlinge als Schild und einer ausgehöhlten Nußſchale als Harniſch hinauszieht in die Welt, um ſeinen Thatendurſt zu ſtillen. In ein Land gekommen, welches nur von Weibern bewohnt wird, umging er die Gefahr, getödtet zu werden, durch den glücklichen Schlag, welchen er einer Brummfliege verſezte, die die Königin des Landes ſchon lange gequält hatte. Doch Tuliſantchen ſucht Abenteuer, Rieſen, Drachen, verwunſchte Prinzeſſinnen, und will das Land des Pantoffels verlaſſen. Da erklärt ihm die Königin, der Rieſe Schlagadodro

habe ihre Tochter Balſamina geraubt, nicht, weil er ſie liebe, ſondern weil er ſich durch ihren Unterricht und ihre Kenntniſſe civiliſiren wolle. Tulifäntchen zieht aus, und erblickt den Rieſen, wie er von ſeiner großen Mauer aus Gußeiſen die langen Beine herunterbaumeln läßt. Tulifäntchen erweiſ't durch ſeine Abſicht, den Rieſen zu bekämpfen, der Prinzeſſin nicht einmal einen Gefallen, denn ſie, eine myſtiſche Theetrinkerin iſt in ihren Räuber wirklich verliebt; warum? Romantik, Genialitätsſucht, Kraftgenie. Schlagadodro will von ſüßer Minne, Räthſelnacht, Labyrinth der Liebeswege nichts wiſſen, ſondern hält ſich ſo lange an den Realismus eines tüchtigen Rinderbratens, bis Tulifäntchen mit Hilfe einer ihn ſchützenden Fee die Gußmauer in tauſend Stücke zerbricht. Der Rieſe ſaß bei dieſem Experimente gerade auf der Mauer, und geht jämmerlich unter, aber mit ihm, da das Schickſal ein Opfer

haben will, auch Tulifäntchens Schimmel. Der Sieger führt Baliſaminen als ſeine Braut heim, die Vermählung kömmt zu Stande, aber eben ſo wenig wie ihre Gliedmaßen, verſtehen ſich ihre Herzen. Sie ſperrt den inzwiſchen König gewordenen Däumling in einen Vogelkäfig, deſſen Gitter er öffnet, weil er aus Schaam ſich in einen Abgrund ſtürzen will. Er fällt und fällt, da fangen ihn die Wolken und Libellen auf, er heirathet ein in ihn ſterblich (oder da ſie eine Göttin iſt vielmehr unſterblich) verliebtes Seefräulein und zieht nach Giniſtan, in einer ſehr ſchön dargeſtellten Verflüchtigung unſeres Helden.

Tulifäntchens ritterliches Pathos, und des vierfüßigen Trochäus ſteife Grandezza ſtimmen recht drollig mit einander überein, doch glaube ich, **Immermann** hat ſich den Effekt ſeines Gedichtes koloſſaler gedacht als er ausfällt. Die Anſätze zur Satyre beweiſen, daß er jenen Effekt nicht

wurde verſchmaht haben, aber die kleinen Perſonen, die er zu Trägern ſeiner Laune macht, ſind zu ſchwach, etwas Tuchtiges zu tragen. Durch einen naiven, ſpielenden, tandelnden Ton kann das Zwerchfell nicht erſchüttert werden.

**Immermann** regte in dieſer ſprachlich-klaſſiſchen Dichtung einen Fehler, den in ſeinen komiſchen Mährchen **Tieck** immer vermieden hat. Es fehlen der Dichtung die gemeinen Gegenſatze des wirklichen Lebens, die in ihm handelnden Perſonen ſind zu luftartig hingeſtellt, und ſind ſchon im Auftreten von Natur ſo, wie ſie im Abtreten erſt durch Tulifantchens Gegenſatz geworden ſein ſollten. Das eigentliche Mährchen, wie es die poetiſche Kindheit des Volkes liebt, beſteht deßhalb aus Unwahrſcheinlichkeiten, weil es fur Alles den Glauben verlangt, weil in ihm Alles unmoglich iſt, und doch Alles geſchieht. So iſt die Mahrchenpoeſie das freieſte Spiel der Phantaſie; ſelbſt im

Wunder kennt ſie keine Wunder. Weit anders das komiſche Mährchen, ſei es als Erzählung, wie bei **Hoffmann**, oder als **Drama**, wie bei **Tieck**, oder als Heldengedicht. Hier muß dem Reiche des Zaubers ein ungläubiges Reich der Philiſterhaftigkeit gegenüber ſtehen, Wunder darf es hier nur geben, in ſo fern man ſich in der That darüber verwundert. Das Alles fehlt hier bei **Immermann**; der Held iſt klein, aber er könnte auch groß ſein, da er gegen ſeine Umgebungen durchaus nicht contraſtirt. Schlagadodro wird überwunden, und das Komiſche wäre geweſen, daß ihn Tulifäntchen erſt bekämpft hätte. Balſamine heirathet Tulifäntchen, aber das Komiſche wäre wiederum geweſen, daß er ihr erſt ſeine Liebe geſtanden hätte. Tulifäntchen lebt immer nur außer ſich und das iſt nicht komiſch, weil ja ſo Vieles, was klein iſt, ſich in der Welt bewegt. Witzig wäre es geweſen, wenn der

vibrir werden ſollen. Die Naturbeſchreibung hat in d
Poeſie eine Gränze, und dieſe liegt gewiß da, wo ſie Natu
götzendienſt wird, und nur mit einem Compendium z
Hand verſtanden werden kann.

Die Salomoniſchen Nächte von **Guſtav Pfizer** ku
digen ſich ſogleich widerlich genug durch die Niebelunge
gänſedärme, das Versmaß der Reflexion an. Die Au
ſchmückung der Scene iſt aſiatiſch überladen, und man ſag
nicht, daß dies im Gegenſtande liegt; unſere Phantaſie i
von Hauſe aus mit orientaliſchen Nächten längſt vertrau
und jede weitläufige Beſchreibung derſelben muß kalt laſſe
da ſie nur unſer Gedächtniß beſchäftigt. Die Philoſophi
welche Salomo in ſeinen Zwiegeſprächen mit der Königi
von Saba ausſpinnt, leidet daran, daß ſie auch unhiſtoriſ
iſt, denn Salomo war nicht ſo im Unklaren über da
Ende und den Anfang der Dinge, wie **Guſtav Pfizer**

sondern er philosophirte epikuraisch, und mit dem indifferentistischen Refrain: Alles ist eitel. Dies ist wahrlich kein Refrain der Unklarheit und Verzweiflung, sondern einer zufriedenen und unbekummerten Resignation.

Wenn ich nun an den Faust von **Nikolaus Lenau** komme, so denk' ich zuerst an **Göthe's** fragmentarischen Faust des ersten Theils, in welchem die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts waltete. **Kant's** Kritik der reinen Vernunft war für die in Deutschland ausbrechende Revolution der Geister die Berufung des Parlamentes. Faust war die Tragödie des Dings an sich. Da stand die alte Welt mit ihren verrosteten Sätzen der Scholastik, mit ihrer conventionellen Tyrannei der Formen und der Sitten, und war ohne Trost und Grauckung für die denkende Seele. Von Außen sehen wir alle Dinge, daß sie grau, weiß, daß sie rund, von Holz oder von Eisen sind; was ist ihr Kern?

Wie ist die Stellung des Subjektes zu dem Prädikate? Wie gleichen die Eigenschaften der Dinge sich unter einander aus? Woher die Materie? Woher das Licht in die Finsterniß? Woher der Zufall? Wie die Freiheit des Willens bei der Nothwendigkeit des Schicksals? Ach, es muß schier das Herz verbrennen, daß wir Nichts wissen können! Dies die Wehklage des neuen Jahrhunderts, und bei dem ersten Funde, der der Menschheit glückte, beim Ding an sich, doch immer der Schmerz, daß man nur tiefer wußte, daß man Nichts wissen kann. —

Wir sind fünfzig Jahre jünger, aber dem Ziele nicht näher. Noch quillt in mancher dunkeln Nacht unser Auge von Thränen der Verzweiflung. Noch wissen wir nicht, wie wir kommen, gehen und stehen, wie die Welten geschaffen wurden, wie Zeit und Raum, das sichtbar Unsichtbare, über die Dinge und Thaten sich ausspannte. Es ist der

alte Schmerz; eine glänzende Philoſophie hatten wir, welche fünfzig Jahre hindurch die Geiſter beſchäftigte und dennoch kein Problem gelöſ't hat; ſie iſt nur da geweſen, den Schmerz zu verhüllen, und durch bunte Erfindungen unſern gierigen Augen einige ablenkende und zerſtreuende Nahrung zu geben.

Die Philoſophen und Dichter, Jeder wählte eine eigene Farbe, das Ding an ſich, dies erſtarrenmachende Gorgonenhaupt zu einem holderen Blicke zu nöthigen. **Kant** ſchuf eine ordinare praktiſche Philoſophie, und ſelbſt **Göthe**, wenn er auch im erſten Theile nur die baare Thatſache hinſtellte, fühlte doch, daß er einige Verſöhnungsmittel geben mußte. Dies waren bei ihm die Poeſie, der Glaube, das Menſchliche und ein ergreifendes Ereigniß. **Göthe** gab uns Contraſte, hier Fauſt, der ausgebrannte Vulkan, dort Mephiſtopheles, die Lava-Aſche, die ihn mit glühendem

Spotte umströmt; dann das halb böse, halb gute Reich der Naturkräfte und der Zauberei, Thatsachen der Wirklichkeit, Religion, Unschuld, und zulezt die Mischung aller dieser Elemente, Himmel, Erde und Hölle in dem wahnsinnigen Kindsmorde eines Engels. Diese Tragödie des ersten Theils sollte nicht belehren, sondern nur schildern; die Poesie ist immer ohne Resultate, Göthe's Faust ist ein Bericht, die Dissonanz ist seine Harmonie.

Weil die Wahrheit nur im Jenseits erschaut wird, und die Faustfrage bis dahin eine ewige ist, so läßt sie sich täglich von Neuem aufnehmen. Ungescheut durfte Nikolaus Lenau nach Göthe noch einmal die Unmöglichkeit ihrer Lösung aussprechen; doch muß es uns für einen hochbegabten Dichter schmerzen, daß ihm sein Versuch gänzlich mißlungen ist. —

Lenau verstand die Frage des Faust nicht. Er wußte

wohl, daß der Teufel Fausten noch immer nicht geholt hat; aber er vergaß, daß ein halbes Jahrhundert seit der Verschreibung an den Teufel hingegangen ist; daß der Kontrakt verjährt war und auf's Neue eingegangen werden mußte, unter neuen Bedingungen. **Lenau** wußte nicht, daß die Volker seit dem gerittenen Weinfaß in Auerbachs Keller auf Sturmrossen flogen, daß statt kleiner Weinbache aus eichenen Tischen Riesenströme aus Felsenwanden sprangen, **Lenau** kannte die Revolution nicht, Napoleon nicht, die Entfesselung eines neuen Welttheils, die zahllosen Keime neuer Entwickelungen nicht, welche merkantilisch, industriell, moralisch, politisch, religiös, unseren Planeten bevorstehen. **Lenau** wollte Faust unter modernen Verhältnissen vorstellen. Wozu macht er ihn? Zu einem Maler. Das ist freilich sehr modern!

Nach einer unpassenden Einleitung, worin Faust mit

einem verflogenen Schmetterling, d. h. der Cölner Dom mit einer abgebrochenen Pfeife verglichen wird, beginnen jene alten Klagen über Verzweiflung. Warum iſt Fauſt in Verzweiflung? Warum auch dieſer neue Fauſt? Wer iſt überhaupt dieſer neue Fauſt? Was will er? Was hat er?

Lenau's Fauſt ſoll nur ein verflogener Schmetterling ſein. Da ſcheinen uns denn dieſe trivialen Zweifel, über welche er miaut, ein wahres Lirum larum jener alten bei Göthe ſo naiv und ſchön begründeten Seelenſtimmung zu ſein. Der Lenau'ſche Fauſt iſt nur deßhalb verzweifelt, nicht weil er nichts weiß, ſondern in der That, weil er nichts gelernt hat. Wer die Geſchichte überſehen, und nicht einmal die Schriften von Kant, Fichte, Schelling und Hegel geleſen hat, der beſizt auch gar kein Privilegium, zu zweifeln. Ich glaube doch jene großen Geiſter unſerer Nation, jene Männer, welche die politiſche Schmach

unſeres Vaterlandes ſeit dem Beginne des Jahrhunderts mit ſo viel wiſſenſchaftlichem Ruhm vergoldet haben, hätten doch einiges Recht, beachtet zu werden, hätten doch auf manches Antworten abgegeben, an welchen man meinetwegen verzweifeln mag, wo aber die Verzweiflung anders herauskommen muß, als es bei **Lenau** geſchieht. Nach ſo vielen Fortſchritten, die in unſerer Zeit der menſchliche Geiſt gemacht hat, jezt plözlich einen Maler auftreten zu laſſen, der, wie jener Herkules in dem alten Stück ſeine Keule vor ſich her auf die Bühne wirft, gleich von vorn herein über ſeine Zweifel ungeſchickt ſtolpert, iſt ſehr trivial. Heut zu Tage müſſen dieſe alten Floskeln, Wiſſensſehnſucht, Erkennen u. ſ. w. anders motivirt werden, denn die Wahrheit ſelbſt, nämlich Das, was man dafür nehmen darf, hat eine andere Phyſiognomie bekommen. Für die Idee, Philoſophie, für die Menſchheit, iſt der neue Fauſt

von **Nikolaus Lenau** gänzlich unzurechnungsfähig. Ueber einige politische Brocken, die sehr grob, und geradezu hingestreut sind, über eine Invektive gegen die Censur kann man sich ergötzen. Das ist aber auch Alles, was in diesem Bereiche vom Dichter geleistet worden ist. —

Ueber die neue Fabel, welche **Nikolaus Lenau** seinem Versuch zum Grunde legte, läßt sich erst urtheilen, wenn sie vollständig da ist. Bis jezt erblickt man einen Gebirgswanderer und Selbstmörder, den der Teufel vom Sturz in den Abgrund rettet, Faust, einen Doktor, der mit Wagner conversirt, eine Verschreibung auf Leben und Tod, einen wiedergefundenen Jugendfreund, eine Verführung in der Dorfschenke, einen geprellten Pfaffen, eine politische Scene zwischen einem Minister und Mephistopheles, einem plumpen Schabernack bei Hofe, eine lüsterne Schmiedsfrau, ein Wiedersehen des verführten Mädchens,

einen Kindesmord; Faust wird Maler, liebt das Porträt, erschlagt den Bräutigam der Dame, die ihm saß; Faust besucht das Grab seiner Mutter, Anstalten zu einer Reise. Faust zögert, Mephistopheles scheint allein zu gehen, — so weit sind wir. Wir wiederholen, daß wir über dies Alles noch kein Urtheil haben; gestehen aber, daß sich das Vorliegende ziemlich verworren an einander reiht. Faust ist ein Schatten, wenigstens eine Figur ohne Consequenz. Er verführt die Unschuld, und weint. Mephistopheles ist ein gramlicher Gesell, der himmel- oder vielmehr hollenweit von **Göthe's** Auffassung entfernt ist, der sich nur darauf beschränkt, seinen Meister zu verspotten und zu affen. Er ist blos Damon; nicht wie **Göthe's** Mephistopheles zugleich ein Blick in's Innere der menschlichen Natur, kein Repräsentant einer originellen Weltansicht. Mephistopheles ist hier nur Samiel: so wie Faust viel

Aehnlichkeit hat bald mit Max, bald mit Caspar im Freischützen. Der Waldgeruch, die Jägerei, also ein wirklicher Vorzug der Lenau'schen Muse unterstüzt diese Aehnlichkeit.

Die äußere Form anlangend, so tritt die neue Dichtung als Gemisch epischer und dramatischer Behandlung auf. Die Mängel der eigenthümlichen Lyrik Lenau's sollten auf seine Vorzüge in der dramatischen Kunst gespannt machen. Sowohl im Ausdruck, wie in der Auffassung, leidet Lenau's Lyrik an einer forcirten Plastik. Er arbeitet immer in halb ausgemeiseltem, halb erhabenem Style; er gibt statt Empfindungen immer nur malerische, oft plastische Unterlagen und Stellvertreter derselben. Es ist bei Lenau, und einigen schwäbischen Dichtern, die ihm nachahmen, Manier geworden, schrotig und körnig im Ausdruck zu sein, so daß wir auf dem Wege sind, eine neue Art von beschreibender Poesie zu bekommen mit Redens-

arten, welche oft auf genialen Bildern ruhen, aber immer dazu beitragen, das einfache, lyrische Element der Empfindungen zu stören. Ich hätte nie daran gezweifelt, daß sich **Lenau** deßwegen zur dramatischen Gestaltung besonders qualifiziren müsse. Aber diesen Glauben bewährte sein Faust nicht. Da ist wenig Handlung und Scene, wenig Situation. In diesem ängstlichen Placiren der Figuren verräth sich keine Schöpferkraft, keine Beherrschung des Stoffes, die ordnet, sichtet und Alles an einen schlagenden Ort stellt. Ja **Lenau** gibt Stellen, die ein auffallendes theatralisches Ungeschick verrathen: z. B. läßt er Bedienten, die Erfrischungen in die Gesellschaftszimmer bringen, ordentlich das Wort ergreifen, und legt ihnen eine Entschuldigung in den Mund:

Verzeihen, Herr Minister, hohe Gnaden,
Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle

Aufmerksam dienend, mich gedrungen fühle,
Zu einiger Erfrischung einzuladen.

In welchem Salon, auf welcher Bühne ist je von Bedienten so gesprochen worden.

Dagegen ist **Friedrich Rückert** ein Poet durch und durch, ein Poet, der nicht dichtet, wenn er einmal einen guten Gedanken hat, sondern der nur anzusetzen braucht und immer gute Gedanken hat. Ueber den neuen Blumenflor, welcher sich im Frühlingsalmanach ausbreitet, weht der ganze Hauch der **Rückert**'schen Muse; hier waltet eine elegische Stimmung, durchblizt von lächelnden Blicken, Blicken der Hoffnung, von Ironie über die Welt, ja von Ironie uber den Dichter selbst. Hier ist ein Dichter, der in seiner kleinen Siedelei doch die ganze Welt umfaßt. Der Schmerz, daß der Dichter in zu kleinem Kreise wohne, um das Große der Begebenheiten im Ganzen mitzuleben, daß

er zu sehr an der Idylle kranke, um in Hymnen zu singen, wie schön steht er ihm! Und dennoch schwingt sich oft des Dichters Weltbetrachtung auf, und athmet glühende Liebe zur Menschheit und eine so unversiegte Hoffnung auf den Himmel, wie sie sich in dem **Rückert**'schen Cometenliede ausspricht, das auf den ergreifenden Gedanken gebaut ist, falls der Comet in die Bahn der Erde träte, so würde sie dem wirren Meteor jenen Kern geben, der ihm fehlt, und den er von unserer großartigen Historie entlehnen muß.

---

Aermlicher als je fiel im lezten Jahre der von **Schwab** und **Chamisso** besorgte Musenalmanach aus. Vögel genug im deutschen Dichterwalde, aber diesmal so viel Spatzen, daß man auf die Vermuthung kommt, die zahlbaren Nachtigallen suchten nach einem mittelmäßigen Hin-

tergrunde für Klänge, welche auch an ihnen diesmal wie aus der Mause gekommen sind. Einige Ideen sind interessant, wie die Vergleichung **Anast. Grün's** mit dem italienischen Improvisator; doch fehlt es überall an den rechten Ausführungen. **Chamisso** rührt, wenn er sein Alter erwähnt; frisch und poetisch sind nur die Gemälde **Freiligraths**, dieses deutschen **Victor Hugo**; der in kurzer Zeit Alle überflügeln wird. Kalt, nüchtern, unlesbar sind die Lieder aus Rom von **G. Pfizer**, die mit arroganter Geschwätzigkeit hingeworfen, ein römisches Leben affektiren, was sich in keinem Verse als in der That genossen, umarmt, glühend umarmt herausringt. Selbst **Nikolaus Lenau** bleibt dem Ziele fern, das er durch eigene Kraft sich früher gesteckt hat. Ein Ruhm ist leicht verscherzt. Unter aller Würde sind die Versifikationen **Wolfgang Menzels**, die ein gemeinschaftlicher Name: **Magdalena** zusammenhält.

Weniger hart beurtheilen wir ſie, wenn man den Maßſtab der Oper an ſie legt. Für dieſes Genre der Dichtung beurkunden ſie ein zwar nicht ſeltenes, aber immer achtungswerthes Talent. Man höre:

Ihren Augen zu begegnen,
Stößt den Nachbar man zurück,
Roſen läßt ſie niederregnen,
Sie zu haſchen — welch ein Glück!

Ferner:

Zürnend ſpricht er: meine Töne
Seid verſtummt, verſtummt mein Schmerz.
Dieſe zauberiſche Schöne
Hat in ihrer Bruſt kein Herz.

**Schikaneder** würde ſich nicht beſſer ausgedrückt haben, auch im Folgenden nicht:

Da mit leichtem Nymphenſchritte
Kommt die Liebliche daher,

Sieht ſich von des Weges Mitte
Nach ihm um von Ungefähr.

Schlug ein Blitz ſo plötzlich nieder,
Oder war es nur ein Blick?
Heftig zittern ihre Glieder,
Und — dahin iſt all' ihr Glück!

In dieſen trivialen Phraſen geht es fort. „Dieſe ſchöne Liebeskranke läſſeſt du in Gram vergehen?“ „Barbar, du bleibſt ſo kalt?“ „heiße Liebesqual“ „bittre Liebespein.“ Sollte einſt Herr **von Lichtenſtein** aufhören, die Texte der franzöſiſchen Opern in's Deutſche zu übertragen, ſo werden wir uns freuen, Herrn **Menzel** in ſeine Stelle rücken zu ſehen.

---

**Brunold, Ferrand, Hagendorff, Jäger, Koſſarsky** und **Rebenſtein** — das ſind die ſtolzen

Namen eines neuen Hainbundes, einer jüngſt etablirten Sangerſchule, die uns nicht übel deuten möge, daß wir ſie ſtatt der Märkiſchen die Pommerſche nennen! Bei den Märkiſchen Dichtern wird man ſogleich an die Muſen und Grazien von Werneuchen erinnert, an den Feldprediger Schmidt, an blöckende Kühe im Stalle, an Buttermilch, und das Quaken der Fröſche im Röhricht der Havel. Man wird an Karl Müchler, den preußiſchen Grenadier von 1806, erinnert, an die Wackzecksanſtalt und ähnliche Inſtitutionen, welche gänzlich auſſer dem Bereiche der Pommerſchen Dichterſchule liegen. Nach Pommern verſetz' ich ſie, weil einige ihrer Mitglieder in der That von dort gebürtig ſind, weil ſie in ihren Seeliedern ſehr ſtarke Erinnerungen an Swinemünde und Heeringsdorf hervorrufen, und weil zulezt Vor- ſo wie Hinterpommern ein Land iſt, das dichteriſche Staffagen hat. Wer ſieht nicht mit Entzücken

die grünen Oderbrüche mit den weißen Stämmen hellgrüner Birken! Wie blüht die Linde dort so schön! Man muß auch nicht ungerecht sein.

Unter den sechs mir bis jezt bekannt gewordenen Dichtern der neuen Schule herrscht eine freundliche Verabredung. Man sagt, daß sie Alle nur ein und dasselbe Mädchen besingen, welches ihre Hand dem talentvollsten unter ihnen geben wird. Sie wartet, wer von ihnen zuerst das schönste Bild über sie hat. Aber ach sie wartet schon mehrere Jahre und noch immer bleibt das Gleichniß aus, der kühne und siegreiche Trope kommt nicht. Bilder genug, aber keine schlagenden, keines, das fünf Nebenbuhler in die Flucht schlüge!

Dies ist das Geheimniß der pommerschen Dichterschule. Wie sie nun nach ihrem Ideale ringt, wie sie die Sprache beschwört, und alle alten Lieder heraufcitirt!

Vergebliche Mühe! Sie bringen es nicht weiter als bis zu den gewöhnlichen Gleichnissen: immer dieselbe Leier, die die Alten schon anschlugen. Der Geliebten Auge ist ein Spiegel meiner Seele. Ihr Auge ist mein Himmel mit den zwei freundlichen Sternen. Ihr Auge gleicht einer gewissen, erst neulich entdeckten Blume, Vergißmeinnicht genannt. Die Geliebte ist meine Sonne, ich bin ihr Mond. Die Geliebte ist meine Wonne, die sich verlohnt. Die Geliebte ist mit einem Worte Alles, nur nicht Das, was noch nicht da war.

Die hohe Braut der Pommerschen Dichter lächelt und schüttelt ihr lockiges Haupt, wie **Brunold** sagen würde, ihr Lockenhaupt, wie **Ferrand** sagt, ihr gelocktes Haupt, wie mit einem Wortwitze **Hagendorff** sagen würde, ihr lockendes Haupt, wie schmelzender **Jäger** sagt, ihr flockiges Haupt, wie **Kossarsky** sagt, ihr lockiges Haupt endlich,

wie **Nebenstein** sagen würde, wenn **Brunold** es nicht schon gesagt hätte, also ihr flockenlockiges Haupt, wie er zulezt wirklich sagt, um die Andern alle zusammenzufassen. Sie verzweifeln: sie werden nicht erhört.

**Ferrand**, im Grunde der König dieses dichterischen Kreises, gibt eine List an. Sie anatomiren die Schönheit ihres Idols und Jeder nimmt sich einen einzelnen Theil desselben, um ihn mit Muße zu besingen. Der Eine schildert ihren Kopf, der Andere ihre Brust, Der schildert sie sizend, Der liegend, der Eine schlafend, der Andere strickend und nähend. Zwirnsfaden, Teppiche, Netzarbeiten und dergleichen Strickereien werden oft erwähnt und lassen hier entweder auf eine Putzmacherin, oder eine Näherin schliessen. Singt doch **Ferrand** selbst, der Meister:

Hier unter diesen Bäumen
Hab' ich so oft **gesäumt**.

Oder wie **Hagendorff** gleichsam von der 7ten Stunde vom Feierabend der Grisetten spricht:

Doch wenn die Glocke achtlagen hat,
Verläßt sie dieses Haus!

Verzeihung! Ich denke nicht daran, eine geistvolle Dame so herabzusetzen; ich wollte die Dichter nur warnen, in ihren Bildern vorsichtiger zu sein, und keine Ausdrücke zu wählen, welche eine lächerliche Deutung zulassen. Warum zu ihrem Unglück noch dieses fügen? Ja, sie sind unglücklich; aber fast möcht' ich sagen, weniger an den trivialen Gleichnissen, weniger an der Sprode ihres Mädchens, weniger an den philisterhaften Eltern, die Dichtern keine Töchter geben, als an der Nachahmung. **Heine** heißt ihr Unglück.

Es hat einmal einen Dichter gegeben, (er starb als er anfing, in seiner eignen Manier zu dichten), der mit

Waſſerlilien, Meerfeyen, Mondſcheinnächten, Seemoven, mit einigen Ausdrücken, wie: charmant, ennuyant, mit Piſtolen, die nicht geladen waren, und ähnlichen Artikeln ungemein viel erreicht hat. **Heine** iſt nicht ſo groß geworden durch den Schmerz, den er empfindet, als durch den, den er affektirt. Denn das war ſchon rührend, ſich ohne Grund zu quälen und Empfindungen zu erſinnen, für welche eben nichts da war, als die Grimaſſe. **Heine** iſt durch unbeſtrittene Phantaſie, durch die inwohnende Dichterkraft klaſſiſch abgerundet. Er war ſo unglücklich, ein zahlloſes Heer von Nachahmern auf ſich zu ziehen, die jeden albernen Einfall durch **Heine's** claſſiſche Thorheit entſchuldigen wollen. Unſre Pommern gehören dazu.

Luderlich und geiſtig abgeriſſen iſt Niemand von ihnen; ſie affektiren nur das Gegentheil ihres beſcheidenen blonden Weſens. Ihr drittes Wort iſt der Schmerz, ihr viertes

sind Thränen; diese Pommern sollten zu jener Poesie der Blütenräume und Unschuldsträume schwören, zu den schwermuthsvollen dummen alten Leuten, die vom bemoosten Kirchenthurme herabfallen; was haben sie mit **Heine's** Schmerz zu thun? Hütet euch doch! Ihr werdet so lange an euerm gesunden Fleische ritzen, und etwas von **Heine's** ansteckendem Wesen hineinwischen, bis ihr an irgend einer Seuche untergeht; oder es geschieht wohl gar eine Tragödie um eure Narrenspossen, und eine Stieglitz ermordet sich, um euch wirklichen, veritablen, ächten Schmerz zu verursachen.

Zwei Gedichtesammlungen liegen mir vor, und geben zu Voranstehendem die Veranlassung: Gedichte von **Hugo Hagendorff** und Gedichte von **E. Ferrand.** Neue Sammlung. Die Gedichte von **Hagendorff** sind kindischer, als die von **Ferrand.** Er gefällt sich noch in der

imaginären Seelenwanderung, bald ein Vogel zu ſein, und an Liebchens Fenſter zu fliegen, bald ein Röslein ohne Dornen, und ſich ihr an die Bruſt zu ſtecken, bald ein Tropfen Waſſer, was weiß ich Alles! Dieſe Unſchuld zeichnet ſich beinahe vor den Liedern **Ferrand's** aus, die ſchon viel gemachter ſind. Der junge Mann hätte aber recht gethan, wenn er das nicht unterlaſſen hätte, was er S. 72 ſagt:

> Meine armen Verſe warf ich
> Zürnend in das Flammenreich.

**Ferrand**, der Meiſter, glaubt höher zu ſtehen, ſteht aber tiefer als ſein Schüler, deſſen nackte, feuchte Unſchuld rührend iſt. **Ferrand** wird noch viel dichten. Ich will ihm drei Regeln geben:

1) Weniger eifrig von ſeinen Liedern und von ſeinen Verſen in den Liedern und Verſen zu ſprechen!

2) Sich wenigstens metrischer Vollkommenheit und Abwechselung zu befleißigen, weil das Versmaß immer noch hilft, wo auch der Gedanke trivial ist. Es liest sich doch!

3) Sparsam zu sein in den Beiwörtern. Die Beiwörter machen die Gedichte malerisch und anschaulich; aber ihre Ueberhäufung wirkt wie Klere. Z. B.

Am Strande steht ein kleines Fischerhaus,
Ein hübsches Mädchen blickt von seiner Schwelle
Ins weite, schaumbedeckte Meer hinaus;
Fast schlagt an ihren bloßen Fuß die Welle.
Aus niederm Schornstein webet dünner Rauch, —
Weit leuchten hin des Hauses weiße Wände,
Am kleinen Fenster steht ein Rosenstrauch;
Und Weinlaub rankt am braunen Wandgelände.

Hier rührt sich das ganze Bild wie zu einem Brei zusammen. Aber was läßt sich thun? Herr **Ferrand** wird diese Rathschläge gewiß verachten.

# Theater.

Es ist eine sehr gewöhnliche Meinung in Deutschland, daß unsere Zeit für den Flor der Bühne nicht geeignet sein soll. Diese Meinung sollte man endlich einmal abschließen, und dem Sachverhältnisse, was ihr zum Grunde liegt, näher treten. Thut man dies, so wird man finden, daß diese Meinung sehr bequem ist; bequem für das Publikum, bequem für die Dichter, bequem für die Schauspieler; jezt ist sie auch unwahr.

Der Dichter hat mit der Bühne einen langen Prozeß geführt. Jener hielt diese für seine angetraute Braut, und verfolgte bitter, erst mit Satyre, zulezt mit Verachtung die Treulose, welche sich seinen Nebenbuhlern, der Musik, dem Tanze, dem Maschinismus, den englischen Reitern, ja selbst den unvernünftigen Thieren hingab. Dies war der Rausch einer kurzen Zeit, von welcher wir jezt nur noch in dem Nachhall leben; die Bühne, so vielfach benuzt, scheint erschöpft zu sein. Nur die Oper ist noch der lezte Gegner, welchen der Dichter zu besiegen hätte.

Aber selbst die Oper ist matt geworden. Sie hat eine flüchtige Glanzperiode erlebt und so unübersehbar täglich die Zahl der Dilettanten wird, so spärlich ist der Nachwuchs an tüchtigen Sängern wie an Componisten. Die weiße Dame, die Stumme von Portici, Fra Diavolo, Zampa, Robert der Teufel — das hat sich alles schon akklimatisirt, und ist

uns so bekannt geworden, wie „ein freies Leben führen wir.“ Herold, Boyeldieu, Bellini, sind todt, Rossini prozessirt gegen die französische Oper in Paris, und wird nicht eher componiren, bis er seinen Prozeß gewinnt; Auber nimmt langweilige und censurwidrige Sujets; Meyerbeer gibt niemals etwas aus einem Guße, sondern studirt lange, lange an den einzelnen Piecen seiner Compositionen; unsere deutschen Componisten endlich — vor denen sind die Dichter und Schauspieler sicher.

Mit den Handlangern der Oper steht es nicht besser, Schröder-Devrient — herrlich! Aber Fischer-Achten, Kraus-Wranitzki, Sigl-Vespermann, Pohl-Beisteiner, Franchetti-Walzl — das ist Alles so um den Anfang unseres Jahrhunderts herum geboren, und die jungen Nachkömmlinge, welche sich jezt auf unseren Bühnen vordrängen, gehören nicht mehr zur Nachtigallenperiode der

Sonntag, sondern es sind zwitschernde kleine Grasmücken, mit niedlichen Köpfen, jungen Leidenschaften, verschämter Tournüre, Stimmen ohne Brust, keine Domglocken mehr, sondern Alpenglöckchen, allerliebst unter vier Augen, aber auf der Bühne nur zweite Partien.

Bei den Mannern findet sich Baß und Bariton noch genug, denn diese können alt sein, für sie gibt es keine Mittagslinie, allein wie stark ist die Nachfrage nach Tenoren? Ein erster Tenorist ist das zerbrechlichste Requisit einer Bühne. Sie muß ihn hegen und pflegen, denn er ist sensitiv wie ein Kameel; sie muß ihn mit der Baumwolle mütterlicher Sorgfalt umgeben; und doch wollen die Tenore nicht mehr gerathen, Frost ist über sie gekommen, sie gedeihen kümmerlich.

Das sind die Aussichten, welche sich für die Oper eröffnen! Wahrlich, sie sind so glänzend nicht, daß man sie

immer bei der Hand haben ſollte, wenn von den Hoffnungen des deutſchen Theaters die Rede iſt. Nicht die Rivalität iſt es, welche die dramatiſche Literatur zu fürchten hat; ſondern in höherem Grade die Stellung des Theaters in der Geſellſchaft, die Schauſpieler und der Reſt der Thätigkeit, der ſich für die Bühne bei einigen Schriftſtellern noch erhalten hat. Kaum weiß man, welches das gefährlichſte von dieſen drei Hinderniſſen zu nennen iſt. Ich glaube, am leichteſten für eine Revolution des Theaterweſens ließen ſich noch die Schauſpieler gewinnen; denn nicht alle unter ihnen ſind ſo verderbt und flach, daß nicht ein Funke von Poeſie noch in ihnen zu finden wäre. Sie ſind angewieſen auf den Beifall der Menge, und werden vom Ehrgeize geſpornt, ſo daß ſie nach der Seite hin wohl nachgeben müßten, wo der bisherige Schlendrian ihres Treibens einen friſchen Impuls erhielte. Dennoch bleibt es beklagenswerth, daß eine Reform

des Theaterweſens nicht denkbar iſt, ohne den freiwilligen Beitritt ſo zahlloſer Schauſpieler, welche die Regie des deutſchen Theaters an ſich gerüſen haben, nach lebenslänglichen Anſtellungen geizen, und zu traag ſind, oder zu hochmuthig, um ſich dem Dichter mit Liebe und Beſcheidenheit hinzugeben, ſeinen Vorſchlägen Gehör und ſeinen Produktionen wenigſtens ihr Gedächtniß zu leihen. Von allen Seiten iſt hier der Dichter ſchlecht berathen; wo er Herr ſein ſollte, da ſpielt er eine armliche und zurückgeſezte Rolle.

Weil die Reform des Theaterweſens in den Geiſtern unſeres literariſchen Progreſſes liegt, ſo kann man ihr durch viele Dinge vorarbeiten, welche den Intendanzen, Regiſſeuren und Schauſpielern geſagt werden müſſen. Wir wollen den Anfang damit machen, uns an die Dichter zu wenden.

Die Literatur ist von den Verhältnissen, durch welche das heutige Theater bedingt wird, so sehr mißhandelt worden, daß sie in der That gar nicht mehr weiß, was sie dem Theater bieten soll. Die Kritik ruft ihr fortwährend zu: Es ist nicht zeitgemäß, es fehlt die großartige Bewegung, die Theaterperiode ist vorüber — und Wer diese Entmuthigungen überhört, Wer es wagt, seine Gedanken an Könige, Feldherren, Verschworne, erste und zweite Kammerherren, an die Charaktere, welche ihm irgend eine Fabel bietet, zu vertheilen, der hört auf der andern Seite, auf der Seite des Theaters: Läßt sich nicht aufführen, Bühnenunkenntniß, unwirksam, und was dergleichen Beschönigungen der Faulheit und des Hochmuths mehr sind. Da soll sich die Literatur mit dem Maschinisten befreunden. Aber der Maschinist sagt, er kenne die leeren Ausflüchte der Herren; er, als Maschinist, vermöge Alles, man schreibe

ihm nur vor! Dies Gerede von Nichtaufführenkönnen, womit man z. B. **Grabbe** zurückgeschreckt hat, ist wahrhaft verrückt; denn umsonst haben doch die Maschinisten seit zehn Jahren nicht so ungeheure Dinge in den Melodramen und Opern geleistet; sie haben uns feuerspeiende Berge, die Cyclopen-Schmiede, die Wolfsschlucht, auffliegende Pulverschiffe, lebende Bilder, tausend perspektivische Täuschungen gegeben. Aufführen läßt sich Alles, und die Sache ist nur die, daß die Literatur hier mit vornehmen unwissenden Behörden, und mit gedächtnißfaulen, dickbäuchigen Schauspielsinekuristen zu thun hat.

Auch mit dem ewigen Verlangen nach Effekt ist die Literatur überrumpelt worden. Nach Frankreich wird gezeigt: Tableaux, Melodramen, Coups, Schläge auf Schläge, Dinge, von denen unsere arme naive Literatur Nichts weiß, vor denen sie erschrickt, und lieber hingeht, den Mond zu

besingen, als sich an so Ungeheures zu wagen. Dies ist die traurige Wirkung eines Urtheils, das es gut mit der Sache meint, und dem deutschen Lande gewiß recht viel Ehre und Vorzug gönnt. Nein, man rufe der Literatur nicht zu: Gib uns Effekt! sondern: Gib Leben! Der Effekt ist, wenn er für sich allein erzielt wird, hölzern, ohne Fleisch, ohne Leben; aber das wahre Leben ist immer effektvoll. Nicht einmal auf Charaktere, auf Situationen sollen eure Ermahnungen dringen, sondern nur auf Leben; denn wo Leben ist, da fällt ihm alles Andere zu: Leben ist nie ohne Charakter, nie ohne Situation. Geht ihr immer auf das Resultat, auf den Zweck, auf das Ende aus; Wer konnte dann den Anfang wagen! Ein Rechenexempel von Effekten, ein Combiniren von Situationen: das gibt nie ein lebendiges Bild; es kann erschuttern, aber nur die Nerven, nicht die Seele. Warum bleiben die

Deutſchen kalt bei Maria Tuder? Die Sache iſt einfach: weil wir noch Sinn für Wahrheit und Schönheit haben; weil wir Knochen verſchmähen, wenn kein Fleiſch daran iſt. Dies Laufen und Rennen in den Effektſtücken, dies Thürzuſchlagen, dies Maskenvornehmen, dies Vorhangwegziehen, dies Preſſen der Contraſte machen Angſt und Wehe; man kommt keinen Augenblick zur Ruhe, man iſt überladen mit Handlung, man möchte des Teufels werden.

Ich glaube, man traut mir zu, daß ich jene ausgeführten, lyriſchen Dramen unſerer **Raupach, Oehlenſchläger** u. ſ. w. nicht in Schutz nehmen will; jene Tragödien, wo ſich der Held die Zither geben läßt, und uns ſeine Empfindungen vorſingt; jene Sehnſüchteleien: O Enzio, eine deiner Locken ſende mir! Allein Malerei des Motives muß da ſein, was in den franzöſiſchen Stücken fehlt, ein lyriſches Element, das zur Sache gehört, Nachdenken und

Sichbeſinnen. Das deutſche Publikum will in die Handlung aufgehen, es verlangt nicht blos Thatſache, ſondern auch eine objektive Dialektik derſelben. Vor dem Zuruf: Effekt! erſchrickt jeder wahre Dichter; ſagt ihm, er ſolle nichts als Leben geben, und geſtattet ihm, ſeine Motive auszumalen; dann kann man hoffen, daß ſich endlich die Furcht vor den Bretern der Bühne bei unſern Dichtern legt.

---

Ein Effektſtück, das vor drei Jahren in Paris an der Tagesordnung war, Richard Darlington, iſt in's Deutſche überſezt worden. In Paris ſpielte Frederic Lemaitre, der Talma des Melodram, den Richard, einen politiſchen Charakter, der ſich von der Volksgunſt getragen, zum Coryphaen der Oppoſition aufſchwingt, von dem Miniſterium beſtochen wird, und zulezt an der Verwickelung ſeiner

in jenen Verrath hineingezogenen häuslichen Verhältniſſe untergeht. Daß Richard Darlington auch zulezt der Sohn des Henkers ſein muß, iſt blos die Tyrannei des Melodram, welche auch jezt bei den Franzoſen zu herrſchen aufgehört hat, denn ſie lachen, wenn jezt noch in der lezten Scene des Stückes dem Helden die Maske abgenommen wird, und die blutigen Endworte kommen: le Bourreau *).

*) Der Schauplatz des Richard Darlington iſt zwar England, doch der Geiſt des Ganzen ächt franzöſiſch. Wir befinden uns in jenem Paris, wo Intrigue, Politik, Käuflichkeit und Phraſe ſich durchkreuzen. Thomſon mit ſeinen Anerbietungen, ſeiner Unterhändlerſchaft, in dem Prozentabzug von Vortheilen, die er Richard einräumt, iſt eine ganz franzöſiſche Figur, die man in den Spielhäuſern des Palais royale zu Dutzenden findet. Dies politiſche Schauſpiel erklärt uns recht die Miſere, welche ſich in Paris um ſechswöchentliche Portefeuilles balgt, und ſich auf Syſteme beruft, die ſie gar nicht zu haben pflegt. Man ſieht, daß es einen Coincidenzpunkt aller Debatten gibt, nämlich den, wo das Geld geſchroten wird. Ja dort wollen ſie alle eine Weile ſtehen, ſo lange bis ſie für die Zukunft genug zuſammengerafft haben, dann opfern ſie Alles

Von den Stücken des Herrn **von Zedlitz**, wurde in neuerer Zeit Kerker und Krone am meisten besprochen. Die beiden ersten Akte dieser Fortsetzung des Tasso sind jedenfalls auf der Bühne wirksam; die drei lezten jedoch können es nicht sein, und dies liegt in dem verfehlten Gegenstande. Jede Tragödie muß anschwellen wie ein Segel, das, je höher es in See sticht, sich immer weiter und voller blähet; aber Kerker und Krone schreitet dekreszendo fort, mit jeder Scene könnte das Ganze ein Ende nehmen. Diese Tragödie ist ein Grabgesang, ein Leichenzug, ein allmäliges Entschlummern. Die sanfte Rührung, mit der sie lind die Seele anhaucht, dauert auf der Bühne zu lang, man liest das Stück als eine Elegie.

---

auf, und nichts leichter, als die eigene Ehre. Es herrscht wenig Tugend und verborgene Größe in Frankreich, und wenn wir Deutsche blos demüthigere Augenwimpern haben, so ist es bei uns nicht besser.

Die Belagerung von Mäſtricht, von **Hauch**, fand bei Kunſtrichtern einigen Beifall, allein auch dies Stück hat kein ſteigendes Intereſſe. Trotz des Kanonenlärms und Schwertgeklirres iſt der Verlauf ſtill und faſt unhörbar, es iſt nicht ein einziges Motiv in dem Stücke. Einige Scenen ſind als Epiſoden wirkſam, doch wenn ſie fehlten, würde das Ganze darum doch nicht weniger verſtändlich ſein. Uebrigens glaub' ich, daß dieſer Verfaſſer Talent für das Theater hat, denn ſeine Sprache iſt einfach, natürlich, und ohne Reminiscenzen. Er würde niemals mit **Raupach** ſagen: Wer wollte die Schnecke zur Hüterin des jungen Aars machen! und ähnliche Tollheiten, womit der ruſſiſche Profeſſor die Erhabenheit eines **Shakſpeare's** zu erreichen glaubt. Schöne Sprache! Wer hat nur den Leuten dies über **Raupach** eingeredet! Wenn **Zedlitz** gleich auch nur den oberen Schaum gibt, den die reißenden

Jamben aufführen, so herrscht doch bei ihm durchgehend Grazie und Süße des Ausdrucks. Wenn die Sprache des Tragödiendichters keine andere sein soll, als die, welche aus der inneren Leidenschaft des Gedankens sich von selbst herausbildet, so taucht Zedlitz seine Gestalten wenigstens in poetische und wahre Anschauungen, in einen zwar immer schon gezogenen Kreis des Ausdrucks, in dem aber Sinn, Poesie und Zusammenhang ist; allein Raupach hat Nichts als sinnlose Worte, verrückte Bilder, einen Apparat von vereinzelten Phrasen, welche seine Figuren im Dialoge zusammenleimen. Dies ist sehr beklagenswerth; denn daß Raupach theatralisches Geschick hat, ist unläugbar; seine Combinationen übertreffen die des Herrn Zedlitz bei weitem.

---

Wenn man einige neuere Lustspiele von Raupach liest, Zeitgeist, Nasenstüber, so wird man immer

wieder auf Till und Schelle ſtoßen. Schelle avancirt, er iſt ſchon Bataillons-Chirurgus, wird vielleicht Medizinalrath und wird dann vielleicht nicht mehr auf dem Theater geduldet. Dies iſt die einzige Hoffnung, auf den Komödienzetteln eine Perſonage zu verlieren, welche nachgerade ekelhaft wird. Schelle, von **Holberg** entlehnt, hatte einen guten Fond. Schelle war Poltron, Schwätzer, Haſenfuß, ein completer Narr. So lange ſein Wahnwitz für den Zuſammenhang einer guten Intrigue paßte, unterhielt er. Jezt, wo Schelle nicht mehr originelle Situationen, ſondern nur ſich ſpielt, wo er ſelbſt im Zeitgeiſt ſich auf die Schleichhandler, im Naſenſtuber ſich auf den Zeitgeiſt beruft, da gleicht er bereits dem Volkskasperle, der ſich im Puppenſpiele immer mit denſelben Melodien trällernd hinter der Scene ankündigt und dann mit tollen Kapriolen vor'm Publikum eine Reverenz macht. **Raupach** wollte eine

solche Figur schaffen, eine Art von komischer Tradition; aber es ist nur zu bekannt, daß sein Schelle eines mittelmäßigen Schauspielers wegen so oft erscheint, der auf dem Berliner Theater in den Schleichhändlern einmal Glück gemacht hat. Herr Gern ist ein Schauspieler, der mit einem gewissen Grunzen jedes seiner Worte begleitet, der deßhalb im Ausdruck der Gemeinheit klassisch ist, und durch eine ganz anomale Art zu spielen das Zwerchfell des Publikums zu erschüttern im Stande ist. Durch ihn ist Schelle ein würdiges Seitenstück zu Angely's Hähnchen geworden: nur mit dem Unterschied, daß Schelle studirt haben will, und einen Pli affektirt, der ihn retten könnte, wenn er etwas witziger wäre.

Auch Till droht am Witzbankerutte unterzugehen. Es war eine Figur, die sich unter geistreicheren Umständen recht stattlich ausnahm. Till war ein märkischer Mephisto-

pheles, Einer, der, wie man bei mir ſagt, immer aus dem Muuße kommt, ein Lopfkiecker, Mutterſöhnchen, Hemkengrieper, ein Drömer, ein ganz nichtsnützicer Schlingel, der ſich nur überwinden ließ, wenn man ihm herzhaft zu Leibe ging. In Till's Eulenſpiegeleien iſt Wahrheit, nur hat er das Unglück gehabt, wiederum auf dem Berliner Theater von einem ſehr einſeitigen Komiker dargeſtellt zu werden, der in der Rolle gefiel. Herr **Räthling** iſt die Veranlaſſung, daß Till immer matter wird. **Raupach** beſitzt den Fond nicht, ſeiner Schopfung immer wieder den Anſtrich der Neuheit zu geben. Schelle und Till ſpielen eine verkümmerte Rolle und haben nur noch die alten Grimaſſen und Geſtikulationen, welche beleidigen, weil ſie auf die Spitze getrieben ſind.

Der Junker Kaspar im Zeitgeiſt iſt Niemand anders, als Siegfried von Lindenberg, der edle Krautjunker.

**Raupach** pflegt bei ſolchen Plagiaten immer vorauszuſetzen, daß er nicht **Shakeſpearen** und **Schillern**, ſondern dieſe hier und der alte Gottwerth Müller ihm nachgeahmt haben.

---

Mehrere Luſtſpiele von **J. E. Mand** ſind nicht ohne Beifall über die deutſchen Breter gegangen. Sie ſind gut angelegt, ſie verwirren ſich, indem ſie uns beluſtigen, und enden nach alter Manier mit Gruppen, wo zwei, drei, vier glückliche Brautpaare vom Parterre ihre erſten Gratulationen annehmen. „Sein Onkel und ihre Tante“ iſt ein artiger Scherz, welcher auf Verwechſelungen beruht, und durch einige komiſche Charaktere belebt wird.

Die Räuberbräute, ein fünfaktig Luſtſpiel, ſchweift bei weitem mehr aus. Verkleidungen wirklicher und vorgeſtellter Räuber, Aehnlichkeiten mit **Raupach's** Schleichhändlern, gehören zu den Hebeln dieſer in der Hauptſache übertrieben

unwahrscheinlichen Erfindung. Die beiden Liebhaberinnen führen einen Charakter durch, von welchem man sich keine ernste Vorstellung machen kann. Es müßten doch sonderbare Ehemänner sein, in welche sich ihre Frauen als Mädchen, nicht als Das, was sie sind, sondern als etwas Abenteuerliches, das sie vorstellten, verliebten, und welche damit auch auf alle Zeit zufrieden sein könnten. Jedoch es gibt solche Mädchen nicht, wie sie hier auftreten. Den Franzosen würde eine Fabel, wie die hier durchgeführte, recht ungereimt vorkommen, und wir wollen uns keineswegs die Blöße geben, sie in Schutz zu nehmen.

Den größten Theil einer von **J. E. Mand** begonnenen Sammlung seiner Lustspiele nimmt eine Vorrede ein, in welcher der Verfasser mit einer am Lustspieldichter auffallend schwerfälligen und ungewandten Sprache und in dialogischer Form eine Menge von Fragen abhandelt, welche

das deutsche Theater betreffen, und zum großen Theil nur dem Kenner der Bühnenverhältnisse in Berlin verständlich sind. Ich sehe nicht ein, warum die Anwaldschaft der vernünftigsten Dinge in diesem Gespräche gerade einem verrückten Professor übertragen ist? Sollte man in Berlin nicht ohne Gefahr aussprechen dürfen, was daselbst gegen die Verwaltung der Theater von Einsichtsvollen eingewandt werden kann? Dieser Dialog würde weit genießbarer geworden sein, hätte der Verfasser ihn durch die Grillen eines verrückten Mitredenden nicht pikanter machen wollen. Alle hier mitgetheilten Thatsachen beruhen auf einer traurigen Wahrheit, allein der Verfasser thut Unrecht, sie durch den Geist unseres Publikums, durch die Zeitumstände und unser Jahrhundert zu entschuldigen. Er hält das Geld für eine Nebensache, allein das Geld ist niemals Nebensache. Würden die Theater den dramatischen Schriftstellern mehr

Geld geben, ſo würden ſie ſelbſt weniger unnational werden. Hundert Köpfe mehr würden ſich verſucht fühlen, ihren Fleiß dem Theater zuzuwenden, wenn ſie vorausſetzen könnten, daß er auch angemeſſen belohnt werde. Allein es gibt hier Nichts zu verdienen. Die Kleidung einer Prima Donna koſtet mehr, als zur Hälfte genug ſein würde, die Foderung eines dramatiſchen Schriftſtellers zu befriedigen. Ehre alſo Dem, welcher ſich entſchließt, für das Theater zu ſchreiben quand même! —

---

Seit einiger Zeit ſucht ſich ein ſehr talentvoller Schriftſteller **Sigismund Wieſe** dem Theater zu nähern; allein er kommt im Intereſſe der Philoſophie und Theologie zu ihm. Die Intendanten werden hierüber erſchrecken, doch finden wir drei von **Wieſe** erſchienene Trauerſpiele

sehr beachtenswerth. Sie sind mit Fertigkeit angelegt, die Sprache ist rapid und edel, der Dialog keusch und frei von Reminiscenzen, die Erfindungen selbst sind nicht überraschend neu, aber anziehend und durch ihre Behandlung spannend. Durch alle zieht sich übrigens ein religiöses Interesse, welches ihnen ein ganz besonders originelles Colorit gibt.

Die Wilden und die Ansiedler behandeln den Kampf der Ureinwohner Nordamerika's und der englischen Kolonisten, welche mit Feuer und Schwert, mit List und Christenthum die wilden Horden besiegen mußten. Die Charakteristik der amerikanischen Häuptlinge ist ausgezeichnet gelungen, und würde auf der Bühne von großer Wirksamkeit sein. Dabei fehlen nirgends die Ruhepunkte des Effekts, die Akte schließen spannend, die Situationen sind malerisch. Nur die doppelte Wiederholung eines Schusses,

der das erstemal überraschend ist, möchte ein Mißgriff sein. Der Verfasser konnte diese Wiederholung vermeiden, wenn er überhaupt diesem Stücke einen andern Schluß zu geben beliebt hätte. Mußte nicht das Ganze abgerundet und eine Art poetischer Gerechtigkeit am Schlusse hergestellt werden? Konnte dies besser geschehen, als wenn der englische General im Augenblick seines Sieges von der Regierung wäre abberufen worden, und er nun da gestanden hätte, resignirend und das für ihn Vergebliche seiner blutigen Saat betrachtend? Ich glaube, dies hätte einen erhabenen Eindruck zurückgelassen.

Die Märtyrer schildern in einer Weise, die mit **Calderon** verwandt ist, die Verfolgungen, welche das Christenthum in Aegypten vom Staat, vom Volke und den Priestern, von esoterischen und exoterischen Interessen zu dulden hatte. Die ideelle Grundlage dieser Erfindung wird

mit Geiſt ausgeſprochen: der Verf. dachte über die Religion nach. Wäre der Gegenſtand nicht ſo ſchmerzlich ernſt, ſo würde ſich dies Trauerſpiel ſehr gut zu einer Oper umgeſtalten laſſen. Der myſtiſche Apparat der Tempelreligion macht es zu dieſem Zwecke empfehlungswerth.

Lothar und Sulamith liegt etwas zu baar auf der Oberfläche. Man ſieht hier die theologiſche Tendenz des Verfaſſers überdeutlich hervortreten. Warum mußte Sulamith ſo plötzlich vom Geiſte ergriffen werden? Dies iſt für die moderne Zeit unnatürlich. Heute geht bei den Frauen der Weg zu den Ideen nur durch die Liebe. Daß Sulamith Lothar liebte, konnte mit dieſer Plötzlichkeit geſchehen, nicht aber, daß ſie Chriſtin wurde. Auch iſt die Vergiftungsintrigue matt, und läßt kalt, da Alles vor unſern Augen geſchieht und wir die Helden nur als Schlachtopfer ſehen. Aber die äſthetiſche Spekulation wird

nichts deſtoweniger durch dieſe Arbeit angeregt; wir werden überzeugt, daß ſich die Behandlung der modernen Verhältniſſe des Chriſten- und Judenthums mit Rekapitulationen der Vergangenheit in der Poeſie ſehr gut ausnehmen müßte. Die Eingangsſcene auf den Kirchhöfen der Juden und Chriſten, das gegenſeitige Klagen und zur Rache Rufen iſt vortrefflich gedacht, und bis auf den verunglückten Humor der Todtengräber mit kunſtvoller Behandlung durchgeführt.

---

Ich freue mich aber, noch eine andere ausgezeichnete Hoffnung für das Theater erwähnen zu dürfen, die in mir durch Danton's Tod, von **Georg Büchner**, angeregt worden iſt.

Dies treffliche Drama entwickelt vor unſern Augen

eine tragiſche Kataſtrophe der franzöſiſchen Revolution. Die Autorität Robespierre's iſt im Steigen, und die zweite Reaktion gegen die Revolution beginnt. Die erſte Reaktion war der Sturz der Gironde, die zweite iſt der Sturz des Moderantismus. Wie Saturn verſchlingt die Revolution ihre eigenen Söhne. —

Aber ſchon unterſcheiden ſich die verſchiedenen Klaſſen dieſer Rückwirkung. Die Girondiſten waren Männer, welche nicht durch Abſichten und Pläne in die Revolution hineingeriſſen wurden, ſondern durch Sympathien, Prinzipien, und durch den erhabenen Enthuſiasmus, welcher in jenen ſturmvollen Zeiten alle Gemüther ergriffen, und ſich endemiſch wie ein Fieber fortgepflanzt hatte. Die Girondiſten ſtarben mit ihren blumenreichen Reden, mit dem nobeln Ernſte, und der vornehmen Geringſchätzung, welche einmal die Doktrine in der Theorie und oft ſogar das

Juste-Milieu in der Praxis zu begleiten pflegt; sie starben, weil sie die Revolution ohne die Massen wollten. Die Dantonisten dagegen hatten an den Händen schon Blut, das Blut des Septembers, das nicht vergossen wurde, um zu strafen, sondern um zu schrecken. Als die Dantonisten, durch die Aristokraten in der Stadt, die Könige vor den Thoren, in eine fast chirurgische Entzückung versezt waren, daß sie mit lächelnder Miene ein faules Glied am Staate grausam amputirten; da hatten sie der Revolution in der That mehr sich selbst zum Opfer gebracht, ihr Gefühl, ihre Humanität, ihre durch ein ruhiges Gewissen geweihten Nächte. Sie hatten so Ungeheures gethan, ihrer angebornen Herzensgüte zum Trotz, daß sie nicht glauben konnten, die Revolution verlange noch neue Opfer. —

Allein Robespierre reichte zwei Anklagen gegen sie ein, auf übertriebene Mäßigung die eine, auf Unsittlichkeit

die andere. Die Dantoniſten waren den Girondiſten durch Kopf und Herz verwandt, jene waren die Römer der Revolution, dieſe ihre Griechen; hatte man früher die Charaktere guillotinirt, ſo wollte man jezt die Genialität guillotiniren; denn Danton war Alcibiades, und Camille Desmoulins lebte nur in Athen. Alle ſeine Anſchauungen gingen vom Illiſſus aus; das Palais royale war ihm Ceramikus; er wollte eine Republik, worin man patriotiſch wäre, wie Demoſthenes, weiſe wie Sokrates, und in den Sitten genial, wie jene Kreiſe, die ſich um Aspaſia ſammelten. Dieſe zweite Phaſe der Revolution kämpfte mit der dritten, wo die Revolution ein Cultus geworden war, und ihre Altäre, ihre Dogmen und Ceremonien hatte, wo dem Blut-Meſſias, wie Camille Robespierre nannte, St. Juſt zur Seite ſtand, die Apokalypſe neben dem Evangelium.

Nichts bezeichnet die drei blutigen Epochen der franzöſiſchen Revolution beſſer, als die Begriffe, die zu verſchiedenen Zeiten über die Revolution herrſchten. Die Gironde hielt die Revolution für Etwas, das man erſetzen könne, Danton für Etwas, das man abſchließen könne, Robespierre für eine Offenbarung, welche ganz außer dem Bereiche des menſchlichen Willens liege, alſo für die Vorſehung und die Gottheit ſelbſt. Aber alle ſahen die Revolution als etwas Fertiges, Abgegränztes über ihrem Haupte: die erſten als eine Laſt, die zweiten als ein Hinderniß, die dritten als eine Idee, wie die Meſſiasidee, in welche ſie ſich hineinſchoben, wie auch Chriſtus nicht anders that, als eine Vorſtellung ſeiner Nation adoptiren, und ſich ſelbſt zum Subſtrat und Subject einer äußeren Thatſache machen. Eine Idee despotiſirte hier die Menſchen, die Menſchen waren nur die Beamten eines Begriffes. Alle

beriefen ſich auf die Revolution wie auf eine unſichtbare Gottheit. Dies war entſetzlich; denn ſie hatten doch wahrlich die Revolution in Händen und konnten aus ihr machen, was ſie wollten. —

**Georg Büchner's** Auffaſſung der franzöſiſchen Revolution verräth eine tiefe Kenntniß derſelben. Seine Charakteriſtiken der Tendenzen und der Perſonen ſind meiſterhaft. Seine Gemälde ſind ſkizzenartig hingeworfen; aber die Umriſſe der Kohle ſind ſo ſcharf, daß unſere Einbildungskraft ſich von ſelbſt eine Welt vorzaubert. **Danton, Robespierre, St. Jüſt, Camille Desmoulins** ſind vortrefflich gezeichnet — ſo wie in allen Nebenpartien, in den Volksſcenen und dem Geſpräche der unterſten Klaſſen ſich die Vertrautheit mit ſeinem Gegenſtande zu erkennen gibt. Warum ſollte dies auch nicht? Unſere Jugend ſtudiert die Revolution, weil ſie die Freiheit liebt, und doch die

Verbrechen vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienſte begangen hat.

Man darf ſagen, daß in **Büchner's** Drama mehr Leben als Handlung herrſcht. Die Handlung ſelbſt iſt, als der Vorhang aufgeht, ſchon abgeſchloſſen und vorhanden; der Stoff iſt ſo undramatiſch, wie Maria Stuart. Auch **Schiller** wollte eine Tragödie geben, und gab die Dramatiſirung eines Prozeſſes; **Büchner** gibt ſtatt eines Drama's, ſtatt einer Handlung, die ſich entwickelt, die anſchwillt und fällt, das lezte Zucken und Röcheln, welches dem Tode vorausgeht. Dieſen Mangel der Handlung jedoch, den Mangel eines Gedankens, der wie eine Intrigue ausſieht, läßt die Fülle von Leben, die ſich hier vor unſern Augen noch zuſammendrängt, weniger ſchmerzlich entbehren. Wir werden hingeriſſen von dieſem Inhalte, welcher mehr aus Begebenheiten, als aus Thaten beſteht, und erſtaunen über die

Wirkung, welche eine Aufführung dieſer Art auf dem Theater machen müßte, eine Aufführung, die bei jetzigen Umſtänden unmöglich iſt, weil man Haydn's Schöpfung nicht auf der Drehorgel ableiern kann.

Wenn wir uns dem beſonderen künſtleriſchen Verdienſte dieſer Produktion nähern, ſo müſſen wir geſtehen, daß ſie uns die Auffaſſung des Stoffes noch bei weitem zu übertreffen ſcheint. In Bildern und Antitheſen zucken hier Blitze von Geiſt und Eleganz. Keine verrenkten Gedanken ſtrecken ihre langen Geſtalten gen Himmel, und ſchlottern wie geſpenſtiſche Vogelſcheuchen am Winde hin und her, keine ungebornen Embryonen umſtehen uns in Spiritusgläſern, und beleidigen durch ihre Unſchönheit das Auge, ſie mögen auf noch ſo tiefe Entdeckungen zu deuten ſcheinen. Es iſt Alles ganz, fertig, abgerundet, Staub und Schutt, das Atelier des Geiſtes ſieht man nicht, und ich wüßte

nicht, worin anders das Kennzeichen eines literariſchen Genies beſtünde. Als ein ſolches muß man **Georg Büchner** mit ſeiner Ideenfülle, mit ſeiner erhabenen Auffaſſung, mit ſeinem Witz und Humor begrüßen.

---

Man muß hier unwillkürlich an **Grabbe** erinnert werden, der gegenwärtig in Düſſeldorf lebt. Er ſelbſt geſteht, daß ihn **Immermann** wieder in das rechte moraliſche Geleis der Exiſtenz gebracht hat, und drückt ſich in einem Vorworte zu ſeinem neuen Drama: Hannibal faſt ſo aus, als wäre er durch **Immermann** wieder zu einem Menſchen geworden. Dies iſt ein Geſtändniß, um welches wir **Grabbe'n** bemitleiden, denn an **Immermann** war es, das Wiedererſcheinen der **Grabbe**'ſchen Muſe, die er vor längerer Zeit in ſeinem Reiſetagebuche ſo kühl behandelte, wieder anzukündigen. Er hätte der weichen und

gerührten Stimmung **Grabbe's** zuvorkommen müſſen, da einmal preisgegebene Menſchen, wenn ſie ſich aufrichten, und der Geſellſchaft wiedergeſchenkt werden, gemeiniglich ſo gedehmüthigt ſind, daß jedes ihrer Worte zittert, und ſie alle Welt umarmen möchten. Wäre es nicht entſetzlich, wenn **Grabbe** vor dem Publikum noch mehr ſtammelte, als er ſchon geſtanden hat? Nein, **Immermann** mußte ſeinen Schützling ankündigen, **Immermann**, der es ohne Erröthen hätte thun können, da er ſelbſt neulich die Umkehr von ſeinen früheren äſthetiſchen Urtheilen ausgeſprochen hat.

Das dramatiſche Mährchen Aſchenbrödel erreicht durchaus nicht jene Stufe, welche **Grabbe's** würdig iſt. Hier haben wir weniger, als **Platen** in ſeinem gläſernen Pantoffel geleiſtet hat; um ein Mährchen dieſer Art auszuführen, bedarf es eines Witzes, wie er **Tieck** zu Gebote

ſtand, und einer Poeſie, wie ſie **Menzel** in ſeinem Rübezahl und Narciſſus wenigſtens durch eine Art poetiſirender Scholaſtik zu erſetzen ſuchte; jedenfalls aber einer ſaubern und netten Hand, die nicht, wie **Grabbe**, Alles über den Haufen wirft. Zum Mährchen hat **Grabbe** weder den Beruf des Witzes noch der Lyrik. Seine Verſuche im Witze ſind pritſchenhaft plump; ſeine Leiſtungen in der Lyrik ſind nur die Beſtrebungen des Vogelſtellers, der auf einem Baumblatte die Nachtigall lockt; aber die Nachtigall kommt nicht.

Erſt in der Tragödie Hannibal ſehen wir den früheren **Grabbe** wieder. Da ſind die Situationen maleriſch ſchön, die Charakteriſtik iſt rapid und bis auf's Aeußerſte pointirt, der Dialog iſt ein Muſter von Kürze und ſchlagender Gedrängtheit. Hier ſtürmen Sprache und Phantaſie, die Alpen erfrieren jedoch oben, wie dies **Grabbe'n** immer

charakterisirt hat, zu einer eisigen Crystallisation. Es sind die alten großartigen Bilder, von denen zwei Drittel immer so originell sind, und das lezte Drittel immer so steif, irdisch und ungelenk.

Hannibal steht vor den Thoren Roms, wir sehen ihn in Capua, zwischen den Bergen, in Afrika, bei Zama, zulezt bei Prusias, einem Könige, den Grabbe mit zu vieler Ironie zeichnet, da er die Crequien und die poetische Gerechtigkeit des fünften Aktes zu verwalten hat. Zwischendurch Karthago mit seinen Parteien, Rom mit dem schwankenden Senat, Spanien mit Numantias rauchenden Trümmern. An klassischen Details fehlt es hier nirgends, sei es nun, daß Grabbe den Krämergeist Karthago's zeichnet, oder die innere Hohlheit des Cato Censorinus, oder die gutmüthige Eitelkeit eines Terenz, des Begleiters der Scipionen, oder die kleinliche Größe des Fabius

Cunctator. Hier iſt **Grabbe** immer originell und überraſchend, und erhält uns den Glauben an eine Muſe, welche ein olympiſches Recht zu zürnen hat, wenn ſich ihr nicht das öffentliche Intereſſe mit aller Theilnahme hingäbe.

Doch woher kommt es wohl, daß **Grabbe's Dramen** in Rückſicht auf ſeine Perſönlichkeit uns ſo wohl thun, objectiv aber niemals die Billigung des Kunſtrichters erhalten haben? Auch wenn man Hannibal als ein Ganzes läßt, und zugleich an das Einzelne einen äſthetiſchen Maßſtab legt, ſo mißbehagt auch dieſes Trauerſpiel. Es iſt nur eine Veranſchaulichmachung und Dramatiſirung der Hiſtorie. Es findet ſich kein Steigen und Anſchwellen des Stoffes; die Begebenheiten ſelbſt ſtehen über dem Haupte des Dichters, und bleiben immer noch groß genug, um ſein Werk auf ein Verdienſt als eine Skizze zu verweiſen. **Grabbe's** Werk iſt feſt in den Knochen; die Muskeln,

Flechſen und Arterien winden ſich um das ſtarre Gerippe herum; aber der Reſt fehlt, das Fleiſch, die ſchöne Bekleidung der Haut, die blühende Farbe der Natur, des Lebens und der Wahrheit. Man wird uns zutrauen, daß wir nicht nach Schiller'ſchen Jamben und Reflexionen fragen: aber die Malerei der Motive, von der wir oben ſprachen, dürfen wir nicht aufgeben. Die Menſchen ſind nicht ſo, wie ſie Grabbe ſchildert, ſelbſt in den verzweifeltſten, äußerſten Lagen ſind ſie anders, ſie ſind immer noch etwas neben und außer der That. Dieſer ganze Bereich fehlt bei Grabbe und wird ihm überall im Wege ſtehen, wenn es ſich darum handelt, ſein Studium den Maſſen zu empfehlen. Während man kaum zeigte, wie kühn er im Sattel des Pegaſus ſizt, wird man rufen, daß ihn das Roß ſchon wieder abgeworfen. Grabbe hat Immermann dafür gedankt, daß er ihm Muſe zum Dichten verſchafft habe;

vielleicht iſt es möglich, daß **Immermann** ihm auch ſeine Ruhe einflößt.

Ich würde in dieſer Verbindung der Leiſtungen eines Schauſpielers nicht Erwähnung thun, wenn ich nicht glaubte, daß ſich an Carl Seydelmann mancherlei Ausführungen und Vermuthungen anknüpfen ließen, welche vielleicht durch ihn ſelbſt nicht beſtätigt werden, aber für einige oben ausgeſprochene Hoffnungen als Grundlagen oder wenigſtens als Anknüpfungspunkte dienen können.

Die Bewunderung, welche man für Carl Seydelmann haben muß, wird durch eine Empfindung getrübt, welche in den Umſtänden liegt, unter welchen dies Genie auftritt. Welch' eigenſinnige Zeit für eine Perſon, die an die Maſſe angewieſen iſt! Wir reden nicht von dem Bedürfniß des Schauſpielers, daß er ſeine Zuſchauer habe,

nicht von dem Gemeinſatze, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte, ſondern von einem Genie, das ſich nach einer großartigen Bewegung ſehnen muß, nicht um ſie einzufangen, und aus eigenen Mitteln zu beſtimmen, ſondern nur, um in ihrem Zug hineingeriſſen zu werden, und, ihr hingegeben, ſich als Moment einer großen öffentlichen Thatſache zu fühlen. Was Seydelmann braucht, iſt eine großartige Regung des Theaters, eine Kritik, die auf der Höhe ſeiner Leiſtungen ſteht, und einen Zug des Intereſſes, der auf eine Tendenz hinauskommt.

Wie Garrick geſpielt hat, wiſſen wir nicht; aber er ſpielte unter dem Einfluſſe einer literar-hiſtoriſchen Bewegung. Er war es, der den Stein von Shakeſpeare's Grabe wälzte. Sein Spiel hatte einen Sinn, der ſich in Worte faſſen ließ; denn er ſtürzte den Roſcius der Reifrocksperiode, er ſtürzte Quin, den Heros der franzöſiſchen

Tragödie, und er war es, ohne den Shakespeare nicht von der Vergessenheit, Undankbarkeit und pedantischen Kritik erlöst werden konnte. Er war in das Geheimniß einer großen Nationalverschwörung gezogen worden, er war der Todenerwecker eines Vergessenen, und sein Spiel hatte ein Fundament, das über den lügenhaften Tag eines Theaterabends hinausreichte; so, daß man nicht Shakespeare nennen kann, ohne zugleich dem Andenken Garricks ein Opfer zu bringen. Und dieser Kultus ist um so geheimnißvoller und schöner, da wir nicht mehr wissen, wie Garrick gespielt hat. Das Persönliche vergeht, und die Tendenz erhält sich.

Was Garrick für England war, bleibt Schröder für Deutschland; denn wir verstehen nichts mehr von dem Entzücken unserer Großväter, die uns Schröder's Spiel beschreiben wollen; aber wir wissen, daß er den Deutschen

gezeigt hat, was Helden sind, Helden durch und durch, Helden der Poesie, nicht der Staatsaktion. Wir haben die Paragraphen unserer Literaturgeschichte zur Hand, und können aufweisen, wie Schröder gewesen sein muß; denn wir wissen, welche Gestalten **Gerstenberg, Leisewitz, Lessing** und **Göthe** nun zu schaffen anfingen. Wir haben Fleck nicht mehr: wir geben sein Spiel hin: wir bleiben kalt bei den Entzückungen alter Berlinischer Theaterroues und **Tieck's**; wir wissen nicht einmal, ob uns Alles so, wie es gegeben wurde, gefallen hätte, aber wir haben **Schiller**, wir haben Wallenstein, wir haben einen Typus, der unvergeßlich ist, weil er der Literaturgeschichte angehört. Iffland's Spiel war unstreitig ganz auf den momentanen Eindruck des Theaterabends berechnet; aber wir können es noch immer zergliedern, ohne daß wir jene kleinen Details der Menschennaturnachahmung, jene

berechneten Coups der Charakteristik und das ganze Hache von einzelnen Manieren selbst gesehen haben. Denn wir besitzen Dramen, die er zufällig selbst geschrieben hat, wir kennen die literarische Periode der Familiengemälde, kennen die psychologische Richtung des Zeitgeistes, wir kennen die Bösewichter und Prätendenten, die ganze Revolution der Sitten und Meinungen, wie sie die Wendung des alten und neuen Jahrhunderts so prägnant bezeichnet hat. Die wahren Maßstäbe dauernder Mimengröße sind die Tendenzen der Zeit; und melancholisch ist es, ein großer Schauspieler sein, ohne eine große Bewegung, welche ihm in die Hände arbeitet.

Wir haben in neuerer Zeit einige vortreffliche Schauspieler gehabt; subjektive und objektive. Zu jenen gehört Ludwig Devrient, den eine weniger göttliche als dämonische Natur begünstigte. Zu diesen gehören hie und da zerstreute Künstler, welche sich durch einen gewissen Eklekti-

cismus auszeichnen, oder durch die Gewandtheit, ſich in die klaſſiſche Tradition einzelner Rollen hineinzudenken, durch die Kunſt, es einem Schröder, Eckhof oder einem unbekannten Originale, das gerade für dieſe oder jene Rolle wie dafur geboren ſchien, gleichzuthun. Aber dieſer Maßſtab langt für die Größe Seydelmann's nicht zu: denn dies iſt kein hiſtoriſches Spiel in dem Sinne, daß Seydelmann hier an Garrick, dort an Poquelin, in einem andern Fache an Iffland erinnern will. Daß er manche Rollen ſo geben mag, wie ſie Iffland gab, iſt einleuchtend; denn es ſind dieſelben Worte und Geſten, die ihm der Dichter (dann Iffland ſelbſt) vorſchrieb, und die nicht verrückt werden dürfen. Aber Seydelmann iſt ein Ganzes, ein abgerundetes Genie, eine Fundgrube ſeiner ſelbſt, eine ſolche Objektivität, daß er jedes Stoffes Meiſter wird. Seydelmann iſt Schöpfer, und vielſeitig, nicht

traditionell oder eclektisch, sondern aus innerer sprudelnder Kraft, aus einem Ideale, das in ihm wohnt, an dem er jede Rolle ihre Probe bestehen läßt. Seydelmann spielt die alten Helden, die alle schon einmal da gewesen sind: er kann sie neu machen, aber nur für den Theaterabend und für die Kritik seiner Persönlichkeit; denn es sind alte Helden, es ist ein altes Repertoir, das er spielen muß, und dies ist die Melancholie dieses Künstlers. Er sucht eine Bühne, welche von einem großen Interesse geleitet wird. Wo ist sie? Wo ist die Literatur, die ihm in die Hände arbeitet? Wo ist das Vehikel, das sein Genie einschlösse, uns es dauernd machte mit Dem zugleich, was durch sein Genie veredelt ist? Hier ist Alles matt und krank. Hier ist wenig Hoffnung. Die Bühne ist eine Anstalt der Gewohnheit geworden, sie füllt drei leere Stunden des Tages aus; der Staat pflegt sie „zum Vergnügen der Einwohner."

So muß sich Seydelmann auf den Trost beschränken, eine gesunkene Institution wenigstens äußerlich zu ehren, wenigstens die Achtung vor der Kunst wieder in Schwung zu bringen, und der Oper und allen Surrogaten der Langeweile zwischen 6 und 9 Uhr Abends gegenüber, das Schauspiel in ein Gleichgewicht zu setzen, daß das matte Publikum doch wieder zu ahnen beginnt und wenigstens — erschrickt. Seydelmann ist nur auf sich angewiesen, auf den verzeihlichsten Egoismus, auf eine innere Genugthuung, die sich schmerzlich lächelnd auf seinem bleichen Antlitz malt.

Aber diese ganze Misere wird eine andere Wendung nehmen. Seydelmann ist jung (die ewige Kunst verjüngt). Seydelmann wird der Held einer Periode werden, die im Anzuge ist. Die Reform des deutschen Theaters kann nicht ausbleiben; denn Dinge, über die man sich klar ist, kommen von selbst.

Die deutſche Literatur hat hier nicht die geringſte Rolle zu ſpielen. Es liegt in ihrem eigenen Intereſſe. Warum klagt ihr denn immer, daß ſich für euern Kram jezt gar kein Publikum, keine großartige Theilnahme findet? Warum habt ihr immer **Schiller** und **Göthe** im Mund, und könnt nicht begreifen, wie zwei Menſchen eine Religion haben ſtiften können? Dies iſt ganz einfach: die alte Literatur vermittelt ſich mit dem **Publikum durch das Theater**, nicht durch die Leihbibliothek. Es gab eine Zeit, wo ſich zarte Frauen ſchämten, ihre Lektüre aus dieſen Winkelbuden, die oft unter dem Schuz eines ganz unwiſſenden Buchbinders ſtehen, zu holen. Es gab eine Zeit, wo ſich auf den Tiſchen anſtändiger Häuſer keine fettigen Bücher antreffen ließen, die ſich ihren Weg durch die Vorſtädte und verrufenen Gaſſen mit abſcheulicher Unverſchämtheit in gute Geſellſchaft bahnten. Es gab eine Zeit, wo man ſich ſchämte, nur Das

zu lesen, was gerade in einer Bibliothek zu Hause ist, wo man sich entblödete, nachdem seine Jugend an klassischen Mustern Bildung eingesogen hatte, nun jene geistlosen Fabrikate durchzulesen, die man oft erstaunt, in den Händen geistreicher Frauen anzutreffen. Die Kritik macht hier nicht Alles, das Publikum ist zu bequem und zu geizig. Man kann es nur noch durch das Theater locken, durch einen Ort, wo der neue Shawl, die Koketterie und die Lorgnette ihre Rolle mitspielen dürfen. Das Theater muß gleichsam die buchhändlerischen Geschäfte übernehmen. Der Vortheil ist groß; denn vom Munde zum Auge ist auch vom Munde zum Herzen. Die Literatur wird runder und deutlicher werden, und jener Fluch wird aufhören, daß euch der Lesepöbel (Leute von 10,000 Thalern Revenuen gehören oft erst recht zu diesem Pöbel, und besonders Damen, obschon sie die Cavatinen aller neuen Opern singen können) mit offenem

Munde anstarrt und euch gar nicht versteht, daß ihm Alles so sonderbar und auffallend, und der Gebrauch, den ihr von der deutschen Sprache macht, ganz böhmisch vorkommt. Werdet praktisch, werdet, wie die Alten waren, und belauscht das Spiel eines Seydelmann!

Ich weiß, woran die Noth liegt: an der gesellschaftlichen Stellung des Theaters. Die Oberaufsicht unserer Theater ist in die Hände adlicher Hofchargen gekommen. Der Hoftheaterintendant rangirt mit dem Oberjägermeister. Der Hoftheaterintendant ist Kammerherr, und der Schlüssel, den er trägt, schließt selten das Geheimniß der Kunst auf. Gott sei's geklagt! Es gibt Hoftheaterintendanten, welche es in der deutschen Literatur schon bis zu Gellert's Fabeln gebracht haben, Hoftheaterintendanten, welche berühmte Dichter für Schauspieler halten, und wenn ihnen die Ankunft Immermann's gemeldet

wird, rund weg, und kavalierement erklären — sie könnten ihn nicht spielen lassen. Welche Herren werden zu Hoftheaterintendanten gewählt? Diejenigen, welche als Kammerherren zu wenig Gehalt haben, und noch einer Gehaltszulage bedürfen, um ihrem alten feudalen Namen Ehre zu machen; oder auch solche, welche ein so reichliches Einkommen besitzen, daß sie auf die kleine Entschädigung für diese Charge nicht viel geben, und doch den Glanz des Hofes vermehren helfen können. Diese Herren dienen zulezt dazu, Privatleidenschaften, das Ballet, eine Arie aus Robert dem Teufel, die Orgel, Gebetsscenen recht oft auf das Repertoir zu bringen, die Kunst aber zu Grabe.

Jene schöne Zeit, wo Madame Koch, Madame Golzig, Madame Döbbelin die deutschen Hoftheater-Intendanten waren, wo es keine lebenslänglichen Pensionen gab,

wo man wanderte wie Thespis, da ſtand es beſſer um das Genie des Schauſpielers und um das Intereſſe der Literatur. Die Banden hatten ihre Dichter, relegirte Studenten, wegen Freiſinnigkeit abgeſezte Prediger, aber helle Köpfe, liederlich, dem Trunk ergeben, aber praktiſche Menſchen, und wenn nicht ſelbſt Poeten, doch Repräſentanten deſſen, ohne das dieſe Theater nichts waren, Repräſentanten der Literatur. Da ſchleppte man keine Tamtams mit ſich, und keine gläſernen Zauberpaläſte, keine Dekorationen des Vesuvs, die eigens in Neapel verfertigt waren. Es war Alles beſſer: namentlich die Schauſpieler, und die Stücke, welche geſchrieben wurden. —

Ich weiß, wie ſich die Dinge wenden müſſen, wenn eine Theater-Reform aufkommen ſoll. Die Hoftheater-Intendanten müſſen Achtung vor der Literatur bekommen; wenn nicht vor den poſitiven Schopfungen, doch vor der Kritik.

Gewöhnt, mit kleinen Lokalbellern zu zanken, und dem obscuren Journaliſten das Freibillet zu entziehen, der es gewagt hat, ihre Anordnungen für ſchlecht auszugeben; werden ſie gedemüthigt werden, wenn ſich die höhere Kritik, wenn ſich die Creme der Literatur auf ihren Kram wirft und ſich eine öffentliche Meinung in Theaterſachen bildet. Solche Erſcheinungen, wie des unterrichteten und eleganten Dramaturgen **Lewald** Theater-Revue kommen hier zur rechten Stunde. Eine Phalanx von thatſächlichen und imponirenden Meinungen wird ſich zuſammenſchaaren, und die vornehmen Herren zwingen, das Theater als eine Sache des Volks, nicht der Privatlaune anzuſehen. Man wird ſie öffentlich nennen, die Hoftheater-Intendanten, die **Immermann** für einen Schauſpieler halten, und ſie zwingen, ſich weniger um den Theaterſchneider, als um die Literatur zu bekümmern. Es muß noch Schauſpieler geben, welche für die Reform zu gewinnen

ſind. Seydelmann ſelbſt fühlt, daß ſein Name beſtimmt iſt, nach einer langen Periode des zweckloſen Treibens eine neue Schöpfung zu bezeichnen. Er fühlt, daß er ſich an eine großartige Bewegung lehnen muß, und wir werden noch öfter darauf zurückkommen, zu beweiſen, daß dieſe nicht ausbleiben wird. —

Ich nannte voranſtehende Herzens-Ergießung damals, als ich ſie ſchrieb, eine Phantaſie, und ſie ſcheint es, was die Perſönlichkeit, welche ſie veranlaßte, betrifft, bleiben zu wollen. Um Alles abzuthun, was in dieſer Hinſicht noch gewünſcht und gehofft werden konnte, ſo will ich mich durch **August Lewald's** Monographie: Seydelmann und das deutſche Schauſpiel zu einem kurzen Fortſpinnen der voranſtehenden Gedankenverbindung anregen, und durch ſie auch darin entſchuldigen laſſen. Die Wendung der Literatur iſt von dem Schauſpieler unabhängig, eben ſo wie ich

die Hoffnung habe, daß Herr Birch-Pfeiffer und Madame Raupach nicht auf ewige Zeiten das deutsche Theater beherrschen werden. —

Es war im Mai 1835, als ich dem Musikfeste in Heidelberg beiwohnte. Die hinreißende Situation des mit Menschen überfüllten Schloßhofes veranlaßte folgende Fortsetzung meiner Phantasien über Seydelmann:

Im Angesicht der Sonne, unter dem freien Himmel feierten die Griechen ihre dramatischen Spiele, so daß gegen die unsterblichen Werke ihrer Musen nur zuweilen der Regen Einspruch thun konnte. Der Apparat war der einfachste, so einfach wie ihn fast Shakespeare noch hatte. Nur eine Art Flugmaschine, das Encyklema, diente dazu, die Götter auf die Erde zu bringen, oder in der Komödie den Euripides oben aus seinem Studirzimmer sprechen zu machen. Das Meiste, was noch übrig blieb, hatte sich die Phantasie

der Zuschauer selbst auszumalen; man kann daraus schließen, wie schwer damals die Aufgabe des Künstlers war, da er außer seinem Charakter auch noch die Umgebung desselben zu verwirklichen hatte.

Ein abgelegener Winkel des Vaterlandes, ein Thal im bayrischen Hochgebirge besitzt einen ganz antiken religiös dramatischen Cultus. Eine ernste würdige Feier soll die Passion in Mittenwalde sein, ein Schauspiel, das seinem heiligen Gegenstand angemessen in Scene gesetzt und von den gewandtesten Landleuten der Gegend nicht ohne künstlerische angeborne Weise ausgeführt wird. Tausende von Zuschauern prägen das Ganze tief in ihr Herz ein. **August Lewald** ist als langjähriger Theater-Praktiker gegen die dramatische Illusion gewiß nur spröde, und doch ergriff der Vorgang ihn so sehr, daß er dramatische Congresse empfiehlt, und die Dichter auffordert, für solche Feierlichkeiten Stücke zu schreiben.

Mehrere Monate vor der Aufführung der Stücke würde
die Rollen ausgeschrieben und an die besten Schauspiele
versandt, welche theilnehmen wollen und dann zur Zeit de
nöthigen Urlaub erhalten müssen. Die Scene wäre am lich
ten Tage auf einer Riesenbühne ohne übertriebenen Gouli
senschmuck, rings müßte Raum sein für Tausende, die au
allen Gegenden herbeiströmen. Da würden sich große Stoff
in das Herz der Völker schreiben, nationale Gefühle wurde
die Brust anschwellen, und großartige Entschlüsse auf der Ferse
nachfolgen. Unser Leben erhielte einen genialen Impuls.
Nehmt drei, vier solcher Vereinigungen, im Frühling oder
Herbste, nach allen Himmelsgegenden, nur immer fern von
den räucherigen, von Lampenqualm rußigen Theatern, wo
euch so viel Lüge und Thorheit gespendet wird. Der Anstoß
konnte von Zedelmann ausgehen, irgend ein humaner
Fürst wird ihn unterstützen.

Die Schrift von **August Lewald** über Seydelmann hat viel Widersprüche, und sogar ungegründete Verdächtigungen erlebt, doch ist sie das competente und entscheidende Urtheil eines gründlichen Theaterkenners. Mit der eigenthümlichen Grazie seines Styls, und der Rapidität seiner Darstellungsweise zeichnet **Lewald** seinen Gegenstand, so daß kein Zug an ihm verfehlt ist. Bei **Lewald's** technisch-literarischem Standpunkte mußten sich in seiner Schrift besonders scharf die Digressionen über Seydelmann's mimischen Apparat und das Interesse dieser Erscheinung für die Literatur hervorheben. Ich füge nur hinzu, daß man in Dem, was hier über Seydelmann's physische Gestaltung mitgetheilt wird, noch einen Schritt weiter gehen und sogar behaupten kann, daß Seydelmann gegen Manches, was ihm die Natur gab, durch Kunst zu kämpfen hat. So charakteristisch des Künstlers Organ ist, so wird

man sich doch daran gewöhnen müssen. Sein durch Schnupfen stockigter, von der Zunge in einem gehöhlten Munde eifrig unterstüzter Ton frappirt sogleich bei seinem ersten Auftreten, gibt jedoch bald der Illusion eine angenehme Beschäftigung, und hat Seydelmann oft nur um so interessanter gemacht.

Sollten sowohl **Lewald**, wie ich, ein Uebermaß von Hoffnungen an Seydelmann geknüpft haben, so wäre es dies, daß wir geglaubt haben, eines Künstlers Laufbahn könne auch für die Literatur den Weg ebnen. Hievon sind wir so weit zurückgekommen, als Seydelmann sich nicht an dem Platze befindet, um für die Literatur ein Mann wie Schröder und Iffland zu werden; aber dennoch wird man ihn gegen die zahlreichen Anfechtungen seiner Gegner als **Künstler** mit bestem Gewissen immer vertheidigen können.

Den Werth des Zeitgenössischen wird die Vergangenheit immer verkürzen, es werden immer Leute kommen, die schon Alles einmal gesehen haben. Aber wir sagten schon früher, daß Seydelmann mit jenen vorangegangenen Mimen unserer klassischen und romantischen Zeit nicht dürfe verglichen werden, und daß es lächerlich ist, sich ihn als einen Nachahmer von Menschen zu denken, die er nie gesehen hat. Wo Seydelmann eine Copie Ifflands ist, da liegt die Nothwendigkeit davon in der Rolle, welche Iffland selbst vorgeschrieben hatte und so gezeichnet wissen wollte, wie es von ihm geschah. Seydelmann ist nicht auf Advokaten und Präsidenten beschränkt, und würde, wenn er Werner's Luther hätte spielen müssen, niemals, wie Iffland, ein allgemeines Gelächter erregt haben.

Devrient war durch seine Natur in vielen Rollen

origineller als Seydelmann, allein eben so viel Charaktere, in welchen Seydelmann glänzt, versagten ihm. Die Vielseitigkeit war die erste Stadie, wo nicht der Tadel, sondern das Lob hätte beginnen sollen.

Die Aufgabe des Mimen ist kopirende Plastik. Er ist eben so sehr Sklave wie Meister seiner Schöpfung. Jede seiner Leistungen wird sich in zwei Hälften, die sich wechselweise integriren, zerspalten müssen: in die Auffassung des Allgemeinen und die Treue jeder vereinzelten Nüance. Iffland war nur Charakterspieler und zwar nach der Seite des Zerrbildes hin. Er mußte Naturen wiedergeben, welche sich nur durch Beobachtung erkennen ließen. Iffland war stark in Rollen, welche die Wirklichkeit niemals aufzuweisen hatte, in Rollen, die aus einzelnen psychologischen Beobachtungen zusammengesezt waren. Iffland spielte musivisch. Seydelmann ist nicht weniger reich an

kleinen Beobachtungen, wenn sie auch nicht bis auf die Rockknöpfe oder Schleifen der Haarbeutel gehen, in denen Iffland niemals Etwas ohne Absicht gelassen hat. Aber kann Seydelmann ein Gemälde geben ohne Pinselstriche? Wie darf er die Beobachtung verschmähen und den Charakteren nicht ihre Aeußerungen ablernen? Die Berliner, welche gern in der Luft schweben, sind gleich bereit, von Verstandesabstraktionen zu sprechen. Sie glauben, daß Phidias seinen Jupiter durch bloße Inspiration, durch einen phantastischen Wunsch erschaffen habe, und sehen über die Blöcke, Stricke, Modelle und den Staub eines Bildhauerateliers hinweg. Die Mimik ist lebendige Plastik, ihre Zauberformen entwickeln sich. Die Meisterschaft ist nur, daß sich die Vereinzelung dem Ganzen unterordnet. Seydelmann's Spiel eine Zusammensetzung aus einzelnen Beobachtungen zu nennen, ist die böswillige Benutzung

einer Formel, die leider fast überall bei den bessern Schauspielern, nur hier nicht am Platze ist. Denn von dem keuchenden Seufzen des Mephistopheles an bis zu der ganzen satanisch-blasirten, stolz-gemeinen Darstellung des Widersachers ist jeder Zug an Seydelmann wesentlich und harmonirt mit dem Bilde, das ihm vorschwebt.

Der Schauspieler kann nie mehr sein wollen, als Kunstler. Nachahmung ist sein vornehmstes Prinzip. Wer auf den Bretern das Wenigste hat von der Natur, und durch Kunst doch das Meiste gibt, das ist meisterhaft. Der beste Schauspieler ist von Natur eine rasirte Tafel, auf welche die Dichtkunst schreiben mag, was ihr beliebt. Er ist wie ein Seiltänzer, der in jedem kleinsten Gliede schöpferisch, gestaltend ist, und doch im Zustande der Apathie da liegen kann, überall zerschlagen, zusammenknickend, ohne Haltung. Dies ist Anlage zur Mimik. Das zweite ist

universelle Prädestination, die Fähigkeit für Alles, Verständniß aller Dinge und Verwandtschaft mit allen Dingen. Man hat die rasirte Tafel bei Seydelmann zugestanden, aber diese Verwandtschaft in Abrede gestellt und sich nicht gescheut, damit eine Unwahrheit zu behaupten.

# Roman.

Ehe wir für das prosaische Epos allgemeine Grundsätze aufstellen, möge hier eine bunte Reihe von deutschen Novellisten und Romandichtern aufgeführt werden; sollten wir auch keinen andern Vortheil davon haben, als die Verworrenheit und Gesetzlosigkeit auf diesem Gebiet unserer Literatur kenntlich zu machen.

Wenn ich im Ganzen von **Bechstein's** Romanendichtungen acht Bände gelesen habe, so möchte ich vielleicht im Stande sein, über sie ein gegründetes Urtheil zu fällen. Er gibt liebe Erfindungen, einfache Motive, natürliche Behandlung, zuweilen etwas gezirkelte und gezierte Sprache; aber immer gemüthliche Anschauung, keine Ausschweifung ohne Versöhnung; kurz er ist ein Autor, der die Ermattung auffrischen, und ein verwundetes Herz heilen kann. Wenige deutsche Novellisten haben ein so bestimmtes Gepräge. Die Kreise, in denen wir uns bei **Bechstein** bewegen, sind klein, aber reinlich und wohnhaft. Auch seine Charaktere mögen zuweilen outriren, aber sie haben eine Nähe der Wirklichkeit, auf welcher der Leser sie mit Muße betrachten und ihrem Treiben mit Besonnenheit folgen kann. Es ist hier nichts so verrückt und unheimlich, nichts so mittelalterlich und unwahr, daß nicht ein wenig Blau des Himmels übrig

bliebe, dem Auge zur Erquickung, nicht ein leiser Zug von Bergesluft, welche bei Bechstein immer aus dem Thüringer Walde kommt. Die violettblauen Conturen der deutschen Binnengebirge winken und grüßen in allen Erfindungen Bechstein's: Fuhrleute im blauen Hemde fahren ihre knakkenden Frachtwägen durch die großen, im Herzen Deutschlands sich durchkreuzenden Straßen: Vogelfänger ziehen mit ihren großen Paragenokäsien aus in alle Welt, die an einem Kanarienvogel noch Freude hat: Sagen nnd Mährchen flattern von einer Ruine zur andern und zeigen oft bedeutungsvoll in die blauen Gebirgsströme, welche im tiefsten Bette Goldsand führen sollen: und wenn man sein Auge anstrengt, erblickt man durch diese ganze Herrlichkeit einen mäßig gebauten Wandrer, mit einer grünen Kapsel auf der Schulter, und einem Stabe, womit er die Kräuter sondirt, welche er für sein Herbarium sammelt — dieser Wanderer selbst ist

**Bechstein.** Die Botanik ist sein Realismus, seine **Göthi-sche** Objectivität, der Hintergrund für viele seiner Erzählungen, von denen wir bezeugen, daß sie immer die besten sind. —

Man konnte den früheren Erzeugnissen dieses Dichters vorwerfen, daß ihre Form oft allzu unsicher, ja die Erfindung alltäglich war. Die Darstellung verlor sich zuweilen in die redseligste Weitläufigkeit, und gefiel sich in einer Schilderung von Umständen, die für das Ganze nicht immer wesentlich sind. Auf die einfachsten Dinge legte die Erzählung Nachdruck, wie ich mich z. B. erinnere, bei **Bechstein** die Vorbereitung zu einem Schwure gelesen zu haben, die darum so entsezlich lästig war, weil sie sich in nichts von den uns Allen wohlbekannten Zurüstungen zu einer feierlichen Scene dieser Art unterschied. —

Doch versöhnt man sich bald mit der Armuth der

Erfindung, wenn man sieht, wie es **Bechstein** versteht, jeder derselben eine wohlthuende, die Empfindung erwärmende Richtung zu geben. Von falschen Romanentugenden, genialen Unsittlichkeiten, von lügenhaften Gefühls-Affektationen wird der naturgetreue, unverdorbene Sinn hier niemals beleidigt; in den Leidenschaften, die **Bechstein** schildert, herrscht Wahrheit, Einfachheit und jene Wärme der Theilnahme, die von der gleichgestimmten Empfindung des Erzählers immer auf seinen Gegenstand übergeht.

**Bechstein** scheint sich ein bestimmtes Feld von Erzählungen abgesteckt zu haben, traumartige Phantasien, und tragische Catastrophen, die allerdings seinem Genius am meisten zusagen. Nirgends ist dabei das Pathos gereizt, es sind nicht Verbrechen, die sich über einen Unglücklichen häufen, nicht die Furien der Reue und Verzweiflung, die dem Uebelthäter auf der Ferse sitzen, sondern meist unvorher-

geſchehene Schläge des blinden Schickſals, die den eingeleiteten Fiktionen eine plötzliche Wendung geben, und den Leſer weniger mit Schrecken, als mit Wehmuth erfüllen. Ueber ſolche einfache Darſtellungen weiß **Bechſtein** einen ſo unwiderſtehlichen Zauber der Sprache und des Gefühls zu verbreiten, daß es ſchwer hält, die hervorquellende Rührung zu bemeiſtern.

---

Wenn man dagegen etwas recht Fades leſen will, ſo nehme man eine hiſtoriſche Erzählung von **C. von Wachsmann**, und man wird ſich immer befriedigt finden. Es gibt Augenblicke, wo man zu lachen wunſcht, wo der eigene Witz nicht ausreicht, und fremder nicht bei der Hand iſt, dann wird ſich **C. von Wachsmann** immer meiſterhaft bewähren. Die Sache iſt nur die, daß er das Zwergfell kitzelt, ohne es zu wollen.

**C. von Wachsmann** bewegt sich fortwährend mit schalkhaften, fingerdrohenden, schmunzelnden Redensarten. Doch seine handelnden Personen werden auch zuweilen ernsthaft, sehr ernsthaft, und beginnen Verhandlungen nach folgendem Schema. Es wird eine Frage aufgeworfen über **Raupach's** Genie und **Heine's** Zerrissenheit. „**Heine** ist ein mit Gott und der Welt zerfallener Dichter," sezt ein Referendar als Thema. „Das kann man doch wohl so eigentlich nicht behaupten," entgegnet ein aus Milch zusammengeronnenes Fräulein. „Weit entfernt, so Etwas behaupten zu wollen," — fällt eine ältere Dame ein, deren weitere Ansicht wir verschweigen wollen. Dann versezt wieder ein Anderer: „So ganz ist dies wohl nicht der Fall" und ein Anderer: „Damit will ich indeß gar nicht behaupten" und noch ein Anderer: „Ich gestehe nicht läugnen zu können" und endlich ein Lezter: „Meine Herren, Sie sprechen,

als stünde es über allen Zweifel bereits entschieden." Man kann bei diesem Behaupten, Nichtläugnen, Weitentfernt seinwollen rasend werden. Herrn von Wachsmann's Dialogen sind Muster für diesen semmeligen, milchigen Theeton. Ja sogar eine junge Dame, die er ihre Liebe eingestehen läßt, beginnt: „Warum sollte ich es läugnen!"

In diese dialektische Grundsuppe läßt nun der Dichter seine historischen Helden hineinplumpen. Ankarström, Karl XII. Olden Barneveldt, der Stallmeister Froben („Brandenburgs Decius") müssen sich durch diese Fluth wässeriger Redensarten durcharbeiten, und stehen triefend vom faden Naß vor uns. Man kann sich denken, wie die Charaktere, die Empfindungen dieser Sprache „des Läugnens" entsprechen. Ankarström läßt sich z. B. durch eine auf dem Klavier gespielte Fuge zum Mord Gustavs entflammen.

In der Schilderung der Schwindsucht, des Nervenfiebers, der Kinderkrankheiten, und der kleinen Hausmittel dagegen, war die selige **Therese Huber** unübertrefflich. Niemand hat so wie sie auf den Menschen in den Windeln, im Pohlrocke, im Hochzeitskleide gelauscht, sie war einzig in ihren Erfahrungen, vertraut mit einem großen und merkwürdigen Zeitraum der Geschichte, den sie erlebt, unterrichtet über Sitten und Gebräuche und selbst einige Vorurtheile ihrer Zeitgenossen und dabei immer bewandert in den friedlichen Kreisen der Familie und der Haushaltung. Frau **Huber** gehört keineswegs unter die klatschende Theesippschaft unserer nervenschwachen, schreibenden Damen, man hat an ihr etwas Kompaktes, etwas Wirkliches, man sieht, daß sie Kinder gehabt hat, daß sie bemüht war, ihnen eine gewissenhafte Erziehung zu geben, und daß sie sich auf ihre eigenen Lebensschicksale berufen durfte, wenn Andere wegen

eines Beiſpiels für ihre guten Lehren in Verlegenheit ſind. —

Aber **Thereſe Huber** hat auch ihre Fehler gehabt, die wir zu verſchweigen gar nicht geneigt ſind. Bekanntlich kommen alle Thorheiten unſerer literariſchen Damen darauf hinaus, daß ſie ſich gegen ihre Beſtimmung, nämlich gegen die Ehe, wie gegen das Uebel ſträuben. Hier hat ſich **Thereſe Huber**, eine zweimal verheirathet Geweſene, einen großen Namen erworben. Alle alten Jungfern, alle glücklichen Wittwen und unglücklichen Ehegattinnen haben ſich bei ihr Troſt und Muth geholt. Sie hat den eheloſen Stand, wie die kühnſte Vertheidigerin des Cölibats, in ein Syſtem gebracht, zu dem man ſelbſt die ſonderbaren Ehen, die ſie in ihren Schriften ſtatuirt, rechnen möchte. Je älter, je weniger reizend, deſto gereifter wurde ſie in dieſen Lehren, und unter ihren Erzählungen findet ſich eine, in der die

Wuth der Männerfeindschaft bis aufs Höchste gestiegen ist. Die alten Amazonen schnitten sich doch nur die Brust ab, um besser gegen die Männer kämpfen zu können, hier reißt sich die moderne Vorkämpferin der Andromachie selbst das Herz aus, um keiner Versuchung zu unterliegen. In der Erzählung: „drei Abschnitte aus dem Leben eines guten Weibes" hat die selige **Huber** Alles aufgeboten, was den Zauber des trautlichen und den wahrhaften Werth des ehelichen Lebens nur vernichten kann. Es herrscht darin eine so gränzenlose Erbitterung gegen Alles, was den männlichen Namen trägt, daß man sich erzürnen könnte, wenn man dies über ein schwaches Weib darf. Die Liebe wird hier für Contrebande erklärt, die Ehe zu einem Kontract zwischen zwei willenlosen Parteien gemacht, der zulezt darauf hinausläuft, die Ehe nur als eine Versorgung für die Hilflosigkeit darzustellen. —

Dieſe Lehren werden nun dann vollends lächerlich, wenn ſich die prüden Damen ſelbſt genöthigt ſehen, dagegen zu verſtoßen. Die Romane, welche nicht mit vollkommener Entſagung ſchließen, pflegen mit einer ſolchen zu beginnen, ſich aber dann wahrhaft niederträchtig aufzulöſen. Die edlen Weiber nämlich, die ſich erſt mit Caprice von ihren Anbetern wegwenden, dann einem Andern in die Arme werfen, ihm gewöhnlich ihre Schönheit und Unſchuld verkaufen, kommen darauf zu jenen erſten Verſchmähten reuevoll zurück, ſeinen Schutz, d. h. in einem polizirten Staate immer ſeine Hand erflehend. In ſolchen Darſtellungen, gegen die ſich Sittlichkeit und Ehrgefühl empört, und die in der Wirklichkeit vergebens nach Beiſpielen ſuchen, iſt Frau Huber ſehr bewandert geweſen. In der Familie Seldorf namentlich kommt Alles auf dieſe ſittenloſen Grundſätze zurück. Hier jagt eine Unnatürlichkeit die andre. Wie kann Tugend

mit so viel Laster, Männlichkeit mit so viel Schwäche bestehen? Wo gibt es ein Mädchen von der Bildung, wie sie Sara genossen haben soll, das sich so im Vorübergehen verführen läßt, wie diese selbe Sara? Wo gibt es einen jungen Mann, der bei so viel Edelmuth und Charakterstärke, wie Roger besitzt, zugleich ein solcher Simpel ist, daß er eine Schamlose noch immer lieben kann, sogar mit ihrem Kinde spielt, und zulezt sich noch bereitwillig findet, sie zu heirathen? Solche Gemeinheiten würden empörend sein, wenn sie nicht unmöglich wären!

---

Ein Autor, mit dem ich mich mannigfach beschäftigt habe, ist **Willibald Alexis.** Das Studium seiner Schriften wurde mir weder durch Unterhaltung noch Belehrung belohnt, sondern nur durch Angriffe. Der einzige Genuß, den ich dabei ernten konnte, war die Aufregung

zu einer harmlosen Satyre, deren Stachel immerhin abgestumpft sein möge, wenn die plötzliche Zurückgezogenheit dieses Schriftstellers die Vorbereitung zu einem Werke sein sollte, das nur einigermaßen die Anforderungen des Kunstrichters befriedigt. Balladen sind von ihm erschienen: ich erschrecke, wenn er glaubt, jene alten Scharten, die er in der Prosa bekommen hat, durch die Poesie auswetzen zu können. Ich kenne nur einen einzigen Versuch, den **Willibald Alexis** früher mit zarter und lyrischer Poesie anstellte, sein Mährchen Emmerich, allein im Walde des Mährchens war hier **Alexis** recht auf einen Holzweg gerathen. Er bot alle seine Poesie auf, um Emmerich in die säuselnde Natur verschwimmen zu lassen, aber wenn das Mährchen sehr scharf gezeichnete Gestalten verlangt, zugespitzte Begebenheiten, eckige kantige Thaten, so ist all sein Zauber zerstört, wenn es in ihm anfängt zu flimmern, wenn

die Personen neblig verschwimmen, und nichts drin vorkommt, als ein ewiges Singen und Klingen, Rauschen und Lauschen, wie in dem Alexis'schen Mährchen.

Alexis hält die Novelle, Acerbi, für seine beste, und in der That hat die Anlage dieser Erzählung mancherlei für sich. Doch hätte weit mehr Pathos in ihre tragische Wendung gelegt werden können. Acerbi, der exaltirte Vertheidiger der Adelsvorrechte, mußte weniger den Schmerz einer verschmähten Liebe fühlen, als die Verzweiflung, einem Stande, der ihm über Alles ging, und von dem er glaubte, daß er der seine wäre, dennoch nicht anzugehören. Er mußte niemals einen Marquis zum Vater bekommen, sondern mit der ungeheuern Ironie seines Daseins zu Grunde gehen. Wäre dieses Moment sittlicher und tiefer hervorgehoben worden, so wäre Acerbi ein tragisches Seitenstück zu Tieck's komischer Ahnenprobe.

Für seinen Roman Cavanis erhielt W. Alexis eine goldene Medaille, und wir sagen nicht zu viel, wenn diese seltene Huld unsere Erwartung in hohem Grade gewannt hat. Dieser Roman ist durchaus in Berlinischer Sphäre gehalten, es werden darin sogar mir und mich verwechselt, denn im dritten Theile sagt die hochgebildete Gräfin zu ihrer Gesellschafterin: „Amelie, du gefällst dich heut mal wieder recht in Paradoxien.“ Sonst zeigte der Inhalt dieses weitschichtigen Buches, in welches der Verfasser mit wahrer Aengstlichkeit so viel Stoff als möglich hineingerafft hat, daß es ihm um tiefe, seelenvolle Charakteristiken nicht zu thun war. Nicht ohne Talent würfelte er eine Menge von Situationen zusammen, deren Zusammenhang leidlicher ist, und den Zweck der Unterhaltung nicht gänzlich verfehlt. Eine ansehnliche Zahl unter diesen Scenen ist jedoch abgenuzt, und ließ sich nur durch die darüber gezogenen Lokalfarben erträglich machen.

Später versuchte sich dieser Autor auf einem andern Felde, dem der Genre-Malerei. Gebannt an den Schreibtisch, lange beschäftigt mit der Vollendung dieses Cabanis, sonst vielfältig übermannt von Angriffen aller Art, sehnte er sich einmal hinaus in die weite freie Welt, unter Menschen, von denen man geachtet wird, wenn man ihnen ihren Schoppen oder ihr Nachtlager bezahlt, die nicht lange fragen, wer bist du? was glaubst du? unter Menschen, bei denen man gern auf ihr Lob verzichtet, weil man ihrem Tadel ganz unfehlbar ausweicht. **W. Alexis** zog es nach Oestreich und seiner genußreichen lebensfrohen zerstreuenden Hauptstadt. Wir werden eine heitere Reise mit ihm machen. Der Sonnenschein lacht, die Tage sind lang, die jüngste Ernte ist gut gerathen. Wir werden die Grillen verscheuchen, scherzen, heiter und fröhlich sein.

Aber diese Hoffnung wird uns früh benommen. Noch

hat **W. Alexis** in ſeinen **Wiener Bildern** nicht die erſte böhmiſche Station zurückgelegt, noch hat er nicht **Göthe'n** zum weltlichen Kur- und Vacefürſten von Töplitz (eine merkwürdige Schenkung) gemacht, als er ſchon jeden heitern Farbenduft von ſeinen Bildern verwiſcht. Wer will ſich zu einer Reiſe nach Wien durch alle Erinnerungen an **Kotzebue** und **Sand** vorbereiten laſſen! Nein, ihr fröhlichen Wiener, ſchließt Eure Thore vor dieſer kleinen, gelangweilten Geſtalt, der ein Nichts die Galle aufregt, die ſich fortwährend übel befindet, und in jedem Scherze eine Schlange, eine verſteckte Anſpielung, eine bösgemeinte Andeutung zu ſehen glaubt!

Was hilfts, **W. Alexis** iſt in Wien, er iſt fröhlich, er jubelt, er ſpringt ſo hoch wie der Stephansthurm. Wir ſchwärmen auf der Vaſtei, wir miethen einen Fiaker, wir laſſen im Prater die Beaumonde die Revue paſſiren, wir

eſſen Würſtl und Händl, und ſchließen den Tag in Hitzing oder im Sperl, beim Strauß oder im Burgthor. W. Alexis läuft immer mit, und jeden Tag in der Frühe ſchreibt er ſich auf, was er den Tag vorher erlebt und geſehen. Es iſt viel von Alexis, daß er in Wien nicht den Berliner ſpielte, daß er ſich noch hingab, an den Gegenſtänden nicht herumwitzelte, und ſie nicht alle vergleichungsweiſe anſah. Schleſiſche Gemüthlichkeit (er iſt, glaub' ich, ein Schleſier) ſoll ſich unter allen angebornen Eigenſchaften am ſchwerſten verläugnen laſſen.

Vielleicht war es bisher möglich, mit W. Alexis einverſtanden zu bleiben, aber gibt es nicht einen Punkt, wo ſich das Blatt wendet? Soll ein Autor von der Prätenſion, wie ſie der unſrige hat, in eine fremde, große, entſcheidende Stadt nicht mehr mitbringen, als ein geſundes Auge und einen leeren Magen? Kann man die hundertfach geſchilderte

Frohlichkeit des Wiener Lebens von Neuem mit gewöhnlichen Worten wieder erzählen, ohne sich den Vorwurf der Alltäglichkeit zuzuziehen? **W. Alexis** nennt seine Darstellungen Bilder, und will sie als einen Beitrag zur Genremalerei, die von trefflichen Talenten gegenwärtig cultivirt wird, angesehen wissen. Aber all seinen vereinzelten Skizzen fehlt das Charakteristische, sie gehen in einander über, und unterscheiden sich durch keine neuen, überraschenden Motive. Das Genrebild ist Kopie, aber nicht jede Kopie ein Genrebild. Bilder, wie sie der Autor geben soll, vereinzeln, sie haben einen kleinen Rahmen, ihre Gegenstände müssen scharf in den Vordergrund treten, und die Menge, das Niveau nebelhaft hinter der Vorgruppe verschwinden. Aber in all den Kapiteln, welche **W. Alexis** mit den albernen Ueberschriften: Unerwartetes — Ländliches — Bequemes — Was nicht paßt — Etwas Schiefes — u. s. w. ankündigt, wird man diese Regel

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOTZKOW.K.

3-598-51032-2
FN. 04293/014

unbeachtet finden. Es ist gut, wenn **Alexis** Alles gesehen hat, aber unpassend, wenn er uns Alles wieder erzählt.

Man darf nicht ungerecht sein. Es finden sich mehrere Passagen in diesem Buche, die ohne Widerwillen gelesen werden, **Alexis** spricht recht ergötzlich von der Wiener Küche, vom Wein und ähnlichen Gegenständen. Das sind die kleinen Kunstgriffe der Schriftstellerei, die immer gelingen. Auch wird man die Schilderung einer Donaufarth erträglich finden. Doch gehört zu diesen Genüssen eine längere Gewöhnung, die in Betreff des **Alexis**'schen Styls nicht wenig Mühe kostet. Habt ihr vielleicht das Bild von einer gallertartigen Masse, von Eierdotter oder Aehnlichem, das sich unaufhörlich durch Druck und Gegendruck in einer zitternden, oder, wie der Norddeutsche sagt, bibbernden Bewegung erhält. Dies ist **Willibald Alexis** Styl. Ein Schwall von Phrasen, wo ein Wort das andere herauspreßt,

und ſich eins an's andere klebt, ohne daß man einſieht, wo hie oder da der Periode enden ſoll; eine gemüthliche Frage neſtelt ſich an die andere, und jedes Wort tritt mit lahmen Lenden auf. Dies ſind allerdings Kleinigkeiten, aber das ganze Buch iſt aus Kleinigkeiten zuſammengeſezt.

Die lezte Produktion von **W. Alexis** iſt das **Haus Düſterweg**, eine Geſchichte aus der Gegenwart, wie er ſie nennt. Wenn man die Ueberwindung hat, ſich hier durch fünfzig Bogen einer ganz nackten Erfindung, durch Briefe voller Raiſonnement und Allegorie, durch einen Styl, der wieder auf keinem Beine recht geht, hindurch zu arbeiten, ſo wird dem Leſer immer noch ein Gefühl zurückbleiben, für welches ihm ſchwer ſein wird, Worte zu finden. Es iſt nicht die Verwandtſchaft dieſes Buches mit einigen Schriften von **Mundt**, welche uns unmuthig macht, nicht die Vergleichung hohler Redensarten mit **Mundt's** ſehr

tief gegründeten Ideen, sondern die heillose, larmoyante Weltansicht, welche uns an diesem Autor zur Verzweiflung bringen kann. Den Schmerz eines Aristokraten, der sich thränenden Auges an **Haller's** Restauration der Staatswissenschaften anklammert, können wir verstehen: den Schmerz eines Constitutionellen, der ein zu kleines Vaterland für sein großes Talent hat, den Schmerz des Republikaners, den Schmerz eines Greisen, der mit **Göthe** lebte, den Schmerz eines jungen Dichters, der mit seinen Idealen früh dem Grabe zureift — das Alles können wir verstehen: Welche Empfindung bleibt uns aber übrig für eine Stimmung, in welcher alle diese Unbehaglichkeiten zusammen auftreten, für ein Malheur, das aus allen diesen desperaten Ingredienzien zusammengesezt ist? Wäre die Welt so elend, wie sie hier zum Vorschein kommt, was lebst du noch in ihr?

Man klagt die neuere Richtung der Literatur an, daß sie zerrissen wäre. Die Anklage ist falsch. Diese Literatur ist sehr im Reinen über ihre Zwecke und Bestrebungen; sie ist heitern Sinnes, und arbeitet singend im Dienste Gottes und der Natur. Die Zerrissenen sind nur jene Schwächlinge, die wie Schatten zwischen den Parteien hin- und herschwanken. Die Zerrissenen sind Diejenigen, welche die Freiheit beschimpfen, und dennoch von den Gegnern derselben dafür nicht belohnt werden, jene Bücklingsmenschen, die überall sich neigen, und überall anstoßen. An all dem Jammer, der sich in diesem Roman mit einer grausamen Redseligkeit ausspricht, ist ein einziger Zug reell, die Klage seines Verfassers, daß das Publikum lau wäre; aber dies ist Alles, und doch Etwas, das man, selbst wenn es wahr ist, nicht aussprechen soll.

Ich bin begierig, wie sich endlich die Formlosigkeit

W. Alexis gestalten, und das unläugbare Talent, welches er besitzt, retten wird. Er hat es mit Scott, Hoffmann und Tieck versucht, mit der Genremalerei, nun auch mit neueren Bestrebungen, Nichts enterte die Theilnahme des Publikums. Was wird ihm gelingen? Wir müssen warten.

---

Spindler hat ein seltenes Talent der Erfindung. Er überrascht durch die immer neuen und interessanten Situationen, in die er Personen zu bringen weiß, die lebendig, voller Wahrheit vor unsere Anschauung treten. Es sind malerische, farbenhelle, sprechende Attitüden, mit denen er seine Erzählungen beginnt, und er versteht es, diesen Zauber der Illusion durch den Verlauf der dargestellten Begebenheiten immer in Wirksamkeit zu erhalten, ihn fest an die Einbildungskraft zu bannen. Spindler ist sich dieses glücklichen Silberblickes vollkommen bewußt,

und vertraut ihm ſo ſehr, daß man zuweilen wünſchen möchte, die nüchterne Idee ſeiner Sujets wäre früher in ihm entſtanden, als die phantaſiereichen Gruppen, mit denen er ihre Ausführung eröffnet. Denn nach dieſen erſten, klaren, ſpiegelhaften Expoſitionen übereilt ihn plötzlich die Fabel, die Begebenheiten fangen an ſich zu drängen und zu ſtören, und der Knoten iſt entweder nur ſchwach geſchürzt, oder wird im entgegengeſezten Falle gewaltthätig gelöſ't. Darum zeichnet ſich **Spindler** in dem beſchränkten Felde der Novelle weniger aus, die Bilder ſind für dieſen kleinen Rahmen zu umfangreich, und Erzählungen, die auf die einfachſte Art ihren Anfang nahmen, ſchließen gewaltſam und romanenhaft. Wenn es wahr iſt, daß der Roman die Begebenheiten mehr als Handlungen, die Novelle die Handlungen aber lieber als Begebenheiten ſchildert, ſo erkennt **Spindler** dieſe Regel niemals an, ſondern ſeine

Personen raffen sich plötzlich von ihrer für die Novelle ganz geeigneten Indolenz auf, gehen nach fremden Ländern, wo sie sich sonderbarer Weise gleich nach der Ausschiffung wieder in den Weg kommen, sie greifen nach der Flinte, und schießen sich wechselseitig todt, mit welchem Knalleffekt die so schön angesponnenen Fäden dann zerrissen sind.

Als vor einigen Jahren **Spindler's** Invalide erschien, konnte man glauben, daß die Tableaux die historischen Novellen verdrängen werden. Wenn man sich früher damit begnügte, durch die Verwirrungen einer romantischen Intrigue zuweilen eine Aussicht in das Feld der historischen Wahrheit schimmern zu lassen, so konnte man hoffen, daß durch die Einführung in die großen Hallen der Zeitgeschichte künftig die Fäden der kleinen Intrigue, die persönlichen Schicksale Einzelner, von der Poesie Bevorrechteter schwächer und bescheidener würden angelegt werden, als

bisher; doch sind die Deutschen immer wieder in ihren alten **Walter Scott**'schen Roman zurückgefallen.

**Spindler's** Invalide ist eine ungezwungene Aneinanderreihung einzelner Gemälde, die der großen Gallerie der neuesten Geschichte seit dem Jahr 1789 entnommen sind. **Spindler** konnte doch auch hier nicht umhin, seinem Herrn und Meister **Walter Scott** einen Tribut zu zollen; dazu war die Lilie, die weiße Kokarde, das Vocage der Vendé zu verlockend. **Spindler** zeichnet jene feudalistische Romantik in schönen Zügen, ja man möchte behaupten, daß in diesen enthusiastischen Aufopferungen und Vermittelungen der Duft ein zu frischer und thauiger ist, daß er zu viel nach der Lilie und dem Kreuz, und zu wenig nach Pomade und Schminke riecht. **Walter Scott** hatte in seinen holländischen Vendéschilderungen einen Vorsprung, denn die Hingebung der schottischen Häuptlinge an die Persönlichkeit

der prätendirenden Stuarte war um Vieles edler und natürlicher, als die ähnliche Erscheinung in Frankreich. Dort war die Triebfeder des Kampfes nur die Erinnerung an eine geliebte Königsfamilie, die erwünschte Dynastie gab, und die herrschende nahm den Aufführern Nichts; aber in Frankreich mischte sich in die Vertheidigung des Thrones der Eigennutz des Privilegiums. Kurz, in das Erhabene der Vendékämpfe mischten sich Gegensätze, deren Ausmalung **Spindler** bei seiner parteiischen Vorliebe für den Royalismus unterlassen hat.

Die Schilderung der Republik betreffend, so kann hier der Dichter immer noch höher stehen, als sogar der Historiker; denn er darf die Leidenschaft der Partei durch das menschliche Gemüth entschuldigen. Dem Philosophen mag es vielleicht schlecht anstehen, die Verirrungen der Republikaner aus einer gewissen Verrücktheit der Zeit herzuleiten;

noch ſchlechter dem Hiſtoriker, unläugbare Thatſachen durch eine kalte, dem Geſchichtſchreiber eigene Gewöhnung an Blut und Grauſamkeit zu verſchleiern, aber des Dichters iſt es vor Allem würdig, ſelbſt dem Schrecken mit einem Friedenszweige zu begegnen, und den Gedanken des Furchtbaren zu mildern. Z. B. an die Darſtellung eines Robespierre muß der Dichter mit vieler Vorſicht gehen, ſelbſt wenn er nicht mehr von ſeinem Kopfe und Herzen wüßte, als daß er wegen zu häufiger Erwähnung der göttlichen Vorſehung von den Jakobinern getadelt wurde. Solche einzelne Züge, deren die Geſchichte viel von jenem Schrecklichen aufbewahrt, mag der ſtrenge Hiſtoriker überſehen, aber den Dichter ſollten ſie mehr intereſſiren, als einfache Anekdoten. **Spindler** ſchildert das Haus Robespierre's, und ſpricht von ſeiner Schweſter. Hätte ihn ſein Vorurtheil nicht beſtimmt, Robespierre nur für einen emphatiſchen

Böſewicht zu halten, zu welcher ergreifenden Scene mußte ihm dieſe Häuslichkeit der vier Wände Veranlaſſung geben?

Weit vorzüglicher gelang **Spindler'n** das Gemälde der Conſular- und Kaiſerzeit. Selbſt die Klippe der perſönlichen Darſtellung Napoleons, an der nicht die Schlechteſten ſchon geſcheitert ſind, z. B. **Grabbe** in ſeinem Napoleon, iſt mit vielem Glück vermieden worden. Man weiß, daß Napoleon ſo geſprochen hat, wie ihn der Verfaſſer öfters reden läßt; wenn nicht, daß er ſo hätte ſprechen können. Wir ſehen ihn in ſeinem Lager, in ſeinen Schlachten. Eine Skizze, die blitzesſchnelle Erſcheinung des von Elba zurückkehrenden Rächers, die Begeiſterung ſeiner Anhänger, des ganzen franzöſiſchen Volkes, die Schwäche und die Flucht der reſtaurirten Bourbons vorſtellend, iſt in meiſterhaften Zügen ausgeführt, und dürfte leicht die

vorzüglichſte eines Buches ſein, das **Spindler** bis jezt noch ohne würdigen Nachfolger gelaſſen hat.

---

Ehe wir die deutſchen Denkwürdigkeiten von **Rumohr** erwähnen, mögen hier die Memoiren einer Ungenannten genannt werden. Dieſe Dame will einen deutſchen Fürſten zum Vater gehabt haben, der durch Napoleon's Invaſion um ſeine Rechte kam. Man würde den Schickſalen der unglücklichen Prinzeſſin eine größere Theilnahme ſchenken, wenn ſie nicht ſo dunkel wären; die Geheimniſſe häufen ſich ſo ſehr in dem Buche, daß man ungeduldig die Schrift für eine Myſtifikation halten möchte, welches ſie durchaus nicht iſt.

Die deutſchen Denkwürdigkeiten **Rumohr's** dagegen ſind nun in der That fingirt, und doch ſind ſie nicht ſo unterhaltend wie die vorgenannten Memoiren. Wenn

fingirte Memoiren auf eine ganze Zeit gehen, so können sie, da sie ein Werk des Studiums sind, oft treuer sein als authentische, welche nicht selten blos das Werk des Zufalls sind. Diese Denkwürdigkeiten sind fingirt, warum tritt daher das Planmäßige und Absichtliche der Charakteristik nicht überall schroffer und darum anziehender hervor; warum sind die eigenthümlichen Situationen nicht mit mehr Vorsicht und Sorgfalt gewählt, und die Farben lebhafter aufgetragen? Eine Fiktion durfte keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, die gespannte Aufmerksamkeit durch die wohlgeordneten Resultate ihrer Studien zu befriedigen.

Nichtsdestoweniger liegt gerade in dieser Einfachheit, wenn sie nur nicht oft Langeweile würde, ein Reiz des Buches. Namentlich beim Anfange desselben wird man über die bescheidene und anspruchlose Manier erstaunen, und bei der glücklichen Wirkung desselben die Hoffnung nicht unter-

drücken können, ob sich nicht durch ähnliche Darstellungen die überspannten und gereizten Nerven unseres Publikums herabstimmen ließen, und man einmal wieder anfangen könnte, das Naive für den pikanten Witz, die Ironie für die herbe Satyre, wie sie der Geschmack des Tages liebt, zu nehmen.

Unsere Alten waren in vielen Stücken sehr liebenswürdig. Sie waren eifrig in den kleinen Bequemlichkeiten des Lebens. Essen, Trinken, Sprechen gehörte zu den Beschäftigungen und Ereignissen des Tages. Selbst eine Reise durfte sie in dem Wohlbehagen ihrer Verrichtungen und Annehmlichkeiten nicht stören; die Pferde machten täglich nur eine Strecke von fünf Meilen, die Wagen waren eingerichtet wie bewegliche Zimmer, jede für Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen bestimmte Stunde wurde so genau gehalten, wie zu Hause. Wenn man sich gegen Sonnen-

untergang einem Gasthofe anvertraute, so zog man die Schlafmütze hervor, stopfte sich die Pfeife, und sezte sich auf die steinerne Bank unter der Linde des Gasthofes. Man machte sich's eben bequem; man war überall im Schooß der Seinen.

Außer diesen Umständlichkeiten lebten unsere Alten auch in einer beständigen Furcht vor ihrem Blute. Sie hielten dafür, daß dieses sehr hizig und sehr feurig wäre, sie maßen daher jede Bewegung ab, vermieden jede Alteration, jede auffallende Leidenschaft. Ein volles Rundgesicht, weißgepudertes Haar, eine kurze, wohlgenährte Gestalt, olivengrüne lederne Beinkleider, zwei freundlich wohlwollende Augen, ein sanftes Lächeln in den Mundwinkeln, das sind jene angenehmen Männer, die kurz nach dem Hubertsburger Frieden lebten, und aus deren Bekanntschaft ein so großer Freund des achtzehnten Jahrhunderts, wie Herr v. Rumohr,

für dies Buch ein Studium machen mußte. Alles, was in dieſer Beziehung charakteriſtiſch iſt, hebt auch das Intereſſe dieſer Denkwürdigkeiten immer wieder aus der Langenweile heraus, und bildet den Reiz eines Buches, von dem man im Allgemeinen doch nicht ſagen kann, was man dazu ſagen ſoll.

---

Ich muß geſtehen, daß ich viel Mühe gehabt habe, mich mit den Romandichtungen **Leopold Schefer's** zu befreunden. Er hat eine Manier, an die man ſich gewöhnen muß. Dies Drehen und Wenden, dies oft gedankenloſe, und darum doch nicht weniger anſpruchsvolle Federkauen, dies endloſe Fortfahren einer Gedankenreihe, die ohne Plan und Ziel anfängt, und im zweiten Gliede noch nicht weiß, was im dritten ſtehen wird, ermüdet an dieſem Dichter alles Intereſſe. Jedenfalls hat **Leopold**

Schefer einen plaſtiſchen Blick, und doch nirgends die Kraft, auch plaſtiſch ſchaffen, gruppiren und abſchließen zu können. Alle ſeine Felſen und Figuren ſind in eine unermeßliche Flut von Vorbereitungen und Reflexionen eingetaucht, denn nicht anders als Vorbereitung läßt ſich jene lyriſche Aufweichung der Stoffe benennen, welche Leopold Schefer's Dichtweiſe ſo unpopulär gemacht hat. Es iſt die erſte Stufe, welche auch wir vom Roman verlangen, aber die, welche nur das Modell aus flüſſigem Tone bildet, welche ſich dem Auge des Publikums entzieht, weil ſie nur Modell iſt. L. Schefer macht ſich ſeinen Stoff erſt zurecht; das iſt herrlich; er knetet ihn, feuchtet ihn an; gut, aber wo iſt die Sonne, an welcher der Teig trockne? Das iſt die Noth: Schefer's Phantaſie glüht nicht, ſie erwärmt nur, ſie iſt mild und linde und hält ſich auf einer Stufe der Weltanſchauung, welche nie zureichend iſt, auf der weiblichen.

Neuerdings hat L. Schefer einen hiſtoriſchen Roman herausgegeben, die Gräfin Ulfeld. Er faßte den Stoff tief und ſchön. Man kann dieſe Zwittergattung von Lyrik und Dramatik für keinen wahren Ausdruck der Poeſie halten; und doch erreichte Schefer das Reſultat der Poeſie, die Verſöhnung und das milde Wehen einer in den Ereigniſſen liegenden objectiven Gerechtigkeit. Corfiz und Eleonore würden nicht ſo ergreifen, und ſo viel, ich möchte weniger ſagen zu ſchauen, als zu ahnen geben, wenn ſie nicht durchweg apologetiſch und in ſich eben als Mann und als Weib und als Beides in ſeiner Ganzheit gerechtfertigt aufgefaßt wären. Was läßt Sperling, dieſer künſtleriſch ganz vernachläßigte Charakter, als Typus und Idee nicht für die innere Intuition und Ausführung eines hingebenden Lebens zurück! Ja, es finden ſich Partien im Buche, welche ſo gedrängt und plaſtiſch rund ſind, daß ſie

jeden Künſtler herausfordern; z. B. der Zug Eleonorens auf das Schloß mit dem Lachen Seheſtedts, der Kampf mit der Meerſchlange, Manches im zweiten Theile und beſonders jene meiſterhafte Scene, wo Ulfeld in das Haus ſeiner Väter zieht und er auf dem Waſſer der geiſterhaften Cavalkade von Särgen begegnet, welche ſeine Ahnen einſchließen; denn der Vater mußte ſein Schloß räumen. Dies iſt ein Stoff für das Genie eines **Delaroche** oder Düſſeldorfer **Leſſing**.

Allein um dieſe zählbaren einzelnen Verkörperungen ſchwimmt eine endloſe feuchte Materie, die zur Cruſtation nicht gekommen iſt. Da iſt Alles weich und aufgelöst, weiblich und unpoetiſch. Das Streben nach naiver Bedeutſamkeit gibt viele Stellen ſo ſehr bloß, daß eine ganz eigens dazu modulirte Stimme, ein gemüthlich-zärtlich-humoriſtiſcher Jargon, ja was noch mehr iſt, Freundſchaft

dazu gehört, sie auszusprechen, ohne Lachen zu erregen. „Sohn! Mensch! Mann!“ so sprechen die Papa's in der Komödie, wenn sie plözlich in die Lage kommen, eine Rede halten zu müssen. Kurz, die Klippe, an welcher der Dichter scheitert, bleibt seine Sucht nach Zartheit und seine Anbetung des Weibes, als eines ganz abstrakten Begriffes, und im Weibe wieder die Anbetung der Mutter. **Schefer** ahnt vielleicht nicht, daß sein Roman aus diesem Grunde mit einer Betrachtung schließt, die nicht mehr lächerlich, sondern schon widerlich ist. Eleonore, die hochbetagte sieben und siebzigjährige Matrone, stirbt — und sieht im Traume ihre Mutter zu sich kommen, und entschläft an der Mutter Brust! Das ist eine Consequenz der **Schefer**'schen Uterus-poesie, in die sich so viel graue Haare, ein umbartetes Kinn und so viel Husten mischt, daß das Ganze ekelhaft wird.

Gesezt, man wollte dem Dichter den Inhalt seines

Romans wieder erzählen, und nur Das sagen, was er selbst sagte, so würde **Schefer** aufhorchen und fragen: Steht denn das Alles da? hab' ich denn das Alles geschrieben? Diese Ueberraschung wäre ganz in der Ordnung; denn vor Präcision, Kürze und straffem Anzuge bekäme das Ganze des Inhalts eine andere Form. Wir wissen nicht, ob **Leopold Schefer** gesonnen ist, in dieser Materie fortzufahren; nur das ist uns gewiß, daß er dem wahren Ausdruck des Romans näher steht, als irgend einer unserer Romandichter, und daß er klassisch genannt werden dürfte, wenn er seine Intuition nicht in Reflexion, sondern in Plastik ausschlagen ließe, wenn er die Nebenabfälle und Gefühlsabschnitzel bei Seite würfe und sich augenblicklich rüttelte, wenn er fühlte, daß er schon wieder dabei ist, nur halb erhabene Arbeit zu liefern, Reliefs oder Figuren aus Mattsilber.

Nach Leſung einer Novelle, Charlotte Corday, bemerkt' ich: Charlotte Corday iſt im Grund weder ein paſſender Gegenſtand für das Drama, noch die Erzählung. Man muß den Entſchluß zu einer That, wie ſie ſie ausführte, in keinem Weibe, ſelbſt dem ſeltenſten nicht, entſtehen ſehen. Sie muß wunderbar, als eine plözliche Erſcheinung in Mitte der Begebenheiten auftauchen; der Kampf, der bei dem Manne einer großen That vorangeht, macht einen andern Eindruck, als der allmälige Entſchluß eines Weibes, weil jener nur mit den Rückſichten, dieſes aber mit der Schwäche zu kämpfen hat.

---

Eine Novelle von **Eduard Duller**, Berthold Schwarz, hat das Pulver nicht erfunden. Das ganze Gemälde iſt Grau in Grau gemalt. Eine Beziehung ſtört die andere. Die Anlage iſt ängſtlich, der Verfaſſer hat

nicht Uninteressantes geben wollen, und deshalb alles Mögliche zusammengerafft, um mit jedem Worte etwas zu sagen, was zur Fabel gehört. Aber eine Geschichte, die blos Erkennungsscenen enthält, langweilt, und diese Novelle thut noch mehr, sie peinigt, weil sie jeden Augenblick zu Ende ist, und jeden Augenblick wieder von vorne anfängt. Was geschieht in dieser Erzählung? Man lauft, und rennt, und begegnet sich, und weicht sich aus, man hält entsetzlich lange Reden, erdolcht und vergiftet sich, und es dauert eine geraume Weile, ehe wir begreifen, warum? Schattenbilder gaukeln an der Wand auf und ab, ohne Charakter, ohne Handlungen, nur mit Erzählungen ausgestattet, mit Erinnerungen und überhaupt Dingen, die, wenn sie hier persönlich auftreten, immer schon abgemacht sind. Dazu kommt, daß die ganze Erfindung gar keinen Sinn und kein Interesse hat, daß der Humor des Narren mit seinem hoje, heisa,

luſtig, tralala! eine traurige Rolle ſpielt, und daß die Hauptſache des Buchs von den Dingen, die ein Jeder für die Nebenumſtände halten muß, gänzlich verdrängt wird. Wer ſollte nicht denken, daß in dieſer Novelle das Pulver erfunden wird? und doch riechen wir es erſt auf der lezten Seite.

Dagegen hat **Eduard Duller** ſich in ſeinen **Kronen und Ketten**, welches ein hiſtoriſcher Roman iſt, andrerſeits von dem Mißbrauch der Geſchichte entfernt halten wollen. Er hat zu beweiſen geſucht, daß die Hiſtorie ſelbſt, wenn man ſie an der Quelle ſtudiert, reich iſt an romantiſchen Elementen, die künſtleriſch benüzt allein ſchon das ganze Surrogat der hergebrachten poetiſchen Rektifikationsmittel unnüz machen. Nicht nur die politiſche Staffage beruht in dieſem Romane auf bewieſenen Thatſachen, ſondern auch Alles, was drum und dran iſt von Liebe, Freundſchaft,

Malheur, kurz an Unterhaltung und Ergötzung. Hier drängt ſich Mimili nicht durch die Eiſencolonnen der mittelalterlichen Fehden, es iſt kein Huſarenoffizier von der Garde, der hier plötzlich mit ſeinem gewichſten Schnurrbarte, mit ſeiner geſchnürten Taille und dem ganzen Ridicül ſeiner Poltronnerie in einen feudalen Harniſch gekrochen iſt, und nun in die öde Nacht des Mittelalters hineinſchreit: Auf Ehre! Auf Ehre! Das iſt hier Alles nicht. **Duller** wollte nichts als die einfache Thatſache der Geſchichte geben.

Jedenfalls iſt dies der richtige Weg, um den hiſtoriſchen Roman wieder zu Ehren zu bringen, wenn auch dem Verfaſſer der Kronen und Ketten ſein Plan im Ganzen und Großen wieder nicht gelungen iſt. Das Mißliche dieſer vorliegenden Reaktion gegen die alte Manier liegt in demſelben Mangel, der auch die chineſiſche Malerei nie auf eine Kunſtſtufe erheben wird, nämlich im fehlenden Schatten.

Wenn ich vorhin von Duller ſagte, daß er Grau in Grau male, ſo thut er es hier Weiß in Weiß: war er früher zu dunkel, ſo hat man hier nichts als Sonnenſchein, lauter Vorgrund, lauter Repräſentation, keine Abwechslung der Farben. Das Auge ermüdet bei dieſem ununterbrochenen Anblick von Fürſten, Audienzen, Unterredungen, rauſchenden Feſtkleidern. Es wird dem Leſer nirgends heimlich, weil er immer nur zu ſchauen hat; nichts, als klare deſtillirte Begebenheit und ſonnenhelle Thatſache. Man möchte ſo gerne Ruhepunkte haben, die von dem Geräuſche der geſchilderten Begebenheiten fern lägen, und wo man nicht auf jedem Schritte einem Fürſten oder einer hiſtoriſch erweislichen Perſon begegnete; man ſehnt ſich nach irgend einer Baſis durchſchauerter und neugieriger Theilnahme; man arbeitet mit Hand und Fuß gegen Das an, was der Dichter gibt, und zwar als Hauptſache gibt; denn man wünſchte es

nur als Relief, als Hintergrund kennen zu lernen; man möchte immer die mit allerlei wunderlichen Arabesken und mährchenhaften Redensarten gestickten Teppiche seiner Darstellung wegbiegen, und lauschen, was sich hinten begibt, und erschrickt dann, wenn nur dieser große Teppich da ist, und vor und hinter ihm das Unermeßliche und die Todtenstille der Langeweile.

Wenn Duller die Hälfte des Weges, den er eingeschlagen hat, um gegen die Manier des historischen Romans zu opponiren, wieder zurücklegte, so träf' er gerade da an, wo für seine Kunst die richtige Mitte liegt. Er hat die Geschichte nicht romantisirt, sondern dialogisirt. Man kann doch den Roman selbst nicht aufgeben! Die Geschichte soll nur die Draperie einer solchen Dichtung sein: nur einige ihrer wesentlichen Daten dürfen sich als rother Faden durch eine Anekdote ziehen, welche der Autor aus seinen Mitteln

beizusteuern hat. In dieser Hinsicht bleibt **Walter Scott** immer das sprechendste Beispiel: es kommt nur darauf an, einige seiner kleineren Fehler zu vermeiden.

Wenn man von **Duller, Bechstein, Storch, Döring** ꝛc. spricht, wird es immer nothwendig sein auf **Spindler** zurückzukommen; denn sie ahmen ihm, was den Roman betrifft, Alle nach. **Spindler** hatte das glücklichste Beobachtungstalent. Er wandte es auf die Zustände des Volkes an, und gab dem Mittelalter in seinen Dichtungen eine Färbung, welche neu war. Er brachte jenen geblümten naiven Styl auf, der die Weise des Mittelalters gewiß zum größten Theile richtig trifft. Alles, was nur alte Volkslieder und die gelehrten Dichter jener Zeit an eigenthümlichen Wendungen charakterisirt, wandte er auf die Menschen an, die er schilderte. Das ist eine Weile recht herzig und allerliebst; aber auf die Länge und namentlich

die Nachahmung hinaus, wird dieſe Weiſe unerträglich. Das war eine Mode; aber ſonſt iſt wohl im Allgemeinen richtig, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben und gebildetes, durch unſere Literatur geadeltes Schriftdeutſch ſprechen. Die Gewaffen, die Gebreſte, die Schönbartſpiele, die Strolche werden in **Duller's** Romanen nicht mehr am rechten Orte ſein, eben ſo wie der alte Nibelungen-Jauchzlaut Hei! der ihm ganz eigenthümlich anzugehören ſcheint. Iſt doch das **Fouqué**'ſche „Um Gott" auch jezt aus der Mode gekommen und „gemahnt" uns nur noch zum Lachen.

**Duller's** Kunſt insbeſondere betreffend, ſo ſehen wir ihn auch in dieſem Roman noch immer ſchwanken zwiſchen dem Drama und dem Epos. Die Mitte zwiſchen beiden iſt recht eigentlich der Roman, und mit deſſen Erforderniſſen und Geſetzen will ſich des Dichters Muſe immer noch nicht zurecht finden. Mit wildem flatterndem Haare und tragiſchen

Geberden ficht ſie gegen die Luft und reißt Couliſſen. Der Roman ſoll freilich dramatiſch ſein, aber nicht theatraliſch: er ſoll es an den Stellen ſein, wo Fülle der Handlung vorliegt; aber **Duller's** Roman iſt es auch da, wo Ruhe und Erholung herrſcht, ja ſelbſt da, wo einer ſeiner Helden allein ſizt, und er jede Bewegung deſſelben verfolgt, als wär' es ein Schauſpieler. Wäre das Plaſtik! Aber die Plaſtik iſt ein Hauch, ein Anblick, deſſen Kürze uns überraſcht, die Plaſtik iſt ſtumm, ſie iſt zulezt nirgends, wo **Duller's** Unerſchöpflichkeit Alles unter Worte ſezt. Könnte ſich dieſe Ueberſprudelung mäßigen, könnte **Duller** als Herr und Herrſcher über den Waſſern ſchweben; dann mußte er durch ſeine Lebendigkeit und ſein Talent für die Bühne recht Genießbares ſtiften. Dann würde er auch einſehen, daß die deutſche Sprache das Wort hei! nur vor fünf Jahrhunderten kannte, als man für die Freude noch

keine rechten Ausdrücke hatte, und daß das Wort ha! in ihr gar nicht exiſtirt, ſondern nur in dem falſchen Pathos der Komödianten. Es iſt für **Duller** ſchon viel gewonnen, wenn ſeine Helden nicht mehr ha! rufen dürfen; denn mit dieſem ha! werden ähnliche ſtörende Interjectionen, werden die Dialoge und Monologe und Gebete aus ſeinen Romanen verſchwinden. **Duller** wird mehr auf die Oekonomie ſeiner Dichtungen zu ſinnen anfangen. Die Oekonomie des Romans iſt aber 1) die Einſchachtelung und 2) die Perſpective. Ich will die Geheimniſſe der Kunſt nicht profaniren, nicht die Schallröhren zeigen, durch welche Pythia im Grunde mehr begeiſtert wurde, als durch den Rauch des Dreifußes; aber die Nennung jener beiden techniſchen Ausdrücke wird hinreichen, um **Duller** aufmerkſam zu machen. Es gilt, Romane zu ſchreiben, welche mit Schlauheit angelegt ſind, welche den Leſer cajoliren und ſpannen, Romane, bei denen

man ſich auf das Ende ſtürzt und immer wieder neue Vorſprünge findet, die man zu umgehen hat, Romane, die ſich nicht wie das Epos aus dem Kern herausſpinnen in's Unendliche, d. h. bis zum Tode des Helden, ſondern die gleich in den erſten Scenen ein Ziel ſetzen, worauf man bis zum Schlußkapitel geſpannt iſt, und das drei Bände hindurch abzuwarten, es immer neuer vorgeſchobener Intereſſen der Neugier bedarf. Iſt einmal der Poet bis zu dieſem Raffinement gekommen, dann ſchwinden auch alle jene Monologe und mitgenommenen Couliſſen, welche niemals darauf Anſpruch machen können, für reine, keuſche und jungfräuliche Poeſie zu gelten.

Es ließ ſich von **Duller** erwarten, daß dieſer Roman viele einzelne Schönheiten enthalten wird. Sie ſind zahlreich vorhanden; aber niemals im Geſpräch, oder im Ausdruck, ſondern faſt immer da, wo er ſich am kürzeſten faßt.

Aber warum muß man solche Stellen aufsuchen? Sie würden sich überall und von selbst anbieten, wenn **Duller** sich entschließen könnte, mit seinem Talent für mittelalterliches Arabesken-Geschnörkel, für Darstellungen, welche an alte Mönchsschildereien und Legenden erinnern, sich mäßig und enthaltsam auf einen engen Kreis seiner Phantasie zu beschränken, ruhig, still an seinen Gestalten zu zirkeln und sauber und nett im Ausdruck zu werden, dann würd' er zwar nur sehr dünne und sehr wenig Bücher erscheinen lassen; aber sein unverwüsteter Fond, das Saatkorn einer üppig und geil aufgeschossenen Phantasie läßt vermuthen, daß sie dafür desto vorzüglicher sein würden.

So oft ich übrigens an **Eduard Duller** denke, fällt mir **Göthe's** Bemerkung ein: Nichts bringt so Ungeheuerliches zu Stande, als eine Einbildungskraft, der es an Poesie fehlt. **Duller** hat eine bizarre, zerrissene Phantasie,

aber er iſt kein Dichter. Er bringt in ſeine abenteuerlichen Ideen, in ſeine lebhaften Anſchauungen, in ſeine phantaſtiſchen Vibrationen nicht jene Ruhe und Milde hinein, welche nur das Geſchenk des Dichters iſt. **Duller** iſt das Chaos vor der Schöpfung, das Tohuwabohu der Einbildungskraft. Weil er gewiß Kenntniſſe beſizt, ſo weiß er vielleicht die Geſetze und Regeln der Kunſt, die todten Abſtraktionen der Aeſthetik; aber die Natur verſagte ihm den Genius, der die Gränzen fühlt, ohne ſie gelernt zu haben, der das Gefühl der Geſtaltung, Beſchränkung, und des harmoniſchen Ebenmaßes, der Theile, welche ein Ganzes bilden, faſt möchte man ſagen, ſchon in den Fingern hat. Es iſt entſezlich, einen jungen Mann gegen das Publikum kämpfen zu ſehen, der ſchon mehr als zwanzig Bände geſchrieben hat, und von der Vorſtellung getröſtet zu ſein ſcheint, daß das Publikum keinen Sinn mehr für die Poeſie

habe. Die Idee macht den Dichter nicht. Duller hat Einbildungskraft, aber keine Poeſie.

Was iſt die Folge einer Autorſchaft, welche nichtsdeſtoweniger den Parnaß nicht verlaſſen will? Menſchen, welche Schatten ſind, Reden, wie ſie nie geſprochen wurden, Situationen, welche in der Luft ſchweben. Da ſieht man eine Aufregung, welche den Stoff beſchwört, ohne einen Stoff zu haben, eine fahrende Komödie, wo hölzerne Figuren zu Worten, die der Spieler hinter der Scene ſpricht, die verrenkteſten Geſtikulationen machen. Man ſieht einen theatraliſchen Aufputz, wie an den ſteifen und Furcht erregenden Aktionen, die von Wachsfiguren dargeſtellt werden.

Hätte Duller eine Ahnung davon, daß er kein Dichter iſt, ſo würde er zuweilen die Rhetorik zu Hilfe nehmen, um ſeinen Schöpfungen ein Pſeudoleben einzuhauchen. In meinem verſchollenen Roman iſt Jeronimo eine ſo aus

dem Nichts herausgequetschte Figur, die ich brauchte, um Cäsar und Wally in Paris zu vereinigen, und die mir ohne Leben unter den Händen blieb, ich mochte den kleinen Funken, der in ihr liegt, potenziren so hoch ich wollte. Es ging nicht. Jeronimo bleibt eine Romanenfigur, die, so bald der sie am Korf haltende Faden einer rapiden und diesmal mit der Poesie vergebens um Liebe ringenden Darstellung ein wenig nachläßt, sogleich auf den Boden fällt, und eines hölzernen Todes stirbt. Bei Muller ist aber fast jede Figur so ohne Wesen. Sein neuestes Phantasiegemälde beweist die Behauptung. Es kommen Scenen darin vor, wo der Verstand still steht, wo man nur noch die einmal aufgezogene Sprachmaschine lallen hört, wo man Mitleiden mit einem Manne fühlt, der seit Jahren an dem Irrthume krankt, sich für einen Dichter zu halten.

Was die Verse und den malerischen Ausdruck dieses Autors betrifft, so möchte man beide musivisch nennen. Bilder, von den ausgezeichnetsten Dichtern gebraucht, kommen bei **Duller** mit neuer Benutzung wieder, köstliche Bezeichnungen, wie Dom, Phönix, Himmelsbaldachin, Gorgonenschild u. s. w. treten in seinem Style auf, aber immer an Orten, wo der Prunk am wenigsten dazu dient, eine bestimmte Thatsache hervorzuheben. In einer dramatischen Dichtung **Duller's**: der Goldmann, singen die untergeordnetsten Charaktere, z. B. Besenbinder, in jenen Weisen und Versmaßen, in welchen **Göthe** die himmlischen Genien auftreten läßt. Man sehe so ein **Duller**'sches Gedicht an, das blizt und funkelt aus ihnen heraus, und sieht man nach, so sind es böhmische Steine. Es ist ein Unglück, unsere schöne deutsche Sprache so verbraucht, und das Wort Kraft zumal an so viel Schwäche vergeudet zu sehen.

**Duller** ſcheint es zu fühlen, daß er vor ſeiner Unruhe und Einbildungskraft Rettung haben müßte. Indem er ſich aber zu dieſem Zweck auf die Kritik geworfen hat, ſtürmt er über die Literatur mit einem Eifer her, der ſtets das Rechte will, und doch nichts Gutes ſchafft. Macht dies nicht eine Kritik ſchon unbequem, daß ſie aus dem Mund eines Mannes kommt, von dem nicht ein einziges gutes Buch exiſtirt?

**Duller** iſt weder Dichter noch Kritiker. Für jenen hat er zuviel wirre Anſchauungen und erlernte Formen, für dieſen zu viel Schwäche des Gemüths und zu wenig Thatſachen des Studiums. Ich gebe ihn aber nicht auf. Es iſt Etwas in **Duller**, was ſich aus ihm entwickeln könnte, wenn er ſeine frühzeitig aufgeregte Produktion, die in eine Art ſtarrer Krämpfe ausgeartet iſt, ſiſtiren, wenn er gänzlich jene Zeit abſtreifen könnte, wo ihn der gute

Fortgang der Spindler'schen Muse zu ganz unreifen und knabenhaften Schöpfungen anspornte. Wenn wir wünschen, daß Duller zu einer Klarheit seines Innern kommen und den Mittelpunkt seiner Kräfte finden möchte, so wünschten wir wohl, er könne von Neuem geboren werden. Soll Duller etwas Tüchtiges leisten, so verlasse er zuerst in Betreff seiner Philosophie und poetischen Spekulation die Kreise des Holbein'schen Todtentanzes, aus welchen Duller alle seine Begriffe von Elend, Kronen und Ketten, Antichristen, Freund Hein, Narrenkappen, Mummenschanz u. s. f. zu entlehnen pflegt; sodann in Betreff der Darstellung verzichte er auf die Theaterroutine, die ihn noch immer veranlaßt hat, Helden zu schildern, welche ganz entsetzlich viel mit Worten fechten, und sogar in Romanen seitenlange Monologe halten; sodann auf gewisse Allgemeinheiten, wie Männlichkeit, oder auf die allgemeinste Allgemeinheit

Kraft, die ja immer das ſchwächſte iſt, wenn ſie nicht den richtigen Gegenſtand trifft; zulezt endlich auf ſeinen Sprachſchaz. **Duller** muß auf naive und kindliche Weiſe ſich noch einmal ganz zu bilden ſuchen. Es gibt nur eine Quelle, die ihn heilt, das iſt die Natur. In dieſen Jungbrunnen ſteige er, und neue Welten werden ihm aufgehen! — Seine Muſe werde ein ſchüchtern Kind, das ſpielend, neugierig, und mit klugem Aug in die Welt blickt; er fange an, das Einfachſte zu belauſchen, und mit den einfachſten Worten zu ſchildern; er reſignire völlig auf Das, was er ſchon beſizt, und werfe es von ſich, um die richtige Art zu lernen, es noch einmal aufzuheben. Könnte **Duller** ein Jahr lang die Feder ruhen laſſen, und mit vollkommner Entſagung blos in dem Tempel der Natur, und auf dem Markte des Lebens verkehren, begnügte er ſich, zu ſehen und zu hören, und brauchte, um von den neuen Gegenſtänden Vorſtellungen

zu haben, keinen einzigen seiner ihm aus der dann abgeschlossenen Periode noch anklebenden hochfahrenden und allzeit fertigen Ausdrücke; er würde gesunden, die innere Knospe seiner Poesie würde aufbrechen, und die Literatur einen Jünger gewinnen, der ihr bis jezt noch keinen Nutzen gebracht hat.

---

Die ausgezeichnetste Erscheinung der neuern deutschen Literatur ist unstreitig der Roman Scipio Cicala. Ein Werk der Bewunderung für **Walter Scott**, übertrifft es doch diesen bei weitem, nicht nur in seinen Fehlern, die hier vermieden worden sind, sondern selbst in seinen Vorzügen. Der ungenannte, jezt aber schon errathene Verfasser, spricht sich in einer geistvollen Vorrede über seine Stellung zu **Walter Scott** aus. Man muß die billige Anerkennung des ehrenwerthen Baronets und Gründers des

historischen Romans an dem Verfasser des Scipio Cicala um so mehr schätzen, als diesen gerade so Vieles zu einem Vorzuge vor seinem Meister berechtigte.

In dieser Vorrede hätte sich aber der Verfasser über die Quellen seiner Geschichte bestimmter erklären sollen. Er spricht von einer alten Handschrift, die die Grundlage des Ganzen bilde, und von mehren Nebenquellen, die er zur Erweiterung seines Planes benuzt hätte. Er scheint an manchen Stellen nur wörtliche Uebersezungen zu geben, und diese kehren so häufig wieder, daß man auf eine genaue Kenntniß seiner Autorität begierig wird. Bedenkt man, daß solche Stellen gerade die geistvollsten und witzigsten Gespräche, überhaupt eine Zierde dieses Buches sind, so sezt dies eine kunstreich überarbeitete Quelle voraus, über die uns der Verfasser keine Aufklärung hätte schuldig bleiben sollen. Doch läßt sich bald, was dem Verfasser um

jeden Preis eigenthümlich ist, errathen, und man wird keinen Anstand nehmen, dazu die Schilderungen der italienischen Natur, die Frucht einer eigenen Anschauung, und die Ausführung der wunderbaren und zauberhaften Elemente, deren erste Anlage unverkennbar den alten Papieren gebührt, zu rechnen. Und doch ist vielleicht dies Vorschützen von Quellen nur eine Mystifikation, die auf Rechnung der Walter Scott'schen Nachahmung kommt.

Die Charaktere der Dichtung sind wahr ergriffen, und lebendig wiedergegeben. Die Sprache ist überaus reich und gewählt, und verräth überall eine seltene Bildung; die anziehendsten Episoden, die den Stempel einer feinen Beobachtungsgabe tragen, wechseln mit geistvollen Bemerkungen ab, dem Resultate einer langen und ernsten Lebenserfahrung. Wir müssen diese Tugenden um so mehr hervorheben, als wir uns später auch eines Tadels zu entledigen

haben, den wir bei einem so klassischen Werke nicht ohne Gegengewicht lassen dürfen.

Scipio's und Narcissens Charakter sind vortrefflich gehalten. Scipio ist kein Himmelsstürmer, kein tragischer Jambenheld, sondern eine anspruchlose bescheidene Natur, die im Element der Ehre, Tapferkeit, kurz aller ritterlichen Tugenden einheimisch ist. Scipio hat kaum das männliche Alter erreicht, und so sind alle seine Begegnisse einem kindlichen Jugendmuthe angemessen. Der Verfasser hat diese liebenswürdige Unbefangenheit gut zu schildern gewußt. Die Vorliebe, mit der er seinen Helden behandelt, geht über das Erlaubte nicht hinaus; er läßt ihn immer nach den gebietenden Umständen handeln, und den Veranstaltungen Anderer folgen, die von dem jungen Manne nur Ritterliches und Ehrenhaftes fordern. Dies ist ein feines Gesetz für den Erzähler, das man aber selten

beachtet finden wird. Narciſſa iſt Philine im edeln Styl.

Die Mäßigung des Verfaſſers in Naturſchilderungen iſt um ſo lobenswerther, als er darin einem Geſetze folgt. Man muß lachen, wenn man unſere ſchmuzigen Leihbibliotheken-Romane beginnen hört: Fürchterlich tobte der Sturm, aber fürchterlicher noch tobte es in Alonzo's Bruſt! Es iſt aber ein guter Inſtinkt, der unſere Leibrock und Hildebrandt ſo reden läßt. Eine Naturſcene, die völlig im Widerſpruch mit der Gemüthsſtimmung des in ihr Aufgeführten ſteht, macht eher einen komiſchen, wenigſtens den entgegengeſezten Eindruck, als man beabſichtigt. Der Verfaſſer iſt hierin ſehr berechnet zu Wege gegangen. Die ihm unendlich oft dargebotene Gelegenheit zu italieniſchen Landſchaftsgemälden verſchmäht er gänzlich, wenn ſeinen Perſonen die Stimmung fehlt, die für die

Naturbetrachtung nicht immer dieſelbe iſt. Daran erkennt man die Bekanntſchaft mit einem tiefen pſychologiſchen Geſetze. Die Natur ſteht unter der Herrſchaft des Gemüths, und ſie wird uns nie anders erſcheinen, als wir ſie anſehen.

Nun aber den Tadel betreffend, ſo weiß man, daß die Abneigung gegen **Walter Scott**, die ſo ſchnell den frühern Enthuſiasmus verdrängte, auf Rechnung ſeiner politiſchen Grundſätze kam. Für den Dichter wären dieſe Grundſätze meiner Ueberzeugung nach gleichgültig geweſen, hätte er ſie in dem Leben Napoleons nicht auch politiſch und hiſtoriſch geltend machen wollen; allein an **Walter Scott** bemerkte man nicht ſo ſehr den Legitimitätseifer, als vielmehr einen Ariſtokratismus, der ſich ſogar nicht ſcheute, mit dem Prätendenten die Fahne der Empörung aufzuſtecken. Unſer Verfaſſer kehrt aber dies Verhältniß um, und beklagt

Scipio, daß er sich gegen die bestehende Staatsgewalt auflehnt!

Ueberhaupt stimmt der Verfasser gegen den Schluß seines Werkes einen gar fremdartigen Ton an; er bejammert seinen jungen Helden, wirft ihm seine hochverrätherischen Absichten vor, und bringt diese sogar, wie es ein Prediger thun würde, mit seinem zunehmenden Mangel an christlicher Gesinnung in Verbindung. Es klingt sonderbar, einem Neapolitaner des sechzehnten Jahrhunderts, einem von Kindheit an heidnischen Katholiken, Vorwürfe wegen seines Christenthums zu machen. Der Verfasser spricht in seiner Vorrede so schön über die Wahrheit der Poesie, warum sollen Ehre, Hochherzigkeit, Freiheitsliebe in des Dichters Wagschale nicht mehr wiegen, als die sogenannte bestehende Staatsgewalt?

Ja selbst die Annahme des Turbans hätte den Verfasser

nicht bewegen ſollen, von dieſem Augenblick an über Scipio die Achſel zu zucken; dieſe Verirrung ließ ſich rechtfertigen, und gerade am meiſten durch die Umſtände, die im Vorangegangenen mit ſo vieler Vorliebe geſchildert worden ſind. Auch in Porzien nur den Engel und die beſſere Hälfte Scipio's zu ſehen, iſt ungerecht, vielmehr war die Trennung, die das Geſchick über beide verhängte, die nothwendige Folge dieſes Verhältniſſes, das durch einen Frevel herbeigeführt, eben durch den wahren Ausdruck charaktervoller männlicher Unabhängigkeit wieder aufgehoben werden mußte.

---

Den Preis zunächſt verdient die hohe Braut, ein Roman von **Heinrich König.**

Etwas Claſſiſches liegt in dieſem Buche; doch ſind nicht auch die alten Hermen claſſiſch? Hermen nannte man jene

Bildſäulen, welche vom Kopf bis zum Nabel eine vollkommene Statue ausdrückten, doch der Arme ermangelten, und nach unten hin ſich in einen formloſen Stein verloren. Kein Vergleich möchte den Eindruck dieſes Romans paſſender wieder geben. Läßt ſich die Schönheit der Expoſition verkennen? Sind die erſten Phyſiognomien je ſchöner ausgeprägt worden? Das Haupt, der Nacken, die Bruſt ſind meiſterhaft gearbeitet, aber ſchon oben werden die Arme vergeſſen, und nach unten löſ't ſich Alles in einen ſinnloſen Block, in eine unausgeprägte Steinmaſſe auf, an welcher die glättende Kunſt des Meißels vergebens verſchwendet iſt.

Der Titel „Die hohe Braut" erinnert auf eine für das Buch ſchädliche Weiſe an das hohe Lied und die doppelte Auslegung der in ihm geprieſenen Braut. Man ſieht gleich in den erſten Kapiteln, daß das neue Evangelium, die Freiheit, in dem Romane die Grundlage bildet, und rechnet

feſt darauf, Anfang und Ende ziele auf das erhabene Idol der Völkeranbetung. Man glaubt, der Verfaſſer wolle das „heimliche Klagelied der Junggeſellen" dieſer Zeit ſingen, und den Zwieſpalt der bürgerlichen Liebe mit der heiligen und gefahrvollen Sache des Vaterlandes in ein tragiſches Licht ſetzen, allein für die vielen Seufzer, welche dieſe Trennung zweier Intereſſen ſchon gekoſtet hat, ſoll der Dichter erſt noch gefunden werden.

König's hohe Braut iſt nur inſofern eine hohe, als ſie von einem Schulzenſohn geliebt wird, und die Tochter eines Marcheſe iſt; ſie würde die hohe Braut nicht mehr ſein, wenn ſie von Jemanden geliebt wäre, deſſen bürgerliche Stellung höher als die ihrige läge. Genug, Blanka iſt die Tochter des Marcheſe Malvi. Ein treuer Diener ſeines Herrn, des Königs Victor Amadeus von Savoyen, verbietet er Giuſeppen das Schloß, ſeitdem er des jungen

Menſchen Neigung für Blanka bemerkt. Er thut dies um ſo eher, als er in Giuſeppen viel revolutionären Anſteckungsſtoff zu finden glaubt. Dies war eine Präſumtion, welche keinen Grund hatte. Giuſeppe war ein guter Jäger, ein frommer Beichtgänger, ein verliebter Milchbruder Blanka's. Er weiß Nichts von der Revolution, kennt überhaupt die Welt nur bis zum Ende des Horizontes, der ſich über ſeinem Dorfe wölbt, und wird zulezt, wo er mit einigen entarteten Söhnen der Freiheit in Berührung kommt, ſogar ein Gegner der neuen Lehre. Schwärmerei, Idealität finden in ſeine Seele keinen Eingang, und die dämmernde Ahnung Deſſen, was ſich in ſeiner Zeit entwickelte, verdankte er nur den Unterweiſungen eines Bettlers auf der Landſtraße und eines Prieſters im Beichtſtuhle. Was war ihm die Revolution?

Und doch war er beſtimmt, um ihretwillen zu leiden.

Die Meinung, welche er am wenigſten verdiente, verfolgte ihn. In dieſer Lage machte er Bekanntſchaft mit einem Genueſen, der im Geheimen das Revolutionswerk von Nizza leitete. Er kommt mit den Verſchwörern im Gebirg zuſammen, unter denen ſich auch nicht ein einziger würdiger Repräſentant der neuen Lehre findet. Giuſeppe wendet ſich ab von dieſen Verſtümmelungen der Freiheitsidee, welche der Verfaſſer mit vieler Vorliebe zeichnet, er verſagt es kurzweg, ſich zu irgend einem Plane brauchen zu laſſen. Dennoch zieht ſich die Verbindung mit dem Genueſen immer feſter zuſammen. Es war ein gleiches Schickſal, das Beide in der Liebe theilten. Der Genueſe hatte über ſeinen Stand hinausgewählt, die Tochter des Grafen Rivoli liebte ihn, er entführte ſie und lud den Fluch und die Verfolgung der Familie auf ſich und ſeine Geliebte. Die Revolution arbeitete ſeinen Plänen in die Hand; er rechnete auf die

Abſchaffung des Adels und ſuchte die Zeit, wo er ſich mit ſeiner Geliebten ohne Weiteres vermählen durfte, mit Gewalt zu beſchleunigen. Giuſeppe vermochte dieſen Combinationen nicht zu widerſprechen, es lag zu viel logiſche Wahrheit darin, ſeine Liebe überredete ihn eine Zeitlang, ſie auch moraliſch zu finden. Doch war noch kein Entſchluß in ihm vollkommen reif, der Horizont ſeines Dorfes verfolgte ihn noch überall. Die Verſchwörer im Gebirge bedrohten des Marcheſen Leben, und lauerten ihm auf, als er von Turin mit ſeiner Tochter heimkehrte. Giuſeppe warnt ihn und rettet ihm das Leben. Aus Dankbarkeit verſpricht ihm der Ariſtokrat, daß er beim erſten Feſte im Dorfe mit ſeiner Tochter tanzen dürfe. Giuſeppe jubelt; was iſt ihm die Revolution? Er muß ſie verwünſchen; denn ſie ſchiebt nur ſeinen Tanz auf, ſie verzögert es, daß er Blanka's Kleid berühren darf. Die verdammte Revolution! Der Marcheſe

findet keine Zeit, im Dorfe tanzen zu laſſen! Ha, endlich wird getanzt. Aber wie haben ſich die Dinge verändert! Blanka iſt nicht mehr frei, ſie feiert ihre Verlobung, der junge Graf Nivoli iſt der Glückliche, der natürliche Schwager des Genueſen. Giuſeppe findet ſie unter der Linde des Dorfs am Arme eines Andern, dennoch will er tanzen, Blanka fällt in Ohnmacht, Nivoli zieht den Degen, Giuſeppe wird mit Hunden gehezt und entſpringt. Er wüthet; gegen Blanka? Nein. Gegen den Marcheſe? Nein. Gegen Nivoli? Vielleicht; aber nur einen Augenblick; denn er ſieht, wie ſich des Genueſen Zorn gegen dieſen wendet. „Was geht mich Nivoli an!“ ruft er aus, „der mag ſehen, wie er mit ſeinem Schwager fertig wird.“ Des Genueſen Geliebte wird von ihrem Bruder Nivoli mißhandelt, ſie ertrinkt, der Zorn des Genueſen kocht und Giuſeppe wird in die Gährung hineingeriſſen. Er fängt an, für den Augenblick

Einiges zu thun; er weiß ja, daß der Adel und die Mes-alliancen abgeſchafft werden. Er greift Nizza an, er ſtürmt die Feſtung, und wird mit ſeinem Freunde gefangen. Sie ſind zum Tode verurtheitt, Blanka iſt ängſtlich, ſie bittet, man möchte Etwas für Giuſeppe thun; ſie glaubt, er iſt losgeſprochen, und fährt nach Nizza, um ſich mit Rivoli zu vermählen. Der Zufall befreit die beiden Gefangenen, der Genueſe ermordet Rivoli am Traualtare, Beide fliehen.

Der Faden der Erzählung muß dem Verfaſſer hier plötzlich geriſſen ſein, er ſpinnt ihn von Neuem an. Giuſeppe tritt mit anderem Namen auf, er hat den Genueſen und die Republik verlaſſen, er geht zur ſavoyiſchen Armee über. Seine breiten Schultern empfahlen ihn den Umgebungen des Königs; denn er trug die Frau eines Miniſters den Mont Cenis hinauf, als dieſe in Gefahr war, von einer Lawine verſchüttet zu werden. Giuſeppe ſchwärmt für die

Sache des Königs; er bekommt die Epauletts, wird Major, erhält den Adel, befreit ſich von dem Verdachte, Rivoli ermordet zu haben, tritt vor die erröthende Blanka und darf ſie heimführen, ſeine hohe, jezt erſtiegene Braut.

Dieſe Umriſſe des Ganzen geben bei weitem nicht den Eindruck, den der Verfaſſer durch eine Menge einzelner Schönheiten, durch anziehende Nebencharaktere, durch eine durchweg, wenn auch nicht friſche, blutvolle, energiſche, doch geiſtreiche und künſtliche Behandlung im Ganzen erreicht hat. Allein um ihretwillen iſt alles Uebrige da, und, wie ſehr auch umrankt von den kunſtvollſten Arabesken, treten einige Perſonen, welche das Ganze auf ihren Schultern tragen, doch entſchieden in den Vordergrund. Man muß geſtehen, daß die beiden Hauptfiguren, Blanka und Giuſeppe, das wenigſte Intereſſe einflößen. Giuſeppe iſt

ein völlig untergeordneter Charakter, ein Schulzensohn, der sich wenig über seine Geburt erhebt und den Anflug des Adels nur darin blicken läßt, daß er fortwährend unnützen Beschäftigungen nachgeht. Seine Gedankenlosigkeit ist kein poetischer Zauber, der seine Erscheinung höbe. Wo nimmt er den Anlauf, mehr zu sein, als wozu ihn die Natur bestimmte? Was sollte ihn der Liebe Blanka's würdig machen? Seine Gewandtheit, in den Gebirgsteichen Forellen zu fangen? Seine erlegten Eber, die er selbst auf das Schloß trägt? Seine frommen Besuche der Dorfkirche? Seine Jugend, welche Blanka bestimmte, bei den ihn treffenden Beschuldigungen für ihn gut zu sagen? Nein, wir finden nirgends einen Grund zur Liebe des Schulzensohns, den der Verfasser so gut und zahm schildert, daß er ihm unter der Hand das Interesse verliert. Er muß die Erzählung von Neuem wieder aufnehmen, Giuseppen plötzlich in den

Reiz des Geheimnißvollen kleiden, ihm einen falschen Namen geben, und ihn so eben zu halten suchen.

Noch uninteressanter ist Blanka, die sogenannte hohe Braut. Sie zittert, von Giuseppen zu sprechen. Sie fürchtet, der Leser könne ihr Vorwürfe machen, daß sie ihn nicht liebe. Durchaus nicht, meine Schöne! Welches Glück für Ihre Zukunft kann Ihnen denn der Schulzensohn gewähren, der sich einmal in den Kopf gesezt hat, in die Tochter seiner Gutsherrschaft verliebt zu sein? Blanka sieht das auch endlich ein, sie verlobt sich einem ihr Ebenbürtigen. Mußte sie jezt nicht allen Reiz für Giuseppe verloren haben! Für Giuseppe nicht; er liebt sie noch, als sie schon vor dem Traualtare mit Rivoli gestanden, und Blanka, da sie durch Rivoli's Ermordung eine verwittwete Jungfrau geworden, greift immer noch zuweilen an ihren klopfenden Busen, und frägt: „Für wen schlägt denn dies stürmische

Herz?“ Sie gesteht sich denn erröthend: „Für Giuseppe, den Schulzensohn, den du am Traualtare verrathen hast!“ Nein, wir wollen nicht sagen, daß der Verfasser diese Prüderieen beabsichtigt hat; es ist viel Natürlichkeit und Lebensfrische in seinem Gemälde, aber sein Stoff ist ihm in diese fatale Tendenz ausgeschlagen, ohne daß er's wußte. Ich glaube, er hatte seine beiden Leute schon lange aufgegeben, als er noch genöthigt war, an ihnen zu meißeln und zu hämmern, und ihre Erscheinung wenigstens zu einer scheinbaren Vollendung zu bringen.

Auch in den Nebencharakteren befriedigt nicht Alles. Cola, ein Landstreicher, der den Philosophen spielt, und immer da eintrifft, wo er nöthig ist, erinnert an einen widerlichen Typus unserer Romane. In der vortrefflichen Scene zu Cze am Meere behandelt der Genueſe diesen Bettler mit einer solchen entsprechenden Rücksichtslosigkeit, zu

der ſich der Verfaſſer ſelbſt nicht einmal hat erheben können. Die Geſpräche zwiſchen Franzesko und der alten Baronin ermüden, und die Behandlung, welche dieſe zulezt jenem angedeihen läßt, iſt widerlich; denn der Verfaſſer wollte doch mit der ganzen wunderlichen Myſtification, welche ſich die Baronin gegen den Prieſter erlaubt, nur eine Notiz über ihr früheres Leben retten, welche er, um auch der alten Baronin etwas Charakteriſtiſches zu geben, früher ohne alle Vorbereitung und Erwartung beigefügt hatte. Zulezt verliert ſich der Verfaſſer auf eine ſpaßhafte Weiſe in die Poeſie der Schwangerſchaft. Ich wundere mich, daß der Verfaſſer die ganze Abgeſchmacktheit der ſüßen, verſchämten, erröthenden Geheimnißkrämerei nicht gefühlt hat. Wie albern benimmt ſich die junge Baronin, als ſie von Viertelſtunde zu Viertelſtunde in das Kabinet ihres Mannes tritt, um ihm Etwas zu ſagen, was er gar nicht verſtehen

will, und wie ſie immer wieder kommt, und immer wieder erröthet, und er immer noch Nichts merken will! Es hält ſchwer, an Perſonen, welche ſich ſo verirren, ein Intereſſe zu nehmen.

Die reichſten Vorzüge dieſes Romans liegen unſtreitig in den feinen Bemerkungen des Verfaſſers über Zeitgeiſt, Revolution, Adelsherrſchaft. Zwar iſt der Verfaſſer in ſeiner Vorſicht, die Schönheit nicht auf Rechnung der politiſchen Meinung zu ſetzen, zu weit gegangen, indem er wenigſtens einen würdigen Repräſentanten der Revolution hätte aufſtellen ſollen, allein es iſt unverkennbar, daß ihm in jenen Partieen doch ſeine Begeiſterung die Farben lieh.

---

**August Lewald** ſcheint zwar das Romanenfach gänzlich aufgegeben zu haben, und ſich in anderen Gebieten auszeichnen zu wollen, doch wählte er für ſeine romantiſchen

Erfindungen immer die glücklichsten Staffagen. Er hat die Menschen in ihrem Treiben mannigfach beobachtet, und besizt ein feines Auge für das Ausserordentliche in unseren Begegnissen. Jede seiner kleinen Novellen wird von einer neuen spannenden Situation ausgehen, wo es unverkennbar ist, wie ihm irgend eine poetische Beobachtung hierzu die Veranlassung gegeben. —

Ein größerer romantischer Versuch, **Gorgona**, ist ihm, was die poetische Ausführung anlangt, minder gelungen. Die Gestalten, welche er seine vortreffliche Auffassung der Zeit beleben läßt, scheiden sich aus dem dunkeln Hintergrunde nicht lebhaft heraus, eine deckt wohl gar die andere, oder wenigstens, wo so viel Licht in sein Gemälde hineinfällt, daß irgend eine Figur einen Schatten werfen kann, da wird dieser immer störend die Physiognomie einer andern Figur verhüllen. **Lewald** opfert seine Personen

ihren Schickſalen auf. Die Lagen, in welche ſie gerathen, intereſſiren ihn weit mehr, als die Charaktere, welche damit oft in Widerſpruch ſtehen.

Sonſt hat **Leiwald** in Paris zu dieſem Gemälde des franzöſiſchen Mittelalters vortreffliche Studien gemacht. Die phantaſtiſchen Schauer des vierzehnten Jahrhunderts durchrieſeln uns. Die Nebelgeſtalten der chymiſchen Zauberwelt tanzen vor der erregten Einbildungskraft ihre geſpenſtiſchen Reigen. Das Bild, welches uns der Verfaſſer von dieſer Zeit gibt, iſt treu und in ſeinem Detail vielleicht einzig. — Sinnlichkeit und Herrſchſucht bemächtigten ſich des Zauberglaubens jenes finſtern Jahrhunderts. Die Schätze der Juden ſind blos geſtellt, weil die kecke Behauptung, der Jude habe die Hoſtie gekocht, hinreichte, für ihn einen Scheiterhaufen zu ſchüren. Der politiſche Einfluß der geiſtlichen Orden fiel mit der ſiegreichen Beſchuldigung, als

hielten ſie geheimnißvolle Zwieſprache mit den dämoniſchen Kräften der Natur. Die leidenſchaftliche Genußſucht der höchſten Frauen baute abgelegene Thürme, deren Weichbild rings mit grauenhaften Sagen bevölkert wurde, und welche dazu dienen mußten, die Opfer ihrer Verführung zu verlocken und auf ewig ſtumm zu machen. Straßenraub, Vagantenunfug, Waldleben waren frei gegeben. Die Geſetze ſchwiegen und Jedes Sicherheit war auf die Spitze ſeines eigenen Schwertes geſtellt. Endlich lag der bei Weitem grauenhafteſte Zug jener Zeiten in der myſtiſchen Auffaſſung der alten Sage von Pygmalion. Man ſuchte die todten Kräfte der Natur zu beleben, und ihren geheimnißvollen Lauten eine verſtändliche Sprache unterzuſchieben. Wir wiſſen aus unſeren eigenen Dichtern jener Zeiten (**Wolfram von Eſchenbach**) welche geheimen Zauber den Steinen beigelegt wurden, aber man ging noch weiter. Man hielt

die Kunst des Bildners für einen Fortschritt zur lebendigen Schöpfung, und suchte unermüdet nach jenen verloren gegangenen Formeln, von denen man behauptete, daß sie in der Materie ein erloschenes Leben wieder anfachten. Das Leben wurde mit dem Tode in Rapport gesezt. Man schwur, daß die Manipulationen, welche einem Bilde von Thon oder Wachs angethan wurden, in dem entfernten Wesen, das es vorstellen sollte, Liebe und Leid hervorbringen könnten. Ja, es ging der Glaube, viele Menschen seien nur Produkte eines Zauberers und müßten in Asche zusammenstürzen, spräche ihr Meister die Formel ihres Daseins aus. Noch grauenhafter war der Glaube an die Verjüngung des Alters durch blutige Opfer, ein Volkswahn, von dem sich noch im vorigen Jahrhunderte Spuren in Paris vorfanden. Und wurden alle diese grauenhaften Verirrungen nicht durch die Verfolgungen, welche sie trafen, überboten? Die

Sorbonne wüthete, aber nicht gegen den Wahn dieſes Glaubens, ſondern gegen ſeine Kraft, gegen die Beſchwörungen des Teufels, deren Wirkſamkeit ſie niemals außer Zweifel ſtellte. Daher die Hexenproceſſe, die Judenverfolgungen, die Anklagen Einzelner, welche Verkehr mit der Unterwelt treiben ſollten. Die Gerechtigkeit, gleich ſcheußlich, wie das Verbrechen.

---

Einen ganz neuen Standpunkt nimmt **Lewald** in ſeinem Panorama von München ein. Könnten ſich die Deutſchen zu einer Weltanſchauung erheben, wie ſie in dieſem vortrefflichen Buche herrſcht, ſo würden wir vor unſerer Metamorphoſe ſelbſt erſchrecken. Wie kämet ihr euch wohl vor, wenn plötzlich eure Nachtmütze gefiedert in die Luft flöge und in den Wolken verſchwände, wenn ihr als Männer von Welt und Ton nicht mehr das Stichblatt

fremder Nationen wäret, wenn ihr Auſtern mit Burgunder zu einem Nationaleſſen erhöbet, und es endlich einmal lerntet, mit Anſtand und Würde zu repräſentiren! Die Literatur ſoll der Revolution der Sitten immer vorangehen. Aber welche Sitten konnten folgen, ſo lange die Literatur au quatrième wohnte, Schuhe mit eiſernen Abſätzen trug, und Prieſterleibröcke, worin Tinte die mit weißem Zwirn genähten Schäden ſchwarz färbte? Unſere Literatur von geſtern, das liebe Auguſtäiſche Zeitalter, konnte ohne Mäcene nicht ſein, das heißt nicht ohne Tafelabhub, Entwürdigung und Gelegenheitsgedichte. Des Gönners Blick war der Muſe Sonnenſchein. Die Poeſie konnte wie Salmaſius wohl eine phrygiſche Sarabande tanzen, aber nicht anſtändig auf dem Stuhl ſitzen. Sie wußte nicht, wie man Paſteten eſſen ſoll, ob mit der Gabel oder mit dem Finger, und konnte troz einem Schulzen, den die Gutsherrſchaft an ihre Tafel zieht, ſich

nicht entwöhnen, mit Brod die übrig gebliebene Sauce eines Bratens von dem Teller zu wiſchen. Das wird Alles anders. Wir haben keine Fürſten mehr, welche die Literatur in Schutz nehmen, wenig Mäcene, welche eine Ehre darin ſuchen, ihre Salons durch literariſche Renommeen zu zieren, die Literatur antichambrirt nicht mehr, ſie kann ſich einen Gig und zwei Fuchsbleſſen halten, eine Loge in der großen Oper auf das ganze Jahr bezahlen und ein Albano vor dem Thore miethen, um welches die Mäcene von ehemals ſie beneiden. Unſre Literatur iſt endlich aus den Schulden heraus, und au comptant gekommen. Der arme Poet Lindlein und die Dachſtube iſt jezt eine Chimäre.

Ich darf nicht ſagen, daß ich in **Auguſt Lewald** nichts ſehe, als den vollendetſten Repräſentanten dieſer bürgerlichen Nobleſſe unſerer Literatur. Wie ſchön, wenn zu dem Weltmanne noch der Werth einer wirklichen poetiſchen

Zulänglichkeit kommt, Scharfblick, witzige Combination, ſchöpferiſches Vermögen! In der That iſt die ruhige und engliſche Haltung **Lewald's**, ſein Plie und die kleine Koketterie etwa mit einem neuen au duc d'Orleans deſſinirten Gilet nur die äußre Hülle, ich möchte ſagen, die ſtyliſtiſche Hülle eines tiefen Geiſtes, der die menſchlichen Zuſtände mit klarſtem Auge durchſchaut, die Hülle einer genialen Neuerung in der Literatur, welche wir wahrlich nur dieſem Namen verdanken. Denn kann man **Weber's** Anekdotenjagd, des Fürſten **Pückler** Einſeitigkeit nach dem Plebejiſchen und Ordinären hin die rechten Belege zur Reiſe- und Memoiren-Literatur nennen? Wahrlich nicht: hier überwog noch immer ein ſpecielles ſubjectives Intereſſe, das in **Lewald** gänzlich verſchwindet; denn er iſt thatſächlich, hingebend, plaſtiſch ſchön.

Es war auch nur eine halbe Wahrheit, wenn ich in

Leiwald das Noble ſo ausdrücklich hervorhob; denn ſeht, ihr werdet ihn öfter noch finden, in einem grauen Malerkittel, mit Farben beklekſ't, Kalkſtaub in dem Haar, die Finger kolorirt von dem Abfall der Palette — ſo zuweilen — und ein Andermal im Reiſehemd, ein Portefeuille unterm Arm, als Fußwanderer, der die Gebirgsrücken erſteigt, und dann mitten unter Kirchweihfeſten, jubelnd, wenn der Kopf eines Adlers auf der Stange von dem beſten Schützen des Dorfes getroffen iſt, populär zufrieden mit einem harten, aber reinlichen Bette, kurz er iſt in dieſem Sinne ein Mann des Augenblicks, einer der Geſchöpfe, welche Gott am liebſten ſind, weil ſie ſelten murren und höchſtens nur dann, wenn ſie für theures Geld ſchlechte Bedienung bekommen, ſonſt aber ſauber und demüthig alles Glück der Zeitgenoſſen einregiſtriren und über die Momente des Lebens, über die bunte Exiſtenz der Menſchheit originelle und leſenswerthe

Bücher führen. Hier iſt es am Platz, das zu wiederholen, was über **A. Lewald** ſchon ſo oft geſagt worden iſt, daß er als der beſte Genremaler unſerer Literatur gelten muß.

Das gegenwärtige Panorama einer im Augenblick immer wichtiger werdenden deutſchen Hauptſtadt bietet uns den Verfaſſer in allen einzelnen Nüancen ſeiner Meiſterſchaft. Bald ſehen wir den Weltmann, der gereif't iſt, und vergleichen kann, der auch oft recht ſpöttiſch lacht, wo es am Orte iſt, bald den Dilettanten, der ſich zu den Beſtrebungen der Kunſt geſellt, ſich belehren läßt und belehrt, hört, prüft und zulezt an etwas appellirt, was über Manier, Schule und Ideologie erhaben iſt, an das geſunde Urtheil; bald den Volksfreund, welcher an die Thüre der niedern Stände beſcheiden pocht, und auf eine kurze Weile Freude und Glück auch bei der Armuth um ſich verbreitet, da er die Armuth belauſcht, und ſich theilnehmend erkundigt, was ſie hofft,

glaubt, wie viel Kinder ſie hat, und was ſie wöchentlich verdiene? Und in all dieſen Thätigkeiten kehrt immer Eines wieder, was das Schönſte iſt, die Monotonie derſelben künſtleriſchen Auffaſſung, ein Styl, welcher nichts verdirbt, Worte, die veredelnde Kraft haben. —

Für die ſchönſte Piece des Ganzen halt' ich den Abſchnitt: Bei den Franziskanern; denn hier erhebt ſich nicht nur das Genre zur Novelle, ſondern man wird ſogar zurückgewieſen auf die alte **Leſſing**'ſche Frage, wie weit die Gränzen zwiſchen Poeſie und Malerei gezogen ſein dürfen? Die weißgetünchte Halle des Kloſters, der gedeckte Tiſch, die hölzernen Löffel, die Märtyrergemälde, die Vogelbauer an den Fenſtern, draußen der Garten mit dem herbſtlichen Laub und den Aſtern, und zuletzt der Bruder Küchenmeiſter, der mit hochaufgehobener Kutte etwas Selleri für die Abendſuppe ſammelt — hier bleibt keiner Kunſt mehr

etwas hinzuzufügen übrig. Man legt erstaunt einen Moment das Buch zur Seite, bedeckt das Auge und sezt sich aus unsichtbaren und geheimnißvollen Farben das reizendste Gemälde zusammen, ohne sonst die kleinste Contur mit der Kohle zeichnen zu können. Das ist ein Sieg über alle darstellenden Künste, welcher der ächten Poesie niemals genommen werden kann.

---

**Ludwig Storch** ist eine gesunde frische Natur. Er haut wie ein Husar in seinen Gegenstand ein. Man vergibt ihm eine Ausschweifung, denn er raffinirt nicht, er strozt von guter Laune. **Storch** schreibt alle Augenblicke Etwas, was sich nicht recht fügt und einrenkt; aber er ist ohne Prätension, fängt von Frischem an, und gelingt es ihm wieder nicht, so lacht er zuerst, und jubelt, wenn man ausruft: Es ist doch Alles dummes Zeug in der Welt!

**Storch** iſt keck und übermüthig. Man ſieht es ihm an, daß er, ſtatt zu ſchreiben, es weit lieber hätte, wenn er Jemanden prügeln könnte. Er ſchreibt auch nur ſo, daß man glaubt, er halte unter dem Schlafrock einen großen Stock zwiſchen den Beinen verſteckt. Noch nie iſt mir der Liberalismus, dem der wackre Mann übrigens mit Leib und Seele, und aller nur möglichen Auswanderungsluſt zugethan iſt, ſo raufſüchtig und händelluſtig vorgekommen, als bei **Storch**.

---

**Velani** iſt weit exakter und detaillirter als **Storch**. **Storch** ſkizzirt und beißt ſich durch ſeinen Stoff durch, wie es grade geht; **Velani** malt aus, iſt pointillös und abgerundet. Man kann gar nicht läugnen, daß **Velani** viel Praxis und Takt beſizt; er hat die Welt kennen gelernt, und ſpricht mit dem Tone einer reifen, oft überreifen

Erfahrung. **Belani** iſt ein ausgeſogener Weltmann, der, was ihm an Kraft und Jugend fehlt, durch Raffinement erſezt. Bei **Storch** laufen die beiden Geſchlechter unverſchämt naiv zuſammen, und ſeine Weibsbilder ſind ſo originell, daß ſie ſich immer von ſelbſt den Männern an den Hals werfen. Das Sinnliche iſt bei **Storch** Ueberſprudeln der Natur, und wenn ſich einmal die Gelegenheit dargeboten hat, Nichtlaſſenkönnen; **Belani** aber kalkulirt, kuppelt, hat irgend etwas Beſtimmtes im Auge und führt die verdächtigen Scenen mit Abſicht herbei; er will, daß man ſeine Phantaſie an Blicken hinter Vorhänge erhizen ſoll, das taugt wahrlich nicht!

---

Der Kreis von Anſchauungen, in denen ſich **von Eichendorff** bewegt, iſt klein aber reizend. Es gibt einige Situationen der Natur, welche Niemand ſo warm

empfunden hat, als dieſer Dichter, welcher nahe an der Schneelinie in Königsberg in Preußen wohnt. In dieſem Manne lebt nur Wanderluſt, die Natur nicht in ihren Schauern, ſondern in ihrer trauten Heimlichkeit; in ſeinen Gedanken blizt Alles von Morgenthau und Sonnenſchein Es ſcheint, als könne man nur ſo in Deutſchland empfinden, in einem Lande, das in ſeinen Harzgründen, in ſeinen Oderbrüchen, in ſeinen Nachtigallenhainen an den Elbufern, in ſeinen Rheingauen, und den lachenden Neckarthälern mit hellen Kloſterglocken und einer immer wachen hiſtoriſchen Erinnerung, ſo ungemein viel ſanfte, beſcheidene und wehmüthige Poeſie verbirgt. **Eichendorff** jubelt, wenn man ihm eine einfache Scene vorführt, wie ihr ſie alle erlebt habt. Ihr wandert durch einen Wieſenplan, die Lerche ſteigt, ein fernes Glöcklein ruft, Ihr tretet in einen Buſch, der Specht hackt in der Nähe, da kommt der Jäger aus

dem Laub, der hat einen grünen Strauß am Hut — **Eichendorff** schwelgt! Oder es ist Herbst, der Regen klatscht an die hohen Fenster eines Schlosses, das Euch beherbergt, die Kastanien in der Allee platzen, weit im Walde schallen sanfte Waldhornklänge, der Jäger bläs't dem Sommer Abschied. Am Morgen tretet ihr hinaus in den Schloßgarten, es ist Alles frisch, die Sonne meint es gut, sie denkt noch sommerlich, aber das Laub verdünnt sich schon, und in der Weite sieht man melancholische Statuen durch die offenen Bäume glänzen. Da ist wieder **Eichendorff**. Oder macht es so wie ich, und besucht Heidelberg, den Kaiserstuhl deutscher Romantik, des Nachts: da schwimmt die dämmernde Stadt in dem murmelnden Neckar, tausend Lichter spiegeln sich im Flusse, ein Anblick, nicht so erhaben wie Venedig, aber geisterhaft und geheimnißvoll, hier der Gesang eines lauten Chors, dort tiefe Stille, nur ein gemüthlicher Student

spielt die Cither, Alles ernst, selig und übermannend, Alles Poesie. Ich habe diesen Traum zweimal erlebt und dabei immer an **Eichendorff** gedacht.

**Eichendorff** spricht und singt oft von der „guten alten Zeit." Nehmt das nicht so genau! Es ist nicht bös gemeint. Die gute alte Zeit ist hier nichts, als ein Ton, der klingend durch den Wald rauscht, als eine Fee, die man im Traum an einer Quelle sieht, als ein flüchtiges Reh, das mit muntern Blicken aus dem Grün einer Waldecke grüßt. Die gute alte Zeit ist hier nur ein trauter Abend, unter Freunden genossen; ein reizender Spaziergang, den ihr vom Schloß zu Heidelberg herunter nach dem Wolfsbrunnen machtet; nichts als Erinnerung, Ahnung, eine Zeit, die vielleicht noch gar nicht geboren ist, oder jene geheimnißvolle Vergangenheit, wo wir noch im Schooße des Weltgeistes, in einer verklungenen Offenbarung lebten.

Von allen alten guten Zeiten, die die Leute im Munde führen, ist Eichendorff's vielleicht die unschuldigste.

Es ist wahr, daß freilich unter diesem lyrischen Zerfluß die poetische Composition leidet. Eichendorff ist formlos, nur Anhauch, Leben nur in so weit, als er selbst mit voller Seele bei seiner Darstellung zugegen ist. Hier tritt nichts scharf hervor, nichts schneidet sich von der Folie ab, seine Dichter und ihre Gesellen schlüpfen nur geisterhaft an uns vorüber, und lassen artige Lieder und Anklänge zurück. Eichendorff gibt von Dem, was er sagen will, nur immer die eine Seite; die andre klingt in dir nach, und du bist gezwungen, seine ganze Darstellung wie eine Kupferplatte noch einmal aufzustechen, und Das auszuführen, was er nur andeutete. Dies ist ein Mißstand für die Gattung, für den Roman; allein man vergibt ihn hier, wo die Andeutungen so frisch, hell und naturwahr sind, und

dem empfänglichen Gemüth die innerliche Ausführung und Ausmalung so viel Vergnügen verschafft.

Eine Formlosigkeit, wie die **Eichendorff's**, ist immer ein Fortschritt für die Stufe in der Darstellungskunst, welche unsere Literatur noch erreichen muß. In dem Prinzip der romantischen Schule liegt an und für sich keine Degeneration jener Kunst, sondern nur in ihren Consequenzen, in ihrer Vertrivialisirung. Diese matten, todtgebornen Gestalten der meisten Romane, mit welchen wir noch täglich überflutet werden; diese Schattenfiguren, welche an der Hinterwand **Walter Scott**'scher Drapperien sich wie Menschen bewegen, da sie doch nur Ombres chinoises sind; diese Hautreliefs sind allerdings die klägliche Folge der Romantik, und haben diese heruntergebracht zur Poesie des Nichts; allein das lyrische Element, so ausgeprägt wie bei **Eichendorff**, so verwebt in die Wahrheit der Natur, wenn

auch nur der einseitigsten, in die Wahrheit der Landschaft, dies Element, so aufgegangen in dem Dichter, der in seinem Roman wenigstens die einzige haltbare und begreifliche Person ist, muß unsere Darstellungskunst fördern; denn wer wollte damit was Anderes ausdrücken, als daß wir ein so klares, beruhigtes Resultat in unserer Poesie erreichen müssen, wie Göthe? Göthe's spiegelglatte, wie man zu sagen pflegt, sonischhelle Darstellung ist nur die erste Stufe des Romans, die epische; jene Stufe, wo der Dichter einen Gegenstand sich „vom Leibe" hielt, wo er wie ein Cherub des Friedens über ihn hinfährt, wo man den Künstler sieht, der aus dem rohen Marmorblock eine göttliche Gestalt, aber eine Gestalt mit trauernd hohlen Augen meißelt. Hier blieb Göthe stehen. Die romantische Schule drang in der That auf Vergeistigung, sie wollte aus dem Ich die Welt schaffen, und bereicherte die Kunst mit einem neuen Gedanken

den die Narren chriſtlich, mittelaltrig, was weiß ich! genannt haben, der aber kein andrer iſt, als die Subjektivität, in der ſich die Welt ſpiegelt. Man begann, lyriſch zu componiren, die geſpenſtiſchen, die humoriſtiſchen Darſtellungen kamen auf, es war gleichſam eine Selbſtbefruchtung; denn Niemand hat in der That etwas Anderes damals hervorgebracht, als ſich ſelbſt. Für die Miſere kam dies Prinzip wie gerufen: die Romantik der Reſtauration wucherte daraus hervor, wie Unkraut und Pilze. Für die dritte Stufe der Darſtellungskunſt, für die dramatiſche, für die lebenſchaffende, welche den ſubjektiven Prozeß überſtanden hat, für eine Kunſt, welche erſt im Anzuge iſt, geſchah wenig, wenn man **Arnim, Brentano,** vielleicht **Tieck** und **Eichendorff** ausnimmt. **Eichendorff** hat nur den Fehler, daß er zu ſpät kommt; er verbeſſert ihn vielleicht dadurch, daß er das Prinzip recht klar macht, die Tradition

lebendig erhält, und uns Jüngern recht lebhaft zeigt, wie man die Weiſe ſeiner Schule mit **Göthe's** Claſſizität verbinden muß. Unſere Romane ſollen von der Leidenſchaft geboren ſein oder einer hohen Idee; wir ſollen Alles, was in uns Leben ſchafft, ausſprühen laſſen, als elektriſche Funken zur Belebung der Perſonen, welche die Träger unſeres Gedichts ſind, und nichts objektiv darſtellen, was wir nicht ſubjektiv aus uns ſelbſt geboren haben. Nur ſo kann Neues kommen: Neues, das hie und da dem Alten ähnlich ſieht, aber einen gewiſſen unerklärlichen Urſprung verräth, ein unheimliches, wirres Auge, das noch nicht Alle verſtehen, das jezt noch ſonderbar, auffallend, ſelbſt peinlich iſt für einen Betrachter, der in die alte Sauce noch gern eingetunkt iſt; aber allmälig muß das Verſtändniß eintreten und das Sonderbare wird uns ſo gewohnt werden, daß wir es lieben lernen. Dieſe ganze Deduktion iſt keine Sophiſtik,

sondern ein tiefes Gesetz, welches aus der Verwirrung der gegenwärtigen Literatur sich deutlich herausscheidet.

Vielleicht mit Ausnahme einer einzigen, sind sechs Erzählungen aus dem Nachlasse **Achim v. Arnim's**, dem Tone und der Anlage nach, Novellen im Sinne der alten Italiener. Dieselbe Reflexion, dieselbe Keuschheit und Zurückhaltung des Ausdrucks, dieselbe Monotonie, möchte man sogar sagen, die uns an Bänkelsänger erinnert und alte Tragödien, so sich Anno domini 1333 in Florenz zugetragen haben. Keiner unserer neuen Dichter hat so wie **Arnim** verstanden, das Helldunkel der alten italienischen Romantik wiederzugeben, jene Gestalten, welche wie im Mondlichte flimmern, obschon sie sich an hellem lichtem Tage hanthieren. Es ist, wie wenn seine Figuren eingetaucht wären in die Tiefe des Meeres, und würden nun umbraus't von einem wunderbaren Rauschen, in dem sie gli vergehen

wähnen. Oder vergleichet auch Arnim's Erfindungen mit jenen schönen Conchylien, welche man an's Ohr hält und dann ein leises Brausen, wie das Echo einer fernen Meeresbrandung, vernimmt. Frau von Saverne, die Geschichte einer Dame, welche von der Bosheit für verrückt ausgegeben wird, ist ein schönes Beispiel dieses mährchenhaften Clärobscurs der Arnim'schen Dichtungen. Wer fühlte hier nicht, daß ihm der Boden unter den Füßen schwindet, und geheime Fäden gesponnen und gezogen werden, welche die Illusion des Lesers in das Gespinnst mit hinein verweben, so daß man zulezt nicht mehr weiß, woran man ist und Wen man närrisch nennen soll? Frau von Saverne? Ihre Feinde? Uns selbst? Man kann sagen, daß diese Wirkung aus Arnim's eigenthümlicher Reflexion entsteht. Er läßt sich nie zu dramatischer Gestaltung hinreißen, obgleich es immer Scenen und Situationen sind, die seiner Phantasie

vorſchweben. Wer vermöchte aber, durch bloßes Beſchreiben ſolche Wirkungen zu zaubern!

Ein charakteriſtiſcher Zug in **Arnim's** neuen Poeſien, der auch in den vorliegenden Erzählungen wiederkehrt, iſt ſein Unmuth über realiſtiſche Tendenzen; nicht Spott, Aerger, ſondern Lächeln der Wehmuth. **Arnim**, der in ſeinen ſpätern Lebensjahren von der Poeſie zur Landwirthſchaft überging und ſtatt des Knaben Wunderhorn öfter das Horn des Kuhhirten blaſen hörte, iſt uns recht ein Bild vom Pegaſus im Joche. Wie er ausſchlägt gegen den Pflug, der muthige Renner! Wie er die Mähne hebt, welche ein ledernes Kummet tragen ſoll! Nirgends iſt **Arnim** komiſcher, als in der Perſiflage des Rationalismus, der Kuhpockenpredigten, des Dungprinzips der Landwirthſchaft, weit komiſcher, als **Tieck**; **Tieck** beſpöttelt den Realismus nun ſchon ſeit vierzig Jahren; aber als fauler

Hans Lüderlich, der sich auf der poetischen Ofenbank räkelt und kleine Klingverse nebst literaturgeschichtlichen Grillen gegen Tendenzen eintauschen will, die er nicht kennt. **Tieck's** Romantik ist die Romantik der Faulheit. **Tieck** hat in seinem ganzen Leben nichts Ernstliches gewollt oder gethan; seine Poesie war zweckloses Treiben, Literaturgeschichtskrämerei. **Arnim** dagegen erlebte das Widerspiel seines Genius. Er mußte sich den Schweiß der Arbeit von der Stirne wischen und trieb lustig den Realismus mit, weil er sich geschämt hätte, ein ganzes Leben aus Narretheï zusammenzusetzen, wie **Tieck** gethan hat. Deßhalb ist aber auch sein Spott gegen den Mist und die Klugheit des Lebens so originell, poetisch und rührend. Die Rastaugenblicke nach vollbrachter Arbeit im Schatten der Dorflinde sind wirkliche Wonneschauer der Poesie. **Tieck's** Witz ist Medisance, **Arnim's** Witz Humor des Gemüths. **Tieck's** Poesie

iſt Literaturgeſchichte, **Arnim's** Poeſie Idealismus. **Tieck's** Romantik iſt Schwirren, Girren, Flirren, Klirren, Wirren und eine riechende Trägheit, **Arnim's** Romantik Uebermaß der Arbeit, die Sehnſucht und die Unruhe ſchöpferiſcher Bewegung. **Tieck** iſt Caliban, **Arnim** Ariel.

---

Hier an **Shakeſpeare** zu erinnern, iſt wohl eine verzeihliche Gedankenverbindung. Eine vor mehreren Jahren herausgekommene Quellenſammlung der **Shakeſpeare**'ſchen Dichtungen veranlaßte folgende Aeußerungen:

In Sachen des Geſchmacks und des Urtheils ſollten die Extreme nie gelten, aber der Enthuſiasmus liebt ſie. **Shakeſpeare** hat das Schickſal aller großen Geiſter getheilt. Oefter verkannt, iſt er noch öfter überſchäzt worden. Wenn **Shakeſpeare** noch in dem lebendigen Bewußtſein

der Sage und der Volkspoesie dichtete, wie **Karl Simrock** in dieser Sammlung etwas kühn behauptet, so durfte derselbe auf der anderen Seite gegen Die, welche **Shakespeare** seiner Schulstudien wegen anklagen, nicht ausrufen: Sollte es einem Genie, wie dem seinigen, nicht ein Spiel gewesen sein, sich Sprachen anzueignen! In beiden Urtheilen liegt ein Widerspruch. Wenn **Shakespeare** mit seiner Bildung und Anschauungsweise noch in dem volksthümlichen Boden seiner Zeitgenossen wurzelte, so konnte er die vielbesprochene Sprachenkenntniß höchst wahrscheinlich nicht haben; und diese Unmöglichkeit lag nicht in seinem Genie, sondern in der Sitte der Zeit. Man erwäge nur, welch' ein ungeheurer Bildungsapparat dazu gehört hat, daß unsere Schuljugend sehr wohl weiß, Böhmen werde nirgends vom Meere bespült, eine Kenntniß, die **Shakespeare** vielleicht nicht hatte. Warum aber auch

Shakeſpeare gegen Vorwürfe der Unwiſſenheit vertheidigen, da über Die, die ſie ihm gemacht haben, längſt der Stab gebrochen iſt.

Shakeſpeare's Quellen waren meiſt kunſtgemäß ausgebildete Erzählungen, die er im Engliſchen entweder als Originale, oder als Ueberſetzungen, oder, wenn er in der That fremde Sprachen verſtand, im Franzöſiſchen und Italieniſchen vorfand. In dieſem Buche ſind die Novellen, die augenſcheinlich zu den berühmteſten ſeiner Dramen den Stoff darboten, in wohlgelungenen Uebertragungen mitgetheilt; ſie ſollen der Mehrzahl der Leſer Unterhaltung, einigen Liebhabern auch Belehrung gewähren.

Unſere modernen Erzählungen ſuchen in der möglichſten Annäherung an das Drama ihre höchſte Aufgabe zu erreichen, jene alten Novellen tragen durchgängig den epiſchen Charakter. Jezt führen wir Jedes dem Auge vor, damals

dachte man sich nur Hörer, und berichtete Alles. Die Leidenschaften und Empfindungen sind von demselben Gesetz der Mäßigung beherrscht, wie die Darstellung, und noch ganz fehlt es an der Absicht unserer heutigen Erzähler, die dargestellte Geschichte in dem Hörer oder Leser eben so zu reproduziren, wie sie den handelnden Personen der Erzählung zugestoßen war. Wie würde ein **Tromlitz, Blumenhagen**, die erwachende Julie und den überraschten Romeo dargestellt haben? Romeo und Julien, die bei Bandello sich schweigend umarmen, und sogleich wieder den verliebten Ton zierlicher Courtoisie anstimmen?

In eben diesen Erzählungen wird das große, unerschöpfliche Thema der Liebe unaufhörlich variirt. Oft dreht sich das Ganze der Intrigue um eine einzige Nacht, die entweder schon genossen ist und sich später rächt, oder um eine, für deren Glück ein Nobile tausend Zechinen und

die Hälfte ſeiner Seligkeit geben würde, die er aber meiſt nie erhält, ſondern dafür entweder eine untergeſchobene Beiſchläferin, oder einen Nebenbuhler, oder wohl gar Prügel. Intereſſant iſt die Vergleichung, wie ſich ſolche Novellenſtoffe bei verſchiedenen Völkern, z. B. in deutſcher und italieniſcher Geſtalt ausnehmen. Die Italiener ſchildern mit einer feinen, abgerundeten Etikette, ihre Proſa iſt ſo glatt wie ihre Gewiſſen, und ohne den Ernſt des Livius zu beſitzen, iſt doch bei Allen das Studium ſeiner leichten, gefälligen und in den Reden oft tiefſinnigen Proſa nicht zu verkennen. Anders die Deutſchen. Nur durch die leichte Färbung der Naivität wird bei ihnen der Mangel der Grazie erſezt. Da ſtehen die Figuren aneinandergereiht, mehr angedeutet als ausgeführt; an einen Hintergrund, an Perſpektive, an künſtleriſche Haltung der Charaktere iſt nirgends gedacht. Wie auf altdeutſchen Gemälden der Ausdruck

des Geſichts allein anzieht, ſo deutet auch hier immer das Eine, was da iſt, auf das Andere, was fehlt, und überläßt das Meiſte der Ahnung. Zum ſchlagenden Beweiſe dieſer Bemerkung kann die Geſchichte vom Apollonius aus Tyrus dienen, die nach ihrer deutſchen Bearbeitung in dieſer Bibliothek erzählt iſt. An die Stelle der ſinnlichen Luſt iſt hier die ſinnliche Liebe getreten; Apollonius wird von Lucina nicht ſeiner anmuthigen, männlichen Geſtalt wegen geliebt, ſondern weil er das Trivium und Quadrivium durchgemacht hat, und ihr ſo vortrefflichen Unterricht in der Harfenirkunſt ertheilen kann!

Eine verdienſtvolle Zugabe zu dieſen Uebertragungen ſind einige literariſche Zuſätze von **Karl Simrock.** Nur wäre es wünſchenswerth geweſen, er hätte ſich über den Sinn eines vielgebrauchten Ausdrucks, deſſen er ſich auch bedient, beſtimmter ausgeſprochen. Man pflegt nämlich zu

ſagen, die Geſchichte von Romeo und Julie ſei die Sage von Hero und Leander; der raſende Oreſtes ſei der blödſinnige Brutus, und Brutus wieder der nicht klügere und nicht unklügere Hamlet. Soll in dieſer Zuſammenſtellung nur eine witzige Parallele liegen, oder wird damit eine tiefere Verwandtſchaft angedeutet? Kann man von der Identität ſolcher Figuren in einem andern Sinne ſprechen, als in dem, daß die Liebe ein ewiges Gedicht iſt, die Rache aber ein ſcharfgeſchliffener Diamant, der den Zeiten und Jahrhunderten trozt? Die Sage legt dem Brutus einen goldgefüllten Stab bei; eines Aehnlichen erwähnt Saxo in der Geſchichte des Hamlet; lieſt man nun die Erläuterung über dieſes Attribut, ſo ſollte man faſt glauben, der Erklärer halte nicht die Idee des Rächenden für identiſch, hier und dort, ſondern die Rächer ſelbſt, nur unterſchieden durch die Akkommodation an die Sitte der

Zeit und des Ortes, welches eine sehr verwegene Behandlung der Geschichte wäre.

---

Den Uebergang zu einigen allgemeinen Bemerkungen über den Roman möge einer der berufensten Namen in der deutschen Literatur bilden, den wir lange bedauert haben, nur an der Spitze von Uebersetzungen zu finden; **Louis Lax** hat Phantasie, Witz im vorzüglichen Grade, und zwei Eigenschaften, die an unseren Autoren so selten angetroffen werden, einen historischen Standpunkt und das Selbstbewußtsein der Bildung. Ein Autor wie **Lax** kann eine unglückliche Wahl treffen, aber nie wird er Etwas, das er wählte, verderben, sollte es auch nur die Gewandtheit des Styles sein, welche ihn unter keinen Umständen verläßt.

In seinem **Chevalier Reynaud** gibt **Lax** im Grunde nur einen Entwurf. Die Scene steht mit der Fabel, die

Hülle mit dem Kern in keinem Verhältniſſe; und doch haben dieſe Schilderungen aus den Zeiten vor und während der franzöſiſchen Revolution ſehr viel Anziehendes. Das Volk, der Adel, die Salons, die Philoſophie, das groſse Ereigniß ſelbſt, Alles eilt in getroffenen Zügen an unſerer Einbildungskraft vorüber. Die Malerei des Verfaſſers iſt ſo täuſchend, daß wir öfter unwillig darüber werden möchten; denn klingt dieſe vollkommen franzöſiſche Auffaſſung nicht wie die unumwundene Abſicht, Sittengemälde von Frankreich geben zu wollen, ſo gut wie die Franzoſen? Der Ruhm des Malers muß dadurch ſteigen; aber ein fantaſtiſches Urtheil könnte ſagen: Man ſieht, wie viel Farben Herrn **Lax** bei ſeinen Ueberſetzungen an den Fingern kleben geblieben ſind; oder auch: Herr **Lax** gibt hier die Abfälle ſeiner Ueberſetzungen zuſammengekehrt und zu einer Maſſe verbunden, welche ohne den rechten Mittelpunkt iſt.

Diesem Urtheil würd' ich beistimmen, wenn es sich mäßigte und folgendermaßen ausdrückte: Herr Lax hätte besser gethan, den Franzosen selbst diese pointillös genaue Schilderung ihrer Zeit zu überlassen, und keinen Wettkampf einzugehen, bei dem er doch immer von der andern Nation wird übertroffen werden.

Hätte Lax sich in der kleinen Eitelkeit, französische Sitten zu schildern, zu beschränken vermocht, so würd' er Zeit gewonnen haben, seine eigene Erfindung, und die Personen, welche die Träger derselben sind, deutlicher auszuprägen. Ist es doch so gekommen, daß die Hauptperson des ganzen Romans diejenige zu sein scheint, welche den Verfasser am wenigsten interessirt. Unter solchen Umständen muß das große Lob, welches der Roman in Betreff seines Apparats und seines meisterhaften Details verdient, immer ein zweideuliges bleiben.

Vortrefflich iſt **Lax** in der allmäligen Entwicklung der Revolution. Die Frivolität, der Ariſtokratismus, die janſeniſtiſche Halsſtarrigkeit der Parlamenter, die Umtriebe der Advokaten, Nichts fehlt, dies Gemälde vollſtändig zu machen. Auch **Danton** und **Marat** werden in ihren erſten biographiſchen Anfängen hier aufgeführt, jener aber richtiger gezeichnet, als dieſer. Marat war primitiv keine Hyäne. Marat war ein ſchüchterner, furchtſamer Mann vor der Schreckenszeit, der, als er zur Gewalt kam, nur deßhalb ſo wüthete, weil er ſich einbildete, früher Etwas verſäumt zu haben. Nichts iſt gefährlicher für die Menſchheit, als eine unruhige Seele, die keine Entſchlüſſe faſſen kann, die den Muth nicht hat, ihren eigenen Gedanken Wort zu halten, und ſich in Extreme wirft, um dem Verdachte keinen Raum zu geben. Marat ließ die Menſchheit eine Unſicherheit der Grundſätze büßen,

welche er ſelbſt in ſich witterte, und der er zu entfliehen ſuchte.

---

Um zulezt noch einige allgemeine Urtheile über den deutſchen Roman zu geben, ſo iſt derſelbe mit ſeinen eigenthümlichen Motiven bei uns immer zu früh oder zu ſpät gekommen; am ſeltenſten war er die Initiative, am häufigſten der Abſud unſerer Gulturgährungen. In dem erſten Falle ſind jene philoſophiſchen Romane, welche aus ſpeciellen Intereſſen hervorgingen, wo ſich zwei Herzen verliebten, um eine Kategorie der **Kant**'ſchen Philoſophie zu beweiſen, oder jene humaniſtiſchen eklektiſchen Romane, wie **Haller**'s Uſong, oder **Meyern**'s Dya-Na-Sore, zu ganz verſchiedenen Zeiten, oder endlich eine Gattung, welche tiefer griff, jene Romane **Göthe**'s mit ihrer didaktiſchen Tendenz, ihren Bildung ſuchenden Kaufmannsſöhnen, mit

ihren Tagebuch-Schriftſtellerinnen und einſeitiges Kopfweh habenden Ottilien, und um dieſe Gattung herum die phrygiſch lüſternen und künſtlich raffinirten Romane **Heinſe's** und **Friedrich Schlegel's**. Hier iſt Tonangabe, primäre Abſicht, hier iſt der Roman die Blendlaterne des Ideen-Schmuggels.

Die zweite Gattung iſt der Roman, welcher die Kulturkeime von fernher empfängt, und ſie nun zeitigt ins Ungeheure hinaus, in üppig wuchernde, das Saatkorn faſt verläugnende Erfindungen, durch Kalkul und Raffinement; der vorzugsweis epiſche Roman, der die guten fremden Ideen breitſchlägt, aus der Manie des Genies ſogleich Manier macht, der Vermittlungs-Roman, wo aus Götzen von Berlichingen ein Haſper a Spada für die Maſſe wird, aus Werther ein Siegwart für die Nähterin, aus dem Geiſterſeher ein Hechelkrämer für die Spinnſtube.

Mit einem Rechte, das ſich auf ſich ſelbſt beruft, drängte ſich zwiſchen beide Gattungen der hiſtoriſche Roman hindurch.

Nachdem nämlich die lezten Stanzen des großen Heldengedichtes Napoleon in den Trauerweiden von St. Helena verklungen waren, und ſich die Weltgeſchichte ſo dicht vor Jedermanns Auge entwickelt hatte, daß man das Schnurren der Räder und das elektriſche Spinnen des Weltgeiſtes ſelbſt mitſah und vernahm; da hatte ſich die ganze europäiſche Phantaſie in den Spinneweben hiſtoriſcher Combinationen verfangen; man machte aus Spaziergängen Begebenheiten, aus Erholungen Thatſachen; man wollte Nichts mehr anerkennen, das nicht auf hiſtoriſchen Fundamenten beruhte. Die Politik, welche Napoleons Bienenmantel an die ſiegreichen Kriegsknechte in einzelne Fezen zerſchnitt, blätterte in alten Pergamenten; die Philoſophie, ermüdet von den

vorangegangenen Luftſpiegelungen und Fantasmagorieen, begann aus der Geſchichte nachzuweiſen, daß man auch früher um die Breite eines Haares ſich geſtritten hatte; auch die Poeſie, dieſe ſchüchterne kleine Mondſcheinnymphe, die ſich früher nur mit der Hiſtorie abgegeben, höchſtens, wenn es den Ahnungen der Zukunft galt, wandte ſich jezt auch rückwärts und ſchlüpfte in alte Zeiten und Erinnerungen, drängte ſich graziös durch Jahreszahlen, Friedensſchlüſſe, Landtagsabſchiede, ſah den Feldſchlachten und Belagerungen zu und tupfte oft recht naiv in Blutſtröme, von denen ſie kaum wußte, warum ſie vergoſſen waren. So entſtand die hiſtoriſche Romantik, deren großer Apoſtel **Walter Scott** war.

**Walter Scott** iſt einer der größten Detaildichter, welche nach Homer gelebt haben. Die Brautkränze der Liebe, welche er zwiſchen die Lücken der Geſchichte hing, mögen

von fabelhaften Bäumen gebrochen, all das romantiſche Moos, womit er die kleinen Löcher der Thatſachen verſtopfte, mag von trügeriſchen Waſſern genommen ſein; an die Wahrheit ſtreifte er nahe heran, ſo nahe und ſo entfernt, als er mußte, um Dichter zu bleiben. Er hat der Geſchichte ein bezauberndes Relief gegeben; ja noch mehr, er löſ'te der ſtummen Vergangenheit das Zungenband, und ſiehe, ſie ſprach in Lauten, welche wir noch alle verſtanden. Was Schade für ſeinen Torysmus! Es iſt wahr, er gehörte zu jener abſcheulichen Partei, welche ſervil und näſelnd die legitimen Lilien küßte, er war ein ganz feudaler Menſch, ein Chouan, ein Vendéer; aber ſeine Dichtungen ſind meiſterhaft, und der originelle Profeſſor meiner Schuljahre hatte ganz Recht, wenn er uns ſagte: Leute, während ich hier Geſchichte vortrage, und ihr da unter dem Tiſch heimlich Bücher leſen wollt, duld' ich abſolut nur zwei Schrift-

ſteller zu dieſem Zweck, den **Tacitus** oder den **Walter Scott**! Denn beide haben für die Geſchichte gleichen Werth.

Erſt die Nachahmung der hiſtoriſchen Romane **Scott's** war es, welche dieſe Gattung der Poeſie etwas verdächtig machte. Die Stereotypie wurde erfunden, nicht nur im Druck von Tauchnitz, ſondern auch im Roman von andern Taugenichtſen. Beſtimmte Figuren wurden ſtehend in den hiſtoriſchen Romanen, namentlich die Meg-Merilies, und allmälig war der hiſtoriſche Roman heruntergekommen auf ein Amalgam von Sentimentalität, Unglück und Weltgeſchichte, auf eine unverantwortliche Zuſchneiderei von Thatſachen. Unſere **Van der Velde** und **Tromlitz** verarbeiteten einen Band der **Becker'**ſchen Weltgeſchichte nach dem andern. Sie zerfezten mit ihren hergebrachten Erfindungen jedes beliebige Stück Geſchichte. Es ſind dieſelben Zärtlichkeiten, dieſelben

Nebenbuhler, dieſelben Hinderniſſe der Verheirathungen, welche in allen ihren Romanen wiederkehren, und ſich nur durch das Colorit und die Situation unterſcheiden, die ſie verſchiedenen Zeiten und Völkern entlehnen. Das nannte man die Geſchichte romantiſiren, obgleich es nichts war, als eine Verſtümmelung der Begebenheiten, ein Herabziehen wichtiger und ernſter Zeitabſchnitte in das Intereſſe oft ſehr matter Erfindungen und unglücklicher Charaktere.

Nun wiſſen wir nach dieſen drei Gattungen, was von **Hoffmann, Clauren, Van der Velde** und **Spindler** zu ſagen iſt.

**Hoffmann** ſtand ſchon auf der Stufe von der Initiative zum Abſud. Er vermittelte ſich ſelbſt an die Maſſe. Was er in der Sprache der Götter erfunden hatte, überſezte er eigenhändig in die Sprache der Menſchen. **Hoffmann**, als er anfing, ſich ſelbſt nachzuahmen, fing auch an

ſich ſelbſt breit zu treten, er nahm keine Commiſſionaire an, welche mit ſeinem Genie einen Detailhandel hätten treiben können, ſondern er verkaufte ſelbſt en Gros und nach der Elle; **Hoffmann** hatte deßhalb ein großes Publikum, aber er verlor es auch deſto früher, denn dem Ungebildeten war Einiges an ihm zu gebildet, und dem Gebildeten zulezt das Meiſte wieder zu ungebildet.

**Clauren** war auch eine Initiative, nur war zufällig Das, was er erfand, eben der Abſud ſelbſt. **Clauren** war ein Genie der Gemeinheit; man kann ſagen, daß er in ſeiner Sphäre klaſſiſch war. **Clauren** konnte, was **Klopſtock** von ſeiner Idee von der Unſterblichkeit ſagt, eben ſo gut von der ſeinigen ſagen: Gemeinheit iſt ein großer Gedanke, und des Schweißes der Edlen werth! Er hatte doch Etwas erfunden, er war ganz neu darin, und es iſt nur Schickſals-Beſchluß geweſen, daß Eines und das Andere,

Ziel und Mittel, das Originelle und das Triviale, das Schöpferiſche und das Nichtswürdige bei ihm zuſammenfiel.

Bei **Clauren** hörte der Roman auf, aus dem Bereiche der Ideen zu ſchöpfen. Die ſpätern ſind nur formell, die Hülle iſt das Weſentliche, ſie vermitteln nichts mehr als eine Intrigue, welche ſpannend durch drei Bände hindurchzuführen den Künſtler verrathen ſoll: wenn ſie nur intereſſant iſt! Von **Van der Velde** und **Spindler** ſprachen wir ſchon.

Seit einigen Jahren haben ſich jedoch einige mehr oder minder vorzügliche Romane herausgegeben, welche von den Herren **König, Nehfues, Steffens, Tieck, Rellſtab** und **W. Alexis** herrühren. Ich weiß, daß mehr oder minder poetiſche Kraft, innere und äußere Kraft, Kraft im Einzelnen, in dieſen Schöpfungen hervorgehoben zu werden verdient; doch kann ich nicht umhin, das Eigenthümliche derſelben vorzugsweiſe in dem Ausdruck: Bildung und Reiſe

zu finden. Himmel, darauf kommt ſehr viel an! Wir ſehen fertige, vollkommene Menſchen, welche ihres Gegenſtandes Meiſter ſind, ihn mit plaſtiſcher Ruhe beherrſchen und ſo viel Phantaſie beſitzen, daß ſie auf die Wirkung ihrer Arbeiten ſpekuliren können. Hier iſt zwar keine Idee mehr, auch keine Poeſie mehr, was man eigentlich Poeſie nennt, Poeſie mit dem Anlaufe eines Titanen, elaſtiſche Poeſie; aber Intereſſe und Unterhaltung, und gute Geſellſchaft. Die Werke dieſer Herren kann die Keuſchheit in die Hand nehmen, und der Gelehrte und Gebildete, welcher Ueberdruß empfindet an der bisherigen nur auf Kinder und Pöbel berechneten Romanen-Literatur läßt ſich wieder mit einer Gattung verſöhnen, welche die verrufenſte in der Literatur war.

Das Aechte und wahrhaft Claſſiſche bleibt immer die Idee. Die Idee muß den Roman regieren, aber man frage

mich nicht, welche, nur dies eine Merkmal kann ich angeben, daß sie etwas Aehnlichkeit mit einer Leidenschaft haben muß. Auch hab' ich Nichts dagegen, wenn man deutlicher sagen will: die Leidenschaft muß den Roman regieren. Das Dritte, das hieher gehört, ist die Kunst.

Ein Autor, der Idee, Leidenschaft und Kunst, aber jedes in einem depotenzirten Grade besizt, ist **Emerentius Scävola.** Die Idee geht bei ihm nur bis zu der Linie des Sonderbaren und Auffallenden; die Leidenschaft ist ohne das Feuer der Subjektivität und Jugend, die Kunst beschränkt sich auf eine Fertigkeit, die lange nicht an **Nehfues** Meisterschaft reicht. Die Idee ist hier eine kalte Conception von Außen im Interesse der Neuheit, die Leidenschaft ergreift den Autor nicht selbst, sie bleibt immer nur bald die Wirkung, bald die Ursache seiner Combinationen, und endlich ist die Kunst etwas profan, ja sogar mehr

Brodſtudium, als Entzücken, ſie dehnt, um vier Bände zu machen.

**Emerentius Scävola** wählt immer glühende, ſtark mit Leidenſchaft verſezte Sujets, pſychologiſche Phänomene, welche finſtere Schlagſchätten werfen, ja ſogar Situationen, die, wenn man ſie ganz unabhängig von der Fabel betrachtet, der Ehrbarkeit das Blut in die Wangen treibt. Die Heldin ſeines Romans Leonide iſt zu gleicher Zeit die Gattin zweier Männer. Wie ſich das anhört! Jedes Eheweib wird die Augen ſenken, und doch iſt Alles ſehr intereſſant, ſehr rein und tugendhaft ausgeführt. Wir erleben hier nur eine Verirrung der Verhältniſſe, weniger der Leidenſchaft, wenigſtens wird dieſe durch jene immer gemildert. Dazu kommt eine vollendete Reife der Auffaſſung, ja ſogar poetiſches Detail, wie im erſten Theile jenes Romans, in welchem ſich die überraſchenden Partien drängen. Die

Armuth Auverrieres, die Mutter Leonidens, — das iſt Alles hinreißend ſchön. Wären nur die drei folgenden Bände unter einem beſſern Geſtirn geboren! Dieſe ſind merkantiliſch, dann und wann ſogar ordinär; der Autor fällt in den Schlendrian der gewöhnlichen Erzählungsweiſe und nimmt die Aufmerkſamkeit ſeines Leſers mit Rettungsſcenen in alter längſt verſpotteter Manier ein.

---

Viel guten Willen, dem deutſchen Roman in oben angedeuteter Weiſe aufzuhelfen, zeigt **Heinrich Laube.** Doch noch immer opfert er die Idee der Leidenſchaft, oder der Leidenſchaft die Kunſt, oder wie er jezt zu fahren ſcheint, der Kunſt die Eine ſowohl, wie die Andere. **Laube's** Vorzüge ſind nur immer noch ſchöne Details. Nur die kleinen Zufälligkeiten, die zwiſchen den wilden und häckelichen Gebuſchen ſeiner Phantaſie aufwuchern, hübſche

Beobachtungen über Geſelligkeit, Benehmen und Gewohnheit, über die Stände und ihre Vorurtheile ziehen das Intereſſe faſt immer von ſeinen Erfindungen ab, um uns für die Dürftigkeit derſelben zu entſchädigen.

Seine neueſte Novelle, die Schauſpielerin, ſcheint mir nur eine Stylübung zu ſein. Wenn **Laube Göthe'n** nachahmen will, warum ahmt er ihm erſt durch die dritte Hand, durch die Vermittlung des Herrn **Varnhagen von Enſe** und der Memoiren des Freiherrn von **S. A.** nach?

---

Bei **Theodor Mundt's** Madonna weiß man nicht recht, ob der Roman zum Vehikel einer Reiſebeſchreibung, oder die Reiſebeſchreibung als Teppich eines Romanes dienen ſoll. Dieſe iſt ſo wenig wie jener vollendet; Madonna zeichnet Dem, was werden und kommen kann, Rieſenkonturen vor, ſtatt daß ſie als Kunſtwerk Einzelnes

prägnant ausdrücken, und Einiges ihrer Ahnungen wenigſtens äſthetiſch verwirklichen konnte. Statt daß das Neue und Geahnte in dieſem Buche die Energie und der Stamm der Erfindung geworden wäre, ſind unſeres Dichters Träume nur Laubwerk, ja ſogar Laub, das um ſein Gebild unweſentlich herumraſchelt. Konnte die Heldin ſelbſt nicht überwiegender und lebendiger in die Scene des Buchs geſezt werden?

Alles, was **Mundt** in Beziehung auf ſeine Heldin erfindet, iſt genial, und hinreißend ſchön dargeſtellt, und läßt uns allerwege wünſchen, daß er von ſeinem Raiſonnement das Meiſte hätte Fleiſch und Blut werden laſſen. Der Spiritualismus Madonna's bezaubert, ihre Bekenntniſſe wird man mit Bewunderung leſen. Hier wird ſelbſt das Detail, die Scene mit ihrem Genre-meiſterhaft. Wie launig wird der alte Schulmeiſter mit Caſanova düpirt, den er für

einen Heiligen hält! Welche satte Pinselstriche sind in dem schönen Gemälde von Madonna's Versuchung, wo des Mädchens Ergriffenwerden von einer ihr selbst verhaßten Wollust, ihr halber Kampf, die Stummheit des Ringens mit großer Kunst wieder gegeben wird! Das Gespräch mit Madonna, wie unwirklich es ist, und wie unmöglich, so ist es doch durch und durch wahrhaftig nach jenem höheren Maßstabe, der an den erfindenden, nicht gruppirenden Dichter gelegt werden muß. —

---

Die Quarantaine im Irrenhause von F. G. Kühne läßt überall den schlummernden Poeten errathen, obschon die Novelle als solche eine Menge Fehler gegen Poesie und Leben enthält. Die interessanteste Figur des Buches, die polnische Sängerin, ist ein Unding in dem Sinne, wie man von hölzernem Eisen oder doppelter

Courage ſpricht. Eine Polin kann für den Dichter niemals eine Sängerin ſein, da ſie als Polin ſchon poetiſchen Nimbus genug hat, und den als Sängerin nicht noch dazu bekommen darf, ohne daß ſich hier beide Faktoren aufheben. Doppelte Polien zerſtören die Wirkung. Eine Polin, die in ihrem Gefolge die Revolution hat, darf nach dem Compendium der angebornen Dichterregeln keine Opernſängerin ſein, und uns zugleich für Don Juan enthuſiasmiren wollen. Auch am Schluß iſt Viktorinens Freidenkerei ganz unnatürlich. Im Vorhergehenden iſt Nichts da geweſen, was uns hätte veranlaſſen können, von Viktorinens Philoſophie eine beſondere Meinung zu haben. Nach einer im Handeln ſo energiſchen Erſchöpfung, wie ſie Viktorine leidet, mußte freilich eine Nachgiebigkeit eintreten, aber die Nachgiebigkeit, Erſchöpfung und Reſignation eines Weibes iſt wahrlich nicht freidenkeriſcher Natur. Und welch

ein Widerſpruch, eine Polin und eine Freidenkerin! In ſolchen Dingen muß ſich der Dichter offenbaren; das iſt ſein eigentlicher Prüfſtein.

Unendlich höher ſteht der ſpeculative Werth dieſes Buches. Und wenn auch keine Thatſachen und nicht einmal objektive, formell und als Gerüſte, ſich ſchön abrundende Gedanken geboten werden, und ſich dieſe ganze Dialektik mit jenen weißen, glatten, knochenähnlichen Kieſelſteinen vergleichen läßt, welche in ausgetrockneten Flußbeeten liegen; ſo gelingt doch Kühne alles, was kritiſch und literarhiſtoriſch iſt. Da er überhaupt nicht drei Schritte gehen kann, ohne daß ihm ein Buch zwiſchen die Beine kommt, ſo finden ſich der kritiſchen Schönheiten ſehr viele. Trefflich ſind die Urtheile des Verfaſſers über **Göthe, Schelling, Hegel**, namentlich über den Letzteren, dem Kühne mit einem Enthuſiasmus ergeben iſt, daß er Alles, was ihn

betrifft, apotheosirt. Sein Buch ist das letzte Zucken eines Hegelianers, der wahrscheinlich die Hegel'sche Lehre aufgegeben hat, zugleich aber so unglücklich ist, aus Gewöhnung noch immer mit Hegel'schen Categorieen denken zu müssen. Die wahrhaft anziehende, rührende Empfindung, welche in diesem Romane herrscht, scheint uns keinen andern Grund zu haben. Es ist die Resignation auf eine Geliebte, welche man zwar nicht ehelichen kann, der man aber ewig treu zu sein gelobt.

In Betreff Hegel's weiß ich noch nicht, ob es Kühne für erlösend hält, sich von der Schule frei zu machen, und dafür dem Leben und der Geschichte hinzugeben. Das Leben und die Geschichte haben eben so viele Klippen, wie das System, es sind dieselben Räthsel, welche hier wie dort wiederkehren. Aber der Lunge bekommt die freie Luft besser, freudiger blicken die Augen, und Massen sind es,

die man durch den Gebrauch ſeines Talentes erquicken kann. Es iſt mir, als ſähe ich **Kühne** auf dieſem Abſchiede des Lebens von der Schule. Aber er macht ſich den Abſchied zu ſchwer; **Hegel** aufgebend, glaubt er den ganzen Himmel aufgeben zu müſſen, alle ſeine Träume und Ahnungen faßt er in jenem Namen zuſammen; Gott, Freiheit, Unſterblichkeit, Tugend, Alles ſieht er nun rückwärts gewandt, und auf ewig verloren. Aber dies ſollte nur eine augenblickliche Stimmung ſein, der Himmel iſt überall, wie die Ahnung der Unſterblichkeit. Unter jene ſäuſelnde Linde ſetze dich und blicke hinüber in das grünende Thal, ſchwellenden Saatfeldern wende dein Auge zu, oder des Nachts zu dem beſtirnten Teppich des Himmels, und deine Seele wird mit Adlerflügen rauſchen, dein Geiſt wird Worte der Erhabenheit und Schönheit ſprechen! Nur von einem ſolchen Standpunkte aus kann man ſeine Nation erleuchten

und das Leben wecken, welches die Systeme der Schule eingesargt haben.

Die Manier, mit welcher **Kühne** an **Hegel** geglaubt hat, und wie er sie in seinem Buche beschreibt, ist jedenfalls nur durch die Jugend zu entschuldigen. Die Jugend verwechselte hier ein System mit der Philosophie selbst, **Hegel** mit Pallas Athene. Auch ist es unwahr, daß **Kühne** behauptet, im **Hegel**'schen Cursus hätten die Dinge der Welt hin und her geschwankt, Alles wäre beanstandet worden, Staat, Kirche, Wissenschaft hätten die alten Sitze verwechselt und ein wirrer Taumel hätte sich der jugendlichen Auffassung bemächtigt. **Kühne** urgirt das Aufheben in **Hegel**'s Philosophie und würde besser gethan haben, wenn er von dem Zugrundegehen gesprochen hätte. Das Zugrundegehen mit allem etymologischen Witze, den die Herren daran verschwendeten, war der rechte **Hegel**'sche

Terminus; aber im Zugrundegehen lag eben Nichts, als das Fixiren, das Anketten der Dinge an ihr Fundament, ja leider! das Anketten der Dinge an ihr Vorurtheil, an die positive Wirklichkeit. Indem **Hegel** zeigen wollte, daß die Wahrheit weder vor noch hinter den Dingen läge, sondern in ihnen, indem er in seiner Art nachwies, daß nichts wahr daran sei, als der Begriff; fixirte er die Dinge und veranlaßte eine Philosophie, die an dem Bestehenden ein sehr verdächtiges Genüge hat.

**Kühne** aber wird uns Neues und seinem Talent Entsprechendes bringen.

# Beiträge zur Geschichte

der

# neuesten Literatur.

Von

Karl Gutzkow.

---

Zweiter Band.

Stuttgart 1836

V. Balz'sche Buchhandlung.

...BL.
...ERS.
...ONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck der Offizin der Balz'schen Buchhandlung in Stuttgart.

# Inhalt.

## Erſter Band.


Seite

Vorrede.

Wolfgang Menzel und deſſen deutſche Literatur . . I—LXXXII.

Literariſche Induſtrie . . . . . 1

Kritik . . . . . 22

Charaktere und Tendenzen . . . . . 48

Tieck . . . . . 48

Jean Paul. Auerbach . . . . . 52

Goethe, Uhland und Prometheus . . . . . 57

Gans und die Doctrinäre . . . . . 66

H. Heine . . . . . 79

L. Börne . . . . . 95

Dichter im Keime . . . . . 103

Theater . . . . . 156

Roman . . . . . 220

# Zweiter Band.


Seite

Frankreich, England, Italien, Rußland . . . . 1

Biographie . . . . . 51

Jens Baggesen . . . . . 51

Johann Benjamin Erhard . . . . . 57

Hamann und Jacobi . . . . . 66

Thümmel . . . . . 79

Fichte . . . . . 80

Julius Schneller . . . . . 86

Schleiermacher . . . . . 91

Varnhagen . . . . . 107

Charlotte Diezmann . . . . . 113

Geschichte . . . . . 137

Geschichte der Literatur und Kunst . . . . . 156

Philosophie . . . . . 210

Theologie . . . . . 225

Staatswissenschaft . . . . . 278

Staatswirthschaftslehre . . . . . 291

# Frankreich, England, Italien, Rußland.

Einige Anmerkungen über die ausländische Literatur finden in dieser Verbindung ihre geeignetste Stelle. Wie weit wir auch unsere Umgebungen in Behandlung doktrineller Gegenstände überragen mögen, so können sie uns doch in Betreff der Kunst und der meisten Gattungen der Poesie als ein Spiegel der Nachahmung dienen. Unsere Literatur von heute muß gegen Frankreich und England in den Hintergrund

treten, denn selbst die englische Mittelmäßigkeit steht höher, als die Anarchie, welche in unserem heimischen Schriftwesen herrscht.

Die klassische Periode der deutschen Literatur ist ein Gut, das selbst an die Nachahmung der Fremden und das ausländische uneigennützige Interesse des Liebhabers sich nicht veräußern läßt. Aber hat sich unseren Bestrebungen einmal die Ansteckung des Verfalles mitgetheilt, so sind wir compromittirter, als irgend eine europäische Nation, und sinken so tief, daß man in uns die Söhne unserer Väter nicht wieder erkennt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt sowohl in den äußeren Umständen, an welche bei uns die literarische Thätigkeit gebunden ist, wie zum großen Theil an unserer Erziehung und unserer Sprache. Fast alle fremden Nationen haben, wie wohlthätig auch in steifen und pedantischen Perioden die Reaktion des Dilettantismus

ſein kann, doch auch gegen die nachtheiligen Wirkungen deſſelben glücklichere Gegenmittel als wir. Unſere Sprache iſt ein ſo bildſamer Stoff, ſo geduldig und gefügig, daß ſie dem Despotismus des Genies eben ſo bereitwillig ſich hingibt, wie den Einfällen eines Kindes, von dem ſie ſich als ein Spielzeug brauchen läßt. Für England mag etwas Aehnliches hingehen, denn der Genius der engliſchen Sprache iſt ihre naive Ungebundenheit. In England haben die loſeſten Zuſammenfügungen immer noch ein Gepräge, das den Regeln entſpricht, und ſelbſt mit dem Klaſſiſchſten in einer unvertilgbaren Verwandtſchaft ſich befindet; aber in Frankreich ſind dieſe Beeinträchtigungen des Geſetzes und der äſthetiſchen Regeln durch die dilettantiſche Formloſigkeit unmöglich. Die Akademie tyranniſirte den Geſchmack, ſie verhinderte vielleicht eine ſehr begabte Nation, **Oſſian, Byron** und **Göthe** zu beſitzen, aber ſie ſchüzte ſie auch vor einer

solchen Lumpenwirthschaft, wie sie in der deutschen Literatur geherrscht hat und noch herrscht. Sprache, Ton, Haltung und Geberde ist für die französische Poesie stereotyp. Man muß wenigstens diese Ueberlieferungen erlernt haben, und um dies zu können, die Voraussezung einer gewissen Bildung besitzen, wenn man den Muth hat, den literarischen Markt durch irgend ein Erzeugniß zu bereichern. In Frankreich wird viel produzirt, was schwerlich die Probe besteht, aber selbst das Unzulänglichste wird besser sein, als Das, was bei uns für mittelmäßig gilt.

---

Aber nicht nur, daß Deutschland sehr wenig vom Ausland lernen zu wollen scheint, wir sind selbst in der Beurtheilung des fremden Eigenthums ungerecht, oder stellen sie auf eine Weise an, welche selbst Den, dem sie zu Gute kommen soll, in Verlegenheit sezt. So hat **Huber** in

ſeinem Buch über die neu-romantiſche Poeſie in Frankreich derſelben allerdings einen Dienſt erwieſen; denn er vertheidigt ſie, und ſelbſt ihre Auswüchſe beſtimmen ihn nicht, ſie zu verdammen; aber wie ſoll man ſich gegen Dienſte verhalten, die uns nur in Folge eines Irrthums geleiſtet werden? Unſer Apologet iſt in Täuſchungen befangen, die weniger auffallend ſind, weil ſie einer Sache zu Gute kommen, der man nicht abgeneigt iſt. Seine Behauptungen ſind da unſicher, wo ſie nur charakteriſiren wollen, und ungerecht, wo ſie ausſchließlich werden. Seine Parteinahme überraſcht, aber ſie iſt ſo wenig energiſch, daß nicht viel mit ihr gewonnen wird.

Die Achtung vor der neueren franzöſiſchen Romantik wird in dieſem Buche an Bedingungen geknüpft, die Niemand unterſchreiben kann. Nicht Jeder hat ein ſo kleines Herz, daß er die Einen nicht zu lieben vermag, wenn ihm

nicht erlaubt ist, die Andern dafür zu hassen. Die Gerechtigkeit verlangt, Jedem das Seine zu geben. Ich will unsern Lesern den Beweis für mein Urtheil nicht schuldig bleiben.

Ein deutscher Professor fängt vom Ei an. Herr **Huber** will uns einige neuere Theorien der französischen Dichtkunst erklären, und beginnt mit dem Feudalsystem des Mittelalters. Er spricht vom Katholicismus, von der Buchdruckerkunst, von der Reformation. Er sollte längst schon beim zweiten Decennium unseres Jahrhunderts angelangt sein, der ungeduldige Leser harrt, doch es währt lange, ehe der Verfasser aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., den Jahren der Philsophie und Aufklärung, zurückkommt, über die Leichen der Revolution steigt, Napoleons Siegeszüge verfolgt und mit den restaurirten Bourbonen in Paris eintrifft. Welch' ein ausschweifender unlakonischer Mann! Jetzt

endlich haben wir ihn, und vermögen aus einem weitläufigen Gerede einige seiner Behauptungen auszuziehen.

Unsere Schrift will die Quelle der neufranzösischen Romantik in jener Geistesrichtung finden, welche Napoleon Ideologie nannte. Sie hält sie für deutschen Ursprungs, und bezeichnet sie als die reinste Empfänglichkeit für höhere, die Oberfläche fliehende Wahrheiten. Was läßt sich dagegen einwenden, will man einmal fremden Ausdrucken einen willkürlichen Sinn unterlegen? Napoleon kannte die Ideologie nur in ihrer politischen Richtung, und verstand darunter jene Schwatzhaftigkeit, die heut zu Tage noch nicht ausgestorben ist, die keiner Partei erwünscht sein kann, weil sie Allen gefährlich ist. Wenn es sich also auch hören läßt, daß die Schwätzer aus Deutschland stammen, wie trifft die neuere Romantik mit ihnen zusammen?

Man kann selbst zweifeln, ob der Verfasser von seinem Gegenstande eine richtige Definition zu geben wußte.

Er behauptet, die neue Romantik wolle „das Leben der Gegenwart in seiner ganzen Ausdehnung, nach allen seinen Richtungen, auf allen seinen Stufen in das Gebiet der Poesie, der Kunst, der höheren Bildung wieder hineinziehen, und für unsere Zeit Das sein, was die alte Romantik für das Mittelalter war."

Es hält schwer, den Grund dieser Begriffsverwechslung anzugeben. Ist die Romantik jene träumerisch-sehnsüchtige Geistesrichtung, die an der Hand der deutschen Philosophie sich in eine Zeit flüchtet, welche sie nach ihrem Gefallen ausschmücken kann, ist sie diese Hingebung an das Mittelalter, für welche sie der Verfasser in seinem Buche überall ausgibt, wie kann sie mit jener neuesten Tendenz der französischen Literatur, der eingerissenen Novellistik und Genremalerei,

verwechselt werden? Hat die von dem Beispiele **Chateaubriand's, Lamartine's** und **Viktor Hugo's** geschulte Poesie je mit der Gegenwart kokettirt? Fand sie ihre Stoffe nicht immer in verschwundenen Zeiten oder in Empfindungen, die diesen verwandter sind als den unserigen?

Das innerste Wesen der Romantik ist noch nicht ausgesprochen worden. Man verhehlte, es einzig in dem Genuß zu finden. Den Romantiker leiten keine Vorsätze, er ist Dilettant, und versenkt sich in Alles, was seine Seele anzieht. Er betrachtet Alles, und was ihm gefällt, bricht er wie eine Blüte ab. Warum soll Romantik Poesie des Mittelalters sein, wie Herr **Huber** auf der einen Seite sagt? Warum sollte sie die Poesie der Gegenwart sein, wie er sich auf der andern verbessert? Sie ist die Poesie aller Zeiten, weil sie sich für Alles interessirt. **Friedrich Schlegel** hatte nicht nothig, katholisch zu werden, um zu

beweiſen, daß ſeine Gedichte romantiſch ſind. **Tieck** war immer indifferent, **Arnim** ſogar entſchieden proteſtantiſch, und Niemand wird anſtehen, ihre Werke für die Blüten der neueren Romantik zu halten. Man irrt ſich, wenn man in unſerer Zeit für alle Dinge, die man predigt, auch den Glauben vorausſezt.

Wohin bringt **Huber** bei ſeinen Unterſcheidungen die Schriften von **Jouy**? **Jouy** begann die Vergötterung der Gegenwart, er brachte dieſe kleinen Federzeichnungen der gemeinen Wirklichkeit, die Genreſtücke aus dem Leben auf, die nicht mit Unrecht vom Verfaſſer der romantiſchen Schule zugetheilt werden. **Jouy** iſt aber Akademiker, die neue Schule überſieht ihn, und wo man ihn nennt, rangirt er mit den Klaſſikern. Hier war ein Feld, wo ſich Herr **Huber** zu ſcharfen Combinationen hätte veranlaßt fühlen ſollen. Er mußte nachweiſen, welche Phaſen der Romantik

zwiſchen den Threnodien eines **Lamartine** und den Pariſer Hunden eines **Janin** liegen, und zulezt würde er zu dem Geſtändniß gezwungen worden ſein, daß eine Verſöhnung zwiſchen den beiden in Frankreich ſtreitenden Parteien vor der Thür, wenn bei den Tüchtigen nicht gar ſchon geſchehen iſt. **Lemercier** ſchreibt Melodramen und **Caſimir Delavigne** hat die drei Einheiten verlaſſen.

Herr **Huber** ſieht in den Romantikern weinerliche Kopfhänger, welche die Wirren der Gegenwart fliehen, nach Myſterien dürſten, ſich das Haar in einen Scheitel kämmen, und deutſche Philoſophie ſtudiren. Aber das ſind nur Ausnahmen. Die neuen Romantiker ſind lebensfrohe, heitere Menſchen, die ſich ein Reitpferd halten, ſehr gut eſſen und trinken, und Nichts von der Verzweiflung kennen, die ihnen **Göthe** angedichtet. Wenn ihr ſie bei einer Tänzerin antrefft, können ſie da nicht ſehr eifrig ſtudirt, und zarte

ſinnige Gedanken niedergeſchrieben haben? Braucht man ein Pfarrvikar zu ſein, um einen Band Gedichte an die Gottheit nicht nur zu ſchreiben, ſondern ſelbſt tief zu empfinden? Ich verſtehe die Menſchen nicht, welche Jugend und Zufriedenheit mit dem Enthuſiasmus für die Kunſt, die Wahrheit, die Freiheit für unverträglich halten. **Viktor Hugo** beſingt Napoleon. Warum ſoll er dem Helden ſeine Bewunderung verſagen? Er iſt ein energiſcher Charakter, hat einen freien, poetiſchen Blick, und iſt eiferſüchtig auf die Macht, welche die patriotiſche Hingebung der Rede und dem Gedanken verleiht. Herr **Huber** urtheilt darüber anders. Es iſt ihm Alles darum zu thun, in **Viktor Hugo** einen Chriſten zu retten, und nennt daher des Dichters Liebe für Napoleon „die Anwendung der chriſtlichen Liebe auf die Weltgeſchichte!“ Kann bei ſolchen Maßſtaben eine geſunde Anſicht gewonnen werden?

Wir konnen zum Schluß nicht umhin, Herrn **Huber** zu verſichern, daß Niemand die Größe und die Vorzüge der franzöſiſchen Klaſſiker mehr anerkennt, als die Neuromantiker ſelbſt. Die Aufgabe der wahren Kritik iſt nicht, wie der Verfaſſer will, chriſtliche Liebe zu üben, ſondern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Und Wer wollte ſie den Koryphäen der franzöſiſchen Literatur des 17ten und 18ten Jahrhunderts verſagen? Es iſt kleinlich, ſich über den Alexandriner und das Enjambement zu erzürnen. Herr **Huber** verräth den deutſchen Schullehrer, wenn er hier nicht aufhören kann, die Hände über dem Kopfe zuſammenzuſchlagen. Können alle ſeine grammatikaliſchen Antipathien jene geiſtvollen, freien und dreiſten Sprüche auslöſchen, die wir dem Munde der franzöſiſchen, von ihren Perüken nie ſo, wie die deutſchen Profeſſoren, gedrückten Akademiker verdanken? Man iſt auch in Frankreich von dieſer Unge-

rechtigkeit zurückgekommen, oder, um einen richtigeren Ausdruck zu wählen, nie darin so weit gegangen, als es uns deutsche Eitelkeit möchte glauben machen. Herr **Huber** sagt, das Volk habe schon in der Revolution die Philosophen übersehen. Nein, das französische Volk hatte immer Achtung vor seinen großen Geistern, und die Geister waren dieser Achtung würdig.

---

Was das Interesse, das die Franzosen an den Deutschen nehmen, betrifft, so ist hier in der That ein Rollenwechsel unter beiden Nationen eingetreten, dessen Folgen sich noch nicht voraussehen lassen. Als Griechenlands Föderationen von den siegreichen Adlern der römischen Heere überflügelt waren, tauschten sie an die Römer gegen den Raub ihrer Freiheit die Ideen aus. Die Sieger saßen zu den Füßen ihrer Sklaven, und erstaunten, daß sich die

natürliche Beredtſamkeit des Forums in ein Syſtem, der einfache Glaube an die Götter in eine Schlußfolge verſtändiger Ueberlegung verwandeln laſſe. Das war das Vorbild des Alterthums. Die Folgen, die eine ſiegreiche und dauernde Uſurpation Napoleons für Deutſchland und Frankreich nach ſich gezogen hätte, ſind unberechenbar. Wir wären die Sklaven und Schulmeiſter der Franzoſen geworden. Der Despotismus Napoleons hätte unſeren neuen Zöglingen die Flügel beſchnitten, wir würden ſie gelehrig gefunden, und ihre Phantaſie an die Buchſtaben eines ſchwierigen Alten oder eines noch unverſtändlicheren Neueren gefeſſelt haben. Auf der Spitze der franzöſiſchen Bajonnette würde allen Völkern die deutſche Grammatik überbracht worden ſein, wir hätten die Redewerkzeuge und die Köpfe eines jeden beſiegten Volkes in Beſchlag genommen, und es eine Sklaverei dulden gelehrt, durch die wir in eine

ſo ehrenvolle, ja wir würden geſagt haben, in eine allein für uns paſſende Stellung gekommen wären.

Dieſe müßige Hypotheſe dient wenigſtens dazu, für eine merkwürdige Erſcheinung des Augenblicks eine ſchwache Analogie zu geben. Die deutſchen Ideen haben zwar nicht mit den hohen Alliirten, eine weiße Binde um den Arm, den Einzug in Paris gehalten; doch ſie ſind da, ſie haben dort ihren Katheder und ihre Dolmetſcher gefunden. Die ſpitzen, gedrückten Köpfe der Franzoſen ſind von ihnen in Beſitz genommen, und davon ſo rund geworden, wie nur irgend ein deutſcher Hirnſchädel. Unſere Ideen haben bei den Franzoſen eben ſo viel Kluge wie Narren gemacht, als bei uns; die Empfänglichkeit iſt in allen Gemüthern dieſelbe, nur der Same und die Befruchtung machen den Unterſchied. Es iſt ſonderbar. Während unſere Liberalen die breitkrämpigen, plattgedrückten Hüte tragen, durch die ſich die

Republikaner am 6. Juni in der Straße St. Mery so bald verriethen, sind bei den Franzosen die Sammtbarets aufgekommen. Während wir alle Lust bezeugen, dem St. Simonismus seine Widersinnigkeiten zu nehmen, und den lezten Anstrengungen der Väter vom Menilmontane mit unsern eigenen Thorheiten zu Hilfe zu kommen, fangen die Franzosen an, auf unsere mystischen Zustände zu lauschen, und aus den Entzückungen unserer wiedergebornen Leinweber der nächsten Zukunft der civilisirten Welt ihr Horoscop zu stellen. Während endlich der deutsche Liberalismus längst über seine alten Gränzen gesprungen ist, während er die Einheit Deutschlands und das Protektorat für einen Traum, die Advokaten derselben für Visionäre erklärt hat, sind die Phantasien der Franzosen von unsern weiland schwarzroth goldenen Hoffnungen gefärbt worden, sie haben die Trummer unserer alten Geheimbünde gerettet und Nachsuchungen

angeſtellt, um den Nibelungenhort der deutſchen Kaiſerkrone aus den Wogen des Rheins zu heben.

Ich zweifle, ob ich meine germaniſirenden Franzoſen ſchon genug kenntlich gemacht habe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Franzos ſeine Anſichten nur in ſeinen Schriften und Handlungen, nicht wie der Deutſche auch in der ganzen Weiſe ſeines geſellſchaftlichen Benehmens kund gibt. Jene Vergleichungen ſtanden nur der deutſchen Leſer wegen da, weil wir in der That manche Ideen am beſten durch die Kleider der Leute, die ſie verfechten, kenntlich machen. Es iſt nur von einem Seitenarme der großen gelehrten Kolonne die Rede, die in Paris mit den Doktrinären Hand in Hand geht, und ſeit dem lezten Miniſterwechſel das Kompendium mit dem Portefeuille vertauſcht hat. Herr Guizot, derſelbe Miniſter, der ſchon kurz nach der Julirevolution ſo unpopulär wurde, weil er in ſeinen

Rundschreiben an die Maires und Präfekten spekulative Untersuchungen anstellte, und in Verdacht gerieth, die Telegraphen zur Verbreitung seiner philosophischen Resultate benutzen zu wollen, derselbe jezt wieder zu Ehren gekommene Staatsmann ist die rechte Hand des Königs. Herr Cousin ist wieder die rechte Hand des Herrn Guizot, und meine altdeutschen Franzosen sind zulezt die rechte Hand des Herrn Cousin. Sollte es zu einer französischen Invasion kommen, so wissen wir nun doch die Genealogie unserer Liebhaber, die den Deutschen die Einheit geben werden, nicht weil sie zur Propaganda gehören, sondern weil sie im Kollege des heiligen Ludwig darüber Vorlesungen gehalten haben.

Der Eifer, mit dem sich die Franzosen in neuerer Zeit auf deutsche Wissenschaft und Kunst geworfen haben, ist für sie eben so außerordentlich als schmeichelhaft für uns. Sie

haben nicht nur die Solidität unserer wissenschaftlichen Forschungen anerkannt, sondern selbst unsern großen Leistungen im Gebiete der freien dichtenden Künste eine überraschende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von jenen gestanden sie, daß sie vor ihnen erröthen müßten, von diesen, daß sie durch sie entzückt würden. Was einige unserer scharfsinnigsten Geschichtsforscher geleistet haben, ist ihnen nicht unbekannt geblieben, ja selbst die kühnsten Hypothesen, über die wir erst erstaunten, und darauf selbst den Stab brachen, erhalten sich bei ihnen immer noch im großen Ansehen, und beschäftigen die Ungeduld der Gelehrten, die so gewissenhaft sind, nur durch Widerlegung, nicht durch das Verschweigen einer Hypothese zur erweislichen Wahrheit kommen zu wollen. Unsere philosophischen Bestrebungen, diese glänzenden Zeugnisse unserer Tiefe und unserer Verirrungen, haben bei den Franzosen nicht nur Freunde und Bewunderer

gefunden, ſondern ſelbſt entſchiedene Anhänger, die auf ein einziges Wort ihrer deutſchen Lehrer drei körperliche Eide zu ſchworen ſich vermeſſen. Endlich iſt es längſt bekannt, welche folgenreiche Revolution des Geſchmacks die Bekanntſchaft mit unſern ſchönen Geiſtern in Frankreich hervorgerufen hat, wie tief dort die Autoritäten durch unſern Einfluß gefallen ſind, wie kleinmüthig die Akademie zugeben mußte, daß ihre leergewordenen Bänke von den Anhängern des neuen Geſetzes eingenommen wurden. Unſre politiſchen Verhältniſſe haben jezt dieſelbe Aufmerkſamkeit erregt.

Auch dieſe zu verſtehen, mußte den Franzoſen um ſo leichter werden, je einfacher ſich der Uebergang aus unſerm wiſſenſchaftlichen Leben in das politiſche bildete. Wir haben die Erfahrungen des einen zu den Vorausſezungen des andern gemacht. Die Koryphäen der Wiſſenſchaft gaben ſich zu Dolmetſchern unſerer politiſchen Wünſche her; die Männer

des Katheders bestiegen die Tribüne; man brauchte in ihren frühern Reden an die Stelle des Wortes: Philosophie nur das Wort: Freiheit zu setzen, um zu wissen, was sie über die Bedürfnisse unsers öffentlichen Lebens behaupten würden. Es bildete sich eine Gemeine, die ihre Aeltesten und Schüler hatte, deren Stellung eine größere Wichtigkeit erlangte, als man anfing, ihr diese beizulegen, deren Lehre zulezt den Enthusiasmus hervorrief, als die Furcht den Mißgriff wagte, sie zu verfolgen. Dies war der Augenblick, wo die Franzosen mit unserm politischen Zustande bekannt wurden. Seitdem haben sie ihren süren Begriff, wenn sie von einer deutschen Opposition hören. Sie glauben dann zu wissen, wovon die Rede ist, und geben ihren Landsleuten Aufschlüsse über Dinge, in die sie ganz besonders wollen eingeweiht sein.

Wenn sich die Franzosen über fremde Völker unter-

richten wollten, ſo ſind ſie bis jezt immer ſo unglücklich geweſen, daß ſie ihre Abſicht nur zur Hälfte erreichten. Sie haben den Begriff eines unaufhaltſamen Bildungsganges, wie ihn jedes Volk verfolgt, niemals gehabt. Sie haben es immer für hinreichend gehalten, die Merkmale eines augenblicklichen Zuſtandes kennen zu lernen, und nach dieſem Maßſtabe auf alle folgenden Zeiten zu ſchließen. Wie lange ſind ihnen die Deutſchen jene ungeleckten Bären geweſen, die unſre Urgroßväter im dreißigjährigen Krieg wohl mögen geweſen ſein! Wie lange kannten ſie uns als jene albernen Tölpel, die über den Rhein kamen, um ſich von ihnen bilden und betrügen zu laſſen! Jezt werden wir ihnen einige Jahrzehende hindurch nur jene düſtere Phantaſten ſein, die mit verklärten Augen nur immer den Himmel offen, nie die Hinderniſſe der Gaſſe ſehen, die ſich an heimlichen Oertern verſammeln, ein Feuer anzünden, ein

lamentables Lied ſingen, und über Deutſchlands fehlende Einheit heiße Thränen vergießen, die endlich am Tage ihrer Wiedergeburt einen Kaiſer auf den Thron ſetzen und ihn mit Philoſophen und Dichtern umgeben würden. Das nennen die doktrinären Franzoſen den Deutſchen Gerechtigkeit widerfahren laſſen!

Die Meinung, die unſere neuen Kenner von uns gefaßt haben, iſt ungefähr folgende. Sie ſagen: Als die Götter den Völkern ihre Gaben austheilten, verliehen ſie den Deutſchen die Ideen und das Phlegma. Jene, um eine Brücke zu haben, auf der ſie zu den Menſchen ſteigen könnten, dieſes, um dem himmliſchen Prinzip ein telluriſches als Gegengewicht an die Seite zu ſetzen. Die Deutſchen ſind unpraktiſch. Schon in ihren Wäldern brüteten ſie auf den Bärenhäuten und überließen die Geſchäfte des Hauſes ihrem Weibe und ihren Sklaven; während z. B. ein

franzöſiſcher Gatte ſich noch jezt ein Vergnügen daraus macht, einen Korb an die Hand zu nehmen, auf den Markt zu gehen und Eier und Gemüſe zu kaufen. Von Natur iſt der Deutſche republikaniſch, wie ſeine Literatur; doch wird er ſich jede Herrſchaft gefallen laſſen, in die die Wiſſenſchaft einen tiefern Sinn zu legen weiß. All' ihre friedlichen Widerſprüche und gewaltthätigen Aufſtände ſind niemals durch den unmittelbar zwingenden Mangel hervorgerufen worden, ſondern zu den Beſchwerden, die man abgeſtellt wiſſen wollte, mußte ſich noch immer ein ideeller Anſtoß geſellen, ehe ſie zu den Waffen des Eiſens oder der Zunge griffen. Wenn bisher dieſes zweite Element die Religion geweſen iſt, ſo iſt jezt die Tendenz nach einer organiſchen Einheit ihrer Conföderation. Sie wollten nicht mehr Sachſen, Hannoveraner, Heſſen ſein, ſondern Deutſche. Napoleons Druck hat ſie an ihre Urſprünge erinnert, aus den

Quellen der Geschichte schöpften sie ihre Begeisterung, jetzt wollen sie nur in so weit frei sein, als sie einig zu werden verlangen. Der nächste Weg, der zu diesem Ziele führt, besteht in Nichts, als die Fürsten zu übersehen. Diesen werden aber die Deutschen immer verachten, sie hoffen auf die Macht der Ideen. Sie warten auf den von Plato verheißenen Augenblick, wo die Könige Weise und die Weisen Könige sein werden. Nun ist der Tendenz nach der Einheit der Begriff der Hegemonie verwandt. Es muß, so schließen die Deutschen und die Franzosen, einen Staat geben, der gleichsam die Kraft aller Uebrigen in sich absorbire, und ihnen dafür ein neues Leben einhauche. Welcher Staat kann dies anders sein, als der Preußische? Der Zustand der preußischen Schulen, wie er durch Herrn Cousin an's Tageslicht gebracht ist, wird für Deutschlands Einheit entscheidend werden. Die Preußen werden glorreich

unter die Hadernden treten, und die Widerſacher ehrfurchtsvoll ihre Fahnen ſenken.

Man ſieht, dieſe Gedanken ſind nicht originell, und das ſollen ſie auch nicht ſein. Es ſind alte Bekannte, mit denen wir ſchon oft zuſammentrafen, und die wir eben ſo oft widerlegt haben. Man kann unſern Franzoſen alſo nicht den Vorwurf machen, daß ſie über die Wünſche der Deutſchen gefabelt haben. Sie ſind nur ſo unglücklich geweſen, eine Partie für die Maſſe und ein beſonderes Intereſſe für ein allgemeines Verlangen genommen zu haben. Dieſe Transrhenaner würden anders geurtheilt haben, wenn ſie in Preußen ſich nicht ausſchließend unterrichtet hätten. Daran thaten ſie Unrecht. Sie kamen nach Berlin, um die Primär- und Mittelſchulen zu ſtudiren, und als ſie wieder in Paris waren, beſtiegen ſie den Katheder und ſprachen von den politiſchen Erwartungen der Deutſchen. Sie eröffneten

Kurse über deutsche Geschichte, und gaben vor, sie aus neuen und richtigen Gesichtspunkten zu betrachten. Diese Vorlesungen sind jetzt bekannt geworden. Ich gestehe, daß ich an ihnen Nichts gefunden habe, als die Uebertragung einiger deutschen Phantasien in die natürlichere Ausdrucksweise der Franzosen. Man wird nicht anders können, als mehreren deutschen Professoren zu ihren neuen Schülern Glück wünschen.

Wenn sich die Franzosen zur deutschen Opposition schlagen, so wird es immer schwer sein, zu begreifen, welche Stellung sie dann im Falle einer Umwälzung Deutschlands einnehmen wollten. Es ist zwar Nichts gewisser, als daß weder die Träume unserer, noch der französischen Doktrinäre je verwirklicht werden; aber Beide denken doch an die Möglichkeit dieses Ereignisses. Welchen Entschluß haben sie für diesen Fall schon im Voraus gefaßt? Unsere Gemäßigten

des Tierspartie sagen: Traut dem Erbfeinde nicht? Aber es wäre Unrecht, in die Redlichkeit der Ansichten, die so friedliche Katheder-männer über uns aussprechen, Zweifel zu setzen. Sie könnten uns dafür den beschämenden Beweis führen, daß wir sie durch unser gehässiges Mißtrauen nur beleidigen. Und dennoch hätte ich es lieber, die Franzosen schwiegen von unserer Einheit und unsern Ideen. Sie haben die Kunst, unreife Gedanken so einfach und natürlich zu machen, als seien sie in den Köpfen vernünftiger Leute entstanden. Die Deutschen sind dabei immer gewöhnt, Ideen zu verfolgen, denen man in Frankreich ein Zeugniß ausstellte. Wir wollen gern von ihnen hören, daß wir in Wäldern wohnen und uns mit den Früchten der Eichbäume nähren, daß wir eine Sprache reden, die halb kalmückisch, halb gothisch ist, und daß wir in Erfurt einen Churfürsten, in Nürnberg einen Markgrafen sitzen haben, wenn wir nur

damit erreichen können, daß unſere Unitarier und Hegemoniſten ſie nicht als Autoritäten citiren, und daß Dasjenige, was bei uns unreif iſt, bei ihnen eine Appretur bekommt, die das Urtheil verführt und uns durch franzöſiſche Vermittlung Denen gefangen gibt, die wir uns daheim noch ziemlich glücklich vom Leibe halten.

---

Der franzöſiſche Roman, das Drama, reagiren mannichfach auf die deutſche Literatur, weniger das lyriſche Gedicht. Die Urſache liegt darin, weil Roman und Drama in Frankreich viele deutſche Elemente in ſich aufgenommen, und verwandte Dinge immer die meiſte Anziehungskraft haben. Der franzöſiſche Geſang iſt niemals bei uns einheimiſch geworden, und kann es auch nicht, da in der Lyrik die innerſte Natur der Völker ſich ausſpricht, und die Empfindungen überall durch Sprache und Weltanſicht gemodelt

werden. Die Deutſchen werden immer behaupten, daß die franzöſiſche Lyrik nicht wie aus dem Herne des Gemüthes klingt, ſondern mit viel Rhetorik, Malerei und Deklamation verſezt iſt, und der Franzoſe wird gerade dieſe Ingredienzien an der deutſchen Poeſie vermiſſen, ſie haltungslos ſchelten und ihr keine Kraft der Repräſentation einräumen, und Beide werden Recht haben. Niemand kann ſchon bis an ſeinen Himmel greifen; aber noch weniger über ſeinen Himmel hinaus.

Das politiſche Element der neuen franzöſiſchen Lyrik mochte geeignet ſein, ſie unſerer Theilnahme näher zu bringen. Denn durchweht iſt ſie von einer wahrhaft erhabenen Anſicht der Geſchichte, die nur deßhalb zu gleicher Zeit partikular patriotiſch iſt, weil die neue Zeit einmal aus Frankreichs Ereigniſſen den Kern der Weltgeſchichte gemacht hat. Die deutſche Lyrik kennt dieſe hiſtoriſche Freudigkeit

nicht, wie die französische. Wir singen auf der politischen Lyra immer, als hätte sie nur **eine** Saite, und noch dazu eine sehr tiefe, brummerische; die Politik wird in unsern Liedern immer in Wehmuth ausfallen. Deßhalb überrascht uns das pompöse Colorit der französischen Lyrik, welche sich ganze Kander als Endreime zuwirft, und das Blut von tausend Schlachten nehmen darf, um ihre stolzen Alexandriner damit zu färben.

---

Die vernünftigen, gescheidten, praktischen Franzosen waren vor einigen Jahren auf dem Wege, recht fad und albern zu werden. In Schuhen, die wir längst ausgetreten haben, machten sie die ungeschicktesten Sprünge, die Romantik hatte den Franzosen den Kopf verwirrt; es war zum Lachen, wenn sie **Hoffmann** und den Satan in den Mund nahmen. Eine hagere Gestalt, ein blasses Gesicht, langstarrendes Haar, ein glühendes Auge, der Spieltisch,

perdu, ein versuchter Selbstmord, eine Engelschönheit, eine Verführung, Blasphemie; das waren die Farben, mit denen sie den Teufel an die Wand malten, das waren ihre Vorstudien der Hölle. Hätten die Franzosen nicht im Style ihre bewundernswerthe Leichtigkeit und das Talent besessen, aus jeder Kleinigkeit etwas Anziehendes zu machen; sie würden mit ihrer ästhetischen Teiperation, mit ihren Bizarrerien und Nachtstücken eine recht klaaliche Rolle gespielt haben.

**Balzac** hat drei schriftstellerische Perioden gehabt; die erste war obscur, in der dritten lebt er jezt. In der zweiten wollte er um jeden Preis der französische **Hoffmann** sein. Er war unerschöpflich in Erfindungen, die auch er die Nachtseite des Lebens nannte. Er hatte einen Bund mit dem Satan geschlossen, dessen Früchte seine Phantasiestücke, seine braunen Erzählungen, seine Elendsfälle waren. Was fehlte ihnen? Der Witz, den einem **Hoffmann** die

Natur gab, die heitere ironiſche Laune, die einen **Janin** ſo liebenswürdig macht, die Wahrheit des Lebens und der Natur, die man ſelbſt in den grauſamen Erzählungen eines **Eugene Sue** nicht vermiſſen wird. **Balzac** ſchrieb in der unnatürlichſten Champagnerbegeiſterung, einem Feuer, das den wäſſerigſten Weintrinkern von der Welt, den Franzoſen bisher fremd war. **Balzac** ſchilderte keine Menſchen, ſondern nur Schatten. Was die Tiefe ihres Charakters ſein ſollte, war Etwas, mit dem man ſich nicht befreunden konnte. Seinen Wahlſpruch: gemein im Gemeinen, und erhaben im Erhabenen führte er in beiden Fällen nicht göttlich genug aus.

Aber wer nun drei Jahre ſpäter den Vater Goriot mit **Balzac's** früheren Schriften, jenen damenhaften Miniaturen vergleicht, die ihm den Namen des franzöſiſchen **Hoffmann** verſchafften, wird erſtaunen, bis zu welcher

Vollendung man gelangen kann, wenn man ſich von äſthetiſchen Sympathien und den Geſchmacksbeſtimmungen der Mode frei erhält. **Balzac**, dem eine urſprüngliche Tiefe, ſchöpferiſche Kraft, Phantaſie und Speculation zu Gebote ſtanden, brachte die Vortrefflichkeit dieſes Talentes doch erſt durch ſeine Zeitgemälde zur Reife. Man kann ſagen durch die Beobachtung der Straße iſt **Balzac** geworden, was er jezt iſt.

Paris kennen, heißt auch die Welt kennen; denn Paris iſt der Puls der Civiliſation. Man muß auch ſagen, Paris kennen, heißt das Herz kennen, denn welche Intereſſen, welche Gefühle offenbaren ſich nicht in einer Stadt, die Frankreich und die Bildung Europa's in ſich abſorbirt? Paris iſt ſo liebenswürdig durch ſeine Contraſte; das Erhabenſte wird vom Raiſten berührt; neben den Schlagen jener Uhr, deren Zifferblatt auf den Stand der hohern

Politik, der Börse und der verwickelten Interessen zeigt, hört man tausende von kleinen Genfer Uhren picken, Herzen, welche die Reihenfolge der kleinen Freuden und Leiden des Lebens, wie wir sie nur in isolirten Exemplaren zu sehen gewohnt sind, nicht weniger methodisch durchmachen. **Jules Janin**, mit seinen naiven Erfindungen, **Michel Raymond**, mit seinen Werkstatterzählungen, keiner der Autoren, die sich würden die Ehre rauben lassen, etwas Anders zu sein als Pariser, geben dennoch Empfindungen und Situationen wieder, von denen wir immer behaupten würden, daß man sie nicht haben kann, ohne auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt zu wohnen.

**Balzac** ist der glücklichste Beobachter; seine Sehkraft durchdringt alle Regionen der Pariser Existenz. Er analysirt diesen großen Cultus, dem sich Paris ergiebt und von dem man kaum weiß, ob er blos der Cultus der Mode

oder der des Geldes iſt. Das Geld iſt der revolutionäre Grundſatz unſeres Jahrhunderts. Das Geld reißt die Schranken der Privilegien nieder und führt eine neue Rangordnung der Stände ein. Wie laufen die Intereſſen in einander, wo es ſich um das Umſatzmittel der Bedürfniſſe und der Waaren handelt! **Balzac** iſt der Dichter des Geldes, einer neuen Maſchinerie, die ihre Wunder hat, ſo gut wie das alte Gros. Wäre der Pariſer artig, kame ſeine Geldbegierde nur darauf zurück, Silber und Gold in ſeinen Truhen zu haben, ſo würde die Poeſie wenig Vortheile von ſeinem Gottesdienſte ziehen. Aber der Pariſer liebt das Geld nur, um ſich Nichts zu verſagen, und um mit den Reichthümern Andrer zu wetteifern, er ſammelt das Geld immer, um es zu ſeinem Vergnügen auszugeben, und um den Schmerz nicht zu haben, in einer Stadt, welche Alles bietet, leben zu müſſen, und doch nach Nichts greifen zu

dürfen. Darum iſt mit dem Gelde in Paris ſo viel poetiſche Abwechslung verknüpft, und die Erfindungen Balzac's können nicht ermüden. —

Man iſt gewohnt, eine Auffaſſung des Pariſer Lebens, wie ſie Balzac gibt, nicht mehr anerkennen zu wollen. Man hat ſich dazu beſtimmen laſſen, weil es heißt, die Franzoſen ſeien ernſt, ſchweigſam, nüchtern und tugendhaft geworden ſeit den großen Ereigniſſen, welche ſo viel Blut gekoſtet haben. Man ſpricht von einer Verwechslung der Gegenwart mit einem verfloſſenen Zeitalter, deſſen Frivolität die alte franzöſiſche Literatur liebreizend genug geſchildert hat. Aber ſelbſt wenn man eingeſtehen wollte, daß in Frankreich jemals die Freiheit der Sitten aufgehört hat, wenn man läugnen wollte, daß mitten unter den Schrecken der Revolution der Leichtſinn ſeine roſigen Triumphe feierte; ſo ſcheint doch im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Friede

der Nation keine Beschäftigung gibt, Alles wieder in Paris reif zu sein zu einer Laxität der Sitten, welche die alte übertreffen würde, wenn nicht die politische Frage noch immer etwas Wermuth in die Becher der Lust mischte. Der alte Adel, der neue bonapartistische, die Aristokratie des Geldes, welche sich in dem Königthume Louis Philipps sonnt; dies sind die drei Faktoren der jetzigen Pariser Gesellschaft, welche unter einander wetteifern und es nicht können, ohne sich im Luxus und in eigenthümlicher Bestimmung der Fashion zu überbieten. Welch' ein Raum bleibt hier, nicht blos den Erfindungen, sondern schon der nackten Auffassung des Künstlers! **Balzac** weiß ihn meisterhaft zu benutzen.

---

**Eugene Sue** hat in Atar-Gull eine Verwickelung von Situationen geschildert, deren Grausamkeit selbst den

franzöſiſchen Nerven unerträglich war. Man hat in Frankreich gewiß die Hälfte von Dem, was wir gegen ihn erinnern würden, gegen den Dichter vorgebracht; aber das iſt ſchon immer zu viel. Dieſer Roman iſt eine ſo ausgezeichnete Erſcheinung, daß wir Deutſchland Glück wünſchen würden, wenn es etwas Aehnliches hervorzubringen im Stande wäre. Es iſt wahr, noch nie iſt mit dem Menſchenleben ein ſolches Würfelſpiel getrieben, wie hier, noch nie hat man ſo rückſichtslos des Mitleids, der Menſchlichkeit und jeder erbarmenden Empfindung geſpottet, aber was läßt ſich thun? Soll man einen Sklavenhändler und Seeräuber ſentimentale Deklamationen vortragen laſſen? Sollen denn immer die Stricke, an denen uns durch die Erzählung lieb gewordene Perſonen plötzlich zu baumeln kommen, durch einen Theatercoup wieder abgeſchnitten werden? Soll man in einem Lande, wo auf hundert Mücken ein Roa

Konstriktor kommt, nicht von einer Schlange können gewonnen werden? Und sollen unserer Nerven wegen etwa diese Schlangen keine tödtlichen Giftzähne haben? Soll endlich ein Neger solche Gefühle hegen, als sei er in einer Pension unter jungen Mädchen erzogen, oder als habe er die Romane der **Delphine Gay** in den ästhetischen Soireen der aristokratischen Damen vom Faubourg St. Germain vorlesen hören? Nein, diese Grausamkeit ist herrlich, weil sie den Charakteren entspricht; diese Todtschlage sind köstlich, weil sie in den Umständen liegen! Hieher tretet, und lernt die Farben kennen, die man von der Natur borgen muß!

Dasjenige, was an **Eugene Sue** am Meisten beleidigte, war auch weniger seine Grausamkeit als seine Moral. Die Erfindungen dieser feurigen Phantasie pflegen nämlich immer darauf zurückzukommen, daß die Tugend übervortheilt,

und das Laster noch dazu belohnt wird. Die leidenschaftlichsten und grausamsten Charaktere erhalten bei ihm den Tugendpreis des Herrn von **Montyon**, und die verstecktesten Verbrecher sterben mit lächelnder Miene, das Kreuz des Erlösers an ihre Lippen drückend, und in den Mienen der Umstehenden schon selig gesprochen. Diese bittre Ironie wirkt aber wie der Magensaft auf **Eugene Sue's** Romane, unterstüzt die organische Verarbeitung seiner mannichfachen Ingredienzen, und läßt in dem Leser, wenn auch gereizte, doch immer starke, nie ermattete kräftige Empfindungen zurück.

---

**Jules Janin**, die personifizirte Munterkeit, Naivität und Geschwäzigkeit, scheint nicht, wie es herkömmlich ist, mit drei Fingern zu schreiben, sondern mit allen, ja mit beiden Händen, mit Händen und Füßen, jedes Glied

iſt in Bewegung und extemporirt. **Janin** gehört nicht unter jene Autoren, unter welchen wir **Balzac** und **Sue** hervorgehoben haben: er iſt verſöhnend, vermittelnd, kann kein Blut ſehen, und mußte das Gräßliche, womit er in ſeiner Laufbahn begonnen, fortzuſetzen unterlaſſen. **Janin** iſt eine ganz ländliche idylliſche Natur, obſchon in Ton und Haltung Pariſer von der neueſten Mode; er trägt ſein Veilchen im ſchwarzen Frak, wie **Heine**, aber ohne Koketterie, ohne die Leute damit ärgern zu wollen, ſondern um ſie zu erfreuen, um ſie beſſer und glücklicher zu machen. **Janin** hat eine glänzende Miſſion in der franzöſiſchen Literatur: der Politik, dem Salon, der Börſe gegenüber, vertritt er die Rechte der Nachtigall; er beſitzt den Muth, im Boudoir einer geiſtreichen und patroniſirenden Dame von den kleinen Fenſterſcheiben der Dorfhütten, vom Blöken der Kühe und der Wonne des Abendläutens zu ſprechen.

Er nennt die Campagne oft langweilig, er bespöttelt ihren Geruch und ihre Molkenkuren; aber er vertheidigt sie dem nüchternen Pflastertritt von Paris gegenüber.

**Janin** leidet an einer fixen Idee; — das achtzehnte Jahrhundert. **Janin** herzt und küßt das achtzehnte Jahrhundert, dies Zeitalter Ludwigs XIV. und der Regentschaft mit seinen Frisuren und Schönpflästerchen, mit seinen hohen Absätzen, mit seinen Decenten, mit seinen menuettirenden Leidenschaften und seinen anständigen Schriftstellerinnen. **Janin** hat darin Aehnlichkeit mit Herrn **von Sternberg**, der auch die Zerissenen und Lessing geschrieben hat. Denn man sagt von Beiden, daß sie über die Abschaffung des Puders weinen können.

---

Die englische Literatur leidet gegenwärtig an einer entsetzlichen Breite und Monotonie. Das Genre, in welchem

ſie arbeitet, iſt ſo einfach, und die Bearbeitung deſſelben ſo uncriſtlich; jeder literariſche Charakter tritt ſich mit einer furchterlichen Redſeligkeit breit, und jeder neue Spekulant, der das Intereſſe des Publikums erobern will, verſucht es nicht durch Das, was noch nicht da geweſen iſt, ſondern durch Das, was Alle kennen und ſo gern haben. Die erſte Gründung iſt gewiß immer genial und originell, aber dann nimmt der Autor ein Patent darauf und fabrizirt wie **Bulwer, Marryat**, die Trollope ins Gelag hinein, ohne aufzuhören.

Dazu kommt, daß die gegenwärtige engliſche Literatur nur ſo viel iſt, wie eine gewiſſe dilettantiſche Fertigkeit. Ihr Inhalt beſteht weder in Ideen, noch in Charakteren, ſolchen, die ſie ſchildern und ſolchen, die ſie zu behaupten wüßten, ſondern in einer vagen Ausdehnung und Verzettelung einer einmal ergriffenen Manier, wo ſich die eine

von der andern durch Nichts unterscheidet. Die englische Literatur ist immer auf Reisen begriffen, aus den Itinerären macht sie Romane, und wo man in Deutschland, Frankreich und England hinsieht, stößt man auf Engländer, die nur noch reisen, um Bücher zu machen.

---

Der italienischen Literatur beim ersten Blicke viel zuzutrauen, fehlt es uns an den rechten Maßstäben für die Beurtheilung der Italiener selbst. Wir haben von ihnen noch immer eine geringschätzende Meinung, ja ich möchte fast sagen, es überrascht uns, einen Italiener in moralischen Empfindungen anzutreffen, wie wir sie nur an uns und den andern Nationen gewohnt sind. Die Italiener scheinen uns so sehr herausgerückt aus der inneren warmen Existenz und dem bürgerlichen Selbstgefühl, daß wir uns immer einbilden, hier bestände eine ganze Nation aus Nichts als

Kellnern, Bettlern, Postillonen, Ciceronen, Wirthen, Vetturinen, Sbirren und Priestern. In der That, wer in Italien war, muß gestehen, daß der Handwerker sein Geschäft auch immer nur wie eine Art Nebensache betreibt, weil man ihm niemals ansieht, daß er mehr damit verdienen will, als was er gerade für den heutigen Tag braucht. Allein dies ist eine Täuschung, aus welcher man keine ungerechten Schlüsse ziehen sollte. Auch die Italiener haben ein eigenthumliches Leben seitwarts von der Landstraße. Sie haben ihre kleinen Freuden und Leiden des Daseins, und dabei eine moralische Immutation, so gut wie die anderen Nationen, welche nur den schlechtesten Theil der Bewohner Italiens kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Die italienische Literatur schwankt zwischen der kalten Classizität **Alfieri's** und den historischen Romanen **Manzoni's.** Für jene hat sich **Silvio Pellico**

ausgesprochen, für diese mancherlei Namen mit mehr oder minder glücklichem Erfolge, **Rossini, Grosse** u. A. Der italienische Charakter verräth sich aber in ihnen auf keiner Seite; dahin gehört besonders die große Rolle, welche in ihnen die Canaille spielt; oft glaubt man in einem Familienwesen zu sein, wo der Koch auf den Kellner tobt, wo die Wirthin mit den Mägden zankt, und ohne entsetzliches Geschrei kein Wort gesprochen werden kann; die Diener mischen sich unverschämt in Alles ein, fassen gierig nach goldnen Ketten, wenn sie ihnen geschenkt werden, und bucken sich demüthigst, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, oder als Zugabe eine Tracht Schläge zu bekommen. Eben so charakteristisch ist die Prunksucht dieser Romane; die ganze Eitelkeit der Italiener entfaltet sich in dem Ausbeinanderlegen der gold- und edelsteingestickten Drapperie derselben. Jedes Roß, das zum Turniren kommt, wird mit seinen

Federn und Schabracken beſchrieben, überall, wo es geht, wird die Darſtellung prahlen und den Mund voll nehmen. Zulezt endlich herrſcht in dieſen Romanen noch jenes eigenthümliche Lamentoſo, womit die Italiener jede ihrer weicheren Empfindungen zu begleiten pflegen. Es iſt ein Klagen, ein Händeringen, ein Seufzen, ein Ach und Weh, das mich immer auf jene kleinen italieniſchen Winkeltheater verſezt hat, wo die drolligſten Stücke von **Scribe** und **Kotzebue** mit den weinerlichſten Geberden heruntergeſpielt wurden.

---

In der ruſſiſchen Literatur regt es ſich jezt mit Eifer und Lebendigkeit; doch wird es ſchwer fallen, daß ſie ſo bald eine europäiſche Popularität gewinne. Die Ideen, in welchen ſie ſich bewegt, ſind uns nicht fremd. Vaterlandsliebe, Begeiſterung für einen jungen und doch glänzenden

Ruhm, der Stolz auf mannichfache nationale Vorzüge, können in der Dichtkunst niemals ihre Wirkung verfehlen, und dennoch mangelt dieser Literatur Etwas, das ihr allein die Achtung in der gebildeten Welt zu sichern vermag. Die Vaterlandsliebe darf sich nie auf Kosten der Gerechtigkeit geltend machen, die Freude des Dieners, der sich um seinen Herrn verdient macht, und diesem die Rechtfertigung seiner blinden Thaten überläßt, ist eines freien Geistes unwürdig; erst die Unabhängkeit der eigenen Meinung ist es, die die Anhänglichkeit an eine fremde wirksam und rührend macht. Die Einseitigkeit in literarischen und historischen Ansichten wird man dabei nicht einmal den Autoren allein beimessen dürfen, sondern sie einer Literatur zu Gute halten, die nach der Meinung des übrigen Europa nur unter den ungunstigsten Verhältnissen sich entwickelt, der es an der rechten Lebensluft fehlt, und die noch lange wird ringen

müſſen, ehe ſie zu einem unabhängigen Geſichtspunkte gelangt.

Der größte Vorzug der jetzigen ruſſiſchen Literatur beſteht in ihren lebenvollen Sittenſchilderungen; ſie hat darin ſehr viel Nachahmungstalent bewieſen, beſonders erſetzt den Mangel an Phantaſie die feine Auffaſſung ruſſiſcher Charaktere. Sie zeigte uns, daß des Ruſſen durchgreifende Natur die Gutmüthigkeit iſt. Der Ruſſe iſt geſchäftig, ſorgfältig, er ahmt mit Glück nach, er iſt ſo gutmüthig, daß er ſich oft betrugen läßt, ſein Gehorſam iſt ihm eine Pflicht, die ihm nicht die politiſche Nothwendigkeit, ſondern die Religion, und die derſelben befreundete Sitte auflegt, und der er ohne Starrſinn dient.

Die ruſſiſche Literatur liefert bis jetzt nur noch Probeſtücke, Capricen des Talentes, das beweiſen will, es könne ſeine Sache ſo gut machen, wie der Andere. Dieſe Literatur

iſt ein Luxus, es fehlt ihr die populäre Grundlage, und ſie wird dieſelbe ſchwerlich bekommen, wenn ſie ſich nicht mit Ideen und mancherlei tieferen Bezügen ſchwängert; es fehlt dieſer Literatur noch ein gewiſſermaßen dialektiſches und paränetiſches Element. Ich habe nur einen einzigen Zug entdecken können, wo ſich der Autor dem großen Ganzen ſeiner Nation gegenüber denkt, und der die Dichtung als Hebel des inneren Menſchen zu brauchen ſucht, dies iſt **Saogoskin's** Polemik gegen einen Fehler des ruſſiſchen Charakters, den er eine übertriebene Beſcheidenheit nennt. Er tadelt es nämlich, daß ſich der Krieger ſelbſt nach den glanzendſten Thaten nur einen geringen Antheil an dem Ruhme derſelben zuſchreibt, und die Freude des Sieges immer raſch bei ihm verflogen iſt.

Iſt dies jedoch eine Thatſache, ſo kann man den Grund davon nur in der Lage des gemeinen Ruſſen finden. Wer

ſich nur als das Werkzeug eines fremden Willens fühlt, iſt nicht gewohnt, ſich ſelbſt die Früchte ſeiner Anſtrengungen zuzuſchreiben. Man iſt brav genug, ſein Möglichſtes zu thun, wird ſich aber dabei niemals über den Gewinn freuen, wenn man ihn zu ſeinem eigenen Vortheile nicht verwenden kann.

# Biographie.

---

## I.

## Jens Baggesen.

Die Bildungselemente **Jens Baggesen's** waren die Alten und **Kant.** Daher seine Verehrung des **Wieland**'schen Geistes, seine Bewunderung der **Voß**'schen Technik, sein bis zur Andacht gesteigerter Enthusiasmus für die kritische Philosophie.

**Baggesen** hat weder für die deutsche, noch die dänische Literatur etwas Positives geleistet; er gestand selbst, daß seine schriftstellerische Thätigkeit eine Zwangsarbeit war, und sprach von ihr nie anders, als mit einem peccavi. Doch war er ein feiner muthiger Kopf, dem nur Eines zu fehlen schien, die Männlichkeit. Man kann **Baggesen** einen scharfsichtigen Beobachter, glänzenden Redner, gründlichen Denker, zärtlichen Gatten, liebevollen Vater, theilnehmenden Freund, aber keinen Mann nennen. Er stand den Eindrücken der edelsten Art offen, wußte Liebe und Achtung eben so wohl zu empfinden, als selbst zu empfangen — (das Letztere wird immer schwerer sein, weil mehr Kunst dazu gehört) — er gab sich den erhabensten Zwecken mit vollem Eifer hin, doch fehlte ihm jener männliche Ernst, der des Augenblickes mächtig ist, um die Zukunft Eigenthum zu nennen, jenes nil admirari, das in den

Wonnen des Entzuckens mehr findet, als den Kitzel der Einbildungskraft.

Als ein ſchwankender und in Extremen ſich bewegender Charakter beſaß **Baggeſen** ſehr viele Eigenſchaften nicht, die man an ihm zu finden glaubte; die wenigen, die er wirklich ſein nennen mochte, ſah man entweder nicht, oder glaubte ihrer nicht zu bedürfen. Er war begeiſtert für die Idee der Menſchheit, für **Kant's** unſterbliche Entdeckungen, für die erhabene Sache der Revolution; aber dies war bei ihm keine tiefe, dynamiſche Lebensenergie, ſondern ein Curioſum, das die hohen Kreiſe unterhielt, in welchen er ſich bewegte. Ohne es zu wiſſen, ſpielte er die luſtige Rolle eines Hofdemagogen. Die Prinzen, Miniſter und Grafen vergaben ihm ſeinen Demokratismus, weil er ein angenehmer, witziger Geſellſchafter war, ihren Frauen artig vorlas, und ihnen Gelegenheit gab, die literariſchen Berühmtheiten

der damaligen Zeit durch ſeine Vermittlung brieflich und perſönlich kennen zu lernen.

Iſt uns von ſeinen Söhnen nicht die Herausgabe des handſchriftlichen reichhaltigen Nachlaſſes verſprochen worden?

## II.

## Johann Benjamin Erhard.

Wenn die Menſchen lieber geachtet und geehrt ſein möchten als geliebt, ſo würden wir weniger Philoſophen und mehr Weiſe haben. Weil man lieber mit den Herzen als mit den Köpfen der Leute im Verkehr ſteht, ſo hütet ſich der Philoſoph, ſeine Lehren auch in den inneren Organismus ſeines Lebens aufzunehmen. Der Satz vom kategoriſchen Imperativ wird Niemanden finden, den er nicht zur

Verehrung ſeines Entdeckers gezwungen hätte; aber ein verkörperter Imperativ, eine Perſönlichkeit, die nichts als Geiez und praktiſche Vernunft iſt, erſcheint nur den Wenigſten liebenswürdig. So ging es dem Philoſophen und Arzte **Johann Benjamin Erhard.**

Die von **Varnhagen von Enſe** herausgegebenen Denkwürdigkeiten deſſelben, geben uns ſowohl einen Begriff des unglaublichſten Stoicismus, wie der eigenthümlichen Berührung, in die ein ſolcher mit ſeiner Umgebung kommen muß.

Hätte **Erhard** gewußt, daß ſich eine Welt ſchaffen ließ, die beſſer wäre, als die vorhandene; er würde ſich wohl die Kraft zugetraut haben, ſie zu ſchaffen. Wer war dieſer Mann, der von ſeinem Willen eine ſo hohe Meinung hatte?

**Erhard** war nach dem Anſtiften ſeines in Nürnberg

angeſeſſenen Vaters nicht für die Wiſſenſchaft beſtimmt, er betrieb das väterliche Gewerbe, und widmete die Stunden der Muſe der Beſchäftigung mit philoſophiſchen und mathematiſchen und in deren Verſtändniß einſchlagenden Disciplinen. Seine Begeiſterung für Philoſophie iſt ſo groß, als der moraliſche Stolz, da er ſeinen Gegenſtand bezwungen glaubte. Thränen der höchſten Wonne ſtürzten ihm auf **Kant's** Kritik der praktiſchen Vernunft, die er nach ſeinen Studien über **Wolf** und den mathematiſirenden **Lambert** zu Geſichte bekam. Hier lernte er, daß er Belohnung und Strafe für ſeine Handlungen nur von ſich ſelbſt zu erwarten habe, er erkennt keinen Richter außer ſich ſelbſt, und Gott ſei kein Stümper, der an ihm noch Etwas nachzuflicken fände. Sein ganzes Leben iſt eine Hymne auf die Autonomie der Vernunft. Er erkannte den Werth des Menſchen nicht eher an, bis er zu dieſer Selbſtbeſtimmung das

Bewußtſein ſeiner Würde geſteigert hatte. So ſchwärmt er, ein ächtes Kind ſeiner Zeit, die in die nüchternſte, ſchalſte Wirklichkeit ſich ausgelacht hatte, für das Ideal der Menſchheit, lebt, wie Marquis Poſa bei **Schiller**, nicht ein Bürger dieſes Jahrhunderts, ſondern derer, die noch kommen werden. Sein Sinnen und Denken geht auf Errichtung allgemeiner Menſchenbündniſſe zur Erreichung dieſes hohen Ziels.

Bei Männern mochte es ihm nicht gelingen, darum zog er die Weiber in ſein Intereſſe. Bald ſcheint ihm Jungfer H. jene Anlagen zu beſitzen, die zur vernunftgemäßen Leitung aller Wünſche und Begierden brauchbar ſind, bald, wenn ſich dieſe über die philoſophiſche Erziehung in ihren Geiſtesbildner unvermerkt verliebt hat, Jungfer K., bald eine Andere, ſo in Nürnberg das ganze Alphabet durch. Ja noch mehr! Noch in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre

errichtet er, in der Voraussetzung, daß Pfaffheit und Verfolgungsgeist auf der einen, Aberwitz und Charlatanerie auf der andern Seite sich in das Regiment der Welt getheilt haben, und zumal durch Weiber, bei denen freilich der Aberglaube immer ihre beste Pflanzschule gefunden hat, ihre Herrschaft zu gründen suchen, errichtet er in Gedanken, nicht ohne Aussicht auf endliche Ausführung, einen Bund unter Frauenzimmern auf Leben und Tod. Für die eigentlich esoterisch Eingeweihten verlangt er aus folgenden Stücken bestehende Aufklärung: 1) Freiheitssinn und Weltkenntniß; 2) für Nichts Achtung als für Vernunft, und 3) Kenntniß der Medizin, wie man es an unserm Geschlecht erwartet, besonders aber Kenntniß der kosmetischen Mittel. Eine zweite Klasse brauchte nur bis zur natürlichen Religion aufgeklärt zu seyn, auch würde man ihnen Kosmetika entdecken. Nur die folgenden, bis auf fünf herabgeführten

Klaſſen verlange man immer nur Vorbereitung für die nächſt vorangehende: in die lezte Klaſſe brächte man leichtſinnige und abergläubiſche Perſonen.

Mit der Liebe ging es dem jungen **Erhard** immer ſo, wie den meiſten jungen Leuten, daß ſie nicht die Geliebte, ſondern die Liebe lieben. Die Verhältniſſe, die er mit Frauenzimmern bald anknüpfte, bald abbrach, waren eigentlich Experimentalerotik, wie man ſie nennen könnte. Erſt gab ihm die Liebe Gelegenheit, ſich in ſchriftlichen Aufſätzen zu üben, dann einen praktiſchen Kurſus der Philoſophie zu eröffnen. Die Tugend der Nürnbergerinnen wollte er nicht auf Unſchuld, ſondern auf die Vernunft gründen. Er will die Liebe ſeiner **Wilhelmine** prüfen, und nimmt ſich vor, ſie auf drei Wochen weder zu ſehen, noch an ſie zu ſchreiben, er will beobachten, welche Leidenſchaften dies in ihr erregen wird; ſind es Eiferſucht und Unwillen, ſo wollte

er ſie verlaſſen, hält ſie aber mit Sanftmuth aus, nun ſo wird er ſie wieder lieben konnen. „Wehe mir, ſchreibt er an dieſelbe Wilhelmine, wenn mein Herz nicht der Menſchheit, ſondern einem Mädchen angehörte; es war nur Dein, weil ich in Dir die Würde der Menſchheit ehrte!“

**Erhard** ſtudirte als Autodidakt in Würzburg Medizin, und promovirte noch vor dem Ablauf der gewöhnlichen Studienjahre in Altdorf. Seine Neigung entſchied ſich aber in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen noch lange immer für das Feld der abſtrakten Philoſophie und theoretiſchen Geſetzgebung. Erſt nach den erneuten Aufforderungen ſeiner Freunde, eine ſeinen Fähigkeiten ſo ſehr zuſagende Wiſſenſchaft nicht zu vernachläſſigen, nachdem er überdies eine mediziniſche Anſtellung in Berlin erhalten hatte, verfolgte er die Arzneikunde mit lebhafterem Eifer, wurde mit **Röſchlaub** ein unermüdlicher Vertheidiger des

Brownianismus, in welchem Streben er ſelbſt von ſeinem Meiſter **Kant** theilweiſe Billigung erhielt.

Inzwiſchen ging die weitere Vollendung der Philoſophie an ihm wie unverſtändliche Barbarei vorüber. Gegen **Jacobi** war er ſchon früh verſucht zu ſchreiben, **Fichte** mit den Saltopriolen des ſetzenden Ichs muſte ihm, der ſchon das Denken nicht anders dachte, als eine Erfahrung, ſonderbar vorkommen, und als eine totale Verirrung, wenn dieſer aller Erfahrung die Realität ſtreitig machte. Die Naturphiloſophie war ihm, einem empiriſchen Arzte, eine Träumerei, ihre Terminologie Tollhauſeſprache. Das lezte Urtheil über Fragen der Zeit, das in dieſen von **Varnhagen** mitgetheilten Briefen gefällt wird, iſt über die griechiſche Sache. Er wolle die Mode mitmachen, ſagt er, da man von kultivirten Leuten verlange, Griechenfreund zu ſein, doch ſo viel wiſſe er, die Griechen ſeien an ihrem

Schickſale ſelbſt Schuld geweſen; hätten ſie im zwölften Jahrhundert ſtatt der Klöſter Schulen angelegt, und die Aufklärung ſtatt des Aberglaubens befördert, ſo würden ſie nie unter die Herrſchaft der Türken gerathen ſein.

Aeußerſt wohl thun in dieſen Briefen die Bekenntniſſe einiger Freunde und Freundinnen, welch einen milden, ſegensreichen Einfluß die Schriften **Jean Paul's** auf ſie gemacht hätten. In dieſen matten Tagen, wo ſo wenig friſche Lebensquellen ſprudelten, und die meiſten aus ihren reizenden Kämpfen um die Verwirklichung eines höhern Ideals nur deſto tiefer in die troſtloſe Leere des Daſeins zurückſanken, erſcheinen ihnen jene Bilder wie Erquickung, und ſie fühlen ſich menſchlich berührt durch die milden Geſtalten der **Jean Paul**'ſchen Phantaſie. Männern, wie **Herbert**, dem die Sehnſucht nach dem Ende dieſes Lebens ſo zur Leidenſchaft wurde, daß er es durch freiwilligen

Tod beſchleunigte, auf dem der Jammer der unbefriedigten Wiſſensluſt ſeiner Zeit wie ſtarrer, kalter Winter laſtete, laben ſich an jenes Mannes ſtiller, glückſeliger Welt, und fühlen ſich ſtark genug, gegen Erhard's kalte Verketzerung ihren Tröſter zu vertheidigen. Erhard war in den lezten Tagen ſeines Lebens in ganz Berlin als ein Sonderling bekannt, mit dem ſich nur höchſt bedenklich umgehen ließ.

---

## III.

## Hamann und Jacobi.

Man hat Hamann einen Pan genannt, wie Sokrates von Alcibiades mit ähnlichem Vergleich belegt wurde. Es iſt bekannt, daß die ſpätern Griechen zwei Auffaſſungen dieſer Gottheit unterſchieden, eine myſtiſche und eine mythologiſche. Hamann entſprach beiden. Er war ein Pan

(All) voll innrer Harmonie, aber in ſeiner äußern Erſcheinung Nichts als Diſſonanz und Anomalie, Sturm, Ungewitter, Sonnenſchein. Wem iſt nicht ſeine Spruchweisheit, ſeine ſibylliniſche Weiſſagung, ſein eifernder Dogmatismus bekannt geworden? Im mythologiſchen Sinne war er ein naiver, impurer, ironiſcher Pan, Sokrates Ebenbild. Das Chriſtenthum war für ihn die höchſte Idee. Vor ſeinen ungläubigen Zeitgenoſſen bekannte er ſich zu ihm mit Freimuth und Rückſichtsloſigkeit. Wenn er den Einen eine Thorheit war, ſo mußte er den Andern ein Aergerniß werden. Eine ſolche Aufnahme war für ihn nur erhebend, ſie war ſein Stolz; denn er wußte wohl, wem ein ſolcher Mißverſtand in gleicher Weiſe begegnet war, Chriſto. **Göthe** und **Herder** haben das Verdienſt, auf den einſamen nordiſchen Magus hingewieſen, und ſeine Erſcheinung als eine im Ganzen und Großen zu erfaſſende bezeichnet zu haben.

Die Art, wie ſie es Beide thaten, iſt für ſie ſelbſt ſehr charakteriſtiſch. **Göthe** erklärte ihn, gegen die Geſchichte des Tags genommen, für eine unaufgelöſ'te Diſſonanz, in ſich ſelbſt aber ſei ſein Innerſtes auf die gegenſeitige Wechſelbedingung aller vereinzelten Kräfte begründet geweſen. Man ſieht, er hielt ihn für ein Kunſtwerk. **Herder** zog das Geiſtreiche **Hamann's** an, ſeine bunte Naturfülle und Mannichfaltigkeit. Die Schaale, das wirre Gewebe von Kernſprüchen und Wortblumen, die wie Perlen ohne innern Zuſammenhang bei **Hamann** an einander gereiht ſind, ſcheint ſein eignes Bedürfniß am meiſten befriedigt zu haben.

**Hamann** ſtand über ſeiner Zeit, **Jacobi** unter dem Einfluſſe der ſeinigen. Was hinderte ihn, die philoſophiſche Bildung derſelben als ſein vollſtändiges Eigenthum aufzuweiſen? Er übertraf ſeine Zeitgenoſſen an Scharfſinn und Gedankentiefe; aber unaufhörlich trieb es ihn aus dem

Mittelpunkte, indem ſich Andre beruhigten, wieder heraus. Daher iſt ſeine Philoſophie centrifugal, in beſtändiger Anſtrengung begriffen. Was ſo eben das Reſultat der ſcharfſinnigſten Denkoperation war, was nun in vollkommener Klarheit ſeinen Wiſſenstrieb befriedigte; das ſtand ihm bald wieder in unerreichter Ferne, das alte Mühen nimmt wieder ſeinen Anfang, das ewige: Gib mir, da ich ſtehen mag! Daher das Chriſtenthum ſein lezles Aſyl. Die Art und Kunſt **Jakobi's** kann man eine Dialektik des Gemüths nennen, ich meine den Mangel alles Syſtems, das Fragmentariſche des Geiſtreichen, das **Jean Paul** im Intereſſe der Poeſie ſo unerreichbar verfolgte. Nicht nur innerlich waren dieſe beiden Geiſter verwandt, ſondern ſie kamen auch äußerlich durch einen intereſſanten, vor einiger Zeit erſchienenen Briefwechſel in mannichfache Berührung.

## IV.

# Thümmel.

**Thümmel** gehört zu einer Gattung von Schriftſtellern, die jezt ausgeſtorben iſt, zu den liebenswürdigen. Welche Zwecke ſuchen heute die Autoren zu erreichen! Sie wollen die Phantaſie ihrer Leſer mit einer ſchauernden Gänſehaut überziehen; ſie hüllen das Publikum in ihre tollen Erfindungen ein, und ſtürzen vom Nordpol zum Südpol, um in demſelben Augenblicke ſchon wieder beim Aequator zu ſein. Sie ſteigen, wenn ſie Pedanten ſind, auf die Gipfel der Alpen, man lauſcht, welche Worte ſie ihren Entzückungen geben werden, und ſie ziehen **Kant's** Kategorientafel aus der **Taſche**, und beweiſen uns, daß bei der Naturbetrachtung die dritte der höhern Seelenkräfte zweiter Ordnung angeſtrengt werde. Es gibt Schriftſteller, die ſich im

lezten Kapitel ihrer Werke der Unſterblichkeit empfehlen, und im erſten dem Publikum Grobheiten ſagen, wie ſie ſonſt unerhört waren. Ja vor Kurzem hat ein franzöſiſcher Humoriſt erklärt, ſeine Abſicht ſei, der Leſer ſolle ſechsmal ſeine grauſamen verrückten Schilderungen wegwerfen, und ſie das ſiebentemal doch wieder vernehmen. Das ſind unſere Zeitgenoſſen.

Gluckſelige Vergangenheit! Unſere Väter erholten ſich, wenn ſie im Meßkatalog die drei, vier Seiten der neu erſchienenen Unterhaltungsſchriften mit ihren ſchakernden, ſpaßhaften Titeln durchliefen, und wenn ſie dann einen bei den Gebrüdern Jacobäern oder bei Fritſchen herausgekommenen Roman zur Hand nahmen, ſo floß ihnen die Zeit wie ein Strom hin und ſie verdauten noch einmal ſo gut. Dieſer anmuthige, freundliche Verkehr mit dem Publikum iſt jezt außer Mode gekommen. Man will bewundert,

nicht geliebt ſein. Das Genie kennt keine Regel, als ſeine eigenen Sprünge; dieſe gelten für die Geſetze der Schönheit. Wer ſtiege noch herab in die kleine Welt der kleinen Leidenſchaften, der gutmüthigen Wünſche, der beſcheidenen Triebe! Wer vermöchte von der Liebe noch zu ſprechen, wie von einer Erfahrung, die unſer Herz alle Tage macht, von der Liebe, die in den Köpfen unſerer heutigen Autoren eine Fabel geworden iſt, die man am tiefſinnigſten zu erklären glaubt, wenn man ſie mit der Entſagung enden läßt! Wer getraute ſich noch die Räthſel des Platoniſchen Dreiecks auf die einfachſte Art zu löſen, und von gewiſſen Begierden menſchlich zu reden, über die die Fauſt's und die modernen Don Juan's ſo viel Göttliches gefaſelt haben! Ueber den Muſen hat man die Grazien vergeſſen.

Thümmel und Wieland haben allerdings auch in

ihrer Art eine Manier veranlaßt. Die ſchalkhaften Streiche des kleinen Liebesgotts haben ſich ſpäter ſo in's Unendliche gehäuft, daß man kaum noch über ſie lachen konnte. Die Poeſie der Strumpfbänder und der Nachthauben, die Intriguen hinter der Gardine, die komiſchen Eheſtandsſcenen, die unſchuldigen Ehebrüche en miniature, wie lange konnten ſie allerliebſt bleiben? Die **Prätzel**, die **Laun**, die **Langbein** mit ihren grotesken Abenteuern, ihren vom Deck geſtoßenen Paſtoren, dieſem ewigen: Junafer Liesken, weißt du was, komm mit mir in's grüne Gras! wurden auf die Länge unausſtehlich fad. Die Grazie und Anmuth eines **Wieland** ſind in dieſem Bereiche ſpäter ſo unerreicht geblieben, als der Witz und die geiſtreiche Laune **Thümmels**.

**Thümmels** bürgerliche Stellung, die ihn bekanntlich in die nächſten Berührungen mit höchſten und allerhöchſten Perſonen brachte, war für den Charakter ſeiner Muſe

entſcheidend. In einer noch ſo auffallenden Barbarei der deutſchen Literatur, wie ſie theilweiſe das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts zeigte, bedurfte es der ſeltenſten Verhältniſſe, um zu einer ſo ausgezeichneten Meiſterſchaft zu gelangen, wie ſie in **Thümmels** Lebensanſicht und Ausdrucksweiſe unbeſtreitbar iſt. Dieſe Einflüſſe ſeiner Erziehung und ſeines **Umgangs** waren es auch, die ſich bei **Thümmel** mit einer fröhlichen, heitern Laune geſellten, wie ſie allein ein Geſchenk der Natur ſein konnte. **Thümmel** überraſcht uns durch ſeine Kenntniß der fremden Literatur eben ſo ſehr, wie durch ſeine Beobachtungsgabe, die immer die Folge einer ſorgenloſen Erziehung und Lebensweiſe ſein wird. Wie ſchwer wird es den Schriftſtellern jener Periode, ſich von den läſtigen Einflüſſen ihrer Herkunft und ihrer bürgerlichen Lage zu befreien! Bei den Flügen ihrer Phantaſie klebt ihnen immer noch etwas Telluriſches an den

Füßen, ſie zupfen ſich verlegen an den Manſchetten, wenn ſie in den Tempel der Muſen treten, und können bei allen Gerichten, die ſie, an die Tafel der Himmliſchen gezogen, genießen ſollen, einen hartnäckigen Beigeſchmack von Kartoffeln in ihrem Gaumen nicht überwinden. Das ſind Unbequemlichkeiten, von denen man ſich in jener Zeit nicht leicht befreien konnte, und die nur den nicht ſtörten, dem die Vortheile eines höhern Standes zu Nutze kamen. **Thümmel** war ein Bevorrechteter, aber ſeine vorurtheilsfreie Einſicht verhinderte ihn, darauf ſtolz zu ſein. **Thümmel** war in gewiſſem Sinne Ariſtokrat, wenn man ſich dieſes Ausdrucks vor der Revolution bedienen darf, aber er ſtand ganz auf der Höhe, die Schwächen der höhern Stände zu beobachten, und beſaß den für jene Zeiten ſeltenen Muth, dieſe mit oft herbem Spott aufzudecken. Seine geiſtreiche Wilhelmine iſt der beißendſte Spott auf die

damaligen Höfe mit ihren Maitreſſen, Intriguen, Feſtivitäten, Kammerherren, Hofmarſchallen. Er zeigt uns die komiſche Seite davon, während **Schiller** in Kabale und Liebe die tragiſche zeigt. Auf dieſem politiſchen Gebiete wird **Thümmel** zuweilen bitter. Sonſt liebt er zu ſpielen; ſein Humor kämpft nur mit den leichteſten Waffen. Er wirft ſo viel Blumen über den Gegner, bis dieſer erſtickt. Wenn **Thümmel** anfängt, ſich luſtig zu machen, ſo iſt es gewöhnlich über ſich ſelbſt. Er nennt ſeine Satyre einen Hund, der von der Kette gelaſſen, ſeinem Herrn zuerſt in das Bein fährt.

Die Inokulation der Liebe iſt ein Scherz in dieſer anmuthigen, verblümten Manier, die ſpäter ſo viele ungeſchickte Nachahmer gefunden hat. Auch hier, wie überall bei **Thümmel**, wird das bewußtloſe, naive Pflücken und Koſten der verbotenen Frucht mit unübertroffenem Reize

geſchildert. Eben ſo einfach iſt die Situation in **Thümmels** berühmter **Wilhelmine**. In dieſem durch den geſchmackvollſten Styl ausgezeichneten proſaiſchen Heldengedichte herrſcht dieſelbe Diskretion des Stillſchweigens, derſelbe Zauber der Andeutung in Verhältniſſen, die um ſo anziehender ſind, je weniger man ihre nackte Wahrheit aufdeckt. Nichts kann jene Zeit, wo man durch die Schürze der gutsherrlichen Kammerzofe zu einer Pfarre und zur Superintendur gelangen mußte, mehr veranſchaulichen, als dies Meiſterſtück der komiſchen Muſe, das durch die Affektation der **Homer**'ſchen Erhabenheit einen blendenden Effekt macht.

**Thümmels** Hauptwerk iſt die Reiſe in Frankreichs mittägliche Gegenden, die Reiſe eines Hypochonders, eines ſchlechten Verdauers, der ſich und ſeine Laune und ſeinen Magen durch die Sonne und die Weine und die Mädchen Frankreichs heilen will. Hier hat **Thümmel** alle Schleuſen

ſeines reichen Geiſtes geöffnet. Seine Bemerkungen über die Sitten der Zeit, Schilderungen reizender Gegenden und gefälliger Charaktere wechſeln mit den anziehendſten Epiſoden ab, mit ſatyriſchen und verliebten Paſſagen, mit den drolligen Abenteuern, die ihm entweder wirklich begegnet ſind, oder die er mit erfinderiſcher Kunſt erſonnen hat. Ich habe bei dieſem Kleinode unſerer Literatur nur zwei Wünſche niemals unterdrücken können, den einen um eine größere Kürze gegen das Ende hin, und den andern um Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt und das reizendſte Geſchöpf ſeiner Phantaſie, gegen **Klärchen von Avignon**. Unſre Neueren ſind noch alle an der Aufgabe, die weibliche Unſchuld zu ſchildern, geſcheitert, einer Aufgabe, die der unkeuſche **Thümmel** durch die Darſtellung ſeines Aufenthalts in Avignon längſt gelöſ't hat. Klärchen, das katholiſch-fromme Klärchen, deſſen höchſte Wonne das

Strumpfband der Mutter Gottes, ein Auktionsſtück, iſt, dürfte unter allen von der Phantaſie eines Dichters gebornen weiblichen Weſen das einzige ſein, dem gegründete Rechte auf die Myrtenkrone der Unſchuld zuſtehen. Warum hat **Thümmel** an dieſen kindlichen Engel, den er mit lüſterner Verführung umflattert, ſelbſt nicht glauben wollen? Warum hat er dieſen himmliſchen Zauber zerſtört und aus Dem Verſtellung gemacht, was ein Triumph der reinſten Natur war? Dieſer Mißgriff hat ſich an dem Dichter gerächt. Die Reiſe verliert ihr Intereſſe, nachdem Klärchen für ein trügeriſches Phantom erklärt iſt, viele Partieen ſind langweilig und **Thümmel** muß ſeine ganze Laune aufbieten, den erzürnten Leſer wieder zu verſöhnen.

## V.

## Fichte.

Die meiſten Moralphiloſophen (und **Fichte** war nur ein Moralphiloſoph) haben die Prinzipien des Handelns eher aus dem Monde deducirt, als aus den entweder an ſich ſelbſt, oder an Andern erkannten Bedürfniſſen, nicht nur zu handeln, ſondern auch recht zu handeln. Von Ariſtoteles moraliſchem Juſtemilieu an bis auf **Kant's** kategoriſchen Imperativ läßt ſich vergebens ein Moralprinzip auf die Quelle eigener Erfahrung zurückführen. Will man die Glückſeligkeitstheorien nennen, ſo zeigen uns dieſe den Philoſophen nur leidend und empfangend, alſo nicht einmal als **Mann**. **Fichte** erſt huldigte der höchſten Autorität der Philoſophie auf beidem Wege, nicht nur, daß er ſeinem Drange und Triebe nach offener Bewährung ſeiner Kraft

die Weihe rationeller Wahrheit verlieh, sondern daß er auch später im vollen Besitz seiner Lehre jede Regung der Leidenschaft, jeden Wunsch des Herzens an sie verwies, und Nichts thun wollte, was ihm sein Gesetz zu thun nicht gebot. Und diese Beruhigung und innere Rechtfertigung wird ewig das Wahre im Bedürfniß zur Philosophie bleiben, gleichviel ob sie in dieser bestimmten Form gerade Diesem oder Jenem oder Allen genügt, wenn es sich nur um ein Gesetz handelt, in dem man sich selbst, die eigensten Bedürfnisse seines Herzens als Initiative und constituirende Gewalt wieder erkennt.

Erst nach mannichfaltigen Erfahrungen, die ihm sowohl ein tiefbewegtes inneres Leben, als die großartige Geschichte seiner Zeit darbot, kam **Fichte** zu den Elementen einer Lehre, die er später zu einer bewundernswürdigen Consequenz erhob, so daß er ihr seinen eigenen biedern und

geraden Sinn aufzuprägen ſchien. Sein Ich, das in der Geſchichte der Philoſophie den Uebergangspunkt neuerer Entwickelungen bezeichnet, hat ſich längſt, ich möchte ſagen, Antitheſis des Nichtich gebrochen. Doch, was aus den welken morſchen Trümmern dieſer geſunkenen Himmelseiche als gerettetes Samenkorn ſich erhalten hat, iſt Etwas, das ſeine Gegner zwar ſchon längſt in jener Totalperſon verſteckt glaubten, es aber als das Fichte'ſche nicht zu ehren wußten, nämlich das beſcheidene Ich des Individuums. So werden die Formen und lezten Gründe unſerer Handlungen wie welke Hüllen und Schaalen immer zurückgelaſſen, die Geſchichte kann nur über Thaten und ihre Folgen Gericht halten. —

Fichte fand in ſeinem Leben vielfache Gelegenheit, die eiſerne Beharrlichkeit und Ausdauer ſeines Muths zu bewähren. Nicht nur ſeine perſönlichen Schickſale, die

ganzliche Verlaſſenheit ſeiner Jugend, getäuſchte Hoffnungen, nicht anerkannte Verdienſte, vereitelte Lebenspläne, die Unbillen während ſeiner Jenaer Profeſſur, ſeine Entlaſſung und ungewiſſe Lebensausſicht, ſondern auch das öffentliche Unglück der Zeit ertrug er mit einer Faſſung und Mannlichkeit, die den Beweis führen konnte, daß eine jede Lehre in dem Gemüthe Deſſen, der ſie zu dem innerſten Nerv ſeiner Lebenskraft zu machen verſteht, das Siegel und Gepräge ihrer Wahrheit findet. **Fichte** gehört zu den wenigen Erſcheinungen im Gebiete der deutſchen Literatur, die die bewegten Räume der äußern Welt als die rechten Meditations- und Studien-Oerter anerkennen. Man weiß nicht, ob man mehr dieſe erhabene Sehnſucht, durch Wort und That für ſeine Zeit zu wirken, ſchon in ſeinen erſten Aeußerungen bewundern, oder einen Schauplatz anklagen ſoll, der ſo wenig geeignet war und noch iſt, die Energie des

Einzelnen durch großartige Verhältniſſe zu entzünden, und dem Feuereifer Stoff und Nahrung zu geben.

Solche zurückgeſchlagenen Kräfte haben ſich daher zu allen Zeiten an den Theil des Volkes zu wenden geſucht, der jedem Eindrucke offen ſteht, und der Annahme fremder Einflüſſe weder ſchon Anerzogenes, noch einen freien Willen entgegenſtellen kann. Plato konnte die Ideen ſeiner Republik nur durch die planmäßige Erziehung ihrer Stände verwirklicht ſehen; das Chriſtenthum wandte ſich am erfolgreichſten an Weiber und Unmündige; Rouſſeau annullirte ſämmtliche dem Menſchen ſeiner Zeit anerzogenen und angelehrten Prädikate, Kenntniſſe und Fähigkeiten, und zog ſich in die Anfänge aller Menſchenbildung, in die nackte Unſchuld zurück.

Von derſelben Nothwendigkeit war Fichte nach Peſtalozzi's Vorgang für Deutſchland ergriffen, und zur

Ausführung ſeines Zieles mußte die tiefe Schmach des Vaterlandes, das gänzliche Dahinſchwinden jeder Hoffnung auf eine Verbeſſerung der allgemeinen Lage aus eigener Kraft ein ſpornender Antrieb ſein. Man wird von Bewunderung für den edlen Mann und tiefſter Rührung hingeriſſen, wenn man in ſeinen Reden an die deutſche Nation die Aufforderung an Deutſchlands Fürſten lieſt, ſich perſönlich dieſem Plane einer totalen Bildungsreform zu ſtellen. Würden ſie ausbleiben, ſo ſolle man zu den Kindern des Bürgers gehen, und verweigere auch der die ſeinen, ſo blieben ja noch die Waiſen und Findelkinder übrig; ſie wurden das Vaterland befreien! Man wird dieſe Ueberzeugung und **Fichte's** Einfluß auf die Begeiſterung der deutſchen Jugend jener Zeit, und namentlich auf die Stellung des Preußiſchen Staates zu ihr, ewig zu ſchätzen haben.

## VI.

## Julius Schneller.

Wie viel kleines Detail gehört doch dazu, daß man einmal aushauchen kann: ich habe gelebt! Aus der von **Ernst Münch** herausgegebenen Biographie **Julius Schneller's** und den ihr angehängten Briefen ſieht man, wie viel fremde und eigene Exiſtenz, wie viel Schickſale und Kleinigkeiten man conſumirt, um zu leben. Wie zerſpaltet ſich hier Alles in Beſuche, Gehen und Kommen, in Audienzen, Briefe und Briefchen, Aerger, Spaß und Spaziergange! Es iſt eine Moſaik von zahlloſen bunten Steinbröckeln, die ſich da zu einem Gemälde zuſammenſetzen muß: es iſt ſo wenig Großes, Erſchütterndes, Schöpferiſches, und doch ſo viel Haſt, ſo großer Mangel an Athem, ſo viel Verwirrung, Thürzuſchlagen und Lärm, daß man erſtaunt, wo

zu all der Lebendigkeit nur die Zeit hergekommen iſt. Iſt das bei uns Allen ſo? Eine Thatſache, die wir nur ſelbſt nicht bemerken, die aber dem Beobachter nicht entgehen kann? Nein, man muß doch Oeſterreich kennen, um ein Leben, wie das hier von **Münch** beſchriebene, zu verſtehen.

Ein Prager, Grazer oder Brünner Profeſſor iſt ein Mann, der in einem ſchwäbiſch-populären Style Bücher geſchrieben hat, die draußen im Reich, was den Inhalt betrifft, immer um ein Menſchenalter zu ſpät kommen. Das hindert aber gar Nichts, daß dieſe Leute nicht im Umgange die erquickendſten Menſchen waren. Sie beſitzen eine unverwüſtliche Liebenswürdigkeit. Wo du ſie haben willſt, da ſind ſie, jede Stunde iſt ihnen recht. Zu dem Thor hinaus? Gut. Nein, da hinaus? Herrlich. Oder vielleicht hier? Charmant. So Etwas gibt es in ganz Europa nicht wieder, am wenigſten in Deutſchland. Dieſe Herren kleiden

ſich nie modiſch, aber immer ſauber; ſie verbreiten um ſich her Kultur und Vergnügen, ſie ſind überall gern geſehen, und wälzen ſich in Bekanntſchaften. Kein Ball ohne ſie. Sie ſelbſt ſind Mode. Man erwartet ſie in den adeligen Häuſern jeden Morgen zur Viſite, und iſt immer gewiß, etwas Neues, Schnackiſches zu hören und aus der weiten Rocktaſche ein ſaubres Buch für die Comteſſe zur Unterhaltung ziehen zu ſehen. Wenn irgend Etwas noch an die Zeit der franzöſiſchen Abbé's erinnern kann, ſo ſind es dieſe öſterreichiſchen Profeſſoren, welche von der Regierung eigens dafür bezahlt werden, daß ſie ganze Städte geſcheidt und glücklich machen.

**Julius Schneller** gehörte zu dieſen Allerweltsmenſchen. Obgleich vom Rheine gebürtig, hatte er doch ganz das ſtereotype Weſen eines k. k. Gelehrten angenommen. Er lachte mit den Lachenden, weinte mit den Weinenden,

machte Witze, rezenſirte die geſtrige Oper, räſonnirte über neueſte Literatur und Zeitungsgeſchichte, war galant, geſchmackvoll, überraſchte die Schönheit mit Blumen und Gedichten, kurz er war in Graz der Mann des Tages, und lief dreimal um den großen Berg, der in der Mitte der Stadt liegt, herum, wenn er wußte, Jemanden damit einen Gefallen zu thun. Die Empfindſamkeit beſuchte er des Nachts, wenn Alles ſchlief, und ſchwärmte mit ihr; dem Unterrichteten ſchenkte er den Beifall, den er verdiente, dem Eitlen gab er einige Lobſprüche, die ihn Nichts koſteten; und das Unzulängliche, namentlich auf den Bretern der Bühne, tadelte er mit Schonung, wie ſehr ſich auch Seydelmann in dem Briefwechſel beklagt. Und das Alles war ohne Serviliſmus und Schweifwedelei; reiner Inſtinkt der Natur, angebornes Umgangstalent.

Zu all der Humanität, zu all den Scherzen und Viencrich-

komischen Komplimenten kam aber leider ein Uebelstand, **Schneller's** Freimüthigkeit, sein Josephinismus. Er haßte die Pfaffen, liebte **Kant**, die reine und die praktische Vernunft, schrieb gegen den Mysticismus, hielt Napoleon für einen großen, den Herrn **von Hormayr** aber für einen sehr kleinen Mann, und **Gentz** war sein Feind. Ich glaube, **Schneller's** ganze Manier war **Gentz**, dem Norddeutschen zuwider. Er hintertrieb die literarische Thätigkeit des Grazer Professors: es kam zu sehr interessanten Debatten, welche im Buche nachzulesen sind. **Schneller** behauptete lächerlicher Weise, **Gentz** sei auf seinen Ruhm eifersüchtig, und übernahm zuletzt eine Badische Professur in Freiburg. Seine Theilnahme an den Vorkämpfen des Liberalismus und besonders an der Berichtigung der deutschen Urtheile über die Julirevolution sind bekannt, und nur dies erlauben wir uns noch hinzuzufügen, was in dem

vorliegenden Buche allerdings nur halb zu finden iſt: **Schneller** war als Menſch der liebenswürdigſte im Umgang, und eine wahre Freude des Daſeins für ſeine Bekannte. Als Schriftſteller ſchrieb er einen lebhaften, oft rhetoriſchen und ſchwulſtigen Styl und gab überhaupt Bücher heraus, welche ſich weder durch Neuheit der Gedanken, noch eine beſondere Tiefe der Auffaſſung, ſondern einzig und allein durch ihre lobenswerthe Tendenz auszeichneten.

## VII.

## Schleiermacher.

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutſchen Männer, welche ein in verſchwundenen Zeiten erworbenes Kapital an Ruhm ſorgfältig angelegt haben. Nach

der Julirevolution ſah ſich das Vaterland nach dieſen großen Gelehrten, Weltweiſen und Staatskundigen um, und konnte ſie nicht finden, die ſich mit den Renten ihrer Vergangenheit von dem ernſten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet hatten; allein der Tod forſchte nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte leiſe ſeine Opfer: **Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Paſſow,** und manchen Andern, an deſſen Namen ſich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals knüpfen. Die Greiſenſchaar des deutſchen Ruhms wird immer lichter, und das letzte geheimnißvolle ſchwarze Band, das die einzelnen Häupter zuſammenhält, zieht ſich immer enger zuſammen.

Und wie ſie hinſterben, dieſe hehren Geſtalten — ſehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo iſt der Schmerz, dem es ſich hingebe ungetröſtet? Wo die Thräne, die ein vertrauensvolles Wort ſtillen

konnte? Kein Schmerz, keine Thräne; nur ein ſtummer Schauer.

Aber in dieſer Sprachloſigkeit liegt noch mehr, als in der Apathie, die am Grabe **Göthe's** ſtand. **Göthe** war einem Theile ſeiner Zeitgenoſſen längſt verſtorben; er hatte ſie durch ſein langes Leben bereits ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieſer mächtigen Geiſter, welche in den früheren Tagen aus ihren der Wiſſenſchaft geweihten Muſeen herausgetreten waren, und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, ſchützen, die ihr hatten ſiegen helfen! Lebten dieſe Männer noch, als ihre einſt ſo feurigen Zungen plötzlich verſtummten, und die beredteſten Worte auf ihnen erſtorben waren? Da war das verworrene Deutſchland, da hatte ſich die Jugend an ihre Lehrer wollen anlehnen, dieſelbe Jugend, welche ſich ſpäter tollkühn in die Gefängniſſe ſtürzte? Wer wußte ſie, als ſie noch nicht reif waren, zu lenken?

Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geiſtes ſein, und entarteten ſie da nicht erſt, als ſie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht läugnen, daß ſeitdem eine entſchiedene Lauheit gegen unſere Notabilitäten eingetreten iſt. Sowohl Diejenigen, deren Schülerſchaft ſie nicht duldeten, als jene Andern, denen ihre Weigerung und Inkonſequenz zu Gute kam, beide Parteien gaben dem alten Ruhme wenig Gehör, und man kann ſagen, daß dieſe Erfahrung den Meiſten an's Leben gegangen iſt.

**Schleiermachers** innere Kraft ſchien unzerſtörbar, und doch waren namentlich für ihn die Ereigniſſe ſeit der Julirevolution Todesſtöße. Wie felſenhart **Schleiermachers** Charakter war, ſo reichte ſeine Kraft doch nur aus, ſich ſelbſt zu beherrſchen. Die Begegniſſe zerrütteten ihn, nicht, weil er ſich dem Schmerze unmännlich hingab, ſondern weil er ihn fühlte, weil er ihn nicht wegläugnen konnte, eben

ſo wenig, wie jene theologiſchen Begriffe, an die er nicht glaubte, und die zu widerlegen er doch ſo viel weitläuftige Dialektik ausſpann.

Wer mit **Schleiermacher** je in Berührung gekommen iſt, wird immer bereit ſein, zuerſt von ſeinem centripetalen, unverrückten Verſtande zu ſprechen. Um ſein ganzes Weſen hatte ſich die logiſche Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerſtöreriſche, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menſchen ſeiner Natur eine immer wiederkehrende Erſcheinung iſt, ſo hatte er bei aller logiſchen Iſolirung doch ein moraliſches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorſchein gekommen iſt, wohl aber in den geheimen Saiten ſeines Weſens wiedertönte. Wer ihn in den drei lezten Jahren ſeines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Wehmuth bezeugen

können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung her, oder um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes riß die Schleußen fort, welche noch die Gefühle und Selbstgeständnisse eines, vielleicht wußt' er selbst nicht wie, gebrochenen Daseins zurückdämmten. Es war eine kleine Gemeinde, die er noch zu elektrisiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er seitdem immer mit dem Gefühl einer Verklärung und eines Bedürfnisses der Mittheilung getreten ist. Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei dem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn eben so vernichtete, wie sie ihm wohlthat. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerke weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen

müſſen, daß er des Troſtes bedurfe und der künſtliche Bau einer ſtolzen Vergangenheit bricht morſch zuſammen. **Schleiermacher** predigte ſeitdem mit einer rührenden Freudigkeit in ſeiner Kirche. Die Anlage ſeiner meiſterhaften Vorträge war ihrem Schematismus nach zwar dieſelbe geblieben, aber Ton, Haltung, die ganze Auflöſung ſeiner dialektiſchen Räthſel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte ſich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß **Schleiermacher** die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verluſt ſeines Sohnes und die Ahnung ſeines eigenen Todes zu einer ſolchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, welche ſie außerdem zum größten Theil in einer Wendung ſeiner theologiſchen Studien und Reſultate erklärt finden wollen. Es iſt wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, ſeinen hartnäckig

gegen die Domagende geführten Kampf fallen laſſen zu müſſen, ferner die kurz vor der Julius-Revolution vorgefallene Halle'ſche Denunciation, welche die Einmiſchung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht ſelbſt die erneute Ausgabe ſeines Syſtems der chriſtlichen Glaubenslehre mit all den kritiſchen Ungelegenheiten, welche in Deutſchland die Erſcheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es iſt wahr, daß ihn die theologiſche Parteiung, die Appellation an die Laien, die rückſichtsloſe Abſonderung in rationaliſtiſche und ſupernaturale Syſteme, und das Drängen der Umſtände, ſich auf irgend eine Seite hinzugeben, in trübe Stimmung verſetzte. Allein wir glauben an keine Inkonſequenz theologiſcher Meinungen bei einem Gelehrten, der in ſeinen erſten Schriften, in ſeiner erſten Begrüßung des deutſchen Publikums ſchon all die Keime ahnen ließ, welche ſpäter zu

bewundernswürdiger Vollendung gedichen, und noch weniger bei einem Philoſophen, in deſſen dialektiſchen Prinzipien ſich keine Momente der Ruhe und der ſtarren, dogmatiſchen Abſchließung vorfinden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen, und doch reſignirenden, die Welt oefernden Chriſtenthums, die wir in **Schleiermacher's** lezter Kanzelwirkſamkeit finden, hatte einen tiefern Grund, und hing mit den Bemerkungen zuſammen, welche dieſe Worte des Gedächtniſſes eröffneten.

Die Begebenheiten der drei lezten Jahre paßten nicht mehr in die Berechnung, welche auch **Schleiermacher** von ſeinem Leben gemacht hatte. Es ſtörte ihn, wenn man ihm oeffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Parteien nicht citirt ſein, und widerrief ſogar oeffentlich eine Nachricht, welche ein franzöſiſches Blatt uber ſeine politiſche Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten

in der preußischen Staatszeitung. All die früheren offiziellen Mißverhältniße waren in der That gehoben, seine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, **Schleiermacher** wurde bei Hofe gern gesehen, und seines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraschende Auszeichnung. **Schleiermacher** hatte die Wendung, welche die jüngste Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er stand den Tendenzen des Tags mit offenem Bekenntniß gegenüber. Allen seinen öffentlichen Vorträgen gab er von jezt an eine Richtung, welche sich entschieden gegen das Drohende, Nächste, wandte. Er mag nicht so weit gegangen sein, wie **Niebuhr**, der eine neue Barbarei fürchtete, aber **Schleiermacher** sah ein, daß die Zeit Nichts mehr für ihn thäte. Die Impulse, welche das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit seinen ideellen Bestrebungen in gar keiner Verbindung stand. Das Terrain hatte sich

verändert, die Fragen waren auf eine verbrecherische Spitze getrieben, alle Voraussetzungen, unter denen ein Mann, wie **Schleiermacher** noch hatte wirken können, waren in der Hast des Augenblicks eingestürzt. **Niebuhr** fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forschungen der Gelehrsamkeit haben: **Schleiermacher**, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menschlichen Herzens, nach Liebe, Vertrauen, Treue vergeblich fragen. Dies ist der Schmerz, der den Verstorbenen in seinem lezten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er sich an das Christenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil seiner Vorträge beendet hatte, und zur Schlußfolgerung und Exhortation an seine Zuhörer überging. Er frug nicht, wo ist Plato, wo sind Sokrates und Christus? Wo sind die Thatsachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals

in unmittelbarer Berührung ſteht. Aber die Brücken, welche vom Einen in das Andre führten, ſah er überall abgeriſſen, er verzweifelte, an den übermüthigen Intereſſen des Augenblicks einen Geſichtspunkt zu entdecken, der eine Ausſicht in die höheren Regionen der Humanität öffnete; er reſignirte, ſchloß Auge und Ohr und flehte eine Gemeinde mit Thränen an, Nichts zu thun, als zu reſigniren, Aug und Ohr zu ſchließen. Seine Rede gewann in ſolchen Augenblicken einen hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie ſeit Jahrhunderten den Namen Chriſti verhüllt hat, zur Seite liegen, und trat mit faſt ſchwärmeriſcher Zuverſicht der unmittelbaren Erſcheinung des Erlöſers immer näher, bis er (und ſo ging ſeine Hingebung in ein dogmatiſches Bedürfniß über) in des Gottmenſchen Leibhaftigkeit, Perſönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferſtehung ſah, ſchwelgen konnte.

**Schleiermacher** ſtand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur Chriſtus rettete.

Ich kann hier nicht unterlaſſen, noch einen beſondern, tiefen, zerſtörenden Eindruck zu erwähnen, den auf **Schleiermacher** eine traurige Erfahrung der Tagsgeſchichte machte. Wie er ſich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Intereſſen werde bewegt werden, ſo ſchien ihm die Cholera gerade eine ekelhafte Konſequenz dieſer Richtung, ein Einbruch telluriſcher Kräfte, eine dämoniſche Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der ſiegenden unmoraliſchen Tendenzen gehe. Man kann wohl ſagen, daß Wenige das gränzenloſe Unglück der Cholera ſo tief empfunden haben, als **Schleiermacher**, den ſeine Stellung als chriſtlicher Lehrer zwang, auf den blaſſen, ermattenden Gedanken der Seuche öfters abhandelnd einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere

Uebel, gegen welche ſich die Menſchheit wohl zu wappnen verſteht, aber die Cholera, dieſer ſchmuzige, ekle Tod, die Hilfloſigkeit, mit der man ſie erwartete, der peſtartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine faſt höhniſche Reaktion der Materie gegen die Idee, eine Konſequenz des Zeitgeiſtes und ſeiner leichtſinnigen Orgien. Von dieſer ſchmerzhaften Ueberzeugung waren ſeine öffentlichen Vorträge wehmüthig durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf ſeine ſaubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerſtand zu leiſten, und fand nur Troſt in jenem lezten Grunde, deſſen wir ſchon Erwähnung thaten. Es war dann zuweilen eine lächelnde, ſeinen Thränen ſich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, die Seuche, die Menſchen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß ſie ſich unter

einander Beiſtand leiſteten, und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies iſt ein Beiſpiel ſeiner lezten Dialektik. Männer dagegen, welche noch den Muth beſaßen, jeder Erſcheinung des Lebens in's Auge zu ſehen, welche in der einbrechenden Aufregung ein Geſetz der Nothwendigkeit fanden, und in allen Ausſchweifungen der Leidenſchaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Lebensluſt, das freudige Vertrauen, der Siegesjubel der Jugend hielt ſich ſeitdem von **Schleiermacher**, dem zerſtoßenen Rohre, entfernt. Seine Hilfloſigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr ſein Leben und ſein thätiges Chriſtenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in ſeiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der Starke, zulezt ermattend, erſchlaffend. —

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerſpruch zu kennen, der gegen dieſe Darſtellung **Schleiermacher's**

von ſeinen Schülern, ſeinen Umgebungen, ſeinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben iſt. Allein es war uns nicht darum zu thun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, ſondern ihn als ein Glied der ſich immer mehr löſenden Kette unſerer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmenſch war, um ſich in ſeine wiſſenſchaftlichen Gebäude zurückzuziehen, ſondern der mit der Zeit fortlebte, ja ſelbſt auf ſie eingewirkt hatte. Wenn ſpätere Zeiten ſich auf **Schleiermacher** berufen, ſo iſt es wichtig, die verſchiedenen Geſichtspunkte zu kennen, unter welchen derſelbe ſcheint aufgefaßt werden zu müſſen.

## VIII.

## Jahn.

Die neuerlich erſchienenen Denkniſſe eines Deutſchen konnten auch Memoiren eines Ungeleckten heißen, oder eines Bären, oder Memoiren eines Bierſchröters. Nur; es ſind Anekdoten oder Läuſchchen aus dem Leben des alten Gymnaſten und ewigen Gymnaſiaſten **Jahn**. Er kann nicht Ruhe halten, der Alte. Er will noch immer mitmachen. Verdient er es? Nein, er iſt ſich ſelbſt untreu geworden und ſeinen Grundſätzen inconſequent. Denn hör' es, Deutſchland, **Jahn**, der Mann der Natur, des Urwalds, der Eichelkoſt, **Jahn**, der Teutone, **Jahn**, der Longobarde — ſchnurft, ſchnurft Tabak; recht was man Tabakſchnurfen nennt! **Jahn** ſelbſt fuhlt, wie gewiſſenlos dies gehandelt iſt, und ſein erſtes Wort an die jungen

Hallischen Studenten, welche ihn besuchen, pflegt zu sein: „Stoße dich, Jüngling, nicht an meiner verfluchten Nase! Die ist das einzige Glied meines Körpers, das sich dem Dienste des Vaterlandes entzogen hat. Diese Nase ist für die deutsche Freiheit verloren; denn höre, du Wackerer, ich schnupfe. Warum? Warum? O, ich Jämmerlicher; aber vergib mir, sonst bin ich immer noch der Alte."

Jahn ist ein Mann, der keinen Trost darin findet, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Er muß immer Menschen um sich haben, die ihm beipflichten, die über ihn lachen und seine Muskeln bewundern. So hat er denn auch in seinem Asyl am Harz eine kleine Gemeinde um sich, die den Alten gern schwadroniren hört bei einem Glase Merseburger Biers, des ächten schwarzen Meths der Urzeit; und bei dieser Gelegenheit, an der Wirthstafel, umdampft von den Tabakswolken der Philister, war es denn auch, wo er

ſich das meindeutſche, fremdländiſche Schnupfen, die einzige Inconſequenz ſeines charakteriſtiſchen Lebens angewöhnte. Endlich entſtanden bei dieſer Gelegenheit auch die Geſchichten, welche im vorliegenden Buche mitgetheilt ſind. Denn er iſt voll von Mährchen und Geſchwätz aus Schill's und Dörnberg's Zeit, der alte Ulrich, und ſpricht davon, daß den Phäaken um ihn her die Pfeifen ausgehen.

Die drei Fahrten des Buches ſind nun an ſich ohne alles Intereſſe. Niemand anders dürfte ſie nacherzählen; denn ſie kommen auf gar nichts heraus, als daß ſich Jahn im bloßen Halſe, mit dem ſchwarzen Rock der wilden Jagd und ſeinem unvergeßlichen viereckten Geſicht (das man leicht nachahmen kann, wenn man ſich an den Spiegel ſtellt und die beiden Backen mit der Hand herzhaft herunterzieht) hier oder dort ſehen ließ: was da gewitzert wurde und geſtichelt, und wie er dann grob geweſen, den Leuten auf den

Fuß getreten hätte, ohne um Entſchuldigung zu bitten wie er in Harniſch gekommen wäre, wenn Einer, um ſich mit einer Spanierin zu verſtändigen, franzöſiſch geſprochen hatte, und dergleichen eitles Zeug mehr. Und doch lieſt man dieſe Sachen leicht, ihrer Lebhaftigkeit wegen, ihres Ausdrucks und der ganzen barocken Perſönlichkeit, die ſich darin proſtituirt. Merkwürdig iſt die Wichtigkeit, die er auf ſeine Perſon legt: er behauptet, daß es Napoleon ganz beſonders auf ihn abgeſehen gehabt hätte. Er ſchildert eine Reiſe, die er von Perleberg in's Hannöverſche mit einem Engländer im Jahr 1809 gemacht hat, wobei er ſich das Anſehen gibt, als wäre dies eine Reiſe mitten durch das feindliche Lager, eine Reiſe, die ihm und dem Engländer das Leben hätte koſten können. Dies iſt eine Wichtigthuerei, die im Leben unausſtehlich ſein müßte, hier aber in der Erzählung nur lächerlich iſt. Alle Augenblicke ſteigt

er aus dem Wagen heraus, horcht und lauscht, legt sich auf die Erde, lenkt in Seitenwege ein, streut tausend Lügen auf den Stationen aus, mitten in der Nacht springt er aus dem Fenster des Gasthauses, und läuft drei Meilen weit, um einen Paß zu holen, der gar nicht nöthig war, und kommt schweißtriefend zurück, schläft nicht, kurz diese unsinnigen Faxen machen das gefahrlose Abenteuer spaßhaft. Kein Mensch ist da, und **Jahn** summt immer das **Körner**'sche Lied: „Feinde ringsum!"

Wer **Jahn** gekannt hat, muß gestehen, daß er in den kleinen Details der Existenz ungemein bewandert war. Er war voller Listen und Schliche, um Aepfel aus einem Garten zu stehlen, über verbotene Zäune zu springen und Reißaus zu nehmen, wenn sich der Gärtner zeigte. **Jahn** kannte das Einzelwesen der Wirthschaft. Er hatte die Hunde belauscht, wie sie es machen, wenn sie Knochen benagen,

oder in Butterſchnitte einbeißen. Er wußte wie Kanarienvögel aufgezogen werden, wie man ſie behandelt, wenn ſie die Darre haben, und wie Hecken einzurichten ſind zwiſchen Hänflingen und Grasmücken. Er kannte alle die techniſchen Ausdrücke von Küche, Keller, Handwerken, und war ein Meiſter in der Nachahmung und im Probiren. Es liegt etwas vom Mutterſöhnchen und, wie man bei mir ſagt, vom Topfflicker in all dem Vandalismus, mit welchem ſich Jahn brüſtete. So war er in den ideellſten Erbären ordinär, kleinmeiſterlich, ſchülerhaft und eigenſinnig. Er zog Alles in's Handwerk herunter. Er wollte bei großen Dingen entſprechen, und legte Werth auf Kleinigkeiten, auf einen Ausdruck, der ihm dabei nicht der rechte ſchien; auf die Stellung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die der Andre hatte; auf Miene und Grimaſſen. Da verfehlte man es bald, wie man ſich auszog, bald wie man ſich anzog,

wie man ſtand, wie man ging, es war eine ewige Makelei und ein ſchulmeiſterlicher Pedantismus mit ſeinem Formweſen, daß es immer Zank und biſſige Redensarten gab. Für einen genialen und feſten Charakter war auch gar kein Auskommen mit ihm. Dies ewige Halloh! und Beſſerwiſſenwollen, dieſer abſcheuliche formelle Dünkel, dies Lauern, ob man ſich nicht auf einer Sünde gegen die Aſfektion der Turnſchule ertappen ließ, und dieſer Spektakel, wenn man originell und ſelbſtſtändig ſein wollte, konnten Jeden aus der Haut bringen. Und ich frage alle Die, welche mit **Jahn** zu thun hatten, und eigenen, feſten Willens waren, ob ſie nicht oft mit ihm Scenen erlebt haben, wo ſie im Begriff waren, dem alten Markomannen etwas Handgreifliches anzubieten. Dies war wenigſtens die Art, wie man ihn behandeln mußte. Dann ſchwieg er ſtill, ſah Einen groß an, reichte die Hand und rief aus: „Du biſt

doch ein ganzer Kerl!“ Und doch muß man ſagen — vergeben konnte er Nichts. Er hatte ein arges Herz.

## IX.

## Charlotte Stieglitz.

Seit dem Tode des jungen Jeruſalem und dem Morde Sand's iſt in Deutſchland nichts Ergreifenderes geſchehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters **Heinrich Stieglitz.** Wer das Genie **Göthe's** beſäße und es ſchon aushalten könnte, daß man von Nachahmung ſprechen würde, könnte hier ein unſterbliches Seitenſtück zum Werther geben. Denn es ſind ganz moderne Culturzuſtände, welche ſich hier durchkreuzen, und doch iſt der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder ſo ſehr Original, daß die Phantaſie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geiſtlicher hat an dem winterlichen Grabe dieſes Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgeſprochen. Es war ſeines Amtes. Aber wir ſind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geſchworen, und doch hörte man rings von ungeheurer Verirrung ſummen, von Nervenſchwäche, von falſcher Lektüre, und Alles ſchlägt ſich ſtolz an ſeine Bruſt, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide ſeines Verſtandes heraus, um zu zeigen, wie geſund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel ſie ſind; und ſie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das ſie in Gotha beim Geheimerath Arnoldi verſichert haben, und furchtſame, aber kühne Philoſophen behaupten den alten Satz, daß Selbſtmord die unzulänglichſte Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine ungeheure Culturtragödie aufgeführt iſt, und die Heldin des Stücks bis auf den lezten Moment für zurechnungsfähig erklärt

werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unſerer Zeit verſteht. Es gilt überhaupt nicht das Urtheil, ſondern die Erklärung.

Das erſte Motiv des tragiſchen Aktes iſt auch hier die Liebe, denn es war ein Opfer, das das hehre Weib ihrem Manne brachte. Aber dieſe Liebe war eine volle, geſättigte; eine Liebe, die ſich an großen Thatſachen erwärmt, und welche allein im Stande iſt, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnheit zuſammengehaltene Neigung, die bei den meiſten Frauen ſich zulezt auf die Thatſache der Kinder wirft, und von dieſen aus den Mann mit einem matten, aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoiſtiſche Liebe der Schönheit, die nur um ihrer ſelbſt willen ſich hingibt, wo ſie Anbetung findet. Sondern das höchſte Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine

Liebe, die ſich auf Thatſachen ſtüzt, welche für beide Theile des Bandes gemeinſchaftlich waren, auf eine Weltanſicht, auf wechſelſeitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntniſſes. Dieſe Liebe war erfüllt, ſie hatte Staffage. Beide Theile ſtanden ſich gleich, und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich ſein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich ſein, bis die Liebe überall wieder dieſen idealen Charakter angenommen hat, den ſie ſogar vor vierzig Jahren ſchon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesſtoße in Rahels Briefen geleſen. Rahel würde ihren Gemal niemals haben ſo unglücklich machen können, denn ſie wollte keine Resultate, wie Charlotte; ſie ergab ſich nur dialektiſchen

umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Leſſing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit ſelbſt vor. Charlotte kannte dieſe Reſignation des Gedankens nicht; ſie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einſt die Mirabeau's und Catilina's des preußiſchen Staats und der Periode 1806 geſeſſen hatten. Rahel war Negation, Brillantfeuer, Scepticismus und innerer Geiſt. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde; ſondern wühlte ſich in ihn hinein, und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenſpänen, welche immer die Form des Geiſtreichen und ein Drittel von der Phyſiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken: ſie war kein Weib der That: wie kann ſie Selbſtmord lehren! Charlotte war Poſition, dichteriſch, gläubig, und immer Seele. Sie beugte ſich vor den Rieſen-

gedanken der Zeit und der Thatſache, und ihr Geiſt fing erſt da ſich zu entfalten an, wo es galt, ſie zu ordnen. Charlotte war System: und weil ſie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), ſo blieb ihr Nichts übrig, als ihr großer, ſtarker, göttlicher Wille. Charlotte konnte ſterben auch ohne die Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf dieſe Höhe kam, wird nur durch **Heinrich Stieglitz** einzuſehen ſein; denn wir ſagten ſchon, daß hier Nichts ohne die Liebe war.

**Heinrich Stieglitz**, wie man ihn ſieht im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchſchneidend, in ſtolzer und berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweiſe die Berliner ſeit zehn Jahren charakteriſirt haben. Er liebte **Hegel, Göthe**, die Griechen, die Philologie, die preußiſche Geſchichte und die deutſche Freiheit, ruſſiſches Naturleben, polniſche Begeiſterung,

Alles in einander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienſtmädchen verkehren, welche für ihre Herrſchaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Regiſter führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

**Stieglitz** dichtete; man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es iſt Alles ſo öd und trift in Deutſchland, die Dinge ſind alle Geſchmackſache geworden, und da, wo in der Reſtauration Geiſt, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufſehen war und die Tonangabe, fand **Stieglitz** ſchneidenden Widerſpruch. So gerieth er, der mit Hafizen ſchwelgte, und auf den aſiatiſchen Gebirgsrücken geſattelt ſaß, in Gefechte mit **Saphir!** Seine Ideale wurden profanirt. **Menzel** wies ihn kalt zurück, weil er keine Einſeitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an, und ergriff

auch ſeine Muſe, wie ſeine Meinung. Da erſchienen die Lieder eines Deutſchen, vom Tiersparti vergöttert, und doch vom Repräſentanten des Tiersparti, von **Menzel**, aus Inkonſequenz, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? **Stieglitz** liebte die **Göthe**'ſche Poeſie und die Freiheit, und konnte keine Brücke finden. Er fühlte ſich unheimlich in den Syſtemen, die ihn zunächſt umgaben; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in ſein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder ſoll Alles Meinung, Wahrheit und die Proſa der Partei ſein. Iſt die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für ſich ſein und zugleich Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier ſang?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in ſeiner Verzweiflung. Er ſaß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd

der Unſterblichkeit, durſtig nach Worten der Unſterblichkeit, vor ihm. Im Nebenzimmer ſchlug Charlotte zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke ſichtbar, als die, welche ſich aus einem ſolchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu ſein? Wo der Haß eines **Dante**, rechter, tiefer Ghibelliniſcher Haß? Wo die Blindheit eines **Milton**? Wo der Bettelſtab **Homer's**? Wo die Situation eines **Byron**, geſchaffen aus eignem Frevel und der rikochetirenden Rache des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, ſtachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, als heitrer Sonnenſchein, reichliches Auskommen und der Bekanntſchaft läſtiger Beſuch. Der arme Heinrich liegt krank an der Miſelſucht, wo iſt des Meyers Tochter, die ſich für ihn opfre?

Ich meine es treu mit dieſen Worten, und fühle, welche tragiſche Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unſrer poetiſchen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß ſie ſich zuſammenſchaaren ſolle und ſich an einander reihe, um das zu beſingen, was die Weltgeſchichte dichtet. So fühl' ich es wenigſtens: vielleicht dachte **Sticglitz** anders. Vielleicht dachte er an ſeine Verſe und abſtrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeſchichte, und an die Sonderbarkeit, daß gerade **Homer, Virgil, Arioſt, Petrarca** zu ihrer Zeit ſo viel gemacht haben; vielleicht dachte er nur an die Perſönlichkeit, wie ſie zu allen Zeiten unabhängig von den Zeiten, dichteriſch ſich ausgeſprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage ſeines Schickſals haben müſſe, um originell zu ſein in der Lyrik, erhaben im Drama, intereſſant im Infanteriſten-Ausdruck, in der oratio

pedestris; und lechzte nach einem Ereigniß, das sein Inneres revolutioniren sollte.

Thöricht, wenn man **Stieglitz** den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage seiner Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies und Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, welche ihren Töchtern nur angestellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt, und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poesie selbst wegen, welche ja besser gedeihe ohne bürgerliche

Rücksichten und Wittwenkassen; diese ganze Misere kam nicht in Charlottens Seele. Es ist ganz falsch, ihr lieben geschwätzigen Rollenspielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närrische Doktorin **Stieglitz**, das beklagenswerthe Weiben, habe sich deshalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu schaffen, aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäsche zu bringen und ihm die Sorgen zu ersparen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Daran dachte sie nicht, die stolze Seele. Nicht Ruhe, sondern Verzweiflung gönnte sie ihrem Manne. Sie gab sich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, sondern um ihn in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte seiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewissen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien, und gab sich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des

Frühlings, reſignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das furchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müſſen, reſignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für ſie liegen konnte.

Die That iſt geſchehen. Das Grab iſt ſtill. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier iſt befriedigt. Was ſoll man ſchließen? Ihr Nichts: wir Alle Nichts. Was ſoll **Heinrich Stieglitz**? Armer Ueberlebender! Du biſt ein unglücklicher Reſt. Aber dein Unglück, das nun da iſt, iſt ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du biſt ihm nicht gewachſen. Was wirſt du thun? Die ungeheure That beſingen? Gewiß, ein Todtenopfer ſteht dir an. **Dante** hätte dieſer Anregung nicht bedurft; **Göthe** gar nicht. Willſt du die Thatſache überwinden, ſie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zuſammenhang

deiner Gedanken, ſo mußt du ſo groß ſein, wie dennoch **Dante** und **Göthe**. Wirſt du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beſchwöre dich, bring' an das Riſiko deiner Verſe nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindeſt! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine Komödie ſein könnte. Wahrlich, Poeſie iſt hier Nichts mehr; das Motiv und die Staffage iſt größer, als Das, was ſich darauf bauen läßt. Es iſt nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltnes vorgegangen iſt, ſondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; denn es iſt eine Tragödie. Aber noch iſt die Tragödie nicht vollſtändig. Wie willſt du ſie runden?

---

**Charlotte Stieglitz** iſt an zwei Irrthümern geſtorben, die beide denſelben Gegenſtand betrafen und von denen

einer den andern ablöſ'te. Zu Anfang glaubte ſie an die Poeſie ihres Mannes, ſie wühlte in ſeinem langen Haare, ſie erſchrack vor dem Trotz ſeines Auges, ſie dachte ſich in Heinrich Stieglitz einen Adler, der auf dem höchſten Gipfel des Parnaſſes horſtete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was ſie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Menſch vorausſezte, glaubte ſie in ihrem Verlobten zu treffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheiſches Gleichniß, was ſie auf ihn nicht angewandt hätte. Das war ihr erſter Irrthum, ſie glaubte ſich mit einem Titanen zu vermählen.

Als ſie von dem erſten zurückkam, verfiel ſie in den zweiten. Als ſie eine ſchlaffe, ermüdete, ſelbſtquäleriſche Natur antraf, als ſie einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wiſſenslücken in ihren

Armen hatte, als die Vergangenheit ſtatt der Gegenwart, der Orient ſtatt des Vaterlandes, die Göthe'ſche Reminiscenz ſtatt des Genies aus ſeinem Munde ſprach, da gab ſie ihn verloren, wie er war, und irrte fort, da ſie glaubte, daß er anders werden könne. Seine Zukunft wollte ſie retten, ſein Fundament, ſeine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Vorausſetzungen, in Griechenland als ein Verbannter, in der Wüſte Sahara als ein Pilger, in ſeiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus ſeinen ermatteten Augen wiſchen, ſie wollte das Einerlei einer ewigen Selbſttäuſchung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, ſie wollte ihm die klaſſiſche Wahrheit ſtatt der romantiſchen Hypotheſe geben.

Beide Irrthümer würden niemals mit dem Tode der Frau geendet haben, hätten ſie in einer und derſelben

Betrachtung nicht ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös-christlicher Art. Sie war so viel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau durchaus nicht phantastisch, sondern ganz bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versezt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, daß ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der königlichen Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft! Mir kleinen, überflüssigen Frau zu Gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt ein umgekehrter Ganymed vom Himmel und notirt Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte feſt in dieſem kleinen holdſeligen Haupte, das ſo viel Ernſt und Muth umſchloß. Aufopferung war die Brücke, die von dem erſten zum zweiten Irrthume führte. Sie war ſo fromm und gläubig, daß ſie es ſich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könne den andern ablöſen. Im zweiten müßte ſie das Rechte finden, ſann ſie: der Faden, der ſie durch das Labyrinth führte, wäre die Liebe. Wann ich ſtürbe, würd' ich ſeine Zukunft erlöſen und in ſein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Momentes flechten, wie einen rothen Faden im Schiffstaue. Der Schluſſel ſeiner Zukunft würde wie in dem Mährchen in Blut gefallen ſein, und kein Verſuch ihm gelingen, von dem Metall die Spur ſeiner die Götter verſuchenden Trägheit abzuwiſchen. Tummle dich, Heinrich, noch lange in den Wirren der Welt! Verſcheuche durch ſtolze und erhabene Leiſtungen die

üble Nachrede, welche mein Tod über deinen Namen bringt; zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (denn die Schwächlinge ſind bald beruhigt), ſondern aus einem Entſchluß, der nachhaltig, der ſo rieſengroß iſt, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Verſöhnungsſchatten wirft! So dachte ſie und gab ſich in einer Dezembernacht ſelbſt den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Freude auf jedem Antlitz ſtrahlt, und der Kranke des Frühlings harrt.

Ich habe in einem Momente, wo mich die That noch in ihrer ganzen Friſche ergriff, dem traurigen Abſude einer tragiſchen Gährung, dem Hinterbliebenen, einen Rath angedeutet, der hart aber männlich war. Er befolgte ihn nicht und wir rechneten Alle, daß er ein Leben beginnen werde, was ungefähr auf den Einſatz deſſelben herauskäme. Da war Spanien, da iſt Südamerika: da ſind überall Gräber offen. Er ſuchte ſie nicht. Er blieb zurück. O! es gibt

vielleicht einen andern Weg, ſich und ihm zu helfen. Bleib im Lande, nähre dich redlich, thue deine Pflicht und gib die Leier hin auf ewig! berühre ſie nie wieder! Verzichte auf Kränze, die dir niemals gewunden werden: ſei Nichts — als verwittweter Ehemann! Nenne Charlotte nicht mehr deine Liebe oder deine Muſe — ſondern deine Frau und ſage dreiſt, daß du ſie nach deinem Gefallen behandeln konnteſt. War ſie deinen Tugenden angetraut, ſo war ſie's auch deinen Fehlern. Sie mußte leiden wie ich: und wenn ſie ſtarb, ſo war es ihre Pflicht! Das wäre nicht groß, aber ſtolz: Niemand durfte einreden.

Die in dem Denkmal Charlottens erſchienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuch-Auszüge beurkunden keine Denkerin wie **Rahel**, keine Dichterin wie **Bettina**, aber einen ſtarken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was

aus ihrem Munde kommt, iſt artig geſagt: Styl und Urtheil ſind ſcharf ausgeprägt. Man ſieht hier eines jener ſchönen weiblichen Weſen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünſtigt von der Natur, etwas ernſt, ſchwer und nachdenkend im Begreifen: nicht einmal beſonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wiſſenswerthen; aber klug und munter ſich dafür intereſſirend, zuweilen geſtoert vom edelſten Ehrgeiz, ſinnig zuhörend bei ernſtem Geſpräch, und aus tiefſter Naivität zuweilen dialectiſche Momente ſpendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Produktion anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der ſich aus der Freude entſchuldigen läßt, wenn man ſo viel Liebe, Zartheit und Unſchuld für die Literatur hätte erobern können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umſichtigem Blicke, und hielt

ſich in ſeinem eigenen Urtheile der Gerechtigkeit ſo nahe, als es perſönliche Rückſichten geſtatteten. Es muß noch eine Reviſion der Akten dieſes Prozeſſes geben, die außerhalb des Buches von Mundt liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph dieſe weitere Appellation anzuerkennen ſcheint, und Nichts vorwegnimmt, was ſonſt noch dem Einen oder Andern in dieſer Sache moraliſch imputirt werden kann. Beſonders anziehend iſt der ſentimale Schmelz in Mundt's Darſtellung, eine elegiſche Geſtrecktheit und poetiſche Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich fänden, die aber hier ſo an ihrer Stelle iſt, daß wir ſie ungern vermiſſen würden. Auch des Darſtellers Schwelgerei in Schilderung poetiſcher Beziehungen, in Ausſchmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu ſein, iſt Etwas, das hier dem kalten, ſtoiſchen und pietiſtiſchen Urtheile der Menge gegenüber eine hinreißende Wirkung hat. Denn es

gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden, und kein einziges Martyrium kennen, als das des Optimismus, zu trotzen mit Rosen und zarten Gefühls-Ergüssen, ja selbst mit dem immer preisgegebenen, bemitleideten und bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um Das aufzumalen, was Charlotte in der Dichtkunst Glorienhaftes zu sehen glaubte.

# Geſchichte.

Heute ſagt man nicht mehr, die Geſchichte iſt die Zuſammenſtellung von Begebenheiten, ſondern ſie iſt das Spiegelbild des Lebens. Das Leben chemiſch zu zergliedern, iſt ſchwer; aber es ſondert ſich in verſchiedenartig colorirte Momente, welche von der Exiſtenz und Materie ſich ſtufenweiſ' erheben bis zum Geiſte und ſeinen höchſten und freiſten Thätigkeiten. Leben iſt der Complex vom Leiden und Thun des Alls, Leben iſt der Athem der Menſchheit, das

Wort ſelbſt, es iſt Alles, was man nur denken, empfinden, glauben, Alles, was man ſelbſt nur ſein kann. Und ſo gehört Alles, was nur Leben athmet, zur Geſchichte: die Emanzipationsfrage der Humanität, die Religion, die Cultur, die erleichterte oder erſchwerte Exiſtenz, Alles wird zur politiſchen Debatte erhoben. Wer würde jezt noch zu behaupten wagen, daß die Genealogie der Fürſten, die römiſchen Zahlen, welche an ihren Namen hängen, für den Hiſtoriker mehr ſeien, als bloße Erleichterungen der Ueberſicht? Wollte man blos Regierungsgeſchichte ſchreiben, ſo würde man jezt nicht nur in die Kategorie des Chroniſten fallen, ſondern auch unvollſtändig ſein; denn was läuft nicht Alles neben den politiſchen Ereigniſſen her, das mit zum Leben gehört! Wie hängen die politiſchen Ereigniſſe ſelbſt zuſammen mit Erſcheinungen, die nicht zu verſchweigen ſind! Daraus ſieht man, wie hoch ſich jezt des

Geſchichtſchreibers Aufgabe ſtellt. Es war Zeit, daß die Blüte der rhetoriſchen Darſtellung wieder zu Ehren kommt: denn man hatte es ſich gar zu leicht gemacht: und am leichteſten oft die, welche die Stolzeſten ſind, nämlich die ſogenannten Quellenforſcher. —

Das Gerüſt zu einer neuen Geſchichtſchreibung liefern **Vehſe's Tafeln der Geſchichte**, die Frucht des gründlichſten Fleißes. Der Verfaſſer belauſcht das ganze Treiben der Völker, nicht blos ihre bürgerlichen Umwälzungen, ſondern das ganze Athmen des Lebens, wie es ſich ahnen läßt aus allen Denkmälern, welche die Sprache und die Kunſt der Nachwelt hinterlaſſen haben. Zwei und zwanzig verſchiedene Lebenseinrichtungen laufen tabellariſch neben den politiſchen Ereigniſſen her, und fordern durch Farbe und Druck die Vergleichung der gleichzeitigen Momente heraus. Nun erſt wird manche dunkle Thatſache von einem

Lichte erhellt, welches Grund und Urſache in ganz fremden Lebensgebieten zeigt. Die Geſchichte hat keine Poſtulate, keine Randverweiſungen mehr; ſondern Eins iſt neben dem Andern unerläßlich, und das Ganze baut ſich wunderbar architektoniſch zu einem gefugten und vollkommenen Syſteme zuſammen. Kein chineſiſcher Bau iſt es, der ſich monoton aus Zahlen und Daten in's Unendliche fortſezt, ſondern jedes Stockwerk hat ſeinen eigenen Charakter und Styl, welcher immer eine beſondere politiſche oder Culturtendenz iſt. In dieſem Herausſtellen des Ueberwiegenden, der Tendenzſtrömungen, der hiſtoriſchen Penchants ſind dieſe Tafeln beſonders glücklich.

## von Raumer und Don Carlos.

Herr **von Raumer** gehört zu den wenigen deutschen Gelehrten, die den Werth ihrer Studien nicht nur in der Gründlichkeit, sondern auch im Geschmacke suchen; doch läßt er sich oft durch illusorische Vorurtheile und dilettantische Liebhabereien zu Geschichtsansichten hinreißen, welche weder den Thatsachen, noch der Psychologie entsprechen. So will Herr **von Raumer** nachweisen, daß **Don Carlos** von **Schiller** durchaus unhistorisch aufgefaßt sei, und faßt in seiner zweiten Sammlung Pariser Briefe mit Folgendem das Resultat seiner Untersuchungen zusammen: 1) **Carlos** hatte von Anfang an eine körperlich schwache und geistig bösartige Natur. Das letzte Uebel steigerte sich durch Leidenschaftlichkeit bis zum Wahnsinn, obgleich lichte und ruhige Augenblicke eintraten. 2) In solchen Zeiten höchster

Leidenſchaft kann der Haß, welchen er unläugbar gegen ſeinen Vater hegte, Gedanken und Aeußerungen hervorgetrieben haben, welche auf deſſen Tod hindeuteten. Kaum aber weiß man zu ſagen, wie weit hier eigentlicher Vorſatz, Beſinnung und Zurechnungsfähigkeit ſtattfand. 3) Jedenfalls war Carlos unfähig zum Regieren und Grund zu einer ſtrengern Aufſicht vorhanden. 4) Er und die Königin ſind natürlichen Todes geſtorben, und niemals hat auch nur das geringſte Liebesverhältniß zwiſchen ihnen ſtatt gefunden.

Wie unbezweifelt vielleicht auch dieſe drei lezten Punkte ſein mögen, ſo dürfte doch die erſte Behauptung anders geſtellt werden, weil ihre Entſcheidung zulezt nur allein dem pſychologiſchen Urtheil anheim fällt. Daß Don Carlos kein ganz empfehlungswerthes Muſter eines Kronprinzen abgegeben hat, daß ſelbſt ſein näherer perſönlicher Umgang wenig Angenehmes darbot, mag richtig ſein; ob aber

von dieſer dahingeſtellten Thatſache ſogleich auf eine von Anfang an geiſtig bösartige Natur zu ſchließen ſei, das ſcheint mir mindeſtens eine zu übereilte Folgerung. Des Prinzen ungebührliche Handlungen darf man kaum ſeiner Bosheit, vielmehr ſeiner Gedankenloſigkeit zuſchreiben, und muß ſie, ſtatt Verbrechen, lieber dumme Streiche nennen. Es gibt eine gewiſſe Geiſtesabweſenheit, die ihren Grund weder in einer auffallenden Schwäche des Verſtandes, noch einem boshaften Herzen hat, ſondern lediglich in dem Mangel an Beſchäftigung. Hatte Philipp ſeinen Sohn gegen die Türken geſchickt, Don Carlos würde ein heldenmüthiger Krieger geworden und mit den vielleicht uncivilen aber doch ehrenvollen Tugenden eines Soldaten zurückgekehrt ſein. In der That ſpricht der Prinz von ſeinem unfreiwilligen Müßiggange in mehreren von **Naumer** ſelbſt mitgetheilten Briefen ſehr räſonnabel. Wir würden zwar

bald geneigt ſein, ihm die beſten Vorſchläge zu machen, um ſeine Zeit auszufüllen, aber die Beſchäftigung eines Prinzen des ſechzehnten Jahrhunderts war unſtreitig zu herkömmlich, als daß Don Carlos etwas Anderes hätte wünſchen können, als die Stärke ſeines Arms zu verſuchen. Man frage jeden Erzieher, der eine Ueberſicht über einige Dutzend Buben hat, ob ihm nicht mehrere unter ihnen begegnet ſind, die bei dem ehrlichſten Sinne und beſten Willen Nichts thun, als alberne Streiche, und dies meiſt immer unbewußt, ſo daß man ſie für eine Thorheit züchtigen kann, die ſie vor fünf Minuten begingen und längſt vergeſſen haben! Solch ein unnützer, im Grunde durchaus nicht böſer Müßiggänger von Kronprinz ſcheint mir Don Carlos geweſen zu ſein.

# Die Vendee-Kriege.

Den Darſtellungen der Vendeekriege hat die Parteilichkeit der Republikaner und Royaliſten weniger geſchadet, als die abenteuerliche, romantiſche Art, mit der die Letztern faſt immer von ihnen geſprochen haben. Die Veranlaſſung des Kampfes, die Art der Kriegführung mag die Phantaſie immerhin in ein poetiſches, wunderbares Dunkel hüllen, man gönnt ihr in dieſen proſaiſchen, das Tageslicht ſuchenden Zeiten recht gern eine ſolche Veranlaſſung; nur hat der Hiſtoriker, noch mehr der Taktiker ſich vor ſolchen Träumereien zu hüten. Die ehrlichen Landleute, die ihren Hof und Pflug verließen, um dem Gutsherrn einen Dienſt zu leiſten, von dem ſie glaubten, daß er ihn verlangen könne, haben davon Nichts gewußt, daß eine nervenſchwache emigrirte Dame, ein in Prätendentenhiſtorien

ergrauter **Walter Scott**, und die Deutſchen, die außer Thron und Altar, auch die Nachahmung lieben, ſie zu Staffagen der ſchönen Künſte brauchen würden; im Gegentheil charakteriſirt den Verlauf ihres tragiſchen Kampfes gerade das Beſtreben, ſich aus der natürlichen Poeſie ihrer Schluchten und Kampfarten zu emanzipiren und der militäriſchen Organiſation der Republikanerheere gleichzukommen. Was iſt nicht über die Angriffe der Vendeer, über ihre heldenmüthige Kunſt, Batterien zu nehmen, gefabelt worden.

Man ſieht, wie weit der politiſche Fanatismus führt. Wo das Papiergeld recht gut ausreicht, um den Widerſtand der Vendeer gegen die Behörde, die deſſen Annahme bei Todesſtrafe verlangten, zu erklären, da mußten ſpäter bei den Hiſtorikern die Antipathien des Volkes gegen die neuere Philoſophie eintreten. Wo das ſchwere Konſcriptionsgeſetz

die nächste Urſache zum Ergreifen der Waffen gab, da haben wiederum die Hiſtoriker ihre Helden gleichſam auf die Höhe der Zeit gefeſſelt und ſie zu Repräſentanten des antirevolutionären Prinzips und Gott weiß, welcher Intereſſen gemacht.

Selbſt ein ſo vorſichtiger, beſonnener Mann, wie der Verfaſſer einer Geſchichte der Vendeekriege, war im Stande, dem unnützen Räubervolke, das vor einigen Jahren ſich noch ſo breit machte, daß man an jedem Baume der Vendee einen gehängten Chouan wünſchte, dennoch zuzurufen, es möge ſeinen Kampf für Thron und Altar, wenn auch ohne Hoffnungen, muthig fortſetzen! Wahrlich! das heißt doch dem Vergnügen an ſogenannten erhabenen Handlungen die Vernunft zum Opfer bringen! Wenn ein Kampf keine Erfolge hat, warum dies eingeſtehen und ihn dennoch wünſchen!

Man muß dem Verfaſſer dieſer Schrift die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er bei aller Parteilichkeit wenigſtens der Taktik die Ehre gegeben hat. Seine Ueberſichten ſind lichtvoll, die Schwierigkeit in der Darſtellung der Poſten, die die Vendeer bald hier, bald da beſezten, iſt meiſt immer überwunden, und wo die feſten Punkte ſchwinden, theilen wohl nur die mangelhaften Nachrichten und die Karten, die, wenn ſie ihm nicht beſſer zu Gebote ſtanden, als die ſeinem Buche beigefügten, ziemlich ſchlecht ſind, die Schuld. Selbſt die Vorwürfe, die der Verfaſſer von einem parteiiſchen Standpunkte den Republikanern macht, ſind zuweilen nicht ohne Grund. Allerdings waren es die ſchlechteſten Truppen, die gegen den erſt für ſo unbedeutend gehaltenen Aufſtand geſchickt wurden. Die Krämer und Handwerker, die in den Nationalgarden der zunächſt gelegenen Städte ſtanden, konnten ihnen oft als glänzende

Beiſpiele dienen, und es hat lange gedauert, ehe die Linientruppen die Aufopferung und den Heldenmuth dieſes halben Militärs erreichten. Auch iſt es bekannt genug, daß der unnütze Ballaſt aller republikaniſchen Heere, die Deputirten des Konvents, die Unternehmungen der gegen die Vendee kommandirenden Generale auf das Beſchwerlichſte hinderten. Wem darf man aber hier den Vorwurf machen? Dem Prinzipe der Revolution? Trägt dies die Schuld, wenn die Republikaner früher den alten Offizieren die Stiefel puzten, oder Köche in Marſeille waren, oder in Lyon falirt hatten?

Der Verfaſſer iſt nicht nur kurzſichtig, ſondern auch ungerecht. Er ſieht in den Vendeern immer nur Royaliſten, die Nichts ſind und ſein wollen, als Vertheidiger des Königthums, des alten Glaubens, der alten Sitte: warum ſieht er in ihren Gegnern nie die Republikaner, ſondern

immer nur die nackten Menſchen, von denen er verlangt, daß ſie Humanität im Herzen tragen ſollen? Beſtanden die Kolonnen nicht gerade aus Leuten, die weder Franzoſen, noch Menſchen, ſondern Bürger ſein wollten? Der Verfaſſer wird antworten: Daran ſieht man die Früchte der Revolution! Das läugnet Niemand, und es wäre billig geweſen, die Geſchichte der Vendeekriege nicht mit den emigrirten Podagriſten, die an das Kabinet von St. James zu klopfen nicht müde wurden, nicht mit den Feigen, die mit ihren Sünden die Atmoſphäre des Rheins verpeſtet haben, ja nicht einmal mit einer Geſchichte und Beſchreibung des Bokage anzufangen, ſondern vor allen Dingen mit der Revolution und den ſtrengen Geſetzen der Republik. Dann hätten wir den Vendeern, dieſen lilientragenden Engeln der Unſchuld gegenüber nicht mehr eine Armee von 30,000 Ungeheuern, die die Guillotine mit ſich

ſchleppten, blos um ihren Blutdurſt zu ſtillen, ſondern von 30,000 Bürgern, die ſich zum Schutz ihres Ideals die heilloſeſten Geſetze, aber auch die Hand darauf gegeben hatten, ſie zu befolgen. Wozu nur dieſe Gräuel, die als geſchehen in der Vendee unläugbar ſind, immer ſo darſtellen, als hätte ſich jeder Soldat nicht ruhig an ſeinen Kochkeſſel ſetzen können, wenn er am Tage nicht wenigſtens einen Vendeer zerfleiſcht hätte? Warum den Zufall, daß dieſer oder jener Konventsdeputirte früher Schlächter in Paris geweſen war, ſo benutzen, als wollte die Regierung nur immer Bluthunde, nicht aber gewiſſenhafte Vollſtrecker blutiger Geſetze in die Lager geſchickt haben?

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die letzte Anklage allerdings jenen Irrthum trifft, der mit ſo grauſamer Dialektik zwiſchen Menſch und Bürger den Unterſchied aufhob und die Pflichten gegen den Einen unverbindlich gegen den

Andern machte, aber iſt es denn ein ſo verwerfliches Geſchäft, die Handlungen unſerer Eltern mit ihren Irrthümern zu entſchuldigen? die Reinheit ihres Willens zu retten, wenn ſie im Auftrage eines grauſamen Geſetzes, und noch öfter in der Nothwendigkeit gebietender Umſtände handelten? Es iſt unbegreiflich, wie lange es noch währen wird, daß die Hiſtoriker ohne Leidenſchaft ſchreiben.

---

Die hiſtoriſche Literatur iſt dasjenige Feld, auf welchem die Deutſchen in neuerer Zeit die beſten Früchte gezeitigt haben; doch war es mehr die Gründlichkeit, als das Genie dieſer Nation, welches ſich mit der Abfaſſung allgemeiner und Spezialgeſchichten beſchäftigte. Was pragmatiſche Gedankenverbindung betrifft, ſo werden wir immer von den Engländern, und was den Styl, von den Franzoſen übertroffen werden. Die am beſten bei uns ſchreiben,

ſind leider nicht die Gründlichſten, und Diejenigen, welche im Beſitze aller Quellen ſind, ſchreiben einen Styl, ſo grob wie Packleinen.

Die weſentlichen Beiträge, welche die Deutſchen zur Auffindung der hiſtoriſchen Wahrheit geben konnten, wurden dadurch in ihrer Wirkſamkeit verkürzt, daß ſie niemals in unvermiſchter Reinheit ihrer Elemente auftraten. Denn die Geſchichtſchreibung konnte ſich bei uns am wenigſten den mannichfachen Tendenzen entziehen, welche ſeit funfzig Jahren die Köpfe der Deutſchen durchkreuzen. Hat doch jedes philoſophiſche Syſtem ſeinen eigenen hiſtoriſchen Anwalt; haben doch ſogar die theologiſchen Parteien ihre verſchiedenartigen Auffaſſungen der Geſchichte, abgeſehen von mancherlei originellen Individualitäten, welche ſich die Geſchichte nach ihrem eigenen Maße zuſchnitten.

Unſere hiſtoriſche Literatur würde beſſer in die Augen

fallen, wenn ſie ein centrales Intereſſe hätte, oder auch nur von einer durchgreifenden, allen gemeinſamen, ungefähren Anſicht über die Menſchen und Dinge beſeelt wäre. **Schlözer und Spittler** ſtanden dem Ideale vollkommener Geſchichtſchreibung weit näher, als viele Neueren, die ſie in kritiſcher Hinſicht überflügeln. Sie hatten eine beſtimmte Idee vom Hiſtoriker, die weder von der Kirche, noch vom Staate, noch der Poeſie, oder irgend einer andern Illuſion geborgt war, ſondern die man auch eben ſo gut das Gefühl einer offiziellen Verpflichtung hätte nennen können. Noch **Johannes Müller** und **Woltmann** ſtrebten wenigſtens nach dem Schein der hiſtoriſchen Wahrheit, und dachten ſich dabei gleichfalls ihr Geſchäft als eine offizielle Miſſion, für welche es Rechenſchaft und Verantwortlichkeit geben mußte. Die neueren, im übrigen höchſt achtungsvollen Beſtrebungen ſcheinen dagegen keinen andern Vorzug

anſprechen zu wollen, als den philologiſchen. Ihre Darſtellungen laufen parallel mit jener rationellen Empirie, welche gleichfalls in allen übrigen Fachern der Literatur die frühere phantaſtiſche Speculation abgelöſt hat.

Ein Fortſchritt würde ſogleich ſichtbar ſein, wenn man ſich darüber vereinigen könnte, daß die Aufgabe des Hiſtorikers nicht ſowohl die Auffindung der Geſchichte iſt, als die Erhaltung derſelben. Es handelt ſich nicht ſo ſehr darum, daß eine neue Wahrheit entdeckt wird, als darum, daß die alte nicht abhanden kommt. Die Geſchichtſchreibung iſt die heilige Beauftragung, allen Trübungen gegenüber Recht und Gerechtigkeit in Völkerſchickſalen und Charakterentwicklungen zu üben. In ihren Archiven ſollen nicht nur die Sammlung beſtäubter Manuſcripte aufbewahrt, ſondern auch die goldne Bulle der hiſtoriſchen Wahrheit vor jedem Nachſchlüſſel verfälſchender Leidenſchaft, welche

das Siegel lösen will, geschüzt werden. So wäre denn unsern Geschichtschreibern eine höhere Reife des Urtheils zu wünschen; eine politische Durchbildung, uneigennüzige Gediegenheit, und zulezt Verhältnisse, unter welchen die Tugenden und Erfordernisse sicher gedeihen könnten. Da es aber hieran noch aller Orten mangelt, so werden wir noch viel Geschichtswerke bekommen, welche sich zwar angenehm und nüzlich lesen lassen, aber in ihrem Tone, in ihrer Haltung und ganzen Physiognomie Nichts tragen, was die Nachkommen veranlassen könnte, sich bei ihnen zu beruhigen und das Alte nicht immer wieder von Neuem zu beginnen.

# Geſchichte der Literatur und Kunſt.

Ueber die Kunſt ſind ſo viel hiſtoriſche und philoſophiſche Unterſuchungen angeſtellt worden, daß man ſich wundern muß, wie ſie ſelbſt dabei immer zu kurz gekommen iſt. Es iſt ein ſonderbares Schickſal, das die Kunſt getroffen hat. Man gibt vor, von den alten Dichtungen zu ſprechen, und man ſpricht von den religiöſen Ahnungen der Völker auf den aſiatiſchen Hochebenen, man will die alten Bauwerke

erklären, und verliert ſich in die urweltliche Naturgeſchichte, man hat es mit den Pyramiden und Obelisken zu thun, und grübelt über die ägyptiſche Seelenwanderung. Das iſt zur Sitte geworden.

Man verlangt nach einigen Regeln über die gothiſche Baukunſt, und erhält die Antwort, daß der wahre Kalk und Mörtel der Vorfahren ihre Innigkeit, die katholiſche Andacht, die Ahnung, ich weiß nicht welcher typiſchen Beziehungen geweſen ſei; man erwartet die Erläuterung eines altdeutſchen Gedichts, und hört Nichts, als vom germaniſchen Volkscharakter, von den geiſtigen Elementen des Ritterthums, von den alten Domen und den architektoniſchen Ahnungen.

Nun iſt es allerdings zu glauben, daß in der Kunſt nicht nur ihr Inhalt die Form bedingte, ſondern auch ihre verſchiedenen Zweige ineinander gingen und ſich wechſelſeitig

aushalfen. In einer gewiſſen Beziehung läßt es ſich hören, daß man, wenn man von der Kunſt reden ſoll, von der Religion ſpricht, und wenn man die Religion erklären ſoll, über die Natur weitläufig wird. Aber es muß doch endlich einmal einen Punkt geben, wo die Kunſt aufhört, Religion zu ſein, man muß es nachweiſen, warum ein Andächtiger nicht zu einem Gebetbuche oder zu einer Selbſtreinigungsgeißel, ſondern zum Meißel oder zur Mauerkelle greift, um ſeiner Ueberſchwenglichkeit Luft zu machen. Ein Tempel von Ellora, oder auch nur ein einfaches Götzenbild, macht ſich doch durch meine Andacht, durch ein paar gefaltete Hände nicht von ſelbſt, es muß der künſtleriſchen Schöpfung ein: Ahnung dieſes Schöpfungsvermögens, der Begriff eines techniſchen Handgriffes, die Bekanntſchaft mit den bildſamen Stoffen der Natur vorausgegangen ſein; oder ſollen alle dieſe Dinge ſchon durch die Religion, durch das ſogenannte

Drängen der Subjektivität, ſich nach Außen hin zu vergegenſtändlichen, erklärt ſein? Welche übereilte Schlußfolgen!

Man betrachte einmal auf der Kunſtkammer in Berlin die ſcheußlichſten Götzen, die in der That und Wahrheit Kunſtprodukte der Wilden ſind. Es ſind ungeheure Köpfe, aus einem taffartigen Stoffe zuſammengeſezt, mehr viereckig als rund, mit den ſchreiendſten Lackfarben überzogen, die Augen zwei große ſchwarze und weiße Räder, die jeden ſchüchternen Anblick zermalmen. Man wird ſagen: Hier iſt der Zuſammenhang mit der Religion, hier die erſte Stufe der Kunſt! Ich gebe das Erſte zu, ohne aber dabei auf das Leztere zu ſchließen. Dieſe kalibaniſchen Köpfe ſind unſtreitig für den otaheitiſchen Kultus beſtimmt: man ahnt den Eindruck, den ſie in der Gemeinde machen müſſen: dieſe glozenden Augen ſind unverſöhnlich, dieſer mit ſpizen

Zähnen beſezte Rachen lechzt nach Blut, man kann ſich eine Menge heulend und ſchreiend vor dieſem Götzen im Staube liegen denken.

Jezt iſt nur dies die Frage: Hatten die Otaheiten ihren Glauben an eine blutdürſtige, zähneflettſchende Gottheit früher oder ſpäter, als dieſe Bilder derſelben? Iſt ihre Religion Schuld an dieſen plaſtiſchen Trachen, hätten ſie ihren Götzen edler machen können, oder fehlte ihnen eine edlere Idee von demſelben?

Unſere ſublimen Aeſthetiker würden ſich darüber ſo ausdrücken: Die Religion iſt früher als die Kunſt. Wo ſich das Göttliche dem Menſchen nur furchtbar offenbart, da werden auch die Darſtellungen der religiöſen Idee dieſen furchtbaren Charakter tragen. Die Religion des Wilden erhält auch ſeine Kunſt nur immer auf der niedern Stufe, wo jene ſteht. Gebt dem Otaheiten das Chriſtenthum, er

wird aus ſeinem Heiligen einen beſſern Götzen machen, oder umgekehrt, macht ihn mit edleren Geſtalten der Kunſt vertraut, und er wird beſſere Begriffe über die Gottheit bekommen!

Doch in dieſen Behauptungen liegen eben die falſchen Maßſtäbe und die falſchen Folgerungen. Ein einzelnes Götzenbild ſoll auf die ganze künſtleriſche Thätigkeit ſchließen laſſen! Die Fortſchritte der Kunſt ſind unabhängig von der Verknöcherung einer religiöſen Idee. Das Grauenhafte dieſer Bilder iſt zu abſichtlich, man ſieht zu deutlich das Gemachte an dem Schrecken, daß man nicht annehmen müßte, der Verfertiger derſelben ſei in gewiſſer Hinſicht Meiſter ſeines Gegenſtandes geweſen, d. h. die Kunſt ſei alter, als die Abſicht, eine religiöſe Idee durch ſie zur Anſchauung zu bringen. In aller Welt, wo iſt der Uebergang von einer andächtigen Empfindung zu einem artiſtiſchen

Werke? Mußte die Technik nicht älter ſein, als dieſer Uebergang? Iſt alſo die Kunſt, man mag ſie nun Inſtinkt oder Ueberlegung nennen, ihrem Weſen nach nicht völlig unabhängig von Offenbarung, Mythus, Symbol und all den Begriffen, die man aus der Religionsgeſchichte entnimmt, um ſie an die Spitze der Kunſtgeſchichte zu ſtellen? So kommen wir immer wieder auf den einfachen Satz des Ariſtoteles zurück, demzufolge der Urſprung der Kunſt entweder eine Nachahmung oder eine Ergänzung der Natur iſt. In dem letzten Ausdrucke liegt nichts Sublimes, Nichts von einer ewigen Schöpfung, Nichts von einer Verklärung der Materie zum Geiſte, wie unſere Kunſtkenner wollen, ſondern die ſimple Bemerkung, daß ſich der Menſch, was ihm die Natur nicht giebt, z. B. Wagenräder, Waffen und dergleichen mit einer gewiſſen Fertigkeit ſelbſt verſchaffen lernt.

Dieſe Bemerkungen ſind auch gegen die Hauptperioden der ſchönen Kunſt von **Amadeus Wendt** gerichtet. **Wendt** hütet ſich zwar in ſeinen Deduktionen, ſich dem Vorwurfe auszuſetzen, als wolle er die Geſchichte konſtruiren, doch iſt er auch darauf bedacht, den Ideologen nicht fremd zu erſcheinen.

Es iſt ein ungeheurer Stoff, den der Verfaſſer in dieſem Buche zuſammengedrängt und unter einige Geſichtspunkte gebracht hat. Es wird ſchwer ſein, nachzuweiſen, wo dabei zu viel und zu wenig gegeben iſt. Im Allgemeinen hat wohl die Literatur zu Gunſten der bildenden Kunſt zu ſehr eingebüßt. Der Verfaſſer ſcheint z. B. gar nicht beachtet zu haben, daß man mit vielem Grunde auch von einer philoſophiſchen, hiſtoriſchen Kunſt ſprechen kann. Doch hielt es ſchwer, auf einen ſo kleinen Raum Alles zu vereinigen. Es genügt, die Haupterſcheinungen nach einem

hiſtoriſchen Prinzipe geordnet zu ſehen. **Wendt** iſt mit ſeinem Gegenſtande wohl vertraut, und es iſt längſt bekannt, daß man namentlich in der muſikaliſchen Literatur in ihm auf einen ſehr gründlichen Kenner ſtößt.

Am Schluſſe ſeiner Darſtellung ſpricht der Verfaſſer von den Ausſichten, die ſich für die Kunſt in der Zukunft öffnen. Er beſitzt die Aufrichtigkeit, einzugeſtehen, daß dieſe ſchlecht ſind. Die deßhalb von ihm angeführten Gründe ſind zum großen Theile richtig. Es iſt die Mißachtung der Kunſtformen, die Anarchie der Kritik, der einreißende Dilettantismus und die Virtuoſität, es ſind die Capricen, Sympathien und Antipathien eines der Kunſt immer mehr abgewandten Publikums, die mit einem ſichern und aufgemunterten Kunſtſtreben ſich nicht vertragen wollen.

Es iſt noch mehr! Faſt alle Zweige der Kunſt ſind an ſich ſelbſt irre geworden. Die Zeitgenoſſen ſind ſo

unbillig, immer nur tonangebende, bahnbrechende Genien zu verlangen, sie wollen nur Originalien sehen, und drücken mit der Bemerkung, dies Bild sei im Style Titians, jene Arie sei Rossinisch u. s. f. immer zugleich einen Tadel aus. Daher das Mißtrauen der Künstler in ihren eigenen Gegenstand, daher die Neuerungssucht. Man hebt die alten Unterscheidungen der Kunstformen auf, um sie zu verbinden. Man sucht die Gränzen zwischen der Musik und dem Worte niederzureißen, und hat aus dem Melodrama und der Oper schon die wunderbarsten Dinge machen wollen. Dieselben Kombinationen sind in anderen Gebieten versucht worden, und scheiterten.

Es handelt sich gegenwärtig um zwei Begriffe, um die Nation und um die Literatur. Wo die Nation steht, wissen wir; wo die Literatur, das ist zweifelhaft. Die Literatur soll der Spiegel des Nationallebens sein. Das ist entschieden;

aber ſoll ſie nicht mehr ſein? Ja, ſie ſoll mehr ſein. Die Literatur ſchöpft niemals aus der Durchſchnitts-Intelligenz. Diejenigen Geiſter, welche mit der Maſſe gehen, werden die Maſſe niemals erheben können. Unſere Sitten und Gebräuche, unſere Geſchichte, unſere Hoffnungen ſpiegeln ſich in der Literatur: aber das wäre eine jämmerliche Literatur, die das Journal zu ihrem Gulminationspunkt nimmt. Diejenige Literatur, die nur das Nationalleben ſpiegelt, und nur ein Echo unſerer Miſere oder unſeres Glücks iſt, was bietet ſie dir? Neue Ideen, Zukunft, Anblicke heroiſcher Subjektivitäten, welche die Literaturgeſchichte ſo intereſſant machen, Kometengeiſter, die die Planeten und Fixſterne durchkreuzen? Es iſt vorüber mit dieſer Literatur des reflektirten Nationallebens. Sie konnte keinen größern Dichter in Deutſchland hervorbringen, als **Uhland**, einen Mann, den ich hochſchätze, und keinen

größeren Kritiker, als **Menzel**, einen Mann, den ich verachte.

Man warnt vor einer ariſtokratiſchen Literatur. Ich meine, man ſollte vor einer Literatur warnen, die den Maſſen ſchmeichelt. Wir würden weit kommen, wenn die Literatur nur dazu diente, einem Handſchuhmacher ſein Conto zu entwerfen, das er lithographiren läßt, oder die Aufforderungen zu ſtyliſiren, welche an die Bürger ergehen, um einen Gemeinderath zu erwählen. Ich ſage hier das Aeußerſte; aber eine Literatur, welche die Maſſe porträtirt, wie ſie iſt, eine Literatur, welche in Verſen oder Proſa Niemand anders iſt, als du ſelbſt, führt ſoweit. Es iſt unmöglich; man kann die Muſen nicht bei den Bürgern verdingen und den Pegaſus zur Vermittelung unſeres täglichen Brods in den Pflug des Bauers ſpannen.

Es gibt nur zwei Endziele, für welche ſich das Genie

begeiſtert: die That und die Kunſt. Unſere Zeit iſt politiſch die der Maſſe und des Geſetzes. Kommen wir zu einem Endpunkte, ſo geſchieht es jezt weniger durch Handeln als durch Dulden. Jene Rennbahn, die das geſchichtlich Außerordentliche produzirt, iſt verſchloſſen. Muth, Jugend, das Leben — mit den erhabenſten Opfern iſt es Nichts. Die Opfer werden immer allein ſtehen und keine Nachahmung finden.

Was bleibt zurück? Die Idee. Wer für den Tag nicht wirken kann, ſucht für das Jahrhundert zu wirken. Wo ſtehen wir? Wir gehören der Welt und der Nation an. Wir müſſen Etwas thun, was Erſatz iſt für Das, was wir thun könnten. Es muß wenigſtens eben ſo groß ſein, wie unſere Vorſtellung. Wir ergreifen die Feder.

Da ſind die Götter der Literatur! Da iſt **Göthe, Schiller**, da iſt **Klopſtock, Herder, Wieland.** Da

ſind die Heroen, die ſchon an die Unterhaltung dachten: **Jean Paul, Hoffmann.** Wir werden viel aufbieten müſſen, um der deutſchen Sprache Ehre zu machen. Wir werden uns aber die Aufgabe erleichtern, indem wir den Kreis, der um uns ſteht, verengern. Wir werden, indem wir das Wort Literatur im Munde führen, nicht jedem Nachbar die Hand drücken und die Häuſer Reih herum beſuchen und nach dem Befinden der geſegneten Frau Gemahlin fragen. Wir werden uns nur ungefähr ſo viel Zuhörer denken, als Unterrichtete, Gebildete und Geſchmackvolle im Lande ſind.

Es iſt ein entſetzliches Unglück, daß ſich in den lezten zwanzig Jahren gerade diejenigen produktiv mit der Literatur beſchäftigt haben, welche keinen Beruf dazu hatten. Die ſchöne Literatur wurde in dieſer Art Etwas, was den gebildeten Mann anekelte. Man wußte im Voraus, daß

Derjenige, was ſich auf die Literatur warf, immer das Unſauberſte, Gemeineſte und Gemeinſte war, was in Deutſchland gerade aufgetrieben werden konnte. Nur der Kampf gegen dieſe Trivialitäten intereſſirte den Gebildeten; ſpäterhin einige Perſönlichkeiten, die ſich witzig und ſchwärmeriſch aus ſich ſelbſt entwickelten, und durch die Naivetät ihrer Produktionen anzogen. Es ſchien, daß dieſe ſubjektive Periode unſerer Literatur, die Niemand poetiſcher repräſentirt, als **Heine**, keine eigentliche Abſicht hatte, ausgenommen die, einen Beweis für ihre Fähigkeit zu liefern. In der That, dahin mußte es kommen, daß die aufſtrebenden Köpfe proteſtirten gegen eine Verwechslung mit den Männern, welche funfzehn Jahre hindurch die deutſche Literatur gemacht haben. Ich glaube, daß nur diejenige Literatur von Werth iſt, welche der Maſſe imponirt. Subjektive Beweiſe mußten geführt werden, daß die Nation von

der neuen Poeſie Etwas zu erwarten hat, was gegen die Reſtaurations-Periode den Vorſprung der Genialität voraus hat.

Was iſt Poeſie? **Homer** wußte es: aber die Homeriden waren ſchon im Zweifel. **Aeſchylus** wußte es: **Euripides** taſtete. **Dante** und **Boccaccio** wußten es: **Sacchetti** fand ſich nicht zurecht. **Shakeſpeare** wußte es: **Ben Johnſon** glaubte es beſſer zu wiſſen. Die Perſonen waren nicht immer Schuld an der Unklarheit über Das, was Poeſie iſt, oft die Zeiten, immer aber der große Name der Vorgänger. Ein Ruhm, der Alles zu erfüllen ſchien, was in geiſtiger Hinſicht einer Nation gegenüber geleiſtet werden kann, war **Göthe**. Nach ſolchen in ſich vollendeten Offenbarungen kann eine Zeit lang der Begriff der Poeſie abhanden kommen. Ihn wieder aufzufinden, wird darauf eine Aufgabe, die ſich ohne Mißgriffe, ohne vergebliche

Verſuche, ohne Annäherungen, die nur ungefähr bleiben, bis man das Rechte trifft, nicht löſen läßt. Hätte **Schiller** ſein Ideal in der Weiſe der Räuber gefunden, er würde wahrlich im Wallenſtein kein anderes geſucht haben. Wäre **Göthe** durch ſeinen Berlichingen befriedigt geweſen, ſo hätte er Anderes anders verſucht. Aber für Beide darf man annehmen, daß ſie erſt dichteten, um ihr Genie, dann, um ihr Ideal zu offenba.. n.

Eine Anwendung dieſer Thatſache auf das Neueſte iſt leicht gemacht. Die großartige Revolution, welche unſere Meinungen ergriffen hat, bemächtigt ſich auch unſerer Schöpfungen. Die Poeſie iſt da. Dunſtkreiſe umhüllen ihren Sonnenglanz, der golden durch die Nebel ſcheint. Die Hülle wird immer durchſichtiger werden und der Geſchmack eine immer beſſere Läuterung bekommen. Um Etwas zu erwähnen, was Jeder kennt; wie konnte ſich aus der

Abgeſchmacktheit der Peau de chagrin die Unübertrefflichkeit eines Père Goriot entwickeln? Wie anders, als durch Balzac's Genie, das ſich früher ſo wenig, wie jezt außer Zweifel ſetzen ließ! Lelia's hinreißende Poeſie war nicht ohne kalte Berechnung. Lelia war eine Allegorie, was der Roman nicht ſein ſoll. André iſt ein größeres und beruhigenderes Kunſtwerk als Lelia, wenn auch dieſe gluhender ſpricht.

---

Aber blicken wir aus dieſen Betrachtungen der Gegenwart, welche nur mit mißvergnügten Reſultaten enden können, auf das Alterthum.

Die klaſſiſche Literaturgeſchichte hat ſich, als ein Zweig der Philologie, nach denſelben Einflüſſen entwickelt, wie die Philologie ſelbſt. Während jene Zeit, die man die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften zu nennen pflegt, damit

beſchäftigt war, die Materialien zu einer vollſtändigeren Anſicht der alten Literatur zu ſammeln, und für ihr Verſtändniß meiſt noch die erſten Elemente zu verbreiten, konnten ſpätere Geiſter ſchon ein weiteres Gebiet überſehen, Zerſtreutes nach einem beſtimmten Geſichtspunkte vereinigen, Einzelnes in ſeinem Zuſammenhange richtiger erfaſſen. Aber die Zahl ſolcher kritiſchen Köpfe war nur gering, und ihre Unterſuchungen erſtreckten ſich ſelten auf ein allgemeines Fach der Literatur, meiſt immer auf einen einzelnen Schriftſteller, deſſen Aechtheit ſie angriffen oder vertheidigten. Das Ganze der Literaturgeſchichte wurde oft zuſammengeſtellt, aber es fehlte an Zuſammenhang, an Principien, und was noch mehr ſagen will, an Ordnung und Klarheit. Welch' ungeſchlachte Maſſe bilden die Kollektaneen eines **Fabricius** und ſeines ſpäteren Erweiterers **Harleß!** Freilich kann man jene alten Notizenjäger nur in ſofern

anſchuldigen, als dieſer Tadel Neuere, die Luſt haben, in ihre Fußſtapfen zu treten, abſchrecken ſoll. Sie verbanden mit der Literatur eines Volkes nicht jene Begriffe, die wir jezt feſthalten können, ſie wußten keinen Unterſchied anzugeben zwiſchen Biographie, Bibliographie und Literaturgeſchichte. Jezt ſind dieſe Fächer mit dem hellſten Lichte beleuchtet worden.

Betrachten wir den Stand unſerer gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Bildung, ſo ſind nur zwei Handlungsarten der Literaturgeſchichte möglich. Die Eine wollen wir die philoſophiſche, die Andere die kritiſche nennen.

Für die Charakteriſtik beider ſollte der Begriff der Literatur entſcheidend ſein, aber in der Geſchichte der griechiſchen Literatur von **M. S. F. Schöll**, ſehen wir uns vergebens nach einer ſtrickten Definition dieſes Begriffes um, leſen wohl hier und da Einiges über das Verhältniß

der Literatur zu den Antiquitäten, daß sie ein Theil derselben sei, hören von der griechischen Originalität, von classischer Schönheit, und erstaunen endlich über die Bemerkung, daß die griechische Literatur siebenundzwanzig Jahrhunderte umfasse! Also rechnet der Verfasser Alles, was nur mit griechischen Charakteren geschrieben ist, zur Literatur dieses Volkes, selbst die siebzig Dolmetscher, Jesus Sirach und Aehnliches.

Die Philosophen sagen so: Keine Literatur ohne Volk, kein Volk ohne Geschichte, keine Geschichte ohne Philosophie. Die Philosophie bearbeitet den Geist der Zeiten, die Zeit bedingt die Bildung des Volks, die verschiedenen Stufen der Kultur sind die erklärenden Momente der Literatur.

Die Kritiker sagen: Wir kommen aus der Grammatik zu den Schriftwerken von der einen Seite, von der andern begegnen uns unsere Studien aus den Ruinen und

Antiquitäten, wir reichen uns Beide die Hand, und nennen Literaturgeschichte die Darstellung solcher Denkmäler, in der sich Sprachform und Sachinhalt gegenseitig bedingen. Auf der einen Seite verfolgen wir die wechselnden Formen der griechischen Sprache, ihre Dialekte, auf der andern die Erscheinungen des griechischen gesellschaftlichen, religiösen und politischen Lebens, und wenn wir Beides verbinden, so sprühen die elektrischen Funken der ewig denkwürdigen Urkunden des hellenischen Geistes.

Wäre doch **Schöll** immer diesen beiden Ansichten gefolgt! Wir verlangen nicht einmal, daß er dabei die Einseitigkeit vermieden, daß er durch Verbindung beider Methoden das Rechte getroffen hätte. So würden wir gesehen haben, daß sein Buch dem neunzehnten Jahrhundert angehört.

Die Geschichte von **Schöll** bedient sich gewisser Kate-

gorien, die längſt aufgehoben ſind. Alles wird hier noch erfunden. Wie Huskiſſon die Eiſenbahnen erfindet, ſo erfindet Herodot die Proſa. Wie Columbus Amerika entdeckt, ſo entdeckt Thales das bisher unbekannte Reich der Philoſophie. Homer macht ſich den Hexameter, die Tänze werden willkürlich wie Zwiſchenballete in die Tragödie eingeführt ꝛc. Auch Perioden ſtatuirt der Verfaſſer. Die erſte iſt mythiſch und ohne Literatur, und doch gibt es darin Dichter, und Dichter, die in einem unfruchtbaren Notizenmeere ſchwimmen! Welche Anſichten eine neuere ſcharfſinnige Kritik über Muſäus, Linus, Orpheus aufgeſtellt hat, davon wird entweder gar nicht, oder wie von dunkeln Myſterien geſprochen. Muſik, Rhythmus, Tanz ſcheint der Verfaſſer nur als Begleitung der Poeſie zu kennen, da ſie doch die Urſprünge der Dichtung, ſelbſt der einzelnen Dichtungsarten ſind. Die zweite Periode, die bis

auf Jahr und Tag ſtreng markirt iſt, klammert die Anfänge der Literatur ein, die dritte die Blüte, und endlich mit einer ſechſten Periode oder mit dem Jahre 1453 endet die griechiſche Literatur. Vieh- und Menſchenärzte, Architekten und Mathematiker, Alles tanzt hier den Reigen der Literatur mit, und Jeder trägt ein langes Schleyerkleid von Editionen und Ueberſetzungen.

Schöll war ein Deutſcher, aber ſeinen Aufenthalt hatte er meiſt in Paris, er ſprach deutſch und dachte franzöſiſch. Er beſitzt alſo auch jenen anmuthigen, leichten Styl, den Börne ſilbern nennt, im Gegenſatz zum deutſchen kupfernen oder goldnen. Man erwartet demnach oft feine, witzige Bemerkungen, geiſtvolle Charakteriſtiken und ähnlichen Erſatz für die Gründlichkeit. Sie fehlen; oder ſoll man jene hohle Deklamation, jenen Styl der Akademie des Inscriptions, jene alltäglichen Ehrien über die Originalität

des griechischen Geistes, oder ihre Würde und Schönheit für solche nehmen? Das Tiefste wird verkannt. Medeens Liebe, wie sie die Dichter schildern, wird als eine Leidenschaft gefaßt, die weder Schamgefühl, noch kindliche Liebe kennt. Haben sie die französischen Tragiker so gefaßt?

Jason und Medea ist im Gegentheil eine der anziehendsten und sinnvollsten Mythen des Alterthums. Nicht nur die wundervolle Reliquie, das goldene Vließ, und die Heerfahrt der tapfersten Griechen, um es zu erobern, gibt uns ein Bild eines antiken Kreuzzuges, sondern auch die Liebe Medeens, die sich dem Fremdlinge, dem feindlichen, zuwendet, erinnert an die dunkellockigen Juleimen und Jatimen, die den fremden Kriegern ihr liebebegehrendes Herz schenkten.

Medea iſt ein weiblicher Fauſt, nur daß ſie, wie dieſer nicht, erſt am Rande des Freudenbechers gekoſtet hat, ſie läßt ſich nicht verjüngen, ſondern iſt ſelbſt noch jung. Aber gemeinſam iſt beiden die dämoniſche Natur und dennoch das Bedürfniß des Menſchlichen. Medea iſt in allen Zauberkünſten erfahren, ſie überwindet ſelbſt die geheimſten Kräfte der Natur, und Hekate, die furchtbare Nachtunholdin, ſteht mit ihr in dem vertrauteſten Verhältniſſe, dennoch muß ſie das tiefe Weh der Liebe empfinden; ſie, die Schreckliche, wird zum willenloſen Werkzeuge der fremden Krieger, nachdem ſie Jaſons göttergleiche Geſtalt geſehen. Sie flieht mit dem Geliebten die Heimat und die Eltern, ja ſie ermordet ihren Bruder, um nur im Lande Jaſons in die erſehnte bräutliche Kammer treten zu können. Auf dem Meere tritt immer mehr ihre alte Zaubernatur hervor, das Pathos der Liebe ſteigt immer mehr herab, im

väterlichen Hauſe verläßt ſie Jaſon. So nahm Theſeus die Ariadne von Kreta mit ſich heim in's Vaterland, aber auf Naxos ließ er ſie zurück. Denn Theſeus und Jaſon waren Helden, deren größtes Werk, bei jenem die Erlegung des Minotaurus, bei dieſem die Erbeutung des goldnen Vließes und die Beſiegung der es bewachenden Graunwunder, nicht ihr Werk war, ſondern Derer, die ihnen ihre Liebe ſchenkten. So löſ't ſich das treue freundſchaftliche Verhältniß Gunther's und Sigvrit's, weil Jenen der geheime Gedanke wurmt, nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch Sigvrit's Tapferkeit und Gewandheit ſein Weib erworben zu haben, und gern willigt er in des Läſtigen Tod. Solcher Parallelen erlauben die Mythen der alten Völker mancherlei.

# Cornelius Tacitus.

Die kleinen Geiſter, die die Größe eines **Tacitus** in Worte kleiden wollten, ſind noch nicht übereingekommen, wie ſich die Eigenthümlichkeiten dieſes Mannes claſſificiren laſſen. Der Eine hat ihn zum Philoſophen gemacht, und zum **Seneca** in die Schule geſchickt. Andere machten aus ſeiner Liebe für die alten treuen Sitten eine pedantiſch antiquariſche Leidenſchaft, die den Mann verzehrt habe. Die neueſten Gelehrten endlich ſetzen die Kunſt der Form über die Redlichkeit des Inhaltes, ſehen im Agricola nur ein Meiſterſtück der biographiſchen Kunſt, in den Annalen und Hiſtorien eine ziemlich gelungene Probe, ob ſich in die Geſchichtsdarſtellung nicht dramatiſche Elemente aufnehmen ließen. Man ſpricht auch wohl von Weltanſchauung, Pragmatismus und Seelenmalerei, aber in einem Worte liegt

der Zauber des **Tacitus**'schen Griffels: Er liebt die Freiheit wie Keiner!

Man sagt, **Tacitus** stellte die Tugend über Alles. Ich entgegne: Man kann ein ehrlicher Mann sein, und wird darum noch nicht die Freiheit lieben; aber die uneigennützige Liebe der Freiheit ist auch immer die Liebe der Tugend. Der Despotismus gewährt nur den Lastern Schutz, weil er weiß, daß große Seelen ihre Sehnsucht nach der Freiheit in der Uebung der Tugend zu offenbaren pflegen. **Tacitus** verachtete seine Zeit, weil in ihr die Tugend nur mit Erlaubniß des Kaisers triumphiren durfte. **Tacitus** dachte nicht, daß die Laster der Römer sie unfähig zur Freiheit machten, sondern daß die Sklaverei sie verhinderte, ferner noch tugendhaft zu sein. Es gab der ausgezeichneten Männer noch viele, aber sie mußten entweder den Schauplatz selbst verlassen, oder den Schein der Mittelmäßigkeit

um ſich verbreiten, wollten ſie länger geduldet werden. Nicht ſo ſehr eine ſchlechte, als eine unglückliche Zeit! Weil man nicht wußte, wie man groſe Thaten begehen ſollte, ſo tödtete man ſich, um durch den Muth eines freiwilligen Todes zu zeigen, was man hätte thun können. Noch vergoß man Thränen um einen geliebten Vater oder Gatten, den der Tyrann hatte tödten laſſen, aber dieſe Empfindungen waren bald ein Verbrechen, die die Anklage auf Mitſchuld und dieſelbe Strafe nach ſich zogen. Verrath und Hinterliſt umſpann die unſchuldigſten Aeußerungen und Bewegungen; alle Wände lauſchten, von ſeinen Feinden wurde man verdächtig gemacht, und wer keinen Feind hatte, den verrieth ſein Freund. Daran erkennt man die ſchlechten Menſchen, aber die noch ſchlechteren Umſtände, unter denen ſie handeln mußten.

Man ſagt, die Freiheitsliebe des **Tacitus** war nur

seinem Römersinne untergeordnet, er war Römer in seinen Tugenden und in seinen Vorurtheilen. Warum? Weil Tacitus die Siege eines Agricola preist? Weil er an den Fortschritten, die die Waffen des Germanikus machen, so freudigen Antheil nimmt? Weil er, wenn er von den Thaten des Corbulo spricht, sich des Ausdrucks bedient: unser Ruhm, unsre Siege? Ach, es ist wahr, wie sehr wir die Tyrannen hassen und unsern Mitbürgern fluchen, wenn sie sich einem unerträglichen Joche bereitwillig beugen, so erwacht doch wieder die alte Liebe, wenn sie mit unsern Brüdern in's Feld ziehen, wir vergeben ihnen und folgen theilnehmend ihren Kriegen, machen ihre Sache zu der unsern, und sprechen dann von unserm Ruhm, unsern Waffen, unsern Siegen! Darin besteht die Größe der wahren Freiheitsliebe, daß sie sich niemals grausamen Empfindungen, selbst gegen ihre Feinde nicht, überlassen wird.

Tacitus war nur Römer, so lange er die Freiheit über Alles setzen durfte. Er sehnte sich nach den alten Zeiten, weil sie auf dem Forum ein freies Volk versammelt gesehen hatten, er liebte die alten Sitten, weil sie Männer schmückten, die nur gerechten und freien Gesetzen unterthan waren.

Es ist ein alter Vorwurf, der die Volksfreunde schon oft getroffen hat, daß sie im Glauben an die Götter indifferent wären. Man erstaunt, auch bei Tacitus so viel Gleichgültigkeit gegen die Religion zu finden und hat sich daher beeilt, ihn zum Philosophen zu machen. Dieser Umstand erklärt sich aber anders. Die Freiheit führt schon seit dem Anfange alles Irdischen mit dem Himmel eine Art von Prozeß. Wir müssen die Schläge des Despotismus ertragen und dabei so oft hören, daß sich unsere Peiniger auf dieselbe Autorität berufen, die uns als lezter Trost noch übrig blieb. Noch nie ist das Schicksal der Freiheit

günstig gewesen, während die Despotie sich am lieblichsten Sonnenscheine wärmen durfte. Daher dieser sonderbare Groll gegen einen Thron, der uns von Kindesbeinen an immer so monarchisch, so wenig konstitutionell geschildert worden ist. **Tacitus** würde am Tage der Freiheit so gut den Olymp gesäubert haben, wie es später die Ueberschwänglichen mit dem nüchternen, von den Bourbonen so oft citirten blauen Himmel der Christen thaten. Allerdings hätt' er darauf einen 20. Prairial gefeiert, denn er läugnete die Götter nicht, sondern haßte sie nur: er würde die heissern unter ihnen wieder zu Herren der Altäre und Tempel gemacht haben. Aber **Tacitus** wußte, daß die Götter in Rom nur durch Dekrete des freien Volks zur Verehrung zugelassen waren, es schien ihm daher undankbar, daß sie dies Volk im Unglück verließen und die Tyrannei in ihren Schutz nahmen. In einer so schlechten Zeit, wo die höchste

und ſchwierigſte Kunſt die Schmeichelei war, mußt' er glauben, daß ſelbſt die Götter ſchmeicheln gelernt hätten.

Warum man nur den **Tacitus** auf unſern Schulen lieſt? Für die Schönheiten ſeines Styls ſind die Schüler noch nicht empfänglich, und ſeine Gedanken werden ihnen niemals einleuchten, weil ſie die Lehrer ſelbſt ſo ſelten verſtehen. Nur in einem ſpätern Alter, wo die Vergleichungen mit unſerer Zeit, in der ſich nur das Alte wiederholt, dem Erfahrnen ſchon vertrauter ſind, ſollte man ſich mit dieſem unſterblichen Schriftſteller bekannt machen. Freilich iſt es nicht Troſt und Erquickung, was er uns geben kann, aber mit großartigen Empfindungen wird er unſer Herz erfüllen, er wird uns mit Muth und Ausdauer für die Kämpfe der Gegenwart ſtählen, wir werden Vieles bei ihm lernen, was uns an unſern Zeitgenoſſen immer dunkel geſchienen iſt. In dieſer Hinſicht iſt **Tacitus** noch wenig benuzt worden.

Will man dafür ein Muſter haben, ſo leſe man die unübertreffliche Skizze, die Camille Desmoulins in ſeinem alten Franziskaner von den Zeiten des Tacitus, als Spiegel für ſeine eigene entworfen hat. Man findet ſie bei Mignet im achten Kapitel ſeiner Revolutionsgeſchichte.

---

Man pflegt die Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts die Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften zu nennen; doch gingen ihnen ſchon mancherlei Beſtrebungen voran, wodurch jene Regeneration den Charakter eines Wunders verliert. Ich glaube, daß ſogar die verrüchtigte Scholaſtik den menſchlichen Geiſt in ſeinen Fortſchritten gefördert hat.

Bekanntlich trennten ſich die Scholaſtiker in Realiſten und Nominaliſten. Die Realiſten ſprachen den ſinnlichen, unſerer Anſchauung zunächſt gelegenen Dingen das wahre

Sein ab, und ſchrieben es nur den allgemeinen Begriffen, den Univerſalien zu. Die Nominaliſten ſtanden dem Ariſtoteles näher, weil ſie der Erfahrung ein größeres Recht einräumten. Die Realiſten würden wir heute Idealiſten nennen, weil ſie in platoniſchen Anſichten wurzelten. Ihren Gegnern ſind die individuellen Einzelnheiten wahr und wirklich, die ſogenannten Univerſalien aber nur leere Abſtraktionen, die allein eine Beziehung auf die Thätigkeit des Verſtandes, keine auf die wirkliche Realität haben.

Der Myſticismus äußerte ſich in früheren Zeiten mehr mit ſeiner ſpekulativen Ausbildung, in ſpäteren mit praktiſcher. Namentlich ſtanden in Deutſchland und Holland Männer auf, die jene mit ſo vieler Erbitterung behandelten ſcholaſtiſchen Streitfragen verwarfen, und auf ein lebendigeres, das innere und äußere Leben erfaſſendes Chriſtenthum drangen. In den Niederlanden zeichnete ſich in dieſer

Hinsicht **Gerhard de Groote** aus, der Gründer einer besondern Bruderschaft, die sich dem Unterrichte der Jugend weihte. **Thomas a Kempis** schrieb ein geschmackvolles, den Geist des reinsten Christenthums athmendes ascetisches Buch, und bildete so geschickt einige fähigere Köpfe, daß diese späterhin viel zur Belebung des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland beitragen konnten.

Die neue wissenschaftliche Richtung nahm in Italien ihren Anfang. Die Namen eines **Petrarca und Boccaccio** glänzen in diesem Zusammenhange eben so sehr als unter den Dichtern in italienischer Zunge. Fürsten und Staatsmänner hielten es für die schönste Zierde ihrer Wirksamkeit, das wieder erweckte Studium der klassischen Literatur zu befördern. Gelehrte oft sehr angesehene Griechen brachten nach der Einnahme Konstantinopels nicht nur eine grose Anzahl bisher vermißter oder nur in wenigen Exemplaren

vorhandener griechiſcher Schriftſteller mit, ſondern auch die ſchon ganz untergegangene Kenntniß der griechiſchen Sprache ſelbſt. Auch Deutſchland koſtete die Früchte dieſes neuen regſamen Eifers. Man war gewohnt, ſeine Studien auf italieniſchen Univerſitäten zu vollenden, und italieniſche Lehrer kamen ſelbſt auf deutſche Univerſitäten, wo ſie als Docenten der Poeſie und Beredtſamkeit die humaniſtiſchen Studien beförderten.

Hiedurch geſchah es, daß die Philoſophie nicht mehr ein Streit war zwiſchen **Plato und Ariſtoteles**; ſondern **Plato** kämpfte gegen **Plato**, **Ariſtoteles** gegen **Ariſtoteles**; nämlich der wahre gegen den falſchen. Nur aus ſehr trügeriſchen Quellen hatte das Mittelalter die Schriften dieſer Weiſen gekannt. In der griechiſchen Urſprache wurden ſie nicht geleſen, und die lateiniſchen Ueberſetzungen kamen nicht einmal unmittelbar aus dem Griechiſchen

ſondern aus dem Arabiſchen; ja Vieles hielt man für Platoniſch und Ariſtoteliſch, was offenbar Machwerk einer ſpätern Zeit war. Selbſt der Gegenſatz **Plato's** und des **Ariſtoteles** war nicht vollkommen erkannt worden; man war allgemein überzeugt, daß die ſpätern Neuplatoniker nicht nur die ächten Schüler des Meiſters, ſondern auch die wahren Verſöhner jener beiden Philoſophen wären. Allein jezt lernte man den Grundſatz nach eigener Anſicht kennen, und Nichts kann verſchiedener ſein, als die Platoniſche Philoſophie der frühern Zeit, und wie ſie nun bei **Petrarka, Ficinus** und dem Grafen **Pico von Mirandola** erſchien. Auf dieſem Wege kam auch in Deutſchland **Nikolaus von Cuſa** zu einem Syſtem, das an Originalität alles Frühere übertrift, und vorzüglich merkwürdig iſt durch die Annäherung an neuere und neueſte Philoſopheme unſerer Zeit

Zulezt entſchied die Erfindung der Buchdruckerkunſt, durch die nicht nur in den Verkehr der Gelehrten die größte Lebhaftigkeit kam, ſondern auch die ſchnelle Verbreitung der damals ſo kühn auftauchenden Anſichten allein möglich wurde.

Für Deutſchland iſt der gekrönte Dichter **Conrad Celtes** der vorzüglichſte Repräſentant jener erſten begeiſterten Periode, als die durſtenden Seelen aus den Brüſten des Alterthums ihre klaſſiſche Milch und Nahrung ſogen. **Celtes** übertrug ſeine neue Bildung noch nicht, wie **Reuchlin, Erasmus** und Andere, auf die Behandlung beſtimmter Disciplinen; ſondern das Alterthum iſt bei ihm Selbſtzweck, und er ſelbſt ein unmittelbarer Nachfolger des **Alcäus** und **Horaz**. Wenigſtens gab er ſich dafür aus.

**Reuchlin** brach für jene Studien eine freie Bahn, welche ſpäterhin die Reformatoren zur Begründung ihrer

Lehrmeinungen beſtändig rege erhalten mußten. Er war der Lafayette der Reformation. Sein Name wirkte wie Zauberſchlag auf ſeine Zeitgenoſſen, und die Sache des Lichts und der Wahrheit war auch immer die ſeinige. Nur ihn kämpfend, kämpften ſeine Anhänger gegen die Anmaßung der Orden, gegen die Verketzerungen gallichter Theologen. Durch **Reuchlin** wird hauptſächlich Das repräſentirt, was in der Theologie die Freiheit der Wiſſenſchaft iſt.

**Erasmus** aber gehörte zu jenen Beklagenswerthen, die in der Abſicht, ſelbſt zu täuſchen, immer betrogen werden. Weil er Jedermanns Freund ſein wollte, traute ihm Niemand; ja weil er in der Verſtellung nur lebte, konnte er nicht einmal gegen ſich ſelbſt aufrichtig ſein. Man hat ſich gewöhnt, ſich ihn immer ſchlau lächelnd zu denken; man hat das **Erasmus**'ſche Lächeln zum Sprichwort gemacht. Aber **Erasmus** lächelte den Männern von Witten-

berg nicht zu, ſondern er erſchrack vor ihnen. Er erſchrack, daß man ſich entſchloß, an eine Sache nicht mehr zu glauben, wo er ſchon längſt es für anſtößig gehalten hätte, daß man daran glaubte. Er begriff nicht, wie man von der Oppoſition gegen den Pabſt und die Hierarchie ſolchen Aufhebens machen konnte. Er erſchrack um ſo mehr, weil er ſah, daß **Luther** eine Gränze hatte, und daß er doch noch an einige Dinge glaubte, welche **Erasmus** mit dem Papſte und der Hierarchie in eine Kategorie ſtellte. Aehnliche Erſcheinungen erleben wir noch immer. Wenn man die Wahrheit nicht im ganzen Umfange beſitzen kann, ſo zieht man es vor, einſtweilen lieber bei der Lüge zu bleiben.

---

Die Darſtellung der deutſchen Poeſie des Mittelalters war bisher nur ein rohes Aggregat einzelner Notizen. Das Höchſte, was die altdeutſche Philologie erreichte, und was

ie als eine Schematiſirung ihrer Stoffe benuzte, war eine Analogie der griechiſchen Literaturgeſchichte. Wie nämlich die Griechen an die Verſchiedenheit ihrer Völkerſtämme auch die Entwickelung der verſchiedenen Dichtungsarten, an die Jonier das Epos, an die Aeoler und Dorer die Lyra anſchloſſen, ſo wollte man auch an die deutſchen Dialekte die beſondere Ausbildung einzelner poetiſcher Gattungen anknupfen und daraus ein durchgreifendes Theilungsprinzip entwickeln. Allein wenn auch die Sprache als Organ der Darſtellung fur die Eigenthümlichkeit der Poeſie immer ſehr entſcheidend geweſen iſt, ſo hat doch die deutſche mittelalterliche Dichtkunſt kein rechtes ſubjectives Intereſſe. Ihre Geſchichte kann weniger von vortrefflichen Dichtern erzählen als von vortrefflichen Stoffen. Die Zeit dichtete gleichſam den Dichtern vor; aus ihrer Rieſenharfe ſingen ſie für ihre, aufrichtig geſagt, ſehr ſchwachen Leiern den klingenden Ton

auf. Die Sprache iſt alſo für die deutſche Literatur-Entwicklung ſo unweſentlich, daß man nicht nur den dunkelſten, verworrenſten Dichter, **Wolfram von Eſchenbach**, wenn nämlich der Titurel von ihm herrührt, dennoch den Repräſentanten der deutſchen Dichtkunſt im Mittelalter nennen darf, ſondern auch manches lateiniſche Sprachdenkmal zur Erklärung jener Poeſie benutzen muß.

Ueber dieſe Anſicht, welche zum großen Theil auch die **Lachmann's** iſt, gingen in der neueren Zeit **Roſenkranz** und **Gervinus** hinaus, der Lezte unabhängiger als der Erſte. **Roſenkranz** verarbeitete jene Geſchichtsanſicht, welche in jeder Lage einen eigenthümlichen und nothwendigen Culturzuſtand ſieht, und die Würde des Geſchlechts nicht allein auf den Gipfeln der Bildung, ſondern auch in den Anfängen, und in jeder Stufe findet, die zum Höhepunkt führt. Man kann mit vieler Achtung von dieſen

Prinzipien ſprechen, ohne darum ihre Conſequenzen zu billigen. Das ängſtliche Beſtreben **Roſenkranz's** um philoſophiſche Begründung führt den talentvollen Mann auf zwei ſehr ungünſtige Ausgänge. Theils hat ſich bei ihm der Scharfſinn mit der Wahrheit nicht ganz vermählt, theils übertreibt der Verfaſſer den Werth ſeines Gegenſtandes, und ſezt ihn dadurch unwillkürlich herab. Wenn er an die Unſchuld der einfachſten Dinge mit ſeiner philoſophiſchen Manier in Prozeſſion heranwallfahrtet, ſo ironiſirt er nur ſeinen Gegenſtand, den man unwillkürlich belachen muß. Er führt ſeine Leſer mit einem grotesken Pathos an Oerter, wo er Schätze zu heben verſpricht, und wo ſich nur der flachſte Sand findet. Die Poeſie des deutſchen Mittelalters iſt von Hauſe aus des großen Aufhebens nicht werth, und ſinkt, auf eine ſo preziöſe Art behandelt, vollends im Werthe.

In der Einleitung ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter unterſcheidet **Roſenkranz** drei Kunſtformen: Symbolik, Plaſtik, Romantik. Die leztre kommt dem Mittelalter zu. In dieſer ganzen Entwicklung herrſcht durchweg eine Verwirrung Deſſen, was in der Mythe, und Deſſen, was in der Kunſt höher ſteht. Der Verfaſſer ſezt die Plaſtik höher als die Symbolik, und mit Recht, wenn es der Kunſt gilt; aber er ſtellt auch den religiöſen Inhalt höher, und daran hat er Unrecht. Der indiſche Mythus mit ſeinen tollen Extravaganzen ſteht dem urſprünglichen Gottesbewußtſein näher, als der griechiſche, wo die Idee der Gottheit ſchon bis zum Menſchen verſunken war, und im todten Marmorblock erſtarb. Sind überhaupt Symbolik und Plaſtik coordinirte Begriffe? Bezeichnen ſie mehr als einen graduellen Unterſchied? —

Bei **Roſenkranz** iſt das Mittelalter epiſch, und doch

nennt er den Streit der Kirche und des Reiches lyrisch. Dieser Streit ist ihm gerade das Mittelalter. Wie löst er diesen Widerspruch? Genug, er bleibt bei dem Satze, jene Aera sei ein Epos gewesen und ihre Poesie gleichfalls; Epos, Lyrik und Didaktik müssen sich aber nun ausscheiden lassen, wenn auch nur als Momente jenes epischen Charakters, der dem Ganzen eigen bleiben mag. Seine Ansicht ist diese: Zwar hat im Mittelalter auch die Lyrik ihre Blüten getrieben, aber nur solche, die aus dem Boden jener Zeit sprießen und in ihrer Sonne gedeihen konnten.

Aber wie? Wenn man unsre Zeit die dramatische nennt, finden sich in ihr nicht auch Elemente, die unser Drama bedingen? Ist unser Leben nicht an Gesetze gebunden, die auch für unsre Kunst verbindlich sind? Sind wir also dramatisch nur in so fern, als wir zugleich episch

ſind? **Roſenkranz** ſchildert die epiſche Literatur auf eine vortreffliche Weiſe, aber ihm zu Folge gibt es nun keine ſchwäbiſchen Dichter mehr, es gibt keinen **Walther von der Vogelweide** mehr, keinen **Gottfried von Niſen**, keinen **von Singenberg**, **von Lichtenſtein**, **von der Warte**, **von der Aue** mehr, keinen **Veldecken**, keinen **Nithardt**. Dafür nur Sänger der Geſchlechtsliebe, des Frühlings, des Tanzes, der himmliſchen Liebe, Sänger als „Kritiker des beſtehenden Lebens," des weltlichen und geiſtlichen Zeitgeiſtes. **Roſenkranz** zerſtört die Individualität der lyriſchen Dichter, zieht aus jedem ihrer Geſänge das Thema aus, bringt die Reſultate unter Rubriken, und das Wichtigere ſind nun jene Abſtraktionen, irdiſche, himmliſche Liebe, Luſt des Maien, der Tanz u. ſ. w. nicht mehr die Sänger, die dieſe beſungen haben. Seine Behauptung, daß die Macht der Perſönlichkeit bei dieſen Dichtern nicht

mehr ſo hervorgebrochen iſt, wie bei den heutigen, iſt nur zum Theil wahr; denn **Walther, Ulrich von Lichtenſtein**, fürſtliche Sänger, die Sänger auf der Wartburg haben zwar in verwandten Tönen gedichtet, aber jeder nach ſeiner eignen perſönlichen Empfindung und nicht ohne Rückſicht auf die Schickſale und Bedürfniſſe ihres Lebens. Sie alle haben erſt gelebt und dann geſungen. Und es wäre eine mörderiſche Anſicht des Mittelalters, wenn man ſeine Objectivität ſo weit ausdehnen wollte, daß die in ihm lebenden Perſonen nur Das gethan und gelebt hätten, was an jedem Stein, an jeder Pflanze ein eingeſchriebenes Geſetz ihnen befohlen hätte.

In einer ſpeziellen Schrift behandelte **Roſenkranz** früher ſchon das Heldenbuch und die Nibelungen.

Er entwickelte darin die Sage aus dem Volksgeiſte und zeigte, wie dieſen die beſondere Geſchichte des Volkes

modifizire, und der Volksgeiſt wieder die Sage; darnach ordnete er die Gedichte des Heldenbuches.

Die Völkerwanderung, das Drängen der Völker um den Rhein, Attila, der aufgeſchloſſene Orient ſind für die beſondere Geſtaltung der deutſchen Sage entſcheidende Momente. Sigfrit iſt auch Sigenot, Dietrich iſt auch Hug- und Wolfdietrich, nur durch andere Einflüſſe anders beſtimmt.

Zulezt geht die volksmäßige Sage, je mehr ſie der kirchlichen ſich nähert, in eine andere Form, die romantiſche über.

Die Niebelungen bezeichnen die Verbindungen des Sigfrit'ſchen und Dietrich'ſchen Sagenkreiſes. Wer iſt der Verfaſſer der Niebelungen? **Lachmann** wurde der **F. A. Wolf** dieſer Frage. Er lenkte ſie von dem Verfaſſer der Niebelungen auf die Entſtehung der Form ab.

ſpricht von zerſtreuten Rhapſodien, deren Vereinigung das Werk eines ſpäteren Diaskeuaſten geweſen wäre. Den mythiſchen Inhalt des Gedichtes betreffend, ſo gibt es zwei Anſichten, nach welchen entweder das Gedicht hiſtoriſch verſtanden, und die Burgundiſche Geſchichte zur Erklärung herbeigezogen wird, oder theologiſch und typiſch, wornach Sigfrit gleich Baldur, Dietrich gleich Thor u. ſ. w. wären. **Lachmann** ſchlägt einen Mittelweg zwiſchen Beiden ein. Sigfrit iſt ein Heros, die Niebelungen ſind Dämonen, desgleichen Hagen und Günther, Brunhild aber eine Valküre.

Durch dieſe Hypotheſe wird freilich manche dunkle Stelle der Niebelungennoth erklärt, aber wie kann man zwiſchen Sage und Mythe einen ſo genauen Unterſchied feſtſtellen! Die Götter als ci-devant lebende Menſchen zu faſſen, mag die unzuläſſige Annahme des Euhemerismus

sein, aber daß die Heroen ursprünglich von der Erde zum Himmel gestiegen sind, wird schon dadurch bewiesen, daß sie von dort nicht wieder herabkommen.

Ein zweites Hauptwerk des Mittelalters ist der Titurel, ein Gedicht, über welches die verschiedenartigsten Urtheile ausgesprochen worden. **Lachmann** nennt es albern, **Gervinus** horribel, nur **Rosenkranz** hält dafür, daß der jetzige Titurel ein unwesentlich verändertes Produkt **Wolfram's von Eschenbach** wäre, das Produkt eines Dichters, der gleich **Dante** einen Dom des Mittelalters aufgebaut hätte. In diesem Titurel findet **Rosenkranz** die Ansicht jener Zeit vollständig ausgesprochen, den tiefgefühltesten und ohne Versöhnung gelassenen Gegensatz von Kirche und Staat.

So viel steht fest, daß der kursirende Titurel eines Dichters, wie **Eschenbach** gänzlich unwürdig ist. Wenige

ſind in dem Fall, daß ſie ihn geleſen haben. In den fleiſſigen frommen Tagen der Reſtauration habe ich ſogar die Heidelberger Handſchrift abgeſchrieben, und mich ſelbſt von der Nüchternheit und unausſtehlichen Breite dieſes Titurel überzeugt.

Was ſoll man aber ſagen; es exiſtiren ungefähr hundert und ſiebzig Strophen eines Titurel, die ſo ſchön ſind, daß ſie in der That von **Wolfram von Eſchenbach** herrühren konnten. Der Verfaſſer des ſchlechten Titurel gibt ſich für **Eſchenbach** aus, daraus ſchloß man, daß **Eſchenbach** wirklich einen Titurel, aber einen unendlich ausgezeichneteren gedichtet habe. War dieſer Schluß nicht vielleicht übereilt? Die Frage iſt noch immer nicht entſchieden worden.

# Philoſophie.

Auf dieſem Felde hat die Heftigkeit der wiſſenſchaftlichen Polemik nachgelaſſen, doch arrondirten ſich die verſchiedenen Syſteme in mancherlei poſitive Zuſtände, welche in den Bereich des Staates und der Kirche gehörten. Unfähig, den ebenbürtigen wiſſenſchaftlichen Kampf auszuhalten, kämpften manche dieſer Doktrinen plötzlich mit jenen unerreichbaren Waffen, welche ſie einer bedeutenden Stellung im Staate

und sonstigen Bevorzugungen verdanken. Was fruher nur im Gebiete der Wissenschaft als entgegengesetztes Prinzip galt, das charakterisiren diese Herren jezt als falsche Lehren. Kann es einen böswilligeren Ausdruck geben? Als falsche Lehre ist jede freie Aeußerung gleich verdächtigt und in die Kategorie jener Irrthümer gestellt, welche zu bekämpfen sich alle Staaten das Wort gegeben haben.

Wo die Prinzipien ausgingen, und nichts mehr zurückblieb als Hochmuth, Intoleranz, Haß und Gewissenlosigkeit, da konnte man bald darauf kommen, solche Mittel zu ergreifen. Alles, was gegen **Schelling** spricht, wird von ihm als ein Werk des Satans bezeichnet, und Wer sich erlaubt, an der Folgerichtigkeit der **Steffens**'schen Deduktionen zu zweifeln, wird ohne Weiteres in das revolutionäre Getriebe unserer Zeit hineinconstruirt. Falsche Meinung!

Als wenn ſich nicht Jeder glücklich ſchätzen würde, die wahre zu haben!

Am edelſten entwickelte ſich noch die **Hegel**'ſche Philoſophie, die, um ſich nach dem Tode ihres Meiſters halten zu können, auf wirkliches Talent angewieſen war. Sie iſt am ſprechendſten im wiſſenſchaftlichen Verkehre verblieben, und hat ſich mit rühriger Theilnahme nach mancherlei Seiten hingewandt, wo ſie entweder Andere, oder auch nur ſich ſelbſt bereichern konnte.

Zwiſchen **Schelling** und **Hegel** ſchürt ſich die polemiſche Debatte immer glühender an. Die **Hegel**'ſchen ſind zaghaft, die **Schelling**'ſchen vornehm. Profeſſor **Hinrichs** hat in den Berliner Jahrbüchern eine ſentimentale Klage erhoben, daß der Freund vor'm Freunde, der Bruder vor'm Bruder nicht mehr ſicher ſei, und vergaß dabei im Schmerze die neueſten Behauptungen **Schellings** zu widerlegen. Wäre

das Letztere denn so unmöglich gewesen? **Schelling** übersah, daß **Hegel's** Philosophie kein System, sondern ein Akt ist, daß man ihre einzelnen Fundamentalsätze für Stationen auf dem Wege eines logisch-subjektiven Prozesses halten muß. Wenn **Schelling** das **Hegel**'sche Vor- und Rückschlagen der Ideen nicht begreifen kann, so findet ja **Hegel** in seiner Negation nur eine Elastizität, die gar nicht in den Dingen, sondern in der größern oder geringern, in der unendlichen Energie des beliebigen Denksubjektes liegt. Man nenne diese ewige Persönlichkeit des real-idealistischen Prozesses Abstraktion, oder Absorption, oder Annihilirung, oder Reduktion des unbestimmten, prädikatlosen, wie die Alten sagten, Seienden, oder, wie **Hegel** sagte, reinen Seins, so ist die Formel, daß alles Sein gleich Nichts sei, entweder eine große Thorheit, oder nichts als der bekannte Zustand des Denkenden, die einfache Beschreibung einer

reflektirenden Thatigkeit im Menſchen, die pſychologiſche Erklärung einer nur hiſtoriſchen Thatſache. Allein das Unglück der jungen **Hegel**'ſchen Schüler iſt, daß ſie nicht gewohnt ſind, ſelbſt zu denken. Von der Phraſe über die Objektivität des Gedankens verführt, nehmen ſie die Gedanken gleichſam als Etwas, das am Wege fix und fertig liegt, und vergeſſen es, die Wahrheit, wie ihr Meiſter es that, aus ſich herauszuſpinnen, und an ihre innere Befähigung zur Gedankenentwicklung zu appelliren.

Profeſſor **Krug** glaubte ein Recht zu haben, ſich in dieſen Streit zu miſchen. Einem ſchadenfrohen Kinde gleich, das Rübchen ſchabt, wenn ſeinem Gegner ein Unglück paſſirt, ſtellte er ſich hin und pfiff und hezte, gleich als biſſen ſich zwei Hunde. **Krug** iſt ein Mann von köſtlicher Unabhängigkeitsluſt. Warum mußte aber dieſe unermüdliche Regſamkeit und proteſtantiſche Unverbeſſerlichkeit an einen

gar so trivialen und oberflächlichen Denker verschwendet sein. —

Ernster war der Kampf zwischen **Bachmann** und **Rosenkranz**. Hier fielen so harte Ausdrücke, daß man wünschen mußte, ihr Echo wäre durch bessere Resultate des Kampfes gemildert worden; aber woher sollen diese kommen, wenn der Hochmuth den Einen sagen läßt, er halte seinen Gegner für einen Schuler, und den Andern, er halte seinen Gegner für einen Mann, von dem er Nichts lernen könne? **Bachmann** zeigt, daß es ihm Ernst um die Sache ist; doch wenn er wirklich seinen Gegner für so unbedeutend hielte, so würde er kein Buch gegen ihn geschrieben haben. **Rosenkranz** dagegen versieht es darin, daß er sich in Allgemeinheiten zurückzieht, und durch den recht dringenden Wahrheitseifer seines Gegners sich nicht veranlaßt fühlt, an seinem Erkenntnißbaume ein wenig stärker zu rütteln.

damit man auch etwas von reifen Früchten herabfallen höre. Es ist durchaus für die **Hegel**'sche Philosophie ein immer lebhafter werdendes Bedürfniß, daß sich ihre Anhänger von dem Universalismus des Systems und seinen sonstigen Anwendungen zurückziehen, und die Wahrheit ihres Meisters mit dialektischer Originalität aus sich selbst herausconstruiren. **Rosenkranz** ist ein an Resultaten ungemein reicher Kopf, aber die wenigsten davon hat er selbst gefunden. **Bachmann** weiß nicht so viel, seine Gedanken haben keinen idealischen Nimbus, aber der Schweiß steht ihm auf der Stirn, es ist ihm heilig um die Sache zu thun.

**Herbart** hat durch seine Versetzung nach Göttingen ein günstigeres Terrain gewonnen; er gab vor Kurzem einen Umriß pädagogischer Vorlesungen heraus, die Folgendes anregen: Das Erziehungsprinzip der Alten war formell, das unsere ist reell. Jene bezweckten die Kunst des Lebens,

wir bezwecken nur Thatſachen. Bei den Alten fing die Erziehung mit dem Staate an, und hörte mit den häuslichen Tugenden auf; wir erziehen aus dem Hauſe in den Staat hinaus. Sonſt lag in den Sitten die Erziehung; jetzt handelt das Sittliche ganz von der Erziehung ab, ja ſogar das Moraliſchſittliche; denn ich glaube, wenn man einmal auf den Grund des menſchlichen Gemüthes dringt (und das thut alle heutige Pädagogik), ſo entdeckt man immer die ſchlummernde Erbſünde auf, die ſich bei den Alten in großen Beſchäftigungen und Entſchlüſſen von ſelbſt verflüchtigen machte. Seit die geniale Erziehung der Alten verſchwunden iſt, kann man auch erſt recht fühlen, daß der Menſch, dies reine, von Natur und Sitte losgeriſſene Abſtraktum, von Natur ſchlecht iſt. Ohne Prügel, ohne die Combination (ich ſage nicht den Inſtinkt) der Ehre, ohne ein ferneres eigennütziges Kalkul waren aus der Mehrzahl unter uns

nur Diebe geworden. Iſt dies nicht wahr, ſo muß man es wenigſtens fürchten. Die Alten fürchteten, daß ihren Kindern das Gemeine könnte angeboren ſein. Wir haben alle Urſache, daſſelbe von den Verbrechen auch bei den unſern zu glauben.

**Herbart** mißbilligt vielleicht dieſe Parallele und die Hypotheſe von des Menſchen urſprünglicher Erbärmlichkeit; doch kommt ſein pſychologiſcher, gewiß richtiger Grundſatz ganz darauf hinaus. Es iſt erfreulich, in dieſem zwar rhapſodiſchen, aber an Erfahrung nicht armen Büchlein das Prinzip der Strenge vorwalten zu ſehen. Auch ſind die Vorſchriften **Herbart's** alle praktiſch, und halten ſich fern von jener illuſoriſchen Schwärmerei, die nirgends mehr verderben kann, als in der Erziehung. Das, was ſich im Kinde am frühſten entwickelt, iſt der Widerſtand, dies herrliche Unterpfand, daß der Knabe einmal künftig die Selbſt-

ſtändigkeit ſeines Willens, oder das Mädchen die Selbſtſtändigkeit ihrer Unſchuld bewahren kann. Aber niemals wird zu befehlen verſtehen, wer nicht gehorchen lernte. So glaub' ich, daß die Erziehung überaus reſtriktiv ſein muß, und das ganz nach jener bibliſchen Maxime: Züchtige, was du lieb haſt, da es noch jung iſt!

Wie das Vielregieren, taugt auch das Vielerziehen nicht. Dem Zöglinge Alles zurecht machen, ihm jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, immer nachdenken, was die beſte Methode iſt; das iſt das beſte Mittel, untergeordnete und verzärtelte Charaktere zu ſchaffen. Man ſollte die Eigenſchaft als Erzieher niemals trennen von Dem, was man ſonſt im Leben vorſtellt, nie den Ton höher oder tiefer ſchrauben, wenn man zu dem Kinde redet. Das Saatkorn des Talents und des Charakters liegen in der jungen Seele vergraben, und beide ſchießen von ſelbſt auf, wenn nur

eins dem Kinde gelaſſen wird, Raum, ſich ſelbſt zu bewegen. Laß deinen Zögling ſich akklimatiſiren an deine Natur mit allen ihren unverdeckten Eigenheiten! Das beſte Erziehungsmittel iſt nicht der pädagogiſche Grundſatz, ſondern der Reiz der pädagogiſchen Natur. Die rauhe und ſpröde Natur iſt hier oft die beſte, wenigſtens iſt die die ſchlechteſte, die Jedem vorſchweben wird, wenn er an gewiſſe glattgeſcheitelte Lehrer denkt, namentlich der weiblichen Jugend, die immer naiv, immer kindlich, immer im Sinne der Ostereier ſprechen, und nur damit enden, daß ſich ihre Zöglinge früh über ſie luſtig machen. Um eine pädagogiſche Ausdunſtung, möcht' ich faſt ſagen, eine pädagogiſche Phosphorescenz zu haben, ſind gerade oft die ſchroffſten Manieren, und iſt beſonders das Eine nöthig, daß man in ſeiner erwachſenen Sphäre bleibt, und es dem Kinde überläßt, an uns hinaufzuklettern. Wenigſtens werden auf dieſem Wege

geistreiche und charakterfeste Kinder erzogen. Kinder sollten in einer Familie gar nicht beachtet, sondern immer als ein etwas lästiges Möbel hier und dahin gedrängt werden; man soll sie nach dem ungerechten Maßstabe, den man an Erwachsene legt, beurtheilen, kurz so verfahren, wie ungebildete und arme Leute von selbst thun; dann kann man gewiß sein, daß man an Buben und Mädchen Freude erlebt; denn sie werden genial sein, wie es bei den Armen immer der Fall ist, wenn man deren Kinder nur in einer gewissen Periode abfinge und einer weiteren Ausbildung anheim gäbe.

Meine rigoristische Theorie führ' ich auch in der Schule durch. Das Geschwätz von Veredlung der Sitten durch das klassische Alterthum! Die unnütze Polemik des Realismus gegen die humanistischen Studien! Ich denke mit **Lessing**, daß alle Bildung der Jugend formell sein soll.

Was dem Zögling eingeprägt wird, iſt doch Etwas, was er ſpäter entweder von ſelbſt verlernt oder verlernen muß, weil es falſch iſt. Das aber, was bleibt, iſt die geſpannte Muskelkraft des Geiſtes, logiſch-formelle Enterhaken, die Alles, was ihnen unterkömmt, ſcharf anpacken, Aſſiduität und Gedächtniß. Deßhalb ſcheint mir das kritiſch-grammatiſch-philologiſche Studium der Alten in der ganzen Pedanterei, welche die Jugend ja nicht merkt, beſonders wichtig, weil es dem Geiſte mehr nüzt, als der realiſtiſche Brei von Länder- und Völkerkunde, mehr als **Peſtalozziſche** Verſtandesübungen, mehr als die Eleganz neuerer Schulmänner, die gern **A. W. v. Schlegel** und „die tiefe Bedeutung des Alterthums“ im Munde haben. An der knöchernen lateiniſchen Grammatik beißt man ſich die erſten Zähne des ſcharfſinnigen Urtheils aus. Der Brei des Gehirns rinnt zu Gedankenflocken zuſammen, die Philoſophie

baut ſich ſchon einige unſichtbare Stufen, das kann ſelbſt die Mathematik ſo nicht erreichen, wie das **Traktiren** der alten Autoren. Die **Mathematik** iſt leerer **Formalismus**, es iſt das Uebereinanderklappen dummer Telegraphenlettern. Mathematik hat nichts, als die Form ſelbſt zu ihrem Inhalt, es iſt ein künſtliches Gebaude, das für ſich beſteht, und gar keine freie **Anwendung** leidet. Findet man nicht immer, daß die ſcharfſinnigen Mathematiker im Leben vor lauter Zerſtreuung und unlogiſchen Combinationen ſich lächerlich machen? Mathematiker, die in einem Conzert die **Muſik** überhören, während ſie oben an der Decke des Saales die Kreiſe des Simſes ausmeſſen? Den wahrhaft energiſchen Formalismus, das Bett künftiger Gedanken, verdankt die Jugend den **Alten** und unſern alten Orbilen, die uns einſt ſo vielen Kummer und Spaß vermacht haben. In dieſem Sinne hatte **Heinrich Laube** Recht,

wenn er irgendwo von mir drucken ließ, daß ich für die griechischen Partikeln schwärme.

Aber wenn man von Erziehung spricht, kann man das Aufhören nicht finden!

# Theologie.

Fünfzehn Jahre hindurch ſtritt man über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung, des Rationalismus und Supernaturalismus. Die Zeit von 1813 an war ernſt; man ſuchte in religiöſer Geſinnung Troſt und Erhebung, und wer nicht an der Praxis des politiſchen Lebens zum Kämpfer wurde, ward es durch den Streit der theologiſchen Theorien.

Die Sache ſelbſt war nicht neu; man mußte auf den

alten Streit des aufgeklärten Deismus mit der Orthodoxie zurückkommen, und man kann wohl sagen, daß damals die Wahrheit besser entschieden war, als sie es jezt wurde. Die Gegensätze des Wissens und Glaubens schienen zu verschwinden. Man war daran, nicht mehr die Consequenzen der beiden Seiten für sich zu ziehen, gegen einander zu halten, oder wie man wohl jezt will, sie zu versöhnen, sondern einen ersten Grund für Beide aufzuweisen, und sie in ihren Ursprüngen auf die gleiche Quelle zurückzuführen. Dies war damals das Werk der Philosophie.

Ich behaupte sogar, daß die deistische Aufklärung einen sehr großen Vorzug vor dem Rationalismus hatte. Denn jener war wenigstens aufrichtig; frei und unabhängig hatte er seiner Beziehung zum Christenthume längst entsagt, und bei der Annahme gewisser moralischen Lehren allein das praktische Bedürfniß zur Norm genommen. Der Rationalismus

dagegen kommt nie zu einem Resultate, er bleibt immer in der Mitte mit einem Obgleich — Jedoch stehen, und ist kaum etwas Anderes, als eine kritische Funktion, welche die Ansichten des Deismus biblisch und symbolisch ausdrucken will. Die Deisten hatten keinen Kultus, die Rationalisten sind Priester.

Die Rationalisten sagen, daß sie von **Kant** herstammen. Das ist unrichtig. **Kant** durfte auch zur Grundlage des Supernaturalismus gemacht werden. **Stendlin** z. B. ist Kantisch supernatural. Als diese Stütze wankte, lehnte sich der Rationalismus an **Luther** an, aber auch diesen nahmen die Supernaturalisten in Anspruch. Endlich wandte man sich an die Bibel, allein die Andern folgten immer nach. Man kann aus der Bibel die Vernunft und den Glauben, das göttliche Recht und die Revolution zu gleicher Zeit nachweisen.

Seitdem hört man nur von einem bibliſchen Rationalismus, von einer hiſtoriſchen, kritiſchen, notiologiſchen, wie **Paulus** halb lateiniſch, halb griechiſch ſich ausdrückt, Interpretation der Bibel nach den Grundſätzen der Vernunft, des Lexikons und der Grammatik; von einem bibliſchen Supernaturalismus, der die Bibel für eingegeben hält, entweder mittelbar oder unmittelbar, je nachdem Einer mehr oder weniger glauben zu können ſich zutraut. Jedermann wollte nur Das annehmen, was in der Bibel ſtand, und Jedermann fand, was er finden wollte.

Die Rationaliſten trugen einen entſetzlichen Erklärungsapparat zuſammen. Auf der einen Seite **Erneſti**, und die Verdienſte der Philologen um die klaſſiſche profane Literatur; auf der andern die Orientaliſten, der morgenländiſche Sprachgebrauch, die Allegorie, der Talmud, und die Weisheit von Alexandria. Man wies nach, welche einfache

Anſchauung die Juden unter einem Sohne Gottes hatten, wie in der Bibel nichts von Gott als Sohn ſtünde, wie die Kirchenlehrer ſo geneigt wären, die heidniſchen Begriffe von körperlichen Erſcheinungen Gottes, von einem durch ſeinen Opfertod zum Gott werdenden, und doch durch ſeine Geburt ſchon Gott ſeienden Herkules auf **Chriſtus** zu übertragen. Die Kenntniß der indiſchen Mythe öffnete neue Quellen zur Widerlegung des Dogma's, als eines unbiblischen und unchriſtlichen. Es ſei nur die Gewöhnung einer ſpätern Zeit, den Opfertod **Chriſti** als Verſöhnung, als Sühne fremder Schuld zu nehmen; wenn **Chriſtus** ein Verſöhnungslamm genannt werde, ſo müſſe die Kenntniß der jüdiſchen Archäologie lehren, daß hier nicht von einem Opfer zur Tilgung aller Schuld, ſondern von einem Erinnerungsmahle an die ägyptiſche Sklaverei die Rede ſei.

Jede entdeckte Blöße iſt hier aber mehr, als ein kritiſches

Versehen, ein philologischer Fehler; sie ist zugleich eine Erschütterung des dogmatischen Systems der Gegenparten. Je öfter sie wiederkehrt, desto mehr nimmt die Verlegenheit, sich aussöhnen zu können, zu. Die Supernaturalisten hätten nun zwei Wege, sich ihrer ungelegenen kritischen Gegner zu entledigen, gehabt, aber Eitelkeit und Besorgniß verhindert sie, sie zu betreten. Sie wollen nicht ununterrichteter scheinen, als die Andern, und manches aufgefundene Versehen derselben spiegelt ihnen die Wahrscheinlichkeit eines Systems vor, das auf dieselben historischen Grundlagen angelegt auch ihr dogmatisches Gewissen befriedigen könnte; statt daß sie besser thäten, ihre Bibelverehrung, das kritische Gesetz von der Analogie des Glaubens, die symbolischen Bücher in unvermischter Reinheit zu erhalten. Denn, was freilich höher und der Wahrheit näher stünde, wagen sie niemals, jene kritischen aus den Religionsbegriffen, die den

Anfangen des Chriſtenthums gleichzeitig gelten, hergeleiteten Einwürfe der Verklärung der chriſtlichen Lehre dienſtbar zu machen. Man hat ſich gewöhnt, eine ſolche Verbindung chriſtlicher und orientaliſcher Anſichten bald myſtiſch zu nennen, bald räſonirend. Die Folge dieſes geringen Muthes iſt Stillſtand und Rückfall in die alte Verſchiedenheit der Prinzipien.

Ein zweiter aus innerem Bedürfniß hervorgegangener Verſuch, einen Annäherungspunkt zu finden, lag im Gefühl des chriſtlichen Lebens, im praktiſchen Intereſſe der Seelſorge. Die Rationaliſten traten auf der Kanzel, die Supernaturaliſten auf dem Lehrſtuhl ihren Gegnern näher. Jenen konnte die immer wiederkehrende Erzeugung des Chriſtenthums in jedem einzelnen Gemüthe nicht ohne eine Art unmittelbarer Offenbarung möglich werden; dieſe durften einer ſolchen Erſcheinung ihre Anerkennung nicht verſagen, und

ſie thaten es um ſo bereitwilliger, je mehr ſie ſich gewöhnt haben, das Chriſtliche unter jeder Geſtalt zu verehren, und die frommen Zuſtände als Erſaz der Lehreinheit zu nehmen. Jener ſupernaturale Rationalismus hält die vernunftgemäße hiſtoriſche Forſchung für die Konturzeichnung der chriſtlichen Idee, den Glauben an die Gemüthsoffenbarung für ihr Kolorit. Das Eine gebe dem Leben ſein Licht, das Andre ſeine Wärme. Der rationale Supernaturalismus dagegen flieht gern aus der Gegenwart in die frühere Geſchichte des chriſtlichen Glaubens, läßt ſelbſt dem ſpäteſten Katholicismus die Früchte ſeines Glaubenseifers, ſeiner übertriebenen Andacht, und verhält ſich gegen ſeine Zeitgenoſſen nachgiebig, duldſam. Ich möchte doch behaupten, daß die Neander'ſche Schule zum rationalen Supernaturalismus gehört.

Der entſchiedenſte deutſche Rationaliſt iſt Paulus in Heidelberg. Ausgeſtattet mit einer reichen Fülle orientaliſcher

Gelehrsamkeit, gründlicher Kenner des alten Testaments, glücklicher Forscher in den ersten historischen Entwickelungen der christlichen Kirche, hat er sein ganzes Leben dem richtigen Verstande der Bibel und dem Kampfe gegen die theologischen Illusionen gewidmet. Sein größeres Verdienst für die Theologie besteht darin, daß er von den Begriffen: Glauben, Gerechtigkeit, Gnade u. s. f. den traditionellen Glorienschein hinwegnahm. Diese stereotypischen Ausdrücke für christliche Wahrheiten waren zu Formeln geworden, mit denen in der Geschichte der christlichen Kirche die Phantasie ihr Spiel zu treiben pflegt. Die meisten mystischen und alle orthodoxen Systeme ruhen auf diesen Grundlagen, ohne daß sie die Bibel schon in jener Bedeutung nachweisen kann, die ihnen später verliehen wurde. Hier nun erfand **Paulus** jene Uebersetzungen, wo die Pistis Ueberzeugungstreue, die Gnosis Denkgläubigkeit, und die Gerechtigkeit

Geistesrechtschaffenheit wurde. Man kann sagen, daß hier das Tiefe ein wenig verallgemeinert ist; aber **Paulus** ist ein Mann, der die Lüge der Theologie haßt, und nichts desto weniger mit glühendem Eifer für die Religion seiner Ueberzeugung schwärmt. Es ist überhaupt eine der schönsten Seiten des Deismus, daß er sich in seine kahlen und inhaltlosen Begriffe mit heiliger Andacht versenkt, und durch strenge konsequente Tugendübung in der That noch immer die Orthodoxie übertroffen hat.

---

Wir müssen noch einmal auf **Kant** zurückkommen, den wir eben so sehr zum Prinzip des Rationalismus, wie Supernaturalismus erhoben sehen. **Kant** ist in der That der Vater der neuen Mystik. Dieser Satz scheint paradox und überrascht, aber er ist wahr. **Kant's** Untersuchungen endeten mit dem bekannten Ding an sich. **Jakobi** hat es

ſehr paſſend eine Penſionirung der Dinge in Gnaden, einen ehrenvollen Ruheſtand genannt, oder doch ſeinen eigentlichen Ausdruck, es wär' ein Otium cum dignitate ſo verſtanden. So wie überhaupt der Rationalismus und Supernaturalismus nur ein Streit über Ende und Anfang eines Cirkels iſt, da die Einen da anfangen, wo die Andern aufhören, und Jeder an den Anfangsort des Andern zurückkehrt, eben ſo hörte **Kant** mit dem geheimnißvollſten aller Weſen, dem Ding an ſich, dem Weſen ſelbſt auf, und öffnete ſo allen forſchenden und fühlenden Seelen eine Nacht, die ſie mit ihren dunkeln Eingebungen durchtappen mögen.

**Fichte's** Einwirkungen außerhalb der philoſophiſchen Schule ſind mehr mit dem öffentlichen politiſchen Leben der Deutſchen im Zuſammenhang, als mit dem religiöſen. Seine erſte Schrift, die Kritik aller Offenbarung, war ſo

sehr im Geiste **Kant's** geschrieben, daß man diesen selbst für den anonymen Verfasser derselben hielt. Seine spätere Wissenschaftslehre fand schon als philosophische Disciplin so viel Hindernisse ihres Verständnisses, daß eine Anwendung derselben auf andere positive Doktrinen mehr als gewöhnlich erschwert wurde. Ja, die Intoleranz der churſächsischen Regierung, die vom Weimar'schen Hofe die Absetzung des Jenaer Professors als eines Atheisten verlangte, machte die Beziehung der **Fichte**'schen Lehre auf die Theologie noch um so schwieriger, da Gefahr damit verbunden war.

**Schleiermacher** hat das große Verdienst, in einer Zeit allgemeiner Lauheit und Gleichgültigkeit für religiöse Empfindungen, zuerst wieder das Geheimniß des Herzens gepredigt zu haben. Er drang auf jenen Muth, mitten in die Räume der bewegten Welt mit seiner Sehnsucht nach höherem Leben zu treten, die geheimsten Falten der Seele

zu öffnen und das Bedürfniß einer Gemeinde nicht zu verschweigen. Dieſe Anſichten bringen ihn in ein nahes Verhältniß zu **Jakobi.** Die Unmittelbarkeit der Erkenntniß, die ewige Offenbarung Gottes an das Gemüth ſind in den Lehren dieſer Männer Elemente, die mit Recht myſtiſch genannt würden, wenn ſie weniger auf eine Erklärung menſchlicher Zuſtände, als auf die Erkenntniß des Einwirkenden zielten. Myſtik iſt das Lauſchen auf den heimlichen Gott; die angedeutete Gefühlslehre das Lauſchen auf den heimlichen Menſchen, und ihr eigentlicher Nerv die Pſychologie. Das Chriſtenthum wurde hier eine Thatſache des Gemüths; was ſich in ihm nicht bewährte, fand keine Stelle in der Dogmatik.

Man ſieht den Unterſchied vom gewöhnlichen Rationalismus, der zwar auch nach dem bekannten Grundſatze: Der Menſch iſt das Maß aller Dinge, verfährt, das

Ethische aber nur als Sitte, Gewohnheit, Art und Weise, sich in den Verhältnissen des Lebens zu benehmen, gelten läßt. Ein Anderes ist der Satz, daß die Lehren des Glaubens sich als Momente des Lebens und nur in so fern als wahrhaftig erweisen müssen, ein Anderes, daß von diesen Lehren Nichts gültig, wenn nicht ein moralischer Zweck ihre nächste Bestimmung sei. Man sieht leicht ein, daß die Ausgleichung der Ansicht vom Christenthum, als einer Thatsache des Bewußtseins mit gewissen positiven Kirchenlehren eine schwierige Aufgabe ist, daß die Kritik hier die entschiedenste Stimme haben muß, und so ist aus **Schleiermacher's** eigenthümlicher Glaubens-Ansicht die historische Kritik des neuen Testaments hervorgegangen, in welchem Fache deutscher Scharfsinn Erstaunenswerthes geleistet hat.

Die Resultate der **Kant**'schen Philosophie gingen darauf hinaus, die lezten Gränzen der philosophirenden Vernunft

zu bestimmen. Seine Anhänger begnügten sich mit der von ihm vorgezeichneten Demarkationslinie des Denkens, und verfolgten die praktische Richtung, auf der sie postulirend ihr spekulatives Bedürfniß befriedigen mochten. **Fichte's** Idealismus steigerte diese Richtung wieder zur höhern, metaphysischen Spekulation, indem er den gesuchten Gott in das absolute Ich, dem das individuelle Ich einverleibt sei, stellte. Die religiösen Grundsätze der **Schelling**'schen Philosophie konnten sich an diese ersten Prinzipien schon anknüpfen. In so fern nämlich Gott, als das absolute Ich, kein Andres außer sich, kein Nichtich, haben kann, als Komplex, um uns etwas pantheistisch auszudrücken, jener unendlichen Ichzahl der Individuen, aber freilich doch im Gegensatz gegen die für den Einzelnen unläugbare Nichtichwelt stehen muß; so ergibt sich daraus die Nothwendigkeit seiner persönlichen Offenbarung in Raum und Zeit. Die

Naturphiloſophie ſpricht dies Reſultat in ihrer Beziehung auf Religion als erſten Grundſatz an. Ihr Streit mit **Jakobi** hat ihr Verhältniß zum Chriſtenthum in ein helleres Licht geſtellt; ſie ſtand dieſem darum näher, weil ſie auf eine perſönliche Wirkſamkeit Gottes, auf eine hiſtoriſche Offenbarung drang, während **Jakobi** nur die weibliche Natur des Geiſtes, alſo das menſchliche Gemüth, empfangen und die unendlichen Gefühle als eben ſo unendliche unmittelbare Einwirkungen der Gottheit gelten ließ. Je mehr aber in der **Schelling**'ſchen Lehre die Verehrung des Hiſtoriſchen ſich entſchied, deſto mehr auch das gegebene Intereſſe der Gegenwart. Die Kirche trat an die Stelle der philoſophiſchen Schule, und jeder Schüler trug ſein Erlerntes in ſeine Heimat, von der er gekommen war, zurück. Die Einen vertrauten ſich wieder dem Schooße der katholiſchen Kirche, die Andern ſchwuren auf die ſymboliſchen

Bücher. Auf jener Seite ergriffen den katholischen bischöflichen Hirtenstab **Görres, Windischmann, Günther,** auf dieser protestirten **Daub, Marheinecke**; beide haben ihren spekulativen Papst und Beschützer, dort **Franz Baader,** hier **Hegel**; im Lichte der **Jakob Böhm**'schen Aurora finden sie sich als Glieder einer Kirche wieder.

**Hegel** hat sich vielfach und mit Entschiedenheit als einen Protestanten bezeichnet. Seine Schüler, die mit ihrer Konstruktionssucht überall zur Hand sind, rechnen selbst den Besitz eines norddeutschen Katheders hieher. Der dialektische Scharfsinn seiner Untersuchungen ist den positiven Satzungen der Kirche, den Lehren des **Athanasius und Augustinus** zu Gute gekommen. Was dem katholischen Lehrbegriff noch am nächsten steht, ist die bestimmte Ausbildung der Lehre vom heiligen Geist, der auch die spätern Christen in alle Wahrheit leiten würde, daher die Annäherung an die Lehre

von der Tradition. Der Sinn, den die Identitätslehre in die Dogmen von der Erbsünde, Dreieinigkeit, Gnadenwahl, Genugthuung legte, soll kein hineingetragener, kein Erklärungsversuch sein, sondern er beruht auf dem tiefsten logischen Gesetz und ist dies Gesetz selbst. Der Uebergang vom Nichts zu allem Sein, das ewige Moment der Negation, des Abfalls von Gott, das innere Erbeben der Kreatur, ihr ängstliches Sehnen und Harren, des göttlichen Seins wieder theilhaftig, aus dem unseligen Zustande des ewigen Werdens erlöst zu werden, die Ueberwindung des verneinenden Prinzips durch den werdenden Gott, der nicht nur ein einzelnes Moment der primitiven Gottesidee, sondern diese vollständig, in bestimmtester Konkretion selbst ist, das endliche Reich des Geistes, der mit sich selbst versöhnt und aus sich selbst wieder geboren ist; alle diese Begriffe sind die Grundlagen des **Hegel**'schen Systems, und ihre

Beziehung auf die christlichen Dogmen kann nicht schwer fallen.

Diese theologische Consequenz der **Hegel**'schen Logik ist auf **Marheinecke**, einen scharfsinnigen Denker und gelehrten Kenner namentlich der Entwicklung des christlichen Lehrbegriffs, übergegangen. Leider verschmäht er mit **Hegel** so sehr die Gesetze der äußern Darstellung, daß seine Dogmatik einem in die Bedeutung der naturwissenschaftlichen und **Hegel**'schen Schulsprache nicht Eingeweihten nüchtern und inhaltsleer erscheinen muß. Mehr fühlt man sich durch die Leistungen der von den streitenden theologischen Parteien an diese neuere Lehre herangetretenen Anhänger befriedigt. Wir nennen von Seiten des Rationalismus die Schriften von **J. Nust**, von Seiten des Supernaturalismus von **Göschel**.

Eine Zeitlang hielt man **B. H. Blasche** für einen

theologischen Anhänger der Naturphilosophie. Wer mit ihr bekannt ist, wird die Verschiedenheit seiner Lehren leicht entdecken, selbst wenn **Blasche** sich diese Stellung nicht ausdrücklich verbäte. Allerdings sind viele seiner Ansichten vorzüglich über die Harmonie des Weltganzen von den Resultaten **Schelling**'scher Untersuchungen nicht verschieden, doch ist nicht nur seine Beweisführung eine andere, sondern auch der ganze Standpunkt der Philosophie bei ihm anders gestellt. Wem ist nicht die Bedeutung der christlichen Grundlehren innerhalb der Naturphilosophie bekannt? **Blasche** hält sie nur für ein zufälliges Objekt, an das die Wissenschaft erklärend, aufhellend, berichtigend herantrete. Er will jenen Begriff, den die Kirche für Offenbarung gibt, erst philosophiren, d. i. erst die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des gewöhnlichen, philosophischen Begriffs der Offenbarung nachweisen, und diesen dann auf jenen kirch-

lichen Begriff als eine Erklärungs- und Urtheilsnorm anwenden. Der Weg, den **Blasche** zu dieſem Behufe einſchlägt, iſt ein einfach logiſcher. Er ſucht an jedem Satze den Gegenſatz ſich klar zu machen, um durch richtige Unterſcheidung der Differenz die Wahrheit der unterſchiedenen Dinge ſelbſt zu erkennen. Das Gute iſt nur in ſo fern, als es ein Böſes gibt; kein Recht, wenn kein Unrecht; kein Licht, wenn keine Finſterniß, und umgekehrt. So bedürfe auch Gott des menſchlichen Geiſtes als Werkſtatt ſeiner Offenbarung, ja die erſte Anlage im Menſchen iſt ſchon der Keim des göttlichen Seins, ihre Ausbildung die erſt möglich, jezt wirklich gewordene Offenbarung. Dieſe Lehren ſind nicht neu. Sie ſind aber in neuerer Zeit weit tiefer entwickelt worden, haben auch zu befriedigenderen Reſultaten geführt, als der lezte Inhalt der **Blaſche**'ſchen Offenbarung iſt. Die Entwickelung dieſes Begriffes beginnt bei ihm mit

so vielen Versprechungen und meistens treffenden Urtheilen über den Geist der alltäglichen Theologie, gibt aber zulezt keine andern Lehren, als die verworfenen, obschon mit dem Scheine einer größern logischen Wahrheit.

Der Kampf der theologischen Parteien innerhalb des Protestantismus endigte mit einer Verlegenheit. Die Gemeinde verlangte Lehreinheit, sie ist aufgelöst, wenn die symbolischen Grundlagen ihr Ansehen verlieren. Die Meinungsverschiedenheit ist vorhanden; wem gebührt das Recht zum Schlüssel der Kirche? oder wird der Begriff der Kirche zerstört werden? oder bleibt das Bedürfniß in der Gemeinde zu leben ewig, und wird nur die Form der Befriedigung eine andere? Hierüber schweben noch alle Antworten.

Die neuere politische Aufregung hat die Streitigkeiten der Theologie zurückgedrängt; die Theologie ihrerseits

mischte sich zwar in sie hinein, aber es ist kein Verlaß auf sie. Im ersten Akte schwören euch die Theologen Treue auf Leben und Tod, und im lezten sind sie es, die euch verrathen haben. Wer hat dem Volke mehr von Freiheit und Unabhängigkeit gepredigt, als seine Lehrer in der Schule und auf der Kanzel! Man braucht nur zehn Jahre sich zurückzuwenden, so wird man diese Männer überall von verjährten Vorurtheilen reden hören, von sklavischen Satzungen einer finstern Zeit, von der Nothwendigkeit vollkommener Gewissensfreiheit. Als später die Massen aufstanden, da hätten diese Lenker und Bildner versöhnend, beruhigend, Frieden und Eintracht predigend, in ihre Mitte treten sollen; hätten ihren Einfluß dazu anwenden können, dem zügellosen Ausbruch der Leidenschaften Einhalt zu thun, und die geäußerten Wünsche in den Weg der Gesetzmäßigkeit zurückzulenken, aber sie flohen in die

Camarilla, und predigten gegen Das, was sie hatten befördern helfen. —

---

## Thron und Altar.

Obgleich die Alten auf unerklärliche Weise an ihrer wunderlichen Fabellehre hingen, und die Verehrung der Götter von den Institutionen des Staates abhängig machten, so war ihnen doch ein Territorialsystem im Sinne der Neueren unbekannt. Sie ließen wohl erst ein Dekret des Volkes vorangehen, um dem Cultus der phrygischen Lärmgöttin nebst einem großen Steine, der eine durch Rhea repräsentirte Kraft der Cybele ausdrücken sollte, in Rom einzuführen; doch gibt die Toleranz der Römer gegen alle fremde Culte hinreichend zu erkennen, wie geringfügig bei ihnen die Verbindung politischer und religiöser Ideen war.

Der Staat war ihnen etwas in ſich Abgeſchloſſenes, ein Ganzes, das keiner weitern Integration bedurfte. Ueberall, wohin die Waffen der römiſchen Republik ſiegreich vordrangen, blieben die heimiſchen Altäre in Ehren gehalten, ein Grundſatz, der durch eine Art von Superſtition ſogar einen heiligen Beiſchmack bekam. Die Alten fanden das Göttliche nicht im Gegenſtande ihrer Verehrung, ſondern in der Verehrung ſelbſt. Sie waren weit entfernt, fremden Göttern eine geringere Macht als den eignen zuzuſchreiben, und fürchteten wenigſtens negativ eine Reaktion der unterdrückten Culte, die Rache der fremden Gottheiten. Bei dem gränzenloſen Univerſalismus, der beim Untergang der alten Welt die Religion ergriff, bei den zahlloſen Perſonificativen göttlicher Begriffe und den Hypoſtaſen myſtiſcher Ideen kann dieſe Toleranz weniger auffallend, oder doch für unſere Zeit weniger beweiſend erſcheinen, da es

der Vergleichung zum größten Theile an gleichen Merkmalen gebricht.

Erst das Christenthum schuf die schwankenden Wechselseitigkeiten von Kirche und Staat. Aus einer kleinen Krippe wandte sich das Christenthum an die Welt, von Personen an Völker; politische Institutionen umging es sorglich, umging es sogar mit weltlicher Klugheit, jener christlichen Schlangenklugheit, deren Gebote, namentlich in Betreff der Obrigkeit, man niemals so verbindlich hätte machen sollen, als von theologischen Politikern und politischen Theologen geschehen ist. Mit Constantin wurde jene unglückselige Idee von christlichen Staaten geboren, das Territorialsystem mit seiner intoleranten Devise: cuius regio, ejus religio. Die Hierarchie und das weniger staatliche als volkliche Element der mittelalterlichen Dynastieen milderte einen Grundsatz, der im Zeitalter Ludwigs XIV. der Bundesgenosse

des abſoluten Dogma's werden mußte, und in Dragonaden ſich kenntlich genug ausſprach. Der Papſt und der Kaiſer kannten ſchon längſt das Prinzip des modernen Syſtems; ſie ſtritten über das Recht der geiſtlichen Belehnung, über Abhängigkeit der Landeskirchen von einem unter ihnen; ſie debattirten die ganze neuere ſogenannte Episcopalfrage: ihre hiſtoriſche Stellung gab ihnen beiden nur zu viel Gleichgewicht der Macht, ſonſt hätten ſie ſchon einen Streit entſcheiden können, der unter andern Verhältniſſen ſpäter wieder aufgenommen und auf eine wunderliche Weiſe zu Gunſten beider Parteien entſchieden wurde.

Wer kann läugnen, daß ſich beide, die Kirche und der Staat, im Schutze des Territorialſyſtems vortrefflich befinden? Der Staat, welcher von der Kirche die Beweiſe für ſeine Exiſtenz, ſie mag auch noch ſo hiſtoriſch ungerecht ſein, leihen darf; die Kirche, welche ihre Dogmen mit den

Bajonetten der Gewalt vertheidigt? Das iſt es: Die Revolution oder, wie **Bretſchneider** in einer Schrift über dieſen Gegenſtand ſagt, „die Unruhigkeit der Völker" hat eine bequeme Allianz, eine Allianz der Nothwehr zu Wege gebracht. Seitdem kann das Territorialſyſtem als von drei Parteien benuzt angeſehen werden, von der ideologiſchen, der ſervilen und zulezt ſogar von der revolutionären Partei.

Die ideologiſche Doktrin fängt bei den Ahnungen, welche ſich in der Edda ſchon vom Chriſtenthum finden, an und hört bei dem Widerſtande gegen die Juden-Emanzipation auf. Der Ideologie iſt das allgemein Menſchliche immer ſo viel, als das Germaniſche: ſie kennt den modernen Staat nur unter dem Prinzip des Chriſtenthums: abſolute oder conſtitutionelle Monarchie, gleichviel, beide ſind für ſie Nazareniſche Blüten. Dieſe Partei wird immer bereit ſein, jeden neuen Orden, den ihr Landesfürſt ſtiftet,

ſchon in der Bibel typiſch angedeutet zu finden. Gehört der Tiersparti zu ihr? Man ſollte es glauben, wenn man die Abgeordneten der Badiſchen Kammer über Judenthum ſprechen hört, wie **Rotteck** ſich vor einer Conſequenz ſeines eignen Vernunftrechts ſcheut, und ein Herr Herr, ein Prieſter, nicht umhin konnte, zu erklären, daß er lieber die Cholera, als die Juden-Emanzipation ſeinen Commitenten nach Hauſe bringen wollte.

Das Territorialſyſtem im ſervilen Sinne iſt eine in's Weite getriebene Uebertragung der geiſtlichen Gewalt auf den Landesfürſten. Hier kann die politiſche Macht ſich jede Einmiſchung erlauben. Sie wird den Fürſten zum Hohenprieſter der Nation machen, und ihn mit einer geiſtlichen Bureaukratie umgeben, welche, wenn ſie über großes Vermögen geböte, viel Aehnlichkeit mit der Engliſchen Hochkirche hätte. Rationalismus und Supernaturalismus haben

gegen dies System proteſtirt. Dieſer will die Kirche in kleine Gemeindeparzellen, in Conventikel auflöſen, und eine Geſellſchaftsverfaſſung der Kirche errichten, die ſelbſt bis auf den Bruder- und Schweſterkuß der alten apoſtoliſchen Zeit nachgeahmt iſt. Jener geht weiter als die apoſtoliſche Zeit. Die Presbyterien läßt er: er dringt aber auch auf Synodalverfaſſung, auf eigne Geſetzgebung, auf eine Autonomie der Kirche. Er will neue Concile, — ein böſes Wort, das immer an Huß und Coſtnitz erinnert. So lange dieſe beiden Meinungen noch in unerträgliche Extreme ausarten können, mögen ſich die Zeitgenoſſen bei dem monarchiſchen Territorialſyſteme beruhigen, welches früher oder ſpäter das Schickſal der Bureaukratie theilen muß, nach deren Muſter es militäriſch zugeſchnitten wurde. Ich meine, es wird dem Drange des Liberalismus weichen: es wird, indem es ſich an die Civil-Geſetzgebung und politiſche

Verfaſſung anſchließt, alle die Chancen miterleben, welche dieſer ſelbſt bevorſtehen, mag es nun eine frühere oder ſpätere Verbeſſerung ſein, eine Bewegung zu Fuß oder zu Pferde, wie Mirabeau ſagte.

Zulezt iſt es denkbar, daß ſelbſt die Revolution von dem Territorialſyſteme Gebrauch macht. Sie hat es ſchon gethan. Es liegt in der Natur der Revolution, auch in ihrer Art, in einen faktiſchen Despotismus auszuarten. Die Revolution ſezt ſich gern auf den leer geworden Thron und umgibt das Contra mit derſelben Autorität, die das Pro kaum abgelegt hat.

Für das Chriſtenthum ergibt ſich hieraus, daß ihm kein Syſtem ſo nachtheilig iſt, als die Territorialverfaſſung. Denn indem dieſe die Kirche an den Staat knüpft, kann ſie mit ihm auch unwiederbringlich verloren gehen. Kuppelt nicht ſo Vieles zuſammen, was das Alterthum trennte!

Die Verbindungsketten lassen sich im Augenblicke der Gefahr nicht so schnell lösen: das Eine reißt das Andre fort. Ihr sagt: wir sind sicher vor der Zukunft! Ich glaub' es; aber die Sicherheit liegt darin, daß man gefaßt ist für alle Fälle.

**Bretschneider** beleuchtet in seiner Schrift: „die Theologie und die Revolution" die verschiedenen Fragen, welche in das Verhältniß von Kirche und Staat einschlagen, mit specieller Rücksicht auf die schwebende Sachlage in Deutschland. **Bretschneider** ist ein mäßig freisinniger, hinreichend denkender Kopf, der die Geschichte der Reformation aus den Quellen studirt hat, und nur zuweilen an priesterlichen Paralysen leidet. **Bretschneider** argumentirt zu viel ad hominem. Es kann nur spaßhafte Wirkungen hervorbringen, wenn er, um den Rationalismus gegen die Anschuldigung, als sei er revolutionär, zu vertheidigen,

tragt: haben die ſudamerikaniſchen Staaten **Wegſcheider's** Dogmatik geleſen. Studirte **Marat Bahrdt** mit der eiſernen Stirn u. ſ. w.? Ueberhaupt iſt es gehäſſig, von irgend einer wiſſenſchaftlichen Parteimeinung zu behaupten, daß ſie vorzugsweiſe auf die Revolution hinarbeite: eben ſo wie keine Empfehlung des Rationalismus darin liegt, daß er für die Monarchie, die Republik oder überhaupt für irgend eine politiſche Confeſſion ſprechen ſollte. Denn ſei es nun, daß Rationalismus Unchriſtenthum oder Perfektibilität der Lehre **Jeſu** iſt: er ſoll den Kern der chriſtlichen Idee nicht in Auslegungen und Inſinuationen verhüllen. Er ſoll zugeſtehen, daß Chriſtenthum Weltreligion iſt, und ſich an jede politiſche Geſtaltung deßhalb accomodirt, weil es ohne alle Beziehung auf den Staat geſtiftet wurde. Das Chriſtenthum iſt entweder eine theokratiſch-apoſtoliſche Geſellſchafts-Verfaſſung, der Traum

des Pietismus, oder es macht jede Partei selig. Petrus hört an der Himmelspforte nur auf die, welche reines Herzens sind.

---

Die Parteien, die innerhalb der katholischen Kirche hervortreten, müssen sich schroffer gegenüberstehen, als in der protestantischen. Hier ist ein ewiges reformatorisches Element wesentlich, die Nüancen der verschiedenen Meinungen sind nicht so auffallend, weil ihre Mannichfaltigkeit schon für jedes Neue einen verwandten Anklang darbietet; im Katholizismus aber ist nur mit einem Scheine von Widerspruch schon das Princip gestört, die Vernunft des Einzelnen gilt nur in so fern, als sie die der Kirche ist. Im Katholizismus wird Alles kategorisch, dogmatisch ausgesprochen, die kirchliche Partei müßte aus ihrer Stellung heraustreten, wenn sie einen Fehdehandschuh aufnahme.

Es fehlt zwar nicht an mannichfachen Berührungen der Parteien, aber sie ist selten eine polemische, weit öfter noch gehässige Chikane. Vielleicht liegt der Grund dieser Thatsache in der Entstehungsart des Gegensatzes; er erzeugte sich nicht aus der Kirche selbst, sondern trat ihr von einem fremden Gebiet her gegenüber. Dieser fremdartige Ursprung der innern Parteiung ist so sehr erwiesen, daß selbst die Reaktion, die gegenwärtig dem revolutionären Prinzip das Widerspiel hält, nicht aus der Kirche hervorgegangen ist, wie sehr sie auch ihren Grundsätzen huldigen möge, sondern aus der Vermittlung der neuern Philosophie und poetischen Literatur der Deutschen. Alle modernen katholisirenden Richtungen von den Konvertiten ab bis selbst zur dogmatischen Schule **Baader's** und der Tübinger historischen Schule dilettiren eigentlich nur auf den Katholizismus, sie sind in ihn verliebt. Je alter die

Schone ſein wird, deſto kälter werden aber die Herzen ſchlagen.

Wir unterſcheiden in der katholiſchen Kirche drei vereinzelte Erſcheinungen, das ſtabile Prinzip, das reformirende und die Reaktion. Alle drei ſtehen nur in ſo fern im Zuſammenhang, als ſie durch einander bedingt werden; das erſte und dritte ſind nicht daſſelbe, ſondern nur einſtweilen Bundesgenoſſen: ſo aber, daß, wenn es einmal einen Strauß auszufechten gibt, nur dieſes die Waffen ergreift; jenes dankt ihm kaum dafur. Die Stabilen haben überhaupt Nichts mit der Feder zu ſchaffen, ſie ſind Kirchenfurſten und laſſen Alles, was ihnen zu ſprechen beliebt, durch die Kanzlei geben; was zuweilen öffentlich wird, ſind ihre Hirtenbriefe. Man findet dieſen alten Fels, auf den Petrus die Kirche gegründet hat, noch in den deutſchen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie, in dem katholiſchen

Ost-, West- und Rheinpreußen, in Sachsen, Bayern, Hessen und Würtemberg.

Das reformatorische Element wird vielfach modifizirt, je nachdem man mehr oder weniger aus den katholischen Satzungen selbst die Mittel zur Opposition bernimmt. Die Zulässigkeit ihrer Neuerungen beweisen die Gemäßigten durch die strengste Consequenz des Episcopalsystems. Sie bemühen sich eifrig, und meist mit wenigem Erfolge, in kanonischen Bestimmungen Schranken der römischen Curialmacht aufzufinden, sie sprechen eine größere Machtvollkommenheit der Bischöfe an, zunächst um dadurch in den geistlichen Geschäftsgang eine größere Einfachheit zu bringen. Die späteren Eiferer trieben diese Unabhängigkeit vom apostolischen Stuhle bis zur gänzlichen Aufhebung desselben; der Papst sollte in den Stand des römischen Bischofs zurücktreten. Hiezu kamen in neuerer Zeit die Fragen wegen des

Cölibats, wegen der Abſchließung neuer Konkordate, wegen Wiedereinführung des Jeſuitenordens. Man will einen Primas der deutſchen reformirten katholiſchen Kirche, und wenn ſelbſt nicht jenen, doch gewiß dieſe.

Die Reaktion im Katholizismus war die Folge von Bedürfniſſen, nicht von Intereſſen. Man wußte, daß es die Summe alles Lebens iſt, wenn man dort wieder ankömmt, von wo man ausgegangen iſt, in ſein Heimatland. Daher die Sehnſucht des Herzens, im Schooße der Mutter zu ruhen, daher in der Literatur der Deutſchen die Hingebung an den Geiſt der Vergangenheit, daher endlich die Entzückung, als man auf dem blumenreichen Pfade der Poeſie und ſelbſt auf den philoſophiſchen Kunſtſtraßen der Schule das Ferne ſich ſo nah erblickte.

Wie wenig auch von den neuern Anſichten **Schelling's** bekannt geworden iſt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er die

Geſchichte im Allgemeinen und als aus ihr entwickelt die poſitiven Grundlagen unſres gegenwärtigen Lebens philoſophirt hat. Auch an **Franz Baader** muß dieſe zweite Gelurt unterſchieden werden. Er iſt in neuerer Zeit kirchlicher geworden und durch die Einflüſſe der franzöſiſchen Theologie durchaus katholiſch. Während ihm die Scholaſtik und die neuere Dialektik die Prinzipien ſeiner Spekulation darbot, ließ er ſich beſonders in der Lehre von der Schöpfung durch die Theologie **Jakob Böhme's** beſtimmen und betrachtete die Geſchichte und das Verhalten des Katholizismus in ihr nach den Lehren **St. Martins, Le Maiſtres, Bonalds.**

So iſt das bei Weitem intereſſanteſte Syſtem der neuern Philoſophie entſtanden, zerſtreut zwar und ohne Zuſammenhang hie und da vorgetragen, aber dem Kundigen leicht zuſammenſetzbar. Nicht der geringſte Vorzug dieſer neu

katholischen Philosophie ist die originelle Art ihres Vortrags; die scholastischen, oft treffend bezeichnenden Formeln stehen hier neben der wunderlichen Terminologie **Jakob Böhme's** und den französischen Ausdrücken **St. Martins.** Das nähere Verhältniß **Baader's** zur katholischen Lehre sieht man aus der Bedeutung, die er in die Lehre von der Kirche, vom Opfer, von der Eucharistie u. s. w. legt. Eine unsichtbare Kirche ist ihm eben so ein Unding, wie ein unsichtbarer Staat: wie es hier ein Oberhaupt geben müsse, so dort; der Beamtenwelt entspricht in höherer, verklärterer Weise die Stufenfolge der Hierarchie. Die Lehre vom Opfer begründet er so: Wer Gott liebt, wird eigentlich von ihm geliebt, wer ihn haßt, im Grunde nur von ihm gehaßt, wie man einen Felsen von sich stößt, und der Kahn doch nur von ihm abgestoßen wird, wie man ihn zu sich heranziehen will, und doch selbst nur angezogen wird. Umgekehrt

wenn Gott ſich in uns bewahren will, müſſen wir uns aufheben, und uns ihm reintegriren. Dies geſchahe durch das Opfer.

Sollte man glauben, daß dieſer moderne Katholizismus Verwandtſchaft mit **La Mennais** hatte, und daß er die Erſcheinung des Proteſtantismus nur etwas Nothwendiges hält, was er als überwunden, und dadurch zur berichtigten Wahrheit kommend in ſich aufnimmt? **De la Mennais** wollte keine Könige von Gottes Gnaden, aber auch kein Volk von Gottes Gnaden, ſondern beide ſollten ſich ſo nennen. Es ſei ein Irrthum, wenn die Regierung ihre Stärke in der Schwäche des Volks, und das Volk ſeine Stärke in der Schwäche der Regierung ſuche. Er nannte einmal den Zuſtand Frankreichs einen politiſchen Pantheismus, er war ihm proteſtantiſch, d. h. das Göttliche ſei dem Menſchen untergeordnet. Darum erklärte er ſich auch für

die Beſtimmung der neuen Charte, daß die Staatsreligion abgeſchafft werde. Er unterſchied drei Perioden, die hierarchiſche, wo der Staat in der Kirche, die proteſtantiſche, wo die Kirche im Staat beruhe; jezt ſei das katholiſche Zeitalter angebrochen, wo die Kirche wahrhaft katholiſch, allgemein univerſell, und unabhängig von menſchlichen Inſtitutionen ſein müßte.

Zu denſelben Grundſäzen bekennt ſich **Baader**, und die von **Jakob Sengler** früher herausgegebene katholiſche Kirchenzeitung, die ſich durch einen gehaltenen, der Heiligkeit der Gegenſtände immer angemeſſenen Ton beſonders auszeichnete. Sie beſtritt den Rationalismus in Kirche und Staat, ſuchte den Urſprung des katholiſchen in dem proteſtantiſchen Rationalismus auf, und unterzog alſo auch literariſche Erſcheinungen des leztern ihrer Kritik. Eben ſo wies ſie die Bequemlichkeit im Denken ab, den geiſtloſen

Supernaturalismus, der auf dem sanften Ruhekissen seiner Gefühle schläft, und sich meist so artig benimmt, daß man seine Träume nicht für Wahrheit hält. Es könnte keinen schrofferen Gegensatz geben, als diese katholische und die evangelische Kirchenzeitung, aber der Satz divide et libera ist das Grundgesetz aller historischen Entwickelung, und die große Verheißung des Christenthums keine andere, als daß wir durch die Freiheit zur Wahrheit, weil durch diese zu jener kommen.

## Jüdische Theologie.

Sahet ihr nie jene grauen Männer, welche in die Häuser der Juden schleichen, angethan mit weitem, aus einem Stück genähtem Mantel und den Fuß in ausgeschnittene Pantoffeln gesteckt? Sie besuchen die Wohnungen Israels als Gesandte der Synagoge, Priester der verlornen

Bundeslade, als Rabbinen, das heißt: als Meister der Lehre und des Gesetzes. Alle Winkel des Hauses durchirrt ihr lauernder Blick. Sie segnen, was ihnen der fromme Glaube entgegenträgt, Speise und Trank, Kinder, Kerzen und Hausgeräth. Ob auch Niemand am Sabbath Feuer mache? Sei es nun, daß der alte Draager ein Korait ist, und den Spruch der Bibel so erklärt, daß man allerdings am Freitag angezundetes Licht am Samstage noch brauchen dürfe; oder sei es, daß er, strenger als Rabbanite, überhaupt am Feste weder Feuer anzuzünden noch zu brauchen gebietet. Ob sie auch im Uebrigen nach dem Willen Jehova's thaten, sich keiner schartigen Messer bedienten, die Reste der abgeschnittenen Nägel hübsch zu einem Scheite Holz legten und es verbrennten, ob sie überhaupt reines Körpers und reines Herzens wären? Und dabei quillt der Mund über von leisem Murmeln, von David'schen Psalmen

und Citaten des Talmud, jeder Schritt ist mit einem Segen begleitet. Wahrlich, wenn man diese gebückte und doch Ehrfurcht gebietende Gestalt sieht, das unter schwarzen Wimpern versteckte Auge, die Demuth in Worten und Handlungen, so hat man das schönste Bild der Gottseligkeit. Ein achter Rabbiner aus der alten Schule der Gerechten kennt in seiner chastischen Weisheit Nichts von Grundlehren des Glaubens, in dem Gefühl seiner Gesetzesandacht Nichts von **Mendelsohn's** Jerusalem, in der grellenden Erinnerung tausendjähriger Leiden Nichts von Emanzipation, **Riesser** und **Oppenheimer's** fricandreischen Gemälden. Das ist ihm Alles fremd. Er ist fromm wie Enoch und murmelt seinen Talmud.

Das ist die eigentliche jüdische Theologie. Ein kindliches Wissen um sabbatische Satzungen, etwas dialektische Polemik gegen die verschiedenen Sekten innerhalb des

Judenthums ſelbſt, ohne Invektiven gegen das Chriſtenthum (denn getilgt ſind alle die Stellen des Talmud, wo an Jesus von Nazareth im wörtlichen Sinne die Engel des Himmels ihre Nothdurft verrichten); endlich eine erhabene Tugendhaftigkeit, — mehr bedarf es nicht, um ein würdiger Nachfolger der Söhne Aarons zu ſein. Wie hat ſich aber Alles verändert! Wie großartig ſind die Revolutionen, welche auch das Judenthum ergriffen haben!

Das Judenthum konnte bei der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eine große Rolle ſpielen, denn ſein Kern und ganzer Inhalt war Nichts mehr, als was der Deismus als eine neue Entdeckung anſprach. Das Judenthum hatte nie eine Dogmatik und wenn es eine hatte, ſo faßten die Begriffe von Gott, Tugend und Unſterblichkeit Alles zuſammen, was die lezten Gründe für zweifelhafte und nur mit Unwillen beobachtete Ceremonien angab. **Mendelſohn**

und **Salomon Maimon** konnten ſchneller zu **Kant's** Kritik der reinen Vernunft übergehen, als **Teller** und **Morus.** Sie hatten der Quantität nach vielleicht mehr abzuſchütteln, als das Chriſtenthum; aber ſie konnten es leichter thun; denn ſie waren frei von ſymboliſchen Büchern, frei von einer Lehre, welche die beſondre Miene beſondrer Offenbarung annimmt, frei ſelbſt von einer Reformation, die, ſo viel ſie Veraltetes abſchaffte, doch Dasjenige, was ſie ließ, nur um ſo verbindlicher machte. Mit **Mendelſohn** und **Maimon** beginnt der jüdiſche Deismus, die Aufklärung unter den Juden, eine Sinnesänderung ohne harte Gewiſſensbiſſe. Aber was geſchah, geſchah nur noch im Intereſſe der iſolirten philoſophiſchen Spekulation, im Intereſſe der Dachſtube eines Denkers. Es war nur noch Theorie. Der Pariſer Sanhedrin im Jahre 1807 kann als Schlußſtein dieſer Reviſion der jüdiſchen Offenbarung angeſehen werden.

Nun weiß ich nicht, was die spätern Zeiten anlangt, ob es aus innerer Verwandtschaft geschehen ist, oder nur eine zufällige äußerliche Erscheinung war, daß zwei charakteristische Richtungen des christlichen Rationalismus sich dem jüdischen in Deutschland mitgetheilt haben. Ich rede von einer schönen und einer mißfälligen Seite. Die schöne ist jener Enthusiasmus der Vernunftgläubigen, der ein poetisches Kolorit hat, die Freudigkeit an ihren Entdeckungen, und wirklich eine Schwärmerei, die sich in ihr verkurztes Christenthum ganz vergräbt. Wir wissen Alle, daß dieser edle christliche Rationalismus in Deutschland eine Erhebung des Gottesdienstes bewirkt hat, daß sich mit ihm der liturgische Schlendrian verlor, und auf Predigt, Gesang, gemüthliche Ceremonie viel Schmelz und Andacht verwandt wurde. Daher stammen auch bei den Juden diese rationalistischen Schwärmereien des Predigerthums, die Ausbildung

zum Lehramte, die Reform der Synagoge, der religiöse Unterricht der Jugend, der mit Confirmation, ja sogar mit Confirmation des weiblichen Geschlechtes endigte. Dieser Enthusiasmus ist das Positive in einem Systeme der Verneinung, ja man kann sagen, das wahrhaft Großartige und Schöpferische in der modernen Entwickelung des Judenthums.

Das Extrem liegt aber eben so nahe, die Unduldsamkeit. **Wegscheider's** Dogmatik ist so intolerant, wie die des Professors **Hahn.** Sie lieben ihre Entdeckungen so sehr, daß sie die Zeit nicht erwarten können, sie verbindlich zu machen. Was eilt ihr, jüdische Religionslehrer, eure kaum durch die Kritik gesichtete Lehre schon zur Dogmatik umzugestalten? Warum so schnell mit dem Systeme zur Hand bei einem noch ganz verworrenen Zustande der Dinge, wo hier ein fertiger Satz, dort aber einer in tausend Stücken

liegt? Schiebt euern Scharfſinn noch eine Weile auf, bis die Discuſſion über die fraglichen Gegenſtände lebhafter wird, und man über Das, was ſich glauben läßt, ein wenig mehr einverſtanden iſt! Es wäre zu beklagen, wenn die neue jüdiſche Theologie einen mehr dogmatiſchen, als hiſtoriſchen Charakter bekäme, oder ſie gar ihre Abſicht, Katheder für ſich zu haben, durchſezte. Den Freigeiſt ſchauert es, wenn er von Kathedern hört.

Ein zu früher Schluß der Akten iſt um ſo gefährlicher, da die neue jüdiſche Theologie ſelbſt in der Gemeinde ihres Glaubens ſo vereinzelt ſteht, und abgeſehen von dem Widerſpruch der Orthodoxie, bei der es nur auf das Ausſterben ankommt, nicht einmal von den Juden ſo eifrig unterſtüzt wird. Nämlich die politiſchen Kämpfe des Judenthums müſſen billigerweiſe das religiöſe Intereſſe abſorbiren; ſie verlangen, daß man über den Jehovaglauben einen Schleier

werfe, damit keine Chriſtenſeele, wo ſie ihre Stimme über die Emanzipation abgeben ſoll, geſtört werde. Die jüdiſchen Emanzipationsringer verlangen, daß ſich der Judengott immerhin einmal vor dem Chriſtengotte verſtecken möge, ja ſogar ihm ſeine Aufwartung mache, und ſich nach ſeinem Befinden erkundige. Aber ein Aergerniß für die Theologie! Die Theologie verdammt eine vortreffliche Taktik, welche ſie Indifferentismus nennt, ſie verketzert ihre Maßregeln als Konzeſſionen an das Chriſtenthum und beruft ſich unvorſichtiger Weiſe auf die untern Volksklaſſen bei den Juden, die ſich eine Verbindung der Emanzipation mit Jehova gar nicht denken können. Wir hoffen, ihr jungen rationaliſtiſchen Schwärmer, ihr begeht keine Thorheiten und unterlaßt es, euch als eine Corporation zu konſtituiren! Die Klage, daß die Zeit nur einreißen wolle, klingt in einem revolutionären Munde ſonderbar. Eurer dogmatiſchen

Lehrbücher bedarf der Jude vorerſt nicht; zunächſt will er frei ſein. Unſer jetziges Zeitalter iſt ein politiſches, und wer weiß, ob ſich in Zukunft ſo ſchnell erobern läßt, was jezt verſäumt wird.

Ueberhaupt muß ich noch etwas hinzufügen, das man mir nicht als Chriſten, ſondern als Denker anrechnen mag! Im Judenthum liegen zwei Elemente, Offenbarung und Natur. Als Religion der Offenbarung iſt das Judenthum ein morſcher, zerfallener Reſt, die geſunkenſte und zeitwidrigſte aller Religionen. Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr iſt. Es war für ein Land, für einen Erdtheil berechnet, aus dem ſeine Bekenner fortgeriſſen ſind. Das Judenthum hörte ſchon auf, als es keine Opfer mehr bringen durfte. Es iſt alter Wuſt. Das Judenthum iſt eine Polterkammer, die wie eine Religion ausſieht. Dagegen als Religion der Natur iſt das Judenthum

ein Glaube, der Verheißung hat. Der Meſſias aber, der im Judenthum als Naturreligion liegt, iſt noch nicht da; aber Der wird es ſein, der uns eine Dreieinigkeit predigt: Gott, Freiheit und Unſterblichkeit. Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai euern Rachegott, dieſen anthropomorphiſtiſchen Jehova, deſſen Namen ihr nicht ausſprechen dürft, und bereitet euch vor auf die große univerſelle Weltreligion, deren Taufe und Beſchneidung im ehrlichen Handſchlage liegen, deren Symbol alſo lauten wird: Thuet recht und ſcheuet Niemand!

# Staatswissenschaft.

Warum leben wir im Staate? **Rousseau** beginnt seinen unsterblichen Gesellschaftsvertrag mit dem Satz: der Mensch ist zur Freiheit geboren, und überall sind' ich ihn in Fesseln. Warum dieser Widerspruch, daß wir, um frei zu sein, uns Gesetze vorschreiben?

Zahllose Antworten sind auf diese Frage gegeben worden. Man ist auf die Anfänge der Geschichte zurückgegangen, und hat, wo es an glaubwürdigen Nachrichten

fehlte, auf Kombinationen ſeine Hypotheſen geſtüzt. Der Scharfſinn hat hierin eben ſo viel geleiſtet, wie die Albernheit. Ein engliſcher Schriftſteller, der wie ſo Viele andre im Intereſſe der Stuart'ſchen Revolution ſchrieb, nimmt die Bildung einer ſouveränen Erbmonarchie als die erſte Abſicht an, die Gott mit unſern paradieſiſchen Ahnen gehabt habe. Adam erzeugte ſich nach ihm erſt ſeinen Kronprinzen und Nachfolger, dann die übrigen in der Civilliſte bedachten und apanagirten Prinzen und Prinzeſſinen, dieſe den Hofmarſchall, Erbkämmerer, Oberſtallmeiſter, dieſe wieder die ganze feudale Adelskette, bis man zulezt darüber übereinkommt, die nun noch Gebornen Volk, Canaille, blos Steuerpflichtige zu nennen.

Etwas natürlicher, aber mit demſelben Reſultate, behaupten Andre, alle politiſchen Formen ſeien aus der Machtvollkommenheit hervorgegangen, Andre wieder, der Staat

habe ſich ſo aus der Natur organiſch gebildet, wie z. B. die Menſchenracen entſtanden ſind. Die Liebe zur Freiheit hat ſich bei dieſen Annahmen nicht beruhigen mögen; man wollte den Menſchen früher ſehen, als den Bürger und ihn in der Wiege der Geſchichte nicht gleich durch Vorurtheile und ſonderbare Einrichtungen beſtimmt wiſſen. Daher die Annahme eines Urvertrages, einer friedlichen Uebereinkunft, worin man das Verhältniß wechſelſeitiger Pflichten und Rechte feſtgeſtellt habe. Den Uebergang von jener ſupernaturalen zu dieſer rationalen Anſicht bildete endlich die Vermuthung, daß die Anfänge des Staats im Rechte des Stärkern gelegen hätten, daß der Zwang früher als das Geſetz geweſen wäre.

Alle dieſe Vorausſetzungen mußten berückſichtigt werden, wenn man den Zweck des Staates beſtimmen wollte. Es war einleuchtend, daß hier jede Abſtraktion der Vernunft

durch die Geſchichte zu rechtfertigen war. Welchen Plan man auch der politiſchen Geſellſchaftsverfaſſung unterlegen wollte, es konnte kein andrer ſein, als ein Bedürfniß, das die Menſchen empfanden, und dem ſie entweder durch eine urſprünglich gegebene Verfaſſung oder durch eine mehr oder minder gewaltſame Modifikation derſelben abzuhelfen geſucht hatten.

Daher kommt es, daß ſich in jeder Zweckbeſtimmung des Staates ein Element findet, das eine beſondere Beziehung auf die Gegenwart hat. Was **Plato, Ariſtoteles, Graswinkel, Rouſſeau, Schmalz** und **Krug** über den Staatszweck behauptet haben, hieß nicht immer Das, was man in der Wirklichkeit gefunden hatte, ſondern noch öfter, was man in ihr zu finden wünſchte. Man rief: gebt uns Sicherheit unſeres Beſitzthums! und verſtand darunter, daß nur dies der Zweck des Staates ſein ſollte, keineswegs der

rechtliche Beistand, den man mir nach dem geschehenen Raube Seitens des Staates verspreche. **Haller**, der Restaurateur der Staatswissenschaften, wollte nirgends von einem Staate, sondern nur von einem Aggregat rechtlicher Verhältnisse hören, und handelte dabei im Interesse einiger Privilegirter, denen die Zwecke der modernen Staaten eine nachtheilige Richtung zu nehmen schienen.

So viel politische Parteien sich befehden, so viel Zwecke des Staates wird es geben. Und weil wir tausend politische Fragen haben, die noch verschieden beantwortet werden, so legt man auch noch immer den Zweck des Staates in die widersprechendsten Dinge.

Die erste französische Konstitution stellte die öffentliche Wohlfahrt an ihre Spitze; das war für Deutschland genug, diesen einfachen Satz aus allen Kompendien des philosophischen Staatsrechts zu vertreiben. Man war so treulos, das

Streben nach öffentlicher Wohlfahrt auf die Stufe des Eudämonismus zu ſtellen, klagte dies Prinzip des Egoismus, des Mangels an hochherziger Aufopferung an, und adoptirte ſeitdem die Sätze, die der fromme Königsberger Weiſe über die lezten Zwecke des Staates aufſtellte. Dieſe waren ſo beſchaffen, daß ſie den Juriſten ſchmeicheln mußten, und ſeitdem lehrt kein Rechtsgelehrter anders, als daß der Staat eine Anſtalt zur Sicherung eines vollkommenen Rechtszuſtandes ſei.

Mit **Fichte** kamen die Ideen in die Politik; man ſezte Alles in die Menſchenerziehung, in die Tugend und Sittlichkeit, zulezt in die Religion und das Chriſtenthum. **Schelling** machte die Politik zu einem Theile der Phyſiologie, und rechnete den Staat zum Organismus der Natur. **Hegel** endlich legte alles Göttliche und Menſchliche, was ſich nur zuſammenfaſſen ließ, in den Begriff des Staates

hinein und überlieferte der Regierung die Schlüssel des Himmels und der Erde. Man sieht, bei uns Deutschen haben sich zu den Politikern noch die Philosophen gesellt, d. h. die Verwirrung der Begriffe ist auf's Höchste gestiegen.

Wenn sich irgend ein System der Geschichte konsequent entwickelt hat, so ist es die Staatswissenschaft. Die Doktrin war hier der Hebel des Lebens, und das Leben meist immer der Maßstab der Doktrin. Die Staatskunst gab der Philosophie die Materialien, und die Philosophie zog aus ihnen Regeln, die in der Wirklichkeit mehr oder weniger beachtet wurden. Eine Geschichte der Staatswissenschaft kann so isolirt dastehen, wie der Traum in der Geschichte der Seele, aber um beide zu erklären, bedarf es des Menschen, seiner Begegnisse, seiner Bildungsstufe. Oder würde man an eine Wissenschaft gedacht haben, wenn die Praxis der Erfahrung alle Wünsche zufrieden stellte?

**Weitzel** in seiner Geschichte der Staatswissenschaft geht von **Solon** zu **Plato** über, als hätten die Alten den Unterschied zwischen dem Leben und der Schule nie gekannt, als hätten sie einen **Sokrates** nicht hingerichtet, weil er der Schule auf Kosten des Lebens Vorschub leistete. **Weitzel** spricht noch in einem Augenblicke von den alten Römern und ist im andern schon bei **Macchiavell.** Wir gestehen, daß uns dieser Sprung nicht auffiel, weil uns die Ungerechtigkeit des Verfassers gegen das Mittelalter aus seinen früheren Schriften bekannt war, doch wie will er diesen Sprung entschuldigen, wo es sich um das Interesse der Wissenschaft handelte?

Das Mittelalter, das über Alles philosophirte, hat auch über den Staat Einiges zu sagen gewußt. Die Scholastiker mit ihren kleinen schematisirten Albernheiten, lehrten über den Regenten und seine Rechte, über die Unterthanen und

ihre Pflichten nichts Beſſeres oder Schlechteres, als ihre Schüler, die noch im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgeſtorben ſind. Einige derſelben hatten gar die Kühnheit, über ſchwierigere Fragen, z. B. das Recht des Widerſtandes, ihre immer ſo einflußreiche Stimme abzugeben. Wenn **Weihel** die politiſchen Zuſtände verſchiedener Zeiten als Erklärung ſeiner Wiſſenſchaft benuzt hat (wie es denn zu wünſchen wäre, daß er dies in noch weit größerer Ausdehnung gethan hätte), ſo iſt es unbegreiflich, warum er eine Zeit unberückſichtigt läßt, in der ſich in der That die vornehmſten Begriffe über die mannichfachen Beziehungen des Staats gebildet haben. Die allmälige Bildung des europäiſchen Staatenſyſtems, der Uebergang aus dem Feudalismus zum Abſolutismus, die Stellung des Volks zum Staate, von denen das erſtere allmälig in den leztern abſorbirt wurde, endlich das Verhältniß der politiſchen zur kirchlichen

Ordnung der Dinge: alle dieſe Fragen gründlich zu löſen, wird man auf das Mittelalter zurückgehen müſſen. Hier hätte, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch die Gründlichkeit über die Antipathie ſiegen ſollen.

Wir ſind froh, uns dieſes Tadels entledigt zu haben, weil dies Buch ſo Vieles enthält, was uns mit dem verdienſtvollen Verfaſſer wieder verſöhnen muß. Die unbeſtreitbaren Vorzüge dieſes ausgezeichneten Schriftſtellers haben ſich auch in dieſem Unternehmen geltend gemacht. **Weitzel** iſt, wie immer, Herr ſeines Gegenſtandes, ſeine Behauptungen haben, wenn er mit Liebe dabei verweilt, ihren guten Grund. Alle dieſe geiſtvollen Bemerkungen, die er über **Machiavell, Gortins, Spinoza, Locke, Montesquieu, Deſtütt de Tracy** und Andre macht, ſind Zeuge einer langen Bekanntſchaft mit ihren Schriften und gewiſſenhafter Unterſuchungen über ihr Leben. Dazu

gesellt sich ein gebildeter Styl und die an ihm bekannte vorurtheilsfreie Ansicht öffentlicher Verhältnisse. Wir haben wenig Schriftsteller, bei denen die Bildung der französischen Schule so gut angeschlagen ist. Sein Witz hat sich auch in diesen ernsteren Untersuchungen nicht zu verstecken brauchen.

Ich habe eine besondere Hochachtung vor **J. Weitzel.** Aber in seinen späteren Büchern scheint er ein Opfer der Phrase geworden zu sein. Er ist ein Sklave seines schönen Ausdrucks. Wozu diese Verflüchtigungen des Gegenstandes, diese Emporschwingungen in den leeren Raum, diese unbeschreiblich ernste, weise und vorsichtige Physiognomie, die so mürrisch sieht, manchmal einen sauren Witz schneidet, und so unnatürlich altklug ist? **Weitzel** hat es immmer schon zu Romulus Zeiten gesehen, wie es 1831 sein wird; und wenn 1831 da ist, rückt er schon

wieder mit Epaminondas und Hannibal heran. Wenn von Athen die Rede iſt, dann ſpricht **Weitzel** von Sparta. Das Ungewiſſe iſt ihm ſchon immer entſchieden, und dem Entſchiedenen mißtraut er. Dieſe Weisheit und Vorausſicht ermattet ſeine Prophezeihung. Er bringt ſtatt Vorſicht, nur Furcht hervor, weil ſie nicht aufhört. Welche Entſchlüſſe ſoll man in der Verwirrung unſerer Lage faſſen? Soll man Nichts thun, als ſich von der Sache entfernt halten, und wenn ſie mißlungen iſt, über ſie den Stab brechen? Zu den zahlloſen Parteien der Zeit fügt **Weitzel** eine neue, die Partei der ungefähren Annäherung und des ſchon redenden Quietismus.

Die Briefe vom Rhein haben, ohne zum Juſte-Milieu zu gehören, doch den Zweck, vor der Revolution zu warnen. **Weitzel** nennt die Revolution ein Uebel, und ich glaube, daß er Recht hat; allein wozu nützen ſeine

Beweiſe? Wenn man in Deutſchland die Revolution bis jezt gehaßt hat, ſo iſt es nicht darum, weil man ſie für ein großes Uebel, ſondern deshalb, weil man ſie für ein großes Verbrechen hält. Nicht die Folgen werden gefürchtet, ſondern die Initiative. Wenn **Weitzel** ſich ſchämt, die lezte zu beſtreiten, warum ſchildert er die erſtern, von denen er doch weiß, daß Niemand für ſeine Zukunft fürchtet, wenn er ſich entſchließt, ſie ſelbſt zu beſtimmen? Solche Luftoperationen, welche **Weitzeln** nur Gelegenheit geben, ſich ſchön auszudrücken, ſprechen Niemanden an, und erklären, wie ein hochbegabter Schriftſteller ein verhältnißmäßig ſo kleines Publikum haben kann.

# Staatswirthschaftslehre.

Die Alten wußten Nichts von einer Wissenschaft, welche die öffentliche Wohlfahrt auf den sichern Erwerb, die günstige Vertheilung und eine vorsichtig berechnete Konsumtion der Reichthumer gründet. Die Staaten waren entweder zu klein, und die Bürger standen dem Heft der Regierung zu nahe, oder ihr Umfang war zu unermeßlich und die Maschinerie der innern Politik zu kunstlos, als daß die damaligen Verhältnisse selbst in ihren materiellen Grundlagen

von den unſrigen ſich nicht hätten unterſcheiden ſollen. Die großen Despotien erforderten Herrſcher, denen das Glück, oder die Sparſamkeit, oder eigner Beſitz von Bergwerken und Ländereien anſehnliche Güter verſchafft hatten. In den Schatz des Tyrannen ließ eine ungerechte Konfiskation in einem Augenblicke ſo viel Hilfsmittel des Staatszwecks fließen, als der Königszehnten eines ganzen Jahres, deſſen Eintreibung in jener Zeit unüberſteigliche Hinderniſſe dargeboten haben muß, betrug. Dieſer geſetzloſe Zuſtand hemmte die Reaktion der öffentlichen Gewalt auf die Belebung der Induſtrie und des Handels, ſo daß das Alterthum, die Geſchichte Phöniziens und Karthagos etwa ausgenommen, ſchwerlich das wechſelſeitige Verhältniß zwiſchen der Weisheit politiſcher Einrichtungen und dem Flore des Nationalwohlſtandes kennen gelernt hat.

Dieſelbe Erſcheinung kehrte in minder drückenden

Formen bei den kleinen griechiſchen Republiken und Kolonien wieder. Der beſtändige Wechſel der Verwaltungsbehörden raubte dieſen die Macht, ſich den Bürgern gegenüber mit einer Autorität zu bekleiden, die die Geſetze nicht billigten. Die Adminiſtration, in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigten, übertrug die Laſt eines Staatsbedürfniſſes einzelnen durch ihre Glücksgüter hervorragenden Bürgern, die ſich dafür an der Ehre und den Vortheilen, die ein glücklicher Krieg abwarf, ſchadlos machen konnten. Die mannichfaltigen Zweige der bürgerlichen Thätigkeit erhielten ſich dadurch unabhängig von offiziellen Einflüſſen, die, wenn ſie Nichts mehr ſind, als eine Kontrole, ihnen immer zur Laſt fallen werden.

Es iſt lächerlich, die gebildete alte Welt wegen ihrer geringen Fortſchritte in der Induſtrie und Agrikultur zu beklagen, und ihr die Uebel anzuwünſchen, die uns erſt zu

einer gesteigerten Anstrengung in diesen Fächern gespornt haben. Roms spätere Geschichte bietet schon die Symptome dieser neuern Nothzustände dar. Der zunehmende Umfang seines Gebiets, die Zufälligkeiten der wechselnden Regierungsgewalt steigerten die Bedürfnisse. Hatte den Welteroberern der Krieg, jezt der Erbfeind des Wohlstandes, früher als eine Quelle der Reichthümer gedient, so mußte diese endlich versiegen, da man den halben Erdkreis unterjocht hatte. Neben das System der Plünderung und Gewaltthätigkeit, das die Statthalter in den Provinzen befolgten, reinigte diese unglücklichen Länder eine wucherische Schaar von Staatspächtern, welche die Berge, Triften, Wälder, Thiere und Sklaven in ihre Kataster eintrugen, und überall in den Städten, auf den Landstraßen und an den Häfen ihre Zollhäuser aufschlugen.

Wo man etwas verlangt, ist es Pflicht, das Geben zu

erleichtern. Dieſer Grundſatz war dem Alterthum unbekannt. Die römiſche Verwaltung kannte nur ihre Forderungen, die ſie nach dem Maßſtab ihrer Bedürfniſſe, und noch öfter ihrer Habſucht berechnete. Die Einwirkung auf Handel und Gewerbe blieb ihr fremd. Cicero rief auf dem Forum, daß man die Seeräuber bekriegen müſſe, nicht der gefährdeten Quellen des allgemeinen Wohlſtandes wegen, ſondern um dem Pompejus eine Würde zu übertragen, und den Staatspächtern ihre Einkünfte zu ſichern. Einige Einrichtungen, die entfernt an die moderne Wiſſenſchaft der Nationalökonomie erinnern, rief das Privatintereſſe der Lieferanten und Geldwechsler hervor. Doch allen dieſen Inſtituten ſtellte der letzliche Despotismus einen unerſättlichen Feind gegenüber, den Fiskus, als deſſen Diener die Bosheit, die Angeberei und der Mord beſtellt waren. Die Vorrechte und Exceſſe des Fiskus zerſtörten

den Beſitz der Reichthümer und den Muth, ſich ihn zu verſchaffen, eine Gewaltthätigkeit, der Juſtinian auf einer Seite abhalf, und auf der andern durch die Indulgenzen, die er demüthig dem Clerus bewilligte, größeren Vorſchub leiſtete.

Im Mittelalter vereinigten ſich viele Umſtände, die Fortſchritte der politiſchen Oekonomie zu beſchleunigen. Im Verhältniß, wie ſich die Laſten erhöheten, mußte man auf Mittel ſinnen, die Quellen ſeiner Thätigkeit ergiebiger zu machen. Die ungleiche Vertheilung dieſer Laſten ſteigerte die Thätigkeit der Unglücklichen, die ſie allein zu tragen hatten. Ja die Hinderniſſe, welche die Verblendung der nützlichen Thätigkeit legte, mußten ſelbſt dazu dienen, dieſe zu befördern. Einſichtsloſe Regierungen pferchten das induſtrielle Genie in ſklaviſche Schranken ein, wodurch der immer regere Strom der Beſchäftigung in ein anderes Bett

geleitet wurde. Der Handel ſchwang ſich mit raſchem und glücklichem Erfolg empor. Ihm war es leichter, den Unverſtand und den Despotismus zu vermeiden. Ihm ſtand ein weites Feld offen, ja mit den zunehmenden Entdeckungen eine neue Welt. Es war eine kurze, bluhende Periode, wo der Handel die räuberiſchen Ueberfälle auf der Landſtraße, die gierigen Zölle auf den Gränzen der Territorien, endich die offiziellen Falſchmünzereien durch ſeine eigene Kraft glücklich überwand.

In die Blütezeit der Hanſe- und der norditalieniſchen Republiken fällt die erſte ſichere Ausbildung der großartigen Handelsintereſſen. Die gehäuften Kapitalien vermehrten das kaufmänniſche Vertrauen, dieſe erſte Grundlage alles nützlichen Verkehrs. Die Unternehmungen warfen größere Gewinne ab, und der ſteigende Bedarf ließ eine reiche Anzahl von Arbeitern daran Theil nehmen. Die Cirkulation

gab immer neue Mittel an die Hand, und ſtand zuletzt unter dem Schutze geſetzlicher Beſtimmungen, die noch heute die Grundlage des Handel- und Wechſelrechts bilden.

Aber dieſer Zuſtand war ganz geeignet, die Eiferſucht zu erregen. Zuerſt fiel man mit roher Hand über die Unabhängigkeit dieſer Staaten her, theilte ſich in der Beute, die man aus Kontributionen, ungeheuren Tributen und zuletzt aus offener Plünderung machte. Die Grundſätze aber, die man dieſe Opfer einſt hatte befolgen ſehen, wurden adoptirt, und den Miniſtern angewieſen, um ſie auf die Unterthanen der eignen Länder zu impfen. Dies war der Urſprung eines ſtaatsökonomiſchen Syſtems, das ſich durch ſeine kläglichen Folgen an ſeinen Erfindern rächte.

Der Merkantilismus ſchloß ſehr richtig, daß man mit dem Gelde Alles habe; aber er vergaß, daß der Talisman des Reichthums nicht in den aufblinkenden Summen, welche

die Regierung blendeten, ſondern in der Cirkulation liege, die man ihnen frei hätte geſtatten müſſen. Der Vermögenserwerb iſt ein einfacher Akt, aber man muß zwei Momente in ihm unterſcheiden. Der Merkantilismus kam immer um den erſten dieſer Momente zu früh, wenn er die Summen, deren er anſichtig wurde, einkaſſirte. Die wandelnden Kapitale ſind nur das Mittel für einen zweiten reinen Gewinn, der um ſo größer ausfällt, je größer die Summen ſind, die man verwenden kann. Man vergaß, daß das Geld nur der Stellvertreter der Waare iſt, und daß, je ſchneller, häufiger und ungehinderter der Umtauſch vor ſich gehen kann, deſto größer die Gewinne ſind. Das Syſtem der Handelsbilanz, immer nur nach Geld, nach einem jährlichen Ueberſchlag der Einnahme und Ausgabe zielend, verſezte damit der geſunden Thätigkeit die empfindlichſten Wunden. Die falſchen Maßregeln, die noch in dieſem Augenblicke den freien

Verkehr der Völker hemmen, ſind die Konſequenzen dieſer Irrthümer, die in den meiſten Ländern noch als Staatsmaxime in geheiligtem Anſehen ſtehen.

Die Politik des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war faſt ausſchließlich eine Folge dieſes Syſtems. Weil man das Geld für eine unveränderliche Größe hielt, weil man nicht ahnte, daß die Reichthümer eben ſo gut produzirt als konſumirt werden konnten, ſo hielt man im Frieden den Mehrbetrag des eingeführten Geldes für das glücklichſte Phänomen der zunehmenden Bereicherung, und führte Kriege, um ſich die Summen wechſelſeitig ſtreitig zu machen oder auf Koſten Anderer ſich zu bereichern. Der einfache Satz, daß die Wohlfahrt des einen Staates die des andern bedinge, hat Jahrhunderte bedurft, um ſich geltend zu machen.

Dazu kam Frankreichs verführeriſches Beiſpiel. Die

ungeheuern Summen, mit denen Ludwig XIV. seine Siege erkaufte, verschaffte ihm zwar zum großen Theil die berechnete Sparsamkeit Colberts, aber noch mehr die Verblendung der damaligen Finanzverwaltung, die, vom Despotismus unterstützt, auf Augenblicke allerdings den Anschein des Wohlstandes gewähren konnte, im Grunde aber den völligen Ruin des französischen Handels und Gewerbes herbeiführte. Die Industrie wurde mit tausend unnützen Forderungen gefesselt, die Kolonien wurden in einem unverständigen Joch erhalten, und in die öffentlichen Ausgaben legte die Arroganz oder die Verblendung einen Sinn, der eine schwächliche Anwendung zuließ. Man führte Kriege, um, wie selbst Friedrich II. noch sagte, das Geld unter die Leute zu bringen, Ludwig XIV. verschwendete Millionen zum Anbau einer öden aber prächtigen Residenz, und nannte diese unermeßlichen Summen Almosen, dem

darbenden Volke hingeworfen. Man nannte die Steuern und Staatsſchulden Geſchenke, welche die rechte Hand der Nation der linken mache. Die nachfolgende Verarmung aller Staaten war die Folge eines Irrthums, der in der falſchen Anſicht lag, die man von der Natur des Geldes hatte.

**Montesquieu** und **Rouſſeau** verſtanden ſo wenig von der Nationalökonomie, als **Voltaire**, der auch in dieſem Fache eine Autorität ſein wollte, aber ſie bahnten neuen Unterſuchungen den Weg, und machten die Gemüther für vorurtheilsfreie Grundſätze empfänglicher. Die Phyſiokraten ſind aus der Schule dieſer Männer hervorgegangen. Wie **Rouſſeau** den Menſchen in ſeinem natürlichen Zuſtande zergliederte, ſo führte **Quesnay** die Quelle der Reichthümer auf die Erde zurück, die ſchon die Alten als Allmutter und Allernährerin anbeteten. Es war für die Wiſſenſchaft

ein unſchätzbarer Fortſchritt, daß **Quesnay** den todten Götzen des Geldes ſtürzte, und die Natur des Metalls nur in ſeiner ſtellvertretenden Eigenſchaft fand. Er nahm aber den Schritt zur Wahrheit nur halb, indem er den Bodenertrag einſeitig begünſtigte, und alle Reſultate unſerer Thätigkeit auf die Grundrente zurückführte.

Die Lehre vom reinen Ertrage iſt unſtreitig eine wichtige Entdeckung; aber **Quesnay** dehnte ſie ungebührlich aus. So wahr es bleibt, daß der reine Ertrag die Grundlage der Beſteuerung bilden muß, weil er für den Einzelnen das Hilfsmittel ſeiner Exiſtenz iſt, ſo iſt es doch übereilt, auch die Geſammtkonſumtion, die Thätigkeit der Geſellſchaft, auf den Reinertrag zurückzuführen. Die Mißgriffe, welche die Phyſiokraten mit den Folgerungen aus ihren Sätzen über den Nettoertrag begingen, haben ihnen den Todesſtoß gegeben; obſchon vielen ihrer praktiſchen Lehren die gerechte

Anerkennung auch ſpäter noch geblieben iſt. Als Beweis dienen **Turgot's** Verwaltung und der berühmte Spruch: Laissez nous faire!

Mit **Adam Smith** trat an die Stelle des Geldes und des Bodens die Arbeit. Dieſer ſcharfſinnige Kopf hat durch die ſtrenge Unterſcheidung der Begriffe Arbeit, Kapital, Preis erſt das Licht einer feinen, methodiſchen Deduktion in die Nationalökonomie gebracht. Er hat nachgewieſen, welchen Gebrauch die öffentliche Gewalt von ihrem Einfluſſe zu machen habe, um auf die Zunahme und Erhaltung der Nationalwohlfahrt mit Erfolg zu wirken. **Adam Smith** iſt als Vertheidiger des Syſtems der unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit aufgetreten. Die Erforderniſſe für einen glücklichen Verkehr, auf die er immer zurückkommt, ſind die Aufhebung der perſönlichen Bevorrechtigungen, der privilegirten Korporationen, der laſtenden

Gemeinderechte, die Wegräumung der dem Handel gelegten Hindernisse, der Aus- und Einfuhrverbote, der Zollinien und endlich eine weise und gewissenhafte Besteuerung. Seit **Smith's** Ausführungen hat die Nationalökonomie glänzende Fortschritte gemacht. Die wichtigen Fragen der neuern Geschichte trugen dazu bei, die Kenntniß dieser Wissenschaft zu verbreiten: und die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo jeder Gebildete darnach trachten wird, sich über seinen wahren Vortheil aufzuklären. Die zunehmende Bekanntschaft mit den Lehren dieser Wissenschaft wird nicht nur den Kampf derselben gegen eine verknöcherte, feindselige und nur von der Gewalt unterstützte Praxis zu Gunsten der erstern entscheiden, sondern unzählige andere Fortschritte beschleunigen. Die Nationen werden aufhören, sich mit Eifersucht zu verfolgen, oder gar die Waffen zu ergreifen, wo es nur die Anerkennung ihres wahren Interesses bedarf.

**Smith** hat in ſeinem Gegenſtande zwar die Methode eingeführt, ihn aber nur zum Theile der Wiſſenſchaft erhoben, weil er die ſyſtematiſche Anordnung deſſelben unterließ. Eine plangemäßere Aufeinanderfolge ſeiner Unterſuchungen würde ihm die Lücken nachgewieſen haben, die ſich in ihnen noch vorfinden. **Say**, der ſich überall **Smith's** Schüler nennt, unternahm es, dieſe auszufüllen. Er unterwarf zuerſt die Reichthümer einer vollſtändigen Analyſe, und brachte die Phänomen ihrer **Produktion**, Vertheilung und Konſumtion unter gewiſſe allgemeine Geſichtspunkte, die die Klammern eines ſcharfen, ſenkrechten Syſtems bilden. **Say** lichtete die Verwirrungen, die ſich bei **Smith** aus der ſchwankenden Beſtimmung des Preiſes ergeben hatten, und hob ſie durch die genaue Unterſcheidung des Preiſes vom Werthe, dieſem wahren Maßſtabe aller auf den Verkehr Bezug habender Erſcheinungen. Er hob die einſeitige

Begünstigung der ökonomischen und industriellen Produktion auf, brachte sie nicht nur in ein Ebenmaß, sondern raumte auch der Handelsproduktion ihre gebührende Stelle ein, deren Theorie bei **Adam Smith** gänzlich übergangen ist. Zu diesem Vorzuge zweckmäßiger Neuerungen gesellte sich bei **Say** eine umfassende Kenntniß der reellen Interessen der Producenten und Konsumenten, die er sich in seiner bürgerlichen Stellung und einer reichen politischen Erfahrung verschafft hatte. Sein kürzlich erfolgter Tod entriß der Welt nicht nur einen feinen, unterrichteten Denker und enthusiastischen Freund wahrhafter Humanität, sondern namentlich auch Frankreich einen der wenigen Männer, welche die Wechselschläge seiner politischen Schicksale mit einem großartigen Heldenmuthe ertragen haben. **Say** blieb sein ganzes Leben hindurch ein aufrichtiger Vertheidiger der Freiheit. Er war der einzige, der als Tribun

mit Carnot gegen Napoleons Kaiſerthum ſtimmte, und jede Lockſpeiſe des Uſurpators zurückwies. Seine Schriften zeugen alle von der tiefen Verachtung, die er vor dem Napoleoniſchen Regime empfand, und er war unabhängig genug, ſeinen Widerwillen gegen jede Unterdrückung auch auf die Reſtauration zu vererben, die die Freiheit und die Wohlfarth Frankreichs den Thorheiten der Ariſtokratie und den Anmaßungen der Prieſterſchaft opferte.

---

Der Urſprung des Geldes verliert ſich in die dunkelſten Zeiten. Diente das Geld anfänglich zur Ausgleichung eines wechſelſeitig umgetauſchten, oder gebrauchte man es als den Stellvertreter eines vollſtändigen Werthes? Dieſe Frage iſt ſchwierig, wenn man die Stoffe in Erwägung zieht, aus denen die erſten Münzen beſtanden. Wie konnte man ſich entſchließen, für ein Quantum an Vieh oder Getreide

ſich durch ein Stück Leder, durch eine Korallenmuſchel und dergleichen befriedigen zu laſſen? Die Annahme, daß dieſe unſcheinbaren Gegenſtände in den Augen der Völker nur einen Werth beſaßen, den eine gegenſeitige Uebereinkunft in ihn hineingelegt hatte, führt uns immer ſchon in einen Zeitraum, in dem eine gewiſſe, fortgerückte Bildung geherrſcht haben muß. Es war ein für die Kindheit der Menſchheit mächtiger Fortſchritt, daß man z. B. ſtatt eines Gewebes, das man früher nur gegen Auslieferung eines Stieres weggab, ſich mit einem Stück Kupfer begnügte, auf das die noch rohe Kunſt einen Stierkopf geprägt hatte. Es ſezt nicht wenig Bildung voraus, die öffentliche Meinung zum Maßſtab einer Wertherklärung zu machen; und dies geſchah, wenn man an die Stelle des Tauſches der Naturprodukte eine Größe ſezte, die denſelben Dienſt darbot, und den Verkehr erleichterte. Die Wahl der Metalle

zu dieſem Zwecke durfte nicht zufällig ſein. Das Geld durfte keineswegs ſeinem Stoffe nach Nichts ſein, um durch ſein Gepräge erſt Alles zu werden. Es mußte aus einer Maſſe gefertigt werden, die ſelbſt einen mit Korn oder Vieh abſchätzbaren Werth hat, und dieſen Werth weder durch den Gebrauch, noch durch ſeine Verpflanzung an entlegene Oerter verliert. In dieſer Hinſicht ſind die edeln Metalle eine Waare, deren Werth theils allgemein anerkannt iſt, die ſich auf eine leichte Art bearbeiten und verführen laſſen, und endlich in ihrer Totalquantität nicht reißend zu- oder abnehmen können. Ein dennoch bei den edlen Metallen eingetroffener Uebelſtand hat ſich nicht vermeiden laſſen, nämlich die mangelhafte Reduktion des Goldes und Silbers auf eine unveränderliche Proportion. Zu verſchiedenen Zeiten ſind die gegenſeitigen Werthe dieſer Metalle geſunken, ſo daß man bald mehr, bald weniger Silbers bedurfte,

um eine bestimmte Quantität Gold zu kaufen. Die amerikanischen Minen, der zunehmende Geschmack an silbernen Geräthschaften, die Vorliebe der Asiaten wiederum für das Silber haben den Cours dieses Metalles schwankend erhalten, und die Kapitalisten zum Einschmelzen ihres Silbers vermocht, wodurch sie einen Vortheil erzielten, der Andern zum Nachtheile ausschlug. Aber alle diese Mißstände sind noch gering gegen das Unheil, das die Regierungen aus dem Mißbrauch ihres Münzprivilegiums entstehen ließen. Die unmittelbare Folge der Münzverschlechterung, von der die Regierungen thörichterweise immer geglaubt haben, man würde sie nicht bemerken, ist die Herabsetzung aller in Münzen zahlbaren Obligationen, d. h. ein tausendfältiger Bankerott, der auf die öffentliche Gewalt selbst rückwirken muß.

Die Cirkulation großer Geldsummen ist eine Last für

den Verkehr. Daher entſchloß ſich das gegenſeitige Vertrauen zu Stellvertretungszeichen des baaren Geldes, die, aus Papier beſtehend, ſchnell und leicht umſetzbar waren. Eine im Gebiete des Handels ſo vortreffliche Einrichtung mußte allen Werth verlieren, als ſie die aus Verlegenheit habſüchtige Regierung nachzuahmen anfing. Dies iſt der Urſprung des Papiergeldes, das vom Schwindelgeiſte zu Ballen in Bewegung geſetzt wurde, das die Stelle eines reellen Reichthums erſetzen ſollte, und ihn da, wo er noch war, untergraben hat, das den Untergang verſchwenderiſcher Regierungen, ſtatt aufzuhalten, beſchleunigte.

Die Wechſelpapiere des Handelsſtandes ſind nur Abbreviaturen eines weitläufigen Verkehrs, und haben die Eigenſchaft, jeden Augenblick verſilbert werden zu können, weil ſie immer Anweiſungen auf liegende Summen ſein müſſen, eine Eigenſchaft, die den Aſſignationen der franzöſiſchen

Regierung abging. Law ging von der ehrlichen Absicht aus, seinen Papieren diese Fähigkeit zu erhalten. Es war keine eitle Vorspiegelung, daß man auf den ersten Assignaten, die mit Vorsicht und Besonnenheit vermehrt wurden, die Versicherung erhielt, jede öffentliche Kasse zahle den Nennwerth dieses Papieres in redlichen Silberstücken aus. Später kam man aber von dieser Mäßigung zurück. Man vervielfachte die Papiere ins Unendliche, die auf ihnen abgedruckte Ermächtigung zur Einkassirung des Betrags wurde illusorisch. Diese Widersinnigkeit folgte aus der Ansicht, die das Geld für eine Waare hielt, die man produziren könne. Einen ähnlichen Irrthum hat sich selbst die vorsichtigere Handelswelt zu Schulden kommen lassen, und sich damit die empfindlichsten Wunden versezt. Das Institut der Zettelbanken, so unerläßlich für einen großartigen Handelsverkehr, gab sich häufig illusorischen Täuschungen hin.

und mußte noch öfter den gewissenlosesten Einfluß der Regierungen ertragen. Die Banken verkannten die Natur ihrer Noten, fingen an, sie ohne Berechnung zu vermehren, schoßen den Regierungen ansehnliche Summen vor, die sie niemals aufkündigen durften, und brachten ihre Verbindlichkeiten mit den Mitteln, sie gewissenhaft zu erfüllen, in ein so großes Mißverhältniß, daß sie selbst ihre Zahlungen einstellen mußten, und das Signal zu unzähligen Privatbankerotten gaben. Dies war 1785 der Fall mit der Diskontokasse von Paris, später mit dem Bankerott der englischen Bank, und wird meist immer das Schicksal der Provinzialbanken sein, die sich niemals solcher Privilegien erfreuen, wie die Hauptbank. Wir haben in Deutschland dieselben Erfahrungen gemacht; ich erinnere nur an das Unglück, das die preußischen Ritterschaftsbanken traf, als Napoleon's Invasion die Grundlagen, auf denen sie

beruhten, die Landgüter, preisgab. Die weise, vielleicht übertriebene Vorsicht der jetzigen Pariser Bank ist auf jeden Fall geeignet, Vertrauen einzuflößen und eine wohlthätige Wirkung auf die öffentliche Wohlfahrt auszuüben.

Erst dann fängt der Werth der Dinge an, sich geltend zu machen, wenn sie in den Umlauf kommen. Der Markt, das Ausgebot, die Nachfrage, die Werthabschätzung, diese Begriffe sind entscheidend für alle Erscheinungen der Reichthümervertheilung. Welches ist die Regel für die Bestimmung des Marktpreises? Die Bedürfnisse sind verschieden, je nach unserer Lage. Das Klima, die Sitte, die Gesetzgebung macht dem Einen entbehrlich, was für einen Andern einen sehr hohen Preis hat. Ein Wagen voll Schlittschuhe gilt in Neapel nicht mehr, als das Eisen und Holz daran werth ist, während man in Riga zugeben muß, daß ein ansehnlicher Werth darin enthalten ist. Die Abend-

zeitung kostet in Dresden 12 Thaler, während man in Spanien keine vier Groschen dafür geben würde. Eine Federnkrone, die am Missisippi einen Reichthum bildet, ist für einen Europäer nutzlos, wenn sie nicht für einen Damenhut einen doch unverhältnißmäßig geringen Werth abwirft.

Die Dinge, nach denen wir verlangen, sind nicht blos die Luft, das Wasser, Feuer, die sich von selbst mittheilen, sondern es sind in größerem Maße gesellschaftliche Reichthümer, die durch ein vielseitiges Zusammenwirken oder einen einfachen Produktivdienst erzeugt worden sind. Nachdem die auf die Verfertigung eines Gegenstandes gewendete Mühe größer oder geringer gewesen ist, darnach entscheidet sich wiederum der Preis. In einem faulen Volke wird man aber für dasselbe Quantum Arbeit weit mehr zahlen müssen, als in einem betriebsamen, und hierin liegt die zweite Ursache der relativen Bestimmung des Marktpreises.

Die dritte endlich iſt der Maßſtab des Vermögens. Eine Waare kann oft einen enormen Werth haben, und dennoch nur ſchlecht im Preiſe ſtehen, weil die Käufer erſt ihre dringenden Bedürfniſſe befriedigen und dann für jenen Gegenſtand nicht mehr ausgeben können, als den kargen Ueberſchuß ihres gemeſſenen Vermögens. Dieſe Thatſachen geben die wichtigſten Folgerungen.

Das Fallen der Preiſe kann nur für den Augenblick ungunſtig ſein, auf die Länge iſt es ein Fortſchritt. Dieſer paradore Satz ſtimmt mit der Erfahrung überein. Es verſteht ſich, daß hier nur von einem gleichmäßigen Preisabſchlage die Rede iſt. Die Werthbeſtimmungen aller Dinge müſſen in einem natürlichen, ungeſtörten Zuſammenhange ſtehen. Das Getreide wird wohlfeiler, wenn der Arbeitslohn ſinkt. Wenn ein Fabrikant wöchentlich einen Thaler weniger verdient, ſo iſt er nicht im Nachtheil, wenn auch

alle ſeine übrigen Bedürfniſſe in dieſem Verhältniſſe gefallen ſind. Wie? wird man ſagen, wenn man nun den Produzenten Nichts mehr bezahlt, was ihren Gewinn ausmacht? Wir entgegnen, daß dann eine allgemeine Zufriedenheit eintreten würde. Es würde keine Produzenten mehr geben, der Gedanke des Tauſchwerthes hätte ſich verloren, Jeder beſäße die Dinge, deren er bedarf, und brauchte ſie nicht anzuſchaffen, ſo wenig wie die Luft, die uns umgibt. Wenn die Dinge gar nichts mehr koſten, ſo muß Jedermann unendlich reich ſein.

Das Einkommen des Grundbeſitzers, des Kapitaliſten und des Induſtriemanns bildet ſich aus den Gewinnſten, welche der Fortgang der Produktion abwirft. Dieſe Gewinnſte ſind keineswegs in allen Produktionsfachern gleich. Es wird hier immer gewiſſe Regeln geben, die zu beobachten der Unternehmer ſich zur Pflicht machen muß. Z. B. iſt es

vortheilhafter, mit unscheinbaren, ordinären, als mit kostspieligen Modeartikeln zu handeln. In Lyon sind die Seidenfabrik-Arbeiter in Lumpen gehullt. Diejenigen Tuchmacher, welche grobes Tuch fertigen, tragen meist bessere Röcke, als die, welche Kasimire arbeiten.

Aus den verschiedenen Produktionsfonds ergeben sich dreierlei Arten von Einkommen: das Industrie-, Kapital- und Agricultur-Einkommen.

Die Industrie wird da am theuersten bezahlt, wo die meisten Ländereien und Kapitale liegen. Nordamerika beweist vor allen diese Bemerkung, die auch das reiche Holland vor der Revolution wahr gemacht hat. Die Industriedienste werfen dann immer mehr ab, wenn sie in einer gefährlichen oder widerwärtigen Arbeit bestehen, wenn sie zuweilen unterbrochen werden, wie sich z. B. der Fiaker auch fur die Stunden bezahlen läßt, wo er Niemanden zu

fahren hat, und endlich wenn die Arbeit ein angebornes Talent oder eine erworbene Geschicklichkeit voraussezt.

Nach ähnlichen Voraussetzungen erhöhen sich auch die Gewinnste des Unternehmers. Dieser wird schwerlich eine Anzahl Hände beschäftigen können, ohne ein angemessenes Vermögen zu besitzen. Die Nothwendigkeit, ein solches Kapital zu finden, die persönlichen Vorzüge, die man an der Spitze eines Unternehmens erblicken muß, und die Gefahr, die der Wagende auf seine Rechnung nimmt, steigern die Gewinnste, die dem Unternehmer zufließen. Sehr schwierig gestalten sich dabei oft die Lagen der Handarbeiter. Der Tagelohn ist einem fortwährenden Sinken im Preise ausgesezt, weil sich hier so viele Hände anbieten, daß ein Unternehmer wegen Arbeiter niemals in Verlegenheit kommt. Die Erfindung einer neuen Maschine, die Waareneinfuhr, die starken Auswanderungen entziehen Tausenden ihren

Unterhalt und fordern die Vorsicht der Regierung auf, mit rascher Hilfe beizuspringen. Das Almosenspenden ist in diesem Falle das schlechteste Hilfsmitel. Es müssen neue Erwerbsquellen geöffnet werden, die die früheren ersetzen, ja es läßt sich sogar verlangen, daß die, welche eine plötzliche Arbeitslosigkeit zu ihrem Vortheile veranlaßt haben, verpflichtet sind, eine Zeitlang die Last, die der Gesellschaft daraus erwachsen ist, zu tragen, und ihre entlassenen Arbeiter gegen die ersten Anfalle der Noth zu schützen. Wie ist es zulezt mit der geistigen Industrie? Der Fabrikant verfertigt ein Tuch, das Dem, der es kaufte, vollkommen angehört, er hat sein Recht auf dieses Tuch verloren, und muß ein zweites machen, wenn er ein zweites verkaufen will. Die Arbeit eines Gelehrten steht nicht in demselben Verhältnisse. Seine Produkte lassen sich zwar verkaufen, aber nicht verbrauchen. Ein zerrissenes Buch, eine im

Vortrag gelernte Wahrheit kann nicht zerstört werden. Die Arbeit des Gelehrten, wenn sie einmal aus seinem Kopfe ausgegangen ist, bleibt ein ewiger Besitz der Menschheit. Sind **Plato** und **Aristoteles** nach Verhältniß bezahlt worden? Nein, sie mußten sich mit den Kränzen des Ruhms begnügen, und die Ewigkeit ihres Gedächtnisses als Ersatz ihrer Mühen ansehen. Dies fühlt die Mitwelt gegen ihre Gelehrte noch immer, und sucht sie durch die Ehre zu entschädigen. Daher macht man die Dichter zu Legations- und die Professoren zu Hofräthen.

Das Einkommen des Kapitalisten ist der Zins. Die falsche Humanität z. B. des kanonischen Rechts verdammte jede Zinsannahme als einen verbrecherischen Wucher. Man sagte: Geld ist kein Baum, kein Acker, kein Thier, es vermehrt sich nicht, es ist eine todte Waare. Wir wissen längst, auf welcher irrigen Voraussetzung die Schlußfolge beruht.

Das Geld iſt keine Waare, ſondern nur der Stellvertreter derſelben. Es iſt der Nennwerth eines Grundſtückes, eines Hauſes, von denen ja eingeſtanden wird, daß ſie ſich auf natürliche Weiſe vermehren. Eben ſo unpaſſend waren die Geſetze, welche die öffentliche Gewalt über die Höhe des Zinsfußes erlaſſen hat. Dieſe haben ihre Wirkung immer verfehlt, und mehr Schaden angerichtet, als ſie verhüten ſollten. Trotz der verſchärften Edikte verlieh man ſo viel Geld, als früher, weil das Bedürfniß blieb; aber die Aſſekuranzprämie ſtieg unmäßig, weil man ſich dann noch immer gegen die Gefahr, beſtraft zu werden, ſichern mußte. Der geſetzlich feſtgeſetzte Zinsfuß hat manchen Banquerott beſchleunigt. Der um Geld Verlegene würde ſich mit einem Darleihen retten können, aber ſeine mißlichen Umſtände vermögen keinen Kapitaliſten, ihm zu niedern Zinſen zu borgen; zu hohen Zinſen aber, die dem Darleiher ſein

Geld assekurirten, darf er Nichts entlehnen, daher sein Ruin. Die Anlage vieler Kapitalien ist ein Gewinn für die Nationalwohlfahrt. Die Bearbeitung der Grundstücke nimmt einen größern Schwung an, sie werden produktiver und wirken auf die Arbeit, selbst in der Industrie; daher sind die Anlagen auf Landwirthschaft immer die vortheilhaftesten.

Das Einkommen aus Grundstücken kann eben so von Unfällen bedroht werden, wie das aus der Industrie und dem Kapital; aber es hat einige Vortheile vor diesen voraus. Selbst der kleinste Gewinn, den ein Stück Landes abwirft, gestattet seinen Anbau, eine Unmöglichkeit für jeden andern Erwerb. Mögen sich die widerwärtigsten Umstände vereinigen, um den Gewinnst des Landbesitzers zu schmälern, so wird dieser seine Ländereien doch nicht brach liegen lassen, obschon er sie nicht mehr in Pacht wird

geben können. Um die Verpachtung eines Grundstückes ersprießlicher zu machen, wird der Eigenthümer gewisse Regeln nicht aus den Augen lassen. Die langen Pachtungen sind vortheilhafter, als die auf kurze Zeit, weil sie dem Pächter Verbesserungen möglich machen. England beweis't, wie wohl sich die Ländereien bei der Unumstößlichkeit des Pachtkontrakts befinden. Meliorationen, die man niemals unternehmen wird, wenn man stündlich eine Aufkündigung gewärtigen kann, geben den Besitzungen einen größern Werth, und setzen die Pächter in den Stand, ihren Verpflichtungen gegen die Eigenthümer pünktlich zu genügen.

Die Konsumtion der Reichthümer regelt sich nach dem Bedarf; der Bedarf nach tausend Einflüssen, die auf den Willen, die Entschließungen, die Gewohnheit und das Vermögen wirken. Jedermann ist Konsument: und die stärkste Konsumtion geschieht unstreitig durch die Klasse, welche am

wenigſten beſizt, aber am zahlreichſten iſt. Der Genuß der Reichthümer iſt ein Verluſt derſelben, der entweder durch das genoſſene Vergnügen oder eine neue Produktion erſezt wird. Dieſer lezte Umſtand ergibt die reproduktive Konſumtion, die jedoch von einer unfruchtbaren immer begleitet iſt. Der Miethzins eines Hauſes iſt für Den, der es zu ſeinem Geſchäfte benuzt, reproduktiv, für den Eigenthümer iſt er konſumirt, weil er der Zins eines in das Haus geſteckten Kapitals iſt. Bei dieſen unproduktiven Konſumtionen wird ſich die Vorſicht des Privatmannes und des Staates gewiſſe Gränzen ſtecken. Verſtändige Konſumtionen ſind diejenigen, wo reelle Bedürfniſſe befriedigt werden, die eher langſam, als ſchnell von Statten gehen, und deshalb eher theuer als wohlfeil ſein mögen, die mit gleichem Aufwand Mehreren zu Gute kommen, und eben ſo viel koſten würden, wenn ſie nur Einen träfen, und die endlich von

einer gesunden Moral gebilligt werden. Dies sind die allgemeinsten Kriterien, die über den Staats- und Privataufwand entscheiden.

Man hat dem Luxus viele Lobreden gehalten, und es ist wahr, er befördert die Produktion; aber damit ist er noch nicht entschuldigt. Die Verschwendung begünstigt nur gewisse Produkte, deren Zunahme für den Aufschwung der Gewerbe ohne Werth ist, sie zerschlägt die Summen, die nur durch ihre Aufhäufung der Produktion von Nutzen sind, sie ist meist ohne einen Vermögenszuwachs, und daher doppelt gefährlich. **Montesquieu**, der wenig von der Nationalökonomie verstand, hat gesagt: „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers"; billig hätte ihn seine eigene Erfahrung eines Besseren belehren sollen. Wir wollen nicht davon reden, daß der Luxus den Reichen nicht einmal beglücken kann, daß er die

Moralität vergiftet, und die Vermögens-Ungleichheit, dies Schreckbild für alle bestehende Regierungen, eher vergrößert als verringert, wir zeigen nur auf die alltägliche Erscheinung und die Begleitung hin, die den Luxus umgibt. Die Gastmähler des Lukullus wurden mit dem Elend unermeßlicher Länderstrecken bezahlt, und man brauchte sich keine Tagreise weit von Versailles, Rom und Madrid zu entfernen, um auf die Lumpen der Armuth zu stoßen.

Die Staatskonsumtionen sollen nothwendig sein; aber sie lassen sich nur in so weit rechtfertigen, als sie der Gesellschaft eben so viel nützen, als sie ihr kosten. Dies ist die Regel der Vernunft und der Gerechtigkeit, obschon jedes Blatt der Geschichte mit Verstößen gegen sie bedeckt ist. Die Machthaber spielten abwechselnd mit dem Leben und Vermögen ihrer Unterthanen. Jenes opferten sie den Phantomen des Ruhms und Ehrgeizes, dieses meist immer

ihrer Habſucht, ihren Schmeichlern und zuweilen ihren falſchen Einſichten. Ludwig XIV. nannte ſich den Herrn des Vermögens von ganz Frankreich, und hielt die Ausgaben der Regierung für erſprießliche Wohlthaten. Man vergaß, daß die Einkünfte derſelben ein Abzug vom Nationalvermögen ſind, das dieſem niemals wieder zufließen wird, wenn es nicht unter die Verwaltung der Wirthſchaftlichkeit geſtellt iſt. Eine verſchwenderiſche Regierung wird immer blos geſtellt ſein, das Vertrauen der Nation verläßt ſie, und große Gefahren, in die ſie geräth, ſind niemals das Signal einer freudigen Aufopferung der Staatsbürger, ſondern ihrer Mißhandlung oder der traurigſten Nothbehelfe. Womit mußten ſich die Könige Frankreichs aus ihren Verlegenheiten retten? Durch ein feiles Ausgebot der Aemter, die ſie als Auszeichnung des Verdienſtes ihrer Gnade vorbehalten hatten. Sie ließen ſich die albernen Stellen eines

Oberhofbartputzers, eines Hofbuttercontrolleurs durch enorme Summen abkaufen, und ließen dafür diesen Großwürdenträgern entweder die Zeichen als Pensionen auszahlen, oder gaben ihnen Anweisungen auf das preisgegebene Vermögen ihrer Unterthanen.

Die Hauptobjecte des Staataufwandes sind die Civilverwaltung, das Kriegsheer, der öffentliche Unterricht, die Wohlthätigkeiten, die Bauten. Alle diese Kosten sind unproduktiv, und es ist zu wünschen, daß die Regierung sich überhaupt nicht mit der Produktion befassen möge. Die unter der Autorität des Staats stehenden Industrie-Anstalten werfen selten einen reellen Gewinn ab, und wo sich einiger Ueberschuß an Einnahme ergibt, da würde er größer sein, wenn dieser Thätigkeitszweig in die Hände des Publikums käme.

Die einfachste Verwaltung ist die beste. Die Sucht

des Zurielregierens ſchadet der Freiheit eben ſo viel, als dem Wohlſtande. Jede Behörde muß in ihrem Kreiſe bevollmächtigt ſein, und die Centraliſation nur die Kontrolle erleichtern. Ein Gebäude kann in Straßburg verfallen, ehe man von Paris aus die Erlaubniß erhält, es auszubeſſern. Die formloſeſte Regierung iſt die wohlfeilſte, weil ſie uns von dem Heer läſtiger Beamten befreit. Man kann in dieſen Schlußfolgen weiter gehen. Die wohlfeilſte Regierung iſt nicht immer die beſte, und eine ſchlechte Regierung wird, ſelbſt wenn ſie wohlfeil iſt, immer noch zu theuer bezahlt. Um der Ehrlichkeit gewiß zu ſein, muß man ſie gut honoriren; man wird Den nicht zu beſtechen wagen, von dem man weiß, daß er Nichts bedarf. Die Nation, welche ihre Deputirte bei der Geſetzgebung bezahlt, iſt beſſer vertreten, als die, welche ſie durch die Ehre ihres Vertrauens entſchädigen will. Englands Verfaſſung würde

weniger illuſoriſch ſein, wenn es ſeinen Repräſentanten das Geld gäbe, was ſie ſpäter vom Miniſterium erhalten.

Aus dem Kriege hat die neuere Zeit ein Gewerbe gemacht. Seitdem die Tapferkeit nicht mehr, ſondern die beſſere Rüſtung und der größere Reichthum an Hilfsquellen den Ausgang der Feindſeligkeiten entſcheidet, iſt der Krieg eine Aufgabe geworden, zu deren Löſung man ſich in der Zeit des Friedens ſyſtematiſch vorbereitet. Seitdem die ſtehenden Heere als eine Nothwendigkeit erklärt ſind, haben die Staaten in ihren Verein eine Klaſſe aufgenommen, deren Wünſche von den übrigen Bürgern ſo verſchieden ſind, und das an den Tummelplatz ihrer Verdienſte erzielen, was dieſen als das gefährlichſte Uebel erſcheint. Der Krieg ſelbſt iſt ausnehmend koſtſpielig. Die Waffen haben ſich ſeit Erfindung des Schießpulvers mannichfach komplizirt, die Terrains ſind weiter geworden, ſeitdem man

England in Oſtindien und Frankreich auf Isle de Bourbon angreifen kann, die Ausplünderungen ſind methodiſcher als ſonſt, und nicht weniger erſchöpfend. So lange dies Syſtem herrſcht, werden die Nationen ſich keines dauernden Glückes erfreuen. Die ſtehenden Heere, die auf dem Friedensfuße ſo laſtig ſind, wie im Kriege, und das Angriffsſyſtem ſind Maximen, zwiefach verderblich für die Nationen, da ſie koſtſpielig und wenig ſichernd ſind. Friedrich der Große hat die Nachtheile des Angriffsſyſtems außer allen Zweifel geſezt, und bis jezt iſt die Geſchichte reicher an Schlachten, die glücklich in der Heimat geliefert wurden, als an Erfolgen, die man auf fremdem Gebiete erkämpfte. Die Landwehren mit einem ſtehenden Elitenkorps ſind die einzig nationale Bewaffnung, ſie reichen zur Vertheidigung des Staates und zur Aufrechthaltung der innern Ordnung hin, und vermeiden alle die Uebel, die im Gefolge der ſtehenden

Heere ſind, von denen man die hohen Koſten nicht das Geringſte nennen möge!

Dem Staate muß an der Verbreitung nüzlicher Kenntniſſe Alles gelegen ſein. Er iſt der natürliche Beſchüzer jeder geiſtigen Anſtrengung, die ſeinen Zweck ſchneller und ſicherer zu verwirklichen beiträgt. In ſeinen Unterſtüzungen wird er gewiſſe Regeln beobachten, die ihn vor der hier eben ſo häufigen Verſchwendung als übertriebenen Sparſamkeit bewahren. Die Regierungen pflegen Diejenigen, die ihnen am meiſten in die Hände arbeiten, am kärglichſten zu belohnen, und Jenen, deren Thätigkeit ihnen ſelbſt ſchon reichliche Früchte gewährt, noch Summen auszuſetzen, die das Verhältniß aller an der Bildung Arbeitenden zerſtört. Der Elementarunterricht, der die Moralität und Civiliſation befördert, den Geſetzen Achtung verſchafft, und das Intereſſe an den öffentlichen Angelegenheiten erweckt, wird ſpärlich bezahlt.

vertreten, ſo würde es hoffen können, von einem ſo ſchreienden Mißbrauche bald befreit zu werden.

Es gibt für die Regierungen kein beſſeres Mittel, auf die Wohlfahrt der Nation zu wirken, als die Befugniß, die ſie zu öffentlichen Bauten haben. Sie haben dieſe Aufgabe bis jezt zu oft mißverſtanden, und die Beſchäftigung, die ſie dem arbeitsloſen Pöbel und den heruntergekommenen Handwerkern bei Errichtung prächtiger Zierden ihrer Hauptſtädte geben, für den höchſten Triumph ihrer Weisheit gehalten. Die Prunkgebäude ſind nicht reproduktiv; aber Kanäle, Häfen, Dämme ſind es. England beweiſ't, welche Vortheile die Erleichterung der Binnenſchiffahrt dem Handel und den Gewerben gewährt. Beſizt die Regierung die Mäßigung, dieſe Verbindungen durch Kanäle und Landſtraßen nicht mit übermäßigen Zöllen zu belaſten, ſo wird ſie ſich den Dank jedes Freundes der Nationalwohlfahrt erwerben.

Wir ſehen, daß die Regierung Geld braucht. Woher nimmt ſie's? Wir wiſſen es Alle, zum kleinſten Theile aus den Domänen des Staats, zum größten aus den Taſchen ſeiner Bürger. Dies iſt ganz in der Ordnung und die Aufgabe nur die, in ſeinen Forderungen mäßig und einfach zu ſein, vor allen Dingen aber nicht peinlich zu werden. Wir zahlen gern, wenn man uns gut bedient, wenn die Ausgaben unter unſeren Augen geſchehen, und man immer einen kleinen Theil weniger verlangt, als wir in der That vielleicht noch auftreiben konnten. Die Steuer darf nur den Ertrag treffen, greift ſie die Kapitale an, ſo weiht ſie den Staat dem Untergange. Die Regierungen gleichen dann jenen Wilden **Montesquieu's**, welche die Bäume abhauen, um ihre Früchte zu ſammeln.

Die erträglichen und vortheilhaften Steuern tragen gewiſſe Kennzeichen, die auf Folgendes zurückkommen:

Sie sind der Quote nach gering, weil eine überspannte Steuer die Unterthanen beraubt, und nicht einmal die Regierung bereichert. Der Ertrag einer Auflage wächst nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Größe. Wer wird sich Dinge anschaffen, die ein übertriebener Zoll unerschwinglich gemacht hat? Der Preis der Dinge bestimmt die Nachfrage, der Absatz die Einfuhr, und der Zoll das Einkommen der Regierung. Je größer die Abgabensteigerung, desto geringer der Abfall für den Fiskus. Warum Steuern, die dem Unterthanen eine Last sind, ohne der Regierung zu nützen? Wenn man die Unterthanen zu öffentlichen Frohnen requirirt, so kann der geringe Vortheil, den die Regierung daraus zieht, die Verluste des Arbeiters an Zeit und an seinem eigenen Gewerbe nicht ersetzen. **Turgot** hat berechnet, daß die Chausseefrohnen dem Staate zehn Millionen Livres ersparen, und vierzig Millionen den

Unterthanen Schaden bringen. Ein großes Uebel im Gefolge der Steuern ist der Aufwand, den ihre Beitreibung verursacht. Eine Auflage, die auf zwölf Millionen berechnet ist, kostet dem Volke in der That sechzehn Millionen. Eine gute Regierung sucht diesem Mißstande abzuhelfen, der früher noch drückender war. Vor den Zeiten Sully's beliefen sich die Erhebungskosten, eine Summe, die niemals dem Nationalvermögen wieder zufließt, auf 500 Prozent. Napoleon scheute dies Mißverhältniß nicht, weil sein Despotismus einer tausendarmigen Beamtenkaste bedurfte, und er niemals die Summen achtete, die der Augenblick kostete, wenn er voraussah, daß sie ihm in der Zukunft reichliche Früchte tragen würden. Ferner soll die Steuerlast gleichmäßig vertheilt sein, oder der Fiskus ist auch hier einem Verluste ausgesezt. Wem man wenig abfordert, wird sich niemals vordrängen, um mehr zu

bezahlen, und wer zu viel trägt, iſt ein ſchlechter Zahler, weil ſeine Kräfte überſtiegen ſind. Es iſt der Billigkeit angemeſſen, wenn **A. Smith** ſagt: „Es läßt ſich gar wohl rechtfertigen, daß der Reiche nicht blos nach Verhältniß ſeines Einkommens zum Staatsaufwande beiſteure, ſondern noch etwas darüber.“

Die progreſſive Steuer iſt weder eine Ungerechtigkeit noch eine Entmuthigung, in dem Erwerbe ſeiner Reichthümer fortzufahren. Die Steuern ſollen der Reproduktion ſo wenig als möglich ſchaden. Sie ſollen keine Gegenſtände treffen, die auf der Cirkulation begriffen, die Produktion hemmen würden, wenn man ſie verringerte. Dies trifft immer ein, wenn man Kapitalien, Objecte der erſten Nothdurft, die Rohſtoffe der Manufakturen beſteuert. Endlich ſollen die Steuern nicht mit Inſtituten Hand in Hand gehen, die die Moralität verletzen und den guten Sitten

zuwider ſind. Es macht einen übeln Eindruck, wenn die Croupiers in den Bädern und die Pbronen in den Hauptſtädten ſo innig mit den Regierungen fraterniſiren.

Die Regierungen haben ſich ihre Einkünfte bequemer gemacht. Sie machen Schulden. Wer borgte nicht gern? Kann es beſſere Anlagsplätze geben? Ein Haus kann abbrennen, ein Landgut vom Feinde, ein Acker vom Hagel verwüſtet werden, eine Aktienunternehmung, ein Schauſpielhaus ſchlechte Kaſſe machen und ein Journal kann verboten werden. Die Staatsſchulden haben ihre Vertheidiger gefunden. Doch iſt es ausgemacht, daß die Kapitale bei den Anleihen verloren gehen, und daß ſie Nichts für die Produktion thun. Die Anleihen vernichten die Erſparniſſe, veranlaſſen Verſchwendungen, gehen nicht in die Cirkulation, opfern den Fonds und machen aus vorſichtigen Regierungen leichtſinnige. England ſollte durch ſeine Schulden

wohlhabend geworden ſein? Eher noch durch die Fehler ſeiner Regierung, als durch Maßregeln, mit denen ſie jene wieder hat gut machen wollen, eher durch ſeinen allmaligen Bankerott, als durch ſeine Anleihen. Die Regierung ſagt zu ihren Unterthanen: wir brauchen 100 Millionen, und wendet ſich nach London, Paris, Frankfurt, wo ſie froh iſt, von einem Bankiersvereine auf der Stelle 80, ſchreibe hundert Millionen zu erhalten. Die Unterthanen müſſen dann die Zinſen der geſchriebenen hundert Millionen zuſammenbringen, und haben von 80 nur den Vortheil gezogen.

Es gibt nur zwei Mittel, keine Schulden zu haben, entweder keine zu machen, oder ſie ehrlich abzutragen. Das erſte verſchmähen die Regierungen, wenn ſie an Sparſamkeit nicht gewöhnt ſind, und kein Vertrauen zu ihren Unterthanen haben, die ſich gern anheiſchig machten, eine mäßige

Summe auf auſerordentlichem Wege beizutreiben. Das lezte Mittel ſcheinen die Staatsſchulden-Tilgungskaſſen bezwecken zu wollen; doch die Ehrlichkeit, die ſie hervorrief, liegt nur im Scheine. Wozu dienen die Tilgungen, wenn unaufhörlich wieder neue Summen aufgeborgt werden? England hat ſeit 121 Jahren im Durchſchnitt jährlich 7 Millionen Gulden abbezahlt, aber auch jährlich 110 Millionen wieder aufgenommen!

Können Nationen aus Mangel an Kredit untergehen? Nein; aber die Regierungen können es. Unſre Enkel dürften die tolle Idee haben, die auf ſie ausgeſtellten Schuldſcheine ihrer Väter nicht mehr zu honoriren. Was wäre das? Eine Kaprice? Ein Bankerott? Ein Todesſtoß für die Geldmäkler? Ein Fenſtereinwurf in den Judengaſſen? Es wäre freilich eine Revolution.

Der blühende Zuſtand der franzöſiſchen Gewerbe, auf die die Proſcriptionen, das Papiergeld, die Aushebungen, die Invaſion Nichts vermocht haben, iſt die Folge ihrer Freiheit. Die Geſetze, welche die Bedingungen der Zulaſſung zum Gewerbebetriebe vorſchrieben, waren zur Bildung geſchickter Arbeiter unnütz, der arbeitſamen Klaſſe verderblich und den Konſumenten ſchädlich. Die Zünfte ſcheinen eher einen politiſchen, als einen auf die Gewerbe berechneten Urſprung zu haben. Sie waren entweder Aſſociationen gegen die Unbilden des Adels oder dienten den Fürſten als eine fiskaliſche Hilfsquelle. So kam es, daß kein Handwerker Meiſter werden konnte, wenn er kein Geld hatte, oder er ſonſt den Zunftvorſtehern durch ſeine Betriebſamkeit verdächtig ſchien. Die gezwungene Zahl der Unternehmer iſt ohne Konkurrenz. Die Vortheile fließen einzelnen Bevorrechteten zu, und das Publikum erhält die

Waaren zu einem unnatürlichen Preiſe. Das Publikum muß bei dieſem Preiſe auch immer noch das Monopol bezahlen, das die Privilegirten von den Regierungen gelöſt haben. Die Zunft-Verfaſſung erhält die Gewerbe in einer Trennung, die ihrer Natur widerſpricht. Sie peinigt ſie mit Aufſehern, Viſitatoren, gerichtlichen Verfolgungen, und nährt den Geiſt der Anfeindung und Neckerei. Was iſt es, wenn ein Schloſſer ſich keinen Nagel, ein Nagler ſich keinen Hammer machen darf?

Die Ueberfüllung des Marktes kann allerdings im Gefolge der Gewerbefreiheit eintreten, aber dies Uebel iſt weit geringer, als der Mangel an Produkten, der die Nachfrage vermehrt und die Preiſe zu einer Höhe ſteigert, die ihnen nicht gebührt. Die Ueberfüllung wird dem geſchickten und thätigen Arbeiter niemals gefährlich werden, wogegen die Unterdrückung der Konkurrenz eine

Belohnung ist, die man der Unwissenheit und Faulheit ertheilt.

Die Gewerbevorschriften, die von den Regierungen ausgehen, sind lästig und schädlich. Die Blüte, die sie den Manufakturen eines Landes geben, ist für einen kurzen Augenblick. Die Kunstgriffe, die wir voraus haben, sind vom Auslande bald überholt, und während wir bei unsern weisen Reglements stehen bleiben müssen, machen die Fremden Fortschritte, die uns ausstechen. Dies war die Folge der Verordnungen, die Colbert an die Industrie erließ. Die Spanier wollten in Frankreich Tücher kaufen, die ⁹/₄ Ellen breit waren, die Franzosen durften nur ⁷/₄ breite fabriziren, und sahen die Käufer nach England gehen. Eben so wenig bewahren die Reglements vor dem Betrug: ja selbst, wenn sie den Käufer sichrer stellten, so ist es doch billiger, daß Der, der sich betrügen läßt, betrogen werde

als daß die hemmende Kontrole der Regierung Diejenigen beläſtigt, die die Abſicht haben, ehrliche Waaren zu liefern. **Droz** ſagt richtig, daß, wenn man der Gewerbfreiheit einige Beſchränkungen auflegen wollte, dies nur geſchehen dürfe, um ihr ſelbſt zu nützen. Die Gewerbefreiheit iſt kein Selbſtzweck, ſie iſt nur das Mittel zum Wohle des Publikums.

---

Eine hiſtoriſche Entwicklung der Beſchäftigungen, denen ſich die erſten Menſchen hingaben, iſt ſehr ſchwierig. **Krauſe** in ſeiner Nationalökonomie verſucht ſie, und muß ſich mit den reißenden Thieren, den Erdbeben, den Ueberſchwemmungen helfen, um Thatſachen zu erklären, für die es immer an ſichern Beweismitteln fehlen wird. Er ſagt, der Kredit ſei entſtanden, wenn ein Jäger es unternahm, für den andern Waffen zu verfertigen, und ſich

Gewißheit verschafft hatte, von diesem dafür mit hinreichendem Wildpret versehen zu werden. Diese Annahme ist eben so mißlich, wie eine andere, die den Ursprung des Hirtenstandes erklären soll. **Krause** sagt nämlich, der Jäger habe erst seinen Kindern kleine wilde Thiere zum Spielen mitgebracht, und dann gesehen, wie die aufwachsenden ihre reißende Natur verlören, und für die Haushaltung sich benutzen ließen. Die biblischen Traditionen sind wahrscheinlicher, als diese witzigen Erklärungen.

Die Schriftsteller bedienen sich des Wortes Nationalökonomie in einem sehr schwankenden Sinne. Bald verstehen sie darunter die Summe aller industriellen, merkantilischen und Agrikultur-Einzelwirthschaften einer Nation, bald die Wissenschaft, die sich über die für das Wohl des Ganzen passenden Grundsätze derselben verbreitet. Wir verdanken das unsichre Wort der physiokratischen Schule, ohne

von ihr über den Sinn deſſelben aufgeklärt zu ſein. Die Deutſchen, längſt gewohnt, unter Politik die Regierungskunſt, d. h. z. B. unter Phyſik auch zugleich die Maſchinenkunde zu verſtehen, nahmen daher auch die Nationalökonomie für eine Encyklopädie aller auf den Erwerb bezüglichen Wiſſenſchaften. Der Grundriß der Finanzwiſſenſchaft, den wir z. B. vom ſeligen Juſtizrath **Schmalz** beſitzen, iſt auf dieſen Irrthum durchweg begründet. Statt von dem gegenſeitigen Wechſelverkehre zwiſchen den mannichfachen Zweigen der nationalen Thätigkeit, ſtatt von dem Einfluß der Kapitale auf den Landbau, der Renten auf die Gewerbſamkeit zu ſprechen, zählt er alle die Kräuter und Pflanzen auf, die man in Deutſchland ziehen, alle Metalle, die man graben, alle Thierarten, die man ſchießen kann. Er klärt uns über die Vortheile des Düngers, über die Vierfelderwirthſchaft auf, gibt uns die Getreide-Arten an, die ſich

für ſandigen, lehmigen, ſchwarzen und Kalkboden ſchicken, kurz es ſind die praktiſchen Lehren, die dem Landbebauer, dem Schafzüchter, dem Commis willkommen ſind, die aber nur die vorausgeſezte Grundlage für ein Gebäude der Nationalökonomie ſein dürfen. Den Nationalökonomen intereſſirt allerdings alles Tiefe und Erhabene der neuern rationellen Landwirthſchaft, z. B. der Kuhmiſt und ſeine hohe Bedeutung, aber es kümmert ihn nicht, ob er durch die Stallfütterung fetter, nahrhafter und ſammelbarer wird, ſondern nur, ob er dem Boden einen höhern Werth gibt, die Produktivkraft ſteigert, und in dem Maſchinismus des Nationalreichthums neue Erſcheinungen hervorruft. Auch Herr Staatsrath **Krauſe** hat dieſe Gränzen nicht ſcharf genug gezogen. Die erprobte Erfahrung, mit der er namentlich von der Landwirthſchaft ſpricht, ließe dieſen Mangel vergeſſen, wenn nicht gerade eine ſtrenge, ſyſtematiſche

Bearbeitung unſrer Wiſſenſchaft ſeine Abſicht geweſen wäre. Was nützen dem Nationalökonomen die Rechnungsüberſchläge, die wir hier über die Bewirthung eines Guts nach dem Vierfelderſyſteme finden? Wollte der Verfaſſer konſequent ſein, ſo hätte er uns nicht nur über den Nutzen der Maſchinen, ſondern auch über die Kunſt, ſie zu bauen, belehren müſſen.

Dennoch kann man von ſeinem Gegenſtande nie zu viel ſagen, wenn es ſich darum handelt, ihn genau zu kennen. Die Weitläufigkeit **Krauſe's** iſt die Folge ſeiner Erfahrungen, die ſehr belehrend ſind. Seine Erbitterung gegen die Geldariſtokratie wird Jeder gerecht finden, der die zunehmende Verarmung der arbeitenden Klaſſen aus der Bevorrechtung der Kapitaliſten herleitet. Ohne Zweifel iſt die leztre die Urſache der erſten. Die Steuerirremunität der Rentirer, dieſer geſellſchaftlichen Drohnen, iſt an die

Stelle der kaum verſchollenen Privilegien des Adels und der Geiſtlichkeit getreten. Die Geldoperationen der Regierungen haben eine Klaſſe von Menſchen gebildet, die nur den großen europäiſchen Geldmarkt als ihr Vaterland kennen, ſich von ihren heimiſchen Verbindlichkeiten loszureißen, und ſich durch die ewigen Verlegenheiten der Herrſcher zu ſchützen wiſſen. Die Kapitaliſten wälzten geſchickt die immer ſchwerer werdende Steuerlaſt auf jene Klaſſen, die ſich kaum auf den verzweifelten Schranken ihrer Exiſtenz zu halten vermögen. Der Ackerbau und die Gewerbe werden von den Kapitalien entblößt, die ihre Unternehmungen beleben könnten und den Regierungen übergeben werden, in deren Händen ſie aufhören, wahrhaft reproduktiv zu ſein. Der Verfaſſer hat alle dieſe Erſcheinungen gewiſſenhaft aufgedeckt, und ihren Zuſammenhang mit dem zunehmenden Verfall alles Wohlſtandes nicht verſchwiegen.

Laſſen ſich wohl die Majorate vertheidigen? **Krauſe** thut es nicht, obſchon er die Waffen dazu in die Hände gibt. Das gleiche Erbrecht war das Signal des Verfalls der ſicherſten Reichthumsquellen, der Grundbeſitzungen. Die Uebernahme derſelben konnte nur mit Anerkennung einer unverhältnißmäßigen Schuld geſchehen, die ſehr bald den Ruin des Beſitzers zur Folge hatte. Das iſt eine Thatſache, die überall erwieſen iſt. Die Ritterſchaftsbanken haben dieſen Mißverhältniſſen vielfach abgeholfen, aber ihre Wirkſamkeit iſt oft plötzlich gelähmt worden, ja ſelbſt ungeachtet ihrer Hülfe wollen die Nothwendigkeiten der Adminiſtration, die Bankerotte nicht aufhören. Derſelbe Fall tritt mit der Abgabe der Grundherrlichkeit, der Parcellirung der Grundſtücke noch immer nur zu häufig ein. Die Freunde der Humanität und Freiheit müſſen ſo oft die Erfahrung machen, daß die Geſchenke, die ſie geben, ihren Klienten

zum Nachtheil gereichen. Aber woran liegt die Schuld? An den Verbeſſerungen? Nein, an dem Umſtand, daß ſie nicht durchgreifend ſind.

Gegen die Gewerbefreiheit iſt **Krauſe** ungerecht. Er will ſie ſehr beſchränkt wiſſen, weil ſie die wohlhabende Mittelklaſſe zerſtöre. Wir verbergen uns keineswegs den Urſprung dieſer Freiheit. Sie ging im Gefolge des Despotismus. Napoleon begünſtigte ſie, um die Kontinentalſperre weniger empfindlich zu machen, und die Population zum Behuf ſeiner Kriege zu vermehren. Jezt iſt ſie eingeführt, und es kommt nicht mehr darauf an, ſie zu beſchränken, ſondern ihr die Gunſt der Nebenumſtände zu verſchaffen. Die Population iſt da, und ſie durch Entzug ihrer Exiſtenzmittel vermindern, würde heißen, die Lebenden tödten. Dies beweiſ't Aſien, auf das ſich **Krauſe** mit Unrecht beruft. Weil in China und Oſtindien die Volkszahl

ſo unermeßlich groß iſt, ſo ſucht ſich die Menſchheit in der Arbeit zu theilen, ſie arbeiten dort ihrer ſechs, was bei uns Einer verrichtet, ſie übernehmen die Geſchäfte, die man bei uns den Thieren überläßt, und ſuchen den Menſchen, um ihn nur zu ernähren, unentbehrlich zu machen. **Krauſe** will eine wohlhabende Mittelklaſſe, aber er ſcheut ſich nicht, ſie auf Koſten der Konſumenten einführen zu wollen. Wir ſollen mehr bezahlen, um Einige reich zu machen, ſtatt daß wir jezt weniger geben, um Allen Etwas zu verſchaffen.

Das Reſultat der Unterſuchungen, die **Krauſe** über die Beſteuerung anſtellt, wendet er auf den preußiſchen Finanzetat an, der bekanntlich in dreijährigen Zwiſchenräumen zur Oeffentlichkeit kommt. Er will die indirekten Steuern um Vieles beſchränken, und die direkten durch eine gleichere Vertheilung gerechter machen. Er löſcht die Einnahme aus der Lotterie, ſezt den Ertrag des Salzmonopols

von faſt vier Millionen auf eine Million herab, verringert die Stempelgebühren, die er nur als Gerichts- und Kartenſtempel gerecht findet, nimmt dann den Ertrag der Zölle weit geringer an, weil er ſie gegen Deutſchland aufgehoben und gegen das Ausland ermäßigt wiſſen will, und ſtreicht zulezt einen anſehnlichen Theil der Getränkeſteuer, die er nur aus polizeilichen Gründen gerechtfertigt ſieht. So käme der Ertrag der indirekten Steuern und Domänen auf etwas über 16 Millionen zu ſtehen. Preußen ſezt ſeine Bedürfniſſe auf 50 Millionen Thaler, und die an dieſer Summe noch fehlenden 34 Millionen will der Verfaſſer auf direktem Wege erheben. Die Grundſteuer liegt dann nicht auf dem ganzen Reinertrage, wie jezt, ſondern er bringt die Verſchuldung mit in Abrechnung, die von den Kapitaliſten zu verſteuern iſt. An dieſe Abgaben reihen ſich die Häuſer-, Gewerbe-, Klaſſen-, Perſonen- und Beſoldungs-Steuer

und zulezt die jezt ſo bevorzugten Rentirer mit 8 Millionen. Von einer Herabſetzung des Bedarfs der Regierung ſpricht aber **Krauſe** nicht.

Die Ermittelung der Kapitale iſt unendlich ſchwierig, und folglich auch ihre Beſteuerung. Man hat geſagt, die Rentenſteuer würde den Zinsfuß ſteigern, und das war genug, die Regierungen, die ſtets nach Herabſetzung deſſelben ſtreben, von ihr abzuſchrecken. Dieſe Beſorgniß iſt unnöthig, da die Konkurrenz, die Menge des Ausgebots dieſe Erhöhung bald wieder herabdrücken würde. Ich weiß ein Mittel, die Kapitale ausfindig zu machen, und will es angeben. Es paßt zwar nur für China und die Türkei; das wird aber manche europäiſche Regierung nicht hindern, es dennoch in Anwendung zu bringen. Es iſt eine einfache Machination. Man eröffne eine Anleihe von 100 Millionen, und laſſe nur die einheimiſchen Kapitaliſten auf den Markt.

Die Summen werden in Empfang genommen, sorgfältig notirt und die Darleiher namhaft gemacht. Jezt ist die Sache leicht. Man zeigt an, daß man sich plözlich besonnen habe, daß man das Geld nicht wolle, und läßt es wieder abholen. Die Regierung weiß nun, an wen sie sich zu halten hat. Sie zieht die Schwierigkeit, einen neuen Anlagplatz zu finden, von der ermittelten Summe mit wenigen Procenten ab, und besteuert den Rest nach seinem Ertrage. Das ist die Finanzverwaltung par ordre du Mufti.

---

Der Theolog hält die Welt für eine Betstube, der Pädagog für eine Schule, der Jurist für einen Gerichtssaal, ja es hat naturphilosophische Aerzte gegeben, die die Erde eine Krankheit Gottes nannten.

Der Nationalökonom ist ein nüchterner, prosaischer Mann. Er haßt die Phantasie, weil sie die Menschen faul

macht. Er hat die Natur beſiegt, nicht wie der Philoſoph, der ſie nur in Feſſeln hält, ſondern er ſchmiedet die Gefangene an die Galeere, und läßt ſie arbeiten, ohne auf ihr Wehklagen zu hören.

Der praktiſche Mann! An einer Schweizerlandſchaft intereſſiren ihn Nichts, als die Kühe: und während der Enthuſiasmus neben ihm jubelt, zählt er die Aepfel, die dieſen hinten entfallen, und beklagt es, daß die Aepfel den Klee verderben, und im Stalle nicht geſammelt werden. Eine Landkarte beſchäftigt ihn nur auf ſeine Art. Er ſieht nur Kanäle, Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, und wo er ſie nicht ſieht, da verſöhnt ihn Nichts, kein Campanerthal, kein Genferſee, kein Niagarafall. Der Finanzier lebt in einer ähnlichen Welt. Er ſchlägt die Gebirge nach Silberrubeln an, und die Flüſſe nach holländiſchen Dukaten. An korinthiſchen Säulen ſieht er nur lange Geldrollen von

Piaſtern, die ſie gekoſtet haben, und an den Blättern des Kapitals die hineingeſteckten Laubthaler. Käme es auf ihn an, er würde keinen Induſtriezweig ſo begünſtigen, als die Geldbörſenhäkelei, und die Schneider zur Verantwortung ziehen, wenn ſie die Taſchen an zu verſteckten Orten nähen. Er beklagt es, daß man aus dem Aequator noch keine Douanenlinie gemacht hat, und würde, wenn es auf ihn ankäme, ſelbſt von dem aufſteigenden Tageslicht einen Eingangszoll erheben.

**Johannes Schön** hat Gedichte herausgegeben, **Hegel** und **Steffens** ſtudirt, und dann über Zahl, Maß und Gewicht geſchrieben. Wir verdanken ihm die Entdeckung, daß ſich Poeſie auf Oekonomie reimt. Er verabſcheut jene proſaiſchen Naturen, die **Alles** nach Geld abſchätzen. Sie ſind ihm zuwider, dieſe Maſchiniſten, die den Menſchen für ein produktives und konſumirendes Thier

halten. Er ſagt in ſeinen Grundſätzen der Finanz, es gibt Dinge, die ſchlechthin unbezahlbar ſind, und hat nicht Unrecht. Seit die Philoſophen aufhören, ſich von Heuſchrecken und wildem Honig zu ernähren, und keine Bienen mehr in dem Munde eines **Plato**, der in den Schluchten des Hymettos ſchläft, ihren Stock anlegen, werden die Funktionen im Reiche der Ideale nach einem finanziellen Tarif beanſchlagt. Kein Prophet begnügt ſich mehr mit dem Sitz, den ihm ſeine Salbung und ſein Eifer dereinſt zur Rechten Gottes bringen wird, und kein Erzieher mehr mit dem Dank, den ihm ſeine Schüler lebenslang zu zollen verſprechen. Das iſt Alles in der Ordnung. Das Geld belohnt die Verdienſte, und die Verdienſte richten ſich nach dem was man für ſie bezahlen kann. Die Liebe, die Freundſchaft, der Patriotismus, die Religion, Alles bedarf einer kleinen Hinterthür, durch welche die Zehnthalerrollen ihren

geheimnißvollen Verkehr betreiben können. Ueber dieſe Thatſache iſt es alſo gewiß nicht, daß ſich **Schön** beklagen will.

**J. Schön** wollte eigentlich ſagen, es gibt gewiſſe Dinge, die man keineswegs gar nicht, ſondern im Gegentheil nicht genug bezahlen kann. In dieſer Art unbezahlbar iſt unter Andern nach des Verfaſſers Meinung die abſolute Monarchie. Hier wird man nie genug geben können, Alles iſt noch zu gering, um die Wohlthaten dieſes Regimes aufzuwägen. Eine knauſerige Monarchie iſt nicht nur eine Bettelwirthſchaft, ſondern ein ſpitzwinkeliger Widerſpruch. **Schön** ſagt: In Monarchien beruht viel darauf, daß die Majeſtät mit vollen Händen unter das Volk treten kann. Diejenigen Staatswirthe, die den Monarchen unter allen Umſtänden nur auf das Nothdürftigſte beſchränken, leiſteten ihm einen ſehr ſchlechten Dienſt. Das Volk rechnet dem

gekrönten Haupte es nicht sehr hoch an, wenn die Steuern niedriger sind, als sie nach ökonomischen Grundsätzen sein könnten; aber es klatscht seinen Beifall, wenn die Majestät reich an Gnaden sich bezeigt. Der konsequente Mann fügt hinzu, daß es thöricht sei, die öffentlichen Abgaben verschiedener Länder zu vergleichen. In der That, was haben die Nordamerikaner von ihrer geringen Steuerquote? Eine Republik, eine Herrschaft ohne Glanz, eine Regierung, die vor dem Bürger den Hut abnehmen muß, eine Geschichte ohne Erinnerung, Menschen ohne Volk, ein Land, das nicht einmal ihre Heimat ist. Wir steuern zehnmal mehr, sagt der Professor **Schön**, leben dafür aber auch in Europa, unter Fürsten, unter Regierungen, die die Künste und Wissenschaften leben lassen, und unter einem Volke, das mit treuer, poetischer Anhänglichkeit an seiner Scholle klebt. Diese Wohlthaten werden wo möglich noch viel zu gering bezahlt.

Aus diesen Ansichten macht der Verfasser Grundsätze der Finanz. Er will diese Wissenschaft von den Kalkulatoren und den egoistischen Handelsleuten, die die moderne Nationalökonomie in Umlauf gebracht haben, emanzipiren, er will nicht, daß eine Wissenschaft, sondern die lebendige Geschichte der Maßstab des öffentlichen Bedarfs sei. In diesem Buch ist der Versuch gemacht, die **Hegel**'sche Lehre auf die Nationalökonomie anzuwenden. Der Verfasser nennt das die Einführung des Konkreten, der Staatsräson, des Wirklichen in eine Lehre, die bis jezt nur Abstraktes, Subjektives, Eingebildetes zu einer gewissen Höhe erhoben habe. Wir prophezeihen ihm wenig Glück mit seinen Grundsätzen der Finanz und bedauern, daß sein unverkennbarer Scharfsinn sich so leicht von einem trügerischen Netze hat umgarnen lassen.

**Quesnay** irrte darin, daß er aus einer Thatſache, die zur Aufklärung der Geſchichte dienen mochte, einen Grundſatz für die Lehre von den Reichthümern machen wollte. Auf der erſten Stufe der Bildung beſchränken ſich die Bedürfniſſe auf den Boden und ſeine Erzeugniſſe, nach weitern Fortſchritten aber wird Alles ein Maßſtab der Werthbeſtimmung werden, was nur zur Erreichung unſerer vielfachen Wünſche dient. **Smith** nannte dieſen neuen Produktionsfond Arbeit, widerlegte **Quesnay**, der den Werth der Arbeit nur für die Kompenſation eines früher genoſſenen, zuletzt immer auf den Boden zurückkommenden Werthes hielt.

---

Man erzählt von engliſchen Kaufleuten, die ſterben und ihren Erben Nichts hinterlaſſen, als ihren Kredit. Mehrere Generationen gelten ſo, ohne einen Schilling zu

beſitzen, für ſteinreich, und erſt die Unvorſichtigkeit eines ſpätern Enkels deckt die Blöße auf, und macht das alte ehrwürdige Haus bankerott.

Dies iſt auch das Geheimniß des Staatskredits, nur mit dem Unterſchiede, daß es alle Welt weiß und dennoch nicht auf den Konkurs dringt. Die Staatsſchulden ſind Schattenbilder, ein Spuck, der nur das einzig Reelle hat, daß man ſie verzinſen muß. Die ungeheuern Summen, die in den Schuldbüchern der Regierungen ſtehen, ſind jezt ſchon eine Unmöglichkeit geworden, weil ſie mehr betragen, als ſich überhaupt Geld in der Welt befindet. Die Staatsſchulden ſind nur eine Fiktion, eine imaginäre Größe, und die Kapitaliſten und Spekulanten in der That die eigentlichen Ideologen dieſer Zeit.

Nichts iſt unzuverläßiger und weniger garantirt, als der Staatskredit, und dennoch trauen ihm die ängſtlichen

Menſchen, die Geldmänner, mit unglaublicher Gewißheit. Wer zwingt den Staat, ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen? Früher beging dieſer ewig verlegene Schuldner noch meiſt die Weitläufigkeit, ſeinen Gläubigern als Unterpfand die Beſitzungen der Krone anzuweiſen. Das war immer nur eine Vorſpiegelung, auf die ſich zu verlaſſen lächerlich geweſen wäre. Wenn Oeſterreich für ſeine Metalliques auch das halbe Steiermark zum Pfand gegeben hätte, würden, wenn es die Zinszahlung einſtellte, die Juden von Frankfurt ausziehen, am Main und Rhein die Werbetrommel ſchlagen laſſen, um zur Beſitznahme ihres Pfandes ſchreiten zu können? Worin liegt nun der Zauber? In der Zukunft. Sie werden mehr brauchen, ſagen die Wucherer, ſich an ihre Taſchen ſchlagend.

Einen guten Freund in der Noth, auf den man ſich verlaſſen darf, hält man warm. Aber auch einen guten

Schuldner weiß man zu ſchätzen, man beeifert ſich, ihm Dienſte zu erzeigen, man fragt ihn liebevoll nach ſeinem Befinden, und ſchickt ihm den Arzt in's Haus, wenn er etwas blaß ausſieht. Daher die rührende Zuvorkommenheit der Kapitaliſten für ihren alten Freund, den Staat. Sie laſſen ihm Nichts abgehen, ſie tragen ihn auf ihren Händen, ſie hängen fragend an ſeinem Auge, und ſtürzen zu ihm, wenn er Etwas zu bedürfen ſcheint. Die halbjährigen Prozente, die ſie von ihm ziehen, laſſen ſie ſich nur durch eine Hinterthür in das Haus bringen, es ſind honette Gläubiger, ſie machen kein Aufſehens davon.

Die Geldariſtokratie iſt der Grundpfeiler der Staaten des heutigen Europa. Die Banquiers ſpielen aus zwei Taſchen. Sie bedürfen der Könige, um ihnen Geld zu borgen, ſie bedürfen der Völker, um die Verlegenheiten ihrer vornehmen Schuldner zu erfahren. Ohne einen Schein

von Freiheit kann die Börse gar nicht existiren. Napoleon unterdruckte die öffentliche Meinung durch die Censur, aber im Kurs seiner Papiere kam sie immer zum Vorschein, und er erschrack, wie tief der Thermometer seines Glückes und Kredits stand. Die Banquiers verstehen es allein, sich auf dem schwankenden Juste-Milieu zu erhalten, wo ihnen ihre Vorsicht als Steuerruder dient.

Die modernen Verfassungen haben dem Staatskredite jeden Vorschub geleistet. Es ist Thatsache, daß sich den konstitutionellen Staaten mehr Hände öffnen, als den unumschränkten Monarchien. Es schien die sicherste aller Garantien, wenn die Staatsschuld unter die Verantwortlichkeit der Stände gestellt würde. Die Stände gleichen hier jenen gutmüthigen Familienvätern und obligaten Hahnreien, die ihren glücklichen Hausfreunden, die Schlafmütze ziehend, die Treppe hinunter leuchten, und auf die

Verirrungen ihrer Frauen den Stempel der Legitimität drücken.

Unglücklicherweise ist aber daraus ein Nachtheil für das Prinzip der Repräsentation entstanden. Indem man die Verwaltung der Staatsschulden unmittelbar unter die Volksvertreter stellte, hat man aus ihrem Recht der Steuerverweigerung (wir sprechen nicht von Deutschland) eine Illusion gemacht. Die Zinszahlungen müssen auf jeden Fall bestritten werden, dann muß aber auch die Erhebung der Steuern durchgreifend sein, die zum Staatsaufwand nöthigen Summen liegen da, und die Regierung wird ihre Bedürfnisse so dringend zu machen wissen, daß keine Weigerung ferner helfen kann.

---

Man sagt, wenn ein Kapital für den Betrieb einer Waarenhandlung oder eines Gewerbes geliehen wird, so

repräsentire sich solches schon in der Gewerbesteuer. Aber verlangt denn die Billigkeit nicht, daß Jeder an dieser Steuer trage, der hier einen Vortheil zieht? Der Kapitalist, dessen Geld ihm Vortheile bringt, und der Gewerbtreibende, der auf den Grund seines Kapitals besser spekuliren kann? Wenigstens ist es ungerecht, in der Steuer, die der leztre zahlt, auch die erheben zu wollen, die der erste bezahlen mußte. Außerdem wundert es mich, daß man auch die Besoldungssteuer nur auf die Theilnahme an den Kriegslasten, denen sich die Beamten entziehen dürfen, beschränkt wissen will. Man hat gesagt, der Staat dürfe nicht mit der einen Hand geben, was er mit der andern wieder nimmt. Aber ein Andrer ist Der, der den Beamten besoldet, und ein Andrer Der, der ihn zu besteuern das Recht hat. Die Zusammentreibung der direkten Steuern ist Sache des Volks und seiner Vertreter, sie nehmen Jeden

in Anspruch, den sie ein Einkommen beziehen sehen. Die Anstellung der Beamten ist aber Sache der Regierung. —

Die indirekten Steuern sind das Steckenpferd der Staatswirthe. Sie fallen damit, ihrer Meinung nach, am wenigsten beschwerlich, sie können bestimmt auf sie rechnen. Diese Steuern sind ansehnlich, sie lassen sich leicht erhöhen, sie scheinen gerecht, weil sie meist die sogenannten Luxusgegenstände treffen, man hört bei ihrer Erhebung die Steuerpflichtigen nicht so gottlos räsonniren, im Gegentheil kann man von Belebung der einheimischen Industrie erbaulich reden, und zulezt darauf fußen, daß auf diesem Wege auch das Ausland kontribuiren müsse. Man hat diese Motive schon hundertfach widerlegt, man hat die Nationalökonomie und die Moralität dazu aufgeboten; aber wozu fruchtet dies? Was soll man an die Stelle der Reduktionen sezen? Wie wollen die Posten der Budgets ausreichen, wenn der

Ertrag der Steuern verringert wird? **von Ulmenstein** besaß in einer Schrift über diesen Gegenstand die Einsicht, zu erklären: Beschränkt euch! Streckt euch, so weit eure Decke reicht!

Interessant ist eine Debatte, die am 4. Januar 1831 in der französischen Kammer über die Reduktion des Salzpreises Statt fand. Die Klagen über den Salzpreis sind allgemein. In Frankreich hat man berechnet, daß der Werth des jährlich verkauften Salzes nicht mehr, als 1,500,000 Franken beträgt, die Einnahme aber, die die Regierung von der Besteurung desselben zieht, 15—60 Millionen, also 400—600 Prozent des eigentlichen Werths.

---

Zum Schluß noch einige Worte über die Lebensversicherungsanstalten.

Die Mathematiker legten die Grundlage der Lebensversicherungsanstalten; denn sie waren es, die die Möglichkeit zur Gewißheit erhoben, und in dem Ungefähr ein algebraisches Gesetz fanden. Was ist nicht Alles möglich! Es ist möglich, daß die Engländer in der Südsee den sechsten Welttheil auffinden, möglich, daß ein Komet unserer Erde wirklich bald einen Besuch abstattet. Es ist noch Vieles möglich, aber es ist nicht immer wahrscheinlich; nichts desto weniger ist das Unwahrscheinlichste sehr oft das Gewisseste. Die Jugend stirbt zuweilen vor dem Alter und es gibt Großväter, die alle ihre Kinder und Enkel begraben; dem Tode entgeht Niemand, und daß man sich so oft in der Berechnung desselben irrt, ist eine Thatsache, die die Lebensversicherungsanstalten in den Stand sezt, aus Nichts Etwas zu machen. Der sich Versichernde spekulirt auf die Möglichkeit seines frühern Todes, die Anstalt auf die Möglichkeit,

daß er früher ſtirbt. Beide wagen einen Einſatz, und immer der Gewinnende, aber wie **Schiller** ſagt, der Lebende hat Recht.

Wir wollen genauer über dieſen Gegenſtand ſprechen. Was heißt das, ſein Leben verſichern? heißt das, ſich auf's Eis wagen, wenn es erſt einen halben Zoll dick iſt, und nicht ertrinken? heißt das, die Fackel der Empörung anſtecken, und vor Richter und Nachrichter ſicher ſein? Poſſen! Dies iſt eine ernſte Frage, ſie kann zur Wehmuth ſtimmen. Hören wir von einem der Autoren, die die Vorſteher der Lebensverſicherungsanſtalten beſolden, um darüber zu ſchreiben, folgende ſchluchzende Erklärung der Lebensverſicherung: „Unter allen Laſten, welche das Leben auf die Bruſt eines rechtlichen Mannes werfen kann, iſt vielleicht keine ſo ſchwer, als die Sorge um die Zukunft ſeiner Lieben. Der Gedanke: ſo lange du ſelbſt lebſt, wird es wohl gehen;

aber was wird nach deinem Tode aus ihr werden, die deine Freude gewesen ist und dein Trost, vielleicht deine Ehre und dein Stolz, aus der Mutter deiner Kinder? und wie wird es ihnen gehen, diesen Kindern? Dieser Gedanke hat manchem rechtschaffenen Hausvater am Herzen genagt, und den Kern des Lebens zerstört, und ihn in ein frühes Grab gestürzt! Von diesem Gedanken aber kann er sich durch die Versicherung seines Lebens befreien, und die Beruhigung, welche er von dem Augenblick der Versicherung an gewonnen hat, bewirkt vielleicht allein, daß er lange lebt, und ein bedeutendes Alter erreicht und seine Kinder erziehen und glücklich sein kann in dem Kreise derselben." Man muß Familienvater sein, um die Wahrheit dieser Stelle recht zu empfinden.

Es gibt mancherlei Arten von Versicherungen. Entweder leg ich in meinem dreißigsten Jahre eine gewisse

Summe ein, die einſt meiner Wittwe vierfach, oder eben ſo viel in meinem vierzigſten Jahre, die ihr dreifach, und ſofort rückerſtattet wird. Ich kann auch aus dem Einlage-kapital einen jährlichen Beitrag machen, oder aus der meiner Wittwe zahlbaren Summe eine Rente in beſtimmten Quo-ten. Ferner, wer ſo glücklich iſt, Kinder zu haben, der lege bei ihrer Geburt oder ihrem erſten Jahre eine gewiſſe Summe ein, die im zwanzigſten Jahre in einem ſechsfachen Betrage wieder heimgezahlt wird, und ſich zur Ausſteuer für eine blühende Tochter, oder zu den Studien eines wilden Sohnes vortrefflich eignet. Oder man zahle von ſeinem zwanzigſten Jahre ab einen jährlichen Beitrag, mit der Bedingung, in ſeinem vierzigſten entweder ein Kapital oder eine Rente zu erhalten. Ja es läßt ſich ſogar ein Leben verſichern, das von dieſer Wohlthat Nichts ahnt, und vom Tode des Urhebers derſelben, ſtatt betrübt, auf das

Angenehmſte überraſcht wird. Es wäre z. B. möglich, daß **Börne** heute ſtürbe, und daß es morgen herauskäme, er habe in Paris das Daſein **Willibald Alexis** mit einer jährlichen Rente von 10 Thalern preußiſch Courant verſichert. —

Ungeachtet dieſer Vorzüge iſt an den Lebensverſicherungsanſtalten Vieles ausgeſezt worden. Man hat geſagt, ſie zerſplittern die Kapitale, ſie vernichten die Sparſamkeit, ſie leiſten der Trägheit Vorſchub, wenn ſie auch Annuitäten zahlen. Vielleicht laſſen ſich dieſe Vorwürfe widerlegen; aber einige andre ſcheinen mehr Grund zu haben. Es iſt wahr, die Lebensverſicherungsanſtalten machen dem Erbrechte ein Ende, wie die Jakobiner und die St. Simoniſten; und es wundert mich, daß die Advokaten und die Regierungen noch nicht gegen ſie aufgeſtanden ſind. Ferner, wodurch beſtehen dieſe Banken? Durch fremder Leute

Unglück, das iſt unläugbar. Wo Andre falſch rechnen, da rechnen ſie gut, wo Jene weinen, da lachen ſie, was Jene verlieren, das ſtreichen Dieſe ein als ihren Gewinnſt. Und die Theologen haben noch Nichts gemerkt? ſie wittern nicht, wie gefährlich dieſe Anſtalten für die Moralität ſind? Vielleicht werden ſie aufmerkſam werden, vielleicht treten ſie mit der Juſtiz in Bund, und weil es dann gefährlich würde, dieſe Anſtalten zu loben, ſo beeilen wir uns, ſie hiemit noch unſers wärmſten Beifalls zu verſichern. Wir ſind aus der Literatur zum täglichen Brod herabgeſtiegen. Jezt ite! Missa est!

# An das gebildete Publikum
## insbesondere die Studirenden aller Fächer.

In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder zu haben:

# Der Mensch
nach den
## verschiedenen Seiten seiner Natur,
oder
# Anthropologie
für
## das gebildete Publikum.

Von

**Dr. Karl Friedrich Burdach,**

Professor zu Königsberg, Ritter u. s. w.

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit Dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich dünkt; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." Göthe.

**1. Lieferung, mit 1 Kupfertafel in Folio, von Lehmann. 8. 16 gr. sächs. oder fl. 1. —**

**Das Ganze erscheint in 5 Lieferungen auf Velinpapier, mit 3 Kupfertafeln in Folio, fertig noch in diesem Jahre.**

**50 — 60 Bogen. Subscriptionspreis nicht über Rthlr. 3. 16 gr. sächs. oder fl. 6. —**

Die Aufgabe dieses Werkes ist:
die gesammte körperliche und geistige Natur des Menschen
nach ihren Erscheinungen und Kräften, nach deren gegenseitiger Verbindung und ihrem Verhältnisse zur Welt auf eine für gebildete Leser fassliche Weise in gedrängter Kürze darzustellen. Es soll eine Uebersicht

der Erscheinungen, und eine Ansicht ihrer Bedeutung geben; die Einzelnheiten erörtern, und ihren Zusammenhang mit dem Ganzen in's Licht stellen; die Mannichfaltigkeit des Lebens erfahrungsmäßig schildern, und die ihr zum Grunde liegende Einheit des Gedankens entwickeln.

Indem es die Ausbeute der Wissenschaft zum Gemeingute Derer machen will, die eine höhere und universelle Bildung erstreben, bezweckt es eine allseitige und darum wahrhafte Selbstkenntniß: eine klare Ansicht der Gegensetzung und Uebereinstimmung unserer sinnlichen und vernünftigen Natur, und unsres Verhältnisses zur körperlichen und geistigen Welt. Es bezweckt eine umfassende und lebendige Anschauung unsers Wesens, welche den Forderungen des Geistes entspricht und das Gemüth befriedigt, einen sichern Standpunkt in der Welt gibt und eine Grundfeste für das ganze Leben eines denkenden Menschen wird.

Die Art der Darstellung wird durch das Bestreben bestimmt, den Leser durch Kenntniß zur Ueberzeugung, und durch Betrachtung der Erscheinungen zu Ansichten des Wesens zu leiten. In Betreff der Theile des menschlichen Leibes und ihrer Thätigkeiten kommt es vornehmlich darauf an, vollständige Begriffe und deutliche Vorstellungen zu geben; eine Auswahl von Abbildungen, welche nicht sowohl die anatomischen Einzelnheiten, als vielmehr den Typus der Gestalt und die wichtigsten Raumverhältnisse versinnlichen, muß das Verständniß der Beschreibung erleichtern. — Die allgemeinen Ansichten aber sollen als Ergebnisse einer einfachen und unbefangenen Naturerscheinung aus der Erzählung der Thatsachen sich ergeben.

Folgendes ist der Inhalt.

## I. Abtheilung.

Das leibliche Leben u. s. w.

## II. Abtheilung.

Das animale Leben. Das Nervensystem als Seelenorgan. Die Außenwerke der Seele: Muskelbewegung; Sinnesthätigkeit. Die animale Thätigkeit; die Wechselwirkung von Seele und Leib; das Unbewußte und Willenlose in der Seelenthätigkeit; die Art, wie Empfindung und Bewegung zu Stande kommt.

## III. Abtheilung.

Das Seelenleben. Die einzelnen Seelenthätigkeiten in der sinnlichen, der sinnlich-geistigen und der geistigen Sphäre. Das Wesen der Seele; ihr Grund und ihre Entwicklung. Die Zustände und Bestrebungen der Seele. Das Schaffen des Geistes in Kunst und Wissenschaft.

## IV. Abtheilung.

Der Verlauf des Lebens. Die Verschiedenheit und die Vereinigung der Geschlechter. Der Hergang von Befruchtung, Fruchtentwickelung

und Geburt. Der fortschreitende und wiederkehrende Wechsel im Leben. Der Tod und die Fortdauer nach dem Tode.

### V. Abtheilung.

Das Menschengeschlecht. Die Bildungsgeschichte der Oberfläche der Erde. Das Reich der organischen Wesen. Die Menschheit in ihrem wesentlichen Charakter und in ihrer Entwicklung. Die Menschenstämme und Völkerschaften. Die Individuen, an sich, und in ihrem Verhältniße zur Welt und zu Gott.

---

Der Name des Verfassers ist in Deutschland, Dänemark, Schweden, England, Frankreich, Italien u. s. w. so gefeiert, daß dieses Werk keiner Anpreisung bedarf.

Indessen glauben wir doch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß nach dem Urtheile von Sachverständigen unsere Literatur noch kein nach einem so umfassenden Plan angelegtes Werk besitzt, und daß dasselbe nicht nur für den Gelehrten, den Arzt und den Studirenden, sondern auch für jeden Gebildeten von höchstem Interesse sein muß, weil es Das, was den Menschen zu allernächst berührt, in einer äußerst klaren und anziehenden Sprache auf's Faßlichste darstellt.

---

# Marianne Strüf.

Ein wirthschaftliches

## Haus- und Lese-Buch

für

## Frauen und Töchter jeden Standes.

In einem Familiengemälde dargestellt

von

## Anna Fürst

Tochter des Verfassers von Simon Strüf.

gr. 8. Rthlr. 2. 6 gr. sächs. oder fl. 3. 36 kr.

**Dasselbe Werk, höchst elegant gebunden.**

Preis Rthlr. 2. 11 gr. sächs. oder fl. 4. 12 kr. rhein.

Die allgemeine deutsche Gartenzeitung fällt folgendes Urtheil über dieses Werk:

Es fehlt zwar nicht an Büchern für Mädchen und Frauen, allein keines hat es sich bisher zur Aufgabe gemacht, den Frauen und Töchtern

jeden Standes ein bequemes und umfassendes Buch in die Hand zu geben, vermittelst dessen sie sich die gemeinnützigsten Kenntnisse und neuesten Erfahrungen in der Führung der Hauswirthschaft sowohl auf dem Lande, als in der Stadt erwerben, und Aufschluß über so Vieles verschaffen können, was in Beziehung auf dieselbe ihnen zu wissen nöthig ist.

Es war ein glücklicher Gedanke der talentvollen Verfasserin, und gewiß eben so glücklich ausgeführt, wie die bereits versendeten Hefte beweisen, den reifern Töchtern und Hausfrauen eine so herrliche Gabe in dem oben erwähnten Werke darzubieten. Der sittliche Ernst, der darin herrscht, die trefflichen Winke über die früheste Erziehung des Kindes, die Bemerkungen über Gatten- und Unterthansliebe u. s. w., so wie die zum Vortrage gewählte familiengeschichtliche Einkleidung und die darin herrschende dialogisirte Form gewähren eine eben so reich belehrende als anziehende Lektüre. Wen würde z. B. die meisterhafte Schilderung des Festes, welches die Unterthanen ihrem Gutsherrn veranstalteten, und die Abendunterhaltungen der Mutter mit der Tochter, ungerührt lassen? Mit einer wahren Meisterschaft weiß die geistvolle Schriftstellerin zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geist zu stärken, das sittliche Gefühl zu erheben, und namentlich die schöne Bestimmung der Frauen im hellsten Lichte zu zeigen, durch deren gewissenhafte Erfüllung sie sich des Lebens, wie es ihnen der unsterbliche Schiller in seinem herrlichen Liede, „Würde der Frauen“ spendet und dessen Anfangsworte dem Titelkupfer zur Devise dienen, würdig zeigen.

Aus dieser Ursache sollte diese Schrift in keiner Damen-Bibliothek fehlen.

Viel des Guten wird durch die treue Befolgung der darin aufgestellten Lehren und durch den Betrieb der daselbst in Anregung gebrachten edlen, wohlthätigen und lohnenden Beschäftigungen selbst für hochgestellte Frauen gestiftet werden, und die Quelle unsäglichen Unheils versiegen, welches dadurch, daß so Viele blos in den weitern und weitesten Kreisen der menschlichen Gesellschaft das Glück suchen, und es verfehlen, bereitet wird. Wer in seiner eigenen Brust und demnächst in dem Kreise seiner Familie und in der treuen Erfüllung seines Berufes das Glück findet, dem kann es kein Erdengott rauben.

Möge demnach diesem Werke, dessen Verfasserin mit so viel Geist und Anmuth eine fühlbare Lücke in den Schriften dieser Art ausgefüllt und diese Aufgabe so glücklich gelöst hat, eine warme Aufnahme in allen Familien zu Theil werden.

Anmerkung der Verlagshandlung: Diese Aufnahme hat es bereits gefunden, indem innerhalb eines Jahres 5000 Exemplare abgesetzt worden sind.

# An das gebildete Publikum
## insbesondere die Studirenden aller Fächer.

In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder zu haben:

# Der Mensch
nach den
## verschiedenen Seiten seiner Natur,
oder
# Anthropologie
für
## das gebildete Publikum.

Von

**Dr. Karl Friedrich Burdach,**

Professor zu Königsberg, Ritter u. s. w.

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit Dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich dünkt; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." Göthe.

**1. Lieferung, mit 1 Kupfertafel in Folio, von Lehmann. 8. 16 gr. sächs. oder fl. 1. —**

**Das Ganze erscheint in 5 Lieferungen auf Velinpapier, mit 3 Kupfertafeln in Folio, fertig noch in diesem Jahre.**

**50 — 60 Bogen. Subscriptionspreis nicht über Rthlr. 3. 16 gr. sächs. oder fl. 6. —**

Die Aufgabe dieses Werkes ist:
die gesammte körperliche und geistige Natur des Menschen
nach ihren Erscheinungen und Kräften, nach deren gegenseitiger Verbindung und ihrem Verhältnisse zur Welt auf eine für gebildete Leser faßliche Weise in gedrängter Kürze darzustellen. Es soll eine Uebersicht

der Erscheinungen, und eine Ansicht ihrer Bedeutung geben; die Einzelnheiten erörtern, und ihren Zusammenhang mit dem Ganzen in's Licht stellen; die Mannichfaltigkeit des Lebens erfahrungsmäßig schildern, und die ihr zum Grunde liegende Einheit des Gedankens entwickeln.

Indem es die Ausbeute der Wissenschaft zum Gemeingute Derer machen will, die eine höhere und universelle Bildung erstreben, bezweckt es eine allseitige und darum wahrhafte Selbstkenntniß: eine klare Ansicht der Gegensetzung und Uebereinstimmung unserer sinnlichen und vernünftigen Natur, und unsres Verhältnisses zur körperlichen und geistigen Welt. Es bezweckt eine umfassende und lebendige Anschauung unsers Wesens, welche den Forderungen des Geistes entspricht und das Gemüth befriedigt, einen sichern Standpunkt in der Welt gibt und eine Grundfeste für das ganze Leben eines denkenden Menschen wird.

Die Art der Darstellung wird durch das Bestreben bestimmt, den Leser durch Kenntniß zur Ueberzeugung, und durch Betrachtung der Erscheinungen zu Ansichten des Wesens zu leiten. In Betreff der Theile des menschlichen Leibes und ihrer Thätigkeiten kommt es vornehmlich darauf an, vollständige Begriffe und deutliche Vorstellungen zu geben; eine Auswahl von Abbildungen, welche nicht sowohl die anatomischen Einzelnheiten, als vielmehr den Typus der Gestalt und die wichtigsten Raumverhältnisse versinnlichen, muß das Verständniß der Beschreibung erleichtern. — Die allgemeinen Ansichten aber sollen als Ergebnisse einer einfachen und unbefangenen Naturerschauung aus der Erzählung der Thatsachen sich ergeben.

Folgendes ist der Inhalt.

## I. Abtheilung.

Das leibliche Leben u. s. w.

## II. Abtheilung.

Das animale Leben. Das Nervensystem als Seelenorgan. Die Außenwerke der Seele; Muskelbewegung; Sinnesthätigkeit. Die animale Thatigkeit; die Wechselwirkung von Seele und Leib; das Unbewußte und Willenlose in der Seelenthätigkeit; die Art, wie Empfindung und Bewegung zu Stande kommt.

## III. Abtheilung.

Das Seelenleben. Die einzelnen Seelenthätigkeiten in der sinnlichen, der sinnlich-geistigen und der geistigen Sphäre. Das Wesen der Seele: ihr Grund und ihre Entwicklung. Die Zustände und Bestrebungen der Seele. Das Schaffen des Geistes in Kunst und Wissenschaft.

## IV. Abtheilung.

Der Verlauf des Lebens. Die Verschiedenheit und die Vereinigung der Geschlechter. Der Hergang von Befruchtung, Fruchtentwickelung

und Geburt. Der fortschreitende und wiederkehrende Wechsel im Leben. Der Tod und die Fortdauer nach dem Tode.

### V. Abtheilung.

Das Menschengeschlecht. Die Bildungsgeschichte der Oberfläche der Erde. Das Reich der organischen Wesen. Die Menschheit in ihrem wesentlichen Charakter und in ihrer Entwicklung. Die Menschenstämme und Völkerschaften. Die Individuen, an sich, und in ihrem Verhältnisse zur Welt und zu Gott.

---

Der Name des Verfassers ist in Deutschland, Dänemark, Schweden, England, Frankreich, Italien u. s. w. so gefeiert, daß dieses Werk keiner Anpreisung bedarf.

Indessen glauben wir doch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß nach dem Urtheile von Sachverständigen unsere Literatur noch kein nach einem so umfassenden Plan angelegtes Werk besitzt, und daß dasselbe nicht nur für den Gelehrten, den Arzt und den Studirenden, sondern auch für jeden Gebildeten von höchstem Interesse sein muß, weil es Das, was den Menschen zu allernächst berührt, in einer äußerst klaren und anziehenden Sprache auf's Faßlichste darstellt.

---

# Marianne Strüf.

Ein wirthschaftliches

## Haus- und Lese-Buch

für

## Frauen und Töchter jeden Standes.

In einem Familiengemälde dargestellt

von

## Anna Fürst

Tochter des Verfassers von Simon Strüf.

gr. 8. Rthlr. 2. 6 gr. sächs. oder fl. 3. 36 kr.

**Dasselbe Werk, höchst elegant gebunden.**

Preis Rthlr. 2. 11 gr. sächs. oder fl. 4. 12 kr. rhein.

Die allgemeine deutsche Gartenzeitung fällt folgendes Urtheil über dieses Werk:

Es fehlt zwar nicht an Werken für Mädchen und Frauen, allein keines hat es sich bisher zur Aufgabe gemacht, den Frauen und Töchtern

jeden Standes ein bequemes und umfassendes Buch in die Hand zu geben, vermittelst dessen sie sich die gemeinnützigsten Kenntnisse und neuesten Erfahrungen in der Führung der Hauswirthschaft sowohl auf dem Lande, als in der Stadt erwerben, und Aufschluß über so Vieles verschaffen können, was in Beziehung auf dieselbe ihnen zu wissen nöthig ist.

Es war ein glücklicher Gedanke der talentvollen Verfasserin, und gewiß eben so glücklich ausgeführt, wie die bereits versendeten Hefte beweisen, den reifern Töchtern und Hausfrauen eine so herrliche Gabe in dem oben erwähnten Werke darzubieten. Der sittliche Ernst, der darin herrscht, die trefflichen Winke über die früheste Erziehung des Kindes, die Bemerkungen über Gatten- und Unterthanliebe u. s. w., so wie die zum Vortrage gewählte familiengeschichtliche Einkleidung und die darin herrschende dialogisirte Form gewähren eine eben so reich belehrende als anziehende Lektüre. Wen würde z. B. die meisterhafte Schilderung des Festes, welches die Unterthanen ihrem Gutsherrn veranstalteten, und die Abendunterhaltungen der Mutter mit der Tochter, ungerührt lassen? Mit einer wahren Meisterschaft weiß die geistvolle Schriftstellerin zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geist zu stärken, das sittliche Gefühl zu erheben, und namentlich die schöne Bestimmung der Frauen im hellsten Lichte zu zeigen, durch deren gewissenhafte Erfüllung sie sich des Lebes, wie es ihnen der unsterbliche Schiller in seinem herrlichen Liede, „Würde der Frauen“ spendet und dessen Anfangsworte dem Titelkupfer zur Devise dienen, würdig zeigen.

Aus dieser Ursache sollte diese Schrift in keiner Damen-Bibliothek fehlen.

Viel des Guten wird durch die treue Befolgung der darin aufgestellten Lehren und durch den Betrieb der daselbst in Anregung gebrachten edlen, wohlthätigen und lohnenden Beschäftigungen selbst für hochgestellte Frauen gestiftet werden, und die Quelle unsäglichen Unheils versiegen, welches dadurch, daß so Viele blos in den weitern und weitesten Kreisen der menschlichen Gesellschaft das Glück suchen, und es verfehlen, bereitet wird. Wer in seiner eigenen Brust und demnächst in dem Kreise seiner Familie und in der treuen Erfüllung seines Berufes das Glück findet, dem kann es kein Erdengott rauben.

Möge demnach diesem Werke, dessen Verfasserin mit so viel Geist und Anmuth eine fühlbare Lücke in den Schriften dieser Art ausgefüllt und diese Aufgabe so glücklich gelöst hat, eine warme Aufnahme in allen Familien zu Theil werden.

**Anmerkung der Verlagshandlung: Diese Aufnahme hat es bereits gefunden, indem innerhalb eines Jahres 5000 Exemplare abgesezt worden sind.**

# Götter, Helden, Don-Quixote.

Von demſelben Verfaſſer ſind ferner bei uns erſchienen:

Gutzkow, K., Briefe eines Narren an eine Närrin. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Novellen. 2 Bde. 3 Thlr.

— — öffentliche Charaktere. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Zur Philoſophie der Geſchichte. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Seraphine. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verſtändniß des Görres'ſchen Athanaſius. 12 Gr.

# Götter, Helden, Don-Quixote.

## Abstimmungen

zur

## Beurtheilung der literarischen Epoche.

Von

**Karl Gutzkow.**

**Hamburg,**
Hoffmann und Campe.
**1838.**

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorwort.

Indem ich diese unter verschiednen Eindrücken verfaßten Artikel zusammenstellte, ward ich selber von einer Einheit derselben betroffen, die ich in sie nicht hineingelegt hatte. Ich fand, daß der Refrain aller dieser Artikel die Mißstellung der Literatur zu den öffentlichen Thatsachen ist, mochte die Klage nun in meiner Auffassung, oder, was eben so oft wiederkehrte, in den behandelten Gegenständen selbst liegen. Hier unterliegt der Dichter der Unbill prüder Beurtheilungen seiner Werke; dort stirbt eine Hoffnung, wie ein in voller Blüthe stehender Baum, der einen plötzlichen verspäteten Winterfrost nicht ertragen kann; eine gewaltige Kraft vergeudet sich an dem vergeblichen Kampfe gegen die nüchternen Rücksichten der bürgerlichen Ordnung; ein Maler

ahnt das Ideal, ohne es lebenvoll beschwören und meistern zu können; ein Publizist geräth nach vielen heitern Parallelen, die sein Geist mit den Verhältnissen zog, plötzlich in Widerspruch mit dem Weltlauf oder auch nur in Widerspruch mit Ansichten, die von ihm als Beamten eines Staates vorausgesetzt werden; ein Dichter seufzt unter einer Fluth von bürgerlichen Geschäften, welche eine Lebenstaktik und eine öffentliche Haltung bedingen, die der eigentlichen warmen Regung seines Herzens schmerzlich, aber aus offiziellen Rücksichten still widersprechen; ein Andrer findet dort Kälte, wo er Liebe, dort Widerspruch, wo er Uebereinstimmung voraussetzte; er hat dieselben Ideen, wie die Männer seiner Partei, aber er motivirt sie anders und verknüpft mit ihnen Vorstellungen, welche Jenen wieder bedenklich scheinen; ein großer Stylist findet sich vom Staate, dem er ehrgeizig dienen möchte, zurückgesetzt und tröstet sich mit der Erinnerung früherer Zeiten, wo dem Talente eine unmittelbarere Einwirkung

auf die öffentlichen Dinge gestattet wurde, und wo Fürsten und Staatsmänner nicht verschmähten, zu den Füßen geistreicher Aspasien zu sitzen. Hier wieder ein Andrer, den der Staat nicht bloß ignorirt, sondern den er sogar verfolgt; dort ein Zorniger, der eine philosophische Grammatik des Styls zu schreiben vorgibt und unter den Anakoluthieen eigentlich Regierungsmaximen versteht. Ein Andrer möchte an demselben Staate, der ihn der Lüge zeiht, grade eine Wahrheit werden, und hält seine Anstellung als Muskau'scher Staatsgefangener für eine Gnade, der bald der Legationsrathstitel folgen werde. Des Abenteuerlichen wird immer mehr. Ein junger Neuling schreibt deßhalb gegen Metternich, weil er hofft, jeden Augenblick könnte ein Courier kommen, um ihn an Gentzens Stelle zu berufen; ein Jude philosophirt wie ein Christ, ohne sich taufen zu lassen; ein Feind der Preßfreiheit will die Presse durch die Censur veredlen und den Staat zum Intestaterben des Cicero und Livius machen, ohne dessen Willen

keine neue Auflage des Cicero und Livius mehr erfolgen kann, es sei denn, daß der Staat dafür das Honorar bezogen hätte; und über all dies Gewühl und Narrenthum spricht ein Letzter, Prof. Steffens, seinen norwegischen Herensegen und schlingt um alle Parteien den gefährlichen Strick der Revolution, der dem Lärm und Treiben ein criminelles Ende macht.

Dies die Einheit des Buches — und wahrlich, sie ist schmerzlich genug! Vielleicht findet sich ein philosophischer und freimüthiger Kopf, der von Alledem, was hier nur als Erscheinung auftritt, außer den von mir bezeichneten individuellen, auch noch die historischen und im allgemeinen Zeit-Zusammenhange zu erfassenden Ursachen anzugeben versucht.

K. G.

# Inhaltsverzeichniß.

## I. Götter.


Seite

Percy Bysshe Shelley . . . . . 1

Georg Büchner . . . . . 19

Christian Grabbe . . . . . 51


## II. Helden.


Wilhelm Schadow . . . . . 61

Friedrich von Raumer . . . . . 93

J. P. von Aehfues . . . . . 127

K. Immermann . . . . . 149

Varnhagen von Enſe . . . . . 165

Leo und Dieſterweg . . . . . 183

H. Heine . . . . . 201

Th. Mundt . . . . . 215

H. Laube . . . . . 235

Guſtav Schleſier . . . . . 271


## III. Don-Quixote.


Johannes Minckwitz . . . . . 291

Joel Jacoby . . . . . 309

J. X. Löffler . . . . . 325

Henrik Steffens . . . . . 395

I.

# Götter.

# ɔerey Byſſhe Shelley.

(Geb. 1792. Ertrank im Meere 1822.)

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vor dem Posthause in Pisa stand im Jahre 1820 ein schöner, langaufgeschossener, aber kränklich aussehender Englishman und fraate, ob nichts für ihn **poste restante** angekomme.. wäre?

Wie heißen Sie? fragte der Postoffiziant.

**Shelley!**

In dem Augenblick erhielt der Engländer einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf, nachdem er kaum gehört hatte, daß ein hinter ihm stehender Landsmann ausrief: Was, Sie sind der Gotteslängner? Der Elende entlief. Shelley war besinnungslos niedergesunken. Als er sich erholte, lechzte seine gekränkte Ehre nach Rache. Er hört, der Fremde sei nach Genua

abgereist. Er eilt ihm nach; er will für die gemeine Mißhandlung Genugthuung haben. Er findet ihn nicht: er ist außer sich über den Schuft, bis er hört, daß er nach Lissabon gereist war. Es war ein englischer Lieutenant in portugiesischen Diensten. Was sollte Shelley thun? Leidend, hinfällig, sah er dem Tode, der ihn später in den Fluthen des mittelländischen Meeres ereilte, längst schon mit gebrochenen Augen ins Angesicht. Er ertrug und verwand seinen Schmerz. Der Mann von Geist hat gegen die Brutalität keine andere Waffe, als Stillschweigen, Mitleid, Verachtung.

Und diese Anekdote kann uns auch schnell vergegenwärtigen, wer Percy Bysshe Shelley war, wenigstens wofür er in der öffentlichen Meinung galt. Er galt für einen Gotteslängner, für einen Gegner des Christenthums. Seine Braut wurde ihm entrissen, als ihn dieser Ruf zu verfolgen anfing, sein Vater, ein außerordentlich

reiches Glied der englischen Aristokratie, verstieß ihn und ließ ihn darben, hungern sogar; die Kinder einer Ehe, welche er schloß, weil sein Herz einer Anknüpfung bedurfte, und welche Scheidung trennen mußte, wurden durch Beschluß des Lordkanzlers von England aus seiner Nähe genommen; er floh, verfolgt von den Verwünschungen der Prüderie und der Trägheit der Masse, nach Italien, ein brutaler Lieutenant wollte ihm den Hirnschädel einschlagen; er hatte die ganze Welt gegen sich, die ganze Kritik, die Kirche, den Staat, die Gesellschaft, den Vater und die erste Geliebte gegen sich, er hatte nichts als eine zweite Gattin, die einen Geist besaß wie Georg Sand und selbst köstliche Dichtungen giebt, nichts, als einige spärlich gesäete Verehrer, zwei oder drei Freunde, unter ihnen aber einen, der ihn anbetete, Lord Byron.

Wenn irgend das Leben eines modernen Dichters — denn das war Shelley und der ge-

nialste! — die Stellung des originellen Gedankens und der schöpferischen Phantasie, unserem schroffen, egoistischen und an Vorurtheilen haftenden Zeitalter gegenüber, vergegenwärtigen kann; so ist es das Leben Shelleys. Er war ein Sohn der Zeit, wie keiner, und seine Mutter, grade unser materielles leichtsinniges Jahrhundert, stieß ihn von sich, wenn er sich auf sie berief, sich nach ihrem Namen nannte und die Maale zeigte, an welchen er erkannt sein wollte. Er trug, wie keiner, den Fluch einer Epoche, die nur von Gährungen und halben Ahnungen bezeichnet wird, den Fluch des Mißverständnisses und einer dem Neide und der Intrigue gar leicht möglichen Entstellung seiner edelsten Träume und Absichten. Er konnte sich nicht vertheidigen. Denn was läßt sich der Menge Vernunft predigen, der Menge, die nur nach Stichwörtern hört, die von stereotypen Ausdrücken nicht läßt, die nur schwarz oder weiß sehen will und von den

Farben des Regenbogens der Ideen nichts versteht! Shelley galt als Atheist, als Gegner des Christenthums, als ein Ungeheuer; welche Waffe hatte er? Konnte er rufen: Von Allem, was ihr sagt, bin ich das Gegentheil; nur die Freiheit meiner Dialektik, in der ich erst meine Ueberzeugung die Feuerprobe bestehen lasse, nur mein Genius ist es, der euch beleidigt, den ihr nicht enträthseln könnt! Er konnte es nicht. Er konnte nicht sagen: Ich, Shelley, bin ein armer leidender Mann, der nach Klarheit und Offenbarung ringt; ich bin empfindsam, wie die Sinnpflanze; ich bin Idealist in einem Grade, wie es Plato nicht war; ich sehe Gott in jedem, was Leben verräth; ich finde in der Natur die ewig geöffnete Pforte des Himmels; ich bin ein schwaches Rohr, das vom Zugwind seiner Zweifel hin und hergeweht wird; schmachte nach Liebe, Hingebung; ich opfre all mein Vermögen Armen und Hilfeflehenden; ich schreibe nicht des Ruh-

mes wegen, sondern um mir genugzuthun; ach und ich will aufhören, da ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichster, dämmre dem Tode entgegen und werde von Visionen geängstigt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich sah mich selbst, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verschlungen werden und schrecklich sterben, wie ich freudenlos gelebt habe!

So konnte Shelley selbst nicht sprechen. So spricht nur der, der ihn näher kannte, so spricht sein Leben, sein Tod. Erst die Grabschrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cästius in Rom zu lesen ist, ein treues Herz, cor cordium, eine liebe, gute, treue Haut, nennen. Byron nannte ihn so. Das atheistische Ungeheuer, vor welchem sich die Basen und Reviews Englands kreuzigten, war ein schwaches, liebes Kind, das sich in Augenblicken der Gefahr zur muthigsten

Elaſtizität emporſchnellen konnte; ſonſt aber ſanft und gut wie ein Frauenzimmer war, abergläubiſch ſogar, religiöſer jedenfalls als die Biſchöfe von Oxford und Exeter. Im Leben konnte das niemand von ihm beweiſen. Erſt ſein Tod und die unverfälſchten Thatſachen, die der Gedächtnißrede ſeiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derſelben Lage; allein dieſe Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an ſeinen Gegnern, er ſchwang ſeine ſatyriſche Geißel über die, die ihm mißwollten. Konnte er nicht ganz England durch ſeine Verſe in den Belagerungszuſtand der Poeſie verſetzen, ſo nahm er Repreſſalien an Italien, an den Frauen, an Menſchen, die ihn nicht verſtanden, die nur ſein Geld, ſeine Hunde und ſeine ariſtokratiſchen Manieren zu ſchätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er ſeinen Aerger austoben konnte. Allein Shelley,

dem man nicht so sehr die Unsittlichkeit, als die senkrechte Gotteslängnung vorwarf, mußte denselben Aerger in sich selbst verwinden. Er tobte sich nicht in den Leidenschaften aus. Er ertrug die Mißgunst der Welt und lebte, je mehr sie ihn von sich stieß, desto mehr in sich hinein. Sein Weib verstand ihn; sie war auf der Höhe seiner Ideen; ein seltnes Glück beim Dichterunglück. Er hatte Frieden in den Kreisen, die ihm die nächsten waren. Das gab ihm den Muth, so viele üble Nachrede zu ertragen und seinem ätherischen Genius treu zu bleiben. Shelley hatte eine Seele wie Ariel.

Wie Ariel war auch seine Poesie. Lustig und ätherisch flattert sie, wie die Libelle über dem Bache. Seine Gedanken zitterten, wie die Flamme des Lichtes zittert. Er war, wie die Lerche, immer im Steigen begriffen, wenn er sang. Er wußte die Poesie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falsche mo-

derne Richtung ist, nicht anzuknüpfen, sondern er mußte Grundlagen für seine Anschauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehörten. Nachdenken entzündete seine dichterische Begeisterung, die Anschauung lieh ihr erst die Worte, deren sie sich bediente. Alles, was er sang, ging von einer hohen Idee aus; die Form erst schöpfte er aus der Natur, die ihn umgab. Er wußte der Natur aber Alles zu entlehnen und abzulocken, was sie Poetisches nur enthält. Er kannte das Wesen der Blumen und Steine, er löste von Allem, was er sah, ein Bild für seine Dichtungen ab. Die schönsten Gleichnisse strömten ihm in üppiger Fülle zu. Er konnte in Bildern ebenso lieblich wie großartig sein. Schwollen die Anschauungen, hoben sich die Gedanken, so ward er in seinen Formen gigantisch. Er brauchte Bilder, wie Aeschylus, dem er in der Tragödie nachstrebte. Es ist, als sähe man das heiße Afrika eines Hannibal über

das Eis der Alpen ziehen. Oft erhoben sich seine Formen so hoch, daß man ihm nicht folgen konnte, sondern wie einen Luftball ihn allmälig aus dem Auge verlor. Ich weiß nicht Englisch genug, um meiner Charakteristik der Shelley'schen Poesie Vollständigkeit zu geben. Aber ich ahne ihre zarte Mischung von Sentimentalität und Metaphysik und glaube allerdings gewiß zu sein, daß sie der äußern plastischen Gestaltung ermangelte und in den zu erhabenen Stellen mit den obern Luftschichten der Atmosphäre zuweilen eine gleiche Wirkung hat, nämlich die, daß man erfriert. Indessen rühmt Byron das Talent seines Freundes für das Drama und sagt: die Cenci Shelleys sind das beste Trauerspiel, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat und Shakespeares nicht unwürdig.

Die Cenci betreffend, so leitet sie Shelley mit tiefen Bemerkungen über den dramatischen Charakter, über Moralität der Poesie und ähn-

liche Fragen ein. Der Gegenstand ist bekannt. Ein römischer Patrizier, Cenci, ein Wüstling, der sich vor seinen eignen Kindern nicht sicher glaubt, wirft in verbrecherischer Leidenschaft sein Auge auf seine eigne Tochter und reizt diese durch die ihr angethane Schmach, den Vater ermorden zu lassen. Die That wurde entdeckt und sie mit ihren Mitschuldigen zum Tode geführt. Beatrice Cenci ist der Mittelpunkt der Tragödie, die füglich nach ihr hätte benannt werden können. Ihr Unglück, ihre Verzweiflung, ihre Rache und die Verschlagenheit, mit der sie sich gegen die Anschuldigung des Mordes zu rechtfertigen sucht, sind meisterhaft geschildert. Wenn das Trauerspiel im Allgemeinen zur Lektüre geeigneter ist, als zur Darstellung, so liegt dies in der negativen Charakteristik der übrigen Personen. Sie entwickeln wenig drastische Leidenschaft, sie sind fein gezeichnet, sie entsprechen menschlichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, allein sie bewe-

gen sich in keiner schlagenden und raschen Thätigkeit, sie haben nicht einmal sichre Zwecke, die sie erreichen wollen. Der Vater, Graf Cenci, ist gleichfalls mit origineller Wahrheit hingestellt, und auch wirksamer, als die übrigen, Beatrice ausgenommen. Die Sünde im Bunde mit der Frechheit hat der Dichter in krassen aber naturgetreuen und die Schranken haltenden Situationen gezeichnet, Lästerung und Bigotterie liegen auf einer vom Weinrausch lallenden Zunge. Ein Schauspieler, der diesen Charakter richtig wiederzugeben wüßte, müßte die satanische Originalität mancher Menschen gründlich studirt haben. — Zu den Vorzügen des Trauerspiels gehört die natürliche Sprache desselben. Shelley vermied absichtlich die lyrischen Ueppigkeiten, welche heutigen Tages grade bei talentvollen Dichtern das Drama so unwirksam machen. Er wußte, daß die Größe Shakespeares nicht in seinen verblümten, oft schwülstigen Redensarten, sondern in der

Sorgloſigkeit, ſo oft ſie ihn beſchleicht, in der Familiarität des Ausdrucks liegt. Nichts weckt die Sympathie mehr, als wenn ſich die Geſtalten des Dichters ihm ganz analog, ganz ebenbürtig bewegen, wenn ſie die Sprache Aller reden und nicht etwa eine Staats- und Sonntagsſprache, die nur das Zeichen des Ungeſchickes zur Poeſie iſt.

---

II.

# Georg Büchner.

Um die Wehmuth zu verſtehen, welche dieſen Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutſchen Dichter durchbebt, denke man ſich eine Freundſchaft, die aus der Ferne, ohne perſönliche Begrüßung, nur durch wechſelſeitige Beſtrebungen, durch gleiche Geſinnungen hervorgerufen, und durch das Band thatſächlicher Ideale zuſammengehalten wurde! Man wechſelt Briefe und Zuſprüche, man tauſcht ſeine Zukunft aus und ſchüttet ein reiches Füllhorn lachender, dreiſter Hoffnungen ſich einander in den Schooß; man ſpricht ſich in trüben Stunden Muth zu und malt ſich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir ſelbſt vom Winde, der ſich dreht,

gefaßt werden dürften; man hofft auf persönliche Begrüßung und gibt sich Kennzeichen, wenn man sich plötzlich begegnen sollte. Ein solcher Gemüth und Geist bewegender Verkehr dauert ein Jahr; da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der Eine bestellt sein Haus, der Andre rüstet sich zu einer Reise und neuen Lebensbahn. Der Briefwechsel stockt. Man ist ohne Sorge über den still fortglimmenden Freundschaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo sich das Echo der tausend Tagesgerüchte, der Irrthümer und der Verfolgungen in Zeitungen durchkreuzt. Man ergeift sorglos eine derselben und liest, daß der Freund, der hoffnungsvolle, strebende, muthige, schon seit Monaten hinübergegangen ist in das Reich des Friedens, sanft entschlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöscht aus dem jungen Nachwuchsregister unsrer Hoffnungen, todt — ja mehr als todt — schon seit Monden **verstorben**!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem ſtrebenden Jünglinge aus Darmſtadt, deſſen Freundſchaft ich mir durch die That erworben hatte und der ſie mir leiſtete mit vollem, ideenreichem Herzen, ging es mir mit einer Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenſpiel am Sonnenlicht geſpiegelt hätte, die die volle Ahnung eines nicht blos genießenden Frühlingslebens in ſich trug, ſondern auch das Verſprechen eines durch außerordentliche Fähigkeiten geſicherten Gewinnes für ſeine Nation. Noch glaubt' ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältniſſen ſich losringend zu wiſſen; und in dem Augenblicke barg ihn ſchon der kühle Schooß der Erde. Ich ſah ihn ſeine Waffenrüſtung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten ſchmücken — und ſchon ſchlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widerſprüche verſöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Aſche verwandelt iſt. Mein Herz bebte vor Rührung.

Ich kann jenes tiefe, grauſame Weh verſtehen, auf dem Todtenbette mit ſeiner Liebe zum Leben und ſeinen Zukunftsträumen zu ringen, ſich trennen zu müſſen von dem Großen und Edlen, was man noch von ſich bewahrheiten und bewähren wollte, und in jener Hand, die ſich eben ausſtreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden Tod zu fühlen! Junger Kämpe, vielleicht warſt du ergeben, als ſich die Sinne und dein Bewußtſein löſten, vielleicht lächelteſt du, ſchon verklärt über der Menſchen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachteſt ſelig, daß Alles eitel wäre, daß auch die Irrthümer, die du bekämpfen wollteſt, ja ſelbſt die Dichterträume, die wie Lorbeer ſchon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit zerſchellen und wie bunte Farben ſich in Vergängliches auflöſen. Vielleicht vermißteſt du, ſchon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber ſie ſind ihn dir ſchul-

dig; sie müssen dein Andenken mit frischem Rasen belegen und einen Kranz von Immergrün um das bescheidne Kreuz hängen, welches deine Grabstätte bezeichnet. Du gehörtest in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menschen, die du hastest, sollen wissen, wer du warst; und die du liebtest, sollen hören, was sie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unsrer neuern schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von ältern und jüngern Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sahe. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt am Main nach Literaturart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob sie gleich jüdischen Inhalts waren, dennoch von der evangelischen Kirchenzeitung kanonisirt

werden sollten. J. Jacoby war dies. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete:

Mein Herr!

Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigne Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen ver-

hindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Allmosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn S.. zu empfehlen, und sogleich zu antworten.

Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Ge-

danken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner.

Dieser Brief, den ich abdrucke, um gleich ein Bild von der Aufregung des Charakters zu geben, dessen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um seine noch lebenden, ver-

möglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affektation und das unmotivirte Elend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuscript zu lesen. Es war ein Drama: Dantons Tod. Man sahe es der Produktion an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, dessen künstlerische Durchführung der Dichter abgesetzt hatte. Die Scenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. Es war die ängstliche Sprache eines Verfolgten, der schnell noch etwas abzumachen und dann sein Heil in der Flucht zu suchen hat. Allein diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen scharfen Umrissen schnell, im Fluge, an die Wand zu schreiben. Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch

jenem nicht, nur bloß Gesinnungen und Ueberschweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigstens eine in der Eile versuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichsten Stahlquelle der Natur fließenden krystallhellen und muntern Worte. Dantons Tod ist im Druck erschienen. Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl davon, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers.

Kaum hatte Georg Büchner einen Erfolg, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im Frankfurter Journal folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt, vor seiner Familie sogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick be-

fürchten mußte, in eine Unterſuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückſeligen politiſchen Wirrniſſe verwickelt, welche die Ruhe ſo vieler Familien untergraben, ſo vielen Vätern ihre Söhne, und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn Verdacht oder eine vorliegende Beſchuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man verſicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen nicht fremd geweſen. Vielleicht hatten ihn auch nur ſeine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab ſich, daß Büchner die Partie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg verſprochen; das Exil, für Andre eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er geſtand mir ein, daß er die Theilnahme ſeiner (wahrſcheinlich loyalen) Eltern durch ſeine tollkühnen Schritte auf eine harte Probe ſtelle, und daß er nicht den Muth hätte, dieſe abzuwarten. Dies ſpornte ihn an, ſich ſelbſt einen Weg zur bürger-

lichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des Danton: daher das Pistol und die unschuldige Banditenphrase: **la bourse ou la vie!**

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchners sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem **Danton**. Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Ausdrücke sogar, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte eine wilde Sanscülottenlust in der Dichtung; die Erklärung der Menschenrechte wandelte darin, nackt und mit Rosen bekränzt. Die Idee, die das Ganze zusammenhielt, war die rothe Mütze. Büchner studirte Medizin. Seine Phantasie spielte mit dem Elend der Menschen, in welches sie durch Krankheiten gerathen; ja die Krankheiten des

Leichtsinns mußten ihm zur Folie seines Witzes dienen. Die dichterische Flora des Buches bestand aus ächten Feld- und aus Quecksilberblumen. Jene streute seine Phantasie, diese seine übermüthige Satyre. Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Rothstift ergriff, und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcensur beschnitt, fühlt' ich wohl, wie grade der Abfall des Tuches, der unsern Sitten und unsern Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft werden oder durch aushelfende dumme Redensarten, die ich hinzusetzte, krumm gebogen. Der ächte Danton von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein nothdürf-

tiger Rest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat.

Büchner schrieb im Sommer 1835 an mich:

„Straßburg.

Verehrtester!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im Frankfurter Journal meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuscript wird unter der Hand seinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten

für die femme libre, oder ſterbe mit meiner Geliebten. Wir werden ſehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münſter eine Jacobiner-Mütze aufſetzen ſollte. Was ſagen Sie dazu? Es iſt nur mein Spaß. Aber Sie ſollen noch erleben, zu was ein Deutſcher nicht fähig iſt, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Misjahr gibt, worin nur der Hanf geräth! Das ſollte luſtig geben, wir wollten ſchon eine Boa Conſtrikter zuſammen flechten. Mein Danton iſt vorläufig ein ſeidnes Schnürchen und meine Muſe ein verkleideter Samſon."

Der wilde Geiſt in dieſem Briefe iſt die Nachgeburt Dantons. Der junge Dichter muß ſeinen Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reſte auf ſeiner Farbenpalette, mit welcher er jene dramatiſchen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrſchaft gemalt hatte.

Der Ausdruck ist ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionäre Phraseologie reißt ihn hin, für sie nach idealen Unterlagen zu suchen. Er wird bald andere Ansichten haben und sich von jener Unruhe befreien, die man immer spürt, wenn man eben vom Reisewagen absteigt. Der Puls schlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter anderm: „Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sie-

den ägyptiſchen Plagen auf den Hals ſchickte, könnte ein Meſſias werden. Maſſen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den galliſchen Hahn verenden.“

Inzwiſchen hatte ich den erſchienenen Danton nach Verdienſt im Phönix gewürdigt. Büchners Beſcheidenheit ſchmollte, daß ich ihn zu hoch geſtellt; er käme in Verlegenheit, meine in ſeinem Namen gegebenen Verſprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andre Folge, die für unſre Zuſtände nicht unintereſſant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anſcheine nach von der dortigen jeune Allemagne herrührte und worin mir über mein Lob eines patriotiſchen Apoſtaten, wofür Büchner nun ſchon galt, die heftigſten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der ſich in dem Briefe ausgällte. Den Verf., den

ich wohl errathe, ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchners Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen!“ Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchners wahrer Freund wäre und in einem Postscript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Treiben so verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle versetzen; nicht, weil das ganze Verhältniß von Bedeutung ist, sondern weil ich darin eine Abspiegelung von Jugenderinnerungen sehe, die gewiß in vielen Lesern dieses Gedächtnisses auftauchen. Wer hätte nicht

in Beziehungen gestanden, wo brechen so schwer, fast unmöglich ist, und wo man durch das freundschaftliche Verhältniß doch nicht erquickt, sondern im Gegentheil nur belastigt wird, und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, sich mit gutem Grund die Last abzuschütteln! Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde ab-

solvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen, als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität."

Weil sich Büchner mit allen Kräften auf eine akademische Stellung vorbereitete, so konnte er seine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er übersetzte in der Serie von Victor Hugos Werken die Tudor und Borgia mit ächt dichterischer Verwandtschaft zu dem Originale. Einen seiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugos mit seinem Auge musterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Musset zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er sich durch V. Hugo durchnagen" solle, Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen", A. de Musset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte."

Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den Tanton, der so hurtig nicht zu Stande gekommen, wären „die Darmſtädtſchen Polizeidiener nicht ſeine Muſen geweſen"; ſo trug er ſich doch mit einer Novelle, wo Lenz im Hintergrunde ſtehen ſollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über dieſen Jugendfreund Goethes erfahren haben, viel Neues über Friederiken und ihre ſpätere Bekanntſchaft mit Lenz.

Büchners ſpätre Briefe beſchäftigen ſich meiſt mit ſeinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefeſſelt, er ſuchte eine Exiſtenz, als Schmied ſeines Glückes. Er hatte die Medizin verlaſſen und ſich auf die abſtrakte Philoſophie geworfen. Er ſchrieb (wie gewöhnlich ohne Datum):

„Straßburg.

„Lieber Freund!

War ich lange genug ſtumm? Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich ſaß auch im Gefängniß und im langweiligſten unter der Sonne, ich habe eine

Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fire Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwickelung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn Danton den Doktorhut aufzusetzen.

Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt, und unangefochten?

Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel, (Straßburger Gasthof) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampf gegen Sie eine

gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzels Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Uebrigens; um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell, wären Sie je directer politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen

der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Parthei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsre Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben.

Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stober. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Parthei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal und die alten Sagen sind so originell und heimlich und die beiden Stober sind alte Freunde, mit denen ich zum Erstenmal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach be-

kannt sein. Auguſt ſteht ihm nach, doch iſt er gewanet in der Sprache.

Die Sache iſt nicht ohne Bedeutung für das Elſaß, ſie iſt einer von den ſeltnen Verſuchen, die noch manche Elſäſſer machen, um die deutſche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigſtens das geiſtige Band zwiſchen ihnen und dem Vaterland nicht reiſſen zu laſſen. Es wäre traurig, wenn das Münſter einmal ganz auf fremdem Boden ſtände. Die Abſicht, welche zum Theil das Büchlein erſtehen ließ, würde ſehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutſchland Anerkennung fände und von der Seite empfehle ich es Ihnen beſonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philoſophie; ich lerne die Armſeligkeit des menſchlichen Geiſtes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man ſich nur einbilden könnte, die Löcher in unſern Hoſen ſeien Pallaſtfenſter, ſo könnte man ſchon

wie ein König leben; so aber friert man erbärmlich."

Dies Ganze ist die Zusammensetzung zweier Briefe; der letzte Theil ist älter, als der erste. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beschäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Zürcher Niederlassung würde gute Wege haben. Inzwischen erkrankte Büchner und starb.

Beweisen nicht schon diese von mir mitgetheilten Brieffragmente, um welch einen reichen Geist mit ihm unsre Nation gekommen ist? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutsame Form zu gießen. Er hatte die Rede und den Gedanken stets in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten so seltenen Besonnenheit, seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren. Seine Inauguralabhandlung wird als ein seltner Beleg von Gelehrsamkeit

und Scharfsinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchen sich all die frischen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in diesen Mittheilungen gelesen haben, enden sollten. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schmerzlich und fast mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schicksals anklagen läßt. Könnt' ich diese Erinnerungsworte ansehen, als in Stein und nicht in Sand gegraben, daß sie vom Winde nicht verweht werden! Könnt' ich in künftigen Darstellungen unsrer Zeit, wie sie war, rang, litt

und hoffte, wenigstens den Namen Georg Büchner in der Zahl derjenigen, welche durch ihr Leben und ihr Arbeiten die Entwicklung unserer Uebergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldnem Scheine erhalten! Wenn die Fluth der Vergessenheit über uns Alle kommt, möcht' er einer der ersten sein, von welchen, wenn der Zorn Gottes verronnen ist, wieder ein grünes Blatt die Friedenstaube in die Arche des dann entscheidenden Gerichtigten trägt.'

Die schönste Belohnung, die ich für diesen Nachruf erhalten konnte, waren die saubern Abschriften des poetischen Nachlasses Büchners von der Hand seiner Geliebten. Es ist ein vollendetes Lustspiel Leonin und Lena, in der Weise des Ponce de Leon von Brentano. Sodann das Fragment des Lenz, und ein Heft von Briefen, die ohne Absicht geschrieben und

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04294/015

doch voll künſtleriſchen und poetiſchen Werthes ſind. Es findet ſich wohl Gelegenheit, einen dieſer Schätze nach dem andern bekannt zu machen.

III.

# Christian Grabbe.

Deutschland gewöhnte sich nur mit Schmerz an diesen Verlust und rief dem Abgeschiedenen die empfundenste Theilnahme nach. Dasjenige aber, was noch weit schmerzlicher ist, als der Verlust des Mannes, ist dieß, daß mit ihm nichts verloren ging. Denn es war längst entschieden, daß sich Grabbe um die produktive Fähigkeit gebracht hatte. Seine beiden letzten Gedichte: Hannibal und Aschenbrödel standen, einige Gedanken im ersteren abgerechnet, tief unter den Erwartungen, die dieser Name angeregt hatte. Aschenbrödel vollends war eine beklagenswerthe Hudelei, die nicht einmal die Ahnung der Poesie, geschweige irgend ein Gefühl für Schönes und

Tiefes verrieth. Grabbe ging an seiner Stellung unter, an der Unfähigkeit, seinen Dichtergeist mit dem bürgerlichen Leben auszugleichen, einer Unfähigkeit, welche die größten, aber auch die unglücklichsten Dichter geschaffen hat. Die Beschreibung, welche Immermann vor mehreren Jahren von Grabbe gegeben hatte, schien uns damals vom Neide eingegeben und lügenhaft medisant; doch wurde sie durch des unglücklichen Mannes spätere Entwicklung bestätigt. Grabbe war damals, als ihn Immermann traf, wahrscheinlich in einem Uebergange auf das, was zuletzt sein Tod wurde, begriffen. Er gab sein Haus und seine Existenz auf, irrte von Stadt zu Stadt, und erbot sich, wehmüthig ist es zu sagen, für eine geringe tägliche Unterstützung monatlich eine Tragödie zu schreiben! Immermann handelte darauf brav gegen ihn, er suchte ihn aufzurichten und der Bildung seiner selbst und der Nation wieder zu gewinnen. Grabbe erholte

sich und schrieb seine jüngsten Dramen fertig. Damals erhielt ich einige Belege seines wirren Geistes durch briefliche von ihm selbst herrührende Mittheilungen. Man kann sie ihrer übertriebenen verrückten Persönlichkeiten wegen nicht abdrucken. Sie eröffneten allerdings die Aussicht in ein lebendiges, nicht nur der Kunst, sondern auch der Wissenschaft gewidmetes Leben. Er wollte, um seinen von ihm selbst für verfehlt erklärten Napoleon vergessen zu machen, eine historische Würdigung dieses Helden herausgeben. Den nahe liegenden Gedanken an Friedrich II. ergriff er eben so lebendig. Auch über die Hohenstaufen schienen seine Urtheile, historisch-kritisch, wie er versicherte, weit entfernt zu sein von denen des Herrn von Raumer. Ja selbst der Jurisprudenz glaubte er eine allgemein anregende Seite abgewinnen zu können. Die Poesie seines Herzens selbst anlangend, so versprach er sich viel von dem Erfolge seiner Hermannschlacht, eines

Stoffes, den er gewiß in handausredender, teufenmäßiger Weise zu bewältigen suchte. An Anklagen des Publikums, die gerecht genug waren, fehlte es dabei nicht; Ausfälle gegen Autoren, die en vogue waren, bedienten sich der wunderlichsten und heftigsten Ausdrücke. Die Polemik gegen Tieck war eben so witzig wie massiv. Doch wiederholen wir, daß alle diese mit hieroglyphischen Buchstaben geschriebenen Versprechungen und Meinungen aus dem Hirn eines Halbbewußten zu kommen schienen und eher Schmerz und Unbehagen, Ekel sogar als Antheil oder Vergnügen erregten.

Der unglückliche Dichter repräsentirte eine classische Reaktion gegen die Literatur der Restaurations-Periode. Ohne der Messias einer wahren, individuellen Poesie selbst zu seyn, ließ er ihn ahnen und konnte in Zeiten einer allgemeinen Compositionsunfähigkeit und einer dafür Ersatz zu geben suchenden Phraseologie ahnen

lassen, was, wenn nicht kommen wird, doch einst schon da gewesen ist. Grabbe konnte in der ästhetischen Agonie der Restaurations-Periode die Erinnerung an Shakespeare und Göthe wach erhalten. Er konnte es mehr als Immermann, da er sein Herzblut springen ließ, einen siebernden rothen Strahl, der, wenn es sich setzte, doch wieder mehr Lymphe als Blut war. Phantasie, Situation, Combination, selbst Charaktere, alles war dem Dichter gegeben, nur nicht der sanfte Hauch, der still in des wahren Dichters Seele weht, während seine Phantasie die Alpen stürmt. In Grabbe hörte man niemals dieses stille Brausen des receptiven und weiblichen Dichtergeistes, der etwas Ureignes, Angebornes ist, und ohne welchen die wunderbarsten Aufthürmungen der Grabbe'schen Phantasie immer todte Skelette blieben. Hätte Grabbe ihn gehabt, aus seinem Aschenbrödel würde kein so triviales und an poetischen Anschauungen leeres Produkt geworden

seyn. Aber was rügen eine Erscheinung, die niemals sicher da war und die auf so rührende Weise hingegangen ist! Grabbe wird eine denkwürdige Episode unserer Literaturgeschichte bleiben.

II.

# Helden.

I.

# Wilhelm Schadow.

Leicht aufgefaßt iſt ein Künſtler in ſeiner Stellung zur Geſchichte der Kunſt. An ſeinen Tonſchöpfungen, an ſeinen Gemälden iſt bald erkannt, was er zum Fortgange der Muſik und Malerei beitrug, ſeine Leiſtungen bedurfen keines großen Studiums, um in ihrer Natur ergriffen zu werden; Töne und Farben aushauchend, locken ſie das Verſtändniß und ſchmeicheln ſich dem Urtheil mit ſinnlicher Gewalt ein. Allein dennoch hätte man Unrecht, dieſem erſten Eindrucke ſich gänzlich hinzugeben und aus des Künſtlers einzelnen, ja aus allen ſeinen Schöpfungen nach dem beſtimmten Umfange ihres Werthes und Zweckes die Tiefe ſeines Geiſtes zu ermeſſen. Die Beſtimmung des Hauches, der in einer Künſtler-

seele weht, ist mehr als die Kritik seiner Produktionen, in unserer Zeit zumal, wo die schon vorhanden gewesenen großen Epochen fast in allen Künsten den später gebornen Jüngern ihre Virtuosität so unendlich schwierig machen, wo der Künstler selten noch von dem freien Streben seiner schöpferischen Intuition getragen wird, sondern der Rücksichten, Reflexionen, Vergleichungen und trocknen logischen Begriffe so viele zu verbinden hat, daß sein geistiges Auge oft von den glänzendsten künstlerischen Anschauungen der Natur und des großen Stoffgebietes zahlloser Wesenheiten erfüllt sein kann und seinem Vermögen, selbst dem begabtesten, doch der Uebergang zur reproduktiven Thätigkeit der Hand, zur Hülfe des Pinsels, Meißels, des tönenden Instrumentes auf einer Bahn liegt, die zu luftig, zu geheimnißvoll und zu idealisch ist, als daß sich der Gedanke angemessen seinem Ursprunge und Bilde verkörpern ließe. Der neue Künstler tastet weit

mehr nach dem Ideal, als der alte that. Dieſes ſchnelle, rückſichtsloſe Ergreifen des begeiſterten Momentes, dieſes ſorgloſe, freudige Hinhauchen jedes beliebigen, wunderbaren und wunderlichen Einfalls, dies faktiſche, immer im Bereich ſeiner Kunſt ſich fühlende, genügſame Selbſtbewußtſein gab der alten Kunſt ein ſo ſichres, gediegenes Gepräge der Würde und Vollkommenheit, daß vielleicht Raphael und Michel Angelo weit weniger ſtetige anhaltende Kunſtintuition beſaßen, als ſich in ihren unſterblichen Leiſtungen ausſpricht, daß ſie als Künſtler und Individuen vielleicht weit tiefer ſtanden, als jener gewaltige Gott, der ſie zu Augenblicken ergriff und der ſie nie verließ, ſo lange ſie rüſtig daran arbeiteten, einer ſeiner Eingebungen das ſchöne ſinnliche Gewand zu geben. All die Ideen, welche man an die alte Malerei anknüpfen kann, all die ſinnigen Betrachtungen, welche die antike Sculptur, die Architektonik und Muſik des Mittelal-

ters in unserm Nachdenken geweckt haben, auch dem vollen und klar ausgesprochenen Bewußtsein der alten Meister unterlegen zu wollen, würde Vision und keine Geschichte sein. Raphael kann diese Fülle von Kunst-Philosophie nicht besessen haben, die sich aus der Betrachtung seiner Meisterwerke entwickeln läßt.

Wie anders ist dies jetzt, wo alle Kunst an der Vorwegnahme des Inhalts und der schönen Form leidet, wo das klare, ein Individuum wie leichtbewegte Fluth tragende Bewußtsein über seinen Gegenstand dem Künstler erst dann zu Theil wird, wenn er kalten, abstrakten, kritischen Studien bereits den größten Theil seiner geistigen Energie geopfert hat; wenn er aus Zeitverhältnissen, aus theoretischen mit der erlernten Technik schon eingesogenen Vorurtheilen sich losringen mußte, um sich klar zu werden, nicht bloß über das, was die eignen Schultern tragen können, sondern auch über die vielen Rücksichten, welche

man auf die Zeit, auf die Auslegung seines Strebens, auf die Maßstäbe, die den Mitlebenden zu Gebote stehen und welche oft ganz heterogenen Gebieten entnommen und auf die Kunst übertragen sind, nehmen soll! So ist es fast in allen Bereichen der Kunst, daß die Virtuosen darin doch in ihrer Bildung und dem Enthusiasmus für ihre Sache oft wirklich höher stehen, als man nach ihren Werken schließen darf. Dieser innere Künstler, der in dem Heiligthum des Herzens und der Phantasie als unbekannter Gott thronet, schafft die herrlichsten Gestalten, die sich je dem menschlichen Auge vorgestellt haben. Die Seele ist voller olympischen Jupiter, voller Iliaden und Odysseen, auch die Kraft ist groß, aber so gering oft und unhaltbar das kleine Echo, das davon sich hörbar verkörpert. Woran liegt dies? In den Heterogeneitäten der heutigen Kunst. An den zahllosen Berührungen, die sie theils dem Ursprunge ihres allerdings besseren neuern Ge-

deihens, theils ihrer grassirenden falschen Zweckbestimmung verdankt. Die Literatur, die Religion, ja sogar die Politik, Alles wirkt auf die Entwickelung der Kunst zurück und befördert das ihr so verderbliche Streben, sich eine Manier zu suchen, sich mit den Ansprüchen dieser und jener Ideenverbindung auszugleichen, hier ein Opfer zu bringen, dort eines zu verlangen. Die Kunst unterhandelt mit denen, die Nichts zu thun haben sollten, als nur vor ihr nieder zu fallen und anzubeten. Kann das Talent gedeihen, wenn es so viel Rücksichten nehmen und so viel Verwahrungen von sich geben muß?

Der moderne Vandalismus ist weitverzweigt. Er besteht nicht bloß darin, daß der politische Egoismus Tempel, Statuen und Bilder zertrümmern möchte, am liebsten noch ehe sie geschaffen sind; Vandalismus ist auch der größte Theil der Zumuthungen, die für den modernen Künstler nicht bloß von Personen und Tenden-

zen ausgehen, sondern überhaupt alle, die er nicht selbst an sich macht. Die Verhältnisse selbst sind vandalisch, ja oft die Zwecke, die bei gepriesenen Kunstvereinen sich eingeschlichen haben. Diese ganze Atmosphäre, in der wir leben, hat nicht die Jonische Durchsichtigkeit des Alterthums. Ein Künstler ist weit mehr ein Geschöpf des Studiums, der Abstraktion, der Kritik als eine Größe, die mit Fichte von sich sagt: ich setze mich selbst. Dies sich Setzen und sogleich Negieren, dies Umschlagen, Suchen, Streben, diese Wandelbarkeit, welche unzertrennlich ist von einer Zeit, wo die subjektiven Zweifel mit den objektiven Haltlosigkeiten in den meisten Existenzen Hand in Hand gehen, diese stetige Metamorphose macht es unmöglich, daß sich der Künstler mit ruhig lächelndem, seiner Superiorität über die Materie sich bewußtem Auge rings um sich her die Kreise seines Wirkens und Schaffens zieht und allmählig zu einer intensiven Vollkom-

menheit gelangt, zu einer Abrundung, die ihr Centrum nicht aufgibt, sondern nur eine höher und höher gesteigerte Potenz ist. Was ist auch an Raphael und Tizian das eigentlich Charakteristische und Beischmäckige ihrer Schönheit im Guten wie im Bösen anders, als dies klassische Beharren auf einer naiv einmal eingenommenen Position, diese Sorglosigkeit über das, was unsern jetzigen Künstlern so große Mühe macht, die Sorglosigkeit über Zweck, Ziel und Tendenz, und dabei einzig und allein nur das Potenziren des einmal rasch gefaßten Entschlusses zur außerordentlichsten Höhe? Wir schildern hier etwas, was unsern jetzigen Künstlern unmöglich zu erreichen ist. Denn gerade die Kritik würde es sein, welche ihre Beharrlichkeit nicht zu schätzen wüßte und sie fortwährend in Unruhe versetzen würde. Die Kritik ist heute noch weniger über das Schöne im Reinen, als der Künstler.

Bei keinem neuern Künstler möchten diese

einleitenden Bemerkungen so angemessen sein, als bei Wilhelm Schadow. Wenige tragen in ihrer Brust ein so verzehrendes Feuer, und wenige streuen nur so, wie er, die bloße Asche ihrer Ideale in die Luft. Wilhelm Schadow hat alle Phasen der modernen Kunstbildung vom Katholicismus, zu dem er convertirte, an bis zu seinem jetzigen Eklekticismus durchgemacht. Er knüpfte an die Plastik seines Vaters, die marmorne Festigkeit eines gesunden körnigen und solidmassiven Styles, sein erstes damals bezweifeltes Talent an und hörte mit einer Richtung auf, die der reinen Romantik des Gefühls, ja man möchte sagen der Vorstellung ergeben ist, als ließen sich unsichtbar bewirkte geisterhafte Klänge der Natur auf die Leinwand bringen. Von den übereinandergeschlagenen, allgemein als unanständig und allzu husarenmäßig bezeichneten Beinen des alten Ziethen an bis zu den lechzenden Hylasnymphen und zerfließenden Fischerknaben

der Schadowschen Schule; welch eine weite Strecke! Berlins sandiger Wilhelmsplatz und das ewige Rom! — dazwischen muß es der Stadien viele geben, um auszuruhen. Wilhelm Schadow stürzte sich in das äußerste Extrem der neuern Kunstgeschichte, in den Katholicismus, wo man glaubte, wie der fromme Maler von Fiesole, durch inbrünstiges Gebet dem Pinsel die größte Wunderkraft zu geben; und nun von diesem Aeußersten immer wieder zurück, aus der Peterskirche in die Bibel, aus der Bibel allgemein nur in die Religion, aus der Religion in die Romantik, aus der Romantik in den allgemeinen poetischen Dilettantismus, und zuletzt nur noch Verehrer der Zeichnung und der Farbe mit dem Motto: Malt was ihr wollt — das ist eine Metamorphose, so konsequent, so richtig, und doch von so ungeheurem Umfange, daß man in der Grundstimmung des Schadow'schen Gemüthes gewiß auf eine schmerzliche Empfindlichkeit

und sehnsüchtige, bald weiche, bald starrherzige Resignation schließen muß. Ein solches Künstlerleben kann keine außerordentlichen Produktionen aufweisen; aber die werthvollsten Betrachtungen über die Zeit und ihre Fähigkeit lassen sich daran anknüpfen. Die Schöpfungen können mißlungen und an dem gebrochenen Herzen selbst gescheitert seyn; aber der Meister wohnt doch in der klopfenden, wild und mild bewegten Brust. Das Ideal gaukelt mit bunter Farbenpracht doch vor dem immer verklärten geistigen Auge des Genies, wenn dem Raphael auch wirklich die Hand gefehlt haben sollte, eine einzige seiner großen Vorstellungen auf die Leinwand zu bannen für die Ewigkeit.

Wilhelm Schadow kam im Jahre 1811 nach Rom. Er war wenig über zwanzig Jahre alt und hatte damals weit weniger versprochen, als er später leistete. Er war mehr empfänglicher, als ausströmender Natur, zum Maler

eben so sehr geboren, wie sein verstorbener Bruder Rudolph zum Bildhauer. Was brachte Wilhelm Schadow wohl aus der Heimath nach Rom mit? Jedenfalls eine große Zeichnungsfähigkeit, die Anschauung Carstens'scher Cartons, ein vom Vater geschultes tüchtiges praktisches Talent, dem es jedoch an Klarheit des innern künstlerischen Bewußtseyns und namentlich gerade in praktischen Dingen noch an aller Sicherheit fehlte. Es sind bei Wilhelm Schadow immer zwei Entwickelungen Hand in Hand gegangen, die technische und die poetische. Er konnte ein Gleichgewicht zwischen beiden nicht herstellen. Er konnte nicht im vollen Vertrauen auf sein Schöpfungsvermögen sich allein dem Streben nach Manier, welches damals alle Künstler beseelte, hingeben, etwa wie Cornelius, der einen gewissen Fond von Technik besitzt und von jeher besessen hat und all seine Fortschreitung immer nur auf den Inhalt, auf die Idee seines Malens beschränkte. Scha-

dow schwankte vom Inhalt zur Form, warf sich wieder von der Form, von der Schule losgelassen, gänzlich in den Inhalt, wurde ein Kunstschwärmer von der äußersten Rechten, trieb sie lange Zeit mit und sank zuletzt wieder in die Form, in den Styl und Ausdruck zurück, so daß jetzt bei Schadow weniger von dem Was? als dem Wie? seiner Gemälde gesprochen wird.

In Rom traf der junge Künstler einen Kreis von Kunstgenossen, der, von den entgegengesetztesten Anfängen ausgegangen, doch in eine und dieselbe Richtung sich vereinigte. Die romantische Tendenz der deutschen Literatur hatte sich, zum größten Theile von der Malerei ausgegangen, in ihren Ursprung wieder zurückbegeben. Die Künstler schlossen mit dem Alterthume, das sie zeichnen gelehrt hatte, auch den allmählig verflogenen antiquarischen Enthusiasmus der Winkelmann-Mengs-Tischbein'schen Periode ab, und vertieften sich in die Dämmerung des Mittelal-

ters, welche allmählig durch gelehrte und enthusiastische Lichtstreifen erhellt worden war. Das Mittelalter verlor seine bäuerische Färbung und wurde für das goldene Zeitalter der Liebe, der Religion, des Heldengeistes, ja sogar von Phantasten für das goldne Zeitalter der Künste und Wissenschaften gehalten. Namentlich hatte die romantische deutsche Dichterschule einen so wonnevollen Zauber über die aus ihrem Grabe jetzt erstehende Vergangenheit zu verbreiten gewußt, daß sich Sitten, Vorstellungen, Tendenzen, ja sogar die Sprache der Deutschen darnach zu modeln anfing und die schwärmerische Regung sogar dem Auslande mittheilte. Der Katholizismus bildete den Mittelpunkt dieser Neuerung. Der bildende Künstler kam auf das Dogma der Inspiration zurück und ließ sich, statt daß die eben beendete Malerperiode vom Worte sich begeistern ließ, jetzt von der Musik begeistern. Zu lauschen in der Peterskirche den zitternden ausge-

haltenen Klängen des Miserere, sich hinübergetragen fühlen in ein Reich der Visionen, das hinter dem Weihrauchdufte schon in bunten Strahlenbrechungen sich anzukündigen schien — diesen Eindrücken widerstanden die strebenden jungen Männer nicht, und fingen an, katholisch zu malen, einige sogar, wie Schadow selbst, katholisch zu beten. Wie man in Rom selbst katholisch werden kann, werden die nie begreifen, welche sehr wohl begriffen haben, wie Luther gerade in Rom protestantisch werden konnte.

Die römischen Thorheiten haben wenigstens dazu beigetragen, eine größere Wahrheit in den Gemüthern der Kunstjünger zu verbreiten. Sie haben dahin gewirkt, daß eine gewisse gläubige Ueberzeugung in die Auffassung und Darstellung der gewählten Gegenstände kam. Der bloße Dilettantismus, welcher sogar in den Götheschen Kunstansichten, geschweige in der früheren Periode des Verfalls vorwaltete, kann Großartiges

nicht ſchaffen. Alles Groſſe iſt die Frucht der Begeiſterung. Erfüllt von ihrem Gegenſtande, verwachſen mit allen Beziehungen deſſelben, trugen die neuern Künſtler, welche in Rom damals zuſammentrafen, den ganzen Schmelz ihrer Ueberzeugung auf die Leinwand über und erreichten dadurch eine Friſche und Saftigkeit des Ausdrucks, eine blühende Geſtaltung des Lebens und der Wirklichkeit, welche nach dem Vorgange der italieniſchen Schule nicht wieder möglich geſchienen hatte. Die Geſtalten ſchienen verklärt von dem warmen Odem des Gemüthes, welches ſie anſchaute. Man konnte aus den Gemälden vielleicht, wenn die Kraft nicht zutraf, nicht entnehmen, was der Künſtler gab, aber immer, was er geben wollte. Seine Intuition, ſeine Idee, ſein Eifer ſchien an das Gemälde, wenn es auch techniſch mißlungen war, feſtgebannt zu ſeyn und wirkte verſöhnend oder ängſtlich, je nachdem die Fehler geringer oder größer waren. Es

konnte hierdurch ein großer Nachtheil für die Kunst entstehen, der auch nicht ausgeblieben ist, und der von den guten Folgen aufgewogen werden muß. Es konnten sich sehr leicht die Ideen und dringlichen Vorlieben für die Sache in allgemeine Abstraktionen verwandeln, zu welchen man das Material, den Stoff der Wirklichkeit, später nicht mehr aufzufinden vermochte. So war z. B. die Cornelius'sche Schule von dem Begriff der Erhabenheit des alten Heldenthums so erfüllt, daß die Gestalten, welche dieser Begeisterung untergelegt wurden, nicht mehr dem, was irdisch möglich schien, entsprachen und sich in Ideale verwandelten, welche sich selbst in der Vorzeit der Völker nicht so gefunden haben können, wie sie Cornelius (und z. B. Fellner, ein Schüler von ihm, in Umrissen zur Sage des Ezzelino di Romano kürzlich,) hingeworfen haben. Auch Schadow blieb von diesem Fehler nicht frei. Auch bei ihm überflügelte die Begeisterung für

den Gegenstand, für den Ausdruck und gleichsam den Duft des Gemäldes den Stengel der Blume und die natürlichen Blätter. Sein Extrem wurde, wie bei Cornelius die Kraft, bei ihm die forcirte Lieblichkeit. In diesem Eifer, mit Schmelz und Weichheit zu malen, schuf er seine Charitas, eine Mutter, umringt von mehreren Kindern. Ich habe schon an einem anderen Orte*) bemerkt, wie diese Charitas der Ueberfülle und Stellung der Kinder wegen nicht den Eindruck der mütterlichen Liebe, sondern den der mütterlichen Fruchtbarkeit auf mich gemacht hat.

Im Allgemeinen scheint Wilhelm Schadow Rom nicht mit einem einigen und in sich klar gewordnen Bewußtsein verlassen zu haben. Wir sehen, daß Cornelius, auf den heimathlichen Boden zurückgekehrt, sogleich rasch Hand angelegt, wirkt und schafft, und zwar nach

*) Einleitung zur 14. Lieferung der Erklärungen zu Hogarths Kupferstichen.

einem bestimmten Ziele hin. Er hatte die Großartigkeit der Freskomalerei ergriffen und fand auch glücklicherweise (was man sucht, findet man) Wände genug, die er mit bunten Ideen bekleiden konnte. Der Umzug von Düsseldorf nach München kam seinem Aufschwung zu Hülfe. Alles, was er brauchte, fand er. Er brauchte den Enthusiasmus nicht erst zu wecken, den er so großartig zu befriedigen wußte.

Ganz anders W. Schadow. Ihn nahm Berlin, eine entschieden protestantische Stadt auf, in welcher sich eine Kunstbegeisterung, die, um das Wahre zu haben, erst katholisch werden mußte, nicht empfahl. Erst durch die Kunstvereine und namentlich durch die zweijährigen Ausstellungen der Berliner Akademie gelang es, in der norddeutschen Hauptstadt eine Empfänglichkeit für die bildenden und zeichnenden Künste rege zu machen, die für Poesie, Beredsamkeit und Architektur bis in die untersten Regionen daselbst

längst verbreitet ist. Das Terrain war zu groß, daß Schadow es hätte beherrschen können. Ja die Theilnahme, die er für die römischen Kunstoffenbarungen fand, mußte er mit noch einigen Propheten derselben theilen, mit Wach, Begas und Andren, die Alle, in der Sphäre einer besondern Manier sich haltend, doch nicht das erreichten, was Cornelius, von den Umständen und seinem Genie begünstigt, in Düsseldorf und München schuf. Schadow bekleidete eine Professur an der Berliner Akademie der Künste.

Später nach Düsseldorf berufen, entfaltete sich endlich die besondere Wirksamkeit, die ihm vorbehalten schien. Allerdings war dies sein Lehrertalent, seine Entwicklungsgabe, diese kritischsceptische Halbheit, die, wenn sie selbst etwas schafft, nie das erreicht, was ihr Großes verschwebt, die aber das Große und Außerordentliche kennt, es in prädestinirten Köpfen zu wecken weiß und Anleitung geben kann überall, wo

Rath und That willkommen ſind. Cornelius iſt viel zu entſchieden, um ein guter Lehrer zu ſeyn. Er hat viel zu viel Selbſtſtändigkeit, um nicht das aufkeimende Talent an das Spalier ſeines eigenen Weſens aufzuranken. Schadow's weiche Empfänglichkeit, die Unentſchloſſenheit ſeiner Prinzipien, die ſceptiſche Neigung zu Allem, wenn es nur richtig ausgeführt wird, machen ihn gerade zum Führer einer Schule, zum Accoucheur des Talentes. Man entdeckt bei einem durch Erziehung und Geburt vernachläſſigten Knaben, bei einem jungen Handwerker, der mit ſeiner Lage unzufrieden iſt, oder in welchem der Dämon des Ehrgeizes tobt, die Fähigkeit, gewandt zu zeichnen. Man wirkt ihm Sonntags den Beſuch der Akademie aus. Sein Meiſter will ihn nur an dieſem Tage miſſen. Die Fortſchritte ſind ſo außerordentlich, daß auch der Meiſter erſtaunt, den Knieriem fallen läßt, und die Mittwoch- und Samſtags-Nachmittage um ſo eher

noch frei gibt, als aus dem Handwerk doch nichts Gescheutes wird. Endlich findet sich Rath, den jungen Menschen ganz aus den bedrückenden Fesseln eines falschen Berufes und der Ansteckung einer gemeinen Gesinnung zu befreien. Er besucht unausgesetzt die Akademie, holt Wissenschaft nach, bereichert seine Phantasie durch gewählte Lektüre, er geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, seine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umrisse in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortschreitens, welche der Meister selbst mit durchmacht, und daran aufs Neue sich verjüngt. Er wärmt sich behaglich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, welche er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunst zuführt. Man wird vom Unterschied der Düsseldorfer und Münchner Schule zunächst immer gestehen müssen, daß hier der Meister, dort die Schüler größer sind.

Das Lob dieſer Schüler iſt in Aller Munde; beſonders haben Leſſing und Bendemann eine ſolche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babyloniſchen Juden ſchon auf Stickmuſtern, Tabaksdoſen und Bilderbogen zum Ausmalen auf Nürnberger Tuſchkaſtenkünſtler erblicken kann. Schwieriger iſt die Charakteriſtik der gemeinſamen Düſſeldorfer Beſtrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß ſie das Bindende wäre, die Farbe, meinetwegen das Schadow'ſche ſchmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt das ungezwungenſte zu ſeyn ſcheint. Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantiſche Dichtung des Mittelalters, das Göthe'ſche, Uhland'ſche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigne Phantaſie, Alles iſt Fundgrube für dieſen Künſtlerverein. Dennoch ſcheint ſich durch dieſen großen Kreis von Anſchauungen, den er ſich erlaubt, ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es iſt dies eine beinahe

muſikaliſche Empfindung, eine etwas ſentimentale Mondſcheinſchwärmerei, die ſich in den Gegenſtand nicht blos mit allen Sinnen vertieft, ſondern ihn auch von vornherein nur nach dieſem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantaſie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdruck, daß die Phantaſie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn dieſe Definition enthält alle Vorzüge der Düſſeldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigſtens in ſo fern gegen ſie machen kann, falls ſie ihren gegenwärtigen Typus dauernd feſt zu halten geneigt ſeyn ſollte.

Jede Intention, jede Abſichtlichkeit ſtört die Einheit des künſtleriſchen Zweckes. Die Dinge nach einem beſtimmten Schema auffaſſen, immer und immer dieſelbe Empfindung an die Welt und ihre Erſcheinungen heranbringen, gebiert zuletzt eine Einſeitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunſtidee günſtig iſt. Die

Düsseldorfer scheinen einen solchen stehenden Grundzug ihres Wesens zu haben, den sie selbst für lyrische Sättigung ihrer Phantasie ausgeben. Wie aber die Münchner Schule der Plastik viel zu sehr nachgibt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten mit dem Duft der Sage zeichnet, so wird die Schadow'sche Schule zu sehr von einem unbestimmten Etwas, das nur eine lyrisch-romantische Genußsucht ist, geliebt. Es entspricht dies freilich dem norddeutschen Charakter. Es entspricht dies jungen phantasiebegabten Köpfen, die sich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnsucht nach ihr klären können, die durch Gewöhnung an Heimland, Tannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer alles das höher zu schätzen lernen, was sie nicht besitzen und mehr in ihren Schwärmereien, als in Erfahrungen, selbst wenn die Erfahrung manchmal noch poetischer seyn sollte, als diese Schwärmerei, zu leben wissen. So scheinen

ſich die Gemälde der Düſſeldorfer Schule nach der Wahrheit und Schönheit zu ſehnen und nicht zu begreifen, wie ſie beides ſchon in der Hand haben. Die Conzeption des Künſtlers iſt auf ſeiner Leiſtung allzuſichtbar. Eine Tendenz nach dieſem oder jenem Eindrucke hin ſpringt ſogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es iſt dies eine Art ſentimentaler Koketterie. Man nehme Leſſings trauerndes Königspaar. An dieſem reizenden Gemälde ſtörte mich von jeher der Schmerz, der der erſte Eindruck iſt, welchen es machen oder wenigſtens vorſtellen ſoll. Die Situation, die Fabel kam erſt hintennach und konnte nur verſtanden werden, wenn man Uhlands Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer bloß ſo oder ſo beſtimmten und veranlaßten Empfindung findet ſich auch in dem berühmten Bendemann'ſchen Bilde wieder, ob dort gleich die Urſache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da,

wo das Gemälde selbst in die epigrammatische Kürze des Schlosses am Meere übergegangen ist.

Süße und Grazie ist das vorzüglichste Prinzip der Schadow'schen Schule, wenigstens in der Führung des Pinsels. Allein aus diesem schönen Streben kann leicht ein Schmachten und Düfteln entstehen, leicht ein Lechzen und Koketiren nach dem sich den Sinnen zärtlich Einschmeichelnden. Die Düsseldorfer Künstler wählen größtentheils nur dann ihre Stoffe aus den romantischen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn sie Gelegenheit haben, eine schöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde zu gießen. Das ist Alles unbestritten richtig und charakteristisch. Allein es gibt Gegenstände im Bereich der Phantasie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigsten freilich von der Plastik), ausgedrückt werden können, und wo eigentlich nur die Musik die richtigste Vorstellung geben würde,

wenn nicht Worte zu den Noten gehörten. Solche dämmernde luftgestaltete Momente sind Göthes Fischerknabe, Erlkönig, Bürgers Lenore und ähnliche das Geisterreich berührende Balladenstoffe, die, mag man sie nun bloß in Verse bringen, oder malen, oder in Musik setzen, niemals eine abgerundete Vorstellung geben, sondern immer erst durch Zuthat der Vernehmenden ergänzt werden müssen. Eine solche nothwendige Thätigkeit stört aber beim Gemälde die Einheit des Kunstwerkes und setzt es der Mißdeutung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die Düsseldorf'sche Schule, tappend in jenen Erlkönigreichen und Nachtgebieten der romantischen Sage, auf dem rechten Wege ist. Ein klares Bewußtseyn über die Kunst wird dadurch so wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poesie wurde. Die Schule wird sich verirren. Sie wird nichts als Trauriges produziren. Erst ein trauerndes Königs-

paar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, kurz diese Monotonie wird so lange hindurch gehen, bis, um ein Berlinisches Sprüchwort hier anzuwenden, die Künstler jenen trauernden Lohgerbern gleichen werden, denen die Felle ihres Ideals weggeschwommen sind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremias auf denen von Jerusalem — dies Alles sind im Grunde keine Gegenstände für die Malerei. Nur der Dichter kann sie erfassen, weil nämlich Gedanken, Reflexionen, historische Urtheile mit ihnen verknüpft werden müssen. Marius auf einem umgestürzten Denkmal sitzend, Zerstörung um ihn her, das Meer und Roms Morgenröthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, sondern immer nur ein theatralisches Stück, eine Schilderei, die der Poesie bedarf, um erklärt zu werden. Das wahrhaft Tragische in einer solchen

Composition erreicht nur und weiß nur der Dichter wieder zu geben.

Die Münchner Romantik zerrt sich noch weit mehr mit der romantischen Frazze herum. Arabesken, Blumengewinde mit Schmetterlingen, Greifenschnäbeln und dergleichen Schnörkel drücken bei den Münchnern noch viel Wesentliches aus. Die Münchner Romantik kann man nur mit jener Heidelbergischen Periode unsrer neuern Literatur vergleichen, wo mit Görres, Brentano, Arnim, eine gewisse spielende Bedeutsamkeit des Unbedeutenden aufkam, das Gemisch des Heiligen und Weltlichen, welches wir zufällige Veranlassung hatten, in der Skizze über Herrn von Raumer näher anzudeuten. Die Spielereien der Neureuther, Guido Görres, des Grafen Pocci, und Aehnlicher, die die Wände der Münchner Königssäle mit einem romantisch-pompejanischen Zwittergenre bemalt haben, wollen für den Fortschritt der Kunst nichts sagen.

Auf dem Felde der Charakteriſtik leiſten die Münchner noch weniger etwas. Kaulbachs Narrenhaus iſt eine ärmliche Compoſition, in welcher auch nicht die Spur einer gewandten Gruppirung ſichtbar und wo der Witz weit lahmer iſt, als in der ähnlichen Narrenſcene des trocknen, nüchternen, aber Menſchen kennenden Hogarth.

Ich ſchließe dieſe Bemerkungen mit dem Wunſche, es möchte ein begabter Kopf auftreten, und Leſſings Laocoon neu für unſre Zeit bearbeiten. Die techniſche Meiſterſchaft ſcheint erreicht, die Ideen gähren, Enthuſiasmus ſieht man überall bei Ausübenden und bloß Antheilnehmenden verbreitet. Es fehlt nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe aufs Neue die Gränzen gezogen werden, welche der weiſe Genius der Kunſt zwiſchen Wort, Meißel und Farbe geſetzt hat.

II

# Friedrich von Raumer.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Auf der Berliner Universität pflegt Herr von Raumer in jenem Zimmer seine Vorlesungen zu halten, wo die jungen Theologen gewöhnlich ihre homiletischen Uebungen anstellen. Es liegt zur linken Hand, wenn man aus dem Garten der Universität die Räume der Berliner Minerva selbst betritt. Es weht immer eine frische schattenreiche Kühle an den beiden einzigen Fenstern des kleinen Hörsaales. Ein Vogel zwitscherte oft munter in das Mittelalter hinein, das uns dort Herr von Raumer in seine Hauptbegriffe zerlegte.

Ich will aber diese Skizze weniger lokal als persönlich beginnen, und habe vom Ort nur ge-

sprochen, weil die Menschen in ihrem äußern Erscheinen oft von der Lokalität abhängig sind. Herr von Raumer tritt in seine allgemeine Geschichte, ohne Heft, ein kleiner schmächtiger Mann mit ausgetrockneten Gesichtszügen, einem sehr freundlichen, klugen Auge, das überall herumspäht, während über die ästhetische, fast faunische Gourmandise, welche auf den Zügen liegt, die mit Nase und Mund zusammenhängen, ein gutmüthiges und zuthunliches Lächeln sich ergießt. Herr von Raumer trägt sich schlicht und bescheiden, und ist unter sehr herzlichen Bewillkommnungen seiner Zuhörer allmählig auf das Katheder gestiegen, wo er die vergangene Lektion zu rekapituliren und das Thema der neuen zu entwickeln anfängt.

Herrn von Raumers Vortrag besitzt dieselbe Trockenheit, die ich schon an seiner äußern Gestalt erwähnt habe. Er ist keineswegs monoton, hat sogar eine gewisse Modulation, allein es

fehlt seiner Stimme und dem Accent, den er ihr zu geben weiß, an der Vollsaftigkeit, welche zum Herzen oder zur Phantasie spricht. Herr von Raumer hat eine gewisse Musik, wie sie Gusikow etwa aus Holzstäben zu locken weiß. Es ist dasselbe kurze, schnell verklingende, pointirte Wesen, das nur durch die schleunigste Bewegung und die schnellste Aufeinanderfolge eine gewisse harmonische Rundung bekömmt und bei Herrn von Raumer vollends nur den Verstand beschäftigt. Sein Cursus ist eine Uebungsschule für gewandte Combination und Verknüpfung heterogener Thatsachen. Hier und dahin greifend, vom Zehnten ins Zwanzigste, manchmal auch wohl vom Hundertsten ins Tausendste springend und dabei selbst das Widernatürlichste ineinandernestelnd, wirkt er auf die Urtheilskraft und Dialektik seiner jungen Zuhörer mächtig ein. Man folgt seinen Parallelen, Vergleichungen, seinen Gesetzen, die er aus kleinen Erfahrungen

zieht, dieser oft kleinen Krämerei von beiläufigen Bemerkungen und oft wieder ebenso großartigen Reduktionen des Unbedeutenden auf eine Verwandtschaft, die selbst das Winzige gut hervortreten läßt, mit der wißbegierigsten Theilnahme, ohne jedoch etwas davon notiren zu können. Das Praktische tritt an Herrn von Raumer so entschieden hervor, daß man entweder gleich handeln oder sprechen möchte, keineswegs aber schreiben kann. Herrn von Raumers Cursus über Universalgeschichte ist die reichste Belehrungsquelle, die jungen Männern auf der Universität erschlossen werden kann.

Versuchen wir vom Voranstehenden einen Schluß auf Herrn von Raumers Stellung dem deutschen Publikum gegenüber zu machen, so zeichnet alle Schriften und seine ganze literarische Carriere überhaupt dieser eigenthümliche praktische Takt aus, der ihnen fast den Charakter eines Beamten giebt. Die Einen halten die Geschichte

für eine große Anekdote, und kramen in ihr mit der bloßen Neugier alles wissen zu wollen. So Schlosser. Die Andern wollen einen großen Hauptzweck darin ausgedrückt sehen. Die Letzten endlich, (und Herr von Raumer gehört zu ihnen, so aber, daß sie auch die Ersten seyn können,) halten die Geschichte für eine Lehrerin, den Weltgeist für einen Professor, der in verschiedenen Perioden verschiedene Themata abhandelt, der die Geschichte nur deßhalb macht, um gewisse Abstraktionen und Grundsätze zu beweisen. Herr von Raumer unterscheidet sich dadurch entschieden von der sogenannten philosophischen Geschichtsansicht, daß er keine Andacht und Bewunderung der historischen Fakta duldet, sondern in gleichem Athem von den Phöniziern bis auf die Parlamentsreform herunter erzählt und dies Alles nur dazu dienen läßt, daß er beweist, Recht war immer Unrecht, Unrecht immer Recht, die Tugend mußte dem Laster dienen, um zuletzt

doch nur dem guten Mittel, nicht dem schlechten Zwecke die Ehre zu geben: die Republiken und Despotien waren zu allen Zeiten gleich, was ihre Achtung vor der Menschenwürde betrifft; die Uebervölkerung hat immer ihre bestimmten Abzugskanäle, sei es nun Krieg oder Pest oder die Entdeckung eines neuen Industriezweiges, der einigen Hunderttausenden mehr die Existenz sichert .... Kurz Herr von Raumer geht immer von dem Schiller'schen Satze aus und kommt auf ihn wieder zurück: Alles wiederhole sich nur im Leben, nichts Neues geschehe unter der Sonne. Politik, Moral, Religion, Kunst, Oekonomie, das sind die Anknüpfungen, die Herr von Raumer zu gebrauchen pflegt, und die ihm oft das Ansehen geben, als schilderte er die Geschichte nur, um die Thatsachen jener Wissenschaften und Ideenkreise zu beweisen. Er verletzt die Selbstständigkeit der Geschichte. Sie ist ihm nur eine Fundgrube von Beispielen, die

dazu dienen müssen, seine Lieblingsneigungen zu beweisen und aufzuklären.

Da man bisher diese Bemerkung als die Eigenthümlichkeit des Herrn von Raumer hervorzuheben unterlassen hat, so ist er in den Ruf eines Dilettanten gekommen, und hat das Unglück gehabt, an der Authentizität seiner Forschungen, an dem Gelehrtenstaube seiner Quellenstudien bezweifelt zu werden. Seine klassische Geschichte der Hohenstaufen, seine neuesten Quellen-Beiträge zur Geschichte der drei letzten Jahrhunderte haben nicht schwer genug gewogen, um ihn von einem Vorwurfe zu befreien, der zwar das Lob des Geschmackes und der Eleganz, auch das Lob einer feinen Urtheilsgabe zulassen würde, jedoch seine wissenschaftliche Competenz in einem Grade streitig machen müßte, der für einen Mann des Katheders empfindlich ist. Herr von Raumer hat die Quellen gründlich eingesehen, er wird immer den Ruf eines gewissenhaften Ge-

lehrten mit vollem Rechte in Anſpruch nehmen dürfen; nur ſeine Behendigkeit, ſein allerdings praktiſcher Blick, ſeine übergroße Geneigtheit zur Reflexion, ſeine Apropos und vor Allem eine gewiſſe Adminiſtrationsphyſiognomie geben ihm das Anſehen des Dilettantismus, deſſen guter Eigenſchaften er ſich mit Recht rühmen darf. Wenn Herr von Raumer Kritiken über Madame Crelinger ſchreibt, ſollte man noch nicht ſo eilig ſchließen, könne er keine lateiniſche Manuſcripte eingeſehen haben. Der ganze Unterſchied zwiſchen ihm und Herrn Schloſſer iſt hier nur der, jener kennt die Schauſpielerinnen unſrer Zeit und dieſer diejenigen, welche im achtzehnten Jahrhundert geblüht haben. Beide Gelehrten ſind in ihrer Art Petitmaitres, Herr von Raumer wäre im Stande, über die Mode unſrer Zeit zu ſchreiben, Herr Schloſſer ſtudirt über die Moden, die ſchon eine Antiquität geworden ſind. Da find' ich keinen erheblichen Unterſchied.

Die Hauptsache in der Beurtheilung des Herrn von Raumer wird immer die bleiben müssen, sein ausgezeichnetes Administrationstalent anzuerkennen und einzugestehen, daß er die Geschichte als ein trefflich routinirter Beamter schreibt. Räsonnirende Statistik möchte man den Vorzug des Herrn von Raumer nennen; dieser Ausdruck vereinigt seine Trockenheit und sein flackerndes Redefeuer. Niemand weiß in Deutschland so geschickt mit Zahlen umzuspringen wie Herr von Raumer. Niemand zieht aus einer Legion Nullen nebst einigen benannten Zahlen und Brüchen soviel interessante Resultate für die Sittengeschichte, Nationalökonomie und überhaupt die politischen und schönen Wissenschaften. Wo Herr von Raumer in der Geschichte kein mathematisches Gesetz entdecken kann, da findet er gewiß ein arithmetisches. Hieraus entspringt sein eigenthümliches Classifiziren, das Herüber und Hinüber seines beweglichen Geistes, der sich

seine Grenzpfähle und Gesichtspunkte abstecken muß, um die gewaltigen Stoffmassen zu bemeistern und der Darstellung derselben die logischen Lichter aufzusetzen. Die Constructionshistoriker manipuliren die Geschichte, als säßen sie im sausenden Webstuhle der Zeit. Sie machen die Geschichte nach, wie sie der Weltgeist selbst gemacht hat. Ebenso möchte man auch bei Herrn von Raumer glauben, er treibe sein Handwerk als Weberei. Er schürzt hie und da einen Knoten, schlägt hier einen Faden und da einen ein, das Schiffchen seiner Zunge fährt dabei auf und ab, hin und her, immer lustig und gut im Stande, bis das Garn zu Ende ist und einmal in Paris oder in London wieder Neues gesponnen werden muß. Solche Vorarbeiten pflegen dann als Briefe aus jenen Orten oder aus „England im Jahre 1835" im Buchhandel zu erscheinen. Herr von Raumer zeigt sich dem Publikum im Zustande des Avant, pendant und

après. Seine Rastlosigkeit gestattet ihm sogar, sich öffentlich in seiner schriftstellerischen Toilette zu zeigen. Die Kritik hat ihm in neuerer Zeit diese Mittheilungslust, die sich sogar auf rohe Materialien erstreckt, sehr übel genommen. Allein hätte man sich eingestanden, daß Herrn von Raumers wahrer Kern die räsonnirende Statistik ist, so würde man finden, daß zwischen seinen ausgearbeiteten Geschichtswerken und den Materialien dazu ein sehr unschuldiger, natürlicher Uebergang statt findet.

Dieser Historiker begann seine Laufbahn im Cabinet des Fürsten Hardenberg. Eine unbegränzte Liebe zu den historischen Wissenschaften vermochte ihn, seine Stellung aufzugeben und eine Breslauer Professur zu übernehmen. Sein Abschied als Beamter hinderte ihn aber nicht, die Gewöhnung an Verwaltungsideen mit sich auf die Universität zu nehmen und allen seinen Leistungen die oben angedeutete administrative

Farbung zu geben. Herr von Raumer kam zu einer Zeit nach Breslau, wo dieſe ehrenwerthe Provinzialhauptſtadt, als geweſener Heerd der preuſſiſchen Nationalbewaffnung, einen Aufſchwung erhalten hatte, dem zuerſt die Univerſität und der Turnergeiſt, ſpäter das Theater und die Literatur auf eine achtbare und behagliche Höhe emporhalfen. Eine gewiſſe äſthetiſche Frivolität kann man der letzten Epoche der damaligen breslauer Blüthenperiode nicht abſprechen. Es waren mancherlei geſellige, beſonders theatraliſche Elemente, die damals, wie überall in der Reſtaurationszeit, gerade einen gar erheiternden Zuſammenſtoß in Schleſien feierten. Herr von Raumer nahm mit ſchalkiſcher Laune an dieſer Stimmung Theil, und miſchte etwas Liberalismus, etwas Statiſtik und Hohenſtaufenſchwärmerei zu der fröhlichen Exiſtenz hinzu. Will man einen ſprechenden Ausdruck jener Zeiten haben, ſo leſe man ſeine Reiſe nach Venedig, ein

Buch, das theils von Macchiavell, theils von Adam Smith, theils aber auch von Thümmel geschrieben seyn könnte. Es werden darin mancherlei Zeitfragen abgehandelt, einige Italienische Gegenden und Wirthshausscenen beschrieben, zum großen Theil aber nur Witze, mitunter gute, mitunter schlechte, gerissen.

Herr von Raumer kam als Verfasser der Hohenstaufen nach Berlin. Die Theatermanie begleitete ihn und fand in der Residenz reichliche Nahrung, da damals Oper, Ballet, Schauspiel und Farce in blühendem Zustande waren, und es sogar von der sogenannten Geistesphilosophie nicht verschmäht wurde, an jenen ästhetischen Saturnalien Theil zu nehmen. Herr von Raumer brachte noch eine andere Empfänglichkeit mit, die an ihm allmählig charakteristisch wurde und von unserer Seite einer Erklärung bedarf. Denn es ist etwas schwer zu begreifen, wie man erst eine Reise, in welcher die ledernen Hosen des

Bedienten, welchen Herr von Raumer mitnahm, eine Hauptrolle spielen, schreiben, und dann mit einer großen Anhänglichkeit an Mystik, Ironie, Tieck- und Solgersche Kunsttheorie auftreten kann. Es wird wohl ein Theil dieses Widerspruches im Zeitgeist und ein andrer im Charakter des Herrn von Raumer liegen.

Die Geschichte der Hohenstaufen war eine der Hauptstützen des in Deutschland um sich greifenden mittelalterlichen Wesens. Ideen über Deutschlands Einheit und Größe, Einbildungen über unerringliche Bestrebungen knüpfte man am liebsten an eine Periode an, welche die einzige zur Erhabenheit sich gruppirende der deutschen Geschichte ist. Der Begriff des Weltreiches, der in den Köpfen der Hohenstaufen spukte, zündete viele deutsche Gelehrte an, die oft um so heftiger flackerten, je trockner das Holz war, aus welchem sie der Schöpfer geschnitten hatte. Ueber Hildebrand, über Friedrich Barbarossa wurde

viel geschwärmt, viel Tragödien begannen sich zu dichten; selbst bis in die Moskowitischen Wälder, wo damals noch Herr Raupach lebte, drang der Jubel einer wenigstens in der Poesie wiedergefundenen Nationaleinheit.

Herr von Raumer schürte durch sein vortreffliches Werk die Lohe der mittelalterlichen Manie, ohne sich selbst von ihr anstecken zu lassen, wenigstens von historischer Seite nicht. Herrn von Raumer kann man durch die Geschichte nicht beikommen, wenn man ihn in Enthusiasmus versetzen wollte; denn die Geschichte ist seine Freundin, seine nüchterne alte Tante, mit der er auf dem Fuße der Reflexion steht, mit der er weder Tendenzen noch ewige Wahrheiten, sondern nur kleine Erfahrungssätze, kleine Maximen, kleine Analogien durchspricht. Soll ihn etwas mit Macht ergreifen, so muß es von einem andern Gebiete herkommen. Herr von Raumer ist Supernaturalist, in der Religion zum kleinern Theil,

zum überwiegenden in der Aesthetik. Er nimmt an, daß es gewisse versperrte Gränzen des Gedankens giebt, über welche das Gefühl allenfalls in einem Zwielicht noch hinaustappen und manches, wenn nicht Gewisse, doch Wahrscheinliche heraustasten kann. Wenn irgend etwas an Herrn von Raumer den Charakter des Dilettantismus hat, so ist es diese fröhliche und etwas anomale Kopfhängerei desselben. Er kann fünf und fünfzig Minuten hintereinander frivolisiren, und in den letzten fünf Minuten wird er plötzlich eine gewisse Glasur in die Augen bringen, die man nur an Verzückten und Mystikern zu sehen gewohnt ist. Herr von Raumer spricht dann gewöhnlich von der Gründung der Christuslehre, von dem heiligen Bernhard von Clairvaux, von Franz von Assisi oder von der Solger'schen Ironie, welche letztere ihm recht der Ausdruck dieses Kampfes zwischen dem klugen und muntern Verstande und einer angebornen Herzens-

sehnsucht ist, eines Kampfes, dessen Schlachtfelder oft genug in seinem Innern liegen.

Des Gemisch des Heiligen und Weltlichen hat in Deutschland mehre Stufen erlebt. Die erste war die, auf welcher Görres in München noch steht, und auf welcher sich sein Sohn mit dem Grafen Pocci z. B. noch um ihn herum bewegt, indem sie kindisch-kindlich mit dem Heiligen spielen, Bilderbücher für alte Leute machen, wo die Unbeholfenheit des Mittelalters in Sprache und Zeichnung absichtlich wieder gegeben wird. Derjenige, welcher in das Gemisch des Heiligen und Weltlichen schon seinen protestantisch-uckermärkischen Geist mitbrachte, war Achim von Arnim, der Gemahl Bettinens. Er war schon nicht mehr das unter Blumen spielende Lamm, wie Brentano, sondern es störte ihn zu wissen, daß die Lämmer geschoren werden und jährlich in Stettin ein großer Wollmarkt ist, wo an der Wolle nur gesehen wird, ob sie hübsch fett und

vom Lamm geschoren ist. Achim von Arnim bahnte jener Ironie den Weg, welche Tieck nach vielen vergeblichen Versuchen in der spielenden und frommen Poesie endlich in seinen Novellen als eigne Kunstform behandelte und von Solger in die Aesthetik einführen ließ. Herrn von Raumers eigenthümlicher Gemüthsbeschaffenheit konnte nichts so Ansprechendes geboten werden. Er rettete in jenem Genre seinen gesunden Menschenverstand, der so gut rechnen, der so praktische Ansichten über Findelhäuser und Armenanstalten entwickeln kann, und zu gleicher Zeit eine gewisse heimliche, norddeutsche Gemüthlichkeit die ein natürliches Erbstück an ihm ist und das Meiste dazu beiträgt, ihm jenes oben geschildert einfache, schlichte und bürgerliche Aussehen zu geben. Diese Ironie hat Herr von Raumer seither nicht mehr verlassen und ihm jene eigenthümliche Halbheit erhalten, welche namentlich in Fragen der Politik von entschiedenen Partei

gängern ihm ſo heftig, und wenn man dabei verlangt, jede Originalität ſolle ſich von dem Hammer des Zeitgeiſtes breitſchlagen laſſen, ſo unbillig vorgeworfen iſt.

Zunächſt darf man nicht einmal unerwähnt laſſen, daß jener trockne geſunde Verſtand es war, der Herrn von Raumer trieb, ſich bei der durch die Julirevolution geweckten politiſchen Diskuſſion nach Kräften einzumiſchen. Er gab ſeine Entwickelung der Begriffe über Staat und Recht zum zweiten Male heraus, und war vielleicht nur durch die erſte Abfaſſung und durch die Scheu, welche jeder freie Mann vor ſeiner Vergangenheit haben muß, veranlaßt, des Widerſprechenden, Unbeſtimmten, des zweifelhaft Gelaſſenen eine große Partie in die bekannte Schrift aufzunehmen. Im Allgemeinen iſt dieſe Publikation etwas flüchtig und unordentlich abgefaßt, die einzelnen Theile der Darſtellung ſtehen in keinem recht ſyſtematiſchen Zuſammen-

hange, die Entwickelung hat die Form des Fragmentariſchen und Beiläufigen und geht ſelten aus innern Nothwendigkeiten hervor, die man bei Begriffen, welche ſich unter der Hand der Geſchichte bildeten, doch ſtatuiren muß, ohne darum Hegelianer zu ſeyn. Herr von Raumer hat überhaupt in dieſer Schrift ſeine große Hinneigung zum Formellen und Unweſentlichen an den Tag gelegt, er hat ſich wieder den Vorwurf müſſen gefallen laſſen, von den Einen, daß er auf die Wiſſenſchaft, von den Andern, daß er ſogar auf die Wahrheit dilettire. Er hat die Ueberzeugung faſt immer als eine Geſchmacksſache dargeſtellt und nicht verbergen können, wie ſehr die geiſtreiche Motivirung, die Form und der oft nur ſprachliche Ausdruck der verſchiedenen in der Politik aufgetauchten Meinungen auf ſein Urtheil einfließen. Es herrſcht weniger ſtrikte Philoſophie in dem Werke, als ein Maaßſtab, der vom Theater, von der Kunſt, von der Lite-

ratur überhaupt, auf eine Branche der Letztern übertragen wird, da doch des Verfassers Gegenstand weit mehr lebendige Thatsachen als Bücher waren. Man hat schon anderseits hervorgehoben, Herr von Raumer könnte eine ganz bestimmte Meinung eben gefaßt haben, und in dem Momente käme der Verfasser von the Beauteful and the Sublime mit seinem rhetorischen Farbenspiel und alles wäre hin, Satz, Gegensatz, Voraussetzung, Schluß; Herr von Raumer halte nicht mehr Stich, mit keinem einzigen seiner Paragraphen mehr.

Diese Ironie, die man aber zuletzt nur noch Selbsttäuschung nennen kann, hat sich in den drei bis vier letzten Jahren, von heute zurückgerechnet, an Herrn von Raumer ansehnlich gemildert. Es giebt hier viel Umstände, die, um jene Erscheinung erklärbar zu machen, zusammenwirkten. Im Allgemeinen ist es wohl das Gefühl der Isolirung, was Herrn von Raumer in

seinen jüngsten Schriften eine Bitterkeit gab, die manches schwierige Verhältniß nicht mehr scheute und hie und da eine für seine Stellung wichtige Rücksicht zu verletzen wagte. Einen gewissen Supranaturalismus würde Herr von Raumer sehr gern zugestanden haben, allein der Pietismus und die Muckerei sind denn doch Extreme, wo man sich in Acht nimmt, auch nur die geringste Conzession ohne Clausel zu geben oder überhaupt Sätze aufzustellen, welche der Fanatismus könnte für sich in Anspruch nehmen. Andre Bestrebungen mußten mit gleich niederschlagender Kraft auf Herrn von Raumer wirken: die Hegelsche Schule, die juristisch-pietistischen Faust- und Bibelerklärer, kurz eine Menge exclusiver Richtungen, die sich bis zu der von Herrn von Raumer um jeden Preis zurückgewiesenen, hoffentlich nur provisorischen deutschen Censuranstalt erstreckten. Dazu kömmt die gänzliche Antiquirung der Anknüpfungen, die Herr von

Raumer bisher gewohnt war; das sichtliche Absterben des Tieck'schen Talentes, der Mangel aller Ironie in unsrer ziemlich ernsten Zeit, die Verdächtigung des Spaßes und eine Unbehaglichkeit, die sich sogar auf die gesellschaftliche Existenz erstrecken muß, wenn man bedenkt, wie sehr seit zehn Jahren das Parteiwesen und der Meinungsstreit sich bis in die innersten Ritzen der Häuslichkeit und der Familie verzweigt haben. Verstimmt über diese Erfahrungen reiste Herr von Raumer nach England.

Schon die Aeusserlichkeit dieser englischen Reise war eine stille Protestation gegen Verhältnisse, welche ihn beengten. Herr von Raumer schrieb, als er seine Reise wiederholte, an sämmtliche deutsche Zeitungsredaktionen und bat sie inständigst, dem Gerücht, als reise er auf Staatsunkosten, zu widersprechen und im Gegentheil herauszuheben, daß er auf seinen eignen Beutel reise. Was sollte diese Reklamation bedeuten?

Sollte sie ihn vor der englischen Tory-Kritik in Schutz nehmen, die ihn erst einen „verlaufenen Landstreicher" genannt hatte und ihn, wenn er Geld zur Reise empfing, leicht auch einen „besoldeten Agenten" hätte nennen können? Oder wollte Herr von Raumer, indem er eine Sache hervorhob, die nicht geschah, andeuten, daß sie sehr gut hätte geschehen können? Ich glaube das Letztre, ich glaube an die Verstimmung der alten guten Laune des Herrn von Raumer.

Sein Buch über England hat die verschiedensten Urtheile hervorgerufen. Der hauptsächlichste Mangel desselben ist wohl der, daß es die Beschreibung einer Reise enthält, die der Verfasser nach Ablauf eines Jahres zu wiederholen gedachte. Einen solchen Reiz, wie Fürst Pückler seinen verstorbenen und ewig jungen Briefen gab, konnte er erst in dem Augenblick beschwören, wo er sich entschloß, nie wieder nach England zu reisen. Auch Herr von Raumer suchte das

high life der Aristokratie der Meinung und der Bildung ins Auge zu fassen. Was wird er aber von ihm sagen können, wenn er den Wortführern und Tonangebern der großen Gesellschaft wieder zu begegnen gedenkt? Der hauptsächlichste Mangel dieser Reise ist der, daß er sie wiederholte.

Die Fehler und Irrthümer, welche die englische Kritik dem Buche über England vorgeworfen hat, muß man unterscheiden. Jene sind leicht zu entschuldigen bei der Masse von Stoffen, die sich einem solchen Sichfüralleinteressirer zur Beachtung darboten und bei seiner Stellung als Fremder. Die letztern kamen auf Rechnung des entschiedenen Whiggismus, den sich Herr von Raumer zuwandte, und der ihm auf der einen Seite die Ehre brachte, von J. Russel im Parlamente zitirt zu werden, auf der andern eine Verfolgung der Tories, die ihn mit dem ganzen kothigen Humor, welchen die Engländer Kritik

zu nennen pflegen, überschüttete. Weit mehr für sich hat das andere von dem Quarterly Review aufgestellte Axiom seines Tadels: Du kömmst nach England als ein Bewunderer deiner heimathlichen autokratischen Staatsformen und willst bei uns den Revolutionär spielen! Allein auch hier giebt es einen Punkt, wo sich die treffende Spitze des Angriffs abbiegt. Der Engländer kann eines Theils jene feine Opposition nicht verstehen, die in dem Buche: England im Jahre 1835 liegt, jene kleinen Andeutungen über die verstimmte Gegenwart, welche bei gewissen Leuten ein heißes Blut müssen rege gemacht haben, Andeutungen, die vielleicht für die Erlösung unsrer gegenwärtigen Zustände wichtiger sind, als wenn Herr von Raumer in seinem Buche eine komplette Demagogie entwickelt hätte; andererseits ist der Deutsche von Haus aus unfähig, fremde Verhältnisse nach seinen eigenen zu beurtheilen.

Das Fremde ist für ihn immer Sache des Studiums, wie sehr ihm auch in der Heimath die persönliche Erfahrung auf die Finger brennt. Was die Kritik des Quarterly Review an Herrn von Raumer aussetzt, wird mehr oder weniger die Schwäche aller Deutschen seyn.

Im Uebrigen ist die erwähnte Schrift mit dem Schleppkleide, welches ihr an historischen Excerpten und Commentarien angehängt worden ist, eine Fundgrube vortrefflicher Materialien. Herr von Raumer ist wieder zu seiner räsonnirenden Statistik zurückgekehrt und erzählt uns in demselben Athem, wie man den Hamlet auf Drulylane gegeben und wie viel Orhoft Porter jährlich in London gebraut werden. An den Tabellen und verhältnißmäßigen Zahlenberechnungen, die Mrst. Austin hier übersetzt hat, konnten die Engländer sich überzeugen, daß in solchen Registraturarbeiten die Deutschen Meister sind, und daß selbst Männer, die über die Kunst

und schöne Literatur sprechen, doch den Viehbestand einer Nation und die Mastungsmethode der irischen Gänse für Gegenstände ihrer Untersuchungen halten. Finden sich diese Fragen zufällig in der Reise des Herrn von Raumer nicht gelöst, so kann man doch die Versicherung geben, daß er Notizen darüber mit Freuden würde empfangen und aufgeschrieben haben.

Ziehen wir aus Vorhergehendem einen Schluß, so bleibt es fest, daß Herr von Raumer, in der unnützen Besorgniß für einen Dilettanten gehalten zu werden, einen oft sehr langweiligen Begriff von der Gelehrsamkeit hat. Seine statistisch-archivalischen Expositionen sind selten von der Wichtigkeit, die er ihnen, man weiß nicht, durch welche Selbsttäuschung beilegt. Seine Dokumente über Friedrich den Großen sollen wenig Neues enthalten. Seine Untersuchungen über Maria und Elisabeth erschöpfen sich in ganz spitzfindigen und langweiligen Di-

ſtinktionen, die eine auf der Hand liegende Wahrheit nimmermehr umſtürzen werden. Kein Menſch verlangt von Herrn von Raumer, daß er Verſe mache, aber Jedermann fühlt ſich durch eine Autorſchaft beläſtigt, die heute über Mad. Crelinger, morgen über Raupach und in einigen Tagen über die Statiſtik der engliſchen Eſſigfabriken ſprechen wird. Dieſe flackernde, irrlichternde Rührigkeit und Alleskönnerei hat viel dazu beigetragen, einen Gelehrten zu iſoliren und zu einer perſönlichen Grille zu ſtempeln, der grade ſo großen Beruf zu haben ſcheint, ſich dem größern Publikum recht nahe zu bringen und dem Urtheile deſſelben als ein ſtets mit gleicher Klarheit ſichtbarer Leitſtern zu dienen.

Möchte der Zweck dieſer Skizze nicht verkannt werden! Sie ſoll einestheils die Perſon ſelbſt, der ſie gilt, veranlaſſen, ſich den Beſtrebungen und Verhältniſſen der Nation enger und aufrichtiger anzuſchließen; anderntheils aber auch

die Verdächtigungen zurückweisen, die man von mancherlei Seiten her gegen Herrn von Raumer rege gemacht hat. Da wo man Alles vermißt, sezt man das Geringe, was man allenfalls besitzt, außer aller Wirksamkeit. Je weniger man von Herrn von Raumer fordert, deſto größer wird die Ueberraſchung seyn, wenn er in seinen Leiſtungen unſre Erwartung übertrifft. Wer, wie ich, niemals an Herrn von Raumer die Zumuthung geſtellt hat, irgend eine mir wünſchenswerthe Rolle zu ſpielen, der wird ſich nie bequemen können, den Vorurtheilen unbedingten Raum zu geben, von welchen dieſer Gelehrte verfolgt zu werden pflegt.

III.

# J. P. von Rehfues.

Die eigenthümliche Wärme, welche den ausgezeichneten in Italien spielenden Roman: die neue Medea, belebt, kann man sich nur aus den Umständen erklären, welche die allmälig gelüftete Autorschaft desselben begleiten. Der Verfasser lebte Jahre lang unter dem italienischen Himmel, in diesen blauen Fernsichten eines unermeßlichen Horizontes, in den Abwechselungen des italienischen Lebens, wie sie von den erhabensten Erinnerungen der Vergangenheit sich allmälig zu den wunderlichen Sitten der Gegenwart, von der Pracht jener weltlichen und geistlichen Autoritätsrepräsentationen bis zu dem wirren Durcheinander eines selbst im Elend fröhlichen Volkslebens abstufen. Und doch ist die an-

gedeutete Wärme hier nicht die alleinige Frucht der Autopſie. Wer Italien in dem Momente, wo er es ſieht, ſchildert, ſchildert weit mehr ſeine Entzückung, als die Wahrheit des Gegenſtandes, die ihr zum Grunde liegt. Italien hat durchaus nicht jene üppige, lachende Farbenpracht, welche in den Tagebüchern italieniſcher Reiſen blizt und lockt. Es liegt vielmehr auf der Schönheit dieſes Landes ein dünner, kaum ſichtbarer Flor, der die Farben alle mit etwas kreidiger Zuthat verſezt und ihnen jenen zauberhaften Schmelz, jenen verführeriſchen Schein von Ermattung, jene Sieſtenruhe der Schönheit gibt, die auch auf den prangenden und farbenſatten Gemälden dieſes Romans unverkennbar liegt. Mit einem Worte, wer das italieniſche Colorit richtig treffen will, muß die Sehnſucht nach Italien malen, dies ſtille Verlangen nach dem beglückenden Wiederſehn in jenen Gedächtniſſen, die einſt das italieniſche Leben mit raſcher Neugier in ſich

aufnahmen und ſich durch die Stufenfolge von erhebenden Erfahrungen, die vom Fuß der Alpen bis hinunter an den Golf von Neapel gemacht werden, ſchon auf die Wunder des tiefern Südens wie auf etwas weniger Wunderbares vorbereiten konnten. Dieſe Lichter der Sehnſucht, welche in den Romanen unſers Verfaſſers auf ſeine Gemälde geſetzt ſind, dieſes Helldunkel der Erinnerung gibt ihnen einen ſo wunderbaren Lokalreiz und eine ſo ſeltene Wahrheit der Linien und des Hintergrundes, daß man durch dieſe Vorzüge entſchädigt ſeyn würde, wenn der Verfaſſer in ſeinen Geſtalten und Combinationen, in ſeiner Menſchenkenntniß weniger ausgezeichnet wäre, als er es iſt.

Die Deutſchen ſind ein Volk, welches bis jetzt für die Politik nur wenig Talent gezeigt hat. Dennoch pflegen ſie in neuerer Zeit alles nach der Politik zu beurtheilen. Der Verfaſſer des Scipio Cicala imponirte, ſo lange er ſein In-

cognito behaupten konnte. Plötzlich erfuhr man, daß derselbe eine Hauptstütze der conservativen Partei war; in dem Augenblicke hörte der Verfasser des Scipio Cicala auf, für einen großen Dichter zu gelten. Ich weiß nicht, ob ich sagen darf, daß diese Art, Gerechtigkeit zu üben, eines großen Volkes würdig ist. Eines freien Volkes würdig ist sie nicht. Wäre der Verfasser des Scipio Cicala in der Lage, in welcher Lamartine und Chateaubriand sind, kein Franzose würde, wenn auch seine Gesinnungen, doch seinen Styl, seine Phantasie, sein außerordentliches Erzählungstalent in Abrede stellen. Je geringer unsere politische Tüchtigkeit ist, desto eifersüchtiger sind wir darauf. Wir haben die großen Dichter nicht im Ueberfluß, und sollten von dem Verf. des Scipio Cicala und der neuen Medea, in Betreff seiner politischen Meinungen sagen: Tant pis pour lui! in Betreff seiner classischen Ver-

dienste aber ihn auch nicht um einen Stengel an seinem Lorbeerkranze verkürzen.

Die Menschen wollen nur immer Personalitäten, äußre Kennzeichen und Coulissendetails haben. Viele lesen ein Buch, und urtheilen darüber erst, wenn sie wissen, wer der Verfasser desselben ist. Ueber einen Mann, der z. B. hinkt, urtheilen wir schon gleich freier, als wenn wir von ihm nur wissen, daß er ein Buch geschrieben hat. Man hatte nicht nöthig, sich über den Verf. des Scipio Cicala erst bei dem Leumund der Welt zu orientiren; man konnte die conservativen Gesinnungen desselben, mit ihren respektabeln und zweifelhaften Seiten aus dem Romane selbst entnehmen. Ich wies sie dem Verf. damals sogleich nach, wurde durch die spätere Enthüllung des persönlichen Geheimnisses nicht überrascht, und scheue mich nicht, auch dieser neuen Produktion einer reifen und poetischen Beobach-

tungs- und Erfindungsgabe die gebührende Huldigung darzubringen.

Wir sind in den Anfang des 17ten Jahrhunderts versetzt. Wir sehen Neapel, das adriatische Meerufer und Venedig vor unsern Blicken ausgebreitet. Dort ruht die spanische Herrschaft auf einem Volke, welches die Freiheit niemals gekannt hat, und sie in geistigen Dingen viel zu wenig zu behaupten weiß, als daß es den Druck der fremden Ketten gefühlt hätte; hier sinken die stolzen Paläste und Kräfte der venetianischen Republik allmälig auf ihren Lagunenpfählen ein, wie man noch heute mit Bedauern in der Markuskirche sieht, daß der musivische Fußboden derselben sich gesenkt hat und uneben geworden ist. Einige Griechinnen beschäftigen uns, einige Abendländer, die, in der Normandie geboren, auf der spanischen Flotte einiges Ansehen erlangt hatten und vom Dichter wohl in die Nähe der ihrer bedürftigen Vicekönige gebracht werden durften.

Die Liebe braucht hier mancherlei Verſchlingungen, um ihr ewiges Lied, das mit Scherzen beginnt und mit Thränen aufhört, durchzuführen. Bald ſtehen wir auf dem Feſtlande der Geſchichte, bald ſchaukeln wir uns auf dem Nachen der Dichtung, die bald Sonnenſchein, bald Sturm und Gewitter zu zaubern weiß. Das Ganze beginnt wie eine Mythe und endet wie ein Stück ins Meer verſenkter Geſchichte, wo man wohl die Stätte weiß, daß etwas verſiel, aber wo noch keinem Taucher eine glückliche Entdeckung gelungen iſt. Einer dieſer Taucher iſt Prof. Ranke in Berlin. Je weniger er über die Geſchichte einer venetianiſchen Verſchwörung zu Anfang des 17. Jahrhunderts etwas Gewiſſes zu ſagen weiß, deſto mehr konnte der Verf. der Medea darüber Fabeln und ſinnreiche Dichtungen aufſtellen.

Der Verf. verſteht die Kunſt, ſeine Charaktere fortwährend im epiſchen Bereiche zu erhalten.

Sie tragen nie den Sieg über die Darſtellun
ſelbſt davon, ihre Leidenſchaften ſind nur an ih
Schickſale geknüpft, ihre Thaten verwandeln ſi
ſchnell in Ereigniſſe. Nichts ſtört die harmon
ſche Gleichmäßigkeit, mit welcher der Verf. au
die lebhafteſten Situctionen auf den Teppich ſei
ner ruhigen Erzahlung ſticken kann. Das Au
ßerordentliche wiegelt die Darſtellung nicht au
reißt den Faden der Geſchichte nicht ab und zwing
ihn zu keiner neuen Anſpinnung, ein Mißge
ſchick, aus welchem die neure Romantik eine Tu
gend gemacht hat. Die erſten Theile des Ro
manes enthalten wenig Handlung und ſind doch
voll ſpannender Momente. Der Verf., alle dra
matiſchen Reizmittel verſchmähend, eröffnet uns
die Perſpektive des Volkslebens, wo ſeine Erzäh
lung einen Augenblick ruhen muß. Er beobach
tet die Stunde und das Jahr, er läßt die Lokali
täten in einander verſchwimmen, er kömmt ſchon
durch die glückliche Wahl des Stoffes nie in Ver

ſuchung, von ſeinen Situationen abzubiegen, die Momente wahrzunehmen, wo grad' eine vorüberſegelnde Zufälligkeit ihm ein Seil zuwirft, das er erhaſchen muß. Auch die neue Medea iſt aus dem vollen Borne des Lebens geſchöpft, eine organiſche, in ſich gegliederte Kette von Zufällen, die erfunden, und von Erfindungen, die zufällig ſind. Wahrheit und Dichtung verſchlingen ſich zu dem lachenden, heitern, auf ſeine plaſtiſchen Muskeln und Sehnen ſtolzen Reigen der Wirklichkeit.

Wer Romane aus Neugier lieſt, würde einen Auszug aus der Medea weit lieber haben, als die Dichtung ſelbſt. Er wird bei dieſer alle Augenblicke ſich gefeſſelt und gehemmt fühlen, er wird den Gang der Erzählung für das Intereſſe, welches ſie ihm eingeflößt hat, viel zu langſam finden. Wer die Romane dieſes Verf. lieſt, ſoll aber mehr als neugierig ſeyn. Grade in der zitternden Ruhe, ihrer wogenden, meeresgleichen

Bewegung liegt für den unverdorbenen Geschmack ihr größter Reiz. Man folgt, wenn man zu genießen versteht, hier mit Wohlbehagen allen Ausschweifungen, welche sich die Erzählung erlaubt; man lauscht dem Gespräche des Volkes, man betrachtet staunend die Kunstwerke, die der Verf., ein zweiter Philostrat, so beredt in ihrer Bedeutung von der Wand zu lösen versteht. Man hört ihm über die Verwickelungen der Zeit und die politischen Sitten mit lernbegierigem Ohre zu, man prüft die Philosophie, welche der Verf. zur Moral seiner Heldenfabeln macht, verwirft sie vielleicht, sucht sie aber zuvor zu fassen und in ihrem Umfange in sein Verständniß aufzunehmen. Wir haben in der Oper Momente, wo keine Person auf der Bühne ist, wo wir nur den Hintergrund der Scene sehen und doch nichts vermissen, weil wir fühlen, daß dieser Moment nur von den Klängen der Musik, die hier etwas Tiefes zu sagen hat, ausgefüllt werden kann. Diese Augen-

blicke treten oft in des Verfs. Romanen ein und ergreifen mächtiger, als manches, was er geglaubt der Handlung beifügen zu müssen, und was leider diesmal in der Medea zuweilen etwas derb und beinahe undelikat gerathen ist.

Das Interesse, welches ich an der Lektüre dieses Dichters stets genommen habe, glaub' ich auch diesmal nicht besser ausdrücken zu können, als durch einige negative Bemerkungen in Betreff des neuen Romans, die jedoch seinen zahlreichen Vorzügen keinen Eintrag thun sollen. Ich glaube, daß unbeschadet des spannenden Reizes, der in der ganzen Erzählung liegt, doch der Charakter Laura's weder klar gedacht, noch klar gezeichnet ist. Sie ist eine Griechin. Es soll damit etwas ausgedrückt und gesagt seyn, und nirgends tritt sie als solche hervor. Sie ist es nur beiläufig und gleichsam nachträglich. Sie soll Medea verglichen werden. Ihre Zauberkünste bilden, dem Titel des Romans zu Folge, die Hauptgrund-

lage und den höhern Wendepunkt der Erfindung. Wo zeigt dieſelbe aber wohl die geringſte Nothwendigkeit? Würde irgend etwas in der Erzählung anders ſeyn, als es iſt, wenn auch das nächtliche Element der Medea, der Zaubergürtel der Venus, und die Konſtellation der Geſtirne in ihr gänzlich fehlten? Gewiß nicht; dieſe ganze Zuthat liegt außerhalb der Fabel und vermengt ſich nicht, wie Oel nicht mit Waſſer. Es iſt ein ganz gezwungenes und eigenſinnig behauptetes Ingrediens unſres Romanes und in ſeiner durchaus mechaniſchen Verknüpfung mit demſelben um ſo anſtößiger, als ſogar der Titel des Buches, die höhere Weihe deſſelben, davon hergenommen und darin begründet iſt. Man ſieht an Laura nichts Medeenhaftes: ſie iſt ein gekränktes Weib und rächt ſich nach langer den Schmerz und die Erwartung faſt abkühlender Pauſe: ſie könnte jenes ſeyn und dieſes thun, auch ohne die Erinnerung an Medeen, auch ohne die griechiſche Hei-

math, auch ohne den Zaubergürtel, der nur dazu dient, die kurz vorm Schluß etwas schlaff auseinanderfallende Erzählung wieder zusammenzuhalten und aufzuschürzen.

Dieser Vorwurf, den der Verfasser gewiß selbst erwartet hat, würde, in eine entschiedenere Sprache übersetzt, darauf hinauskommen, daß an dem Romane die Hauptsache verfehlt ist und die Mittel weit hinter dem Zwecke zurückblieben. Allein die Milderung desselben liegt eben darin, daß das Hauptinteresse an der Handlung, wie der Verfasser es stellen will, erzwungen ist und dem harmlosen Leser nicht im Entferntesten einfällt, die Medeenkünste an Laura für interessanter, als die Schicksale Jacques Pierres zu halten. Daß Zweck und Ausführung an dem Romane entgegengesetzt wirken, bietet sich bei der Lektüre nicht unwillkürlich dar, man wird dadurch nicht gestört und kann nur den Verfasser bewundern, der doch sonst in Abwägung des künstlerischen

Gleichgewichts ein ſo großer Meiſter iſt und dieſen Mangel an Ebenmaaß nicht bemerkt hat. Der Titel und einige kleine Excurſe über Laura's Zauberei ſind das Einzige, was ſtört. Alles Uebrige geht ſeinen herrlichen, von der Caprice des Verfaſſers glücklicherweiſe ganz unabhängigen Gang.

Der Verfaſſer liebt weibliche Charaktere, die die Leidenſchaft kennen, aber dabei den Gebrauch der Sinne verachten; oder wie ſoll man jene Geſtalten bezeichnen, die nach dem Typus von Porzien im Scipio eingefugt ſind? Laura wetteifert mit Porzien in einer Philoſophie, die ihnen beiden der Verfaſſer als den objektiven, thatſächlichen, von ihm nur copirten allgemeinen Ausdruck der Weiblichkeit unterlegt. Der Verfaſſer will in Porzien und Laura, wo beide ihre frühern Geliebten in dem Augenblick verſchmähen, wo ſie ſich ihnen nur noch aus Sinnlichkeit hingeben, etwas allgemein Weibliches, oder wenigſtens etwas Moraliſches zeichnen; ich glaub' aber nicht,

daß das, was unnatürlich und unwahr iſt, jemals weiblich ſchön und moraliſch ſeyn könne. Hat Laura ſo tief begründete Anſprüche auf die Delikateſſe, mit der ſie von Jacques Pierre behandelt ſeyn will? Kann ſie gegen ihn Empfindungen hegen, die von der Sinnlichkeit abſtrakt ſind? Porzia konnte es gegen Scipio: Porzia war eine Nonne, Scipio ein Renegat: Porzia war eine Jungfrau. Laura iſt weder Jungfrau noch Nonne; ſie war Jacques Pierres Concubine: ſie hat ein Kind von ihm. Noch mehr, Laura iſt nicht einmal geiſtig rein, ſie kann unmöglich bei ihren Zauberkünſten jene Feinheit der Empfindungen bewahrt haben, die ihr der Dichter unterlegen will. Medeas Gefühle müſſen ſinnlicher, ja raffinirender Art ſein. Die Nothwendigkeit der Natur und ihres Charakters verlangt dies ſo. Eine Zauberin, eine wenn auch noch ſo poetiſche Concubine kann nicht jene Scene ſpielen, mit welcher das fünfte Buch ſchließt. Sie würde

bei Jacques Pierres Anträgen immer geglaubt haben, daß, wenn sie nur erst den Leib wieder hätte, die Seele und das Herz bald nachfolgen würden.

Ich sage nichts von der Bangigkeit, in welche mich jene Darstellungen versetzten, wo der Verfasser die deutschen Werbsoldaten so entsetzlich viel Biederkeit und Abneigung gegen die Revolution verschwenden läßt. Ich halte solche Erörterungen, wie sie vom Grafen von Nassau und seinem Hauptmann und später sogar von den Gemeinen ausgehen, für unpoetisch. Ich denke nicht daran, den Verfasser hier sein politisches Glaubensbekenntniß entgelten zu lassen; nicht im Entferntesten. Nein, die Aesthetik grade verbietet solche Episoden, solche direkte Tendenzbeziehungen, weil sie wiederum unwahr, dem damaligen Zeitgeiste ganz unangemessen sind und einen Ton in die Darstellung bringen, die die Darstellung selbst um ihre Rechte bringt. Die deut-

sche gutmüthige Beschränktheit im Contrast zu andern Charakteren, die in Italien, Spanien, wo sie wollen, spielen, schildern, das ist schön und rührend! aber jene bürgerlichen Haustugenden der Deutschen, die nur von ihrem Mangel an Blut und ihrer Kleinstädterei herrühren, diese positiven und sich breitmachenden Beschränktheiten dem leidenschaftlichen, poetischen Feuer anderer Nationen gegenüber in großartige Rechte einzusetzen, das mißlingt immer und macht wenigstens auf Deutsche, die recht gut wissen, woher all unsre Tugenden und Laster stammen, einen widerlichen Eindruck. Der Engländer ist doch wahrlich ein unpraktikabler Egoist und hält sein Land für das erste der Welt. Aber wo er in Dichtungen, die außerhalb Englands spielen, einen Engländer auftreten läßt, thut er es nicht anders, als um ihn lächerlich zu machen. Ich kann die Wahrheit, die in dieser Bemerkung liegt, nicht auseinandersetzen, sie ist im Gemüth be-

gründet, sie ist im idealischen Wesen der Dichtung begründet. Wie kann unser klausrockiger Nachbar in den Gebilden meiner Phantasie einen andern Werth ansprechen, als einen komischen? Wie kann ich ihn unter meine Helden, die ich in Italien oder wo ich will außerhalb Deutschlands sich entwickeln lasse, wie kann ich ihn da anders als satyrisch einführen? Das Beispiel vom Engländer beweise dem Verfasser, daß diese Bemerkung aus einem der Politik durchaus entfernten Gefühle fließt, nicht aus der speciellen Wahrheit der Partei, sondern der allgemeinen und großen Wahrheit der Natur.

Der Schluß der neuen Medea ist ergreifend schön. Nur wer die nächtliche Stille venetianischer Lagunen kennt, begreift die Melancholie, welche auf dem Tode der Helden des Romanes liegt. Auch der Wassertod entspricht auf verlockend zauberische Weise den in der Ferne gesungenen Stanzen aus dem Tasso. Das sterbende

Jeruſalem wird getröſtet durch das befreite. Eine tiefe Lähmung aller elaſtiſchen Springfedern des Gemüthes bemächtigt ſich unſrer. Wir enden die Lektüre, indem wir die Grauſamkeit der Erzählung verwünſchen und dem Dichter danken, daß er auf das grelle Finale doch eine ſo ſchwärmeriſch verſöhnende Dämpfung zu legen wußte. Sie ſterben alle, ſie ſterben ſchmerzlich dahin: aber ſie ſterben nicht ohne Hoffnung, ſie ſterben, weil ſie müſſen, und wir weinen nicht einmal, weil eine ſanfte verſöhnende Abendruhe über uns kömmt und wir im Tode hier nur mit Auferſtehungsgedanken geweckt werden.

IV.

# Karl Immermann.

In seinem neuesten Werke, dem ersten Romane, den er geschrieben, „die Epigonen," spricht Karl Immermann von einer Literatur der Einsamen, der er sich nur noch zu widmen getraue und deren Beifall ihn seine Impopularität vergessen lasse. Wie persönlich auch das Motiv dieses Ausspruches seyn möge, so ist doch zuverlässig anzunehmen, daß diejenige Theilnahme, welche Immermann vermißt, nicht blos für ihn nicht vorhanden ist, sondern überall und Jedem fehlt, da ein Subjekt derselben überhaupt gar nicht existirt. Eine Literatur mit nationaler Acclamation liegt außer dem Bereiche dessen, was wenigstens für jetzt noch in Deutschland möglich ist. Die Unmöglichkeit liegt in den Umständen, vor

allen Dingen aber in dem, daß man einer eingreifenden, mächtigen und schlagenden Literatur nicht zu bedürfen scheint. Denn, wäre sie ein Bedürfniß, sie würde bald vorhanden seyn. Das achtzehnte Jahrhundert und sein Wendepunkt glühten Idealen und Ahnungen entgegen, beide Zeiträume strebten dahin, die Sphäre des Thatsächlichen zu überschreiten und statt der alten eine neue Welt zu finden. Unsere Zeit dagegen, geboren aus dem Transscendentalismus, drängt in die alten Gleise zurück und will Wirklichkeit, während man früher von der Wahrheit sprach. Die alte Zeit war Revolution, die neue ist Constitution. Wenn in der neuen Zeit alle Interessen sich drängen, um an die Reihe und das Ihrige zu kommen, so wird nur die einzige Literatur vergebens warten, und lange nicht wieder Dasjenige werden, was sie einst gewesen ist.

So richtig demnach im Allgemeinen Immermann's Ausspruch ist, so ist er es doch nicht

mehr, wenn er ihm eine persönliche Beziehung auf sich selbst gibt. Immermann wird eine gewisse geistige Regsamkeit, die in Deutschland nur durch die unglücklichsten Umstände gänzlich fehlen könnte; nicht abläugnen können, er wird sogar ein wogendes Mehr oder Weniger in verschiedenen Jahresläuften in diesem Betracht zugeben müssen. Immermann hat Recht, wenn er der Restaurationsperiode eine größere ästhetische Mündigkeit zuspricht, als der Gegenwart; aber er erwägt hiebei kaum, daß seine eignen Aktien (und auf diese scheint es ihm doch anzukommen) seit der Julirevolution günstiger gestellt sind, als sie es früher waren.

Wie trat Immermann auf? Seiner selbst sich nur ziemlich unklar bewußt. Er begann sogleich mit einer Manier, die aus seiner Stimmung entsprang, und diese Stimmung war ohne Grundsätze, war die Folge einer Menge mehr oder minder starker Antipathien. Immermann's duali-

ſtiſche Natur ſprach ſich beſonders darin aus, daß er dasjenige mitmachte, was ihm verhaßt und ſogar lächerlich war, daß er romantiſirte, daß er Shakeſpeare nachahmte, und doch nichts ſo ſehr haßte, als die Romantik und die Shakeſpearomanie. Durch dieſen Zwieſpalt verlor Immermann's erſte Poeſie ihr gläubiges Colorit, ſie war das Produkt einer Beſtrebung, die ſich ſelbſt ironiſirte. Sie iſt es ſogar noch immer, wenn man bedenkt, daß es lange keinen Autor geben wird, der im Ton, in ſeiner Haltung, in ſeinem Haſſe gegen die Illuſionen und der bedachtſamen Berechnung ſeiner Poeſie ſo viel Aehnlichkeit mit Göthe hat, und daß Immermann dieſen vor Allen mit Mißgunſt und Haß verfolgt.

Hatte Immermann bisher nur die Kritik beſchäftigt, ſo ſchien es, als ſollten nun ſeine hiſtoriſchen Dramen eine gröſſere Theilnahme finden. Der Anlauf war glücklich, man wollte ihm offenbar wohl im Publikum, aber das Echo blieb

aus, oder der Dichter unterſtützte es nicht; denn Heinianismen, Merlin und Aleris waren wahrlich keine Unterſtützungen Friedrichs und Hofers. Von Merlin klagt der Verfaſſer der Epigonen, von Merlin, daß er ihm das liebſte unter allen ſeinen Kindern geweſen wäre, von Merlin, den Niemand geleſen hat, leſen wird, und ich füge hinzu, den Niemand leſen kann: ſollte der Widerwillen auch nur daher rühren, daß für die Nichtkenner der deutſchen Sage ein Bruchſtück derſelben zu wenig war, für die Kenner derſelben aber des Geborgten viel zu viel; man ſah in dieſer Dichtung nur Bekanntes, und als Eigenthum Immermann's nicht mehr, als eine willkührliche Auslegung davon, eine allegoriſche Deutung. Eben ſo iſt Aleris eine kalte, moskowitiſche Produktion. Die klaſſiciſirende Kürze derſelben wirkt, wie jede Affektation froſtig, das Originelle iſt hier nur noch wunderlich.

Mit dem „Reiſe-Journal" endlich floß das

Maaß der Impopularität über; und doch begann von hier aus die poetiſche Erſcheinung Immermann's mit ſpezieller Rückſicht gewürdigt zu werden. Einige junge Kritiker bedurften eines Namens, den ſie der romantiſchen Schule gegenüber halten konnten, und wählten dazu Immermann. Es iſt wunderbar, während ſich Immermann durch die politiſchen Anzüglichkeiten und vornehmen Läſterungen in jenem Buche vor einer Klaſſe der Nation den letzten Reſt gab, verſuchten ihn gerade diejenigen, welche die Freiſinnigſten ſind und am wenigſten auf Formen ſehen, für eine Merkwürdigkeit auszugeben, brachten ihn unter einen neuen Geſichtspunkt, und thaten dies mit ſo glücklichem Erfolg, daß Immermann Unrecht hat, von einer Literatur der Einſamen in dem Sinne zu ſprechen, als müßte er unter den Deutſchen auf Anerkennung verzichten. Von uns kann er ihrer immer gewiß ſeyn, und wir eilten, das Publikum auf die Erſchei-

nung der Epigonen dringend aufmerksam zu machen. Sie entfalten ein buntes und anziehendes Gemälde von scharfsinnig combinirten Verwickelungen, sie geben Charaktere von täuschender Wahrheit, sie geben zuletzt einen Charakter, der der interessanteste von Allen ist, den des Verfassers selbst.

Der Held des Romanes, Herrmann, ist vortrefflich gezeichnet; gleichgültig durch sich selbst, interessant durch seine Begegnisse. Das herzogliche Paar, Wilhelmi, der Oheim, Alles wie lebende Bilder aus der Wirklichkeit, Medon, seine Frau und die Andern keine Schattenbilder, Flämmchen, eine Mignonszuthat, unwahr, doch nicht störend. Die Fabel spannend und richtig angelegt, die Situationen mehr als Coulissenwahrheit, das Detail zuweilen etwas geschwätzig im ersten und zweiten Theil, Schlaglichter sparsam, oft mißlich (z. B. das Skelett des jungen Freiwilligen), oder gemischt aus Plus und Mi-

nus (z. B. der alte Diener), überhaupt in dieſer Sphäre etwas zu ſtarke Romaneningredienzien; dagegen zahlloſe Lichtpunkte, von welchen keiner ſo glänzend, wie die am Schluß befindlichen Briefe des verſtorbenen Grafen, ein Meiſterſtück, wenn man den hier überraſchend richtig getroffenen Jubel- und Freundſchaftston des enthuſiaſtiſchen achtzehnten Jahrhunderts zu würdigen verſteht. Die künftige Frau des Helden iſt in ihrer beſchränkten Nüchternheit der einzige Mißton. Die Sprache dagegen glättet alle kleinen Höcker aus. Man wird ſelten einer Diktion von dieſer Schönheit begegnen, wie ſie Immermann hier entfaltet.

Und doch drücken alle Züge, die hier genannt ſind, den eigenthümlichen Reiz des Werkes noch nicht vollkommen aus. Es fehlt noch eine Farbe, wenn wir das Ganze copiren wollten, die originelle, trotzige, polemiſche, oft ärgernißgebende, immer aber höchſt aufrichtige Weltanſicht

des Verfassers. Um dies kurz abzuthun: Burschen- und Deutschthum kommen schlimm weg. Auf den neuern Liberalismus kömmt zufällig nicht die Rede; dagegen entwickelt sich an Stellen des Buches oft eine Freimüthigkeit, namentlich über die Verhältnisse eines großen Staates, dem der Verfasser im Uebrigen zugethan ist, daß man für ihn besorgt werden möchte. Die Thorheiten der nördlichen Hauptstadt werden bitter gegeißelt. Man konnte sich auf Widersprüche von dorther gefaßt machen, die um so nachdrücklicher seyn dürften, da Immermann Fragen berührt, die über die Privatsphäre oft in die öffentliche hinüberstreifen. Vieles ist persönlich und fast immer ergötzlich. A. W. von Schlegel tritt im ersten Bande, wie er leibt und lebt, auf. Manche andere persönliche Beziehung ist leicht erkennbar, wenn auch dunkler gehalten.

Es kämpfen in Immermann zwei Elemente: Verstand und Phantasie. Es sind zwei Pole,

denen alle seine Produktionen zusteuern; die Differenz derselben fehlt oft, zuweilen ist sie da, als Gemüth, als negatives Gemüth. Es ist wohl der Mühe werth, sich eine so eigenthümliche Complication recht klar zu machen. Immermann haßt Alles, was mit Illusionen eine Aehnlichkeit hat. Er würde es für thöricht, für albern an sich selbst halten, wenn er plötzlich die Augen verkleinerte und ein Gefühl aus dem Rocken des Herzens herausspänne, ein Gefühl, das ein primitives Recht zu haben behauptete. Immermann kämpft gegen die Ironie seiner selbst, er möchte Produktionen geben, wo er dann in die Verlegenheit käme, primitive Gefühle, Zärtlichkeiten, aprioristisches Sichhaben und Schönthun zu zeichnen, er liebt die Gefühle; aber nur die vermittelten. Er möchte nie ein Gefühl billigen, das seine Fäden ausstreckte, und rastete und thäte, als wenn ein Gefühl etwas thun könnte; sondern seine liebsten Gefühle sind die rückschlagenden, die weh-

müthigen, die verzweifelnden, kurz diejenigen, die den Entschlüssen auf der Ferse zu folgen pflegen. Ich bezeichne hier schon die Wirkung. Die Ursache ist Immermanns helles, klares Auge, sein stolzer, freisinniger Kopf, seine Mißachtung aller Schwebelei und tastenden Idealistik. Dazu kömmt eine unläugbare dichterische Prädestination, eine bestimmte thetische Schöpfungskraft, nicht blos in der Abfassung, sondern auch der Auffassung, in der Einbildungskraft, die gar rege und erfinderisch bei Immermann ist, zur Genüge bewiesen durch sein Talent für die Naivetät des Mährchens. So gährt in diesem Manne ein ganz eigenes Leben: unaufhörlicher Reiz zur Poesie und dabei eine ihn niemals verlassende schnurgerade Verständigkeit. Den ersten bildete er an sich aus und schrieb und schrieb, und die letzte machte wieder, daß ihn nichts befriedigte, daß es ihm selten war, als hätte er sich durch eine seiner Schriften ausgesprochen. Er liebt

Merlin. Warum? Weil er glaubte, daß er in diesem einzigen Werke sich in der That ausgesprochen hätte, weil es ihm war, als hätte er eine Last von sich abgeschüttelt. Und diesem Merlin fehlt doch die Wirkung einer solchen Ueberzeugung. Das ist erklärlich: weil Merlin ohne Poesie und Gemüth ist, weil er nur eine abgegebene Erklärung ist. Merlin ist nicht so dualistisch, wie Immermann's Natur. Wär er dies, so müßte er rührend wirken durch jene negativen Gefühle, welche aus der Dialektik des Verstandes und des Herzens zu entspringen pflegen. Erst die Epigonen erreichen das, was Immermann erstrebt und sprechen auch darum so sehr an. Hier treten verschiedene Charaktere auf, wo der eine Verständige die Meinung des andern Gefühligen widerlegen kann, hier erzeugen sich wehmüthige, und jedenfalls immer klare und bestimmte Contraste. Der Dichter fühlt sich befriedigt und befriedigt dadurch auch den Leser. Es fehlt an

den alten Mißlichkeiten freilich auch hier noch nicht. Vieles iſt auch nur da, um dem nächſten Reiz zur Poeſie zu genügen, Flämmchen, die Alte, die Skelette, das ſind Dinge, die Immermann ſelbſt ſchon mißlungen und unausgegohren ſcheinen, indem er ſie aufſetzt: weil dies nur die Früchte einer nebuloſen Einbildungskraft ſind, weil der Dichter nicht fühlt, daß er damit etwas Reelles ausgeſprochen hat. Aber der Arzt, der Prieſter, der Herzog, der Oheim, Wilhelmi, das ſind Geſtalten, in welchen er ſeine Seele ausgehaucht hat, wo ſich Kopf und Herz begegnen, in denen poetiſche und ergreifende Dialektik webt.

Dies iſt der Charakter der Immermannſchen Poeſie. Man nehme nun die Faktoren, aus denen ſie beſteht, ſo hat man das Bedeutſame ſeiner Raiſonnements, dieſe anregenden Meinungsabgaben, welche in den Epigonen mit den Erlebniſſen abwechſeln. Der durchgreifende Ton aller der geiſtreichen, dem Romane einverleibten

Betrachtungen ist Unbehaglichkeit, eine Mißstimmung, ohne Hypochondrie zu seyn, ein Gefühl, daß es anders seyn solle in zahllosen Dingen, als es ist, kurz ein malkontentes stilles Brüten, dem ach! sobald nicht Genüge kommen kann und wird, und wo es schon ein großes Glück ist, wenigstens für die Poesie davon einige bleibende, unsterbliche Vortheile zu ziehen.

V.

# Varnhagen von Ense.

Man wird die von Varnhagen von Enſe herausgegebene Gallerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel gewiß nur mit einem anfangs ungünſtigen Gefühle in die Hand nehmen. Man wird die Zärtlichkeit des Herrn Varnhagen für ſeine verſtorbene Gattin wohl begreifen können, aber unwillkührlich dieſer Pietät widerſtreben, wenn ſie ſtationär werden ſollte. Dennoch leg' ich hier gern das Zeugniß ab, daß ich, ſo widerſpenſtig meine Empfindung gegen dies neue Buch war, mich dennoch tief in daſſelbe verleſen und nicht anders als mit dem Gefühle einer mächtigen Stärkung des Geiſtes und Herzens von ihm ge-

trennt habe. Die Vorrede, mit welcher der Herausgeber dieſe Memoiren einleitet, begünſtigt die Geneigtheit des Leſers nicht; denn es iſt freilich keineswegs ſo richtig, was Herr Varnhagen über die Scheu der Zeitgenoſſen vor den Veröffentlichungen des Privatlebens ſagt. Im Gegentheil, dieſe Scheu hat ihre vortreffliche Begründung, und wenn ſie widerlegt werden ſoll, ſo bedarf es dazu ſehr einleuchtender und dringender Motive. Herr Varnhagen mußte nicht gegen jene Scheu vor Veröffentlichung polemiſiren, ſondern die Gründe angeben, warum ſich diesmal eine Ausnahme geſtatten ließ. Wir danken ihm ſehr für eine planloſe Umackerung des Privatlebens, wo aller verborgener Staub an's Sonnenlicht käme, wenn dies Verfahren von keinem für die Kunſt, Wiſſenſchaft, Philoſophie erheblichen Geſichtspunkte ausgehen ſollte. Rahel war ein Phänomen. Aber dieſe Bildnißgallerie trägt durchaus nicht dazu bei, ſie als

solches weiter zu erklären. Es ist darin von ihr wenig und im Wesentlichen fast gar nicht die Rede. Das Interesse soll sich auf Personen des obscursten Namens lenken, auf Landedelleute, die mit der Frau in Briefwechsel standen, auf einige gute Freundinnen, einige Offiziere und Künstler, und im Grunde nur auf drei oder vier Namen, welche dem großern Publikum bekannt sind. Kurz das unmotivirte Interesse, welches wir an diesen Personen nehmen sollen, ist uns durch die Vorrede nicht klar und wird es erst durch das Buch selbst. Wir sagen nur, daß Herr Varnhagen ein Wesentliches unterlassen hat, und versprechen, durch das später Folgende sein Versäumniß nachzuholen.

Die biographischen Andeutungen über den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und den Ritter von Gentz sind Meisterstücke. Bei jenen liegt der Zauber in der Zuthat einiger Briefe von der Hand des Prinzen, bei diesen in einer Frei-

müthigkeit, die hier den Verfaſſer auf genialiſche Weiſe überkommen hat. Prinz Louis richtet an Rahel einige Briefe über den Charakter ſeiner Geliebten, die von einer ſo hinreißend ſchönen Geſinnung, von einer ſo heiligen Zerknirſchung diktirt ſind, daß ſie jedes empfindende Herz zu Thränen rühren müſſen. Ein Fürſt von der edelſten Dispoſition, ausgeſtattet mit ſeltenen Gaben des Geiſtes, zugänglich allen ungemeinen Ideen, aber ohne Stoff für ſeine glühende Thatkraft und ſich ſelbſt verzehrend, ſein Gutes ſogar verzehrend, ein Charakter ſo heterogener Zuſammenſetzung, daß man nur im Alterthum, in der Zeit der Alcibiades, für ihn ein Gegenbild finden möchte — dies war Prinz Louis. Aber ſeine Briefe an Rahel ſchließen uns noch mehr auf, ein Herz, das uns rührt, weil es reſigniren kann, eine Empfindung, für welche man nur Worte hat, wenn man ihren äußern Ausdruck beſchreibt, Lächeln durch Thränen, das roſige, ſcheinbar

hoffnungsvolle Antlitz eines Weſens, das nichts mehr hofft. Prinz Louis zieht dem Heldentode entgegen: wie beichtet er über ſeine Geliebte! Nicht daß er ſie anklagt, ſich ſelbſt verwundet er mit ſeinen Worten. Sie hätte ein gutes Herz, ſchreibt er, aber ſie hätte es ſo tief in Verderbniß, ihm zu Liebe, ſinken laſſen, daß ſie über jeden edlen Anflug ihrer Geſinnung erröthe, als müßte ſie ſich deſſen ſchämen: auf der Tugend ſich zu überraſchen, ſetze ſie in Verlegenheit: etwas Gutes zu ſagen, ſchiene ihr ſchon ſo viel, als etwas Unpaſſendes ſagen! An dieſe Klagen knüpfte ſich die Entſagung der Welt, ein Ueberdruß am Leben, ſo aufrichtig und erhaben, daß man ihm glauben müßte, ſelbſt wenn nicht der Schlachttag von Saalfeld kurz nach dem Datum des Briefes gefolgt wäre. Er hatte auf Alles verzichtet, nur auf Eines nicht, was er auch fand, den Tod.

Auch die Biographie des bekannten großen

Staatsgehülfen Gentz (Staatsmann kann man ihn wohl nicht nennen) macht einen elegischen Eindruck. Also dies war jene conservative Philosophie und Beredtsamkeit, die dem Geiste der Zeit die Spitze bot? Was Herr Varnhagen hier erzählt, ist neu, ächt, das hatten nur Wenige wissen können, und gut ist es, daß es jetzt Alle wissen. Dem Talent des Verstorbenen alle Achtung, immerhin, wenn man es nicht zu hoch anschlägt; seinem Charakter Mitleid! Dies war kein Mann; dies war ein Kind, ein verzogenes, naschhaftes, furchtsames, vor Bärten furchtsames, spielerisches Kind, ein Kind mit tausend Bedürfnissen, nicht bös, aber reizbar und in den meisten Dingen unerträglich. Herr Varnhagen schlägt das Talent seines Gegenstandes hoch an und sagt doch selbst so geistreich, es habe zwischen dem Tiefsinne und dem Witze mitten inne gewebt. Aber ein Talent, was weder das Eine noch das Andre von diesen beiden Gränzen ist,

was kann es viel bedeuten? Einen Katheder; kaum möchte der Verſtorbene dazu tüchtig geweſen ſeyn. Phraſeologie? Das ginge vielleicht. Jener Mann hatte den Vorſprung, daß die Adoption der engliſchen Politik, die Anerkennung Smiths für ſeine Zeit etwas Neues war. Er adoptirte Beides, ließ ſich dafür bezahlen, und konnte ſich auf die Länge doch in der That nur durch dasjenige halten, was zwiſchen dem Tiefſinne und dem Witze in der Mitte liegt, durch ſeine Mittelmäßigkeit. Sein Styl war glatt, weil dies in ſeinem Inhalte lag: er war glänzend ſogar, aber vom Fett: wer kann läugnen, daß die berühmten Perioden dieſes Mannes ein wenig ſchwülſtiger und ſogar ſchwerfälliger Natur ſind. Was dieſer Mann ſeinen Styl nannte, das iſt kein Styl mehr, ſeitdem ſich die Rhetorik aller Nationen durch ihre Geſchichte revolutionirt hat.

Jetzt ſollen aber die übrigen Bildniſſe des

Buches nicht um soviel zurückstehen, als wir zwei davon herausgehoben haben. Einige Frauen ausgenommen, sind alle übrigen Charaktere sehr stark aufgetragen, durch sich selbst, durch die Zeit. Nicht Geschichte ist es, was sich hier darbietet, aber Leben durch die Geschichte, in ihr und bei einigen starken Seelen über die Geschichte hinaus. Es ist die interessanteste und eine zum großen Theil noch unbeantwortete Frage: Was war der Mensch, als Mensch, als ein Wesen mit Gefühl und Urtheil, zu jener Zeit als Rom fiel, als die Hierarchie stieg, als Unzähliges sich ereignete, das nur die Folge von Thaten, einzelnen Handlungen, Glück oder Unglück war, das die Menschen überraschte und die ganzen Menschen nicht absorbiren konnte? Dies zu sagen, ist der Zweck der Geschichtsphilosophie; denn der Zweck der Geschichte, den diese Philosophie doch bestimmen will, ist der Mensch und sein individuelles Leben, nicht die That oder

ein allgemeines ideelles Ziel. Wie wirkten Schlachten, Friedensſchlüſſe, neue Philoſophieen, nicht in der Politik und Wiſſenſchaft, ſondern im Boudoir, in der bürgerlichen, menſchlichen Exiſtenz, im Verhältniß zur Sonne, die ich alle Tage ſehe, zu jenem Spaziergange, den ich täglich mache, und wenn es Staatenumwälzungen und leibhafte Götterſöhne regnete? Ich darf, um den Wunſch zu bezeichnen, nur auf ſeine Befriedigung verweiſen, auf die denkwürdigen Details, welche dieſe Bildnißgalerie über die intereſſirte Paſſivität in der Geſchichte veröffentlicht. Hier zieht ſich individuelles Leben und Glauben, Hoffen und Meinen durch Perioden, die nicht hiſtoriſch einſeitiger ſeyn können; hier tritt man hinter die Couliſſen der Tragödien und ſieht die Mienen genauer an, welche man machte, als Cäſar fiel und ein Chriſtus ſtarb. Nur aber Gebildeten iſt der geheime Zauber des Buches verſtändlich. Man muß ſich für das Meiſte die

eigenen Commentare geben und Maasſtäbe beſitzen, um verwandte und angränzende Verhältniſſe ausmeſſen zu können.

Dies iſt jedoch alles nur Lob. Es fehlt noch die Charakteriſtik; und dieſe ſchließt ſich eng an Immermann's Epigonen. Wie unlieb es den Verfaſſern ſeyn mag, ich kann nicht verſchweigen, daß der Grundton ihrer beiden Bücher ein malcontenter iſt. Und dieſe Unbehaglichkeit liegt nicht einmal in der Zeit, ſondern in Verhältniſſen, die freilich ſo autoriſirter Natur ſind, daß ſie einen großen Theil der Zeit ausmachen. Immermann kämpft mit erdichteten Perſonen gegen ſeine Umgebungen, Varnhagen mit wirklichen. Jener läßt die Phantaſie, dieſer die Vergangenheit ſprechen. Beide ſtreben nach Anerkennung, jener nach einer Anerkennung, die er noch nicht hatte, dieſer nach einer, die er in gewiſſen Verhältniſſen verloren zu haben ſcheint. So bedenklich es iſt: dieſe Stimmungen müſſen

genauer bezeichnet werden, ſie dürfen ſich nicht verſtecken, ſondern ſie ſollen ſich geltend machen und ſo viel Muth entwickeln, als den Charakteren, die verſtimmt ſind, zu Gebote ſteht. Dieſe Bildnißgalerie iſt ein polemiſches Buch, und die Widerſprüche, die ſich von Berlin aus dagegen bereits erhoben, beweiſen, daß man ſehr gut verſtanden hat, was Herr Varnhagen von Enſe mit ſeinen Rahelreliquien eigentlich zu verſtehen geben will.

Was will der Herausgeber mit ſeinen Bildniſſen? Er will zeigen, was die Vergangenheit war, und nicht allein dies, ſondern indirekt klagt er auch die Gegenwart an. Was hat er an ihr auszuſetzen? Das iſt eine Aufgabe geblieben für uns, ein Räthſel, welches man ſich ſelbſt löſen muß. Immermann hat ſich ſchon deutlicher ausgedrückt; Jener ſagt: „Das Unglück unſerer Zeit beſteht darin, daß die Regierten mehr Geiſt beſitzen, als die Regierenden.“

Nun iſt dies wohl zunächſt kein Unglück; es wird erſt eines, wenn die Regierenden glauben, den Geiſt, welchen die Regierten beſitzen, ſich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Worte, wenn etwas fehlte, ſo wär' es dies: daß die Autoritäten nach unten hin ſtreben; und zwar negativ, ſtatt daß wir ſeit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet ſahen, mit poſitiver, die Wahrheit und die Ewigkeit ſuchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunſt die idealiſtiſche Tendenz, ſie beſchützt die Wiſſenſchaft und die Kunſt, aber ſie macht ſie nicht zu ihren Verbündeten; ſie verräth nirgends, daß ſie keine andern Rechtsſätze vertheidigen wolle, als die ſie von der Freiheit und der Philoſophie heiſchte. Es fehlt unſerer hiſtoriſchen Exiſtenz ſeit länger als zwei Dezennien die ſchöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man ſcheint dasjenige, was man beſitzt, nur erhalten

zu wollen. Die Literatur iſt zurückgeſetzt und auf eine lange Unthätigkeit verwieſen. Denn wo die Literatur nicht mehr die Möglichkeit hat, etwas verwirklichen zu können, da muß ſie ohnmächtiger Schein werden und ſich auf hermaphroditiſche Weiſe ſelbſt befruchten. Ich klage Niemanden an: es mag in den Verhältniſſen liegen und Niemand daran vielleicht mehr Schuld tragen, als die Literatur ſelbſt.

Man müßte in zu viel mißliche Details eingehen, wollte man alle die Punkte bezeichnen, gegen welche Herrn Varnhagen's Mißſtimmung gerichtet zu ſeyn ſcheint. Da würden politiſche, religiöſe, literariſche und converſationelle Fragen aufgeworfen werden müſſen. Wir wollen nur als deutlich in ſeinem Buche ausgeſprochen den Unmuth bezeichnen, den er über die Scheu vor dem Offenbaren empfindet. Man hat ihm Indiscretionen vorgeworfen, und er antwortet, indem er im Sinne ſeiner Gegner neue und größere,

als früher, begeht. Er leidet an der fremden Verſtocktheit, welche, den Werth der Zeiten nicht begreifend, auf ihre Archive ein ſiebenfaches Siegel legen möchte, und ächt ariſtokratiſch es für eine Sünde gegen die Enkel hält, wenn man von den Großeltern ſagt, daß ſie menſchlich dachten und empfanden, und größer noch, als wir. Wenn Herr Varnhagen nicht ganz gerechtfertigt daſtehen ſollte, ſo wäre dies nur aus dem Grunde, weil er ſeine Abſichten nicht bezeichnet und freilich nur in einer redſeligen Mittheilungsluſt befangen ſcheint, die Niemand begreifen kann, der nicht weiß, was dahinter verborgen iſt. Wenn er behauptet, man ſolle ſich nicht vor der Vergangenheit fürchten, ſo iſt das nicht genug. Er muß mehr ſagen. Er muß ſagen, daß er der Gegenwart einen Spiegel vorhalten wolle, daß er in dem Neuen etwas vermiſſe, worauf er uns durch die Erinnerung an das Alte aufmerkſam machen möchte. Wir fordern Herrn Varn-

hagen auf, gegen ſeine Gegner und Verehrer gleich aufrichtig zu ſeyn, und die Gelegenheit der Angriffe auf ſein neues Buch dahin zu benutzen, daß er ſo offen wie Immermann ſein Verhältniß zu der Tageslage ausſpreche. Er denke ſich einen Staatsmann, der etwa ſagte: Ach, was Schriftſteller! Wir brauchen keine Schriftſteller! Und gegen dieſen richte er, was er zu ſagen hat, und was ihm gewiß ſchon längſt auf der Zunge brennt! —

VI.

# Leo und Dieſterweg.

Die Lorinser'sche Fehde wegen der Unterrichtsstunden und der Schwindsucht in den Gymnasien ist noch lange nicht beigelegt und schon entspinnt sich ein neuer Kampf, welchen Schulmänner über die Universitäten führen. Alles was man gegen Lorinser gesagt hat, kommt auf keine Beweisführungen, sondern auf mehr oder minder dreiste Versicherungen zurück. Die Gymnasiallehrer, die gegen ihn geschrieben haben, werden sich nur durch ihr vorgesetztes Ministerium die Stundenanzahl, die einmal für den Unterricht bestimmt ist, nehmen lassen, und sie haben Recht, auf diese Zahl eifersüchtig zu seyn, weil sich ohne eine allgemeine Veränderung unseres

Erziehungssystemes die Masse des Stoffes, der gelernt werden muß, schwerlich anders überwinden läßt. Die Streitfrage über die Universitäten ist schon lange an der Tagesordnung. Seit Kurzem etwas eingeschlafen, wachte sie in zwei Schriften mit so viel Lebhaftigkeit wieder auf, daß sich darüber eine hitzige Debatte entzündete. Wir meinen die beiden Schriften von Diesterweg und Leo.

Herr Diesterweg, Seminardirektor in Berlin, und mannigfach verdient um den deutschen Elementarunterricht, griff die gegenwärtigen Universitäten in einer kleinen Schrift mit wohlmeinender und muthiger Gesinnung an. Er zeigte zuerst, was die Universitäten seyn sollten, und schilderte darauf, was sie sind. Er beantwortete die Frage: Was braucht man zu lernen? Er reduzirt den Stoff des Universitätsunterrichts auf feste traditionelle Ueberlieferungen, schließt alle Erörterung schwebender polemischer Fragen aus, und verlangt endlich mit Franz Theremin,

um einen nützlicheren Wechselverkehr zwischen Lehrenden und Lernenden zu erzielen, die Einführung der dialogischen Methode. Herr Diesterweg will die Universitäten zu pädagogischen Instituten machen. Er verlangt von den Professoren, daß sie nicht gerade Matadore ihrer Wissenschaft zu seyn, aber desto mehr Lehrertalent zu besitzen brauchen; er verweist die eigentlich spekulirende, erfindende, die höhere Gelehrsamkeit auf Akademien. An diese Vorschläge reihen sich Schilderungen des gegenwärtigen Universitätslebens, die mit den grellsten Farben aufgetragen sind. Die Universitäten sind für ihn nicht blos unnütze Tretmühlen, was die Wissenschaft betrifft, sondern auch stinkende Kloaken, was die Sitten betrifft. Er steigt bis in die schmutzigsten Details hinunter, um seine Anklagen zu rechtfertigen; und mit Billigung würden wir ihm auch dahin folgen, wenn nur seine Anklagen gerecht sind.

Herr Leo, der bekannte Historiker, erklärt sie in einer so eben erschienenen Gegenschrift für ungerecht, anmaßend und frech. In seiner bekannten rücksichtslosen Manier sucht Herr Leo alle Beschuldigungen des Anklägers zu widerlegen. Herr Leo vertheidigt nicht, er will nur entschuldigen; er will nur nachweisen, daß die Vorschläge des Herrn Diesterweg für die Universitäten auf einer gänzlichen Unbekanntschaft mit diesen Anstalten, wie sie waren, beruhen; er widerspricht der allerdings wunderlichen Behauptung, daß der gegenwärtige Zustand der Universitäten verdorbener wäre als früher, und beweist aus der Geschichte dieser Institute, daß die Gemeinheit und Barbarei, welche ehemals auf den deutschen Universitäten herrschten, für unsere Zeit etwas Unglaubliches und um so mehr etwas Unmögliches wäre. Herr Leo bewährt sich auch in dieser Schrift wieder in eigenthümlicher Gewandtheit, und man kann gar nicht in Abrede

stellen, daß Herr Diesterweg von ihm, wenn auch nicht in seinem guten Willen, doch in der Schrift, wodurch er diesen ausdrücken wollte, auf eine siegreiche, beinahe ergötzliche Weise widerlegt ist.

Der Unterschied zwischen beiden Ansichten ist der, daß Herr Diesterweg das Uebel in den Professoren, Herr Leo in den Studenten findet. Der Erste wirft den Professoren Unfähigkeit, Gemeinheit, Egoismus vor; der Letztere dieselben Eigenschaften den Studenten. Herr Leo sagt: Wir bekommen die Studenten aus den Hauptstädten und der Provinz, aus der untern Sphäre sehr oft versteckte, gemeine und aus dem Halse riechende Charaktere; aus den höheren verzogenen, längst schon sinnlich erregte, oft bereits liederliche Charaktere; wie soll man auf Menschen wirken, die sich schon in dem Grade Selbstständigkeit zutrauen, daß sie die ihnen mißfallende Aeußerung eines Professors mit Fenstereinwurf bestrafen? Herr Diesterweg wird wahrscheinlich

darauf antworten, daß man den Studenten den Raum nehmen müsse, ihren gemeinen Sinn auf eine solche Weise kund zu geben; daß man die Universitäten in höhere Lehranstalten mit pädagogischer Disciplin verwandeln, und in einem Staate, wo Alles gehorche, auch diese Uebermüthigen zum Gehorsam zwingen müsse. Dies stellt Herr Leo vielleicht nicht in Abrede, beklagt aber dann, daß mit der Veränderung der bisherigen Gestalt der Universitäten auch den jugendlichen, für das öffentliche Leben sich bildenden Gemüthern die Möglichkeit einer festen Charakterentwickelung genommen würde, die Möglichkeit, gut und gescheidt zu werden durch sich selbst.

Die Intention des Herrn Diesterweg ist wahrlich lobenswerth. Er verlangt Turnplätze, Korporationen, große Ideen, die das Gemüth der Studenten ergreifen müßten. Er spricht mit humaner Wärme und Entschuldigung über die Verirrungen der Demagogie, er ist für Reli-

gion und Sittenreinheit schwärmerisch eingenommen. Allein die Blößen seiner Schrift liegen in einer Angewöhnung, die er seinen Beiträgen zur pädagogischen Literatur verdankt. Diese Herren Philanthropen und Volksschulen-Seminardirektoren schreiben sich bei ihren meist für sehr beschränkte Köpfe bestimmten Büchern in eine eigene Ansicht und Behandlung der Dinge hinein. Das ewige Constituiren, Verfassen von Schulplänen, das Classifiziren gewöhnt an eine vorschnelle und dreiste Art, das Vorhandene zu negiren und im schwärzesten Lichte zu sehen. Ein Autor für Schullehrer hat immer eine polemische Miene, ist immer Diktator, baut, reißt ein und pflegt sich in seine Felder fast immer zu verschwatzen. Den guten Schneidern und Leinewebern, die plötzlich auf die Idee kommen, Schullehrer zu werden, muß man die Dinge ziemlich klein zerschneiden, bis sie sie hinunterbringen; man muß ihnen immer sagen, erstens,

zweitens, drittens, man muß, um ihnen Begeisterung zu geben, das Trivialste in die Form einer neuen Erfindung kleiden und von der Declination und der Conjugation immer so sprechen, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Denn ohne den Enthusiasmus eines Feldzuges gegen das Vorhandene kann man auf diese bleiernen Menschen nicht wirken; das Licht, welches man ihnen aufstecken darf, muß immer eine Brandfackel seyn, sonst kommen sie nicht in rechten Athem und schonen ihre Lungen. Man nehme alle Schriften von Türk, Zerrenner, Diesterweg, Harnisch, Denzel u. s. w., man wird hier immer einen Ton antreffen, der gefährlich ist, wenn er die Sphäre der Schule verlassen und sich auf höhere Fragen werfen wollte. Die Polemik entsteht hier zuletzt immer freilich aus einer guten moralischen Intention. Diese stürmt aber, stolz auf ihr gutes Gewissen, auf eine Welt einher, die plötzlich voller Mißbräuche

ſteckt, und konſtituirt dann in's Blaue hinein eine Menge von Abhülfen der vermeintlichen Uebel. Herr Dieſterweg macht es ſo mit den Univerſitäten. Er bricht den Gegenſtand ſo ziemlich über's Knie und macht ſich, wo man ſeinen guten Eifer redlich anerkennen muß, durch die taſchenſpieleriſche Geſchwindigkeit lächerlich, mit welcher er in fünf Minuten das deutſche Univerſitätenweſen organiſirt. Da heißt es: 1) Chriſtlicher Sinn muß eingeführt werden, 2) Herablaſſung der Profeſſoren, 3) Sittlichkeit der Studenten und ſolcher Abſtraktionen mehr, die ſich freilich erzielen laſſen, aber nur durch konkrete, ihnen zu gebende Unterlagen. Herr Leo hat dieſen Nebulismus mit gerechtem Eifer gegeißelt.

Wenn man ſich aus beiden Schriften ein Reſultat ziehen ſoll, ſo wird man immer ſagen müſſen: So lange unſere Verhältniſſe in Kirche und Staat keine Umgeſtaltung des Erziehungsweſens erlauben oder verlangen, ſo lange wird

man immer von einem annäherungsweisen Verfahren sprechen müssen, wenn einmal eingestanden ist, daß es entweder ein zukünftiges Ziel für die Universitäten gibt, oder doch, daß sie in ihrer gegenwärtigen Lage einige Veränderungen erleiden müssen. Wer wie ich davon überzeugt ist, daß moralische Tugenden, z. B. Gemeingeist, Religion, innerer und äußerer Anstand sich nicht durch rhetorische Hebel, durch Paränesen, durch Lamentationen und Preisaufgaben, sondern nur durch eingreifende Fakta und allgemeine Tendenzen erzeugen lassen, der wird immer darauf zurückkommen müssen, daß für's Erste die Universitäten einer solchen Einwirkung sich nicht zu gewärtigen haben, und daß es schon alles Mögliche ist, wenn man das Ueberwuchernde von diesen Anstalten fortschneidet, und ihre schädlichen Wirksamkeiten auf ein Minimum reduzirt. Herr Diesterweg spricht von Hochbildern, Hochideen — das sind Riesen, die wir nicht aus dem

Aermel ſchütteln können, ſondern die von ſelbſt in die Welt einziehen müſſen. Die Univerſitäten ſind keine iſolirten Anſtalten, ſie können ſich keine Separatbegeiſterungen produziren, ſie müſſen das Groſſe und Entzündende aus den Kreiſen um ſie her entlehnen, wenn ſie auch die Fähigkeit haben, es ſchöner und edler darzuſtellen, als irgend andere Korporationen. So lange dieſe eingreifenden Momente fehlen, ſoll es aber wenigſtens möglich ſeyn, ſie der Wiſſenſchaft zu entlehnen. Die Neuheit des Wiſſens, ein tiefes Philoſophem, ein glänzender, entweder auf das Gedächtniß oder die Willenskraft der jungen Männer wirkender Vortrag, kann wenigſtens momentan erſetzen, was ſonſt nur die Wirkung einer groſſen Zeitidee iſt. Kenntniſſe, Sitten und Anſtand werden überall folgen, wo man den Stolz des Lernens und des Wiſſens empfindet. Und weil das Schwierige nur das iſt, daß das Feuer gar bald verfliegt und der ju-

gendliche Aufflug ſelten weiter als bis zum nächſten Berge kömmt, ſo ſollten die Lenker der Univerſitäten darauf bedacht ſeyn, dem Idealismus Stützen zu geben, poſitive Unterlagen, die in Vereinen und mancherlei Hülfsmitteln, über die man wird nachzudenken haben, beſtehen müßten. Man gebe dem Leben der Studenten Beziehungen, man veranſtalte Verſammlungen, kurz man ſuche die Indolenz gefangen zu nehmen und das Gute, was ſich doch in der Mehrzahl finden wird, ſo zu abſorbiren auf gemeinſchaftliche Zwecke hin, daß ſelbſt das Böſe und Träge ſich dem Anſchluſſe nicht entziehen darf und kann. Die Formen für dies Syſtem können wir hier nicht angeben; allein dieſe Aufgabe iſt es, die man ſich ſtellen muß, wenn man nicht anders der Meinung iſt, daß die Univerſitäten nicht beſſer ſeyn können, wie ſie ſind.

Der größte Nachtheil, den Herr Dieſterweg in Vergleich mit ſeinem Gegner hat, iſt der

Mangel an psychologischem Blick. Es ist das auffallend an einem Manne, der sein Leben der Jugenderziehung gewidmet hat. Es scheint, als versetze er sich nur mit Schwierigkeit in den Gedankengang eines jungen Mannes, der die Universität bezieht. Es ist gerade nicht die Freiheitslust, die wir in Schutz nehmen, da wir nicht einsehen, warum ein zwanzigjähriger Student eine größere Freiheit genießen soll, als ein zwanzigjähriger Commis; aber die Art, wie man lernt, wie man Etwas wird, wie man jene Uebung der Denkkraft erhält, welche von Herrn Diesterweg doch so eifrig beantragt wird, dieser ganze Prozeß in der Seele des Jünglings scheint ihm unbekannt zu seyn. Er verlangt, daß der Student durch den Dialog lerne; aber diese Form des Unterrichts ist dem Studenten durch seine Gymnasiallaufbahn so verleidet, und die Fähigkeit dazu in ihm schon so platt getreten, daß er sich beim Beginn seiner akademischen Laufbahn

gerade nach recht viel Poſitivität und Syſtematik ſehnt, daß er gerade durch das Heftſchreiben Ueberblicke und Standpunkte gewinnt. Dazu kommt, neben der Luſt am Syſteme, in dieſen Jahren eine oft fieberhafte, dialektiſche Sucht. Nach dem erſten Semeſter wird der fähige Student gewiß immer ein rechter Klopffechter mit Worten werden, ein polemiſcher Zänker, der überall anbindet, und zu zweifeln und wunderlich zu kombiniren beginnt. In dieſer Periode täglich mit ihm zu debattiren und all' ſein Studium in die Debatte zu ſetzen, hieße recht eigentlich ihn zum Confuſionair und Windbeutel machen. Man höre nur in den philologiſchen und theologiſchen Seminaren das bittere und erhitzte Diſputiren; man beobachte die Winkelzüge und Seitenſchliche der Opponenten gegen die, welche eine Theſis zu vertheidigen haben, und den ängſtlichen Moment, wenn ſich die Parteien verbeißen und ſtarr an einem Satze feſtkleben, den man

so weit herumgezerrt und verdreht hat, daß der Professor selbst nicht anders kann, als statt ihn zu lösen, ihn zu durchhauen, so wird man froh seyn, daß der Streit hier von jungen Männern ausging, die drei Jahre lang vor dem Katheder des Professors geschwiegen, gelernt und mit mehr oder weniger Vertrauen sich an die Passivität eines Systemes gewöhnt haben. Dies nicht zu wissen, verräth keinen Scharfsinn und läßt glauben, daß Herr Diesterweg seine Studentenzeit längst vergessen hat. Er scheint die Vorstellung zu haben, daß die Studenten gute, fromme und wißbegierige Kinder sind, und übersieht dabei, daß die ganze Aengstlichkeit unserer gelehrten Erziehung, wie sie bis zum Abiturientenexamen fortgeführt wird, dies Quälen und Niederdrücken der erwachenden Jugendkraft, dies ewige Tagelöhnern, Präpariren und Gerüffeltwerden, endlich wie glühender Wein den Boden des Fasses ausschlägt und der Jugendseele Luft verschafft.

Für die geſcheidteſten Köpfe iſt die Univerſitätszeit ſelten mehr geweſen, als endliche Ruhe, endliche Gelegenheit, Luſt zu ſchöpfen und zu lernen, und zu werden, wie und was man will. Man belegt die Vorleſungen des Profeſſors und hält ſelten bis zum Schluſſe aus. Man fängt ſchon an, ſich mit Freiheit in die Bücherwelt hinein zu arbeiten, und wird bald anfangen, ſich zu ſagen: daß der Profeſſor, wenn er etwas Neues entdeckt hat, gewiß nicht wird unterlaſſen haben, es in einem Buche, das man ja zu Hauſe leſen kann, zu veröffentlichen. Wenn dieſe Schlußfolgerung auch nicht richtig iſt, ſo muß Herr Dieſterweg doch bei ſeinem Mangel an pädagogiſcher Pſychologie erſtaunen, daß ſie faſt immer von den Köpfen gemacht wird, die ſich in Zukunft als die beſten bewähren.

Es findet ſich wohl einmal Gelegenheit, Bemerkungen dieſer Art weiter fortzuführen.

## VII.

# H. Heine.

Heine iſt (ſeinem Denunzianten zufolge) auf den Punkt gekommen, wo ihn ſich ſein Oheim dachte, als er, wenn es wahr iſt, ſagte: Hätteſt Du was gelernt, brauchteſt Du keine Bücher zu ſchreiben! Hätte ſich Heine mit dem „ſchwarzen Ungehängten" (Siehe ſeine Reiſebilder Th. I.) aſſociirt und lieber in Kaffée, Thran und Indigo gemacht, als in Mondſchein, Pariſer Zuſtänden und politiſchen Eulenſpiegeleien; ſo würde ihn zwar auch die nordamerikaniſche Kriſis haben werfen können; allein er hätte doch in Güte ſich mit den Creditoren abfinden, vom ſchwarzen Brett der Failliten ſich wieder auslöſchen und mit der Zeit an die Börſe kommen können.

Allein als Autor! Als geächteter und sequestrirter Publizist, von einer hohen Behörde zu Protokoll genommen, angewiesen, seine Schriften für das halbe Deutschland von einem einzigen Censor, Herrn Hofrath John in Berlin, prüfen zu lassen — da hat Salomo Heine Recht gehabt. Denn hätte er jetzt was gelernt, nämlich was indossirte, trassirte und gerittene Wechsel sind; dann braucht' er nicht drucken zu lassen, daß er umkäme, wenn die preußische Präventivmaßregel nicht aufhörte! Oder wär' er auch nur Advokat in Hamburg geworden, so hätte er jetzt andre, als seine eignen Prozesse zu führen. Er hätte ja doch alle Monat einmal ein Gelegenheitsgedicht machen können. Das wollte aber frei sein, wie der Vogel im Walde, war blind von dem Schatten des Lorbeerkranzes, den man dem jungen Dichter aufsetzte; das tändelte sofort, griff Fürsten und Herren an, machte die Religion zum Spott, ließ sich eine St. Simo-

niſtiſche Mütze aus Aegypten ſchicken, blieb ſo lange in Paris, daß der Paß ablief und aus einem Spaziergang ein Exil wurde, hat nun Kaiſer und Reich gegen ſich aufgebracht, und — ſteckt voller Schulden und Finanzverlegenheiten, die Thiers, der auch vom Maſtbaume der Politik herunter geglitten iſt, nicht mehr berichtigen wird!

Heine hat ſich dem deutſchen Publikum von jeher mit ſeinen Fehlern und Tugenden wie ein poetiſches Kind gezeigt. Man iſt ſo vertraut mit ſeinem Taufſchein, ſeiner Mutter, einer geb. von oder aus Geldern, mit ſeinen Studentenjahren und ſeinem Pariſer Comfort. Sein ganzes Leben liegt vor uns wie eine bunte Landkarte aufgerollt. Damit ſtimmt nun ſein Geſtändniß, daß er kein Geld mehr hätte, naiv zuſammen. Freilich ſind wir Deutſche nur poetiſch bis zu einem gewiſſen Grade. Daß wir nun auch denken ſollten: Wie viel Liebes und Gutes

hat nicht Heine geschrieben, wie rührend ist sein Scherz, wie drollig sein Pathos, wie lächerlich sind seine Thränen, wie wunderlich und anziehend alle seine Geberden! Und daß wir nun statt Goethen und Schillern und Lessingen ein Denkmal aus Stein zu setzen, es so machten, wie die Franzosen mit Berryer, und Heinen ein Landgut kauften, oder so wie die Engländer mit Walter Scott, und ihm seine Schulden bezahlten — dazu werden wir Zeitlebens zu ungeschickt sein. Die Regierungen beschränken Heines Thätigkeit, weil es das öffentliche Wohl verlangen soll; allein kein Staatsmann wird so roh oder eingebildet sein, Heines außerordentliche Geistesgaben und seine künftige Genugthuung, die ihm die Literaturgeschichte geben wird, in Zweifel zu ziehen, wie denn grade von der äußersten politischen Intoleranz, von Gentz, das authentische Geständniß vorhanden ist, daß er für Heine nicht bloß eingenommen war, son-

dern ſchwärmte, daß ſein Alter ſich in Heines Buch der Lieder verjüngte und daß ſelbſt in ſeinen Irrthümern und Uebertreibungen ein eigenthümlicher Reiz von Wahrheit und Natur läge. Niemand würde uns hindern, Heinen bei einem Pariſer Hauſe ſo lange eine Penſion auszumachen, bis das polizeiliche Interim abgelaufen und dem Staate genuggethan wäre. Aber noch keinen rothen Heller werden die Deutſchen zuſammenbringen. Dafür gibt es viele Gründe.

Einmal ſagen die Liberalen: Ja, wenns noch Börne wäre! Nun hatte aber Börne dieſe deutſche Großmuth glücklicher Weiſe nicht nöthig; denn er brauchte wenig und hatte das, was er brauchte. Er konnte gut den Verlauf der Dinge mitanſehen! Er konnte gut Briefe aus Paris ſchreiben! Daß Heine ſchwach iſt, glaub' ich wohl; denn wir ſollen nur menſchliche Maaßſtäbe an Menſchen legen. Allein charakterlos iſt er nicht. Selbſt das Unglück, woran er jetzt

leidet, macht ihn nicht feige. Ich hab' ihn nirgends bitten oder betteln ſehen.

Dann haben wir Deutſche gar eigne Begriffe von Dichtern und Cicaden, von Nektar und Ambroſia, von poetiſchen Müllern, die vom Winde leben; und doch zeigt uns jede Seite in der Geſchichte unſerer Literatur, daß unſre edelſten Geiſter mit den erbärmlichſten Lebensverhältniſſen kämpfen mußten. Goethe hat darum auch ſo abſcheulich gewirkt, daß er der am weiteſten im Vorgrunde Stehende war und Niemand ihn von menſchlichen Rückſichten, weil ſie ihn gar nicht plagten, bedrückt fand. Dadurch haben wir uns bei unſern großen Geiſtern nur an theatraliſche Repräſentation gewöhnt und nie daran gedacht, ſie mit menſchlichen Zuſtänden in Zuſammenhang zu bringen. Später zogen ſich gar die Fürſten und Hofleute von der Literatur zurück. Die Periode des Mißtrauens begann.

Jean Paul würde jetzt keine baierische Pension mehr gezogen haben, wenn sie nicht Dalberg in seiner Capitulation mit der Krone Baierns ihm ausbedungen hätte. Die Schriftsteller wurden entweder Vielschreiber, und hielten sich durch die Masse ihrer Produktionen; oder sie gewannen durch den Buchhandel bedeutende Summen, wenn sie auch weniger schrieben und nur recht gelesen waren. Die Literatur spaltete sich in Parteiwesen. Die Regierungen machten im Interesse der Grundsätze, auf welche sie gebaut sind, der freien Circulation einer auffätzigen Literatur den Garaus. Sie hatten Recht in ihrem Rechte; aber was thatet ihr, die ihr als Parthei die bedrängten Autoren die Euern genannt hattet? Ihr sagtet: Börne verdiente, der Pariser Briefe wegen, unsre Hülfe nicht, selbst wenn er ihrer bedurft hätte. Ich aber sage, er schrieb seine Pariser Briefe nur deßhalb so heftig, weil er wußte, selbst von seiner

Parthei würde ihm kein Vorschub geleistet werden, so oder so! Lebte Jean Paul noch unter uns und hätte durch irgend einen Nachtrag zu den „Dämmerungen" seine Pension verscherzt; würdet ihr sie ihm gezahlt haben? Nein, armer Jean Paul, die Deutschen vergleichen die Dichter mit den Göttern, die irdischer Speise nicht bedürfen. Jetzt erheben sie z. B. Friedrich Rückert, der von seiner Armuth in seinen Gedichten ebensoviel spricht, wie Heine jetzt in seiner Prosa. Rückert hat eine Professur der orientalischen Sprachen, von der er nicht leben kann. Er muß arbeiten, er muß Euch den ganzen Orient in Verse setzen. Der Gott in ihm ist freilich seinem Geist so treu, daß er selbst den gezwungenen Vielschreiber nicht verläßt. Ihr seht das Alle, schickt ihm Ehrenbecher und — keinen Wein dazu. Habt ihr nicht so viel Zartgefühl, Rückerts Lage so zu heben, daß er durch die Hülfe nicht beleidigt würde? Es gibt

der Mittel genug, hier zu wirken und dabei doch discret zu seyn.

Man hat gesagt, daß die gegenwärtige deutsche Schriftstellerepoche nur dazu bestimmt scheine, einer zukünftigen den Weg zu bahnen; Großes werde aus ihr nicht gedeihen; sie werde den Graben füllen müssen, über welchen ein andres Geschlecht zum Siege kömmt. Und ich glaube es von Herzen. Jene Misere, die Heine nun aufgedeckt hat, wird mit an dieser Unzulänglichkeit Schuld tragen. Die Zahl von Schriftstellern, welche eine Rückwand am Staate haben, der sie als Beamte oder Pensionäre besoldet, wird immer kleiner. Noch leben: A. W. v. Schlegel, Steffens, v. Rehfues, Tieck, Ed. v. Schenk u. A. Der Nachwuchs, was man rings an Talenten erblickt, muß schon suchen, sich auf eigne Hand zu befestigen, und wie soll er es, wenn die öffentlichen Thatsachen sich ihm nicht zuneigen! Werden es diese? Ich

zweifle. Das Mißtrauen gegen die Literatur ist Regierungsmarime geworden. Man lese nur die fürchterlichen Beschuldigungen derselben, wie sie von Löffler in seiner Gesetzgebung der Presse im beinahe offiziellen Tone gegeben werden.

Blicken wir in einer solchen Gedankenverbindung noch einmal auf Heines Brochüre und den Salon III. zurück, so beschleicht uns ein tiefes Mitleid mit dem deutschen Literaturwesen, wie es sich seit einem Decennium gestaltet hat. Diese schönen metallenen Worte, diese zarten Bilder, diese reizenden, neckenden Wendungen, die ganze Frühlingswärme des Heinischen Gemüthes — und dagegen die Eiseskälte unsrer täglichen Erfahrungen, die grobe Angeberei an der Spitze der populären Kritik, die Einschüchterung des Buchhandels, die Grundsatzlosigkeit der Preß-Gesetzgebungsbegriffe, die Entfremdung der öffentlichen Thatsachen, die eher das

Literaturweſen vernichten als begünſtigen möchten und jedenfalls unter Regelung derſelben ganz formelle und mechaniſche Hülfsmittel, die Niemanden nützen und Allen ſchaden, verſtehen; was bleibt da für Troſt und Hoffnung übrig? Vielleicht, daß dieſe Kriſis vorübergeht. Vielleicht, daß noch eine Zeit kömmt, wo die Literatur ihre Geburten nicht mit Angſt auf offener Straße ablegt, wo die Gefahr überſtanden iſt, als könnte vor lauter Parthei- und Zeitungsweſen, vor lauter Tendenzen, wie Moſticismus und Materialismus, vor einer Politik der bloßen Adminiſtration und des Beamtenweſens, vor lauter Entfremdung der auf ihre bedrohten Vorrechte bedachten Machthaber ſich gar kein einiges behegliches und im Zwecke unverdächtigtes Schriftweſen mehr aufrecht erhalten. Bis dahin kann man denn auch nichts anders thun, als denen, die die Feder ſchon einmal ergriffen haben, rathen, daß ſie an kleinen und harmloſen Auf-

gaben ihre Kraft sich erhalten mögen; denen aber, die begierig sind nach Schriftstellerruf und Oeffentlichkeit, daß sie lieber ein Handwerk treiben, lieber graben und Schiffe ziehen mögen, als unter jetzigen Verhältnissen glauben, mit dem Dichterruhme sich eine Stellung erwerben zu können. Wie oft bieten sich uns nicht junge Talente zur Theilnahme am Literaturwesen an! Ich ermuntere Niemanden. Sie mögen dichten und denken; sie mögen aber die Welt so nehmen, wie sie ist und sich mit dem Bestehenden aufs bedächtigste absinden. Man kann der literarischen Jugned Deutschlands wahrlich keinen aufrichtigeren Rath ertheilen.

Als Heine diesen Aufsatz gelesen hatte, rief er mit komischem Schmerze aus: Ach er wird meinem Credit schaden!

VIII.

# Th. Wundt.

Es liegt in der Schrift: über die Kunſt der deutſchen Proſa, mehr, als eine bloße Ergänzung Adelungs. Mit ſympathetiſcher Dinte hat Mundt neben ſeinen Erörterungen über Styl und Periodenbau, über Wortfügung und Wortbildung und die Geſchichte aller dieſer Dinge noch auf die ſcheinbar weißen Ränder ſeiner Schrift eine geheimnißvolle Betrachtung geſchrieben, die Jeder verſtehen wird, welcher ſie von der rechten Seite gegen das Sonnenlicht hält oder jenes Reymittel kennt, mit welchem man hier das Unſichtbare in Farbe verwandeln kann. Mundt ſpricht über den Styl unſrer Zeit und meint damit ihren Charakter. Indem er nur

von der Form der Gedanken spricht, läßt er ahnen, was er über ihren Inhalt denkt. Sein Buch ist eine wehmüthig-stolze Protestation gegen Thatsachen, welche damals, als er den Gedanken desselben faßte, die Zukunftshoffnungen unsrer Literatur auszulöschen drohten. Die Wolken werden aber lichter, die Bläue des Himmels trägt sich allmälig stärker auf, und ich denke, vieles von Mundt in diesem Buche Gesagte muß zurückgenommen and sogar die ganze Tendenz desselben von ihm auf's Neue geprüft werden.

Die gegenwärtige deutsche Literatur läßt sich in zwei Fraktionen theilen. Jede denkt, die Zukunft wird ihr gehören. Jede will im Besitze der alten Geheimnisse sein, die uns das goldne Zeitalter unsrer Literatur hinterlassen hat. Es sind zwei Mönchorden, die darüber gegeneinander streiten, sie hätten die ächten Reliquien der Heiligen. Es sind zwei Concilien, wo sich die

Cardinäle des Einen für die Gültigkeit ihrer Papſtwahl auf Rom berufen, den alten Sitz der Weltherrſchaft, die Andren auf das Schwert des Kaiſers, gegen welches alle Geiſter der abgeſchiedenen Traditionen nichts ausrichten werden. Die eine Partei erwartet das Heil der Literatur von dem Gedichte und die andre von der Proſa.

Es hat ſich dieſer Gedanke ſeit fünf, ſechs Jahren jetzt allmälig zu einer formlichen Thatſache feſtgeſtellt. Die Schwäbiſchen Poeten, mit ihrem öſterreichiſchen, ſächſiſchen und pommeriſchen Anhang, haben die Vergangenheit, die Tradition, Herrn von Cotta und die goldenen Ränder des Muſenalmanachs für ſich. Sie verlaſſen ſich auf die Frauen, auf die Schullehrer, auf die Schauſpieler, auf die Gymnaſiaſten, welche bei öffentlichen Prüfungen Gedichte deklamiren. Die Stammbücher, die Muſterſammlungen, die Componiſten ſichern dieſem lyriſchen Dichterſchwarm eine gewiſſe Abrundung und Fer-

tigkeit, die sich dem Gedächtniß einprägt und immer ein gewaltiger Vorsprung ist, wenn man bedenkt, daß Goethe, Schiller, Bürger und Andere gleichfalls Gedichte geschrieben haben, die vom Volke auswendig gewußt werden und in saubern Einbänden hinter den grünen Vorhängen unserer Bibliotheken stehen.

Nun hat aber Goethe seine Gedichte nur beiläufig gemacht und sich weit mehr mit Dramen, Romanen und Forschungen beschäftigt. Von Schiller existiren nicht unwahrscheinlich viel Tragödien, sogar ein halber Roman und einige Lustspiele aus dem Französischen. Herder nun gar ist Classiker in einem ganz andern Betracht, als sich jene Fraktion den Classiker vorstellt. Jean Paul hat nie einen Vers geschrieben, Hoffmann auch nicht, auch Thümmel nicht, auch Hippel nicht, Tieck ganz schlechte, aber viel anders Vortreffliche in Prosa, ja es scheint, als hätte die andre Partei, welche die literarischen Ansprüche

auf das Gebiet der Prosa begründet, unendlich mehr für sich, als die lyrischen Dichter. Mundt, Laube und manche andre Kritiker vindiziren dem Horizonte ihrer Thätigkeit die Fernsicht der literarischen Zukunft. Sie sagen, es gäbe literarische Keime nur noch in der Prosa, nicht im Verse.

Der Grundgedanke der trefflichen Arbeit, welche uns beschäftigt, ist die Erwartung einer neuen Prosa, als des Messias, der die deutsche Literatur aus ihrer Ohnmacht erlösen wird; ja Mundt, ein Johannes dieses neuen Evangeliums, sagt, daß der Messias schon mitten unter uns wäre, und läßt sich von seinem Enthusiasmus so hinreißen, daß er den kühnen Satz aufstellt, in jedem Perioden, den Herr Varnhagen von Ense schreibe, läge eine Phase unsrer Literatur. „In diesem Schriftsteller, sagt Mundt S. 385, sind Elemente gegeben, um eine ganz neue Seite der

Literatur hervorzubilden''. Aehnliche Ueberschwänglichkeit herrscht in einer Kritik, die Laube über Mundts Buch geschrieben hat. Beide erwarten das Heil der Literatur von der neuen Prosa, die entweder schon geschrieben wird oder erst geschrieben werden soll.

Soviel Achtung ich vor einem guten Style habe und unter andern mich dessen selber befleißige, so unbesonnen erscheint mir diese Ideenverbindung, welcher Mundt ein ganzes Buch und Laube ein Journal widmet. Hätt' ich sowohl von Laube wie von Mundt schon irgend einen hübschen Vers gelesen, so würd' ich die Strenge, mit welcher sie gegen die Poesie verfahren, für um so wahrhafter halten, je mehr Entsagung sie ihnen müßte gekostet haben. Der Fuchs nennt aber die Trauben sauer, die er nicht erreichen kann. Ich würde recht große Stücke auf meine Prosa halten, ohne mir darum eine Ungerechtigkeit gegen die Poesie zu erlauben,

die für meine literariſchen Kategorien kein gutes Vorurtheil erweckt. Ob die Literatur, welche wir ſo ſehnlich erwarten, die uns für unſre Zukunft von ſo großem Werthe iſt, ſich des Verſes oder der Proſa bedient, das iſt vielleicht nicht gleichgültig, kann aber von uns durchaus nicht beſtellt und befohlen werden. Ob unſer zukünftiger Meſſias Verſe oder Proſa ſchreibt, das iſt Nebenſache. Die Hauptſache iſt nur, wie er in Verſen oder wie er in Proſa ſchreibt.

Wenn in den proſaiſchen Prophezeihungen Mundts und Laubes ein haltbarer Sinn zu vermuthen iſt, ſo möchten beide vielleicht dies ſagen wollen: Die Erlöſung unſerer Literatur kann nur in den Stoffen liegen, welche dem Gebiete der Proſa verwandt ſind. Das wird Niemand in Abrede ſtellen. Mit der Lyrik allein iſt dem Jahrhundert nicht geholfen. Ich bin feſt überzeugt, daß das beſte Gedicht, welches Anaſtaſius Grün, ſo hoch verehrt von mir, geſchrieben

hat, das beſte Gedicht Lenaus, G. Schwabs und Andrer weniger fruchtbares Saatkorn für den Progreß iſt, den ich mir von unſrer Literatur vorſtelle, als all die formloſen und chaotiſchen Romane unſrer Mundt, Kühne und Wieſe, ja ſogar als die federleichten Bagatellen, welche Laube, ſeine Kraft anzuſpornen vergeſſend, dem Publikum zuwirft. Ich weiß, daß vor dem Richterſtuhle der Aeſthetik die Lyrik gegenwärtig in Deutſchland das Einzige iſt, was den glänzenden Firniß der Claſſicität beſitzt; dennoch ſcheint ſie mir interimiſtiſch, unfruchtbar, zukunftslos. Sie enthält keine Nothwendigkeiten in ſich, die von literar-hiſtoriſcher Bedeutung werden dürften, ſie entwickelt nichts, was ihr ſelbſt vielleicht ganz gleichgültig ſein darf, da ſie gefällt und ihren Zweck erreicht, uns aber nicht, die wir recht gut wiſſen, auf wie unſichern Füßen unſre Literatur einherwankt, welche Gipfel ſie zu erreichen, welche Flachmoore ſie zu vermeiden hat.

Hier kann man ſagen: Die Proſa, wie ſie ſich gegenwärtig geſtaltet, enthält die Elemente in ſich, die einmal ausſchlagen und grün werden müſſen, aber wahrlich! nur der Stoff der Proſa iſt dies, nicht die Form. Unſre Zukunft kann ſich und wird ſich des Verſes bedienen und auch in dieſer Geſtalt jene Themen ausführen, die der Proſa entnommen ſind, aber der Proſa nicht erblich angehören. Es iſt recht betrübt, daß Laube und Mundt keine lyriſche Dichterkraft in ſich beſitzen, aber ein wunderlicher Hochmuth, wenn ſie deßhalb Andern ſie verkümmern wollen.

Mundt und Laube entgegnen mir: Vergiß unſre Proſa nicht, und unſern Styl; hat man jemals in dieſer Art geſchrieben? hat unſer Styl nicht einen Charakter, der eine neue Thatſache iſt und beinahe einer literariſchen Wiedergeburt gleich kömmt! Ich geſtehe, auf dieſe Entgegnung nur mit Beſchämung antworten zu können. Denn leider hat die „junge Literatur," zu der

ich ſelbſt gehöre, die Grille gehabt, ihre eigne Entwickelung, die vielleicht nur eine Entwickelung von der Unbeholfenheit bis zur größeren Routine iſt, immer auch zu hiſtoriſcher Nothwendigkeit, zu einer Phaſe der Literatur zu machen. Man wird ihr dies vergeben, weil Niemand das Intereſſe derſelben für unſre öffentlichen Verhältniſſe beſtreitet. Sie ſollt' es ſich aber ſelbſt nicht vergeben, ſondern beſcheiden genug ſein, ihre ſtyliſtiſchen Fortſchritte unter folgendem Geſichtspunkt zu betrachten: Wenn Laube und Mundt eine neue Proſa träumen, ſo iſt dieſer Traum ſehr relativer Natur. Er bezieht ſich auf Niemanden anders, als auf ſie ſelbſt. Die beſſere Proſa, die gegenwärtig geſchrieben werden ſoll, iſt da, aber natürlich nur bei ihnen ſelbſt, bei ihnen, die mit einem ſehr unbeholfenen Style, der fortwährend über Doktrin und Subjektivität ſtolperte, begonnen haben. Die Reſtauration, auch das will ich zugeſtehen, ſchrieb

einen traurigen Styl. Weil ſie keinen Charakter hatte, ſo konnte ſie auch keinen Styl haben. Allein man hat vor der Reſtauration vortrefflich geſchrieben, man ſchrieb claſſiſch in unſerer claſſiſchen Zeit; ich ſehe nicht ein, welche Schönheit z. B. Mundt in ſeinem Style vor Thümmel, vor Göthe, vor Herder, der auch die Blume liebte, voraushaben will? Wozu alſo ſich anklammern an Vorſtellungen, die nicht ein einziges beſonnenes Motiv für ſich haben! Wie wär' es möglich, daß aus einer etwas rapideren und geſchmückteren Proſa eine neue Aera der Literatur ſich erzeugen könnte. Wahrlich, unſre Nachkommen werden die fieberhaften Träume belächeln, welche wir unter den allerdings entmuthigenden Umſtänden der Gegenwart, in dieſer krankhaften Ungewißheit unſrer ſelbſt, über uns haben kommen laſſen. Wenn wir uns in ſolche Theorien feſtrennen, wie dieſe Proſa-Theorie Laubes und Mundts iſt, ſo werden unſre Nach-

kommen ſich an einem Gedichte von Anaſtaſius Grün erfreuen und die Thoren auslachen, welche ihnen den Genuß verkümmern wollten, ohne dafür etwas Beſſres zu geben.

Ja, ich will ſogar dem neuen Proſa-Evangelium einen Schritt näher entgegenkommen, ich will zugeben, daß unſre gegenwärtige Proſa mehr thut, als dem Style, den wir in claſſiſchen Zeiten ſchrieben, allmälig uns wieder anzuähneln. Ja wir haben etwas Neues in unſrer Proſa, und grade dies iſt es, was Mundt nicht anerkannt hat. Er macht in ſeinem fleißigen und die gediegene Solidität dieſes tüchtigen Charakters auf jeder Seite bezeugenden Buche viel treffliche Bemerkungen über die neue Proſa; allein eine wunderliche Eingenommenheit gegen H. Heine beſticht ihn, das außerordentliche Verdienſt, welches grade dieſer Dichter um unſre neue Proſa hat, zu überſehen oder vielmehr zu verkleinern. Wenn irgend etwas unſrer neuen

Prosa ihren originellen Charakter gegeben hat, so ist es die künstliche Natürlichkeit und natürliche Künstlichkeit der Heineschen Diktion, dies naive Spiel mit der Sprache, dies kluge Berechnen ihrer Wirkungen und Wendungen für diesen oder jenen Gedanken, dies Auflösen sogar der lexikalischen Bestimmungen und Zurückgehen auf die den figürlichen Bedeutungen zum Grunde liegenden sinnlichen Anschauungen, dies beredte Stammeln, diese geschwätzige Einsilbigkeit, dieses Wiederschaffen des schon Geschaffenen und Umbilden des längst Gebildeten. Heine nimmt kein Wort in den Mund, ohne es vorher an den Lippen gekostet zu haben. Heine kann keine Abstraktion in seine Vorstellung aufnehmen, ohne nicht dafür ein konkretes Bild zu suchen. Heine hat unsrer Kunst, sich auszudrücken, unendliche Reichthümer verschafft. Er hat die Prosa allerdings mit der Pflugschaar des Dichters umgeackert, aber wohl nimmermehr gedacht, daß man

erſtens ſo ungerecht ſein, ſeine außerordentlichen Verdienſte um die deutſche Proſa zu verkennen, und zweitens ſoweit gehen würde, dieſe regenerirte, intereſſante neue Diktion an die Stelle des poetiſchen Ausdrucks zu ſetzen. Es iſt nicht recht von Laube, daß er dieſe Ungerechtigkeit Mundts unbeſtritten ließ. Beide ſprechen nur von Herrn von Varnhagen und noch einmal von Herrn von Varnhagen, von Gans, von Ranke. Der letzte iſt Hiſtoriker und weit ſtolzer auf ſeine Forſchungen, als auf das Gewand derſelben. Der erſte ſchreibt einen hochwohlgebornen Perioden-Styl mit ſechs Pferden lang und Herr Gans vollends hat einen Styl, aber keinen claſſiſchen. Auch Mundt, der ſo viel von dem Style erwartet, eine wahre Welterlöſung, ſchreibt viel zu geſtreckt und überhängend. Sein Ausdruck iſt recht erfreulich, man iſt immer mit ihm auf einer grünen Wieſe, wo hier ein Beet ſteht, da ein Baum dort zwei Lämmerchen und durch

die ganze Landschaft hindurch einige silberne Periodenbäche schimmernd. Laube vollends aber ist in der Gährung seines Ausdrucks begriffen, sein Styl hat Charakter, aber keine Schönheit. Er sucht Heine mit Varnhagen zu verbinden, Börne mit Gentz, er hat sich recht eigentlich einen Jargon angeschafft, der ihn immer kenntlich macht, aber um keinen Preis nachgeahmt zu werden verdient. Seine Kritik über das Mundt'sche Buch wimmelt von neuen Sprachbildungen, die etwas Ohrzerreißendes haben; z. B. sagt er: Solches Studirthaben blickt aus Mundt hervor! Er sagt ferner: Das Verbreitetseyn der Bücher. Ferner: Die so zu beurtheilenseynsollenden Gegenstände. Ja wahrlich, wenn in dem neuen prosaischen Zukunftshimmel der deutschen Literatur ein solcher Styl für classisch gehalten werden sollte, dann wär' ich es gern zufrieden, mich von demselben ausgeschlossen zu sehen.

Abgesehen von diesen vaguen Träumereien, die das doppelt Nachtheilige haben, daß sie einmal den Zwiespalt in der Literatur selbst nur noch vermehren, und anderntheils das antheilnehmende Publikum verwirren, enthält das Buch von Theodor Mundt einen ganz außerordentlichen Reichthum treffender und geistreicher Bemerkungen über die Geschichte des deutschen Ausdrucks und den Styl unsrer gefeierten Schriftsteller. Die Vorschriften, sich einen guten Styl anzueignen, konnten dabei immer nur allgemein gehalten sein, denn das Gehörige, Richtige und Schöne liegt hier fast eben so sehr im Gefühl, wie auch die Vorschriften der Moral kaum mit vollkommener Erschöpfung aller casuistischen Fälle äußerlich gelehrt werden können. Ich habe mich viel damit beschäftigt, Grundsätze einer feinern Stylistik zu entdecken, allein noch immer kein Prinzip gefunden, dem ich meine Bemerkungen unterordnen könnte. Ich halte z. B. folgenden

Satz für schlecht stylisirt: Mundt sagt S. 24.: „Niemand verdaut nach einem Handbuche der Physiologie, oder ist, wenn er sie auch noch so gut kennt, der Organe in dem Augenblick sich bewußt u. s. w.“ Man soll keine Sätze schreiben, die man erst versteht, wenn sie zu Ende sind. Mundt fängt mit dem Verdauen an, man hat bei dem, was er sagen will, die Vorstellung des Essens. Indem er fortfährt: oder ist, so denkt der Hörer, der Vf. bliebe seinem Bilde treu, und wird dadurch genirt, daß er es nicht thut, sondern ist mit dem s, nicht mit dem ß geschrieben haben will. Diese scherzhafte Bemerkung kann noch im Ernst beweisen, daß man nicht schreiben soll für das Auge, sondern für das Ohr. So ließen sich der Beispiele mehre geben, aus denen hervorginge, wie an der Schönheit des Styls die Hauptsache etwas Unaussprechliches ist.

IX.

# H. Laube.

Ein fertiges und objektives Urtheil über Heinrich Laubes Schriften zu fällen; dazu trau' ich mir nicht Competenz genug zu. Ueber Wienbarg, Mundt und Andre, die sich an bestimmte Tendenzen und Theorieen anschließen, die einem vorgefaßten Begriffe durch ihre Schriften entweder die Erläuterungen des Geschmacks oder des Gedankens geben wollen, wird mir, der ich mehr oder weniger in einer ähnlichen Lage bin, das Urtheil leichter. Obschon selbst an der Lösung der mannichfachen Probleme, welche unsrer heutigen Literatur gestellt sind, mit Herz und Empfindung betheiligt, verlier' ich doch den Maaßstab des fremden und verwandten Strebens nicht

und werde immer einräumen, daß ich die Flüssigkeit des Wienbarg'schen Styls und die weise Behutsamkeit der Mundt'schen Denkungsart nicht erreiche. Allein mit H. Laube verhält es sich anders. Dieser, durch so viel Theilnahme ermuthigte Autor hat sich eine Bahn für seine eigne Person gebrochen. Er hat seine Subjektivität zu einem endlichen Siege über den widerhaligen und spröden Stoff gebracht. Was Tendenz und Gesinnung ist, das war allerdings die Nabelschnur, an welcher er auf die literarische Welt kam; aber diese Nabelschnur vertrocknet bei Neugebornen und fällt ab. Laube hat sich ein eignes Genre erfunden, das zwischen Heine und Göthe in der Mitte sich auf einem Heinse'schen Sopha mit Bequemlichkeit bettet. Er strömt in seinen neuern Schriften die Behaglichkeit seines neuen Styles, seiner neuen Anschauungsweise und seiner eigenthümlichen novellistischen Combinationen aus. Er hat den ganzen Um-

fang seines Strebens in die Gewalt seines Ausdruckes gebracht und bietet, leicht den erste unter allen den neuen Zöglingen der neuen Zeit und Literatur, das Schauspiel einer gerundeten fertigen Manier dar, die ihr Ziel gefunden hat und vor allen Ueberstürzungen der innern unruhigen Dialektik, vor allen Besorgnissen über Zweck und Ausgang unsrer Bestrebungen, vor allen Ungewißheiten über die Aussöhnungen der Kunst mit ihrem Inhalte, des Gedankens mit der Form, der Schönheit mit der Wahrheit sicher und ruhig ist. Laube hat das Fahrwasser seines Talentes gefunden; ob dies hoch oder seicht ist, dies zu bestimmen gebührt der Entscheidung des Publikums oder wenigstens einer Kritik, die an den fernern Fortschritten unsrer Literatur weniger betheiligt ist, als die unsrige.

Laube hat wohl gewußt, daß es der aus der Juliaufregung hervorgegangenen unreifen Literatur, die sich auf die Persönlichkeit begründen

zu können vermeinte, vor allem an der Schönheit, nicht der Leidenschaft und des Charakters, wohl aber an der äſthetiſchen Schönheit des Ebenmaßes und der harmoniſchen Ordnung mangelte. Die ſanfte Wellenbewegung des Rhythmus in Worten und Gedanken wurde ſeine Hauptaufgabe. Er hat ſie mit der Zeit löſen gelernt. Er hat ſich von der Anſchuldigung, Goethes Styl nachzubilden, nicht irre machen laſſen, ſondern grade dieſe nüchterne Proſa von Weimar als eine chemiſche Rectification ſeiner gährenden, unregelmäßigen und buntgemiſchten Darſtellungselemente benutzt. Er lernte auf dieſe Weiſe, die Feder führen ohne Angſt, der Inhalt möchte ihm davon laufen. Er gewann die Oberhand über die Form und konnte, als er dieſe erobert hatte, nun wieder allmälig daran denken, ſeine nur einſtweilen beſeitigten Eigenthümlichkeiten hervorzuſuchen und ſie, um den Goetheſchen Styl doch etwas würziger zu

machen, in dem Fluß seiner gewonnenen Sprachfertigkeit aufzulösen. Er konnte seine Originalität wieder auf das glatte Eis der Goetheschen Diktion zu führen wagen, ohne zu fürchten, sie möchte einbrechen. So werden jetzt alle nachfolgenden novellistischen Produktionen dieses Autors gegen die früheren einen Vorsprung haben. Sie werden mit jener Sicherheit und Ruhe auftreten, die der Vf. des „jungen Europa" noch nicht kannte und doch von diesem ersten Versuche einer leidenschaftlichen Phantasie alles Kernhafte, Gesunde, Ureigne und Charakteristische auf jene sanfte Sprachseite legen, die zum erstenmale in der Novelle: die Schauspielerin, zu matt, zu sanft, und in jeder Beziehung unbedeutend aufgetreten war. Zwischen diesem ersten Versuche, die Herrschaft über die Form in der Erzählung zu gewinnen und der Novelle: das Glück, liegt ein großes Feld des zurückgelegten Fortschrittes zwischen. In dieser neuen Novelle

tauchen eine Menge kleiner origineller Reize und farbiger Nüancen wieder auf, die in der „Schauspielerin" alle dem Götzen des Styles und der Behaglichkeit geopfert waren.

Mit welcher Verläugnung Laube daran arbeitet, sich in seiner Art eine Abrundung zu verschaffen, ersieht man sogar aus den Stoffen, die er für die novellistische Darstellung wählt. Da werden keine Himmel mehr gestürmt, keine Höllenfahrten unternommen, da wagen sich keine Leidenschaften mehr an den Rand des Tarpejischen Felsens, von welchem, wie wir das Beispiel erlebt haben, die Polizei nicht das Geschöpf des Dichters, sondern den Dichter selbst hinunterstürzt. Da wird jede gesellschaftliche Zweideutigkeit, die einen neuen Anklagepunkt unsrer Literatur hergeben könnte, vermieden. Laube verschmäht den Kampf mit den Sittlichkeitsbüteln unsrer Kritik und den Gricswärteln der Confiscation um so mehr, als er, um seine eigne

Natur, sein Dichtervermögen, zu retten, grade jener harmlosen Stoffe bedarf, die wir ihn in seinen neuern Produktionen mit soviel guter Laune und wohlverdauender Behaglichkeit kneten und behandeln sehen. Ja wählt' er nicht für seine Novelle: das Glück, einen Helden, den er absichtlich zum unbedeutendsten Menschen macht; den er mehr mit einer Ironie verfolgt, als mit Theilnahme hervorhebt; dem er keinen andern Reiz geben will, als den der ihm zufließenden epischen Abenteuer? Dieser Gustav ist die Gedankenlosigkeit selbst, erst mit Geld, dann mit Glück ausgestattet. Der Zufall ist die höhere Einheit des Ganzen, welches hier die Entwickelung eines guten bürgerlichen Auskommens bildet. Die Scenen ergeben sich ohne Zwang und runden sich doch am Schluß auf eine das Gemüth nicht unbefriedigt lassende Weise ab. Vor allen Dingen: der Verfasser wollte selbst nichts, als Unbedeutendes, Zufälliges, Planloses schil-

dern und damit doch unterhalten. Er hat nicht bloß dieſen Zweck erreicht, ſondern ſogar den, daß er für ſein Talent ein gelungenes Unterpfand in die Wagſchale der Kritik legte.

Ich wiederhole, daß mein Urtheil über H. Laube nicht kompetent iſt. Ich ſpreche mit Liebe und Theilnahme von den Vorzügen dieſes Schriftſtellers; allein es iſt möglich, daß ſie eine noch entſchiedenere Hingebung verdienen. Mich, in Rückſicht meiner eignen Beſtrebungen, ſpricht die Art und Weiſe, der ſich Laube gänzlich überantwortet hat, nicht allſeitig an. Aber mögen meine Maaßſtäbe nicht utopiſtiſch ſein? Mag mein Geſchmack nicht an Ueberreiz leiden? Das erwäg' ich wohl und wünſchte, es ſtünden Beurtheiler der Laube'ſchen Schriften auf, die mit voller Genugthuung von ſeiner endlichen Entpuppung ſprächen, die ihn mit Eifer in ſeinen muntern Schmetterlingsflügen beſtärkten, die ihm garantiren könnten, daß dieſe harmloſe

Atmosphäre, die in seinen Novellen waltet, erquickend auf die Jetztmenschen wirkt.

Es ist ein schöner Zug, der Laubes neure Arbeiten auszeichnet, sich dem wahrhaft Menschlichen zu nähern. Der Mensch ist das Maaß aller Dinge, wie jener Weise sagte. Der Mensch wird auch das Maaß einer Literatur werden, die nicht wußte, wo sie es finden sollte. Recht menschliches Empfinden und Fühlen, wiedereingeführt in die Literatur, wird uns zur Idylle zurückführen. Hier wird sich die Fähigkeit zur Poesie bewähren müssen. Der Dichter, der in wilden Verknüpfungen seiner Phantasie noch immer für einen raffinirenden Verstandesklügler gelten konnte, wird sich erst bewähren können, wenn er im Einfachen, im Menschlichen, in der Idylle vermag, die Sommerfäden der Poesie zu erhaschen und selbst aus ihnen zarte und feine Gewebe zu bilden. Laube ist ungemein reich an solchen ächt poetischen Som-

merfaden, an solchen idyllischen Zügen aus der kleinen Welt des Zimmers und der Familie. Könnte er solche Momente der Erinnerung an altes Knabenglück und poetische Zufälle des eignen Erlebnisses mit recht dauernden Fermaten versehen, könnte er den Athem lang aushalten, wenn ihn eine dieser traulichen Empfindungen überschleicht, wie reizend würde für den Leser der Genuß sein! Noch fürchtet sich Laube mehr vor diesen Momenten, die ihm begegnen, als daß er sie aufsuchte und zu einer klaren Situation erweiterte! Er braucht sie nur als Ansatz zum Humor, als Schwungbrett, um schnell einen Sprung wieder auf Andres zu machen. Das würde nicht vorkommen, wenn sich Laube entwöhnen könnte jener nicht selten blos dekorirten Natur- und Lebensanschauungen, wenn er nicht in seine vorgefaßte Ansicht von der Gesellschaft und ihren Hebeln zurückfiele, in jene etwas romanhafte Auffassung namentlich des Lebens der

höhern Stände, die schon den bekannten Fürsten Pückler vermochte, ein Boudoir zu persiflliren, in welches Laube eine Gräfin setzte; während jener ein solches Boudoir nur bei Schauspielerinnen anerkennen wollte. Aber nicht bloß die Drapperie, die Laube seinen Erfindungen gibt, stört, sondern die ganze Denk- und Gefühlsweise der vornehmen Welt, wie er sie schildert und namentlich der Frauenzimmer. Laube kann keine andern weiblichen Charaktere hinstellen, als die es nicht gibt. Alle seine Frauen handeln, alle stehen im Vorgrunde, ganz abgesehen, daß jene Angeliques, Blaskas und Tonis über und über mit Spuren der losen Abstraktion und Erfindung besäet sind. Fast in Allem, was Laube geschrieben, sind die Männer indifferent und die Frauen arrangiren. Das beweist Vieles, was sich in einer Biographie unsres Autors gut ausnehmen und entwickeln lassen würde, das beweist strebende Gesin-

nungen, ſtarke Neigungen, geſellſchaftlichen Ehrgeiz, Glück und Unglück in der Liebe; aber übertragen auf jene poetiſche Welt, welche die wirkliche abſpiegeln ſoll, iſt die Wirkung unheimlich und ermüdend. Dieſe reitenden, fechtenden, ſchwimmenden Damen mit den zahlloſen Einleitungskapiteln von Romanen an den Fingern ermüden und beleidigen; denn der Frauen, welche reiten, fechten und ſchwimmen, ſind ſo wenige, daß wenn ſie öfters in Romanen vorkommen ſollten, ſie uns bald alltäglich bedünken dürften. So findet ſich auch in Laubes Arbeiten noch kein weiblicher Charakter entwickelt, der tief zu nennen wäre. Sie hauen alle über die Schnur, und ſind bei ihm nur das, was wir in genialen Stunden wohl manchmal von ihnen wünſchen möchten, aber was ſie nur mit ſeltenſten Ausnahmen ſind. Auf Goethes wunderliche und unnatürliche Frauenzimmernaturen berufe ſich Laube nicht! Er ließ die Weiber in ſeinen Ro-

manen nicht handeln, sondern sich nur durch ihre Passivität entwickeln. In den Tugenden der Resignation liegt die Tiefe des weiblichen Charakters und damit denn freilich auch eine ganz andre Welt, als die, welche sich in Laubes Novellen tummelt. In dieser neuesten ist kein einziger Mann, am wenigsten der Held, männlich und thätig entwickelt; die Männer sind Frauen in dem Stück, und die Frauen dagegen haben alle Kraft, wie Männer. Sie lenken das Ganze; sie sind die Angeln, um welche sich die Thüren der aufeinanderfolgenden Situationen drehen. Sollte sich Laube nicht entschließen, auch diesen Rest früherer Unnatur, diese chevalereskeu Frauenzimmer, aufzugeben oder ihnen wenigstens weibliche gegenüber zu stellen, die ihren Mieder und ihr darunter klopfendes Frauenherz nicht verläugnen? Der wahre Reiz der Poesie liegt in der Schilderung der Menschen, wie sie sind.

Auch sind von Laube Reisenovellen erschienen, anmuthige, auf der Reise schnell beobachtete Lebensbilder, die Fortsetzung eines liebenswürdigen und durchaus persönlich angeschlagenen Tones. Diese neuen Bände übertreffen die frühern bei weitem an klarer Anschauung und objektiver Haltung selbst der Persönlichkeit; sie lassen die Liebschaften des Autors, deren die beiden erste Bände nicht weniger als ein Dutzend zählten, diesmal an der Seite liegen und haben sie in die Begebenheiten von Personen verwandelt, mit welchen der Reisende durch Zufall zusammentrifft. An Natürlichkeit stehen sie vielleicht zurück; doch sind die mannichfachen Rücksichten, die der Autor auch hier genommen hat, ihm von den Umständen geboten, wenn es gleich einen kalten Eindruck macht, daß diese Rücksichten sich alle die Miene der Ueberzeugung und der gereiften Einsicht gegeben haben. Die Stärke des Verfassers im Accommo-

diren iſt außerordentlich. Statt daß er nur nöthig gehabt hätte zu verſchweigen, ſpricht er fortwährend von den mißlichen Gegenſtänden und überredet ſich, ihnen Phyſiognomien abzugewinnen, die meiſt immer ein hiſtoriſches Recht haben ſollen. Der Verfaſſer ſchildert Oeſterreich und gibt einem hier ſehr weſentlichen, aber doch leicht zu umgehenden Staatsmanne eine Stellung, die derſelbe nie gehabt hat, oder, wenn er ſie hat, doch nicht aus den Gründen behauptet, die ihm Laube, ich weiß nicht durch welche Veranlaſſung, unterſchiebt. Jener Staatsmann hat unzweifelhaft etwas „welthiſtoriſch Bedeutſames," er repräſentirt freilich ein großes eingreifendes Princip der Zeit, aber wer möchte mit dem Verfaſſer dieſer Reiſenovellen daraus das Recht einer Gottheit herleiten, die einmal für die Reaktion beſtimmt iſt, ſo gut wie Ceres für das Getreide und Bacchus für den Wein? Bleibt für die Beurtheilung dieſes

Staatsmannes keine perſönliche Zurechnung übrig? Laube macht ſo ſehr einen Begriff aus ihm, daß man Laube ſelbſt nicht begreifen kann. Warum überdies das ewige Anrühmen des Herrn von Gentz? Wer fragt denn darnach? wer will denn Begriffe haben, wo es ſich um ſehr leiblich geweſene Menſchen handelt? Laube entſchuldigt hier ſo viel, daß er unwillkührlich ſich ſelbſt anklagen muß.

Dazu kommt, daß, wenn einmal von einem Principe bei jenem Staatsmanne die Rede ſeyn ſoll, dasjenige, welches Laube angibt, durchaus verfehlt iſt. Er wäre der deutſche Cavalier par excellence? Er wäre in der Politik nur der Mann der Fashion, der Grazie, des Geſchmackes, des Goethismus mit einem Worte? Welch ein Maaßſtab! Wenn es ſich um einen unveränderlichen Gedanken handelt, ſo muß doch dieſer zunächſt eine hiſtoriſche Begründung haben, es muß doch zunächſt von dem großen Kaiſer-

ſtaate ſelbſt die Rede ſeyn, von ſeiner Geſchichte und von Affektionen, die in den Thatſachen ihren nächſten Grund haben werden. Wenn aber Laube ſchon darin irrt, daß er jenem Staatsmanne einen entſchiedenen Haß Napoleons aufbürdet, wofur ſich ſchon zunächſt deſſen feiner Geſchmack, der doch ſo hervorgehoben wird, bedanken würde; ſo iſt ſogar derſelbe ſo wenig Cavalier, daß im Gegentheil alle ſeine politiſchen Ideen ſich um das Nivellement des Adels zu drehen ſcheinen, wenn auch nicht um deſſen Aufhebung. Die Iſolirung des Kaiſerſtaates — dies wäre etwa ein Ausdruck, der einen hier von der Wirklichkeit beſtätigten Begriff bezeichnen dürfte. Und will man das Originelle auf poſitive Verhältniſſe noch weiter übertragen, ſo wär' es etwa der Haß der alten deutſchen Reichs-Verfaſſung, kurz etwas Aehnliches, wenn es ſich einmal um ein einziges Wort drehen ſoll. Unangenehm iſt es aber auf alle Fälle, Zweifel

dieſer Art von einem Autor angeregt zu ſehen, der ſie zu hegen, durchaus keine in ſeinen Gedanken oder in ſeinen Verhältniſſen begründete Veranlaſſung haben ſollte.

Dieſe vornehme, conſtructionsſüchtige und bis in's Extrem tolerante Manier des fortgeſetzten Buches abgerechnet, zeigt es uns den Verfaſſer in allen glänzenden Eigenſchaften, die ſeinem Geiſte und im Nothfalle auch immer ſeiner Feder zu Gebote ſtehen. Das ſind wie immer gar kecke Aſſertionen, wo es Sitten und Umgangstheorien betrifft; das ſind witzige und gemüthliche Wendungen, die den Verſtand und das Herz überraſchen; das iſt zuletzt ein Styl, eben ſo natürlich wie berechnet, kunſtvoll und harmlos zu gleicher Zeit. Zuweilen blickt, um auch hier aufrichtig zu ſeyn, etwas von einem gewiſſen modernen Jargon hindurch, der eben ſo pedantiſch klingt, wie er originell ſeyn ſoll. Dazu gehören alle Goethismen, alle Abſtraktionen,

wo man recht gut mit concreten Worten auskommen könnte, dazu gehören Perioden, wie: „die Vergleichung Wiens mit Berlin und umgekehrt iſt oft da geweſen; es iſt aber wirklich intereſſant, welch' ſtrenge Gegenſätze ſich bei dieſen Städten herausbilden. Der Spott über ſolch' große Verſchiedenheit, über ſolch' Gegentheiliges" und ſo in dieſer Weiſe fort. Das iſt ſchon Curialſtyl und macht, da er bei Laube häufig vorkommt, ſeine Darſtellung bei ſo vieler Wärme oft kalt, bei ſo vielem Fleiſche oft hölzern. Man ſoll den Verfaſſer freilich am Style erkennen, aber nicht an deſſen Fehlern, ſondern an ſeinen Schönheiten. Schön iſt es aber nicht, Laube bald bedenklich, bald bedeutend, bald ſtofflich bald gegenſätzlich ſprechen zu hören.

Man ſage nicht, daß dieſe kleinen Rügen den Pedanten verriethen! Einmal wär' es traurig, wenn ſich unſere jüngere Literatur in einen

Jargon hineinredete, der in zwanzig Jahren schon Gelächter erregen wird: und zweitens treten die Laube'schen Produktionen, die sich selten über das Besprechen erheben, so anspruchslos auf, daß man in Verlegenheit geräth, auf welche Punkte man bei ihnen um zu loben oder tadeln verweisen soll.

Mit dem fünften und sechsten Bande der Reisenovellen will Laube eine Dichtungsweise abschließen, welche man nicht von Heine allein, sondern von Thümmel hätte ableiten sollen. Bei diesem geistreichen Herrn von Thümmel findet sich schon das ganze Wesen, in welchem Laube sein nun geschlossenes Werk mit abwechselndem Glücke schrieb. Laube hätte sich mit dieser Ahnenschaft gegen den Vorwurf, daß er Heinisire, vertheidigen sollen. Seine Nachrede zu den Reisenovellen ist nämlich eine Rechtfertigung für seine Dichtungsweise. Er gibt seine geistige und nicht selten technische Ver-

wandtschaft mit Heine zu und bedient sich, um jedoch das nähere Verhältniß dieser Verwandtschaft auszudrücken, des schönen Gleichnisses: Heine führte uns zwar in die Schlacht; aber im Getümmel derselben mußte Jeder für sich selbst stehen. Laube sagt: uns; er bezieht sein Gleichniß auf alle die Schriftsteller, welche mit ihm zusammengenannt werden. Dagegen möchten aber wohl Alle Widerspruch einlegen. Von mir wenigstens gesteh' ich, daß ich in früherer Zeit keinem neuern Dichter sowenig Geschmack abgewinnen konnte, als Heinen, daß selbst seine Gedichte mir wie Taffetblumen, in welche wohlriechendes Wasser geträufelt war, vorkamen und daß ich nur der geschlossenen und gedrungenen Abrundung eines Börne mit Andern das Geschick, zu früh zu Hervorbringungen gereizt worden zu sein, verdanke. Die Theilnahme für Heine auch bei Wienbarg und Mundt ist nur kunstkennerische Ueberredung, allmälige Gewöh-

nung und die Folge der außerordentlichen ſtyliſtiſchen Reize, welche Heine, abgeſehen von ſeinem ihn zu allen Zeiten kenntlich machenden Witz, in den franzöſiſchen Zuſtänden zum erſten Male als ein neues Heureka! für die Proſa entfaltete. Laube allerdings iſt durch Heine entzündet worden; aber nur er. Was Laube in ſeinem Nachworte zu den Reiſenovellen als richtſchnurgebend hinſtellt, gilt nur individuell für ihn. *)

*) Ich geſtehe, daß ich in früherer akademiſcher Zeit Heinen auch deßhalb nicht mochte, weil er Jude war und daß mir vor acht Jahren ein Dolch in's Herz fuhr, wie ich hörte, daß auch mein angebeteter Börne, der damals erſt die 7 Bände ſeiner Schriften veröffentlicht hatte, ein Jude ſein ſollte. Aber ich glaube, daß man allen antijüdiſchen Fanatismus naturgemäß verlieren muß, wenn man ſo ehrlich iſt, ſeine Liebe zu ſo ausgezeichneten Geiſtern, wie dieſe, nicht zu betäuben, ſondern ſie zu hegen quand même! Nicht das Literariſche wurde mir, wie ſo vielen, durch das Nationale verleidet, ſondern durch das Literariſche grade, deſſen Werth ich nicht läugnen konnte, kam ich zur Toleranz gegen das Nationale, zur Hingebung an die Intereſſen einer innigeren Verſchmelzung mit einem Stamme, der kein Stamm mehr iſt, und keiner mehr ſein ſollte.

Dieſe neue und letzte Sammlung der Reiſenovellen zeichnet ſich vor der erſten durch eine größere Ruhe, vor der zweiten durch eine wiedergewonnene Beweglichkeit aus. Waren die beiden erſten Bände dieſes Werkes zu haſtig abgefaßt, waren die perſönlichen Erlebniſſe ſo grell hervorgehoben, daß ſie Urſache des Vorwurfs der Schönthuerei, den man Lauben zu machen anfing, wurden: waren andrerſeits Band 3 und 4 in eine heilloſe Diplomatiſirung der Ausdrücke und Empfindungen hineingerathen, glaubten wir hier einen jungen Geſandtſchaftsattaché zu ſehen, der bei dem Fürſten von Metternich Diplomatie und bei Herrn Varnhagen von Enſe correcte Schreibart lernen wollte; ſo mildern ſich in dem Schluſſe des Buches die beiden vorſchmeckenden Elemente und ſtellen eine ruhige, beſonnene und doch hinlänglich poetiſche und originelle Miſchung vor. Dieſe beiden letzten Bände des Werkes ſind unſtreitig die beſten und

werden dadurch in diesem Eindrucke höchstens beschränkt, daß diese Dichtungsweise den Reiz der Neuheit verloren hat und die Behandlung sich nicht ändert, ob Berg oder Thal, Fluß oder Meer, die Insel Rügen oder Thüringen, der Rhein oder der Neckar vom Verfasser bereist werden.

Ueber Berlin spricht sich Laube mit wärmster Theilnahme aus. Man muß verbinden, aus allem das Reizendste hervorstöbern können, hinlänglich beweglich sein und mit Hülfe einer Droschke die langweiligen Striche der nordischen Hauptstadt überspringen können, um so herzlich an dem Leben und Treiben derselben Theil zu nehmen, wie es Laube thut. Laube hält sich an das geistige Interesse Berlins und sucht sogar den Eckenstehern ein solches abzugewinnen. Er faßt den ganzen breiten Stoff vom Standpunkte der Intelligenz. Er räumt Glaßbrennern so viel Rechte ein, als Hegeln. Von letzterm

hätt' er freilich mehr entlehnen dürfen als von erſterm. Ich glaube nicht, daß es Berlin Ehre macht, wenn man von der Schilderung ſeiner geiſtigen Leiſtungen auf die der Eckenſteher übergeht. Ich erlaube mir hierüber ein Wort.

Dieſe ekelhaften Menſchen haben durch Glaßbrenner, der allerdings ein muntrer und witziger Kopf iſt, eine traurige Berühmtheit erlangt. Einmal muß man annehmen, daß die gäng und gäben Berliner Eckenſteher, ſowie ſie geſchildert werden, nur die baare Erfindung Glaßbrenners ſind, und ſodann den lächerlichen Eindruck deſſen, was ſie ſprechen ſollen, nur auf Rechnung der Sprache bringen, die der Ausländer für drollig hält, da er ſie nur halb verſteht. Ich geſtehe, daß ich, als geborner Berliner, die Eckenſteher und was damit zuſammenhängt, in dem Grade für die partie honteuse Berlins halte, daß ich den Erfolg beklage, den Glaßbrenner mit ſeiner, wie Laube ſagt, „Einfüh-

rung der Eckenſteher in die Literatur," gehabt hat. Weder den Berlinern noch den Ausländern machen die zahlreichen Auflagen der kleinen Heftchen Glaßbrenners Ehre. Wiener Poſſen haben etwas Gemüthliches; Neſtlens Vetter aus Schwaben iſt eine Salzſoole von Witz und guter Laune; aber Eckenſteher Nante — er ſtinkt ſo nach Fuſel, daß, wenn man ihm mit einem Fidibus zu nahe käme, er in blauen Flammen aufgehen würde. Ich will nicht läugnen, daß Berlin's Volkszuſtände in ihrem eigenthümlichen Idiom dargeſtellt werden können; allein Glaßbrenners dahin einſchlagende Verſuche ſcheinen mir mißglückt. Die Gemüthlichkeit der Berliner untern Volksklaſſen iſt nirgends bei ihm anzutreffen, und doch iſt die Beſchränktheit, die Glaßbrenner in den politiſchen Geſprächen derſelben zu verſpotten ſucht, lediglich die Folge jener Gutmüthigkeit. Alle ſeine Figuren reden wie im Rauſche, und zwar in dem Rauſche der

gebrannten Waſſer, der allerdings etwas Blaſirt-Raffinirtes abſetzt. Das mag für Nante No. 22 paſſen; aber nicht für ganz Berlin. Glaßbrenner's Berlin iſt nur geneigt zu Prügeleien: aber ſchon der Ausdruck: Sich keilen für ich raufen iſt ganz falſch, um etwas für Berlin Allgemeines auszudrücken. Die Schulknaben und vielleicht jene ſchmutzige Gilde von verwahrloſten lüderlichen Burſchen, die ihr Brod damit verdienen, die Wagentritte bei Hochzeiten und Kindtaufen herunterzulaſſen, bedient ſich eines Ausdrucks. Für die Eckenſteher iſt er zu vornehm. So verfehlt es Glaßbrenner in den meiſten, eigentlich kenntlichmachenden Nebenumſtänden und Bezeichnungen. Seine Bilder ſind hochdeutſch gedacht und dann in das Berliner Patois überſetzt. Dieſer Mangel iſt mir darum nicht anſtößig, weil ich in Berlin geſehen habe, wie gefährlich er den Sitten und der Bildung einer Stadt iſt. Wären Glaßbrenners Skizzen

ächt d. h. verfolgten ſie nur die Ideenkreiſe des unterſten Berlins, ſo würde der Mittelſtand ihnen nicht die Zoten nachſprechen, ſelbſt der Gebildete (denn leider hört man in deſſen Munde oft genug jene abgeſchmackten Redensarten) würd' es nicht können, weil die Sphäre nicht die ſeine iſt. Allein Glaßbrenners Erfindungen ſind ſo raffinirt, ſo hochdeutſch gedacht und nur ſchlecht Berliniſch vorgetragen, daß junge Männer und Frauen aus den Mittelklaſſen ihm alles nachſprechen und ſich jenes Witzeln und Stichreden angewöhnt haben, welches man in Berlin mit den Worten bezeichnet: Die oder der iſt recht Königſtädtiſch d. h. die oder der ſagt ſtatt Ja, Allemal, ſtatt: Recht gerne: Ei warum denn dieſes nicht? ſtatt Oho: Neſſchandeller! ſtatt: das wäre fatal: Pfui Spinne! ſtatt Geld: Kies u. ſ. w. Dies Witzeln und Nachſprechen der Königſtädter Theater- und ſogenannten Berliner Witze iſt in

Berlin bei manchen Klaſſen z. B. jungen Kauf-
euten und Handwerkern, namentlich jenen Leu-
n, die in Berlin auf der Höhe des Elyſiums-
nd Coloſſeumsbeſuches ſtehen, ſo eingeriſſen,
aß für einen gebildeten Mann, dem die höhern
irkel nicht zugänglich ſind, Berlin unerträglich
worden iſt. Ich wenigſtens geſtehe, daß die-
s Uebel meiner Vaterſtadt, wenn ich täglich
m ausgeſetzt wäre, mir eine phyſiſche Unbehag-
hkeit zuzöge. Dies aberwitzige Weſen war
ch 1780 und 1806 dort nicht zu Hauſe.
ie kommt es jetzt in die Berliner hinein? Ich
ll es aufrichtig ſagen: durch den erbärmlichen
eiſt der Journaliſtik und des Königsſtädter
eaters, die beide ſeit etwa 1826 Hand in
nd giengen um den Geſchmack in Ber-
n zu verderben. Die alten Inſtitute:
ſellſchafter, Freimüthige ſanken in ihrer Gel-
g. Eine neue Generation brachte den gri-
ffirten Unſinn auf. Ladendiener gaben

in Berlin Journale heraus! Wie konnten diese anders ihr Glück machen als dadurch, daß sie der Gemeinheit eine gewisse anständige Form gaben? Die Blätter und die Theaterstücke der Angely, Rösicke und Beckmann überboten sich in Dummheiten. Haben doch die Chorführer dieses Treibens, Saphir, „Dumme Briefe", und Cettinger „fashionable Dummheiten" herausgegeben! Wahrlich man spricht vom Einfluß, den der Staat auf die Literatur haben soll. Hier wäre ein Feld, nicht bloß, um das Unkraut auszujäten, sondern gesundes Korn einzupflanzen. Warum gewinnen nicht edlere Naturen, die das Talent außerdem haben, populär zu sein, Raum für eine anständige, Deutschlands und Europas würdige berliner Journalistik? Dürften sich Mundt, Kühne, Laube, H. Marggraff u. A. in Berlin mit Behaglichkeit so, wie sie es zu wünschen scheinen, ergehen; die Gefahr der raffinirten Verwilderung,

die zwei Drittheilen in Berlin droht, würde bald überwunden sein. Die Regierung hat Einiges gethan; sie hat ſtudirte Leute für die Redaktionen verlangt. Sie muß aber noch mehr thun.

Laube darf mir nicht übel nehmen, wie ich von seinen Reisenovellen auf die Eckensteher abschweifen konnte. Was braucht' er auch diese Sphäre zu berühren!

Der letzte Theil seines Buches enthält quellengemäße und hier zum erstenmale gedruckte Briefe Goethes an F. A. Wolf und viel Merkwürdiges über Weimar und den Inhalt der dortigen Mausoleen. Süddeutschland wird sehr im Fluge und bei Novemberregenwetter bereist. Die Nebel, die die Fernsichten decken, veranlassen den Autor zu hübschen Novelletten, die er bunt auf die Fenster des Postwagens malt. Wo die Natur nichts bietet, läßt Laube die Geschichte sprechen. So fehlt es hier an Abwechslung nicht.

Die neuern Schriften dieses Autors schließen, seiner eignen Absicht nach, eine erste Periode seiner Entwickelung ab. Was uns die zweite, was die dritte geben soll, hat er uns weder angedeutet, noch läßt es sich aus Vorliegendem schließen. Wird sie uns einen Autor geben, der mit weniger Leichtigkeit hinwirft und mit größerer Strenge gegen sich selbst verfährt, der eine gewisse Abrundung der Form noch nicht für die Rechtfertigung und Beschönigung eines unbedeutenden Inhalts ausgiebt, der seine poetischen Anschauungen weniger von der Oberfläche der Gesellschaft nimmt und sich nicht in Sentenzen und Maximen gefällt, die von denen des Fürsten Ligne Alles, nur nicht die Tiefe haben; dann wollen wir dieser zweiten Periode eine Ehrenpforte bauen, selbst wenn Laube fortfährt, sich eine gesellschaftlich-politisch-literarische Stellung auszugrübeln, die weder im Sein noch im Werden, weder auf dem Trocknen noch im Flusse,

weder im Himmel noch auf der Erde wurzelt und die höchstens nur diese Form der Möglichkeit hat, daß sie dem Bestehenden im Staate mit fast religiöser Entsagung seine heilige Geltung läßt und der Opposition anräth, hinzugehen, Oekonomie zu studiren und sich den eignen Kohl zu pflanzen. Damit schließt nämlich Laube sein „junges Europa", einen Roman, der mit übertriebenen Hoffnungen beginnt und mit leidigen Tröstungen endet. Laube ist auf dem Punkte, die Schwächen des Liberalismus zu durchschauen, die Literatur von den Erinnerungen an 1830 zu erlösen, neue Ausdrücke für alte Dinge und neue Begriffe für alte Worte zu schaffen. Sollte er an diesem Beginnen, dem eine Selbsttäuschung zu Grunde liegt, scheitern, so würd' es ihm Deutschland nur unter der Bedingung vergeben, daß er seinem poetischen Talente eine tiefere Anwendung gäbe, als die, den oberflächlichen Schaum der höhern Gesellschaft abzuschöpfen,

daß er Bedeutendes zu erfinden lerne und es mit einer, den Künstler und Dichter verrathenden Seelenruhe und Gemüthswärme durchführe, daß er vor allen Dingen einsehen lerne, durch eine affektirte Goethisch-Varnhagensche Sprache, sentenziöse Wendungen und einen gewissen anmaßenden Fluß der Darstellung werde aus einer Mütze nie ein Helm, aus einer Lehmhütte nie ein Pallast, aus einer Miethskutsche nie ein Wagenzug von sechs Pferden, aus einem goethisirenden Clauren endlich nie ein Goethe!

Wir aber wollen an uns selber Gerechtigkeit üben, damit uns Gott nicht bald einen Simson sendet, der uns die Schwänze zusammenbindet, Feuer dazwischen legt und die so eitlen Schakale in die dann hohnlachend auffla ckernden Saaten der Philister jagt!

X.

# Gustav Schlesier.

Alle Vaterlandsfreunde sahen mit Genugthuung, wie ein Zwiespalt des politischen ja fast des gesellschaftlichen Lebens, der noch vor einigen Jahren in Süddeutschland theils gewaltsamer theils rechtlicher Mittel sich bediente, um einem von zwei entgegengesetzten Extremen den Sieg zu verschaffen, allmählig, wenn auch noch nicht überall aus den Gemüthern, doch aus dem Verkehre der verschiedenen Stände und namentlich aus den Berührungen sich verlor, welche in einzelnen Staaten Regierte und Regierende durch sogenannte Verfassungen zusammenführten. Die Interessen der materiellen Existenz, die Interessen des Handels und der Industrie werden

gewöhnlich mit der Ehre bekleidet, ausschließlich diese Versöhnung bewirkt zu haben: was den Ständeversammlungen nicht gelang, nämlich Vertrauen zwischen zwei Parteien herzustellen, wo eine von der Schwäche der andern zu gewinnen hoffte; das soll bald darauf einem Kanale, einer Eisenbahn gelungen sein. Wenigstens pflegt man, wenn man die Beruhigung der politischen Leidenschaften zu erklären sucht, den Indifferentismus vorzuschützen, der sich plötzlich des Zeitgeistes bemächtigt hätte, gleichsam als wäre kein Friede, sondern nur ein momentaner Waffenstillstand jetzt eingetreten. Diese fast drohende Erklärungsart hat aber das Rechte schwerlich getroffen. Weit entfernt, daß Deutschland in einen materiellen Indifferentismus versunken wäre, ist es nach wie vor der Entwickelung seines politischen Lebens zugewandt und scheint sich nur darin besonnen zu haben, daß es die Mittel, welche früher von dem Parteigeiste angewandt

wurden, entweder als ungerechte oder als zweckwidrige erkannt hat. Von einer Reaktion der Regierungen kann nur zum Theil die Rede ſein; denn wenn ſie auch die Ueberfluthungen des einmal ausgetretenen Redeſtromes in ein enges aber natürliches Bett zurückdrängten, ſo hat ſich doch die Oppoſition ſo bereitwillig dieſen Anordnungen gefügt, ſie hat, da es ein Geſetz wurde, in ſeinen Reden ſich zu mäßigen, doch lieber gar nicht geredet und hat auch nur das geringſte Quantum von Wirkſamkeit, die möglichſte Ausbreitung ihrer Ueberzeugung ſo wenig mehr zu betreiben ſich veranlaßt gefühlt, daß man, gleichviel ob man nun an ihrer früheren Aufrichtigkeit zu zweifeln Grund hätte oder ob man annehmen müßte, daß ihr die Mittel nicht zu Gebote ſtehen, mit Mäßigung ihren Ideen und deren Verbreitung nachzuleben, jedenfalls berechtigt iſt, den jetzigen Zuſtand unſres Vaterlandes keinen vorübergehenden, interimiſtiſchen, oder wohl

gar nur auf materielles Wohlleben gerichteten zu nennen, sondern ihn für die Entwickelung unserer politischen Existenz eben so hoch anzuschlagen, wie nur irgend eine Epoche, die schon da war oder noch kommen soll.

Bei diesem auffallenden Stillschweigen des früher so lauten Widerspruchsgeistes, bei einer Erscheinung, die weit entfernt ist, in Ueberzeugung und aufrichtiger Nachgiebigkeit ihren Grund zu haben, kann ein Versuch nicht überraschen, der kürzlich unter dem etwas obsoleten Titel: Oberdeutsche Staaten und Stämme von G. Schlesier gemacht worden ist, die politische Debatte unter den heutigen Umständen wieder aufzunehmen, sie auf das Maaß gegebener Zustände zurückzuführen, und den Widerspruch nicht im Sinne des Parteigeistes oder einer die Ordnung gefährdenden Freiheitsleidenschaft, sondern als etwas in der Natur alles Staatslebens Begründetes wieder aufzunehmen, eine Oppo-

tion im Englischen Sinne des Wortes, die, wie der Verfasser sehr naiv sagt, damit enden würde, daß man ihn an einen Ministertisch beriefe und ihm ein Portefeuille zu vertheidigen gäbe. Der Verfasser jenes in der Schreibart etwas ungeglätteten Gemäldes der süddeutschen gegenwärtigen Staatenlage will seine Opposition nicht an die letzte Rede des Herrn von Rotteck oder irgend eines Andern, der es bedauerte auf Hambach nicht gesprochen zu haben, anknüpfen, sondern an die patriotischen Phantasien des Justus Möser, an eine Zeit, die demnach weder Napoleon, noch den östlichen Völkeraufschwung kannte, frei war von dem politischen Galvanismus, der über das erstorbene Deutschland durch die französische Revolution kam, an eine Zeit, will der Verfasser auf jeden Fall sagen, wo man die Maaßnahmen der Regierungen tadeln durfte, ohne darum für einen Jakobiner gehalten zu werden. So verjährt diese Anknüpfung ist, so

neu ist sie für unsre Zeit. Wir wollen den Versuch des Verfassers näher beleuchten, und werden es mit um so größerer Bequemlichkeit thun können, da Alles, was nach einseitiger bloß formeller Oppositionsmacherei riecht, namentlich die meisten Ständeverhandlungen, die Süddeutschland seit der Julirevolution erlebte, in dem Verfasser der Oberdeutschen Staaten und Stämme einen entschiedenen, und wenn man die verscherzte Volksgunst bedenkt, unerschrockenen Gegner gefunden hat.

Hielten wir die Erscheinung jenes Buches nicht für wichtig, so würden wir keine Notiz davon genommen haben. Wir gestehen aber, daß in dem gewiß noch jugendlichen Haupte, dem dasselbe entsprang, eine Verwirrung der Ideen zu gähren scheint, die jede sichre Abgränzung dessen, was er eigentlich will und was wir, ihm zufolge, eigentlich thun sollen, gänzlich unmöglich macht. Nicht nur, daß die widerspre-

chendsten Dinge auf eine wunderliche Weise von ihm gemischt werden, daß er in seinem Gemälde bald vom Rieder Vertrage, bald von den Freuden des Münchner Lebens, bald von der Politik des Wiener Congresses, bald wieder von den Straußischen Walzern spricht; sondern seine Begriffe, die er ganz eigentlich aus einem Systeme herauszuschälen sich die Miene giebt, tragen ihrerseits selbst so oft den Stempel des augenblicklichen Einfalls, einer guten oder bösen Laune, vor allen Dingen aber eines gewissen leidenschaftlichen bloßen Tadelgeistes, eines pedantischen Dandysmus, wenn wir so sagen dürfen, daß man von den zahllosen Versicherungen seiner Ergebenheit an die Thatsachen der Ordnung und des bestehenden Gesetzes, wie von einem Mißtone, der nur künstlich ist, während all sein andres naturalistisches Wesen ihm angeboren scheint, fast unheimlich berührt wird. Es herrscht mit einem Worte eine wunderliche Mengerei von

Ideen und Anschauungen in diesem Versuch, die politische Debatte auf's Neue zu eröffnen, ein halb freies, halb gezwungenes Wesen, Dilettantismus und Kathedertheorie, Belletristik und Politik, kurz eine Unbestimmtheit des eignen Könnens und Wollens, daß man fürchten muß, der Verfasser möchte die Gegenstände, über die er sich verbreitet, mehr compromittiren, als aufklären, er möchte die Gesichtspunkte des politischen Räsonnements eher verrücken, als feststellen. Das dritte Wort, welches der Verfasser der Oberdeutschen Staaten und Stämme im Munde führt, ist die Staatsräson, die Staatsklugheit; aber entweder verbindet er mit diesen Ausdrücken eine so besondere Vorstellung, daß wir ihren Beigeschmack nicht kennen, oder er benutzt sie zu Wendungen, die allzuviel Heterogeneitäten enthalten, um nicht den Ernst jener Begriffe herabzustimmen und seine eigenen Beschwörungen derselben zu ent-

kräften. Der Verfaſſer nimmt Wunder welche Miene einer eingeweihten politiſchen Specialität an, und leidet doch wieder an einer Schwatzhaftigkeit, die ihn hundert Dinge in ſeine Staatsräſon mit hineinziehen läßt, die nicht hineingehören und nur dazu dienen können, die Einfachheit unſrer gegenwärtigen politiſchen Geſichtspunkte zu verwirren.

Es ſoll ferne von uns ſein, die politiſche Exiſtenz eines Volkes einzig und allein in ſeinen ſtaatsbürgerlichen Pflichten und Rechten zu ſehen, und nicht in der Totalität aller ſeiner geiſtigen Lebensfunktionen. Ferner ſteht es feſt genug, daß die Regierung nur die äußern Umriſſe in dieſen Funktionen ziehen darf und es der Nationalität, ihren Eigenheiten und ihrer Freiheit, überlaſſen bleiben muß, dieſe Umriſſe auf eine originelle Weiſe auszufüllen. Allein hat man einmal das Wort: Staatsräſon in den Mund genommen, und macht man ſich anheiſchig, die

Politik nicht als Staatsweisheit, sondern, wie der Verfasser will, als Staatsklugheit zu behandeln, dann wissen wir nicht, ob es etwas Staatsirräsonableres und Staatsunklugeres geben kann, als in einem Momente, wie dem gegenwärtigen, wo die deutsche Politik nur einige wenige feste Hauptziele haben soll und haben kann, die Schleusen aller Lebensfunktionen loszulassen und in einem Buche, das der Politik gewidmet ist, eben soviel von der Literatur, wie von der Malerei, von der Landessitte und sogar von den Nahrungsmitteln und der Küche zu sprechen. Da aber der Verfasser dies thut, so hat die Haltung seines Buches etwas Unwahres und Affektirtes, abgesehen davon, daß einerseits die heftigen Ausfälle desselben gegen die jetzt überall schweigende Opposition dieselbe nur entrüsten, und andrerseits seine zweideutige Advokatur für die politischen Thatsachen Deutschlands, denen er auf willkührliche Weise einen

englischen Zuschnitt giebt, diesen auch nichts nützen wird, da er sie von einem selbstgemachten Englischen Oppositionspunkte aus oft mit denselben Waffen, wie der von ihm desavouirte Liberalismus, bekämpft.

Die Art und Weise eines Justus Möser mag in Zeiten förderlich sein, wo Europa von allen Seiten friedliche Constellationen zeigt. Der Regierung so, wie der Verfasser thut, gegenüber zu treten, mag, wenn nicht nützlich doch unschädlich sein, wenn die Regierung die Wahl hat, hier oder dahin den Weg einzuschlagen, und um den richtigen zu wählen, der Aufklärung von Seiten begabter urtheilsfähiger Köpfe bedarf; endlich, wenn in der That die Entwickelung des sittlichen und geistigen Lebens in der Masse weiter fortgeschritten ist, als etwa in einer Regierung, die sich nur aus erblichen und privilegirten Ansprüchen ihre Beamten zu reklutiren pflegte. Da überall würde die Staatsräson des

Verfs. der Oberdeutschen Staaten und Stämme nicht am unrechten Orte sein. Allein bei uns kann gegenwärtig die Regierung mit Recht verlangen, daß sich noch lange Zeit das geistige und gemüthliche Streben der Nation ihr als leitendem Gedanken anschließe; aus dem Grunde nämlich, weil keineswegs Aussichten vorhanden sind, welche eine völlige Erstickung der revolutionären Tendenzen jetzt schon als vollzogen annehmen ließen, weil noch immerdar der Charakter der deutschen Staatsmaximen ein präventiver sein muß, und es Büchern, wie dem von unserm Verf. schwerlich gelingen wird, die bisherige süddeutsche Opposition in allen ihren Anforderungen zu widerlegen und da Mäßigung hinzupflanzen, wo weit mehr die Leidenschaft den Ton anzugeben scheint. Kann z. B. die Regierung, und muß sie es nicht, von einigen anderen Lebenskreisen, um nur zu sagen, von der Literatur verlangen, daß die Gährungen, Form-

losigkeiten und Uebertreibungen, welche noch zur Stunde in ihr die kritische Oberhand haben, erst durch sich selbst überwunden und ausgeathmet haben, ehe sie sich entschließen darf, so mit der Kunst und Wissenschaft zu parlamentiren, wie es der Verf. verlangen möchte? Kann eine solche Einheit alles Volks- und Staatslebens, wie sie wünschenswerth genug ist, unter den jetzigen Umständen schon Statt finden, wo die Regierungen nur zunächst die eine Aufgabe haben sollen, daß sie ihre Ansprüche und Gesetze feststellen, daß sie im Strome fluthender Meinungsdivergenzen, in der Anarchie, welche unsre religiösen, philosophischen und sogar unsre poetischen Debatten beherrscht, wenigstens einige unwandelbare und unumstößliche Thatsachen festhalten, an welchen sich die Wellen des Tages vergebens brechen? Würde, wenn die Regierungen in dem träumerischen Sinne unsres Autors dem Volksgeist und der Erinnerung an das vorige endende Jahrhun-

dert, wo freilich die Regierungen nur Organe des höheren Volksaufſchwunges waren, Gehör gäben, nicht das Geſetz und die Ordnung bald ſelbſt in den Strudel der allgemeinen Zweck- und Zielloſigkeit der Tendenzen hineingeriſſen werden und das Schickſal dieſer Widerſprüche ſelber theilen müſſen?

Warum ſtellen wir dieſe Fragen auf? Wir achten die Talente des Verfs: finden aber nicht, daß er einen guten Gebrauch von ihnen macht. Es bemächtigt ſich ſeit einiger Zeit der jüngeren, ja ſelbſt nur aus poetiſchen Kreiſen entſproſſenen Generation das Beſtreben, mit Hintanſetzung der frühern vorzugsweiſe liberal genannten mehr oder weniger geſetzlichen Gährung Süddeutſchlands, mit Hintanſetzung der Beſtrebungen der Herren von Rotteck, Itzſtein u. A. ſich in einem gleichſam hiſtoriſchen Sinne auf politiſche Debatten einzulaſſen. Es iſt nicht der Geiſt der Unordnung, der ſich darin ausſpricht. Im Ge-

gentheil, der Verfasser der Oberdeutschen Staaten und Stämme ist in dem Sinne monarchisch, daß er einen einigen festen und consequenten Willen an der Spitze der Regierung um keinen Preis vermissen möchte. Allein die Unzulässigkeit dieser Bestrebungen beginnt mit der Masse von Zumuthungen und Anerbietungen, die man dem Gouvernement aufdrängen möchte, ja sogar durch das Aufdrängen von Personen, wie denn der Verf. jenes Versuchs deutlich genug zu verstehen gibt, daß er nur so lange opponiren würde, bis er selbst an den Ministertisch käme, dieser jugendliche Fox! Welche wunderliche Aeußerungen! Wenn wir dem Verf. nach den voranstehenden Bemerkungen noch einen guten Rath geben möchten, so wär' es der, die Staatsgeschäfte denen zu überlassen, welche dafür verantwortlich sind, sich selbst aber auf irgend ein kleines abgesondertes Gebiet nützlicher und angenehmer Thätigkeit beschränken zu wollen. Alles zu sein,

Philosoph, Literator, Kritiker, Historiker, Publizist, ja sogar, wenn das Glück gut ginge, Staatsmann — dabei möchte schwerlich etwas Gediegenes herauskommen; während wir durchaus nicht in Abrede stellen, daß irgend ein kleines von diesem verspäteten Schüler des Justus Möser fleißig und redlich bearbeitetes Ackerfeld der Poesie oder Philosophie ihm eine ergiebige Ernte tragen würde.

# III.

# Don Quixote.

I.

# J. Minckwitz.

Als man vor einiger Zeit im Meßkatalog die Ankündigung eines Briefwechsels las, der zwischen dem Grafen Platen und einem gewissen Johannes Minckwitz erscheinen sollte, hoffte jeder Freund der schönen Literatur einen interessanten Beitrag für die Geschichte der Geistes- und Herzensentwicklung eines Dichters zu finden, dessen Leben kalt gelassen hatte und der erst durch seinen Tod zu rühren bestimmt schien. Man schloß auf eine dem Publikum unbekannt gebliebene freundschaftliche Verbindung des Verstorbenen mit irgend einer unbekannt gebliebenen Persönlichkeit, die mehr empfangen als geben, mehr anregen als befriedigen konnte, auf ein Verhält-

niß, wie es z. B. zwischen Jean Paul und dem unbekannten Otto Statt fand. Jetzt, wo der Briefwechsel erschienen ist, erstaunt man über die Täuschung, der man sich hingeben konnte. Keine einzige, noch so bescheidene Erwartung ist eingetroffen. Und doch ist es schwer, gleich zu sagen, was man gefunden hat. Unsere Täuschung ist aus so vielen Elementen zusammengesetzt, daß wir historisch zu Werke gehen müssen, um unsern Lesern von jenem bei Kummer in Leipzig erschienenen kümmerlichen Briefwechsel eine richtige Vorstellung zu geben.

Herr Johannes Minckwitz, den man wegen seines mangelnden Witzes füglicher Manck- (manque-) Witz nennen dürfte, gehört zu einer Menschenrace, über deren Aussterben man sich also vergeblich Glück gewünscht hat! Wenn wir von Herrn Minckwitz sagen wollten, er wäre ein Pedant, so hätten wir Das, was er ist, immer nur erst halb ausgedrückt. Ja, er ist ein Pe-

dant, aber ein Pedant mit Umſtänden. Worte nennen das Ding nicht: wir müſſen es umſchreiben und wieder hiſtoriſch verfahren.

Herr Minckwitz iſt ein Sachſe, ein Leipziger, ein Philologe. Er wurde auf irgend einer Fürſtenſchule, wie die Gymnaſien in Sachſen heißen, in die Wiſſenſchaften eingeführt d. h. in das claſſiſche Alterthum, oder was daſſelbe iſt, in die Grammatik und das Lexikon. Armer Junge! Du wollteſt Homer finden und fandeſt nur das Aeoliſche Digamma, Du wollteſt vom Sophokles lernen und Sophokles lehrte Dich nur, die Metren ſeiner Chöre anzuordnen! Minckwitz verläßt die Schule, Minckwitz hat eine Rede gehalten de studio antiquitatis sive de particula ἄν. Er weiß von Rom, Griechenland, von den größten Männern der Urzeit; er weiß zwar nicht, was ſie gedacht, aber doch, wie ſie geſprochen haben, er kann mit Themiſtokles reden und wird im Elyſium als Dolmetſcher

angeſtellt werden. Minckwitz iſt wieder in Leipzig, in dem ſchönen Leipzig, wo er geboren wurde, er iſt bei Hermann, bei Gottfried Hermann, er hört Vorleſungen über den Viger, er überſetzt, aus dem Griechiſchen in's Deutſche, aus dem Deutſchen in's Griechiſche, rück- und vorwärts, Minckwitz wird Mitglied der griechiſchen Geſellſchaft. Und wie der Menſch im Leben ſeine plötzlichen Momente hat, die ihn packen und um Jahrhunderte in ſeinen Ideen weiter ſchleudern, da bekommt er durch Zufall eine Platen'ſche Ode zu Geſicht. Er erſtarrt, er hatte das Versmaß gemeſſen, großer Gott, es war nicht ein einziger Fehler in der Scanſion. Minckwitz kennt ſich nicht mehr: er geht mit großen Plänen ſchwanger.

Man muß nicht etwa glauben, daß dieſe Geſchichte ſchon ſehr alt iſt. Nein, ſie fiel erſt vor zwei Jahren vor. Herr Minckwitz iſt noch blutjung. Hierin ſteckt eine Merkwürdigkeit;

denn es ist wohl merkwürdig, zu beobachten, wie sich junge Leute unserer Tage in die heutige Literatur hineinzudenken und zu fühlen lernen, wie sie es machen, um den ganzen modernen Krimskrams seit 1833, dieses Chaos von Talent, Leichtsinn, Verfolgung und gegnerischer Gemeinheit klein zu kriegen, wie man sagt! Es ist merkwürdig, Herrn Minckwitz, dieses philologische Infusionsthierchen, unter der Lupe zu betrachten, und zu Nutzen unserer neuesten Culturgeschichte um Swammerdam an ihm zu werden.

Leipzig im Jahre 1833! Das war das Zeitalter des Heinrich Laube und Joel Jacoby. Damals mußte man in Leipzig sein, um zu wissen, was „moderne" Literatur ist. Herr Minckwitz war so glücklich. Er konnte die neue Literatur kennen lernen, wenn er im Hotel de Bavière speiste. Er wußte nur von Homer, Thucydides und Xenophons Anabasis (Teubner'sche Ausgabe) und was er sonst lernte von der

Literatur seit der letzten byzantinischen Periode bis auf heute, von der Literatur des Mittelalters und der neuen Zeit, von der Literatur zweier Jahrtausende, das war nur Eines: Heinrich Laube! Homer und Laube! Thucydides und Laube, Xenophons Anabasis und Laube! Armer Laube; es gab dämals in Leipzig einen Jüngling, der Dich grimmig haßte, der Dich mit archilochischen Jamben, griechischen Jamben tödten wollte, und siehe, dieser Jüngling hieß Johannes Minckwitz! Nichts kann drolliger sein, als der Aerger, den Herr Minckwitz über die „moderne" Literatur, die er durch die Straßen Leipzigs fahren und reiten sah, empfand, den er warm ausschüttete in die Brust seines nunmehrigen Freundes Platen, und jetzt in der Vorrede seines Buches in das große, welthistorische Herz eines Schelling. O Platen, Schelling, ruft er aus, sehet, was sich hier begibt, leset den gestrigen Theaterbericht über das Spiel der Dem.

Wagner, sprecht: soll ich? soll ich zuschlagen? Ja, Herr Minckwitz ging sogar so weit, Platen aufzufordern, ob er aus den Leipziger Zuständen nicht eine Comödie in Trimetern und mit Parabasen machen wolle: er könne von ihm die Lieferung der Materialien verlangen, er wolle sie ihm alle schildern, wie sie leibten und lebten, die Redakteurs des Kometen, Planeten, Eremiten u. s. w. Platen erschrickt vor einem Fanatismus, der von Injurienprozessen noch nichts gehört zu haben schien, und zur „verhängnißvollen Gabel" blieb diesmal noch das Messer aus.

Doch seh' ich, daß ich meiner Erzählung vorgreife. Wie kamen denn hier der Meerbusen von Salerno und die Pleiße zusammen? Durch ein griechisches Gedicht. Herr Minckwitz übersetzte Platen's Gedichte in's Griechische, und zwar so hübsch, daß wir uns Platens Geneigtheit, auf die zudringlichen und unhöflichen Briefe des jungen Leipziger Privatdozenten zu antwor-

ten, wohl erklären können. Wer ein griechisches Ohr hat, liest diese Uebersetzungen mit Vergnügen; wir wollen durchaus nicht ungerecht sein, denn wir zweifeln nicht, daß Herr Minckwitz besser griechisch als deutsch schreibt. So empfand auch Platen: daher dieser Brief- oder besser Billetwechsel. Minckwitz liebkost seinen Gegenstand der Verehrung oder vielmehr das Original seiner Uebersetzungen; Platen entschuldigt sich nur immer, daß er noch nicht geantwortet hätte und bittet, ihn nicht um zu viel Porto zu bringen. Minckwitz aber hört nicht auf: er schickt ihm ganze Stöße von Uebersetzungen aus dem Euripides und Sophokles; ja, er schickt sie ihm sogar nach Sicilien und Syrakus! Der unglückliche Platen!

Jetzt, glaube ich, hat der Leser allmälig eine Vorstellung von dem Minckwitzigen Briefwechsel. Nehme man noch hinzu, daß nichts widerlicher ist, als eine Jugend, die wie ein Alter spricht, als eine blöde, vom Lampenschein

erblaßte, feuchthändige Pedantennatur, als Arroganz bei Knaben, Mangel an Lebensart bei jungen Männern, Zutraulichkeit, wo man ehrerbietig sein soll, Aufdrängen, wo man nicht hingehört, Beschränktheit eines Philisters, wo man Einsicht in hohe Dinge affektirt; denn kennt man vollständig das Porträt, welches hier ein Gelehrter schon in seinen Zwanziger Jahren von sich aufstellt! Um diesen Charakter, der aus Philistereien und Mangel an Lebensart zusammengesetzt ist, mit einem Zuge zu schildern, so erwähn' ich nur die wunderliche Zumuthung, die er in einem seiner unfrankirten Briefe an Platen richtet. Platen ist in Italien, in Neapel, und Minckwitz schreibt ihm: Werden Sie uns nicht einmal in „Laipzig" besuchen! Gibt es etwas Tolleres und Beschränkteres! Einem Dichter, von dem er wissen muß, daß ihm Neapel die Vorhalle des Paradieses ist, zu sagen: Kommen Sie doch nach Leipzig; der alte Gottfried

Hermann, nein! nicht einmal so: der Herr Comthur Hermann möchte Sie sprechen! O du Spießbürger von einem Philologen! Es ist gräßlich; Minckwitz ist noch keine 25 Jahre alt.

Ich möchte diesen Artikel gern mit etwas Gedeiblichem beschließen, und erwähne daher nur kurz die am Schluß des Buches beigefügten Briefe Platens an G. Schwab. Sie scheinen aus einem Papierkorbe aufgelesen; denn in diesen gehören sie eher, als vor das Publikum. Raucht Herr Schwab, so würde er besser daran gethan haben, aus ihnen Fidibus zu machen, als sie drucken zu lassen. Schlimmes Zeichen für den Empfänger dieser Briefe, daß ihm der Schreiber derselben nichts Besseres zu bieten für nöthig hielt! Das wollen unsere großen Männer sein, und in ihren Briefen schreiben sie sich, wie Commissionsreisende an ihren Prinzipal. Das einzig Brauchbare in den Billeten sind die Bemerkungen über W. Waiblinger's römi-

sche Lebensweise, Notizen jedoch so trauriger Art, daß Herr Gustav Schwab, der der Lehrer W. Waiblinger's war, lieber mit seinen Thränen diese Schriftzüge hätte auslöschen sollen, als sie durch den Druck veröffentlichen. Lebte Waiblinger noch, so ging' es, weil Eltern und Lehrer strafen dürfen; aber Waiblinger, der Unglückliche, ist längst hin und schläft in römischer Erde einen Schlaf, dessen Niemand mehr gedenkt. Um einen todten Sohn oder Schüler, ob er auch verloren ging, trauert doch jedes Vaterherz, jeder Lehrer, der ein edles Gewissen hat, und G. Schwab soll Schuld sein, wie verlautet, daß Waiblinger untergieng.

Ich bin zu weich gestimmt, um auf die Albernheiten des Herrn Minckwitz zurückzukommen. Was er über Platen sagt, womit er ihn gegen seine Gegner vertheidigt, das ist Alles Spreu und windiges Zeug. Die Hauptsache bleibt:

Platen ist eines der beklagenswerthen Opfer, welche der Genius der Dichtkunst dem Zeitgeiste und seinen confusen Lenkern öfters bringen muß. Platen angegriffen haben, das will wenig sagen; aber ihn nicht vertheidigt haben, das ist die Schande, die auf Deutschland lastet. Wenn Heine und Immermann ihn mit allen Waffen verfolgten, so that es Dieser, um sich zu vertheidigen, Jener, weil er selbst die Theilnahme des Publikums brauchte und auf fremden Ruhm eifersüchtig war. Aber Ihr tragt die Schuld, die Ihr ihn aufkeimen sahet und nichts für ihn thun wolltet! Der Vorwurf trifft die Münchner Kreise, die ihm unter vier Augen einen Lorbeerkranz aufsetzten, ihn genossen und ihn niemals dem Publikum empfohlen haben, die Stuttgart-Tübinger Kreise, weil theils die schwäbischen Lyriker ihn ausschlossen, theils die Kritik ihn nicht von seiner tiefen Seite zu würdigen wußte. Jene befangen sich doch untereinander selbst: warum

nahmen sie nicht Platen in ihr Selbstlob auf? Diese, die Kritik von Stuttgart, tödtete Platen, ohne Hand anzulegen. Sie hatte zu viel Vorurtheil und zu wenig Geschmack, um den Verstorbenen würdigen zu können. An den Ignorirenden und Ignoranten liegt's, nicht an den Angreifenden.

Wer mir Glauben schenken will, der wähle sich eine freie Stunde, so lang es noch grün ist, und lese Platen, als wenn er ihn noch nie gelesen hätte. Er lese weniger seine dramatischen und epischen Arbeiten, als seine lyrischen Gedichte. Man wird in ihnen wenig objective Leistungen finden, das heißt Deklamirbares, was für sich besteht, wenig, das in sich fertig ist und keiner Fortsetzung bedarf, kurz wenig Gedichte in dem gewöhnlichen, vereinzelnden Sinne, aber statt dessen unendlich viel Dichten, Leben, Empfinden, Wahrheit überall, wohin man blickt, Wahrheit bei aller Kunstgerechtigkeit der Form.

Platen ist ein Charakter seltener Art. Sein Haß, seine Melancholie, seine Wunderlichkeit, sein Selbstvertrauen, dies Alles sind Elemente, die uns freilich nicht zünden, die uns durchaus nicht so anwehen, wie jene Schmeicheleien, jener Kitzel unsres guten Menschen, die wir immer für Poesie ausgeben und beklatschen. Platen hat Nichts, das als Gesinnung sich empfehlen läßt, das uns als ein Lotterbette für unsere Trägheit und Eigenliebe dienen könnte. Er spricht von uns Deutschen, er liebt die Deutschen, aber indem er sie züchtigt; er schmeichelt ihrer Eitelkeit nicht mit den beliebten großen Redensarten. Es fehlt ihm an Natur, Sonntagsfreude und Liebe durchaus nicht, aber in Alles mischt sich Etwas, das seine Empfindungen verdüstert. Seine Gedichte sind nicht wir, sondern er. Das ist es. Daran ist der Deutsche gar nicht gewöhnt, durch seine grassirende schlechte Lyrik, durch seine schlechte Kritik gar nicht

gewöhnt. Der Dichter ſoll uns ſchildern, er ſoll im Abendſonnenſchein ſpazieren gehen, er ſoll im Walde nach den Vögeln ſehen; für wen? für uns, die wir ſagen: er drückt unſer Herz aus, unſer Gefühl, unſer Wollen; ja, das ſind wir! Der große Dichter! Der große Schiller, der große Uhland und der ganze Reigen hinten drein, die Alle blos dichteten, um gehört zu werden. Platen dichtete nicht, um gehört zu werden. Er hat kein Gedicht, das ſich deklamiren läßt. Man muß, was er dichtete, empfinden, ſtill betrachten, erwägen, man muß ihn ergründen, wie man Horaz, wie man Goethe ergründen muß. Platen gibt ſich ſelbſt als Dichter: er dichtet ſeinen Menſchen; darin liegt das Unglück und die Ungerechtigkeit, welche ihn verfolgte, indem ſie ihn nicht hörte. Er lebte in den Zeiten der Zweckpoeſie, der arme Dichter, der wie Petrarca glaubte, ſeine Gefühle, wie dunkel und melancholiſch, wie egoiſtiſch und

wunderbar sie waren, hätten das Recht erkauft, zu gelten, dadurch, daß er sie in meisterhaften Weisen aussprach. Solche Meinungen im Publikum begünstigte die oberflächliche Kritik jener Zeit nicht. Platen verlor vor ihr sein Dichterrecht, weil er ein wahrer Dichter sein wollte.

Ich will manche der gegen Platens Muse gemachten Einwürfe nicht in Abrede stellen. Aber spricht man von ihrer Kälte, so ist das ihr Reiz, von ihrem Egoismus, so ist das ihre Wärme. Die Form ist classisch und kost wie Wellenschlag an jedem Ohre, das griechischen Wohllaut versteht. Ich begreife nicht, wohin es mit der deutschen Cultur hinauswill, wenn man für das Individuelle und Charakteristische im Genie keinen Sinn mehr hat und diejenigen Geister mißachtet, die sich schämten, der Masse zu schmeicheln! —

II.

# Joel Jacoby.

Die Klagen eines Juden enthalten einen Versuch, den Zeitgeist auf den Kopf zu stellen. Herr Jacoby bekämpft die Irrthümer der Revolution mit den Tugenden derselben, die er sich zu eigen gemacht hat; er will die Leiden des Judenthums schildern und bedient sich dabei einer Dialektik, die er nur dem Christenthum verdankt. Herr Jacoby, an der Hegelschen Begriffsleiter klettern und denken lernend, konnte, um konsequent zu bleiben, nur damit enden, daß er sich taufen ließ und irgendwo außerordentlicher Professor wurde. Statt dessen behält er seinen polnischen Bart und Rock und sucht, ein zweiter Gutkow, aus dem wurmstichigen Holze des israe-

litiſchen Glaubens Töne hervorzulocken, die auf die Note mit chriſtlichen Chorälen zuſammentreffen. Die wunderlichſte Verwirrung der Begriffe ſpricht ſich in dieſem neuen Pſalterion aus. Man glaubt das Berliner politiſche Wochenblatt zu ſehen, welches um ſeinen Arm den Talisman der jüdiſchen Frömmigkeit, die Tephilim, gewickelt hat. Es iſt die Hallerſche Reſtauration der Staatswiſſenſchaften, die hier mit Band und Bleiſtiften handelt. Herr Jacoby iſt ſchon längſt getauft, wenn er auch vorgibt, in dieſem Buche nur aus der Beſchneidung zu ſprechen.

Ich bin in Verlegenheit, wie ich es anfangen ſoll, um aus dem korinthiſchen Erz oder Berliner Neuſilber der vorliegenden Compoſition alle urſprünglichen Stoffe rein herauszuſcheiden. Noch niemals hat die Lüge, oder zarter geſagt, die Selbſttäuſchung ſich einen ſo undurchdringlichen Schleier von wahrhafter Ueberzeugung vorgezogen. Herr Jacoby nimmt mit ſeinem jüdiſch-

christlichen Neusilber eine so offizielle, patentirte, oder um es besser zu sagen, arrogante Miene an, daß Mancher vor ihm erschrecken wird und sein Buch lieber gar nicht liest, aus Furcht, wenn er nicht daran glaubt, für einen Hochverräther erklärt zu werden. Herr Jacoby flattert seinen neuen davidischen Psalmen voran wie ein Zornengel, der, meines Wissens, in der Vorhalle des Allerheiligsten nicht gestanden hat. Es ist nicht die sanfte, elegische Flöte, die seine Schmerzen und Klagen begleitet, sondern eine große Knallpeitsche, mit der er über die Häupter seiner etwaigen Gegner hinwegsaust. Wir glauben, daß Jemand, der soviel Prätensionen macht, wie Herr Jacoby, sich auch auf etwas Beweisartiges stützen müsse. Was hat Hr. Jacoby geleistet? Beantworten wir diese Frage, so sehen wir vielleicht auch die Ursprünge jener Confusion, über welche man bei diesen Judenklagen sich am meisten zu beklagen hat.

Herr Jacoby trat mit einem politischen Büchlein für Deutsche auf, einer radikalen Schrift, die auch Wirth oder Siebenpfeiffer geschrieben haben konnte. Der Verfasser revolutionirte darin die Geschichte so stürmisch, daß er den lächerlichen Satz aufstellte, das Zeitalter der Revolution hätte nicht mit 1789, sondern schon mit den Hohenstaufen begonnen. Man denke sich, Herr Jacoby wollte das ganze Mittelalter zu einer Einleitung in die Bücher der Herren Thiers und Mignet machen! Diese kleine Schrift zeichnete sich außerdem durch eine Renommisterei aus, die auf Niemanden, der Herrn Jacoby näher kannte, ihre komische Wirkung verfehlte. Der Verfasser prophezeihte seinem Erstlings-Kometen einen langen Schweif, aus kleinen feurigen Brochüren bestehend über Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerkataster und landwirthschaftliche Conjuncturen, über Dinge, von welchen Herr Jacoby so viel versteht, wie ich

von der Mandschusprache. Das politische Büchlein erregte, ein Glück für den Verfasser, nur Gelächter. Doch strebte Herr Jacoby nach dem Ernste. Er wollte durchaus ein Märtyrer des Liberalismus werden, was ihm damals Ehre machte, und griff die Hohen und Niedrigen Berlins in den Zuständen und Bildern an, welche er über diese Residenz herausgab. Das Buch hatte nicht den geringsten Werth. Es war eine planlose Zusammenwürfelung planloser Stoffe, die der Verfasser in poetischer Prosa, dem Beispiele Heines folgend, bearbeitete. Weder die Neugier fand hier etwas Neues, noch der Geschmack etwas Schmackhaftes. In dem Tone, in welchem Heine den Tambour le Grand sprechen läßt, war das ganze Buch geschrieben, verblümte kleine Absätze, beginnend mit — Und, und endend mit Und, jene modern-romantisch-jakobinische Phraseologie, deren Unerträglichkeit man selbst empfunden haben muß, um zu ver-

ſtehen, was ich hier meine. Herr Jacoby hatte das Unglück, wegen dieſes Buches von Hrn. Menzel gelobt zu werden. Eine dritte Schrift dieſes Verfaſſers über die Judenemanzipation löſte ſich in einen buchhändleriſchen Scandal auf. Herr Jacoby verſcholl.

Das Wiederauftauchen des Verfaſſers der Judenklagen iſt ſonderbarerweiſe dem Publikum bekannter, als ſeine frühere doch durch Bücher, die jetzt ausblieben, bezeichnet geweſene Periode. Herr Jacoby verwandelte ſich in einen Correſpondenzenſchreiber oder wie er ſelbſt ſagen würde, in einen Publiziſten. Wie der Geiſt im Hamlet, oder wie ein Maulwurf warf er hier und da einen Hügel Erde auf und rief bald hier, bald da, bald mit einem * bald mit einem † bezeichnet, Verwünſchungen über den Zeitgeiſt aus. Statt ſich ſelbſt anzuklagen und ſeine eignen Irrthümer, klagte er die an, die ihm früher geglaubt hatten. Er hatte ſeinen Rock umgekehrt und zeigte die

Seite jetzt nach Außen, welche früher sein Unterfutter war. Ich habe gegen seine stürmische Umkehr nichts; nur hätte er sie nicht auch von uns so stürmisch verlangen sollen. Er hätte warten sollen, bis wir uns selbst besinnen. Als Z. Werner katholisch wurde, verdammte er seine eigne Vergangenheit, nicht die der Andern. Er hielt Fastenpredigten, nicht um der Ketzer, sondern der Sünder überhaupt willen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß unter den jetzigen Verhältnissen in der Literatur die Ausbildung eines consequenten Charakters äußerst schwierig, ja unmöglich ist, wenn ein Schriftsteller nicht in der Lage ist, auf die Oeffentlichkeit eine Zeitlang zu resigniren. Ich will herzlichgern glauben, was uns z. B. Laube so oft sagt, daß „man neues Terrain gewinnen" müsse (d. h. das alte verlassen), was Schlesier kürzlich ausführte, daß der Liberalismus nach den Prinzipien des abstrakten Vernunftrechts,

unſrer Geſchichte keine Erlöſung bringen wird; ich will mich gegen dieſe Bemerkungen nicht ſtemmen. Nur die Rolle, welche Herr Jacoby ſpielt, halt' ich bereits für eine vogelfreie. Judenthum und Chriſtenthum durch den Fanatismus der Geſchichtscorruptioniſten zuſammenlöthen, nebenbei Dichter ſein wollen, Gentz und König David in einem Sack, und unbegründete Correſpondenzen in deutſche Zeitungen für publiziſtiſche Arbeiten ausgeben, dazwiſchen arrogant und dünkelhaft — das iſt eine mithridatiſche Miſchung, welche für meinen Geſchmack zu piquant iſt. Auch haben, ſoviel man den öffentlichen Blättern trauen darf, dieſe Klagen eines Juden noch keines Menſchen Herz gerührt. Noch kein Geſangbuch hat ſie für den Gottesdienſt aufgenommen. Noch Niemand hat vorgeſchlagen, ſie an die Stelle wenn auch jener davidiſchen Pſalmen zu ſetzen, die unächt ſind.

Ich will nicht ungerecht ſein. Ich will zu-

geſtehen, daß die Stelle, wo Herr Jacoby von dem Spielzeug der „ſchönen blanken Chriſtennamen" ſpricht, mich gerührt hat. Noch eine andre Stelle iſt ſchön, die, wo Herr Jacoby den Muth hat, die jüdiſche Geſchichte der chriſtlichen gegenüber zu halten. Dieſe beiden Stellen können aber auch beweiſen, woran alle übrigen leiden; nämlich an dem Mangel von Thatſachen, an der faktiſchen Grundlage der Klagen, an der durchaus oberflächlichen und in vague Redensarten gehüllten Charakteriſtik des Unglücks der Juden. Lieder eines wahrhaften Ahasver — welch ein Stoff! Geſänge, entquollen dem vereinſamten Gefühle eines Juden, der ſich zum letzten Male, ehe Jehova vollends ſtirbt, an ihn anklammert und mit trunkener Anſchauung von der Pracht der alten Tempelreligion träumt, Weihgeſänge der Bundeslade — welch ein Stoff! Und der Jude in ſeiner politiſchen und geſellſchaftlichen Exiſtenz, in dem ſtillen Groll um alte und neue

Unbill, der Jude, gegenüber den großen Geistern der deutschen Kunst und Literatur, der Jude, gegenüber den hohen Gestalten der christlichen Geschichte oder umrauscht von den Wipfeln der deutschen Eichen — welch' ein Stoff! Ja, Herr Jacoby, Sie mußten, um diesen Stoff zu bewältigen, nichts weiter sein, als Dichter und vor allen Dingen Jude! Hegel, Leo, das Berlinische Wochenblatt war für Ihre Psalmen durchaus Nebensache! Sie haben soviel lärmende Instrumente für Ihre Elegien engagirt, daß Niemanden die Melodie derselben deutlich werden wird.

Die Form dieser Klagen, behauptet der Verfasser, soll ihm außerordentliche Mühe verursacht haben. Diese Gesänge sollten ganz das Ansehen haben, als wären sie aus dem Hebräischen übersetzt. Ihre Form besteht in dem Parallelismus des alten Testamentes, über welchen Herr Jacoby in der Vorrede eine Abhandlung verspricht, grade wie früher in seinem politischen

Büchlein die Abhandlung über Patrimonialgerichtsbarkeit verſprochen wurde. Der Parallelismus des alten Teſtaments iſt eine großartige Manier, alle Dinge zweimal zu ſagen. Dieſe rhetoriſchen Tavtologieen entſprechen vollkommen einer Poeſie, die in ihren kindlichen Anfängen ſchon nach einer gewiſſen Abrundung ſtrebte, und ſtehen tief unter dem metriſchen Schematismus der claſſiſchen Literaturen, wie dieſe wieder unter der Muſik unſrer neuen gereimten Literaturen. Oder will man nicht rangiren, ſo geſtehe man wenigſtens zu, daß jede dieſer Formen in der Dichtung dem Genius der betreffenden Sprachen angemeſſen iſt. Was ſich auf hebräiſch recht gut ausnehmen würde, mißfallt entſetzlich, wenn man es auch im Deutſchen verſuchte. Die Dichtungen des Herrn Jacoby mögen noch ſo tiefſinnig hebräiſch gedacht ſein, ſie ſind im Deutſchen ſehr ſchwerfällig, ſehr langweilig und ſehr ohnmächtig. Was bei David eine Claſſizität

iſt, wird bei Herrn Jacoby eine pedantiſche und komiſche Komödie. Wo die Kinder Korah ſehr prächtig ſingen, ſingt Herr Jacoby eine trockne Scala, die durch ihre Regelmäßigkeit das Ohr beleidigt; bei Aſſaph wird man über den logiſchen Schematismus ſeiner Pſalmen erſtaunen, bei Herrn Jacoby aber immer eingeſtehen müſſen, daß ſie das Weſen der Dichtung ausſchließen.

Dieſe letzte Rüge wird den Verfaſſer wahrſcheinlich heftiger verletzen, als unſre erſte. Er muß ſich in ſeinem Kampfe gegen den Zeitgeiſt ſo guter Anlehnungspunkte erfreuen, daß es ihn wenig kümmert, ob wir ihm vorwerfen, er ſtelle ihn auf den Kopf. Auch können wir dem Eigenſinn, längſt im Geiſte getauft zu ſein und doch Jude zu bleiben, unſere Verwunderung nicht verſagen. Vielleicht ſtrebt Herr Jacoby nach dem Rufe der Sonderbarkeit! Daß wir ihm aber nicht noch den des Dichters haben mitgeben können, thut uns wahrhaft leid. Vielleicht

möchte es erſprießlicher für ſeine deßfallſigen Anſprüche ſein, wenn er uns etwa Hallers Reſtauration in hebräiſchen Parallelismen genießbarer machte oder wohl gar zum Berliner politiſchen Wochenblatt eine Beilage mit ungereimten pſalmodiſchen Tavtologieen ſchriebe.

III.

# F. A. Löffler.

Er iſt Verfaſſer der in Leipzig erſchienenen, der Form und dem Inhalte nach gleich merkwürdigen Schrift: Ueber die Geſetzgebung der Preſſe. Von F. A. Löffler. Erſter Band. Leipzig, Brockhaus. 336 S. Wir wollen uns gleich von vornherein mit dem Verfaſſer über zwei Puncte verſtändigen, nämlich über ſein Reſultat und ſeine Methode. Wenn ſich Hr. Löffler in dem Grundriſſe ſeiner Schrift, im Fachwerke derſelben, und in der Manier, ſie mit jenen Steinen, die er nach der Preſſe wirft, auszufüllen, als Anhänger der Hegelſchen Schule zu erkennen gibt, ſo ſind wir weit entfernt, uns ſchon hierdurch gegen ſeine Beweisführungen

einnehmen zu laſſen. Der Scharfſinn der Hegelſchen Schule im Unterſcheiden, Sichten und Sondern wird von uns aufs Beſte anerkannt. In unſern Entgegnungen gegen Herrn Löffler glaube man am Wenigſten eine Parteilichkeit im Hintergrunde, die der Schule gelte, zu entdecken, ſondern wie wir darüber einverſtanden ſind, daß ſich in der Schrift des Herrn Löffler ein blinder Fanatismus für ſeine Schematiſirungen, Unterſcheidungen und Maximen findet, ſo bekannt iſt es uns auch, daß es nicht nur das Weſen einer Schule mit ſich bringt, auf die Worte des meiſternden Syſtems zu ſchwören, ſondern daß es auch der Hegelſchüler viele gibt, bei denen das Streben nach richtigem Denken ebenſo reell (als Wahrheitſtreben), wie formell (als bloße Dialektik) herrſcht. Wenn wir uns gegen die Hegelſchen Principien des Herrn Löffler erklären, ſo iſt es deßhalb, weil uns ihre Anwendung gewaltſam und erzwungen

ſcheint; deßhalb, weil wir es lächerlich finden, für die Löſung einer einfachen Staatsverwaltungsfrage philoſophiſche Heiſchefätze beizubringen; deßhalb endlich, weil wir gewiß ſind, daß die ebenſo aufrichtigen, wie nicht ſelten freimüthigen Schüler des verewigten Hegel ſelbſt gegen die bei Herrn Löffler ſo craſſe und intolerante Anwendung der Grundſätze ihres Meiſters ſich erklären werden. —

Der zweite Punct betrifft unſer Verhältniß zur Cenſur; denn obgleich die in dieſem Buche befindliche Verherrlichung derſelben einem anderen Begriffe von ihr, als dem gewöhnlichen gilt, ſo wollen wir uns doch dem Mißverſtändniſſe nicht ausſetzen, als flöſſe, was wir gegen Herrn Löffelers Principien und Vorſchläge werden zu erinnern haben, bei uns aus einer offenen Feindſchaft gegen das von ihm vertheidigte Inſtitut überhaupt, nämlich gegen die Cenſur. Im Gegentheil ſchicken wir dieſer kritiſchen Prüfung

das Bekenntniß voraus, daß uns die Censur für einen großen Theil dessen, was in Deutschland geschrieben wird, zwar überflüssig, für einen nicht geringen aber auch dermalen noch unerläßlich scheint. Denn wenn Niemand in Abrede stellen darf, daß sich Deutsches Staatsleben und Literaturwesen im Momente noch immer nur erst auf dem Uebergange zu beruhigteren Zuständen befindet, daß die Uebertreibungen der Presse kaum gezügelt sind, und eine Entfesselung derselben uns vielleicht in ein Chaos ungeregelter Ansichten und deutlich aus dem Dunkel hervorzuckender Tendenzen stürzen würde, so kann es selbst Freunden des Fortschrittes, knüpfen sie ihre Wünsche an das Gegebene an, kaum als wünschenswerth, geschweige möglich erscheinen, dem hastigen Drängen um Preßfreiheit nachzugeben. So aufgeklärt, vertrauend und zwanglos wir auch die Censur wünschen, so wenig soll der Grundgedanke unserer Bemerkungen gegen Herrn Löff-

ler eine zur Unzeit geforderte Preßfreiheit sein, von deren Bewilligung wir ohnedies eingesehen, daß davon die Freunde derselben keine rechte Vorstellung haben. Herr Löffler hat ganz recht, wenn er die Preßfreiheit als einen Naturzustand bekämpft, wenn er behauptet, daß einmal dieser Naturzustand eine Chimäre ist, und sodann, daß, wo wir die Presse in frühern Zeiten thätig sehen, sie immer vom Staate abhängig, und bei feindseligen Acten seiner Züchtigung gewärtig sein mußte. Wenn man nicht annehmen will, daß sich alle gesellschaftliche und politische Ordnung auflöse, so kann die Presse nie in dem Grade unabhängig werden, daß der Staat sie nicht controlire, richte, bestrafe. Das Princip der Censur bleibt immer da, mag sie nun ihre Ergusungen erst vor oder nach dem Drucke öffnen. Mithin würde sich ergeben, daß, wenn man nach Preßfreiheit verlangt, man damit unmöglich eine absolute Forderung ausdrücken

wird, und daß in der That die Herren Rotteck und Welcker, die so rüstige Reclamanten der Preßfreiheit sind, nicht im Rechte sind, wenn sie die Censur als eine systematische Verletzung von Privatrechten ansehen, indem die Coexistenz der Presse mit dem Staate, welches das Schiboleth des Hrn. Löffler ist, von uns gar nicht geleugnet, sondern nur dahin bestimmt werden würde, daß diejenige Censur, von der Herr Löffler nicht nur wie von einer Autorität, sondern wie von einer organisch gestaltenden Kraft spricht, immer der Normalzustand einer im Staate wirksamen Presse sein müßte, und dagegen die Preßfreiheit nur eine Frage der Modalität. Die Censurtheorie des Verfassers würde in der That die Preßfreiheit möglicher machen, als sein fanatischer Sinn es zugibt. Da, wo es eine Direction des Buchhandels, und eine im Ganzen und Großen erfaßte organische Verwaltung der Presse gibt, da wo nach dem Verfasser die Cen-

fur aufhört, zum Reſſort der Polizei zu gehören, und überhaupt mehr von Cenſur, als von Cenſoren die Rede iſt, da würden um die Preſſe ſchon ſo kräftige Reifen gewunden ſein, daß man die Kraft des in ihr gährenden Getränkes nicht zu fürchten brauchte. Die Preßfreiheit in dem Sinne, daß ſie ſich dem ſtrafbaren Erfolge nicht entziehen dürfte, wäre da nur die Modalität der Cenſur. Möge wenigſtens Herr Löffler hieraus entnehmen, daß wir weder ſeine Methode, noch ſein Reſultat an und für ſich, und im Principe betrachtet, bekämpfen wollen!

Es liegt der vorliegenden Schrift die Abſicht zum Grunde, aus der Preßgeſetzgebung nicht bloß eine Anleitung gegen den Mißbrauch der Preſſe zu machen, ſondern vielmehr eine Anleitung zum richtigen Gebrauch derſelben. Der Verfaſſer hat einen poſitiven Zweck; er ſieht in der Verwilderung der Preſſe eine nothwendige Folge der bloß negativen Behandlung derſelben.

Es bricht, wenn auch nur mit halber Klarheit, durch sein Räsonnement hindurch, daß die Masse der Censoren doch nicht im Stande ist, die Preßlicenz zu bemeistern, ja er ist sogar gerecht genug, in verschärften Maßregeln, wenn sie nur einen negativen Zweck haben, mehr Gefahr als Nutzen für die von ihm sogenannte „Austragung des preßlichen Inhalts" zu sehen. Herr Löffler verlangt, daß die Presse zu einem festeren Bewußtsein im Staate komme, als bisher geschehen, daß ihre Beförderung ihr nicht selbst überlassen bleibe, sondern eine Aufgabe der Regierung werde, daß consequente Einigkeit die Preßmaßregeln der verschiedenen Deutschen Regierungen lenke, daß an einem Orte nicht verboten würde, was anderswo erlaubt wäre, und daß überhaupt Seitens der Regierungen mehr geschähe, die Literatur zu wecken, als zu beschränken. Er verlangt ein für alle Deutsche Staaten gleich berechtigtes Preßdirectorium; er verlangt Collegien,

die sich mit den Interessen der Presse so beschäftigen, wie mit den Fortschritten des Handels und der Industrie; er wünscht namentlich, um der Regierung einen Theil dieser Preßaufsichten abzunehmen, daß wissenschaftliche Institute, Academien und Universitäten hier der Regierung zu Hülfe kamen, besonders daß wissenschaftliche Journale sich immer dadurch an die Universitäten anschließen sollten; endlich deutet der Verfasser oft genug an, daß Gelezuschüsse und Preisaufgaben, die den Ehrgeiz in Bewegung sehen würden, zu dem Censursysteme der Regierung als nothwendige Ergänzung gehören müßten.

Wenn man diese Ergebnisse der Löfflerischen Schrift betrachtet, so möchte man nicht glauben, daß sie sich nämlich ganz brav und gediegen anhören, mit wie vielen Schlacken ebenso heterogener, wie feindseliger Elemente sie vermischt sind. Diese wenigen haltbaren Sätze, die ohnedies nur von genialen Fürsten, nicht von Regierungen

dürften verwirklicht werden, tauchen aus einer Sündfluth der heftigsten Anklagen gegen die Presse hervor, aus einem Wirrwarr von falschen Begriffszusammenkoppelungen, und endlich einer, was die Methode betrifft, das ganze Werk ungenießbar machenden Selbstgenügsamkeit. Da wir es für eine heilige Pflicht halten, den Irrthümern in einer Schrift, die sich speciell den Staatsmännern aufdringt und mancherlei Beherzigungswerthes enthält, um so schärfer entgegenzutreten, als sie entweder das Gute im Buche verdunkeln, oder wohl gar selbst durch dasselbe gerechtfertigt werden könnten, und gerade dieser Sichtung des Wahren und Falschen die nachstehende Erörterung widmen, so möge zuvörderst hier nur in Betreff der Aeußerlichkeiten bemerkt werden, daß der Verfasser in einem zweiten Theile eine philosophische Begründung dieses mehr practischen ersten Theiles zu geben verspricht. Eine Philosophie des Preßrechts soll von ihm

geliefert werden, auf welche die unbewiesenen Paragraphen des ersten Theiles einstimmig verweisen. Wir wollen dem nicht vorgreifen, was Herr Löffler liefern wird, gestehen aber, daß diese Hinweisung auf den Messias, der da kommen soll und der wieder Herr Löffler selber ist, den Eindruck eines affectirten falschen Prophetenthums macht. Schon die Einleitung des Buches, die ebenso geschwätzig und breit, wie intolerant ist, schüttet ein großes Füllhorn von Versprechungen aus. Herr Löffler, der wie alle Hegelianer nur objective Gedanken hat, spricht auch nie von seiner eigenen unmaßgeblichen Meinung, wie andere bescheidene Leute thun, sondern nennt sich selbst immer die Wissenschaft. Man sieht nicht ein, warum der Verfasser so viel unterscheidet, da er doch Alles der Censur unterwirft; ferner warum er zur Erläuterung von Verhältnissen, die auf der Hand liegen, öfters bis in das graue Alterthum hinaufsteigt. Was

hat das Preßedict, welches wir vielleicht nächſtens von Preußen oder vom Teutſchen Bunde zu erwarten haben, mit jenen Unterſuchungen über den religiöſen Inhalt des antiken Staates, über den Polarmenſchen und die Aſiatiſche Cosmogonie gemein; mit Unterſuchungen, die man wahrlich in einem der Preßgeſetzgebung des Augenblicks gewidmeten Werke nicht vermißt hätte! Gerade dieſes Beiwerk von philoſophiſcher und hiſtoriſcher Begründung gibt der Schrift des Hrn. Löffler ein abenteuerliches Gepräge, und würde ſie in Rückſicht auf die Praxis ganz bei Seite ſtellen, wenn ſich nicht an andern Stellen des utopiſchen Buches ganz directe Fingerzeige auf Preußiſche Staatsmänner, und namentlich Seite 504 und 505 ein Lob der Preußiſchen Staatsverwaltung fände, das uns wenigſtens auf den Wunſch des Verfaſſers hinzudeuten ſcheint, bei dem entweder von dieſer großen Macht oder von dem Bundestag zu erwartenden

Preßgesetzgebungsedicte, sei es nun theoretisch mit seinen Vorschriften oder practisch mit seiner Person berücksichtigt zu werden.

Wir gestehen, daß uns der Gedanke, wie wohl die Deutsche Literatur, wenn sich des Verfassers Buch verwirklichte, eine ganz neue, ätherische Gestalt annehmen könnte, bei manchen Abschnitten ganz geblendet hat. Wie glücklich würden wir sein, wenn diese gedankenlos sich aufschwemmende Masse des Buchhandels plötzlich keinen Zufluß mehr aus der dann geschlossenen Bücherfabrik bekäme, wenn diese heftweisen Compilationen nicht mehr die Kauflust des Publicums wegspülten, wenn jeder neu sich etablirende Buchhändler verhindert werden könnte, sich zuvörderst ein Schulbuch zusammenschreiben zu lassen, welches dann zwangsweise in den Unterricht der Jugend eingeführt wird; wie schön, wenn der Verlagsinstinct bei ganz ungebildeten Buchhändlern, die über das kalte Wasser, die Cholera,

die Eisenbahnen, über alle Gewerbe und Künste drucken lassen, was sie wollen, geregelt; wenn namentlich auch das belletristische Unwesen beschränkt und die Ueberfüllung der Leihbibliotheken mit abgeschmackter Unterhaltungslectüre verhindert würde; ferner wenn man die seichte Journalistik der Deutschen, ihr pseudo-schönes und politisches Zeitungswesen verschwinden sähe, diese kindischen Localblätter, diese politischen Zeitungen, die nur vom Nachdruck leben, diese Trivialitätenspeicher, wie die Bäuerlesche Theaterzeitung und Aehnliches. Ja, könnte die Fluth abgedämmt werden, ohne daß man sich dem Vorwurf eines Gewaltstreiches aussetzte, wer würde dem Verfasser dann nicht für sein positives und organisches Censursystem dankbar sein? Allein das Mittel, wodurch der Verfasser zu einem solchen Ziele kommen will, ist gewiß weder mild noch gerecht. Der Verfasser will diese Misere mit Gewalt in die Pfanne hauen, er läßt sie

kurzab über die Federmeſſerklinge der Cenſur ſpringen, überantwortet die wiſſenſchaftliche Preſſe ausſchließlich den Facultäten, ſchließt die Leihbibliothek, verbrennt alle die ſchlechten Bücher, die ſich gegenwärtig darin befinden, ordnet Staatsprüfungen für die Redactionen an, und will überhaupt das Bereich der Preſſe in eine literariſche Büreaucratie verwandeln. Ginge es dem Verfaſſer nach, ſo müßten die Dichter gezwungen werden können, dieſen oder jenen Stoff zu behandeln. Er wirft z. B. dem neuern Romane vor, daß er ſich ewig nur mit der Dialectik der Liebeszuſtände beſchäftigt, und fragt, warum unſere Dichter nicht den hiſtoriſchen Roman aus der vaterländiſchen Geſchichte cultiviren? Um einſtweilen die Dichter an dieſes Thema zu zwingen, läßt er die Regierungen im Voraus eine Preisaufgabe für den beſten vaterländiſchen Roman ſtellen. Allein wer ſichert ihm, daß unſere Uhland, Heine, Lenau oder Mundt darum

concurriren werden, und wer kann sie hindern, wenn sie etwas schreiben, das mehr an Werthers Leiden, als an Götz von Berlichingen erinnert!

Es kam zunächst darauf an, daß der Verfasser sich den Umfang seines Themas begrenzte, und einen Begriff über die Presse überhaupt feststellte. Man kann nicht leugnen, daß die Presse der Literatur über den Kopf gewachsen ist, und daß weit mehr gedruckt wird, als für die Erfüllung des Literaturinbegriffes nöthig wäre. Abgesehen von der Industrie, die einem Theil der Presse eine ganz willkürliche Ausdehnung gegeben hat, ist besonders durch das Zeitungs- und Journalwesen und die in die Presse eingeführte politische Debatte der Umfang der Literatur längst überschritten und die Presse eine überwuchernde Gewalt geworden, von der wir durchaus nicht in Abrede stellen wollen, daß sie von Seiten der Regierung einer ernsten Aufmerksamkeit bedarf. Wenn nun Herr Löffler gleichfalls eingesteht, daß

mit dem Begriff der Literatur man heute die Presse noch nicht erfasse, so folgt daraus doch keineswegs, daß man für die Presse ein anderes Princip suchen müsse, als das in der Literatur gelegene, und daß man eine Theilnahme und Neutralität, welche der Staat immer bisher gegen die Literatur beobachtet hat, ihr darum entziehen solle, weil sich die Literatur im Zustand der Ueberwucherung befindet. Wer die Presse rein unabhängig von der Literatur betrachten will, kann nicht anders, als diese sowohl, wie jene, mit jeder andern beliebigen Händlung im Staate gleichstellen, wo auch der Unterschied nur in der Modification des Sprechens und Handelns liegen soll. Allein bis zu diesem Grade von Literarisirung ist unser modernes Leben noch nicht gelangt, daß man, sowie Anschlagzettel allerdings den sonst mündlich redenden Marktschreier auf den Jahrmärkten ersetzen, so nun auch Alles, was gedruckt wird, als unmittelba-

res Wort und unmittelbare That erfassen müsse. Noch werden die specifischen Schattirungen, welche Handlungen und Gedanken durch die Presse bekommen, im Bewußtsein der Masse allgemein anerkannt. Denn entweder ist der gedruckte Buchstabe unendlich stärker, als das Wort, oder unendlich schwächer, als die That. Die Presse ist mehr, als bloß öffentliche Austragung seines Willens und Denkens, sie wirkt specifisch anders, als mündliche Belehrung oder thätiges Beispiel. Des Verfassers Princip könnte man in einer Gesellschaft gelten lassen, wo die Presse zum ersten Mal aufträte, wo sie die Rolle einer unbedingten Bevormundung der Masse spielte und nicht wie bei uns, ihre Producte dem schon reifen Urtheile gegenüber stellte. Des Verfassers Princip verwechselt die Presse mit der historischen Initiative der Cultur und Wissenschaft. War sie das je? Nein! Sie hat Cultur und Wissenschaft befördert, allein der Gedanke, der die Wissenschaften belebte

und die katholische Kirche stürzte, war schon vor ihrer Erfindung rege geworden und verbreitet. Folgen wir der Ansicht des Verfassers, halten wir uns für die Presse nicht den Begriff der Literatur fest, und nehmen wir dieser die innere Einheit eines relativen Selbstzweckes, so muß sich unsere Idee von Preßgesetzgebung freilich so unduldsam modeln, wie sie es beim Verfasser thut. Der richtige Gesichtspunct bleibt in aufgeklärten Staaten der, daß sie der Literatur ein eigenes Werden und Wollen einräumen, sich in ihrer Beaufsichtigung weniger an das Einzelne, als an den Gesammtzweck halten, und die das Literaturgebiet überwuchernde Presse, das Uebermaß der Literatur allein nur mit scharfem Auge verfolgen. Dieses Zuviel der Literatur, das sich namentlich in der politischen Journalistik gezeigt hat, soll durch Zwangsmaßregeln in das Bett der organischen Literatur wieder zurückgedämmt werden, wie denn unserer Ueberzeugung nach

eine vermittelſt der Preſſe ſich geltend machende Tendenz, wenn ſie den Staat gefährlich bedünkt, nicht gewaltſam zu unterdrücken iſt, ſondern nur in die Literatur, wo ſie ſchon ihre Widerlegung finden wird, zurückgeleitet werden ſoll. Für eine ſolche Verwaltung der Preſſe gibt es die bequemſten Mittel. Man würde immer nur nöthig haben, bedenklichen Tendenzen begreiflich zu machen, daß ſie auf das Recht einer Zeitung z. B. keine Anſprüche hätten, und daß ein Journal, welches einen neuen Sectengeiſt aufbringen wolle, nur vierteljährlich, nicht täglich oder wöchentlich erſcheinen dürfe. Dies heißt die Preſſe aus dem Zuſtande der Ueberwucherung, der allerdings dem Staate gefährlich werden kann, in die Debatte der Literatur zurückführen, wo es der Behauptung nicht an einer Gegenbehauptung fehlen wird.

Wie wenig Herr Löffler geeignet iſt, in ſeiner Preßgeſetzgebung der Literatur einige Wohlthaten zu erwirken, beweiſt die ſchlechte Vorſtel-

lung, die er von ihr hat. Er hat ein wüstes Bild von der Presse, ihre Ausnahmen macht er zur Regel. Alles Elend neuerer Zustände bürdet er der Presse auf. Seite 67 bringt er mit ihr sogar den Selbstmord in Verbindung. Von der literarischen Individualität, der er ein ganzes Capitel widmet, weiß er edle und hochherzige Züge nicht anzuführen, sondern Verstand, Gemüth und Leidenschaft sind ihm die Factoren des schriftstellerischen Characters. Der Haß des Verfassers gegen das Druckwesen spricht sich auch in einigen unwürdigen Kunstgriffen aus, durch welche er die Eitelkeit der Masse gegen die Presse aufreizen möchte. Um sich die Meinung und das Vorurtheil nicht bloß des Staates, denn darauf ist sein ganzes Buch gerichtet, sondern auch des unzurechnungsfähigen Publicums zu erwerben, stellt er die Presse als die Begründerin eines eigenen Kastengeistes dar. Beispiele, wie ein Voltaire sein ganzes Jahrhundert an der Nase

herumführen konnte, wie sich hier und da Autoren in politischen und wissenschaftlichen Kreisen auch eine äußere persönliche Autorität erwarben, wie z. B. ein Hugo, ein Savigny in der Rechtswissenschaft, diese außerordentlichen Triumphe des Genies, welche jeden Unbefangenen nur zum Erstaunen reizen, braucht der Verfasser als Motive eines durch die Literatur begründeten gefährlichen Kastengeistes. Die Wirkung, welche der Verfasser der Literatur beilegt, ist ihm doch so außerordentlich groß, wenn es sich bei ihm darum handelt, die Censur zu verschärfen; allein geringfügig, wenn es sich bei uns Andern um glorreiche Resultate handelt, die der menschliche Geist und die Geschichte der Presse verdanken! Die Bande der Sitten lägen nach dem Verfasser schon in der Familie, die Keime der Cultur und des historischen Fortschrittes schon im Staate. Er fragt, wozu nütze hier „die öffentliche Schreiberei?" Ja, wenn wir bisher immer noch ge-

wohnt waren, der Literatur einen Antheil an dem Aufschwunge zuzuschreiben, dem wir die Befreiung vom Napoleonischen Joche zu verdanken haben, wenn man auf allen Cathedern in der Schule und Universität gewöhnt ist, zu lehren, daß sich die Deutschen im Zustand der Erniedrigung an ihre geistigen Besitzthümer anklammerten, und namentlich durch historische Studien die Idee des Vaterlands unter der Jugend zu verbreiten suchten, so sagt der Verfasser S. 125 geradezu: „Die Schriftsteller wirkten gar nichts, der Aufschwung ist die Folge der heldenmüthigen Entschließung des Königs von Preußen!" Wir wissen die Ritterlichkeit König Friedrich Wilhelms III. hoch genug zu schätzen, um uns aus diesem verächtlichen Dilemma mit der unerschrockenen Behauptung herauszuziehen, daß jene heldenmüthige Entschließung nur der Schlußstein einer Menge von der Literatur hervorgerufener oder unterstützter Vorbereitungen war.

Noch verworrener werden jedoch die Begriffe des Verfaſſers, wo ſeinen Beſchuldigungen der Preſſe ein ſpecielles Intereſſe der Schule zum Grunde zu liegen ſcheint. Gott ſei's geklagt, daß der trivialen Gedanken nur allzu viele in der Literatur ſich breit machen! Allein nur der Fanatismus unſers Verfaſſers iſt im Stande, im Trivialen etwas Gefährliches zu entdecken. Ihm wäre es das Liebſte, daß einſeitige, flache, empiriſche Denker ganz vom Anrecht auf die Preſſe ausgeſchloſſen würden. Was hält nun aber der Verfaſſer für trivial? Was iſt ihm unwiſſenſchaftlich? Alles das, was nicht in ſeiner Weiſe denkt. Seine Intoleranz gegen Andersdenkende geht ſo weit, daß er ſich des abſcheulichen Ausdrucks bedient: „die größte negative Tugend der Schriftſteller wäre die, wenn ſie der Unwahrheit nicht mit Wiſſen dienten.“ Iſt dieſe Behauptung erhört? Herr Löffler als Hegelianer behauptet, daß Wahrheiten, welche die Folge

gründlich angeſtellter Forſchungen ſind, immer noch Lügen wären, wenn ſie nicht mit den Reſultaten des Verfaſſers zuſammenſtimmten. Der Unwahrheit nicht mit Wiſſen dienen, welch eine ſophiſtiſche, unredliche Wendung! Es iſt nichts gehäſſiger, als wiſſenſchaftliche Debatten in die Politik hinüberſpielen. Nicht nur das ganze Werk des Herrn Löffler beruht auf dieſem Manöver, ſondern er behauptet ſogar noch, durch irrthümliche Speculation würde die Religion verletzt. Daß die meiſten Staaten neuerer Zeit ſich in einen verfaſſungsmäßigen Rechtszuſtand begeben haben, und die Völker einer Stipulation mehr trauten, als einem perſönlichen Verſprechen, ſelbſt wenn es von dem edelſten Fürſten käme; das beſtimmt Herrn Löffler, das neuere Verfaſſungsweſen unſittlich zu nennen; und an jener Stelle, wo er den Selbſtmord aus der Preſſe hergeleitet hat, ſagt er, daß derjenige Theil der Preſſe, der nicht tödte,

lebenslustig wäre, aber ein Element der Sünde. Man sieht sich hier mitten in jene wunderlichen, polemischen Grillen versetzt, welche in neuerer Zeit von den Herren Leo, Steffens u. A. gefangen werden. Der Verfasser ist zu einseitig und befangen, als daß er mit Unparteilichkeit den Proceß der Presse entscheiden könnte. Er hält das Falsche für gefährlich, und alles dasjenige für falsch, was nicht zu seiner Schule gehört.

Es ist bekanntlich ein Hauptkennzeichen der Hegelschen Philosophie, daß sie den Staat die vollkommenste Blüthe der Humanität sein läßt. Wir sind zu sehr bedacht, die Interessen des Staates zu wahren, als daß wir in unserer zu Mißverständnissen so geneigten Zeit jenen Satz unbedingt bestreiten möchten. Allein etwas Anderes ist es, wenn die Selbstständigkeit eines andern Gebietes durch jene Lehre beschränkt wird, und wenn aus Unterordnungen unter sie Inconvenienzen entstehen sollten, die unser freies Gewissen

verletzten. In der Entwickelung des vorliegenden Buches ergeben sich so auffallende Beispiele, wie jene im Staate culminiren sollende Ideenwelt gerade mit den Ideen in offenen Widerspruch geräth; und deßhalb werden wir schon genöthigt sein, die vom Verfasser verlangte unbedingte Coexistenz der Presse mit dem Staate zu bestreiten. Herr Löffler sagt S. 77: „Ich begreife mich so ganz nur im Staate, daß seine Existenz die meinige ist.“ Dies soll bei ihm nicht die Sprache des Beamten, sondern des Philosophen sein. Er häuft auf den Begriff des Staates das Außerordentlichste. Er sagt S. 160: „Die Primäridee des Staates sei nicht die Idee der Sittlichkeit, sondern die Idee Gottes.“ Man muß einen solchen Ausdruck ganz im Sinne jener Staatsreligion verstehen, welche von der Schule des Verfassers nicht bloß gelehrt, sondern auch als Cultus geübt wird. Wir haben Hochachtung vor dem Geiste der Aufklärung und Ge-

rechtigkeit, der die Verwaltung des Preußischen Staates beseelt; allein eine so excentrische Apotheose, wie sie S. 304 von Hrn. Löffler gegeben wird, ist in der That so unzurechnungsfähig, wie die Vision eines Heiligen, der im verzückten Zustande ist. Glücklich der Verfasser, daß er in seinem Streben, alles Geistige und Himmlische an den Staat anzubinden, sich an das Exemplar eines Staates halten kann, der durch erträgliche Mäßigung geleitet wird. Gesetzt nun aber, das Staatswesen zeigte noch überall bei uns jene seichte Oberflächlichkeit, die der Verfasser Staaten, wie Frankreich und Spanien, die sich mit der Constitutionssünde befaßet haben, gern zuerkennen wird, was würde da aus seiner Wissenschaft werden, und namentlich aus der Presse, von der der Verfasser verlangt, daß sie nie über den Staat hinaus soll, daß sie sich die Frechheit nicht beikommen lasse, dem Staate eine Bahn vorzuzeichnen, auf welcher er ihr folgen solle!

Wir möchten wohl wissen, was im vorigen Jahrhundert aus der Deutschen Literatur geworden wäre, wenn Klopstock, Lessing und Goethe, diese unsterblichen Denker und Dichter, das Gepräge des damaligen Staats hätten tragen sollen. Schon das damalige gesellschaftliche Leben, die Perücke und den Zopf mußten sie überragen, wie vielmehr die anerkannt morschen, pedantischen Formen eines Staatswesens, welches damals noch ganz und gar auf die Leibeigenschaft gegründet war; und hätte Socrates nicht höher hinausgedacht, als das Wesen der damaligen Athenischen Republik ertrug, so würden wir in dem von Hrn. Löffler als gerecht zugestandenen Tode desselben nicht den Untergang eines Mannes beklagen, der sich den Ruf erworben hatte, die Philosophie vom Himmel auf die Erde geführt zu haben. Und nehme man doch den Staat, wie er uns gegenwärtig noch umgibt, und namentlich den Deutschen Staat, wird uns jemals,

so wie dem Raffinement des Verfassers möglich werden können, als Schriftsteller unsern Zusammenhang mit dem Staate in etwas Anderem zu finden, als darin, daß der Staat die Garantie jener Sittlichkeit, Religion und Ordnung ist, auf die wir als besonnene Schriftsteller gleichmäßig bedacht sind? Was hat denn der, welcher kein Beamter ist, vom Staate? In welcher Verbindung steht er mit ihm? Er achtet die Sittlichkeit, die Religion; aber er achtet sie doch wahrlich nicht des Staates wegen? Der Verfasser will uns ein Bewußtsein vom Staate geben, das wir nicht haben, und welches zu haben, es einer Zurückschraubung unserer Verhältnisse auf das Alterthum bedürfte, einer Umwandlung unserer weltumfassenden Begriffe in die Einseitigkeit Griechischer und Römischer Republiken. Sophocles, Pindar, Plato, Cäsar und Sallust konnten an den Staat denken, in dem sie schrieben, denn sie standen ihm unmittelbar

nahe; allein uns ſteht das Chriſtenthum, die Sittlichkeit und die bürgerliche Ordnung näher, als der Gedanke, daß dies Alles erſt am Staate ſeine Wahrheit haben ſolle. Somit folgt hieraus für uns gerade das Gegentheil von dem, was dem Verfaſſer aus ſeiner Affectation folgt. Wir werden nimmermehr dem Staate das Recht beſtreiten, die Literatur zu beaufſichtigen; allein wir werden es für die unerträglichſte aller Cenſuren halten, wenn der Verfaſſer der Literatur zumuthet, daß ſie ſich nur als einen integrirenden Beſtandtheil des Staates empfinden ſoll. Leben Handel und Induſtrie nur im Staate? Nein! der Staat beſchützt ſie, und er beſchränkt ſie, wo ſie dem Staate gefährlich zu werden drohen; allein ſonſt wirkt und ſchafft Handel und Induſtrie in ſeinem eigenen Bereiche fort; gerade ſo wie der Chriſt dem Kaiſer gibt, was des Kaiſers iſt, ſonſt aber mehr im Reiche Gottes, als der bürgerlichen Gemeinde lebt. Der Verfaſſer

gebt in seiner abgeschmackten oder servilen Vergötterung des Staates so weit, daß er sogar den Satz aufstellt: „Der Staat ist Schöpfer aller Wissenschaften"! Schöpfer und kein Druckfehler weist aus, daß hier statt des sinnlosen Schöpfer das verständige Schützer zu lesen ist; der Staat schützt die Kunst, aber er übt sie nicht; ein Patent liegt in seinem Bereiche, aber nicht die Erfindung.

Herrn Löfflers Grundidee ist die, daß die Presse nur durch den Staat berechtigt wäre. Er beweist dies durch eine lange historische Deduction, durch die alten Völker Asiens und Griechenlands, ja sogar durch die Erfindung der Buchstabenschrift, von der er behauptet, daß sie nur im Staate und durch den Staat erfunden werde. Ob sich eine solche Schlußfolgerung aus der bekannten Stelle des Phädrus im Plato ziehen lasse, zweifeln wir; denn Alles, was aus Aegypten kommt, kommt nicht aus der Idee des

Staates, ſondern der der Religion. Mit
leigender Civiliſation hat allerdings der Staat
Kunſt und Wiſſenſchaft in ſein Bereich aufge-
ommen und ſie gepflegt. Allein ſchon das Chri-
enthum untergrub den Zuſammenhang der Idee
nit dem Staate, und erhielt einen ſolchen Zwie
alt bis auf den heutigen Tag. Es kann nun
ohl im Streben der Zeit liegen, in dem er-
uchteter Regierungen und in dem beſonnener
iteraturen, Eines durch das Andere zu wirken.
llein noch iſt ihr Gebiet ſpecifiſch getrennt, noch
nn der Ausſpruch, daß die Preſſe nur durch
n Staat ein Recht hätte, nur zu einem dem
ebenden Geiſte gefährlichen Zwange führen.

Wie harmlos ſich die Literatur gebildet hat,
nn der Verfaſſer gerade aus demſelben Puncte
tnehmen, den er ihr zum Vorwurf macht. Er
klagt ſich nämlich über die Wiſſenſchaft, daß
ſich nie mit der Preſſe als ſolcher und deren
rhältniß zum Staate beſchäftigt habe. Allein

diese Harmlosigkeit, dieser Mangel an Reflexion über sich selbst, beweist gerade den organischen Character der Presse. Nehmen wir nur das Beispiel eines Denkers, von dem man gewiß nicht sagen kann, daß er dem Staate widerstrebte, und der nichts, was der philosophischen Bestimmung würdig und bedürftig war, ohne dieselbe ließ; nehmen wir Kant! Wenn er die uns beschäftigende Frage nicht beantwortete, so vermochte ihn dazu seine Unbefangenheit, mit der er, dem Staat gegenüber, seinen philosophischen Inhalt durch die Presse austrug. Er war so fest überzeugt, daß er gegen den Staat nichts Böswilliges im Sinne hätte, als er überzeugt war, daß sein zeitgenössischer Staat bei weitem hinter seinem Ideale zurückblieb, ja daß es in der Natur des Staates läge, nur ein äußeres, formelles Band für die Ideen der Sittlichkeit, Religion und Wissenschaft zu sein, die ihm bedenklich würden beschränkt geschienen haben,

venn er ſie nicht nur an den damaligen facti-
chen, ſondern überhaupt auch an einen ideellen
Staat hätte anknüpfen ſollen. Wenn doch die
Hegelſche Philoſophie dem Chriſtenthum eine ſo
roße Geltung zuſchreibt, warum will ſie es denn
nes ſeiner größten Vorzüge berauben? Das
hriſtenthum hat die Menſchen von den zufälligen
ormen des Staates befreit, und hat ſie gelehrt,
ch dem Guten, Schönen und Wahren zu
achten, um der Liebe Gottes willen, d. h. ohne
dere Rückſicht, als auf dieſe Ideen ſelbſt, ohne
ittlerſchaft irgend eines irdiſchen Verhältniſſes,
es auch eines Staatsverhältniſſes. Daß der
onnene Autor ſich an die polizeilichen Vor-
riften kehrt, macht ihn noch nicht glauben,
ß die Ideen, mit denen er ſich beſchäftigt,
hr als vom Staate bloß geduldet ſind?
ß der Staat die Ideen gar in ihm producirte,
e Annahme des Herrn Löffler würde ihn zu
m Staatsdenker machen, zu einem Pu-

bliciſten, dem die Regierung die Austragung eines gewiſſen im Staate begriffenen Inhalts übergeben hätte. Seinem eigenen Genius folgend, wird er ſich zwar der Polizei ſeines Staates bewußt bleiben, aber ſonſt um ſie unbekümmert hinausſtreben, weit über die Grenze des Staates hinweg. Der tüchtige Denker wird auch vor ſeinen Reſultaten, ſelbſt, wenn ſie dem Staate widerſprächen, nicht erſchrecken, ſondern er wird weit mehr der Stimme des Gewiſſens und dem Geſetz der Vernunft gehorchen, als irgend einer Zumuthung des Staates, wenn er ſie ohne Böswilligkeit verletzt. Er wird immer bemüht ſein, ſeinen die gegebenen Zuſtände überragenden Gedanken eine innere Gewißheit und äußere Geltung in dem Grade zu geben, daß der Staat, ſtatt ſeinen Reſultaten gefährlich zu werden, ſich vielmehr ihnen anzuſchmiegen ſucht. Die Literatur war noch zu allen Zeiten über den Staat hinaus, ſeine Einrichtungen haben nie ſo

ſchnell den Ideen folgen können, als ſie ſich entwickelten. Bei dieſem factiſchen Verhältniſſe kann dies nur die Vorſchrift eines denkenden Geſetzgebers ſein, daß er von der Literatur Beſonnenheit und vom Staate Strebſamkeit verlangt.

Es ſind auch alle dieſe Verhältniſſe durch die hiſtoriſche Erfahrung längſt geregelt, und nur ſolche durch falſches Denken irre geleitete Fanatiker, wie Herr Löffler, verwirren die guten Reſultate des Zeitgeiſtes, ſtreuen den Saamen der Zwietracht aus und verdächtigen das Harmloſe. Es iſt freilich wahr, daß die Ideen ſchneller altern, als die Geſchlechter, und daß ſich die Generationen nicht mehr im Verhältniſſe zu dem Impulſe einer überreizten und allzu regſamen Preſſe entwickeln können. Wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß aus dieſem Satze eine nothwendig zu ſchärfende Einwirkung des Staates auf die Preſſe folgt, eine Einwirkung, von der

wir mit dem Verfaſſer wünſchen, daß ſie mehr poſitiv als negativ ſein möge, ſo ergibt ſich doch daraus auch andererſeits, (da doch auch der Gedanke ein Recht hat,) daß mit der Preſſe auch die Geſellſchaft ſelbſt bedingt werden ſolle, und daß ſich ſolche Regierungsmaximen an die Spitze der Staaten ſtellen mögen, welche zwar den Zeitgeiſt erſt prüfen ſollen, ihn aber anerkennen, wo er etwas Tüchtiges will. Es muß im Staate ein Moment gegeben ſein, welches vermittelnd zwiſchen dem Poſitiven und der Neuerung auftritt. Ein Staat, der ſich nur dann auf ſeine Schwerkraft verlaſſen kann, wenn er ſtillſteht, iſt der nicht, welchem wir das Recht einräumen, den Fortſchritten der Preſſe Einhalt zu thun. Hr. Löffler hat gewiß Recht, wenn er die neuere Preſſe der Leidenſchaftlichkeit, des zweckloſen Treibens und nicht ſelten der Frechheit bezüchtigt; allein ſo gewiß wir dem Staate das Recht zugeſtehen, hier für die Ordnung und die Sittlich-

keit durch ſchnelle Anwendung ſeines Zwanges bedacht zu ſein, ſo wenig können wir uns dazu verſtehen, den Staat überhaupt zum Maß der Preſſe zu machen; denn was ſoll es heißen, wenn der Verfaſſer behauptet, der Staat hätte die Preſſe in ſich aufgenommen, er hätte ihr nur eine Befugniß geſtattet? Läßt ſich dies hiſtoriſch, läßt es ſich vernünftig beweiſen? So gern wir einräumen, daß Preßfreiheit in dem Umfange, wie ſie jetzt reclamirt wird, nie gegolten hat, ſo gern ich hinzufüge, daß ſeit undenklichen Zeiten, wo Frankfurt am Main der Sitz des Deutſchen Buchhandels war, hier auch ein Cenſor die Oberaufſicht führte, ſo liegt es doch auf der Hand, daß namentlich die Reformation erſt der Preſſe ihren heutigen Character gegeben hat. Der damalige Staat war aber gerade eine der Reformation eher feindſelige, als willfährige Macht, ſo daß die Preſſe von Haus aus gegen ihn im Namen Chriſti eine oppoſitive Stellung hatte und

dieſes Unabhängigſein im Namen Chriſti, im Namen der Vernunft und der Wiſſenſchaft, trotz der Hegelſchen Schule, behaupten wird. Der aufgeklärte Staat iſt längſt mit dieſer Anſicht einverſtanden, hat die Preſſe in ihren Zielpuncten nie beſchränkt, und wird es auch nicht, wenn ſie nur über ihre Form wacht.

Da wir ſomit die Grundanſicht des Hrn. Löffler verwerfen, ſo wollen wir nur noch einzelne Puncte aus ſeinem Aufrufe an die Deutſche Geſetzgebung hervorheben, und beweiſen, daß der Verfaſſer in dieſer Angelegenheit weder zu den Berufenen, noch Auserwählten gehört. Denn knüpfen wir gleich an das Vorhergegangene an, ſo finden wir es z. B. ganz irrthümlich, wenn der Verfaſſer das ungebührliche Wachſen der Preſſe als eine bloß gedankenloſe Ueberwucherung bezeichnet. Daß die Preſſe in unſerer Zeit ſo ungeheuer gewachſen iſt, kommt allein nur daher, daß wir ſo außerordentlich viel Intelligenz be-

ſitzen, für welche der Staat keine Anknüpfung darbietet. Wüßten alle Fürſten ſtets, ihre große Aufgabe würdig zu löſen, ſo würde man namentlich jetzt der Ruhe des Staates kein richtigeres Opfer bringen können, als wenn man das auf literariſche Abenteuer ausgehende Talent auf ehrenvolle Weiſe zu feſſeln ſuchte. Sonſt erhielten verdiente Schriftſteller die Unterſtützung des Staates; jetzt haben freilich die Talente eine ganz andere Phyſiognomie, als ehemals, ſie ſind auch nicht ſelten ſchon im Zuſtande einer halben Verwilderung, und ſie werden, wenn auch nicht vollends verwildern, doch den literariſchen Markt überſchwemmen und verwirren, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben. Wäre man höheren Orts darauf bedacht, intereſſante Erſcheinungen in der Wiſſenſchaft und Kunſt zu pflegen, ſo würden dieſe ſelbſt nicht überwuchern, und nicht in Gefahr kommen, ſich ins Extrem zu werfen. Unſere claſſiſche Literatur würde nicht dieſe ſchöne

Abrundung bekommen haben, wenn diese, namentlich durch Lessing aufgeregten gährenden Talente in Weimar nicht ein ebenmäßiges Geleis für ihre Productionen gefunden hätten. Seitdem die Literatur auf sich selbst angewiesen ist, seitdem manche Fürsten nicht mehr den Ehrgeiz ihrer Väter haben, sich lieber mit dem Adel des Genies, als mit dem Adel der Geburt zu umgeben, finden wir auch in der Literatur viele beklagenswerthe Catastrophen, und eine Ueberwucherung, die bald machen wird, daß man das Werthvolle erst suchen muß, statt, daß es uns von selbst in die Augen strahlen könnte. Herr Löffler ist sehr unglücklich, daß die Juden im Deutschen Schriftwesen so viel Vorsprung gewonnen haben, und daß von ihnen viele der wichtigsten Zeitungsinstitute redigirt werden; allein die Literatur ist unschuldig daran, oder wenn überhaupt eine Schuld ist, so trägt sie der Staat, der dem gebildeten Juden nicht die Staats-

carriere eröffnet; denn würde dieser hier Unterhaltung finden, so würde er sich ebenso wenig auf die Literatur werfen, wie andere auf Wucher und Papierhandel. Es ist eine Intelligenz da, die einen Abfluß haben will; sie wirft sich auf die Presse, und treibt diese unnatürlich über ihr Bett hinaus.

Bei der vom Verfasser verlangten Coexistenz der Presse mit dem Staate fiel uns ein Institut ein, dessen gegenwärtiger Zustand in der That die Idee des Verfassers schon verwirklicht. Dies ist das Theater. Das Theater befand sich früher im Zustande einer factischen Preßfreiheit; jetzt ist es in jene höhere positive Censur des Verfassers übergegangen, da es als feststehendes Hof- und Stadttheater fast überall schon instituirt ist. So sehr nun auch das Theater für diese Bevorzugung dem Staate zu Dank verpflichtet ist, und sich zusehends in seiner bürgerlichen Stellung gehoben hat, so hat doch der ästhetische Antheil des Theaters davon keinen wesentlichen Nutzen

gezogen. Im Gegentheile stehen wir gegen das Französische Theater, welches mit Ausnahme des Théatre français Privatinstitute sind, und nur sittlich, nicht organisch mit dem Staate coexistiren, wie Stümper gegenüber. Elende Farcen kommen bei uns zur Aufführung, und selbst, wollte man Besseres geben, so wäre es nicht vorhanden, da Niemand für das mit dem Staate coexistirende Theater schreiben will. Welcher Dichter möchte sich dem Urtheil eines Hoftheaterintendanten aussetzen? Welche Bühne wird begierig nach einem classischen Zugstücke sein, wenn ja doch ihr Deficit aus der Staatskasse gedeckt wird? Das Theater ist fast büreaucratisch verwaltet, und hindert jeden Dichter, der Lust hätte, sich ihm anzuschließen. Raupach kann gewiß bezeugen, daß er nicht so eifrig für die Bühne schaffen würde, wenn ihm nicht ausnahmsweise gestattet wäre, hinter den Coulissen umherzuwandeln, sich an der Garderobe zu begeistern, und

gleichsam in der Küche schon nachzusehen, was es am Mittag zu essen geben wird.

Die Anhänglichkeit des Verfassers an den Alles umfassenden und Alles schaffenden Staat geht so weit, daß er auch den Fiscus aus der Presse zu bereichern gedenkt. Wir erwähnen dies weniger des Fiscus wegen, als um das Mittel kennen zu lernen, das ihn zu diesem Zwecke führen soll. Seine Intoleranz gegen den Buchhandel geht nämlich auch darauf hinaus, daß er diesen verhindern will, nach Gutdünken und Belieben veraltete Schriften wieder neu aufzulegen. Da Hr. Löffler allerdings die brave Maxime hat, an Schriften ein Eigenthumsrecht zuzugestehen, und mithin auch den Nachdruck zu verwerfen, so will er nun auch für die Schriften, welche durch längeres Absterben des Verfassers, und durch die Nichtoccupation von Seiten der Erben herrenlos geworden sind, den Staat als Erben substituiren. Ein Buchhändler, der Melanchthons Werke wie-

der herausgäbe, müßte seiner Meinung nach in die Kasse der Centralbehörde des Deutschen Buchhandels eine Entschädigung an den Staat, der der Besitzer jeder res nullius ist, einzahlen. Wenn sich dies bei Melanchthon noch hören ließe, so wird der Fall doch schon verwickelter, wenn der Verfasser will, daß auch der Nachdrucker z. B. Montesquieu's dem Rechte gerecht werde. Denn würde hier Frankreich nicht mehr Ansprüche auf die Entschädigung haben, als Deutschland? Und vollends wird die Coexistenz der Presse mit dem Staate erst schwierig, wenn auch die alten Autoren, wie der Verfasser mit vollem Ernste behauptet, nicht Jedermann zum Abdrucke zustehen sollten. Das junge Griechenland würde gewiß eine monopolisch-bibliopolische Griechensteuer mit Freuden von den Tauchnitz und Pankoucke annehmen. Braucht es mehr, als dieser Anführungen, um den unpractischen Utopismus des Verfassers nachzuweisen? Es ergibt sich diese ma-

terielle Unfähigkeit noch aus einigen andern Vorschlägen, die der Verfasser der Gesetzgebung zumuthet. Zum Beispiel ist Hr. Löffler noch nicht darüber mit sich einverstanden, und verspricht erst in seiner noch zu liefernden Philosophie des Preßrechts die Frage zu beantworten: „ob der Drucker und Verleger einer Schrift ein und dieselbe Person sein dürften.“ Im Hintergrunde dieses Zweifels liegt nämlich die Ansicht, daß durch je größere Theilung der literarischen Arbeit auch die Verantwortlichkeit mehr getheilt, und für den Staat desto gewisser werde. Je mehr Personen an der Erscheinung einer Schrift betheiligt werden, desto größer muß das Hinderniß sein, wenn diese Schrift allenfalls die Censur vermeiden, oder sonst in Inhalt oder Form verbrecherisch auftreten wollte. Bis hierher bewundert man die Klugheit des Verfassers. Allein wie, wenn er nun sogar verlangt, daß der Staat die Schriftsatzgehülfen als eigenes Corps beeidigt, wenn er da-

durch schon in der Druckwerkstätte ein zweifaches Interesse schaffen, und eine Angeberei der Setzer gegen ihren Druckherrn begünstigen will! Hier wird die juristische Klugheit rechtlose Pfiffigkeit, und gehört mehr in die geheimen Memoiren der Criminalpolizei, als in eine Gesetzgebung, die nicht für Verbrecher, sondern für ehrliche Leute berechnet ist. —

Ebenso wenig Bekanntschaft mit dem Preßgesetzgebungsmaterial verräth es, wenn der Vf. die Annoncen in den Zeitungen censurfrei geben will. Er hat dabei die Gewerbe im Auge, welche einestheils durch die zu entrichtende Censurgebühr besteuert werden, anderntheils sehr leicht über ein Institut, mit dem sie nicht wesentlich zusammenhängen, eine üble Meinung verbreiten. Der Vf. weiß ohne Zweifel, daß jeder Handelsmann, der eine Anempfehlung seiner Mousseline und Jaconnets erst der Censur unterwerfen muß, schnell zur Uebereinstimmung geneigt ist, wenn das Gespräch

auf Preßfreiheit kommt. Allein selbst wenn die Censur aufhörte, so glauben wir gerade im Gegentheil, daß die der Zeitungsannoncen bleiben müsse. Wenigstens hängt diese Censur von dem Stand der Gewerbfreiheit ab, welcher an dem betreffenden Orte herrscht und überhaupt von dem Interesse, welches die Polizei an dieser oder jener Veröffentlichung nehmen kann. Den Redactionen kann man unmöglich die Verantwortlichkeit darüber aufbürden, ob z. B. eine Schrift angekündigt wird, die zu den verbotenen gehört, eine Zeitschrift, die sich noch keiner Concession zu erfreuen hat, ob Medicamente empfohlen werden, die zu den unerlaubten gehören, Hülfsleistungen z. B. der Hühneraugenärzte, wo erst ein Patent gelöst werden muß, Collecten, die nicht geduldet sind, Lotterien, die die Lotterie des Staats beeinträchtigen. Mit einem Worte, der Freiheitssinn des Vfs. erwacht gerade an einem Orte, wo er bedenklich ist. Er scheint die Censur nur

aus der Theorie, nicht aus der Praxis zu kennen; und das letztere muß man jedenfalls, man muß Autor gewesen sein, noch ehe man es bloß durch eine Schrift über die Censur wurde. Man muß schon einmal eine Schrift unter der Censur gehabt haben, um über die Censur zu schreiben.

Das Endresultat unseres Gutachtens über die Principien des Herrn Löffler kommt darauf hinaus, daß wir ihnen ebensoviel Scharfsinn, wie Intoleranz, ebensoviel Unerfahrenheit wie Einseitigkeit zuschreiben. Sein Buch nützt der Presse nichts, und schadet der Censur. Seine Vorschläge sind überdies so unpractisch, daß selbst solche Behörden, die des Vfs. Maximen billigen möchten, sie nicht in die Verwaltung einführen können. Der Vf. selbst präsentirt sich als einen nicht gewöhnlichen Kopf, der aber an größerer Ueberhitzung und Aufregung leidet, als die Literatur, die er verfolgt. In den meisten Puncten ist ohnedies sein Urtheil linkisch und er-

innert so sehr an eine jetzt wieder verschollene Herabsetzung Italiens, die vor zwei Jahren viel Aufsehen machte, daß man ihn gern mit jenem Gustav Nicolai vergleichen möchte, wenn ihn auch der Schöpfer auf besserem Papiere und mit schärferen Lettern von der Presse abzog, als jenen wunderlichen Reisenden, der in der Herrlichkeit Italiens nur von Flöhen gequält wurde, und in Venedig, am Vesuv, überall, die Mark Brandenburg nicht vergessen konnte. Herr Löffler ist ein ähnlicher exclusiver Geist, und möchte seiner Neigung zum Sonderbaren wegen sich vielleicht für jede andere Gattung der Literatur eher eignen, als zur Registratur derselben und zur Censur. Wir zweifeln, ob uns seine noch zu erwartende Philosophie des Preßrechts von ihm eine günstigere Meinung geben wird.

Einstweilen prüfe man, da die Sache wichtig ist, folgende

Paragraphen einer Censurordnung.

§. 1.

Preßfreiheit ist der Normalzustand der Literatur; Censur ist eine Ausnahme. Der Einzelne unter den deutschen Machthabern kann die Censur aufgehoben wünschen, sie aufheben kann er allein nicht. Wir wollen sehen, welche Fortschritte die Wiederherstellung wechselseitigen Vertrauens, welche Fortschritte die Meinung der Literatur über öffentliche Angelegenheiten in einigen Jahren gemacht haben wird; dann kann vielleicht von Preßfreiheit wieder die Rede sein.

I. Von der Censur als Staatsanstalt.

§. 2.

Da die Censur eine Ausnahme ist und nicht im Interesse der Literatur, sondern dem der Gesellschaft gehandhabt werden soll, da sie ferner nach dem Willen des Staates die Literatur weder aufheben noch in dem möglichsten Grade ihrer organischen Freiheit beschränken will; so muß die Censur eine der anschmiegsamsten, willfäh-

rigſten und nachgiebigſten Inſtitutionen des Staates ſein. Sie ſoll die Kraft nie auf Koſten der Gerechtigkeit mißbrauchen.

§. 3.

Die Cenſur iſt acceſſoriſch; d. h. ſie hat für die Literatur kein abſolut bindendes Recht und gehört ihr ſo verſchwiſtert zu, wie z. B. der Beſitzer einer kleinen Servitut an einem Hauſe ſich nicht widerſetzen darf, wenn das ganze Haus verkauft werden ſoll. Das heißt: Die Cenſur muß ſich der Preſſe anſchmiegen, nicht die Preſſe der Cenſur; in dem Sinne nämlich, daß die Preſſe der Cenſur zwar nicht widerſtrebt, aber ſich nicht ſelbſt und freiwillig hergibt, die Cenſur als etwas organiſch Unumgängliches zu betrachten.

§. 4.

Der Staat hat die Anordnungen zu treffen, welche die Cenſur der Preſſe angehen; nicht die Preſſe. Er bekömmt die Cenſur als ein Privi-

legium, das er ohne Unlaſt für die Preſſe benutzen mag! Die erſte Folge des nur acceſſoriſchen Rechtes der Cenſur iſt: Schnelligkeit, die zweite: Wohlfeilheit.

§. 5.

Die Cenſur muß ſo angeordnet werden, daß ſie die Erzeugniſſe der Preſſe im Druck nicht aufhält. Zeitungsblättern würde durch Verzögerung ein empfindlicher Nachtheil widerfahren, ebenſo Tagsblättern jeder Art und Brochüren. Für größere Werke, werden ſie im Zuſammenhange cenſirt, ſollte der Termin von 8—14 Tagen nie überſchritten werden; reicht der Drucker die einzelnen Bogen ein, ſo müſſen ſie nach 24 Stunden zurückerfolgen. Für Zeitungen muß ſich die Cenſur in jeder Beziehung dem Intereſſe derſelben fügen. Die Cenſur will die Literatur nicht hindern; ſie will die Vortheile, die man aus der ſchnellen Expedition eines Zeitungsblatts erzielen kann, nicht ſtören; deßhalb hat ſie ſich auch

diesen Vortheilen ohne Weiteres zu fügen und muß in der Nacht censiren, wenn die Zeitung in der Nacht gedruckt werden muß.

§. 6.

Versäumt die Censur den Termin, wo das Journal in die Presse gehen muß, um zur nöthigen Stunde auf die Post zu kommen, so gibt sie sich ihres Rechtes verlustig und wird dem Staate für alles verantwortlich, was in einem solchen uncensirten Blatte Anstößiges enthalten sein könnte. Liegt die Schuld der Verspätung an dem Drucker oder Redakteur, der das Material der Censur verspätet einreichte, so ist nicht die Contravention gegen die Censur zu strafen, sondern die Nachlässigkeit; wobei ohnehin eine Untersuchung über etwa obwaltende mala fides gestattet werden kann. Ist bei Zeitungsblättern, die wegen irgend einer plötzlich angekommenen Nachricht extra ausgegeben werden, die Censur nicht zur Hand, wird sie vergeblich beschickt, so tritt der Casus des

Periculi in mora ein und die Censur hat ihr Recht verloren.

§. 7.

Dahin schlägt auch ein, daß die Censur nie als Person, sondern nur als Anstalt wirken soll. So wie die Mauthhäuser zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zur Hand sind, so auch die geistigen Zollhäuser, die Censuranstalten. Die Censur soll, wenn viele Geschäfte auf einige Personen gehäuft werden oder wohl gar nur ein Censor in einer großen und druckfleißigen Stadt angestellt ist, nie ambulant sein, sondern ein Bureau, wo man zu jeder Stunde des Tages bedient werden kann. Die Censur ist auch keine Behörde, wie etwa das Paßbureau und dergleichen; sondern sie läuft der Presse parallel, wie der Zoll dem Merkantilismus.

§. 8.

Da die Censur nur dem Staate zu Liebe existirt, so hat dieser ihre Kosten zu tragen.

Wenigstens darf die Abgabe, welche man der Censur zu entrichten hat, nur in einer unbedeutenden Kleinigkeit bestehen, gleichsam nur in den Stempelgebühren der Unterschrift eines Staatsbeamten. Nicht die Mühe des Censors wird bezahlt; (da die Presse ihm die Mühe nicht macht, sondern der Staat die Stellung zu ihr hat, daß er sich die Mühe der Censur nicht verdrießen lassen soll!) auch nicht das Rifiko des Censors (wenn er etwa in den Fall käme, gestraft zu werden; denn nicht die Presse soll es entgelten, wenn ein Beamter in seiner Beaufsichtigung fahrläßig ist;) sondern bezahlt wird nur das offizielle Gutachten, der Stempel, der die Unterschrift eines Beamten sichtbar oder nur gedacht immer begleitet.

§. 9.

Censurgebühren sollen nie vom Censor selbst bestimmt werden. Der Beamte soll auf sie nicht angewiesen sein. Sporteln dieser Art würden

die Quelle vieler Mißbräuche und nicht selten vieler Ungerechtigkeiten sein. Selbst wenn der Censor die Gebühren für sich behält, so setze der Staat das Maximum fest. Daß der Censor die Gebühren für sich behält, geschieht nicht, um ihm einen Vortheil zuzuwenden oder ihn auf eine Einnahme anzuweisen, sondern um ihm immer noch die gänzliche Verzichtung darauf möglich zu machen oder den Umtausch des Geldes gegen Bücher, eine zarte und sinnige Art, wie sich die meisten Censoren ihr Geschäft bezahlen lassen; denn ihnen muß ja selbst daran gelegen sein, von ihrem schwierigen Amte jeden Schein der Gehässigkeit abzuwälzen und es so wenig bureaukratisch, als möglich zu machen.

### II. Von den Censoren.

### §. 10.

Man setze die Literaten als Censoren ein! Männer, die ein eignes System haben, dulden nicht, daß ein andres aufkomme. Der Pietist

würde dem Rationaliſten das Meiſte ſtreichen; der Rationaliſt würde im Pietismus nicht ſelten Verbrechen ſehen.

§. 11.

Man wählt am liebſten Juriſten. Dennoch müſſen ſie einige andre Eigenſchaften haben, als bloß Kenntniß des Rechtes. Dem Cenſor gebührt eine nicht bloß allgemeine literariſche Bildung, ſondern ſelbſt eine ſpecielle. Er muß auf der Höhe des Tages ſein, er muß den Stand der Parteien kennen und nach der Sprache, deren ſich z. B. Angreifende bedienen, die Sprache der Vertheidigung abmeſſen. Ein Cenſor, der nur das Corpus Juris, das Landrecht, ſeine Inſtruktion und das zu cenſirende Buch kennt, wird noch immer nicht gegen Ungerechtigkeit geſichert ſein. Ein politiſcher Cenſor muß auswärtige Blätter leſen und den Stand der Parteien kennen. Ein literariſcher darf nicht fremd ſein auf dem Gebiete der Journaliſtik, wenn dieſe auch

noch so wenig Werth hätte. Ein Censor, der eine Schrift nach dem Geiste beurtheilen will, in welchem sich z. B. die Beamten in einem Vorzimmer des Ressorts der Staatsverwaltung, zu dem er gehört, unterhalten, wird überall Anstoß nehmen, und Schriftstellern, die in ganz von ihnen entfernten Geistesgebieten leben, oft empfindlich weh thun.

§. 12.

Es gibt zwei Wege, Beamten mit der Censur zu beauftragen. Entweder wählt der Staat diesen oder jenen Beamten und übergibt ihm einen Theil der Censur, oder er combinirt die ganze Censur und überläßt sie einem Beamten, der sich ausschließlich dem Geschäfte widmet.

§. 13.

Eine Vermischung beider Methoden in der Art, daß ein ohnehin genug beschäftigter Beamter auch noch mit einer unverhältnißmäßigen Cen-

sur belaſtet werde, führt zu den empfindlichſten Benachtheiligungen für die Preſſe. Die Cenſur politiſcher Zeitungen, mit einem andern größern Amt combinirt, wird nur dann möglich ſein, wenn zufällig die Muße des Beamten mit der Expedition der Zeitung zuſammenſtimmt. Allein man denke, daß ein Journal ſich in einem Artikel verſpätet, daß ein Cenſurſtrich ihm ein Supplement nöthig macht, daß das Journal um 10 Uhr Morgens gedruckt werden muß und dies Supplement erſt um 9! Uhr fertig iſt! Sollte da das Hinderniß gelten, daß der Beamte ſagt: um 9 Uhr muß ich auf meinem Büreau ſein; Cenſor bin ich erſt wieder Nachmittags um drei Uhr!? Nein die Cenſur kann ſich nur dadurch empfehlen, daß *ſie* es nie iſt, die ein Hinderniß macht! Die Cenſur muß immer bereit ſein; der Drucker, der Schriftſteller, der Buchhändler — ſie haben ein urſprüngliches Recht, das von der Cenſur zwar im *Inhalt* der Ausübung, aber

nimmermehr in der Form derselben modifizirt werden sollte!

§. 14.

Ist es dem Staate nicht wünschenswerth, einen eignen Censor für die gesammte literarische Produktion einer größern Stadt zu installiren, so vertheile sie die Censur auf mehre Beamte! Erscheinen an einem Orte mehre politische Zeitungen, so sind sie allerdings der Consequenz wegen nur einem Censor zu übertragen. Literärische, kritische, wissenschaftliche Journale jedoch und Bücher desselben Gegenstandes werden einzelnen Beamten überwiesen, welche sich der Uebernahme der Censur nicht weigern dürfen.

III. Vom Censurverfahren.

§. 15.

Jede Instruktion für Censoren sollte in den allgemeinsten Ausdrücken abgefaßt und das Spezielle dem persönlichen Takte überlassen sein.

§. 16.

Das erſte Gefühl des Cenſors bei Empfangnahme eines Cenſurbogens ſei: Scheu vor dem heiligen Autorrechte! Mißtrauiſche Cenſoren nicht nur, ſondern auch die, welche vor der Schriftſtellerei keine Achtung haben, werden die Cenſur immer verderben. Was dem Cenſor dunkel iſt, davon halt' er das Beſte! Fürchtet er Mißverſtändniſſe, ſo verſchaffe er ſich Aufklärung! Schlechte Cenſoren ſtreichen, was ihnen dunkel iſt.

§. 17.

Außer der Achtung vor der Originalität und der Produktion, ſoll den Cenſor die Rückſicht auf den Drucker am Streichen hindern. Der Drucker verliert bei jedem Striche an dem Capital ſeiner Mühewaltung. Aengſtliche Cenſoren ſollten deßhalb nur Manuſcripte cenſiren, und wenn ſie ihrer Bequemlichkeit wegen die Aufſätze lieber gedruckt haben wollen, ſo müſſen ſie Rückſicht

nehmen auf die Gefälligkeit, die man ihnen erweist. Ein natürliches Recht, das Censurmaterial bereits gedruckt vorgelegt zu verlangen, gibt es um so weniger, als zwar die Censur nur zwischen dem Drucker und dem Publikum steht, der Autor aber alles Recht hat, die Censur schon dann anzusprechen, wenn nur noch erst ein Verhältniß zwischen dem Autor und Drucker besteht. Will jedoch die Censur das Manuscript als bereits gedruckt ansprechen, so erkennt sie auch an, daß sie sich die möglichste Schonung des Autor- und Druckinteresses zur Pflicht macht.

§. 18.

Der Censor ist kein Recensent. Seine Striche und Aenderungen gebühren nie dem Zusammenhange, der Idee des Ganzen als solcher, nie Fehlern, die er am Autor entdeckt.

§. 19.

Der Censor darf rechtlich nur das streichen, was nicht gesagt werden *darf*. Er wird willkürlich,

wenn er den politiſchen Geſichtspunkt verläßt, d. h. Staat, Religion, Sittlichkeit, und ſich an dem ſonſtigen Inhalt des Druckmaterials betheiligt.

§. 20.

Wenn Cenſoren Perſönlichkeiten ſtreichen, um Injurienprozeſſe zu verhindern, ſo dürfen ſie ſich nicht die Miene geben, als thäten ſie dies im Auftrage des Staates. Sie dürfen Perſönlichkeiten nur dann ſtreichen, wenn ſich für das Buch kein Autor oder kein Verleger nennen will. Und ſo oft bei Zeitſchriften die Redaktionen für Perſönlichkeiten einſtehen, hat der Staat keine Befugniß zum Streichen, es ſei denn, daß die Ausfälle gegen die öffentliche Sittlichkeit verſtoßen. Wäre dies Verhältniß anders, dann begriffe man nicht, warum die öffentlichen Blätter von verantwortlichen Redaktionen geleitet werden!

§. 21.

Ob Thatſachen der Regierung und der Religion in Frage geſtellt werden können, hängt

vom Geiste des Gouvernements und vom Tone des Autors ab. Ob freisinnige Erörterungen zulässig sind; darüber lassen sich Wünsche, auch Gesetze geben; doch wird der Censor oft in Zwiespalt mit sich und seinen Vorgesetzten kommen. Die Entscheidung dieser schwierigen Frage kömmt auf Charakter und Ehrgefühl an.

§. 22.

Der Censor muß dem Autor Gründe seiner Striche angeben, wenigstens wenn sie verlangt werden. In Berlin ist es üblich, die Censurstriche am Rande zu motiviren, auch in Wien herrscht diese Achtung vor dem Autor. (Siehe Gentzens Noten zu Schnellers bekanntem Werke!)

IV. Die höhere Instanz.

§. 23.

Der Censor ist ein Individuum; es muß von ihm Berufung statt finden.

§. 24.

Berufung auf ein Collegium drückt den

richtigen Grundsatz aus, daß vom Individuum auf concrete Staatsräson appellirt wird; doch darf das Collegium erst dritte Instanz sein.

§. 25.

Ein Collegium, schon in zweiter Instanz, brächte dem Autor, Drucker und Buchhändler um etwas in dem literarischen Verkehr Unumgängliches, um die Schnelligkeit der Erledigung. Deßhalb muß die zweite Instanz eine leicht zugängliche Person sein.

§. 26.

Erst in dritter Instanz darf die Erledigung büreaukratisch sein.

IV.

# Henrik Steffens.

Professor Steffens hat einen Roman in drei Bänden herausgegeben „die Revolution," in welchem er im Interesse der unbeschränkten Monarchie und des Pietismus alle Erscheinungen der neuern Geschichte bekämpft, welche beiden Tendenzen keinen unmittelbaren Vorschub leisten. Er faßt alles das, was ihm am Zeitgeiste zuwider ist, unter dem Namen Revolution zusammen und verfolgt dies Schreckbild vom Convent an bis auf das junge Deutschland herab. Seine Personen leben alle glücklicherweise so lange, als er ihrer bedarf, um sie diese verschiedenen Abstufungen durchmachen zu lassen. Dieser Roman ist die gehässigste Zuträgerei, die uns die Ketzer-

macherei der neueſten Zeit gebracht hat. Er zieht das Unſchuldigſte in den Strudel eines gefährlichen Verdachtes und erfordert eine Widerlegung, der wir um ſo lieber einen größern Raum geſtatten, als ſich hier eine Gelegenheit darbietet, etwas zur Verſtändigung für Verſtändige zu ſagen.

Vergebens ſuch' ich nach einer Vereinfachung des gewaltigen Stoffes, der ſich unter den Händen aufhäuft, wenn man den rechten Geſichtspunkt bezeichnen will, aus welchem dieſe „Revolution" zu verſtehen iſt. Eine Menge Gedankenfäden laufen da ineinander; Hiſteriſches, Individuelles drängt ſich maſſenweiſe heran. Es iſt unmöglich, man kann einem ſo loſen Produkte, wie dieſer Roman iſt, nicht die Ausdehnung einer Abhandlung widmen. Laſſen wir alſo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; beſchränken wir uns nur auf die nächſten, an das Vorliegende unmittelbar ſich anknüpfenden Gedanken.

Steffens hat den Ruhm eines originellen

Gelehrten, der durch eine gewandte Rede und ein sanguinisches Temperament in der Geologie, welches sein Fach ist, nicht bloß Berge in ihrer Construktion schildern, sondern selber welche versetzen kann. Steffens hat den Vortheil voraus gehabt, daß er, über Steinbildung sprechend, auf philosophische Gegenstände abschweifen konnte; während es bei dem Philosophen nicht die gleiche angenehme Wirkung macht, wenn er von philosophischen Gegenständen auf die Gebirge und Steinarten übergehen wollte. Steffens, baar aller Systematik, begabt mit einer unruhigen Beweglichkeit, nur von Gefühlen und phantastischen Anschauungen zu seinen Ueberzeugungen getrieben, wurde mit der Zeit ein Chaos von Wissen, Glauben, Ahnen, Zweifeln, Wollen, Entsagen, daß er allerdings Gott danken kann, der ihn aus diesem Getümmel durch das lutherische Christenthum erlöste. Seit längerer Zeit hat sich der geistliche Lichtstrahl als eine ewige Lampe in seinem Her-

zen angezündet. Dagegen kann man nichts haben; ich gönne Steffens die Seligkeit, „wieder Lutheraner geworden zu sein;" ich gönn' ihm das Glück „der kleinen stillen Gemeinde."

Steffens Entwickelung ist also keine des Gelehrten; denn als Gelehrter hat er nichts Nachhaltiges geleistet; sondern die eines Charakters. Mit einem produktiven Talente einer- und einer originellen persönlichen Beweglichkeit andrerseits begabt, warf er sich in die verschiedensten Fächer, in die Mineralogie, Philosophie, Politik und Novelle und leistete hier Nichts, das eine nachhaltige objektive Wirksamkeit gehabt hätte, wohl aber immer Etwas, das uns seine originelle Persönlichkeit in einer interessanten Metamorphose wieder erkennen ließ. Steffens kann uns daher nicht verdenken, wenn wir es versuchen, seinen unruhigen persönlichen Charakter zu fesseln und aus seinen Schriften mehr das Subals das Objekt festzuhalten.

Steffens gehört zu jenen Charakteren, welche vom Manne nur die Geſtalt, das Talent haben, alles Uebrige aber, was in ihnen den Menſchen bildet, vom Weibe. Alle Tugenden und alle Fehler des Weibes findet man in der Erſcheinung dieſes Gelehrten, der eigentlich kein Gelehrter, ſondern nur ein unbeholfener Dichter iſt. Sein Gemüth iſt hingebend, ſchwärmeriſch; aber auch reizbar, leidenſchaftlich. Andere ohne Schonung behandelnd, iſt Steffens leicht verletzt, was ihn ſelbſt betrifft. Eigenſinnig an einer Meinung haftend, wenn ſie ihm ausgeredet werden ſoll, wirft er ſie gern ſelbſt weg, wenn ihn ſeine Laune dazu treibt. Unmäßig in Verſicherungen ſeiner Anhänglichkeit, iſt er ebenſo excentriſch in ſeiner Abneigung. Die Fluth der Verſprechungen ſchwemmt die Proben und Leiſtungen hinweg. Was er an ſich ſelbſt fürchtet, dichtet er Andern an. Ein kühles Wort empört ihn, der Blick eines Auges ſchon kann ihm Verdacht erregen.

Dies Geberden iſt geſcheut, originell, aber leidenſchaftlich, trotz Frauenzimmernatur.

So hat ſich Steffens in ſeinen früheren Schriften bewährt; ſo tritt er wieder in der „Revolution" auf. Er hat ſoviel Herbes, Verletzendes in dieſem Buche gehäuft, er hat ſoviel Verdächtigung, die nur unheimliche Früchte tragen wird, darin ausgeſäet, daß er ſich beherrſchen ſollte und nicht zürnen, wenn wir den Grund dafür nicht in der objektiven Wahrheit, ſondern in den Irrthümern ſeines Gemüthes ſuchen. Steffens muß zuletzt zugeben, daß ihm dieſe „Revolution" von perſönlichem Intereſſe in Rückſicht auf ſeinen Charakter iſt. Wie oft verwandelt ſich nicht dieſe Novelle in eine Confeſſion, die erdichtete Figur in ſeine eigne, die Anklage in eine Apologie! Steffens ſchrieb dieſes Buch, um die Welt ihren Lauf gehen zu laſſen, ſeine Hände aber in Unſchuld zu waſchen. Er ſchildert eine ſchauderhafte Welt, von der er nicht

undeutlich zu verſtehen gibt, daß ſie für's Erſte nicht gebeſſert und von ihrem Sturze nicht zurückgehalten werden kann.

Man muß nämlich wiſſen, daß Steffens früher zur politiſchen Oppoſition gehörte. Wenn die literariſche Jugend Deutſchlands ſich „in einer confuſen Miſchung von Philoſophie und Poeſie" gefällt; ſo verdankt ſie es zum großen Theile auch den Schriften Steffens, verdankt ſie es dem malcontenten Geiſte, der in Allem, was er früher geſchrieben, herrſcht. Woraus hätt' ich wohl und mit mir Andere dies unbehagliche Gefühl am Poſitiven, dies halbe Politiſiren, und halbe Philoſophiren, dieſe Proteſtation des Gemüthes gegen das Syſtem, dies Grübeln, Paralleliſiren, Hin- und Herüberſchweifen, ohne Raſt und Ruhe, ohne Luſt an dem Buchſtaben, an der Schranke, kurz dieſe eigenthümliche Bildung, die wir alle bis zum Jahre 1830 auf den Univerſitäten entweder empfingen oder durch die Lektüre der Schrif-

ten von Görres, Steffens und Andrer uns zu eigen machten? Steffens fühlt dies, jede Zeile seines Romans verräth das gedrückte Gewissen; und dennoch — warum in der Protestation gegen die falsche Anwendung dessen, was man bei ihm erlernt hat, so viel Trivialität? Doch ich vergesse, daß ich den ästhetischen Werth seines Buches erst später abschätzen will.

Was ist die Revolution? Steffens ist gescheut genug, einzusehen, daß der Irrthum eine mißverstandene Wahrheit ist. Die Revolution ist ein Verbrechen; aber sie hat ein Prinzip, das über das Criminalgesetz hinausliegt und mit welchem die Philosophie und die Staatsweisheit sich mit Vorsicht abfinden müssen. Von dieser seiner Ueberzeugung läßt Steffens nicht einen Lichtschimmer durchblicken. Er faßt die Revolution schlechthin als die Negation, als die Lust Tumulte zu erregen, zu plündern, und aus dem Letzten der Erste zu werden. Die Revolution ist

ihm Demagogie und dieſe wieder eine rein abgeſchloſſene Tendenz, eine Leidenſchaft, ein Laſter a priori. Steffens ſieht in ihr nur die Sünde, nicht den Irrthum. Er ſchildert das Verſchwören, das Barrikadiren, kurz die Mittel der Revolution; von ihrem Zwecke ſagt er wenig, oder nicht mehr, als daß ihr Zweck ſchon in den Mitteln läge, daß die entfeſſelten Galeerenſklaven im Plündern und Morden grade ihren Zweck erreichten. Iſt das die Revolution? Ohne Zweifel; aber nur von einer Seite betrachtet. Wo ſind die Irrthümer, die ſie begleiten; wo ſind die Phantaſtereien, welche die Königsmörder ohne Zittern auf das Schaffot ſteigen laſſen; wo ſind die Phänomene, die mit der Revolution in einer nicht immer verbrecheriſchen Wahlverwandtſchaft ſtehen; wo ſind die feinen Nüancen der politiſchen und moraliſchen Ueberzeugungen, die von der Demagogie vernehmt und von der Regierungsgewalt unter Aufſicht geſtellt werden? Wo iſt in

dem Buche ein einziger Repräsentant der vernünftigen Freiheit, des besonnenen Fortschrittes, ein Vertreter der verfassungsmäßigen Monarchie? Wo ist die Tiefe der Auffassung? Wo die Feinheit der Charakteristik? Ja, wo ist Sinn und Verstand in diesem kindisch-leidenschaftlichen Gemälde der Revolution?

Ein Hauptgrund, warum Steffens die Revolution als einen Banditenjubel hinstellt, ist die Furcht, auf einem Zusammenhange mit ihr ertappt zu werden. Man braucht nur die Ansicht, deren man selber verdächtig ist, recht zu übertreiben, so schützt man sich schon. Steffens gehe mit mir in ein Gefängniß, wo Revolutionäre zu zehn Jahren verurtheilt sind! Er beweise mir, daß es solche Bluthunde sind, wie sein „wissenschaftlich gebildeter" Adrian! Er examinire sie, wie sie ihrer Verbrechen schuldig wurden, er verfolge ihre Bildung, er sehe den Titel des Buches an, welches sie sich von der Güte des

Feſtungscommandanten ausbaten! Es iſt: „Die gegenwärtige Zeit. Von Henrik Steffens.“ Dieſe Colliſion muß ſich Steffens möglich gedacht haben; denn um ſich ihre Verlegenheit zu erſparen, ſchuf er in dem Romane die Figur Theodors. Dieſer Theodor iſt Steffens ſelber. Theodor miſcht ſich unter Revolutionäre, ißt und trinkt mit ihnen und wird für einen der Ihrigen gehalten. Er ſpricht gegen Tyrannei und Aberglauben „im feinern, höhern Sinn;“ er hat die Phraſeologie der Revolution, ihre Dialektik; kurz Theodor iſt mitten in der Revolution drin und erſtaunt doch über die Zumuthungen, die ihm nun dieſe zu machen wagt. Als er ſich ſpäter bei einflußreichen Leuten über ſeine Unbeſonnenheit anklagt, meint er, und dies mit Steffens voller Zuſtimmung: die Dummen verſtanden meine „zarte Ironie“ nicht! Alſo zarte Ironie war Alles das, was Steffens früher zur Verwirrung der öffentlichen Meinung geſchrie-

ben hat; zarte Ironie war seine Schrift über Preßfreiheit; zarte Ironie war seine „gegenwärtige Zeit," die den herrschenden Staat in einem seiner schwierigsten Momente so feindlich zu bedienen wußte; zarte Ironie war die bedenkliche Anschließung an jene Schlesischen Sektirer, welche einer schönen Frucht der religiösen Zeitstimmung, der Union, sich nicht fügen wollten? Nun freilich; dann haben wir uns in den Intentionen des Herrn Steffens sehr geirrt und begreifen den Enthusiasmus, mit welchem sich der reuige Theodor auf das Fach der Polizei und der Spionage wirft.

Ich will mich nicht bei den für einen Professor sehr mangelhaften historischen Kenntnissen aufhalten, die dem Werke zum Grunde liegen. In dieser Rücksicht ist nämlich alles darin aus der Phantasie, nichts aus der Wirklichkeit gezogen. Die großen Revolutionsumtriebe, angewandt auf einen Duodezstaat von einigen Quadratmeilen, sind an und für sich eher lächerlich,

als erſchrecklich. Aber wie ſpricht Steffens über Politik; wie ſpricht er über die franzöſiſche Revolution! Er hat die Glocken läuten hören; wo ſie hängen, wie ſie hängen, aus welchem Guß ſie ſind; darüber findet man bei ihm keine Auskunft. Doch, abgeſehen von dieſen kindiſch-mangelhaften Vorſtellungen über Thatſachen und Ereigniſſe, die auch vielleicht in einer unten noch zu erwähnenden äſthetiſchen Oekonomie ihren Grund haben können; ſo iſt vordem in der Auffaſſung ſeines Stoffes und der Durchführung deſſelben bei Steffens höchſt bemerkungswerth: der infame Geiſt einer krebsartig um ſich freſſenden Verdächtigung. Indem Steffens in ſeinem Buche alles, ſelbſt die Natur, und Jeden, ſelbſt die unbedeutendſten Perſönlichkeiten, mit der Revolution in Verbindung bringt; läßt er das Maaß von Schuld, welches dieſer oder jener an ihr haben könnte, immer ein abſcheuliches Geheimniß ſein. Keine neue Perſon tritt auf,

ohne dem Autor, dem Leſer und den edlen jungen Polizeiaſſeſſoren, welche die Helden des Romans ſind, gleich den Verdacht einzuflößen, ſie möchten mit der Revolution unter einer Decke ſpielen. Der Verfaſſer iſt darin ſo unbeſonnen verfahren, daß er ſeine Figuren deshalb ſogar ohne Abrundung ſchließen läßt; von Herrn von Theobald z. B. iſt deutlich genug gemunkelt worden, daß auch er im Trüben fiſche und zuletzt vergißt dies der mißtrauiſche Autor wieder. Die Dichtung iſt eine Macht. Sie kann in gewiſſem Sinn verwirklichen, was ſie nur geträumt hat. Steffens benutzt dieſe Macht auf ſchreckhafte Weiſe. Möchte die Menſchheit behütet werden, daß dieſer unruhige, reizbare, mißtrauiſche Mann je in Wirklichkeit etwas zu verwalten und zu beobachten bekäme! Seine Phantaſie würde die Schatten verlängern, würde die leiſeſten Umriſſe mit ſchreienden und anklagenden Farben ausmalen, würde in das Harmloſeſte eine böswillige Abſicht legen,

und überhaupt alles das an Andern ſehen, was
er, ſeinem revolutionären Urſprunge gemäß, an
ſich ſelbſt zu ertappen fürchtete. Männer, wie
Steffens, ſind zierliche Goldfiſche in einer Glas-
ugel. Sie drehen und wenden ſich, ſie ergötzen
nſer Auge durch ihr Farbenſpiel; aber was nü-
en ſie, was ſollen ſie im Ozean! Steffens iſt
n Grunde nur das, wogegen er ſich ſo ſehr
räubt, nämlich geiſtreich. Man weiß, daß er
egen die „Ariſtokratie der Geiſtreichen" geſchrie-
en hat, daß er nach Wirklichkeit, nach poſitiver
ewährung trachtet. Allein gerade, was er nicht
in will, das iſt er allein, und das, was er
rn ſein möchte, würde er nur zum Verderb der
iner Botmäßigkeit Untergebnen ſein. Jede Or-
niſation, die man ihm überlaſſen würde, trüge
n Stempel ſeiner excluſiven gemüthlichen Reiz-
rkeit. Steffens möchte Staatsmann ſein und
nichts, als ein geiſtreicher Mann. Ein Leb,
s Andere beglücken würde, kränkt ihn.

Mit der Hauptfigur des Romans, Adrian, hat Steffens die gesammte gelehrte Welt beleidigt. Einen Demagogen, einen Bösewicht, einen Königsmörder läßt er nicht bloß in dem Gewande, sondern in der That mit dem wissenschaftlichen Apparate eines Gelehrten auftreten. Mit ausdrücklicher Vorliebe bezeichnet er Adrian als einen Gelehrten. Es wundert mich, daß er ihn nicht einen Theologen genannt hat; denn dann würde man doch an Schleiermacher, oder einen Juristen, dann würde man an süddeutsche Rechtslehrer haben denken können. Er macht Adrian zu seinem Collegen, zu einem Professor der Naturwissenschaften, der, so wie er, nur mit andern Absichten und Mitteln in die Politik pfuscht. Wenn Adrian ein Landtags-Deputirter wäre oder er sich bei politischen Adressen an die Spitze stellte, kurz, wenn er nur ein freisinniger Mann wäre, dann läge in seinem Charakter weder etwas Unnatürliches, noch etwas Beleidigendes. Allein

Adrian iſt weit mehr. Er iſt die Seele aller Revolutionen in Frankreich und Deutſchland. Er iſt zuletzt eine Art Fieschi. Minerva ſchaudert vor dieſer Entweihung ihres Heiligthums. Ein in den Wiſſenſchaften forſchender Mann wird nicht nur Verſchwörungen anzetteln, ſondern ſogar durch einen Mord ſie beſchließen wollen! Welche Empfehlung — welcher Verrath an den Wiſſenſchaften! Welche erbärmliche Erfindung für Steffens als Mitglied einer berühmten Univerſität, welche Beleidigung ſeiner Collegen! Hat Steffens die klärende Wirkung der Wiſſenſchaften in ſich ſo wenig verſpürt, daß er, ſeinen eignen Stand verhöhnend, auftreten kann und zum Mittelpunkt einer gegen die Revolution gerichteten Schrift einen Mann nimmt, der in der Wiſſenſchaft einen Namen hat, und ſein Freund, ſein College ſein könnte? Dies iſt dieſe täppiſche Indiscretion, die wir oben ſchon an Steffens rügen mußten, dies Verdächteln,

dies Ketzermachen. Adrian ist eine Verhöhnung des Gelehrtenstandes und der poetischen Licenz. Wenn im dritten Theile Adrians wissenschaftliche Vermittelungs-Stellung zwischen Frankreich und Deutschland mit den grellsten Fingerzeigen geschildert wird; so frägt man sich unwillkührlich: Wer muß das sein? Wen mag der Mann meinen! Und dies soll man niemals in Dichtungen, zumal, wenn man so unbesonnen ist, so deutlich Gezeichnete späterhin als Königsmörder aufzuführen!

Ich will mich bei der Bemerkung nicht aufhalten, daß auch Adrian im Uebrigen höchst verfehlt charakterisirt ist. Adrian ist ein in Sünden aufgewachsener Weltmann (und Gelehrter;) Steffens gibt ihm eine Natur, wie sie etwa Mirabeau gehabt hat; allein die Reflexionen, die er ihn anstellen läßt, sind jedenfalls so sehr auf die Verachtung der Welt begründet, daß ein solcher Charakter höchstens sich, aber nicht Andre morden kann. Ein Graukopf, der sein Lebelang den

Talleyrand gespielt hat, der immer andre ins Feuer schickte, um die Kastanien zu holen, der auf beiden Achseln trug und sich nur aus Verzweiflung für die Revolution entscheidet, soll ein Mörder werden! Ein Greis, ein Weißhaar; sollte man einem Professor, der über Anthropologie geschrieben hat, einen solchen Mißgriff zutrauen! Wann sind Greise als Mörder aufgetreten? Ich will mich bei dieser Einzelheit nicht aufhalten, sondern der Erfindung des Vfs. näher treten und fragen: welchen Werth hat die Historie?

Hätt' ich die voranstehenden Ausstellungen unbewiesen gelassen, so würd' ich, wenn ich diese Frage mit: Keinen beantworte, für parteiisch gehalten werden; allein nur die Wahrheitsliebe ist es, die mich das Geständniß machen läßt, daß diese Novelle von H. Steffens auch langweilig ist. Die Tendenz rächt sich immer an der Poesie. Wenn die Tendenz überwiegt, wird das poetische Interesse erdrückt. Wo nur Absich-

ten zum Vorſchein kommen, treten die poetiſchen Lichter zurück. Ich glaube ſogar, daß dieſer Roman (warum Steffens nur von einer Novelle ſpricht!) ohne Plan geſchrieben iſt. Seine Erfindung iſt mühſelig zuſammengeſtoppelt; nirgends eine organiſche Einheit. Intereſſant ſein ſollende Figuren enden wie Fragezeichen. Man weiß gar nicht, was mit ihnen geſchieht. Unter der Hand ſcheint Steffens dieſer Wald erſt gewachſen zu ſein; da iſt kein Licht, kein Weg, da läuft alles wild durcheinander. Die beiden erſten Bände regen Wunder welche Neugier auf, und nachdem ſie mit einer ächt Steffensſchen Beſchönigung des vorhergegangenen Unſinns mit den Worten geſchloſſen haben: „Die wunderbare Mährchenwelt iſt wieder lebendig geworden“ *), ſoll der dritte Band endlich

*) Mit dieſer fabelhaften Formel glauben die Romantiker Tieck und Steffens alle ihre krummen Phantaſien vor dem Verſtande grade machen zu können.

Aufklärung geben. Man hat geſehen, daß Adrian und der milchhaarige Edward, der Liebling des Vfs., in entſetzlich feindſeligem Rapport ſtehen. Todtſchlag iſt der ſtete Gedanke, mit welchem Edward von dem demagogiſchen Naturforſcher Adrian verfolgt wird; wie wird ſich dies aufklären? Woher der Haß? Jetzt ſpinnt uns nun Steffens eine Geſchichte aus, die mit ſeltner Trivialität und Menſchenunkenntniß entworfen iſt. Statt von den Urſachen des räthſelhaften Haſſes zu hören, hören wir immer nur vom Haß. Adrian und Louvet haſſen ſich. Warum denn? Ja, ſie haſſen ſich a priori. Da macht ſich's der Dichter freilich ſehr leicht. Adrian und Louvet haſſen ſich ſchon, da ſich beide noch gar nicht geſehen haben! Steffens fühlt dieſen Mangel an Pſychologie und ſucht ihn durch Uebertreibungen zu verhüllen. Er häuft Kraft- auf Kraftworte, um dieſen Haß, der ſogar der Angelpunkt der ganzen „Revolution" wird, zu motiviren.

Aber Ausdrücke, wie: „gleich einem Tiger lauerte er auf seine Beute;" sind keine Motive. Steffens suchte durch einen mechanischen Druck seinem Gedichte die Geschlossenheit zu geben, welche nur die Folge einer organisch tiefen Anlage ist.

Eine höchst unbedeutende Familienmisère zieht sich durch die revolutionären Bestrebungen des Romans hindurch. Es ist sogar der Fall, daß diese kleinliche Familienintrigue, mit deren Wiedererzählung ich die Geduld der Leser ermüden würde, in der That die Mühlräder der Revolution in Bewegung setzt. Die ganze jacobinische Maschine des Buches treibt eine dumme Geschichte um, die sich zur Revolution grade so verhält, wie eine Mausfalle zur Guillotine. Die Revolution und Riekchen — ein großartiger Gegensatz! Schon deshalb, weil die Fabel ohne Werth ist, kann ihre Moral nur mißglücken. Man bekommt unter diesen kleinen Pächters- und Försterbegegnungen keine Einsicht in die

Irrthümer und Verbrechen der Revolution. Wenn Steffens von der Revolution spricht, so ist es grade, als wenn er bei Frankreich nur von Pascal, bei der Republik nur vom Pastor Oberlin etwas zu erzählen weiß.

Ja in diesem Mangel an positiver Erkenntniß der Geschichte überhaupt und seines Stoffes insbesondere mag es auch liegen, wenn das Meiste in diesem Romane sich wie allegorisches Schattenspiel gebehrdet. Die Figuren, die das Ganze tragen sollen, treten durchaus nicht kräftig aus dem Hintergrunde heraus. Ihre Handlungen werden alle reflektirt; sie geschehen nicht vor unsern Augen. Das poetische Unvermögen verband sich hier mit der krankhaften Phantasie, welche die Revolution nach einem Hörensagen schildern will, wie wir ehrlichen Leute uns etwa das Räuberleben ausmalen. Steffens gibt von den Umtrieben der Revolution, ihren Anzettelungen, Spionagen, von ihrem Hin- und Her-

manövriren eine Schilderung, die, wenn sie als Faktum genommen werden soll, lächerlich ist, wenn sie als Poesie gelten soll, ermüdend wird. Wie Adrian eine leere und gehässige Abstraktion ist, so wird auch sein Thun und Treiben wie ein Schattenspiel an der Wand gegaukelt. Da heißt es: Er hielt die Fäden des Ganzen, — spann sie hier, löste sie dort, Boten kommen, Briefe gehen, die Parteien werden in Schach gehalten, Zeitungsblätter verwirren das Publikum, die Ständekammer wird durch ausgesprengte Gerüchte in ihrem Schooß uneins u. s. w. Das ist alles so leer, so windig, so abgezogen! Wozu drei Bände für einen Roman, wenn diese Machinationen nicht körperlich auftreten können und uns in handgreiflicher Wirklichkeit, in dem einzigen Gewande der Poesie, entgegentreten! Ich muß sagen, daß ich bei diesem geheimnißvollen Rennen und Laufen, Manövriren und Gestikuliren das Buch öfters fortgeworfen habe, weil

es den unterſten Grad poetiſcher Befähigung verräth, auf eine ſo abſtrakte Art nur die Themata der Handlung anzugeben und ſie nicht ſelber zu löſen. Wenn Steffens ſeine Loyalität durch irgend etwas bewieſen hat, ſo iſt es dies, daß er die Revolution aus Unkenntniß darſtellte wie ein Puppenſpiel.

Faſt alle Stimmen, die über dieſen Roman verlauteten, kamen darin überein, daß er eine bedeutende Abnahme der poetiſchen Kräfte des Herrn Steffens verrathe und daß die Revolution unter andern auch ſeinen Ruhm als Erzähler vom Throne ſtoße. Dies iſt in jeder Beziehung wahr. Sogar im Detail, ganz abgeſehen von dem verfehlten Kunſtwerke, ſogar in den charakteriſtiſchen Zügen, die ſonſt Steffens Romane auszeichneten, tritt uns nichts Ueberraſchendes mehr entgegen. Das Verhältniß zwiſchen Luiſen und Roller iſt ein Plagiat aus Immermanns unvergleichlich ſchönern Epigonen. Die Atmo-

sphäre, welche Steffens sonst um kleine pietistische Kreise zu verbreiten wußte, hat sich verdickt. Was daran noch Werth hat, fand sich schon in früheren Produktionen des Verfassers vor. Es ist eine Litanei, die in jedem seiner Romane wiederkehrt. Kleine Exkurse über die Naturwissenschaften, über die Wasserpolypen und dergl. müssen dem sentimentalen Naturforscher wohl gelingen. Was hilft aber die Poesie der Steine und Kräuter, wo die höhere Poesie des Menschen und der Geschichte verfehlt ist! Der Styl zuletzt ist weniger prácis, als sonst. S. 89. des ersten Theils ist sogar eine einzige neugierige Frage anderthalb Seiten lang ausgesponnen! Das gewaltsame Rudern des Herrn Steffens, um in gewisse ihm liebe Phrasen zu kommen, verräth eine Armuth an Ideen, die Niemanden auffallen kann, der den Kreis kennt, in welchem Steffens seit seiner Breslauer Abdankung sich einzig und allein zu bewegen pflegt.

Ich könnte hier aufhören, da ich genug gesagt habe, um diese mit so vielem Lärm ausposaunte und seit mehreren Jahren schon immer als der Tröster, der da kommen soll, prophezeite „Revolution" zu charakterisiren. Allein selbst auf Gefahr hin, daß Jemand, der das Buch nicht gelesen hat, mein strenges Urtheil nun erst recht für parteiisch halten könnte, fühl' ich mich gedrungen, diese Anzeige mit einer Betrachtung zu schließen, die persönlicher Art ist. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß Steffens in seiner leidenschaftlichen Verdächtigung alles dessen, was sich nur irgend als Zeitgeist in unsern Tagen zu erkennen gibt, auch auf die deutsche Literatur und diejenigen Schriftsteller kommen würde, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn auch keine neue Literatur, doch die Geschichte der alten schreiben werden. Steffens bezeichnet das junge Deutschland an mehren Stellen seines Buches als eine Genossenschaft, die, politisch ge-

nommen, eben so gefährlich wie literarisch geschmacklos wäre. Den letzten Vorwurf wollen wir kürzer, den ersten ausführlicher beleuchten.

Daß der jüngere literarische Nachwuchs Talent hat, gibt Steffens zu. Er meint aber, die Milch wäre hier sauer und zu Käse geworden. Steffens fügt noch den Knoblauch hinzu, um die von ihm verachtete Tendenz in den Geruch zu bringen, den sie für seine Nase hat. Ich will gegen diese Bilder keine Gegenbilder ausspielen. Ich will mich einfach an die Sache halten. Die Sache ist aber die, daß Steffens in einen Fehler verfällt, den Viele seiner Stellung mit ihm gemein haben. Er hat Recht, wenn er seine Vergangenheit für bedeutend hält, wenn er mit Stolz daran denkt, daß er Goethe gekannt hat, daß er mit Schleiermacher 1806 in Halle Professor war, daß er seine Bildung anders gewonnen hat, als sie jetzt gewonnen wird. Man sagt wohl, daß wir, ehe wir sterben, unser Taufwas-

ser ausschwitzen. Steffens verfällt mit Tieck in dieselbe Melancholie, daß sie ausrufen: Wir waren die Genossen großer Männer, wir sind die nächsten Erben ihres Ruhmes, wir sollen nun einen Nachwuchs haben, der nicht so an uns anknüpfen will, wie wir an Goethe und die Alten angeknüpft haben! Aus diesem unbehaglichen Gefühl entnimmt Tieck seine Almanache, Steffens seine „Revolutionen!“ Würden wir in Tieck und Steffens etwas Befruchtendes vorzufinden uns überreden und ihnen irgend einen Ton entnehmen können, dessen Echo nicht schon in ihnen selbst verhallt wäre, würden wir sie zu Mustern unsrer Schreibweise wählen und so unbedingt uns ihnen hingeben, wie Johann Winckwitz dem Grafen Platen; so würden wir nicht nur Talent haben; sondern unsre Milch würde auch nicht Käse geworden sein und die Poesieen eines Heine würden nicht nach Knoblauch riechen. Daß sich die jüngere Literatur nicht zutraut, auf

eignen Füßen etwas zu improviſiren, beweiſt ihre Hingebung an Goethe, beweiſt ihr Verſuch, der Hegelſchen Philoſophie Methode und Conſequenz zu entlehnen, beweiſt ihre Oppoſition gegen die abſcheulichen Verſuche des Wolfgang Menzel, eine Bildſäule im Walhalla unſeres Ruhms nach der andern zu zertrümmern. Nur an Tieck und Steffens knüpft ſich nichts an. Das kann ſomit nur beweiſen, daß beide ſelbſt nur in ſich und für ſich Werth haben, daß ſie Perſonen und Dilettanten ſind, keine Thatſachen und keine Meiſter.

Daß die jüngere Literatur noch nichts Tüchtiges geſchaffen hat, glaub' ich herzlich gern; denn Niemand kann unzufriedner mit ſeinen Produktionen ſein, als ich, der ich auch nie geneigt war, Corps zu machen und an Freunden zu loben, was mir nicht gefiel. Aber daß erſtens dieſe fragliche Literatur den Beruf hat, künftige ſchönre Entwickelungen vorzubereiten, daß ſie die

unumgänglichen, durch Preßbeschränkungen und dergleichen gar nicht mehr zu schleifenden Uebergangsdardanellen aus dem schwarzen in das Marmormeer sind; zweitens, daß sie weit Gediegeneres schon geleistet haben, als die Schriftsteller der Restaurationsperiode, daß sie wenigstens mehr, als die Tromlitz, Müllner, Houwald, ja selbst mehr als die Michael Beer, Schenk, L. Robert u. s. w. ahnen ließen, was eine sich wieder mit dem Gedanken vermählende und durch persönlichen Reiz erfrischte Literatur ist — wer wollte so unverbesserlich stabil sein, daß er dies läugnete! Wenn einmal nicht anzunehmen ist, daß sich die deutsche Literatur nur noch als Lyrik aussprechen solle, daß also die Namen, welche wir in unserm Musenalmanach jährlich finden, die Rückert, Uhland, Pfizer, Lenau u. s. w. allein die Tradition fortpflanzen; wenn Roman, Kritik und die Mischgattungen noch einen höhern Beruf haben, als das lyrische Gedicht; dann wird man die Frak-

tion, welche wir oben bezeichneten, nicht für ephemer halten. Das thaten auch weder Staatsmänner, wie z. B. Gentz, noch Gelehrte, wie erst kürzlich Herr Hase in Jena, noch feine Geschmacksrichter, die mehr dem Publikum, als der Schriftstellerwelt angehören, wie Herr Varnhagen von Ense. Nur die HH. Tieck und Steffens glauben versichern zu können, wem die Pförtnerinnen des Parnasses das Thor öffnen werden.

Inzwischen mag Steffens ästhetischer Widerwille auf sich beruhen! Ein Andres ist es mit dem Vorwurf der Demagogie, welchen er mir und meinen Freunden macht, mit dieser erbärmlichen Rolle, die er den „sich später zum jungen Deutschland wendenden" Journalisten Wolf spielen und mit den unsinnigen Theorien, die er von diesem Narren in extenso vortragen läßt. Wüßte Steffens die schwierigen Verhältnisse, welche uns hindern, seine Anklagen aufzunehmen und sie

ausführlich zu widerlegen, so würde er sie hoffentlich nicht gemacht haben. Oder vielleicht berücksichtigt er nicht einmal die Personen, sondern nur die Dinge, die ihm so gefährlich erscheinen, die Theorien, zu deren Apostel er seinen Journalisten Wolf macht. Denn die demagogische Rolle, die dieser Narr spielt, wird ihm doch, da er sie erfunden hat, nicht so wichtig erscheinen, daß er darauf eine Anklage stützt? Daß wir Demagogen gewesen sein sollen, Mitglieder geheimer Gesellschaften, Verbundene der Flüchtlinge in der Schweiz, welche den Tyrannenmord an ihren eigenen unglücklichen Genossen einstudirten; dieser Verbrechen konnte Steffens seiner Erfindungen wegen nicht entrathen. Wär' ich ein freier Mann, so würd' ich über diese boshaften und dummen Verläumdungen lachen; da ich aber alle Ursache habe, mich von dem Verdacht der Illoyalität zu befreien, so nenn' ich Steffens Verfahren einen unwürdigen Mißbrauch der dichterischen

Freiheit. Der Däne Hamlet mochte guten Grund haben, durch ein Schauſpiel ſeinen Stiefvater zu entlarven. Der Däne Steffens jedoch ſpielt mit ſeinem Puppenſpiel die umgekehrte Rolle. Er iſt es, der dem Schlafe naht und ihm Gift in's Ohr träufelt.

Den politiſchen Urſprung der jungen Literatur läugn' ich nicht; aber ſo wenig wir in Deutſchland ein ſolches Treiben erlebt haben, als Steffens es in ſeiner „Revolution" ſchildert, ſo wenig hat ſich auch jene Literatur faktiſche Exceſſe zu Schulden kommen laſſen. Kein beſonnener Staatsmann (und an Staatsmänner denk' ich hier ſtark, da Steffens Schriften in ihrer Sphäre verbreitet ſind), kein Staatsmann, der ſich erinnert, wie ihn die Periode von 1806 — 13 aufregte, wird ſich darüber wundern, daß das Jahr 1830 die gleiche Wirkung auf die jungen Köpfe hatte. Die Zahl der politiſchen Verbrecher aus jener Periode iſt ſo außerordentlich groß, daß man ſie nur noch

in Masse strafen kann, und (allerdings auf dem Gnadenwege) das Strafmaaß für sie fast auf ein Viertel herabgesetzt hat. Denn es springt in die Augen, daß die Ereignisse des Jahres 1830 den coursirenden Ideen über Politik und Staatsverfassung einen neuen Impuls geben mußten, der so heftig war, daß man wohl sagen kann, er wirkte allgemein. Die Staatsweisheit sieht hier auch weit weniger eine Veranlassung, nur und immer nur zu strafen, als eine zu belehren, zu erziehen, auszugleichen. Aus jenem Tumulte der im Jahre 1830 aufgeregten Leidenschaften die Gemüther wieder zurückzuführen, sie zu besonnenen Ueberzeugungen zu bringen, und, wenn sie im Widerspruche verharren, ihnen mit Nachdruck die Andeutung zu geben, daß die unleugbaren, für Politik und Geschichte gewonnenen Resultate jenes Jahres sich nur in Uebereinstimmung mit den öffentlichen Thatsachen, für welche die Regierungen einzustehen haben, entwickeln

dürfen: dies iſt unter heutigen Verhältniſſen Staatsweisheit. Und in Betreff der Literatur, wird die Nachſicht noch gerechter ſein müſſen. Wer könnte ſie ſo wenig kennen, daß er nicht zugäbe, überall, auf allen ihren Wegen lagen Gruben, in welche man bei der Nacht ſtürzen mußte. Die Literatur war durch die ausgedehnte Wirkſamkeit des Wolfgang Menzel von der Achtung vor der Vergangenheit entbunden; der junge Nachwuchs ging hier in die ſchlechteſte Schule, indem er ſich ein arrogantes Urtheil über die frühere Literaturperiode angewöhnte und dies durch Kategorien zu beweiſen ſuchte, die alle einer verſteckten, ehemals burſchenſchaftlichen Richtung entnommen waren. Zu dieſer gefährlichen Unterweiſung kam der Mangel an bedeutenden Vorbildern. Die Vergangenheit war theils zertrümmert, theils zu weit entrückt; die Gegenwart bot keinen Erſatz. Steffens war ein literariſcher Dilettant, Tieck hatte ſich aller Anknüpfungen

die man an ihn machen konnte, ausgenommen in Shakespearesachen, entledigt. Die Verwirrung auf dem religiösen Gebiete war durch den theologischen Partheienkampf hoch genug gestiegen. Der Journalismus war einestheils durch Müllner zu einer Frechheit in Persönlichkeiten gelangt, die, da die Nachahmer nur überbieten konnten, gar keine Rücksicht mehr nahm und anderntheils war er so heruntergekommen, daß er sich nur in den gewöhnlichsten Sphären umtrieb und, wenn junge Kräfte sich ihm anschlossen, Niemanden den Gedanken einflößte, daß diese Zeitschriften von oben her berücksichtigt würden. Aus allen diesen Elementen mischte sich ein Stoff zusammen, den die Ereignisse des Jahres 1830 entzünden mußten. Es gibt kein Publikum — von dieser Voraussetzung aus schrieben die jungen Dichter und Kritiker, ohne an ihre Leser zu denken. Das, was hieraus und aus dem Früheren folgte, ist bekannt genug. Stef-

fens hat den Erfolg gut schildern. Den Anfang, an dem er selbst nicht wenig Schuld trägt, hat er verschwiegen.

Es ist aber jedem Einsichtsvollen zunächst deutlich, daß „die junge Literatur" das Gebiet der Politik verlassen wollte. Steffens meint, sie hätt' es aus Besorgniß gethan, das Ding möchte gefährlich werden. Mag sie Gründe gehabt haben, welche sie will; sie ist einmal aus einem Gebiet heraus, in welchem sie sich niemals so genommen hat, wie es Steffens entzündliche Phantasie sich einredet. Steffens sagt, sie hätte die Politik aufgegeben. Und was sollte sie auch ferner mit der Politik? Wer ein politisches Atlantis im Kopfe trägt, muß so vernünftig sein, einzusehen, daß es aus Nichts nicht geschaffen werden kann. Wer ein Freund constitutioneller Staatsformen ist und sie als Mittel zu andern Planen benutzen will, sieht an Süddeutschland, wie wenig sie fruchten. Wer sie da einführen

möchte, wo sie noch fehlen, sieht an Hannover, wie lang es währt, bis Formen Wurzeln schlagen, und muß sich daher überzeugen, daß dergleichen Einrichtungen nur die Folge eines wechselseitigen Verständnisses und eines sich in der Regierung selbst erzeugenden Entschlusses sein können. Frankreich faßt unter dem Namen Louis Philipps allmählig all die Ostentation zusammen, die ihm früher Napoleon repräsentiren mußte. Englands Parteienkampf ist so alt, wie das Haus Hannover, das es beherrscht, und von Spanien's Kämpfen kann man wohl sagen: peccatur intra et extra. Also wie sollte die einzige deutsche Literatur, im Widerspruche mit der französischen und englischen Literatur, welcher nachzuahmen man sie ja grade beschuldigt, sich mit dem Brüten über politische Theorien die Lust des Daseins verkümmern und sich durch eine ganz unzweckmäßige Opposition gegen die öffentliche Ordnung um die Möglichkeit bringen wollen, im

Tempel der Literatur ihr friedliches Freimaurerwerk zu treiben und sich durch poetische Erfindungen, mögen sie auch noch so schwankend und fehlerhaft sein, mögen sie selbst Gemüther, die nach Trost und Beruhigung ringen, und Unklarheit verrathen, in Verbindung mit dem Publikum zu erhalten! Was die jüngere Literatur in rein ästhetischer Hinsicht bezweckt hat, übersieht Steffens; für ihre Verbindung mit Goethe und Hegel, wenigstens bei Einigen, hat er kein Auge. Genug, er hat dies zugegeben, daß die gefährliche Tendenz ihr Politisiren aufgegeben hat, und sagt dies mit so vielem Rechte, daß mir selbst das Beginnen eines jungen Schriftstellers, des Dr. J. Jacoby, der sich von dem Jacobinismus plötzlich auf die Theorien des Herrn von Haller geworfen hat, darum so mißlich erscheint, weil auch hier wieder die politische Ansicht nicht die Folge einer wissenschaftlichen Ueberzeugung, sondern einer Gemüthsstimmung ist. Hat man für

die Politik nur Gefühle, so ist man weder vor Irrthümern noch vor den Extremen sicher. Man thut weit besser, diesem Gebiete zu entsagen und sich mit Unkenntniß, die auch Herr Jacoby im höchsten Grade besitzt, zu bescheiden.

Es wundert mich, daß Steffens, der doch ein so frommer Lutheraner (kein Evangelischer) geworden ist, nicht das Christenthum erwähnt, um welches sich die bezeichnete Literatur bisher nur das Verdienst erworben haben soll, daß man es gegen sie vertheidigen mußte, ja bei einigen sogar offenbar mit Gewalt in Schutz nehmen. Warum denn bei Steffens der Jammer um Tieck und die nicht anerkannten frühern Heroen; warum kein ernstes, heiliges Wort über das Christenthum! Steffens hat überhaupt nicht gewußt, wie er das Christenthum mit der Revolution in Verbindung bringen sollte, was mich deßhalb Wunder nimmt, da hier der Anklagen und Verketzerungen doch genug erzielt werden konnten.

Der Grund ist vielleicht dieser: Steffens weiß vom Christenthum nichts Andres zu schätzen, als daß es die Menschen zum Separatismus treibe. Wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, von den beseligenden Folgen des christlichen Glaubens zu sprechen, von der Heiligung und Versöhnung der Gemüther, von der trostreichen Hinweisung auf ein Jenseits, wo alle Widersprüche gelöst sein werden, so benutzt er diese niemals, sondern setzt sein ganzes Christenthum in die Formalität, in „die kleine stille Gemeinde," setzt es lediglich nur in die Absonderung, in jenen Protestantismus, der in der That nie zufrieden ist, sondern immer protestirt, immer etwas Apartes für sich sein will. Steffens verräth damit einen seltsamen Zug seines literarischen Charakters. Er ist zum Stabilen nicht geboren. Er erschrickt vor jeder Zumuthung, die man ihm macht. Er will immer den Rücken frei haben und etwas Andres sein, als wofür man das

Recht hat, nach frühern Aeußerungen ihn zu halten. Sind solche Charaktere geeignet, so schwere und bedeutungsvolle Anschuldigungen auszusprechen, wie sie in dem Buche vorliegen? Daß derjenige, welcher selbst auf keinen festen Füßen steht, keinen Beruf hat, Andern ihr Wanken vorzuwerfen, drückt er genugsam in seinem Stillschweigen über das Christenthum aus. Wahrlich, wenn man mir und den Uebrigen vorwirft, wir tasteten das Allerheiligste an; dann möcht' ich doch fragen, worin nun wohl die Religiosität eines Steffens besteht? Er hat sich bekanntlich eine Theorie von der Persönlichkeit ausgebildet, auf die er die christlichen Dogmen, d. h. nicht alle, sondern die ihm grade gefallen, anzwingt. Er hat sich zum Partisanen der Schlesischen Sektirer gemacht, weil seiner Poetasterei dies Conventikelwesen, seiner angebornen revolutionären Unstätigkeit diese oppositive Stellung, mit der zufällig diesmal keine Gefahr verbunden

iſt, zuſagt. Da läßt ſich durch Aeußerliches, rein Formelles bald der Geruch der Heiligkeit ausdünſten! Wer weiß, ob Steffens über die Frage antworten kann, die wenigſtens mich aus tiefſtem Herzensbedürfniß beſchäftigt: Wie iſt es möglich, die Religion des Heilands mit ſeiner Geſchichte, unſern Verſtand, unſre Wiſſenſchaft mit ſeinem eine Welt erlöſenden Leiden und Sterben, mit dem dogmatiſchen Inhalt dieſes Glaubens zu verbinden? Wie geben wir dem Chriſtenthume noch jenen neuen Glanz, daß es ſich auch auf dem Standpunkte unſrer heutigen Bildung und Bedürfniſſe nicht nur immer noch als jene ewige Wahrheit, die allen Zweifeln Muth, allen Schmerzen Linderung bietet, ſondern auch als Inhalt und lebendige Anregung aller ſpekulativen Forſchung bewährt? Wie gleich' ich meine chriſtliche Erziehung, meine rührende Empfindung, wenn ich in der Sonntagsfrühe eine Kirche innerlich durch Geſang lebendig werden ſehe, mit

den dem Chriſtenthume ſo abgewandten Traditionen der Bücherwelt und der Geſchichte des vorigen Jahrhunderts aus? Endlich mit einem Worte: Wie kömmt es, daß ich den Ruf eines antichriſtlichen Autors habe, ihn auch in dem Sinne, daß ich gegen das theologiſche Parteienweſen mit naturaliſtiſcher Rückſichtsloſigkeit ſchrieb, verdiene, und doch gegen Jedermann das Chriſtenthum zu vertheidigen mich gedrungen fühle, wo ich den Beruf, über eine ſo tiefſinnig ausgebildete Lehre abzuurtheilen, nicht vorausſetzen kann? Ich kenne einen Juden, der den Muth hat, ſeinen bloß von Emanzipationsgedanken und deiſtiſchen Abſtraktionen beſeelten Glaubensgenoſſen gegenüber Chriſtus und ſogar die Dreieinigkeit zu vertheidigen, ohne daß er wagt, ſich taufen zu laſſen. Er iſt durch Hegel zu dieſer wunderlichen Stellung gekommen, und ich frage Steffens, ob er im Stande iſt, dieſe intereſſante Erſcheinung unſrer Zeit zu erklären? Nein, er

iſt es nicht. Denn wär' er es, ſo würd' er in ſeiner Revolution nicht das plumpſte und ſchändlichſte Demagogenthum geſchildert haben, ſondern dieſe tiefbegründeten Uebergänge aus der negativen Richtung des Zeitgeiſtes in die poſitiven, dieſen geheimnißvollen Zuſammenhang, den ich nur als merkwürdiges Symptom, nicht als ein dauerndes Reſultat anführen will; denn Abgeſchloſſenes ſoll damit nicht bezeichnet ſein, ſondern nur ein Merkmal, ein Zeichen, das ſich zum Guten nur und zur Beruhigung aller der Empfindungen, welche durch heftiges Regieren früher verletzt ſein konnten, erfüllen wird.

Steffens erwähnt die Religion nicht, wohl aber die Sitte. Er ſtellt ein confuſes Syſtem von St. Simonismus auf, um dem „jungen Deutſchland" einen fettigen Spiegel vorzuhalten. Das Unſinnigſte, was über Emanzipation u. dgl. vom Vater Enfantin nur debütirt iſt, wird den vermeintlichen Jüngern deſſelben zugerechnet.

Ich will hier an Goethe erinnern. Falk erzählt von ihm, daß er einen Sack im Zimmer hatte, in welchen er alles hineinwarf, was ihm an satanischen Gedanken je zuweilen in die Queere kam. Diesen Sack wollte er nicht früher öffnen, bis er an den zweiten Theil des Faust ging. Die darin aufgehäuften Materialien sollten ihm zur Charakteristik des Mephistopheles dienen. Jeder geistig starke Denker hat einen solchen satanischen Sack, in welchen er tolle Ideen, die ihm wohl zuweilen aufstoßen, hineinwirft. Nun hab' ich bisher immer gefunden, daß alle die, welche gegen die sogenannte junge Literatur etwas Handgreifliches sagen wollten, nichts thaten, als ihren Satansbeutel umkehrten und dessen Inhalt frischweg über uns ausschütteten. Dadurch mußte man selbst für jeden dummen Einfall der Herren verantwortlich werden; wir mußten das gedacht haben, was Jene zu denken sich schämten. So weiß auch Steffens viel von der Emanzipation

des Fleiſches zu erzählen und kümmert ſich wenig darum, daß die vermeintlichen Apoſtel derſelben ſich längſt die ſchändlichen Ideen, die derſelben zu Grunde liegen ſollen, verbeten haben. Ueber den Unſinn der Frauenemanzipation verweiſ' ich z. B. auf meinen Verſuch Zur Philoſophie der Geſchichte S. 148.

Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß Mundt, Laube und ich mehr, als ſie, Schuld tragen, wenn man uns eine Zeitlang daran erinnerte, wir vergäßen die Schranken des Herkommens, die „ungeſchmiedeten Feſſeln" der Sitte, wie Euripides ſagt. Ich namentlich kann mich darüber am wenigſten beklagen, weil man mir meine Vorrede zu den Schleiermacher'ſchen Briefen und eine Romanenſcene vorwerfen kann. Von der letzteren hab' ich längſt geſagt, daß es mir gleichgültig geworden iſt, ob man ſie für poetiſch oder für abgeſchmackt hält; von der erſteren bedenke

man, daß ſie aus dem Uebermuthe gefloſſen iſt, ein Buch, welches der Vergangenheit entriſſen werden ſollte, wieder mitten in die ganz veränderte Debatte unſrer Tage zu werfen. Ich wollte gleichſam ſagen: Was tobt ihr über die Haltloſigkeit, Unzuverläſſigkeit und das unreelle Idealiſiren unſerer Tage? Hier blickt auf die Zeiten zurück, wo ein Beamter am Bundestage, Herr von Schlegel, die Lucinde und ein Mann wie Schleiermacher einen Commentar darüber ſchrieb! Meine übrigens rechtlich vermittelte Herausgabe des letzteren war Schadenfreude; ich geſtehe es. Aus dieſer Schadenfreude iſt aber auch alles herzuleiten, was ſonſt an dem Buche ein Aergerniß war. Ich wollte ärgern, habe dafür genug gelitten, leide noch; aber durch nichts heftiger, als wenn nun den wilden Hypotheſen jener Vorrede ein Glaube untergeſchoben wird, den ich niemals daran gehabt habe, oder gar, wie bei Steffens, ein ſolches Syſtem, für

das ſich auch die übrigen Betheiligten ergebenſt bedanken werden.

Um endlich zum Schluſſe und zu einem Reſultate zu kommen, ſo mag es in Folgendem ausgeſprochen ſein:

Steffens Revolution iſt ein Zerrbild, das weder äſthetiſche noch hiſtoriſche Wahrheit hat. Die Revolution iſt da, ſie iſt als ein Verbrechen da; aber ſie konnte tiefer, erſchöpfender und warnender entwickelt werden. Für diejenigen, welche nicht an der Revolution des Herrn Steffens betheiligt ſind, iſt ſie kein Trauerſpiel, ſondern eine beluſtigende Komödie, für die, welche ſie angehen ſoll, iſt ſie eine Verläumdung und ein ſchlechter Streich. Ich will Steffens mein aufrichtiges Geſtändniß machen! Wir waren für politiſche Träume eingenommen; wir ſahen aber ein, daß mit Schmetterlingsflügeln, ja ſelbſt mit Adlerfittigen die Maſchine des Beſtehenden nicht fortzubringen iſt. Wir gaben dieſe Grillen

um so mehr auf, als der bloß rationelle Liberalismus weder unsrer Phantasie, noch unsrer spekulativen Bildung zusagt. Wir beschränken uns auf die ausschließlich literarischen Interessen. Wir opponiren gegen solche planlose und höchst wahrscheinlich interessirte Verketzerer des Zeitgeistes, wie die HH. Tieck und Steffens sind. Wir sind aber über die Richtigkeit dieser Prätensionen schon so im Reinen, daß wir überall der Kritik entsagen und nach Produktionen bei uns und Andern trachten. Wir erwarten sehnlichst von den Regierungen, daß sie unsre Bücher wieder nur einer Censur unterwerfen, die wie früher an allen Orten gehandhabt werde, wo der Verleger wohnt oder sie gedruckt werden. Wir wünschten, die Theater stünden den jungen Kräften frei, um sich auf ihnen in objektiven Gebilden zu üben. Wir wünschten, die Einigung zu Zeitschriften, die Steffens, als Herausgeber eines zwanglosen Journals, ja auch für wichtig hält,

würde eher befördert als gehindert. Ja, und wenn wir nichts weiter wollen, als Freiheit für uns, nicht einmal Gunst, nicht einmal Fürsten, die wie Karl August von Weimar denken; so bleibt nur noch Eines übrig, was allerdings noch hindern könnte, uns so für desinfizirt anzusehen, wie es Theodor Hell, Kriegsrath Müchler, Hofrath Raupach sind. Dies ist allerdings eine gewisse doktrinäre Richtung, die aus der Poesie gern in die Geschichte, aus dieser in die Religion, aus der Religion in die Philosophie springt; aber dies ist gerade jenes Gebrechen, an welchem Steffens einzig und allein die Schuld trägt. Ihm verdanken wir es, daß wir über Mineralogie sprechen und in die Mystik gerathen, daß wir die Flötzgebirge ersteigen und auf jedem Ruhepunkt uns von Politik, von Nixenmährchen und Allem durcheinander unterhalten. Ihm verdanken wir die Unbehaglichkeit an dem Positiven, die Entfremdung gegen die Staatsräson, ihm

dieſe Trennung unſrer Ideen von dem in der Wirklichkeit gegebenen Stoffe. Er brachte die Polemik gegen das Zeitalter als ſolches auf, er ſchrieb, ich ſage nicht, gegen die Cenſur; nein! gegen die ſtehenden Heere, gegen die adminiſtrative Verwaltungsform der Zeit, gegen die Grundlagen, auf welche der moderne Staat gebaut iſt. Er hat uns gelehrt, über die Gegenwart zu grübeln, nicht mehr ideell in ihr zu leben und von dem Faktiſchen zu abſtrahiren. Er hat dies praktiſche Ungeſchick der neuern Literatur am meiſten verſchuldet. Er hat uns gelehrt, über die Religion zu ſprechen, ohne Theolog zu ſein, über das Recht, ohne Advokat, über die Politik, ohne Staatsmann, über den Krieg, ohne General, über die Medizin zu ſprechen, ohne Arzt zu ſein. Wenn es einen Encyklopädismus gibt, der ſich für Alles vorgebildet genug hält, um in Allem mitzumachen; ſo gab Steffens dafür den Ton an, und das Gewiſſen iſt es, das

ihn bestimmt, die zu verdammen, die, wenn sie verdorben sind, es durch ihn wurden. Wenn wir uns von etwas zu befreien haben, so ist es von ihm. Wenn wir etwas auf die Haut werfen müssen, so ist es seine Ansteckung.

Ich habe mich hier nur polemisch ausgesprochen. Wenn die Fluth der Anschuldigungen zu hoch steigt, wer möchte, was ihm das Theuerste ist, die Ehre und den guten Namen, nicht zuerst in Sicherheit bringen? Ich bin aus meinem untern Stocke aufgescheucht und mußte in die Rauch- und Anschwärzungskammer fliehen, wo man sich wohl in Acht nimmt, nicht zuviel Ruß auf die Kleider zu bekommen. Nun sich diese Wasser verzogen haben, möge man mir gestatten, auf meinen eignen Standpunkt wieder zurückzukehren und von diesem aus die friedliche, Angeberei verschmähende und Grund mit Gegengrund austauschende Verständigung fortzusetzen! Auch ohne genöthigt zu sein, gegen angeschuldigte

gefährliche Verbrechen und vor allen Dingen den Vorwurf des Unsinns mich hinter die Schanze der Klugheit zu legen, hoff' ich auf ein zufriedenstellendes Ergebniß. Wendet gegen uns ein, was ihr wollt, nur zwingt uns nicht, uns gegen den Vorwurf einer ebenso lächerlichen, wie trivialen Weltverbesserung zu vertheidigen. Wir suchen den freien Mann — nicht das freie Weib, — wir suchen die Wiedereinsetzung des Geistes — nicht die Wiedereinsetzung des Fleisches; — wir suchen Gott — nicht weil wir ihn verloren haben — sondern weil in ihm nur der wahrhaft selig ist, der ihn selber gefunden hat!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Grimma, gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei.

Seraphine.

# Seraphine.

---

Roman

von

Karl Gutzkow.

---

Hamburg,
Hoffmann und Campe.

1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Widmung.

— — — beiläufig: Weil Du zu denen nicht gehörst, welche vom Dichter verlangen, daß er ihnen die Motive und Contraste gleich wie Sporen in die Weichen ritzt, und Du weder Hinko noch Notre Dame de Paris liebst; so empfehl' ich Dir Seraphinen! Du weißt, wie lange sie in C — s Pulte lag, und wie viel sie in den Paßbüreaux der Censur zu leiden hatte. Sie ist zwei

Jahre alt! Ich hatte sie längst aufgegeben und erschrak fast, als ich sie wiedersah. — Da ich durch die Freiheit, die ich mir in der Welt nahm, um meine eigne kam und bei dem Geräusch, was die Unglückliche machte, wie aus einem Traume auffuhr, wußt ich kaum, was mich so eilig trieb, Seraphine zu schreiben. Sie war zum größeren Theile vor der M — r Episode fertig. Ich hebe dies so dringend hervor, weil ich weiß, wie schüchtern diese Arbeit ist, wie farblos sogar, jedenfalls nach heutigem Geschmack wie allzuidyllisch, und weil ich doch nicht möchte, daß man sagte, es wäre die Noth gewesen, die mich beten gelehrt hätte. Ließe man doch nur Jeden seinen eigenen Weg gehen! Ist er auf einem Felsen-

vorſprung angekommen, wo er nicht mehr weiter kann als durch einen Sprung auf Leben und Tod; er wird ſchon wieder zurückkehren und auf andrem Wege zur grünen Matte zu gelangen ſuchen, nach welcher ſich ſein Auge ſehnt! Ich habe Seraphinen aus eigenem Bedürfniß geſchrieben, um wieder zu mir ſelbſt zu kommen; nicht der äußern Gewalt der Umſtände, ſondern der innern Gewalt des Herzens weichend. Ich wollte beweiſen, daß der in mir waltenden Gedankenzeugung nicht in dem Grade, als ich dafür verrufen bin, die weibliche Seite fehlt. Objektiv etwas geleiſtet zu haben, darauf verzicht' ich; ich zweifle, ob Andre, die nicht ſo nachſichtig

sind, wie Du, den Roman mit so vielem Vergnügen lesen werden, als ich beim Schreiben empfand. Ich wünsche auch — aber man hat gut wünschen! —

# Erſtes Buch.

Eine Staubwolke ließ auf der Höhe der Landstraße die Ankunft eines Reisewagens signalisiren. Dies war für die kleine, offne Stadt keine Neuigkeit mehr, seitdem Madame Lardy die ländliche Abgeschiedenheit derselben zur Anlage einer weiblichen Erziehungsanstalt benutzt hatte. Madame Lardy war eine Deutsche von Geburt; aber sie behauptete, eine französische Schweizerin zu seyn. Als Gouvernante hatte sie ihre Laufbahn in verschiedenen adligen Häusern begonnen, wo ihre mittelmäßige Kenntniß der französischen Sprache schon für hinreichend genommen wurde, die weibliche Jugend mit den nothwendigsten Reisepässen für das öffentliche Leben zu versehen. Dann hatte Madame Lardy eine Periode in ihrem Leben, welche etwa fünf Jahre dauerte und

niemals recht aufgeklärt worden ist. Wenn sie im Winter beim Schimmer der Sinumbralampe ihren Zöglingen die Schicksale ihres früheren Lebens erzählte, richtete sie an dieser Stelle immer eine Verwirrung von der Art an, wie sie an den Strickstrümpfen ihrer Pensionärinnen so oft von ihr getadelt wurde. Sie ließ hier nämlich gleichsam einige Maschen fallen, und verpfuschte, wie sie zu sagen pflegte, ihre eigene Lebensgeschichte. Endlich hatte sie wieder den rechten Faden gefunden, sprach von großen Geldsummen, Protektionen und zeigte dann rings herum die Vollmacht der Behörde, welche ihr gestattete, in der kleinen Landstadt eine Erziehungsanstalt für Töchter gebildeter Stände zu errichten. Madame Lardy erzählte dies immer im schlechtesten Französisch; denn es wär' ihr dabei, sagte sie, weniger um ihre Biographie als um die Conversation zu thun.

An dem Tage, wo sich die große Staubwolke auf der Landstraße sehen ließ, feierte Madame Lardy gerade, wie sie behauptete, ihren ein- und vierzigsten Geburtstag. Auf allen Tischen

des Zimmers prangten Geſchenke, welche ihr die Dankbarkeit der Zöglinge verehrt hatte. Wo man nur hinſahe, da hatten ihr die kleinen zarten Hände etwas genäht, geſtickt oder gehäkelt. An Taſſen, Silbergeſchirr, kupferne Theekeſſel, an Alles knüpften ſich die Erinnerungen von herrlichen lieben Geſchöpfen, die jetzt nach allen Enden der Windroſe hin verheirathet waren. Man denke nur nicht, daß Madame Lardy eigennützig war! Freilich nahm ſie Alles, was ſie bekommen konnte, aber nur aus pädagogiſcher Rückſicht. „Ich habe“ ſagte ſie; „nur die Entwickelung der moraliſchen Eigenſchaften meiner Zöglinge im Auge. Solche Geſchenke der Liebe ſoll man nicht zurückweiſen, weil ſie ein edles und tugendhaftes Gemüth verrathen. Das kleinſte Kind würde ohne Philoſophie behandelt werden, wenn man das Brod verſchmähte, welches es in unſern Mund ſteckt. Wir ſollen anbeißen und uns nicht ſträuben. Ein ſolches Kind wird nie begreifen, wie es möglich iſt, daß man zu ihm ſagt: „behalte nur!“ Man ſieht, Ma-

dame Lardy hatte Maximen, die nahe an die Ideen Rousseaus streiften.

Jetzt rasselte der große Wagen schon in der Stadt. Die jungen Mädchen sprangen von ihren Arbeiten im Nebenzimmer auf und drängten sich an die Fenster. Madame Lardy blieb auf dem Sopha. „Es ist vielleicht Deine Mutter, Auguste; oder Deine Tante, Jenny; oder Dein Großonkel, Minna!“ Im Stillen aber dachte sie: „vielleicht bekomme ich eine neue Schülerin!“ Henriette, ein etwas altkluges Mädchen von fünfzehn Jahren bemerkte: „Sehen Sie nur, Madame Lardy, wie neugierig Alle sind!“ Aber Madame Lardy, weit entfernt in diesen Pedentismus einzustimmen, versetzte: „Ich liebe diese natürliche Empfindung der Neugier, die andere Erziehungen zu unterdrücken pflegen. Ich bin gewohnt, in den Seelen der Jugend die Rückhalte zu zerstören, jene Reste gehemmter Eigenwilligkeiten, die nur die Veranlassungen zu versteckten Charakteren sind.“ Während Madame Lardy dies sprach, rechnete sie im Stillen

nach, wohin ſie das Bett des neuen Ankömmlings ſtellen ſolle, ob er ein ſilbernes oder goldenes Beſteck mitbringen würde, wieviel ſie gewinnen könnte, falls der neue Zögling die Engliſche Stunde mitnähme, dieſe Engliſche Stunde, für welche ſich bis jetzt erſt zwei ihrer Schülerinnen entſchloſſen hatten, und die ihr ſo viel Honorar koſtete! Dabei ſaß Madame Lardy auf dem Sopha, ein Bild der Reſignation, frei von allem Eigennutz, lächelnd über die Neugier der kleinen Demoiſelles, die ihr Alles verriethen. Jetzt lenkt der Wagen ein, hieß es; er ſucht die Hausnummer: ein Herr ſitzt drin, und zwei Damen, zwei Schweſtern vielleicht oder zwei Couſinen; jetzt hält er ſtill. **Ne faites pas de sottises!** rief Madame Lardy, vom Sopha aufſpringend, und ihre Philoſophie vergeſſend. **Prenez vos places! Travaillez, travaillez! Silence, silence! Mon Dieu, mon Dieu! On frappe, n'est-ce-pas?** Herein!

Die Beſuchenden waren eine Dame, ſo blühend und jung, daß man in ihrer kleinen

Begleiterin schwerlich eine Tochter geahnt hätte. Der junge Herr, welcher Beide führte, konnte weder ihr Sohn, noch wie es schien ihr Bruder seyn. Sie kamen aus der Stadt, sie hatten entschiedene, abgeglättete Manieren, und sahen auf das, was sich ihnen hier darbot, mit vornehm lächelnder Theilnahme herab. Die Kleinsten unter den jungen Mädchen blieben stehen und blickten munter und ohne Scheu in das Auge des jungen Mannes; die Aelteren aber flohen in das Nebenzimmer und wurden roth über eine Verlegenheit, für welche sie selbst noch keinen Namen hatten. Dem jungen Manne schienen diese Scenen neu und merkwürdig. Er machte Miene, nach der ersten Begrüßung sich in das Nebenzimmer zu verfügen, aber ein ernster Blick der Dame, die er geführt hatte, zwang ihn an ihrer Seite zu bleiben und an dem ceremoniösen Gespräche Theil zu nehmen, welches sich schon zwischen Madame Lardy und der Gemahlin des Ministers von Magnus entsponnen hatte.

„O ich ahn' es," rief Madame Lardy aus

indem ſie das kaum dreizehnjährige Kind einer ſchöneren Mutter umarmte, „Excellenz wollen dieſe engelreine Unſchuld meiner Obhut anvertrauen?“

„Sie verzeihen,“ ſagte Frau von Magnus; „daß ich für meine Antonie ein Herz in Anſpruch nehme, welches, wenn ich mich entſchließen ſoll, die Erziehung meiner Tochter in fremde Hand zu geben, ſo empfinden müßte, wie ich ſelbſt.“

„Ich hoffe, gnädige Frau;“ erwiederte Madame Lardy, indem ſie mit ſeinem Lächlen die Augen niederſchlug; „daß Sie nicht der Zufall in mein Haus führt. Fromme Töchter, treue Gattinnen hab' ich erzogen. Was Sie hier um mich ſehen, iſt meine Welt. Ich bin eine alte, aber ſchattenreiche Ulme, an welche ſich die zarten Schlingpflanzen meines Hauſes aufranken. Zuletzt kenn' ich die Convenienz nicht, ich kenne nur die Tugend.“

„Erziehen Sie nach einem Syſteme?“ fragte der junge Mann.

„Nein, mein Herr," sagte Madame Lardy, „ich habe eine Methode, aber kein System."

„Sie lesen Pestalozzi, wohl auch Rousseau?" fuhr der junge Mann fort, indem sich Frau von Magnus mit schönem, aber boshaftem Lächeln auf die Lippen biß.

„Ich las Alles," erwiederte Madame Lardy keck; „was von ausgezeichneten Denkern über die wichtigste Angelegenheit der Menschen geschrieben ist. Aber glauben Sie mir, ich bin bald von jenen abstrakten Vorschriften zurückgekommen, für welche es oft eben so sehr an den Lehrern wie an den Zöglingen selbst fehlt. Die ächte Pädagogik ist eine Naturgabe, die wie ein geheimer Aether dem Charakter des Lehrers entströmen muß. Für die Erziehung muß man geboren seyn. Glauben Sie mir, daß viel gute Menschen durch die Principien, die besten aber durch den bloßen Umgang erzogen sind."

Im Nebenzimmer lachte man. Augenscheinlich waren diese Phrasen dem Ohre der Pensio-

närinnen ſchon ſo bekannt, daß ſie von ihnen immer den Eindruck einer Comödie hatten. Frau von Magnus hatte darauf im Geheimen mit Madame Lardy die Bedingungen der Aufnahme zu ſtipuliren. Man hörte ſehr deutlich, daß von der Engliſchen Stunde die Rede war. Antonie und der junge Mann ergriffen dieſe Gelegenheit, ſich in das Nebenzimmer zu begeben, wo die Einen in Kreide zeichneten, die Andern auf Stramin arbeiteten, aber nach maleriſchen Muſtern.

„Sie haben Zeichenſtunde? fragte der junge Mann. Keine wollte eigentlich antworten; doch ſagten zehn Stimmen auf Einmal ein ganz einfaches, kindiſches Ja! Dann wurden ſie Alle roth und fuhren ſtill in ihrer Arbeit fort.

„Wo iſt aber der Lehrer, der Ihnen den Unterricht gibt?“

Jetzt ſchwiegen Alle; da ſie ſich aber ſchämten, daß ſie es thaten, ſo ſagte die Eine: „Herr Meyer iſt von der Treppe gefallen.“ Kaum hatte ſie dies geſagt, als die Uebrigen mit lau-

tem Lachen einfielen, einmal deßhalb, weil Auguste den Muth gehabt hatte, sieben Worte vor einem Fremden zu sprechen, sodann aber, weil — wahrscheinlich Herr Meyer eine komische Figur war. Jetzt folgten die satyrischen Bemerkungen Schlag auf Schlag: „Herr Meyer hat sich den Arm verstaucht.“ „Herr Meyer springt immer wie ein Wiedehopf.“ „Herr Meyer ist über seinen Zopf gestolpert.“ Weiter brachten sie es aber nicht. Sie lachten nur noch. Ihr gutes Herz machte, daß sich ihre Satyre schon erschöpft hatte.

Der junge Mann war im besten Zuge, diese Unterhaltungen fortzusetzen; aber Frau von Magnus nahm seinen Arm und ließ sich durch die verschiedenen Zimmer führen, welche zu Madame Lardys Lokalitäten gehörten. Sie stiegen zwei Treppen höher, wo die Betten der Rosenknospen standen und auch Antoniens Zelle seyn sollte. Als sie auf dieser Wanderung eine Thür nach der andern aufklinkten, stießen sie auf ein kleines Erkerzimmer, das Madame Lardy eben-

falls öffnete, ohne zu wiſſen, wer darin war. Sie hatte kaum den Kopf hinein geſteckt, als ſie ſich zurückbog und mit den Worten: „Ach, Sie ſind hier, Fräulein Seraphine!“ die Thür wieder ſchloß. Frau von Magnus bemerkte, daß ſich die Geſichtsfarbe ihres Begleiters bei dieſem Namen plötzlich veränderte. Sie wurde aufmerkſam, als ſie überhaupt den heftigen Eindruck und das Stillſchweigen gewahrte, in welches der junge Mann verfiel. „Wer iſt Fräulein Seraphine?“ fragte ſie Madame Lardy. „Eine meiner Lehrerinnen,“ antwortete dieſe; „ein tiefes Weſen vom lieblichſten Gemüthe, ganz geſchaffen, auf die Jugend einzuwirken. Sie werden ſie heut Abend ſehen, wenn Sie uns die Freude gönnen und unſerm kleinen Balle beiwohnen. Sie bleiben doch bis zum nächſten Morgen in meinem Hauſe?“

Frau von Magnus beſann ſich und ſagte: „Das wohl nicht; wir werden die Nacht hindurch fahren; aber den Ball müſſen wir ſehen.“ Ihr Begleiter wollte Einwendungen machen.

Sie fixirte ihn aber scharf. Sein ganzes Benehmen schien vom tiefsten Nachdenken und sogar von Furcht beherrscht.

Gegen Abend zündete man unten einen kleinen Kronenleuchter an, welcher an der Decke des großen Arbeitszimmers der Pension hing. Der Tanzmeister erschien, die Violine unterm Arm. Es war eine kurze, wohlbeleibte Figur, Krauskopf mit grellen Augen. Alle seine Bewegungen schienen von einem inwendigen Orchester geleitet. Apoll und Merkur zu gleicher Zeit, schwebte er in den Saal hinein. Dem Balle gingen erst einige theoretische Uebungen voraus, Wiederholungen schwieriger Pas, um die kleinen Füße erst in die richtige Bewegung zu bringen. „Denn" sagte Madame Lardy; „es ist in der Erziehung nichts schwerer, als jenen Uebergang zu vermitteln von den Vorschriften der Schule zur Freiheit seiner eigenen originellen Bewegung. Ich wüßte nicht, was die entsetzliche Schüchternheit und Angst, welche man vor dem ersten Tanze auf dem ersten Balle, den man in

seinem Leben besucht, empfindet, besser vertriebe, als dieser Ernst, mit dem wir beginnen, und diese Heiterkeit, mit der wir schließen werden."

Ueber wie Vieles hätte sich Frau von Magnus jetzt nicht gern moquirt; aber ihr Begleiter saß zerstreut vor einem Spiegel und betrachtete darin die Thür, welche sich öffnen sollte, um ihm über Seraphinen Aufklärung zu geben. Seine Leichtfertigkeit hatte ihn verlassen. Die kleinen naiven Mädchen mit ihren graziösen Bewegungen zu einer alten gekratzten Geige, regten seine Empfindungen nicht mehr auf. Frau von Magnus, die Seraphinen fast vergessen hatte, war erschrocken über eine Indolenz, die sich hier vor einen Spiegel setzen konnte und keinen ihrer Blicke mehr zu verstehen schien.

In demselben Augenblicke, als dasjenige, was hier Ball genannt wurde, beginnen sollte, öffnete sich die Thür und eine weißgekleidete Dame trat herein, mit schönen, aber blassen Zügen. Sie glich einer Göttin, die in der Fabel

erſcheint und mildernd und verſöhnend die auf-
geregten Leidenſchaften beſchwichtigt. Ein ſanf-
ter Ernſt lag auf der hohen glänzenden Stirn.
Den Mund verzog ein innerer Schmerz in eine
etwas krampfhafte Lage, welche aber nur der
Vorbote irgend eines Entſchluſſes zu ſeyn ſchien
und hiedurch gemildert wurde Das dunkel-
braune Haar war einfach geſcheitelt und verlor
ſich auf das Anſpruchloſeſte in zwei Ringellocken
hinter dem Ohre. Alles ſchwieg, als dieſe Ge-
ſtalt eintrat. Madame Lardy flüſterte ihrem
Gaſte zu, daß dies Demoiſelle Seraphine wäre.

Frau von Magnus erwiederte nur halb den
ihr von der jungen Lehrerin dargebrachten Gruß.
Sie hatte ihren Begleiter im Auge, der bei Se-
raphinens Eintritt aufgeſprungen war und ſich
mit dem Rücken an das Fenſter lehnte. Sie ſahe
was zwiſchen Beiden vorging. Seine Bläſſe
ſeine Unruhe, ſein Verſtummen und auf Seraph-
nens Antlitz die leiſe Röthe, ihre wogende Bruſt
ihr verlegenes Lächeln, der ganze Schmelz ein-

durch Freude und Schmerz hervorgebrachten Verklärung — sie mußten sich kennen.

Seraphine hatte eher Gelegenheit, von ihrer Ueberraschung befreit zu werden; denn die Zöglinge drängten sich an sie, umschlangen ihren Leib, bogen ihren Kopf herunter und liebkosten sie. Sie wies lächelnd diese Gunstbezeugungen zurück, erwehrte sich ihrer aber erst, als der Tanzmeister seine Geige strich und die Paare zusammentreten sollten. Da brachten die jungen Mädchen einen Myrtenkranz herbei, mit dem man sie schmücken wollte. Sie hatten ihn heute Madame Lardy geschenkt, die, obschon sie als Frau bezeichnet wurde, doch niemals verheirathet war und den Kranz mit einem Erröthen empfangen hatte, das keine der jungen Damen verstand. Seraphine gab den Kranz Antonien und sank dann, wie von einem innern Schmerz überwältigt, auf einen Sessel zurück, wo sie vor den tanzenden Paaren sicher war.

Einer so feinen Beobachterin, wie Frau von Magnus war, entging von diesen Gemüthszu-

ſtänden Nichts. Eiferſucht oder Neugier ergriff ſie. Sie ſchreckte ihren in Träume verſunkenen Begleiter auf, umarmte ihr Kind, umarmte Madame Lardy, und ſchied mit einer Phraſe, die ungefähr ſo viel ſagen ſollte, als: „Madame, ich laſſe Ihnen hier mein Theuerſtes. Von Ihnen fordr' ich es wieder zurück. Es iſt ein Engel, machen Sie ein menſchliches Weſen daraus! Sie lerne Franzöſiſch! Sie lerne Engliſch! Sie leſe den ganzen Schiller, Göthe mit Auswahl, aber Nichts von Jean Paul, weil mir das ſentimentale Genre fatal iſt. Seyen Sie nicht zu verſchwenderiſch in der Koſt, ſehen Sie auf gute Haltung und geben Sie nicht zu, daß ſie beim Tanze ohne Erregung bleibt. Denn will man beim Tanze die Geſundheit erhalten, ſo müſſen die Lungen freien Lauf haben. Man muß tiefen Athem holen dürfen und Sie müſſen das Heben der Bruſt eher begünſtigen als hemmen. Und Du, Antonie, mein Kind, mein einziges Kind, lebe wohl!"

Antonie blieb kalt, wie ihre Mutter. Aber

Madame Lardy weinte, und geleitete den Beſuch bis an den Wagen. Eine männliche Geſtalt ſprang vom Hauſe zurück in die dunkle Nacht, als ſie unten waren. Der junge Mann flüſterte: „Ich glaube gar, das war Philipp.“ Die Uebrigen ſahen nichts und ſchieden. Noch hörte man den Wagen raſſeln, als Madame Lardy ſchon ihr Büreau aufgeſchloſſen und ſich an ihre Bücher geſetzt hatte, um viel, ſehr viel zu rechnen mit benannten und unbenannten Zahlen.

---

Arthur, wie kalt iſt dieſe Nacht und Sie haben keinen Druck für meine Hand.

Julie, ich bin in dieſem Augenblick nur der Umriß eines Mannes.

Eiferſucht quält mich nicht, Arthur. Sie vergeben mir meine Vergangenheit; drum darf ich auch keine Rechenſchaft von der Ihrigen fordern.

Wie es regnet draußen! Das Wetter klatſcht an die klappernden Wagenfenſter.

So heimlich dieſer enge Raum, Arthur! Mögen Sie Seraphinen geliebt haben oder noch lieben: gehören Sie doch wenigſtens jetzt mir! Sie ſind ſtill, ſo wehmüthig. Wenn Sie keine Umarmungen für mich haben, ſo ſchlagen Sie Ihre Biographie auf! Wer iſt dieſe Seraphine? Sie müſſen ſich beide kennen. Sie antworten nicht?

Kein Stern am Himmel. Die Laterne des Wagens zeigt nur die abdorrenden Kleider der

Bäume, und noch iſt die Traube nicht einmal vom Stock geleſen.

Ach, dieſe nächtliche Philoſophie, Arthur, iſt kein Erſatz für Ihre Zärtlichkeit! Es wäre doch entſetzlich, wenn ich einſchlafen müßte. Erzählen Sie von Seraphinen? Wer iſt ſie?

Sie verdienen dieſe Biographie nicht.

Warum?

Sie ſind kalt, Julie, Sie haben kein Herz. Sie haben nur Eitelkeit. Sie lieben, weil Sie nur Andere, nicht ſich beſiegen können. Sie würden lachen, wenn Sie zu dem Triumphe, den Sie über meine Gegenwart feiern, noch den über eine Vergangenheit fügen könnten, welche Sie niemals verſtehen werden.

Arthur, ich will ganz ſtill ſeyn. Iſt es eine Idylle aus den Schuljahren, ſo werd' ich wahrſcheinlich über Ihre Thränen lachen müſſen, aber ich will Sie's nicht hören laſſen. Erzählen Sie nur; ſchon Ihre Worte ſind Muſik für mich.

Nun denn, meine arme, gute Seraphine:

ich will von Dir erzählen, nicht daß ich eine egoistische Seele um die Nacht betrüge, sondern ich will laut an Dich denken. Ich will alte vernarbte Wunden wieder aufstechen und das Gras faserweise ausrupfen, was über mein grausames Gedächtniß gewachsen ist.

Also?

Ich verließ die Schule, und fiel mit einer wahren Hast über Alles her, was meinen Geist und mein Herz bereichern konnte. Ich war noch rein und fromm in meinen Gefühlen, ich war ehrgeizig, aber nicht anders, als in der Absicht, mich dem Allgemeinen zu opfern, mein Ehrgeiz zerfloß in das blaue Licht meiner Ideale. Aber der Zwiespalt zwischen Herz und Welt nagte schon früh an meinem Leben. Ich wollte für jenes Eroberungen machen, und konnt' es doch nur, wenn ich diese aufgab. Ich wollte mich in das Verständniß der Begebenheiten, lernend und theilnehmend, werfen, und konnt' es wieder nur, wenn ich meinem Herzen keine Fesseln

anlegte. Das Opfer dieſes Zwieſpaltes ſah' ich heute nach langer Trennung wieder.

Im achtzehnten Jahre bezog ich die Univerſität. Meine Studien waren unglücklicherweiſe von der Art, daß ich hätte vorausſehen ſollen, wie ich ſie allmählig aufgeben, wie ich aus einer Region in die andere hinüberſchweifen würde. Ich muß dieſe ewige Metamorphoſe meines Ichs, dieſe unaufhörliche Erweiterung meiner Ideenkreiſe feſthalten, um mich in den folgenden Begebenheiten von einer Seite wenigſtens rechtfertigen zu können. Da traf ich in einem Cirkel, den ich zu beſuchen pflegte, in einem Vereine von jungen Leuten, die ſich im Geſange übten, ein Mädchen, deſſen friſche, blühende Erſcheinung mich bezauberte. Auguſtens roſige Wange, ihr dunkles Haar, ein tiefblaues Auge, quellende und mit dem Netz einer durchſichtigen Haut umſponnene Formen riefen meine Neigung wach. Das war keine krankhafte Stimmung, ſondern ein geſundes Verhältniß, deſſen glücklicher Fortſchritt mich wahrſcheinlich in eine ganz verän-

derte Lebensrichtung geworfen hätte. Auguſte ſang ſchlecht; das machte ſie mir nur um ſo lieber, weil natürlicher. Auguſte hatte keine beſonders originellen Ideen, einen Reiz, den die erſte Liebe, die nur Liebe will, nie vermißt. Ich näherte mich ihr, ſo weit es ging. Sie war ſpröde, gleichgültig, ſie trug, wie ich ſpäter hörte, um dieſelbe Zeit eine flüchtige Neigung in ſich, der ſie ſchon treu war, und die ſie ſich doch kaum geſtanden hatte. Meine Bewerbungen gingen an ihrem Herzen ſpurlos vorüber, und wurden ſelbſt von einer Eitelkeit, die ſie demnach kaum zu haben ſchien, nicht bemerkt. Ich hörte einſtweilen wieder auf, nach ihrem Beifall zu geizen.

Es war Charfreitag. Ich hatte ein erſtes Baßſolo übernommen, das in einer Kirche geſungen werden ſollte. Die ganze Geſellſchaft, von der ich eben ſprach, führte eine geiſtliche Muſik auf. Am grünen Donnerſtage hatten wir die erſte und letzte Probe. Ich weiß es nicht, war es ſchon hier, oder erſt am folgenden Tage,

wo ich Seraphinen kennen lernte. Die Gesellschaft wandelte auf dem Kirchhofe, der das Gotteshaus umschloß. Die jungen Mädchen, alle in festlichen Kleidern, lasen die Inschriften auf den Leichensteinen, und setzten sich dann auf sie, ohne indeß besondere Todesgedanken zu nähren. Nur ein Wesen schien von dem stillen Frieden, der über diesen, theils verfallenen, theils frischen Gräbern wehte, mächtig ergriffen zu seyn. Mich zog dies an, aber ich weiß nicht, ich glaubte dennoch darin eine Art Koketterie zu erblicken; denn schon damals regte sich vielleicht in mir jener Gefühlsterrorismus, mit dem ich mich selbst und meine Umgebungen allmählig zu tyrannisiren begann. Mein ganzes Leben wurde damals Polemik gegen den Schmerz, von dem ich glaubte, daß er sich immer mit dem Egoismus verbände und eine in offenbare Wollust der Gefühle ausarten könnte. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß sich diejenigen Menschen, welche leiden, besser vorzukommen pflegen, als die Fröhlichen, und haßte darum die Schwel-

gerei im Schmerze mit dem ganzen Rigorismus, den junge Männer besitzen, wenn sie zum ersten Male nach ihren eigenen Prinzipien zu leben anfangen.

Seraphine war blaß, ihre Stirn frei, ihr Antlitz oval. Dem Teint mangelte Reinheit, selbst das Schönste was sie besaß, das Profil einer griechischen Nase hatte die launische Natur gestört, indem sie nach einem Falle, eine etwas unregelmäßige Neigung bekam. Keines der übrigen Mädchen war bei Allem, was sie thaten, mit soviel Seele zugegen. Aber es schien mir, als sprange Seraphine immer in die Extreme über. Bei ihr wurde die tiefsinnigste Trauer vom ausgelassensten Scherze abgelöst, so daß ich jedenfalls anfing, diese Originalität zu beobachten.

Wir sprachen vom Tode, aber steinerne Schmetterlinge auf den Gräbern trösteten unsern Schmerz, weil wir an Unsterblichkeit glaubten. Ach, hier knickte der Sturm des Lebens ein junges Frühlingsreis, ein Kind, das kaum hinaufreichte, seinen Vater zu küssen: dort lag eine

Mutter mit ihrem Säuglinge. Unter einer Trauerweide barg ſich das ſchmerzliche Drama einer einzigen Woche, das ich ſelbſt erlebt hatte und ſich in dieſem Verſe ausſprach:

Weil es ſich ſanfter ſchläft, vom Arme der Liebe gekettet,
Ging dem ſterbenden Kind ſterbend die Mutter voran.

Dies Epitaph ergriff um ſo mehr, da es von mir war, und Seraphinens Thränen, die ich ſonſt verdammt hätte, ſtörten mich diesmal nicht. Sie blickte mich mit ihrem großen blauen Auge an, als ſchien ſie in meiner Seele leſen zu wollen, vielleicht ob ich eine Reminiscenz oder etwas aus mir ſelbſt Gebornes in jenem Verſe gegeben hätte. Denn nichts bindet die Seelen ſo feſt, als wenn ein Weib vom Manne ahnt, daß er Thränen zu vergießen fähig iſt.

„Dies ſind die einzigen Verſe, die von mir auf die Nachwelt kommen werden," ſagte ich und ſie entgegnete, „ob ich auch ſonſt Dichter wäre?" Dieſe im Grunde witzige Frage ärgerte

mich; denn ich sah darin schon wieder Egois-
mus und glaubte, ein ganzer Federbusch von
Koketterie winke und nicke mir aus ihrem Be-
nehmen zu. Deshalb brach ich schnell ab und
lief in die Kirche, um mein Solo: „Weinet nicht,
es hat überwunden der Löwe," aus dem Lob
Jesu zu singen.

Ich hatte Seraphinen vergessen. Meine
Studien absorbirten mich, auch meine Freund-
schaften, welche sogar in untersagte Verbindun-
gen ausarteten. Am nächsten Himmelfahrts-
tage jedoch war es, wo ich sie wieder sprach.
Die Gesellschaft hatte in zwei großen Wäge-
eine Partie auf's Land gemacht, einige Meile
weit: ich konnte mich nicht zurückziehen.

Auf Seraphinen besann ich mich nur dun-
kel. Sowohl ihre äußeren Formen, wie ih
Manieren hatten sich meinem Gedächtnisse n
obenhin eingeprägt. Auch war sie heute n
Scherz, potenzirte, fast aufgeschraubte Lustigke
die den Humor der Uebrigen weit hinter sich li
Auguste war es wieder, die mich eifrigst besch

tigte. Alle meine Gedanken und im Spiele meine liſtigen Pläne gingen darauf aus, mich ihr wie eine Blüthenflocke dem Haare einzuneſteln, ſo daß ich ihr, wenn ſie ſich des Nachts ihr Haar abſteckte, gleichſam als der ganze Reſt eines durchlachten und durchſcherzten Tages in den Schooß fiel. Aber Auguſte war kalt, faſt mißtrauiſch gegen mich. Denn mein ganzer Antheil an dem Feſte war doch nie recht im Mittelpunkte deſſelben, ich durchkreuzte es nur und daraus nahm ſie vielleicht ab, daß ich excentriſch war.

So ſaß ich auch abgeſondert von den Uebrigen, ſtill und betrübt in mich verſunken, unter einem Fliederbaum, der das von uns beſuchte Bauernhäuschen beſchattete. Vom Kaffee waren Milch- und Zuckerreſte übriggeblieben, an denen auf dem Tiſche ſich die Fliegen ſättigten. Ich war erſchöpft. Das Reifwerfen, Ballſchlagen und Schwarzermannſpielen, dacht' ich, iſt eine Thorheit für einen Helden wie du, der ſich einbildet, das Jahrhundert erwarte ihn! Was würden die

Stoiker, meine altdeutſchen Freunde, ſagen, wenn ſie mich hier mit Weibern Verſteckens ſpielen ſähen? In dieſem Augenblicke ſtand Seraphine vor mir. Sie hatte den Muth, einen Mann anzureden, der ſie vernachläſſigte. Ich ſehe ſie noch, wie ſie ſich an den Fliederbaum lehnte, die Hände zurückgeſchlagen, ganz nachläſſig, ſiegreich ſogar auf mich herabblickend, fein lächelnd, plötzlich doch eine Erſcheinung geworden, die mir auffiel. Wir ſprachen allerdings nur von Halsweh, (ſie klagte darüber) von isländiſchem Moos, wollenen Strümpfen; aber ihre ſoliden Bemerkungen zogen mich an, mehr noch, als einige Stellen aus Tiedges Urania, die ſie neulich auf dem Kirchhofe citirt hatte. Ihr ungezwungenes Benehmen umſtrickte mich, und ich hatte ſie im Arme, als wir alle aufbrachen und die Wägen uns nachkommen ließen, um durch einen Wald ein nahegelegenes Dörfchen aufzuſuchen. In einer Herberge angelangt, ſetzten wir uns zu Tiſch, da es dunkelte. Ich blieb an Seraphinens Seite. Sie

war inzwiſchen weich und klagend geworden, ihre Stimme zitterte, ſie vergoß Thränen. Ich verſtand ſie nicht. Mir wurd' es ungewiß im Kopfe; denn die Situation war ſo widerſprechend. Vor uns auf dem Tiſche eine Stück Landkäſe, und neben mir ein poetiſches Weſen, das mit ſeinem Schmerze rang. Seraphine blieb mir die Antworten auf meine dringenden Fragen ſchuldig. Doch hört' ich wohl, daß eine Stiefmutter und unwürdige Behandlung Quell der Leiden war.

Als wir nach Hauſe fuhren, hatte Seraphine ihren Sitz durch Zufall vor mir. Das Wetter war ſchön, die Geſellſchaft heiter, ſie aber ſprach nicht. In der Stadt mußte irgendwo Feuer ausgebrochen ſeyn; denn ein lichterloher Schein glänzte am dunkeln Himmel. Nun fuhr Alles wild durcheinander, man berechnete, wo das Feuer ſeyn könnte. Daran, daß auch hier Seraphine ruhig blieb, ſah ich ihren Schmerz, ihre üble Lage, der ich mit ritterlichem Edelmuthe abhelfen wollte. Als wir nach Hauſe ka-

men und ich mich im Bette wälzte, zogen höchst chevalereske Gedanken durch meinen brennenden Kopf. Am frühen Morgen saß ich schon am Schreibtisch und entwarf an Seraphine ein glühendes Gemälde des Interesses, welches ihr Schicksal mir eingeflößt hätte. Ich beschwor sie, aufrichtig gegen mich in Schilderung ihrer Leiden zu seyn. Von Liebe sprach ich nicht, desto mehr aber von einem unerhörten Kreuzzuge für ihr Leben, für ihr kleines Haupt, das so fromm und duldsam wäre und unmöglich Jemanden kränken könne!

Noch seh' ich mich, wie ich an die Thür des Musikdirektors klopfte, der unsere Stimmen und unsere Spazierfahrten leitete. Besorgt gab ich dem Manne das Billet für Seraphine. Mit verdächtigem Blicke wurde ich gemessen, und ich Achtzehnjähriger hielt den Blick nicht aus, sondern erröthete. Doch gewann ich zuletzt etwas über den strengen Mann und ging mit bester Hoffnung.

Am nächsten Tage frag' ich nach einer An

wort. Keine da. Es vergehen drei, vier Tage, ich höre nichts. Man lacht dich aus, ſchloß ich, über deinen Ritterdienſt, du haſt dir eine Blöße gegeben, God dam! Doch ermuthigte ich mich, in den nächſten Verein zu gehen, wo ich Seraphinen ſahe. Sie hatte ſich feſtlich gekleidet. Ihr Auge war verklärt, ſie ſang mit unbeſchreiblichem Ausdruck das Solo in Roſſinis Schweizer-Paſtorale aus Wilhelm Tell. In Calls Quartett: Liebe wohnt in niedern Hütten, hörte man ſie vor allen, ſo daß ſie ganz allein den Sopran zu halten ſchien. Ich glaube, ſie ſang ſchon im Vertrauen auf meinen Schutz oder auf meine Liebe, wie ſich denn auch ſchon bei mir beides verwechſelt hatte.

Nach der Stunde trat ich in ihre Nähe. Sie ſprach einige verwirrte Worte, und drückte mir einen Zettel in die Hand, den ich beim Schimmer der erſten Laterne draußen aufriß. Sie vertröſtete mich auf morgen, wo ſie in einem öffentlichen Garten, dem gewöhnlichen Rendezvous der Liebe, ungeſtört mit mir ſprechen

wollte. Wie dies nun Alles kam, weiß ich kaum noch. Wir umarmten uns in jenem Garten, beschützt von Hollunderhecken. Wir schwuren uns Treue, wir wechselten Ringe, wir hatten keine Geheimnisse mehr. Als wir schieden, sagte sie: „Arthur, morgen um sechs Uhr treffen wir uns auf dem *** Platze; dann führ' ich Dich zu meinem Vater!“

Diese letzten Worte waren ein Donnerschlag für mich. Wie? dacht' ich, sie will mich wie eine gemachte Beute in ihr väterliches Haus schleppen? Diese Schwärmerei, welche mein Herz erquickt, soll mit einem bürgerlichen Acte und mit einer väterlichen Prüfung meiner Zeugnisse endigen? Herr Jesus, wohin hast du dich verirrt! Vormund wolltest du seyn, und bist Geliebter geworden!

Dabei fiel mir die Scene in den Hollunderhecken ein. Ich sahe, wie klug Seraphine auf eine Entscheidung gedrängt hatte, und erinnerte mich, daß sie bei meinen Versicherungen, ihr beistehen zu wollen, einmal nach dem andern

fragte: „Wie wollen Sie das aber anfangen, ohne mich zu compromittiren?“

Mein Glück oder Unglück, ich weiß nicht wie ich sagen soll, waren in dieser Lage meine Studien. Den ganzen Vormittag las ich, schrieb, excerpirte und lebte im Alterthum. Erst gegen Abend thaute mein Herz auf und dann war mir, ich gesteh' es mit Schaam, jede Hingebung recht, die ich gerade finden konnte. So vergaß ich denn auch bald die gestrige Wehklage, und traf auf der von Seraphinen bezeichneten Stelle ein. Eine Viertelstunde hatte ich wohl gewartet, als sie kam und mich herzlich grüßte. Ich fragte: Was thust du hier? Sie erröthete und sagte dann: Ich lerne hier, wie man Kleider zuschneidet. Wie sie das sagt, fällt ihr etwas aus dem Korbe auf die Erde. Ich hebe es auf: es ist eine Brille. Wie kommst du zu der Brille? Ei, ich habe schlechte Augen, sagt sie kurz, nimmt meinen Arm und drückt ihn an ihr Herz. Ich sahe sie, ich hätte vergehen mögen. Sie war nicht schön, sie war nachlässig gekleidet,

um mehre Jahre älter als ich, sie trug eine Brille; und doch war sie meine Braut, allmächtiger Gott!

Wie sie mir nun so in einem seiden taffinen geschmacklosen Hut, mit einem großen zwischen Gelb und Grau die Farbe suchenden Umschlagtuche am Arme hing, da wollt' ich mich gar nicht bequemen, ihrem Vater zu begegnen. Ich müßte mich erst sammeln, sagt' ich und bat um einen Umweg. Wir nahmen ihn, das Ufer des Flusses entlang, an welchem die in Rede stehende Universitätsstadt liegt, und mußten über verfaulende Späne auf Holzhöfen, die sich hier der Ausladungen wegen befanden, hinwegschreiten. Da begegneten mir nun mancherlei Freunde, welche geangelt hatten und an schweren Netzen trugen, in welchen gefangene silberne Fischchen mit rothen Flossen zappelten. Ich dachte an mein Schicksal, blickte kaum auf und stand endlich in der That vor meinem künftigen Schwiegervater.

Es war ein dünnes, schmächtiges Männ-

chen, in grauem Überrock, das ein ſchwarzes Sammetkäppchen auf dem Kopfe, die brennende Pfeife aber einſtweilen aus Ehrerbietung in der Hand trug, und mich mit dem liebenswürdigſten Ausdruck von Gutmüthigkeit begrüßte.

Sie ſind, Sie wollen —

Ja, ich bin — ich will — Ach, nicht die Verlegenheit raubte mir die Sprache, ſondern eine Erſcheinung, die ich hier nicht anzutreffen glaubte. Ich wußte, daß Seraphine eine Schweſter hatte. Sie ſaß auch vor einem kleinen Nähtiſch am Fenſter und ſtrickte. Es war aber Auguſte.

Alle meine Bewegungen ſind gelähmt. Mechaniſch antwortete ich dem alten Manne, erzähl' ihm von meinen Verhältniſſen, examinire Seraphinens Bruder, einen liebenswürdigen und geſcheuten Knaben Eine Idylle umwehte mich und meine Gefühle löſten ſich in Wehmuth auf. Ein Hänfling im Bauer, ein kleiner Bücherſchrank, ein mißgeſtimmtes Spinett, worauf Seraphine klimperte, draußen dicht vorm Fen-

ſter und die Stube verdunkelnd eine Kirche, wo man grade die Kanzel im Auge hatte, und unten ein Kirchhof, der auch zugleich der Garten des Pfarrers war. Alle Viertelſtunden ertönte an der Kirche ein holländiſches Glockenſpiel mit Choralanklängen, und immer waren es dieſelben Töne, eine melancholiſche Monotonie, und ich ſelbſt, unruhig gedrängt von der Luſt, meine Flügel in großartigen Regionen zu verſuchen, und nun hier angeſchmiedet, an ein Weſen, das ich lieben ſollte und an ein anderes, das mit feinem Lächeln am Fenſter ſitzt, von den ſchönſten Reizen überquillt, das ich anbete und von dem ich aufrichtige Glückwünſche zu meiner Verbindung hinnehmen muß. Der Gedanke: Wie zugänglich iſt hier Alles, wie leicht konnte Auguſte in dieſen Umgebungen und Verhältniſſen errungen werden! — hielt mich zu Boden. Nur der Ruf: Seraphine iſt Braut! dieſer Ruf, den ich ſchon in allen Kämmerchen ihrer Freundinnen widerhallen hörte, ſchreckte mich aus meinem Brüten auf. Sie iſt Braut!

Und bei allen dieſen Leiden lag Seraphine in meinen Armen. Der Vater ſegnete uns, die holländiſchen Glocken ſpielten: Nun danket Alle Gott! Und endlich hieß es: Wo nur Mutter bleibt! Seraphinens Lippen zuckten und mit elektriſcher Gewalt ſchlug es in mein Herz, daß ich wußte, warum ich hier war. Ich fühlte mich ſtark, ihre Lage mit ihr zu theilen. Der Vater war zum zweiten Male verheirathet und der letzte Reſt ſeiner erſten Ehe war jener kleine Grabeshügel, nicht zwanzig Schritte von unſern Augen entfernt, und Seraphine. Auguſte und Eduard waren aus der zweiten Ehe und hatten Seraphinen zurückdrängen müſſen, nicht weil ihr Herz, ſondern die Mutter es wollte. Seraphinens Erziehung war vernachläſſigt; immer zurückgeſetzt, immer des Haſſes gegen ihre Stiefmutter beſchuldigt, von der Rohheit mißhandelt und der Schwäche ihres Vaters niemals in Schutz genommen, irrte ſie, eine verlaſſene Waiſe, durch fremde Häuſer. In einer entfernten Stadt ſchützten ſie eine Zeitlang Verwandte, aber

ſei es, daß es an Liebe oder Geduld gebrach, Seraphine kam wieder zurück, blieb einige Tage im väterlichen Hauſe und mußte ſich ſogleich wieder vor der Brutalität flüchten. Weder ihre herrlichen Geſchwiſter, die treueſten und zarteſten Seelen, noch die Pflicht des Vaters vermochten ſie vor dem Haß und der Intrigue einer zornigen Frau zu ſchützen. Denn es iſt wahr, Seraphine hatte etwas, das reizen konnte. Die Entſchiedenheit ihres Willens, welche ſie durch frühes ſelbſtſtändiges Handeln gewonnen hatte, ließ ſich von einer Frau mit wenig Begriffen nur als Tücke auslegen. Seraphine hatte dabei in der Sprache etwas Feines, Spitzes, Stechendes. Die Höhe ihrer durch eigne Anſtrengung erworbenen Bildung trieb ſie über ihre Familie und über ihre eignen Verhältniſſe hinaus, und durch ein gewiſſes ſpöttiſches Lächeln, welches gegen die Rohheit ihre einzige Waffe war, verdarb ſie alle Ausſöhnungen, wenn man auch im Begriff war, ſie anzuknüpfen. Nach den erſchütterndſten Scenen, welche das traurige Ver-

hältniß ſchon allen Nachbarn mitgetheilt hatten, verließ Seraphine wie auf der Flucht das Haus und mußte Schutz ſuchen bei fremden Leuten in dienſtbarer Abhängigkeit. Von all dieſen Dingen mußte mein Herz mit tiefſtem Mitleide erfüllt werden. Ich liebte Seraphinen nicht; aber wenn ich an ihre Lage dachte, ſo fühlt' ich mich ſtark, ſie wenigſtens zu ſchützen.

Während ich dieſe Berechnung in mir durchging, tritt die Mutter ein. Sie iſt etwas beleibt, aber für eine zwanzigjährige Ehe von ausnehmender Schönheit. Dieſe runden vollen Linien, dies geſunde Inkarnat, dies Weiß der Zähne und Schwarz der Augenbraunen waren das Urbild zu Auguſtens anmuthsvollen Zügen. Die Frau ſieht mich nicht: ſie will es nämlich nicht. Sie weiß recht gut wer ich bin, das ganze Haus weiß es ſchon, alle Nachbarn. Sie will es nicht wiſſen. Mit höhniſchem Lächeln geht ſie an mir vorüber.

Liebe Mutter — hier iſt —

Sie ſchlägt ein lautes Gelächter auf und

ſagt: Ich weiß ſchon. Ihre Dienerin, mein Herr! Hier hab' ich ja doch nichts zu ſagen. Damit ſchlug ſie die Thür zu und ging hinaus.

Unvergeßlich iſt mir das Lächeln ihres Mannes, das aus Schmerz, Schaam und Verachtung zuſammengeſetzt und zu gleicher Zeit darauf eingerichtet war, daß es ſoviel ſagen ſollte, als: ſie iſt verrückt! Doch kehrte ſie nach einiger Zeit wieder zurück, wahrſcheinlich um mich zu beobachten. Sie verhielt ſich auch ganz ruhig, wir merkten aber darauf nicht, und eilten hinunter in den Kirchhof.

Ich athmete auf, als ich in freier Luft war, und umarmte Seraphinen, an welche mich dieſe peinliche Situation wieder gekettet hatte. Sie war auch ungemein liebenswürdig jetzt. Ihr erſtes Beginnen war ſogleich, eine Art von Freundſchaft zwiſchen mir und ihrer Schweſter zu ſtiften. Wir mußten uns umarmen, ja ich durfte ſie ſogar küſſen. Darauf füllte ſich der ſtille Platz, den die Strahlen des eben aufgehenden Mondes, wie ſie lang und geheimniß-

voll in die Kirchenfenſter hineinſchienen, nur noch melancholiſcher machten, mit jungen Mädchen aus der Nachbarſchaft, die ſich alle eingefunden hatten, um meine Perſon in rechten Augenſchein zu nehmen. An Witz und Gewandtheit wurden ſie wohl alle von Seraphinen übertroffen, deren Munterkeit ſo weit ging, daß ich hier am Grabe ihrer Mutter faſt unheimlich davon berührt wurde. Dennoch ſchieden wir heiter und treu. Der Vater, der mir den Hut herunterbrachte, um mir die Mühe zu erſparen, ſeiner Frau eine gute Nacht zu wünſchen, entließ mich mit herzlichſt gemeintem Handſchlag.

Das war alſo der erſte Tag dieſer neuen Lebensepoche. Ihm folgten weitre, an Erfahrungen reiche, betrübte, freudige, ich hielt dieſen Zuſtand eine Woche aus. Ich mußte das neue Terrain erſt überſehen lernen, wiſſen, wer alles an meinem Schickſale Theil nahm, noch fing ich nicht an, über das Ereigniß zu reflectiren. Seraphinens Vater war Schulmeiſter und es machte mir große Freude, als er meine ihm dar-

gebotene Unterſtützung annahm. Ich ſchlug mi
nun mit ſieben- und achtjährigen Buben herum
und zwar im eigentlichen Sinne des Wort
Die Bibel wurde exponirt, im Kopf gerechne
lautirt, und alles kam zuletzt doch nur dara
hinaus, daß es hieß: Herr Arthur, eine G
ſchichte erzählen! Nun kann man ſich kein
ſchlechtern Lehrer denken, als den ich abgeb
Ich ſchlug in die Uebermüthigen mit Fäuſten hi
ein, welches durchaus keine angeborne Hefti
keit, ſondern Verſtellung war, die mich, wä
rend ich den Bakel der Vergeltung ſchwang, i
mer zuerſt zum Lachen zwang, während die B
ben mit nicht minderer Verſtellung ſchrien, a
wenn ſie am Spieße ſtäken. Denn ich that i
nen nicht wehe, weil ich die empfindſamen St
len nicht kannte. Kurz man ſpielte gräulich n
mir, ſo daß ich immer froh war, wenn
zwölf ſchlug und die Widerſpenſtigen mit abg
plärrtem Liede entlaſſen wurden: „Unſern Au
gang ſegne Gott, unſern Eingang gleicherma
ßen!“

Weil das tragiſche Pathos meines Verhältniſſes zu Seraphinen noch nicht völlig ausgebrochen iſt, ſo benutz' ich die ſich vorbereitende, allmählige Gährung, um mehre Kreiſe zu ſkizziren, welchen ich mich damals mit meinem Mädchen anzuſchließen pflegte. Da war zuerſt eine Freundin der beiden Schweſtern, welche Eveline hieß. Sie war die älteſte Tochter einer Witwe und hatte einen jungen Stutzer zum Anbeter, der aber ein gutes Herz beſaß, und ſich in dieſen für ihn neuen, unſchuldigen Kreiſen von einer in ſeinem Gemüthe eingeriſſenen Verwilderung heilen zu wollen ſchien. Die Witwe bewohnte ein Häuschen das ihr eigen gehörte. Eveline war eine Figur von kaum vier Fuß; doch ſpielte und ſang ſie vortrefflich zum Klavier. Ein gewiſſes Comfort war in der Wirthſchaft ſichtbar, man hatte angeſehene Verwandte, man hatte ſogar eine jüngſte Tochter, welche Tänzerin am Theater werden ſollte, kurz man war ſo wohlhabend, daß regelmäßig des Abends gedeckt und warm gegeſſen wurde. Hier ſaß ich oft auf dem

Sopha, zuhörend den von Evelinen meisterhaft vorgetragenen Tönen des Beethovenschen Sehnsuchtswalzers. Seraphine summte das Lied still neben mir nach, Auguste saß drüben. Was in mir vorging hatte Seraphine zu ahnen begonnen. Mein Stillschweigen und meine an Augusten gerichteten Seufzer verstand sie, und übermannt von ihrem Schmerze stürzte sie wohl oft an das Klavier, vertrieb Evelinen und sang eine der wenigen Arien, welche sie konnte: Leise rauscht es in den Bäumen; das bekannte Ständchen an Louise, eine Composition, welche hinreißt, wenn sie mit heimlicher, zitternder Begleitung des Instrumentes, im Gesange schwebend gehalten, anschwellend und mit dem Worte: Dann gute Nacht! leise verklingend vorgetragen wird. Aber Seraphine rührte mich nie. Unbedingt, ich konnte sie nicht singen hören. Ich konnte diesen Schmelz nicht ertragen, den Seraphine in das Lied legte, und der doch hinein gehörte, dies Bewußtseyn, daß sie ergreifend sänge, diese, wie ich Grausamer dachte, absichtliche Koketterie mit einer

mpfindung, für welche es in meiner Bruſt ein-
al an allen Gründen fehlte. Und ich verbarg
es auch gar nicht. Wir gingen dann immer
ll nach Hauſe, und ſchieden mit Seufzern,
nd die Leute, wo wir waren, beklagten mit
echt Seraphinens unglückliche Wahl. Nur Au-
ſte war immer friſch, geſund, lachte und blüh-
wie eine thauige Roſe.

Keine fünfzig Schritte von Seraphinens
ohnung verſammelte ſich ein anderer Kreis in
em ganz kleinen Zimmer, das kaum zum Um-
nden ſo eng war. Es lag im dritten Stocke
es Hospitals, welches die arme Witwe eines
chenbitters bewohnte. Dieſe gute, brave
au hatte vier blühende Töchter, eine war ſo-
r ſchön zu nennen. Alle hatten ſie ihre Be-
äftigungen unter fremden Menſchen, nur des
nntags verſammelten ſie ſich bei ihrer Mut-
, wo es denn ſo viel zu lachen und ſich zu
uen gab, daß die lieben Geſchöpfe für eine
nze Woche daran genug hatten und des Lebens
l und Plage ſchon leichter ertragen konnten.

Esprit beſaßen ſie Alle, eine natürliche Schalkheit, die ſie weit über ihren Stand und ihre Bildung emporzuheben ſchien. Gegen dieſe Naivetät ſtach Seraphine ſowohl in ihrer grimaſſirten Luſtigkeit wie in der blaſſen Mondſcheinsſtimmung ihrer Sentimalität nur zu grell ab.

Von den vier Schweſtern hieß die jüngſte Lina und war die Verlobte eines Mannes, der für meine damalige Zeit von höchſter Wichtigkeit wurde. Fritz Federer hatte urſprünglich das Handwerk ſeines Vaters gelernt; er war Schuhmacher. Als aber ſein Vater vom Dreybein in einen ſtädtiſchen Poſten avancirte, regte ſich auch im Sohne der höhere Trieb. Im wörtlichſten Sinne fing er an, ſein Pech zu beklagen. Höherer Beſtimmung war der Treffliche inne geworden, ein Geiſt der Heiligung trieb ihn, wie Jacob Böhmen. Zum Prieſter war es ſchon freilich zu ſpät, von der Miſſion unter Heiden hielt ihn ſeine Liebe zu Lina zurück, er entſchloß ſich zum Schulmeiſter, rang mit ſeinem Vater, beinahe handgreiflich, und rettete ſich in eine Ele-

mentarſchule, wo er als Lehrer engagirt wurde. Fritz Federer iſt eine der freundlichſten Erinnerungen, die in meinem Gedächtniſſe leben. Ein kräftiger Körper, geſund, nur etwas blaß das Antlitz von ſchmaler Koſt und emſigen Nachtwachen, eine ſo poetiſche Geſtalt, daß ſie Dichter zu einem Entwickelungsromane benutzen könnten. Er liebte die Wiſſenſchaften, weil er ſie wie eine Religion verehrte. Es war ſein Cultus, immer mehr zu lernen, immer vollkommner, immer lückenloſer in ſeinem Wiſſen und examinationsfähiger zu werden. Er ſtudirte wie ein Eroberer. Und dazu kam ein ſo treues, edles Herz, daß ich ihn mit ſchwärmeriſcher Freundſchaft umfing. An Jahren und Verſtand, an Kenntniß der Welt und Lebensklugheit war er mir bei Weitem überlegen, und dies beſtimmte mich um ſo mehr, ihn zum Vertrauten meines unglücklichen Verhältniſſes zu Seraphinen zu machen, wo er ſich auch in den Kämpfen, welche nun bald beginnen werden, redlichſt erprobt hat. Wo iſt er jetzt? Wo ſind meine Jugendfreunde, denen

eine poetiſche Ader im Herzen ſchlug? Ach, ich ahne, ſie ſind alle Pietiſten geworden!

Eine Meile vom Schauplatz dieſer Verhältniſſe entfernt, auf dem Lande, lag endlich die dritte Region, in welcher ich zu öfterm mich bewegte. Wenn die beiden Schweſtern und ich dorthin auswanderten, ſo erwartete ich ſie gewöhnlich an der Landſtraße. Da war ein Judenkirchhof, wo ich hielt und durch das eiſerne Gitter des Portals die hebräiſchen Inſchriften zu leſen mich befleißigte, welche die halb ſtehenden, halb liegenden Leichenſteine enthielten. Während ich über die friſchen, weißgetünchten Wände des Grabhauſes, über dieſe höchſt moderne Fabrikation und den jüdiſchen Nationalismus philoſophirte, über etwas, was mir damals ſo hohl, und jetzt ſo ehrenwerth erſcheint, klopften mir die beiden Mädchen auf die Schultern: Auguſte, immer gleich in ihrer Stimmung, in lebhaften, farbigen Kleidern: Seraphine erſt lächelnd, forſchend, wie ich wohl geſtimmt wäre, im Uebrigen aber ganz ſo kahl, fahl, monoton und aſch-

stens Hand und fügte sie in einander. Ganz erschrocken war ich und sagte zu Augusten: „Ja, haben wir uns denn erzürnt?“ Auguste sprang aber auf und sagte sehr gleichgültig: „Jetzt müssen wir wohl gehen. Es wird zu spät.“

Nach einer darauf sehr einsylbigen Wanderung kamen wir endlich in dem Dorfe an, wo das junge Liebespaar sich einer daselbst ansässigen Familie vorstellen sollte. Die Besitzung lag am äußersten Ende des Dorfes und bestand aus zwei Häusern, von denen jedes das Entgegengesetzteste, was sich denken läßt, umschloß. In dem einen etwas tiefer in den Garten hineingebauten wohnte ein steinalter Geistlicher, dessen um zwanzig Jahre jüngere Gattin sich im Vorderhause bei ihrer Tochter und Enkelin aufhielt, deren Gatte und Vater ein ehrlicher Mann war, welcher die Landwirthschaft trieb.

Der alte Herr war in einem Landstädtchen Geistlicher gewesen, hatte darauf wegen zunehmender Altersschwäche seinen Dienst verlassen und wohnte nun bei seinem Schwiegersohne in

einem artigen Zimmer, deſſen Fenſter von Weinlaub, türkiſcher Bohnenblüthe und orangegelber Kreſſe beſchattet waren. Als ich eintrat, lüftete er ſein ſchwarzes Käpplein und ich war wie auf Kohlen, denn man hatte mir geſagt, daß er ſchon kindiſch wäre. Ich wüßte durchaus nicht. Es war ein eigenſinniger Alter, der eine Welt verdammte, die ſich ihm über Nacht geändert hatte. Sein erſtes Wort war ſogleich: „Sind wohl auch Myſtiker?“

„Myſtiker?“ Ich bejahte das Prinzip und verneinte die Bezeichnung.

Da gab er mich ſchon auf, blickte gen Himmel und begann mit einer aus tiefſter Seele quillenden Ueberzeugung von der rationellen Theologie des vorigen Jahrhunderts zu ſprechen. Teller; Spalding, Jeruſalem, Zollikofer, Steinbart, waren die Apoſtel ſeines Glaubens und mit verklärten Zügen ergriff er meine Hand, und drückte ſie an ſein Herz.

Dann ſtützte er ſich auf meinen Arm und winkte, daß wir mit ihm hinausgingen in den

Garten. Die Anlage war erſt einige Jahre alt und noch etwas frei. Es fehlte an Bäumen; aber dafür dufteten alle Beete von den herrlichſten Blumen. In der Mitte kreuzten ſich vier mit Buchsbaum beſetzte Wege und trafen in einer rieſenhaft angelegten Laube zuſammen, welche durch ein rankendes Schlinggewächs von unten bis oben in die ſchön gewölbte Kuppel grün umzogen war. Hier nahm nun der alte Mann ſein Mützchen ab, faltete die Hände, und ſagte: „In dieſem Tempel verehr' ich Gott. Flüſternde Blätter heben mit ſanfter Muſik die Seele zu ihm! Hier athm' ich, was da heißt, Odem Gottes. Heilige Natur! du biſt meine Religion. In jedem Lenze, wo du Schlummernde! wieder aufwachſt und das Veilchen am Bache, die Ceder auf dem Libanon dem Evangelium des erwärmenden Sonnenſtrahls ſich entgegenfreut, wird der Bund beſiegelt, welchen der Himmel mit der Erde geſchloſſen hat."

Dem alten Manne rannen die Thränen von der Wange; ich ergriff ſeinen zitternden Arm

und führte ihn hinweg. Zwar von der Wahrheit dieſes Gefühls tief ergriffen, verſteckte ſich in meiner Seele doch etwas Feindſeliges. Spekulative Netze hatten mich ſchon damals gefangen, ich glaubte über dem Greiſe zu ſtehen, der mit ſeiner Hingebung an die Natur mir nur erſt auf der unterſten Stufe des Gottesbewußtſeins angelangt ſchien. Ich hielt dafür, daß er ſich Heide nennen dürfte — und jetzt — wie iſt Alles ſo anders in mir! Jetzt könnt' ich den Kleidesſaum jenes Propheten der Natur küſſen, welcher damals ſtill und zitternd an meinem Arm in das lärmende Vorderhaus ſchlich.

Die Gattin des Herrlichen war für mich wenigſtens, was man ſo zu nennen pflegt, eine unangenehme Priſe. Sie nahm mich forſchend auf, und als ſie merkte, daß ich etwa reif genug wäre, um ihren Bildungsgrad zu verſtehen, entwickelte ſie ein Benehmen, welches zwiſchen der aſtronomiſch-ſentimentalen Poeſie Tiedges und dem malitiöſen Welttone Göthes die Mitte hielt. Sie ironiſirte die ge-

kochten Aepfel, welche wir zur Nacht nahmen; sie wollte mir den Beweis geben, daß sie sich diesmal nicht in ihrer Sphäre befände. Auf ihren Mann, der mit ängstlicher Hast und zahnlosem Munde die weiche Speise verzehrte, blickte sie, wie ungefähr Prometheus auf den Felsen geblickt haben mag, an welchen er angeschmiedet war. Trotz der Goetherei dieser Frau, trotz ihrer pretiösen Bedeutsamkeit in Schicksal und Antheil haßte sie den Dichter. Seiner von ihr behaupteten Unsittlichkeit wegen verfolgte sie ihn das ganze ländliche Souper hindurch, und erzählte eine Geschichte aus Halle, wo eine Gattin ihrem Gatten, eine Mutter ihren Kindern untreu geworden wäre, weil sie die Leiden des jungen Werther gelesen. Und dabei erinnerte sie mich an die Gewohnheit, welche einige unserer jungen Kritiker angenommen haben, nämlich Goethe niemals ohne seinen Vornamen zu nennen, gleichsam als wollten sie ihm damit jenen idealen Schmelz, jenen Titanenmuth wiedergeben, welcher durch die Weimarer Ministerstelle

twas erflickt wurde. Nur ſchloß ſie ſich dabei
ehr an die Allgemeine Deutſche Bibliothek an,
nd verſah den Dichter immer mit ſeiner bürger-
chen Bezeichnung. Oder ſollte man glauben,
aß ſie Herrn von Goethe perſönlich kannte?
ch, es machte mir wenig Freude, daß Sera-
hine an dieſer Frau hing, daß ihr drittes Wort
mmer die Predigerin war. Ihr vertraute ſie
lle ihre Geheimniſſe an, und fand dann jenen
nit weltkluger Miene gegebenen Troſt, wel-
hen ſie in den Schriften der Henriette Henke,
n Witſchels Morgen- und Abendopfern und
en Stunden der Andacht auch hätte finden
önnen.

Als wir am ſpäten Abend zum Dorf hinaus
gingen, ſiehe da trat uns aus einer Hecken-
welche des Dorfes Gränze bildete, Jemand ent-
gegen, der auf uns gewartet hatte. Es war
verabredet, daß wir Herrmann an dieſer Stelle
träfen. Herrmann hatte auf Schule und Univer-
ſität das Recht, ſich mein anderes Ich zu nen-
nen. Seit jenem Augenblicke, wo er auf zwei

Krücken in die Klasse schlich, und uns als neuer Mitschüler empfohlen wurde, wo ich ihm auspaßte und ihm meine Liebe, meine Wartung seiner körperlichen Mühsal anbot, waren wir unzertrennlich verbunden. Freilich gab es zahllose Differenzen zwischen uns, aber hatten wir im Irdischen Zwistigkeiten, so begegneten wir uns wieder, da wir ganz gleiche Sympathien in uns trugen, im Aether unserer Ideale. Herrmann war der älteste Sohn eines Landpfarrers, der die Preußische Agende nicht annehmen wollte, und daher immer auf dem Sprunge stand, mit Frau und zehn Kindern nach Amerika auszuwandern. Die Widersetzlichkeit gegen diesen tollkühnen Entschluß, den eine unnöthige Verzweiflung dictirt hatte, die unverabredete Anwaltschaft seiner bei diesen Excentricitäten schmerzlichst leidenden Mutter, beides hatte ihm eine frühe Reife und Selbstständigkeit gegeben. Später erholte er sich von seiner Hüftenkrankheit, warf die Krücken weg und hinkte ein wenig, was mit seinem Temperament sonderbar kontrastirte. Herrmann wollte

Seraphinen ſehen. Er ſahe ſie nun zum Erſtenmale in einer Beleuchtung, wo ſie ſich am beſten ausnahm, bei Mondſchein. Er führte ſie und verlor ſich bald, wie es jungen Norddeutſchen eigen iſt, in ein zartgeſponnenes Geſpräch über Liebe, Gegenliebe, Gott, Freiheit und Unſterblichkeit. Ich ging lautlos neben Auguſten; und nur zuweilen rückten wir alle vier zuſammen und ſangen auf der ſtillen Landſtraße: Es blinken drei freundliche Sterne! dabei ſchienen unſere Blicke verklärt und doch bluteten die Herzen. Wer dies Concert jubelnder Stimmen hörte, ahnte wohl nicht, daß ſie im Grunde ein trauriges und verzweifelndes Thema variirten. Als mein Freund und ich von den Mädchen ſchieden, war Jener hingeriſſen durch Seraphinen. Ich ſchwieg, und hatte es wahrlich zehnmal auf den Lippen, ſie ihm abtreten zu wollen.

Die Oppoſition der Predigerin gegen Goethe im Sinne Puſtkuchens bringt mich darauf, einen Dichter zu nennen, der damals für mich ein eigenes Studium wurde. Das war Bür-

ger. Eines Tages brachte ich seine mit einem Porträt gezierten Werke den beiden Schwestern. Seraphine, die Bildung genug besaß, um Bürgers Leben zu kennen, erblaßte, als ich den Namen nannte. Ich sprach ohne Rückhalt mit feurigen Worten und leidenschaftlichen Mienen von den Leiden des Mannes, von Molly, als sie sich losreißen wollte, von seiner Liebe zur Schwester seiner Gattin. Hier zeigte ein Bild seine schmerzhaften Züge, diesen gutmüthigen frommen Glanz des Auges, dies schlichte Haar, das glatt gekämmt, ganz gegen die Sitte seiner Zeit vom Scheitel des unglücklichen Mannes hing! Als ich dies Alles ausdeutete und die Geschichte Bürgers erzählte, standen mir die Thränen in den Augen, so daß die Mädchen stumm zur Erde blickten, und Seraphine seufzend ankündigte, wir würden heut zu Evchen gehen.

Dies war der schmerzlichste Abend. Seraphine verlangte schon keine Zärtlichkeit mehr, sie war stolz genug, nichts haben zu wollen, was ich ihr sie nicht besaß. Allmählig bekam sie

eine wunderbare Festigkeit und ich wußte nicht, was sie mit der glorienhaften Miene wollte, als hätte sie einen Triumph genossen. Nothwendig mußte in ihrer Seele etwas vorgegangen seyn und noch denselben Abend erfuhr ich es. Sie drängte mich zu ihrer Schwester hin, warf ihr die bittendsten Mienen zu und kaum hörte ich das, was sie mir ins Ohr flüsterte. Eveline sang dabei: Treu geliebt und still geschwiegen.

Seraphine hatte auch in der That noch nichts gesprochen; denn die Stimme versagte ihr. Endlich hörte ich ohne daß sie weinte: „Arthur, sie wird dich lieben!“ Ich wende mich um. Nun erschrickt sie. Und warum erschrickt sie wohl? Ach, weil sie keine Thränen hat! denk' ich: weil sie eine Lust im Schmerze sucht, weil ihr diese Resignation eine leidende Folie gibt.

Und nun brach der ganze Rigorismus meiner Gefühle aus. Ich stieß sie, die mir ein so großes Opfer bringen wollte, von mir. Groß? Groß? Sie kostet es nichts, dacht' ich; sie

schwelgt in dieser schmerzlichen Situation: Sie will mit dem Myrtenkranz sterben, wenn ich ihre Schwester [illegible]führe, wenn alle Menschen sie als Märtyrerin ihrer Liebe anbeten werden und sagen: Schaut, schaut, was sie that! Verdammte Sentimentalität!

Diese Scene bildete den Wendepunkt meines ganzen Verhältnisses zu Seraphinen. Hier durchkreuzten sich endlich alle Fäden, an welche damals die Psyche meines Lebens gefesselt war. Ich hatte mich durch meine Liebe nicht absorbiren lassen. Sie verpflichtete mich nicht. Nach den höchsten Gipfeln wissenschaftlicher und Welteinsicht ringend war ich auch auf einem steten, dornigen und blutigen Hinaufklimmen begriffen. Alle Ideen, welche die Zeit erfüllten, fanden in meiner Brust ihren Widerhall. In Liebe und Haß war ich leidenschaftlich. In der Politik tollkühn, in der Religion Phantast, in der Philosophie Schattenspieler, in der Moral ein Narr, gährte und siedete ich und mordete meine nächste Vergangenheit immer durch die nächstfolgende Zukunft.

Seraphine war das Herz, das zwiſchen die Räder eines wildſtürmenden Schöpfungs- und Zerſtörungsdranges gerieth. In den Sitten das Philiſterhafte haſſend, in den Gefühlen jede Weichheit, die ich Egoismus nannte, brachte ich Alles, was mich auf meinen Wegen reizte, in Verbindung mit meinen ideellen Sympathien. Ich ſahe in meinen Umgebungen nur falſche und lügneriſche Manieren und fand darin Stoff für die Polemik vieler deutſchen Autoren gegen die Tendenzen der Zeit. Mein Symbol war: Natur und Ehrlichkeit in der Politik, Natur und Leidenſchaft in der Moral. Ein Herz, das liebt, liebt um jeden Preis, war meine Vorausſetzung und ein Herz, das entſagen kann, liebt nicht, meine Folgerung. Seraphine muß dich nicht opfern, Seraphine muß ihre Schweſter haſſen, da ich ihre Schweſter liebte, Seraphine muß ſich an meinen Beſitz anklammern, ſelbſt wenn ich ſie an den Haaren ſchleiſte und — nun verwerf' ich ſie.

Mein erſter Entſchluß war, die Empfin-

dungen für Auguſten erfrieren zu laſſen. In de
Jugend, wo man von Illuſionen lebt, kann
man Alles. Es wurde freilich ſchwer, Auguſten
zu vergeſſen, zuweilen wurd' ich noch weich und
die Eiskruſte, die mein Herz umgab, thaute
wieder auf: allmählig aber beſchränkte ſich mei
ne Neigung zu Auguſten auf eine Benutzung von
gerade ſo viel guten Gelegenheiten, als ſich dar
boten, um einmal ihre Hand oder beim Spiel
meine Lippen auf ihre Stirn drücken zu dürfen
Innere Regungen unterdrückt' ich dabei: ich be
obachtete nur die Feinheit ihrer Haut, weil an
ihr jede Berührung dieſer Art immer ein Mal
zurückließ, welches fünf Minuten brauchte, un
ſich zu verwiſchen. Im Uebrigen ging ich dar
auf aus, Seraphinen jede Veranlaſſung zu ih
ren Tragödien zu nehmen. Ich überwand mei
ne Gefühle um den Stolz der ihrigen zu über
winden. Ich ſagte ihr an mir würde ſie die
Glorie der Entſagung nicht verdienen, weil ich
gar nicht wüßte wem zu Gunſten ſie denn ent
ſagen wollte. Mit gräßlichem Spotte folterte ich

ſie, muthwillig zerriß ich die Cypreſſen, welche ſie im Geiſt ſchon auf ihren Grabeshügel pflanzte. Böſes Herz war dies nicht: ich glaubte nur im Auftrage des Richtigen zu handeln.

Jetzt war mir an Seraphinen Alles fatal. Mit meinem terroriſtiſchen Scallpell anatomirte ich ihre Seele, in der ſich nichts mehr verbergen durfte. Wenn ſie den Mond, wenn ſie die Sterne anrief, ich nannte es Verbrechen. Wenn ſie mir mit ihrer Witſchelſchen Glaube-Liebe-Hoffnungspoeſie, mit ihren Wilmſenſchen, Spiekerſchen Jungfrauenlein Eintritt in die Welt kam, mit ihren Nachläſſen Roſaliens und Serenas Brautmorgen, ſo wurd' ich unmuthig. Zahlloſe Briefe, die ſie mir des Abends in die Hände drückte, las ich nicht. Nämlich äußerlich waren wir noch ganz geruhig und erträglich: die Welt ahnete nichts; aber Seufzer, verzweiflungsvolle Blicke, oft ein nur hingeworfenes Wort drückten unſer ruinirtes Verhältniß aus. Es entſpann ſich ein Briefwechſel, wo ich Wahnſinniger ihr Vorleſungen hielt über Unſchuld und

ächtes Gefühl, über deutsche Literatur und tausend heterogene Dinge, von denen ich vorgab, daß sie durch sie in mir beleidigt würden. Die Unglückliche antwortete darauf, mit Träumen, Gebeten, Gedichten, die mitunter durch eine originelle, fast immer symbolische oder mystische Idee ausgezeichnet waren. Ihr ganzes System verwarf ich und um so mehr, da sie Dichterin seyn wollte und ich mir damals einbildete, daß Frauenzimmer nicht die Bestimmung hätten, zu schreiben.

Federer war in diesen Leiden meine Zuflucht. An seiner treuen Brust [illegible]höhnt' ich den Schmerz meines zerrissenen Gemüths aus. Wie oft sagt' ich ihm: ‚Sieh, Fritz, Seraphine hat Geist. Sie hat sogar Verstand und im Verstande Witz. Fremde ziehet sie Stundenlang auf und erträgt ein Gespräch, wo die feinsten Saiten klingen. Wenn ich mich aber hinreißen lasse und ihr meine Begriffe zu entwickeln beginne, dann bleibt sie immer beim Trivialen, Angelernten, bei der Phrase sitzen Ich weiß, sie sind freilich alle

so, die sich vorzugsweise höher dünkenden weiblichen Naturen. Alle haben sich die gefühlvollen Gemeinplätze über Liebe, Religion und Leben zu eigen gemacht und fallen, wenn du aus des Gedankens tiefstem Borne schöpftest, dir in die Flanken mit ihrem schon Alles gewußt haben. Fritz, sie verstehen dich gleich, wenn du noch gar nicht fertig bist, und wenn du sie reden lässest und frägst nun, was sie denn glaubten, daß du meintest, ja, dann sagen sie gerade die Sätze, die du bekämpfst, die ausgedroschenen Strohkissen, auf welchen sich die egoistischen schönen Seelen ausruhen!"

Mein Freund suchte mich wohl zu trösten; aber ich fuhr fort: „Fritz, vergleiche Lina mit Seraphinen! Jene steht mit der Sonne auf: diese träumt bis neun Uhr im Bette, so daß ich der Mutter den Haß nicht verdenke. Jene duftet von der Frische, die des Morgens auf den Feldern liegt. Seraphine hat etwas Stockiges: auf ihrer ganzen Erscheinung liegt eine solche Decke, wie sie sich auf kahnigem Weine zu bil-

den pflegt. Alles, was sie spricht, ist überlegt, gut; aber in dem Sinne überlegt, daß sie auf die Wirkung lauscht. Ich versichere dich, Fritz, gerade die, welche immer mit ihrem Gefühle kokettiren, sind kalt. Seraphine? Glaubst Du, daß sie eine Thräne vergoß, als sie meinen Besitz an Auguste abtreten und vor aller Welt sich mit neuem Glorienschrine umzaubern wollte? Nicht in dem Schmerze lebte sie dabei, sondern in der Thatsache, die sie objectiv erfüllt, von Euch und Allen schon bewundert vor sich sahe. Des Schreckens, der Furcht, des Mitleids glaubst du sie fähig? Nein, Fritz, gewohnt in ewiger Gefühlsschwelgerei zu leben, hat das Gefühl für sie schon das Plötzliche, Ueberraschende und Ergreifende verloren. Stumm und kalt bleibt sie bei fremdem Schmerz. Ach, ich bin hin, hin!"

Fritz zuckte die Achseln. An Hülfe dacht' ich nicht. Ich dachte nur an Trennung; denn dies Verhältniß war die Kette, die mich wie einen Verbrecher an den Klotz der Alltäglichkeit

gefeſſelt hielt. Nur mit einem Schlage zurückzutreten, wagt' ich nicht, weil ich es meiner Ehre ſchuldig zu ſeyn glaubte, bis auf den letzten Athemzug auszuharren. Ich nahm Seraphinen jetzt hin, wie eine Aufgabe, die ich zu löſen, wie einen Notenſatz, den mir der Himmel nun einmal herunterzuſpielen aufgetragen hatte. Proteſtation aber wollt' ich mir wenigſtens vorbehalten, Proteſtation, die darin beſtand, daß ich darauf ſtudirte, Seraphinen zu quälen. Ich zeigte ihr alle Karten, mit denen ich ſpielte, offen. Wie oft erzählt' ich ihr nicht, daß ich dereinſt ein Weib gewünſcht hätte, das leicht, beweglich, zum Transporte geeignet wäre, eine Frau, die gleichſam mein Taſchenmeſſer ſeyn müßte, das ſich zuklappen und einſtecken ließe. Ich erzählte ihr das Goethiſche Märchen von jenem Reiſenden, der ein Käſtchen bei ſich getragen und in jedem Gaſthofe geöffnet hätte; da wäre ein Weſen herausgeſtiegen, das ſich vergrößerte zu Menſchenlänge und nach traulichem Umgange wieder in das Käſtchen zurückkehrte.

Seraphine lächelte dazu; denn sie hoffte, sich nach meinem Systeme umbilden zu können. Zum Beispiel hatt' ich ihre affectirte Lustigkeit getadelt, weil sie sich damit vordrängte und den Leuten doch im Grunde nur Angst machte. Nun glaubte sie grade das Rechte zu treffen, daß sie still und in sich zusammengekauert saß und die Scherze ihrer Freundinnen mit Molltönen accompagnirte, die nicht wenig schreiend von jenen disharmonirten. So wurde mir ihre Erscheinung immer unerquicklicher.

Der Winter nahte heran. Ich spann mich in meine idealistischen Gewebe ein und ertrug das Aeußre zur Noth, da ich innerlich an Leben und Frühling keinen Mangel litt. Im freudigen Kampfe rang ich mit Büchern und Menschen, um zu festen Ueberzeugungen zu gelangen. Den Niederschlag dieser Gährungen ließ ich Seraphinen, einen des Abends ermatteten Körper, der in seinen Nerven überall unsanft berührt wurde, einen Geist, der sich einbildete, der Zukunft vorzuarbeiten und von dem, was der Augenblick brach-

te, immer abwesend war. Poesie wäre jetzt das gewesen, was mich hätte fesseln können; aber Seraphine entwickelte wenig davon. Manches war jedoch wirklich hübsch von ihr und rührte mich. Sie ging zum Beispiel oft im größten Schneegestöber, ein altes Tuch über den Kopf gezogen, und begleitete mich des Abends nach Hause. Wenn wir dann an dem Häuschen vorübergingen, wo Herrmann in einer Dachstube wohnte, und durch Licht die Fenster matt erleuchtet waren, so polterten wir die Treppe hinauf, sie dann in meinen Mantel gehüllt und die Nachbarn täuschend. Herrmann war immer erschrocken und rückte Schemel an den lauen Ofen. Seraphine aber durchstöberte bei dem matten Schimmer, den die Lampe an die Wände warf, Alles, was zu der tumultuarischen Wirthschaft eines jungen Mannes gehörte. Außerdem vernahm ich oft, wenn ich in meiner Wohnung des Abends einsam studirte, ein leises Pochen an der Thür. Oeffnete ich dann, so huschte etwas die Stiege hinunter und unten fiel

die Hausthür ins Schloß. Es war Seraphine, die mich nur grüßen wollte. In allem Excentrischen war sie bedeutend. Bei höherer Geistesbildung, glänzenderen Verhältnissen und bei einem so receptiven Manne wie Goethe hätte sie es bis zur Classicität Bettinens bringen können. Ich zweifle aber, ob sie mich damit beglückt hätte; denn ich litt schon genug an der tiefsten Potenz dieser Originalitäten.

Mit den Weihnachten näherte sich endlich die Katastrophe. Selbst in dem, worin wir uns Freude machen wollten, kränkten wir uns.

Noch vergegenwärtig' ich mir lebhaft jene Scene, als Seraphine und ich in dem engen Hospitalstübchen saßen. Draußen knisterte der Frost: drinnen athmete der glühende Ofen. Ein spärliche Flamme aus zinnerner Lampe beleuchtete uns, die wir schweigend auf den Boden blickten.

Lina fragte mich, was ich wohl geschenkt haben möchte, ob ich einen Tragband oder ein Notizbuch vorzöge? Höflich, wie ich glaubte

antwortete ich: „Was erhält denn Fritz?“ Sie sagte „ein Notizenbuch.“ „Nun ja,“ fiel ich ein, „das wäre mir auch lieber. Man kann es doch zeigen, man kann doch vor den Leuten ein wenig groß damit thun, man kann doch seinem Mädchen Complimente und Kundschaft damit zuwenden. Ein Tragband? das sieht Niemand; ich möchte um Alles in der Welt kein Tragband haben!“

Seraphine stieß einen Schrei aus und ich begriff sie nicht. Keine Ahnung hatt' ich davon, daß sie sich etwa hinsetzen konnte des Nachts, die Arme, mit blöden verweinten Augen, daß sie an Weihnachtsfreude hätte denken können. Ich tobte wie ein Thier über diese empfindsamen Convulsionen, für die es keine sichtbaren Gründe gäbe, während Lina die Augen senkte und für zwei der unglücklichsten Geschöpfe still zu beten schien.

Mit dem Tage des Herrn flackerte der matte Schein unserer Liebe noch einmal etwas heller auf. Ich ging zu einem Schreiner und kaufte einen kleinen Nähtisch, und weil ich Niemanden an dem Feste finden konnte, der mir ihn getragen hätte, so

nahm ich das Ding auf den Kopf und watete damit durch den Schnee ohne Zwang zu meiner blassen Liebe hin. Auf der Straße hatte Alles Eile, Niemand beobachtete mich. Zuweilen stellt' ich meine Last nieder, und kaufte Bänder, Spitzen, Lebkuchen, Wachsstöcke, Pfeifenröhre, einen Weihnachtsbaum, etwas Silberzeug und Theodor Körners sämmtliche Werke, kurz ein ganzes Waarenmagazin, womit sich eine deutsche Familie im Kleinen beglücken läßt. So behangen und betrödelt kam ich denn an dem holländischen Glockenspiel an, um meine Siebensachen zu verbergen. Mein Herz pochte vor Freude; denn ich dachte nur an die strahlenden Gesichter, welche mir entgegenlachen würden und es war mir als hätten an diesem Feste auch die Seelen neue Gewänder angelegt. Als Seraphine von den kleinen Wachslichtern an dem Baume geblendet, in meinen Armen lag, feierte ich mit ihr die herzlichste Aussöhnung. Jung und Alt stand rings um uns her und betrachtete die Bescheerung. Frohlockend nahm ich das Tragband,

womit ſich mir das neuliche Räthſel des Aufſchreiens enthüllte und Auguſte hatte mir ein Uhrband von Perlen gehäkelt.

Bis über das neue Jahr hinaus dauerte dieſe wechſelſeitige Zufriedenheit. Da kamen aber bald die alten Zweifel und Sorgen wieder und in mir um ſo heftiger, als Seraphine ſich einzubilden ſchien, daß ich nur launiſch geweſen und jetzt vollkommen wieder mit ihr zufrieden wäre. Die Correſpondenzen, welche ſie um jeden Preis wieder anknüpfen wollten, um mir ihr Herz zu zeigen, reizten mich heftig. Ihre ſentimentalen Deklamationen waren unerträglich und ich hatte nicht unrecht, daß ſie ſich beſſer vorkommen wollte, indem ſie ſchrieb, als indem ſie ſich ſo gab, wie ſie die Natur geſchaffen hatte. Die alten Wunden brachen wieder auf, ich flüchtete zu Frik, der mir ein heroiſches Mittel empfahl, nämlich, mich zurückzuziehen.

Ich ergriff es zuletzt, da Umſtände eintraten, die es milderten. In einem vornehmen Hauſe wurde eine Geſellſchafterin geſucht und man wandte ſich zu dieſem Zwecke an Seraph-

nen. Die Familie sprach darüber hin und h
die Meinungen waren verschieden, bis ich d
Ausschlag gab, daß sie die Aufforderung anne
men sollte. „Denn," sagt' ich vor Allen grad h
aus, „Seraphine ist ohne Erfahrung und vol
Eitelkeit. Mag dies ihre Prüfzeit werden! Br
wechsel findet zwischen uns nicht Statt; de
ihr Erbübel ist die Feder und die Phrase." Ue
diese Erklärung fehlt' es freilich an Erstau
nicht; aber Seraphine die immer noch de
te, meine Liebe gewonnen zu haben, unter
sich freudig dieser Anordnung und ich tre
mich spät Abends von ihr, heftig erschüttert
einen Schritt, den ich thun mußte um mein
ben zu retten.

Nun vergingen drei Monate, daß ich n
mehr von Seraphinen vernahm. Der Ein
beim Vater stand mir immer offen, und ic
nutzte ihn um meine Sehnsucht nach Auguste
friedigen zu können. Ich sprach nie über S
phine mit ihr, mit Niemandem, und Alle
der Bruch entschieden.

Da erhalt' ich eines Tages von Seraphinen ein Billet, worin sie mir ein kategorisches Entweder-Oder vorschlug und dabei ein Verhältniß berührte, das sich ihr für ihre Lebenszeit anböte und das sie auch annehmen würde, wenn ich in meiner Resignation verharrte. Eine solche Sprache kam mir unerwartet und zitternd vor Wuth lief ich zum Vater, bei dem ich kaum zu Worte kommen konnte. Er benutzte meine Verwirrung und setzte mir mit Ruhe dasjenige auseinander, was sich in dem herrschaftlichen Hause entsponnen hätte. Einer von der Bedienung nämlich, ein schlanker schöngewachsener Mann, den man Philipp nannte, hatte eine glühende Neigung auf Seraphinen geworfen, mit der sie, wie es ihre Art war, nicht kurz abbrach, sondern höchst witzig und geistreich spielte. Doch hielt sie diese Maske gegen eine energische Bewerbung nicht lange aus, sondern war bestürmt und in die Enge getrieben, daß sie endlich einen Entschluß fassen mußte. Und doch, sagte der Vater, verwundere er sich, daß sie es hätte thun können.

Es war auch nur verzweifelte Verstellung bei Seraphinen. Sie dachte nicht daran, den Bewerbungen Philipps Gehör zu geben; aber, wie sie denn in praktischen Dingen immer auf das Verkehrteste gerieth, so glaubte sie sehr gescheut durch jene Alternative auf mich zu wirken und mich mit einem Schlage wieder für sich zu gewinnen. Als sie nun aber von mir die volle Zustimmung zu ihrem Entschlusse erhalten hatte, geberdete sie sich wie eine Rasende und gab Absichten zu erkennen, die nöthig machten, daß man sie bewachte. Sie wollte sich den Tod geben, wenn sie mich wenigstens nicht noch einmal spräche. Und dies Gespräch ihr zu bewilligen, wurd' ich nun von allen Seiten bestürmt.

Es war eine mondhelle Frühlingsnacht, die den vor der Stadt gelegenen Park mit magischem Helldunkel schmückte. Seraphine hing mir am Arme und schmiegte sich mit hinreißender Liebenswürdigkeit zu meinem Antlitz auf, das sich mit seinem resignirten Lächeln gar leicht dem Monde verrieth. Wirklich war ihr ganzes Wesen fri-

ſcher und natürlicher, und ſie behauptete, ſich in allen Stücken zu ihrem Vortheil verändert zu haben. Ich nahm das Alles ſehr einſylbig hin, fühlte mich jedoch unwillkürlich an ſie gefeſſelt, als ich merkte, daß eine dunkle Geſtalt im Schatten der Bäume uns nachſchlich, und mir Seraphine erklärte, an der Mütze mit der goldenen Treſſe erkenne ſie Philipp. Ich ſah, daß ich hier meinen Mann ſtehen mußte und der Muth, für mich ſelbſt aufzutreten, ging auf Seraphinen mit einer Wirkung über, daß ich ſie wenigſtens in dieſer Lage vertheidigt und für die meine erklärt hätte. Doch hielt ſich der Mann in ziemlicher Entfernung, ob er uns gleich nachſchlich, bis ich von Seraphinen Abſchied nahm.

Damit ſchloß aber auch das Verhältniß; denn ich erklärte ohne Weiteres, daß man für die Liebe ſich nicht erziehen könne und mein Lebensſchiff in die hohe See gelichtet hätte. Sie verfiel in tiefe Betrübniß, ſchrieb noch einigemal und drückte ſich zuletzt nur noch durch Blumen aus, die ſie mir des Abends ins Fenſter

warf. Einige Monate später erfuhr ich, daß sie die Bewerbungen Philipps annähme, ihm aber eine unerläßliche Bedingung gestellt hätte. Sie wollte nicht umsonst ihr Herz brechen machen, die Arme, sie wollte mit ihrer Liebe wenigstens etwas wirken. Philipp war katholisch und sie erklärte, ihm Gehör geben zu wollen, wenn er protestantisch würde. Diese Idee hatte etwas, das ihr Inneres verklärte, ihren Stolz hob, sie hatte etwas von der Märtyrerschaft, nach welcher sie so begierig war. Der Gedanke, den Himmel sich als Opfer zu bringen und der Wahrheit einen neuen Bekenner durch ihren eigenen Schmerz zuzuführen, beseelte sie und sie fing selbst an, ihren Katechumenen zu unterrichten und ihm die Lehrsätze des Protestantismus auseinander zu setzen. Er durfte sie vor dem öffentlichen Uebertritt kaum mit der Hand berühren. Sie war dabei mitten in einem Geschäfte, wo von sie glaubte, daß sie für so Etwas eigentlich geboren sei.

Doch das Alte vergaß sie nicht, wenigsten

den Schwur nicht, den ſie mir gegeben hatte, ſich niemals zu verehelichen, und den ſie um ihr Verſprechen an Philipp zu erfüllen, von mir wieder einlöſen mußte. Sie lud mich eines Nachmittags ein, ſie in der väterlichen Wohnung zu beſuchen. Ich kam und ſah hier die mir ſchon ganz fremd gewordenen Umgebungen meiner Leiden wieder. Seraphine kam mir ſchluchzend entgegen, ganz ſchwarz gekleidet, im Haar ſogar eine Agraffe von ſchwarzem Crepp. Sie fühlte dieſen Moment, wo wir auf ewig Abſchied nehmen würden, tief und mich ſelbſt drückte nicht weniger die Erinnerung des Vorangegangenen nieder, das ſtill erlebt, ohne fernere Anſprüche hinter uns lag. Dieſe Scene wird mir für mein ganzes Leben unvergeßlich bleiben. Zwei Seelen, die ſich nach langen Qualen, nach hundert vergeblichen Verſuchen, ſich auf immer zu verſchmelzen, nun ruhig und reuevoll auseinander ſetzen, und zum letztenmal umarmen, ohne Leidenſchaft, ohne lauten Schmerz, daß der Eine nun dort, der Andre dahin wandern

müsse! Ich bedurfte der ganzen Umgebung und der komischen Züge, die sich noch in dies Bild mischen sollten, um in meiner Wehmuth nicht zu vergehen. Seraphine wollte mich nämlich wie einen Ehrengast bewirthen, und regalirte mich mit einem Kaffee von dem sie bedeutungsvoll und damit einen Blick auf altes Lamentiren eröffnend und lächelnd sagte, daß er ihr eignes Produkt wäre. Nun diese Asche der Maschine, die nicht recht brennen und der Sahne, die nicht recht färben wollte, diese Thränen und dies Kaffeetrinken zusammengenommen — die Brust wollte mir zerspringen. Wir lachten und weinten, wir hatten gar keine Gewalt mehr über unsre Mienen, sondern die widersprechende Situation und das innere Vergehen vor Schmerz machten alle Fibern tremuliren, so daß wir gar nichts mehr zu stammeln wußten, als: „Ach Gott, ach Gott!“

Ein Geräusch an der Thür störte uns. Philipp kam: ich schlich mich durch ein Seitenzimmer davon und seitdem hab' ich Seraphinen heut zum ersten Male wiedergesehen.

Arthur blickte nach dieſer Beichte auf Julien, die ihn aus der Ecke des Wagens, aus der Dämmerung des Morgens, mit unheimlich glänzenden, geſpenſtiſchen Augen anſtierte. Sie ſchien wie abweſend und hatte auch wenig von Arthurs Erzählung gehört.

Der junge Mann, zerknirſcht von den Erinnerungen an ſeine frühere Jugend, und an Seraphine wie an einen Engel denkend, den er durch ſeine Ungeduld und Zerriſſenheit um den Himmel betrogen hatte, warf einen verächtlichen Blick auf die kokette Frau, die jetzt gähnte und ſich dehnte, als hätte ſie im tiefſten Schlaf gelegen. Er rief den Kutſcher an, und ſprang zum Wagen hinaus, der inzwiſchen ſchon bei der Stadt angekommen war. Gelähmt in allen ſeinen Empfindungen, von Schaam ergriffen, daß er einem ſo kalten Weibe die idylliſchen Geheimniſſe ſeines Lebens Preis gegeben hatte, hüllte er ſich in ſeinen Mantel, und warf ſich, zu

Hauſe angelangt, auf ſein verſpätetes Lager. Unter heißen Reuethränen über Seraphinen, die nur von dem Schwure, Julien auf immer verlaſſen zu wollen, erſtickt wurden, ſchlief er ein, da eben die Sonne am Rande des öſtlichen Horizontes aufblitzte.

# Zweites Buch.

Frau von Typen, eine liebe, gute Frau, hatte selbst die Gefälligkeit, ihrem Sohne die Cravatte zuzuschnallen. Edmund wollte auf den Ball gehen, welchen heute die Freimaurer den Schwestern gaben, und wo auch männliche Verwandte und Uneingeweihte aller Art diesmal zugelassen wurden. Die Mutter betrachtete ihren Sohn mit dem ganzen Schmelze ihrer Zärtlichkeit und schien in Edmunds Mienen etwas lesen zu wollen, was ihr vielleicht Trost und Genugthuung geben sollte. Ihr ganzes Benehmen verrieth, daß sie sich gewisse Saiten im Gemüthe ihres Sohnes zu berühren scheute, und mit ihren Besorglichkeiten ihm mehr zu- als abreden wollte.

„Nimm Dich nur in Acht, Edmund," sagte sie," und tanze nicht mit Deiner gewohnten Leiden-

ſchaftlichkeit! Sieh, wie Du keuchſt, wenn Du Dich ein wenig beeilen willſt! Ich fürchte noch immer für Deine Bruſt!“

„Ach, liebe Mutter“ — verwies ſie Edmund gutmüthig.

„Ja, hören willſt Du nicht,“ fuhr die Treffliche fort; „der Medicinalrath muß durchaus Dich einmal mit dem Telescop“ —

„Stethescop Mutterchen!“ verbeſſerte Edmund lachend.

„Ja, Du lachſt! Edmund! Die Eltern haben dann die Sorge und ich überlebte die Stunde nicht, wo ich Dich“ —

„Leih mir Deine Uhrkette!“ fiel Edmund ein, um nur das Geſpräch aus dem Lazarethtone herauszubringen; „ſie ſteht vortrefflich auf dem Sammtgilet.“

Die treue herzliche Frau von Oppen haſtete fort und brachte das Erbetene, wofür Edmund dankte und ſie dann bat, ihn doch zu laſſen, es wäre noch nicht Zeit, auf den Ball zu gehen und es mache ihm eine unerträgliche Angſt, wenn

ſie ihn immer ſo bedenklich anſähe. Die gute Frau ſchlug die Augen nieder, wünſchte ihm Heiterkeit und Erholung und verließ ihn mit beſorgten Mienen.

Als Edmund allein war, richtete er alle ſeine Gedanken auf den Freimaurerball und Julie von Magnus, die er anbetete. Er ſetzte ſich an den offenen Flügel und ſtürmte die leidenſchaftlichſten Phantaſien herunter, ſprang dann wieder auf und ergriff einen kleinen Zettel, auf dem er einige Verſe verzeichnet hatte, die er Julien zuflüſtern wollte und welche auf die heutige Situation angepaßt waren. Er las:

Suchſt Du wirklich, Dich behende
Unter ereter'ſchen Zeichen
In die innern Tempelwände
Salomonis einzuſchleichen?

Fühlſt Du ſolchen Wiſſensmangel,
Daß Du Dich als frommen Laien
In den myſtiſchen Triangel
Eileſt, walzend einzuweihen?

Laß das Schurzfell, Kelle, Ziegel!
Komm und nimm von mir die Weihniß,

Unter einer Kaffee-Siegel
Philadelphisches Geheimniß!

Indem Edmund noch darüber nachsann, was er antworten sollte, wenn Julie sagen würde, daß sie, um sein Gedicht zu verstehen, das Conversationslexicon nicht zur Hand hätte, trat einer seiner Freunde ein und berichtete ihm zu schmerzlichster Ueberraschung, daß Julie bei den Freimaurern nicht erscheinen würde. Er kleidete das recht hübsch unter dem Wortspiel ein, der Sansfaçon fehle unter den Francmaçons.

Edmund hatte Julien seit mehren Tagen nicht gesehen und erschrak, als er erfuhr, daß sie auch eben so lange schon krank wäre. Leicht alterirt und excentrisch, wie er war, sank er auf das Sopha nieder und kam erst zur Ruhe, als ihn sein Freund mit der bösen Botschaft verlassen hatte. An den Ball dachte er nicht mehr. Ihm lag nur noch daran, zu wissen, was über seine Freundin gekommen wäre, und ob sie ihm eine so lange Vernachlässigung verzeihen könne. Ohne jedoch den Plan gefaßt zu haben, sie in einer so

ſpäten Stunde noch zu beſuchen, verließ er das Haus und ſtürmte unruhig und von ſeiner Theilnahme gefoltert in den Straßen einher.

Er war ſchon einigemal an dem Hotel des Miniſters von Magnus vorübergegangen und wunderte ſich, daß ein Reiſewagen vor dem Portale ſtand, eine kleine Landkutſche aus der Provinz, die hartnäckig ihren Stand behauptete. Eine magiſche Gewalt ergriff ihn, und ohne feſten Vorſatz das offne Haus betretend, war er in die innern Gemächer gedrungen, welche Julie bewohnte. Ihr Cabinet ſtand offen und da er Stimmen hörte, ſo ſcheute er ſich nicht, näher zu treten. Das Zimmer war matt erleuchtet. Zwei junge Damen ſtanden an dem Ruhebett, auf welchem Julie ausgeſtreckt lag. Sie bemerkte Edmund, der hereinzutreten zögerte, winkte ihm und konnte nicht begreifen, wie ihn das Wagniß ſeines Beſuches ſo betroffen machen konnte. Edmund ſtand wie betäubt, als er die Begleiterin der jungen Tochter Juliens erkannt hatte. Er hatte nicht nöthig, daß ihm ſeine kranke

Freundin erſt den Namen Seraphinens nannte. Er legte die Hand über die Augen und vermied der jungen Erzieherin nicht weniger überraſchte Blicke. Auch ſie hatte im Geſpräche geſtockt, da ſie Edmund eintreten ſahe. Sie beredete ſchnell den Abſchied, den ſie eben nehmen wollte und zog Antonien mit ſich fort, um draußen ihr glühendes Antlitz zu verbergen.

Edmund war auf einen Seſſel niedergeſunken und gab nicht eher Antwort auf Juliens fragenden Blick, (denn mit Worten grüßte ſie ihn nicht,) bis nicht unten der Reiſewagen ſich in Bewegung geſetzt, und ſein Echo auf den Steinen der Straße verloren hatte. Ein Seufzer, der nur der Name Seraphinens war, durchſchnitt ſeine Bruſt und lag ſo laut auf den ſtummen Lippen, daß ihn Julie unausgeſprochen verſtehen mußte.

„Wie kömmt ſie zu Ihnen?“ fragt' er.

Julie wollte den Namen hören und ſagte: „Meine Tochter?“

„Nein, Seraphine — ich kenne ſie — ich

hab' ihr ein frisches und starkes Jahr meiner Jugend geopfert und meine Opfer waren es, die sie verdarben."

Julie fuhr entrüstet auf und rief: „Ist das erhört! das junge Frauenzimmer befaßt sich mit der Erziehung, nachdem sie von allen meinen leichtsinnigen Freunden die ehemalige Vertraute war. Was hatten Sie denn mit ihr, Edmund?"

„Unglück!" erwiederte er trocken. „Doch fürchten Sie für Antonien nichts. Ein so herb geprüftes Wesen, wie Seraphine, ist zur Erzieherin geboren. Das sind die besten Lehrer, die aus den Trauerweiden, die sie über sich selbst pflanzten, ihre Ruthen schneiden. Mit ihrem Hunger sättigen sie, mit ihrer Blöße bekleiden sie."

„Was wissen Sie von Seraphinen?"

„Ich," sagte Edmund, „weniger von ihr, als sie von mir. Ich denke mit Schrecken an jene Zeit zurück, wo ich in einem Gefühlsleben dämmerte, das in mir keine feste Form und Gestaltung aufkommen ließ. Ich habe nur noch ein

einziges Nachweh dieſer Vergangenheit: das iſt Schaam und Reue. Auf meinen damals bald ſtürmenden, bald ſeichten und windſtillen Waſſerfluthen trieb Seraphine wie ein hilfloſer Nachen hin und her. Wo ich mich bäumte, ſie zu haſchen, ſchleuderte ich ſie fort: war ich ſtill und ſanft, ſo wollt' ich ſie bewegt und ſich bewegend ſehen. Ich war unglücklich damals: dies die einzige Entſchuldigung, wenn ich auch Seraphinen unglücklich machte. Die Strafe muß hier die Entſchuldigung ſeyn."

Julie ſchien von dieſen unverſtändlichen Andeutungen aufgeregt. Nach einer kleinen Pauſe fragte ſie Edmund, ob er aufrichtig ſeyn könne?

Edmund war aufgeſtanden und ſchritt im Zimmer mit gebeugtem Haupte umher. Dann wandte er ſich zu Julien, die ihr Geſicht der Lehne des Sophas zukehrte und ſagte aufrichtig genug: „Julie, was mich an Sie feſſelt, iſt Indifferentismus. Ich habe zu leben und zu lieben auf die eine Art verſucht, und Sie füllen als Epiſode den Uebergang aus

bis ich es auf die andere Art versuche. Ich liebe Sie darum heißer, als ich je liebte und lieben werde; denn Sie besitzen nicht bloß die Trümmer des alten Fahrzeuges, sondern Sie sind auch der Strand, an welchem ich mein neues baue. Sie zeigen mir in dem Spiegel Ihrer wunderbaren Liebenswürdigkeit nicht bloß das Bild dessen, was ich bin, sondern auch dessen, was ich seyn möchte. Sie beherrschen mich mit jedem Wimperschlage Ihres Auges, aber ich bete zu Gott, daß er mich bald von Ihnen erlösen möge."

Julie sagte darauf ganz leise: „Ich weiß das wohl, daß Ihr Alle, die Ihr nur Worte sagt, die einer Verheiratheten zu hören nicht geziemen, nur arme Gestrandete seyd, Nackte, Hülfsbedürftige, so eben an irgend einem Verhältniß Gescheiterte. Ich nehm' Euch auf, warte, pflege Euch, ich lass' Eure Effekten sammeln, kleide Euch und bin getröstet, Euch zu sehen, wie Ihr bald wieder ein neues, hohes und stolzes Meer befahrt. Bei Ihnen, Edmund,

samml' ich nur gar alle Schläuche voll Wind und Phantasie, und fange Ihre zahllosen Grillen ein und binde Ihre Schwingen, daß Sie nicht zu früh sich wieder in alle Welt vergeuden und Feldzüge beginnen, ehe Sie Ihre Truppen alle an sich gezogen haben. Erzählen Sie mir von Seraphinen!"

Edmund setzte sich ihr zu Häupten und begann, ohne durch einen ihrer Blicke gestört zu werden:

„Ich hatte so eben in Heidelberg meine Studien beendet, als ich in die Residenz und zu meinen Eltern zurückkehrte. Meine damalige Stimmung war so wehmüthig, wie ich sie in dieser Stärke nie wieder empfunden habe. Mein Leben in Heidelberg war verronnen wie etwas, das nie dagewesen war. Mechanisch hatt' ich gedacht, gearbeitet, selbst empfunden. Das rohe und gemüthlose Treiben der Verbindung, zu welcher ich gehörte, hatte mich angesteckt: Alles war an mir formell und äußerlich geworden: jedes Gefühl erstickte die Cameraderie, keine

Regung des Herzens durfte aufkommen, da Einer den Andern überbot, um das Endziel alles Studentenlebens zu erreichen, die göttliche Gleichgültigkeit. Guten Morgen, Herr Bruder! Die Pfeife im Mund, ein schlendernder Gang mit einem großen Pudel, Gleichgültigkeit in Wort und Gebährde; so ging das die schönsten, unwiederbringlichen Jahre hin! Ohne Bewußtseyn macht' ich das Examen, und that, wie die Andern auch. Der Gang wurde nachdenklich affektirt, ein Folioaktenstück lag unterm Arme und so ging ich, wie tief in Geschäften steckend, auf das Stadtgericht. Doch wurden mir diese Aeußerlichkeiten bald so widerwärtig, daß ich sie mit Männlichkeit von mir warf. Aber was half mir das? Ich hatte in meinem Innern keine Speicher angelegt, ich hatte keine Vorräthe für den Winter des Lebens gesammelt, Alles da drinnen im Herzen war leer und dumpf geworden: ich fürchtete mich, als wenn Mäuse durch die dunkeln Herzenskammern liefen. Da kam ich, von der Zukunft nicht gelockt, von der Gegen-

wart verlaſſen, auf meine Vergangenheit zurück, auf die erſten Jünglingsjahre, die ich ſo ſchwärmeriſch verlebt hatte. Ich nahm Muſik, Tanz, Malerei, ich nahm die Dichtkunſt wieder auf, und trieb dieſe Dinge um ſo leidenſchaftlicher, je mehr ich mich vor meinem Univerſitätsleben ſchämte und die heraufziehende Periode bürgerlicher Geſetztheit fürchtete.

Nur ein receptiver Charakter bin ich. Ich habe keinen Trieb und keine Anlage, etwas zu erfinden. Ich leſe lieber als ich ſchreibe; und wenn ich ſchreibe, ſo ſuch' ich nur mich ſelbſt mir näher zu bringen, nicht Andern mich mitzutheilen. All meine Anſchauungen ſind weiblich. Ich ſehe im Dunkeln beſſer, als bei hellem Lichte und nehme dabei die negativſten, unbeſtimmteſten Gefühle als etwas, das eine Lebensgrundlage ſeyn kann, als etwas womit man bauen und ſchaffen kann. Ich bin mit keiner einzigen kritiſchen Fähigkeit ausgeſtattet. Das Rührende, im Theater z. B., rührt mich und wenn es noch ſo künſtleriſcher und pſychologiſcher Motive ent

behrt. Dem Unmittelbaren erliegt mein Herz Die schlechtesten Opern ergreifen mich, wenn die Musik nur einigermaßen weich und schmelzend ist. Für Bellini giebt es keinen bessern Zuhörer, als mich. So in Allem.

Die Metamorphose, die mit mir vorging, war eine Rückkehr zu den ersten bewußten Anschauungen des reiferen Knaben. Ich kam mir besser vor, da ich doch nur schwächer wurde. Ich würde in eine allzublöde Weltansicht mich verflacht haben, wenn ich nicht Gelegenheit bekommen hätte, es schmerzlich durchzukosten, wohin der Illusionentaumel führt.

Bei meinen Eltern wohnend fiel mir eine junge Dame auf, die von ihnen mehr für die Gesellschaft, als für die Wirthschaft aufgenommen war. Sie kam mit gutem Humor in unser Haus und fand sich bald in den Ton und Charakter eines eximirten Wirthschaftswesens, der ihr nicht geläufig schien, zurecht. Ich fand an ihren schwächlich zarten Formen, noch mehr aber

an ihrer feinen discantirten Stimme und der Bestimmtheit ihrer Antworten viel Gefallen, unterließ aber eine weitere Beobachtung, da ich wußte, Seraphine würde sich mit unserm Livreejäger verheirathen. Dies Bündniß wurde von den Eltern gern gesehen, weil Philipp, der Bräutigam, seiner Geliebten zu Gefallen die Religion zu ändern versprochen und dies wirklich durchgeführt hatte. Niemand hatte eine Ahnung davon, daß Seraphine dem Tage der Hochzeit mit Furcht entgegensah, da sie sich überhaupt in einem Verhältnisse, das freilich für sie nicht zu passen schien, gedrückt fühlte. Ich nahm Philipps Einladung, Zeuge der Verbindung zu seyn, mit jener Gleichgültigkeit an, die so auffallend ist, wenn sie über einen unterminirten und gefährlichen Boden, ohne davon zu wissen, hinwegschreitet und sich gedankenlos an das begiebt, was selber ohne Gedanken zu seyn scheint. Ich ging in die Kirche, ohne zu ahnen, daß sich hier eine Katastrophe ereignen würde, welche einen ganzen Menschen fesseln und in eine schmerz

liche Reihefolge unglückſeliger Situationen werfen ſollte.

Die Zahl der Zeugen war durch die beiderſeitigen Verwandten ſo ſtark, daß ich glaubte, wenn ich entfernt blieb, es unbemerkt bleiben zu können. Ich trat zur Kirche hinaus in einen engen grünen Raum, der von einer niedrigen Mauer umgeben früher als Kirchhof benutzt ſchien. Das Gras auf den Gräbern war verdorrt, die kleinen Hügel ſelbſt ſchon waren abgetreten und dieß gewiß von Leuten, welche die hier aufgeſpannten Seile benutzten, um Wäſche zu trocknen. Ich ſetzte mich auf einen dieſer Hügel nieder, gedankenlos, während eben vom Thurm ein Glockenſpiel ertönte und drinnen ſelbſt die Orgel ein feierliches Präludium begann. Da öffnet ſich die Thür der Kirche und Seraphine, im weißen bräutlichen Gewande mit dem Myrtenkranze im Haare, wankt leichenblaß, wie auf der Flucht und hülferufend auf mich zu. Ich eil' ihr entgegen; nachfolgende Freundinnen fangen die Ohnmächtige auf; ſie hatte meine

Hand ergriffen und preßte sie mir so krampfhaft zusammen, daß ich nichts thun konnte, um ihr behülflich zu seyn. Die Scene füllte sich, der Bräutigam war erstarrt, der Geistliche kam herbei und traf den richtigen und schönen Ausweg, daß er sagte: „Ihr Gefühl hat sie übermannt!“ Niemand glaubte, daß dieß die Ursache der Flucht war, man schwieg bestürzt über den wahrscheinlichen Grund, stimmte aber in den zarten Vorwand des Geistlichen ein, der eine Vertagung der heiligen Handlung beantragte und durch Zureden dem bekümmerten Bräutigam die Verlegenheit ersparte, als sei er im Momente des Jawortes von seiner Verlobten verschmäht worden. Ich selbst nahm mich, als der Pfarrer gegangen war, der verwickelten Scene an und löste sie auf, indem ich Seraphinen zu ihren Eltern führen ließ, die dicht in der Nähe wohnten, alle Uebrigen aber und Philipp selbst beschied, die Leiden des jungen Mädchens durch allmählige Entfernung und Zerstreuung zu mildern.

Erst als man Seraphinen bei ihren Eltern

auf ein Bett gelegt und von der ſpannenden Kleidung befreit hatte, trat mir der Vorgang recht lebhaft vor die Phantaſie. Ich hörte, wie lieblos die Urtheile waren, welche über Seraphinen gefällt wurden. Man klagte ihre Empfindſamkeit, ihren abenteuerlichen Hang, ihren Leichtſinn an; aber ſtatt daß der Tadel mich ergriffen hätte, entzündete er mich. Ich ſetzte mir aus der Menge von Wunderlichkeiten, die man über die Arme zu berichten hatte, das Bild einer reizenden Originalität zuſammen, ich erhitzte mich noch mehr, als ich nach Hauſe zurückgekehrt den Eltern die auffallende Geſchichte erzählen mußte. Philipp hatte ſeinen Abſchied gefordert und ließ ſich im Hauſe nicht mehr ſehen. Er nahm den Vorgang von der richtigen Seite und ſagte, als er ging, mit finſterer und bedenklicher Reſignation, er wolle noch eine Zeitlang paſſen. Das Feld war nun rein, ich wollte es recognosciren, und war täglich bei Seraphinen im Hauſe ihrer Eltern, wo ich empfangen wurde, als etwas Vornehmes oder als die Herrſchaft.

Meine ſich immer mehr entwickelnde Neigung zu Seraphinen ſetzte ſich aus zwei Faktoren zuſammen: einmal daraus, daß ich in der That Außerordentliches an ihr entdeckte, ſodann daraus, daß man dieß hatte überſehen können. Was ſie Großes beſaß, erſchien mir um ſo größer, je niedriger dieß hatte geſtellt werden ſollen. Sie ſagte mir bald, daß ſie ſich tief in einen Wahn verſtrickt fühle, deſſen lichte Momente nur dann einträfen, wenn ich ſie beſuchte. „Mein Leben," ſprach ſie zu mir mit einer ſchmerzlichen Melancholie; „mein Leben kann den Andern kein größeres Räthſel ſeyn, als mir ſelbſt. Was ich verſchuldete, iſt viel; aber was ich leiden mußte, ſteht dazu in keinem Verhältniß. Ich habe immer das gethan, was mir das Nächſte und Natürlichſte ſchien, und wenn es geprüft und unterſucht wurde, ſo war es immer nicht viel mehr, als eitel Verbrechen."

„Sie haben die Kreiſe nicht," ſagte ich zu ihr, „in denen Sie leben ſollten." „Glauben Sie das nicht," entgegnete ſie; „ich werde über-

all anstoßen, wo man nicht übereingekommen ist, mich wie eine Thörin zu behandeln und mir als einer Unverbesserlichen Alles nachzusehen. Das Anstößige liegt nicht in meinen Handlungen oder Worten, es liegt schon in den Bewegungen der Hand, im Ton der Stimme. Unter allen Vergebungen, die der Schwäche entgegenkommen, findet die meine keine; denn alle Welt glaubt, daß ich darin stark seyn will, worin ich mich nur allzuschwach fühle."

Sollten von einer so mysteriösen und tiefsinnigen Sprache nicht meine innersten Nerven getroffen werden? Nachdenkend diesen mit rührender Sanftmuth gesprochenen Worten warf ich allmählig alle Fesseln des alltäglichen Momentes von mir und badete mich in einem Meere von Idealismus, wo ich mir selbst vorkam wie umspült von göttlicher Verjüngung. Es giebt eine andre Welt, dacht' ich, eine andre, hier mitten auf der irdischen Welt selbst, eine Welt, die unter unserm Leben liegt, wie unter einem Siebe. Nur Feines und Edles kann hindurch. Ich

gewöhnte mich von allen meinen Umgebungen zu abstrahiren, ich wußte nicht mehr, was blau oder roth war, ich ging auf der Straße mit somnambülem, schwebendem Fuße; denn nichts von all dem Gewühl mit Wagen, Pferden und Fußgängern, nichts von dem, was man Essen und Trinken nannte, schien mir noch eines daran haftenden Blickes werth.

Eine Erörterung über die vereitelte Heirath wurde niemals angeknüpft. Unser Verhältniß, das sich immer fester zusammenzog, hatte keine Antecedentien gehabt. Wir waren uns beide neu, sie wenigstens mir, dem Schwärmenden. Sie sagte lächelnd zu mir: „Wir Menschen gedeihen wie die Spargeln. Man sticht uns jede neue angeschossene Blüthenkrone ab und wir schießen immer muthig fort, setzen immer auf's Neue wieder an, bis das Gärtnermesser des Schicksals endlich ermüdet ist, und unser geringer noch übrig gebliebener Rest an Triebkraft Raum gewinnt, noch einen wuchernden Blick in die Welt zu werfen und dann zu sterben, nach-

dem wir dieſe letzte Freiheit, die Freiheit des Todes durch zurückgelaſſenen Saamen für die Zukunft großmüthig erkauft haben."

So liebte Seraphine bildlich über ihre Lage zu reflektiren. Der Umgang mit mir reizt' ihren Scharfſinn und ich dachte damals, daß vielleicht auch ihre Einbildungskraft von mir erfüllt wäre. Sie gewann ein großes Vertrauen zu mir, entdeckte mir die häusliche Lage in der ſie ſich befand und nahm, ohne es jedoch ausdrücklich zu ſagen, meinen Beiſtand für ihre Zukunft in Anſpruch. Aber ihren hoffnungsloſen Blicken war ich längſt vorangeeilt und mit meinen Eltern einig geworden, daß wir Seraphinen zu zwei alten Damen unſerer Verwandtſchaft, als eine jugendliche Geſellſchafterin bringen wollten. Sie war es zufrieden, und der fragende Blick, den ſie bei dieſer Mittheilung auf mich richtete, ſchien mir ausdrücken zu ſollen, ob ſie die Annahme dieſes Verhältniſſes durch den Verluſt meines Umganges erkaufen müßte? Ich ergriff ihre Hand und ſprach einige jener Phraſen, welche die Tra-

dition der Verlegenheit eines ſo ſeligen Momentes als herkömmlich an die Hand gegeben hat. Ton und Auge mußten meine Betheurung heben.

Seraphine ſenkte nachdenklich ihr Haupt und ſchien ſich auf einen Entſchluß beſinnen zu wollen, dann drückte ſie meine Hand welche die ihre längſt ergriffen hatte und ſagte: „Die Traube iſt das Bild der Liebe. Unter allen Pflanzen und Affecten belaubt ſie ſich am ſpäteſten und blühet. Ihre erſte Probe, ihr erſtes Leben iſt die Erquickung welche ſie, gereift zur ſchwellenden Beere, dem Durſtigen giebt. Aber ſie bewährt ſich noch zum zweitenmale im kryſtallenen Glaſe, als Frucht der Kelterung und gebundener Geiſt geſtillter Gährung. Hat die Traube erquickt, ſo ſtärkt der Wein; die Süße und Anmuth wird abgelöſt vom Arom und dem Feuer.“

Sie ſprach dieß nachdenklich ohne aufzublicken. Ich dachte dem Sinne dieſer Worte nach und wäre beinahe geſtört worden, als ich ſie auf ihr früheres Verhältniß zu Philipp be-

zog. Sie merkte dieß und sagte: „Ich bin gegen die Männer gerechter als andere Frauen, denn ich fühle, daß ihre Bedürfnisse alle dieselben sind, und daß es nur an uns liegt, sie auf die richtige Weise zu befriedigen. Ich schäme mich, so sinnend und nachdenklich über ein Gefühl zu sprechen, das in milden Tropfen aus meinem gereizten Herzen rieseln sollte. Ist dieß Liebe, was ich ihnen weihen kann? ich denke zuviel darüber nach, ich weiß nicht mehr sichern Fuß zu fassen, ich kann nichts sagen was so sanft wäre, wie irgend eines der Worte, die Sie zu mir gesprochen.“

Eine Verlegenheit, die mich selbst beängstete, drückte Alles was sie in dieser Situation sprach. Sie wollte mir nicht wehe thun, sie liebte mich auch, sie drückte meine Hand an ihre Augen die so glühend waren, daß die feuchten Thränen darin verlöscht schienen. Sie war eben im Begriff gewesen, das elterliche Haus wieder zu verlassen; ein Wagen stand vor der Thür, sie umarmte mich herzlich, so lange

wir allein waren, nahm dann schnellen Abschied von ihrer Familie und stieg ein, um zu den beiden alten Tanten zu fahren.

Es waren zwei ledig gebliebene reiche Geschwister, bei welchen Seraphine jetzt schalten sollte; sie machten ein Haus, sahen viele Gäste, aber trotz dieses Umganges hatten sie sich eine so wunderliche Lebensweise angeeignet, daß ein Besuch den man bei ihnen machte, immer etwas Beläſtigendes war. Man denke sich die größte Sauberkeit in einem weitläuftigen, pedantisch angeordneten Haushalte, viel Glas und Porzellan, viel Teppiche und Vogelbauer, und zwischen diesen zerbrechlichen und lärmenden Verhältnissen, zwei wunderliche weibliche Wesen, beide von bejahrtem Alter, die Eine ausgezeichnet durch ihre Originalität, die Andere durch ihre Nachahmung. Was die Jüngste that, war immer sanguinischer und närrischer Einfall; die Aelteste setzte ihren Pedantismus darein, Alles so zu machen, wie Lenchen es gemacht hatte; so zu gehen, so zu sprechen, so zu urtheilen. Das

Komische war, daß beide Schwestern, trotz ihres unabänderlichen Einheitstriebes, doch immer im lebhaftesten Widerspruch gegeneinander standen; denn Lenchen war so unruhiger Natur, daß Sannchen oft den Athem verlor, ihr nachzukommen. Hatte diese kaum angefangen, das zu thun, was jene gewollt hatte, so wollte Lenchen schon wieder etwas Anderes. Sannchen bestand dann darauf, daß es vor fünf Minuten ja so oder so geheißen hätte, daß sie absolut darnach handeln wolle, worauf vor fünf Minuten die Uhr gewiesen hätte und Lenchen schrie, daß sie ein unglückliches Wesen wäre, weil ihre Schwester ihr Nichts zu Willen thäte, und immer nicht nur *nach*, sondern auch *auf* ihrem eigenen Kopfe ginge. Aus Liebe lagen sie fortwährend im Streit. Womit sie sich zu Gefallen leben wollten, dadurch erbitterten sie sich.

Ich wäre gern öfter zu den beiden wunderlichen Tanten gegangen, wenn sie in ihrer Umgebung nicht etwas gehabt hätten, wogegen ich idiosynkrasire. Auf den Teppichen nämlich, wo-

mit das ganze Haus belegt war, schlich und schmiegte sich eine ganze Colonie von Katzen: vier fünf große Angorakater von bewunderungswürdiger Schönheit als Vieh genommen, aber widerwärtig durch und durch, nicht bloß durch sich selbst, sondern eben so sehr auch durch die Art, wie sie gehalten wurden. Diese großen Kater lebten nicht etwa von in Milch eingeweichtem Weißbrode, geschweige von Ratten oder Mäusen; sie nahmen nichts und bekamen auch nichts, als die herrlichsten gekochten Fische. Eine Magd war eigends nur für diese Kater bestellt; sie war fast den ganzen Tag damit beschäftigt, aus dem gekochten Fischfleische die Gräten zu zupfen, denn diese verwöhnten Thiere ließen den schönsten Karpfen stehen, wenn sie eine Gräte darin fanden. Diese Magd mußte ferner für ein großes Familienbett sorgen, auf welchem die Lieblinge der Herrschaft übernachteten und ihr Mittagsschläfchen hielten, womit noch gar nicht gesagt war, daß sich diejenigen weiblichen Personen von der Bedienung des Hauses eines tüchtigen Lega

tes im dereinſtigen Teſtamente gewiß machen konnten, welche die Kater mit in ihr Bett nahmen, und des Morgens den beiden Tanten erzählen konnten, wie angenehme nächtliche Träume die Thiere neben ihnen gehabt zu haben ſchienen.

In dieſe Welt wurde nun Seraphine verſetzt. Zwei confuſe alte Jungfern, vier bis fünf Angorakater, eine Menge ſchreiender Papageyen, und eben ſo viel Singvögel aus den Buchenhainen, eine ſervile und verſchrobene Dienerſchaft, ſehr viel Glanz, viel Unterhaltung und gemiſchte Geſellſchaft. Erſt als ſie da war, ſah ich ein, wie wenig ſie hieher paßte. Ich dachte, wo findet hier die ſanfte Schwärmerin einen Ruheplatz, ihren Gedanken nachzuhängen; wie kann ihr irgend etwas zuſagen, von all dieſen wahnſinnigen Formalitäten, dieſen Bewegungen, deren grauſenerregenden Eindruck man abnehmen konnte, wenn man ſich einen Augenblick vorgeſtellt hätte, daß ſie von Worten nicht begleitet geweſen wären? Ehe ſich Seraphine nicht eingerichtet hatte, beſuchte ich ſie nicht in ihrem neuen Wirkungskreiſe;

ich mußte mich überwinden einige Tage zu warten, wie ſchwer es mir auch ankam, bei meiner täglich geſteigerten Neigung.

Ich theile keine Erfindung, ſondern einen wirklich erlebten Roman mit. Ich will meine Erzählung nicht ſo einrichten wie es der Dichter thut, der mit plötzlichen Schlägen die Aufmerkſamkeit des Hörers überraſcht, und ſich auch hütet das Unerwartete allmählig erwarten zu laſſen. Warum wurde ich ſo unglücklich durch meine Liebe zu Seraphinen? Weil wir uns mißverſtanden und uns, ſtatt nach der Eingebung unſrer Herzen, nach einem Syſteme behandelten. Ich war freier von Schuld, denn ich verſtellte mich nicht; ich bot ihr mein ganzes Herz, ohne Rückhalt und Schutz, das zarte weiche Fleiſch meiner Liebe ohne die deckende Haut, meine innerſte Blüthe, ohne die grünen, ſchuppigen, ſpitzigen Blätter von welchen die Roſenknospe umſchloſſen iſt. Ich hatte mich nicht durch mich ſelbſt, ſondern durch die erſte Begegnung mit Seraphinen befeſtiget in jenem Glauben an eine Welt, die

ohne Scheu ihre zarten Fäden und Gefühle, in das Treiben des Tages ſpinnt; ich glaubte, man könne ſich hinſetzen des Nachts in einer ſtillen Laube, beſchienen vom Monde, umduftet von der Nachtviole, und ſich ſchmiegen Herz an Herz, und lächeln über eine Welt, die uns nicht kennt, die wir nicht kennen, die Nacht iſt gegen unſre Sonne! Alle meine Empfindungen waren damals ein Traum, als ſchifft' ich auf einem kleinen, von Bergen rings umſchloſſenen See, im Dämmerſchein, ich allein mit meiner Liebe koſend, verſchränkt, Mährchen und Sagen uns zuflüſternd, das Waſſer durch unſre Finger gleiten laſſend, verfangen in Schilf und Lilien mit großen Kelchen, und uns nichts davon zu brechen wechſelſeitig vor der Nixe warnend.

Aus allen dieſen Täuſchungen trieb mich diejenige heraus, die mich in ſie eingeführt hatte. Seraphine hatte Weſen, Ton, die Farbe und den Duft einer Schwärmerin und Alles was ſie hinfort that und ſagte, trumpfte ſo abſichtlich dieſe Vorausſetzung nieder, daß ich mich ge-

lähmt fühlte in Allem was mich an das Leben fesselte. Diese Zartheit, diese Melancholie, dies Schicksal das bestimmt schien nur auf die Entsagung zu wirken, stürzte sich durch ein Raisonnement das mir niemals klar geworden ist, gerade auf das Gegentheil. Alles Zarte und Empfindsame zu beleidigen, der Widerspruch ihrer selbst zu seyn, machte sich Seraphine zur Aufgabe. Sie lachte, trug den Kopf hoch, realisirte, praktisirte, kurz sie that als läge auf ihren blassen Wangen das Roth eines Mädchens vom Lande, als sei die Welt ein lachender Apfel, und die Menschheit nur dazu bestimmt, ihn mit wässerndem Munde zu schälen. Seraphine that, als stünden rings die Dinge in der Welt mit überhangenden Fruchtzweigen, als sei alles verborgene Geistige dem Auge mit glänzend lockender Deutlichkeit zugewandt. Es war recht gut daß sie sagte, man müsse sich in die Dinge fügen aber ein ihrem Wesen ganz widersprechender Optimismus ließ sie die Dinge weit vorzüglicher sehen, als unsre Wünsche. Ihr Leben wurde ein

Widerſpruch und ich habe nie erfahren können, welches der leitende Gedanke dieſer Inkonſequenzen geweſen iſt

Wir ſprachen von der Liebe. Wir waren allein in einem dämmernden Zimmer bei den alten Tanten, die nicht zu Hauſe waren. Wir hatten das Licht, das man uns bringen wollte, zurückgewieſen und ſaßen in ſanftes Geſpräch vertieft. Alles was ſie bisher geſprochen hatte, befruchtete, wie milder Regen, die Saat meiner Gedanken; doch wollten wir endlich von allen unſern Ideenpoſten ein Facit ziehen, und das Weſen unſrer Liebe ſelbſt zergliedern. Hier zerſchlug ſie wie durch ein Hagelwetter, was durch ſie gediehen war. Sie ſagte: „Würd' ich wohl Dich Edmund glücklich machen können, wenn ich, mich hineindrängend in den Mittelpunkt Deines Lebens, auch von dieſem aus den Umkreis meiner Liebe zöge? Du würdeſt bald ermatten, wenn ich mit all meinem Athem all' Deine Seele wie ein Segel aufblähen wollte, Dein Lebensſchiff flöge davon, und müßte im Tau-

mel des allzu günſtigen Windes, bald an einer Klippe zerſchellen. Ihr jungen Männer dieſer Zeit glimmt unaufhaltſam, Ihr habt keine Heimath, wohin wollt ihr uns aufnehmen? Genug, wenn Ihr ermüdet vom vergeblichen Suchen Eurer Ideale, in das abendfeuchte Gras ſinket und die Liebe dann zu Euch heranſpringt, und Euch die Augen zuhaltend frägt, rathe wer's iſt?"

Ich widerſprach dieſer Auslegung deſſen was ich von ihr wollte; ich ſagte: „Liebe ſoll keinen Theil des Lebens bilden, ſondern ſich in Alles einſchleichen, was am Manne ſein Leben iſt. Du willſt durch Deine Neigung nur überraſchen und Dich zuweilen nur deshalb vergeſſen machen, um immer wieder lebhaft in's Gedächtniß zurückzufallen. Du nimmſt die Liebe nicht als einen Zuſtand, ſondern als eine Thätigkeit."

Seraphine beſann ſich eine Weile mit Augen, die nicht zugegen zu ſeyn ſchienen, ſondern aus der Ferne etwas abſtrahirten. Dann wandte ſie ſich mir lächelnd zu, umarmte mich und erwiederte: „Sei unbeſorgt Edmund, wenn du mich

brauchſt werd' ich da ſeyn; aber ich weiß ſchon, die Männer brauchen uns nicht immer. Sie dürfen nicht ahnen, daß wir ſelbſt ein eignes Leben ahnen, und einer ähnlichen Entwickelung unterworfen ſind, die ſie an ſich ſelbſt ſo emphatiſch ihren Bildungsproceß nennen. Wir ſollen den Männern Früchte bieten, deren Wachsthum aber in uns ſelbſt verſchließen. Du willſt mich immer um Dich haben! Wenn ich mich nun wie Epheu an Dich hinaufrankte, an Deine Wünſche und Hoffnungen, an alle einzelne Pulsſchläge und Tagesſtationen, welch' eine Laſt würde dir die leichte Schlingpflanze werden! Euer Weſen iſt ſchwer zu ergründen. Ich ſetze mich den Stürmen Deines Genius nicht aus, denn wie leicht würdeſt Du mich verachten, wenn ich Dir nicht helfen kann. Biſt Du ſanft, ſo ſpiegl' ich mich in Deinen Wellen; gewitterſt Du, ſo will ich in der Ferne ſtehen, und ſtill für Deine Seele beten."

Dieſe Worte waren ſo lieb und zart geſprochen, daß ich mit Unwillen mich nicht über ſie

zu äußern wagte. Ich begriff die Ideenassociation nicht, welche Seraphinens Reden zu Grunde lag. Es war nicht die unmittelbare Eingebung ihres Gemüths, sondern die Frucht eines schweren, im Momente sichtbar werdenden Nachdenkens, fast als suchte sie Etwas besser zu machen, was sie früher verdorben hatte. Ich schwieg von den unbehaglichsten Gefühlen übermannt, und entfernte mich zuletzt mit gereizter Resignation, als ich vollends sah mit welcher Zärtlichkeit Seraphine die im Dunkeln herangeschlichenen großen Angorakater streicheln konnte.

Meine Familie wendete gegen das Verhältniß nichts ein. Diese guten Leute hatten, wenn ich etwas ganz Anderes seyn könnte als ich bin, mich ein gutes Theil verzogen. Sie widerstanden keinem meiner heftigen, unverständigen Wünsche, da ihnen ein Arzt gesagt hatte, daß deren Nichtbefriedigung auf meine Neigung zum Blutsturze wirken könne. Sie hatten noch alle alten Begriffe von Mesalliance und linker Hand, aber so oft mir die Nase blutete, schlug ich alle ihre

Vorurtheile in die Flucht und ſetzte durch, was ich wollte. Meine Mutter trug eine große Neigung zu Seraphinen und gewöhnte ſich allmählig daran, ſie künftig ihre Tochter zu nennen. Die lebhafteſte Beförderung dieſer Verbindung waren, ohnehin bürgerlichen Urſprungs, die alten Tanten; denn Seraphine hatte ſich zu meinem Entſetzen in deren Naturell ſo hineingedacht, daß man ſie für die Dritte des altjüngferlichen Bundes hätte halten mögen. Seraphine hütete ſich wohl, durch ihren Verſtand die komiſchen Mißverſtändniſſe zwiſchen den beiden Schweſtern beizulegen, denn ſie ſah wohl ein, daß Beide ſich in dieſen tumultuariſchen und ewig gereizten Stimmungen wohlbefanden. Die Mißſtimmung war der Sauerteig dieſer ſchweſterlichen Liebe geworden, ohne welche ſie nicht locker aufging. Seraphine ging auf alle Ideen dieſer eigenſinnigen Frauen ein, trug ſich wörtlich ſo wie ſie; ja ich ertappte ſie ſogar einmal darauf, daß ſie ſich eben ſo ſchminken wollte, wie es die beiden Alten thaten. Mit den lärmenden Papa-

geien, mit einem in blaue Livree mit Goldtreſſen gekleideten Affen, ſchloß ſie innige Freundſchaft; ſie nahm die Kater in ſpecielle Obhut. Kurz Sannchen und Lenchen fingen an ſie wie ein Weſen höherer Art zu verehren. Je mehr ſie mir Seraphinen anprieſen, deſto unglücklicher ward ich; Alles was ſie ſchön fanden, waren in meinen Augen Sommerſproſſen.

Die Kreiſe, die ſich um die lärmende Wirthſchaft der Tanten verſammelten, waren die bunteſten, die man ſich denken kann. Die Schweſtern gingen nie in Geſellſchaft, aber alle Tage hatten ſie ſelbſt welche. Künſtler, Gelehrte, Militairs, Staatsmänner, ſelbſt des erſten Ranges, beſuchten mit weiblichem Anhange die Salons der Schweſtern. In die Wunderlichkeiten fügte man ſich bald. Man ſah darüber hinweg, daß Lenchen und Sannchen oft mitten in einem ihrer glänzenden Zirkel ſich mißverſtanden und in heftige Wechſelreden geriethen. Lenchen hatte früher das Haus verkauft in welchem ſie geboren war und das Beide früher bewohnt hatten, ein

werthvolles aber altes Gerüſt, zu dem ſich ein vortheilhafter Käufer gefunden hatte. Sannchen, immer im Eifer, ihrer Schweſter zu Willen zu leben, ſchilderte den Schmerz, den Lenchen dieſe Veräußerung gekoſtet hätte, und wie ſie untröſtlich darüber wäre, die Stätte ihrer Geburt in fremder Hand zu wiſſen. Lenchen ſah ſie groß an, und fragte ſie mit Entſchiedenheit, was ſie damit ſagen wolle? Sannchen erſchrickt, denn ſie weiß nicht was ſie verbrochen hat. Die Eine ſchmählt, daß es der Andern wahrſcheinlich in der neuen Wohnung nicht gefalle; die Andere, daß es ihr in der alten in der That weit beſſer gefallen hätte. Der Zank entſtand aus einem Compliment, und endete ſo, daß Sannchen unaufhörlich ausrief: „Ja, und es war auch beſſer dort, und Du biſt da geboren, Du biſt mir mehr werth als die Bequemlichkeit, und ich will doch ſehen wer mich verhindern will, ſehr viel auf meine Schweſter zu geben!“ Und wie ſie dies ſprach, warfen ſich Beide die wüthendſten Blicke zu; jedoch nur aus Liebe!

Die ganze Gesellschaft brach in Lachen aus. Nur Seraphine that, als wenn es sich mit der Logik der alten Damen ganz richtig verhielte. Sie that bestürzt und unglücklich, wodurch sie den Schwestern insofern schmeichelte, als sie doch einsah, daß es sich in dem Streit um etwas handelte, was wenigstens soviel Grund hatte, daß es einen Andern besorgt machen konnte. Ich blickte still vor mich hin und beklagte die Richtung, die Seraphine genommen hatte. Sie war nicht mehr naiv, nicht mehr jugendlich und poetisch, sie philosophirte; immerhin! Wenn sie nur nicht geglaubt hätte, daß mein Herz dieser Philosophie bedurfte.

„Wie ist es Dir möglich Seraphine," sagt' ich ihr als wir allein waren, „an allen diesen Thorheiten so hastigen und gewissenhaften Antheil zu nehmen?" „Ich wundere mich selbst darüber," antwortete sie; „aber die Konfusion dieses Hauses macht einen wohlthätigen Eindruck auf mich. In meinem Herzen zittern viele Zweifel, und in diesem Strudel von Thorheit vergeß' ich sie.

Zuletzt mußt Du auch nicht ungerecht ſeyn, und Dir nicht eine Welt einbilden wollen, die dem Möglichen und Wirklichen widerſpricht. Die beiden Schweſtern ſind für mich der lebhafteſte Ausdruck des irdiſchen Treibens, der Zweckloſigkeit und des Zufalls, die uns hienieden verfolgen; ſie betrügen ſich wechſelſeitig um jeden Athemzug, und ſpielen ſich die Stunden aus der Hand, ſo leichtſinnig, daß ſie niemals wiſſen wo die Sonne ſteht. Oft, wenn es Mittag iſt, klingelt Lenchen nach Thee, Sannchen bringt ihn; es ſchlägt Eins, Lenchen erkennt ihren Irrthum und überhäuft die allzu nachgiebige Schweſter mit Vorwürfen die auf Niemand anders paſſen, als auf ſie ſelbſt. Lenchen hatte neulich ein großes Stück Seidenzeug gekauft. Eine Freundin geht unten vorüber; ſie ruft ihr nach, demonſtrirt ihr aus dem erſten Stock die Vortrefflichkeit des Gekauften, und rollt, um die Auseinanderſetzung deſto beſſer zu geben, das Stück von oben auf die Straße hinunter, damit die Frau die Güte und die Farbe probire. Die

Leute auf der Straße stehen still, und Sannchen bricht in Vorwürfe aus, nicht daß man hier der Welt ein thörigtes Spektakel gibt, sondern daß man sich die Frau da unten zur Feindin macht, weil man durch das Herabrollen des seidenen Zeuges das Unangenehme ihres Besuches auszudrücken scheine! So stritten sie sich den ganzen Tag um ihre perversen und extremen Meinungen, während das an der Sache allein Unpassende, weder von der Einen noch von der Andern empfunden wurde. Soll ich mich nun dazwischen werfen, und ihnen über das eigentlich Unanständige an der Sache die Augen öffnen? Ich sehe das ruhig mit an, und freue mich der Gewöhnung, auch über das Komische mich allmählig des Lachens enthalten zu können."

Inzwischen näherte sich der Tag, wo ich mit Seraphinen förmlich versprochen wurde. Eltern und Freunde waren davon überzeugt, daß mir eine häusliche Befestigung fehlte, um meiner praktischen Indolenz ein Ende zu machen. Seraphine war mit ganzer Seele bei dieser Hand-

lung zugegen. Ich ſelbſt aber wußte nicht mehr, wie mir geſchah. Dies Verhältniß hatte einen ſo großen Anlauf genommen, und endete mit einer ſchleichenden trübſeligen Bewegung. Keine der Berechnungen die ich über den Charakter meiner Geliebten machte, traf noch zu. Sie war noch weder mein Werkzeug, noch mein Geſchöpf, ſondern nur noch meine Lehrerin. Mit weltkluger Enthaltſamkeit fuhr ſie über meine Träume hin, lächelte zu meiner Schwärmerei und warnte mich, dem nachzugeben, dem ſie ſich entzog. Ich wußte, daß ſie früher Muſik getrieben und geſungen hatte. Ich ſehnte mich darnach, einen einzigen melodiſch gemeſſenen Ton aus einem Munde, dem ſo viel zarte und feine Worte entquollen, zu vernehmen; aber ſie ſchlug keine Taſte an, ſie ſang keine Note. Ich beſchwor ſie, mir die Gründe ihres Schweigens zu ſagen. Ich ſchilderte ihr die Wonnen de Muſik, von der ich behauptete und noch glaube, daß ſie die Sprache der Engel iſt. Sie nahm dies Alles ungläubig auf, und erwiederte: „Ich

werde mich nie wieder mit der Musik befassen; denn das was sie ausdrücken soll, kann man nur dem eigenen Gemüthe entlehnen, und wer verbürgt Dir, daß ich die richtigen Saiten treffe? Ich wundere mich, daß Du von der Geliebten Gesang hören willst, da Alles, was die Töne, die der Componist vorschrieb, schuf, das Echo einer mir und Dir fremden und geborgten Empfindung ist, das Echo einer Freude oder Klage, die wenn ich es fortführe, eher Deine Eifersucht als Deine Theilnahme wecken sollte."

„Seraphine!" rief ich entrüstet, „hat dies Alles Zusammenhang? Welchen Grübeleien gibst Du Dich hin. Ich verstehe nicht ein einziges Deiner Worte, und weiß nicht welch' räthselhafte Beziehung alle deine Gedanken haben. Die Liebe erhöht die Musik, wie sie Alles verklärt, was ohne sie nur Mechanismus, oder doch nur ein Leben ohne Gemüth und Seele ist. Wie ich die Natur nur verstehe an Deiner Hand, so auch alles Andere, womit die Kunst des Menschen

die Natur nachzuahmen, zu ergänzen und zu übertreffen sucht.“

Seraphine besann sich eine Weile, ehe sie antwortete: und als sie sprach, war es wieder kein tröstender Gedanke, der die Fäden ihrer Worte regierte. „Du weißt es nicht Edmund,“ sagte sie, „wie Du bist, wie ihr Alle seid oder doch werden könnt. Glaube mir, Musik wird uns eher hindern als verbinden. Du kannst mein Gefühl wahrlich nicht ertragen, wenn ich es so in das leere Nichts einer erträumten, dieß oder jenes Gefühl weckenden Situation hinaussinge. Ich lege etwas hinein, was Dir nicht gefällt. Ich bin unerträglich, wenn ich die Himmelsleiter des Gesanges besteige, und an den Sprossen prüfe, ob sie mich wohl tragen werden. Sei nur nachgiebig gegen mich und vertraue meinen Gründen, meiner Selbstkenntniß; ich hab' das Alles erlebt, ich bilde mir's nicht ein.“

Als sie dies sprach, zitterte ihre Stimme. Sie langte nach mir und drückte mich an ihr

Herz, um über meinen Schultern ihre Thränen zu verbergen. „Was ist Dir Seraphine?" Ich will sie zurückdrängen, um ihre Augen zu sehen; sie drängt sich aber fester an mich, um sie hinten zu verbergen. Ich ertrag' es eine Weile, und lege sie dann sanft auf einen Sessel nieder, knie zu ihren Füßen, und bitte mit tiefster Inbrunst: „Was quälst Du mich, Mädchen? Warum keine Klarheit zwischen uns? Du vernichtest mich durch die Widersprüche Deines Lebens; daß Du lachst und weinst, daß Du Alles bist unter einer Gestalt, und wieder nichts unter Hunderten, die Du zu gleicher Zeit annehmen kannst? O gib mir den Faden, der mich aus diesem Labyrinthe führe, auf jene sichere Warte führe, von wo ich Dich in allen Deinen Wegen und Strichen zu gleicher Zeit, überschauen, und ich beselig ausrufen kann: O Gott, dies Alles ist mein!

Seraphine entzog sich meiner Begeisterung nicht. Sie war selig von dem Momente ergriffen; aber in ihrer Reflexion schien etwas vorzugehen, was den Ausbruch ihrer Empfindung

hinderte. Ihr glänzender Blick ruhte fragend und zweifelnd auf meinem Antlitze. Sie besann sich auf etwas, das abwesend war und drückte krampfhaft meine Hand. Wir waren seither einverstandener; doch hatte dies Glück keine lange Dauer.

„Wenn ich Dir untreu würde," sagte sie bald darauf zu mir, stockte aber, da sie sich versprochen hatte. „Ich wollte sagen," fuhr sie fort: „Wenn Du mir untreu würdest, und ich Dich durch Resignation glücklich machen könnte, würdest Du sie zugeben?"

Ich verstand aufrichtig nicht, was sie sagen wollte. „Zugeben, daß Du resignirst?" fragte ich. „Zugeben, wenn es in meinem treulosen Interesse läge, Dich zu verlassen?"

„Wenn Du meine Schwester liebtest," sagte sie, „und ich träte Deine Hand an sie ab, würdest Du die meine segnen, oder ihr fluchen?"

„Ich glaube," sagte ich, „ich würde sehr glücklich seyn, Deiner ledig zu werden."

Als ich dies gesagt hatte, schien sie betrof-

sen, und versank in ein tiefes Nachdenken. „Aber würdest Du es nicht für unnatürlich halten," fragte sie mich, „wenn ich in Güte das abgebe, was ich so herzlich liebe, und diejenige beschenke, welche doch meine größte Feindin ist. Das Vorwaltende in der Liebe soll doch der Besitz bleiben."

Ich verneinte dies. „Auf keinen Fall, Seraphine; die Liebe ist Verlust, Entäußerung; die Liebe ist dann am reichsten, wenn sie Alles verschenkt hat."

„Das ist wunderlich," sagte sie nach einigem Nachdenken, schwieg wieder eine Weile und fuhr fort: „Aber ich glaube Dir nicht. Du bist sanft und nachgiebig in Deinen Ideen, aber verliere nur was Dir gehört, und Du wirst schnell aufbrausen. Ihr würdet es am liebsten haben, wenn zwei Herzen zu gleicher Zeit an euch hingen. Gern besäßet ihr das eine, möchtet aber auch das andere nicht aufgeben. Und dieß ist noch nicht einmal Alles; Du würdest Dich, wenn ich zu dem schmerzlichen Opfer

entschlossen wäre, mit Verwunderung nach mir umsehen, auf mich zukommen und sagen: Ei wie leicht wird Dir das! Und würdest das oft sagen, bis Du Deine neue Liebe vergessen hast, und an der alten noch so viel Interesse wieder gewinnst, daß Du für ihren schnellen Entschluß sie quältest, und sie aus Rache, daß sie einen Augenblick nur glauben konnte ohne Dich seyn zu können, beinahe tödtetest!"

„Das sind mir neue Lehren," mußt' ich antworten. „Wo ich liebe, ist mir Liebe ein Bedürfniß; und ich werde Jeden achten, der mir die Befriedigung desselben erleichtert. Hab' ich das Bedürfniß Dir untreu zu seyn, so könntest Du mir kein lästigeres Geschenk machen, als durch Deine ewige und unwandelbare Treue."

„Nein, Du Guter," sagte sie und reichte mir die Hand; „Du standest noch nicht im Feuer. Sei nur erst mitten drin, zwischen dem Plus und Minus Deiner gemüthlichen Besitzthümer; Du hältst die Probe der Großmuth nicht aus.

Warum liebst Du denn eigentlich? Hast Du Dir darüber Rechenschaft gegeben?"

„Wunderliche Frage!" sagt' ich, ärgerlich über diese kalte Dialektik.

„Nicht so wunderlich, Edmund," fiel sie ein. „Du liebst nur, weil Du weißt daß Du geliebt wirst. Daß unter den Tausenden, die sich herzen und gatten und behaupten, für einander geboren zu seyn und es auch sind, Du noch ein Wesen findest, was ihr Träumen und Denken, all' ihre Zukunft und Hoffnung auf Dich bezogen zu haben scheint, das Dich erwartete, Deiner bedurfte, und Jedes an Dir anerkennt, jedes Kleine und Große, jedes Zufällige und Absichtliche, jede Stärke und Schwäche; das ist der Zauber, der Dich fesselt und Dich wie durch eine optische Täuschung glauben läßt, der Trieb käme aus Dir, aus Deiner Sehnsucht, aus Deiner Wahl."

„Und wenn dieser Dein Irrthum richtig wäre?" fiel ich ein.

„Er ist richtig, und auch seine Folge ist rich-

tig," behauptete sie. „Der Gedanke der Trennung, ist das Bindende in der Liebe. Zu besitzen, ist Nichts; aber zu verlieren, ist Alles. Du weißt, daß ich Dich liebe, und kannst deshalb nicht von mir lassen. Schon die Vergangenheit kettet. Wir liebten uns, wir saßen hier, wir wandelten dort, wir lachten in einer Weinlaube, weinten unter einer Trauerweide, daß dieß Alles war, kann nicht ausgelöscht werden. Wir können nicht so gefühllos und boshaft seyn und sagen, daß dieß Alles nicht war, daß wir nichts erlebt hätten, wovor wir, wenn wir es nicht fortsetzten, erröthen müßten. Und dann die große Frage: Ist es möglich? Nämlich: Kann der Himmel einfallen? Konnte das Lüge seyn, was noch vor acht Tagen eine so selige Wahrheit war? Mit einem Worte: Nicht, kannst Du in mir zu Grunde gehen? sondern, kann ich es in Dir? Ich, der so und so Geartete in Dir, Dein Spiegel; ich, der Inhalt in Dir, dem Gefäße? Das ist es Alles: Egoismus!"

Ich war heftig erzürnt über diese leidenschaft-

liche und gehässige Deduktion. Ich griff nach meinem Hut und lief davon, und gab doch gleich einen Beweis, daß die Liebe Egoismus ist. Denn als sie mir nicht nachkam, mir nicht nachrief, war ich untröstlich; nicht daß es geschah durch mich, sondern daß es geschehen konnte durch sie. Sie hält mich nicht zurück, sie läßt mich toben, ohne daß sie zeigt daß es sie schmerzt. Sie kann das Gefühl der Leerheit, die nun in uns waltet, überwinden; sie hat soviel Inhalt in sich selbst daß ich sagen kann: Es ist Nichts! Ich hielt es nicht aus, sondern lief wieder zurück und quälte sie, mir doch den Schmerz zu erleichtern, der mir das Herz abdrückte und nicht so zu thun, als wenn er ihr Nichts wäre! Sie lächelte, und küßte mich, zuerst formell, allmählig mit Wärme. Wir gingen zur Gesellschaft in den Saal, wo ich vor lauter Betrübniß mich keines klaren Momentes bemeistern konnte.

Wär' ich ein Mann des Willens und schnell wirkender Energie, so hätt' ich nach dem Gefühl meiner Lage, auch zu handeln den Muth ge-

habt. Daß unſre Mißſtimmung unlöslich war, ſah ich wohl ein; aber wie ſollt' ich es anfangen Seraphinen zu verlaſſen? Sie ahnte meine Abſicht und ward darüber ängſtlich. Sie ſetzte ſich in Bewegung, wie ich deutlich ſah, die Conflikte zu hintertreiben, aber die Mittel die ſie wählte, goſſen nur Oel in's Feuer. Sie war geſetzt, bis zum Pedantismus. Sie trug ſich mit einer Sorgfalt die immer zu fragen ſchien: Gefall' ich dir ſo? Sie griff überall die Sentimentalität an, auf welche ſie täglich das Geſpräch brachte, und erinnerte mich an jene widerlichen weiblichen Weſen, die ſich über ihren Mangel an Empfindſamkeit brüſten, und den Mond und die Sterne, dieſe treuen Wächter der Liebe, bewitzeln können. O ich ſehne mich nicht nach jenem ewizen Naß des vorigen Jahrhunderts; aber einize Tropfen glänzender, verklärter Feuchtigkeit, thäten dieſen matten Seelen wahrlich Noth! Seraphine hatte Freundinnen, die ſich aus der Aufbewahrung von Freundſchafts- und Liebesreliquien ein heiliges Geſchäft

machten; die in ihren Schreibpulten für jedes werthe Herz ein eignes Fach hielten, wo mit rother Seide umflochten dessen Korrespondenz lag. Sie hatte Freundinnen, die sich Blumen auftrockneten, die man ihnen schenkte, und einen Frühlingsstrauß so viel Tage in frisches Wasser setzten, bis er unwiederbringlich verwelkt war Diese Alle mußten den Stachel ihres Spottes empfinden; wie sie auch eine Menge von neueren Dichtern und religiösen poetischen Erweckern bekrittelte, deren Leyer freilich etwas monoton klingen mag, die aber in empfänglichen Herzen immer eine gewisse heimliche Glut, und eine unter der Asche glimmende Rührung anschüren. Seraphine konnte eine lange Kritik über die Stunden der Andacht hersagen, worin sie dieses Buch als eine Erfindung des eleganten Modechristenthums schilderte und wahrlich sie vergaß dabei, daß diese Betrachtungen einer gewissen Bildungsklasse der Gesellschaft eine fortwährende Anreizung zum Blicke nach Oben sind, und sie zu einer sanften Tugendliebe verklären.

In meiner Verzweiflung griff ich nach einem Mittel, das mich den Ideen Seraphinen's näher bringen sollte. Ich glaubte noch, daß es uns nur an Verständigung fehlte, und schlug ihr deshalb ein Tagebuch und eine tägliche Correspondenz vor. Aber als ich nur das Wort ausgesprochen hatte, sagte sie mit schneidender Kälte: „Wir sind ja in einer Stadt, wir sehen uns ja!"

Dieß verwundete mich so heftig, daß ich an das Fenster lief und Luft schöpfen mußte. Sie kam mir nach und sagte begütigend: „Gewiß lieber Edmund, es ist nicht gut, daß wir uns schreiben. Im Tagebuche liebäugelt die Eitelkeit mit sich selbst, und selbst wenn wir uns Vorwürfe machen und mit Schärfe unsre Fehler rügen, so können wir schon daraus genug Eitelkeit saugen, daß wir da so gerecht gegen uns sind, und so rücksichtslos prüfen, und auf eine so ehrenvolle Weise uns zu bessern suchen! Die Liebe vollends erlischt bei einem nutzlosen Briefwechsel. Man spricht sich in mehr hinein, als man verantworten kann; man gefällt sich in

überlieferten Betheurungen und malt sich Wel-
ten aus, die nicht existiren und unsre Blicke
kalt werden lassen, wenn wir uns in der mat-
ten Wirklichkeit begegnen. Nimm Dich in Acht,
Edmund, daß unsre Liebe, keine Liebe auf dem
Papiere wird."

„Desto leichter kann man sie zerreißen," sagt'
ich mürrisch.

„Sei nicht ungerecht," suchte sie mich zu
beruhigen. „Du willst es gut, aber ich ver-
sichere Dich daß ich es noch besser will. Könnt' ich
auch Deinen Briefen, Du würdest nicht lang
den meinigen trauen. Denn ich habe nicht di
Festigkeit des Styles, die Dir zu Gebote steht
Ich muß viel Fremdes borgen, um mich auszu
drücken, und muß ihm meine Empfindungen un
terlegen. Ich würde viel Phrase in meine Er
güsse mischen und es nicht verdienen, daß D
mich deshalb hassen lerntest. Laß uns aufrich
tig gegen einander seyn, mittheilsam im G
spräch. Von Mund zu Mund, kommen w
eher zurecht, als durch eine Schwärmerei, d

wir uns verſiegelt und verſtohlen in die Hände drücken."

Sie mochte Recht haben, ich geſtand es ihr auch zu; aber ich verſprach mir nicht viel von dem weiteren Verlaufe unſeres Verhältniſſes. Eine abenteuerliche Scene kam mir zu Hülfe, um mich von all' meinem Unglück zu befreien. Ich hatte die Gewohnheit, zuweilen in einem Phaëthon mit Seraphinen in den nahen Wald zu fahren. Sie ließ ſich ungern dorthin führen, und geſtand mir endlich die Urſache ihrer Beklommenheit. So oft ſie allein wäre oder in einer abgelegenen Gegend, ſagte ſie, würde ſie an Philipp erinnert. Es war das Erſtemal, daß dieſer Name zwiſchen uns genannt wurde. Ich hatte an dem bisherigen Stillſchweigen über dieß Verhältniß ein heiliges Wahrzeichen haben wollen, daß ich nämlich Seraphinen ſo lange lieben wollte, bis ich ſie zum Erſtenmale den Namen jenes Mannes ausſprechen hörte. Jetzt that ſie es, und das zuſammenrinnende Blut machte mir eine Empfindung, beklommen zu-

gleich und doch angenehm. Es war mir, als hätte sich Seraphine in diesem Augenblicke um Etwas bei mir gebracht; als hätte sie etwa ein ihr anvertrautes Unterpfand so gut wie veruntreut. Sie erschrak über das Lächeln, mit welchem ich Philipps Namen und die Nachricht aufnahm, daß er seiner ungefähren Frau seit einiger Zeit Briefe schicke, und ihr mit einer eigenmächtigen Besitzergreifung ihres untreuen Willens drohe. „Was schreibt er denn sonst?“ fragt' ich.

Sie sagte: „Philipp dringt auf mein Versprechen wegen des Religionswechsels. Gewiß, dereinst im Jenseit die Hölle zu gewinnen, wollt' er sich hier wenigstens“ —

Ich ergänzte die Stockende: „dem Himmel nicht entgehen lassen.“

Am Tage nach dieser Eröffnung, fuhr ich mit Seraphinen in den Wald. Es ist ein herrlicher, schattiger Aufenthalt, den ich am liebsten habe, wenn ich ihn mit meinen Pferden durch ganz schmale, kaum fahrbare Wege durchstreife. Ich fahre selbst und habe nur einen Hund bei

mir, der durch das vom letzten Herbst übriggebliebene Laub raschelt, und Schnecken und Käfer anbellt, die er darin aufstöbert. Wie ich so mitten im dichtesten Walde fahre, hör' ich in der Ferne ein gellendes Pfeifen. Mein Hund horcht auf und läuft, als sich das Pfeifen wiederholt, spornstreichs in den Wald. „Das muß Philipp seyn," sagt' ich ruhig; „der Hund kennt ihn und ist an ihn gewöhnt. Sollte der Bursche etwas Böses im Schilde führen, so bin ich doch begierig, für wen sich das Thier entscheiden wird."

Seraphine beschwor mich umzukehren. Sie sah aber wohl ein, daß das Umwenden hier unmöglich war. Ich wußte, daß wir bald an die Landstraße kommen mußten und gedachte, in dem daran gelegenen Hause des Förstlers das Dach zu besteigen, auf welchem eine runde Platte zur Uebersicht in den Wald, angebracht war. Ich wollte mich nach meinem Hunde umsehen. Wir gelangten auch glücklich zur Wohnung des Förstlers; ich befestigte die Zügel der Pferde,

hieß Seraphinen einen Augenblick warten, und kletterte auf die kleine Warte hinauf. Wie ich oben war, sah ich Philipp mit dem Hunde ganz in der Nähe. Der Hund umwedelt und liebkoset ihn, und Philipp, mechanisch des schuldigen Respektes eingedenk, greift nach dem Hute um zu grüßen. Ich will Seraphinen nicht allein lassen, gehe von der Platte und höre wie ich hinuntersteige einen lebhaften Peitschenknall und fröhliches Hundegebell. Ich stürze die Treppe hinunter, bin unten, und sehe, daß Seraphine von Philipp in dem Phaëthon davon geführt ist. An ein Nachkommen war nicht zu denken; ja hätte ich ein Pferd gehabt, ich würd' es nicht gethan haben; denn Seraphine hatte nicht Hilfe gerufen, sie wandte sich nicht einmal um nach mir. Da ich wußte, daß Philipp ehrlich war, machten mir Pferde und Wagen keine Sorge.

Unvergeßlich wird mir die Stimmung bleiben, als ich mich hier so verlassen und einsam erblickte. Ich wandelte träumend durch das Gebüsch, und warf mich, übermannt von meinem

Schmerze, auf die weiche Decke des hier frischen, dort verdorrten Grases hin. So im Nu wurde ein Faden abgeschnitten, der sich zu meiner Qual bis ewig fortzuspinnen gedroht hatte, und der nun, da er zerriß, mich doch die bittersten Thränen kostete. Ich beklagte nicht mein Geschick, sondern nur meine Thorheit, die es herbeigeführt hatte. Ich suchte Trost in einer Fülle von Vorwürfen, in der ich meinen verlassenen und vereinsamten Schmerz zu ersticken suchte. Ich hatte sie geliebt, wie ein Weib, wie ein Narr. Ich hatte ein Wesen von mir gestoßen, das die Erfahrung des Lebens kannte, und von einer Saat reicher und schöner Gedanken befruchtet war. Meine Neigung war unnütz; die ihre war Samen gewesen, der nicht gedeihen konnte, da wir beide die natürliche Ordnung des Mannes und Weibes umgekehrt hatten. Ich sah ein daß, meinen Ansprüchen nachzuleben, für einen so starken Willen Entkräftung gewesen wäre, daß ich mich zu ihr hätte emporheben, statt sie zu mir herunterziehen sollen. Ich hatte

ſie ſo gequält und ſie ſo irre gemacht an mir, an ſich ſelbſt, und an dem Glauben über die Dinge dieſer und jener Welt, daß ſie nicht anders konnte, als ſich in den rohen und brutalen Willen eines Mannes fügen, der Meerestief unter dem hellen ſchönen Spiegel ihres Auges und ihres Geiſtes ſtand. Ich weiß nicht, wie ich aus dem Wald gekommen bin, und habe heut zum Erſtenmale Seraphinen wieder geſehen.

Edmund hatte dieſe Geſtändniſſe geſprochen, indem er die beiden Arme und das Haupt auf die Seitenlehne des Ruhebettes legte, auf welchem ihm Julie zuhörte. Jetzt blickte er, wie aus einem Traum erwachend auf, ſah die Lichter alle heruntergebrannt, das Zimmer ſchaurig düſter und hörte auf dem Tiſche nur eine kleine Uhr ihre ängſtlichen Schläge meſſen. Er näherte ſich Julien, ſah ihr in's Geſicht, und fand ſie in tiefen Schlaf geſunken. Die Bruſt wollte ihm zerſpringen vor klopfender Herzensangſt. Er beſann ſich eine Weile was er thun ſollte, ergriff aber bald ſeinen Hut und ſchlich leiſe auf den Zehen aus dem Zimmer, durch die matt erleuchteten Gänge und Treppen bis zur Hausthür, die ihm ein ſchlaftrunkener Portier öffnete. Auf der Straße war Alles ſtill. Die Laternen wollten eben auslöſchen, und nur in der Ferne hörte

er den hallenden Gleichtritt der Patrouillen
Um Alles kürzer und bald Ruhe zu haben
ſtieg er in ſein im untern Stock gelegene
Fenſter ein, und warf ſich, angekleidet wie e
war und erſchöpft, auf ſeine nächtliche Lage
ſtatt.

# Drittes Buch.

Arthur und Edmund, Ihr beiden Wendekreiſe, durch welche meine Jugendſonne geſchritten, ich ſah Euch wieder! Ich erblickte Dich Arthur mit Deinem ſtürmenden Drange, Hohes zu denken und zu thun, Dich, Edmund, Du weiches zartes Gebild, ſchöner als Arthur aber kein Granit, wie der! Wir ſtanden uns ſtumm gegenüber, unſre geſenkten Augenwimpern beſchatteten zwei Geheimniſſe, die doch ach! in Euern Seelen noch nicht ganz verklungen ſind? So zu ſtehen in einer Gegenwart, die ihre Pflichten, ihre Wirklichkeit hat, der wir mit Theilnahme angehören, und ſo plötzlich in die Vergangenheit zurückverſetzt in Etwas, das nicht blos Erinnerung iſt, ſondern lebendige Täuſchung mit ſauſender Wahrheit, mit ſprechenden Pflich-

ten und uns wohlbekannten weinenden Schmer-
zen — Es ist ein Gefühl, klar genug aber nicht
klar zu machen. Und nun Beide, die Ihr von
einander nichts wisset und ich dazwischen stehend,
Jedem von Euch ein Ganzes, mir selbst aber
zersplittert, vielleicht so wie Kieselsteine sich zer-
schlagen lassen, daß alle Theile die Form des
Ganzen tragen. Oder habt Ihr Ahnung von
einander?

Ich umschlang Euch Beide mit so innige
Liebe, daß Ihr mir nur ein Name waret, ein
Ziel, ein Höchstes! Ich habe nie aufhören kön-
nen, in Edmund Arthur zu lieben, und in dem
Bilde wo es Arthurs Erscheinung nicht bedurfte,
um es in meiner Seele wieder aufzufrischen, fehl-
nicht einer der sanften Züge die Edmund gehören.
Eure Namen sind nur veränderte Zeiten, verän-
derte Entschlüsse, sind nur eines Mannes Be-
zeichnung, während der Zwiespalt und die Zwei-
heit nur in mir liegen. Ich war die doppelte
Person die heute Arthur, morgen Edmund hieß,

die eine einzige hohe Gottheit durch zwei entgegengesetzte Opfer ehren wollte!

Schmerzliche Täuschung! Ich hatte geglaubt, daß wie Arthur und Edmund in der Liebe für mich nur Eines waren, sie auch die Natur als Zwillingsbrüder geschaffen, und mit gleichen Gaben und Ansprüchen ausgestattet hätte. Was ich aber sahe, war, daß sie sich alle gleichen in dem Maaße von Theilnahme, deren ihr Herz bedarf, daß aber die Mittel und Formen ihnen das einzuflößen, was der Durst nach ihnen ist, die Liebe der Geliebten, die verschiedensten sind. Zu weich gegen Arthur, glaubte ich gegen Edmund hart seyn zu müssen; und dessen Arthur bedurfte war dasjenige, was Edmund bei mir am liebsten preisgegeben hätte. Wodurch ich sie beglücken wollte, dadurch verdarb ich sie. Wer ist unglücklicher, als ein Weib das liebt und nicht weiß, ob sie es gern hell oder dunkel, lieber blau als roth, lieber süß als salzig haben?

Ich will die wenigen Augenblicke, die ich vom Umgange mit meinen Zöglingen sparen

kann, ich will die ſtille Stunde der Nacht der Erinnerung widmen und mir die Welt, die mir durch Perſonen wie Arthur und Edmund nicht verſinnlicht werden kann, mit liebendem Andenken auf das Papier zeichnen. Es war nur ſtilles Leben das mich ſeither umgab, aber es pulſete mächtiger als wär' ich im Strudel des großen Lebens geſchwommen, wo man über dem Eifer kleine Sandbänke und Zielpunkte zu erreichen, die Abwechſelungen der ſchwimmenden Fahrt ſelbſt vergißt und nur dumpfes brauſendes Waſſer im Ohre fühlt. Die unvergeßlichſten Momente ſind die kleinen und unſcheinbaren des Genuſſes, ſind jene ſtillen Träumereien auf einer Bank, die ſich an ein Weingeländer lehnt, ſind jene Augenblicke wo uns zuweilen iſt, als dränge nur eine Note, kaum ein halber Takt einer göttlichen Sphärenmuſik, welche durch das Weltall tönt, an unſer betroffenes Ohr. Wenn ich an einem See ſtehe und blicke den ſchwarzen Spiegel entlang, ſo zuckt dort unten ein ſilberner Strahl. War's ein Sonnenblick, oder ein Fiſch, der die glän-

zenden Flossen schüttelte? — Der leuchtende Punkt ist unvergeßlich, und so blitzen durch die Nacht der Vergangenheit erinnerungsfrische Punkte, spielende Floßfedern, aber bleibende! So weiß ich, wie ich als Kind vor unserm Hause stand und eines Abends die Wolken anstaunte, die sich in verworrenen Schichten an dem dunkeln Himmel thürmten. Also dort hinten wohnt Gott? Ein heiliger Abend, den ich nicht beschreiben kann, den ich nur unvergeßlich fühle. Oder jener Regenbogen, der noch immer mit seinen Farben vor meinen Augen prangt, als man mir sagte, an den beiden Enden wo er die Erde berührte, läge ein Haufen Goldes! Ich glaubte der Sage, doch fiel es mir nicht ein ihren Werth zu prüfen, indem ich drüben in des Nachbars Garten gestiegen wäre, wo sich die leuchtende Wölbung mit dem einen Flügel zur Erde niederzulassen schien. Und so zahllose, stille Momente! Ein Weihnachtsmorgen, wo ich nur mit meinen Zehen auf eine schwache Eisdecke drückte, die sich in der heiligen Nacht über einen

kleinen Pfuhl vor dem Hause gezogen hatte: Was ist dies nun? Eine unbedeutende Erfahrung, eine Fußzehe, ein wenig Eis und ich vergeß es nicht; ich muß immer darauf zurückkommen, wenn man mich frägt, ob ich aus meiner Kindheit mich wohl noch irgend eines Momentes entsinnen könnte.

Als ich mich von Edmund trennte, war es auch ein solcher Ruhepunkt, wo ich Nichts erlebte und doch Alles auf einmal zusammenkam, so daß ich öfter an diese denken werde als an jene, wo mir der Athem und das Bewußtseyn ausging, an die Zeiten Arthur's und Edmund's. Es ist eine Periode der Besinnung und des Nachdenkens, die ich mir redlich aufzeichnen will. Euch ruf ich an, ihr stillen Schauer der Nacht, zu wachen über mir, und mein Herz zu durchzittern, daß ich Wahrheit rede vor Gott!

Als ich Edmund oben auf der Warte des Jägerhauses sahe, wurde dicht in der Nähe mein Name gerufen. Ich wende mich um und erblicke Philipp, der sich mit kaltblütiger Ent-

schlossenheit auf den vordern Sitz des Wagens schwingt, die Zügel ergreift und mit mir davonfährt. Die plötzliche Erscheinung hatte meinen Willen so gelähmt, daß ich nicht wagte mich umzusehen, ja es war mir als zwänge mich eine dämonische Macht vorwärts zu blicken, und Edmund und die ganze Welt, die hinter mir lag, auf ewig zu vergessen. Die Eile, mit der Philipp durch den Wald jagte, ließ mich zu keiner Besinnung kommen; ich erschöpfte meine Kraft, und durch Nichts so sehr, als durch das Erstaunen, daß ich so fügsam seyn konnte, schwieg und die Oberherrschaft des Mannes vor mir, wie durch einen Instinkt, anerkennen mußte. Ich hielt dieß wechselseitige Stillschweigen nicht aus. Philipp war schon mehre Stunden gefahren, und noch immer wandt' er sich nicht nach mir zurück, und gab mir eine Erklärung über sein Vorhaben. Sie von ihm zu fordern, war ich unfähig. Eine unerklärliche Gewalt zwang mich, ihm Gehorsam zu leisten. Statt zu zürnen, oder nur um Aufklärung zu bitten, wandt'

ich mich zuerſt an ihn, legte meine Hand auf ſeine Schulter und ſtieg, da er auf Nichts achtete, vorn auf ſeinen Sitz und ſagte, als wär' es meine Pflicht ihm entgegenzukommen und ihn zu beſänftigen: „Hier gehör' ich her!“ Da er noch ſchwieg und mich nur mit einem prüfenden Blicke betrachtete, ſo konnt' ich nicht anders, als zärtlich gegen ihn ſeyn und ihn, nur um ein Wort zu erobern, mit Verſicherungen meiner Anhänglichkeit überhäufen. „Was iſt Dir Philipp? Du ſprichſt Nichts, ich habe wahrlich Unrecht gegen Dich.“

Seine Antwort fing mit den Pferden an. Er ſagte, daß ſie nicht weiter könnten, wir es aber müßten. In einem kleinen Dorfe, das ganz nahe gelegen ſei, woll' er das Fuhrwerk an den Eigenthümer zurückſtellen, wir ſelbſt aber müßten noch eine Strecke zu Fuß gehen, bis wir übernachten könnten.

Dies Alles ſprach Philipp mit einer Zartheit und Zurückhaltung, die mir an ihm wohlbekannt war, und die mich immer zu ihm ge-

zogen hatte, weil ſie eine mangelhafte Bildung leicht vergeſſen machen konnte.

Als wir darauf Arm in Arm, durch den ſchon finſtern Wald gingen, ſprach er nicht ein Wort von der Untreue, die ich an ihm mit ſo leichtem Herzen begangen hätte, ſondern ſagte: „Du weißt Seraphine, daß wir durch ein höheres Band verknüpft ſind, als Menſchen und Prieſter es weben können. Ich bin durch Dich in eine zweifelhafte Stellung zur Ewigkeit gekommen; Du ſelbſt haſt ein viel zu reines Gewiſſen, als daß Du Dich jemals in Deinem Leben auf die Dauer wirſt mir entziehen können: Ich laſſe Dich in den Kreiſen, wohin Dich der Zufall oder der Trieb meiner los zu werden, führen mag, aber ich bin gewiß, daß wenn Du auch keine Sehnſucht haſt zu mir zurückzukehren, Du doch niemals widerſtreben wirſt, wenn ich Dich hole. Du kannſt in jene Welt nicht zurück, aus der ich Dich eben genommen habe, und um es mit einem Worte zu ſagen, ich bedarf Deiner.“

Er eröffnete mir hierauf, daß ihn seine Seele um Alles bekümmere. Wir wollten freundschaftlich mit einander wohnen, er würde Alles achten, was ich ihm nicht freiwillig bieten würde, und von mir nur ermunternden Zuspruches gewärtig seyn. Ich vergaß schnell die Vergleichung meiner jetzigen und früheren Lage, und ging mit Vorliebe auf religiöse Gespräche ein, welche ihm die liebsten waren. So gelangten wir im tiefsten Dunkel, nur vom Wilde zuweilen aufgeschreckt, das sich aus dem Gebüsch vernehmlich machte, zuweilen von einem fallenden Schusse, wo Philipp immer stillstand und etwas vor sich hin sprach, in eine dicht von Bäumen umschlossene einsame Wohnung, die sich durch ein einziges Licht schon aus weiter Ferne den Wanderern angekündigt hatte. Ein paar Hunde fuhren auf, schwiegen aber, da sie Philipps Stimme hörten. Wir traten in das kleine Haus ein und begaben uns in das Zimmer, von wo das Licht durch die Fenster gefallen war. In einem Lehnsessel schnarchte eine alte Frau, die noch den Faden

des Spinnrockens der vor ihr ſtand, in der Hand hielt und durch eine ihr von der Naſe gefallene Brille verrieth, daß ſie in einem auf dem Tiſche liegenden Buche geleſen hatte, oder leſen wollte. Philipp rüttelte ſie wach, und brauchte dabei ziemlich derbe Ausdrücke, die ſeinem feinen Weſen ſonſt fremd waren, verlangte eine Lagerſtatt für mich, Nachteſſen für uns Beide, und ſchien mir ſo ziemlich zu Hauſe zu ſeyn, da man ſelbſt wenn man bezahlt, ſchwerlich ſo entſchieden fordern konnte. Die Alte ſetzte ſich in Bewegung, ließ uns allein und kam erſt nach einer langen Weile mit klappernden Tellern und Gläſern zurück. Auch Philipp ließ mich einigemal allein während wir aßen; er ſtand mit vollem Munde auf und ging zur Alten hinaus, mit der er bald ſehr laut über die geringfügige Mahlzeit tobte, bald wieder flüſterte, was mir recht unheimlich vorkam. Ich fragte ihn, was dies für ein Haus wäre, und er ſagte mir, wie verwundert über Etwas das ſich von ſelbſt verſtünde: Ein Wirthshaus. Ich dachte an keine böſe Abſicht, und folgte

ruhig in den ersten Stock, wo mir die Alte in einem Kämmerchen ein nothdürftiges Lager hergerichtet hatte. Da Alles um mich her ganz still war, so schlief ich vor Ermüdung bald ein.

Kaum mocht' ich jedoch eine Stunde geschlafen haben, als ich aufwachte. Ich fuhr auf, als hätte mich etwas erweckt, das sich erhorchen ließe. Aber ich hörte lange Nichts. Erst als ich wieder einzuschlafen versuchte, vernahm ich ein nicht weit entferntes Gespräch, an welchem bald mehr bald weniger Personen Theil nahmen. Wie von brennenden Fackeln fielen in meinen engen Schlafraum zuweilen vom Hofe her helle Lichtstreifen, die mir an der Wand bald den kleinen Spiegel bald ein Muttergottesbildchen zeigten. Die Neugier trieb mich aus dem Bette, ich sah in den Hof, wo mehre Männer bei Laternenschein von Gegenständen, die sie sich wechselseitig von den Schultern nahmen, einen kleinen Haufen thürmten, den sie dann wieder in Keller und Speicher abtrugen. Ich sahe bald, daß es todte Rehe und andere Waldthiere waren. Für

ein Haus in dieſer Lage, ſchien mir dies nichts Neues; ſelbſt daß Philipp dabei beſchäftigt war, fiel mir nicht auf; ich kehrte in mein Bett zurück, und ſchlief bis zum frühen Morgen.

Wie ich erwachte, konnt' ich von meinem Bett aus in den Hof ſehen, wo Philipp unten mein Fenſter fixirte, und mein Herunterkommen zu erwarten ſchien. Ich kleidete mich ſchnell an, bekam im Hausflur ſehr freundliche Morgengrüße von ihm und der Alten, und ſetzte mich in ein kleines wunderliches Fuhrwerk, das nur aus einem Kaſten über zwei Rädern beſtand, und von drei großen Hunden gezogen wurde. Philipp ſelbſt ging nebenher und ſagte: „So lange wir im Walde ſind Seraphine, geht das recht gut, die Thiere halten ſchon ein paar Stunden aus, kehren dann auf ihre eigene Gefahr wieder nach Haus zurück, und wir ſehen dann ſchon zu, wie wir weiter fortkommen."

Arthur hat immer geſagt, ich wäre leichtſinnig; und jetzt ſahe ich wohl, daß er Recht

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04295/016

hatte; denn ich war seelenvergnügt über unsern Aufzug, und scherzte mit der besten Laune über meine Lage, von der ich keine Vorstellung hatte. Am Ende des Waldes sagte Philipp den Hunden Etwas in's Ohr, worauf die Thiere wie toll den Weg zurückliefen. Als ich darüber lachte, sagte Philipp, dieß hätte er von einem alten Norwegischen Jäger gelernt, der 1814 mit Carl Johann in Deutschland gewesen wäre. Die Lappländer machten es so mit ihren Rennthieren; und überhaupt fügte Philipp mit seinem gewöhnlichen Aberglauben hinzu: „Es gibt wunderbare Dinge in der Welt." Ich griff dieß sogleich auf und begann unsere geistlichen Gespräche fortzusetzen. Es war ein feierlicher Sonntagsmorgen der uns umwehte, indem wir so traulich durch die schwellenden, überreifen Saatfelder wandelten. Die Lerche wirbelte in der Luft; Philipp holte mir Kornblumen, die ich zu einem Kranze wand, die Glocken läuteten aus den Dörfern, die etwas tiefer im Thalgrunde lagen, geputzte Kirchgänger grüßten uns, in-

dem sie eilfertig schritten, um in die Messe zu kommen. Dieß anmuthige Wandeln dauerte bis Mittag. Dann miethete Philipp in dem Dorfe wo wir aßen, einen Leiterwagen, den sie ungern hergaben, weil es morgen in die Erndte ging. Das Exemplar, das wir bekamen, war kläglich genug. Ein Brett wurde in die Quere gelegt und an den beiden Seiten angebunden; ein Kissen von geschnittenem Stroh war in Ansehung des ganzen Gestells schon ein ausschweifender Luxus. Wir lachten jedoch mit Zufriedenheit über Alles was uns begegnete; Philipp rauchte sein Pfeife und ich sang, seit langer Zeit zum Erstenmale, der fröhlichen Menschen mich freuend, die in den Wirthshäusern wo wir hinkamen, bei Musik und Tanz, die kurze Blüthe feierten, welche zuweilen auch von den Disteln ihres Daseyns getrieben wird. Gegen Sonnenuntergang kamen wir endlich in dem Städtchen an, wo Philipp seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und ich die heilige Verpflichtung zu haben glaubte, hinfort ruhig und mit Ergebung

in mein Schicksal zu bleiben. Man fährt über ein kleines Wasser, ehe man in die Stadt kömmt, d. h. es war eine Brücke da, aber die Hitze hatte den Bach ausgetrocknet. So dacht' ich von mir selbst. „Sei nur immer eine Passage für die Menschheit," sagt' ich still in mich hinein; „ein Uebergang, eine Hilfs- und Rettungsbrücke für die Deinen. Jetzt hast Du keinen Strom, Philipp ist nur ein schmaler Streifen Wassers, und unvergleichbar jenen stürmenden Bergkatarakten Arthur, und jenem murmelnden mit Blumen besetzten Wiesenbache, Edmund! Und wenn du Nichts wirkest, Seraphine, denke nur immer, daß du es wolltest, daß du dastehest mit ausgebreiteten Armen, strebend und anbietend, eine Mühle, die immer im vollem rauschenden Gange ist, wenn für die Menschheit auch nicht einmal so viel Körner, als auf eine Aehre gehen, zwischen die umrollenden Steine fallen!"

Das Häuschen, in welchem ich hinfort wohnen sollte, gehörte Philipps Mutter und war

zugleich auch von seinem Bruder bewohnt. Wir waren so schnell vor demselben angekommen, daß mich Philipp kaum noch bedeuten konnte, man wüßte hier Nichts von seinem Religionswechsel; man glaubte auch von mir nur, daß ich durch irgend eine herrschaftliche Veranlassung seiner Obhut anvertraut wäre. Die alte Mutter steckte ihr Köpfchen aus dem Fenster, lachte und nickte ohne aber auch nur einen Schritt uns entgegen zu thun. Ich sah bald, daß sie vor Alter etwas beschränkt war und daß man sie dahin treiben mußte, wohin man sie haben wollte. Sie sagte immer, sie wolle Alles thun, und daß es gleich fertig seyn würde; wenn man aber nachsahe, so hatte sie noch gar nicht angefangen. Sie stand mir minutenlang gegenüber, die Hände über den obern Leib gefaltet, und betrachtete mich mit wohlgefälligem Beifallnicken, ohne daß sie wahrscheinlich wußte, worüber sie bei mir denn eigentlich zufrieden seyn durfte. Ich sagte ihr: „Mutterchen, Sie sind wohl schon in den Sechzigen?“ Und Beifall nickend antwortete

sie: „Ja, sie wird gleichen seyn.“ Sie meinte nämlich eine Suppe, die übrigens noch nicht einmal auf dem Heerde stand. Als ich ihr dieß bemerkte, lachte sie übermüßig und schickte sich an, auf Philipps dringendes Verlangen einen Abendimbiß zuzubereiten. Er gab seine Befehle so laut, daß ich auf die Taubheit der alten Frau schließen mußte.

Die Lage des Häuschens war mitten in einer Straße, welche aus lauter kleinen Wohnungen mit runden und mit Blei befestigten Fensterscheiben bestand; aber sie hatte sich im Innern so gut geschmückt als es ging. Die Wand nach dem Hofe zu war mit einem üppigen Weinwuchs besetzt. Hof und Garten liefen in eins. Vorn waren Beete angelegt, die reichliche Küchengewächse trugen, dann kam ein Brunnen, ein paar Obstbäume, ein kleiner Pfuhl für Gänse und Enten und zuletzt eine Laube, welche sehr dicht bewachsen war, in welcher aber nicht die Liebe, sondern die Wirthschaft ihre Zuflucht gefunden hatte. Zuber und Eimer,

der ganze Waschapparat ſtand an dieſem anmuthigen Orte aufgeſchichtet. Gränzen gegen das Gebiet der Nachbarn waren nirgends gezogen; das Augenmerk und die Ehrlichkeit waren der Zaun, der das eine Gebiet vom andern trennte. Ich nahm das Alles noch am halben Tage in Augenſchein, und dachte ſehr eifrig darüber nach, wie man wohl aus der herrlichen, mit ſogenanntem wilden Wein überzogenen Waſchküche wieder eine Laube, wenn auch nicht für die Liebe, doch für die Einſamkeit machen könne.

Als ich in das Haus wieder zurückkam, war die Alte ſchon zu Bette gegangen, hatte den Feuerheerd, die Suppe und die Kartoffeln dem Zufall und dem Anbrande überlaſſen, und ſchien die neuen Ankömmlinge plötzlich wieder vergeſſen zu haben. Das Feuer loderte flackernd in den Schornſtein empor, es ziſchte aus allen Töpfen; Philipp und ich wir laufen Beide hin und ſind um die Hälfte unſerer Labung betrogen. Philipp lärmte im Hauſe, richtete aber Nichts aus, ſon-

dern mußte froh ſeyn, das Zimmer unverſchloſſen zu finden, welches künftig von mir ſollte bewohnt werden. Es hatte die Ausſicht in den Hof und Garten, und war gar anmuthig ausgeſtattet. Sehr viel Embleme des Katholicismus, ein kleiner porzellanener Kalvarienberg ſtanden unter dem Spiegel auf der weißen Decke, welche auf einem Pfeilerſchränkchen ausgebreitet war. Eine Menge wahrſcheinlich im Würfelſpiel auf Jahrmärkten gewonnener Gläſer, ſtanden rings um die heilige Paſſion, ja es fehlte ſogar nicht an einer Katze aus Gyps, die mit dem Kopfe hin und herwackelte. Es war eine herrliche Nacht, die Sonne ohne Wolkengefolge untergegangen, die Sterne ſich tief in den nächtlich blauen Himmel verſenkend. Die Menge von Gärten, die ſich hier alle überſehen ließen, lagen in ödem Schweigen da; zuweilen nur ſchrie eine Gans, die aus einem Traume auffuhr, oder ein Hahn, der ſich in der Zeit verrechnet hatte, krähte vorzeitig laut. Was ich ſchon Alles geweſen war, und wie nun dieß

Alles noch werden sollte — Ich blickte mit einem erstaunten Lächeln in den dunkeln Nachthimmel, und flüsterte zu Gott, daß hienieden Alles auf sich beruhe und gleichgültig wäre, wenn man sich mit ihm nur unter vier Augen beisammen fühlen könnte. Wer konnte sich zwischen mich und den Himmel drängen?

Ich mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, als ich von einem im Hause erhobenen Lärmen erwachte. Eine fluchende Stimme polterte die Treppe hinauf, und benahm sich dabei so schwerfällig, daß ich auf einen Berauschten schließen mußte, der erst so spät aus dem Wirthshause heim kam. Er mochte schon oben seyn, als man einen starken Fall hörte. Ich wollte hinzuspringen, hörte aber bald jenes zufriedene Lachen, welches Menschen in dem vermutheten Zustande eigen ist. Eine Hand tastete an der Wand. Der Ankommende suchte fluchend seine Thür und schien endlich in sie hineinzustürzen, ohne daß ich hörte, daß sie wieder angelehnt wurde. Endlich war Alles still, und

von der Müdigkeit überwältigt, ſchlief ich wieder ein.

Am frühen Morgen wurd' ich wieder durch Geräuſch geweckt; aber auf eine weit angenehmere Art. Ein recht gut klingendes und wohlgeſtimmtes Klavier wurde kräftig angeſchlagen, und ich traute meinem Ohre kaum, da die Akkorde aus jenem Zimmer zu kommen ſchienen, welches in der Nacht mit ſo vieler Ungewißheit geſucht wurde. Ich warf mich in ein Morgenkleid, öffnete das Fenſter, in welches eben der erſte Frühſtrahl der aufgehenden Sonne fiel, lehnte mich hinaus, und ſog mit der freien friſchen Luft der Natur eine Fülle von ſchmelzenden Tönen ein, welche aus einem nach dem Hofe zu geöffneten Fenſter kamen. Es waren die reizendſten und ſchwierigſten Compoſitionen der klaſſiſchen Meiſter, welche hier von einer geübten Hand geſpielt wurden. Eigene Phantaſien löſten die Noten ab; im Anſchlag erkannt' ich den fertigen Techniker, im Ausdruck aber, in der Modulation, in den Tempis eine mit dem tiefſten We-

ſen der Muſik vertraute Meiſterſchaft. Der Spielende mußte ein Mann ſeyn, was ich aus ſeinem häufigen Räuſpern erkannte. Endlich ſchien er die Kehle rein zu haben, und begann mit einer tiefen und ſonoren Baßſtimme einige Arien zu ſingen, welche von dem routinirteſten Sänger in der Reſidenz nicht beſſer vorgetragen werden konnten. Einige komiſche Stücke von Mozart, von Cimarosa und älteren Italiänern, waren durch ächt theatraliſchen Humor ausgezeichnet. Ich kann das Gefühl nicht beſchreiben, das ich bei dieſen unſcheinbaren Umgebungen über die Entdeckung eines muſikaliſchen Genie's empfand.

Eine Magd, die erſt dieſen Morgen zugezogen war, wollte mir im Ankleiden behülflich ſeyn. Philipp rief mich in das Wohnzimmer hinunter, wo die Alte ſchon mit vieler Behaglichkeit ihr Frühſtück ſchlürfte. Sie nickte mir ſehr freundlich zu, und gab mir, als ich mich ſchon geſetzt und mit Philipp geſprochen hatte, noch wie nachträglich, als etwas Vergeſſenes die

Hand. Alles was ſie ſprach, waren nur die Worte: „Ja, ja.“ Aber ſie verſtand dieſe beiden Sylben ſo eigenthümlich im Tone zu variiren, daß mir, was ſie ſagte immer wie eine ſehr lange und ausführliche Rede vorkam. Ich fragte Philipp nach dem Virtuoſen neben mir. Er ſagte: „Das iſt mein Bruder. Er verſteht Muſik, das muß man ihm laſſen; er iſt Organiſt in der Kirche!“ Nach dem Störenfried von geſtern Nacht fragt' ich nicht, denn ich war überzeugt, er wäre im Hauſe nur eingemiethet und hätte mit Philipp und ſeinem Bruder nichts weiter zu ſchaffen. Als ich darauf in den Garten ging, hört' ich den jungen Organiſten noch immer mitten in ſeinen Studien. Er hörte auch die Hälfte des Vormittags nicht auf, kam nie an das Fenſter, ſondern ſpielte und ſang abwechſelnd mit einem unermüdlichen Eifer. Philipp holte mich darauf ab, einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Um der gaffenden Neugier zu entgehen, nahmen wir den kürzeſten Weg. Wir waren bald draußen im Felde, und ſchlu-

gen unſern Weg rings um die offene Stadt ein. Hier gab es viel über kleine Gräben zu ſpringen, und durch tief gelegenes feuchtes Gras zu ſchreiten. Da rings um die Stadt ſchon geerntet war, ſo hatte man eine weite Ueberſicht der Ebene. Durch die Kartoffeln verkürzten wir uns die Umwege, zuweilen ſehr ſcharf darob von einem Bürger angeſehen, der mit Hut und Stock auf ſeinem Grundſtück poſtirte, und erſt nach einigem Beſinnen unſer Grüßen erwiederte. Ich wurde müde genug, daß wir uns auf eine Wieſe mit rothen und weißen Kleeblumen niederſetzten. Ich ſuchte nach einem viergeſpaltenen Kleeblatt. Philipp half mir; aber es traf ſich Nichts.

„Ich ſehe wohl,“ begann jetzt Philipp, „daß ich recht thörigt gehandelt habe, Dich in dieſe abgeſchiedene Welt zu verſetzen. Du kannſt vielleicht Freude an der Einſamkeit finden; das war auch mein Gedanke; aber jetzt ſeh' ich erſt, daß Du gar nicht einſam biſt, ſondern durch meine taube und ſchwache Mutter und manches Andere recht geplagt ſeyn wirſt. Sage mir nur, wie

ich es nun mit Dir machen soll? Ob Du wieder in Dienst gehen willst, oder zu Deinen Eltern?"

Ich antwortete ihm, daß es mir in der Lage recht wohl gefiele, und daß ich, wenn sie nicht so sonderbar wäre, sie wohl immer theilen möchte. Inzwischen aber blieb' ich noch gern hier, und wollte die Zeit benutzen, mich zu sammeln und nebenbei recht verständig zu werden.

Das schien Philipp zu erfreuen und er sagte, indem er die Luft in seinem Pfeifenrohr probirte, und den Schwamm zurecht legte, um sich Feuer zu schlagen, mit leiser Stimme: „Wenn Du mir nur ein wenig gut seyn könntest!" Ich wußte darauf vor Verlegenheit Nichts zu antworten, und fragte ihn blos, ob er denn noch immer hübsch kräftig an Luther glaubte?

„Ei," sagte er, indem er sich seine Pfeife anrauchte: „das ist ja Alles Schnickschnack! Ich mache mir keine Scrupel mehr; denn der Mensch ist immer besser, wenn er das zu übertreffen sucht, was er eigentlich durch die Natur schon ist! Wenn ich immer höre, daß so die Juden

von ihrer Ehre sprechen, und daß sie sich darum nicht können taufen lassen, so möcht' ich doch wissen, ob es nicht eine größere Schande ist, wenn man keinen freien Willen hat? Was sie mir gespritzt haben bei meiner Taufe, oder fortgeschnitten bei meiner Beschneidung, das kann wohl so ziemlich meine Ehre nicht seyn, weil man mich wenig darnach gefragt hat. Was man ist, soll man durch sich selber seyn; und ich gestehe Dir, ich komme mir groß vor unter diesem Volk, wo ich früher das Paternoster artig mitgemacht habe."

Als er dieß sagte, zog eben ein Priester an uns vorüber, vor welchem das Hochheilige getragen wurde. Philipp war so sehr an die Reverenz gewöhnt, daß er aufsprang, seine Pfeife ins Gras warf und die Mütze zog. Er war über diese Inkonsequenz so beschämt, daß ich ihn nicht erst auszulachen brauchte, sondern auf das dürre Gras verwies, welches von dem heißen Porzellankopfe ringsum versengte.

Nach Hause zurückgekehrt, ging ich erst um

meinen Hut abzulegen auf mein Zimmer, und hörte, als ich darauf die Treppe wieder herunterstieg, einen so gräßlichen Lärm in dem Wohnzimmer, daß ich nicht hineinzugehen wagte. Auf den Tisch wurde mit entsetzlichen Flüchen gedonnert; Messer wurden unter das aufgesetzte Speisegeschirr geworfen. Endlich flog die Thür auf, und Philipp warf einen jungen Mann aus dem Zimmer hinaus. Wie mich dieser jähzornige Mensch erblickte, fragte er: „Was wollen Sie hier?" Ich konnte vor Schreck keine Antwort geben, und suchte hinein zu Philipp zu kommen. Er schleuderte mich zurück, fiel aber selbst über die falschberechnete Anwendung seiner Kräfte zu Boden, und blieb einen Augenblick wie betäubt liegen. Philipp kam heraus und sagte: „Das ist mein Bruder, er wird vernünftig seyn. Komm Ferdinand und setz' Dich zu Tisch'."

Der junge Mann that es schweigend, die Mutter saß schon und aß mit Heißhunger. Philipp sah zum Fenster hinaus, um seine Aufregung zu verbergen. Zu ihm zu gehen, hinderten

mich in der That nur die ſtieren Blicke ſeines Bruders, deſſen Verſtand mit Rieſenanſtrengung zu kämpfen ſchien, um ſich klar und nüchtern zu werden. Mit ſehr hochtrabenden Worten taſtete er allmählig nach Beſinnung. Es war eine gräßliche Erſcheinung für mich, die ich nicht unbedingt verachten konnte, da ich die muſikaliſchen Genüſſe vom heutigen Morgen nicht vergeſſen hatte. Endlich fand ich das richtige Bett, in welchem der Strom meiner Empfindung fort konnte. Die Wehmuth über einen ſo unglücklichen Kontraſt des Genie's und des Charakters, ergriff mich zu heftig; ich eilte auf mein Zimmer hinauf, und badete mich in Thränen über einen ſo unerklärlichen Widerſpruch.

Kurz nachher kam Philipp zu mir und ſuchte mir Aufklärung zu geben. „An dieſen Menſchen," ſagte er mit der heftigſten Erbitterung, „haben Eltern und Verwandte die Blutstropfen ihrer Anſtrengungen gewandt. Sie haben ihm Unterricht und Kenntniſſe beigebracht, die weit

über die Bildung seines innern Menschen hinüberragen. Sie hungerten, damit er bei den größten Meistern in der Musik zu Tische ging. Er kommt zurück als ein Matador auf allen Instrumenten. Er hat beim —ten Linieninfanterieregiment drei Jahre lang die erste Clarinette geblasen, hat alle Opern, wie sie nur in Berlin gegeben werden, auf Militairmusik übergeschrieben und alle Donnerstage in seiner frühern Garnisonsstadt öffentliche Konzerte gegeben, und nun ist ein solcher Teufelsgeist in ihn gefahren, daß er den ganzen Tag flucht und wirklich in allen Dingen ein rechter Uebelthäter ist. Hier hat er die Organistenstelle; die hat er wohl nehmen müssen, da er von den Soldaten fort mußte wegen schlechter Streiche; es ist eine Schande für eine ganze Gemeinde eigentlich, daß sie, um Gott zu loben, sich gleichsam vom Satan selbst dazu aufspielen läßt; aber die Menschen sind hier in ihn vernarrt, in seine großen Redensarten, in seine musikalischen Kunststücke. Nur der Pfarrer durchschaut ihn, und hat ihm heut angekündigt,

daß in acht Tagen sein Gottesdienst zu Ende geht, und er Register und Blasebalg dann an einen jungen, frommen und gesitteten Menschen abzutreten hat, der aus dem katholischen Landschullehrerseminar bis dahin eintreffen wird. Jetzt wüthet der Taugenichts, und will den Pfarrer sammt dem Seminaristen umbringen. Er will die Orgel verderben, kurz man kann nicht sicher seyn, was für Spitzbübereien von ihm ausgehen. Aber ich pass' ihm auf die Schliche, und sollt' ich ihn über den Haufen schießen, ich will ihn schon in Raison halten."

Philipp brannte im Gesicht, als er dieß sagte und ging mit einer drohenden Gebärde, als wenn ich Schuld daran trüge, zur Thür hinaus. Ich zitterte vor Furcht, als der Lärm schon wieder begann, und damit endete, daß Philipp seinen Bruder zum Hause hinauswarf. Ich sah darauf den ganzen Tag und den Abend keinen von Beiden mehr, zerstreute mich durch die Abfassung einiger Briefe, und ging zu Bett mit

der Absicht, am nächsten Tage auf meine Abreise zu dringen.

Den kommenden Morgen verschönte wieder eine himmlische Musik, die aus dem Fenster des Organisten kam. Es war jetzt nicht mehr die Fertigkeit welche mich anzog, sondern die göttliche Empfindung, welche das Spiel beseelte. Jedes einzelne Musikstück war zu gleicher Zeit ein durchdachtes Kunstwerk und zugleich Naturlaut der bald jubelte bald weinte, bald hoffte bald verzweifelte und fast möchte man sagen, die Gedanken des Componisten selbst zu überflügeln schien. Ich eilte hinunter in den Garten, wo zwar nur sehr wenig Schatten war, ich aber die Töne, die von oben kamen, voller und reiner vernehmen konnte. Ich setzte mich in der Laube auf einem umgekehrten Eimer nieder, und richtete unverwandt meine Augen dem bezaubernden Fenster zu. Wie ich so eine Weile geschaut, und über das Finale einer Beethoven'schen Sonate alle irdische Sehkraft verloren hatte, trat Ferdinand an das offene Fenster und grüßte mich mit einem

Lächeln, deſſen Vertraulichkeit ich überſah, da ich Nichts ſah. Erſt als er ſprach, beſann ich mich. Die Entfernung war nicht ſo groß, daß ich ihn nicht hätte verſtehen ſollen. Er fragte mich: „Von wem war dies?“ Ich rief: „Von Beethoven.“ Er nickte mit begeiſtertem Lächeln. „Verſtehen Sie Beethoven'ſche Muſik?“ fuhr er fort.

„Ich verſtehe ſie wohl,“ ſagte ich, „aber ich kann ſie nicht erklären.“

„Sie müſſen nur immer auf den Baß ſehen,“ rief er von Oben herunter. „Bei der neuern Muſik, beſonders der franzöſiſchen, können die Componiſten nicht hoch genug hinaufkommen; die Violiniſten taſten da immer hinter dem Brette hinauf, als wenn da bei den quitſchenden Tönen die Herrlichkeit läge; und bei Beethoven werden Sie finden, er kann nie tief genug hinunter. All' ſeine Gedanken reißt er in den Baß hinab, und möchte gern noch einen Ton finden, der da unten ganz im tiefſten Ab-

grunde, wie das tauſendjährige Greiſenwort des alten Saturn brummte."

Als ich ſchwieg, fuhr er, ſich behaglich zum Fenſter hinauslehnend, fort: „Ja, ich verſichere Sie, Beethoven'ſche Muſik will ſtudirt ſeyn. Man vergleicht Beethoven mit Jean Paul. Allein das will Nichts ſagen; denn wie herrlich auch die Bilder dieſes Dichters und ſeine humoriſtiſchen Abwechslungen ſind, ſo läuft bei ihm doch Alles ziemlich bunt durch einander, ſo daß man nie recht weiß wo man iſt. Auch ſind Töne etwas Anderes als Worte, und klappern nicht, wenn ſie Uebergänge machen, ſo hölzern neben her wie dieſe. Man muß bei Beethoven immer davon ergriffen ſeyn, daß ſeine Muſik ein Ganzes iſt, eine organiſche Selbſtſchöpfung, die trotz aller Freiheit des Gemüths und der Empfindung, doch in ihrem Anfange ſchon die Nothwendigkeit ihres Endes beſitzt. Das Herrliche dabei iſt der Schein der Anarchie, iſt jene Verwirrung, und beinah möchte man ſagen Geiſtesabweſenheit, welche

zuweilen über Beethovens musikalische Gedanken zu kommen scheinen. Aber das sind jene magnetischen somnambülen Traumphantasien, welche sich wie unbewußt auf das Auge des göttlichen Sehers legen, und durch welche sich das Thema zuerst leise und darauf mit aller Macht der Instrumentation hindurcharbeitet. Beethovens Musik ist nicht plastisch. Fidelio begeistert durch den Werth der Musik; aber es fehlt ihm die dramatische Angemessenheit. Beethovens Musikstücke sind keine malerischen Repräsentationen, oder stellen sich in musikalischen Thatsachen zu gleicher Zeit dem Auge wie dem Ohre dar; sondern Beethovens Musik ist träumerisches Ausspinnen einer einmal aufgezogenen Gedankenreihe, eine Gebirgswanderung, mit all ihren erhabenen und anmuthigen Abwechslungen. Wir beginnen ohne viel Pomp und auf den Effekt berechnetes Raffinement, ganz einfach und eben, treten dann mitten in die Alpenpracht hinein, und klimmen auf und ab; jagen bald nach einem Vogel, bald verweilen wir an einem grünen Rand,

der mit Blumen besetzt ist, bald läutet monoton von der Matte herab das Glöckchen der weidenden Kuh; dann verengt sich das Thal, wir müssen steigen, und drängen uns durch die engsten Passagen hindurch. Wie wir so mühselig wandern und die innere Dialektik der Noten erschöpfen, spottet unserer ein Vogel der über uns wegfliegt, ruft uns ein Echo, oder läutet es weit, weit hinter den Bergen aus einer unsichtbaren Klosterkirche zur sonntägigen Frühmette. Endlich spalten sich die Felsen, und lachender Sonnenschein gießt sich über ein wunderbares neuentdecktes Thal. Bemerken Sie wohl, daß man Beethoven nicht zu der vorzugsweise sentimentalen Manier rechnen kann. Er läßt alle Töne des Gemüthes walten, am liebsten die klagenden, und wie oft Gefühle die vor Schmerz zum Himmel schreien! Allein er wird sich nie in der Wehmuth begraben. Sein Gedanke ist immer männlich und vertrauensvoll. Er entwindet sich mit Sanftmuth, nicht selten mit einem Scherze dem dämmernden Brüten und der Reflexion auf

ſich ſelbſt. Er ſteigt wieder jubelnd wie die Lerche empor, und ſchließt die meiſten Compoſitionen mit einer Heiterkeit, die verſöhnt, mit einem Blicke der lächeln kann, weil er überwunden hat.“

Indem Ferdinand dieſe Worte ſprach, hob ſich ſeine Geſtalt. Ich ſelbſt ſtand wie feſtgebannt von dem Zauber eines Widerſpruches, von dem ich in dem Momente kaum noch wußte, und ſah den jungen Muſiker mit großen Augen an. Plötzlich nahm er eine Lorgnette, und rief: „Da iſt eine Spinne, die hat gemerkt daß wir von Muſik ſprechen. Spinnen ſind die einzigen Muſikkenner unter den Thieren; ich glaube die durch die Luft vibrirenden Töne machen ihren Nerven ein galvaniſches Wohlbehagen. Dort, dort, auf Ihrem Kleide!“

Ich ſchrie vor dem garſtigen Thiere; er aber ſchlug lachend das Fenſter zu, und das unerwartete Geſpräch war beendigt.

Als Philipp ſpäter neue Schmähungen über ſeinen Bruder häufte, mußt' ich mich ganz ſtill

verhalten, weil mir zur Beſtätigung oder zum Widerſpruche Muth und Ueberzeugung fehlten. Ich verzweifelte, mir die Möglichkeit zu erklären, wie in einem und demſelben Herzen zwei ſo verſchiedene Prinzipien walten konnten, denn die Muſik war bei Ferdinand nicht etwas Erlerntes, ſondern wirklich etwas aus dem Herzen Gebornes. Wie konnte man in den zarteſten Saiten des Gemüthes ſo leicht berührt ſeyn, und zu gleicher Zeit in ſich eine ſo unermeßliche Rohheit aufkommen laſſen! Ich dachte an Shakſpeare's „gute Leute und ſchlechte Muſikanten," und wandte dieſe Bezeichnung umgekehrt auf Ferdinand an, wo freilich der Scherz ein bitterer Ernſt wurde.

Es war immer nur gegen Abend daß die Criſis ausbrach. In einem Wirthshauſe dominirte Ferdinand alle Geſpräche. Er erzählte von allen möglichen Dingen in der Welt, und die Leute liebten ihn, weil er ein Tauſendkünſtler war, und dabei das große Wort führte. Seit einiger Zeit war der Pfarrer der Gegenſtand ſei-

ner heftigſten Anklage. „Ich ſoll Ruhe geben; er will mich erkommuniziren,“ ſchrie er, wie ich es aus dem Wirthshauſe hören konnte, und verdrehte dabei das letzte Wort auf eine ſehr komiſche Weiſe, da ihm ſchon der Gebrauch der Zunge ſchwierig geworden war. Ich kam mit Philipp von einem Abendſpaziergange heim, und hatte vergebens geſucht ſeine Entſchloſſenheit gegen Ferdinand zu mildern. Er ſagte: „Er iſt geſcheidter als ſie alle hier in dem Neſt. Er giebt mir auch Räthſel auf, aber ich werde mich nicht einſchüchtern laſſen. Ich wundere mich nur, woher der Pfarrer den Muth genommen hat, ihn von der Orgel zu treiben. Denn das bleibt ſchon richtig, nachmachen kann's ihm keiner.“

In Ferdinand ſchien dieſelbe Ueberzeugung, aber mit fanatiſcher Glut zu lodern. Um ſeines Zornes ledig zu werden und vielleicht an die Urſache gar nicht zu denken, ergriff er das Mittel ſich mit wahnſinnigem Getöſe zu umgeben. Er zog gegen Mitternacht mit einer Rotte gegen das Haus ſeiner Mutter, und warf als ihn Nie-

mand einlaſſen wollte, die Fenſter ein. Philipp, kaum angekleidet ſtürzte hinaus, ergriff den Taumelnden, und richtete ihn im Jähzorn ſo grauſam zu, daß er am Morgen verwundet auf der Straße gefunden wurde. Furcht vor einer Unterſuchung zwang Philipp wohl, ſich ſchnell ſeiner anzunehmen. Er trug Ferdinand auf ſein Zimmer, und ich kann wohl ſagen, daß dieſe Summe von Brutalität und Gemeinheit an dem einen Bruder wie an dem Andern, mich mit ſo heftigem Abſcheu erfüllte, daß ich geſonnen war mein Heil in der Flucht zu ſuchen. Doch was mich feſſelte war, als ſich Ferdinand bald erholt hatte, ſein erneuertes Spiel. Mich zog jedoch dießmal nicht die Klarheit und die Seele deſſelben an, ſie tauchte auch nirgend auf; ſondern in wilden phantaſtiſchen Fugen ſtürmte ſeine Hand in den Taſten und brachte Notenanakoluthien zuſammen, wo das Gräßliche bald komiſch, das Komiſche wieder grauenerregend war. So ging dies den ganzen Vormittag in einer Weiſe fort, wo alle kräftigen aber böſen Geiſter aus Ferdinands Seele

herauszuwüthen schienen; wo sich die Töne mit jenen Alpenmassen vergleichen ließen, auf welchen die verwegenen Titanen den Sitz der Götter stürmen wollten. Die klagenden Akkorde, welche zuweilen durch das satanische Gewühl hindurchdrangen, machten den entsetzlichsten Eindruck. Es schienen verdammte Seelen zu seyn, die in der siedenden Höllenglut stöhnten und ächzten; oder jene Schmerzenslaute, die wie man sagt mit der höchsten Raserei des Sinnengenusses verbunden seyn sollen. Das währte bis gegen Mittag, wo sich Ferdinand in dem nachlässigsten Anzuge aus dem Hause fortschlich. „Wenn er etwas Böses thut," sagte Philipp, „so thut er es gegen den Pfarrer; der ist aber glücklicher Weise verreist."

Als die Dämmerung einbrach, und die Bewohner der Stadt durch die engen Straßen schlenderten, und sich zuweilen unter Lindenbäumen niederließen, von welchen hier und da ein Haus beschattet war; da waren zuletzt alle an der Pfarrkirche festgebannt, in welcher so tief

nach Sonnenuntergang noch die Orgel gespielt wurde. Die verschlossene Thür verhinderte den Eintritt; der Küster sagte, daß der Organist und der Balgetreter hinter sich zugeschlossen hätten. Man horchte den Tönen, die aus dem stattlich gewölbten Gebäude kamen. Die Orgel wurde angeschlagen, aber wahrlich nicht zu Ehren Gottes! Eine feindselige Macht schien in das Heiligthum des Herrn gedrungen; der Teufel selbst war es, welcher den Himmel verhöhnte. Diese Melodien waren ein Ausfluß der unheiligsten Gesinnung. Sie waren riesig und genial gedacht, aber sie hatten Bestimmungen, welche nach Unten, nicht nach Oben zeigten. Die höchsten Register an dem heiligen Instrumente, nur angeschlagen, wenn man die Freudigkeit des Gottvertrauens in ihren höchsten Jubel ausbrechen lassen wollte, diese Register waren stets in zitternder lockender Bewegung, tändelten, scherzten und lachten in die Wölbung der Kirche hinein. Die heiligsten Gesänge, die noch aus des heiligen Ambrosius Zeiten herstammten, wur-

den karrikirt, ins Lächerliche gezogen, und mit weltlichen aus Opern gerissenen Tönen verunreinigt. Das mächtige brausende Instrument mußte allen Einfällen und Kapriolen dieses ruchlosen Talentes nachspringen, mußte tanzen und pfeifen, mußte trillern und cadenziren; die heilige Orgel, die sonst nur betet, und mit den rauschenden Fittigen ihrer gewaltigen Töne die gläubige verklärte Seele zum Himmel hebt!

Ich hörte dies mit Schrecken, als ich vorüberging und floh von der Kirchenmauer fort, an welcher es mir wurde als glühte der Boden unter mir, als fielen die Chöre der Unterirdischen in jenen lächerlichen Spott ein, der drinnen den Altar, das Cruzifix, die heilige Monstranz und die Bilder der Apostel und Märtyrer mit Gottlosigkeit besprützte. Aber von den Bürgern, ihren Frauen und Töchtern ahnte Niemand diese Entheiligung. Der Teufel kitzelte ihnen die Füße, so daß sie zu springen und zu tanzen anfingen, und so laut jauchzten, wie auf der Kirchweihe, wenn sie beim Walzen die Absätze

an einander ſchlagen. Das währte bis tief in die Nacht hinein. Das Orgelſpiel drinnen wurde plötzlich matter und matter, erhob ſich dann noch einmal, und ahmte ein hölliſches erſchütterndes Gelächter nach; worauf Alles ſchwieg. Die ganze Stadt war in Jubel gekommen. Niemand verfolgte einen kleinen Lampenſchimmer, der durch die Fenſter der Kirche fiel, Niemand kümmerte ſich darum, wie der Organiſt mit ſeinem gewiß ſchuldloſen Balgetreter die Kirche verließ.

Ach, und dieſer Spott des Heiligſten, währte vier volle Tage, und wiederholte ſich jeden Abend bei Untergang der Sonne und ſann auf Mittel und Wege, das Bizarrſte und Gemeinſte aus den Regiſtern der Orgel hervorzuziehen. „Ich will die Orgel verderben," hatte Ferdinand geſagt; Philipp fürchtete dies, ahnte aber nicht was ſein Bruder damit gemeint hatte; und jetzt war er auf einige Tage verreiſt, ſo daß ich ihm keinen Aufſchluß geben konnte. Ferdinand ging darauf aus, die Stadt zu verzaubern und ſeinem Nachfolger ein ſo entheiligtes Inſtrument zu

hinterlaſſen, daß von nun an kein Ton mehr zum Herzen dringen, ſondern ſich der Geſang des Gottesdienſtes in eitel Sinnenluſt und Narrethei verwandeln ſollte. Man ſah ihn den ganzen Tag nicht. Wenn der Balgetreter in die Kirche kam, und hinter ſich zuſchloß, wie ihm befohlen war, ſo fand er Ferdinand ſchon immer auf dem Platze, mit Noten-Papier und Bleiſtift, und die tollſten Notenſprünge punktirend. Dann begann das Toben drinnen und draußen; der ſpielte, dieſe jubelten, und was man höchſtens ſagte war: „Ein närriſcher Kerl! Schade um ihn! Den hätten ſie auch recht gut dran laſſen können!“ Ein wilder, beleibter Metzger rief aus: „Hurrah, Geiſtlich und Weltlich!“ Ein Anderer rief: „Daß dich, Klingelbeutel und Granaten!“

Dieſe Höhe hatte das Treiben an einem Samſtag Abend erreicht. Am nächſten Morgen, ganz in der Frühe fuhr der Pfarrer mit ſeinem neuen Cantor und Organiſten, den er ſelbſt aus dem Seminar abgeholt hatte, den kleinen Hü-

gel hinauf, auf welchem die Stadt lag. Es war ein frischer, herrlicher Herbstmorgen. Die Luft roch nach lauter reifen rothwangigen Aepfeln. Der Pfarrer war im Ornat, weil er sogleich in die Kirche gehen wollte um die Messe zu lesen und zu predigen. Ich konnte das kleine Bauernfuhrwerk von meinem Fenster aus wohl unterscheiden; zog mich auch schnell an, und ging obgleich mit Eifer an meinem Luther hängend, doch in die Messe, weil ich glaube, Jude, Katholik und Lutheraner, es ist denn doch immer derselbe Gott!

Wie ich auf der Straße bin, da seh' ich keinen Menschen der mit Andacht auf sein Gesangbuch blickte. Der Pfarrer kommt die Straße herauf; sie betrachten ihn Alle mit zweideutigen Mienen und wissen nicht mehr, wo ihnen der Schirm an der Mütze sitzt. Der Mann seufzt da ich, die Ketzerin, ihn allein begrüße. Er segnet mich als er vorübergeht, und Niemand ist da der mich zu beneiden scheint. Das heilige Amt beginnt, man schwatzt und lacht über die Sitzstühle hinaus, winkt sich und reicht sich nicht

einmal in ein Sacktuch eingehüllt die Tabaksdo-
ſen von einem Orte zum andern. Der heilige
Orgelton ſcheint Alle luſtig zu ſtimmen. Die
Männer kratzen ſich ganz wohlgemuth im Kopf
und keine einzige Frau läßt ihre ſonſt ſo krähen-
de Stimme ertönen. Ich weinte, als ich dieß
Alles ſah, und fing ſogar an für mich ſelbſt zu
zittern, da der Ton der Orgel etwas eigenthüm-
lich Fremdes und Spöttiſches zu haben ſchien.
Ich war beklommen, daß man mir meine Angſt
anſehen möchte, eilte aus der Kirche und flüch-
tete mich ſo weit, daß ich das Inſtrument nicht
mehr hören konnte. Als es ſchwieg, kehrte ich zur
Predigt zurück. Die ganze Gemeinde war zer-
ſtreut; Niemand blieb zum Abendmahl, und
wie im Tumult leerte ſich das Gotteshaus. Am
Nachmittag ging Niemand hinein, die Leute zer-
ſtreuten ſich auf die Dörfer, wo viel getanzt und
geflucht wurde. Am Abend kam mitten in der
Stadt Feuer aus. Die Leute ſagten als ſie her-
beieilten, das hätte der Eigenthümer ſelbſt an-
gelegt, weil er ſich nicht nur in Berlin, ſondern

auch in Paris versichert hätte. Man lachte und sagte: „Ei, nun wollen wir's bald Alle so machen!“

So begann und vermehrte sich die Verwilderung der Stadt. Die Arbeitsstunden wurden verkürzt und die Ausfälle in den dadurch verminderten Einnahmen mußten einige Juden decken, denen die Bürgerschaft bald mit Leib und Seele sich verpfändete. Wohin man blickte, wurden Possen getrieben. Ja es gab sogar alte Leute, welche auf dem Brummeisen spielten, oder Nürnberger Mundharmoniken von vier Tönen, die einen Akkord machten, beim Holzspalten, beim Heueinfahren und beim Seifensieden, den ganzen Tag anhauchten. Der Leichtsinn wuchs und trug sich bald von den Sitten auf die Verhältnisse über. Die ehelichen Bande wurden locker; es wurde üblich, sich mehr um seine Schwägerin als um seine Frau zu bekümmern. Die Vettern besuchten ihre Basen, wenn sie wußten daß deren Männer im Felde waren, und Kartoffeln gruben. Dem geistlichen Stande vollends wurde

allmählig alle Achtung entzogen. Den Pfarrer grüßte Niemand; oder wer es that, doch nur mit scheuem Blick. Die Kirche war leer. Oder man verglich des Pfarrers Predigten mit seinem wahrlich untadelhaften Lebenswandel. Ja, es gab sogar Leute, welche das Abendmahl als ein Recht verlangten, weil der Pfarrer vom Staate besoldet wäre, und er es sich einmal unterstehen solle, einem Einzigen in der Gemeinde den Leib Christi zu entziehen! Wenn er an Feiertagen seine Zuhörer des Morgens gebeten hatte, daß sie heilige Augenblicke würdig begehen, und an die Andachtsfeier nicht sogleich tobsüchtige Gelage reihen möchten, so verstanden sie dies nicht mehr, sondern jubelten in der Stadt, als wär' es wie sie sagten bei Christi Kindtauf eben so hergegangen. Namentlich richteten sie es so ein, daß der Pfarrer aus seinem Gärtchen die Verhöhnung seiner Bitten recht deutlich sehen konnte. Wurden nicht selbst Raketen geworfen? Das Schmerzlichste für ihn war, daß es sogar die Kinder unmittelbar nach der Firmelung nicht bes-

ser thaten, sondern Truppweise schaarten sich Knaben und Mädchen zusammen, rückten auf irgend ein Wirthshaus und zechten mit um so größerer Befriedigung, da die Alten rings herum standen, und sich die Seiten halten mußten, um sich nicht vor Lachen auszuschütten.

Und Ferdinand war es, der durch seine Zauberei diese Verblendung in die Gemüther geworfen hatte. Sein Nachfolger mühte sich vergebens ab, durch den Gesang auf sie zu wirken; denn selbst das Feierlichste klang ihnen auf der Orgel wie eine Clarinette, die in recht bei Bauern beliebter Weise einen Steyermärker Dudelwalzer heruntertrödelte. Giebt es etwas Fataleres als ein Bäuerlein, das vom Bock des Uebermuthes gestoßen wird? So albern sich zu nehmen, fingen sie in dem Städtchen Alle an. Einige, die vornehmer seyn wollten, legten sich ein sogenanntes Schützenhaus an und vereinigten sich ordentlich mit Statuten zu einer Tabaksgesellschaft. Hier sah ich recht, wie komisch der deutsche Philister ist. Man trank fast nichts als

Würzburger Wein; ein ſo entſetzliches Getränk, daß es nur in Naumburg geboren ſeyn konnte. Ja ſogar Champagner aus Grüneberger ſogenanntem Vaterländiſchen Weine, wurde auf den Würzburger als noch etwas Vorzüglicheres geſetzt. Die Bäuche dieſer Herren nahmen immer zu; eine gewiſſe Tollheit quoll ihnen aus den Augen. Sie ſchnitten ſich ihre langen Röcke kürzer, und ſchienen in Miene und Haltung ſagen zu wollen: „Ja, da komme nur Einer zu uns, wir ſind die rechten Kerle!“ Sogar an Journallektüre fehlte es nicht, denn ganze Stöße von Abendzeitungen und Morgenblättern kamen von einem Buchbinder in der Nähe, der fünfzehn Meilen in der Runde einen Leſezirkel etablirte. Doch hatte unſere kleine Stadt das Unglück, daß ſie die Hefte immer erſt ein Viertel-Jahr nach ihrem Erſcheinen erhielt, ſo daß ſie ſich lächerlich machte, wenn ſie eine längſt veraltete Erſcheinung für eine ſo eben mit der Botenfrau angekommene erpreſſe Neuigkeit ausgab. Ein Tuchmacher war der geniale Rädels-

führer des Schützenhauses. Er war der Mann der die Literatur vertrat, und es wird mir unvergeßlich bleiben, wie mir derselbe in Gegenwart seines Gevatters, eines Gensd'armen, einen Enthusiasmus für Rotteck zu erkennen gab, der fast an das Verbotene streifte.

Hier auf dem Schützenhause hatte Ferdinand sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er wohnte hier, zechte, gab Konzerte, und einen Tag um den andern Tanzmusik. Sein bewunderungswürdiges Spiel auf der Violine fand hier mitten in dem Dampf eines kleinen Tanzsaales nur wenig Anerkennung. Die Leute waren immer einverstanden, die Trompete für die Hauptsache zu erklären; doch kümmerte sich Ferdinand wenig darum, war doch das ganze aus fünf Mann bestehende Orchester sein Werk. Zuweilen kündigte er große musikalische Quodlibets an, Bauernhochzeiten, Schlachten bei Leipzig und Bellealliance, unzusammenhängende Zusammenhänge, Eisenbahnenrutscher, Runkelrübenwalzer und ähnliche Tollheiten, wie sie

von Strauß in Wien aufgeführt werden. Es war an einem Sonntage, wo ich ihm über die Vergeudung seines Talentes die ernstlichsten Vorwürfe machte. Er hatte nämlich angefangen, mich mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln, war oft in meine Wohnung gekommen, wozu ihm die Abwesenheit Philipps Raum ließ. Ich entsetzte mich erst vor ihm, da mich seine teuflische Verführung der Stadt mit zu tiefem Abscheu erfüllt hatte, aber er kannte die Seite an welcher er mich überlisten konnte, die Musik. In der That veränderte sich wenn er in meiner Nähe war, sein Wesen so sichtbar, daß ich Wunderliche schon daran dachte, ihn durch den Einsatz meiner selbst, in die moralische Welt wieder zurückzuführen. Ich schlug ihm schon nicht mehr ab, mich an seinen Arm zu hängen und in irgend ein Dorf oder das Schützenhaus mit ihm zu gehen. Ich trug ihm dann gewöhnlich einen Theil seiner Noten und tauschte Ansichten und Ideen mit ihm aus, die nicht kenntnißreicher und scharfblickender angeregt wer-

den konnten. Er brachte mich mit großer Beſorglichkeit in die beſondere Obhut der Wirthin, und benutzte jede mögliche Pauſe, um ſich nach mir umzuſehen. Nur darüber ward er zornig, daß ich niemals das Ende ſeiner Tanzorgien abwarten und mit ihm, dem Erhitzten, und Berauſchten, heimkehren wollte. Noch immer vor Sonnenuntergang, ſchickt' ich mich ſelbſt zur Rückkehr an, ganz allein mit Erſtaunen und Wehmuth den wechſelnden Contraſten meines unſcheinbaren und doch ſo bewegten Lebens nachdenkend.

An jenem Sonntage nun hatte ſich Ferdinand ſchon früh über das Maaß hinaus in Worten und Begierden geſteigert. Er kam, als eben der ſtaubige Saal gekehrt und mit Waſſer geſpritzt wurde, zu mir hinunter, wo ich ihm vorwarf, daß er ſein Pfund ſchlecht vergrübe, und wahrlich ein wenig mehr ſeyn könnte, als ein bloßer Dorfſiedler. Ruhig antwortete er mir: „Das wiſſen Sie nicht Seraphine! Eines Muſikers Herz iſt ſchwer zu ergründen. Jeder Künſtler ſehnt ſich nach zwei Dingen, Auditorium und

Schauspiel. Ich muß Handlanger, ein Orchester, ich muß Zuhörer haben. Ich kann meine Kollegen für ihre Bereitwilligkeit, meine bessern Compositionen des Vormittags mit mir durchzuspielen, nicht anders belohnen, als wenn ich des Nachmittags mit ihnen spiele. Zuletzt vergessen Sie auch nicht, daß in der Musik Alles auf den Charakter ankommt. Musikalische Phantasien sind recht gut; allein Alles was spricht in der Musik ist noch besser. Sprechende Musik ist Tanzmusik, Opernmusik. Jemehr sich die Musik dem Worte nähert, und doch selbst so unendlich verschieden vom Worte ist, desto belebender ist ihre Wirkung, während doch auch an der himmlischen Unendlichkeit ihres Wesens nichts verloren geht. Das Volk muß für gute Musik erzogen werden, und ich versichere Sie, der Zehnte weiß nicht was er will, wenn er sagt: „Mir gefällt diese oder jene Composition."

Ich gestand ihm, daß es mir so ginge, und ich darum auch so oft gegen die Musik Zweifel

gehegt hätte, weil man ein Eingeweihter seyn müßte um sie zu verstehen.

„Glauben Sie das nicht," widersprach Ferdinand. „Für den Laien ist einmal die Berechnung der Musik, auf den Laien muß es ankommen. Das Gedicht wird erst Gedicht, wenn es der Hörer mit der Prosa des Lebens vergleicht. Für den Poeten selbst gibt es keine Poesie, weil er von der Poesie zehrt und sich nährt, weil die Poesie sein tägliches Brod ist. So ist es auch mit der Musik, von welcher es lächerlich wäre zu behaupten, daß sie bloßes Gefühl, und nicht eben auch Produkt des Gefühls wäre. Wie jedes Tonstück seine innere Regelung hat, eben so muß es etwas Fertiges und Objektives seyn, und muß dem Laien mit eben soviel Anregung gegenüber treten, wie ein Gedicht oder ein Marmorbild. Dasjenige aber woran es uns eigentlich mangelt, ist die Erziehung zur Musik. Man putzt den Leuten nicht die Ohren rein. Sie haben über dem Trommelfell noch manche andere dicke Felle, welche ihnen in frühester Jugend auf-

gestochen werden sollten. Wäre ich Erzieher, so würd' ich bei den vorgetragenen Musikstücken immer darauf sehen, daß sie entweder Entschlüsse oder Gedankenreihen weckten. Jede Tonart ist auf eine eigene Saite des menschlichen Gemüthes berechnet. Durch eine kleine Verschiebung der Vorzeichnung wird aus dem Schmerze wilde Begier, aus der Begier Grausamkeit, aus der Grausamkeit Wahnsinn, aus dem Wahnsinne Weinen, u. s. f. Auf das Errathen dieser Empfindungen käm' es an, um den Sinn für die Musik zu beleben. Ich würde eine Sonate vorspielen und dann fragen: Woran hast Du gedacht? Woran Du? Woran Du? Ich würde meine Schüler veranlassen, einer ihnen vorgespielten Composition Worte unterzulegen. Sie würden da bald lernen, wie toll es ist, wenn Rossini einen Walzer aufspielt, und dieß die Begleitung zu dem Röcheln eines Sterbenden seyn soll. Ginge das mit Gewissenhaftigkeit so fort, wäre dieß System, nämlich Volksunterricht, und nicht etwa eine einzelne Logier'sche Methode, so würde

ſich die ungeheure Notenſaat, mit welcher die Welt ſeit 40 Jahren überwuchert iſt, verlieren und es bald noch unmöglich ſeyn ſoviel Sachen zu componiren, die, um es kurz zu ſagen, auf gar Nichts hinauskommen."

Ich fragte, ob der Muſiker auch einen Prüfſtein hätte, eine Muſik, die er nicht ſpielt, ſogleich richtig beim bloßen Leſen der Noten zu prüfen? „Natürlich, Seraphine!" antwortete er recht treuherzig. „Sie nehmen ein Gedicht, einen Aufſatz, einen gedruckten oder geſchriebenen Aufſatz zur Hand, und ſehen augenblicklich, daß da ein orthographiſcher Fehler iſt, hier eine Interpunktion fehlt, hier ein ſchlechter Reim iſt; Sie ſehen auch bald ob das Ganze wäſſrig oder feurig iſt. Eben ſo in der Muſik. 2ten und Octaven ſind leicht erkannt, dummes Kindergeſchnörkel von einer ſichern Handſchrift bald unterſchieden. Manches iſt auch ſehr korrekt geſchrieben, hat aber keinen Inhalt; Manches hat ſogar einen guten Styl, aber die Gedanken

fehlen. Manches Notenstück ist voll von genialen Einfällen, aber sie liegen dicht neben einander ohne Verbindung, ohne Klarheit; sie haben keinen Styl. Selten ist es, daß die Idee groß ist, das Wort angemessen, die Periode rund gebaut, und der Duft, der auf dem Ganzen liegt, frisch und recht aus der unmittelbaren Anschauung dessen, was man sagen will, hergenommen. Zeigen Sie mir irgend ein Notenstück; ich sage Ihnen gleich ob es von Schiller oder Göthe, von Wieland oder Clauren geschrieben ist."

Oben im Saale hatte es schon geklingelt. Er hatte kaum noch Zeit die letzten Worte auszusprechen, und ließ mich während des nächsten Tanzes allein. Der Garten, in dem ich saß, war voller Gäste, die sich um schwarze vom Regen halb verfaulte Tische herumgesetzt hatten, und aus ungeheuren Kannen den Kaffee tranken, den sie sich selbst gegen Bezahlung der Milch und des Holzes hier gekocht hatten. Obgleich mich oben der Tanz, hinten die fallenden Kegel

ſtörten, ſo fiel mir doch ſchmerzlich eine Zeit aufs Herz, wo ich jünger und lebensfroher als jetzt in ähnlicher Lage gewaltet hatte. Mich überwältigte die Wehmuth der Erinnerung. Ich legte ſtill mein Tuch zuſammen und ſchickte mich zur Rückkehr an. Da ſtürmte Ferdinand von Oben herunter, umſchlang und zog mich in das Gebüſch hinein. Ich wehrte ihn zurück, mußte es mit der größten Anſtrengung thun, und weiß nicht, ob ich erſchrak oder froh war, als in demſelben Augenblicke Philipp über einen Graben ſprang, der den Garten des Schützenhauſes vom Felde trennte. Als mich Ferdinand los ließ, und ſeines Bruders anſichtig wurde, war ſein Lachen aus Verlegenheit und Trotz ſo eigenthümlich gemiſcht, daß es komiſch und ſchrecklich zu gleicher Zeit klang. Doch Philipp ſchien es nicht ſo nehmen zu wollen. Mein Sträuben hatte ihm Muth gegeben, und ſeine ganze Entrüſtung niederkämpfend, drückte er ſeine geballte Fauſt an Ferdinands Stirn und ſagte kaum hörbar: „Kerl, ich bring' Dich um!" Als Ferdi-

nand darüber lachte, konnt' ich im Nu alle Finger von Philipps weit ausgeholter Hand auf seiner Wange sehen, Philipp gab sich einer Rohheit hin, die tief plebejisch war. Alle die im Garten waren, kamen herbei, der Wirth, der Tuchmacher, alle Mitglieder der Journalklubbs, der Gensd'arme und Niemand wagte der fürchterlichen Mishandlung Einhalt zu thun, welcher hier der Liebling der Stadt ausgesetzt war. Ferdinand schäumte vor Wuth und stöhnte aus seiner blutrünstigen Lage auf: „Nehmt ihn, nehmt ihn!" und raunte knirschend dem Gensd'armen zu ohne Sinn und Zusammenhang: „Wilddieb, Wilddieb!" Philipp, dieß hörend, sprang auf's Neue gegen ihn ein, doch der Gensd'arme hielt ihn fest, und bemächtigte sich seiner mit Hülfe der Uebrigen. Der Diener der Gerechtigkeit führte jetzt das große Wort, weil die Scene durch Ferdinands Entdeckung eine andere geworden war, und rief einmal über das andere aus: „Was wird der Graf sagen, was wird der sagen!"

Alle Forsten in der Umgegend nämlich ge-

hörten diesem, und da man Anzeigen genug hatte, daß der Wilddiebstahl in ihnen völlig organisirt war, so standen auf die Entdeckung eines Waldfrevlers so große Summen, daß der Gensd'arme wahrscheinlich bei sich dachte: „Erstens zahlst du jetzt dein Pferd ab, was dir nur vorgeschossen ist, und für's Zweite kommen deine Zulagegelder in die Remontekasse, so daß du in einem Jahre nicht nur dein altes Pferd verkaufen kannst, sondern auch schon wieder ein neues hast!"

Ich habe Philipp, wie seinen Bruder nie wiedergesehen als auf kurze Augenblicke. Von dem Erstern erfuhr ich, daß ihn der Graf, der keine Patrimonialgerichtsbarkeit mehr besaß, der Landesbehörde ausgeliefert hatte. Ich erfuhr später sein trauriges Schicksal, daß er zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt war. Was hinter Philipps Kommen und Gehen, hinter seinem langen Ausbleiben und nächtlichen Verkehren im Hofe gewesen war, sah ich nun wohl ein. Ob man gleich in seiner Behausung selbst

kein Wild antraf, ſo wurde er doch überführt, daß er deſſen genug im Walde geſchoſſen und durch den Handel damit ſein Leben gefriſtet hatte. So eigenthümlich aber iſt das Urtheil des Volkes, daß Niemand in Philipps Handlungen ein Verbrechen, ſondern nur darin daß es entdeckt wurde, ein Unglück finden wollte. Der alte Gerichtshalter in der Stadt, den ich oft über dieſe Sache ſprach, ſagte: „Nur das ſchlechte deutſche Recht ſetzt den Armen einer Strafe aus. Nach römiſchem Rechte wär' er frei, denn da heißt es: Alles Gethier auf dem Felde, in der Luft und dem Waſſer iſt Gemeingut und kann erlegt werden von Jedem der will. So waren die Alten, die unſterblichen Alten! Das nannten ſie ihr Völkerrecht."

Von der tiefſten Reue aber war Ferdinand ergriffen. Er wagte nicht mehr, ſich meinem Anblicke auszuſetzen. Er wurde der eifrigſte Vertheidiger ſeines Bruders und bemühte ſich ſeinen ſchlechten Streich dadurch zu verwiſchen, daß er vor Philipps Schickſal gar keine Furcht

zeigte, ſondern behauptete, die ganze Sache würde auf einen kleinen Denkzettel hinauslaufen. Doch innerlich ſah ich wohl, wie ihn Angſt und Gewiſſen quälte. Es war mir rührend zu ſehen, wie gierig er zuweilen einen Blick von mir zu erhaſchen ſuchte, einen Blick, durch welchen er wünſchen durfte, in den Bund treuer Seelen aufgenommen zu werden. Seither bewohnte er wieder ſein kleines Kämmerchen im Hauſe der Mutter, und muſicirte mit ſeinem gewohnten Eifer. War ich im Garten, ſo ſah ich ihn wohl oft durch die kleinen Gardinen ſeines Fenſters blicken, oder ſtieg ich hinauf in mein Zimmer, ſo mußte er irgend eine Bewegung vornehmen, die ich hören ſollte; er mußte die Thür aufklinken, oder drinnen etwas fallen laſſen, weil es ihn peinigte, in meiner Nähe ſtumm zu ſeyn, oder weil er hoffte in ſich ſelbſt damit Etwas übertäuben zu können.

Für mich ſelbſt war aber mein Entſchluß bald gefaßt. Ich wollte um jeden Preis verſuchen, ob man Philipps Schickſal durch einen

die Treue seines Charakters schildernden Einspruch nicht mildern könnte. Ich wollte überhaupt versuchen mich aus meiner ungeschickten Lage zu befreien, da wahrlich in der Welt nichts so ungeschickt seyn kann, als eine Anordnung die von niedrig gestellten Menschen ausgeht und mit der sie eine Lage wiedergeben zu können glauben, welche nur den in der Gesellschaft Begünstigten zu blühen pflegt. Ich trug all mein Gepäck zusammen, miethete mir ein kleines Fuhrwerk, und entschloß mich, auf den Schauplatz meiner früheren Leiden und Freuden zurückzukehren. Ein Gesuch beim Minister war dasjenige, was ich schon ganz dramatisch in meinem Vorsatz ausführte. Von der alten Frau war es schwer Abschied zu nehmen. Sie lachte als ich kam und lachte als ich ging. Sie war so sehr von allen Begriffen verlassen, daß sie ohne Falsch mir sagen konnte, wie angenehm es ihr wäre, daß ich jetzt ihr Haus verließ. Sie that dabei, als erwiese sie mir einen rechten Freundschaftsdienst. Ferdinand stand oben am Fenster und

grüßte mit leisem Kopfnicken, als ich eben meinen Wagen bestieg. Hier mein kleiner Koffer, dort eine zusammengedrückte Hutschachtel, nur einige leichte Silbermünze in der Tasche, hinter mir ein Bund Heu für das magere Pferd, ich selbst schwankend auf einem kleinen Brett, das nur über die beiden Lehnen der Kalesche übergelegt war, so fuhr ich früh Morgens einer Zukunft entgegen, die unerklärlicher und räthselhafter war als jemals. Am Ende der Stadt hatte der Kutscher seine Peitsche in das Geschirr des Pferdes verhauen und mußte absteigen, um sie wieder loszubinden. Wir waren am Schulhause der Stadt, wo die liebe Jugend eben das Lied sang: Wir Kinder, wir schmecken der Freude recht viel. Sie hatten zu tief angefangen und erhoben nun, da sie keine Brust mehr hatten, um die tiefen Noten hervorzubringen, ihren Gesang um die Oktave höher, welches in Elementarschulen eine recht oft vorkommende komische Erscheinung ist. Mir trieb aber diese Erinnerung an das Haus meines Vaters heiße

Thränen aus. Ich hüllte mich in ein altes graues Umſchlagetuch, welches ich auf der Reiſe ungeſehen von Arthur wohl tragen durfte. Der Pfarrer luſtwandelte durch das Feld und grüßte mich mit einem herzlichen Blicke. Später ſahe ich auch noch den jungen Seminariſten, der Philipps Bruder vertreten hatte und ſehr kränklich war. Er ſaß auf einem Steine, einen Krug Mineralwaſſer vor ſich, den er zuweilen an den Mund ſetzte. Gerechter Gott! Iſt dies deine Welt? Lernt man ſo das Menſchenleben kennen? Hier Schmerz, dort Reue; hier Furcht, dort Siechthum! Tauſend kranke Empfindungen und noch kränkere Ideen! Und dazwiſchen bellt ein Hund, ſchüttelt ſich das Laub einer Pappel; dazwiſchen drängt ſich die zinnerne, eiſerne ſteingutne, hölzerne, heilige Alltäglichkeit!

In der Reſidenz angekommen, beſaß ich gerade noch ſoviel, um den Träger bezahlen zu können, der mir meine Sachen in eine finſtere abgelegene Kammer eines Hinterhauſes ſchaffte; denn Vater und Mutter aufzuſuchen, die Ge-

ſchwiſter anzuſprechen, deſſen war ich in meinem Elende nicht fähig. Ich ſuchte mir weibliche Arbeiten zu verſchaffen und gewann damit ſoviel als ich zu meinem Unterhalte brauchte. Weißt Du, Arthur, daß ich ein kleines verlorenes Stübchen in dem Hofe des Hauſes bewohnte, wo Du nach vorn hinaus Deine glänzenden Zimmer aufgeſchlagen hatteſt? Ich erfuhr dies, als mich ein Mädchen an der Hausthür bat, ihr die Adreſſe eines ſauber geſchriebenen Briefes, den ſie in der Hand hielt, vorzuleſen; ſie war an Dich gerichtet und lautete auf die Wohnung die wir zuſammen hatten. Wie geizte ich danach, Dich einmal zu erblicken! Aber Du ſchwärmteſt Tag und Nacht. Licht hab' ich an Deinem Fenſter nie geſehen, aber es wohl noch gewagt wie ehemals wenn es offen ſtand, Dir eine todte herbſtliche Aſter hineinzuwerfen.

Von meiner Abſicht den Miniſter zu beſuchen, kam ich nicht ab. Ich ließ mich eines Morgens bei ihm melden und wurde ſehr eingeſchüchtert als ich ſah, daß er einen Beſuch von

mir annahm, ohne die Thür zu ſchließen. Ich fand nämlich im Vorzimmer einen jungen Mann, deſſen ſtark ausgeprägte jüdiſche Phyſiognomie mir beſonders auffiel. Er ſchien, indem er auf den Abgang eines noch im Zimmer des Miniſters befindlichen Beſuches wartete, ſehr in Gedanken vertieft, muſterte mechaniſch die rings ausgehängten Gemälde und ſchien auf mich kein beſonderes Augenmerk zu haben. Er hatte einen ganz gelben Teint, entweder ſchwarze oder tiefbraune Augen, und war bis ins Wilde mit pechdunkelm Haar und Backenbarte bewachſen.

Seine Kleidung verrieth zu gleicher Zeit geniale Nachläſſigkeit, und nicht weniger beabſichtigte Eleganz. Seine Haltung war gebückt, indem aber gleichſam ſeine Augen dem Kopfe um einige Fuß voraus waren, ſo thätig lugten ſie in die Weite hinaus. Weiße Glacéhandſchuhe ſtreifte er, um die Falten zu vertilgen, über die Finger und riß ſie dabei entzwei, worüber ich lachen mußte. Er ſah mich an und ſchien mich fragen zu wollen: was ich lachen könnte? So-

gar durch den Blick war es mir als ſchimmerte die jüdiſche Gebärde hindurch. In dem Augenblicke aber öffnete ſich die Thür, der junge Mann ſchlüpfte hinein, wollte ſie wieder zumachen, wurde aber daran verhindert durch Jemand, der ſagte: „Ich weiß bereits, was Sie mir zu ſagen haben, und fürchte, daß Sie es für ein Geheimniß halten; erlauben Sie alſo, daß ich die Thür offen laſſe!“

Hiedurch konnt' ich ein Geſpräch mit anhören, das ohngefähr folgendermaaßen geführt wurde.

„Woher kommen Sie jetzt?“

„Aus H . . ., Ew. Excellenz.“

„Und Sie wünſchen?“

„Vergeſſenheit für Etwas, das mich ſelber reut.“

„Sie bereuen, weil Sie ſich die Folgen nicht gedacht hatten?“

„Gewiß nicht. Ich bereue, weil ich einige Parthien von der Welt noch nicht kannte.“

„Statt daß Sie die Welt kennen müßten,

um Autor zu seyn, scheinen Sie Autor seyn zu wollen, um die Welt kennen zu lernen?"

„Erfahrungen werden auf verschiedenem Wege gesammelt, es kommt nur darauf an, ob sie ernsthaft sind."

„Ich zweifle an Ihrem Ernste. In Ihrer Schrift wenigstens springen Sie vom Pathetischen zum Komischen sehr leicht über. Es sind nicht die Grundsätze, die uns daran mißfielen, sondern die wunderlichen Lichter, die Sie darauf gesetzt hatten. Solche Grundsätze wie die übrigen zerplatzen bald. Sie, mein Lieber, sind nichts als ein Mann des Styles, und schreien deshalb gegen uns, weil der Angriff immer angenehmer zu lesen ist, als die Vertheidigung."

„Sie beurtheilen eine Zeitrichtung, und indem Sie mich ihr einverleiben, haben Sie Recht, aber auch nicht gänzlich Unrecht. Ich bin aus jener neuern Schule hervorgegangen, welche man mit dem Namen der Heine'schen bezeichnet. Glauben mir Ew. Excellenz, daß ich die Hohlheit derselben erkannt habe!"

„Sie wollen ſagen, daß Sie jetzt die ſchlimmen Folgen derſelben kennen.“

„Ich will Beweiſe liefern, daß es nicht Furcht, ſondern Ueberzeugung iſt, die aus mir ſpricht.“

„Sie wollen für uns ſchreiben?“

„Iſt Ihnen das ſo neu; iſt das ſo wenig?“

„Wir haben unter den Männern, welche ſich mit Aufopferung und einem der menſchlichen Natur angemeſſenen Ehrgeize in eine ſolide Staatscarrière warfen, Köpfe genug, welche eine Maaßregel der Regierung oder ihr Syſtem, wenn ſie ein ſolches hat, geſchickt vertheidigen können. Ich glaube nicht, daß Vertheidigungen beim Publikum Anklang finden, wenn ſie von einer Seite kommen, von welcher früher die Anklagen kamen. Dennoch ſetzen Sie ſich, mein Lieber!“

„Ich kann nichts thun, als Ew. Excellenz auf die Lage der Dinge in Deutſchland aufmerkſam machen. Was die Regierung bedarf, iſt kein einzelner Aufſatz, ſondern eine ihr unausgeſetzt gewidmete literariſche Thätigkeit. Man

hatte Männer dieſer Art, welche ſich den Kampf gegen die Revolution zur Lebensaufgabe machten. Wir hatten Gentz, Adam Müller, Pfeilſchifter, wir haben noch Einige, welche Ihnen bekannt ſeyn werden. Glauben Sie, daß Männer dieſer Art unter den jetzigen Umſtänden noch wirken können?"

„Gewiß nur wenig; denn der beſte Kampf gegen die Revolution, der beſte Erſatz der Garantien welche die Revolution verlangt, ſind weiſe berechnete Maaßregeln, ſind die begünſtigten Fortſchritte der Induſtrie und des Handels, ſind die Beförderungen der Wiſſenſchaft. Dieſe Thatſachen ſprechen für ſich ſelbſt, und laſſen uns jeder offiziellen Polemik, die immer etwas Mißliches iſt, entbehren."

„Vollkommen wahr; aber ſelbſt das Gute das man thut, darf in unſerer Zeit nicht mehr nackt hingeſtellt werden. Sie können die Geſinnung des humanſten Regenten vertreten, und werden dennoch, wenn Sie unſre Zeit in dem Sinne nämlich verſtehen wollen, darauf bedacht

seyn müssen, dieser Gesinnung die richtigen Anknüpfungspunkte zu geben. Ihre weisen Maaßregeln müssen nicht blos beglücken wollen, sondern auch sprechen können. Sie müssen sagen: Dazu sind wir da, dies oder jenes wollen wir setzen! Die Regierung bedarf keiner Apologie, aber sie bedarf einer Dialektik, die ihr vorarbeitet und dasjenige verknüpft, was sie von ihrem Systeme nur Vereinzeltes ausführen kann. Und dennoch möchten schwerlich die genannten Publizisten diese Dialektik besessen haben."

„Ich habe immer geglaubt, daß es in der Politik darauf ankommen muß, sich nicht blos der Theilnahme, sondern des Enthusiasmus zu versichern. Die Regierung hat eine Zeitlang mit dem Enthusiasmus gemeinsam gehandelt. Allein wohin wäre sie gerathen, wäre sie ihm gefolgt? Sie können sich wohl erklären, daß seither alle Exaltation ihr widerwärtig gewesen ist, und sie keine Verbindung so sehr von sich wies, als die mit der Literatur."

„Das ist ein Unglück, Excellenz! Sie müssen

die Literatur wieder zu erobern ſuchen. Sie müſſen es möglich machen, daß auch für das Syſtem des Widerſtandes eine Begeiſterung ſich regt, und ich verſichere Sie, daß im Lager der Oppoſition ſelbſt eine Meuterei ausbrechen kann, welche die feindlichen Fahnen zu Ihren Füßen legt.

„Das iſt mir nicht auffallend; denn was ſahen wir denn? Junge Leute, die noch nicht in die Jahre gekommen ſind, ſich an regelmäſſige Verhältniſſe zu gewöhnen, deren Jeder ſo lange von der Leidenſchaft die Farben borgte, bis ſie wieder hingehen müſſen und auf's Neue ſtudiren. Ich bin ſo ſehr von der ächten Wiſſenſchaftlichkeit eingenommen, daß ſie auch dieſer widerſpenſtigen Literatur, welcher Sie mein Lieber bisher angehört haben, einen neuen Stoß geben könnte, einen Stoß der ſie zur Beſinnung brächte, falls man nämlich die Herren für die Wiſſenſchaft gewönne!“

„Um Vergebung; wer dieſe Dinge näher in Augenſchein genommen hat, kommt darauf

hinaus, daß man ſich ſelbſt auf einer Affektation ertappt. Ich habe als Student" —

„Sie ſind Jude?"

„Allerdings. Ich habe als Student allerlei Studien die Kreuz und Quere getrieben. Ich disputirte über die neuſte Philoſophie, und kam leider durch die Eitelkeit mich gedruckt ſehen zu wollen, in die Sphäre einiger Lokaljournaliſten hinein, welche gleichfalls meines Glaubens, ſich beſonders mit der Theaterpolemik beſchäftigten. Von da ging ich in eine durch ihre literariſche Induſtrie berühmte Handelsſtadt, und arbeitete für die Ideen, welche kurz nach der Julirevolution ſich über Süddeutſchland verbreitet hatten. Der buchhändleriſche Spekulationsgeiſt machte meine liberaliſirende Feder flott. Ich ſchrieb ein Politiſches Büchlein für die Deutſchen, und gab darauf jene Bilder und Zuſtände heraus, deren Schickſal mich veranlaßt hat, mich zu beſinnen und einen andern Weg einzuſchlagen. Was man, um für die Regierung ſchreiben zu können, erfahren haben muß, das

iſt die Gedankenloſigkeit, mit der man als moderner Autor Niedriges und Hohes verknüpft, das iſt die Affektation, in welche man ſich hinaufſchraubt, um ſo originell zu ſeyn, als das Publikum von der Originalität einer neuen Schule verlangt."

„Sie können jetzt in der Mitte der zwanziger Jahre ſeyn, mein Lieber, und ſollten doch bisher zuweilen erröthet ſeyn, wenn Sie für Etwas ſchrieben, wofür Sie nicht lebten."

„Sie urtheilen zu ſtreng! In den Jahren wo ich mich befinde, überwiegt die Form. Der Inhalt iſt gleichgültig und wird es um ſo mehr, je weniger er die Form begünſtigt."

„Sie ſind der Form mächtig. Ich kenne Ihre abſpringende dem Zeitgeiſte ſo zuſagende Schreibart. Sie brauchen die rechten Bilder, ſind ſüß und ſauer wo es grade am rechten Orte iſt. Wenn an Ihnen Etwas Verbrechen iſt, ſo ſind es weniger die durch Ihre Excentrizität unſchädlichen Anſichten, als Ihr Styl."

„Das iſt es. Dieſen müſſen Sie erobern.

Mit denſelben Bildern, mit demſelben Heinianismus humoriſtiſcher Sentimentalität müſſen Sie das Syſtem vertheidigen laſſen, welches früher mit jenen Mitteln angegriffen wurde. Wenn ich auch für die Andern dieſes Genre's nicht gutſagen kann, ſo bin ich bereit, das Meinige zu thun."

„Sie kommen mir wie ein Soldat vor, der einen blauen Rock mit rothem Unterfutter bei dem einen Fürſten trägt, und wenn er bei dem Andern dienen will, nichts zu thun hat, als ſeinen Rock umzukehren; dann hat er einen rothen Rock mit blauem Unterfutter. Sie ſtimmen mich zum Scherze, da Sie zu glauben ſcheinen, in Ihrer Feder läge das Schickſal der Welt."

„Ich weiß nicht, ob Sie als Vertreter gewiſſer Regierungsmaximen einen Mann ſo beiläufig betrachten dürfen, der ſich anheiſchig macht, dieſe zu vertheidigen."

„Ja mein Gott, ich hindere Sie ja nicht. Sprechen Sie Ihre Ueberzeugungen aus!"

„Ich werde noch mehr thun als mich ausſprechen. Ich werde danach ſtreben eine Stel-

lung zu gewinnen, wo ich einen unausgesetzten Kampf zu führen habe. Ich will vom Liberalismus beweisen, daß er die Menschheit in eine Rechnungsmaschine todter Begriffe verwandelt. Ich will versuchen ob man nicht das historische Recht mit ein wenig mehr Poesie vertheidigen kann, als bisher das Vernunftrecht vertheidigt wurde. Es gibt in der Geschichte Nichts, was aus dürrem Sande hervorgewachsen wäre; sondern Alles was gedeihen will, muß seinen fetten historischen Boden haben. Man muß aber über diese Vertheidigung des Vernunftrechts noch hinausgehen auf die sogenannte neue Schule selbst, und muß deren Widersprüche aufdecken. Ich wenigstens will nachweisen, daß die neue Schule sogar den Liberalismus haßt, weil dieser in der That doch immer einige Dinge hat, die er der Kirche und dem Staate lassen will. Weit verwandter ist diese moderne Destruktion aller Verhältnisse mit einigen über der politischen und moralischen Versumpfung Frankreichs aufgeschossenen Wasserblumen sogenannter socialer Theorien,

mit St. Simon mit Fourier. Ja ich kann ſogar nachweiſen, daß es darunter einige Köpfe gibt, welche recht gern zu einer Theokratie im Sinne Lamennais ihre Stimme gäben. Dieſes Chaos von Meinungen iſt da; eine weiche knetbare Maſſe, die man bald ſpitz bald rund, bald eckig formen muß, um ihr zu beweiſen wie unhaltbar ſie iſt. Ich will dies thun. Ich will da ich gewohnt bin, mich der Gedanken und Redeformen der neuen Schule zu bedienen, mein innerſtes Eingeweide herauskehren und dasjenige was ich ſelbſt nur denken kann, immer ſo hinſtellen als dasjenige was man bekämpfen muß. Jede Parthei hat etwas von Affektation, aber ich werde ſie nur meinem Gegner zuſchreiben; ich werde beweiſen daß er anders denkt als er ſchreibt, daß er ſich von einer Ideenverbindung tyranniſiren läßt, die er gern abwürfe, wenn er den Muth dazu hätte, nämlich den Muth vor der Parthei. Und dies Alles werd' ich in keinem größeren Werke thun, ſondern in anonymen Zeitungsartikeln; werde mir

wie ein Maulwurf bald hier bald dort Luft graben, und nicht in der Form des Angriffs, sondern in der des Ueberfalls und Hinterhalts. Vor allen Dingen gehört, um hier etwas Gediegenes zu erreichen, eine offizielle Maske dazu. Ich muß sagen können: Man geht damit um, man hat sich entschlossen, es ist im Werke! Wenn es auch nur heißen soll: Es ist wünschenswerth, es ist leicht möglich, es ist mein guter Rath! Besonders kommt es darauf an, einen festen Standpunkt über die auswärtige Politik zu behaupten. Man muß immer mit Schlachten bei Roßbach drohen; man muß sich nicht fürchten, eine förmliche Revolte aller auswärtigen Journale auszuhalten. Zuletzt muß man sich an die Ausdrücke gewöhnen, welche in den neueren Censuredicten vorkommen. Man muß von einem Buche, das etwas frei, etwas subjectiv, kurz etwas modern geschrieben ist, sogleich sagen: Dies Buch ist in einem schlechten Geiste geschrieben! Es muß gar nicht darauf ankommen, diesen Geist zu analysiren, zu beweisen,

warum der Geiſt eigentlich nicht ſchlecht, ſondern nur unbrauchbar iſt; ſondern man muß aus einer Sache der Politik ſogleich eine Sache der Moral machen. Eben ſo muß man ſich an den Ausdruck falſche Lehren gewöhnen. Denn es iſt zu weitläuftig, nachzuweiſen, daß ſich dieſe oder jene Idee da oder dorthin verzweige. Man muß durchaus nicht thun als wenn irgend Etwas in Frage geſtellt werden könne. Man muß das herrſchende Syſtem: die Wahrheit nennen und ihre Widerſprüche, nicht mehr für Irrthümer, ſondern geradezu für falſche Lehren ausgeben. Falſche Lehren, ſchlechter Geiſt, ſind kategoriſche Ausdrücke, die Alles umfaſſen, was man an den Erſcheinungen der Zeit in ihren einzelnen Mißlichkeiten und Bedenklichkeiten feſt anatomiren müßte."

Nach einer Pauſe, während welcher ich nur das Kritzeln einer Feder hörte, hieß es: „geben Sie dies Billet bei der Kaſſe des Miniſteriums ab."

Der gelbe Israelit mit dem ſchwarzen Haar

und dem krummen Rücken ſchoß an mir vorüber, und ängſtlich folgt' ich dem Winke des Miniſters in ſein Zimmer. Der Mann war ſehr erſchöpft; ſeine lange hagere Geſtalt ſtreckte ſich auf dem Sopha neben mir. Er ſchien abweſend und ſagte ohne meine Bitte vielleicht gehört zu haben: „Es wird ſich ſchon machen laſſen.“ Als ich darauf fortfuhr, unterbrach er mich und ſagte: „Meine Liebe, drücken Sie das Alles ſchriftlich in einer Bittſchrift an den Fürſten aus, und wollen Sie ſie mir dann anvertrauen, ſo denk' ich wohl, daß ſich etwas wird machen laſſen.“ Dabei erhob er ſich; ich verließ das Zimmer ſo ſtill als ich hineingekommen war. Er lächelte mich wie ein Glückwünſchender an, und dennoch mußt' ich auf der Treppe ſtehen bleiben, weil mir eine Ohnmacht über die Augen zog. Ein ausbrechender Thränenſtrom half mir, und ſelbſt die kalte Herbſtluft draußen hatte nicht Kraft und Gewalt genug die Näſſe auf meinen Wangen zu trocknen. Als ich nach Haus kam, warf ich mich erſchöpft auf meinen einzigen hölzernen

Stuhl, der in meinem Zimmer ſtand. Später that ich Alles was mir der Miniſter gerathen hatte. Es half aber nicht viel, da ich meine Bitte für Philipp weder als Gattin noch als Schweſter, noch als verlobte Braut motiviren konnte. Es war unwiderruflich, daß er ein ganzes Jahr in Verhaft bleiben ſollte. Ich kann wohl ſagen, daß die Theilnahme für ihn nur eine eingeredete, keine empfundene war; doch ſoviel ſah ich wohl, daß ich mir Hülfe ſchaffen mußte um nicht unterzugehen. Alle meine Empfindungen waren in einer gereizten Stimmung. Die Verwandten hatten mich aufgegeben. Die Schweſter war auswärts verheirathet, der Bruder ſtudirte auf einer fremden Univerſität, der Vater rang ſchon ſeit längerer Zeit mit dem Tode. Ich entſchloß mich endlich ein Anerbieten anzunehmen, das auf meine Fähigkeiten berechnet ſchien. Ich wurde Erzieherin.

# Viertes Buch.

Arthur harrte im Vorzimmer des Miniſters. Der Chef wollte mit ſeinem jungen Sekretair ausfahren. Ein dringender Beſuch ſchien den Ausbleibenden zurückzuhalten. Arthur ging voraus, lehnte ſich auf das Geländer der Treppe, ging unten in der Hausflur auf und ab, trat endlich auf die Straße, wo die Pferde, ungeduldig wie er, ſchon ſeit einer langen Zeit ſtampften; Herr von Magnus ließ lange auf ſich warten. Endlich eilte ein junger Mann aus dem Hauſe, den man wegen ſeines gelben Teints allgemein den Aegyptier nannte. Es währte nicht lange, ſo kam der Miniſter und ſtieg mit dem Harrenden ein. Wie ſie um die nächſte Ecke bogen, zog der Aegyptier noch einmal ſeinen Hut, drol-

lig, gleichmüthig, die Hände in den Hosentaschen.

Ein freundlicher Park nahm das leichte Fuhrwerk auf, eine süße, milde Luft wehte den Fahrenden entgegen, der Minister wischte sich den Schweiß von der Stirn und antwortete noch immer nicht, ob ihn gleich Arthur gefragt hatte, ob denn seine Relationen mit dem Aegyptier in der That so eng wären, als man nach diesem Gespräche vermuthen möchte.

Das Rasseln des Wagens auf dem Steinpflaster mochte in der Stadt die Frage übertönt haben. Draußen wiederholte sie Arthur und erhielt die Antwort: „Mein Lieber, ich kann Ihnen wohl im Vertrauen gestehen, daß die heutige Art, regieren zu müssen, alle meine bisherigen Begriffe über Staatskunst verwirrt. Mein Trieb war auf einen allmähligen Fortschritt in nützlichen Reformen gerichtet, und ich überzeuge mich selbst, wie nothwendig es ist, daß die Staatsmaschine mit allen Kräften, die ihr zu Gebote stehen, gehemmt wird, daß ein ab-

soluter Stillstand der natürlichen Bewegung und des selbst sich entwickelnden Organismus eintreten muß, damit man wenigstens den Augenblick behauptet und sein überliefertes Besitzthum rettet."

Arthur hatte längst seine jugendliche Schwärmerei aufgegeben und sie mit einem Indifferentismus vertauscht, der, wenn er dazu kam seine Meinung zu sagen, am liebsten die Meinung des Gouvernements sagte. Arthur hoffte Beförderung. Er sagte auch deßhalb: „Wer an der äußersten Gränze steht und die meiste Macht hat, parlamentirt gern oder bescheidet sich, nur einen Theil von ihr zu gebrauchen. Wellington wird niemals einem so reinen Torysmus folgen, als wozu ihm diejenigen seiner Parthei rathen, die hinter ihm stehen und keine Verantwortlichkeit tragen."

„Nein, mein Lieber," entgegnete Herr von Magnus; „es ist nicht Scheu, die mir meine Stellung unbehaglich macht, sondern eine wirkliche Ueberzeugung. Mit welchen Begriffen

bin ich in die politische Carrière eingetreten? Mit Begriffen der Freiheit und des Kampfes gegen fremdländische Usurpation. Meine Studien fallen in eine Zeit, wo die Staatswissenschaft zum ersten Male in eine Berührung mit den Institutionen Englands kam, in eine Zeit, wo man sich mit Edmund Burke von der französischen Revolution zwar abwandte, aber dafür auch die englische Staatsraison, die Vorzüge einer auf gesellschaftlichen Vertrag gegründeten Verfassung in seine politischen Vorstellungen einsog. Ich bin mit dem Enthusiasmus groß geworden, den die Werke Adam Smiths erregten und habe mit Entschlossenheit an dem Kampfe Theil genommen, welchen das System des großen Schotten mit dem Egoismus, mit der feudalistischen Verdächtigung, mit dem Fanatismus der theoretischen Physiokraten und den Querelen der kleinen praktischen Gutsbesitzer führen mußte; erlauben Sie mir, zu sagen, daß alle diese Elemente meiner politischen Bildung demokratischer Natur waren. Das Reizende der Englischen Verfas-

sung ist jetzt ihr aristokratisches Prinzip geworden, damals war es die populäre Grundlage derselben, welche die strebenden Köpfe begeisterte. Die Thatsachen, welche außerdem von der damaligen Geschichte gesetzt wurden, waren nicht so gestaltet, daß man auf diesen künftigen Zwiespalt hätte aufmerksam gemacht werden können. Das neuernde Prinzip war das der Regierung; Gouverniren hieß damals aufräumen, Mißbräuche tilgen, Einheit schaffen, erziehen, beleben, erzeugen; man hatte einen Fingerzeig für Alles was man that, eine ebenso geheime wie offenkundige große Idee, die Befreiung vom fremden Joche; die Idee realisirte sich, ein Brausen und Wehen entstand, daß es eine Lust war, an den öffentlichen Vorfällen Theil zu nehmen. Ich folgte dem Heere, ich warf mich oft mitten in die Gefahr; denn für mich begann nichts Neues, sondern meinen Hoffnungen wurde die Krone eines glorreichen Endes aufgesetzt. Von diesem Gedanken begann mein doppeltes Mißverhältniß zur Zeit. Die revolutionäre Tendenz

unſerer Zeit datirte von dieſen Begebenheiten einen Anfang; ich ſah in ihnen nur ein Ende. So zerfiel ich ebenſo ſehr mit dieſen mir verhaßten Beſtrebungen, wie ich aufrichtig zugeben muß, die entgegengeſetzte Tendenz der neuern Politik noch bis zum gegenwärtigen Augenblick nicht verſtanden zu haben."

Arthur kam in Verlegenheit. Es war bekannt, daß Herr von Magnus der Ausdruck der höchſten Gutmüthigkeit war, daß er mit ſeinem guten Herzen auch gern ſeine Stellung durchgehen ließ und daß man längſt von ihm ſagte, er befände ſich nicht mehr auf ſeinem Platze. Die Unbehaglichkeit ſeiner Lage verleitete den braven Mann, mit wem er nur konnte, darüber zu ſprechen. Es war eine ewige Verwunderung, aus welcher ihm herauszuhelfen er die Menſchen anging. Arthur war ein Freund ſeines Hauſes, ein beliebter Geſellſchafter ſeiner Frau, gegen ihn legte er ſich alſo am wenigſten Zwang an. Arthur erhielt ihn lebhaft durch ſeine Widerſprü-

che. Er besann sich auch diesmal nicht, ihm offen zu sagen: „Der Charakter unserer Zeit hat sich merkwürdig umgestaltet. Das entfesselte Volk fing an, sich nicht mehr als den dritten oder vierten Stand zu betrachten, sondern es feierte überall seinen 17. Juny und machte sich zur Allgemeinheit, zum Plenum. Wo blieben die Interessen der Uebrigen? Alles das zu erfüllen, was die Menge verlangt, wäre in unserer Zeit nicht einmal etwas Großes, sondern nur etwas Abentheuerliches."

„Aber um Gotteswillen," fiel Herr von Magnus mit Heftigkeit ein; „sagen Sie mir nur, durch wen man heutiges Tages etwas erzielen kann? Wer besitzt die Reichthümer; wer besitzt die Intelligenz; wer besitzt zuletzt die physische Gewalt, mit welcher sich die Staaten schützen sollen? Der Schwerpunkt aller politischen Existenz fällt in unsern Tagen auf die große Masse, weil Reichthum, Intelligenz, ja selbst die adlige Prärogative der Ehre etwas Populäres und Allgemeines geworden sind. Wie

kann man hoffen, unter diesen Umständen ein gleichmäßiges Aequilibrium von gleich berechtigten und gleich verpflichteten Gesellschaftsstufen herzustellen, wo Alles das, was der geringen Zahl des Adels ehemals dennoch das größere Gewicht gab, auf den Bürger und Bauer übergegangen ist? Sagen Sie mir um Alles in der Welt, wie wollen Sie Staaten von dem Papiere ins Leben rufen? Habt Ihr Reaktionäre nicht dieselben Träume, wie die Demagogen?"

„Erlauben mir Ew. Excellenz," entgegnete Arthur, „aufrichtig meine Meinung zu sagen. Hätte die Demagogie die Kraft, wie die Reaktion, sie würde vielleicht eben so wenig eine Thorheit seyn, wie es diese ist. So lange aber die Reaktion noch über Mittel und Kräfte gebieten kann, wird sie dieselben zu zwei Absichten verwenden. Sie muß negativ und positiv verfahren. Sie muß jenen Neuerungstrieb zerstören, der in die Völkerschicksale leider durch die Regierungen selbst gekommen ist, sie muß zu gleicher Zeit nach irgend einem Schema das-

jenige, was sie als Contre-Revolution zertrümmert, wieder aufbauen und überhaupt auf Positivitäten dringen."

„Recht gut," bemerkte der Minister; „aber welch ein Schema ist zu diesem Zweck gezeichnet worden! Das ist nichts als eine sklavische Abstraktion von den veralteten Zuständen."

„Nein, eine freie Abstraktion; ein Schema, das eben so sehr der Geschichte wie dem Gedanken angehört."

„Ihre Gedanken denken nichts, als die Vergangenheit."

„Wir vertheidigen das Recht der Geschichte"

„Die Geschichte hat ein Recht gegen Diejenigen, welche täglich Geschichte machen."

„Der Fortschritt wird nicht geläugnet, allein woher die Materialien der Zukunft nehmen?"

„Nicht aus den alten Institutionen, sondern aus dem Urtheil über sie."

„Das Urtheil schafft keine Welt, es sei denn

Gottes Urtheil. Es muß Unterlagen, Bedingungen, es muß faktische Erleichterungen geben."

„Sie wählen die rechten nicht! Die Gegenwart bietet dieselben Erleichterungen. Die Menschheit gewöhnt sich schneller an etwas Neues, als an die Nachahmung des Alten."

„Das große Gesetz unserer Zeit ist die Freiheit. Die Thatsachen, auf welche wir dringen, sind eben so sehr Traditionen, wie Ergebnisse der Vernunft. Das ist der große Unterschied des Alten und Neuen, daß jenes gegeben war, dies genommen ist, jenes belastete, dies befreit: es sind dieselben Formen, aber sie werden in einem andern Lichte betrachtet. Das Erste ist die Tyrannei, das Zweite die Empörung, das Dritte aber die Versöhnung durch die Liebe und die Ueberzeugung."

Der Minister schwieg, grüßte mehremal Vorübergehende, seufzte und fuhr fort: „Urtheilen Sie, wie Sie müssen; müßt Alle so! Ich kann es nicht und die Zeit mit ihren täglichen Erlebnissen wird meine Schwäche entschul-

digen. Ich zittre, wenn ich den unaufhaltsamen Strom von Verneinungen überblicke, der über die Welt kommen kann. Die Vernunft zieht sich Gränzen, aber die Leidenschaft reißt sie alle ein. Die Vernunft weiß, daß sie Einiges bezweifeln darf, daß sie Manches wissen kann, das Meiste aber glauben muß; die Leidenschaft aber weiß nichts, die Leidenschaft glaubt nichts, die Leidenschaft bezweifelt Alles. Nennen Sie mir den Moment, wo Sie glauben, daß auf dem Heerde der Verneinung, Paris, endlich ein Ende der Unruhe eintrten wird! Ich sehe kein Ende ab, am wenigsten, wenn man das thut, was die Menschen fordern, noch weniger, wenn man sie mit Bajonetten umpflanzt. Es ist schrecklich!"

Eine Pause trat ein, während welcher der Wagen langsam die Landstraße, auf welche man kam, wenn man den Park verließ, hinunterfuhr. Jeder drückte sich mißgestimmt in eine Wagenecke. Der Minister war ein langer hagerer Mann, der immer Noth hatte, seine Beine unter-

zubringen. Er schlug sie gewöhnlich übereinander, auch die Arme, und senkte dabei den Kopf tief in diese kreuzweisen Verschränkungen herab. Doch jetzt erhob er ihn mit Lebhaftigkeit. Ein Wagen begegnete ihnen, dessen Schlag sich öffnete und ein bleiches Kindesantlitz herauslächelte ließ. Die langen Glieder sprangen auf, der Kutscher wurde angerufen zu halten, es war die Tochter des Herrn von Magnus, die so eben mit ihrer zukünftigen Gouvernante, Seraphine, aus der Pension kam und anhaltender Kränklichkeit wegen in das Haus ihrer Eltern zurückkehrte. Auch der staubige Reisewagen hielt an, der Schlag wurde geöffnet und mit herzlichem Willkommen drückte der geistig so tief gebeugte Mann Antonien, sein einziges Kind, an sein Herz. Das kleine Wesen war krank und hatte von Natur wenig Gefühl. Sie stieg in den Wagen, wo ihr Arthur Platz machte, der sich von der plötzlichen Erscheinung Seraphinens abwandte und um Zerstreuung zu suchen in das Feld hinaussahe, wo sich leider auch nicht ein einziger Baum

fand, an welchen er seine Verlegenheit hätte anheften können. Auch Seraphine stieg in den frischen Wagen. Arthur sprang hinaus und gab vor, noch einen weitern Spaziergang machen zu wollen. Herr von Magnus war viel zu sehr mit seiner Tochter beschäftigt, als daß er ernstlich versucht hätte, den erschrockenen Flüchtling zurückzuhalten.

Seraphine überließ Antonien den Zärtlichkeiten ihres Vaters, der Aufnahme bei der Mutter und zog sich auf die Zimmer zurück, welche ihr für die Zukunft angewiesen waren. Es dunkelte schon. Sie konnte sich wenig in ihrer neuen Lage orientiren. Sie hatte auch hinlänglich damit zu thun, der wunderbaren Veränderung nachzuhängen, welche auf's Neue ihr Schicksal betroffen hatte. In diesem Hause war sie als Hülfeflehende erschienen: Der damals so zerstreute Mann hatte sie nicht wiedererkannt. Sie war auf's Neue in Kreise versetzt, wo sie Arthur und Edmund begegnen mußte, als eine Hingeschiedene, die Niemanden mehr in dem, was er über

ihrem Grabe that, verhindern durfte. Sie wachte am nächsten Morgen mit dem Gefühle auf, welches Niemanden unbekannt seyn kann, der eine plötzliche und glückliche Veränderung, die ihm Tags zuvor widerfuhr, am Morgen an den Wänden sucht und vorsichtig auf sein Gedächtniß tritt, damit er allmählig sich überzeuge, ob es denn wirklich Wahrheit sey, worüber er sich zu freuen nicht mit einem Male wagt.

Jetzt erst bemerkte Seraphine ihre anmuthige Wohnung. Sie ging nach einem Garten hinaus, den man mehr Anlage und Park nennen mußte, weil er nur spärliche Blumenbeete, meist schattige Baumparthien zeigte. Dicht unter ihren Fenstern, obgleich einen Steck tiefer, begannen riesenhafte Glasfenster, welche die schräge Bedachung von verschwenderisch angelegten Treibhäusern bildeten. Brennende, tropische Farben leuchteten durch die hellgrünen Fenster hindurch, die hier und da geöffnet waren, und die zierlich geordneten Terrassen, die von den seltensten Pflanzen besetzt waren, sehen lie-

sen. Zur linken Hand war ein ungeheures Netz gezogen, unter welchem Pfauen und Fasanen ihren schlanken Wuchs und ihre Farbenpracht entfalteten. Zur Rechten gruben sich auf einer kleinen Insel Kaninchen ihre unterirdischen Gänge, während sich auf dem Teiche, der sie umgab, einige stolze Schwäne brüsteten. Man sahe, hier waltete eine eigene Liebhaberei, eine Hypochondrie, die sich von der Welt abschloß und auf ihre eigenen Schöpfungen beschränkte. Auch blieb der Beherrscher dieser Anlagen, die trotz ihres ausgesuchten Charakters etwas Düsteres hatten, da zumal der Park dicht daran stieß, nicht fern. Herr von Magnus wandelte in einem langen blausammtnen Morgenfurteut durch seine Fasanennetze und tropischen Pflanzenterrassen. Eine gelbe Schnur durchschnitt den gestreckten Körper gerade in der Mitte in zwei Hälften, von welchen jede schon hinreichend gewesen wäre, die Länge eines soliden untersetzten Mannes zu bilden. Ein großes Aktenstück klemmte er unter den linken Arm, sein ostindi-

sches Taschentuch unter den rechten. Das erstere war, weil er das letztere sehr viel brauchte, nahe daran, ihm hinten zu entgleiten. In der That entfiel es ihm, ohne daß er's merkte. Er wandelte gravitätisch seinen Gang fort, während das vielleicht wichtige Papier am Boden lag und von einigen türkischen Enten, die in die Inselkolonie gehörten, verdelmetscht wurde. Zuweilen hatte Herr von Magnus Bedürfniß sich auszusprechen. Dann rief er gewöhnlich aus vollen Leibeskräften: „Heinrich!" worauf ein Livreejäger erschien, der hier sowohl die botanischen wie zoologischen Funktionen zu gleicher Zeit zu versehen schien. Zuweilen hatte Herr von Magnus etwas recht derb zu erinnern, zuweilen rief er auch nur: „Heinrich," und wenn dieser kam, so winkte er ihm daß es schon gut wäre und er nur wieder gehen möge. Endlich führte der Zufall den braven Mann wieder auf die Stelle, wo seine Depesche von den türkischen Enten, die damit hin- und herzerrten, wahrscheinlich entziffert wurde. Wie ein Blitz schoß

die lange, sonst so phlegmatische Gestalt über den vielleicht unersetzlichen Verlust her, die Enten wackelten in die Flucht, aber ihr Verfolger setzte ihnen so lange zu, bis sie keuchend in den Teich stürzten. Nicht genug, daß die indiscreten Leserinnen diplomatischer Geheimnisse vor der Rache des Ministers hatten entfliehen müssen: nein, er drohte ihnen jetzt auch noch vom Ufer aus, sie in eine strenge Untersuchung ziehen zu wollen: er überhäufte sie mit Vorwürfen und Drohungen, unter welchen das Schlachtmesser der Küche oft genannt wurde, rief endlich sein Faktotum Heinrich und trug auf diesen seinen Unmuth und seine Zanklust über, bis er lärmend und poltend den Garten verließ. Das Lärmen der Enten und das Geschrei der Pfauen gab dieser Scene einen komischen Effekt.

Seraphine mußte herzlich lachen, aber sie hatte es bald bemerkt, daß Herr von Magnus ein herzensguter nur etwas langweiliger und hypochondrischer Mann war. Ihre Natur verlangte es jetzt, daß sie sich ihm mit Vorliebe widmete.

Wo ſie irgend ein Leiden ſpürte, wo ſie überhaupt eine Eigenthümlichkeit wahrnahm und begriff, da mußte ſie verſuchen, ob ſie nicht darauf wirken und mit Verläugnung ihres eigenen Weſens ihr nützen könne. Sie malte ſich den Charakter des Miniſters aus, ſchwärmte von hochgeſtellten Männern, die innerlich doch recht unglücklich ſeyn könnten, und betrachtete ſich bald, durch eine ihrem Weſen unvertilgbar zum Grunde liegende Eitelkeit, als den Genius, der dieſem Hauſe gefehlt hatte. Das Leiden Antoniens aber bekümmerte ſie ſehr. Denn die Aerzte gaben nicht mehr viel für ſie, wie man zu ſagen pflegt; das Kind ſiechte augenſcheinlich ſeinem Ende entgegen. Doch war Antonie dabei ſehr lebensluſtig, gierig, und überhaupt excentriſch in ihren Wünſchen. Man mußte ihrer Unliebenswürdigkeit Alles nachſehen und Seraphine klagte oft darüber, daß alle ihre ſchönen Lehren und Lebensmaximen leider nur dem Tode gepredigt würden.

Das Unheimlichſte aber im Leben iſt die

Ruhe und Gleichgültigkeit, welche, gleichsam als könnte nichts geschehen, einen Ort umgiebt, wo freilich bald recht viel geschehen wird. Man sieht der Zukunft sicher entgegen, und dennoch stemmt sich die Gegenwart mit Hand und Fuß, sich auf diese Zukunft nicht einzurichten. Ein einziges Kämmerchen giebt es oft, wo das Kommende sich schrecklich genug vorbereitet, und schon die nächste Wand glaubt nicht an ihren Nachbar, sondern ladet die Menschen ein, so unbesorgt zu bleiben, wie sie selbst, die kein Herz hat. Julie wenigstens ahnte Alles, was kommen würde, hatte aber keine Lust, sich darauf einzurichten. Sie dachte mit aufrichtigem Schmerz daran, daß die Zukunft etwas Unheimliches verbarg, sie meinte aber, daß das Leben aus so vielen Verwickelungen zusammengesetzt wäre, daß man nach den Momenten, die keine Knoten wären, geizen müsse. „Ueberhaupt" sagte sie zu Seraphinen, als diese zu ihr herunter kam und ihrer Toilette beiwohnte: „überhaupt muß ich Sie mit meiner kleinen Duodezphi-

losophie bekannt machen, aus der ich zuweilen, wie aus der Bonbonnière eine Devise zur beschaulichen Unterhaltung nehme. Ich war längst verheirathet, meine Liebe, als ich erst mein Selbstbewußtseyn bekam. Ich war schon Mutter, als mir erst ein reifes Urtheil möglich wurde. Ich war Gattin, als ich erst anfing, Mädchen zu werden; und wurde mädchenhaft, als ich schon eine Tochter hatte. Ich denke nun so: Die Natur hat Recht, aber sie kann uns keine Pflichten auflegen. Alles was das Recht der Natur ist, das setzt sie tyrannisch durch, und frägt uns nicht viel danach, ob wir es zugestehen wollen oder nicht. Die Natur zwingt physisch, zahllose Menschen auch moralisch; mich aber nie. Was ich der Natur geben muß, das geb' ich ihr, nämlich Alles, was ich nicht die Kraft habe, bei mir zu behalten. Aber was verlangt die Natur nicht Alles? Sie hat unsre Ehen, unsre Verwandtschaften, unsre Freundschaften, sie hat unser ganzes Daseyn in Beschlag genommen und es auf einen Fuß eingerichtet, der unbemerkt

auch der moralische geworden ist. Ich werde diese Moral der Umstände und der Gewohnheit niemals anerkennen, sondern mich gegen sie sträuben, so lang' es geht. Denn es steht der Natur etwas Anderes gegenüber, was ich die Freiheit nennen würde, wenn ich ein Mann wäre, und das ich als denkende Frau nur etwa den Geist, als liebende das Herz, auf alle Fälle aber den Menschen, den neuen geistigen Adam nennen kann. All mein Handeln ist Protestation gegen die Natur, all mein Denken Appellation an eine Autorität, für welche mir das rechte Wort fehlt. Ich weiß wohl, daß die Leidenschaft hier eine Rolle spielt, und daß sie nicht die reine Form dessen ist, woran ich eigentlich denke, aber sie hilft mir oft, sie bringt mich der Wahrheit, meiner Wahrheit näher, sie erleichtert den Flug, und läßt mich wenigstens ahnen, was ich nicht wissen kann."

Seraphine entgegnete: „Sie nennen die Natur eine Tyrannei! Mich hat sie immer befreit. Mich schnürten die Combinationen der

freien Wahl und des Gedankens ein, und was mir wieder Luft gab, war die Natur. Geſetzt, der Geiſt gebiert die wahre Freiheit; warum verſetzt er uns in Widerſprüche, die nur die Natur löſen kann? Ein Leben, das ſich nach eignen Geſetzen regeln will, wird ſo in Verwirrung gerathen, daß es keinen Ausweg mehr findet. Laſſen Sie uns das Schrecklichſte nehmen: es giebt keine größere Proteſtation gegen die Natur, als den Selbſtmord, und bis zu dieſem Extreme treibt uns niemals ein natürliches, ſondern immer nur ein Verhältniß, das aus übertriebenen geiſtigen Combinationen entſtanden iſt."

„Es iſt möglich," ſagte Julie von Magnus, „daß Sie recht haben, weil Sie das Verhältniß umkehren. Sie brauchen die Natur als Heilmittel: Sie haben die Kraft nicht, ſich von der hergebrachten Ordnung der Dinge zu befreien. Sie nahmen vielleicht zu öfterm geniale Aufflüge und beſtimmen ſich ſelbſt Ihr Schickſal, ſinken aber immer wieder, weil Sie ſich hülflos vor-

kommen, auf die Ebene herab die Natur, die Alles gleich macht und somit auch heilt.

Seraphine erröthete über eine so treffende Charakteristik ihres Lebens und Sinnens. Julie aber fuhr fort: „Sagen Sie mir nur, was aus den Menschen werden sollte, wenn sie immer nur das Natürliche wollten? Nicht einmal das würde sie fördern, wenn sie den Geist blos zur Hülfe riefen, um die Natur zu ergänzen. Beide Elemente zusammenlöthen, heißt Silber durch Kupfer verdächtigen, wenn man auch eine gewöhnlich kourirende Landsmünze daraus machen kann. Waren Sie schon in einer freien Reichsstadt? z. B. in Hamburg. Sie werden hier finden, daß zwischen den verschiedenen Physiognomien der wohlhabenden Familien eine auffallende Aehnlichkeit herrscht. Die Heirathen zwischen Nachbarn und Verwandten, der Mangel auswärtiger provinzieller Einmischung, geben dem Blute keine freie Circulation mehr. Der Spielraum der freien Selbstbestimmung des Geistes ist beschränkt. Die Menschen sehen sich

alle ähnlich, und ihr Colorit erblaßt. So ist es in allen Verhältnissen, wo man das Phlegma der Natur walten läßt und nicht auch jenen Lebensmotiven Zugang öffnet, für welche ich keinen Namen habe, die uns aber von der Sclaverei der Gewohnheit befreien."

Seraphine entgegnete: „Ich verachte den höhern Impuls nicht; wie könnt' ich ihn auch, da die Liebe die höchste Blüthe desselben zu seyn scheint. Aber eben bei der Liebe finden Sie es ja! Man wird von ihr ergriffen wie von einer Thorheit, wie von einem kecken Einfall, der, weil er Caprice ist, von den Liebenden gern als göttliche Fügung ausgegeben wird. Aber wie drängt man nicht auch, den Bereich des Zufalls zu verlassen, und seine Thorheit in die Verhältnisse, wie eine Nothwendigkeit einzufügen! Man trieb sich in einem phantastischen Gebiete um und drängt sich wieder in den Schooß der Natur hinein, um sich mit der Wirklichkeit auszugleichen und seinem Einfalle die rechte Weihe zu geben! So glaub' ich, sollte immer

das Verhältniß der natürlichen und geistigen Fähigkeiten und Zustände seyn.

Julie empfing in diesem Momente einen Brief. Sie betrachtete wohlgefällig die Aufschrift und zeigte Seraphinen die zierliche Handschrift. Seraphine kannte sie. Der Brief mußte von Edmund seyn. Als sie die Augen niederschlug, und Julie dies auf ihr angezogenes Beispiel bezog, sagte die eigenthümliche Frau: „Schämen Sie sich nur Ihrer Kenntniß der Liebe nicht! Aber ich hörte wohl, Sie kennen nur die Liebe, welche bürgerliche Tendenzen hat. Es ist wahr, die Liebe entsteht meistens durch mein romantisches Lebensprinzip und wird dann durch die Natur mit der Tradition und dem Herkommen ausgeglichen. Aber es ist nur das eitle Menschenkind mit seinen egoistischen kleinen Schlichen, was hinter dieser Erscheinung steckt. Man will sich seinen genialen Einfall sichern, man will ihn nicht davon fliegen lassen, man muß ihn also einrenken in die Gelenke des gewöhnlichen Wandels. Glauben Sie mir, man kann

lieben und doch in der Region des Urſprungs verbleiben. Es giebt Verhältniſſe, wo an Beſitz nicht gedacht wird, wo man ſich freut, unbefangen genug zu ſeyn, um ſich immer erhaſchen zu können. Meine Region iſt ein hoher grüner Bergwald, wo man Alles friſcher und himmelnaher hat, als in der Ebene. Mein Mann mit ſeinen Faſanen unterm Netz, mit ſeinen Ententeichen und mit ſeinen Treibhäuſern, wo die Natur vor Ofenwärme ſchwitzt, um etwas hervorzubringen! Wie geſagt, ich rathe Ihnen" —

Hier verloren ſich Juliens Worte und flüſterten in den Brief hinein, den ſie eben öffnete. Sie lachte und war wieder ernſt. Seraphine fand, daß ſie ſich in dieſe Mittheilung vertiefte, fühlte auch, wie krampfhaft es ihr das Herz drückte, daß ſich hier eine Frau an den Redensarten ſonnte, die von einem Manne kamen, den ſie einſt geliebt hatte, und verließ das Zimmer, ohne die Leſerin zu ſtören. Sie wußte nicht, woran ſie ſich halten ſollte, als ſie ſich über die

Teppiche der prachtvoll dekorirten Zimmer leise davonschlich.

Oben traf sie an einem Tische, die Feder in der Hand, ihren Zögling auf sie wartend. Papier und Lineal lagen auf dem Tische. Seraphine sollte eine historische Lektion da fortsetzen, wo sie in der Pension stehen geblieben war. Sie sprach gerade von der babylonisch-assyrischen Geschichte, und quälte sich, ihrer Zuhörerin den Namen Nabopolassar richtig in die Feder zu diktiren. Seraphine wußte selbst nicht viel von dem Gegenstande. Sie flüchtete sich immer wieder in Pölitz's Weltgeschichte, wo sie den Finger bei der Babylonischen Geschichte eingeklemmt hielt, und sich rasch eine Thatsache aufschlug, während sie immer vorgab, sich nach der Orthographie der Namen umsehen zu wollen. Nach der Weltgeschichte exponirte sie die Geographie. Sie war von der Pension her im Norden Amerikas festgefroren und quälte sich, das kleine Boot ihrer Kenntnisse aus dem Eise der Bassbey herauszubringen, ein zweiter Kapitän

Roß. Sie stieg dann ans Land und verfolgte die Hasen-, die Fuchs-Indianer, bis sie bei den wahrscheinlichen Quellen des Missisippi ankam. Hieran reihte sich eine halbe Stunde Naturgeschichte, ein Weitläuftiges über die Flötzgebirge, über Glimmer, Feldspath, Granit, über Säugethiere und Wallfische, kurz den ganzen Apparat, mit welchem die Bildung unserer weiblichen Jugend erzielt wird, kramte Seraphine in der Angst aus, daß dies Alles dazu gehöre, um dereinst mitsprechen zu können. Erst als Antonie vor Schwäche allmählig entschlummert war, bemerkte sie, welche Menge Fehler sie gemacht hatte, wie sie meist immer dasjenige behauptet hatte, was in den Handbüchern bestritten wurde. Sie war sehr unglücklich und weinte, da sie sich eingestehen mußte, daß sie die lange Reihe der Xerxes und Artaxerxes verwirrt hatte und sie eigentlich Nichts in der Welt verstünde, als einen guten und leserlichen Brief zu schreiben.

Wie sie so ihren pädagogischen Mängeln nachdachte, öffnete sich die Thür und Herr von

Magnus in fertiger Toilette trat herein. Er hatte einen Stern am Rock und ſchien ſehr gnädig geſtimmt. Er küßte Antoniens Stirn und wandte ſich mit vieler Höflichkeit an Seraphinen. Es fiel ihm nicht ein, daß er ſie ſchon einmal geſehen. „Waren früher im Inſtitut?“ fragte er. „Kennen meine Tochter ſchon längre Zeit? Hat kein Talent, iſt zerſtreut, gebe aber Nichts drauf. Hauptſache iſt Verſtand. Können Sie Verſtand lehren?“

Der Miniſter lachte, aber Seraphine ſagte auffallend genug: „O ja!“

„Wirklich? Wie machen Sie das?“

„Verſtand iſt eine negative Fähigkeit,“ erklärte Seraphine. „Man übe ſeinem Zögling nur recht viele Thatſachen ein, und laſſe darauf eine Andeutung folgen, als wenn nicht viel darauf ankäme. Der Verſtändige ſieht zwar ein, daß das Wiſſen unnütz iſt; aber um dies mit Verſtand behaupten zu können, muß er das Wiſſen beſitzen.“

Herr von Magnus war eigentlich nur auf

dem Sprunge. Als er aber dieſe faſt wie eine Bezüglichkeit klingende Entgegnung hörte, that er gleichſam, als wollte er Hut und Stock ablegen und ſetzte ſich nieder. „Sie werden doch nicht glauben," ſagte er, „daß die Wiſſenſchaften einer Frau Relief geben? Wenn ein Mädchen weiß, was Spartaniſche Suppe war, und ſie iſt doch nicht im Stande, ihrem Manne eine zu kochen! Die Erziehung der Frauen iſt ganz etwas anders, als die der Männer."

Der Ton war erhitzt. Seraphine fürchtete ſich, antwortete aber: „Sie muß doch eine Unterlage, eine Veranlaſſung haben. Man kann doch nicht erziehen ohne Unterricht, wie es keine Farben zu Malen giebt, die nicht erſt kurz und klein gerieben ſind."

„Dies iſt auch wieder eine der Merkwürdigkeiten unſerer Zeit," behauptete der Miniſter; „daß ſie das Wiſſen organiſirt, daß ſie den Menſchen vorſchreiben will, wie weit man in ſeinen Kenntniſſen gehen ſoll. Sogar die Mädchenerziehung wird vom Staate angeordnet.

Als wenn der Staat Luſt hätte, die Frauen zu emanzipiren! Iſt es nicht, als wenn beide Extreme unſerer Tage, das revolutionäre und das reaktionäre, auf ein Ziel losſteuerten? Sie verſtehen mich nicht. Ich kann Ihnen aber deutlicher werden."

Seraphine ſagte, daß ſie nicht begreifen könne, warum Bildungselemente nicht abſolute wären, warum der Frau die wiſſenswürdige Sache anders eingerichtet und beigebracht werden ſolle, als dem Manne.

„Ich bitte Sie, erlauben Sie," fiel Herr von Magnus heftig ein, und drohte, da er nicht gleich den Anfang ſeiner Rede finden konnte, recht abſchreckend mit der linken Hand. „Worum handelt es ſich? Um Mann, um Weib, um zwei Naturprodukte, die wohl verſchieden ſeyn müſſen, weil ſie ſonſt nicht beſtimmt wären ſich einander zu ergänzen. Es frägt ſich nun: wo iſt die Einheit? Wo iſt der Coincidenzpunkt? Wo läuft die abweichende Beſtimmung zuſammen?"

„In der Bildung," bemerkte Seraphine.

„Um Gottes Jesus willen, die Bildung iſt ja bloß das Mittel zu einem Zwecke. Der Zweck muß ſich doch ausdrücken laſſen.“

„Der Zweck iſt die Einheit, die Ergänzung.“

„Nein, der Zweck iſt — freilich die Ergänzung; aber das Mittel iſt kein Stoff, das Mittel iſt die Geſinnung. Pſychologie — darauf kommts an. Räſonnement, Empfindung — damit haben die Wiſſenswürdigkeiten nichts zu thun. Die Erziehung der Frauen muß nicht davon ausgehen, es den Männern gleichzuthun, ſondern davon, ihnen etwas zu geben, was ſie nicht beſitzen. Der Eine muß in dem Fache des Andern Laie ſeyn und nichts dafür beſitzen als nur die Empfänglichkeit. Eine Frau, die Alles das verſteht, was ich verſtehe, iſt ein Hut, den ich ſuche und in der Hand habe. Die weibliche Erziehung ſoll Beziehungen auf die männliche haben, aber ſie ſoll nicht dieſelbe ſeyn; denn was iſt die Folge? Daß das Weib, unfähig, ſo zu faſſen und zu behalten, wie der Mann,

doch immer als eine zurückgebliebene Nachzüglerin daſteht, als der Ausdruck der Schwäche, während ſie ſo gut wie der Mann die Beſtimmung hat, in ihrem Kreiſe eine Vollkommenheit auszudrücken. Es iſt die offenbarſte Ungerechtigkeit, die Frau in das Gebiet des Mannes hineinhorchen zu laſſen und ſie in ihrem eigenen Kreiſe zu vernachläſſigen."

„Der Kreis der Frau," bemerkte Seraphine, „iſt etwas Angebornes. Er braucht nicht viel angebaut zu werden."

„O bedeutend, bedeutend!" rief Herr von Magnus; „allerdings, ſehr bedeutend! Denn auf die Wirthſchaft und das Nähen kömmt wenig an. Die Keime ſind es, die Anfänge, die in der weiblichen Natur liegen. Dieſe, ich ſage, dieſe müſſen beobachtet und großgezogen werden. Mit einem Worte, die weibliche Erziehung muß gänzlich verändert werden. Zuerſt, was iſt weiblich? Was iſt es in der Natur, in der Geſchichte, in der menſchlichen Seele? Sodann; was iſt

halb? Was muß ergänzt werden? Der Mann besitzt Muth, das Weib Ausdauer. Man muß viel sprechen mit den weiblichen Zöglingen, sie müssen Raisonnement bekommen, Dialektik, für und wider; denn, wie gesagt, der Mann will, aber die Frau muß die Gründe kennen, sie muß ihm auf den richtigen Weg helfen. Sagen Sie mir, warum hat es keine Frau höher als bis zum Verstand gebracht? Die Männer reichen bis zum Genie hinauf. Eine Frau kann, wenn sie das Höchste erreicht, nur höchst vernünftig seyn. Darin liegt's, daß sie den Mann begleiten, ihn ergänzen, Augen haben, wo er blind, Ohren, wo er taub ist. Finden Sie nicht auch, daß demnach die ganze pädagogische Behandlungsweise der Frauen eine andere seyn muß, als die der Männer? Die Frauen sollen ausdauern, aber das, was sie lernen, entkräftet grade ihre Beharrlichkeit. Sie werden das männliche Wissen immer am ersten vergessen. Alle die Stoffe, die man jetzt ihrem Gedächtnisse anbietet, wiederkäuen sie nicht. Es ist, als

wollte man nur Ruhe haben und legte Blei auf die Flügel, die so gern draußen flatterten.“

Seraphine war verstummt über diese Aeußerungen, die der Minister mit den heftigsten Gesikulationen begleitete. Er fuhr fort: „Was geschieht selbst da; wo ich nicht am Steuerruder, sondern auf der Galeere sitze? Was wird da gekabinetsordert? Wie bildet man sich ein, den weiblichen Unterricht auf eine Normaluniform zurückführen zu müssen? Es giebt jetzt weibliche Oberlehrer und Unterlehrer, es wird nächstens weibliche Professoren und Privatdozenten geben. Eine Frau ist eine Frau. Was Eine kann, können sie Alle. Diese Rangordnung, diese Prüfungen, es ist etwas Schändliches und kurzum, ich halt's nicht mehr aus.“

Mit diesen Worten stürzte Herr von Magnus zur Thür hinaus und ließ Seraphine in Angst und Schrecken zurück, die den innerlichen Grund der heftigen Erzürnung des Ministers in nichts anderem, als in sich finden konnte. Antonie

war über den Lärm aufgewacht und suchte sie über die Heftigkeit des Vaters zu trösten.

Dieser inzwischen stürmte die Treppe hinunter und irrte sich bei dieser Aufregung in seinen Zimmern. Die große Treppe spaltete sich unten in zwei Arme, er wählte den unrechten und brach mit der ganzen Wildheit, die plötzlich über ihn gekommen war, in die Zimmer seiner Frau ein. Ein großes Windspiel schoß ihm zufällig nach, ohne daß er es merkte. So gewann es den Anschein, als zöge das wilde Heer heran. Julie, die eben Gesellschaft hatte, erschrak über den Aufzug ihres Mannes, der die Thür hinter sich nachwarf, und doch noch eine Spalte weit genug übrig ließ, daß der Hund sich dazwischen drängen konnte. Jetzt das Erstaunen des langen Mannes, sich geirrt zu haben und so viel zweideutige, im Uebrigen doch sehr werthe Bekannte hier zu finden, dazu das kluge Auge des Hundes, der dem Stürmenden auf der Ferse folgte; dies gab einen Contrast, der von allen gefühlt wurde, von Julien aber zum herzlichsten Gelächter benutzt

wurde. Herr von Magnus, betreten über die Störung und seinen eigenen komischen Effekt, wich einen Schritt zurück und trat dem Windspiele unbarmherzig auf die Füße. Das Thier schrie und nun zog sich über das Antlitz des Herrn von Magnus selbst ein feines verwundertes Lächeln, das er mit einem sehr herablassenden und populären Kopfschütteln unterbrach.

Arthur hatte Takt genug, die Lachnerven, welche einmal in Bewegung waren, schnell auf einen andern Gegenstand hinüberzuführen. Man konnte den Minister nicht so gehen lassen, ohne den Eindruck der ärgerlichen Scene, die er gespielt hatte, in ihm zu verwischen. Arthur griff daher schnell etwas auf, wovon er wußte, daß es den Herrn des Hauses fesseln würde.

„Ich erzählte so eben," begann Arthur, auf einen jungen Mann mit grauen Haaren in Uniform weisend, „daß der Herr Hauptmann so sehr von dem Hegelschen Systeme beherrscht wird, daß er sogar die Neigungen seines Herzens darin aufgenommen hat."

„Ich?“ fragte der Bezeichnete. „Wie kommen Sie darauf?“

Arthur weidete sich an der plötzlichen Aufmerksamkeit des Ministers. Dieser fixirte mit ernster Miene den Officier, setzte sich in die Nähe seiner boshaft lächelnden Frau und schien vorläufig erst abwarten zu wollen, wie sich denn das Thema dieses Gespräches eigentlich feststellen würde.

„Freilich, Herr Hauptmann;“ fiel Arthur ein. „Sie können es doch nicht in Abrede stellen, daß Sie die Vorlesungen eines Mannes besuchen, der in Berlin sich der Hegelschen Philosophie affiliirt hat. Eben so wenig, daß Sie —“

„Sie brauchen nicht zu stocken, lieber Freund,“ fiel der Hauptmann ein, indem er mit dem Stuhle etwas vorrückte; „ich werde niemals vergessen, daß ich in meinem Verhältnisse zu Eulalien eigentlich den ganzen Verlauf der Hegelschen Philosophie durchgemacht habe. Diese Liebe war die praktische Anwendung der Encyklopädie.“

Julie entgegnete, daß ſie zwar wüßte, wer Eulalia war, aber nicht, was die Encyklopädie ſey. Herr von Magnus blickte bald ſie, bald Arthur, bald den grauen Hauptmann an, und ſchien den Moment abzuwarten, wo er in das ſich entſpinnende Gefecht mit all ſeiner eigenthümlichen Hitze einbrechen wollte.

„Ich brauche wohl nicht zu verſichern," begann der Hauptmann mit feierlich-pedantiſchem Ernſte, „daß Eulalia der Liebe eines Philoſophen würdig war. Ja ſelbſt wäre ſie es nicht geweſen, ſo würde ſie unbewußt doch eine konkrete Unterlage des prozeſſirenden Gedankens geworden ſeyn. Ich benutzte Eulalien, aufrichtig geſagt, als dieſe Unterlage. Sie vergegenwärtigte mir die Selbſterzeugung der Ideen, ihren Umſturz, ihr Andersſeyn, ihre Rückkehr in ſich ſelbſt. Alles, was ich von Treue und Untreue an ihr verſpürt habe, kömmt auf die Paragraphen der Encyklopädie hinaus. Die erſte Begegnung, dies einfache Setzen des Begriffs, war nur noch die leere Abſtraktion, die aber bald mit Zeit und

Raum, mit Ort und Stunde sich erfüllte, und statt des unbestimmten dämmernden Seyns eine sichere handgreifliche Existenz ponirte. Diesen Verlauf des zwischen uns Beiden sich entwickelnden Gedankenprozesses verfolgt' ich selbst da noch mit Theilnahme, als die Idee und mit ihr Eulalia umschlug und sie mit ihrem jetzigen Manne für mich immer mehr in die Form der Negation überging. Hat denn nicht Alles seinen Herbst und Winter? Ist die Negation nicht die Herrscherin der Welt, die immer besiegte und immer wieder siegende? Sie ist das Prinzip, welches die Erdaxe sich um sich selbst drehen läßt, sie erzeugt jene jetzt auch in der Physiologie entdeckte Flimmerbewegung oberhalb des Gehirnes, d. h. das Leben. Gerade die Negation ist das, was die Dinge erhält, ob es gleich auch sie ist, die die Dinge zerstört. Die Negation ist freilich der Tod, aber der wahre Tod ist auch nicht das Grab, sondern die Unsterblichkeit. Sie wurde mir untreu! Das mußte sie, wenn sie mich liebte; denn sie gab mir Leben, sie schuf mich,

den noch nicht Gebornen, sie riß mich aus dem Chaos der unbestimmten Abstraktion heraus, und beseelte mich durch ihr Umschlagen, wie weh es auch anfangs that! Ich habe mich damit getröstet, daß ja alle Dinge im ewigen Flusse sind, weshalb auch, wie Sie wissen, das Wasser ehemals als ihr Prinzip angenommen wurde."

Julie meinte, daß dieser wunderliche „Tröster an sich selbst" consequenter gehandelt hätte, wenn er sich nun auch seinerseits in diesen ewigen Fluß der Dinge hineingestürzt und ersäuft hätte.

Die Uebrigen lachten darüber, nur Herr von Magnus nicht. Ueber eine Abgeschmacktheit mit kurzen Worten den Stab zu brechen, war er nicht im Stande. Er mußte sie erst zu widerlegen suchen und einen Theil derselben dadurch auf sich selbst ablenken. Er räusperte während der Exegese des philosophischen Hauptmannes so laut, rückte mit dem Stuhl so heftig, daß man von ihm jetzt etwas erwarten konnte. „Mein Herr," begann er, „ich weiß nicht, welche Stel-

lung Sie zum Zeitgeiſte haben, welches Phantom Sie, ja Sie, für die Beſtimmung unſeres Jahrhunderts ausgeben. Allein geſtehen muß ich, daß mir die Verbindung des Säbels mit einer ſo abweichenden, unlogiſchen Philoſophie außerordentlich auffallend iſt. Meine Kantiſche praktiſche Vernunft, ſehen Sie, die kann ich rechts und links, hinten und vornen ſchleifen, wie ein zweiſchneidiges Schwert; ich kann ſogar die Klinge der reinen Vernunft in die Scheide der praktiſchen ſtoßen, daß es nur ſo kracht; allein wenn die Sekte, welcher Sie angehören, in der Armee unſeres gnädigen Landesvaters auch nur noch einen Schritt weiter, über einige wenige Unteroffiziere oder Gefreite ſich verbreiten ſollte; ja dann gute Nacht — wie geſagt — dann, Herr Hauptmann, dann könnten wir nur ſehen, wie weit wir mit dem Pariſer Frieden gekommen ſind!"

„Excellenz, keine Ungerechtigkeit!" fiel der Hauptmann ein, „Bildung, Aufklärung," —

„A la bonne heure, Bildung und Aufklä-

rung," meinte der Minister, „das laß' ich gelten; allein alle Dinge unter einen mystischen Flimmer versetzen und Pietismus treiben, ohne doch die Hände zu falten, das ist mir nun noch hundertmal ärger, als die tollste Herrenhuterei selbst. Nehmen Sie mir's nicht übel; Sie können mir nicht mehr sagen, Herr Hauptmann, was mein Rock ist, grün oder blau?"

„Dies ist auch schwer," fiel der erhitzte Gegner ein. „Grün manifestirt sich deutlich genug, aber es ist doch nur eine Abstraktion! Genommen wird man Ihren Rock eben so gut blau, wie grün oder gelb nennen können. Nichts steht fest. Das Eine integrirt das Andre. Zeit wird zum Raume, Maaß wird Gewicht, Qualität und Quantität sind in gewissen Momenten nicht mehr von einander zu unterscheiden."

Hier sprang Herr von Magnus auf und rief: „Sie verwechseln Qualität und Quantität? Sie confundiren mir die einfachsten Gegensätze der natürlichen Größenlehre?"

Der Andre ebenso: „Excellenz, Sie über-

hören, daß ich jenen Punkt meine, wo das Eine in das Andre überſchlägt. Die Zahl iſt der deutlichſte Beweis deſſen, was ich meine. Excellenz, Sie werden gewiß zugeſtehen, daß der Ausdruck: Das Eine und das Andre eine Correlation iſt. Allein, ich beſchwöre Sie, das Eine iſt doch der Ausdruck einer Zahl, es iſt eine Quantität und ſogleich ſagen Sie: Das Andre, und dies ſteht nicht mehr zu dem Ausdruck: Das Eine in dem quantitativen Verhältniſſe von Eins und Zwei, ſondern ſchon in dem qualitativen Verhältniſſe der Unterſcheidung.“

Herr von Magnus hörte aber nicht mehr darauf. „Die Sophiſtik Ihrer Schule iſt mir bekannt,“ rief er, „Sie verwechſeln die Qualität ſchon mit der Quantität, Ihre Collegen haben geſagt — o, Sie dürfen es nicht läugnen! — wenn unſer Staat auch nicht im Raume exiſtirte, er würde niemals aufhören, in der Idee zu exiſtiren. Was bewirken Sie hiermit? Sie untergraben den eigentlichen Patriotismus, der über das Wohl des Landes nicht ſchlafen kann. Sie

vertheidigen alle kraſſen Sätze der Orthodoxie und in unſerer Bruſt, ja, groſſer Gott, in unſerer Bruſt, da können Sie uns keine Gefühlsſproſſen für die Gedankenleitern einſetzen, daß man aus dem Herzen auch glaubt, was man aus dem Kopfe beweiſen kann. Nein, wo ich nur hinblicke, wächſt mir die Thorheit dieſer Zeit über den Kopf. O ich ſehe kein Gutes mehr in der Welt, nichts, nichts!"

Mit dieſen Worten, die in der Stimme beinahe erſtickten, mitleidig und gefühlvoll die Geſellſchaft betrachtend, ging Herr von Magnus quer durch die Zimmer ſeiner Frau in die ſeinigen. Die Anweſenden waren verſtimmt und verließen den kleinen Saal. Julie zog ſich zurück, da es ſchon ſpät war. „Herr von Magnus," ſagte ein Bedienter, „würde nicht zur Abendtafel kommen."

Der unglückliche Mann, der an ſeinen geſunden Ideen ſo heftig krank war, und beſonders an dem Schmerze litt, daß die Gedanken ſeiner Gegner ſich in dem Syſteme des Staats,

an deſſen Spitze er ſtand, durch mancherlei ſehr rückſichtswerthe Einflüſſe als offizielles zu befeſtigen anfingen, löſchte jetzt in ſeinen Zimmern alle überflüſſigen Lichter aus. Mit einer Lampe verſehen, flüchtete er ſein gefoltertes Herz in die geſpenſtiſche Todtenſtille eines ihm ſehr lieben und werthen Antiken-Cabinets, das einige gute Originalien und ganz vorzügliche Copien enthielt. Von Statue zu Statue, von Rumpf zu Rumpf ſchritt er tief aufſeufzend in dem Gemache einher, ſtand zuweilen ſtill und betrachtete mit gefalteten Händen den Schmerz, der aus den Augen des Laokoon ſtöhnte, blickte dann wieder zu Niobe auf, prüfte und beleuchtete in verſchiedenen Stellungen Antinous und Aphrodite und ſprach ſtill vor ſich hin: „O ihr großen Alten!“ Endlich fiel ſein Blick auf die Büſten der deutſchen Claſſiker, auf Wieland, Herder, Winckelmann, er klammerte den Arm um das Bruſtbild Göthes und las in dem ſtrengen Antlitze dieſes Unſterblichen, wie reine Vernunft mit höchſter Phantaſie ſich vermählen kann. „Sie

waren doch Alle so groß und trieben ein so einfaches, stilles und gesundes Denken!" seufzte der schwermüthige Mann und begab sich erst zur Ruhe, als ihn unter diesen kalten weißen Gestalten selbst zu fröstеln anfing.

---

Von jetzt an hatte Seraphine regelmäßig jeden Morgen Gelegenheit, die Spaziergänge und den Charakter des Herrn von Magnus zu belauschen. Die Furcht vor ihm legte sich allmählig, seitdem sie ihn so natürlich schalten und walten sahe, wie er es unter seinen Blumen und Fasanen gewohnt war. Sie hörte ihn gewöhnlich schon vor seinem Auftritt in die frische vom Morgenthau befeuchtet Scene; er kündigte sich hinter ihr meist immer schon mit einer Fanfare von Predigten und Kritiken an, die an das Gesinde, an Hunde, die ihm in den Weg kamen, vertheilt wurden, zuweilen pfiff er auch und lockte das Federvieh, das auf der kleinen künstlichen Insel mit den Flügeln ihm entgegenklatschte. Sein

Lieblingsgegenstand war ein mit Wein besetztes Spalier, über dessen Fortgang jeden Morgen mit Gründlichkeit verhandelt wurde. Heinrich, sein Faktotum, war sogleich da, wenn Herr von Magnus über diese Frage verhandeln wollte! Die Discussion beschränkte sich aber meistens auf Prophezeihungen für den Herbst, auf eine mehr oder weniger reichliche Erndte. Die Beere wurde geprüft, über das Wetter die Meinung gewechselt, und die Verhandlung immer mit dem Satze abgebrochen: Regen, Regen thut Noth. Eines Nachts hatt' es auch geregnet und wie schön die Sonne schien, so war doch der Boden sehr feucht und locker. Herr von Magnus hatte die Gewohnheit, sich bei seinen Morgenspaziergängen aller Rücksicht auf sich selbst zu überheben und namentlich das Gleichgewicht seines Körpers durch seine Bewegungen niemals auf eine schickliche Weise zu contrebalanciren. Er hatte da etwas zu zeigen an einem großen Blumenstrauß, demonstrirte ein Langes und Breites, und kniff die Flügel seines Schlafrockes so lange zwischen

die langen Beine, bis dieſe ihre Haltung verloren, die lange Figur in eine perpendikuläre Schwankung brachten, und es nicht hindern konnten, daß Herr von Magnus in ſeiner ganzen außerordentlichen Länge auf den feuchten Boden niederfiel. Seraphine, die dieſe Kataſtrophe hatte kommen ſehen, vermochte einen Aufſchrei, der aber mehr Lachen als Schreck war, nicht zu unterdrücken. Herr von Magnus entdeckte ſie, indem er aufſtand, oben am Fenſter und war ſo überaus gnädig und herablaſſend, daß er trotz ſeines Unfalles ihr einen herzlichen guten Morgen wünſchte und ſich anſchickte, ein Geſpräch zu beginnen. Seine gellende Stimme erhob ſich dabei ſo laut, als wenn man ſie einige Häuſer weit hören ſollte. Wunderlich aber war es, daß er dies Geſpräch nur in ganz abgeriſſenen Strophen hielt, und nach einigen zu Seraphinens Fenſter hinaufgerufenen Worten immer wieder auf ſeine botaniſchen und ökonomiſchen Verhandlungen zurückkam, ſo daß er wie ein ächter Staatsmann zwei Geſpräche zu gleicher Zeit

führte. Seraphine, von Natur leichtſinnig und ausgelaſſen, widerſtand der komiſchen Erſcheinung des Mannes nicht länger, ſondern nahm ſich vor, irgend wie an ſeinem verworrenen Weſen Antheil zu nehmen und ihn, wo möglich, hier und da auf eine ergötzliche Weiſe anlaufen zu laſſen. Dies gelang ihr um ſo mehr, da ſie Kenntniß des Garten- und Viehweſens genug hatte, um zuweilen vom Fenſter aus bei einer beſtrittenen Frage auch ihre Meinung abzugeben. Herr von Magnus nahm dies hoch auf, und mußte ſich bald geſtehen, daß ihm der Aufenthalt im Garten ſeither noch einmal ſo lieb wurde. Sein Antlitz klärte ſich auf, ſein Gang beſchleunigte ſich; man hätte ſchließen mögen, daß Seraphine auf ihn wirkte. Sie konnte ſeine Zerſtreuung und Vergeßlichkeit ungeſtraft zu den ärgſten Neckereien benutzen: er war vergnügt dabei. Sein Sacktuch pflegte er regelmäßig aus der Taſche zu verlieren und dadurch eine Veranlaſſung herzugeben, daß ihn Seraphine bald hier-, bald dorthin ſchickte und ihn ſo lange neckte, bis

er freundlich still stand und ihr mit seinem langen knöchernen Zeigefinger zum Fenster hinaufdrohte. Dann gestand sie ihm, daß es ja halb aus der Tasche heraushinge, oder daß er es gar nicht verloren hätte, sondern ganz fest in der linken Hand halte. Herr von Magnus war dann immer äußerst zufrieden über das kluge Mädchen und lachte ihr so lange Beifall zu, bis er den Husten bekam und aus Gefahr zu ersticken, sich in den Fasanenstall flüchten mußte. Kam er dann wieder heraus, so war er ganz erschöpft und überdies so mit bunten Federn bedeckt, daß er sich den Spottnamen Papageno von Seraphinen gefallen ließ. Außer dem Sacktuche bot auch die Tabaksdose vielen Stoff zu einer angenehmen und für Seraphinen, bei Herrn von Magnus freundlichen Gesinnungen gegen sie durchaus nicht mehr riskanten Unterhaltung dar. Er ließ sie gewöhnlich offen auf einer Bank stehen, wo denn die Hühner besonders niemals ermangelten, den Spaniol nach allen Richtungen hin zu verstreuen. Kurz Herr von Magnus hatte

gerade soviel kleinen Aerger, als er brauchte, um immer im Zuge zu seyn. Lärmen mußte er; und selbst die Freundlichkeit hatte bei ihm etwas Tobendes. Seraphine fesselte ihn, ohne daß sie anders wollte, als ihn verspotten.

Ohne Streit war zwischen beiden auch kein Verständniß möglich. Der wunderliche Mann mußte beständig etwas haben, woran er sich stieß, und Seraphine stellte ihm dergleichen Hindernisse genug in den Weg. Alles was er that und behauptete, stellte sie in Frage und erzürnte ihn damit doch so wenig, daß sie im Gegentheil über die Zuvorkommenheit erschrak, mit der er sie in einem Augenblicke behandelte, wo sie es bei ihm schon ganz verspielt zu haben fürchtete. Die Lösung des Räthsels lag darin, daß der Widerspruch, den er sonst erfuhr, nur aus den Sachen kam, welche von den Personen vertheidigt wurden. Diesmal waren es aber nur Beziehungen auf sein Individuum, nur formelle Streitigkeiten, die er zu schlichten und zu beenden nach Gefallen die Freiheit hatte, es waren

Gegenſtände, auf die es Seraphinen nicht groß ankam. So nahm der Verkehr zwiſchen ihnen allmählig die Form der Belehrung an, wie ſchwer ſie ihm auch von der Widerſpenſtigkeit und dem weiblichen Muthwillen gemacht wurde. Und ſelbſt dieſer Widerſtand mußte ſchwinden, da ſich die Form dafür abnutzte und die Natur über die Kunſt den Sieg davontrug. Seraphine konnte das treffliche Herz des Herrn von Magnus nicht in Abrede ſtellen. Er handelte väterlich an ihr, und verpflichtete ſie dadurch, auch wie ein Kind an ihm zu hängen.

„Gut geträumt?“ fragte er ſie eines Morgens, als ſie mit ihm, wie ſie es ſeit einiger Zeit gewohnt war, ſeine Frühpromenade theilte.

„Gut wohl, aber ſonderbar,“ entgegnete Seraphine. „Ich finde, daß ſich mir eine auffallende Erfahrung des Traumes immer mehr beſtätigt.“

„Was träumen Sie denn?“ fragte Herr von Magnus, ſich auf einen langen Vortrag ſei-

nerſeits und eine weit ausgeſponnene Polemik rüſtend.

„Weniger der Gegenſtand, den ich träume,“ ſagte Seraphine, „fällt mir auf, als die Umſtände, unter denen ich träume. Ich finde nämlich, daß es im Traume beinahe eine eigen phantaſtiſche Topographie giebt, die ſich bei gewiſſen Gegenſtänden nach Jahr und Tag unverändert wieder einfindet.“

Herr von Magnus und Seraphine ſaßen auf einer Bank. Jetzt ergriff er aber ihre Hand, ſtand auf und ſagte: „Kommen Sie; ich verſtehe Sie nicht recht.“

„Ich meine ſo:“ erklärte Seraphine. „Ich träume z. B. von einem Freunde, deſſen Lokalitäten und Exiſtenzumſtände mir vollkommen bekannt ſind, und dennoch haben ſie im Traume nicht nur immer eine andere Geſtalt, ſondern dieſe falſche Geſtalt bleibt auch die nämliche, ob ich auch nach Jahr und Tag erſt wieder von ihnen träume. Es iſt nicht ſo auffallend, daß der Traum an der Wirklichkeit etwas ändert, als

daß der Traum gleichsam ein Gedächtniß zu haben scheint und daß man sich eine unmittelbare Fortsetzung des Traumlebens, wenn auch täglich von der Wirklichkeit unterbrochen, als möglich denken kann."

„Noch nicht darauf geachtet," bemerkte Herr von Magnus; „aber nicht unwahrscheinlich!"

„Nein, ganz sicher," erwiederte Seraphine, „was mir im Traume vorkommt, Alles hat bei mir Ort und Stunde, und zwar jede Empfindung, jedes Verhältniß hat ihre eigene Situation, die in mir bleibt während meines Traumlebens, ob auch die Wirklichkeit mir täglich sagen kann, daß diese Situation nicht die richtige ist. Die Vorstellung z. B., welche ich vor meinem Eintritt in dieses Haus von dessen Lage und äußerem Ansehen hatte, bleibt im Traume fest, wie sehr ich mich auch von der gegentheiligen Wahrheit überzeugt habe. Es sind immer grüne Jalousien vor den Fenstern, immer einige eiserne Pechbecken vor dem Thorwege, aus welchen Flammen brennen, da dies Alles doch

so entgegengesetzt meiner Erfahrung ist. Die falsche Vorstellung bleibt und kann durch nichts berichtigt werden."

Nachdem Herr von Magnus mehrmal zu diesen Worten ernst genickt und sich geräuspert hatte, sagte er: „Daraus, meine Liebe, würde folgen, daß Traum und Wachen unabhängig von einander existiren, und daß der Tod vom Leben scharf geschieden seyn kann, ohne daß der erste aufhört, sein eignes schlummerndes Daseyn in sich zu fühlen. Ich verstehe Sie wohl: Der Keim, der in der Blume liegt, träumt sich in der Knospe so ungestört fort, wie in der entfalteten Rose. Was übrig bleibt ist das Saatkorn für die Ewigkeit. Ja, mein gutes Kind, die Möglichkeit eines für sich selbst existirenden Traumlebens, das von der Wirklichkeit keine Erfahrung, keine Berichtigung seiner Irrthümer annimmt, diese garantirt uns die vorübergehende irdische Existenz als ein für unser Ureignes unwesentliches Erlebniß. Ja, ja, — und doch — o setzen wir uns!"

Herr von Magnus war in einer großen Aufregung des Gemüthes. Seraphine war nicht frivol genug, jetzt noch an ihm etwas komisch zu finden; sie ließ den Druck ihrer Hand geschehen, es war ihr, als würde sie jetzt in die Tiefe eines philosophischen Nachdenkens über die wichtigste Angelegenheit des Lebens, über den Tod blicken und Rath und Belehrung schöpfen können für einen Wissenstrieb, den sie selbst ohne Zweiflerin zu seyn heftig fühlte. So werden schwächere Naturen, überhaupt die Laien immer dadurch ihren Glauben stärken, daß sie auf Männer blicken, die die Wissenschaft ergründet haben und dasjenige gewiß beweisen können, was sie nicht fassen können. Wir wissen wohl, daß Gott ist; aber es giebt tiefe Denker und stolze Philosophen, die werden doch wohl wissen, wie er ist. So denken wir.

Herr von Magnus faltete jetzt seine Hände, die eben die Seraphinens gedrückt hatten, und sprach mit weicher Stimme: „Ich weiß, daß es eine Zukunft für uns geben muß, aber ich

weiß nicht, ob wir ſie fühlen werden. Mein gutes Kind, das iſt ſchwere Arbeit, den Vorhang vom Allerheiligſten aufzuheben. Ich hab' es vielfach verſucht und bin immer auf einem doppelten Wege geweſen, wo immer das Reſultat daſſelbe war, die entgegengeſetzte Richtung meiner Denkmethode mich aber beunruhigte."

Für Seraphinen war das freilich ſchwer; aber dennoch ſagte ſie: „Ei, wenn Sie's nur faſſen!"

„Nein, meine Gute," fiel Herr von Magnus ein, „nein, das iſt erſchrecklich zu ſagen: Dies iſt ſo, weil Jenes ſchwarz iſt: und dann wieder ſagen: dies iſt eben ſo, aber darum, weil Jenes weiß iſt. Sie verſtehen mich nicht. Ich will es ſagen. Zwei Gedanken wohnen in meiner Bruſt, die mich heben, die mir ſagen: Menſch, Du biſt unſterblich! Der Eine heißt: Du biſt es, weil Du Dich zu lebhaft als exiſtirend fühlteſt, oder wie ein Denker ſagte: Ich fühle allzuſehr, daß ich bin, als daß ich je aufhören könnte, zu ſeyn. Liebes Kind, das iſt ein großes Wort!

Das iſt ein Spruch, der Mark in das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt bringt und es ſo ſtärkt, als könnt' es nie vergehen. Ich bin, ich lebe, ich trete hier mit meinem Fuß auf den Boden. Das iſt Etwas, das iſt eine perſönliche Empfindung, die mir eine Garantie für die ganze Ewigkeit ſeyn kann. Weil ich jetzt lebe, weil ich's fühle, drum werd ich ewig leben."

Seraphine ſchwieg. Ihres begeiſterten Freundes lange Geſtalt hatte ſich erhoben und ſtand ihr mit einem Unternehmungsgeiſte gegenüber, der ſie zu bedrohen ſchien. Es war aber nur die Vorſtellung ſeines heroiſchen Beweiſes für die Unſterblichkeit, daß er die Hand ballte und ſie mit kriegeriſchem Muthe anblickte. Das dauerte eine Weile: dann ließ er die Schnellkraft ſeiner Glieder wieder ſpringen, ſie ſchlotterten in einander und zogen ihn auf den Sitz nieder. Der Mann fuhr fort: „Ich weiß es aber, das iſt eigentlich nur Trotz oder wenn auch eine göttliche Ahnung, wer baut mir die Brücke zwiſchen meinem Seyn hier und dort? Die Welt

wahrlich nicht, unſer Dichten und Trachten auch nicht: überhaupt iſt dies meine zweite Gedankenreihe: Aus dem Leben beweiſt Du nichts für den Tod, als daß er abſolut iſt! Der Unſterblichkeitsgedanke iſt nur die ephemere, ja nur über Nacht dauernde Blüthe einiger unſerer flüchtigen Daſeynsmomente, die weniger dem Leben, als dem Tode, weniger dem Tage, als der Nacht angehören, wozu Traum, Ahnung und Sympathie zu rechnen ſind. Wenn ich mich fühle wie ein Held, meinen Arm recke und recht auf das Leben trotze, ſo thut das in mir nur der Tod. Aber mein Träumen, mein Schmerz, mein Hinſchwinden und Sterben, das iſt, ja das iſt die Ewigkeit."

Eine geheimnißvolle Pauſe trat ein, während welcher Seraphine unbeſchreiblich litt. Sie hatte ihren natürlichen einfachen Glauben an eine dereinſtige Begrüßung der Gottheit von Angeſicht zu Angeſicht, ſie hatte aber dafür nichts zum Beweiſe, als das kleine längſt ſchon dageweſene Gleichniß vom Schmetterlinge. Auch

fühlte sie wohl, daß dies Bild mehr für die Möglichkeit, als die Nothwendigkeit der überirdischen Zukunft spricht. Dann sammelte sie sich und sagte zu ihrem geachteten Freunde: „Wissen Sie aber nichts, das Hülfe schafft?“

Er blickte sie fragend an und ergriff ihre Hand.

„Ich weiß!“ sagte er triumphirend. „Beginnen wir die Unsterblichkeit früher, als wir uns in ihr täuschen oder sie bewahrheitet finden werden. Leben wir in der Ewigkeit schon da, wo wir nur noch in der Zeitlichkeit leben! O der schnöden Welt! Wie kommen wir darauf sie auszukosten recht mit Angst, daß es bald zu Ende seyn wird! Warum so gierig, nicht einen Tropfen davon zu verschütten, und es so lange hinauszudehnen, unser Nichtwissen, wie es der Leib nur tragen will! Weil wir Tod vom Leben trennen, so trennt uns der Tod vom Leben. Wir stehen uns selbst im Lichte der Unsterblichkeit. Ihre Wärme und ihr Glanz würde uns bescheinen, wenn wir lebten, gleich als lebten

wir nicht, und wären der Güter, die wir hoffen, daß sie kommen sollen, längst theilhaftig durch uns selbst. Wir sollen nicht so sehr an die Tugend glauben, auf daß wir selig werden; sondern wir sollen selig leben, damit uns die Tugend etwas Natürliches und Nothwendiges scheint. Die Unsterblichkeit liegt in eines Jeden Hand. Er beginne in dem Momente, wo er ihre Nähe fühlt, sie in sein Herz einzufangen; denn im Herzen wohnt sie, nicht in unserm ganzen Daseyn, das wir Egoisten immer mit ihr in Verbindung bringen. Gerade jetzt, in diesem Augenblicke, herrliches Kind, stirb; jetzt drücke die Augen zu, und nun du sie wieder aufschlägst, denke, du lebtest im neuen Leben, schon im Antlitze Gottes, und wir werden sterben einst, ohne daß wir fühlen, aufzuhören, ohne daß wir eine Fortsetzung verlangen, wir, die wir ja noch kein Ende in uns wissen!"

Der begeisterte edle Redner hatte Seraphinen, die nicht weniger ergriffen war, in dem Momente umarmt. Er verblieb eine Minute in

dieſer Stellung und ließ ſie dann von ſeiner Bruſt, die ihm leicht geworden war, wie einem Sterbenden. Er beſann ſich ſtill auf Alles, was dieſes kurze Geſpräch von ſeinem Innern verrathen hatte, und richtete einen fragenden Blick auf die ihm wohlbekannte alltägliche Umgebung ſeiner Lage. Er ſtand dann auf und ſchritt geſenkten Hauptes in das Haus zurück. Sein Sacktuch blieb ſchon wieder liegen. Aber Seraphine war zu heftig bewegt, als daß ſie es bemerkt hätte. Sie folgte ihm ſtill nach.

Herr von Magnus wurde heute von Gefühlen gehoben, für welche man ihn abgeſtorben hätte glauben ſollen. Auch traf alles Günſtige an dieſem Tage zuſammen, um ihn über ſeine gewöhnliche Sphäre zu erheben und in einer beinahe an Schwärmerei gränzenden Schwebe zu erhalten. Die philoſophiſche Rührung der Morgenſtunde verlor ſich zwar ihrer Veranlaſſung nach bald in ſeiner kalten, zum Zweifeln überwiegend geneigten Bruſt. Die Theorie des Traumes als eines ſtetig für ſich athmenden Le-

bens verwarf er sogar nach einigem Nachdenken, weil ihm einfiel, daß er kürzlich geträumt, er hätte eine alte Frau umgebracht, und daß er diese schreckliche That für sein geängstigtes Gemüth im Traume selbst dadurch gemildert hätte, daß er sich wie ein Wachender tröstete: es ist ja nur der Inhalt einer neuen Oper, die du nicht gesehen hast. In diesem allerdings sinnlosen Räsonnement, (sich durch etwas trösten zu wollen, das man nicht kennt,) sah er doch zu deutlich die Einmischung des Verstandes und des wachenden Bewußtseyns, als daß er über die Ansicht Seraphinens noch länger gegrübelt hätte. Die heutige Morgenverklärung seines Gemüths blieb aber auf ihm zurück und brachte seine Gedanken so lebhaft in Verbindung mit Seraphinen, daß in ihm das vertrocknete Herz sich auszufurchen und zu glätten begann, daß er in Zerstreuung minutenlang vor sich hinblicken und über etwas nachdenken konnte, das ihn auf seine Weise lächeln machte. Dazu kam, daß er eine in unerhört freundlichen Worten aus-

gedrückte Einladung zum Fürſten erhalten hatte. Er präſidirte einem kleinen Rathe, den ſein Souverain zuſammenberufen hatte, und ſetzte über mehre ſchwebende Fragen ſeine eigenthümlichen Anſichten mit allgemeiner Zuſtimmung auseinander. Später nahm er an der Tafel des Fürſten, dicht in ſeiner Nähe Theil und redete ſich mit ſo viel Geläufigkeit in ſein Glück hinein, daß er gegen Abend in ſein Hotel zurückkehrte, faſt übermüthig, den Mund unwillkürlich vor ſich hin bewegend und noch lange nicht gewillt ſich zur Ruhe zu begeben. Die Fenſter ſeiner Frau waren, ob es gleich noch früh war, doch alle ſchon dunkel. Auch die Dienerſchaft war nicht ſogleich bei der Hand. Es fehlte überall an Pünktlichkeit und Vorausſicht. Allein der Herr des Hauſes merkte, da er ſeinen eignen Gedanken nachhing, wenig davon. In ſeinen Zimmern entkleidete er ſich nicht. Er blieb in der Staatsuniform, mit der er vom Hofe kam. Er ſchritt unruhig und nachdenklich auf und ab und ſchien einen Entſchluß faſſen zu wollen,

wieviel Rückſichten er ihr auch koſten mochte. Er dachte an Seraphinen, er umfing ſie in ſeiner Vorſtellung mit einer Leidenſchaft, die er für Frauen nie empfunden hatte. Je mehr er dieſe Vorſtellung verfolgte, deſto mehr verſchwand zwar die ſinnliche Beimiſchung, aber der moraliſche Zug verſtärkte ſich; er ſehnte ſich heftiger nach ihr, je weicher ſein Gemüth wurde. Seine ſchnellen, entſchloſſenen Schritte, die er durch die Zimmer gemeſſen hatte, hielt er jetzt inne. Er ſetzte ſich auf ein Ruhebett und ſann über ſein Beginnen nach. Er wollte noch dieſen Abend zu Seraphinen gehen, nur um ſie zu ſprechen oder ihre Stirn zu küſſen. Er war auch eben im Begriff, als ihm ſeine prunkende Uniform in die Augen glänzte. So nahſt du dich nicht, ſagt' er zu ſich; ſo erſchreckſt du ſie und verſcheuchſt durch dieſe irdiſchen und weltlichen Embleme den Genius, der mich ſchützen möge! Als nun aber die Pracht abgelegt und mit dem Morgenſchlafrocke vertauſcht war, erſchien ſich Herr von Magnus auf's Neue nicht in dem Lich-

te, in dem er erſcheinen mochte. Er nahm zuweilen einen Kronleuchter und betrachtete ſich im Spiegel, wie er ſich wohl ausnehmen möchte, wenn er ſo plötzlich vor Seraphinen träte. Dann verwarf er ſein Vorhaben gänzlich, dann wieder nur die Art, wie er ſich darauf rüſtete, endlich ſchlug es zehn Uhr. Ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Draußen war Alles ſtill; er öffnete einigemal die Thür, ſein Kammerdiener ſchlief. Er konnte nach vorn nicht ſehen, ob Seraphine noch Licht hatte. Endlich faßte er Muth, ſagte ſich einmal laut vor, womit er ſeinen Beſuch entſchuldigen wollte, hielt noch einmal inne, weil es ihm war, als ging ihm die Beſinnung aus. Du biſt ein Thor! flüſterte er vor ſich hin, ſtellte das Licht auf den Tiſch und ging nun ſchnell zu Bett.

Er konnte aber die Augen nicht ſchließen. Sein Kopf glühte, das Blut flog ab und auf durch die zitternden Adern. Es ſchlug eilf Uhr. Er hielt ſich nicht mehr, warf den Rock über und ſtieg leiſe mit der brennenden Kerze in das

dritte Stockwerk hinauf. Nur auf Hintertreppen konnte man zu Seraphinens Zimmer gelangen. Endlich ſtand er vor ihrer Thür und ſetzte das Licht in eine Niſche ab, weil er nicht mehr die Kraft hatte es zu tragen. Er horchte an der Thür: Alles war ſtill. Durch eine Ritze fiel ein dünner Lichtſtrahl hindurch. Er faßte jetzt einen Entſchluß und klopfte mit allzugroßem Nachdruck an. Wie er öffnete und eintrat, ſchrie Seraphine auf und ſank ohnmächtig zurück. In der Lage, wo ſich die Arme befand, mußte ſie durch die nächtliche Erſcheinung der langen Geſtalt, die gegen das draußen in der Niſche ſtehen gebliebene Licht ein geſpenſtiſches Lüſtre erhielt, auf das Heftigſte erſchreckt werden. Herr von Magnus ſank zurück auf einen Stuhl als er näher getreten und die Scene verſtanden hatte. Sein Kind Antonie lag auf einem Ruhebett, Seraphine zu den Füßen der Sterbenden. Die Augen waren gebrochen. Er legte ſeine Hand an die Wange, ſie war todtenkalt. Dieſe Kälte fuhr ihm wie ein elektriſcher

Schlag durch die Glieder. Es war nicht das Entſetzen über den Tod ſeines Kindes, (daß er dies nicht ſogleich fühlte, lähmte ihn ſchon); ſondern das Entſetzen, ſeinen Ungeſtüm ſo geſtraft zu ſehen. Seraphine erholte ſich, da ſie ihn erkannte. Jetzt brach ſie erſt in Thränen aus. Sie hätte am Tage, erzählte ſie, vergebens zur Mutter geſchickt, und ihr die traurige Wendung die das Befinden Antoniens nähme, angezeigt, aber keine Antwort erhalten. Sie wäre hier oben ganz verlaſſen geweſen und hätte es erſt vor einigen Minuten, als es klopfte, gefühlt, daß Antonie geſtorben ſey. Die Furcht habe ſie verhindert, die Thür zu öffnen und hinauszugehen, um Hülfe zu holen. Herr von Magnus ſprach nichts, ſondern blickte ſie nur ſtarr an. Sie ergriff aber ſeine Hand und zog ihn von dieſer Stätte, wo eben der Tod geweſen und ſich ein Opfer geholt hatte, krampfhaft hinweg. Der Vater hatte keinen Willen mehr. Er machte nicht einmal Anſtalten, die Dienerſchaft zu beleben, ſondern nahm Seraphinen mit ſich hin-

unter, wo ſie neben demſelben Zimmer ſchlief, wo er. Beide kamen ſich wie Träumende vor und erſt am nächſten Morgen lag beiden die Laſt einer unwiderruflichen Wahrheit ſchwer genug auf den Herzen.

Herr von Magnus hatte noch eine andere zu tragen. Ein gnädiges Handſchreiben des Fürſten — entließ ihn von ſeiner Miniſterſtelle.

# Fünftes Buch.

Der Herbst, einem regnerischen Vorwinter folgend, brachte noch einmal wieder die Täuschung des Sommers. Lessings Wunsch, die langweilige grüne Natur auf einmal roth zu sehen, verwirklichte sich; denn immer gelber, rother und brauner färbte sich das nur noch mit mattem Stiele am Stamme haftende Laub. Giebt es im Herbst doch Büsche, welche auf der einen Seite ihrer Blätter zinnoberroth aufgetragen sind, so daß man sich wohl eine Fabel ersinnen möchte, wie auf den höhern Bäumen, welche dies wunderliche Strauchwerk beschatten, vielleicht ein Paradiesvogel einst gesessen, der vom Pfeile getroffen, sich schmerzlich hat verbluten müssen und so die untern Bäume bemalte. Thörichte Vorstellung!

Aber der Schmerz, den sie ausdrückt, bezeichnet die Hingebung des Menschen an die scheidende Naturgewalt, wie er die letzten Abendblicke der bald zum Schlummer sich wendenden Elementarkraft noch zu haschen sucht. Mit stillem Schmerze wandl' ich durch den Herbst und zähle bedächtig von Tag zu Tag, wieviel die Nacht schon wieder hinwegraffte, bis es mit einem Sturme, mit einem Regenschauer, mit einem Nachtfroste um Alles geschehen ist und dein Blick am Morgen erschrickt, nur kahle, winterliche Zacken noch zu finden. Es ist ein Todesfrösteln, das dich dann befällt, der Schauer einer Einsamkeit, wo wir die Uhr zu hören vermeinen, welche durch alles Lebendige ihre Minuten und Stunden pocht und eine Welle nach der andern aus der zukünftigen Ewigkeit in die vergangene schleudert!

Einige Meilen vom Schauplatze des vorigen Abschnittes entfernt, besaß Herr von Magnus ein Landhaus, das er diesmal statt zum Sommer-, zum Winteraufenthalte machen wollte. Es

widerſtand ihm, noch länger an einem Orte zu bleiben, wo er eine ſo plötzliche und auffallende Zurückſetzung hatte erfahren müſſen. Er wollte in der Einſamkeit ſeine Unzufriedenheit begraben. „Biſt Du ſo erfroren," ſagte ihm zwar Julie, „daß Du nur im Schnee Dich glaubſt wieder erwärmen zu können?" „Wir werden einheizen laſſen," hatte Herr von Magnus entgegnet, und damit kurz erklärt, daß auch ſeine Gattin von ſeinem Tomi werde Theil nehmen. Sie hatte ihn darauf ſcharf angeblickt; aber er gab nur noch die kurze Erklärung, daß ſie in vier und zwanzig Stunden ſchon fahren würden.

Jetzt war er auf ſeinem Gute, das ſie nach einer Reparatur des herrſchaftlichen Wohnhauſes Magnusruh getauft hatten. „Ja, Magnusruh!" ſeufzte der Gefangene von Ham, wie man ihn als einen Erminiſter nennen könnte. „Hier werd' ich noch die letzten Herbſtfäden einfangen," erklärte er ſeinem Verwalter, „ich werde mich noch etwas um die Baumſchule und die gute Verwahrung der Treibhäuſer bekümmern, werde noch

einige Nußbäume schütteln, einen sogar, der mein Sarg werden soll, fällen lassen“.... Hier schwieg er gerührt eine kleine Weile. Der Verwalter trocknete sich das Auge. „Und dann“ — fuhr er mit leichter Stimme fort, „verriegl' ich mich im Schlosse. Ich habe meine Bibliothek herausgebracht, ich werde viel lesen, vielleicht auch etwas schreiben, aber anonym, ohne Ehrgeiz: ich werde über Ministerverantwortlichkeit schreiben. Ja, ja, mein Lieber, so steht man so fällt man: Es ist Alles kugelrund in der Welt: wir auch! Man wird geworfen, wirft einige Kegel um, und wird wieder zurückgeworfen, ja, ja mein Lieber!“

Herr von Magnus erwartete kurz nach seiner Ankunft auf dem Gute mit großer Sehnsucht einen Brief. Er sollte von Seraphinen kommen und eine Einladung beantworten, welche an sie ergangen war, ihren frühern Beschützern zu folgen. „Sie kommt nicht,“ sagte der Pensionair, als er den Brief eröffnete, „und sie kam auch wirklich nicht. Sie schrieb, daß sie dafür gesorgt

hätte, Antonien dem Range ihres Vaters angemessen unter die Erde zu bringen, fügte aber hinzu, daß ihr das Zusammenleben mit einer Mutter, die vor dem Kranken- und Todtenbette ihres Kindes fliehen könne, zuviel Grauenhaftes hätte! „Ich bin nicht fest gegen Gespenster," schrieb sie mit Bitterkeit; „das wissen Sie selbst, Excellenz, als Sie in jener entsetzlichen Nacht in mein Zimmer traten! Lassen Sie mich nur auf den Wogen weiter treiben! Mein Leben rettet sich schon; wo nicht, so drückt mir gewiß Jemand die Augen zu, der Mitleid hat. Bei Ihrer Gattin möcht' ich nicht leben; denn sie würde mich hassen, da ich sehr oft an einem steifen Halse leide."

Der Empfänger dieses Briefes drückte ihn zusammen und machte eine Miene, als wollt' er auf ewig eine Erinnerung von seiner Stirn wegwischen. Sie war aber nur flüchtig und machte andern Gedanken Raum, die sich beeiferten, in seiner Betrachtung die Oberhand zu gewinnen. Es war seit einiger Zeit an ihr sichtbar, daß er außerordentliche Aufmerksamkeit auf seine Gattin

verwendete, wo er nur konnte, ihr in den Weg zu treten, und ſich ihr zu einem ſolchen Bedürfniß zu machen, wie ſie in dieſer Einſamkeit es vielleicht für ihn war. Sie wich ihm aber aus. Das erhitzte ihn. Sie hing ſich wie immer an Arthur, der dem ehemaligen Miniſter auf einige Zeit folgen mußte, um mehre Geſchäfte der alten Verwaltung mit der neuen zu vermitteln und Vieles, was ſich unter Herrn von Magnus als erledigt ausgegeben hatte, ſchnell nachzuholen. Dieſe letzte Verbindung ſchürte vollends ſeinen Unmuth. Die Eiferſucht, die ihn zu beherrſchen anfing, war um ſo leidenſchaftlicher, da ſie aus dem Gefühl der Rache hervorging. Er wollte jenen nächtlichen Gang zu Seraphinen, deſſen er ſich ſchämte, an ſeiner Gattin rächen, und ſie zwingen, dieſelben Schranken anzuerkennen, die ihm eine ungebundene Neigung verſperrt hatten. Er hatte gehört, daß auch Edmund noch einen Beſuch auf dem Gute abſtatten würde. Er entſchloß ſich, jetzt einmal die rauhe Seite ſeines Weſen herauszukehren.

Allein wie immer verfolgte ihn auch hier der Fluch des Lächerlichen. Er ließ seinen Groll an jeder zufälligen Begegnung aus, die ihm in den Weg kam. Er trug seit einiger Zeit einen langen Stock, den er nie ablegte, sondern ihn als eine Art von Waffe, gleichsam um sich einzuüben trug. Er strich in den Gebüschen des Parkes stundenlang umher, wenn er wußte, daß Julie und Arthur spazieren gingen. Begegnete er ihnen, so hieb er auf die Büsche ein, und schlug die Blätter derselben ab. Eines Tages waren Beide in eine entfernter gelegene Bergpartie gefahren, ohne daß er vorher davon wußte. Der Gedanke später, nicht sie allein, sondern sie beisammen zu wissen, ein Gedanke nicht der Eifersucht, sondern der Mißgunst spornte ihn so sehr, daß er in den Stall lief und sich ein Pferd satteln ließ. Der Reitknecht wurde blaß vor Schrecken, da seit Menschengedenken nie die Rede davon war, daß man Herrn von Magnus je auf einem Pferde gesehen hatte. Er ließ sich aber Sporen anschnallen und trieb mit

erſtaunlicher Haß, daß der Menſch ein Ende machen ſollte. Endlich verſuchte er aufzuſteigen und zwar auf gänzlich verkehrte Weiſe. Indem er nämlich an des Thieres rechter Seite den linken Fuß in den Steigbügel ſetzte, hätte er unfehlbar mit dem Rechten ſchwenken müſſen und wäre auf dieſe Art mit dem Rücken an die Mähne und mit dem Antlitz an den Schweif des Thieres zu ſitzen gekommen. Doch glücklicherweiſe beſann er ſich und ſtieg wieder herunter, um es richtiger zu machen. Der Reitknecht ſahe nicht einmal darauf; denn dieſer hatte ſchon lange ſeine Augen auf den Riemen des Steigbügels gerichtet gehabt, weil ihm die Länge deſſelben mit den Füßen des Herrn von Magnus ſchwerlich zu paſſen ſchien. Endlich hatte er aber doch eine Proportion zurecht ſchnallen können. Es ging, wenn man auch bedenkt, daß die Füße des Reiters beinahe das Knie des Pferdes ſtreiften. Endlich ſetzte ſich Herr und Diener in Bewegung. Der Erſtere flog jedoch von dem Trabe bald ſo in die Höhe, daß ihm

die Steigbügel entglitten. Sich fester an das Pferd anklammernd, hielt er diese auch für unnöthig. Den Zügel gab er ebenfalls bald preis und zog es vor, die Mähne des Pferdes an dessen Stelle zu gebrauchen, wie fatal ihm auch das fortwährende Ueberfallen seines Körpers auf den Hals des Thieres war. Ging das letztere etwas zu stark, so rief Herr von Magnus sogleich Brr! rückte sich dann zurecht, suchte auch wieder einen Steigbügel aufzuangeln und versuchte den sauern Ritt auf's Neue. Herunter fiel er nicht, denn er hätte eher dem Pferde die Mähne ausgerissen, als sein Gleichgewicht verloren. So kam er denn endlich auf einer Anhöhe an, wo er die beiden pittoresken Reisenden vermuthete. Zu seinem Schrecken aber sahe er in der Ferne schon, daß sich ihre Anzahl auf drei vermehrt hatte und daß Niemand anders als Edmund der neue Ankömmling war. Ein lautes Gelächter und Bewillkommen empfing ihn, als er den Berg hinauf ritt. Ein solches Bild hatten sich alle Drei nicht träumen lassen. Julie fand diese Kühn-

heit an Herrn von Magnus ſo liebenswürdig, daß ſie von der Ruhebank unter einem ſchon halb entblätterten Eichbaume aufſprang und Herrn von Magnus ſelbſt von ſeinem Gaule herunterhalf.

Edmund beſaß zuviel natürliche Beſcheidenheit, als daß ihm der Penſionär einen unfreundlichen Willkommen hätte geben ſollen. Man verwunderte ſich über die zufällige Begegnung mit dem jungen Idealiſten, der unten auf der Landſtraße gezogen nnd in ſeiner Verhüllung im Reiſewagen von Arthur und Julien ſogleich erkannt worden war. Einer Einladung konnte Herr von Magnus nicht ausweichen. Sie wurde gemacht und angenommen.

Von jetzt entſpann ſich zwiſchen dieſen vier Perſonen ein gar wunderliches Verhältniß. Die jungen Männer betrachteten ſich wechſelſeitig mit Mißgunſt. Herr von Magnus hatte Urſache Beiden zu zürnen, bediente ſich aber des Einen gegen den Andern. Man würde ſich irren, dieſe Taktik ſeinem Feldherrngenie zuzuſchreiben. Es war nur Gutmüthigkeit, daß er gegen den agi-

ren zu müſſen glaubte, welcher grade um ſeine Frau war, und daß er ſich deſſen als Vertrauten bediente, der mit ihm Bundesgenoſſe zu ſein ein eben ſo eigennütziges und ihm feindſeliges Intereſſe hatte. Julie endlich war ſeit dem Sturze ihres Mannes weicher und ſchwächer geworden. Sie begann, als Weib zu fühlen, bedurfte Zuſpruch und Theilnahme, und tauſchte für beides, das ſie von ihren jungen Freunden erhielt, wohl mehr an Empfindung aus, als ſich mit ihrer frühern ſpröden Koketterie zu vertragen ſchien. Sie haßte ihren Gemahl um ſo mehr, als ſie ſich geſtehen mußte, daß ſie der Liebe bedurfte.

Herr von Magnus irrte unter dieſen Umſtänden wie ein Träumender umher. Er ſtürmte auf Edmunds Zimmer und ſagte: „Mein Freund, was ſoll ich von dem Benehmen Arthurs denken? Er iſt die Seele meiner Frau. Was der fühlt und denkt, denkt und fühlt ſie mit ihm! Sie fahren, ſie reiten, ſie gehen zuſammen. Ihr iſt nicht wohl, wenn ſie ihn nicht wenigſtens ſprechen hört. Ich bin bei le-

bendigem Leibe schon verschollen. Ich werde mir das Leben nehmen müssen."

„Beruhigen Sie sich, Herr von Magnus," sagte dann Edmund, dem die Begünstigung Arthurs das Blut ins Gesicht trieb; „es kann so schlimm noch nicht stehen. Sie zieht Arthur nur auf, sie spielt mit seinen Schwächen, sie" —

Ein Bediente unterbricht die stockende Rede des Eifersüchtigen, der den Eifersüchtigen trösten wollte. Julie wünsche mit Edmund zu singen, heißt es. Edmund eilt davon und Herr von Magnus muß sich die Hand vor die Stirn schlagen. Er läuft in den Garten und trifft Arthur, wie er mit den Gärtnern spricht, als wären es seine Untergebenen.

„Mein Freund," sagte Herr von Magnus zu ihm; „was soll ich von dem Benehmen Edmunds denken? Er ist die Seele meiner Frau. Was sie denkt und fühlt, fühlt und denkt sie mit ihm! Sie musiziren, sie zeichnen, sie lesen zusammen. Ihr ist nicht wohl, wenn sie ihn nicht mit Augen sieht. Sagen Sie mir, ob

ich mir nicht das Leben nehmen muß, um dieſe Menſchen glücklich zu machen?"

„Beruhigen Sie ſich, Herr von Magnus," ſagte Arthur, den ſeinerſeits wieder der Gedanke an Edmund in Harniſch brachte. „Sie zieht Edmund nur auf, ſie" —

Er ſprach dies gleichfalls nicht aus, ſondern ließ den Unglücklichen ſtehen, um ſich Juliens zu vergewiſſern. Herr von Magnus blieb einen Augenblick betroffen ſtehen, ſah ihm nach und rief dann, vom Vorgefühl des Todes durchſchauert, einige ſeiner Leute herbei. Er ging mit gräßlichen Vorſtellungen um. Noch unklar darüber, wollte er wenigſtens ſeinen Sarg bei Zeiten zimmern laſſen und befahl, wie ein Ekſtatiſcher ſo aufgeregt, einen Nußbaum im Parke zu dieſem Zwecke zu fällen. Die Leute ſahen ſich an, folgten ihm aber mit Beilen und Sägen in den kalten, von Herbſtblättern raſchelnden Park. Mit mächtigen Schritten eilte er voran.

Inzwiſchen trat Arthur in die Zimmer Juliens, wo Edmund mit ihr à quatre mains muſ-

zinte. Sie ließen sich beide nicht stören, sondern gaben Arthur Gelegenheit, ihnen Beifall zu klatschen, da sie vortrefflich spielten. Arthur hatte aber weder Sinn für die Musik noch für die Gerechtigkeit. Er lehnte sich an das Fenster und ertrug eine Vertraulichkeit, die er ohne Aufsehen zu machen nicht stören konnte.

Es waren Sonaten des alten Haydn, auf welche Edmund gern zurückkam, und die er, da sie von neuer Hand überarbeitet waren, auch Julien empfehlen zu können glaubte. Sie behauptete nun aber, nachdem sie einige Concerte beendigt hatten, daß noch viel Puder auf diesen Compositionen läge und daß, jemehr Takt in diesen Stücken wäre, Einem destomehr davon auf die Schultern falle.

Edmund fühlte sich durch diese Anmerkung gekränkt, und antwortete nicht. Julie war aber seither so milden Herzens geworden, daß sie ihren Widerspruch nicht fortsetzte, sondern Edmund sogar die Wangen streichelte und ihm sagte: „Es ist eine Musik für Blondköpfe."

„Auch das iſt nicht wahr," entgegnete Edmund, ohne auf die heftigen Schritte Arthurs zu hören. „Eher eine Muſik für Krausköpfe; ſo etwas Schalkiges, Graziöſes und wieder Gutmüthiges liegt in dieſen herrlichen Klängen, die die Meiſterſchaft eines Mozart ſchon ahnen laſſen."

Keines von beiden ſchien Arthurs Gegenwart bemerken zu wollen. Sie begannen eine neue Piece und hatten einige Sätze durchgeſpielt, als ſich in den Nebenzimmern ein Geräuſch näherte. Die Thür wurde aufgeriſſen und leichenblaß trat der Haushofmeiſter herein, eine ſchreckliche Nachricht mit ungewiſſen Lippen ſtammelnd. „O Gott, kommen Sie," rief er den Erſchrockenen zu; „es iſt ein Unglück geſchehen! Der Herr iſt von einem Nußbaum erſchlagen, den wir im Park haben fällen wollen. Wir warnten ihn fortwährend, aus der Nähe des Baumes zu gehen, weil er leicht in deſſen Fallrichte kommen könne. Er hörte aber nicht, bückte ſich immer dahin, wo der Stamm eben über-

schlagen mußte, sagte sogar, der Baum solle sein Sarg werden, der Baum schlägt über und mein Jesus! zerschmettert ihm den Kopf."

Arthur wollte hinausstürzen, um zu sehen, ob noch Rettung wäre. Aber Julie in dem Augenblicke der Gefahr die Anwesenheit des Nebenbuhlers nicht mehr ignorirend, sprang sogleich zu ihm heran, als bedürfte sie seines Schutzes, hielt ihn zurück und beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig wäre, sie nicht zu verlassen. Da er zögerte, so klammerte sie sich an seinen Körper und zog ihn zurück, bei ihr, der alles Grause und Entsetzliche Fürchtenden, dazubleiben, als bedürfte sie eines Beschützers, nicht eines Trösters.

Edmund, von seinem weicheren Herzen getrieben, übersah diese Richtung, welche Juliens Angst nahm und überhörte, daß sie ihm, als er forteilte, um das Schreckliche zu sehen, nachrief: „Kommen Sie nicht wieder!" Er eilte in den Park, an die unglückselige Stelle, wo man den Entseelten eben auf eine Tragbahre legte, um ihn ins Schloß zu bringen. Der

herbſtlich entblätterte Baum, hie und da noch eine Frucht tragend, lag weithin ausgeſtreckt, er trug eine Inſchrift, die in das Holz geſchnitten war, welche beſagte, daß Karl von Magnus vor vierzig Jahren dieſen Baum gepflanzt hatte. Edmund war ſo bewegt, daß er den Trägern nur mit Mühe folgte. Ein Diener des Hauſes ſuchte, als man den Unglücklichen unter Dach und Fach gebracht hatte, einige wundärztliche Kenntniſſe an ihm zu erproben; allein weder die Ader gab Blut, noch ſchien der gänzlich zerſchmetterte Hirnſchädel irgend eine Möglichkeit von Trepanation zuzulaſſen. Man mußte die Hoffnung aufgeben und trug den Verſchiedenen in die der Gruft nahgelegene herrſchaftliche Todtenkammer.

Edmund wollte zu Julien zurückkehren und ihr den Stand der Sachen berichten; allein ſie ließ ihn nicht vor. Er fand dies ganz in der Ordnung, da er ihre Furcht vor aller Aufregung kannte und wollte ſich zufrieden geben, als es ihm einfiel, nach Arthur zu fragen. Dieſer

war noch immer bei Julien; hörte er. „Welche Schändlichkeit“ knirſchte er. Edmund konnt' es glauben, was er hier glauben mußte. Er hatte längſt ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen geſucht, von Arthur verdrängt zu werden; aber er wollte wenigſtens nicht freiwillig nachgeben, ſondern ſich für den ſchmerzlichen Verluſt männlich rächen. Er wußte nicht, wie wunderbar ſeine Stellung zu Arthur war, daß ſie ein ſtiller, unſichtbarer Genius, Seraphine, verband.

Ja, Edmund mußte ſich ſogar geſtehen, daß der Verluſt nicht einmal mehr ein ſchmerzlicher war. Er zog ſich auf ſein Zimmer zurück und hing ſeinen Gedanken nach. Weiblichen Gemüthern liegt ein gewiſſer Egoismus, der dieſelben Aeußerungen mit dem Egoismus des Dichters hat, immer nahe. Dieſen ergriff er und klagte ſich ſelbſt an, einem Weſen, wie Julien ſein Herz zu opfern, dem Widerſpruche ſeiner ſelbſt, wie er ſagte, meine Harmonie! Ihr Gleichmuth gegen das Unglück ihres Mannes, ihre Angſt, ſich aus

der Sphäre des Todes entfernt zu halten, schrecklich genug schon bei dem Hingang ihres Kindes bewiesen, machte sie ihm grauenhaft. Er hätte vor dem Wunsche, vom Tode ihres Mannes Nutzen zu ziehen, jetzt erröthen können. Allein er sagte sich, daß er ihn nicht einmal ziehen könnte.

Nur Arthurs Bevorzugung riß ihn wieder aus dieser Entsagung auf. Sich zurückgesetzt zu sehen, ertrug er, wenn nicht seiner Liebe zu Julien, doch seiner Liebe zu sich selbst wegen nicht. Jemehr er die Natur und äußere Erscheinung Arthurs prüfte, desto stärker regte er sich auf. Er ging sogar soweit, Arthur einen Adel vorzuhalten, den dieser zwar im Wesen und im Geiste, aber nicht im Namen hatte. Er war entschlossen, sich wenigstens die Genugthuung zu verschaffen, die ihm, dem Cavalier gebührte. Man verstehe aber wohl! Edmund war ein so guter Junge, daß er die Adelsideen nur deshalb in sich beschwor, weil sie ihm in dem Augenblicke den Satisfaktionshetzhunger gaben, den

er sonst, seinem Herzen und seinem Verstande folgend, nicht würde gehabt haben.

Am folgenden Tage war freilich all' seine Kraft schon hin. Ein weichmüthiges Verzeihen und Versöhnen kam in sein Herz. Er hätte sich selbst an den Haaren herbeischleppen müssen, um sich in die Situation seiner Entschlüsse vom gestrigen Abend zu versetzen. Was war es aber? Er verzieh Julien ihre gestrige Entfernung von ihm: er rechnete sicher darauf, daß sich heute das Gleichgewicht wieder herstellen würde. Allein er mußte erfahren, daß er sich täuschte. Er wurde auf's Neue nicht zugelassen. Er schäumte vor Wuth über diese infame Zurücksetzung, wie er sagte. Er schrieb sie nur dem Uebergewichte Arthurs zu und hatte ganz Recht darin: denn dieser behauptete seinen Vorzug und war immer in Juliens Nähe. Zwar schrieb sie an Edmund: „Ich kann Sie nicht sehen, Edmund, weil Sie keine Kraft haben, weil Sie blaß aussehen würden über das traurige Ereigniß, weil Sie endlich mich gar nicht schonen würden." Auch leuchteten

dieſe Züge mit einiger heimlichen Wärme in ſein Herz und richteten ihn eine Weile auf; allein er war doch zuletzt aufrichtig genug, ſie nicht anders als wie für eine Ablehnung ſeiner Nähe auf lange Zeit zu verſtehen. Sogar Arthur ſchien ihm unſchuldig; es quälte ihn, daß er ſich auf eine dem Ehrenpunkte angemeſſene Weiſe aus dieſer Lage retten mußte. Er ſchrieb noch den nämlichen Abend eine Ausforderung an Arthur.

Dieſer hatte die Nothwendigkeit einer ſolchen Löſung ihrer beiderſeitigen Rivalität längſt vorausgeſehen und ſich ſchon im Stillen auf Waffen vorbereitet. Er nahm die Herausforderung ohne Groll oder Blutdurſt an; er war ſelbſt ergriffen genug von dem Drange der Umſtände, die hier eine mathematiſche Nothwendigkeit ſchufen. Es war am frühſten Morgen, als Arthur und Edmund, beide ohne Zeugen, in einen nahe gelegenen Wald ritten. Ein dichter Herbſtnebel lag auf der Gegend und entzog Einen dem Blicke des Andern, ob ſie gleich, der Kälte wegen in Mäntel gehüllt, ganz nahe zu-

sammenritten: keine dreißig Schritte auseinander. Aus dem Wald bellte ihnen ein Hund entgegen. Eine Stimme rief und pfiff ihn zurück. Edmund erkannte ihn. Es war derselbe Hund, den ihm einst Philipp abgelockt hatte. Das Thier erkannte auch Edmund und umwedelte den Reiter, indem es an das Gebiß des Pferdes bellend hinaufsprang. Es pfiff Jemand darauf stark und rief ihn zurück. Weiterhin lichtete sich der Wald und die beiden Reiter wurden, da sie sich schon längst gehört hatten, ihrer ansichtig. Ein gut gelegener wie absichtlich von Bäumen umschlossener Platz bot sich dar. Sie hielten an, stiegen ab, banden die Pferde an zwei Bäume fest und maßen stillschweigend die Entfernung. Eigentlich hatte Edmund die Waffen anzubieten. Es war schon wunderlich genug, daß sie Arthur unterm Mantel hervorzog und seinem Gegner, der die Augen kaum aufschlug, die Wahl ließ.

Sie hatten schon Positur gefaßt, als neben ihnen im Gebüsch sich etwas regte. Sie merkten jetzt erst, daß sie ganz nahe an der Land-

ſtraße ſtanden, die ſich durch den Wald zog. Ein zweirädriger Karren fuhr vorüber mit einem grauen Verdeck. Der Hund ſaß oben auf dem Verdeck und bellte herüber. Aus dem Korbe aber ſah man eine Peitſche hängen, die ein unanſehnliches, ſchwaches Pferdchen zur Eile antrieb. In dem Augenblicke ſah aber ein weiblicher Kopf aus dem Takelwerk des Wagens hervor, es war Seraphine. Wie Arthur und Edmund ihrer anſichtig wurden, ließen ſie die Waffen ſinken und blickten ſich fragend an. Seraphine, die die Scene wohl verſtand, griff in den Zügel und wehrte eine Hand ab, die ſie zurückhalten wollte. Im Nu war ſie dem Käſig entſprungen und eilte zu Arthur und Edmund, die ſich zurückziehen wollten. Sie wußte, ſoviel Worte ihr auch auf dem Munde lagen, doch keines davon auszuſprechen und blieb wie erſtarrt auf dem Boden angewurzelt, da ſie jetzt erſt die beiden ſich bedrohenden Geſtalten erkannte. Edmund tritt näher heran und ruft: „Seraphine!“ Sie lehnt ſich aber, da auch Ar-

thur heranſchreitet, an einen Baum und bricht in heiße Thränen aus. Dieſe peinliche Situation währte einige Sekunden, bis ſich Arthur an Edmund mit der Frage wandte: „Kennen Sie die Dame?“ Seraphine blickte auf und richtete ihr Auge ſo feſt auf Arthur, daß er die Frage kaum beenden konnte. „Ob wir uns kennen, Seraphine!“ ruft Edmund mit allem Schmelze ſeines edlen Gemüthes aus. Seraphine wußte nur zu antworten, indem ſie ſeine Hand drückte und auch die des kalten, ſpröden Arthurs zu erfaſſen ſuchte. Dieſer Moment währte einen Augenblick: die Piſtolen entglitten den Händen der beiden Männer. „O liebt Euch!“ ſagte Seraphine mit krampfhaft erſtickter Stimme; „liebt Euch! Ihr ſeid Eins, Eins in mir, haßt Euch nicht!“ Ach, es war eine Welt von Erinnerung, die auf dieſen drei Seelen laſtete. Sie blickten ſich ſtumm an, ohne daß Eines recht die Rührung des Andern verſtand. In dem Augenblick fing Philipp an, lebhaft mit der Peitſche zu klatſchen. Er rief

ſeinen Hund, der ſich unter die Scene gemiſcht hatte, ſchien aber mit ſeinem Pfeifen weit mehr Seraphinen zu meinen. Sie verſtand auch ſeinen Ton, drückte noch einmal den beiden Männern die Hand und wandte ſich mit lautem Schluchzen dem Wagen zu. Philipp, der ſich ſelbſt nicht ſehen ließ, hob ſie herein, der Hund ſprang auf das Verdeck, das er über Kiſten und Koffer, die hinten aufgepackt waren, leicht erreichen konnte, und die kleine Karavane zog von dannen. Man hörte noch Seraphinens Weinen bis tief in den ſtillen Forſt. Kein Vogel ſang. Keine Blume duftete am Wege. Ein ſtarker Windhauch hob die Herbſtblätter von der Erde auf, und trug ihrer eine raſchelnde Wolke den Davonziehenden nach.

Die beiden jungen Männer aber, von denen nur Arthur die Lage der Dinge recht überſah, lächelten ſich ſchmerzlich an, beſtiegen ihre Klepper und ritten aus dem Walde nach dem Schloſſe zurück. Als ſie es in der Ferne liegen ſahen, kam Arthur zu Edmund heran und ſagte:

„Es ist Alles eitel in der Welt, lieber Freund: wollen wir noch einmal auf Magnusruhe einkehren?“ „Wie Sie wollen, Herr von Oppen, ich habe da eigentlich nichts zu suchen!“

Edmund, lächelnd, um seine Beschämung zu verdecken, entgegnete: „Ich hole mir wenigstens mein Gepäck und meinen Wagen.“

„Gut,“ sagte Arthur, „wir theilen den letztern und fahren zusammen nach der Residenz zurück.“

Allein es lag im Schooße der Götter nicht, daß sie so leichten Kaufes hätten sollen davon kommen. Es war ihnen noch eine Katastrophe aufgespart, die sie in ihren Vorsätzen gründlich bestärken mußte, ein Erlebniß, das grauenhaft vor ihre Augen treten sollte, Niemanden aber mehr vernichtete als den Stolz, den Leichtsinn und die Gefühllosigkeit des Weibes, um dessen Gunst sie gewetteifert hatten.

Sie waren nämlich kaum bei dem Schlosse angekommen, als sie im Wohnhause, im Hofe, wo sie ihre Pferde abgaben, eine wunderliche

regung der Dienerſchaft wahrnahmen. Nach Urſache derſelben fragend, antworteten ihnen Einen, daß der ſelige Herr ſpuke, die An-n, daß er von den Todten auferſtanden ſei. Haushofmeiſter kam ihnen entgegen und er-te ihnen: „Sie wiſſen, meine Herren, wie Noth wir hatten, das Blut am Kopfe Seligen zu ſtillen. Indem wir ihn vorge-n in die Gruft trugen, zog ſich aus dem eilig orgten ſchlechten Sarge, welcher aus dem un-ckſeligen Baume gezimmert wurde, eine Spur on durch das Haus entlang, die ich gern ge-t hätte. Wir fangen damit heute an und ſchon dicht am Gewölbe, als ſich ein plötz-es Stöhnen vernehmen läßt, das ſicher aus Gruft kommen mußte. Ich faſſe mir ein z, ſtoße die eiſerne Thür zurück, ach," unter-ch ſich aber der Erzähler, „dort kommt die u Baronin ſelbſt."

Julie wurde nämlich von mehren Dienern Stiege hinunter geführt. Halb ohnmächtig itt ſie dem Gewölbe zu, ohne ihre beiden

Freunde zu ſehen, die ſich anfangs zurückzogen und dann langſam nachfolgten. Als Julie zögerte, rief ihr ein Geiſtlicher zu: „Sie müſſen! Er verlangt nach Ihnen. Er will mit Ihnen allein ſprechen und nur im Gewölbe; alle guten Geiſter loben Gott den Herrn.“

Es war im Gewölbe finſter und ſchwül. Fackeln erhellten den grauenhaften Raum und ließen rings die aufgeſtellten Särge der Ahnen des Hauſes ſehen. Julie wankte an den jüngſten dieſer Aſchenbehälter. Ihre Blicke fallen auf den Todtgeglaubten, auf eine Verbindung, mit der ſie niemals Gemeinſchaft gehabt hatte und die jetzt ein ſo grauſam erregendes Recht auf ſie ausüben wollte. Es iſt Herr von Magnus, der in einem langen Sarge, mit gräßlicher Entſtellung ſeiner Geſichtszüge daliegt. Der Auferſtandene hängt kaum mit einem Faden am Leben; aber der Faden wirbelt ſich immer dichter zuſammen, das Bewußtſein leuchtet immer glänzender aus den ſtarren Augen. Er erblickt jetzt Julien und winkt ſie mit matter Hand.

„Ich ſtand ſchon an den Pforten der Ewigkeit," ſprach er ganz leiſe zu ihr. „Dieſe Sinne, welche jetzt allmählig in meine auflebenden Nerven zurückfließen, taſteten ſchon in dem unendlichen Raume der Unſterblichkeit, wie ein neugeboren Kind ſich an die Welt gewöhnt. Ich lag wie ein Säugling an einer überirdiſchen Mutterbruſt und ſog mich am Himmel zum Himmel auf. Muß nun aber zurückkehren in dieſe elende Welt! Der Aſt, an dem ich mich anklammerte, um einige Zoll hoch über die Erde zu kommen, brach. Ich werde mit der Minute kränker, d. h. menſchlich geredet, geſunder, kräftiger: ich fühle, daß ich ſterben, ich meine menſchlich geredet, daß ich leben kann. Ich will leben. Du ſeufzeſt? Nun, Julie, ich will alſo nur leben, wenn Du willſt. Darum rief ich Dich. Willſt Du mein Siechthum nicht verachten? Willſt Du Dich durch den Anblick meiner Leiden rühren, und Neigungen entſagen, die zwiſchen mir und Dir die Scheidewand geweſen? Sprich, ich verlange Nichts,

das Du geben müßtest. Rück ich in diesem Kasten nur ein wenig höher hinauf und presse mein offenes Hirn an die Kopfwand, so bin ich hin! So ist jetzt Leben und Tod in Deiner Hand; sprich!"

Arthur, der dies hörte, bekam so großes Mitleiden mit der gefolterten Frau, daß er hinzutreten und sich einlegen wollte. Edmund aber und der Pfarrer hielten ihn zurück. Der Letztere trat selbst vor und vermittelte. Aber der zwischen Tod und Leben Schwankende rief: „Keine Fürsprache will ich! Nur die Stimme des Herzens und der Pflicht soll entscheiden. Habe ich kein Recht mehr, dann fahre wohl, Welt, was soll ich hier?"

Als aber Juliens Thränen flossen, so laut, daß der Scheintodte sie hörte, hielt er selbst inne sie zu quälen. Er wünschte hinauf getragen und von einem geschickten Arzte, der jeden Moment erwartet wurde, behandelt zu werden.

Indem man hiezu Anstalten machte, zogen Arthur und Edmund sich zurück. Ihr Wagen

war inzwiſchen gepackt worden. Sie fuhren zuſammen nach der Reſidenz zurück, im Anfang ernſt genug geſtimmt, bald aber heitrer und zuletzt über den Contraſt der komiſchen Art des Herrn von Magnus mit der fürchterlichen Alternative in dem Nußbaumholzſarge ſogar zum Lachen geſtimmt.

Zwei aber gab es hinfort, die nicht mehr lachten: Seraphine und Julie. Dieſe hielt treulich den harten Winter auf Magnusruhe aus, und pflegte die Geneſung ihres Mannes, die ſich langſam aber mit guter Hoffnung anließ. Herr von Magnus mußte fortan eine feine ſilberne Hirnſchädelplatte tragen. Er ging gebückt und war jeder kleinſten Veränderung der Temperatur auf das Empfindlichſte ausgeſetzt. Julie trug ihr Schickſal mit bewunderungswürdiger Entſagung. Sie hatte zum erſten Male in ihrem Leben dem Schrecken ins rollende Auge geblickt, jetzt ertrug ſie ſein Drohen, ſie zitterte nicht mehr vor dem, was ſie früher nicht hätte tragen können. Mit der Aufopferung einer An-

tigone führte sie einen Mann, der alt genug war, um ihr Oedipus zu seyn, durch den kurzen Lebensrest, den er noch zu verwenden hatte. Oft konnte man beide an öffentlichen Orten, auf Promenaden sehen, wo sie aus dem Wagen stiegen, und die gebückte Gestalt des unglücklichen, jetzt aber der Welt, ihren Tendenzen und Systemen gänzlich abgewendeten Mannes sich in den Arm seiner fröhlich blickenden und in die Fügung still ergebenen Gattin hing.

Weniger trostreich gestaltete sich Seraphinens Loos. Philipp war in der Haft verwildert und besaß nichts mehr von der feinen Zurückhaltung, die er sonst weit über seinen Stand hinaus gegen eine ihm gewisse Braut beobachtete. Von Nahrungssorgen gedrängt mißhandelte er sie und vernachlässigte seine Umgebungen. Seraphine verkümmerte in der Prosa ihres jetzigen Daseyns. Muß man auch zugestehen, daß sie sich oft ihrer Verhältnisse überhob und Philipp den ganzen Adel ihrer Seele selbst mit unangemessenem Stolze empfinden ließ, so

fügte sie sich doch in Freunde und Verwandte, in Kundschaft und Gönnerschaft. Aber was vermochte sie! Ihre bestimmten Aeußerungen kränkten die Nachbarn mehr, als sie diese gewannen. Bald hieß es von ihr, sie trüge grosse Ideen im Kopf, bald entdeckte man als Folge derselben ökonomische Nachlässigkeiten, Unordnung des Costümes, niedergetretene Schuhe, offenherzige Strümpfe, allzu spät gemachtes Haar, hundert Handhaben für Verläumdungen, die zuletzt systematisch wurden. Wusch sie, so wurde das Weißzeug gemustert, ging sie auf den Markt, so kaufte sie das Schlechteste, und bezahlte es am theuersten. In dem kleinen Kramhandel, welchen Philipp etablirt hatte, beobachtete sie kein Maaß und Gewicht, sprach heute mit den Kunden nicht, und hielt sich morgen wieder so lange mit ihnen auf, daß sie das Innre des Hauses vernachlässigte. So schwankte sie von Extrem zu Extrem und verlor allmählig das Gleichgewicht ihrer selbst. Sie genas eines Kindes, das bald ausathmete. We-

nige Wochen darauf folgte sie ihm selbst nach. Die Mißhandlungen ihres Mannes und ein Schmerz, den sie sich nicht erklären konnte, der aber fortwährend an ihrem Herzen nagte, hatten sie getödtet. Niemand, ihre von ihr weit entfernt gewesenen Geschwister ausgenommen, weinte über ihren Tod.

Und ich selbst? Du meine arme Seraphine! Was drängte mich, das Bild Deines Lebens vor allem Volke aufzurollen und Dein gebrochenes Herz, als ein Kunstwerk! von Händen anatomiren zu lassen, die nichts daran schonen werden, weil sie es für Dichtung halten, da es doch eitel Schmerz und Wahrheit ist, Wahrheit die Du erlebtest und Schmerz den ich selber — soll ich nun Edmund oder Arthur seyn — mitgeduldet und mitgeschaffen habe! Ach, wenn Dichtung nicht blos Traum und Phantasie, wenn Dichtung auch der Seele wirksamster und wahrster Athemzug ist, dann hatt' ich ein Recht, meinen Schmerz und meine Vergehungen an Deinem Herzen auszuhauchen in

dieſe bunte Abwechſelung von Zuſtänden, die ſich poetiſch vor mir abrundeten und der Hand des Künſtlers nicht bedurft hätten! Nun ſchlummerſt Du ſchon länger als ein halb Jahrzehend, biſt Staub und Aſche — was bin ich! Nicht einen Faden hab' ich noch, der mein Leben an Deine Jugend und jetzt Deinen Tod knüpfte, keine Erbſchaft der Liebe, kein Teſtament eines letzten Blickes, keine Blume mehr, die Du vor mir, der Alles zerriß, retten konnteſt, nicht eine Zeile Deiner Hand! O unendlich, furchtbar weit iſt Dein Tod und mein irrendes Leben geſchieden. Du ſtarbſt ohne Ahnung deſſen, was ich noch erſtreben würde, ſtarbſt mit einem heitern Bild von mir vor Deinen das Himmliſche ſuchenden Augen: und ſahſt keine der Klippen, über welche ich noch klettern, keinen der Abgründe, aus denen ich mit Mühe zum Lichte klimmen ſollte — ach, dies Andersſeyn, dieſe Umgeſtaltung drückte ſo mächtig auf mein Herz, daß ich ihm Luft machen mußte und einen Augenblick Alles, was ich bin und habe,

preisgeben, um [illegible]etwas zu verwirklichen, was jetzt ein Grab iſt, ein kahles vielleicht, ein einſames, und was einſt ſo blühendes und hoffnungsvolles Leben war! Wirklichkeit war es, wie das nächtliche Rauſchen meiner Feder jetzt auf dem weißen Papiere, Wirklichkeit wie die Uhr, die da eben draußen eine Stunde nach Mitternacht ſchlägt! Es mußte abgethan werden. Jetzt, wo es geſchehen iſt, fällt die Thür der Vergangenheit wohl auf ewig in's Schloß. Sagt mir nicht, wo ſie begraben iſt! Sie iſt hin! Der kommende Morgen wird kalt und gleichgültig mit neuen Pflichten an mein Fenſter pochen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite 208 Zeile 6 v. u. l. Quinten ſtatt 2ten.
— 336 — 9 » » l. Grauſen ſt. grauſam.

Gedruckt in der Reimer'ſchen Buchdruckerei in Grimma.

# Die rothe Mütze und die Kapuze.

Von demſelben Verfaſſer ſind ferner bei uns erſchienen:

Gutzkow, Dr. K., Briefe eines Narren an eine Närrin. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Novellen. 2 Bde. 3 Thlr.

— — öffentliche Charaktere. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — zur Philoſophie der Geſchichte. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Seraphine. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Götter, Helden, Don Quixote. Abſtimmungen zur Geſchichte der Zeit und Literatur. 8.

# Die
# rothe Mütze
und
# die Kapuze.

Zum Verſtändniß
des
**Görres'ſchen Athanaſius.**

Von
**Karl Gutzkow.**

Hamburg;
bei Hoffmann & Campe
1838.

Vom Beten und Faſten und den Beängſtigungen des Kapuzinerſtricks kann es nicht herkommen, daß die alte Görres'ſche Originalität in dem Athanaſius kaum wiederzuerkennen iſt; denn die Münchner neu-katholiſche Schule dilettirt ja bekanntlich nur auf die Religion, ſegnet ſich wohl mit Weihwaſſer, wenn ſie in die Kirche geht, bückt ſich wohl, wenn der Prieſter die Monſtranz in die Höhe hebt; doch iſt ihr im Uebrigen das kirchliche Weſen nur die äußere Begränzung und Beſchützung eines beliebigen, nur der Hierarchie angepaßten Denkens und Spielens, wobei die jungen und alten Mönche rundlich gedeihen und die Wangen ſich roth und fleiſchig erhalten. Es kann alſo dieſer Geiſtesbanquerott, den Görres in ſeinem

Athanasius zeigt, nur die Rache seyn, welche die Ideen immer an treulosen Ueberläufern und nur durch den Moment bestimmt gewesenen Taschenspielern des Styls und der erkünstelten Leidenschaft nehmen; die natürliche Abspannung der Seelenkräfte, die überall eintreten muß, wo der Gedanke müde wird, sich ein eignes Gehäuse organisch, wie das Muschelthier, zu treiben und dafür lieber in den ersten besten alten Maulwurfspallast, in eine offenstehende Mönchskutte, in eine alte weihrauchgebeitzte Reliquienschachtel kriecht. Die Begriffe verrosten, wenn sie nicht als Pflugschaar oder Waffe mehr dienen; die Gefühle stumpfen sich ab, wenn sie nur auf Haß sinnen und gegen Alles eine verneinende Abstoßung hegen; selbst die rohe Muskelstärke der Leidenschaft, die ehemals das Görres'sche Wesen bezeichnete, will von Zeit zu Zeit geübt seyn; sonst macht man den Eindruck, den Görres bei allen unbefangenen Lesern seines Athanasius hinterlassen haben wird, den Eindruck

eines achtzigjährigen Generalfeldmarschalls, der noch einem Napoleon Schlachten liefern will, den zwei Husaren von einem Gichtstuhl auf das Streitroß heben müssen und der zwar in Allem noch die alten Commandowörter und steifen Möllendorfschen Prätensionen verräth, aber zuletzt mehr des Mitleids, als des Angriff würdig, auf seinem Sattel zusammenknickt. Die Pracht der Görresschen Sprache, der zu Liebe man früher die Theorie einer eignen architektonischen Poesie erfand, ist wie ein altes Prunkzimmer geworden, wo von den Bronzeverzierungen die Vergoldung sich abgebröckelt hat. Der Straßburger Münster präsentirt sich, wie von einem Feldherrn Ludwig XIV. demolirt. Ueber die alten sinnigen Arabesken, Hautreliefs und Gothischen Schnörkeleien von früher sind allerlei katholische Kräuter und Lebermoose gewachsen, als: Unser-lieben-Frauen Bettstroh, Mariendistel, Marienmünze und Dreifaltigkeitskraut. Keine satyrischen Maki-Affen springen mehr

auf dem einſt von Görres ſo wohl berittenen Elephanten der indiſchen Mythologie herum. Die Lotosblumen ſind alle von dem vielen Weihwaſſerſprützen verwelkt. Der ehemals ſo beliebte Lingam hängt ſchlaff und ohnmächtig herunter; die Yoni iſt zuſammengeſchrumpft; das Weltei iſt ausgelaufen und die Urwelts-Schlange rings herum eine gewöhnliche Nürnberger Vierſchlange von Holz geworden, die nur Kinder beängſtigt. Auch die nordiſche Mythologie hat aufgehört, der Görres'ſchen Phantaſie noch Bilder und Allegorieen zu liefern. Die Eſche Ygdraſill läßt traurig die Zweige hängen; der Urdabrunnen iſt eingefroren; nur ein einzigesmal tritt noch im Athanaſius Odin auf, aber, wie Görres ſelbſt ſagt, „einäugig und etwas angetrunken." Kaum daß noch am Schluß der Schrift die Edda und die Götterdämmerung ein wenig poltern, was ſich aber dort, am Schluß des fünften Aktes gleichſam, wie ein Theaterdonner und eine künſtliche Hölle mit ben-

galiſchem Feuer ausnimmt. An Witz, Phantaſie und Rhetorik iſt Athanaſius armſelig ausgeſtattet. Kaum noch, daß Görres die Blasphemie wagt, Chriſtus mit dem Schachbrett unterm Arm auftreten und mit dem König von Preußen eine Parthie ſpielen zu laſſen. (S. 134.) Sonſt iſt um den großen orientaliſchen Zaubrer von ehemals, um alle ſeine Silber- und Goldblättchen, um ſeine bunten Federgürtel und myſtiſchen Riemengeflechte jetzt die dumpfe, einfarbige, braune Mönchskutte geworfen.

Indeſſen handelt es ſich in dem Athanaſius nicht um die alten indiſchen Jongleurkünſte des Styls mit aufgeworfenen Kugeln und balancirten Degenſpitzen auf dem ſchnurrenden Teller der Rhetorik; ſondern allerdings um eine in die nächſten Intereſſen des Augenblicks praktiſch eingreifende Stimmabgabe, um die Löſung eines zum Firlefanz der Styltoilette nicht viel Zeit laſſenden höchſt wichtigen Problems .... Halten wir uns an das Faktum!

Görres hat sich in die Schlichtung eines Prozesses eingemischt, über welchen schwerlich die Paragraphen des Kirchen- oder irgend eines Landrechtes entscheiden werden, sondern der in allen seinen täglich neu sich entwickelnden Instanzen sich in eine organische Gährung der höchsten Bildungs- und Institutionsinteressen unsres Vaterlands verwandeln zu wollen scheint. Die Hand, welche den Erzbischof von Cöln von seinem Sitze entführte, wurde, ohne es zu wissen, von einer höhern Fügung gelenkt. Mitten in die theils gewaltsam, theils durch eigne Ermattung und Widersprüche mit sich selbst abgebrochenen Fragen über unser politisches, gesellschaftliches und literarisches Leben, mitten in die Gedankenembryone, die nicht leben, und die Greisenüberlebtheiten, die nicht sterben können, schleuderte die Vorsehung eine Aufgabe, an deren Lösung jedes Interesse seine Rückhaltsgedanken, jede Tendenz ihre Zielpunkte, jede Dialektik das unverrückbare Centrum ihres eigentlichen

Wollens und Meinens enthüllen ſollte. Die Stabilitätsintereſſen mußten ſich wechſelweiſe den Vorwurf der Demagogie machen; die falſchen Bundesgenoſſenſchaften der aufeinander ſich ſtützenden Tendenzen mußten ſich auflöſen und Schwerpunkte ſuchen in jener öffentlichen Meinung, die die Maſſe beherrſcht. Das Cölner Zerwürfniß wirkte wie ein chemiſches Reaktionsmittel, mit deſſen Hülfe die vielfachen Miſchungen der Lüge und Wahrheit, denen ſeither das Scepter auf den Thronen, der Hirtenſtab in der geiſtlichen Heerde und das Schiboleth der Doktrin auf dem Katheder gehörte, ſich zerſetzten und jeder Urſtoff gezwungen wurde, nur Gleichartiges, nur ſeine geiſtige Wahlverwandſchaft zu ſuchen. Jetzt ſoll ſich entſcheiden, auf welcher Seite die Freiheit des Geiſtes, die Innigkeit des Gemüths, die Tiefe des Gedankens und die ächte Verehrung der Geſchichte ihre aufrichtigen und unerſchrock'nen Verbündeten findet; und damit in das Cölner Ereigniß dieſe Bedeutung

kommt, damit es nicht in einen formellen, öden und buchſtabenmäßigen juriſtiſchen Prozeß verwittert; ſey uns jede Stimme willkommen, die ihre Meinung darüber durch tiefer eingreifende Motive beſtimmt und an ſie geſchickt die ſchwebenden Fragen der Zeit anzuknüpfen verſteht! Hat doch auch Krug geſprochen und in ſeiner Art gezeigt, das Cölner Unheil käme wohl daher, daß man in Dresden ſeinen Geldzuſchuß zur Errichtung einer Leipziger katholiſch-theologiſchen Fakultät verſchmähte, eine Summe, die er nun wahrſcheinlich den Juden geben wird, damit die auch anfangen, Katheder aufzuſchlagen und bindende Dogmatiken und Bannſtrahle zu ſchmieden. So wird auch der Pietismus mit ſeiner Anſicht nicht ausbleiben; der Rotteck'ſche Liberalismus ſoll auch ſchon im Anzuge ſeyn; die Philoſophen desgleichen werden über einen Ausweg ſinnen; ſo iſt es auch ein wichtiger Fortſchritt, daß Görres ſeiner Partei das Wort geredet hat.

Athanasius wurde seiner mehreren Absetzungen wegen von Görres zum Titular-Heiligen seiner Schrift gewählt. Dieser widerspruchsüchtige Bischof soll das Vorbild des Herrn von Droste-Vischering seyn, den die Görres'sche Schrift mit schlechtem Takte in den Vordergrund, als nächsten Inhalt, stellt; denn S. 81. läßt Görres seinen ehrwürdigen Clienten, nach einer langen Vertheidigung, in dem Augenblick fallen, als er die Unmöglichkeit einsieht, ihn gegen den Wortbruch oder wahrscheinlicher gegen die Jesuitenmaxime, der Zweck (nämlich Erzbischof zu werden) heilige das Mittel (nämlich, dem Preußischen Ministerium sein Ehrenwort zu verpfänden) in offnen Schutz zu nehmen. Die lange dürre Görres'sche Beweisführung, das vierfach unterschriebene Münchener Universitätsgutachten, dies Alles fällt in sich selbst zusammen in dem Augenblick, wo der Domkapitular von Münster eine Uebereinkunft zu halten verspricht und sie nicht hält, bei der anzunehmen,

daß er sie nicht gekannt hätte, ein Interpretationsversuch von außerordentlicher Indiscretion wäre; denn welche Ehre würde es einem Kirchenfürsten machen, Dinge nicht zu kennen, die für seinen Glauben Lebensfragen werden sollten! Da Görres sich schämen mußte, einzuräumen: fidem a catholicis non esse habendam und sich öffentlich über die Plumpheit und reaktionäre Consequenz seines Clienten zu freuen, so kann er zwar die Preußische Regierung fragen: Ob sie ein Recht zu Syllogismen für gewählte sechszigjährige Erzbischöfe hätte? aber doch nicht den Makel von der Ritterehre des Erzbischofs nehmen; so daß also die erste Hälfte des Athanasius ohne allen Zweck eifert und auch das pomphafte Münchener Gutachten, wenigstens in der Kölner Angelegenheit, nicht das Mindeste entscheidet.

Obgleich wir diese Blätter nicht der Buchstaben-Erklärung widmen wollten, so möchten doch einige Bemerkungen über das Gutachten hier am

Platze sein. Die vier Professoren (unter welchen auch ein Convertit, Herr Phillips, figurirt) suchen den Widerspruch nachzuweisen, in welchem ein die gemischten Ehen begünstigendes Breve des Papstes Pius VIII. mit der Albani Bunsen'schen, darauf sich gründenden, weitern Instruktion der Rheinischen Bischöfe steht, und allerdings spricht der Papst, in ächt-römischer Weise, mehr von Freiheiten, als er deren gestattet, und gießt über die Gränzen seiner Nachgiebigkeit einen Nebel, der nicht völlig klar sehen läßt, was er eigentlich erlaubt und was er verbietet. Es mag Andern überlassen bleiben, die Conkordanz zwischen Pius VIII., dem Cardinal Albani und Herrn von Bunsen herzustellen nur die Bemerkung drängt sich unwillkürlich auf, daß jene Convention in Betreff der gemischten Ehen eher zu Allem, als zur Benachtheiligung des Katholicismus ersonnen ist. Nur eine solche eigennützig-capriziöse Auffassung des Katholicismus, wie die Görres'sche, die um nur Zwiespalt zu

haben, die todte Formel auf die äußerſte Spitze treibt und zu einer ſo boshaften Orthodoxie ſich herabläßt, daß er den Münſterländern, ohne zu erröthen, ſagt: ſie ſollten nur dreiſt bei ihrer Nonne von Dülmen und den geweihten Wundermedaillen bleiben, (S. 156) kann in den Motiven jener Uebereinkunft Unchriſtliches, Irreligiöſes entdecken; da ſie im Gegentheil die Frucht einer conſervativen, etwas frömmelnden und jedenfalls ſehr religiöſen Abſicht iſt. Die ſtrenge Obſervanz hätte die Civilehen nur befördert, während dieſe, im Intereſſe der Kirche, aufhörten, wenn eine mildere Form der kirchlichen Aſſiſtenz eintrat. Nicht um dem Proteſtantismus zu nützen, wurde Nachgiebigkeit von der ſtarren, katholiſchen Maxime verlangt, ſondern um der Religion und der katholiſchen Kirche zu nützen, um ihr einen ſegensreichen Einfluß auf diejenigen gemiſchten Paare zu ſichern, die, einmal zurückgeſtoßen vom katholiſchen Geiſtlichen, nie wieder deſſen

Berührung zu ſuchen pflegen, und ihre Kinder dem duldſameren proteſtantiſchen Geiſtlichen oder dem Zufall überlaſſen. Man muß die „Einigung" in der „Darlegung des Verfahrens u. ſ. w." II. S. 9 ff. ſelber leſen, um ſich zu überzeugen, daß ſie in der zarteſten Abſicht nur zum Beſten der katholiſchen Kirche ſelbſt bezweckt wurde, und eine Zuweiſung von Bekennern an die evangeliſche Kirche am allerwenigſten bei ihr im Hintergrunde liegt. Man muß wiſſen, daß Herr von Bunſen ein Freund der Tholuck'ſchen Myſtik, ja, wie verlautet, ſogar der Zuſammenſteller eines Geſangbuches iſt, welches man in die evangeliſche Kirche einzuführen bezweckte, daß ferner der Weg nach Rom bekanntlich über Herrenhut geht, um wenigſtens den Geſichtspunkt gleich aufzugeben, als könnte von dorther eine ernſtliche Kränkung der katholiſchen Kirche im Werke ſeyn. Das innigſte religiöſe Intereſſe lag der „Einigung" zum Grunde, und nur jenes Görres'ſche Dilettiren auf die

Religion, das zufällige Auslaufen einer im innerſten Kern weltlich demagogiſchen Geſinnung im geiſtlichen Widerſpruchsgeiſt kann dieſe Thatſache überſehen und ſich mit Lehrern des abgeſtorbenen Kirchenrechts verbünden, die am Schluß ihrer trocknen Auspunktirung ſich noch den ironiſchen Scherz erlauben, ſich als große Rationaliſten zu gebärden und auszurufen: Das Preußiſche Uebereinkommen könne auch nur den Aberglauben befördern! So finden in der That dieſe Männer im gedankenloſen Abklugeln des Roſenkranzes, im Knien vor der Monſtranz und in der freitägigen Genüge an Fiſchen, ſtatt Fleiſchſpeiſen das Weſen der Religion, der Eine vielleicht als Spiel für ſeine Phantaſie, Görres aber gewiß nur als bequemſtes Hülfsmittel, um den noch immer glühenden Haß gegen die weltliche Macht und die Schadenfreude über deren Verwirrung ſicher zu verbergen. Vor dem „Aberglauben" zu warnen und den Münſterländern zuzuſprechen, ſie ſollten

ſich die Nonne von Dülmen und die Wundermedaillen nicht nehmen laſſen; darin liegt Beweis genug, daß Görres nur deshalb die Kapuze ſo dick und wulſtig trägt, um die alte abgeblaßte rothe Mütze zu verbergen, die, wenn man ſie ertappte, ihn leicht vor ein Bild ſeines Königs zur Abbitte bringen könnte. Ein unredliches Spiel, dem Görres hier die Vernunft, die Aufklärung und die heiligſten Intereſſen ſeines Vaterlands opfert.

Es kann nicht fehlen, daß in dem politiſchen Theile des Athanaſius manche Wahrheit unterläuft. Görres, der einſt Deutſchland an die Fränkiſche Republik verkaufte und die geiſtlichen Fürſten durch Anweiſungen auf den Mond, die weltlichen durch Nürnberger Spielſachen, den König von Preußen unter andern durch eine Schachtel bleierner Soldaten entſchädigte, wird immer bitter und ergötzlich werden, wenn er wo noch einmal den Muth hat, die Perſönlichkeiten der Staats-

männer und die Formalitäten der heutigen Regierungskunſt zu perſifliren. Die Satyre des Athanaſius auf Preußen muß ſich eines guten Anlehnungspunktes in München zu erfreuen haben, weshalb derjenige, welcher Preußen dagegen zu vertheidigen wagen ſollte, nicht mehr darauf rechnen kann, allſeitig vom Bundestage gebilligt zu werden. Deßhalb auch möge denn Preußen ſeine eigenen Tirailleurs, Männer z. B. wie den vorläufig noch nicht getauften Joel Jacoby vorrücken und von ihnen den Streit ausfechten laſſen! Herr von Rehfues bedarf der Vertheidigung nicht; denn die Verfahrungsweiſe, die ihm Görres zur Laſt legt, iſt keine ſclaviſche Ausführung Berliniſcher Aufträge; ſondern die rüſtige Thätigkeit, welche dieſer Staatsmann für das Intereſſe ſeiner Regierung an den Tag legt, verſchmilzt bei ihm mit einer tiefen, allerdings vom Proteſtantismus innigſt beſeelten Leidenſchaft für die Aufklärung und Humanität, vor allen Dingen für eine innerhalb der

Wiſſenſchaft unbedingt zu geſtattende Lehrfreiheit auf den Univerſitäten. Die Verſpottung des Herrn von Kamptz, S. 48, rührt von einer großen Aehnlichkeit her, die zwiſchen Görres und dieſem Staatsmann ſtattfindet; denn ſo wie Görres früher ein Demokrat war und jetzt ſich unter dem Schutz des Staates in einen hierarchiſchen Reaktionär verwandelt hat, ſo war Herr von Kamptz früher der Schrecken der Demagogen und ſpäter, dem Abſolutismus eines Herzogs Karl von Mecklenburg gegenüber, wurde er beinahe ſelbſt einer. Ich glaube, daß bei dieſem Vergleichungspunkte Herr von Kamptz noch ehrenvoller beſteht, als Görres, und daß von dieſem ſchwerlich wird gerühmt werden können, daß er ſeine dienſtlichen Gegner nicht ſelten ſchätzte und ſie ſogar durch eine allgemein bekannte Privat-Zuvorkommenheit auszeichnete. Es macht Herrn von Kamptz weit mehr Ehre, beſſer von unſerer Zeit zu denken, wie er 1817 dachte, als dem Ueberreicher der Coblenzer Adreſſe, im Jahre

1838 zu ſchreiben: S. 51. „Und dies geſchieht in einer Zeit, wo die Revolution wie ein brüllender Löwe umgeht, unter allen Völkern, ſuchend, wen ſie verſchlingen möge.“

Görres theilt die handelnden Bildungselemente des Preußiſchen Staates in den rationaliſtiſchen Geiſt, der das Militär und die Beamten beherrſche, und den pietiſtiſchen, der zwiſchendurch geſäet iſt. Indeſſen iſt das Meiſte, was Görres hier in witzelnder Rhetorik ſchießen läßt, ſchon einmal da geweſen, und paßt nicht mehr auf Verhältniſſe, die ſich in der That, wenn auch nicht zum Beſſern, doch zu einer ganz andern Schattirung, als Görres ausmalt, verändert haben. Görres verfährt in ſeiner Schilderung der Preußiſchen Beamtenkaſte wie Einer, der wieder einmal ſeine alte ſtaubige Uniform vom Nagel nimmt, den Flamberg umgürtet und ſich, alt und grau geworden, noch einmal in den Praktiken zeigen will, die früher an ihm ſehr gewandt und ergötzlich waren. Sein

Witz haspelt an einem Thatbestande herum, den er nicht mehr vollkommen zu würdigen weiß, und ich muß gestehen, daß die S. 98 sich vorfindende Charakteristik des Preußischen Beamtenstandes fast wörtlich den bekannten Spottepisteln des Herrn von Eckstein in der Allgemeinen Zeitung über Dupin und den Tiersparti nachgeschrieben scheint. Wenn es wahr wäre, daß die Preußischen Beamten in dem Könige nur einen primus inter pares, einen Großpensionär, aller Schreiber Oberschreiber, aller Kanzleien Großkanzler, Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein sehen wollen, so paßt dies weder auf China, dessen Mandarinen-Wirthschaft Görres nicht studirt zu haben scheint, noch auf Preußen, wo ja diese Schilderung, wenn sie wahr wäre, einen Grad von constitutionellen Sympathieen voraussetzen würde, wie sie in Preußen kein Beamter, der regelmäßig seinen Gehalt bezieht und auf Beförderung in der Anciennetätsliste hofft, zu hegen

ſich einfallen läßt. Es würde den Preußiſchen Beamten nicht wenig Ehre machen, wenn ſie theilweiſe ſo dächten, wie Görres ihnen ſpottend zumuthet. Treffender, wenigſtens pikanter, ſind die Angriffe auf den Pietismus, auf die Agenden-Biſchöfe, auf die zur Staatskirche erhobene Berliner Hauskapelle und das Muckerweſen; doch kann man auch hier nicht umhin, weit lieber noch dem Pietismus das Wort zu reden, als der forcirten und ohne alle innere Wahrheit des Herzens und Kopfes rein aus Caprice geheuchelten Anhänglichkeit an die ſtarrſte Form der katholiſchen Kirche, an die unbedingte Unterordnung unter die Hierarchie und die todten Ceremonien des Meßopfers. Die Mucker ſind mir lieber als Görres. Denn Jene ſuchen ſich doch aus einem dumpfen Zuſtande in die Klarheit einer unmittelbaren göttlichen Anſchauung zu erheben; Görres dagegen ſteigt mit allen ſeinen Geiſtesſchätzen in die feuchte Höhle des Aberglaubens hinunter und taſtet in

den Regionen, wo er alles durch ſeinen Geiſt ſichtbar erleuchten könnte. Die Mucker ſuchen von allem, was Form hat und äußerlich iſt, zu abſtrahiren und verſenken ſich in einen erträumten innerlichen Mittelpunkt. Görres dagegen heimlicht ſein Innerlichſtes und Eigenſtes mit einer gewiſſen Gefühlsſchwäche dem Aeußerlichen und Poſitiven, das für den freien Geiſt keine ſtrict bindende Kraft haben ſollte, an und opfert, faſtet und betet, weil ihm das Beſtehende und Starre in der Kirche Umriſſe und Gränzen für ſeine zitternden und nie recht klar gewordenen Affektionen giebt. Die Mucker ſuchen, mit einer allerdings bedenklichen Freiheit, ſich doch ſelbſt zu beſtimmen, ſie erbauen ſich, auf die Gefahr hin, mit dem Beſtehenden in Widerſpruch zu gerathen, aus dem zarten Nervengeflecht ihrer Träumereien eine innere, unſichtbare Kirche; während Görres ſo ſehr das Vertrauen auf ſeine eigne geiſtige Schöpferkraft verloren hat, daß er das Gedankenloſeſte zu ſeinem Geſetze macht,

nur, weil es iſt, weil es ſich mit der Hand begreifen läßt und ein Gerüſt vorſtellt, über welches man beliebig ſeine phantaſtiſchen Teppiche und nur halb entſchlummerten alten grollenden Sympathieen aufhängen kann.

Wer könnte ſagen, daß die Berliner Hof- und Juſtizräthe, wenn ſie nach Aachen oder Ems in's Bad kommen, ſich vorzugsweiſe durch ihre Liebenswürdigkeit auszeichnen? Wer kann dem Rheinländer verdenken, daß ihm die täppiſche Art, wie Berliner ſich überall in der Welt nach ihrer Spree und ihren Butterbröten umſehen, wie ſie alles Fremde nur nach dem Heimiſchen beurtheilen, eben ſo läſtig iſt, wie das viele offizielle Weſen, das wir, um die Sachlage nicht zu verwirren, hier nicht weiter bezeichnen wollen! Allein es iſt bei Görres noch mehr, als dieſer Lokalhaß, der ihm immer ſeine Spottluſt gegen den Deutſchen Norden geſchliffen hat. Es iſt der Geiſt des Proteſtantismus eben ſo ſehr, wie norddeutſche Eigen-

thümlichkeit ſelbſt, die ihm zur Folie ſeiner Satyre dienen müſſen. Die Eſel, die er den Conſiſtorialräthen und General-Superintendenten bohrt, ſind nicht zunächſt die Nachkommen der heiligen Eſelin von Verona, ſondern hier ſpricht ſich ganz offen der liebloſeſte Lokalgeiſt aus, jener verderbliche Stammſeparatismus, der von jeher die Deutſchen an ihrer innigeren Verſchmelzung hinderte, jener kalte Egoismus und Bauerburſchenübermuth, der die da von drüben über die Achſeln anſieht und jeden für fremd hält, der nicht, wie er, viel Suppen und Mehlſpeiſen ißt. In Görres kocht nichts heftiger, als die Luſt, Nord und Süd im deutſchen Vaterlande zu trennen, wie denn ſeine Clique ſich auch jetzt entſchloſſen hat, eine hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift für das katholiſche Deutſchland herauszugeben. Hiſtoriſch-politiſch! Politik und Geſchichte für eine Hälfte des Vaterlandes nur! Politik und Geſchichte in jener Bedeutung, wo die Re-

formation die Rolle des zweiten Sündenfalls und Luther die der zweiten Schlange spielt! Durch diese Umtriebe werden die innersten Gefühle des protestantischen Deutschlands verletzt, die Anhänglichkeit an das, was historisch unser geworden ist und wir durch theure Kämpfe erobert haben, wird mit Schadenfreude herausgefordert, und, so gewohnt auch Einer ist, seine Glaubensbefriedigung nicht innerhalb einer Confession zu finden, so möchte man doch als fanatischer Protestant auffahren, wenn man S. 36 liest, Christus hätte die Kirchengewalt an den Papst übertragen und nicht nöthig gehabt, erst in Berlin sich darüber ein Notariatsinstrument ausfertigen zu lassen; oder S. 38, die katholische Kirche am Rhein hätte die Preußen aufgenommen, nicht Preußen die katholische Kirche, und ähnliche leidenschaftliche Gehässigkeiten, die, nur zunächst der beißenden Form wegen erfunden scheinen, und doch wieder ein so verwildertes Gemüth verrathen, als lebten wir in den Zeiten des

dreißigjährigen Krieges und müßten um Gottes-willen von den Katholiken den Weſtphäliſchen Frieden erbitten.

Indeſſen kommen die Feindſeligkeiten nicht von den Katholiken, ſondern von einer kleinen verzweifelten Clique, die, da ſie von einigen träumeriſchen Gewalthabern und gewiſſen Conflikten der Deutſchen Gleichgewichtspolitik unterſtützt wird, ſich zum Organ der Römiſchen Hierarchie gemacht hat. Sie kommen vorzugsweiſe von einem Manne, bei dem ſich die demagogiſche Vergangenheit, gleichſam wie ein alter Rheumatismus, nur in heiligen Geſchwüren auf die Haut wirft und der in der Gallerie der Renegaten eine ganz eigenthümliche durch Aehnliches nicht gemilderte Schauſtellung einnimmt. Männer von reichem poetiſchen Gemüthe werden nicht immer die Kraft haben, über alle Umſtände hinweg die Fahne ihres erſten Glaubensbekenntniſſes ſiegreich flatternd zu erhalten. In den Lebensläufen eines Zach. Werner, eines Fr. v. Schlegel, eines Stollberg, liegt eine tiefe

pſychologiſche Wahrheit und trotz der klaffenden Widerſprüche ihres Anfangs und ihres Endes doch eine innere ſeeliſche Harmonie, die nachzuweiſen, eine heilige Aufgabe der Biographie iſt. Immer wird man bei dieſen Metamorphoſen einen Punkt finden, der unverrückbar blieb, und der die Kraft hatte, aus dem Wogen und Gähren des ſchwachen Herzens ſiegreich unter allen Umſtänden wieder aufzutauchen. Auch bei Görres möchte es wohl möglich ſeyn, ihm bei allen ſeinen Seelenwanderungen eine gewiſſe Einheit zuzuerkennen; doch hat dieſe Einheit nicht wie bei den verhingenannten Männern den Vorzug, daß ſie ſich tief im edleren Theile ſeines Herzens gebettet hätte, daß ſie einen unauslöſchlichen Durſt nach Erkenntniß, Beruhigung, Wahrheit verriethe und durch die großartigſten Veränderungen in den allgemeinen Zeitſtimmungen bedingt würde. Das, was Görres unter allen Umſtänden beibehielt, war die Leidenſchaft, der formelle Widerſpruchsgeiſt, der kleinliche Coblenzer Lokalegoismus. Das Talent der Sprache umgaukelte

ihn verführerisch, so daß er Alles vertheidigte oder angriff, was seiner Ausdrucksweise schlagendere Effecte darbot. Den Styl St. Justs ahmte er als Republikaner nach; dann pfiff er den Ton der Naturphilosophie, dann folgte er den Bahnen, die Schlegel und Kanne gezeichnet hatten, dann, als Herausgeber des Rheinischen Merkur, poetisirte er die trockne Derbheit Jahns und Arndts, dann machte er umgekehrt den La Mennais'schen Weg vom Demokraten zum Jesuiten, opferte den theokratischen Einflüssen der neufranzösischen Spekulation und den historischen Rechtsbegründungen eines Haller, bis die Kirche ihr weites Gewand ausbreitete, alle verworrenen Ideen und Eindrücke, die in dem Chamäleon noch zuckten und galvanisch vibrirten, umhüllte und über die allmälige Abtakelung dieses Fahrzeugs, die Pensionirung und Inruhestandversetzung eines starkgewesenen Mannes ihren heiligen Segen sprach. Wohl dem, der seinen Frieden hat! Aber wer möchte den Frieden um den Preis seiner Ehre erkaufen?

Iſt ſich aber etwas unter allen Umſtänden in Görres gleichgeblieben, ſo iſt es ſein Talent zur Demagogie. Welche vortrefflichen Proben davon liefert ſeine Anrede an die Rhein- und Münſterländer! Görres in der Kapuze blickt ſich einen Augenblick ſcheu um, und wirft, ohne daß es ſeine Obern ſehen, ſchnell die rothe Mütze unter ſeine alten Landsleute, die denn auch redlich zeigt, daß ſie ihre Aufwiegelungskünſte noch verſteht. Dieſe Anrede iſt ein Meiſterſtück der revolutionären Beredſamkeit, über das man ſich ordentlich freuen möchte, wenn nicht doch darin mehr Talleyrand als Mirabeau nachgeahmt wäre, wenn nicht Mephiſtopheles ſich lächerlich machte, durch die alte Pelzkappe, mit der er in die Hütten der Rhein- und Münſterländer tritt, und ſich als alten Gevatter zu erkennen giebt, hinter den Ofen ſetzt, in Töpfe und Tiegel lugt und der Dummheit und dem Aberglauben friſch zum Munde redet. „Gevatter, man will Euch nicht halten, ſagt Görres in der Pelzkappe, was Euch 1813 verſprochen

iſt, nämlich Gleichheit der beiden Confeſſionen in politiſcher und bürgerlicher Hinſicht!" Dieſen Satz, der auf die Cölner Angelegenheit, wie die Fauſt aufs Auge paßt, da er von den politiſchen Rechten der Katholiken handelt, wiederholt der Gevatter ſo lange, bis dem guten Münſterländer ganz dumm und dem Rheinländer ganz wild wird. Und nun zieht Görres S. 156. ſeine Münchner Wundermedaillen in allen Formaten, in Silber und Zinn, alle in Augsburg und Freiſing eingeſegnet, hervor, und ſchenkt ſie an Jung und Alt und nagelt auch noch an die Stubenthür einige lithographirte und mit Waſſerfarben ausgemalte Wunder der Nonne von Dülmen, geht ab und erwartet, daß die angelegte Mine nächſtens zur Exploſion kommen wird.

Es iſt nicht Sache dieſer Schrift, daß ſie die von Görres ausgeſtreuten Pulverkörner aufläſe und nach Berlin hinterbrächte; ſondern wir treten endlich, befreit von den juriſtiſchen und demagogiſchen Fußangeln des Athanaſius, dem tendenziöſen Zwecke

unſrer Blätter näher. Die ſich jetzt in Deutſchland entſpinnende Debatte über Conkordate und Episcopalkirche, über „Deutſchland und Rom" u. ſ. w. macht der dabei entwickelten Gelehrſamkeit ebenſoviel Ehre, als der freimüthige Vorſchlag, eine Deutſchkatholiſche Kirche zu ſtiften, Hinderniſſe finden wird. Das geringſte dieſer Hinderniſſe ſollte freilich der Umſtand ſeyn, daß Katholizismus ohne Rom gar nicht denkbar und eine vom Papſt emanzipirte katholiſche Kirche ein zwitterhaftes Gebild wäre; diejenigen, welche dieſen Einwand machen, haben immer das Hiſtoriſche als das Organiſche im Sinne und bedenken nicht, daß alles organiſch iſt, was der Menſch *will*, und daß jede Inſtitution der Natur entſpricht, wenn ſie nur aus der Vernunft oder Uebereinſtimmung geboren iſt. Allein die Hinderniſſe ſind conventioneller Art; welcher Fürſt wird ſich in Deutſchland an die Spitze großartiger Reformideen ſtellen? Deßhalb bleibt nichts übrig, als die durch die Cölner Frage angeregte Verhandlung über das rein con-

ventionelle Gebiet hinauszuleiten und ihre Motive mit jenen Ideen unſrer Zeit zu verknüpfen, welche nicht beſtimmt ſind, durch das Cölner Faktum und das dadurch geſtellte Hauptthema des Tages beſeitigt, ſondern grade durch daſſelbe ergriffen und zum Zeugniſſe von ſich ſelbſt berufen zu werden. Dem Athanaſius liegt eine eigenthümliche, aus mannichfachen Elementen zuſammengeſetzte Auffaſſung unſrer Zeit zum Grunde, die wir theils um ihrer ſelbſt willen ſcharf in's Auge faſſen wollen, theils um den Staatsmännern und dem in ihrem Urtheil über die Zeit noch Schwankenden unterm Volke Gelegenheit zu geben, über das, was im Schooße des Jahrhunderts ſchlummert, ſich eine warme Ueberzeugung zu bilden und jene Entſchlüſſe zu warten und zu pflegen, welche aus dem Erdreich einer erkannten Wahrheit ſprießen.

Die Görres'ſche Art, zu philoſophiren, beſteht darin, daß er überall zwei armſelige nackte Gegenſätze annimmt und dieſe in einem höhern Dritten zu vereinigen ſucht. Zuweilen mag dies

mechaniſche Verfahren an ſeinem Orte ſeyn; öfters aber noch iſt es ſo unpaſſend, wie wenn man ſagen wollte, die höhere Einheit eines Brautpaares beſtände darin, daß der Geliebte Mönch, die Geliebte Nonne würden und ſich beide zu der heiligſten Entſagung verklärten. So nimmt auch Görres an, daß das Chriſtenthum bei ſeiner Stiftung (nicht als Weltreligion, ſondern als Hierarchie) in dem damaligen Völkerleben die beiden ewigen Gegenſätze der Menſchennatur vorgefunden hätte, den leidenden Gehorſam und die freie Selbſtbeſtimmung; beide geiſtigen und gemüthlichen Elemente wären in ihren Extremen vom Chriſtenthume abgeſchnitten worden und die Lehre wie Kirche des Erlöſers hätte alles Einſeitige zum Maaß zurückgeführt und alles Leidenſchaftliche gemildert. Wer würde dieſen Ausſpruch nicht billigen? Er bleibt wahr, ſo lange ſein Anwald dabei die geiſtig beſeligende Kraft der Chriſtuslehre im Auge hat, und wird erſt dann chimäriſch, wenn Görres die Inſtitutionen des Chriſtenthums mit

dem Evangelium selbst, die Hierarchie mit dem Berufe, eine Weltreligion zu stiften, das mystische Dogma mit der civilisirenden Kraft einer Religion des Friedens und des Geistes vertauscht. Insofern Görres im Christenthum eine einmal gestiftete Unwandelbarkeit der Lehre und der Verfassung sieht, kann ihm niemand einräumen, daß der Zweck der Zukunft lediglich das Christenthum seyn und bleiben solle; sondern dann wollen wir uns mit der Verheißung des heiligen Geistes trösten, welcher die Gemüther zur Freiheit entfesselt hat und schon deßhalb nicht mit einem Flammenschwerte gegen die bunte Fülle des jetzt in seinem Namen nach Klarheit und Geltung ringenden Ideengewühls zu reagiren die Aufgabe hat, weil ihn der fromme Glaube unter dem Symbol der Liebe, als Taube, sich vorstellt.

Görres sagt aber, die reine Religion der Liebe wäre in allen Zeiten die katholische Confession gewesen, sie hätte die Spontaneität und Receptivität des menschlichen Gemüthes in ein sanftes

Gleichgewicht gebracht, „Wucht und Gegenwucht" gegeneinander ausgeglichen und, wie man wohl im Görres'schen Sinn hinzufügen kann, mancher weltlichen Neuerungsluſt einen ſichern geiſtlichen Deckmantel gegeben. Indeß hätte die Sünde der Menſchen zugenommen, und da wir gewohnt wären, unſere eigenen Fehler den Ideen und der Zeit zuzuſchreiben, ſo wäre jene mittelalterliche Harmonie des Duldens und Handelns, des Glaubens und Forſchens durch die überwiegende Thätigkeit der Spontaneität geſtört und der unſelige Anfang zu jenen Zerſetzungen und Revolutionen gemacht worden, die in kirchlicher Hinſicht die Reformation häufen. Der Proteſtantismus hätte ſich nach jenem Dualismus wieder in den Vernunftglauben und die Frömmelei geſpalten, welche beide Tendenzen denn auch bis heute einen beiſpielloſen Gipfelpunkt erreicht hätten. Der Proteſtantismus hätte die Fürſten von der Kirche befreit, und ſie zu jenem Abſolutismus getrieben, der die Revolution hervorrief und wiederum mit ihr die beiden

Gegenſätze, welche jetzt noch im Schwange wären, die Demagogie in der platten Tendenz, überall die Geſchichte wegzuraſiren, und die Stabilität bei der conſervativen Parthei, welche unbedingt nur den Stillſtand wolle. Allen dieſen traurigen Mißbildungen der gegenwärtigen Zeit gegenüber lautet das ſchwärmeriſche Görres'ſche Ideal, daß die chriſtliche Geſellſchaft ſeyn ſolle: wahre göttliche und wahre menſchliche Ordnung, Kirche und Staat, eine und dieſelbe Chriſtenheit, Herrin und Eingeborne in zwei Naturen, ohne Vermiſchung, ohne Verwandlung, ohne Theilung und ohne Sonderung, ganz ſo, wie auch Chriſtus wäre wahrer Menſch und wahrer Gott (S. 100). Und dies Ideal würde ſich jetzt wieder erfüllen; ein neuer Frühling der Geſchichte wäre im Anzuge, die päpſtliche Allocution wäre ſchon von den Engeln des kommenden Himmelreiches über die Alpen zu uns gebracht worden und in München, in den kleinen hierarchiſchen Thee- und Bierzirkeln, ſproſſe und grüne es ſchon und von dort aus werde, wahrſcheinlich

vermittelst des Steinheil'schen elektrischen Telegraphen, sich die Botschaft der neuen Welt unter alle Völker verbreiten.

Man kann diese Construktion der Geschichte des christlichen Zeitalters nicht besser würdigen, als wenn man all die Eckſteine sieht, die dieser babylonische Baumeister verwirft, und welche doch die wahren Eckſteine der Geschichte geworden sind. Er verwirft die Reformation und, als eine verbrecherische Fortsetzung derselben, die Revolution; alle durch schwere historische Geburten gezeitigten Resultate der Gewissens-, Denk- und Redefreiheit, alle Resultate der bürgerlichen Rechtsgleichstellung, staatsrechtlicher Verpflichtungen und Gewährleistungen, alle Resultate der Wissenschaft, der Kunst und Literatur werden von dieser neuen vulkanischen Schöpfung, die von München ausgehen soll, durch den Görres'schen Krater ausgestoßen, und müssen weit, weit auf freiem Felde kümmerlich zu todter Asche verwesen, zu Lavatrümmern, um für Lacrymae Christi den Boden zu düngen. Alle die

Ideen, welche dem Zuge der drei letzten Jahrhunderte seine keilförmige Schlachtordnung gegeben haben und vorn an der Spitze der Treffen stehen, welche die neue Zeit den Vorurtheilen der alten noch immer liefern muß, alle diese geharnischten Wahrheiten und sieggekrönten Thatsachen des freien vernünftigen Denkens und der von der Historie abstrahirenden Freiheit der Selbstbestimmung müssen auf das Görres'sche Commando von ihrem Ehrenplatze abtreten, werden infam cassirt und mit Gewalt in die grauen Büßerregimenter gesteckt, wo die Karl V. die trierschen Bischöfe von Hommer und alle die, welche an ihrem Sterbebette schwach waren, fasten und beten. Luther, Melanchthon, Cartesius, Locke, Hume, Leibnitz, Spinosa, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Kant und Fichte, alle müssen sie wieder einlenken und sich ein wenig mehr nach München und Rom zu halten. Der scharfe Zugwind, der durch die Köpfe dieser Männer wehte, wird keineswegs die Flügelthüren der Zukunft aufreißen, sondern er war nach Görres nur

bestimmt, die an die Wände der Peterskirche neu gemalten alten Legenden zu trocknen oder eingefangen zu werden in die Blasebälge der Kirchenorgeln. Kurz, wer möchte dem Görres'schen Himmel trauen, wenn er sieht, welche Resultate und welche Geister bei seiner Wendung der Dinge in die Hölle fahren!

Der immer wiederkehrende Refrain der Görres'schen Klage ist die durch tausend geschichtliche Sünden gestörte Einheit von Kirche und Staat. Görres behauptet, die christliche Sozietät sey auf dieses Dogma begründet worden; doch geht er dabey nie von den offen vorliegenden Voraussetzungen der evangelischen Geschichte aus. Christus und die Apostel nahmen den Staat, den sie vorfanden, die römische Weltherrschaft, als etwas, „in das man sich schicken müsse;" sie wichen der Obrigkeit aus, indem sie dem Kaiser gaben, was des Kaisers ist, und ermunterten sich in den Episteln: Seyd unterthan der Obrigkeit! Die Apostel hatten sich wohl gemerkt, daß sie ohne

Falsch wie die Tauben gegen Gott, aber klug wie die Schlangen gegen die Welt seyn sollten, und liebten ihr Evangelium viel zu innig, das daß sie es einer gewagten Opposition gegen die heidnischen Zeitläufte hätten zum Opfer bringen mögen; sie dachten nicht daran, die Politik mit der Religion zu verschwägern. Oder wenn Görres an den in Christus selbst gegebenen Anfang einer Gottesherrschaft denkt, indem er sagt, die Einheit von Kirche und Staat wäre das christlich Ursprüngliche, so hat der König dieser Theokratie sich doch immer einer solchen Zumuthung entzogen und gelehrt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Und auch im Mittelalter herrschte zu keiner Zeit das Görres'sche Ideal. Die Kirche erbaute sich auf einem andern Grunde, als der Staat, und ihre beiderseitige Berührung war selten eine andere, als eine feindliche. Wenn die Bischöfe weltlichen Verhandlungen beiwohnten, so thaten sie es als Vertreter von Landesbesitzungen, die der Kirche gehörten, wie noch heute in England die Bischöfe des Ober-

hauses nicht die Religion vertreten, sondern die weltliche Macht, die man der Religion daselbst zugewendet hat. Wann hätte je die Kirche eine mit dem Staat so eng verschmolzene Einheit vorgestellt, daß man sich an jene Figuren erinnert glauben sollte, die auf der einen Seite einen Harlekin, auf der andern einen Ritter darstellen? Görres meint, die jetzt übliche Trennung von Kirche und Staat widerspräche der Natur, die nie etwas Gleichartiges so schroff und todt sich gegenüber stelle. Aber ist denn die Trennung zweier gleichartigen Begriffe eine Tödtung derselben, wenn die Trennung nur deßhalb geschieht, um nicht Eines in den Ruin des Andern hinein zu reißen und die Kirche alle jene Schicksale theilen zu lassen, welche der moderne Staat wird zu durchlaufen haben? Welche Zumuthung, wo Görres doch selbst eingesteht, daß die Kirche und der Staat, beide sich verflacht haben, dann eine Ohnmacht an die andere zu binden, ein Antiquirtes durch das andere zu erlösen? Görres sagt,

durch das Ausſtoßen der Kirche hätte der Staat ſeinen Schwerpunkt verloren; allein er kann verſichert ſeyn, daß der Staat ihn durch die Wiederaufnahme derſelben nicht wiederfinden wird; noch weniger, wenn die Kirche, wie Görres verlangt, in ihren Prälaten bei allen Staatsaktionen zugegen ſeyn ſollte. Könnten wir, wenn z. B. der Bundestag nach dieſem theokratiſchen Principe gemodelt würde, nicht gar erleben, daß Görres als päpſtlicher Nuntius bei demſelben aufträte und wieder Raum gewönne, Deutſchland an Frankreich bruchſtückweiſe loszuſchlagen, ſo daß Talleyrand dann umgekehrt an Görres in Erfüllung käme, erſt Conventsdeputirter und dann Biſchof von Autun.

Es liegt eine tiefe Bedeutſamkeit darin, daß grade die gemiſchten Ehen die Veranlaſſung des gegenwärtigen Zerwürfniſſes waren. Gerade an dieſer praktiſchen, ſittlichen und geſellſchaftlichen Frage hätte Görres erkennen ſollen, daß es ſich nicht um große architektoniſche Inſtitutionen, um

Münsterbauten und riesenhafte Klenze'sche Umrisse handelt, sondern um etwas, das sich, aus dem innersten Schooße unsrer Gesellschaft, von selbst als Bedürfniß, als Symptom, als Krankheit oder Gesundheit zu erkennen giebt. Görres sieht nur immer das Wollen der Menschen, das Thun und Lassen der Staatslenker, die Intriguen der geschaarten und mit bestimmter Consequenz handelnden Tendenzen, während die eigentliche Stelle, wo die Geschichte und die Aufgabe der Jahrhunderte sich jetzt erkennen läßt, der stille Busen, das menschliche Herz, überhaupt die Individualität ist. Wenn die Prophetie und die Liebe zur Menschheit an etwas anknüpfen und der Erde etwas schenken will, so muß sie auf den innersten Zustand der Gesellschaft blicken, auf die Lage des moralischen Individuums, auf das frei Sittliche, das nach Form und Gestaltung strebt. Vom Grunde der seelischen und gemüthlichen Bedürfnisse, von dem Grunde der Widersprüche, in welche die Theorie mit dem menschlichen Herzen, die Zumuthung der

Emanzipation mit dem, was wir davon ertragen können, geräth, von dem Grunde der wieder nach neuen Gesetzen ringenden neuen Freiheit schießen die Institutionen auf, die die Zukunft uns bringen soll; nicht aber von dem Grunde phantastischer Illusionen, die sich von den Umrissen der Vergangenheit, die sie allerdings schön zu zeichnen verstehen, nicht trennen wollen. Es ist möglich, daß die wahre soziale Philosophie unsrer Zeit irgend einem Görres'schen Wunsche begegnen kann, daß wir einen oder den andern der Görres'schen Quadern, irgend einen Knauf oder Spitzthurm von ihm auch an unserm Gebäude brauchen können, aber der Riß, die Idee des Gebäudes, wird ganz anders seyn und nicht einen der Fortschritte verleugnen, die wir seit drei Jahrhunderten in der Aesthetik der bürgerlichen Baukunst des Lebens gemacht haben. Der alte Dom kömmt nicht mehr zu Stande, und so lange wir für den neuen noch keine schöne Form haben, wollen wir in niedrigen Hütten beieinander wohnen, friedlich und treu, jeder froh seines mit

Maienzweigen grün bekränzten Daches, froh, daß ihm die Aussicht unbenommen bleibt, täglich wenigstens die ewige Sonne unter- und wieder aufgehen zu sehen. Lieber wie Nomaden mit schnell abgebrochnen Zeltlagern durch die Wüste ziehn und unsern Gott da anbeten, wo wir das Schwert in die Erde stecken, als in langen schwarz und weißgekleideten, murmelnden und rosenkranzkugelnden Kirchfahrtszügen wieder in die alten Dome wallen!

Es ist eines der Stichwörter des Tages: Trennt die Kirche vom Staat! aber auch eine der Untugenden des Tags, sich an gewisse Formeln zu hängen, und sie zur Parole des Liberalismus zu machen, ehe noch ihre verschiedenen Seiten scharf begränzt sind. Die Trennung der Kirche vom Staat mag überall da eintreten, wo entweder die Kirche, wie in England, sich in das oft sehr unwürdige Risico weltlicher Kämpfe einläßt und vom Vermögen der Nation eine Dividende bezieht, welche es buchstäblich wahr macht, daß das Evangelium vorzugsweise den Armen gepredigt wird;

oder da, wo eine geiſtliche Büreaukratie von oben-her die Religionsangelegenheiten in die Art controllirt, daß ohne Wiſſen der Landesconſiſtorien keine Kirchenmaus verhungert, daß Lehre, Disciplin, Anſtellung der Geiſtlichen, Alles nur von einer einzigen, geiſtlich und weltlich zuſammengeſetzten Centralbehörde ausgeht. Unterbleiben aber möge die Trennung auf der andern Seite überall da, wo die freigewordene emanzipirte Kirche ſich eine eigne ſtabile Gliederung zu geben ſucht, wo die geiſtlichen Ständeverſammlungen, Synoden genannt, auch namentlich in der evangeliſchen Kirche ſich als einen geiſtlichen Staat im Staate mit milden, ſehr milden Excommunicationsformeln und zu löſenden Abendmahlszetteln, ſetzen, wo alſo die Kirche nur Kraft gewinnen würde, ſo wie etwa am Rhein neben den einmal nicht zu ändernden Verationen des Staates, den Rekrutirungen und Steuern, noch eine Beängſtigung der Gewiſſen durchzuführen, die ſich bis in die innerſten Verzweigungen des Privatlebens erſtreckte. Wer möchte, wenn

man die Hallesche Denunciation vom Jahr 1830 und die Cölner Bedrohung der Hermesianischen Lehrfreiheit erwägt, nicht Gott danken, daß weder die Synodal- und Presbyterialverfassung bei den Evangelischen noch die Hierarchie bei den Katholiken so feste Wurzeln schlägt und die Trennung der Kirche vom schlichtenden, beruhigenden und immerhin indifferenten Staate noch nicht ganz vollzogen ist! So ist das beliebte Schiboleth des Tages, gegen welches Görres den Bannstrahl schleudert, allerdings mit Vorsicht anzuwenden und lediglich auf die Gewissensfreiheit und ein wahrhaft nur der Religion gewidmetes Interesse zu beschränken.

Es giebt keinen grelleren Contrast, als die Görres'schen Träumereien einer wiederkommenden Hierarchie und Nordamerica. Es ist ein Gegensatz wie eine uralte Linde, die in ihrer Krone längst gebrochen, von Blitzen in ihrem Stamme zerrissen ist, hier und da aber kleine frische grüne Zweige treibt, wie man sie dem morschen Holz nicht mehr zutrauen sollte; und dagegen eine schlank

aufſchießende Fichte, die ein vortreffliches Nutzholz abgeben wird. Wenn nur jene kleinen grünen Zweige mehr als die allerdings noch immer wuchernde Kraft des Wachsthums wären, wenn ſie nur ſtarke, trotzige Aeſte würden und die alte Linde noch Schatten geben könnte, Schatten für das Leben, nicht Bretter für einen Sarg! Werden wir ſo „europamüde" ſeyn, um nicht einzugeſtehen, daß die morſche Linde unſerm Herzen wohler thut, als die ſchlanke Amerikaniſche Nutzholztanne! Und dennoch iſt einer der größten Schmerzen unſrer Zeit der, dem Traume, zu Gunſten der Wirklichkeit entſagen, und die gemüthliche Neigung des Herzens gegen die tyranniſche Pflicht der waltenden Tagesordnung opfern zu müſſen. In Nordamerika iſt die Kirche wahrhaft vom Staate getrennt; jede Sekte und Ueberzeugung hat dort das Recht, frei ihren Cultus auszuüben; aber es iſt nicht wahr, daß dabei dem Chriſtenthume irgend eine ſeiner beſeligenden Kräfte verloren gegangen wäre. Die Bildung des Yankee iſt

entſchieden auf chriſtlichem Grunde aufgeführt; Gebet leitet die Sitzungen des Congreſſes ein und ſchließt ſie. Citate aus der Bibel wechſeln mit Citaten aus den Schriften Franklins und werden für gewichtiger gehalten, als dieſe. Mit einem Worte, die Görres'ſche „Pracht und Herrlichkeit" der Kirche würde ſchwerlich dem Chriſtenthume ſo viel moraliſche Energie zu erhalten wiſſen, als ſich das Chriſtenthum da zu erhalten wußte, wo es beinahe eine Privatſache geworden iſt. Unſre Bildung ſteuert einmal dem Ziele entgegen, daß wir Staat und Kirche nicht mehr als die beiden Eihäute anſehen, die all unſer Thun und Laſſen im Keime umſchließen, als die beiden Kategorien, wie Zeit und Raum, von denen man nicht befreit wird und nähme man Flügel der Morgenröthe und flöge an's äußerſte Meer; ſondern dahin will allerdings die Zeit hinaus, daß die erſte und Hauptinſtitution der Geſellſchaft die freie Perſönlichkeit des Menſchen iſt und daß von dieſer aus dann Verpflichtungen gegen das Ganze

in Betreff der bürgerlichen Ordnung und des Glaubens an die höhere Weltlenkung ausströmen, keineswegs aber Staat und Kirche wie Raum und Zeit alles umfassen und bedingen, was wir uns geistig und gesellschaftlich erworben haben. In einer ganz andern als der Görres'schen Art werden wir, da das Gleichartige sich doch immer wieder aufsuchen muß, zu den Genossenschaften und Corporationen des Mittelalters in der Politik zurückkehren, wie in der Religion zu jener ursprünglichen apostolischen Gesellschaftsverfassung, wo noch nicht von einem Münster und einer Kirche, sondern nur von Hütten und Gemeinden die Rede war.

Der Protestantismus riß sich von dem Papstthum der reineren Lehre wegen los. Es war dies die erste Offenbarung der verheißenen Ankunft des heiligen Geistes, der vor allen Dingen die Wahrheit daran kenntlich machen wollte, daß sie frei macht. Das apostolische Christenthum reagirte durch Luther gegen die Versteinerung der Lehre, die in Institutionen übergegangen war und

aufgehört hatte, eine ſich ewig neu erbauende geiſtige Energie, eine ewige lebendige Flamme zu ſeyn. Das Chriſtenthum war durch das, was ſich als katholiſch nach der Trennung herausſtellte, eine ſich nach Außen offenbarende Wahrheit, eine Wahrheit der Umſtände und Umgebungen, eine Wahrheit, wie die Schule ſagen würde, in der Form des Andersſeyns geworden; das Chriſtenthum mußte wieder eine Wahrheit an ſich werden, ein Spiegel des Lebens, nicht das abgeſpiegelte Leben; ein Centrum, keine Peripherie. Durch Luther wurde dem Chriſtenthum ſeine Bedeutung als Lehrbegriff, ſein ſpekulativer Inhalt, ſeine reine und ausſchließlich göttliche Beziehung wiedergegeben. Das Dogma wurde neu ergründet und beſtimmt, das Symbol dem authentiſchen Urquelle der Bibel nähergeführt und überhaupt das Chriſtenthum, wenn zwar als der Sieger über alle Philoſophie, doch damit auch als ein Moment in der allmäligen Entwickelung der göttlichen Wiſſenſchaft aufgefaßt. Das Chri-

ſtenthum wurde wieder eine Wiſſenſchaft und von ihrem möglich reinſten bibliſchen Grunde aus Religion; als ſolche wurde ſie Geſetz des Lebens, Verklärung aller menſchlichen Moral und ſchuf das eigentliche Prinzip des Proteſtantismus: zu forſchen in der Schrift und zu leben im Herrn!

Verſtünde Görres ſich mit klaren Gedanken in den Mittelpunkt der Zeiten zu verſetzen, ſo würde er einſehen, daß Katholicismus und Proteſtantismus, jeder nur eine Seite der Bedeutung des Chriſtenthums, ausgebildet haben, jener die Civiliſation, dieſer die Wiſſenſchaft, die im Chriſtenthum gegeben iſt. Im Papſtthum war die Erſcheinung des Chriſtenthums durchaus hiſtoriſch-weltlich geworden; das Papſtthum faßte in ſich den Glanz aller jener Verdienſte zuſammen, welche ſich die Väter der Kirche der ſinkenden Römiſchen Weltherrſchaft, welche ſich die Heidenbekehrer der Bildung einer neuen Weltlage gegenüber erworben hatten. Das Echo all der muthigen Kämpfe, welche die neue Lehre gegen die Barbarei der

Zeitalter geführt hatte, klang in der Peterskirche wieder, so daß allerdings im Bewußtſeyn der Hierarchie der Stolz liegen durfte, daß die Welt ihr die Veränderung der alten Ordnung der Dinge, ihr die Milderung der Sitten, ja ſogar die Bildung der Reiche und Gemeinweſen verdankt. Dieſe in dem Herzen Gottes wohlberathne, aber in den Apoſteln nie bewußtgeweſene Beſtimmung des Chriſtenthums, ein Alles bezwingendes und umwandelndes Moment der Geſchichte zu werden, liegt im Katholicismus vollkommen ausgeſprochen und würde dieſem Bekenntniſſe, würde den Träumen eines Görres unumſtößlichen Vorſchub leiſten, wenn nicht einerſeits in der Reformation eine gedankenmäßige, in ſich durch und durch nothwendige Reaktion der urſprünglichen Bedeutung des Chriſtenthums, als einer Lehre, zur ſo tief durchgreifenden Erſcheinung gekommen wäre, und wenn andererſeits in den Inſtitutionen der Hierarchie die Möglichkeit läge, einmal: das Wahre an der Reformation in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten

und ſodann: politiſch, weltlich etwas andres auszudrücken, als eine civiliſirende Kraft des Chriſtenthums, die zu lebhaft, zu vollſtändig ſchon in unſer Blut, in die Atmosphäre unſres moraliſchen Daſeyns übergegangen iſt, als daß ſie durch Inſtitutionen noch ferner ſo mächtig hervorzuheben und auszuzeichnen wäre. Wenn die Hierarchie früher ein Unterpfand der natürlichen Freiheit gegen weltliche Unterdrückung war, wenn ſie ſich für die Initiative der Bildung und Aufklärung des Mittelalters halten konnte, ſo weiſe uns Gorres nach, wie ſie auch jetzt noch ſich an die Spitze unſrer großen hiſtoriſchen Probleme ſtellen könne! Er zeige uns die Möglichkeit, daß auf einem Conzile die Differenzen der Deutſchen Philoſophie entſchieden werden; zeige uns, daß der Papſt jemals in's Mittel getreten ſey, wo es ſich in neuern Zeiten um die Befreiung der Armen aus weltlichem Drucke, um die unpartheiliche Verſöhnung entgegengeſetzter Anſprüche gehandelt hat! Welche Rolle ſpielt die Hierarchie überall? Steht ſie, wo

nicht etwa wie in Irland Religions haß dazukömmt auf einer andern Seite, als der, welche ihr die meiſten ihrer Privilegien zuſichert! Wie will Görres dieſer eigennützigen und ohnmächtigen Hierarchie jene Kraft geben, ſich an die Spitze der Ereigniſſe zu ſtellen; jene Entſagung, um eines ihrer Rechte zu opfern; jene Aufklärung, um einzuſehen, daß die fernere Behauptung deſſelben ihrer tonangebenden hiſtoriſchen Miſſion unwürdig iſt! Mit einem Worte, die Hierarchie drückte im Mittelalter die hiſtoriſch-civiliſirende Kraft des Chriſtenthums aus; aber jetzt möchte man doch des Dankes wohl längſt überhoben ſeyn, daß man durch ihre Hülfe ſchreiben und leſen lernte, daß ſie den Gothen Buchſtaben gab, daß ſie die Wiſſenſchaft durch Abſchriften berühmter Werke erhielt, daß ſie die Sitten der alten Deutſchen milderte und jene Eichen niederhieb, unter welchen den falſchen Göttern Menſchenopfer dargebracht wurden. Auf den Grund dieſer Dienſte, die das Chriſtenthum allerdings der Welt geleiſtet hat, ſollten noch um-

faſſende Inſtitutionen, wie Hierarchie und Staatskirchen, ſich ausdehnen dürfen?

Wenn ſich ſomit das Papſtthum als Concentration der weltlich-hiſtoriſchen Bedeutung des Chriſtenthums überlebt hat, ſo läßt ſich auch dem Proteſtantismus der Einwand machen, nicht, daß er wie Görres ſagt, durch ewiges Regieren ſich in corroſives Arſenik bei den Rationaliſten und in narkotiſche Blauſäure bei den Pietiſten verwandelt hat; ſondern daß er die andere Seite des Chriſtenthums, die Lehre, einzig und allein ausgebildet und nur von dieſer Lehre aus einen Einfluß des Chriſtenthums auf die Welt geſtattet hat. Durch dieſe, man möchte ſagen, Theologiſirung unſers Lebens iſt der frei ſich entwickelnde, und oft durch nur weltliche Beziehungen bedingte Fortſchritt der Geſchichte mehr gehemmt als befördert worden. Die rein theologiſche Ausbildung des Chriſtenthums, früh in unſere Herzen geſenkt, durch mancherlei weltliche Zugeſtändniſſe zu Macht und Anſehen erhoben, hat gegen viele Forderungen

des Zeitgeiſtes (ich nenne z. B. die bürgerliche Gleichſtellung der einmal in unſre Geſellſchaft aufgenommenen Juden) ſich um ſo heftiger ſtemmen können, als der Proteſtantismus, die vorzugsweiſe theologiſch ſpekulirende Confeſſion, rüſtig und behutſam genug war, ſich gegen keinen der Fortſchritte in der Philoſophie abzuſchließen, ſondern an Principien und Methoden von der Geſchichte derſelben ſoviel in ſich aufzunehmen, als nur irgend mit dem bibliſchen Glauben in eine gewiſſe Harmonie gebracht werden konnte. Die geiſtreichſten Denker, ſtatt ſich innerhalb der reinen Speculation zu bewegen, übertrugen ihre Philoſopheme in die Mitte des Chriſtenthums und ſchmückten den Tempel Gottes mit allen ihren prächtigen Waffen, ihren Demantſchilden, ihren ſieggewohnten Fahnen aus. So wurden durch den Proteſtantismus und den vorzugsweiſe theologiſchen Sinn deſſelben, der ſich ja bis auf die Bauern der Dörfer, die ihre Bibel mit in die Kirche nehmen, erſtreckt, alle Fragen und Rück-

ſichten chriſtianiſirt; eine Methode, die dem Chriſtenthume nichts nützte und der Geſchichte ſchadete. Wenn die katholiſche Hierarchie darin einſeitig iſt, daß ſie die hiſtoriſch-weltlichen Einflüſſe des Chriſtenthums an die Stelle der Lehre ſetzte, ſo iſt der Proteſtantismus es darin, daß er am Chriſtenthum alles in Lehre verwandelt, daß er alle Gedanken der Philoſophie zu theologiſchen Problemen macht und den Maaßſtab von Judäa, als einen heiligen und unveränderlichen, an alle Breiten, Höhen und Tiefen des jetzigen Jahrhunderts legt.

Es giebt, behaupten wir, eine Verſchmelzung der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche, wenn wir auch keine äußere Form dafür anzugeben wiſſen. Doch würde ſich dieſe von ſelbſt finden, wenn erſt die beiden Confeſſionen für ihre Einſeitigkeit auch keine mehr hätten. Das Tiefe am Katholicismus iſt ſeine weltliche, das Tiefe am Proteſtantismus ſeine geiſtige Miſſion; das Tiefe ihrer Verſchmelzung würde ſeyn: der Katholicismus begründet ſeine weltliche Miſſion nicht

mehr auf die geiſtige Armſeligkeit des Mittelalters und der Proteſtantismus ſeine geiſtige auf keinen einzigen weltlichen Anſpruch mehr, bei der ungeheuren Fülle von weltlichen Beziehungen, die einmal jetzt die Ordnung des Tages bilden. Es werde der Proteſtantismus die Garantie einer freien chriſtlich-philoſophiſchen Bildung für das Individuum entweder, oder wenn ſich Gleichgeſtimmte zuſammenfinden, für Gemeinden; von der Hierarchie aber kann ſchwerlich mehr zurückbleiben, als daß allerdings kein weltliches Gebild unſrer Sitten und Einrichtungen ohne höhere, chriſtliche Beziehung bleiben möge, je nach dem Geiſt des Friedens und der Verſöhnung, der die erſte Grundlage des Chriſtenthums iſt, nach dem Geiſt jenes Ausſpruches ferner, daß das Himmelreich nicht von dieſer Welt iſt, nach dem Geiſt jener Verfügungen endlich, die da lehrten: Schicket euch in die Zeit, denn es iſt böſe Zeit! Aber Himmliſches und Irdiſches knete man nicht mehr zuſammen, am wenigſten zu jenem Teige, aus

dem Görres Prälaten und Kirchenfürſten knetet, und ſie an der künſtlichen Ofenwärme ſeiner trübſeligen Täuſchungen trocknen will! Chriſtus wird wahrlich nicht wie in der Legende in die Hände klatſchen, daß die Lehmvögelchen lebendig würden und luſtig in die Lüfte flögen!

Dem Chriſtenthume ſoll nichts genommen werden, als ſeine falſche Anwendung. Kein Berg wird jemals Golgatha übergipfeln; kein Joſeph von Arimathia, der ſich entſchließt, dem Herrn ſein ſchweres Kreuz zu tragen, wird ohne den Preis der Liebe bleiben. Was auch die moderne Kritik an der evangeliſchen Geſchichte zertrümmert hat — das ſind die falſchen Anſchwemmungen der Sage geweſen, welche Verwandtes an Verwandtes kitteten und eine Schilfvegetation trieben, in welcher die Krokodille der Heuchelei weinen und die der Orthodoxie manches Moſesknäblein der Zukunft zerreißen konnten. Die hohen Cedern und Palmen auf der Mitte des grünen Eilands der evangeliſchen Geſchichte nagt kein Borkenkäfer der Kritik

an, ſondern ſie ſäuſeln fort und fort ihren ſeligen Frieden und werfen ihre heiligen Schatten, welche noch immer die aufnehmen, ſo mühſelig und beladen ſind. Das Chriſtenthum feiert ſeine größten Triumphe nicht in den ſtolzen Proceſſionen der Peterskirche, nicht im Frohnleichnamsprunk, nicht unter donnernden Geſchützesſalven, ſondern in der Stille des menſchlichen Herzens, in der warmen Bruſt eines Friedfertigen, der all ſeinem Thun und Denken ein einiges Gepräge und eine einzige heilige Durchdringung geben will. Das Chriſtenthum iſt überall da am nächſten, wo die äußern Inſtitutionen es am fernſten gerückt haben. Das Chriſtenthum will geſucht und um heißer umfangen zu werden, entbehrt ſeyn. Das Chriſtenthum iſt eine Religion des Widerſpruchs, eine Religion der verneinten äußern Welt; je unſichtbarer, deſto ſichtbarer, je ärmer, deſto reicher. Ueberall wird Chriſti Geiſt ſchwinden, wo man ihm zumuthet, in äußere Geſtaltungen, wenn auch noch ſo organiſch überzugehen, und ſein Inneres

in etwas äußerlich Sichtbares treiben und aufkeimen zu laſſen. Es iſt darum wenig für das Chriſtenthum zu fürchten, weil es wohl in äußern Kryſtalliſationen als Hierarchie oder Dogma kann angegriffen und geſtürzt werden, jede Religion aber, die dann an die Stelle treten ſollte, da wieder anknüpfen müßte, wo Chriſtus angeknüpft hat, an das Unſichtbare, an die Ahnung, an die Unſterblichkeit und die einzige praktiſche Welttugend, an die Liebe.

Nur die Anwendung des Chriſtenthums ſoll geändert werden. Seine Prieſter ſollen nicht die Rolle der Chaldäer und Zeichendeuter am Babyloniſchen Hofe ſpielen; ſeine Lehren ſollen nicht, in Erz gegraben, an allen Straßen ausgehängt werden und von denen, die im Bienenkorbe des Staates ſitzen, verlangen beſchworen zu werden. Alle dieſe Anforderungen, welche der Zeitgeiſt an die Lehrer und Hüter des Chriſtenthums ſtellt, ſind zu bekannt, als daß wir durch Wiederholung derſelben uns eine neue Gehäſſigkeit zuziehen wollen.

Die vorliegenden Beiſpiele ſprechen deutlicher als Abſtraktionen. Die Frage der gemiſchten Ehen beweiſt, daß ſich im Schooße der Geſellſchaft Bedürfniſſe bilden, deren moraliſche Abſchätzung ſich weder durch polizeiliche noch kirchliche Verbote erhärten läßt. Die Bedürfniſſe ſind eine Frucht der Umſtände und ſetzen Stockungen der Sitte voraus, welche nicht immer durch die eigne menſchliche Unſittlichkeit bedingt werden. Für den glücklichen Erfolg unbedingter Zwangsgebote, mögen ſie nun aus der Polizeiſtube oder vom Hochaltare kommen, iſt unſre Zeit nicht mehr gläubig genug, und die zornige Verdammung eines Prieſters, der Bannfluch, den er auf Widerſpänſtige ſchleudert, ſchüttet nur zu ſeinem Nachtheile Alles zuſammen und benimmt ihm, ohne eigne Demüthigung, jeden Rückweg, um ſich den gleichgültig in ihrer einmal angenommenen Sitte Fortwandelnden je wieder zu nahen. Waſſertropfen höhlen zuletzt einen Stein aus; kein Geſetz iſt ſtark genug, einem Bedürfniſſe auf die Länge Trotz zu bieten.

Was wird die Kirche thun, wenn ihr ſtatt gehorſamt aus dem Weg gegangen wird? Sie wird ſtarr und trotzig auf ihrer alten Stelle bleiben et impavidam fevient—*ruinae* und nicht einmal die Volney'ſchen, ſondern die ſich von ſelbſt bei einem Gebäude ergebenden Ruinen, bei deſſen Verwaltung kein Fond für Ausbeſſerungen niedergeſetzt iſt.

Görres kennt, mit einer eigenen atheiſtiſchen Geſchichtsphiloſophie, in der Geſchichte nur handelnde, intriguirende, keine leidenden Faktoren. So wird er auch bei allen dieſen Andeutungen vorausſetzen, daß ſie nur das Feldgeſchrei einer wühlenden geiſtlichen Demagogie ſind, Aufträge, die ein Jeder in ſeinem Bereiche gewiſſenhaft und dem Satan dafür auf's Blut verpflichtet, durchführen müſſe; und die Schwachen wird er dabei für ſich haben, da man dieſen nur die Reſultate der Kirchenreformation, die wir weiter auszubilden haben, aufzählen darf, um ſie einzuſchüchtern. Wie das Alterthum von ſtolzen Bauten erzählt,

bei denen die Arbeiter ihr Leben verwirkten, wie sich ein Heerführer der Völkerwanderung in einer entwässerten Stelle eines Flusses begraben ließ und die mitwissenden Sklaven, die das Grab ausgehöhlt hatten, sogleich getödtet wurden; so freuen die Menschen sich der Früchte, die der Baum des Erkenntnisses trägt und verdammen die Hand, die sie ihnen bricht. Deßhalb thut es wohl Noth, die Schwachen zu ermuntern und sie zu versichern, daß das Meiste von dem, was sich in der Kirchenreformation demnächst noch als historisch unveräußerliches Resultat ergeben wird, ohne menschliches Zuthun reifen wird und daß grade die Kirche durch Gehenlassen und Passivität ihrer Angehörigen am frühsten zu ihrem Ausgangspunkte kommen wird. Was wir nicht wagen anzugreifen, das greifen die Institutionen an. Die heilige Scheu, die uns zittern machen würde, wenn wir in dem Kirchenwesen Wahres vom Falschen trennen sollten, empfindet der Staat nicht, dem die Vorsehung einmal deßhalb seine einseitige Ausbil-

dung und ſein momentanes Uebergewicht gegeben hat, um die Hierarchie niederzudrücken. Wir können, ruhig lächelnd, unſern Herder und Montesquieu in der Hand, dem Conflikte zuſehen und aus dem, was ſich heute einfädelt, auf das Gewebe ſchließen, welches die Zukunft wird geſponnen haben. Sieht man, wie die Geſtirne der weltlichen und geiſtlichen Uebermacht zuſammenſtoßen, ſo wollen wir uns tröſten, daß Gott für alles geſorgt hat und daß er da immer ſelbſt ſchafft, wo uns die menſchliche Ungewißheit über himmliſche Dinge im Schaffen zaghaft machen würde. So giebt es für den Philoſophen auch in dem Streite, der dieſe Blätter veranlaßt hat, nur eine Art, ſeine Stimme abzugeben, nämlich die ſtillſchweigende. Wir leben in einer ſo denkwürdigen Uebergangsepoche, daß wir, ohne darum in Quietismus zu verfallen, das Meiſte in der That auf ſich beruhen laſſen können, da es, wie alle Zeichen anſagen, wahrlich zu ſeinem Ziele kommen wird. Görres ahnte dies und ſprang auf, um über den

Vorfall keine Stille im Lande eintreten zu lassen. Der Indifferentismus der Rheinländer empört ihn; er fühlt, daß durch die Fehler der Menschen in der Geschichte Größeres gethan ist, als durch ihre Tugenden. Harren wir geduldig des Ausganges; selbst wenn keine der streitenden Partheien im Rechte der Geschichte wäre; ihr verpflichtet — sind sie alle!

Görres hat in dem Sinne Recht, die Revolution eine Fortsetzung der Reformation zu nennen, als dem kirchlichen Protestantismus der weltliche Liberalismus entspricht. So wie aber jener dahin ausartete, daß er sich in Symbolen zu befestigen suchte und abgerundete Systeme schaffte, ebenso hat der Liberalismus nur die Bestimmung, eine Gesinnung zu seyn, eine moralische Tugend, welche allen unsern Empfindungen und Gedanken eine freie, vernünftige und edle Richtung giebt. Wenn der Liberalismus zunächst in der Form der Verneinung auftritt, so trifft die Schuld nicht ihn, sondern die Masse von Ueberlieferungen, welche,

ohne es vor dem Richterstuhle der Vernunft zu verdienen, auf unsre Interessen und Gedanken eine bindende Gewalt ausüben. Der Liberalismus fällt mit dem Protestantismus, sobald beide mehr als eine ursprüngliche, des freien Menschen würdige Tugend und Gesinnung, etwa eine schlechthin unbegränzte Manie der Verneinung seyn wollten. Der Liberalismus ist ein wesentlich nur befreiendes Prinzip; das Bindende, welches Institutionen schafft, ist ihm bisjetzt nur von meist unzulänglichen Geistern zugetraut worden, die, der Geschichte unbedingt widersprechend, Festes aus einem Stoffe machen wollten, der, wie eben der Liberalismus, nur ein Fluidum ist und nur ein Aether, ein Duft unsrer modernen Existenz seyn soll. Nein, das Bindende, Gestaltende und Gesetzgebende in der Politik sollen weder Liberalismen, noch Ueberlieferungen der Geschichte, sondern lediglich die sozialen Interessen und menschlichen Bedürfnisse seyn.

Die Reformation zerstörte den Begriff der Kirche als eines Abstraktums; die Revolution

zerstörte ebenso den Staat. Die Reformation verfiel in das Extrem, daß sie an die Stelle des in den Hintergrund gerückten Cultus die Dogmatik und die symbolischen Bücher, überhaupt die Theologie setzte, und die Revolution gestaltete aus dem Liberalismus a priori Einrichtungen, die man gewöhnlich mit dem Namen des Vernunftstaates zusammenfaßt. Beides hat geführt und würde führen zu einem Despotismus, der ebenso unerträglich wäre, wie der alte; die Despotie des Papstthums wurde dort vertauscht mit der Despotie der Dogmatik; hier würden wir statt der individuellen Monarchen monarchische Begriffe bekommen, statt der Despotie der Ueberlieferung die Despotie einer gesellschaftlichen Logik, die erst wahrhaft fanatisch werden müßte, da ihre Formeln leere Hülsen sind, in welche sie sich beeilen muß, schnell und à tout prix einen Kern hineinzulegen.

Wir sehen, daß dasjenige, was jetzt an die Stelle der Kirche treten will, die von unten auf sich bildende Gemeinschaft gleichartiger Ueber-

zeugungen ist. Ebenso soll der Staat aufhören, von oben aus als ein Ganzes, fertig Construirtes dazustehen; er soll sich aus dem Princip der Gesellschaft von unten aus, aus dem Schooße der Bedürfnisse und gesitteten Interessen, von selbst erzeugen; er soll wie die Kirche das nie Fertige und doch immer Vorhandene seyn; er soll unsere Existenz in so schwachen und so weiten Umrissen umziehen, daß wir ihn nie in unsrer unmittelbaren Nähe haben, daß er nirgend etwas Abgeschlossenes vorstellt, sondern zahllosen Integrationen offen steht, die wir aus der Fülle unsres geistigen und industriellen Schaffens ihm zubringen werden. Das Nächste ist die moralische, freie Existenz, das Zweite der Erwerb und seine Freiheit, das Dritte die Gemeinde und ihre Ordnung, das Vierte ist das Ganze des Staates und unsere Vertretung in demselben. Ich gebe hier die Grundzüge einer Politik, wie sie bis jetzt noch nicht systematisch ausgeführt ist, wie sie aber in der Masse und ihrem Verhalten zum Staate heute einmal vor-

handen ist. Diese Grundzüge, die sich von selbst in das politische Bewußtseyn der Gegenwart (man nehme nur die ungeheure Freiheit der Geldinteressen, die selbst die unumschränkteste Monarchie nicht hindern kann!) hineinleben und die ihnen entsprechenden Formen ausbilden werden, müssen mit der Zeit uns eine vollkommene bürgerliche Freiheit bringen, ohne daß wir nöthig hätten, in einen fremden Welttheil auszuwandern.

Monarchie oder Republik — das ist eine Frage, die unerledigt bleiben wird, seitdem wir wissen, daß das Princip der Republiken die Tugend seyn muß und im Namen der Tugend und Freiheit die größte Despotie nicht bloß ausnahmsweise geherrscht hat, sondern herrschen muß, da wir die Tugend jetzt nur durch Terrorismus zu einem Princip der Oeffentlichkeit erheben können. Der Staat soll aus dem Schooße der individuellen Freiheit als Selbstgesetzgebung für die Interessen und Vortheile des gesellschaftlichen Bindens und Sichverpflichtens hervorgehen; von unten auf soll

sich das, was wir Staat nennen, aufthürmen und wahrlich! sowie wir gegen die Kirche als Hierarchie die Einseitigkeit des absoluten Staates reagiren sahen, so reagirt gegen den Staat schon längst die Einseitigkeit der absoluten Individualität, nämlich das Geld, welches der nackteste und gefühlloseste Ausdruck der Interessen und Bedürfnisse ist. Das Geld schafft Corporationen, die der Staat ohne Weiteres (selbst wenn sie von Juden gebildet sind!) in seine althergebrachte Construction aufnimmt; die Interessen und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens werden stärker werden, als die Abstraktion des Staates. Wissen wir noch nicht, was sich daraus bilden kann, so wissen wir doch, daß die Revolution schon das trügerischste, beschwerlichste und gehässigste Mittel zur Freiheit ist, zu jener Freiheit der Selbstbestimmung, zu der wir kommen werden, ohne Wissen und Willen, ja durch die Vermittelung der Privilegirten selbst!

Eben so unhistorisch, wie der harmlosen Ent-

wickelung unſerer politiſchen Wohlfart nachtheilig iſt es, daß Görres die Revolution als ein lauerndes, noch immer wühlendes unverſöhnliches Weltprinzip darſtellt. Sie iſt ihm der Hauptfaktor der modernen Geſchichte, der auch allen übrigen Principien der Beſonnenheit und des Widerſtandes das eigentliche Gebiet ihrer Thätigkeit anweiſt, ſie iſt ihm jene ewige Propaganda der Zerſtörung, des Fürſtenhaſſes und der alles Höchſte zu Boden uvellirenden Theorie der nackteſten Menſchenrechte. Die Revolution iſt ihm die ſtets mobile Colonne der Umwälzung in ihren beiden Flügeln, und in ihrem Centrum die verſchlagenſte negative Taktik, die nur die Verwirrung und die Beute will. Görres hat dabei nicht blos die zerſtreuten Trümmer älterer und jüngerer Revolutionen im Auge, die allerdings ſchlagfertigen Vorpoſten der unglücklichen, um allen feſten Lebensanhalt im Ausland gebrachten polniſchen Emigration, die deutſchen Flüchtlinge die Italia giovine und die Clubbs von Barcelona; nicht bloß den fabelhaften Comite-

Directeur und seine hie und da mit den Jesuiten affiliirten Seitenverzweigungen *); sondern die Revolution ist ihm der eigenthümliche Sauerstoffbestandtheil, den die moderne Lebensluft schon organisch in sich aufgenommen hat; sie wohnt nach ihm nicht bloß in den Köpfen, welche die phrygische Mütze tragen, sondern selbst in gekrönten Häuptern; sie blickt ihm aus den Portefeuillen der Minister eben so entgegen, wie aus den Augen der Fabrikarbeiter; sie ist ihm selbst da gegenwärtig, wo sie scheinbar ganz offen bestritten wird. Statt grade durch die Möglichkeit, selbst in den Cabinetten die Revolution nachzuweisen, sich zu einer Aenderung des Ausdrucks zu bequemen, und sich zu überzeugen, daß allerdings die Resultate

*) Wer erinnerte sich nicht des mit einem Münchner Paß und dem apostolischen Segen der Baierischen Gesellschaft Jesu ausgestatteten Demagogen Wolfrum, den der Minister d'Argout auf die Tribüne der französischen Deputirtenkammer brachte?

der Revolution sich in lebendiges Blut für den Organismus der heutigen Staatenexistenz schon verwandelt haben, statt den ganzen Gesichtspunkt eines nackten Widerspruches von Position und Negation zu verlassen, thürmt Görres alle möglichen Symptome der Neuerung zu einem Ungethüm aufeinander, dem er die Form jenes schrecklichen, apokalyptischen Thieres giebt, hundert Köpfe, hundert giftige Zungen, zweihundert feuersprühende Augen, zahllose Fäuste und Tatzen, zahllose Brüste, um alle Laster daran groß zu säugen. Dies freche Scheusal liegt irgendwo in einer Katakombe von Paris und dünstet von da seinen pestilenzialischen Einfluß über alle Länder und Völker aus, versengt die grünen Saaten des Erdreiches, unterwühlt Kirche und Staat und eitert, wie Görres vergessen hat, hinzuzufügen, noch die Blasphemien von neuen Kunstreligionen, von Religionen der Industrie à la Saint Simon, und die methodische Verpestung unseres gesellschaftlichen

und ſittlichen Lebens, letztere beſonders mit Hülfe der ſchönen Literatur, aus. Görres muß das halbgeborſtene Ei, aus welchem dies Ungethüm allmälig gekrochen iſt, in Paris damals ja ſelbſt geſehen haben, als er den Jacobinern ehrfurchtsvoll die Schlüſſel von Coblenz überbrachte!

Leider theilen noch viele Staatsmänner dieſelben gigantiſchen Phantaſieen und halten die Revolution für etwas mathematiſch Abgränzbares und mit allgemeinem Aufgebot Abfängliches, während, wenn ſie wie der Krebs in dem Staatskörper frißt, jeder Arzt bezeugen kann, daß dies Uebel nicht die Wirkung eines giftigen Inſektes oder einer verpeſtenden Berührung iſt, ſondern eine Desorganiſation des Blutes, eine überzählige und Pſeudofunktion des Lebensprozeſſes. Die Revolution iſt keine chirurgiſche, ſondern eine pathologiſche Krankheit; ein Spezifikum unterbräche die krankhafte Entwickelung und leitete ſie wieder in die geſunde und normale Vegetation hinüber. Wenn

von der Revolution, als einer mobilen Colonne die Rede iſt, ſo können damit höchſtens jene verzweifelten Reſte des faſt überall zerſprengten Clubbweſens gemeint ſeyn, die, ſelbſt wenn ſie ſich aus einigen Phantaſten (wir nennen die Beſſern) rekrutiren, nimmermehr eine andere Kraft entwickeln werden, als die, welche Deutſchland umwälzen wollte und damit anfieng, ein Wachthaus zu ſtürmen, als die, welche den Savoyer Kriegszug einem der treuloſeſten Condottiere, Romarino, überließ und die noch jetzt zuweilen mit Göttinger Hiebern und Stürmern ſich in Barcelona ſehen läßt. Auf dieſe Revolution paßt das Görres'ſche Bild von dem umgehenden brüllenden Löwen wahrlich nicht. Er iſt bei den Meiſten ſicher nur — die Haut des Löwen.

An die Revolution, als eine plötzliche, idealiſche Umgeſtaltung aller äußern Verhältniſſe kann man in ſchwärmeriſcher Jugendzeit einen einzigen ſchönen Frühlingsabend glauben; man wird aber

bald zu der Einſicht kommen, daß in der Geſchichte und dem Völkerleben ein von der Natur bedingtes ewiges „Trägheitsgeſetz," eine allerdings verrückbare, aber nie den Zug nach dem untern Schwerpunkte verlierende Gravitation herrſcht. Was die Geſchichte Neues und Ueberraſchendes bringt, das iſt wie ein plötzlicher Regen im Sommer, wo alle Hausfrauen eilen, das Waſſer einzufangen. Die Menſchheit fällt immer wieder in die alte Lage zurück und wartet mit Muße ab, daß ſich das in der Aufregung ſchnell Eroberte allmälig beveſtige und mit dem Vorhandenen verſchmelze. Anders werden wir die Menſchen zu keiner Zeit finden, wenn dem Enthuſiasmus des Einzelnen auch wie Moſes wohl die Flamme auf dem Haupte ewig lodert und flackert. Das Ereigniß bricht los wie ein Gewitter und erſt der Sonnenſchein, der darauf folgt, kann den entladenen Wolken die ſegensreiche Wirkung auf die Fluren ſichern. Das Ereigniß kann mißlingen,

es kann bestritten werden, es kann eine Windrose von partheiischen Richtungen schaffen; aber es läßt ein Resultat zurück, das sich von selbst zum Capital unsrer Erfahrungen und unsrer politischen Bildung schlägt. Wie wir gewiß die Stimmen über die Julirevolution getheilt gefunden haben, wie wir auch über die plötzlichen Reformen, die sie uns Deutschen brachte, die verschiedensten Meinungen hörten — das, was in unsern Tagen in Hannover geschah und wie es aufgenommen wurde, beweist, daß sich allmälig politisch freier Sinn gebildet hat und wir ohne Gewalt und Umsturz zu einem Einverständniß über öffentliche Dinge gekommen sind, das vor zehn Jahren unter uns noch nicht möglich geschienen hatte. So haben sich auch die Resultate der Revolution in theoretische, schon unbestrittene Maximen und darauf gebaute sich wie von selbst verstehende Bildungselemente verwandelt.

Wer könnte läugnen, daß die Weisheit, die

uns noch die meiſten Staatsmänner zur Zeit anbieten, vor Gott und dem Verſtande Thorheit iſt! Wer könnte in allen Einrichtungen des momentanen Staates Befriedigung ſeines individuellen Stolzes und ſeiner Liebe für das Wohl der Geſammtheit entdecken? Wir leben im Gegentheile in einem regen, ſich drängenden Gewühl von Widerſprüchen und Wetteiferungen; wir können dem Nächſten nicht trauen und nicht eine Stunde unſer Haus verlaſſen, ohne es zu verſchließen und ihm einen Wächter zu ſetzen. Was uns geſchenkt wird; wer weiß, ob es nicht von den Danaern kömmt! Was uns erleichtern ſoll; wer weiß, wo wir dafür deſto ſchwerer tragen müſſen! Allein, wie wir bei Betrachtung der Kirche ſahen, daß das Zuwarten und Geſchehenlaſſen die beſte Philoſophie für eine Uebergangsepoche iſt, ſo möchte auch wohl die beſte öffentliche Tugend im Momente darin beſtehen, daß man nur auf den redlichen Zuſammenhang des Nächſten blickt, daß man in den

meiſten Dingen durch den ganzen Willen für die halbe That ſich entſchädigen läßt, die Schwierigkeit der Aufgaben nicht immer durch das Schwert gelöſt wünſcht und ſich überhaupt den Glauben nicht verkümmert, daß alles, was geſchieht, ſein eignes Urtheil an ſich trägt und die Aufopferung vom Eigennutz ja auf den erſten Blick ſich unterſcheiden läßt. Unſre gegenwärtige Epoche iſt überhaupt weit weniger dafür geſchaffen, daß wir ſichtbare, um ſich greifende Verkörperungen der Ideen begehren ſollten, als vielmehr die innere, gemüthliche und hauptſächlich durch die Erziehung und Bildung (vermöge Schule und Literatur) zu beſtimmende Befeſtigung der probehaltigen Reſultate früherer Aufregung. Daß der Geſetzescodex der Zukunft noch nicht geſchaffen ſey, wäre zu wenig, daß man ſchon nach ihm Prozeſſe entſcheiden müſſe, zuviel geſagt. Vorerſt ſind wir in der Lage, dieſen Geſetzescodex erſt in das Bewußtſeyn der Maſſen einzuführen, damit Niemand nach etwas anderm

gerichtet werde, als nach dem, was er kennt und wonach er ſich zu leben verpflichtet hat. Dieſe ſtille, organiſche und geſetzmäßige Gährung unſrer gegenwärtigen Weltlage würde durch die fanatiſche Conſtruktionsſucht eines Görres in ein heißes Schäumen und Sieden verwandelt werden. Den alten Formen zu Liebe würde er den Geiſt tödten, der ſich neue ſchafft. In der Ungeduld, daß ſich zehen Jahre bewegen, wie eine Spinne, die immer nur einen Anlauf macht, ſich beſinnt und wieder umkehrt, würde er das ganze Jahrhundert in Verwirrung bringen.

Görres erkennt vielleicht die neuen Ideen an; aber er bemitleidet ſie, daß ſie noch keine Formen haben. Statt ſie nun, wie junge Küchlein, die aus dem Ei kriechen, mit Liebe zu pflegen und ſie am warmen Buſen aufzuziehen; muß er ſie opfern den alten ſtarren Formen und ſie *reduziren*. Es iſt ein peinliches Gefühl, wenn man ſieht, daß Menſchen und Verhältniſſen von

ganz geschlossner Fertigkeit Worte und Thaten gewidmet werden, wofür jenen alles und jedes Verständniß fehlt. So nimmt der beschränkte und kaum leidlich gebildete Fürst ein Buch in die Hand, das ihm gewidmet wurde, ohne auf einer einzigen Seite ihm deutlich zu seyn. So nimmt die kokette Schönheit eines Weibes alle die duftenden Redeblumen an, die ihr ein junges poetisches Gemüth zum Strauße bindet, ohne daß sie für das Geistige und Tiefe des Selams den Sinn hätte. Wer möchte dem Papst von heute und seinen Cardinälen, wer möchte der geistesdürren katholischen Kirche alle jene Opfer der Verliebtheit gönnen, welche ihnen das poetische Gemüth der Deutschen seit zwanzig Jahren schon gebracht hat! Vollends aber, wer möchte glauben, daß alles, was unsre Zeit geboren hat, nur bestimmt seyn sollte, wieder in den vorgezeichneten Umfang jener historischen Formen zurückgeführt zu werden, die aus sich selbst nichts mehr treiben und zeitigen können! Die

Görres'sche Theorie bindet die Ideen nicht nur an die Geschichte, sondern beschneidet und stutzt sie auch so zu, daß sie nur in das einmal von ihr Gegebene hineinpassen dürfen. Sein Prinzip ist dies: daß wir uns in die Geschichte hineinleben sollen! während das Unsrige heißt: daß wir uns aus der Geschichte herausleben! Das höchste Gesetz unsrer Zeit, das Alles umfaßt, ist die Freiheit der Selbstbestimmung. Wir haben nichts überliefert bekommen; wir sind frei, wir wollen, wir dürfen gegen die Tradition keine Verpflichtungen haben. Wenn die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts den Vorwurf der Mattigkeit verdient, so ist es daher, daß sie nur erläuternd, berichtigend, kritisirend, witzelnd über dem Gegebenen schwebte, die Sage in Historie, die Wunder in Physik verwandelte und überhaupt bei dem Historischen blieb und es nur anders verstand, als die alte Zeit. Unsre Aufgabe aber ist es, die Begriffe zunächst nur aus der Vernunft zu entwickeln.

die Geſchichte als eine Stufenfolge dieſer ſelben nach Freiheit ringenden Vernunft zu verſtehen, die Begriffe nicht an das Poſitive äußerlich zu knüpfen, oder ſie innerlich in ihm verflüchtigen zu laſſen (wie Görres entweder das Eine oder das Andre thut) ſondern, ihrem eignen Schwerpunkte folgend, werden die Begriffe nur noch durch ſich ſelbſt erfaßt, durch ſich ſelbſt frei und geiſtig bedingt. Das iſt das erſte Geſetz: die Vernunft! Aus ihrem Grunde können wir Jakobiner, Kapuziner, Pietiſten und Scholaſtiker werden; immerhin! (wenn's möglich wäre!) wenn wir's nur durch die Freiheit der Vernunft würden, nicht durch die Sklaverei irgend einer von außen, oder durch poetiſche Illuſion uns aufgedrängten Unterordnung! Das Erſte wäre traurig; aber das Letzte wäre ſchändlich! Die Vernunft kann von ihren Vorderſätzen abgeſchnitten oder verſprengt werden; aber gefangen giebt ſie ſich nicht.

Da es der Vernunft zur Zeit noch nicht ge-

geben iſt, daß ſie Schöpfungen aufführte, ja, um es noch richtiger zu ſagen, da ſie nur die Klarheit des Bewußtſeyns über die Welt iſt, ſo wird ſie ſich nicht mitten in das Gewühl des Tages begeben, ſondern von einer einſamen Warte aus ihre kämpfenden Söhne und Verwandte muſtern und höchſtens den Todten die Leichenrede halten. Die heutige Philoſophie, die nur auf die Heiligkeit des Geiſtes begründete, kann manchen Theoremen der Görres'ſchen Lehre entgegenkommen, ſie kann über Kirche und Staat oft Gleiches denken, aber das Meiſte von dieſer Uebereinſtimmung wird durch die heilige Scheu gemildert werden, die wir vor dem, was in der Geſchichte todt iſt, ſo gut haben ſollen, wie vor dem in ihr Lebendigen. Nur auf gewiſſen Stufen, unter Vorausſetzungen, die ja abgeſtorben ſind, kann die Philoſophie eines oder das andre der Görres'ſchen Dogmen zugeſtehen; aber die erſte Stufe und erſte lebendige Vorausſetzung wird immer die bleiben, daß unſre Zeit

die Aufgabe hat, die Geſchichte nur noch zu entſiegeln, wenn das Wappen der Vernunft auf ihr ſteht und lieber, da wir im Jahre, nicht im Jahrhundert leben, einer abwartenden reflektirenden Zeitbetrachtung zu huldigen, als in wilder Haſt Inſtitutionen mit Formeln beſchwören, die ihre Zauberkraft verloren haben.

Geiſtesirre pflegt man wohl dadurch zu heilen, daß man ſie durch einen ihnen künſtlich verurſachten phyſiſchen Ekel allmälig zur Zuſammenfaſſung und gebundnen Einigung ihrer Verſtandeskräfte zurückführt. In dieſem Sinne wäre auch Görres auf dem Wege, zur Beſinnung zu kommen; denn es rächt ſich ſeine Auffaſſung der gegenwärtigen Weltlage dadurch am Empfindlichſten an ihm, daß er ſich, von Ueberdruß und Ekel an derſelben gepeinigt, von ihr abwendet und einer muthloſen Verzweiflung ſich übergiebt. Wer ſoviel Galle und Magenſäure hat, wie Görres, der kann nichts mehr, was ihm die Welt und

ihre fortlaufende Geſchichte bietet, mit Behaglichkeit verdauen; ſeine Säfte ſind ſo verdorben, daß ihm alles bitter und ekel ſchmeckt. Görres giebt eine Schilderung des Momentes, die die geängſtigte und krankhafte Empfindung ſeiner Nerven deutlich verräth und denen Mitleid einflößen muß, die auch vom Unvollkommnen, das die Zeit bietet, ſich doch zu nähren wiſſen, da ſie ſich Bewegung machen und durch eigene ſich tummelnde und aufregende Thätigkeit dem ſchwer Verdaulichen entgegenkommen. Görres empfindet nur Blähungen und Aufſtoßen von den Nahrungſtoffen, die ihm die Tagsgeſchichte bietet; er geht ſo weit, ſogar die Luft für verpeſtet zu halten und ruft aus: (S. 110.) „Es iſt ſo weit gekommen, daß wir aller Orten von der Lüge, wie von einer Atmoſphäre uns umfaßt und umgeben finden; ſie wird eingeathmet und ausgeathmet; wie Speiſe und Trank tritt ſie in's Leben ein und geht ihm angeeignet über in Fleiſch und Blut.“ Er ſagt,

daß alles Sittliche jetzt in Frage geſtellt würde, daß tauſend und abertauſend häßliche Warzen Krötenſchleim ausſpritzen, Lüge und Fälſchung hätte das Steuer der öffentlichen Meinung ergriffen, die Einfalt und Leichtgläubigkeit, ſelbſt der gebildeten Zeitgenoſſen, ließe ſich alle nur möglichen Entſtellungen der Wahrheit gefallen; wir giengen in einer fictiven Welt umher, in einem Fabelreiche und müßten auf die dornigſten Anſichten, die flachſten Gedanken und die armſeligſten Leidenſchaften ſchon Rückſicht nehmen, wie auf ein Ding, das ordentlich etwas vorſtellt und bedeuten ſoll. Görres ſperrt ſich gegen den Tag wie gegen die Peſt ab. Wer ihn ſprechen will, den empfängt er durch eine Thürſpaltritze, das Haupt umhüllt mit Decken und Schleiern; er nimmt keine der courſirenden Münzen in die Hand, ehe ſie nicht dreimal in dreierlei Waſſer abgewaſchen iſt; ſeine Speiſen muß der Koch erſt ſelber in ſeiner Gegenwart koſten, damit ſie nicht vergiftet ſind; in die Zei-

tungen wirft er keinen Blick mehr, weil ſchon die Druckerſchwärze heute eine Verpeſtung iſt; der Papierſtoff iſt ihm ſchon widerlich; wer weiß, aus was für Lumpen er gemacht iſt! Alles, was er jetzt beſſer haben kann, als in frühern Tagen, mißfällt ihm, weil es vielleicht mit Hülfe von Maſchienen gemacht iſt. Die Menſchen und die Dinge ſeyen nicht mehr das, was ſie waren und es bleibe dem Biedermanne nur noch übrig, ſich für einen Lebendigbegrabenen zu halten und zu leben, als lebte man nicht.

Dies iſt die muthloſe Verzweiflung an der Gegenwart, die am Abend ſeines Lebens Jeden ergreifen wird, der ſich ewig auf ein einſeitiges Handeln ſtellte und nie begreifen wollte, daß Handeln die Frucht des Denkens und Denken immer die Vorausſetzung zweier Begriffe ſeyn ſollte, welche man gegen einander ausgleicht oder wechſelſeitig ſich ergänzen läßt. Immer nur Eines wollend, entweder die Herrſchaft der rothen Mütze

oder die Naturphilosophie, oder Asiatische Mythengeschichte, oder altdeutsche Volksbücher, oder den Haß gegen die einst so theuren Franken, oder eine Coblenzer Adresse, oder die Hallersche Restauration oder eine Münchner Professur, — wo kann da am Abend des Lebens Ruhe und Zufriedenheit eintreten, wenn man sieht, daß die Zeit alles mitfortnimmt, was an der Mode war und nichts leichter vergessen läßt, als ihre eignen Momente! Die Freiwilligen von 1813 treten jetzt zusammen und feiern ihre heldenmüthige Jugendzeit, und wie unendlich fremd ist uns Jüngern, die wir damals erst geboren wurden, schon ihr Enthusiasmus, ihr Singen und Trinken, ihr Wahlspruch und ihr Toast! Ganz entgegengesetzte Gedankenreihen wohnen jetzt in der Jugendbrust und liegen den Männern zur Prüfung und Entscheidung vor. Wie bemitleidenswerth wäre jeder Ritter des eisernen Kreuzes, der seinen alten Gesichtspunkt von 1813 nicht erweitert hätte und sich entrüstete, daß wir

in seine Kriegslieder nicht mit einstimmen, seine Toaste veraltet finden und ihn nur dann verehren, wenn er die Kraft seiner Jugend sich auch für das richtige Verständniß der spätern Zeit erhalten hat, die ihn als gereiften Mann antraf. Es ist ja schon die nächste Maxime des Umgangs, daß wir aus Täuschungen und bittern Schmerzen nie herauskommen würden, wollten wir in allen Gemüthern, selbst den verwandtesten, dieselben Denk- und Gefühlsprozesse voraussetzen. Wie oft urtheilt man mit Andern dasselbe und muß sich gestehen, daß der Andere sein Urtheil einem Grunde und einer Veranlassung verdankt, die uns so wenig zusagt, daß wir lieber hätten, er wäre andrer, als in dieser Art unsrer Meinung! Es giebt keine vollkommen gleiche Kammerton- und Orchesterstimmung der Gemüther; eine Thatsache, die die erste Grundlage unsrer Lebensphilosophie seyn soll, und die, wenn sie einmal als etwas Unabänderliches von uns hingenommen ist, uns

einzig und allein sowohl den Glauben an uns selbst, wie die Kraft erhalten kann, die tausend verworrenen Eindrücke der Welt ruhig an uns herankommen zu lassen und aus der steten Fülle dessen, was die Zeit bietet, zu entnehmen, was uns zusagt. Selbst wer auf Leben und Tod die Lampe der Freundschaft anzünden will, muß sich gewöhnen, daß das Oel derselben ein steter kleiner Hader ist. Wieviel mehr muß man nun die Geschichte als etwas ansehen, das uns niemals eine vollkommne Befriedigung auf unseren Ruf: Tischlein, decke dich! vorzaubert; sondern erscheint auch das Tischlein, so fehlt doch immer etwas daran, eine Serviette, ein Korkzieher, eine Gabel, wie's kömmt. Das moralische Leben des Menschen, im Nächsten und Entferntesten, im Haus und in der Geschichte, soll nicht bloß eine Tugend, sondern ebensosehr auch eine Kunst seyn. Das Individuum und die Zeit sollen ein schönes musikalisches Wettspiel vorstellen, einen Tonkampf,

der sich immer wieder in den reinsten Accorden zu versöhnen weiß. Alle wahrhaft großen Männer haben, wenn sie nicht grade selbst befugt waren, der Zeit eine Gestaltung zu geben, sich durch diese ächte Kunst des Lebens in der Geschichte ausgezeichnet; sie haben sich nie gescheut, aus ihrem Fahrzeuge, wo es Noth that, alle Lieblingsvorstellungen als Ballast über Bord zu werfen, ohne daß ihnen Jemand hätte den Vorwurf der Inkonsequenz machen dürfen. Die ächte Lebenskunst hat ein ursprüngliches Vermögen, welches ihr unter allen Umständen gesichert bleibt und zu diesem sucht sie nur von der Zeit soviel Vortheile hinzuzugewinnen, als eben die Ehre zuläßt. Kömmt etwas Trocknes in der Geschichte, so mißt sie es nicht mit einem Eimer; kömmt etwas Flüssiges, so geht sie nicht mit der Elle daran. Allem Neuen wird sein Recht der Neuheit gelassen und ein passendes Urtheil dafür nicht aus dem Alten und Gewohnten geborgt, sondern aus dem Neuen

selbst entnommen. Vor Namen, die noch nicht genannt waren, erschrickt sie nicht; ja das, was sich erst entwickelt, pflegt sie mit Liebe. Sie findet ihren Stolz darin, die Jugendfrische nicht darin zu zeigen, daß sie immer noch so spricht wie 1797 und 1813, sondern daß sie am Jungen immer wieder selbst sich verjüngt, daß sie das Vergangene mit dem Kommenden zu vermitteln strebt und dem Werdenden nicht Haß, sondern Erfahrungen anbietet. Von einer solchen Lebensansicht hat Görres keine Vorstellung. Weil seine Vergangenheit planlos war, weil er sich beim ersten Moment, wo er sich als Strebenden fühlte, nicht sagte: Das willst Du! so geht ihm auch die ganze Zukunft verloren! Sein Leben war eine ewige leidenschaftliche Bestimmung seiner Empfindungen und Urtheile durch den Augenblick und es konnte grade nur die Folge einer solchen Mittelpunktlosigkeit die seyn, daß er sich gebehrdet, wie ein Reicher in Cairo, wenn die

Peſt ausbricht. Der Würgengel iſt ſein Wachen, der Würgengel ſein Traum. Die Luft iſt ihm Tod, das Athmen Verweſung. Eine dumpfe ſchwüle Sonnenhitze brütet über den ſich ſchwärzenden Opfern der gräßlichen Seuche, und in jedem Moment erwartet er, daß auch ihm die Taſſe ſchwarzen Mokka-Kaffee's aus der Hand gleiten und er dem Zorn der Götter verfallen ſeyn werde! Gönnen wir ihm den ſanften Tod, daß er in den Phantaſieen des ſchon eintretenden Fiebers den Frühling um ſich grünen ſieht und das Gras einer neuen Weltordnung beinahe wachſen hört; gönnen wir dem Sterbenden die Täuſchung, daß er den kleinen künſtlichen Iſar-Waſſerfall des Engliſchen Parks in München im Fieber ſchon mit dem Niagara verwechſelt!

Herr Eichhorn aber und das Preußiſche Miniſterium mögen mir nicht übel nehmen, daß ich an eine Frage des Kirchenrechts und der Inſubordination Betrachtungen umfaſſenderer Art knüpfte.

Die Kölner Angelegenheit hat die Bestimmung, von ihrer innerhalb Aktenstücken sich bewegenden officiellen Erörterung in höhere Gedankenschichten aufgegipfelt zu werden. Ja, es ist selbst beklagenswerth, daß die beiden darüber in Streit gerathenen Partheien sich lediglich schon nur nach dem Glaubensbekenntnisse unterscheiden und die Motive alle zurückgeführt werden entweder auf den Papst oder auf Luther. Bekömmt die Kölner Frage diese rein confessionelle Wendung, so wird nicht sowohl viel Gehässigkeit und Gewaltthat sich in den Streit mischen, wie Görres dazu den Anfang gemacht hat, sondern noch unerträglicher könnte die weitläufige Wiederholung alter längst zu den Akten gelegter Debatten werden. Nichts wäre dem Kampfe schädlicher, als wenn die Theologen beider Partheien die alten ausgedienten Gemeinplätze über Kirchen-, Pabst- und Lutherthum wieder aus den Invalidenhäusern holten und die alten Jungen wieder die Parade beziehen müßten;

nichts schrecklicher als ein dreißigjähriger Federkrieg, alte Schlachten bei Leipzig und Lützen, alte fanatische Magdeburgsverwüstungen, kurz das Brochürengewühl, etwa mit den Fahnen: „Stimme eines protestantischen Geistlichen aus dem Erzgebirge, über Rom und die Römlinge"; oder „Was wollen die Jesuiten im 19. Jahrhundert?" oder: „Gewissenszwang und Gewissensfreiheit. Aphorismen von einem Laien" u. s. w. Es wäre zu wünschen, daß die Frage sich mehr innerhalb der Publizistik und der Philosophie erhielte. Der Katholicismus als Glaubenssache ist in Deutschland so erstorben oder hat sich so sehr in die allgemeine Stimmung der Zeit, in den Indifferentismus, hineingewöhnt, daß zur Bekämpfung als wesentliche Gegner nur übrig bleiben sollten: die Reaktionäre einer phantastischen Philosophie und Weltanschauung, auf welche aber mit theologischen Waffen weit weniger sich wirken läßt, als mit jenen Hülfsmitteln, welche man aus dem Arsenal der allgemeinen Zeit- und Weltresultate

entnehmen muß. Auf dem Gebiete der Publizistik sollte die Stellung Baierns und Oestreichs zu unsrer Frage von Kundigen und Muthigen erörtert werden, und eine Anfrage geschehen, ob der Bundestag wohl fest genug organisirt ist, um die doppelte Politik einiger Staaten auszuhalten, die auf dieser Seite Verbündete und auf jener Zweideutige sind; ferner: ob es wohl einen Staat gäbe, der Süddeutschland eine gewisse Einheit und gleichgewichtige Vorneigung (für die betreffenden Völker aber mit Inkaufnahme der Hierarchie und einer gewissen Vorliebe für das malerische, bauende, dichterische und leider auch politische Mittelalter) zu geben trachtet? Ferner: ob es einen zweiten großern Staat giebt, der heute ein Verbündeter, morgen ein Rival ist, heute in dem Deutschen, morgen im Europäischen Gleichgewicht seinen Schwerpunkt sucht und dessen Lenker, beinahe wie Talleyrand, dem verschlagensten Egoismus, wenn's nützlich ist, Alles opfert. Endlich sollte Preußen

gefragt werden, ob es nicht aus diesem Kölner Zerwürfniß, das den Rheinprovinzen jedenfalls eine unbehagliche Stimmung gegeben hat, und wo es Dinge dulden mußte, die sonst seiner strengen politischen Observanz gar nicht anstehen, einen Schluß auf seine künftige Politik und Verfassung machen wolle und vorläufig wenigstens ein redliches Geständniß sich geben, welches die eigentlichen Zeitrichtungen sind, denen es sich zu vermählen hat und worin zu allen Zeiten die Prinzipien der Preußischen Monarchie zu suchen wären, in den Werken Friedrichs des Großen oder in denen eines Haller, dessen Westphälischer Adept, Herr von Harthausen, jene ritterschaftliche Cavalkade mitorganisiren half, die in Berlin gleichsam dem König Arthur gegenüber die Rechte der uralten, feudalen Tafelrunde sichern wollte! Es werden noch Stimmen genug geweckt werden, welche die Frage nicht an die alten theologischen Controversen, an die Ansprüche des Kirchenedet

oder die Paragraphen des Preußischen Landrechts *) allein anneſteln; ſondern die die Reſultate derſelben über den bisherigen Partheienkampf hinweg aufſuchen und es ahnen, daß in ihr eine welthiſtoriſche Lehre, und ſollt' es auch nur eine negative, eine Warnung ſeyn, ausgeſprochen liegt! Langweilig und unnütz ſind die alten Sätze, die durch das Kölner Ereigniß neu beſtätigt werden; tief aber und ſpannend alle die Keime, die aus ihm, für die nächſte Zukunft ſchon, neu ſprießen werden, wenn man nur die Wärme der rechten Gedanken an es heranläßt, und den Muth und das Vertrauen hat, das Große und Neue auch zu wollen.

Ehe ich nun durch einige nähere Angaben den höhern Geſichtspunkt der Kölner Frage noch

*) Görres ſagt: Wie kann dem Erzbiſchof das Preußiſche Landrecht entgegengehalten werden, da es doch bekanntlich am Rheine keine Gültigkeit hat! Er vergißt dabei, daß der ſtaatsrechtliche Inhalt des Landrechts allerdings auch die Rheinlande bindet.

deutlicher feſtſtelle, möge hier eine Privatmittheilung folgen, die uns um ſo willkommener ſeyn muß, als der Verfaſſer derſelben ein Münſterländer iſt und beweiſen kann, daß nicht alle Münſterländer zu den Wundermedaillen, welche Görres als Commis-Voyageur der Augsburger Zinngießer und der hierarchiſchen Propaganda zu verſchiedenen Preiſen anbietet, greifen würden. — Unterm 1. März ſchreibt man von dem Schauplatz der wunderthätigen Nonne von Dülmen Folgendes:

Es wird unendlich viel über den Erzbischof Clemens August geschrieben, nur leider fast immer ohne Kenntniß der Sachlage oder der Persönlichkeit; wir müssen bedauern, durch eine solche gezwungen zu seyn, von dem Haupte des Mannes den Kranz beharrlicher Consequenz zu nehmen, womit ihn eine poetische Ansicht geschmückt hat; um den des Muthes und der Unerschrockenheit können ihn seine Feinde selbst nicht bringen, ohne die psychologische Gränzlinie, auf der sich Muth und Trotz begegnen, zu verrücken. Die von ihm bewiesene Mißachtung der Würde und der Rechte des Staates wird nur zu begreiflich durch einen Charakter, dessen Hauptelemente Adelstolz, Eigensinn und Willkührlichkeit, mit einer daraus

herfließenden Ueberschätzung seiner Stellung sind, dabei eine wunderbare Mischung von einer gewissen geistlichen Demuth und allerdings aufopfernder Wohlthätigkeits-, nicht aber, wie es scheint, Menschenliebe. So hatte er schon früher sich überall die Herzen seiner ihm ehemals in der Diöcese Münster für eine Zeitlang untergebenen Geistlichkeit völlig entfremdet; alle klagten über hochfahrende Behandlung und endloses Warten, um zur Audienz zu kommen. Ebenso spricht sich der Geist unchristlicher, Gregorianischer Strenge in einem früher geschriebenen Erbauungsbuche des Erzbischofs aus: „Versuch zur Erleichterung des Gebets," welches außerdem denkwürdig schlecht stylisirt ist, ein Fehler, der auch in seiner kühn geschriebenen Abhandlung über die Religionsfreiheit der Katholiken nur zu bemerklich wird.

Es läßt sich nicht verkennen, daß unsere Zeit nach vielen Seiten hin im Reagiren begriffen sey; von wiedererscheinenden mittelaltrigen Schnörkeleien der Mode bis zur Verwandlung Hannover-

scher Staatsbeamten in Königliche Diener, zieht sich queer über alle unsere Eisenbahnen weg, allen Coterien der Literatur unter den Augen vorbei eine Reihe von Symptomen des Rückschreitens durch unser Dezennium, die ein unbefangen prüfendes Auge nicht haben blenden können. Froh wurde von vielen Seiten schon die um sich greifende Dämmerung begrüßt, und begierig streckten sich viele Hände darnach aus, um daraus den Schleier zu weben, den man der klug gewordenen Jungfrau Europa wieder um das Haupt schlingen wollte. Dem neuen Mittelalter mit seinem 1600jährigen Jubiläum der heiligen Ursula und ihrer Schaar von 11000 klugen Jungfrauen, ohne eine einzige thörichte, mit seinen Wallfahrten nach Kevelar, statt von Licht und Hermesischer bescheidener Vernunft, von den Strahlen erhellt, die auf den Wundermedaillen aus den Händen der heiligen Jungfrau Segen über die Gläubigen spenden, fehlte nur noch ein Prälat — ein Gebhard von Mainz in Verachtung

weltlicher Staats-Gewalt, ein Foulquet von Marſeille in Vertilgung hermeſiſcher Ketzerei, ein unerſchrockener Kämpe (ſiehe die Theſen, die die Bonnenſer beſchwören ſollten!) für die **immaculata conceptio B. M. V.** Clemens Auguſt beſtieg den erzbiſchöflichen Stuhl der hohen Kathedrale zu Köln, und die alte ehrwürdige Colonia verſprach das neue Montſalvatſch zu werden für die ganze myſtiſch-romantiſche Schule; hätten ſich nur noch einige goldene Stäbe, die, am Gewölbe des Domes aufgehängt, die Regierungsjahre des Metropoliten bezeichnen, den beiden erſten anfügen können, wir hätten ſie alle, in die Tarn- und Nebelkappe ihrer ſüßen Träumereien verhüllt, dort erblickt, umſchattet, im eigentlichen Sinne des Wortes, von dem Dämmerlichte, das durch die Martyrerblut-glühenden gothiſchen Fenſterroſen bricht in die rieſigen, Poeſie-umſchleierten Hallen jenes Baues. Die heiligen drei Könige hätten ihnen, wie beim Arioſt Merlin aus der Tiefe ſeiner Gruft Prophezeihungen ſendet, die Wunder

des Morgenlandes, wohin aus dem unwürdigen Occident der heilige Graal in des Prieſter Johannis Land ſich entrückt, verkündet; Sankt Gereon's und ſeiner Gefährten Schädel hätten den zahnloſen lang verbundenen Mund geöffnet, und dem neunzehnten Jahrhundert Warnungsſtimmen zugerufen, wie ſie uns aus der „Chriſtlichen Myſtik" entgegentönen. — Schade um den Duft der Heiligkeit, der uns umfloſſen hätte, um die zehrenden Wirkungen ſcharfer Oſtwinde zu neutraliſiren — Schade um die Balſamdüfte der Roſen von Damaskus, die unſre dampfverpeſtete Atmoſphäre erträglich gemacht hätten. —

Aber es iſt ein Jahrhundert ohne Poeſie, das unſrige, ohne Gemüth, das Jahrhundert ſeelenloſer Maſchinerieen; wenn das Dampfſchiff: „Prinzeſſin Marianne" den alten Vater Rhein, der zürnend hoch aufſchäumt und das, was ihm zunächſt liegt von dem Lande der frechen Menſchenkinder, mit ſeinen Wogen peitſcht, aus Ingrimm, daß ſie ihm alſo auf dem Kopf zu tanzen ſich erdreiſten, hin-

unterrauſcht, auf die hundertthürmige mächtige Stadt Agrippinens zu, dann ziehen die Klänge des Schiffglöckleins, die über den breiten Spiegel erſchallen, die ſchwarzen Rauchwolken, die ſich über die Thäler des Landes der Ubier verfinſternd dahinziehen, mehr wahre, gefühlte Theilnahme auf ſich, als der dröhnende Klang der Glocken vom Thurme der hohen Kathedrale, die zu ſeufzen ſcheinen in ihren melancholiſchen Tönen über den Geiſt der Zeit; als die Weihrauchwolken, die der pontificirende Kirchenfürſt am Altare emporſendet, wohin nur noch die Furcht und die Gewohnheit treiben. Iſt es ein Wunder, daß in einer ſolchen Zeit die „Stütze der Kirche" von Bajonnetten geſtürzt wurde, daß Gendarmen jenen Stern der Zuverſicht für die Ultramontaner haben glanzlos untergehen laſſen in das Haus der Frau Vogler, auf der Obermarktſtraße zu Minden?*)

*) Wohl mag unſre Zeit eine gemüthloſe, ſeelenarme ſeyn, aber grade weil ſie es iſt, weil z. B. in dem Körper des Staats, beſonders des deutſchen, die Adr verbin-

Die gute Frau ahnte gewiß nicht, für welche Hoffnungen ihr Haus das Grab werden sollte, als man ihr die befremdende Nachricht von der Einquartierung eines Erzbischofs, von seinem Kaplan begleitet, ankündigte, oder deutlicher zu reden, einer Art päbstlichen Generals und seines

---

bende, zum Ganzen zusammenhaltende Idee des gemeinsamen Vaterlandes mangelt, weil es den Unterthanen eine Maschine ist, ohne warmes Leben, ohne Herz, nur da, um sie eigennützig zu seinen Zwecken zu gebrauchen — eine Ansicht, die freilich aus früheren Zuständen und privatrechtlichen Ansichten von Fürstengewalt nur zu natürlich hervorging, und auch jetzt wohl durch l'état c'est moi's gerechtfertigt wird — weil man in den westlichen Provinzen Preußens nicht fühlt, daß man Glied des Preußischen Staates sey, und als solches diesem zugefügte Beleidigungen mitempfindet, sondern nur, daß man den Preußen angehöre — ist es erklärlich, daß die Entfernung des Erzbischofs von Köln, als feindliche Maaßregel betrachtet, eine so allgemeine Erbitterung in den genannten Landestheilen hat hervorbringen können, die, noch immer nicht milder geworden, allen gegenseitigen Rechtfertigungsgründen hartnäckig ihr Ohr verschließt.

Adjutanten, die kriegsgefangen seyn. Und obwohl sie fast geneigt war, das Ganze für eine Mystifikation zu halten, da sie nie etwas von einem zwischen den Truppen des Königs und des heiligen Vaters geführten Kriege vernommen habe, sah sie doch bald darauf den angekündigten ihr streng bewacht zugeführt.

Es war ein Mann von 65 Jahren, groß und stark gebaut: das Gepräge unwandelbarer Strenge und der Hoheit der ernsten Stirne aufgedrückt, das früher dunkle Haar gebleicht, aber sonst blassen, farblosen Aussehens. Das Auge des Mannes dunkel und lebhaft; Entschlossenheit kündigten die schmalen, festgeschlossene Lippen an und heroische Kraft und Muth die weitgeöffnete Nase; die Züge überhaupt markirt und männlich; großartig. So gewann er in den ersten Augenblicken die Ehrfurcht seiner neuen Umgebung, die sich bald erhöhte, als ihm die Winterkälte Veranlassung gab, seinen Hang zur Mildthätigkeit gegen die Armen aller Confessionen zu entfalten; sonst

aber schien jene, aus dem Betragen des jüngern Begleiters gegen den Erzbischof, auf keine große Subordination unter den Truppen Sr. Päbstlichen Heiligkeit schließen zu dürfen. Beide Männer aber zeigten eine ein ehrenvolles Zeugniß von ihrer innern Ueberzeugung und ihrem Gewissen gebende Heiterkeit und Sorglosigkeit, beinahe den frohen Sinn des Dulders für die Wahrheit. Sie wurden getrennt bewacht, bis zur Abführung des Kaplans nach Magdeburg. Clemens August hegt eine Diogenische Verachtung gegen alles Ueberflüssige; seine Nahrung besteht fast allein aus gelben Wurzeln, roh oder gekocht, seine einzige Erholung ist das Billardspiel und die nieverlassene Tabackspfeife; damit und mit vielen andern Eigenheiten, die ihm ankleben, liebte er seit je einsiedlerische Abgeschlossenheit. — Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle, sagt das Sprichwort. — Mit breitrandigem Hute, in der einfachen dunklen Tracht des katholischen Geistlichen, mit kurzem darüber gezogenem Spenser,

sich am narkotischen Kraute labend, sah man ihn nur auf einsamen unbesuchten Pfaden lustwandeln mit einem Stab oder Regenschirm den gemeßnen, großen, wellenförmig bewegenden Schritt unterstützend. Seine Unterhaltung ist sehr lebhaft, und, wenn mit Freundlichkeit verbunden, so, daß man darin das Nachgeben gegen die Convenienz fühlt. Er war früher Jäger. Man erzählt sich, ein Landgeistlicher der von ihm früher als Generalvikar verwalteten Diöcese Münster hatte sich einst zum Ausruhen in's Gras gelegt; da ertönt ein Schuß dicht hinter ihm, Schrotkörner ritzen seine gellenden Ohren. Wüthend springt der Diener des Friedens auf und eilt schmähend auf den Störer seiner Ruhe zu; als er darin seinen geistlichen Obern erkennt, erhebt er ungescheut seine Stimme, um gleich einem schottischen Presbyterianer Zeugniß abzulegen gegen das ungesetzliche Jagen der Geistlichkeit; ein Citat drängt das andere, bis der ganze kanonische Titel de clerico venatore erschöpft ist, wie die Zunge des

Redenden und die Halme des nahen Kornfeldes winddurchsauselt ihm Beifall nicken. Der Generalvikar aber wandte sich schweigend ab, ließ den armen Geistlichen zu sich bescheiden und schwer seinen beleidigten Zorn fühlen; er erhielt nie auch die geringste Pfründe.

Der Leidensgefährte des Erzbischofs von Köln, sein Kaplan Michaelis, jüdischer Convertit, ist eine lange, nach vorn über gebeugte Gestalt, mit markirten geistvollen Gesichtszügen; er entwickelte auf der Schule schon ein seltenes Talent und einen Fleiß der ihn zum besten Schüler des Gymnasiums zu Münster machte. In der Coelestine des Herrn von Pfeilschifter für 1838 befinden sich einige lyrische Gedichte von ihm, das erste so hübsch, daß es zu bedauern wäre, wenn er in seiner jetzigen quasi-babylonischen Gefangenschaft die Harfe an den Weiden der Elbe aufhängen wollte.

Dieſe Mittheilung, obgleich ſie von einem aufgeklärten Beurtheiler des Ereigniſſes kömmt, kann doch nicht verſchweigen, daß die Rheinprovinzen ſich in einer bedenklichen Aufregung befinden und ich glaube, man thäte beſſer, dies in Berlin anzuerkennen und auf durchgreifende Abhülfe zu ſinnen, als in dorther kommenden Berichten die Rheinprovinzen für vollkommen beruhigt, friedfertig und trotz eines an einem Proteſtanten verübten Todſchlags für duldſam und nur das Geſetz liebend zu erklären. Die weſtlichen Provinzen der Preußiſchen Monarchie haben eine weit lebhaftere Auffaſſung, als die öſtlichen; von der Geſchichte bisher immer mächtiger ergriffen, als jene, haben dieſe Länder wie die ſüddeutſchen Territorien, ſich

ein freies Urtheil gebildet, das sich nicht mit jener Schroffheit bevormunden läßt, wie in den naiven unpraktischen, von dem Weltlauf alles nur halberfahrenden slavisch-deutschen Ostprovinzen der Monarchie. Welch ein Unterschied zwischen einem Bürger von Cottbus und einem aus dem kleinsten Fabrikstädtchen bei Aachen, etwa aus Eupen! Es liegt grade darin, daß die Rheinprovinzen ebenso wie Süddeutschland von der Geschichte so vielfach in Anspruch genommen sind, der Grund, daß diese Länder ein schnelleres und klareres Urtheil über öffentliche Dinge fassen und durch Bevormundung eher verletzt als befriedigt werden. Die Rheinprovinzen sind sicherlich Preußisch gesinnt; man darf dort nur reisen, um sich von der Aufrichtigkeit dieser Gesinnung zu überzeugen. Die reichen Fabrikanten und Kaufleute sind alle das, was man in Preußen Patrioten nennt, d. h. sie trinken die Gesundheit des Königs mit den aufrichtigsten Glückwünschen und würden bei etwaigen Colberger Belagerungen sich grade wie der alte Nettelbeck

benehmen. Sie ſind der geregelten Verwaltung der Monarchie für den glänzenden Vorſchub, den ſie ihrem Handel und Gewerbe leiſtet, dankbarlich verpflichtet; Görres wird dieſe Erfahrung zum Theil ſelbſt ſchon am Rhein gemacht, und empfunden haben, daß den Rheinländern grade ſeine eigne Weisheit früher auch ſchon eine Thorheit ſchien. Indeſſen ſtimmen darin wieder alle glaubwürdigen Berichte zuſammen, daß man in den Rheinprovinzen nicht nur eine geſetzliche Aburtheilung des Erzbiſchofs wünſcht, ſondern ſich auch in ein unbehagliches Gefühl verſetzt findet, welches durch die von Berlin aus kommenden Erläuterungen und Proklamationen nicht allſeitig beruhigt wird. Man vermißt die Wärme des Ausdrucks, man entbehrt, der Schwachen wegen, ungern der ſchlagenderen Fakten, die mit einer gewiſſen Popularität vorgetragen werden ſollten, man wünſcht für das ganze Ereigniß einen andern Geſichtspunkt, als den der Inſubordination eines Unterthanen, endlich beleidigt es, wenn die Rheinländer von

Berlin aus immer in den dortigen Berichten ihre Gesinnung schon vorweggenommen und sich als gleichgültig an dem Vorgange dargestellt finden. Ohnedieß ist das katholische Bekenntniß, wenn auch nicht mit Fanatismus ausgesprochen, doch überall eine nahe liegende, in das innerste Wesen der Familie und der Erziehung eingreifende ernste Angelegenheit und reicht selbst bei denen, die aufgeklärt sind, bis in die innersten Gemächer des Hauses hinein. Der Katholicismus ist dasjenige, worüber sich Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Herr und Diener am schnellsten verständigen und was daß allen gleichmäßig Zugetheilte und auf alle die gleichen Ansprüche Richtende ist. Und wie eben Niemand für seine Gestalt kann und selbst der geschmackvollste Aesthetiker, der wohl beurtheilt, wie ihm Dies oder Jenes in seinem Antlitz läßt, doch, selbst wenn es nicht schön wäre, sich gekränkt fühlt, wollte man es in seiner Gegenwart für unschön ausgeben; so wird der katholische Glaube, selbst in der Form, die ihm

der Erzbiſchof zu geben trachtete, wird die Allocution des Papſtes ſelbſt deren werth, die Bildung genug haben, um ſich zu überzeugen, daß die Preußiſche Regierung weder der Lehre noch dem Sakrament entgegenhandeln will. Schließlich ſind die meiſt proteſtantiſchen und zum Theil oſtpreußiſchen Beamten ein noch immer allzu heterogenes und mit dem innern Volksleben noch nicht verſchmolzenes Element der Rheinpreußiſchen Geſellſchaft; Sitte und Gewohnheit wie die dienſtliche Stellung, beides ſondert ſie von den Uebrigen ab und ſie handeln denn auch wohl unklug genug, daß ſie in den größern Städten ihre eignen Clubbs und Bälle haben, wo alles gut Berliniſch und nach norddeutſchem Comment zugeht. Das alles ſind Motive, die ineinander wirken, um ſelbſt von den Geiſtesklaren und den Anhängern der Dynaſtie wahr zu machen, was von allen Seiten berichtet wird, daß in den Rheinprovinzen ein unbehagliches, dumpfes Mißgefühl herrſcht, welches ſich am allerwenigſten dadurch beruhigen wird,

daß man höhern Orts von ihm keine Kenntniß nimmt.

Auch iſt das Miniſterium gewiß weit entfernt, ſich über den Zuſtand des Landes zu täuſchen, oder die guten Rathſchläge derjenigen Altpreußen zu billigen, die ihm denſelben kurzen Prozeß anrathen, der bei einer hochfahrenden Perſönlichkeit angewandt war. Das Miniſterium muß die Nothwendigkeit, die Gemüther am Rheine zu ſchonen, nur allzuſehr empfinden; denn ſonſt würd' es ſchwerlich ſoviel Milde gegen diejenigen entfalten, welche offenbar geiſtlich oder weltlich an der Lenkung der öffentlichen Stimmung betheiligt ſind. Der Fanatismus des platten Landes, deſſen Bewohner in die Städte dringen, um ihre angehenden Heiligen zu ſchützen, läßt ſich durch kein Mittel auf der Welt, und am wenigſten durch ein gewaltthätiges, beruhigen. Es macht dem Miniſterium Ehre, daß es das Außerordentliche des Momentes anerkennt und gegen die vielen ungeſetzlichen Aeußerungen, die fallen mögen, und

die offenkundig gewordenen Tumulte mit nachgiebiger Schonung, namentlich nicht mit langwierigen Unterſuchungen und ſchnöden Polizeimeiſtereien verfährt. Es wird noch mehr geſchehen müſſen; die Blätter werden vollkommene Freiheit erhalten, den Gegenſtand nicht bloß zur Sprache, ſondern auch zur Beurtheilung zu bringen; es iſt unglaublich, daß ſich die frühere Preußiſche Maxime, in keinerlei Sinn, ſelbſt im zuſtimmenden nicht, Beurtheilungen der Staatsakte zuzulaſſen, jetzt nicht ſollte abgeſtumpft haben. Die offizielle Sprache iſt bekanntlich nirgends beliebt, und alle Stimmen aus den Rheinprovinzen vereinigen ſich darüber, daß die bisher von Berlin aus geführte nirgends wohlgethan hat. Dies ſucht man aber fälſchlich in der Abfaſſung der Publikanden, die gar nicht anders ſeyn können; es liegt nur in den Schwierigkeiten, die man noch bisher allen Blättern geſtellt hat, ſie zu ergänzen und zu erläutern, Einzelnes zu beſtreiten, um das Ganze deſto eindringlicher zu machen, Wünſche und

Warnungen auszusprechen und sich überhaupt recht in der Aufregung mitzufühlen, die wenigstens rings um Preußen herum das Ereigniß hervorgerufen hat.

Zwei politische Erfahrungen sind es zunächst, die, ohne widerlegt werden zu können, im Bewußtseyn der Preußischen Politik Entschlüsse der ernstesten Art zeitigen müssen. Selbst wenn das Ministerium nicht geneigt seyn sollte, anzuerkennen, daß Cabinetsordres und Aktenstücke in der wichtigen Angelegenheit ferner nicht ausreichen, sondern daß Institutionen und Gedanken an deren Stelle treten müßten, so ist doch erstens in Betreff der Rheinprovinzen deutlich genug durch ihre gegenwärtige Stimmung an den Tag gelegt, daß die Verschmelzung ihrer Gesinnungen mit denen der älteren Bestandtheile der Monarchie nicht vollkommen ist und es aller Orten in diesem Verbande noch an dem rechten staatlichen Einheitsbewußtseyn gebricht. Das bindende Element der Preußischen Monarchie ist bekanntlich dreifach:

die Militairverfaſſung, das Beamtenweſen und die glücklichen Chancen des allgemeinen deutſchen Zollverbandes. Aber wohl nur die letztern möchten es ſeyn, die in den Rheinprovinzen eine haltbare Springfeder bilden; die elaſtiſche Kraft der beiden übrigen Inſtitutionen reicht dort nicht aus, die Militärverfaſſung, weil ſie lediglich nur nothwendig und eine harte Pflicht iſt, das Beamtenweſen, weil grade in dieſem recht die Verſchiedenheit des Oſtens und Weſtens täglich zur Schau getragen, und dadurch die Verſchiedenartigkeit erſt recht zu einer Inſtitution, zu einem immer ſichtbaren Symbol gemacht wird. Es muß in die Preußiſche Monarchie etwas hineinkommen, das dieſe drei Elemente zu einem Höhern verklärt und das Ganze mit gleichberechtigter und freithätiger Selbſtgeſetzgebung umfaßt. Die Verſchmelzung muß in einem Höhern geſucht werden, wo der Ausdruck des Ganzen mit dem Ausdruck des Einzelnen

ſtets in einem organiſchen Zuſammenſpiel ſich befindet, in einem Bande, deſſen beide Enden die beiden Beſtandtheile der Monarchie ſelber ſtraff und beide verpflichtend anziehen. So wie ſich bis jetzt nur die moraliſche Kraft Altpreußens am Rheine geltend gemacht hat, ſo muß auch den weſtlichen Provinzen möglich werden, ihre moraliſche Kraft auf den Oſten zu werfen und für die empfangenen Eindrücke auch künftig eben ſo viele wieder zu geben. Soll einmal ein organiſches Ganze gebildet werden, ſo müſſen alle Theile in einem freithätigen Gleichgewichte ſtehen und müſſen ſich wechſelſeitig mit gleicher Berechtigung bedingen können. Daß Paderborner in Poſen als Soldaten ſtehen, daß junge Düſſeldorfer in Marienwerder bei der Regierung Aſſeſſoren werden, und die Crefelder Seidenwaaren und Bielefelder Leinwand in Oſtpreußen für Braut-Ausſteuern Abſatz finden, möchte ſchwerlich genug ſeyn, um jene

dauernde Einheit des politiſchen Bewußtſeyns zu ſchaffen, die ſelbſt über ſolche Zerwürfniſſe, wie das gegenwärtige, triumphirend hinausreicht. Wer iſt in Berlin für die Geſinnungen des Rheinlands verantwortlich? Welche Deputation kann der Regierung dasjenige garantiren, was die Beamten wohl melden, aber nicht ſchicken können? Wie allein könnte die am Rhein herrſchende öffentliche Meinung ſich in Berlin ſo ſtellen, daß ſie unmittelbar zum Ohr des Königs dränge, eine gewiſſe Macht, ſich nach ihrer Einſicht geltend zu machen, beſäße, den treueſten Bericht über die herrſchenden Stimmungen ablegte und bei Fragen der Geſetzgebung, wie eben bei der über die gemiſchten Ehen, einen Volkswillen ausſpräche, der ſämmtliche Allocutionen des Papſtes aufwöge? Wie könnte allein die jetzige Frage über die Stellung der Rheiniſch-katholiſchen Kirche zu Berlin und zu Rom nun ſo gelöſt werden, daß man ſicher wäre,

nicht ein aufgeklärtes Miniſterium handle, ſondern ein Volk, ein Staat, der ſich in einer klaren und bewußten Idee zu erfaſſen ſucht? Was könnte mit einem Worte dem Preußiſchen Staate ein concentrirtes politiſches Bewußtſeyn gegeben werden? Ich nenne die Zauberformel nicht; ſondern füge nur hinzu, daß ſie kein Traumideal, ſondern ein heiliges und wahrlich doch endlich einmal einzulöſendes Verſprechen iſt!

Geht das erſte Reſultat auf die Form, ſo geht das zweite auf den Geiſt. Die Preußiſche Politik hat ſeit der Julirevolution allerdings mehr unbeſtimmt getaſtet und ſich in den meiſten politiſchen Fragen von einem ſehr geſunden und praktiſchen Inſtinkt leiten laſſen. Sie hat trotz Münchengrätz und Kaliſch doch deutlich genug ſich nach Frankreich übergeneigt und keine der zudringlichen Liebkoſungen zurückgewieſen, mit der Louis Philipp, um ſeine Dynaſtie zu beveſtigen,

die öſtlichen Höfe heimſuchte. In Handel und Gewerbe iſt ſie nur aufgeklärten Prinzipien gefolgt, in den Verbeſſerungen der Verwaltung und Geſetzgebung hat ſie nie die Verwandſchaft mit jenen Ideen verläugnet, durch die Friedrich der Große Preußen zu einer Europäiſchen Macht erhob und durch die auch 1806 die zerſtreuten Kräfte wieder muthig eingeſammelt wurden. Und dennoch drangen durch dieſe Thatſachen oft Ideen und einige darauf begründete Maaßregeln hindurch, die theils einen unbedingten militäriſchen Despotismus mit carliſtiſchen Sympathieen, hochſtelzigen Legitimitätsphantasmen und etwas anonymer Poeſie (Herzog Karl von Mecklenburg †) theils eine grelle Ideenverwandtſchaft mit den eben von München ausgehenden mittelalterlichen Reaktionen (Berliner politiſches Wochenblatt) verriethen. Das Weſtphäliſche Ritterfähnlein, ſo gen Berlin zog, konnte eigentlich vorausſetzen, daß es nach dem,

was als immer mehr um ſich greifende Regierungstendenz ſeither verlautet war, mit offnen Armen würde empfangen werden; die Ritter waren ja alle auf das Wochenblatt abonnirt, ſie hatten Rheiniſche Majorate durchgekämpft, ſie konnten theilweiſe wenigſtens auf einen Sitz in der Preußiſchen Pairskammer rechnen, die allerdings von der mittelalterlichen Reaktion nach Engliſchem Zuſchnitt würde genehmigt werden ſeyn. Nun wiſſen wir wirklich nicht, ob es der von Görres S. IV geſchilderte Geiſt der Preußiſchen Regierungsmethode oder eine heilige vom Genius des Jahrhunderts ergriffene Entrüſtung über die Anmaßung der Mitarbeiter des Wochenblatts war, die den Rittern überall, wo ſie Anklang erwarteten, bloß ein heruntergelaſſenes Fallgitter zeigte. Möchte es die letztre geweſen ſeyn! Möchte man einſehen lernen, daß Preußen ein Staat der Abſtraktion iſt, der ſich lediglich nur durch die zu übernehmende Initiative der

politiſchen und religiöſen Aufklärung und des ſich überall Bahn brechenden freien Gedankens friſch und grün erhalten kann! Es konnte dem Liberalismus keine größere Genugthuung werden, als dieſer Widerſpruch deſſen, was die Preußiſchen Staatsmänner vielleicht denken, und deſſen, was ſie thun müſſen, der Widerſpruch ihrer Prinzipien und ihrer außerhalb derſelben einzig und allein zu löſen möglichen Aufgabe. Wir verlangen keinen plötzlichen Anſchluß von oben her an irgend eine der herrſchenden Tendenzen; wir haben an dem Eindruck der Worte „der Erzbiſchof ſtünde mit zwei revolutionären Parteien im Bunde" genugſam erlebt, wie mißlich es iſt, in die ſchwebende Angelegenheit das nicht bloß an und für ſich allgemein als gehäſſig Geſtempelte, ſondern überhaupt etwas weltlich Tendenziöſes hineinzuziehen; aber wir ſind auch ebenſo überzeugt, daß diejenigen Staatsmänner, welche etwa

das nackte Beamten-Prinzip hätten, Vermeidung der Extreme und Herrschaft der Obrigkeit, die kritische Lage der Dinge nicht verstehen und in dem Falle, daß der Papst sich nicht abfinden läßt und in römischer Weise Dezennien hindurch auf seinem Willen beharrt und einen unaufhörlich wehrenden Brand anschürt, sicher auch diese Lage niemals heilen wird. Das Kölner Ereigniß hat convulsuell alle übrigen schlummernden Empfindungen, Vorlieben und Tendenzen Deutschlands geweckt, und ein Gewühl von Meinungsabgaben und Zumuthungen steht bevor, welches die Staatsmänner wohl zwingen dürfte, nicht im Interesse der Staatsmaschiene und der loyalen Conduite zu verfahren, nicht die allbekannten schwarzen Adler mit Krone und Scepter, sondern Gedanken und die flammenden Symbole des Zeitgeistes in ihre Banner zu wirken.

Sollte der Görres'sche Athanasius einen

Fürſten finden, der ſich in die architektoniſchen Entwürfe deſſelben verliebt und ſie im gothiſch-byzantiniſchen Style ausführen läßt, ſollte die von München aus zu erwartende hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift, zu deren Herausgabe ſich zunächſt ein Convertit, Herr Phillips, und des Alten vom Berge „blondgelockter" Sohn Guido, der Verf. einer Lebensgeſchichte der Jungfrau von Orleans, mit vielen Münchner Profeſſoren und Akademikern verbunden haben, Theorien aufſtellen, welche das Programm einer katholiſchen Fürſtencoalition, eines in ſeiner Art neuen Rheinbundes bildeten und von einem Fürſten genehmigt würden, von dem verlautet, daß er für den Erzbiſchof von Köln ſein Ritterſchwert in die Waagſchaale (auch Blondel, der Richard Löwenherz befreien wollte, war ein Dichter) legen wird; ſo ſtünde ein Zerwürfniß bevor, bei welchem Preußen ſeine natürlichen Verbündeten bei allen denen ſuchen muß, die eine

kräftige, durch freisinnige Institutionen zusammengehaltene Einheit des Vaterlandes wünschen, die der deutschen Nation die ihr gebührende Initiative aller Fragen des Lichtes und der Aufklärung sichern wollen und die trotz des spröden und der Zeit nicht selten feindseligen Geistes, der mitunter von Berlin gekommen ist, trotz der Russischen Allianz, trotz der leidenschaftlichen Feldzüge einiger berlinischer Staatsmänner gegen das Schriftwesen, doch so lange noch auf Preußen ihre Hoffnungen setzen werden, als diese Monarchie durch das Zusammentreffen der Umstände immer wieder daran erinnert wird, daß sie nur einen Schwerpunkt, nämlich das deutsche Vaterland hat, daß ihre Vergangenheit viel zu geringfügig und jung ist, als daß sie auf dieselbe mit einer jetzt in den Cabinetten so beliebten fantastischen Koketterie zurückblicken könnte, daß ihr Terrain nur in der Zukunft liegt und sie die Aufgabe hat, das Gediegene und nur leider

Zerſtreute der kleinern deutſchen Staaten und Stämme vor Europa zu einer impoſanten Geltung zu erheben. Deutſchland kann zu ſeiner Einheit nur durch eine ſtaatsrechtlich ausgebildete Hegemonie kommen und wer würde dieſe nicht an Preußen übertragen wünſchen, wenn es durch Grundſätze regiert wird, welche die Kraft der Nationen in ihrer größtmöglichen Selbſtbeſtimmung und in dem Rechte der Vertretung finden! Der Vorhang iſt im Aufzuge begriffen; wir wollen ſehen, wie das Stück geſpielt wird!

Nun aber drängt die Zeit, daß dieſe Blätter Freund und Feind begrüßen. Mit Schmerz ring' ich mich von einer Gedankenverbindung los; welche, ich ahn' es, bei den Wenigſten, für die ſie beſtimmt iſt, jetzt ſchon Beifall finden wird; doch ſollte auch keiner dieſer Funken da zünden, wo doch Stoff genug dafür vorhanden wäre; dann hab' ich wenigſtens das Herz durch alle die That-

fachen erleichtert, die im Auftrage des ringenden und das Höchſte erſtrebenden Jahrhunderts gegen die aus einem dumpfen Gemäuer krächzende Eulenſtimme des Athanaſius geltend gemacht werden mußte. Iſt es für die Formen noch nicht Zeit, ſo iſt es doch immer Zeit für die Gedanken; und vor dem ſcharfen Zugwinde dieſer Gedanken unſerer Epoche hält ſich höchſtens nur eine Fackel: jede kleine brennende Kloſterkerze, die in die dumpfen Kellergewölbe des Mittelalters hinunterleuchten ſoll, wird von dem ſcharfen Luftſtrom, der durch die leeren Fenſter der Ruinen bläſt, ſchnell ausgelöſcht. So tappe Görres nur wieder in ſeine Zelle heim und laſſe den Schatz von denen heben, die nicht alte Büßerformeln dafür murmeln, ſondern ſich friſch geſchnittener Haſelſtauden und duftender junger Springruthen dazu bedienen. Die unbegrabenen Spukgeſtalten, die alten Inſtitutionen mit gebrochenem Auge und noch

nicht verweſtem Leibe, die Geſpenſter der alten Zeit, welche den in der Dämmerung heranſchleichenden Mönch Görres begleiten, ſchrecken uns nicht; Hahnenruf ertönte ſchon mehr als einmal und noch eine kurze Weile, ſo müſſen die Todten alle in ihre Gräber zurück und die aufgehende Sonne giebt uns ſicher den Muth, uns des Lebens und des Lichtes zu freuen.

Es iſt ſchwer anzugeben, wo wir ſtehen; aber wo Görres ſteht, das zeigt der lange dunkle Schatten, den er wirft, im Lichte der ſcheidenden Abendſonne. Wir wiſſen nicht deutlich, wie wir bedacht ſind, nicht ſicher, was uns die entfernte Zukunft bringen wird; aber Alle wiſſen wir, daß die Irrlichter, welche in der Weltauffaſſung eines Görres tanzen, eine unſichere, feuchte Moorgegend bezeichnen, die wir ſicherlich vermeiden werden. Wir wollen uns an dem ſcherzhaften Gemiſch von Weltlich und Heilig freuen, welches dem

Mittelalter einen so poetischen Humor gab, wir wollen die Andacht der Heiligen bewundern, die italiänischen Gemälde höher schätzen als die Niederländischen, vor der Erhabenheit des Kölner Domfragmentes staunen, aber weder diesen durch den Glauben vollenden wollen (Kunsteifer mag immerhin seine Lust daran haben!), noch im ganzen Mittelalter etwas andres finden, als eine historische Entwicklungsstufe der Menschheit, die sich überlebt hat. Wir haben nicht im Leben so viel Irrthümer, wie Görres, begangen, sind von hundert Eindrücken des schwankenden Lebensfahrzeugs nicht wie eine Hängematte hin und hergeschaukelt worden, um am Abend unsrer Tage, um wenigstens etwas Sichres zu haben, ein elfenbeinernes Kruzifix an unsre sterbenden Lippen drücken zu müssen, wo der Krampf des Verscheidens eine künstliche Liebe und Inbrunst erzeugt, die nur die Angst der ermattenden Seele ist. Wir wissen nicht, wo wir

ſtehen; aber wohin wir an Görres Hand gerathen würden, das wiſſen wir.

Führen würd' er uns in jene dumpfe Kloſterzelle, in welcher der Athanaſius geſchrieben ſcheint. Ein enges ſtickiges Gemach beängſtigt unſre Bruſt. Dort eine Pritſche und einige wollene Decken, um darauf zu ſchlafen und ein Bündel Stricke, um täglich dreimal von dem liebenden Nachbar nebenan, dem Bruder Ringseis oder gar dem ſchon in der Jugendblüthe verwelkten, um alle freie Gedankenentwickelung betrogenen Novizen, dem eigenen Sohne Guido, gegeißelt zu werden. An der Wand ein ſchwarzes Kreuz von Ebenholz, der Erlöſer von Elfenbein daran, die Wunden und Nägelmaale durch rothe Farbe angedeutet, darunter Maria aus Gyps, mit Lackfarben beſtrichen. Neben dem kleinen Ofen liegt ein Ballen Bücher, ſeine eignen früher geſchriebenen, die der Mönch Görres als Feuerung zur Buße

gebraucht. Ein mittelalterliches Breviarium auf Pergamentblättern iſt die einzige Lektüre, die er ſich geſtattet. Ausgeſchnittene und bunt gemalte Heiligenbilder liegen als Paginazeichen darin und zuweilen kniet der fromme Mönch vor einem derſelben nieder und betet und beichtet. Etwas Backwerk aus dem nahegelegenen Urſulinerinnenkloſter ſteht unter einem Tuche verdeckt, welches eine Copie des Schweißtuches der heil. Veronika ſein ſoll. Rings hängen an den Wänden zierliche Nonnengeſchenke, ſeidne Kiſſen mit ſilbernen Borten, beſonders kleine Eier, die ſich öffnen laſſen und wo als Sinnbild der Generatio aequivoca, ein Ei in dem andern liegt. Auch hängen Muſchelhut und Pilgerſtab für eine noch projektirte Reiſe nach Rom an der Wand und durch die kleinen Fenſter zittert ein grüner Schatten von einem Kirchhofsbaume herein, der die Zelle vollends verdunkelt. Will auch einmal ein Vogel auf ihm

zu ſingen beginnen, ſo weint Bruder Nepomuk Ringseis nebenan oder winſelt Guido, der Novize, da ſie eben gegeißelt werden, oder die Glocke ertönt und ruft zum Horasſingen die alte Stimme, die einſt das Ça ira mitgeſungen, und jetzt als Miniſtrant auf die Stichwörter des Meſſeleſers horchen und mit den heiligen Reſponſorien einfallen muß.

Görres, umgekehrt dem Franzoſen Chabot gleichend, der erſt Kapuziner und dann Jakobiner war, hat ſich auch durch ſeinen Athanaſius des Kapuzinergenerals Lorenz von Brunduſium würdig gezeigt, der alle Krankheiten der Zeit und der Welt heilte und nur ſeine eignen, beſonders heftige Steinſchmerzen, nicht heilen wollte, weil die Krankheit ja ſeiner Seele beſſer zuſagte, als die Geſundheit; er hat ſich würdig gezeigt des Kapuziners Seraphini de Monte Granario, der, um nur verſpottet zu werden, Alles verkehrt anfieng,

Suppe mit der Gabel, Fleisch mit dem Löffel aß, der seine aufgesprungenen nackten Fußsohlen wie Stiefel behandelte und sie mit Ahle und Drath zusammenflickte, und der selbst den Schimpf ertrug, wegen seiner mit bunten Lappen geflickten Kutte für einen Harlekin zu gelten. Dort stehen sie in dem Refektorium, die Münchner Convertiten und Neophyten; die Einen haben unter ihren auf einen Rost gelegten Priesteruniformen ein Feuer angezündet, die Secouette genannt, und vertilgen das Ungeziefer in dem wollenen Tuche; die Andern kommen vom Terminiren heim und schütten ihre Quersäcke aus; Andre müssen zur Strafe Pönitenz üben und lecken ein Kreuz in einen Aschenhaufen, müssen sich in einem gescheuerten Kessel spiegeln oder, wenn sie unreinlich waren, sich den Bart mit einem Gartenrechen kämmen. Und obgleich die Kapuziner die strenge Ordensregel haben, daß sie keinen Ueberläufer in ihren Reihen

dulden, ſo wandelt doch, des weltlichen und heiligen Gemiſchs ſich freuend und die Religion auch als Sache des Humors geltend machend, Görres behaglich unter ihnen und murmelt gebückt, ſtill und ergeben ſeinen Roſenkranz.

Doch fort aus dieſer dumpfen und aberwitzigen Clauſur! Hinaus an Gottes freie Luft! Selige Gefühle geiſtiger Geſundheit umfächeln uns; wir trinken Muth des neuen Lebens, wie der Dichter ſagt, und baden, zuverſichtlich auf die Zukunft bauend, unſre in jenen ſchwülen Mauern beängſtigte Bruſt im Morgenroth; mit voller Wahrheit die Seligkeit jener ſchönen Verſe genießend, wo es mit treffendſter Anſpielung auf Reaktionen und Görres'ſche Umtriebe heißt:

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche,
Durch des Frühlings holden belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zieht ſich in rauhe Berge zurück.

Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur —
Aber die Sonne duldet mehr kein winterlich Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Bald, bald wird sich alles mit Farben beleben!

Gedruckt in Conrad Müller's Buchdruckerei.

# Blasedow und seine Söhne.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags der Classiker
unter Direction von Moriz Schäffler

# Blasedow

und

# seine Söhne.

Komischer Roman

von

Karl Gutzkow.

Stuttgart.

Verlag der Klassiker

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Blasedow

und

# seine Söhne.

Komischer Roman

von

Karl Gutzkow.

Erster Theil.

Stuttgart.

Verlag der Classiker.

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
IONACENSIS

# Erſtes Kapitel.

Der lateiniſche Reiter und die Preisaufgabe.

Man findet doch gewöhnlich bei den Thieren, daß ſich ihr Aeußeres nach der Nahrung richtet, die ihnen reichlich oder ſpärlich geboten wird. Gemüthsbewegungen hindern bei ihnen die Wirkſamkeit des Hafers und der Gerſte nicht. Sie werden fett, wenn man ihnen beim Dreſchen nicht das Maul verbindet. Doch leidet dieſe Regel, wie jede, eine Ausnahme, nämlich bei geiſtlichem Vieh. Der Gaul, welcher dort ſo eben in das Kreishauptſtädtchen hineintrabt und gerade auf den Marktplatz

zu seine Richtung nimmt, gehört dem geistlichen Herrn, welcher auf ihm sitzt, ohne Zweifel eigenthümlich zu. An Stroh, Hafer und Heu, an Menschenliebe oder Erbarmen für alle Geschöpfe kann es im Stall eines Pfarrers wahrlich nicht fehlen; allein es muß auf den Zehntengaben ein Fluch liegen: sie gedeihen nicht, sie schlagen nicht an. Deßhalb verhandeln die Geistlichen lieber ihre Zehnten und kaufen sich nachher selber ein, was sie und ihr Gesinde und ihre Ställe bedürfen. Unser Mann da aber ist kein Oekonom, er thut's nicht; sein Gaul und er selbst brennen vor Magerkeit.

Der Reiter hält vor einem kleinen Laden inne, steigt ab und producirt eine äußerst ausgedehnte Figur. Seine Haltung ist stolz und aufrecht. Seine Mienen verrathen eine gewisse Dürre seines Innern. Man kann ihn weit mehr mit abgesenktem, als frischem Grase vergleichen. Er thut, was er beim Absteigen

und Feſtbinden ſeines Gaules an einen Bau der vor dem Laden ſteht, nicht laſſen kann; kümmert ihn weder der Roland auf dem Mark noch der Gruß einiger Frauen, die vom Rath und Rolands-Brunnen in der Mitte des Platz Waſſer holen; er flöhnt und flucht ſogar, w von einem Pfarrer und ſelbſt von dem ein Dorfgemeinde ſchwer zu glauben, aber de erwieſen iſt. Endlich greift er in die Halft des alten Sattels, den er bei einer Militä Effecten-Auction einmal erſtanden hatte, u zieht nicht etwa Piſtolen heraus, wohl ab geiſtliche Schutz- und Trutzwaffen, eine klei Bibliothek grau gebundener Bücher, die er i den Laden trägt.

Herr Pauli war ſchon im Begriffe gew ſen, der Ausleerung des Büchermagazins z Hülfe zu kommen. „Im Piſtolenhalfter, Her Pfarrer?“ rief er dem Eintretenden entgegen „doch freilich die beſten Waffen gegen den böſe Feind ſind Bücher.“

„Die da, die ich Ihnen zurückbringe, sind aber keinen Schuß Pulver werth," sagte der Pfarrer sehr trocken. „Hier sind auch die Journale. Wir sind damit immer ein halbes Jahr im Rückstande. Das Christenthum ist schon in den Städten immer hinter der Zeit zurück; nun kann man sich denken, wo wir auf dem Lande damit stehen."

„Ja, wie soll ich es machen, Herr Pfarrer;" sagte der Papier-, Landkarten-, Schreibmaterialien-Buchhändler und Leihbibliothekar Pauli; „Ihre Herren Collegen sind in der Runde auf zehen Meilen Weges zerstreut. Der theologische Journal-Zirkel verursacht mir die meiste Weitläuftigkeit! Daß die Herren auch das böse Glossenmachen nicht lassen können. Sehen Sie, Herr Pfarrer, hier ist die evangelische Kirchen-Zeitung! Da haben Sie etwas beigeschrieben; ja, ja, ich kenne Ihre Hand!"

Herr Pauli machte eine sehr böse Miene, als er fand, daß der Pfarrer ganze Abhandlungen

neben die evangelische Kirchenzeitung niedergeschrieben hatte. „Kann ich so ein Exemplar wieder verkaufen?“ fuhr er schmollend fort; „reib' ich alle diese Notizen, da sie glücklicherweise noch mit Bleistift geschrieben sind, ab, so wird das Papier so runzlig, als wär' es durch Wasser gezogen. Herr Blasedow, ach, Sie sollten doch auch auf meinen Vortheil etwas besser bedacht seyn.“

Pfarrer Blasedow hatte diese Standrede erwartet. Er hätte gern Jemand anders mit den Journalen zu Herrn Pauli geschickt; allein er hatte diesmal eine zweite Angelegenheit, die er betreiben wollte, und risquirte die Vorwürfe eines Mannes, der zu vielen Umgang mit Geistlichen pflegte, als daß er Alles, was von ihnen ausging, als zur Ehre Gottes gethan, angesehen hätte. Er suchte Herrn Pauli zu beruhigen: „Lieber Herr Pauli,“ sagte er unerschrocken, „meine Bemerkungen, die ich neben die evangelische Kirchenzeitung und die

Missionsblätter, neben Tholucks literarischen Anzeiger und ähnliche Geistesvögel schreibe, nützen Ihnen mehr, als wenn Sie sie nach einigen Jahren wieder ausflattern lassen. Ich führe nun schon seit sechs Jahren einen heimlichen Krieg mit allen Pfarrern der Umgegend, eine Fehde, die mir glücklicherweise kein Briefporto kostet. Der ist Rationalist, der Supernaturalist, der glaubt an die persönliche Gegenwart Christi beim Abendmahle, der nicht, der will die Union, der weigert sich; kurz, Herr Pauli, wenn ich nach einem Jahre mir die Journale wieder geben lasse, so hab' ich immer das Vergnügen zu sehen, was sie durch meine Randglossen wirke. Ein ganzes Disputatorium wimmelt um die gedruckten Spalten herum, ein Meinungsgesumme schwirrt um diese langweiligen und kopfhängerischen Auseinandersetzungen, das weit interessanter ist, als der Gegenstand selbst. Ich kenne Niemanden von meinen Collegen — Tobianus ausgenommen —

aber an den bissigen Redensarten in den Journalen werd' ich ihrer gewahr. Allein jetzt etwas Anderes. Sie wissen, Pauli: an der Religion oder vielmehr den religiösen Streitigkeiten ist mir wenig gelegen. Mein Fach ist die Erziehung. Sie kennen meine Angelegenheit."

„Leider hab' ich derentwegen," entgegnete Herr Pauli, „die schlesischen Provincialblätter in meinen Zirkel nehmen müssen. Niemand liest die. Es ist rein nur für Sie, Herr Pfarrer, daß ich die halte."

Damit überreichte er ihm das neueste Heft. Blasedow ergriff es hastig und schalt in seiner gewohnten heftigen Weise, daß es noch nicht aufgeschnitten war. Eine Scheere in der Hand haltend und gierig in dem Hefte suchend, fiel er endlich auf die Stelle, die ihn am meisten interessirte.

„Es ist gewiß nichts," bemerkte Herr Pauli mit etwas boshaftem Lächeln; „sonst müßten

die dreihundert Preußen schon einmarschirt seyn."

„Ja, wahrhaftig," sagte Blasedow, indem er das Heft wegwarf, „es ist in der That nichts. Ein Professor Fritz aus Straßburg hat die Aufgabe gelöst, oder vielmehr die Schafsköpfe von Preisrichtern haben ihm den Vorrang gegeben. Schreiben Sie, Pauli, sogleich, daß man mir meine Arbeit zurückschickt. Wer weiß, was hierbei für Motive obgewaltet haben."

Man muß nämlich wissen, daß vor mehreren Jahren ein Regierungsrath in Oppeln, dessen Kinder wahrscheinlich eine verfehlte Lebensbahn eingeschlagen hatten, eine Preisaufgabe von dreihundert Thalern in den Zeitungen bekannt machte über die Frage: Wonach sollen Eltern, Vormünder und Erzieher verfahren, um über die künftige Bestimmung und den einzuschlagenden Beruf ihrer Kinder und Pflegbefohlenen zu entscheiden? Blasedow, von

einer Ideen-Verwicklung ergriffen, die uns noch länger in diesem Buche beschäftigen, ja, die vielleicht gar die ganze Grundlage desselben bilden wird, Blasedow hatte die Frage in seiner Art zu lösen versucht und erfuhr nun eben, daß die von ihm eingereichte Abhandlung mit dem Motto: **Labor improbus omnia vincit**, an dem Ziele vorbeigeschossen hatte. Nicht einmal das Accessit hatte er bekommen. Er war sehr niedergeschlagen, nahm an Büchern ohne Wahl hin, was ihm Herr Pauli ausgesucht hatte, und verließ den Laden, um zu seinem Gaul und Dorfe zurückzukehren. Herr Pauli beschwor ihn, indem er ihm zu Roß half und die Steigbügel hinhielt, inständigst: „Lassen Sie doch lieber ihre Bemerkungen unter dem Titel: Randglossen zum heutigen Christenthum, drucken, als daß Sie mir, in der Absicht, ein stillschweigendes tridentinisches Concilium in der Umgegend anzufachen, meine Blätter —“ hier zog sich Pauli zurück und fügte erst, als

er ſchon die Klinke ſeiner Ladenthüre gefaßt hatte, und des Pfarrers Gaul die erſten Sprünge machte, ſchnell und ſehr laut hinzu — „ja, verunreinigen! Herr Pfarrer!“

Jeder Menſch hat eine doppelte Geſchichte. Die genaueſte Aufzählung aller unſerer Lebensſchickſale iſt immer noch unvollſtändig, es ſey denn, daß wir all unſer Leben wie einen Ausſchlag auf die Haut hinaustreiben und nichts weiter ſind, als unſer Ruf. Wir müſſen mit Blaſedow bekannter werden. Wir müſſen ſein Leben und ſein Herz kennen, um ihm manchen Irrthum und manche Thorheit zu Gute zu halten. Das, was wir zu erklären wiſſen, wiſſen wir auch zum Theil ſchon zu entſchuldigen. Blaſedow iſt ein Mann, der wenig Freunde und auch weni[illegible]eider hat. Feinde zu haben und keine Neider — dann muß man nur reich ſeyn an abſtoßenden Eigenſchaften und einen großen Theil der übeln Nachrede, welcher man unterworfen iſt, auch wirklich verdienen.

Ich will verſuchen, meine Leſer Schritt vor Schritt mit einem Manne bekannt zu machen, von welchem ich von vornherein geſtehen will, daß er zu den Menſchen gehört, von denen die Alten ſagten, ſie hätten Haare auf ihrem Herzen. Ja, Blaſedow hatte ſogar Haare auf den Zähnen. Er war ſo gerüſtet und gewaffnet, nicht bloß gegen die Außenwelt, was man gewöhnlich ſo nennt, ſondern leider auch gegen jeden Umgang, daß er die einſamſte Stellung von der Welt einnahm. Ein Dorf iſt nicht ganz ſo verlaſſen, daß ſich nicht hie und da noch ein Meierhof, eine Fabrik, eine Amtswohnung findet, wo man ſich zuweilen am Kamin ein Rendezvous mit Kaffee oder Punſch geben kann. College Tobianus war noch der Einzige, welcher die verödete Pfarrwohnung von Kleinbetteln[1] zuweilen beſuchte. Ja, und von ihm ſagte ſogar das Gerücht,

[1] Eine für die beſtehenden Umſtände des Textes ſehr eminente Bezeichnung für Kleinbetteln.

daß es ihm weit mehr um die Mutter von Blasedows Kindern (von seiner Frau sprach Blasedow ungern), als um deren Vater zu thun war.

Wir sind im Stande, über Blasedow sogar eine officielle Notiz zu geben. Unter dem Buchstaben B in dem Blaustrumpf'schen Lexikon Sayn-Sayn'scher Schriftsteller heißt es:

„Blasedow (A[dam?] G[ottlieb?]) geb..... besuchte das Gymnasium in.... die Universität..... ward Hauslehrer.... Pfarrersadjunct in.... Pfarrer in Kleinbetteln."

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß die durch Punkte bezeichneten Auslassungen in dieser Notiz von uns aus Discretion herrühren; nein, gerade so unvollständig wie hier, lautet auch die Notiz in dem besagten Lexikon. Blaustrumpf, der Consistorialrath, der geistliche Chef unseres Helden, schrieb mehreremal vergebene an denselben um vollständige Ausfüllung

des ihm übersandten Schemas. Blasedow weigerte sich, es zu thun, bis er zuletzt durch folgendes kurze Schreiben alle fernere Verhandlungen abgebrochen hatte:

Sehr verehrter Herr Consistorialrath!

In Erwägung, daß auf meinen Namen Blasedow unmittelbar der Ihrige in dem Lexikon Blaustrumpf folgen wird, in Erwägung, daß Sie die Welt schon durch so viele berühmte Schriften bereichert haben, welche Sie alle nicht umgehen können in dem Lexikon zu verzeichnen, in Erwägung, daß Sie Ehren- und wirkliches Mitglied von mehr gelehrten Gesellschaften, als es Gelehrte in der Welt gibt, sind; bitt' ich Sie, zur vollständigen Aufführung derselben sich auch des mir in dem Lexikon bestimmt gewesenen Raumes bedienen zu wollen, und zeichne

Hochachtungsvoll

Ihren ergebenen Diener

A. G. Blasedow.

Blaustrumpf begnügte sich, aus dem A. G. wenigstens eine Conjectur auf die Vornamen des spröden und schnöden Mannes zu machen, und nahm sich vor, bei jeder nur eintretenden Vacanz auch anzunehmen, daß Blasedow gar nicht im Lande existire. „Wer nicht in meinem Lexikon stehen will," sagte er, „der steht auch nicht auf der Expectantenliste."

Blasedow wußte das wohl, was er von seinem Vorgesetzten zu erwarten hatte. Er war aber zu stolz und zu sehr Misanthrop, um sich etwas merken zu lassen. Desto größer sein Unmuth, wenn er allein war. Man hatte diesen Mann schon angetroffen, daß er vor innerem Grimm zerbrechliche Gegenstände zertrümmerte, oder daß er Stunden lang in die blaue Luft hinaussah, ohne sich auch im geringsten um seine Umgebung zu kümmern. Seine Frau war seine Magd. Er hatte sie mit der Pfarre, wo sie als Wittwe von seinem Vorgänger sitzen geblieben war, mitgeheirathet.

Er hielt sie für unfähig, den Horizont seiner Ideen zu erklimmen. Er hatte Niemanden auf der Welt, der es freundlich mit ihm gemeint hätte. Und so, wie sein Herz dachte, dachte er auch nicht, daß er Jemandes bedürfe.

Wir haben jetzt den wunderlichen Mann allein und wollen im nächsten Kapitel die Gedanken zusammenstellen, die ihn auf seinem Heimritte bestürmten. Wenn er uns dabei nur nicht vom Pferde fällt! Er ist im Stande, sich blutrünstig zu sehen und dabei noch keine Miene zu verziehen. Er ist einmal davon überzeugt, daß er der unglücklichste Mensch von der Welt ist. Sein Unglück ist aber dies, daß er glaubt, seine Bestimmung ganz und gar verfehlt zu haben.

## Zweites Kapitel.

Reitende Phantaſien über die Beſtimmung des Menſchen.

„Gott verdamm' mich, was für ein elender Schuft von Leihbibliothekar iſt das! Und die durchgefallene Preisaufgabe — er wird mich bei allen ſeinen Kunden lächerlich machen..... Nun, es thut nichts, was die eine Schulter bis jetzt getragen hat, trägt wohl auch die andere noch. Auch das Unglück hat ſein Angenehmes, wenn es nur ſicher und entſchieden und im Gleichgewichte iſt. Beſſer, wenn man doch einmal hängen muß, daß einem auch noch die Hände gebunden werden. So zappelt man wenigſtens nicht und vermehrt durch die Qual,

ſich helfen zu wollen, die Qual, ſich nicht helfen zu können."

„Pech iſt das beſte Wort für meine Lage; wer ſich damit beſudelt hat und will ſich davon befreien, greift, je mehr er greift, ſich alle Hände voll. Iſt es hier los, ſo ſitzt es da feſt. Von der linken Hand bekomm' ich's in die rechte; ich will mir den Schweiß abtrocknen, und hab' es im Geſicht. Wen der Herr einmal zeichnen will, den zeichnet er in Oel und in Kreide, mit Trübſal und mit Schulden."

„Ich weiß auch keinen Ausweg zu finden. Ich bin gerade auf mein Unglück losgeritten, wo ich es doch mit klaren Augen vorherſah, ehe ich noch darin war. Ich hätte in irgend einen Graben ſpringen ſollen, als das Schickſal ſo breitſpurig auf die Landſtraße angefahren kam und über mich wegkrachte. Ich ſah ja vorher, was aus der Armen- und Pandora-Büchſe des Landpfarrerlebens für Geſchenke herauskommen mußten, und ſchlug doch dieſer

miſerabeln Exiſtenz zu. Denn das iſt das Eigene im Unglücke, daß man kleinere Uebel immer durch größere heilen will, daß man ſchon in der Abwechslung ſeiner Schickſale eine Verbeſſerung derſelben erblickt, mag man nun auch die Candidaten durch den Landpfarrer, ja, man kann wohl ſagen, den Teufel durch Beelzebub heilen und austreiben wollen."

„Alle unſere Wiſſenſchaften, all' unſer Lernen und Magiſterwerden ſchneidet nur die Krücke, an welcher wir uns halten müſſen bei der Lahmheit und Hinfälligkeit, die wir eben nur durch jene Hülfsmittel ſelbſt bekommen haben. Alles Zeug, was wir treiben müſſen — ja, wir nennen es unſere Rettung, unſeren Hafen, und gerade dies iſt nur allein Schuld daran, daß wir Schiffbruch leiden. Ueber unſerer Sorge für das Alter werden wir alt. Um uns nur in ſpäteren Jahren mit dieſem oder jenem heilen zu können, machen wir uns ſelbſt ungeſund."

Als Blasedow bis zu dieser Stelle seiner davidischen Psalmen gekommen war, hatte er schon das Städtchen hinter sich und beugte feldeinwärts über einen sehr holperigen Weg, der ihn aber nicht hinderte, in seinen zornigen Träumereien fortzufahren:

„Schrecklicher Gedanke, wenn sich der Mensch auf der Mittagshöhe seines Lebens gestehen muß: Kerl, du hast deine Bestimmung verfehlt! Nun kann man nicht wieder umkehren. Weib und Kind sitzen herum um einen unglücklichen Mann; das Schicksal schlängelt sich wie zwei Drachen um den schreienden Laokoon; man ist einmal darin in den Verschlingungen der grausen Thiere und muß ersticken, um Troja's Schicksal erfüllen zu helfen. Auf das Auswandern nach Amerika geb' ich nichts. Man kann dort nur vorstellen, was man hier gelernt hat. Man hat wenig Concurrenz, man kann bei seinem Unglücke freilich sagen, daß man in dem

Pechfache der Einzige iſt. Was darin aber für ein Troſt liegt, das ſeh' ich nicht ein."

„Nach Griechenland hätt' ich gehen ſollen als bayriſcher Uhlan. Das Meer und das Vaterland des Pindar und Sophokles zu ſehen und dabei ſein Pferd zu putzen, zuletzt ſeinen Kopf zu verlieren, von welchem wenigſtens die Ohren (als Zeichen des Gehorſams oder als der Theil, der am ſicherſten vor der ſchnellen Verweſung iſt) nach Conſtantinopel wandern: es iſt doch ein Zuſammenhang darin, man hat doch nicht nöthig, wenn man einmal einen fröhlichen Gedanken haben will, ausſchließlich an die Vergangenheit zu denken. Was geſchieht mir jetzt? Die Zukunft iſt eine alte, zahnlückige Matrone, die mir den Schlafrock und die Pantoffeln bringt und mich mit Ehren, großer Gott! mit Ehren, weil ich Niemanden todtgeſchlagen habe! in die Grube beſtatten wird. Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens, ſaß der redliche

Hans Kaspar Tamm — Ach, Gott, was soll daraus werden —"

---

Hier war Blasedow so übermannt von der Verzweiflung über seine Lage, daß er unwillkürlich seinen Gaul anhielt. Das Thier verstand ihn anders. Die Betrübniß des Reiters wirkte so magnetisch auf dasselbe, daß es sich jener Function überließ, welche die Fuhrleute gewöhnlich durch ein sanftes Pfeifen hervorzulocken pflegen. Blasedow hörte das Plätschern hinter sich und ergab sich einem ironischen, aus Spott und Leiden zusammengesetzten Lächeln. Indem er das Thier zu einem kleinen Trab anspornte, bildeten sich wieder folgende Gedankengruppen in seinem nächtlichen Innern:

„Ich weiß es, für mich ist jede Hoffnung verloren. Meine Bestimmung ist erfüllt. Mit

schweren, eisenbeschlagenen, wasserdichten Pfundstiefeln werd' ich von einer Scheune zur andern waten müssen mein Leben lang und mit den zottigen Schäferhunden nicht bloß die Wachsamkeit, sondern auch den Knüppel gemein haben, den ich einmal am Halse trage. Aber an meinen Kindern will ich einholen, was ich versäumt habe. In ihnen will ich noch einmal, dem Geiste nach, wieder jung werden. Meine Kinder sollen erfahren, daß sie von einem Mann erzogen sind, der seine Bestimmung verfehlt hat. Alle meine Fehltritte sollen dazu dienen, daß sie nur desto sicherer gehen. Ich habe fünf Viertel gemacht, um eine Meile zurückzulegen; sie sollen wissen, wie man seine Pfade abkürzt und sich die schnellen Handgriffe aneignet."

„Ich habe wenig zu thun, bringe aber gerade der menschlichen Gesellschaft mit meinem unvermeidlichen Müßiggange das größte Opfer. Ich muß eine Tradition aufrecht erhalten, für welche

die Leute, im Strudel ihrer Geſchäfte, gar keine Zeit mehr haben. Der Geiſtliche iſt nicht mehr eingeſetzt, die Religion zu mehren, ſondern ſie zu erhalten. Ich muß dafür ſorgen, daß der Himmel nicht abhanden kömmt; ich bin für meine Kirche verantwortlich, ich muß ſie in dem Zuſtande wieder abliefern, wie ich ſie erhalten habe. Daß die Glockenſtränge nie von den Motten zerfreſſen werden, ſoll meine Sorge ſeyn. Und ihr draußen! ihr rennt und jagt, ihr habt ein ſchönes Ziel, ihr ſeyd die Herren und Heroen eures Willens, ihr könnet euren Kreis vergrößern, könnet eure Kunſt verbeſſern! Euch trägt die klare Welle des Tages; mit dem Augenblicke ſeyd ihr ſo vertraut, wie mit der Ewigkeit! Ihr Strebende, ihr Glückliche; ach, meine Kinder ſollen es auch werden!"

„Der Menſch macht, ehe er das Rechte trifft, es hundertmal verkehrt. Die ſchönſte Zeit geht uns in der Jugend mit den Verſuchen verloren.

Das Wenigste von dem, was wir lernen, nützt uns späterhin. Natürlich, die Schulen müssen darauf eingerichtet seyn, daß sie Jedem etwas bieten oder eigentlich Allen Alles. Aber nicht Jeder braucht Alles. Jeder braucht nur das Seinige. Wer es möglich machen kann, schicke seine Kinder nicht in die Schule: sonst lernen sie, um Schornsteinfeger zu werden, auch Alles, was sie als Professoren wissen müssen; sonst lernen sie, als einstige Advocaten, auch all die Charlatanerien, die zu dem künftigen Berufe des Arztes nothwendig sind. Ich weiß nicht, wie der Professor Fritz in Straßburg diese Wahrheiten besser hat entwickeln können."

„Ich habe vier Knaben, glücklicherweise kein einziges Mädchen. Ein Frauenzimmer, und wäre es ein in der Wiege lallendes Kind, könnte alle meine Pläne vernichten. Die Galanterie ist den Menschen so angeboren, daß ältere Brüder sogar schon nach den Launen ihrer kleineren Schwestern sich richten müssen. Schon

die Schwäche hat hier etwas, das ſtärker iſt, als die Kraft. Ich habe vier Knaben. Die Auf- und die Ausgaben ſind außerordentlich.

Ich ſcheue weder die einen noch die anderen. Ich will meinen Rock tragen, ſolange noch die Fäden zuſammenhängen, ich will mich nicht ſchämen, Stiefeln zu tragen, welche mit Pflaſtern dicht belegt ſind. Mit meinen Kindern will ich mich an meinem Vater rächen. Sie ſollen keinen Schritt in der Ausbildung ihres Geiſtes vergeblich thun, ſie ſollen weder griechiſch lernen, wenn ſie nur Latein, noch die Arithmetik, wenn ſie nur die Geometerie brauchen. Ich will ihnen ſelbſt die Lebensroute vorzeichnen, auf welcher ſie in kurzer Zeit dicht vor irgend einem glänzenden Ziele ſtehen. Ich werde mich hüten, ſie Prediger werden zu laſſen zu einer Zeit, wo die Kirchen ſo leer ſtehen, oder Kaufleute in einer Zeit, wo es ſo viel Bankerutte gibt. Was ich wählen werde, weiß ich noch

nicht, aber jedenfalls einen Beruf, der sie nährt, der sie ehrt."

An dieser Stelle des Blasedow'schen Monologen, wo er allmählich vom dithyrambischen Schwunge schon zur besonnenen und nüchternen Erwägung herabgestiegen war, weckte den Träumenden aus seinen Luftschlössern ein verworrenes Geschrei wie Rabengekrächze. Blasedow fuhr erst erschrocken auf, weil er gerade am Galgen des Kreisbezirkes vorbeiritt. Der Lärm kam aber nicht von dem ganz friedlichen Dreibeine her, sondern von einer Karavane gelber großer Wägen, die kurz vor ihm herzog. Es konnten ihrer fünf bis sechs seyn. — Für Pulverwägen hätte man diese Fuhrwerke zunächst halten können, wenn nicht das Fürstenthum Sayn-Sayn im tiefsten Frieden mit dem Auslande lebte. Auch erinnerte sich Blasedow nicht, daß etwa einem benachbarten Fürsten

das Recht einer Militärstraße durch Sayn-Sayn zustände. Er wollte eben seinen Gaul anspornen, um bei den Fuhrleuten die geheimnißvolle Ladung auszukundschaften, als er auch hinter sich eine Cavalcade zu hören glaubte, die ihn jetzt in ein gefährliches Gedränge brachte. Er mußte seinen Gaul etwas abseits lenken, um einer prachtvollen Kutsche, welche vier Pferde zogen, Platz zu machen. Sein Erstaunen wuchs, als er auf dem Bocke und hinten auf dem Tritt der Kutsche drei Mohren wahrnahm. Beinahe hätte er in den Acker hineinreiten müssen, der hier glücklicherweise beim Galgen als Schädelstätte betrachtet wurde und nicht besät war. Die große Carosse wollte nämlich auch jenen gelben Wagenkästen vorzukommen suchen. Der Mohrenkutscher schlug heidnisch auf die Thiere ein, die in dem tiefen Sande ihre Noth hatten fortzukommen. Blasedow hielt an, besonders, um zu sehen, ob ihm ein prüfender Blick in die Glasfenster der Kutsche gelingen

würde. Ja, es waren zwei Damen, die im Fond saßen. Die eine wirklich jung, die andere schien es scheinen zu wollen. Die Letztere trug offenbar Schminke auf den Wangen, wie Blasedow deutlich sehen konnte, da sie mit grellen, kecken Augen aus dem Schlage herauslugte. Sie mußte braune Augen haben, Blasedow war ganz erschrocken. Die Kutsche flog aber schnell an ihm vorüber.

Doch jetzt, dacht' er schlau, benutz' ich die Gelegenheit. Unmittelbar hinter dem Tritt, auf welchem die beiden andern Mohren standen, gab er seinem Thiere die Sporen und ritt lustig hinter der großen Caroffe her. Das ging eine Weile ganz gut. Er hat schon drei der gelben Wägen hinter sich; allein in dem Momente hält die Kutsche inne, und Blasedow konnte von Glück sagen, daß er sich mit seinem Thiere nicht Hals und Beine brach. Er war einmal im Zuge und prallte so heftig an das Hintertheil des vorne plötzlich gehemmten Wagens

an, daß ihm Hören und Sehen verging. Rechts ein Graben, über ihm die Zweige der Bäume, die den Weg beschatteten, jetzt drei Wägen hinter ihm und der vierte ihm unmittelbar nachbiegend, er wußte selbst nicht, aus was für Ursach. Doch verlor er nur seinen Hut vom Kopfe, nicht den Kopf selbst. Er suchte sich zwischen der Kutsche und dem vierten Wagen durchzudrängen, hätte aber wahrlich ein Unglück haben können vor Schreck über einen Anblick, den ihm die Oeffnungen des vierten gelben Wagens darboten. Zwei fürchterliche Augen glotzten ihn an, ein Rachen gähnte mit der eigenthümlichen tückischen Ueberwachtheit und Verschlafenheit, welche man an den Tigern beobachten kann. Durch eine andere Oeffnung streckte ein unsichtbares Thier seine Tatze; an einer dritten nagte ein Bär ohne Maulkorb. Zum Absteigen war kein Raum. Blasedow mußte wieder zurück und die Oeffnung zwischen dem dritten und vierten Wagen abwarten, um

ſich dahinein zu ſpielen: denn auch die Kutſche fuhr plötzlich ganz langſam und machte keinen Platz. So war er genöthigt, mit dieſer Karavane wilder Thiere, wahrſcheinlich einer reiſenden Menagerie, auszuhalten und mit den Wölfen zu heulen. Es war ſchon Abend, als er endlich mit dem ſchreienden, brummenden und nicht ſelten brüllenden Spectakel zu gleicher Zeit in ſeinem Dorfe anlangte. „Jeſus, was bringt uns da der Herr Pfarrer mit!“ riefen die Weiber zu den kleinen Bleifenſtern heraus. Der aber bog ſeitwärts und eilte, endlich in ſeinen Stall zu kommen.

## Drittes Kapitel.

### Die vier Wände.

Sowie Blasedow den ersten Fuß in seine Wohnung gesetzt hatte, fiel ihm wieder eine centnerschwere Last auf die Brust. Die durchgefallene Preisschrift fing jetzt erst an zu wirken. Die kleine Hausflur, die niedrigen rothen Thüren, die verbrannten Fensterscheiben, die halsgefährliche Treppe in dem obern Stocke bildeten wieder einen dunkeln Hintergrund, auf welchen er seine zornigen und grellenden Phantasien zeichnete, die Verwünschungen seines Schicksals, die Ironien über seinen Stand. Gertrud,

seine Frau, lärmte im Hinterhofe, wo sie den Knechten, die eben vom Felde kamen, ihr morgendes Pensum aufgab; seine Kinder sprangen ihm wohl wie die Hasen über den Weg, allein sie interessirten ihn nur als Stoff, nicht als Person. Er sah in ihnen nur, was sie werden konnten; ihr eigenes Wesen zog ihn nicht an. So blieb er verschlossen gegen alle Welt und wurde von dieser in der That für einen recht bösen Mann gehalten.

„Es liegt oben ein Brief an dich;" schrie Gertrud vom Hofe her und fügte, unbekümmert über das Gesinde, hinzu: „wer weiß, was du dir schon wieder eingebrockt hast. Es ist ein Schinken und kommt gewiß vom Amte oder vom Consistori."

„Satan!" brummte Blasedow vor sich hin und dachte: „Was ist die Frau roh! Wenn ich todt bin, heirathet sie noch einmal meinen Nachfolger. Sie hält die Pfarrei für eine Wirthschaft und ihre Männer bloß für einkehrende

Reisende. Großer Gott! wo bin ich hingerathen? Lag dies denn Alles in deinen Plänen?"

Der Gedanke einer Scheidung beschlich ihn oft. Nur die Rücksicht für seine Kinder hielt ihn ab, den Gedanken weiter zu verfolgen. Eines Tages hatte er seiner Frau schon eine Anzeige vorgelegt, die sie Beide unterschreiben wollten, mit folgenden Worten:

„Wir Endesunterzeichnete setzen all unsere Freunde und Verwandte davon in Kenntniß, daß wir nach reiflicher Ueberlegung uns entschlossen haben, unsere Ehe factisch für null und nichtig zu erklären. Freud- oder Beileidbezeugungen werden verbeten."

Allein Gertruden kam bei Lesung dieses Zettel-Grabsteines ihrer zweiten Hochzeit so sehr das Weinen und Schluchzen an, daß Blasedow einen Blick gen Himmel warf und ausrief: „Also, Herr, du lässest diesen Kelch nicht an mir vorübergehen!" Mit jener Entsagung, die immer bei Verzweifelnden das höchste

Stadium ihrer Leidenschaft ist, steckte er den Zettel in die Tasche und begnügte sich nur, sie leise und vornehm mit dem kleinen Finger zu bedrohen. Wie sie ihn so groß und stolz sah und den goldenen Siegelring am Finger, hemmten sich ihre Thränen und sie sah ihn mit einem eben so dummen, als stieren Blick an. Er trat feierlich aus dem Wohnzimmer, wo diese Scene vorfiel, und begab sich oben in sein Studirzimmer. Sie aber, beschämt von ihrem Schmerze und ergrimmt über seinen Stolz, fiel über einen der Hausleute mit den heftigsten Vorwürfen her und dichtete, um sich nur austoben zu können, Jedem, der ihr in den Weg kam, Versehen an, die Niemand begangen hatte. Sie war mit einem Worte eine seelengute Frau, aber etwas roh.

Blasedow stieg auch heute mit Stolz und Verachtung seiner irdischen Verhältnisse in sein Studirzimmer hinauf. Es lagen einige Hindernisse auf der Treppe, die ergriff er und

warf sie hinunter. Der Brief machte ihn nicht neugierig: denn er dachte, Schlimmeres könne er nicht enthalten, als seine Absetzung. Diese würde ihm sehr erwünscht gekommen seyn. „Werd' ich abgesetzt," sagte er, als er sich seine Reitstiefeln auszog; „hab' ich irgend etwas gethan oder vielmehr noch wahrscheinlicher unterlassen, was ich thun oder nicht thun soll, so würd' ich dies als einen Fingerzeig ansehen, daß mein Leben eine bessere Wendung nimmt. So von der Pfarre weglaufen mag ich nicht. Es würde mir keinen Ruf machen. Auf den Ruf eines Religions- oder Dienstprocesses würd' ich schon eher meine fernere Zukunft bauen können. Was plag' ich mich mit Gedanken und Räthseln!"

Blasedow betrachtete den Brief und das Siegel. Er kam vom Consistorium. „Wahrscheinlich der Text," sagte er, „den ich am Pfingstfeste der Gemeinde lesen soll, oder vielleicht liest Blaustrumpf mir den Text. Er

kann meine Weigerung, der Einzige im Lande, ihm meine Lebensnotizen zu geben, nicht vergessen, denn dadurch ist sein Buch unvollständig und an der Ferse verwundbar geworden. Ich werde meine triviale Lebenslaufbahn noch gar an den Pranger stellen lassen! Ich weiß recht gut, daß ich unter den Menschen bin, was ein Kienapfel unter den Aepfeln; aber mich damit zu brüsten, das fehlte noch."

Damit streckte sich dieser gefesselte Prometheus auf dem Lande weit über ein hartes Sopha hin, dachte dann einige Augenblicke nach, sprang auf und holte sich einige Bücher aus einem Wandschranke. Aber so schaal waren seine Empfindungen, so abgestorben seine Gefühle, daß Alles, was er unternahm, wie welk von selbst zusammenknickte. Hätte er etwas weniger Galle in seine Stimmung gemischt, so würde er in solchen Augenblicken, die ihn oft beschlichen, zur lyrischen Poesie reif gewesen seyn; aber sein Groll erstickte die

Klarheit seiner Gedanken. Er streckte sich wie ein auf Beute lauerndes hungriges Thier.

„Es hilft doch nichts," gähnte Blasedow endlich und erbrach das Consistorial-Siegel. Er erhielt folgendes Schreiben:

Herrn Pfarrer Blasedow in Kleinbethlehem!

Da es das feste Bestreben unserer Hohen Landesregierung ist, innerhalb ihrer Grenzen die Gottesfurcht auf reine, nur in der Vernunft begründete Principien zurückzuführen: so glaubt Ihre Ihnen vorgesetzte Behörde, daß zunächst alles auf dem platten Lande und den Städten verbreitete abergläubische Wesen, alle Ueberreste der finsteren Vorstellungen des Mittelalters, ja, der heidnischen Zeit mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müssen. Es wird Ihnen zu dem Ende aufgetragen, sich nach der Schrift des Dr. Mörder: Thomasius oder die Religion innerhalb der Grenzen des natürlichen Menschenverstandes

umzusehen, und haben Sie besonders auf die anti-abergläubische Erziehung der Kinder in den Schulen zu achten. Ihre Berichte haben Sie von Zeit zu Zeit dem Consistorium einzureichen.

Section des fürstlich Sayn-Hayn'schen Consistorii
zur Ausrottung des Aberglaubens.
Blaustrumpf.

Ein spöttisches Lächeln verbreitete sich über Blasedows Mienen, als er dieses Rundschreiben gelesen. Er wußte recht gut, daß Blaustrumpf's Schwiegersohn sein Substitut Dr. Mörder war, und daß die von Thomasius gemachte Auflage, bei welcher sich der Schwiegervater in Kosten gesetzt hatte, durch diese Empfehlung flott gemacht werden sollte. „Das ist eine saubere Clique!" dachte er; „der Eine hebelt die Anderen in die Höhe, während die Religion dabei zu Grunde geht. Nun wollen sie die stillen und abgelegenen Seen des menschlichen Gemüthes für grüne Morastlaken ausgeben

und in das hohe rauschende Schilf des Glaubens ihre eigenen Kukuks- und Windeier legen! Da die Religion vom Himmel ist, so hat sie keine Sprache; aber sie wollen sie ganz und gar in die Grenzen der Heinsius'schen Sprachlehre einzwängen und ihren Geheimnissen keine andere Laute gönnen, als die im Adelung verzeichnet sind! Es soll bei ihnen Alles auf der Zunge liegen, damit statt der Religion ihr Ehrgeiz Platz hat, sich im Herzen einzunisten. Ich werde mich hüten, ihren Thomasius zu kaufen und damit die Gespenster zu bannen. Diese Leute auf dem Lande, ja, ich selbst bin so verbauert, daß wir das ganze Jahr hindurch nichts Neues zu sehen bekommen, als höchstens einmal ein Gespenst. Es fällt mir nicht ein, mein ganzes Dorf nun gar noch mit rationalistischen Mäusefallen zu umstellen und dem Aberglauben hinter allen Kirchhofsmauern Angangeln zu legen. Was kann ich denn den Leuten gros für Christenthum predigen!

Ich bin froh, und das Consistorium sollte es auch seyn, daß vom Mittelalter und dem Wodanglauben soviel noch übrig geblieben ist, daß die Menschen, wenn sie doch keine rechte Christen sind, wenigstens einen gewissen Respect vor der Finsterniß und dem Geheimnißvollen erhalten. Könnte ich meine Michel alle in den Mailänder Dom führen, dann brauchten sie nur etwas Weihrauchnebel, einige Lichter und Musik, um einen gewissen religiösen Flor vor die Augen zu bekommen; so aber sitzen sie ja im Wirthshause besser, als in der alten eingefallenen Kirche mit weißen Wänden und grünen Fensterscheiben, und ich danke Gott, damit sie mir nicht ganz verwildern, daß hinter den Hecken des Nachts die Kobolte lauern und sie ein wenig zusammenschauern, wenn sie um Mitternacht einen heiseren Hund in der Ferne bellen hören."

Blasedow war gewohnt, mit dem Consistorium in stetem Hader zu liegen. Seit der

Unvollſtändigkeit, welche durch ihn in das oft erwähnte Lexikon gekommen, ſuchte ſich, wie er ſelbſt ſagte, der fette Conſiſtorialrathsköſe immer an der trockenen Brodrinde ſeiner winzigen Landpfarrer-Exiſtenz zu reiben und hinterließ doch nur denen einen guten Appetit, denen jener ihn verderben wollte. Blaſedow warf wie ein kecker Grönländerfahrer eine Harpune nach der andern in den dicken Wallfiſchbauch des Conſiſtoriums und erzürnte dieſes ſo heftig, daß er wenigſtens durch ſein eines Naſenloch, durch Blauſtrumpf, mannsdicke Ströme von allgemein geſundvernünftigen und menſchenverſtändlichen Redensarten ſpritzen mußte. Bald galt es einer Reparatur des Glaubens, bald einer Reparatur der Beichtſchemel. Bald war ein Dogma, bald eine Orgelpfeife beſſer geworden. Wenn irgend ein theologiſcher Streit auf den Tennen der Literaturzeitungen durchgedroſchen wurde, ſo turbirte Blaſedow ſeine Vorgeſetzten, wie er ſich gegen das Reſultat

dieſer Kämpfe zu verhalten hätte. Ueber das Gebet des Herrn z. B. wurden zwiſchen Blaſedow und Blaustrumpf Aktenſtöße gewechſelt. Die Regierung wollte durchaus das moderne Unſervater in dem Lande einführen; alle Geiſtliche beugten ſich unter die grammatiſche Zuchtruthe derſelben, nur Blaſedow behauptete: das Vaterunſer ſey wenigſtens in ſeiner Gemeinde der letzte Hoffnungsanker für Leute, die ihn, und die er nicht verſtände. Wollt' er nun auch daran noch rütteln, ſo riſſ' er ihn vielleicht aus dem Boden heraus und könnte dann bei manchem Individuum ſein Leben lang warten, bis er ihm wieder beikäme. Auch würden, fuhr er fort, die Leute des Abends vor Schlafengehen doch immer wieder den Vater voranſetzen und dadurch gegen die Kirche eine Oppoſition unterhalten, die für das Muckerweſen recht das Feld ackere. Auch ſey es nur eines ſo egoiſtiſchen Zeitalters, wie das unſere wäre, würdig, vor Gott, dem

Geber alles Guten, dem Schöpfer der Welt und dem Vater unſer Aller, erſt uns wieder vorangeben zu laſſen. Mit einem Worte, er würde niemals die Religion gegen die Grammatik in Nachtheil bringen. **Dixit.**

Was wollte das Conſiſtorium machen? Es konnte doch wahrlich keine Amtsentſetzung durch grammatikaliſche Gründe motiviren. Blaſedow behielt hierin ſeinen Willen und ſetzte ihn ſonſt noch öfter durch.

Es war ſchon ſpät geworden. Er hörte, wie man unten die Vorbereitungen zum Nachteſſen traf. War er aber einmal in einen Irrgarten von lebhaften Vorſtellungen gerathen, ſo lief er die verſchlungenen Pfade alle durch, ſtatt daß er mit einem Sprunge über den grünen Raſen hin den Ausweg gefunden hätte. Er hätte ja das Schreiben ignoriren dürfen. Allein dies ſchien ihm Feigheit. Er war gewohnt, ſich fortwährend Rechenſchaft über ſeine Gedanken zu geben, und würde, wenn er nicht

so gewissenhaft gegen sich selbst gewesen wäre, auch nicht so viel gelitten haben. Für diesen Brief grübelte er jetzt nach einem passenden Schlusse und nahm sich vor, nicht eher zu Nacht zu essen, bis er seinen Appetit durch den Caviar einer pikanten Polemik gereizt hätte. Er schnitt sich mit jenem Schmunzeln eine Feder, welches wir immer haben, wenn wir nicht die Zeit erwarten können, um einen guten Gedanken aufzuschreiben. Blasedow begann:

Hochwürdiges Consistorium!

Vor etwa drei Tagen starb in meinem Kirchsprengel eine Katze, hochbetagt, mäusemüde, auf ihren Lorbeeren ruhend. Der Tod ereilte sie mitten auf der Landstraße, welche das Eigene hat, daß sie Kleinbethlehem in vier Viertel theilt, weil nämlich noch eine andere Straße hindurchgeht. Sie streckte alle Viere aus und konnte nicht begraben werden. Die Gemeindeglieder verweigerten ihr das Begräbniß, nicht, weil sie kein ehrliches verdient hätte,

sondern weil der Volksglaube besteht, daß man gewisse Thiere, unter anderen die Katzen, verwesen lassen müsse, wo sie der Tag ihres Verhängnisses ereilt. Auch ohne die Instruction eines hochwürdigen Consistorii würde ich gegen diese Katze eingeschritten seyn. Wenn der Aberglaube auf die Höhe kommt, daß er nicht bloß mehr eine moralische, sondern schon physikalische und atmosphärische Pest ist, wenn man Gefahr läuft, bei der Spinnstubenweisheit nicht bloß die Ohren, sondern auch die Nase sich zuhalten zu müssen, dann ist es Zeit, sich in's Mittel zu legen. Ich ließ die Katze aus dem Wege räumen. Ich ließ sie begraben.

Wenn ich nun aber auch den Sonntag darauf über die todte Katze hätte predigen sollen; ja, dann hätt' ich wohl von einem hochwürdigen Consistorio einen dazu passenden Bibeltext gewünscht. Meines Wissens steckt in der heiligen Schrift so viel Aberglaube, so viel dämonisches Besessenseyn und Teufelaustreiben, daß mir

die Gemeinde auch wohl hätte erwidern können, ſo gut der Teufel in die Säue von Genezareth fuhr, eben ſo gut kann auch dem ein Leids angeblaſen werden, welcher ſeine Hand an ein Thier legt, das in Egypten, dem Vaterlande der Zigeuner, göttliche Verehrung genoß.

Allein ein Hochwürdiges Conſiſtorium ſcheint ſelbſt daran zu verzweifeln, mit Hülfe der Bibel den Herenſpuck auszutreiben. Mit dem Glauben kann man wohl den Unglauben, aber nicht den Aberglauben widerlegen. Solange das Chriſtenthum nicht anerkennen will, daß mit ſeiner Stiftung auch das böſe Princip ausgerottet iſt, ſolange die Macht des Böſen ſogar noch auf einen einzigen Repräſentanten und Fürſten der Hölle übertragen wird, kann auch das Herenweſen nicht durch die Bibel getilgt werden, Bonifacius und Dr. Mörder mögen noch ſo viel heilige Eichen umhauen.

Ein Hochwürdiges Conſiſtorium deutet auf die Erziehung, als das beſte Hülfsmittel gegen

den Aberglauben hin; und dies ist der Nagel, für welchen ich einen besseren Kopf gewünscht hätte. Was wird uns Landpfarrern nicht Alles als Zweck der Schule angegeben? Bald sollen wir schon die zarte Jugend auf die Inoculation der Bäume und die Zucht der Seidenraupe aufmerksam machen. Dies rührt vom Finanz-Collegio her. Bald sollen die Kleinen auf die Ausbildung ihrer körperlichen Kräfte angewiesen und zu militärischen Spielen angehalten werden. Das ist ein Fingerzeig des Kriegs-Collegii. Dann erhalten wir die Weisung, auf die Belebung vaterländischer Gesinnung zu achten und früh in die Kinderseelen einzupflanzen die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus. Dies ist specielle Cabinets-Vorschrift. Nun kommen noch die Ansprüche der Geistlichkeit und der Juristen, die Ansprüche der Polizei wegen des Nesterausnehmens und der Baumschulen-Beschädigung. Das Kind wird gezerrt und gezogen nach den verschiedensten

Seiten hin. Was der Eine befiehlt, widerräth der Andere. Was da passend ist, ist dort schon ungereimt. Die Kinder gleichen hier jenem grünen weichen Serpentinsteine, aus welchem man Tintenfässer, Speinäpfe, Leuchterknechte, Apothekermörser, alles Mögliche schneiden will.

Statt daß ich nun ein Hochwürdiges Consistorium gegen dieses Gebrechen, welches nicht nur die Erziehung in Sayn-Sayn, sondern beinahe schon in der ganzen Welt auf eine Hanswurstspasse zurückführen wird, kämpfen sehe, tritt dasselbe gleichfalls für jene Hopfenstangen auf, welche man neben zarte zolllange Blümchen stecken will, damit sie sich daran beraufranken. Den Kindern den Aberglauben nehmen, heißt sie mit Braunbier statt mit Milch säugen. Ich vertheidige die Spinnstube nicht und den Hexenbesen, welchen die alten Weiber beharnen, um ihm für die Walpurgis-Nacht, wahrscheinlich durch die dadurch erzeugten

Flöhe, jene Sprungkraft zu geben, die sich von einem Schornsteine aus nach dem Brocken versetzen kann; allein den Kindern die ganze Natur zusammenzusetzen, wie mit einem Dominospiel, ihnen zu beschreiben, wie alle geheimnißvolle Dinge sich unter der Luftpumpe der Aufklärung kümmern und schwach werden, das heißt gerade, die Kinder schwimmen lehren, noch ehe sie laufen, oder griechisch, noch ehe sie sprechen können. Ich erkläre mich hiemit für unfähig, in Kleinbetteln den Aberglauben zu vertilgen, wenigstens durch die Erziehung; es sey denn, daß der Aberglaube die Luft verpestet, wie bei der unbegrabenen Katze zu fürchten stand.

Ueberhaupt ist es ein Jammer, zu sehen, was man jetzt in der Schule sieht. Man überhäuft die Schule und das Haus mit so entsetzlich vielen Vorschriften, daß die Kinder unter dem Wust ersticken. Alle Wege, welche die Kinder einschlagen müssen, um Menschen

zu werden, führen erſt immer zum Engel oder Vieh; keiner geht gerade auf die Beſtimmung los, welche die Natur jedem ihrer Erzeugniſſe ſchon auf die Stirne gedrückt hat. Der Beruf bleibt nicht ſelten dem Zufall überlaſſen, und der Zufall macht oft, daß ſich ein Bube, der längſt über ſeine Zukunft im Reinen ſeyn ſollte, erſt dann darüber beſinnt, wo es faſt zu ſpät iſt, und er eine Laufbahn einſchlägt, die entweder unter oder über ſeine Kräfte iſt. Die Erziehung iſt keine abſolute Wahrheit, die etwa bei Plato und dem Hochwürdigen Conſiſtorio ganz gleichlautend ſeyn ſollte; nein! ſie iſt immer die arithmetiſche Wurzel, welche man aus den Quadrat- und Cubik-Verhältniſſen einer gegebenen Zeit ausziehen ſoll. Die Erziehung ſoll zwar dahin ſtreben, Menſchen zu bilden, die beſſer ſind, als ihre Zeit; aber ſie thut es verkehrt genug, wenn ſie nur Menſchen ſchafft, die die Zeit lieber gar nicht verſtehen.

Blick' ich auf die Zeit, wie sie vor mir liegt, so finde ich, daß alle Fächer außerordentlich besetzt sind. Ich finde eben so, daß man sich allmählich der sonst so gerühmten Vielseitigkeit entwöhnen und sich vielmehr auf eine außerordentliche Virtuosität in einem einzelnen Fache beschränken muß. Sonst staunte man Leute an, die zu gleicher Zeit mit Händen und Füßen, mit Mund und Nasenlöchern alle Instrumente eines Orchesters spielen können; jetzt muß man es auf seiner einzigen G-Saite bis zu dem Seiltanz eines Paganini bringen können. Kurz, der Egoismus, das gefräßige Ungeheuer, das Alles in sich selbst verwandelt, worauf es sich lagert, der Materialismus, dieser ungeheuere Mastkoben, wo der erstere immer mit seinem Rüssel hineinwühlen kann und immer Stoff findet zu jener Aneignung, die sogar ein Göthe gelehrt hat: dies sind leider die Gesichtspunkte, von welchen man heute bei der Erziehung ausgehen muß. Der Himmel vergeb'

es uns! Wir erziehen unsere Kinder für Rom und Griechenland und werfen sie dann, nachdem wir in philologischer Wollust die Keuschheit der Kinder für uns bekommen haben, abgenutzt und der Welt entfremdet, in eine Zeit, die sie nicht versteht, und die sie nicht verstehen. Diese Bosheit der jetzigen Erziehung, diese Veruntreuung anvertrauter Existenzen, dies Erbschleichen und Mündelprellen, dieses gemeine Abnutzen jener edeln Fähigkeiten, welche die Kinder brauchen werden, um sich einmal durch den drängenden, stoßenden Matrosenlärm des großen Seehafens unserer Zeit hindurch zu finden — o, es pocht gewaltig in meiner Brust und lockt mich, Hand anzulegen und die Subtilitäten-Krämer und pädagogischen Wechsler aus dem Tempel der Menschheits-Hoffnungen auszutreiben. Das Schulhaus ist ein Bethaus, möchte man mit dem großen Nazarener sagen, aber ihr macht eine Mördergrube daraus. Ja, Mördergruben sind unsere Schulen: nämlich

bis zu einem gewiſſen Alter der Kinder, wo ſie anfangen müſſen, mit Rückſicht auf das Nothwendige und Ueberflüſſige behandelt zu werden. Ein Hochwürdiges Conſiſtorium verzeihe mir dieſe ſchroffen Ausſprüche. Ich bin Vater von vier bis jetzt noch unerzogenen Kindern; ich werde ſie erziehen, ich werde den Beweis liefern, was man aus dem Wachſe der Kindheit für Geſtalten bilden kann. Bin ich mit meinen Kindern zu gewiſſen Reſultaten gekommen, ſo werd' ich ein Buch darüber herausgeben zu Nutz und Frommen der Welt. Ich werde darin ein vollſtändiges Seitenſtück zu Karl Witte aufſtellen: denn dieſer junge Muſtermenſch iſt nach dem Principe der Allesköñerei erzogen; mein Princip iſt das der Vereinzelung. Der Knabe ſoll Alles wiſſen, aber nur Eines können; er ſoll Jeden verſtehen, aber nicht Jedes verſtehen; er ſoll jede Fähigkeit zu ſchätzen, aber nur eine auszuüben wiſſen. Das iſt mein Ideal,

meine blumige Zukunft, das ist mein Trost für die schlechte Pfarre, auf der ich noch immer sitzen muß trotz der vielen Vacanzen, bei welchen ich regelmäßig von dem Hochwürdigen Consistorium übergangen werde. Ich zürne Niemanden. Gott, meinetwegen macht mich zum Zuchthaus-Prediger oder besetzt eure Pfarren mit fürstlichen Reitknechten: ich lasse euch in Frieden; aber schreibt mir auch in Unterrichtssachen nichts vor; laßt die Mägde binden und lösen, zu St. Andres, zu Sylvester, wann sie wollen, wenn sie nur die Milch nicht überkochen lassen und sich sonst hübsch reinlich und sauber halten. Ob meine Frau das Brod auf den Rücken oder den Bauch legt, das soll das Wenigste seyn, was ich ihr nachtrage, wenn es nur gut gebacken ist, und es nach dem Bäckersprüchworte nicht heißen darf, ich hätte sie durchgejagt, weil es nämlich abgebacken ist. Nein, ein Hochwürdiges Consistorium möge mir verzeihen, daß ich hiermit

nach reiflichem Erwägen meine Weigerung erkläre, dem Rundschreiben eines Hochwürdigen Consistoriums die gewünschte Folge zu geben.

A. G. Blasedow,
Pfarrer in Steinbeibleben

Nachdem wir nun den Inhalt dieses aufsätzigen Briefes kennen, wollen wir unsere Verwunderung nicht verschweigen, daß es zehn Uhr Nachts geworden ist, daß Weib und Kinder mit großem Spectakel zu Bette gingen, und Niemand dachte, dem Hausherrn eine Einladung zum Essen zu schicken. So sehen wir, daß die Lebensglocke im Pfarrhause schon lange einen tiefen Riß und nicht einmal mehr so viel Klang hat, daß sie ihm zum Essen läuten kann. Die Herzen und Empfindungen in dem Hause waren schon untereinander geworfen, wie in einer Folterkammer. Jedes war froh, in seinem Winkel nicht gestört zu werden. Wäre hier jede Persönlichkeit, jeder Anspruch ein Instrument gewesen, welch eine Disharmonie

würde das gegeben haben! Auch die Kinder paßten wie Milch und Obst zuſammen, eine Miſchung freilich, die Kinder oft in ihrem Magen zu vereinigen wiſſen. Ja, Gertrud, ſo eine gute Frau ſie war, ſo reinlich ſie ihre Kinder zweiter Ehe hielt, ſo viel ſie an ihnen wuſch und rieb und ihnen nach hohen Feſttagen, wo gewöhnlich die Mägen gereinigt werden mußten, Rhabarber eingab, ja, ſelbſt Gertrud hatte noch ein kleines verſtecktes Intereſſe gegen dieſe Kinder, ja, ſogar gegen ſich ſelbſt, indem ſie dafür darbte und ſparte, nämlich ihren Sohn erſter Ehe, der ein Handwerk hatte lernen müſſen und gegenwärtig auf der Wanderſchaft war. Er wäre gerne nach der Schweiz und Paris gegangen, allein die Sayn-Sayn'ſche Diplomatie hatte ihm dorthin nicht den Paß viſiren wollen. Peter reiste ſomit jetzt in Ungarn und Siebenbürgen. Wenn ein Brief von ihm ankam, ſo küßte ſie ihn, ob Blaſedow gleich erklärte, er wäre durchſtochen und

käme direct aus der Peſt her. Das legte ſie ihm als Liebloſigkeit aus und ſagte: „Mein Peter iſt viel zu rein gehalten, als daß der je die Peſt haben könnte, und überhaupt“ — Wenn Blaſedow dies Ueberhaupt und was darauf folgte, hörte, ging er immer mit einem Blicke gen Oben aus dem Wohnzimmer, welches auch allein das Sprechzimmer war.

Heute Nacht jedoch bemerkte der gefeſſelte Titan die Vernachläſſigung nicht einmal. Er hatte in dem Briefe an das Conſiſtorium ſo gewaltig mit ſeiner Kette geklirrt, daß er ſich faſt wie frei vorkam und mit leuchtenden Blicken in ſein Bett ſtieg. Umjubelt und umlacht von den erträumten Wirkungen ſeines Briefes ſchlief er ein. Ja, er träumte früher, als er ſchlief. Das muß man nämlich können, wenn man gut und feſt ſchlafen will.

# Viertes Kapitel.

### Die Mohrentaufe.

Die übrigen Hausbewohner ſchliefen nicht ſo feſt. Sie hatten die Menagerie, welche in dem Wirthshauſe eingekehrt war, zwar nicht ſehen können, aber doch gehört und hörten ſie die ganze Nacht hindurch. Die afrikaniſche Wildniß war in Kleinbethlehem losgelaſſen. Löwen brüllten, Tiger gähnten, mancher Affe und Papagey fiel mit einem Schrei von ſeinem Stege herunter, durch Träume geängſtigt. Dieſe Nacht war im ganzen Dorf eine ſchlafloſe.

Als nun etwa um Mitternacht einige ſehr heftige Stöße an der Thüre der Pfarrwohnung erfolgten, konnten Knechte und Mägde ſie

ſogleich hören und zitterten vor Schreck. Das Pochen und Rufen um Oeffnung verſtärkte ſich. Gertrud fuhr aus dem erſten Schlafe hervor und dachte ſchon, Peter wäre aus Ungarn zurückgekommen. Dieſe Vorſtellung hinderte ſie, an Böſes zu denken. Sie ſchlug Licht an und rief ein Mal über das andere: „Sogleich!“ Ihren Nachtrock übergeworfen, ſchob ſie die Riegel von der Hausthüre zurück und fragte, ehe ſie aufſchloß, wer da wäre?

„Der Herr Pfarrer, in's Wirthshaus ſoll er kommen!“

Nun dachte Frau Gertrud: Dort wüßte ich Keinen, der ſo in der Eile das Sacrament verlangen oder gar niederkommen könnte. „Was ſoll er denn,“ frug ſie.

„Das kann der Teufel wiſſen, machen Sie doch nur auf!“

Wie nun Frau Gertrud dies that, ließ ſie vor Schreck die Lampe fallen: denn ein ſchwarzer Kerl in einer weißen Schlafmütze

wollte in's Haus hinein. Auf ihren Schrei kam jetzt Hülfe. Der Schwarze lachte aber und sagte: „Macht keine Narrenspossen, meine Herrschaft ist krank geworden und will durchaus den Pfarrer sprechen."

„Wer ist die Herrschaft?" fragte Gertrud beherzt; „das muß wohl des Teufels Großmutter seyn." Sie wußte nämlich nichts von der Eigenthümerin der Menagerie und dem Wohlgefallen, welches diese schon auf der Landstraße an Blasedow geäußert hatte.

„Jetzt macht nur keine Umstände," sagte der Schwarze, der für einen Neger fast das Deutsche zu richtig und sogar mit sächsischer Melodie sprach. „Ich denke nun wohl, daß es Zeit ist, den Pfarrer zu rufen — in's Teufels Namen!"

Gertrud rief von Unten die Treppe hinauf: „Blasedow!" Er hörte nicht. Sie mußte hinauf zu ihm und ihn wecken. Er wollte aber noch immer nicht hören, ob er schon wach war.

Er war immer ſchwer zu ſeinen Pflichten zu bringen. Er kam gewöhnlich zu Sterbenden erſt in dem Augenblicke mit dem Abendmahl an, wenn ſie ſchon todt waren. Er wäre auch jetzt ſchwerlich aufgeſtanden, wenn ihm nicht die Wörter: Mohr, Menagerie, Satan, allmählich die heutige Landſtraßen-Begegnung wieder in's Gedächtniß zurückgerufen hätten. Daß die beleibte, geſchminkte, aber grelläugige Dame krank geworden ſeyn ſollte, that ihm jetzt recht leid. Er ſtand auf, kleidete ſich an und ging mit dem Neger, der aber ſchwerlich echt war, in's Wirthshaus, wo er erſt rechts und links die Menagerie-Fuhrwerke paſſiren mußte.

Die Scene, welche Blaſedow jetzt hier erlebte und mitſpielen mußte, hatte auf ſeine ſpäteren Lebensſchickſale eine große Wirkung. Wir wollen nur rundweg eingeſtehen, daß er ſich hier geweigert hat, einen Heiden zu taufen, und daß dieſe Unterlaſſungs-Sünde in ſpäteren

Jahren das Maß ſeiner Schuld beim Conſiſtorium vollmachte. Blaſedow aber erzählte damals einem Freunde die Sache folgendermaßen:

„Sehen Sie, ich komme da hinein in das Zimmer und finde das genannte Weibsbild in einer dem griechiſchen Kunſtprincip der Nacktheit ſplitterweg huldigenden krampfhaften Attitüde. Was ihr fehlte, und weſſen ſie bedurfte, iſt mir bis jetzt zu dieſer Stunde noch nicht klar geworden. Ja, ſelbſt wenn ich es durchſchaut hätte, Herr, ich möchte es gar nicht wiſſen und am wenigſten wiederſagen. Ein junges Frauenzimmer goß ihr ein Mal über das andere wohlriechende Eſſenzen auf den Leib und ſchenkte ihr zuweilen aus einer Terrine ein, die mir weit mehr mit Punſch, als mit Cremor Tartari gefüllt ſchien. Ich fragte: Aber mein Gott, was iſt Ihnen denn, Madame? Sie ſtöhnte und warf mir einen Blick zu, der entweder vor Fieber oder einer ſonſtigen

Gluth so brennend war, daß er mehr als einen Pfarrer, daß er den ganzen Klerus hätte anstecken können. Ich bekam eine Aengstlichkeit, die ich gar nicht mehr beschreiben kann. Das junge Frauenzimmer verließ uns mit einer so verdächtigen Miene, daß ich wirklich nicht wußte, sollte ich hier als Arzt der Seele oder des Körpers fungiren. Inzwischen war es das Gerathenste, ihren Puls zu fühlen, und diesen erkannte ich freilich für aufgeregt im bedenklichsten Grade. Dennoch wurde mir fast schwindlicht, und ich sah mich genöthigt, neben dem Bett auf einem Stuhle Platz zu nehmen."

„Sie haben gewiß schon einmal jene Frauen bemerkt auf der Frankfurter Messe oder sonst, wo Wache-Figuren oder Thiere oder Affen-Komödien gezeigt werden. Gewöhnlich sitzen sie vorn an der Kasse und nehmen die Eintrittsgelder in Empfang. Ihre Augen glänzen aus dem Korfe heraus, Leidenschaft athmet jede ihrer Bewegungen. Die Wangen sind geschminkt.

Die Finger ſind mit Ringen vergoldet. Schwere goldene Ketten hängen um den Hals auf einen Buſen herab, der etwas Grauenhaftes hat. So ſtellen Sie ſich, in demſelben Aufzuge, jedoch im Nachtkleide, meine Patientin vor. Ob ſie mich hat verführen wollen oder nur prüfen, ob ſie wirklich ein größeres Leiden verſpürte, als das meiner Sprödigkeit, weiß ich nicht. Genug, ich behandelte ſie pathologiſch und frug nachdrücklich, an welchem Theile des Körpers ihr etwas fehle?"

„Als ſie mir darauf keine Antwort geben wollte und nur ſchwere Seufzer ausſtieß, fürchtete ich, ſie könnte mir, angereizt durch die unwillkürlichen Striche, die ich ihr, um den Puls zu fühlen, auf die Haut gab, unter den Händen ſomnambül werden. Der Contraſt des Magnetismus mit der Herumführerin wilder Beſtien und Affen war mir in dieſem Augenblicke ſo gräulich, daß ich aufſprang und fortgehen wollte. Allein wie beſeſſen von dem unglückſeligen

Rapport, in welchen ſie ſich durchaus zu mir verſetzen wollte, ſchoß ſie auf und hielt mich feſt, wie Potiphars Weib den Joſeph. Ich erhob jetzt eine Donnerſtimme und fragte ſie: Was ſie denn im Kopfe hätte? Um Gotteswillen, Herr Pfarrer, begann ſie nun; ich merke erſt jetzt, daß Sie hier ſind. Ach, ich habe Sie rufen laſſen, weil ich doch wohl fühle, daß es bald an mein Ende geht. Es iſt mir gottsjämmerlich ſchlecht. Ich leide an Magenkrämpfen und neige zu weit mehr Uebeln hin, als ich Namen dafür zu geben weiß."

„Mein Mitleiden erwachte, und ich blickte voll Rührung auf ſie herab. Sie deckte ſich anſtändig zu und fing an zu weinen. Wie nun Frauen dieſer Gattung immer in Extremen leben und von einer Leidenſchaft zur anderen förmlich hinübernahen, ſo bekam ſie in dem Augenblick eine ſo gewaltſame Reue, daß ich Gott dankte, wenigſtens meiner eigenen Angſt,

wenn auch nicht ihr ſelbſt, mit den Flocken helfen zu können, welche man bei langjähriger Praxis für ſolche Erweckungsmomente in Bereitſchaft hat. Sie war überzeugt, in mir nun einen wirklich gottſeligen Mann entdeckt zu haben, und dachte wahrſcheinlich, da ſie einmal die Gnade des Himmels jetzt in der Nähe und zur Hand hatte, ſie auch nach Kräften einzuſchlürfen und zu benutzen. Mitten unter Reuethränen geſtand ſie mir nun, daß ſie drei Neger um ſich hätte, von denen einer ein geborener Sachſe und der andere ein Darmſtädter wäre. Den erſten würde ich ſchon an ſeinem Accente, den zweiten an der abſoluten Unfähigkeit, den Buchſtaben R auszuſprechen, erkannt haben. Der dritte aber ſey wirklich echt und noch ein completer Heide. Sie fühle jetzt Gewiſſensbiſſe, daß dieſer Menſch ſeit ſeiner Kindheit in ihren Händen und noch nicht getauft wäre. Ich ſollte ihn auf der Stelle taufen. „Ich habe," ſagte ſie, „den Lulu gekauft in Genua.

Eigentlich erhielt ich ihn als Zugabe bei meinem beſten Löwen, für welchen ich die Summe, die man forderte, zu groß fand. Da ſagte der Thierbändiger, der jährlich einen Transport wilder Thiere aus den Barbareſken in die ſüdlichen Häfen führt, er wolle mir Lulu noch als Zugabe zu dem Löwen geben, und das konnte ich ſchon annehmen. Wenn man für die Thiere einmal einen paſſenden Käufer findet, ſo kann man mit dem Neger noch immer verdienen. Man fügt einige alte Wallfiſchzähne, einige Seemuſcheln und optiſche Kunſtſtücke hinzu, meinetwegen auch den Schuh einer Chineſin, den man nur recht klein zu machen braucht, um ſogleich die Illuſion für ſich zu haben, der Neger wird ummalt mit einer Draperie von Palmenbäumen und Paradies-Vögeln, er hält einen Köcher und Bogen und Pfeile in der Hand, ob er gleich niemals ihn geſpannt hat. Es iſt für die Welt; aber Kinder zahlen die Hälfte."

„Ich hätte über dieſe Beichte lächeln mögen, hütete mich aber wohl, dies zu zeigen. Denn ſie hätte dann gewiß ihren Ton geändert und ſich über die ſchlechte Rolle geärgert, die ſie jetzt in ihrer Reue vor mir durchführte. Ich ließ ſie ungeſtört weiter ſprechen.“

„Lulu, ſagte ſie, iſt Chriſt genug, wenn er es an meinem Lebenswandel und meinen frommen Thieren allmählich hat abſehen können. So oft ich — Gott, welche Sünde bei dem Glauben, ein gutes Werk zu thun! — ſo oft ich das Nachtmahl nahm in ſchwachen Augenblicken, nahm Lulu Theil. Er lachte zwar immer, und der Prediger verwies es ihm; aber ich ſagte, es käme von ſeiner inneren Freudigkeit. Offen geſtanden, er wußte nicht, warum er aß und trank. Jeſus, ich habe ſchreckliche Sünden mit dem Menſchen auf dem Halſe. Er hat das ganze Chriſtenthum ſchon in ſich, aber es iſt und bleibt ein beſchnittener türkiſcher Hund. Getauft iſt er nicht.“

„Man denke ſich dieſen Abſprung von einer Circe zu einer abergläubiſchen und halb reuigen, halb verſtockten Sünderin, in beiden Momenten die gleiche viehiſch-plaſtiſche Natur und das mir immer deutlicher werdende hohe Alter, das hinter der Schminke und den falſchen Zähnen ſich verſteckte! Ich werde mich da mit einer Negertaufe einlaſſen, dachte ich; ſie quälte mich nur um ihrer Sünden willen, und dies erregte zuletzt mein Mitleid. Ich ſagte: Meine Werthe, darum werden Sie noch nicht in den Himmel kommen oder die ewige Verdammniß vermeiden, daß ſie einen Anderen vom Tode zu erretten glauben, indem Sie ihn für ſich taufen laſſen. Es iſt wahr, eine Schuld wird wenigſtens getilgt, die auf Ihnen laſtet; allein Sie ſcheinen dieſe Negertaufe als eine Sühnung für Ihre übrigen Vergehen zu betrachten. Das kann der Kirche nicht genügen. Alles Taufwaſſer, was ich da über den jungen Mann gieße, waſcht Sie ſelbſt noch nicht weiß. Ich würde

mit der Taufe gern zur Hand ſeyn; allein ich finde, daß dieſe heilige Handlung hier mit unlauteren Motiven verknüpft iſt, und halte demnach meine Segnung zurück."

Blaſedow behauptete, daß er nun gegangen wäre, hat jedoch in ſeinen ſpäteren Lebensjahren eingeſtanden, daß er ſchon damals ſehr feindſelig gegen die poſitiven Satzungen des Glaubens geſtimmt geweſen wäre. Er wäre damals ſehr bequem geweſen. Dieſe Weitläufigkeit, da in der Nacht Jemanden aus dem Stegreife zu taufen, die zur Handlung nötbigen Geräthſchaften ſchnell herbeiſchaffen und nun gar den verſchlafenſten Menſchen von der Welt, ſeinen Küſter, wecken zu laſſen! „Nein," ſagte er zehn Jahre ſpäter, als er das Vorige erzählte, „da ſchien mir der Erfolg nicht belohnend genug dafür. Das Frauenzimmer war eine gemeine Aventuriére. Hatte ſie mich erſt verſtricken wollen, ſo konnte ſie ja hernach die Abſicht haben, mir einen Zopf

zu machen. Sie heulte und ſchrie: ſie könne das Sündenleben nicht ſo fortſetzen; ich ſagte ihr aber, um ihrer nur los zu werden: Liebe Frau, das Waſſer macht es nicht. Ich beſinne mich ſelbſt nicht, ob ich getauft bin. Wie ſollt' ich wiſſen, ob mich auch das Waſſer des Pfarrers benetzte? Der mich getauft hat, war ſo kurzſichtig, daß er beim Nachtmahle den Kelch immer nur auf's Gerathewohl hinausreichte, und die Leute nicht wußten, ob ſie den Wein nur riechen oder trinken ſollten. Alſo, meine Gute, wer ſich nicht ſelbſt tauft, der bleibt ein Heide und Türke ſein Leben lang. Daß man der Gemeinde den Leib Chriſti reicht, macht dieſelbe ſeiner Herrlichkeit noch nicht theilhaftig. Das Reichen ſoll nur erinnern, daß Jeder ſuche, ſelbſt ſuche, was im Glauben, in der Kirche freilich gefunden iſt. Demnach machen Sie ſich über den Neger keine Unruhe. Er iſt alt und reif genug, ſelbſt nach den Heſperiden-Aepfeln lüſtern zu werden, wenn er die chriſtliche Seligkeit

dafür zu halten geneigt ist. Was Sie ihm geben wollen, würde vielleicht immer nur ein äußerliches Geschenk seyn, dessen Werth er nicht zu würdigen wüßte."

Mit diesen Worten zog sich damals Blasedow zurück. Müdigkeit und Hunger hatten ihn so ergriffen, daß er sich nach seiner Wohnung sehnte. Der Trost, den er, allerdings ein Fuchs im Schafskleide, zu spenden wußte, schläferte die Dame allmählich ein, so daß sie tief seufzte und kein Wort verlor, indem Blasedow zur Thüre hinaushuschte. Das Kammermädchen (es war ganz finster) kam ihm auf dem engen Gange zufällig in die Arme. Eiskalt überlief es ihn, da er plötzlich etwas Warmes faßte. Es mußte wohl nur von der engen Localität und der Dunkelheit herkommen: denn er drängte die Verführung sogleich von sich und hatte nicht ohne ein ihn verfolgendes leises Kichern endlich glücklich die Treppe erreicht. Frei athmete er auf, als er im Freien war, und lief mehr, als

ging, in seine Wohnung zurück. Es war ihm, als hätt' ihn der Satan untergehabt. Er machte auch, indem er nach Essen im Hause herumsuchte, einen Höllenlärm. Gertrud war gemein genug, ihm zu sagen: „Wer nicht herunterkömmt zu gehöriger Zeit, der mag hungern. Uebrigens des Nachts noch anzufangen, das ist recht Versündigung an Gott."

„Bedenke nur deine Sünden, Frauenzimmer," entgegnete Blasedow; „wer in Gott freudig seyn will, wird es mit hungerigem Magen schwerlich seyn können." Damit stieg er, eine Schüssel und ein Brod in der Hand, in sein Zimmer hinauf. Gertrud leuchtete ihm nach. „Ob ich falle," dachte er, „ist ihr sehr gleichgültig; nur fürchtet sie, wenn ich fehltrete, daß ihr die Schüssel zerschlagen wird. Deßhalb leuchtet sie!" Blasedow war gegen seine Frau mißtrauisch im höchsten Grade. Er sagte oft: „Giftmischer gibt es in der Geschichte der Staaten und der Schaffotte weit weniger,

als Giftmiſcherinnen. Die Frauen würden, wenn man die Aqua toffana ſo kaufen könnte, wie das Willer'ſche Kräuteröl, ſchreckliche Verheerungen anſtiften. Furcht und Grauſamkeit halten ſich in dem weiblichen Herzen das Gleichgewicht." Und Blaſedow war gegen Gertrud ſo mißtrauiſch, daß er oft fürchtete, ſie würde ihn vergiften. Seine Hypochondrie ſchlug ihm das Leben, was er führen müſſe, als einen ſchwarzen Trauerpfad aus. Wenn mit ſeiner Frau eine heftige Scene vorgefallen war, und er allein aß, ſo lockte er immer die Katze in's Zimmer und ſetzte ihr von den Speiſen vor, um zu ſehen, ob ſie nicht zuckte. Die Frauen ſchienen ihm aller Dinge fähig. „Ein Engel," ſagte er, „fällt leicht, und nun gar meine Frau, die nicht einmal ein Engel iſt! Frauen, wie Alles, was ſchön iſt, nehmen ſich beſſer in der Entfernung aus. Sie ſind auf die Mittelſtraße in allen Dingen angewieſen, weil ſie Gott gerade aus der Rippengegend

des Mannes herausschnitt, aber doch stürzen sie aus Extrem in Extrem."

Unter ähnlichen Betrachtungen schlief Blasedow ein. Die Mohnköpfe, die Morpheus heute noch über ihn streute, waren mit Milch, Zucker und Brod gerieben gewesen, ein Essen, für welches ich gestehe keinen hochdeutschen Namen zu wissen. Den niederdeutschen aber behalte ich zurück, weil es in der Familiarität auch der komischen Romane eine Grenze geben soll.

# Fünftes Kapitel.

### Die Amtsbrüderschaft.

Wir haben schon öfters des Pfarrers Tobianus erwähnt, eines benachbarten Freundes der Pfarrei in Kleinbethlehem. Jetzt sehen wir ihn mit einer kleinen Kalesche, von Sophien, seinem zehnjährigen munteren Mädchen, begleitet, in das vor uns bisher aufgespannte Gemälde mitten hineinfahren, eine große Staubwolke aufwühlend, wie viele Nebenpersonen in Dramen und Romanen auftreten und einen um so größeren Lärm machen, je kleiner ihre spätere Rolle ist. Bei Leibe, ich will das Interesse an Herrn Tobianus nicht gleich bei seinem ersten Auftreten untergraben. Mag sich

der Mann entwickeln, mag er ſich ſo breit machen, wie er neben ſeiner unruhigen Tochter ſitzt. Er dampft Tabakswolken aus der Pfeife von Meerſchaum. Er iſt das lebendige Gegenbild zu unſerem noch ſchlafenden, unglücklichen Freunde, zufrieden, überzufrieden mit ſeinem Loſe. Er hatte nie in den erſten Reihen geſtanden und war nie durch den Alp des Ehrgeizes um ſeine Nächte gekommen. Tobianus hatte ſein ganzes Leben hindurch ſo gerechnet: Bekommt der acht oder zehn, ſo bin ich mit drei, vier ſehr zufrieden. Tobianus ordnete ſich jedem ſtärkeren Willen, jeder höheren Fähigkeit freiwillig unter. Alles, wodurch er ſich übertroffen fühlte, fand an ihm ſeinen erſten Lobredner. Unwillkürlich und ohne Affectation pflegte er oft zu ſagen: „Wir andere und gewöhnliche Leute.“ Bei jeder Parteiung erklärte er ſich für die Gemeinſchaft mit Jenen, welche das gezügelte, bevormundete Publicum bilden. Wer hätte glauben ſollen, daß dieſer Mann

Umgang mit den claſſiſchen Muſen gepflogen und Plato und Demoſthenes auf der Schule wenigſtens, wenn nicht geleſen, doch buchſtabirt hatte!

Tobianus ſollte nun aber einen Gelehrten machen. Es war eine Kugel in jenem geiſtlichen Roſenkranze, der im Fürſtenthume Sayn-Sayn äußerlich die Religion vorſtellte. Doch auch in dieſem Berufe predigte er nichts Anderes, als was er den Leuten vom Geſicht und dem Kanzelpulte vom Papier ableſen konnte. Eine Predigt zu memoriren, hätte ihn um ſeinen Verſtand gebracht. Wie oft vergaß er nicht ſein Papier, und wie oft mußte er nicht umkehren, nachdem er auf der Kanzel ſchon das Eingangsgebet hergeſagt hatte! „Ich habe das Gute bei meiner Mittelmäßigkeit," pflegte er zu ſagen, „daß ich niemals aus dem Conterte komme. Meine Predigten haben Hand und Fuß. Sie ſind oft weit beſſer, als ich ſie machen kann." Man ſieht, daß Tobianus hier nur von den

Reden ſpricht, die er hielt, nicht einmal von denen, die er machte. Er nahm nicht ſelten Reinhards und anderer Meiſter Predigten mit auf die Kanzel mit dem Bemerken: „Ich meine immer, es iſt dem Zwecke weit angemeſſener, fremde Vorzüge einzuräumen, als den Mangel ſeines eigenen auf halbe Weiſe zu bemänteln.“ Nur gegen Blaſedow war Tobianus nicht ſo tolerant. Er erkannte ſeinen Geiſt an, er war weit entfernt, ihm den Vorrang ſtreitig zu machen; allein er hielt ihn auch für eben ſo confus, als genial, für eben ſo unklar, als originell. Er ſtellte ſeinen kühnen Einfällen und Beſtrebungen gewöhnlich die Bürgermiliz ſeiner eigenen krummbeinigen und blaſſen Gedanken entgegen. „Blaſedows Wahnſinn gegenüber,“ ſagte er, „will ich den Katechismus als das Werk der tiefſten Weisheit vertheidigen. Beſſer nüchtern und ſchaal, als voll und betrunken. Beſſer auf einem Eſel nach Jeruſalem reiten, als in einem Luftballon,

der in irgend einem Baume hängen bleibt. Beſſer ein beſonnener Schüler, der geſunder die Lehren Anderer nachbetet, als ein fiebernder Prophet, deſſen Ideen nahe an Narrheit ſtreifen.“ Da ſieht man alſo — Tobianus konnte bei ſeiner Trockenheit ſogar Feuer fangen. Einem Don Quirote gegenüber fühlte er ſich als Maulthier-Treiber ſtolz. Beſſer Hafergrütze, dachte er, als eine angebrannte Paſtete.

Vorn auf dem Bock der Kaleſche ſaß das ehrlichſte Geſicht, welches jemals blonde deutſche Haare beſchatteten. Dennoch bemächtigte ſich dieſer gutmüthigen und einfältigen Züge des Knechtes eine gewiſſe Schlauheit, als ſie in die Nähe des Dorfes kamen. Peter Erich, der Kutſcher, blickte einigemale rückwärts, und Tobianus bemerkte ſein Lächeln, achtete aber nicht darauf, weil er wußte, daß man ihn als Wittwer im Verdacht hatte, mit Frau Gertrud vertrauter zu ſeyn, als der Mann derſelben. Erſt als Peter Erich anfing, über

die Maßen langſam zu fahren, ſchalt er ihn und verwies ihm ſein unpaſſendes Grieflachen. Da hielt Peter Erich ſogar die Pferde an, ſtand von ſeinem Sitz auf und nahm ſeine Mütze ab. „Ach,“ ſtotterte er, „da ſoll im Dorfe jetzt mit einer ganzen Armee wilder Beſtien auch ein Papagey angekommen ſeyn, der ein wahres Wunderthier iſt. Spricht Alles und verſteht Alles, reist aber heute noch ab. Da ſehen Sie, die Wagen ſind ſchon beſpannt; wenn wir rechts herum fahren am Wirthshauſe vorbei, könnte ich das Ding noch zu ſehen bekommen.“ Als Tobianus nichts dagegen hatte, fuhr Peter Erich, wie ſchnell es nur auf dem Landwege gehen wollte, dem Dorfe von der Seite zu, wo die Schenke lag.

Hier war die Menagerie eben im Begriff, aufzubrechen. Die Pferde waren ſchon vor die langen Käſten geſpannt, zwei Damen ſchrien und lärmten umher und beaufſichtigten das Einpacken ihrer Garderobe. Auf dem

offenen Kutſchenfenſter der Seite des herrſchaftlichen Wagens, welche zublieb, ſaß in der That das wunderbare Thier, von welchem Peter Erich durch Michel Meyer gehört, der den Abend vorher das Thier ſchon angehört hatte und Peter Erich unterweges begegnet war. Sophie fürchtete ſich, abzuſteigen und dem grünen Vogel mit ſeinem verdächtigen krummen Schnabel und dem ängſtigenden Krauen und Krakeln, welches dem Papagey eigen iſt, zu nahe zu kommen. Aber Peter Erich band ſeinen Gaul feſt, ſtellte die Peitſche ehrfurchtsvoll hin und ſchickte ſich mit beſorgten Schritten an, den Wundervogel näher zu betrachten. Das Krächzen des Thieres erſchreckte ihn ſehr. Doch trat er näher und verſenkte ſich in ſtaunende Bewunderung vor einem Weſen, das gefiedert war und doch dem Gerüchte nach ordentlich ſprechen ſollte. Der Papagey betrachtete ihn eine Weile und ſagte plötzlich: „Wie heißt du?“ Peter Erich zitterte am

ganzen Körper und erdreiſtete ſich, mit ehrerbietiger Stimme zu ſagen: „Peter Erich.“ Der Papagey nahm ihn nun näher in Augenſchein, brummte heimlich immer etwas vor ſich hin und machte Peter Erich glauben, das Thier beſänne ſich auf alle ſchlechte Streiche, die er ſchon gemacht hätte. Jetzt brach der Vogel heraus: „Mach' dein Kompliment!“ Wie Peter Erich das hörte, beſann er ſich erſt in der größten Verlegenheit eine Weile. Kaum hatte der Vogel ſeinen Befehl wiederholt, ſo griff er an ſeine Kappe, nahm ſie ab und machte in der That eine Reverenz bis tief zur Erde. Peter Erich zog ſich dabei langſam zurück; der Schweiß ſtand ihm auf der Stirne, und obgleich Tobianus und Sophie aus vollen Leibeskräften, dieſe über den Vogel und jener über das gute, ehrliche Schaf, lachten, konnte er doch immer noch nicht zur Beſinnung kommen und fuhr in der feſten Ueberzeugung, daß der Vogel ihn gekannt hätte,

mechaniſch in die Pfarrwohnung von Klein-bethlehem.

Menſchen von unzureichender Bildung pflegen die Regungen ihres Herzens mit groſſer Kunſt bemeiſtern zu können. Vielleicht iſt es auch nur Apathie, vielleicht iſt nicht einmal eine Kunſt dabei vorhanden. Mütter gibt es, die für ihre Söhne das Leben laſſen könnten und ſie doch nie geküßt haben, ja, vielleicht kaum anders, als zankend mit ihnen ſprechen. Bei Ehegatten pflegt ſich die Neigung oft hinter Poltern zu verſtecken. Sie wählen das Gegentheil ihrer Empfindungen, weil ſie für den eigentlichen Ton derſelben kein Inſtrument, keine äußere Form haben und doch gewiß ſind, daß hinter dem Poltern unmöglich Ernſt verborgen ſeyn kann. So ſehen wir auch, daß Tobianus von Gertrud ſehr einfach und kalt empfangen wird, und möchten das Gerede der Welt für eitel Verleumdung erklären, wenn nicht die Art, wie ſich's

Tobianus nun im Hause bequem macht, eine Freundschaft verriethe, die sich sicher fühlt. Da wird sein Pferd ohne Weiteres in den Stall geführt. Peter Erich putzt den Wagen, alle Handleistung wird ihm gereicht. Tobianus zieht einen Hausrock an, den er immer in Kleinbethlehem zurückläßt; er nimmt Pfeifen aus einem Wandschrank in der Hausflur hervor; seine Tochter, ein wildes Kind, commandirt die etwas jüngeren Knaben; Erfrischungen werden ihm in den Garten nachgetragen, wo er als wahrer Hausvater die Bienenstöcke untersucht, die Fortschritte der reifenden Baumfrüchte vergleicht, kurz, überall nach dem Rechten sieht. Endlich läßt er sich unter einem großen Acacienbaume, unter welchem Tisch und Bänke angebracht waren, nieder und schlägt ein Buch auf, während Frau Gertrud Spargeln absticht und ihm zuweilen von Obstbäumen und Hecken, wo sie vorbei mußte, einige gute Proben auf den Tisch legte.

„Nun, wo iſt er denn?“ fragte Tobianus endlich ganz trocken.

„Wo iſt er? Er ſchläft noch,“ antwortete ſie; „das Weibsbild mit den Thieren hat ihn die Nacht zu ſich kommen laſſen. Ich weiß nicht, was er da geſollt hat. Hungrig, wie ein Wolf, kam er zurück. Nein, aber ſehen Sie, Tobianus, dieſe Spargeln!“

Damit zeigte ihm Gertrud dieſe wunderliche Wurzelfrucht, welche mit der gräßlichſten Tyrannei von den Menſchen behandelt wird, die mit der üppigſten Lebensluſt aufſchießt, um nur Samen zu produciren, und ſich kaum auf der Oberfläche des Erdbodens erblicken laſſen darf, um gleich wieder abgeſtochen zu werden. „Ich denke bei dieſer Frucht,“ ſagte einmal Blaſedow, „immer an die Beſtrebungen unſerer Zeit, welche von der conſervativen Partei ſo ſehr gefürchtet und verfolgt werden. Man läßt ſie nicht aufkommen, ſchneidet tief in den Schoß des Uebels hinein, trifft die Wurzel

und doch nicht den Beginn der Wurzel, bis man endlich, ermüdet von den vergeblichen Versuchen, dem Wachsthume freien Raum lassen sollte und finden würde, daß diese revolutionären Spargeln eben nichts Anderes zeitigen, als Samenkörner für die Zukunft, nicht eine einzige bestimmte Thatsache also, die sich in der Geschichte nie so organisch entwickelt, wie die Frucht und Blüthenkrone aus dem Pflanzenkeime.

Tobianus blieb beim Anblicke der Spargeln ganz kalt und ruhig und sagte bloß: „So, so!“ indem er in seinem Buche, welches ein ganz gewöhnlicher Leihbibliotheken-Roman war, fortlas. Gertrud ging an ihre Gartenarbeit zurück und fragte nach einer Weile: „Haben Sie denn auch vom Consistori so einen großen Brief bekommen, wie er?“

„Ja freilich,“ lachte Tobianus; „nun müssen Sie sich in Acht nehmen, Frau Gertrud, daß Sie Ihren Jungen das Hampeln

mit den Beinen beim Sitzen nicht mehr verbieten."

„O pfui doch," ſagte Gertrud zuſammenſchauernd, „das bedeutet ja Glockenläuten und bringt immer Einen zu Sarge."

Tobianus lachte laut auf. „Da haben wir's: Sie treiben ſelbſt den Aberglauben mit, Frau; und von uns ſoll nun jetzt das Licht der Aufklärung kommen. Blauſtrumpf iſt ſchon unterweges und will eine Viſitationsreiſe im ganzen Lande machen, um alles Unkraut des Hexenglaubens auszurotten. Alles Beſprechen, alle Wahrſagerei, alles Traumdeuten — Frau Gertrud, nehmen Sie ſich in Acht — iſt jetzt verboten."

Indem dieſe ſich aufrichtete und den Nachbar mit großen Augen anſtarrte, öffnete ſich die Gartenthüre, und Blaſedow ſtieg mit feierlicher Würde die Stufen in den Garten herunter. Er trug einen alten Morgenſchlafrock von ehemals geblümt geweſenem Zeuge,

vorn und hinten gestickt, eine Nachtmütze, wie sie die pommer'schen Bauern tragen, durchaus keine Pfeife im Munde, eine lange hagere Gestalt, streng und abstoßend, mürrisch sogar, und auf die Blumenbeete nur deßhalb sehend, um Tobianus nur wie von Ungefähr grüßen zu dürfen. Auf der Stirn' aber standen ihm die Gedanken geschrieben: Gott, da ist der Mensch, der Tobianus, schon wieder und licet wahrscheinlich den Hechelkrämer von Spieß. Es gibt doch Leute, die nur deßhalb studirt zu haben scheinen, um sich in ihrer Geistesbeschränktheit nur desto greller zu offenbaren. Denn hätten sie sich an die Masse gehalten, so würden sie auch in der Masse verloren gehen. Als Hechelkrämer könnte der Mann Achtung verdienen, als Geistlicher stellt er sich aber selbst an den Pranger. Wenn die Sprache nach irgend einem Talleyrand und Diplomaten deßhalb erfunden ist, um seine Gedanken zu verbergen, so scheinen dagegen bei Tobianus

die Wiſſenſchaften nur deßhalb erfunden zu ſeyn, um ſeine Gedankenloſigkeit herauszuſtellen. Nun retirirt er ſich zwar immer hinter ſeine Beſcheidenheit, wie alle die, welche auf nichts Beſcheid zu geben wiſſen; aber nicht dem Schwachen, nur dem Stolzen ſteht es ſchön, demüthig zu ſeyn. Er iſt zufrieden — das nennen die Menſchen eine Tugend! — zufrieden mit ſich ſelbſt. Wahrlich, er ſollte ſich geſtehen, daß er nicht Urſache dazu hätte. Und dann die Collegen-Wirthſchaft, das wir — wir — ja, ſieh' du nur her, ſtreck' nur deinen Hals, lach' nur, Kerl! Wenigſtens iſt ſein Tabaksdampf gegen die Raupen gut.

„Guten Morgen, Herr College!" rief Tobianus herüber. Blaſedow hob das Haupt vornehm in die Höhe, ſpitzte verächtlich den Mund, ſchielte ein wenig hinüber und nickte den Kopf, Alles nur, wie von Ungefähr.

„Haben Sie ſchon Ihren Text? Eine Trauung? Eine Kindtaufe? Was ſagen Sie zu Blauſtrumpf?"

Blasedow hörte nicht darauf, und Gertrud warf dem Frager einen verweisenden Blick zu mit den Worten: „Ach, Herr Tobianus, reden Sie doch gar nicht mit ihm!“ Blasedow nämlich verachtete alles Handwerkswerkmäßige in seinem Berufe. So mechanisch er ihn trieb, so war er doch unfähig, jenen Schriftstellern zu gleichen, die, wenn sie zusammenkommen, statt über ihre Ideen, nur über den Buchhandel sprechen. Gertrud konnte das am heftigsten erzürnen. Sie sah darin eine gänzliche Vernachlässigung des Geschäfts, eine heillose Verwilderung in dem heiligen Berufe. Sie glaubte, daß der Maschinist und Lampenputzer im Theater das Meiste zum Stück thäte, daß hinter den Coulissen des Cultus die wahre Gottesnähe brausen müsse. „Wie gerne setzte ich ihm nicht,“ sagte sie zu Tobianus, „Sonntags immer seine Läppchen zurecht! Was wäre mir das für eine Freude, ihm Alles sauber in die Hand zu geben, das

Gesangbuch abzuputzen und überhaupt mit ihm geistlichen und gottgefälligen Staat zu machen. Aber er rennt immer wie ein Heide in die Kirche, wo er doch sollte am feierlichsten auftreten. Was hilft mir alles reines Herzens seyn, wenn man nicht reinlich ist! Gewöhnlich läßt er das Beste, was er braucht, zu Hause, nämlich sein Schnupftuch. Nun denken Sie sich, wenn ich im Beichtstuhle sitze und höre, wie er oben schnauft und in die Verlegenheit kommt. Was der eigentlich im Kopf hat! Glauben Sie, Herr Tobianus, daß er studirt, wie Sie und mein seliger Mann auch? Nie auch nur die Feder angesetzt und ein Wort aufgeschrieben! Sonnabends auch lieber im Walde gelegen, als da ordentlich darüber nachgedacht, was die Menschen erbaut. Ich weiß nicht, ich bin nicht erbaut von seinen Redensarten. Und Keiner versteht ihn: er spricht nicht für's Herz, auch für den menschlichen Verstand nicht einmal. Es ist gerade so, als wenn er da oben allein

ſteht und mit ſich ſelber ſpricht. Nein, da kann auch gar kein Chriſtenthum aufkommen, und wundert mich nur, wie hier im Dorfe noch nicht Mord und Todtſchlag unter die Leute ſich verbreitet hat."

Indem war Blaſedow näher getreten und wurde von Tobianus auf's Neue über den Aberglauben angezapft. Gertrud, wie eine Spindel, die ihren Trill ausſchnurrt, mochte weder aufhören, noch ihre Vorwürfe auch gerade gegen Blaſedow richten. Sie ſprang demnach von dem Lande auf die Stadt über und ſagte: „Wenn doch die Herren vom Conſiſtori ihre eigenen Perücken ausklopfen wollten! Statt daß die Leute auf dem Lande zu viel glauben, ſollten ſie nur darauf ſehen, wie ſie in der Stadt ſchon gar nichts glauben. Die Sittenloſigkeit nimmt überhand und wird von den Obern recht gehegt und gepflegt. Ich hab's meinem Manne geſagt. Ich mag's gar nicht wieder in den Mund nehmen." Dabei

wurde sie bedroth, ob vor Zorn oder Scham, weiß man nicht. Sie packte ihre Spargeln zusammen und ließ die Männer allein.

„Sie meint," sagte Blasedow mit lächelnder, ruhiger Miene, „sie meint die Verführung, welche von den Friseurs in der Stadt ausgeht. Diese Leute haben nämlich seit einiger Zeit angefangen, statt der alten Haubenstöcke und der Klötze, auf welchen sie ihre haarkräuslerischen Studien machen, sich den schönen Künsten anzuschließen. Ihre Ausbänge-Fenster pflegen oft Köpfe zu enthalten, die mit nicht geringer Kunst aus Wachs bossirt oder gegossen sind. Sowohl an den Herren- als Damenköpfen nimmt Gertrud Anstand, oder vielmehr, sie vermißt an ihnen den Anstand. Ich gestehe selbst, daß diese nackten Brust-Partien, diese Turbane und Lockentouren für Knaben von lebhafter Einbildungskraft, für Knaben, die sich jene Geschöpfe, die sich..... Kurz, meine Frau ist ein Narr. Sie will die Sitten des

Jahrhunderts durch die Unterdrückung der Frisurenköpfe wieder herstellen, sie sieht in diesen schmachtenden Wachsaugen das größte Aergerniß ihrer Zeit. Auch die Herrenköpfe mit den wilden unternehmenden Backenbärten, der entblößten Brust, der Titus-Frisur, auch diese, sagt sie, steigen den jungen Mädchen in den Kopf, wenn sie aus der Schule kommen und Alles begaffen, was ihnen in den Weg kommt. Es ist bei ihr diese Ueberzeugung ein Fanatismus geworden, der an die Zeiten der Bilderstürmer erinnert; nur daß diese gegen die gemalten Tugenden, Gertrud aber gegen das gemalte Laster ihre Hand ausstreckt."

Tobianus war eine so beschränkte Natur, daß er nicht wußte, ob er lachen durfte. Doch that er's im Vertrauen auf die ironische Miene seines Collegen. Die Acacien waren gerade in der Blüthe, die Blumen rings würzten den blauen Himmel, Bienen summten in ihren Kelchen, Schmetterlinge suchten auf ihren etwas

unbehelfenen und ſpielenden Unſterblichkeits-Flügen ſich hier und da einen Ruheplatz. Man muß wiſſen, daß die Vormittage auf dem Lande die Nachmittage, ſelbſt die Abende bei weitem übertreffen. Am Vormittage ruht über der Natur eine ſo ſtille friſche Feier: iſt es, daß man in der Stunde, wo man alle Thätigkeit der Menſchen an der Arbeit weiß, mit größerer Behaglichkeit die müßige Betrachtung der Natur genießt, oder duften und glüben die Farben noch friſcher vom Thaue der Nacht, oder ſieht man die Natur ſelbſt in einer ſtillen Thätigkeit begriffen? Ich habe das Reizende der Frühe bei dem Landleben faſt immer nur in der Richtung der Sonnenſtrahlen gefunden. Das Ankommen und Heraufſteigen der Sonne theilt ſich allem von ihr gezeitigten Leben mit. Jeder Ton der Natur iſt in jenen Stunden ein anſchwellender, ein ſteigender, jede Pflanze ſtreckt ſich verlangend nach mir aus und lockt mich in den Kreis, wo ſie duftet, wo ſie wenigſtens

der Wind hin- und herbewegt. Nach Tisch sind wir selber in die Vegetation mit hineingeriffen und fühlen, wie wir dem Organismus der Schöpfung unsern Tribut zollen müssen.' Gegen Abend endlich legt sich der Schleier der Melancholie und der wehmüthigen Reflexion vor mein Auge," sagte öfters Blasedow. „Erst wenn Alles ruht von seinen Werken, fühl' ich, wie wenig ich that, fühle, was ich thun möchte. Ich bin einsam und möchte mich in ein Meer von Schmerz, Wehmuth und Vergessenheit stürzen."

Blasedow ließ sich auf der Bank unter der Acacie nieder und veredelte durch die poetische Würde seines Auftretens wenigstens die Fragen des Tobianus, wenn auch nicht immer seine Antworten.

Wie aus einem Traume auffahrend, fragte Blasedow: „Sind Sie Vater?"

Tobianus verwunderte sich über die Abwesenheit seines Freundes und zeigte bloß

lachend auf den Hof hinaus, wo Sophie mit den Knaben des Pfarrers die Fahne auf dem Taubenschlage schwenkte und sich im Pfeifen, sogar mit zwei Fingern im Munde, übte.

„Ich beklage Sie," sagte Blasedow: „ein Mädchen ist eine Blase, die sich ephemer auf der Oberfläche des Lebens bildet und wieder verschwindet. Ihr Inhalt ist Luft; sie glänzt, wenn zufällig die Sonne der Schönheit sie bescheint. Ich würde zittern, der Vater eines Mädchens zu seyn, weil es nur der Zufall selbst ist, den ich neben mir aufwachsen sähe. Welche Bestimmung können Sie einem Weibe geben? Geben Sie ihr einen Mann; mehr wünscht sie nicht."

Tobianus war über diese Bemerkungen in sichtbare Unruhe gerathen; er klopfte seine Pfeife aus und setzte sich in die Positur, welche er immer annahm, wenn es galt, die heißen Ideen von Kleinbethlehem mit seinem nüchternen Jordanwasser zu begießen. Er hatte schon den

Gemeinplatz, daß die Mädchenerziehung auf die Kunst, einen Mann glücklich zu machen, losſteuern müſſe, im Munde, als ihn Blaſedow unterbrach: „Erlauben Sie, Frauen haben zwei Pflichten, und beide ſind ſich nicht ſelten zwei feindliche Brüder. Einmal ſoll ſie einen Mann locken, und zweitens ſoll ſie ihn feſſeln. Dasjenige, womit ſie lockt, dies gerade iſt oft das, womit ſie ſpäter abſtößt. Was helfen den Frauenzimmern alle feſſelnde Eigenſchaften, wenn ſie noch Niemanden zwiſchen ihren Krallen haben! Was hilft ihnen das ungeheure Verdauungswerkzeug der Klapperſchlangen, wenn ſie jenen Ton nicht von ſich zu geben wiſſen, welcher die Männer lockt, blindlings in ihr Verderben zu rennen! Nun ſorgen Sie einmal bloß für das Solide, und ſagen Sie ſich dann, wenn die Zeit der Blüthe und der Reife eingetreten iſt, ob Sie mit dem Soliden gerade ſo weit gekommen ſind, daß Sie eine Laſt weniger auf dem Halſe haben!“

„Mädchen brauchen nur Geld und eine glatte Schürze zu haben," fiel Tobianus ein.

„Geld" — sprach Blasedow gedehnt; — „Geld, Sie haben Geld, Tobianus: wenn Ihre Tochter mit diesem Leim einst auf den Vögelstrich gehen wird, dann kann es nicht fehlen. Allein dann wird die Noth immer eine umgekehrte werden. Dann liegt die Wahl in ihrem Schoße. Jetzt soll das Mädchen Verstand haben. Gut, sie hat ihn, sie wählt den Solidesten; gut, das ist dann ein Duckmäuser, ein Accurateſſenmeister, der sich des Morgens den ganzen Leib mit kaltem Wasser wascht, der nicht zu rasch ißt, um besser genießen und besser verdauen zu können; ein Frühaufsteher von der unerträglichen Sorte, der nur deßhalb so viel Zeit gewinnen will, weil er viel Zeit braucht, seiner Umstände wegen. Ihre Tochter wird des Mannes überdrüssig werden. Sie wird ihre Angel nach Hülfe auswerfen, ihre schmachtenden, wasserziehenden Blicke werden verstanden

werden. Sie wird erſt mit ihren Leidenſchaften in Brand geſteckt und dann von dem Nachbar, der das Feuer anſteckte, aus dem Unglück gerettet werden, halb nackt, mit fliegendem Haar, nur die Dormeuſe auf, und in deſſen Armen zum Leben wieder erwachend! Ihr Retter wird bald auch ihr Ritter ſeyn."

Hätte Gertrud die Gewohnheit gehabt, Eierkuchen ohne Schnittlauch zu backen, ſo würde dieſe Schilderung einer ſich löſenden Ehe nur in den verlegenen Worten des betroffenen Tobianus eine Entgegnung gefunden haben. So aber vermißte Gertrud das erwähnte würzige Kraut, war in den Garten zurückgekehrt und hatte den größten Theil der Blaſedow'ſchen Anſichten über Mädchenzweck und Frauenſchickſal angehört. Die Scene mit dem aufgelöſten Haare hätte ſie aber beinahe vermocht, ihr eigenes zu zerraufen. Sie klappte, um ſich in ihrem Eifer nicht zu verwunden, das Meſſer zu und ſchickte ihrem

tiefſten Unwillen erſt einige Anrufungen des Heilands voraus, um die folgenden, an Flüche grenzenden Redensarten weniger gotteslästerlich zu machen. Das ſagte ſie auch ſelbſt und fuhr fort: „Bei mir iſt die Verſündigung weit geringer, als bei einem Diener Gottes, der auf ſolche Weiſe des Teufels Werke zu ſchildern weiß. Wer ſo, wie du, die Hölle malt, der muß ſchon einen tiefen Blick hineingethan haben.“ Sie entlud ſich ihres Unmuths in Ausdrücken, die unſere Darſtellung mit den Redefiguren des Junkers Siegfried von Lindenberg in allzunahe Verwandtſchaft bringen würden, wollten wir ſie wiederholen. Nahm ſie doch nach Frauenart Alles, was Blaſedow geſagt hatte, als eine perſönliche an ihr gemachte Erfahrung und als eine Anſpielung auf den werthen Beſuch an, der die Augen zu Boden geſchlagen hatte, ſie aber auch in ihrer ganzen Verlegenheit hätte zeigen können, da Blaſedow nichts Böſes argwohnte. Dieſer fuhr,

unbekümmert um seine Frau, die er keines Blickes würdigte, fort: „Mädchenerziehung ist kein Unding, aber ein halbes Ding. Auch bei Knaben wird an der Erziehung immer etwas fehlen; allein diese können es sich doch später noch verschaffen. Das können Mädchen nicht. Sie erlangen niemals einen Horizont. Sie wissen sich keinen Gegenstand so zu objectiviren, daß sie ihn in seinem Zusammenhange verständen. Von Nichts verstehen sie den Werth. Ob Julius Cäsar stirbt, oder sie sich mit der Nähnadel stechen, ist Eins. Auch reicht ihre Phantasie gar nicht hin, sich Entferntes und Vergangenes mit Liebe und Klarheit zu vergegenwärtigen. Wenn nicht die Lebensgeschichte des Heilandes mit so vielen Wundern durchwirkt wäre, so würden sie ihn für einen jungen Beichtvater halten, der langes Haar trug und die weichsten Sammetbände von der Welt hatte. Die Zärtlichkeit der Frauen für das Große mißt sich immer darnach ab, ob sie

ihm wohl mit einem gestickten Hosenträger einen Gefallen erzeigen würden. Ich habe in meinem Leben mit zwei Frauen Umgang gehabt: mit meiner Mutter und mit dir, Gertrud; glücklicherweise habt ihr beide dasselbe Temperament und seyd euch gleich in euren Tugenden und euren Fehlern. Ich bin der ältere Bruder meiner Söhne, und du bist unsere Mutter, Gertrud. Wir fünf Knaben sind jünger, als du, sind verständiger, auch wieder leichtsinniger, als du; wir lassen uns schmecken, was du kochst, wir nehmen uns in Acht, unsre Unarten vor dir zu zeigen, wir fürchten deinen Zorn, wenn er anfängt, und lachen, wenn er zu Ende ist. Nicht wahr, ihr Orgelpfeifen?"

Alle seine Kinder standen nämlich jetzt um ihn und lachten mit, weil er selbst lachte. Gertrud weinte, daß er ihr die Kinder abwendig mache und die magnetische Kraft ihres Mutterherzens abschwäche. „Nun," sagte Blasedow, „es sind meine Söhne. Sie sind

mein Stolz, meine Zukunft. Du sollst ihnen noch am nächsten Sonntag ein reines Hemd anziehen, waschest sie, reinigst sie noch einmal, dann sind sie mein. Der Augenblick der väterlichen Für-sorge und deiner mütterlichen bloßen Nachsicht ist gekommen. Meine prophetischen Gedanken kommen zur Reife: in kurzer Zeit geht Jeder von ihnen, der Aelteste und der Jüngste (ein neues kömmt nicht mehr), seiner Bestimmung entgegen. Kinder, ihr müßt euch tummeln und die Reckschösse immer in der Hand haben, um schnell an eurem Ziele zu seyn. Das Leben reicht weiter, als von hier an die Gartenthüre, und doch nicht weiter, als von hier bis zum Kriedhof drüben. Rüstet euch, daß Gott in euch einziehe. Die Stunde der Weihe ist nahe herbeigekommen."

Damit wandte sich Blasedow um und verließ den Garten nach Hinten. Er griff in seine Rocktasche; wahrscheinlich suchte er ein Tuch, um sich eine Thräne zu trocknen.

Gertrud weinte laut und ſah ihm nach. Wie ſie bemerkte, was er ſchon wieder vergeſſen hatte, wie ſie ahnte, wozu er es eben brauchte, wie ſie ſo ſelbſt gelähmt war, nicht toben zu dürfen, hätte ſie vor Schmerz vergehen mögen. Tobianus rauchte dabei gemüthlich ſeinen Meerſchaumkopf und ſchüttelte verwundert ſeinen eigenen.

# Sechstes Kapitel.

Begegnungen.

Blasedow ging nicht allein in den Wald. Ein zottiger Schäferhund, ein treues Thier, Waſſer genannt (ein auf dem Lande üblicher Hundsname, der entweder, wenn die Türken etwas tiefer nach Deutſchland gekommen wären, von Vezier abgeleitet werden müßte oder mit Azur zuſammenhängt), Waſſer ſprang hinter ihm her und wedelte treuherzig mit dem Schweife. Wir dürfen dies Thier nicht aus den Augen laſſen; thäten es doch auch die nicht, welche wir bald kennen lernen werden! Der Wald war übrigens ſicher. Sayn-Sayn befand ſich

bei seinem Aberglauben so gut, daß die Gefängnisse oft Jahre lang leer standen. Die Regierung des Fürstenthums kam jährlich in Verlegenheit, wie sie es mit den in andern Staaten üblichen statistischen Tabellen über die Criminalstrafen halten sollte; sie war überzeugt davon, daß diese Veröffentlichungen nach der Abschreckungstheorie Viele, denen es am Hals juckte, abhielt, sich den Strick zu verdienen. Sie half sich da, so gut sie konnte. Sie setzte auf's Gerathewohl in die Landesblätter, daß eine bestimmte Anzahl Verbrecher wegen Raub, Mord, Diebstahl zwanzig, oft noch mehr Jahre in's Zuchthaus gekommen wären; allein es war kein wahres Wort daran. Hatten sie einmal einen Verbrecher erwischt, vielleicht auf der Grenze, der sich im Fürstenthum Sayn-Sayn gesicherter glaubte, so machten sie ordentlich Staat mit ihm. Sie führten ihn durch das ganze Land in geschlossener Kette, gleichsam zur Schau, wohin das Verbrechen führe. Nicht selten

auch, wenn die Jahre durchaus nicht gedeihen wollten, ahmte man die auf kleinen Theatern bei Kriegs- und Krönungszügen übliche Sitte nach, daß man auch hier die Statisten der Gerechtigkeit hinter den Coulissen herumlaufen und mehrere Male auftreten ließ, um ihre Zahl zu vergrößern. Als nach der Schlacht bei Jena die Franzosen nach Berlin kamen und ihren Einzug hielten, wollte ihre Anzahl kein Ende nehmen. Die Berliner, die Napoleon noch immer für einen Kaiser aus Pappendeckel hielten, behaupteten damals auch, die Regimenter marschirten um die Mauern und den Ober- und Unterbaum herum und kämen wieder einigemal zum Vorschein, um einer Nation von lauter Alexandern und Bayards Angst einzuflößen. Mit dem Fürstenthum Sayn-Sayn verhielt es sich aber wirklich so, wie wir sagten.

Wenn die alten Weiber in den Dorfstuben die Hände über dem Kopf zusammenschlugen

über die Menge von ſolchem Ungeziefer, die nun geſchloſſen in's Zuchthaus kämen, ſo kann man verſichert ſeyn, daß dieſe Vervielfältigung nur von einem Individuum ausging, welches im ganzen Lande in die Kreuz und Quere als abſchreckendes Beiſpiel für alle Embryone von Uebelthätern herumgeführt wurde.

Wie Blaſedow, eine Zeit lang in Nachdenken verſunken, durch den Kieferwald und ſein ſandiges Bette gegangen war, hörte er das Knallen einer Peitſche und das breitſpurige Schleppen eines Wagens durch den mühſeligen Sandweg von Kleinbethlehem nach Dreifelden, einem anſehnlichen Dorfe jenſeits des Waldes. Endlich kam der Wagen näher. Der war von drei langgeſpannten Pferden gezogen und enthielt das ganze Haus des Landraths, ſeine Kinder, ſeine Frau, ſeinen Hauslehrer, nur den Grafen von der Reige, den Landrath ſelbſt, ausgenommen.

Gern wäre Blasedow eingelenkt: denn, dachte er, wenigstens der Landrath meint es nicht zum Besten mit mir, weil ich ein Los auf seine Güterlotterie ausgeschlagen habe. Ein sauberes Aristokratennest! Ob durch Zufall oder Mitleiden, wie mag's nur gekommen seyn, daß sie ihre Güter wieder gewonnen haben? Erst bringen sie ihre Ahnen unter den Hammer einer Auction, ja, wenn das noch; nein, sie machen ein Lottospiel, a Los einen Thaler, aus ihrem Grund und Boden, aus Koppelwirthschaft, Patronat, Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Alles zusammen von einem Juden in Entreprise genommen und nun Viertel-, halbe, ganze Loose, wer's Glück hat! Der Waisenknabe, der in der Residenz aus dem Rade gezogen hat, fühlte gewiß darin herum, wo er sich an einer Nadel stechen würde; daran soll der Hauptgewinn befestigt gewesen seyn, so daß, indem er Au! schrie, die Gräfin beinahe vor Freude umgefallen wäre. Inzwischen

hat dieser Glücksstich nur das bedenklich zusammengezogen gewesene Geschwür der Gläubiger aufgestochen.

Die Güter sind nun schuldenfrei; vor den Creditoren, ich will's glauben, auch vor ihrem Gewissen haben sie Ruhe; allein sie wetteifern noch immer an Sparsamkeit mit den Kirchenmäusen, wenn sie auch thun, als hätten wir gemeine Leute die Midasohren, sie aber die allesvergoldenden Midashände. Wie mach' ich's nur, daß ich in einem Walde, der kein Gebüsch hat, ihnen aus dem Wege gehe.

Doch inzwischen rief schon die Glockenstimme der Gräfin Sidonie ihn bewillkommend: „Welch ein Glück, Herr Pfarrer!"

„Gnädige Frau Gräfin," erwiderte Blasedow stillstehend und den Hut lüftend; „Sie haben in allen Dingen Glück. Doch mich zu treffen, ist kein so guter Treffer, wie der, welchen Sie neulich hatten."

Indem jetzt der Wagen anhielt, und Blasedow dringend ersucht wurde, einzusteigen, grübelte er, wie er wohl das Nadelholz der Fichten mit der Stecknadel ihres Glückes in Verbindung bringen könnte, ohne dabei besonders tief zu stechen. Er mußte sich bequemen, es sich im Wagen unbequem zu machen: denn eine ganze Horde gräflicher Schößlinge, die alle an dem Stammbaume derer von der Reige hinaufkrabbelten, wühlte in dem glücklicherweise ganz offenen Wagen. Auch Herr Ritter, ein junger Candidat, der den Hauslehrer der Kinder und den Cavalier der Gräfin machte, wollte seinen Sitz Sidonien gegenüber nicht aufgeben. Es half nichts, der älteste der jungen Grafen mußte auf den Bock klettern, ein Arrangement, das Wasser dadurch wieder in's Gleichgewicht zu bringen suchte, daß er hinten auf den Tritt des Wagens sprang und zuweilen seine Vorderpfoten vorwitzig über die Lehne streckte, wobei die

Schleife und eine Blume auf der gräflichen Haube nicht wenig in Gefahr war, geknickt zu werden.

Ich gestehe, hier in Verlegenheit zu kommen. Ich kann unmöglich die jetzt sich entspinnenden Scenen auf dem Rocken meiner Darstellung zu Fäden drehen, die Alles enthielten, was an Material sich mir darbietet. Ich muß deßhalb vorausschicken, daß mit den größern Gruppen, die ich hier aufführe, parallel laufen eine zahllose Menge kleiner Basreliefs am Fuß der Statuen, die gräflichen Kindertumulte nämlich, die hundert Verwicklungen naseweiser Bemerkungen, die vielen heimlichen Bordelle und Aufschreie wegen einer möglichen Verwundung, die Streitschlichtungen, die öfters angebrachten Ohnmachten der Gräfin als letztes Rettungsmittel gegen die Erdreistungen dieser durch eine Lotterie und einen Nadelstich geretteten kleinen aristokratischen Canaille. Blasedow war nachsichtig, denn er gehörte zu den

Bewunderern Sidoniens. Sie war auf dem Bereſina-Uebergange aus der Jugend in das Alter begriffen, eine Frau, ſchön wie Rom, in ihren Erinnerungen und Reſten nämlich. Ihre Stirn war hoch gewölbt, ihr Auge dunkel und noch ſchwarz von Augbrauen umringelt, die Beugung des Nackens zum Buſen herab, da waren noch ſo viele Trümmer alter Herrlichkeit, ſo viel Herculanum und Pompeji begraben, daß man erſchrocken wäre, hätte man Nachgrabungen anſtellen wollen. Ein offenbarer, der Zeit zugefallener Tribut, war eine Zahnlücke ganz vorn am Munde; doch auch hier wurde das Fehlende durch eine meiſterhafte Kokettirung gerade eine Breche, die der Muthige bei einem Eroberungsverſuche hätte benützen können. Wenn erſt Frauen in die Nothwendigkeit kommen, an ſich etwas verbergen zu müſſen, ſo haben ſie die Einheit ihres Auftretens verloren und ſuchen durch Mittheilung oder Hingebung die Angſt zu mildern, welche

sie die Bewahrung eines lästigen Geheimnisses kostet.

„Sie ziehen sich zu sehr von der Welt und von Ihren besten Freunden zurück;“ tadelte Sidonie den Pfarrer.

„Es geht mir bei Ihnen zu geräuschvoll her, meine Gnädige;“ bemerkte Blasedow, indem er dabei nur an den Lärm hungriger Kirchenmäuse dachte.

Sidonie verstand ihn anders. Sie glaubte, er spiele auf die tumultuarischen Scenen an, welche früher durch den Besuch der gräflichen Creditoren veranlaßt wurden, und sagte: „Wir leben seit einiger Zeit selbst sehr zurückgezogen, besuchen die Residenz nicht mehr und pflanzen, so zu sagen, unsern eigenen Kohl. An der Hand meiner Kinder will ich in spätern Jahren wieder in die große Welt zurückkehren; jetzt hab' ich mit Herrn Ritter, in dem sie einen sehr wissenschaftlich gebildeten jungen Mann kennen lernen werden, die Sorge für die

Ausbildung meiner Kinder zu meinem Tagewerk gemacht."

„Sie sind auch darin glücklich," bemerkte Blasedow, größtentheils ernsthaft, „daß Sie bei Ihren Kindern die Grundlage der allgemeinen Bildung zur Hauptsache machen können. Sie erziehen in ihnen Cavaliere, Sie haben nicht nöthig, auf einen bestimmten Zweck für die Zukunft zu sehen. Ihre Privilegien, Ihre Reichthümer erwerben Ihnen für Ihre Kinder ohnehin jenes böse und gute Ding, welches man Versorgung nennt, und worüber wir Bürgerliche uns freilich schlaflose Nächte zu machen haben."

„Herr Pfarrer, es gebt jetzt nur noch nach dem Talent," erwiderte die Gräfin mit vornehmem Lächeln; „der Adel ist durch sein Wörtchen von jetzt darauf angewiesen, gerade von sich selbst abzuhängen. Wir müssen uns auf die Poesie beschränken, welche für Manchen darin liegt, der Vergangenheit seines Namens die

in dunkle Zeiten nachzuſpüren und am eigenen Herd zu ſitzen. Wir ſind im Staate nichts mehr, als was wir von der Reige ſind.“

Reige war der ominöſe Name des gräflichen Stammſchloſſes. Als Blaſedow aber wieder von der glücklichen Exiſtenz der Bevorrechteten anfangen wollte, blickte Sidonie äußerſt gnädig und drückte ihre zarte Hand auf den Mund des Pfarres, der, ſo groß ſeine Verehrung für die Reize der Dame war, doch zu entſchieden demokratiſche Geſinnungen hegte, als daß er die Hand anders als nur leiſe angehaucht hätte. Sidonie wußte gewiß Fleiſch von Luft zu unterſcheiden und rettete den Zuſammenhang ihrer vornehmen Rolle durch jenes eigenthümliche Auflachen, welches ich noch immer an Damen von Rang wahrgenommen habe, wenn ſie eine ihnen unangenehme Empfindung zu verwiſchen ſuchen. „Sie eſſen mit uns,“ hieß es jetzt; „wir wollen den Wirth in Dreifelden um eine Suppe erſuchen. Wir

haben die nöthigen Braten und Nachtische im Wagen. Dies Improvisiren der durch ihre Monotonie langweilig werdenden Genüsse reizt immer meinen Appetit. Unter einem Baum, in einer Schenke, bei offenem Wagen, während der langsamsten Fahrt, da hab' ich's lieber, als im Zimmer zu Hause mit den weitläufigen Gängen, wo die Tische von Speisen brechen, und das Essen fast eine Beschäftigung wird."

Blasedow war es so, als lachte vorn der Kutscher. Er kannte die Verhältnisse genug, um sich den Mann unter vier Augen vorzustellen, wie er diese Rodomontade mit den von Speisen brechenden Tischen beurtheilt haben würde. Ironisch sagte er: „Das ist doch wieder ein Vorsprung, den die Aristokratie vor uns voraus hat, selbst das Dasein, was uns andern Leuten eine Last ist, ihrerseits für eine Erholung zu nehmen. Sie lassen sich das Schwarzbrod in Dreifelden schmecken, als wenn ich bei Ihnen Torten genießen würde.

Ein Schemel hat für Sie dieſelbe Süßigkeit, wie für mich das Glück, auf einer Ihrer ſeidnen Ottomanen zu ſitzen."

Der Kutſcher biß ſich in die Lippen, und die Gräfin, über und über roth, warf einen ihrer ehemals glacirt geweſenen Handſchuhe dem Spötter auf den Mund und ſagte: „Warten Sie, ich ſchicke meinen Mann über Sie!"

„Freilich," beantwortete Blaſedow, künſtlich erſchreckend, „das laſſen Sie nur, gnädige Frau; ich würde gern ein Los genommen haben, aber ich ahnte, daß Fortuna Ihnen nichts abſchlagen würde. Uebrigens ſollte Ihr Herr Gemahl, ſtatt mir zu zürnen, jetzt froh ſeyn, daß ich mit ihm nicht concurrirte. Ein Los mehr würde den Treffer von ihm haben abwendig machen können, und wenn auch nur um eine Nadelſpitze weit."

Die Gräfin lachte übermäßig und ſagte mit jener gewöhnlichen Wendung, die man braucht, um ſeine Verlegenheit zu verdecken: „Sie ſind

ein ganzer Mann: das muß man gesteben. Vortrefflich, Herr Pfarrer!"

Inzwischen war man vom Sand- auf einen Holzweg gekommen und stieg Dreifelden recht in die Flanke. Die Gräfin nickte allen Vorübergehenden, obschon Niemand grüßte. „Wie beliebt Sie sind," bemerkte Blasedow; aber der Wagen bekam in dem Augenblick einen stillen Ruck, weil es über eine Rinne ging. Man war jetzt in Dreifelden und galoppirte gerade auf den rothen Ochsen zu, welches das beste Gasthaus im Orte war und auch das einzige. Blasedow konnte sich die Empfindungen des Wirthes gut zusammenreimen. Jetzt, dacht' er, fährt er auf, er hört einen Wagen herankommen. Wie ihn die Peitsche elektrisirt! Jetzt steht er an der Thür', kratzt aber, als er das gräflich von der Reige'sche Fuhrwerk bemerkt, sich getäuscht hinterm Ohre, weiß auch noch nicht einmal, ob er Platz (für uns im Zimmer

vielleicht), aber, große Frage! ob Platz für die Pferde im Stall hat!

Der Ochsenwirth wurde jedoch nicht ganz richtig von Blasedow beurtheilt. Er rechnete theils auf die wiedergewonnenen Güter, theils auf die hohe Mittagszeit, die es den Herrschaften doch unerläßlich machen sollte, heute an seinem Tische Platz zu nehmen. Ehrerbietig sprang er herzu und wollte den Schlag öffnen; doch der Kutscher, an ein vorläufiges Parlamentiren in solchen Fällen gewöhnt, stand schon unten und verglich die zwischen dem Wirth und der Gräfin gewechselten ungewissen Mienen.

„Ach, guter Mann," sagte die Gräfin, „nur die eine Frage! Können wir etwa im Garten auf eine gute Suppe, im Nothfall selbst bloße Milch und Brod dazu rechnen?"

„So frugal?" fragte der Ochsenwirth betroffen.

„Ja, ich will Ihnen sagen," antwortete die Gräfin und lachte, wie bei einer Huldbezeugung, oder als wenn er gleichsam unentgeltlich miteffen könnte; „das Uebrige haben wir alles bei uns!"

Dem Ochsenwirth wurde bei dieser Erklärung so zu Muth, als wär' ihm etwas in's Auge geflogen. „Im Garten?" stotterte er etwas derb; „ich danke Ihnen dafür, Excellenz, denn die kleinen Junker möchten an meinen Himbeerstöcken, trotz dem, daß Würmer in der Frucht sind, wenig zu ernten lassen."

„Nun denn," entgegnete die Gräfin mit einem kategorischen Satze, und zugleich auch ihren Fuß auf den Tritt des Wagens setzend und hinausspringend, „so machen wir's uns drinnen bequem." Das ganze Grafennest wurde bei diesen Worten flügge und sprang von allen Seiten aus dem Wagen heraus. Herr Ritter, der bis jetzt ein sehr maliciöses Lächeln beobachtet und der Gräfin zu secundiren, wenn die

Bemerkungen Blasedow's fortgesetzt werden sollten, nicht übel Lust hatte, complimentirte mit dem Pfarrer, wem der Vorrang gebühre; endlich sprangen sie zu gleicher Zeit auf beiden Seiten des Wagens heraus. Blasedow bestellte sich bei dem vor Zorn und Aerger kreideweißen Ochsenwirth eine vollständige Mahlzeit mit so viel Gängen, als nur geben wollte. Theils Hunger, theils Hochmuth stachelten ihn, etwas draufgehen zu lassen. Die Gräfin verwies ihm zwar diese Verschwendung, da sie darauf gerechnet hätte, er würde ihr Gast seyn; doch, meinte sie, man könne ja theilen, ergriff den Arm des Pfarrers und ließ sich von ihm in die Wirthsstube des rothen Ochsen führen, wo der Tisch auf's sauberste gedeckt war, und die Junker sogleich anfingen, aus den Salzfässern zu naschen.

Man setzte sich auf etwas theatralisch angeordnete Weise: die Töchter neben der Mutter, die Knaben neben dem Hauslehrer, Blasedow

zwanzig Jahren die Universität besucht hatte und ihm weder etwas von der Geistesphilosophie, noch von der Theologie des wissenschaftlichen Erkennens zu wissen schien. „Essen Sie doch lieber warm, Herr Pfarrer!“ bemerkte er; „die Kantische Philosophie ist auch eine kalt gewordene Suppe, die Niemanden mehr mundet.“ Die Gräfin rief den Kindern Ruhe zu, die auch ohnehin der hereingetragenen Milchsuppe wegen erfolgte. Sie dachte, jetzt würden sie Beide an einander gerathen. Die Lanze des Herrn Ritter kannte sie, auch von Blasedow's polemischem Talente war ihr der Ruf zu Ohren gekommen — wenn man von den Ohren einer solchen Dame reden darf!

„Sie irren sich, wenn Sie mich für einen Kantianer halten; ich bin ein Schüler Fichte's, wenn Sie doch etwas darauf geben, daß man, um etwas Verstand zu haben, der Schüler eines Andern muß gewesen seyn.“

„Die Wahrheit," fiel Herr Ritter, ganz roth geworden, ein, „die Wahrheit erfindet der Eine, und der Andere überliefert sie. Wir haben die größten Meister gehabt, die sich für die Schüler ihrer Vorgänger auszugeben kein Bedenken trugen.

„Mein System ist einmal dies," wiederholte Blasedow, „daß es keine Wahrheitsperle gibt, die man sich nicht aus dem Meere seines eigenen Innern aufgefischt hat.

„Dann sind Sie ja noch weit mehr ein Schüler Jakobi's;" fiel Herr Ritter ein und sagte außerdem: „Auf diesem Standpunkte werden Sie des beliebigen Meinens und Wähnens niemals ledig werden. Sie werden immer nur Ihre eigene Philosophie in Taschenformat haben und weder überzeugen können, noch heute wissen, was Sie gestern für wahr gehalten haben."

Der Pfarrer zerlegte ein vortreffliches Stück Rindfleisch; die Gräfin war so weit gekommen,

daß sie selbst aß, während die Kinder zum Theil schon fertig waren. Ihre Spannung war so außerordentlich, wie ihr Stolz auf Herrn Ritter, der jedes seiner Worte mit einem vornehmen, wegwerfenden Accent ausstattete. Blasedow sagte in aller Ruhe: „Was Ihnen mißfällt, ist gerade meine Beruhigung. Fragen Sie mich über Gott, über die Natur, über was Sie wollen, ich werde mich hüten, Ihnen mit der Formel einer Schule zu antworten. Ich werde Ihnen immer nur antworten: Gut, daß Sie mich anregen, kommen Sie, wir wollen uns Beide besinnen und sehen, wohin wir mit unserem dummen Verstande gerathen. So that es schon Sokrates."

„Daß Sie Ihren Verstand dumm nennen," bemerkte nun Herr Ritter, „ist ganz in der Ordnung und würde auch auf mich passen, wenn ich mir anders auf meinen Verstand etwas zu gut thäte. Mit dem Verstande würden wir Neuere in der Philosophie nicht mehr weit

kommen: denn dieser alte, grämliche Gesell ist in dem Schlafrock der alten Philosophie, ja selbst im Schlafrocke Kants sitzen geblieben. Der Verstand zügelt nur die Flüge, welche die Vernunft in das reine, weiße Licht der Ideen wagt. Sokrates erwähnen Sie nur gar nicht: denn jene antiken Unterhaltungen über abstracte Gegenstände waren dem kindischen Kroblocken gleich, wenn es der Jugend geräth, irgend ein nicht zu tief liegendes Buchstabenräthsel zu lösen. Wir sind jetzt namentlich auch in der Theologie auf einem Standpunkte, wo man sich von der logischen Ordnung der Systeme nicht mehr trennen kann."

„Ich bestreite die Tiefe jener Ideen nicht, von denen Sie natürlich im Augenblick, zwischen der Suppe und dem Rindfleisch, möcht' ich fast sagen, wenn Sie nicht Milchsuppe äßen, nur die Oberfläche abschöpfen können; aber deuten Sie mir nur den Gebrauch an, den Sie von Ihren Ideen für die Kanzel machen

werden. Sie verstehen mich recht: ich denke nicht daran, bei der Wissenschaft nach dem Nutzen zu fragen; allein ich frage bei der Wissenschaft nach der Möglichkeit, eine Ahnung davon auch in den Gemüthern der Gemeinde zu erwecken. Ich habe einen Prediger aus Ihrer Schule gehört, der beinahe der Stifter derselben ist, und bin über das kleine Nachmittagspublikum erstaunt, was er des Vormittags um neun Uhr hatte."

„Sie meinen den Consistorialrath Marheineke," entgegnete Herr Ritter.

„Allerdings," sagte Blasedow; „vergleichen Sie diesen Redner mit Schleiermacher."

„Den ich gänzlich verwerfe," ergänzte Herr Ritter.

„Den Sie verwerfen!" rief Blasedow aus, indem er die kleine Figur des Candidaten mit der allerdings noch kleineren Schleiermachers verglich. „Warum ziehen die Reden Schleiermachers so gewaltsam an? Weil

ſie die Wahrheit erſt in dem Momente erfinden, wo das Gemüth nach Aufklärung lechzt, weil der ganze dialektiſche Proceß des Geiſtes, der nach Klarheit ringt, vor unſern Augen durchgemacht wird, und die Zuhörer ſelbſt von den Inſtanzen dieſes Proceſſes inſtruirt und auf's tiefſte ergriffen werden. Ich bin ein ſchlechter Landpfarrer gegen den Mann, ein Rothſaſſe, der nur die Taglöhnerarbeit in der Religion verrichtet; aber das nehmen Sie mir nicht übel, Ihre Formeln kann man in keine blühende, vom warmen Leben angehauchte Worte wieder auflöſen."

Herr Ritter zog die Lippen verächtlich und ſagte: „Ob die Theologie in landwirthſchaftlichen Dünger verwandelt werden ſoll, um das Feld der Religion beſſer zu befruchten, das entſcheidet über das Schickſal der erſtern nicht. Ich bin auch weit entfernt, meinen Beruf auf der Kanzel zu finden."

„Ja," fiel die Gräfin ein, „Herr Ritter bereitet ſich für das akademiſche Fach vor. Herr Ritter iſt auch nicht für das ewige Aufklären der Landleute und ſagte geſtern ſehr witzig: man könne doch die Religion mit der Kuhpockenimpfung nicht auf eine Stufe ſtellen."

Herr Ritter lachte ſelbſt über ſeine witzige Bemerkung und trieb einige düſtre Falten auf Blaſedow's Stirne. In dem Augenblick erhob ſich aber ein gewaltiger Lärm vor der Thüre. Man ſah hinaus und konnte ſich im Nu überzeugen, daß das ganze ländliche Mittageſſen der gräflichen Familie in der That zu Waſſer geworden war. Denn des Pfarrers Hund hatte ſo lange an dem kalten Braten, der in der Taſche des Wagens mitgeführt wurde, herumgerochen und die weichſte Seite deſſelben durch das Papier hindurch zu ertappen geſucht, bis er gerade in dem Momente, als der Kutſcher kam, um die Milchſuppe des rothen Ochſen durch den Braten der Herrſchaft zu vervollſtändigen,

mit seinem Raube gewonnen Spiel hatte. Er schleppte den Braten mit Blitzesschnelle fort, wahrscheinlich nicht aus Naschhaftigkeit (denn die würd' ihm Gertrud bald ausgetrieben haben), sondern durch den Hunger und die Vergeßlichkeit Blasedow's zu dem Jugendstreiche verführt.

Meine Feder ist unfähig, die Verwirrung zu schildern, welche durch dies bündische Bubenstück veranlaßt wurde. Die Gräfin und ihre Kinder waren außer sich, doch nur die erstere erstickte ihren Zorn. Herr Ritter hatte nicht übel Lust, den Pfarrer für sein Vieh verantwortlich zu machen. Dieser selbst lachte über die Maßen und fragte, mit dem schadenfrohen Wirthe wetteifernd: „ob denn die gräfliche Familie einzig und allein nur diesen Braten im Schilde geführt hätte und sonst ohne alle andere Reserve gewesen wäre?"

Die Gräfin stellte bei dieser Frage eine förmliche Carricatur vor. Stolz, die ungenirte

Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des aristokratischen Wesens, das Unglück selbst, ihr Geiz und die wirklich sehr schwierigen Finanzen ihres Gemahls, der nun gar, wenn er an Ort und Stelle gewesen wäre, den Pfarrer für seinen Hund hätte über die Klinge springen lassen, alles dies mischte sich zu einem Mienenspiele zusammen, welches in Berlin höchstens von Madame Wolff charakteristisch auf der Bühne hätte ausgedrückt werden können. Dazu kam noch ein Entsetzensschrei, als der Wirth ein großes Stück Rindfleisch auf den Tisch brachte und es gerade vor die Gräfin stellte. Sie warf ihm zwei rollende Augen zu und war eben im Begriff auszurufen: „Um Jesus Willen, wer hat denn" — als Blasedow erklärte, „er halt' es für seine Pflicht, die durch seine Schuld gestörte Harmonie des gräflichen Mittagessens mit Hülfe des rothen Ochsen wieder herzustellen." Die Gräfin mußte sich jetzt Luft machen und konnte es auch. Sie

lachte überlaut und ſagte mit abweiſender Verlegenheit: „wo er denn hindächte!“ Blaſedow zuckte die Achſeln, und die Gräfin kümmerte ſich nicht weiter darum, ſondern tranchirte, was ſie vor ſich hatte, und überließ die Bezahlung denen, durch die ſie beinahe freventlich hier in Unkoſten verſetzt worden wäre.

Blaſedow war arm und glaubte, ſich an der eben ſo hungrigen, wie unverſchämten Landariſtokratie rächen zu müſſen. Er wußte, wie ſehr man die Gräfin auf die Folter ſpannte, wenn man irgend einen Zug von Geiz und Bettelſtolz erzählte, der auf ſie hätte angewandt werden können, namentlich auf ihren Mann, der Landrath des Kreiſes, aber ein wahrer Aventurier war und gar keinen andern Umgang hatte, als mit Juden. Jetzt, dacht' er, ſetz' ich wenigſtens beim Nachtiſche, wenn es Aepfel gibt, eine Geſchichte auf, die ihr den Appetit um ſo mehr verderben wird, da ſie ſelbſt, mir gleichſam unbewußt, eine Rolle

darin ſpielt. Den Beſchluß der Mahlzeit machte in der That ein Teller voll Aepfeln. „Kennen Sie die Geſchichte von dem Apfel und dem kunſtliebenden Grafen?“ fragte Blaſedow die Gräfin. Sie erröthete und ſagte kleinlaut: „Nein, aber das beſte Deſſert iſt immer, wenn es etwas zum Lachen gibt.“ Dies die Gräfin. Blaſedow erzählte nun:

„Im hohen Norden lebte ein Bauer, was in Norwegen ſo viel als ein Edelmann iſt, der für ſeinen Stand (denn auch Grafen ſind ſelten, groſſe Muſikanten) ganz vortrefflich die Violine ſpielte. Er hatte aber einen Sohn, der ihn ſchon in ſeinem zwölften Jahre bei Weitem übertraf. Der gute Mann bildete ſich ein, daß die muſikaliſchen Treibhaus-Pflanzen im Süden eine Seltenheit wären, und ſchickte ſich an, mit ſeinem Sohne auf Reiſen zu gehen und Concerte zu geben. Der kleine Norweger (Olebull war es nicht) fand anfangs vielen

Beifall, und die Concert-Einnahmen waren sogar größer, als die Reisekosten. Doch, je mehr nach Deutschland hin, desto mehr durchkreuzten sich die Wunderkinder, desto spärlicher wurden die Einnahmen. Die beiden Virtuosen mußten zusetzen, ja, sie darbten sogar, und der alte Bauer, der aber ganz wie ein Edelmann war, kam sich wie ein hungriger Wallfisch vor, der sich aus dem Meere in einen Fluß verirrte und aus Verzweiflung sich an's Ufer werfen muß. Die Concerte warfen kaum die Kosten ab, geschweige, daß die Kritik durch Bestechungen gewonnen werden konnte. Unter diesen Umständen mußte die ausdrücklich erfolgte Einladung zu einem Concert in unsrer Nähe für die beiden Virtuosen ein blauer Tag nach so vielen grauen seyn. Sie nahmen ihre Geige unterm Arm und wanderten (schon längst zu Fuß) nach einem Städtchen hin, dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, welches Sie ohnehin kennen werden."

„Wie soll ich das Städtchen kennen?“ fragte die Gräfin, sich entfärbend.

Blasedow, ohne sich stören zu lassen, fuhr fort: „Einen Tag nach dem ausdrücklich verlangten Concert begegnete mir der Musiker mit seinem Wunderſohne, ein blondes, treuherziges Paar, auf der Landstraße. Wir wurden vertrauter, und mit einem Strom von Thränen löste sich das beklommene Herz des Vaters, der mir die üble Lage, in der er sich befand, verrieth. Ich sah wohl, daß dieſer Mann nicht zu jenen Armen gehörte, die, ohne darben zu müſſen, vor jedem anſtändigen Rock die Miene annehmen, als müßten sie verhungern, wie es auf Univerſitäten Adelige gibt, die gern ein Stipendium haben möchten und es in der That durch Mittel und Wege, beſonders aber durch keine Scham und Schand dahin zu bringen wiſſen, daß sie ein testimonium paupertatis erhalten und dann für weit ärmer behandelt werden, als der Sohn des

zurückgekommensten Handwerkers. Der Muſikant erzählte mir ſein geſtriges Unglück. Er war von einer Provincialbehörde unſeres Fürſtenthums eingeladen worden, in der ungenannten Kreisſtadt ein Concert zu geben. Wahrſcheinlich ſollte die Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften eine Rubrik in den Berichten an die Regierung bilden, und das Concert ſollte dieſe Rubrik ausfüllen. Der Saal einer lateiniſchen Schule, der ehemals der Schauplatz geiſtlicher, von den Scholaren aufgeführter Komödien geweſen war, wurde dem armen Norweger nicht einmal unentgeltlich gegeben. Beleuchtung, Kaſſe, Alles kam auf ſeine Rechnung; doch ſelbſt, als die Zahl des Auditoriums kaum zur Deckung der nothwendigſten Ausgaben hinreichte, als der gute Mann nur ja in einer Loge dieſelbe Behörde ſah, die ihn eingeladen hatte, hier zu ſpielen, da ließ er den Muth nicht ſinken, ſondern vertraute auf Gott, auf ſeinen Zungen und das gräfliche Paar in der Loge."

Gräfin Sidonie war an die Persiflage ihrer Vermögensumstände so gewöhnt, daß sie in dieser sie ganz nahe berührenden Anekdote anders nicht die Miene als zum Lachen verzog und Herrn Ritter nicht im entferntesten den Verdacht einer hier als Nachtisch aufgetragenen Anzüglichkeit einflößte.

Blasedow fuhr fort: „Der Knabe spielte vortrefflich; das Publikum, etwas dumm, folgte blind dem Ach! und O! von Entzücken, welches aus der gräflichen Loge verlautete. Klatschte die Gräfin, so fiel das ganze Beamtenpersonal, das ohnedies freien Eintritt hatte, mit einem wahrhaft conservativen Feuer, wie man auf Englisch sagt, ein und trieb den Knaben an, das Unglaubliche zu leisten. Sein Vater inzwischen putzte die Lichter, begleitete zuweilen seinen Sohn mit einem schnell zusammengerafften defecten Orchester und verlor keinen Blick von der gräflichen Loge, auf die um so mehr alle seine Hoffnungen gerichtet waren, als

dieſelbe in einem (bei uns hätte Einer das gleich vermuthet) unentgeltlichen Entzücken ſchwamm. Endlich war das Concert zum Schluß gekommen. Der Knabe hatte Variationen von Beriot geſpielt, die ganze Scheunen von Beifall ernteten. Das Publikum ſtand auf, um ſich zu entfernen. Der Vater war wie feſtgebannt, um zu wiſſen, wie ſich die gräfliche Loge nun benehmen würde. Wirklich, der Graf winkt beiden Künſtlern. Der Vater nimmt den Sohn an die Hand, und ehrerbietig treten ſie an die Brüſtung der Loge. Drei Ducaten wären ein Manna vom Himmel geweſen. Mit zweien ſchon hätte der Vater ruhig ſchlafen können. Er nimmt die übertrieben gnädigen Lobeserhebungen als ſchickliche Einleitung des kommenden Geſchenkes hin. Der Graf ſpricht immer mit dem Kleinen, deſſen blondes Haar und blaue Augen, deſſen gebrochenes Deutſch auf jeden Andern mit Rührung gewirkt hätten. Er lobt ſein junges

Talent, ſeine kleinen Hände, ſeine kleine liebe Geige, ſeine langen blonden Locken ſogar, er lobt immer nur das Winzige an ihm, drückt ihn recht abſichtlich in eine Sphäre hinein — als würd' er einen recht guten Spielkameraden für die gräflichen Kinder abgeben, greift endlich in die Taſche und ſagt: „Nun, ich muß dir doch auch etwas geben, kleiner Mann!“ und gibt ihm — einen Borsdorfer Apfel!“

Die Erzählung einer vom Grafen von der Neige ausgegangenen Hungerleiderei machte auf ſeine Gattin noch lange nicht den empfindlichen Eindruck, als daß ſogar Herr Ritter in dieſem Augenblick ſeine Lanze ſtreckte und durch lautes Gelächter die Pointe des Blaſedow'ſchen Vortrages noch um Vieles greller hervorhob. Inzwiſchen waren die Kinder ſchon aufgebrochen, Blaſedow bezahlte die Rechnung für ſich und das Stück Rindfleiſch der Gräfin nebſt Zubehör; der Kutſcher legte das Geld für die Milchſuppe aus, obſchon

er nicht gern heran wollte, vielmehr zwischen den Zähnen etwas von Nichtwiederbekommen murmelte. Herr Ritter war von der Geschichte so eingenommen, daß Blasedow ihm sogar haarklein das Gelöbniß des Vaters erzählen mußte, als dieser mit dem Geßlerschen Landvogts- (Blasedow sagte: Landraths-) Apfel sein eigenthümliches Tellziel verfehlt hatte. „Beide, Vater und Sohn, leben jetzt in Stockholm," schloß der Pfarrer.

Die Gräfin war eine Minute abwesend, kehrte aber bald wieder zurück und betrieb den Aufbruch. Sie hatte den Borodorfer Erie-Apfel vergessen, sie behauptete mit gewohnter Unerschrockenheit ihre Würde. Sie lud den Pfarrer ein, mitzufahren: „Wir wollen nur Ihr Feuer, nicht Ihren Wasser haben;" bemerkte sie sehr gnädig; allein Blasedow behauptete, einen andern Weg einschlagen zu müssen. „Nun denn," endete die Gräfin, „so versprechen Sie mir wenigstens recht bald Ihren Besuch. Ich

wünschte so, daß sich Herrn Ritters wegen die geistreichen Männer der Umgegend auf der Neige zuweilen träfen und, wenn sie sich das Rauchen untersagen können, ein tüchtiges, auch für uns arme Frauen nützliches Gespräch mit einander durchführten. Ich will mich dabei ganz stillschweigend verhalten, soweit ich es beim Theeserviren seyn kann. Nun, geben Sie mir die Hand, Pfarrerchen; ich halte Sie beim Worte."

Indem trieb der Kutscher die Pferde an, und Blasedow war allein. Er ging verstohlen aus dem Dorfe, weil er fürchtete, bei den Dreifeldern wegen des Umgangs mit der abgerissensten und anspruchvollsten Familie im ganzen Fürstenthume in schlechten Credit zu kommen. Endlich hatte er den Steg erreicht, welcher ihn nach Kleinbethlehem zurückführen sollte. Er mußte aber stillstehen und die Hände zusammenschlagen; dann ging er und blieb wieder stehen, indem er sein Haupt schüttelte.

Hätte er einen warmen und redlichen Freund gehabt, so würd' er sich gegen ihn in diesem Augenblick gewiß folgendermaßen ausgesprochen haben: „Mir ist es ein Traum; aber diese Menschen leben ewig darin! Heilige Natur, wo ist eine größere Gleichmacherin, als du! Hätten sie auch nur die leiseste Ahnung von deiner Größe und ihrer eigenen Nichtigkeit, sie würden niederfallen und anbeten, sie würden jedes Wort, das aus ihrem Munde kömmt, wie die eingelernte, nicht aus dem Herzen fließende Phrase des Schauspielers ansehen. Mir käme der Wind gespenstisch vor, der das Echo eines solchen Treibens in mein Ohr leitete! Und was trägt nicht Alles der menschliche Körper! Wie sinkt er nicht unter der ewigen Erregung ihrer lügnerischen Gedanken, ihrer gaukelnden, ja gaunernden Einbildungen zusammen! Ach, ich glaube, er thut's des Abends, des Nachts, wenn sie in ihr Lager sinken und die Schminke von den Wangen waschen, wenn

ſie ſich die falſchen Buſen abſchnallen und Niemanden mehr vor ſich haben, der ſie prahlen hört, als ſich ſelbſt, dies ihnen ſo wohlbekannte Sich ſelbſt."

Am Gebüſch, in welches jetzt Blaſedow trat, ſprang ihm Waſſer freudig entgegen und ſchien ihn bitten zu wollen, es gnädig mit ihm zu machen. Blaſedow liebkoste ihn und ſagte: „Sey ohne Sorge!" — Indem blickten durch einzelne Lichtpunkte des Waldes die grünen Fernſichten von Wieſen und Feldern herüber, die tiefer als das Gehölz lagen, deſſen Rand er nur beſtreifte. Die Sonne war ſchon tief herabgeſunken und blitzte hie und da von den Fenſterſcheiben einzelner Meierhöfe ab. Auch auf einem fernen Punkte, den Fenſtern ſeiner Kirche, ſchimmerte die große Kugel. Er konnte zu Haus erſt eintreffen, als ſie ſchon herabgerollt war. Dies allmähliche Zufallen der Augenlieder der Natur, die geheimnißvolle Stille, welche dadurch noch feierlicher wurde,

daß der Rand des Waldes und der Abhang ganz im Schatten lag, und nur in der Ferne die ebene Gegend von den Sonnenstrahlen glänzte, umschlich auch unsers Freundes einsames und ringendes Innere. „Es gibt einen Frieden," dacht' er, „o, wer ihn hätte!" Es war ihm, als zögen sich magische Kreise um seine Schritte, als säh' er sich entrückt aus diesen so friedlichen Sphären, die ihn nur deßhalb zur Wehmuth zu stimmen schienen, weil er ahnte, daß sie nicht die Grenzen seines Daseyns, „ach, sag' ich es nur heraus," dacht' er, „die Grenzen meiner Leiden bilden werden." Die Idee, daß er sein Lebenslos falsch gegriffen, beschäftigte ihn fortwährend. Er wollte etwas seyn, wenigstens mehr, als er war; er wollte etwas leisten, eine Arbeit der Woche, nicht bloß eine Arbeit des Sonntags, wo die Andern ruhen; allein er sagte heute, wie so oft: „Ich bin eine Kartoffel. Ich bringe meine Früchte nur nach Unten, nach der Erde hin.

Das Beſte von mir wird man erſt wieder aus der Erde wühlen müſſen. Eitler Traum, an die Schönheit einer Blume, einer an der Sonne meiner Zeit reifenden goldnen Frucht zu denken! Zum Maulwurf und zur Kartoffel bin ich der Dritte.“

Als aber ſein Inneres ganz ſtill, und ſeine Stirne ganz nachdenklich wurde, da dachte er an ſeine Kinder, mit denen er etwas Großes vorhatte. Er ging mit dem Gedanken um, Kleinbethlehem in ein romantiſches Schnepfenthal zu verwandeln und mit Salzmann, Blaſedow und Peſtalozzi um die Krone wahrhaft tüchtiger Menſchenerziehung zu wetteifern. Für dieſe Krone, um ſie aufzuhängen, gab es bei ihm nicht bloß den Kopf, ſondern auch einen Haken am Kopf, einen Sparren, einen Sporen nebenbei, der nun bald unſrer Geſchichte in die Weichen geſetzt werden und ſie ſelbſt etwas beſchleunigen wird.

## Siebentes Kapitel.

### Der Brief und die Gespenster.

Blasedow kehrte verspätet nach Kleinbethlehem zurück. Er hatte unterwegs einen Aufenthalt in einem abgelegenen Vorwerke, einen Besuch bei einer Kindbetterin, die nächstens taufen lassen wollte. Er hat sich uns gewiß längst als ein Mann von Gefühl gezeigt. Man konnte ihn auflösen, freilich nur wie Bittersalz, das immer einen festen, körnigen Bodensatz zurücklassen wird. Allein nicht Alles drang in die Poren seines Gemüthes, noch gar, daß er jenen Tropfstein-Menschen geglichen hätte, welche sich immer feucht anfühlen, die immer

eine gewiſſe Näſſe der Empfindungen ausſickern. Er war weit mehr ein Kryſtall, in welchen durch ein Wunder der Erdbildung ſich ein kleiner Tropfe Waſſers eingeſchlichen hatte, und den man, wenn man ihn als Linſe in ein Vergrößerungsglas gebracht hätte, wahrlich als das rechte Hülfsmittel erkennen mußte, um das Winzige und das dem gewöhnlichen Auge Unſichtbare in der Form der Erhabenheit zu zeigen und die Entfernung des Firmamentes uns näher zu bringen. Dieſer eine Tropfe durchrieſelte nicht ſein ganzes Weſen. Er war weit mehr nur unter gewiſſen Umſtänden jener Zugängliche und Anſchmiegſame, wie wir ihn in einigen Momenten beobachteten. Sonſt war ſein Weſen ſpröde und haushälteriſch mit ſich ſelbſt. Wär' er z. B. bei jenem Beſuche der Kindbetterin etwas mittheilender und herzlicher geweſen, hätt' ihm der Schutzengel, der zu Häupten des Kindes ſaß und es bewachte, bis es getauft wurde, nur einen einzigen verklärten

Blick abgewinnen können, er würde geglaubt haben, weit mehr die Rolle eines Komödianten, als die eines Geistlichen zu spielen.

Es war schon Nacht, als er in sein Dorf zurückkam. Die Leute saßen in ihren Hütten und waren hie und da um ein weißes Tischtuch mit dem Nachtessen beschäftigt. Manchmal hörte er, daß gebetet wurde. Wasser war schon einige Mal an die Pfarrwohnung gerannt und wieder zurückgekehrt. Jetzt stand Blasedow vor seinen eignen Fenstern und konnte in das Zimmer blicken, wo seine ganze Familie beisammensaß, „so traulich, so heimlich, so ganz unabhängig von mir," gestand sich Blasedow; „wie schön Tobianus da meine Stelle vertritt!" Und dieser saß in der That, wie der Hausvater angethan, im langen Schlafrock, die Brille auf der Nase, die Nachtmütze darüber gezogen, da und hielt einen Brief gegen den grünen Lichtschirm und las ihn mit lauter Stimme vor. Gertrud hastete, soll man

ſagen, an den Worten oder an dem Munde des Leſenden und ſchien, die Hände im Schoß zuſammengelegt, ſagen zu wollen: „Was er ſo ſchön lieſt!“ Blaſedow wenigſtens las ihr nie etwas vor, am wenigſten Briefe, die ſie ſich von ihrem älteſten Knaben vorbuchſtabiren ließ. Oscar hieß der älteſte; aber der beſte Leſer war es nicht, zumal bei Geſchriebenem und den Handſchriften, mit denen Gertrud in Verkehr ſtand. Es kam wohl, daß Oscar eine Phraſe vorlas, welche ohne Sinn war, und die Gertrud, die ſelbſt nicht leſen und ihren Namen nur durch drei Kreuze bezeichnen konnte, ſo hinnehmen mußte, obſchon ſie eine ſchlafloſe Nacht darüber hatte und dann ſich am Morgen die Stelle noch einmal vorleſen ließ. Oft vergingen einige Tage, bis Gertrud durch prophetiſches Grübeln auf die Ahnung des Richtigen kam und dann zu Oscar lief, ob es nicht an der und der Stelle heißen ſollte: „ſechs Paar Strümpfe.“

Blasedow bog das Weinlaub, welches die Wände des Hauses bedeckte, zurück und konnte sich an einer Scene, die ihm Schmerz und Freude verursachte, nicht satt sehen. Er war verdrängt, er war aber auch ersetzt. Man konnte ihn entbehren, gestand er sich, und es tröstete ihn, daß man ihn nicht vermissen würde, wenn er ginge. „Wenn ich ginge!“ sagte er nachdenklich; er träumte sich in das Gewühl der Weltstädte, er dachte an Amerika. Er hörte deutlich die hölzerne Wanduhr im Zimmer picken. Sie schlug Neun; Niemand sah sich nach ihm um, das Essen dampfte auf dem Tische, der Brief mußte entsetzlich lang seyn: denn Tobianus näselte ihn noch immer vor. Zuweilen setzte auch Tobianus ab und erklärte eine Stelle deutlicher, als sie vielleicht ausgedrückt war, wobei Gertrud nickte, und die Kinder aufmerksam zuhorchten. Nur Oscar, das aufgeweckteste aller seiner Kinder, schien sich an dem Vortrage zu langweilen und

ſprang gar auf, als er hörte, daß Waſſer an der Hausthüre kratzte und Einlaß begehrte. Er ging jedoch auf den Zehen hinaus und machte dem Vater auf. Dieſer trat nun mit Stock und Hut in das Zimmer, ſagte auf keinen Fall einen guten Abend: denn „es verſteht ſich von ſelbſt," pflegte er zu ſagen, „daß ich Niemanden einen ſchlechten wünſche;" und macht' es ſich bequem. Die Vorleſung war durch dieſe Ueberraſchung plötzlich unterbrochen. Es mußte mit dem Brief eine eigne Bewandniß haben: denn Tobianus legte ihn unter den Teller, nahm ſeine Brille ab und ſchien Gertrud zuzuwinken, daß er den Brief ein Andermal beenden wolle.

Wie wir jetzt die ganze Pfarrei an dem wirklichen Brode des Lebens (mit den hoheprieſterlichen Schaubroden hielten ſie es nicht) arbeiten ſehen, könnte es nichts ſchaden, wenn wir uns mit einigen Perſonen bekannt zu machen ſuchen, die in ihren jungen und alten Tagen immer im Vorgrunde dieſer Denkwürdigkeiten ſtehen

werden. Dies sind Blasedow's Knaben. Es sind ihrer vier. Alle haben sie poetisch-romantische Namen: Oscar, Amandus, Theobald und Alboin. Blasedow hatte über diese Namen vielen Streit, nicht etwa mit der Regierung: denn diese mischte sich nicht in die Vornamen ihrer Unterthanen; wohl aber mit Tobianus und Gertrud, der unglücklichen Mutter, die sich so zu äußern beliebte: „Mein Heiland, man möchte ja bei solchen Komödiantennamen für meine christlichen Kinder glauben, sie rührten, Gott verzeih' mir die Sünde, von einem Prinzen her." Tobianus unterstützte zwar nicht gerade dies Motiv ihrer Verzweiflung, bemerkte aber doch, daß man die Kinder durch solche Namen zwar in der Stadt auszeichnen könne; allein auf dem Lande hinderte die vornehme Bezeichnung an der Vermischung mit den Bauern- und Pächter-Familien; es käme mit einem Worte eine Prätension in die Familie, die dem Herrn Collegen nur die Ausübung seiner

Amtspflichten um ſo ſchwieriger machen würde. Gertrud ſprang ſogar von der Vorſtellung von Prinzen zu Hunden über und meinte, wenn ſie künftig eines ihrer Kinder rufen ſollte, ſo müßte ſie in ihren Sünden immer daran denken, ob nicht ſtatt ihres eignen ausgetragenen Kindes ein Hund ankäme: denn das wären weit eher Namen für Hunde, als für chriſtliche und außerdem Pfarrers-Kinder. Auch die Rückſicht auf die Verwandten und Nachbarn miſchte ſich in ihre Oppoſition. Sie ſagte, daß dann auch alles gute Vernehmen mit der Umgegend hin ſey: denn Niemand würde bei einem Kinde Pathe ſeyn wollen, welchem man nicht den Namen des Gevatters gebe: Peter, Daniel, Friedrich, Wilhelm und ähnliche unſerm Herrgott wohlgefällige und wahrhafte Heiligennamen.

Allein Blaſedow ließ ſich in ſolchen Dingen keine Vorſchriften machen. Er taufte ſeine Kinder ſelbſt und konnte ihnen einen Namen auf die Stirne ſprengen, welchen er wollte. Die Zuhörer,

Gertrud ſelbſt, waren dann auch gewöhnlich von der heiligen Handlung ſo zerknirſcht, daß ſie über die wunderlichen Namen, die er ſeinen Knaben gab, mit andächtiger Rührung hinwegſahen. Im Uebrigen erklärte er: „Meine Kinder müſſen mich ſchon durch das Glockenſpiel ihrer Namen mit Sanftmuth anklingen. Ihr Name iſt ihr Heiligenſchein. Je höher man ſie zu ſtellen weiß, deſto höher werden ſie ſelber klimmen. Ich erleichtre ihnen durch ihre Vornamen ſchon den Weg, um ſich einen guten Zunamen zu erwerben. Was haben ſie wohl, woran ſie ſich zuerſt halten können? Sich ſelbſt, nur den Laut, mit welchem ſie gerufen werden. Iſt aber dieſer Ruf gewöhnlich, ſo werden ſie niemals begreifen, wodurch ſie ſich vor Andern, die eben ſo heißen, wie ſie, auszuzeichnen haben.“

Dies beſtritt Tobiannus. Er ſagte: „Je mehr Peter und Hanſen es gibt, deſto mehr werden die beſſern unter ihnen ringen, ſich durch

Thatsachen der Gediegenheit aus der Masse und Menge zu erheben."

Blasedow lächelte damals, wie er immer zu thun pflegte, wenn Tobianus einmal ein Körnchen gefunden hatte, oder wie ein Hahn auf seinem gewöhnlichen Misthaufen eine Perle. Er entgegnete einmal für allemal: „Eifersucht will ich in meinen Kindern nicht wecken. Wenn ich überzeugt wäre, daß aus dem bloßen Bestreben, die Andern zu übertreffen und eine Folie zu haben, etwas Gutes entstände, so dürfte ich ja allen meinen Kindern nur einen Namen geben: dann würden sie schon ringen, um zu zeigen, wer der rechte Jakob ist." Er schloß: was überhaupt Erziehung wäre, wolle er ein Andermal sagen.

Nachdem nun so eben die Kinder zu Bett gegangen waren, ohne Unterschied mit der kleinen aber doch älteren Sophie, kam Tobianus auf dasselbe Thema und erinnerte den Pfarrer an jene Erklärung, die er ihm noch immer schuldig

wäre. Blasedow sagte: „Es wird Ihnen doch nichts nützen, oder Sie müßten Lust haben, sich noch einmal zu verheirathen. Erziehung, lieber Freund, liegt Ihnen fern, ob ich gleich nach meiner Theorie glaube, daß Sie vortrefflich erzogen sind, ich aber gar nicht. Nämlich Sie sind geworden, was Sie gerade seyn können; ich aber wenigstens das, was zu seyn ich niemals gewünscht habe."

Tobianus lachte und entgegnete: „Dann muß Ihr Amandus ein Bäcker werden: denn er hat nicht übel Lust dazu."

Blasedow schlug seine Augen auf und warf sie so grell auf Tobianus, daß dieser seinerseits erschrak, während ihn doch nur der Andre beleidigt hatte. Blitze zuckten aus Blasedow's Augen; doch seine Augenbrauen verfinsterten sich nicht, kein Donner schien durch sein Gemüth zu rollen: es war das Blitzen eines Sonnenstrahls, der zum ersten Male Kraft hat, sich durch das Morgengewölk durchzubrechen. Blasedow hatte mit

der linken Hand unwillkürlich das Brod und mit der Rechten das Meſſer ergriffen. In dieſer Stellung verharrte er eine Secunde und ſagte dann mit unbeſchreiblich komiſchem Ernſte: „Gott, Amandus iſt zum Bildhauer geboren.“

Dies ſprach er aber ganz leiſe, ſo leiſe, daß man draußen auf der Hausflur etwas raſcheln hören konnte. Gertrud, die eben die Bemerkung ausſprechen wollte, ob denn aber auch ein Bildhauer ſo viel Brod wie ein Bäcker hätte, ſchrak innerlich zuſammen: denn Blaſedow's Benehmen war gar zu feierlich, und Tobianus Verlegenheit ängſtigte ſie ſelbſt. Dazu der Brief und überhaupt Alles, was ſie heute ſchon erlebt hatte. Sie mußte wenigſtens an die Thür', um zu ſehen, was draußen vorginge. Indem iſt es ihr, als flüſterte es von Neuem. Sie denkt doch, daß Alles ſchon zu Bett iſt, ſie ſieht nach der Uhr und ergreift die Thürklinke. Indem vernimmt man ein ſtarkes Rauſchen, wie von weiten Gewändern; Gertrud tritt etwas vor

und rennt mit dem Schrei: Herr Jesus! wieder in das Zimmer zurück. Sie behauptet, zwei weiße Gestalten, nicht groß, aber auch nicht klein, im Dunkeln gesehen zu haben, und sagt leichenblaß, es müsse ein Unglück geschehen seyn. Die Männer lachen, Blasedow aus Spott, Tobianus aus Furcht. Der Erste nimmt ein Licht und entdeckt draußen nirgend etwas. „Daß aus dir noch ein Geisterseher werden wird," bemerkte er zurückkommend, „in deinen alten Tagen, ist stark." Hätte er zwischen Tobianus und Gertrud etwas gemerkt, so würde er wahrscheinlich von dem magnetischen Einfluß des Erstern auf die Letzte gesprochen haben; so aber erklärte er nur, daß sie närrisch wäre, und ging zu Bett.

„Wenn nur Petern nichts angekommen ist?" fragte Gertrud.

Tobianus zog den Brief unterm Teller vor und sagte: „Er ist ja in Belgrad angekommen." Und nun las er den Schluß des Briefes vor.

der recht herzlich an ſeine Mutter geſchrieben war, des Stiefvaters aber mit keinem Wort erwähnte. Blaſedow wollte von einer allzuausgedehnten Verwandtſchaft und Freundſchaft nichts wiſſen. Es waren Dolchſtiche für Gertrud, wenn er mit Beziehung auf Peter ſagte: auf weitläufige Verwandte gäb' er nichts. Es waren aber bei Blaſedow nur Nadelſtiche: denn Peter war früher geboren, ehe ſein Vorgänger die Mutter geheirathet hatte. Es war das eine gar dunkle Region, und Blaſedow nannte es immer den Sumpf ſeiner Frau. Peter war ein Irrlicht, welches darauf herumhüpfte.

Endlich nahmen beide Nachbarn und Gaſtfreunde Abſchied. Tobianus bekam immer ſein eigenes Bett auf dem Canapee gemacht, wenn er in Kleinbethlehem ſchlief. Gertrud ſchlief in der Nähe der Kinder. Die heilige Nacht löst alles Leid. Es iſt ſchon ſpät. Der Wächter ruft die eilfte Stunde ab.

# Achtes Kapitel.

Basrelief.

Es war der Rüſttag des Sabbaths angebrochen, der Studirtag der Geiſtlichkeit, Sonnabend. Tobiannus war ſchon in aller Frühe wieder abgereiſt, und Gertrud doch lieber gleich aufgeblieben und an eine Arbeit gegangen, welche jeden Wochenſchluß dieſelbe war. Während Blaſedow nämlich oben über das Brod des Lebens nachdachte, pflegte Gertrud unten das wirkliche zu backen. Unten waltete mehr als ein Leib Chriſti; oben fegte die memorirte Sonntagspredigt den alten Sauerteig aus der Chriſtenheit aus; unten konnte der Sauerteig

nicht alt genug ſeyn: je mehr Fäulniß, deſto lockerer und dauerhafter das Gebäck.

Blaſedow wußte nie recht in der Zeit ſich zu orientiren. Er irrte, wenn er ein Datum ſuchte, zwiſchen den Kalendertagen wie ein Abenteurer umher, der, wenn auch keine Menſchen, doch die Zeit todtſchlägt. Faſt alle ſeine Briefe datirte er auf's Gerathewohl und bekam nicht ſelten Antworten, worin es unter dem 10. April hieß: Ihren Brief vom 12. April habe ich richtig erhalten. Hätt' er kein ſo feuriges Temperament gehabt, hätt' er aus Phlegma nicht ante- ſondern poſtdatirt, ſo würd' er ſich durch den ruſſiſchen Kalender haben helfen können; allein ſo hatte Gertrud vollkommen Recht, wenn ſie ſagte, er lebe wie ein Heide in den Tag hinein und würde nicht einmal wiſſen, wann Sonntag wäre, büke ſie nicht den Tag vorher. Eine Spur von Mehl, welches beim beſten Willen im Hauſe zerſtreut wurde, war der Ariadnefaden, mit welchem ſich Blaſedow

wöchentlich aus dem Labyrinth des Kalenders rettete.

Heut' aber war selbst eine Mehlverschwendung, die alle seine Kinder zu Pierrots machte (da sie durchaus zusehen wollten und gern die Gelegenheit zum Naschen wahrnahmen), nicht im Stande, ihm die Vorstellung des kommenden Sonntags recht dringend zu machen. Er dachte: „Die wahre Kunst des Predigers besteht darin, so kunstlos wie möglich zu seyn. Je mehr ich über mein Thema nachdenke, desto klarer wird es mir, aber desto dunkler meinen Zuhörern. Eine überdachte, in je drei und drei Theile gebrachte Rede kann unmöglich so viel wirken, als eine Betrachtung, wo man, ohne abwesend zu seyn, sich geben läßt. Je mehr ich meditire, desto reifer sind freilich meine Gedanken; allein meine Dreschergemeinde weiß mit den vollen goldenen Aehren der Abstraction nicht umzugehen. Weit lieber ist es ihr, sie hört das Gras selber wachsen. Ich werde mir einen Text nehmen und ihn in

allen möglichen Wendungen eine halbe Stunde lang umschreiben. Vielleicht wirkt dies besser. Wenigstens können sie dann nicht mehr sagen, daß ich vom Text abschweife. Je öfter man diesen Leuten dasselbe sagt, desto reicher scheint ihnen der Inhalt an Gedanken. Die eigentliche Erbauung besteht für sie darin, daß man einen Stein nach dem andern, jeden von demselben Caliber, aufträgt. Den Mörtel, der das Ganze bindet, liefern die Bibelsprüche, welches denn freilich meine Stärke nicht ist."

Nach diesem letztern Eingeständniß hätte Blasedow mehr Besonnenheit haben und sich einige Stunde Nachdenkens nicht verdrießen lassen sollen. Allein auf der Wage seiner Entschlüsse war die eine Schale so gewichtvoll belastet, daß sie ihn selbst, seine Berufstreue und Amtspflicht, wobei man bei ihm noch immer nicht an eigentliche Verwilderung denken konnte, gänzlich in die Höhe zog. Blasedow hatte dem großen Worte, daß Amandus ein Bäcker werden wollte, eine

ganze ſchlafloſe Nacht gewidmet. Er ſah voraus, daß ein Knabe, der beim Teige im Backtroge die Idee eines Bäckers bekäme, beim Anblick eines Marmorblockes und des Meißels nicht mehr ausrufen würde: Auch ich bin ein Bäcker! ſondern: Auch ich bin ein Phidias! Für die Zukunft des Einen war er jetzt ohne Sorge. Er hatte vier Söhne und wurde ſo heiter, daß wir, wenn die Sonne, wie der Mond, auch in vier Vierteln aufginge, ſagen könnten, bei Blaſedow wäre jetzt die Sonne im Neumond eingetreten.

Es fiel wie Schuppen vom Auge unſers Helden. Die Zukunft lockte ihn wie ein fernes Poſthorn, von dem man weiß, daß es uns etwas Erwartetes bringen wird. Er ſtand, wie er am Morgen in ſeinem Schlafrock durch Haus und Hof waltete, zuweilen wie gebannt ſtill und verlor ſich in bunte Viſionen, aus welchen ihn nur die ſich durchkreuzenden Mägde, die hier das Vieh fütterten, dort ſcheuerten, dort den Teig kneteten, weckten. Er hatte glücklicherweiſe

wasserdichte Stiefeln an, als er sich auf einen Düngerhaufen zurückzog und den feinsten Sinn des Geruches unten zurückließ und aufschoß wie die Blume aus dem Mistbeet, eine exotische Blume aus der Traumwelt, brasilianischer Mohn, ein langer, gluthvollblühender Cactus. Das Antlitz der Sonne zugewandt, träumte er, auf einem Fuße stehend, wie ein indischer Fakir, von dem, was war, ist und seyn wird, und blickte dabei zwar nicht auf seine eigne Nase, wie der Fakir, wohl aber mit einer stummen, abwesenden Andacht auf die Nase der ersten Küchenmagd, die ein großes Gefäß im Hofe putzte und erstaunt von ihrer Arbeit aufblickte und unverwandt auf dem verzückten Pfarrer ihre von der gebückten Stellung ganz rothe, vollblütige Nase ruhen ließ. Erst als Blasedow den Boden unter sich wanken fühlte, räumte er dem Haushahn seinen Platz und ging in sein Zimmer, um sich zum ersten Versuche der geistigen Taufe eines seiner Kinder anzuschicken.

Bald ſtand er mit Hut und Stock vor der Küche, wo es am heutigen Backtage nicht ſo laut herging wie ſonſt. Die Kinder ſtanden zwar alle um den Trog herum, wo Gertrud mit nackten Armen, wie eine Rieſin, in der zähen Maſſe waltete. Allein Gertrud dachte an ihr geſtriges Geſicht und wollte für ein Unglück, das ihr bevorſtände, wohl ſo gut wie gut ſagen. Die Kinder ſchwiegen aus Gier: denn, ſowie ſich Gertrud umwandte, benützten ſie den Augenblick, um etwas von dem rohen Teige, es iſt gräßlich zu ſagen, in den Mund zu ſtecken. Indem ruft Blaſedow dem zweitälteſten Amandus. Amandus ſieht ſich betroffen um. Er macht das verdrießlichſte Geſicht, als er hört, daß er mit dem Vater in's Feld gehen ſolle. Gertrud ſieht Blaſedow groß an. „Es iſt ja Sonnabend!“ ſagte ſie und ſchien ihn damit an den Sonntag zu erinnern. Blaſedow ſagte aber, er wiſſe wohl, und Alles ſey ſchon in Ordnung, und Amandus ſolle nur auf der Stelle

nachkommen. Amandus dachte, hier gilt es einen raſchen Entſchluß. Er griff vor den ſichtlichen Augen ſeiner Mutter in den Trog, nahm eine ganze Fauſt von dem Teige und flüchtete ſich damit. Gertrud, den Tod des Jungen und die Erfüllung des geſtrigen Spukes leibhaft vor Augen ſehend, läuft ihm nach; da er aber flink zum Hauſe hinaus iſt, fällt ihr ein, daß die drei andern Knaben die Gelegenheit benutzen würden. Sie denkt: Einer ſind nicht Drei! und wendet ſich ſchnell um, ſchnell genug, um die Drei, welche inzwiſchen nicht faul geweſen waren, in der Küche noch abzuſchließen und Jedem die Hand voll Teig, die ſie ſich inzwiſchen mit Blitzesſchnelle angeeignet hatten, wieder abzujagen. Das Ganze war das hurtige Werk einer Minute. Gertrud gerieth in äußerſten Zorn und theilte zu den Ohrfeigen, die nun Jeder ohnehin bekam, noch in drei gleichmäßigen Dritteln die vierte Tracht ihrer Entrüſtung aus, welcher Amandus glücklicherweiſe entronnen war.

Inzwiſchen war es aber auch dieſem Knaben nicht gelungen, ſeinen Raub auf einmal zu verzehren. Blaſedow hatte draußen auf ihn gewartet und ergriff ſeine Hand und ſagte ihm, er ſolle hübſch und nett neben ihm einhergehen und den Kopf zuſammennehmen. Er freute ſich, daß der Junge über und über mit Mehl beſtreut war, und dachte ſich um ſo mehr in die Vorſtellung ſeiner künftigen plaſtiſchen Meiſterſchaft hinein. Das zuweilen von ihm bemerkte verſtohlene Eſſen des Jungen verbat er ſich und ſchlug ihm ſogar, da er nicht hören wollte, auf die Hand. Amandus mußte ſich daher begnügen, in der Rocktaſche hinten mit ſtummer Reſignation ſein Gebäck zu kneten, welches denn allerdings zu dem Geſpräch über die Bildhauerkunſt, welches Blaſedow bald beginnen wird, eine recht paſſende Beſchäftigung war.

Der Morgen entfaltete wieder alle im fünften Kapitel aufgezählten Reize. Die ſchöne Natur auf dem Lande iſt etwas ganz Anderes, als das,

was man gewöhnlich ſchöne Natur nennt. Wollte man euch Dichtern glauben, wie ihr uns die freie Luft, den Vogel und die Blume ſchildert, ſo würde man ſich immer bitter getäuſcht fühlen, wenn man in Wahrheit einmal ſtatt Zimmerluft Gotteslust einhaucht. Die Dichter ſchildern die Natur nur im Feſtkleide, als wäre die Natur ſo eitel, daß ſie mit Wahl und Abſicht hier eine Nelke, dort einen Vogel vor die Bruſt und in's Haar ſteckt. Die Natur hat ihren Sonntagsſtaat, das iſt wahr: ſie iſt manchmal feierlicher, glätter, als ſonſt, ſie iſt reinlicher. Allein ſie hat ihn nicht immer vor. Sie hat nicht immer die Glacehandſchuhe an, in welchen ſie manche Lyriker ſchildern.

Es kömmt bei der Natur auf dem Lande weit weniger auf die Farbe, als den Duft an. Die Dichter ſchildern nur die gemalte Natur, ſie geben reizende Landſchaften, aber doch immer nur Landſchaften, ſie glauben die Natur nicht anders ſchildern zu können, als indem ſie ſich

ſelbſt in Maler verwandeln. Gemälde wiſſen aber nichts von dem Duften der Natur. Was ſie Duft nennen, das iſt Farbe. Die Natur hat aber einen noch weit größern Reiz in dem Geruche, als in der Farbe. Dieſe Friſche, wer kann ſie ſchildern? wer hat ſie geſchildert?

Ich geſtehe es, obwohl mit der größten Schüchternheit, daß Blaſedow in Betreff dieſes Themas längſt die Abſicht hatte, einmal eine Rettungsapologie des in der That noch lebenden Pfarrers Schmidt in Wernenchen zu ſchreiben. Denn Blaſedow glaubt, daß dieſer Mann die Natur in ihrer echten, unverfälſchten Wahrheit beſſer geſchildert hat, als Göthe, der ihn als Apollo der Muſen und Grazien in der Mark verſpottete, als Uhland, der in dem Rufe ſteht, vorzugsweiſe ein Dichter der Natur zu ſeyn. Ich rede von Italien, auch von der Schweiz nicht; allein ſo wie die Natur von Schmidt in Beziehung auf die Mark Brandenburg geſchildert iſt, ſo, konnte Blaſedow nicht leugnen, würde

auch das Fürſtenthum Sayn-Sayn zugeſtehen müſſen, daß es in ſeinen eigenthümlichen Naturreizen vollkommen getroffen wäre. Sand ſogar hatte Blaſedow noch überall in Deutſchland gefunden, Staub ohne allen Zweifel in Italien auch. Fröſche finden ſich in allen Sümpfen, und Sümpfe gibt es außerhalb der Mark und Sayn-Sayn's ſogar noch weit mehr, als innerhalb. Man hat über die Poeſien des Pfarrers Schmidt eine ganz falſche Anſicht und verwechſelt ſie mit den Voß'ſchen Gedichten, die bei Weitem, was die Naturſchilderung anlangt, tiefer ſtehen, als die des Wernuchner Schmidt.

„Es wird in Deutſchland ſo viel nachgebetet," ſagte Blaſedow zuweilen, „daß der, welcher ſeinen eigenen Weg geht, für einen noch Originalität ſüchtelnden Narren angeſehen wird." Man möge über Blaſedow's geſunde Vernunft den Stab brechen; allein was dieſer einmal gegen Tobianus über den Feldprediger Schmidt ſagte, ſcheint die Rede eines beſonnenen Mannes

und eines feinen Kenners der wahren Natur zu ſeyn. Tobianus brüſtete ſich mit ſeiner Kenntniß der Gemeinplätze. Er konnte die Natur, die ihn umgab, nicht genießen. Wollt' er ſich eine Vorſtellung über die Schönheit der Natur machen, ſo mußt' er ſich erſt eine Landſchaft zuſammenſetzen, wobei Italien und der Orient eine größere Rolle ſpielten als ſeine Heimath. Was war ihm ſchöne Natur ohne ein griechiſches Tempelchen? Blaſedow durchſchaute die Rüge der Feldprediger Schmidt'ſchen Poeſien und ſagte damals: „Daß ich zur Idylle des Landlebens geboren bin, iſt unwahrſcheinlich; wenigſtens wär' ich lieber ein Matroſe und kletterte allmählich bis in den Maſtkorb der Admiralität, als daß ich Candidat wurde und es nie werde weiter bringen, als höchſtens dazu, einmal Ihr Superintendent zu werden, Tobianus! Nun ja, Sie ſcheinen ſelbſt ſagen zu wollen: daß es damit gute Wege hätte. Ich glaub' es ſelbſt und beneide den Vorzug nicht, den man Ihnen

vielleicht geben dürfte. Da ich nun aber einmal auf die Natur angewieſen bin und ſie mir nicht ſo wie meine Haare von der Stirne wegſcheiteln kann, ſo find' ich noch immer, daß Schmidt die pittoreske Seite der deutſchen Landpfarrer am beſten gezeichnet hat."

Da ſich überhaupt Blaſedow an jenem Sonnabend beſann, wie er ſeinen plaſtiſchen Unterricht mit Amandus beginnen ſollte, ſo wollen wir dieſe Pauſe benutzen, um hier in der That ſeine Meinung über den Feldprediger Schmidt ausführlich einzuſchalten. Er entwickelte ſie aber folgendermaßen:

„Man hat viel zu überſpannte Begriffe von der ländlichen Natur, und ſelbſt von ihren Schönheiten kennt man nicht den eigentlichen Werth. Der Spaziergänger iſt hier nur ein Eilwagenreiſender. Wer dieſe Natur ſchätzen will, muß in ihrem Schoße leben. Das Landleben iſt von Schmidt mit jener Gourmandiſe, die auch dem Kuhmiſt ein Arom abzugewinnen

verſteht, durchgeſeſet worden. Man kann verſichert ſeyn, daß das Naturläschen, welches er ſchildert, ſich nicht geleckt und geputzt hat. Er ſchildert keinen Baum, ohne daß man darauf auch die Raupe kriechen ſähe. Er ſchildert keinen Topf Milch, in dem nicht auch eine Fliege läge." Dieſe Wahrheit mag nicht delicat ſeyn; aber warum ſie deßhalb auch unpoetiſch iſt, begriff Blaſedow nicht.

„Wenn Schmidt einen Spaziergang macht, welche unübertreffliche Wahrheit weiß er über ſeinen Weg zu verbreiten," fuhr er fort; „der Abſchied von ſeiner Frau, die Perrücke, die ſie ihm geſetzt hat, das Grüßen der Bauern über die Hecken, das Flattern der Bienen und Schillebolde um ihn her, die richtige Zeichnung alles deſſen, was für nachgiebige Seelen das Landleben ſo reizend macht, ſcheint mir einen weit größern Beifall zu verdienen, als ihn Schmidt bisher errungen hat. Man denke ſich den Pfarrer, wie er endlich eine kleine

Anhöhe erklimmt hat. Oben ſteht eine Schafheerde und dabei ein kleiner Rollwagen, in welchem der Schäfer ſich vor dem Regen zu ſchützen pflegt. Es zieht ein Gewitter heran, ſagt der Schäfer und zeigt drüben hin nach Potsdam. Wie er dieſe Annäherung zeichnet, glaubt man es wirklich ſchon tröpfeln zu hören. Schmidt findet ſeine Zuflucht im Walde bei einem Köhler. Das Weitere läßt ſich gar nicht ſo wieder erzählen. Das Wort Röhricht, von Schmidt ausgeſprochen, hat für mich einen unendlichen Reiz, ebenſo Bruch, Gehöft, Buchenwald, Eierkuchen. Dies Alles ſcheint von Poeſie enthlöst zu ſeyn. Allein was iſt denn zuletzt Poeſie, als eine wohnliche, heitere Erregung der Gefühle, namentlich eine heimiſche Erregung derſelben. Ich bin den Schmidt'ſchen Idyllen," ſagte Blaſedow, „ſo blind gefolgt, daß ich mir von Kindheit an kein größeres Glück, als das des Landpfarrers träumte. Allein ſo ſind die

menſchlichen Neigungen. Ein Grundton bleibt in ihnen unveränderlich und brummt von den Anfängen des erſten Nachdenkens her, während die Melodie mit den Jahren ſo variirt, daß man im zwanzigſten Jahre ganz andere Arien ſingt, als im fünfzehnten. Ich behielt die gemüthliche Neigung zur Idylle, während Alles, was mit meiner Ueberzeugung und Willenskraft zuſammenhängt, einen excentriſchen Flug bekam, ſo daß ich die Reize der Entſagung wohl kenne, ſie aber niemals über mich gewinnen werde, ich meine, auf die Länge nicht."

„Will man die Unordnung der Natur, ihren Totaleffect ſondern und poetiſch lichten," ſagte Blaſedow ferner, „ſo muß man es machen, wie Schmidt, oder, was daſſelbe iſt, wie eine Ziege, die heilſame und ſchädliche Kräuter durch Inſtinkt von einander zu trennen weiß. Bei ihm laufen die Blumen und Bäume nicht durcheinander. Er iſt Kenner der Gewächſe

genug, um nicht gerade als Botaniker von ihnen zu ſprechen, aber doch zu wiſſen, um welche Zeit z. B. die Camillenſtaude blüht. Dieſe lyriſchen Poeten, welche wir jetzt von Tag zu Tag an der Ofenwärme unſres politiſchen Bärenhäuterlebens ausbrüten, ſprechen nicht ſelten von den Reizen des Monats Mai und rechnen Blumen zu denſelben, welche erſt im Herbſte blühen. Dieſe Fehler rüg' ich nicht aus Pedantismus. Nein, weil ich daran nur ſehe, daß das Entzücken an der Natur bei dieſen jungen und alten Hänflingen nicht von dem freien Felde herſtammt, ſondern aus einem meſſingenen Drahtbauer, wo ſie zwar auch Hanf eſſen, ihn aber ſchon gequetſcht erhalten. Schmidt kopirte nur die Natur. Wenn er ſeine Frau auf einem kleinen Kahne über einen Bach fährt, wo er kaum durch das Schilf hindurch kann, wenn er einen Brief bekömmt in dem Moment, wo er in einem noch unbelaubten Baume ſitzt und die Zweige deſſelben ſtutzt,

während seine Frau die Hühner füttert, wenn er mit zugeknöpftem Rock und breitkrämpigem Sebaldus Nothanker'schen Hute unter einer Eiche während des heftigsten Regens in der Jungfernhaide steht oder mit übereinandergeschlagenen Beinen vor einem Waldbache auf einem Baumstumpfe sitzt und das Buch aus der Hand verliert, vor Entzückung über den Finken, der aus dem Gehölz so lustig schlägt — ja, Tobianus, da soll mich der Kukuk holen, wenn Schmidt es nicht richtiger trifft, wo mein Herz sitzt, als all' die neuen Poeten, die Sie, närrischer Mann, sich haben so sauber einbinden lassen, die immer vom Vogel in der Luft singen und ihn selber nie gehört haben, ja, nicht einmal wissen, wo die Lerchen im Winter bleiben. Sehen Sie, und was so respectabel an dem Mann ist, er lebt noch und hat nie mehr ein Zeichen von sich gegeben. Er sang sich aus und schilderte soviel, als er wußte, seine Natur. Er hat nie rekemirt

gegen ſeine Gegner, er wurde nicht halsſtarrig wie die Nicolai's, als man ſie nicht rühmen wollte. Er hört noch abendlich die Fröſche quacken und denkt nicht einmal dabei an das Heer von Kritikern, die ihn ſo oft als Stichblatt ihres Witzes benutzt haben."

Man wundre ſich über dieſe Blaſedow'ſche Apologie nicht! Man findet oft Menſchen, die voller Poeſie ſtecken, die einen ganzen Bienenſchwarm lyriſcher Gedanken, in ſich den ſüßeſten Honig webend, verbergen, und deren Begriffe vom Schönen durchaus nicht an das Sublime ſtreifen, während die Oberflächlichen dagegen nicht Worte und Farben genug haben können, ehe ſie ihre Bewunderung poetiſcher Leiſtungen auszudrücken vermögen. Das größte Talent gefällt ſich und ſpiegelt ſich wieder in einem Waſſertropfen, während die Mittelmäßigkeit immer einen ganzen Ocean ausſchüttet, um die Menge zu berauſchen. Da ich mir aber nicht denken kann, daß nicht jeder meiner Leſer

von Blaſedow mit Vergnügen hört, wie zart, trotz ſeiner rauhen äußern Nußſchalennatur, doch ſein innerer Kern war, ſo verſchmäh' ich auch dieſe Gelegenheit nicht, in die Jugend unſres Helden zurückzublicken und eine Erzählung wiederzugeben, die er damals, als er vom Feldprediger Schmidt ſprach, an Tobianus über ſeine erſte Predigt richtete. Laſſen wir nichts unbemerkt, was uns Vertrauen zu unſerm Manne einflößt. Wir werden leider noch früh genug wahrnehmen, daß ſein ganzes zukünftiges Schickſal auf Thorheiten gegründet iſt.

„Ich war kaum vier Monate von der Schule," erzählte Blaſedow, „kaum entwöhnt von den ſogenannten Brüſten des claſſiſchen Alterthums, als ich in mir den Luftballon meines Ehrgeizes, der wenigſtens ſo hoch ſteigen wollte, als eine Kanzel iſt, nicht mehr zurückhalten konnte. Je leerer der Kopf, deſto höher will er hinaus. Ich aß mich

noch ungewiß zwiſchen dem Chriſtenthum und dem Alterthume gehalten und ließ mich während eines Semeſters mehrere Male aus einer Facultät in die andere überſchreiben, weil es bald hieß: für dies Stipendium muß man Philoſoph, bald: für jenes muß man Theologe ſeyn. Ich hatte die Kirchengeſchichte gerade bis zur erſten Chriſtenverfolgung gebracht und in der Einleitung in die Bibel bis jezt nur gelernt, welche Bücher unecht waren. Die echten ließ der Profeſſor zurück und wurde am Schluß des Semeſters ſo in die Enge gebracht, daß er in der That ſeine Vorleſungen mit dem Bedauern ſchloß, er hätte uns freilich nur die Unechtheit der Bibel während des Halbjahres bewieſen, woll' es aber unſerm eigenen Studium dringend anempfehlen, uns um die echten Beſtandtheile derſelben ſelbſt zu kümmern. Das Evangelium Matthäi hatt' ich von einem Gelehrten erklären hören, der es mit ſeinem äzenden Verſtande in lauter verbrannte

Trümmer verwandelte und uns Alten, als er seine Vorlesung später schloß, verkam, als stieg' er wie Scipio von dem Aschenhaufen des ehemaligen Numanz herab. Das war Schleiermacher. Was wußt' ich von der Homiletik? Dennoch wollt' ich predigen."

„Ich begab mich eines Morgens in die Umgegend von.... in das Dörfchen Schwarzensee, welches aber lieber Weißensee hätte heißen sollen, der vortrefflichen Schafmilch wegen, die man dort auf guten Cichorienrecept erhalten konnte. Ich suche den Pfarrer auf und bitte für den nächsten Sonntag um seine Kanzel. Er bewilligt sie mir unter zwei Bedingungen. Erstens, daß ich meine Predigt vom Probst Reuter unterschreiben ließe, zweitens, daß ich ihm erlaubte, ein wenig zu lachen. Ich wurde roth, weil ich dachte, daß die letzte Bedingung mir galt. Nein, sagt' er, ich lache nur, weil Sie keine Zuhörer haben werden. Er wollte damit sagen, daß er selbst

keine hätte. Ich verſprach alſo, mir ſelbſt eine Gemeinde mitzubringen."

„Meine Predigt war ſchnell hingeworfen. Es war eine kühne Abhandlung über das Nosce te ipsum. Ich wollte zeigen, daß der Reue die Selbſterkenntniß vorangehen müſſe, und war ehrlich genug, die Predigt aus meinem innerſten Herzen herauszuſchreiben. Es waren Rouſſeau'ſche Selbſtbekenntniſſe, die ich auf die Kanzel von Schwarzenſee bringen wollte. Ich war erſt achtzehn Jahre alt, hatte aber geiſtig viel erlebt und war in der That ein großer Enthuſiaſt für das Chriſtenthum. Ich riß mir das Kleid meiner eigenen Gerechtigkeit vom Leibe. Ich zeigte mich in jener chriſtlichen Blöſe und Armuth, die lieber verhungern und erfrieren will, als prächtige Kleider tragen und koſtbare Speiſen genießen. Das jugendliche Werk übergab ich dem Probſt Reuter."

„Aber wie ritt dieſer darüber her! Menſch, Mann, junger Mann, ſagte er mit etwas

lispelnd westphälischer Stimme, solche Dinge wollen Sie auf eine christliche Kanzel bringen? Wo ist die Eintheilung? Wo ist erster, zweiter, dritter Theil? Groß A, klein a, lateinisch A, dann griechisch α und sofort? Diese Verwirrung kann Ihnen unmöglich bewilligt werden. Denn, gesetzt auch, Sie hätten ihr Thema statt zu variiren nicht carrikirt, so muß der Gemeinde doch klar werden, wo Sie ihre Ruhepunkte haben. Die Ruhepunkte des Predigers sind die Erweckungspunkte des Zuhörers. Wo Sie einen Absatz machen, macht die Aufmerksamkeit der Zuhörer einen Ansatz. Was Sie da geschrieben haben, flimmert Jedem, der es lesen oder hören soll, vor den Augen. Aber arbeiten Sie es um!"

„Ach, alle selbsterbaute Triumphpforten waren mit dieser pröbstischen Erklärung eingerissen. Die schönen Selbstlobsfestons, die sich über sie hinzogen, verwelkten. All' meine Unsterblichkeit verwandelte sich in eine vom Lehrer roth angestrichene Schülerarbeit. Ich hatte allerdings mit

ſo großer Aufrichtigkeit gegen mich ſelbſt in meiner Predigt gepredigt, hatte mich an den langen chriſtlichen Demuthshaaren mit meinem Plato- und Sokratesſtolze im Staube der eingeſtandenen Unzulänglichkeit aller Selbſtrechtfertigung geſchleift, daß eine Dorfkanzel, von dieſen Predigtwolken eingehüllt, ſich in den Dreifuß der pythiſchen Göttin würde verwandelt haben, in ein unauflösbares Räthſel. Ich bemitleidete jedoch den Probſt Reuter, der mir noch ganz mit dem alten Geſchirr der Wolfiſchen Philoſophie das Chriſtenthum aufzuzäumen ſchien. Meinen Fixſternhimmel ahnte er nicht, meine Sonnen zogen ſich in andern als Krummacher'ſchen Parabeln über das Firmament."

„Dennoch begann ich die tropiſche Pflanzenpracht meiner exotiſchen Abhandlung zu ſäubern. Der Unterſchrift des Probſtes opferte ich als Unkraut alle duftende Phantaſieblüthen, alle wilde Cactus, die ich in meinem Garten gepflanzt hatte. Ich ſetzte an ihre Stelle ländliche,

perikopiſche Gänſeblümchen. Gegen das Ende zu, wo ich wie ein raſender Ajax am meiſten gegen mich gewüthet, wo ich meiner ſteifen Selbſtgenügſamkeit den Todesſtoß verſetzt und aus meiner klaffenden Wunde einen ganzen Glockenwald von Hyacinthen hatte hervorklingen und duften laſſen, ſchnitt ich die herrlichen Blumen oben ab, ſo daß nur noch die Zwiebeln unten zurückblieben, welche auf den Gebrauch der Schnupftücher in der Gemeinde wirken ſollten. Ich verfluchte meine idealiſche Schweiz, die dem Probſt Reuter wie eine Sammlung logiſcher Pockennarben erſchienen war. Ich warf meinen Rigi in den Zürichſee, ſteckte von Meile zu Meile eine rothe Fahne der logiſchen Feldmeß- und Diſponirkunſt auf und klopfte zum zweiten Mal auf den fablen Dornenbuſch, aus welchem das rothe Antlitz des Probſten leuchtete. Allein er war verreiſet. Meine Predigt hätte nicht gehalten werden können, wenn ich nicht Muth gehabt hätte, Chriſti wegen eine Lüge zu wagen."

„Der Pfarrer von Schwarzenſee hatte ſchon feſt auf meine Kreuzesabnahme für den nächſten Sonntag gerechnet. Er ahnte nicht, daß er einem Schismatiker ohne pröbſtiſches Viſa ſeine Kanzel, ſeinen Talar und ſeine Bäffchen einräumte. Er hatte auf meine Logik gerechnet, das Viſa als erhalten vorausgeſetzt und ſich in's freie Feld beurlaubt. Ich fuhr am Morgen des verhängnißvollen Tages in einer großen Familienkutſche, in welcher alle meine Angehörigen Platz genommen hatten, auf den Richtplatz hinaus und grüßte alle Welt nach Art hoffnungsloſer Delinquenten. Meine Schweſtern und Tanten empfanden heute zum erſten Male eine Art heiliger Scheu vor mir und äußerten zu öftern Malen die Beſorgniß, daß ich vielleicht ſelbſt welche hätte. Kurz vor Schwarzenſee ſtieg ich aus, zog noch einmal meinen unvidimirten Paß zur Reiſe auf die Kanzel hervor und überlas einige Stellen, die ich nicht gut memorirt hatte, weil meine Schweſtern den Puppenkopf, vor

welchem ich die Rede einſtudirte, einige Augenblicke ſelber brauchten. Damit ich jedoch nicht vom Dorfe aus als noch in meiner geiſtlichen Toilette und Sonnabendsarbeit begriffen beobachtet würde, ging ich die Landſtraße rückwärts voran. Ich mußte endlich die Nähe des Dorfes berückſichtigen und ergab mich denn blindlings meinem Gedächtniſſe, indem ich, unbekümmert um die Spottgrüße und Ahasverſatiren einiger akademiſcher Freunde, mein Kreuz in die Pfarrwohnung hinauftrug. Hier erwartete mich längſt der Küſter. Nach dem Viſa meiner Predigt fragte Niemand, als höchſtens mein Gewiſſen. Ich ſchlüpfte in die äußern Zeichen meines Amtes hinein, hätte aber beinahe Unglück gehabt mit jener großen calviniſtiſchen Mütze, die, einem umgekehrten Suppennapfe ähnlich, doch weit lieber den Namen eines Hutes verdient hätte. Dieſe Mauerkrone kommender Verdienſte war für meinen Kopf viel zu groß und für die Thätigkeit meines erhitzten und memorirenden

Verſtandes viel zu ſchwer. Ich ſetzte mich nicht ohne Beſorgniß in Bewegung, ich möchte das Gleichgewicht meines Oberkörpers und dazu die Mütze ſelbſt verlieren. Indem ich hinten aus der Pfarrwohnung ſchritt und mich durch die Gräber des Kirchhofs in die ſchon im vollen Glockenſpiel begriffene Kirche begab, hatt' ich meine größte Noth, mit dem Kopfe hin und her zu balanciren. Dieſe äquilibriſtiſche Beſchäftigung nahm meine Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch, daß ich nicht einmal vor der Kirchthüre daran dachte, mich von der Bürde zu befreien, ſondern wie ein jüdiſcher Hoherprieſter zog ich mit meinem Pfannendeckel durch die ganze Kirche hindurch, die glücklicherweiſe zu klein war, als daß ich mich unterweges noch hätte beſinnen und in der Nähe des Altars nun gar noch auffallenderweiſe erſt entblöſen können. Der Küſter ſagte nichts zu dieſer jüdiſchen Neuerung, als ich hinter die ſpaniſche Wand, welche die Sacriſtei vorſtellte und mit ländlichen Frescogemälden geſchmückt

war, trat, ſondern er ſpielte ſchon tapfer auf der Orgel herum, obſchon noch kein Ton vernommen wurde. Mir wurde himmelangſt, wie ich den Mann ſo vergeblich in das lautloſe Nichts hineintaſten ſah. Endlich war aber von Hinten (denn nun bemerkt' ich bald auf einer Leiter zwei flachshaarige Bauernbuben, die hinten die Stricke zogen) Luft in die Pfeifen hineingekommen, und ein taumelnder Rhythmus bemächtigte ſich allmählich der muſikaliſchen kleinen Maſchine. Ich hatte vielleicht acht Zuhörer gezählt. Der Cher würde auch ganz ausgeblieben ſeyn, wenn nicht ein Schulknabe, der wahrſcheinlich ein Stipendium genoß, das „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!“ aus irgend einem entlegenen Winkel des Schiffes, wo ich ihn gar nicht ſah, recht dreiſt hervorgekräht hätte.“

„Auf der Kanzel hätt' ich beinahe ein Unglück gehabt. Ihr Pult war nämlich ein ſo einfaches Brett, daß nicht einmal eine Leiſte rings herum ging, und mein Manuſcript um ein Haar mit dem

langen Prieſterrockärmel hinuntergefegt worden wäre. Der Gedanke, daß dies geſchehen könnte, brachte mich ſchon in die größte Verwirrung. Wie ſollt' ich mich bei einer begeiſterten Stelle halten, und wo die Arme? Konnt' ich zum Himmel emporſteigen, ohne nicht dabei ein wenig mit den Flügeln zu klatſchen? Ich hatte mir ungemein viel Wirkung von einer Glanzſtelle verſprochen, wo ich den rechten Arm weit in die Kirche hinausſtrecken wollte, um gleichſam als Schatzgräber das geweihte Erdreich von Menſchenherzen unter mir zu beſchwören und eine Vorſtellung von dem jüngſten Gericht zu erwecken, zu welchem rechter Hand ein Engel, der die Hauptverzierung der Orgel bildete, ſchon die Poſaune blies. Dieſe Gebärde mußt' ich aufgeben, weil ſie mich nicht nur um meine Predigt, ſondern auch um das Verzeichniß von Brautpaaren hätte bringen können, die geſonnen waren, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Dennoch erholt' ich mich, als ich erſt in voller

Anstrengung war. Die Rede zündete wie ein Blitz all das verfaulte Holz, was ich mir von Christenseelen aus der Stadt mitgebracht hatte, an; ja, einer Cousine, die sich ganz abseits gesetzt hatte, zerfloß ihr irdischer Mensch in so viel Rührung, daß ich selbst nur um so härter wurde, theils, um mich zu wappnen, theils, weil mir's so gut gelang. Sie liebte mich und gestand mir später, daß ihre Thränen weit mehr mir, als sich selbst gegolten hätten."

„Ich hatte geendet, und den acht bis zwölf Fischen, die in meinem Petrinetze zappelten, die Freiheit gegeben. Die Orgel spielte ein Recitativ, welches man, weil keine Ordnung darin war, wahrscheinlich für eine Bach'sche Fuge halten sollte. Die Armenbüchse vor der Thüre verwandelte sich in meinen Augen in ein ganzes Spital Lahmer und Blinder, so daß ich fast all mein Hab und Gut hineingeworfen, wenn ich mir nicht eingebildet hätte, mein Rock läge in der Pfarrwohnung. Ich hatte vergessen,

daß ich ja den Talar nur übergeworfen hatte und keineswegs mit Hemdärmeln darin ſtack. Der Pfarrer war noch immer von ſeinem luſtigen Urlaub nicht zurück. Ich aber lief ſpornſtreichs, um in die Familienkutſche zu kommen und mich noch recht an der Verheerung zu weiden, die ich ſo eben unter meinen Anverwandten geſtiftet hatte. Meine Couſine, die ich doch am meiſten zerknirſcht, ſprach mir Muth auf dem Wege der Selbſtbeſſerung, den ich nun wohl einſchlagen dürfte, zu. Sie ermunterte mich, meine Fehler einzuſehen und nach meinen Worten nun auch zu handeln. Die Sonnen, welche ſich in ihren Thränen ſpiegelten, verwandelten ſich aber doch alle nur in goldne Fingerringe. Sie gab ſich das Anſehen, von der chriſtlichen Märtyrerkrone zu ſprechen, und dachte im Grunde dabei nur an die bräutliche Myrthenkrone und an meine ledige Hand."

„Acht Tage nach dieſem geiſtlichen Debüt," ſchloß Blafedow ſeine Erzählung, „konnt' ich

das Glück haben, relegirt zu werden. Ich hatte die Kanzel beſtiegen ohne Reuter, als geiſtlichen Verreuter. Ich hatte den Talar und die weißen Bäffchen erſchlichen und wurde in einen weitläufigen Religionsproceß verwickelt, der zwar nicht mit dem Holzſtoß Huſſens endete, aber doch damit, daß, wenn Huß bekanntlich eine Gans bedeutet, der Pfarrer von Schwarzenſee davon ein Paar in die Probſtei ſchicken mußte, um ſich ſelbſt von der Strafe zu befreien, die nun auch gegen mich gewendet wurde. Das am Spieß praſſelnde Gänſefett genügte dem Probſt Reuter, der etwas braten ſehen wollte und zu meinem Glücke dasjenige Opfer vorzog, welches er ſelbſt ſpäter verzehren konnte."

Wir ſind durch Mittheilung dieſer Jugendanekdote unſers Freundes ſo ſehr von ſeinen gegenwärtigen Schickſalen abgekommen, daß wir, um das Ebenmaß der Erzählung wieder herzuſtellen, wohl genöthigt ſind, ihrem ferneren Verlaufe ein neues Kapitel zu widmen.

## Neuntes Kapitel.

Phidias Amandus Blasedow.

„Amandus!“ rief nun Blasedow seinem Sohn.

Dieser hatte gerade ein Stück seines Raubes rund genug geknetet, um es mit Behagen zu verschlucken, und wußte sich auch, um dabei unbemerkt zu bleiben, nicht anders zu helfen, als daß er seinem Vater zurief: „Ach, sieh', Vater!“ Dabei zeigte er auf einen Fleck in die blaue Luft, der aber gar keiner war und am wenigsten ein Vogel. Blasedow sah hin und bemerkte nur eine fliegende Mücke (mouche volante), einen Täuschungspunkt seiner schwachen Augen,

der mit Blitzesſchnelle wie ein Vogel aus der Luft herabfuhr, ſich im Walde verlor und doch nichts war, als ein bloßer Blitzableiter des Donnerwetters, welches Amandus befürchtet und glücklich genug vermieden hatte. Als indeß Blaſedow nur einen Vogel — und eigentlich nicht einmal dieſen — geſehen hatte, begann er: „Amandus, wie viel Sinne hat der Menſch?“

Dieſer nahm die ſeinigen zuſammen und ſagte: „Fünf!“

Blaſedow dachte, daß die Redensart: er kann nicht fünf zählen, wahrſcheinlich von den fünf Sinnen herrühre. Er dachte ferner: Hätt' ich fünf Söhne, ſo würd' ich ſie nach den fünf Sinnen erziehen laſſen. Jeder müßte einen beſondern Sinn vorſtellen, eine Kunſt oder Wiſſenſchaft, die gerade die vorzügliche Blüthe eines Sinnes wäre. Alle Brüder bildeten dann zuſammen die höchſte Potenz eines einzigen Menſchen, ſie würden ſich wechſelſeitig in ihren

Leistungen unterstützen können, wie ja die Sinne nicht selten unter einander ihre Thätigkeiten vertauschen. Blinde riechen die Farben. Taube sehen den Schall. Das Unglück der meisten Menschen kömmt daher, daß sie sich einbilden, sehend zu seyn, und auf Alles doch mit wahrhafter Blindheit losgehen. Wüßten sie ihre Blindheit, so würden sie suchen, ihren Verstand auf ein andres Organ zu stützen, wie Somnambüle, welchen ihr Verstand nicht mehr im Kopfe, ihn in die Gegend werfen, wo wir unsre Verdauungswerkzeuge haben.

Wir überraschen Blasedow bei diesen Gedanken auf einer Schwäche, die er sich selber nur nicht gestehen will. In dem großen dunkeln Abendhimmel von Hoffnungen, welcher ihm die Zukunftssonne seiner Söhne verhüllt, tastet er noch mit seiner Erziehungslaterne. Er fängt mit den fünf Sinnen an und hat alle Aehnlichkeit mit jenen Philosophen, die erst denken, indem sie streiten, mit jenen Schriftstellern, die

erſt Ideen haben, indem ſie ſie ſchon auf dem Papier entwickeln. Er hätte ſo gern aus ſeinen vier Söhnen fünf gemacht, wenn es nicht zu ſpät geweſen wäre. Er mußte das Theilungsprincip je nach den fünf Sinnen aufgeben, welches er ſo gern beibehalten hätte, weil er ganz für die Idee war, daß Einer in der Welt nicht mehr Alles tragen könne, daß die größte Univerſalität aus der größten Einſeitigkeit erzielt werden müßte, wie ſchon die Gebrüder Müller aus Braunſchweig bewieſen, welche ihre ganze Lebenslaufbahn nach den vier Saiten der Streichinſtrumente eingerichtet haben und mit einander ſo groß geworden ſind: zum und durch Quartettſpielen. Ja, Blaſedow, obſchon ſeinem Namen nach mehr für die Flöte und das Fagott beſtimmt, war nur überhaupt kein hinlänglicher Muſiker, oder es kümmerte ihn die moraliſche Erziehung nicht ſo ſehr als die ſpirituelle; ſonſt würd' er ſich geſagt haben: Aus deinen vier Kindern laſſe wenigſtens vier halbwege Muſikanten

werden, damit sie in ihrem Alter wissen, wie viel Verträglichkeit dazu gehört, um sein Leben lang seinen Onslow und Spohr zu spielen, nämlich vierfach. Und er würde nicht unrecht gethan haben, da sich vier Brüder leicht erzürnen (obschon nicht so leicht, wie vier Schwestern) und in ihrem Alter noch viel öfter. — Bedürfte jedoch einer des andern, wenigstens um alle Montage das zur zweiten Natur gewordene Quartett zu spielen, sie würden sich einander ertragen und vielen Dingen durch die von Colofonium schwitzenden Finger sehen. Blasedow war leider unmusikalischer, als sein Name. Hätte Paganini vier Söhne gehabt, er würde wahrscheinlich Jeden gelehrt haben, auf einer Saite zu spielen, so daß nach Art der russischen Hornmusiker, ihrer Vier für Einen gespielt hätten, was freilich weit weniger künstlich und angenehm ist, als wenn es einmal eine Geige auf ein ganzes Quartett ankommen ließe.

Mit ſolchen zerbrechlichen Rohrſtielen von Ideen tappte Blaſedow in der Zukunft ſeiner Kinder herum. Er betrachtete ſie dabei wie vier Bälle zum Escametiren. Er behandelte ſie wie mathematiſche Größen, wo er ſeinen freien Willen hatte, bald mit vier Strichen einen Kreis, bald ein Viereck zu zeichnen, bald mit ihnen einen Satz aus der Stereometrie, bald aus der Trigonometrie zu beweiſen. Die Ueberzeugung von einer organiſchen Geſetzgebung in dem kleinen Vernunftſtaate eines jeden ſeiner Kinder, die Ueberzeugung von einer nothwendig zu reſpectirenden Grenze einer anderweitigen und wenn auch noch unmündigen Freiheit kannte er nicht. „Wohl dem," ſagte er, wie ſchon öfter, „welchen man nicht an eine volle Tafel ſetzt in ſeiner Jugend, wo er wählen kann hundert Dinge, von denen er nur naſcht und ſich verdirbt! Ach, bis zu welcher Vollkommenheit könnte es Jeder in ſeinem Fache bringen, wenn er von Jugend auf nur für eins beſtimmt

würde! Wer bei den Alten ein großer Mann werden wollte, zerdrückte ſchon in der Wiege Schlangen.“ Und dann ſprach er laut: „Wie viel iſt vier Mal vier?“

„Sechzehn,“ ſagte Amandus.

„Keine organiſche Zahl,“ beklagte ſich Blaſedow in der Stille. „Das Schickſal will ſie trennen. Sie ſollen jeder für ſich ſtehen. Die Zahl vier iſt in der Muſik nur eine ſcheinbare Einigkeit und kömmt auf die heilige Sieben zurück: eine Ausſicht, die bei meiner böſen Sieben nicht vorhanden iſt. Aber vier Elemente gibt es und nach dieſen vier Temperamente, auch viererlei Arten von Wahnſinn, nämlich Blödſinn, Narrheit, Wahnſinn, Tollheit. Blödſinn iſt gleich dem Phlegma und der Erde. Narrheit iſt gleich dem Sanguinismus und dem Feuer. Wahnſinn iſt gleich der Melancholie und dem Waſſer. Tollheit iſt gleich dem Choleriſmus und der öden, ganz leeren und unbewußten Luft.“

Jetzt hätte Blasedow auf Amandus schließen müssen; doch ward ihm selber angst, da er für jeden gescheidten Gedanken, den er jetzt etwa finden konnte, gleich einen entsprechenden Wahnsinn gefunden hätte. Er ward über die allzugroße Fruchtbarkeit seines Witzes so unmuthig, daß er sich recht freute, eine Gelegenheit zu haben, sich zu fassen. Er faßte aber Amandus, dessen fortwährende verstohlene Gebärden ihm mißfielen, und schlug ihm mit einem grünen verblaßten Regenschirm auf die Finger, die zwischen der Rocktasche und dem Munde eine für den Vater nachgerade unausstehliche Correspondenz unterhielten. Während Amandus wie ein scheues Pferd auf die Seite sprang und sich auf die Hinterfüße setzte und Blasedow: Oho! rief, gleichsam, als wollt' er ihn lehren Mienen machen, entdeckte dieser auch die plastische Masse, die Amandus bei sich trug, indem er seine Rocktasche untersuchte. Blasedow zitterte, aber

nicht vor Wuth, ſondern vor Freude; denn es ſchien ſich ihm Alles beſtätigen zu wollen, was er über die Anlage des Knaben zur Bildhauerei ſchon vorausgeſetzt hatte. Er nahm das corpus delicti und knüpfte daran die unmittelbare Unterweiſung, die er jetzt dem Genius ſeines Kindes ſchuldig zu ſeyn glaubte. „Daß du von Jugend auf in deinem Fach erzogen werdeſt," begann er, „iſt für dich wichtiger, als für Andre. Komm' her und halte dich ſtill, Amandus! der Bildhauer bedarf mehr, als jeder andre Künſtler, von Jugend auf einer Gewöhnung an plaſtiſche Anſchauungen. Das Todte ſoll dein Aug' erwecken und das Lebende tödten. Nur in dieſer Mitte hält ſich die Aufgabe deiner Kunſt. Alle deine Statuen und Gruppen, Amandus, ſollen lebendige Erinnerungen ſeyn, aber vom Tode. Der rechte Künſtler der Unſterblichkeit biſt du; du gibſt uns die Vernichtung und die Ewigkeit des Menſchen, du gibſt uns jenen geheimniß-

vollen Schlummer, der nach dem Tode in den Menſchenaugen walten würde, wenn dieſe irdiſche Hülle ihnen bliebe. Dein Meißel rettet das fleiſchliche Kleid der Schöpfung nicht, um dem Geſetz der Zerſtörung zu trotzen, ſondern, weil er keine andere Hülle hat, um die Unſterblichkeit einzuſchlieſſen. Die Ewigkeit aber ſchlummert in den Gebilden deiner Kunſt."

Hier war Blaſedow von den begeiſterten Begriffen übermannt, die er mit Allem, was nicht ſeine eigene verfehlte Laufbahn war, verknüpfte. Er ſetzte ſich in das Korn hinein, nicht achtend einiger hundert Aehren, die er zerdrücken würde. Amandus drückte er dagegen an ſein Herz. Die vollen Hoffnungs-Aehren ſchwankten über ihren Häuptern. Ceres, die geheimnißvolle, ſo vieler Metamorphoſen fähige Göttin, flüſterte ihren Segen zu dem Opfer, welches hier in ihrem Schoße den alten Göttern und Altären gebracht wurde. Blaſedow ſprach weiter zu Amandus: „Ach,

mein Sohn, an welche Welt pochst du mit deinem Knabenfinger! Deine Sinne werden ſchwindeln, wenn die Pforten aufrauſchen, und du in dem luftigen Tempel idealiſcher Schönheit wandeln wirſt. Alles, was du ſiehſt, weiß dein Auge mit ſchneller Herrſchaft abzugrenzen. Die Gewänder, welche die blühenden Formen der Schönheit verhüllen, nimmſt du mit einer Hand ab, die nicht frevelt. Frei iſt deine Phantaſie von den bleiernen Gedanken, welche die Menſchen niederbeugen und ihren Rücken krümmen; du wiſcheſt jenen Ernſt von ihrer Stirn, den proſaiſche Rückſichten darüber gehaucht haben; du wählſt unter Tauſenden, und die, welche du verwirfſt, kannſt du ſofort entadelte Menſchen nennen, da du ja wahrlich auch die Leidenſchaft, den Schmerz und den Leichtſinn verſtehſt, aber nicht einen Zug jener Leidenſchaft, die ſich mit matten und geſenkten Augenliedern in die Nähe mürriſcher Gedanken thieriſch kauert. Ach, mein Sohn, das wahr-

baft Menſchliche wirſt du überall entdecken, wenn du dem Göttlichen nachforſcheſt. Alles, was du höhern Urſprungs finden wirſt, wird auch eine Blüthe der Humanität ſeyn. Denke dir deinen Gott, finſter zürnend, denk' ihn dir, holdſelig lächelnd: immer wird dein eigenes Antlitz die Spuren deiner Phantaſie tragen, und aus deinen Augen wird das Ideal ſich zaubervoll in andere hinüberſpiegeln. Wirſt du einen Laut der Marktſprache des Lebens verſtehen? Sie werden dich zu ihren Spielen einladen, zu Spielen in dumpfen Zimmern, an Tiſchen, auf Seſſeln, wo ſie ſich bücken und lauſchen, daß Keiner des Andern Hoffnung ihm aus den Karten ſehe; ſie werden dich rufen zu ihren Feſten, Feſten in Sälen, die nur deßhalb geräumig ſind, damit ſie die Monotonie ihrer Tänze im Kreiſe hundertfach wiederholen; ſie werden dich rufen zu ihren Göttern, zu Göttern in qualmenden Wänden, ohne Zulaß der freien Himmelsbläue; du wirſt ihre

Lockung nicht verſtehen, du wirſt ein Schatten unter ihnen wandeln, gedrückt, geſtoßen von ihrem Lärm, du wirſt um Hülfe rufen für die weinende, verſchmachtende Pſyche deiner Seele, du wirſt fliehen, weit, weit an das Ufer des Meeres, auf die höchſten Felſengipfel, wirſt die Hülle deiner civiliſirten Zeit von dir werfen und mit einem Gruße an die ſilberfüßige Mutter Thetis wie Achilles in die Wellen ſpringen. Du miſſeſt die Tiefe des Meeres, du tauchſt empor und ſchüttelſt die Fluth aus deinem lockigen Haar. Dein Arm rudert dich durch das ſchwankende Element, die Bruſt iſt weiblig angeſpült von den Wellen, die deine kreiſende Bewegung erzeugt, aus tiefſtem Sitze der Lungen athmeſt du ſeelenvolle, ſchwellende Geſundheit auf; dein nackter Rücken glänzt auf der Fluth, wie die Floſſen der Fiſche im Sonnenſchein; der Schiffer, der vorüberfährt, weidet ſich, an den Maſt gelehnt, an deinem kecken Streite mit der trotzenden, aber leicht

überwundenen Natur. Ach, mein Sohn, ich bin ein Krüppel, ich gehöre dem Zeitalter des Flanells an — was kannst, wirst und sollst du muthig in die Welt blicken!“

Daß Blasedow etwas verstimmt von seinem Ehrensitze aufstand, lag nicht so sehr darin, weil Amandus sagte: „Wir haben ja kein Wasser hier.“ Denn Blasedow entgegnete, man könne auch in dem Waldbache, an welchem sie bald seyn mußten, schwimmen lernen. Das aber verletzte ihn, daß nun Amandus sagte, die Mutter litt' es nicht, weil Blutigel in dem Wasser wären, und er thät' es auch nicht um hunderttausend Thaler. Nicht die Blutigel saugten an seinem Blute, sondern der kaufmännische Vergleich machte ihn wund, die spanische Fliege der Geldkrämerei, von der er jetzt stillschweigend zu sich selber sagte: „Sie wird den Kindern schon von frühster Jugend hinter's Ohr gesetzt und muß ihnen die Wasserblasen eitler

Hoffnungen ziehen. Hunderttausend Thaler! Ach, wenn die Jugend doch die Dinge früher kennen lernte, als den Preis, um den sie zu haben sind. Wenn ihr doch Alles gehörte, was sie verlangte, und nicht auf jedem Zettelchen, das neben den Blumen des Lebens steht, auch gleich der Haarlemer Zwiebelcours vermerkt wäre? O Menschen, versagt doch euren Kindern weniger, als euch selbst! Gebt ihnen mehr, als ihr euch selber erlaubt, oder laßt sie wenigstens nicht verstohlen zur Seite blicken mit leerem Munde, während ihr den eurigen stopft! Eine Erziehung, die auf Entbehrungen gegründet ist, war in Sparta möglich, wo die Eltern dieselbe bittre Suppe aßen, wie die Kinder. Bei uns aber macht sie die Jugend nur lüstern und bereitet die Verschwendung des Alters vor. Denn wer rächte seine jungen Tage nicht an seinem Alter? Wenn Kinder nur mit dem Gelde spielten, so würden sie nicht als Männer damit spielen! Legt man

ihnen gar einen vorläufigen Schuldentilgungsfonds in Sparbüchsen an, so werden sie nicht nur niemals welche machen, was freilich immer die beste Bezahlung der Gläubiger ist, sondern sogar Geizhälse werden. Wer schon früh lernt, aus wie viel Kreuzern der Gulden besteht, wird auch für seinen Ehrgeiz und seine Verdienste sich gewöhnen statt mit Kronen, lieber mit Kronenthalern sich belohnt zu sehen."

Inzwischen war es so heiß, daß Amandus gern in den nahen Wald gegangen wäre. Allein Blasedow verweigerte es, weniger der Blutigel wegen, als aus folgender Erklärung: „Dem Dichter, dem Maler gönn' ich gern den stillsäuselnden Waldfrieden," sagt' er. „Dir nicht, Amandus: auch Phidias war lieber auf freiem Felde, als im Walde. Die Nymphe, die Dryade werden von Dichtern besser geschildert, als von bildenden Künstlern, da sie Geheimnisse sind. Pan, der große Pan ist der Inbegriff jener Naturmystik,

die nach dem Verlauf der Kunstgeschichte mit dem Flor der Malerei enden mußte. Dein Tempel ist frei und luftig; du mußt Raum haben, dich auszudehnen. Des Bildners Religion ist der Mensch, er hat selbst Gott in Menschen verwandelt, er hat nicht den Beruf, jene Vorstellungen, wie der Volksaberglaube die Gottheit sich denkt, wiederzugeben. Der Dichter malt den Göttern Flügel, er folgt den Eingebungen seiner Phantasie, die nicht die erhaltende Geisteskraft, sondern die zerstörende und schaffende ist. In lyrischer Aufeinanderfolge jagen sich bei ihm die Attribute. Was weiß er nicht alles vom Bacchus zu erzählen! Wie viel Widersprechendes liegt in dem Mythus dieses Gottes; nur bei dem Bildhauer ist Bacchus stets derselbe Götterjüngling, der aus Indien kam und einen gewissen seelenvollen Ausdruck in seinem Wesen hat, der uns so auffallend scheint, weil uns im Wein ein anderes Träumen liegt, als das Träumen dieses

Götterknaben. Das Träumen des Bacchus, mein Kind, iſt das Sinnen über ſeinen Urſprung, das Sinnen nach Indien hin; Bacchus iſt fremd unter uns, wie auch der Wein, im Glaſe verlend, das ſtille Sinnen zu enthalten ſcheint über die wunderbare Metamorphoſe, die ihn von der Rebe bis in dieſen Kreis fröhlicher Menſchen brachte, die das Wunder dadurch zu ehren glauben, daß ſie es in vollen Zügen ſchlürfen und, ſtatt es geheimnißvoll zu koſten, ſich damit berauſchen. Bacchus iſt der einzige Gott des Alterthums, deſſen Gedanke auch von einem Dichter ausgegangen ſeyn könnte, der einzige Gott waldigen Urſprunges, während alle übrige vom Felde ſind, vom Sonnenſchein, von der freien Luft. Es gibt keine Plaſtik ohne Fernſichten. Die menſchliche Geſtalt, von dir wiedergegeben, bedarf keiner Draperie. Sie würde dann auch nur unbeholfen ſeyn. Du ſollſt nur herumgehen um das Schöne. Der Maler braucht

nur Beleuchtung, braucht nur eine Seite. Großer Gott, weil wir in unserm Jahrhundert zwar Manches haben, das schön ist von zwei Seiten, aber krumm, lahm, blind oder sonst mangelhaft auf der dritten, so hat unsre jetzige Bildhauerei auch ihre Zuflucht nehmen müssen zur Draperie. Sie hat von der Malerei den Faltenwurf gestohlen. Mein gutes Kind, hier sind wir an einer übeln Stelle angekommen."

Amandus verstand diese Bemerkung von einem Graben, vor dem sie standen, und meinte, daß er schon hinüberspringen wolle, wenn nur Blasedow zuerst ginge und ihn dann drüben auffangen wolle. Dieser aber sagte: „Wir wollen nach Hause gehen. Wir können ja dabei doch an diesem Ufer bleiben." Er sagte das mit Wehmuth: denn das Meiste, was er sagte, verstand er wohl, verstand Amandus nicht; doch hindert das nicht, dachte er: von diesen meinen Vorträgen muß doch etwas in ihm

zurückbleiben, je öfter ich sie wiederhole. Er wiederholte aber gerade das Vorige nicht, sondern fuhr fort: „Und der Faltenwurf ist es nicht bloß, sondern ganz falsche Anschauungen schleichen sich in die Bildhauerei ein. Der christliche Heiligenschein, mit welchem man die Malerei umgeben hat, ist auch über die Plastik gezogen worden. Gott, ich laß' euch euren Gott! Du aber, Amandus, wirst um so christlicher und künstlerischer seyn, je mehr du die Weisung befolgst: Du sollst dir kein Bild von mir machen! Man hat nun Jesus auch neben den vaticanischen Apollo stellen wollen, einen marmornen Jesus, eine Gestalt, so verkörpert, so menschlich trotz ihrer Erhabenheit, einen Jesus, der seine zweite Natur nicht in sich trägt. Dem Gläubigen ist Jesus ein Hauch, ein Kleidessaum, den er im Vorübergehen berührt und davon gesund wird. Die Halbheit der Malerei konnte allein die Heerschaaren, die Fürsten und die Engel des christlichen Himmels wiedergeben, weil

sie durch die meisterhafte Abrundung ihrer Unvollkommenheit am ehesten die Ahnung eines neuen andern Lebens weckt. Aber die hohe Vollkommenheit der Plastik weckt nur die Ahnung des allgemeinen, abgeschlossenen Menschenschicksals: denn der plastische Künstler bewahrt eben seine Gestalten vor diesem Schicksal. Christus aus Marmor, der Christus des Thorwaldsen, ist nicht mehr der Heiland der Welt, sondern der Rabbi von Nazareth. Nur das Antlitz des Herrn, gerade so, wie es abgedruckt ist im Schweißtuch der heiligen Veronica, interessirt den Gläubigen; alles Uebrige an seiner Gestalt ist nur Erweckung menschlicher Vorstellungen. Der Maler legt allen Ausdruck in das Antlitz, die Gewänder fluthen anmuthig, eben, ohne herausgeforderte Beurtheilung hinunter. Da aber mußt du, als Bildhauer, nichts übersehen, du mußt Jesum ganz menschlich fassen, und du bist der größte Skeptiker an seinem himmlischen Theil, wenn du ihn allen Ansprüchen

gerecht machst. Wer möchte Maria, wer möchte einen Engel des Himmels im Marmor ausdrücken? Gerade der mystische Enthusiasmus erzeugt hier etwas Heidnisches. Du brauchst deßhalb, Amandus, nicht zu erschrecken. Ja, du sollst Heide seyn in deiner Kunst, du sollst deine Religion darin finden, daß du in Gott die menschlichen Verwandschaften aufsuchst. Suche überall den Charakter nur in seinem einfachsten Ausdrucke! Werde kein Affe der Schöpfung, sondern ahme nur ihren höchsten Gebilden nach und schaffe das, was sie vergessen hat! Schmiege dich an dein Zeitalter an, aber hänge Alles, was es dir bietet, erst Tage lang in die freie Luft: denn ohne vorhergegangenes rein künstlerisches Nachschaffen der Schöpfungen unsrer Zeit, ohne Umgestaltungen und Vereinfachungen kannst du nichts von deinem Jahrhundert brauchen. Die Religion ist dir verschlossen: so halte dich an große Thaten und Charaktere, halte dich an die

Geschichte und die Ideen. Wir stehen in den Präludien großer Ereignisse; ein erhabenes Lied spannt sich auf die Saiten der Zeitharfe. Laß den Maler bei dem Drama, du, Amandus, folge dem Epiker: denn Heldensänger werden auferstehen in der Heldenzeit. Die Tage einer neuen Iliade brechen an. In meinem Haupte liegen sie, wie in den Alpen schon die Marmorstatuen, mit denen du sie verherrlichen wirst. Phidias, mein Sohn, schuf Götter, die zu Menschen wurden. Du wirst glücklicher seyn, denn deine Menschen wirst du zu Göttern machen!"

Blasedow hatte diese letzten Worte gesprochen mit gen Himmel gewandten Augen. Er bemerkte erst spät, daß er nicht früh genug geschlossen hatte: denn Amandus war auf einem kürzern Wege in die Pfarrwohnung (im Dorfe waren sie längst) geeilt. Blasedow hatte den größten Theil seiner Betrachtungen nicht bloß in den Wind, sondern auch in die

Luft gesprochen. Zufällig Anwesende mußten ihn für abwesend halten. Als er dieselbe Entdeckung machte, war er zu hoch in den Wolken, als daß er sich geärgert hätte. Es gibt Regionen, wo man weder von der anspritzenden fremden Galle, noch von seiner eigenen berührt wird. Blasedow befand sich ganz in der Stimmung, wo Christus sich für einen Backenstreich dadurch rächte, daß er noch die andere Wange hinreichte. Er zog, riesengroß und majestätisch, wie die Sonne, durch die Stiere, Widder und Steinböcke des Thierkreises um Kleinbethlehem. Ihm war wohl und selig, und er seufzte tief auf aus seiner klopfenden, eine schönre Zukunft glaubenden Brust.

# Zehntes Kapitel.

### Thee und Butterbrod auf der Neige.

Der Sonntag (von dem ich nicht weiß, schließt er, oder beginnt er die Woche) wusch die Hände und Herzen der Bewohner Kleinbethlehems von den Werktagsresten rein. Blasedow that in der Kirche sein Mögliches (Tobianus that immer mehr, als sein Mögliches, weil er nämlich fremde Predigten ablas), um im Lichte der Religion die Entbehrung darzustellen wie den größten Reichthum. Er rieb das harte Holz seiner Gemeinde an das etwas weichere seiner Worte (er war kein großer Redner) und brachte wenigstens einen erbaulichen Rauch aus dieser Friction hervor, wenn

er auch Keines Gemüth gerade entzündete. Er predigte nur über die Episteln, weil er gewohnt war, der Bequemlichkeit wegen seine Texte nur zu umschreiben und sich bei dem Evangelio nicht gut vorstellen konnte, wie sich eine Geschichte mehrfach sollte umschreiben lassen. „Die Menschen sind am glücklichsten," sagte Blasedow, „wenn sie immer wieder in ihre Heimath zurückkommen. Führt man sie im Zirkel herum, so haben sie am ersten das, wornach sie trachten, die Beruhigung. Sie wollen zwar Alles lernen; allein sie halten nur das für wahrhaft neu, was sie schon einmal gewußt haben."

Blasedow hatte nicht vermuthet, daß jener neuliche olympische Siegesapfel, den er einer modernen Atalante, der Gräfin Sidonia, im Wettlaufe des Witzes unter die Beine warf, ihn in ein so vertrauliches Verhältniß zu ihr führen würde. Er wußte auch noch gar nicht, ob er die Einladung annehmen sollte.

Die Aussicht, mit dem ritterlichen Grafen oder auch mit Herrn Ritter in eine Fehde verwickelt zu werden, dafür schien ihm der Siegespreis einer Tasse Thee nicht lockend genug. Allein Gertrud bot ihre eigenthümliche polternde Ueberredungskunst auf, um ihn zu der Nachmittagswanderung auf die Reige zu bewegen. Sie griff den Hochmuth ihres Mannes an und sagte nicht ohne Grund: „Wenn sie auch nichts Anderes haben, so haben sie doch noch ihren Namen. Sie meinte ferner, daß dieser vielleicht noch so viel werth wäre, wie der Blaustrumpf's, und daß Blasedow's Zukunft ohne die Sonne der Gunst schwerlich zur Reife kommen würde. Er leugnete dies aber und bemerkte bitter genug für seine Frau, „er hätte nur zwei Möglichkeiten noch, entweder den Regen einer gräflich von der Reige'schen Theevisite oder die Traufe eines langen Zankabends mit seiner Frau." Mit dieser Erklärung machte er sich denn in der That auf den Weg.

Dieſer Weg aber führte ihn über Dreifelden an dem rothen Ochſen vorüber, wo es noch heute einen Tanz geben konnte, und die Inſtrumente der Dorflavelle ſchon dazu geſtimmt wurden. Blaſedow wollte eben am Fenſter den Wirth zum rothen Ochſen grüßen, als er bemerkte, daß es dieſer gar nicht wäre. Der Fremde aber nahm den Willen ſchon für die That und riß das Fenſter auf, ſich dem vorüberwandelnden Worte Gottes vom Lande kenntlich zu machen. Blaſedow beſann ſich auch gleich und ſagte: „Ei der Tauſend, Herr v. Lipmann!“

„Ja, Pfarrerchen,“ rief der Fremde, der es aber, ob er gleich ein Jude war, ſchon ſo weit gebracht hatte, doch als Fremder kein Schutzgeld mehr zahlen zu dürfen, und ſogar baroniſirt wurde. „Wir ſind's wirklich! Kommen Sie her, kommen Sie herauf, Männchen! Nun, wie geht's denn Ihnen, Herr Pfarrer!“

Blasedow ging auch wirklich in den ersten Stock des rothen Ochsen, wo Herr v. Lipmann, fürstl. Sayn-Sayn'scher Hofagent, ihm sogleich den besten Platz auf dem Sopha einräumte und ihn nach der vertraulichen und protectionsfähigen Art der Juden behandelte, wie seinen besten Freund. „Herr v. Lipmann," sagte unser Held, „Sie werden ja in der Umgegend der Reige so rar, wie die Ducaten! Sonst wurde gar kein Hase geschossen, daß Sie ihn nicht gleich beim Genick gehabt hätten."

„Ja, nun ich ihn hab' herausgezogen aus der Patsch," fiel Herr v. Lipmann ein, „nun ich die Güterlotterie für den verwegenen Mann riskirt und mir alle meine Freunde in Staatspapieren zu Feinden gemacht habe von wegen der Concurrenz und der Verderbniß, die in die Börse kommt bei den vielen Lotterien, die bloß das Geschäft untergraben! Wie konnt' ich aber anders zu meinem Geld kommen? Der Herr Graf hat gezogen von mir eine jährliche

Apanage auf — straf' mich Gott — zweitausend Brabanter des Jahrs, und, um nur etwas davon wieder zu haben, mußt' ich ihm auch noch die Güter verwalten und hinter die Oekonomie, hinter Forst- und Landwesen herseyn und nach dem Rechten sehen. Ich hab' an dem Geschäft mit der Lotterie, wozu ich gezwungen war, meine Mühe und Versäumniß nicht bezahlt bekommen. Jetzt hat er durch eine Finte, die, wenn ich kein so guter Mensch wäre, ihn auf die Galeeren brächte, mich noch um einen ansehnlichen Wechsel betrogen. Deßhalb bin ich hier und will ihm heute noch zu Leibe gehen."

Blasedow fiel erschrocken ein: „Heute noch, Herr v. Lipmann, heute gibt der Graf einen großen Gesellschaftsthee?"

„Thee?" entgegnete der Hofagent; „was Thee? werd' ich ihm einbrocken dazu! Was ist Thee? Thee? Ich habe Vollmacht in der Tasche und Beweis, daß er falsche Wechsel hat ausgestellt auf Banquiers in meinem Namen und

auf seine Ordre, Wechsel auf Paris, wo die meisten von denen Losen noch sind abgesetzt worden, was noch mein Glück war, da ich mir in Deutschland alle Staatspapiere auf den Leib gezogen habe durch die verfluchte Lotterie, alle meine guten Correspondenten und geschwornen Makler."

Herr v. Lipmann deutete mit diesen Bemerkungen Verhältnisse an, die Blasedow zu wenig Financier war zu verstehen. Daß aber Herr v. Lipmann so gar verzweifelt that, und ihm alle Glieder so schlaff am Körper hingen, wie die goldne Uhrkette auf dem wohlgerundeten Bauche, schien ihm lächerlich, wenn er die ungeheuren Glücksgüter dieses Mannes in Erwägung zog. „Herr Baron," sagte er, „Sie übertreiben! Sie haben uns ja doch Alle in der Tasche. Was Sie an einem Einzelnen einbüßen, gewinnen Sie am Ganzen wieder. Sie übernehmen eine Anleihe des Staats, Sie emittiren Canalactien und Eisenbahnbillets und behalten

die Hälfte davon für sich. Sie unternehmen ein kleines Geschäft mit Spanien und lassen sich für die Vorschüsse, die Sie geben, eine Provisionen zu gut schreiben, die ihnen immer den Rücken deckt. Die Völker brauchen ja immer Geld, wenn ihre Häupter dabei etwas verdienen können. Herr v. Lippmann, ich muß gestehen, ich habe allen Respect vor ihrem Genie!«

»Ob ich ein Genie bin,« sagte der Hofagent, »weiß ich nicht; aber mein Sohn ist eins, und meine Tochter kann ihm beinahe das Wasser reichen. Mein Sohn studirt, Herr Pfarrer; wenn Sie in die Residenz kommen, besuchen Sie mich, überzeugen Sie sich, was ein Knabe von fünfzehn Jahren leisten kann, wenn's nicht an den Eltern liegt. Meine Tochter ist ein Jahr älter, aber es ist das nämliche Blut. Sie singt, sie convenirt, sie spielt Variationen (Variationen von Kalkbrenner) einzig. Wir Väter haben's geschafft. Nun, unsre Kinder

werden's anwenden. Ich habe mit alten Büchern angefangen und Schildereien, und mein Sohn wird ſelbſt welche ſchreiben, und von meiner Tochter iſt eine Landſchaft ſchon auf der Kunſtausſtellung ausgeſpielt worden. Mein Sohn ſollte mit Gewalt auf's Geſchäft; ich habe ſein Genie verkannt, ich habe eine große Sünde gethan, bis ich mit Herrn Itzig geſprochen."

Blaſedow bedauerte, Herrn Itzig nicht zu kennen. Herr v. Lipmann verwunderte ſich darüber und bemerkte: „Was? Sie kennen Herrn Itzig nicht? Herr Itzig iſt ein College von Ihnen. Er iſt der größte Feind von Thalmud, und hat ſich vor zwei Jahren bei uns mit dem neuen Gottesdienſt etablirt. Er predigt lauter Liebe, Glaube und Hoffnung und hält Vorleſungen über die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, das Billet ein Carolin. Der kam eines Tages zu mir und ſagte: Herr von Lipmann, Sie ſind grauſam; Sie wollen unterdrücken das Genie von Ihrem Sohn. Agathon

wird in sich vereinigen: Heinrich, Michel und Meyerbeer, er ist ein Astronom von Wissenschaftlichkeit, ein Dichter von einem Gelehrten, ein Componist von einem großen Clavierspieler. Herr Itzig, sagt' ich, setzen Sie sich; wenn es Gottes Wille ist, daß mein Geschäft künftig von meinem ersten Cassierer soll fortgesetzt werden, so machen Sie ein Genie aus meinem Sohne! Und nun bitt' ich Sie nur, Herr Pfarrer, besuchen Sie mich und lassen Sie sich vorspielen von meiner Tochter eine Oper, von meinem Sohn declamiren ein Trauerspiel. Sie werden sagen: Herr von Livmann, Sie sind ein glücklicher Vater!"

Blasedow's Ideen streiften etwas nahe an die des Hofagenten. Ihn rührte das Entzücken eines Mannes, der im Schmutze der Gewinnsucht aufgewachsen war und doch so viel Adel des Herzens noch in sich bewahrt hatte, daß er den Vorzug der freien Geistesbildung vor dem Wucher fühlen konnte. Er schwieg zu der begeisterten

Sprache des großen Börsenmaklers; allein in seinen Blicken spiegelte sich der Ausdruck der wärmsten Theilnahme wieder, und er drückte sogar die Hand des Hofagenten, der ihn bat, zu trinken und zu sagen, ob es einen bessern Wein gäbe, als den, welchen Herr v. Lipmann aus seinem Keller mit sich führte? Als nun der Hofagent im Detaillobe seiner Glücksgüter sogar auf seinen Garten gekommen war und erklärt hatte: er hätte im vorigen Jahre Tulpenzwiebeln gesetzt, von denen das Stück tausend Gulden kostete, sprang Blasedow auf und sagte: „Herr v. Lipmann, haben Sie Mitleid mit dem Grafen! Es ist, weiß Gott! ein schuftiger Krippenreuter; allein wer einmal in die Minusregionen hineingerathen ist, aus dem kommt sein Lebtag kein Plus mehr heraus! Es ist mir um die Frau, die allerdings eitel ist, aber kein schlechtes Herz hat und innerlich viel ausstehen mag!“ Blasedow mochte sogar Angst haben, daß der heutige Besuch des Hofagenten auf der

Neige zu betrübenden Gewaltthätigkeiten führen könnte; allein Herr v. Lipmann fixirte ihn scharf und rüstete seine Haut gegen jeden Angriff. „Die Frau!“ sagte er; „der Frau will ich schenken ein golden Armband, kostet mehr, als was ich heute noch von ihrem Mann herausbaben muß; allein es nützt nichts! Sie verkaufen Alles; sie haben verkauft meine goldene Dose, die ich ihnen nicht einmal geschenkt, sondern bloß bei ihnen vergessen hätte. Er hat verkauft das goldne Taufbecken, was ich geschenkt habe wegen der Aufklärung, da er meine jüdische Gegenwart bei der Taufe von seinem zweitältesten Kinde nicht gescheut und dem Junker Gustav Adolph Rathan sogar einen von meinen Namen gegeben hat. Er hat verkauft den ehrlichen Namen, den ich ihm verschafft habe durch die Lotterie mit meinem eigenen Nachtheil an der Börse, wo man haben will Metalliques und nicht schlechte Partialobligationen von bankerutten Ritterschaftsgütern. Er

hat eine Geschichte gemacht von einer Stecknadel, die ihm ans Leben gehen könnte, wenn ich wollte Untersuchung anstellen und ihn fragen, wo er den unschuldigen, bethörten Waisenknaben gelassen hat, dem er sein übermenschliches Glück, seine Güter wieder zu gewinnen, verdankt. Herr von Blasedow, lassen Sie mich ausreden, der Graf ist ein schlechter Mensch. Ich will ihn nicht an den Pranger, aber an den Bettelstab bringen."

Herr v. Lipmann war so in Eifer gerathen, daß er in ein krampfhaftes, von einem langen Ja! Ja! begleitetes Zucken und Nicken des Kopfes verfiel. Blasedow wurde über die Leidenschaft des Mannes unruhig und bedachte sich, daß er Eile hätte. Als er sich empfahl, bat ihn der Hofagent dringend, seine Nähe zu verschweigen. Wie kann ich auch davon sprechen, dachte Blasedow, da ich gar nicht wüßte, wie ich bei der Vornehmheit dieser Menschen die Einleitung dazu treffen sollte! Die idealistische

Richtung des Hofagenten beschäftigte ihn mehr, als die Gefahr des Grafen, und dennoch sagte er zu sich: Sein Enthusiasmus für das Edle ist nicht der rechte. Die Juden haben ihre eignen Gedanken dabei, wenn sie sich mit dem Ruhm und den schönen Künsten befassen. Sie sind stolzer auf die Person, die sich den Wissenschaften hingibt, als auf den Gegenstand. Sie wollen gerechtfertigt seyn, sie wollen die Christen auch an geistigen Gütern überflügeln, wie sie an materiellen sie schon überflügelt haben. Blasedow wußte dabei nicht einmal, daß Herr von Lippmann eine Handelskrisis voraussah und einen Sturz des Anleihewesens fürchtete, er hatte sogar vergessen, wie oft ihn dieser in der Zeit, als die von der Reige'schen Güter auf Rechnung des Hofagenten administrirt wurden, gefragt habe: Was sagen Sie, Herr Pfarrer? Was hat Göthe verdient? Was kann wohl der Kauf gekostet haben? Blasedow wußte damals nur, daß Milton das verlorne

Paradies für sechzig Gulden verkauft hatte. Als Herr v. Lipmann dies hörte, kniff er die Augen zusammen und sagte, künstlich schielend: Sechzig Gulden? Machen Sie keinen Spaß! In der That, Herr Hofagent, hatte Blasedow geantwortet, fünf Pfund Sterling. Der Banquier flüsterte ihm spöttisch zu: Hören Sie, dann war das Paradies verloren genug! Um so mehr verwunderte sich Blasedow, daß Herr v. Lipmann jetzt doch mehr auf die Zinsen der Unsterblichkeit geben mußte, wenn er seinem Sohne gestattete, Verse zu machen. Herr Itzig mußte ein gewaltiger Redner gewesen seyn, wenn er die früher so ernsten Scrupel des Geschäftsmannes überwinden konnte: denn auf Thatsachen hatte sich doch auch dieser nicht stützen können, da im Gegentheil dichtenden und componirenden Israeliten bis jetzt ihr Ruhm mehr gekostet, als eingetragen hat. Exempla odiosa.

Blasedow kam auf der Reise nicht ohne Besorgniß an, die erträumte Annehmlichkeit

dieſes Abends möchte ſich in eine für den Grafen gefährliche Kataſtrophe auflöſen. Zunächſt hatte er aber nur ſeine Freude daran, zu ſehen, wie Tobianus ihn im Vorzimmer, wo einſtweilen Herr Ritter die Gäſte empfing, anlächelte. Wenn ſich zwei Bekannte unwiſſentlich, aber nach vorhergegangener Einladung bei einem Dritten finden, ſo pflegt ihre erſte Begrüßung in einer Miene zu beſtehen, die man nur erwähnen, aber nicht ſchildern kann. Der feierliche Aufzug iſt es wohl zunächſt, die erwartungsvolle Vorrichtung, der ſchwarze Frack, den aber nur Tobianus, nicht einmal Blaſedow trug, welche in dem Antlitz zweier ſich ſo Begegnender ein Lächeln hervorruft. Tobianus hatte eine gebrannte Halskrauſe vor der Bruſt, auf welcher ihm jedoch Blaſedow die gelben Spuren der Tropfſtein-Gebilde ſeiner Naſe nachwies. Er hatte ein oſtindiſches gelbſeidenes Taſchentuch außerdem lang genug heraushängen, um

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04296/017

von Blasedow über eine Mode verspottet zu werden, die längst veraltet war. Tobianus hatte indessen in Herrn Ritter, dem er eine unbedingte Huldigung schenkte, bereits einen Verbündeten erhalten, was denn Blasedow, der wohl wußte, wie selten junge Männer in der Familiarität mit ältern die Grenzen zu halten verstehen, vermochte, von seinen Scherzen abzulassen. Nachdem sich noch mehrere andere Personen der Umgegend, alle in festlichem Aufzuge, versammelt hatten, erschien endlich der Graf, eine Figur, auf deren Aeußeres wir nach so vielen Präliminarnachrichten über ihr Inneres gewiß einige Neugier zu befriedigen haben. Der Graf war aber sonst ein ganz einnehmender Mann; es paßte sein aufgeschossener Wuchs vollkommen zur Pappelgröße Sidoniens. Sein Haar ging schon etwas in graue Schattirungen über, worin er selbst wohlweislich nicht die Folgen der Sorge zugestehen wollte und sich also schon bequemen

mußte, sie dem Alter zuzuschreiben. Er war ein starker, obschon sehr schmächtiger Vierziger. Seine Mienen waren freundlich und sogar grüblerisch, was Blasedow sich aus dem Sprüchworte: „Noth lehrt beten!“ erklärte. Man schrieb diese nachdenkliche und träumerische Art des Grafen seinen ernsten Landraths-Pflichten zu, während dies freilich nur der ostensible Grund war. Das Capitel der „Mittel und Wege,“ wie man im englischen Parlamente das Budget nennt, hatte diesen in seiner Jugend gewiß sehr anziehenden Cavalier früh aufgerieben. Er hielt sich jedoch durch feine und gewandte Manieren aufrecht und schleuderte sich durch eine künstliche Lebhaftigkeit in eine Uebertäubung seiner mißlichen Gefühle und grübelnden Reflexionen hinein. Ueberhaupt ließ sein Aeußeres nur für den einen Schluß übrig, der sein Inneres bereits kannte. So gibt es Personen genug, an denen die glatte Ebene Robi auf ihren Mienen nicht

verräth, wie viel tausend Fuß hoch sie über der Fläche des Meeres, über uns Andere harmlose und gewiegtere Menschen und den stillen sorglosen Meeresspiegel derer, welche ihren Platz zur Genüge ausfüllen, hinaus liegen. Wie oft sah nicht Blasedow schon Personen, die hinter dem glatten Theatervorhange ihrer Mienen ganze Schicksals-Tragödien verborgen hatten und nicht selten mehr als bloß gemalte Coulissen-Verzweiflung! Wie oft hatte er nicht gefunden, daß gerade nicht allein bei den Schnellfüßigsten später der hinkende Bote des Gerichtes kam, sondern auch bei den ebensten und ausgeglättetsten Begegnungen man nicht ahnen mochte, wie sie auf einem Stücke Kirchhof vor sich gehen, nur daß die Hügel und die Kreuze fehlen, und die Trauerweiden längst vertrocknet sind. Ach, Mensch, betete er einmal auf der Kanzel, ohne daß ihn jedoch Einer verstanden hätte, tritt mit Vorsicht auf und schone selbst das, was du nicht siehest: denn

es kommen immer auf einen Fröhlichen sieben Trauernde, auf jeden frohen Tag kommt mehr als eine durchweinte Nacht! Auf allen deinen Wegen schlummert etwas Verborgenes, eine Vergangenheit, die unwiderbringlich ist, eine Zukunft, die mit heißer Sehnsucht erwartet wird! Denke, daß in jeder Hütte, an der du vorübergehst, ein Pilger deiner harren kann, daß dein Bruder, den du in so vielen Jahren nicht sahest, an dir vorüberzieht auf der Landstraße, daß jede Ecke, um die du dich wendest, dir eine Ueberraschung gewähren kann!"

Tobianus wurde aber weit mehr vom Grafen ausgezeichnet, als Blasedow. Der Graf setzte gleichsam auf alle Knöpfe des Frackes, den der Erstere trug, die Krone seines Wappens, so daß, indem sich dieser am meisten geehrt glaubte, er einem freien Manne wie ein Laquai vorkam. Blasedow ging gemeinschaftlich mit Herrn Ritter in das Gesellschaftszimmer. Sie hatten sich Beide umschlungen, obschon mehr

wie zwei Disputanten, die Arm in Arm, und in deutſcher Sprache auf den Katheder ſchreiten, um oben in lateiniſcher Sprache kein gutes Haar an ſich zu laſſen. Sidonie waltete in weißem Battiſt hinter dem kleinen Veſta-Altare, auf welchem das Waſſer, wie Herr Ritter ſagte, das Vehikel des Thees, ſott. Sie hielt es mit ganz entgegengeſetzten Neigungen, als ihr Mann. Sie zog Blaſedow in ihren engeren Ausſchuß hinein und eröffnete ihm freiwillig eine Rennbahn der Unterhaltung, wo ſie in liebenswürdiger Herablaſſung mit ihrem Schützling um die Wette lief. Jeder ſteckte erſt, wie in einem Conventikel, ſein kleines mitgebrachtes Wachslicht auf, ehe ſich eine allgemeine Lichtglorie über die ganze Geſellſchaft legte, und der Graf Gelegenheit hatte, ſie ganz allein zu beherrſchen. Er entwickelte ſeine Bildung, die Blaſedow in ihren Grundzügen längſt kannte. Er brauchte Tobianus dabei als Puppenkopf ſeiner Reden, die er darum

nicht weniger an Alle richtete. Seine Philosophie war eine weltmännische Mischung der Stoa und der epikurischen Gärten. Er, der so viel in seinem Leben hatte darben müssen, entblödete sich nicht, die Theorie des Ueberflusses gewissermaßen die seinige zu nennen. Seine Moral wäre stoisch, und seine Lebensart epikurisch, bemerkte er. „Ich ziehe den Genuß dem Stolze aller Entbehrungen vor," sagte er, indem er magere Brödchen zu seinem Thee verzehrte.

Tobianus kam schon gleichsam athemlos mit einem Gemeinplatze angelaufen, um ihn für das hohe Pferd, auf welches sich der Graf schwingen wollte, als Steigbügel hinzusetzen. Blasedow ahnte dies und riß ihm die Erniedrigung, die zuletzt die ganze Gesellschaft traf, aus der Hand und sagte: „Wenn Ihre Grundsätze, Herr Graf, stoisch seyn wollen, was die Pflichten, und epikurisch, was Ihre Rechte und Privilegien anlangt, so muß ich mich darüber wundern, weil ja die ganze Lehre

der Stoiker auf jene Gleichgültigkeit gebaut ist, die aus dem Mangel und der Entbehrung hervorgeht." Der Graf sagte nichts darauf, weil er nicht die Miene annehmen wollte, auf einen Mann zu hören, der sich geweigert hatte, in seiner Güterlotterie mitzuspielen. Im Gegentheil wandte er sich zu Tobianus, der zehn Lose genommen hatte, und sprach mit ihm im Stillen weiter, dem Candidaten Ritter die Abfertigung der Opposition überlassend. Dieser erhob auch, zum großen Entzücken Sidoniens, seine bewährte Lanze und sagte: „Ich weiß nicht, wie man nur über jene einseitigen Systeme der alten Philosophie aus den Zeiten des Verfalls noch stolpern kann, über Systeme, die auf eine bloße „Beliebigkeit" der Individuen berechnet sind und keinen innerlichen Urgrund, keine metaphysische Wahrheit ansprechen dürfen!" Blasedow wandte sich zur Gräfin und sagte: „Nun sehen Sie, wie jetzt Alles wieder auf seinem eigenen Loche pfeift! Die

Schuld dieſer ſtreitſüchtigen Unterhaltung trifft aber nur den Grafen und den ganz in Widerſpruchseifer gerathenden Tobianus. Sehen Sie nur, wie ihm vom Thee und Grafen der Kopf ganz roth wird!“ Allein Tobianus wurde nur über die Beiſtimmung ſo erbitzt. Er gerieth ganz in Eifer vor nichts als Billigung und Lob. Er winkte ein Mal über das andere den zu laut Redenden Ruhe zu, ſo daß man wirklich hören konnte, wie der Graf folgendes Gemälde ſeiner moraliſchen Pflichtenlehre mit weltmänniſcher Gewandtheit und Wahl der Ausdrücke entwerfen konnte: „Ich gehe davon aus,“ ſagte er, „daß Reichthum dann ein Glück iſt, wenn man Maximen befolgt, als hätte man ihn nicht. Ich bin Herr meiner Wünſche, ich bin ſogar der Diener derſelben, ich kann ſie erfüllen. Allein ich nehme an, die äußern Dinge gehörten mir nicht, ich gebe ſie verloren und ziehe daraus zunächſt Ruhe und Seelenſtärke. Kann man glücklicher ſeyn, als

wenn man, wie ich, vermögend ist und doch davon den Schein vermeidet? Ich strebe nach der Ruhe der Weisen. Was mich aufbringt, das verschieb' ich auf eine andere Zeit. Das, wornach ich trachte, muß mein seyn: so kann ich es auch nur mit Zufriedenheit vermissen. Bei all' meinem Vorhaben rechn' ich auf Zufall und Hinderniß. Was uns unglücklich macht, ist nur der Begriff, den wir von den Dingen haben. Auch gehen die Dinge alle ihren Gang, ohne daß man sie ändern kann. Die Meinung des Volks verachte ich. Was ist der gute oder böse Leumund? Ich kenne mich selbst nicht einmal, wie werden es Andere! Ich strebe nur darnach, mich zu ergründen. Was soll ich gegen die thun, welche keinen Trieb dazu haben können? Ich bin auch überall Sieger, wenn ich mich in keine Streitigkeiten einlasse. Ich gehe ungern zu Andern, weil ich damit aus meinem Vortheil herauskomme. Wer mich wünscht, suche mich! Was soll ich auf fremde

Klagen hören? Mögen sie meinen Trost oder mein Mitleiden in Anspruch nehmen, ich höre nicht darauf, weil Klagen überhaupt unweise sind. Freunde dürfen von mir verlangen, was ich von ihnen auch fordern würde; doch bedarf ich ihrer? Ich bedarf ihrer nicht. Ich wähle meinen Umgang: denn Umgang steckt an. Nochmals, Verleumdungen, die mich treffen, glaub' ich dadurch am besten zu widerlegen, daß ich sie selbst noch vergrößere u. s. w."

In dieser Art fuhr der Graf fort und wühlte damit Blasedow's innerste Eingeweide um. Die goldne Krone der epiktetischen Moral schien sich ihm in einen Armensünderstrick zu verwandeln. Er sah an diesen Grundsätzen, daß sie die Frucht der äußersten Entbehrung gewesen seyn mußten, und staunte über die Verwegenheit, aus dem System der gefühlvollsten Menschenwürde ein System der unempfindlichsten Dickfälligkeit zu machen. Er dachte: Der Lehrer dieser Grundsätze war ein

unglücklicher Sklav, dem ein gemeiner Liebling Nero's das Schienbein zerschlug. Wenn er die Menschen verachtete, seinen Ruf und selbst die Götter, wer kann ihn verdammen? Allein — „Herr Graf," fuhr er auf, „Sie scherzen mit einer Philosophie, die unmöglich die ihrige seyn kann, oder mit Tobianus, der Ihr nächster und vielleicht gläubigster Zuhörer ist. Es gibt zwei Wege, zufrieden zu seyn: entweder hat man Alles und entsagt, oder man hat Nichts und gibt sich zufrieden, weil man nichts vermißt." Blasedow konnte unmöglich hinzufügen: „Sie werden in wenig Augenblicken von Herrn v. Lipmann aus dem Sattel Ihrer Maximen gehoben werden."

Der Graf haßte unsern Helden; allein jetzt mußt' er ihn wohl einer Antwort würdigen. „Wenn ich reicher bin, als daß ich Stoiker zu seyn brauchte," sagte er, „warum sollt' ich nicht die Grundlage meiner entsagenden Maximen von Epikur hernehmen?"

„Epikur hatte täglich einen Thaler zu verzehren," fiel Blasedow ein und setzte durch die Anwendung dieser bekannten Thatsache auf die nicht minder bekannte, daß der Graf nur auf eben so viel täglich angewiesen war, alle Anwesende in Erstaunen. Dieser wandte sich auch ab von ihm und fuhr in seinen Disputationen nur gegen die ihm zunächst Sitzenden fort. Blasedow aber sagte zur Gräfin: „Wohin sollt' es wohl mit der Menschheit kommen, wenn die Glücklichen und Begüterten sich einer solchen Empfindungslosigkeit hingäben, wie sie von Ihrem Gemahle als sein höchstes moralisches Gut dargestellt wird? Sollen nicht die Thränen der Unglücklichen und Bedürftigen, wenn sie das Bollwerk so schlechter Principien nicht fortschwemmen, nach und nach den Stein eines so harten Herzens aushöhlen? Wenn der Arme seinen Stolz darin findet, zu hungern, ohne gedemüthigt zu werden, soll ihn der Reiche in diesem Stolze

bestärken und nicht vielmehr seinen Menschenhaß durch Gaben der Liebe und des Mitleids zu untergraben suchen?"

„Sie verkennen sein Herz," klagte Sidonie empfindlich, und Herr Ritter versuchte, im Bewußtseyn seiner klaren Gedanken, die des Grafen als unklar darzustellen. „Sie müssen," sprach er leise zu Blasedow, „den Dilettanten an Sr. Excellenz übersehen. Ich bin fest überzeugt, seine Philosophie ist keine andere, als die, welcher Göthe alle seine Schriften und sein ganzes Leben gewidmet hat. Der Graf scheint in seinem Leben viel von dem Zudrang der Massen belästigt gewesen zu seyn und sich gegen das Lästigste, was uns im Umgange mit Andern nur begegnen kann, gegen Zumuthungen haben schützen zu wollen. Möchten wir doch alle Menschen darauf hinführen können, nichts vom Andern zu begehren, als was dieser ihm freiwillig bietet! Das Lauern, Lungern und Erwarten von Andern

ist eine der traurigsten Erfahrungen, die man im Leben machen kann. Wie gern, will der Graf sagen, möcht' ich Protector seyn; allein, gibt man der Annäherung eines nicht verwandten und auf ungleicher Stufe mit uns stehenden Menschen erst einen Finger hin, so wird er uns bald die ganze Hand ausreißen. Die Großen sind gezwungen, sich abzuschließen, weil sie sonst bald Jedermann in Anspruch nehmen würde. Der Graf möchte Viele, denen er begegnet, und die der Hülfe wohl bedürftig sind, protegiren; allein warum ihn zwingen und anreden und in Verlegenheit setzen, da nicht immer Ort und Stunde glücklich gewählt sind! Sehen Sie, dies scheint mir die eigentliche Grundlage dessen zu seyn, was der Graf mit dem originellen Instinkte eines philosophischen Laien über die philosophische Moral sagen will! Es macht seinem Herzen alle Ehre, daß er das, was zunächst nur als vornehme Entfernung und Abweisung auftreten sollte, aus

einem höhern Principe herleitet und auf die courante Wahrheit begründet: Was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht!"

Die Gräfin begleitete diese von ihr wohlverstandenen Worte des Erziehers ihrer Kinder mit einem Blicke, der über die ganze Oberfläche der Gesellschaft wie der Strahl der aufgehenden Sonne hingleitete. Blasedow wurde in der That davon geblendet und nahm, was ihm Sidonie an trockenem Zwieback darbot, mit einer gewissen unterwürfigen Scheu hin. Im Innern seines Herzens aber fingen die weißen Birken seiner Natürlichkeit und seiner von der Freiheit des Waldes gewiegten Seele zu weinen an, so daß er die Zweige hängen ließ und in unhörbaren Lauten also zu sich flüsterte: „Ach, nicht die Vorurtheile, die Stände und der Bettelstolz betrüben mich, sondern nur die Ideen, welchen sich unsre Jungen hingeben, und die gleißenden Worte, mit denen sie sie aufzuputzen wissen. Auf der Stirne der Unmündigen schon furchen

ſich Reflexionen ein. Sie reden weiſer als die Weiſen, ſie machen uns den Vorwurf der mangelnden Welterfahrung; ſie, die wir kaum noch auf unſerm Schoße hüpfen und ſich ſchaukeln ließen, verweiſen uns bereits unſer leichtſinniges, unbewachtes und gläubiges Herz! An die Stelle des Enthuſiasmus iſt der Zweifel getreten. Die Kränze der Freude welkten ſchnell über Häuptern, die ach! eben ſo ſchnell welken werden. Für die Schönheit der Irrthümer tauſchen ſie die regelrechte Geſtalt der Wahrheit ein. Und wenn ſie ſie fänden! Wenn ihre Formeln Leben brächten in ihre vertrocknenden Herzen! Der unreife Kern wird aber nicht bleiben, und die Blume iſt ſchon längſt abgeblüht. Klag' ich die Eltern oder die Erzieher, klag' ich die Luft und die Temperatur an? Wo auch der Wurm Zugang gefunden haben mag, er hat das Mark aus den Sehnen der Jugend gefreſſen. Sie ſind älter als wir, als wir, die wir ſahen, wie ſie geboren wurden!"

Der Graf hatte die Melancholie, welche sich eines Widerspenstigen unter seinen Gästen bemächtigte, benutzt, um ohne Widersprüche seine Ideen zu entwickeln. Es war eine seiner Eigengenheiten, daß er fortwährend Raisonnements pflegte und sich in Theorien verlor. Er war durch die Zerrüttung seines Besitzstandes gezwungener Weise ein Projectenmacher geworden und hatte immer etwas Neues auf das Tapet zu bringen. Wer hätte nicht zu jener Zeit, als diese Vorgänge alle sich entwickelten, in öffentlichen Blättern ihn stets im Vordergrund gefunden, wenn es galt, eine neue mechanische, technologische oder Agriculturerfindung anzuempfehlen! Er hatte viel Papier verschrieben, um die Menschheit und sich auf einen grüneren Zweig zu bringen. Er hatte sich allen Zeitungsredactionen furchtbar gemacht durch seine unaufhörlichen unverlangten Einsendungen. Durch Niemanden sind so viele Actienunternehmungen in neuerer Zeit angeregt worden, als durch den

Grafen von der Neige. Ja sogar zwei eigenhändige Erfindungen seines industriösen Kopfes waren ihm gelungen und hatten ihm nicht nur ein Patent eingebracht, sondern sogar einen ansehnlichen Gewinn, den Niemand verschmäht, am wenigsten er. Er hatte eine neue Art Mausfalle und eine verbesserte Caffeemaschine zusammengesetzt. Die erstere zeichnete sich durch die Schnelligkeit aus, mit welcher die Maus, hat sie nur erst den Speck angerührt, verloren ist. Die zweite enthielt eine recht artige Vorrichtung, zum Caffee auch sogleich die Milch zu sieden, durch Umstürzen der Maschine den ersteren zu filtriren, ja, sogar den ganzen Mechanismus so einfach auseinanderzulegen, daß er für Reisende, die sich in Gasthöfen, wie der Graf zu thun pflegte, ihren Caffee selbst kochen, von einer außerordentlichen Bequemlichkeit war. Einige andre Entdeckungen, die der Graf machte, wollten ihm weniger glücken, und er begnügte sich nur, in den öffentlichen Blättern anzukündigen,

daß er auf dem Wege wäre, bald wieder etwas Neues zu haben. Sparöfen, Schornsteine mit Klappen, Kamine, die nicht rauchen: in diesem Fach verrieth er eine seltene Behendigkeit und war auch darin für etwas angesehen. Wie er aber unbeständigen Charakters war, so wechselten auch seine Neigungen. Sidonie sagte: „Er ergreift Alles mit einem wunderbaren Eifer und läßt es wieder fallen, wenn er auf ein kleines Hinderniß stößt.“ Sie wollte damit sagen, daß er die Ausdauer des Plebejers doch nicht besäße, trotz dem, daß er dem Plebejer in's Handwerk fiel. Seit einiger Zeit beschäftigten den Grafen die neuen Theorien über Volksverarmung und Bürgerrettungs-Institute. Er handelte so eben (natürlich nur im Interesse der Menschheit) das Kapitel über die Armencolonien ab und bewies zur dankbaren Anerkennung jedes Freundes der Volkswohlfahrt, daß nur diese Colonien das Radicalmittel zur Ausrottung des Bettels abgäben. „Ich würde

mit Freuden," sagte er, „dazu zwanzigtausend Thaler vorschießen, wenn ich die Erlaubniß von der Regierung erhielte, in unserm Fürstenthum eine Armencolonie zu gründen. Meine mehrfachen Vorschläge sind aber noch immer ohne Erfolg geblieben, weil man nicht haben zu wollen scheint, daß es heißen soll, wir hätten unsrer vielen Armen wegen eine Colonie für sie im Lande anlegen müssen. Lieber duldet man den Bettel, als daß man an seine Stelle eine neue Vermehrung unsres Nationalreichthums stellte." Der Graf setzte das Verfahren, welches er bei seiner Armencolonie befolgt wünschte, umständlicher auseinander, als es seiner Gattin lieb war. Er sagte: „Jede angesiedelte Bettlerfamilie bekommt ihren Antheil an Land; allein jede muß auch selbst für den zum Anbau desselben erforderlichen Dünger sorgen. Ich befolge darin ganz die Vorschriften, welche van der Bosch von den Chinesen entnommen hat. Ich gebe jeder Familie zwei Kühe oder, was eben das

ſagen will, eine Kuh und zehn Schafe, bedinge jedoch, daß die Anſiedler ſelbſt noch für ferneren Dünger zu ſorgen haben, indem ſie Haidekraut und Gras zu Streu benutzen und mit den thieriſchen Abgängen vermiſchen. Aussaat, Handwerkszeug, erſte Lebensbedürfniſſe, Alles ſchieß' ich aus meinen eigenen Mitteln oder im Wege einer Actienvereinigung vor, ſo daß die Familien bei allmählicher Rückzahlung der erhaltenen Vorſchüſſe ſchuldenfrei werden. Dieſe Armencolonien ſind das einzige Mittel, den einreißenden Pauperismus zu heben und eine ungefähre Gleichheit im Volke herzuſtellen. Denn eine mathematiſche Gleichheit werden wir doch nie erreichen, um ſo weniger, da ſie auch gegen die Beſtimmungen über den Unterſchied der Stände, welche die Natur einmal feſtgehalten wiſſen wollte, verſtößt. Dieſem großen Werke, die Völker auf friedlichem und die ariſtokratiſch-monarchiſche Ordnung nicht gefährdendem Wege einem beſſeren Ziele zuzuführen, die Völker

durch materielle Erleichterungen ihrer drückenden Umstände zu beglücken, hab' ich bereits einen großen Theil meines Vermögens gewidmet und will auch das Ganze daran setzen, weil man nirgends segensreichere und sicherere Zinsen ziehen kann, als von dem Schweiße eines dankbaren und mit seinem Lose zufriedenen Volkes."

Tobianus und einige Unterbeamte der Umgegend mußten den Ort und die Person bedenken, um sich nicht einer Freude zu überlassen, die ihnen bereits das Herz abdrückte. Der Erstere leidet, dachte Blasedow, ohnedies am Ueberfluß fauler Capitalien, an einigen tausend blanken Hecktbalern, die er noch nicht gewußt hat in eine gut procentirende Ehe zu verheirathen. Wenn der Graf an seiner verbesserten Mausfalle noch etwas Neues und kürzeren Proceß Machendes auf dem Wege einer Actienverbindung hätte bringen wollen, so wartete Tobianus nur darauf, um sich sogleich zu unterzeichnen. Die Gemüther der Zuhörer hatten

übrigens bei den national-ökonomiſchen Vorträgen des Grafen von dem edeln Metallhintergrunde derſelben eine ſo magnetiſche Einwirkung bekommen, daß ſie zwar nicht ein geheimnißvolles Streichen durch das Zimmer rauſchen hörten, wohl aber ein klingendes Einſtreichen, einen in baare Realitäten ſich verdichtenden Niederſchlag ihrer Einbildungskraft. Es tröpfelte von der Decke und den Wänden herab mit langen Zehnthalerſtalaktiten, und in eine phantaſtiſche Baumannshöhle aus kryſtalliſirten und metalliſirten tropfbaren Ideenflüſſigkeiten ſchien ſich das Zimmer um ſo mehr verwandelt zu haben, als der Graf, ein rüſtiger Erz- und Schürmeiſter, die Fackel ſeiner Projectirkunſt, d. h. der Kunſt, Pläne zu entwerfen und Riſſe zu machen, recht in die Höhe hielt, um das phantasmagoriſche Wunder, Wind und Waſſer in Geld zu verwandeln, in deſto ſchönerer und beinahe durchſichtiger Beleuchtung zu zeigen. Für Blaſedow wurde das Zimmer eine Hundsgrotte,

in welcher ihm der Athem verging. Allein die Uebrigen sahen nichts als blendende Stalaktitenwände, so schön und glänzend, als sie sich in der Höhle von Montserrat finden. Verwandelt sich der Karlsbader Strudel nicht auch in Steine, die weltberühmt sind? Finden sich in den alten römischen Wasserleitungen nicht die berühmten Canalsteine? Allein die Zapfen, welche der Graf von seinem der Industrie und dem Ackerbau gewidmeten Tempel herabhängen ließ, waren nicht bloß ordinäre Kalksinter, sondern vor den Augen der Gesellschaft überzogen sie sich bald mit metallischen Oxyden und gaben den Anblick von alten Stollen, die sich mit der Zeit, vor Wiedergeburt und unermüdlicher Schöpfungskraft der Natur, grün und gelb färben und neue Metalle ansetzen. Doch dauerte diese Verwandlung nur einige Minuten; der Schacht stürzte zusammen, da der wahre Metallkönig erschien, nämlich Herr von Lipmann.

Blasedow hatte diesen Moment zuerst mit banger Besorgniß erwartet, später sehnte er sich nach ihm, als dem Augenblicke, wo der Vorhang des Industrietempels zerreißen, die Gräber der alten Schulden und Lotteriumtriebe sich öffnen, und seine Erlösung vollendet seyn würde. Das Ungewitter zog mit dem bescheidenen Rollen eines Einspänners herauf, der im Hofe der Reige einfuhr, aber von der Gesellschaft überhört wurde. Indem stürzt ein Dienstbote herein und flüstert dem Grafen etwas in's Ohr, daß dieser erbleichte, aufsprang und, ohne ein Wort zu verlieren, in's Nebenzimmer sich entfernte. Es war die höchste Zeit, daß er den Moment benutzte: denn so eben trat auch Herr v. Lipmann ein und richtete, wie Macbeth, alle seine Aufmerksamkeit auf den leer stehenden Stuhl, nur mit dem Unterschiede, daß Macbeth eine Person sah, die Herr v. Lipmann zu vermissen schien. Die Herrin des Hauses hatte die Fassungskraft verloren, weil

sie sich einen solchen Ueberfall an dem hellen, lichten Tage dieser Theevisite nicht geträumt hätte. Sie erhob sich matt, mit mehr Verleugnung ihres Stolzes, als man ihrem Stolze hätte zutrauen sollen, und ersuchte Herrn von Lipmann den Sessel einzunehmen, welchen sie in angenehmer Verahnung seines Besuches für ihn allein hätte leer stehen lassen. Herr von Lipmann, von den vielen Menschen etwas geängstigt, that es mechanisch, mochte aber kaum die gebundene Wärme des enthusiastischen Grafen in dem Polster verspürt haben, als er schon merkte, daß hier nicht nur die Anwesenheit des Schuldners geleugnet, sondern sogar verborgen gehalten werden sollte. Herr v. Lipmann gab indessen viel auf Bekanntschaften. Er sah gern Fremde, um sie seinem Herzen näher zu bringen oder wenigstens einzuladen, ihn seiner talentvollen Rinder und seiner Tulpenzwiebeln wegen zu besuchen. Er war in all' seinen Angriffsoperationen gelähmt, solange ihm die

anwesenden Personen nicht Name für Name vorgestellt waren. Israeliten sind durch die Unbill alter Zeiten mißtrauisch gegen alle Welt und halten es doch gern mit ihr, dachte Blasedow, wie er das ängstliche und freundliche Forschen des Hofagenten bemerkte; sie halten sich immer noch für Pilger im Westen und glauben, wenn's ihnen noch so wenig nöthig, nicht Freunde genug haben zu können. Die Gräfin war eben so klug, wie Blasedow. Sie vermied es wohl, dem Hofagenten die Anwesenden zu nennen; oder fürchtete sie, ihren Umgang in ein schlechtes Licht zu stellen, wenn sie hier einen Pächter, dort einen Steuereinnehmer und zwei Pfarrer, nur wenigstens als studirte Leute, dem Herrn v. Lipmann zugestanden hätte? Dadurch erhielt indessen ihr Mann einen großen Vorsprung, wenn er in der That nicht wieder erscheinen durfte. Herr v. Lipmann freute sich wenigstens, durch Blasedow mit den Uebrigen anknüpfen zu können, wenn dieser auch

nicht aus Mitleid mit der Gräfin sich entschließen konnte, als Helena den Schiffskatalog der versammelten Helden aufzuzählen. „Um Vergebung," fragte Hr. v. Lirmann seinen Nachbar Tobiannus, „worin machen Sie Geschäfte?" Auf diese Weise orientirte er sich allmählich in der Gesellschaft, und erst dann, als er sie vollständig übersehen konnte und überzeugt war, in Finanzsachen könne ihm hier Niemand die Stange halten, rückte er der Gräfin mit der schroffen Frage nach dem Grafen zu Leibe. Sie entschuldigte seine Abwesenheit. Er hätte sich schon am frühen Morgen in Geschäftssachen entfernt. Als die Scene diese Wendung nahm, waren die Anwesenden trotz ihres Aufenthaltes auf dem Lande zartfühlend genug, ein leicht errathenes Geheimniß zu schonen und aufzubrechen. Die untergehende Sonne am Himmel mußte als Vorwand dienen, die untergehende Sonne des Grafen von der Reige nicht bis in den Anbruch einer unheimlichen Finsterniß

zu verfolgen. Die Gräfin zuckte krampfhaft mit ihren Wangen, als man sie nur unter dem Schuze des Herrn Ritter, dem Hofagenten gegenüber, verließ. Sie hatte längst schon nach ihrem zweiten Sohne, dem Pathen des Millionärs, Gustav Adolph Nathan, gerufen, um ihn als Blizableiter des vom Berge Sinai herabrollenden Ungewitters zu benüzen. Leider flammte auf diesem Sinai nicht bloß das mosaische Gesez, sondern auch der allgemeine deutsche Civilproceß. Blasedow hatte die Frau gern und war tief gerührt, wie er so leicht und behaglich aus dem Hause trat und drinnen eine so reife Bombe zurückließ, von der es ihm auch bald so vorkam, als zerplaze sie schon hundert Schritte hinter ihm. Tobianus rückte wie eine Katechismushälfte (die nämlich nur aus Fragen besteht) an Blasedow heran und schoß auf ihn mit einem wahren Was ist das? = Pelotonfeuer ein; allein dieser würdigte ihn keiner Antwort, höchstens daß er ihm erwiderte,

er wolle lieber allein nach Hause gehen. Tobianus begriff nicht, wie bei vornehmen Leuten gemeine gewesen seyn konnten, ohne hernach die Köpfe zusammenzustecken und das Erlebte mit etwas plebejischer Medisance wiederzukäuen. Allein Blasedow sah sich genöthigt, sein gewöhnliches Kunstmittel zu ergreifen, um Tobianus abzuschütteln. Er brauchte nämlich immer ein Buch, um ihn zu bannen: ein Buch, was er selbst schreiben wolle. „Dann freilich, lieber College," pflegte Tobianus regelmäßig zu sagen, „muß ich Sie allein lassen, weil ich selbst wünsche, daß Sie etwas herausgeben und dazu alle nur mögliche Muße als Brütezeit ihrer Gedankeneier benutzen." So trennten sie sich auch heute. Blasedow aber lief sporenstreichs nach Hause und sprach nur zuweilen, wenn er Milzstechen bekam und etwas einhalten mußte, zu sich selbst: „Nur zu gut seh' ich jetzt, wie jeder Mensch um mich herum sein Stück Biographie am Fuß hat und hinken muß,

um damit fortzukommen. Muß ich nicht eilen, endlich den Riß des Gebäudes, mit dem ich mich trage, in Ausführung zu bringen? Die Zeit iſt immer im Abrollen begriffen. Jedes Blatt, was vom Baume fällt, iſt eine Pendelſchwingung, die den Weiſer der Ewigkeit in Bewegung ſetzt. Führ' ich nicht ein Leben wie im Orient, wo man niemals eine Uhr ſchlagen hört?" Und gleichſam als käm' er mit dem Dampfſchiffe aus Alexandria nach Marſeille, ſo hatte er die ängſtliche Empfindung der zurückkehrenden Levante-Reiſenden, die plötzlich nach dem harmloſen Dolce far niente des Oſtens wieder alle Uhren picken hören, in jedem Zimmer, auf Kirchen, an den Thoren, öffentlichen Gebäuden, in der Taſche jedes Menſchen, dicht am Herzen, die ewige Erinnerung an die Flucht der Zeit und an den Werth jeder verlorenen Minute. So konnt' er daheim auch kaum mit Ruhe ſchlafen, weil jeder Moment ihm unerſetzlich ſchien. Am nächſten

Morgen wollte er seine pädagogische Theorie mit Gewalt angreifen und seinen Kindern statt Marmorkügelchen den ganzen Erdball in die Hände geben, um damit zu spielen.

# Eilftes Kapitel.

### Oscar, der Schlachtenmaler.

Blasedow'n war sein Erziehungsprincip jetzt erst klar geworden. Die Phidias-Bestimmung seines Amandus brachte ihn darauf, wie man zu einem gegebenen Durchmesser leicht Kreise und Tangenten in Menge ziehen kann. Er wollte seine Kinder nicht wie Glasbläser von sich werfen, die ihren Gebilden erst durch einen kühnen Schwung die Form geben, welche sie wollen. Sondern er sagte zu sich selbst: „Wozu haben die Eltern Schaden gelitten anders, als daß die Kinder davon klug werden?“ Blasedow legte sich gleichsam auf den Erdboden, um zu lauschen, was die nächsten Jahrzehende

über Europa hereinbringen werden. Er hörte lange Zeit nur ein dumpfes Gemurmel, bis ihm die Töne immer verständlicher wurden, und er ausrufen konnte: „Ich habe Licht.“ Sein Erziehungsprincip ging aber von dem Laufe aus, den ihm die Geschichte in Kürze zu nehmen schien. Er verglich alle Zeitungen miteinander, die er mit Tobianus gemeinschaftlich hielt, und sagte: „Wir gehen einer großen Katastrophe entgegen. Die große Schlange, welche das Welten-Ei umringelt, wird sich bald wieder häuten. Drei Jahrhunderte von der Reformation entfernt und nichts als eine französische Revolution, die noch dazu besiegt ist?!“ Blasedow rechnete auf einen großen Fehler, der sich in der Zeitenrechnung finden würde, auf ein nicht aufgehendes Facit und einen daraus entstehenden Decimalbruch der bisherigen gesellschaftlichen Verhältnisse. Blasedow war kein Apokalyptiker; er dachte, der beste prophetische Bengel, der die Offenbarung

Johannis erläuterte, ist der Preßhengel. Aus den Sonnenfinsternissen machte er weniger Schlüsse, als aus den Verstandesfinsternissen, die ihm in ihr letztes Viertel bereits eingetreten schienen. Der große Komet, den er im Jahre 1834 erwarten durfte, würde nach ihm weit mehr die Köpfe, als die Erde versengt haben. Alles, was er Neues entdeckte, waren ihm Kräuter und Vögel und rothe Menschen aus einem neu entdeckten Amerika. Die grüne Insel Guanahani schien ihm manchmal schon unmittelbar vor den verlangenden Augen zu schwimmen; wenigstens waren bis jetzt seine Kinder noch in ziemlich indianischer Verwilderung stehen geblieben.

Blasedow's Ansicht war die von einer großen Reaction der Natur gegen die Kunst, der Leidenschaft gegen die Klugheit, der verfehlten Praxis gegen eine altkluge Theorie. Ob die Revolution, welche er von der Kirchthurmspitze Kleinbethlehems zuweilen signalisirte,

eine moraliſche oder bloß politiſche und materielle ſeyn würde, das getraut' er ſich nicht zu beſtimmen; „allein," ſagt' er, „die Mauer um unſern Kirchhof bleibt nicht ewig ſo niedrig, und nicht ewig werden über unſern Gräbern da unten" — er ſprach nicht in der Allegorie, ſondern nur beiſpielsweiſe, weil er's gerade von dem Kirchthurm gut ſehen konnte — „nicht ewig werden nur Maulbeerbäume auf unſerm Kirchhof ſtehen der Seidenwürmer wegen und bloß, um Seide zu ſpinnen. Nicht ewig wird nicht am Grabe die Induſtrie ihre Spinnmaſchinen aufſchlagen, ja, aus der Ruhe der Todten ſelbſt ihr Gebein geſammelt werden, um Stiefelwichſe daraus zu machen. Nicht ewig wird dieſer Jahrmarkt mit ſeinen Marktſchreiern und Poſſenreißern Welt und die Geſchichte dazu heißen. Sondern es kommt ein Tag der Erlöſung, wo ſich endlich die feindſeligen Elemente der Moral und der Natur, des fordernden Staates und der leiſten ſollenden Gemeinde, der Kirche, des

Glaubens und der Wissenschaft" — hier stockte Blasedow: denn sein Herz fing so an zu schwanken und bewegt zu werden, wie die Glocke neben ihm, an welcher so eben der Küster unten die Stränge zog, nur mit dem Unterschied, daß diese laut, sein Herz aber ganz still wurde. Es war nicht bloß Wonne, was ihm die Sprache raubte, sondern eben so viel Besorgniß, daß er sich geirrt haben konnte. Blasedow war auf die Katastrophe gefaßt, nur wußt' er nicht, ob sie sich mit wedelndem Schweife zu unsern Füßen legen würde oder wild und schnaubend heranstürmen. Ihm konnt' es jedoch gleichgültig seyn, ob sich der kommende Herbst an den Weintrauben erlaben würde, wie sie vom Stocke kommen, oder erst an dem gährenden Moste, welchen die Weinbergsherren mit ihren Füßen erst ausstampfen und durch die Kelter bringen. Er hatte die Absicht, seine Kinder auf Krieg und Frieden abzurichten, wie es von den

Vögel-Virtuosen die Dompfaffen gewöhnlich auf Alles sind, ausgenommen auf geistliche Lieder.

Blasedow rechnete auf keine einzelne Periode, in welcher sich die Erziehung seiner Kinder bewähren sollte, sondern auf eine Reihefolge von Ereignissen. Er hatte, um ja recht schnell an's Ziel zu kommen und die höchste Meisterschaft zu erzielen, für Jeden nicht bloß einen Zweig, sondern ein einzelnes Blatt ausgesucht, auf dem er sein Leben lang pfeifen sollte. Nur dem Bildhauer, als einem Künstler, für welchen die Gegenwart keine rechte Voraussetzungen mehr hat, erlaubte er, allgemein und erschöpfend zu seyn. Oscar war der Aelteste und bestimmt, in den Kämpfen, die Blasedow kommen sah, sein Glück zu machen. Indem ihn sein Vater für die Schlachtenmalerei ausschließlich erziehen wollte (und dabei für die Anfangsgründe sich auf einen Lakirer in der Nähe verließ), sollte er gleichsam die Vorpostengefechte des Jahrhunderts,

die kleinen Streifcorps-Affairen der Tendenzen, welche von der Landstraße abweichen, und zuletzt die großen Völkerschlachten malen, von denen allen Blasedow schon Pulver gerochen hatte. „Siegt die Sache des Volks, woran kein Zweifel," fuhr Blasedow fort, „so wird Amandus zu thun bekommen. Während Oscar auf den blutigen Lorbeeren der Schlachtfelder, die nebenbei von ihm verewigt sind, sich ausrubt, streift Amandus seine Hemdärmeln auf und backt aus Marmor die Verherrlichungen des Friedens, Bürgerstatuen und Mauerkronen auf den Häuptern verdienter Nettelbecke und Natbusins, verdienter Gotzkowski und sonstiger Patrioten, die nun nicht mehr mit Undank, sondern wenigstens mit einer Bildsäule in den großen Wal- und Ehrenhallen der Nationen bedacht werden dürften. Da aber auch dann," schloß der besorgte Vater weiter, „noch immer die Hydra der Reaction nicht um ihren letzten aufgeschossenen Pilzkopf gebracht

seyn wird, so [illegible] die Herakliden des neuen Jahrhunderts immer zum Kampf gerüstet seyn müßten, wo also noch immer eine kleine Ueberfalls-Affaire und Fourage-Streifpartie mit etlichen Carabinerschüssen für Oscar's Schlachtenpinsel abfallen wird, so hab' ich auch Theobald und Alboin, Beide für den natürlichen Lauf der Dinge, wie er ja zu allen Zeiten war, bestimmt, indem der Zweite die Waffen" (Waffeln waren jedoch beiden Knaben noch das Liebste) „der Satire tragen soll, der Erste aber darnach trachten, sich als Volksdichter aus dem Stegreif auszuzeichnen." So hat uns Blasedow hiermit endlich die Nummern gesagt, auf welche er in der Zufallslotterie der Bestimmung seiner Kinder mit dem festen Vertrauen gesetzt hatte, es würden große Lose und keine Nieten darauf fallen. Oscar war jetzt unwiderruflich zum Schlachtenmaler, Amandus zum Bildhauer, Theobald zum Volksdichter

und Albоin zum satirischen Schriftsteller vom Vater bestimmt worden.

Oscar war ein hochaufgeschossener Junge mit den klügsten Augen in der Welt. Gewandt und verwildert, da er in seinem jetzt dreizehnten Jahre kaum nothdürftig lesen und schreiben konnte, hatte er sich doch selbst eine Lebenstheorie angeeignet und war vielleicht zu keiner Bestimmung so wenig geeignet, wie gerade zur Malerei in Oel. Dennoch zeichnerisches Talent hatte er, wenn auch nur mit Kohle, und weit mehr zur Carricatur und zum Hogarth hinneigend, als zum Raphael. Mit Michel Angelo mocht' er das Ungeheuerliche gemein haben. Auch war er hauptsächlich wohl nur zur Frescomalerei bestimmt, da er wenigstens seine meisten Carricaturen an die Wand malte. Thierstücke gelangen ihm nicht selten, ob er sich gleich, was er als Schlachtenmaler hätte thun müssen, weit weniger mit Pferden, als mit Hunden und Eseln beschäftigte. Gertrud

hätte ihn am liebſten zu einem Kohlenbrenner beſtimmt, damit er ſich ſelbſt die Kohlen hätte ſchwelen können, wie ſie ſagte, die er ihr aus dem Kamine zu ſtehlen pflegte. Das ganze Dorf aber ſtimmte dem Vater bei, wenn auch mit größerem Schmerz, als dieſer Freude empfand, da Oscar keine Wand im Dorfe ohne Zeichnung ließ, wenn ihn nicht gerade ein Weinreben-Spalier daran verhinderte. Am liebſten zeichnete er den Satan, was um ſo auffallender war, da ſein Vater gerade am meiſten gegen dieſen predigte. Wo ihn Blaſedow fortjagte, ſetzte ihn ſein Sohn wieder hin, und Blaſedow hinderte dies auch nicht, da ihm gerade die Kirchhofmauer mit Oscars Höllencartons das Unterpfand ſeiner Talente war. Er wird ſchon lernen, dachte er, an die Stelle Beelzebubs als Schlachtenmaler den Generalfeldmarſchall der feindlichen Poſten oder irgend ein gekröntes Haupt zu ſetzen, was in's Gedränge geräth. Blaſedow war ſo gewiß,

als hätt' er das Horoskop seines Jungen gelesen. Oscar's Lehrer wohnte auf der Reise, das heißt, in dem zu diesem Schloß gehörigen Dorfe und hieß Schönfärber. Allein er war gerade nur in Oelfarbe bewandert und hatte die gräfliche Kutsche als ein einiges Denkmal seiner Kunst von Zeit zu Zeit frisch anzustreichen. Schönfärber war ein schlichter Landmann, hatte aber, während seiner Soldaten-Dienstzeit, durch das Lakiren der Tschako's eine solche Kunstfertigkeit in allen Gegenständen der niedern Oel- und Lakmalerei sich erworben, daß er es schon wagte, die Kutsche anzustreichen, und sich sogar mit dem gräflichen Wappen darauf befaßte, obschon es sechzehn Felder hatte. Schönfärber's Versuch war nicht mißlungen zu nennen. Er hatte als Artillerist zu oft eine weiße Bombe, die eben zu platzen im Begriff ist, vorn auf seinen Tschako malen müssen, als daß er nicht das gräfliche Wappen, welches ohnehin gleichsam auseinanderzufallen drohte,

in eine hübsche Einfassung von Hermelin hätte mit sanften Pinselstrichen hineinlegen sollen. Dieses Wappen, in welchem außer zwei Eichhörnchen, welche Bucheckerne knusperten, auch ein Einhorn figurirte, und ringsherum der Orden des goldnen Vließes, welchen ein früherer Ahn getragen hatte, und der jetzt auf den Handel mit Schafwolle, welchen der Graf trieb, eine zarte Deutung zuließ — ich sage, dieses Wappen hatte Schönfärbern einen solchen Ruf und ohnedies Muth gemacht, daß er in der Umgegend alle Kirchenwände mit Freskogemälden anstrich, die aber, da er nicht wußte, daß der Kalk naß seyn mußte, bald nach der ersten Malerei wieder verschwanden, was ihm ein hübsches Geld einbrachte, da er sie immer wieder auffrischen mußte. Indem Schönfärber unter Frischmalerei bloß eine Frischdrauflosmalerei verstand, hatte er sich den Ruf eines Land-Raphaels in der ganzen Umgegend erworben. Zu diesem führte Blasedow

ſeinen Sohn: denn, dachte er, das Techniſche muß doch die Grundlage bilden, und, wenn er auch nicht malen lernt, ſo lernt er doch Farben reiben und ſich ſeinen Pinſel ſelbſt machen. Den höhern Genius will ich ſelbſt ſchon wecken.

Als Blaſedow mit Oscarn zu Schönfärbern kam, war dieſer gerade mit einem ſogenannten Stilleben beſchäftigt, welches aus mehreren neben einander liegenden Würſten, Bäckerwaaren, aus Gläſern und Fäſſern beſtand und als Wirthshausſchild in einem nahegelegenen Dorfe locken ſollte. Wenn Gemälde überhaupt dasjenige, was ſie vorſtellen, bis zu einer täuſchenden Aehnlichkeit wiedergeben ſollen, ſo konnte man dieſes beinahe vollendete unter die claſſiſchen ſetzen, da Alles, was Schönfärber auf ihm anbrachte, ſprechend ähnlich zu nennen geweſen wäre, wären es nicht ſtumme und lebloſe Gegenſtände geweſen. Eine langjährige Uebung hatte dem Maler ein ſo hohes Selbſtbewußtſeyn gegeben, daß er

ordentlich zu Blasedow sagen konnte: „Herr Pfarrer, Jeder muß klein anfangen. Soll Ihr Sohn es einmal weiter bringen, so muß er ganz meine Schule durchmachen. Ich fing mit Tschakolakiren an, und das muß er auch. Er muß mir die weiße Bombe, die eben platzen will, ganz so genau hinmalen können, wie ich es mußte, und zwar aus freier Hand ohne Lineal. Haben wir das erst, dann wollen wir schon weiter sehen." Blasedow schüttelte den Kopf; doch, weil er es hauptsächlich auf Schlachten abgesehen hatte, so dachte er: nun, platzende Bomben und Granaten, Tschako's und Patrontaschen mögen nicht ohne Nutzen seyn, wenn Oscar sie malen kann. „Schönfärber," fuhr er fort, „zeigen Sie ihm, was Sie können. Haben Sie auch Pferde, die Sie malen können?" Schönfärber sah den Pfarrer pfiffig an und sagte: „Eigentlich sollt' ich's Ihnen nicht verrathen; aber, da das Schild, was ich hier male, gerade zum weißen Roß ist, so will ich Ihnen

auch zeigen, wie ich's auf die kürzeste Manier herausbringe!" Damit zeigte Schönfärber dem Pfarrer einen großen Kasten von ausgeschnittenen Würsten, Engeln, Brödchen, Posaunen, Gläsern, Wolken, Pferden, Messern und Gabeln, alle von steifem Papier, die der Maler nur anzulegen brauchte, um gleich mit einem Pinselstrich drüber her die ganzen Figuren auszudrücken. „Das sind ja ordentlich Schablonen," bemerkte Blasedow ganz erstaunt. „Gerade so," bemerkte Schönfärber beifällig, „wie sie die Stubenmaler auch haben, weil's so weit kürzer geht, und Alles hübsch accurat herauskommt." Oscar hatte sein blaues Wunder, diese Künste zu durchschauen, und Blasedow seufzte tief auf, indem er sich jedoch mit dem Gedanken tröstete: Das Technische ist vor Allem einmal die Grundlage. Er machte mit Schönfärbern einen Preis aus, wofür dieser Oscarn täglich eine Stunde geben sollte. Schönfärber behauptete, daß der Junge in acht Tagen Alles

los haben würde, wobei Blasedown beinahe der Schlag gerührt hätte. „Nein, nein," sagte er, „Schönfärber, übereilen Sie sich nicht. Er soll's aus dem Grunde lernen, und auf's Geld kommt mir's nicht an. Durch die Schablone soll er auch gar nicht zeichnen lernen, sondern Alles aus freier Hand: das bitt' ich mir denn doch aus, Schönfärber!" Dieser war unschlüssig, ob er auf eine solche Partie eingehen durfte, sagte dann aber: „Nun, wenn er aus freier Hand gezeichnet hat, leg' ich die Schablone darauf, damit wir sehen, wo er's getroffen hat und wo nicht." — „Das allenfalls," bemerkte Blasedow und ging, indem er Oscarn ermahnte, wie er sich bei Schönfärber zu benehmen hätte.

Als sie Beide bei ihrem Heimgang einen kleinen Hügel hinaufstiegen, fiel es Blasedow doch recht schwer auf's Herz, daß Oscar durch diesen Unterricht, so nothwendig er ihm schien, von seiner Hauptbestimmung, von den Schlachten,

wenig erlernen würde. Nicht einmal Vorpostengefechte, dachte er, wird ihm Schönfärber, der doch Artillerist gewesen, beibringen können. Unter diesen Umständen ereignete sich, als sie den Hügel erreicht hatten, eine Scene, die dem bekümmerten Vater wie gerufen kam. Unten am Fuß des Hügels hatte sich nämlich eine große Heerde Gänse gelagert. Wasser, Blasedow's Hund, von Muthwillen getrieben, stürzte den Hügel hinunter und fuhr unter die schwerfälligen Thiere wie ein Hagelwetter hinein. Blasedow, von einer seltsamen Ideenverbindung ergriffen, zieht Oscar an sich und sucht ihm bei diesem Vorfalle die Anschauung einer Homerischen Erinnerung zu geben. Er verglich nämlich Wassern mit dem rasenden Ajax und die Gänse mit den fliehenden Trojanern. Er zeigte ihm, wie unten in der flamandrischen Ebene sich die Gruppen der erschrockenen Schaaren bildeten, und verglich das Toben des Helden mit dem Sturmwind, der

die Fluthen des Meeres aufwühlt. Blasedow hoffte, daß sich Oscarn auf diese Weise die Schlachten anschaulich machen würden: Er rief: „Hui, hui, Telamonier, rechts und links! Sieh', Oscar, was da Leben drin ist! Das ist mehr als Ajar; da denke dir jede beliebige Schlacht, eine bei Chalons, eine bei Leipzig, immer müssen sich solche Gruppen im Vorgrunde bilden, immer mußt du einen Haupthelden vorn sich plastisch entfalten lassen und mir nicht gar die Thorheit haben, im Vorgrunde, wie das so üblich, gekrönte Häupter zu zeichnen, die, aus der Schußweite entfernt, in den Kugelregen hineinsehen und bloß mit Ordonnanzen umgeben sind, die den Triumphwagen gut schmieren, falls er gebraucht werden sollte oder Reißaus nehmen muß." Oscar freute sich höchlichst an der Scene, was seinem Vater noch größere Freude machte. Wasser trug so eben im kecken Uebermuth eine Gans aus den dichten Schwaden heraus: „Da, Junge," rief der Alte, „eine

Gefangennehmung! Wie die Regimenter ſtutzen, der feindliche General iſt mitten aus ihnen heraus entführt, Vandamme bei Culm, Franz I. bei Pavia muß ſich ergeben. Mein Junge, betrachte nur die Entſchloſſenheit unſrer Partei; ſie bringt ihren Raub in Sicherheit, das Gewimmel der Schlacht hört auf, die Reihen halten Stand, das Geſchütz ſchweigt, man ahnt, daß etwas geſchehen iſt, was dem blutigen Tag eine neue Wendung geben muß."

Inzwiſchen hatte ſich aber ſchon das Schickſal in Geſtalt des Gänſejungen auf den Weg gemacht, um dem Räuber die Eroberung ſeines feindlichen Anführers wieder abzujagen. Der Hirt der zerſtreuten Heerde hatte ſchon von dem nächſten Bache, wo er ſich eben badete, den Seinigen Muth zugerufen, ſo daß dieſe mit den Flügeln jauchzten, wie Homer ſagt, und durch ein vieltönendes Geſchrei ihre Hoffnung auf die erwartete Entſcheidung zu erkennen gaben. Der Gänſejunge hatte ſich nur leider in demſelben

Bache gebadet, von dem wir bereits mit allen Sayn-Saynschen Chirurgen und Apotheken wissen, daß er zahllose Blutigel enthält, und so mußte der Rettungsengel ein Gefühl, das ihm erst ganz sanft gethan hatte, jetzt mit einem gewaltigen Entschlusse abbrechen und die Blutigel, welche ihm an den Füßen saßen, mit den Köpfen drin lassen, ob er gleich sie abreißen wollte und sich damit nur gefährliche Wunden machte. Es hätte nicht viel gefehlt, so würde der Succurs die Stelle des rasenden Ajax, wozu er weit mehr Ursache hatte als Wasser, übernommen und diesen mächtig zerzaust haben; so aber flüchtete der Räuber, nachdem er den feindlichen General unterwegs abgesetzt hatte, den Berg hinauf, wo Blasedow seelenvergnügt war den Stifter so vieler Unordnung zu empfangen. Denn, dacht' er, den werd' ich öfter brauchen können, um Oscarn das Urplötzliche in den Situationen der Schlachten, Streifcorps-Ueberfällen und ähnlichen Kriegsgott-Offenbarungen

zu enthüllen. Oscar war auch sehr für Waſſer eingenommen und hatte Humor genug, um an der Unterrichtsmethode Blaſedow's ſeinen Spaß zu haben.

Dieſer nämlich benutzte Alles, was ihm nur Streitſüchtiges in den Weg kam, um der Phantaſie des Schlachtenmalers fortwährend Nahrung zu geben. Statt zu verſöhnen, wo es Zank und Hader gab, ſtatt eine Heerde Schafe, die von einem zottigen Hunde zur Ordnung zuſammengebiſſen wird, zu bemitleiden, ſtellte er Oscarn alle Vorfälle dieſer Art als Studien nach der Natur hin und pries ihn glücklich, daß er auf dem Lande lebte, wo die Natur und die Leidenſchaft noch nicht unter der allmächtigen Zuchtruthe der Polizei ſtänden. Jeden Lärm im Hauſe oder im Dorfe mußte der Schlachtenmaler benutzen, um ſich daraus Gruppen zu bilden. Oft wünſchte Blaſedow, es bräche im Dorfe einmal ein allgemeines Handgemenge aus, oder wenigſtens, um ein Bild der Unordnung

zu haben, der Kirchenchor bräche ein, und einige andächtige Christen stürzten in das Schiff hinunter. Alles von dieser Art war ihm erwünscht, wenn sein ältester Sohn nur gerade zugegen war. Dieser durfte keinen Sonntag vorübergehen lassen, ohne dem Vater zu erzählen, was er im Kruge für Scenen erlebt hatte. Die Beredsamkeit und malerische Auffassungskraft des Schlachtenmalers entzückte Blasedow. Es waren immer homerische Scenen, die Oscar von Zweikämpfen und allgemeinen Aufständen zu erzählen wußte; es war immer ein abgerundetes Ganze, was der Bericht Oscar's einrahmte, und der Vater dachte: Fehlt auch noch der Farbenschmelz, so rechne ich diese einfachen Erlebnisse gerade für Tischbein'sche Umrisse aus dem Homer an, bei welchem er zeichnen lernt. Blasedow opferte sich seinen Kindern seit einiger Zeit mit Leib und Seele. Er lebte nur in ihrem Leben. Er machte sich zum Gerüst, an welchem sie ihre Zukunftsgebäude aufmauerten.

Er behandelte keinen mit dem andern überzwerch, ſondern gab jedem die Welt und die Wiſſenſchaften in der Zubereitung, wie ſie ihm gerade dienlich ſeyn konnte. Während er die Geſchichte vortrug, machte er ſie bei dem Volksdichter zu einem Epos, bei dem Satiriker zu einer Elegie; bei dem Bildhauer ſprach er nur über die Periode des Friedens, bei Oscar nur über die des Kampfes. Dem Bildhauer ſchilderte er die Thaten und Begegniſſe der alten Zeiten als eine ſanfte Harmonie mit obligater Flötenbegleitung der ſchönen Künſte, dem Schlachtenmaler als einen wilden Fugenſatz mit contrapunctirtem Kanonenlärm und Trompetengeſchmetter. Wie Garrick das Alphabet herſagen konnte, vorwärts, wo Alle lachten, und rückwärts, wo Alle weinten, ſo benutzte auch Blaſedow die gleichen Themen, um je bei Dieſem oder Jenem die entgegengeſetzten Wirkungen hervorzubringen. So ſchilderte er beim Bildhauer Alles objectiv, beim Schlachtenmaler Alles ſubjectiv. Dort

ließ er die Maſſen walten, hier die Einzelnen, die ſich auszuzeichnen ſuchten. Er zeichnete dem Einen die franzöſiſche Revolution als eine Nothwendigkeit, dem Andern als eine wilde Anomalie. Beim Bildhauer mußte Alles zur Ruhe ſtreben, beim Schlachtenmaler Alles aus ihr heraus. Jetzt ging die Krone auf Leopold über, ſagte er mit Sanftmuth bei Amandus; jetzt griff des Thronerben vor Erwartung ſchon erſtarrter Arm nach der Erbſchaft des Diademes: ſo ſprach er über Geſchichte mit dem Schlachtenmaler. Diejenigen Helden, welche in Gegenwart des Bildhauers verflucht wurden, ſegnete er, wenn an den Schlachtenmaler die Reihe kam. „Das iſt der große Uebelſtand unſers Schulweſens," ſagte Blaſedow, „daß man allen Wiſſenſchaften Univerſalität zu geben ſucht und ſie auf derſelben Leier abſpielt, mögen nun Löwen oder Eſel, Murmeltiere oder Füchſe dem pädagogiſchen Orpheus zuhören. Wer ein Pfaff werden ſoll, muß Cromwell

verfluchen, wer ein Staatsmann, ihn segnen. Machiavell, Gregor, Karl V., Luther, Alle sind sie prismatisch geformt und werfen sieben verschiedene Lichter wenigstens je nach den sieben freien Künsten, die es gibt.

Auf die Phantasie des Schlachtenmalers ließ Blasedow alles Wissenswürdige wie flimmerndes Nebelgewölke herabgleiten. Nur zuweilen blitzte der Sonnenstrahl irgend einer großen Thatsache durch den Pulverdampf hindurch, das Blitzen eines Gewehrs, der Donner eines Pulverwagens, der in die Luft gesprengt wird. Dann lichteten sich plötzlich ganze Partien und Epochen, und man sah lange Schaaren aufgestellt von Erlebnissen und gerüsteten Wahrheiten. Der Schüler orientirte sich, er brauchte das Fernrohr, er zählte die aufmarschirten Truppencorps, signalisirte die Heerführer und die großen Beweissätze, die an der Spitze der Jahrhunderte mit gezücktem Degen vorausſprengen, er sieht so klar, daß er selbst in dem Momente, wo

ſich die ganze Anſchauung wieder verrückt, ihre Ordnung nicht verliert, ſondern in dem nun aufbrauſenden Gewühl der entfeſſelten Leidenſchaften, in dem nutzloſen Hin- und Herziehen der menſchlichen Debatten, die ſo oft die Sonne der Wahrheit verdunkelt haben, nicht den Zuſammenhang verliert, daß er immer den Trompeter der geſunden Vernunft zur Seite hat und die Signale hinausblaſen kann, um zu wiſſen, daß der Phalanx ſeinen Plänen gehorcht. Blaſedow ſprengt dann plötzlich heran und bringt keuchend die Botſchaft, daß dort drüben die Bataillone wankten, und ſchleunigſt eine Verſtärkung gebracht werden müßte, weil die Lüge und Bosheit ihren Pferden die Sporen gäben und die Flanken der Wahrheit durchbrechen wollten. Jetzt ſtürzten Beide in den Pulverdampf hinein. Sieg oder Tod! gähnt der fürchterliche Todtenkopf auf ihrer Standarte. Drauf! Dran! Dorthin, wo mein Schwert blitzt! Weicht nicht, ihr ermüdete Märtyrer der Freiheit und

des Lichtes! haltet Stand: wir führen euch Ersatz zu, Sokrates auf einem Schimmel, Plato auf einem Bläſſen, Hurrah! Das ganze Alterthum mit ſeinen unumſtößlichen Dioskuren-Wahrheiten, die nie gänzlich ſterben, ſondern nur abwechſelnd und immer wieder zum Leben erſtehen. Sieg! Sieg! Die Geſchichte hat ihr Palladium wieder. Die Nebel verziehen ſich, und die Säcularhymnen der Begeiſterung und des Dankes ſteigen von den Herzensaltären zu den Sitzen der Götter auf!

In dieſem Genre etwa wurde Blaſedow's älteſter Sohn unterrichtet. Der Vater lag manchmal ganz ermattet auf dem Schlachtfelde ſeiner phantaſtiſchen Vorträge. Er gab dieſe angreifenden Lectionen immer zuerſt, weil auch ohnedies Oscar zu Schönfärbern hinüber mußte. Nachdem ſich Blaſedow erholt hatte, ließ er dann den Bildhauer kommen und den Volksdichter, weil Beide die Friedensmiſſion hatten und die Dankgefühle nach überſtandenen

Titanenkämpfen in marmorne Gebete und populäre Dudelsackgesänge verwandeln mußten. Erst, wenn Blasedow über sich selbst lachen mußte, kam der satirische Schriftsteller in den Unterricht, der dann die Freiheit hatte, sich über die ganze Welt lustig zu machen. Wir müssen hierauf ja doch noch zurückkommen und nehmen uns daher lieber die Zeit, zu bemerken, daß Blasedow einen Weg einschlug, um seine kriegerische Erziehung Oscarn einzuflößen, der dem gescheidten Jungen mißfiel. Blasedow pflegte nämlich keine denkwürdige Affaire in der Geschichte zu erwähnen, die er nicht durch plastische Anschauungen im Kleinen nachgeliefert hätte. Oscar war zu alt, um an einem Spiel mit bleiernen Soldaten Geschmack zu finden, wie er denn überhaupt weit mehr Neigung zu der Bestimmung seines jüngsten Bruders hatte, als dieser Ahnung von der seinigen. Der Mutterwitz, der die jüngsten Kinder auszuzeichnen pflegt, und die Altklugheit, die sie nicht

ſelten entſtellt, gaben Blaſedow Vertrauen zu ſeinem Vorhaben, gerade dieſen für die Satire aufzuziehen, obſchon der Schlachtenmaler immer ſagte, daß die bleiernen Soldaten dem gehörten. Genug, es half ihm nichts. Blaſedow trug ihm die Geſchichte nie anders vor, als mit dem Nürnberger Hülfsapparat. Es waren freilich nur preußiſche Freiwillige, bayeriſche Chevaurlegers und nackbeinige Schotten, die er in der Eile zu commandiren hatte; allein ſie mußten Alles vorſtellen, was gerade die Jahreszahl mit ſich brachte. Hatten die Preußen kaum bei Marathon mitgefochten, ſo wurden ſie bei Cannä ſchon wieder in's Feuer geführt. Die Bayern drückten immer die Barbaren aus, nicht deßhalb, weil ſie etwa aus Erinnerung an Napoleon von Blaſedow dafür gehalten wurden, ſondern bloß, weil die Infanteriſten dort Helme trugen. Spielen wollte Blaſedow nicht, ſondern bloß jene Schlachtordnungen nachmachen, die er bei Polybius und ſeinen

Erklärern und den andern zeitgenössischen Autoren erwähnt fand. Kurz, der Treffliche unterließ nichts, was seinen Kindern von Nutzen seyn konnte. Er stieg von dem Kothurn seiner Bildung herab, um mit ihnen zu denken und zu fühlen nur wie sie. Er glich einem Baume, der nach Oben hin verdorrt, während er an seinem Fuße neue Schößlinge treibt. Gertrud blickte die neuen Unterrichtsscenen mit Staunen an und war froh, daß die Kinder endlich mehr geistigen Honig zu weben anfingen, als sie früher natürlichen genascht hatten. Kein Mutterherz ist so eifersüchtig, daß es verlangen sollte, die Kinder lägen immer bei ihr vor Anker; sondern sie freut sich, wenn sie ihre Segel aufziehen und hinausfahren und sich Kenntnisse sammeln, die sie ihnen nicht geben kann. Nur will sie dabei die Kinder nicht aus den Augen verlieren. Das war das Einzige, was ihr Angst machte. Ihr Sohn erster Ehe war in Ungarn; aber sie war darüber öfters weniger

betrübt, als über ihre Kinder, die im Nebenzimmer saßen, und von denen sie nicht mehr wußte, wo sie anlanden würden. Tobianus konnte ihr auch keinen Aufschluß, sondern höchstens seine Brille geben. Er schüttelte den Kopf, und sagte, „er wüßte nicht, wo Blasedow wieder den seinen hätte.“ Dennoch lag in dem Eifer ihres Mannes etwas, was Gertrud beruhigte. Bescheidne Menschen halten Alles für tief, was sie sich nicht erklären können. Auch schien es ihr, als müßte doch die Zeit kommen, wo sich die Haselgerte, die sie bisher über ihren Kindern geschwungen, in eine Wünschelruthe verwandelte. Und in diesem Glauben hütete sie sich wohl, indem die Ruthe Blasedow jetzt zu führen schien, an ihrer geheimnißvollen Kraft einen irdischen Zweifel zu hegen.

# Zwölftes Kapitel.

Theobald, der Volksdichter.

Es war ein wahres Glück, daß vor zwei Jahren ein gewaltiges Viehsterben im Fürstenthum Sayn-Sayn geherrscht hatte: denn wie hätte Theobald anders einen Lehrer in der Poesie finden können! Blasedow wollte gerade nicht, daß Theobald bei dem Schäfer Schumacher im Dorfe sich alle Vorkenntnisse zu einem zweiten Homer (das öftere dormitare hatte Theobald schon gemein mit dem guten Homer) erwerben sollte; er wollte auch hier nur das Technische von Schubmachern abgesehen wissen, den Ton, die Volksweise,

in welcher Schumacher Glück gemacht hatte. Es verhielt sich aber mit Schumachern und dem Viehsterben folgendermaßen:

Die Rinderpest war ohne Zweifel von Ungarn her hereingedrungen, was Gertrud damals nicht leugnete, indem ihr Sohn erster Ehe noch nicht einmal im Salzburgischen wanderte, sondern eben erst die große Glocke in Erfurt gesehen hatte. Das Viehsterben fing in den Hundstagen an, ohne jedoch den Hunden zu schaden, was gerade im allgemeinen Wunsche gelegen hätte, wenn auch nicht in dem der Finanzkammer, die eben eine Hundesteuer auszuschreiben im Begriff war. Schafe und Rinder fielen wie getroffen von den Pfeilen des Silberbogners Apollo. Gertrud fürchtete, sie müßte den Tod haben, da ihn die Hälfte ihrer Ställe schon hatte, und sie sich ohnedies über Blasedow's Benehmen nicht zufrieden geben konnte. Dieser nämlich, statt die Angelegenheit auf die Kanzel zu bringen

und einen Cyklus von Rinderpeſt-Predigten zu halten, wie wenigſtens Tobianus that, verſuchte ſich in phyſikaliſchen Experimenten bei dem ſchrecklichen Vorfalle und hätte nicht übel Luſt gehabt, den Anſteckungsſtoff von den Thieren auf die Menſchen zu übertragen. Denn, wie die Natur einen ſolchen Unterſchied mache zwiſchen ihren Geſchöpfen, daß das, was den Canarienvögeln nichts anthat, doch Rindern und Schafen den Tod brachte, wie der Menſch ungehindert durch das Miasma hindurchſchritte und nur deßhalb verſchont zu bleiben ſchiene, daß er begraben könne, das war für ihn Nachdenken genug. Allein bis zur Poeſie bracht' er es doch nicht, wie der Schäfer Schumacher. Dieſen nämlich machte das Viehſterben, wie einſt Boccacio'n die Mailänder Peſt, zu einem ausgebildeten Volksdichter. Schumacher war ſchon lange in dem Rufe, nicht nur weisſagen zu können und Froſtbeulen zu curiren, ſondern, daß er das Alles auch in Verſen beſang. Er

ſchnitt ſich aus jedem Rohre, das er am Bache fand, wo er ſeine Heerde tränkte, eine Pfeife für ſeine ländliche Pansflöte und erklimmte den Parnaß der Sayn-Sayn'ſchen Dichtkunſt, wenn auch kriechend und auf allen Vieren. Schumacher hatte mit Hans Sachs das Handwerk nicht gemein, da jener nur das hieß, was dieſer war; allein Beide ſchnitten ſich doch die poetiſchen Stoffe wie Fahl- und Sohlleder zurecht und ſchlugen alle ihre Formen, die ſie wählen konnten, über die Monotonie ihrer Leiſten-Tabulatur. Die Poeſie war hier einem ſtark riechenden Schnittlauche zu vergleichen, welchen ſich die Bauern der Umgegend in ihren ſonntäglichen Eierkuchen buken. Schumacher war ſchon berühmt und wurd' es noch weit mehr durch das Viehſterben.

Wenn man an die Dichtkunſt von jeher die Zumuthung gemacht hat, daß ſie ihre Blumen nicht bloß aus freiem Felde und im Walde ſelbſt ſchießen laſſen, ſondern noch weit kräftiger

und ſchöner aus Landſtrichen, die mit dem Dünger der jedesmaligen hiſtoriſchen Thatſachen verſetzt ſind, aus der rationellen Landwirthſchaft der Tendenzen und Zweckbeſtimmungen, ſo kann man nicht leugnen, daß unter den Blumen, die Schumacher zeitigte, Miſt und Objectivität genug darunter lag. Er glich auch darin ſchon Göthe'n, daß er mit dieſem ſagen konnte, ſeine Gedichte hätten alle nicht der Form, ſondern des Stoffes wegen gezogen. Schumacher hatte von der Poeſie die Vorſtellung der Steinmetzkunſt, welche groben und maſſiven Steinklumpen durch vieles Hämmern allmählich die Form von Treppenſtufen, Futtertrogen, Brunnenwaſſer-Behältern und Spülichtſteinen gibt. Er gründete ſeine Poeſie auf ein warmes, lebendiges Intereſſe, das wenigſtens er am Leben hatte, nämlich auf den guten Abſatz der Froſtſalbe, die er erfunden, der Quirl, die er aus Lerchenholz auf dem Felde ſchnitt, während die Lerche und er ſelbſt dazu

ſang, der vielen kleinen Induſtrien alſo, die er mitten unter dem freien Himmel trieb. Er hielt ſich in ſeiner Schafhürde Traum- und Gebetbücher, er verkaufte das Blauſtrumpf'ſche Geſangbuch ſo gut wie das altchriſtliche alte, welches durch dies neuchriſtliche verbannt ſollte (aber wohl nicht anders, als mit Feuer und Schwert hätte ausgerottet werden können). Schumacher hielt auch einen Vorrath von weltlichen Arien, wenn junge Leute aus der Umgegend gerade daran waren, ſich zu verlieben; kurz, er faßte alle höhere geiſtige Beziehungen und manche empfindliche leibliche der Umgegend in ſeinem Kram zuſammen, den er ſelbſt in ſeinen anmuthigen Geſängen preiſen und empfehlen konnte. Für ihn blühte nicht bloß die Roſe der Dichtkunſt, die er pflückte, ſondern auch die Geſichtsroſe, die er beſprechen konnte. Vereiterungen konnte er mit wunderbaren Aezemitteln heilen und wurde oft meilenweit geholt, wenn ſich namentlich die Brüſte

von Kindbetterinnen entzündet hatten. Konnte man wohl ſagen, daß dieſer Volksdichter ohne jene realiſtiſche Grundlage war, welche Göthe ſo gern bei der Poeſie vorausſetzte?

Allein nun kam das Viehſterben und damit in Wahrheit ein Moment, wo Schumacher die Kraft ſeines innern Menſchen erproben mußte. Er ſah ſeine fette Heerde vor den Augen hinwelken und die grüne Waide ſich in einen Schindanger verwandeln. Er fühlte die ungeheure Wiſſenslücke ſeines Hirnes, als auch nicht ein einziges Mittel ſeiner wandernden Feldapotheke, nicht ein Spruch aus den alten Beſchwörungs-Formularen helfen wollte. Dies war der kritiſche Augenblick, wo Schumacher dem Entrikſchäfer zu gleichen anfing und einer an Robert Burns ſtreifenden Berühmtheit ſich gewärtigen konnte. Denn, wenn die Peſt ſich bei ſeinem Viehe nicht unwahrſcheinlich unter der Zunge verbreitete, wie einige Aerzte ſagen, ſo kam ihm die Begeiſterung

jetzt auf die Zunge. Er griff in seinen, von tiefen Seufzern aufgeblasenen ländlichen Dudelsack und preßte, theils mit den Fingern, theils mit dem Arme, so schwermüthige Elegien über die fürstlich Sayn-Sayn'sche Landesseuche aus ihm heraus, daß das Fürstenthum in dem Augenblick, wo ihm so viel Rinder und Schafe gestorben waren, wenigstens den Trost hatte, wie ihm dafür ein Dichter geboren wurde. Schumacher, der ohnehin nun keine Heerden mehr weiden konnte, benutzte diese Feierstunden und ging zuletzt sogar in die nächste Stadt Mispelheim, wo das berühmte Mispelheimer Wochenblatt gedruckt wurde. Dort ließ er seine Elegien auf die Landesseuche einrücken und wurde für den Drucker und Redacteur des Mispelheimer Wochenblattes, der Beides in einer Person war, ordentlich ein Syrupstiel, welcher ganze Fliegenschwärme von Abonnenten an sich zog. Schumacher besang jedes einzelne Stück

seiner Heerde und beſtattete es mit dem grünen Zweig (auf welchen wenigſtens das Mispelheimer Wochenblatt jezt kam) ſeiner Elegien. Die Redaction ſezte ihm an jedem Mittwoch als Honorar ſein Lieblingsgericht vor, worüber Schumacher ſehr naiv ſich in der fünfzehnten Elegie auf die Landesſeuche ſo ausdrückte:

Solang beim Wochenblatt noch Mittwochs Gaben quillen,
Wird niemals nicht kein Troß mein klagend Herze ſtillen.

Der Ruf von Schumacher's Elegien verbreitete ſich faſt ſo ſchnell, wie die Peſt, die er in ihnen beſungen hatte. Selbſt in der Reſidenz wußte man eine ſo friſche Naturgabe zu ſchäzen, und Blauſtrumpf hatte alle Urſache, ſich über die Lebensumſtände des neuen Volksrichters in Kenntniß zu ſezen, da er ihn bei der zweiten Auflage ſeines Lexikons nicht mehr übergehen durfte.

Schumacher ſtand wie Hercules am Scheidewege. Auf der einen Seite die brüllende neu angekaufte und wieder completirte Viehheerde

von Kleinbethlehem und auf der andern die lockenden Einladungen eines Dichterclubbs, welcher ihn wahrscheinlich zu einem in seiner Manier singenden und hüpfenden Zeisig abrichten und ihn künstlich zum Naturdichter dressiren wollte. Schumacher entschied sich für die Reizung seiner Eitelkeit. Er wanderte zu Fuß in die Residenz und erschreckte seine neuen Gönner schon durch das Alter, in welchem er sich befand. Statt eines schwärmenden Hirtenjungen, den sie sich mit der Schalmey unterm Arme vorgestellt hatten, meldete sich ein alter Schäfer, der wenigstens dreimal so alt war, wie sein Hund, der schon keine Haare mehr hatte. Die lyrische Schule hatte einen Ceremonienmeister an der Spitze, der einen eignen Musen-Almanach herausgab und sich ein Vergnügen daraus machte, junge lyrische Talente aufzuzählen und in die jugendlichen Knospen aus lauter Enthusiasmus hineinzublasen, um sie nur schnell zu erblättern und in die

Schlachtreiben der Coterie einzuführen. So hoffte er auch in Schumachern ein Talent zu entdecken und ihn alsbald beim Publikum einführen zu können. Er lud ihn zu einem großen Thee ein, wo sich Blaustrumpf, alle Geistliche und Professoren der Residenz und viele strebende Kräfte nebst einem angehenden Buchhändler, der dabei sein Glück zu machen hoffte und schon die heftweise Herausgabe der Schumacher'schen Gedichte (mit Stahlstichen) berechnete, zusammenfanden. Schubmacher hatte alle seine Reime mitgebracht und wurde nun aufgefordert, zu lesen. Muth hatte er, weil er, ganz wie Göthe, sich auf die Stoffe verließ. Er dachte, wenn die Arznei nur wirkt, dann ist die Etikette darauf eben bloß — Etikette. Schubmacher setzte sich auf allgemeines Begehren in Positur und las, wie der Dichterkreis hoffte, nun wahrscheinlich Gedichte vor, wo man sich schon freute, hier doch einmal wieder etwas aus dem unmittelbaren Leben in und mit der

Natur zu vernehmen. Sein erſtes Gedicht war jedoch weder eine Frühlingsahnung, noch ein Abendſonnenſpaziergang mit ſchwärmenden Maikäfern und flatternden Dämmerungsfaltern, ſondern eine Ode auf die von Schumachern ſelbſt erfundene Froſtſalbe. Er nahmte die Beſtandtheile derſelben, Terpentin und Hirſchtalg, warf allerdings einige Feldblumen in den chemiſchen Tiegel und ſchloß mit einer marktſchreienden Anpreiſung ſeines Fabricats, wie er ſie wörtlich auf die ſteinernen Gefäſſe zu kleben pflegte. Die ganze Geſellſchaft entfärbte ſich vor Beſtürzung; allein der Oberceremonienmeiſter winkte geheimnißvoll mit der Hand und ließ ſich alſo vernehmen: „Sie ſcheinen alſo, Herr Schumacher, hauptſächlich mit der poetiſchen Myſtik ſich zu beſchäftigen? In ihrem Gedichte liegt in der That eine tiefſinnige Allegorie verborgen. Sie miſchen die drei Naturreiche zuſammen, um ein Arcanum gegen die erfrorne Menſchheit, alſo gegen die kalte Zeit,

in der wir leben, zu entdecken. Alles ſtimmte in die Deutung des Ceremonienmeiſters ein und pries ein Jahrhundert glücklich, das ſich immer mehr mit dem dreizehnten zu vermählen ſchien. Nur Bläuſtrumpf rückte mit dem Stuhle und ſchien den Irrthum der Geſellſchaft widerlegen zu wollen. Ihn unterhielt aber der Sayn-Sayn'ſche Robert Burns ſelbſt ſo ſehr, daß er die Augen ganz klein und ſpitz zuſammen drückte und nur vor Aufmerkſamkeit zuweilen blinzelte, indem Schumacher ſchon wieder ein neues Gedicht begonnen hatte. Es war auch hier wieder recht eigentlich ein ſalbungsvoller Gegenſtand, den er behandelte, nämlich ein Hymnus auf ſein Hühneraugenvertreibungsmittel. Er fing dieſes Gedicht auf ganz ſinnige Weiſe an, ſprach von dem Weltlauf und dem kleinen Zeben, wo Jeden heutiges Tags der Schuh drücke, ging dann wieder über auf die Kräuter, die er zur Aufweichung der Leichdornen entdeckt hätte, und ſchloß diesmal ſogar mit

einer Preisangabe, indem er erklärte, sein Mittel in einzelnen Partien, aber noch lieber duzendweise ablassen zu wollen. Dem Ceremonienmeister ward es jetzt aber doch zu bunt. Er bekam einen feuerrothen Kopf. Er drehte sich auf seinem Stuhle, wie Jemand, der eine Leibesnothdurft unterdrücken muß. Endlich, als Schumacher geendet hatte, und eine nur von dem lauten Bravo Blaustrumpfs unterbrochene ängstliche Stille auf allen diesen poetischen Gemüthern lag, forderte er den Naturdichter auf, der Gesellschaft einmal eine Reihefolge von Titelüberschriften seiner Gedichte mitzutheilen, woraus sie sich ja dann etwas Beliebiges wählen könne. Jetzt blätterte Schumacher in seinen schmutzigen Papieren und theilte folgende Titel mit: Elegie an eine verreckende Kuh; Epistel an einen Barbier, der mir das Handwerk legen wollte; Satire auf einen durchreisenden Mäusefallenhändler und zugleich Ode auf mein

Mäuſe- und Rattengift; der Scharfrichter und der Schäfer, ein poetiſches Zwiegeſpräch über die Heilkunſt der Pferde und der Menſchen; Satire auf einen durchreiſenden Raupenvertilger und zugleich Ode auf meinen ſelbſtgezogenen Kraustabak als probates Mittel gegen die Raupen; Klagen über den Verdienſt; Schimpf- und Schandgedicht auf zwei Handwerksburſchen, die nicht Vernunft annehmen wollten; die Wanzen, und was dagegen hilft, ein Lehrgedicht in drei Geſängen.... Weiter aber durfte Schumacher nicht leſen; die Geſellſchaft fuhr auf und entſetzte ſich über dieſen unreinen Bruder in Apoll. Man ballotirte ihn ſchon mit funkelnden Augen aus dem lyriſchen Theſalon heraus und tröſtete den Ceremonienmeiſter der Schule, der verzweifeln wollte über ſeinen Mißgriff und nicht wußte, wohin er vor dem Oberprieſter der Schule, einem allgemein anerkannten

trefflichen Balladendichter, ſein ſündiges Auge verbergen ſollte. Da warf ſich aber Blaustrumpf in's Mittel, umarmte zum allgemeinen Erſtaunen den Schäfer und ſagte, ſo, daß es Alle hören und ſich darnach richten konnten: „Trefflicher Menſch, unübertrefflicher Dichter! Mann, du biſt berufen, die Würde der Dichtkunſt aufrecht zu erhalten. Du verbindeſt dein außerordentliches Talent mit dem Wohle der Menſchheit; du hilfſt mir den Aberglauben bekämpfen. Deine Gedichte athmen die reine geſunde Vernunft, du haſt in der Dichtkunſt die Stellung, die Mörder mit ſeinem Thomaſius oder über die Grenzen des natürlichen Menſchenverſtandes in der Philoſophie einnimmt! Deines Bleibens iſt aber nicht in den Städten, ſondern, wie Johannes, ziehe hinaus in die Wüſte, predige und lehre unter den Deinigen die Wahrheit, die Vernunft, die Aufklärung, benutze dein herrliches Talent als ein echter Volksdichter nicht für die Befeſtigung des Aberglaubens,

für die falsche Vergötterung der Natur, für die Schwebelei in haltlosen Schmetterlingsempfindungen, sondern wirke auf den Verstand, auf die Fassungskraft und die natürliche Einsicht der Masse; rechne auf meine Unterstützung und kehre zurück in den Schoß der Natur, welcher deine Heimath ist, du echter Pindar unsers Jahrhunderts! Damit nahm Schumachern der Consistorialrath unterm Arm, führte ihn zur Thür hinaus und miethete ihm auch sogleich einen Sitz in der Landkutsche, die zweimal in der Woche in die Provinz fährt. Der Naturdichter kam auch gerade zur rechten Zeit in Kleinbethlehem wieder an, wenn er nicht seine Stelle von einem Andern besetzt hätte finden wollen.

Blasedow kannte alle diese Vorgänge und konnte sich dennoch entschließen, seinen Sohn Theobald, der ein Volksdichter werden sollte, bei dem Schäfer einzuführen. Er sagte zu sich selbst (denn wem hätt' er's wohl sagen sollen!):

Er ſoll kein Dichter werden, wie die Straßburger Gänſe nur dadurch ſo groß in ihren Lebern ſind, daß ſie im Koben ſich nicht bewegen dürfen. Wozu dienen die von romantiſchen Flittern blitzenden Haarnetze in einem Lande, wo die Weiber Tücher um den Kopf tragen oder Hüte darauf! Auch Schande jener Lyrik, die ſich mit den Muränen vergleichen läßt, welche die alten Römer quälten, um ſich an dem Farbenſpiel ihrer Zuckungen zu ergötzen, oder die ſich wohl gar ſelbſt quälen, um originell zu ſeyn. Ich bin heilig überzeugt, daß die Dichtkunſt ermuntern ſoll. Blickt ſie uns wie das erſtorbene Auge der Auſter an, die ſich in dem Gallert ihrer Empfindungen wälzt, ſo werden die Kenner und Feinſchmecker, die eine ſolche vornehme Dichtkunſt genießen, immer noch erſt die Citronenſäure ihrer raffinirten Beigeſchmäcke darauf tröpfeln laſſen müſſen, um einen Miſchgeſchmack zu haben. Was unſre poetiſche Literatur in den Gemüthern des Volkes nicht

heimiſch werden läßt, iſt ihre eigene Heimathloſigkeit. Die Alpen, die gen Himmel ragen, der Schneeſturz, der hernieder fällt, die Cypreſſe, die Myrte, dies Alles kann man nur auf Reiſen oder in Treibhäuſern kennen lernen, davon wird eine kleine Zahl Eingeweihter, die ſich nach Italien ſehnen, aber nur das Geld dazu nicht haben, gerührt. Aus dieſer künſtlichen Natur muß die Dichtkunſt doch allmählich heraus. Dies kleine Tempelchen, wo durch die Fenſter Epheu und Weinlaub ſich rankt, wo oben durch eine Laterne, die jener des Diogenes gleichkommt, weil ſie bei Tage ſcheint, eine Laterne von Thränen, die ſich in der Sonne brechen und das bunte Segel des Regenbogens aufziehen, leuchtet, wo man vor der Pforte ſich an „ſcharfgeſchliffenen Diamanten“ und ſolchen Ausdrücken die Stiefel abkratzt, liegt ſo verſteckt im Walde, daß es Niemand finden kann. Die ganze Natur und Dichtkunſt läßt ſich's viel zu viel koſten: es ſind die prächtigſten Gewänder, die angezogen werden, immer

die ſchönſten Bilder- und Allegorien-Coſtume, echte Perlen, geſammelt in Thränenkrügen; ja, dieſe prächtige Welt, welche auf dem grünen Gewölbe jener Theeclique, wo Schumacher in die Fenſter einer Soiree geflogen war wie eine Fledermaus, gewöhnlich ausgebreitet liegt, wer rührt das an, wen rührt es! Wer auf die Menge mit ſeiner Begeiſterung wirken will, muß nicht höher ſteigen, als die Lerche. Die ſteigt hoch genug, aber nie höher, als daß ſie gehört werden kann. Wer drüber hinaus geht und vom Horſt des Aaren ſpricht, der kann ſich auf einem Felſen plötzlich ohne Rückkehr finden und muß ſich von der Kritik gefallen laſſen, daß ſie ihn (aus Menſchenliebe, ſchon damit er nicht verhungert) herunterſchießt. Der wahre Dichter, der nur die Nation zu beglücken ſcheint, ſteigt auch weit beſſer in die Erde, als in die Luft. Die Sprache der Sterne entziffern wir nicht, der Mond ſteht als ein Siegel auf dem poſtreſtanten Briefe des Himmels, und, was

hindurchſchimmert und vom geheimnißvollen Inhalte verlautet, iſt Religion, iſt keine Dichtkunſt mehr. Wunderbarer wird die Menſchheit bewegt, wenn ſie an die Erdrinde von untenher pochen hört. Bergleute und Pfarrer, Beide ſind ſchwarz gekleidet, Beide rutſchen auf dem Schurzfelle des Handwerks in geheimnißvolle Tiefen; allein jene ſind dem Volke noch immer merkwürdiger. Dies ſinnige Deuten des Alltagslebens, dies kunſtvolle Entwickeln des poetiſchen Ariadnefadens in dem Labyrinth unſrer lärmenden und gefahrvollen Zeit, dies rüſtige Heben der aufgeſtreiften, nackten Hände und Dichten nach dem hämmernden Begleitungsakte der Praxis — darin liegt der Zauber, dem die Menſchen nachlaufen werden, Jung und Alt, Mann und Weib, darin die neue Mähr, der ſie zuhorchen wollen des Abends auf dem Marktplatze unter den Linden ringsherum. Wie in der Muſik die Harmonie die Melodie verdrängt hat, ſo ſtreben unſre Dichter jetzt auch nur nach gewaltigen Tonmaſſen, nach

dem Septimenaccord der Zerriſſenheit ſogar; allein die Menſchen wollen von der Dichtkunſt nicht erſchüttert ſeyn, ſondern ihr im Gedächtniß weich betten und ſie gleichſam als friſche Maienzweige und grüne Pfingſtwonne in ihre dumpfen, ſtockigen, wenn auch eben erſt ganz friſch mit Sand beſtreuten Stuben hängen. Der Dichter ſollte heutiges Tags nur nach Melodie ſtreben: er braucht nicht viel mehr, als das Hülfsmittel des Dreiklanges; wozu die Kunſtſtücke des Contrapunktes und des Contraſtpunktes, der die Empfindungen zu Epigrammen darauf macht! Geht doch hinaus, ihr Zwitſcherer in den Papagenokäſten der Muſenalmanache, geht doch mit der goldnen Harfe, von der ihr ſinget und ſaget, hinaus auf's Land und greift in die Saiten! Werdet ihr auch in die Herzen greifen? Werden die Delphine euch forttragen, wenn ihr von den Dorfmuſikanten aus dem Schiff des Wirthshauſes geworfen werdet? Werden die Kraniche des Ibykus euch eine Genugthuung

bei der Polizei verſchaffen? Ihr moderne Poeten ſeyd gute braſilianiſche Goldwäſcher. Ihr ſchlammt aus dem Sande der Flüſſe die Körner wohl heraus; ihr entdeckt die Silberadern von Quito, indem ihr die Sträuche aus der Erde reißt und gediegen Silber aus den Wurzeln ſchüttelt; ihr entdeckt Kremnitz, indem ihr aus dem Magen eines Hirſches ſogar Goldkörner herausſcheidet; allein ihr verſteht den Stoff nicht zu benutzen, ihr könnt aus allen euren Heſperidenäpfeln nicht einen kleinen Verlobungsring löthen, den Hans an Gretens Finger ſteckt: das wäre Poeſie — Volkspoeſie!

In dieſer Art wurmte Blaſedow fort und überredete ſich, daß Theobald ohne Schumachern nicht gedeihen könne. Den Genius, dacht' er, will ich ſelber wecken. Ohrfeigen und den Staar für die Schönheit der Dinge ſtech' ich ihm ſchon. Tonfall und Wahl der Worte iſt meine Sorge. Für den Klang will ich das grobe Trommelfell ſeines Ohrs ſchon in den Reſonanzboden einer

Laute verwandeln. Allein, daß er jede Schildkröte, wie einſt Apoll, ergreift und die Höhlung derſelben in eine Lyra verwandelt, daß er aus Froſchſchenkeln dazu ein Plektrum macht und aus Schafsdärmen ſich die Saiten wirbelt, das kann ihn nur Schumacher lehren, der ſelbſt ein Schäfer und in ſeiner Art ein Dichter iſt! Blaſedow rechnete darauf, Theobald ſollte bei Schumachern ſich an den Boden der Natur legen und von ihm die Töne derſelben deuten lernen. Er ſollte nicht die Dichtkunſt von einem Schäfer lernen, obſchon Apoll einſt ſelber die Schafe des Admet weidete, ſondern nur tüchtige und praktiſche Beobachtungen machen. Die Einſamkeit draußen auf dem Felde ſchien dem beſorgten neuen Peſtalozzi die Mutter des dem Dichter ſo nöthigen Tiefſinnes zu ſeyn. Schumacher kannte alle Kräuter der Haide und der Wieſe, er wußte jeden Baum zu nennen und hatte tauſend Geſchichten zu erzählen, die er den geſchwätzigen Krähen abhorchte. Er war

weit mehr innerer, als äußerer Dichter, gerade in dem umgekehrten Verhältniß ſeiner mediciniſchen Kenntniſſe, da er mehr äußerlich, als innerlich curirte. Blaſedow beſchloß, ihm ſeinen Sohn in die Lehre zu geben.

Theobald war ein flinker Burſch, der in der That ein außerordentliches Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft hatte. Er ſprach nicht ſelten Stunden hindurch in Verſen ſo lange, bis es ihm Gertrud verbieten mußte. Sie gab das Meiſte auf ihn und ſetzte in ſeine Zukunft ein ſo großes Vertrauen, daß ſie, wie ihre Ausdrucksweiſe war, dachte, der Schlag ſolle ſie rühren, als Blaſedow erklärte, er wolle den Jungen bei Schumachern in die Lehre geben. Allein noch nicht genug, Blaſedow fügte ſogar, um ſich und ihren Schreck darüber zu verbeſſern, hinzu, Theobald könne auch ein Handwerk lernen, da es dem Dichter immer angemeſſen wäre, wenn er ſein griechiſches Dichterfeuer in einem ausgehöhlten

Schäferſtabe oder ſonſt einem Vehikel trüge, wie ja auch die edeln Metalle nicht rein gefunden würden, ſondern nur als Erz in Verbindung mit erdigem Geſtein, und der Apoſtel Paulus ohnedies den Vorhang des neuen Bundes, da der alte zerriſſen war, nicht bloß figürlich, ſondern auch im Webſtuhl hätte wieder flicken können, da er ein Teppichfabricant war, ſo gut wie die wandernden Tyroler. Und, fügte Blaſedow hinzu, je gemeiner und roher das Werk der Hände, deſto feiner und edler das des Geiſtes, wie auch Metalle und ganz harte Körper weit beſſer elektriſche Leiter ſind, als Leinwand oder zartes, warmes Tuch. Gertrud wollte jedoch von keiner andern Leiter hören, als auf welcher Theobald die Kanzel beſteigen konnte. Blaſedow kehrte ſich aber nicht daran, ſondern erklärte die Ohnmacht, in welche ſie fiel, für unmächtigen Widerſpruch und ging.

Als Vater und Sohn draußen vorm Dorfe die freie Ausſicht nach der Gemeindewieſe hatten,

bedauerte jener, den Schlachtenmaler nicht mitgenommen zu haben. Denn, siehe! ein gewaltiges homerisches Treffen wickelte sich aus der Perspective heraus, ein Zweikampf, der mit dem des Hektor und Achill sich wenigstens entfernt, und zwar etwa noch um tausend Schritte, vergleichen konnte. Blasedow ärgerte sich, nicht etwa über die Störung, daß Schumacher gerade im heftigsten Handgemenge mit einem ihm noch Unbekannten begriffen war, wohl aber, daß der Schlachtenmaler gerade um diese Stunde bei Schönfärbern seyn mußte, und ihm hier eine nicht unzweckmäßige Studie nach der Natur verloren ging. Er hätte gern um Hülfe gerufen, nämlich, daß man den beiden Raufbolden so lange in der Fortsetzung ihres Kampfes geholfen hätte, bis der Schlachtenmaler zurückgekommen oder gar geholt wäre; allein wie sollten die beiden Menschen es aushalten, da sie sich schon beide genug zugesetzt zu haben schienen! Indem Blasedow und Theobald

ihre Schritte beflügelten, bemerkte man wirklich die Aufführung eines Buches aus der Ilias. Denn Schumacher ſtand mit einem großen Enterhaken, ganz wie die alten Griechenfürſten, auf ſeiner zweirädrigen Schafhürde und vertheidigte ſich als ein antiker Cavalleriſt gegen einen Hopliten, der auf Leben und Tod auszugehen ſchien und mit einer Schlinge Schumacher's Hund wie einen herrenloſen bereits eingefangen hatte und ihm die Kehle zuſchnürte. Ein Grauſen bemächtigte ſich Blaſedow's, als er den Gegner des Schäfers erkannte. Es war der große Unbekannte der Umgegend, der Namenloſe, der Abdecker, der zwar noch Niemanden geköpft hatte, aber ſchon einmal Jemanden außerhalb des Fürſtenthums gerädert. Blaſedow's Blut erſtarrte zu Eis. Er hielt inne und zitterte, Theobald in die Nähe dieſes Unehrlichen zu führen. Indem ward es ihm aber auch klar, daß des Volksdichters Vogel der Rabe iſt, und eine ſeiner ſchauerlichſten

Pflichten die, verweste Verbrecher vom Rade loszuflechten. Er hörte Bürger's Lenore an ſich vorüberſauſen und ſah mit grellen Augen eine Kindsmörderin auf dem Galgen ſtehen, die im Wahnſinn lachte. Er hörte das monotone Lied eines Bänkelſängers, deſſen Bild auf Jahrmärkten den Tod durch das große Schwert eher zu einer Lockung, als zu einer Abſchreckung macht, dies Singen und Sagen, das einen ſo geheimnißvollen Eindruck auf die Gemüther hervorbringt und Mörder in Volkshelden verwandelt. Er hielt ſich an Theobald, der ſich an ihm hielt, beſann ſich eine Weile, ſchüttelte ſeine kalten Glieder und ſchritt rüſtig vorwärts.

Am Kampfplatze angekommen, trieb ſein Zuruf die Gegner auseinander; aber Schumacher tobte, daß ja ſein Hund am Verenden ſey. Der Nachrichter ließ den Strick nach und hätte das Thier, das ſich mühſam erholte, faſt erwürgt gehabt. Beide Parteien drängten

ſich an den Pfarrer heran, um ſein Urtheil zu hören. Blaſedow wehrte ſich den unheimlichen Gaſt vom Leibe und fragte nach der Urſache des Streites. Es fand ſich, daß die beiden mediciniſchen Pfuſcher ſich einander in das Gehege ihrer Praxis gekommen waren. Schumacher durfte nur auf Menſchen, der Andere auf das Vieh ſpeculiren. Das Verhältniß hatte ſich aber gerade umgekehrt mit der Zeit, und eben verſuchten Beide, es wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Blaſedow lag auf der Folter und ſtand eine Seelenangſt aus, die ihm die Sprache raubte. Endlich aber ermannte er ſich und fuhr den Fremden an, ſie allein zu laſſen, da er mit Schumachern zu reden hätte. Der Menſch ging nun, nachdem er den Hund auf wunderliche Art manipulirt und ihn darauf auf die Füße gebracht hatte. Die Schimpfreden Schumachers verfolgten ihn; doch blieb er ſtill dabei und ſchritt rüſtig ſeiner Wege.

Blaſedow ſetzte ſich in das Gras und konnte lange nicht ſprechen. Der Gedanke, daß Theobald, als Volksdichter, bei Niemanden paſſender in die Schule gehen würde, als bei dem grauſen Wächter und Wirth des Rabenſteines, durchſchauerte ihn mit einer Gewalt, die dem Schäfer Beſorgniſſe und Theobald Weinen machte. Gott, dachte Blaſedow, wie ernſt iſt das Lebensziel, wie ſchwindelnd der jähe Abhang, der zu ihm hinführt! Schleichen nicht finſtre Schatten zu jeder Stunde hinter uns her und langen mit geſpenſtiſchen Händen? Wenn ein Kind kaum noch an einer Fenſterbrüſtung mit den Blumen ſpielt, ſtürzt es hinunter. Für jeden Menſchen kann eine erſchütternde Trauerpoſt ſchon immer unterwegs ſeyn. Gräßlich! Gräßlich! Blaſedows Lippen bebten, ſein Auge blickte wie im Fieber, es bemächtigte ſich ſeiner eine ſtarre Empfindung, die er nicht anders zu löſen wußte, als wenn er ſich in einer Gewalttätigkeit hätte äußern können.

Er ergriff ſeinen Knaben, ließ den Schäfer, der ihn für wahnſinnig hielt, ſtehen und lief, ſo ſchnell Theobald nur konnte, nach Hauſe zurück. Er ſchloß ſich den ganzen Tag ein, aß und trank nichts, ſondern blieb auf dem Sopha, lang hingeſtreckt, in einer allgemeinen Erſtarrung ſeiner Gedanken und Gefühle. Ach, ſo muß es Menſchen ſeyn, die irgend eine ſchwere That im Schilde führen, einen Selbſtmord, eine gewaltſame Trennung von den Ihrigen, Menſchen, die auf einem Verbrechen ertappt zu werden fürchten. Das muß der Uebergang zur Verrückung der Vernunft ſeyn. Gott erbarmte ſich aber und ſandte dem wunderlichen Manne, mit deſſen Schickſal wir uns beſchäftigen, als Tröſter den Schlaf und dazu gute Träume.

# Dreizehntes Kapitel.

### Alboin, der Satiriker.

Als Blasedow die Schrecken der erſten Träume überwunden hatte und in die zweiten kam, die, ungleich der zweiten Periode der Geburtswehen, leichter ſind, als die erſten, und auflöſen und dem Schlafgott volle Gewalt laſſen, wenn ſie auch gerundeter und deutlicher ſind, hatte er ſich in eine ſo lange Traumreihe verwickelt, daß er bis zum hellen Morgen ſchlief. Und noch war nicht einmal der fünfte Akt ſeiner Träume in eine allgemeine Schlußgruppe aufgelöst, als er ſchon von einem lauten Rufen an die Fenſter ſeines Zimmers

hinauf geweckt wurde. Indem er aufwachte, war ſein erſter Gedanke: Alboin, und ſein zweiter: die Satire; er hatte aber nicht Zeit, über die Art, wie er den Unterricht ſeines letzten Sohnes anknüpfen ſollte, in Verlegenheit zu kommen: denn man rief ihm noch einmal. Als er, aufgeſprungen, Herrn Ritter hinter den herabgelaſſenen grauen Vorhängen (weiße gab ihm Gertrud nicht, da ſie ja doch bald grau würden!) wahrnahm und noch zwei junge Männer mit ihm, dacht' er, die Satire böte ſich ja ordentlich von ſelbſt an, wie ein Eber, der uns gerade in's Meſſer läuft. „Herr Pfarrer, ſtören wir?" rief Herr Ritter, der wahrſcheinlich unter dem Wir ſeine Begleiter nicht mit inbegriff, ſondern nur ſich ſelbſt und Alles, was er vorſtellte, in der Eile pluraliſch zuſammenraffte, wie Könige und Recenſenten. „Keineswegs!" ſagte Blaſedow durch das halbgeöffnete Fenſter und rieth den Herren, einſtweilen auf dem grünen Raſen vor dem Hauſe

zu ſpazieren oder in den Garten zu gehen, bis er ſelber käme — „und Albein," fügte er heimlich hinzu. Dieſem rief er die Stiege hinunter, zog ſich ſchnell an und eilte dann, ſich über den Beſuch der Herren zu freuen, wenigſtens ſo es ihnen zu ſagen.

„Dieſe beiden jungen Studenten," ſagte Herr Ritter, als Blaſedow mit Albein im Garten war, wohin ſich die Ankommenden verfügt hatten, „beſuchten mich, weil ich eine Abhandlung geſchrieben habe über die metaphyſiſchen Anſpielungen in der Walpurgisnacht des Göthe'ſchen Fauſt. Es ſind ſtrebende junge Talente, die ſich wahrſcheinlich vor dem deutſchen Publikum einſt noch geltend machen werden und alle Zeichen tragen, daß ſie es verdienen."

„Es ſind vielleicht zwei junge Schriftſteller," bemerkte Blaſedow künſtlich erſchreckend, „welche mich in ihren Heine'ſchen Reiſebildern wollen als Folie ihres Witzes auftreten laſſen?"

„Keineswegs," verbeſſerte Herr Ritter, „über Heine und ſeinen Anhang ſind die jetzigen Beſtrebungen auf den deutſchen Univerſitäten bereits wieder hinaus. Die Zeit geht raſch. Das Neueſte iſt den nach uns Kommenden ſchon nicht mehr neu genug. Dieſe jungen Männer, Herr Schmeißer und Herr Püſſer, ſind mit mir heilig davon überzeugt, daß wir für die meiſten Reſultate, die unſre Zeit zu haben glaubt, die Begründungen noch einmal prüfen müſſen, und ſeyen Sie verſichert, Herr Pfarrer, wir haben noch ein großes Feld vor uns, ein Feld, das nur zum Tummelplatz für Kinderſpiele bisher gedient hat, und welches wir von Grund aus umackern, bepflügen, beſäen und beernten werden."

Blaſedow bereute, daß er ſich nicht hatte verleugnen laſſen. Er hoffte erſt, wenn keine Belehrung, doch Satire von den unklaren dialektiſchen Gährungen des Herrn Ritter als einen Schaum abzuſchöpfen, der ſich an der

Sonne des Witzes recht bunt und kaleidoskopisch ausnehmen würde; allein, dachte er jetzt, wiewohl zu spät, dieser moderne Galimathias regt nicht einmal die Lachmuskeln auf, wie es, wenn man neu gebornen Kindern am Munde kitzelt, kein Lachen ist, in das sich die Lippen verziehen, sondern Krampf. Man hört nur eine wilde Jagd von Redensarten an sich vorüberſausen, Gerippe verfaulter Ideen von ehemals, Embryone von jetzt, die aus dem Mutterleibe zu früh geschnitten sind, eine gräßliche Freischützenscene, wo man, wenn Samiel die gesunde Vernunft vorstellen könnte, gern ausrufen möchte: „Samiel, hilf, nämlich mir und ihnen!“

Inzwischen waren die beiden jungen Studenten, Schmeißer und Püsser, zu Anfang ehrerbietig und nicht ohne Unschuld. Sie dankten artig, wenn ihnen etwas geboten wurde (und Gertrud bot Alles, was sie hatte und sich so in der Frühe schickte!). Sie konnten ihre

Jugend nicht mit Füßen treten und mußten noch zuweilen darüber ſtolpern, was erwachſenen Knaben ſo ſchön ſteht! Je mehr ſie ſich aber mit Hülfe Ritter's in ihren modernen Ideenjargon verkauderwälſcht hatten, je mehr ſie die Fährte der Univerſität rochen und unter die Lupftpumpen der Facultäten geriethen, deſto mehr gebärdeten ſie ſich mit wunderlich-ängſtlichen Manieren und kamen in eine apoſtoliſche Pfingſtſprache hinein, die wenigſtens Blaſedow nicht mehr verſtehen konnte. Die Entfernung eines Katheders vom andern waren ihnen die Meridiane der Welt. Die Wiſſenſchaften der Jahrhunderte waren ihnen in Geſtalt einiger wenigen Profeſſoren verkörpert; ſie ſchwuren dabei jedoch auf Niemanden, ſondern hatten an jedem ein Fehl bemerkt, eine Lücke, die ſie auszufüllen dachten.

„Wir gehen," ſagte Ritter ganz keck, „einer Zeit entgegen" —

Hier ſtockte er, weil, wie Blaſedow bemerkte, er ſich ſchämte zu ſagen: „wo wir junge Männer an die Stelle der ausgeſtorbenen alten treten werden.“ Blaſedow forderte ihn auf, dies ganz dreiſt einzuräumen, und Schmeißer räumte es ein, wobei Püſſer die Augen niederſchlug und Ritter anbetete: denn Ritter, ſo ſtolz er war, hielt viel von den beiden jungen Männern, und dies ſchon deßhalb, weil ſie ſelbſt von ſich ſo viel hielten und, indem ſie ſprachen, weder grammatikaliſche Fehler machten, noch ſich in Anakoluthien verwickelten. Die Zukunft floß den beiden Studenten glatt von der Zunge. Sie waren um ſo gewiſſer in ihren Hoffnungen, als ſie in ſich den Speculanten in der Philoſophie mit dem Dichter vereinigten.

Es kam die Rede auf einen Lehrer der Geſchichte, deſſen Ruhm und auch die Bücher, die ihm denſelben verſchafft hatten, ſchon in alle lebende Sprachen, ſogar in eine todte,

die römiſche, überſetzt waren. Schmeißer ſchmiß Alles um. Er ſagte: „Er gibt uns freilich allgemeine Geſichtspunkte und verweist uns in Betreff des Details auf die Bücher; allein ſeine Geſichtspunkte haben keine innere Nothwendigkeit. Sie ſind ein Aggregat von dürren Lebenserfahrungen, wie Püſſer einmal ſo ſchön geſagt hat: nur das ſchiene ihm bewieſen, was er als einen dürren Aſt vom Baum des Lebens brechen kann.“

Püſſer blickte verſchämt nieder, als ihn ſein Freund Schmeißer ſo hochherzig, wie eine Autorität, citirt hatte. Er übernahm den Faden des Geſprächs und führte ihn ſo fort: „Wie dieſer Lehrer in der Geſchichte nichts als Unordnung ſieht, ſo hat ein anderer, der uns die Philoſophie vorträgt, dafür einen Begriff von Ordnung, der bis an's Mathematiſche ſtreift. Es paßt die ganze Fülle von Erfahrungen bei ihm in eine einmal fertige Form hinein, ſo daß Schmeißer einmal

ſehr witzig geſagt hat, dieſer Mann ſcheine ihm ein weit größerer Gelbgießer, als Philoſoph zu ſeyn."

„Ganz vortrefflich," ſagte Ritter; „und unterſcheiden Sie dabei nur, daß ſeine Gußform ein bloß äußerlicher Schematismus iſt. Seine Kategorien haben keine innere Nothwendigkeit: wie auch Einer von Ihnen Vielen vorhin ſchon ſo treffend bemerkt hat, es gäbe zwei Nothwendigkeiten, ein Muß und ein Soll. Das Soll iſt das unmächtige Muß, möcht' ich hinzufügen. Das Soll iſt ein beliebiges Muß, während das Muß immer das nothwendige Soll."

„Wiſſen Sie wohl, Schmeißer," bemerkte Püffer, „daß Sie" (die jungen Leute hatten ſo viel Hochachtung vor einander, daß ſie ſich nicht einmal duzten) „bei irgend einer Gelegenheit den Gegenſatz zwiſchen Sollen und Müſſen anders und zwar unendlich tief gefaßt haben?"

„Ach, Sie meinen in Leipzig, als wir nach Gohlis gingen?“ bemerkte Schmeißer.

„Ja, Sie hatten damals geäußert: das Sterbenmüssen wäre die Nothwendigkeit der Natur, und das Sterbensollen die Nothwendigkeit der Freiheit.“

„Kann seyn,“ entgegnete Schmeißer. Ritter aber fand diesen Ausspruch so geistreich, daß er Blasedow triumphirend anblickte und ihm gleichsam sagen wollte: Das sind wir, die Kinder der neuen Zeit, des neuen Jahrhunderts! Blasedow wußte dabei nicht, wo aus noch ein; er bewunderte die Hochachtung, welche diese drei Menschen vor sich hatten, wie sicher sie ihrer künftigen Unsterblichkeit waren, und wie sie sich einander schon als Autoritäten citirten. Von der Speculation war jetzt das Gespräch auf die Poesie übergegangen, und es ergab sich, daß beide junge Männer, gleich den alten Philosophen, ebensowohl Dichter, wie Weise waren. Schmeißer sagte: „Wenn

ich auch wohl geläufiger im Combiniren von Begriffen bin, ſo übertrifft mich doch Püſſer an Dichtergaben. Er hat ſchon Ausgezeichnetes in dieſem Betracht geleiſtet, wie wir denn überhaupt namentlich im Felde der Poeſie einen blühenden und kräftigen Nachwuchs bei der jetzt ſtudirenden Jugend zu erwarten haben. Bedeutende, ganz bedeutende Talente werden ſich in kurzer Zeit aufgeſchwungen haben. Die jetzigen Stimmführer ahnen nicht, daß die Verſchwörung gegen ihre Macht ihnen ſchon mit ſpottendem Blicke gegenüberſteht. Püſſer hat unter Anderem einen neuen Fauſt geſchrieben, einen Fauſt im Lichte unſrer Zeit, der Aufſehen macht. Einige Bruchſtücke, die er mir davon vorgeleſen (er iſt heimlich damit), übertreffen die Auffaſſung, mit der ſelbſt Göthe bei dieſem bedeutenden Stoffe verfahren iſt."

Püſſer blickte bei dieſer Bajazzo-Lobpreiſung ſeiner Doctorkünſte mit verſchämtem Stolze

zu Boden, soweit nämlich die Vierergläser in der Brille, die sowohl er, wie Schmeißer, sein Kritiker, pränumerando trug, es zu sehen zuließen. Blasedow dachte, daß ein Faust nach Göthe, noch eine Iliade nach Homer wäre, hatte aber gar nicht den Muth, einen so gescheiten Gedanken laut werden zu lassen: denn diese drei Herren hatten ihn längst in die Tasche gesteckt oder benutzten ihn gleichsam als ein leeres Glas, auf welches sie ihre Spieldosen mit den abgerichteten Zukunfts-Melodien legten, damit es einen helleren Ton gäbe. Ritter war für den neuen Faust sehr eingenommen und hätte gern davon eine Scene gehört, allein Püsser meinte, es müßte ihnen dazu einmal eine passende Stunde kommen; auch wäre eine einzelne Person, die er aus dem Zusammenhang reißen müßte, unverständlich. „Ich habe übrigens," fuhr er denn doch fort, „die Faustsage mit dem indischen Mythus zu verbinden gesucht oder wenigstens

Faust als eine Gottheits-Incarnation geboren werden lassen, damit ich nämlich nicht die Noth habe, an der Göthe scheiterte, daß Faust in die Hölle kommen soll und doch unserem Gefühle nach alle Ansprüche auf den Himmel hat. Ich lasse Faust dann wandern und es ziemlich unklar dabei, ob er nicht auch zu gleicher Zeit den ewigen Juden vorstellt. Bei Harun al Raschid geb' ich ihm eine Zeitlang die Stelle eines Hofnarren und drücke damit den in der Literaturgeschichte nicht nachweisbaren orientalischen Humor, den Humor der träumerischen Phantasie, gleichsam die Negation von Tausend und eine Nacht aus, wie wir nur den abendländischen Narren haben, nämlich den Narren bei Shakespeare, bei den Deutschen Till Eulenspiegel, den Narren des Verstandes. Faust wird Christ in Rom und muß sogleich seine weltgeschichtliche Bedeutung in den Kämpfen der Ghibellinen und Guelfen fortsetzen, Kämpfen jedoch, die ich in

einem solchen Helldunkel lasse, daß sie auch das Nibelungenlied mit in sich aufnehmen und Faust wieder als Hagen erscheinen lassen, während Siegfried die noch nicht zum Durchbruch gekommene Natürlichkeit und Unbefangenheit des Gemüths ausdrückt. Hierauf entwickelt sich die Reformation, und erst mit ihr nimmt die Wirksamkeit Mephisto's auf Faust zu. Mephisto lass' ich in verschiedenen Metamorphosen dem von seinem Leben und Wissen jetzt erst wahrhaft müden Denker gegenübertreten. Der Teufel naht sich ihm erstens als Guttenberg. Sie erfinden zusammen die Buchdruckerkunst. Dann als Berthold Schwarz. Sie erfinden zusammen das Pulver. Endlich als Luther. Sie stiften zusammen die Reformation. Ich kenne die Anfeindung, welche diese Combination finden wird; allein ich weiß, wer Faust ist, ich weiß, wer Luther ist; die Gegensätze des abstrakten Verstandes erzeugen nur den Witz, keine Poesie. Die

Gegenſätze, nach welchen meine Dichtung ſtrebt, ſind organiſche, ſind Vernunft-Gegenſätze, ſind ſolche, die ohne die Negation nicht gedacht werden können. Jetzt zeigt ſich Mephiſtopheles immer mehr in ſeinem wahren Lichte. Es iſt der kalte, nüchterne und bohnſprechende Verſtand, der Fauſt auf den Ferſen ſitzt. Fauſt flieht vor ihm und weiß kein anderes Rettungsmittel, als daß er ſich in den Strudel der Sinnlichkeit wirft. Dieſe Sinnlichkeit macht ihn zum Don Juan; doch iſt er nicht jener gedankenloſe, leichtſinnige und bloß mit einer trivialen Moral aufgefaßte Don Juan der Oper, ſondern, dem Byron'ſchen ſich annähernd, ein Spiritualiſt in der Sinnlichkeit, der, ſtatt durch die Sinnlichkeit in die Hände Satans ſich hineinzuſpielen, durch ſie gerade aus ihnen ſich herausbringt. Fauſt, als Don Juan, bahnt ſich den Uebergang zu ſeiner letzten Metamorphoſe, nämlich der, daß er Dichter wird und ſich ſelbſt dichtet. Er überwindet

ſich und die Welt und ſteigt als entfeſſelter Gott wieder zu ſeinen Höhen empor, von welchen er herabgekommen iſt.“

Selbſt Blaſedow konnte nicht umhin, dieſer verworrenen Inhaltsanzeige wenigſtens das Lob einer Conſequenz zu ertheilen, die Polonius ſelbſt in dem Wahnſinne Hamlets entdeckt hatte. Die beiden Andern, Schmeißer und Ritter, ſprachen ſo vergnügt von dieſem Rieſengedichte, als hätten ſie ſelber Theil daran, wie es denn ein ſchöner Zug an allen Dreien war, daß ſie ſich untereinander nicht beneideten, ſondern weislich lobprieſen. Jeder war gleichſam eine kleine Handausgabe des Andern, wenigſtens ein Regiſter, das er neben dem Folianten ſeiner eigenen Ideen noch recht gut in der Taſche tragen konnte. Wer ſich ſelbſt vergaß, brauchte ſich nur im Andern aufzuſchlagen: dann hatt' er's gleich, was für ein großer Mann er war oder werden mußte. Püſſer wußte alle Gedichte Schmeißers auswendig;

und, wenn dieſer den Muth verlor, was jedoch ſelten der Fall war, ſo hielt ihm jener das Geſammtbild ſeiner Erſcheinung objectiv mit ganz fertigen Conturen vor: denn ſie hatten ſich Beide ſchon längſt in ihrem Charakter, in ihren Wünſchen und Beſtrebungen abgeſchloſſen. Sie pflegten ſehr oft in ihrer erſten Natur und in dem, was ihnen ſchon zur zweiten geworden wäre, zu kramen und ſchloſſen den Widerſpruch gegen ihre Verſchanzungen und Lebenslaufgräben mit dem kurzen und ſpitzen Fallgitter ab: So bin ich einmal!

Blaſedow litt erſt bei dieſem Wetter, wo der Barometer doch immer nur dieſelbe Temperatur anzeigte, mehr, als wenn er gefallen und geſtiegen wäre, wie ſchädlich dies Letztere ſonſt auch Rheumatikern zu ſeyn pflegt. Doch ſpäter verwandelte ſich ihm der Schmerz über die Altklugheit unſrer Jugend in eitel Vergnügen, um ſo mehr, da Alboin zugegen war, von dem er erwartete, daß er Stoffe für die Satire

bald zu unterſcheiden wüßte. Denn die drei jungen Männer fingen allmählich an, ſich in Cirkeln zu bewegen und auf die weiſen Ausſprüche wieder zurückzukommen, welche ſie ſchon einmal zu fällen die Herablaſſung gehabt hatten. Blaſedow dachte an Asmus omnia secum portans und holte ordentlich Athem, als er ſah, daß die jungen Unſterblichkeits-Candidaten den ihren verloren hatten. Er berührte ſogar hin und wieder eine Frage, auf welche er hören mußte, daß darüber ihr Urtheil noch nicht abgeſchloſſen wäre. Als Blaſedow wenigſtens nach den Bauſteinen fragte und den Grundriß ſehen wollte, wieſen ſie jede Antwort zurück und erklärten, es gäbe in unſerer Zeit viele Dinge, die noch kein Urtheil zuließen. Sie meinten dies aber, wie Ritter ergänzte, ganz objectiv, da urtheilen nur ſo viel wäre, als die Dinge in ihre Ur-Theile, in ihre urſprünglichen Theile auflöſen, d. h. man könne nur über Ganzes und Fertiges Urtheile fällen, und jene

Erſcheinungen, an die Blaſedow in der neuern Philoſophie und Poeſie erinnerte, wären alle nur halb und unvollendet. Kurz, in dieſer Art tanzten die drei Unſterblichen vor Blaſedow ihren pas de trois, indem ſie nicht aus ihren Zugen wichen, niemals einen falſchen Tritt verſuchten, nie ſich verwickelten, ſondern immer da blieben, wo ſie wußten, daß ſie groß, fertig und „bedeutend" waren. Auch ihre Sprache hatte nichts von der jugendlichen Haſt, die ein Ziel vor Augen hat, es im Nu erreichen will und ſich in einen Wirrwarr von Anakoluthien verwickelt. Sie trugen das, was ſie ſprechen wollten, gleichſam vor und recitirten es. Alles dieſes beſchäftigte die Aufmerkſamkeit Blaſedow's, aber noch mehr zwei Federmeſſer, die Püſſer und Schmeißer in Händen hielten und damit erſt ganz leicht balancirten. Es fiel Blaſedow auf, daß ſie Beide zu gleicher Zeit den Gedanken hatten, mit Solinger Federmeſſer-Stahlklingen (mit denen ſie auf Hieb und Stoß

wahrſcheinlich beſſer fochten, als mit krummen Säbeln) zu fechten und gleichſam ihren Reden ſelbſt zu ſecundiren. Allmählich ermüdete den jungen Männern der Arm von dem Waffenſpiel, und ſie legten ihn mit Vorbedacht auf den Tiſch, der ein ganz ſchlechter war und im Garten Wind und Wetter trotzen mußte. Wie in Gedanken verſunken, ſenkten Beide ihre ſcharfen Inſtrumente, dieſe Schnepper, mit welchen ſie dem Zeitgeiſt zur Ader laſſen wollten, in das faule Holz des Tiſches und ſchnitten nach Studentenart, dachte Blaſedow erſt, und aus Zerſtreuung irgend ein Symbol hinein. Galeerenſklaven, Wilde und Studenten haben eine Aehnlichkeit, dachte immer noch der Herr des Tiſches; die Erſten tättowiren gern ihre Haut, die Letzten die Pulte, die nicht einmal ihnen gehören. Plötzlich aber verbeſſerten ſich Püſſer und Schmeißer, zogen ihre Meſſer zurück, klappten ſie zu und ſteckten ſie ein. Ritter aber, der ſchon während des xylographiſchen

Verſuches Blaſedow leiſe zugewinkt hatte, die beiden Künſtler nicht zu ſtören, brach jetzt in einen lauten Glückwunſch an Blaſedow aus, indem er ſagte: „Ein Stammbuchblatt für Sie, Herr Pfarrer!“ Blaſedow, recht unwirſch darüber, brummte: „Wenn das ſeine Frau ſähe!“ Allein Ritter pries ihn glücklich: denn die beiden jungen Männer machten Alles berühmt, womit ſie ſich abgäben, und dieſe Anfangsbuchſtaben zweier ſo viel [illegible]ſprechenden Namen würden, wenn er ſie auch nur als Facſimile lithographiren ließe, ihm ein ſchönes Geld einbringen. Blaſedow ſchlug ein helles Gelächter auf, was [illegible] ſeine Rede gar nicht war, und bat dann die jungen Männer mit ſpöttiſcher Miene, [illegible] doch lieber alle ſeine Möbel mit Erinnerungs-Einſchnitten zu verſehen, weil er auf dieſe Weiſe ſeinen alten Hausrath je am verſprechendſten würde in die Verſteigerung bringen können. Indeß fühlten ſich die jungen Leute von dem Spotte nicht getroffen, ſondern

blickten mit Genugthuung, indem ſie Abſchied nahmen, auf einen Ort, von dem es dermaleinſt heißen konnte, daß ſie dort geſeſſen, gegeſſen und getrunken hätten! Sie blickten mit Rührung auf die xylographiſche Verewigung ihres kurzen Aufenthaltes in Kleinbethlehem und ſchritten dann mit Herrn Ritter zum Garten hinaus der Zukunft und der Unſterblichkeit entgegen.

Blaſedow ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, und ſelbſt Alboin lachte, als ſie allein waren. „Warum lachſt du?“ frug der Vater.

„Ei,“ ſagte Alboin, „der Eine hat ſein Sacktuch vergeſſen.“

Alſo noch eine Reliquie! mußte ſich Blaſedow geſtehen. Er ließ Alboin das Tuch unter dem Tiſch aufgreifen und fand ein geſticktes P darin und die Zahl 6. Alſo ſechs Sacktücher im Ganzen, dachte Blaſedow, und doch opfert er eines davon der Erinnerung? Aus Liebe zum Ruhm putzt ſich der junge Mann nicht

einmal die Naſe! Inzwiſchen fing ſich in Albein der Mutterwitz an zu regen und gab ſich in kindiſchen Ausſtellungen an dem Beſuche zu erkennen. Blaſedow fand, daß Albein's Maßſtab, da er der Jüngſte war, die Verzärtelung und die mütterliche Mediſance war; allein er dachte, irgendwo muß die Luſt am Widerſpruch anfangen. Die größten Komiker auf der Bühne ſind im Leben unumgänglich. Die Laune vor den Couliſſen iſt nur die momentane Erſtickung der Launen hinter ihnen. Die meiſten ſatiriſchen Schriftſteller hatten Eigenheiten, die keine Verträglichkeit mit ihnen zuließen. Wer war eigenſinniger als Voltaire, und wer verwundete heftiger? Gute Menſchen können keine Satiriker ſeyn, da ein Satiriker gar nicht in den Zug kommt, wenn er nicht Alles tadelt.

Blaſedow grübelte, wie er ſeinen Sohn, ohne daß er verdärbe, doch hinlänglich ſchlecht werden laſſen konnte, um einen guten Spötter

aus ihm zu machen. „Die Aufgabe iſt ungeheuer,“ ſagte er ſich, ja, er geſtand ſich ſogar, daß er Andern nichts davon geſtehen durfte. „Ein Humoriſt will nichts heißen,“ fuhr er fort. „Wer immer vom Teufel nur die Maske vornimmt und ſelbſt im Spotte zeigen will, was für ein reiner Engel er iſt, wer die Inſekten nicht mit ſpitzer Nadel aufſteckt und nicht ausharren kann, bis ſie ſich verzappelt haben, wer immer wieder auf jede Verletzung und Verwundung, die er ſich aus Muthwillen erlaubt, wieder ſein gutes Herz, wie ein ganzes Füllhorn von Blumen, ausſchüttet und jeden Backenſtreich durch hundert Küſſe wieder abbittet: das iſt kein Satiriker, das iſt ein Humoriſt. Alboin aber ſoll ein Satiriker werden. Er ſoll die Menſchen durch ſeine loſe Zunge nicht unterhalten, ſondern ſie beunruhigen. Jede Thorheit eines guten, jede Bosheit eines ſchlechten Herzens ſoll in ihm ihre unverſöhnliche Rüge und ihren Pranger finden. Sein Symbol muß nicht die Biene

seyn, die zwar sticht, aber auch Honig gibt, sondern der Skorpion. Keine der Wunden, die er schlägt, darf heilbar seyn, es sey denn, daß man ihn selbst ergriffe, zerstampfte und auf die wunde Stelle einriebe. Selbst, wenn man ihn auf den Rost bringt und mit glühenden Kohlen peinigt, darf er nicht nachgeben, sondern er muß, gerade wie der Skorpion auch, nur mit seinem eigenen Stachel sich selber tödten. Die Aufgabe, die ich mit Alboin zu lösen habe, streift an Versündigung; allein folg' ich nicht der Natur meiner Kinder? Geb' ich nicht Jedem das, was er will und was er vertragen kann?"

Blasedow war Kenner des menschlichen Gemüths genug, um zu wissen, daß die Satire und der Witz überhaupt nicht die Blume ist, die von der grünen Pflanze des Geistes gen Himmel strebt, sondern das graue vertrocknete Samenkorn, welches aus der Blume befruchtend zur Erde fällt. Er wußte, daß nur Phantasie dazu gehörte, das eroberte Jerusalem zu dichten,

allein Spleen und Humor dazu, das verlorne Paradies darauf folgen zu laſſen; daß die Satire keine Mitgift der Natur iſt, ſondern eine Reaction der Nothwendigkeit gegen die Freiheit, das Product der Erfahrung und Verneinung. Dann müßt' ich aber lange warten, geſtand er ſich, bis Albein ſeine Geißel über die Thorheiten und Gebrechen des Jahrhunderts ſchwingt! Erſt den ganzen mediciniſchen Curſus durchmachen, die Pathologie der kranken und die Materia medica der geſunden Vernunft, bis er wagen darf, dem rheumatiſchen Leiden der Zeit eine ſatiriſche Fontanelle zu ſetzen, das iſt lange! Blaſedow fühlte wohl, daß er ſeinen jüngſten Sohn nicht in gerader Richtung zum gewünſchten Ziele bringen konnte, ſondern ſich begnügen müſſe, in ihm die Prädisposition zur künftigen Verhöhnung des Schlechten und Lächerlichen zu wecken. Er ſchlug dazu eine Methode ein, die von ſeiner Kenntniß des Menſchen ein ſchönes Zeugniß ablegte.

Sein Grundſatz wurde der, in ſeinem Zungen früh den Zwieſpalt der menſchlichen Natur und den Widerſpruch der gegenſeitigen Verhältniſſe, in welchen wir leben, zur Klarheit zu bringen. Er wußte recht gut, daß aus einem zufriedenen Gemüth nichts Beißendes kommt, und daß die Wanzen, wenn ſie hungern, am empfindlichſten ſtechen. Blaſedow lockerte die Knoſpenſeele des Knaben und ſein noch ganz mit grünen Blättern bedecktes Selbſtbewußtſeyn früh auf und trieb ihn aus jeder Einſeitigkeit heraus, in welcher die organiſche Natur ſich nur zu entwickeln pflegt. Er verſuchte mit ſeinem Zögling im Geiſtigen Alles, was Aerzte im Körperlichen ſo gern mit Menſchen verſuchen würden, wenn ſie nur Jemanden dazu fänden, der es litte, trotz der beſten Bezahlung, Arſenik z. B. zu ſchlucken und gleich ein Gegengift hinterher, eine anſteckende Materie ſich in offne Wunden zu ſtreichen und für die Vermehrung der Wiſſenſchaften ſeine Lebenszeit zu vermindern oder für

acht Groſchen Trinkgeld einigemal am Rande des Abgrundes herumzuklettern. Die Aerzte, dachte Blaſedow ohnehin öfters, ſollten ſich gegen die bei Mördern und Brandſtiftern immer noch übliche Todesſtrafe erklären oder wenigſtens das Henkeramt an ſich zu bringen ſuchen. Was könnten ſie nicht leiſten und entdecken, wenn ihnen die Verurtheilten zu phyſiologiſchen und Medicinal-Experimenten überlaſſen würden, etwa zur Scalpirung einzelner Theile an ihrem Körper, um zu ſehen, wie die Muskeln bei Lebenden ſich bewegen? Würde nicht jeder Todtſchläger Gott danken, wenn ihm ſtatt der Knochen, die beim Rädern zerſchlagen werden, bloß die Adern geöffnet würden, und er durch Unterbinden derſelben gerettet werden könnte, wenn er nur tapfer die Zähne zuſammenknirſchte, wie jener engliſche Matroſe, der ſich dieſem Verſuch ausſetzte und dafür nichts haben wollte, als bloß Durſt und dann mehrere Quart Spiritus? Und wie viel Kräuter ſind nicht da, von denen man

bis jetzt nur weiß, daß sie Hunden und Katzen giftig sind, aber dem Menschen vielleicht gar nicht, wenn es nur Einer probiren wollte! Blasedow's Moral war fest genug, um sich in geistigen Dingen Experimente dieser Art zu erlauben, bei seinem Sohne wenigstens, dem er eine Zukunft dafür geben wollte. Er zog ihm methodisch das Fell wenigstens seiner Phantasie über die Ohren, ließ ihn manches verbotene Gift kosten und mehr wissen, als für des Knaben Alter passend war. Er tauchte ihn bald in siedendes, bald in Eiswasser, um ihm jenen Indifferentismus zu geben, jene kalte Gleichgültigkeit, welche der Rückhalt aller Satire seyn muß. Er setzte Preise aus auf die beste Lüge, die Alboin vorbringen würde, wenn auch die Wahrheit, wie z. B. genaschte Kirschen, auf seinen Lippen sichtbar war. Er wurde bevorzugt und zurückgesetzt, geschlagen und geliebkost, je nach dem Stadium, in welchem sich die Dressur des Vaters befand. Verleumdung

hörte er am liebſten aus dem Munde des Jungen. Seine beklagenswerthe Erziehungstheorie ſagte ihm: Je mehr der Junge fühlt, was dazu dient, Andre in ein falſches Licht zu ſtellen, deſto mehr wird er einſt lernen, der Welt und ihrem Treiben das Wahre aufzuſtecken. Allein, unter dieſen Umſtänden der Abſcheu des Dorfes und der ewige Hirſch der mütterlichen Parforcejagd mit knallender Peitſche, fand bei Blaſedow immer gute Aufnahme, Mitleid für Verfolgung, Entſchuldigung für Anklage, Nüſſe und Aepfel für verdiente Prügel.

Blaſedow ſchauderte oft, wenn er den Abgrund ſah, in welchen Albin hineingeführt wurde! Allein der Gedanke, hier einen Taugenichts in den Eingang des Poſilipp eingehen und dort am Ausgange einen Satiriker herauskommen zu ſehen, gab ihm Muth, eine Erziehung durchzuführen, welche bis zum Frevel ging. Abſolut ſchlecht, tröſtete er ſich, wird er auch nimmermehr! Das Gute in ſeinem Gemüth

wird nur zurückgedrängt und einſtweilen feſtgebunden. In Zukunft iſt all' die Bosheit verraucht, und nur die Spottluſt und die Menſchenkenntniß übrig geblieben. Werden nicht ſchon diejenigen die beſten Erzieher, welche in ihrer eigenen Jugend verzogen ſind? Blaſedow arbeitete gleichſam an einem künſtlichen Satan in ſeinem Jungen, wie ſich der Maler die Fenſter verhängt, um gerade ein paſſendes Licht zu haben, oder am Gemälde ſelbſt Schatten aufſetzt, die er ſpäter alle wieder wegnimmt. Ohne den Geiſt, der ſtets verneint, iſt keine Satire möglich. Dieſen citirte Blaſedow und dachte: Beſſer, ich ruf' ihn, als er kommt ſelbſt! Es war dies ein Verfahren, gerade wie man für eine Glocke die Form aufmauert und ſie wieder fortnimmt, wenn der Guß gerathen iſt!

Blaſedow hielt Rabener für keinen Satiriker. Er nannte, wenn man die Satire einer Paſtete vergleichen wollte, Swift das Füllſel derſelben und Rabener nur ihre trockene,

angebrannte Brodrinde. Satire ohne Witz, Spott ohne Lachen iſt ein Salat, dem der Eſſig fehlt. Deßhalb war auch der Vater bedacht, in ſeinem Sohne vor allen Dingen den Sinn für das Komiſche und Lächerliche zu wecken. Er bot alle ſeine Erfindungsgabe auf, Situationen zu veranſtalten, wo Albоin lachen mußte. Ja, er geſtattete es wohl ſelbſt oder that wenigſtens, als bemerkt' er's nicht, wenn ihm Albоin einen Eſel bohrte oder ei[illegible] Zopf drehte oder wohl gar an der gepolſterten Stuhllehne ihn am Schlafrocke feſtſteckte. Es war die größte Behaglichkeit in ihm, wenn ihm das durchtriebene Kind einen Aerger verurſachen wollte. Ihm gab Alles das Hoffnung, was ſie Andern würde genommen haben. War Gertrud's Strickknäul zur Erde gefallen, ſo bückte ſich Albоin nie, es zu holen, verwickelte ſich aber abſichtlich ſo hinein, daß er am Strickzeug alle Maſchen und Gertrud's Augen bis zur männadenhaften Entrüſtung aufriß. Blaſedow pochte bei dieſen

Unarten das Herz vor freudiger Bewegung. „Er wird, er wird!“ Dieſer Ausruf erſtickte auf ſeinen Lippen. Wenn Albein ſchrie, ohne eine Thräne zu vergießen, und Gertrud gerade welche vergoß, weil der verſtockte Knabe nicht einmal mehr weinen könne, ſo dachte Blaſedow: die Verſtellung iſt die Mutter des Witzes; wer immer in den Gebärden, die er macht, auch mit ſeinem Herzen drin iſt, wird nie ein Künſtler, geſchweige ein Satiriker! Der Junge war dem Vater oft nicht einmal verſchlagen genug. Dann brütete er mit ihm zuſammen Kukukseier aus und hieß ihn ſie leiſe in die Neſter ſeiner Brüder fallen laſſen. Er zeigte ihm, wo die beſten Pfirſiche ſtanden und im Herbſt die beſten Weintrauben, und hob ihn ſelbſt auf die Mauer, um in fremde Gärten zu ſpringen. Dann aber lief er fort und kam mit den Beſitzern des Gartens wieder, um den Dieb gefangen zu nehmen, ſo daß Albein an der Beurtheilung menſchlicher Verhältniſſe ganz

irre werden mußte, wenn er in seinem Vater erst den Genossen und dann den Richter seiner schlechten Streiche sah. Wenn unter diesen Umständen nicht ein Kind aus seiner Innerlichkeit herausgerückt wird, dann müßt' es nur eine Schlafmütze seyn, und das war Alboin nicht.

Nach diesen Vorstudien der künftigen satirischen Laufbahn stieg der Erzieher eine Stufe höher. Der Sinn für das Lächerliche war bereits ausgebildet genug: es kam nun darauf an, in dem angehenden Swift auch das cholerische Temperament zu entwickeln und ihm einen Zorn und Ingrimm gegen die Menschheit im Allgemeinen künstlich beizubringen. Blasedow schloß bereits oben sehr richtig, daß nur derjenige ein guter Spötter seyn könne, der selbst Blößen genug dafür darbiete, und führte dies so weiter: Je mehr er leidet, desto mehr rächt er sich; so wie ihm der Spott selbst geschmeckt hat, so brockt er ihn später auch Andern ein.

Zu dieſem Ende fing er, wenn er früher eine inflammatoriſche, anreizende, ſibeniſche Methode gebraucht hatte, jetzt eine aſtheniſche und deprimirende an. Er untergrub plötzlich den Uebermuth ſeines Jungen, ohne ihm jedoch das gewohnte Aſyl zu entziehen, wenn er irgendwo die Flucht ergreifen mußte. Er kam ihm nie mehr zur Hülfe und tröſtete ihn auch nur mit einem Spotte, der früh die Geſinnung des Knaben erbitterte. Widerfuhr ihm etwas (und es widerfuhr ihm genug, da er Wenige in Ruhe ließ), ſo knüpfte Blaſedow daran allgemeine Betrachtungen über Weltlauf und Menſchenſchickſal an. Albein ſammelte ſo viel Galle, daß Gertrud Tobiannus zu Rathe zog, indem dieſer ſich mit einer ländlichen Apotheke und hinreichenden Dispenſationskenntniſſen verſehen hatte, eine Folge des guten Curſus in der Paſtoraltheologie, den er in Halle gehört. Blaſedow war mit den depurativen Mitteln, welche ihm die beiden Aerzte verordneten, ſehr zufrieden:

denn er wußte, wie empfindlich und reizbar Leidende werden, wie lieblos ſie die Urſachen ihrer Krankheit in Andern ſuchen, und wie geeignet das Krankenbett der Kinder iſt, um ſie früh an ihrem Alter vorangeſchrittene Reflexionen zu gewöhnen. Blaſedow trieb dieſe aſthenische Methode bis auf's Aeußerſte. Nachdem Alboin einige Jahre alle nur mögliche Freiheit und Zügelloſigkeit genoſſen hatte, demüthigte er ihn zuletzt und machte ihn zum Geſpött der Welt. Eines Tages klebte er ſich aus alten Zeitungen (was Tobianus ſehr übel nahm, da er ſie zu ſammeln pflegte) einen förmlichen Harniſch zuſammen, ein Coſtume, wie es etwa die Peſt- und Cholerawärter aus Wachstaffet zu tragen pflegen. Einen ganzen Jahrgang der Sayn-Sayn'ſchen Landeszeitung (ſie erſchien jedoch nur wöchentlich einmal und brachte alle Nachrichten erſt in dem Moment, wo ſie ſicher beſtätigt waren) verbrauchte er dazu. In dieſem Aufzuge ſollte Alboin hinfort nur noch geſehen

werden. Blasedow hatte die Adler-Vignette der Landeszeitung so angebracht, daß die papierne Spottgarderobe wie ein Lakaienanzug aussah, wie ja auch die königlich preußische Staats-Uniform der Hofbedienung ganz mit weißseidenen Adlern durchwirkt ist. „Gertrud wollte sich das Haar zerraufen, als sie sah, welchen Hanswurst Blasedow aus dem Jungen machte; aber dieser sagte: „Rousseau hätt' in seinem Leben nicht sein bei aller Weichheit zuweilen sehr herbes Wesen bekommen, wenn er nicht einmal in einer Bedientenlivree gesteckt hätte; auch Voltaire wäre bei Friedrich dem Großen Kammerdiener gewesen!" Alboin sträubte sich anfangs gegen den Scherz nicht; da er aber zuletzt die Zeitungstracht immer trug und immer dieselben politischen Nachrichten auf seinem Rücken gelesen werden konnten, so fingen die Leute im Dorfe bald an, seinen Aufzug lächerlich zu finden und es auch zu sagen. Blasedow bemerkte mit Freuden, daß, je mehr Alboin

verſpottet wurde, er deſto mehr ſich abſonderte und innerlich ergrimmte. Könnt' ich nur einen Juden aus ihm machen, dachte Blaſedow, oder wüßt' ich ſeine Eltern an den Galgen zu bringen oder mich wenigſtens in einen Abdecker zu verwandeln, ſo würde der geſellſchaftliche Paria ſchon Witz und Bitterkeit genug in ſich ſammeln. Blaſedow wäre deſſen fähig geweſen, etwas zu ſtehlen oder ſich wenigſtens für einen Todtſchläger auszugeben, um Alboin recht jene Verachtung zuzuziehen, den heißen Sandboden, aus welchem die ſpitzen Dornen und Diſteln der Satire wachſen. Glücklicherweiſe, als Alboin's Harniſch eines Tages von einem heftigen Gewittergang aufgeweicht war, und ihm Frankreich, England, Italien, alle ſtehende Rubriken der Landeszeitung nach und nach in Fetzen vom Leibe fielen, kam er auf den Gedanken, ſeinem Jungen eine körperliche Auszeichnung zu geben. Er dachte an Aeſop's Buckel, deſſen ſcharfe Fabeln: und, gleichſam als würde der

Witz schon folgen, wenn nur der Buckel erst da wäre, so schnallte er ihm unter dem Hemde ein künstliches Polster an und band ihm die Hände so, daß er nicht versuchen konnte, es abzunehmen. Gertrud wollte Gewalt gebrauchen; aber Blasedow erhob sich riesengroß und ergriff sechs Teller auf einmal, indem er mit fürchterlichem Blicke sagte: „Entweder dein Gesundheitsgeschirr oder mein Wille!“ Gertrud entschied sich für die Partie, welche ihr die wohlfeilste schien, und Alboin mußte ein Jahr lang als Aesop im Dorfe figuriren. Blasedow schützte bei Leuten, die sich über den gepolsterten Rücken verwunderten, eine orthopädische Anordnung und einige Drüsen im Rücken vor; er erklärte das Kissen für ein Kräuterkissen. Alboin mit seinem stolzen Namen war eine Carricatur geworden. Man lachte ihn aus, wo er sich sehen ließ. Nur Blasedow nahm ihn, wenn er weinte, zu sich auf's Zimmer und auf den Schoß und lehrte ihn, wie die

Menſchen noch weit größere Gebrechen hätten, als er. Er führte ihn in das Gewirr der Leidenſchaften ein, aus welchen ſich die Charaktere zuſammenſetzen, er zeigte ihm die Galläpfelabnormitäten, die ſich ſelbſt auf grünen Waldesblättern bilden. Ja, er ging ſo weit, ſeinen jüngſten Sohn über alle übrige zu erheben und mit ihm gemeinſchaftlich über die Beſtrebungen derſelben zu ſpotten. Er ſagte zu ihm: „Was malt Oscar? Schlachten, wo die Hauptſache, der Kanonendonner, nicht gemalt werden kann. Was iſt Theobald? Ein Volksdichter, der keine Noten ſingen kann. Und was ſelbſt Amandus mit ſeinem Thone jetzt und Marmor künftig? Was iſt Marmor, der Stein, denn Anderes, als nach den neuern geognoſtiſchen Entdeckungen ein Amalgam verweſter Infuſionsthierchen, die Ewigkeit alſo eine Verweſung, der belvederiſche Apoll ein Schindanger von mikroſkopiſchen Panzerwürmchen? Und was biſt du ſelbſt, Alboin Swift, mit all' deinem

Spott und Ingrimm? Ein Affe, der ſein Gegenüber im Spiegel raſiren will und ſich ſelbſt den Hals abſchneiden wird.“ In der That, wenn Blaſedow zuweilen den Deckel von dem Topfe, worin jedes ſeiner Kinder ſeinen Bildungsproceß durchgohr, abnahm und in das Gewühl von Form- und Zielloſigkeit hineinblickte, ward es ihm oft, als hätt' er ſchon den Verſtand verloren, und wie Viele würden ſich nicht in ſeiner Umgebung gefunden haben, die ihm eine ſolche Ueberzeugung gern beſtätigt hätten!

# Vierzehntes Kapitel.

### Recapitulation.

So haben wir nun die Grundzüge gezeichnet jener wunderbaren Erziehung, welche Blaſedow ihrem Principe nach ſchon in der ſchleſiſchen Preisaufgabe zu löſen geſucht hatte, die er aber jetzt erſt mit feſtem Eifer in ein zuſammenhängendes Syſtem brachte. Er wollte den natürlichen und anfänglichen Menſchen die Zukunft mit vollen Händen in den Schoß werfen. Er machte ſeinen Kindern den zukünftigen Ernſt jetzt zum Scherze. Er ließ ſie ihrem Fache ſo entgegenreifen, wie Prinzen und Könige immer ſchon das ſind, was ſie einſt werden ſollen, Prinzen nämlich und Könige. Unter

den vielen Erziehungs-Syſtemen, welche unſer Jahrhundert trotz ſeiner großen Bildung immer wieder entdecken zu müſſen glaubt, war das ſeinige einzig genug. Er verzichtete ſogar auf die Ausbreitung ſeines Evangeliums, weil er behauptete, bloße Apoſtel ſeiner Lehre könnten immer nur die Hälfte, d. h. gar nichts von dem thun, was darin ein Meſſias thäte. Denn ſeine neue Heilsordnung für die Kinder beſtand darin, daß die Kinder aus den Schulen herausgenommen werden müßten, und jedes für ſich einen eigenen Seelſorger hätte, „weil ja," ſagte er, „erſtens Kinder keine Bienen ſind, die nur maſſenweiſe ihren Honig weben und es gar nicht des Anfangens für werth halten, wenn ſie nicht gleich ein ganzes Honigkloſter mit hundert Wachszellen aufbauen können, und weil zweitens diejenigen Kinder am leichteſten fortkommen, die das Handwerk ihres Vaters lernen." Blaſedow ſagte: „Erziehungsmethoden muß es geben ſo viel, als es Kinder oder

zukünftige Berufe gibt.“ Er verlangte für jede Pflanze einen eignen Gärtner oder wenigſtens ihre eigne Behandlung und Pflege, worin auch gar nichts Widerſinniges zu liegen ſcheint. Blaſedow war überzeugt, daß es in dieſer Sache nur darauf ankäme, ſich die Zeit zu nehmen. Man müſſe aushalten, und er hielt treulich aus.

Wir können unmöglich den ganzen Verlauf dieſer vier verſchiedenen Erziehungs-Curſus verfolgen, wie anziehend es auch ſeyn möchte, Blaſedow's Anſichten über die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, denen er ſeine Kinder widmen wollte, zu vernehmen. Ja, es kann ſelbſt für den Liebhaber der Groteske kaum etwas erfunden werden, was ihm ſo viel Erſchütterung für das Zwerchfell abwärfe, als dieſer aus ernſten und kindiſchen Elementen zuſammengeſetzte Unterricht. Blaſedow machte es mit ſeinem, wie mit dem Clavier-Unterricht, wo man den Kindern, die kaum die Octave greifen

können, kein Duodez-Piano hinstellt oder sie nur Compositionen ohne Octave spielen läßt; sondern die Töne müssen heraus, sollten es auch die Gelenke mit aus den Fingern. Eine Zubereitung der Wissenschaften für Kinder war ihm ein Unding, oder wenigstens sagte er: „Von diesem mit dem Schleim pappelnder Ammen und Kindswärterinnen angefeuchteten Brei bleibt bei den Kindern wenig zurück. Es geht ihnen Alles wieder dünn weg, und man muß in späteren Jahren Alles noch einmal von Vorn anfangen.“ Blasedow erklärte, die Wissenschaften seyen den Kindern und überhaupt den Menschen nichts Natürliches; es müsse dabei immer ein Zwang stattfinden. Träte aber dieser Zwang, statt mit der Ruthe, mit einer Puppe auf, so würden die guten Stoffe nur unnütz verschwendet, ja, beschwerten auch das Kind mit Säften, die zu stark seyen für das noch dünne und hellrothe Blut. Seine pädagogische Physiologie bestand also darin, den

Kindern vom Roſtbeaf der Wiſſenſchaft und Burgunder der Kunſt die gröſten, ganzen und wahren Portionen vorzuhalten. Erſt würden ſie lecken, dann koſten, ſie würden einige Biſſen verdauen. Sie würden mit der Zeit noch mehr verlangen, als man ihnen Anfangs geboten hätte. So erzählte er denn auch nie: Seht einmal, lieber Engel, da gab es einmal ein Volk, die nannten ſich die Römer und waren ſehr kriegeriſch und hatten einen König, der hieß Julius Cäſar; ſondern im Gegentheil, er nahm, als er dem Schlachtenmaler Unterricht gab, Niebuhr zur Hand und ſprach von Rom, als von einer ewigen Thatſache; er ſchämte ſich, die Geſchichte der Römer wie Zwieback einzubrocken und mit der Milch eines gemüthlichen Mährchentones aufzuweichen. Er ſprach mit jedem Kinde über ſein künftiges Fach ohne allmähliche Annäherung, ſondern trat mitten hinein in die Verwirrung der Objecte, indem er ſich auf die Spürkraft der

Jugend verließ, die ſich ſchon Licht und Luft machen würde, wenn ſie rings nichts als Bäume um ſich ſähe und Geſträuch. Homer, Shakespeare, Leſſing, da machte Blaſedow nie einen Unterſchied, geſchweige, wenn er mit dem Schlachtenmaler oder dem Satiriker darüber ſprach, obgleich ſechs Jahre reichlich zwiſchen dieſen beiden Jungen in der Mitte lagen.

Wir haben im vorletzten Kapitel wohl zu verſtehen gegeben, daß Blaſedow an den Schrecken der Scharfrichterei ſich gewöhnen würde, wenn es ſich darum handelte, in Theobald, dem Volksdichter, den Sinn für die Ballade zu wecken. Ja, ſo ſchwer es ihm wurde, ſo gab er dem Unterrichte Linke's, ſo hieß der Nachrichter, vor dem Schumacher's doch den Vorzug. Gertrud erfuhr davon und wollte ſich das Leben nehmen; erſt die Erklärung, daß Theobalden, als er zum erſten Male Linke's Wohnung betreten, der Hals mit dem Schwerte leiſe geritzt worden wäre,

dieſe Genugthuung, die man im Volksglauben dem Rabenſtein geben muß, um vor ihm ſicher zu ſeyn, beruhigte ſie. Theobald mußte ſich alle Geſchichten, die er von Linke erfuhr, alle Lieder, die dieſer Menſch zu ſingen pflegte, aufſchreiben. Blaſedow war ſo unerbittlich, daß ihn ſein eigenes Zittern und nicht einmal das ſeines Jungen rührte. Seine Methode war ihm heiliger Ernſt, und er hatte zu viel Vertrauen auf ſie geſetzt, als daß er nicht in jedem Gange, den Theobald zu Linke machen mußte, einen Schritt weiter rechts zum dereinſtigen Parnaß erblickt hätte. Theobald machte noch keine Verſe: denn Blaſedow ſagte: Man leiert ſich leicht in einen Ton hinein, der ſpäter nicht mehr auszurotten iſt. Diejenigen Dichter, welche ſchon im vierzehnten Jahre Verſe machten, ſind keine große Dichter geworden oder mußten ſich aus der Lyrik in andere Gattungen werfen. Die Dichtkunſt iſt nicht die Braut, ſondern nur die Tochter des

Genius. Sie kann ſich nur vermählen mit dem Bräutigam der Reflexion. Die echte hinreißende Poeſie begleitet auch ſeltner die erſte, als die zweite Liebe, wie auch Cäcilia, die Heilige der Muſik, kein Kind iſt, ſondern eine reife Jungfrau, die entweder noch keinen Geliebten gefunden oder den, den ſie hatte, durch den Tod verlieren mußte.“ So wollte alſo Blaſedow in Theobald lieber die Sehnſucht nach Poeſie, als dieſe ſelbſt wecken. Poeſie, die Fähigkeit, ſich in Reimen auszudrücken, iſt nichts Seltenes, aber die Sehnſucht darnach und die echte ohnedies — darauf zielte der Schüze hin. Wie oft aber faßte er nicht ſeinen künftigen Homer an der Hand und ſagte ihm: „Mein Sohn, die Poeſie iſt gegenwärtig bei allen europäiſchen Nationen, die ſelbſt welche oder den Sinn dafür hatten, in Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerathen.“ Theobald hatte gerade eine neue Jacke und Albein ſeinen Zeitungspanzer bekommen, als Blaſedow

einmal das Thema während eines Spazierganges so fortführte: „Die Dichtkunst überall," sagte er, „ist an sich selber irr geworden, indem sie selbst zugegeben hat, daß sie eine neue Welt schaffen könne. Die gegenwärtige deutsche, französische und englische Literatur zeigt uns, wie verlegen sie ist um ihren Inhalt, um ihren Zweck und ihre Wirksamkeit. Unser Maschinen- und Erfindungs-Zeitalter hat den Gedanken erzeugt, daß auch die Literatur sich den Entdeckungsreisen anschließen müsse, den polytechnischen Gesellschaften und ähnlichen Instituten, die um jeden Preis etwas Neues aufbringen wollen. Die Miß- und Mistgeburten der neuen Romantik sind diese gewaltsam abgetriebenen halbfertigen Leibesfrüchte einer so an der Vergangenheit verzweifelnden Literatur. Und ich frage dich, Theobald, hat nicht selbst Göthe den Unfug dadurch begonnen, daß er manche Gattungen in der Poesie ineinanderschmolz und geglaubt hat, aus solchen Mischungen

könnten ſich ſpecifiſche neue Gattungen für die Poeſie herausſcheiden? Die Folge dieſer Verwirrung kann dir nur zu gute kommen: denn wir ſehen immer mehr, daß das kramyfhafte Productiv-Vermögen in der Literatur ſich auf die breite Baſis des Romans zurückzieht und dadurch der wahren Beruhigung der Aufregung in die Hände arbeitet, einer Beruhigung, die nur im Epos liegen wird." Ein ander Mal ſagte er ihm: „Im Ausdruck, Theobald, Einfachheit! Der Gedanke gibt den Ausdruck. Das Wort, mit Schmuck überladen, erdrückt oft den Sinn. Der Sinn muß der ſchmucke, ſtattliche Bannerträger eines Gedichtes ſeyn, nicht das Wort. Ein Büſchel auf dem Haupt eines Roſſes ſchmückt das Thier mehr, als die koſtbarſte, mit Gold geſtickte Schabracke. Der gute Dichter nennt ein Bett: ein Bett; der ſchlechte nennt das Bett: des Schlummers Lagerſtätte. Der gute Dichter ſagt: Gib mir die Hand! der ſchlechte: Reich' mir deine

Rechte! Der Schmuck und das Hauptbild des Gedichtes, die Allegorie und das Symbol müſſen im Ganzen liegen; beim Volksdichter zumal, der von Allen geſungen werden will und überhaupt geſungen. Ich ſage nicht, Theobald, daß jedes Gedicht ſingbar ſeyn muß, daß ein Gedicht keinen Werth hat, welches man nicht in Muſik ſetzen kann: es gibt Gedichte genug, die ihre Muſik in ſich ſelber tragen und durch Töne überladen werden würden; allein deine Gedichte ſollen in Muſik geſetzt werden, d. h. du mußt die Muſik nicht vorwegnehmen, du mußt nicht Ausdrücke gebrauchen, die ſchon die Stelle der Muſik vertreten, du mußt ſparſam mit Bildern ſeyn, und die Compoſition die blühenden Bilder ſeyn laſſen. Was iſt z. B. muſikaliſcher als die Nachtigall? und ein Lied, worin die Nachtigall ſingt, eignet ſich ſo ſchwierig für die Compoſition; es iſt ſchon eine Ueberfüllung, das ſchöne Wort Nachtigall, das allein einen ganzen

Glockenwald von Accorden in unſer Ohr duften und klingen läßt, durch Geſang auszudrücken. O, die Sprache und der Geiſt, der ſie belebt, mein Sohn, iſt ein unendlich Feines, und du wirſt dir noch viel die Ohren ſtutzen müſſen, um für dieſe Wunder der Kunſt und Natur ganz empfänglich zu werden.“ Und dann ſagte er ihm auch wohl wieder: „Heutiges Tages, mein Sohn, will man in der Dichtkunſt immer nur die Originalität ſehen. Laß dich deſſen nicht irren. Die Zeiten ändern ſich, die Nerven beruhigen ſich. Heute ſoll aus jedem Gedicht etwas Eigenthümliches herausſpringen, weil man eben an das Alte und Ewige nicht glaubt und immer eine neue Erfindung, eine neue Dampfvorrichtung etwa und dergleichen ſelbſt in idealiſchen Dingen entdecken will. Aber ſey getroſt: ſchon morgen will ich nachfragen und bin gewiß, man wird mir und dir einräumen, daß keine Originalität origineller iſt, als die Schönheit.

Wie viel Gedichte haben ſich nicht bemerkbar gemacht, weil ſie originell ſind! Allein, ſind ſie nicht auch ſchön, ſo dürften ſie bald vergeſſen ſeyn. Das wahrhaft Schöne iſt auch immer originell. Das einfachſte Gedicht, zart und ſinnig durchgeführt, iſt originell. Deßhalb alſo, Theobald, brauchſt du keine Angſt zu haben."

Und ſo ſprach Blaſedow mit ſeinem dritten Knaben Stunden lang und wiederholte ſich ſo oft, bis er in der That Einiges davon begriff und ſich in ſolche Anſchauungen, wie ſie Blaſedow nur leider nicht entwickelte, ſondern gleich fertig hinſtellte, doch allmählich hineinzudenken anfing. Dem Bildhauer gab er die beſten Aufmunterungen, indem er ſagte: „Die Zeit, Amandus, wo man die Verdienſte durch Dummheiten, die Erinnerung an große Männer durch Flanelljacken für Gichtbrüchige ehrte, wird mit der allmählichen Auflöſung des immer noch nicht ganz entbundenen Zopfes der Menſchheit

enden. Wer wird noch ferner das Copernicaniſche Sonnenſyſtem dadurch ehren, daß man zwölf Knaben jährlich in Thorn einmal die Rotznaſe putzt, ihnen ein neues Hemd auf den Leib zieht und Thorner Pfefferkuchen ſchenkt? Ich rechne ſtark darauf, daß ſich der Geſchmack für das wahrhaft Schöne in kommenden Jahren beſſer anläßt, und daß die Menſchen, je kleiner ſie mir allerdings zu werden ſcheinen, doch die Größe an den Todten werden zu ſchätzen anfangen. Ich bin überzeugt, Amandus, daß ich keinen Beruf für dich paſſender wählen konnte. Die Menſchen werden immer träger werden, ohne jedoch gerade Rückſchritte in geiſtiger Bildung machen zu wollen. — Im Gegentheil, ſie werden nach Gelegenheiten geizen, um dadurch wenigſtens Verdienſte ſich zu erwerben, daß ſie die der Andern anerkennen. Der Sinn für das Große wird ſich mit der Kraft dafür nicht verlieren, ſondern nur ſteigern, da es doch eine Betünchung der

Schande geben muß. Wer in Antrag bringt, den Gänſen des Capitols ein Denkmal zu ſetzen, wirft damit ehrenvoll die Genugthuung zurück, als könne er noch einmal dazu kommen, das Capitol retten zu müſſen, wenn auch nur durch ſein Geſchrei. Dixi et salvavi animam meam, kann Jeder ſagen, der, ohne leſen zu können, doch für die Errichtung eines Guttenberg-Denkmals Geld herſteuert. Wer Göthen und Schillern Denkmale ſetzt, kauft ſich gern damit einen Ablaß, die Schriften dieſer Geiſter nicht zu ſtudiren. Die Denkmäler werden die katholiſche „Fülle der guten Werke" werden, opera operata, aus denen heraus der Pabſt oder das Gewiſſen Diſpens ertheilen, um zu thun, was man will, und Gott, Schiller und Göthe einen guten Mann ſeyn zu laſſen. Je ſchlechter unſre neue Literatur wird, deſto mehr werden der alten Denkmäler geſetzt werden. Die Statuen werden Pasquille auf die Nachlebenden ſeyn; die Lorbeern des

Miltiades werden, ungleich dem alten Themiſtokles, den Themiſtokles unſers Publikums wenigſtens deſto beſſer ſchlafen laſſen. Warum auch nicht? Man bezahlt ſeine Kirchenſteuer, wenigſtens einen Stuhl in der Kirche, wenn man auch nicht darauf ſitzt, man gibt dem Armen, dem Könige, man gibt den Künſten und Wiſſenſchaften, was man ſchuldig iſt — nun laßt mich in Ruhe und ſtört mich in meinem Garten nicht, den ich hinter meinem Hauſe und Perlhühner und Faſanen darin habe!" Und wieder ein ander Mal ſagte Blaſedow: „Gib Acht, der ſteigende Sinn für Denkmäler, Amandus, gibt noch mehr Denkmäler, als nöthig wären! Die Fürſten und Miniſter werden bald auf den wiſſenſchaftlichen Ruhm eiferſüchtig werden, den man jetzt ſo gefliſſentlich zu ehren anfängt. Man wird bald nicht anders noch Conceſſionen zu öffentlichen Statuen erhalten, wenn man nicht (wie du ja vom Brodbacken weißt, wo immer noch Teig genug übrig

bleibt, um eine Puppe daraus zu backen) verſpricht, auch den regierenden Landesfürſten gleichſam als eine Nachgeburt des in Stein zu verewigenden Local-Homers und Local-Sophokles aushauen zu laſſen. In ſolchen Fällen tröſte dich mit dem Alterthum, wo du finden wirſt, daß wenigſtens auf öffentlichen Beſchluß hin ſelten diejenigen abgebildet wurden, welche es verdienten, und weit öfter ſolche, die keine Hoffnung hatten, anders, als durch Stein oder Erz, auf die Nachwelt zu kommen. Wie Demetrius in Athen im Nu durch dreitauſend Bilder hat geehrt werden können, erklärt ſich auch kaum anders, als durch eine Form, aus der die Bilder wie zinnerne Soldaten oder Münzthaler hervorgingen. Alſo tröſte dich, es waren nicht Alle Alexander und Pindare, die die alte Plaſtik zu verewigen hatte, ſondern oft nur ihre Lieblinge und Sklaven und guten Gevatter. Ageſilaus ſagte ſogar: Hab' ich Großes gethan,

ſo brauch' ich kein Denkmal; hab' ich nichts gethan, ſo helfen mir alle Denkmale der Welt nichts! Dieſe lakoniſche Anſicht reißt nicht ein, mein Sohn; laß uns nur erſt die ganze deutſche Literatur und Kunſt verewigt ſehen, ſo wird man Eiferſucht genug erweckt haben und die Menſchen bald davon überzeugen, daß gerade diejenigen, welche keine Kunde von ſich hinterließen, am erſten des Denkmals bedürftig ſind. Dein Verdienſt wird dabei die beſte Rechnung machen.“

Ein Hauptmittel Blaſedow's, den Satiriker für den Witz empfänglich zu machen, beſtand auch darin, daß er ihm komiſche Schriften zu leſen gab und ihn während deſſen beobachtete. Sowie die ſatiriſche Arznei wirkte, und die Geſichtszüge des Knaben ſich zum Lächeln verzogen, befahl er, das Buch zuzuſchlagen, und ſprach mit Alboin die Urſachen durch, die ihn vermocht hatten, gerade hier zu lachen. Freilich lachte Alboin noch weit öfter über

Dinge, die gleichgültig waren, als über das wahrhaft Witzige; doch war es Blasedow schon hinreichend, ihm dasjenige, was ihm komisch dünkte (und später traf er schon das wahrhaft Witzige), in die einzelnen Factoren zu zerlegen und ihm zu zeigen, wie hier der Contrast oder der Nonsens oder sonst eine rhetorische Figur dem Lesenden wie ein Flaum in die Nase kitzelte. Es entging Blasedow nicht, daß die Grundbestimmung des Lächerlichen auch in der Schmerzlosigkeit und Behaglichkeit liegen müsse, und so hätte er gern gewünscht, ein künstliches Mittel zu finden, um Alboin auf unschädliche Weise Schmerzen zu verursachen und ihm dabei den Don Quirote in die Hand zu geben. Er frug Tobianus öfters und in allem Ernst, ob er in seiner Haus-Apotheke kein Mittel hätte, künstliches Leibschneiden (aber ohne Stuhlgang) zu erregen, weil gerade nichts so sehr zur Unbehaglichkeit stimmt, als Bauchgrimmen. Allein

Tobianus trug ſich nicht mit erfolgloſen Mitteln, und Blaſedow konnte ſein Experiment nicht ausführen, wie wichtig es ihm auch geweſen wäre, Alboin zu zeigen, wie man den Witz als Mittel gegen Unterleibsbeſchwerden anwenden könnte. Blaſedow ging in dieſem Unterricht ſo methodiſch zu Werke, daß er nach einander eine Woche nur für das Launige, die zweite für den Witz ſchlechthin, die dritte für das Humoriſtiſche, die vierte für das Naive, die fünfte für das Bizarre und Baroke beſtimmte. Namentlich für dieſe beiden letzten Begriffe ließ Blaſedow ſeinen Schüler ſelbſt die Beiſpiele ſuchen. Um ihn für das Bizarre zu erziehen, hält' er ihm freilich nur die Tollheit ſeiner eigenen Erziehungsmethode eingeſtehen ſollen; er ſagte ihm aber: „Bizarr iſt alles Außerordentliche, was du in's Lächerliche ziehſt, und barok alles Gewöhnliche. Er gab z. B. Alboin auf, die Kleidung zu beſchreiben, welche Julius Cäſar trug, als er den

Pompejus beſiegte. Alboin hatte nicht antiquariſche Kenntniſſe genug, um das Coſtume der damaligen Zeit richtig einzuhalten; doch mußt' er ſchriftlich eine vollſtändige Garderobe Cäſar's entwerfen, die denn freilich barok und lächerlich genug war. Er trug ihm unter Anderem einmal auf, als ihm ſeine Beinkleider zerriſſen waren, ſich in einem Briefe deßhalb an den heiligen Geiſt zu wenden und ihm frei und offen ſein gegenwärtiges Bedürfniß einzugeſtehen. Dieſer Brief fiel in die Hände Tobianus, circulirte in Abſchrift bei dem ganzen Sayn-Sayn'ſchen Klerus und trug nicht wenig zur Entwicklung der ſpäteren Schickſale unſers Helden bei. Alboin mußte Geſpräche zwiſchen dem Landesvater und der Katze des Hauſes aufſetzen, Briefwechſel zwiſchen zwei Spazierſtöcken, er mußte die ſchönſten Gedichte parodiren, indem ihm Blaſedow die Anleitung dazu gab. Auch trug er ihm nicht ſelten auf, gewöhnliche Gegenſtände in goldne Prunkkleider

zu hüllen und einen Spaziergang durch Kleinbethlehem zu beſchreiben, als wenn er durch die Reſidenz ginge, die er ſchon kannte. Er mußte ſich dabei auf Stelzen heben und wie ein Dorfmonarch herablaſſend ſeyn. Er mußte die Heuwägen mit Staatscaroſſen vergleichen und die Kühe eine neue Art gehörnter Pferde nennen. Selbſt für die Ironie ſuchte Blaſedow nach Anknüpfungen, obgleich dieſe höchſte Potenz des Witzes dem Jungen ſchon einzuimpfen ihm nicht gelingen wollte. Es trat noch Alles derb und grob auf in dieſen wunderlichen Geiſtesſpielen. Sehr beliebt war bei ihm auch dieſe Uebung, hundert Dinge zu einem Ganzen zuſammenzumiſchen und dabei die Wahl des Paſſenden ganz zu vergeſſen. Er trug ihm z. B. auf, eine Schickſals-Paſtete zu backen, wozu Albein dann alle nur mögliche Begriffe zuſammenraffte, die in ihrer Verbindung Lachen erregten. Ueber die Satire endlich ſelbſt ſagte er: „Wenn Witz und

Carricatur durch alle Künſte, durch den Ton ſo gut, wie durch die Farbe, können ausgedrückt werden, ſo iſt Satire nur durch das Wort, nur durch die Poeſie zu üben. Der Zweck der Satire iſt, die Thorheit zu geißeln; allein nicht Alles darfſt du ſtrafen. Den Irrthum erreicht die Satire nie. Du kannſt auf das Verbrechen keine Satire machen, du kannſt einen Dieb nicht perſifliren. Regierungen, die ſich vor der Satire fürchten, pflegen den Schriftſtellern zu ſagen: Werft Euch auf paſſende Gegenſtände! damit meinen ſie, man ſolle Satiren auf die Galeeren ſchreiben, Satiren auf die Zucht- und Armenhäuſer! Dieſes Feld iſt jedoch ſo ſehr ohne Satire, daß, wenn z. B. ein Gourmand allerdings perſiflirt werden kann, man ſogleich damit aufhören muß, wenn er ſich den Magen verdorben hat. Wo man ſich ſelbſt mit ſeinen Irrthümern, Thorheiten und Verbrechen ſchon die Finger verbrannt hat, da würde die Satire mit dem glühenden Brandmal-Eiſen

nur den Henker verrathen. Nimmermehr wirf alſo deinen Stachel dahin, wo die Polizei ſchon den ihren hingeworfen hat. Die Satire, mein Sohn, hat über alle Gattungen des Lächerlichen als Mittel zu gebieten; allein du mußt dich wohl hüten, einen chirurgiſchen Schaden durch die bloße Klyſtierſpritze der leichten Ironie oder eine hyſteriſche Frauenzimmergrille mit der Knochenſäge des verwundenden Spottes heilen zu wollen. Einen Irrthum des erhitzten Verſtandes thuſt du am beſten und heilſt ihn durch lauliche ironiſche Aufſchläge. Du mußt, um z. B. den Pietismus lächerlich zu finden, dieſe, man kann wohl ſagen, ſchwierigſte Aufgabe der Satire, dich gar nicht mit dem Pietismus ſelbſt einlaſſen, wie hier rohe Hände zu thun pflegen, ſondern darfſt nur, um ſiegreich zu Werke zu gehen, einen Weg einſchlagen. Du mußt alle Intention des Spottes fahren laſſen, ſondern gehſt vom Princip des Pietismus aus, führſt dies in begeiſterter Art durch, kömmſt

immer höher und höher, näherſt dich der Vorhalle der göttlichen Ideenwelt, ſiehſt im Triumph einer wahrhaften Vernunft- und Gefühlsreligion die Himmel vor dir aufgethan und blickſt nun, im Vollgenuß göttlicher Seligkeit, mit jenem Lächeln, das ja auch Chriſtus ſeinen Gläubigen nicht unterſagt hat, auf den Irrthum zurück, der, weit, weit hinter dir geblieben, dir vergebens auf deinen Sinai hinauf nachklettern wird, und deſſen eitle Bemühungen du jetzt erſt mit großherziger Herablaſſung bemitleiden kannſt. Dies iſt der einzige Weg, wie die Satire dieſer falſchen Schöpfung, dieſer Pſeudo-Organiſation, dem Pietismus beikommen kann. Vor allen Dingen hüte dich, in der Satire zu ſtark aufzutragen, wenn es ſich nur um Irrthümer handelt oder um Handlungsweiſen, deren Zwecke ſonſt offen und ehrlich ſind. Schön und ſanft iſt jene Satire, wo ſich der Schalk im Dichter die Erfolge einer zu verſpottenden Abſicht ſelbſt

ausmalt und ſie natürlich ganz anders erfindet, als der Zweck jener Abſicht war. Kann man einen Arzt, dem viele Kranke ſterben, und der doch ein eigenes Syſtem in der Medicin haben will, heftiger und zugleich harmloſer verwunden, als wenn man alle die glücklichen Kuren beſchreibt, die ihm gelungen ſind, und ihn darſtellt als Jupiter Soter, der Erretter? Oder geſetzt, ein Vermöglicher ſchüzte vor, er gäbe den Armen deßhalb nichts, weil ſie durch Almoſen nur im Bettel beſtärkt würden, ſo würdeſt du eine Satire auf dieſen Mann nicht beſſer einrichten können, als wenn du die groſſen und edeln moraliſchen und nationalökonomiſchen Folgen ſchilderteſt, die der hochherzige Gedanke des Vermöglichen dir zu haben ſchiene! Ueberhaupt muß die Satire, ſelbſt wenn ſie die Gebrechen ganzer Zeitalter geißelt, immer komiſch zu bleiben ſuchen, weil die Menſchen ſich auch eher deßhalb beſſern, wenn ſie lächerlich, als wenn ſie als ſchlecht dargeſtellt

werden. Das Mittel aber, um immer komiſch zu bleiben, liegt darin, daß du dich an nichts hältſt, als an die Conſequenzen der Thorheiten. Die Motive ſtelle nie in Abrede, ſondern entwickle nur die Folgen, und der Contraſt des Wahren und Falſchen wird ſich bald von ſelbſt ergeben.

Und an dieſe Vorſchriften knüpfte Blaſedow nun immer Uebungen an. Er ging die verſchiedenen Zeitalter und Stände durch, um ihre Widerſinnigkeiten zu entdecken. Er befahl Alboin, Bücher anzulegen über die Lächerlichkeiten der Aerzte, der Soldaten, der Advocaten, der Fürſten, der Hofmarſchälle, der Liebhaber, der Sängerinnen, der Geiſtlichen u. ſ. f. Jede Woche mußte Alboin zwei Satiren machen. Er führte ihn dabei in ganz verwickelte Situationen ein. „Denke dir z. B.," ſagte er ihm, „du ſchriebeſt ein Journal und haßteſt einen anmaßenden Schauſpieler. Wie würdeſt du das anfangen, ihn zu verſpotten?"

Er gab ihm dann die Themen ungefähr ſo an: Herr N. N. erwirbt ſich nicht bloß um die Literatur, ſondern auch um die Geſchichte die größten Verdienſte. Ihm verdankt nicht bloß Schiller, daß er verſtanden, ſondern auch Wallenſtein, daß er nicht vergeſſen wird. Wir würden keine rechte Vorſtellung mehr von einem gewiſſen Taſſo haben, wenn ihn Herr N. N. nicht ſpielte u. ſ. w. Dieſe Schemata, welche Blaſedow ſeinem Sohn über die Recenſenten, Prahler, Geizhälſe u. ſ. f. ſammelte, waren jenen Schablonen zu vergleichen, über welchen Amandus zeichnen lernte.

Und Oscar, der Schlachtenmaler — wie weit rückte dieſer Bataillen-Raphael vor! Blaſedow machte bei dieſem eine bittere Erfahrung: denn, nachdem derſelbe mehrere Jahre lang gezeichnet und gemalt hatte und ſeines Vaters Anleitung und Unterricht genoſſen, ergab es ſich, daß er gar kein Auge für die Farbe

hatte, ſondern Alles grau in Grau ſah. Die ſchönſten Gemälde, die er betrachtete, kamen ihm wie Chodowiekiſche Kupferſtiche vor. Hätt' er Domenichino's Johannes anſehen können, er würd' ihn für die Müller'ſche Copie deſſelben gehalten haben. Oscar zeichnete recht artig; allein von der Farbe ſprach er wie ein Blinder und miſchte ſie untereinander, blau und grün. Beides konnte er nicht unterſcheiden, wie wir Andern auch, wenn es nämlich bei Licht iſt. Blaſedow war erzürnt genug und hielt die Sache für Verſtellung; er war gewiß, daß der Schlachtenmaler, falls ein organiſcher Fehler an ſeiner Pupille wäre, ſich doch wenigſtens durch eine gute Anordnung ſeines Farbenkaſtens orientiren könnte, wie Blinde in einem Zimmer ſich leicht zurechtfinden, wenn es nämlich immer in der Verfaſſung bleibt, wie ſie einmal von ihnen ertaſtet worden iſt. Möglich, daß ſich der Fehler legt. Wir können es abwarten.

Wir ſchließen nun hiemit die Betrachtungen, die wir dem Erziehungsſyſteme Blaſedow's ausſchließlich gewidmet haben, und kommen auf den ferneren Verlauf unſrer Memoiren zurück.

# Fünfzehntes Kapitel.

### Das architektonische Frühstück.

Wir müssen aber um mehrere Jahre zurück. Wir haben, von Erziehungsträumen gewiegt, uns allmählich in eine Zeit verloren, die für unsre Geschichte noch lange nicht angebrochen ist. Wir knüpfen an den letzten Besuch, den Blasedow von Herrn Ritter und den beiden jungen Unsterblichen empfangen hatte, wieder an und setzen hier gleich ein Billet her, welches Blasedow in Betreff eines andern Besuchs von Tobianus kurz darauf erhielt. „Lieber College," schrieb dieser ungefähr, „Consistorialis Blaustrumpf ist auf dem Weg, um in die Furchen, die sein letztes Circulär gezogen hat,

seinen Samen zu streuen. Es sollen große Predigersynoden im Werke seyn, und allgemeine Maßregeln ergriffen werden, wo sich irgend noch abergläubischer Ansteckungsstoff vorfindet. Die unsichern und verdächtigen Gegenden werden cernirt werden, und wer weiß, da in meinem Dorfe Alles gesunde Vernunft ist, ob nicht der Cordon gerade mitten durch uns Beide gezogen, und mein Besuch bei Euch abgeschnitten wird. Denn, solange der Rumor in Eurem Hause nicht beseitigt und auf eine natürliche Ursache zurückgeführt ist, wird Euch Blaustrumpf schwerlich den Desinfectionsschein des natürlichen Menschenverstandes ertheilen." Als Blasedow dies Schreiben erhielt, sagte er: „Spukt es denn jemals anders, als wenn Tobianus hier ist? Ist er nicht der rechte elektrische Leiter, der uns immer das dumme Zeug des Abends in's Haus bringt?" Gertrud schämte sich, daß es nur spukte, wenn Tobianus im Hause war. Sie glaubte, daß ihre Gedanken, die

auf Tobianus Rechnung machten, entziffert und vom Himmel oder von ihrem erſten ſeligen Mann, der um ſo eher im Himmel ſeyn mußte, als er bei ihr auf Erden ſchon genug in der Hölle geweſen war, geſtraft würden. Wir müſſen auf dieſe unheimlichen Vorgänge ſpäter ja doch zurückkommen.

In der Reſidenz (deren Namen wir erſt im zweiten Bande, wo ſie der alleinige Schauplatz iſt, verrathen wollen) rüſtete ſich Blauſtrumpf in der That zu einer Inſpectionsreiſe. Die Darmſtädter Kirchenzeitung und Tobianus hatten alſo ganz richtige Nachrichten gebracht. Blauſtrumpf wollte im Lande theils gegen den Aberglauben predigen, theils, durch Umgang mit den gemeinen Leuten ſelbſt, praktiſch die Philoſophie der Spinnſtuben, wie er den Aberglauben nannte, widerlegen. Mördern, ſeinen Schwiegerſohn, hätte er gern mitgenommen; allein, da dieſer ſeine Predigten an der Hof- und Stiftskirche übernehmen mußte, ſo ſteckte

er nur deſſen Thomaſius ein, dieſes vielerwähnte Werk, zu welchem Blauſtrumpf das Geld, die Ideen, ja ſogar ſeine Tochter, die gleichſam als Preis auf die beſte „Abgrenzung der geſunden Vernunft“ ſtand, hergegeben. Das Buch wollte nicht flott werden und hatte, wie der Commiſſionär Mauſer ſagte, weit eher Anlage zum Rückgange eines Krebſes, als vorwärts. Blauſtrumpf aber bot Alles auf, ihm Bahn zu machen und zu ſeinem Gelde zu kommen. Er packte auch diesmal fünfzig ſauber gebundene Exemplare vom Thomaſius in den Reiſewagen, dicht neben ſeinem Flaſchenkorb, um, wie er ſagte, auch von dieſem edeln Champagnerwerke zuweilen den Kork ſpringen zu laſſen und für die feurigen, lauteren Ideen deſſelben hier und da en gros oder en détail Liebhaber zu finden, d. h. nach dem Ladenpreiſe mit dem gewöhnlichen Buchhändlerrabatt, nämlich 33⅓ Procent. Blauſtrumpf rechnete auf mehrere Wochen, nämlich vom Erntefeſt an bis beinahe Martini.

Doch die letzte Minute noch, die er in seinem heimischen Wirkungskreise war, wandte er für seine hohe Aufgabe an und predigte. Freilich war auf diese Predigt ein Dejeuner gesetzt, das ihm zu Ehren von der Oberbaudirection veranstaltet worden. Blaustrumpf wollte den Reisewagen um zwei Uhr vorm Gasthof zum Fuchsen (wo man jedoch in der Stadt noch am wenigsten gepreßt wurde) anfahren lassen, um mit der ganzen gebundenen Wärme und fliegenden Hitze eines so interessanten Frühstücks in die vier Wände des Wagens zu kommen und gleich Gelegenheit zu haben, angenehm zu schlafen, was er sich gern gestatten durfte, da er in der Umgegend der Residenz nicht mehr zu wachen brauchte, sondern hier dem Aberglauben längst mit Stumpf und Stiel den Garaus gemacht hatte. Blaustrumpf's Mittel waren kräftiger Art: er hätte, wie man sonst die Hexen verbrannte, jetzt gern die verbrannt, die noch an Hexen glaubten. Die Polizei wurde ohnedies

in der Nähe des Fürſten kräftiger verwaltet, als da, wo er's nicht ſehen konnte oder nichts zu fürchten hatte. Die Landjäger erhielten vom Conſiſtorium ihre ſpeciellen Inſtructionen, namentlich für die unheimlichen Tage und Nächte, Walpurgis, Johannis, drei König, St. Andreas und ähnliche, wo, wie Blauſtrumpf ſagte, noch immer der Katholicismus im Bunde mit dem Satan aus den Sitten des Landvolkes hervordunkle. Dunkelmann war einer ſeiner Lieblingsſtrafwörter, und doch hieß (ironiſches Spiel des Zufalls!) ſein Küſter an der Hof- und Stiftskirche auch Dunkelmann, was Blauſtrumpf gern in Dankelmann verwandelt hätte, wäre nicht das Turnierbuch des Landes dagegen geweſen, da es ein adeliges Geſchlecht dieſes Namens gab.

Der Zuſammenhang der Predigt, des Ober-Baudirectoriums und des Frühſtücks war aber folgender: Die Landesregierung beabſichtigte, die Reſidenz nach den Anforderungen des neuen

Baugeschmacks zu verschönern. Sie hatte mehrere Architekten reisen lassen und fand zu ihrem Leidwesen, daß die Bürger wenig Eifer zeigten, ihre alten Häuser einzureißen und sie nach schönen neuen Mustern wieder aufzubauen. Das Oberbauamt versprach die Risse unentgeltlich zu liefern, allein die Leute wollten auch die Steine geliefert haben und wünschten sonst noch Erleichterungen. Dies Ansinnen hätte jedoch der Landeskasse mehr geschadet, als der Hauptstadt in ästhetischer Hinsicht genützt, und so konnte sich die Regierung auf nichts weiter einlassen, als auf moralische Weise den Baugeist in der Stadt zu beleben. Der Landesfürst stieg bei jeder Baustelle, die sich vorfand, aus und erkundigte sich mit Herablassung nach dem Eigenthümer. Er erleichterte auch die Abgaben derjenigen, die sich neue Häuser hatten bauen lassen, gleichsam als würden sich die Besitzer von alten und dauerfesten Häusern sagen: Ich will zwanzigtausend Thaler zum Fenster hinaus

werfen, weil ich dann von der Regierung alle Jahre fünf Thaler geschenkt bekomme! Blaustrumpf versprach, sein Möglichstes mitzuwirken. Er sagte: „Die Religion ist zu Allem nütz," und bewies oft genug in der Hof- und Stiftskirche, daß das Christenthum nichts gegen die Landesverschönerung einzuwenden hätte. Der Grund des allgemeinen Bauabscheues der Stadt war ihm jedoch noch tiefer gelegen, und er zeigte dem Oberbaudirectorium an, daß er am Sonntage vorm Erntefest über das abergläubische Sprichwort predigen wolle: Wer anfängt zu bauen, stirbt bald. Das ganze Bauamt versprach, in der Kirche im festlichen Ornate zu erscheinen und arrangirte nach der Predigt jenes Frühstück im Fuchsen, von dem wir schon gesprochen haben und jetzt noch hinzufügen, daß Blaustrumpf diese Auszeichnung wohl verdient hatte.

Blaustrumpf's Text hieß: Daß man mir viel Holz zubereite! Denn das

Haus, das ich bauen will, soll groß und sonderlich seyn. (2. Chron. 2, 9.) Die Predigt hatte zwei Theile. Im ersten bewies er an sich das Widersinnige jenes Aberglaubens und suchte einen natürlichen Grund für denselben anzugeben. „Möchte derselbe," sagte er, „nicht dadurch entstanden seyn, daß man, wenn man stirbt, allerdings für seine Nachkommen besorgt ist und ihnen noch kurz vor seinem Tode ein besseres Obdach aufzubauen sich beeilt? Oder möchte das Sprichwort nicht eine Warnung seyn für diejenigen Neubautner, welche Tag vor Nacht mit auf dem Gerüst herumklettern, nach Allem sehen und Jedes besser wissen wollen, als das hochlöbliche Bauamt, so also, daß gar leicht Jemand von einem Balken oder Stein könne erschlagen werden?" Kurz, der erste Theil beschäftigte sich damit, die innern Widersprüche des Themas aufzudecken. Im zweiten jedoch faßte der Redner die praktischen Folgen dieses Irrthums in's Auge, und aus dem Stuhle,

worin das Bauamt saß, erhob sich ein leises, aber zufriedenes Seufzen, und die Mitglieder blickten sich einander zu, als wollten sie sagen: Er trifft's! Blaustrumpf entwickelte alle die betrübenden Folgen, welche jener Satz für das äußere Ansehen der Städte haben könne, für die Architektur, diese große und älteste Kunst, die schon bei den Egyptiern, wie Blaustrumpf erzählte, ein so merkwürdiges Bauwesen, ja selbst bei den Indiern die interessantesten Gebäulichkeiten hervorgerufen hätte. Blaustrumpf bewies aus Gründen der National-Oekonomie und des öffentlichen Sanitätswesens, was für Unbequemlichkeiten und physische Nachtheile aus eng und finster angelegten Gassen in die bürgerliche Gesellschaft gekommen wären, und unterstützte seine Schilderung eines luftigen, frei angelegten Stadtviertels durch eine sehr passende, vielleicht zufällige Gesticulation, indem er, da ihm heiß wurde, seinen Priesterrock lüftete und recht die Behaglichkeit einer legeren

und ungenirten Exiſtenz zum Beſten gab. Am Schluß ſeiner Predigt kam er dann wieder auf die Baukunſt als eine vorzugsweiſe heilige zurück und verlor ſich, ob nun als Freimaurer oder Chriſt oder bloßer Archäologe, in den Tempel Salomonis. Er ſchilderte alle die Holzzufuhren aus dem Libanon. Er ſagte, daß am Tempel Salomonis 153,600 Menſchen ihr Brod verdient hätten. Die ganze Gemeinde gerieth in Entzückung über das prächtige Gebäude, welches Blauſtrumpf im Riß mittheilte. „Hiram, hieß der Baumeiſter!“ ſchloß er dann, indem er auf den Stuhl zeigte, wo das Bauamt ſaß, ging noch einmal auf den Text zurück, wo er das Wort: „Daß man mir viel Holz zubereite!“ inſofern berichtigte, als man heutiges Tages mehr für maſſive Gebäude wäre, und ſprach das Anathema über das jetzt widerlegte Sprichwort und den Segen über die Gemeinde.

Als nun Blauſtrumpf in den Fuchs kam, fand er ſchon die ganze ſtädtiſche und

Landes-Baudeputation verſammelt. Es waren ihrer ſo viel, daß man Rom damit in drei Tagen hätte aufbauen können: Der Hofarchitekt, ein Freund der modernen Baukunſt, der Rathsbaumeiſter, ein Verehrer der Antike, der Brückeninſpector, ein Dilettant im gothiſchen Styl, der Brunneninſpector, der Land- und Wegebaumeiſter, die Waſſerbau-Deputation, beſtehend aus einem Architekten für unterſchlächtige und einem andern für oberſchlächtige Mühlen. Zu dieſen Sieben kamen noch drei Maurermeiſter und zwei ſtädtiſche Beigeordnete aus dem Rath. Blauſtrumpf war der Dreizehnte, das hatte der Brückeninſpector, der ein Freund der mittelalterlichen Baumyſtik war, bald heraus und theilte es der Geſellſchaft in dem Augenblick mit, wo Blauſtrumpf hereintrat. Einen ſolchen ſtillen Empfang, deſſen Urſache er eben auch erfuhr, hätte er ſich nicht vermuthet. „Wir frühſtücken," zankte er, „weil ich gegen etwas Abergläubiſches gepredigt habe, und hier muß ich

gleich wieder auf etwas Irrationelles ſtoßen!“ Doch war es ihm im Grunde ganz recht, daß ſie ihrer Dreizehn waren: denn nun konnte er ſchnell nach Haus ſchicken und Mördern, ſeinen Schwiegerſohn, als Aushülfe einladen laſſen. Dieſer kam, ein kleines, dürres Männchen, das der dicke, keuchende Blauſtrumpf in ſeiner Rocktaſche hätte verbergen können. Mörder's fürchterlicher Name ſprang gegen ſein furchtſames Weſen lächerlich genug ab. Er ſah mit ſeinem Namen aus, wie ein Kind, das man in einen großen Cuiraſſierſtiefel ſtecken würde. Kaum mit der Naſe blickte er aus der ungeheuren Tonne ſeines Namens heraus.

Der Fluch des babyloniſchen Thurms ſchien aber bei dieſer Geſellſchaft noch in Wirkſamkeit zu ſeyn: denn, ob ſie gleich Alle nur den einzigen Bauzweck hatten, ſo boten ſie ſich doch untereinander ſtatt Kalk Steine, ſtatt Sand Holz; ſie waren über ihre Principien Alle im

offenſten Widerſpruche. Und doch ſollten ſie zuſammen eine neue Kirche bauen. Sie ſollten ſich über einen Grundriß vereinigen, an dem jedes dieſer Mitglieder des Bauamts ſein eigenes Ideechen gern angebracht hätte, und Blauſtrumpf, der dieſe neue, noch im Streit begriffene Kirche einweihen ſollte, der ſchon die Predigt dazu liegen hatte, war am wenigſten im Stande, die Widerſprüche mit einander auszuſöhnen: denn er nahm Partei. Er machte große Augen, als er kaum oben am Tiſche Platz genommen, und die Baudirection, die bei den kalten Speiſen ganz warm wurde, von dem Brücken-Inſpector ſo angeredet wurde: „Wenn ich ſage, daß die Kirche gothiſch angelegt werden müſſe, ſo wird man mir keinen Eigennutz dabei vorwerfen: denn ich baue nichts daran, da ich mit der neuen Actienbrücke leider genug zu thun habe. Bei meinen Arbeiten bin ich leider verhindert, meinem Geſchmacke zu folgen. Brücken ſind Brücken, da kann man wenig

Gothik anbringen, nicht einmal einen Nepomuk, weil wir Proteſtanten ſind. Allein in den Riß der Kirche hab' ich als Bauamtsmitglied hineinzureden, und Sie, Herr Conſiſtorialrath, ſollten mich eher unterſtützen, als ſo grimmig anblicken. Das Chriſtenthum hat ſich ſeinen Kirchenſtyl ſelber geſchaffen. Die gothiſchen Kirchen ſind Blüthen der chriſtlichen Ideen. Jeder Zug in dieſer Architektur im Großen und Kleinen läßt eine ſinnige Anwendung auf die Dogmen des Glaubens zu: das Kreuz als Grundriß, das Schiff, als ein echtes Sinnbild des apoſtoliſchen Zeitalters, die Roſe über dem Eingange, die bunten Fenſter, die nach Außen trüb und nach Innen hell glänzend ſind, die Kuppel mit ihrem Fernblick gen Himmel, Alles dies zuſammengenommen iſt der wahrſte Ausdruck des chriſtlichen Lebens, wie auch ſchon, wenn das innerſte Weſen deſſelben die Muſik iſt, ein großer und tiefſinniger Autor die Baukunſt des Mittelalters gefrorne Muſik genannt hat."

Der Brückeninſpector mußte an eine große Minorität ſeiner Anſichten gewohnt ſeyn: denn er verzog keine Miene, als die übrigen Mitglieder des Bauamts, die beiden ſtädtiſchen Beigeordneten ausgenommen, zu lachen anfingen, und Blaustrumpf trotz des kalten Capaunen, den Zunge und Zähne zernagten, doch noch ſtoßweiſe folgendermaßen losbrechen konnte: „Wir haben glücklicherweiſe durch eine Feuersbrunſt vor zehn Jahren den letzten Reſt jener trübſeligen Bauart verloren, welche den dunkeln Zeiten des Mittelalters, wie eine wuchernde und formloſe Kellerpflanze, entſproß; die Magdalenenkirche iſt abgebrannt. Es ſoll eine neue gebaut werden, die heilige Magdalena iſt auf ihren katholiſchen Himmel und die dem Aberglauben fröhnende Malerei verwieſen, ich habe meine ganze Beredſamkeit gegen den gnädigen Landesfürſten gewandt und durchgeſetzt, die neue Kirche ſolle heißen ganz einfach: Geiſtliches Verrichtungshaus! Nun ſeh' ich mit

Verwunderung, daß Sie, meine Herren, immer noch keine Anſtalten machen, dem Namen und der Idee einen entſprechenden Körper zu geben, ja, bemerke ſogar, daß myſtiſche Cirkel und Allegorien mit dieſem Gebäude vorgenommen werden ſollen. Das geiſtliche Verrichtungshaus iſt aber ein Vernunftmünſter; es ſollten darin keine Winkel und Ecken angebracht ſeyn, in die ſich die Lichtſcheu verſtecken könnte. Frei, luftig, durchſichtig ſoll das Gebäude, dieſer Tempel der reinen praktiſchen Vernunft (denn auch Kant's theoretiſche Vernunft iſt Schwebelei), ich ſage, ſoll dieſer Tempel aufgeführt werden und ſich weder durch überladene Maſſen, noch durch beſonders auffallende Baukennzeichen auszeichnen. Nehmen Sie unſer Logengebäude! Iſt die Loge □ „zum gerechten Ariſtides" nicht ein Meiſterſtück eben ſo niedlicher, wie verſtändiger Architektonik! Nehmen Sie die Garniſonskirche, die der ſelige Wieſicke gebaut. Welch reines, luftzugängliches und wahrhaft erbauliches

Gebäude iſt das! Das iſt ſeiner Beſtimmung gemäß für Compagnien und Bataillone eingetheilt, es iſt eine Kaſerne gleichſam, nur mit dem Unterſchied, daß da keine Gewehre geputzt werden, ſondern die roſtigen Gemüther! Und wenn mir das geiſtliche Verrichtungshaus nicht etwas Aehnliches wird, dann möcht' ich gar keinen Fuß hineinſetzen."

Der Hofarchitekt gab dieſer Erklärung ſeinen vollen Beifall. Er ſagte: „Wir ſollen bauen, wie uns der Schnabel gewachſen iſt. Jedes Zeitalter hat ſeine eigene Art; warum ſollten wir nicht die unſrige haben? Die moderne Baukunſt hat nur die eine Aufgabe, ihrem Zwecke nämlich gemäß zu bauen. Sie will wohnliche, bequeme, behagliche Gebäude herſtellen. Die alten Formen der Antike, der Gothik, müſſen wir entlehnen, während wir doch unſern eigenen ſchönen und geſunden neuen Styl haben. Das geiſtliche Verrichtungshaus ſoll dem Gottesdienſte gewidmet ſeyn. Man

baue einen großen Würfel mit plattem Dache, hinlänglichen, wenn auch eher breiten, als länglichen Fenstern, Altar, Chor, Orgelchor, Sacristei und unterirdische Heizung, wie beim Theater, mit erwärmter Luft: denn ich sehe nicht ein, warum man im Winter in unsern Kirchen erfrieren soll! Unsre Vorahnen hätten die Kirchen wahrlich nicht gothisch gebaut, wenn sie selber eine angemessene Form hätten erfinden können. Sie waren aber so ungeschickt, daß sie lieber die Christen im Winter erfrieren ließen, als eine Bauart, die für das heiße Italien ganz passend ist, den im Norden nothwendigen Beschränkungen unterwarfen."

Blaustrumpf hatte vom Capaunen nur eine fettige Hand, sonst würd' er die des Hofarchitekten wacker geschüttelt haben. Dennoch mischte sich in seine Zufriedenheit eine unangenehme Empfindung, nicht die, daß er plötzlich niesen mußte, denn das bekam ihm wohl, aber, weil der ganze Tisch einsel und den Trumpf

darauf ſetzte: Helf' Gott! Blauſtrumpf ſtieß den Teller heftig zurück und erklärte: „Wir kennen uns ſo lange, und ſollt' ich denn noch nie dabei geniest haben; und ſollten Sie nicht wiſſen, daß dies Helf' Gott! für einen Mann verletzend iſt, der ſein Leben der Ausrottung des Aberglaubens gewidmet hat? Denn ſchon das lateiniſche Prosit! beweiſt, wie ſehr man das Nieſen als eine Gelegenheit benutzt, an die Naſe ein kleines Beſchwörungs-Amulet, Proſit genannt, anzuhängen. Das Nieſen iſt ein zufälliger Akt. Es iſt nichts, als eine mit einem gewiſſen ziſchenden Geräuſch und plötzlicher Zuſammenziehung der Muskeln des Unterleibs, wie auch derer, welche auf die Lunge wirken, verbundene Ausſtoßung der Luft aus der Naſe, wenn nämlich durch irgend etwas deren Geruchsnerven gereizt worden ſind."

Der oberſchlächtige Müblenbauer behauptete, daß er ſchon in Voſſen's Homer die Götter habe nieſen und ſich Proſit ſagen hören. „Um

ſo mehr," bemerkte aber Blauſtrumpf, „iſt dies ein verdächtiger Gebrauch. Ich finde das Nieſen mit einer Menge von abergläubiſchen Meinungen verknüpft. Eine Meinung gibt's im Volke, welche in Betreff des Nieſens geradezu den Ruin alles gewerblichen Fleißes zur Folge haben könnte. Die Leute ſagen nämlich: Wenn du früh Morgens aufſtehſt, und du mußt nieſen, ſo lege dich drei Stunden wieder zu Bett, ſonſt mußt du die ganze Woche deiner Frau unterthan ſeyn. Ob nun dabei das Geſchäft verſäumt wird, kümmert die Leute nicht!"

Ein Anderer aus der Geſellſchaft meinte, daß in dieſem Aberglauben doch etwas Gutes läge: denn, wer nieſe, pflege den Schnupfen zu haben, und dem könne es gar nicht ſchaden, noch drei Stunden ſich wieder in's Bett zu legen.

Blauſtrumpfen war ein Knöchelchen in den unrechten Hals gekommen, ſonſt hätt' er

ſogleich erwidert; aber gewöhnlich findet man, daß ſich die Leute verſchlucken, wenn es ſie ärgert, daß ſie etwas billigen ſollen. Blaustrumpf mußte in der That, als er getrunken hatte, ſagen: „Sie haben Recht, es liegt dem Aberglauben manches Gute zu Grunde. So heißt es in dem lauderwälſchen Syſteme deſſelben: Wer des Morgens aufſteht und nur einen Schuh oder einen Strumpf anhat, bekömmt den Schnupfen: das iſt ein echt klarer medicinischer Gedanke, an dem nur zu bedauern iſt, daß man ihm eine eminöſe und prophetiſche Form gegeben. Auch darin ſteckt eine diätetiſche Wahrheit, daß es heißt: wer am Charfreitag nicht trinkt, der, nun folgt freilich gleich der Bauernſchluß, wird das ganze Jahr nie betrunken. Dieſe wenigen Fälle finden ſich, wo ſich wirklich etwas geſunde Vernunft und praktiſche Lebenserfahrung in den Aberglauben verirrt zu haben ſcheint; alles Uebrige iſt vom Uebel und, ſeiner Raiſon nach, immer nach dem

Schema eingerichtet: Heute regnet es, folglich hat geſtern Jemand eine Schwalbe todtgeſchlagen. Nehmen Sie den Unſinn! Aber der Mangel an Vernunft wäre noch am eheſten zu ertragen: denn der Rationalismus muß ihn leider noch in ganz andern und höhern Dingen nachweiſen; allein der Mangel an Moral! Im Aberglauben iſt an alles Schlechte Glück, an alles Gute Unglück geknüpft. Wer bei unehelichen Kindern Gevatter ſteht, glaubt das Volk, der hätte Glück. Wenn uns eine reine Jungfrau des Morgens begegnet, ſo ſind wir nach dieſer Philoſophie nicht ſo gut dran, als begegnete uns ein gefallenes Weibsbild. Ja, den Kindern reiner und keuſcher Eheleute wird von den verdammungswürdigen Hexen das Prognoſtikon geſtellt, daß ſie „narrig“ werden, indeſſen ſie von den ſogenannten von der Bank gefallenen Kindern nicht Gutes und Glückliches genug zu ſagen wiſſen.“

Indem nieste Blaustrumpf wieder, und, obgleich diesmal das Helf' Gott! ausblieb, so sagte doch einer der Beigeordneten: „Sie müssen's benießen, Herr Consistorialrath!“ Alle lachten, weil dies wieder eine neue abergläubische Bemerkung war, und Blaustrumpf sie auch unsanft genug aufnahm. Er rückte mit dem Stuhl zurück und erklärte: „Meine Herren, wachen Sie über sich! Man kann sich solche kleine Unarten so angewöhnen, daß man die Schwächeren dadurch in ihren größeren bestärkt. Daß etwas, was erzählt wird, dadurch, daß man es beniest, auch wahr wird, ist ein verderbliches Axiom und dient den Lügen als ein wahrer Schicksals-Deckmantel. Noch herrscht auf dem Lande der Glaube, daß, wenn man beim Schubanziehen niest, es Unglück bedeutet. Ich frage: Ist's möglich? Ferner: Wer früh nüchtern niest, bekömmt selbigen Tages etwas geschenkt. Kurz, die Litanei dieser Klagen über mangelnde Vernunft ist groß; doch, bitt'

ich, kehren wir auf den Tempelbau zurück, den Sie ſich, meine Herren, allzuſchwer machen!“

Der Rathsbaumeiſter war für die Antike und bemerkte: „Ich hätte gern das Verrichtungshaus in Form einer Rotunde gebaut.“ — „Ja,“ fiel der Hofarchitekt bitter ein, „ſo wie Sie das Theater gebaut haben, ohne akuſtiſche Berückſichtigungen?“ — „Herr Hofarchitekt,“ erhitzte ſich der Rathsbaumeiſter, „Ihre fürſtliche Reitſchule hat zweierlei Durchmeſſer, ſo daß ſie der Fürſt hat ſchließen müſſen, weil ihm alle ſeine Pferde gegen die Mauer laufen.“ — „Keinen Zank,“ fiel einer der Baudeputirten ein: „dem Theater läßt ſich vielleicht durch eine Nachhülfe mit akuſtiſchen Schallbecken eine Verbeſſerung geben, oder wir verwandeln die Reitſchule in's Theater und verbinden das Theater dagegen mit dem fürſtlichen Marſtall.“ Der Brücken-Inſpector bedauerte dies: „Denn, ſo oft ich in die Oper gehe,“ bemerkte er, „hab' ich das Vergnügen, ſie für einfaches Geld

zweimal zu hören. Man muß nur die rechte Stelle haben: ganz vorn im Parterre hört man das Orcheſter einmal vor und dann noch einmal hinter ſich, erſt natürlich und dann reflectirt. Schade, daß man das Echo der Vorſtellungen nicht extra auffangen und gleichſam als Kuchenreſte an Kinder auf einer eigens angebrachten Galerie für ſechs Pfennige den Platz vermiethen könnte. Einſtweilen hat die Theaterdirection alle Plätze und Abonnements darauf in zwei Klaſſen eintheilen müſſen: Sperrſitz mit Echo, und Sperrſitz ohne Echo. Die reinen Plätze koſten ein Drittel mehr, als die unreinen; doch zieh' ich die unreinen vor, wie Kochzucker vor hartem, wie wurmſtichigen Varinas vor geſundem, weil man mehr hat, mehr Stoff und mehr Unterhaltung."

Der Rathsbaumeiſter ärgerte ſich empfindlich, ob er gleich nur zu eſſen ſchien, und ſagte: „Die Akuſtik iſt ein Wurf des Zufalls. Die größten Architekten haben blind geworfen,

und ich brauche nur an die ſchöne Kirche in Darmſtadt zu denken, die auch ſtatt eines Echos ihrer mehrere hat und deßhalb den Katholiken abgetreten wurde.“

„Alle dieſe Mißſtände,“ fiel nun Blaustrumpf ein, „werden Sie vermeiden können, wenn Sie aus unſerem geiſtlichen Verrichtungshauſe einen einfachen wohnlichen Tempel der Natur machen, ohne große Kunſt, einzig nur den Zweck im Auge. Vereinigen Sie ſich mit den Ideen unſeres Herrn Hofarchitekten, nehmen Sie die Bauart des ſeligen Wieſicke, ſeine herrliche Garniſonskirche, nehmen Sie die zum Muſter! Ja, meine Herren und ∴ Brüder ∴, höchſtens, daß Sie etwas von dem netten Styl borgen, in welchem unſre Hochwürdige ∴ Mutter ▭ zum großen Ariſtides gebaut iſt. Ueberhaupt nur ein Dach, eine Thür hinein und eine heraus, die Fenſter frei und luftig; der wahre Schmuck des Ganzen komme von der Kanzel und dem

Lichte der Vernunft, die auf dieser Kanzel thronen wird!“ —

Es war aber dies Vernunftlicht Niemand anders, als Mörder, der an jener Kirche Hauptprediger werden sollte. Mörder schwieg während des ganzen Frühstücks still und war nur mit der Ersparung des Mittagessens beschäftigt. Er war überall nur die Beilage zu dem fetten Consistorialrath-Bruststücke, die bescheidene, aber geliebte Niere neben dem Sonntagsbraten. Er rankte sich an seinen Schwiegervater wie ein zärtliches Schlinggewächs auf und war nur Einem verständlich, ihm, ja selbst der Gemeinde nicht, da er auf der Kanzel nicht sprach, sondern nur zirpte. Mörder besaß theoretische Kenntnisse. Er liebte die Bücher mehr, als die Welt. Er hatte ein gutes Herz, wenn er es auch nicht in feurige Ausübung brachte. Seine Frau kennen wir noch nicht. Sie überragte ihn aber an Körpergröße, soviel wir hören und gern

glauben wollen, da Mörder nicht anders predigen konnte, als auf einer „Hütsche". Diese Erhöhung fiel ihm einmal um, und er verschwand vor der Gemeinde in dem Augenblicke, als er sagte: „Ueber ein Kleines werdet ihr mich sehen, und aber über ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen!" Mörder war Blaustrumpfen unentbehrlich. Er diente ihm als Encyklopädie, die er immer in der Eile nachschlug. Auch mußte er ihn zuweilen am Aermel zupfen, wenn er in seinem Eifer zu weit ging. Heut flüsterte er ihm zu, daß der Wagen vorm Hause schon lange warte. Blaustrumpf erhob sich also, dankte für die vom Baucollegium erhaltene Ehre und stieg mit erbißtem Kopfe die Stiegen hinunter. Der Abschied von Mörder war einfach und herzlich. Blaustrumpf revidirte die Verpackung seiner Effecten, namentlich des buchhändlerischen Commissionsartikels, und fuhr, indem er sich im Wagen Alles nach seiner Bequemlichkeit einrichtete,

davon. Mörder blickte, wie ein Kind, das zum erſten Male entwöhnt wird, zu ihm auf. Die Thränen ſtanden ihm im Auge, und er eilte in ſeine Wohnung, die ihm, ob er gleich ſeine Frau darin fand, doch einſamer und verlaſſener, als je, vorkam.

## Sechzehntes Kapitel.

Mitspelheimer Kalenderwesen und daſige Verleumdungen.

Blaustrumpf hatte den Kutscher und sein Geräth nur gemiethet. Wäre Beides sein eigen gewesen, so hätte der Erstere wohl nicht, als sie das Thor schon passirt hatten, bemerken dürfen: „Wir werden eine gute Aufnahme finden, denn es begegnen uns Schweine!“ Blaustrumpf wollte gerade in einen sanften Mittagsschlummer versinken, als er diese superstitiöse Bemerkung vernehmen mußte. „Wie?“ rief er dem Kutscher zu, „sagt doch das noch einmal!“ Und der Kutscher lachte und schlug tapfer zu, indem er sagte: „Will man gut Glück zur Reise haben, so muß Einem begegnen ein Wolf

oder ein Hirsch oder ein Bär oder ein Schwein, nur kein Hase und kein altes Weib, das gerade im Spinnen begriffen ist; was freilich hier selten vorkommt, während ich anderswo öfters gesehen habe, daß Hirtenweiber ihren Rocken in die Tasche gesteckt haben und während des Gehens spinnen. Auch möcht' ich wohl, daß Sie nicht früher vom Tisch gegangen wären, Herr Consistorialrath, im Fuchsen nämlich, als bis vor Ihnen wäre abgeraumt worden: denn ohnedies werden wir schwerlich gut Wetter behalten, wie auch mein Hund heute früh Gras gefressen hat."

Der Kutscher hatte kaum diese Bemerkungen ausgesprochen, als Blaustrumpf ein Gelächter erhob, welches mehr an Verzweiflung und Abälline erinnerte, wie er die fürchterlichen ironischen Redensarten an den venetianischen Todtenkopf richtet. Die ganz leise wie aus versagender Luftröhre gesprochenen Worte: „Ihr glaubt an dergleichen?" ermunterten den Kutscher

fortzufahren, nämlich mit ſeiner Rede, ſo gut wie mit ſeinem Wagen. „Ja," ſagte er, „ich bin meines Handwerks eigentlich ein Maurer und weiß, was ſchönes Wetter ſagen will. Hat der Maurer Regen, ſo ſchwimmt ihm bald ſein Geldbeutel fort. Und da haben wir immer nichts Anderes thun können, als einen ſtarken Hahn mit grell rothem Kamme ſo lange einzumauern, bis ein Verlaß auf das Wetter war. Ohne das würden wir fortwährend eingeregnet geweſen ſeyn!"

Blauſtrumpf ſagte ganz ſpitz: „Weil alſo der Hahn das ſchlechte Wetter nicht mehr anzeigen konnte, daraus ſoll folgen, daß es auch nun gut ſeyn mußte? Weil alſo der Strauß den Kopf in den Buſch ſteckt und die Jäger nicht ſieht, ſo, denkt er, werden ihn die Jäger auch nicht ſehen? Nein, lieber Menſch, wo ſeyd Ihr in Elementarunterricht gegangen?"

„Ich bin eine Mispelheimer Retour," bemerkte der Kutſcher, „und war immer daſelbſt

anſäſſig, auch früher dort in der Schule; allein, was Wind und Wetter, Glück und Unglück betrifft, davon wiſſen die Herren Gelehrten nichts, Herr Conſiſtorialrath; da muß man alte Leute fragen, die Erfahrung haben und wiſſen, wie es ehemals war."

Blaustrumpf konnte ſich, wenn man bedenkt, daß er eben im Verdauen begriffen war, ſchaden: denn der Aerger trieb ihm das kirſchrothe Blut in's Geſicht. Er hätte gern den Kutſcher unter ſeine rationaliſtiſche Retorte gebracht; allein er wußte ihm nur von hinten beizukommen und konnte ſein Mienenſpiel nicht beobachten. Indeſſen hielt er's doch für ſeine heilige Pflicht, die abgeriſſene Lappenweisheit des Kutſchers zu zerſtampfen und in ſeiner rationellen Papiermühle weißes ſauberes Papier, das ſich mit kalligraphiſchen Vernunftideen beſchreiben ließ, daraus zu machen. Er benutzte die Stellung des Kutſchers a posteriori, um ihm einige leichte Camillenlavements mit der

Klyſtierſpritze der Teleologie oder der Zweckweisheit beizubringen. Er fing an, ihm zuerſt die logiſchen Begriffe von Urſach und Wirkung zu erklären. „Urſache, mein Freund, einer Wirkung iſt die Erkältung, die den Geſunden krank, und eine Arznei, die den Kranken wieder geſund macht. Geſetzt nun, meine Schweſter in Mispelheim wollte mich nicht freundlich empfangen, wie kann daran der Haſe Schuld ſeyn, welcher uns über den Weg läuft? Empfängt ſie uns aber freundlich, ſoll ich mich dann bei jener Sau bedanken, die die Güte gehabt hat, uns am Thore zu begegnen?“

„Ja,“ meinte der Kutſcher, „wenn man es ſo nehmen will, dann wäre freilich am Glauben der Leute wenig Geſcheites; allein die Erfahrung hätt' es doch immer bewieſen, und vom Hundertſten wüßten wir Menſchen auch nicht, wie es mit dem Tauſendſten zuſammenhinge. Er hätte ſein Lebtag gefunden, daß es

nicht gut wäre, z. B. brennendes Feuer aus einem Hauſe in's andere zu tragen!"

„Das iſt auch nicht gut," fiel Blauſtrumpf heftig ein: „denn daraus ſind ſchon hundert Feuersbrünſte entſtanden; allein, daß man dieſe hübſche Verhütung von Feuersgefahr in einen myſtiſchen Spruch bringt, dagegen ſoll ein Mann von Aufklärung Einſpruch thun."

„Nun, Herr Conſiſtorialrath, Sie ſagen von Feuersbrunſt; und es ſind keine drei Wochen her, daß in Mispelheim drei Scheunen, Vieh und beinah auch Menſchen abgebrannt ſind, und wir haben's Alle eine Stunde vorher gewußt, daß es ſo kommen müßte. Es war Sonntag; die Betglocke des Abends ſollte läuten vom St. Blaſienthurm, und der Küſter überläßt das Ding ſeinem Jungen. Er läutet und läutet, und mitten im Läuten fängt erſt die Uhr an vier zu ſchlagen. Wann die Glocken und die Uhren aber zuſammen ſchlagen, gibt's immer Feuer, und es traf auch ein."

Blaustrumpf versuchte es wieder mit der Ironie und sagte: „Ei, dann ist es schlimm genug, daß noch drei Scheunen abgebrannt sind, da man ja die besten Vorzeichen des kommenden Unglücks schon erhalten und die Spritzen nur in Bereitschaft zu setzen hatte. Ich will Euch aber sagen," lenkte er ein, „Mispelheim scheint tief, tief im Aberglauben verstrickt zu seyn, und ich werde Predigten, Katechisationen, Beichten, alle mögliche kalte Umschläge gebrauchen, um eure erhitzten Phantasien abzukühlen. Leider, leider tragen meine eignen Verwandten einen großen Theil der Schuld an dieser Mißachtung praktischer Vernunftgrundsätze. Inzwischen könnt ihr Euch, guter Freund, in diesem Buche unterrichten, was man Causalität und Nexus, Ursach und Wirkung, Mittel und Zweck, Anfang und Folge nennt." Damit griff Blaustrumpf in die Nähe seines Flaschenkorbes (in diesen selbst, wäre dem Kutscher vielleicht lieber gewesen)

und reichte ihm ein Exemplar vom Thomasius. Der Kutscher blätterte darin und gab es ehrfurchtsvoll wieder zurück. Blaustrumpf dachte an seinen kleinen ambulanten Buchhandel: zwölf Groschen Trinkgeld mußt du ihm doch geben, und gibst du ihm dafür das Buch, so kannst du Mördern zwölf Groschen zu gut schreiben, da mit üblichem Buchhändler-Rabatt netto der Preis auch nicht größer ist. Es that ihm wohl, gleich von vornherein so gute Geschäfte zu machen: denn er liebte seinen Schwiegersohn, wie der feurige Luther seinen sanften Melanchthon.

Mispelheim war gegen Abend um neun Uhr erreicht. Blaustrumpf hielt vor dem Hause seiner Schwester an, welche, wie er selbst, gewöhnlichen Ursprungs, an den Drucker und Herausgeber des Mispelheimer Wochenblattes verheirathet war. Blaustrumpf lebte mit Schwester und Schwager eigentlich seit Jahren in Unfrieden, und der Grund davon war durchaus

kein perſönlicher, ſondern eine Aufklärungsfrage. Sein Schwager nämlich hatte das Privilegium, einen hundertjährigen und einen jährlichen Landeskalender zu drucken. Dieſer brachte ihm ein ſchönes Geld ein, aber auch den Haß des Conſiſtorialraths. Blauſtrumpf ſah in dieſem Kalender den eigentlichen Heckthaler (er koſtete aber nur ſechs Groſchen) für den Aberglauben. Dieſer Mispelheimer Kalender mit ſeinen Bauernregeln, Wetterprophezeiungen, Holzſchnitten und Traumdeutungen war die Eſſigmutter, die allen Diöceſan-Erfahrungen Blauſtrumpf's ſo viel Säure verurſachte. Der Kalender erſchien jährlich mit der Martinsgans zu gleicher Zeit auf dem Tiſch. Jede Neuerung in ſeiner äußern Einkleidung und Redaction hätte eine Empörung der Bauern an Markttagen, eine Erſtürmung der Buchbinderläden zur Folge gehabt. Das wußte Blauſtrumpf's Schwager und widerſtand jeder Zumuthung, die Redaction des Kalenders, wie er ſagte, in die Hände der

Freimaurer zu geben. „Da wollen sie mir Predigten über die fünf Sinne hineinsetzen," beklagte er sich einmal, „und statt der Witterungsanzeigen lauter Fragezeichen und Gedankenstriche, als wenn es keinen hundertjährigen Kalender mehr gäbe. Lieder schickt er mir, wovon die Bauern nicht die Melodien verstehen, und Räthsel, die kein Mensch lösen kann! Da würd' ich schlechte Geschäfte mit dem Kalender machen. Er hat mir das Privilegium abkaufen wollen; allein ich muß den Kalender behalten, schon des Wochenblattes und so vieler andern gangbaren Artikel wegen, die ich auf diesem Wege leichter verbreiten kann. Sie wollen eine astronomische Gesellschaft an die Spitze des Büchelchens stellen und Thierärzte, Maschinenbauer, Prediger und Kupferstecher dafür in's Interesse ziehen. Blaustrumpf sagte, eine Akademie der Wissenschaften könne sich's zur Ehre rechnen, den Miepelheimer Kalender jährlich herauszugeben. Allein, absolut, ich habe mein Privilegium, und

für den Küſterdienſt, den er mir angeboten, dank' ich. Gehen bei meinem Geſchäft zwar auch nur mehr Pfennige, als Groſchen ein, wie beim Klingelbeutel, ſo ſind ſie doch mein und ernähren ihren Mann."

Blauſtrumpf hatte nun aber eine Einladung zur Hochzeit erhalten, die die Tochter ſeines Schwagers, ſeine Nichte alſo, mit einem achtbaren Bürger in Mispelheim feiern würde. Es war der Verwandtſchaft, des Blutes und ſogar der Ehre wegen, daß man ihn trotz der Feindſchaft oder wenigſtens trotz eines mehrjährigen wechſelſeitigen Stillſchweigens doch nicht überging, um ſo mehr, da ſeine Schweſter in dem Augenblick, wo ihre älteſte Tochter getraut wurde, ſelbſt noch eines neuen Kindes geneſen konnte, wie es Mütter und Töchter genug gibt, die in Erfüllung ihrer edeln Pflichten mit einander wetteifern. Blauſtrumpf hatte die Abſicht, mit dieſer Familienangelegenheit die geiſtliche Inſpectionsreiſe zu verbinden. Er

überredete ſich, daß ein neuer Kalenderſturm ihm vielleicht doch noch gelänge. Wenigſtens hoffte er, einige ſeiner Truppen in die Feſtung des unüberwindlichen Buchdruckers und ſein privilegirtes Kalender-Gibraltar hineinwerfen zu können, und hatte ſich zu dieſem Ende, weil er den Geſchmack ſeines Schwagers kannte, ſogar auf Reime gelegt. Er hoffte, von ſeinen Geiſtesfrüchten vielleicht epigrammatiſche Stachelbeeren anzubringen, und hatte nach etwa folgendem Muſter ein ganzes Arſenal von Schutz- und Trutzwaffen wider den Aberglauben mitgebracht. In Betreff der Meinung z. B., daß Spinnen Glück bringen, hatte er den Vers gemacht:

Das Glück, das eine Spinne bringt,
Das Lied, das eine Grille ſingt,
Das Häufchen, das die Weiſen machen,
Das Alles ſind wetterſichere Sachen'

Ferner in Betreff der Meinung, daß ein Paar Mannsbeinkleider, um die Ohren gewickelt, Frauenzimmer vom Ohrenweh befreien:

Es fand ein Magd ein Hosenlatz,
Sie dacht', es wär' ein großer Schatz;
Als sie ihn nun wollt' recht beschauen,
Thät sie sich hinterm Ohre krauen.
Sie sprach: Ach, du mein liebes Nest,
Hätt' ich den Vogel, der drin gewest,
Der sollte mir viel nützer werden,
Als alle Hosenlätz' auf Erden.

Alle diese komischen und etwas frivolen Reime hatte Blaustrumpf, als ein Eisenmenger in seiner Art, unter dem Titel: „Entdecktes Hexenthum" zusammengefaßt und hoffte damit bei seinem Schwager Einlaß zu finden. Einstweilen empfing ihn dieser und seine Schwester am Hause ausnehmend freundlich, und Blaustrumpf würde es auch sogleich erwidert haben, hätt' er sich nur von dem Kutscher loshäkeln können. Dieser hatte wenig Lust, den Thomasius statt baaren Trinkgeldes anzunehmen, Blaustrumpf aber auch seinerseits nicht, ihn unter dem Preise loszuschlagen. Er gab ihm zuletzt das Trinkgeld und das Buch, war aber den ganzen Abend verstimmt und ließ erst am

folgenden Morgen eine genauere Beobachtung ſeines Benehmens gegen ſeine Schweſter, ſeinen Schwager, die Familie und das ganze inficirte Städtchen zu, das ihm wie ein alter Holzſchnitt von anno 1700 vorkam. Er legte ſich dann nieder und träumte von nichts als — von Traumbüchern.

Als er erwachte und die erſten Morgenberührungen mit den Seinigen gehabt hatte, empfand er wie ein junger Student, der zum erſten Male von der Univerſität nach Haus kommt, den ganzen Ballaſt, den man immer mitladen muß, wenn man durch das „wirthbare" Meer der Freundſchaft und Verwandtſchaft fährt. All' die läſtigen Zumuthungen der Menſchen, welche, ohne durch Bildung dazu ein Privileg zu haben, gerade durch die Bande der Verwandtſchaft ſich zu Allem ermächtigt glauben, was man ſonſt, wo man fremd iſt, unterdrückt, all' dieſe Vertraulichkeiten, die nicht ſeinen egoiſtiſchen Stolz gerade beleidigten, wohl aber dasjenige, worauf

er es war, verſetzten ihn in eine üble Stimmung. Wären die Epigramme des „Entdeckten Hexenthums" nicht geweſen, ſo hätt' er ſich keine Beläſtigung gefallen laſſen. Indeſſen ließ er ſich ſelbſt an's Kreuz, wenigſtens einſtweilen, der Langeweile ſchlagen, um deſto gewiſſer ſpäter den Aberglauben daran zu bringen. Er war ohnedies in Verlegenheit, wie er ſeinen Anſchlag vortragen ſollte, da der Kalender längſt wie ein fabelhafter Pontus zwiſchen ihm und ſeinem Schwager lag. Dennoch legte er ſein Fahrzeug aus und wagte es, in die Druckerei zu ſchiffen, ſeinen Schwager in einen engen Winkel zu treiben und wie ein Corſar oder Frühlingsdichter ihm das Meſſer und das Manuſcript auf die Bruſt zu ſetzen, um es anzunehmen und dann wieder, aber im Druck, herauszugeben. Sein Schwager zog den älteſten Setzer in ſeiner Druckerei zu Rathe, da von dieſem die hauptſächlichſte Anordnung des Kalenders beſorgt wurde, und er ohnedies einen Bruder

hatte, welcher Kattunformenſtecher war, aber auch Holzſchnitte für ſauber zu formende Tafelbutter und den Kalender lieferte. Blaufrumpf erhielt die Zuſage der Aufnahme. Er hatte den Ton getroffen, in welchem, wie ſein Schwager ſagte, Niemand unübertrefflicher war, als Schumacher, als er noch ſeine „Elegien auf das Viehſterben“ in das Mispelheimer Wochenblatt lieferte. Blaufrumpf ging auf ſein Zimmer und ſchrieb Mördern, daß dieſer Erfolg allein ſchon die Reiſe belohnen würde. Im Grunde ſeines Herzens regte ſich eine milde Rührung, als er den Brief beendet hatte. An dieſer Weichheit hatte ſeine gegenwärtige Lage den größten Antheil: denn wie unbeholfen war ſie! wie gemein die Umgebung! wie plump das Benehmen der Verwandten! Der ganze Schmelz, den die Wiſſenſchaften geben, und die Zartheit der Empfindungen, welche ſie wecken, lief hier an und erblindete. Ja, hatte er nicht kaum mit der einen Hand dem Aberglauben einen

Stoß verſetzt, indem ſein Schwager einen ganzen Stoß von Gedichten gegen ihn abdrucken wollte, und kam ihm dabei wohl einen Augenblick der Gegenſtand derſelben ſelbſt aus dem Geſichte? War ſeine Schweſter, in ihrem andern Zuſtande und obenein als Mutter einer Braut, nicht ſo umſtändlich, daß ſie über Alles erſchrak und immer daran eine Hexerei anzuknüpfen wußte? War das Haus nicht überlaufen von gewöhnlichen Leuten, die, was ſeine Schweſter nicht wußte, nachtrugen und auf Tritt und Schritt eine Fußangel der Großmutter des Teufels entdeckten? Was für die andern Umſtände der Mutter nicht gut war, war für den Brautſtand der Tochter erwünſcht. Blauſtrumpf predigte, wo er hinkam, in jedem Winkel des Hauſes. Er riß die Fenſter auf, wo es zu dünſtig war, er lüftete das ganze Haus, weil er den Aberglauben zum Theil aus ſchwüler Luft herleitete. Er rieth zu Aderläſſen und Schröpfköpfen, um das dunkle Blut zu mindern.

Er predigte auf der Kanzel bei großem Zulauf gegen die Vermiſchung falſcher Urſachen und falſcher Wirkungen. Der Pfarrer von Miſpelheim, Inſpector Geigenſpinner, war ohnehin der eifrigſte Anhänger einer Lehrmeinung, die das Conſiſtorium ſelber billigte und durch Beförderungen ihrer Bekenner begünſtigte.

Blauſtrumpfen war es aber eben ſo ſehr um die Ausrottung, als die Erkenntniß des Aberglaubens zu thun. Er konnte jetzt ſchon den Verlauf ſeiner Reiſe mit Ruhe anſehen, da der Kalender ſeine Sinngedichte bringen ſollte. Deßhalb ſtellte er auch mit der Hebamme ſeiner Schweſter und abwechſelnd mit einer weiſen Frau, die alle Vorbereitungen zu Hochzeiten im Orte lenkte, ein Verhör an. Ueber Schwangerſchaft erfuhr er folgende landesübliche Meinungen: Wenn eine Frau in andern Umſtänden über den Weg ſchreitet, den eben ein armer Sünder zum Richtplatz gegangen, ſo muß das Kind eines gleichen Todes ſterben.

Hier dachte aber Blaustrumpf an die erfreuliche Criminal-Statistik des Fürstenthums und sagte spöttisch: „Das hat gute Wege!“ Die alte Brautjungfer fuhr fort: „Und, wenn Hochzeit ist, und es werden keine Gläser zerbrochen, so werden die jungen Leute nicht reich.“ — „Sie meinen, wenigstens der Glaser nicht!“ fiel Blaustrumpf ironisch ein. Die Hebamme hatte das Wort. „Und dann ja kein Tuch so um den Leib wirbeln, als wär's ein Strick,“ sagte sie: „denn dann muß das Kind gewiß einmal hängen. Auch müssen Sie sich in die Bettvorhänge keine Nadeln stecken: denn davon bekommen die Kinder böse Zähne.“ — „Und da Sie gerade von den Betten sprechen,“ fiel die Brautjungfer ein, „so muß man mit der flachen Hand auch nicht auf das Brautbett schlagen, wenn man es macht!“ — „Warum nicht?“ frug Blaustrumpf. „Es ist nicht gut;“ hieß es. Die Frau wußte weiter nichts, als: Es ist nicht gut. Sie bekam dabei ein

Schütteln und Frösteln in den Gliedern und blieb dabei: Es ist nicht gut. So liegen in dem dunkeln Ocean des menschlichen Glaubens Gegenden von unergründlicher Tiefe, wo das Volk nicht einmal mehr etwas bestimmt Gefährliches und Eventives ahnt, sondern bloß vor dem Abgrunde und dem Ungeheuerlichen, was er bergen könnte, erschrickt. Das Volk fürchtet sich noch immer vor dem Kampfe, in welchem sich der Himmel und die Hölle das Recht auf die Erde streitig machen. Es hat die Ahnung einer bestimmten seligen Ordnung der Dinge und sieht diese bei unzähligen Vorkommnissen gestört. Ueberall, wo der Aberglaube sagt: Es ist nicht gut, da scheint eine Grundlage von Normalharmonie dem ängstlichen Wahne zum Grunde zu liegen, und er fürchtet etwas, das ihm eine Abweichung von der Regelmäßigkeit derselben zu seyn scheint. Das fruchtbarste Feld für die phantastischen Blumen und Wucherranken des Aberglaubens ist die

Hoffnung eines neuen Lebens, das in der Mutter keimt. Hier iſt der Zuſammenhang in der That geheimnißvoller Art, und nur Menſchen von ſo dürren und trockenen, wenn auch gutgemeinten Begriffen, wie Blauſtrumpf, könnten, um hier zu predigen, Folgendes wiederholen, was er ſagte: „Die Bildung des Menſchen iſt ja eine rein phyſiſche Nothwendigkeit. Der Embryo bekömmt ja das Wenigſte von der Mutter, ſondern bildet Alles, ſeine Nahrung, ſein Geſtell und ſein Fleiſch aus ſich ſelbſt hervor. Auch ſtrebt der Embryo fortwährend darnach, ſich unabhängig zu machen, ſchon nach dem Grundſatze der Perfectibilität des Menſchengeſchlechts. Er empört ſich gegen das Ei, in dem er ſitzt. Er wird ſtärker, als ſeine Umgebung, er bricht ſie zuletzt. Alles, was in der Mutter an künftiger Beſtimmung des Kindes fühlbar wird, geht auf phyſiſche Empfindungen. Die Verſtimmungen des Nervenſyſtems entſtehen ja nur aus den Senkungen

des Ovariums. Druck in der Herzgrube kann man im dritten Stadium spüren, auch Druck auf die Harnblase, überhaupt auf alle Gefässe, wodurch auch namentlich beim Geben der Schwangern leicht Anschwellungen der Nerven bei den untern Gliedmaßen entstehen können; aber von einem Druck auf die Gehirnnerven weiß die Physiologie nichts; und dieser Druck kömmt nicht von dem zarten keimenden Weltbürger, sondern höchstens von der trüben, mit nichts als Aberglauben geschwängerten Atmosphäre der Spinnstuben her!"

„Ja, das sagen Sie wohl, Herr Consistorialrath," bemerkte die „weise Mutter"; „wenn eine Frau in den Umständen nicht oft auf die Bleiche geht, bekömmt sie doch keine weiße Kinder." Blaustrumpf lächelte: „Gut, ich sage nichts dagegen: wenn es nicht für das Kind nützt, so nützt es doch vielleicht für seine Wäsche."

So sieht man wohl, daß Blaustrumpf alle Hände voll zu thun hatte, um diese vernagelten

Gemüther, wenn es mit dem Schlüssel des Causalnexus nicht gehen wollte, mit der Brechstange seines Zorns zu öffnen. Er stöberte überall, wo er nur hinlangen konnte, die Spinngewebe alter Vorurtheile aus und wischte mit dem langen Aermel seines Consistorialtalars alle Mai-Kreidezeichen von den Thüren ab, die als Amulette gegen böse Gewalt dienen sollten. Er war rüstig, wie ein Weißtüncher, und hatte immer einen gelöschten Kalktiegel der gesunden Vernunft hinter sich, wenn er irgend eines Bürgers Haus besuchte und sich in dem Unter- und Oberstübchen seiner Begriffe umsah. Gern hätt' er an Häuser, die ihm verdächtig schienen, schwarze Tafeln als geistliche Pockenschilder ausgehängt und die Bewohner derselben in Contumaz-Anstalten eingeschlossen; doch da sich hiefür keine Veranstaltung finden ließ, so mußte er sich wohl begnügen, nur mit seinem rationalistischen Desinfections-Chlorkalke die Menschen und hauptsächlich

die Gegenstände zu bespritzen. Inspector Geigenspinner sagte: „Ach, es thäte Noth, und nur die lange Gewöhnung an ihn," (er spielte damit auf eine Versetzung an) „nur diese hinderte die Gemeinde, seinen Ermahnungen eifriges und reuevolles Gehör zu schenken."

Geigenspinner gehörte zu jenen Geistlichen, die den Talar nur benutzen, um Gesinnungen zu verbergen, die, wenn sie sich offen zur Schau stellen dürften, durch ihre Weltlichkeit verletzen würden; oder es wäre auch möglich, daß er seine noch immer sichtbaren weltlichen Manieren gebrauchte, um gleichsam zu zeigen, daß er mit dem geistlichen Stande nichts, was menschlich wäre, für unverträglich hielte. Blaustrumpf liebte Pfarrer, die Whist spielten und Liebhabertheater arrangirten, weil er sie für das beste Gegengift gegen den Pietismus hielt. „Die Religion," sagte er, „soll den Menschen Vergnügen machen," und hatte somit nichts dagegen, wenn die Geistlichen

ſich gerade als die Meiſter des Vergnügens (maitres de plaisir) benahmen. Geigenſpinner hatte überhaupt viele Hofmanieren. Er wußte, ohne gerade zu verleumden, doch immer lieber das Böſe von den Menſchen zu ſagen, als das Gute, am liebſten von ſeinen Collegen. Tobianus ſtellte er aus Spottluſt in das rechte, Blaſedow aus Haß in ein falſches Licht. Blauſtrumpf war ſehr aufmerkſam, als Geigenſpinner folgendes theils factiſch falſche, theils falſch gemeinte Zeugniß ablegte: „Tobianus iſt in der Theologie das, was bei Quartetten immer derjenige iſt, der die Bratſche ſpielt und das Abendeſſen zu der Unterhaltung hergibt. Er hat die beſte theologiſche Bibliothek in der Umgegend und kauft die meiſten Bücher. Er würde keine Ruhe haben, wenn in der Theologie etwas Wichtiges vorgefallen wäre, und er nicht wenigſtens eine Recenſion darüber geleſen hätte. Er will nicht wiſſen, was der Sinn einer neuen Erſcheinung

iſt, ſondern bloß, was man darüber ſagt. Frägt man ihn: Haben Sie Lücke's Lukas geleſen, ſo antwortet er: Nein, aber Schuderoff's Prediger-Journal ſagt ungefähr dies darüber. So kann man immer Stoff zur Unterhaltung bei ihm finden, während er noch nie eine Predigt gehalten hat, die er ſelbſt geſchrieben hätte. Pfeifen, Journale und neue Bücher ſind ſeine einzige Sorge. Seine eklektiſche Weisheit nennt er: Mit der Zeit mitgehen. Man kann ihm dabei nicht gram werden, denn er iſt ohne Anſprüche und nimmt Rath und Lehren von Jedermann an. Seine Pfarre iſt für ihn ein Verſorgungspoſten. Er iſt ſtolz, es als Sohn einfacher Eltern, die ihm einiges Geld hinterließen, ſo weit gebracht zu haben."

Hier ſtockte Geigenſpinner; doch ſchlug Blauſtrumpf ſelbſt die Brücke, um auf Blaſedow überzugehen, und ſagte: „Sein Nachbar, Blaſedow, iſt mir widerlich. Ein Mann voll Arroganz, die er aber unter der

Originalität verbirgt. Sein Benehmen bei meinem Lexicon hat mir gezeigt, was sich das Land in diesem Manne für eine Plage großgezogen hat; seine Eingaben an das Consistorium sind unter der Firma der evangelischen Freiheit wahrhafte Pasquille auf die Disciplin, ohne welche zwischen Untern und Obern kein Verhältniß bestehen kann. Jeden Erlaß seiner Obern benutzt er nur, um ihn mit romantisirenden Glossen wieder zurückzuschicken. Ich bin überzeugt, daß es mit diesem Manne kein gut Ende nimmt. Wenigstens gräbt er sich selbst die Grube, in die er hineinfallen wird!"

Geigenspinner ging nun noch viel weiter: „Sie halten noch immer zu viel auf ihn, Herr Consistorialrath; ich habe Anzeigen, daß Blasedow am Hirn leidet. Er zerstört sich selbst mit Muthwillen; er takelt seine längst gestrandete Vernunft immer mehr ab. In dem arroganten Gefühle, daß sein hoher Geist sich

ſelbſt genug wäre, kümmert ihn keine neue Zeitſchrift, keine neue wiſſenſchaftliche Entdeckung. Ohne das Neue noch geſehen zu haben, wirft er es ſchon mit Widerwillen in die Rumpelkammer des alten Trödels, wie er's nennt. Er verhöhnt den ganzen theologiſchen Journalcirkel unſrer Gegend und läßt die Anſichten der berühmteſten Theologen am Rande ihrer Aufſätze nicht unangefochten. Mit Bleiſtift ſind Einwürfe an den Rand geſchrieben, die an Blasphemie ſtreifen. Weiß er nichts Beſſeres, ſo ruft er aus: Nimm Nießwurz! Geh' nach Abdera! Vater vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! und dergleichen. An einem Artikel von unſerm trefflichen Wegſcheider hatte er die ganze Paſſion vermerkt und oben darüber geſchrieben: Die ewige Kreuzigung des Herrn. Nun kamen alle Kreuzes-Ausrufungen zu den einzelnen Kapiteln. Mich dürſtet! rief er, wo ihm etwas zu trocken ſchien. Dann folgte: Und ſie reichten ihm

einen Schwamm mit Eſſig! Kurz, Blaſedow iſt die Plage der ganzen Diöceſe."

„Ach," ſagte Blaustrumpf unwillig, „da wollen wir doch gar keine groſse Umſtände mehr machen!" Geigenſpinner aber ging immer weiter und holte ſogar die Abſchrift einer Gloſſe, die Blaſedow über eine günſtige Recenſion des Thomaſius gemacht hatte, dieſes, wie der Mann ſagte, für das Fürſtenthum ſo theuren Buches. „Vernunft-Religion," hatte Blaſedow geſchrieben, „iſt keine Religion mehr. Sie iſt ein Edles ihrer Abſicht nach, kann aber die Offenbarung nicht verdrängen. Die Offenbarung iſt ſo groſs, nicht ihres Inhaltes, ſondern ihrer Form wegen. Dieſe Form, dieſes hiſtoriſche Gewand kann die Vernunft-Religion ſich nicht umlegen. Sie kann dem religiöſen Bedürfniſſe, das ſich immer in hiſtoriſche Zuſtände vertiefen möchte, keine Anknüpfung geben. Wer der Religion bedarf — und in der Art, wie die Maſſe,

bedarf der Aufgeklärte der Religion nicht — wer ihrer bedarf, dem muß ſie Geheimnißvolles bieten. Religion und Philoſophie ſind himmelweit verſchieden, gerade ſo weit, wie der echte Thomaſius und Dr. Mörder, der bloß über ihn geſchrieben hat."

Das war ein tiefer, tiefer Stich in den ſonſt mit ſo viel Fett umhüllten Herzmuskel Blauſtrumpfs. Er überwand aber die perſönliche Kränkung und ſagte mit erſticktem Aerger: „In dem wärmen wir noch eine pietiſtiſche Schlange auf, wenn er erſt ſeine wahre Haut anlegt." Geigenſpinner meinte: „Nein, das wäre eben das Verfehlte an dem Manne, daß er keine Principien hätte, ſondern nach Ort und Stunde und Stimmung des Gefühls oder der Leidenſchaft ſich äußere. Er nehme den Freigeiſt gegen den Pietiſten und dieſen wieder gegen Voltaire in Schutz. Er müſſe immer die Meinung bekämpfen, welche ein Anderer vertheidigte, und lebe in

ewigen Widerſprüchen.“ Dann kam Geigenſpinner auf die Mohrentaufe, die einen reellen Anklagepunkt gegen ihn abgab, und welche ſich Blauſtrumpf auch gründlichſt notirte. Den Schluß bildete die Erziehungsmethode Blaſedow's, die man leicht als Beweis von Geiſtes-Abweſenheit benutzen konnte. Er mußte dabei wahrhaft als ein moderner Don Quirote erſcheinen. Den Reſt aber gab das Geſpenſt, was in Kleinbethlehem ſpukte, und wo ſich Blauſtrumpf, als er davon hörte, erhob, wie eine Feuerſäule, die ſich an dem Hintergrunde eines dunkeln Gewitterhimmels entzündet. „Ein Geſpenſt?“ fragte er, indem er beide Hände Geigenſpinners ergriff. „Ohne Scherz,“ beſtätigte dieſer, „die ganze Gegend erzählt davon, und Tobianus, der Blaſedow's Frau um ſo lieber hat, als ihm die ſeinige geſtorben iſt, ward in die Sache hinein verwickelt: denn es ſpukt immer nur dann, wenn er in's Haus kömmt.“

Blaustrumpf, der jetzt auf die rechte Höhe seines Inspections-Reisezwecks gekommen war, raffte sich auf und nahm noch an demselben Tage einen Wagen, um Tobianus zu besuchen und von da aus das Terrain zu beobachten. Er wollte den Leuten einmal zeigen, was Gespenster sind! Mit Ingrimm setzte er hinzu: „Und ihm, dem Blasedow, was Wissen und Glauben, Vernunft-Religion und Offenbarung, Thomasius und Mörder ist!“ Es gewitterte, regnete und donnerte; aber Blaustrumpf riß sich von der Hochzeit los und konnte nun auch auf keinen Baum mehr sehen, ohne ihn gleich in einen Scheiterhaufen zu verwandeln.

# Letztes Kapitel.

### Die Geisterbeschwörung.

Der Wagen fuhr vor Tobianus Hause an; doch war dieser ausgeflogen und hatte die rasselnden getrockneten Bohnen — denn dies wird das Gespenst seyn, dachte Blaustrumpf — wieder im Unterfutter seines Oberrockes mitgenommen. Die Haushälterin des Pfarrers war in Verlegenheit, als sie den wahrscheinlich vornehmen geistlichen Herrn in Koch größerer sah. Er wußte nicht, ob er sich nach Kleinbethlehem zu wenden sollte; wenigstens fürchtete er, es möchte ihm hier wie verschlafenen Tilsiter Postillionen gehen, die sorglos das

frischen Haff entlang fahren und plötzlich tief im Wasser stehen. Der Unsinn steckt an, fürchtete er; das Blasedow'sche Treiben schwemmt mich mit fort, und es ist nie gut, wußte er, auch nur die geringste Berührung mit Kreisen zu nähren, die wir gesonnen sind, in ihrem Mittelpunkte zu zerstören.

Wie er aber so in dem großen Gedanken-Magazine seines Kopfes einen Ballen gegen den andern austauschte und hier und dorthin warf, fuhr er doch mitten in's frische Haff hinein, in die Gegend, wohin die Straße gerade führte. Sie führte aber nur nach Kleinbethlehem. Blaustrumpf war in großer Verlegenheit. Er ließ halten und blickte auf das inficirte Dorf, als wollte er einen Angriffsplan darauf entwerfen. Er konnte das ganze Feld übersehen, das er am liebsten in ein Schlachtfeld verwandelt hätte, wenn er Blasedow und die Gespenster nur hätte hieher citiren können. Er umzirkelte mit den Augen den Raum, als

wollte er den Teufel in einen Zauberkreis bannen. Sein Einspänner graste am Rand des Weges; der Mispelheimer Kutscher knöpfelte an seiner Peitsche, und Blaustrumpf griff nach einem ungebundenen Thomasius, der sich von dem Ballen gelöst hatte. Er las gerade die Stelle: „Von religiösen Gefühlen unterscheidet man A herzzermalmende, B herzzerschmelzende. Jene sind mit der Selbsterkenntniß verknüpft. Diese begleiten die selige Vereinigung mit Gott.“ Diese Stelle mißfiel Blaustrumpfen. Er dachte: Mörder bekömmt doch auch manchmal das böse mystische Zeug, wo ich ihm die Daumschrauben der praktischen Vernunft anlegen möchte und so lange drücken, bis seine Gefühlskrämpfe nachlassen. Er ergriff seinen Rothstift und schrieb dabei: Nulla religio nisi cognitione. Während dem stand er aber auch schon dicht vor Blasedow's Hause. Er hatte in der kleinen Jagd, die er doch manchmal auch gegen Ketzereien seines Freundes anstellen mußte, sich so

verpirscht, daß er nichts von dem Vorhaben des Kutschers merkte und sichtlich erschrack, sich nun mit Gewalt in eine Lage versetzt zu sehen, an die er gerade den Gewalthebel anlegen wollte. Tobianus glänzte und klebte schon wie ein verschmachtender Aal vor dem Consistorialrath. Er zappelte und schmiegte sich mit einer Rührung, die sich leider nicht hatte vorbereiten können. Blaustrumpf bespritzte ihn mit dem lautern Gruße der Collegialität. Tobianus bäumte sich wie ein junges Roß und trug seinen geistlichen Oberhirten so in das Pfarrhaus, daß sein Fuß an keinen Stein stieß: denn, dachte er, jeder fortgenommene Stein kann sich hier einst in Brod verwandeln.

Es war Mittagszeit, und Gertrud glücklicherweise auf Tobianus vorbereitet. Der Consistorialrath ging nun schon mit drauf. Sie schrack sichtlich zusammen, als sie dem gefürchteten Groß-Inquisitor gegenüber stand und die geringen Fortschritte im Christenthum

bedachte, durch welche ſich Kleinbethlehem auszeichnete. Das Wort „Viſitationsreiſe“ verurſachte ihr Gliederreißen, am ſo mehr, als Blaſedow, der oben in ſeinem Zimmer mit Theobald, dem Volksdichter, Unterricht hielt und dieſem Volksmelodien einübte, ſagen ließ, er hätte Zahnſchmerzen. Blaſedow ſuchte dem Beſuch auszuweichen, ohne daß er in ſeiner Rolle blieb. Er ſang gerade mit Theobald: „Prinz Eugen, der edle Ritter,“ mit einer Donnerſtimme, daß Blaufrumpf fragte: ob ſie denn Einquartirung hätten. „Nein,“ ſagte Gertrud, „Blaſedow gibt ſeinen Kindern Singunterricht, hat aber grimmige Zahnſchmerzen.“ Blaufrumpf lächelte und beſah ſich die Umgebungen der Localität. Tobianus ſchloß alle Schränke und Thüren ſeines Kopfes und Herzens auf und bot dem Conſiſtorialrath Alles, was ihm beliebte. Wie Gertrud im Leiblichen alle Hände voll zu thun hatte, ſo er im Geiſtlichen. Er hätte Blaufrumpfen

rasirt, wenn dieser nicht gewohnt gewesen wäre, es selbst zu thun. Er schlug ihm aber den Schaum, und Gertrud war glücklich, daß sich's das Consistorium bei ihr so bequem machte. Indessen sang Blasedow oben für ein ganzes Regiment: „Frisch auf, Kameraden!“ und schlug dabei den Takt, daß die Decke bebte. Man hörte deutlich, wie er die Pausen benutzte, um Erörterungen über das Volkslied einzuschalten. Blaustrumpf rasirte sich indessen und bemerkte nur, ohne sich zu schneiden, er begriffe nicht, wie man Zahnschmerzen und eine solche Stimme haben könne, und endlich, warum Blasedow nichts als Kriegslieder singen lasse. Tobianus, der aus Angst den schönsten Schaum schlug, war gutmüthig genug, um, Blasedow bemäntelnd, zu sagen: „Ich glaube, sein dritter Junge soll Feldprediger werden!“ „Ja,“ meinte Blaustrumpf verwundert, „Krieg wird's aber noch lange nicht geben. Der Fürst hat sich mit seinen Agnaten ausgesöhnt, und die

ſtehenden Truppen ſind bis auf zwei Drittel entlaſſen worden, ſchon, weil die Garniſonskirche zu klein iſt, um alle auf Einmal zu faſſen.“ Als ſich Blaufſtrumpf endlich ſeines Bartes entledigt hatte, ſchien er auf Gertrud übergegangen zu ſeyn: denn dieſe zankte mit einer männlichen und Dragonerſtimme im obern Stock und ſchrie, ob die Singſtunde denn noch nicht bald aufhören würde? Sie ſetzte es durch ihren Lärm durch, daß ſie Blaſedow die Treppe herunterzog, um ihn dem Conſiſtorium zu Füßen zu legen. Blaſedow erſchien, der lange, hagre Don Quixote, mit einer ungeheuren Serviette um den Kopf, die ſo gebunden war, daß die beiden Zipfel des Knotens oben wie die Hörner des Moſes ausſahen. So ſtanden ſich nun die beiden feindlichen Männer gegenüber. Blaſedow künſtlich ächzend und ſtöhnend und nur auf ſeinen Zahn deutend, weil er nicht ſprechen wollte, Blaufſtrumpf äußerlich verlegen, aber innerlich voll Klugheit und

Schlangenlist. Tobianus fürchtete aus dieser Mischung von Consistorial-Salpeter und Blasedow'scher ausgebrannter Kohle, zu der noch die Schwefelnatur Gertrud's kam, eine Pulverexplosion und hielt sich in ängstlicher Entfernung.

Blaustrumpf zitterte so viel mit den Augen, daß Blasedow dachte: Er zuckt so viel, weil ihm jetzt in seinem Lexikon Blatt vor Blatt aufliegt, und er in sich die Uhr des jüngsten Gerichts jetzt aufzieht. Blaustrumpf sprach aber nicht vom Lexikon, sondern vom Kreosot, das gegen Zahnschmerzen Wunder wirkt. Blasedow zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Ich habe schon Alles versucht, sogar das Ausziehen der hohlen Zähne! Denn in der That waren die Zahnschmerzen, die Blasedow vorgab, auf einer Seite gelegen, die gar keine Zähne mehr hatte. Tobianus aber erlaubte sich mit seinem hellen Basse die Bemerkung: „In einer Zeitung las ich kürzlich,

daß das Kreosot von den jungen Candidaten zu häufig als Reinigungsmittel der Kehle bei Frühpredigten angewendet würde, denn es soll auf die Lunge wie die Schwindsucht wirken.“ Blaustrumpf, der sich bei seiner Körperfülle wohl nicht vor der Schwindsucht mehr fürchtete, bemerkte hiebei nur, daß Tobianus viel Journale las, wie ihm Geigenspinner schon in Mispelheim gesagt hatte. Sie verflochten sich auch bald zu einem kleinen Weichselzopf von theologischen Journaldebatten, indessen Blasedow auf dem Sopha stöhnte, nämlich vor Abscheu an den beiden Collegen, den er, wenn er heftig wurde, immer durch künstliche Zahnschmerzen verdecken konnte. Gertrud schlug eine Tafel auf, wie zur Kindtaufe.

Blasedow verlor gegen Mittag sein Zahnweh und wünschte nur, er hätte mit einer angeblichen Erleichterung seines Uebels auch seine Zähne wieder bekommen. Die große Serviette hatte er sich nur umgebunden, um

mit deſto gröſserer Behaglichkeit das ihm vorgeſetzte Conſiſtorialgericht zu verzehren. Er wollte durch das körperliche Leiden den Seelenleiden einer höflichen Begrüßung ausweichen, wie Frauen, wenn ſie in andre Umſtände kommen, anfangen, gar keine mehr zu machen. Als der Tiſch von allen Seiten wie ein Schlachtterrain beſetzt war und die verſchiedenen Manöuvers gegen die Speiſen zu ſpielen begannen, erwachte Blaſedow's gute Laune. Er fühlte ſich auf ſeinem Poſten ſicherer, ſeitdem Blauſtrumpf aus ſeinem Vortheil durch den Beſuch und nun gar das angenommene Mittageſſen heraus war. Blaſedow begann ein Vorſpiel des ſpätern Kampfes. Die kleinen Brodkügelchen eines leichten Witzes ließ er in einem ſanften Bombardement auf Blauſtrumpf niederregnen und ſagte z. B. gleich von vornherein, als Amandus und Albein erklärten, ſie könnten ja Beide von einem Teller eſſen: „Nein, das gibt Feindſchaft!“ Blauſtrumpf

fragte, als bekäm' er ſchon etwas zu notiren: „Meinen Sie das moraliſch?“ Gertrud aber antwortete: „Ach, es iſt nicht gut, Herr Conſiſtorialrath, das Sprichwort geht einmal ſo.“ Blauſtrumpf zog die Augenbrauen finſter zuſammen, und Blaſedow merkte, daß ein Gewitter im Anzuge war. Er rief Waſſern, ſchnitt ein Stück Brod ab und gab es ihm, indem er das Knurren des Hundes mit der murmelnden Bemerkung begleitete: „Es iſt ein neues Meſſer.“ Blauſtrumpf, der auf Alles achtete, tappte wie ein Bär auch gleich auf den Leim zu, den Blaſedow hingeſetzt hatte, um ihn zu fangen, und ſagte: „Was hat denn das neue Meſſer mit dem Hunde zu thun?“ Gertrud, die nur an das Rindfleiſch und am wenigſten an den Aberglauben als Zweck der Inſpectionsreiſe dachte, ſagte: „Man hat das Sprichwort, man ſollte mit neuen Meſſern das Brod erſt Hunden anſchneiden, ſie hielten dann beſſer!“ Blauſtrumpf ſchlug die Augen

nieder, um ihr Feuer zu mildern, und schien sich nur heimlich diese abfallenden Redensarten in die Vorrathskammer seines Gedächtnisses zu bergen. Tobianus bemerkte die Ursache seines Unwillens und stieß Blasedow an. Dieser aber fuhr mit künstlichem Zorn seinen Satiriker an und sagte: „Sprich bei Tisch nicht über Tauben!“ Blaustrumpf horchte hoch auf, weil er ahnte, daß hier wieder ein Sprichwort, wie Gertrud in ihrer Unschuld sagte, im Spiele war. Sie merkte seinen fragenden Blick und erklärte ihm lachend: „Man sagt wohl, die Tauben draußen flögen fort, wenn man bei Tisch von ihnen spräche.“ Blaustrumpf schwieg und aß zerstreut weiter. Inzwischen wurde das Bombardement immer heftiger. Blasedow und Gertrud, zwei ganz entgegengesetzte Forts, fingen an, einen angenehmen Kugelregen, in welchem jedoch Blaustrumpf Lebensgefahr ausstand, zu unterhalten. Tobianus ließ seine Blicke wie

parlamentirende Adjutanten von einer Partei zur andern sprengen; aber sie blieben unverstanden. „Wenn du satt bist," sagte Gertrud zum Bildhauer, „so legst du den Löffel mit der Höhlung nach oben." Dann wandte sie sich an Blaustrumpf: „Essen Sie doch, Herr Consistorialrath! wenn nichts übrig bleibt, bekommen wir morgen gut Wetter." Und Blasedow nahm absichtlich eine Schüssel so, daß er das Salzfaß umstieß. Tobianus eilte, es wieder zu füllen. Doch wie einen Hund hetzte Blasedow durch einen Blick seine Frau auf ihn und ließ diese sagen: „Lassen Sie doch, Tobianus, verschüttet Salz soll man nicht wieder aufraffen, sonst hat man kein Glück!" Jetzt, wo eben die Zwischenpause des zweiten und dritten Ganges eingetreten war, konnte sich Blaustrumpf nicht länger halten, sondern holte tiefen Athem und sagte mit einer leisen Stimme, die aber Tobianus wie eine unglückbedeutende Grabesstimme vorkam: „Ich

erſtaune, daß Sie in Ihrem Hauſe ſo viel kleines Unkraut von abergläubiſchen Sprichwörtern und ſogar darnach eingerichteten Gewohnheiten dulden.“ Blaſedow erwiderte eben ſo gelaſſen: „Es iſt ſchwer, es auszurotten. Die Schwalben niſten Jahr aus Jahr ein in meinem Hauſe; ich habe nicht den Muth, ihr Neſt einzureiſſen, ob ich gleich nur Lärm und Schmutz an den Fenſtern davon habe.“ Blaufrumpf, immer noch mit lauernder Gelaſſenheit: „Das würdigſte Amt eines Seelſorgers iſt aber Kampf gegen Vorurtheile. Die Menſchheit ſoll ausgelüftet werden. Der reine Chlorkalk der Vernunft ſoll die Spinneweben des Aberglaubens von den Wänden vertreiben. Ich erſtaune, daß Sie ſich dieſem großen Zwecke nicht anſchließen.“ Blaſedow ſagte dagegen: „Kreuzzüge gegen die Kreuzſpinnen kann ich nicht unternehmen, und wenn die ewige Seligkeit darauf ſtände! Die Tradition und die Natur bieten dem Menſchen ſo vielen Stoff, daran

die Religion und Ahnung des Ewigen anzuknüpfen. Wer freilich alles Geheimnißvolle gleich einreißt, wer kecken Muths in abgelegene Oerter geht und dann wieder kömmt und sagt: Seht, was hat mir's geschadet? dem kann's freilich nichts schaden. Die Religion ist so etwas Entlegenes und die Gottesnähe eine solche Himmelsferne, daß ich froh bin, hie und da eine Spur zu entdecken, die zu ihr führt, wenn auch erst über die unwegsamsten Irrgänge!" Blaustrumpf hatte nach einer so gemüthlichen Erklärung freilich den Vortheil des Witzes voraus und sagte: „Sie rechnen also auch die Kreuzspinnen zu den unmittelbaren göttlichen Offenbarungen?"

Blasedow schwieg und besann sich auf seine Position. Es gibt Menschen, dachte er, denen gegenüber man immer nur den Verstand walten lassen soll. Im Gespräch mit ihnen verliert man immer, wenn man einmal sein Gemüth, sein Herz an's Fenster schickt, um

die Unterhaltung mit dem Manne auf der Straße fortzuführen. Er ſchlug daher das Stammbuch ſeines Herzens krachend zu. Er drückte aus ſeinem Humor, wie aus einem Schwamme, alle Gefühlsfeuchtigkeit durch die kleinen Porenhöhlen heraus und nahm aus ſeinem Waffenverließ jene Speere hervor, welche einen Widerhaken hatten und nicht von dem reuigen guten Herzen wieder herausgezogen werden konnten. Einen ſolchen Speer ſchleuderte er jetzt kühn auf Blauſtrumpf zu und traf ihn mit dieſen Worten: „Gott! ich habe vergeſſen, daß Sie für das fürſtliche Raritäten-Cabinet reiſen und Wichtelmänner und Wehrwölfe auf dem Lande fangen wollen. Wie ich gehört habe, iſt wieder eine neue Reformation, wie vor dreihundert Jahren, im Werke.“ — „Keineswegs,“ fiel Blauſtrumpf ein, „wir wollen nur die Kirchenverbeſſerung in ihrem gehinderten Ziele weiterfördern; wir wollen die dogmatiſchen Ströme in der Theologie

durch zeitgemäße moraliſche Canäle verbinden und durch die theologiſchen Syſteme ſtatt der ſchwerfälligen frühern Beweis-Landſtraßen die praktiſchen, auf den Wink zuſagenden oder nicht zuſagenden Eiſenbahnen des natürlichen Menſchenverſtandes ziehen.“ Blaſedow ergänzte: „Vortrefflich; wenn man aber nur erſt die Einſamkeit und die Sternennächte abgeſchafft hätte! Es iſt der wahren Religion nichts günſtiger, als die Glückſeligkeit der Menſchen. Wenn der Landesfürſt darnach ſtrebt, daß Niemand mehr in Verzweiflung kömmt, und man Alles von ihm haben kann, dann wird ſich Niemand mehr an Gott wenden! Es iſt immer gut, wenn die Fürſten ſich auf dieſe Art um die Aufklärung verdient machen. Sie nützen wenigſtens damit dem Magen, wenn auch nicht gerade dem Herzen ihrer Unterthanen. Namentlich müßten aber die Fenſter des Abends nach neun Uhr bei Strafe der Vernunft-Excommunication nicht mehr aufgemacht werden

dürfen, damit man beim Anblicke des geſtirnten Himmels nicht in die alte Religion des Träumens und Ahnens zurückfalle und ſich von dem Auguſtiniſchen Beweiſe für das Daſeyn Gottes entferne. Es wär' auch gut, den Wäldern ihr Rauſchen und den Flüſſen ihr Plätſchern zu verbieten. Auch ſollten der Muſik gewiſſe Tonreihen nicht geſtattet bleiben, und Orgeln und Harfen gänzlich außer Gebrauch geſetzt werden, weil durch dieſe Inſtrumente doch immer wieder das Unerklärliche der Gottheit hindurchſingt und klaget und die Menſchen wie mit Sirenengewalt zu verlocken ſucht, ſich im Strome des ewigen Aethers und der himmliſchen Gottesahnung zu baden." In dieſer Art ſpottete denn Blaſedow, aber auf feierliche Weiſe, fort; doch Blauſtrumpf ſagte: „Gäbe Gott, man könnte alles Dumpfe und Halbe in der Welt ausrotten und könnte gerade jene Momente vertilgen, welche immer wieder an die Schlaglichter der Vernunft und Aufklärung

die Schlagſchatten der Myſtik ſetzen! Wer ſeinen Gott," fuhr er fort, „nicht am hellen, lichten Tage hätte, würde ihn des Nachts unter Sternen und funkelnden Johanniswürmchen nicht finden. Laſſen Sie uns übrigens," ſchloß er mit Würde, „von dieſen Dingen abbrechen, und beruhigen Sie mich vielmehr über eine Angelegenheit, welche dieſem Hauſe ſeit einiger Zeit einen verdächtigen Ruf in der Umgegend gegeben hat und auf das Landvolk nicht gut wirken kann!"

Tobianus und Gertrud erblaßten, als ſie dieſe Bemerkung hörten. Beide hatten einen innern Rapport, der noch nie zwiſchen ihnen ausgeſprochen war und erſt über Blaſedow's Leichenhügel einmal Worte finden ſollte, und Tobianus war nun gar der Lockvogel des Geſpenſtes, ein unfreiwilliger Geiſtescitirer, da es nie anders im Pfarrhauſe ſpukte, als bei ſeinen Beſuchen. Blaſedow meinte: „der Beſuch des Conſiſtorialraths käme gerade

jetzt erwünscht: denn ein so großer Gegner der Geister, wie er, werde auch wohl mit diesem fertig werden, und könne er ja heute Abend den Versuch einer Teufelsbannung anstellen." Blaustrumpf erkundigte sich nach allen nähern Umständen und begriff namentlich nicht den Zusammenhang des Tobianus mit dem Spuke. Dieser war so verwirrt, daß ein schlechter Inquirent ihn selbst für verdächtig gehalten hätte. Blasedow sagte auch: „er vermuthe, Tobianus stände in geheimem Verkehr mit den Unterirdischen und wisse auf geschickte Weise mancherlei, was man ihm nicht zutrauen sollte, anzuzetteln." Gertrud erröthete darüber, und Tobianus zeigte gleichsam die leeren Hände der Unschuld vor und suchte sich von einem Verdachte zu rechtfertigen, der ihn ernstlich gar nicht treffen konnte. Blasedow fuhr fort: „so gut, wie manche Menschen, die nicht einmal an die Elektricität glaubten, elektrisches Haar hätten, könne auch

Tobianus eine kleine Hölle mit sich führen, ohne daß er dran glaubte. Ja, es hätte einen Professor der Physik gegeben, der gegen das Nachtwandeln geschrieben hätte, und doch bei Neumond auf allen Dächern gesehen worden und in manches verbotene Fenster gestiegen wäre." Tobianus vermied besonders Gertrud's Blick und suchte sich dadurch zu vertheidigen, daß seine gespenstischen Eigenschaften doch erst zu wirken anfingen, wenn er in Blasedow's Atmosphäre käme. Dieser leugnete das nicht und erklärte es chemisch, wie sich die verschiedenen Luftarten auch erst bei passender Mischung entzündeten. Tobianus war in großen Aengsten: denn auch Blaustrumpf staunte ihn vom Kopf bis zur Brust an, wo der Teller stand, und griff sich zuweilen an seinen Kopf; „ob es möglich wäre — unter Geistlichen! unter Geistlichen!" rief er. Blasedow beruhigte ihn. „Sie wollten," sagte er, „eine große Beschwörung für die Nacht veranstalten und

sich durch einen Punsch dazu rüsten. Man könne ja den Dr. Mörder'schen Thomasius als Beschwörungsbuch dabei brauchen und gleich sehen, wie weit die Grenzen des natürlichen Menschenverstandes und die Kraft des Buches gingen." Tobianus dankte Blasedow im Stillen, daß er das Buch erwähnt, und benutzte es als Ableiter seiner Verlegenheit. Er besaß es eigenthümlich und überraschte den Schwiegervater und den Verleger des Thomasius, d. h. des gedruckten, mit seiner gründlichen Kenntniß der von Mörder entwickelten Grundsätze. Blasedow sagte: „durch die kritischen Dardanellen der Jenaischen Literaturzeitung wäre das Buch wie ein stolzer Dreimaster hindurchgeschwommen, und die Kanonenschüsse von den Forts hätten es nicht treffen, sondern nur begrüßen wollen." Blaustrumpf, der die angezogene Recension selber geschrieben hatte, ärgerte sich, daß Blasedow Alles ausstöberte, und meinte: „das Buch verdiene

auch nur unbedingte Huldigung." — „Ja," sagte Blasedow, „der Jenaer Recensent wußte auch nichts darin zu verbessern, als einige Druckfehler." Blaustrumpf arbeitete nach Kräften, von den Jenaer Dardanellen loszukommen, und segelte mit Tobianus durch alle Inselgruppen der deutschen Journalistik hindurch, während ihnen Blasedow wie ein griechischer Brander beizukommen suchte und dann und wann einige ironische Pechkränze auf den Bord ihrer Unterhaltung warf. Inzwischen saßen sie schon im Garten und tranken Caffee und hatten auch Herrn Ritter, den Gertrud schnell rufen ließ, als ebenbürtig in ihren Kreis aufgenommen, als Blasedow folgendes Lied von der jetzigen deutschen theologischen Kritik von seinem Jüngsten, dem abgerichteten satirischen Dompfaffen, abpfeifen ließ. Alboin mischte sich kecklich in die Unterhaltung und sagte: „Die theologische Journalistik ist in Betreff der Kritik ein Spießruthenlaufen, wo die Geißeln aus

Christi Dornenkrone genommen sind, und der Redacteur dazu die grose Trommel der christlichen Liebe schlägt. Die Parteien geben, wenn sie sich nicht einander Scheiterhaufen errichten, doch immer mit dem mitleidlosen Blicke jenes levitischen Reisenden an sich vorüber und lassen den armen von der Philosophie und neuern kritischen Forschung geplünderten Leib des Herrn, ohne ihn zu kennen, am Wege liegen. Die Anzahl der Kerzen, die im Tempel angezündet werden sollen, beschäftigt den Sohn Aarons mehr, als der Hülferuf des Verwundeten. Das Christenthum ist tolerant geworden, die Theologie aber ausschließlich und alleinseligmachend. Die Verschiedenheit der Principien hat in der Theologie ordentlich eine Aristokratie hervorgerufen, die sich mit den Plebejern in der Wissenschaft und den bloßen Rittern nicht gemein machen will. So wenig auf die Hauptfrage ist das theologische Antwortgeben gerichtet, daß nur die Manieren,

Begründungen und der Schematismus den Parteien ihr buntes und abstechendes Colorit gibt. In Betreff der Hauptfrage des Christenthums reiten sie wie auf den Mauern des Kynast rund im Kreise herum und halten künstlich genug den Rand. Der Wurmfraß der theologischen Kritik ist die Consequenzmacherei und die damit verbundene Angebung. Die Herren scheuen sich nicht, ihre wechselseitigen Untersuchungen in der Prüfung bis auf gewisse Grenzpunkte zu führen, wo ein jäher Abhang ist, und man als irreligiös und unchristlich durch die Consequenzenmacher gleich vom tarpejischen Felsen gestürzt wird. Da ist ein Lehrsatz. Er ragt wie ein verwitterter Felsblock aus dem Meere hervor, das Alter schützt ihn und der Leuchtthurm der Kirche mit angehörigen Pfründen, der darauf gebaut ist. Die Wellen der gesunden Vernunft wogen nun heran, die Brandung der Kritik und des weißen, schönen, klaren Schaums neuer Entdeckungen und

Wahrheiten iſt wunderbar; doch, weil der Fels nicht weicht, ſo ſollen die Wellen darum weniger ſchön ſich gekräuſelt haben, ſie ſollen nicht zum großen Ocean der Ideenwelt gehören; der alte Thurm mit ſeiner Prieſter-Oellampe trotzt auf ſeinen Felſen. Und hier iſt wenigſtens noch ein Hinderniß der Geſchichte; allein die theologiſche Kritik wirft der Wahrheit noch weit mehr Steine des Muthwillens in den Weg. Die Conſequenzen hält ſie dem kühn ſchnaubenden Roß des Gedankens vor, es wird ſcheu, es fürchtet den Ruf der Ketzerei. So herrſcht in keiner Wiſſenſchaft ſo viel Wegelagerung, als in der heiligen. Jeder Newton, jeder Euler in dieſem Bereiche würde ſich für die Maſchinen und Inſtrumente ſchon, mit denen er ſeine Experimente machen will, eine ſchützende Wagenburg bauen müſſen. So kommt es auch, daß in keiner Wiſſenſchaft mehr über den Anfang geſtritten wird, als in der Theologie. Sie iſt noch immer nicht im

Reinen, was Verſtand, Vernunft, Glaube, Offenbarung iſt. Ihre Syſteme ſind zur größeren Hälfte mit Voruntersuchungen angefüllt; ſtatt über den Vogel, den ſie ſehen, zu ſprechen, ſprechen ſie über die Augenlinſe und die Brille. Dies entſpringt aus der Furcht, in Conſequenzen gezogen und, ſtatt von den Jüngern Chriſti, von den Jüngern Jeſu, von den Jeſuiten geprüft zu werden. Die Rationaliſten ſogar gehören zu dieſen Jeſuiten. Denn für ihren kleinen Bettelſack von Dogmen ſcheuen ſie ſich nicht, um ihn durchzuſchmuggeln, alles Wiſſenſchaftliche in der Theologie nach ſeinem Paß zu fragen, wie Diebe, die, um ſelbſt fortzukommen, ſich unter ihre Verfolger miſchen und rufen: Halt ihn!"

Und in der That, Blauſtrumpf, wie ein Puterhahn glühend und grollend, rief: „Halt ihn!" als Albein ſeine eingelernte Weisheit einpackte und aus Scham, wie ſogar vernünftigere Kinder thun, wenn ſie etwas Geſcheites

vorgetragen haben, davon lief. Blasedow selbst, mit verstelltem Zorn, ergriff eine Bank aus der Jasminlaube und stürzte dem kleinen Swift nach, der wie das Wetter davonblitzte. Ob er ihn gleich nicht erreichen konnte, so benutzte er doch diese Verfolgung, um sich selbst einer zu entziehen, und verbarg sich auf seinem Zimmer. Blaustrumpf hielt eine Strafpredigt über diese gottlose Erziehung noch an sich, weil er sie in recht vollen Strömen auf ihren Urheber wollte niederregnen lassen; allein dieser kam nicht zurück, und das übervolle Gefäß seines Zornes mußte allmählich gegen Tobianus und Ritter überlaufen und leck werden. Diese drei Herren sprachen den Nachmittag und die Dämmerung des Abends die ganze Theologie und Pastoralwissenschaft durch und geriethen über alle Streitigkeiten des Tages selbst in welche. Die Geister von tausend Büchern, die sie citirten, fochten mit ihnen, und wenn sie etwas einiger gewesen wären, so hätten sie

in ihrem Eifer leicht eine neue Religion in der kurzen Zeit ſtiften können oder etwas erfinden, was, wenn ſie es früher ſchon hätten einführen können, Chriſtus den Tod am Kreuze würde erſpart haben. Das ſagte auch Blaufſtrumpf und bemerkte gleichſam mit dem Unwillen eines Hebarztes: „Warum bin ich nicht früher gerufen worden?“

So ehrenvoll es Tobianus ſchien, bei dieſer neuen Religionsſtiftung zugegen geweſen zu ſeyn, ſo überkam ihn doch mit zunehmender Dämmerung ein unheimliches Grauen. Die Ausſicht auf den Punſch wog ſeine Angſt nicht auf. Er ſah den Conſiſtorialrath feſt entſchloſſen, es mit dem Spuke aufzunehmen, und Dienſt-Rückſichten geboten ihm auch, ihn in ſeinem Eifer gegen den Aberglauben zu beſtärken. Nun wußte er aber, daß er ſelbſt dabei eine unbewußte Rolle ſpielte. Er war die leuchtende Flamme, wie Blaſedow ſagte, welche die Fledermäuſe in's Zimmer locke. Durch

ſeine Vermittlung kam der Spuk zum Vorſchein; über ihn ging der Weg in's dunkle Jenſeits der Natur. Dies machte ihn ſchaudern und benahm ihm die Lebensgeiſter, noch ehe er ſie durch den Punſch wieder auffriſchen konnte. Der Gedanke, daß, wenn er die Urſache des Geſpenſtes war, er auch bei Bannung deſſelben die Rückwirkung auf irgend eine empfindliche Weiſe empfinden müßte, zernagte ihn. Er wurde ſchweigſamer und mit hereinbrechendem Dunkel vollends muthlos. Es war ihm, als müßte er ſich auf einen Elektriſirſtuhl ſetzen, oder als könnte ihn jeden Augenblick der Schlag rühren. Er entfernte ſich von den beiden geiſtlichen Diſputanten, die ſich nicht einmal ein Compliment ohne Controverſe ſagen konnten, und irrte wie ein Nachtwandler im Hauſe und Hofe umher. Er hätte gern die Flucht ergriffen, wenn es nicht zu ſpät geweſen wäre. Gertrud ſah ihn und dachte, er ſucht etwas, was ich ihm nicht

zu zeigen brauche. Sie ſchwamm bereits in all den vier Elementen, welche die Welt und den Punſch bilden, und Tobianus hätte gern in einem Winkel die Nacht und den Abend verſchlafen.

Er hielt es auch nicht aus. Blaſedow kam herunter. Herr Ritter wollte bleiben, und Blaukrumpf ſtreifte ſchon die Aermel auf, um das ſpukende Hexenkind aus der Taufe der geſunden Vernunft zu heben. Blaukrumpf malte eine Galerie Wagner'ſcher Geſpenſter an die Wand, bei denen Tobianus dachte: Er hat gut lachen: er ſpielt keine Rolle mit. Mit dieſen Gedanken taumelte er in den Hof. Es war ganz finſter geworden. Die Hühner und Tauben ſchliefen ſchon. Man konnte fallen, wenn man nicht Beſcheid wußte. Tobianus formte ſich einen Gedanken aus, der an der brütenden Wärme ſeiner Angſt bald eine ſchre Geſtalt gewann. Er wollte ſich auf den Heuboden verbergen und in Frieden und

Sicherheit die Bannung des Geſpenſtes abwarten. Dem Vorwande, er hätte nur Ruhe ſuchen wollen, hoffte er, würde es an einem Tage an Glauben nicht fehlen, wo es ſo mancherlei Außergewöhnliches zu verdauen gegeben hätte. Ach, Tobianus, beſinne dich! du wirſt ein Geſpenſt des Abends vermeiden und dir ein anderes dein Lebenlang aufbürden! Wähle zwiſchen einem Spuk, den ja Blauſtrumpf ſogar heute zerſtören will, und einer ewigen Furie, in die du Gerkrud verwandeln wirſt! Es ſind Räthſel, aber ſie löſten ſich einfach.

Als ſich nämlich Tobianus in der That ſchon leiſe auf den Boden geſchlichen und ſich im duftigſten Heu verſteckt hatte, bemerkte er in einiger Entfernung ein Flüſtern und Lachen, das ſich mit glücklicher Behaglichkeit im Heu wiegte und hin und her ſchaukelte. Er war durch ſein leiſes Auftreten der Entdecker einer glühenden Neigung ſeines Kutſchers, des uns wohlbekannten Peter Erich, zu einer der

Mägde Gertrud's geworden und konnte gleich seinen Priesterſegen über das in ſorgloſer Glückſeligkeit ſchwelgende Paar ausſprechen. Er hatte ſich freilich an dieſer unechten und plattirten Ehe keinen Vorwurf zu machen; dennoch peinigte ihn ſchon die Nähe des abweſenden Sacramentes, wie ſchon Andre bemerkt haben, daß es ein peinigendes Gefühl iſt, falſche Banknoten, die man doch nicht ſelbſt verfertigt, nur in der Hand zu haben. Tobianus ahnte ſogar, daß ſich dieſe Nachbarſchaft im Verlaufe des Abends und der Nacht zu Scenen entwickeln könnte, die ihn zum Mitſchuldigen derſelben machten. Er überlegte, ob es beſſer wäre, eine Sünde lieber zu toleriren oder ſich in die Gefahr einer Ceremonie zu begeben, die zuletzt doch nur etwas Peinliches für ihn hatte und in Gegenwart dreier beherzter Männer ihm ſeine ernſtliche Beſorgniß hätte einflößen ſollen. Kaum jedoch neigt ſich das Zünglein der Wage von den verliebten Jungen neben ihm ab, als

er im Hofe Lärm vernimmt und wenigſtens ſo viel deutlich unterſcheiden kann, daß Peter Erich auffſpringt und die Magd einſtweilen zu verlaſſen gedenkt, um eine etwa andringende Gefahr zu recognosciren. Peter Erich mußte aber ſehr wenig Vertrauen zu ſeiner Lage haben: denn er ſprang ſchnell die Leiter hinunter und überließ Tobianus einſtweilen die Bewahrung ſeiner Ariadne auf einem Naxos, das für den Pfarrer neckiſch genug wurde. Helle Schlaglichter fallen in die dunkle Heukammer. Stimmen rufen mit Beſorgniß nach dem ſo nothwendigen Rapport der ihrer Entwickelung ſo nahen Geiſtergeſchichte. Die Magd zittert nebenan und wühlt ſich ſo tief in das Heu, daß ſie von dem Angſtſchweiße des Tobianus aus kaum noch die Breite eines ihm ohnehin mangelnden Schnupftuches entfernt war. Jetzt ſind Gertrud, Blaſedow, Blauſtrumpf, Ritter auf dem Heuboden und behaupten, die Müdigkeit müſſe ihn vielleicht hieher getrieben haben. Blaſedow

braucht eine ungeheure Heugabel und ſticht auf's blinde Ungefähr in den weichen Wieſenwachs hinein. Da trifft er die Magd, und Gertrud entdeckt etwas von einem geiſtlichen Rocke. Wie ſich allmählich der verborgene Hintergrund dieſer Entdeckungsſcene herauswickelt, ruft ſie in einem beinahe convulſiviſchen Anfalle von Eiferſucht Zeter über den treuloſen Verführer ihres Hausweſens. Die Männer lachten, ſelbſt Blaukrumpf, der bei Lichte aber eine Brille aufſetzen mußte, um Alles beſſer zu ſehen. Die Magd war davon geſprungen, und nur Tobianus ſtand da, ſprachlos, verwirrt, eine männliche Suſanne vor den von den Umſtänden allerdings beſtochenen Richtern. Dazu kam, daß er Peter Erich, ſeinen eigenen Kutſcher, ungern nannte, weil doch immer etwas davon auf ihn und ſeine Kaleſche fiel. Gertrud weinte und mußte die Leiter hinuntergetragen werden. Erſt die kräftigen Ausathmungen des dampfenden Punſches gaben ihr wieder neues Leben, doch-

nur dazu, daß ſie wünſchte, ſie läge im tiefſten Grabe. Tobianus hatte ſelbſt ſo viel Angſt ausgeſtanden, daß er ſeine Rechtfertigung nur in ſtotternden Abſätzen geben konnte. Auch war die Beſchwörung noch nicht vorüber. Blaustrumpf ſagte: „daß man ſich doch dieſe wenigſtens nicht verderben wolle," und meinte damit zunächſt den Punſch, den er zu ſchöpfen begann. Die Gemüther wurden warm; Gertrud hatte, als es zehn Uhr ſchlug, Furcht in der Küche und kam mit verweinten Augen und naſſer Schürze in's Zimmer. Tobianus nahm ein Glas, credenzte ihr's und legte dabei die Hand auf's Herz. Sie weinte bitterlich. Doch, da ſich der Freund hoch und theuer vermaß, ſah ſie ihn fragend und ſchmerzlich an und zog ihm endlich verſöhnt noch einiges Heu aus dem verwilderten Haare. Die Kinder waren zu Bett, die phantaſtiſchen Wolken eines verhältnißmäßigen Rauſches zogen über die Stirne der glühenden Männer. Sie wechſelten ihre Charaktere

ohne ferneren Rückhalt aus und zeigten ſich die blanken Karten ihrer Geſinnungen. Das hinderte aber die ſteigende Luſt der Behaglichkeit nicht, bis Gertrud auffuhr und an die Thüre rannte. Blaustrumpf ſtieß den Stuhl hinter ſich um und griff nach einem bereit gehaltenen Exemplar des Thomaſius. Er ſtürmte zur Thür hinaus auf die Hausflur und erblickte die beiden kleinen weißen Geſtalten, den häuslichen Störefried. Schon hat er einige Donnerworte auf die lallende Zunge gelegt, um ſie fortzuſchleudern, da reißt ihm Tobianus, der ihn in ſeinem Eifer zu mäßigen ſucht, die Rockſchöſſe ſeines beſten Frackes hinten ab. Die daraus entſtehende Verlegenheit und Verwirrung wurde jedoch von Blaſedow meiſterhaft benutzt. Er ergriff aus ſeinem Stiefel ein darin verſteckt geweſenes ſpaniſches Rohr, warf das über den Frack mit Tobianus rechtende Conſiſtorium links, ſeine Frau rechts und ſtürmte den die Flucht ſuchenden weißen Schatten nach. Vom Garten aus

vernahm man einige durch die ſtille Nachtluft gellende Streiche mit dem ſpaniſchen Rohr und ein zweiſtimmiges jämmerliches Klageduett. Blaſedow ließ ſich nicht wieder ſehen. Die Andern aber ſtaunten und begaben ſich, erſchöpft und übermannt, ohne klare Gedanken, zur Ruhe.

Ende des erſten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Blasedow und seine Söhne.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags der Gladbeck
unter Leitung von Moritz Schaffler

# Blaſedow

und

# ſeine Söhne.

Komiſcher Roman

von

Karl Gutzkow.

Stuttgart.

Verlag der Claſſiker

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Blaſedow

und

# ſeine Söhne.

Komiſcher Roman

von

Karl Gutzkow.

Zweiter Theil.

Stuttgart.

Verlag der Claſſiker.

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Erſtes Kapitel.

### Die Anleihe.

Der Graf ~~von der Reitze~~, mit welchem Herrn von Lipmanns Geldklage noch immer Mäuschen ſpielte, hatte nun allerdings eine große mechaniſche Saug- und Pumpmaſchine erfunden, vermittelſt welcher er, wie Herr von Lipmann ſagte, mit der Zeit ſelbſt den Ocean hätte ausſchöpfen können. Auch benutzte ſie der Graf dazu, wenigſtens einige Goldwellen aus dem Ocean (denn Herr von Lipmann verſtand darunter ſeinen Credit und ſein Vermögen) auszupumpen, weil der

Banquier im Grunde doch das Genie des erfinderischen Grafen bewunderte und von der Saugmaschine für die höhere Wasserbaukunst sich keine geringe Resultate versprach. Indessen half Blasedown diese neue Bereicherung des Saug- und Pumpsystems in seiner Arbeit nichts. Er war nämlich seit einiger Zeit — sechs Jahre nach dem gebannten Gespenste — in Finanzverlegenheiten und wußte sich um so weniger zu helfen, als das Korn mißrathen war, und Gertrud seit den Heustoppeln, die sie aus Tobianus Haaren zog, aus Mißmuth den Heubau vernachläßigt hatte. Man denke sich nur, wie die Kinder inzwischen herangewachsen waren! Wie frische junge Erlen schwankten sie und wiegten sich in der Luft, wie Maikäfer schwirrten sie auf, sie brummten und summten im Hause herum, daß Gertrud die zehn Thaler, welche nun nöthig waren, um sie in die Stadt zu schicken, um ihrer los zu werden, gern gegeben hätte; doch hatte sie Blasedow

nicht. Das wurmte ihm die Ruhe und den Schlaf ab: er war zwar längſt eher mit Holzbirnen, als mit Kirſchen zu vergleichen; jetzt aber dörrte er gar wie Backobſt zuſammen und verlor ſogar den Muth, weil der einzige Graben, den er noch bis zu ſeinem Ziele zu überſpringen hatte, nicht etwa in einer geſellſchaftlichen Rückſicht, in einem Zank mit ſeiner Frau, in einem Riſico ſeines Amtes, ſondern in zehn Thalern beſtand, die die Jungen haben mußten, wenn ſie in der Stadt nun Dasjenige praktiſch weiter ausführen ſollten, was ſie in der Theorie bei ihm gelernt hatten.

Blaſedow ſah überall dieſe zehn Thaler, welche ihm fehlten. Er ſah ſie im Traume, in der Luft, er nahm ſie hundertmal in Gedanken ein, aber er konnte ſie nicht wieder ausgeben, er konnte ſie dem Schlachtenmaler, als dem Aelteſten, nicht anvertrauen, ſo viel Schinken und Würſte (als Guirlanden der Triumphpforte in die Zukunft hinein) auch

ſchon in Bereitſchaft lagen. Wie ſie im Rauche hingen, hingen auch die zehn Thaler darin, aber im andern Sinne. Blaſedow hatte ſogar ſchon das Küchenmeſſer ergriffen und Gertrud mit Gefahr ihres Lebens gefragt, ob ſie nicht in einem alten Strumpfe ſpare, und er wiſſe es, ſie lege ſich etwas auf ſeinen Tod zurück, ſie ſolle nur ihr Leben bedenken, denn jetzt müſſ' es heraus! Gertrud vermaß ſich hoch und theuer, daß ſie immer noch denke, er würde ſie unter die Erde bringen, und dort unten würden wohl alle Schmerzen einmal aufhören, alle Schulden bezahlt und alle Sünden vergeben ſeyn. Blaſedow ließ das Meſſer ſinken, und Gertrud weinte bitterlich. Sie könne Bürgen ſtellen aus dem ganzen Dorfe, ſagte ſie, wie jämmerlich es ihr ginge. „Ja," antwortete Blaſedow mit verbiſſenem Spott und drohender Anſpielung: „Siebenbürgen." Nämlich er meinte, daß ihr Erſpartes nach Ungarn und Siebenbürgen hinwandre, wo

ihr erſter Sohn noch immer in Arbeit war. Gertrud merkte dies wohl und fuhr auf ihn zu: „Soll er fechten?“ Blaſedow ertrug ihren Tigerblick und zermalmte ihn, daß er ſcheu wurde und es nicht aushielt. „Schlechtes Weib!“ ſeufzte er und ging gravitätiſch aus der Küche.

Was half ihm aber ſein Stolz? Seine Söhne waren nun im Hafen ſeiner Wünſche angelangt. Es fehlte nur noch der Schilling, den die Londoner Themſefahrer verlangen, um die Reiſenden an den Strand zu ſetzen. Geldnoth, geſtand er ſich ohnedies, iſt die ſchmutzigſte Lage, in welche ein edler Menſch kommen kann: denn ſelbſt ein weiſer und gerechter Mann muß an ſich irre werden, wenn ihm ſein Geld ausgegangen iſt. Er wollte damit gewiß ſagen, daß das Unedle der Armuth in dem allgemeinen Richtigkeitsgefühle liegt, welches uns beherrſchen würde, wenn uns Stand und Einkommen nicht hälfen, uns zu iſoliren und über uns

emporzuheben. Der Normalzuſtand iſt der, daß man kein Geld hat, und dieſer iſt fürchterlich. Blaſedow fühlte es wohl, wie Feld und Flur dann ihre Farbe verlieren, wie ſelbſt die freudigſte Botſchaft, bringt ſie grade das Fehlende nicht, von uns mit Gleichmuth aufgenommen wird. Das Geld iſt die Unruhe der Lebensuhr. Nur durch ſie gehen die Stunden mit der Zeit vorwärts. Blaſedow wußte aber Mittag von Abend nicht mehr zu unterſcheiden. Er war in den Wendepunkt gekommen, wo die Richtung der Augen ſich einwärts kehrt, wo ſich, wie bei Magnetiſchen, alles Leben auf das Sonnengeflecht hinzieht, und man Piſtolen neben dem Träumenden abſchießen kann, ohne ihn zu erſchrecken. Blaſedow war nebenbei nicht harmlos genug, um an ſeiner Verlegenheit die bloß perſönliche Klemme zu ſehen, ſondern er bezog die fehlenden zehn Thaler bald auf den ganzen Zuſammenhang der Weltordnung, auf die wichtigſten

Begebenheiten in der Geſchichte und das menſchliche Elend im Allgemeinen, auf ſeinen Peſſimismus, der ihn alle Dinge ſchwarz ſehen ließ. Aus zehn Thalern, die ihm fehlten, ſchlug er ſich eine Theodicee über Zweck, Urſache und Mittel der Schöpfung, ſchlug er ſich eine ungeheure Medaille, die er dem vor ſeinen Augen ſich verkörpernden Weltgeiſte an einem Armenſünderſtricke umhängen wollte. Des Nachts ſchüttete er die zehn Thaler über den geſtirnten Himmel aus und lachte, als ſie faſt alle zu den Füßen der hellglänzenden Venus rollten. Er nahm Dante's Hölle zur Hand, um zehn Thaler zu vergeſſen. Er las und las, bis ſich ihm die Großen, die dort ſchwitzten, alle in das Bruſtbild des Landesfürſten verwandelten, welches auf den Thalerſtücken geprägt war. Er griff nach Kants Kritik der reinen Vernunft und wollte ſich von dieſem metalliſchen Zuge ſeiner Phantaſien befreien, aber die Philoſophie verwandelte ſich gleich in

Numismatik, in den Antinomien erblickte er die sich widersprechenden Einnahmen und Ausgaben, und auf Seite 348 seiner Auflage erblickte er sogar das traurige Schema der Negation: Nichts ist 1) der leere Begriff ohne Gegenstand (ens rationis), 2) der leere Gegenstand eines Begriffes (nihil privativum), 3) die leere Anschauung ohne Gegenstand (ens imaginarium), 4) der leere Gegenstand ohne Begriff (nihil negativum). In diesem vierten Zustand befand er sich, in einem radicalen oder ratzekahlen Nichts, im nichtigsten Nichts, im nihil negativum. Blasedow schlug das Buch zu und sich vor den Kopf.

Rath mußte nun aber doch geschafft werden. Die Kinder hatten längst die Reifen der väterlichen Erziehung gesprengt; wie junger Wein gährte ihr Uebermuth; sie bedurften neuer Gefäße, um sich zu klären und zu erhalten. Blasedow empfand eine solche Ehrfurcht vor den Schöpfungen seiner Weisheit, daß er sich

in Acht nahm, ihnen eine ſtrenge Zumuthung zu machen. Er glich den fürſtlichen Vätern junger Regenten, wenn jene ſelbſt nicht an die Regierung gekommen waren; ſie nennen ihre eigenen Kinder Majeſtät. Er ordnete ſich ihnen unter, er betete ihr Talent und ihre Zukunft an. Was er ihnen geben konnte, das hatten ſie. Konnt' er ihnen nun doch nicht einmal zehn Thaler mehr geben! Gertrud rieth zu einer Eingabe an das Conſiſtorium; doch Blaſedow entgegnete, daß man dort eher geneigt wäre, ihn um zehn Thaler zu ſtrafen, als damit zu belohnen. Auch würde ihm Blauſtrumpf kurz erwidert haben, daß das Conſiſtorium das landesherrliche Münzregal nicht beſäße. Dann dachte er an Baſſe in Quedlinburg und wollte einen Roman ſchreiben: „Die Geiſter um Mitternacht;" doch wollte Baſſe erſt das Buch ſehen, dann drucken und erſt nach Ablauf zweier Meſſen bezahlen. Herr von Lipmann fiel ihm jetzt

ein. Er wollte bei ihm ein Anlehen eröffnen. Wie ein Blitz fuhr dieser Gedanke in den Glockenstuhl seiner Träume. Seine Augenbraunen waren fast versengt vom Lichtglanz dieser Hoffnung. Er setzte sich hin und schrieb an Herrn von Lipmann:

„Kommen Sie, Herr von Lipmann, nur einen Tag zu uns heraus; denken Sie an den Grafen nicht und die Güterlotterie, sondern an jenes Himmelslotto, in dem es nur Nieten gibt für die, welche schmutzigen Herzens sind! Reißen Sie, wenn nicht Ihren Leib, doch Ihren Geist von den Estafetten und Telegraphen, von den Coupons und Pfandbriefen, von Ihrem Garten los, und wär' er noch so zaubervoll, Herr von Lipmann! Fragen Sie sich doch nur einen Augenblick: Was bin ich? Was hab' ich? Wohin fahr' ich? Ach, Herr von Lipmann, hätte ich Sie vor mir, ich zöge Ihnen den blauen Frack von so feinem holländischen Tuche

aus, nähme Ihre ſchwere Uhrkette, Ihre Ringe; ich legte es Alles an einen Gewahrſam und nähme Sie in Hemdärmeln mit hinaus in den Wald, wo das Eichhörnchen knuſpert und das Birkhuhn unter den Sträuchern vorüberhuſcht! Und eigentlich, Herr von Lipmann, auch das iſt nicht der Ort, wohin ich mit Ihnen wallen möchte, ſondern hoch hinauf in die Luft, wo es keine Stiege gibt, in die funkelnde Sternennähe, in die Gebirge der Phantaſie, wo unſre Hoffnungen wie Sanct Gotthards ragen, unſre Ahnungen Höhlen, unſre Täuſchungen Gletſchern und Schneelawinen gleichen! Sollten Sie denn nur in die gewöhnlichen Wirthſchaftsbücher der göttlichen Weltordnung, nur in das Conto der täglichen Einnahmen und Ausgaben im Himmel verzeichnet ſeyn und nicht auch, Herr von Lipmann, in jene großen Notizbücher der Gottheit, wo ſie ihre beſten Gedanken einſchreibt, freilich oft flüchtig und nie ſo ſauber

und nett, wie im Wirthschaftsbuche der Weltökonomie, aber tiefsinnig dem Inhalte nach, ein Gedanke, ein neuer, und wenn nicht dies, doch wenigstens die Bestätigung eines alten? Ach, Herr von Lipmann, es ist schwer, Philosophie zu lehren, wenn man sie für das Räthsel des Lebens hält; aber der Tod und die Ewigkeit, der Kreislauf unsrer Seele durch die Sterne, die Läuterung unsrer Gewänder, die beim Einen von Leinwand, beim Andern von Asbest sind, ihre Läuterung in dem Urlichte der Sonne und der Blick in's Antlitz der Allmacht! Welch eine Stufenleiter, wo schon die unterste Sprosse, der Stein, auf dem Jakob schlief, und der unser Grab decken wird, so schwer zu heben und so unendlich Räthselhaftes zu verschließen scheint! Ach, wir denken beim Tode nur dessen, was er uns nimmt, nicht dessen, was er uns gibt! Wir zittern, es einst nicht mehr zu können, wir weinen, daß einst unsre Augen trocken

ſeyn müſſen, es fröſtelt uns, daß wir einmal ſo kalt werden. Da ſchallt Muſik aus den Bäumen eines Palaſtes, Echo trägt ſie dem Echo zu, die Gäſte bilden mit ihren Augen eine Reihe Brillanten, die alle à jour gefaßt ſind, à jour éternel, auf ewig! Und wie oft denkt man doch in dem Gewirr, daß Einer nach dem Andern ſich leiſe aus ihm fortſchleichen muß, daß man ihn, während die Andern zechen, hinaustragen wird, und daß er ſagen muß: Leb' wohl, du gutes Tageslicht, leb' wohl, du ſeidener Sopha, du Mahagonytiſch, du Polſterſtuhl, leb' wohl, du Feder, die ich eben noch führte, leb' wohl, du Rollen eines Wagens, der vorüberfährt, leb' wohl, du heiſeres Bellen des Hofhundes, leb' wohl, Alles, was mit mir nicht ſtirbt, nein, was ſo bleibt, wie es iſt, wenn mein Auge nicht mehr ſieht! Herr von Lipmann, nehmen Sie meine Hand, kommen Sie, ich ſehe etwas, was uns aus dem dunkeln Grabe herauswinkt!

Blicken Sie nur hin, da iſt ja die Höhle des Plato, von der er ſpricht, um uns die Weſenheit der Ideen zu beweiſen! Dunkler Raum um uns her — Feuchtigkeit tröpfelt von den Wänden der Höhle, aber am äußerſten Ende winkt ein heller Sonnenſchein. Und am jenſeitigen Rande des Felſens, der dicht vor der Höhle ſteht, wanken ernſte Schatten vorüber, ſtolze, gereifte Geſtalten in langen Gewändern. Ja ſie ſind's, die Unſterblichen, wir hören ja ihren Fußtritt über uns; ſie laſſen jene Schatten dort an der Wand zurück; hinauf, hinauf, wir wandeln unter ihnen, wir ſind im Lichte der Schöpfung mitten inne, wir wandeln kühn durch das Centralfeuer der Ideen, unverwundbar, unſterblich! Und beginnt dies ſelige Daſeyn denn erſt nach dem Tode? Flüſtert es nicht zu jeder Stunde, wo wir unſer Ohr für den Geiſt der Liebe und Offenbarung ſpitzen, um uns her, raſchelt es nicht hinter den Wänden, lockt es uns nicht hinaus in die

freie Welt, preßt es uns nicht die Bruſt zuſammen ſo liebend und zärtlich, daß wir ſelbſt im Schmerze Seligkeit empfinden? Ach, Herr von Lipmann, es gibt eine ſchönere Welt, als die wir erleben, eine Zeit, die ſich nicht in Tag und Nacht ſcheidet! Rom, Griechenland kannten ſie, die Weiſen aller Jahrhunderte ſchmeckten ſie, und wir dürfen ihrer noch immer harren und gewiß ſeyn, wenn wir weiße Feierkleider anthun und uns auf dem Scheiterhaufen unſrer irdiſchen Exiſtenz, den Göttern ein ſeliges Opfer, ſelbſt verbrennen! Wer ſäete Feindſchaft unter uns Menſchen? Tragen wir nicht Alle das Adelszeichen der Gottähnlichkeit an unſrer Stirne? Führt die Nabelſchnur, der wir als Neulinge entbunden wurden, nicht zurück auf das Geheimniß des erſten Menſchen, und ſollen wir die Letzten ſeyn, die ſich als Brüder erkennen? Ja, Herr von Lipmann, wenn Sie fühlen, daß die Börſe mit all ihren Silberpiaſtern

doch nichts gegen das geſtirnte Firmament iſt, daß die Staatspapiere zwar ſo tief fallen können, wie die Hölle, aber nie ſo hoch ſteigen, wie der Himmel; wenn Sie es über ſich vermöchten, an meine Bruſt zu ſinken und zu rufen: Auch ich bin in Arkadien geboren! — würden Sie, Herr von Lipmann, dann noch ein Darlehn von zehn Thalern Preuß. Courant für einen Gegenſtand halten und nicht vielmehr ſagen: Nimm, was du tragen kannſt, es iſt dein, wie es mein war! Ich aber bin nun ſtumm, preſſe mein armes, zerſpringendes Herz zuſammen und — hoffe."

Nun hatte aber leider der erſte Geſchäftsführer der Firma von Lipmann nur die Procura für den Geld-, nicht für den Herzensbeute! des Hofagenten. Er vertrat ihn in Wien und London, nur nicht in Arkadien. Blaſedow bekam in Abweſenheit „unſers Herrn von Lipmann" eine abſchlägige Antwort. Der ſaubere Zettel des Handlungshauſes

war ein Strichregen am Abend einer ſchönen Landpartbie; von den Wieſen, auf denen man tanzte, mußte man in die ſtickigen Kammern eines Bauernhauſes. Oder wer ſchämte ſich nicht eines Morgens der tollen und verworrenen Dinge, die er im Jubel eines vorangegangenen Feſtabends ausgeſprochen! Dieſer moraliſche Ekel und Jammer, der weit ärger iſt, als der phyſiſche! Und doch will dies Alles noch nicht Blaſedows Schmerz beſchreiben: denn bei ihm kam Alles zuſammen, Wehmuth und Stolz; er ſah, daß er nicht nur nichts bekommen, ſondern ſogar noch etwas verloren hatte. Er würde geweint haben, hätte er nicht gefühlt, daß man im Comptoir des Hofagenten über ihn lachte.

Für diejenigen, welche am erſten Juli ihren Miethzins zahlen ſollen und erſt am fünfzehnten das Geld dazu haben, iſt dies Kapitel nicht geſchrieben. Sie verſtehen Blaſedows Lage ohne Ausmalung. Ich hätt' es

auch gern umgangen; allein wie kann Blasedow seine Söhne in die Residenz schicken? Wie kann auch eine Krisis unsers Helden übergangen werden, die schon deßhalb dichterisch ist, weil sie gerade so menschlich ist! Nichts unterwühlt die Einheit des gesellschaftlichen Friedens mehr, als Mangel in einer Lage, wo man auf den Mangel nicht angewiesen ist. Die baare Armuth hat nur für den etwas Rührendes, der sie selbst nicht ertragen könnte; allein eine völlige Auflösung des moralischen Gleichgewichts kann immer dort eintreten, wo der Geist über die Materie weit hinaus ist und das Ideal plötzlich in die Lage kommen soll, einen Wechsel zu bezahlen. Und so wie der arme Knabe, der in eine höhere Klasse versetzt ist, an den Häusern entlang schleicht und nicht weiß, woher er das Geld nehmen soll, um sich die nun nöthig werdenden Bücher zu kaufen, so irrte Blasedow umher, und hatte nun gar noch die Demüthigung mit

seinem enthusiastischen Briefe und dem kalten Wasseraufguß der Procura. Er schämte sich schon fast, der Verzweiflung nachzugeben, und war in das zweite Stadium financieller Noth eingetreten, in das der Erfindungsgabe. Er blickte nicht mehr deßhalb so scheu, weil er die zehn Thaler nicht hatte, sondern, weil er wohl darüber nachdenken mußte, wie er sie sich anschaffen sollte. Er mußte sich in die krampfhafte Aufregung versetzen, ohne die man gar nicht den Muth hat, etwas zu borgen. Er mußte den nur zufällig Verlegenen spielen und kam gar nicht mehr zur Besinnung.

Tobianus war es nun, der zu den Präludien der Blasedow'schen Erziehung den Schlußstein liefern sollte. Und doch vermochte Blasedow nicht, dabei Gewalt zu brauchen. Ein schnelles Wort würd' ihm von Tobianus die zehn Thaler verschafft haben, dieser hätte sie aus Furcht gegeben und ohnehin aus Liebe, wenigstens zu Gertrud. Zu einem Industrie-

ritter war Blasedow trotz dem, daß er genugsam Ritter von der traurigen Gestalt heißen konnte, doch nicht fähig. Er hatte eine edle und verschämte Natur; er fürchtete überdies, Tobianus mehr Zinsen, nämlich moralische und Umgangszinsen, zahlen zu müssen, als das Capital werth war. Er fing indessen, da keine Thür und kein Truhenschloß anders offen war, allmählich an, seine Operationen zu machen. Man muß auf dem Lande leben und noch obenein Pfarrer seyn, um zehn Thaler für etwas Großes zu halten. Wer, wie Blasedow, nur Korn sah, Naturalzehnten und die kleinen baaren Accidenzien für Leben und Tod in der Gemeinde, der glaubte gewiß, jene Summe nur durch eine scharfsinnige Strategie und consequente Belagerungskunst erobern zu können. Blasedow eröffnete ein förmliches Genieweſen, um, wenn nicht Tobianus in die Luft zu sprengen, ihn doch zu bestimmen, daß er zehn Thaler springen ließ. Er zog

Lauf- und Schanzgräben um ihn her und rückte den Casematten, wo Tobianus seine Reichthümer feuerfest gelagert hatte, immer näher. Tobianus blühte wie ein dicker Tulpenkelch auf, seitdem Blasedow gegen ihn so viel Sonnenschein entwickelte. Deßhalb dacht' er auch, der Schlag sollt' ihn rühren, als Blasedow eines Tages ganz leise zu ihm sagte: Tobianus, schießen Sie mir zehn Thaler vor!

Die menschlichen Charaktere geben sich in keiner Lage so frei und natürlich, als wo man ihnen etwas abborgt. Seneca und seine Schule nahmen das Unglück als Prüfstein des Charakters an. Er sagte: Ein weiser und gerechter Mann im Kampf mit dem Schicksal ist ein Schauspiel für Götter. Allein man kann ein großer Stoiker seyn und doch sehr kleinliche Empfindungen verrathen, wenn man ihm etwas abborgt. Es wird nicht gesagt, daß es immer nöthig wäre, das Verlangte zu geben; allein die Ausflucht schon, in der man

sein Heil vor Zudringlichen sucht, oder die Art, wie man ein wirkliches Unvermögen entschuldigt, wirft gewiß die grellsten Lichter und die dunkelsten Schatten auf die Menschen. Erinnerte sich doch auch Blasedow aus seiner Jugend, daß er als Kostgänger in der alten gothischen Musenanstalt, die ihn erzog, niemals über sich vermocht hatte, seinem Nebenmann, der Muth oder Noth genug hatte, um borgen zu können und zu müssen, etwas abzuschlagen. Und es war nicht die Gutmüthigkeit, gestand er sich späterhin oft, die ihn so apostolisch mildthätig machte, sondern Ehrgeiz, weil er wohl fühlte, im Kampf mit der Knickerei und den peinlichen Empfindungen offenbare sich der Mann. So oft sich Jemand auf der Schule und Universität an ihn festsaugte und unter einem Thaler oder zwölf Groschen nicht wieder losließ, so bekämpfte er ordentlich in sich den angebornen Ameisentrieb der Sparsamkeit und schüttete ohne Weiteres seine Taschen aus, wo

sich freilich unter dem gebackenen Korn von Brodkrummen selten viel geschrotetes Korn von Viergroschenstücken vorfand.

Nun hätte ja auch nach dieser Theorie Tobianus immerhin das Geld verweigern können; aber er mußte nicht in jene moralische Epilepsie fallen, die man immer bei den Schlafrocks- und Pantoffelnaturen antrifft, wenn man ihnen den Schreck verursacht, sie um ein Darlehen zu ersuchen. Die Furcht, das Geld nicht wieder zu erhalten, hängt aus den verglasten Augenfenstern eines solchen Menschen plötzlich ein Leichentuch heraus, und die ehrlichsten Leute, die nur grade im Augenblick nicht bei Casse sind, können sich in den Gedanken des Erschrockenen wie Spitzbuben abspiegeln: denn er hält sie dafür. Er gibt das Geld schon auf, was er leihen muß. Zu einer Nothlüge fehlt das Genie und die schnelle Besinnung, bei Tobianus sogar die moralische Erlaubniß. Hätte Tobianus nur gesagt: Ich gebe sie

Ihnen; allein in acht Tagen brauch' ich ſelbſt zehn Thaler: wollen Sie mir dann zwanzig wieder geben? Nein! So mußte ſich Blaſedow unter ſeiner eigenen Pumpe quälen und winden und mußte ganze Stücke Luft, die ſich bei der gehemmten Reſpiration ſeiner geängſteten Lungen in der Kehle ſammelten, hinunter ſchlucken, ja, mußte ſogar die Phraſe, die den ganzen zweiten Theil ſeiner Lebensgeſchichte entſchied, noch einmal wiederholen, wobei es ihm wie vielen ſtolzen Leuten ging, daß man nämlich mitten in der Periode plötzlich keine Luft hat, und Einem die Stimme verſagt. Wie leicht kann man das nicht Furcht nennen? Da es doch nur Stolz und Adel iſt, in dem wir nicht gemein ſeyn wollen, und etwas Bedenkliches mit voller Bruſt ausſprechen und doch grade in der Kehle nicht Kraft genug haben, um anzügliche und entſchiedene Erklärungen, z. B. gegen vorlaute Secondelieutenants, gegen bramarbaſirende Studenten, gegen grobe

Polizei-Inquirenten, in einem mit unsrer Entrüstung parallel laufenden Athem zu Protokoll zu geben. Tobianus verstand nun wohl, wessen Blasedow begehrte. Es scheint, als wollt' er nicht Nein sagen; warum aber nicht gleich Ja? Warum erst den armen, zerknirschten Collegen so weit bringen, daß er wie ein ungeduldiges Kind die Karten zusammenwirft, die er so sauber und leise an einander gelehnt hatte, und mit etwas verzerrter Geberde auffährt: „Lassen Sie's nur!" Tobianus sagte: „Sie sind wunderlich, ich bin ja bereit;" und ein Saal mit tausend Lichtern wurde mit diesen Worten für den elektrisirten Blasedow aufgerissen. In all' seine Adern schoß es wie siedender und wärmender Wein hinein, seine Glieder hatten wieder die alte Länge, und ein stilles seliges Lächeln umspielte wie die aufgehende Sonne den kleinen Montblanc seiner Nase. Tobianus nahm aber dies Lächeln wie die Affenpfote des Schalks, die hinter

einem Vorhange plötzlich sichtbar wird, fürchtete Ueberlistung und verlor sich nun in jenes unglückselige Zaudern, welches Darleihern eigenthümlich ist. Denn sie geben nie schnell, was sie sogar schon verwilligt haben, sondern weiden sich erst an der Demüthigung des Andern, steigen eine Staffel nach der andern über ihn hinauf, erlauben sich, was ihnen sonst nie gestattet gewesen wäre, zupfen ihm an den feinsten Haaren, die mit den Gedanken seines Gehirns capillarisiren, bringen zur Sprache, was sie längst einmal für eine passende Gelegenheit auf dem Herzen hatten, und richten sich immer erst die Hildebrands-Schadenfreude eines kleinen Canossa an, ehe sie die Absolution ertheilen. Tobianus bediente sich hier seines Vortheils, wie jeder Philister. Die noch zu zahlenden zehn Thaler Pr. Courant deckten ihm Rücken und Flanken. Nun konnte er operiren militärisch und chirurgisch. Er schlug, ein langweiliger Leporello, ein langes Register

von Geschichten auf, die er alle seinem unglücklichen Freunde vorrückte. Er verwies ihm seine Kinder- und Rinderzucht, seine geistliche und leibliche Ackerwirthschaft, sein Benehmen mit Schulmeistern, Küstern und Kindbetterinnen. Er brachte Blasedows Bleistiftspolemik am Rande der Journale, die ihn noch an den Rand irgend eines Abgrunds bringen würde, zur Sprache und schloß, wie der Philister dies dann immer thut, wenn er sich warm und Alles vom Herzen und der Leber herunter geredet hat, mit Enthusiasmus. Er rückte seine Sammtkappe auf ein Ohr, ließ nun erst Wein holen, stopfte zwei thönerne Pfeifen, lud Blasedow ein, die Nacht bei ihm zu bleiben, und zeigte mit lachenden Spiegelblicken in sich selbst, daß er im Grunde doch ein genialer Mensch wäre und zehn Thaler Pr. Courant so ohne Abschied zum Fenster hinauswärfe. Er that, als beständen die Zidibus, mit welchen er seinen Kanaster anzündete, aus zusammengerollten Tresorscheinen,

umarmte seinen „Freund, seinen einzigen und wahren Freund," mehrere Male und gab ihm zuletzt sogar die gewünschte Summe, mit dem Bemerken, ob er nicht noch zwei Thaler acht Groschen mehr haben wolle? Blasedow steckte das Geld mit Zufriedenheit zu sich und riß sich aus den Liebkosungen des Collegen los. Dieser gab aber nicht Ruhe, sondern begleitete ihn noch in tiefer Nacht über sein Dorf hinaus und schied von ihm wie von einer Geliebten. Blasedow aber lief spornstreichs in die Nacht hinein und ließ sich von keinem Irrlicht locken. Er war kalt und nüchtern geblieben. Es frösstelte ihn sogar, weil er ohnedieß nicht wußte, sollt' er der Freude oder dem Schmerze nachhängen. Dennoch war er stolz genug, auch diesen Gedanken in sich auszuführen: „Dummköpfen imponiren Männer von Werth, selbst wenn sie Lumpen tragen. Er mußte sich zuletzt noch für die Ehre bedanken, daß man baarfuß vor seine Thüre kömmt und bettelt. Er mußte

zu dem Capital, das ihn so schmerzte, noch ein Agio von Begeisterung geben. Großer Genius, wie dank' ich dir! Du hast mir ein Adelswappen in den Schild meiner Stirne gesetzt, das mir Achtung selbst da verbürgt, wo ich nicht hehlen kann, daß ich darbe!" Es war die erste Nacht seit langer Zeit, die Blasedow nicht durchstöhnte, sondern durchschlief.

# Zweites Kapitel.

Schülerschwänke.

Nun durfte auch nicht länger mit der Abreise gesäumt werden. Das geliehene Silber verwandelte sich in Queckſilber und hatte keine Ruhe mehr. Die neuen schönen Thaler wurden auch die Wagenräder, auf welche der Stallknecht die obere Kaleſche legte. Rings am Rande des Einspänners wurde ein Bund Stroh aufgelaſſen, worauf die Brüder ihre Sitze nehmen ſollten. An Brod, Schinken und Thränen ließ es Gertrud nicht fehlen. Die Knaben hatten einen Vorrath auf länger als einen Monat. Das Geld lag in einem großen Korbe, in welchem die nothwendigſte

Wäſche und ſonſtige Garderobe verpackt war, und einer muß der größern Sicherheit wegen immer auf dieſem Korbe ſitzen. Ein Umſtand, der die Abreiſe verzögerte, war der, daß Töffel ſchon ſo lange verreist war. Er mußte auf den Getreidemarkt in die Reſidenz fahren — jetzt will ich auch ihren Namen nennen: ſie hieß Kaputh — und Blaſedow hatte keine Luſt, ihn abzuwarten. Er überließ den Knaben den Wagen allein und ſagte: „Wenn man ſich darauf nicht einmal verlaſſen ſollte!“ Gertrud meinte nur, ſie würden Töffeln, der Wagen und Pferd wieder zurückbringen ſollte, verfehlen. „Ach, verfehlen!“ äffte ſie Blaſedow und erntete dafür eine Grobheit, aber auch ſeinen Zweck. Die Kinder ſollten ſich ſelbſt fahren und in der Ausſpannung den Wagen an Töffeln abgeben. Sie verſprachen dies treulich. Sie waren ſo übervoll von ihrem Glücke, daß Gertrud kaum noch deren Hunger, dafür aber deſto mehr ihr eignes

Schluchzen zu ſtillen hatte. Sie ſollten nun wirklich in die Welt hinaus. Blaſedow war ſtolz darauf, aber ſchweigſam und verſchloſſen wie ein Held vor der Schlacht.

Es war ein friſcher Herbſtmorgen, als die Söhne reiſen ſollten. Der Nebel ſtritt mit der Sonne um den Vorrang, und die Siegesblicke der Letztern zeigten die nach langem Regen faſt ſchon entblätterten oder doch in's Gelbe verfärbten Bäume. Die Jungen mußten eben noch ein Bund Stroh mitnehmen, um ſich hineinzuwühlen. Gertrud packte und ſchnallte an der alten Kaleſche und an dem ſchwachen Verlaß, den ſie auf alle vier hätte. Blaſedow ließ ſich nicht ſehen. War er noch oben oder ſchon ſo früh ausgegangen? Sein Zimmer fand man verſchloſſen; aber der Fenſtervorhang bewegte ſich, ohne daß es vom Winde ſeyn konnte, mehrere Male. Gertruds Zuſtand war ein Bitterſalz, eine Miſchung ſalziger Abſchiedsthränen und bittrer Vorwürfe

auf einen Vater, der sich seiner Kinder so wenig erbarme, daß er ihnen nicht noch den Segen mit auf den Weg gebe. „Mütter," sagte sie, „haben doch immer nur den Schmerz allein. Werden die Kinder groß, so verwandelt sich Alles, was sie thun, in neue Geburtsstunden. Wer sie einmal unterm Herzen getragen hat, der wird an dem Fleck auch nie wieder gesund." Nun war dies aber ruhmrednerische Verleumdung. Blasedow, der oben hinter der Gardine Alles hörte und eben zu sehen war, weil er einmal die Gardine ergriff, um sich sein Auge zu trocknen, was Gertrud auch veranlaßte, den Abschied zu beschleunigen (nicht der Thränen, sondern der Gardine wegen), ich sage, Blasedow sagte und zwar sich selbst: „Sie ist nur eine halbe Hekuba. Nach Siebenbürgen hin ist immer der eine Herzlappen gerichtet." Er, ein ganzer Priam, dagegen hatte nicht den Muth, von den Kindern Abschied zu nehmen. Ihm

würde das Herz gebrochen seyn. Aber die Jungen waren im Anzuge. Der Schlachtenmaler klatschte mit der Peitsche. Blasedow verhielt sich ganz still, und so fuhr denn die Karavane auf und davon.

Lebe wohl, Blasedow! Auch die Muse vermag dich nicht zu trösten! Was du begonnen, muß sie vollenden! Lebe wohl, alter Murrkopf; predige Geduld! denn es wird lange währen, ehe du die Narben der Zweige, welche das Schicksal von dir abgeschnitten, verschmerzen wirst! Der Winter ist vor der Thür. Kehre unter deinen Büchern zu dem Umgang alter Weisheit zurück und denke, du hast Samen ausgestreut, daß er ihr ähnlich werde! Das Uebrige steht nun in Gottes Hand.

Die vier Dichter- und Künstler-Embryone benutzten die ersten Strahlen einer Mündigkeit, die für sie mit den letzten Hecken des Dorfes anfing, um die eßbaren Reisevorräthe zu untersuchen. Schlachtenmaler nahm zuvörderst die

zehn Thaler und ſteckte ſie, da ſie, wie er ſagte, dem Pferde zu viel zu ziehen gäben und den Wagen nur ſchwerer machten, in die Taſche. Dann zwang er dem ſatiriſchen Schriftſteller die Peitſche auf, indem er ihn daran erinnerte, daß, wenn der Vater ſo oft geſagt hätte, er müſſe eine Geiſſel der Menſchheit werden, er nun gleich mit den Pferden anfangen könne, zog ſein Taſchenmeſſer und zerlegte einen Schinken, den die Brüder mit einander theilten. Schlachtenmaler ſetzte hinzu: „Mutter hat geſagt, wir ſollten ungefähr auf dieſe Art zu Mittag eſſen; da wir aber geneigt ſind, dies Mittageſſen in die Frühe zu verlegen, und noch nicht gut für uns ſagen können, wenn die Sonne am höchſten ſteht, ſo werden wir doch vielleicht in einem Gaſthof —“ Hier ſtockte der Wildfang, weil die Uebrigen ihm keinen Muth machten. Nichts war ihnen ſo dringend unterſagt worden, als in Gaſthäuſern einzukehren. Sie hätten ja Eſſen

genug im Wagen und Heu für das Pferd und einen Trog sogar zum Wassertrinken für alle fünf zugleich; „den Luxus sollten sie sich nicht unterstehen," hatte Gertrud gesagt. Der Bildhauer meinte, „man könne es ja auf den Zufall ankommen lassen," und Schlachtenmaler lachte, indem er sagte: „Was wir heute zuviel ausgeben, können wir ja morgen sparen."

Ueberhaupt hatten sie noch Ursache, sich zu beobachten. Sie mußten von Vetter Tobianus Abschied nehmen. Als Theobald, der Volksdichter, der Jüngste, nicht einhalten wollte mit dem Schinken, zog ihm Schlachtenmaler mit der Peitsche schnell Eins über's Ohr. Theobald war sich der ungesetzmäßigen Handlung so gewiß, daß er still das Messer fortlegte und sich die verdiente Züchtigung gefallen ließ. „Das sag' ich euch gleich," fing der Schlachtenmaler an: „wenn der Eine mir nach Rom und der Andere nach Jerusalem will, dann bringen wir nichts Gescheites zu Stande.

Einigkeit muß seyn, Kinderpossen müssen unbedingt nicht mehr vorfallen. Frei ist der Mann, der sich selbst beschränkt. Wir zählen zusammen einundsechzig Jahre; da könnten wir doch wohl schon einigen Verstand haben. Es gebt nach der Mehrheit. Ich bin achtzehn Jahre alt, ihr Andere verhältnißmäßig. Sind wir uneins, so zählen wir die Jahre zusammen. Hab' ich z. B. nur einerlei Meinung mit Theobald, der zwölf Jahre zählt, so bin ich von euch Beiden, die ihr zusammen einunddreißig zählt, überstimmt: denn ich und Theobald sind nur dreißig. Das ist nicht mehr wie billig: denn es könnte leicht scheinen, als wäre Theobald von mir bestochen. So wie ich aber mit einem von euch Beiden, Lehmkneter Amandus oder Alboin von Samosata, zusammenstimme, so ist die minderjährige Minorität unterdrückt." Dies war gleichsam die constitutionelle Verfassung, die sich der kleine Staat gab, und zu deren Besiegelung

Schlachtenmaler vorſchlug, Einer ſolle dem Andern eine Ohrfeige geben. Man würde dies gewiß gethan haben, wenn der Wagen nicht ſchon dicht vor Tobianus Thüre geſtanden hätte.

Der Pfarrer kam heraus und reichte jedem der Brüder die Hand, dem älteſten aber einen Brief, welchen er an Sophien abgeben ſollte. Sie war nämlich durch Vermittlung der Gräfin Sidonia in eine adelige Familie als Geſellſchafterin gezogen worden; dieſe Familie wohnte gegenwärtig in Kaputh, und Oscar wurde feuerroth, als er dies hörte: denn was hatte er um Sophien nicht gelitten! War ſie nicht die erſte Neigung ſeines knabenhaften Gemüthes geweſen und die erſte Veranlaſſung zu einem Geſpenſte, das ſeit der Bannungsſcene mit Blauſtrumpf auch im Dorfe das letzte geblieben? Hatte er ſich nicht mit ihr nächtlich in einem Bettlaken über den Hof in den Garten geſchlichen und in der Laube mit ihr geſeſſen, ohne daß ſie noch recht

wußten, was die Liebe war? Und hatte Blasedow es ihm nicht mit einem entsetzlichen Prügel eingebläut, so daß er mit Sophien allen Geschmack daran verlor? Tobianus brachte außerdem noch einige alte Schulbücher mit, die er den Brüdern schenken und es dann Gertruden zur Freude sagen wollte. Als er denselben Nachmittag Blasedow erzählte, er hätt' seinen Jungen einen alten Telemach mitgegeben, einen zerrissenen Bröder, Schellers kleines Wörterbuch, den Horaz mit Gottschlings deutschen Noten und mehreres Andere ad modum Minellii, lachte Blasedow aus drei Gründen laut auf: „erstens brauchten sie das Zeug gar nicht; zweitens wären ganz andere Ausgaben jetzt in den Schulen eingeführt, und drittens würde Schlachtenmaler schon nicht faul seyn, die ganze Bescherung beim Antiquar zu verkaufen." Bitterböse fiel Gertrud ein: „Ja, dann würde es ihr doch leid thun, den Menschen geboren zu haben."

Gegen Mittag vereinigten ſich alle einundſechzig Stimmen, die auf der Kaleſche ſaßen, dahin, daß ſie am rothen Ochſen in Dreifelden halten und anſtändig eſſen wollten. „Man möchte ja glauben," ſagte der Schlachtenmaler, „wir wären wie die Kirchenmäuſe bloß vom Wort Gottes aufgezogen oder hätten uns von den Flöhen ernähren müſſen, die die alten Weiber Sonntags aus ihren Unterröcken verlieren und in den Kirchſtühlen zurücklaſſen!" Der Wirth zum rothen Ochſen nahm die ihm wohlbekannten Paſtorsſöhne freundlichſt auf und ſetzte ihnen wie reiſenden Landjunkern vor, die die Univerſität beziehen. Für dies hätten ſie ſich auch gern ausgegeben; aber der Wirth ſagte: „In Kaputh iſt ja noch keine Univerſität!" — „Ja, aber es wird jetzt eine hinkommen," meinte Schlachtenmaler und fuhr fort: „Eine Akademie iſt ohnehin ſchon dort. Wir ſind Alle eigens nach Kaputh eingeladen worden, um die neue Univerſität gleich beziehen

zu können. Man würde ſie längſt eröffnet haben, wenn es nicht zu ſehr an Verbrechern in Sayn-Sayn fehlte.“ Der Wirth meinte: „Wie ſo?“ — „Nun,“ entgegnete Schlachtenmaler, „man hat noch kein anatomiſches Theater auskochen können, weil hier im Lande Jedermann wenigſtens ein ehrliches Begräbniß verdient, wenn's auch ſonſt Schelme genug gibt.“ — „Ja, das weiß Gott!“ ſagte der Wirth, indem er die ſchwarze Tafel anblickte, wo ſeine Schuldner mit doppelter Kreide verzeichnet ſtanden. Aber erſchreckend, daß er's hätte vergeſſen können, fuhr er fort: „Hat Ihnen denn aber der Vater keinen Empfehlungsbrief an Herrn von Lipmann, ſeinen alten Bekannten vom Ochſen her, mitgegeben?“ — „Sie meinen einen Wechſel?“ fragte Schlachtenmaler ſtolz, während die dummen Brüder zu ſeinem Aerger kindiſch kicherten. Der Wirth bemerkte ehrerbietig: „Der junge Herr von Lipmann warten auch mit Sehnſucht, daß die Univerſität

in Kaputh eröffnet wird. Der Fürſt hat dem Vater geſagt, er ſolle ſie nur gründen, dann könne ſein Sohn ſogleich daran Profeſſor werden. Und um dieſer Profeſſur willen geht der Hofagent wirklich damit um, die Univerſität an die Börſe zu bringen und ſie auf Actien zu ſtiften.“ Schlachtenmaler ſetzte in dieſer Art das Geſpräch mit dem Wirthe fort und erfuhr dabei Manches über die Kaputher Zuſtände, wovon er, in der Reſidenz angelangt, Nutzen zu ziehen hoffte. „Umſonſt erhalten wir dies Eſſen nicht,“ flüſterte er ſeinen Brüdern zu und verſtand darunter, daß er fürchte, geprellt zu werden. In der That mußten die Reiſenden zwei Thaler ſechzehn Groſchen zahlen, ihr Pferd mit eingerechnet. Hätte Gertrud dieſe Verſchwendung geſehen, ſie würde ſich in eine Furie verwandelt haben.

Als die Brüder weiter fuhren, waren ſie in die fröhlichſte Stimmung gerathen und drückten ihre Freude durch einen Lärm auf der

Landstraße aus, der das Pferd hätte scheu machen können. Schlachtenmaler verwies ihnen diese Unbändigkeit, nicht um des Pferdes, sondern um ihrer selbst willen. Er sagte: „Vom Vater haben wir die Philisterei doch nicht gelernt, daß wir gleich einen Höllenlärm verführen, wenn wir einmal gut gegessen und getrunken haben. Je wehler es Einem wird, desto stolzer muß man sich benehmen. Die müssen wahrlich kümmerlich genug zu Hause leben, welche man nicht wieder erkennt, wenn sie einmal über Land sind und unter freiem Himmel tafeln.“ Amandus, der Bildhauer, zog zur Antwort eine Pfeife hervor, die er in der Rocktasche versteckt hatte, stopfte sie und zündete sie mit Schwamm, Stahl und Feuerstein, das er Alles verborgen bei sich trug, an. Schlachtenmaler bemitleidete ihn: denn er sah die Folgen dieses frühreifen Beginnens voraus; die Uebrigen aber genossen die Freude des Bildhauers mit und weideten sich an dem Glück

der Unabhängigkeit, welches sie hinfort genießen würden. „Er wird euch ein Opfer bringen!“ warnte der Schlachtenmaler, und Amandus, vom Rauchen schon kreideweiß, aber es doch aus sprossender Männlichkeit nicht unterlassend, bemerkte nur einfach: „Wenn der Wagen nur nicht so rüttelte!“ In der That mußte er jenes Opfer bringen, das Schlachtenmaler vorhergesehen hatte. Man wußte keinen bessern Rath, als sich im nächsten Wirthshaus einen Kaffee zu bestellen. So war dieser kleine speiende Vesuv eine gute Entschuldigung geworden, es sich auf's Neue bequem zu machen und das erhaltene Geld gar nicht anzusehen.

Der Gaul wurde wieder ausgespannt und in den Stall geführt. Schlachtenmaler sagte: „die Mutter würde über die Schonung, die sie dem Thier anthäten, sehr zufrieden seyn.“ Hinter dem Wirthshause war eine sanfte Erhöhung, auf welcher einige schattige Linden, Tische und Bänke standen. Hierher wollten

sie sich den Kaffee bringen lassen. Albein erinnerte an den Brief des Vaters. Schlachtenmaler sagte: „Wir wollen sehen, ob die Adresse paßt," und zog einen starken versiegelten Brief hervor, auf welchem stand: „An meine Kinder. Zu erbrechen," (mit Amandus war es besser geworden) „wenn ihr an einen grünen anlockenden Platz im Walde gekommen seyd. Steigt dann aus, bindet den Gaul an einen Baum fest, erbrecht das Siegel und lest euch das Vermächtniß eures euch liebenden Vaters vor!" Die Brüder sahen nun wohl, daß die Localität nicht zutreffe. Albein meinte, „wenn sie länger warteten, so würd' es zum Lesen zu finster werden." Der ermattete Amandus stöhnte: „der Vater hätte gut beschreiben; wenn sich nun ein solcher Fleck gar nicht fände!" Schlachtenmaler meinte: „Der Platz ist ganz richtig. Den fehlenden Wald sehen wir nur vor den vier Lindenbäumen nicht." Während also der Kaffee gebracht wurde, öffneten sie

den Brief, und der Jüngste mußte ihn vorlesen. Er lautete:

„Meine Söhne!

„Der Augenblick ist da, wo ihr für mich, wie die Schöpfung für Gott, zeugen sollt. Die goldnen Hörner oder die Eselsohren, die ihr an euren Häuptern tragen werdet, wird man mir aufsetzen. Bedenkt das und macht mir Ehre! Ich erzog euch zuvörderst zur Freiheit. Gemeine Gefühle ließ ich in euren Gemüthern nie überwuchern: Unkraut werden sie noch immer zeitigen; aber es wird nicht höher wachsen, als die Palmen und Cedern, zu welchen ich den Samen in den Libanon eurer Zukunft pflanzte. Ihr seyd frei; ich lehrte euch nur, daß außer euch noch Millionen Menschen in der Welt wären. Das war genug, mehr durftet ihr nicht wissen, um diese Millionen mit stolzem, sich zur Gleichheit vermessendem Auge anzublicken. Ihr hörtet aus meinem Munde nicht früher von Grafen, Präsidenten,

Miniſtern ſprechen, als von Menſchen. Ihr wißt nichts von den Unterſchieden der Stände. Drum werdet ihr mit keckem und echt vornehmem Muthe auftreten. Ihr werdet nicht zittern, wenn ihr in das Vorzimmer eines Mächtigen berufen werdet, ihr werdet euch vorher keine Fragen und Antworten einüben, ihr werdet, wenn ihr ſprecht, die Nachſätze der Perioden nicht im Halſe ſtecken behalten; ihr ſeyd frei, ſeyd meine, ſeyd die Söhne Blaſedows.

„Daß ihr ein Herz haben werdet, hoff' ich zu Gott, zu eurer Mutter und zu manchem Kummer, den ich nicht hindern konnte, daß er durch die Eheſtandsgardinen zu eurem Ohre dränge. Kinder erfahren vom Leben meiſt nur das, wofür ſie Gott den Eltern als Troſt geſchenkt hat. Sie haben ein ſcharfes Auge für die Witterungen, die auf den Stirnhorizonten der Eltern heraufziehen. Und, wo ihr nicht deutlich ſehen konntet, da, weiß ich, lauſchtet

ihr — genug, ihr habt empfinden gelernt, wenn ihr auch noch keinen Namen für eure Gefühle habt. Es ist besser, ihr gebt dem Armen schnell ein Stück Brod, eh' ihr euch besinnt, ob das Mitleid heißt, was euch dazu treibt. Kinder, wär' es von mir nicht zu künstlich, ich würd' euch zurufen: Seyd ewig natürlich!

„Was ihr gelernt habt, vorstellen, seyn und werden sollt, davon red' ich nicht: denn es ist in euch gepflanzt, euer Herz muß euch dies selber sagen. Jeder von euch hat einen hohen Beruf; Jeder hat, wenn einmal doch der Mantel Christi zertheilt werden soll, einen Rockschoß davon. Euer Wissen ist Stückwerk, aber nicht Alles sind nur Lücken. Einiges habt ihr schon vollständig, und, wenn ihr Neues sammelt, wißt ihr, wo ihr's anlegt. Worauf es beim Lernen ankömmt, ist das Fach, wo hinein man sein Wissen legt. Wer ein Ziel für sein Leben weiß, bearbeitet schnell das rohe

Material, das er empfängt, und paßt es in die Fugen ein, wo er es brauchen kann. Ich hab' euch in die Karten blicken lassen, mit welchen ich euch gegen das Leben ausspielen wollte. Ich bin nicht eitel, aber stolz darauf, daß ich ein neues pädagogisches System entdeckt habe, das System der unmittelbaren Prädestination. Indem ich euch für bestimmte Fächer erzog, wußtet ihr, wo ihr euren Henkel ansetzen solltet an die Dinge, um sie zu fassen. Und verließet ihr gar die Bahn, die ich euch vorzeichnete (was ich jedoch für's Erste euch noch verbiete), so habt ihr doch schon eine Consequenz des Lebens mit Ernst durchgemacht und werdet euch um so schneller in einen andern Beruf finden können, wie Ströme sich wohl mit Leichtigkeit ein neues Bett graben, aber nicht Seen. Ein Oekonom wird leichter ein Staatsmann, als ein Student in's Blaue hinein; ein Geistlicher wird eher ein Schauspieler, als ein Kunst-Eleve im Allgemeinen;

ja, wie oft geſchieht es nicht, daß man, wie auf dem Billard ein Stoß nach Nordoſt eine Wirkung auf Südweſt hervorbringt, auch im Leben erſt durch Carambolage zu ſeiner Beſtimmung kömmt!

„Ich benutze die letzten Augenblicke, wo ich doppelt mit euch leben möchte, weil ich euch bald ganz vermiſſen muß, um euch noch etwas Knigge nach meiner Art mit auf die Wanderſchaft zu geben. Was Gott betrifft, ſo habe ich euch oft genug geſagt, daß weder ein Bild, noch eine Geſchichte, ſelbſt, wenn's die evangeliſche wäre, ihn euch zu faſſen erleichtern würde. Gewöhnt euch, Kinder, Gott überall da zu finden, wo ihn die andern Menſchen nicht ſehen! Wollt ihr fromm ſeyn, ſo denkt: Alles iſt Gott, was euch umgibt! Nennt man euch Pantheiſten, ſo hütet euch wohl, dies zuzugeben: denn ihr erweist ja nicht Allem göttliche Verehrung, ihr meint doch nur, daß Alles in der Hand Gottes ſtehe, und daß, wo

ſeine Hand, auch ſein Finger waltet; ferner: daß ſelbſt das Lebloſe doch ein treueres Abbild Gottes ſeyn müſſe, als euer Gedanke: denn dieſer ſtreite wider Gott, jenes nicht, weil es nicht ſtreiten könne, und, wenn euer Streiten zwar unendlich höher ſteht, als jene Genügſamkeit, ſo müßt ihr doch ſuchen, ſoviel es geht, das Göttliche von eurem Eigenen auszuſcheiden, es nicht zu vermiſchen: denn das, was nicht denkt, iſt gewiſſer Gottes, als daß dasjenige, was ihr in euren Gedanken für Gott haltet, nicht der Reflex euer ſelbſt iſt. Und, wollt ihr ein philoſophiſches Syſtem über Gott haben, ſo denkt euch das All hinweg, die Geſchichte hinweg, die Natur euch hinweg und denkt euch den Moment des Nichts, wenn ihr ihn faſſen könnet ..... Wer würde da nicht die Hand vor die Stirn ſchlagen und zur Erde niederfallen und die Allmacht anbeten, die einzige Eigenſchaft Gottes, die ſein ganzes Weſen ergründet! Habt ihr in dieſen Gedanken

Klarheit, Consequenz und Zusammenhang gewonnen, dann werdet ihr lächeln zu der Erfahrung, die euch jeder Tag bietet, daß die Menschen nichts so uneins macht, als Gott, in dem wir eins sind. Das Christenthum nehmt als eine ehrwürdige Reliquie, heilig wie einen Dom, der schon in Trümmer fällt, während er noch nicht einmal ausgebaut ist. Von Christus redet mit Andacht und stellet ihn höher als Sokrates. In Luther schätzet den Mönch und den Deutschen, weniger den Theologen. Gegen nichts seyd gleichgültiger, als gegen den theologischen Parteienkampf: denn, mischt man sich ein, so geräth man oft dahin, Alles über den Haufen zu werfen, und es zu bereuen, wenn man sich dadurch um das Recht bringt, theilnehmend über die Religion zu sprechen.

„Den Staat vermeidet! Nichts ist lockender als die Rolle eines Thrasybul. Bieten sich euch Conspirationen, so fragt erst: ob schon

die Armee gewonnen ſey? Sagt man: Nein, erſt einige Recruten; dann erwidert: Wir warten lieber noch eine Weile! Drängt euch die Freiſinnigkeit und die Luſt nach politiſchen Märtyrerkronen, ſo bedenkt, es gibt der geſetzlichen Anknüpfungen genug, um ſich das Leben ſauer zu machen. Der Liberalismus iſt in der Literatur längſt ausgebildet, iſt ſogar in einige Formen der Staatsverfaſſung übergegangen; man hat alſo nicht nöthig zu conſpiriren. Ich warne euch, doch ich verfluch' euch nicht! Es gibt, in eurem Alter zwar noch nicht, aber wie lange dauert's noch! eine Freiheit, die euch Niemand verkümmern kann, die Freiheit, unglücklich zu ſeyn. Hausbackene Klugheitsregeln euch zu geben, iſt meine Sache nicht: ich weiß, daß es der beſte Weg zur Weisheit iſt, einmal ein Thor geweſen zu ſeyn; ich weiß, daß diejenigen unter meinen Jugendgenoſſen, welche immer die Folgen bedachten, meiſt ein kleines Herz hatten. Wer hielte

nicht in ſeiner Jugend das Gefährlichere für das Edlere! Ich kann nichts, als euch in die Obhut Gottes empfehlen. Macht mir den Kummer nicht!

„Was ich jedem von euch für das Fach, zu dem er geboren wurde, ſchon geſagt habe, mag ich hier nicht wiederholen. Nur das Allgemeine will ich berühren: Lernt nie anders auswendig, als mit den Augen! Was ihr gedruckt vor den Augen reproduciren könnt, das geht auch hinter die Pupille in's Gehirn hinein; der Klang aber iſt Wind. Mündliche Vorträge ſchreibt niemals nach, ſondern hört ihnen zu! Wer euch nicht feſſelt, von dem würdet ihr auch nichts lernen, ſelbſt wenn ihr ihm nachſchriebet. Ergänzt die Vorträge durch Bücher: denn wiſſet, kein Vortrag enthält ſo Nothwendiges und Neues, das nicht auch gedruckt wäre. Unſer Zeitalter will es ſo: wer etwas Neues hat, wird nicht lange anſtehen, es öffentlich mitzutheilen. An Tendenzſchriften

gebt nicht eher, bis das Buch des Gegners euch zur Seite liegt! Die Jugend widersteht selten der Ueberredung, welche in einer abzweckenden Schrift liegt, und liest sie immer das Für, so stumpft sie sich gegen das Wider ab. Könnt' ich jetzt noch einmal meine Jugend erleben, dann würd' ich mir vornehmen, vorm einundzwanzigsten Jahre keine feste Meinung zu haben: denn noch im zwanzigsten Jahre hatt' ich Meinungen, über die ich mich ein Jahr später von der Achsel ansah. Unsere Zeit weiß für ihre Tendenzen so außerordentlich viel Material in Bewegung zu setzen, die Sprache, die Geschichte, das ist Alles so mobil, damit verbarricadirt man sich so leicht, daß alle Parteien etwas Unangreifbares und noch mehr etwas Verlockendes haben. Wie geistreich wird nicht der Absolutismus, wie genial der Liberalismus motivirt! Denkt also stets bei einem Satze, dessen Wahrheit euch überraschte, daß es von diesem Satze eine Widerlegung

geben könne, die noch weit glänzender ist! Endlich werdet ihr doch wohl die Grenze entdecken, wo die Gelehrten sich nicht mehr überbieten können.

„Im Umgang mit Frauen seyd stolz! Das ist das einzige Mittel, hier Strudel, Klippen und Sümpfe zu vermeiden. Wer vor Frauen scheu ist, wird in Gefahr kommen, jede für liebewerth zu halten, und keine Gefahr ist größer. Sprecht ihr mit Frauen, so haltet den Kopf unverrückt in die Höhe und wendet ihn nicht, sondern nur die Augen, je nach euren Einfällen und Affecten. Erwägt noch Eins! Laßt euch von Frauen nicht überflügeln! Denn, da sie nicht nöthig hatten, das zu lernen, was ihr wißt und noch lernen müsset, so konnten sie ihrem kleinen Inhalte bald eine Form geben. Sie imponiren euch durch ihre Abrundung. Bedenkt dies! Was sie haben, bieten sie auf Einmal. Sie haben im Hintergrunde der Vortruppen, mit welchen sie

harçeliren, nur noch ſich ſelbſt, ihre Perſon, das, was ſie ihr Herz nennen, und was ſelten mehr als ihre Eitelkeit iſt. Wiſſet ihr das, kann es euch da noch ſchwer fallen, Frauen für zu unbedeutend zu halten, als daß ihr ſie zum Mittelpunkte eures jungen Lebens macht?

„Von beſondern Regeln geb' ich noch die: In Allem ſeyd vollſtändig und immer nach dem Beſten ſtrebend: denn ſelten iſt im Leben wie bei Tabakrauchern der wurmſtichige Kanaſter geſuchter als der geſunde, und nur einem ſo großen Philoſophen, wie Herbart, wird man verzeihen, daß er ſein Syſtem mit einem Sprachfehler eröffnet: Ich — Mich ſtatt Mir. Gegen Künſtler ſeyd ſo nachgiebig, wie gegen Kinder, und wie ihr's gegen euch wünſchtet. Gibt ein Dichter euch ſein neueſtes Werk mit nach Hauſe, und ihr ſehet ihn darauf zum erſten Male wieder, ſo vergeßt das Urtheil nicht: denn er zittert, wo er eins ſeiner Werke zur Prüfung vorgelegt weiß; er nimmt euer

Stillſchweigen für Mißbilligung, eure Nachläſſigkeit für abſichtliche Kränkung. Ihr werdet ſelbſt genug nach dem Thau der Ermunterung lechzen, ohne welchen phantaſtiſche Pflanzen verwelken. Gegen Officiere befleißigt euch einer geſetzten Zurückhaltung. Dieſe Herren ſind nicht allein von ſich, ſondern auch von ihrer Uniform eingenommen; was ſie Kränkendes auf ſich beziehen, nehmen ſie auch als dem Landesherrn geſchehen an. Lacht nicht zu ihren den Dienſt betreffenden Bemerkungen: denn, wenn dieſer Dienſt auch ein Spiel iſt, ſo geben ihm doch der Ernſt und die Maſſen, die man dabei verſchwendet, ein impoſantes Anſehen. Dem Duell entzieht euch nicht, wenn es euch angetragen wird; doch verſucht vorher jede Liſt, die euch beweiſen kann, ob der Ausfordernde nur ein Poltron iſt, oder ob er euch dafür hält! Auf Rappiere ſetzet Säbel, auf Säbel Piſtolen: dieſe Steigerung macht eurem Muthe Ehre und ſchreckte ſchon manchen

Raufbold ab. Auch unterlaßt nicht, bei jedem Duell auszubedingen, daß die Todtengräber, die euch begleiten, die Zeugen, schwören, niemals den Gegner anzuzeigen, und wenn ihr verheirathet seyd, so wird euch diese Maxime von jedem Duell befreien, daß ihr ausbedingt: der euch Ueberlebende müsse eure Familie ernähren und dies gerichtlich machen. Gegen Adlige braucht so viel Ironie, als ohne Verletzung erlaubt ist. Der Einzelne kann und wird sein von nicht ablegen: behandelt ihn auch immer darnach. Das Wort „gnädige Frau" würd' ich nie im feudalistischen, sondern im allgemeinen höflichen Sinne brauchen, wie in Oesterreich geschieht. Für feindselige Conflicte gelten hier dieselben Regeln, wie bei den Officieren. Gegen Juden verfahrt nach ihrer Bildung. Gemeine behandelt mit Entschiedenheit: denn sie sind's gewohnt und sogar weniger von den Christen, als von den Ihrigen. Wollt' ich euch eine Lehre geben, wie man sich beliebt macht, so

möcht' es sehr leicht seyn, sich bei reichen Juden einzuschmeicheln: man darf nur mit Rothschild in seinem Garten spazieren und von theuren Zwiebeln sprechen; Rothschild erwähnt eine kostbare Gattung, die er nicht hätte, und der Andere sagt mit etwas Ironie: Freilich, die ist Ihnen zu theuer! Nein, ich sage euch nur, wie man die Menschen erträgt, und da würdet ihr wohl thun, nicht zu lachen, wenn ihr reiche Juden sich ihres Vermögens rühmen hört, und sie in ihrer kindischen Freude, wie sie bei jedem Gemälde sagen, was es sie kostet, duldsam gewähren zu lassen. Gelehrte Juden nehmt wie andre auf und stoßt euch an etwaige Arroganz nur dann, wenn ihr die Kenntnisse besitzt, ihnen den Widerpart zu halten. Gegen Handwerker seyd freundlich und kommt ihnen in ihren mangelhaften Begriffen entgegen. Mit wie wenig bunten Lappen lassen sich Kinder, mit wie wenig Worten schlichte Bürger beglücken! Nichts erobert

Menſchen dieſer Art mehr, als wenn man in ihre Kreiſe hinabſteigt, einmal auch in ihrer Sprache redet und nichts verſchmäht, was von oder zu ihnen kömmt. Nur hütet euch, den Umgang ſolcher Leute zu ſuchen: denn es iſt beſſer, ihr ſeyd in Athen der Zweite, als in einem böotiſchen Flecken der Erſte. Vollends hütet euch vor weiblichen Sirenenlockungen, die euch, ſtatt auf dem Meere, hier auf einem kleinen Froſchteiche angeln zu dürfen wünſchten! Das Gemeine, ſelbſt wenn es gut iſt, das Philiſterhafte, ſelbſt wenn es euch herzlich liebt, verleugnet ſich nie und wirkt auf eure Natur zurück. Betrachtet nur junge Theologen und handelt nicht ſo, wie ſie handeln! Flieht dieſe kleinen Familien, wo es des Abends Kartoffeln und Häring gibt; ſonſt könnt ihr darauf einen Durſt bekommen, den ihr mit eurem ganzen verſcherzten Leben ſtillen müßtet! Von Schauſpielern haltet euch fern: denn ſelbſt die Beſten unter ihnen wirken unangenehm,

da ſie kein aufgerolltes Buch ſind, ſondern ſich in Geheimniſſe zu begraben pflegen. Sie ſind zerſtreut und excentriſch in jedem Momente. Auf Bewunderung eingerichtet, ſchmeicheln ſie denen, welche ihnen dienen können, ſuchen aber Andern zu imponiren. Wenn ein Schauſpieler an einen öffentlichen Ort tritt, ſo glaubt er, die Bäume ſogar müßten ſich zuflüſtern: Das iſt Roscius aus Amerika! Wollt ihr für Recenſenten gehalten werden, ſo geht mit ihnen Arm in Arm auf öffentlichen Promenaden. Eure Miethsleute bieten euch zu wenig, Schauſpieler zu viel vom Leben. Geht zwiſchen beiden durch! Gelehrte ferner ſind ſchwierig zu behandeln. Da ſie gegen junge Leute geborne Herrſcher ſind, ſo verlangen ſie wenig mehr, als Hochachtung. Traurig genug, daß auf Univerſitäten es nur Liſten und Pfiffen gelingt, in genauere Berührung mit ihnen zu gelangen. Da es aber von großem geiſtigen Nutzen iſt, gelehrten

Männern nahezuſtehen, ſo ſetzt einen Verſuch auf, um, wenn ſie euch wirklich gefällt, eine der neueſten Schriften des großen Mannes zu beurtheilen, widerlegt einen Gegner und gebt das dem Meiſter! Schreibt ihm ein altes Manuſcript ab und nehmt keine Bezahlung dafür! Könnte man nur hier nicht ſogleich in Augendienerei verfallen! Ich gäb' euch gern noch mehr Winke, um bei keinem Thee übergangen zu werden: denn Gelehrte glühen wie morſches Holz doch immer etwas Feuriges aus. Bedenkt aber auch, wie verachtet diejenigen jungen Leute von ihren Commilitonen ſind, welche ſich dadurch in die Gunſt der Profeſſoren ſetzen, daß ſie die Schoßhündchen ihrer Frauen tragen. Dem Umgang mit Staatsbeamten entzieht euch: denn dieſe oft trefflichen Männer leiden ſo heftig am Kaſtengeiſte, daß ihr nur unnöthige, ja, gefährliche Galle ſammelt. Der Staatsbeamte liebt es heutiges Tages, ſich in Debatten einzulaſſen, und die

Politik, auch ohne Auftrag seiner Obern, ist sein Steckenpferd. Durch das halsstarrige Festhalten an der vermeintlichen Regierungsansicht wird der jugendliche Widerspruchsgeist aufgeregt, und manchen Freund hatt' ich, der nur durch das exclusive Beamtenwesen, in welches ihn die Umstände von Kindheit an einzwängten, zu einer Opposition kam, die ihm zuletzt verderblich wurde. Gegen Gastwirthe seyd taktfest und vornehmeren Scheines, als wovon eure Verhältnisse die Wirklichkeit erlauben möchten. Aber genug, meine Söhne! Das Meiste im Leben und Charakter entspringt Umständen, die sich nicht voraus bestimmen lassen. Wenn meine Lehren euch nur darauf hinbrächten, daß man allerdings trachten soll, Grundsätze in sich zu zeitigen. Doch hütet euch auch hier, zu frühzeitig abzuschließen. Es klingt barock, wenn ein Jüngling von seinem Charakter spricht und erklärt: Ich bin einmal so! Nein, nein; man ist in den Jahren niemals

ſo ſehr ſo, daß man nicht noch anders werden könnte. Wer ſich zu früh auf einen hohen Standpunkt begibt, wird, wie jeder Baum auf den Bergen, ein Zwerggewächs. Wollet, was ihr ſollt! das iſt genug; freilich aber auch Alles! Meidet das Gedräng nicht und haltet nur aneinander, und der Stärkere nehme den Schwächeren auf die Schultern! Nun gehet hin und nehmet den Segen Gottes mit! Er erleuchte euer Antlitz; laſſ' er ewig das Höhere und Edle in eure Mienen hineinſcheinen. Seyd offen, ſeyd gut! Es iſt das Allgemeinſte, was man wünſchen kann; aber Jedermann weiß, wo er die Wahl hat. Nehmt meinen Segen! Ich meint' es wahrlich redlich; gebe nur Gott, daß ihr das Ziel erreicht. Es iſt groß, erhaben, aber würdig eurer Anſtrengungen!

Euer getreuer Vater ....

Da der Jüngſte geendigt hatte, und inzwiſchen der Kaffee aufgetragen war, hatte Schlachtenmaler

schen mehr davon usurpirt, als auf sein Theil gekommen wäre. Er verbarg diese Eroberung jedoch unter einem Manifeste, das er an den Abschied des Vaters anknüpfte. Er sagte: „Da hört ihr's, ich bin für euch verantwortlich. Wüßte der Vater, was für Kinder ihr noch seyd, er würde diesen schönen Brief nicht geschrieben haben.“ Darauf folgten Ermahnungen, die in seinem Munde den Uebrigen so lächerlich waren, daß er sie von der weinerlichen Stimmung, in welche sie die Epistel des Vaters versetzt hatte, erlöste. Die Knaben glichen den armen Kindern im Mährchen, die Däumlings Klugheit rettete. Schlachtenmaler bemerkte dies auch und eignete sich zum Behuf des Ausstreuens von Krümchen im Walde das meiste Backwerk an. Unter den mannigfachen Zwistigkeiten, welche diese neue Usurpation veranlaßte, wurde der Gaul angeschirrt und die Abreise angetreten. „Wir gleichen Jakobs Söhnen,“ sagte zuletzt der Schlachtenmaler,

„nur mit dem Unterſchiede, daß ich, ſtatt einen Joſeph, euch alle zuſammen an den erſten beſten vorüberziehenden Trödeljuden verkaufen möchte.“

Die Ausſchweifung mit dem Kaffee hatte acht Groſchen gekoſtet, ſo daß alſo der baare Beſtand der Kaſſe ſich noch auf ſieben Thaler belief. Es war eine gute Stunde auf der fernern Fahrt verſtrichen, als die übrigen Brüder verlangten, Schlachtenmaler ſollte ihnen einmal den Beutel mit dieſem Reſte zeigen. Sie dachten ſich dabei nichts Böſes, aber auch gewiß nichts Gutes, als der Seckelträger erblaßte, in die Rocktaſche griff und wie beſinnungslos aus dem Stroh auffuhr. War dies nun angebornes Talent zur Verſtellung, oder der Schrecken war wirklich begründet, die Brüder hielten das Pferd an und betrachteten ſich unter einander wie Geiſtesabweſende. Schlachtenmaler zog den Rock aus, ſchüttelte die Hoſentaſchen und ſtotterte: das müßte irgendwo

liegen geblieben seyn! Der Wagen wurde in allen Ritzen untersucht; aber sieben harte Thaler ließen sich schon eher entdecken, wie der Silbergroschen, den die Frau im Evangelium sucht. Keine Bemühung fruchtete. Man mußte sich entschließen, zurückzufahren und das Geld an dem Orte zu suchen, wo sie mit Kaffee ausgeschweift hatten. Der Jüngste, Theobald, vergoß Thränen und erhielt dafür von Schlachtenmaler eine Züchtigung. „Denn erbärmlich müssen wir nicht seyn!“ rief er mit hochrothem Gesichte aus, indem sie untersuchten und den Wagen ruhig zurückschleichen ließen. Bei dem Wirthshause fruchteten die Nachforschungen eben so wenig. Schlachtenmaler warnte, das Dorf in Bewegung zu bringen, weil der Finder eher vorziehen würde, das Geld zu behalten, als eine angemessene Belohnung zu erwarten. Da die Brüder sahen, daß er den Kopf nicht mit den sieben Thalern mitverloren hatte, so beruhigten sie sich und

ſtiegen auf ſein Zureden wieder in den Wagen. „Es entgeht euch nichts,“ ſagte er, „ſeyd nur verſtändig und laßt mich nachdenken, was wir thun müſſen!“

Die Muſe kann nicht verſchweigen, daß ihr Schlachtenmalers Benehmen ſehr verdächtig iſt. Sie hat ſchärfere Augen, als die Brüder, die der Aelteſte als Terroriſt behandelte. Wie kann Schlachtenmaler zureden, die Nacht in einem Gaſthofe zuzubringen, da ſie kein Geld mehr zur Bezahlung der Zeche hatten? Freilich war durch ihr ſybaritiſches Leben und den Verluſt unmöglich geworden, vor Nacht nach Kaputh zu kommen. Der Gaul war zum Umſinken müde; dennoch hätten ſie bis tief in die Nacht fahren müſſen, ſchon Töffels wegen, der den Gaul und den Wagen zurückbringen ſollte. Den Knaben verging Hören und Sehen. Schlachtenmaler benahm ſich wie ein Major, der in ſeiner Tollkühnheit mit einem Bataillon gegen ein ganzes Armeecorps Stand zu halten wagt.

Es war ſchon ſpät Abend, als die Brüder vor einem Wirthshauſe anfuhren. Je gefälliger die Aufnahme war, deſto verlegener das Brüderkleeblatt, welches Schlachtenmaler als Stengel trug. Er flüſterte ihnen zu: ſie ſollten ſich nicht verrathen, er würde Alles in's Gleiche bringen. Mit lauter Stimme forderte er vier Betten und vorher ein Nachteſſen, deſſen einzelne Schüſſeln er ſich ohne Sorge zu beſtimmen erlaubte. Die Brüder ſtießen ihn an; aber er maß große Herrſcherſchritte durch das Gaſtzimmer, ſtellte ſich an die Kupferſtiche und Empfehlungskarten von allen Gaſthäuſern der Welt, die dort eingerahmt hingen, und machte ſeine Brüder darauf aufmerkſam, wie herrlich es ſeyn müſſe, in allen dieſen nicht ſelten figürlich abgebildeten **Rhinish Hotels**, **Belvederes**, goldnen Gänſen, Königen von Holland u. ſ. w. abzuſteigen. Er ſchob ihnen alle Bequemlichkeiten des Wirthszimmers zu und ließ, noch ehe das Abendeſſen

kam, eine Flasche Moselwein auf den Tisch stellen. Die Brüder, eingedenk, daß sie nicht einen Pfennig zu bezahlen hatten, nahmen Anstand, seine Freigebigkeit zu benutzen. „Es ist einmal bestellt," antwortete Schlachtenmaler keck und schenkte ein. „Ihr müßt trinken," fuhr er fort: „Moselwein hält sich nicht lange; nicht wahr, Herr Wirth?" Dieser sagte: „Ja, meine Herren, trinken Sie mir den ganzen Keller aus, so komme ich nicht in Gefahr, daß der Moselwein dick wird. Man kann ihn öfters in Fäden ziehen, so rinnt das Gewächs zusammen. Es ist ein zärtlicher Wein." Schlachtenmaler ergänzte: „So gleicht dieser Wein mancher originellen Ansicht, die anfangs klar und frisch im Glase perlet; wird sie aber erst in unsre feuchten Keller gebracht, so kann man sie auch in klebrigen Fäden ziehen: die schönsten Weltansichten werden auf diese Art fade und nützen nicht einmal zu Essig mehr." Die Brüder staunten theils die

Wirthschaftskenntniſſe ihres Bruders, theils das dampfende Abendeſſen an, welches jetzt vor ihnen ſtand. Schlachtenmaler legte vor und verwies Jedem ſeine Blödigkeit. „Im Nothfall," flüſterte er, „kann der Wirth ja unſer Pferd pfänden." Aber, ſtatt zu eſſen, legten die Brüder nun erſt recht die Gabeln fort. „Das wäre ſchön!" fuhr Amandus heraus. Aber Schlachtenmaler ſtampfte grimmig mit dem Fuße auf, und ſie aßen, ſchon deßhalb, um nicht aufzufallen. Darauf ermunterte ſie der älteſte Bruder zur Nachtruhe und befahl dem Wirth, Leuchter anzuzünden, für's Pferd zu ſorgen und ihnen ein Frühſtück bereit zu halten. Unterwegs auf der Treppe ging das Licht aus und gewiß nicht ohne Urſache, denn Schlachtenmaler hatte ſchnell etwas auf der Erde zu ſuchen. Der Wirth holte ein neues Licht, und Schlachtenmaler war einen Augenblick verſchwunden. Die drei Brüder harrten oben eine geraume Zeit, bis er

endlich kam und sich obenhin entschuldigte. Unternommen hatte er etwas; wer weiß, was!

Inzwischen fingen die Brüder an, zu klagen, wie es ihnen morgen ergehen würde. Sie sahen sich schon alle in ihren eigenen Sprenkeln hangen, und Amandus sagte sogar: „Statt als Kunstjünger werden wir nach Kaputh als Gauner transportirt werden.“ Schlachtenmaler schlug mit dem Stiefelknecht auf den Tisch: Männer müßten sie seyn und das Herz nicht in den Beinkleidern haben. Schufte wollten sie an dem Wirth nicht werden und gedächten, ihn von Kaputh aus zu bezahlen. Nur das Nächste erheische Erwägung, die morgende, glücklich zu bewerkstelligende Flucht. So hätten die alten Spartaner auch ihre Söhne erzogen und sie früh gewöhnt, zu ihrer schwarzen Suppe sich Zukost zu stehlen, wo sich nur Einer bestehlen ließ. Auch wären sie am Altar der Diana weniger ihrer Schulden wegen gegeißelt worden, als deßhalb, wenn sie Alles,

wie die Heloten, pünktlich bezahlten. Als die Brüder einwendeten, ob er die durch seine Schuld verlorenen sieben Thaler denn ersetzen könne, antwortete er: „Wir müssen auf Mittel sinnen, zu Geld zu kommen; Kaputh ist ein theures Pflaster; die sieben Thaler würden kaum hingereicht haben, uns mit dauerhaftem Schuhwerk zu versehen; sehet, was euch im Traume eingegeben wird!“ Damit schlief er ein.

Als die Brüder am folgenden Morgen aufwachten, war Schlachtenmalers Bett leer. Sie fürchteten von seiner Seite Verrath und litten Höllenangst, da sie nicht Lärm zu machen wagten. Eine heimliche Entfernung aus dem Hause hätten sie schon gewagt; nur hatten sie ein Pferd und einen Wagen! In dieser Noth trat Schlachtenmaler ein und sagte seinen Plan: Das Pferd stände bereits angeschirrt vorm Hause. Zwei könnten ohne Weiteres fortfahren, die beiden Uebrigen müßten, gleichsam als Garantie der Bezahlung, zurückbleiben und

darn mit List fortzukommen suchen. Er wollte das Schicksal um Rath fragen, wen dies gefährliche Los treffen würde; allein die Brüder beschworen ihn, zurückzubleiben. „Gut!“ sagte er; „dann bleibt Amandus bei mir.“ Die beiden Jüngeren waren natürlich einverstanden. „So geht ihr nur ohne Sorge hinunter, trinkt im Gastzimmer etwas Kaffee, setzt euch in den Wagen und fahrt langsam voraus. Sowie wir Beide kommen, geht es mit Verzweiflung vorwärts.“ Die beiden Brüder befolgten die Vorschrift und fuhren richtig unten wie aus Zerstreuung voraus. Schlachtenmaler und Amandus mußten nun suchen, unbemerkt aus dem Hause zu kommen. Es war sehr geräuschvoll und belebt. Im Hofe bellte der Hund, unten wurden die Dienstboten gezankt. Die beiden Brüder schlichen so weit die Treppe hinunter, bis sie eine freie Aussicht auf die Flur hatten. So eben ging der Wirth mit dem großen Rechnungsbuche in

das Gastzimmer. „Benutze den Moment!“ raunte der Aelteste dem Andern zu. Dieser stieg auf den Zehen die Treppe hinunter und ging dann mit Behutsamkeit an dem Zimmer vorüber, wo der Wirth ihn zu gutem Glücke nicht sah. Amandus war geborgen.

Am Ende des kleinen Städtchens, in welchem diese Abenteuer vorfielen, harrten die drei Brüder mit Zittern auf den ältesten. Endlich kam dieser athemlos gelaufen, schwang sich auf den Wagen, und in gestrecktem Laufe ging es davon. Wohl eine Viertelstunde war das Pferd zu keinem Trabe begnadigt. Scheu blickten die Brüder auf die Landstraße zurück, ob sich nirgends ein Verfolger zeige. Ein Reiter könne sie im Nu einholen, meinte Schlachtenmaler und trieb das Pferd an. Endlich war dies so mit Schweiß bedeckt, daß er selbst zum Einhalten rieth und nun seine Geschichte erzählte: Er wäre mit der unbesorgtesten Miene von der Welt, wie ein reicher

Wollhändler, in's Wirthszimmer getreten und hätte ſeinen Kaffee geſchlürft. „Inzwiſchen,“ fuhr er fort, „erſucht' ich den Wirth, mir einen Rechnungsauszug zu beſorgen. Dieſer ſtellt ſich an ſein Schreibepult und kehrt mir den Rücken zu. Den Moment benutzend, ziehe ich mich an ein Fenſter zurück, das ich vorher geöffnet hatte, weil es mir zu dunſtig in dem Zimmer wäre, und ſpringe mit einer bebenden Wendung ohne alles Geräuſch hinaus. Der Wirth hat gewiß noch gerechnet, als ich ſchon am Ende des Neſtes war. Wir müſſen ja gleich in Kaputh eintreffen.“

Die Brüder hatten aber Kenntniß der göttlichen und menſchlichen Gerechtigkeit genug, um zu wiſſen, daß nichts ſo fein geſponnen, es käme doch zur Sonnen. Auch war Schlachtenmaler ſehr verſtimmt und meinte: Vier mit einem Wagen in Kaputh einziehende junge Leute würden von dem geprellten Wirthe bald ausgefragt ſeyn. Das mußten die Andern

leider bestätigen und wurden immer trauriger, je näher sie der Stadt kamen. „Wir wollten ja recht gern bezahlen," meinte der Aelteste wieder und schien mit diesen verblümten Klagen etwas zu beabsichtigen, „hätten wir nur die Mittel dazu." Und Amandus sagte: „Betrüger sind wir nicht." Die beiden Jüngsten weinten. „Nun denn," sagte Schlachtenmaler, „da liegt Kaputh! Wir sind hier in der Vorstadt, und Gott selbst gibt uns einen Fingerzeig, unsre Sünde wieder gut zu machen." Nämlich der Schlaue bemerkte, daß hier eben ein Pferdemarkt gehalten wurde. Juden handelten mit den Bauern. Die käuflichen Pferde hüpften munter vor den Roßkämmen vorüber. Es war ein Gewühl und ein Treiben verlockender Art. „Töffel ist doch nicht mehr hier," meinte der Aelteste. „Ja, wo lassen wir denn das Pferd und den Wagen?" fielen die Brüder ein. Schlachtenmaler, statt Antwort zu geben, rief einen Juden an, den sie fast

übergefahren hätten: „Heda!“ und hieb ihm über die Ohren. Dieſer machte Lärm, und Schlachtenmaler winkte ihm lachend zu: „Nun, haut uns wieder über die Ohren! Was gebt Ihr für Pferd und Wagen?“ Der Handelsmann trat näher und fing zu prüfen an. Das Pferd war munter und friſch; kein ausgedientes Cavalleriepferd, wie hier ſo viele, ſondern junge Zucht von Kleinbetteln. Schlachtenmaler war abgeſtiegen und machte eine Forderung von fünfzig Thalern für Wagen und Pferd. Die Brüder dachten, Gott müßte ſie in dem Augenblick verderben; aber der Aelteſte und der Jude handelten luſtig hin und her, gingen und kamen, prieſen an und zuckten die Achſeln, kurz, für vierunddreißig Thaler wurden ſie handelseins. Schlachtenmaler nahm das Geld und lud jedem Bruder etwas von den Effecten auf. „Kommt, kommt!“ ſagte er; „wollen wir morgen nicht Alle im Thurm ſitzen, ſo müſſen wir uns von dem leicht

erkennbaren Wahrzeichen befreien. Wir bezahlen den Wirth, ſchreiben dann den Eltern unſern guten Handel und behalten gleich das Geld als Vorſchuß für die nächſten Monate hier. Denn hungern ſollen wir doch nicht in Kaputh? Ueberhaupt ſeyd ihr recht vom Lande. Will der Menſch etwas werden, ſo muß er wagen, muß er auf einer Pulvermine ſchlafen können. Vater hat genug an uns gethan, aber das Meiſte liegt noch in unſerer Hand; und vor allen Dingen werden wir nichts zu Wege bringen, wenn die Hand leer iſt."

Unter ſolchen Troſtgründen zogen die Brüder in Kaputh ein. Da wir aber einen ſo reichen Stoff vor uns haben, daß wir der weitern Aufklärung dieſes Kapitels keinen Raum geſtatten können, ſo erwähnen wir hier gleich, was doch nicht verſchwiegen bleiben kann: Schlachtenmaler hatte eingeſehen, daß mit ſieben Thalern keine Exiſtenz für ſie in Kaputh möglich war. Er war klug genug, den

Geiz ſeiner Mutter und die Weltunerfahrenheit, wie die Armuth ſeines Vaters zu durchſchauen, und wieder Philoſoph genug, um ſich zu helfen, ſo gut es ging. Mit dem Plane, Wagen und Pferd gleich in Kaputh zu verkaufen, ging er ſchon lange um. Doch um dies vor ſeinen Brüdern zu können, mußte er dieſen ihr gutes Gewiſſen nehmen. Er fing deßhalb an, ſie durch die Mittagstafel im rothen Ochſen ſchon zu Genoſſen ein und deſſelben Verbrechens und Intereſſenten ein und deſſelben Geheimniſſes zu machen. Die ſieben Thaler verlor er nicht, ſondern hatte ſie in ſeinem Stiefel verſteckt. Die Zeche im Wirthshauſe hatte er ſchon den Abend vor der Abreiſe bezahlt, ſeine Flucht war ein Mährchen, mit dem er den endlichen Wagen- und Pferdeverkauf gründlicher motiviren konnte. Wir wollen hoffen, daß ſich aus dieſem energiſchen, aber verſchlagenen Charakter Gutes entwickelt.

# Drittes Kapitel.

### Die Akademie und Regiſtrator Wiſecke.

Innerhalb der Stadt ſagte Schlachtenmaler: „Wir haben ſo viel Geld, daß ich's kaum tragen kann, und wie kläglich iſt unſer Aufzug! Scheinen wir nicht von der Zerſtörung Ninive's zu kommen und gleichen eher Aus-, als Einwanderern?“ Die Kaputher wurden neugierig und blickten den vier Knaben nach, die ſo viel Koffer und Körbe auf dem Kopfe trugen, und blieben ſtehen. Schlachtenmaler erklärte, es würde noch einen Volksauflauf geben, der ſie nicht weniger in's Gefängniß bringen könnte, wie die zur Zeit noch unberichtigte Schuld im letzten Wirthshauſe. Eine Wohnung würden

ſie auch nicht finden, wenn ſie alle Vier einen Vermiether überſtürmten. Deßhalb beſchied er die Andern, auf einem leicht wieder auffindbaren Plaze zu warten. Er wolle inzwiſchen durch die Straßen laufen und da eine Stube miethen, wo ſie an der Hausthüre am unorthographiſchſten angekündigt wäre: denn mit Leuten, die noch etwas lernen könnten, ließe ſich leichter umgehen, als mit Schönſchreibern.

Nach einer halben Stunde kam er zurück und winkte den Brüdern ſchon aus der Ferne, zu kommen. Sie folgten ihm und fanden, daß er ein herrliches Zimmer bei einem Schuhmacher für ſie gemiethet hatte. Noch fehlte es zwar an Betten, aber dieſe ſollten ihnen ohnedies von Hauſe nachgeſchickt werden. Das Zimmer war ein kleiner Reitſtall und für ihrer Vier ſchon geräumig genug. Der Wirth bewunderte den Segen der Landpaſtoren, vier ſtarke Knaben; die Wirthin zeigte ihnen alle mögliche Bequemlichkeiten an, die ſie in und

auſser dem Zimmer hätten, hing einige Schlüſſel auf und ſagte: „Sehen Sie, hier an dem Nagel!“ Die Brüder verſtanden den Lakonismus. Das Eſſen konnte vom Wirth bezogen werden. Man beſtellte es ſogleich und überließ ſich der ungebundenſten Freude. Nur Amandus kam nach einer kurzen Entfernung herein und ſagte: „Einen ſpürnäſigen Nachbar haben wir. Wie ich hinausgehe, kommt eine lange, abgezehrte Figur auf mich zu und ſagt mit dürrem Lächeln zu mir: Es freut mich, daß Sie hier wohnen werden, aber ſagen Sie doch gefälligſt Ihrem Bedienten, er möchte nicht ſo johlen und lärmen, weil meine Nerven nichts davon vertragen können.“ Amandus fuhr fort: „Ich war von der keuchenden Anrede ſo in Verlegenheit geſetzt, daß ich nichts zu ſagen wußte: denn mein Stolz hinderte mich doch, zu erwidern: Ei, wir haben ja gar keinen Bedienten.“ Alle Brüder ärgerten ſich über dieſe verdammte Feinheit, ihnen in

einer höflichen Papierdevise eine so bittere Pille zu geben, und sie entschlossen sich, ein einstimmiges Hohngelächter aufzuschlagen. Nur Schlachtenmaler hintertrieb dies und sagte: Feinheit müsse man durch Feinheit, den Fuchs durch seinen eigenen Schwanz fangen. Damit kam denn das Mittagessen.

Die Akademie und die lateinische Schule von Kayuth waren die Anknüpfungspunkte, an welchen die Brüder sich zu befestigen suchen mußten. Der Aelteste erbat sich von den Uebrigen, ihm die Auskundschaftung des Terrains zu überlassen. Er machte sich um die Zeit, als die Verdauung der Herren, welche er zu besuchen gedachte, schon im Abnehmen seyn konnte, auf den Weg, und die Jüngeren schlugen inzwischen den ihrigen ein, um von Kayuth einen Begriff zu bekommen. Sie waren einige Stunden lang durch die Stadt im Cirkel gegangen, an der Wohnung Blaustrumpfs, dem Fuchsen und solchen uns schon

bekannten Orten mehrere Male vorüber. Schlachtenmaler kam immer noch nicht. Endlich blieben sie zu Hause, um ihn nicht zu verfehlen. Fast war es Abend, als er endlich ankam und erschöpft auf einen Sessel ihres Zimmers sank. Lachen verhinderte ihn, auf die Neugier seiner Brüder zu antworten. Endlich sammelte er sich und erzählte, während die unmündigen Brüder sich die Pfeifen stopften, folgende, hoffentlich nicht erlogene Abenteuer:

„Die Akademie könnte ein schönes Gebäude seyn," sagte er: „denn Steine sind dazu genug verschwendet; von Außen ist zwar Alles glatt polirt, aber drinnen stößt man sich überall den Kopf. Der Baumeister muß zwei Pläne übereinander gelegt haben, so confus mischen sich hier die Gänge, Treppen und Vorsprünge. Mehrere Male stieß ich mir den Kopf und dachte in Rücksicht auf den auswendigen pompösen Styl des Gebäudes: Hoffahrt will Zwang haben. Genug, ich mußte zunächst suchen,

den Galerie-Inſpector aufzufinden. Dieſer wohnt in einem Seitenflügel der Akademie. Ich ging in ſein Zimmer, und, ſiehe! ein kleines Männchen ſpringt auf mich zu, mit grimmigen Borſten auf dem Kopfe, in Hemdeärmeln. Ein menſchliches Fragezeichen mit aufgeſperrtem Rachen, eine Kreuzſpinne, der man ſo viel Füße ausgeriſſen, bis zwei Arme und Beine übrig geblieben, eine Heuſchrecke, ſcharf bezahnt und immer auf dem Sprung. Ich war ſo erſchrocken, daß ich in der Angſt die Rollen verwechſelte, auf ihn mit dem ganzen Ingrimm, deſſen ich mich verſehen konnte, losfuhr und ihn frug: Wer ſind Sie? So lebhaft ſchwebte mir nämlich der Deſpotismus dieſer verſchränkten Figur vor, daß ich aus Schrecken ſie ſo anredete, wie ich vorausſetzen durfte, daß ſie mich anreden würde. Wer ſind Sie? Dieſe Frage, von einem jungen unbekannten Menſchen ihm aus dem Mund genommen, verblüffte ihn ſo ſehr, daß er

zurückprallte, wie Einer, der des Todes seyn will, weil er sich selbst gesehen. Unwillkürlich brach er heraus: Galerie-Inspector Weckenesel. Nun mußte aber der Teufel in mich gefahren seyn: denn, weit entfernt, mich vor meinem Irrthum zu entsetzen, fuhr ich noch in ihm fort und bediente mich all der Barschheit, die ich dem Satansmenschen von der Zunge wegstahl. Führen Sie mich in die Galerie! Der Inspector faßte nach einem Bund Schlüssel und schlorrte mit mir fort. Während eines langen dunkeln Ganges hörte ich ihn nur leise brummen; am Ausgang endlich, wo man eine Stiege hinauftreten muß, und das Sonnenlicht hell durch die langen Fenster scheint, betrachtete er mich und fuhr mir wie eine Dogge fast an den Hals, als ich vergessen hatte, ein Kratzeisen an der Treppe zu beobachten und eine dem Koth gewidmete Strohdecke. — Wer sind Sie? Sie müssen hier im Hause die Ordnung beobachten! Ich bin

für die Reinlichkeit des Gebäudes hier. Legen Sie hier auch erſt Ihren Hut ab! Als der Inſpector Weckeneſel nun gar erſt ſah, daß ich eine ganz gewöhnliche Mütze und keinen faſbionablen Hut in der Hand hatte, ſprang er die Stufen, die wir ſchon gegangen waren, wieder hinunter und ſchrie: Sie unterſtehen ſich zu fragen, wer ich bin? Herr, wer ſind Sie? Ich hatte eine Lüge im Munde und wurde nur durch meinen ſchlechten Aufzug abgehalten, eine andere, als die natürliche Rolle zu ſpielen. Indem ich mich noch beſann, was ich ſagen ſollte, goß Jemand aus einer Thür, die in der Nähe geöffnet wurde, ein Glas Waſſer aus und zwar ohne Weiteres auf den ſteinernen Fußboden, ohne den Inſpector zu ſehen. Dieſer ſtieß einen unarticulirten Zornesſchrei aus und fuhr ſchlangenartig in das Zimmer hinein: Iſt das geſittetes, akademiſches Benehmen? Hat man nicht Fälle, daß Tropfen einen Stein aushöhlen, und Sie gießen ganze

Gläſer Waſſer auf die Vlieſen? Wofür bin ich hier? Ihr Sinnen und Treiben den ganzen Tag geht auf den Verderb dieſes ruhmvollen Gebäudes aus. Die Wände werden mit Figuren bemalt, in die Fenſtergläſer ſchneiden Sie Ihre Namen ein, die Thüren werden ſo heftig geworfen, daß überall der Kalk nachläßt, Ihr Tuſchwaſſer ſpritzen Sie in die Gänge aus, daß es hier ausſieht, wie in einer Waſchküche, und — allmächtiger Gott! ich ſehe, Sie haben ſchon wieder Ihren Hund bei ſich? — Indem konnt' ich in einem Fenſter bemerken, daß ein Hund in den Hof ſprang und auf einen an die Akademie ſich lehnenden Garten zueilte. Der Galerie-Inſpector vergaß in ſeiner Angſt für die ihm anvertrauten Gebäulichkeiten meine Gegenwart und ſprang unter laut ihm nachſchallendem Gelächter dem Thiere nach. Ein in der Eile aufgeraffter Palettenſtock, der in der Nähe ſtand, diente ihm als Wurfſpieß. Vater würde glücklich geweſen ſeyn, dies zu ſehen oder zu

ſehen, daß ich es ſehe: denn es war ein kriegeriſcher Vorwurf, ſo ergötzlich, wie die Gänſeſchlachten, die er zu Hauſe für mich aufführen ließ.

„Befreit von dem zänkiſchen Manne, ſuchte ich mir einen Weg zu bahnen, wo er nur offen ſtand. Eine Thür öffnete ſich, und ein gutmüthiger, dicker Herr mit dampfender Pfeife, eine Brille auf der Naſe und in Hemdärmeln, fragte mich, wohin? — Ich ſuche den Profeſſor Silberſchlag. — Der bin ich, treten Sie ein! — Eine undurchdringliche Tabaks-Atmoſphäre waltete in dem Zimmer, ich wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte. — Ja, mein junger Mann, ſagte Profeſſor Silberſchlag lachend, hier dörren wir junge Gemälde zu alten um. Für Landſchaften iſt ohnedies nichts beſſer, als wenn die naſſen Farben am Tabaksdampf austrocknen. Setzen Sie ſich! — Herr Profeſſor, fing ich an, ich bin Sohn eines Landgeiſtlichen und komme mit meinen Brüdern

hier in Kaputh an, um für mich die Malerei und den mir nächſtgebornen Bruder die Bildhauerei zu lernen. Ich verſichere euch, der Mann ſchlug ein lautes Gelächter auf und erholte ſich erſt, als wir auf der Flur einen ganz abſcheulichen Lärm, ein Laufen und Rennen, Rufen und Toben hörten. Der dicke Mann ſprang auf, um nachzuſehen, und nun hörte ich, daß ich die Veranlaſſung des Spectakels war. Weckenefel hatte den Hund glücklich aus dem Garten getrieben und jetzt erſt bedacht, wen er oben in der Nähe der Gemäldegalerie preisgegeben hätte. Ein allgemeines Aufgebot aller dienſtbaren Geiſter des Hauſes wurde in Bewegung geſetzt, um mich, den Unſichtbargewordenen, aufzutreiben. Es iſt ein Dieb, rief Weckenefel, der uns den vermuthlichen Raphael ſtehlen will! Silberſchlag ging hinaus und beruhigte ihn mit meiner Mütze, die er dem beſtürzten Galerie-Inſpector zeigte. Als dieſer mich draußen

daran erkannte, sagte Silberschlag: Nun, der Herr ist bei mir; jetzt seyen Sie still. — Indem kam er zurück und erklärte: Es ist schrecklich, wenn Menschen aus der Erfüllung ihres Berufs einen Fanatismus machen. Dieser Mann möchte verhindern, wenn er's könnte, daß der Regen unsere Akademie naß macht, wenn ein Gewitter ist. Er duldet weder Vogelnester, noch Spinnweben im Hause. Macht sich Jemand den Rock weiß, wenn er durch das verdammt schlecht gebaute Haus geht, so beklagt er nicht den Rock, sondern die Wand, die um ihren Putz käme. Ein weißer Streifen am Aermel der Fremden erzürnt ihn so heftig, als hätten sie eine Decke von Stuccatur eingeschlagen. Aber, um auf Sie und Ihren Herrn Bruder zurückzukommen, so weiß ich nicht, wen ich von Ihnen Beiden mehr beklagen soll, Sie oder ihn? Es ist doch fast besser, daß der Letzte hier gar nicht Gelegenheit hat, Bildhauer zu werden, als daß Sie in der

That zeichnen und malen lernen können, ohne daß ich Ihnen jedoch Hoffnung gebe, es darin weit zu bringen. Correggio war ein Töpfer, und das wird auch Ihr Herr Bruder hier werden müssen. Wir haben hier eine wirklich ausgezeichnete Ofenfabrik, wo aus gebranntem Thon wirklich plastische Meisterstücke geliefert werden. Will Ihr Herr Bruder die Anfangsgründe der Bildnerei hier studiren, so muß er mit Oefen beginnen. Sie nun anlangend (damit meinte er mich), so haben leider die schönen Künste in Kaputh eine durchaus praktische Richtung. Ich bin der einzige Lehrer, der etwas von der Theorie versteht, alle meine Gehülfen sind für gewisse angewandte Fächer angestellt. Wir malen in unserer Akademie vortreffliche Theebretter, Dosen, Pfeifenköpfe und Porzellangeschirr. Unsere nicht schlechte Galerie, Sie hörten ja von Weckenesel, daß wir einen nicht unwahrscheinlichen Raphael besitzen, ich sage, unsere Galerie copiren wir

auf Blech und Porzellan. Ja selbst, ehe der Rationalismus hier so große Ausdehnung im Consistorium gewonnen hat, war die Glasmalerei nicht ohne geschickte Ausübung. Das Alles hat bisher auch kaum anders seyn können, da meine Eleven alle diese praktischen Ziele hatten. Sie sind hier der erste reine Theoretiker, und wollen Sie dabei bleiben, junger Mann, so könnte mich das allerdings glücklich machen: denn eine neue Malerschule zu stiften ist zeitgemäß und längst mein Wunsch."

„Ich schlug den Blick mit Verklärung gen Himmel. Diese Entzückung riß den Mann hin. Er zog sich den Rock an, klopfte die Pfeife aus, riß das Fenster auf und sagte: Hören Sie 'mal, gen Himmel müssen Sie nicht sehen, sonst wird mir das Herz schwer. Zwanzig Jahre sitz' ich hier in dem Dampf und betäube mich, um Gefallen an der nüchternen Prosa zu finden, welcher die Akademie sich hingeben mußte. Es gab eine Zeit, wo

auch ich mit etruriſchen Vaſen vertrauter war, als mit Meißneriſchen Pfeifenköpfen.“

„Nun denn, ſagte ich, fangen Sie mit mir an, und kehren Sie zu den Muſen und Grazien wieder zurück. S[illegible] Beide eine neue Malerſchule. — Je[illegible]ete Silberſchlag, es iſt nur Alles ſchon ſo ziemlich vorweggenommen. Es iſt ſchwer, etwas Neues zu erfinden. — Laſſen Sie uns, ſagte ich übermüthig, doch den Mann ſehr für mich einnehmend, laſſen Sie uns Genre und Hiſtorie, Hiſtorie und Landſchaft verbinden, oder ſollte es nicht möglich ſeyn, in die Malerei gleichſam das bürgerliche Trauerſpiel einzuführen? Sollte man nicht das vorzugsweiſe moderne Genre darin finden, die Situationen unſerer Zeit auch in unſern Coſtümen darzuſtellen, Scenen aus Cabale und Liebe zu ſchildern, italieniſche Reiſende zu malen, kurz, Alles das auch mit Farbe zu bekleiden, was gewöhnlich nur den Kupferſtechern eingeräumt wird?“

„Es ist schwer, sagte Silberschlag nachdenklich, hier die Prosa zu vermeiden. Der Leibrock ist so abscheulich."

„Nun denn, entgegnete ich, nehmen Sie die Malerei im Uebergange zur Musik; stiften Sie eine Schule, die sich durch den höchstmöglichen Grad von Romantik auszeichnet. Geben Sie die Formen, die Figuren auf und behalten Sie nur noch die Farben zurück. Mystische Seelen haben längst den Regenbogen in Ideen zu deuten gewußt, ja, man hat sogar Personen aus ihnen gemacht und in zwölf verschiedenen möglichen Farben auch die zwölf Apostel nachgewiesen, ihr Temperament, ihre Auffassung des Christenthums, ihren Zweifel und ihren Jähzorn, der dem Malchus das Ohr gekostet hat. So müßte man eine Musikmalerei oder eine gemalte Musik erfinden, Alles in Duft und Töne auflösen und für die Liebe, den Haß, die Hoffnung, die Freude, den Schmerz, für alle Affecte der

menschlichen Seele eine eigene Tusche annehmen. Dann hätten unsere mystischen Maler leicht arbeiten. Ein blauer Kreis rings um die Leinwand ist die Liebe Gottes und daran ein grauer Kreis das Chaos; das Grau mildert sich, Sonnenstrahlen brechen durch die Nebel hindurch. Die Erde ist geschaffen, und ein rother Kreis gibt Adam und Eva im ersten Rausche der Freude, Menschen zu seyn, zu erkennen. Dann ein gelber Streifen — wer würde nicht die Schlange erkennen? Und so die ganze Schöpfung, den Sündenfall, bis auf die neue Zeit hindurch."

„Als ich das Zeug alles so confus hergesagt hatte —"

„Das Beste daran," bemerkte Amandus, der Bildhauer, „ist wohl, daß du uns belügst."

„Auf Ehre," vermaß sich der Aelteste, „ich habe wohl noch weit mehr gesagt, weil mir Silberschlag gefiel und ich ihm. Er lachte

und meinte: Nun, wir wollen ſchon etwas ausheckeu. Damit ſchenkte er mir gutes Bier ein und wird morgen den Unterricht anfangen. Er ſoll groß in Thiermalerei ſeyn. Es gibt auch kein Gemälde von ihm, wo er nicht, wenn es gerade kein Bruſtbild iſt, ein Mäuschen in einem Eck anzubringen wüßte. Er hat daher auch den Namen des Mäuſe-Raphael, wie es ja ſchon längſt in der Schweiz einen Katzen-Raphael gibt. Was mich am meiſten wundert, iſt, daß dieſe beiden Maler beſſere Freunde ſind, als die Thiere, die ſie ſo natürlich ſollen ſchildern können.....“

Schlachtenmaler hörte noch lange nicht auf, in dieſer Weiſe mehr ſeinem guten Genius, als der Wahrheit zu huldigen. Er log nicht, er ſagte aber auch nicht die Wahrheit. Er hatte darin etwas mit dem Dichter gemein, der ſich auch herausnimmt, ſeine Lügen für dazu noch preiswürdige Wahrheiten auszuſprechen. Inzwiſchen gingen die Brüder ab

und zu; das Essen wurde aufgetragen, und der satirische Schriftsteller, Aesop Alboin, hatte viel heraus- und hereinzuklappen. Endlich kam er mit geheimnißvoller Miene und brachte einen Brief, den er auf der Treppe gefunden. Der Brief war an Niemanden adressirt und so lose versiegelt, daß man rathschlug, ob man sich des Inhalts bemächtigen solle. Schlachtenmaler war deßhalb dagegen, um die Andern desto mehr dafür zu stimmen. Er besah den Brief von allen Seiten und behauptete, es möchten wohl die Geheimnisse ihres höflichen Nachbars, des Registrators Wiesecke, darin ausgesprochen liegen. Diese Vermuthung reizte die Neugier. Man roch und zerrte an dem Briefe herum, bis ihn endlich die Jüngern eröffnet hatten. Das Licht wurde zurechtgestellt. Jeder wollte lesen; Alle lachten, nur der Aelteste fürchtete Verrath. Jubelnd begann Alboin:

„Lieber Freund!

„Wanzen und Flöhe sind für einen einzelnen Herrn, der chambres garnis wohnt, keine solche Plage, wie eine Brut angehender Gymnasiasten, die zufällig seine Nachbarn werden. Ich bin mit diesem Unglück seit Kurzem heimgesucht. Irgend ein verbauerter Landpfarrer hat seine Kälber auf den Markt, diesmal vier seiner eigenen Kinder, in die Stadt geschickt, die wahrscheinlich die Bestimmung haben, dereinst als Candidaten zu allen möglichen Aemtern dem Staate aufzuliegen. Vier Flegel, einer größer als der andere, schlagen im Dreschertakte auf meine häusliche Ruhe ein, an vier Galgenstricken muß ich zwischen Himmel und Erde schweben. Bald gerathen sie in Uneinigkeit und bedrohen sich, mit den Stühlen die Brust einzurennen; aber ihr Zank ist mir noch willkommener, als ihre Einigkeit: denn dann stoßen sie Jubelrufe, Barcarolen vom Lande, grunzende Dithyramben und jene

Schmerzenslaute des innern Wohlbehagens aus, die mich in meinem melancholischen Temperamente zwiefach, physisch sowohl wie psychisch, peinigen. Ohne alle Erziehung müssen diese Lümmel bisher einer Freiheit genossen haben, die mir, dem an die stillen friedlichen Registraturfächer unseres Kriegsministeriums gewöhnten Beamten und Geschäftsmann, fabelhaft erscheinen würde, müßt' ich nicht selbst ein Ohrenzeuge ihrer saturnalischen Ausbrüche seyn. Bald ergreifen sie Stiefelknechte und benutzen sie als Schalmeien, um ihre Gassenhauer abzuplärren. Ein Anderer schlägt dabei an ein Glas, um gleichsam eine Cymbelbegleitung vorzustellen. Ein Dritter trommelt an den Fensterscheiben, der Letzte rutscht mit dem Tische hin und her, um damit den Posaunenton zu treffen. Von einem Uebermuth gehen sie zum andern über. Sie wälzen sich auf den Betten und kitzeln sich so lange an den Fußsohlen, daß ich gewärtigen muß, einer von

ihnen nebenan erſtickt. Leſen ſie etwas, ſo thun ſie's laut und im ſingenden Tone. Ziehen ſie ihre Stiefeln aus, ſo werfen ſie ſich damit. Putzen ſie ſich ihre Kleider aus, ſo ſtellen ſie mit dem Geklopf ordentlich wieder ein Conzert an. Wie mögen dieſe Schlingel nun erſt mit Licht umgehen? Wann mögen ſie des Morgens aufſtehen? Wie werden ſie ſich beim Waſchen mit dem Waſſer beſpritzen und neue Treibjagden anſtellen! Der Aelteſte von ihnen, eine Hopfenſtange, die bald heirathen könnte, ſcheint ſein Vergnügen daran zu finden, die Jüngeren zu verhetzen, ſich dann zurückzuziehen und an der entſtandenen Verwirrung zu weiden. Sie oder ich — das wird die Loſung werden. Dem Hausherrn werd' ich meine Alternative ſtellen. Ich bin ein ſtilles Leben gewohnt; ich raſire mich des Morgens gern mit Behaglichkeit, ich ſetze mich an's Fenſter und rauche meine Pfeife, ich habe es gern, wenn man auf der Treppe ve

Nachbar einen guten Morgen gewünscht bekömmt. Allein jetzt befürcht' ich, auf ihr von den Rangen überlaufen zu werden und einmal des Abends im Dunkeln den Hals zu brechen. Läſen ſie nur dieſe Schilderung ihres Benehmens! Aenderi es ſich nicht, ſo ruft die Obrigkeit um Hülfe an

Ihr ergebenſter
Regiſtrator Wieſecke."

Mit vor Wuth erſtickter Stimme hatte Alboin dieſen Uriasbrief beendigt. Um ihrem ärgerlichen Gefühle Luft zu machen, erhoben ſie zuerſt hinter dem „Regiſtrator Wieſecke" ein Hohngeſchrei, wie es nur bei engliſchen Parlamentswahlen üblich zu ſeyn pflegt. Es tröſtete ſie aber nicht, ihren Unwillen auf dieſe Art kund zu geben. Sie ſannen auf Rache: „denn," ſagte Schlachtenmaler, „das iſt einmal gewiß, der Brief war nur auf uns berechnet; wir ſollten ihn finden." Man berieth, was zu

thun wäre. Theobald ſchlug vor, einen Strohhalm zu nehmen, ihn durch das Schlüſſelloch in's Nebenzimmer zu ſtecken und dann anzuzünden. Man fand dies drollig genug, nur fürchtete man, der Regiſtrator würde ſogleich Feuer! rufen. Alboin flüſterte leiſe: „Wir durchbohren die Thür und beſchießen ihn, ohne daß er merkt woher, mit Papierkugeln.“ Amandus ſagte: „Wir wollen hinüberſchicken und uns ſeinen hektiſchen Huſten verbitten.“ Der Aelteſte aber rieth zu einem einſtweiligen Waffenſtillſtande. Die Gelegenheit zur Rache würde nicht ausbleiben. — Inzwiſchen waren die Brüder müde und gingen unter Verwünſchungen, die dem Regiſtrator Wiefecke das Haar ſträuben machten, zu Bette. Schlachtenmaler lehnte ſich noch einmal an das Schlüſſelloch und rief donnernd hinein: „Morgen beſuch' ich Sophie Tobianus!“ Da war's, als ſpräng' etwas aus dem Bette und falle über ein Nachtgeſchirr, das

höchſt wahrſcheinlich umſtürzte. Die ganze Nacht hörte man ein Seufzen und Stöhnen, ein Knarren im Bette und das ſchlafloſe Dehnen eines Menſchen, den ein geſpenſtiſcher Alp um ſeine Ruhe zu bringen ſchien.

# Viertes Kapitel.

Wiedersehen und Gelinde.

Nicht dem Registrator sahen die beiden Damen in dem Eckzimmer so lange nach, sondern Jemand anders wünschten sie herbei, wie zwei sehnsüchtige Sonnenstrahlen, welche Wasser ziehen. Jener schlängelte, obwohl in gerader Linie, über den Markt, um in's Ministerium zu seinen Acten zurückzukehren. Er hatte Sophien, die so gut als versprochen mit ihm war, vor einer Rotte Landkrabben warnen wollen, welche erst kürzlich in die Stadt und in seine Nähe gekrochen und in vergangener Nacht ihren heiligen Namen auszusprechen gewagt hätten. Sophie glaubte, an der

Beſchreibung gewiß ſeyn zu können, daß dies Signalement nur auf ihre Geſpielen und beſonders ihren Spukgenoſſen, den Schlachtenmaler, mit welchem ſie unter mehr als einer Geſpenſterdecke ſtack, paſſe, und hatte in ihrer Freude die Baronin Celinde mit ihrer Erwartung angeſteckt, ſo daß ſie erſt auf Kohlen ſaßen, als der Regiſtrator ihnen wie Jeremias ſo viel Klägliches declamirte und tragirte, und nun auf Nadeln vor Erwartung und Verlegenheit. Denn ein Bedienter der Baronin hatte gleich laufen müſſen, der den Schlachtenmaler, wenn er's war (und er iſt's! rieb Sophie ſich die Hände und ſteckte noch eine Schleife mehr in's Haar), nur gleich mitbringen ſollte. So wogten nun beide Frauen, wie das Meer, das ein Opfer haben will. Sophie breitete außer ihren Armen auch ihre Gedächtnißfalten auf und wußte ſo viel zu erzählen über das Vergangene, daß die liebe Celinde ſelbſt anfing, ſich mit über das

Zukünftige zu freuen. Es war Sophien, als hätte sie in ihrem Leichtsinne (und der war groß) irgend eine Kostbarkeit verstellt gehabt und fände sie nun wieder, und als streiche sie alles Spinnenweb, was sich durch den Registrator darüber gezogen hatte, von ihm ab, und Celinde, dieser sanfte, in stiller Feier prangende Morgenstern, diese bescheidene, kleine, weiße Myrthenblüthe auf dem kolossalen Stocke ihrer Ehe (denn die Sanfte trug den fürchterlichen Namen Baronin Satan von Höllenstein), Celinde also wankte selbst wie im Traume durch das große Zimmer und griff nur zuweilen im Vorübergehen in die Saiten einer aufgerichteten Harfe, um nur außer ihrem und Sophiens laut hüpfenden Herzen noch sonst etwas leben zu hören. Endlich kam der Bediente und brachte die Botschaft, daß der Herr schon angezogen sey, nur hätt' er Noth gehabt mit der Cravatte, weil er fast keine hätte, auch mit den Handschuhen, die erst noch

gekauft werden müßten. „Ach," sagte Celinde, als sie wieder allein waren, „hätten wir ihm nur von meinem Manne das Alles mitgeschickt!" — „Vom Baron?" lachte Sophie; „solche wattirte Feldbinden mit eisernen Schnallen und hirschlederne Handschuhe, die im Leben nicht reißen, wird Oscar nicht tragen." Und Celinden war's dabei, als müßte ein lichter, goldner Engel kommen, als sie hörte, daß es Männer gäbe, die nicht so wie der ihrige wären, weniger barsch und stark, und überhaupt mehr ihr Ebenbild. Unbefangen sagte sie das auch; aber Sophie brach mit einer fast unerlaubten Naturlust hervor, daß Oscar um nichts in der Welt blond, sondern schwarz am Kopf und im Auge wäre. Und Celinde seufzte dabei, als wäre von ihrer Puppe die Rede und dachte: „Um so weißer wird sein Herz seyn." Ein Papagei im Zimmer kreischte zu dem Tumult von Empfindungen, welcher diese beiden weiblichen Wesen beunruhigte.

Endlich kam über den Platz her Jemand so Bekanntes, daß Sophie aufsprang. Nicht deßhalb, weil es Oscar war, hätte sie Celinden in ihrer wilden Art zerdrücken mögen, sondern, weil er ihr so viel Ehre machte durch seinen anständigen Gang, durch ein paar von unten schon heraufblitzende weiße Handschuhe, durch ein kleines Spazierstöckchen, welches einer so frühen Morgenvisite ganz angemessen war. Je näher er kam, desto mehr schob sie sich vor und Celinde desto mehr zurück. Jene würde das Fenster aufgerissen haben, wenn nicht Schlachtenmaler in vornehmer Gleichgültigkeit rings um sich her geblickt hätte und Sophien, die er längst erkannte, absichtlich vermeiden wollte. Jetzt hatte er das Haus betreten, der Bediente meldete den Herrn Oscar von Blasedow. Celinde saß, ohne Affectation, nur aus angebornem Instinkt, längst mit vornehmer Haltung auf dem Sopha, und Sophie, die dem Ankömmling gern gleich

in die Ohren gekniffen hätte, vermochte nichts gegen dieſe Beobachtung eines gewiſſen äußern Anſtandes auszurichten. Schlachtenmaler ging mit klopfendem Herzen durch die prachtvollen Zimmer. Ueberall auf Decken zu treten, war ihm eine um ſo peinlichere Empfindung, als er wirklich Sporen an den (von ihm ſelbſt gewichsten!) Stiefeln trug. Doch ein angebornes Talent lehrte ihn, ſich dem phantaſtiſchen Cavalier, den er vorſtellte, ganz gemäß zu benehmen. Die Reitgerte, die Sporen, die Glacéhandſchuhe und der gleichfalls eben erſt gekaufte Caſtorhut harmonirten allerliebſt zu ſeinem bloßen Halſe, auf welchem ein ſchwarzes Tuch den weißen Hemdkragen zuſammenhielt. Natur und Kunſt durchdrangen ſich bei ihm ſo, daß er ſo nett, wie ein Kupferſtich, und doch ſo wild, wie die Phantaſie ſelbſt, ausſah.

Wie er nun zu den Frauen in's Zimmer trat, war Celinde ohnehin gefaßt, und auf

Sophien wirkte die abgerundete Erscheinung so überwältigend, daß sie keinen der tollen Streiche, mit welchen sie den Jugendfreund empfangen wollte, auszuführen mehr den Muth hatte. Es war ihnen allen Dreien, wie einer Gesellschaft, die eine Glashütte besucht und plötzlich von allen Seiten in gläsernen Ketten und Banden gefangen ist durch die Kunst eines Blasers, der sich ein Trinkgeld verdienen will. Schlachtenmaler trug mit Leichtigkeit seine Grüße vor und überreichte Sophien den Brief, während Celinde Gott dafür dankte, daß sie damit doch etwas Innigeres anknüpfen könnte, da sie schon bei sich verzweifelte: für wie kalt und herzlos wird mich der Gute halten! Sie hatte ein so inniges Herz, daß sie's ihm gleich geschenkt hätte, wenn nicht versteckte Genien im altfränkischen Putze, Genien voller Muhmenlehren, sie am Rocke gezupft und ihr eine gewisse Steifheit als standesmäßig vorgeschrieben hätten. Sie frug nun Sophien, was

ihr Vater ſchriebe; doch war dieſe in den Anblick Oscars ſo verloren, daß ſie den Brief nicht einmal öffnete und ſagte: es hätte Zeit damit! Der Schlachtenmaler weidete ſich an den Reizen beider Frauen: denn er war ſchon weltklug genug, um ihre Schwächen zu überſehen; auch fing er gleich an, gegen Sophien eine ſatiriſche Petarde loszuſprengen. Denn, als ihn Celinde nach ſeiner häuslichen Einrichtung frug, ſeufzte er künſtlich und ſagte: „Alles gut, gnädige Frau, nur wohnt eine in einen Menſchen verwandelte Heuſchrecke neben uns, die mir und meinen Brüdern viel Geziſchels und Grillenfangens macht.“ Sophie erröthete und ſchwur ſich zu, noch heute dem Regiſtrator Wieſecke, den ihr der Baron Satan von Höllenſtein als die beſte Partie beim Kriegsminiſterium zugewieſen hatte, den Abſchied zu geben. Allein Schlachtenmaler, der das Verhältniß zufällig erfahren und geſtern noch durch

das Rohr des Schlüſſellochs ſo tödtliche Kugeln auf den Gegner damit hatte ſchleudern können, fuhr fort: „Denken Sie ſich, meine Damen, einen Menſchen, der die Zunge eines Wagenbalkens zu ſeyn ſcheint, der ewig nach dem Gleichgewichte trachtet und nie zu viel oder zu wenig thut, ſondern Alles ſo, wie es ſeyn muß! Gießt er auf der Flur das Seifenwaſſer aus, mit dem er ſich ſeinen grauen Bart raſirt hat, ſo geht das Schritt vor Schritt, ohne etwas zu verſchütten, Alles mit edler Beſonnenheit und einer ganz in dem Geſchäft aufgehenden Hingebung. Raucht er Tabak, ſo ſtellt er nicht etwa den Speinapf in ſeine Nähe, um Alles bequem zu haben, ſondern er ſteht jedes Mal auf und wandelt gravitätiſch dorthin, wo der Napf das Recht hat, ihm zu befehlen. Dieſer Menſch iſt ein ſklaviſcher Götzendiener der Ordnung, die er einmal für ſich und ſeine Umgebung beliebt hat. Kömmt er die Treppe herauf, ſo geht

dies Tritt vor Tritt; an der Stubenthür kratzt er dreimal seine Schuhe am Eisen, dreimal auf der Strohdecke ab; dann erst wird der Schlüssel gesucht, dann eingesteckt, dann gedreht. Das Zimmer geht auf. Nun hört man ihn, wie er erst den Stock wegsetzt, dann den Hut in eine Schachtel thut, dann den Rock auszieht, kurz, man möchte den Mann für einen Professor der Mathematik halten." Celinde lachte herzlich über diese natürliche Freimüthigkeit, mit welcher sich der Schlachtenmaler über seinen Nachbar aussprach; doch erblaßte sie, als sie Sophie sah, die blutroth dasaß. Und als nun Oscar erst den Namen des Mannes nannte, wußte sie, von wem die Rede war, und schrack ängstlich zusammen, als jener fortfuhr: „Dieser ausgedörrte Aal soll verliebt seyn und sich mit der Frühlingspetersilie eines ganz jungen Mädchens schmücken wollen, wie man in Gasthäusern ihn wohl so auf den Tisch gesetzt bekömmt. Ich

denke mir's lächerlich genug, wenn so ein alter Hahn zu seiner jungen Frau sagt: Sophie, mein Haar wird zu lang, schneid' es mir! Und nun muß Sophie die Scheere nehmen und dem entnervten Simson, der keine Thür mehr aushebt, selbst, wenn es eine Tapetenthür wäre, hinter der seine Eifersucht einen Nebenbuhler vermuthet, muß, sag' ich, ihm die Stoppeln auf dem Kopfe reinigen. Oder des Sonntags setzt sich so ein alter Krämer hin und zieht sich weiße Wäsche an, und seine junge Frau muß dann kommen und ihm vorne die Bänder an den Hemden zubinden, muß ihm die Elsteraugen ausschneiden und dann mit Rührеiern, als zweitem Frühstück, bewirthen. Sophie...." Hier war aber Celinde so blaß geworden, daß sie sich selbst vor einer Ohnmacht nur durch die Erklärung zu retten wußte: „Ach, ich gehe nur in den Garten, kommen Sie mit Sophien nach!" Nach dieser Flucht vor Schlachtenmalers Rohheit

hatte Sophie freies Terrain gewonnen, sprang auf und umarmte den Freund, indem sie lachend erklärte, die Partie wäre erst im Anknüpfen und das Besinnen noch bei ihr gewesen. Der Satan (nämlich der Baron von Höllenstein) wollte es so, und, überroth werdend, fügte sie hinzu, es wäre Alles weit lustiger in der Stadt, als auf dem Lande, und er selbst würde schon mit der Zeit noch klug werden. Schlachtenmaler verstand sie wohl und drückte sie von seinem Schoß fort, weil ihn die Neugier trieb, die Gemälde im Zimmer, den Papagei und die Kostbarkeiten der Toilette Celindens zu bewundern. Er mußte bei dieser Wanderung durch das Zimmer Sophien mitschleppen, die sich an ihn hing und nichts zugeben wollte, als er satirisch lächelnd bemerkte: „Wenn das euer Satan sähe! Der Mann ist Officier und scheint den Registrator als Redoute zu brauchen, um seine eigenen Operationen zu maskiren.“ Sophie nahm aber

einen Fächer, als er nicht aufhören wollte, und schlug ihm damit so derb auf den Mund, daß er, an Rache denkend, genöthigt war, sie zu verfolgen. Sie floh nämlich weiblicherlich durch einige Zimmer in die übrigen und warf die Thür ihres Schlafcabinets erst da in's Schloß, als Schlachtenmaler mit ihr schon drin war. Sie erzählte ihm da Mancherlei von der Vergangenheit.

Indessen duftete Celinde im Garten mit ihren Blumen um die Wette. Manche Thräne perlte in den dunkeln Augenkelchen, daß Menschen, die so lieb und gut wären, so zornige Falten auf ihrer Stirne sammeln und die Gesichtszüge zu so menschheitsfeindlichem Spottgelächter verzerren könnten. Hätte sie doch von allen Rosen gern die Dornen fortgezaubert! Sie war nur deßhalb geflohen, weil sie, wie durch ein Kaleidoskop sehend, fürchtete, die geringste Bewegung, die Schlachtenmaler nun ferner noch machen würde, könnte

ſie um das ſchöne Bild bringen, welches ſie von ihm hatte. Sie wollte ihn nicht ſehen, um ihn deſto lieber zu haben; und wie ſehr ſie ſich nach ihm ſehnte, ſo erſchrack ſie doch vor jeder knarrenden Bewegung der Gartenthür, weil ſie dachte, nun würd' er kommen und ſich ſelber wieder nicht mitbringen. Dann dachte ſie auch wohl, indem ſie ſich unter dem kleinen Griechentempel, der auf einer Anhöhe ſtand und durch einen Laubgang eine Ausſicht bot, die ſchöner war, als ſie Kaputh eigentlich gewähren konnte (ein Wunder, das ſich erſt ſpäter wird aufklären müſſen), niederſetzte — ſie dachte dann wohl: Er ſoll ein ſo himmliſcher Zeichner ſeyn! Die Menſchen wollen nur in dem rechten Lichte ſtehen, um ſich gut auszunehmen. Zeichnet er, ſo wird er nicht mehr ſpotten. Jedem iſt doch dies ſeine Religion, worin er etwas ſchaffen kann, und in der Nähe ſeines Gottes läſtert er wahrlich nicht. Inzwiſchen ſtand ſchon Schlachtenmaler, indem

ſie Papier zurecht legte und einen Bleiſtift ſpitzte, neben ihr, und Sophie ging, Blumen mehr abreißend als pflückend, hinter ihm drein. Schlachtenmaler war ganz erſtaunt, woher hier die Ausſicht in eine Gegend käme, die es bei Raputh gar nicht gäbe, und Celinde hätte es ihm gleich ſagen mögen, da ſie die Lüge auch der lebloſen Natur nicht leiden konnte. Sophie glaubte aber Wunder wie klug zu ſeyn, daß ſie gleich ſagte: „Rath' einmal!“ denn Schlachtenmaler ſagte darauf: „Wenn es dabei etwas zu rathen gibt, ſo rath' ich auf einen Tünchermeiſter, der die Ausſicht mit dem Spritzpinſel gemalt hat, auf ein italieniſches Präſepe nicht einmal, wo die Felſen doch von wirklichem Stein und nicht bloß Deckfarbe ſind.“ Die Frauen lachten; aber Schlachtenmaler drehte den Tiſch, den ihm Celinde zurecht gemacht hatte, um und ſagte: „Solche Täuſchungen ſind gut, nur muß man ihnen den Rücken zukehren: wer kann wiſſen, daß dies

eine nur gemalte Ausſicht iſt, und doch noch hineinſehen!“ Damit zeichnete er ein Puppenſpiel im Hintergrund und im Vorgrunde zwei gute Bürger, die das Schattenſpiel gleichſam für Wahrheit halten und mit kindiſcher Ueberraſchung auf die Figuren deuten, als wenn ſie lebten und man ein perſönliches Intereſſe an ihnen nehmen könnte. Celinde lachte über den Wildfang, ob ſie gleich lieber geſehen, er hätte zwei Engel gezeichnet, die mit einem Lamme ſpielen.

So gerade aber Schlachtenmaler den Bleiſtift ſpitzte, ſo wußte Sophie ihn doch in figürlichem Sinne zu krümmen. Sie machte aus ihres Freundes Talent einen Drücker, der ihm zu jeder Zeit das Haus öffnen ſollte. Celinde blickte ihn darauf mit einem Auge an, in welchem der ganze Inbegriff aller ſieben Bitten zu liegen ſchien. Ihm war's in dieſer ihn überflutenden Bläue, die ihre großen Augen über ihn ausgoſſen, als taſte er blind

an dem Azur des Himmels herum und ſuche eine Pforte, die ihm wieder den Weg zur Erde zeigte. Er verſchloß ſeine Augen, um ſich nur wieder zurecht zu finden, und meinte, wie er lehren könne, was er ſelbſt noch lernen müſſe! Dabei zeichnete er aber ſchon etwas Anderes, nämlich Celinden ſelbſt, aus dem Spiegel heraus, der an der Hinterwand des Tempels ſtand. Sie glaubte erſt, es gelte dem Blumenſtrauß, der vor dem Spiegel ſtand, und blickte unverwandt auf ihn, ſo daß Schlachtenmaler gerad' ihr Antlitz fangen konnte. Als er fertig war, erröthete Celinde und Sophie jubelte über die Aehnlichkeit, nämlich ihrer Empfehlung wegen, und weil ſie nun ein Document hatte, welches den Beruf Oscars auswies. Celinde aber wagte gar nichts zu erwidern: denn ſie dachte gerade: Wie gut er iſt! Keine Falten mehr auf der Stirn, kein Zittern mehr am Naſenflügel! Sie faßte Vertrauen zu ihm und ſeinen Arm und ſtieg

den kleinen Parnaß hinab, um ihm noch zu zeigen, was an dem Garten wäre. Schlachtenmaler fand die Blumen alle frischer und origineller als daheim in seines Vaters Garten, ob sie gleich von einem und demselben Samen waren. Nur zuweilen erging er sich in Betrachtungen, die Celinden fremdartig waren. Ueber die Passionsblumen sprach er wie ein Ungläubiger; über Fuchsschwanz erzählte er vom Eulenspiegel. Die Gärtnerbursche belustigten ihn. Es waren commandirte Soldaten vom Regimente des Barons, die, statt zu exerciren, den Dienst mit der Gießkanne thaten. Einmal sagte er, sie hätten Alle Aehnlichkeit mit ihrem Befehlshaber, den er im Bilde schon vorn im Hause gesehen; dann wunderte er sich über ihre abstehenden Ohren und meinte, das Kriegsministerium müßte einen Befehl ergehen lassen, daß den Kindern in frühester Jugend die Hauben hübsch über die Ohren und nicht hinter ihnen vorgezogen

würden: denn nur vom Zuſammenbinden hinter den Ohren kämen die abſtehenden und die Eſels-Ausſichten, wenn man ein Regiment von hinten marſchiren ſähe. Ueber alle dieſe Poſſen lachte Sophie; doch verletzten ſie Celinden. So oft ſie auch Schlachtenmalers Arm fahren ließ, wußte er, daß er wieder einlenken mußte. So ging eine Stunde hin; die Gemüther mußten ſich erſt an ihre Sprache gewöhnen. Sophien wurde die Schwatzhaftigkeit gern zugeſtanden; nur, daß der Schlachtenmaler ſelbſt mit dem wilden Mädchen ſo oft durchging, betrübte Celinden heftig. Inzwiſchen vertraute ſie auf ſein Inneres und enthielt ihm beim Scheiden einen ihrer langen, ſo ſichern und ſanft auflöſenden Blicke nicht vor. Er ſchämte ſich, dieſen wieder nicht aushalten zu können, und lief davon, ohne auf Sophien zu achten, die ſchnell aus Aerger einen Knoten in ihr Schnupftuch machte und es ihm, da er ſchon über den Hof eilte,

noch zum Schrecken der Enten, die auseinanderſtoben, nachwarf.

Als unſer junger Freund allein war, kam er ſich wie ein verfolgter Verbrecher vor. Er lief durch die Stadtviertel Kapuths und ſuchte eine Stelle, um allein zu ſeyn. Eine ungeheure Leere verödete ſeine Bruſt, es war ihm ſo hohl und unermeßlich, daß er ſich irgendwo mit Beſonnenheit ſammeln mußte. Vorm Thore war der fürſtliche Park zu mathematiſch für ſeine romantiſche Beklemmung eingerichtet. Die beſchnittenen Hecken wollten, was bei beſchnittenen Ducaten leichter iſt, kein Ende nehmen. Die Seitenwege waren gartenkünſtliche Verirſpiele, die man löſen mußte, weil große Strafe darauf ſtand, wenn man den Raſen betrat und die Knoten durchhieb. Dann kam wieder ein grüner Platz, um den einige Fechter und mythologiſche Anſpielungen aus Sandſtein herumſtanden, und den Niemand geradezu überſchreiten durfte. Dann hieß es wieder, hier dürfen

Reiter, hier Fußgänger, dort keine Hunde durch. Hier ſtanden zwei, dort drei Thaler Strafe vom fürſtlichen Landesgeſtüt- und Garten-Amte angedroht. Die Rabatten, die man nicht betreten durfte, waren recht zum Rabatt des Finanzcollegiums eingerichtet. Schlachtenmäler wußte vor weißen Tafeln gar nicht mehr, wohin, und warf ſich in ein ihm entlegen dünkendes Buſchwerk nieder, um nur Ruhe zu finden. Er ſchämte ſich ſeines Aufzuges und der feinen Handſchuhe, die aber gar keinen Staat mehr machten, da ſie längſt vom Schweiß gefärbt waren. Er warf allen Prunk von ſich, mit dem er ſich in einer Lage hatte heben wollen, wo er Alles ſo menſchlich und empfindungsvoll angetroffen. Celinde ſtand hoch für ihn, aber ſo, wie die Blume auf dem Gebirge. Um ihr zu nahen, mußte er geiſtig ſteigen und über viele zickzackige Klippen, auf denen er ſich aber gefiel. Er hatte links und rechts geſteuert, um in das Fahrwaſſer

eines grünen, ſanft ſich ſpiegelnden Fluſſes in ſeinem Innern zu kommen, deſſen Milde gegen ſeine Anſtrengung auf eine ihn nun ſo demüthigende Weiſe abſtach. Er fühlte, daß ein Weſen, wie Celinde, das engelgleich an goldnen Flügeln hinſchwebte, weniger klatſchte und lärmte, als er mit ſeinen großen Ikarus-Flügeln, und ihm doch um jene ganze Weite voraus war, in welche er jetzt mit ſo ödem und unklarem Schmerze blickte. Auch mochte ein noch tieferer Zwieſpalt in ihm geweckt ſeyn, indem er die eben empfangenen Eindrücke mit ſeinem ungewiſſen und planloſen Daſeyn verglich, und nicht ſo ſehr den Reichthum dort gegen ſeine Armuth hier, als den Geiſt und die Atmoſphäre, die über Beidem zu liegen pflegt, gegeneinander verglich. Und was aus ihm werden ſollte? aus den Brüdern, mit denen ſein eigenes Erz und Herz verquickt war? Und die Heimath! Sein dürrer, trockener, im Auge ſo glanz- und hoffnungsloſer

Vater, sein unglücklicher Meister, dessen tiefen Seelenadel er zu ahnen vermochte, und der nun mit so stiller Ergebung des Schicksals harrte, welches über seine Kinder kommen würde! Das Alles floß ihm in eine einzige große Last zusammen, die auf sein Herz drückte und ihn in jene Wehmuth versetzte, wo glücklicherweise selbst der Schmerz aufhört, weh zu thun, und sich zuletzt aus einem Chaos von Gefühlen nur das eine bestimmt und deutlich herausscheidet, daß unsere Seele adelig und unser innerster Werth höher als unser Schicksal ist.

Indem raschelte etwas durch das Gebüsch, und Schlachtenmaler bemerkte einen Mann, der, so wie er, keine Rücksicht auf die Warnungstafeln nahm und querwaldein über die verbotensten Partien ging. Näher den kühnen Irrgänger betrachtend, war es ihm, als wüßt' er sich auch in der That nicht zurecht zufinden; sondern zuweilen stand er stille und

prüfte mit einem Stocke, wohin er gerathen war. Schlug er auf Bäume, ſo ſchlich er leiſe, traf er die Luft, ſo ging er dreiſter. Er muß blind ſeyn, dachte Schlachtenmaler, und ein Bettler ohnedies, da ihm ein Faſcesbündel friſchgeſchälter Stöcke auffiel, das der Mann unterm Arm trug. So drückte ihm die Noth des verirrten Wanderers ſchwer auf's Herz, und er hob ſich ſchnell von der Erde. Wie der Blinde das Raſcheln hörte, hielt er ſtill und rief mit einer friſchen und vertrauensvollen Stimme: „Ach, lieber Herr, wo komm' ich denn auf den Weg?“ Schlachtenmaler ging auf ihn zu und betrachtete ſich den Armen näher. Er trug eine blaue Fuhrmannsblouſe, war ſonnenverbrannt und lugte mit ſeinen weißen Augen hinaus, um ſich zurechtzufinden. Schlachtenmaler erfuhr mehr von dem Irrgänger. Er war aus Coblenz und hatte Weib und Kind daheim. Beim Felſenſprengen nahm ihm das Pulver das Augenlicht,

wenn auch nicht gänzlich. Einen leichten, matten Flimmer hatte er immer vor Augen. Feste Körper und die Luft konnte er durch den Grad von Lichtmasse unterscheiden, die auf ihn eindrang. Dabei war er vertrauensvoll und stierte immer in die Luft. Die Stäbe unterm Arme verkaufe er für gute Fußgänger oder auch nur für gute Seelen. Dabei hatte er eine himmlische Ruhe in seinem Wesen, einen klaren, ätherreinen Ton in der Stimme, nichts Bettlerhaftes, keine Mitleid bezweckende Modulation, sondern sein Unglück sprach für ihn. Es lag eine solche männliche Zuversicht und so viel echter, wenn auch durch die Zeit schon überwundener Schmerz in seiner Erzählung, daß Schlachtenmaler die Thränen nicht hemmen konnte, den Armen erst auf den richtigen Weg brachte und ihm dann noch so viel aus seiner Tasche mitgab, als er entbehren konnte. Der blinde Coblenzer dankte freudig und tappte weiter fort, immer den Blick nach Oben

gerichtet, vorsichtig und besonnen sich in der Mitte des Weges haltend.

Jetzt mußte sich aber Schlachtenmaler selbst in Bewegung setzen, um nicht in Kummer zu vergehen. Jetzt hatte nur noch das menschliche Elend gefehlt, um ihn im Innersten zu erschüttern. Alle Poren seines Gemüthes gingen auf. Er konnte sich nicht beruhigen, wenn er an den Unglücklichen dachte, der ganz Deutschland mit seiner fast ganz verglommenen Augenlampe durchtastete, und im Vertrauen, daß ihn der matte Lichtschimmer vor seinem erloschenen Blicke nicht täuschen würde, jenes verklärte Lächeln auf seinen Mienen spielen hatte, welches eigentlich kein Lächeln ist, sondern nur die gespannte Aufmerksamkeit seines Schrittes, die lauschend zugespitzte Erwartung, das grübelnde Langen und Horchen in den leeren Raum hinaus. Wer ermißt all das menschliche Leid, das still an den Mauern wuchert, welche unsere prangenden Lustgärten

einſchließen! Wie viel zitternde Schmerzenstöne werden von der lautrauſchenden Melodie des Tages übertäubt! Ach, ſo kann jeder Kummer, der uns drückt, ſich noch als Tröſter an das Lager eines größern Elends ſetzen, ſo gibt zu den wenigen Vocalen unſerer eigenen Leiden erſt gleichſam die größere Zahl der Mitlauter die deutlich articulirte Sprache des Lebens. Betrübt hing Oscar den Geheimniſſen des menſchlichen Daſeyns nach und fand im Schmerze mehr, als in der Freude, den Schlüſſel derſelben. Er irrte lange umher, bis er zu den Seinen zurückkehrte.

# Fünftes Kapitel.

### Aus der Klaue den Löwen.

Wenn Registrator Wiesecke beim Consistorialrath Blaustrumpf (der immer noch nicht den Mispelheimer Kalender redigiren konnte) zum Thee war, und die Gespräche über die neuesten Schicksale der gesunden Vernunft auf dem theologischen Gebiete sich abgekühlt hatten und einige Stadtneuigkeiten als Nachtisch aufgetragen wurden, so wußt' er nicht Böses genug von den Kindern des ihm durch Blaustrumpf hinlänglich geschilderten Blasedow zu erzählen. „Was sie in der Schule thun," sagte er, „weiß ich nicht. Selten vergeht ein Tag, wo nicht Einer von ihnen zu Hause bleibt. Sie

führten erſt abwechſelnd die Gewohnheit ein, daß Einer immer von ihnen ſelbſt gegebene Ferien haben ſollte; doch an den Aelteſten kam die Reihe zu ſelten, und jetzt läßt er ſich, wie ich gehört habe, unheilbar krank in der Schule anmelden.“ Wieſecke hatte gut erzählen. Wie ſollten ſich auch dieſe vier jungen Leute, die an Fleiß und Ordnung nie gewöhnt waren, aller Vorkenntniſſe ermangelten und in Klaſſen ſaßen, wo ſie an Verſtand und Jahren allen ihren Mitſchülern voraus waren, ſich in die Disciplin der Schule fügen? Sie hatten keine wiſſenſchaftliche Grundlage, auf welche ſie die Schnörkeleien der Philologie hätten bauen können; ſie waren in manchen Fächern ſelbſt den Lehrern gewachſen und in andern die unwiſſendſten Fibelſchützen. Sie wußten von Paris und London zu erzählen und kannten den Weg nicht, auf welchem man dorthin kömmt. Sie hatten das Alterthum ſchon aus Leſſing und Winkelmann kennen gelernt

und ſollten es nun mit dem Cornelius Nepos und Eutrop erſt aus dem Grunde ſtudiren. Sie ſchrieben lateiniſche Aufſätze, die von geſcheiten Ideen und gräßlichen Sprachfehlern wimmelten. Der kindiſchen Sphäre durch ihren Verſtand längſt entwachſen, hatten ſie immer die Demüthigung zu ertragen, von den Kleinſten übertroffen zu werden. Es war mit ihnen ein Element in die lateiniſche Schule gekommen, das die Scholarchen bald als ſehr gefährlich erkennen mußten. Mit Niemanden machten ſie Gemeinſchaft, und doch ſtanden ſie bei Allem, was Ungeſetzliches und in Maſſe geſchah, an der Spitze. Alle mögliche pädagogiſche Schröpfköpfe wurden ihnen angeſetzt, um ihnen das giftige Blut zu entziehen. Aber Demüthigungen entzündeten ihren Groll nur noch mehr, ſo daß ſie nahe daran waren, für immer mit der Schule zu zerfallen oder, wie Blaufrumpf ihnen ſchon öfters gedroht hatte, de facto ausgeſchloſſen zu werden.

Die Noth der Brüder wurde noch gesteigert, als statt Geldes, dessen sie so dringend bedurften, von Hause nur Illusionen, Lebensmittel und zuweilen einige grobe Leinwandhemden ankamen, jetzt aber posttägliche Episteln von Blasedow, der die Zeit nicht erwarten konnte, schon die Früchte auf seinem neuen pädagogischen Erkenntnißbaum reifen zu sehen. „Lieber Vater," hatt' ihm zwar Schlachtenmaler geschrieben, „beim zu frühen Schütteln fallen von den Bäumen nur die wurmstichigen Früchte ab." Allein Blasedow bestürmte sie mit so dringenden Vorstellungen und Drohungen, daß sie sich entschließen mußten, seinen Zorn durch eine Fiction zu beschwichtigen, für welche sie Gott und ihr Gewissen um Vergebung hätten bitten sollen. Sie begannen nämlich, aus der Phantasie eine Laufbahn zu erfinden, welche Blasedow so gern in der Wirklichkeit von ihnen eingeschlagen sah. Sie erfanden Fortschritte, die sie noch gar nicht

gemacht, Leiſtungen, zu denen ſie kaum die Vorkenntniſſe hatten. So ſchrieb Schlachtenmaler mit einer eignen Miſchung von Muthwillen und Betrübniß: „Lieber Vater! Ich kann immer noch nicht ſagen, daß ich von der Akademie hier in Kaputh große Hoffnungen habe. Was ſie in Pfeifenköpfen leiſtet, iſt nicht ungewöhnlich; ja, man kömmt auch gewiß noch dahinter, Meerſchaum zu bemalen und damit jene etruriſchen Vaſen zu erzielen, für deren einfache Decorationsmalerei wir Talente genug haben. Das neuere Malerleben in Deutſchland hat hieher noch wenig Abſenker geſchickt. Auf dem Rande einer Porzellanſchüſſel, die der Fürſt beſtellt hatte, verſuchte ſich der Director neulich damit, die Nibelungen von Cornelius nach Kupferſtichen wiederzugeben. Für den Schüſſelrand paßte allerdings die Idee eines Cyklus, und die ganze Akademie that ſich nicht wenig darauf zu gute. Die einzige Schüſſel hätte beinahe Gelegenheit

zu einem Künſtlereſſen mit wenigſtens fünf gegeben. Ueberhaupt fehlt es uns gerade an Malerliedern, langen Haaren und weißen Hemdkragen nicht. Sähe man die Herren alle Sonnabend auf ihrem Kränzchen, ſo glaubte man ſich nach den Oſterien Roms verſetzt, weil nicht nur über den Idealismus ſehr viel geſprochen, ſondern auch geſungen wird. Jeder hat ſich ein Liederbuch kaufen müſſen, und, wer noch Köpfe zeichnet, Sonntagsſchüler, die ſich nicht ſcheuen, es durch die Fenſterſcheiben zu thun, Alles, Alles ſingt hier großartig mit, als ſollten ſie die Raphael'ſchen Cartons anemalen. Der Director Silberſchlag grübelt viel darüber nach, eine neue Schule zu ſtiften; allein, zwiſchen Cornelius und Schadow das Mittlere zu wählen, ſcheint ihm ſeiner nicht würdig. Er verfällt oft auf die wunderlichſten Grillen. Bald ſagt er mir, die Malerei müſſe ſich mehr an die Muſik, bald mehr an die Baukunſt anſchließen. Unzufrieden

mit ſeinem Rufe als Mäuſe-Raphael, ſtrebt er nach dem Verworrenſten an, um etwas Neues erfunden zu haben, und, da er unwillig genug iſt, daß die Akademie nur ein Seitenzweig der Kaputher Porzellanfabrik ſeyn ſoll, ſo wurde er's noch mehr, wie ich ihm darüber ſagte: Sie kommen mir wie Böttticher vor, der das Gold ſuchte und das Porzellan fand. Ueberhaupt, lieber Vater, muß ich ſuchen, mir einen eignen Weg zu bahnen. Nach dem Vorgange der Düſſeldorfer Schule iſt hier eine wahre Sucht eingeriſſen, Trauriges zu malen. Das trauernde Königspaar, Leſſing und Bendemann, haben hier einen langen, langen Florſtreif hinter ſich hergezogen. Alles will Momente der Niedergeſchlagenheit zeichnen. Unſre Akademie hat dadurch faſt ein Anſehen wie ein Trappiſtenkloſter bekommen. Alle unſere Kaffeebretter und Schnupftabaksdoſen enthalten ſchmerzhafte Empfindungen und trauernde Situationen. Der Director ging

ſelbſt mit einer Gruppe trauernder Mäuſe voran. Eine Speiſekammer, in der nichts zu finden iſt, bildete die Scene. Die Mäuſe ſitzen in Schmerz verſunken da und laſſen die Schwänze hängen. Komiſch iſt, daß der Director dieſes Bild für Ernſt nimmt und weit weniger Lachen als Weinen damit erregen will. Die übrigen Maler überjagen ſich nun bald mit trauernden Nonnen, trauernden Blumen, trauernden Wittwen und Waiſen, bald mit trauernden Landſchaften, ja, trauernde Fruchtſtücke werden jetzt bei uns gemalt, nämlich Aepfel, die alle ſtockig, Weintrauben, die unreif ſind. Ein Schüler aus der dritten Klaſſe (er bildet ſie ganz allein) zeichnete in Kreide und in allem Ernſt eine trauernde Landpartie, wo nämlich Regen ſich mit Staub vermiſcht und unter einem einzigen Schirm eine ganze Familie Rettung ſucht. Lieber Vater, ich weiß nicht, wie ich mir bei dieſem Treiben meine hohe Beſtimmung erhalten ſoll. Ich bin

der Einzige auf der Akademie, der ſeinen eignen Weg geht; — allein ſelbſt Studien nach dem Nackten, die erſten Anfangsgründe der höhern Kunſt, ſind mir hier durch eine falſch verſtandene Sittlichkeit ganz verſperrt. Silberſchlag, ein ſo tüchtiger Viehmaler, kann kaum Hunde und Vögel hier für Geld haben, viel weniger Frauenzimmer, die Muth und eine gewiſſe natürliche Schönheit haben. Hat doch der Mann nicht einmal eine Frau in Kaputh bekommen können, weil er einmal ein Thor geweſen war, laut zu ſagen: Nun, ſo müſſe er heirathen, um wenigſtens an ſeiner Frau zu ſtudiren! Wo er anklopfte, bekam der Mann, trotz ſeiner feſten Anſtellung, einen Korb: denn jede Mutter hätte ſich ja der Sünden geſchämt. Nun denke dir, lieber Vater, wie wir hier über die Fleiſchfarbe und die Wellenlinien im Dunkeln tappen. Kaum, daß wir die Frauenzimmergeſtalt zeichnen können, wenn ſie ſchon todt iſt. Selten werden

Leichname auf die Anatomie geliefert, und Ertrunkene ſchwimmen uns auch gar keine zu, weil Kaputh leider an keinem anſehnlicheren Fluſſe, als an einer unbedeutenden Pferdeſchwemme liegt. Unter dieſen leidigen Umſtänden, lieber Vater, hab' ich doch nie unterlaſſen, für die Schlachtenmalerei zu thun, was ich kann. Pferde bieten ſich genug dar, und ſchönere, als das wir zum Schrecken der Mutter (aber es mangelt uns wieder heftig an Geld!) verkauft haben. Ich habe eine jener vielen Schlachten gegenwärtig gemalt, die ſich beſonders durch ihren Nebel ausgezeichnet haben. Ich hielt mich an jenen Moment, wo die beiderſeitigen Heere ſich nicht nur beide nicht ſehen, ſondern auch der Zuſchauer in Zweifel iſt, was hinter den allein ſichtbaren, aus der Erde ſteigenden Dünſten verborgen ſeyn mag. Die graue, fahle Fläche meines Gemäldes ſoll, wie mich Kenner verſichern, etwas Ergreifendes haben. Einige

bunte Punkte, die durch den Nebel hindurchſchimmern, laſſen ahnen, was dahinter verborgen iſt. Einige keck hingeſpritzte rothe und gelbe Flecken laſſen ein entweder ſchon begonnenes Feuer oder einen auffliegenden Pulverwagen, am wenigſten aber ein Bivouacfeuer und einen Kochkeſſel vermuthen, wie Theobald glaubte, der bei ſolchen Gelegenheiten immer nur an Eſſen und Trinken denkt. Das ganze Gemälde iſt einen Fuß hoch und anderthalb breit und würde ſich neben Mutters Spiegel ſehr gut ausnehmen, wenn ich nicht hoffte, es bei einem neumodiſchen Kunſtverein, d. h. bei einer Gemäldelotterie, anzubringen. Ueber alles Uebrige, das die Deinen betrifft, mögen die Andern diesmal berichten. Genüge dir, lieber Vater, die Verſicherung, daß nach Vollendung ſtrebt dein aufrichtiger Sohn

Oscar, Schlachtenmaler."

Blaſedow wollte erſt gar nicht die Briefe der Uebrigen leſen, weil ihn in ſeiner Freude

über den ersten nichts so sehr gestört hatte, als die Dummheit Theobalds, einen aufsteigenden Pulverkasten, diesen genialen Gedanken Oscars, für eine gewöhnliche Kartoffelsiederei zu halten. Er sah das Gemälde so deutlich vor sich, er wußte die einzelnen Nebelmassen so zu sichten und zu schichten, daß ihm diese unsinnige Bemerkung die größte Albernheit dünkte, und er sich eine geraume Zeit gar nicht beruhigen konnte. Endlich aber, nachdem er sich das Gemälde nochmals in allen seinen Einzelnheiten recht vergegenwärtigt hatte und mehrere Male mit der Hand die angegebene Höhe und Tiefe ausmaß, ging er auf Amandus Brief über, der ihm mit gleicher Keckheit folgende Unwahrheiten meldete: „Lieber Vater! Ich habe gestern einen kleinen Diskuswerfer vollendet, der zwar nur die Copie des berühmten ist, aber doch schon eine Probe abgeben kann. Der Muskelbau einerseits war das Schwerste, andererseits die gestreckte Haltung,

die ich im Thon mit einigen Stäbchen unterstützen mußte. Es ist ein imposanter Anblick, diese gewaltige Ausdehnung vom Fußhaken an bis zur Handwurzel des linken Armes. Stellt man sich gerad' in die Richte, wo der rechte Arm seine Kraft erhebt, so glaubt man, umgerannt zu werden, und selbst bei meiner kleinen Copie hält man's nicht lange aus, in der Wurfweite des musculösen Kämpfers stehen zu bleiben. Gott behüte mich nur, daß dem Gebild, so mangelhaft es noch ist, keine unberufene Hand naht; erst neulich ist in Berlin ein junger Bildhauer, der einen Schiller in liegender, nachdenklicher Stellung in Thon geformt hatte, wahnsinnig geworden, weil die Träger beim Aufräumen der Kunstausstellung das herrliche Gebild auf die Erde fallen ließen, so daß ein unförmlicher Thonklumpen aus dem Ruhm und dem Stolz des jungen Mannes im Nu geworden war. Ach, es müßte schmerzlich seyn, wenn mein Diskuswerfer so geworfen

würde! Ich würde auch den Verstand verlieren. Als Rabenern in Dresden alle seine Gedichte und Satiren verbrannten, konnte er sie aus dem Gedächtnisse oder aus den Gebrechen der Menschen leicht wieder ergänzen; aber welche Zeit braucht der bildende Künstler für sein Werk! Nein, ich muß mich von diesem schrecklichen Gedanken losreißen..... Geschähe hier in Kaputh nur mehr für meine Kunst. Modelliren und Bossiren werd' ich lernen, obgleich mein Lehrer nur ein Töpfer ist; aber, vom Thon auf den Marmor übergehen, das wird hier nicht möglich seyn. Meinen ersten Versuch wollen sie im Ofen brennen. Es ist damit immer gewagt und für nichts gut zu sagen. Was gerade in den Ofen geht, kömmt krumm heraus, wie ja Mutter auch bestätigen wird, daß ihr selten ein Kuchen so gerathen ist und aufgegangen, wie sie's wünschte. Uebrigens machen wir in unserer Fabrik aus terra cotta doch manches

Werthvolle. Die Statue des verstorbenen Fürsten freilich, die aus gebrannter Erde so vortrefflich gerathen war, hat sich durch einen unsinnig gewählten Platz freilich wie ein Reiter von Lebkuchen aufgeweicht; man wollte sie gern auf offenen Markt stellen und vergaß, daß der Selige ohnehin immer ein milder und weicher Herr gewesen. Jetzt muß man ihn von dem Platze nehmen, weil er sich einer allmählichen Auflösung zu nähern anfing. In aller Liebe verbleib' ich übrigens dein treuer Sohn Amandus, Bildhauer."

Blasedow wurde über den Diskuswerfer sehr unruhig: daß er zusammenfallen könnte, wurde ihm, als nervenschwachem Manne, schon ganz gewiß. Er konnte ja so schon nie ein Kind tragen und damit an ein offenes Fenster gehen, ohne die Besinnung zu verlieren, weil es ihm immer war, als müßte er's hinunterwerfen. Bei Kindtaufen zitterte er vor Angst, er könnte den Säugling fallen lassen. So sah er nun

auch den fingirten Diskuswerfer immer auf der Kante eines Tiſches ſtehen und hundert Ellenbogen, die auf ein Haarbreit ihn herunterſtießen. Seine erhitzte Phantaſie mußte ſich erſt durch einige Gänge durch das Zimmer wieder abkühlen. Nun griff er nach dem Briefe Theobalds, des Volksdichters, welcher alſo lautete: „Lieber Vater! Ich benutze die wenige Muße, die mir die Abfaſſung eines Cyklus von Gedichten geſtattet, dir dieſe wenigen Zeilen darüber zu ſchreiben. Ich will den ſiebenjährigen Krieg, der Uebung wegen, beſingen, aber dabei, wo möglich, die Fehler vermeiden, die Silius Italicus gemacht hat. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen epiſchen und hiſtoriſchen Dichtungen. Die erſtern ſind in die Form gebannt, welche Homer und Virgil einmal erfunden haben, die letztern machen ſich lächerlich, wenn ſie ihre Thatſachen mit den allegoriſchen Maſchinen der gewöhnlichen Epopöe vermiſchen. Wie abgeſchmackt

ſind die puniſchen Kriege des Silius? Wie unſinnig iſt die Einmiſchung der Götter in die Kämpfe des Hannibal? Lucans Pharſalien treffen den richtigeren Ton und überragen vom römiſchen Standpunkte die Henriade und jede Alte-Frißiade, die ſich etwa des poetiſchen Apparats, wie er ſich bei Klopſtock findet, bedient haben würde. Mein Gedicht ſoll jener Poeſie der Thatſachen angehören, die nicht einmal Dichtung in die Wahrheit miſcht, wie allerdings Lucan auf ſeinem Standpunkte ganz richtig und zum Aerger der Philologen gethan hat, ſondern nur das Factum, aber als Poeſie, geben. Ich würde weder Alexandriner, noch Hexameter, noch Nibelungen-Aale zu meinem Gedichte haben brauchen können, ſondern friſch und raſch, frank und frei tromml' ich vierfüßige Jamben, die ſich wie Reveillenſchlag und Musketenfeuer anhören. Den langen, wallenden Parnaß von Mars und Minerva und all den mythologiſchen

Hülfstruppen, die zwar bei Rammlern, aber nicht bei Friedrich dem Großen den Ausschlag geben konnten, hab' ich nirgends in mein abgestecktes Feldlager eingelassen. Ich gebe ein Gedicht, wo keine Brennen, keine Söhne des Mars und dergleichen Abstractionen auftreten, sondern Husaren, Panduren, Kosaken, Alles echt und authentisch und durch den Zopf eher recht natürlich, als künstlich gemacht. Dennoch, lieber Vater, ist dies Gedicht vom siebenjährigen Kriege nur Uebung, und ich werde davon nichts veröffentlichen, als einige Episoden, die in den nächsten Miserlheimer Kalender kommen werden. Sonst bemüh' ich mich, den Geist der Zeit recht zu begreifen und über Dunkles klar zu werden. Ich verstehe noch nicht recht, wo bei unsern Zeitgenossen die Poesie eigentlich hervorbrechen wird. Jetzt höre ich nur ein geheimes Rauschen und Anschlagen, weiß aber das Nähere nicht. Die Hoffnung einiger jungen Dichter unserer Zeit,

es möchte auch der Rauch unſerer Dampfmaſchinen, der bekanntlich in Tropfen niederfällt, die Poeſie mit eigenthümlich erquickender Wirkung anfeuchten, ſcheint mir zur Zeit noch eine Täuſchung zu ſeyn. Ich fürchte ſehr, daß die, welche viel auf Eiſenbahnen fahren, die Lungenſucht bekommen. Nun, es läßt ſich übrigens noch gar nichts ſagen, und ich will mich bemühen, zur Zeit noch harmlos zu bleiben. Wunderlich iſt doch, daß Jean Paul keinen Vers machen konnte? Jean Paul war aber kein thetiſcher, ſondern ein anakoluthiſcher Geiſt. Seine Poeſien ſind Vorderſätze ohne Schluß. Wohl ſpann Jean Paul die Poeſie aus ſeinem Herzen heraus, aber immer nur Fäden; aus dieſen Fäden und Geſpinnſten konnte er kein Kleid weben. Seine Phantaſie war ein Kaleidoſkop. Sie hielt eine vereinzelte Anſchauung nicht lange feſt, ſondern miſchte ein Gebild in's andre. Mit Bildern und Gleichniſſen überhäuft ſich nur,

wer keine Geſtalten feſſeln kann. Auch lag Jean Pauls Gefühl nicht in jener Activität, die Entſchlüſſe faſſen will und ermattet in Ohnmacht zurückſinkt, ſondern in einer ununterbrochenen Paſſivität, die nicht ſelber fühlt, die nur mitfühlt. Das Gefühl des Mannes iſt Melancholie, das des Weibes Wehmuth, und Wehmuth nur kannte Jean Paul. Aus der Wehmuth entſpringen keine Gedichte, nur aus der Melancholie. Und überhaupt, wenn ich an meinem ſiebenjährigen Kriege mit Luſt gearbeitet habe, dann frage ich mich: Was hindert in der jetzigen Bildung zur Antheilnahme an der Poeſie? Früher war die Speculation jene Sphinx, die die Poeſie verſchlang, weil ſie ihre Räthſel freilich nicht rathen konnte. Jetzt iſt das Unthier die Tendenz. Die Tendenz iſt der Wurm, der ſich in die blühendſten Aepfel, in die kräftigſten poetiſchen Eichenſtämme den Weg bahnt und den Kern derſelben anfrißt; ſie iſt der

Borkenkäfer, der einen ganzen Wald von gesunder Natur vernichten kann. Die Tendenz spannt ganze Himmel und unermeßliche Horizonte über uns, während das Gedicht am besten geräth, wenn man durch die Bäume nur ein wenig Blau schimmern sieht. Für die Pfeile der Poesie mühsam vorn die kleine Pointe zu spitzen und seine Waffen hübsch blank zu putzen, das ist zu gering für unsere jetzige Bildung, wo die Dichterjünglinge nur die Zeit ausbeuten wollen. Wer echter Dichter seyn will, kann nicht immer präcis eintreffen, wenn die Post abfährt. Er wird oft hören müssen, daß er den Glockenschlag versäumte, und daß das Jahrhundert, eingewickelt in die neuesten nassen Zeitungen, so eben abgefahren ist. Ja, wir Dichter sollen Verwandte der Zeit seyn, Schwäger, aber nicht Brüder und Väter und Söhne. Brennt eine heilige Flamme auf dem Altar deines Herzens, und du läßest dem Sturmwind so freien Zugang: er tost heran und verweht

Aſche und Kohlen in die Luft. Und wenn die jungen Menſchen nur an ſich glaubten! Wenn ſie nur den Muth hätten, den Flug eines Vogels zu verfolgen und dabei zu ſagen: Ich habe gelebt! Wer will noch etwas beſingen, das beim letzten Verſe ſchon verblüht iſt und in der Dichtung nur ewig wird! Die Menſchen ſuchen ſich heute zu ſehr durch Charakter und Vollſtändigkeit geltend zu machen. Sie treten Alle wie Karavanen auf. Die ganze Vergangenheit ſchleppen ſie an ihren Kleidern; ſie wollen ſich zu neuen Begebenheiten dadurch machen, daß ſie die alten an ihren Rockſchoß heften. Das Drängen nach der Rednerbühne iſt ſtark. Jeder will das Wort haben und, hat er's, nicht wieder abgeben, weil er weiß, daß bei dem Gedräng nicht alle Tage an ihn die Reihe kömmt. Nun ſoll Alles auf Einmal geſagt werden. Ein Wort ſoll eine Welt widerſpiegeln. Fand man auch auf einem Spaziergange ein Gleichniß, das ein Gedicht

abgeben würde, man ſteckt es zu ſich und vergißt es über die Tendenz, bis man es nach acht Tagen verwelkt in ſeinen Kleidern findet. Kehrte man doch zum Menſchen zurück! Würde man wieder ein Kind, nachdem man ein Greis geweſen! Es läßt ſich hierüber noch Vieles ſagen; aber ich breche ab, weil ich mir durch Kritik nicht die Luſt, ſelber zu ſchaffen, verkümmern will. Möchten dir, lieber Vater, dieſe Bemerkungen ein Unterpfand ſeyn, ob deine Wünſche einſt befriedigen wird dein Sohn

Theobald."

Blaſedow hatte über dieſen Brief ein Doppelgefühl, das ſich gegeneinander aufhob. Es mißfiel ihm eben ſo ſehr der Stoff, den Theobald gewählt hatte, als er mit Vergnügen die Anlage des jungen Menſchen (wüßten wir nur recht, wo Theobalds erſter Entwurf aufhörte und Schlachtenmalers Ergänzungen anfingen!) zum Kritiker wahrnahm. Schien es ihm nun zwar, als könnte eine

Zeit kommen, wo jeder Dichter ſeinen eigenen Kritiker hätte, wie jedes Kameel ſeinen eigenen Höcker, ſo hoffte er doch, das natürliche Gleichgewicht zwiſchen Geburten und Sterbefällen (die Todtenliſten der Literaturblätter zeigten ohnehin noch immer auf mehr Erſtere, als Zweite) würde ſich wiederherſtellen müſſen, ſo daß mit der Zeit wieder nur ein kritiſches Ichneumon auf die Eier von mehreren Krokodilen (die Thränen derſelben ſollen den Vergleichungspunkt mit der Dichtung hergeben) kommen dürfte. Inzwiſchen wußte er hinlänglich, daß unſere Zeit mehr Verſtand, als Phantaſie hat, und fürchtete dann nur, Theobald und Alboin möchten zuſammenſtoßen und ſich die Kundſchaft ſchmälern. Alboin aber, der ſatiriſche kleine Ziegenfuß, hatte geſchrieben: „Lieber Vater! Jenes ſaure, geſichtverziehende Kraut, welches man als Reizmittel zum Lachen gebraucht hat, wie den Stich der Tarantel als Reizmittel zum Tanzen, wächst nicht allein in

Sardinien, ſondern auch in Kaputh. Ich lache wohl, aber meiſtens über Thorheiten, welche ich ausbüßen muß. Stoff genug iſt vorhanden, um aus mir eine Zuchtruthe zu machen; einſtweilen bin ich aber mehr ein Gegenſtand für ſie, als ſelber eine. Von dem Meiſten könnte man mit Juvenal ſagen: Es iſt ſchwer, darüber keine Satire zu ſchreiben; was bieten nicht die Lehrer allein für Stoff! Der Eine lehrt Geſchichte und examinirt uns nicht anders darin, als daß er ſich an den Nägeln kaut, auf welche er die Jahreszahlen mit Tinte geſchrieben hat. Ein Anderer trägt den Homer wie ein Citharöde vor und hüpft die Hexameter mit Händen und Füßen, ſo daß ich mir neulich beigehen ließ, ein Spottgedicht auf den Katheder zu legen: die convulſiviſche Metrik. Meine Hand war leicht erkannt, und der Kopf hatte es zu entgelten. So halte ich mir meine Beſtimmung noch ziemlich entfernt; die elaſtiſchen Ruthen ſchlagen zu heftig auf

mich zurück, und ich beiße mir in die Lippen, wenn mir etwas Komiſches einfällt. Inzwiſchen hab' ich neulich doch wieder Luſt bekommen, mein Zwerchfell (wenn auch ſpäter dafür meine Rückenhaut) erſchüttern zu laſſen. Ich ſchrieb ein ſatiriſches Heldengedicht, eine Groteske, wie ich's nannte, zu der Schlachtenmaler die Bilder machte. Der Rector Schimmelpfennig nämlich — übrigens längſt nicht mein Freund: denn, da er ein großer Mathematiker iſt und ewig von Cubikwurzeln ſpricht, aus denen nie ein friſcher Baum ausſchlagen wird, ſo malt' ich an die ſchwarze Tafel ein Wurzelzeichen, hängte ihn in effigie daran auf und ſchrieb darunter:

Mathematiſch war ſein ganzer Lebenslauf,
Drum hing er ſich an einem Wurzelzeichen auf

alſo — Rector Schimmelpfennig duldet nicht, daß wir Scholaren in den Zwiſchenſtunden das Schulgebäude verlaſſen und uns nebenan mit Lebensmitteln verſehen. Da wir es nun aber

doch thun, ſo gibt dieſer Zwieſpalt der Intereſſen eine ewige Abwechslung komiſcher Scenen her. Mein Heldengedicht fängt mit einem Monolog Schimmelpfennigs an:

Hilf mir, Muse, auch heut' die naschbegierige Jugend
Abzufassen, wenn sie anschleicht, mit verstohlenem Auge
Ringsum späht, das Terrain sondirt, dann plötzlich im Fluge
Durch die Pforte hinstürmt, zu holen Aepfel und Milchbrod.

Schimmelpfennig wurde nun von mir wie ein Wegelagerer geſchildert, der von ſeinem Raube auch Nutzen zu ziehen ſucht. Denn indem er unſer Brod und unſere Würſte confiscirte, verwandte er ſie für ſeinen eigenen Haushalt und hatte täglich das Intereſſe, einen reichen Fang zu thun. Seiner Schlauheit angemeſſen iſt es nun, ſo viel Schüler wie möglich herauszulaſſen. Je mehr in die Falle gehen, deſto fetter und reichlicher die Biſſen. Schnapphahn poſtirt ſich hinter die Thüre. So wie nun ein unglücklicher Fourageur hineinſchießt in die Thür, hat ihn Schimmelpfennig beim Kragen und pfändet ihn aus. Mit

einigen Ohrfeigen dafür verſehen, rennt der Geplünderte in die Klaſſe, froh, wenn er keiner weiteren Strafe verfällt. Schimmelpfennig ſtraft weiter nicht, auch ſtellt er ſich nicht alle Tage in die hohle Gaſſe, ſondern er macht die jungen Haſen ſicher, ſo daß ſie ihm bei einem allgemeinen außerordentlichen Jagen nicht entgehen können. Dies Alles hatte ich in Homerſchen Verſen beſungen und auch zum Schluß jene Scene nicht vergeſſen, wo Schimmelpfennig an ſeine Haushälterin und deren Kinder (die ihm ſehr ähnlich ſehen) die Brödchen und Aepfel vertheilt, die er erbeutete. Lieber Vater, dieſe Groteske kam heraus, ich meine, ſie wurde verrathen, und ich mußte durch achttägigen Carcer die Folgen erkennen lernen, welche ich mir durch die Beſtimmung, welche du mir gegeben haſt, dereinſt noch im Großen zuziehen werde. So viel ſah ich ein, wenn ich unbehelligt bleiben will, muß ich mehr dem Geiſte eines Lichtenberg, als dem eines

Käſtner nachſtreben. Jener hielt ſich an Sachen, dieſer an Perſonen. Jener verſpottete Gruppen, dieſer Einzelne. Was ich, lieber Vater, noch ſonſt aus meiner nächſten Sphäre aufgegriffen habe, will ich dir nicht ſchicken, z. B. eine Satire auf meinen Nachbar. Ich will mich aber in allgemeinen Gegenſtänden verſuchen und dann um dein Urtheil bitten. Ich ſtudire fleißig die Kirchenväter und bleibe dein treuer Sohn Albo in."

Blaſedow war über dieſe Briefe höchlichſt zufrieden und trennte ſich, da ihm der Gedanke an ſeine ſo trefflich gedeihenden Söhne immer heimlicher und wohnlicher wurde, von ſeiner Frau, dem Amte und der Umgebung immer mehr.

# Sechstes Kapitel.

### Das Trelldichein.

Wo ſollt' es aber mit den Brüdern hinaus! Namen doch die wichtigſten und wegen ihres ſittlichen Charakters geachteten Perſonen der Stadt, ein Blauſtrumpf, ein Wieſecke, ein Weckenrſel,* ein Schimmelpfennig, darin überein, daß dieſe jungen Leute das ganze fürſtlich Sayn-Sayn'ſche Schul- und Unterrichtsweſen von Grund aus verdärben, das Reine anſteckten, die Gemüther halsſtarrig und zu Empörungen geneigt machten. Sie

* Weckenrſel hatte, obſchon nur Inſpector, mehr Gewalt über die Akademie, als Silberſchlag. Wollte man etwas von ihm, ſo mußte man nicht mit den deutſchen Katholiken beten: Heiliger Januarius, bitt' für mich bei Gott! ſondern mit den neapolitaniſchen: Lieber Gott, bitt' für mich beim heiligen Januarius!

waren ein in das Waſſerglas der Schulabrichtung geworfenes Salz, das ſich allmählich darin auflöste und oben lauter windige Blaſen trieb. Sie waren dieſe Feuchtigkeit, welche die ganze lateiniſche Jugend Kaputhe wie junge Häuſer ſtockig machte. Jener Kreis von allgemein anerkannten Stadt- und Landespatrioten zog ſich immer enger zuſammen und ſuchte das Quartett des Aufruhrs zu erſticken. Nur dem Aelteſten beizukommen, war ſchwer, da er ſich in einer gewiſſen anſtändigen Art zu geben wußte. „Aber," ſagte Blauſtrumpf, „gerade dieſer Schein von Ehrenhaftigkeit iſt es, der die größten Verbrecher aller Zeiten ausgezeichnet hat und namentlich den Räuberhauptleuten jenen Nimbus gab, der ihnen unter ihrer Bande eine meiſt abergläubiſche Verehrung verſchaffte. Ja, hat ſich Catilina nicht gerade durch einen gewiſſen Adel in ſeinem Benehmen ausgezeichnet und durch einen äußern Schein alle jene Laſter verdeckt, die er im Geheimen und gewiß

nicht ohne Mitwiſſen Cäſars trieb? Wie viele Mörder und vorſätzliche Brandſtifter wußten nicht ſelbſt auf dem Galgen noch einen Anſtand zu behaupten, der dem Henker mehr Angſt machte, als ſie in ihrer Verſtocktheit ſelbſt empfanden! Ich will," fuhr er noch jüngſt in ſeinem Kränzchen, welches er gegen die Tractatenverbreitung geſtiftet hatte, fort, „ich will nicht mehr viel von dem Vergangenen ſprechen; aber geſtehen müſſen wir doch, daß ſchon jene Geiſtererſcheinung, welche der Burſche, zum Spott des Conſiſtoriums und der Umgegend, in Kleinbethlehem aufführte, einen Grad von Verruchtheit offenbarte, der, wenn er ſich nur wenig geſteigert hat, ſchon der gefährlichſten Unternehmungen fähig wäre. Die Mitſchuldige jener Mummerei, welche mich in die Tage zurückverſetzt, wo das Geſpenſt in Tegel ſo viel Schrecken verbreitete, die Tochter des ſonſt vorurtheilsfreien Tobianus, dient jetzt in dem Höllenſtein'ſchen Hauſe als

Gesellschafterin; er besucht sie, und wer weiß, ob sie auch hier nicht wieder, und vielleicht in einem gefährlicheren Sinne, unter einer Decke spielen! Aufrichtig gesagt, Herr Registrator, ich begreife nicht, wie Sie Ihre respectable Person mit einem so zweideutigen Wesen haben in Verbindung setzen können!"

Der Registrator hatte sich längst entfärbt und zitterte vor Wuth. Er mochte den Gedanken an Sophien um so weniger aufgeben, als sie ihn dazu noch nicht aufgefordert hatte, und die Schlaue auf alle Fälle einen Rückzug sich offen zu halten schien: einen in die Jugend, einen in das leichtfertige und den dritten in das gesetzte Alter. „Ich bitte um Entschuldigung," sagte er, um den Consistorialrath zu veranlassen, ihn darum zu bitten, „Sophie ist ein unschuldiges Geschöpf, das nur im Bewußtseyn seiner Reinheit jenen falschen Schimmer nicht zu scheuen braucht, den eine theils schwierige, theils harmlose Stellung

wirft. Würde die Baronin Celinde, diese keusche Nachtviole, Sie kennen diesen überirdischen Hauch eines mehr Engels als Weibes ....." — „Ach," unterbrach Frau Doctor Mörder diese poetische Schilderung, die auf Sophien einen Abglanz werfen sollte, „wer kann das Innere dieses Hauses errathen! Die stillen Wasser sind die unreinsten. Die Baronin scheint an dem reizenden Burschen" (hier griff Mörder zur Theetasse, um den kalt gewordenen Inhalt zu leeren, und Wiesecke schon beinahe nach dem Stock) „nicht weniger Gefallen zu finden, als die Gesellschafterin. Der würde nicht den Kopf so hoch tragen können und solche rothe Wangen haben (während es ihnen oft am Nöthigsten fehlt, und der Wirth keine Miethe bekömmt), wenn ihm nicht irgendwo die schwarzen Locken gekämmt und die Barthaare gestutzt würden." Frau Mörder sprach dies mit einem so sichtlichen Verlangen, es in dieser Zutraulichkeit den vermeintlichen

Sünderinnen nachthun zu dürfen, daß Regiſtrator Wieſecke, als hätte er ſich auf das Nadelkiſſen der Doctorin geſetzt, aufſprang und das ganze Kriegsminiſterium vorſchützte, um nur freie Luft und Rache ſchöpfen zu können. Sey es nun, daß er von Sophiens Treue eine ſo gute Meinung hatte, wie ſie gewiß von der ſeinigen; ſey es, daß er von dem Baron Satan von Höllenſtein, ſeinem Vorgeſetzten, die gemeſſenſten Befehle hatte: genug, er wollte wenigſtens den Schlachtenmaler einen Blick auf das Gemälde ſeiner noch immer ungetrübten Hoffnungen werfen laſſen und erſann ſich einen Brief, den er ihn bitten ließ, da er ja täglich das Höllenſtein'ſche Haus beſuchte, noch heut' Abend mitzunehmen. Die Oblate des Billets feuchtete er mit den Flüſſigkeiten ſeines Mundes ſo heftig an, daß es lange währte, bis ſie getrocknet ſeyn konnte. Er wünſchte, daß Schlachtenmaler ſich ſelbſt von dem zuverſichtlichen

Tone überzeugen ſollte, den er das Recht hatte gegen Sophien zu gebrauchen. Nicht einmal ein Petſchaft (ſonſt waren es immer zwei ſchnäbelnde Tauben) drückte er darauf, damit Schlachtenmaler ganz leicht ſehen könne, welchen Uriasbrief er an Sophien hinterbringen müßte. Dieſer, eben im Begriff, Celinden zu beſuchen, nahm den Brief mit und las ihn, da er offen genug war. Wieſecke ſprach wie trockenes Verſtandesholz, das durch übermäßiges Reiben plötzlich zu rauchen anfängt und zündet. Eine Wärme, wie von naſſem Heu, ſprach ſich darin aus, die Romantik ſchweißiger Händedrücke, wie Schlachtenmaler ſagte. Das Drolligſte war ein Stelldichein, was ſich Wieſecke für den Abend ſo keck beſtellte, als wär' es ein Fußbad. Er drückte das Papier wieder zu und hoffte dem Stelldichein einen Fuß zu unterſtellen. Sophie wollte den Brief nicht nehmen, als er an ihr vorüberging und zu Celinden eilte,

mit der er die griechiſchen Tragiker in deutſchen Ueberſetzungen las. Sie hielt ihn feſt und ſchalt ihn ſeiner Zerſtreuung wegen. Da er Celinden zueilte, zog ſie ihn mit Gewalt in ein von ihr entferntes Zimmer und weinte, weil ſie nicht mehr wiſſe, wohin. Es wäre ihr das Liebſte, wenn er mit ihr fortginge. Er machte ſie mit Salbung auf die Pflichten aufmerkſam, die ſie gegen den Regiſtrator hätte; allein dieſer war bei ihr immer nur die äußere, ſchützende Schale für einen Kern, den Schlachtenmaler errieth, aber aus Achtung vor Celinden nicht ausſprechen wollte. Geräuſch nebenan trennte Beide, und Schlachtenmaler trat beklommen, wie jeden Abend, zu Celinden, die ihn längſt erwartet hatte.

Die zarteſten Geſpinnſte hatten ſich ſeither um dieſe beiden Menſchen gelegt. Sie tauſchten Alles gegeneinander aus, was die Veranlaſſung und dauernde Grundlage der Liebe iſt, ohne an dieſe ſelbſt zu denken oder ſie gar

zu nennen. Beide nahmen ſich wie Aufgaben, die ſich zu löſen hätten: denn Celinde ſchwärmte dafür, den jungen Mann von den Uebertreibungen ſeines Gemüths und all den Narben und Höckern ſeines Weſens zu befreien. Er dagegen ſuchte ihr Geſchmack an dem Satze beizubringen, daß alle Dinge zwei Seiten haben; ſie, daß die Wahrheit und die Schönheit nur eine einzige, ewige und unveränderliche Form hätte. Was er in hundert Falten legte, das zog ſie in eine ſchöne und aufrichtige Ebene auseinander. Sie hatte ganz den Enthuſiasmus junger Frauen, Jünglinge, die ſich vom Gegebenen allzuweit entfernen, auf das Leben und ſeine Geſetze zurückzuführen, und ſorgſam hütete ſie an dem Paradieſe ihrer Geſpräche, wie ei Engel mit dem feurigen Schwerte, um ihn immer wieder in die Hecken zurückzutreiben, wenn er ſie zu überſpringen und, wie ſie's nannte, nicht gut zu ſeyn drohte. Und er dagegen! Wie gern hätt' er

ſie für den Humor empfänglich gemacht, und wie wenig gelang es ihm mit Jean Paul, ſie dahin zu bringen, wohin er ſie bringen wollte! Sie hatte ein durchaus klaſſiſches Gemüth, das an dem Humor nie die Doppelſtimme unterſcheiden konnte, ſondern im raſchen Umflug ihres pochenden Blutes alle Farben gleich wieder in eine verwandelte, in die blaue, die Farbe des Vertrauens und der treuen Beruhigung, gleich dem Azur des Himmels. Sie ertappte ihn gleich, wenn er, wie ſtrengere Richterinnen würden geſagt haben, in Thorheiten verfiel, oder, wie er's ſich oft ſelbſt ſpäter im Stillen eingeſtand, wenn er faſelte. Er konnte locken und blaſen und die ſchönſten Töne aus ſeinem poetiſchen Wunderhorn zaubern, ſie ging nie mit ihm in den Wald der Grübelei, wenn er nicht die gebahnten Fuß- und Fahrwege einſchlug. So hatte ſie, ohne es zu wiſſen, ſich die keuſcheſte Unſchuld in ihren Gedanken erhalten, den einzigen zauberhaften

Brunhildsgürtel, der ſtark genug iſt, Frauen zu wahren ſelbſt gegen Siegfriedsanfechtungen, ſolange ſie nämlich geiſtig bleiben und nicht, wie in der alten Sage, körperlich werden.

Oft aber, und gerade heute, war Celinde doch nur ein ſchwaches Weib und der Liebe ſo nahe, daß nur noch das Geſtändniß fehlte, was freilich Alles iſt, und das nie kommen wird, wo man ſich der Schuld nicht bewußt iſt. Sie fühlte ſich ſo tief in die Empfindungen ihres Freundes hinein, daß ſie ihm anſehen konnte, wie er litt, wenn ſie Andern gehörte, die kein größeres Recht auf ſie hatten, als er oder ihr Gatte. War er doch ſchon oft abgewieſen worden, wenn ſie Geſellſchaft gab, und hatte geſchworen, nicht wieder zu kommen! Und nun, ſtatt ihn über das Unumgängliche aufzuklären, litt ſie mehr darüber, als er, und ſchämte ſich, wenn ſie ihn wiederſah, weil ſie doppelt fühlte erſtens ihr Unrecht

und dann ſeine Kränkung. So war es geſtern geweſen, und heute wagte ſie nichts davon zu erwähnen und ſaß ſtill und faſt beſchämt da, als er kam. Er trat mit jener vornehmen Entſagung ein, die aber die Miſchung einer Entbehrung und eines Stolzes iſt, der ſich über ſie hinwegſetzt und verrathen ſoll, wie wenig ihm an etwas gelegen, das er nicht haben konnte. Er ſchlug den Solger'ſchen Sophokles auf und las die erſten Scenen aus Elektra. Mit erſtickter Stimme, die aus einer ſchwer belaſteten Bruſt ſich mühſam hervordrängte, gab ſie das Zeichen ihres Verſtändniſſes ſeiner Erklärungen. Als er ſchon beim erſten Chor war, und ihr Alles bunt durcheinander lief, fragte ſie ihn, ob er zürne, und gerieth, da er antwortete: weßhalb? nun erſt recht in Verwirrung: denn ſie mußte doch annehmen, daß es ihn kränken könne, ihre Fenſter hell erleuchtet und ſie nicht ſelber zu ſehen. Es währte lange, bis Schlachtenmaler das

ängſtliche Schweigen durch ein geborgtes Lachen arithmetiſch aufgehen machte, und Celinde dann, um doch etwas zu haben, um ſich rächen zu können, ihm ſagte: er thäte doch Alles, um ihr den Sophokles zu verleiden! Sie ſprach dieſen Schmerz, den ihr die griechiſche Literaturgeſchichte einflößte, mit ſo viel Wahrheit aus, daß Schlachtenmaler fortfahren wollte; aber ſie nahm ihm das Buch und ſchlug es zu. Der junge Mann war einen Augenblick ſtill; dann ſagte er: „Und nun ſeh' ich wohl, was ich bin: das Buch iſt zu, und die Thür geht auf.... Ich ſollte nun gehen und werde es auch.....“ Celinde ſagte nichts früher, bis er wirklich aufſtand. Da ſprach ſie denn endlich: „Eine Brücke muß es zwiſchen uns geben, lieber Oscar, eine ſchnell aufgeſchlagene und abgebrochene Schiffbrücke. So unmittelbar würden wir uns auch nie verſtehen; unſere elektriſche Kraft muß erſt einen Leiter haben. So zünden manche Raketen erſt, wenn

ſie in's Waſſer kommen. Wir müſſen uns wirklich nur durch Bücher, Muſikalien und Zeichnungen nähern und in der Sprache dieſer Dolmetſcher uns unterhalten. Das ſehen Sie gewiß ein und rücken mir's nun vor, als hätten wir nur mit einander zu leſen und zu zeichnen und Muſik zu machen." Schlachtenmaler war gewiß harmlos und achtete die Schranken, die ihm die Verhältniſſe zogen. Deßhalb kränkte Celinden gerade ſein Drängen und ſein Ungeſtüm; ſie wußte, wie edel er von ſich und ihr dachte, nur hatte ſie ſchon oft an ihm tadeln müſſen, daß Männer überhaupt ihre Kraft gern in den Vorgrund ſchieben und, wie Hercules mit der Keule, bloß ſpielen, während ſie doch gezähmt ſind und recht gerne ſpinnen, wenn es eine Omphale verlangt. „Kein Mann," ſagte ſie ihm, „kann doch ſo groß ſeyn, daß er ein Weib achtet, ohne mit den Vortheilen zuweilen zu drohen, welche er freilich voraus hat, wenn die Achtung

erwidert wird. Nur die Männer sind es, welche gemischte Freundschaften unmöglich machen. Sie sind wie gezähmte Thiere, bei denen man immer gewärtig seyn muß, daß sie einmal plötzlich wieder in den Zustand der Wildheit zurückfallen.“ — „Nun,“ sagte Schlachtenmaler, „zähmen Sie diese Leidenschaften!“ und führte Celinden an's Klavier. Sie ging widerstrebend und mischte in die Noten, die sie suchte, noch die abgerissenen Worte: „Ich bin wahrhaft unglücklich mit Ihnen. Ich hege für Sie die reinste und innigste Freundschaft, und Ihre Unbeständigkeit macht mir meine Treue so schwer und dornenvoll.“ Sie klingelte heftig, um Sophien zu rufen, die doch jetzt, wo sich die Stunde in eine Erholung verwandelt hatte, nicht fehlen durfte. Sie kam nicht. Sie klingelte stärker. Sophie ließ nichts von sich hören. Schlachtenmaler hatte den Hut in der Hand und war schnell aus dem Zimmer. Er stampfte

draußen mit dem Fuß auf und ſchwur, nie wieder zu kommen.

Es war ein dunkler Abend, herbſtfeucht. Schlachtenmaler wandte ſich in den Hof und ging in den Garten, weil er gehen und ſich doch nicht trennen mochte. Er blickte auf den Hof zurück; Alles war dunkel, nur Sophiens und die Fenſter der Dienerſchaft waren helle. Wenn die Sentimentalität darin beſteht, daß man ſeine Gefühle nicht nennen kann, ſo war Schlachtenmaler im höchſten Stadium derſelben. Denn was durchkreuzte ſich nicht Alles in ſeinem Innern! Eine Völkerwanderung von Gefühlen und Vorſtellungen flutete über ihn her; Altes ſtarb, Neues kam; er war in einer Stimmung, wo man von der Unſchuld der Welt überzeugt iſt und doch Alles in ihr anklagen möchte. Ueber wen wären ſo nicht zuweilen die Wellen eines erlebten Tages zuſammengeſchlagen, bewußtſeynraubend, erſtickend und doch immer wieder einen Moment

ebbend, daß man Athem ſchöpfen kann zum neuen Andrang der Flut! Sein Stolz und Muth machten ihn zum Götterbild, welches an hundert Stricken geſchleift und zertrümmert wird. Hier zog eine Macht, dort ſtieß eine andre zurück. Er ſank wehmüthig auf den feuchten Raſen einer Bank.

Nur zu grell flackerten wie Strohhalme alle ſeine Verhältniſſe vor ihm auf. Bis in die erſten Tummelplätze ſeiner Jugend grub er ſich hin und empfand jetzt erſt recht, wie froſtig die Hand des Schickſals war, die ihn früh geſegnet. Wo ihm etwas nicht ſchwarz genug in ſeinen Erinnerungen ſchien, da zog er ſeine Brüder heran und empfand ſtatt ihrer ein Loos, das ſie noch nicht ſo reif wie er unterſcheiden konnten. Die Thränen ſtürzten ihm, wie ein unbemerkter Bach, in die Gräben hinein, die er zog, als ihm die graue Geſtalt ſeines Vaters überall in ſeinen Vorſtellungen begegnete, und er ſich wohl ſagen mußte, welch

ein reicher Lebenstrieb an dieſem Manne in ein ſo froſtiges Klima geſtellt war! „Wie ſteht er da,“ flüſterte er ſich zu, „ein Fruchtbaum mitten unter Tannenkiefern, eine indiſche Palme auf deutſchem Sande! Verſteinert ſind ſchon ſeine Gefühle, und das Moos der Kirchhöfe zieht ſich über die geborſtene Rinde ſeines Herzens. Er iſt eine Ciſterne in der Wüſte, die Niemanden mehr erquickt, weil ihr Inhalt ſich in Salz verwandelt hat. Was hätte er wirken können, wenn er in dem Laub, das von ſeiner Krone fällt, ſich hätte betten und nach und nach ſeinen nächſten Umkreis mit dem abgelegten Winterſchmucke düngen können! Wie fett würde dann ſein Boden geworden ſeyn, während ihm jetzt der Wind des Schickſals oder die Bettlerlage, in der er lebt, Alles gleich fortſtiebt, was er zum Schutz ſeiner Entwickelung hätte brauchen ſollen! Nun ſeh' ich ihn einſam in dem Geſpinnſt ſeiner Hoffnungen leben und von der Treibhauswärme

der falſchen Erziehung, die er uns gab, den Emporwuchs eines majeſtätiſchen Urwaldes erwarten, unter deſſen ſäuſelndem Schatten er ſelbſt wieder die wilde Freiheit der Selbſtbeſtimmung zu gewinnen hofft, die er ſeinem verfehlten Loſe opfern mußte!"

Das mußte dem jungen Manne wie ein krampfhaftes Lächeln über die Wangen fahren: Treibhauswärme! Und doch fühlte er, wie Alles, was er konnte und verſtand, nur leiſe in den Flugſand gedrückt war oder wie Zwiebeln über einem Waſſerſpitzglaſe lag, ohne daß man die weißen langen Wurzeln ſchon hätte ſehen können. Er mochte die Welt, die Wiſſenſchaft und Kunſt mit ſtarken Armen umfangen, und es fehlte ihm die innere Reife, um den zärtlichen Bund durch tiefe Kenntniſſe und geregelte Worte zu befeſtigen. Nur ſein Eifer und ſein ungeſtümer Drang war da. Er fühlte, daß er damit Alles erobern, aber nichts behaupten konnte. Was war überhaupt

ſein Antheil und ſeine Hoffnung auf's Leben! Weder für das, was er ſeyn ſollte, noch für das, was er ſeyn mochte, hatte er die nothwendigſten Vorausſetzungen; und wie er — ſo ſeine Brüder, für die er, klar geworden über das verfehlte Erziehungsprincip, eine väterlichere Stimmung hatte, als der Vater.

Und was ſind alle dieſe von den Umſtänden ſelbſt gegebenen Gefühlsanklänge, dieſe unvermeidlichen Echos der ausgeführten Lebensmelodien, gegen jene Fülle von verworrenen Diſſonanzen, die auf jugendlich-ſtrebende Gemüther eindringen, wenn ſich einmal der Nachtthau der Melancholie in ihre Kelche legt! Ach, ein ſo ſchwerer Alp lag auf ſeiner Bruſt. Es drückte ihm eine ſo ungeheure Laſt faſt das Herz ab. Es war dies Celinde nicht allein, die wie ein Kranz von entwurzelten Vergißmeinnicht ſich um den feuchten Feldſtein in der Mitte zog, der ſein ganzes Leben und Daſeyn bedeutete. Es war mehr als dieſe

Thorheit, welcher ſein geſunder Sinn nicht lange nachzuhängen vermochte. Nennen konnte er es aber dennoch nicht. Er hätte es vielleicht ein ander Mal ſo beſchrieben: Gewiß ſchlägt Gott irgendwo die Saiten der Weltregierung ſo heftig an, daß ein zitternder Nachhall den ganzen Reſonanzboden der Schöpfung erſchüttert, und etwas in uns bebt, das vom Zwerchfell gerade das entgegengeſetzte Organ iſt. Oder ſollt' es wahr ſeyn, daß wir einſt ſchon auf einem ſchönen Planeten gelebt haben, ohne es wiſſen zu dürfen oder zu können? will ſich vielleicht die göttliche Erinnerung des Plato einen Weg über die dicke Hornhaut unſeres telluriſchen Daſeyns bahnen? meldet ſich ſo geheimnißvoll das, was wir vergeſſen haben? Aber zum Beſchreiben iſt es nicht und auch unnütz, da ein jedes Herz, das tiefer liegt, als das Niveau der gewöhnlichen Menſchennatur, da ein jedes jugendliches Gemüth, welches die Einſamkeit geſucht und die lockende

Nixenſprache der in ihr ſchlummernden Geheimniſſe nicht gefürchtet hat, fühlen wird, was Schlachtenmaler damals fühlte. Wehe dem Jünglinge, dem es nicht manchmal war, als gingen ihm alle Glieder von ſeinem Leibe ab, und als wär' er nicht mehr!

Indem Schlachtenmaler durch die langen Weinlaubgänge wandelte und, was ein Rheumatiker nicht hätte thun dürfen, die feuchte, nebelhafte Ausdünſtung derſelben wie Kühlung ſeiner innern Glut einſog, zuweilen auch wohl ein Spinnengewebe zerreißen mußte, das über dem Wege hing, war es ihm, als bemerkte er in dem Pavillon mit der künſtlichen Ausſicht Licht. Doch verglomm der Schimmer ſogleich, wie er ihn ſah. Nun aber war es ihm, als huſchte am Ende des Weinlaubganges ein Schatten vorüber, der nur von einer menſchlichen Geſtalt kommen konnte. Sollte ſich wirklich, errieth er ſogleich, die Liebe des hektiſchen Actenmenſchen ſo entzündet haben,

ihm Ehre: denn der Tempel war nach dem zu Knidus eingerichtet und hatte zwar keine Hierodulen zu Prieſterinnen, aber doch Sophas und verſchließbare Fenſter und Thüren. Indeſſen ging er auf ihn zu und ſah oben die lange Geſtalt in einen wahrſcheinlich zum Train der Landesarmee gehörigen Reitermantel gehüllt. Der Wartende ſchien ihn zu bemerken und rief leiſe: „Sophie!“ — „Wart',“ dachte Schlachtenmaler, aus Aerger, daß er ſich nicht getäuſcht hatte, „ich blaſe dir das Pulver von der Pfanne.“ Damit lief er ſchnell die Anhöhe zum Pavillon hinauf und trat den Harrenden ſo heftig und ſchnell an, daß dieſer zurückfuhr und vor Schreck den Mantel von der einen Schulter fallen ließ. Schlachtenmaler ſchoß aber eilig an ihm vorbei und den andern Theil des Hügels wieder hinunter. Ein Unbekannter, mit dunkelm Barte, hatte ihn angeſtarrt. Nun fürchtete er Verrath und lief an die Gartenthür zurück, durch

welche Sophie ſo eben hineinſchlüpfen wollte. Er zog ihr im Nu die Haube tief auf die Naſe hinunter und eilte davon. Er wollte nun gewiß das Haus nicht mehr betreten: denn er zweifelte nicht, daß der Poſten am Pavillon der Baron Satan von Höllenſtein geweſen war.

# Siebentes Kapitel.

„Der Journalismus iſt eine Peſt.“ Löffler, über die Geſetzgebung der Preſſe.

Darum gerade mußte die Relegation für die Brüder ſo ſchmerzhaft ſeyn, weil dieſe Mine in einem Augenblick ſprang, wo ſie es am wenigſten erwarteten. Sie hatten bei dem bevorſtehenden Winter ſich vorgenommen, ihre Eingeweide in Erz zu verwandeln, wie es von jenem alexandriniſchen Grammatiker heißt: er war ſo außerordentlich fleißig und konnte ſo anhaltend arbeiten, daß man glauben mochte, er hätte einen ehernen Unterleib. In dem Augenblick ließ die Clique den Mordſchlag ſpringen, und die vier Brüder waren relegirt.

„Ich ſage, dies iſt ein Glück für uns,“ tröſtete der Aelteſte. „Ein Kaufmann fallirt lieber bei Zeiten, als daß er durch zu langes Hinhalten ſeines zerrütteten Zuſtandes ſich um alle Möglichkeit bringt, durch Credit wieder aufgerichtet zu werden. Beſſer, ſie weiſen uns ab, wo wir noch nichts geleiſtet haben, als daß ſie unſern Fleiß und lange ihrem Reglement geopferte Jahre durch ihren unverbeſſerlichen Haß zunichte machen. Der Keſſel unſers Dampfbootes ſprang am Ufer und noch nicht auf der hohen See. Nun gilt's einen tiefen und entſchloſſenen Griff in die Urne des Schickſals.“

Beſſer, meinten die Brüder, ſie könnten recht tief und entſchloſſen in ihren Geldbeutel greifen: denn in dieſen ſchiene Sonn' und Mond hinein. Die Zubuße der Aeltern wäre Waſſer auf einen glühenden Stein und hälfe nichts mehr, als durch kleine Bezahlungen die Wunde ihrer Schulden nur in ewiger Eiterung

zu erhalten. Das Verhältniß mit Celinden wäre auch abgebrochen, und die Sophokles-Vorlesung trüge nichts mehr ein. Von Sophien zu borgen wäre doppelt schamlos. In ihrer Lebensart könnten sie nichts herabstimmen, da Schmalhans längst ihr Küchenmeister wäre.

Die Brüder Däumlings im Mährchen konnten nicht verzweifelter über ihre Lage rathschlagen, als die Söhne Blasedows über die ihrige. Ueber den kleinen Stock, den man ihnen mit der Relegation vorgehalten hatte, sprangen sie schon hinweg; aber sie waren rasch aufgeschossene Knaben, viel zu alt, um die Scharten ihres Rufes so bald wieder ausbessern zu können und zu hungern vor den Leuten. Alboin sprach von einer Auswanderung nach Amerika, was ihnen nur erst dann lächerlich vorkam, als sie einsahen, daß sie dort Handarbeiten hätten verrichten müssen. Theobald schlug vor, unter die Soldaten

zu geben; allein die Landesuniform war so geschmacklos, daß sie ihrer Phantasie nicht zusagte. Sie ergriffen das Wochenblatt und durchliefen die Reihe von Dienstanerbietungen in den verschiedensten Fächern; aber nichts war dem Adel ihrer, wenn auch noch so mangelhaften, Bildung angemessen. Und nun schlägt wohl zuweilen der Blitz mitten in eine solche Nacht hinein und zündet so schnell, daß im Nu ein ganzes Gebäude in lichterloben Flammen steht; alle Zweifel sind besiegt, keine Rücksicht wirft uns mehr Hindernisse in den Weg, die Abhülfe einer Noth ist mit der größten Wollust verbunden, und so fuhren Alle, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, empor, als Schlachtenmaler den blitzschnellen Gedanken, der ihnen mehr als blitzhelle aus der Münze kommende Thaler war, auf den Tisch warf und ausrief: „Wir geben ein Journal heraus!“

Die jungen Leute geberdeten sich, als wären sie von der Tarantel gestochen. Sie turnten

über Stühle und Tiſche fort, wieherten vor innerm Jubel wie junge Roſſe, ſchlugen mit geballten Fäuſten auf ſich ein, drückten ſich unter einander, daß ihnen Hören und Sehen verging, trommelten mit Händen und Füßen, als gält' es, die ganze Welt auszupochen, und Amandus ſchlug ſo viel Räder im Zimmer, daß wirklich eine Waſſerflaſche darüber verloren ging, und ſie ſich erſt ſammelten, als ſie die Scherben ſammelten. Was hatte nun der Regiſtrator noch nöthig, ſeine Mißbilligung des Lärms durch ein ihm vom Wirth geſtattetes Anpochen auszudrücken? Er mußte noch immer wie der Todtenkäfer, der in der Wand wühlt, ſich zu erkennen geben und hatte diesmal eine ſchlechte Stunde zu ſeinem memento mori gewählt: denn Schlachtenmaler, der ruhig am Fenſter geſtanden und die Steine der Straße gezählt hatte, als wären es Abonnenten, wandte ſich um und ſagte auch: „Der Schuft ahnt nicht, welche Waffe wir in dieſem

Augenblick gegen ihn gefunden haben. Der Journalismus iſt das geiſtige Recht des Stärkern in unſerer Zeit geworden. Dieſer Actenſchreiber hat mitgeholfen, uns in die Dinte zu bringen; bringen wir ihn in die Druckerſchwärze, ſo wird er den Unterſchied merken. Seine aus vertrockneten Galläpfeln gefertigte Verleumdungsdinte ſchlägt durch das Fließpapier unſerer Unſchuld hindurch; aber unſere Druckerſchwärze könnte ihm Schriften darauf ſetzen, die allgemein leſerlich und unauslöſchlich ſind."

Inzwiſchen ſetzten die Brüder Stühle um den Tiſch und fingen an, über Mittel und Wege nachzudenken, um zur Erfüllung der glänzenden Vorſpiegelungen des Schlachtenmalers zu kommen. Er ſpann ihnen ein Netz von Vorſchlägen und darauf begründeten Hoffnungen aus, in welches ganz Raputh verſtrickt war. Er ſetzte die Stadt auf dem Papier in Belagerungszuſtand. Er zeigte ihnen Weckeneſel,

wie er verzweifelte, daß er jede Mücke, die ſich auf das Akademiegebäude ſetzte, tilgen konnte und nur die gedruckten Fliegenflecke nicht, die ſie ihm an die Fenſterſcheiben ſeiner egoiſtiſchen Verwaltung des Inſtituts machen wollten. Er zeigte ihnen die Entrüſtung Blaufſtrumpfs, wenn ſie Elfenmährchen und Hofmann'ſche Teufelsnovellen in das Journal aufnähmen und über den Somnambulismus berichteten. Und der Regiſtrator, fuhr er fort, müſſe immer in der Luft ſchweben, als geprellter Fuchs nämlich, indem ſie alle Vier die Zipfel ihres Papiertuches ergriffen.

Man kann nicht ſagen, daß die Brüder höhere Ideen mit dieſen niedrigen verbunden hätten. Das Fürſtenthum Sayn-Sayn war weit aus dem Zuſammenhang mit den politiſchen und literariſchen Wirren des Jahrhunderts herausgerückt. Es litt nicht einmal conſenſuell an dem fieberhaften Zeitgeiſte und hatte gerade in der Chinarinde ſeiner chineſiſchen

Mandarinenverwaltung auch ſchon Präſervativ genug in ſich, um vor dem Fieber der Revolution ſicher zu ſeyn. Die Brüder waren ohnedies, da Sayn-Sayn nicht zum deutſchen Bunde gehörte, allerdings der Cenſur, aber nicht den Weitläufigkeiten von Conceſſions-Einholungen und erſt zu beſtehenden Staatsprüfungen ausgeſetzt. Sie hatten keine Abgaben zu zahlen, wie andere Blätter, welche neben dem Stempel der Gemeinheit auch immer den Landesſtempel als ſchützendes Wappen auf ſich zu ſtehen haben. Das Fürſtenthum hatte bisher nur zwei Journale: das Kaputher und das Mispelheimer Wochenblatt — zwei Erſcheinungen, die zwar an Perioden geknüpft waren, aber keine Epoche machten. Caution wurde keine verlangt, als höchſtens vom Buchdrucker. „Der bisherige landesübliche Journalismus," ſagte Schlachtenmaler, „war nur das erſte Kindeslallen der periodiſchen Preſſe dahier, Hercules in der Wiege, und doch ſoll er noch

vorher eine Schlange erdrücken.“ Die Brüder ſahen ihn fragend an; aber er erklärte, ſein Plan wäre noch nicht reif. Sie fuhren fort, die Umſtände zu erwägen. Die Cenſur war gewiß gelind: denn es geht ihr wie den reißenden Thieren, ſie werden erſt wild, wenn ſie einmal Blut geleckt haben. Noch waren aber von der Cenſur höchſtens ſinnentſtellende Druckfehler in den Wochenblättern gerügt worden, und ihr Intereſſe weit weniger politiſch, als grammatikaliſch. Früher hatte man zwar keine Cenſur im Lande; allein, da die Kaputher Bauluſt, wie früher erzählt worden, und die Dichtkunſt mit ihr in Schwung kam, wir meinen, da man anfing, auf jedes neue Haus auch eine paſſende Inſchrift zu ſetzen, und mitunter wohl eine unpaſſende vorgekommen war, ſo hatte die Regierung einen eigenen Inſchriften-Cenſor inſtallirt, der den landesüblichen Lapidarſtyl beaufſichtigen mußte. Man rechnete zu dem, was dieſem Beamten zugewieſen wurde,

nicht bloß die Häuser-Inſchriften, ſondern auch die Grabſteine und die Bibelſprüche, welche die Töpfer auf das Geſchirr ſetzten. Wer möchte hier Blauſtrumpfs Einfluß verkennen, und wer möchte zweifeln, daß Mörder dieſes wichtige Amt zu verſehen hatte! Blauſtrumpf ſuchte die myſtiſchen Wendungen zu hintertreiben, welche gewöhnliche Leute zu nehmen pflegen, wenn ſie im Lapidarſtyl ſprechen. Hatten doch viele Beſitzer neuer Häuſer geglaubt, ſie dürften Chriſtus und ſeine bekannte Prophezeiung über den in drei Tagen wieder aufzubauenden Tempel auf ſeine Art mit ihrer Hausthüre in Verbindung bringen; aber Blauſtrumpf befolgte den Grundſatz, daß erſtens dieſe Stelle wahrſcheinlich untergeſchoben ſey, und zweitens, daß die Erwähnung der Auferſtehung und ähnlicher Beziehungen immer ein zweideutiges Licht auf das Baucollegium fallen laſſe, weil dieſes nur noch maſſiv baue, und Wörter wie Staub, Einſturz u. dgl. hier gar

keinen paſſenden Sinn abgäben. Auf dieſe Art hatte Mörder alle Inſchriften und ſogar die der Töpfe und Schüſſeln („denn auch hieher," ſagte Blauſtrumpf, „paſſen Sprüche aus Hufelands Kunſt, das Leben zu verlängern, und aus Campe's Theophron mehr als Bibelverſe") zu beaufſichtigen. Das Kaputher Wochenblatt machte ihm weniger zu ſchaffen, als der Lapidarſtyl.

So ergab ſich denn, daß die jungen Journaliſten nur eine Schwierigkeit zu beſeitigen hatten, nämlich Druck und Papier. Sie hatten ſchon die lachende Fernſicht in eine mit Abonnenten geſegnete Zukunft aufgezeichnet, ein Tempel von Ruhm und harten Thalern winkte ihnen; aber, um ihre ſpätern Schlachten zu liefern, mußten ſie Vorſchüſſe haben. Ihre Caſſe war leer. Der einzige Buchdrucker in Kaputh war Beſitzer des Wochenblatts und würde ſich gehütet haben, ohne Bezahlung ſich durch Beförderung eines Nebenbuhlers ſelber

wehe zu thun. Sie rechneten: Nehmen wir für das Blatt jährlich zwei Thaler, so werden wir hundert und zwanzig Abnehmer haben müssen, um die Kosten zu decken. Diese zu finden, schien ihnen ein Leichtes in einer Stadt, welche sich durch wissenschaftliche und Kunst-Anstalten auszeichnete, Sitz eines feingebildeten Hofes und der höchsten Landescollegien, wie auch gerade jetzt im Winter Sitz eines Theaters war. Es fehlte nur ein Drangeld, ein Auftakt für das Ensemble, welches sie mit dem Buchdrucker aufführen wollten. Schlachtenmaler besann sich, war lange stumm und erklärte dann, er wüßte ein Mittel, zu Geld zu kommen; dasselbe hätte die Eigenschaft, auch noch eine Rache zu kühlen, sonst aber etwas gefährlich zu seyn. „Indessen," fuhr er fort, „könnte Einer von uns im Nothfalle dazu kommen, acht Tage sitzen zu müssen. Die französische Journalistik kömmt ja aus den Gefängnissen gar nicht heraus, und ich wette

noch, daß ich die Sache wenden kann, wie ein Advocat."

Hätte Schlachtenmaler auch nicht leiſer geſprochen, die Brüder würden doch errathen haben, auf wen er ſein Vorhaben gemünzt hätte. Sie ſahen ihn als die eigentliche Urſache ihrer Relegation an und rechneten ihm ſein mehrmaliges Anfragen, ob ſie denn heute nicht in die Schule gingen, als heimtückiſchen Spott an. Schlachtenmaler flüſterte: „Er ſoll erſtens in's Waſſer und dann noch Geld zahlen, daß wir ihn wieder herausziehen." Er ſprach ſo leiſe, daß die Muſe abbrechen muß und nur aus dem, was folgt, auf den Inhalt ſeiner Worte rathen kann.

Niemanden vergeht die Zeit ſo ſchnell, als Schriftſtellern, die für ſie ſchreiben. Der Journaliſt hat nie Langeweile; verſteht er ſeine Aufgabe, er kann nie Hypochonder werden. So jagen jetzt auch ſchnell die Horen im wilden Tanze an uns vorüber. Die Brüder leben

in ihren Planen und üben ſich in der Sprache. Sie dichten und beurtheilen ſich untereinander. Sie ſchreiben Recenſionen über Bücher, die ſie nicht geleſen, über Schauſpieler, die ſie nicht geſehen haben. Sie gleichen jenen Advocaten in Neapel, die im Gerichtshof, wenn Fremde kommen, über Criminalfälle diſputiren, welche nur erfunden ſind und ihre Beredſamkeit zeigen ſollen. Sie übten ſich an Türkenköpfen, um künftig im Turnier chriſtliche zu treffen. Schlachtenmaler vergaß die Akademie, Amandus die Ofenfabrik, die ſie doch noch immer beſucht hatten. Oscars Talent zu einem zweiten Wouvermann kam immer mehr außer Uebung. Er zeichnete Carricaturen, um das Journal damit zu ſchmücken. Die Theaterkritik trat er, während die Jüngeren Gedichte und Novellen ſchrieben, an Amandus ab; er ſagte: „Eigentlich ſollte ſie der ſchreiben, der am wenigſten Bart hat, oder der ſich ſelbſt raſirt.“ Er erklärte ihnen dies:

Man könne unmöglich humoriſtiſcher und ſatiriſcher Schriftſteller, d. h. auch Theaterrecenſent ſeyn und zu gleicher Zeit ſich von einem Andern raſiren laſſen. Wer könnte einen Kopf voll luſtiger Einfälle einem Barbier anvertrauen? Alle ſeine Geſichtsmuskeln wären oft zum Lachen verzerrt, ein drolliges Bild falle ihm unter der Hand des Barbiers ein, und ſeine Naſe wäre ſtets auf das Spiel ſeiner Einbildungskraft geſtellt! Er könne nicht glauben, daß Swift und Moliere ſich hätten raſiren laſſen, und der Tyrann Dionyſius, wüßte man nicht beſtimmt, daß er mehr zum Schauderdrama, als zum Luſtſpiel geneigt war, würde deßhalb für einen Humoriſten gehalten werden können, weil er ſich ſeinen Bart mit beißen Nußſchalen abzwicken ließ.

Kaum hatte Schlachtenmaler dies ausgeſprochen, als ſich im untern Hauſe ein Lärm erhob, und eine zeternde Stimme die Treppe heraufdrang. Schlachtenmaler hatte das neueſte

Wochenblatt, das er vom Hauswirth zu leihen pflegte, noch ganz naß in der Hand und warf einen verſtohlenen Blick hinein. Indem ſtürzte der Regiſtrator Wieſecke und der Wirth, deſſen Ehehälfte und Geſelle in's Zimmer und verlangten im Chor nach dem Wochenblatt. Wieſecke ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen: denn er hatte es ſchon geleſen, und die Brüder wußten gar nicht, was ſie zu dieſem Ueberfall ſagen ſollten. „Entſchuldigen Sie, Herr Blaſedow," ſagte Wieſecke lauernd und leichenblaß; „zeigen Sie einen Augenblick das Wochenblatt. Laſen Sie's noch nicht?" Schlachtenmaler entfaltete es und ſtellte ſich, als ſäh' er nicht, was er längſt geſehen hatte. Der Hauswirth ſetzte die Brille auf, ſeine Frau ſtand auf den glühendſten Kohlen der Neugierde, und der Geſell blickte ſchadenfroh auf den Regiſtrator, der mit zitternden Händen in dem Blatte ſuchte, es dann dem Schuhmacher hinhielt und wie vernichtet ausrief: „Leſen Sie!"

Dieſer buchſtabirte: „Zehn Thaler Belohnung demjenigen Menſchenfreunde, welcher im Stande iſt, mir den Verfaſſer eines frechen, ehrenrührigen, alle meine Privatverhältniſſe auf das ſchimpflichſte entſtellenden und geſtern zugeſandten anonymen Briefes nachzuweiſen. Wieſecke, Regiſtrator.“

Schlachtenmaler ſagte trocken: „Wenn Sie dergleichen ſchändliche Briefe erhalten, Herr Regiſtrator, ſo würd' ich doch an Ihrer Stelle das Publicum nicht ſo offenherzig davon in Kenntniß ſetzen.“

„Ei, ſo ſagen Sie mir nur,“ entgegnete Wieſecke, „warum ich das Aufſehen mache? Mein Jeſus! Wann hab' ich denn jemals einen anonymen Brief bekommen? Dieſe ganze Geſchichte iſt ja rein aus der Luft gegriffen und von Jemand anders bloß in das Wochenblatt eingeſchwärzt.“ Da nun der größte Theil der Anweſenden lachte und damit wie in einem ruſſiſchen Dampfbade nur auf den feurigen

Ofen des Regiſtrators mehr Waſſer ſpritzte und die Schweißtropfen ihm auf die Stirne dicker brachte, ſo rief er nun, indem er noch einen durchbohrenden Blick auf die Brüder und beſonders den Schlachtenmaler warf und dann ging, aus: „Nun aber zwanzig Thaler Belohnung demjenigen, welcher dieſes Publicandum geſchmiedet hat und, um mich vor der ganzen Stadt in ein falſches Licht zu ſetzen, den Anwalt gegen Verleumdungen ſpielt, die mir Niemand auf Gottes Erdboden geſchrieben hat!“

Als er hinaus war, und die Wirthsleute kopfſchüttelnd ihm nachfolgten, flüſterte Schlachtenmaler: „Bis zu dieſem Punkte wollt' ich ihn haben. Er ſetzt das Doppelte auf Entdeckung jenes unberufenen Freundes. Einer von uns muß es freilich geweſen ſeyn, der die Annonce hat einrücken laſſen; allein die zwanzig Thaler ſind der Grundſtein unſerer Hoffnungen; ich wußte keinen andern Weg, ſie

anzuſchaffen. Wir loſen, wer der Thäter geweſen, und ich verſichere euch, die Gerechtigkeit wird ihm kein Haar krümmen. Eine Injurie iſt die Aufforderung nicht geweſen, ſondern nur die Unterſtellung einer ſolchen. Eine Namensfälſchung iſt ſie freilich, allein ohne dolus malus, ohne Intereſſe. Es kann hier Alles ſtattfinden, nur keine Klage. Nur den Schwanz zwiſchen die Beine, die Ohren herunter und dann — vorwärts!"

Die Brüder fanden den Fall allerdings ſchwierig; aber Amandus ſagte auch: „Was haben wir groß zu verlieren? Alle Wege ſind geſperrt; nun laßt Einen von uns auch noch acht Tage in den Thurm kommen. Jetzt möchte ich es ſelber ſeyn, um nur recht viel ſchreiben zu können." Hatte er ruhmredig geſprochen, ſo hätte man ihn, da wirklich das Los des Verbrechens auf ihn fiel, muthlos ſehen können. Er ſchlug aber ein Schnippchen und ſagte: „Hätte Napoleon den Enghien

nicht erschießen lassen, wer weiß, ob dieser nicht ihn!" — Der dumme Junge!

Der Registrator rannte wie ein angeschossenes Wild über die Flur die Treppe hinunter und trug einen Zettel in der Hand, den er an der Luft trocknete, weil er vielleicht fürchtete, der Streusand könne ihm den Sinn seiner Ankündigung verwirren. Die Brüder waren gefaßt. Sowie der Abdruck im nächsten Wochenblatt erfolgte, entschloß sich Schlachtenmaler, zu dem Preissteller zu gehen und ihm zu sagen: „Mit schmerzlichem Bedauern hab' ich sehen müssen, daß die Anstiftung des Scherzes, dem Sie so viel Ernst und Geld widmen, von meinem Bruder ausgegangen ist. Ich kann Ihnen wohl sagen, daß ich glaubte, mich rührt der Schlag, als ich den ersten Entwurf der Anzeige mit Strichen und Verbesserungen unter den Papieren des Schlingels fand. Wenn ich die Summe, die Sie dem glücklichen Entdecker ausgesetzt haben, nicht

zurückweiſe, Herr Regiſtrator, ſo denk' ich dabei nur an meine andern Brüder, die, wenn Sie den Thäter zur Rechenſchaft ziehen ſollten, um eine unſerer Exiſtenz ſehr nothwendige, geſchickte und gutbelohnte Arbeit deſſelben gebracht werden. Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben." So wollte Schlachtenmaler ſprechen. Er, der die Natur ſeines Vaters geerbt hatte und wegen einer Anleihe von zehn Thalern zehn Nächte nicht hätte ſchlafen können, entblödete ſich nicht, einen Mann, den er und der ihn haßte, zu prellen. Er tröſtete ſein Gewiſſen nicht einmal mit der Wendung, die Gelegenheitsdieben von Bildung eigen iſt, daß ſie hoffen, ihr Verbrechen in Kürze wieder gut zu machen.

Inzwiſchen wurden die Bauſteine zu dem Journal von allen Seiten hergetragen. Man brach die claſſiſchen Gebirge der deutſchen Literatur an und holte ſich Auszüge als Quaderſteine für das Backwerk, welches die Brüder aus dem Lehm ihrer eigenen Kenntniſſe und

Fähigkeiten zusammenkneteten und im Ofen der Kritik des Schlachtenmalers zu leidlich massiven Steinen brannten. Die Wochenschrift sollte den Titel führen: Nichts. Ein Wochenblatt für Alles. Zu den Vorbereitungen gehörte auch eine künstliche Fehde, welche sie, um dem Publicum Angst und Vergnügen zu machen, aufführen wollten. Sie wollten sich über des Kaisers Bart streiten und griffen sich mit satirischen Lanzen an, welche an der Spitze abgeplattet waren, ohne daß das Publicum es ahnen konnte. Es war ein dramaturgisches Stiergefecht, wo die Wuth der gehörnten Kämpfer lediglich nur von einem bunten Lappen erregt wurde, wobei aber schmerzhafte Wunden vorkamen, aus versteckten Blasen nämlich, die sie mit Fischblut gefüllt hatten. Sie schnitten sich mit Hülfe phantasmagorischer Täuschungen gegenseitig die Hälse ab und verschluckten die giftigsten Schlangenperioden. Dabei nannten sie sich nicht etwa Hugo, der Rauschebart,

Theodor Hell oder Giacomo Descamisado, sondern frischweg Pfarrer Ebeling im W.....schen, Doctor Schnupperer in G., u. s. w. Einstweilen lagen solche künstliche Fehden fertig ausgearbeitet da über 1) die Hundesteuer bei den alten Griechen; 2) das gestrichene F der Primadonna; 3) über die Abschaffung des Klingelbeutels beim Gottesdienste; 4) über die historische Größe des Alterthums; 5) über Deutsch oder Teutsch; 6) über die wichtige Frage: Wer war ein größerer Dichter, Schiller oder Goethe? 7) über Vernunft und Offenbarung; 8) über den Cölibat; 9) über die Emancipation der Juden; 10) über den Dativ oder Accusativ, die das Zeitwort kosten regiert. Und war einstweilen dies nicht Sand genug für die Augen der Abonnenten?

Schlachtenmaler aber wußte, daß ein Prospectus das Schicksal der Zeitschriften entscheidet, und wandte noch die letzten Blätter Papier,

die die Brüder, von allen Hülfsmitteln jetzt gänzlich entblößt, aus ihren Schulbüchern vorn und hinten geschnitten hatten, dazu an, die Erscheinung dieses periodischen Nichts-Alles würdig einzuleiten. — Er schrieb:

## Denkniße* über den Journalismus,

als Einleitung in das neue Journal

**Nichts. Ein Wochenblatt für Alles**

„Mit den Schriftzeiten nahmen die Zeitschriften zu, würde Saphir oder ein Narr bei Shakespeare sagen. Ich würde gern mit einem Citat aus Cicero oder Calderon anfangen, wenn diese Männer bereits meinen Gegenstand gekannt hätten. Unscheinbar, wie die Quellen des Ganges, sind die Anfänge des Journalismus gewesen. Erst, als der Strom eine reißende Gewalt bekommen hatte,

* Nicht, um bescheiden zu seyn und uns noch keine Gedanken zuzutrauen, sondern um den Beifall der geliebten Welt zu gewinnen, machen wir gleich zum ersten Wort unsers Journals eine Note. A. d. R.

Strudel und Wirbel in ihm gährten und kreisten, erwachte das volle Bewußtſeyn über dieſen neuen Hebel der Geſchichte, und die Menſchen fingen an, ihn als ſolchen anzuſetzen und für das zu nehmen, was er durch Zufall geworden war. Der Gebrauch dieſer Waffe wurde indeſſen ſo allgemein, daß ihr Werth nur noch in der Geſchicklichkeit beſteht, mit der man ſie handhabt. Früher ließ man die Sichelwagen der Journaliſtik auf Gerathewohl in den Feind hineinfahren, ſie mäheten nieder, was ihnen begegnete. Jetzt trifft nur noch der Schuß, welcher gut gezielt iſt. Die Journale ſind kurzathmige Bücher, Kapitel eines größern Werkes geworden. In ihrer Form liegt nichts mehr, das für unſer Jahrhundert etwas Außerordentliches wäre.

„Neu jedoch iſt jene Gattung von Schriftſtellern, welche wie Amphibien halb auf dem feſten Lande der Literatur, halb im Strome der öffentlichen Begebenheiten leben. Die

Journaliſten ſind die Geburtshelfer und Todtengräber der Zeit. Sie ſind in ihren Fehlern leer wie gewöhnliche Blaſen, aber in ihren Tugenden wie Hauſenblaſen, mit welchen man den abgeſtandenen Wein der Wahrheit aufklärt. Sie ſind in ihrer Zweideutigkeit der Speichel, der dem Jahrhundert verdauen hilft. Das Stick- und Sauerſtoffgas ihrer Umtriebe und falſchen Eide iſt ein nothwendiges Element der Lebensluft geworden. Sie leiſten nichts, das eine Form hätte, ſie ſind mit jener mathematiſchen Linie zu vergleichen, welche unſichtbar und fingirt und doch der Durchmeſſer der Erde iſt, um welchen ſie ſich dreht.

„Die Literatur war eine feſte Inſel, welche der ſie umgebende Waſſergürtel der Journaliſtik allmählich aufgeweicht hat. Was in der Natur nicht geſchehen würde (denn dort nimmt das feſte Land eher wie in Egypten zu, als wie in Holland ab), das iſt im Reich des Geiſtes geſchehen. Literatur und Journaliſtik bilden

zuſammen eine breiartige Maſſe von Erde und Waſſer, von Beſtehendem und Auflöſendem, und erſt die Sonne einer ſchöneren, beruhigtern Zeit, als die jetzige (wo aber auch der Sonnengott ſeine Pfeile ablegen müßte), wird dieſe Miſchung austrocknen und Dichtung und Geſtaltung begünſtigen. Vielleicht wird es aber unſerm eigenen tüchtigen Streben ſchon möglich, eine Scheidung der Maſſe hervorzubringen, und viel wird dazu beigetragen ſeyn, wenn Charaktere wie dieſe, welche ich jetzt ſchildern will, ſtatt der Schreibfeder durch Verzauberung plötzlich nur noch einen ſtinkenden Fuchsſchwanz in der Hand tragen:

„Einen aufgeſchwollenen Podagriſten, beleibt wie ein Schwamm, mit gläſernen, erloſchenen Augen, zeig' ich dir. Sein Haar iſt von einem Galgenſtrick geſtohlen. er trägt eine Flachsperrücke, die flach und enganſchließend auf dem fettigen Hirnſchädel, dem Deckel heimlich erſchlagener Gebeine, liegt. Dieſe matte

Menſchenpflanze richtet ſich nur des Mittags ein wenig auf, wenn der Speiſeduft und die Eiſeskälte des Champagners ſie erfriſcht und die erſchlafften Nerven kitzelt. Dann fängt die Naſe an, einige frivole Modulationen zu verſuchen, und wackelt den plumpen Scherzen voran, welche das träge Rhinoceros ſeinen Nachbarn zum Beſten geben wird. Er iſt Junggeſell, nie hat ihn ein liebendes Weib umſchlungen, nie hat ihm ein Säugling, von dem er rühmen könnte: Er iſt mein! Lächeln und Thränen zugleich entlockt. Die Gaſtbofreiſenden des Mittags ſind ſeine Familie, des Abends ſind Spieler im Caſino ſeine Verwandte. Man weiß, daß er die Zeitungen lieſt, und daß er ein Gewerbe davon macht, die Politik zu verſtehen. Frägt man ihn um eine Neuigkeit des Tages oder die Wendung, welche die Völkerſchickſale im Allgemeinen durch ſie erhalten würden, ſo antwortet der Gefragte nur durch ein Stück Trüffelpaſtete, in welches ſich ſeine

kurzsichtigen Augen vertiefen; er erklärt: daß nicht nur Alles beim Alten bleibe, sondern auch ewig das Unrecht Recht, Larifari Zeitgeist, Mensch Mensch, und was man sonst an Sprüchen dieser Art hat. Und doch hat dieser Mann (der für lebend gilt, da er doch erstorben scheint in Allem, wie eine Auster, deren Schaale erbrochen ist) einen höchst wichtigen Einfluß auf die Geschichte seiner Zeit sich zu eigen gemacht. Er schreibt in die meisten politischen Blätter Deutschlands Correspondenzen, aber selten welche von dem Orte, wo er lebt. Er ersinnt Berichte von der Grenze jener Staaten her, die ihn für seine aufgedrungenen Dienste, denen er eine große Wichtigkeit anzudichten wußte, bezahlen. Er lebt am Rhein und weiß in die Zeitungen Nachrichten zu bringen, als kämen sie aus Siberien. Kämpft eine Nation für ihre Freiheit und ihren alten Ruhm, ein solcher Schmarotzer am Tische Gottes weiß sie in Allem zu verdächtigen, aus

Siegen macht er Niederlagen, aus dem Größten das Kleinste. Niemand ahnt den Versteck, aus welchem es einer Feder gelingen kann, die öffentliche Meinung zu verwirren. Das ist ein Journalist, dessen Nachruhm an einem Laternenpfahl verewigt zu werden verdient.

„Ich zeig' euch einen andern Unglücklichen, dem Hunger, Trägheit oder vielleicht Zufall jene Bestimmung gaben, für welche mehr, als vielleicht für die Abfassung von Büchern, Festigkeit der Grundsätze und Adel der Gesinnung erfordert wird. Er gehört jenem Stamme an, welchen die Entziehung politischer Rechte neuerdings vielfach veranlaßt hat, statt mit Schreibfedern zu schachern, mit ihnen zu schreiben. Die Literatur ist die duldsamste Macht. Sie fügt sich Jedem, der ihr mit einiger Entschlossenheit den Sattel aufzulegen weiß. Sie fragt den Geist und Witz nicht, ob er getauft oder beschnitten ist. Der Journalist aber, von dem ich rede, verdiente am wenigsten

dieſe Nachgiebigkeit. Grimaſſen gibt er für Witz aus, Lügen für geiſtreiche Erfindungen. Leider gibt es einen abgelegenen Winkel in der Journaliſtik, wo man Niemanden hindern kann, ſein Bedürfniß zu verrichten. Dies iſt die Theaterkritik. Hier waltet der Journaliſt wie ein Berufener. Er hat in dem Blatte, das er herausgibt, eine Macht. Die Schauſpieler fürchten den Buchſtaben, nicht deßhalb, weil er Geiſt enthält, ſondern, weil er gedruckt iſt. Sie können das Geſchriebene nicht auslöſchen, und ſelbſt der Unſinn (die Verleumdung ohnehin) findet Gläubige. Der Journaliſt trägt auf der Straße immer einen allgemein kenntlichen Rock. Er unterſchreibt ſeine Kritiken, um ſie deſto furchtbarer zu machen, mit: „Die bekannte rothe Halsbinde!“ Der Jude iſt eitel, und in ſeiner Flachheit ſtrebt er nach äußerm Glanz. Er überhängt ſich mit Uhrketten und mit Ringen, er will vergeſſen machen, daß er früher Bänder über den Arm

hängen und zu verkaufen hatte. Er ſchwimmt immer in einer aromatiſchen Atmoſphäre, die ſich auch auf die Productionen des Journaliſten übertragen und ihnen jene duftende, pomadige Schmierigkeit geben, die doch immer erkennen läßt, daß das Vehikel des Aroms gewöhnliches Schweinefett oder Hirſchtalg iſt. Wovon lebt dieſer Journaliſt? Sein Talent iſt viel zu oberflächlich, als daß es ſeiner Zeitung Zug verſchaffen kann. So muß die Beſtechung aushelfen. Auf Lob und Abwendung des Tadels ſteht ein Preiscourant. Der Journaliſt thut nichts aus innerm Ueberzeugungsdrang. Das ausgezeichnetſte Talent hält er ſo lange über dem Waſſer, bis es ſich von dem naßkalten Bade ſeiner Kritiken durch eine Summe losgekauft hat. Wenn ein Künſtler dies Sprudelbad der journaliſtiſchen Entrüſtung nicht fürchtet, ſo wird der getäuſchte Recenſent nie Großmuth üben oder den Anſtand wahren, ſondern er dichtet Mängel an,

wo keine ſind, oder weiß das urſprüngliche, warme und unmittelbare Colorit des Genies als für ſeinen Geſchmack lächerlich hinzuſtellen. Kömmt aber der Stümper, der in einer Flut gemachten Lobes von Stadt zu Stadt ſchwimmt, ein Stümper, der in Blick und Geberde ſchon von Beſtechung trieft, ſo hat Garrick lange genug für den Erſten ſeines Faches gegolten. Selbſt treffliche Künſtler gerathen in Verlegenheit dem Gewiſſen dieſes Mannes gegenüber. Sie kaufen ſich von ſeinen Umtrieben zwar nicht durch Geld los, aber dadurch, daß ſie ihm Gelegenheit geben, welches zu verdienen. Schickt ihm eine Sängerin einen ſilbernen Leuchter, ſo läßt ſie die Adreſſe des Ladens, wo ſie ihn erſtand, unterm Fuße deſſelben ſitzen, damit er eilen kann, den Leuchter da wieder zu verkaufen, wo er eben erſtanden iſt. Oder der Journaliſt wird vom Künſtler gefragt, ob er ihm nicht Autographen geben könne, da er eine Sammlung davon hätte?

O ja, ſagt der Journaliſt, und gibt ihm einige abgeſchmackte Aphorismen, die er und ſeine Mitarbeiter auf goldgerändetes Papier geſchrieben; der Künſtler glaubt, wenigſtens das Papier bezahlen zu müſſen, und ſchickt dem Journaliſten für jedes Blatt einen Ducaten. Endlich hat ein Componiſt, deſſen neue Oper von dem erbärmlichen Gewiſſen des Journaliſten abhängig iſt, oder ein Sänger, der ſich ſelbſt die Lieder ſetzt, die er als Couplets einlegt, den Einfall, von dem Journaliſten einen Liedertext zu verlangen. Dieſer verſteht die Maske und dichtet entweder ſelbſt einen oder ſchreibt ihn aus einer Chreſtomathie in Kürze ab. Der Künſtler belohnt die Mühe weit über Verdienſt und erreicht ſeinen Zweck. Wie jener erſte Journaliſt die politiſche Meinung verwirrt, ſo verwirrt dieſer die geſellſchaftliche und artiſtiſche. Dort werden die Geſchichte und die ewige Gerechtigkeit, hier der Geſchmack und das geſunde Urtheil zweifelhaft.

„Einen dritten Journaliſten zeitigte eine andere Verzettelung der Literatur. Er iſt vorzugsweiſe der Notizenkrämer. Er ſtöbert mit einem Querſack und einem langen Zahnſtocher in allen Büchern und Journalen umher, ein literariſcher Chiffonier oder Plundermaß. Für dieſen Journaliſten iſt nichts im Zuſammenhange da. Alles vereinzelt er, von Allem ſucht er eine Notiz loszubröckeln. Sein Feld iſt der Steiß der Journale. Dort auf dem Anekdotenhügel, den Lückenbüßer-Plattheiten, kleinen Chroniken und Correſpondenzen-Abhängen thront er. Um Alles und Jedes bekümmert er ſich, aber nur deßwegen, weil er davon ein Excerpt geben will. Was iſt Schiller für ihn mit der geſchloſſenen, gedrungenen Ganzheit ſeines Charakters! Er weiß nur, daß Schiller beinahe röthliche Haare hatte. Was iſt ihm Goethe in dem ſtetigen Fortſchreiten ſeines Lebens, welches, wie ein Teich, immer unruhig war und

doch immer auf derſelben Stelle blieb? Er kennt nur die Art, wie Goethe ſich mit der Vulpius über Hals und Kopf (und Herz) vermählte. Das Wiſſen dieſes Journaliſten iſt eine Moſaik von Zufälligkeiten, die er zuweilen über das Publicum ausſchüttelt und dann ruft: Kennt ihr die hohe Bedeutung des Journalismus? Er wirft ſich zum Ritter auf, wenn Jemand mit Recht drucken läßt, daß der Journalismus der Verderb der Literatur iſt, ihr zerſetztes Blut, ihr Krebsſchaden; er hält ſich für einen Sanct Georg des Jahrhunderts, ſpricht von den Journaliſten als den Wächtern auf der Zinne. Und womit motivirt er ſeine außerordentliche Wichtigkeit? Durch Auszüge aus allen Blättern, durch Einregiſtrirung jedes literariſchen Skandals. Was er ſchreibt, ſieht wie ein mit Viſitenkarten geſpickter Spiegel aus oder wie ein Quodlibet von Etiketten, welches die Kupferſtecher vor ihre Fenſter hängen. Haben unſere beiden erſten Journaliſten

ſich durch die ſchlechte Geſinnung um den Verfall des Zeitungsweſens verdient gemacht, ſo iſt dieſer letzte gerade dadurch ſo lächerlich und gefährlich, daß er der abſtracte Journaliſt iſt, nur dies und nichts Anderes; daß er glaubt, im Journalismus könne ein Selbſtzweck und eine Harmonie liegen, welche aufzufinden die zweite Quadratur des Cirkels wäre. Gefährlich, ſag' ich, denn was hat dieſer Mann mit ſeinen Notizen zu verlieren? Welchen Namen, welche Ehre ſetzt er auf's Spiel, wenn er die Feder ergreift und den Namen und die Ehre Anderer ausbeutet, um davon ſein Brod zu eſſen? Selbſt ſchrieb er nichts; auch weiß er nicht einmal Alles, was die Andern geſchrieben haben; nur das weiß er, was über Alles geſchrieben iſt. Bücher lieſt er nicht, er lieſt nur Kritiken. Er wird nie einen Schriftſteller bei ſeinen Werken citiren, ſondern immer nur ſagen: Dies iſt der, von welchem Jener ſagte, u. ſ. w.

Journaliſten, die ſich eine ſolche Echo-Aufgabe ſtellen, verſtärken ſelten den Schall, den die Ehre eines Namens verdient; ſie wiederholen lieber das, was, da es das erſte Mal geſagt wurde, ſchon unnütz war, und den Skandal, der Aufſehen macht. Journalismus, als etwas für ſich Beſtehendes, Organiſches, und wer ihn ſo anſieht, iſt gefährlich. Wir ſollen Sorge tragen, daß die Zerſplitterung der Geiſter durch Anſchluß der ſtankirenden Journaliſtik an das literariſche Centrum hintertrieben wird. Fort mit Jenen, die den ohnehin breit genug in der Journaliſtik aufgerollten Teig der Literatur immer noch dünner rollen und ihn in langen Fadennudeln bis in alle Ewigkeit hinausziehen wollen!

„So iſt die Lage jener Literatur, die wir durch einen neuen Beitrag anfangs nur zu verſchlimmern ſcheinen. Doch wird der Erfolg das Publicum eines Beſſern belehren. Wir verſprechen wenig, damit wir mehr halten, als man von uns erwarten durfte.“

# Achtes Kapitel.

Erinnerungen an Juſtinian. Die journaliſtiſchen Flitterwochen und Polyhymniens Naſe.

Dies Programm wurde bald gedruckt. Es waren die Propyläen der ſpaniſchen Schlöſſer, von denen die Brüder träumten. Es war die Bajazzomütze, die erſt auf's Theater fliegt, ehe der Luſtigmacher ſelber kommt, oder die Herculeskeule, die der Alcide vorauswirft, um mit größerm Effect dann ſelbſt auf die Bühne zu ſtürzen. Den Druck aber hatte Niemand ſo eifrig betrieben, als der Buchdrucker ſelbſt, der auch für ſeine eigene Bezahlung ſorgte und dem Schlachtenmaler das unangenehme Geſchäft abnahm, ſeinen Bruder in die Löwengrube

der Wiesecke'schen Rache zu werfen. Der Buchdrucker zeigte, auf seine Vorstellung, den relegirten Musensohn Amandus als Thäter an und schrieb dem neuen Wochenblatte, welches das seinige nicht zu beeinträchtigen schien, die erhaltenen zwanzig Thaler zu gute. Der Registrator aber schäumte (auch rasirte er sich eben) vor Rache, als er diese Bestätigung seiner Vermuthungen mit so vielem Gelde bezahlen mußte. Daß das Publicum gehört hatte, er wolle zahlen, darin lag für ihn schon Genugthuung genug. Da er nun wirklich zahlen mußte (wie mancher Almanach setzte nicht einen Preis für die beste Erzählung aus und behielt ihn zurück, weil keine seinen gespannten Anforderungen, die aber wenigstens ein ihm vortheilhaftes Aufsehen erregt hatten, entsprach!), so wollte er den Thäter wenigstens am Kreuze sehen. Er bedauerte jetzt, selbst dazu beigetragen zu haben, daß der junge Mensch nicht mehr unter dem

Birkenſtock der renovirten Gymnaſialgerichts-Ordnung, ſondern unter dem gewöhnlichen und allgemeinen Pranger der Juſtiz ſtand. Hätte er Muth oder der Thäter nicht drei Brüder gehabt, er würde die Juſtiz ſelbſt geübt haben, ſagte er wenigſtens. So aber war er ein leidender Mann und trug Flanell auf bloßem Leibe und ging bei der ſcharfen Novemberluft nie aus der Stube auf die Hausflur, ohne einen Barometer mitzunehmen, um gleich zu wiſſen, wie lange er in dem Abfall der Temperatur verweilen könne, und wie viel Grad ſie betrage. Ja, war er doch oft genug überzeugt, daß ihn die Schwindſucht, die er noch nicht hatte, im Sturmſchritt als galopirende überreiten könne, und ſaß er nicht ſtundenlang mit ſeinem kleinen Barbierſpiegel, um den geheimnißvollen hippokratiſchen Zug zu ſuchen, mit welchem der Tod herbeiſchleiche! Genug, er eilte zu ſeinem Vetter, dem Advocaten Sportelhahn, und wollte Arm in

Arm mit ihm den Rechtsweg in dieſer Sache betreten. Sportelhahn, ein kerzengerader, trockner Mann, neigte ſich mehr zum theoretiſchen, als praktiſchen Rechte, obgleich ihm die Carolina ſchon manchen Carolin eingebracht hatte. Dieſer Tribonian von Kaputh ſchlorrte den ganzen Tag im langen Camiſol und der ſchmutzigſten Schlafmütze durch ſeine Wohnung, die nichts als Bibliothek war. Tabaksrauch und Staub gaben die Miſchung der Atmoſphäre ab, von welcher (er war Junggeſell) ſeine Umgebung geſchwängert wurde. Er war übrigens geneigt zu jedem Proceſſe und nur zu dieſem nicht, weil Wieſecke ſein Vetter war. „Guter Junge," ſagte Sportelhahn, indem er ſich eine neue Pfeife ſtopfte, da ihm die alte vor Schreck über die Leichenfarbe ſeines Vetters ausgegangen war, „was ich dir rathen werde, kömmt vom Herzen, nicht vom Geldbeutel. Wäreſt du nicht mein eigen Blut, alter Kerl, ich würde dir ſchon meine Schröpfköpfe anſetzen

und in die eine Wagſchale der Gerechtigkeit deine glänzende Rechtsausſicht und in die andere meine Sportelrechnung legen. Allein, ſetze dich und höre!“ Dabei ſchob er dem Regiſtrator, ſtatt einer Befriedigung ſeiner Rache, einen Stuhl hin und ſtützte ſeinen linken Ellenbogen auf den ungeheuren Quartanten des Johann Samuel von Böhmer, dem er, das Titelkupfer war aufgeſchlagen, den ſeinen Geheimeraths-Spitzenkragen (man möchte die Brüſſeler Spitzen, mit denen J. S. Böhmer immer gezeichnet wird, für allegoriſche römiſche Rechtswendungen und das Labyrinth der von Juſtinian geſtatteten Einreden halten!) zu zerknittern drohte. „Altes Herz,“ ſagte Sportelhahn, „der Bubenſtreich iſt zunächſt ein Falſum. Aber bei der Fälſchung ſpricht die lex Cornelia nicht ſchlechtweg vom dolus malus, und die deutſche Halseiſenordnung, unſer gemeines Criminalrecht, geſtattet ſogar, dem Kaiſer ſeine Brabanter Thaler nachzuſchlagen,

wenn man's nur nicht „böslicher und gefährlicher Weise“ thut. Nun iſt auch von jeher geſagt worden: Man ſolle nur immer das Gute annehmen, bis das Gegentheil erwieſen iſt (quisquis præsumitur u. ſ. w.); und nun müßte bei deinem Falſum die böswillige Abſicht erſt erwieſen werden! Wie —“

Und hier hat der Menſchenkenner nebenbei Gelegenheit, eine feine Bemerkung zu machen. Sportelhahn war von ſeinem Rechte ſo in Anſpruch genommen, wenn er darüber ſprach, daß er die andere Perſon, als Perſon, immer vergaß und Bruder und Schweſter nicht mehr unterſchied. So fing er auch an, in der Ekſtaſe ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinen eigenen Vetter mit dem höflicheren Sie zu apoſtrophiren — „Wie erweiſen Sie das?“ fragte er den Regiſtrator, dem ſich bei dieſer Vergeßlichkeit die Perſon ſeines Verwandten in die Gerechtigkeit ſelbſt zu verwandeln ſchien. „Aber abgeſehen davon,“ fuhr Sportelhahn fort, „ſind auch

alle Autoritäten gegen Sie.“ Nun griff er blindlings in die Zimmerwände hinein und zog einen alten Tröſter nach dem andern hervor. „Hier ſind die Abhandlungen von Krebs und Engelſchall! Was läßt ſich gegen ſolche Namen ausrichten! — Hier der Codextitel de mutatione nominis und der Kaiſer Diocletian: Alles iſt gegen Sie! Und was ſagt Perez ad Codicem? At vero, si fraus et dolus malus *absit*, unicuique liberum est, quodcunque nomen assumere, nec eo, quod novum sumpserit, ulla actione tenetur. Außer dieſen feuerfeſten Beweisſtellen kommen noch eine Menge anderer Umſtände zur Frage. Lieber Vetter, dein angeblicher Falſar iſt minorenn: wie leicht würde es ſeinem Rechtsbeiſtande nicht werden, ihn noch als völlig unzurechnungsfähig darzuſtellen? Ferner: du, als Denunciant, müßteſt Caution, bedeutende Caution ſtellen, ja, bei einem nur irgend mangelhaften Ausgange des Proceſſes gewärtigen,

obenein von deinem Gegner als Calumniant verklagt zu werden. Dies ist der eine Gesichtspunkt der Sache" — Und, obgleich dem Registrator schon aller Muth entfallen war, so hob der Vetter doch auch noch den andern hervor und fuhr fort: „Zu einer Injurienklage schritt' ich nun gar erst mit verzagtem Herzen. Deine moralische, Ihre bürgerliche Ehre ist weder in der Ankündigung, noch in der Unterstellung eines anonymen Briefes verletzt, ja, im Gegentheil würde Beklagter entgegnen können, er hätte ja zehn Thaler daran setzen wollen, um diese Ehre wieder herzustellen! Auch ist das bloße Briefempfängniß, mag es nun ein Brief nach allen möglichen Schemen des Briefstellers seyn, wenn man davon spricht, keine Injurie; etwas ganz Anderes wäre es, wenn der vorlaute junge Freund Ihres Rufes den Inhalt jenes eingebildeten Briefes gebilligt und etwa gesagt hätte: Wer u. s. w. . . . . eines Briefes, dessen

Inhalt ich übrigens billige u. ſ. w..... Allein, im Gegentheil, er ſetzt eine Prämie darauf, wer den Verleumder entdeckt. Der Einwand, daß ja die Möglichkeit eines begründeten Angriffs in der Annonce vorausgeſetzt werde, iſt irrelevant oder, wie wir Juriſten das nennen, impertinent. Endlich, lieber Vetter....“

Hier mußte Sportelhahn ſelber lächeln, weniger, weil der Regiſtrator wie ein armer Sünder ausſah, als, weil er ſich dem Arſenal näherte, wo die Juriſten ihre Hauptwaffen verſteckt haben, und wo die ungeheuren endloſen Schiffstaue von ewigen Proceſſen gedreht werden. „Geſetzt,“ ſagte er, „der Schlingel muß Abbitte thun (ich nehme da den glücklichſten Erfolg unſerer Bemühungen an), ſo haſt du vielleicht zehn Jahre darüber proceſſiren müſſen, biſt durch alle Inſtanzen die Spießruthen der Advocatenkünſte und Richterbedenklichkeiten gelaufen, haſt auf dein väterliches Erbe Hypotheken annehmen müſſen, weil der

Proceß viele hundert Thaler baar an Gebühren koſten würde, haſt keinen ruhigen Augenblick im Leben mehr und gehſt einſt mit dem ſchmerzlichen Bewußtſeyn in's Grab, daß du nicht bloß deinen Proceß, ſondern auch dein Leben verloren haſt. Denn, hat der Schlingel einen guten Advocaten, etwa einen jungen, der mit dem Proceß weniger Geld, als Ruhm verdienen und ſeine ganze Collegien-Weisheit hier plötzlich in ein Practicum umſetzen will, ſo kommen erſt die Flankenangriffe, die bei unſern Gerichten geſtatteten Einreden. Wiſſen Sie, daß man bei uns die Einrede des Spoliums der Injurienklage ſo in den Weg ſtellen kann, daß Sie mit dem beſten Rechte darauf ſtolpern? Der Gegner fingirt ein Spolium; er ſagt: Sie hätten von ihm aus Rache eine Uhr genommen und ſie noch nicht wiedergegeben..... Dieſe Einrede bildet nun erſt einen Proceß im Proceſſe. Sie wird durch alle Inſtanzen durchgejagt. Man gebt

darauf ein, wenn das Spolium erwiesen ist. Jetzt schiebt Ihnen ein pfiffiger Advocat den Eid zu. Ich excipire, daß dieses kein deutliches Beweismittel wäre, und, siehe, eine neue Schachtel in der Schachtel ist da, und wir müssen wieder erst durch alle Instanzen die Meinung der Gerichte hierüber abwarten. Dieser Aufenthalt macht schon einige Jahre. Man kann inzwischen gestorben seyn oder sich in dem Gegner gänzlich geirrt haben. Man söhnt sich mit ihm aus. Die Welt hat die gekränkte Ehre des Registrators ganz vergessen. Mit einem Wort, Freund, ich rathe zur Besinnung!"

Als der Registrator auf diese Schilderung eines möglichen Processes nur mit verbissenem Schmerz und einigen von seiner Versteinerung sich losbrechenden schleimigen Verwünschungs-Austerschalen dem jungen Verbrecher ordentlich ein Golgatha aufrichtete, schloß .Sportelhahn endlich folgendermaßen: „Nun stehen

wir vielleicht bei der Executions-Inſtanz. Nun ſoll der Schlingel Abbitte thun. Statt deſſen ſchützt er wieder die Einrede der Compenſation vor. Er erfindet irgend eine Injurie, die Sie ihm angethan hätten. Der alte Walzer geht von vorn an, und wir tanzen mit unſern gelehrten Juriſten, die Alles beweiſen, was wir bewieſen wünſchen, in ewigen Kreiſen herum, bis der Gegner am Ende noch replicirt, die Annonce hätte er aus Liebe zu dir gemacht; er betrachtet deine Ehre als ſein Mantelkind und erklärt, er hätte als negotiorum gestor deines guten Rufs gehandelt, und ſchickt dir noch eine Rechnung in's Haus für gehabte Auslagen. Die Schmerzensgelder fielen von ihm auf dich, und du würdeſt noch obendrein vom Publicum ausgelacht werden."

Dies war zu viel für den Regiſtrator. Er raffte ſich auf und lief davon. In das nächſte Wochenblatt ließ er mit Schwabacher Schrift und einer Hand, als gäb' es irgendwo

Roſinen zu kaufen, drucken: ☞ Der Verräther iſt entlarvt! Dann folgte darunter: „Er iſt zu jung für das Schwert der Gerechtigkeit; die Ruthe eines Zuchtmeiſters ſollte ihn für eine Schandthat ſtrafen, welche meinen Ruf nicht beflecken kann. Hier nicht, aber vor Gottes Thron! Ich verachte ihn (nämlich den Verbrecher)!“ Im Stillen dachte er nur noch: Beſſer, ein Backenſtreich mit Großmuth hingenommen, als hundert Abbitten und Ehrenerklärungen auf dem Dache! Er zahlte die Prämie und verachtete den Empfänger.

Inzwiſchen flatterten die erſten flüggen Nummern der Zeitſchrift in's Freie hinaus, und Kaputh erſtaunte über dieſe Zugvögelſchwärme, wo ſich ein Exemplar nach dem andern an die verſchiedenen Fenſter der Stadt niſtete, um das ganze, allerdings vorauszubezahlende Quartal hindurch regelmäßig den Leuten etwas vorzwitſchern zu können. Wo

man in dieſen Tagen bei zahlungsfähigen Leuten Beſuche machte, hatte man Vorſicht nöthig, auf der Treppe nicht über die neuen Nummern des Nichts zu ſtolpern, welche die Colporteure dorthin geworfen hatten, in der Hoffnung, daß das Meiſte zwar auf den Weg falle, Einiges aber doch hundertfältige Früchte tragen dürfte. Es war für die Krämer gut: ſie brauchten nicht die alten vergilbten Regierungsacten zu kaufen (Wieſecken entging hier ſchon wieder durch die Brüder eine bedeutende Summe, da er ſich gar nicht ſcheute, das ganze Kriegsminiſterium unter der Hand ballenweiſe an die Victualienhändler zu verkaufen), um ihre Butter und ſchwarze Seife einzuwickeln. Die Friſeure machten von den Probeblättern manche Papillote, und Celinde, die ſo wenig Lebenstact hatte, daß ſie den Schlachtenmaler durch ein Abonnement zu erfreuen nicht verſtand (wie ſelten kaufen die beſten Freunde der Schriftſteller deren Werke!),

trug des Morgens in ihren Haaren die rührendsten Klagen ihres Freundes; seine Thränen lachten wie Frühlingsblüthen auf ihrem Haupte — und sie ahnete nichts davon! Es ist eine der größten Künste, mit Künstlern umzugehen. Wie man mit den Damen und Ministern, mit Fürstinnen linker oder rechter Hand umzugehen habe, ja, nach Rumohr selbst mit Bettlern und Vagabunden, das lehrten die Knigge. Nur der Umgang mit Dichtern ist sich selbst überlassen und jenen großen Fehlern ausgesetzt, welche wir täglich gegen die Lieblinge Minervens begehen. Erscheinen neue Werke von ihnen, so will man sie von ihnen geliehen haben; und, leiht man sie, so widmet man nicht einmal, um das Interesse zu verrathen, gleich die erste Nacht ihrer Lectüre; und, tadelt man, statt endlich ein mattes Lob zu stammeln, so ist der Dichter unser guter Freund, von dem wir ja wissen, daß der Gott in ihm zuweilen ausgeht oder sich sieben Stunden ruht,

wenn er ſechs gearbeitet hat. Celinde hatte keine Ahnung davon, wie es Schlachtenmalern ſchmerzte, daß ſie die Unterzeichnungsliſte bloß anſah, um die Freunde ihres Freundes kennen zu lernen, nicht, ſelbſt zu unterſchreiben. Celinde dachte: Der Bogen iſt ja nicht ſein Herz — Schlachtenmaler knirſchte die Zähne und flüſterte: „Aber er iſt mein Magen!“

Der Erfolg des Blattes war zweifelhaft. Der Abnehmer waren zu viel, um es eingehen, und zu wenig, um es fortbeſtehen zu laſſen. Die gewöhnliche Aushülfe in ſolchen Fällen, Regierungsunterſtützung, konnte von dem fürſtlichen Gouvernement nicht erwartet werden, da man eben erſt mit Herrn von Lipmann eine Anleihe geſchloſſen hatte, ſcheinbar, um die Chauſſéen zu verbeſſern, edeln Rieſenkohl und die fürſtlich Rohan'ſche Kartoffel in die Landesökonomie einzuführen, in Wahrheit aber, weil bei der Cavallerie das Riem- und Sattelzeug durchgeſcheuert war, und

die Gensdarmerie neue lederne Stulpen bekommen mußte, wofür die Landstände nichts bewilligen wollten, der beruhigenden Criminalstatistik wegen. War doch, ungeachtet dieser Mißhelligkeiten, das Vertrauen zwischen Fürst und Ständen größer, als sie's Beide nöthig gehabt hätten; war doch die Demagogie, die auch nach dem bekannten Ausspruche nur die Reise um, nicht durch die Welt machen sollte, noch nicht bis hieher gedrungen. Höchstens würde sich Blaustrumpf beim Consistorium verwendet haben, wenn ihm nicht gleich die erste Nummer des Nichts einen Schrecken verursacht hätte, in welchem ein Mährchen abgedruckt war, worin eine Hexe und zwei Kobolde spielten. Mörder bekam im Gegentheil eine Instruction, nach der er Alles streichen mußte, was unverständlich wäre: denn, wäre es auch nicht mystisch gemeint, so könnt' es doch mystisch wirken. Mörder schrieb einige Male an den Rand der Censur:

„Oden auf die Erfindung der Buchdruckerkunſt wären doch wahrhaftig auch zeitgemäßer, als Balladen im Geſchmack des Erlkönigs, wodurch nur der pietiſtiſche Unfug noch mehr befördert würde.“ Ja, bei einer Vergleichung zwiſchen Schiller und Goethe ſchrieb eine zweite Hand (gewiß Blauſtrumpfs) an den Rand: „Großer Schiller, dein „Taucher“ eröffnet einen tiefen Blick in die Lehre von den Polypen, deine „Glocke“ wird ein unvergeßliches Denkmal für jeden redlichen Gelbgießer, und dein „Gang nach dem Eiſenhammer“ ein ewig unſchätzbarer Beitrag zur Berg- und Hüttenkunde bleiben.“ Alſo von dieſer Seite hatte das Nichts eher Hinderniſſe, als Begünſtigungen zu erwarten.

Der Muth ſtieg indeſſen den Brüdern, als ſich auch in dieſem Jahre die Ankunft der Schauſpielertruppe beſtätigte, die ſchon im vorigen ſo ſchlechte Geſchäfte in Kaputh gemacht haben ſollte. Die dramatiſchen Künſtler

hatten es ja hauptſächlich dem Mangel einer dramaturgiſchen Publicität zugeſchrieben, daß ihre Leiſtungen weder bewundert, noch beſucht wurden; im Wochenblatt war man gewohnt, daß der Director der Truppe ſich ſelber lobte, aber mit Namensunterſchrift und mit dem Aufrufe: „Edle Menſchenfreunde, wenn Sie fortfahren, unſern Tempel nicht zu beſuchen, ſo verdiene ich weder das Oel, welches meine Lampen freſſen, noch gar das, mit welchem ich meine Menſchen-Marionetten ſchmieren muß, damit ſie in den Gelenken geſchmeidig bleiben. Drei Familienväter haben bei mir die Ihrigen, und ich Alle zu ernähren. Die erſte Tänzerin iſt im Kindbett, und das Nothdürftigſte geht dem armen Wurme ab, Menſchenfreunde, u. ſ. w.“ In dieſem Tone war das Raputher Publicum gewohnt von den Couliſſen her angeredet zu werden, und, da es immer dieſelbe Litanei war, ſo ließ ſie der Drucker des Wochenblatts ſtereotypiren. Noch

einige andere Schmerzenslaute ſtanden immer bereits fertig geſetzt, z. B. „Dank den edeln Gönnern, welche uns in der Verlegenheit, den fabelhaften Kaiſer Altoum von China zu coſtumiren, einige noch ganz brauchbare Warſchauer Schlafröcke geſchickt haben!“ Zu andern Annoncen verſtand ſich der Drucker des Wochenblatts gar nicht. Dieſe waren einmal von früher her geſetzt, und, da die Schauſpieler keine Mittel hatten, einen neuen Artikel zu bezahlen, ſo mußten ſie, ſelbſt, wenn ſie Turandot nie mehr ſpielten oder auch ſonſt erträglichere Geſchäfte machten, doch immer jene ſtereotypirten Schmerzenslaute in dem Wochenblatt ausſtoßen, weil auch das Publicum von Kayuth ein für alle Mal gewohnt war, auf dieſe Art an die Wiederankunft der Künſtlergeſellſchaft erinnert zu werden.

Jetzt aber hatte die Truppe einen beſſern Stand. Sie war von der Tyrannei des Wochenblatts erlöst. Die ſtolzen Theaterkönige

hatten nicht mehr nöthig, den Armen Kapuths gleichsam jährlich die Füße zu waschen. Der Maßstab, der an ihre Leistungen gelegt wurde, war nicht mehr der, ob sie im Wirthshause ihre Rechnungen bezahlten, hübsch anständig auf der Straße gingen und uneheliche Kinder erzeugten, sondern der, ob sie Schlegel und Franz Horn gelesen hatten. Es handelte sich nicht mehr um den Aerger der in den Logen strickenden Damen, daß die Schauspielerin, welche die Ophelia spiele, schon wieder schwanger sey, sondern, ob Tieck Recht hatte, Ophelien wirklich einen solchen Zustand zuzuschreiben. Die junge Kritik hatte unter diesen Umständen nur noch den einen Wunsch, ihre äußere Lage möchte anständiger seyn, um die Besuche der Künstler anzunehmen. Ja, Amandus, der recht' eigentlich über die Oper berichten wollte, war eines Tages untröstlich, als er hörte, die auf Gastrollen engagirte Primadonna könne jede Stunde

eintreffen und ihn besuchen. „Wenn mich Madame Binder-Bürsten," — so hieß die berühmte Sängerin, obgleich, da das Bürsten auf ihren Mann geht (von dem sie geschieden war), sie sich eigentlich hätte nennen sollen: Madame Bürsten-Binder — „wenn sie mich nun besucht," stöhnte Amandus, „und sie tritt hier in den Reitstall, wo unsere Betten, Kleiderriegel und in einer Ecke gar die Vorrichtungen zum selbstgefälligen Stiefelputzen stehen — welche Schande für das dramaturgische Feuilleton und die wöchentliche musikalische Revue!" — „Nun," sagte Schlachtenmaler, „wir wollen hier vorne gleich an der Thür ein kleines Redactionszimmer improvisiren mit einer spanischen Wand von Papier, an die sich aber Keiner anlehnen darf." Dieser Vorschlag gefiel, und man kochte Stärkmehl. Dicht am Eingang wurde ein Raum, einige Fuß breit, und die ganze Tiefe des Zimmers bis zum Fenster abgemessen, mit Hülfe einer Leiter

wurden einige Nägel in die obere Decke geklopft, und nun Bindfäden hin- und hergezogen, damit das Papier einen Anhalt hatte. Man benutzte die unverkauft gebliebenen Nummern des Journals zu dieser Scheidewand zwischen der Kunst und der Kritik, klebte weißes Papier darüber, und Schlachtenmaler zeichnete einige Cartons, die der Wand einen verhältnißmäßigen Werth gaben. Grau in Grau führte er recht artig die Musen im schaffenden Verein unter der Oberaufsicht Apollo's aus und richtete es so ein, daß gerade in einen Tempel auch der Leinwandvorhang führt, der zu dem größern Rest des Zimmers die Thür abgab. Es war die höchste Zeit, daß das Redactionszimmer fertig und mit einigen Stühlen meublirt war: denn, horch, schon klopft Madame Binder-Bürsten an die Thür!

Amandus stand der Dame verlegen genug gegenüber. Es ängstigte ihn am meisten, daß seine drei Brüder hinter der Papierwand standen

und lauschten. Man setzte sich, und Amandus wurde bleich, als die Sängerin Miene machte, sich an die künstliche Mauer anzulehnen. Sie rückte den Stuhl immer dichter an die Wand, und leichenblaß sah er, wie sie den ungewöhnlich breiten Rücken keck an einen Widerstand anstemmte, den sich der junge Kritiker nicht erklären konnte. Der Sängerin mußte die Elasticität der Wand selber sonderbar vorkommen, sie drehte sich um, und Amandus merkte an den vollständig auf dem Papier ausgeprägten Conturen eines Menschen, daß die Brüder seine Verlegenheit errathen und einen von ihnen sich mit dem Rücken gerade gegen die Primadonna hatten anstemmen lassen, so daß sie allerdings auf einen gewissermaßen festen Widerstand traf. Amandus zitterte über die Möglichkeit, daß die junge Kritik hinten nachließe, und die Künstlerin recht eigentlich hier durchfiele. Sie sah ihm auch seine Verwirrung an, schrieb sie aber nur

ſeiner Jugend und ihrer Schönheit zu. Als ſie einige Worte über die Coloraturen und den Geiſt des Kaputher Publicums gewechſelt hatten, erſchrack ſie über das Raſcheln hinter der Wand und knüpfte daran einige Bemerkungen über ihre Furcht vor Mäuſen an. Auch erzählte ſie von einem Schauſpieldirector, der den Hamlet deßhalb nicht aufführen ließ, weil er ſich des Polonius wegen die Couliſſen nicht wollte zerſtechen laſſen. Amandus, unbeholfen wie ein junger Mann, der zum erſten Male eine Dame zum Tanz auffordert, lächelte und ging auf den Charakter Hamlets über. Die Sängerin war eben im Begriff, eine boshafte Miene durch eine Seitenwendung zu verbergen, als ihre Blicke auf die grau façonirte Muſe Polyhymnia fielen, und ſie an deren Geſicht etwas bemerkte, was ſie erblaſſen machte. Todtenſtille herrſchte nebenan, Amandus drehte ſich um und ſah mit Entſetzen, daß Polyhymnia eine natürliche

Naſe bekommen hatte. Die Sängerin konnte in ihren Scherzen nicht fortfahren. Amandus ſtotterte und wußte ſich nicht zu helfen. Beide ſahen bald die fleiſcherne, keck aus der Wand hervorſpringende Naſe Polyhymniens an, bald mit der größten Verlegenheit ſich. Madame Binder-Bürſten griff nach ihrem Shwal und floh mehr, als ſie ging. Amandus ſtand wie vom Schlage getroffen da. Das Blut ſtürzte ihm in den Kopf, und, da Schlachtenmaler doch nun einmal das Loch in die Wand gebohrt hatte und noch immer Polyhymniens Naſe figurirte, da er nicht wußte, daß die Sängerin ganz kleinmüthig davongegangen war, ſo ſchlug Amandus ſo gewaltſam auf die geſpenſtiſche Farce ein, daß dem Schlachtenmaler hinten Hören und Sehen verging, und er von dem Transparent der Tapete mit blutendem Antlitz zurücktaumelte. Die Scene verwandelte ſich in ein ſo lautes Handgemenge, daß der Regiſtrator zum Wirth lief und ſeine Wohnung nun unwiderruflich aufkündigte.

# Neuntes Kapitel.

Moderne Literatur. Morgen- und Abendroth.

Als die Kämpfer ermattet vom Streite ruhten, und ſie in Gruppen, mehrere Töpfe Waſſers aber in Strömen hingegoſſen lagen, während ein unglücklicher Fall noch überdies Breche in die Tapete gelegt hatte, und der Polyhymnia noch immer die fehlende Naſe blutete; während die Brüder ſich jetzt erſt mit abgekühltem Humor und in Hemdärmeln den Zuſammenhang der künſtlichen Hinterwand und der geſpenſtiſchen Naſe erzählten, und nur die vor einer erſten Sängerin erlebte Demüthigung von dem muſikaliſchen

Referenten bedauert wurde, öffnete ſich wieder die Thür des Redactionsbureaus und einige mattangelaufene Knöpfe eines blauen Fracks blinkten durch die künſtlichen, aber zufälligen Schießſcharten der Tapetenwand hindurch. Saßen ſie doch wie Krieger in maſſiven Caſematten, ruhigen Blicks den eintretenden jungen Herrn von Lipmann erwartend, den ſie nicht einmal beſonders würden bewillkommt haben, ſelbſt wenn ſie ihn gekannt hätten. Guido von Lipmann war ein jüdiſches Reis, das durch Erziehung, Glück und eigne Neigung ſich auf das Chriſtenthum hatte pfropfen laſſen, oder er war eigentlich ein Herz- und Judenkirſchenbaum, der aber nichts als chriſtliche Paſſionsblumen trieb. Er konnte über Raphael und den heiligen Chriſt zu Weihnachten ſprechen, wie der Dichter Novalis. Die Romantik und das Sanſkrit hatte er trotz Schlegel und den indiſchen Elephanten los, und mancher belletriſtiſchen Zeitſchrift hatte er

ſchon Sonnettenkränze gewunden, auch Minnelieder geſungen, was ihn auch bei allen Herausgebern ſolcher Blätter beliebt machte, da er ehrenhalber kein Honorar nahm. Guido von Lipmann gehörte zu jenen jüngern Juden, die mit dem orientaliſchen Feuer ihres Blutes ſchon die germaniſche Gefühlstiefe verbinden. Er hüpfte von Palmen auf deutſche Eichen hin- und herüber und warf dabei die Vorübergehenden bald mit den duftenden Blumen der Sentimentalität, bald wohl auch einmal mit den faulen Miſpeln der Satire. Verſtand und Phantaſie berührten ſich bei ihm in Punkten, wo alle Lehrbücher der Pſychologie nur von der weiteſten Entfernung wiſſen wollten. Guido von Lipmann war auch ſchon um ſo mehr über die Emancipation der Juden hinaus, als er erſtens allerdings getauft und, wenn er wollte, Referendarius war, zweitens aber ſeinem Vater nicht Unrecht geben konnte, der in ſeiner kalten Manier ja

immer ſchon ſagte: „Wer nur Geld hat, braucht nicht zu werden emancipirt!“ Guido war, wie geſagt, ein ſo leidenſchaftlicher Chriſt, wie nur Felix Mendelſohn-Bartholdy, und es war längſt ſeine Deviſe geweſen, daß es nur eine Emancipation gäbe, nämlich die, ſich taufen zu laſſen. Schlachtenmaler wird Noth mit ihm haben: denn hatte er nicht in Nro. 3 ſeines Blattes einrücken laſſen: „Wer hätte geglaubt, daß die Juden noch einmal den Golgatha zu ihrem Parnaß machen und ſich aus dem Kreuze Chriſti Pinſelſtöcke ſchneiden würden, wenn ſie anfangen, Madonnen zu malen!“

Schlachtenmaler erhob ſich aber gar nicht, weil ihn ſein geſchundenes Antlitz ärgerte. So wandte ſich denn Guido von Lipmann an Amandus und fragte ihn: ob er ſich ſeiner wohl noch erinnere? Freilich war er mit ſeinem Vater, dem Hofagenten, öfters durch Klein-Bethlehem gekommen, wenn ſie nach der

Reige fuhren und dort Wechsel präsentiren wollten, wo der Hofagent immer einen Zeugen brauchte: „denn," sagte er, „der Graf ist der größten Verbrechen fähig; wer stellt mich sicher, daß er nicht meinen Wechsel nimmt, ihn in den Mund steckt und verschluckt?" Amandus aber sagte: „Gott, wie haben Sie sich verändert!" — „Ich war auf Reisen," entgegnete Guido von Lipmann, „und finde es sehr angewandt, daß Sie Ihre Bestimmung zum Bildhauer mit dem Journalismus vertauscht haben. Glauben Sie mir, ich habe in Liverpool einer Sitzung der British Association beigewohnt, wo ein Gelehrter einen kleinen Napoleon zeigte, den kein Schüler Canova's, sondern eine einfache Drechselbank hervorgebracht hatte. Der Marmorblock kommt nach allen vorher zu bestimmenden Richtungen einem höllischscharfen Messer in die Quere, und, wenn der Mechanicus vorher alle Walzen und Räder passend eingefugt hat, so brauchen

Sie nur einen Drehorgelmann, der Ihnen in kurzer Zeit soviel medicäische und belvederische Götter zaubert, als nöthig sind, um einen Park vollkommen damit auszuschmücken."

Guido von Lipmann setzte sich nun und behauptete, daß von allen Künsten nur die Poesie unfähig sey, durch Mechanik hervorgebracht zu werden. Er wäre auf seinen Reisen vor dem immer mehr um sich greifenden Geist der äußerlichen mechanischen Zusammensetzungen geflohen, die Fabriken und die Sonntagsschulen hätten ihn angeekelt, und, wenn alle Künste schon so gesunken wären, daß sie ihre Jungfräulichkeit an die Macht der Dämpfe verkauft hätten, so wäre die Poesie doch die einzige, die sich ihre Keuschheit in allen Ländern erhalten hätte. Und, wenn die Bildhauer, Maler und Ingenieure das Christenthum untergehen ließen, so würde die Poesie jener Joseph von Arimathia werden und das Kreuz des Herrn tragen.....

Amandus war nun froh, daß Guido von Lipmann Nro. 3 noch nicht geleſen hatte, und ängſtigte ſich erſt (da der Gaſt wirklich abonnirt hatte), als Schlachtenmaler anfing und ohne alle Ironie folgende Worte unter dem blutigen Schnupftuche hervorfallen ließ: Wenn es gegen den ſo mächtig hereinbrechenden Materialismus einen Widerſtand gebe, ſo könne er nur von dem combinirten Germanen- und Judenthum ausgehen. Was Moſes und Tacitus von beiden Völkern geſchrieben hätten, wäre ihnen noch immer gegenwärtig: heilige Scheu vor dem Unſichtbaren, Verachtung des rohen Stoffes, Mißtrauen gegen das bloß Natürliche. Es wäre eine eigene Ironie des Weltgeiſtes, daß ſich hauptſächlich die Juden an die Spitze der neuern induſtriellen Unternehmungen ſtellten und dadurch das Geld gewännen, für welches ihre Kinder Generalbaß ſtudiren und Bach'ſche Fugen und Orlando Caſſi'ſche Meſſen

componiren lernten. Wäre nicht ſchon der Papierhandel ein Idealismus von überfliegenderer Art, als die Lehre des Duns Scotus, und hätte Plato's Timäus wohl eine ſo imaginäre Stelle aufzuweiſen, wie jeder Börſentag der Frankfurter Courszettel? Alle romaniſche Völker, ja, ſelbſt die Engländer, geſchweige die Nordamerikaner, wechſelten das Gold ihrer Naturanlagen in das leichte Courant der Abſtraction aus; nur die Deutſchen und die Juden ſchienen die Beſtimmung zu haben, das Gemüth unter allen Umſtänden als die Pforte des Himmels nicht verſchütten zu laſſen; ja, wenn ſelbſt nicht geleugnet werden könne, daß auch die Deutſchen nun mannigfach von den Eiſenbahnen angeſteckt wären, und unſere Träume ſich ſo ſelig in der Vorſtellung möglichſt bei uns zu entdeckender Steinkohlenlager wiegten, ſo möchten zuletzt wohl gerade nur noch die zerſtreuten Juden die Beſtimmung haben, die Künſte in der Welt

aufrecht zu erhalten und die Prieſter aller übrigen Religionen und Literaturen zu werden.

Guido von Lipmann war in der That Dichter genug, um nicht an der Idee, daß die Juden der poetiſche Sauerteig Europa's und die Garantie des Supranaturalismus ſeyn dürften, nur das Süße, nicht des Schlachtenmalers Bitterkeit zu ſchmecken. Er arbeitete ja im Stillen — bis auf einige ſchon in Almanachen abgedruckte Fragmente — an einem Ahasver, und, da er Kunde hatte, daß zwei junge Dichter, Namens Schmeißer und Püſſer, ſich ſchon zur Bearbeitung deſſelben Stoffes vereinigt hätten, ſo freute es ihn ſichtlich, hier auf eine Idee zu ſtoßen, welche wahrſcheinlich von jenen noch nicht benutzt wurde. Er malte ſich die Möglichkeit aus, eine Scene zu ſchreiben, wo Chriſtus zum ewigen Juden käme und ſich bei ihm für die Erhaltung ſeiner Lehre bedankte, wo denn die Genien einige Muſikſtücke von Felix

Mendelsohn-Bartholdy spielen, und Herr von Eckstein in Paris, August Neander in Berlin, Frau von Schlegel und ihr Sohn, der Maler Ph. Veit in Frankfurt a. M. und Andere dabei die christlichen Chorführer der getauften Judenpietisten machen müßten. Guido von Lipmann war in den Moment ganz versunken, wo Ahasver eben zum Cardinal ernannt und mit dem großen rothen Hute bekrönt werden würde. Ein ungeheures Gedicht, eine göttliche Farce à la Dante war ihm so eben aufgegangen, er erschien sich wie Johannes, als dieser auf den schönen Gedanken kam, die Apokalypse zu schreiben. Um aber das Gemälde von Domenichino vollständig zu machen, kroch Schlachtenmaler auch wie die Schlange aus dem Kelche und lockte Guido von Lipmann aus seinem Pathmos heraus, indem er ihn bat, ihnen als jungen Anfängern doch einige Gesichtspunkte aus der neuern Aesthetik zu geben, da sie freilich nicht

viel mehr als den Homer, Virgil und Horaz geleſen hätten und in der deutſchen Literatur noch merkwürdig in Klopſtock und Hölty befangen wären. Theobald ſchämte ſich, indem er an den Schäfer Schumacher dachte und an ſeine Beſtimmung, Volksdichter zu werden, und Alboin war eher ein Gegenſtand des Satirikers, als ſelbſt einer.

Guido von Lipmann fuhr jetzt mächtig heraus und vergaß ſogar, mit ſeinem adeligen Siegelring zu ſpielen. „Ich habe," ſagte er, „mit Vergnügen bemerkt, daß ſich in Pathmos — wollt' ich ſagen, in Kaputh allmählich auch ein literariſches Leben zu regen anfängt. Der Reichspoſtreiter wird doch künftig nicht mehr der einzige Buchhändler ſeyn, noch weniger wäre zu hoffen, daß wir Wörterbücher und größere Sachen, immer nur nach Häringen riechend, kaufen müſſen, wo die Thran- und Häringshändler ſich noch den ſchönſten Dank ausbitten, daß ſie uns den Gefallen thun und

in Bremen und Hamburg für uns von ihren Commissionären Bücher aufkaufen lassen. Und, da sie zu gleicher Zeit für ihr Detailgeschäft Maculatur brauchen, wie oft ist es mir nicht passirt, daß ich statt meiner Bestellung das verwechselte Papier bekam und mit genauer Noth das Kostbarste aus der deutschen und fremden Literatur, wie manchen Schiller und Goethe, vor der Berührung mit frischen holländischen Häringen rettete! Bekommen wir doch die Literaturzeitungen aus Leipzig immer nur zu gleicher Zeit mit aufgespießten Leipziger Lerchen, wo man die Hunderte der armen Thierchen immer versucht wird für eine Satire auf die Inhaltsverzeichnisse der in dem Monatsheft aufgespießten Bücher und Autoren zu halten. Meine Herren, Ihr Unternehmen wird hierin eine Aenderung bewirken. Es kann nicht fehlen, daß die Gemüther allmählich warm werden und eine andere Erquickung und Durststillung wünschen werden, als Blaustrumpfs

Predigten, die Charaden des Wochenblatts und den jährlichen Mispelheimer Kalender. Meine Herren, ich wünschte nur Eines. Ich möchte Sie nicht in einer so großen Unbefangenheit über Ihr eigentliches Streben und Wollen angetroffen haben; ich wünschte, daß Sie auf dem Stamm Ihrer Blätter auch etwas von einer knospenden Tendenz blühen hätten, eine innigere Beziehung zu dem bestimmt ausgesprochenen Charakter der modernen Literatur."

Schlachtenmaler war es bei diesen Worten, als würde irgendwo im Zimmer mit elektrischen Stäben gestrichen, so zuckten und hüpften ihm die Nerven. Gern hätte er etwas Boshaftes erwidert; nun konnte er wirklich nicht anders, als sich unmächtig krümmen, da er wenig von dem gleich fort hätte, was Guido von Lipmann eigentlich meinte. Das sagte er aber denn doch: „Ich danke Gott, daß ich hierüber 'mal ein wahres Wort höre.

Ich kann nicht der Meinung ſeyn, daß hinter dem Horaz, Virgil, Sophokles mehr ſteckt, als die Ruthe der Philologie, die unſre ſchlechten Vorbereitungen darauf ſo nachdrücklich ſtrafte!"

„Ein Hauptkennzeichen," bemerkte Guido von Lipmann, „für die neue Literatur iſt ihre reizende Proſa. Wir haben die Poeſie von dem Schnürleib des Metrums endlich befreit; ohnmächtig ſank die ſeit Jahrtauſenden gefeſſelte Muſe in unſern Arm, und erſt im Dufte unſerer neuen blumenreichen Proſa ſcheint ſie allmählich wieder zum Leben zu erwachen. Unter dem Namen Zuſtände haben wir eine ganz eigenthümliche Art erfunden, Maſſen von Lebenserfahrungen, wie ſie der Tag und die Geſchichte darbietet, in die anmuthigſten Gruppen zu vertheilen, Könige und Bettler, Hermelin und Lumpen, Frauen und Courtiſanen, Zellen, Gazellen, Ghaſelen, Giraffen, Caraffen, Caravanen, Girandolen,

Mandolinen und Knackmandeln, Alles in Eins zu mischen, so daß Sie Ihren Augen nicht trauen, wenn Sie etwas von unsern musivischen, modernen Zuständen lesen, welche verschiedenartige Schaalen von früher in ihr metrisches Gehäuse abgeschlossen gewesenen Taschenkrebsen, Hummern, Meerspinnen, Ammonshörnern, welche Unzahl von Fleischabgängen, grünen Erbsen, Capern und Austern hier alle in eine, durch die Ironie stark gepfefferte Krebs- und Mockturtlesuppe vereinigt sind! Diese neue Prosa vereinigt den Werth der abgezogenen Speculation mit den anmuthigen Abwechselungen einer zuweilen sich selbst überlassenen Phantasie. Die Schreibart der Zustände muß von Berg zu Thal wandern, hier steinig und chaussirt, wo eine Thatsache zu entwickeln ist, dort grün und kosend, wo es gilt, sie in ihren mannigfachen „Bezügen“ zu schildern. Die Poesie der Vergangenheit steht neben dieser Prosa nackt und hülflos da.“

„Mein Gott!“ fiel Schlachtenmaler ein, „drum las ich doch neulich etwas, was mir wie Blumenbouquets vorkam, die man aus einem blühenden Garten gebrochen und auf eine schwere englische Tafel neben blaubrennendem Plumpudding gestellt hatte. Die Italiener, Herr von Lipmann, sollen es meisterhaft verstehen, mit Würsten und Schinken ebenfalls ganze Gruppen und Genrebilder auszumalen; ja, sogar eine Kreuzigung Christi soll in allen Klöstern aus Würsten, Schinken, Käse und Butter wohlgelitten und ohne alle Blasphemie verzehrt werden. Umgekehrt scheint mir nun diese neue Prosa auch aus Blumenkränzen künstliche Würste nachmachen und dunkelrothe Georginen, hellere Centifolien, mattrothe Federnelken und weiße Schneeglöckchen so in einander schattiren zu können, daß man das Ensemble in der Ferne wahrhaftig für einen Schinken ansehen möchte. Dem Gemeinsten scheint diese Prosa eine

geſchmackvolle Tournure geben zu können.“ — „Sie übertreiben zuſehends,“ bemerkte Guido von Lipmann, weniger um die neue Proſa, als die Würſte und Schinken empfindlich; „Sie vergeſſen, daß wir gerade durch dieſe außerordentliche Schönheit und Gewandtheit unſerer jetzigen Proſa dahin gekommen ſind, ſelbſt unpoetiſche Gegenſtände mit Intereſſe zu behandeln.“ Damit zog er ein Manuſcript aus der Taſche und las ihnen folgende Paſſagen aus einer Abhandlung über den diesjährigen Getreide- und Wollhandel vor:

„Säen — oder nicht ſäen — das war im verfloſſenen Jahre bei allen Landwirthen die Frage. Der größte Reichthum kann unſre größte Armuth werden. Je üppiger das Korn draußen ſich auf den Feldern wiegt, je weniger blaue Cyanen den grünen Ceresähren das Wachsthum beeinträchtigen, deſto reicher die Ernte, deſto wohlfeiler der Preis. Da fahren die Kornwagen, mit Blumen bekränzt, vom

Felde in's Dorf; die Senſe iſt mit bunten Bändern geſchmückt, die Schalmei ruft zur Feier des Erntefeſtes die ſchmucken Burſchen und Mädchen; aber der redliche Landwirth ſteht einſam an eine Ecke der Scheune gelehnt, mitten unter ſeinem Segen, und hat die Arme kreuzweis in einander verſchränkt und lächelt bitter zu all der Luſt und ſeufzt in der beklommenen Bruſt. Ha! da kommen Rothſchilds Boten und kündigen das Capital, das auf jenem eben abgemähten Hügel ſtand; Ahasver ſteht blinzelnd vor dem redlichen Landwirth und zieht ſeine Capitalien aus einem Zweige der Nationalwohlfahrt, der, wenn er tauſendfältig trägt, nur zwei, trüge er zehnfach, ſechs Procent Zinſen einbringen würde. Die Capitalien wandern aus den Armen der Ceres in die Schmiedeeſſen des Vulcan, oder ein geheimnißvoller Magier, der Zauberer Credit, berührt ſie mit einem Königsſcepter, und die Metalle verwandeln ſich in Metalliques,

die Capitalien in Papier. — Was hat aber die Geſchichte von jeher bewieſen? Welches ſind ihre ewigen Geſetze in Betreff des Kornhandels? Läßt nicht ſchon die alte Sage auf ſieben fette ſieben magere Jahre folgen? Ja, der Weltgeiſt ſteigt von den Alpen herunter und bringt Lawinen mit, Erdſtürze und ungeheure Ueberſchwemmungen, die Bäche treten aus, die Scheunen ſchwimmen mit den raſenden Flüſſen fort, Feuer züngelt als Bundsgenoſſe der Zerſtörung hier, dort, an allen Ecken auf, Hagel kömmt im Cuiraſſier-Anlaufen geſchmettert, die Fenſter der Miſtbeete klirren wie Kriegsdrommeten, und die Beutel füllen ſich, je leerer die Scheunen werden. Schon haben Preußen und Polen ſparſamer geerntet, und, wenn auch über das Land der Magyaren der Himmel noch ſeinen reichſten Segen goß, ſo wird ein Theil dieſes Ueberfluſſes doch ſchon diesmal in die k. k. öſterreichiſchen Erbſtaaten fließen müſſen. — Und,

wie ſich hier die Negation als das eigentlich geltende Element im Getreidehandel bewies, ſo auch in den Oelſaaten, deren Anbau trotz der Gaserleuchtung zunimmt: denn wo könnte jetzt Leſſing ſeinen Wunſch, die Natur nicht ewig grün zu ſehen, nicht befriedigt finden? wo ſind jetzt nicht meilenweite Rapsfelder mit ihrer buttergelben Blüthe? In dem reißend ſtark umſichgreifenden Anbau des Raps und Rübſen bekömmt die Geſchichte unſeres Jahrhunderts einen ganz neuen Einſchnitt, und es früge ſich, ob nicht dieſe Menge Oel, die man erzeugt, dazu erfordert wird, um den ſteigenden Mechanismus unſerer europäiſchen Verhältniſſe einzuſchmieren und all die wichtigen eiſernen Maſchinen, die Menſchen- und Pferdekraft jetzt erſetzen, in glatter Uebung zu erhalten? So iſt die Geſchichte groß in dem, was ſie erfindet, aber die Natur oft noch größer in dem, womit ſie das Erfundene compenſirt und dem neuen Gedankenbeſuch auf

halbem Wege immer entgegen kömmt. Endlich hat der Wollhandel — "

Hier unterbrach ſich Guido von Lipmann ſelbſt und fragte die erſtaunten Brüder, ob ſie Adam Smith kennten? Als ſie es verneinten, ſagte er: „Nun, Sie werden die Rechnungen ihrer Wäſcherin kennen; aber Dante kennen Sie doch?" — „Ja!" log Alboin ganz keck für alle Uebrige. „Nun," ſchloß Guido von Lipmann, „ſo würde Dante den Adam Smith in Poeſie verwandelt haben, wenn er die neue Literatur der „Charaktere und Zuſtände" hätte ahnen können."

Als die Brüder vor Erſtaunen kein Wort redeten, und Guido von Lipmann ſtolz durch's Zimmer ſchritt und immer ſtolzer und ſtolzer ſeinen blauen Frack immer enger und enger knöpfte, ermannte ſich wenigſtens Schlachtenmaler und geſtand mit kleinlautem Spotte: Wenn bei Goethe der Schüler ſagt, es werde ihm von dem Allen ſo dumm, als ging'

ihm ein Mühlrad im Kopf herum, so müßte er das auch von sich sagen, nur mit dem Unterschied, daß er auf die Mühle Korn schütten möchte. Es gäbe Gedichte, die kämen ihm wie gesammelte Collecten vor, andre wie Wassersuppen, ja dem Verfasser der Klagen eines Juden solle ja sein eigener Vetter, dem er sie vorgelesen, aufgefordert, seine Meinung zu sagen, geantwortet haben: diese Gedichte kämen ihm wie Bittschriften an den Kronprinzen vor! Ebenso möchte er, nämlich Schlachtenmaler, auf die ganze von Herrn von Lipmann ihm entwickelte Pracht nichts Besseres thun, als darauf Actien nehmen.

Guido von Lipmann entgegnete: „Sie sind ein närrischer Kauz.“ – „Nein, in vollem Ernst,“ fuhr Schlachtenmaler fort, „ich wünschte, Sie zögen sich nicht zurück, wenn es sich nun wirklich einmal darum handeln soll, aus unserm Nichts Etwas zu machen. Lassen Sie uns Actien bilden, tausend Stück

an der Zahl, jede im Werth von zehn holländiſchen Ducaten; Sie nehmen die Verbindungen Ihres Vaters zu Hülfe; das müßte doch nicht natürlich zugehen, wenn nicht, im Verein mit einigen jüdiſchen Freimaurerlogen, einigen Emancipations-Clubbs, Courszetteln und evangeliſchen Kirchenzeitungen, die Möglichkeit da wäre, alle Actien anzubringen, die Koſten des Journals zu beſtreiten und den großen Gewinn, den es abwerfen wird, zum Beſten einer Literaturverjüngungstontine und eines größern proſaiſchen Nationalſtyliſticums anzulegen."

„Wie verſtehen Sie denn das?" fragte Herr von Lipmann erſtaunt. „Nun," entgegnete Schlachtenmaler, „fünf Procent ſind den Capitaliſten ſicher; aber, da wir weit mehr machen werden, ſo müßte gerade dieſer Ueberſchuß zu einer Akademie verwandt werden, welche — " — „Nur nicht die Sprache fixiren!" fuhr Herr von Lipmann auf. „Um's

Himmelswillen, nein!“ beruhigte ihn Schlachtenmaler; „könnte aber nicht viel gewirkt und begossen werden, was kümmerlich am Boden schmachtet? Wie viel poetische Mücken und Fliegen zittern nicht, in die blitzenden Krystallisationen der Jahrhundertsfragen mit ihrem winzigen Talente eingeschlossen zu werden? Wie viel literarische Rutscher und Bediente gibt es nicht, die sich geschmeichelt fühlen würden, daß sie, wenn in ihren Staatscarossen die großen fürstlichen Ideen und majestätischen Tendenzen an den Wachen vorüberfahren, den Trommellärm und die Ehrensalven des Geschützes auch auf sich beziehen dürfen? Wie manchem armen Zwerg, der bisher nur einen kleinen Fransenfaden an dem Riesenmantel der Zeit vorstellte, wäre nicht geholfen, wenn er wagen dürfte, sich an dem Mantel etwas Wesentliches zu dünken! Herr von Lipmann, es ist eine schändliche Verleumdung der jetzigen Literatur, daß die unbedeutenden

Talente deßhalb, weil sie Zeitgemäßes verarbeiten, die Achtung genießen wollen, die das Zeitgemäße verdient — Verleumdung, wenn man wünschen möchte, die große Pedalharfe der Zeit wäre wieder von dem Isisschleier der ungelösten Räthsel bedeckt, bloß, damit nicht die Fliegen und Spinnen, die zwischen den Riesensaiten hin- und herkrabbeln, sich einbilden, ihnen gebühre der Ruhm, dem Jahrhundert einen Ton entlockt zu haben! Sagen Sie mir, ist nicht so mancher Wald in Polen schon mit einem Dreierlicht angezündet worden, und brennen die großen Kaiserpaläste in Petersburg durch etwas Anderes ab, als durch die Nachläßigkeit der Ofenheizer? Nein, unsere Unternehmung sollte gerade dahin wirken, daß die Federposen vom Adler Jupiters schon zum ersten Schreibunterricht in den Schulen verwandt, und daß die Napoleonshüte, welche sich unsere kleinen Dichter aus Papier machen, für echt erklärt würden, und daß Napoleons

erſter Hutmacher eigens dafür wieder aufgeſucht und bezahlt wird, um den falſchen Eid zu ſchwören, Herr von Lipmann."

Dieſer kniff die Augen zuſammen und bemerkte piquirt: „Herr Blaſedow, Sie machen unſerer neuen Literatur den Vorwurf, daß ſie große Ideen und nur kleine Talente zeitigte." ... „Vorwürfe?" fiel Schlachtenmaler ein; „im Gegentheil wünſcht' ich, unſer Extra-Fond könnte noch ganz andere Dinge in die Reihe bringen. Wenn ich Ihre Literatur der Zuſtände, feinen Bezüge und bedeutenden Perſönlichkeiten erwäge, dieſe feine Miſchung von Diplomatie und Proſa, ſo wünſcht' ich ja nichts ſehnlicher, als daß die jungen Dichter, wie ſie eben aus dem Weltei kriechen, gleich ihre Memoiren ſchreiben dürften, ohne lächerlich zu werden; wünſchte nichts ſehnlicher, als daß ihnen der Pabſt Ablaß und Indulgenz nicht bloß für alle Perſönlichkeiten gäbe, die noch vom Wiener und Aachener Congreß herrühren,

ſondern für alle Charakterzeichnungen, hergenommen aus dem unmittelbaren Moment, vom kaum verſchlafenen Abendcirkel, von einer kaum zurückgelegten Reiſe. Herr von Lipmann, wie gern ließ' ich die jungen diplomatiſirenden Demokraten auf Reiſen gehen und improviſirte ihnen mitten zwiſchen Halle und Leipzig ein paar Eſel in der Löwenhaut, damit ſie doch nicht zu ſehr hinter dem in Afrika privatiſirenden Fürſten Pückler zurückbleiben. Wie gern ließ' ich ſie beim Fürſten Metternich Schreibſtunde nehmen und fertigte ihnen Nebelkappen an, daß ſie ungeſehen aus den Umarmungen der Freiheit manchmal in die Umarmungen der Diplomatie, aus dem Kriegslager der Entſagung in die k. k. Hofkriegskanzlei in Wien ſich ſchleichen dürften — bloß — des Styles wegen! Wie gern würd' ich von unſerm Ueberſchuß die Patente und Taufſcheine bezahlen, wenn es ſich z. B. nur irgendwo beweiſen ließe, daß Heinrich Laube

der natürliche Sohn Napoleons und der Fürstin von Hatzfeld wäre; und wie gern bezahlte sie unsere Commission nicht, selbst, wenn sie falsch wäre, und ließe doch wenigstens ein Wappen darnach stechen, einen Glacéehandschuh z. B. im blauen Feld, als Symbol des neuen Styles und irgend eines der wunderthätigen Prosa-Magier. Welche Fortschritte in den Naturwissenschaften ließen sich nicht befördern, wenn man einige neuere Bücher in ihre chemischen Bestandtheile auflöste, z. B. „das junge Europa" in eine Dosis aristokratischen Freiheitsalkohol, in eine zweite fixer moderner Lebensluft, in eine dritte, bestehend aus etwas neunmonatlichem Gefängnißstickstoffgas à la Silvio Pellico. Oder wenn wir für unser beliebtes Reisenovellen-Genre folgende chemische Formel entdeckten: Sieben Loth Zustände, sieben Loth feine Bezüge und drei Loth heilige, nicht ganz zu verwerfende Pietätsstoffe — das Ganze in einen

diplomatiſchen Brei gerührt, abgekühlt und im Zuſtande des Beſtehenden gelaſſen. Kurz, Herr von Lipmann, die Wirkſamkeit könnte unermeßlich, und der Nutzen ohne Berechnung ſeyn: wollen wir Actien emittiren?“

Guido von Lipmann war aber recht ergrimmt und ſagte zu dem Spötter, der mehr von der neuen Proſa zu wiſſen ſchien, als man nach dem Stande des Kaputher Buchhandels hätte glauben ſollen: „Sie rechnen alſo der Idee die kleinen perſönlichen Thorheiten einiger ihrer Bekenner an? Sind Sie dem Schmerze des Jahrhunderts nicht verwandt?“ Darauf aber erhob ſich Schlachtenmaler, ſchlank, faſt ein Rieſe, und ſeine Augen glänzten, wie Leuchtwürmer in der Nacht, ſo unheimlich und ſo magiſch in ſeinem Zorn und in ſeiner Schwermuth. Ohne daß er ein Wort ſagte, war es, als lägen, wie am Pfingſtfeſte, tauſend Sprachen auf der Zunge, tauſend Reden in ſeinen Blicken, und, wie er ſo

ſtand, groß und ſtolz und melancholiſch, ſiehe, da fielen die glutrothen Strahlen der untergehenden Sonne in das Zimmer und umzüngelten mit einem hüpfenden Verklärungsſchimmer die ſchmerzhaft bewegten Züge des Jünglings, der mit über einander gekreuzten Armen daſtand, wie ein Prieſter der Feuerreligion. Und es war, als zögen lange Reiterſchaaren auf feurigen Roſſen durch die untergehende Sonne und eilten, über dieſe Brücke fortzukommen, in das zum Schlummer ſich neigende Weltall ſich zu vertheilen und während der Nacht die rings im Aufbau begriffenen Tempel zu ſchützen. Und, als gäbe ihnen die Sonne die Befehle, ſo theilten ſie ſich links und rechts und eilten hierhin und dorthin, dem zum Troſt, dem zum Schutz, dem zur Hoffnung, dem zum Beiſtand. Und auf Schlachtenmalers Antlitz ſpiegelten ſich alle die wunderbaren Sonnen wieder, ſeine Augen riefen freudig: Dies ſind die Boten Gottes, die Ideen auf

feurigen Rossen; nun kommen sie und lösen die Menschenheroen ab, die am Tag für das Jahrhundert geblutet haben, und bewachen das Schlachtfeld für den nächsten Morgen, trösten die Verwundeten, begraben die Todten und halten wie Gespenster die schleichenden Spione zurück. In scheinbar ungleichem Kampfe stehen sich zwei Lager gegenüber, Jünglinge und Greise; aber die Greise ersetzen ihre mangelnde Kraft durch die Schreckbilder verwester Vorurtheile, die sie aus den Gräbern holten, und mancher bezauberte Knabe, Mancher, der das Verjährte als das Ewige anbeten lernte, ließ sich bethören, zu ihnen zu halten. Und drüben das Lager der Jünglinge ist nicht fest genug. Sie prangen in Manneschönheit, aber Helena und der Würfel und der Becher gehen durch ihre Reihen und verführen sie. Löse, großer Geist, die Religion aus den Fesseln des Aberglaubens, gib dem Staate ein neues, ideales, griechisches Leben, laß

die Kronen nur Sinnbilder, keine Laſten ſeyn, zertrümmere den Reichthum da, wo er todt aufgehäuft iſt, oder laß den Armen wenigſtens ein Evangelium predigen, welches aus ihnen Märtyrer, nicht Sklaven des Schickſals zieht! Die Pfeile des Gedankens knicke, wenn ſophiſtiſches Gift an ihrer Spitze lauert, und die Schwungkraft lähme denen, die ſie mit zu vielen bunten Federn der Coquetterie ſchmücken! Vergib uns, Herr, wenn wir dem Neuen nachjagen und nicht immer geradezu das Wild in deinen Himmel hinein pirſchen; vergib uns, wenn auch einmal ein dunkler Geiſt mit uns zu Tiſche ſitzt, und wir auf unſern Gedankenirrwegen einmal am Eingang der Hölle ſtehen und Dante's flammende Inſchrift mit Entſetzen leſen! Dem böſen Geiſt das Gute abgewinnen und Mephiſtopheles zu täuſchen, indem wir, ſtatt ſeiner falſchen Würfel, ihm einmal richtige hinſtellen und ihn auffordern, nun es mit uns zu wagen! — ſollte

das nicht eine höhere Seligkeit werden, als die unmittelbare des Glaubens, die salzlos, dumm gewordene Seligkeit des bloßen Anschauens und einer Tugend, die die Probe deßhalb aushält, weil sie — sie nicht wagt? „Ja, Herr von Lipmann, Befreiung vom Hergebrachten, keine Fesseln, die wir mit der Nabelschnur, der Wiege, dem Fallhut, dem Gängelbande, der Schulruthe, dem Confirmandenunterricht und dem Copulationsscheine mitbekommen — sondern Alles nur durch uns und in Gott — und, schaffen wir nichts Neues, kommen wir auf das Alte zurück, gut, dann hat die Welt und die Gesellschaft den Frieden, und die Literatur den Glanz davon — Ihre Zustände aber und seinen Bezüge locken weder Hunde, noch Philister vom Ofen!“

Schlachtenmaler sagte das Letzte, und das Erste fühlte er bloß. Herr von Lipmann bemerkte: sie wären Beide ganz einverstanden, und der Jokey der Primadonna, der die

Herren Blasedow so eben zum Thee eingeladen hatte, konnte es bezeugen, daß er Schlachtenmalern die Hand drückte und eine Rolle auf dem Tische zurückließ, wohl nicht von Ducaten, aber doch von Gedichten, die in die nächste Nummer der Zeitschrift eingerückt werden sollten. Den Jokey mußten die andern Brüder abfertigen: denn Schlachtenmaler sagte, er hätte rothe und blaue Flecken — Amandus zitterte, weil er dachte: auf dem Gesichte; nein, sein Bruder sagte: vor den Augen, weil er zu lange in die Sonne gesehen. Weil er sie aber in das Bett drückte, so konnte Niemand sehen, wie feucht sie von großen stolzen Thränen waren.

# Zehntes Kapitel.

Die Anatomie und der Mumienzahn.

Es war ja vorauszuſehen, daß die jungen Waghälſe ſich in dem Verſtand und der Liberalität der Bewohner von Kaputh verrechnet hatten, ſelbſt, wenn man nicht in den Umtrieben Blauſtrumpfs das Haupthinderniß ſehen will, an welchem das journaliſtiſche Unternehmen ſcheiterte. Es war ja auch weniger das Urtheil, welches den Kaputhern fehlte, als die Fertigkeit, Gedrucktes ſo ſchnell zu leſen, als nöthig war, wenn ein Exemplar acht Abnehmer hatte (denn einer eines? das geſchah nicht einmal bei Herrn von Lipmann, der das Journal mit ſeinem Sohne, und bei

Celinden, die es gar nicht hielt!) und es seine Wochenrunde machen sollte, und jeder Bürger dann nur einen Tag daran buchstabiren konnte? Der Hof hielt ein Exemplar, aber nicht einmal auf Velinpapier, und der Finanzminister schrieb eigenhändig an die Redaction, als sie darüber die Rechnung eingesandt hatte, ob er für dieses Exemplar nicht auch den gewöhnlichen Buchhändlerrabatt in Anspruch nehmen dürfe? In Wirths- und Kaffeehäuser hätten die Brüder es gern eingeführt, wenn sie nur Geld genug gehabt hätten, dorthin zu gehen und sich ein Glas Zuckerwasser und das neue Journal auszubitten und im Fall der Erklärung, daß man es nicht halte, auszurufen: Sie halten diese Zeitschrift nicht? und dem Wirthe so viel Angst zu machen, daß er fürchten mußte, seine Kundschaft zu verlieren.

Jetzt hätte eigentlich Guido von Lipmann zeigen müssen, wie werthvoll für ihn

die neue prosaische Dichterschule war, und was für Trümpfe er ausspielen konnte, wo es sich um etwas Schöngeistiges handelte. Aber, sey es nun, daß er den Ehrgeiz hatte, nur so viel auszugeben, als er sich selbst erwarb, oder, daß die ewige Zumuthung an reiche Leute, als wenn sie nie nöthig hätten, ihr Geld anzusehen, ihm den Ellenbogen steif gemacht hatte: genug, er fuhr nie in den Beutel, sondern immer in die blaue Luft und die großen Fragen der Zukunft, wenn ihm die Brüder ihre Noth klagten. Schlachtenmaler dachte ganz bestimmt, daß er die Wochenschrift mit der Andeutung erhalten könne, die inzwischen von Guido von Lipmann erschienenen Proben seines Ahasver im nächsten Quartale, für das aber gar keine Aussicht war, anzeigen und ihn mit Dante, wenn auch nur entfernt (denn Guido von Lipmann erröthete dabei), vergleichen zu wollen; allein selbst diese Aussicht bestach den weltumfassenden

Dichter nicht; im Gegentheil frug er, ob er für ſeine Beiträge nicht eine angemeſſene Entſchädigung in Anſpruch nehmen dürfe? Alle Brüder ſchrien aus einem Tone auf, wie wenn auf dem Waſſer ein Kahn umbiegt, und alle Paſſagiere mit einem Rufe ihren Schrecken zeigen. Nur Schlachtenmaler erholte ſich bald und ſagte, indem ihm das Blut bis an die Ohren drang: „Nein, Herr von Lipmann, wir glauben ſogar, daß Ihnen der Drucker eine Rechnung für Inſertionsgebühren, Zeile für Zeile, Buchſtab für Buchſtab ſchicken wird!“ Des jungen Dichters Züge bewegten ſich krampfhaft, er wollte etwas ſagen, ſchlug mit dem goldnen Knopf ſeines ſpaniſchen Rohres einige Male auf den Tiſch (ſpräng' er ihm nur ab, dachte Amandus, er ſollte ihn wohl wiederfinden!) und ſchwieg, indem er die kleine Räuberhöhle ſchleunigſt verließ. „Die Millionäre,“ ſagte Schlachtenmaler zur Beruhigung ſeiner höchſt gewaltthätig überlegenden

Brüder, „ſind ärmer, als wir. Es hat einen Namen, hunderttauſend Thaler zu beſitzen, aber nur der Logarithmus davon iſt wahr, nur die Zinſen ſind reell und machen, daß der reiche Mann doch nur denkt: Ich habe dreitauſend Thaler zu verzehren! Wer einmal auf hohen Fuß eingerichtet iſt, hält ſich, wenn ihm das Geld fehlt, ein diplomatiſches Eſſen nicht mit dem außerordentlichſten Feenzauber zu bekränzen, für einen größern Bettler, als wir in dem Augenblicke, wo wir nicht wiſſen, wovon morgen leben, geſchweige die nun bis auf zwanzig Thaler angeſammelte Miethe zahlen!“ .....

Und in allen dieſen Nöthen kam von Klein-Bethlehem nur Zufuhr von Schinken und Würſten, von Brod und Käſe, nie baares Geld. Wie oft ſchnitten die Brüder die Brode auf und hofften (wie Diebe auf Feilen!), die Mutter würde ihnen einige Thaler hineingebacken haben, oder in den Briefen des Vaters

würden auſser Lebens- auch einmal Geldanweiſungen kommen; aber Blaſedow wünſchte ihnen ja immer Glück zu dem Erfolge ihrer Studien und bat ſie, ihre Diskuswerfer, ihre marathoniſchen Schlachten, ſatiriſchen Froſchmäusler und Volkslieder nicht zu wohlfeil in Cours zu ſetzen; ja, ſie waren in ihren Lügen an den glücklichen Mann ſo folgerichtig geweſen, daſs er ihnen einmal eine lange Epiſtel ſchrieb über die beſte Art, im Kaufe vorzuſchlagen, Gebote anzunehmen, mit Anſtand zu handeln und den Werth der Goldmünzen ohne Waage zu ſchätzen. Er rechnete ihnen nicht ſelten vor, wieviel ſie je an hundert Stück Friedrichsd'or, die ſie à neun Gulden ſechsundfünfzig Kreuzer annehmen, verdienten, wenn ſie ſie für zehn Gulden in Bauſch und Bogen wieder ausgäben. Und in ſeinem Edelmuth hatte er nie etwas von ihnen verlangt, nie ein baares Agio zu der Dankbarkeit, welche ſie ihm für die glücklichen Folgen ſeiner

Erziehungsmethode ſchuldig wären, nie ein Geſchenk, nie einen Abguß der claſſiſchen Arbeiten ſeines zweiten Sohnes, weil ſie ihm doch nur Gyps und Geld koſten würden: Zeichnungen davon, die Schlachtenmaler verfertigte, genügten ihm ja! Er rieth ihnen, unter allen Umſtänden nie an ihn, ſondern immer nur an Italien zu denken.

Celinde hatte den Schlachtenmaler oft genug einladen laſſen, und Sophie ſchickte ihm immer die Briefe, die ſie von ihrem Vater bekam. Er ſollte ihre Unſchuld bewundern, ihren reinen Charakter, mit dem ſie vor ihrem Vater daſtehe. Aber Schlachtenmaler vermied das Haus und war einſt unglücklich genug, als Celinde ihm den Bedienten mit der Bitte ſchickte, ihr die bereits erſchienenen Nummern ſeiner Wochenſchrift zu leihen. „So ſoll mich Gott ſtrafen!“ rief er aus, als ſeine Augen über dieſe unzarte ariſtokratiſche Behandlung trocken waren: „ſie ſoll ſie haben!“

Damit packte er die Nummern zusammen und schrieb über jede derselben mit zusammenrinnenden Dintenklecksen: Freiexemplar für die Armen, und ließ mit seinem jüngsten Bruder sagen: er bedaure, jetzt kein anderes zu Hause zu haben. Celinde war auch so gutmüthig, den Spott nicht zu verstehen, und seufzte tief für sich: „Wie gut er ist: selbst den Armen predigt er sein liebes, goldnes, herziges Evangelium!“

Der Hauswirth, unsrer armen Ritter längst überdrüssig, hatte schon oft geschworen, sie, bis zu einem bestimmten Termin, wo er bezahlt seyn wollte, vor die Thüre zu setzen. Nur die mehrfach wiederholten Besuche des jungen Herrn von Lipmann, die ihm einige Achtung vor seinen jungen Miethleuten einflößten, hatten ihn bewogen, den Termin auf eine fernere Zeit hinauszuschieben. Nun aber auch diese aufhörten, hatten sie nur noch zwei Tage Zeit, über ein Rettungsmittel nachzudenken,

und, um die Leſer nicht zu ängſtigen, wollen wir nur gleich ſagen, daß auch Schlachtenmaler eines gefunden hatte.

Wir dürfen nicht vergeſſen, daß Schlachtenmaler noch immer die Akademie beſuchte und an Profeſſor Silberſchlag, der aber leider zu arm war, Silber ſchlagen zu laſſen, einen edelmüthigen Freund beſaß. Der Galerie-Inſpector verfolgte ihn allerdings mit Ingrimm. Weckeneſel beſchuldigte ihn, daß er im Winter bloß in die Akademie käme, um ſich zu wärmen, und im Sommer, um ſich abzukühlen. Er hatte ihn ſtark im Verdacht, daß er wohl gar im Winter unter dem Mantel Holz forttrüge, um ſich's auch zu Hauſe warm zu machen, eine Vermuthung, die ihm bei jedem Akademiker mehr als gewiß ſchien und ihn längſt auf die Idee gebracht hatte, die Mäntel an der Thür abfordern und beim Herausgehen wieder ausliefern zu laſſen, was jedoch keinen Beifall fand, da die jungen

Künſtler behaupteten, die groſſen Säle heizten ſich nicht gut, und ohne Mäntel könnten ſie in ihnen nicht warm werden. Damit die jungen Akademiker das Licht, welches ſie bei langen Abenden bekamen, nicht zur Hälfte mitnähmen, ſo pflegte Weckenesel ſie unten, wo ſie hätten abgeſchnitten werden können, bunt zu bemalen. Als nun ein fremder Herr eines Tages die Galerie beſuchte, und Weckenesel ihm ganz zuletzt ſchon den vermuthlichen Raphael gezeigt hatte, trat Schlachtenmaler mit einem jener bunten Lichter herein und zeigte dem Fremden zu allgemeinem Ergötzen (Silberſchlags und der andern in der Galerie beſchäftigten Eleven) die Fortſchritte in der Talgmalerei, welche die Kunſt dem Herrn Galerie-Inſpector verdanke. Durch ſolche und ähnliche Vorfälle hatte ſich Schlachtenmaler Weckenesel verleidet; aber die dritte Perſon der Akademie, der Anatom Sägenreißer, liebte ihn, und hier iſt es, wo Schlachtenmaler

Hülfe fand, auf eine Art freilich, die schauderhaft ist, da unser junger Freund viel zu stolz war, etwas geschenkt zu nehmen.

Bei einer allein auf das Praktische gerichteten Kunstakademie konnte Sägenreißers Wirksamkeit nicht groß in der Lehre über Muskelbau und Knochenwesen bestehen. Die jungen Akademiker benutzten seine Anstellung weit mehr, um sich unentgeltlich die Zähne ausreißen zu lassen, als von ihm zu lernen, wodurch Zähne eigentlich hohl werden. Nur bei dem Zweige der Akademie, welcher der Tapetenmalerei und Musterzeichnung (namentlich für Cattundrucker) gewidmet war, nützte sein Vortrag in allen jenen Beziehungen, die man versteht, wenn man Leonardo da Vinci's und Hogarths Vorliebe für die menschlichen Knochen kennt: beide Künstler haben ja in ihren theoretischen Werken darauf aufmerksam gemacht, daß die schönsten Arabesken zu Gemälderahmen und Commoden und Kaminen von

den menſchlichen Steißbeinen und Backenknochen hergenommen würden; daß ſelbſt die Form der Peterſilie und Raute, ſo beliebt zu Randverzierungen, übertroffen würde von den ſanften Biegungen und Verſchlingungen der Zwickelbeinchen, der Pflugſchar (ein Schädelknochen), des Hammers, des Ambos und des Steigbügels (im Ohr) und nun gar erſt, mit Reſpect zu ſagen, des weiblichen Beckens mit den Kuckusbeinchen und Schamknöchelchen. Sägenreißer verband in der That die Aeſthetik mit der Anatomie. Er beſtritt es, daß die Muſter zu Möbeln und Kleidercattunen, die Tiſchlerzeichnungen immer und immer nur von der Botanik hergenommen wurden, und brachte es in der That dahin, daß man ſeine Vorſchläge befolgte und ſeinen oſteologiſchen Arabesken künftig den Vorzug gab.

Dennoch war Sägenreißer ſehr unglücklich. Für ſeine Leidenſchaft zur Anatomie war das Land zu moraliſch, waren die Gefängniſſe

zu leer, waren auch die Vorstände der Armenhäuser und der Spitäler zu religiös, als daß ihm der Stoff zu einem tüchtigen Skelett oft geboten wurde. Die Skelette, welche er besaß, waren alle nicht echt. Sie waren alle nur aus hundert verschiedenen Menschen zusammengesetzt, und manches werthvolle Stück, das man nicht hatte auftreiben können, war wohl gar daran nur aus Wachs bossirt. Er hätte so gern ein ganzes, ein frei in sich selbst zusammenhängendes Individuum besessen; aber, wenn er auch den Kopf erst hätte darauf setzen sollen, wer wurde denn in Sayn-Sayn hingerichtet? Wer konnte denn jenen Capitalverbrecher im anatomischen Kochkessel brauchen, der als das Paradepferd der göttlichen Gerechtigkeit, wie wir schon wissen, immer im Lande herumgeführt wurde, da ihm von den vielen mit Eisen beschirrten Mustermärschen die Füße ganz krumm geworden waren? Alte Spittelweiber, verkümmerte Invaliden — was

verlohnten dieſe die Mühe! Schmerzhaft pflegte Sägenreißer ſchöne menſchliche Geſtalten, z. B. den jungen Erbprinzen, den Finanzminiſter, den Präſidenten des Gerichtshofes und ähnliche adelige Figuren, zu betrachten und dabei im Stillen ſeine eigenen Gedanken zu hegen.

Das Vertrauen aber, welches Schlachtenmaler in den Profeſſor ſetzte, rührte von einer Sage her, die den gelehrten Mann vielleicht nicht ohne Grund verfolgte. Sein Thurm (er wohnte in einem) war nicht allein deßwegen ſehr verrufen, weil man des Nachts dort mehrere Male wollte ein Wimmern und Rufen gehört haben, ſondern es war ganz erwieſen, daß Sägenreißer jeden unheilbaren Arm, jedes Bein, ja jeden hohlen Zahn, wo er mit der Säge oder der Zange hatte auftreten müſſen, in ſeiner Sammlung aufbewahrte. Gab dieß nun ſchon ſeiner Erſcheinung etwas Unheimliches, indem man ihn

ordentlich für den Archivar aller amputirten Glieder der Stadt und des Fürſtenthums (denn er war ein großer Chirurg und ſchnell mit dem Abnehmen zur Hand!) halten durfte, ſo wollte man auch für ganz gewiß ausgeben, daß Sägenreißern mancher Chriſt auf Leben und Tod verpfändet wäre. Man behauptete, da er ein reicher Mann war, daß verunglückte Spieler, bankerutte Familienväter, junge Mädchen, die nicht in Gefahr kommen wollten, niederzukommen, ja, ſelbſt einige Officiere von den Landestruppen ihm entweder ganz oder theilweiſe verſchrieben waren. Er hatte im Stillen ordentlich eine Gothaiſche Lebensverſicherung eingerichtet, wo man ſich verpflichtete, gegen eine beſtimmte Summe als Leibrente, ihm, falls er der überlebende Theil ſey, ein Bein, einen Arm, eine Hand oder wohl gar den ganzen Körper zu überlaſſen. Vom Grafen von der Reige erzählte man, daß er im Verlauf mehrerer Jahre ſein ganzes

Knochensyſtem an Sägenreißern verkauft hatte: erſt ſeinen rechten Arm, dann den linken, dann die Füße und endlich ſich mit Haut und Haar, und die Sage fügte hinzu, in der Verzweiflung auch ſchon den linken Oberarm der Gräfin! Man denke ſich die unheimliche Erſcheinung eines ſo eigenthümlichen Speculanten, wenn er in Geſellſchaft war oder ſich auf der Straße ſehen ließ und ſein Lächeln immer verrieth, wer bei ihm auf Pfänder geborgt hatte, die ſie ſelber bis zu ihrem Tode aufbewahren mußten! Die närriſchen Leute hatten Sägenreißern nun zwar nie bei einem Begräbniſſe mit ſeinem Verſaßzettel auftreten und das verfallene Gut abſchneiden ſehen; aber gerade, um das Unheimliche ſeines Treibens vollkommen zu bezeichnen, hatten ſie kein Hehl, daß Sägenreißer ſchon die Mittel wüßte, ſich vom Kirchhof kommen zu laſſen, was ihm gebührt: denn umſonſt, behauptete man, wäre des Nachts nicht ſo viel Rennens

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GUTZKOW,K.
3-598-51032-2
FN. 04297/018

und Laufens an ſeinem Thurm. Schlachtenmaler war ein Narr, dieſen Dingen Glauben zu ſchenken. Bedachte er denn nicht, daß er, ſelbſt, wenn ſie wahr ſeyn ſollten, viel zu jung war, um mit irgend einem Gliede ſeines Körpers dem in Jahren ſchon vorgerückten Profeſſor eine Perſpective zu eröffnen! Sollte er auch die Abſicht haben, unter die Soldaten zu gehen: wie konnten denn in Friedenszeiten für Sägenreißern jemals Chancen entſtehen! Die Verzweiflung jedoch, in der er und ſeine Brüder ſich befanden, trieb ihn an, die Stufen des unheimlichen Thurmes zu beſteigen, die hämiſchen Blicke einer alten Aufwärterin zu ertragen und mit gefaßtem Herzen einzutreten.

Sägenreißer winkte ihm, als einem ihm ſehr lieben Schüler und Bekannten, ſich zu ſetzen und einem Experimente zuzuſehen, das nicht geſtört ſeyn wollte. Es war Mittagszeit geweſen. Die Reſte der Mahlzeit ſtanden noch alle auf dem mit Knochen und Schädeln

besetzten Tische. Rings an den Wänden hingen, wie in katholischen Kapellen in Wachs, so hier in Natur, eine Menge schöner, weißgebleichter Arme und Beine. Es wurde Schlachtenmalern so unheimlich, als müßte er im Mondenschein über einen Kirchhof wandeln. Sägenreißer hatte eine lebendige Taube in der Hand und in einer Schachtel mehrere rothe Kügelchen, die er dem Thiere einzwängte. „Sie sollen hier ein rothes Wunder zu sehen bekommen," sagte der Professor und winkte Schlachtenmalern, näher zu treten. Die Taube mochte mehrere rothe Kügelchen verschluckt haben, als sich eine wunderbare Veränderung ihrer Farbe beobachten ließ. „Diese Kugeln," sagte der Professor, „sind aus Krapp, und nun geben Sie Acht, je mehr das Thierchen sie verdaut, desto durchsichtiger wird es. Seine Knochen nehmen alle eine blutrothe Farbe an und schimmern durch die Federn hindurch." Das Letzte sah nun freilich Schlachtenmaler

nicht, wohl aber, daß der Schnabel, die Krallen blutroth wurden, ohne daß sich dabei das Wohlbefinden des Thierchens zu verändern schien. Die Haushälterin nahm es schnell fort, und Sägenreißer lachte laut auf, weil sie ihm einen schnurrigen Blick dafür zuwarf, und nun fragte er doch Schlachtenmalern noch immer nicht, was er wolle. „Sie sollen meine Schätze kennen lernen, junger Freund," unterbrach er den sich zur Anrede Räuspernden: „fassen Sie an!" Damit zog er eine Schublade aus dem Wandschranke und trug sie mit Schlachtenmalern auf den inzwischen etwas aufgeräumten Tisch. Ein wirres Gemisch von osteologischen Gegenständen lag in diesem Kasten, und Sägenreißer schickte sich an, seinem jungen Freunde jede Einzelnheit derselben zu erklären. Wir müssen uns auf einen kurzen Auszug seines langen Vortrags beschränken und mit Bedauern die feinen wissenschaftlichen Bemerkungen unterdrücken, die

Sägenreißer gleich z. B. an das erste Stück seiner Sammlung anreihte, nämlich den Milchbackenzahn eines jungen Elephanten, ein Thema, über das Sägenreißer ordentlich kindlich wurde. Dann zeigte er dem Schlachtenmaler die beiden, leider nicht zum Durchbruch gekommenen Weisheitszähne des enthaupteten Königs Karl I. von England. Hierauf die verkleinerte Copie des berühmten Skeletts eines donischen Kosaken, dessen Sitzbeine vom vielen Reiten eine ganz auffallende Mißbildung bekommen hatten. Sägenreißer bemerkte übrigens, daß er auf diesen Kosaken weit weniger gäbe, als Blumenbach: denn er müßte sich sehr irren, wenn nicht jeder deutsche Postillon, auf Routen, wo es viel Extraposten gäbe, z. B. zwischen Frankfurt und Wiesbaden, hinten eben so geformt wäre, wie jener Kosak. Dann zeigte er Schlachtenmalern einen Hirnschädel ohne Nähte, der um so auffallender war, als er einem Schneider

angehörte. Auch der Schädel eines rhachitischen Kindskopfes war ohne Naht. Hierauf kam der berühmte natürliche Stelzfuß jenes unglücklichen Morand'schen Hasen, dem ein Bein in seiner Jugend verloren ging, und die Natur aus einer wunderbaren Verknorpelung dafür ein neues gab; natürlich war dieser Stelzfuß auch nur eine Copie. Wie Sägenreißer an dem donischen Kosakenskelett etwas auszusetzen hatte, so mäkelte er (ein Beweis für seine Wahrheitsliebe) an Blumenbachs Schneidezahn eines jungen anthropophagischen Neuholländers und sagte: „Wer weiß, ob dies nicht ein ganz einfacher, ungeschlachter, deutscher Bauernzahn von einem Schlingel ist, der, um keine Patronen beißen zu können und von der Conscription frei zu werden, ihn sich mit einer Drahtzange ausgerissen hat.“ Hierauf zeigte er Schlachtenmalern einen kleinen Erdglobus, gut ausgeführt, und fügte hinzu: „Das ist das Gestell eines ehemaligen Matrosen

der englischen Marine!“ Als Schlachtenmaler über diese sonderbare Verwandlung erstaunte, erklärte ihm Sägenreißer, wie man Knochen im Papinianischen Topf zu einem flüssigen Teig kochen könne und aus diesem Matrosen, aus Anerkennung seines geographischen Berufes, deßhalb auch einen Erdglobus geformt hätte. Schlachtenmaler faßte den verwandelten Matrosen an, und er war ordentlich elastisch, wie ein Gummiball. Nun kamen einige von den hundert und sechsunddreißig Knorpeln an die Reihe, die der Veterinärarzt Havemann in Hannover in dem sogenannten Luftbeutel an der eustachischen Röhre einer vierzehnjährigen königl. hannöver'schen Stute entdeckt hatte. Dann einige Splitter aus dem Hirnschädel eines Troglodytenaffen und, in Ermangelung eines Kamschadalenkopfes, nach dem Sägenreißer behauptete so außerordentlich begierig gewesen zu seyn, leider nur ein gewöhnlicher Filzhut von jenem Transport

modischer Hüte, die ein Pariser Hutmacher angefertigt hatte und in den Norden schicken wollte. „Da diese Hüte jedoch alle nach Pariser Schädeln modellirt waren, und keiner in Kamschatka und Spitzbergen passen wollte, so können Sie allerdings," sagte Sägenreißer, „von diesem Filzhut auf die Form der dortigen Schädel schließen, indem man ja nur anzunehmen braucht, daß dieser Hut einem Kamschadalen nicht paßt. Und er hatte Recht: wie oft muß sich die Wissenschaft nicht damit begnügen, bloß zu bestimmen, was eine Sache nicht ist, während das, was sie ist, sich nicht erweisen läßt. Auf eine Schädelguirlande, theils von Cretins, theils von Blödsinnigen, folgte eine Copie des berühmten Wagler'schen Wasserkopfes, dann ein höchst merkwürdiges Original, nämlich die wunderbare Feuerassel (scolopendra electrica), dies auffallende Thierchen, welches ein Frauenzimmer in den besten Jahren, die jedoch immer am Kopfe litt, zur

glücklichen Stunde und zu ihrer Genesung einmal ausschnäuzte. Hierauf lächelte Sägenreißer: denn er war im Begriff, einen Witz zu machen. Er zeigte Schlachtenmalern einen Schädel, dessen Fontanelle weit auseinander stand, und sagte dann: „Dies ist gewiß ein offener Kopf gewesen," worüber Schlachtenmaler, in Erwartung seines eigentlichen Handels, viel Munterkeit und Beifall bezeugte. Beim folgenden Schädel lachte Sägenreißer schon wieder. „Sehen Sie," sagte er, „die Alten hatten nicht Unrecht, das Hinterhauptbein, diese muschelförmige Schale, Teufel, bei Ihnen ist sie stark," unterbrach er sich, weil er Schlachtenmalern dort hinfaßte, — „ich sage, diesen Theil den Gedächtnißknochen zu nennen. Mein alter Schulmeister hatte immer die Gewohnheit, wenn ihm neue Kinder zugeführt wurden, sie hinten am Kopfe zu betasten und ihnen gleich aus der Stärke dieses Knochens ein Prognostikon zu stellen,

ob ſie vergebens oder mit Erfolg ſtudiren würden. Dieſer Schädel iſt von einem berühmten, mehrmals geſeſſenen und endlich gehängten Spitzbuben, bei dem ſich merkwürdigerweiſe ein kaum andeutungsweiſe ausgebildeter Gedächtnißknochen befindet. Man ſieht hieraus, daß nie eine Strafe bei ihm fruchten konnte, und daß der arme Schelm eigentlich für alle gute Lehren, Warnungen und Strafen gar kein Gedächtniß hatte. Wäre der Schädel nicht zu intereſſant, ich trüge jetzt darauf an, den Hallunken von der Inſtanz zu abſolviren und ehrlich zu begraben." Hierauf zeigte Sägenreißer, jedoch mit etwas ungläubiger Miene, die Thränenfiſtel des unglücklichen Kloſtergeiſtlichen Siegwart vor; und mit noch größerm komiſchen Kopfſchütteln einige Knorpel aus dem berühmten Buckel des Aeſop. Einen Türkenſchädel, klagte er, hätte er nie ergattern können, dafür nur dieſen Pfeifenkopf aus Adrianopel, der wenigſtens ein ſchönes, lebendes Türkenhaupt vorſtelle. Bei einigen

Wirbelbeinchen, deren nähere Bedeutung Schlachtenmaler überhörte, faltete Sägenreißer die Hände und sagte: „Wissen Sie, wer bei der Aufgabe, die höchste Zahl der menschlichen Lendenwirbel zu bestimmen, eines kläglichen Todes gestorben ist?“ Als Schlachtenmaler darauf ein sehr natürliches Stillschweigen beobachtete, sagte Sägenreißer: „La Peyrouse! Den unglücklichen Mann schickte die Pariser Akademie nach Afrika, um zu sehen, ob Völkerschaften von großer Statur mehr als sechs Lendenwirbel haben; und noch immer fehlt La Peyrouse und eine Antwort auf jene Frage!“ —

Sägenreißers Merkwürdigkeiten waren jetzt bald zu Ende. Es kam nur noch das, wie Sägenreißer versicherte, sehr auffallende Ruckusbein einer abiponischen Dame, von der der Pater Dobrizhofer die Versicherung gegeben hat, daß sie, wie der obige donische Kosak, in ihrem Leben nur geritten hatte. Kleine

Skelette von chineſiſchen Weiberfüßen machten den Schluß, ſo wie die Zehen jenes berühmten Schwaben, Namens Grieben, der ohne Arme geboren war und ſich mit den Zehen nicht nur muſikaliſch, ſondern auch ſchriftlich ausdrücken konnte. Der Zehe war in ein Stück Papier gewickelt, auf welchem etwas zu leſen ſtand. Es lautete:

Ihr ſollt Gott fürchten und lieben!
Dieſes hier iſt ohne Hand geſchrieben
Von Johann Chriſtian Grieben

„Sie ſehen," ſchloß Sägenreißer den Kaſten mit gutmüthiger Ironie, „der Mann war mit den Zehen auch ein Dichter!"

Schlachtenmaler aber freute ſich ausnehmend, daß Johann Chriſtian Grieben ohne Arme geboren war: denn nun konnte er doch mit ſeinem Plane vorrücken und, um das Terrain zu ſondiren, Sägenreißern fragen: „Irgend einen merkwürdigen Arm hab' ich in der Sammlung nicht gefunden?"

„Ach," entgegnete Sägenreißer ganz harmlos, „selten bieten diese Extremitäten etwas Anomales dar; es müßten denn gerade Hände mit sechs oder nur vier Fingern vorkommen oder die abgeschlagene Hand des Götz von Berlichingen, die er aber selbst nicht hatte, geschweige ich, oder ich müßte denn einmal den Arm eines Schriftstellers bekommen, um zu sehen, ob der **Processus styliformis**, in dem ja bekanntlich (er griff nach Schlachtenmalers Arm) die Hand hängt, von dem guten Styl, den ein solcher Mann schreibt, eine andere Gestalt bekömmt, als er gewöhnlich bei Spitzbuben hat: denn ich muß sagen, bei Gaunern und Taschendieben sind die Greifknochen des rechten Armes fast immer wunderbar schön und ungemein gelenkig geformt." — „Nun," sagte Schlachtenmaler mit der größten Seelenruhe und wie im Scherz, „Herr Professor, ich bin ja im besten Zuge, ein großer Schriftsteller zu werden, und Maler bin ich

ohnehin schon, kaufen Sie mir meinen Arm ab!" Sägenreißer streifte den dargebotenen rechten Arm Schlachtenmalers bis oben an die Oberarmröhre auf und sagte gar nichts, sondern lachte nur über den schalkhaften jungen Mann. Er maß mit Wohlgefallen an den schönen Formen und Muskeln und prüfte und wog und drückte und brummte dann: „Hätt' ich Sie nur unter dem Messer, Freundchen; die Haut so mit einem Schnitt herunter, und nun all die zappelnden Muskeln, Nerven und Arterien — das sollte eine Freude seyn! Aber gesetzt, ich wollte menschlicher seyn und Sie nur als Leiche besitzen, Freund, so sind Sie doch zu jung und werden mich früher begraben, als ich Sie präpariren kann." Schlachtenmaler bemerkte hierauf, indem er den Arm bis an das Schulterblatt entblößte: „Es handelt sich nur um meinen Arm, und ich verspreche Ihnen ja, Chancen zu geben. Ich will nicht allein nächstens unter die Soldaten gehen,

sondern gebe Ihnen auch das Versprechen, daß, wenn ich hundert Thaler jetzt für meinen Arm bekomme, Sie sich in fünf Jahren entweder meines Armes bemächtigen dürfen oder die hundert Thaler nebst den Zinsen zurückerhalten!" Alles dies wurde von Schlachtenmalern so nachdrücklich und fast krampfhaft bestimmt ausgesprochen, daß Sägenreißer ihn groß anblickte und in die Chatoulle griff mit den Worten: „Sind Sie toll, Blasedow, Sie scheinen Geld zu brauchen....." „Nein, nein," wehrte Schlachtenmaler seine Herzensgüte ab; „nein, ich kann ohne Verdienst nichts annehmen; ich opfre mich gern der Wissenschaft. Entweder ist der **Processus styliformis** in fünf Jahren in Ihrer Hand oder das Geld. Ich bitte um Papier und Feder....." Sägenreißer lachte, übrigens doch nicht so laut, daß man nicht hätte ein leises Klopfen an der Thür hören sollen. „Eine Dame, die mit mir Geheimnisse hat," flüsterte

Sägenreißer, drückte Schlachtenmalern die Geldrollen in die Hand und ihn ſelbſt hinter einen Vorhang, der eine Art Alkoven bedeckte. Mechaniſch nahm er das Geld und die Weiſung und ſtand mit klopfendem Herzen hinter dem Vorhange in einem Kreiſe von Gerippen, kaum wiſſend, wie ihm geſchah.

Das ſchwere Geld beſchämte ihn ſo, daß er fühlte, er müſſe etwas dafür leiſten, und zu ſeiner Freude fand er in ſeinem durch ein kleines Fenſter erhellten Verſteck ein Pult mit allen Schreibbedürfniſſen. Er ſetzte eine deutliche Erklärung darüber auf, daß er dem Profeſſor Sägenreißer für hundert Thaler ſchulde und binnen fünf Jahren ihm entweder dieſe Summe mit Zinſen zurückzahlen oder ſeinen rechten Arm geben wolle. Sein Name beſchloß dieſes Inſtrument, und nun erſt ward ihm wohl und heiter, obſchon, was im Zimmer geſchah, ſeine Aufmerkſamkeit noch immer nicht feſſelte. Endlich horchte er auch dorthin. Sägenreißer

ließ eben erst die Dame ein und sagte: „Entschuldigen Sie, Kind, ich mußte hier erst die Beckenlehre, die für ein unverheirathetes Frauenzimmer unpassend zu sehen ist, bei Seite bringen und die nachgemachten Gebeine Abälards und Heloisens einpacken, die bekanntlich in einem Sarge wild unter einander lagen und nur durch gewisse Kennzeichen von einander getrennt werden konnten. Die Aebtissin des Klosters zum Paraklet in Paris wollte nicht zugeben, daß dies anstößige Verhältniß, welches fünfhundert Jahre lang im Sarge gedauert hatte, nun noch ferner fortgesetzt würde, und, da die Aerzte nichts als Knochen in ganz wilder Ehe fanden, woran sollten sie Abälard, der doch gewissermaßen auch ein Frauenzimmer geworden war, woran Heloisen erkennen? Nun, sie verfuhren eben so vernünftig, wie galant. Alle zarte, feine, rundlich schön gewölbte Knochen wurden Heloisen zugeschrieben: denn allerdings bei Frauen sind die

Röhrenknochen schwächer, die Ecken und Fortsätze sind nicht so scharf ausgewürkt (Blumenbach), die Furchen sind nicht so tief, die Insertion der Sehnen ist nicht so rauh, die Artikulationen sind flächer, wenn auch die Rippen dicker und rundlicher; und nun, setzen Sie sich, Sophiechen!"

Als Schlachtenmaler den Namen hörte, lauschte er durch die Spalte des Vorhangs und erstaunte, in der That seine Jugendfreundin leichenblaß anzutreffen; sie legte eben den Mantel ab und hatte ein Tuch um den Kopf. Begierig, welche Operation hier vorgehen würde, zog er sich doch schnell zurück, weil Sägenreißer aufsprang und Sophien ein Buch von dem Stuhle wegnahm, worauf sie sich eben setzen wollte. „Nicht des Buches wegen," sagte Sägenreißer schelmisch; „aber es sind Hallers berühmte Beobachtungen des Fötus im Ei; das ist nichts für Sie: auf dergleichen Bücher müssen junge Frauenzimmer

nicht einmal ſitzen!“ Nun ging er zu ihr heran und that ihr den Mund auf. Da ſie Miene machte, zu ſchreien, ſagte er mit künſtlichem Aerger: „Potz Velten! der Zahn iſt geſtern ausgezogen, und, den neuen einzuſetzen, das iſt Kinderſpiel. Sehen Sie, Sophiechen, da Sie doch die Lücke nicht haben wollen, welcher Zahnarzt würde Ihnen einen ſolchen Erſatz bieten können, wie ich? Die Andern fertigen ihre Gebiſſe entweder von guillotinirten Köpfen oder von Elephanten-Zähnen an oder gar aus gewöhnlichen Knochen. Sonſt thu' ich es auch, will ich Ihnen nur geſtehen, Sophiechen; aber, weil Sie es ſind —“ Hier brach er ab, trippelte an ſeine Schubladen und ſuchte etwas. Sophie, ganz Reſignation, blickte in einen kleinen Handſpiegel, den ſie an der Klappe ihres Pompadours hatte, und betrachtete eine Zahnlücke, die ihr Sägenreißer ausfüllen ſollte. In ihrer wilden Art ſtampfte ſie mit dem Fuß

auf und rief abgestoßen: „Abscheulich, schändlich!“ — „Nun, nun,“ kam Sägenreißer jetzt an, „solche Zähne haben Sie in Ihrem Leben keine gehabt, wie Sie hier einen bekommen sollen!“ Damit wickelte er vorsichtig ein kleines Papier auf, worin, in Wolle gewickelt, ein Zahn lag, den Sophie selbst nicht umhin konnte ungemein liebenswürdig zu finden. „Wie alt, glauben Sie wohl,“ frug Sägenreißer pfiffig, „daß dieser Zahn seyn kann?“ — „Lieber Gott,“ sagte Sophie, „der ist ja durchsichtig wie Elfenbein und scheint ganz natürlich.“ — „Wozu die Umschweife?“ konnte sich Sägenreißer nicht länger halten; „dieser Zahn ist älter als dreitausend Jahre! Er ist der Augenzahn einer beispiellos schönen Mumie, die ich vor einigen Jahren in London auf einer Auction egyptischer Gegenstände erstehen ließ. Wollen Sie, Sophiechen, die eigentliche Besitzerin des Zahnes sehen?“ — „Um's Himmelswillen, nein,“

erklärte Sophie, sie könne dann unmöglich den Zahn im Munde haben, es würde ihr immer vorkommen, als könne sie sich in ein ähnliches Scheusal verwandeln. Sägenreißer neckte sie, daß sie aber den Zahn des Scheusals nicht verschmähe, gab ihm eine Golddrahtbefestigung und setzte ihn Sophien ein, die vollends erst glücklich wurde, als er noch dies hinzufügte: „Sie wissen, Kind, daß falsche Zähne den Nachtheil haben, daß sie einen Geruch im Munde verbreiten, den ich — pfui! —" Sophie blickte mit gebrochnen Augen gen Himmel und seufzte, daß es einen Stein, viel mehr Schlachtenmalern erweichen mußte. „Allein," fuhr Sägenreißer fort, der sich von der Vorstellung des Geruches falscher Zähne bald erholt hatte, „hier ist nichts zu fürchten. In diesen Zahn ist die Materie, durch welche die egyptische Dame vor dreitausend Jahren noch im Grabe sich zu einer Mumie verschönerte, so balsamisch

eingedrungen, daß er — riechen Sie — ordentlich eine wohlriechende Ausdünstung hat. Sophie ließ nun Alles an ihrem Munde geschehen, und der Mumienzahn, mußte sie am Spiegel gestehen, war weißer und glänzender als alle übrige. Sie sagte, als sie jetzt ihr Umschlagetuch ergriff und sich zu gehen anschickte, leise: „Herr Professor, Sie wissen, wem Sie diese Geschichte in Rechnung stellen?“ Sägenreißer bückte sich und antwortete ironisch: „Dem Baron von Höllenstein!“ Sophie aber, um den Spott ertragen zu können, erhob sich stolz und empfahl sich mit affectirter Würde.

Schlachtenmaler trat nun hervor, und Sägenreißer bedauerte ihn, daß er den Mumienzahn nicht auch gesehen hätte. „Ei, ich seh' ihn wohl noch,“ entgegnete dieser: „der Mund dieser Dame hängt gerade nicht sehr hoch; aber lassen Sie uns auf unsern Handel zurückkommen!.....“ — „Sie sind ein Narr,“

entgegnete Sägenreißer, nahm Hut und Stock, drängte den Schlachtenmaler zur Thür hinaus und begleitete ihn die Treppe hinunter. „Ich habe Eile," erklärte er und flog unten hurtig davon. Schlachtenmaler aber war sehr vergnügt: erstens über die hundert Thaler; zweitens darüber, daß er sie nur geliehen und etwas Bedeutendes dafür verpfändet hatte; drittens über den Zufall, der es fügte, daß Sophie sich gerade in dem Augenblick (sie ging schnell über den Platz, an dem Sägenreißer wohnte) umsehen mußte, wo er mit dem Professor aus dem Thurm trat. Erschrocken blickte sie wieder vorwärts und lief spornstreichs quer durch die Straßen, als sich Schlachtenmaler anschickte, sie zu verfolgen. Sie hatte ein neues Interesse für ihn gewonnen, seitdem sie ein Stück egyptischer Antiquitäten im Munde führte und gebrannte Mandeln und Rosinen mit einem Zahn essen wollte, der vielleicht dem König Sesostris angehörte.

Er beſchloß, wieder Celindens Haus zu beſuchen und ſich für Sophiens Untreue, Flatterhaftigkeit, Eitelkeit und Intrigue dadurch an ihr zu rächen, daß er jetzt methodiſch anfangen wollte, ihr fortwährend auf dieſen eingeſetzten Mumienzahn zu fühlen. Er kaufte ſich auch gleich bei dem erſten Buchbinder Kapuths, der auch zugleich der beſte Buchhändler des Orts war, Morizens Götterlehre und fing ſchon auf der Straße an, das Kapitel über den Vogel Ibis und den Gott Oſiris zu leſen. Was werden ſeine Brüder für Freude haben, nicht an Morizens Götterlehre, ſondern an Schlachtenmalers metalliſirten Rock- und Weſtentaſchen!

# Elftes Kapitel.

### Militärische Schicksalswendung.

Wie ist aber doch der lederne Schmachtriemen der Armuth ein weit festeres Band für Freundesherzen, als die goldene Kette des Reichthums! Die Brüder nahmen Schlachtenmalers Eroberung mit Jubel auf; aber keiner von ihnen wollte ihm eine Triumphpforte bauen, keiner ihn auf seinem tapfern Schilde in die Höhe heben; sondern ihre Freiheit benutzten sie nur, wie so oft in der Staatengeschichte, gegen den, der sie ihnen verschafft hatte!

Schon lange glühte unter der Asche, in der sie bis zu dieser Stunde ihre Kartoffeln hatten braten müssen, eine dunkle Zornesglut gegen den Aeltesten, die jetzt als lodernde Flamme aufschlug. Schlachtenmaler hatte das Geld nur unter der Bedingung auf den Tisch geschüttet, daß sie das Wochenblatt eingehen ließen. Er machte ihnen Vorstellungen über den Geist des Kaputher Publicums, über die mannigfachen Hindernisse, die ihnen Blaustrumpf, Wiesecke, Mörder, die Schule, der Hof und die Censur legten, und, als diese nichts fruchteten, über ihre eigene Unreife, die Nutzlosigkeit verschwendeter Knabenkräfte, über die Druckfehler, die sie stehen ließen, über ihren affectirten Witz — und, als diese Steine, die Schlachtenmaler in ihre Gemüthsteiche warf, erst Blasen und, da sie sich häuften, einen ordentlich reißenden Wasserfall von Zank erregten, sprang er, wie Mephistopheles in der Hexenküche, auf und schlug zwar nicht

die wenigen Gläser und Schüsseln entzwei, die sie hatten, wohl aber fuhr er mit einem Rappier, das über seinem Bett hing, in die von ihm selbst gezogene und bemalte Redactionstapete, durchlöcherte sie und riß allen Musen die Fetzen vom Leibe herunter. Seine Waffe schützte ihn gegen die mit mehr Zorn als List ausgeführten Angriffe der Brüder. Er hielt sich den Rücken und den Mund frei und konnte, indem er nach allen Seiten parirte, ihnen einige donnernde Philippiken halten. „Schande über euch!“ rief er und wiederholte es mehrere Male als Text seines Vortrags. Dann umschrieb er ihn: „Ihr habt,“ sagte er, „alle Berechnungen unseres armen Vaters Lügen gestraft; bin ich auch kein Wonwermann geworden, so könnt' ich doch unsern Kampf hier eben so gut zeichnen, wie ich ihn führe; aber euch hat weder das Lakiren, noch Schumacher, noch der künstliche Aesopbuckel zu etwas Ordentlichem gebracht. Nüsse könnt

ihr knacken und Charaden für Poeſie ausgeben,* gleichſam literariſche Lehmkügelchen kneten und in ſchönen Frühlingstagen in die warme Erde eure poetiſchen Löcher graben, um damit zu ſpielen. Was ſeyd ihr? Drahtpuppen ohne meine lenkende Hand.“ In dieſer Art parirte er und griff an zu gleicher Zeit. Gedemüthigt, aber nicht gebeſſert, ließen die Empörer endlich von ihren mörderiſchen Plänen, zu deren Ausführung ſie keine Schüſſel, kein Glas, Alles, was Schlachtenmaler ſo beſonnen geſchont hatte, unbenutzt ließen. Amandus aber, nichts ſo ſchmerzlich empfindend, als die Zerſtörung der Redactionstapete, entſchädigte ſich auf die keckſte Art und ſtrich die auf den Tiſch noch aufgezählten Thaler ein. Man konnte Schlachtenmalern nicht verdenken, daß er jetzt das Rappier fortwarf: denn wie

* Das ſchlechteſte Trauerſpiel, hatte Schlachtenmaler früher ſchon einmal nicht ohne Anſpielung geſagt, bietet noch einen reizenden Anblick, ſo ſchön wie ein Feuerwerk, dar, — wenn man es nämlich in den Ofen ſteckt!

leicht hätt' er vor Zorn ſeinen Bruder nieder geſtoßen! Mit der Linken packte er Aman das Genick, und mit der Rechten — die ſank ihm plötzlich wie abgeſtorben nieder; er trat einen Schritt zurück, der Gedanke, wie wunderbar jenes Geld und dieſer rechte Arm zuſammenhingen, hatte ſein ohnehin zur Reflexion geneigtes Gemüth ſo heftig erſchüttert, daß er jetzt als ſchlafend im Schoße Delilens angeſehen werden konnte, wenn ihn die Philiſter oder ſeine Brüder binden wollten. Der Anblick, den er darbot, hatte viel Aehnlichkeit mit jenem Momente, als ihn Guido von Lipmann gefragt hatte: ob er denn den Schmerz des Jahrhunderts nicht verſtände? Es wurde Abend, wie damals, nur ſchien die Sonne nicht. Die Brüder, innerlich furchtſam und ahnungsvoll, was ihm wohl in den Sinn gekommen wäre, halfen ſich durch unmächtige Renommiſtereien, pfiffen ſich Muth, nahmen Hut und Stock und nur einen Thaler

von der Summe, die ſie wohlweislich doch unangerührt ließen, und ſtürmten tobend und hohnlachend zur Thür hinaus. Schlachtenmaler rief ihnen nach. Sie ſtanden, wie gebannt, doch verächtliche Blicke lügend. „Nehmt Alles," ſagte Schlachtenmaler feierlich; „von heute an tret' ich aus eurem Kreis, ihr trefft mich in dieſem Zimmer nicht wieder!" Ein grelles Lachen nahm dieſe Erklärung auf. Sie ſtürzten fort.

Schlachtenmaler war zu Thränen reif; aber er vergoß keine, weil er ſich vorgenommen hatte, etwas Männliches und Entſchloſſenes auszuführen. Es wurde immer grauer im Zimmer, und er vergriff ſich oft, indem er ſeine Sachen zuſammenſuchte, um ſie zu einem Bündel zu packen. Er war noch dabei beſchäftigt, als ſich die Thür öffnete, und der jüngſte Bruder Alboin noch einmal zurückkehrte, ganz keck und frech, und etwas vergeſſen zu haben ſchien. Schlachtenmaler hörte

nicht auf ihn. Albein kam ihm beim Suchen in den Weg und fragte ihn barſch, was er da ſuche. Als Schlachtenmaler kein Gehör gab, fragte Albein ſanfter, was ihm denn fehle. Und, als ſich nun der Aelteſte aufrichtete und ihn mit ſeinen dunkeln, durchbebrenden, ſeelenvollen Augen, die in der Nacht des Zimmers wie Sterne funkelten, anblickte, fiel die geborgte Maske des Uebermuths von dem kleinen Mann, und er fing bitterlich an zu weinen. Schlachtenmaler blieb ruhig und weidete ſich an dieſer Selbſthülfe des Gemüths, welche das Zeichen aller noch unverdorbenen Gemüther iſt, wie auch der Körper noch nicht verloren iſt, der ſich, etwa durch Hautreactionen, ſelber helfen kann. Albein drückte ſein ſchluchzendes Antlitz an die Bruſt des Bruders und fragte ihn: ob er denn ziehen wolle? „Ja," ſagte Schlachtenmaler mild und doch entſchloſſen: ihm ſelbſt wollte das Herz vergehen. Albein fühlte das ſtarke Klopfen ſeines Herzens

und umſchlang ihn mit all jener Zärtlichkeit, die unter Geſchwiſtern rührend iſt, weil ſie zwar immer im Hintergrunde liegt, nicht aber, wie bei Liebenden, immer und immer in äußern Geberden ſichtbar. Schlachtenmaler ſetzte ſich und nahm den Bruder halb auf den Schoß, halb an die Bruſt, ohne daß Beide ſprechen konnten. Und auch da, als ſie, von einem Gedanken geleitet, ſeufzten: „Der arme Vater!“ vermochten ſie keine Worte für das, was ſie fühlten, zu finden. Sie ahnten, wie ſie in dem Netz einer verfehlten Beſtimmung gefangen waren, und hatten doch weit weniger Mitleid mit ſich ſelbſt, als mit Blaſedow, dem trübſinnigen, ſchwermüthigen Fiſcher, der Wunder dachte, was er gefangen hatte! „Sein Netz,“ ſagte Schlachtenmaler leiſe, „iſt ſo falſch geſtrickt, daß wir jungen Fiſche wohl noch Maſchen finden, aus denen wir heraus können; aber was hat er dann?“ ..... „Die Mutter,“ dachten Beide, und es war ihnen,

als spalte sich die Erde, und hier stände der Vater, und dort weit, weit am jenseitigen Ufer des Abgrundes die Mutter, und eine Welt, ein großes verlorenes Leben läge zwischen Beiden! So saßen sie eine Weile und hielten still, daß die Engel durch ihre Herzen zogen und ihnen Weihwasser in die Augen sprengten und jene seligen Chöre anstimmten, von denen so oft des Jünglings Herz zerspringen möchte. Liegen nicht im Gemüth der Jugend mehr elegische Klaglaute, als im Herzen des Mannes, der schon gelernt hat, dem Himmel die Stirn zu bieten? Wird nicht das Knabenherz von so seligen Schmerzen oft beängstigt, wie wir später sie nie mehr empfinden? Es ist der ängstliche Traum eines Engels, der in ihnen schlummert; ein unnennbares Weh, das sich in so süße, überwältigende Gefühle auflösen kann. Es ist, als läse sich Gott selbst die Messe in einem so bewegten Jünglingsherzen.

Sanft lehnte jezt Schlachtenmaler den Bruder zurück und nahm sein Bündel von der Erde. Seine besten Kleider, um sie nicht zu zerdrücken, zog er an; auf Alboins besorgte Fragen und Zureden antwortete er nichts, weil sein Entschluß fest stand, und er das Uebrige, was nun werden sollte, selbst noch nicht wußte. So stiegen Beide die Treppe hinunter und hätten beinahe Celindens Bedienten verfehlt, der sich mit einer Klage über die schlechte Beleuchtung in Kaputh bei ihnen meldete und dann erst sagte, daß er Herrn Oscar Blasedow zu heut' Abend einladen solle! „Zu Celinden?" fragte Schlachtenmaler erstaunt. „Nein, zum Baron; die Baronin jedoch läßt hinzufügen: sogleich!" Schlachtenmaler sagte, er würde kommen, und kann, indem er mit Alboin in den Straßen schlenderte, über das Vorhaben des Barons nach. Nie hatte er den Baron Satan von Höllenstein, der, wie er hörte, vom

Kriegscollegium an die Spitze eines reitenden Scharfschützenregiments (wegen welches Scharfschießens auch manche von diesen Jägern eine Brille auf dem Pferde trugen) versetzt war, anders als in zweideutiger Beleuchtung gesehen. Wie kam er heute und so in aller Eile zu dieser Einladung! „Sieh',“ bemerkte jetzt Albein, „deßwegen waren wir dir auch gram, daß du immer deine eignen Wege gingst und uns nur zu den hellen Fenstern aufblicken ließest, wo du zum Besuche warst.“ Schlachtenmaler, voller Erwartung, hörte kaum darauf und ließ sich bis' an den Platz begleiten, an dem die Wohnung des Barons lag. Albein wollte ihm hier sein Bündel abnehmen, weil er Psychologie genug verstand, um zu wissen, daß große Entschlüsse oft durch die kleinsten Querbegebenheiten gelähmt werden, und die, welche kurz zuvor etwas Außerordentliches leisten wollten, bald, durch eine glückliche Begegnung erfreut, Gott

danken, wenn man vergißt, sie beim Wort zu halten. Doch Schlachtenmaler umarmte ihn, ließ seine Rückkehr zweifelhaft und eilte schnell mit seinem Bündel in das Haus. Alboin begriff nicht, wo er es daselbst, ohne beschämt zu werden, verstecken würde.

Schlachtenmaler fand aber unter der Treppe den Versteck für sein Reisebündel und trat Celinden und Sophien, die Beide schon auf ihn warteten, mit einem Lächeln gegenüber, in dessen Falten und Furchen mehr Saatkörner von Vorwürfen und Spott lagen, als er hoffen durfte heute noch reifen zu sehen. Ja, er hatte auch kaum Celinden gegenüber Platz genommen, als ihre sanften, besorgten, neugierigen Blicke sich ihm in kleine Vögel verwandelten, die alle die Saatkörner aus dem Antlitz und Herzen pickten, soweit sie wenigstens für Celinden in Rache und Spott (besonders des Abonnements wegen) hatten aufgehen sollen. Sie sagte ihm, daß sie an

eine Art Seelenwanderung, selbst unter den Lebenden schon, glaube, und meinte damit, daß ihr Schlachtenmaler zwar wie ein abgestorbener und begrabener Freund vorgekommen wäre, daß aber sein Geist und sein Herz ihr in hundert sie umgebende Dinge gefahren geschienen hätte, und sie nur den von der letzten Lection noch liegen gebliebenen Solger'schen Sophokles hätte anblicken dürfen, um das große wunderliche Buch seines Herzens gleich aufgeschlagen zu finden. Schlachtenmaler dachte aber weder an Solger, noch an die Hieroglyphen seines Herzens, sondern an die Seelenwanderung und an die Katze, welche Sophie so eben mit falschen Blicken streichelte. Er war ja nun durch die Seelenwanderung schon dicht bei Egypten und fing rasch an, Sophien auf den eingesetzten Mumienzahn zu fühlen. „Ja," sagte er (nach einigen Betrachtungen über die Seelenwanderung, die Celinde so gern in ihr Tagebuch

eingeſchrieben, wenn ſie nicht gefürchtet hätte, indem er ſprach, etwas von ſeinen Worten zu verlieren), „wie leicht wär' es möglich, Sophie, daß dieſe Katze die Seele eines Egyptiers enthält, von dem Sie, als von einer zerſtoßenen Mumie, wenn Sie krank würden, alle Stunden zwei Eßlöffel voll nehmen müſſen!“ Sophie, glücklich, daß er nicht an ihrem Zahne ſtocherte, bat um Erklärung dieſes Witzes, wie ſie ſpöttiſch die Bemerkung nannte. Und Schlachtenmaler erklärte ihr, daß man Mumien in den Apotheken brauche, ſie zerſtoße und, nach der Meinung des Paracelſus, in dem ſich ergebenden Pulver die Quinteſſenz der menſchlichen Subſtantialität finden wolle. Celinde ſah hierin etwas ſo Wunderbares, daß ſie Sophiens Zorn gar nicht begriff, als Schlachtenmaler hinzuſetzte: nur die Zähne der Mumien würden von der Chirurgie benutzt, und es bleibe noch immer möglich, daß dieſe Katze die Seele eines Egyptiers enthalte,

von dem Sophie einen Zahn im Munde trüge. Schlachtenmaler überhörte alle Einreden der beleidigten Kammerzofe und fuhr fort, alle Katzenbeziehungen der egyptischen Mythen vor den beiden Frauen auszukramen; er schilderte, während Celinde vor Erstaunen die Arbeit einstellte, und Sophie die seelenwanderische Katze vom Tische jagte, die reizenden Attribute der Göttin Bubastis, welche, statt eines menschlichen, einen Katzenkopf trug; er sing, da Sophie alle diese Bemerkungen als Lügen in Abrede stellen wollte, von ihren, nämlich Sophiens, blendenden Zähnen zu sprechen an und setzte lachend, gleichsam, um sie nur leise zu necken, hinzu: er wisse ja, wie falsch sie wären, und der egyptische Gott Knuphis, der das weiße blendende Ei im Munde trage, wäre ja auch bekannt genug dafür, daß er — der Schlangengott wäre! Und, als Sophie jetzt keine andere Hülfe mehr wußte, als einen krampfhaften, stieren Blick,

gefährlich wie die Spitze eines Dolches, auf ihn zu richten, legte er mit mitleidsloser Bosheit den Finger an den Mund und sagte ruhig: „Harpokrates, der egyptische Gott des Stillschweigens, wird so mit einem Finger am Munde gezeichnet, und ich möchte doch weit öfter glauben, daß diese Geberde eher von Zahnschmerzen, als von einem — Geheimniß kömmt. Sophie suchte jetzt die immer deutlicher werdenden Anspielungen, die ihr seine Mitwissenschaft um ihr Geheimniß entschieden verriethen, auf andere Art unschädlich zu machen. Sie ließ die vornehme Maske einer dem Adel gleichsam zur linken Hand angetrauten Weltdame fallen und versuchte es mit der Jungfer Tobianus und der jugendlichen Gespensterdecke, unter welcher sie mit Schlachtenmaler einst gesteckt hatte. Sie nannte ihn plötzlich wieder du und griff ihm dabei so heftig in die schwarzen, krausen Haare, daß Celinde erschrocken auffuhr und sich — wie

ſie vorgab — des Anſtandes wegen dieſen Rückfall in die frühere Vertraulichkeit verbat. Doch that ſie dies mit ſo wenigen Worten und ſo vieldeutigen Blicken, daß man auch Eiferſucht oder Beſorgniß, wenigſtens in ihrer Rüge, finden konnte. Schlachtenmaler flüchtete um einige Zoll in ihre Nähe und verbat ſich bei Sophien mit komiſcher Entrüſtung, ihn doch nicht in ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu ſtören. Es wäre doch lehrreicher, wenn er mit ihr über Mumien ſpräche, als über ihre Toilette: was ihn denn ihre Zahnbürſten angingen! Er glaube auch nicht einmal, daß alle Mumien echt wären, daß die von hinten einbalſamirten Egyptier beſſer ihre Zähne erhalten hätten, als die von vorne, und daß diejenigen Zähne ſich gar nicht erhielten, welche von Pſeudomumien kämen und ſtatt in einer egyptiſchen Pyramide allmählich im Bleikeller von Bremen vertrocknet wären. So könne Mancher glauben, er trüge den

Zahn einer egyptiſchen Mumie, und er gehörte jenem gedörrten und von der Luft in Leder verwandelten Dachdecker an, der im Bremer Rathskeller ſo viel Epoche mache. Ein Zahn, von dem wir uns einbilden, daß er nur Datteln und Feigen im ſchönen Morgenlande gegeſſen hätte, könne gerade vom Tabakskauen ſo weiß ſich erhalten haben. Und in dieſer Art hätte ſich Schlachtenmalers Spott in eine Schraube ohne Ende verwandelt und Sophiens Ehrgeiz bis zur Ohnmacht durchbohrt, wäre ihr nicht ein Mann zu Hülfe gekommen, den Schlachtenmaler bisher nur im Mantel geſehen hatte und auch heute nicht ſogleich erkannte. Indeſſen war es der Obriſt Satan von Höllenſtein.

Der Oberſt ſaß in ſeinem Namen drin, wie ein Kind in ein paar Courierſtiefeln. Der Name war viel zu weit für ſeine ſchmächtige Figur, viel zu dunkel für ſeine gutmüthigen waſſerblauen Augen, viel zu donnernd für eine

wunderbar zirpende Stimme, von der Schlachtenmaler gleich dachte: Iſt ſein Regiment nicht akuſtiſch aufgeſtellt, dann weiß ich nicht, wie es ihn hören wird. Jedoch hielt dieſe Widerſprüche ein geheimer Draht zuſammen, den man bald als militäriſch-ariſtokratiſche Conduite erkennen konnte. Wie mancher berühmte Huſarenobriſt der preußiſchen Armee ſitzt nicht in einem orthopädiſch-elaſtiſchen Schnürgeſtell auf ſeinem Pferde, worunter ich hier etwas ganz Anderes verſtehe, als eine Anſpielung auf die künſtlichen Taillen der Gardelieutenants. Nein, alte Spieler, alte Badbeſucher von Aachen, rheumatiſche Jäger, wilde, tolle Huſarenknaſter ſitzen nicht ſelten nur noch durch Stahlfedern auf dem Pferde feſt, während ſich freilich Baron Satan von Höllenſtein früher auf dem Kriegsminiſterium nicht daran gewöhnt hatte, mit Stahlfedern zu reiten, ſondern eher wohl, damit zu ſchreiben. Nun war er aber einmal in die

active Armee übergegangen und commandirte die berittene Scharfschützengarde. Jetzt war Alles knapp und eng an ihn anliegend, Sporen rasselten ihm an den Füßen, keine Stubendecke war mehr sicher vor ihm. Es währte auch lange, als er in's Zimmer trat, daß er einen Knäul von den Stiefeln loswurde, in den er sich gleich (er gehörte zu Sophiens Strickstrumpf) auf der Schwelle verwickelt hatte. Mit jenen gerundeten Formen, die dem Adel so vielen Vorsprung vor der Canaille geben, winkte er Schlachtenmalern, sich zu setzen, und fixirte ihn wiederum mit einem jener Blicke, die nicht die Stärke der Seele, sondern die kecke Schule des Privilegiums dem Auge des Vornehmen eingeübt hat. Ganz kurz abgestoßen, wie Einer, dem etwas gut schmeckt, schnalzte er mit der Zunge: „Sind Herr Blasedow?“ Und, als dieser sich leise verneigte, nickte der Obrist drei-, viermal mit dem Kopf und stieß noch kürzer ab:

„Freut mich; Vergnügen gehabt; sehr angenehm; sehr angenehm; längst gewünscht; sehr angenehm!“

Schlachtenmaler erklärte mit Würde, seine Befehle zu erwarten; doch der Obrist erwiderte lächelnd: „Findet sich, findet sich!“ und erstaunte, keine Zurüstungen zum Thee anzutreffen. Sophie erhob sich mißlaunig und klingelte; doch Celinde war selig, daß sich ein so behagliches, trauliches Band um sie Alle knüpfen sollte. Der Obrist erwähnte einige Unerheblichkeiten und wandte sich dann wieder an den jungen Mann mit holdseliger Protectormiene und denselben Lakonismen des Styls und derselben Geschwätzigkeit des Vortrags (denn die kurzen Sätze wurden alle dreimal wiederholt): „Sind Maler? — Weiß's; sind Maler; guter Maler; Renommée, haben Renommée; Maler, gute Pferde, Militärmaler, weiß's: — Silberschlag hat's gesagt, tüchtiger Mann, Director Silberschlag,

tüchtiger Mann — ſehr gelobt, ſehr gelobt, — gute Pferde malen, habe Pläne, Pläne, große Pläne.....“ Doch verſchwieg er ſie noch, und Schlachtenmaler biß ſo lange in die Theetaſſe, als er nöthig hatte, ſich an die Manieren des Obriſten zu gewöhnen. Dieſer rückte endlich in ſeiner kurzen, mehr im Infinitiv als im Indicativ redenden Sprechweiſe, die beinahe auf eine gründliche Lecture des Tacitus ſchließen ließ, mit einem vollſtändigen Feldzugsplan heraus, den der Fürſt von Sayn-Sayn, jedoch nur in friedlichen Abſichten gegen ſeinen Nachbarn, den Fürſten von Vierhufen, entworfen hatte. Es war der beiderſeitige Wunſch dieſer Fürſten, ihre Truppen einmal wieder an die Strapazen des Feldlagers zu gewöhnen, wie auch einige neuere Fortſchritte der Kriegskunſt, ſtatt auf dem Exercirplatze, im offnen Felde zu verſuchen. Der Obriſt war zum Generaliſſimus der dieſſeitigen Truppen ernannt worden und wünſchte, um der

Geſchichte von dieſen vorhabenden denkwürdigen Manoeuvres eine deutlichere Erinnerung zu hinterlaſſen, einige Hauptcours, mit denen er das Schickſal der künſtlichen Schlachten zu entſcheiden ſich kluglächelnd ſchmeichelte, in dem Moment, wo ſie gemacht wurden, von einem geſchickten Maler in Sepia oder Oelfarbe oder auch vorläufig nur in Kreide ſich aufnehmen zu laſſen. Schlachtenmaler ſollte den Generaliſſimus in nächſter Nähe begleiten und jeden maleriſchen Moment benutzen, um die Gruppen und die Conflicte der Truppen aufzufaſſen und vorläufig wenigſtens in Umriſſen wiederzugeben. Er würde ſchon Sorge tragen, bemerkte der Obriſt, daß Schlachtenmaler immer einen ſichern Punkt träfe, wo er das Ganze am beſten treffen könnte, und ſelbſt, wenn es mit ſcharfen Patronen herginge (was jedoch gänzlich unterbliebe), ſo wäre ſein Reiſewagen ſo gut als bombenfeſt. Celinde, die ſchon wußte, daß ſie mit Sophien beſtimmt

ſey, das Manoeuvre ihres Mannes mit anzuſehen, ſchwoll wie eine gepflückte Roſe im Waſſerglaſe auf, ein unnennbares Gefühl der ſüßeſten Vertraulichkeit überkam ſie, ſie hätte ihren Gemahl, um wieder ihres ſeligen Dranges nur auf eine paſſende Weiſe loszuwerden, gern an ihr Herz drücken mögen, wenn er ſich gerade nicht im Momente ſo wunderlich geberdete. Er zog nämlich Tranchéen und Verhaue um ſich und that, als koſte es den Hals, bis zu ihm heranzukommen. Er ſignaliſirte ſeine Frau als das feindliche Hauptquartier, Sophien als einen Pulk künſtlicher Koſaken, den ſich der benachbarte Fürſt, aus Sympathie für Rußland, hielt, Schlachtenmalern als das äſthetiſche Gewiſſen aller ſeiner Bewegungen und commandirte mit ſo großer Geiſtesgegenwart, als wenn er ſchon im Feuer ſtände. Er ſuchte den jungen Künſtler ſchon im Voraus mit den Glanzſtellen ſeiner eingelernten Manoeuvrerollen bekannt zu machen und griff

in der That in die Tasche, wo er den ganzen Plan schon vorgezeichnet und nur nöthig hatte, ihn auswendig zu lernen. Schlachtenmaler bemerkte, er wisse allerdings, daß es bei Manoeuvres nicht auf Improvisationsgabe ankäme, sondern auf die gewandte Ausführung einer mechanischen Vorschrift; doch könne vielleicht der jenseitige Kriegsplan von dem diesseitigen sehr verschieden seyn. „Gott bewahre!“ fiel der Generalissimus ein, „Alles diplomatisch vermittelt, Alles schon vermittelt, keine Verwirrung, Alles bis auf Linie und Schritt berechnet, keine Tücke, keine Hinterlist, Alles reines Kunstmanoeuvre!“ — „Nun,“ bemerkte Schlachtenmaler, „dann seh' ich, ist für die beibehaltene Fassung und Geistesgegenwart des Commandirenden wohl unter allen Umständen gesorgt; aber, ob dabei die malerische Gruppe auch berücksichtigt ist, ob das logische Rechen-Exempel auf dem Papiere auch bildlich sich gleich interessant machen wird!“..... Der

Obriſt ſah ihn halb bös, halb verlegen an und fuhr ihn dann (nur die Contenance nicht verlieren! war ja ſein Wahlſpruch) barſch an: „Herr, Sie müſſen Standpunkt haben; Maſſen ſind immer ſchön ... Ueberſicht; Perſpective ... Die bunten Monturen, die Pferde, die Pferde, die geraden Linien, die Torniſter hinten, Alle wie Einer, Alle wie Einer, ganz präcis, und die Kamaſchen unten, hundert wie eine, ſehr maleriſch, ausnehmend maleriſch!“ — „Ach,“ ſeufzte Schlachtenmaler, „ich denke immer noch, wenn doch die rechten Verſchiebungen der Lichter nicht kommen wollen, ſo ſpringen, mir zu Liebe, ein paar Pulverwagen in die Luft, und die Scene bekommt plötzlich eine ganz andere Beleuchtung!“ — „Sind Sie des Teufels!“ miſchte der Generaliſſimus ſeinen Unwillen in das Geſchrei der beiden Frauenzimmer; „darauf keine Rechnung machen, gar keine Rechnung; iſt beſtens geſorgt; kein Trainknecht die Pfeife rauchen, keiner,

absolut keiner; wollen doch sehen, wer Generalissimus ist! Fünfzig Schritt von jedem Pulverwagen darf Niemand mit etwas Feuerfangendem vorübergehen. Wer stählerne Schnallen an seinen Hosenträgern hat, setzt sich einer empfindlichen Untersuchung aus; nichts Feuerfangendes — fünfzig Schritt von jedem Pulverwagen — unter keiner Bedingung. Niemand, der eine stählerne Brille trägt, darf in die Nähe kommen; bei wem ein Messer attrapirt wird, verfällt in Strafe; wer von den Zuschauern in der Nähe eines Pulverwagens zuviel auf- und abgeht, muß seine Schuhe ausziehen: denn die Friction von Leder auf frischem Grase ist merkwürdig. Also diese Hoffnung lassen Sie sich vergeben! Kein Pulverwagen wird in die Luft springen. Dem Fürsten hab' ich meine Ehre verpfändet, daß kein Unglück geschieht. Die Generalsepaulettes stehen darauf. — Mich nicht unglücklich machen."..... Schlachtenmaler erwiderte sehr

ruhig, daß er dann aber auch seine Bleistifte nur mit beklommenem Herzen würde spitzen können, geschweige, daß er nun gar Kohle zu den Hauptumrissen würde ganz entbehren müssen. Der Baron zuckte die Achseln und wiederholte, daß er seine Tressen und seine Ehre verpfändet hätte; doch fügte er gnädig hinzu, daß er dennoch aus Schlachtenmalers Art, sich in das Manoeuvre hineinzudenken, zu seiner Phantasie nun wahrhaftes Zutrauen gefaßt hätte; nur bät' er ihn, in der Ausführung seiner Bilder weniger auf die Gruppirung, als auf die authentische Treue der einzelnen Montirungen zu sehen. Der Fürst hätte an der Uniformirung seiner Armee einen Narren gefressen, ja, seine Teller bei Tafel wären ja auch alle mit den Monturen seiner Armee bemalt. Die Suppe schmecke ihm einmal nicht, wenn er, als Belohnung seiner Mühe, den Löffel zu führen, nicht unten immer auch ein Portrait von der fürstlichen, gleichsam Löffelgarde erblicke.

Der Baron (der alſo noch nicht einmal General, aber doch ſchon Generaliſſimus war) ſprach dies ſehr leiſe: denn er konnte, ein umgekehrter alter Deſſauer, die Infanterie nicht ſo gut leiden, wie die Cavallerie, und fügte, die Conduite ganz vergeſſend, etwas grimmig hinzu: „Fürſtliche Durchlaucht haben die Pferde nicht ſo gern, weil ſie etwas ſchwieriger auf Suppenteller zu malen ſind, oder wenigſtens die Cavallerie nicht in ſo angenehmer Größe das Gewehr präſentirt, wie auf den Präſentirtellern die Infanterie.“ Celinde bekam Herzklopfen, weil ſie wußte, daß ihr Mann hier etwas von ſeinen innerſten Geheimniſſen, die ihm faſt den Charakter eines Staatsunzufriedenen gaben, verrieth. Doch beſann er ſich bald darauf, wen er vor ſich hatte, und lobte auch wohl wieder den Fürſten als eine muſterhafte Ausnahme. Er rühmte das Talent deſſelben für die Oekonomieverwaltung der Armee, ſeinen umſichtigen Scharfblick für

das Bekleidungsfach, das Train- und Proviantweſen. Er rühmte ſein Talent und ſeinen Muth in durchgreifenden Veränderungen, die er manchmal mit der ganzen Armee anſtellte. Ein Wink, und alle Soldaten haben im Nu einen Knopf mehr oder weniger auf dem Leibe. Der Obriſt nannte das, was den Fürſten ſo ſehr auszeichnete, ſeinen „militäriſchen Geſchmack," ſeinen Sinn für Propreté und Zweckgemäßes. Er erzählte, daß der Fürſt Tagelang an einigen mit Haaren beklebten Holzköpfen mit der Friſeurſcheere herumgeſchnitten hätte, bis er die eigentliche militäriſche Tour der Haare erfunden, die noch jetzt die Landestruppen trügen, und die ſogar in die preuſſiſche Armee übergegangen wäre. Wenn es einen bedeutenden Regenten gegeben habe, der wohl nur deßhalb die Liebhaberei gehabt, Siegellak zu gießen, weil unter ſeinen Auſpicien die Diplomatie und das Briefgeheimniß in ſo großer Blüthe ſtanden, ſo könnte ſich bei dem

Landesfürsten Niemand wohler befinden, als wem es gelänge, neue Firnißmethoden und Lakmischungen zu entdecken. Wolle Schlachtenmaler sein Glück machen, so müßten auf seinen Zeichnungen die feinsten Unterscheidungen der verschiedenen Truppentheile angebracht seyn, müßte jeder Hosenknopf getroffen, jeder Riemen, selbst unter der Montur, in einer gewissen Spannung angedeutet seyn. Schlachtenmaler antwortete darauf: o, er hätte davon Erstaunliches gehört; der Fürst hätte zwar nicht die Haare auf dem Haupte jedes seiner Unterthanen gezählt, wohl aber die Haare auf dem Haupte jedes seiner Soldaten: denn er wisse ja genau, wie viel Haare jeder Federbusch auf dem Tschako ordonnanzmäßig enthalten müsse. Uebermorgen, sagte endlich der Obrist, würden die Truppen ausrücken, und Schlachtenmaler solle sich theils an das Hauptquartier, theils an die bombenfeste Kutsche halten, welche die Damen führe, und, als

Schlachtenmaler erklärte, aus gewiſſen Gründen, namentlich aber, um ſich an das Soldatenweſen zu gewöhnen, möchte er dieſe und die folgende Nacht in der Kaſerne der Scharfſchützen ſchlafen, gab ihm der Obriſt, erfreut über dieſen Beweis der engſten Anſchließung an ſeine Pläne, einige Bleiſtift-Bemerkungen an ſeinen Adjutanten mit und verließ dann, ermüdet von den langen Auseinanderſetzungen, das Zimmer. Sophie folgte ihm, und gleich hinterher die Katze, die in andern Umſtänden war. Schlachtenmaler ſtand noch einige Minuten Celinden gegenüber und blickte ihr mit Schmerz in die himmliſchen Augen. Sie verſtand es nicht, daß dieſer Schmerz dem Generaliſſimus, ihrem Manne, galt, und daß eine verſtohlene Thräne ſeines Auges, die aber nicht zum Vorſchein kam, ſie bemitleiden ſollte. Sie war ſelig über die Annäherung, die zwiſchen Schlachtenmalern und ihrem Manne ſo eben ſtattgefunden, und das

Echo des Beifalls, den jener in der That bei dieſem gefunden, klang in ſeligen Blicken aus ihrem Auge nach. Nur, daß er ihre Freundin Sophie ſo ſchneidend behandelte, hatte ſie ſelbſt verwundet, und im Tone des zärtlichſten Vorwurfs ſagte ſie nur noch: „Glänzt denn die Oberfläche ihres (Sophiens) Herzens nicht wie das blaue Meer, wenn zuckende, muthwillige Sonnenblicke darauf hinweggleiten? Iſt ſie nicht, wenn auch keine immer naturgemäße, aber darum doch immer wunderbare Erſcheinung, wie man deren im Naturleben ſo viele hat?“ — „Ja,“ ſagte Schlachtenmaler, „wie die Galläpfel, die auch etwas Wunderbares, aber eine Krankheit der Bäume ſind.“ Celinde hätte ihm die Hand mit ihren beiden gedrückt, wenn er dieſe feindſelige Vergleichung nicht ausgeſtoßen hätte. Sie blickte ihn lang und ſtarr an und prüfte, wie es in der Tiefe ſeines Herzens wohl rauſchen und wallen möchte. Da er aber den Blick

mit übereinandergebiſſenen Lippen erwiderte, und ſeine feinen ſatiriſchen Mundwinkel- und Naſenfalten immer maliciöſer hervorzuckten, ſeufzte ſie wie eine Verzweifelnde auf und ging mit den Worten in ihr Zimmer: „Oscar, Sie ſinken immer tiefer; bald wird im Lucifer keine Spur mehr vom Engel ſeyn.“

Schlachtenmaler dachte aber bloß an die Scharfſchützenkaſerne und packte ſchnell, da er allein war und ſich ſchon als Marodeur fühlte, die übriggebliebenen Theezwiebacke in die Taſche und lief fort, da auch längſt Appell geſchlagen war. Unten fiel ihm ſein Bündel ein. Er griff blindlings unter die Treppe und nahm ſeinen Sack, der ihm etwas ſchwerer geworden ſchien, unter den Arm. Unterwegs fing es in dem Bündel an lebendig zu werden, und ein eigenes Gewimmer drang aus demſelben bei der Stille des Abends an ſein Ohr. Eben wollte er über eine Brücke gehen, als ihm das Gewühl ſeines Bündels ſo ängſtlich wurde,

daß er's, wie Einer, der ſich zu verbrennen fürchtet, fortwarf. Beim Schein einer Laterne ſah er die Beſcherung: Sophiens Katze hatte ihm, aus Dankbarkeit für die Vermuthung, daß ihre Seele demſelben Egyptier angehören möchte, von dem Sophie einen Zahn im Munde trug, ihre Entbindung zum Geſchenk gemacht. Das warme Päckchen unter der Treppe war in den fünf Secunden, wo Schlachtenmaler und Celinde ſich noch über ein Bild erzürnten,* ihr Wochenbett geworden, und nun hatte der glückliche Vater nicht einmal den Muth, die Thierchen anzufaſſen und in's Waſſer zu werfen. Er ſah, als ihm die Nothwendigkeit, den ganzen Bündel zu opfern, nun einleuchtete, in der Katze die Verbündete Sophiens und in den Jungen ihre beiderſeitige Rache. Schaudernd faßte er einen Zipfel ſeiner Wäſche und warf mit einer

* Hätte ſie mit ihren Augen ihn doch früher ſchon einmal vernichten mögen, als er, einem engliſchen Dichter nachſprechend, die Morgenröthe mit einem geſottenen Hummer verglich!

krampfhaften Anſtrengung das ganze Gewühl über das Geländer der Brücke hinunter und lief, als wenn ihm Geſpenſter folgten, nun ganz nackt und arm, nichts als ein Manoeuvremaler geworden, ſpornſtreichs und von allen abwechſelnden Eindrücken dieſes Tages übermannt, in das einzige ihm übrig gebliebene Aſyl der reitenden Scharfſchützenkaſerne. Der Namenszug des Generaliſſimus verſchaffte ihm Einlaß; er fand ein Zimmer und legte ſich auf eine leidliche Matratze.

# Zwölftes Kapitel

Die Revue, die aufgerissenen Nähte und ein Vorabend großer Ereignisse.

Wie gern hätte Schlachtenmaler zwei Tage darauf lieber auch ein Pferd bestiegen, als daß er in die bombenfeste Kutsche, wenn auch zu Celinden, kriechen sollte. Der Generalissimus hatte mit ihm gleich einen Beschützer seiner Frauen und bemerkte, daß die besten Pelzhandschuhe auf dem Pferde ihm die Hände zum Zeichnen ja nicht so warm halten würden, als die geschlossenen Wagenfenster, und am Tage des Ausmarsches selbst war auch gar keine Unterhandlung mit dem Feldherrn möglich, da dieser kaum wußte, wo seine Armee,

geschweige, wo ihm der Kopf stand. Ganz Bayreuth war in Bewegung. Vom Lande strömten Neugierige herbei, um diesen Ausmarsch der Landesjugend, diese Entwickelung von Kerntruppen und gleich dabei den Fürsten zu beobachten, dessen vielfache Geschäfte in der Militär-Oekonomieverwaltung, dessen lebhafte Correspondenzen — mit den Commisschneidern und Posamentirern ihm selten Zeit ließen, sich seinem Volke vorzustellen. Heute war der Balcon des Schlosses mit Teppichen behängt, und, als sollte darauf gefrühstückt werden, eine Anzahl von Schüsseln und Tellern aufgestellt, von welchen jedoch Hoffähige wußten, daß sie nur die Modelle der verschiedenen Truppentheile enthielten und dem Fürsten zur Vergleichung der Wirklichkeit mit seinen Phantasien gleich bei der Hand seyn mußten. Die Truppen hatten Mühe, durch die Straßen sich Bahn zu machen: denn auch die Schuljugend kam unter dem Rector und die ganze männliche

und weibliche Kinderlehre unter Blauſtrumpf und Mörder angewallt und hatten alle die Landesfarben am Arm und auf einigen Wimpeln, welche vorangetragen wurden. Die Waiſenkinder gingen Paar für Paar mit Geſangbüchern hinterher und rührten manches kinderloſe Eheyaar, die ſich das Gelübde gaben, eins an Kindesſtatt davon auszuwählen. Die Akademie der Porzellanmaler und der Töpfer feierte; Silberſchlag ſuchte mit der Brille nach plaſtiſchen Geſtalten; Sägenreißer kochte mit ſeinen Blicken die Menge aus und ſah nur die Skelette derſelben. Nur Weckenefel bewachte die Akademie und litt nicht, daß Einer in dieſen tumultuariſchen Zeiten die Warnung vergaß: Dieſer Ort darf nicht verunreinigt werden! Selbſt gegen Hunde litt er's nicht. Die Adjutanten des Generaliſſimus ſprengten durch die Straßen, daß die Funken ſtoben, und der Lärm wurde immer größer, da der Anführer ſich öfters verbeſſern

und, nachdem er kaum ſeine Gallopins entſendet hatte, ihnen nachſprengen und ſeine Vorſchriften wieder abändern mußte. Dazwiſchen läuteten die Glocken von allen Kirchen, nur von denen nicht, wo es das Baucollegium ſchon ſeit Jahren, des morſchen Thurmſtuhls wegen, verboten hatte. Die Currende ſang vor dem Schloſſe ſo ſchön und hoch, daß der Präfect heute nicht nöthig hatte, ſich den Baß ſo heftig aus dem Leibe zu preſſen, als wollte er die Seele von ſich geben. Das dauerte aber Alles nur bis zu dem Augenblick, wo der Fürſt gefrühſtückt hatte, und er, ſich noch den Mund wiſchend, in Interimsuniform aus den großen Flügelthüren auf den Balcon trat und vom Hurrah! der Armee und dem Parademarſch aller Orcheſter begrüßt wurde. Jetzt kam ein Geſchick in die Parade. Der Generaliſſimus hatte bisher auf ſeinem Sattel wie auf Kohlen geſeſſen: denn der Fürſt, erfuhr er ja noch ganz in der Frühe, hatte in der

Nacht einen Traum gehabt, daß die rothen Streifen an den Hosen seiner Truppen zu schmal wären und sich, etwas vergrößert, schöner ausnehmen würden. Man hatte im Generalstab und von Seiten des Kriegsministeriums, ja, zuletzt durch einen Fußfall der Fürstin und ihrer Kinder es jedoch dahin gebracht, daß sich der Fürst beruhigte und den Feldzug nicht bis auf die Fertigung der neuen Musterbeinkleider aussetzte. Ein Vergrößerungsglas, in Form eines Dolland, wurde nun schnell auf den Balcon geschoben, und ein langes Sprachrohr von hier aus bis hinunter zu der Stelle des Schloßplatzes, wo der Generalstab hielt, angebracht. Durch jenes beobachtete der Fürst die seine Revue passirenden Truppen, und wehe dem Unterofficier, dessen Gemeine irgend einen Knopf zu wenig zugeknöpft hatten! Das Sprachrohr dröhnte unmittelbar die allerhöchste Entrüstung an das Ohr des Generalissimus, der, ach! nicht bloß an

die Parade, ſondern noch weit mehr an den Operationsplan und Monteeuculi dachte.

Das Zeichen zum Brechen der rings am Platz aufgeſtellten Linien war gegeben, und ein zweckmäßiges Commando richtete es ein, daß ein Defilée nach dem andern recht artig langſam vor dem Schloſſe vorbeizog. Zuerſt kam die Cavallerie, welche ausſchließlich aus den berittenen Scharfſchützen beſtand. Wir haben uns früher immer des Ausdrucks Regiment bedient, was jedoch nur ſo zu verſtehen iſt, daß die active Truppenzahl, welche die Bezeichnung führte, nur den Stamm eines Regiments bildete, welches der Fürſt in Kriegszeiten ſich zu complettiren noch vorbehielt. Wäre dieſe Einrichtung nicht in der ganzen Armee durchgreifend geweſen, ſo würde man erſtens nicht begreifen können, wie ſie nur aus vierhundert Mann und doch aus einem Regiment Cavallerie, drei Regimentern Infanterie und zwei Batterien Artillerie, nebſt

einigen Sappeuren und Pioniers, beſtehen konnte; zweitens noch weniger, woher der Fürſt die Titel für ſeine ausgezeichneten Militärs hätte entnehmen ſollen, die Obriſten alle, die Majore, die Capitäne und die Lieutenante? So beſtand das Scharfſchützenregiment aus achtzig Mann und theilte ſich in vier Escadrons, jede von zwanzig. Sie machten ſich prächtig, die Scharfſchützen, auf ihren muthigen Pferden, mit ihrem geſchulten Weſen und den paar Brillen, die einige unter ihnen deßhalb trugen, um nicht bloß ſcharf zu ſchießen, ſondern auch zu treffen. Der Generaliſſimus wäre jetzt ſchon von dem Schall einer Kanone vom Pferde gefallen, ſo geängſtigt ſaß er auf dem Pferde da, und ſein Adjutant mußte ihm das Lob des Fürſten aus dem Sprachrohr erſt überſetzen, ſo verworren wurde ihm zu Muth, als er aus dem Sprachrohr etwas brummen hörte. Nun kam die Infanterie. Zuerſt das Garderegiment, roth, mit gelben Krägen und

Vorstößen und weißen Kamaschen, ganz wie eine bewaffnete Bande Lakayen aussehend. Hier donnerte mit einem Male das Sprachrohr: Halt! und der ganze Generalstab, was den Generalissimus so sehr verdroß und dem ihn umgebenden Officier später auch eine Disciplinarnote zuzog, rief diesen Befehl im Unisono nach. Der Fürst behauptete, daß im zweiten Gliede dem sechsten Mann die Naht unterm rechten Arme (den er doch gar nicht sehen konnte!) aufgerissen sey. Der Adjutant hin, der Gardist heraus, wahrhaftig, der Fürst konnte, in Militärgarderobe-Angelegenheiten, durch Bretter sehen. An der ganzen Verschiebung der Uniform hatte er gleich wahrgenommen, daß unterm Arm die Naht zerrissen seyn mußte. Der Gardist wurde in das Depot der Verwundeten abgeliefert und mußte dort von den Regimentsschneidern wieder hergestellt werden. Aber er sollte der Einzige nicht seyn. Der Fürst war mit seinem Teleskop

jetzt in den Zug gekommen, und kaum war aus dem Sprachrohr hinten eine Verwünschung heraus, so setzte er vorne schon wieder eine hinein. Das zweite Regiment, das Regiment Mirvelheim (Halbgarde), zeisiggrün, roth und gelb, hatte gestern den Marsch von Mirvelheim nach Kayuth machen müssen und ließ allerdings Manches zu wünschen übrig. Drei Grenadiere mußten aus dem Glied treten, weil sie sich nicht gewaschen hatten. Zwei hatten an der Patrontasche, statt Lederriemen, schwarzgefärbte Bindfäden genommen. Einer hatte sogar Wolle im Ohr, weil er behauptete, an Rheumatismus zu leiden, was ihm aber der Fürst unter keiner Bedingung gestattete. Er wolle ihn lehren, sagte das Sprachrohr, ihm den Totaleffect zu verderben: es müsse Alles wie über den Kamm geschoren seyn. Das dritte Infanterieregiment, Regiment Kronprinz, gelb, blau und schwarz, hatte weniger Fehler im Einzelnen; aber, meinte der

Fürſt, ſeine ganze Haltung mißfalle ihm, es wäre kein Schwung, keine Begeiſterung, keine Grazie drin. Denn, natürlich, dies Regiment cantonnirte immer in Dörfern und ſah ſich nur ſelten als Ganzes. Auffallend liederlich war aber wahrhaftig die Artillerie! Die beiden Batterien, welche jede aus einer Kanone beſtand, zogen mit einer Plumpheit auf, die Se. Durchlaucht zu dem Ausruf trieb: ob dieſe Artilleriſten vielleicht verkleidete Poſtreiter wären? Ob es ihm ſo miſerabel ginge, wie der bewaffneten Macht von Frankfurt am Main und allen neumodiſchen Bürgergarden, welche zu ihren Paraden und Manoeuvres immer Extrapoſt für die Artillerie nehmen und die Poſtillone in Artilleriſten umkleiden müßten? Wenn man bedenkt, daß der Fürſt das Militär weit mehr auf dem Papier oder in ſeinen Suppenſchüſſeln liebte, als in der Wirklichkeit, daß ferner die Artillerie diejenige militäriſche Waffe iſt, bei welcher ſich jetzt am

leidenſchaftlichſten der Sinn für ſeine Kriegsführung zu erkennen gibt, ſo kann man ſich erklären, daß ihm das ganze Corps eigentlich verhaßt war. Wie die Spritzenreiter! ſchrie es hohnlachend aus dem Sprachrohre; denn alles Einzelne zu rügen, wurde der Fürſt nach gerade überdrüſſig. Hätte er nicht immer in den Zeitungen geleſen, daß die Empörer in Spanien, Paris und Brüſſel gewonnen Spiel hatten, ſobald ihnen Kanonen zu Gebote ſtanden; hätte er nicht ſelbſt erfahren, daß Napoleon gerade durch die Artillerie die Königreiche der Welt in die Luft ſprengte und ſeinen Vater auch, er würde das ganze Corps aufgelöst und aus den Kanonen eine Statue für dieſen ſeinen höchſtſeligen Vater haben gießen laſſen. Der Generaliſſimus bekam, als er zum Abſchied noch einmal an den Balcon heranritt, eine abweiſende Handbewegung in das Manoeuvre mit. Der Fürſt war mißgeſtimmt und fing wieder von den rothen Streifen der

Hosen an, die ihm keine Ruhe ließen, und er wolle Gott danken, wenn das Possenspiel mit dem künstlichen Feldzuge erst zu Ende wäre. Erst sein Obertuchscheerer konnte ihn trösten, indem er athemlos mit einer Musterkarte so eben aus Holland angekommerer Doppel-Casimire in den Balconsaal trat. Während unten die Musikchöre den Abschied spielten und sich die Züge zum Thor in Bewegung setzten, fing der Fürst zu messen an und sann, einer Gliederpuppe gegenüber, über die neuen Methoden der Militär-Oekonomieverwaltung nach. Neue Säbel und Flintenschlösser wurden untersucht, ein neuer Firniß wurde am Ofen getrocknet, und der Fürst nahm zuletzt einen behaarten Holzkopf vor, band sich eine weiße Schürze um und erfand wieder einen neuen militärischen Haarschnitt, den er nach der Rückkehr seiner Armee bei ihr durchgängig einführen wollte.

Die bombenfeste Rutsche fuhr ganz in der Nähe des Generalstabs, was Schlachtenmalern,

der zürnenden Celinde und der mit der ganzen Armee kokettirenden Sophie aus vielen Gründen unbequem war. Besonders hatte er sich in der Kaserne erkältet und mußte den Wagen öfters verlassen, als es der Anstand gebot. Ueberdrüssig dieser Lage, griff er alle seine Papiere und Bleifedern zusammen und wartete den Pulverwagen ab, um sich, weil dieser den Beschluß des ganzen Zuges machte, darauf zu setzen. Man hatte der größern Vorsicht wegen die Pferde nicht dicht an diesen Wagen gespannt, sondern ließ sie einige dreißig Schritte vorausziehen, indem Stricke von dieser Länge das vordere Gespann mit dem Wagen verbanden. Der Generalissimus, der sich oft nach dem Wagen umsah, erblickte Schlachtenmalern, wie er sich eben lustig auf alle die Patronen und Cartouchen, die der Pulverwagen enthielt, setzte. Er sprengte zurück und wies ihn von diesem Posten weg. „Ich muß mit meinen Arbeiten beginnen,"

erklärte Schlachtenmaler, und der Generaliſſimus geſtattete ihm ſeine Tollkühnheit erſt, nachdem ihm Dreierlei eingefallen war: erſtens, Schlachtenmaler gehörte nicht zur Armee, und der Fürſt verlangte ihn nicht zurück; zweitens konnte durch einen längern hitzigen Wortwechſel ſich die Luft entzünden, und drittens hatte er ihm wohlweislich ſeine Zeichenpapiere, von denen er behauptete, ſie enthielten Schwefelſtoff, mit andern milchblauen und unſchädlicheren Papieren vertauſcht. Schlachtenmaler dankte Gott, daß er jetzt frei athmen und abſteigen konnte; ſeine Erkältung ſetzte ihm viel zu, und, ſo unpaſſend es iſt, können wir doch nicht verſchweigen, daß er aus den Papieren, die ihm der Generaliſſimus gegeben hatte, die weichſten herausgriff und dabei ein merkwürdiges Actenſtück, wir wollen's nur gleich geſtehen, den diplomatiſch conſtatirten Operationsplan der beiderſeitigen Armeen, unwiſſentlich zu einem unſäglichen Zwecke mißbrauchte.

Schlachtenmaler bemerkte das Unglück erſt, als es zu ſpät war. Er ließ den Plan auf freiem Felde zurück und mußte ohnehin laufen, bis er die Armee und den Pulverwagen wieder einholte.

Je länger der Weg dauerte, deſto leichter wurde Schlachtenmalers Ganglienſyſtem und deſto ſchwerer ſein Herz. Sie näherten ſich den claſſiſchen Stellen ſeiner erſten Jugendzeit, und die Hoffnung, ſeinen Vater wiederzuſehen, verſetzte alle ſeine Gefühle in eine andere Tonart, als der Spott über die Revue und die Kunſtcampagne ſie in ihm aufſpielte. Um ſich zu zerſtreuen, zeichnete er zuweilen eine im Zug entſtehende Unordnung, worüber ihm der Generaliſſimus, der zu Oefterem an ihn heranritt, Vorwürfe, ſoweit der Pulverwagen geſtattete, heftig genug machte. „Um unſere Armee zum Beſten zu haben" — ließ der Baron ſehr deutlich hören, „hätte man ihn nicht mitgenommen," und Schlachtenmaler hatte

Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß die Verschiebung der Glieder im Zuge der Kunst willkommener wäre, als die gerade Linie. In der Nähe von Mispelheim bezog endlich die Armee ein Dorf, welches bereits für den Empfang der Truppen gemiethet war und einen Anbau von Zelten und Hütten für diejenigen, welche in den Bauerhäusern und Scheunen nicht unterzubringen waren, bekommen hatte. Für den Generalissimus und seine Familie war eine Herberge eingerichtet worden; der Generalstab wohnte dicht nebenan und Schlachtenmaler zog in eine Dachkammer über dem Baron und seinen Frauen. Celindens Freude war unbeschreiblich, als sie Schlachtenmalern wohlgemuth durch das Gewühl sich drängen sah: denn, hatte sie bisher die Rache gehabt, sich nicht nach seiner Aufopferung des Wagensitzes zu erkundigen und zu fragen, wo er hingekommen wäre, so konnte sie sich gegen Abend doch nicht bewältigen und frug, wo er

wäre? Von dem Augenblicke an, als sie wußte, er säße auf dem Pulverwagen und zeichne, hatte sie keine Ruhe mehr; das Blut gerann ihr zu Eis, sie wäre krank geworden, wenn jetzt nicht das Ziel des Feldzuges erreicht gewesen wäre, und sie Schlachtenmalern vor dem ganzen Generalstab hätte an beiden Händen ergreifen können und fragen: „Gott, welchen Gefahren setzen Sie sich aus!“ Aber es war wie eine höhere Bestimmung, daß sie Beide immer durch ihre Herzen und Blicke zusammengeführt wurden und aus ihren Worten und Wendungen doch nichts als Haß entnahmen. Kaum hatte Schlachtenmaler Folgendes gesagt: „Der Muthige schläft dicht am Kessel einer Dampfmaschine, so heiter lächelnd, wie das Kind an der Mutterbrust. Ist nicht jede Unternehmung, die von einem beherzten Manne kommt, ein geladenes Pistol, das man sorglos in den Mund steckt? In die Mündung einer Kanone, die geladen ist, und wo

die Lunte ſchon um das Zündloch tänzelt, muß Jeder hineinblicken können, der etwas einzuſetzen wagt in die Lotterie des Lebens, um zu gewinnen. Sind wir nicht alle blind und wanken mit verbundenen Augen an Abgründen? Sind nicht überall Minen gelegt, wo wir mit allen unſern Plänen und Hoffnungen durch Zufall in die Luft ſpringen können? Sind Sie ſicher, daß wir nicht morgen Alle in den Trümmern dieſes ſchlechtgebauten Hauſes begraben liegen? ....." ich ſage, kaum hatte Schlachtenmaler mit friſcher Entſagung kalt und achſelzuckend dieſe Worte geſagt, als auch alle feurige Empfindungen, die ihm eben Celinde entgegengetragen hatte, ſchon wieder in Aſche verwandelt waren, und gerade in ſo viel, um zeigen zu können, wie ſie um ihn — trauerte. Mit einem Blick des tiefſten Mitleids wankte ſie dem kleinen Hauſe zu; ja, als ſie ihn in der Dunkelheit nicht mehr ſah, floh ſie mehr, als ſie ging: denn er

wurde ihr immer bis zum Entſetzen unheimlich, wenn ſie nicht ſehen konnte, wie ſeine dämoniſchen Worte durch die Sanftmuth ſeines Auges gemildert wurden.

Es währte lange, bis ſich die Armee in dem Dorfe und dem Zeltbau zurecht und ihr Abendeſſen gefunden hatte. Die tapfern Krieger wurden alle warm geſpeiſt und mit einer Sorgfalt behandelt, die ſelbſt lauwarmes Mund-Spülwaſſer nach der Mahlzeit nicht vergeſſen hatte. Gegen Typhus, Scorbut, Krätze waren alle erdenkliche Vorrichtungen getroffen. Obſt durfte nur zum Nachtiſch gegeſſen werden: denn es war ſchon weit im Herbſte, und der Luft und Witterung leicht die Cholera zuzumuthen. Einige Tauſend Schritte weit, jenſeits der Grenze, verrieth eine im Nebel ſich wiegende Lichtmaſſe das Lager des Feindes. Eben ſchlug man drüben den Zapfenſtreich, und auch bei den Unſrigen wurde eine große Trommelmeſſe und hernach ordentlich ein

Hochaltar von Trommeln aufgeführt, hinter welchen die Fahnen in ihrer weißtafftnen Unschuld, gleichsam als segnende Priester, standen. Vielen Anstand verrieth es auch von dem Stabstrompeter der Scharfschützen, daß er seine Leute erst noch vor den Fenstern des Generalissimus oder vielmehr seiner Frauen Variationen auf das Thema: „Schöne Minka, ich muß scheiden," und andere beliebte neue Stücke mit Baßposaunenbegleitung und brillanten Klappenhornsolis aufführen ließ. Schlachtenmaler lag oben im offnen Dachfenster und trommelte mit den Fingern sanft den Takt dazu. Hernach ward es stille ringsum, und ein Licht verlöschte nach dem andern. Hie und da reckte sich noch Einer im Hemde am Fenster oder holte sich frisches Wasser vom Brunnen. Schlachtenmaler beobachtete Alles und legte sich dann, von der Nacht und ihrer Wehmuth übermannt, mit dem Haupt auf das Brett des offenen Fensters. Wie genoß er einmal wieder den

Reiz eines kühlen Herbſtabends mit ſeinen Nebeln und ſeinem aus den Gärten dringenden reifen Apfelgeruch! Wie verſchmolzen, mit ſeinen frühſten Jugenderinnerungen, in das ſtille, geiſterhafte Weben der Natur, in die ſtummen, wachſamen Sterne, in das ferne Bellen eines Hundes und hier, um den Zauber zu vollenden, in das abwechſelnde Wiehern und Schnauben der Roſſe, die vor Träumen nicht gleich zur Ruhe kommen konnten. „Nein,“ geſtand ſich Schlachtenmaler, „das Pferd iſt ein ſo edles Thier, daß es über die Carricatur jedes Reiters erhaben iſt, ſelbſt, wenn es hinfällig wäre und ausgedient, wie Rozinante! Können Pferde, wie die Scharfſchützen, Brillen tragen? So wenig, als es Horaz konnte, der doch auch kurzſichtig war.....“ So träumte Schlachtenmaler in ſeiner Art fort und ſchmiegte ſich wie ein frommes Kind unter die Decke ſeiner Mutter, der Natur, und ſchauerte ſüß zuſammen, wenn ſich die

Schlummernde regte und sich irgend ein Zauber der Herbstnacht entfaltete. Die Frösche fuhren im Sumpfe zuweilen auf und ließen etwas von ihrer aufgeblähten Luft fahren; die Weidenbäume leuchteten im Phosphorschimmer herüber. Der Hahn im Hühnerstall irrte sich alle Augenblick in der Zeit und wachte zu früh auf und krähte ganz verstohlen, wie Einer, der im Dunkeln seine Uhr repetiren läßt, weil er das Zifferblatt nicht sehen kann. In den Kohlbeeten wird es von Hasen lebhaft; eine Katze schleicht behend durch den Garten, dicht unter der duftenden Spikeneinfassung der Beete fort und findet, statt Feldmäusen, einen Maulwurf, der schnell in seine Höhle flieht. Ach, auch wohl ein Windelkind kräht in der Ferne, und deutlich hört man, wie die Mutter sich müht, es zu beruhigen, und der Vater zuweilen mit einem Fluch dazwischen fährt, oder der Wächter auf der Straße unterredet sich mit seinem Hunde oder hetzt ihn hinter die

Raßen her. Dies Alles zog in bunten phantaſtiſchen Bildern an Schlachtenmalern vorüber, und die Sterne glitzerten ſo prächtig über dieſem ſeligen Frieden, daß er das Fenſter nicht verlaſſen konnte, ſondern, an das nahe Vaterhaus denkend, ſanft einſchlummerte.

Bedenkt man jedoch die feuchte Nachtluft, ſo war es ein Glück für Schlachtenmalers Kopf, daß der Generaliſſimus eben ſeinen verloren hatte. Kaum war jener vom Schlaf überwunden, als ſich ein Geräuſch im Hauſe erhob, und eine Grabesſtimme alles Lebendige wach rief. Schlachtenmaler fuhr auf und vernahm nicht ohne Schrecken, wie Jemand die Treppe heraufſtolperte, und eine lange Figur, wie aus dem Sarge kommend, todtenbleich und verſtört in ſein Zimmer ſtürzte. Es war der Generaliſſimus im Hemde, ſeinen dreieckigen Hut auf, ein groſſes Nachttuch um den Hals, Cavallerieſtiefel an den Füßen, blaß wie eine Kalkwand. Er ſtürzte dem jungen Manne mit

dem Verzweiflungsausrufe entgegen: „Um Gotteswillen, ich kann den Operationsplan nicht finden. Ich habe das ganze Haus schon umgekehrt; war er nicht unter den Papieren, die ich Ihnen gegeben habe?“ Schlachtenmalern fiel etwas dunkel ein; doch besann er sich nur schwach darauf und half dem unglücklichen Feldherrn unter seinen Papieren suchen. Wir finden ihn nicht! war das Resultat, und der Baron fiel in dem Aufzuge, wie er war, während seine Ordonnanzen und Adjutanten in's Zimmer traten, halb ohnmächtig in einen Schemel, der sich an das Bett lehnte. Schlachtenmaler meinte, man könne ja doch den Plan schnell wieder zeichnen; aber mit heller, verzweifelter Lache schrie der Feldherr auf, daß er sich ja einmal auf das Teufelspapier verlassen und den Plan sich um so weniger zur Gedächtnißsache gemacht hätte, als er die Frucht einer langen diplomatischen Erörterung wäre und in keiner Linie ohne empfindlichste Störung

der eher neutralen, als feindlichen Verhältniſſe zwiſchen den Fürſtenthümern Sayn-Sayn und Vierhufen könnte übertreten werden. Die erſte unplanmäßige Demonſtration ſeinerſeits würde man für eine Verletzung des Völkerrechts erklären und als das Signal zum Rückzuge. Eine Reihe von Grenzſtreitigkeiten, deren Löſung von dem guten Erfolge des Kunſtfeldzuges abhinge, ſtände auf dem Spiele. Ja, würde er durch irgend einen operationswidrigen Coup wohl gar Sieger über den Feind, dann wär' er erſt gar ein geſchlagener Mann. Alle ſeine Inſtructionen liefen eben darauf hinaus, das Feld zu räumen und die verabredete Scharte nur durch einen meiſterhaften Rückzug nach den Principien des Xenophon und Moreau auszuwetzen.

Man fing noch einmal an, die Papiere Schlachtenmalers Bogen für Bogen zu unterſuchen; ach! er hätt' ihnen ja zuſchwören können, daß der Operationsplan auf ewig und

zwar im freien Felde, nicht weit von der Landstraße, verloren ging. Der Generaliſſimus beruhigte ſich aber nicht, ſondern ließ die Lärmkanonen löſen und Appell blaſen. Es dauerte etwas lange, ehe die Soldaten aus dem erſten Schlaf in die Höhe und gar erſt in die Kleider fuhren. Fackeln wurden angezündet, der Generaliſſimus in einem langen Mantel, den ihm die aufgewachte Sophie noch ſchnell über das Hemd geworfen hatte, mit dem Degen an der Seite und eine Brille auf der Naſe, durchſuchte das ganze Dorf, wo er ſich beſann einen Augenblick geſtanden zu haben. Alle Mitglieder des Generalſtabes, in tumultuariſcher Bekleidung, halfen mit den Operationsplan ſuchen, und manches Papier, mit dem es nicht recht richtig war, wurde für das richtige angeſehen. Generaliſſimus, alle Hoffnung verlierend, kehrte fröſtelnd in das Hauptquartier zurück, mußte aber erſt noch einen Spion examiniren, den die Vorpoſten,

da sie ja doch einmal nicht schlafen sollten, eingebracht hatten. Der Mann saß zu Pferde und verbat sich den Spion, und allerdings war es der Mispelheimer Postreiter, der das Briefpaket und viele andere Papiere, wie er sagte, nach Kaputh brachte. Generalissimus konnte von Papieren nichts hören, ohne gleich eine Untersuchung anzustellen. Der Postreiter mußte den Briefsack aufschnallen, und Schlachtenmaler half dem Baron, indem er ihm das Licht hielt. Man fand nichts, ausgenommen, daß Schlachtenmaler that, als läge dort in einem Winkel etwas; aber indem fiel ihm das Licht vom Leuchter und schenkte Finsterniß genug, um ein Schreiben mit Taschenspielergewandtheit auf die Seite zu bringen. Schlachtenmaler, der den Operationsplan verdorben und mißbraucht hatte, wußte auch hier wieder nicht, was er that, als er den Brief einsteckte. Die Aufschrift an Se. Hochwürden, den Consistorialrath Blaustrumpf, hatte ihn verführt.

Sein Raub geſchah ſo inſtinctmäßig, daß er wie mit dem reinſten Gewiſſen darüber ſchlafen konnte. Der Poſtreiter wurde entlaſſen, Generaliſſimus ſchlug ſich noch einmal vor den Kopf, der Generalſtab ließ ihn vor Verdruß, die Armee vor Müdigkeit hängen, und einige Minuten darauf lag Alles in tieferem Schlaf, als die Preußen im ſiebenjährigen Kriege bei Hochkirch. Doch waren nächtliche Ueberfälle, obſchon von Seiten des Fürſten von Vierhufen beantragt, nicht für zweckmäßig gehalten worden. Die Diplomatie hatte keine Ueberfälle in den Operationsplan aufgenommen.

# Dreizehntes Kapitel.

Verleumdungen. Das offene Kriegstheater.

Am Morgen einer Schlacht — wer würde da noch ſo feine Rückſichten genommen haben! Konnte doch Schlachtenmaler ihn wieder ſchließen — er war freilich mit einer Abendmahlsoblate verſiegelt — und ihn (den Brief) immer noch an Blaustrumpf abgeben laſſen! Es war auch gewiſſenlos — wir können die Handlung gar nicht in Schutz nehmen; aber Schlachtenmaler that's, erſt an der Seite lauſchend, dann auf Namen ſtoßend, die ihm theuer waren, endlich feſt entſchloſſen und überzeugt, daß ihn das Schickſal in eine Intrigue

wollte blicken laſſen, die ſeinem Herzen galt. — Der Brief war erbrochen, und, da noch Alles ſchlief, noch kein Aufbruch der Armee, kein Generaliſſimus im Anzuge war, wurde er, wie ein Becher voll brauſenden Sodawaſſers, wo man das Verfliegen des Schaumes fürchtet, hinunter geſtürzt. Er lautete:

„Hochwürdiger Herr und Gönner!

„Die letzten Nachrichten, die ich aus Klein-Bethlehem bekommen habe, verſprechen dem dortigen pädagogiſchen Meſſias eine bald bevorſtehende moraliſche Auflöſung. Es iſt nur zu gewiß, daß Blaſedow, von ſeinem Hochmuth und ſeinen fragmentariſchen Kenntniſſen hingeriſſen, ſich dem Bedlam näher befindet, als der geſunden Vernunft, und daß er längſt den Raſenden zuzurechnen wäre, wenn die Nüchternheit ſeines Lebenswandels ihn nicht noch vor phyſiſchen und diätetiſchen Ausſchweifungen ſchützte. Seiner Gemeinde wird er bei dieſem trocknen, vorſätzlichen Irrſinn faſt noch

unheimlicher, als wenn er, wie wir leider an Collegen das Beispiel haben, nur in Folge momentaner Ueberladungen mit Speis' und Trank den Verstand verlöre. Wir haben genug solcher Collegen, die dann wenigstens im Zustande der Nüchternheit sich den Ruf guter Kanzelredner zu erhalten wissen, die sehr erbaulich predigen und auf das weibliche Geschlecht nicht ohne beseligenden Einfluß bleiben. Es gibt neologische Geistliche, welche nichts glauben, aber vortreffliche Reden halten, andere, die Weltleute genug sind, zu erklären: Ich predige nicht, was ich glaube, sondern, was die Schrift lehrt! Allein bei Blasedow mischen sich Neologie und Mysticismus ineinander, Sucht nach Originalität und wirkliche Abnahme der Geisteskräfte. Indem er nur seine Ueberzeugungen vortragen will, macht er die Kanzel zu einem schattigen Spaziergange in einer Denkerallee und trägt in die einfachsten Existelterte Philosopheme hinein, die ihn selbst

wohl ergreifen mögen, während ſie von ſeiner Gemeinde nicht verſtanden werden. Das neuliche Erntefeſt, wo in allen Kirchen Gott für ſeinen Segen geprieſen wird, benutzte er zu einem Gebet um Mißwachs, Hungersnoth und alle ſieben egyptiſche Plagen, weil er behauptete, Gott würde in Trübſal beſſer erkannt, als in Glück, und die echte Religion würde nur aus dem Schmerze geboren. Dem Orthodoxen gegenüber iſt er Ketzer, dem Ketzer gegenüber ein Frömmler. Er ſagte neulich zu mehreren Collegen, es wäre ein Privilegium, Ketzer zu ſeyn: der Atheismus dürfe auch deßhalb niemals eine Religion werden, weil die Maſſen nur flach, tief nur Einzelne ſeyn könnten. Die geiſtlichen Verrichtungen werden von ihm ſo mechaniſch vollzogen, daß er bei den Kindtaufen Knaben und Mädchen verwechſelt und manchen Jungen ſchon Maria getauft hat, als wären wir katholiſch. Bei Aufgeboten zerreißt er den Bräuten ihren Jungfernkranz,

indem er ſie ſchlichtweg Anna Maria nennt, als wenn ſie keine Jungfrauen mehr wären. Stellt man ihn zur Rede, ſo bekömmt man nichts Anderes zur Antwort, als: Sprachgebrauch, Sprachgebrauch! Bei Leichen ſpricht er nie zum Herzen der Zurückbleibenden, nie von dem Unglück der elternloſen Waiſen; ſondern er lächelt dem Himmel zu, dankt ihm für ſeine neue Liebesoffenbarung und fordert die Umſtehenden auf, ſich im Herrn recht zu freuen. Ueberhaupt benutzt er die Bibel zu einem ganz eigenthümlichen Chriſtenthum, wie es nie gelehrt worden iſt. Er kehrt die Jahrtauſende lang beſtandene Bedeutung der Verſe um und legt einen Sinn in die Vorſchriften des Heilands, den dieſer mit ihnen nie verknüpft hat. Wär' es nach mir und dem hieſigen Journalcirkelbeſitzer gegangen, er gehörte längſt nicht mehr zu den Intereſſenten deſſelben. Aber, wie ein Narr immer hundert macht, ſo fanden ſich einige wunderliche Käuze im

Vierhufen'ſchen, welche ſeine Randgloſſen nicht miſſen wollten, und erklärten, ſie wären nicht auf die Journale, ſondern auf Blaſedows Commentare dazu abonnirt. So müſſen wir ihm noch ordentlich zureden, daß er ſeine Bleiſtiftpolemik fortſetzt und jede Nummer der Röhr'ſchen, Bretſchneider'ſchen und anderer Zeitſchriften mit ſeinen Frage- und Ausrufungszeichen beſäet. So oft ein Autor ſchreibt: immer, z. B. „Es wird ſich immer wiederholen," ſo unterſtreicht er immer und macht Fragezeichen dazu. Ebenſo bei nie, zuweilen, manchmal und ähnlichen Aſſertionen, die man einem Autor doch ruhig zugeſtehen könnte. Die pietiſtiſchen Blätter verfolgt er mit Rationalismen, die rationalen mit myſtiſchen Hieroglyphen. Sie wiſſen, hochwürdiger Gönner, was wir Beide vom Teufel halten; allein ſelbſt wir, die wir nicht an ihn glauben, müſſen doch erſchrecken, wenn Blaſedow neulich von einem Kupferſtiche Veranlaſſung

nahm, ganz wilde, titaniſch vermeſſene Sätze aufzuſtellen. Einem Journale lag die Copie einer Zeichnung bei, die mich ungemein gerührt, die Alle, welche ſie ſahen, entzückt hat. Der Teufel ſpielt nämlich mit einem Jüngling um deſſen Seele Schach. Der Knabe ſpielt mit engliſchen Figuren, der Teufel mit geilen Fratzenbildern. Der Teufel hat ſchon die meiſten von den Unſchuldsfiguren gewonnen; nachſinnend überſieht der Jüngling den kleinen Reſt, der ihm noch geblieben; * Blaſedow ſchrieb unter das Bild: Tugendprahlerei! und hinten auf die Rückſeite wörtlich Folgendes: Das Ganze, guter Maler, iſt eine Allegorie, und in die Allegorie muß keine andre, die kleiner, winziger iſt, hineinſpielen; ich meine deine Schachfigürchen, deine Engelchen, deine Böckchen und indiſchen Phallusprieſterchen. Ferner, guter Maler, wenn du

* Iſt ja eine Zeichnung von Reynolds bemerkte Schlachtenmaler.

den Teufel kennſt, er ſpielt nie Schach, ſondern immer nur Würfel, und, was das Beſte an ſeiner Bosheit iſt, er ſpielt falſch. Es iſt ſeine Natur, falſch zu ſpielen, aber nicht die Natur des Schachs. Im Schach, du dummer Teufel, läßt ſich gar nicht falſch ſpielen. Der junge Menſch ſollte die trockne Moral des Malers nicht durchſchauen, und die Schachfigürchen, dieſe handgreiflichen Symbole, durchſchauen? Du dummer Teufel, wenn der Junge verliert, ſo verliert er freilich ſeine Unſchuld, ſeine rothen Wangen, ſeinen Himmel; aber gewinnt er dafür gleich deine Hölle? Deine Hölle bleibt dir ja ſtehen, Teufel, ſonſt würdeſt du nicht gewinnen! Man kann, Gott ſey Lob und Dank, ſeine Unſchuld verlieren, ohne darum des Teufels zu werden. Es gibt einen Zuſtand der negativen Tugend, der, das iſt mein Abweichen von der Chriſtuslehre, darum noch nicht das Laſter iſt. Man kann gegen den Teufel verſpielen, ohne darum nöthig

zu haben, gleich die Hölle zu gewinnen. Aber zurück auf den moraliſchen Maler! Wenn der Jüngling gewinnt, wenn er alle die Teufelsfratzen ſchlägt, eincaſſirt und nun Wunder denkt, was er hat — ſieh', Satan, auch dann hat weder Blaſedow, noch einer ſeiner Söhne nöthig, dir ihre Seligkeit zu laſſen: denn im Schach handelt ſich's weit weniger um den Gewinn, als um's Spiel. Das Eigne des Schachs iſt nicht, was man erſpielt, ſondern, daß man ſpielt. Hat der Junge die Fratzen gewonnen, dann hat er die Hölle auch überwunden, ſie ſchadet ihm nichts. Wer nur denkt, und dächt' er ſelbſt nicht an Gott, des Teufels wird er nicht ſogleich. Darum iſt Goethe's Fauſt, zweiter Theil, ſo häßlich, weil dort Fauſt durch die Gnade in den Himmel kömmt. Fauſt hat dieſe Gnade des Herrn von Goethe nicht nöthig; Fauſt kömmt vielleicht nicht in den Himmel, aber auch nicht in die Hölle. Fauſt betrügt den Teufel immer,

wenn er nur tüchtig philoſophirt und Schach ſpielt. Denken — denken — wer denkt, mit dem hat's gute Wege. Glaubſt du, dummer Maler, daß der Teufel mit uns philoſophirt, wie man mit einander Schach ſpielt? Trunken macht er uns, würfeln thut er, und hier noch würfelt er falſch — anders, als durch die Sinnlichkeit, kömmt er uns gar nicht bei, nie durch Gedanken, durch Schachſpielen. O, wie kindiſch iſt da auf dem Bilde die kleine Schachfigur, welche die Tugend vorſtellen ſoll und ſich vor Rührung die Augen mit der Schürze wiſcht! Nein, Malerchen, um den ſchmucken Jungen hab' ich keine Bange. Gewinnt — oder verliert er: der Teufel kriegt ihn nicht. Sela."

„Nun frag' ich Sie, hochwürdiger Gönner, welch eine Sprache iſt dies, was für Ideen, was für ein Miſchmaſch! Finden Sie in einem ſolchen Labyrinth von Worten Logik, geſchweige Moral und Grundſätze? Es iſt kein Wunder, daß....."

Hier ſtockte Schlachtenmaler. Häusliche Verhältniſſe, die er längſt geahnt hatte, wurden berührt. Das Papier zitterte ihm in der Hand. Das Herz pochte. Nachdem er einige Augenblicke die Hand vor die Augen gehalten, fuhr er fort: „..... daß ſolche Maximen aus einem Hauſe kommen, welches vom Unfrieden umzäunt iſt und die gelbe Fahne des Haſſes aus dem Schornſtein ſtecken hat. Tobianus beſchränkter Verſtand vermochte es, den überſpannten eines Blaſedow ſeit Jahren zu täuſchen. Die Frau des Don Quixote ſteht im Begriff, ihn zu verlaſſen und es mit dem Andern zu halten, wozu, wenn die Formen beobachtet werden, der Segen der Kirche nicht länger ausbleiben darf. Blaſedow, wie man ſagt, an Tobianus verſchuldet, wagt nicht, ſie zur Rede zu ſtellen; die Frau macht kein Hehl davon, daß ſie geboren ſey, um einer häuslichen Wirthſchaft, die ihren Zank, aber auch ihre Sonntagsküche und ihre Weihnachtsfreuden

hätte, vorzuſtehen. Sie findet dies bei Blaſedow um ſo weniger, als ihre vier Söhne in der Hauptſtadt leben und, wie ſich Blaſedow einbildet, von keinerlei häuslicher Zumuthung in ihren großen Anläufen zur Unſterblichkeit gehindert werden dürfen. Das Herz der Kinder iſt der Mutter durch Blaſedows Narrheit entfremdet; ſo ſteht ſie allein und ſucht, was ſie ja bei Tobianus finden kann. Ob nun alle dieſe Vorgänge geeignet ſind, dem religiöſen Leben in meiner nächſten Umgebung Vorſchub zu leiſten, ob es nicht höchſte Zeit iſt, Blaſedow einſtweilen ſeiner geiſtlichen Functionen zu entheben und mir, bis auf weitern Entſcheid, ſeinen Sprengel als Filial zuzutheilen, — das zu entſcheiden, überlaſſe ich Ihrer Einſicht, hochwürdiger Gönner, und nenne mich, wie immer, Ihren in Leben und Tod dankbaren Verehrer und Schüler

Geigenſpinner,

Pfarrer in Mispelheim.

anbrechenden Gewühle ſchellte, kümmerte ihn ſo wenig, wie Sophiens zweideutiges Lächeln: er wußte recht gut, daß die Frauen nie charakterloſer ſind, als wenn ſie Männerſchutzes bedürfen, nie ſchmeichleriſcher, als wenn ſie Furcht haben. Sophiens lockendes Girren konnte er nur mit gleichem, aber höhniſchem Lächeln erwidern. Obgleich heute geſchoſſen wurde, und die beiden Lunten zu den Kanonen ſchon luſtig im Dorfe brannten und einſtweilen noch, bis zum Beginn der Feindſeligkeiten, als Fidibus für holländiſche Thonpfeifen dienten, ſo dachte doch Schlachtenmaler nicht, ſich in die bombenfeſte Kutſche zurückzuziehen. Wäre der Feldzug nur ernſtlich gemeint geweſen, er hätte ſich als Freiwilliger gern einreihen laſſen, um ſich nur auf unſchädliche Weiſe (unſchädlich für ſeine Umgebung) ſeines Ingrimms zu entleeren! Der Verluſt des Operationsplans ließ ihn hoffen, daß ſich vielleicht doch noch eine Colliſion

entſpinnen dürfte, wo eine äußere Verwirrung die innere heilen könnte.

Indeß ſah man ja den Generaliſſimus nicht! Das jenſeitige Lager wurde lebendig, erſt wie ein Schlaftrunkener, der ſich noch einige Male im Bette dreht und wälzt, bis er aufſteht, dann wie ein Gähnender und in aller Eile ſeine Toilette macht, endlich, wie wenn die Fenſter aufgeriſſen werden, und man die Hand hinausſtreckt, um zu ſehen, was für Wetter iſt. Auf einige Raketen, die drüben aufflogen und trotz der feuchten und regneriſchen Luft (die uns ja immer ſtört, wenn wir einmal etwas Ordentliches vorhaben!) einen angenehmen Effect machten, antworteten die Unſrigen mit gleichem Gruße. Hätte es in den franzöſiſchen Revolutionskriegen nur gut gethan, ſo würden auch hier zwei Luftbälle ſich erhoben haben, um die feindlichen Stellungen zu überſehen! Die Truppen ſtanden in Reih' und Glied ſchon im Dorfe aufgeſtellt,

öfters genöthigt, dem auf die Waide getriebenen Vieh Platz zu machen: denn es war ausdrücklicher Befehl, daß die Armee weder Ackerbau, noch Viehzucht, diese Quellen der Landeswohlfahrt, stören und trüben durfte. Da drüben hörte man die fürstlich Vierhufen'sche Capelle, die heute in Uniform gesteckt war, einige Couplets aus dem Barbier von Sevilla spielen; vielleicht rasirt sich der Feldherr noch, dachte man. Da aber die Pferde sich vor Muth den Gaumen auf den Kandaren zerbissen, und die Infanterie schon so lange stand, daß alle Augenblicke Einer aus dem Glied treten und seine Nothdurft verrichten mußte, so wurde jetzt beschlossen, bei dem Hauptquartier einmal leise anzupochen und dem Feldherrn ein: Wohlgeruht? zuzurufen. Einige Officiere vom Stabe betraten den Vorplatz seines Zimmers — kein Laut — sie traten ein und erstaunten, den Generalissimus noch im Hemde zu treffen, bei heruntergebranntem

Lichte und wie eine Verſteinerung in einem großen Quartanten leſend. „Herr Obriſt!“ rief man leiſe, fürchtend, die Geſtalt möchte, wie einſt vor Gallieranruf der römiſche Senator, in Staub zerfallen..... Geſpenſtiſch wandte er ſich zurück, gläſern blickte er den Generalſtab an, ſah zum Fenſter hin und erſtaunte, daß es ſchon ſo zeitig ſey. Wer das Leiden mit dem Manne ſah, hätte weinen mögen: der Verluſt des Operationsplans hatte ihm ſelbſt den Kopf benommen; doch lächelte er ironiſch, wie es die Art Geiſtesabweſender iſt, und winkte blinzelnd dem Quartanten zu, der auf dem Tiſche lag. „Glücklicher Fund,“ ſtieß er in ſeiner kurzen Manier ab — „angenehmes Zuſammentreffen, ſehr angenehmes Höhere Fügung, reiner Zufall; Folards, Ritter Folards, Ritter Folards Commentar zum Polybius, angenehmes Zuſammentreffen; die ganze Nacht — ſehr, ſehr willkommen!“ Der Generalſtab zog nun dem Generaliſſimus die

Stiefeln, Hosen und Rock an. Er hätte, indem er ihm den Degen umschnallte, weinen mögen: denn der große Feldherr hatte die Nacht über alle Schlachten der Macedonier gegen den achäischen Bund als Freiwilliger mitgemacht; er hatte den Kopf so voll schiefer und keilförmiger Schlachtordnungen, so voll thebanischer und athenienſischer Finten, daß es einer Tasse Kaffee bedurfte, um den Generaliſſimus aus den Umarmungen des Epaminondas zu reißen und wieder in die mittlere und neuere Geschichte zurückzuführen. Mechanisch wurde der Feldherr auf sein Roß gehoben. Mit unheimlichem Lächeln ritt er an jedes Regiment heran und grüßte es. Endlich hieß es: Rechts schwenkt! Der Zug setzte sich in Bewegung, und Allen denen, welche wußten, daß dem Generaliſſimus nach dem Verluſt des Operationsplans wenig zu trauen war, schlug in ängstlicher Erwartung das Herz. Nur Schlachtenmaler war guter Laune aus Vergnügen

ſowohl, wie aus Aerger. — Die erſten Aufzüge des ſich jetzt hier auf Stoppelfeldern und drüben auf der Gemeindetrift entwickelnden Kriegsſchauſpieles liefen trotz der Plan- und Kopfloſigkeit der dieſſeitigen Bewegungen zu allgemeiner Freude ab. Tauſende von Zuſchauern aus den umliegenden Dörfern und Städten hatten ſich eingefunden und bewunderten die graziöſe Art, wie ſich die beiden Armeen auswichen und begegneten. Es war ordentlich ein Menuett, das die beiden Parteien gegeneinander tanzten, und wer hätte nicht in ſeinem Leben einmal, ohne je tanzen gelernt zu haben, doch eine Françaiſe und Quadrille mitgetanzt! Bot der Fürſt von Vierhufen, der ſeine Armee ſelbſt befehligte, dem Generaliſſimus die Hand, ſo ergriff ſie dieſer aus natürlichem Inſtinct und rückte in die Stellung hinein, die die Feinde eben verlaſſen hatten. Schlugen ſie drüben Pirouetten, ſo machten ſie ſie hier nach. Verſchränkten ſich die Paare,

hob der Fürſt von Vierhufen gleichſam den Arm in die Höhe, ſo ſchlüpfte die Sayn-Sayn'ſche Armee hurtig darunter weg, und jedes Corps tanzte mit Würde und Geſchmack ſeinen Pas ab, die Trompete klatſchte gleichſam, und — rechts um! die Tänzer ſtanden ſich wieder gegenüber und avancirten, gliſſirten, marſchirten, chargirten. Der Fürſt von Vierhufen war in der Kriegsquadrille gleichſam die Tänzerin, die ihren etwas ſchwerfälligern Galan immer mit einem energiſchen Druck auf den Poſten hinſtellte, wo er ſtehen mußte. Kam dann die Partie an den Generaliſſimus, nun auch Solo zu tanzen, ſo benahm er ſich freilich dabei etwas linkiſch und machte ſein Debut weit mehr im Gehen, als im Springen ab.

Mit einem Worte jedoch, die beiden erſten Aufzüge des Kriegsdrama's entwickelten ſich zu beiderſeitiger Zufriedenheit. Der Fürſt von Vierhufen ſchickte auch nach Beendigung deſſelben ſeine goldene Tabaksdoſe aus Höflichkeit zum

Generaliſſimus hinüber und ließ dieſem eine Priſe anbieten. Es geſchah dies ordentlich mit einem Parlamentär, dem ſie die Augen verbunden hatten, und einem Trompeter, der aber bei den Vorpoſten zurückbleiben mußte. Der dritte Aufzug begann, und dieſer erforderte ſchon eine verſtärkte Aufmerkſamkeit, da dabei geſchoſſen wurde. Indeſſen waren es doch dieſelben Touren, die man hier nur wiederholte. Es war eine Art Fackeltanz, zu dem vier Kanonen den Tact ſchoſſen. Schlachtenmaler ſaß auf einem Baume und zeichnete jetzt mit Leidenſchaft. Das Peletonfeuer zuerſt, dann die Salven und die tactgemäßen Chargen gaben der Menuett jetzt einen prächtigen Effect. Aus der bombenfeſten Kutſche, die in der Nähe ſtand, lachte Sophie über das Schießen, wie ein Kobold, Celinde lächelte auch, aber aus Furcht, es möchte ein Unglück geſchehen. Da Alles ſo bunt und keck einherging, und ſolch ein Höllenlärm gemacht wurde, grüßte ſie auch

Schlachtenmalern einige Male freundlichſt, ſo daß er ſich lachend geſtehen mußte: „Sie denkt, nun gebt die Welt unter!“ Den Pulvergeruch ſchlürfte er wie ein Arom ein. Und, da das Schießen einhielt, weidete er ſich noch lange an den phantaſtiſchen Verſchiebungen, in welche der Rauch gerieth, bis er ſich verzogen hatte. Es war ſo viel geſchoſſen worden, daß ſich die Regenwolken vertheilten, und ein heiterer Abend zu erwarten ſtand.

Die Pauſe vom dritten zum vierten Act dauerte, eines im Stehen eingenommenen Frühſtücks wegen, etwas länger; aber zu dem Pfeffer, welchen der Generaliſſimus zu ſeinem Schinken nahm, kam die Priſe des Fürſten von Vierhufen doch ſehr zur Unzeit hinzu. Es war nämlich diesmal nicht die goldne Doſe, die ihm der Feind ſchickte, ſondern eine gefällige Bitte, in ſeine Bewegungen doch ein wenig mehr Präciſion zu legen! Himmel, der Obriſt ließ das Taſchenmeſſer fallen, als ihm

der Parlamentär dieſe Priſe anbot, und er hatte nicht eine Sylbe im Rücken, als der Parlamentär, dem glücklicherweiſe für die blaſſen Wangen des Generaliſſimus die Augen verbunden waren, fortfuhr: Es könne zwar den fürſtlich Vierbufen'ſchen Truppen nur zur Ehre gereichen, daß ſie in ihren Manoeuvres adretter wären, als die jenſeitigen; doch fürchte Seine Durchlaucht, daß der Feind, durch zu große Schonung ſeiner ſelbſt, etwas im vierten und fünften Act bezwecke, was gegen die diplomatiſch vermittelten und durch einen förmlichen Raſtadter Congreß feſtgeſetzten Operationen verſtieße. Bei dieſer Wendung erholte ſich der Feldherr: denn es machte ihn ſtolz, daß der Fürſt ſein Zögern und blindes Taſten für Fabius-Cunctator-Klugheit hielt und ihm jetzt den Parlamentär ſchickte, um zu bemänteln, daß der Feind ſich in den drei erſten Acten gleichſam ſchon heiſer geſungen hätte und nun erſt recht an Präciſion übertroffen zu werden

fürchtete. Der Obriſt gab, als officiell, eine ausweichende Antwort und nahm ſich vor, den Operationsplan durch ſein Genie zu erſetzen und, ſollte er in Ungnade fallen, wie die Urheber der Schlacht von Navarin, ſich damit zu tröſten, daß er Polybius erſt kürzlich und Montecuculi längſt ſtudirt hätte. Er vergaß dabei, daß der Feind, nun auch ſchon ermüdet, immer den Vorſprung eines conſequenten Planes hatte, und daß ein in ſtiller Muße entworfenes Gedicht doch immer die intereſſanteſte Improviſation übertrifft.

Das kleine Mißverſtändniß ſchuf größere. Wir ſtehen am Vorabend großer Ereigniſſe und werden für das politiſche Gleichgewicht zweier, durch ihre Enclaven faſt zur Eintracht verpflichteter Staaten ſchwere Beſorgniſſe hegen müſſen. Gegen die erſten Scenen des vierten Aktes, der hauptſächlich der Lehre von den Quarres gewidmet war, ließ ſich noch nichts Erhebliches ſagen. Der pythagoräiſche Lehrſatz

wurde recht anständig von den Truppen bewiesen: sie verwandelten sich in Katheten und Hypotenusen, sie verlängerten sich mit Gewandtheit in Parallelogramme und verschoben sich mit Geläufigkeit in die auffallendsten Parallelepipeda. Die einfache Planimetrie der Stellungen und Bewegungen ließ dem Fürsten von Vierhufen nichts zu wünschen übrig, wenn er auch gestehen mußte, es wär' ihm, als hätte der Feind manchmal seine Lection vergessen und schlüge erst rasch im Euklides nach, wie viel Seiten das Quadrat hätte. Nun kam aber die Reihe an die in einer zum Theil doch etwas schiefen Ebene angebrachte Curvenlehre. Jetzt fingen jene prächtigen Schwenkungen und kreisförmigen Bewegungen an, und hier war es, wo der Feind Unrath merkte. Die Sehnen und Tangenten wurden vom Generalissimus gleichsam mit zitternder Hand gezogen. Das Gefühl des Mittelpunktes, des unverrückbaren, den alle seine Schwenkungen

haben ſollten, verließ ihn, und die plötzlichen Wendungen der Flügel, die Flankenangriffe konnten ſchwerlich zu etwas Gutem führen. War ein Kreisausſchnitt zu bilden, ſo überſah er die Sehnen und machte ſie größer, als die Peripherie duldete. Sollten zwei Kreiſe ſich berühren, ſo maß er den Durchmeſſer des Fürſten nicht ab und nahm den ſeinigen bald zu weit, bald zu eng und durchſchnitt die Bewegungen deſſelben, ſtatt ſie nur leiſe zu berühren. Parallaxen- und Parabelbewegungen, Ellipſen und ſpiralförmige Märſche in der Ebene wurden ſchon mit einer Verwirrung ausgeführt, wo der Fürſt immer noch nicht wußte, ſollte er ſie dem ſchlechten Exercitium des Feindes oder einem böswilligen Bruche der Verträge zuſchreiben. Er war im Völkerrechte ungemein kitzlich und ſchüttelte ſo oft den Kopf, daß ſeine Generäle ſich verwunderten, wie er die Geduld hätte, nicht auf der Stelle den Rückzug blaſen zu laſſen. Die

Truppen waren ermüdet und wurden es auch, durch die unaufhörlichen Fehler des Feindes gegen die Curvenlehre, unnützerweise. Der Generaliſſimus ſeinerſeits hing kaum noch an einem Seidenhärchen am Leben. Er ſah alle die Fehler ein, die er machte, und commandirte mit derſelben Verzweiflung, wie ein Schauſpieler declamiren würde, dem der Souffleur ausbleibt. Er ahnte, daß es bei dem planloſen Verfahren, wie er den Cirkel der Taktik ausſpannte und links und rechts Striche und Ovale ohne Zuſammenhang zog, zu einem gefährlichen Zuſammenſtoße kommen mußte, und fiel ohnmächtig vom Pferde, als dieſer Moment eintrat. Nämlich die Cavallerie hatte einige Solo-Manoeuvres auszuführen, auf welche ſich der Fürſt von Vierhufen ſeit einem Jahre ſchon gefreut hatte. Es handelte ſich um geſchickte Schwenkungen, zu denen bald der Radius, bald der ganze Durchmeſſer der zu beſchreibenden Kreisangriffe und Kreisvertheidigungen

genommen wurde. Es kam darauf an, daß die beiden Regimenter immer dicht aneinander vorbeisausten, ohne sich zu treffen. Hier geschah es nun, daß Generalissimus das ganze Kartenspiel zusammenschüttete und einen Fehler machte, bei welchem Blut floß, wenigstens aus dem Maul einiger hartgetroffenen Pferde und der Nase einiger Reiter dies- und jenseits. Er hatte so eben die Aufgabe zu lösen, eine Radiusbewegung durchzuführen, und nahm, darin lag das Unglück, statt dieser den ganzen Durchmesser. Die Halbcolonne würde die Flankenbewegung des Feindes nur leise gestreift haben; aber die ganze Fronte, die er mit verhängtem Zügel ansprengen ließ, prallte so heftig gegen den linken Flügel des Feindes an, daß Mann gegen Mann fuhr, Pferd gegen Pferd sich bäumte, einige Reiter stürzten, und die beiderseitigen Corps in eine Verwirrung geriethen, die dem Generalissimus das Bewußtseyn benahm und dem Fürsten von Vierhufen

jetzt die ganze abgekartete Intrigue, den treulosen Völkerrechtsbruch, die Verhöhnung einer diplomatischen Convention einleuchtend machte. Während noch die beiden demoralisirten linken Flügel sich auseinander warfen, die Verwundeten ihre blutigen Nasen wischten, die aus dem Sattel Gehobenen nach den verlornen Steigbügeln angelten, kopfüber gestürzte Tschakos mit genauer Noth wieder aufgesetzt wurden, und einige Scharfschützen, die, um den Feind desto besser auf's Korn zu nehmen, Brillen trugen, in den [illegible] wischten, ob ihnen auch keine Splitter von den zerschmetterten Gläsern eingekommen: blies man schon drüben zum Rückzug. Alle Corps wurden schnell eingezogen, die künstlichen Feindseligkeiten mit wirklichen vertauscht, die Verhandlungen über ein zufälliges Mißverständniß gänzlich zurückgewiesen. Der jenseitige Fürst schnob Rache und gab sich nicht eher zur Ruhe, bis man ihm sagte, daß es noch ein

Glück wäre, bei Zeiten das falsche Spiel entdeckt zu haben. Der Justizminister schlug eine Stelle aus **Hugo Grotius de jure belli et pacis** auf, und das diplomatische Corps, welches sich mit den Damen des Hofes in der Nähe des Lagers befand, bekam schnell einige Noten über das treulos verletzte Völkerrecht. Der Sayn-Sayn'sche Gesandte wurde auch gleich nicht mit zur Tafel gelassen (denn es war drei Uhr, und zum Essen Alles so vorbereitet, daß man dies doch noch mitnahm), und, da der Diplomat zu verhungern fürchtete, so mußte er seine Beglaubigungsschreiben zurücknehmen und in das Lager der Seinigen fahren, wo er den Generalissimus mit Vorwürfen überschütten wollte, während ihn aber schon der ganze Generalstab mit Wasser beschüttete, um ihn aus seiner Ohnmacht zu erwecken. Es war ein schmerzlicher Anblick, wie sich der siegreiche Feldherr allmählich erholte und in der That die ihm tödtliche Nachricht bestätigt bekam,

daß er das Schlachtfeld behauptet hätte. In dem Xenophontiſchen Rückzuge hatte er ſeine Stärke geſucht und ſie da gefunden, wo ſie den Verträgen, der Etikette, dem geleiſteten Schwure widerſprach! Der Geſandte fertigte ſogleich einen Courier nach Kaputh ab und hätte wohl noch damit warten können: denn einmal war es gar zu grauſam gegen den Generaliſſimus, ſeine Streiche gleich anzuzeigen, und ſodann kam auch eben noch ein außerordentlicher Bevollmächtigter von drüben, der den Auftrag hatte, alle die Vortheile und wenigſtens die Verhandlungen darüber aufzuzählen, die nun der Sayn-Sayner Hof bei dem Vierhufener verwirkt hätte. Abgebrochen und einſeitig entſchieden war nun hiemit erſtens die Agnaten-Frage. Der Fürſt von Vierhufen erklärte, ſeine agnatiſche Zuſtimmung zu dem neuen Sayn-Sayn'ſchen Hausgeſetze nun und nimmermehr geben zu wollen. Eine gewiſſe Ehe, die ſich einer ihrer Ahnen im

ſechzehnten Jahrhundert erlaubt hätte, könne er nun keineswegs für legitim halten; das Inventarium des Familienſchatzes, welches bei dem Tode des Urgroßvaters der jetzt regierenden Durchlaucht von Sayn-Sayn aufgenommen wäre, ſchiene ihm jetzt ganz mangelhaft: da fehlten zwanzig Schweizeruhren des verſtorbenen Familienhauptes und eine beſonders, die einen immerwährenden Kalender auf dem Zifferblatt gehabt hätte; da fehlten viele Duzende von Servietten, ſämmtliche Hüte des Seligen, da es bekannt war, daß er immer zweiundfünfzig im Gange hatte, alle Woche einen anderen; es fehlte ein berühmter Bettwärmer von maſſivem Silber, den ein Schüler Benvenuto Cellini's mit allerhand Künſtlichkeiten ausgelegt hätte, eine große Wildſchur von Eisbärenpelz, drei ſtark vergoldete Nachttöpfe, und den berühmten chineſiſchen Puppen, die der Selige ſo gern um ſich gehabt hätte, wären ja alle die diamantenen Augen bei

seinem Tode ausgestochen gewesen! Das Inventarium werde nicht anerkannt, das Hausgesetz bleibe ohne agnatische Zustimmung. Zweitens die Enclavenfrage mit dem Zollanschlußprojecte. Der Souverain von Vierbusen wolle nun keinen Austausch der Enclaven. Die Zersplitterung seines Landes wäre ihm jetzt gerade lieb, weil er im Sayn-Saynschen festen Fuß damit fasse. Die kleine Felsengrotte im fürstlichen Park von Kaputh, die ihm gehöre, wolle er nun keineswegs austauschen, sondern im Gegentheil eine kleine Caserne und Casematte daraus bauen lassen, um auf Schußweite dem Herrn Vetter immer nahe zu seyn. Den bezweckten Ausbau eines Flügels vom Schlosse werde er auch nicht zugeben, weil dadurch ein Gartenbeet verletzt würde, welches zwar nur sechs Fuß lang und drei breit wäre, aber seit Jahrhunderten ihm und seinen Ahnen gehörte und noch von der Zärtlichkeit einer Urgroßmutter herrührte. Die

Zollvereinigung werde der Souverain eben so wenig bewilligen, wie sich das Recht entziehen lassen, in seine Enclaven sowohl eine freie Militär-, wie Handelsstraße zu haben. Auf jenem Beete im Park des Fürsten von Kaputh solle das Pfund Zucker nach wie vor drei Kreuzer weniger kosten, als sechs Schritte davon. Endlich drittens würden sie sich in keinerlei neuerdings verlangte Administrativgegenseitigkeit einlassen. Die körperliche Züchtigung der Verbrecher würden sie nicht abschaffen, würden sich nicht die Verbrecher der Umgegend damit auf den Hals laden, die, wenn es zum Fangen kömmt, am liebsten sich da abfangen ließen, wo eine mißverstandene Humanität ihnen den Willkomm und Abschied erspare. Den neuen, durch allerhand Moralitäten verwässerten Mispelheimer Kalender würden sie im Vierhufen'schen nicht zulassen, sondern sich lieber den „Frankfurter hinkenden, aber nicht stolpernden Boten" verschreiben,

um den Unterthanen zu zeigen, wie hoch's an der Zeit ist, und wann der Mond aufgeht. Sayn-Sayner unfrankirte Briefe würden sie nicht durch ihr Gebiet lassen, sondern im Vierhufen'schen selbst erst bestimmen, was für einen jeden, der das diesseitige Gebiet passirt, nach dem Gewicht zu bezahlen ist. Wild, das sich auf diesseitiges Gebiet flüchte, gehöre dem Souverain von Vierhufen, und, wenn sich die Parforcereiter erlaubten, einen Hasen, der sich zu ihnen flüchte, zu verfolgen, so würden sie die Herren, statt — wie sonst im Völkerrecht üblich — nur mit Schrot, bei ihnen von jetzt an mit Rehposten zurücktreiben. Man würde eine Grenzlinie zwischen beiden Gebieten bis tief in die Erde ziehen, damit der Bergbau sie unter der Erde nicht überschritte. Genug, die Vierhufen'schen Wasser-, Forst-, Jagd-, Berg-, Salz-, Fluß-, Fähr- und Fischereiregalien, keines sollte sich ferner noch einem freundnachbarlichen Verhältnisse anbequemen,

geſchweige, daß von Trauringen, fürſtlichen Brautportraits und neuen Verſchwägerungen die Rede ſeyn könne. Der Geſandte empfahl auch den Generaliſſimus, der, wie ein halbtodter Widerſpruch, wie der geſchlagene Varus auf ſeinen Arminiuslorbeeren lag, der Sorgfalt des Generalſtabs und reiste ſchnell nach Kaputh ab, um den traurigen Erfolg dieſes inzwiſchen ſchon berühmt gewordenen Kunſtmanoeuvres zu berichten. Bis auf Weiteres blieb die Armee in dem Dorfe, und der Baron von Höllenſtein behandelte ſich ſelbſt wie einen Staatsgefangenen. Den Degen hatte er immer in der Hand, um ihn gleich auszuliefern zu können, wenn ein Courier ſeines Fürſten von Kaputh ankäme.

Schlachtenmaler hatte auf ſeinem Baume der Entwickelung dieſer merkwürdigen Kriegsfarce mit Theilnahme zugeſehen und erſt da am lebbafteſten gezeichnet, als die Verwirrung der Stellungen anfing, und die Montecuculi'ſchen

Parallelepipeda nicht recht ſich ſchlieſſen und öffnen wollten. Bald aber ſollte für ihn eine Scene eintreten, die ihn aus dieſem intereſſanten Zuſammenhang mit der Weltgeſchichte aufſchreckte. Nämlich Celinde, die das Unglück der zuſammenſtoßenden Cavallerie verfaßt hatte, blickte mit groſſer Theilnahme auf die zahlreichen Zuſchauer, welche ſich am Rande des Schlachtfeldes aus umliegenden Städten und Dörfern verſammelt hatten. Beſonders fiel ihr ein kleiner Wagen auf, der von einem wahrſcheinlich geiſtlichen Herrn gefahren wurde, der eine ſchon ältliche Frau neben ſich ſitzen hatte. Die Frau, die in ihren Urtheilen zwar vielen Verſtand, aber wenig Gefühl und noch weniger Bildung verrieth, fing, als die Truppen ſich verſpielten, an, den im Baum ſitzenden Schlachtenmaler zu muſtern und von ſo verſchiedenen Seiten zu beſehen, als ſeine gebückte Haltung, indem er zeichnete, geſtattete. Sophie hatte nur Augen für die Soldaten;

doch ſchreckte ſie plötzlich der Ruf des geiſtlichen Herrn auf, der in den bombenfeſten Kutſchenſchlag blickte und ſeine Tochter erkannte. Tobianus war zu ſtark und ſeinen Pferden nicht zu trauen, ſonſt hätte er ſchon in den Armen ſeiner Tochter gelegen. Celinde, die mit Recht das Wiederſehen der Eltern und Kinder für eine Feierſtunde der Engel hielt, drängte Sophien zum Wagen hinaus. Indem hatte aber die Frau neben Tobianus den Schlachtenmaler erkannt und rief, indem dieſer, da ja nun der Vorhang des Drama's gefallen war, vom Baume ſprang: „Oscar, mein Sohn!“ Jetzt war Celinde von ihren Gefühlen überwältigt, ſie lachte freudig auf und verließ hurtig den Wagen, um ſich von dieſen Himmelsſcenen nichts entgehen zu laſſen. Schlachtenmaler kam heran; Gertrud, ſeine Mutter, breitete die Arme aus und trug ſogar einen Hut, was früher ihre Mode nicht war; ſie ſchickte ſich an, von Tobianus

bekannter Kaleſche herunter zu klettern; doch Schlachtenmaler, den Mann in ſo engem Verhältniß mit ſeiner Mutter ſehend, den Geigenſpinner'ſchen Brief bedenkend und die zerriſſene, einſame Lage ſeines unendlich geliebten Vaters ſich vorſtellend, fühlte in dem Momente einen Zorn in ſich auflodern, daß er es für die redlichſte Erfüllung ſeiner Kindespflicht hielt, die Beine in die Hand zu nehmen und burtig davon zu laufen. Als Gertrud ihn querfeldein laufen ſah, fing ſie zwar nicht zu weinen, aber doch zu ſchluchzen an und machte, wahrſcheinlich von echtem Gefühl über ihr Unglück gefoltert, einen Lärm, als ſollte ihr einziger Sohn unter die Recruten geſteckt werden. Celinde ſuchte ſie mit der wunderlichen Natur ihres Sohnes zu tröſten, war aber ſelbſt von ſeiner Herzloſigkeit ſo empört, daß ſie ihn von Stund' an verachtete. So ſanft ihr Sinnen war, jetzt hätte ſie wünſchen können, daß ſich der Himmel an dem gefühlloſen jungen Mann rächen möchte.

# Letztes Kapitel.

Der Sturmwind reißt die Pforte der Zukunft auf.

Schlachtenmaler hatte ſich ſchon am nächſten Morgen in aller Frühe — es war ein Sonntag — aus der Nähe des halbſtaatsgefangenen Feldherrn, dem er zu einigem Troſte ſeine Zeichnungen zurückließ, entfernt. Klein-Bethlehem, das er wiederſehen wollte, war vom Schauplatz der Begebenheiten eine Meile entfernt, und noch hüllte Nebelduft den kalten Herbſtmorgen ein. Von nah und fern läuteten die Sonntagsglocken, und ſelbſt die Glocken von Miſpelheim glaubte er ganz in der Ferne zu hören. Doch klangen dieſe ihm wie das

Geigenſpinner'ſche Sendſchreiben, wie das Ziſchen und Locken einer Schlange. Rüſtig ſchritt Schlachtenmaler vorwärts und beobachtete die Sonne, die ſich endlich Bahn brach und den Nebelſchleier fallen ließ, was immer beſſere Hoffnung für das Wetter gibt, als wenn die Sonne ſich die Nebel in die Höhe zieht, wie eine Capuze, und darunter wegſchlüpfen will, wo es ohne Regen nie abgeht. Schlachtenmaler konnte jetzt die Gegend bald unterſcheiden, und, je weiter er ſchritt, deſto vertrauter wurde ſie ihm, deſto banger ſein Herz.

Der Himmel hat uns manche Freude gegeben, die man mit Worten nur in ihren äuſſerſten Umriſſen bezeichnet. Nicht Alles iſt namenlos, was die Dichter an Schmerz und Freude ſo nennen; aber namenlos iſt wohl die wonnevolle Wehmuth, nach langer Abweſenheit, die einer neuen ſich entwickelnden und kräftigenden Menſchwerdung gewidmet war,

wieder in die heimathlichen Kreiſe ſeines erſten Jugendlebens zu treten und ihre Veränderung mit ihrem frühern Ausſehen, ihr Gleichgebliebenſeyn mit der Veränderung unſrer eignen Schickſale und Ideen zu vergleichen. Schlachtenmaler hätte an jedem Maulwurfshügel, auf den er jetzt trat, ſtehen bleiben mögen: denn jetzt wurd' ihm Alles ſo vertraut, wie der Garten ſeines Hauſes. Jeder Baum ſchien ihn zu grüßen, in jedem Gebüſch flüſterte es wie eine bewußte Erinnerung, die ihm freudig entgegenraſchelte. Das falbe Gras eines Waldweges, den er eben ging, die Kienäpfel, die zur Seite lagen, die Tannennadeln, die, vertrocknet am Boden, dem Weg eine ihm ſo wohlbekannte Glätte gaben, die Laubblätter im Gehölze ſelbſt, die ausgebrannten Stellen rechts und links, wo man ſtarke Wurzelſtämme in Kohlen verwandelt hatte — ach, das tönte Alles eine ſo wehmüthige, ſelige Muſik für ſein Herz aus, daß er öfter ſtill ſtehen und

die Maſſe der auf ihn einſtürmenden Eindrücke lichten und ordnen mußte. Nicht nur, daß er die wohlbekannten Waldesplätze, die ſich durchkreuzenden Wege, eine Sandfurth, einen kleinen Bach mit ſeiner weißen Erlenholzbrücke, einen grünen Raſenplatz und drüben einen rauchenden Schornſtein wiederſah und ſelbſt die gewohnten Fußboten und Landgänger, die ihm gerade an der Stelle begegneten, wo er ſie ſo oft geſehen hatte — es knüpften ſich auch an alle dieſe Einzelnheiten Geſchichten und Erlebniſſe an, die, ſo unbedeutend und kindiſch ſie waren, doch in ein Ganzes zuſammenrannen und eine Lebhaftigkeit der Erinnerung ſchufen, die ſich unmittelbar gleichſam als Fortſetzung in eine abgebrochene Periode verſetzen konnte. Das Kleinſte tauchte mit einem grünen friſchen Kranze aus den Lethewellen auf, und es beſtätigte ſich Schlachtenmalern auch, daß ihm von den Dingen, die er ſah, nicht bloß das bei ihnen Erlebte, ſondern ſelbſt das bei ihnen

Gedachte entgegen rief. Das Gedächtniß iſt eine wunderbare Geiſteskraft. Es knüpft die Erinnerung eines Dinges oft an das Ungleichartigſte an, ſo daß ein grüner Raſenplatz oder das Bellen eines Hundes in der Ferne immer dieſelbe eigenthümliche und ſich gleichbleibende Gedankenreihe in uns erweckt. Beim Hammerſchlag eines Schmiedes, beim Rauſchen einer Mühle, bei einem See, deſſen ganzer Spiegel uns bei der Wendung um ein die Ausſicht verhinderndes Haus entgegenlacht, bei zahlloſen Zufälligkeiten, die ſich einem tiefern Gemüthe aus dem Naturleben einprägen, ſtrömen uns Darſtellungen zu, die gleichſam etwas Vergeſſenes ſind, was wir einſtens dort zurückließen und nun immer und immer wiederfinden. So lag auf Schlachtenmalers Antlitz, ob ihm gleich mehr bang, als freudig über das Wiederſehn des Vaters ſein Herz ſchlug, ein lächelnder, ſeliger Friede, den das bunte poetiſche Ineinanderſpiel der Natur und des

Geiſtes von ſelbſt auf ſeine Mienen goß. Was er fühlte, gehörte wahrlich zu jenen namenlosen Dingen, für welche man wohl annähernde, aber keine erſchöpfende Worte hat.

Sowie jedoch Schlachtenmaler in die unmittelbare Nähe ſeines Dorfes kam, hörte der ungeordnete Andrang der Erinnerungen auf ſeine Bruſt plötzlich auf, und der Gedanke, wie, wo er ſeinen Vater finden würde, drängte alle andere Stimmungen ſeiner Seele zurück. Da ſtieß gleichſam jede Egge und Pflugſchar, jede Wagendeichſel, die in einem Winkel an einem Zaune lag, einen grellen Schrei der Bewillkommung aus; wohin Schlachtenmaler trat, es war ſein eignes Herz, das er traf; er fiel über ſeine eignen Schritte; doch hing er keinem dieſer Eindrücke lange nach, ſondern ſammelte ſich für den Augenblick, wo er einen Seitenweg im Dorfe einſchlagen und das Vaterhaus vor ſich würde liegen ſehen. Indem fing die wohlbekannte

Morgengottesdienſtglocke zu läuten an. Er mußte einen Augenblick ſtille ſtehen, um durch dieſes kurze, hellſtimmige Bimmeln nicht um alle Faſſung zu kommen. Was ihn wieder ſchnell anfrichtete, war die ſchmerzliche Erfahrung, daß er, ach! Niemanden in die Kirche gehen ſah; keine weiße Haube, kein Geſangbuchsgoldſchnitt, wie früher, ließ ſich ſehen, ſelbſt keinem Kinde rief die Mutter nach, Acht zu haben und ſich den Text zu merken — wie früher! Die Bauern ſtanden in Hemdärmeln unter der Thür und rauchten ihre Pfeife, Andere waren ihm auf dem Wege in's Lager begegnet, er brauchte alle mögliche Wendungen, um nicht erkannt zu werden. Die Glocke hüpfte zum zweiten Mal im Kirchendachſtubl, es war bald ſieben Uhr; Niemand durchſchritt die Kirchhofsmauerpforte, die jetzt vor ihm lag. Unmöglich konnte er ſeinen Vater vor der Predigt ſtören; er mußte ſich bis zum Schluß des Gottesdienſtes gedulden und ſchritt

mit wehmüthigen Gefühlen unter den Gräbern des Kirchhofs, der keine andere Blumen, als gelbe Todtenblumen und kalte, wenn auch bunte Astern trug. Als es zum dritten Male läutete, ging Schlachtenmaler in die Kirche, die er so schlicht und einfach wiederfand, als er sie verlassen hatte. Die Thränen stürzten ihm in die Augen, als er Niemanden, auch nicht eine Bettlerin, nicht Kind oder Kegel darin sah. Er fühlte das Elend seines Vaters wie die heftigste Kränkung, die seinem eignen Ehrgefühl angethan war; er weinte um den Schmerz, der in seines Vaters Innerm wühlen mußte. Die Orgel begann nicht, ob er gleich den hallenden Tritt des Küsters hörte. Er drückte sich hinter einen hölzernen Pfeiler; der Küster war nicht mehr der alte, es war ein junger Mann, ein neumodischer Seminarküster, der das Lautiren einführte und die Dorfjugend singen nach Zahlen lehrte. Der Küster trat auf Schlachtenmalern zu und

ſagte: „Mein Herr, ich möchte Sie bitten.....“ Schlachtenmaler ſah ihn ſtark an, um ſeinen verweinten Augen wieder einige Kraft zu geben. „Sie werden entſchuldigen,“ fing der Küſter mit komiſchem Lächeln an, „es iſt Niemand in der Kirche auſſer Ihnen; es wird dem Pfarrer angenehmer ſeyn, Sie gingen auch, weil er ſonſt nur vor Ihnen und mir predigen müßte.“ Es war nicht Lachen, was Schlachtenmalers Mienen auf dieſen originellen Vorſchlag zeigten, ſondern ein Krampf, der tief aus ſeinem wie von einem Stich ſich krümmenden Herzen kam. Der Küſter verſtand es als Lachen und führte Schlachtenmalern auf den Kirchhof hinaus, indem er, nach Art dieſer jungen peſtalozzifirenden Seminariſten, es für angemeſſen hielt, den Fremden einen Blick in ſeinen höhern Beruf werfen zu laſſen. Schlachtenmaler wollte aber von der Peter Schmidſchen Zeichenmethode von Harniſch, Dieſterweg und Türck nichts wiſſen, bat ihn, die

Neuzeller Singmethode und die Seidenwürmerzucht ihm ein ander Mal zu erklären, und wünschte nur zu wissen, wo er den Pfarrer Blasedow antreffen würde. Der Küster schloß die Kirche zu und lud Schlachtenmalern ein, ihm an die Sacristeithüre zu folgen, die noch offen stände und doch verschlossen werden müßte. Schlachtenmaler war von dieser Erfahrung, die er über die gänzlich untergrabene geistliche Wirksamkeit seines Vaters machte, so übermannt, daß er erschöpft auf eine Bank niedersank, welche eine fromme Mutter hatte zimmern lassen, um ihr Kind, das hier begraben lag, öfters besuchen zu können. Der Küster schloß die Sacristei zu, kam wieder zurück und sagte, indem er sich im Haar kratzte: er könne nicht sagen, wo man wohl jetzt den Pfarrer träfe..... Schlachtenmaler würd' ihn noch haben weiter reden lassen, wenn der Seminarist nicht weltweise genug gewesen wäre und sich mit Maß und Ziel

ungefähr ſo über ſeinen geiſtlichen Vorſtand ausgeſprochen hätte. „Es würde bei den großen Geiſtesgaben des Pfarrers," ſagte er, „ein anderes Gewächs aus ihm geworden ſeyn, wenn er ſich mehr an Peſtalozzi gehalten und ſeine eigenen pädagogiſchen Träume unterdrückt hätte. Statt auf die Natur zurückzugehen und die Menſchen zunächſt als Menſchen zu erziehen, hat er die Vorſtellung, man müſſe die Menſchen für das erziehen, was man werden ſolle: denn das Menſchliche entwickle ſich von ſelbſt. Ja, von ſelbſt! Da würden wir ſchöne Seminarien haben, wenn alle Lehrer für verſchiedene Unterrichtsfächer und nicht jeder für alle gebildet würde! Der Pfarrer will den Menſchen behülflich ſeyn, die Maſſe des Wiſſens ſchneller zu überwinden; aber dafür haben wir ja Ausſicht, eine neue Gedächtnißtheorie zu erfinden, nach welcher Namen und Jahreszahlen leichter eingeprägt ſind, und man die Logarithmen, die Cubikwurzeln

und Gleichungen von den höchſten Graden ohne viel Mühe im Kopf behält. Haben wir nicht ſchon durch das Lautiren, durch das Singen nach Zahlen ....." — „Nein, nein," unterbrach Schlachtenmaler den Küſter, „führen Sie mich zum Pfarrer!" Der Küſter meinte, ſie gingen erſt am Schulhauſe vorüber, wo er ihm die neuen Wandtafeln, einen Kummerſchen Globus und eine eigne Erfindung, die noch nicht ganz fertig wäre, nämlich eine Maſchine zur Erleichterung des Kopfrechnens, zeigen wollte; doch wußte Schlachtenmaler recht gut den Weg zum Pfarrhauſe und zog ihn dorthin. „Die Pfarrerin," ſagte der Küſter mit einer herzdurchbohrenden Wirkung für Schlachtenmaler, „werden Sie nicht antreffen: ſie führt ſeit längerer Zeit einem Prediger in der Nähe die Wirthſchaft; überhaupt iſt das Haus kirchhofsſtille, und, außer einer alten Magd, wird es nur vom Pfarrer bewohnt." Indem ſtanden ſie ſchon dicht an der Thür.

und Schlachtenmaler drückte zitternd auf das Schloß. Im Flur, dem Schauplatz ſeiner Geſpenſterrolle, war Alles leer; der einſt ſo geräuſchvolle, lärmende Siß ſeiner erſten Jugend war verwaiſt. Sie öffneten einige Thüren. Niemand da; der Küſter rief — keine Antwort! So traten ſie in den Hof und waren dicht am Garten, als der Küſter Schlachtenmalern ergriff und ihm zuflüſterte: „Nein, ſehen Sie um Gotteswillen die Tollheit!“ und ihn an die Gartenmauer zog. Hier hatte Schlachtenmaler einen Anblick, als wenn er in den Garten eines Irrenhauſes ſähe. Blaſedow lief, indem er ſich die Rockſchöſſe zuſammenhielt, wie ein Windſpiel durch den Raum zwiſchen den Beeten, ſprang über Hecken und Sträucher fort, rannte im Cirkel mit Biegungen rechts und links, ſetzte hoch von Leitern, die er erkletterte, herab und geberdete ſich wie ein Seiltänzer, der ſeinen Gliedern durch dieſe gymnaſtiſchen Uebungen

Gelenkigkeit zu geben wünscht. Dann ſtand er vom Springen ab und lief durch den ganzen Umkreis des Gartens, wie ein Wieſel; man denke die lange Geſtalt, den Kopf voraus', die Rockſchöſſe oft der Hand entgleitend und hintenaus fliegend, wunderlich genug, um den Küſter zu entſchuldigen, daß er recht von Herzen darüber lachte. Aber Schlachtenmaler faßte ihn vor die Bruſt: „Menſch —" Der Seminariſt ſah ihn groß an und hielt es für Scherz; Schlachtenmaler ſchüttelte ihn aber und ſagte: „Es iſt mein Vater!" Indem meinte der verwunderte Schullehrer: „Ach, es iſt auch nur ein Geſundheitsſpaß von Ihrem Herrn Vater; das ewige Sitzen und Grübeln fährt ihm öfters in den Unterleib, und dann ſucht er ſich durch dieſe gymnaſtiſchen Uebungen wieder die erſchlafften Ganglien aufzurütteln, und es gelingt immer, beſonders durch den Schweiß!" Nun dankte Schlachtenmaler Gott und hielt ſich an ſeinen Begleiter, um

in den Garten zu gehen. Blaſedow ſaß hinten in einer verfallenen Laube und kenchte von ſeinem ambulanten ruſſiſchen Bade, indem er ſich mit einem Tuche die Stirn trocknete. Der Garten war theils zerſtört, theils gar nicht mehr bebaut. Ueberall im Aeußern der Widerſchein des zerrütteten Innern dieſer Familie. Schlachtenmaler ſtand einige Male ſtill, um ſich zu faſſen und den Küſter ohnedies, der voreilig mit der Kunde durchgehen wollte. Da ſtand Blaſedow auf und kam den Beiden mit großer Ruhe entgegen. Schlachtenmaler konnte nicht weiter und hielt ſich, von Wehmuth durchzittert, an einen Baum. Blaſedow hatte ihn erkannt, und mit ſanfter, innerlich erbebender Stimme rief er ihm zu: „Ermanne dich, mein Sohn! wir gehören doch Beide zu den Leuten, die in rührenden Lagen erſt dann weinen, wenn die Andern ſchon wieder getrockneten Auges Kaffee trinken und Butterſemmeln eſſen. Mein guter Junge!“

Damit drückte er Schlachtenmalern an ſein Herz und ließ ſich die trocken ausgedörrte Wange ſo lange von ihm küſſen, bis ſie von deſſen Thränen ganz durchnäßt war. Nun erſt hielt er ihn gleichſam gegen die Sonne, ſchüttelte ihn wie einen alten, treuen Bekannten und zog ihn mit ſich auf die morſche, von Wind und Wetter halb zerſtörte Bank der Laube. Der Küſter ging, um ſeine Kopfrechnungsmaſchine weiter auszuführen.

Nun fing Blaſedow ordentlich erſt an, mit ſeinem Sohn Parole auszuwechſeln und gleichſam ſein Signalement zu prüfen. Er frug ihn; „Was denkſt du denn nun vom Leben?“ Schlachtenmaler ſagte: „Es gibt uns nur das, was wir ihm opfern. Was es uns ſchenkt, darum verkürzt es uns. Je glücklicher wir ſind, deſto ärmer werden wir.“

„Was denkſt du nun wohl von den Menſchen?“ fragte Blaſedow. „Beſſeres,“ antwortete Schlachtenmaler, „als ſie ſelbſt. Jeder

wäre des Höchſten fähig, aber es wird nicht geweckt. Der größte Feind der Menſchen iſt die hergebrachte Ordnung. In der Harmonie derſelben aufzugehen, dahin drängt ſie die Erziehung und der Staat; die Moral nennt es Tugend, ſich nicht hervorzuthun, ſondern im Ganzen zu verſchwimmen. Die Menſchen bedürfen einer neuen Erlöſung. Die Hebel der ſittlichen und geſellſchaftlichen Ordnung ſind ermattet, es müſſen neue elaſtiſche Springfedern kommen, um die Menſchen lebendiger in den bewußten Gebrauch ihrer Kräfte zu verſetzen."

„Was denkſt du von Gott?" fuhr Blaſedow fort. „Daß er überall gewiß da vorhanden iſt," ſagte Schlachtenmaler, „wo ich einen Raum, eine Lücke nicht auszufüllen weiß."

„Was denkſt du von der Bildung?" — „Daß Kenntniſſe nur ihr Einmaleins ſind; die höheren Rechenſpecies müſſen anderswoher

entnommen, aber die Kenntniſſe doch die ſich von ſelbſt verſtehenden Vorausſetzungen ſeyn."

„Was denkſt du von der zukünftigen Civiliſation?" „Daß ſie damit beginnen wird, unſre gegenwärtigen tiefſten Begriffe eben ſo leicht zu nehmen, wie wir jetzt die Begriffe des Reformationszeitalters uns ſchon an den Kinderſchuhen ablaufen. Das neue Stadium der Bildung beginnt, wenn das, was jetzt beſtritten wird, ſich von ſelbſt verſteht."

„Was denkſt du von den Fürſten und Monarchien?" „Daß ſie immer bereit ſeyn müſſen, die Throne zu verlaſſen, und nur deßhalb bleiben, weil ſie beauftragt und gebeten ſind, die Repräſentanteurolle eines notwendigen Begriffs zu ſpielen."

„Und von der Liebe?" „Daß die Ehe zwar zu vermeiden, aber nicht zu umgehen iſt."

„Was denkſt du von der Literatur?" „Daß Shakeſpeare todt iſt."

„Und von der Kunſt?“ — „Daß ſie nach Brod geht.“

Blaſedow lachte und ſagte: „Keine einzige Antwort iſt richtig, die du gegeben haſt; aber, wenn deine Gedanken Werth für dich ſelber haben, ſo ſind ſie unwiderleglich. Damit zog er ihn in die Höhe, ergriff ſeinen Arm und verließ den Garten und das Haus. „Du wirſt dich wundern,“ begann jetzt Blaſedow, indem ſie gingen, „daß ich dich und deine Brüder ſo lange Zeit euch ſelbſt überließ. Da ich aber für euer Wohl nicht ſorgen konnte, wollt' ich wenigſtens nicht, daß eure Eltern für eure Plage ſorgen. Es iſt das traurigſte Unrecht, das man in der Erziehung begeht, wenn man der Jugend ſeine eignen Verwirrungen, Leiden und Leidenſchaften als eine Zwangsmitgift aufdrängt, wenn Eltern ihren Kindern zumuthen, die ganze Reihenfolge ihrer eigenen unbefriedigten Wünſche und nicht ſelten verzweifelnden Hoffnungen

mit durchzukoſten und überhaupt unter dem Ausdruck „Kindesliebe“ mitverſtehen, daß die Übrigen ſich an all dem Jammer und Elend mitbetheiligen, was ſie ſich ſelbſt ſchufen und noch weniger mildern können dadurch, daß ſie Andere mit hineinziehen! Mein lieber Sohn, wie du mich hier ſiehſt, jetzt erſt klar geworden über die Welt, und was ich von ihr zu hoffen habe, bin ich einer Miſpel zu vergleichen, die erſt reif iſt, wenn ſie ſchon fault. Jetzt, wo ich ein recht morſcher, wurmzerfreſſener alter Weidenſtamm bin, jetzt leucht' ich erſt recht und bin mir in meiner Lebensnacht ſelbſt eine Laterne, die findet, was ſie ſucht. Mein Sohn, wenn man in der groſſen Welt lebt, vielen Menſchen begegnet und mit ihnen zu thun hat, wenn man Buckligen, Lahmen, Blinden, Tauben Rückſichten zu ſchenken, auf Stumme zu hören, auf Abweſende zu ſehen hat, wenn der Eine originell, der Andre empfindſam, der Dritte diplomatiſch ſeyn will,

dann kann man es ſelbſt bei einem verwundeten und mißvergnügten Herzen aushalten, zu leben, wie die Andern, und aus der Verworrenheit ſich einen Antrieb zu ſchaffen, für das eigne Mitfortkommen zu ſorgen; ſchlägt aber Alles in dich hinein, haſt du keine äußere Aufforderung, dem Unmuth an dieſem und jenem Luft zu machen, dann muß ſich allmählich deiner eine ſanfte, ſtille, ſonntägliche Grabesruhe bemächtigen. Siehe, ſo hab' ich mit der Welt abgeſchloſſen, und euch nun, euch, meine Kinder, wollt' ich eben nicht beläſtigen und ſtören."

Blaſedow war bei dieſer rührenden Erklärung ruhig und gefaßt; nur der heftige Druck der Hand, den Schlachtenmaler in der ſeinigen fühlte, verrieth ſeine tiefe Bewegung. So kamen ſie an den Kirchhof, und Blaſedow machte ſeinen Sohn mit lächelnder Miene auf die Mauer deſſelben aufmerkſam. „Ich hab' es noch immer zu verhindern geſucht,"

ſagte er, „daß man deine erſten Kohlencartons überfalkte, was die geiſtlichen Inſpectionsreiſenden längſt wollten.“ Schlachtenmalers Herz wurde beklommen, weil es nun nicht fehlen konnte, daß die künſtleriſchen und dichteriſchen Leiſtungen der Brüder zur Sprache kamen. Blaſedow fuhr mit Ruhe fort, indem ſie weiter gingen und das freie Feld ſuchten: „Ich hab' euch um ſo weniger durch meine Zudringlichkeit ſtören wollen, als ihr Alle eure eignen Bahnen zu meſſen und euren Talenten zu leben hattet! Die jungen Keime müſſen nun Knoſpen getrieben haben; die weitere Entfaltung wird ſich bei den ſchönen Tagen, die jetzt überall für die Kunſt anzubrechen ſcheinen, nicht verſpäten. Eine Zeit, welche ſich lange mühte, ein philoſophiſches und geſellſchaftliches Räthſel zu löſen, und die Löſung nur in der Revolution findet, welche doch Niemand will, kann nicht anders, als das Gute und Wahre zuletzt unter der Form der Schönheit

auffaſſen. Der Meinung und der Leidenſchaft muß ſich eine edle Rückſicht, die Grazie der Verhältniſſe, zugeſellen. Wo wir uns noch bekämpfen im Augenblick, die, welche das Grelle, Nackte, rein Leidenſchaftliche mit den Waffen in der Hand wollen, ſind verhaßt, und die, welche die Ueberzeugung an gewiſſe unveränderliche Bedingungen des menſchlichen Herzens oder der Grazie knüpfen, ſind allein willkommen. Oder ſoll der ſich immer mehr entfaltende Flor der Kunſt vielleicht nur der Ueberwurf ſeyn, den man auf Lampen und Kronleuchter hängt, ſo lange man ſie nicht braucht, da ich geſtehen muß, daß ſo Vieles im ſocialen und politiſchen Leben noch nicht gelöst iſt, daß ſo manche uſurpatoriſche Begriffe ſich wieder zu einer Herrſchaft aufgeworfen haben, welche ihnen die philoſophiſche Vernunft und unſre jüngſte Geſchichte ja eigentlich ſchon aus den Händen gewunden hatte; da es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß der Beſchluß

unſers Jahrhunderts die Fragen wieder aufnimmt, welche am Beginne deſſelben jetzt ſo ängſtlich abgebrochen und vertagt werden, ſo möchte wohl dem Edeln und Wahren kein günſtigeres Intermezzo haben kommen können, als ein äſthetiſches, als eine Feuerprobe der Schönheit, die die Leidenſchaft und die Ueberzeugung aushalten müſſen, ſo daß ſich den Gemüthern durch äußere Reize dasjenige einſchmeichelt, was ſie ſeiner innern Glut nach vielleicht weniger richtig verſtanden hätten. Die Berechnung, mein Sohn, die ich mit dir und deinen Brüdern anſtellte, wird mich nicht täuſchen. Eure Jahre werden gerade ſo lange währen, bis vielleicht wieder eine Barbarei, ein bilderſtürmender Fanatismus ſeine Geißel über die Erde ſchwingt. Ihr habt eine Zeit, wo die Sonne der Wahrheit von manchen noch nicht zerriſſenen Ideen-Verhängen eine Beleuchtung erhält, die wenigſtens für die Künſte die rechte iſt."

Schlachtenmaler ging ſtumm neben ſeinem Vater und wußte nicht, wie und wo er ging. Die Gegenſtände hatten ihre Umriſſe verloren; das Auge war ganz in ſein Inneres gekehrt, er wußte und hörte nichts, als die Stimme Blaſedows und die ſeines Gewiſſens, die ihm, wie mit Riemen, immer feſter die Glieder zuſammenſchnürte, ſo daß er alle Kraft und Haltung verlor. Blaſedow fuhr fort: „Eure Berichte über das, was ihr geleiſtet, waren bald etwas monoton, bald zu ausſchweifend. Ich tröſtete mich, daß wahl die Wahrheit in der Mitte liegt. Ich machte noch kaum die Anſprüche, die ihr ſchon zuweilen befriedigt haben wolltet: denn der Künſtler gedeiht nur im Maß einer fortſchreitenden Abrechnung mit der Welt. Die Phantaſie will Land gewonnen haben, ehe ſie darauf Paläſte zaubern kann. Kenntniſſe iſt ein triviales Wort; und doch iſt mir noch nie ein vollendeter Schauſpieler vorgekommen, der nicht mit dem Genie,

das ihm durch Geburt kommen mußte, auch eine anständige Sicherheit im Gebiet der Bildung besaß. So erst kann er das Blendende, was ihm schnell in die Augen springt für die Auffassung einer Rolle, vergleichen mit andern möglichen Auffassungen, die das Resultat des nüchternen Verstandes sind, und es wird ihm oft genug widerfahren, daß er eine erst reizende Idee aufgeben muß, weil sie eine längere Prüfung und Zergliederung nicht aushielt. Bildung ist Sicherheit in den Bewegungen rechts und links; Bildung heißt: Nichts anstaunen! Bildung ist da nicht, wo ein einziger genialer Funke, der in eine Vorstellung fällt, gleich einen lichterlohen Brand verursacht; sondern Bildung schreitet langsam vorwärts, hört das Neue wie etwas Altes und Bekanntes an und sucht sich still mit Maß und Ziel das anzueignen, was ihr bisher entgangen war. Nur die auf solche Bildung fußenden Dichter und Künstler wußten das

wahrhaft Große zu ſchaffen; wie im Gegentheil alle diejenigen nur etwas Unvollendetes geſchaffen haben, die wohl ihr griechiſches Feuer, aber nur kleine Behälter dafür hatten, nur ihre elektriſchen Funken und keine Vehikel. So ſollet ihr auch, liebe Jungen, namentlich darüber nachdenken, was es heißt: ſich arrondiren! Erſt, wer ſchon etwas Land und Eigenthum hat, kann Eroberungen machen, die ſich unterſtützen laſſen; eine Rückwand muß der Künſtler haben, wie mich denn keine Gemälde auf Ausſtellungen kläglicher angeſprochen haben, als die, wo in einem einzigen Bilde der Künſtler ſeinen ganzen geiſtigen Fond untergebracht zu haben ſchien. Striche, Schatten, Lichter, Alles verräth, daß der oft geniale Kopf in dem Einen auch gleich Alles geben wollte und für ein neues Bild wahrſcheinlich auch einer ganz neuen Vorbereitung bedurft hätte. Es wäre nun aber bald Zeit für euch, daß ihr eine gewiſſe Sicherheit in euren Arbeiten gewännet."

Blaſedow ſah Schlachtenmalern fragend an; dieſer ſchlug die Augen zur Erde und fühlte, wie Alles um ihn her gleichſam von ihm abfiel, und ihm die Welt als Anlehnungspunkt ſo ſehr entzogen wurde, daß er ſeiner nicht mehr mächtig war. Nicht die Entdeckung ſcheute er, daß ſie noch nichts geleiſtet hätten, ſondern das Geſtändniß, daß ſie Leiſtungen gelogen hätten. Er ſah mit Zittern dem Moment entgegen, wo die Kataſtrophe wie ein angezündetes Pulverfaß in die Luft ſpringen mußte, und kam mit ſeinen gereizten Nerven ſchon in jenen Heroismus hinein, der mitten in der Gefahr ſelbſt die Schwächſten überfällt, in den Heroismus der Selbſtaufopferung. Blaſedow begann auf's Neue: „Ich bin wohl neugierig, einmal eine der Satiren Alboins zu leſen. Was er davon bis jetzt mir dem Thema nach genannt hat, iſt wohl zunächſt nur Moquerie und noch keine Satire. Dieſe muß einen großartigen Hintergrund haben und

Welten ahnen lassen, die im Gemüth des Satirikers auf und nieder gehen. Die Satire ist eine natürliche Tochter der Nacht, während die Melancholie zunächst die legitime derselben ist. Auf Theobalds Gedichte gebe ich gar nichts; ich glaube, die Welt muß ihn erst wie Wirbelwind fassen, einige Mal umdreben und in die Höhe schleudern. Gedichte müssen einen Schwerpunkt haben und sich eine Macht sichern, die trotz scherzhafter Reime und kurzer Strophen Niemand zu bezweifeln wagt; welcher Dichter nicht etwas Souveraines und beinahe Aristokratisches in seiner Art aufzutreten hat, dem werden auch die Völker nicht zuströmen. Was hat Amandus denn in neuester Zeit gemacht?"

Hier standen die beiden Spaziergänger an einem Abhange. Oben eine mit Bäumen besetzte Erdschicht, die, in der durchaus nicht gebirgigen Gegend eine Seltenheit, über dem thalwärts sich unten hinziehenden Wege fortragte.

Die Tiefe bis unten war nicht gerade schwindlig, machte aber einen Sprung doch gewagt, und am wenigsten hätte man Jemanden dazu bereden dürfen. Schlachtenmaler, zermalmt von Schmerz um die Täuschung des Vaters, von Scham über seinen und der Brüder Leichtsinn, trat mit Entschlossenheit dicht an den Rand des Abhanges und sagte mit krampfhafter Verzweiflung: „Vater, denke dir den Augenblick, wir ständen auf dem Straßburger Münster..... und du hörtest von mir..... daß alle deine Hoffnungen betrogen sind..... daß Keiner von uns geworden ist, was du dachtest, Keiner das, was zu seyn wir dich belogen haben, daß wir Alle noch in der Irre gehen und für Alles, vielleicht höchstens für die Schauspielkunst nicht, verdorben sind, und ich, um meine Scham und Reue zu verbergen, machte, beim allmächtigen Gott! Miene, mich nun hinunterzustürzen.“ — Schlachtenmalers junges Blut war in der That in einer

Aufregung, daß er den Sprung auf das erste Wort des Betrogenen, wie eine Curtiusthat, vollzogen hätte. Blasedow starrte ihn mit einem halbtodten, gebrochenen Blicke an, durch welchen eine dunkle Zornesflamme über die Lüge zuckte; dann preßten sich massenhafte Gedankenreihen im Sturme durch seine Gehirnkammern, er stand wie vernichtet, sann und sann und hauchte zuletzt, wie einen Sterbeseufzer, die Worte aus: — „Ich würde dich zurückhalten!"

Schlachtenmaler konnte seine Augen nicht aufschlagen, sondern warf sich in's Gras, um sie zu verbergen. Für Thränen war der Moment viel zu furchtbar ernst. Blasedows Lungen hörte man an, wie krampfhaft ihnen der gepreßte Athem entströmte. Er hielt sich an einen Baum, nicht schwach und ohnmächtig, sondern sinnend, ernst, grübelnd. Eine ganze Welt von Hoffnungen lag verschüttet vor ihm, in allen seinen Blumen hatte

der Sturm gewüthet, die Fenster seines pädagogischen Treibhauses waren vom Hagel zerschmettert. Gerade das aber, was ihn hätte recht vernichten sollen, daß er die Schuld dieser Scene trug, gab ihm wieder einigen Muth, weil er darin den Glauben an die sich selbst ergänzende und heilende Kraft der Natur und des menschlichen Geistes gewann. Schlachtenmalers Reue traf ihn hart: denn er war gerecht genug, einzusehen, daß der Erzieher selbst die meiste Schuld trug. Sein Zorn und sein Entsetzen löeten sich in Wellenschläge auf, die erst noch stürmten und das Gleichgewicht nicht finden konnten, dann aber immer wehmüthiger und sanfter fluteten, so daß er den herbeieilenden Küster, der ihm einen großen, rothgesiegelten Brief brachte, mit lächelnder Ruhe abfertigen konnte. Er erbrach das Schreiben, dessen Siegel officiell war, und, als wenn die Schicksale und Erfahrungen homöopathisch sich zu heilen suchten,

dem einen Schmerz wurde hier ein anderer beigesellt, und einer durch den andern allmählich geheilt.

Er ging zu Schlachtenmaler heran, hob ihn auf, küßte ihn und sagte, indem er den Brief zeigte: „Ich bin meines Amtes entsetzt! Die ganze Welt steht mir nun offen. Komm, wir haben ja so viel nachzuholen, so viel zu verbessern! Wir wollen nun Alle, und ich zum meisten, noch einmal von vorne anfangen.“

Als sie gingen, ergriff Schlachtenmaler den Brief und commentirte ihn mit Heftigkeit. Es ist ein bewährtes Heilmittel für erzürnte und gekränkte Gemüther, daß man ihre Empfindungen auf Gegenstände lenkt, wo sie Fug und Recht haben, ihren Groll auszusprechen. Wie manche Tochter versöhnte die über ihre Tanzlust erbitterte Mutter dadurch, daß sie zufällig das Gespräch auf die Toilette einer Rivalin bringt und die Mutter in

einen andern Harniſch jagt, wo die Tochter nicht anders als immer Recht geben kann, und die Mutter über der neuen Invective die alte vergißt. Auch Blaſedow war bei allem Mißtrauen und bei aller Menſchenkenntniß im Grunde ein kindlich geſtimmtes, leicht behandeltes Gemüth. Seine Gedanken kamen alle in die Richtung des Conſiſtoriums, ſeine Zunge ſpitzte und vergiftete ſich gegen Blaustrumpf, ja, die Ausſicht, ſo ſchnell in eine nun ganz neue Lebensbahn geworfen zu werden, erheiterte ihn zuſehends. Alle Zurüſtungen zur Abreiſe wurden getroffen. Das Nothwendigſte kam ſchnell zuſammen und wurde auf einen Leiterwagen gepackt, den einzigen, den das Pfarrhaus noch beſaß. Schlachtenmaler griff thätig mit ein, ob er gleich innerlich beſorgt genug war, was ſich aus dem Allen mit der Zeit ergeben ſollte.

Am folgenden Morgen fuhren ſie Beide der Reſidenz zu. Sie waren ſelbſt begierig,

was nun noch Alles auf dem Blatt ſtehen würde, welches eben das Schickſal mit ſo groſſer Schnelle in ihrem Lebensbuch umgeſchlagen hatte.

Ende des zweiten Theils

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

# Blasedow und seine Söhne.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags der Classiker
unter Direction von Moriz Schäffler.

# Blaſedow

und

# ſeine Söhne.

Komiſcher Roman

von

Karl Gutzkow.

Stuttgart.

Verlag der Claſſiker

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Blaſedow

und

# ſeine Söhne.

Komiſcher Roman

von

Karl Guzkow.

Dritter Theil.

Stuttgart.

Verlag der Claſſiker.

1838.

# Erſtes Kapitel.

Wiederſehen und Berge ohne Echo

„Das iſt freilich etwas Anderes“ — ſagte der Amtmann betroffen, und Thespis, der Schauſpieldirector, wiederholte ſich mit erzürntem Nachdruck, blutroth vor Ingrimm und mit mehr natürlicher als Kunſtwärme: „Ja, auf Stempelpapier! Auf Landesſtempelpapier! Denn ich werde kein“ — er brauchte hier eine thieriſche Metapher — „ſeyn und die Waffen aus den Händen geben! Kann heutiges Tages ſich eine Kunſtanſtalt erhalten, wenn die Directoren alle, und die Schauſpieler keine Verbindlichkeiten haben? Herr, es gehen ja bei

der so um sich greifenden Dressur jetzt mehr Schauspieler, als Pferde durch! Kaum sticht die so ehrvergessenen Menschen der Hafer, kaum haben sie sich nach Kummer und Elend bei einer achtbaren Direction wieder runde Backen gegessen, so schlagen sie aus, reißen sich los und laufen in die weite Welt. Man erblickt erst einen solchen Findling am Wege, nimmt ihn in sein Haus, füttert ihn, gibt ihm Rollen, läßt ihn Halden spielen, und eines Morgens ist das Nest leer und der Vogel ausgeflogen. Die Wache bleibt, Herr Amtmann, sie bleibt; die Contracte sind auf Stempelpapier."

Der Amtmann entgegnete, nicht ohne sichtbare Zeichen einer großen Verwirrung: „Sie haben das Recht für sich, Herr Thespis, aber nicht die Vernunft! Es gibt einen Aufruhr. Meine bewaffnete Macht reicht nicht hin, fünf tollkühnen Abenteurern, die nur gewohnt sind, Räuber und Königsmörder zu

ſpielen, förmlich den Krieg zu erklären. Unſere Stadt iſt ein offenes Landſtädtchen, unſere Gerichtshalterei iſt auf Capitalverbrechen eben ſo wenig (denn wir haben ja nicht einmal einen Galgen), wie unſer Profoßamt auf eine complete Verſchwörung eingerichtet. Der Tumult in der Stadt währt mir zu lange, und bloß deßhalb mein' ich, Sie ſollten ſich lieber mit den Leuten vertragen und ſie gegen eine billige Entſchädigung ihrer Wege gehen laſſen."

Hier ſchlug Thespis jene eigenthümliche Lache auf, welche halb das Echo der Verzweiflung, halb diaboliſche Perſiflage ſeyn ſoll, und in dieſem Falle Beides auch wirklich war. „Mich mit ihnen abfinden!" lachte er laut auf, daß ihm die Thränen aus den zornigen, blutgeſprenkelten Augen kamen. „Entſchädigung!" rief er nochmals und wollte kein Ende finden, in dem Amtszimmer umher zu laufen, da er nichts weiter zu entgegnen wußte und durch ſein verzweifeltes ſatiriſches Lachen wahrſcheinlich

doch nur die leicht mögliche Thatsache verdecken wollte, daß die Gagen seit einiger Zeit vielleicht noch rückständig waren. Der Amtmann blickte zum Fenster hinaus und sah, daß der Marktplatz voller Menschen, und alle Industrie des kleinen Ortes still stand. „Kurz und gut," sagte er zornig und schlug die Acten zusammen, „zwei Tage hab' ich an dem Spectakel genug, Herr Thespis, und, wenn Sie mir nicht jetzt im Orte Frieden schaffen, so lasse ich Sie mit Ihren wortbrüchigen Rebellen alle zusammen zur Ruhe verweisen."

Thespis, der den aufgesprungenen Amtmann hindern wollte, sich nach Hut und Stock umzusehen, und eben eine donnernde Rede aus dem „Bürgermeister von Saardam" halten wollte, wurde von einem Amtsdiener und einem lauten, gellenden Pfeifen auf dem Marktplatz unterbrochen. Die rebellischen Schauspieler, hieß es, hätten sich der gesammten Garderobe — Thespis wartete jedoch die Periode

nicht ab, sondern stürzte leichenblaß zum Amtszimmer hinaus (der Amtmann besonnen hinter ihm her), lief wie Diogenes baarhaupt über den Rathsplatz jenem alterthümlichen Gebäude zu, welches seiner Truppe zu ihren theatralischen Leistungen eingeräumt zu werden pflegte. „Platz, Platz dem Generallieutenant!“ schrie er aus „Wallensteins Tod“ und bahnte sich mit gewaltsamen Stößen den Weg durch die vor dem Gebäude versammelte Menge. Die ganze Stadt freute sich, seit zwei Tagen eine theatralische Vorstellung im Freien und unentgeltlich zu sehen: denn es sah romantisch aus, die alte Ruine, welche früher ein Kloster gewesen war und jetzt gewöhnlich als Waarenmagazin diente, in den Schauplatz einer ritterlichen Begebenheit verwandelt, ein hoher Thurm, dessen Fenster zwar seit Jahrhunderten schon mit Brettern vernagelt waren, aber doch noch aus einigen Oeffnungen die Schadenfreude der fünf aufrührerischen Schauspieler verrieth, die

ſich in dieſen Thurm geworfen und ihn unten am Eingange verriegelt und verrammelt hatten. Ein Duzend Stadtſoldaten hielt an der von Innen verſchloſſenen Thür Wache und blickte vergebens zu den Belagerten empor, die zuweilen oben den Kopf aus einer Luke ſteckten und eine Fledermaus oder todte Ratte, zum Jubel der verſammelten Menge, hinunterwarfen. Oefters ſangen ſie auch Lieder aus Schillers Räubern und Wallenſteins Lager oder ſingen mit den Belagerern ſcherzweiſe zu parlamentiren an. Die Unmöglichkeit, die Thür zu ſprengen, lag nicht ſo ſehr in dem feſten Schloſſe deſſelben, als in dem Umſtand, daß dieſer Thurm als Garderobe- und Decorationsbehälter benutzt worden war. Die Belagerten hatten ſich nämlich theils der Couliſſen, theils der Kleiderkiſten dazu bedient, die Thür zu verſperren. Thespis konnte daher bei aller eignen Erbitterung und bei allem Muthe der durch Trinkgelder und verſprochene

Freibillets angefeuerten Stadtmiliz dennoch keinen Sturm wagen, weil ihm die gesprengte Thüre unfehlbar auch die Hinterallee des Parkes von Belriguardo, einige alte Ahnenhallen und wohl gar die Teufelsschlucht aus dem Freischützen in Stücken zerrissen haben würde. Wenn Thespis den Belagerten mit Hinterlist den Weg der Güte zurief, so ließen diese in zweideutiger Anspielung einen Strick herunter und meinten damit zunächst wohl nur, daß die Thür unerbrechlich wäre, und der Director auf diesem Wege zu ihnen hinaufklettern möchte. Diese Verhöhnung mit dem Wege der Güte, da er wirklich keinen andern zum Thurme finden konnte, hatte ihn so verdrossen, daß er zum Amtmann lief und um ernstliches Einschreiten bat, mit einem Erfolge jedoch, den wir schon kennen.

Thespis kam athemlos an dem frei im Hofe des Magazins belegenen Thurme an und sah schon in der Ferne, wie die im

Thorwege, im Hofe und draußen vor dem Gebäude verſammelte Menge über das neue Schauſpiel lachte, welches die Belagerten zum Beſten gaben. Dieſe mußten nämlich allerdings auf ein Mittel ſinnen, um aus ihrer drückend ängſtlichen Lage befreit zu werden. Eben im Begriff, ſich heimlich von der Geſellſchaft zu entfernen, hatte ſie Theſpis arretiren laſſen. Einer und der Andre wäre wohl entſprungen; aber, da ſie Alle für Einen ſtehen wollten, ſo blieb ihnen nichts übrig, als ſich in den Thurm zu werfen und von hier aus ihr Schickſal abzuwarten. Flucht war nicht möglich; Lebensmittel beſaßen ſie nur hinreichend für einen Tag. Seit vierundzwanzig Stunden peinigte ſie der fürchterlichſte Hunger, der durch vieles Reden unter ſich (eine bekannte Erfahrung, die es auch den Armen räthlich macht, lieber ſtill zu ſchweigen bei ihrem leeren Magen) nur noch heftiger wurde. Sie mußten alle ihre Verſchlagenheit zu Hülfe

nehmen, um nicht den Aeltesten unter ihnen in die Lage Ugolino's zu bringen, und so verfielen sie auf den Ausweg, den Director durch die angedrohte Vernichtung seiner Garderobe zum Frieden und zu freiem Abzug zu zwingen. Sie schlugen die Kisten auf und nahmen sämmtliche Harnische und Schlafröcke, Königskronen und Schlafmützen, Räuber- und Jagdröcke, Königinnenroben und durchsichtige Tricots mit hinauf in die höchste Zinne des Thurmes, wo sie sich ankleideten und in den verschiedenartigsten Costumes auf eine Art von Gallerie hinaustraten, wo sie mit jubelnder Begrüßung empfangen wurden. Siehe, da stand der fabelhafte chinesische Kaiser Altoum, mit einer ungeheuren Deckelmütze und einer Kleiderschleppe, die wie eine Schiffsflagge vom Winde gefaßt wurde und um den ganzen Thurm herumklatschte! Aus zwei Roßschweifen eines Theodor Körner'schen Zriny-Paschas hatte sich der chinesische Kaiser einen ungeheuren

Schnurrbart gemacht, und, um das Volk noch mehr zu beluſtigen, ſetzte er die Papagenoflöte an den Mund und blies: „Ein Männchen oder Weibchen —“. Hinter ihm ſtand die Königin der Nacht in dem weiten, ſterndurchſäeten, falſchen Spitzenſchleier, der dem Director Thespis nicht wenig Geld koſtete und um ſo theurer war, als ihn nur Madame Binder-Bürſten trug, nie eine Gaſtin, geſchweige ein Mann! Die Königin der Nacht hatte in der That die Abſicht, die Sonne zu verdunkeln, die ſo herrlich ſchien und den gaffenden Leuten gerade in's Angeſicht. Sie ließ ſich den ungeheuren Sternenſchleier an zwei Eckvorſprüngen des Thurmes befeſtigen und breitete ſomit ihre Flügel wie eine rieſenhafte Fledermaus aus. Es wurde mit den Gewändern der Garderobe ein ſo großer Luxus getrieben, daß ſich der fabelhafte Kaiſer Altoum und die Königin der Nacht ordentlich wie zwei Kaſchemir-Bajaderen ausnahmen, die den

beliebten Shawltanz, wenn gleich diesmal sitzend, aufführten. Um die Gruppe vollständig zu machen, blickten an verschiedenen in der Drapperie gelassenen Lücken drei andere Gestalten hervor. Zuerst Werther im blauen Frack und den gelben Beinkleidern, mit einer Pistole in der Hand, die von der Stadtmiliz mißverstanden wurde und sie um so mehr anfeuerte, den Amtmann zur Aufhebung der Belagerung zu ermuntern. Sodann Graf Dunois, der Bastard von Orleans, in einem ganz neupolirten blechernen Harnisch, mit heruntergelassenem Visier und einem beispiellosen Hünenschwert, welches er aus dem prächtigen Waffenschranke jenes Scharfrichters entnahm, dessen Freiknecht der berühmte Hinko der Madame Birchpfeiffer wurde. Thespis blickte diese Scene mit jenem, schon einige Mal an ihm beobachteten Lächeln an, welches bei manchen Leuten, die man auf's Aeußerste bringt, die Ouverture zum Wahnsinn zu seyn

pflegt. Er mußte nicht nur ſehen, daß man ſeine koſtbaren Coſtumes auf dieſe Art mißbrauchte, ſondern ſie auch den Blicken eines Publicums preisgab, welches dazu kein Eintrittsgeld gezahlt hatte. Es war Zeit, daß er ſich an den Paukenſchläger ſeiner Capelle lehnte: denn des Hohnes wurde immer mehr. Nun ſah man gar noch den fünften der contractbrüchigen Durchgänger als Richard III. auftreten, und zwar mit einem Buckel, der weit über eine natürliche Vorſtellung hinausging. Thespis konnte ſogleich wahrnehmen, daß zur Ausfüllung dieſes Schweizer Rigis von einem Höcker nicht etwa die ausgezogenen Kleider des Poſſenreißers würden gedient haben, ſondern er ſetzte nicht mit Unrecht voraus, daß ſich in dieſem Ungethüm mehr als zehn Wappenröcke, Räuberanzüge und Lazzaronimäntel zuſammengeballt finden würden. Richard III. nahm ſich zu ſeinem Rücken wie ein Beduine zu einem Kameel aus; er konnte recht eigentlich

im Schatten ſeines Unglücks wandeln und hatte nur nöthig, ſich nach der Seite hinzuwenden, wo gerade der Wind herkam, um vor ihm geſchützt zu ſeyn. Wie ein Dolchſtoß war es dem Director, wenn Richard III. mitunter ausrief: „Mein Königreich für ein Pferd!“ denn Thespis pflegte dieſen Tyrannen ja ſelber zu ſpielen und hatte gerade etwas Beſonderes in ſeinem Organ, was ihm der Schelm ſo glücklich nachzumachen wußte, nämlich, bei jedem Satze das Räuſpern, was Thespis früher aus Verlegenheit ſich angewöhnt hatte und ſpäter zu einer Kunſteigenthümlichkeit erhob, die bei ihm das heiſere Organ Ludwig Devrients erſetzen ſollte. Richard III. auf dem Thurme courbettirte wie ein Affe auf Thespis berühmtem Paradepferd und ſchaltete das bedeutſame Räuſpern ſelbſt da ein, wo es unter keiner Bedingung hingehörte, z. B. in die im höchſten Affect geſprochenen Worte: Ein Pferd! Ein Pferd!

wo der contractbrüchige Schauſpieler hinter jedem Worte eine Pauſe machte und ſie zum Räuſpern benutzte. Thespis wagte nun auch nicht mehr zu widerſprechen.

Nämlich dem Amtmann, der ſchon lange vor ihm ſtand und ihm ernſtlich die Präliminarien eines unverzüglich zu ſchließenden Friedens vorhielt. Das Volk verlaſſe ſeine Arbeit, und kein auf nächſten Sonntag beſtellter Rock oder Stiefel würde fertig werden; die Stadtmiliz wäre ſo anſtrengender Operationen nicht gewohnt, und die Schauſpieler ſelbſt hätten im Thurme keine Lebensmittel, wohl aber, wie es ſcheine, die tollkühne Idee, eher zu verhungern, als nachzugeben; wie er, als Amtmann, beſtehen würde, wenn man die Waghälſe todt im Thurme fände! Thespis ſah die Vernichtung ſeiner Garderobe vor Augen. Die Contractbrüchigen zerrten an ihr erbarmungslos und ſchleppten jetzt ſogar den Comthur zu Pferde aus Don Juan herauf und

ſtellten das ſteinerne Monument, es war aus Pappdeckel, oben aus. Auch die Marmorbraut (man ſieht, Thespis hatte ein gutes Repertoire) wurde aufgeſtellt, gleichfalls eine Figur aus Pappdeckel. Der Director wandte ſich ab: vor ſeinem Blicke gaukelten alle zertrümmerte Requiſiten ſeines Muſentempels, er ſah im Fieberwahne oben den Bürgermeiſter Staar, er ſah Poſa, den Aſtrologen Seni, ſah Johanna von Montfaucon, Karl Moor, die Jungfrau von Orleans, den Abbé de l'Epée, Othello, Jaromir, er winkte abweiſend mit der Hand und entſchloß ſich, an den Paukenſchläger und den Amtmann gelehnt, mit den Belagerten zu capituliren.

Nach langer Verhandlung entſchloß ſich endlich Thespis, den contractbrüchigen Flüchtlingen freien Abzug zu geſtatten. Er machte ſich anheiſchig, einen Wagen vor dem Thurm auffahren zu laſſen, auf welchem die Beſatzung gleich das Weite ſuchen ſollte. Der Amtmann

und die Stadtſoldaten, die lieber die Klingen einſteckten, um zu zeigen, daß Keiner darüber zu ſpringen hätte, garantirten dieſen weſtphäliſchen Frieden, der einen länger als dreißigſtündigen Krieg beſchloß. Der Wagen fuhr vor. Die contractbrüchigen Schauſpieler kleideten ſich um, und bald hörte man ſie die Stufen des Thurmes herunter kommen. Die wogende Menge drängte ſich an die Thür, welche mit den Couliſſen ſo geſichert war, daß es lange währte, bis ſie frei wurde und ſich öffnete. Ein allgemeines Hurrah empfing die tapfern Krieger, welche ſich wohlgemuth auf den Leiterwagen ſetzten und unter dem Pfeifen und Jubeln der Menge davonfuhren. Der Lärm war ſo groß, daß Herrn Theſpis Drohung, er wolle nun aber ihr ehrloſes Betragen auch in allen Blättern der Welt bekannt machen, unmächtig darin verhallte. Die Flüchtlinge kümmerte nichts, als die Unterſuchung des mitſtipulirten Eßwaarenkorbes. Sie hatten

wahrlich nöthig, daß sie bald in's Freie kamen, um ungestört für ihr nächstes Bedürfniß, den schon mit Verzweiflung ringenden Magen, zu sorgen.

Hinter dem Weichbilde des Städtchens wurde die Gegend öde und melancholisch. Während der Wagen noch auf einem unebenen Steindamme hin- und hergeschleudert wurde und später in den tief ausgefahrenen Gleisen eines Sandweges schlich, schien sich allmählich auch jede Vegetation zu verlieren, und nur dürres Haidekraut bedeckte die weite Aussicht, welche eine unermeßliche Fläche darbot. „Und doch," sagte derjenige von den Reisenden, welcher der Aelteste war und den Kaiser Altoum mit so würdiger, mehr passiver Ruhe als drastischem Willen gespielt hatte, „doch fehlt auch der Wüste ihr Reiz nicht. Nirgends blüht die poetische weißstämmige Birke so schön, als auf der Lüneburger Heide, und nirgends hab' ich die Lerche so empfunden, als da, wo

man sie sich als unmöglich denkt, zwischen Lüneburg und Celle. Die bunten Blüthen des Haidekrautes kommen an Duft und Farbe oft den Alpenblumen gleich, und wie dichterisch ernst und fast babylonisch wehmüthig stehen da die dicken Weidenstämme, unförmlich zwar, wie Knollen, und mit weit weniger Zweigen, als dem Ueberfluß an Holze zukäme, aber gerade geeignet, Harfen an ihnen aufzuhängen, da man nirgends poetischer gestimmt wird, als da, wo die Poesie am entferntesten ist, und die Armuth der Natur das Menschenherz auffordert, ihr ein Lied zu singen und ihre Blöße mit Liebe zu bedecken."

Aus diesen Worten kann man Alles entnehmen, nur nicht, daß der, der sie sprach, so besonders redselig gewesen wäre. Es war nur unsere Pflicht, ihm das erste Wort zu gönnen, weil seines das erste vernünftige war. Man hatte genug um ihn her gelacht und das erlebte Abenteuer durchgesprochen, bis er sich

mit ſeiner ſanften Rede Bahn brach und die Gemüther zum Ernſt ſtimmte. Das Ernſteſte war aber die Zukunft, und, dieſe erörternd, ſagte der Eine: „Bis jetzt haben wir nach eingelernten Rollen geſpielt, und der Unterſchied ſcheint bloß der werden zu wollen, daß wir beim Grafen aus dem Stegreif ſpielen und ohne Theater.“ Ein Anderer griff in die Taſche und faltete einen Brief aus einander, deſſen Inhalt er nochmals (denn er kannte ihn ſchon) ungläubig durchmuſterte: „Große Verſprechungen, auf Sand gebaut! Wieder eine Lotterie, aber nicht mit Gütern, ſondern diesmal mit Menſchen.“ — „Und wo ihm,“ fiel ein Dritter ſehr ernſt und ironiſch ein, „doch auch die Nadel nicht fehlen ſoll. Uebrigens hat der Graf Talent und iſt unter der Conſtellation des Zeitgeiſtes geboren. Die Ritter-Induſtrie ſeiner fauſtrechtlichen Verfahren hat ihm nicht ſo viel hinterlaſſen, als er ſich, ſeitdem er Induſtrieritter geworden, durch einen

glücklichen Wurf erwerben kann. Er hat praktisches Talent und macht sich nicht viel daraus, noch unter der Hungertuchfahne groß für die Rechte der Feudalität zu kämpfen."

Und der Redner hatte Recht, die Tugenden eines zweideutigen Mannes in's Große und Lockende auszumalen, da es ja, allem Anscheine nach, der Wille der Flüchtlinge war, ihre bisherige theatralische Laufbahn zu verlassen und sich dem Unternehmungsgeiste eines Mannes anzuschließen, als dessen Princip uns schon längst bekannt ist, daß das Glück vom Einsatz abhänge. Der Aelteste, der Kaiser Altoum, mischte sich in die Unterhaltung nicht, sondern ließ nur höchstens einmal eine kürzere oder längere Bemerkung fallen, wie z. B. diese: „Liebe Kinder, wir scheinen nun einmal dazu bestimmt zu seyn, unser Leben alle Augenblicke von vorn anfangen zu müssen. Hab' ich doch selbst ein ganzes, mit trübseliger Consequenz durchgeführtes Leben über Bord

geworfen und mich ganz von Frischem wieder eingeschifft, um es noch umgekehrt zu versuchen. Es liegt eine eigene Ironie darin, daß ihr, die ich erzog, um nur Eines zu werden, jetzt gerade genöthigt seyd, Alles zu werden. Der Schauspieler hatte nun gar erst die Bestimmung der täglichen Umkleidung und mußte jeder Rolle gewärtig seyn. Wenn übrigens die Menschen sagen: Ihr seyd nichts! so wollen sie nach ihren Begriffen eigentlich sagen: Ihr habt nichts! Diese beiden Hülfszeitwörter unseres Daseyns werden von der Masse irrig verwechselt, und nur, wer darüber steht, sieht ein, daß im Werden die Würde des Mannes liegt. Wohl dem, der etwas hat; noch besser dem, der etwas ist; aber wehe dem, der je aufhören wollte, etwas zu werden! Wenn wir in andern Planeten unser hiesiges Daseyn etwa fortsetzen sollten, so werden wir doch nie von dem ausgehen dürfen, was wir hier schon geworden sind, oder die

Aufgaben jenſeits ſind ohnehin ſo hoch geſtellt, daß die Blume unſerer irdiſchen Bildung dort nur zu ganz gemeinem Dünger für eine ganz andere und herrlichere Vegetation dienen kann.“

In der Art etwa erging ſich eine Perſönlichkeit, welche leicht als leiblicher Vater der vier Uebrigen zu erkennen war. Am Abend kehrten ſie in einer einſam gelegenen Haideſchenke ein und ſetzten am nächſten Morgen ihre Reiſe fort. Der Weg bekam, je mehr ſich der moraſtige Haideboden in Sandboden verwandelte, hie und da einige Erhöhungen, und der Alte ſagte: Nur Eines wär' ihm unerträglich, die abſolute Sandfläche — und Sand- und Lehmgruben, die ſich für Thäler ausgäben und ordentliche Berge bildeten. Solche Gegenden könnten nur durch Mordthaten, die darauf begangen würden, berühmt werden, und es wär' ihm in manchen abſoluten Sandflächen immer zu Muth geweſen, als könnten

nur Schaffotte darauf wachſen. In der That kündigte ſich ihnen auch, je näher ſie dem Orte ihrer Beſtimmung kamen, in dieſen kleinen Sandhügeln eine ſehr unheimliche Erſcheinung an. Sie hörten nämlich von Zeit zu Zeit verhallende Töne, die einen gewiſſen Zuſammenhang zu haben ſchienen und doch immer nur mit Zwiſchenpauſen ausgeſtoßen wurden. Es war ihnen erſt wie der Hülferuf eines Unglücklichen, allein bald gab ſich ordentlich eine Methode in den Tönen zu erkennen. Sie folgten ſich unermüdet auf einander und ließen entweder einen Scherz vorausſetzen oder, wären ſie in Indien geweſen, einen Fakir, der, die heiligen Vedas auf dieſe Art Wort für Wort ſein Lebenlang in der Wüſte auszurufen, ſich und den Göttern gelobt hätte. Allmählich ergab ſich indeſſen, daß auch dieſe Annahme in Indien irrthümlich geweſen wäre: denn die Stimme kam immer näher, und ihre Worte ließen eher auf die laut hergeſagte Lection eines

Schulknaben, als auf die tiefen Philoſopheme der Gymnoſophiſten ſchließen. Die Reiſenden hielten innerhalb eines Zuſammenſtoßes verſchiedener Sandhohlwege inne und warteten den ſich immer mehr nähernden Schreier ab, der mit dem größten Aufwande ſeiner Lungen die Luft erſchütterte. Nun konnten ſie auch ſchon deutlich hören, welches der Inhalt der ſyllabirenden Gebirgswanderung war. Mit urmächtiger Stimme donnerte es ſchon dicht in ihrer Nähe aus dem brandenburgiſchen Kinderfreund:

„Aus — dieſem — Leſebuche — kann — ich — viel — Nützliches — und — Gutes — lernen, — darum — will — ich — es — in — Acht — nehmen — und — nicht — zerreißen. — Ich kenne — mein Leſebuch, — denn — ich habe — mir — gemerkt, — daß es — viereckig iſt, — einen — pappenen, — mit — Papier — und — Leder — überzogenen — Deckel — und — einen — weißen — Schnitt — hat. — Im — Januar

— iſt es — gewöhnlich — ſehr kalt, — und — im Juli — iſt es — gewöhnlich — ſehr — heiß. — Ich habe — in — der Küche — folgende — Dinge — geſehen: — Töpfe — Eimer — Schüſſeln — Teller — Keſſel — Näpfe — Kannen — Kellen — Quirl — eine Zange — einen Mörſel — eine Pfanne — ein Reibeiſen — einen Bratſpieß — einen Vorſtwiſch — eine Stürze — eine Butterbüchſe — einen Lohgrapen — viele Deckel — Taſſen — Büchſen — und einen großen Waſſerkrug."

Jetzt endlich wurde oben auf einem kleinen Sandhügel ein Mann ſichtbar, der den brandenburgiſchen Kinderfreund in der Hand hielt und ihn mit ungeheurer Anſtrengung auf die bezeichnete abgeſtoßene Weiſe ausrief. Als der Mann, der äußerlich eher einem Flur- als einen Fibelſchützen glich, der Reiſenden anſichtig wurde, ſchlug er den Kinderfreund zu, nahm eine Priſe und die Mütze ab und

grüßte. Befragt, was ihm denn wäre, daß er so grimmig in die Berge hinein buchstabirte, stieg er von der kleinen Anhöhe herunter und sagte: „Ach, es ist eine dumme Geschichte; aber ich bin verheirathet, und was thut man nicht um sein Brod? Uebrigens ist alle Mühe vergebens, und der Graf kann gewiß seyn, daß in keinem Winkel hier was zu hören ist.“

Es währte etwas lange, bis der Fibelschütz eine verständliche Auskunft gab. Er durchstreifte nämlich schon seit acht Tagen diese flachen Sandhügel, um, im Auftrage des Grafen, der etwas Großartiges im Werke hatte, zu untersuchen, ob nicht etwa ein Echo in ihnen verborgen läge. „Wär' ich nicht,“ sagte der umgekehrte, moderne Narcissus, „Musikus von Haus aus, so würd' ich mir schon was an der Lunge zersprengt haben“ (eigentlich sagte er zersprungen); „seit acht Tagen lauf' ich herum und brülle wie ein Stier nach 'nem Echo und höre keines; die Berge bleiben stockdumm,

ich mag ſchreien, was ich will. Da ich wenigſtens eine Unterhaltung bei dieſem läſtigen Geſchäft haben wollte, und da mein Witz auch nicht groß genug iſt, immer was Neues köpflings auszudenken', ſo hab' ich mir den brandenburgiſchen Kinderfreund mitgenommen und ihn ſchon einmal ganz durchgebrüllt; aber es hilft nichts, ich höre kein Echo."

Von den Reiſenden meinte Einer, wenn der Graf denn doch einmal zu ſeinen Plänen eines Echos in den Bergen bedürfte, ſo könnte er ja Jemanden anſtellen, der aus irgend einem „geheimen Plauderſtübchen" den Leuten das mit Geſchicklichkeit nachriefe, was ſie in die Gegend hinein ſchrien. „Ja," meinte der Fibelſchütz, ſich hinter den Ohren krauend, „was Anderes ſeh' ich auch nicht kommen, wenn's doch 'mal ein Echo ſeyn ſoll! Ueberhaupt glauben Sie nicht, was der Graf mit dieſer ganzen Gegend hier vorhat. Er will, wie unſer Herrgott, hier aus Nichts ordentlich

ein Paradies machen. Ich bin eigentlich für die Bademuſiken — ja," unterbrach ſich der Mann, „davon wiſſen Sie All' noch nichts?"

Von den Reiſenden bedeutete ihn Einer, daß ihnen die Pläne des Grafen wohl bekannt wären, und lud den Echojäger ein, ſich nur mit auf den Leiterwagen zu ſetzen und ihnen eine andere Unterhaltung zu gönnen, als den Kinderfreund. „Nun," ſagte er wohlgefällig und ſtieg ein, „ich fahre bis zum Sandkruge mit und kann ja recht laut ſprechen, wenn's doch vielleicht wo an den Bergwänden Anklang fände." Der gute Mann erzählte nun recht vertraulich ſeine kleine Lebensgeſchichte. „Sehen Sie," ſagte er, „ich heiße eigentlich Joſeph Andreas Meißner, und mein Vater war bloß ein Töpfer. Die Leute ſagten immer: Wir eſſen doch von Meißner'ſchem Porzellan, was aber eine ſcherzhafte Zweideutigkeit war: denn ſie meinten nicht Meißen in Sachſen, ſondern meinen Vater. Es war gewiſſermaßen auch

Meißner'ſches Porzellan, was er machte, weil er nämlich Meißner hieß, und, wie geſagt, ich bin ſein Sohn. Mein Geburtsort iſt aber in Bayern und nicht weit von den katholiſchen Fürſtenthümern, weßhalb ich ſelber auch katholiſch bin und von Hauſe aus großes Genie für die Flöte, überhaupt für Alles, was Muſik iſt, gehabt habe. Ich lernte Clarinette, Violine und blies auch die Trompete, was eigentlich auch die Veranlaſſung war, daß ich Hoftrompeter wurde, das heißt Kloſterhoftrompeter oder Hofkloſtertrompeter im Bambergiſchen. Es war nämlich immer bloß ein Spaß, daß ſie mich Hoftrompeter nannten. Uebrigens wurde die Anſtalt, woher der Name kam, ſpäter eingezogen und mein Gehalt auch, warum ich denn nach Moskau ging, nämlich auf eine Anzeige hin, die im Blatt geſtanden hatte. Es war eine Stelle als Violiniſt vacant, die ich, wie jeder Andere, im Orcheſter ausfüllen konnte. Nun hören Sie, wie man

öfters durch etwas ſein Glück machen kann! Ich hatte die Fertigkeit und habe ſie noch, ob die Finger gleich ſteif werden, die Violine mit einem Finger zu ſpielen. Mein Obergelenk hier am rechten Zeigefinger iſt ſo gewandt, daß ich etwas ganz feſt damit packen kann, und ſo halt' ich den Fidelbogen mit dem Dings ſo feſt, wie mit der geballten Fauſt. Das machte mein Glück. Ich kam nach Moskau, und, wie ſich Alles ſo ſchicken muß, da war der Theaterintendant des Kaiſers gerade in Ungnade gefallen und nach Siberien geſchickt, und, wie ich Ihnen ſage, ein General, der wirklich von der Muſik gar nichts verſtand, wurde vom Kaiſer an ſeine Stelle geſetzt. Es war ein guter General geweſen, der Mann; aber der Kaiſer konnte ihn nicht mehr brauchen, weil er ſeit einiger Zeit das Gehör verloren hatte vom Kanonendonner oder Rheumatismus, genug, er war ſtocktaub. Wie nun ſo ein Mann an die Spitze eines Orcheſters

geſtellt werden kann, das begreife Gott! Der General ſollte das Theater verwalten, die Schauſpieler, Sänger und Inſtrumente auswählen, und er konnte kaum etwas hören, ſelbſt, wenn man's ihm mit Gewalt in's Horn ſchrie: denn ſo weit ging es, daß er eins brauchen mußte. Nun verließ ſich der Mann aber auf ſein Auge. Wer gut declamirte auf dem Theater, der war ſein Mann (manche Sängerin auch ſeine Frau). Ich muß geſtehen, ich habe von dem Unglück des Mannes lange Zeit mein Glück gemacht. Er prüfte mich mit drei andern Violiniſten zu gleicher Zeit. Wir mußten Alle auf Einmal ſpielen: denn den Höllenlärm, den das gab, den hörte er nicht, und er ſagte, er hätte nicht viel Zeit. Nur auf die Finger ſah er uns, und hier war es, wo ihn meine Fertigkeit, bloß mit einem Finger zu ſpielen, ſo weit brachte, daß er mich engagirte und ſpäter ſogar zum Capellmeiſter machte. Ich muß ſagen, ich ſpielte

weit ſchlechter, als die drei Andern; aber ich wäre ja wohl ein Narr geweſen, nach Moskau zu reiſen, um dort noch die Großmuth ſelbſt zu ſeyn. Ich habe die erſte Violin und den Capellmeiſter geſpielt, bis mein General in den kaiſerlichen Senat kam, wo er nicht bloß nichts zu hören brauchte, ſondern auch allenfalls hätte ſtumm ſeyn können. Sein Nachfolger war ein Kenner, und ich wurde entlaſſen. Mit einigem Vermögen ausgeſtattet, kehrt' ich mit Weib und Kind nach Deutſchland zurück, und nun ſoll es mich wundern, was aus dem Grafen, der mich als Director einer zu errichtenden Badcapelle engagirt hat, werden wird. Bis jetzt ſah ich weder eine Capelle noch ein Bad, und zunächſt ſoll ich, da ich doch ein muſikaliſches Ohr hätte, hier in der arabiſchen Wüſte ein Echo entdecken, glaube aber, ich finde keins."

Am Sandkruge hielten die Reiſenden inne und erfriſchten ſich. Der Echojäger theilte

ihnen noch Mancherlei über die Vorgänge auf der hier neuerdings erkauften Wirthschaft des Grafen mit, was ihnen um so willkommner seyn mußte, als sie im Begriff standen, sich in seine Pläne verwickeln zu lassen, und das Wohnhaus des Grafen, wie sie hörten, ein verfallenes Schloß im Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts, ziemlich nahe lag. Als sie aufbrachen, nahm der Echojäger seinen brandenburgischen Kinderfreund und sagte zum Abschied: er woll' es noch einige Tage so treiben, vielleicht fände er doch noch Anklang. Als die Reisenden weiter fuhren, hörten sie, wie allmählich in der öden Gegend die kurz abgestoßenen, bedeutsamen Worte verhallten:

„Die Kartoffeln — werden in einem hölzernen Maß, welches eine Metze heißt, gemessen. Ebenso Mehl und Früchte. Die Butter wird auf einer Waage gewogen. Die Käse werden nach der Größe verkauft oder, wie die Eier, gezählt. Fünfzehn Eier oder Käse

machen eine Mandel aus, dreißig ein halbes Schock und ſechzig ein ganzes Schock.“

Ganz in der Entfernung noch hörten die Reiſenden:

„Warum möchteſt du deinen Rock nicht mit einem zerriſſenen oder abgetragenen vertauſchen? Nicht wahr, weil du beide mit einander verglichen und bemerkt haſt, daß dein Rock nicht zerriſſen und nicht abgetragen, alſo beſſer iſt, als jener? Du ſagſt nun: Ich will meinen Rock behalten und nicht tauſchen: denn mein Rock iſt beſſer. Indem du vergleichſt und urtheilſt, gebrauchſt du deine Seele oder deinen Verſtand, und, indem du dich entſchließeſt, deinen Rock zu behalten, gebrauchſt du deinen freien Willen. Beide zuſammen nennt man auch die Vernunft.“

„O wie unvernünftig!“ polemiſirte der Aelteſte der Reiſenden. „Wie ſchlecht, den Kindern ſchon beim erſten articulirten Lallen einzuprägen, was ein beſſerer und ſchlechterer

Rock iſt! Wäre hier ein Echo, es würde ſchon deßhalb auf dieſe Fragen nicht antworten, weil es Blasphemien ſind.“ Aber allmählich verrollte die rufende Stimme, und nur ganz leiſe noch hörten ſie:

„Ich habe einen Garten geſehen, in welchem die Raupen faſt alle Bäume und allen Kohl zerfreſſen hatten. Aber der Gärtner hatte auch nicht zur rechten Zeit die Bäume von den Raupenneſtern gereinigt. Welches iſt die rechte Zeit?“

Die Brüder lachten über den Unſinn, und nur der Alte hielt ihn für tiefere Allegorie und wiſchte ſeufzend die naſſen Augen.

# Zweites Kapitel.

## Ueber den Urſprung der Mineralquellen.

Die Reiſenden bemerkten endlich, daß ſie ſich dem Ziele näherten. Es wurde in der Gegend zwar keine größere Fruchtbarkeit ſichtbar, aber eine ſorgfältigere Benutzung ſelbſt der ſpärlichſten Möglichkeit zu irgend einer Ernte. Die Natur hatte, wie ſie dies, aufgeſchreckt von der Kunſt, wohl immer zu thun pflegt, ſich gleichſam zuſammengerafft und aus Scham, hinter der Kunſt nicht zurückbleiben zu wollen, auch ihrerſeits mehr zu leiſten verſucht, als ihre urſprüngliche Abſicht auf dieſer ihrer wüſten Schlummerſtätte war. Ferne

Pappelalleen verkündeten die Nähe einer aristokratischen Ansiedelung. Zuweilen begegnete ihnen ein Landmann, der die trägen Kühe stachelte, um Dünger auf die Felder zu ziehen. Ein Hirt weidete auf einer sandigen, mit kleinen grünen Halmen dünne besetzten Ebene eine kleine Heerde Schafe, denen eben erst die Wolle geschoren war, und die recht kümmerlich froren und die Reisenden nackt anblickten, während ihr Vließ schon auf dem Wege nach Birmingham und Manchester war. Endlich kam ein ärmliches Dorf von Lehmhäusern, dem nur die bunten Polizei-Warnungs- und die Einregistrirpfähle, die bunten Brücken- und Pflastergeldtafeln etwas Colorit und freundliche Beleuchtung gaben. Nun bogen sie links und fuhren auf das Schloß zu, zu dem eine herrschaftliche Pappelallee in gerader Linie führte. Hier wurde es lebhafter, sie mußten manchem Karren aus dem Wege fahren, und man merkte, daß in der Nähe ein großes Bau- und

Oekonomieweſen walten mußte. Ein Kutſcher drohte ihnen ſogar, behutſam an ſeinem Wagen vorüberzufahren: denn er hatte, wie das ſcharfe Auge der Reiſenden ſchon in der Ferne entdeckte, die ganze griechiſche und römiſche Mythologie, nebſt einem Anhange über ägyptiſche Sphinxe, aufgeladen. Ein Duzend verſtümmelter Gartengötter, Faune ohne Ziegenfüße, Pane ohne Hirtenflöten, Apollo's ohne Leier und Amoretten ſogar ohne Flügel und Naſen lagen in grotesker Verwirrung neben einander, und der Kutſcher ſagte ihnen, daß man dieſe Götter Griechenlands auf mehreren Auctionen erſtanden hätte und jetzt zur Verſchönerung des Parks verwenden wolle. „Das heißt," ſagte er, „der Park iſt eigentlich auch noch nicht da, aber doch ſchon der Graf, und der thut Wunder, wo er hinſieht und nur mit dem Finger zeigt! Das ſollen Sie ſehen, was bei uns gebaut, gezimmert und geſägt wird! Tempel, Waſſerfälle, Berge, Alles

wird mit einer Geſchwindigkeit gebaut, als wollten Prinzen einziehen.“

Unter Ausführung dieſer Schilderung näherte man ſich endlich dem Schloſſe und konnte von ihrer Wahrheit ſich nun ſelbſt überzeugen. Vor ihnen lag ein großes Gebäude, welches in jenem altfränkiſchen Zopfſtyle gebaut war, der die Bauten Ludwigs XIV. mehr von Hörenſagen, als nach eigener Anſchauung gekannt zu haben ſcheint. Die Fenſter waren für die große und ſogar kühne Anlage des Ganzen viel zu klein, wie es Naturen gibt, denen eine höhere Beſtimmung Alles eingeräumt zu haben ſcheint und dabei nur die Symmetrie ihrer Gaben verſagte. Zwei hervorſtehende Seitenflügel erweckten die Vorſtellung eines abgeſondert wohnenden Hofſtaates und verliehen dem Schloſſe den Schein einer frühern Wichtigkeit, auf welcher jetzt das Gras der Vergeſſenheit wuchs. Indeſſen ſah man rechts und links Hände in Thätigkeit,

die hier gebotenen, zerſtreuten Materialien der Vergangenheit wieder zu einem neuen und verjüngten Eindrucke zu ſammeln. Bauholz wurde gefahren, Zimmerleute ſägten ſich auf dem Schloßhofe Bretter zurecht, und in der Mitte deſſelben wurde ſogar ein Baſſin gegraben, deſſen Centrum ein Pelican aus Sandſtein zieren ſollte, der den Schnabel weit geöffnet hielt und wahrſcheinlich mit geheimen Waſſerkünſten zuſammenhing. Von der wunderbaren Kindesliebe dieſes Vogels ließ ſich zu den an den Arbeiten herumgaffenden Knaben und Mädchen, wohl gar den Kindern des Grafen von der Neige, leicht ein ſymboliſcher Uebergang finden. Die fünf Reiſenden erregten aber Aufſehen und ſprangen von ihrem ſchlechten Gefährt herab, nicht ohne Herzklopfen, da ſich ihnen hier Vieles enthüllen und erfüllen ſollte. Und der Tröſter, der ſich ihnen verſprochen hatte, der große Magier und die Axe ihrer Zukunft, blickte wirklich ſchon

aus einem Kellerloch des Schloſſes, aus welchem ein hoher Wall von Erde geworfen wurde, und rief ſie aus dem Dachsbau an, einen Moment zu warten, und, ſiehe, der Graf ſtand vor ihnen, in Hemdärmeln, mitten in Induſtrie und Gewerbthätigkeit, in Mechanik und Experimentalphyſik vergraben, an Händen und Füßen die Spuren ſeines bauenden, grabenden und ſchaffenden Geiſtes tragend. Er reinigte ſich und warf einen leichten Sammtrock, dem glücklicherweiſe die ſchon ſehr tief gefallene Sonne fehlte, um ſeinen röthlichen Schimmer zu verrathen, über und hätte gewünſcht, vier Hände zu haben, um ſeine Gäſte alle zugleich zu bewillkommnen und mit ſich hinauf in die herrſchaftlichen Gemächer zu ziehen — vier: denn der Aelteſte, nicht unwahrſcheinlich Blaſedow, war ſchon des längern Anblickes des Grafen nicht fähig und hatte dieſer Scene zu entſchlüpfen verſucht. „Immer noch der Alte!“ lächelte der Graf herablaſſend

und zog seine Gäste sich nach, mit den unaufhörlich abgestoßenen, kurzen und gedankenschweren Worten: „Wir haben viel, viel mit einander zu verhandeln!“ Es gewährte ihm dabei eine eigene, auf seinem Antlitz sich spiegelnde Genugthuung, daß ihre Wanderung überall durch ein allgemeines Bauwesen aufgehalten, und es oft unmöglich wurde, durch die Balken und Bausteine hindurch zu kommen. Endlich befanden sie sich in dem Zimmer, von dem der Graf sagte, daß es nur einstweilen das seinige wäre, und hörten nachstehende, noch ziemlich dunkel gehaltene Eröffnungen:

„Meine Herren,“ sagte der Graf, „ich habe Ihnen viel zu sagen —“ doch er stand gleich wieder auf und rief laut zum Fenster hinaus, das er öffnete: „Die Sachen der Herren abgeladen!“ Dann setzte er sich wieder und fuhr fort: „Meine Herren, Sie sehen, in welche großartige Schöpfung ich Sie einführen will; ich habe große, große Dinge vor!“

Dabei erdrückte ihn ſchon das Gefühl deſſen, was er Alles vorhatte, und, wie er denn unruhigen Blutes war, mußte er ſchon wieder aufſtehen und im Zimmer auf und ab gehen. „Ich rechne," fuhr er nach einer Pauſe, in der er ſich geſammelt hatte, „auf Ihren Geiſt, meine Herren, rechnen Sie auf meine Hülfsmittel! Ich habe die Neige verkauft und mir eine neue, wichtige Aufgabe geſtellt. Ich muß etwas zu thun, zu löſen, etwas zu ſchaffen haben. Der Menſch hat ohnehin den Trieb, die Lücken, die Gott gelaſſen hat, auszufüllen....." Hier lächelte der Graf und ſagte, gleichſam in Parentheſe: „Nach den ſechs Tagen hat Gott zu ſchnell Feiertag gemacht!" Die Brüder ſchienen zu lächeln, und der Graf ſetzte ſeine erſte Periode fort..... „Um wie viel mehr der Adel, der durch die Revolutionen aus ſeinem geſchichtlich gegebenen Erbe geſchleudert iſt und nach neuen Einwurzelungen in den Boden der poſitiven und

natürlichen Zuſtände ſuchen muß. Meine Herren, ich finde, daß die Aufgaben des Adels von denen am meiſten mißverſtanden werden, die ihm ſelber angehören. Der Adel iſt dazu da, ſich an die Spitze jeder organiſchen Neuerung zu ſtellen und dem Allgemeinen immer als leitender Stern vorzuleuchten. Wir müſſen ſo oft hören, daß der Adel nur das Ueberlieferte zu erhalten und der Neuerung den Widerpart zu halten hätte. Aber, meine Herren, ſehen wir nicht, daß das Ueberlieferte Alles in die Hände des Bürgerthums kommt, daß unſere Privilegien Allgemeingut und unſere Güter parzellirt werden? Der Adel wird gewöhnlich für einen Genuß betrachtet, während ich glaube, daß mit ihm eine ſchwere Aufgabe gegeben iſt, und ſeine Pflichten weit größer, als ſeine Rechte ſind. Das angeborne freie, kecke und unternehmende Weſen des Adeligen gibt ihm gerade die Beſtimmung, auf Abenteuer auszugehen, und, meine Herren,

die Abenteuer bieten ſich jezt bei weitem mehr auf dem Felde des fortſchreitenden Zeitgeiſtes, als in den Wäldern des zurückgezogenen, halsſtarrigen Haltens am Alten dar. Um in das Neue Plan, Organiſation, Anſtand, hiſtoriſche Fähigkeit und Entwickelung zu bringen, dazu hat gerade der Adel ſein altes Beſizthum verloren und wurde genöthigt, ſich neue Poſitionen zu ſchaffen. Meine Herren, der Adel muß arm ſeyn, weil er dadurch am erſten ſeinen Beruf, ſich ein neues Terrain zu erobern, einſehen wird. Jezt, wo die Juden und die Induſtriellen reich ſind, jezt iſt gerade der Augenblick der Adelskriſis gekommen, die rechte Adelsprobe, die eben darin beſtehen wird, den moraliſchen Gehalt und Beruf des Adels gleichſam aus der zuſammengeſchmolzenen Schuldenmaſſe deſſelben auszuſchmelzen und das Princip zu retten, welches ich wenigſtens, meine Herren, in dem Gedanken finde, daß dem Adel die hiſtoriſche Initiative

alles Werdenden gebühre, gerade im Gegensatz mit der gewöhnlichen Junkertheorie des Conservativsystems.“

Schlachtenmaler erlaubte sich hier, eine kleine Bemerkung zu machen. Er sagte nämlich: Vielleicht läge darum auch eine gewisse Nothwendigkeit und ein tiefer Sinn darin, daß man die größten Schwindler des Jahrhunderts Chevaliers d'industrie, Industrieritter nennt; der Zeitgeist ahne gleichsam die von dem Grafen aufgestellte neue Adelstheorie und bezeichne in jener, allerdings nur auf Spitzbuben und Gauner berechneten Benennung etwas von dem höhern Berufe des Adels, wie er ihnen hier angedeutet würde.

Der Graf lächelte huldvoll, um gleichsam den guten Einfall zu belohnen, und fuhr dann, ernster gestimmt und mit schwankender Stimme, fort: „Ich habe mir dies Schloß und die dazu gehörigen Grundstücke gekauft, ohne bis jetzt recht zu wissen, was ich damit anfangen

ſoll. Eine bloße Beſitzung, ohne höhern Zweck, ſcheint mir thöricht; doch muß ich geſtehen, daß mir ein ſolcher noch nicht klar geworden iſt oder wenigſtens ausgebildet vor mir läge. Ich laſſe nun, von einem unbeſtimmten Gefühle geleitet, bauen, graben, pflanzen. Was das Ende ſeyn wird, weiß ich zur Zeit noch nicht."

„O," meinte Schlachtenmaler, „wie leicht wär' es nicht, dieſer Gegend hier den Charakter einer merkwürdigen zu geben und gleichſam — freilich, es ſind keine Berge da und ein Echo wohl auch nicht....."

Der Graf erröthete, ob er gleich ſichtlich erfreut war, daß ihm der Spott ſeiner Gäſte, die den Plan durchſchauten, zuletzt unter allen Umſtänden doch das Verſtändniß erleichtern würde. „Nein," ſagte er, wie träumeriſch ſinnend und laut dazwiſchen auflachend, „das Ding wäre ſo übel nicht! Bleibt eine ſinnig ordnende und ſchaffende Menſchenhand doch

immer etwas Merkwürdiges, wenn man zumal bedenkt, was diese Gegend ist, in welchem traurigen Rufe sie steht, und was sie durch vereinte Anstrengung und Erfindungsgabe einiger talentvollen Köpfe werden könnte!"

„Allerdings," sagte Schlachtenmaler mit bewundernswürdigem Ernste: „gelang es doch dem Grafen von Hoditz im bayerischen Erbfolgekriege, Friedrich den Großen auf sein chinesisches Eldorado zu locken und — so wenigstens seinem Gärtner und Verwalter königliche Trinkgelder auszuwirken."

„Nein," fuhr der Graf fort, „ich speculire nicht, sondern ich will nur Spuren einer gesegneten und kühnen Thätigkeit hinterlassen. Die Aufgabe, aus diesem Schlosse und seiner nächsten Umgegend so viel zu schaffen, daß Vorüberreisende den kleinen Umweg nicht scheuen, uns zu besuchen, ist eben so schwer, wie die Belohnung dafür wohlthuend." — „Und," meinte Schlachtenmaler, „ließe sich nicht, um

wenigſtens dem Geiſte des Jahrhunderts entgegen zu kommen, der Verſuch machen, hier irgend eine mineraliſche Quelle aufzufinden oder, im äußerſten Falle, ein Schlammbad zu ſtiften, um unſerer dann um ſo merkwürdigern Gegend das Intereſſe eines Karlsbades, Wiesbadener Kochbrunnens oder Emſer Kräbnchens zu geben?"

Der Graf wurde blutroth und zerriß, von ſeiner innern Bewegung gepeinigt, mehrere Stücke Papiers in Fetzen, die immer kleiner wurden unter der krampfhaft bewegten Hand. Er ſagte: „Nun, es wäre wenigſtens nichts ſo Seltenes, daß man künſtliche Mineralbäder und Heiltrinkwaſſeranſtalten in Gegenden errichtete, die weder eine vulcaniſche, noch ſalzige Anlage hätten. Wären die Bäder überhaupt mehr durch die Zerſtreuung heilſam, welche ſie den Kurgäſten gewährten, würden Acten- und Berufsmenſchen ſchon dadurch geſund, daß ſie eine Zeitlang ihre Geſchäfte verlaſſen und

die Annehmlichkeiten einer heitern und luftfreien Gegend genöſſen, ſo könnte ſelbſt ein künſtliches Bad nicht ohne Lockung für das Publicum ſeyn."

„Es iſt nur bedenklich," fiel Schlachtenmaler ein, „daß auch bei den Bädern die größte Wirkſamkeit im Glauben beſteht, wie bei Allem, dem die Aerzte einmal eine gewiſſe Kraft zuſchreiben wollen. Ich glaube nicht, daß eine künſtliche Mineralquelle nur ein einziges Mal zum Sitz eines Congreſſes dürfte gewählt werden. Wenn wir demnach nicht vielleicht vorziehen, eine Molkenanſtalt zu errichten, welche denn freilich nur von einer hieſigen veredelten Schafzucht abhangen würde, indeſſen auch nicht beſonders einträglich iſt, da wir nur Schwindſüchtige und Frauenzimmer in unſerer Kurliſte würden verzeichnen können, ſo meine ich immer noch, wir machten Anſtalt, die chemiſchen Beſtandtheile der hieſigen Brunnen zu unterſuchen und die möglichen Brom-

und Jod- und Schwefelbeſtandtheile dem Publicum bekannt zu machen. Zuletzt iſt ja auch nichts heilſamer, als ein klares, ſchönes Brunnentrinkwaſſer, ein Gut, um das Hamburg, Mannheim und ſo mancher andere deutſche Ort uns beneiden würde, und ein Kenner ſogar wohl Reiſen deßhalb macht."

Wäre der Graf ein Frauenzimmer geweſen, ſo hätte er dem Schlachtenmaler mit künſtlicher Entrüſtung einen Fächerſchlag (und damit doch eine Einwilligung in das erbetene Stelldichein) gegeben; ſo aber lachte er übermäßig und ging im Zimmer auf und ab und ließ Schlachtenmalern Zeit, Folgendes zu erzählen:

„Ein Genie," hieß es bei dem, „betrachtet die Intereſſen, Bedürfniſſe, Thorheiten und Reichthümer der Menſchen nur als Springſtock, um an ihnen ſchneller zu ſeinem Ziele zu kommen. Sie ſind ihm ein todtes Material, welches durch ſeinen Hauch erſt Leben und Form bekömmt. So würd' ich mich, wenn